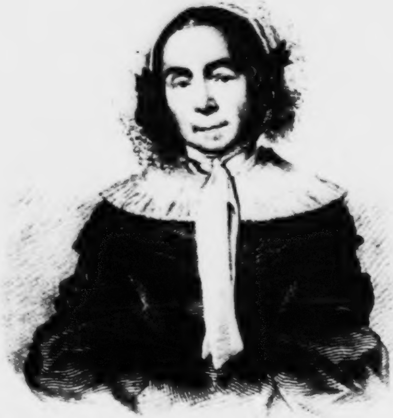

[illegible]
[illegible]

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Erſter Band.

Perlen. Erſter Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Ein Wort vor dieſer Sammlung meiner Schriften zu einer Ausgabe letzter Hand, das dem Bedürfniß meines Herzens entſpricht, darf hier vielleicht ſeine geeignete Stelle finden. Seit einer Reihe von Jahren bin ich vielfach und wiederholentlich dazu angeregt worden, und ſtets mit der Zuſicherung, daß Mancher meiner Leſer in einer vollſtändigen Geſammtausgabe meiner Werke nur der Erfüllung ſeines eigenen Wunſches begegnen würde. Die ſchon erforderten neuen Auflagen beſtätigten jene Zeugniſſe willkommner Aufnahme, und indem ich auf die Freude rechnen durfte, mehrere meiner Schriften früher oder ſpäter abermals aufgelegt zu ſehen, iſt es mir erlaubt vorauszuſetzen, daß der geneigte Leſer ſie nicht ungern als ein Ganzes betrachten wird. Auf dieſe Hoffnung denn ſtützt ſich mein Recht, wie mein Vertrauen, daß dieſe Geſammtausgabe unter dem Geleite des himmliſchen Segens erſcheinen werde!

Doch nur durch die entſchiedenſte Mitwirkung meiner ſchätzbaren Verleger, in denen ich ſeltne Freunde anerkenne und ehre — war der Sieg über Schwierigkeiten zu erringen, von denen nicht die unbedeutendſten in mir ſelbſt lagen. Ihnen gebührt daher das erſte Wort des Dankes, und freudig ſoll es auch mein letztes ſein!

Indem ich mit einem Rückblick, der nichts außer Acht laſſen darf, das Feld meiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit überſehe — gedenke ich mit Wehmuth jenes Tages, wo ich meinem jüngſtverſtorbenen Manne ein kleines Denkmal in die ſchleſiſchen Provinzialblätter ſetzte. Thrän' auf Thräne tropfte an dem Blatte nieder, das ich ſchweren Herzens ſchrieb. Mein Leben, in ſeiner hausmütterlichen Beſtimmung, ſchien abgeſchloſſen, als wäre der Schlüſſel in das Meer geworfen, wo es am tiefſten iſt. Wenn damals eine Ahnung mir geſagt, wie ich eben im Begriff ſei, den Grund zu legen zu meinem ſtillen Himmel auf Erden! was — wie ich mit Freude und Rührung bekennen muß — ein Beruf mir geworden iſt, wozu nur Gott die Weihe giebt! — Wenn ich dieſe Stunde im Geiſte geſehen hätte, wo jene bittere Saat ſo überſchwänglich aufgegangen iſt! — Jetzt wallt die Ernte vor mir, ich ſammle meine Garben — und die Thränen, um den zerbrochenen Hausſtand geweint: in „Perlen" haben ſie ſich mir verwandelt.

Wenn ich bedenke, welche Aufnahme ich gefunden habe, da ich mich hinauswagte auf eine Bahn, ſo unſicher und anſtößig für mein ſchüchternes Geſchlecht, wie ſanft und ſacht man mit mir umgegangen iſt, dann finde ich die Feder zu ſchwach für den Ausdruck meiner dankbewegten Seele! — Der Scharfſinn der Kritik hat meine Idee durchdrungen, ohne mein Gefühl zu verwunden; der Tadel, der mich ehrte, war faſt immer nur eine wohlwollende Zurechtweiſung, und das Lob, deſſen ich gewürdiget worden, in dem, was ich geleiſtet hätte, wohl öfter über mein Verdienſt.

Immer habe ich mir einen rechten Recenſenten als einen ächten Mann gedacht, weil die Wahrheit, welche ſeines Amtes iſt, Kraft und Selbſtſtändigkeit des Urtheils fordert. Ein Solcher wird zum berufenen Schützer der Weiblichkeit, wo dieſe mit leiſer Scheu ſich hütet, ihr Gebiet zu überſchreiten. Unter dieſer Aegide bin ich als Schriftſtellerinn ſicher vor Unbilden geweſen. Ich habe nicht nach eitler Ehre geſtrebt, noch je darum geſorgt, ob das Stillleben meiner Muſe in den glänzenden Gallerien der Literatur ſeinen Platz finden werde; mein Stolz begehrt ein anderes, ein höheres Glück. Wohl weiß ich, daß das Reich des Dichters, wie das des Chriſten, nicht von dieſer Welt iſt — und daß ſein Ruhm, gleich einer Blume, erſt über ſeinem ſtillen Grabe blüht.

Doch wenn der Name, den ich einſam führe, nicht ohne Segnungen genannt würde; ſo hätte ich dem, der mir ihn gab, ein Denkmal geſetzt, dauernder, als jenes erſte!

In der Durchſicht meiner Schriften bin ich mit äußerſter Sorgfalt zu Werke gegangen. Dem *Weſen* nach, meinte ich, ſie nicht antaſten zu dürfen; nur in der *Form* habe ich hie und da die Feile für nöthig gehalten. Was dem Leſer als ſein verjährtes Eigenthum nun einmal lieb geworden, dies darf nicht willkürlich verändert werden, wenn es ihm kein *Fremdes* werden ſoll. Was jedoch einen Theil des eigenen Geiſtes, obgleich völlig abgelöſt — ein Bild des Gemüths, wenn auch minder einfach gefaßt, als der geläuterte Geſchmack es wünſchen möchte — mit Pietät behandeln läßt, iſt gewiß von der Eigenliebe, die ſich unverbeſſerlich wähnt, weit verſchieden.

In freier Auswahl, durchaus nicht chronologiſch — iſt die Anordnung von mir getroffen worden. „*Perlen*" und „*Blumen*" auf Grund und Boden ihres unſichtbaren Wachsthums ſollen im Vorrang ſeyn; dann führet die „*Schwiegermutter*" den Familienreigen an! und ſo es Gott gefällt, erweitert ſich der anſehnliche Zug in der Folge. —

Wenn, wie es wohl nicht zu läugnen wäre — zwiſchen Autor und Leſer ein Band ſtatt findet — wenn der Gedanke in ſeiner lautloſen Werkſtätte ein fernes Herz bewegt — gleichwie ein fallendes Blatt vom Baum des Lebens im Weltall vibrirt — wenn das, was wir Verhängniß nennen, nur in dem leiſen Geſpinnſt des Geiſtes beſteht, an deſſen zarteſte Fäden durch die Fügung der Umſtände unter den Augen der Vorſehung ſich die Stärke weltüberwindender Folgen zu knüpfen vermag: ſo ſind die Schriftzüge einer fleißigen Hand von eben ſo innigem, als wichtigem Bezug auf das Sein und Weben Derer, die ſie leſen. Und ſo fühle ich mich in zarter, geiſtiger Verbindung zu Ihnen, meine Leſerinnen, in deren Liebe ich mich weiß. Ihre Zuneigung hat dieſe Bändezahl bewirkt, Ihre Herzen haben den Impuls dazu gegeben: und ich ſollte es Ihnen nicht Dank wiſſen? — Wo Sie auch weilen, wir ſind einander nah! Wie Sie auch fühlen, wir ſind uns nicht fremd. War ich jemals Ihrer Empfindung vertraut, habe ich Sie verſtanden und in einer verlaſſenen Stunde, (Wem ſchlüge dieſe nicht, im Leben der Zeit?) lind und tröſtend angeſprochen: o! ſo laſſen Sie mich ferner Ihre Freundinn ſein, und in Ihrem Andenken wohnen, wenn ich ſo Großes wünſchen dürfte, als Ihren Schutzgeiſt! „Denn die Liebe iſt ein ewiger Beſchützer!"

Sie trügen meinen „Schmuck" in Ihrem Herzen, zum Beweiſe, daß er für Sie Werth hätte, und zur edelſten Genugthuung für mich. Ich aber trüge ein Kleinod hinweg — jenen Diamant, der unvergänglich ſchreibt, und deſſen Licht einſt mit noch ſchönerem Strahl meine Seele erleuchten wird, als hier im Dunkel! und wenn ich ſcheiden müßte, folgte Ihre Liebe mir nach: mein beſtes Werk!

Jauer, den 16. December, 1840.

Henriette Hanke, geb. Arndt.

Die Perlen.

Der erſte Sonnenblick eines ſtrengen Wintermorgens drang durch den ſtarren Blumenfroſt der Fenſterſcheiben, und lichtete die ſtille Düſterheit des Krankenzimmers aus, worin die Wittwe Adolar ſeit Jahr und Tagen auf dem Lager der Schmerzen ruhete. Die Dulderinn hob den Kopf ein wenig empor, und öffnete das matte, erloſchene Auge vor dem heiteren Glanze, der plötzlich ein Feld der ſpaniſchen Wand erhellte, welche beſtimmt war, die reizbare Schwäche der Kranken vor dem empfindlichen Luftzuge zu ſchützen, der auch bei der vorſichtigſten Oeffnung der Thüre, von dem Vorſaale hereindrang.

Ihr erſter Blick hing ſinnend an dem Weben des warmen Scheines, der ſein zirkelrundes Blendlicht immer weiter über die verblichenen Farben einer rohen, alterthümlichen Darſtellung verbreitete, welche ſich mit mehr Frömmigkeit, als künſtleriſcher Weihe, an einem der erhabenſten Gegenſtände der evangeliſchen Geſchichte verſucht hatte. Der kleine Raum ſtellte in Perſpectiven, die wenig gelungen zu nennen, den Garten des Begräbniſſes Chriſti dar; unweit der offenen Gruft ſah man den Auferſtandenen, wie er ſeiner weinenden Freundinn erſchien, deren Stellung und Geberde doch den Geiſt des Staunens und Entzückens ausdrückte, womit der Maler die Geſtalt derſelben zu beſeelen ſtrebte. Die aufgehobene Rechte des Heilandes vertrat für die ſichtbare Anſchauung den Ruf ihres

Namens: Maria! Allmählich ſtrahlte aus den eingeſunkenen Zügen der Kranken die Verklärung dieſer heiligen Scene zurück; ſie lächelte ſeltſam — und leiſe flüſterten ihre blaſſen Lippen: „Maria!"

„Willſt Du etwas, liebe Mutter?" fragte ihre Tochter dieſes Namens, ſchob eiligſt die Vorſtorfer Aepfel von ihrem Schooße, welche ſie ſchälte, um der Leidenden eine Erquickung davon zu bereiten, und trat, dem vermeintlichen Rufe gehorchend, an das Krankenbett.

Frau Arolar ſchien bei dieſer Frage aus einem ſeligen Traume zu erwachen; ſie reichte ihrer kindlichen Pflegerinn die abgezehrte Hand und ſprach: „Nein, mein Kind; ich rief Dich nicht, wenn gleich meine Seele, wie immer, mit Dir beſchäftigt war. Als ich jetzt dem Sonnenaufgange hier auf dieſem Bilde zuſah, dachte ich, wie dieſer Maria einſt zu Muthe geweſen ſeyn müſſe, als ſie die Stimme des tiefbetrauerten Todten vernahm — und eine himmliſche Ahnung zitterte durch mein Gemüth. Dieſer bildliche Stoff iſt ſehr gut gewählt für die Umgebung eines Sterbebettes."

„O Mutter!" antwortete Marie bewegt und bittend, und ihre blauen Augen füllten ſich mit Thränen.

„Nicht doch, meine Tochter," ſagte die Kranke mit ermunternden Tönen weiter; „es wird Zeit, daß wir uns mit dem Unabänderlichen vertraut machen, damit es uns in würdiger Faſſung finde. — Sieh, mein liebes Kind, bei dieſer Betrachtung ergriff mich der Gedanke an den verlaſſenen Schmerz, der Dir ſo nahe bevorſtehet; da geſellte ſich ihm die Vorſtellung, daß auch Dir der Herr nahe ſein werde, wo Du ihn ſucheſt; daß ſein freundlicher Zuruf Dich nicht ohne Troſt laſſen könne, wenn er in einſamer Stille an Dich ergehet! — "

Schluchzend ſank Marie über das Krankenlager hin, und die Mutter, ihres weinenden Kindes ſchonend, hielt inne, und ſtreichelte mit ſanfter, liebkoſender Hand die ſchönen, braunen Locken, welche ſich über die Weiße des Linnens ergoſſen.

„Wir wollen dies Geſpräch zu anderer Zeit fortſetzen, Marie,“ ſagte die Kranke mit beſänftigender Zärtlichkeit; „Du biſt heute zu weich und wehmüthig geſtimmt. Ein andermal, wenn Du wieder mein ſtarkes, muthiges Mädchen biſt, wollen wir weiter über die Zukunft ſprechen.“

„Ja, ich kann es nicht läugnen,“ erwiederte Marie, noch immer gegen den Ausbruch eines heftigen Kummers kämpfend; „mein Herz iſt ſeit geſtern ſo gepreßt — ich fühle mich ſchwächer, als ſonſt.“

„Gott wolle Dich ſtärken, mein armes, liebes Kind!“ ſagte die Mutter mit einem Seufzer. „Deine körperlichen Anſtrengungen, die häufigen Nachtwachen, und vorzüglich die verſchwiegene Angſt um mein Leben, welche an Deiner treuen Seele nagt, haben Dein Gemüth krankhaft angegriffen. Und willſt Du meine Leiden lindern, ſo erfülle meine herzliche Bitte, und ſchone Dein! Es werden einmal beſſere Tage kommen; für dieſe ſpare die Kräfte auf, welche Du in kindlichen Opfern verſchwendeſt.“

Ein trauriges Lächeln ſchwebte auf Mariens Geſicht. Sie trocknete die rollenden Thränen und ſprach: „Der geſtrige Neujahrstag, glaube es mir, liebe Mutter, hat mich um den getroſten Leidensmuth gebracht. An ſolch einem wichtigen Zeitabſchnitte fühlen wir uns gleichſam gezwungen, Rechnung mit uns ſelbſt und dem Schickſale zu halten, und — —“

„Nun, Marie,“ fiel die Mutter ein, als dieſe in beklommenen Athemzügen ſtockte; „Du darfſt das Facit nicht ſcheuen. Die Hand der Vorſehung hat die Erweiſungen Deiner Geduld, Liebe und Kindestreue, Dein frommes Gottvertrauen, in reichen Summen zu Buche getragen, und der Gewinn wird Dir werden — ſorge nicht! Und wenn auch der ſchwache Hauch meines leidenden Daſeins in dem neuen Jahre erliſcht: das Licht, welches unſeres Fußes ſicherſte Leuchte iſt, wird Dich den rechten Weg finden laſſen, und Freude muß immer wieder aufgehen den frommen Herzen!“

Marie drückte die Hand der Mutter mit ſchmerzlicher Inbrunſt an ihren Mund, und nach einer Pauſe hob Frau Adolar wieder an: „Der geſtrige Tag, Du weißt es — daß er mich bis zum Tode erſchöpfte! Du hatteſt Dich auf meinen Wunſch zur Ruhe begeben, Sabine war auf ihrer Wacht im Lehnſtuhl eingeſchlummert; mich aber hielt unbeſchreibliche Schwäche und die Hitze des Fiebers weit über die Mitternachtsſtunde hinaus wach. Der ſpäte Lärm auf den Straßen, das Jauchzen und Jodeln der Herumziehenden, die von Luſt und Wein trunken waren, regte mich peinlich auf. Zwiſchendurch rauſchte die Tanzmuſik vom Ballhauſe herüber in die nächtliche Stille dieſer Krankenſtube; ich vernahm den gedämpften Schall der Toaſts, den Wirbel der Pauken. Welch einen Contraſt bildeten jene Töne eines lauten Jubels zu meinem leiſen Geſtöhne, zu den ängſtlichen Seufzern, womit Du Dich im Schlafe umherwarfſt! da ſchlug es zwölf! — Ich nahm Abſchied von dem Klange dieſer Stunde; denn den letzten Glockenſchlag eines abgelaufenen Jahres möchte mein ſterbliches Ohr ſchwerlich mehr vernehmen. — Ich betete um ein ſanftes Ende und um Heil und Segen für Dich, mein geliebtes Kind! die gewiſſe Nähe meines Scheidens von Dir, Deine Verlaſſenheit trat in der bängſten Geſtalt vor meine Seele, und immer heißer rang ich nach Licht und Troſt. Endlich fielen mir die Augen zu, und die erflehte Zuverſicht kam mir in einem ſinnvollen Traume. Ich ſah mich in eine paradieſiſche Gegend verſetzt; verjüngte Kraft durchſtrömte mein Weſen. Fremdartige, weithin ſchattende Bäume milderten den unausſprechlichen Glanz der Luſt, welcher von einer unſichtbaren Sonne auszugehen ſchien. Mein Auge, noch zu ſchwach, dieſen ungewohnten Schimmer zu ertragen, ſuchte Schutz davor unter dem erquickenden Grün der weichen, zarten Blätter, die von den Bäumen niederhingen. Hier ſielen mir plötzlich die Strophen aus dem ſchönen Liede von Lavater ein: Bleib' Herz getreu Ihm bis zum Ziele; dann träufeln lohnend ihre Kühle die Palmen Edens über Dich! — So bin ich denn im Himmel! dachte ich mit einem Entzücken, deſſen Nachgefühle mich noch durchſchauern. Es war mir, als wären ſchwere Feſſeln von mir abgefallen — und, Marie, ſo wird es auch einſt ſein. Meine mütterliche Sehnſucht nach Dir hatte mich auch in die Auen des ewigen Friedens begleitet: denn Du fehlteſt mir, und mit Verlangen hatte ich mich ſchon nach Dir umgeſehen, als ich jetzt, wie aus weiter Ferne her, mich von Dir rufen hörte. Ich eilte zu Dir, und fand Dich in einer blühenden Laube.

Ein holdes Kind ſpielte in den Falten Deines Gewandes, ein dichter Kranz von Roſen umſchlang Dein Haupt; aber Du ſaheſt bleich aus, und kleine Blutstropfen rannen Dir von Stirn und Schläfen herab. Mutter! ſagteſt Du, die Arme ausbreitend, und blickteſt mich mit Augen an, die in ſtiller Freude ſtrahlten; willſt Du Deines Kindes Glück nicht ſehen? — Ich aber trat beſtürzt zurück, und antwortete: Du bluteſt, Marie! Da ſprach ein Mann an Deiner Seite: Erſt müſſen uns Dornen verwunden, ehe Roſen uns kränzen können! Hierauf trocknete er Dir vorſichtig mit einem weißen Tuche die Spuren dieſer Dornenſtiche ab, und Du zogſt ſeine

Hand von dieſer Dienſtleiſtung hinweg, und an Deine Lippen. Ich erkannte den hülfreichen Freund an dem Siegelringe; da erwachte ich — und deutete mir das Traumbild.“

Mariens blaſſe Wangen überzog ein mildes Roth, ſo fein und ätheriſch, gleich den Roſen des mütterlichen Traumes. Sie wollte ſprechen, da klopfte es an die Thüre, und Marie ſprang hinzu, fremdem Eintritte zuvorzukommen. Ein junger Menſch ſtand auf dem Vorſaale, die rechte Hand ſtrotzend mit Papieren angefüllt, wovon er eines dem fragenden Mädchen mit einer Verbeugung und mit den abgeriſſenen Worten überreichte: „Aus der Apotheke — es iſt die Rechnung.“

„Hat meine Mutter darum bitten laſſen?“ fragte Marie mehr im Tone höflicher Erkundigung, als des Vorwurfs, und faltete das Blatt, nach einem erſchrockenen Blicke auf den Inhalt, wieder zuſammen. „Nein, mein Fräulein,“ antwortete der Burſche, „aber es geht nach dem Alphabete, und ſo wird bei Madame Adolar angefangen.“

„Ganz recht — ſchon gut!“ erwiederte Marie zerſtreut; „wir werden den Betrag der Schuld dankbar berichtigen.“ Es hätte damit keine Eile, verſicherte der Burſche, und entfernte ſich.

„Wer war denn da, Marie?“ fragte Frau Adolar, als ihre Tochter verlegen zögerte, Bericht von dem Empfange der Rechnung abzuſtatten.

„Der Apothekerburſche, liebe Mutter,“ verſetzte kleinlaut Marie. „Aha!“ ſagte die Kranke, „es iſt der zweite Januar, da wird mit dem Ausgeben der Rechnungen angefangen. Laß doch ſehen, mein Kind, wie viel die meinige beträgt.“

„Sie iſt in der That nicht unanſehnlich —“ gab Marie vorbereitend zur Antwort; „Du haſt viel China gebraucht, liebe Mutter, und ſtets von der beſten bekommen. Der gute

Doctor ſchlug die Erhaltung Deines Lebens nach Pflicht und Freundſchaft zu hoch an, als daß er dabei auf die Koſten, oder auf unſere ſchwachen Zahlungskräfte hätte Rückſicht nehmen können.“

„Vier und zwanzig Thaler, achtzehn Gutegroſchen! das iſt wahrlich keine Kleinigkeit!“ ſprach Frau Adolar, und der Ausdruck ihrer Worte wog die angegebene Summe mit den Gewichten der Sorge.

Ein tiefer Seufzer ſtieg aus Mariens Bruſt.

„Nun, ängſte Dich nur nicht, liebe Tochter!“ fuhr nach einer Pauſe die Mutter gefaßter fort; „mit der Noth kommt auch der Rath. Freilich, von unſern paar Thalern Intereſſen, die erſt zu Faſtnacht, und wer weiß, ob auch dann noch, eingehen, würde ſich die Bezahlung dieſer dringenden Schuld nicht erſchwingen laſſen. Und, wer würde uns borgen? Die ehrliche Armuth findet ungleich ſchwerer Credit, als der vornehme Leichtſinn. Doch Gottlob! ich habe noch etwas, das, wie theuer und werth es mir auch ſei — mich und Dich ſchützen kann vor dem drückenden Gefühle der Verſchuldung.

Gehe einmal zu dem ausgelegten Käſtchen dort, Marie; Du wirſt darin ein ledernes Säckchen finden, welches ein Halsband von Zahlperlen verwahrt, das ich Dir gern zum Brautſchmucke nachgelaſſen hätte, weil es der meinige, und der Deiner Großmutter geweſen iſt.“

„Zum Brautſchmucke, mir?“ wiederholte Marie mit verwunderter Frage, als glaubte ſie nicht recht vernommen zu haben, und mit dem Tone melancholiſcher Ironie.

„Ja, mein Kind,“ antwortete die Mutter ernſt und ruhig: „warum ſprichſt Du das Wort ſo hoffnungslos aus? Und weshalb glaubſt Du Dich von dem Anrechte Deiner Jungfräulichkeit an die liebende Verſorgung durch einen braven

Mann ausgeſchloſſen? — Hat gleich die Schlechtigkeit eines Unwürdigen Dein treues Herz gebrochen, und die Schwäche eines Beſſeren — denn auch Männer ſind ſchwach — Dein ſchüchternes Hoffen getäuſcht; — ſo kann doch der Werth und die Liebe eines Dritten dieſe herben Erfahrungen vergüten, und Deine Neigung, wenn auch weniger leidenſchaftlich — —“ Ein hoher Purpur ergoß ſich, als die Mutter ſo ſprach, über Mariens zarte Wangen, und ſie raſch unterbrechend, ſagte ſie: „Nein, nein, liebe Mutter; das Eine Höchſte, was das Leben ſchmückt — mir iſt es verſagt für immer, wie ich fühle. Doch ob der Wille göttlicher Vorſicht mir den Brautkranz und Trauring vorenthält; auch ein trauerndes, einſames Herz pflegt ſtille Blüthen des Gefühls, und die Erinnerung an Dein Beiſpiel, theure Mutter, wird mich ſtets feſter als Gold an jede Pflicht binden, welche der Beruf meines Geſchlechts von mir fordert.“

Frau Adolar ſeufzte, und ſchwieg zu dieſer Erklärung; ihr trüber Blick heftete ſich mit forſchendem Nachdenken auf das glühende Geſicht der Tochter, indeß ſie mechaniſch das lederne Säckchen öffnete, und die Perlenſchnüre aus dem ſtäubenden Puder hervorzog.

Der Anblick des kleinen Erbſchmuckes, den die Kranke mit Rührung und einer Art von Ehrfurcht betrachtete, lenkte jedoch ihre Gedanken von den Beſorgniſſen ab, die vielleicht in ihr erwachten, und indem ſie den beſcheidenen Glanz der Perlen auf der gelblichen Hagerkeit ihrer Finger ſpielen ließ, ſagte ſie: „Dieſes Halsband hat ſeine eigene, und gewiß wunderbare Geſchichte. Deine Großmutter, Du gleichſt ihr ungemein, Marie! hatte dieſe Perlen von einer Pathinn geerbt, und wollte ſie bei Gelegenheit einer Gevatterſchaft zum erſten Male tragen.

Da ſtarb der Nachbar meines großelterlichen Hauſes, ein Zuckerbäcker, der ſeine Frau mit ſieben unerzogenen Kindern in der hülfloſeſten Lage hinterließ. Schon waren die Torten und das Confect zu dem anſehnlichen Taufſchmauſe, wobei meine Mutter einen Ehrenplatz einnehmen ſollte, bei ihm beſtellt, als dieſer jähe Todesfall eintrat. Die troſtloſe Wittwe warf ſich zu den Füßen meines Großvaters, und flehete ihn mit gerungenen Händen um ein Darlehn von funfzig Thalern an, wovon ſie die Beſtattung ihres verſtorbenen Mannes beſtreiten könnte. Allein der Großvater, durch üble Erfahrungen verhärtet, verſagte die Nothhülfe, und meiner Mutter Herz zerriß bei dem Jammer der Unglücklichen, deren bedrängte Armuth ſich nicht einmal vergönnen durfte, um ihren Todten zu weinen, ſondern, verſtört von der Angſt um das tägliche Brod und den Forderungen des Sterbefalles, darüber wehklagte, daß ihr nunmehr auch der Verdienſt der Tafellieferung für das Taufeſſen entgehe, weil doch Niemand etwas anrühren würde, das in einem Leichenhauſe zubereitet wäre.

Meine brave Mutter faßte ſchnell einen Entſchluß, und ging alsbald zu einem Juwelier, um ihre Perlen zu verkaufen, und mit dem Erlös daraus die Noth der Nachbarinn zu lindern. Der Juwelier war ein hübſcher Mann, in der blühenden Mitte ſeiner Jahre, und vor ein paar Monaten Wittwer geworden. Noch trug er den ſchwarzen Flor um Arm und Hut; aber ſein Herz hatte bereits die Trauer um den Verluſt einer Gattinn abgelegt, die nicht von ſeiner Liebe, ſondern von der Speculation des jungen Anfängers gewählt worden war. Dieſer Mann nun faßte das hübſche Mädchen, welches ihm in ſchüchterner Bedrängniß den Kauf ihrer Perlen anbot, ſehr ſcharf ins Auge. Die Sache ſchien ihm räthſelhaft, und das holde Kind der Mühe werth, ſich um die Auflöſung des ſeltſamen Handels ein wenig zu bekümmern. Er ſchätzte die Perlen mit offenbarer Verläugnung ſeines Vortheils ſehr hoch ab, und bemerkte dabei mit ſchmeichelhafter Galanterie, es wäre doch Schade, daß ein ſo ſchöner weißer Hals ſich dieſes angemeſſenen Schmuckes berauben wolle.

Meine Mutter gerieth über das unerwartetete Gebot in eine freudige Beſtürzung, und erwiederte, ſie wäre geſonnen, dieſe Koſtbarkeit gegen eine ſchönere Zier einzutauſchen.

Dieſe Antwort verurſachte einen flüchtigen Mißverſtand. Der Juwelier bot darauf dem Mädchen ſeine Waaren an; als er aber Thränen in den Augen der vermeintlichen Käuferinn blinken ſah, als dieſe nichts berührte, und ängſtlich zurücktrat: da ahnte er ſeinen Irrthum, ſchlug ſchnell die Glaskäſten zu, und zahlte die Summe aus, welche bald aus der dankbar empfangenden Hand der Zuckerbäckerinn für Sarg und Bahre, Glockengeläute und Trägerlohn ausgegeben ward.

Am folgenden Tage trat meine Mutter an den Taufſtein; ein paar Schnüre ſchottiſcher Perlen, welche die Stelle der ächten vertreten ſollten, ſchmückten ihren Hals. Aber Wohlthun trägt Zinſen, mein gutes Kind; o tauſendfältige! Kurze Zeit darauf ſuchte der Juwelier Eintritt im Hauſe meines Großvaters, und bewarb ſich um meine Mutter. Der Freier galt allgemein für einen wohlhabenden, achtbaren Mann, und das einzige Kind aus ſeiner erſten Ehe konnte einem guten, herzlichen Mädchen, bei der Vernünftigkeit des Mannes und den überwiegenden Vortheilen, die er ſeiner zweiten Gattinn anzubieten hatte, als kein Hinderniß einer glücklichen Ehe erſcheinen. Meiner Mutter Herz war frei, und ſo widerſprach es zum mindeſten nicht, wenn Freunde und Bekannte ihr dieſen Antrag für ein unabweisliches Glück erklärten. So feierte ſie denn vergnügt die Verlobung, und als der Bräutigam ihr den Hochzeitsſchmuck überbrachte, fand ſie in dem Etui, worin ſie nach üblicher Weiſe eine goldene Kette vermuthete — ihre Perlen. Mit welchem Gefühl mag die Mutter dies Geſchenk empfangen und getragen haben! — Die nachbarliche Wittwe aber, welche durch die Unterſtützung einiger mildgeſinnten Gönner ihren Nahrungsſtand fortſetzte, beſchenkte die Braut mit einer ſo köſtlichen Mandeltorte, welche das Urtheil der Gäſte als ein Meiſterwerk der Backkunſt pries, daß die gute Frau für das Bemühen ihrer Dankbarkeit mit dem einträglichen Rufe belohnt wurde, ſie verſtehe ihr ſüßes Gewerbe weit gründlicher, als ihr verſtorbener Mann.“

Hier hielt Frau Adolar, der Erholung bedürftig, inne, und ihre Tochter ſagte: „Dieſe Erzählung hat mich lebhaft intereſſirt; aber ſprichſt Du auch nicht zu viel, mein Mütterchen? Dieſe rothen Flecke hier auf Deinen Bäckchen — die Aufregung Deines Weſens dürfte der Doctor, der nun bald kommen wird — denn es hat eben zehn geſchlagen — ſchwerlich gut heißen.“

„Laß ihn kommen, Marie, laß ihn kommen!“ ſagte die Kranke mit Exaltation: „er ſoll mich nicht abhalten, mich an Erinnerungen zu erquicken, die meinen Glauben an die Wunderbarkeit der göttlichen Führungen ſtärken. Höre mich alſo weiter, mein Kind. Um nun wieder auf die Perlen zu kommen, ſo will ich Dir nur ſagen, daß ſie ſich als Heirathsſtifterinnen, auch bei der Entſcheidung meines Schickſals, bewährten.

Mein guter Vater erreichte kein hohes Alter; der größte Theil ſeines Vermögens fiel, wie billig, an den Sohn ſeiner erſten Ehe, deſſen Vormund hart, wo nicht ungerecht, mit meiner Mutter umging. Es blieb uns jedoch ein mäßiges Auskommen, und meine Mutter war zu gebeugt und überhaupt von zu milder, friedliebender Gemüthsart, als daß ſie nicht der ungeſtörten Ruhe ihres ſtillen Harms manchen Vortheil hätte aufopfern ſollen, den ſie vielleicht noch erſtreiten konnte. Wir lebten in unbemerkter Stille. Mein Halbbruder war Juriſt geworden, und hatte, ſeine Anſtellung zu einem öffentlichen Amte erwartend, wozu er durch ſeine Geſchäfts-Tüchtigkeit und durch einige vielvermögende Protectionen empfohlen war, zwei Jahre als Referendar bei dem Oberlandesgericht in unſerer Vaterſtadt gearbeitet. Wir ſtanden in recht geſchwiſterlichen Vernehmen zu einander, auch zeigte er ſich gegen meine Mutter kindlich geſinnt. An dem Tage, wo er ſeine Berufung zu einem anſehnlichen Staatspoſten in B..... erhielt, ſtarb meine Mutter, ohne daß ſie lange krank geweſen wäre. Mein Bruder blieb nicht ungerührt bei meinem heftigen Schmerze; er machte mir mit aufrichtigem Beileid den Vorſchlag, ihn an den Ort ſeiner künftigen Wirkſamkeit zu begleiten. Ich wußte nichts Beſſeres, und begab mich unter ſeinen brüderlichen Schutz.

Unter den Männern, die in amtlichem Verkehr oft zu meinem Bruder kamen, war auch der Geheime Secretair des Miniſter Rothenberg, deſſen Palaſte wir gegenüber wohnten. Es traf ſich zuweilen, daß er meinen Bruder nicht zu Hauſe fand; dann wartete er auf ihn, und ſchien ſich in meiner einfachen Unterhaltung zu gefallen. Endlich bat er mich einmal um meine Freundſchaft für ſeine Frau. Das Blut trat mir ins Geſicht — ich hatte den jungen Mann unverheirathet geglaubt, und meine Weiblichkeit hatte der zarten Hochachtung, womit er mich beehrte, eine Deutung gegeben, die mir vielleicht unbewußt — ein regeres Gefühl der Theilnahme für ihn eingeflößt, als ich ſonſt jemals für einen Mann empfunden hatte. Ich verbarg meine Betroffenheit ſo gut, als möglich, und fühlte mich deſſenungeachtet gerührt von der Bitte, die mir ein Beweis ſeiner Werthſchätzung dünkte.

Seine Frau, von der man allgemein ſagte, daß ſie die natürliche Tochter des Miniſters ſei, war ein munteres, reizendes Geſchöpf, und wenn Talent und eine gewiſſe, anmuthige Keckheit, geſellt mit unbekümmertem Sinn und der Unfähigkeit, einer bürgerlichen Haushaltung mit Fleiß und Sparſamkeit vorzuſtehen, auf eine hohe Abkunft ſchließen laſſen; ſo durfte man annehmen, daß jenes Gerücht ſich auf die Wahrheit gründete. Aber ungeachtet unſerer großen Verſchiedenheit gewannen wir doch einander von ganzem Herzen lieb, und ich konnte jetzt errathen, daß der Geheime Secretair ſeiner jungen Gattin eine ſolide Freundinn geben wollte, durch deren Beiſpiel ſie mit dem Ernſte der weiblichen Pflichten vertraut würde.

Der Miniſter Rothenberg brachte den Sommer über auf einem prächtigen Landſitze zu, wohin ſein ganzer Hofſtaat ihn begleitete. Dort feierte er gewöhnlich ſeinen Geburtstag, welcher den zwanzigſten Auguſt traf, und ein häusliches, geſchmackvolles Feſt ſollte ihm jedesmal einen neuen Genuß bereiten. Der Geheime Secretair und ſein Weibchen leiteten die Anordnungen, und wahrſcheinlich war von der leidenſchaftlichen Theaterſucht meiner Freundinn der Vorſchlag ausgegangen, den Miniſter diesmal mit ſeinem Lieblingsſchauſpiel, Emilia Galotti, zu überraſchen. Die Rollen wurden vertheilt, und auf wen die Emilie fiel, wirſt Du errathen können. Eben hatte mir mein Bruder die Mittheilung gemacht, daß er ſich nächſtens mit einem Mädchen aus einem reichen und hochangeſehenen Hauſe verloben werde, und ich dachte den Folgen nach, welche dies Ereigniß für mich haben könne, als mich der Eintritt meiner Freundinn in den trüben Gedanken unterbrach, in die ich mich verſenkt hatte. Ich habe eine Bitte an Dich, liebes Julchen, ſagte ſie, und nächſt dem Wunſche, Dich einmal wiederzuſehen, hat mich dies Anliegen in die Stadt geführt. Wir ſpielen Comödie, weißt Du es ſchon? heute über acht Tage. Die Proben gehen ganz vortrefflich, und ich kann den zwanzigſten kaum erwarten. Auch iſt Alles ſchon in Bereitſchaft. Nur etwas fehlt mir noch — ich möchte gern ein Halsband von Perlen tragen. Da erinnerte ich mich, einſt ſehr ſchöne bei Dir geſehen zu haben, und komme nun, Dich zu erſuchen, daß Du mir dies Halsband für den Abend der Vorſtellung leihen wolleſt. Ich war ſehr gern dazu bereit, und ſuchte ſie ſogleich hervor. Als ich ſie in die Hand meiner Freundinn legte, ſagte dieſe mit dem Pathos ihrer Rolle: Perlen bedeuten Thränen! mir aber, fuhr ſie mit ihrer natürlichen, lieblichen Leichtſinnigkeit fort, ſollen ſie nur Vergnügen bedeuten.

Dieſe Perlen, antwortete ich, und meine Augen wurden naß bei dem Andenken an die verewigte Mutter, brachten ſchon einmal viel Glück und Segen! Hierauf erzählte ich, was Du, Marie, bereits erfahren.

Meine Freundinn vergoß ein paar ſympathetiſche Thränchen, und ſagte: Dies iſt demnach ein geweiheter Schmuck, und ſeine Bewahrung ſoll mir heilig ſeyn! Damals kannte ich das Stück noch nicht, die Perlen wären eben nicht nöthig geweſen; ihre Erwähnung war bedeutſam genug. Aber der Enthuſiasmus einer jungen, hübſchen, eitlen Frau nimmt auch das Ueberflüſſige in Anſpruch.

Beinahe vierzehn Tage waren ſeitdem vergangen, und es fing doch an mich zu befremden, daß ich die Perlen noch nicht zurückerhalten hätte. Da ließ ſich eines Morgens der Geheime Secretair bei mir melden, und trat in ſichtlicher Unruhe ein. Mir ward, als ich ihn anſah, ängſtlich und ahnungsvoll zu Sinne. Ich komme, ſagte er, und küßte mir die Hand, in einer Angelegenheit, die ſo herbe für mich iſt, daß nur der Gedanke an die Güte Ihres Charakters das Gefühl einigermaßen zu mildern vermag, womit ich jetzt vor Ihnen ſtehe. Das unglücklichſte Mißgeſchick hat meine arme Frau getroffen, und ſie außer Stand geſetzt, Ihnen ſelbſt Meldung davon zu machen. Die Perlen, welche Sie ihr ſo gütig geliehen, und die meine Frau nach ihrem Gebrauche an einen ſicheren Platz gelegt zu haben betheuert, — ſind verſchwunden, und, aller aufgebotenen Beſtrebungen ungeachtet, noch nicht wiedergefunden worden. Es leidet keinen Zweifel, ſie müſſen entwendet ſein. Meine Bertha iſt außer ſich. Sie weiß, wie werth Ihnen dies Halsband iſt, und hat ſich bereits krank geängſtet. Ich aber, ſtolz darauf, Sie beſſer zu kennen, habe das Vertrauen zu Ihnen, daß, wie ſchmerzlich Sie dieſen unerſetzlichen Verluſt auch immer empfinden mögen, Sie doch bereit ſein werden, mein untröſtliches Weib zu beruhigen.

Du kannſt leicht denken, liebe Marie, fuhr die Kranke mit fieberiſcher Heftigkeit fort, wie ſehr ich erſchrak; aber der Ueberbringer dieſer böſen Kunde hatte ſich in mir nicht geirrt, und ich fand zureichenden Grund, die arme Bertha ungleich mehr zu beklagen, als mich ſelbſt. Auf ihres Mannes bittendes Dringen fuhr ich mit ihm nach dem Landſitze des Miniſters. Ich fand Bertha bettlägerig, und ihr blühendes Ausſehen ſo verfallen, daß mich dieſer Beweis, wie ernſthaft ſie ſich, ganz gegen ihre harmloſe Gemüthsart, dieſen fatalen Vorfall zu Herzen nehme, vollkommen mit der möglichen Unvorſichtigkeit verſöhnte, die ſie ſich vielleicht dabei hatte zu Schulden kommen laſſen. Ich tröſtete, die Perlen würden ſich noch finden, und gab ihr auch für den Gegenfall die beruhigendſten Verſicherungen. Indeſſen hatte doch dieſes verdrüßliche Ereigniß die Unbefangenheit unſeres gegenſeitigen Verhältniſſes geſtört. Ich ſah, wie meine Freunde ſich abmüheten, mir den verurſachten Verluſt auf hunderterlei Weiſe zu vergüten, da ich den dargebotenen Erſatz, welchen mir meine Freundinn in einem koſtbaren Halsbande aufdringen wollte, beſtimmt und mit der Erklärung ausgeſchlagen hatte, daß ich noch immer auf das Wiederfinden der vermißten Perlen hoffe.

Mein Bruder heirathete, und richtete ſein Hausweſen in großem Styl ein. Seine hochfahrende Frau machte mir bemerklich, daß ſie die ſtiefſchweſterliche Schwägerinn nur höchſtens als ein Küchenſtück brauchbar finde — und ſo nahm ich denn ohne Bedenken ein Anerbieten an, welches mir zu jener Zeit wie gerufen kam. Die Hofräthinn Milet, eine Dame, die ſich lange Zeit in B..... wegen eines wichtigen Prozeſſes aufgehalten hatte, bei deſſen Führung und gerechtem Siege über einen böslichen, hartnäckigen Widerſacher ihr mein Bruder hülfreich geweſen, hatte mich bei Gelegenheit dieſer Geſchäfts-Verbindung kennen gelernt und lieb gewonnen. Sie mochte mit dem Scharfblicke geübter Welt- und Menſchenkenntniß meine gedrückte Lage durchſchauen; denn ſie forderte mich auf, daß ich ſie als Geſellſchafterinn nach E....., woſelbſt ſie als kinderloſe Wittwe lebte, begleiten und ihre ruhige Unabhängigkeit theilen möchte. Ich dankte Gott für dieſen Ausweg, und mit jedem Tage inniger, denn die Hofräthinn erſetzte mir die verlorene Mutter. So waren zwei Jahre vergangen, und jetzt fühlte ich zuweilen, daß Ruhe und Gemächlichkeit einem unverkühlten Herzen noch Wünſche übrig laſſen; der Frieden, welcher mich umgab, kam mir dann und wann wie die Oede eines Kirchhofs vor.

In ſolch einer Stimmung der Sehnſucht nach einem regeren Leben, nach Liebe — ward mir ein fremder Herr angeſagt, der mich ſprechen wolle. Ich erſtaunte freudig, als der Geheime Secretair über die Schwelle meines Zimmers trat, und hieß ihn mit Herzlichkeit willkommen. Was macht meine gute Bertha? iſt ſie nicht mit Ihnen? fragte ich im freundſchaftlichen Ungeſtüm des Wiederſehens, und hielt noch immer ſeine Hand. Da fühlte ich den warmen Fall einer Thräne auf der meinigen, und mit gepreßter Stimme antwortete er: Als mein Schutzgeiſt — und hoffentlich iſt ſie mir in dieſem Augenblicke nahe! Bertha iſt nicht mehr. Großer Gott! rief ich entſetzt; dies herrliche, blühende Geſchöpf wäre ein Raub des Todes?

So iſt's! antwortete er mit männlicher Wehmuth. Sie kränkelte ſeit jenem unglücklichen Schauſpiel, und ſtarb vor zwei Monaten. Der Arzt ſagt, eine jähe Erkältung habe den Grund zu dieſem frühen Tode gelegt. Ich kann es mir wohl erklären. Bertha war nach beendigter Vorſtellung in glühender Erhitzung, ſuchend nach den verlorenen Perlen, umhergerannt, und hatte ſich unbedachtſam der nächtlichen Zugluft preisgegeben. Noch war die Leiche meiner Frau nicht beigeſetzt, als ſich, ſonderbar genug! dieſe verhängnißvollen Perlen wiederfanden. Sie lagen zwiſchen den Seiten der zuſammengebogenen Rolle, und es überſteigt mein Faſſungs-Vermögen, wie ſie dahin gekommen, oder, wie ſie dort nur unbemerkt geblieben ſein können. — Ich trat mit dem Funde in der Hand vor den Sarg meiner Frau, und meine Einbildungskraft war ſo ſtark gereizt, daß ich wähnte, die Todte lächeln zu ſehen, als ich ſagte: O meine Bertha! warum konnteſt Du dieſe Freude nicht mehr erleben? Perlen bedeuten Thränen! — ſagte ſie einſt zu mir; ach! der unſchuldige Scherz, den ich mit dieſen Worten trieb, hat ſich furchtbar an mir gerächt. — Nehmen Sie nun, liebſtes Julchen, Ihr verlorenes Eigenthum zurück, und möchten Sie eben ſo geneigt ſein, mir das meinige zu erſtatten. — Ich ſah ihn befremdet an, und er fuhr mit edler Zuverſichtlichkeit fort: Dieſe Perlen, welche mir das Glück meines Hauſes und Herzens raubten, haben mir Ihr Bild, verehrte Freundinn, in ſeinem ſtillen, echten Werthe vor die Seele gerufen; geben Sie mir es wieder! werden Sie die Meine!

Ich bin am Ende, Marie," ſagte die Kranke in großer Erſchöpfung und ſank in die Kiſſen zurück, während ſie mit ſchwacher Stimme hinzuſetzte: „So ward ich denn meines Adolars glückliche Gattinn, der den Miniſter um ſchleunige Beförderung gebeten hatte, und bald darauf als Rendant bei einer wichtigen Staats-Caſſe angeſtellt wurde."

Es klopfte. Doctor Dante trat ein. Eine hohe, ſchöne Geſtalt in vollendeter Kräftigkeit! In den offenen, dunkeln Augen glommen noch Funken des Heldenfeuers, welches unter dem Gießregen an der Katzbach, unter den Blutbädern von Leipzig in dieſer freien männlichen Bruſt gelodert hatte. Der St. Wladimir-Orden, den er für die Lebensrettung eines ruſſiſchen Großen, wozu er im Laufe jener kriegeriſchen Tage Gelegenheit gefunden, die er mit kühner Entſchloſſenheit benutzt, von dem Kaiſer aller Reußen empfangen hatte, gab dem feinen Civil-Anzuge eine rühmliche Auszeichnung. Eine breite, tiefe Narbe, welche, ein Ehrendenkmal an die Einnahme der franzöſiſchen Hauptſtadt, unter dem kurzen Schnitt des lockigen Haares hervor, und ſeine Stirne furchend, bis an den zierlichen Backenbart hinablief, ſchien kleine Geiſterchen eines mißvergnügten Geſchlechts zu beherbergen. Der ſcharfe, geiſtvolle Blick, womit er um ſich ſchaute, hatte nichts mit der abſtracten Sinnigkeit eines Gelehrten gemein; indeß ein Zug weicher, theilnehmender Güte um ſeinen Mund, der mildanſprechende Ton ſeiner Stimme, und die feſte Beſtimmtheit ſeines Betragens Zutrauen zu ſeiner Kunſt, wie zu ſeinem Charakter einflößten.

„Es iſt mir lieb, daß Sie kommen, Herr Doctor,“ ſagte Marie nach dem erwiederten Morgengruße, und trat ihm einige Schritte jenſeit der ſpaniſchen Wand entgegen. „Die Mutter,“ fuhr ſie halbleiſe fort, „befindet ſich meines Bedünkens ſehr übel; ſie hat faſt eine Stunde ohne Aufhören geſprochen, und ſich durch ergreifende Erinnerungen aufgeregt. Sehen Sie ſelbſt.“

Der Doctor heftete während dieſer kindlichen Anklage einen unruhigen Blick auf Mariens verweinte Augen und antwortete: „Auch Sie, liebe Marie, ſcheinen heftig ergriffen, und ehe der Arzt Ihrer guten Mutter zu Hülfe eilt, möchte der Freund Sie erſt bitten, daß Sie Ihr weiches Herz, das die Kindesliebe ſo bloß ſtellt, nicht durch vermeidliche Angriffe erſchüttern, auf daß es ſeine Kraft für die *unvermeidlichen* — er betonte dies Wort — ſammeln könne.“ Hierauf ſchritt er hinter den gemalten Schirm, und näherte ſich dem Bette der Kranken.

„Guten Morgen, meine Freundinn!“ ſagte er, und faßte prüfend ihre brennendheiße Hand; „nun, wie geht es heute?“

„Beſſer als geſtern, lieber Doctor, viel beſſer!“ erwiederte Frau Adolar, und der fieberhafte Glanz ihres Auges, die Haſt, mit der ſie ſprach, gaben dieſer Verſicherung etwas Unheimliches. „Das war geſtern,“ fuhr ſie fort, „ein böſer Neujahrstag! das Fieber durchwühlte mir bis ſpät in die Nacht Mark und Gebein, und Schmerzen, wie ich ſie niemals heftiger empfunden, droheten mir Leib und Seele aus ihren

Fugen zu reißen. Heute ſind ſie verſchwunden; ich ſpüre keine Schwere in meinen Gliedern mehr. Mir iſt ſo leicht, als hätte ich Flügel!“

Der Doctor ließ beſtürzt den Puls der Kranken fahren, der in ſtockenden Schlägen unter ſeinen Fingern hüpfte. „Ein wenig Papier, liebe Marie, ich muß ſogleich die Medizin verändern,“ ſagte er dringend, und ging auf den Schreibtiſch zu, den Marie in ängſtlicher Eile vor ihm erſchloß. „Man ſoll,“ ſagte der Doctor, indem er die Schriftzüge ſeines Namens hieroglyphiſch in einander ſchlang, „dies Rezept ohne Verzug beſorgen. Sabine muß darauf warten, und ſich von der Säumigkeit der Leute in der Apotheke unter keiner Bedingung abweiſen laſſen. Sie aber, liebe Marie, begünſtigen durch die möglichſte Stille einen Schlummer Ihrer Mutter, der ſich vielleicht ſchon nach dem erſten Gebrauch der verordneten Mixtur einſtellen könnte.“

Marie antwortete durch ein ſtummes Kopfneigen; das Rezept zitterte in ihrer Hand, ſie eilte, Sabinen damit fortzuſchicken. Abermals ſetzte ſich der Doctor an das Lager der Kranken, und belauſchte ihre fliegenden Athemzüge. Da nahm er die Perlen wahr, welche neben der aufgeſchlagenen Rechnung lagen; er betrachtete ſie ſo genau und errathend, als ob er bereits ahne, wozu ſie beſtimmt ſeien — und die Blicke eines finſtern, verlegenen Unwillens, welche er auf die ſtarren Buchſtaben und Zahlen der ſchriftlichen Forderung warf, ſchienen darüber zu grollen, daß er ſie an dieſem Platze finde; denn nach kurzem Beſinnen knitterte er das Papier zuſammen, und ſchob es verſtohlen in ſeine Taſche. So wie er Marien zurückkommen hörte, griff er nach Hut und Stock, und ſagte: „Ich hoffe, meine Kranke wird einſchlummern; ſie ſcheint matt zu werden. Auf den Nachmittag komme ich wieder; ſollte inzwiſchen etwas vorfallen, ſo bin ich ja in Ihrer Nähe. Und nun, liebe Marie, noch eine Bitte an Sie!“

Marie ſah ihn mit unſchuldiger Bereitwilligkeit an. Er ergriff ihre Hand, blickte ihr tief in die feuchten, traurigen Augen, und ſprach: „Ich habe eine Freundinn, die mir ſehr theuer iſt, und der ich gern die ſchweren Stunden tragen helfen möchte, unter deren Gewicht ſie faſt erliegt, wenn Können nicht etwas Anderes wäre, als Wollen. — Sie aber werden den Geiſt meiner Theilnahme verſtehen und vertreten, Ihnen übergebe ich die liebe Gebeugte, und meine Freundinn heißt — Marie!“ Marie erröthete, und der Doctor drückte fortgehend die Thüre hinter ſich zu.

Kaum hatte die Kranke den erſten Löffel Medizin eingenommen, ſo verſtummte ihr immer ſchwächer gewordenes Geflüſter, ein matter Schlaf ſank auf ihre Augenlieder, und tiefe, lautloſe Stille herrſchte in dem Zimmer; nur der Holzwurm pickte eintönig fort, und in das ſchreckhafte Aufſtöhnen der Schlummernden miſchten ſich Mariens Seufzer. Dieſe ſaß zu des Bettes Füßen, und ſtarrte gedankenvoll in die dunkle Zukunft hinaus. Wenn des Schlafes Bruder, der Tod, die mütterlichen Augen noch feſter als jetzt geſchloſſen, war Marie fürchterlich allein in der weiten Welt, und ihr grauete vor der Oede und Schutzloſigkeit, der ſie ſich ſo bald überlaſſen ſehen würde. In ſicherer Häuslichkeit erzogen, von zärtlicher Elternliebe geleitet, hatte ihr Weſen jene Schüchternheit, die, als ein zarter Schmelz der Weiblichkeit, unter dem rauhen Antaſten äußerer Verhältniſſe verſchwindet, und als eine der lieblichſten Schönheiten des weiblichen Gemüths von dem Drange der Nothwendigkeit geſtört wird, welche den Charakter der Frauen bildet.

Das Geſchick ihrer erſten Jugend war trübe geweſen.

Der ſchändliche Verrath eines treuloſen Freundes hatte ihren rechtlichen Vater um den öffentlichen Ruf ſeiner Zuverläſſigkeit gebracht, und Gram und Aerger über dieſe kränkende Erfahrung ſein Leben verkürzt. Sein nachgelaſſenes Vermögen ward, bis auf einen kleinen Reſt, von dem Schaden-Erſatze, der geleiſtet werden mußte, weggenommen, und ſeiner Wittwe und Waiſe unter dem Scheine des Rechts die Penſion verſagt. Spärlich nährten Mutter und Tochter ſich von dem Einkommen eines kleinen Capitals, das ihnen übrig geblieben, und vermehrten es durch die Arbeit ihrer geſchickten Hände, indem ſie das, was ihnen dieſe beſchränkte Lage an Annehmlichkeiten ſchuldig blieb, durch Liebe und Genügſamkeit zu übertragen ſuchten.

Ein junger Mann, der ſich um Marien beworben und ihr Herz gewonnen hatte, trat zurück, da er ihr Erbe geſchmälert ſah, und vermählte ſich bald darauf mit einem wohlhabenden Mädchen. Marie bezahlte dieſen Kauf der Menſchenkenntniß beinahe mit dem Preiſe ihres Lebens. Eine langwierige Krankheit büßte die fremde Schuld an der Jugendkraft der verlaſſenen Braut; aber der Mutter Gebet und treue Sorge wachten an dem Lager des geliebten Kindes. Marie genas, und ihrer Mutter fromme Weisheit lehrte ſie in der ſchmerzlichen Fügung den Rathſchluß der Vorſehung verehren, die auch da, und es vielleicht da am beſten mit uns meine, wo der Wankelmuth und die Verkehrtheit der Menſchen uns übel wolle oder ein unverdientes Weh zufüge. Mariens ſanftes Gemüth, des verbitternden Haſſes unfähig, beherzigte dieſe Tröſtungen; aber ein leiſer Schmerz blieb auf der Stelle zurück, wo die tiefe Wunde vernarbte, und ſie vermied fortan mit ängſtlicher Scheu jede Gelegenheit, wobei junge Männer ſich ihr nähern konnten. Auch ward ihr dieſe Zurückgezogenheit nicht ſchwer: denn obgleich Marie, ohne gerade ſchön zu ſein, ſehr glücklich gebildet und einnehmend war: ſo fehlte doch ihrer Anmuth die Folie, welche allein dem weiblichen Reize jenen ſchimmernden Glanz verleiht, der die Augen der Männer anlockt und blendet — ſie war nicht im mindeſten gefallſüchtig. Und wenn vielleicht der Ausdruck ſchwermüthiger Trauer und gekränkter Liebe in dem Weſen eines Mädchens zu einem ſtärkeren Anziehungsmittel für das männliche Wohlgefallen wird, als die lieblichſte Heiterkeit einer lächelnden Grazie — wie ja auch ein ſchwarzer Schleier das blonde Lockenhaar und die zarte Roſenwange der Einen oft beſſer kleiden kann, als ein Blumenkranz die helle Stirn der Zweiten —: ſo wird hingegen der ſtille Ernſt eines Mädchengeſichts, welcher auf die Sorgen des Lebens deutet, ſtets als ein ſtrenger Wächter den bethörenden Beifall und die luſternen Wünſche ſolcher jungen Männer abhalten, denen es um nicht viel mehr, als die ſüße Thorheit zweckloſer Liebeleien zu thun iſt. Dies letztere war Mariens Fall. Sie theilte kindlich den Kummer ihrer Mutter und die kleinen Freuden ihrer einſamen Häuslichkeit. Den liebſten Genuß ihrer Mußeſtunden gewährte Beiden Natur und Lecture. Marie war vertraut mit den beſten Schriften, und ihr reiner, geläuterter Geſchmack fand ſich weniger durch eine geſellſchaftliche Unterhaltung gewöhnlicher Art befriediget, als durch einen mit ihrer Mutter gemeinſchaftlich genoſſenen Leſeabend.

Dieſe Lebensweiſe vertiefte Mariens Gefühle, und lenkte ihren Sinn von Außen faſt gänzlich hinein in ihre innere Welt. Die erſte Liebe hatte über ihre Gefühle eine Weihe ausgeſtrömt, welche auch dann noch fortwirkte, als das Bild ihres Gegenſtandes längſt verblichen war in ſeiner eigenen Unhaltbarkeit. Sie wollte dem Herzen voll unausſprechlicher Sehnſucht genügen, und zitterte doch vor der Möglichkeit, den ganzen Reichthum deſſelben abermals an einen Unwürdigen verſchwenden zu können; ſo umfaßte ſie denn mit ſchwärmeriſcher Treue, was ſie als zuverläſſig kannte — ihre Mutter und ihre Pflicht! Doch war es der armen Marie nicht vergönnt, ſich durch Reſignation den Frieden ihres jungfräulichen Lebens zu ſichern, und bei der Erfahrung ſtehen zu bleiben, daß das Aufgeben liebender Wünſche ſo gar ſchwer nicht ſei, wenn ſie mit dem Verluſte unſerer Achtung ihren ſchönſten Werth verloren haben; ſie ſollte nun auch kennen lernen, daß die Blüthe menſchlicher Hoffnung ſich ewig neu verjünge, und daß lieben, hochſchätzen und entſagen müſſen nicht minder die Stärke einer weiblichen Seele erprobe, als ſich mit einem herben Irrthume des täuſchbaren Herzens zu verſöhnen.

Seit ſechs Jahren bereits wohnte Frau Adolar mit ihrer Tochter in dem Hauſe einer jüdiſchen Wittwe, Judith Nathan mit Namen, die man allgemein nur die reiche Judith nannte. Die mitleidige Gutmüthigkeit dieſer alten Hebräerinn hatte ihren ſtillen Hausgenoſſen ſchon weſentlichere Dienſte geleiſtet, als dieſe ſich von chriſtlicher Theilnahme und Hülfswilligkeit rühmen konnten. Frau Judith hatte, vermöge ihrer Schätzbarkeit, willkommenen Eintritt in den angeſehenſten Häuſern, woſelbſt ihr in manchen derſelben, als einer Nothhelferinn, mit der man es nicht verderben dürfe, geſchmeichelt wurde, während Perſonen höheren Gehalts ſie um ihrer bewährten Gemeinnützigkeit willen in Ehren hielten. Auch gefiel ſich die gute Alte in ihren eintrachtsvollen, geſelligen Verhältniſſen zu den meiſten chriſtlichen Familien der Stadt, und wußte ſich etwas damit, ſich ſo geltend darin eingebürgert zu haben; denn nicht leicht wurde eine Heirath geſchloſſen, ein Amt beſetzt, ein Haus verkauft, wo nicht Frau Judith, wäre es auch nur durch die dritte oder vierte Hand geweſen, ihre Stimme dazu abgegeben hätte. Jedoch wendete ſie den gewonnenen Einfluß ſelten oder nie zu irgend Jemandes Schaden an, ja man erzählte ſogar Beiſpiele, daß ſie mit großmüthiger Aufopferung das Glück Anderer befördert hatte. Ungeachtet dieſer humanen und toleranten Denkart und Handlungsweiſe hing ſie doch mit wandelloſer Ehrfurcht dem Glauben ihrer Väter an, und wußte mit der ſchlauen Klugheit ihres Stammes ihre Gemeinſchaft mit den Chriſten ſo zu begrenzen, daß jede Religions-Angelegenheit ſtreng davon ausgeſchloſſen blieb. Dieſem bewachten, vorwurfsfreien Benehmen verdankte Frau Judith ihr großes Anſehn unter der Judenſchaft, die, obgleich heimlich unzufrieden mit der ihr entzogenen und dem Volke ihrer Feinde zugewendeten Freundſchaft und Dienſtwilligkeit, ſich doch über keine offenbare Zurückſetzung mit Grund der Wahrheit hätte beklagen können. Alle ärmeren Juden beugten und neigten ſich vor der reichen Wittwe, mit jener demüthigen Unterwerfung, wie ſolche, vor Jahrtauſenden bereits, den Zug der Iſraeliten vor dem goldenen Götzenbilde niederwarf, und wie auch das Geſchlecht der Menſchen ſich im Wandel und Wechſel der Zeiten geiſtig erneuerte, doch ihre Natur nicht geändert hatte.

Obgleich eine kleine Eitelkeit auf die wohlwollende Auszeichnung, deren ſie genoß, und nach welcher ſie ſtrebte, mit Recht die ſchwache Seite der Frau Judith genannt werden konnte: ſo empfand ſie doch ſehr ſcharf und fein, wodurch ſie einem Jeden ihrer zahlreichen Schmeichler und Verehrer werth und wichtig war. Der einzige Unterſchied ihres geſälligen Betragens gegen Chriſten und Juden beſtand darin, daß ſie mit einem treuherzigen, liebreichen Weſen ſich um das Vertrauen und die Gunſt der Erſteren bemühete, während ſie gegen Letztere die Autorität einer Reſpectsperſon annahm, welche ſich ihrer Würde ſehr wohl bewußt iſt, und die Anſprüche, zu denen ſie ſich berechtigt glaubt, in weiteſter Ausdehnung geltend macht.

Frau Adolar und ihre Tochter waren beide entfernt davon, die nähere Bekanntſchaft ihrer Hauswirthinn aus eigennützigen Abſichten zu ſuchen; ſie bezahlten pünktlich den bedungenen Miethzins, und zeigten ſich bei jeder Forderung, wie das Verhältniß eines Miethers ſie zuweilen herbeiführt, ſo billig und anſtändig, daß Frau Judith mit Erſtaunen und einem unwillkürlichen Gefühle der Hochachtung dieſe Stillen im Lande für eine Ausnahme ihrer Erfahrungsregel zu erkennen gezwungen war. Indeß lag vielleicht gerade in der beſcheidenen Geſinnung der bekümmerten Wittwe und ihrer liebenswürdigen Tochter ein Reiz für die Jüdinn, ſich ein Verdienſt um dieſe anſpruchsloſen Hausgenoſſen zu erwerben, wodurch ſie nicht ſelten eben ſo gutwillig als übelangebracht die anmaßende Begehrlichkeit Undankbarer verpflichtet hatte. Sie näherte ſich umgänglich der Frau Adolar und Marien, und dieſe nahmen das freundliche Entgegenkommen der verſtändigen Matrone mit erwiedernder Herzlichkeit auf. Frau Judith beſtellte bei der kunſtfertigen Marie Stickereien und andere zierliche Handarbeiten, zu denen ſie die Modelle lieferte, und ſetzte dann dieſe Sachen in dem Laden ihres Schwiegerſohnes ab, dem ſie ihr bedeutendes Handlungsgeſchäft übergeben hatte, und bald darauf zu ihrem größten Schmerze erlebte, daß ihre einzige Tochter im Kindbette ſtarb.

So überhob ſie als Vermittlerinn Mariens Zartgefühl der peinlichen Lage, ihre Arbeiten ſelbſt zum Kauf auszubieten, und ſich von dem dafür geforderten Preiſe mit willkürlicher Härte abdingen zu laſſen. Der Jüdinn innig dankbar für die eröffneten Erwerbsquellen, fühlte Marie zugleich, daß die ſchonende Feinheit dieſer guten Alten ihr manche herbe Verlegenheit erſparte, die ihr den ruhigen Genuß derſelben verbittert haben würde.

Wenn Frau Judith ſich auf dieſe Art um die beſchränkten Glücksumſtände ihrer Hausgenoſſen verdient machte und kleinen Sorgen und Mängeln abhalf, ohne ſich in das zarte Geheimniß ihres verſchämten Kummers zu drängen: ſo war ſie der Wittwe Adolar und Marien nicht minder als Geſellſchafterinn lieb und angenehm. Die Jüdinn hatte einen reichen Schatz von Welt- und Menſchenkenntniß geſammelt, und ihr ſcharfer, beobachtender Geiſt durch die Schwäche des Alters nicht an Kraft und Thätigkeit verloren. Vertraut mit der inneren Geſchichte und Verfaſſung der Häuſer ihrer ausgebreiteten Bekanntſchaft, benutzte ſie die tauſendmal beſtätigt gefundene Erfahrung, daß kein vollkommnes Glück unter dem Monde zu finden ſei — um ihre Zuhörerinnen erzählend und belehrend mit dem dürftigen Looſe zufrieden zu ſtellen, das ihnen beſchieden war. Wie wenig ſich nun auch Mutter und Tochter um eine Welt bekümmerten, in der ſie fremd geworden waren, ſo gab es doch zuweilen Stunden, deren düſtere Leere Frau Judith mit intereſſanten Neuigkeiten erheiternd ausfüllte, und ſo das Band der Theilnahme feſter anzog, welches dieſe Einſiedlerinnen mit ihren Mitbürgern verknüpfte.

Eine ganz beſondere Vorliebe für Marien, die ſie ihrer verſtorbenen Tochter ähnlich fand — machte das Schickſal dieſes Mädchens zu einer Herzensſache für Frau Judith; und wie oft auch der angeborene Speculationstrieb über ihr Thun und Laſſen entſchied: hier trat er zurück, und ſie wünſchte mit reiner Menſchlichkeit, die ſtille traurige Marie durch eine Heirath, welche die Liebe geſchloſſen, einmal froh und glücklich zu ſehen. Dieſer wohlmeinende, mütterliche Wunſch ſchien ſich ihr über Hoffen und Erwarten erfüllen zu wollen. Nach beendigten Feldzügen miethete ein Bekannter, im Auftrage des Doctor Dante, ein paar Zimmer in ihrem geräumigen Hauſe, und als ſie des jungen Arztes anſichtig geworden, war ihr zweiter Gedanke, dies könnte wohl der rechte Mann für ihre liebe Marie ſeyn. Doch verſchwieg ſie ſchlau den ſchnell entworfenen Plan, und ging mit vorſichtiger Bedächtigkeit dabei zu Werke. Nachdem ihre Hausgenoſſen mit einander bekannt geworden waren, rühmte ſie dem Doctor mit begeiſtertem Lobe die Vorzüge ihres Lieblings, und bemerkte mit heimlicher Freude, daß ſein Vorbegriff von Mariens Liebenswürdigkeit völlig mit ihrem Urtheile übereinſtimmte, wenn er jenen auch eben ſo ſchweigend kund that, als ſie das ihre verlautbarte.

Doctor Dante, noch gewöhnt an die Freiheit des kriegeriſchen Lebens, und der bürgerlichen Gebundenheit leiſe widerſtrebend, glaubte die Linie geſelliger Höflichkeit kaum zu überſchreiten und noch weniger gegen gewiſſenhafte Rückſichten zu verſtoßen, wenn er zuweilen auf ein Stündchen bei Frau Adolar und ihrer Tochter einſprach, und ſich den Vortheil einer Hausgenoſſenſchaft zu Nutze machte, die ihm mit jedem Tage anziehender dünkte. Die verſtändige Güte der Mutter, ihr gereifter Geiſt, der echtchriſtliche Frauenſinn, welcher, ohne das ſcheinheilige Gewand der Frömmelei, Milde und Ruhe über ihr ganzes Weſen verbreitete, weckten ehrfurchtsvolle Empfindungen in ihm, während Mariens liebliche Perſönlichkeit, die ſanfte Reinheit ihrer Sitten, die Stille ihrer Tugenden Gefühle in ihm anregten, deren Gefährlichkeit für ſein verſagtes Herz er um ſo weniger ahnete und fürchtete, weil ſie ſich als ein unſchuldiges und friedliches Wohlwollen ankündigten.

Frau Judith hatte jetzt alle Hände voll zu thun; ſie ließ es ſich dringend angelegen ſein, dem Doctor durch das Gewicht ihrer geſchwätzigen Empfehlungen Ruf und Praxis zu verſchaffen, und dann die gegenſeitige Zuneigung der jungen Leutchen zu fördern, aus denen ſie ein Paar zu machen geſonnen war. Obgleich des Doctors tägliche Beſuche im traulichen Wittwenſtübchen, der ſichtliche Geſchmack, den er an dem Umgange von Mutter und Tochter fand, Frau Judith einigermaßen zu der Hoffnung berechtigten, daß ihr liebſter Gedanke mit der Zeit realiſirt werden könnte, ſo näherten ſich die für einander Beſtimmten doch nur bis auf einen gewiſſen Punkt, und eine räthſelhafte Feſſel von ſchmerzlichem, aber unabſtreifbarem Zwange ſchien den Doctor nicht weiter gehen zu laſſen.

Indeß blühte Mariens zarte Wange in höherem Roth, ſie verweilte etwas längere Zeit, als ſonſt vor dem Spiegel, und ihr Puls ging dem Secundenzeiger der Uhr zuvor, wenn dieſer den Kreis der Stunde umſchrieb, in welcher der Doctor gewöhnlich zu kommen pflegte. Sie lauſchte, wenn ſie ſeinen Gang auf der Treppe vernahm, und das Lächeln, womit ſie kleine, verſteckte Neckereien der gutmüthigen Judith beantwortete, ſchnitt ihrer Mutter tief in das bekümmerte Herz.

Frau Adolar hatte durch die erſte unglückliche Liebe ihrer Tochter zu viel und zu lange gelitten, als daß ſie nicht mit ängſtlicher Behutſamkeit jedes Verhältniß hätte vermeiden ſollen, welches eine zweite Erfahrung dieſer Art zur Folge haben konnte. Sie durfte ſich daher, in Betreff der näheren Bekanntſchaft mit dem Doctor, von jedem Vorwurfe frei ſprechen. Doch dies Bewußtſein genügte ihrer mütterlichen Sorge nicht, um ruhig zu ſein, als ſie ſah, daß Marie nicht gleichgültig gegen den warmen Antheil und die ſtumme Verehrung eines Mannes blieb, der in jedem Betracht die Zierde ſeines Geſchlechts war. Wie freudig ſtolz ſie auch auf ſolch einen Schwiegerſohn geweſen wäre; ſo gaben doch die geheimen Zeichen ſeines Benehmens, ihr, der erfahrnen und aufmerkſamen Mutter, mehr Anlaß, ein abermals getäuſchtes Hoffen zu fürchten, als auf Gewinn eines ſo glänzenden Glücks zu rechnen. — Dieſe Vermuthung beſtätigte ſich nur zu bald. Das Jahr, ſeit welchem Doctor Dante im Hauſe der Jüdinn wohnte; war beinahe verlaufen, als er ſeine Wirthinn gelegentlich fragte, ob ſie ihm wohl noch zwei Zimmer nebſt dem, für einen Hausſtand nothwendigen Gelaß einräumen könnte? — Ein froher Schrekken ſchlug durch die Glieder der iſraelitiſchen Matrone; ihre kleinen, tiefen Augen blitzten Vergnügen, und die Runzeln ihrer zuſammengeſchrumpften Geſichtszüge ſchminkten ſich mit der Farbe einer lebhaften Freude. „Ei warum denn nicht, lieber Herr Doctor? warum denn nicht? da muß man Rath ſchaffen. Sie wollen heirathen, wie ich merke — und wer wird es Ihnen verdenken? ich für meinen Theil hätte, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, es ſchon lange gern geſehen; aber wer mengt ſich wohl in Heiraths-Angelegenheiten? da muß ein Jeder ſelbſt wiſſen, was ihm gut und dienlich ſei. So wahr mir unſer lieber Gott helfe! eine beſſere Frau konnten Sie nicht finden, und hätten Sie von Dan bis Berſaba danach geſucht! Und wenig Mühe, Sie müſſen es ſelber eingeſtehen, lieber Herr Doctor, haben Sie als Freier erduldet, und ſind, ſo zu ſagen, zu dem Engelskinde gekommen, wie Einer, dem ein gebratnes Täubchen in den offenen Mund fliegt. — Doch, Herr Doctor, zwei Stuben wollen Sie noch haben? Das große Eckzimmer könnte ich allenfalls noch entbehren, und daß Sie einen Verſchluß im Keller, einen Wäſcheboden, Küche und Speiſegewölbe bekommen, ſage ich auch im Voraus zu; aber die zweite Stube kann ich Ihnen nicht mit Gewißheit verſprechen. Und, lieber Herr Doctor, wozu brauchen Sie noch ein viertes Zimmer? Die Frau Mutter drüben, hier ſchmunzelte die Alte — behält ja das ihrige doch.“

Dem Doctor ging ein Licht auf; allein er erſchrak vor dieſer Helle. Er ſah der Jüdinn ſtarr ins Geſicht, und ſagte, indem ein leiſer innerer Vorwurf dem Tone, womit er ſprach, Fremdheit und Kälte gab: „Ich verſtehe Sie nicht, Frau Judith; doch muß ich auf der Forderung noch zweier Zimmer beſtehen, und könnten Sie dieſe nicht befriedigen, mich der harten Nothwendigkeit ergeben, Ihr Haus zu verlaſſen, worin ich mich bisher ſo glücklich fühlte. Der Rang und die Verhältniſſe meiner Braut legen mir die Pflicht auf, dafür zu ſorgen, daß ſie ſo viel als möglich keiner der Bequemlichkeiten entbehre, woran ſie gewöhnt iſt, da ſie ohnedieß der Liebe zu mir große Opfer bringt.“ —

„Ich heirathe nämlich ein ſächſiſches Fräulein aus einem alten adeligen Hauſe, woſelbſt ich verwundet und krank gelegen.“

Bei dieſer Nachricht erzitterte Frau Judith ſo heftig, daß das große Schlüſſelbund auf ihrer bauſchigen Schürze mit leiſem Klirren an einander ſchlug. „Was Sie ſagen, lieber Herr Doctor!“ antwortete ſie, indem ſie die dürren Hände zuſammenfaltete. „Nun, da haben Sie recht mit hinter dem Berge gehalten! Ein ſächſiſches Fräulein alſo? Nun, was thut es? Das Brod, welches im Auslande wächſt, nährt auch, und ſolch ein gnädiges Fräulein, ohne ſtandesmäßige Güter, thut klug daran, wenn es das Köpfchen eher unter den bürgerlichen Doctorhut ſtecken, als lebenslang der Frauenhaube entbehren und das jungfräuliche Haupt mit grauen Haaren zu Spott und Schau tragen will; denn wenn der Winter kommt, da frieren die Leute.“

Der Doctor erröthete und biß ſich in die Unterlippe; mit zweifelhafter Stimme erwiederte er: „Meine Verlobte iſt ſchön und gut; ſie hätte den bräutlichen Ehrenkranz bereits tragen und das glänzendere Loos ritterlicher Freier theilen können, wenn ihre Neigung ſich nicht mir, dem Geringſten ihrer Liebhaber, aufgeſpart hätte.“

„Was ſprechen Sie doch vom Geringſten, lieber Herr Doctor?“ verſetzte Frau Judith mit ſchmeichelhaft zürnendem Eifer; „ſchauen Sie doch in die Geſichter der Leute auf den Straßen, wenn dieſe den Herrn Doctor grüßen, oder ſehen Sie Ihre Patienten an, wenn Sie ins Zimmer treten, da blicken Sie in den Spiegel Ihrer Ehre! — Und wenn Sie, lieber Herr Doctor — eine alte Frau kann wohl etwas ſagen, was eine junge laſſen muß — in ein paar Augen ſähen, die ſo dunkelblau und lieblich funkeln, wie der Sommerhimmel zur Nachtzeit —: ſo würden Sie ſtolz ſein, wie ein König, auf den Glanz Ihres Angeſichts! — Freilich,“ fuhr die Jüdinn mit fallender Stimme fort, „wenn Sie von jetzt an in das liebe Augenpaar ſchauen werden, könnte es kommen, daß es mit der Klarheit nunmehr vorbei wäre, und Waſſertröpflein darin zitterten, die nur ein ſchwankendes Bild zurückwürfen.“ Als Frau Judith dieſe Worte geendet hatte, trocknete ſie die einzelnen Thränen, welche in den gelblichen Falten ihrer Wangen langſam hinabſchlichen.

Eine flüchtige Bläſſe hauchte über die männlichen Züge des Doctors: er ſprach: „Das wolle Gott nicht, daß ich mir das Unglück der ſchönſten weiblichen Seele vorwerfen müßte! Mein Bewußtſein ſpricht mich frei von der Sünde, die herrliche Marie mit Willen oder Wiſſen getäuſcht zu haben. Sie wäre ohne Zweifel meine Frau geworden, wenn ich noch über mein Herz und meine Hand hätte verfügen können, da ich in ihr ein eben ſo tugendhaftes als liebenswürdiges Mädchen kennen lernte. So aber durfte ich meiner tiefgefühlten Ueberzeugung von Mariens ſeltenem Werthe keinen andern Einfluß auf meine Wünſche geſtatten, als daß ich meiner künftigen Gattinn in ihr eine Freundinn gewinnen möchte.“

Frau Judith lächelte wie die mütterliche Weisheit über die Einfalt eines Kindes. Sie ſagte, den Kopf hin und her wiegend: „Die Frauen, lieber Herr Doctor, glauben Sie das der alten Judith! wählen ſich in der Regel ihre Freundinnen lieber ſelbſt, und wiſſen ihren Männern wenig Dank für dieſe voreilige Mühe. Sie loben lieber ein häßliches Kleid, einen altmodiſchen Shawl, womit der Herr Eheliebſte ſich anführen laſſen, wenn er der Frau ein Angebinde zum Geburtstage heimlich gekauft hat, als daß ſie der ſchönſten und jüngſten Freundinn Gerechtigkeit widerfahren ließen, die der Geſchmack des Gemahls ihnen ausgeſucht. — Geben Sie nur Acht und denken Sie daran, daß ich es Ihnen zuvor geſagt, das liebe Kind, unſere Marie, wird der Frau Doctorinn — nicht ſonderlich zuſagen.“

Doctor Dante ſeufzte tief und ängſtlich auf: denn ein ſicheres Vorgefühl verbürgte ihm dies prophetiſche Wort.

Er ward jetzt abgerufen, und wie ſchwer es ihm auch ward, ſich von einem Geſpräche loszureißen, das ſein Gemüth mit Schmerz und Sturm erfüllt hatte, und deſſen aufregende Eindrücke er durch weitere Erklärungen zu beſänftigen hoffte: ſo mußte er doch dem Rufe ſeiner Pflicht gehorchen.

Kaum war er fort, ſo ward Frau Adolar durch ein geheimnißvoll flüſterndes Dienſtmädchen erſucht, ſich auf einen Augenblick zu ihrer jüdiſchen Wirthinn zu bemühen. Sie legte ſogleich ihre Arbeit nieder, und folgte der Botinn auf dem Fuße.

Frau Judith ſaß in einem mit ſeidenem Dammaſt überzogenen Armſeſſel, und preßte von Zeit zu Zeit eine friſche Citrone zwiſchen ihren Händen an die ſchlaffe, herabhängende Naſe. Ein ſtarker mediziniſcher Geruch erfüllte das Zimmer.

„Nehmen Sie es doch ja nicht übel, liebe Madame Adolar, daß ich Sie zu mir bitten ließ!“ ſagte die Matrone, und ſtand auf, einen Stuhl für ihren Beſuch herbei zu rücken, „ich habe Ihnen etwas zu ſagen, wobei wir allein ſein müſſen. Ich bin ſo alterirt — Sie werden es mir auch anſehen — daß ich jetzt noch kein Glied ſtill halten kann, ungeachtet ich gleich Schlagtropfen genommen habe, was Sie noch riechen werden.“

„Um Gotteswillen! was iſt Ihnen widerfahren?“ fragte die theilnehmende Adolar, und war geſpannt, eine entſetzliche Geſchichte zu vernehmen. „Nun hören Sie nur!“ ſagte Frau Judith, und begann zu erzählen: „Da war vor einem Weilchen der Doctor bei mir. Er verlangt größeres Quartier, weil er heirathen will, eine adelige Sächſinn, mit der er ſich im Kriege verſprochen hat. Ich denke, wie er mir das ſagt, ich muß auf der Stelle des Todes ſterben! — Sie wiſſen wohl warum? ich hatte es mir in den Kopf geſetzt, daß er ein Mann für die liebe, engliſche Marie wäre. Auch ſaß er ja öfterer an ihrem Nähetiſch, als an ſeinem Schreibtiſch, und fing ſchon an, ein wenig verdreht um den Kopf zu werden; denn als vorige Woche ſein Bedienter ein Recept forttragen ſollte, ſtand er plötzlich in der Hausflur ſtill, lachte wie ein Kobold, und ſagte zu mir, die ich ihm in den Weg kam: Wollen Sie einmal ſehen, Frau Nathan, wie viel die Glocke bei meinem Herrn geſchlagen? Er zeigte auf die Unterſchrift des Recepts und, ſo wahr mir Gott helfe! ſtatt des Doctors Namen ſtand da ganz deutlich zu leſen: Marie!“

„Da würden ſie in der Apotheke ſchön gelacht haben! fuhr der luſtige Burſche fort; und der Herr Doctor wird ſich vor mir ſchämen, wenn ich ihn auf den poſſirlichen Schreibfehler aufmerkſam mache; aber es iſt den Herrſchaften auch dienlich, wenn ſie zuweilen inne werden, daß wir in der Menſchlichkeit einander alle gleich ſind. — Ich ſchöpfte aus dieſem Umſtande gute Hoffnung für meinen Wunſch; allein ich ſehe nun wohl, daß ich mit einem Siebe geſchöpft habe.“

Frau Adolar hatte ſich während dieſer Rede gefaßt, und den erſten Eindruck des Schreckens überwunden. Mit ſanfter Stimme antwortete ſie: „Ich danke Ihnen, gute Judith, für Ihre mütterliche Theilnahme an dem Wohle meines armen Kindes. Mariens Verſorgung iſt Gottes Sache; wir wollen ſie ihm überlaſſen! Zwar glaubte ich durch unſere Zurückgezogenheit eine Schutzmauer gegen die Angriffe einer Leidenſchaft aufgeführt zu haben, denen die Ruhe, ja faſt das Leben meiner Tochter, ſchon einmal zum Opfer ward; — aber es iſt, wie ich wiederum einſehe, wenig gethan mit der menſchlichen Klugheit. Auf den Doctor konnte ich nicht rechnen; ſein Benehmen, welches ich ſcharf auffaßte, verrieth immer einen Gebundenen. Doch auch er wird, wie ich fürchte, die Unvorſichtigkeit eines Umgangs büßen müſſen, den er gefliſſentlich ſuchte, und welcher unter jugendlichen Perſonen beiderlei Geſchlechts, deren eheliche Vereinigung durch ein unabſtellbares Hinderniß als unmöglich erſcheint, ſtets ein Wagniß für den Herzensfrieden des einen oder des anderen Theils bleibt.“

Es war um die abendliche Dämmerzeit, als Frau Adolar von dieſem vertraulichen Geſpräch, das ſich noch in weiteren Erörterungen verbreitet hatte, auf ihr Stübchen zurückkehrte. Ihr folgte bald Marie, die um einiger nöthigen Einkäufe willen ausgeweſen war. Sie löſete die Schleife des Mantels, und ſagte: „Spürſt Du nicht auch wieder den feinen Rauch, Mütterchen? Er greift Dir die Augen und den Kopf an, und Du dürfteſt ja der guten, gefälligen Judith nur ein einziges Wort ſagen, ſo würde der Ofen umgeſetzt, und dieſem Uebelſtande wäre abgeholfen.“

„Vielleicht bedürfen wir dieſer Reparatur gar nicht.“ antwortete die Mutter mit ungewiſſer Stimme, „denn es könnte leicht kommen, daß wir auszögen.“

„Ausziehen?“ verſetzte Marie, und der erſchrockene Ton dieſer Frage wäre ein genügendes Zeugniß geweſen, daß die Räume dieſes Hauſes ihr Glück umfaßten. Der Mutter war dabei zu Muthe, als müſſe ſie jetzt das Schwert zücken, um ihrer Tochter Herz zu durchbohren. Sie wendete ſich abwärts und ſprach mit geſammeltem Muthe: „Ja, mein Kind. Dem Doctor genügt, da er nunmehr heirathen wird — das kleine beſchränkte Quartier nicht länger. Er hat mit Frau Judith wegen eines größeren Raumes, deſſen er künftig bedarf, geſprochen, und dieſe wird wohl lieber den

Inhaber einer ganzen Etage behalten, als die Miether eines Stübchens ſchonen wollen, wodurch ſie den Erſteren verlöre. Wir ſind es der braven Frau ſchuldig, ſie von ſelbſt dieſer peinlichen Alternative zu überheben.“

Die Mutter vernahm den leiſen Todesſeufzer von Mariens Hoffnung. „Und wen heirathet denn der Doctor?“ fragte Marie nach einer Pauſe mit gepreßten Tönen; „oder verſchweigt er etwa die Perſon, ſo wie er aus dem Verhältniſſe ein Geheimniß machte?“

„Nein Marie,“ entgegnete Frau Adolar, „er iſt mit einem ſächſiſchen Fräulein verlobt, das er im Kriege kennen lernte. Ich kann es mir wohl denken, daß zu ſolcher Zeit, wo die ſtärkſten Leidenſchaften das Gemüth in Gährung bringen, und der männliche Jugendmuth nicht nur brauſet, ſondern leicht überſchäumt, auch die Liebe ihre verhängnißvollen Looſe mit kühner Eile wirft, und nicht bedenkt, daß ſie ſpäter Urſach finden könnte, den raſchen Wurf zu bereuen. Auch mußt Du wiſſen, daß es allen Männern ſchwer ankommt, wörtlich zu geſtehen, daß ihre Hand verſagt, ihre zärtliche Neigung gefeſſelt ſei: ſie fürchten, dadurch der Freiheit verluſtig zu gehen, ſich auf ihre Weiſe um das Wohlwollen unſeres Geſchlechts bewerben zu können; zweitens ſcheuen ſie den Zwang, ihrem Umgange mit der jüngern Damenwelt, einen ehemänniſchen Ernſt aufprägen zu müſſen, und endlich möchte ihre Eitelkeit ſich gern ſo lange wie möglich als einen Gegenſtand beachtet ſehen, der die ſtillen Wünſche ſittiger Jungfrauen zu erregen im Stande ſei. — Dieſen Täuſchungen zu begegnen, hat uns die Natur einen eigenen Sinn verliehen, der den Liebenden, den Verlobten erräth, ob dieſer auch den Ring der Treue, das Unterpfand des bindenden Wortes, vom Finger verbanne und hinter ſiebenfachen Schlöſſern zu verbergen ſtrebe. Sollte dieſer ſchützende Sinn der fein organiſirten Weiblichkeit meiner Marie fehlen?“ Die Mutter breitete ihre Arme aus, Marie ſank an dieſe treue Bruſt, und weinte bitterlich.

„Geſtehe es nur, mein Kind,“ fuhr Frau Adolar mit tröſtender Stimme fort, „Du haſt es von jeher gewußt, daß eine geheime Gewalt den edlen Dante abhalte, ſich ſeinem herzlichen Gefühl für Dich liebend zu überlaſſen; aber Du hüteteſt Dich, in dieſem Dir unbekannten Hinderniſſe eine frühere, durch das Verſprechen der Ehe geheiligte Neigung zu vermuthen, und wähnteſt, von der Hoffnung getäuſcht, es könne ein Umſtand ſein, den die Zeit heben würde. Jetzt erfährſt Du das Gegentheil. Vielleicht iſt der Doctor mehr noch zu beklagen, wenn er, wie ich beſorge, die Ueberzeugung Deines Werthes auf Koſten ſeiner Braut erkaufte, und jetzt als Mann von Ehre und Pflicht ein Bündniß vollzieht, das ſeines ſchönſten Zaubers beraubt iſt. — Deshalb dachte ich nun, wäre es für uns und ihn am beſten, wir zögen aus, und entgingen ſomit peinlichen Colliſionen, die bei der Nähe unſers Zuſammenwohnens kaum zu vermeiden wären.“

„Ach!“ antwortete Marie, und ihre Blicke ſtreiſten mit leidenſchaftlicher Wehmuth im Zimmer umher, „das würde mir allzuſchwer werden! Hier iſt mir wohl geweſen; hier habe ich ſtille, glückliche Stunden verlebt, die ich nimmer vergeſſen werde, wie Alles auch kommen mag. — Nirgend leuchtet der Mond ſo lieblich, als wenn er den grauen Thurm der Sanct Paulskirche mit blaſſem Silber beſcheint, und die ſteinernen Bilder daran, in ſeinem magiſchen Halblichte wie Geiſter der Vergangenheit in die ſtillen Straßen niederſchauen; und wenn ferner die Blumen von dem Altan da drüben ſich an die Wand unſeres Stübchens malen, und im wirren Schattenſpiel ſo raſtlos weben und wanken, wie die trügeriſchen Bilder, welche das Glück, ein ferner Himmelsſtern! auf die Tafel unſeres Lebens wirft. Ich weiß Tag und Stelle, wo die Winterſonne im Februar zum erſtenmale mit warmem Strahle mein Fenſter grüßt, und den nahen Frühling verkündet. O! ich habe mich immer lange vorher darauf gefreut! Und dann — es würde dem Doctor wehe thun, und er würde uns um keinen Preis verdrängen wollen. Auch,“ ſchloß Marie mit leiſerer Stimme, „könnte er einmal des Anblicks meiner Zufriedenheit bedürfen.“

Die Mutter war tief gerührt; ſie ſagte: „Nun, ſo wollen wir uns leidend verhalten, mein gutes Kind. Laß uns jedoch dafür beſorgt ſein, daß es uns im Herzen ſo traut und friedlich bleibe, wie zuvor, dann wird die äußere Wohnung, und was ihr nahe ſteht — zur Nebenſache.“

Einige Tage ſpäter traf der Doctor Frau Adolar allein, und nahm dieſe Gelegenheit wahr, ihr ſeine nahe Verbindung mit Fräulein Clotilde von Grauenfels anzuzeigen; in Mariens Gegenwart würde ihm dieſe verſpätete Erklärung ungleich ſchwerer noch geworden ſein. Die Wittwe wünſchte ihm mit redlicher Wahrheit des Gefühls Glück, und der ſanfte Ernſt ihres gleichmüthigen Betragens zeigte nicht die entfernteſte Spur abweiſender Kälte, oder beleidigter Erwartung; nur ein leiſer, mütterlicher Schmerz in dem naſſen Blicke ihres Auges, in dem weichen Tone ihrer Stimme, ließ den Doctor mit ſtärker ſchlagendem Herzen empfinden, daß dieſe edle Frau ihn eben ſo gern Sohn genannt haben würde, wie er ſie zur Mutter angenommen hätte.

Endlich konnte er es nicht länger vermeiden, auch mit Marien über ſeine Heirath zu ſprechen; er bat ſie um ihre Freundſchaft für ſeine künftige Gattinn. Marie zitterte ein wenig; doch als ſie den geſenkten Blick erhob, ſah ſie Thränen in des Doctors Augen. Dieſe ſtillbemerkten Tropfen fielen in ihr Herz, und löſchten die ſchmerzende Flamme jungfräulicher Beſchämung; ſie war dem Doctor theuer — und dies genügte ihr.

Doctor Dante athmete nun leichter auf, als er ſeine Freundinn von der bisher verhehlten Bräutigamſchaft in Kenntniß geſetzt hatte, und der Furcht entnommen war, durch dieſe Mittheilung eines Umgangs verluſtig zu gehen, der ihm unentbehrlicher geworden, als er zur Zeit es ſelbſt glaubte. Er traf nun ſeine Anſtalten, die ferne Braut heimzuholen, in ſo gewaltſamer Eile, als er früher gezögert hatte, ſein heimliches Verlöbniß offenkundig zu machen.

Mit ſtillem Kummer bemerkte Frau Adolar, daß ihre Tochter ſich einer Selbſttäuſchung hingebe, die, auf welche Art es auch geſchehen möge — doch nimmer glücklich enden könne. Marie wähnte in der reinen Unſchuld ihres Gemüths, die ſchweſterliche Freundſchaft zu dem Doctor und ſeiner Frau werde auch künftig hinreichend ſein, ihre einſamen Tage zu verſchönen, und ihr ſehnſüchtiges Herz zu befriedigen. Sie malte ſich dies Verhältniß mit feinen, ätheriſchen Farben aus, und dachte ſich in der Glücklichen, die dieſen Mann gewonnen, ein Ideal der Weiblichkeit, wie ſie es ſeiner würdig hielt. Die verſtändige Mutter ſah wohl ein, daß es vergeblich ſein würde, ihre Tochter von der Unausführbarkeit dieſer platoniſchen Idee überzeugen zu wollen; ſie ſah voraus, wie bald Marie aus dieſem gefährlichen Traume erwachen, und, zurückgegeben an die Wirklichkeit, ſich gekränkt und verlaſſen fühlen würde; oder, in einem noch ſchlimmern Falle, — den traurigen Troſt zu ihrer Beruhigung aufrufen könnte, daß ihr Freund nicht glucklicher, als ſie ſelbſt ſei.

Wie ungern nun auch Frau Adolar dieſe ihr liebgewordene Wohnung aufgegeben haben würde, ſo hätte ſie doch alle Annehmlichkeiten und Vortheile derſelben für gering geachtet, wenn es darauf ankam, den Frieden ihres theuren Kindes ſicher zu ſtellen; aber Mariens heftiger Wunſch, und die freundſchaftliche Wehklage der alten Judith, bewogen ſie, dieſen Entſchluß mindeſtens zu verſchieben.

Es war an einem Sonntage, als die Extrapoſt, welche das junge Ehepaar in den Ort ſeiner Beſtimmung gefahren hatte, mit ſchmetterndem, weithintönendem Schalle vor das Haus der jüdiſchen Wittwe rollte. Marie erblaßte, als ſie den ihr wohlbekannten Gang des Doctors, in Begleitung eines trippelnden Damenſchrittes, und den fragenden Sington der jungen Frau, die er jetzt als die ſeinige einführte, von der Treppe herein vernahm; die Mutter warf einen flehenden Blick zum Himmel, an welchem der Abendſtern im milden Glanze flimmerte. Marie konnte nicht einſchlafen; ſie lauſchte noch lange dem Auf- und Zugehen der Thüren, in Doctors Wohnbereich, dem lauten Walten und Weben der fremden Zofe. Es war ihr, als ſänke eine ſtarre, kalte Scheidewand zwiſchen dem traulichem Vormals ihres Verhältniſſes zu dem Freunde, und ihren warmen Wünſchen für das fernere Beſtehen deſſelben hernieder. Um ihre liebſten Vorſtellungen wob ſich ein dichter Vorhang, deſſen fremdartige Bilder ſie verwirrend ängſteten, und der Mutter beſorgte Ahnung erfüllte ſich heute ſchon.

Gegen Mittag des folgenden Tages ſtellte Doctor Dante ſeinen Hausgenoſſinnen die junge Gattin vor. Wie ſehr ſtimmte dieſe Bekanntſchaft Mariens hochgeſpannte Erwartungen herab! Nur eine zierliche Geſtalt, ein graziöſer Anſtand, große, ſprechende Augen, und ſehr ſchönes, reiches Haar, von keinem züchtigen Häubchen verhüllt, ließen es erklärbar finden, daß dies reizloſe Geſicht einem Manne von ſo verfeinertem Schönheitsſinne jemals hatte anziehend werden können. Weniger noch, als dieſe Perſönlichkeit geeignet war, das Urtheil zu Gunſten ihrer geiſtigen Vorzüge zu beſtechen, hatte das Betragen der Frau Doctorinn jene verſöhnende Anmuth, welche alle Mängel der Schönheit vergeſſen macht. Kein Wort, keine Miene verrieth den Wunſch, ſich der liebenswürdigen Marie und ihrer edlen Mutter nähern zu wollen; vielmehr gab ſie im Laufe des Geſprächs, das ſie in ſchroffer Ferne über kahle Gemeinplätze führte, nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie der Geſelligkeit abhold ſei, und, wenn die Convenienz ſie zwinge, dieſen Hang zu verleugnen, nur ein großer, rauſchender Zirkel, der ihr wiederum erlaube, ſich in iſolirter Paſſivität zu verhalten, ihrem eigenſinnigen Geſchmack genügen könne.

Der Doctor ſaß wie auf Nadeln. Er mühete ſich ab, ſeine Frau auf die freundſchaftliche Traulichkeit ſeines Verhältniſſes zu Frau Adolar und ihrer Tochter aufmerkſam zu machen, und ihrem Benehmen eine Richtung zu geben, das als der Ausdruck einer Geſinnung aufgenommen werden könne, welche geneigt wäre, liebend und vertrauend in den geſchloſſenen Bund einzugehen; aber dieſe Winke blieben unbeachtet.

Marie dankte Gott, als die Staatsviſite vorüber war. „Aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz!“ ſagte ſie mit den Worten ihrer unglücklichen Namensſchweſter, zu der mütterlichen Vertrauten, und fuhr fort: „Der Doctor that mir leid; ich fühlte die Angſt, welche er ausſtand, da er den

Eindruck berechnen konnte, den das Betragen ſeiner Frau auf uns hervorbringen mußte. Er ſpielte eine drückende Rolle.“

„Verliebt ſcheint er nicht zu ſein,“ antwortete die Mutter, „und ich wollte ihm gratuliren, wenn er es wäre. — O die unſelige Eilfertigkeit, womit tauſend junge Männer das verhängnißvolle Wort ausſprechen, das über das Wohl ihrer Zukunft entſcheidet! — Da laſſen ſie ſich bethören von verfänglichen Situationen, von lockenden Umſtänden, welche der Unbedeutendheit einen Glanz verleihen, der unter andern Geſichtspunkten und vor dem prüfenden Lichte der geſunden Vernunft verſchwindet. Ich glaube, der Doctor iſt in dieſem Falle, und bedaure ihn darum.“

Nach ein paar Tagen machte Frau Adolar mit ihrer Tochter den ſchuldigen Gegenbeſuch bei dem Doctor. Marien imponirte die modiſche Eleganz der Einrichtung, die adelige Form dieſes bürgerlichen Haushalts; ſie dachte mit leiſer, ſchmerzender Scham an die dürftige Kleinheit der ökonomiſchen Lage, mit welcher ſie und die Mutter ſich ſo zufrieden beholfen — während die Philoſophie der Mutter ihrer herben Erwägung das Gleichgewicht hielt, wie viel beſſer die beſcheidene Marie an die Stelle dieſer vornehmen Dame gepaßt haben würde. Die ſchönen Luftſchlöſſer, welche Marie mit emſiger Phantaſie erbaut hatte, ſanken demnach ſo ſchnell zuſammen, wie die bunten Häuſerchen im Spiegel einer Seifenblaſe; und jetzt ward es der erfahrenen Mutter nicht ſchwer, ihre Tochter zu überzeugen, wie wenig ſie durch eine beſſere Haltbarkeit derſelben an Glück und Frieden gewonnen haben würde. Zwar fand eine Art von Umgang zwiſchen dieſen Hausgenoſſen ſtatt; allein er blieb ſo engbegrenzt, daß er weder für die Rechte der Frau Doctorinn, noch für Mariens Ruhe gefährlich werden konnte.

Der Doctor ſchien kein ganz befriedigter Ehemann zu ſein, obwohl er ſeine Frau mit der zarteſten Anſtändigkeit behandelte. Seine vermehrte Praxis hielt ihn faſt den ganzen Tag über vom Hauſe entfernt, und er widmete ſich ſeiner Berufspflicht mit ſo unbedingtem Eifer, als umſchlöſſe ſie allein den Zweck ſeines Lebens und den Kreis ſeiner Freuden. Gab es Zeiten, wo er minder beſchäftigt war, ſo ging er auf die Jagd, welche er früher nicht geliebt hatte, oder er machte in Geſellſchaft einiger ſeiner Freunde kleine Land-Partien, an denen ſeine Frau ſelten oder niemals Theil nahm. Dieſes Eheleben, welches Marie mit ſtiller Theilnahme begleitete, entſprach ihrem Ideal ſo wenig, daß ſie kaum begreifen konnte, wie eine leidenſchaftliche Zuneigung ſo ſchnell und bis auf dieſen Grad verkühlen könne! — Sie bedauerte den Doctor mit verſchwiegenem Leide, und war geneigt, ſeiner Frau, welche Hochmuth und Heimweh gegen die Annehmlichkeiten ihrer Lage ungerecht machten, die meiſte Schuld an dieſer kläglichen Lauheit beizumeſſen.

So war ein Jahr hingegangen, und jetzt fing Frau Adolar an zu kränkeln. In der Angſt um dies theure, bedrohete Leben ging jedes andere Gefühl Mariens unter, und es gereichte ihr zum Troſte, in dem Arzte, welchem die Kranke mit hingebendem Glauben vertrauete, auch den Freund zu haben, der ihren Kummer mitfühlend würdigte. Im Schwanken von Hoffen und Fürchten waren abermals zwölf Monden verſchlichen, da entſchied ſich der Zuſtand der armen Adolar für ein lebensgefährliches Siechthum, und der Doctor ſah ſeine ganze Kunſt auf die Möglichkeit beſchränkt, dies ſchmerzliche Daſein zu verlängern. Er hielt es jedoch für grauſam, Marien damit bekannt zu machen, und gönnte ihr die wohlthätige Täuſchung, in der ſie von jedem kommenden Tage hoffte, er werde die Leiden ihrer Mutter und ihre kindliche Sorge lindern und heben. Doch die Kranke fühlte ſich, und übernahm ſelbſt das ſchwere Geſchäft, die geliebte Tochter auf ihren nahen Abſchied von der Erde vorzubereiten, und ſie mit jenem hehren Troſte aufzurichten, der an den Pforten der Ewigkeit ſchon mit dem Odem einer entfeſſelten, ſeligen Seele an das menſchliche Herz ſpricht. Auch gab die Vorſicht der zagenden Marie noch eine längere Friſt, ſich an den Gedanken dieſer Trennung zu gewöhnen; denn das zweite Jahr von der Krankheit der Frau Adolar hatte bereits ſeinen Umlauf geſchloſſen, als jene Unterredung zwiſchen Mutter und Tochter vorfiel, der unſere Leſerinnen zu Anfange dieſer Erzählung beigewohnt haben.

Wir kehren nun wieder zu Marien zurück, die noch immer den Schlummer der Kranken belauſcht.

Die Mittagsglocken hatten längſt ausgetönt, und die Rauchwolken der dampfenden Schornſteine ſich verzogen, ohne daß Marie die mindeſte Eßluſt geſpürt hätte. Mit ſtummem Winke hatte ſie die dienſtbare Sabine abgewieſen, als dieſe das einſame Gedeck auflegen, und das kleine Gerichtchen herbei tragen wollte; denn auch zu der frugalen Faſtenſpeiſe fehlte ihr Appetit und Hunger, und wie ihr zu Muthe war, wähnte ſie, dem Bedürfniſſe des Eſſens und Trinkens für immer enthoben zu ſein. Sie hob das ſorgenſchwere Haupt von der ſtutzenden Hand und horchte; denn es dunkte ihr, als hätte es ſchon ein paarmal leiſe an die Thüre gepocht. Jetzt wieder — Marie ſtand auf, um zu öffnen, und als ihre ſchwebenden Schritte über den Boden huſchten, trat Frau Judith, jedes Geräuſch vermeidend, ein. Sie trug ein ſauberes Steinguttöpfchen in der einen Hand, während ſie die andere daran legte, als wolle ſie die Wärme ſeines Inhalts prüfen, und ſprach: „Guten Morgen, liebes Kind! wie geht es heute mit der Frau Mutter? Das iſt immer mein erſter Gedanke! Sie ſchläft wohl? Nun Gott ſegne ihr den Schlaf! ich habe ein Weilchen draußen auf der Flur geſtanden, es war todtenſtill im Zimmer — und über dem Warten mag wohl die Suppe hier ein wenig verkühlt ſein. Sehen Sie,“ (ſie hob den Deckel von dem Töpfchen) „eine prächtige Hühnerbrühe mit Nürnberger Nudeln! nur thut es mir leid, daß ich das Süppchen ſo ſpät bringe. Es ging dieſen Morgen bei mir, wie auf der Acciſe; Eins an dem Andern.“

„Ach! gute Judith!“ antwortete Marie gepreßt: „Ich werde keinen Löffel voll hinunterbringen können; ich bin wie zugeſchnürt, — und von Kummer und Thränen hinlänglich geſättigt.“

„Ei nicht doch, mein Engelchen!“ verſetzte die weichmüthige Judith, „der alte Gott lebt auch im neuen Jahre! Und ſollte heut' oder morgen die Frau Mutter mit Tode abgehen, ſo wird die alte Judith mütterlich für Sie ſorgen helfen. Verſuchen Sie doch aber ein paar Löffelchen, liebes Kind! ich bin überzeugt, aus Ekel verſchmähen Sie mir die Suppe nicht; Sie ſind nicht ſo wie Andere, die ihren ſtolzen Haß gegen die armen Juden in verachtendem Widerwillen verſtecken; — auch wiſſen Sie ja, daß meine jüdiſche Küche es an Sauberkeit manchen Chriſtenleuten zuvorthut.

Dies Selbſtlob lockte doch ein ſchwermuthiges Lächeln auf Mariens Lippen; ſie ſagte, indem ſie der Alten das Töpfchen abnahm und es bei Seite ſtellte: „Sie ſind nicht minder ein Muſter der Reinlichkeit wie der Güte, und ich danke Ihnen herzlich für dieſen fürſorgenden Beweis derſelben; vielleicht für den Abend — jetzt bin ich unfähig, etwas zu genießen.“

Jetzt regte ſich die Schlummernde, und ſchlug die umflorten Augen auf. Frau Judith ſchlich näher, und begrüßte die Kranke in jener ſanften Redeweiſe, womit jeder fühlende Menſch den Zuſtand eines Sterbenden ehrt.

Frau Avolar reichte der jüdiſchen Matrone die feuchte Hand, und ſprach mit ſchwacher, veränderter Stimme: „Sie ſind es, gute Judith? ach ſo! ich mußte mich erſt beſinnen. Wie tief und ſüß ſchlief ich! auch bin ich ſehnſüchtig, noch länger zu ſchlafen — doch will ich mich ermuntern, denn ich hatte ja etwas mit Ihnen zu reden. Marie, wo haſt Du die Perlen? bitte doch Frau Judith, daß ſie Dir das Halsband abkaufe.“

Marie empfand mit heißaufwallendem Schmerze, daß ihrer Mutter Geiſt ſich in den Stunden, wo ſie dem Tode entgegenſchlummert, von den Banden irdiſcher Angelegenheiten gelöſet; die Wahl des Wortes: Dir für uns, zeigte ihr, daß ſie ſich des Antheils an dem Verkauf der ihr ſo theuren Perlen für entbunden achte. Sie nahm die Perlen von dem Tiſchchen, ſuchte noch etwas daneben, was ſich nicht finden ließ — und ſagte: „Hier, Frau Judith, ſind zwölf Reihen erleſener Zahlperlen, die meine Mutter meint. Dies koſtbare Erbſtück war ihr liebſter und einziger Schatz; aber jetzt zwingt uns doch eine harte Nothwendigkeit, ihn zu verſtoßen. Die Apotheker-Rechnung — wo mag ich ſie in der Angſt nur hingelegt haben? — muß getilget werden, und unſere kleine Baarſchaft, von der wir uns doch nicht ganz entblößen können, würde nicht zureichen, den Betrag zu decken. Wollten Sie, liebe gute Judith, nun wohl die Perlen kaufen? Sie haben doch vielleicht Gelegenheit, ſie einmal vortheilhaft wieder anzubringen.“

Als die Jüdinn dieſe Frage vernahm, belebte der angeſtammte Handelsgeiſt ihre Züge. Sie zog die ſilbergefaßte Brille aus der Schürzentaſche, wiſchte mit dem Zipfel des Halstuches über die Gläſer, welche von dem Hauche des Athems anliefen, und betrachtete die Perlen lange mit einer Kennermiene. Dann antwortete ſie: „Die Perlen ſind nicht übel, und noch von friſchem Glanze; aber was hilft alle Schönheit, wenn der wunderliche Geſchmack kein Belieben dazu hat? Jetzt muß der Putz ſchimmern und flimmern, ob er jedoch von echtem Werthe ſei, das ſteht auf der andern Seite. Mit der Solidität der guten, alten Zeit ſind auch die Perlen aus der Mode gekommen. Aber wie hoch halten Sie denn das Halsband, mein liebes Kind? —“

Marie entgegnete: „Ich kann keinen Preis beſtimmen, und verlaſſe mich auf Ihre Einſicht und Redlichkeit, gute Judith; in dieſem Augenblicke iſt mir die ganze Welt gleichgültig, und“ — ſie verſchluckte den Nachſatz in verhaltenen Thränen.

Mit einem mitleidigen Blicke auf Marie verſetzte Judith: „Der Pfennig ſollte mir auf der Seele brennen, ſo wahr mir Gott helfe! den ich Profit an den Perlen nehmen möchte! Ich werde Ihnen indeß funfzig Thaler heraufbringen; ſiebenzig können wir, wenn das Glück gut iſt, wohl dafür erhalten; zwanzig Jahre früher wären ſie hundert werth geweſen. Der lieben Marie zu Gefallen legt ſich die alte Judith gern auf den Schacher, obwohl ich ſeiner ſonſt überdrüſſig bin. — Die Frau Mutter ſchläft wohl ſchon wieder? Hm! hm! gönnen Sie ihr die Ruhe, liebes Kind!“

Marie rang die Hände. Sie ſank matt in einen Stuhl.

erhob die ſchönen, überfließenden Augen zur Höhe und betete mit der Inbrunſt eines ſich verlaſſen fühlenden Herzens: „Wende dich zu mir, mein Gott! denn ich bin einſam und elend!“

Frau Judith, aufgelöſet in heißes Erbarmen für Marien, ward ergriffen von der Anſprache dieſer Stelle des alten Teſtaments; hier vereinigte ſich ihr Glaube mit dem des frommen Mädchens, und mit Andacht ſprach ſie den Pſalmvers: „Erfreue uns nun wieder, nachdem du uns ſo lange plagteſt; nachdem wir ſo lange Unglück leiden!“ Der Liebe Geiſt vermählte dies Gebet in den überirdiſchen Regionen, zu denen es empor ſtieg; dem Rauchgedüft gleich, welches aus zwei nahen Tempeln aufwallend, im reinen Aether zuſammenfließt, und als Eine Wolkenſäule den Himmel erreicht; dem Vater aller Menſchen ein angenehmes Opfer!

Als am folgenden Morgen der Sonnenblick wiederum ein kleines Rund auf der ſpaniſchen Wand, die zuſammengelegt bei Seite geſetzt war, mit hüpfendem Spiel umſchrieb, fiel zugleich der erſte Lichtſtrahl von oben in Mariens umdunkelte Seele. Sie gedachte der geſtrigen Unterredung mit ihrer Mutter, die in dieſer Nacht zu Gott gegangen war, und es war ihr, als ſpräche die Vollendete: Maria! weine nicht, ich lebe! — ein Gefühl, das über Tod und Trennung triumphirte, und einer beſſern Welt angehörte, wo dieſe Feinde unſeres Glückes keine Macht mehr haben über den freien Geiſt — goß einen heiligen Wonneſchauer in ihre Bruſt; ſie trocknete die unaufhaltſam fließenden Thränen.

Der Doctor war von Sabinen geweckt, und mit der Nachricht zu Hülfe gerufen worden, daß es, allem Anſcheine nach, mit Frau Adolar zu Ende gehe — und wie ſchnell er auch wach und angekleidet war, ſo fand er doch ſeine leidende Freundinn bereits verſchieden, und Marien in tiefer Ohnmacht an der Leiche ihrer Mutter hingeſunken. Er nahm das bewußtloſe Mädchen an ſein Herz, worin der reuevolle Wunſch klopfte, daß er die verwaiſete Marie ewig ſo halten und hegen dürfte! Und mit ſtillem Eide gelobte er ſich, daß, ſo weit die Kraft eines Mannes reiche, der an eheliche Pflicht und Treue gebunden ſei, er das Wohl dieſes theuren verlaſſenen Geſchöpfes ſchützen wolle. Mariens kalte, krampfhaft verſchlungenen Hände wurden von den ſeinigen erwärmt, und alle erſinnlichen Beſtrebungen aufgeboten, um dies entflohene Leben zurückzurufen.

Endlich athmete ſie wieder, und der erſte Ton, den ſie vernahm, war der volle, ungeſtüme Pulsſchlag von dem Herzen ihres Freundes. Ueber ihre Wangen rollten ſeine Thränen, ſie fühlte, daß ſich ein leiſer Kuß mit dieſen warmen Tropfen miſche, und hörte ſich mit zärtlichen Namen von ihm genannt, und tröſtend aufgerufen. Marie erwachte wie aus tiefen Träumen. „Wo bin ich?“ fragte ſie, indem die dichte Finſterniß um ihre Sinne ſich zu einem Nebel verdünnte, bis auch dieſer von der Klarheit ihres Bewußtſeins zerrann. „In den Armen Ihres beſten Freundes, meine liebe Marie!“ antwortete der Doctor mit den weichen Accenten der innigſten Theilnahme — und Sabine ſchluchzte laut vor Schmerz und Rührung. „Ihre Mutter,“ fuhr der Doctor fort, „hat überwunden. O ſehen Sie, wie die ſtarren Züge des Todes in dieſem entſeelten Angeſichte ſich zu einem freundlichen Lächeln bilden! Es möge Ihnen ſagen, daß der theuren Vollendeten nun endlich wohl geworden ſei. Wollten Sie in verzweiflungsvoller Trauer ihr dies beſſere Loos mißgönnen? Dann ſchlüge ja die edle Marie ihren Verluſt höher an als den Gewinn der Mutter. O Marie!

das Leben iſt der Güter Höchſtes nicht! dies fühlt man an jedem Sterbebette, und nirgend habe ich die Wahrheit dieſer Worte tiefer empfunden, als auf den Wahlplätzen des Krieges, wo ich die Tauſende blühender Leben ſich für die große Idee der Freiheit hinopfern und, in der Begeiſterung dieſer Todesweihe, freudig ſterben ſah! Und was ich hier als Heiligthum erkannte, ob ich es Freundſchaft oder Liebe nannte: als lichten Seraph ſeh' ich's vor mir ſtehen — —“

Der Doctor hielt inne, und heftete die glänzenden Augen auf Mariens blaſſes Geſicht; noch einmal drückte er ſie, die in willenloſer Erſchöpfung ihm hingegeben war, an ſein Herz, und nun in die weichen Polſter des Armſeſſels; dann trat er ſchweigend an das Fenſter, durch welches das Frühlicht hinter Schneewolken zu tagen begann.

Während Marie das ihr abgezwungene Verſprechen erfüllt, und ſich für einige Stunden zur Ruhe begeben hatte, deren ihre angegriffene Geſundheit dringend bedurfte, ſorgte Sabine mit erfahrener Umſicht für die Beſchickung der Leiche, und brachte ſie unter dem Beiſtande einer Gehülfinn des Hauſes in ein nahes Kämmerlein. Marie fand demnach bei ihrem Erwachen die Stätte wüſt und leer, welche ſo lange den Inbegriff ihrer kindlichen Sorgen und Aengſte umſchloſſen hatte. Sie legte Trauer an, und mußte ſich, als der Tiſchler jetzt eintrat, um das Maaß zum Sarge zu nehmen, der ſchmerzlichen Anſtrengung unterziehen, mit dem Handwerker, den Beruf und Gewohnheit gegen den Anblick des Jammers und der Wehmuth abgeſtumpft hatten, im Tone ruhigen Beſtellens über eine Arbeit zu ſprechen, deren Zweck ihr Herz zerriß.

Endlich war der Mann des Schreckens entlaſſen, Sabine auf den Kirchhof geſendet, und Marie ſaß im dumpfen

Schmerze allein, als der mütterliche Geiſt im Glanze des Sonnenſcheins zu ihr trat, und mit himmliſcher Weihe den Gram des geliebten Kindes beſchwor. Sie richtete ſich auf. „Ja," ſagte ſie, „der Doctor hat Recht; es iſt nicht viel mit dem Leben; aber es muß würdig getragen und zu dem Edelſten verwendet werden. Ich will mich faſſen — ich will ruhig und gottergeben ſein. Die Jahre rauſchen dahin, und ihr raſcher Flügelſchlag wird doch endlich die heißen Wunden dieſes armen Herzens kühlen." Da klopfte es; die Frau des Doctors trat herein. „Ich komme," ſagte ſie, und umarmte Marien mit dem Ausdrucke theilnehmender Wärme, „um Sie, meine Liebe, meines Beileids zu verſichern, das um ſo aufrichtiger iſt, als ich den Schmerz Ihrer Lage nach dem Maßſtabe der Erfahrung meſſen kann. Auch ich war eine Waiſe, und verlor meine Eltern, als ich, ein erwachſenes Mädchen bereits, den ganzen Umfang dieſes großes Verluſtes überſehen und empfinden konnte."

Mit ſanften Tönen antwortete Marie: „Ich ſtehe nunmehr allein in der Welt — ganz allein! doch hoffe ich, daß der Segen meiner frommen Mutter mich durch das öde Leben begleiten, und mich ſtärken werde, wenn es mir an Kraft und Troſt gebricht." Ihre Stimme brach — und die Augen der Doctorinn benetzten ſich. Sie faßte Mariens Hand und ſprach: „Mein Mann ſchätzte Ihre ſelige Mutter ganz vorzüglich hoch, und dieſer Todesfall hat ihn ſo erſchüttert, daß er ſich heute ernſtlich unwohl fühlt. Ich bitte Sie nun, in ſeinem wie in meinem Namen, daß Sie ſich von heute an, und ſo lange als Sie ſelbſt wollen, oder bis ſich eine anderweitige Verſorgung für Sie findet — als unſere Tiſch- und Hausgenoſſinn betrachten. Wollen Sie zu größerer Unabhängigkeit dies Zimmer und Ihr Dienſtmädchen behalten, ſo ändert ſich in Ihren Verhältniſſen vorläufig weiter nichts, als daß Sie die Zeit, welche Sie ſonſt der Krankenpflege Ihrer Mutter widmeten, künftig bei mir zubringen, da ich ohnedies den größten Theil des Tages allein bin, was, wie mein Mann behauptet, nicht günſtig auf meine Gemüthsſtimmung wirkt. — Sollten Sie jedoch aus ökonomiſchen Rückſichten dieſer Wohnung zu entſagen geſonnen ſein, ſo ſind wir auch ſehr gern bereit, Sie ganz in die unſrige aufzunehmen."

Marie ſtarrte, nicht weniger erſtaunt als gerührt, die Doctorinn an. „Ihre Güte," ſtammelte ſie, „Ihre unverdiente Güte überwältigt mich ſo ſehr, daß ich Ihnen das Gefühl meines Dankes nicht auszudrücken vermag. Aber — ſollte ich mit meiner kummervollen Gegenwart Ihr heiteres, glückliches Eheleben verdüſtern?"

Ein lächelnder Zug melancholiſchen Hohnes ſchwebte um den Mund der jungen Frau, während ſie mit einem verſtohlenen Seufzer erwiederte: „Ach! mein Leben iſt ſo gar heiter und glücklich nicht, wie man vielleicht glaubt. — Ich bin oft kränklich; der vergebliche Wunſch nach Kindern verſtimmt meinen Mann, und nagt — um ſeinetwillen — an meinem Herzen. Ich liebe meinen Mann gewiß unausſprechlich! aber deſſenungeachtet kann ich die Anhänglichkeit an mein Vaterland nicht ſo weit überwinden, daß ich mich hier heimiſch wohl zu fühlen vermöchte. Ach! das Heimweh iſt vielleicht die fürchterlichſte Krankheit, und doch muß ich ſie meinem Manne verſchweigen. Der beleidigte Gatte würde den Arzt nicht unbefangen in dem Beſtreben, mich davon zu heilen, verfahren laſſen. Jüngſt ſah ich einen ſchönen Kupferſtich von Tharant, in welcher Gegend ich bei meiner verheiratheten Schweſter gelebt habe — — — ich betrachtete ihn mit Thränen der Sehnſucht, mein Mann bemerkte es, er ſchien gekränkt und ſchmollte mit mir.“

Marie ſchwieg, obgleich dieſe vertrauliche Erklärung ſie ſelbſt in ihrem gegenwärtigen Gemüthszuſtande, der doch jedes fremde Intereſſe ausſchloß, zu dem lebhafteſten Mitgefühl anregte. Eine innere Stimme ſagte ihr, daß die bedauernswerthe Frau, als eine verſetzte Pflanze, nur darum nicht in dem fremden Boden wurzeln und darin gedeihen könne, weil ihr die belebende Sonnenwärme der wahren Liebe fehle. Dieſe Ueberzeugung veränderte plötzlich Mariens Empfindung für die langeliebte Frau ihres Freundes, und erweichte ſie zum zärtlichſten Mitleid. Sie hatte im Grauen dieſes Morgens erfahren, daß des Doctors Gemüth ſo reich und ſtark ſei, daß es, ſelbſt nur im Ausgeben freundſchaftlicher Theilnahme, den Schmerz eines unerſetzbaren Verluſtes lindern und beſänftigen könne; wie viel mehr mußte die Fülle ſeiner Liebe jeden eingebildeten Mangel zu übertragen im Stande ſein! —

Noch einmal wiederholte die Doctorinn mit der unverkennbarſten Aufrichtigkeit ihr gemachtes Erbieten, und Marie nahm es für eine kurze Zeit an, in welcher ſie an ihren Oheim ſchreiben, und ihm den Hintritt ihrer Mutter, wie die ganze Verlaſſenheit ihrer Lage melden, und dann ſeine Antwort, die vielleicht ein Ruf in ſein Haus ſein könnte — abwarten wolle.

Dieſer Oheim, der Juſtiz-Präſident in der Provinz S . . . . . Mariens Mutter hatte ihm von Zeit zu Zeit geſchrieben, und da dieſe edelſtolze Frau ihre Bedürfniſſe nach der knappen Gemeſſenheit ihrer Mittel einzuſchränken verſtand; ſo hatte ſie es ſtets verſchmäht, den wohlhabenden Bruder um irgend eine Unterſtützung anzugehen. Auch Mariens

Schreiben, auf das rührendſte abgefaßt, athmete dieſen Sinn. Sie ſchilderte der Mutter langes Leiden und Dulden, ihr chriſtlich ſchönes Sterben, und nun die bange Schutzloſigkeit, worin die Heimgegangene ihr verwaiſetes Kind zurückgelaſſen habe. Dann fragte ſie den Oheim, ob er nicht eine Gehülfinn in ſeinem Hausweſen, eine Lehrerinn für ſeine jüngſten Kinder brauchen könne; und führte mit beſcheidener Wahrheit die Fähigkeit auf, wodurch ſie in den genannten Functionen nützlich zu werden hoffen dürfe.

Die alte Judith ſchüttelte mißbilligend den ſilberweißen Kopf unter der ſchweren Goldhaube, als ſie Mariens Entſchluß vernahm, die gaſtliche Einladung ihrer Hausgenoſſen für unbeſtimmte Zeit anzunehmen. „Ich fürchte nur,“ ſagte ſie, „meine liebe Marie wird an des Doctors Tiſche nicht auf Roſen ſitzen! — Es iſt brav von ihm gethan, und noch hübſcher von ſeiner Frau, daß ſie Ihnen dieſen Vorſchlag gemacht; aber klug und vorſichtig wäre es geweſen, hätte mein Engelchen dieſer gefährlichen Artigkeit den Rücken gekehrt: denn wer dem Feuer zu nahe kommt, den brennt es. Lieber als ich, ſoll mir Gott helfen! hätte Ihnen Niemand auf Erden das Bißchen Koſt und alles Nöthige gegeben. Daß Sie fortan zinsfrei wohnen, darüber werden wir nicht erſt ein Wort wechſeln —; allein es würde nicht fein klingen im Ohre der Freier, wenn es hieße: die liebenswürdige Marie Arolar iſt die Schutztochter einer alten Jüdinn — und wenn es auch Frau Judith Nathan wäre, die einen Stein bei manchem Chriſten im Brette hat. — Still, mein Töchterchen! ich weiß, was Sie ſagen wollen; doch es muß Alles Art haben in der Welt. Da hätte ich denn etwas Beſſeres für Sie im Sinne. Im Hauſe des Conſiſtorialraths Sonnes wohnt die Gräfinn Rabenau; ſie iſt über die Siebenzig hinaus, und alſo alterſchwach, auch adelſtolz, wie die hohen Herrſchaften vor alten Zeiten; denn ſie nähme es wohl an, daß man ihr den Rock küßte — und grillenhaft, wie die meiſten vornehmen Leute; übrigens eine reſpectable Dame von Charakter, vor der man Regard haben muß. Man ſagt, das junge Geſellſchaftsfräulein der Gräfinn werde einen Theologen heirathen, den ſie durch die verſtorbene Conſiſtorialräthinn kennen gelernt, die eine weitläuftige Verwandte von ihm war. Wäre dies nicht eine Stelle für mein Mariechen? Sie wurden keine Noth und gute, ruhige Tage haben. Meines Wiſſens hat die Geſellſchafterinn nichts weiter zu thun, als daß ſie ihrer Dame am Morgen Briefe und Zeitungen vorleſe und die Maſchen am Strickſtrumpfe aufnehme, die ſie fallen läßt, weil ihre Augen ſchwach werden. Am Nachmittage ſchenkt ſie einer Anzahl von Erbſchleichern, die täglich zur Viſite kommen, Caffee und Thee ein, und am Abend ſpielt ſie mit der Gräfinn Rapuſe oder Toccatille; das iſt der ganze Lebenslauf."

Marie ſchauerte, und ſprach: „Gott behüte mich vor dieſem tödtenden Müſſiggange! mein ganzes Weſen würde darin erſtarren. Nein! ich will ja gern dienen, eine fleißige, demüthige Magd — nur nicht auf dieſe Weiſe. Auch bedarf ich wenig; nur das Bewußtſein kann ich nicht entbehren, daß ich die Kräfte, welche Gott mir gab, für edlere Zwecke übe." — „Nun mein Kind, Sie haben Ihren Willen," verſetzte Frau Judith, nicht ohne einen kleinen Anflug flüchtiger Empfindlichkeit; „es wäre jedoch möglich, daß wir einmal weiter über dieſe Sache ſprächen."

Nachdem Marie lange noch umſonſt nach der Apotheker-Rechnung geſucht hatte, die ſie verlegt zu haben meinte, ließ ſie um eine andere bitten, und das ihr unbegreifliche Verſchwinden derſelben mit der Zerſtörung entſchuldigen, in die ſie durch den Tod ihrer Mutter verſetzt worden ſei. Der Apotheker ſendete ihr ſtatt deren eine vollſtändige Quittung über den Betrag ihrer Schuld. Jetzt ahnete Marie in dem Doctor den Entwender wie den Zahler, und wenn dieſer ſtille Beweis ſeiner großmüthigen Freundſchaft ihrer zarten Dankbarkeit auch zu viel dünkte, da er ohnedies für ſeine großen und langen Bemühungen um ihre Mutter nie zu einer Liquidation zu bewegen geweſen; ſo hatte doch dieſe Wohlthat ihren geeignetſten Zeitpunct gefunden, wo die Begräbnißkoſten den empfangenen Vorſchuß für die Perlen uberſtiegen und Marien zwangen, ihre anerzogene Scheu vor jeder Geldſchuld zu überwinden, und ein kleines Darlehn von Frau Judith anzunehmen.

Der Doctor wollte die Leiche der Frau Adolar ſehen, und Marie begleitete ihn an die ſtille Stelle, die ihrer kindlichen Liebe nur Wehmuth, kein Grauen erregte. Hier ergriff ſie ſeine Hand, und dankte ihm mit rührender Innigkeit für alle Sorgfalt ſeiner Kunſt und Mühe, die er ſo lange und ſo treu aufgewendet, um dies aufgelöſete Leben zu erhalten. Sie nannte ſich nächſt dem in Betreff der getilgten Rechnung, mit vorausſetzender Gewißheit, ſeine tiefverpflichtete Schuldnerinn.

Der Doctor legte ſeine Hand mit einem leiſen Berühren auf Mariens Lippen, und ſprach: „Kein Wörtchen des Dankes uber dieſen geringen Gegenſtand, liebe Marie! das harte Geld druckt und preßt mit beklemmender Schwere den Schlag manches Herzens hienieden — über dieſes ſtillſtehende hier ſoll ſelbſt der Klang ſeines Namens nicht mehr hintönen! Die Stätte iſt zu hehr und heilig für ſo kleinliche Angelegenheiten. O Marie! als ich vorgeſtern die Rechnung auf dem Tiſchchen am Bette Ihrer Mutter liegen ſah, und meine Kranke in ſo verändertem Zuſtande fand, dachte ich, es könne die Unſchicklichkeit der Verordnung Ihrer guten Mutter wohl gar ein wenig alterirt, wie reizbar ſind Kranke nicht! und ſomit weſentlich zu der jähen Verſchlimmerung ihres Befindens beigetragen haben. Die Worte fielen mir ein: der Buchſtabe tödtet! Hier ſchienen ſie mir, wenn auch in ungewöhnlichem Sinne, Anwendung zu leiden; die Ausſprüche der Schrift mögen oft eine willkürlichere Deutung erfahren haben. — Ich ergrimmete im Geiſte, daß es ſo und nicht anders auf Erden iſt — und ließ meinen Zorn an dem unſchuldigen Papier aus. Doch Ihrer Mutter Augen hatten ſich bereits ſchlummernd für das Irdiſche geſchloſſen, um ſie auf einem ſchöneren Sterne wieder zu öffnen — und ich hätte mir den gewaltthätigen Raub des Blattes erſparen können. Sie, meine gute Marie, würden ja mit Ihrem brüderlichen Freunde die Erbſchaft getheilt haben, eine leichte Pflicht der Liebe und Achtung für unſere Selige in dieſer kleinen Schuld abzutragen, da Sie mir das Glück gönnen, Sie, den theuerſten Nachlaß der zärtlichſten Mutter, in meine ſchützende Obhut zu nehmen."

Marie ſeufzte; das Feuer, womit der Doctor ſich ihrer, als eines freundſchaftlichen Eigenthums, verſichert hielt, worauf ihm ſeine bethätigte Geſinnung für ihre Mutter ein Anrecht gegeben, regte den vorwurfsvollen Zweifel in ihr an, ob ſie nicht dankbarer gegen den Freund gehandelt haben würde, wenn ſie ihn gemieden hätte, gleich einem Uebelwollenden; zugleich fühlte ſie, daß ein ſpäteres Losreißen aus den perſönlichen Verbindlichkeiten, die ſie eingegangen war, beſondere Schwierigkeiten für ſie haben könnte — und ſie beſchloß, mit der beſonnenſten Vorſicht über die Freiheit ihres Herzens und Willens zu wachen.

Mit dieſem Vorſatze gerüſtet, der ihrem erſchütterten Gemüthe Noth that, ging Marie den gefürchteten Gefahren ihrer neuen Situation entgegen.

Jeden Morgen früh um neun Uhr, nachdem Doctor Dante die Ronde bei ſeinen Patienten angetreten, ging Marie zu ſeiner Frau hinüber, und kehrte erſt zur Zeit des Schlafengehens in ihr einſames Stübchen zurück. Die Doctorinn, eine kunſtreiche, leidenſchaftliche Stickerinn, liebte die Geſchäfte der Häuslichkeit nicht; ſie machten ihr läſtige Mühe, deren ſie ſich ſo kurz als möglich, wenn auch zum Nachtheile ihrer Leiſtungen — zu entledigen ſuchte. Marie hingegen war darin ganz in ihrem Elemente. Sie überſah mit klarem Auge das Ganze, und behandelte dann auch den geringfügigſten Gegenſtand, der nun einmal in den Kreis ihrer Pflichten gehörte, mit jener ſtillen, ernſten Sorgfalt, welche der Erkenntniß folgt, daß unſere Beſtrebungen von zweckmäßiger Nützlichkeit ſind.

Marie hatte nicht ſobald die Mängel in dem Hausweſen ihrer Freunde bemerkt, als ſie den lebhaften Wunſch fühlte, hier verbeſſernd einwirken zu können, und dadurch im Stande zu ſein, die Schuld einigermaßen abzutragen, zu welcher ſie ſich durch die erſinnlichſte Güte von Seiten des Doctors, wie durch die zuvorkommende Gefälligkeit ſeiner Frau, mit jedem Tage mehr verpflichtet fühlte. Es ward Marien nicht ſchwer, das Amt der Schlüſſel von der Doctorinn zu erhalten, die der Ehre lächelte, es zu führen, und nun waltete ſie in leiſer, emſiger Geſchäftigkeit umher. Auch war Allen damit geholfen. Clotilde — wir wollen die Doctorinn künftig ſo nennen — war nicht ohne Geiſt und Gefühl; allein die

Gabe war ihr verſagt, ſich Anderen mit Anmuth und Leichtigkeit mittheilen zu können. Nur der Impuls einer er[illegible] Tode von Mariens Mutter) oder einer ſtärkeren Bewegung ihres Inneren öffnete die ſtrengverſchloſſene Bruſt, und dann erkannte der fremde Blick ein Herz, das minder kalt und leer als unbeglückt war, weil die mattgewordene Liebe für den Mann ihrer Wahl fort und fort von angeſtammten Vorurtheilen bekämpft und faſt niedergerungen worden. Es wäre daher für die ſchweigſame Clotilde eine höchſt peinliche Anſtrengung geweſen, wenn ſie Marien als einen Gaſt hätte betrachten ſollen, deſſen Unterhaltung ihr obliege, und eben ſo wenig würde Marie fähig geweſen ſein, auf Tage, Wochen, Monate vielleicht, den dünnen Faden des Geſpräches auszuſpinnen, zu welchem das Vertrauen mit vorbehaltender Kärglichkeit nur einen unzureichenden Stoff lieferte. Jetzt aber konnte Clotilde ungeſtörter als ſonſt an ihrem Rahmen verweilen, wo ſie mit einer Sehnſucht, flammend wie die Seide, welche ſie verarbeitete, eine Gegend der ſächſiſchen Schweiz, die Erinnerungen an ihre Brautzeit abgab, für das Hauptblatt einer Brieftaſche ſtickte, die ſie ihrem Manne, als ein Angebinde für ſeinen Geburtstag, heimlich zugedacht hatte.

Während deſſen hielt Marie ihren Umlauf durch die Wirthſchaft und ſorgte dafür, daß dem Doctor immerdar wohl und behaglich in der trauten Heimath wäre. Sie ordnete und ſchaffte, half nachläſſigen Gewohnheiten ab, die ſich eingeſchlichen hatten, und nahm ſich mit Eifer und Fleiß langverſäumter Arbeiten an, die liegen geblieben waren, weil die Hausfrau die anſchwellende Laſt derſelben zuerſt geſcheut hatte, und nun nicht mehr zu überſehen vermochte. Marie that dieß ohne Anſpruch und Geräuſch, und ihre ſtille Thä- [illegible] ihrer Mühe, dem theuerſten und einzigen Freunde, den ſie auf der Welt beſitze — zu Gute käme.

Der Doctor, obgleich er laut darüber zu werden klüglich unterließ — empfand die Wirkſamkeit des guten Geiſtes, der ſeiner Häuslichkeit vorſtand, wie den leiſen Hauch der reinen Liebe, welcher Alles, was für ihn geſchah, durchathmete. Es ward ihm wohl und wehe dabei zu Muthe, wie Einem, der nach langem Winterfroſte die Milde der Frühlingsluft fühlt. Er lernte einſehen, daß der Mann, dem der Segen einer guten Hausfrau geworden, auch in der beſchränkteſten Lage reich zu nennen ſei, wenn der Gatte, für den ein liebendes Weib Sorge trage, einen Himmel voll Seligkeit ſein nenne. Doch dieſe Frucht vom Baume der Erkenntniß war bitter für ihn; denn das Paradies dieſes Beſitzes, das in Mariens lieblicher Geſtalt, in ihrem Walten und Weben vor ſeinen Augen lebte, war ihm verſchloſſen für immer.

Wenn Marie bei Tiſche die Suppe vorlegte, oder des Abends, wenn der Doctor von einem ſpäten Ausgange erfroren nach Hauſe kam, ihn den wärmenden Thee einſchenkte, und die Cigarre zurecht legte; dann täuſchte ſich ihr unſchuldiges Gefühl mit dem ſüßen Traume ehelicher Fürſorge für einen geliebten Gemahl: doch wenn Clotilde mit vertraulichem Recht ihren Mann neben ſich auf das Sopha zog, ſeine Hand küßte, mit der er ihrem ſchönen Haar liebkoſete, ſich dann an ſeine Bruſt ſchmiegte und dort einſchlief; wenn er ihr Grüße und Aufträge von ihren beiderſeitigen Bekannten ausrichtete, die Marien fremd waren; wenn endlich der Wächter mit heiſeren Baßtönen die Bürgerſtunde abrief, und Marie die ſeidenen Bettdecken im anſtoßenden Alkoven rauſchen hörte, und die argandiſche Lampe ihren magiſchen Schein über die Einrichtung des Schlafgemachs ausgoß, dann eilte ſie mit einem Herzen, das ein geheimnißvoller Schmerz ſchwellen machte, in ihr Zimmer, wo die treue Sabine in unbezwingbarer Schläfrigkeit ſchon lange nach ihrer jungen Gebieterinn geſeufzt hatte. Schnell entließ ſie die ſtörende Zeuginn jeglicher Dienſtpflicht, die zu leiſten geweſen wäre, und ſaß und ſann noch lange in nächtlicher Stille, vom Glanz des Mondes umfloſſen.

So war ein Monat hingegangen, als Marie ſchon leiſe zu fühlen anfing, daß ihr Verhältniß zu dem Doctor und ſeiner Frau doch nicht ganz in der Ordnung ſei. Sie wußte ſelbſt nicht, warum es ihr unausſprechlich gewiß war, daß es nicht lange ſo bleiben könne, da doch Clotildens Wohlwollen für ſie mit ihrem Zutrauen zuzunehmen ſchien, und der Doctor — öftere Anflüge einer ſchwermüthigen Laune ungerechnet — das Glück, das ihre hülfreiche Hand gewähre, wenn auch nicht mit Worten, doch unverkennbar auszudrücken wußte.

Eines Tages, als der Doctor, einem ihm ärgerlichen Scheuerfeſte auszuweichen, ſich während ſeines kurzen Zuhauſeſeins in dem Wohnzimmer, wo die Frauen waren, aufhielt, verlangte ihn ein Mann zu ſprechen. Clotilde wie Marie ſahen ſich flüchtig nach dem Eintretenden um, und bückten ſich dann ſchweigend auf ihre Arbeit nieder. Es ſchien der Kleidung nach ein gemeiner Bürgersmann zu ſein, und das kupferfarbige, aufgedunſene Geſicht, der ſchwammige Rundbauch, bezeichneten ihn als einen Trinker der roheſten Claſſe.

„Ich komme nur,“ ſagte er, und zog einen kleinen, ſchmutzigen Beutel hervor: „um redlich meine Schuld zu bezahlen; habe ich Sie doch lange genug darauf warten laſſen.“

Der Doctor hieß ihn niederſitzen, und der Mann zählte unter widrigem, plebejem Geſchwätz einige Thaler in zuſammengeſuchten Münzſorten auf. „Aber, Herr Doctor,“ hob er wieder an, indem er die ſchiefen Geldreihen mit dem Finger überlief, „Sie werden mir doch etwas nachlaſſen, wenn ich Ihnen ſage, daß der Apotheker einen Thaler weniger als Sie gefordert? Und der hat doch etwas dazu gegeben; bei Ihnen ſind es bloß die paar Rezepte — — —“

Eine zornige Röthe loderte über des Doctors Geſicht; mit raſcher Hand ſtrich er das Geld zuſammen, und ſprach: „Ich ſchenke Ihnen das Ganze! gehen Sie, und trinken Sie dafür auf meine Geſundheit und auf meine Geduld! —“

Der Bürger ſtutzte betroffen. Dieſer großmüthige Erlaß, ihm in einem Tone gegeben, deſſen verachtender Vorwurf ſelbſt ſeinem dumpfen Bewußtſein fühlbar wurde, kam ihm gänzlich unerwartet. Der Doctor, der ſein Kind von einer langwierigen, ekelhaften Krankheit curirt hatte, war beleidiget, das merkte er wohl, und nun vertheidigte er die unverſtändige Zumuthung auf eine ſo trotzige und unverſchämte Weiſe, daß er dadurch nur das Uebel ärger machte.

„Gehen Sie, Gott befohlen!“ ſagte der Doctor, ſich mühſam mäßigend, ließ den Ueberläſtigen ſtehen, und ging in das Nebenzimmer.

Clotilde hob, als der Bürger fort war, das glühende Geſicht von dem Stickrahmen empor, und ſah Marien an, als wolle ſie deren Meinung über die unangenehme Scene in ihren Zügen leſen. „Nun, was ſagen Sie zu dem Auftritt, Marie?“ fragte ſie in ſichtlicher Aufregung, und der Seidenfaden riß unter ihrer unſichern Hand.

Daß der rohe Unverſtand eines gemeinen Trunkenboldes viel zu tief unter der Würde eines edlen Arztes liege, als daß die Freudigkeit zu dem ſchönen Berufe, dem er mit Segen vorſteht, dadurch leiden könnte, oder die Gattinn, welche mit Recht auf die ehrenwerthe Wirkſamkeit ihres Mannes ſtolz iſt, ſich länger als einen ſchwachen Augenblick dadurch gekränkt fühlen dürfte;“ antwortete Marie ſanft, aber mit dem feſten Tone der Ueberzeugung.

„Stolz?“ wiederholte die Doctorsfrau mit einem ſchneidenden Lächeln; dann richtete ſie die Augen, aus denen Thränen brachen, zur Decke, faltete die Hände und ſprach: „Das weiß Gott am beſten! Sie ſind im Irrthum, meine gute Marie. Grade der Beruf meines Mannes iſt es, was mein Leben verbittert, und die niegekannten Schmerzen der Herabwürdigung über mich bringt. O glauben Sie mir!“ fuhr Sie im leidenſchaftlichen Aerger fort, „es iſt der unglückſeligſte Stand auf Erden! Er iſt dem mißhandelnden Urtheile des Pöbels preisgegeben, wie Figura uns eben gewieſen — und ſeine Subſiſtenz hängt nicht von dem Grade ſeiner Kunſt, oder von dem Pflichteifer, womit er ſie treibt, ſondern von der wechſelſeitigen Laune des Publikums ab. Seine verdienſtlichen Leiſtungen ſind vergeſſen, ſobald ein kleiner Verſtoß gegen geſellſchaftliche Rückſichten, oder eine gebührliche Liquidation der Undankbarkeit zum Vorwand dient.

Das Vergnügen der Neuheit iſt den meiſten Menſchen ſo lockend, um einer ungeprüften Bekanntſchaft willen bewährte Vorzüge und Vortheile hintanzuſetzen, und die gemeinen Leute, denen es ſelten ſo gut kommt, daß ſie für ihr ärmliches Geld einen Mann beſſeren Standes in Bewegung ſetzen können, nehmen in der Regel bei jeder vorkommenden Gelegenheit einen anderen Arzt, um dann mit empörender Frechheit über die Verſchiedenheit in der Behandlung ihrer Kranken abzuſprechen. — Wer an ſolche Verhältniſſe gewöhnt, mit ihren Kränkungen vertraut iſt, der mag ſie vielleicht ertragen können, ohne deshalb unglücklich zu ſein; — mir — iſt dies unmöglich. O Marie! ich will Ihnen ſagen, warum ich es auch nimmer lernen werde. Ich bin, wie Sie wiſſen, aus einem alten Hauſe Sachſens. War auch der Glanz unſerer Familie in unglücklichen Schickſalen erloſchen, und die finanzielle Zerrüttung unſerer Umſtände von der Art, daß nur der frühe Tod meinem Vater als der einzige Retter kam, den er erwarten durfte; ſo hatte ich doch in einer harmlos und glücklich verlebten Kindheit und Jugend weder jenen Verfall noch dieſe Bedrängniſſe empfunden. In einem großen, ritterlichen Schloſſe geboren und erzogen, das in einer paradieſiſchen Gegend lag, ward ich gleich einer kleinen Fürſtinn bedient, und an die tiefe Ehrerbietigkeit unſerer Unterthanen gewöhnt, verwuchs der Gedanke in meinem Geiſt, daß mich meine Geburt für immer über die Claſſen arbeitender Bürger und Bauern erhoben, ſo daß ich ihre läſtige Näherung nur dulden dürfe, wenn ſie mir dienſtbar ſein ſolle.

Meine Schweſter, viel älter als ich, ward vielleicht, als ſich ein reicher, greiſer Edelmann um ſie bewarb, den ſie auszuſchlagen aus mir bewußten Gründen ſehr geneigt ſchien — in das Geheimniß von dem Kummer meiner Eltern eingeweiht; denn ſie nahm ihn, wenn auch ſehr ungern. Kurze Zeit darauf ſtarben innerhalb von acht Tagen Vater und Mutter, und auf unſer Erbrecht an ihrem Nachlaß legten die Gläubiger Beſchlag.

Ich zog nun zu meiner Schweſter. Sie lebte im Ueberfluſſe eines ſtandesmäßigen Reichthums; aber ihr Herz darbte — und von dem Beiſpiele ihrer ſtillen Unzufriedenheit geſchreckt, nahm ich mir vor, nur nach Liebe heirathen zu wollen. Ich dachte nicht, daß angeborene Anſprüche ihre gebietende Macht auch über die ſtärkſten Gefühle unſeres Herzens üben.

Da kam der Krieg. Meines Schwagers Dörfer und Schlöſſer gingen in Feuer auf; ſeine Vorräthe wurden verſchlungen oder verwüſtet. Wir geriethen mehrere Male in perſönliche Lebensgefahr. Ordnung und Geſetzmäßigkeit hatten aufgehört. Alles ging in einem furchterlichen Chaos durch einander.

Mein Mann ward mit mehreren ſeiner tapferen Waffenbrüder ſchwer verwundet auf unſeren Stammſitz gebracht, und das Schloß ward beinahe zum Lazarethe.

Dante hatte ſehr brav gethan, und ſelbſt mein alter Schwager pries das Lob des jungen, feindlichen Offiziers, deſſen unerſchrockener Muth und großherziges Betragen ſich bei einer Gelegenheit rühmlichſt auszeichnete, wo mein Schwager, durch die rohe Ausübung der Kriegsgewalt unter dem Schutze unſerer ſogenannten Freunde und Verbündeten preßhaft geängſtet, den nächſten Vortheil davon zog. Er bekannte ſich dankbar zu der großen Verbindlichkeit, und trug mir auf, für die beſtmöglichſte Pflege des braven Offiziers beſorgt zu ſein. Ich erfüllte dieſen Auftrag treu. Ein junger Krieger, deſſen Stirne ein friſcher Lorbeer ſchmückt, hat, wenn auch in der Entſtellung von Wunden und Tod, einen rührenden Reiz für ein edles Frauengemüth! Die Zeit, worin ich meinen Mann kennen lernte, war überdies geeignet, den Gehalt perſönlicher Verdienſte geltend zu machen, und jede Anmaßung auf todte Beſitze und Rechte zu entkräften; — und ſo waren Verſtand und Herz in mir einverſtanden, daß mein guter Dante wohl der Liebe werth ſei, die er mir eingeflößt hatte, und welche er in ſtärkeren Graden für mich, ſeine Pflegerinn, zu empfinden ſchien. Der Drang der Umſtände, die heimliche Abſchiedsſtunde, vollendete unſer Verhältniß. Er entdeckte ſich mir, und ich gab ihm das Verſprechen meiner Hand und meiner Treue, indem ich ſeiner ängſtlichen Beſorgniß lächelte, daß ſein bürgerlicher Name und Beruf mein Glück als ſeine Gattinn ſtören könne. — Endlich erhielt mein heimgeſuchtes Vaterland eine traurige Ruhe. Die fürchterlichſten Ereigniſſe lagen hinter uns. Ueberall zeugten wüſte Brandſtätten, öde Trümmer und grauſe Scenen der Zerſtörung von den ſchweren Leiden, unter denen das ſchöne Sachſen geblutet hatte.

Mein einſamer Brautſtand dauerte lange, und nur einmal hatte ich meinen Mann wiedergeſehen, ehe ich ihm als ſeine Frau hierher folgte. Es war, wie er aus Frankreich zurückkehrte, um ſich hier als Arzt niederzulaſſen. Die ſtattliche Militair-Uniform, in welcher er vor mich trat, der Orden auf ſeiner tapferen Bruſt, lieh der ſchönen Geſtalt meines Mannes einen Glanz edler Ritterlichkeit, der mich entzückte, und mich nicht an die Zukunft denken ließ, wo, indem er dieſen Schmuck abſtreifte, er auch den freien, ſtolzen Nacken zu ſeiner und meiner Erniedrigung — unter das Joch bürgerlicher Dienſtbarkeit beugen würde.

Die erſte Ahnung, daß dieſer Wechſel einen weſentlichen Einfluß auf das Glück meiner Liebe üben würde, regte ſich in mir, als mein Mann zu unſerer ſtillen Hochzeit kam, und ich ihn zum erſtenmale in dem ſchlichten Civilrocke ſah; mit ſeinen Außenfarben hatte ſich auch ſein ganzes Weſen verwandelt. Er ſchien mir düſter, ernſthaft und nachdenkend, als hätte er einen ſchweren Patienten zu behandeln — das Feuer ſeiner Leidenſchaft, früher ſo verzehrend, gleich der Kriegesfackel, an der es ſich entzündet hatte, war eine häusliche Flamme geworden, nur eben groß genug, uns die tägliche Koſt genießbar zu machen. Ich ſchob dieſe Veränderung auf ſeine dermaligen Verhältniſſe, und ich mag es Ihnen nicht leugnen, liebe Marie, der Stand, welcher meinen Mann mit Sinn und Seele ſo in Beſitz nahm, daß er ſein Herz darüber vergaß, ward mir im Voraus ſehr zuwider. Ich kam nun hierher. Die engen Räume dieſer Wohnung, im Vergleich zu meinen frühern großartigen Umgebungen, die kleinbürgerlichen Sitten und Verbindlichkeiten, denen ich mich unterziehen mußte, ſchnürten mir die Bruſt zuſammen; doch faſt unerträglich preßte mich die Bemerkung, daß der Arzt nicht nur allzeit gehorſamer Diener des höheren Publicums ſein müſſe, ſondern auch jedem beleidigenden Anſinnen des gemeinſten Pöbels ausgeſetzt, ſeine Würde nicht immer mit verdienter, herabſehender Verachtung gegen dieſe Leute behaupten könne, da, was mir ein entſetzlicher Gedanke iſt! ein Theil ſeiner Subſiſtenz von dem Volke abhängt, welches auch ſtets mit der kecken Manier Hülfe ſucht, worin ſich das Bewußtſein ausſpricht: es komme, um dem Herrn Doctor ein Stücklein Brod zuzuwenden.“

Hier ſchwieg Clotilde, und verſank in eine dumpfe, kummervolle Stille. Marie war während dieſer langen Erklärung in der ſonderbarſten Gemüthslage. Sie hielt Clotildens Loos für höchſt beneidenswerth, und mußte jetzt erfahren, daß es einen Maßſtab dafür gebe, an welchem es mangelhaft und unzureichend für die ſtolzeren Wünſche ſeiner Beſitzerinn erſchien. Ihr Gewiſſen ſchlug, da ſie an die Worte ihrer ſeligen Mutter dachte — der Doctor hätte

Mariens nähere Bekanntſchaft wahrſcheinlich auf Koſten ſeiner Braut gemacht — die ahnungsloſe Mittheilung ſeiner Gattinn hatte dieſe Vermuthung beſtätiget. Ein gefährlich heißes Mitleid mit dem edlen Freunde wallte in ihr auf, indeß das Bedauern für ſeine Frau ſich mit leiſen Regungen inneren Tadels miſchte, den eine Stimme ihres Herzens wiederum unterdrückte, welche Marien ſagte, daß ſie ſich um ſo weniger zur Richterinn über Clotildens Vorurtheile berufen glauben dürfe, als ſie ſich bewußt ſein müſſe, ſelbſt, als eine unfreiwillige Störerinn, beigetragen zu haben, daß ſie ſich in ihren Hoffnungen getäuſcht ſähe. Von ihrem Gefühl hingeriſſen ſagte ſie jetzt: „Theure, arme Frau! die ſo glücklich ſein könnte, und es doch nicht iſt! — Der beſte, achtbarſte, treu — zärtlichſte Gatte iſt Ihnen zu Theil geworden, und dieſe Ueberzeugung genügt Ihnen nicht, ſich vor Tauſenden unſeres Geſchlechts, welche ihre ſtillen, liebenden Wünſche der harten Nothwendigkeit zum Opfer bringen müſſen — beſeliget zu fühlen? Sie liebten, vergeben Sie mir, meine Freundinn! wenn ich ganz aufrichtig ſpreche, den Soldaten, den Sieger; der dem Tode Geweihete rührte; und der friedliche Bürger, der Lebensretter, iſt niedriger geſtellt von Ihrer Phantaſie. Aber darf dieſe die Zufriedenheit einer Gattinn beſtimmen? — Ich will das Verdienſt der Tapferkeit nicht verkleinern, noch beſtreiten, daß der Glanz des Waffenruhms um das Haupt deſſen, der ſich ihn in Gefahren erwarb, einen Nimbus verbreitet, vor dem die Glücksſterne derer erbleichen, die dem öffentlichen Wohle in ruhiger Sicherheit nützen; aber die ſtille Bürgertugend hat doch auch einen unſchätzbaren Werth! — Oder halten Sie es edler, wenn der Krieger im Drange einer grauſamen Pflicht den Feuerbrand in friedliche Dörfer ſchleudert, als wenn der Arzt, Gott ſegne ihn! ein erflehter Engel, das Heil der Geſundheit in die Hütten der Armuth trägt? Scheint es Ihnen größer, ein blühendes Leben zu vernichten, als ein gefährdetes zu erhalten? Schmerzen zu bereiten, als Leiden zu lindern? — O der Beruf des Arztes iſt erhaben und göttlich! er iſt das Werkzeug der himmliſchen Barmherzigkeit! die ſichtbare Segenshand des ewigen Helfers! — Und nun, meine Liebe, wie mag es Ihnen nur demüthigend erſcheinen, daß die arbeitende Hand des ſogenannten gemeinen Mannes ein Scherflein zu ihrem Auskommen darreichen muß. Eſſen nicht Könige und Kaiſer von dem nährenden Brode, das die mütterliche Erde allen ihren Kindern bereitet? Lebt nicht der fürſtliche Herrſcher vom Staate, den nicht bloß Reiche und Vornehme, ſondern die Mehrzahl der Armen und Geringen unter dem Volke bildet? — Gern glaube ich es, daß Leute niederen Standes ſich in ihrem Verkehr mit dem Arzte manches gröblichen Mißgriffs ſchuldig machen mögen; allein die höhere Bildung des Letzteren, wenn ſie mit ihrem weſentlichſten Beſtandtheil, mit philoſophiſcher Ruhe, verſehen iſt, wird für Unverſtand und Roheit keine Empfindlichkeit, ſondern nur ein entſchuldigendes Lächeln haben. — O Clotilde!“ endete Marie in begeiſterter Vergeſſenheit, und drückte die Hand der Doctorinn an ihre bewegte Bruſt, „das Loos des Lebens iſt ihnen auf das lieblichſte gefallen, und — — —“

Ein Geräuſch im Nebenzimmer, der Ton eines Seufzers, machte dieſen verrätheriſchen Erguß ſtocken. Clotilde wie Marie entſetzten ſich ſtill vor der Möglichkeit, daß der Doctor, an deſſen nahe Gegenwart ſie nicht mehr gedacht hatten, dieſen vertraulichen Austauſch von Anſichten und Meinungen, deren Mittelpunkt er war, belauſcht haben könnte. Eine lange, ſtumme

Pauſe riß dies Geſpräch gewaltſam ab, und nach dem Verlaufe einer Viertelſtunde ging Clotilde in ihres Mannes Zimmer; er war ausgegangen, und beruhigt kehrte ſie zurück.

Später als gewöhnlich kam der Doctor heute nach Hauſe. Er ſah verſtört aus, entzog ſich kalt und verſtimmt den Liebkoſungen ſeiner Frau — und blätterte wortkarg in einem Journale, indem er dann und wann einen trüben Blick über das Heft auf Marien warf, die in gleicher Schweigſamkeit arbeitete. Ach! der Doctor hatte unglücklicher Weiſe das Geſpräch ſeiner Frau mit Marien Wort für Wort mit angehört. Obgleich die Aeußerungen Clotildens nichts enthielten, was er nicht längſt gewußt und gefürchtet hätte: ſo empfand er doch, daß zwiſchen dem wörtlichen Ausſpruche einer mißfälligen Geſinnung und der bloßen Vermuthung davon ein Unterſchied ſei; der ſchwache Troſt des Zweifels war ihm geraubt, und die entſchiedene Gewißheit, daß Clotilde ſich als ſeine Frau in einer Sphäre fühle, für welche ſie ſich nicht geboren glaubte — war ihm ſo peinlich und kränkend, als hätte er ein neues Unglück erfahren. Eine bittere Empfindung ſtieg in ihm auf; er dachte, vielleicht ſehr zur Unzeit — an das Geſchwätz der Frau Judith, als er ihr ſeine bevorſtehende Heirath mit Fräulein von Grauenfels anzeigte — und der Gedanke, daß er der blutarmen, adeligen Waiſe mit ſeiner Hand eine ihrer nicht unwürdige Verſorgung anzubieten gewähnt, ſchärfte das Gefühl ſeiner reuigen Beſchämung.

Auch Marie ſagte nichts, was er nicht geahnt hatte: — aber was und wie ſie ſprach, erfüllte ihn mit der Freude des Himmels, mit Bewunderung und Schmerz. Welch eine Doctorsfrau wäre Marie geworden! In welcher Verklärung ſchwebte der Beruf vor ihrer Seele, den der Stolz ſeiner Frau ſo gering achtete! Und wenn er auch Marien überall ein reines Urtheil zutrauen durfte, ſo geſtand er ſich doch leiſe, daß perſönliche Vorliebe hier ihrer Anſicht dieſen ſchwärmeriſchen Reiz und dem Tone ihres Vortrags dieſe überzeugende Innigkeit gegeben habe. In dieſer Stunde, wo ſein Herz ſich beleidiget und in ſeinen zarteſten Stellen verletzt, von Clotilden abwendete, ward ihm Marie theurer, als jemals. Er konnte jetzt weder die Eine noch die Andere ſehen, und ging aus, um ſich in Geſchäften zu zerſtreuen.

Die Stimmung ihres Mannes war indeß nicht ſo vorübergehend, als Clotilde gehofft hatte. Zwar verdoppelte er von dieſem Abend an ſeine aufmerkſame Sorge für ihre Zufriedenheit; aber ein kühler Schauer fröſtelte ſie aus ſeinem Thun und Treiben an, wenn ſie ihm ihre Dankbarkeit in Wort und Kuß ausdrücken wollte. Zwar vermied er jede Vertraulichkeit in Scherz und Ernſt mit Marien; allein eine zarte, wohlthuende Wärme athmete dennoch ſein Betragen gegen ſie, und daß er ſich ihr in eben dem Grade entfernte, als ſie ihm anziehender erſchien, bewies ihr, daß ſie unter dem Schutze ſeiner Achtung ſtehe.

Clotilde fühlte ſich zu der Bemerkung gezwungen, daß mit ihrem Manne eine Veränderung vorgegangen ſei, deren Grund ſie nicht in ihrer eigenen Unvorſichtigkeit ſuchte, ſondern in dem Zuſammenleben mit Marien zu finden meinte. Sie beobachtete das Mädchen mit eiferſüchtiger Aengſtlichkeit, und mußte geſtehen, daß auch nicht der kleinſte Flecken auf der reinen Vorwurfsloſigkeit hafte, womit es unter ihren Augen lebte. Nicht ganz ſo frei konnte ſie ihren Mann von dem Verdachte ſprechen, daß er Marien mit einer Werthſchätzung verehre und behandele, unter der ihr Näherrecht an ſeine zärtliche, liebevolle Aufmerkſamkeit für ſie ſelbſt wie an den ausſchließenden Beſitz ſeines Herzens — leide.

So wendete ſie nun, ganz nach Art weiblicher Eiferſucht, ihren leiſe erwachenden Unmuth nicht auf den ſchuldigen Gemahl, ſondern auf Marien, den Gegenſtand ihres heimlichen Argwohns.

Die arme Marie, welche, in Bezug auf das veränderte Benehmen des Doctors, der Wahrheit richtiger auf der Spur war, als ſeine befangene Frau, erzitterte ahnungsvoll, wenn ſie bedachte, daß ihr Hierſein dem Ehefrieden ihrer gütigen Freunde nachtheilig werden könnte. Sie fühlte, daß ſie hier keine dankbare Rolle übernommen habe, wie ſehr ſie ſich auch erſchöpfte, Clotildens läſſigem Haushalte nützlich und für das ſtillempfundene Mißtrauen derſelben unſchädlich zu werden. Und die ſtumme Erkenntlichkeit des Doctors mußte ſie gänzlich unbeachtet laſſen. Ihr weiches Gemüth litt unter dieſem Zuſtande einer zwanghaften Strenge, den ſie ſich aufzulegen für Pflicht hielt, und ſie ſehnte ſich nach erleichternder Freiheit, wenn ſie dieſe auch mit dem Verluſte ihrer äußern Unabhängigkeit erkaufen müßte. So ſah ſie demnach in geſpannter Erwartung der Antwort von ihrem Oheim entgegen, die unbegreiflicher Weiſe bis jetzt, nachdem faſt zwei Monate ſeit dem Tode ihrer Mutter verfloſſen waren, ausgeblieben, und welche — dies erkannte Marie klar — ihre gegenwärtige Lage verändern würde und *müßte*.

Der Winter war beinahe vorbei, und die ſtrenge, anhaltende Kälte in ein mildes, allmähliches Thauwetter übergegangen. Da ſaß eines Morgens Frau Judith am Fenſter ihres Wohnzimmers zu ebener Erde, empfing und erwiedert die Grüße der Vorübergehenden, die flüchtig ihre gedankenvollen Betrachtungen unterbrachen, in denen ſie den taktmäßigen Fall der Tropfen zu zählen ſchien, welche von dem gegenüberſtehenden Hauſe, aus den tiefſten Dachwinkeln von der höher ſtrahlenden Sonne zuſammengeſchmolzen, herabrannen. Frau Judith hatte kaum gemerkt, daß ein junges Mädchen bei ihr eingetreten war, welches den überhörten Gruß jetzt mit lauterer Stimme wiederholte.

Die Kleine ſchien auf der Grenze zwiſchen Kind und Jungfrau zu ſtehen, und etwa vierzehn Jahre alt zu ſeyn. Die elegante Neuheit des ſchwarzſeidenen Mantels, welcher dieſe ſchwächliche, unvollendete Geſtalt verhüllte, trug ſehr ſichtbare Spuren ſchonungsloſer Vernachläſſigung; das blonde, ſchöne Haar war ohne Sorgfalt geordnet, und das bleiche, matte Colorit dieſes feinen Geſichtchens deutete, wenn nicht auf Kränklichkeit und Schwäche, doch auf jene Schlaffheit der Conſtitution, die auf verſäumte Geſundheitspflege, wie auf einen trägen Gebrauch der körperlichen Kräfte ſchließen läßt.

„Ei, Fräulein Sonnes!“ ſagte die jüdiſche Matrone, indem ſie ſich von ihrem Armſeſſel erhob, „was bringt mir denn das liebe Alwinchen? Befindet ſich der Herr Vater bei guter Geſundheit, und die lieben Geſchwiſter auch? Ich habe lange die Ehre nicht gehabt, ihn zu ſehen.“

Alwine erwiederte: „Mein Vater iſt wohl, und wüßte er, daß ich — aber,“ fuhr ſie ſcheu und furchtſam um ſich blickend fort, „wir ſind doch allein, Frau Judith? Ich habe Ihnen etwas ins Geheim zu ſagen.“

„Mutterſeelenallein, mein Engelchen!“ antwortete die Jüdinn mit verſichernder Neubegier, „Aufpaſſer wären mir gelegen, da täglich und ſtündlich Leute zu mir kommen. Dafür habe ich ja die Domeſtiquenſtube. Aber nehmen Sie doch Platz, Fräulein Alwine, und ſprechen Sie frei; womit kann ich Ihnen dienen?“

„Es iſt nur eine kleine Bitte, Frau Judith,“ ſagte Alwine mit kecker Unbefangenheit. „Ich werde auf Oſtern eingeſegnet, und zugleich mit mir meine beſte Freundinn, Fräulein Ida von Frankenberg.“

„Des Landraths Tochter?“ unterbrach Frau Judith die Vorrede des Anliegens, „ein liebes Kind, fürwahr! die jüngſte wohl von den drei Schweſtern?“

„Und die ſchönſte!“ entſchied Alwine, „ich liebe ſie wie mein Leben; wir ſind Ein Herz und Eine Seele! auch werden wir bei der Confirmation ganz gleich gekleidet erſcheinen, und haben unſern Putz ſchon fertig. Vor acht Tagen nun kam die Großmutter meiner Ida, und brachte ihrer Enkelinn einen herrlichen Perlenſchmuck mit, den ſie an dieſem feſtlichen Tage tragen ſoll. Die Ida freuete ſich ganz unbändig, und ſagte: Die Perlen ſähen ſo fromm — ſo einfach und unſchuldig aus — wie es ſich zu ſolch einer ernſten Feier paſſe. Sie machte ſo viel Rühmens davon, daß wir beinahe darüber in Streit gekommen wären. Nun möchte ich auch gern Perlen haben; — denn ich fürchte, der Vater könnte mir die goldene Kette zudenken, die er meiner Mutter zum Brautſchmuck gegeben, und dann wäre mir die ganze Abendmahls-Freude verbittert, wenn Ida etwas Apartes hätte, während ich mich der altmodiſchen Kette ſchämen müßte. — So wollte ich Sie denn ſchönſtens bitten, daß ſie dem Vater Perlen für mich vorſchlügen; Sie, liebe Frau Judith, haben ja immer einen Vorrath von Koſtbarkeiten.“

Frau Judith maß die kleine intriguante Bittſtellerinn mit einem ſcharfen Blicke. Sie ſagte: Wäre es denn aber nicht beſſer, Fräulein Alwine, Sie gäben dem Herrn Vater ſelbſt ein gutes Wort? Und würde er nicht Unrath merken, wenn ich ſo wie vom blauen Himmel herab auf den

Schacher zu ihm käme, und ihn in ſeinen gelehrten Arbeiten ſtörte?

Mit ſieggewiſſer Miene lächelte Alwine dieſer Beſorgniß und ſprach: „Ach nein! Vater merkt nichts. Er iſt ſo zerſtreut und vertieft — und jetzt immer ſo unmuthig und verdrießlich, daß man es kaum um ihn auszuhalten vermag.“

Frau Judith antwortete mit ſatyriſcher Schalkheit, hinter der ſie ein Mißfallen an der Zumuthung des Kindes verbarg, welches mit redlicher Gradheit zu äußern ſie ſich weder geneigt noch berufen fühlte: „Nun meinen Sie wohl, Fräulein Alwine, daß die große Ausgabe für die Perlen — denn ſie koſten etwas mehr als einen Thaler und acht Groſchen — den Herrn Vater erheitern werde?“

„Ich meine,“ verſetzte die liſtige Kleine, „daß, wenn Vater ein Weilchen mit Ihnen geplaudert hat, er dann in ſo guter Stimmung ſein wird, um Ihren Vorſchlag zu genehmigen. Ich werde dann ſchon zu rechter Zeit kommen, und das zähe Väterchen durch Schmeicheln und Bitten vollends mürbe machen, wie ich es manchmal bei der Mutter geſehen.“

„Die ſelige Frau Mutter,“ entgegnete Judith ernſt, „war eine kreuzbrave Frau, und ich würde gern den kleinen Finger darum gegeben haben, wenn ich ſie hätte am Leben erhalten können. Sie iſt ihren Kindern wahrlich zu früh geſtorben. — Ja, die meinte es gut mit mir! Wir haben manches Wörtchen im Vertrauen mit einander geredet.“

Alwine ſchob den Stuhl und ſagte: „Ich muß jetzt in die Unterrichtsſtunde zu dem Herrn Subſenior. Werden Sie meinen Wunſch erfüllen, Frau Judith?“

Die Jüdinn nickte. „Verlaſſen Sie Sich darauf, mein Kind! Ich komme noch dieſe Woche, und werde mir einen

Behelf bei dem Herrn Vater machen, den ich mir eben jetzt ausgeſonnen habe. Die alte Judith läßt Niemanden vergebens bitten, wenn es nur eine Möglichkeit iſt, daß ſie dem Begehr abhelfen kann.“

Die Kleine verbeugte ſich nach den Regeln der Tanzſchule, und ſchlupfte dann geſchmeidig und ſchnell wie ein Aal zur Thür hinaus.

Kaum war die kleine Sonnes fort, ſo trat Marie bei Frau Judith ein. Beide hatten ſich faſt acht Tage lang nicht geſehen, und die Züge der Jüdinn erheiterten ſich, wie ſie ihres lieben Zuſpruchs anſichtig ward. Aber Marie war bläſſer als ſonſt, und ſchien ſehr niedergeſchlagen. Frau Judith bemerkte dies ſogleich, und fragte, kraft des Rechts ihrer mütterlichen Theilnahme an dem Mädchen, mit beſorgter Neugier um die Urſache davon.

„Wie kann ſich Der erholen, den Schlag auf Schlag trifft?“ antwortete Marie mit dem Tone eines traurigen Vorwurfs für das Schickſal. „Ich habe heute endlich,“ fuhr ſie fort, „das langerſehnte Schreiben aus der Ferne erhalten.“

„Nun, und es war nichts mit der gehofften Aufnahme?“ fiel die alte Judith fragend ein: „habe ich es doch gedacht!“

„Nein, es war nichts,“ erwiederte Marie ſeufzend, „allein aus einem ganz unerwarteten Grunde. Mein Oheim iſt todt — und mein Brief iſt ſo lange auf der Poſt liegen geblieben, daß er erſt ankam, als die Familie bereits in größter Beſtürzung um den drohenden Verluſt ihres Oberhauptes war. Sehr natürlich iſt es nun wohl, daß ein verwaiſetes Haus ſich nicht mit einer Verbindlichkeit zu belaſten gedenkt, die der Tod meines Oheim, dem ſolche allenfalls als eine Pflicht der Verwandtſchaft hätte erſcheinen können, gelöſet hat. Meine Couſine ſchreibt mir dies höflich, und ſetzt hinzu, daß ihre Mutter ſich vielleicht genöthigt ſehen würde, große Einſchränkungen vorzunehmen.“

„Nun laſſen Sie es gut ſein, Herzchen, und grämen Sie Sich nicht!“ ſprach Frau Judith. „Wer weiß, ob das Unglück ſo groß für Sie iſt? Sie ſind ja für's erſte gut aufgehoben!“

„Nein, gute Judith,“ verſetzte Marie, und eine ſchwache Röthe, die ihre Wangen färbte, zeigte, daß dieſe Wendung des Geſpräches ihr Herz ſtärker bewege, „ſo kann es nicht mit mir bleiben! Doctors bedürfen meiner nicht — wenigſtens,“ fuhr ſie mit einiger Verwirrung fort, „nicht in ſo weit, daß ihnen mein Hierſein nothwendig wäre; ich aber wünſche mich an einen Platz, wo die Ueberzeugung meiner Nützlichkeit meinem einſamen Daſein einigen Werth gäbe.“

Frau Judith nickte dieſen Worten Beifall zu, und entgegnete: „Mein gutes Kind, da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen! — Und machten Sie in der Wirthſchaftskaſſe der Frau Doctorinn jeden Heller zum Thaler, ſo wäre der Nachtheil für Ihro Gnaden, die unbekümmerte Hausfrau — nur um ſo größer; denn der Geldbeutel des Doctors würde es gewahr werden, und ſich über die Schonung verwundern, die ihm widerführe. — Es iſt keinem Ehemann zu wünſchen, der nicht Luſt hat, ſich heute oder morgen ſcheiden zu laſſen — daß er inne werde, die Weiſe ſeiner Frau ſei nicht aller Frauen Weiſe. Mancher tröſtet ſich mit dieſem Irrthum, und das iſt Jedem von Herzen zu gönnen. Dem Doctor mag wohl nach gerade ein Licht aufgegangen ſein; denn er gehet ſo ſinnig umher, als ſuche er die vergangene Zeit, und ich wette darauf, daß, wäre ſie zu finden — er ſie beſſer für ſein Glück anlegen würde, als es leider! geſchehen iſt. — "

„Ich will nicht fürchten," ſprach Marie mit der heftigen Aengſtlichkeit eines zarten, reizbaren Gewiſſens, „daß ich in dem Bemühen der guten Clotilde, die beſſer iſt, als Sie, liebe Judith, von ihr denken — die Pflicht ſchuldiger Dankbarkeit abzutragen, indem ich ſie in ihren häuslichen Geſchäften ein wenig unterſtützte, in der Schätzung ihres Mannes nachtheilig geworden wäre! Dann hätte ich Gutes mit Böſem vergolten, und davor wolle mich Gott bewahren! — Doch weil ich, wie Ihre Erfahrung mich eben überzeugt hat — der Gefahr ausgeſetzt bin, auch wenn ich in den reinſten Abſichten handelte, dieſe Sünde zu begehen; ſo will ich mich der Möglichkeit entziehen, und mein Verhältniß zu Doctors je eher je lieber aufgeben. — Sie ſprachen einſt von einer Stelle bei der alten Gräfinn Rabenau — ob dieſe beſetzt ſein mag?"

Ein kleiner Triumph glänzte auf in dem Auge der Jüdinn; aber als ſie den ſcharfen Blick, worin ein beſchämendes, ſieghaftes Lächeln funkelte, auf Mariens Geſicht warf, das bei dieſer Frage mit dem Ausdrucke eines demüthigen Leidens rührte, welches ſich ohne Klage auch dem Härteſten unterwirft; da war ſie mit dieſer Genugthuung zufrieden, und kein Wort erinnerte Marien daran, daß dieſe noch jüngſt den gutgemeinten Vorſchlag ſo unbedingt abgewieſen hatte.

„Ei, mein Engelchen," ſagte Frau Judith mit regem Dienſteifer, „das werden wir erfahren können. Ich habe ohnehin etwas bei dem Conſiſtorialrath Sonnes zu thun; da will ich mich erkundigen. Die Gräfin wohnt dort, wie Sie wiſſen, und der Conſiſtorialrath weiß gewiß um Alles, was die alte Dame betrifft, denn ſie hält große Stücke auf ihn. Sonderbar! iſt es doch faſt, als ſollte ich meinen alten, guten Freund, den Conſiſtorialrath, wieder einmal beſuchen! der zweite Auftrag binnen einer Stunde an ihn!"

Marie äußerte kein Verlangen, den Inhalt des erſteren dieſer beiden Aufträge von ihrer alten Gönnerinn auszuforſchen. Viel zu kummervoll mit ihren Planen beſchäftiget, um der Neugier fähig zu ſein, bat ſie Frau Judith nur, ihr ſo bald als möglich Auskunft über die beſprochene Angelegenheit zu verſchaffen, und entfernte ſich, als die Jüdinn ihr das beſtimmte Verſprechen gegeben hatte, daß ſie morgenden Tages die gewünſchten Erkundigungen einziehen wolle.

Dieſer Zuſage, wie Alwinens ſeltſamer Bitte eingedenk, ging Frau Judith am Morgen darauf mit langſamen, altermüden Schritten dem Hauſe des Conſiſtorialrath Sonnes zu, welches in einem ſtillen, unbewohnteren Theile der Stadt lag, nahe der Hauptkirche, die ein freier Raum umſchloß, und deren erſter Prediger er war. Eine tiefe, todte Stille herrſchte um die ehrwürdige Kathedrale und ihre nächſten Umgebungen. Bis hierher drang der Tumult des Marktes, das Treiben der Gewerke in den lebendigen Straßen nicht. Nur ein ferner Schmiedehammer tönte aus dem Schweigen der arbeitsvollen Welt in dies einſame Schweigen.

Nicht ohne Anſtrengung gewältigten die ſchwachen Kräfte der Frau Judith den maſſiven, meſſingnen Drücker der Hausthüre, die helle Klingel ſcholl mit langem Nachhall durch die gewölbte Hausflur, und Frau Münſter, die Wittwe eines Landgeiſtlichen und Wirthſchafterinn des Conſiſtorialraths, trat aus einer Thür des Erdgeſchoſſes, um zu ſehen, wer da käme?

Der feine Fehmantel, unter deſſen weiten Falten Frau Judith ein Käſtchen verbarg, worin Mariens Perlen befindlich, die ächte Gediegenheit der Goldmütze, welche die Matrone, den Sitten und Moden ihrer Zeit treu, noch immer trug, obgleich der cultivirte Geſchmack ihrer jüdiſchen Landsmänninnen ſich dieſer veralteten, fraulichen Tracht längſt ſchämen gelernt hatte — die langen, ſchweren Ohrgehänge flößten der ſtrengen Haushälterinn doch eine gewiſſe Scheu ein, in der Erſcheinung der Frau Judith einen jener läſtigen Quälgeiſter vorauszuſetzen, die ein für allemal abzuweiſen ſie gemeſſene Ordre hatte.

Auf Frau Judiths höfliche Anfrage, ob der Herr des Hauſes zu ſprechen, erfolgte eine bejahende Antwort, wonach die Alte um eine Meldung bei dieſem bat, und dabei ihren Namen mit einem Tone und Weſen nannte, in welchem ſich eben ſowohl der ſelbſtbewußte Stolz auf die rühmliche Bekanntſchaft deſſelben, als die Hindeutung auf ein vertrauliches Vorrecht zu dieſem Beſuche ausdrückte.

Frau Münſter eilte rüſtig voran, während die Jüdinn im mühſeligen Treppengange keuchte: doch als ſie erſchöpft auf der oberſten Stufe ausruhete, vernahm ſie durch die geöffnete Thüre die Stimme des Conſiſtorialraths, welcher die Meldung mit einem ſchmeichelhaften: Sehr willkommen! annahm.

Der Conſiſtorialrath ſtand bei dem Eintritte der Matrone von ſeinem Lehnſeſſel am Schreibtiſche auf, und ſagte mit ſcherzhafter Freundlichkeit: „Ei! ei! hat man doch Gold und Silber geſehen, wie rar ſich auch das edle Metall jetzt machen möge — und Frau Judith nicht! Ein Wittwer iſt doch in der That ſchlimm daran! Sobald die Frau weg iſt, ſtehet er einſam und verlaſſen, wo weiblicher Rath und

Zuſpruch ihm am nothwendigſten wäre. Aber nehmen Sie doch Platz, Frau Judith; ich bitte!“ Er bot ihr einen Armſtuhl.

Frau Judith lächelte ſelbſtgefällig und ſprach: „Sie belieben zu ſcherzen; ein ſo einſichtsvoller Herr! freilich der alten Judith Rath hat ſchon Manchem genützt! Man hat viel erfahren und kennet den Lauf der Welt! — Doch, wie wohl ſehen Sie aus, mein Herr Conſiſtorialrath! bei Gott, wie ein Jüngling! Man ſieht Ihnen weder Noth noch Kummer an.“

Der Conſiſtorialrath beſtrich mit einem flüchtigen Blicke den Spiegel und antwortete: „Ich fühle mich geſund, und meine kräftige Natur hat zu meiner eigenen Verwunderung die namenloſen Leiden überwunden, welche der Tod meiner guten Caroline über mich brachte. Bei dieſen Worten erhob er das ſchnell bewölkte Auge zu dem Gemälde einer jugendlichen Frau, welches, mit einem dünnen, weißen Flor bedeckt, über ſeinem Schreibtiſche hing. Es war das Bild einer hellen, üppigen Blondine, ein wenig frei gemalt, und die Anſchauung wählte zwiſchen den Fragen, ob der durchſichtige Schleier, der die reizenden Blößen verhüllte, von dem ſittlichen Gefühle des Gatten, oder von der Wehmuth, daß dieſe liebliche, füllreiche Form nun zu Staub zerfallen — darüber gebreitet worden? — Die Paſtellfarben fingen jedoch ſchon an zu erbleichen; vielleicht erging es dem Bilde des Originals im Herzen des Beſitzers nicht beſſer. Der Zahn der Zeit nagt ja nicht minder an einem zärtlichen Andenken, wie an den Werken ihrer Kinder!

Frau Judith ſagte hierauf mit einer Rührung, die zur größten Hälfte aufrichtig war, wenn auch das Beſtreben, ſich dem Conſiſtorialrathe theilnehmend zu erweiſen, ſich in der Affectation einer künſtlichen Thräne äußerte: „Ja, die ſelige Frau werde ich auch mein Tage nicht vergeſſen! Sie war ein Muſter an Güte und Liebe; eine Seele von einer Frau! herablaſſend gegen Jedermann! mildthätig gegen die Armuth! — Weiß ich es doch noch, als wäre es erſt geſtern geweſen, wie Sie, Herr Conſiſtorialrath, den weißen Atlaß zum Brautkleide bei mir kauften. Es war eine ganz ſchwere Sorte, die Elle zu einem Thaler und ſechszehn Groſchen; es rauſchte und kniſterte wie Waſſer und Feuer. Jetzt — ja jetzt wird Alles leicht gemacht, weil nichts mehr nach Würden bezahlt wird. Die Brautkleider ſind nur luftige Fähnchen, die bald genug der verbündete Feind des Ehefriedens, Hoffahrt, und Leichtſinn, erobert und mit Füßen tritt. Denn Sie werden mir recht geben, mein Herr Conſiſtorialrath, es iſt gar nicht mehr, als hätte der liebe Herrgott den Eheſtand eingeſetzt, ſo wenig heilig wird er gehalten. Die Leute heirathen ſich, und gehen von einander weg, ehe man eine Hand umdreht. In Frankreich trieben ſie ein Unweſen mit einer Göttinn der Vernunft, man ſpricht nicht gern davon.— Nun, das weiß ich! bei uns wird dieſe nicht verehrt, obgleich ſie es Alle mit der Freiheit halten. Solch ein Schritt fur zeitlebens will aber uberlegt ſein, weil das Zurücktreten einem Gottesfürchtigen ſchwer ankommen muß.“

„Eben deswegen!“ verſetzte der Conſiſtorialrath, wie zum Schluſſe einer Gedankenreihe, der er während der Rede ſeiner jüdiſchen Geſellſchafterinn in ableitender Richtung gefolgt war, und indem er ſich vertraulich zu ihr wendete, fuhr er fort: „Wenn ich auch fühle, wie dringend es wäre, daß ich mich zum zweitenmale verehelichte; ſo macht mich doch die Furcht, Uebel, welche, wie ich glaube, von einem Wittwerleben unzertrennlich ſind, mit noch größeren zu vertauſchen, und die Kenntniß von dem herrſchenden Geiſte unſerer Mädchen und Frauen zu dieſem Entſchluſſe bedenklich. Und doch iſt mir mein jetziger Hausſtand bisweilen ſo unerträglich, daß ich eines kühnen und raſchen Schrittes fähig wäre. — Ich habe nun bereits ſeit Jahr und Tagen eine Wirthſchafterinn, die mir ſehr empfohlen worden. Frau Münſter iſt auch recht brav, recht thätig; allein ſie würde meiner Wohlfahrt beſſer nützen, wenn ſie mit weniger Anmaßung wirkte. Sie mag, vermuthe ich, ſehr despotiſch in Ausübung der ihr anvertraueten Gewalt verfahren, denn der Spectakel zwiſchen ihr und dem Geſinde nimmt kein Ende. Ich muß ſo oft zu Gerichte ſitzen, daß ich mir aus Mißmuth ſchon manche Ungerechtigkeit habe zu Schulden kommen laſſen. Meine Alwine, obzwar ſie die Kinderſchuhe vertreten hat, bedürfte doch noch einer mütterlichen Aufſicht; der Moritz verwildert mir gänzlich, und meine Geſchäfte erlauben mir nicht, mich des armen Kindes anzunehmen, wie ich es gerne möchte. Die kleine Lina gedeihet, ich muß es dankbar rühmen! aber das Verdienſt, was ihre Pflegerinn ſich dabei erworben, wird auch von meiner Seite mit einer Nachſicht und Geduld bezahlt, die mir nicht ſelten die größte Ueberwindung koſtet. Denn dieſe Frau — ich kann es Ihnen nicht verhehlen, liebe Judith — iſt mir eigentlich ſehr zuwider. Ihre Selbſtſucht ſpricht ſich zu deutlich aus, und gegen den Vortheil eines guten Unterkommens, das ſie bei mir gefunden, ziebt ſie mein Glück und das Wohl meiner Kinder in gar keinen Betracht. So fürchtet ſie wahrſcheinlich im Stillen, daß ich mit dem Gedanken umgehe, mich wieder zu verheirathen; denn ſie unterhält mich von nichts lieber, als von Scheidungen, unglücklichen Ehen, den ſteigenden Luxus und den verdorbenen Sitten des weiblichen Geſchlechts, um mir eine zweite Wahl ſo ſchreckhaft als möglich zu machen. Du, lieber Gott! als ob mein Zweifelmuth, eine Gefährtinn zu finden, die mir meine Caroline nur von fern erſetzen würde — dieſer Warnungen bedürfte! —“

Frau Judith hatte mit dem Zeichen des lebhafteſten Antheils dieſen vertraulichen Erguß aufgenommen. Jetzt, wo der Conſiſtorialrath in den Gefühlen einer bittern Reſignation verſtummte, ſagte ſie: „Dem möchte ich widerſprechen, mein werther Herr Conſiſtorialrath. Das Gute wird zwar ſelten gefunden auf Erden; aber nicht deshalb, weil es zu rar wäre, ſondern weil die Menſchen ſich auf das Suchen nicht verſtehen. — Sie waren ſchon einmal ein glücklicher Finder — Sie können es wieder werden. Und an das Geſchwätz der Frau Münſter werden Sie Sich hoffentlich nicht kehren. Sie hat einen liſtigen Blick, — ich wollte darin leſen, daß ſie das Näschen ſo hoch trägt, um ſich thörichter Weiſe einzubilden, ſie könnte es wohl gar zur Frau Conſiſtorialräthinn bringen. — Darum hadert ſie mit den Mägden, um ſich als eine treffliche Wirthinn zu recommandiren, und füttert das kleine Püppchen auf, um Ihnen zu zeigen, was ſie für eine Stiefmutter ſein würde.“

Der Conſiſtorialrath lachte und erwiederte: „Wir wollen den Grund von dem Pflichteifer der Frau Münſter auf ſich beruhen laſſen: nur ſo viel iſt gewiß, daß er — das Wohlbefinden meines kleinſten Kindes ausgenommen — mir noch nicht ſonderlich erſprießlich geworden iſt. Denn die koſtbarſte Frau konnte meiner Caſſe kaum mehr zuſetzen, als der ärmliche Wittwerſtand, worin man ſeines Lebens nicht froh wird. Ich brauche jetzt entſetzlich viel Geld — wüßte ich noch, wo es hinkäme, ſo möchte es ſein; aber ich fürchte, es wird zum Theil unnütz verwendet. Da kommt Alwine täglich, und fordert mir Geld ab, und immer ſind es Nothwendigkeiten, wofür ſie es ausgeben will: Schuhe — engliſche Baumwolle zu Strümpfen — ich dächte, wenn das Mädchen tauſend Beine und Füße hätte, ſie müßten zum Uebermaaße verſorgt ſein. Allein was verſteht ein Mann von ſolchen Dingen, die vor das Forum der Frau gehören?"

Die Jüdinn ſchüttelte mit ſchweigender Mißbilligung den Kopf, und ſprach: „Sie müſſen heirathen, lieber Herr Conſiſtorialrath! Mit einer vernünftigen Frau wird wieder Ordnung und Segen in das Haus kommen."

Der Conſiſtorialrath ſchien dieſe gebietende Vorſtellung nicht übel zu nehmen. Er trat der Matrone vertraulich näher, und ſagte: „Ja, Sie haben Recht, gute Judith: doch müſſen Sie zugeben, daß dieſe Entſchließung, in Bezug auf meine Lage und auf den Zeitgeiſt unſerer Damen, nicht leicht ſei. Wenn man ſieht und hört, was in den Augen ſelbſt ſolcher Mädchen, denen gebildete Verſtändigkeit nicht abzuſprechen iſt — einem Manne Werth und ſeiner Näherung Intereſſe giebt; ſo möchte einem ehrlichen Freier meiner Art, wohl die Luſt zu einer Ehebewerbung vergehen, weil er Gefahr laufen würde, ſich um der lieben Verſorgung willen nehmen und heimlich verlachen zu laſſen. Ich kann keiner leidenſchaftlichen Tänzerinn die Hand zum Gallop bieten; zur Entſchädigung für dies tödtende Vergnügen würde meiner Zukünftigen nur die ermüdende Plage werden, mit meiner kleinen Lina umher zu gallopiren, wenn dieſe ſich einmal gegen den Schlaf ſträubte. — Statt des beliebten Blendwerkes einer blitzenden Uniform, welche ſo oft nur ein glänzendes Elend bedeckt, erinnert mein ſchwarzer Amtsrock an den Ernſt des Lebens und an den düſtern

Tod. Die thörichten Jungfrauen wollen aber nicht daran denken, daß ſie ſterben müſſen, auf daß ſie klug würden. — Und eine gute Stiefmutter? O Himmel! Sie mag an dem Stamme ihres Geſchlechts wohl ſeltener erblühen, als die Aloe ihrer Gattung! — Und dieſe köſtliche Gabe der Vorſehung ſollte mir und meinen Kindern beſchieden ſeyn? Dieſe Hoffnung wäre kühn; weit natürlicher iſt die Furcht, die ſich in den Worten eines großen Dichters ausſpricht: An verwaiſ'ter Stätte ſchalten, wird die Fremde — liebeleer —“

„Ei, lieber Herr Conſiſtorialrath,“ verſetzte Frau Judith, „das höre ich nicht gern; zumal von einem Geiſtlichen. Ihre verſtorbene Frau war eine gute wohlthätige Seele; ſie hat manch armes Kind gekleidet und geſpeiſet, und die Thränen waren ihr nahe, wenn ſie hörte, daß eine Mutter ihren hülfloſen Kleinen geſtorben ſei. Der Vergeltung Segen, der nie ausbleibt, muß, meine ich, ihren Waiſen zu Gute kommen. Und was ihre Schilderung von dem Geſchmack der jungen Mädchen anbelangt, ſo wende ich nur ein, daß ein ſo reeller Herr ſich die paſſende Frau wohl ſchwerlich auf dem Balle ſuchen, und nicht gleich auf ein loſes, leichtſinniges Gemüth ſchließen würde, wenn er auch ſähe, daß ein paar muntere Aeuglein ſich an dem Aufzuge der Wachtparade ergötzten.“

Der Conſiſtorialrath erröthete und ſprach, ein wenig gereizt durch den verdienten Vorwurf: „Vielleicht verſtehen Sie, Frau Judith, unter der paſſenden Frau für mich eine — alte Jungfer?“

„Ei behüte, mein Herr Conſiſtorialrath,“ vertheidigte die Matrone ihre richtige Meinung, „Sie ſelbſt ſtehen ja erſt in den ſchönſten, männlichen Jahren! Aber zwiſchen der

Sechzehn und Sechzig liegt noch manche Zahl, worauf ein ſchicklicher Wurf ihrer Wahl fallen könnte.“

Der Conſiſtorialrath lächelte beruhiget, und ſagte: „Glauben Sie nicht etwa, daß meine Abneigung, eine ältere Perſon zu heirathen — bloß Sache der Sinnlichkeit wäre; nein, ſie gehet aus vernünftigen Gründen, aus der Liebe für meine Kinder hervor. Es gehört, meines Bedünkens, ein leichter, harmloſer Muth und jugendliche Vollkraft dazu, um die unendlichen Mühen der Erziehung noch kleiner Kinder mit mütterlicher Freudigkeit zu tragen; mein großer Haushalt bedarf einer rüſtigen, gewandten Führerinn, und endlich iſt mir ein Weſen als Gattinn nothwendig, das mit heiterer Laune den trüben Ernſt verſcheuche, der mir zuweilen anhängt, und welches als ein Genius der Freude mich umſchwebe, wenn meine Geſchäfte und Erinnerungen mich verdüſtert haben.“

Frau Judith lächelte jetzt auch, aber ein wenig ſchlau, und ſagte: „Sie haben recht, werther Herr Conſiſtorialrath, und auch nicht; wenn Sie es mir nicht ungütig nehmen wollten. Solch ein Genius der Freude iſt in der Regel leichtfertiger Natur — und eine Mutter, beſonders eine Stiefmutter, bedarf weiſer Ruhe und ſanfter Feſtigkeit zur Erfüllung ihrer ſchweren Pflichten. Hat der Ehegatte Vertrauen und Hochachtung für ſeine Frau, ſo iſt er geborgen wie in Abrahams Schooß, und für immer, und keine Verdrießlichkeit ficht ihn auf die Länge an. Doch Jugend hat nicht Tugend, ſagt das Sprichwort; wenigſtens — — “

Mit dem Tone leiſer Verſtimmung, deren er ſich jedoch ſchämte, und die er in einem Scherze zu verſtecken ſtrebte, unterbrach der Conſiſtorialrath die Entgegnung der Jüdinn, indem er ſprach: „Ich merke es ſchon, Sie haben eine Frau für mich in petto, welche majorenn iſt. Nur heraus mit dem Vorſchlage, Frau Judith!" Bei dieſen Worten faßte er die Alte an der feinen Fehhülle, und ſchüttelte ſie am linken Arme, daß die kleinen ſilbernen Handhaben an dem Kleinodien-Käſtchen, das ſie unter demſelben trug, klingend anſchlugen. „Aber," fuhr er aufhorchend fort, „was haben Sie denn da unter dem Mantel? Die mir Zugedachte ſteckt doch nicht etwa in dieſem Käſtchen, wie die kleine Frau in dem allerliebſten Mährchen von Göthe?"

Frau Judith lachte herzlich über dieſe ſpaßhafte Vermuthung, wenn gleich ſie die Beziehung nicht verſtand, in der ſie geäußert ward. Sie ſetzte das Käſtchen auf ihre Kniee, ſchloß es auf und antwortete: „Ich habe hier ein Halsband von vorzüglich ſchönen Perlen. Da dachte ich denn, ob Sie dem Töchterchen, wenn es nächſtens eingeſegnet wird, eine heimliche Freude damit machen wollten? Fräulein Alwine hat neulich in aller Unſchuld geſagt, daß ihr nichts lieber ſein würde."

„Iſt das Mädchen von Sinnen?" verſetzte der Conſiſtorialrath mit einer Entrüſtung, die eben nicht böſe gemeint war; „ja, wenn ich offene Caſſe beim großen Mogul hätte! Daraus wird nichts. Ein ſimples Haarſchnürchen von den Flechten ihrer Mutter, woran ein Kreuz, das auch dieſe bei ihrer Confirmation getragen, ſoll Allwinen der rührendſte Schmuck bei der heiligen Feier ſein. — Aber laſſen Sie doch einmal ſehen!"

Während der Conſiſtorialrath die Perlenreihen hervorzog und gegen das Licht hielt, ſpiegelte ſich für die geiſtige Anſchauung der Jüdinn Mariens Bild in ihnen. Der Scherz des Conſiſtorialraths hatte den Gedanken in ihre Seele fallen laſſen, daß Marie eine Frau für ihn wäre. Sie ſagte:

„Spaß apart, mein Herr Conſiſtorialrath, ich wüßte wirklich eine Frau für Sie, und Sie wären der glücklichſte Mann, wenn Sie das Kleinod von einem Mädchen, das ich im Sinne habe, gewinnen könnten. — Sie finden dieſe Perlen ſchön? Nun, ich ſage Ihnen: ſo iſt Diejenige, welche Ihnen mein Wunſch beſtimmt; holdſelig und rein, von echtem Werthe und doch beſcheiden! —"

Eine frohe Röthe überlief das Geſicht des Conſiſtorialraths; ſeine Augen funkelten, er klopfte Frau Judith auf die Schulter, und erwiederte: „Sie ſind ein gutes ſorgſames Mütterchen, daß Sie mir zu einer Frau verhelfen wollen! Aber iſt denn der Name dieſer weiblichen Seltenheit ein Geheimniß?"

Mit einem Ernſte, den die höchſte Achtung vor Marien, und ein edler Geſchlechtsſtolz zur Würde erhoben, antwortete die Matrone: „Der unbefleckte Name einer Jungfrau iſt von ſo zartem Glanze, daß er nicht ohne Schaden betaſtet wird! Auch kommt er ja erſt nach den Eigenſchaften; bei einem Edelmanne nur könnte die Ordnung verkehrt ſeyn: denn da ſpielen die Ahnen wohl öfters die Hauptrolle. Lieber Gott! was hilft ein edler Stammbaum, wenn die jüngſten Zweige faule oder gar giftige Früchte tragen?"

Ein wenig beſchämt fragte der Conſiſtorialrath mit dringender Neugier: „So iſt meine Beſtimmte vielleicht ein bischen — häßlich?"

„Häßlich?" fragte Frau Judith zurück, und ſetzte dann im Tone leichter Spötterei hinzu: „Nun, ſo iſt die ſchlanke Lilie auch häßlich, und der milde Sommerabend!"

„Aha!" ſagte der Conſiſtorialrath errathend, „nach dieſen poetiſchen Bildern zu ſchließen, iſt es eine ſanfte Schönheit, alſo! dieſe ſind jedoch in der Regel ein wenig matten Geiſtes, ich meine — einfältig.“

Gereizt durch dieſen Unglauben an die Vorzüglichkeit der Empfohlenen, erwiederte die Jüdinn im ärgerlichen Selbſtvergeſſen: „Keine Regel ohne Ausnahme, Herr Conſiſtorialrath! meine liebe Marie könnte bei all ihrer Sanftheit der Weisheit des Königs Salomo noch manches Nüßchen aufzuknacken geben.“

„Marie!“ wiederholte der Conſiſtorialrath, nun, der Name wäre wenigſtens eine Empfehlung für die Perſon. Laſſen Sie mich immer wiſſen, gute Judith, wer dieſe ſei. Die Heirathsluſt regt ſich mächtig in mir.“

In lebhafter Freude über dieſe raſche Wirkung ihres vermittelnden Vorſchlages konnte Frau Judith der herzlichen Dringlichkeit nicht widerſtehen, womit der Conſiſtorialrath dieſe Bitte ausſprach; ſie fürchtete, ihn gegen ihren Plan zu erkälten, wenn ſie noch länger zögerte, ſeine neugierige Ungeduld zu befriedigen, und ſo antwortete ſie in der Manier des heimlichen Vertrauens: „Sie, lieber Herr Conſiſtorialrath, ſind ja ein Ehrenmann, von geſetztem Verſtande, und ſo will ich Ihnen über das Mädchen und die ganzen Verhältniſſe ſeines Leben reinen Wein einſchenken. Ich bin überzeugt, er wird in Ihre verſchwiegene Bruſt fließen, und, möchte Gott es geben! daß es zur Stärkung für Ihr ſchmachtendes Herz würde! —

Sehen Sie, es iſt die Tochter von dem verſtorbenen Oberrentanten Arolar. Sie werden den braven Mann wohl gekannt und von ſeiner traurigen Geſchichte gehört haben? Sein beſter Freund, den er lange nicht geſehen, beſucht ihn auf dem Büreau, wo er allein arbeitet. Es iſt eben Zahltag, und die eiſernen Geldkiſten ſtehen geöffnet.

Da kommt die Magd mit einem entſetzlichen Geſchrei, die Frau hätte der Schlag gerührt. Der unglückliche Adolar bittet in ſeiner Beſtürzung den Freund, daß dieſer das Zimmer für einen Augenblick hüte. Er ſtürzt fort ſeiner Gattinn zu Hülfe. Dieſe aber iſt nur ohnmächtig geweſen, und als der Zufall vorüber, kehrt er zurück und findet ſeinen Freund bleich wie das böſe Gewiſſen. Der ſagt, auch ihm ſei unwohl geworden, und er wolle ſich in der friſchen Luft ergehen. Schnell eilt er fort — um nimmer wieder zu kommen. Dieſer ſchändliche Verräther hatte ſeine Zeit gut wahrgenommen, und die Betäubung des erſchrockenen Mannes, wie ſein freundſchaftliches Zutrauen, auf eine gottloſe Weiſe gemißbraucht; denn in der Hauptkaſſe fehlten nicht weniger als achttauſend Thaler in Gold und Staatsſcheinen. Der Oberrendant verfällt, als er dieſe Entdeckung macht, in ein hitziges Gallenfieber und ſtirbt; ſein Vermögen nimmt der Erſatz hinweg. Die beraubte Wittwe lebte nun mit der blühenden Tochter in Kummer und Sorgen, und das ſind wackere Erzieher für den Eheſtand. Sie wohnten ſeit ſechs Jahren in meinem Hauſe, und ich kenne das Mädchen, als wäre es mein leibliches Kind. Es iſt ein Engel! ſo wahr mir Gott helfe! und ich wollte mir eher eine Wunde ſchneiden, als dem lieben Kinde eine betrübte Miene verurſachen. Seit Neujahr iſt nun auch die Mutter todt; das war ein Jammer! Dieſe Perlen — habe ich Ihnen nun ſo viel geſagt, ſo will ich Ihnen auch dies nicht vorenthalten — waren der letzte Schatz, über den die arme Frau in Noth und Mangel gehalten hatte. Allein die theure Krankheit — das Sterben iſt eben auch nicht wohlfeil, und es wird den Leuten ſchwer genug gemacht, unter die Erde zu kommen — das Halsband mußte veräußert werden.

Die gute Marie gab es ſo willig und gleichgültig hin, als wäre ihr nichts mehr lieb auf der Welt, und ich habe Thränen darüber vergoſſen. Als Sie, lieber Herr Conſiſtorialrath, nun über die jetzige Verderbniß der jungen Damen ſprachen, da dachte ich an Marie Adolar, die eine Perle ihres Geſchlechts iſt, und ich wollte ſie Ihrer Schilderung entgegenhalten. Verſchmähen Sie auch dies Halsband, das zufällig meinen Beſuch und meine Idee, Ihnen eine Frau zu empfehlen, veranlaßt hat; ſo würden Sie doch, wenn Ihre Wahl ſich für meinen Schützling entſchiede, Ihr ganzes Leben mit der edelſten Gattinn ſchmücken, und Ihren Kindern in ſolch einer Mutter einen Reichthum ſichern, der vorhalten würde für Zeit und Ewigkeit! —“ Hier ſchwieg die Jüdinn.

Der Conſiſtorialrath hatte dieſer langen Rede mit Andacht zugehört. Von ſonderbaren Gefühlen bewegt betrachtete er die Perlen, welche ihm während dieſer Erzählung ſehr bedeutſam geworden waren. Der Gedanke rührte ihn, daß dieſe Koſtbarkeit, mitten unter dem Drangſale ärmlicher Umſtände, als ein unveräußerlicher Beſitz geehrt worden, bis die zwingende Noth auch dies geheiligte Andenken an eine beſſere Zeit der treubewahrenden Hand entriſſen — und wie die Perlen ihn leiſe berührten, war es ihm, als ob die Thränen der verwaiſeten Marie über ſeine Finger rollten. Plötzlich, wie von einem elektriſchen Funken durchzückt, fuhr er aus ſeinem ſinnigen Schweigen empor, und rief: „Marie Adolar! wie iſt mir denn aber geweſen, daß ich dieſen Namen ſo ganz und gar vergeſſen konnte! Ich kenne ihre Protegée, meine liebe Judith! Nicht war? eine ſchlanke, zierliche Geſtalt, nicht eben groß, dunkelblaue, fromme Augen, braunes, volles Haar, eine ausnehmende Weiße, die Wangen nur ſchwach gefärbt und vorzüglich ſchöne Zähne?“

„Ganz recht! Sie iſt es!“ beſtätigte Frau Judith ſtrahlenden Blickes, und fuhr fort: „Nun, was ſagen Sie jetzt? Habe ich Ihnen etwas Häßliches zugedacht?“

„Nein gewiß nicht!“ antwortete der Conſiſtorialrath, und ſprach in großer Aufregung weiter: „Seltſam! ſehr ſonderbar! wenn ich mir die Gelegenheit zurück rufe, wobei ich die Bekanntſchaft der Marie Adolar machte; ſo erſcheint ſie mir, in Bezug auf Ihre Heiraths-Idee, als ein prophetiſches Bild der Zukunft. Doch ich muß Ihnen den Vorfall erzählen. Es mögen jetzt etwa vier Jahre ſein, als ich an einem der erſten Frühlingstage von einem Freunde, dem Rector Michaelis, eingeladen ward, mit Frau und Kindern einen Nachmittag und Abend in ſeinem Garten vor dem Niederthore zuzubringen. Wir hatten damals eine ſehr leichtſinnige Perſon als Wärterinn des kleinen Moritz im Dienſt, der kaum den Vater- und Mutternamen zu lallen angefangen hatte. Außer uns waren noch einige befreundete Familien dort, und ſobald wir uns im traulichen Geſpräche um den Caffeetiſch verſammelt hatten, verſchwand die Wärterinn mit dem Kinde, um, wie ſie ſpäter eingeſtanden, ſich in dem nahen Birkengehölze ein Stelldichein mit einem Grenadiere zu geben. Nach zwei Stunden ſtürzt die pflichtvergeſſene Dirne athmenlos in den Garten, und frägt mit entſetzlichem Geſchrei, welches die erwarteten Vorwürfe betäuben ſollte, ob das Kind bei uns wäre? Sie hätte es ſchlafend in das Gras gelegt, um ſich nur auf einen Augenblick zu entfernen, und als ſie wiedergekehrt, ſei der Kleine verſchwunden geweſen.

Meine Frau ſank todtenbleich auf ihren Stuhl; ich zitterte für ihren Zuſtand, denn ſie ſah ihrer nahen Entbindung entgegen, und höchſt wahrſcheinlich hat jener Schrecken die ſchwere Geburt eines todten Knaben vorbereiten helfen, die mir bald darauf, um einige Jahre früher, das Weib meines Herzens geraubt hätte. Wie vom Donner gerührt ſtob die heitere Geſellſchaft aus einander.

Ich irrete, ängſtlich ſuchend, in der Gegend umher, meine Frau folgte mir mit matten Schritten. Endlich nehme ich, kaum wiſſend, wohin mich die ſehnende Angſt ziehe, den Weg nach der Stadt. Wie ich in den Lindengang einſchreite, der zur ſteinernen Brücke führt, ſteht auf einmal ein junges Mädchen vor mir; ein Kind, mein Kind, das harmlos ſchläft, an die keuſche Bruſt gedrückt. Das Bild der jungfräulichen Mutter; für mich ein Gnadenbild! —

Ich ſtieß einen Freudenſchrei aus, und hätte dem Mädchen, deſſen blaſſe Wangen bei dem Anblicke meines Entzückens ein verſchämter Purpur überzog, zu Füßen ſinken mögen. Meine Frau kam nun auch herbei, ſie weinte und zitterte ſo heftig, daß ſie keines Wortes mächtig war. Jetzt erſt bemerkte ich eine blaſſe, ältere Frau, die dem Mädchen zur Seite ſtand; dieſe erzählte uns, daß ſie und ihre Tochter auf einem Spaziergange das Kind gefunden hätten, welches, müde und erſchöpft von vielem Weinen, unaufhörlich nach der Mutter gerufen, und als das Mädchen ihm verſprochen, es zur Mutter zu tragen, an dem Buſen, der es tröſtend aufgenommen, ſanft entſchlummert ſei. Vergebens hätten ſich Frau Adolar und ihre Tochter in der ganzen Gegend nach Jemand umgeſehen, der Nachweiſung über den kleinen Findling geben könnte. Endlich hätten ſie ſich zur Stadt gewendet, wo ihnen an der Barriere eine Frau aus der Nachbarſchaft des Conſiſtorialraths begegnet ſei, die das Kind erkannt und geſagt, wem es angehöre, und wo die Eltern deſſelben, welche ſich wahrſcheinlich in großer Angſt und Unruhe um ihr Verlorenes befinden würden, anzutreffen wären; worauf denn das Mädchen ſogleich den Rückweg nach des Rectors Garten einſchlug, und ich dieſer gütigen Bemühung unter den Linden zuvorkam. Gegen unſeren heißen Dank wurde dann wohl der Name jenes hülfreichen Weſens ausgetauſcht, aber er war mir in dieſem Augenblicke eine Nebenſache, doch ich zürne auf mich ſelbſt, daß ihn mein Gedächtniß nicht treuer bewahrte. Das Kind erwachte unter dem lauten Jubelrufe, mit dem ich meiner Frau anzeigte, daß es gefunden ſei. Es ſchlug die trunkenen träumeriſchen Augen auf, ſchlang die runden Aermchen noch feſter um den Hals ſeiner Schützerinn, und indem es Mutter! Mutter! lallte, ſchlummerte es ſchon wieder.

Meine ſelige Caroline konnte gar nicht aufhören, von dem lieben Mädchen zu ſprechen. Sie ſagte am Abend: Der Vorfall hat mich äußerſt angegriffen, und der Anblick des lieblichen Geſchöpfes, mit meinem Kinde an der jungfräulichen Bruſt, wird nie aus meiner Seele verſchwinden. Ein wunderbarer Gedanke durchſchauerte mich dabei. Wenn ich ſtürbe — eine Frau in meinen Umſtänden hat doch immer einen Fuß im Grabe — und ſähe im Geiſte meine verwaiſeten Kleinen unter der Obhut ſolch eines liebevollen Mutterblicks, womit das Mädchen auf den kleinen Moritz niederſah; ich würde ruhiger das Leben verlaſſen. Früher hatte ich, Du weißt es, Lieber! immer ein wenig Hang zur Eiferſucht; heute aber habe ich gefühlt, daß Mutterliebe das höchſte, ſchon dem Himmel verwandte Gefühl iſt, weil es über jede irdiſche Regung erhebt. — O Gott!“ beſchloß der

Conſiſtorialrath im Tone reuiger Selbſtanklage ſeine Erzählung, „und dies Mädchen, und dieſe Aeußerungen meiner Frau habe ich ſo ganz und gar vergeſſen können!“

„Nun Sie haben ſich ja jetzt wieder darauf beſonnen,“ tröſtete Frau Judith. „Sehen Sie, jenes Ereigniß war ein Vorzeichen! Man muß auf Alles merken. Das Leben kommt mir wie ein großes Bilderbuch vor; auf jeder Seite ſteht eine Wundergeſchichte, und die Erklärung giebt der Glaube an Gott!“

„Das iſt ſehr wahr!“ ſprach der Conſiſtorialrath ernſt, und verweilte ſchweigend eine feiernde Minute vor dieſer Betrachtung. Dann nahm' er das Wort wieder auf, und ſagte: „Doch Frau Judith, wenn Marie Adolar auch nur die Hälfte der Vorzüge und Tugenden beſäße, die Sie ihr anrühmen, ſo möchte ich doch wiſſen, wie es gekommen, daß ſolch ein Phönix in der Mädchenwelt — wie alt iſt ſie wohl?“ — „Fünf oder ſechsundzwanzig Jahr,“ gab die Jüdin zur Antwort.

„Nun alſo ſechsundzwanzig Jahr!“ wiederholte der Conſiſtorialrath mit Nachdruck, „zählen kann, ohne längſt einen Mann gefunden zu haben, der ſein Glück zu ſchätzen wüßte.“

Frau Judith lächelte, wie die Ueberlegenheit, und ſprach: „Das würden Sie nicht fragen, mein Herr Conſiſtorialrath, wenn Sie, auch nur einen Tag lang, ein Kaufmann geweſen wären. Aus eben dem Grunde, aus welchem oft die beſte Waare liegen bleibt, während ſchlechtes Zeug rips, raps, weggeht. Es giebt unter den Käufern wenig Kenner, die ſich auf die Echtheit einer Sache verſtehen. Aber es iſt auch gut ſo, denn es ſoll Alles ſein Verthun finden. — Meine Marie, das Goldkind, wird, ich ſtehe dafür, ſchon an den rechten Mann kommen.“

„Und wo hält ſich das Mädchen jetzt auf?“ fragte der Conſiſtorialrath zerſtreut.

„In meinem Hauſe, Ihnen zu dienen,“ antwortete Frau Judith, indem ſie hinzuſetzte: „Sie leiſtet für jetzt dem Doctor Dante, wollt' ich ſagen ſeiner Frau — Geſellſchaft, und unterſtützt die ſchwächliche Dame in der Häuslichkeit; denn ſie iſt eine Kernwirthinn, und die Uhr in einem Ringe treibt ihr kleines Räderwerk kaum mit ſo leiſer, ſtiller Pünktlichkeit, als womit Marie dem Haushalte vorſteht. Es iſt eine Luſt, ihr zuzuſehen. Sie hat das Project, wenn ſich eine ſchickliche Gelegenheit fände, in Condition zu gehen. Doctors würden viel an ihr verlieren.“

„Ich möchte ſie ſehen,“ ſagte der Conſiſtorialrath, indem er einen raſchen Gang durch das Zimmer machte, „vier Jahre ändern oft viel — und ſchon damals ſchien der Reiz des Mädchens eine zarte, halbgeknickte Blüthe; ich aber, liebe Judith, bedarf vor Allem, wie ich Ihnen ſchon des Weiteren aus einander geſetzt habe, einer Hausfrau von kernhafter Tüchtigkeit.“

Die Jüdinn ſah ihn mit mißbilligender Miene an, und erwiederte: „Die Derbheit, mein Herr Conſiſtorialrath, ſtellt keine Bürgſchaft für den Tod! Auch die Geſundeſte kann der Schlag rühren, und die Stärkſte iſt vielleicht eher als das ſchwächlichſte Weiblein der Gefahr ausgeſetzt, im Kindbette zu ſterben. Ihre ſelige Frau Liebſte hatte Bäckchen wie ein Pfirſich, und — —“

Der Conſiſtorialrath, dem die Erinnerung an die erſte Frau in dieſem Augenblicke ungelegen kam, unterbrach Frau Judith und ſprach: „Da fällt mir etwas ein. Mein alter Hausarzt iſt jüngſt geſtorben, und ich dachte ſogleich daran, ſeine Stelle durch Doctor Dante zu erſetzen, der den Ruf, und wie man allgemein behauptet, auch das Glück für ſich hat. Die Erfahrungen aus dem Kreiſe meiner Bekannten rechtfertigen dies Vorurtheil vollkommen. So hat er vor einiger Zeit die Gattinn meines Freundes, des ſchon erwähnten Rectors Michaelis an dem Gymnaſio zum heiligen Geiſt, von einer Krankheit hergeſtellt, an der ſie bereits das Unglaubliche gelitten hatte, und von zweien unſerer berühmteſten Aerzte aufgegeben war, die ſie unverantwortlich dem errettenden Tode überließen. Der Rector, empört über dieſe gewiſſenloſe Vernachläſſigung, verabſchiedet das einmüthige Collegenpaar, und will noch einen letzten Verſuch zur Hülfe ſeiner leidenden Frau wagen. Er übergiebt ſie dem Doctor Dante, und dieſer greift das Uebel am rechten Ende an. Es war eine Meiſtercur! Die Frau iſt den Ihrigen wiedergeſchenkt — und der Rector vergöttert den Helfer. Ja, wären ſeine Lungen nicht ſo trefflich, ſie müßten durch das Auspoſaunen gelitten haben, womit er bei jeder Gelegenheit das Lob des Doctors ausruft.“

Frau Judith nickte dieſer Mittheilung Beifall zu, und ſprach: „Er thut wohl daran, der Herr Rector. Der weiſe Spruch: Ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung, daß du ihn habeſt in der Noth! wird lange nicht ſo beherzigt, wie er ſollte. — Doch nun wieder auf unſere vorige Rede zu kommen — der Behelf mit dem Doctor iſt wohl ausgeſonnen, und Sie würden bei dieſer Gelegenheit das Mädchen in Augenſchein nehmen können, ohne daß es eine Abſicht merkte.“

Der Conſiſtorialrath legte nachſinnend die Hand an die Stirne, und blickte zu Boden, als ſuche er einen Vorwand; dann ſagte er wie zu ſich ſelbſt: „Zum Unglück bin ich auch jetzt gerade — Gott verzeih mir die Sünde! — kerngeſund; und ich wüßte kaum, worüber ich mich beklagen ſollte. Doch halt!“ fuhr er fort, indem er Frau Judith fragend anſah, „meine Alwine leidet oft an Kopfſchmerz, von heftigem Erbrechen begleitet; ihr erbärmlicher Appetit hat mir ſchon öfters Sorge verurſacht; denn ich weiß nicht, wovon das Mädchen, und zumal in der Zeit des Wachsthums, lebt? Ueber dieſe kränklichen Umſtände will ich mit dem Doctor ſprechen, und mir ſeinen Rath einholen. Ich darf mich rühmen, ein glücklicher Phyſiognomiſt zu ſein; finde ich nun in den Zügen von Marie Adolar, deren Seelengemälde Sie mir mit den Farben einer wahrhaft mütterlichen Parteilichkeit entworfen haben, nur einen Theil der Löblichkeiten beſtätigt, die es zu einem Muſterbilde machen würden — gewinnt Ihr Heirathsproject Realität: ſo — ſo — kaufe ich Ihre Perlen, und ſchenke ſie meiner Braut am Hochzeitstage.“

Die Jüdinn lächelte wehmüthig. Sie legte das Halsband ſorgfältig in das Käſtchen, verſchloß dies, und ſprach: „Es wäre kein Mahlſchatz, mein Herr Conſiſtorialrath, der den Werth ſolch einer Braut überträfe; denn Sie wiſſen ja wohl als ein Geiſtlicher, daß die Bibel ſagt: Wem ein tugendſam Weib beſcheeret iſt, die iſt viel edler, denn die köſtlichſten Perlen!“

Jetzt ließ ſich ein Fremder melden, und Frau Judith entfernte ſich, nachdem ſie der dringenden Aufforderung des Conſiſtorialraths, ihren Beſuch bald zu wiederholen, Zuſage gegeben hatte. Kaum war jedoch die Jüdinn über die Schwelle des Zimmers geſchritten, welches bald darauf den fremden Herrn aufnahm, als ihr mit ängſtlichem Selbſtvorwurfe einfiel, daß ſie die eigentliche Hauptſache ihres Hierherkommens, die Erkundigung nach dem Geſellſchaftsfräulein der

Gräfinn Rabenau, über den ſchnellangelegten Plan zu einer andern Verſorgung für Marien vergeſſen hätte. Auch ſtieg nicht minder zu ſpät der Scrupel in ihr auf, ob auch Marie, die bei der weichen Elaſtizität ihres Gemüths doch in manchen Puncten, das wußte ſie — ſehr feſtſinnig war, geneigt ſein durfte, die Hand des Conſiſtorialraths anzunehmen? Bei dem Gedanken an dieſe Möglichkeit ward ſie von einem verlegenen Bangen erfaßt; denn ſchlug Marie in unberechenbarer Grillenhaftigkeit die dargebotene Hand aus; ſo vergab der männliche Dünkel des Freiers es ſeiner jüdiſchen Freundinn nimmermehr, daß dieſe ihn zu einem Korbe verholfen. Frau Judith wäre am liebſten wieder umgekehrt, um den eingeleiteten Gang der Heirathsangelegenheit durch maskirte Bedenklichkeiten aufzuhalten, oder ſich wenigſtens im Falle des Mißlingens gegen Vorwürfe ſicher zu ſtellen; doch die Thüre der Gelegenheit hatte ſich hinter ihr geſchloſſen und der Samen des Augenblicks war auf empfänglichen Boden gefallen. Wie nun die gute Alte in rathloſer Unentſchloſſenheit über den breiten Vorſaal zögernd ſchlich, trat Frau Münſter aus einem Gemache, welches an das Zimmer des Conſiſtorialraths grenzte, und brannte das grünliche Feuer eines Katzenblickes auf die Fortgehende ab. „Ach, meine beſte Madame Münſter,“ ſagte Frau Judith mit demüthiger Höflichkeit, „Sie können mir wohl nicht ſagen, ob die eheliche Verbindung des Geſellſchaftsfräuleins der Gräfinn Rabenau noch zu Stande kommen wird? Es war die Rede davon, daß ſie einen Landgeiſtlichen heirathen würde.“

„Eheliche Verbindung?“ wiederholte Frau Münſter, und fuhr mit ſpottender Bosheit fort: „Meines Wiſſens gehören zwei Perſonen dazu, mir aber iſt nur der Wille des Fräuleins bewußt, je eher, deſto lieber, einen Mann zu bekommen! Der Freier muß ihr aus dem Garne gegangen ſein. Jetzt wirft ſie das Netz nach einem Fange aus, der ihr bequem wäre. — Sie hegt den ſtolzen Gedanken, den Herrn Conſiſtorialrath zu erobern. Doch dieſer iſt ein viel zu zärtlicher Vater, als daß er ſeine Kinder durch eine Stiefmutter verkürzen ſollte. — Es möchte daher eine eben ſo vergebliche als undankbare Mühe ſein, ſich auf ſolcher Jagd den Kuppelpelz verdienen zu wollen. Sie — ſind gut verſorgt!“ Bei dieſen Worten, denen ein höhniſches Gelächter folgte, ſtreichelte Frau Münſter an dem Fehmantel der Matrone hinab.

„Die wilde Katze hält noch wärmer!“ antwortete Frau Judith, vor Aerger und Alteration zitternd; denn der rachſüchtige Spott, womit die Horcherinn ſie kränkte, ließ ihr keinen Zweifel, daß ſie, in Folge einer wohlwollenden Abſicht, ſich eine unverſöhnliche Feindſchaft zugezogen hätte. Wußte ſie gleich, daß der Conſiſtorialrath ſeine Wirthſchafterinn nicht ſonderlich begünſtige; ſo hatte ſie doch lange genug gelebt, um die Erfahrung vielfältig gemacht zu haben, daß die Abneigung der Männer kein Hinderniß für die Liſt der Frauen ſei, wenn es darauf ankomme, die Schwächen der Erſteren für die Erreichung ſchlauer Zwecke zu benutzen. — In bekümmerter Unruhe verließ ſie demnach das Haus, worin ſie ſo zuverſichtlich gegangen war, und in welches ſie eine Entſcheidung von höchſter Wichtigkeit gebracht hatte.

In einer ſpäteren Nachmittagsſtunde des folgenden Tages, — denn die Heiraths-Operationen getröſteter Wittwer ſind ſchnell, und in den öfterſten Fällen durch dieſe Eile ſiegreich! — ging der Conſiſtorialrath Sonnes, um den Doctor Dante mit ſeinem Vertrauen bekannt zu machen und vorläufig zu bemerken, ob deſſen junge Hausfreundinn ihm eines noch größeren würdig ſchiene. Er hatte die nothwendige Einfachheit des Anzugs, den ſein Beruf vorſchreibt, doch durch ſo viel Eleganz gehoben, als ſich nur irgend damit vereinigen ließ. Die feine Wäſche blendete faſt durch ihr leuchtendes Weiß, und ein Brillant von koſtbarer Größe ſchoß ſeine farbigen Blitze unter dem Jabot hervor, durch die ſammetartige Schwärze des modernen Fracks in ein noch auffallenderes Licht geſtellt. Das Herz ſchlug ihm faſt hörbar, als er in den weiten Hausflur trat; er wollte ſich vorher bei Frau Judith ein wenig ermuthigen, und ihr zugleich einen kurzen Gegenbeſuch machen; denn er wußte von alten Zeiten her, daß ſie gegen Aufmerkſamkeiten dieſer Art nicht gleichgültig war, und ihre erneuerte Gewogenheit konnte ihm jetzt nützlich werden.

Ein jüdiſches Dienſtmädchen, das mit Wein und Backwerk an ihm vorüber eilte, ſagte ihm auf ſeine Anfrage, daß Frau Judith eben Beſuch von dem Rabbiner habe, und wenn der Conſiſtorialrath auch Toleranz genug beſaß, um zu anderer Zeit den iſraelitiſchen Amtsbruder einer flüchtigen Unterhaltung zu würdigen; ſo war er doch jetzt in viel zu geſpannter Stimmung, um ſich dieſen vermeidlichen Zwang aufzulegen. Er ſtieg mit ſachten Schritten die breite Treppe hinan, und verweilte auf dem Vorſaale einen Augenblick lang vor dem zierlichen Täfelchen, welches mit goldenen Buchſtaben die Weiſung gab, in welchem Zimmer Doctor Dante zu finden ſei. Der Conſiſtorialrath leiſtete ihr Folge, fand jedoch alle Thüren verſchloſſen; eine Domeſtikenſtube war offen, aber leer. Er wartete eine Weile, allein da Niemand kam, ging er, betroffen über dieſes erſte Fehlſchlagen, welches ominös ſein konnte — den Saal entlang, der die ganze Tiefe des Hauſes maß.

Jetzt blieb er am Ende deſſelben vor einer Thüre ſtehen ein leiſes Stöhnen verlautbarte ſich drinnen, und zwiſchendurch das Zureden einer ſüßen, tröſtenden Stimme. Von einem geheimnißvollen Zuge hingeriſſen, klopfte er, und öffnete die Thür, ohne den Ruf zum Eintritte abzuwarten.

Ein ſeltſamer Anblick feſſelte ſeinen Schritt auf der Schwelle. In einem weichen Lehnſtuhle ſaß oder lag Sabine, die treue, ſeit zwanzig Dienſtjahren erprobte Ancilla der kleinen Familie Adolar, welche, nach dem Abſterben der Mutter, ſich aus anhänglicher Liebe Marien zur Leibeigenen auf Lebenszeit gegeben, und dagegen das Verſprechen in Empfang genommen hatte, daß Marie ſie nie ganz verlaſſen wolle. Dieſe redliche Seele befand ſich in einem ſehr leidenden Zuſtande. Der linke Fuß war ihr bis über den Knöchel hinauf verbrannt und ſtark geſchwollen. Marie kniete vor Sabinen, und eben im Begriff, dem übel zugerichteten Fuße einen Verband anzulegen, bot ſie dieſem die ſchöne Bruſt zur Stütze dar. Dieſe Stellung und die ängſtliche Vorſicht, ſo ſanft als möglich zu verfahren, hatte über Mariens Wangen höhere Roſen ausgegoſſen. Ihr blaues Auge war vom Thau des Mitleids feucht, und ihre langen, braunen Flechten, dem Kamme entrollt, entfalteten in dieſer Auflöſung den ganzen Reichthum ihrer Schönheit. Es war ein Bild von evangeliſcher Bedeutſamkeit, deſſen demüthiger Reiz auch das Herz jedes andern Zeugen gerührt haben würde; der Conſiſtorialrath fühlte ſich auf das lebhafteſte davon ergriffen. Für ihn ward es noch von dem geiſtigen Dufte der Hoffnung umſchwebt, womit er die ſtillgeübte Tugend dieſer liebenswürdigen Samariterinn bereits als ſein Eigenthum betrachtete.

„Vergeben Sie, mein Fräulein," ſagte er in ſchmeichelhafter Verwirrung, „wenn ich Sie in einem Geſchäfte der Mildherzigkeit ſtöre, und das Recht einer, leider! verſäumten Bekanntſchaft geltend mache, Sie um Ihre gütige Entſchuldigung für meine Dreiſtigkeit zu bitten.“

„Herr Conſiſtorialrath Sonnes, wenn ich nicht irre?“ ſtammelte Marie, und legte Sabinens verletzten Fuß vorher behutſam auf ein Kiſſen, ehe ſie ſich zu einem anſtändigen Empfange des Gaſtes aufrichtete.

Dieſer kleine Zug einer beſonnenen Achtſamkeit entging dem Conſiſtorialrathe nicht, wie befangen er auch war. Dann fragte Marie, welchem Zufalle, oder welcher Abſicht ſie dieſen Beſuch zu verdanken hätte? Der Conſiſtorialrath dachte: Ach! dürfte ich Dir nach Grund der Wahrheit antworten, Du würdeſt Dich wundern! aber Schicklichkeit und Zartgefühl wehrten dieſem Wunſche — und ſo erwiederte er nur: „Es liegt ein ſanfter, doch verdienter Vorwurf in dieſer Frage; wir, mein theures Fräulein, hätten einander nicht fremd werden ſollen. — Ich kam, um mit Doctor Dante zu ſprechen, fand jedoch Niemand, dem ich den Auftrag ertheilen konnte, ihn davon bei ſeiner Heimkehr zu unterrichten.“

„Es ſoll pünktlich geſchehen, verlaſſen Sie ſich darauf!“ verſicherte Marie, und bot mit einer anmuthigen Bewegung dem Conſiſtorialrath das Sopha an; dabei berührte eine ihrer Haarflechten die einladende Hand, und indem eine glühende Röthe ihr Geſicht bedeckte und verſchönte, ordnete ſie ſchnell den zerſtörten Kopfputz, während ſie weiter ſprach: „Der Doctor benutzte das heitere Wetter zu einer kleinen Spazierfahrt mit ſeiner Gattinn, welche in der letzteren Zeit kränklich war.“

Der Conſiſtorialrath lehnte mit einer leichten Verbeugung das Sitzen ab, und erwiederte: „Und Sie, mein Fräulein, wollten den Genuß des warmen Sonnenſcheins in friſcher Luft nicht mit Ihren Freunden theilen?“

Marie ſah abwärts; ihr beſcheidener Blick ruhete eine Secunde lang auf Sabinens entzündetem Fuße, dann ſagte ſie mit anſpruchloſer Natürlichkeit: „Die Pflicht geht vor. Meine arme Sabine hier, welche dieſen Morgen ſo unglücklich war, ſich mit kochender Brühe zu verbrennen, hat in ſchweren Leidenstagen mit ſtandhafter Theilnahme bei mir ausgehalten, und manche dunkle Kummernacht mir mir durchwacht und verweint. Es iſt nur ein geringes Opfer gegen das Verdienſt dieſer ſeltenen Treue, daß ich mich ihrer Pflege ſelbſt unterzogen, da ich weiß, von welch erfolgreicher Wichtigkeit gerade die erſte Behandlung eines Brandſchadens iſt.“

Schweigend ergriff der Conſiſtorialrath Mariens Hand, und drückte einen heißen, innigen Kuß darauf. Es lag eine zarte Würdigung ihrer Menſchlichkeit in dieſem Achtungsbeweiſe. Marie fühlte ſich durch die ſtumme Huldigung geehrt, und zugleich geſchont. Von den Gefühlen reiner Befriedigung durchdrungen, empfand ſie jetzt, daß es auch außer dem Beifalle in der ſtillen Bruſt einen Lohn für tugendhafte Geſinnungen gäbe. Der Conſiſtorialrath konnte nun ſchicklicher Weiſe Marien nicht länger hinderlich werden; er nahm Abſchied, wünſchte Sabinen gute Beſſerung, und ging mit dem Entſchluſſe, bald wieder zu kommen. In der tiefen Dämmerung kamen Doctors nach Hauſe, und Marie ſtattete den verſprochenen Bericht ab. Gegen die Gewohnheit fuhr der Doctor zornig auf, und ſagte: „Wo aber waren denn die Leute, daß Sie, liebe Marie, in Ihrem Zimmer aufgeſucht, und mit Aufträgen an mich behelliget werden mußten?“

Ueber dieſe Heftigkeit beſtürzt, wagte es Marie nur ſchüchtern, eine Fürbitte zu Gunſten der Domeſtiken einzulegen, welche, wie ſie verſicherte, die verdiente Rüge wegen der ſtreng anbefohlenen Huth während der Abweſenheit ihrer Herrſchaft bereits von ihr empfangen, und das Nimmerwiederthun gelobt hätten.

„Nun denn,“ ſagte der Doctor mit beſänftigtem Tone; „um ihretwillen, liebe Marie! ſonſt hätte ich ein Exempel ſtatuirt: — denn ein Arzt muß ſich auf die Wachſamkeit ſeiner Leute verlaſſen können.“

Eine Woche war nach dieſem Vorfalle verfloſſen, als eines Morgens der Rector Michaelis bei dem Doctor einſprach, der ſich, eben im Fortgehen begriffen, noch im Zimmer ſeiner Frau befand, woſelbſt auch Marie anweſend war.

„Auf ein Wort, Herr Doctor!“ ſagte der Rector nach angewünſchtem guten Morgen, „ich werde Sie nicht aufhalten, denn ich weiß, was es ſagen will, wenn man auf den Arzt wartet. Gehorſamer Diener, meine Damen! ich komme, lieber Doctor, mit einer Bitte, und fürchte keine abſchlägige Antwort, wenn ich Ihnen ſage, daß ſolche mir eine gehoffte Freude zu Waſſer machen würde. — Es iſt heute der Geburtstag meines guten Weibes. Ich würde dieſen Tag in einſamer Trauer mit einer Thränenfeier begehen, wenn Sie nicht wären, der mir mit Gottes Hülfe das Glück meines Lebens erhielt. Sie alſo gehören vor Allen in den frohen Kreis, den wir heute um die Neugeſchenkte ſchließen wollen. Gönnen Sie uns daher, ſammt Ihrer Frau Gemahlinn und Ihrer liebenswürdigen Freundinn, heute Abend Ihre Geſellſchaft! Sie werden nur einige gute Freunde und eine Bewirthung finden, die auf ein trauliches Beiſammenſein und auf Ihre entſchuldigende Güte berechnet iſt.“

Still erquickt vernahm der Doctor dieſe Sprache der dankbarſten Herzlichkeit, und ſein warmer Händedruck ſagte dem Rector noch früher, als ſein Mund, wie gern er die Einladung annehme. Er ließ den Blick zu den Frauen hinüberſtreifen, und begegnete in Clotildens Geſicht einem zuſagenden Lächeln. Es war ein ſeltener Fall, daß ſie ein leiſes Zeichen der Geneigtheit zu einem geſelligen Vergnügen von ſich gab. „Jetzt gehen Sie, mein vortrefflicher Freund!“ ſagte der Rector erfreut, und mit einer Umarmung: dann ſchob er den Doctor zur Thür hinaus, während deſſen er ſagte: „Ich bleibe bei den Frauen, und weiche nicht von dannen, ſie erhören mich denn! Und nicht wahr, meine Damen,“ wendete er ſich zu dieſen, indem er mit biederer Galanterie Beiden die Hand küßte, und den Ton der Entſchloſſenheit in einen bittenden umſtimmte; „Sie machen mir das Herz auch nicht ſchwer, und wollen mein häusliches Feſt durch ihre Gegenwart verſchönen?“

Clotilde verſprach ſogleich, ſeinen Wunſch zu erfüllen; doch Marie äußerte mit furchtſamer Miene, ſie fühle ſich nicht ganz wohl, und müſſe ſich demnach den Genuß verſagen, Theil an dieſer ſchönen Familienfeier zu nehmen.

„Eine Schulkrankheit, Fräulein Adolar, an die der Rector nicht glaubt!“ erwiederte er mit heiterer Unabweislichkeit, und fuhr fort: „Sie kommen nicht los, mein gutes Kind! im ſchlimmſten Falle haben wir den Doctor zur Hand — und der erſte Toaſt, den ich ausbringe, ſoll Ihre Geſundheit ſein!“

„Ehre dem Ehre gebührt! Auf dieſe aber hat die Königinn des Tages den Anſpruch allein,“ ſagte Marie, mehr aus Gefälligkeit als aus Humor in dieſen Scherz eingehend. Dem Rector ſah bei dieſer Antwort der Schalk aus den

Augen; er unterdrückte mühſam ein voreiliges Wort — und begnügte ſich, Mariens ſanften Widerſtand beſiegt zu haben, denn ſie leiſtete endlich das abgedrungene Verſprechen.

Marie hatte ſich kaum jemals ſo beklommen gefühlt, als heute. Jeder Gedanke an den bevorſtehenden Abend preßte ihre Bruſt in ahnungsvoller Bangigkeit, und ſie tadelte ſich ſelbſt ob dieſer ängſtlichen Laune, da der Rector, in Beziehung auf die Gefühle einer zutrauensvollen Hochachtung, ein Mann nach ihrem Herzen und ſeine freundſelige Gattinn ihre Gönnerinn war. Das Vorgeben ihrer Unpäßlichkeit war nicht leer geweſen. Marie verſpürte ein fröſtelndes Ziehen durch ihre Glieder und eine unbehagliche Müdigkeit; die Stirne brannte ihr, ſie glaubte ein Schnupfenfieber im Anzuge, und erklärte die geſpannte Stimmung ihres Gemüths aus dieſem krankhaften Zuſtande.

Als der Tag ſich nun neigte, und Marie ſich ankleidete, wobei die getreue Sabine, welche wieder ziemlich hergeſtellt war, ihr half, ſagte die Erſtere: „Ich wollte lieber zu Hauſe bleiben, und es iſt mir, als ſollte und könnte ich nicht fort. Ein trauriges Herz, und das meine thut mir unſäglich weh — gehört nicht in den Kreis der Freude.“

„Sie müſſen ſich doch zerſtreuen, Mariechen!“ antwortete Sabine, und legte den Spitzenkragen mit ſchonender Sorgfalt über die ſeidene Hülle zurück, auf daß er nicht zerdrückt würde. „Denken Sie nur, wie das Lied ſagt: Was helfen uns die ſchweren Sorgen? Was hilft uns unſer Weh und Ach? Was hilft es, daß wir alle Morgen, beſeufzen unſer Ungemach? Wir machen unſer Kreuz und Leid, nur größer durch die Traurigkeit.“

Ein paar Thränen tropften aus Mariens Augen. „Man wird Ihnen dort das Weinen anſehen;“ fuhr Sabine erſchrocken fort; „hauchen Sie geſchwind in die hohle Hand — der Wagen wartet ſchon. Vielleicht kommen Sie froher wieder. Ein Abend kann viel ändern; ein Abend? lieber Gott, ein Augenblick!“

Dies Wort, welches fromme Einfalt der Erfahrung entnommen, ſollte ſich bewähren.

Die helle Erleuchtung der Rector-Wohnung im Gymnaſio ward von Marien ſchon von ferne mit einem inneren Erbeben erblickt. Alle Gäſte waren bereits verſammelt: der Conſiſtorialrath Sonnes mit ſeinen Kindern, Alwinen und dem kleinen Moritz unter ihnen. Der Rector empfing ſeinen Arzt mit freundſchaftlichen Vorwürfen, daß er dieſe, der Freude geweiheten Stunden durch ſeine verſpätete Ankunft verkürzt hätte, und Doctor Dante, während er in der Geſellſchaft flüchtig umherſah, und ſein Blick ſich ein wenig verfinſterte, als er auf den Conſiſtorialrath traf — entſchuldigte ſich mit Amtsgeſchäften, die, wie es in der Regel zu geſchehen pflegt, mit chicanirender Mißgünſtigkeit dem Arzte die Erholungen ſeines beſchwerlichen Lebens verkümmerten.

Die Wirthinn rief alsbald zu Tiſche. Der Rector bot der Frau Doctorinn den Arm, und der Conſiſtorialrath eilte mit ſo bemerkbarer Haſt auf Marien zu, um ſie in das Eßzimmer zu führen, daß einige Damen, darin geübt, die Zeichen der Zeit zu deuten — ſich lächelnd anſahen, und mehr nicht bedurften, um ſich verſtanden zu haben.

Die Tiſchordnung war ſo gefällig, die Wahl des Conſiſtorialraths zu beſtätigen, und ihm Marien zur Nachbarinn zu geben. Das Beſtreben, jede Pflicht der Aufmerkſamkeit für ſeine Dame zu erfüllen, verjüngte ihn, und die beſcheidene Marie fühlte ſich ſogar gedrückt, durch die Auffallenheit der Auszeichnung, womit er nur für ſie dazuſein ſchien.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiter Band.

Perlen. Zweiter Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Aber der gutmüthige Wirth nahm kein Aergerniß an dieſer ausſchließenden Artigkeit, vielmehr ſuchte er die kritiſche Beobachtung davon abzulenken. Marie ſagte dem Conſiſtorialrathe, wie ſehr ſie erſchüttert worden wäre, als ſie die Nachricht von dem Tode ſeiner blühenden Frau vernommen, und daß ſie ihn wegen dieſes unerſetzlichen Verluſtes von Herzen bedauert hätte. — Der Conſiſtorialrath ſtutzte verlegen, als er durch Mariens Meinung, daß der Verluſt ſeiner Frau ein unerſetzlicher wäre, überzeugt ward, ſie hatte auch nicht die leiſeſte Ahnung ſeiner Abſicht; doch erhöhete dieſe reine Unſchuld ſein Verlangen, ſie für ſeine Wünſche zu gewinnen. Er ſprach von ſeinem verlorenen häuslichen Glücke, von den letzten Reden der ſterbenden Gattinn — von ſeiner Troſtloſigkeit und der Oede ſeines jetzigen Lebens, und die gefühlvolle Marie hörte ihm mit gerührter Theilnahme zu. Sie dachte nicht, daß der warme Strom der Empfindung, worin ſich dieſe Mittheilungen ergoſſen, weniger von dem Schmerze vergangener Tage, als von der Hoffnung für die Zukunft abgeleitet wäre — und daß er ihr ſeine Trauer, die Wärme ſeines Gefühls vielleicht nur darum ſchilderte, um ihr bei dieſer Gelegenheit die Fülle ſeiner Zärtlichkeit zu zeigen.

Mittlerweile war die Tiſchgeſellſchaft ſehr vergnügt und laut geworden; nur der Doctor theilte dieſe fröhliche Stimmung nicht ſo ganz. Er unterhielt ein gleichgültiges Geſpräch mit ſeiner Nachbarinn; allein der dünne Converſationsfaden riß öfters ab, und der preßhafte Seufzer, womit er ihn dann wieder anknüpfte, und die mühſame Geſuchtheit der Stoffe verrieth deutlich, daß er ſich in einem ſauren Werke geſelliger Schuldigkeit abmüde, und heute kein Geweiheter der Freude ſei. Obgleich der Conſiſtorialrath Mariens Aufmerkſamkeit faſt über die Rückſicht der Höflichkeit hinaus in Anſpruch nahm: ſo war ihr doch nicht entgangen, wie wenig die Stimmung des Doctors dem Zwecke dieſes feſtlichen Abends entſpreche. In leiſer Unruhe darüber, was ihrem Freunde, der ſonſt ſo empfänglich für erheiternde Anregungen war, wohl fehlen könne — ſtrebte ihr Blick, die Antwort auf dieſe beſorgte Frage in ſeinem Auge zu leſen; aber dieſes Auge vermied ſie, und als ſie dem geſuchten Blicke endlich begegnete, ward ſie von dem Ausdrucke einer düſtern Kälte darin ſo ſehr beſtürzt, daß ſie fürchtete, ihn unwiſſentlich mit etwas beleidigt zu haben.

Jetzt unterbrach ein anziehender Auftritt Mariens nachdenkliche Selbſtprüfung, und die geräuſchvolle Unterhaltung ſtockte in einer plötzlichen Stille. Die Kinder des Rectors — er war ein ſehr glücklicher Vater — gruppirten ſich um ihre Mutter, die, mit dem Lächeln der Liebe in dem blaſſen Geſichte, gegen die Gewalt der Gefühle ankämpfte, welche ihre Schwäche zu überwältigen droheten. Sie ſchlangen einen Kranz um die Mutter, während ſie mit kindlicher Unbefangenheit einige herzliche Verſe ſagten, die der Rector ſelbſt gedichtet hatte. Thränen entſtürzten der Gefeierten; zurückgekehrt von den ſtillen Ufern des Todes in das ſüße Leben, fühlte ſie jetzt die ganze Fürchterlichkeit des Gedankens der Trennung von den Ihrigen, um mit dem ſeligen Bewußtſein zu empfinden, daß ſie ihnen noch länger angehören dürfe. Sprachlos drückte der Rector die geliebte Gattinn an ſeine Bruſt, und kein Auge der Zeugen dieſer rührenden Scene blieb unbenetzt.

Nun wendete ſich der Rector mit ſeinen Kindern zu dem Doctor, und dankte ihm vor den Anweſenden noch einmal laut für die treue Mühe, welche er für die Herſtellung der

Geneſenen angewendet, und die der Segen, der von Oben kömmt, gekrönt hätte. Es waren nur wenige Worte, die er ſprach; aber Wahrheit und Innigkeit hatten ihren Stempel darauf geprägt.

Jedes der Kinder machte dem Lebensretter der theuren Mutter ein kleines ſchickliches Geſchenk; die Mädchen zierliche Handarbeiten; der einzige Sohn des Rectors, ein genialer Knabe und angehender Kunſtjünger, eine meiſterhaft gelungene Zeichnung, den Centaur Chiron darſtellend, wie er den Aeſculap in der Arzneiwiſſenſchaft unterrichtet.

Der Doctor war überraſcht und ergriffen; er überließ ſich einem ſinnigen Schweigen, nachdem er ſeine freudige Bewunderung ausgeſprochen und verſichert hatte, daß dieſe Gaben der Erkenntlichkeit ihm immer werth und ſchätzbar ſein ſollten.

Die Nachklänge der allgemeinen Rührung mußten erſt auszittern, ehe die Geſellſchaft ſich wieder in den Ton der Freude ſtimmen konnte. Der ſanften Marie wäre dieſer Uebergang kaum möglich geweſen. Mit glänzenden Augen hatte ſie an der einfach ſchönen Gruppe gehangen, welche der liebende Sinn einer glücklichen Familie bildete, und eine Ahnung der Mutterluſt durchſchauerte ihre Bruſt.

Als ſie die edle männliche Geſtalt des Doctors, umgeben von des Rectors holden Kleinen ſah, feierte ihr Herz ihn mit dem ſtillen Opfer des Wunſches, daß die Vorſicht ihn ſolcher Kinder würdigen wolle. —

Der kleine Moritz Sonnes kam jetzt zu ſeinem Vater gelaufen, um dieſem etwas zuzuflüſtern; der Conſiſtorialrath nahm den Knaben auf ſeinen Schooß, und zeigte ihn Marien, als den verlorenen Sohn, den ſie einſt — ein Engel des Troſtes — den geängſteten Eltern zurückgegeben. Marie liebkoſete arglos das Kind, und äußerte die Bemerkung, daß es ſeiner Mutter zum Sprechen ähnlich wäre. Der ſympathetiſche Zug einer früheren Bekanntſchaft ſchien in dem Knaben zu erwachen. Er hüpfte von des Vaters Knieen, und ſchmiegte ſich an Mariens Seite, mit naiver Zutraulichkeit plaudernd. Während nun Marie dem kleinen Schwätzer Gehör gab, entging es ihr doch nicht, daß der Rector dem Conſiſtorialrath bedeutſam zuwinkte, und nicht ſo leiſe zuraunte: „was Du thun willſt, das thue bald!“ als daß es unvernommen von Marien bleiben konnte. Ein Licht fiel in ihre Seele — und ſie entſetzte ſich vor der Möglichkeit, die es beleuchtete. Schnell und mit Grauen, als hätte eine Schlange ſie berührt, zog ſie den umſchlingenden Arm von dem Kinde ab, und wendete ſich zu ihrem Nachbar linker Hand, ein Geſpräch anknüpfend, welches ſie, bis man vom Tiſche aufſtand, mit krampfhafter Anſtrengung feſthielt. Umſonſt bemühete ſich der Conſiſtorialrath, ihm dieſen Vorzug ſtreitig zu machen; Mariens Feinheit wußte dies Beſtreben zu vereiteln, ohne daß er es ihrem Willen Schuld geben konnte.

Wenn die Coquetterie im Beſitze der magiſchen Kunſt iſt, die Gelegenheit zu beſchwören, daß ſie ihr dienſtbar werde; ſo giebt es nicht minder ein Geheimniß, welches reine weibliche Seelen in Kraft ſetzt, ſich dem Begehren der Männer unerreichbar zu machen.

Der Conſiſtorialrath konnte kein Wort mehr anbringen; nach aufgehobener Tafel verſchanzte ſich Marie in die Mitte der Frauen, um ferner nicht mehr zu ſprechen.

Stiller, als man gewöhnlich von einer Freudenfeier zu kommen pflegt, fuhren unſere Hausgenoſſen heim; nur Clotilde, ungewöhnlich ſprachſelig, rühmte den verfloſſenen Abend als einen der vergnügteſten, den ſie ſeit ihrem Hierſein verlebt hätte. Der Doctor ſchwieg zu dieſem Lobe, und auch Marie blieb ſtumm.

Sie fand Sabinen noch wach und ihrer harrend. „Gottlob! daß ich hier bin!“ ſagte ſie, und riß ſo heftig Schleifen und Schlingen auf, daß die Kleider wie im Fluge herabrauſchten. „Ich bin krank, Sabine!“ fuhr ſie mit ſeltſamer Haſt fort; „hilf mir, o ich bitte dich! daß ich bald zu Bette komme. Die Hände zittern mir vor Angſt — vor Froſt, wollte ich ſagen — und wunderliche phantaſtiſche Bilder flirren mir vor den Augen.“

Sabine erſchrak; ſie wollte den Doctor herüberrufen, doch Marie ließ es nicht zu. Sie ſaß noch lange an Mariens Bett, und belauſchte die kurzen Athemzüge des Mädchens, die ängſtlichen Seufzer, womit es aus halbem Schlafe und fieberhaften Träumen emporfuhr, und verließ dieſe Wacht erſt, als Mariens Schlummer gegen den Morgen etwas ruhiger geworden war.

Marie erwachte ſpät. Sie klagte über wüſtes Kopfweh und über ein ſchmerzendes Spannen und Brennen in der linken Seite des Geſichts. Sabine beaugenſcheinte den Strich des Hauptes, welchen Marie als leidend bezeichnete, und rief: „Hilf Himmel! Sie bekommen die Roſe! der völlige Anſatz iſt ſchon dazu vorhanden: da wird es Noth thun, daß Sie Sich warm halten, und in dem Bettchen bleiben, ſonſt könnte der letzte Schaden ärger ſein, als der erſte.“ Aber im Bett zu bleiben, ohne ſich ſterbenskrank zu fühlen, wäre für die thätige Marie noch größere Qual geweſen. Sie ſtand auf, ſchob das reiche Gelock unter ein nettes Morgenhäubchen, band ein ſchneeweißes Tuch um die flammende Wange und nahm eine zerſtreuende Arbeit vor.

Sabine war bitter und böſe über die Unfolgſamkeit ihrer jungen Gebieterinn; ſie nahm heimlich ihre Zuflucht zu der Autorität des Doctors, und klagte ihm Mariens Unpäßlichkeit, indem ſie in der Beſchreibung von deren geſtrigen Zuſtande beim Nachhauſekommen ein wenig übertrieb.

Der Doctor hörte den Bericht erſchreckend an, und machte Sabinen Vorwürfe, ihn nicht zu Hülfe gerufen zu haben; dann ging er alsbald zu Marien hinüber. Obgleich er ſich theilnehmend nach ihrem Befinden erkundigte; ſo vermißte ſie doch an ihm jenen Zauber der zarteſten Freundſchaft in ſeinem Weſen, der ihn für ihr Gefühl zu einer geweiheten Erſcheinung erhob. Sie verleugnete ihr Uebelbefinden in etwas, und ſagte, ſie wäre geſtern ſchon unpaß geweſen, und hätte eine große Unvorſichtigkeit begangen, daß ſie der Einladung des Rectors mit gefälliger Schwäche nachgegeben, und nicht lieber zu Hauſe geblieben wäre.

„Dabei würden Sie viel verloren haben,“ antwortete der Doctor, und der Ton dieſer Worte klang faſt wie eine kleine, eiferſüchtelnde Höhnelei.

„O über die Männer!“ ſeufzte Marie ſtill für ſich, „ihre Selbſtſucht macht ſie zu Tyrannen in der Freundſchaft wie in der Liebe. — Ich glaube, es hat ihn verdroſſen, daß ich mit dem Conſiſtorialrath geſprochen — indeß wäre dies eine Unvernünftigkeit, welche kaum der Leidenſchaft zu Gute gehalten werden könnte. — Er heirathete eine Andere, und ich habe mein Betragen gegen ihn nicht verändert — und ich — — darf nicht einmal mit einem Manne von ſeiner Frau ſprechen, ohne daß der Freund ſich zurückgeſetzt fühlt, und ſich nicht ſcheuet, mir ſeine Empfindlichkeit darüber bemerkbar zu machen!“ —

Dieſe Gedanken, welche Mariens Seele durchkreuzten, und zu Folgerungen führten, vor denen ſie zurückſchauderte — machten ihr die Gegenwart des Doctors drückend. In Antwort auf ſeine letztere Bemerkung, erwiederte ſie gereizt: „Die Anerkenntniß von dem Beſtreben unſers guten Wirthes, allen ſeinen Gäſten, und beſonders Ihnen, Freude zu bereiten, muß Ihnen wie guter Rath über Nacht gekommen ſein; dort ſchienen Sie verſtimmt; wer Sie genauer kannte, konnte es merken, daß Ihnen etwas unangenehm ſei.“

Der Doctor erröthete. „Und ich hätte nicht geglaubt,“ entgegnete er, „daß Sie noch Zeit und Sinn für ſolch eine Bemerkung übrig gehabt; Sie ſchienen ſo vollauf mit Ihrem Nachbar beſchäftigt und in ſeine Unterhaltung vertieft, daß ich nicht ſo anmaßend ſein durfte zu erwarten, Sie hätten demnächſt noch auf einen übelgelaunten Freund geachtet.“

Ein bitterſüßes Lächeln ſchwebte auf Mariens Lippen. Sie unterdrückte den Vorwurf, worin ihr gekränktes Gefühl aufwallete, und brach dieſen gefährlichen Gegenſtand ihres Geſprächs ohne Weiteres ab. Der Doctor verſtand ihren Wunſch, er erließ noch einige Verordnungen, ihr Unwohlſein betreffend, und ging, zum Erſtenmale ſeit ihrer Bekanntſchaft, mit fühlbarer Erkaltung. Clotilde, welche bald darauf Marien zu beſuchen kam, vergutete durch erhöhete Grade der Freundlichkeit das Betragen ihres Mannes. Sie verſicherte, ſich ſo an Mariens Umgang gewöhnt zu haben, daß ihr das heutige Alleinſein ordentlich unheimlich vorkommen werde. Auch würde ſie den ganzen Tag über der Kranken Geſellſchaft leiſten, wenn ſie nicht Briefe in die Heimath zu ſchreiben hatte, welche dringend wären; den Abend aber wolle ſie an Mariens Bette zubringen; denn ſie würde darauf beſtehen, daß dieſe ſich zeitig niederlege.

Die einſame Ruhe, welche Marie nach dem Abgange der

Doctorinn nun umgab, begünſtigte ſie, ſich ſelbſt zurecht zu finden, und ſie gewahrte mit Entſetzen, daß ſie an einem Abgrunde wandele. „Ich muß fort von hier!“ ſprach ſie, ſich ſelbſt zu einem Entſchluſſe ermannend; „es iſt hohe, es iſt die höchſte Zeit! ſonſt geht er verloren, deſſen Frieden ich mit allen meinen Lebensfreuden erkaufen möchte. Und Clotilde hat mir wohlgethan — dafür ſollte ich ſie nun eines Schatzes berauben, um den ich ſie ohnedies ſchon halb gebracht? O Gott! ſo tief laß mich nicht ſinken; ich halte mich an Deiner ſtarken Hand — Du wirſt mich führen, daß mein Fuß auf dem Boden der Verſuchung nicht gleite!“

Tauſend Pläne, ihre Lage zu verändern, beſchäftigten ſie nun zum Ermatten. Sie hatte zu Frau Judith geſandt, und die Jüdinn um einen Beſuch bitten laſſen; doch dieſe war mit ihrem Schwiegerſohne über Land gefahren, und kam erſt morgen wieder.

Es war um die vierte Stunde des Nachmittags, und Marie ſaß ganz allein. Sabine war außerhalb des Zimmers beſchäftigt, in welches die Sonne mit frühjährlicher Klarheit ſchien. Würmchen ſpielten in ihren warmen Strahlen, ein Vogel badete ſich, zwitſchernd vor Luſt, in dem glänzenden Lichte, und pickte an Mariens Fenſter. Ein leiſer Vorklang der großen Hymne, womit die Natur nun bald wieder ihren Schöpfer loben und preiſen würde, zog tief durch Mariens Seele, und löſete ſie in Wehmuth auf. Sie dachte, wie nun der Frühling bald kommen, und Alles, was da lebte, in Wonne erneuern würde. Auch das Grab der Mutter war dann bedeckt mit Blumen, unter denen ſie den Kummer des Lebens verſchlief. Marie hatte ſich nie ſo einſam gefühlt, als in dieſem Augenblicke. Sie war jetzt daran, ſich verlaſſen zu glauben von Dem, der ſeinen Kindern dann am nächſten iſt, wenn der bange Zweifel an ſeiner Vaterhülfe ihren Glauben verdunkelt.

Da klopfte es an die Thür, und der Rector Michaelis trat nach vernommener Erlaubniß herein. „Ich höre mit Bedauern,“ ſagte er, „daß Sie, mein gutes Fräulein, krank geworden, und meine eigenſinnige Bitte auf Koſten Ihrer theuren Geſundheit erfüllt haben. Das thut mir nun von Herzen leid, obgleich ich, ein verſtockter Sünder, die begangene Unthat kaum bereuen kann. Aber ſagen Sie, mein gutes, ſchönes Kind, was fehlt Ihnen denn ſo eigentlich?“

Marie antwortete mit einem ſchmerzverleugnenden Lächeln, ſie werde die Roſe in das Geſicht bekommen.

„Ei! das iſt eine Afterblume, die dahin nicht gehört wo ihre echte Schweſter ſo reizend blüht,“ verſetzte der Rector mit treuherziger Schmeichelei, indem er fortfuhr: „Es giebt ſympathetiſche Mittel dafür — ich wußte ſelbſt eines — wollen wir einen Verſuch machen? Wie? Sie ſchütteln das Köpfchen, Sie kleiner Freigeiſt? So glauben Sie wohl nicht an das wundervolle Geheimniß der Sympathie?“

Marie ſagte: „Ich glaube, wenn auch nicht ganz in Ihrem Sinne, lieber Herr Rector, an eine Heilkraft der Sympathie, die ſich in übernaturlicher Wirkſamkeit offenbart. — Aber iſt es Ihnen nicht gefällig, Platz zu nehmen?“ Der Rector gehorchte, und ſetzte ſich Marien gegenüber. „Mein gutes Kind,“ begann er mit verändertem Tone, und ſtrich ſich mit der flachen Hand über die Stirn, als wolle er einen Anlauf nehmen, „ich habe Ihnen etwas zu ſagen, und nie hörte ich, daß lange Vorreden einem Werke viel genützt hätten. Alſo zur Sache! — Mein Freund, der Conſiſtorialrath Sonnes, hat das Glück Ihrer holden Nähe geſtern ſo lebhaft empfunden, daß er mir heute einen feurigen

Dank dafür gebracht, und mich mit einer Frage an Sie beauftragt hat. Sein Schickſal, wie das ſeiner Kinder, hängt von Ihrer Antwort ab. Er fragt Sie nun, ob Sie, mein gutes Kind, ſich entſchließen könnten, ihm Ihre liebe, nächſte Nachbarſchaft für eine etwas längere Zeit, die doch immer kurz genug iſt — ich meine das ganze flüchtige Leben — zu gönnen, und, mit Einem Worte, ſeine liebe Frau zu werden? Aber, mein ſympathetiſches Mittel wirkt ja auf der Stelle! Sie werden todtenblaß, und die falſche Roſe iſt mit der wahren verſchwunden. O weh! das ſcheint kein Freudenſchreck zu ſein; armer Sonnes! — Erholen Sie Sich, liebe Marie! es ſoll Ihrem Herzen kein Zwang geſchehen. Der Conſiſtorialrath iſt ein Ehrenmann, und ſein ungeſchickter Freiwerber entfernt ſich ſogleich, wenn ſein Anblick Ihnen, gleich dem Zwecke ſeiner Sendung, zuwider iſt.“

Marie, noch immer keines Wortes mächtig, und in ſtarrem Schrecken befangen, faßte des Rectors Hand; die ihrige bebte, wie das Laub der Eſpe, wenn der Sturm durch ihre Zweige rauſcht. „Herr Rector,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „dieſer Antrag, ſo achtungswerth er auch iſt — dünkt mir doch ſo unglaublich, daß ich ihn am liebſten für einen Scherz halten möchte.“

Der Rector ſchöpfte neuen Muth, und ſprach: „Scheint es doch, als ob der Zweifelsgeiſt des ſeligen Thomas heute über die frömmſte Seele der Chriſtenheit gekommen wäre. Es iſt dem Conſiſtorialrathe mit dieſer Anfrage der größte Ernſt, und auch mir, ich verſichere Sie, mein liebes Kind, liegt die Sache weit außer dem Spaße; ſo daß mir, ſchickten Sie mich mit einem Körbchen fort, und wäre es das niedlichſte Diminutiv ſolch einer fatalen Abfertigung — dies die ſauerſte Laſt ſein würde, die ich jemals mit dem ſchwerſten Gange an die Behörde gebracht hätte. Doch geſtehen Sie mir es ehrlich! worin liegt denn die Unglaublichkeit von der Bewerbung meines Freundes um dieſe kleine, ſchöne Hand?“ Bei dieſen Worten klopfte er Mariens Linke, die er noch immer hielt, und ſah ihr mit forſchender Freundlichkeit in die Augen.

Marie hielt dieſen Blick aus, und antwortete: „Der Conſiſtorialrath kennt mich nicht. Er hat mich nur dreimal in ſeinem Leben geſehen.“

„Einmal wäre genug geweſen, ihn über die Untrüglichkeit ſeines Glaubens an Ihren Werth gewiß zu machen,“ erwiederte der Rector, indem er Marien mit inniger Achtung die Hand küßte, und weiter redete: „Sie haben damals, am Tage ihrer erſten Bekanntſchaft, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, welchen Aeußerungen ſeiner Frau verſtärkten, die man für eine Ahnung zu erklären ſich geneigt fühlt. Er hat ſpäterhin durch Jemand, den er mir nicht nannte, viel Gutes von Ihnen gehört, und Sie bei einer Handlung überraſcht, welche dieſem lobenden Zeugniſſe das Siegel der Wahrheit aufgedrückt hat. Geſtern endlich hat ihn die Anmuth Ihres Geiſtes, die Güte, welche Sie für ihn gezeigt, vollends bezaubert, und er beſchwor mich, die Entſcheidung ſeines Schickſals, ſo viel an mir läge — nicht eine Stunde aufzuhalten. Liebes, theures Mädchen! wie glücklich könnten Sie den Vater dieſer Kinder machen!“ Der Rector hielt hier bewegt inne, denn er dachte an die ſeinigen, und wie nahe das Unglück über ihnen geſchwebt, ihre Mutter zu verlieren.

Marie ſeufzte und ſchwieg; der Rector ſchien eine Antwort zu erwarten, und dann ſagte ſie mit ſo vieler Faſſung, als ihr möglich war: „Lieber Herr Rector, ich gebe dem Drange meines aufrichtigen Vertrauens für Sie nach, und will Ihnen mein Herz entfalten, ein Herz, das, wie ich eben ſchmerzlich empfand, in der weiten Welt keinen anderen Schutz und Rath hat, als ſich ſelbſt! — Wenn auch eine vernünftige Erziehung und harte Jugenderfahrungen mich vor gefährlicher Schwärmerei bewahrten; ſo hat doch weder das weiſe Urtheil meiner Mutter, noch das meines reifenden Verſtandes der Hoffnung widerſprochen, daß die Liebe der Ehe vorangehen müſſe.

Die Natur des Weibes will durch die ſüßen Bande der Gewohnheit zu dem Manne hingezogen werden, dem ſie mit allen Kräften ihres Weſens angehören ſoll! Es erſcheint mir als rohe Gewaltſamkeit, o vergeben Sie, daß ich es freimüthig geſtehe! wo es anders wäre. Die Ueberwindung des Fremdſeins, wo die Pflicht des unbedingteſten Hingebens mit einer geheiligten Zurückhaltung ſtreitet, zerſtört Gefühle, welche die Liebe vollendet. Wie könnte ich nur jemals zu dem Conſiſtorialrath Du ſprechen, ohne vorher eine peinliche Scheu bekämpfen zu müſſen? — Und dieſe Sprache des Vertrauens," (hier überzog ein hoher Purpur Mariens Stirn und Wangen), „wie natürlich iſt ſie dem liebenden Herzen! dies ſträubt ſich gegen das Sie, wie gegen einen verhaßten, entfremdenden Zwang. — Das häusliche Eigenthum des Conſiſtorialraths würde mich wie einen Gaſt aufnehmen — ich aber denke mir es ſchön und naturgemäß, wenn ich, gleich der Schwalbe am Sims des Fenſters, mir die Zuthat mitbrächte, um die Wohnung des ehelichen Friedens, wo ich als Hausfrau ſchalten und walten ſoll, mir in Freude und zufriedener Genügſamkeit zu erbauen."

Der Rector lächelte und ſprach: „Meine gute Marie! die Liebe, dieſe lächelnde Tochter des Himmels, vereiniget allerdings Herzen und Hände am innigſten; aber Vernunft und Tugend müſſen ſie für die Prüfung ihres gemeinſchaftlichen Weges zuſammenhalten. Das Paradies, wo jeder Trieb, jede Anlage der erſten Menſchen im reinſten Einklange zu ihrer ſeligen Beſtimmung ſtand, iſt uns verloren gegangen, und ſeit Gott der Vater den Fluch der Sünde über Adam und Eva ausſprach, haben ſich ſtets ein wenig Diſteln und Dornen vom Acker des Lebens unter die Myrten des Brautkranzes gemiſcht. — Daß jedoch jener leidenſchaftliche Zug des Herzens nicht nöthig ſei, um ein Paar gute Menſchen durch das Band einer glücklichen und zärtlichen Ehe zu verknüpfen, daß die treueſte Gattenliebe der Hochachtung viel gewiſſer und öfter folge, als es im Gegenfalle gefunden wird, davon giebt meine eigene Heirathsgeſchichte und die Zufriedenheit meines Eheſtandes Beweis. Erlauben Sie, mein gutes Kind, daß ich ſie Ihnen in aller Kürze erzähle. Sie gewinnen dabei Zeit, ſich zu ſammeln. Ich war in meinem fünfundzwanzigſten Jahre auf das heftigſte verliebt in ein junges Frauenzimmer, welches ich für den Inbegriff aller weiblichen Vollkommenheiten hielt; meine Franziska war jedoch nur ſehr hübſch, dabei ſehr leichtſinnig. — Ich gab mir die äußerſte Mühe, und verſäumte kein ehrliches Mittel, um zu einer Verſorgung zu gelangen, auf daß ich meine Geliebte heirathen könnte; allein mein Beſtreben war zur Zeit umſonſt, und immer waren es die unbedeutendſten Anläſſe, woran mein Hoffen fehlſchlug. Ich grämte mich darüber, daß ich verkam. Sehnſucht und Unruhe zehrten an mir; denn auf die Treue meines Liebchens hätte ich kein Kartenhäuschen bauen mögen — und, ich Thor! wollte doch das Glück meines Lebens darauf bauen.

Eines Morgens gehe ich zur ungewöhnlichen Zeit zu ihr, denn ich pflegte ſie nur zur beſtimmten Stunde zu beſuchen. Sie erſchrak, als ich in das Zimmer trat, und ſchien eben Garderobenſchau zu halten: das Zimmer lag voll Kleidungsſtücke und Putzſachen. Ich bemerkte den Plunder kaum, und bat ſie, ſich nicht ſtören zu laſſen. Sie ſagte mir mit trübſeliger Miene, daß ſie heute ſchon wieder zu der Tante müſſe, ihr vorzuleſen; der Buchhändler hätte dieſer neue Erbauungsbücher zur Auswahl geſchickt, davon ſollte nun der Kern ausgefunden werden. Ich ſollte nur mitleidig ihrer denken, denn ſie werde einen traurigen, langweiligen Nachmittag verleben. — Dieſe Tante, eine Frömmlerinn, war ſchon ſeit Jahren krank, und meiner Franziska Mutter brachte jede Woche einen vollen Tag bei ihr zu, um ein kleines Capital zu erben, womit ſie im Teſtamente der Betſchweſter bedacht werden ſollte.

Franziska wurde dann und wann zu einer religiöſen Vorleſung berufen, was für die kleine, wilde Hummel allemal eine Pönitenz war. „Das trifft ſich gut, mein ſüßes Mädchen!“ ſagte ich, „denn auch ich will heute einen Ausflug machen, und meinen Freund, den Prediger Pharon in Sürchen, beſuchen.“ Er hat mich zur Faſtnacht eingeladen. Franziska bückte ſich, da fiel ein zuſammengedrücktes Blatt Papier aus ihrem Buſentuche an die Erde, und im raſchen Aufnehmen las ich die obenſtehenden Worte, von einer zierlichen Männerhand geſchrieben: Heute, mein Fränzchen, wollen wir Alle auf einem Balle fröhlich ſein! — Ueber Franziskas Geſicht loderte rothe Gluth wie Fackelbrand; ſie riß mir das Papier aus der Hand, und ſprach: „Ach! es iſt ein Scherz, weiter nichts;“ wobei ſie mir mit erſtaunenswürdiger Lügenfertigkeit ein Fabelchen aufband, das dieſe ſeltſame ſchriftliche Aufforderung zur Noth erklärte. Ich ſtutzte doch; aber ſie hatte mir den kleinen Anflug von Mißtrauen bald weggeſcheucht und weggetändelt.

Durch Mancherlei aufgehalten, konnte ich erſt ſpät nach Sürchen aufbrechen. Ein eleganter Schlitten ſauſ'te im Schneegeſtöber an mir vorüber; der junge Oberförſter Wolfram, aus Heidewülren, Pharons Schwager, ſaß darin. Er erkannte und grüßte mich. Der Wind ſtürmte wild durch die Flocken, und machte mich ſchaudern. Meine Gedanken kehrten immer wieder zu dem verwünſchten Blatte zurück, und es war mir, als ob die unheimliche Stimme eines Dämons mir zuflüſtere, daß heute Redoute wäre, und daß ich die Einladung dazu, in jenem Verſe an meine Franziska, von einem heimlichen Nebenbuhler, geleſen hätte.

Pharon und ſein Weibchen entſchuldigten ſich bei mir, daß ſie keine weitere Geſellſchaft hätten, und ich wußte ihnen dies von ganzer Seele Dank. Ich klagte dem Freunde mein Mißgeſchick: er wußte bereits um meine Liebe. Er ſah mich bedeutend an, und recitirte dann mit einem Nachdrucke, der mir auffallen mußte, einen lateiniſchen Spruch des Horaz, der im Deutſchen alſo lautet: Ihnen zur Strafe erhören die Götter der Sterblichen Wünſche! Wie meinſt Du das, Pharon? fragte ich. Das will ich Dir ſagen, antwortete er. Die Himmliſchen wollen Dir wohl, und haben Dich gegen ein großes Unglück in Schutz genommen. So höre denn! aber ſei nicht weichlich, wenn ich jetzt mit einem kräftigen Heilſchnitte in Dein Herz dringe, das dieſer Cur bedarf, wenn es ſich nicht ſpäter an einem unheilbaren Schaden verbluten ſoll. — Du liebſt eine Treuloſe! eine Undankbare. Armer, ehrlicher Michaelis! Du dienteſt zum grauſamen Spiel einer gleisneriſchen Schlange!

Ich ſtarrte ihn vernichtet an; er aber fuhr fort: Vor einer Stunde erſt war mein Schwager Wolfram bei uns. Er fuhr in die Stadt, und wird heute Abend Deine Franziska, deren ſtillbegünſtigter Liebhaber er ſchon ſeit längerer Zeit iſt, auf die Maskerade führen. Da wolle er ſich ihr erklären, worauf ſie wahrſcheinlich nur gewartet, um Dir Deinen Abſchied zu geben. Als er ſie einſt um ihr Verhältniß zu Dir gefragt, hat ſie ihm geantwortet, er ſolle nur nicht denken, daß ſie ſich jemals entſchließen würde, einen pedantiſchen Schulmeiſter zu heirathen; ſie müſſe Dich nur dulden, weil ihre Mutter Dich begünſtige; ſobald ſich jedoch ein anderes Engagement für ſie finde, werde der Laufpaß Dir ohne Barmherzigkeit unterſchrieben.

Und dies falſche Geſchöpf liebſt Du, und willſt es zur Frau nehmen, Bruder? fragte er empört; denn ich hatte ja manch zärtliches Billet von Franziska an Dich geleſen.

Wehe Dir! fuhr ich fort, welche Bürgſchaft haſt Du für die Treue einer Lügnerinn? Mein Schwager nahm die redliche Warnung übel; er zankte ſich ſogar ein wenig mit meiner Frau. Wir hatten uns für eine Mohrenwäſche abgemattet. Wäre ich aber an Deiner Stelle, ſo käme ich dem Dämchen zuvor, und ſchriebe den Abſagebrief ſo bald als möglich.

O Gott! an dieſe Faſtnacht werde ich denken, ſo lange ich lebe. Die Frau meines Wirthes hatte köſtliche Pfannkuchen gebacken — für mich waren ſie aber mit Wermuth gefüllt. Ich ſprach mit Pharon, daß ich nach dieſer Erfahrung unmöglich länger in N...... bleiben könne. Da kann ich Dir helfen, Brüderchen! ſagte er. Es iſt mir durch die dritte, vierte Hand der Auftrag geworden, mich um einen Erzieher für die Kinder des Banquier van Huyg in L..... zu bemühen. Es iſt ein reiches, reſpectables Haus — Du könnteſt Dir die Condition noch ein paar Jährchen mitnehmen. Haſt Du nun Luſt, ſo ſchlage ich Dich vor.

Ich bedachte mich nicht lange dazu. Die Nacht verging mir ſchlaflos. Ich hatte mir Papier, Feder und Dinte in das Schlafgemach mitgenommen, und wollte an Franziska ſchreiben, das zerriſſene Gewebe ihrer treuloſen Liſt ihr vorhalten, und ſie mit dem Gewichte meiner Verachtung zerſchmettern. Da trat ein Engel an meine Seite, und wehrte mir. Ja, liebe Marie, ein Engel! das Bewußtſein, es nicht an Franziska verſchuldet zu haben, daß ſie mir ſo lohne; denn ich hatte ſie und ihre Mutter nach Möglichkeit unterſtützt, und mich kärglich beholfen, um ihr Leben bequemer zu machen.

So ſchrieb ich ihr: Wir ſind geſchieden, Franziska! geſchieden auf immer. Sie haben mich hintergangen — ich liebte Sie wahrhaft und treu. Das iſt nun vorbei, auf ewig. Möchten Sie des Glückes noch fähig ſein, das ich Ihnen gönnen würde! Michaelis.

Nach acht Tagen langte die Antwort von dem Banquier an: ich war angenommen. Der Brief enthielt daneben ein honorables Reiſegeld für mich, und man machte mir die dringendſte Eile zur Pflicht. — Das war mir eben recht. In dem van Huygſchen Hauſe ging es ſehr groß zu. Der Banquier war ein Mann, den Funfzigern nahe, von mißfälliger Perſonlichkeit, die durch einen truben Geſchäftsernſt um nichts anziehender wurde; aber von dem gediegenſten, wohlthätigſten Charakter. Madame, eine blendende Schönheit vom erſten Range, ſchien das Opfer, welches ſie dem würdigen Manne mit ihrer Hand gebracht, nicht niedrig anzuſchlagen, und entſchädigte ſich in Liebeleien, die ihrem leeren Geiſte Bedürfniß waren.

Mein Glaube an weibliche Tugend war dahin; hier hatte ich das verächtliche Spiel der Buhlerei täglich vor Augen, und der Haß gegen ein Geſchlecht, welches die heilige Handſchrift der Natur zu Lug und Trug verfälſchte, ſetzte ſeine ſcharfe Säure in meinem Gemüthe an. Deshalb blieb mir denn auch ein junges Mädchen, Babet Silmers, das bei van Huygs lebte, völlig gleichgültig, obgleich ich gezwungen war, mir einzugeſtehen, daß dieſe Babet der Schutzgeiſt wäre, dem meine lieben Eleven ihre Unverdorbenheit verdankten. Das Verhältniß, worin die junge Silmers ſich hier befand, war von ſonderbarer Art, und wird in ſeiner Darlegung am beſten zu der Charakteriſtik des edlen van Huyg dienen. Babets Vater, ein Kaufmann, hatte fallirt, und den Banquier, der ihn gern gerettet hätte, um anſehnliche Summen gebracht. Er überlebte ſeinen Fall nicht lange, und van Huyg ſchwor in die Hand des Sterbenden, ſich ſeiner verlaſſenen Tochter anzunehmen. Als Silmers beerdigt war, nahm der Banquier das Mädchen in ſein Haus, und ſeine Frau erhielt, wie man mir verſicherte, das ſtrenge Geheiß, es nicht als Wirthſchafterinn zu behandeln. Herr van Huyg mußte ſeine ganze ehemänniſche Energie und ſein Anſehen als Gebieter des Hauſes in dieſer Willensmeinung concentrirt haben; denn Madame wagte nicht, dieſem ausdrücklichen Verlangen zuwider zu handeln. Als aber Babet ihren Wohlthäter beſchworen, ihr zu erlauben, daß ſie ihm irgend wodurch nützlich werden dürfe, hatte er ſie mit einer verrätheriſchen Rührung gebeten, ſich ſeiner verlaſſenen Kinder anzunehmen. —

Babet lebte nun mit glühender Dankbarkeit ſeit fünf

Jahren nur für dieſen Wunſch; das Werk, an dem ſie unabläſſig bildete, war zugleich ihr Lohn; denn die Kinder hingen ihr mit zärtlicher Liebe an, und die unwürdige Mutter war nicht eiferſüchtig auf einen beſchwerlichen Vorzug.

Die heranwachſenden Kleinen bedurften nun eines wiſſenſchaftlichen Unterrichts, der über die Grenzen von Babets Bildung reichte. Es wurde ein Hofmeiſter angenommen, der, wie gut auch hinſichtlich ſeiner Kenntniſſe und Fähigkeiten qualificirt, doch als ein Hektiker ſchlecht zu dieſem Aemtchen taugte, und in van Huygs Hauſe an einem Blutſturze ſtarb. Ich folgte ihm in der Condition. Als der Banquier mich den Seinen vorſtellte, empfahl er mich an Babet zu guter Collegialität. Ich nahm dieſen harmloſen Scherz wie ein Griesgram auf, und meinte wohl gar, es ſei darauf abgeſehen, das Hausfräulein mit guter Manier an den Mann zu bringen!

Dieſer Gedanke erregte mir Abſcheu, und einmal argwöhniſch geworden, beſchloß ich, mich vor den Schlingen zu hüten, die mir hier gelegt ſein könnten. Ich vermied daher Babet gefliſſentlich, faſt bis zur Unart. Bald genug ſah ich jedoch ein, daß ſie ſowohl, wie der edle van Huyg, unſchuldig an meinem Verdachte einer Abſichtlichkeit auf mich wären. Ich konnte nicht umhin, ihrem Verſtande Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und bemerkte, daß die Frauen geborene Erzieherinnen wären; ihr ſanftes, ſchickliches Betragen gefiel mir wohl — aber dabei blieb es auch. Die herbe Erfahrung, welche ich an Franziska gemacht, die, bald nach meiner Entfernung, ihre Verlobung mit dem Oberförſter öffentlich angezeigt hatte, würde durch die Zeit gemildert worden ſein, wenn nicht Frau van Huyg durch eine ähnliche Coquetterie, als die, deren Opfer meine Ruhe geworden, ſie in Kraft erhalten hätte. Die Kenntniß von den Ränken dieſer Potiphar ſtörte mein Glück. Das Blut kochte mir, wenn ich Zeuge ihrer heuchleriſchen Frechheit war, und ich empfand jetzt, daß ein betrogener Ehemann elend und ohne Ehre ſei, und daß das Urtheil der Welt mit dieſem Begriffe ganz recht habe.

Meine Lage wurde mir durch den Zwang läſtig, dieſe Gefühle unterdrücken, und der Frau des Hauſes wenigſtens eine äußerliche Ehrerbietung erzeigen zu müſſen. Ich ſehnte mich weg; allein zwei Jahre waren doch vergangen, ohne daß ſich mir eine Gelegenheit darbot, dieſem Wunſche zu genügen, und ohne daß die Gewohnheit mich mit den Intriguen verſöhnen konnte, deren Mitwiſſenſchaft mir ſo peinlich dünkte, und welche dieſelben blieben, wenn auch ihr Gegenſtand ſchon einigemale gewechſelt worden war.

Zufällig erfuhr ich, daß eine Lehrerſtelle an dem hieſigen Gymnaſio offen ſei. Ich meldete mich, ward zum Examen berufen, und — gewählt, wo ich weniger darauf gerechnet hatte, zu reüſſiren, als in früheren Fällen.

Ich ſaß in der Frühe des ſchönſten Sommermorgens in einem Gartenſaale des prächtigen van Huygſchen Landſitzes, als der Poſtbote eintrat, der mir den Brief von meinem Freunde Pharon brachte, welcher dieſe frohe Nachricht enthielt.

So war ich denn am Ziele! Ich ging mit großen Schritten im Saale auf und nieder, und meine Träume von der Zukunft waren roſig und golden, wie das Licht dieſes Morgens.

Ich wollte wie ein Philoſoph leben in weiſer beſchaulicher Ruhe. Die Tage ſollten meiner Pflicht, die Abende dem Umgange meiner Claſſiker gehören, oder einem geprüften

Freunde. Und der häusliche Herd? Ich wendete mich gewaltſam von dem Bilde ab, welches mir eine junge, für mich beſchäftigte Hausfrau vorgaukelte, und ſagte mir, wie zu feſterer Verſicherung laut: Ich bleibe ein Hageſtolz.

Daraus wird nichts! ſchnarrte eine wunderliche Stimme dicht neben mir, und ließ dem Widerſpruche ein gellendes Gelachter folgen. Es war der Papagei, den ich außer Acht gelaſſen hatte. Obgleich ich dies Sprüchwort an dem Päpchen kannte; ſo darf ich doch ſagen, daß mich die ſeltſame Anwendung deſſelben auf meinen Entſchluß erſchreckte, als hätte ein prophetiſcher Geiſt daraus geſprochen. Amor's Lachen hatte wirklich etwas Höhniſches, wie wenn ein Schadenfroh über die durchſchauete Inconſequenz von Jemand ſpottet, *der ſich eben mit feſten Grundſätzen* brüſtet. Dieſer kleine Umſtand brachte mich außer Faſſung. Jetzt guckte Babet zur Glasthüre herein, und fragte: Iſt es erlaubt, Herr Michaelis, Sie mit einer Bitte zu ſtören? Ich war zu ihrem Befehl. Sie ſagte: Ich wollte Sie nur erſuchen, mir eine Feder zu ſchneiden — damit komme ich nicht zurecht, ſo viele Mühe ich mir auch gebe. Ich legte ſogleich Hand an das Werk, und ſprach: So früh ſchon wollen Sie correſpondiren, mein Fräulein? Die Antwort ſtockte — ich ſah auf, und Babets Geſicht von Thränen übergoſſen. Um Gotteswillen! was fehlt Ihnen, liebe Babet? rief ich mit beſtürzter Theilnahme.

Ich muß fort, Herr Michaelis, wir werden am längſten beiſammen geweſen ſein! ſprach ſie mit ſchmerzlichen Tönen.

Daraus wird nichts! meinte der Papagei wieder, und ich riß vor Alteration einen Spalt in die Feder, der ſie unbrauchbar machte. Wie das? fragte ich in ſtarrem ängſtlichen Erſtaunen. Es wäre mein Tod, erwiederte ſie, wenn ich es länger mit anſehen müßte, wie der edelſte Mann betrogen wird; mein Schweigen kommt mir wie eine Mitverrätherei an ſeiner Ehre vor. Es iſt feſt beſchloſſen: ich gehe — doch ehe ich ſein Haus verlaſſe, entdecke ich ihm Alles; mein Gewiſſen macht mir dies zur Pflicht. Ach! es kann ſo ſchwer nicht ſein, der Redlichkeit um das Brod zu dienen, als Wohlleben mit denen zu theilen, die man verachten muß. O! welch ein Abſcheu iſt ein untreues Weib! Die Natur hat es uns leicht gemacht, Treue zu üben; ſie iſt die Tugend, zu der wir geboren ſind! —

Mit beſchämtem Gefühl betrachtete ich Babet, welche mir in dieſer edlen Entrüſtung ſehr liebenswürdig vorkam. Sie trocknete die ſchwarzen Augen und ſprach weiter: Ich werde mich nun bemühen, als Lehrerinn irgendwo unterzukommen. — —

Da wüßte ich gleich Rath, wenn Sie Sich begnügen wollten — antwortete ich mit ſchwankender Stimme.

O Gott weiß es, daß ich genügſam bin! ſagte ſie unſchuldig. Nun denn, ſprach ich, und faßte ihre Hand, ſo gehen Sie mit mir, und werden Sie *meine* Lehrerinn! Ich werde empfänglich ſein, wenn Sie mich durch Ihre Geſinnungen, die ich verehre, über die Würde Ihres Geſchlechts unterrichten wollen.

Herr Michaelis! antwortete Babet beleidigt, und trat einen Schritt zurück, dieſer Spott iſt — mindeſtens eine ſehr unpaſſende Erwiederung für mein Vertrauen.

Kein Spott, theure Babet, verſetzte ich, die mir entzogene Hand aufs neue ergreifend. Der ausgeſprochene Wunſch iſt mein redlicher Wille. Hier liegt der Brief noch, welcher mir meldet, daß ich zum Lehrer an dem Gymnaſio zum heiligen Geiſt in L .... erwählt worden. Ich habe als ſolcher reichliches Brod für mich und eine gute Wirthinn — vollenden Sie mein Glück! — Ich hielt Sie für einen Weiberfeind — war Babets ſchüchtern ausweichende Antwort.

Der Feind buhleriſcher, untreuer Weiber war ich, bin ich — und werde es bis zum letzten Athemzuge ſein; aber eine Frau, die ſich ſelbſt und ihre Pflichten ehrt, wird den treueſten Freund in Noth und Tod an mir haben!

Genug, wir waren verlobt, ehe ich die Feder fertig geſchnitten, und Amor hatte den Hageſtolzen pränumerando ausgelacht. Binnen einer Stunde war ich meiner Verſorgung gewiß und ein Bräutigam geworden, und ich ſelbſt wußte nicht, wie dies ſo ſchnell zugegangen.

Herr van Huyg ſtattete meine Braut mit einer Generoſität aus, die weit über unſere beſcheidenen Wünſche ging.

Noch waren wir nicht völlig darüber einig, ob dem edelmüthigen Manne damit geholfen wäre, wenn wir die Binde lüfteten, welche ihn verhinderte, die Strafbarkeit ſeiner Frau im wahren Lichte zu ſehen — als das Verhängniß uns eine ſo herbe Pflicht erſparte. Frau van Huyg erkrankte, und war nach dem Verlaufe weniger Tage eine Leiche. Der Tod ſühnte ihr vorwurfsvolles Leben, und die Schönheit, der ſie Güter geopfert hatte, die ihr gefolgt wären in die ewige Zukunft, war zu einem ekelhaften Anblicke geworden.

Voll dieſer ernſten Betrachtungen ſtand ich an ihrem ſchimmernden Sarge. Der Banquier hielt dieſen erſchütternden Fall mit der würdigſten Faſſung aus. Er unternahm eine lange, weite Reiſe und gab uns ſeine Kinder in Penſion. Da ich vorausſetzen durfte, daß meine Babet höchſt wahrſcheinlich Frau van Huyg geworden wäre, wenn ich dem Wittwer nicht zuvorgekommen, dem die bequemſte Wahl zugleich als die beſte hätte erſcheinen müſſen; ſo hielt ich mich auch verpflichtet, meine Babet für dieſen unfreiwilligen Raub an einem ſchönern Glücke, als das ich ihr gewähren konnte, durch die zärtlichſte, unermüdlichſte Sorge für ihr Wohl zu entſchädigen, und je tiefer meine Hochachtung für van Huyg war, deſto höher ſtrebte ich, ſeine Güte zu erreichen; ſeiner Duldſamkeit aber überhob mich der ſanfte Sinn, der muſterhafte Wandel meiner Frau. Seit einem Jahre iſt auch er todt. — Und um mein Geſchichtchen abzurunden, erwähne ich noch ſchließlich, daß meine alte Liebe, die Frau Oberförſterinn Wolfram nach einem kurzen, unfriedlichen Eheſtande, worin ſie viel von ihres Mannes moslemiſchen Grundſätzen in Beziehung auf das ſchöne Geſchlecht — zu leiden hatte — Wittwe ward, und wieder bei ihrer Mutter von ihrer Hände Arbeit lebt.“

Die Theilnahme an Heirathsgeſchichten iſt ſo tief in der weiblichen Natur begründet, daß keine Gemüthsbewegung, von welcher Art dieſe auch wäre — ſie dem Intereſſe daran ganz zu entfremden vermöchte. Dies empfand auch Marie, als ſie, des heftigen Sturms ungeachtet, den der empfangene Antrag in ihr erregt hatte, der Erzählung des Rectors doch mit Theilnahme zuhörte. Jetzt, als er ſie beendigt hatte, ſagte ſie mit einer Geberde des Dankes: „Wenn dieſe gütige Erzählung Ihre Behauptung gleich erweiſet, ſo ſpricht ſie daneben auch für meinen Satz. Sie kannten Ihre Frau — und zwei Jahre hatten durch leiſe Werthſchätzung und durch den geheimen Zauber des täglichen Umgangs jene entſcheidende Minute vorbereitet.“

„Es iſt übel ſtreiten mit den Frauen, denn ſie behalten immer Recht;“ ſagte der Rector mit ſcherzhafter Verdrießlichkeit, und ſetzte hinzu: „Das aber ſteht feſt, und kann von keiner weiblichen Sophiſterei auf den Kopf geſtellt werden, daß ſich die meiſten Leute nur lieben, weil ſie ſich nicht kennen — und ſehr Viele ſich deshalb haſſen, weil ſie ſich kennen gelernt haben — die Wenigſten aber, ach! die Allerwenigſten! ſich nur um ſo herzlicher ſchätzen und lieben, je längere Zeit ſie mit einander umgegangen, und je vertrauter dieſer Umgang war. — Ich verſtehe Sie, meine gute Marie — und fühle ſehr wohl, was ihr Einwand eigentlich ſagen will. Ich weiß, auf welchen Grad der Zuneigung mein Freund bei Ihnen Anſpruch machen darf; doch nicht minder bin ich deſſen gewiß, daß Ihr gütiges Herz nicht ungerührt von der dankbaren Zärtlichkeit bleiben werde, womit er für Ihre Zufriedenheit Sorge tragen wird. Mein liebes Kind, es drängt mich, wie ein Vater zu Ihnen zu ſprechen — Ihr Weg iſt einſam, und die Pfade dieſer Welt auf tauſenderlei Weiſe unſicher. Warum wollten Sie den Beſchützer von ſich weiſen, den Ihnen Gottes Fügung ſo ſichtlich zuſendet? — Doch nun kein Wort mehr! Sie bedürfen des Alleinſeins. In drei Tagen komme ich wieder und hole mir Antwort. Die Vernunft iſt eine Rathgeberinn, welcher wir trauen können. Marie Adolar wird ſie von einer ſo wichtigen Ueberlegung nicht ausſchließen. — Leben Sie wohl! wir ſehen uns bald wieder!"

Die Dämmerung war unterdeſſen eingebrochen. Marie hatte nicht gemerkt, wie die Schatten des Abends leiſe und allmählich das nette Zimmer verfinſterten, welches der Rector jetzt raſchen Schrittes verließ; es dünkte ihr, als wäre es plötzlich dunkel um ſie geworden. Eine ſilberhelle Wolke öffnete ihren Schooß, der Mond trat heraus, und ſtrahlte ſeinen blaſſen Glanz in das Zwielicht. Mit ringender Sehnſucht ſagte Marie zu ſich ſelbſt: „O! würde es doch hell in meiner Seele, daß ich —" eine fromme Erinnerung gab mit einer geiſterhaften Stimme in der Tiefe ihrer Bruſt den Nachſatz — „erkennete die Gabe Gottes!“ — Sie ſtand an den Marken ihres Schickſals, und es grauete ihr ein wenig vor dem Gebiet der Erfahrungen, in das ſie eingehen ſollte. Sie fühlte, daß die jungfräuliche Freiheit ein Glück wäre, wo die Bande der Ehe durch den eiſernen Zwang ſpeculativer Nothwendigkeit etwas Kettenartiges an ſich trügen. Doch auf eine Verbindung aus Liebe durfte ſie nicht mehr rechnen; denn ſie kannte ja ihr Herz! Aber dies gebrochene Herz war noch ſtark und reich genug, fremden Schmerz zu tragen, und für große Verluſte vollgenügend zu entſchädigen. Sie konnte als Gattinn beglücken, und als die Mutter verwaiſeter Kinder ewigen Segen ſtiften. Und was ſo oft die Zufriedenheit einer zweiten Ehe ſtört, die Eiferſucht der Frau auf eine unvergeſſene Todte und des Mannes vorwerfendes Andenken an die Tugenden derſelben, was vielleicht nur geäußert wird, nicht um die Verſtorbene zu rühmen, welche dieſer zu ſpäten Anerkenntniß bei Lebzeiten ermangelte — ſondern, um die Nachfolgerinn in Augenblicken mißmüthiger Verſtimmung gegen dieſe zu kränken; das — Marie ſagte ſich dies mit einem Lächeln der ſchwermüthigſten Reſignation — würde ſie nie beunruhigen. Im Gegentheile müſſe ſie wünſchen, daß, wenn ſie den Conſiſtorialrath heirathete, das Gefühl ihres künftigen Mannes ſeiner erſten Liebe unentzogen bliebe, um ſich nicht mit dem Vorwurfe belaſtet zu wiſſen, dem zarte Seelen erliegen — ſeine Zärtlichkeit nicht gleichmäßig erwiedern zu können.

Unſere lieben Leſerinnen werden aus dieſen Selbſtbetrachtungen abnehmen, daß Marie keinen Augenblick zweifelhaft war, wofür ſie ſich bei dem an ſie ergangenen Antrage entſcheiden werde. Es giebt Lagen und Stimmungen, wo wir, einem höheren Willen hingegeben, uns ſeiner Leitung ohne Sträuben überlaſſen, weil wir fühlen, daß es vergeblich wäre. Diejenigen unſerer Leſerinnen, welche heiratheten, ohne zu lieben — möchte ihre Zahl doch recht klein ſein! wie ſolche, welche liebten, ohne zu heirathen — werden beide einen Maßſtab für Mariens Seelenzuſtand in dieſen Stunden haben. Sie fühlte ſich ſo krank, daß ſie ſich zu Bette legen mußte. Eine wohlthätige Betäubung hüllte ihr Sinnen und Denken ein.

Am Abende kam Clotilde, die Kranke zu beſuchen. Sie fand dieſe mit geſchloſſenen Augen, glaubte ſie ſchlafend, und fragte Sabinen, ob ſich Mariens Unpäßlichkeit verſchlimmert hätte? Sabine äußerte hierauf bekümmert, ſie müſſe es glauben: denn als ſie von wirthſchaftlichen Geſchäften in das Zimmer zurückgekehrt ſei, habe ſie Marien in glühender Fieberhitze und zu Bette gefunden: ſie vermuthe daher, der lange Beſuch des Herrn Rectors habe den leidenden Kopf derſelben zu ſehr angegriffen.

Clotilde meinte, dann würde Ruhe vor Allem wohlthätig ſein, ſie wolle ſich leiſe zurückziehen, und auch einen ſpätern Beſuch ihres Mannes für heute verhindern.

Als Marie am folgenden Morgen um viel geſtärkter erwachte, ward es auch in ihrer Seele Tag. Die Schattenbilder ihrer Phantaſie entwichen vor der Klarheit, womit der Verſtand die Verhältniſſe beleuchtete, in denen ihr Leben eine ſo wichtige Veränderung erfahren ſollte. Der Ehrgeiz ſchöner Seelen, ſich in tugendhaften Opfern zu verzehren — entflammte ſie zum Siege über das innere Widerſtreben. Das allgemeine, und tauſendmal gerechtfertigte Vorurtheil gegen Stiefmütter ſchreckte ſie nicht; denn ſie fühlte ja, daß ſie als ſolche muſterhaft ſein müſſe, wolle ſie nicht des einzigen Stützpunctes für die Schwäche ihres Herzens entbehren, des Bewußtſeins, für einen höheren Zweck zu leben, als für das eigene Glück. —

Mit ſüßer Freude labte ſie der Gedanke, daß ſie ihre künftige Lage zum Wohlthun würde benutzen können. Die redliche Sabine müſſe mit ihr ziehen — dies wollte ſie ſich vom Conſiſtorialrathe erbitten, und dieſer wolle ſie ein ſorgenfreies, ruhiges Alter verſchaffen. O, die Natur iſt auch in der geheimnißvollen Haushaltung des menſchlichen Gemüths unausſprechlich mild und gütig! — Bei dieſen Plänen, welche doch auf eine gleiche Sinnesweiſe des Mannes begründet waren, der ſich um ſie bewarb, fiel Marien doch mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit ein, daß ſie noch ſo wenig von dem Charakter deſſelben wiſſe.

Zwar hatte der Rector ihn einen Ehrenmann genannt, und es war nicht wohl denkbar, daß der brave Rector der Freund und Fürſprecher eines Unwürdigen wäre; allein Marie wußte auch, daß Jemand in allgemeinen Beziehungen gut ſein, und doch durch beſondere Eigenheiten der Quälgeiſt der ihn zunächſt Umgebenden werden könne.

Kaum war Marie angekleidet, als Clotilde kam, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie ließ ſich den Stickrahmen nachbringen und entſchuldigte das Ausbleiben ihres Mannes, der bei anbrechendem Morgen auf ein benachbartes Rittergut geholt worden ſei, deſſen Beſitzerinn, eine junge, kürzlich verheirathete Dame, von heftigen Krämpfen befallen worden.

Clotilde war ſeit einigen Tagen ſo außerordentlich freundlich und theilnehmend gegen Marien, daß dieſe, gerührt von der Güte eines ſtolzen, kalten Herzens, und dem Gebot einer zarten Empfindung Folge leiſtend, ihr mittheilte, in welcher Abſicht der Rector bei ihr geweſen wäre.

Der Purpur einer frohen Ueberraſchung überflog das Geſicht der Doctorsfrau. Sie ſagte: „Nun, ich gratulire Ihnen, liebe Marie, zu dieſer in jedem Betracht anſtändigen Verſorgung! Gewiß, ich freue mich ſehr darüber. Auch verdienen Sie dies Glück. Zwar iſt der Conſiſtorialrath um ein Anſehnliches älter; aber dieſer Unterſchied wird durch ſein lebhaftes Temperament und Ihre Solidität ausgeglichen. Sonſt iſt die Partie ſehr ſchicklich.“

Marie ſeufzte, und Clotilde, welche dieſen beſcheidenen Widerſpruch vernahm, und richtig deutete, fuhr fort: „Die ſogenannten Vernunftheirathen — glauben Sie mir das, meine Gute! — ſind wirklich nicht ſo fürchterlich, wie ſie uns in den Jahren erſcheinen, wo das Gefühl vorherrſcht. Ich meine, ſie unterſcheiden ſich von den beſten Ehen aus Liebe nur dadurch, daß dieſe die Zeit eines kurzen Rauſches voraus haben, nach welchem ſie ſich auf einem Puncte befinden, wo jene beginnen. Und die Süßigkeit dieſes Rauſches iſt ſo gefährlich, wie jene Nüchternheit erſprießlich. Eine Frau, welche die Leidenſchaft nicht bethört — wird ihre Situation weit richtiger auffaſſen können, als es auf dem ſchwankenden Standpuncte eines warmbewegten Herzens zu geſchehen pflegt. — Und was dürfte als Conſiſtorialräthinn Sonnes Ihrem Glücke wohl fehlen? Sie werden den achtbaren Schutz eines Mannes genießen, der den Anſprüchen gemäß iſt, zu denen Sie berechtigt ſind. Die äußeren Verhältniſſe — o liebe Marie! ſie ſind nicht ſo unweſentlich für die innere Zufriedenheit des Ehegatten, wie man glaubt, wenn der erſte Kuß des Geliebten uns über alle weltlichen Ehren erhebt und mit Himmelsſpeiſe ſättigt.“ — Jetzt ſeufzte Clotilde und Marie verſtand ſie auch.

Erſt gegen den Abend kam der Doctor zurück, und fand ſo viele Botſchaften von ſtädtiſchen Kranken vor, die alle ſeine Gegenwart verlangten, daß er auch an dieſem Tage Marien nicht ſehen und ſprechen konnte. Der folgende war ein Sonntag, und Clotilde fuhr in die Kirche. Marie hörte den Wagen fortrollen, und ein ängſtliches Vorgefühl ließ ſie den Beſuch des Doctors erwarten und fürchten. Auch trat er bald darauf ein, und Marie erſchrak vor ſeinem Anblicke. Sein Auge blickte unſtät, ſeine Mienen waren verſtört, und der Ton ſeiner Stimme ſchwankte wie der Klang einer Glocke, dem der tobende Sturm etwas Unheimliches giebt.

Marie hatte den Doctor ſeit vorgeſtern nicht wiedergeſehen, und unter dieſer kurzen Zeit hatte ſich viel verändert. Eine neue, heilige Pflicht ſollte ihr Geſchiedenſein von dieſem theuren Freunde noch ſchärfer begrenzen — und da ſie ihn jetzt ſah, fühlte ſie, daß es ſchwer — ach! ſehr ſchwer ſei, ein Gefühl verurtheilen zu müſſen, welches, aus den feinſten Stoffen unſeres inneren Lebens geboren, gleichſam zu dem Kinde unſeres Herzens geworden iſt. Sie dachte nicht mehr daran, daß der Doctor ſie bei ihrem letzteren Zuſammenſein gekränkt hätte und trat ihm mit verzeihender Freundlichkeit entgegen.

„Ich freue mich, liebe Marie,“ ſagte er mit einem ſeltſamen Lächeln, „daß ich Sie ſo munter finde. Ihre, in jeder Hinſicht treffliche Natur beſchämt den Arzt, der, als ein Sclave fremder Noth, gezwungen iſt, ſich ſelbſt in ſeinen Theuerſten zu vernachläſſigen.“

„Mein kleines Krankheitsübel,“ antwortete Marie mit ſanfter Entſchuldigung, „war ſo unbedeutend, daß es gegen größere Leiden und dringendere Gefahren, die Ihre Gegenwart erforderten, nicht in Betracht kommen konnte. Auch würde ich," ſetzte ſie mit verlegenem Scherz hinzu, „wäre es ſchlimmer geweſen, den Vorzug nicht unbenutzt gelaſſen haben, dem Helfer nahe zu ſein." „Ihr Helfer!" wiederholte der Doctor mit einem Blicke voll Flammen, „ja, der möchte ich werden, Marie! aber ich fürchte, es iſt zu ſpät dazu."

Marie zitterte. Sie ahnete, er wiſſe alles — und furchtſam hob ſie an: „Ihre Frau —"

„Meine Frau —" unterbrach ſie, abermals das Echo ihrer Worte — der Doctor, und legte die Hand ſinnend an die Stirne, als beſänne er ſich, ob er eine Frau habe, „ja, Clotilde hat mir geſagt, daß man Sie uns entreißen will. Und wenn meine unberufene Meinung nur den geringſten Werth für Sie hat, ſo beſchwöre ich Sie, übereilen Sie Sich nicht! Der zu raſche Fall Eines Wortes hat oft, gleich dem ſchneidenden Gewicht der Guillotine, mit tödtender Kraft das Glück eines Lebens gemordet, welches ein beſſeres Schickſal verdient hätte."

Marie ſchauderte vor der grauſen Wahrheit dieſes Warnungsbildes, und mehr noch vor der unverkennbaren Beziehung darin. Mit banger Stimme verſetzte ſie: „Ich bin geneigt, den empfangenen Antrag anzunehmen, weil es mir an einem vernünftigen Grunde, ihn auszuſchlagen, fehlt."

„Nun, der würde ſich finden laſſen!" erwiederte der Doctor mit ſteigender Leidenſchaftlichkeit. „Sie lieben den Mann nicht — Sie können ihn nicht lieben; dies wäre für Tauſende Ihres Geſchlechts zu wenig; für Marie Adolar iſt es genug.

Möge der Titel Frau Conſiſtorialräthinn, ein wohlbeſetzter Tiſch, eine gefüllte Vorrathskammer, eine Küche voll blinkendes Kupfergeräth — möge dies Alles eine Lockung für den Sinn gewöhnlicher Mädchen ſein; Sie werden den Bedarf des Herzens höher zu würdigen wiſſen, und dieſem Herzen kann dieſer Mann nicht genügen. —“

„Wenn ich auch,“ antwortete Marie bedrängt, „die anſtändige Verſorgung, welche ſich mir jetzt, ohne mein Ahnen und Zuthun, darbietet, vielleicht nicht in dem Grade berückſichtige, zu dem mich meine ſchutzloſe Lage verpflichtet; ſo fühle ich doch, daß ich ſie nicht außer Acht laſſen darf. — Doch, was meine Entſcheidung beſtimmt, iſt der Glaube, daß ſie ein Wink von Gott ſei, der mich beruft, unmündigen Kindern die Mutter zu erſetzen, welche er ihnen entnommen. Wir ſollen ja Gutes thun und Liebe üben, wo ſich uns die Gelegenheit dazu darbeut — und ſündhaft wäre es, das eigene Glück der ſchönen Pflicht, alſo zu ſegnen, vorzuziehen.“

„O Marie!“ ſprach der Doctor mit einem Lächeln, das in des Mädchens Seele ſchnitt, „zu beglücken, zu ſegnen, fände ſich anderswo die Gelegenheit wohl auch; ſolcher Bedürftigen giebt es in Menge. Marien-Naturen aber, die wie der Sonne milder Schein Licht und Leben über erſtorbene Gemüther verbreiten — die ſind rar. Das weiß Gott! Iſt es Ihnen denn von gar keinem Werth, daß Sie mein freudenleeres Daſein ein paar glückliche Monate hindurch beſeligten, und durch den ſanften Liebreiz Ihres Umgangs, durch die Engel, denen Sie gebieten, die dämoniſche Gewalt gebrochen haben, welche meinen Muth und Frohſinn niederhält? —“

Dem Doctor war, während er ſo ſprach, der letzte Reſt von Beſonnenheit unter dem Drange leidenſchaftlicher Gefühle entſchwunden. Er verachtete die Pflicht nicht, welche er, der Gatte einer Andern — mit dieſer Erklärung verletzte; er war ſich ihrer in dieſen hinreißenden Augenblicken nur nicht bewußt. Marie vernahm, was er ſagte, mit Schrecken und Entzücken; aber mit heiliger Scheu bebte ſie vor der Wonne des Gedankens zurück, daß der Doctor, ach, zu ſeinem Unglücke! die Liebe erwiedere, welche ſo lange ihr ſtilles, einziges Glück geweſen war. Allein dies Bewußtſein gab ihr höhere Kraft, und machte ihren Entſchluß unwiderruflich. Sie fühlte ſich gleich einer Sterbenden, da ſie ſagte, indem Thränen über ihre Wangen rollten: „Mein theuerſter Freund! Es war meine Beſtimmung nicht, Ihr Leben zu verſchönern — Gott hat es anders gewollt. Sie haben dies Vorrecht aus freier Wahl und Neigung einem edlen Herzen anvertrauet, das Sie nicht verkennen dürfen, ohne mich ſchmerzlich zu betrüben. Clotilde iſt gut — ich bin ihr Dank — Sie, mein Freund, ſind ihr Gerechtigkeit ſchuldig. Laſſen Sie uns ſchuldlos ſcheiden, als treue Freunde, deren Wege für eine kurze Zeit aus einander gehen. Einſt finden wir uns wieder zuſammen, und dieſe Hoffnung begleite uns. Ich werde meiner Pflicht, Sie Ihrem Berufe leben, und mich freuen, wenn der Klang Ihres Namens und Ihrer verdienſtlichen Thätigkeit mein Ohr berührt. Und — ſterbe ich, früh oder ſpät — ſo iſt mir vielleicht der Troſt vergönnt, daß Ihre Hand mein brechendes Auge ſchließt.“ — — —

Der Doctor fühlte ſein Herz brechen. Er drückte die zuſammengerungenen Hände ſo feſt auf ſeine Augen, als ſollten ſie ſich auf ewig vor der geliebten Geſtalt, die ihm ſo edel entſagte, ſchließen, und ſtammelte: „O Gott! Marie! Sie tödten mich — ich bin ſehr unglücklich.“

„Nein, mein lieber, theurer Freund! das ſind Sie nicht, ſobald Sie es nicht ſein wollen,“ ſagte Marie mit ihrer ſchönen, tröſtenden Stimme, und ihr Blick ſtrahlte ihn durch

Thränen an. „Der Muth iſt eine hohe, herrliche Tugend — er allein hilft zum Siege. Jetzt aber wollen wir von etwas Anderem reden; wir erweichen uns allzuſehr, und das darf doch nicht ſein. Sagen Sie mir aufrichtig, mein Freund, gründet ſich Ihre mir gegebene Warnung auf eine nähere Kenntniß des Conſiſtorialraths und ſeiner Verhältniſſe, die herabſetzend für ihn wäre?"

Auch in der Welt des Gefühls berührt das Aeußerſte ſich. Dieſer Erfahrungsſatz möge es erklären, warum der Doctor jetzt auf einmal von der weichſten Reizbarkeit der Empfindung in den Ton gehäſſiger, erbitterter Härte überging, womit er antwortete: „Was ich von ihm weiß, iſt nicht gar viel, und doch übergenug, um mich für Sie beſorgt zu machen. — Sie ſind ſchon entſchieden, und ſo wird mein Urtheil Ihnen nicht mehr helfen, mir aber ſchaden; denn Sie werden ihm mißtrauen. Allein, wenigſtens kann es Sie vor gefährlichen Täuſchungen ſchützen. Der Conſiſtorialrath Sonnes — mag Achtung und Beifall verdienen und zu erwerben wiſſen; mir, ich geſtehe es Ihnen aufrichtig, liebe Marie, gefällt er nicht. Er iſt ein excentriſcher, überſpannter Kopf — ich liebe dieſe Naturen nicht; ſie machen Niemand glücklich. Man giebt ihm Nachläſſigkeit in ſeinen Geſchäften, wie in ſeiner pecuniären Verfaſſung Schuld. Er ſoll ein ſchlechter Financier ſein — und für ein ordnungsliebendes Mädchen iſt die Berückſichtigung dieſes Fehlers von Belang. Man ſagt ferner, er ſei ein häuslicher Despot gegen ſeine verſtorbene Frau geweſen, die manche ſtille Thräne über ſeine rauhe Hitze geweint haben ſoll. — Doch über die Wahrheit dieſer Nachrede ſchweigen die Todten; wir laſſen ſie demnach dahingeſtellt ſein, und halten uns an die Lebenden. Seine Tochter Alwine, die ich ſeit einigen Tagen ärztlich behandele, iſt mir in innerſter Seele zuwider, obgleich es ein feines, artiges Geſichtchen iſt. Es mag ein durchtriebenes, verſchmitztes Ding ſein — das habe ich nun wohl weg. Arme Marie! haben Sie denn auch erwogen, daß ſolch ein erwachſenes Töchterchen die Geißel der jungen Stiefmutter wird? — Väter ohne Frauen ſind die geborenen Liebhaber ihrer Töchter, und die allerthörichtſten dazu. Und reichen Sie, begabt mit Venus Liebreiz und Minervens Klugheit, einem Manne die Hand, der, wie der Conſiſtorialrath, von der Engelhaftigkeit ſeiner Tochter überzeugt iſt — er wird — ich ſtehe Ihnen dafür! Sie weit eher für einen böſen Geiſt, als ſeine Tochter für ein fehlerhaftes Menſchenkind halten. Solche Kranke ſind unheilbare Blinde. —

Ich will Ihnen ein kleines Beiſpiel davon erzählen. Der Conſiſtorialrath war, Sie wiſſen ja, bei mir geweſen, um — um — meine ſchöne Hausgenoſſinn zu ſehen, und nebenher meinen Rath einzuholen. Ich ging des folgenden Tages zu ihm. Er ſagte mir, daß ſeine Tochter an öfterem Kopfſchmerz, Uebelkeit, Erbrechen und gänzlicher Appetitloſigkeit leide. Die Patientinn wurde gerufen; ſchon ihr Ausſehen fiel mir auf, ich examinirte ein wenig, und richtig! ein total verdorbener Magen unterdrückte den Mechanismus dieſer jungen Natur. Fräulein Alwine leugnete mit unverſchämter Dreiſtigkeit, als ich ihr das auf den Kopf zuſagte, und berief ſich mit ſo kindlicher Unſchuld auf das väterliche Zeugniß, daß ich beinahe irre geworden wäre. Der Conſiſtorialrath belächelte meinen Ausſpruch, gleich der gröblichen Irrung eines Ignoranten, und verſicherte mir, ſeine Tochter ſei von Kindesbeinen an ſo mäßig und geiſtig geweſen, daß er ihr jeden Biſſen habe einbitten oder einzwingen müſſen. Ich ſchwieg — verſchrieb ein paar Ipekakuanha-Pülverchen, und ging.

Als ich in Gedanken die Straße hinaufgehe, da duftet mir aus einem offenen Schweizerladen das friſche Gebäck ſo einladend entgegen, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, hineintrete, und ein Frühſtück fordere. Der Schweizer ſchiebt ein Blech mit rauchenden Obſtkuchen auf die Tafel, und verſorgt mich im flinken Dienſteifer. Mittlerweile tritt ein Laufmädchen athemlos ein, und, als ob der Kunſtbäcker ſchon wiſſe, was es haben wolle, ruft es dringend: Geſchwind, Herr Wocker! Nicht ſo lange gezaudert! Ich bekomme ſonſt ein Geſcholtenes, wenn die Kuchen verkühlen; das Fräulein mag ſie nur heiß.

Ei! erwiederte der Schweizer grob, muß ich doch lange genug auf das Geld warten; Fräulein können ſich daher wohl auch einmal gedulden, bis ich Kunden bedient habe, die gleich bezahlen. — Das Mädchen ward feuerroth, und ſchielte mich beſchämt von der Seite an; ich that, als hätte ich nichts gehört. Als das Mädchen fort war, ſagte ich: Solches Gelüſt iſt gut für Doctor und Apotheker; ſie wollen auch leben.

Ja, antwortete der Schweizer, das iſt's eben; man kommt am Ende noch in Ungelegenheit. Doch Jeder muß ſelbſt wiſſen, was ihm gut iſt. Ich backe und verkaufe nur, und damit holla. Sehen Sie, Herr Doctor, der Fall iſt dieſer; das Töchterlein des Herrn Conſiſtorialrath Sonnes drüben, es iſt noch ein halbes Kind — ſteht mit zehn Thalern in meinem Buche, des ſchönen, baaren Geldes zu geſchweigen, was die Kleine ſchon bei mir verzehrt hat. — Nun fürchte ich nur, daß, kommt der Papa dem Leckermäulchen hinter die Schliche, er mir den Credit mit dem Teufel dankt. Was ſoll ich aber machen, frage ich Sie?

Dem Vater noch in dieſer Stunde die Rechnung zuſchicken! ſagte ich empört über die Entdeckung der vollendetſten Heuchelei in einem ſo jungen Weſen. Ich freuete mich indeß, daß es entlarvt worden, und daß ein paar tüchtige Ohrfeigen der väterlichen Zurechtweiſung unzweifelhaft Nachdruck geben würden. —

Doch hören Sie, was der Erfolg war. Nach einigen Tagen ſpreche ich bei dem Conſiſtorialrath ein. Er begrüßt mich verlegen, und ſagt, meine neuliche Vermuthung in Betreff Alwinens wäre vollkommen richtig. — Nun Gottlob! dachte ich, dem iſt der Staar geſtochen; allein ich dachte es zu früh. „Sehen Sie, fährt er fort, das kam wunderlich aus. Da habe ich eine Wirthſchafterinn, der ich einen ſo widrigen Fehler kaum zugetraut hätte — dieſe iſt eine Naſchkatze, und hätte mir meine Alwine leichtlich verführen können. Frau Münſter beredete nämlich meine Tochter zu deren Bewilligung, daß ſie täglich auf Alwinens Namen von einem nahewohnenden Schweizer Backwerk holen laſſen darf, und beſchwatzt das Mädchen, daß es dann und wann ein Bischen davon koſte. Es mag wenig geweſen ſein; aber einem ſo zartgewöhnten Magen wird auch das Wenigſte verderblich. Und in welch einen nachtheiligen Ruf hätte meine Alwine ſich durch ihre kindliche Gutmüthigkeit bringen können; denn ſie iſt wirklich ein Engel an Güte! Als der Schweizer mir die Rechnung, die über zehn Thaler beträgt, zuſchickt, fahre ich wie ein wüthender Tyrann auf das zitternde Mädchen los, welches mich auf das rührendſte um Verzeihung für die alte Sünderinn bat, ſo daß ich ihr nichts habe ſagen dürfen, wenn ich nicht riskiren wollte, daß das Kind vor Angſt Krämpfe bekäme.

Ich biß mich vor innerem Zorne in die Lippen, über die ein Fluch wollte. Nun, meine Freundinn, was ſagen Sie dazu? Haben Sie noch Luſt, den Kampf mit dieſer väterlichen Thorheit gegen das ſaubere Früchtchen zu wagen? Sie werden ihm unterliegen, fürchte ich. Arme Marie! Ihr frommer Taubenſinn wird Sie nicht gegen den giftigen Biß dieſer jungen Schlange ſchützen, und Sie werden dieſer Vorherſagung gedenken, wenn es für Ihre Ruhe zu ſpät iſt. —“

Noch ehe die geängſtete Marie auf dieſe beunruhigende Mittheilung antworten konnte, ward der Doctor eiligſt zu einem Todtkranken gerufen, und als er, ungern zwar, doch ohne Zögern, dem Nothrufe folgte, trat Frau Judith über die Schwelle, die ſein ſchneller Fuß im Abgehen verließ.

Dieſer Zufall war ein Mittel der Vorſehung, ihren weiſe beſchloſſenen Plan ins Werk zu ſetzen, dem menſchliche Einſicht entgegenarbeitete. Hätte Marie, nach dieſer entmuthigenden Eröffnung, nur ein Stündchen allein und in ſtiller Ueberlegung zugebracht; ſie würde die Charakteriſtik der Perſonen, zu denen ſie in das engſte Verhältniß treten ſollte, mit ihren Kräften meſſend, dieſe nicht zureichend für eine Aufgabe gefunden haben, deren Löſung den Frieden ihres Herzens und die Zweckmäßigkeit des Opfers, das ſie mit Ergebung bringen wollte, bedingte. Die Wage ihres Entſchluſſes ſchwankte ſtark. Da trat Frau Judith ein, und ſagte freundlich und herzlich: „Guten Morgen, Fräulein Marie! guten Morgen! Ach! wie hat mich doch verlangt, mein Goldkind zu ſehen; ich war aber verreiſ't; in Geldangelegenheiten; da muß man ſein eigener Bote ſein, ſoll etwas ausgerichtet werden. — Die Rachel ſagte mir, Sie wären krank und lägen danieder — hilf Gott! da wäre ich vor Schreck bald umgefallen. Die Leute ſind nicht zufrieden, wenn die Wahrheit ſchlimm iſt; ſie müſſen durch Lügen das Uebel ärger machen.“

„Ich war wirklich krank, meine gute Judith, wenn auch nicht zum Sterben,“ antwortete Marie mit der innigen Freundlichkeit einer Dankbaren, und fuhr, bedrängt von innerer Angſt und Zweifelhaftigkeit, worein ſie durch das Geſpräch mit dem Doctor verſetzt worden, fort: „Doch wohl mir, wenn es ſo wäre; im Grabe iſt Ruhe.“

„Was ſagt mein Engelchen da?“ fragte Frau Judith, und legte den Ton eines zärtlichen Verweiſes in das Schmeichelwort; „die Erde iſt voll der Güte des Herrn! Was iſt aber nütz an unſerem Blut, wenn wir todt ſind? Wird Ihnen auch der Staub danken, und ſeine Treue verkündigen? —“

Mariens Augen hingen voll Thränen; ſie ſah ſtumm zu Boden. Die Matrone betrachtete ſie mitleidig, und redete nach einer Pauſe weiter: „Liebe Tochter! Es liegt Ihnen ein Kummer, ſchwer wie Blei, auf der Seele; laſſen Sie mich ihn hinwegnehmen — bin ich gleich alt und ſchwach, ſo werde ich doch vielleicht noch Kräfte dazu haben.“

Marie reichte der Jüdinn die Hand und ſprach: „Sie ſind ſehr gut, liebe Judith, und ſtets gleich einer Mutter gegen mich geſinnt geweſen! Ich bin Ihnen daher ein Geſtändniß ſchuldig, welches Sie überraſchen wird. Auch möchte ich nicht gern ohne Ihren Rath handeln, und heute, heute! ſchon, muß ich zu der wichtigſten Entſcheidung meines Lebens gefaßt ſein. — Der Conſiſtorialrath Sonnes begehrt dieſe arme Hand —; würde ich ſie einem Manne, wie er für mich paßt — Sie kennen mich ja! — geben, wenn ich ſie ihm zum ernſten Bunde reichte?“

Die Augen der Frau Judith funkelten in triumphirendem Vergnügen. Sie ſagte: „Ich ſtaune nur ſo! Ich werde gleichſam zur Salzſäule, und möchte, als ſolche, in Freudenthränen zerfließen. Ei, mein liebes Kind! es verſteht ſich, daß Sie ihn nehmen! Was hätten Sie wohl an dem ſtattlichen Herrn auszuſetzen?“

„Man ſagt,“ verſetzte Marie, „er ſei von heftiger, jähzorniger Gemüthsart, und ſeine verſtorbene Frau habe viel unter der despotiſchen Härte ſeines Charakters gelitten.“

Frau Judith ſchüttelte den Kopf, als ob ſie ſich verwundere, daß man Marien die Anſicht der Verhältniſſe, für die ſie ſich beſtimmen ſollte, von der Schattenſeite gegeben habe — und erwiederte: „Ich will nicht in Abrede ſein, daß der Conſiſtorialrath eine ungeſtüme Art an ſich haben mag, wenn er in Hitze geräth — aber, mein Goldtöchterchen, die Männer ſind alle nicht von der feinſten Subtilität, wenn es auf das Betragen gegen ihre Frauen ankommt.

Sehen Sie unſern Doctor! Er iſt galant wie ein Cavalier, und fuhr doch dieſer Tage in meiner Gegenwart ſeine Frau ſo heftig an, weil ſie vergeſſen hatte, ihm etwas auszurichten, daß ich denke, die gnädige Dame müſſe vor Schreck zuſammenſinken, wie ein verglühtes Räucherkerzchen. Zwar küßte er ſie bald darauf, und wollte vergüten; aber was hilft das? Der Schaden im Herzen, den ſolcher Ungeſtüm anrichtet, läßt ſich nicht kitten, gleich einer zerbrochenen Taſſe.“

Ein dunkler Purpur übergoß Mariens Geſicht. Sie trat an's Fenſter, und die Jüdinn fuhr fort: „Ja, mein Kind! Wer einen Mann heirathet, der nimmt nun einmal keinen Engel, und der gelaſſene Muth einer Frau kann wohl den Schlimmſten im Gleichgewichte halten. Die ſelige Conſiſtorialräthinn war ganz entſetzlich verliebt in ihren Mann — daran mochte es wohl liegen. Der Reſpect war weg — Sie, liebe Marie, werden ihn ſich ſchon zu erhalten wiſſen; wenigſtens wird die große Verliebtheit Ihnen daran nicht hinderlich ſein."

Dieſe Schlußbemerkung färbte Mariens Wangen mit neuem Schaamroth. „Ich würde," ſagte ſie, mit einem leiſen Anklange von Empfindlichkeit im Ton der Stimme, „meine Pflicht als Gattinn treu erfüllen!" „Darauf will ich einen Schwur ablegen!" ſprach Frau Judith mit Ueberzeugung, „auch iſt die ſogenannte Liebe den Leuten im Eheſtande weit öfterer im Wege, als förderlich, um Frieden zu erhalten, und etwas Rechtes vor ſich zu bringen."

„Dann ſagt man," hob Marie wieder an, indem ſie jedes Wort mit furchtſamer Vorſicht wog, „die finanziellen Umſtände des Conſiſtorialraths wären nicht in beſter Ordnung. Liebſte Judith, ich habe wenig; aber es reicht hin für mich und die genügſame Sabine. Ich fuhle mich ſogar reich; denn von keiner Schuldenlaſt gedrückt, vermag ich zu entbehren, ohne zu leiden, und der Fleiß belohnt mich mit ſüßer Luſt. Sollte ich nun dieſen ſichern Wohlſtand, den geſicherſten — gegen eine ungewiſſe Verſorgung vertauſchen, die mich in den quälenden Zuſtand zwiſchen Haben und Sollen, wie der Kaufmann dies meint — verſetzte? —"

Frau Judiths Züge drückten die Wichtigkeit aus, welche ſie auf den Gegenſtand dieſer Frage legte. Sie antwortete nachdenklich: „Davon habe ich noch nichts gehört. Die erſte Frau hatte doch ein hübſches Vermögen, das ſchöne Einkommen dazu — wo ſollte es denn geblieben ſein. — Sie wiſſen, jeder Mann hat Freunde und Feinde, und wo eine Heirath im Werke iſt, da ſind die Tadler geſchäftig.

Die Frau im Hauſe fehlt; da mag es bunt über Ecke gehen. Das wird jedoch anders werden. Nein, darüber ſein Sie ruhig, mein Kind. Ich meine, Sie werden jährlich ein feines Sümmchen zu Rathe halten, und zum Segen anwenden können. Wo große Töpfe am Feuer ſtehen, da merkt man ein Süppchen nicht, was für die Armuth abfällt.“

Dieſe Vorſtellung traf Mariens Herz. Bilder des Wohlthuns gingen an ihrem Geiſte vorüber, und ihr Auge leuchtete im Abglanz des milden Feuers, welches ihre Bruſt für den heiligen Vorzug der Reichen erwärmte. Nach einer Weile begann ſie: „Nun noch Eins, Frau Judith, mir das Wichtigſte. Die älteſte Tochter des Conſiſtorialraths ſoll ein argliſtiges Mädchen ſein. Ich habe nicht viel Gutes von dieſer Alwine gehört — würde ſie auch vielleicht mein Bemühen, ſie auf einen beſſeren Weg zu leiten, zu Spott machen, und überdies feindſelig und verbitternd zwiſchen mir und dem Vater ſtehen, dem man eine faſt ſtrafbare Schwäche gegen dies verzogene Töchterchen Schuld giebt?“

Frau Judith ſeufzte, und ſchwieg einige Augenblicke, als ob ſie auf eine Antwort ſänne, welche dieſe Beſorgniß, für deren guten Grund ſie ſelbſt einen Beweis hätte aufführen können — am kräftigſten niederzuſchlagen vermöchte. Dann ſagte ſie: „Ich will nicht ſprechen, man hätte damit falſch Zeugniß gegen das Mädchen geredet; nein, das will ich nicht! — Die Kleine mag es hinter den Ohren haben; aber es iſt ja noch ein pures Kind! — Und, liebe Marie, einen Stein des Anſtoßes giebt es in jeder Ehe; mit dem, welchen Sie fürchten, können Sie Sich eine große Stufe in den Himmel bauen. Sehen Sie, fünf Jahre gehen hin, ſchnell wie ein Hui. Und wenn nun dieſe kurze Zeit verfloſſen iſt, und das

Mädchen wäre unter Ihrer Leitung eine verſtändige tugendſame Jungfrau geworden: ſo möchten Sie es nicht um fünf Erdreiche geben, daß Sie Sich herzhaft entſchloſſen haben, dem Willen des Herrn gehorſam zu ſein. Er lenket die Gedanken der Völker — dieſer Heirathsantrag kommt nicht von ungefähr. O! warum kann die ſelige Frau Mutter dieſen Tag nicht ſchauen? Sie würde ſagen: Mein Kind, was Du Dir vornimmſt, ſo vertraue Gott von ganzem Herzen!"

Es klopfte; der Rector trat ein. Er kam zu rechter Zeit. Frau Judith ging nach kurzer Wechſelrede; aber der Geiſt ihrer frommen Rathſchläge blieb zurück, und als der Rector Marien um ein entſcheidendes Wort für ſeinen Freund bat, hauchte er die gewünſchte Zuſage auf ihre jungfräuliche Lippe.

Am Nachmittage holte die Frau des Rectors, verabredetermaßen, Marien zu einer kleinen Spazierfahrt um die Stadt ab, und als ſie zurückkehrend vor dem Gymnaſio hielten, öffnete der Conſiſtorialrath, der zur beſtimmten Stunde kam, den Wagenſchlag, und hob die Damen heraus. Nach dem Caffee ließ der Rector und ſeine Gattinn ihn mit Marien allein. Jetzt trug er ihr mit Anſtand und Gefühl ſein Herz und ſeine Hand an, und Thränen floſſen dabei über ſein männliches Geſicht.

Marie hielt dieſen Anblick nicht mit der Faſſung aus, zu der ſie ſich geſammelt hatte. Sie ſank weinend an ſeine Bruſt, und verſprach ihm, für ſein und ſeiner Kinder Glück zu leben. Wie nun ſein Arm ſie umſchloß, und der Conſiſtorialrath von den Tagen der Zukunft ſprach, in denen kein Kummer, welchen die Liebe vorzubeugen vermöge, ſie treffen ſolle; da ſtillte die nie gekannte Empfindung des verſicherten Schutzes ihr bewegtes Gemüth; ſie fühlte, daß die weibliche Schwäche des ſtärkeren Mannes bedürfe.

Auch ihre Bitte, daß er ihr erlauben wolle, die treue Sabine bei ſich zu behalten, gewährte er ihr mit der Bereitwilligkeit eines Bräutigams in der Stunde der Verlobung. Dagegen drang er in Marien, die Feier ihrer Verbindung nicht allzulange aufzuſchieben, und als ſie einwendete, ſie müſſe doch erſt den mütterlichen Nachlaß zu ihrer Ausſtattung vervollſtändigen, da meinte er lächelnd, er bedürfe und verlange nur ſie — und ſei ſo reichlich mit jedwedem Hausbedarf verſehen, daß ihn eine Mitgift von Sachen nur in Verlegenheit ſetzen würde.

Es wurde nun über den Termin zur Hochzeit, die nach Mariens Wunſche in tiefſter Stille vollzogen werden ſollte, hin und her geſprochen. Der März war bereits im Anzuge, und den April erkannte Marie, die von der Hinneigung ihres Geſchlechts zu einer gewiſſen Art von Aberglauben nicht frei war, wegen ſeiner ominöſen Wechſelhaftigkeit, als keine wohlgewählte Zeit, um ein Bündniß der Ehe zu ſchließen —; ſo ward denn der Mai feſtgeſetzt.

Gegen den Abend kamen die Kinder des Conſiſtorialraths nach, und ihr Vater ſtellte ihnen Marien als ihre künftige Mutter vor. Alwine benahm ſich ſehr ſchicklich dabei, und ohne daß eine Spur des Mißvergnügens über die Wiederverehelichung des Vaters in ihrem Geſichte zu finden geweſen wäre. So viel indeß Mariens befangener und aufgeregter Seelenzuſtand ſie bemerken ließ, glaubte ſie wahrzunehmen, daß ſie heimlich mit lauernder Aufmerkſamkeit von Alwinen beobachtet würde.

Die kleine Lina, ein höchſt liebliches Kind, ſtreckte vom

Arme der Wärterinn inſtinctmäßig der neuen Mutter das Aermchen entgegen.

Mariens Herz ſchwoll — ſie nahm das Kind an ihren keuſchen Buſen, und gelobte ſich, es mütterlich zu lieben und zu bewahren.

In der zufriedenen Stimmung, die jede endliche Gewißheit über die Seele verbreitet, welche die Marter der Unentſchloſſenheit empfunden, ward Marie, nach dem Verlaufe des Abends, von dem Conſiſtorialrath nach Hauſe begleitet. Die ſparſame Sabine hatte kein Licht brennen, nur die milde Helle des Mondes leuchtete in die einſame Stille des Zimmers.

Marie fühlte ſich von einem ſüßen, heiligen Frieden darin angeweht; nie hatte dies traute Wohnplätzchen ſie ſo heimathlich umfangen, als heute, wo der Gedanke, es nun bald verlaſſen zu müſſen, für immer — den lebloſen Gegenſtänden ihrer Umgebung die rührende Sprache der Trennung gab.

„O könnte ich hier ſterben! der Tod würde mir wie ein Freund erſcheinen!“ dachte ſie, von ſehnſüchtigem Wehe durchſchauert, indem ſie auf die Stelle blickte, wo ihrer Mutter Geiſt zu Gott gegangen war. Als ſie Sabinen ſagte, daß ſie nun Braut wäre, und daß die treue Dienerinn mit ihr ziehen dürfe — pries dieſe laut und lobend die Fügung des Himmels und die Wohlgeſtalt des Bräutigams. Sie nannte Marien ein Glückskind, und ſprach in ihrer freudigen Aufregung bis tief in die Nacht von künftigen Einrichtungen, und wie ſie Marien die feinſten Webe Leinwand ſpinnen wolle, wenn dieſe einen Thaler mehr oder weniger für den beſten Flachs nicht ſo genau wie jetzt anſehen dürfe.

Während nun die Phantaſie der gutmüthigen Schwätzerinn, ihrer fleißigen Hand vorauseilend, Faden vor Faden zog, wob der Schlummer ſein leiſes Geſpinnſt immer dichter um Mariens Bewußtſein, und hüllte endlich ihre Sinne und Gedanken in ein tiefes Vergeſſen.

Am folgenden Morgen ging Marie zu Doctors hinüber, um auch ihnen zu ſagen, daß ihr Schickſal nunmehr entſchieden wäre. Sie fand den Doctor nicht mehr daheim, und war deſſen froh. Clotilde äußerte über dieſe Meldung eine eben ſo lebhafte als aufrichtige Freude, daß Marie, die ſich ſolcher Theilnahme nicht vermuthend geweſen, faſt dadurch beſchämt ward. So erbot ſich Clotilde, Marien bei den nöthigen Vorbereitungen zu der Veränderung ihres Standes hülfreiche Hand leiſten und ihren Stickrahmen einſtweilen ruhen laſſen zu wollen: und Marie, welche die Doctorinn kannte, wußte dies freundſchaftliche Erbieten nach Würden zu ſchätzen.

Und was ſagte denn nun Doctor Dante zu dem Brautſtande ſeiner abtrünnigen Freundinn? hören wir unſere lieben Leſerinnen fragen, denen, wie wir hoffend vorauszuſetzen wagen, dieſer junge Ehemann nicht die unintereſſanteſte Perſon unſerer einfachen Erzählung iſt. Darauf antworten wir, er war der Nemeſis verfallen, und die Zeit war gekommen, wo dieſe ſtrenge Richterinn ihm ſein Recht widerfahren ließ. Doctor Dante war kein Unedler; er hatte kein freches, eitles Spiel mit Mariens Ruhe getrieben — und dennoch büßte er ſchwer, ein ihm verſagtes Glück nicht in ſcheuer Ferne geehrt, ſondern ſich mit ſelbſtſüchtigem Verlangen einen Theil davon zugeeignet zu haben. Er hätte früher den näheren Umgang eines liebenswürdigen Mädchens, das ſeine Gattinn nicht werden konnte, vermeiden, oder mindeſtens ſich als ein Verlobter ſeinen Hausgenoſſinnen bekannt machen ſollen. Wie vielen Antheil bei dieſem Thun und Laſſen der Wunſch gehabt, ſich Marien ſo werth als möglich zu machen, und ob er bei dieſem Beſtreben nicht die zarten Grenzen überſchritt, welche die Freundlichkeit des Menſchen von der Coquetterie des Mannes ſcheiden: darüber konnte nur die geheimnißvolle Jury abſprechen, welche den verborgenſten Gedanken und das verſchwiegenſte Gefühl vor ihren unbeſtechlichen Gerichtshof zieht. Zwar ſühnte ſein männlich feſtes Halten an dem gegebenen Wort der Treue, die philoſophiſche Duldſamkeit, womit er die Schwächen der vorurtheilsvollen Gattinn ertrug, das ihr zur ſchönern Hälfte abgewendete Herz; aber eine härtere Büßung für Mariens ſtille Thränen und ihrer Mutter bekümmerte Seufzer war ihm erſt dann beſtimmt, wenn die ſeltene Trefflichkeit dieſes Mädchens, noch erhöht durch die reinſte Empfindung der Liebe für ihn, ſich ganz enthüllt haben würde.

Daß Marie, ungeachtet dieſer Empfindung, ſolide genug dachte, um eine Verſorgung dem mißlichen Verhältniſſe vorzuziehen, worin ſie in Gefahr ſtand, in eben dem Grade die Zufriedenheit ihrer Freunde zu ſtören, als ſie bemüht war, dieſe zu befördern; daß Marie das Opfer ihrer Hand um ſo williger und ergebener brachte, als ſie es heilbringend für Andere, unter denen er der Erſte war — hielt: dies war nicht geeignet, ſeine leidenſchaftliche Hochachtung für ſie, die ein wenig Zuthat von neidiſcher Selbſtſucht hatte, ſo weit zu mildern, daß er zu einem ruhigen Urtheil über die einleuchtende Vernünftigkeit dieſes Schrittes fähig geweſen wäre.

Marie ſollte nun einem Anderen angehören! und er fühlte eine bittere Gehäſſigkeit gegen dieſen Glücklichen in ſich aufwallen. Der Anblick des Conſiſtorialraths erfüllte ihn mit heimlichem Groll, und Mariens Zartgefühl erſparte ihm gern ſo lange als möglich den bitteren Zwang, dieſe Geſinnung unter gaſtlicher Artigkeit verbergen zu müſſen.

Tage, Wochen der unruhigen Brautzeit rauſchten ſchnell vorüber. Schon waren Schneeglöckchen und Veilchen abgewelkt. Die Bäume prangten im duftenden Schnee und Roſenroth ihrer Blüthen, und der Flieder fing an, ſeine betäubenden Wohlgerüche zu verſtreuen; ſchon tönte aus dem ſaftigen jungen Grün der Laubſchatten Philomelens ſchmelzender Geſang, und die milde Mailuft ſäuſelte durch die wallende Sommerſaat; da kam ein Brief aus Sachſen, der die erſchrockene Clotilde zum Troſte ihrer Schweſter an das Sterbebette des Schwagers berief. Auch war in dieſem traurigen Schreiben der Wunſch mehr angedeutet, als ausgeſprochen, daß, wenn Doctor Dante ſich zu ſolch einer weiten Reiſe abmüßigen könne, er als der Begleiter ſeiner Frau hochwillkommen ſein würde, da, wo ſeine Gegenwart, nächſt der Beruhigung für die ſo lange gebeugte Gattinn, auch noch lindernden Beiſtand für die letzten Kämpfe des Sterbenden bringen könne.

Zu Clotildens Verwunderung war ihr Mann ſogleich und beinahe freudig zu dieſer Reiſe bereit — und feſt entſchloſſen, jedes ſich dagegen auflehnende Hinderniß zu beſeitigen. Keine Schickung konnte dem Doctor jemals gelegener kommen, als dieſe Veranlaſſung, der Feier von Mariens Hochzeit zu entgehen, die den achtzehnten dieſes Monats anberaumt war, und ſchon zählte man den ſechsten. Er hätte, ohne daß es aller Welt — und Clotilden am meiſten — aufgefallen wäre, ſich der Theilnahme an dem Ehrentage ſeiner Freundinn nicht entziehen können, und ſo ward er des triftigen Grundes froh, der ihn dieſer peinlichen Verpflichtung überhob.

Auch Marie fühlte ſich erleichtert, als ihr Clotilde beſtürzt und eilig die erhaltene Aufforderung mittheilte und dabei bedauerte, der Freude verluſtig zu gehen, den Brautkranz, wie ſie ſich vorgenommen, ſelbſt in Mariens Locken zu flechten.

In der Mitte des folgenden Tages fuhr der Doctor mit ſeiner Frau ab. Als er zum Abſchiede vor Marien ſtand, und ihr ohne Worte, doch mit bedeutſamer Innigkeit die Hand drückte und küßte, und ſein verdunkelter Blick tief in ihre Seele drang, da fühlte ſie das ganze Gewicht dieſer Scheideſtunde; aber gleichzeitig ſank es wie Centnerſchwere von ihrer Bruſt, als ſie den Reiſewagen fortrollen hörte.

Endlich war der achtzehnte Mai herbeigekommen; der Frühling ſchien alle ſeine Reize für dieſen Tag aufgeſpart zu haben; denn nach einer düſtern Regenwoche glänzte der Himmel entwölkt und im lauterſten Azur; jedes Lüftchen hauchte Balſam aus, und der Puls der Freude klopfte voller in den Adern der verjüngten Schöpfung. Auch Marie, obwohl ein wenig durchbebt von dem bräutlichen Fieber, welches die Bruſt mit Bangigkeit beklemmt und mit Froſt- und Gluthſchauern wechſelt, empfand den wohlthuenden Einfluß der Natur. Kaum hatte ſie ein Gebet voll heißer Inbrunſt beendigt, worin ſie Licht und Kraft herabrang in das bedürfende Herz, und ſaß nun zum letzten Male bei dem einſamen Frühſtück — da trat Frau Judith ein. Sie war feſtlich geſchmückt, und trug ein kleines Käſtchen unter dem Arme.

Mit thränenvoller Rührung wünſchte ſie der Braut Glück, und verhieß ihr reichen Segen und Gutes in Fülle. Dann öffnete ſie das Käſtchen und reichte Marien zu einem Hochzeitgeſchenke — die Perlen der Mutter. Marie ward von dieſer Güte und dem Anblicke des Geſchenks ſehr ergriffen. Jene unvergeßliche Stunde, wo dieſe Perlen in die Hand der Judinn kamen, ging an ihrer bewegten Seele vorüber. „O meine Mutter!“ ſagte ſie, und blickte naſſen Auges zur Höhe auf, „wie wahr haſt Du geſprochen!“ Als Frau Judith eigenhändig die Perlen um Mariens ſchneeweißen Hals band, ſagte dieſe: „Es iſt doch bei dem Allen ſonderbar! Dieſer Schmuck ſcheint durchaus nur für Bräute beſtimmt zu ſein, welche verwittwete Männer heirathen. Es war dies bei meiner Mutter und Großmutter der Fall; ja, er ſtiftete ſogar durch eine ſonderbare Verkettung der Umſtände beide Ehen.“

Frau Judith dachte, als Marie ſo ſprach: Wüßteſt Du nur, was ich weiß! Du würdeſt Dich wundern, daß ſie auch Deine Heirath geſtiftet haben; allein ſie ſchwieg verſtändig ſtill, weil ſie fühlte, daß eine Erzählung vom wahren Hergange dieſer Angelegenheit, Marien theils in Bezug auf Alwinen beunruhigen, theils in Betreff ihrer ſelbſt beſchämen würde. Als Marie der Judinn für dieſe theure Gabe kindlich dankte, ſagte dieſe: „Auch den Schlüſſel zu Ihrer Wohnung, liebe Marie, und die freie Dispoſition darüber, die Ihnen auch nach meinem Tode bleiben ſoll, wofür ich ſchon ſorgen werde — nehmen Sie als ein Angebinde zu Ihrem Ehrentage von mir an. Ich könnte es nicht ertragen, wenn fortan vielleicht wüſtes Gelärm, oder rohes Gezänk hier hauſete, wo Frieden und Frömmigkeit ſo lange gewohnt haben. Auch Ihnen, ſo wie ich Sie kenne — wird die unverwehrte Einkehr der Wittwe und Waiſe eine nützliche Wohlthat ſein. Geht es Ihnen gut, ſo daß Sie der vergangenen böſen Tage darüber vergeſſen; nun, hier werden Sie daran denken, wie Großes der Herr an Ihnen gethan! und ſolch eine Erinnerung iſt nie vom Uebel. Müſſen Sie aber ſprechen: Eheſtand, Weheſtand! ſo wird der Gedanke an die ſelige Frau Mutter, die ſchweren Kummer mit Geduld überwunden, Sie hier ſtärken, dieſem frommen Beiſpiele getroſt zu folgen.“

Da fiel Marie der Jüdinn um den Hals, und weinte laut. Ein Feenſchloß, gefüllt mit phantaſtiſchen Schätzen, wäre ihr ſo lieb nicht geweſen, als der fernere Beſitz dieſer engen Räume. In froher Haſt beſchloß ſie, die dermalige Einrichtung darin unverändert zu laſſen, weil an dieſe verjährte Ordnung Erinnerungen verknüpft wären, deren zarteſte Fäden mit einem ſchuldloſen Glücke ihres Herzens zuſammenhingen.

Jetzt unterbrach Sabine dieſe wehmüthige Scene mit einem Auftritte der ſonderbarſten Art. Sie trat in ihrem Sonntagsſtaate in das Zimmer, glühend vor Erwartung, mit ſchlauen Mienen überreichte ſie Marien ein rundes, zierlich geflochtenes Körbchen, und ſprach: „Nehmen Sie auch von mir ein kleines Hochzeitsgeſchenk an, und ſehen Sie es meiner Einfalt nach, wenn es Sie etwa verdrießen ſollte. Es war doch gut gemeint!“

Mit lächelnder Verwunderung betrachtete Marie den Inhalt des Körbchens. Es war gefüllt mit dem feinſten Mooſe, in deſſen wärmender Mitte eine buntgefiederte, hochgekrönte Henne ſaß, welche den furchtſamen Blick ſcheu und ſchüchtern hin und her wendete, und die ausgebreiteten Flügel bis an den äußerſten Rand des Körbchens ſtreckte. Um den Hals der Henne aber war ein fein zuſammengelegtes Blatt mit rothem Bändchen gebunden, und als Marie es davon ablöſete, ſah ſie drei zarte, junge Entchen unter den Fittigen dieſer treuen Stiefmutter. Da ahnete ſie den Sinn dieſer Spende und der Verſe des Blattes, die folgendermaßen lauteten:

Wenn, o Braut! Dein Hochzeitsfeſt zu ſchmücken,
Engel liebreich auf Dich niederblicken,
Gottes liebe Sonne ſchöner ſtrahlt,
Und ihr Bild in Freudenzähren malt:
Dann darf von der Schöpfung niedern Stufen,
Die der Geiſt des Menſchen überragt,
Auch ein rührend Bild der Jugend rufen,
Die Dein frommer Sinn zu üben wagt.

Lächle nicht der mütterlichen Henne!
Wenn ich mich Dir als ein Muſter nenne,
Unermüdet treuer Sorg' und Hut
Für die kleine, anvertraute Brut.
Dieſe Küchlein, fremdem Schooß entſproſſen,
Und daheim auf anderm Element —
Haben meiner Liebe Schutz genoſſen,
Wie man ihn nur eignen Kindern gönnt.

Thu' wie ich! Beſchirme Deine Kleinen!
Laſſe Deinen Arm ſie liebend einen,
Die ein höh'rer Wille Dir verlieh'n,
Um ſie für den Himmel zu erzieh'n.
Die Natur macht es uns leicht, zu lieben!
Nur der Haß drückt eine weiche Bruſt —
Und wer treu auf ihrer Spur geblieben,
Dem lohnt gütig ſie mit ſel'ger Luſt.

Einſt, wenn bangend ich am Ufer ſtehe,
Und die Küchlein fröhlich ſchwimmen ſehe,

Iſt bezahlt der Treue letzte Pflicht,
Weiter kümmert mich ihr Schickſal nicht.
Aber Du ſollſt auf dem Strom der Zeiten –
Wogte noch ſo wild der Wellen Schaum —
Sie mit Geiſterliebe noch geleiten,
Durch des ew'gen Meeres weiten Raum.

Dann empfängſt Du vor des Richters Throne
Einen Kranz zum wohlverdienten Lohne,
Schöner als das zarte Myrtenreis,
Deiner jungfräulichen Unſchuld Preis.
Was als Mutter Du gethan auf Erden,
Wie ſo treu Du ſtets geweſen biſt,
Kann das Vorbild einſt den Engeln werden,
Wie ein Hühnlein jetzt für Dich es iſt.

„O Sabine!“ rief die gerührte Braut, und reichte dieſer Getreuen die Hand, „Dein Geſchenk hat einen ſchönen Sinn! und ich verſpreche Dir, die Natur ſoll mich nicht beſchämen. Dieſe kleine, ſtumme Lehrerinn,“ fuhr ſie fort, indem ſie das bunte Gefieder der Henne ſtreichelte, „ſoll das Gnadenbrod bei mir genießen, und keines gewaltſamen Todes ſterben.“

So ſchlug Stunde auf Stunde, und der Morgen verrann. Gegen den Mittag wollte der Conſiſtorialrath die Braut in ſein Haus abholen, wo die Trauung in Gegenwart einiger wenigen, auserwählten Zeugen vollzogen werden ſollte. Dann hatte der Rector, der ſich, in der humoriſtiſchen Herzlichkeit ſeiner Theilnahme an dieſer Verbindung, den Brautvater nannte, ſich die Vergünſtigung ausgebeten, das neuvermählte Paar im Kreiſe weniger lieben Gäſte in ſeinem Garten mit einem hochzeitlichen Mahle bewirthen zu durfen.

Jetzt ordnete Marie das braune Haar, deſſen natürliche Schönheit kaum der nachhelfenden Kunſt bedurfte, und drückte die blühende Myrtenkrone, noch feucht und glänzend von den Spuren des Morgenthaues, in die weichen Locken. Der weiße, ſchimmernde Atlas umrauſchte in reichen Wellen die ſchlanke Geſtalt, die Perlen blinkten vom warmen Marmor des Halſes, und von der Wange verſchwand das Roth und wandelte ſich in bräutliche Bläſſe. Da rollte ein Gallawagen vor, und der Conſiſtorialrath, in der Würde ſeiner Amtstracht, in geziemender Haltung, obwohl das Herz im Buſen ihm knabenhaft hüpfte bei dem Anblicke der Lieblichen — ſtand vor Marien, ſie zu dem ernſten Gange an den Altar abzuholen. Wie ſie nun an ſeiner Hand die Treppe hinabging, und durch die Reihen neugierigen Volkes, zu beiden Seiten freundlich grüßend, an den Wagen ſchritt, da drängten ſich die Nachbarn an den offenen Hausthüren dichter zuſammen, und jedes flüſternde Wort war ein Segenswunſch für Marien.

Frau Judith aber ſah mit vorgehaltener Hand, um ſich gegen die blendende Sonne zu ſchützen, dem Wagen nach, ſo lange ſie konnte, dann ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Der Herr ſegnet die Gerechten! Er krönet ſie mit Gnaden, wie mit einem Schilde!“

Wir finden Marien als Hausfrau wieder. Das angenehme Gefühl, welches in der Bruſt jeder jungen Gattinn wohnt, ſelbſt derjenigen, die es unter ungünſtigen Umſtänden wurde — goß das Lächeln der Heiterkeit über ihre Züge aus.

Unſere Leſerinnen, die den Trauring am Finger tragen, mögen Zeugniß für die Wahrheit der Bemerkung ablegen, daß die erſten Ehetage eine Ruhe, eine Stille über das weibliche Gemüth verbreiten, die, im beſſern wie im ſchlimmern Falle, als wohlthuend empfunden wird. Gelangt eine leidenſchaftliche Liebe endlich auf den Culminationspunkt ihrer Wünſche; ſo giebt das Bewußtſein von dem Beſitze des geliebten Gegenſtandes dem Entzücken ſelige Milderungen, und war die Wahl eine bittere Frucht der Ueberlegung, oder ward ſie aus Gehorſam gegen gebietende Verhältniſſe getroffen: ſo fühlt ſich doch an der Gränze, wo die Beſtimmung unſeres Geſchlechts erreicht iſt, nicht ſelten ein Herz erquickt, das, ſeines unruhigen Strebens müde, von harten Kämpfen wund und matt, ſich nun am Ziele ſieht. Möge es dann auch dort die gehofften Kränze vermiſſen; es ruht und raſtet doch am Markſteine der Pflicht! — So oft die neuvermählte Frau mit dem Titel und Namen ihres Mannes angeredet wird, ſchlägt auch ein leiſer Anklang von Schutzverſicherung an die geheimſten Saiten ihrer Seele, und der lange Nachhall von Mißtönen, die das Schickſal unaufgelöſet ließ, erſtirbt allmählich.

Wenn dieſe Erfahrung die allgemeine iſt; ſo kann ſie auf Mariens Gemüthszuſtand um ſo mehr angewendet werden, als dieſe ſich ſeit der Mutter Tode verlaſſen und einſam, dem Spiel der Umſtände preis gegeben, gefühlt hatte. Jetzt war ſie als Frau, als Mutter, in einen Familienkreis verſetzt, und die bewegende Hand eines großen Haushaltsgetriebes geworden. Marie wog mit beſonnenem Ernſte das Gewicht dieſer Verpflichtungen, aber ſie blieb auch nicht ungerührt von dem Genuſſe der Vorzüge, die ihr von Seiten ihres Mannes mit verſchwenderiſcher Willfährigkeit eingeräumt wurden. Sehr weiſe dachte indeß die junge Frau, da ſie vorausſetzte, der Neuheit Reiz und die Exaltationen der erſten Flitterſtunden ihres Eheſtandes hätten dieſen weiten Umfang ihrer Rechte angegeben; mit beſcheidener Mäßigung ſteckte ſie ſich das Gebiet ihrer Wirkſamkeit ab; doch feſt entſchloſſen, es ſich durch keinen willkürlichen Eindruck verengen zu laſſen.

Der Conſiſtorialrath Sonnes war ſo heftig verliebt in ſeine Frau, daß er in ſeinem Betragen einem Berauſchten glich, der tauſend Thorheiten treibt, ohne ſich ihrer bewußt zu ſein. Mariens innige, aber nüchterne Freundlichkeit wirkte ihrem Zwecke entgegen, und glich einem Oelguß in dieſe heißen Liebesflammen. Sie fühlte ſich durch die excentriſche Zärtlichkeit ihres Mannes ein wenig gedrückt und gepreßt, da ſie das milde Klima einer gleichmäßigen Wärme gewohnt war, und ein inſtinctmäßiges Mißtrauen gegen den Beſtand dieſes heftig lodernden Feuers in ſich trug. Wenn demnach der Conſiſtorialrath in den Aeußerungen ſeiner Liebe für die zweite Gattinn der vorſichtigen Gemeſſenheit ermangelte, die ihre Dauer verbürgt haben würde; ſo erſchöpfte er ſich in denen ſeines Vertrauens mit noch gefährlicherer Unbedachtſamkeit. Da war keine Verirrung ſeines Verſtandes und Herzens, — und deren war eine große Summe! — von dem früheſten Jünglingsalter an, die er Marien nicht erzählt hätte. Der ganze Verlauf ſeiner erſten Ehe, mit all den Nüancen wechſelnder Leidenſchaften bis zum letzten Laut von Carolinens Lippen und dem Verſtummen ſeiner Klage vor der Hoffnung, ſie (Marien) zu gewinnen — mußte ohne Rückhalt mitgetheilt werden.

Der zartfühlenden Marie war bei dieſen unaufgeforderten Bekenntniſſen ſehr peinlich zu Muthe. Nach ihren Begriffen durfte der Schicklichkeit zarter Schleier, der die Geheimniſſe der Ehe vor fremden Augen verhüllt, auch ſelbſt dann nicht gelüftet werden, wenn die Farbe des Todes der Gattinn das Erröthen über verrathene Schwächen erſparte. — Sie ſah zuweilen, mit Unruhe und leiſer Abbitte im Blick, zu dem Bilde der erſten Frau auf, die, über Eiferſucht und Empfindlichkeit erhaben, ohne Vorwurf herabſchauete, und, mit eigenthümlicher Schlauheit im Lächeln der Mienen, dieſer verrätheriſchen Beichte eher zu freuen, als zu zürnen ſchien. — In der That wäre Marie dieſer Mittheilungen für ihre Ruhe lieber überhoben geweſen. Sie erkaufte die genaue Kenntniß von der geheimen Geſchichte ihres Mannes und manche nützliche Lehre, welche für ihr Verhalten gegen ihn darin enthalten war, um den theuren Preis des beſten Theiles ihrer Achtung — und mit pflichtmäßiger Anſtrengung ſuchte ſie die Zuverſicht zu ſeinem Charakter feſtzuhalten.

Obgleich auf Mariens jungfräulichem Leben kein Flecken haftete, den ſie ſchweigend zu bedecken hätte beſorgt ſein müſſen; ſo hielt doch eine warnende Empfindung in ihrer Bruſt ſie von jeder Erwiederung dieſes übereilten Vertrauens hinſichtlich der Vergangenheit zurück. Auch bewachte und bewahrte Marie ihr innerſtes Gefühl mit einer ſo heiligen Scheu, daß ſie es zu entweihen geglaubt, wenn ſie es durch mündliche Eröffnungen in ſcherzhaftem Gewande hätte einer fremden Deutung preis geben ſollen. Sie begnügte ſich alſo, ihrem Manne bei einer auffordernden Gelegenheit die Erzählung ihrer erſten jugendlichen Liebe in gedrängter Kürze zu geben, ohne ſich auf eine zergliedernde Schilderung der traurigen Nachwehen dieſer herben Täuſchung einzulaſſen. Der Conſiſtorialrath würde in einer härteren Anklage jenes Unredlichen nur ſein eigenes Gericht vernommen haben; denn auf eine lügenhafte Sünde gegen die eitle Leichtgläubigkeit des ſchwächeren Geſchlechts war es ſeiner Galanterie früher eben auch nicht angekommen. Marie ſeufzte tief, als dieſe Erwägung ſich ihr aufdrang.

Jedem edlen weiblichen Weſen wohnt in der Reinheit ſeines Herzens ein Schutzgeiſt bei, deſſen leitender Stimme es trauen kann, ſelbſt wenn ihre Ausſprüche zuweilen dunkel und räthſelhaft klingen; aber freilich darf weder Leidenſchaft noch Vorurtheil dem Orakel einen ſelbſtſüchtigen Sinn unterſchieben, und ſtill muß es ſein im Heiligthume des Gemüths.

Marie hatte bisher die Unfehlbarkeit dieſes inneren Führers erprobt gefunden und glaubte an das eigene Herz. Um ſo mehr fühlte ſie ſich daher beunruhiget, als ſie in Alwinens Nähe ſtets von einer leiſen Aengſtlichkeit beſchlichen wurde, wie ahnungsvolle Naturen ſie bei drohenden Feindlichkeiten verſpüren. Sie tadelte ſich ſelbſt ob dieſer unbegreiflichen Regung, die, für eine ſtiefmütterliche zu halten, ſie ſtrenge genug gegen ſich ſelbſt dachte, und welche ſie der übeln Vormeinung Schuld gab, die der Doctor ihr von dieſer Tochter ihres Mannes beigebracht hatte. Allein, wie gewaltſam Marie auch jenes Gefühl zu unterdrücken ſtrebte, es war unvertilgbar. Um ſo gewiſſenhafter hütete ſich Marie, Alwinen ungeprüft zu beurtheilen, und ſo beobachtete ſie das Mädchen genau, doch ohne daß dieſer geſchärfte Blick Alwinen bemerkbar oder empfindlich werden können. Da fand ſich denn ſehr bald, daß Marie Urſache hätte, ihrer Stieftochter zu mißtrauen, und daß Fehler der ſchlimmaſten und hartnäckigſten Art ihrem mütterlichen Wunſche, dies befleckte Herz zu reinigen, entgegenſtänden.

Alwine war trotz ihrer Jugend eine vollendete Heuchlerinn. Eigennutz und ſinnliche Genußſucht waren die Triebfedern ihres Handelns, und der Hang, die Wahrheit in Wort und That zu verleugnen, wie die Neigung, die einfachſte Abſicht in ein Gewebe von Intriguen einzuſpinnen, ſchien ihrem Weſen angeboren zu ſein. Dabei ſtand ihr die Fähigkeit der geübteſten Verſtellung zu Gebote, und hinter der Miene harmloſer Unbefangenheit ſuchte ſo leicht Niemand die Tücke eines verdorbenen Gemüths, dem es an dem Princip der moraliſchen Geſundheit gebrach. Es gab für die fromme Marie nach längerer und gewiß unparteiiſcher Prüfung ein ſchmerzliches Reſultat, als ſie ſich eingeſtehen mußte, es fehle Alwinen durchaus an aller religiöſen Bildung. Kein Gott wohnte in dieſer jungen Bruſt, in der nur eitle thieriſche Götzen ihren Sitz hatten. Schon an Alwinens Confirmation, der Marie als des Vaters Braut beiwohnte, war ihr das Benehmen des Mädchens als einer wahren Würdigung dieſer heiligen Feier gänzlich unangemeſſen aufgefallen; doch war ſie damals geneigt, es zu entſchuldigen. Jetzt ſah ſie wohl ein, warum für Alwinen der Bund mit dem Himmel nur ein äußeres Schauſpiel geweſen, und weshalb die Wirkung ausbleiben mußte, welche ſonſt, wie ihr ſelbſt geſchehen, der Seele Schwungkraft giebt, ſich im Fluge der Andacht über den Staub der Erde zu Gott zu erheben. Kaum konnte Marie die Sorgloſigkeit ihres Mannes, eines Geiſtlichen von nicht gemeinem Range — bei dieſem weſentlichſten Mangel ſeines Kindes begreifen. Sie zitterte davor, ihn aus dieſer träumeriſchen unbekümmerten Ruhe zu der Theilnahme ihrer Arbeit an dieſem verſäumten Gemüthe zu wecken, und entglühete vor dem Gedanken, dies tugendhafte Werk aus eigener Kraft beſtreiten zu können. Doch dazu gehörten Mittel, welche nur die Liebe giebt, und lieben — nein, lieben konnte Marie Alwinen nicht! — Das freieſte Gefühl des Herzens läßt ſich nicht binden; es widerſteht dem Zwange des Willens, ſelbſt wenn es der reinſte wäre. So mußte denn ein heißes Erbarmen den fehlenden Liebesſinn vertreten.

Doch, von keiner übermächtigen Zärtlichkeit zu beſſernden Verſuchen hingeriſſen, erkannte Marie die Nothwendigkeit, die bildende Hand ſehr behutſam anzulegen; denn ſie hatte es nicht nur mit verhärteten Gewohnheiten zu thun, ſondern ſie mußte auch mit Selbſtvertheidigung gegen die Blindheit der väterlichen Liebe zu Werke gehen. Ihres Mannes falſche Beurtheilung ſeines Kindes, worin wohl der Grund von Alwinens Verderbniß von Anfang an zu ſuchen geweſen — empörte Marien, obgleich, die ganze Stärke dieſer Verblendung kennen zu lernen, ſich noch keine Gelegenheit für ſie gefunden. Allein ſchon in den erſten Wochen ihrer Verheirathung kam ihr der Anlaß zu der Bemerkung, daß das Unglück und die verrufene Liebloſigkeit der Stiefmütter hauptſächlich darin liege, daß ſie die Fehler ihrer Pflegekinder mit offenen Augen und unbeſtochenem Verſtande wahrnehmen, während die Parteilichkeit des elterlichen Urtheils in ſchroffem Widerſpruche zu dieſer Erkenntniß ſteht. Und wenn eine vernünftige Frau unzweifelhaft am beſten darüber entſcheiden kann, welche Tugenden der heranwachſenden Tochter abgehen, daß ſie zu ihrem künftigen Berufe geſchickt wäre; ſo wird hingegen die Einſicht des Vaters in dieſem Punkte ſtets mehr oder minder von einer Voreingenommenheit verdunkelt werden, die in das Band des Blutes einen Faden webt, welcher der Geſchlechtsliebe angehört. — Genug, von dieſer Seite war Mariens Lage ſehr ſchwierig.

Gewiſſeren Lohn und eine frühere Frucht ihrer Mühe ſchien ihr der Knabe Moritz zu verſprechen; ein wilder Bube, deſſen gute Anlagen ganz wüſtes Feld waren. Hier konnte Marie leicht und ſpielend das wuchernde Unkraut ausrotten und in noch weichen Boden den Saamen der Tugend ſtreuen. Mit ausſchließender Zärtlichkeit war er der neuen Mutter anhänglich, und ihr leiſeſter Wink brach ſeinen Willen, den der Vater ſelbſt als ſtörriſch verklagt hatte.

Doch der ſchönſte Gewinn ihrer mütterlichen Verhältniſſe war für Marien die kleine Lina, dies zarte Kind, in welchem eben die erſten Funken des Geiſtes entglommen. Wenn Marie in die Wiege ſah, die neben ihrem Bette ſtand, und die kleine Schläferinn, geweckt vom lauſchenden Blicke, zu ihr aufſchauete, und die unſchuldigen Kinderaugen ſie mit einem Engelslächeln anglänzten, dann wallte Mariens Bruſt in den ſüßeſten Empfindungen. Sie fühlte, die hülfloſe Kleine ſei das Eigenthum ihrer Liebe, und wenn ſie den Beſitz dieſer Mutterfreuden auch nicht durch heiligen Schmerz erworben hatte; ſo wollte ſie ihn durch die aufopferndſte Treue verdienen.

Was Mariens Situation als Gebieterinn über ihr Hausweſen erſchwerte, war die Anweſenheit der Frau Münſter, die ſich von dem Conſiſtorialrath die Vergünſtigung erbeten, noch einen Monat in ſeinem Hauſe verweilen zu dürfen, wonach ſie dann eine neue Condition antreten werde. Unbedenklich, und ohne mit ſeiner Braut deshalb Rückſprache zu nehmen, hatte der Conſiſtorialrath in dies Begehren gewilligt. Obgleich Marie ſehr entfernt davon war, die ſchlaue Speculation und bösartige Planmäßigkeit, welche dieſem Verlangen zum Grunde lag, zu ahnen: ſo war ihr der Umſtand nur in ſo weit unangenehm, als die ſchonende Güte ihres Charakters ſie daran hinderte, durchgreiſende Maßregeln zur Abſtellung manches Uebelſtandes zu nehmen, ſo lange die bisherige Wirthſchafterinn zugegen war, welche dieſe Mißbräuche eingeführt, oder doch beibehalten hatte. Wohin Mariens Auge traf, begegnete es den Spuren der Vernachläſſigung, von einer gleißenden Außenſeite nur oberflächlich bedeckt; ihr Ordnungsgeiſt fand eine totale Reform hier hochnöthig, und freuete ſich, über einer neuen Geſtaltung der Dinge ſchöpferiſch walten zu können.

Frau Münſter war über die raſche Heirath ihres Brodherrn, die einen ſchwarzen Strich durch ihre Rechnung zog, auf das heftigſte erbittert und wendete dieſen gehäſſigen Groll vorzüglich gegen ihre ſchuldloſe Verdrängerinn. Hätte der Conſiſtorialrath ſeinen Entſchluß nicht eben ſo geheim gehalten, als ſchnell ausgeführt, wodurch ihm das erſtere nur allein möglich ward, — die liſtige Haushälterinn würde Mittel gefunden haben, eine Verbindung zu hintertreiben, durch welche ſie eine Stelle verlor, deren bedungene Vortheile ſie ſehr willkürlich auszudehnen verſtand. So aber blieb ihr nur der fatale Zwang, gute Miene zum böſen

Spiele zu machen, und das rachſüchtige Vergnügen, den Frieden dieſer Ehe, ſo weit ſie konnte, zu untergraben.

Der für ihr Verweilen bewilligte Monat war hingegangen, und noch traf Frau Münſter keine Anſtalt zu ihrer Abreiſe. Eines Tages, als Frau Münſter ausgegangen war, kam unverſehends ihre Schweſter, die wohlhabende Wittwe eines Beamten, um, auf der Durchreiſe nach einem fernen Orte, ihre Schweſter auf ein Stündchen zu beſuchen. Die Fremde ſtutzte bei dem Anblicke der Conſiſtorialräthinn, die ſie mit gaſtlicher Freundlichkeit willkommen hieß, und geſtand im Laufe des Geſprächs mit offener Redlichkeit, welcher Tugend Frau Münſter entartet war, — daß dieſe ihr kürzlich geſchrieben, ſie werde wahrſcheinlich in ihrer alten Condition bleiben, da die junge Frau ſo äußerſt ſchwächlich und kränklich ſei, daß ſie kaum im Stande ſein würde, ihrem Hausweſen ſelbſt vorzuſtehen.

Marie erröthete. „Gottlob!“ ſagte ſie, „daß dieſe Nachricht in jeder Beziehung eine Unwahrheit iſt. Ich fühle mich nicht nur geſund und kräftig, ſondern auch ſo berufen, wie geneigt, meinen Hausſtand ſelbſt zu führen. Und wenn ich während der Zeit, wo Ihre Frau Schweſter noch bei uns geblieben, weil ſie vorgab, außerdem bis zum Antritte ihrer neuen Condition heimathlos zu ſein, ihr noch einen kleinen Theil der häuslichen Geſchäfte überließ; ſo geſchah dies bloß, um ihr das drückende Gefühl, hier unnütz zu ſein, zu erſparen.“

„Nun aber ſoll ſie mit mir fort!“ entſchied antwortend die beſſere Schweſter. „Ich, als eine alte, praktiſche Hauswirthinn, muß es einſehen, daß ſie Ihnen, Frau Conſiſtorialräthinn, unter dieſen Umſtänden nur im Wege und gleichſam das fünfte Rad am Wagen iſt.“

Jetzt trat Frau Münſter ein. Ihr Erſchrecken und Erbleichen bei dem Wiederſehen der langentbehrten Schweſter verrieth die Schuldbewußtheit der Lügnerinn. Die Wittwe kündigte ihr, mit vorwerfenden Anſpielungen auf die Falſchheit ihrer letzteren ſchriftlichen Berichte, die Mitreiſe an, und die bläulich gefärbten Lippen der Entlarvten, welcher kein Ausweg mehr übrig blieb, zitterten vor heimlicher Wuth. In zwei Stunden ſchon ſollte es fortgehen. Als Frau Münſter den Conſiſtorialrath in ſeinem Arbeitszimmer aufſuchte, um Abſchied zu nehmen, ſagte ſie: „Für all das Gute, was Sie mir erwieſen, glaube ich mich Ihnen dankbar zu bezeigen, wenn ich Ihnen eine Warnung gebe, die zu verachten Sie einmal bereuen würden. *Nehmen Sie den Doctor Dante nicht zu Ihrem Hausarzte!* — Leben Sie wohl, Herr Conſiſtorialrath!“

Mit Entſetzen im Blick und ſtockendem Herzſchlag ſtarrte der Conſiſtorialrath die Thüre an, welche ſich hinter der entſchlüpften Schlange ſchloß. Er fühlte die Wirkung des verſpritzten Giftes — und ſein Glaube an Mariens Tugend zuckte widerſtrebend, als es ſich zerſtörend einätzte. „Sollte meine Frau — nein! das hieße einen Engel läſtern!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, und verlor ſich in unruhigen Grübeleien.

Erſt geſtern hatten Doctors, von ihrer Reiſe aus Sachſen zurückkehrend, ſeiner Frau ein koſtbares Service von Meißener Porzellan, als nachträgliches Hochzeitsgeſchenk, zugeſendet, und Marie, als ſie dieſen Morgen von einem Dankſagungsbeſuche bei dieſen erkenntlichen Freunden nach Hauſe kam, war ihm ſonderbar und zerſtreut vorgekommen. Der böſe Geiſt des Argwohns war geſchäftig.

Marie athmete am folgenden Morgen leichter auf, als ſie ſich von einer Perſon befreit ſah, die ihr durch Schmeichelſucht verdächtig geweſen, wie ſie ihr durch die Entdeckung der hinterliſtigſten Falſchheit verächtlich geworden war. Sie nahm nun ohne Verzug die beabſichtigte Reform in der beſtehenden Ordnung oder Unordnung des Hauſes vor, und ging mit froher Geſchäftigkeit an die Durchſicht einer Kammer, wobei Sabine ihr hülfreiche Hand leiſtete.

„Der Herr ſei geprieſen, daß wir die Frau Münſter nun endlich los ſind!“ ſagte dieſe, ſobald ſie ſich allein mit ihrer Gebieterinn ſah, und außer dem Bereiche der Horcher wußte. Dann fuhr ſie fort: „Mir war, ſo lange dieſer unheimliche Gaſt ſich noch in Küche und Keller herumtrieb, als ob des Teufels Großmutter die Wirthſchaft regiere. Gott verzeih mir die Sünde! Es war aber ein Satanas — dieſen Ruhm verdient ſie, ſonſt keinen. Noch heute ſagte mir die Köchinn, als Frau Münſter ihren Abzug nahm: Bei der trifft das Sprichwort ein: geſtrenge Herren regieren nicht lange. Sie hat uns was gequält! Sogar an unſerer gütigen jungen Frau hat ſie ſich verſündigt; denn als der Herr dem Stubenmädchen den Dienſt aufſagte, weil du Sabine (wir haben ſchon Schweſterſchaft zuſammen gemacht —) mit der Braut in das Haus kommen ſollteſt, habe ich mit meinen Ohren gehört, daß ſie zu ihm ſprach, er ſolle ſich nur nicht übereilen, weil er ja nicht wiſſe, ob ſeine künftige Frau ein Kinderkleidchen zu plätten verſtehe. — Darauf ſetzte es aber eine Antwort, mit der ſie nicht groß that.

„Laß es gut ſein, Sabine!“ antwortete Marie mit lächelnder Ruhe. „Es iſt ein Theil der Strafe, welcher die Verleumder ſelten entgehen, daß ſie ſehen müſſen, wie das Böſe, das ſie bewirken wollten, ſich in Segen verkehrt. Und verwunden auch ihre hämiſchen Pfeile ein unſchuldiges Herz, ſo kommt doch früh oder ſpät der Augenblick, wo es bezeugen kann: Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, und ſiehe! Gott hat es gut gemacht!«

Allmählich ſpannte ſich die ehemänniſche Extaſe des Conſiſtorialraths ein wenig ab, und die fortrückende Zeit ließ Marien den Charakter ihres Mannes, ſo wie ihre Lage überhaupt, von allen Seiten beurtheilen.

Der Conſtorialrath Sonnes war vormals Paſtor an einer anderen Kirche dieſer Stadt geweſen, und ſeit ſechs Jahren mit erhöhetem Range und verhältnißmäßigem Einkommen an die Kathedrale verſetzt worden. Als Mitglied des Conſiſtoriums geachtet, als Kanzelredner beliebt, als Geſellſchafter begünſtigt, empfing er die Zeichen der allgemeinen Werthſchätzung mit dem Bewußtſein des Verdienſtes; allein eine feine Miſchung von natürlichen Eigenheiten und Charakterfehlern ſtellte ſeine geiſtigen Vorzüge nicht nur oft genug in tiefen Schatten, ſondern verhinderte auch jede praktiſche Anwendung derſelben auf das Glück und die Vervollkommnung der ihm angehörigen und ihn zunächſt umgebenden Perſonen. Von feurigem, äußerſt reizbarem Temperamente, war der Hang zum Vergnügen, die Luſt am Geräuſch in ihm vorherrſchend. Wie ſchwer dieſe Neigungen ſich nun auch befriedigen laſſen, ohne daß es zum Nachtheil eines Berufes geſchähe, der vor Allem ſtille Zurückgezogenheit aus dem Getümmel der Welt erheiſcht; ſo ward es dem Conſiſtorialrath doch durch geniale Fähigkeiten und einen richtigen Takt für das Erforderniß der Stunde möglich, die Lücken ſeiner Studien und Arbeiten auszufüllen. Verwöhnende Umſtände hatten ihn von früheſter Jugend an des nützlichen Zwanges der Selbſtbeherrſchung überhoben, und ſo ſträubte er ſich, dieſe Unabhängigkeit den Geſetzen der Ordnung zu unterwerfen, die doch ſo frei und leicht binden! Die wohlthätige Feſſel der Regelmäßigkeit war ihm verhaßt und drückend, und nie fehlte es ihm bei dem Vorwurfe, der aus den nachtheiligen Folgen für ihn entſprang, an einem ſpitzfindigen Grunde, es zu vertheidigen, warum er ſie ſo gewaltſam von ſich ſtreife. Und wirklich war dies ein Fehler, der den unglücklichſten Einfluß auf die Verfaſſung ſeiner Häuslichkeit übte, und ſeine ſchädlichen Wirkungen ſogar auf Alwinens mißrathene Erziehung erſtreckt hatte. — Je nachdem ſein leidenſchaftlicher Wille Widerſtand fand, oder er ſich in der despotiſchen Ausübung der Gewalt über ſeine perſönlichen Angelegenheiten durch vernünftige Eingriffe von Seiten Anderer gehemmt ſah, konnte er zornmüthig werden und lange in der bitterſten, ſchmollenden Stimmung verharren; hingegen würde Niemand Anſtand genommen haben, ihm das Prädicat der feinſten Humanität zuzugeſtehen, der ihn nach ſeinem Benehmen im ungeſtörten Gange ſeiner Neigungen hätte beurtheilen wollen. Er hielt ſich ſelbſt für einen großen Menſchenkenner, und dies war gerade der ſchwächſte Punkt ſeiner Einſicht. Nach unſerer Meinung hängt die wichtige Kunſt, das Weſen Anderer ſcharfſinnig zu erfaſſen, ſehr genau mit der Selbſtkenntniß zuſammen, und indem wir alſo den aufgeſtellten Grundſatz jenes Dichters beherzigen, welcher ſagt: „Willſt Du Dich ſelber erkennen, ſo ſieh, wie die Andern es treiben; willſt Du die Andern verſtehn, blick in Dein eigenes Herz!“ müſſen wir hinzufügen, daß der Conſiſtorialrath um ſo weniger Pſychologe war, als er die Widerſprüche in ſeiner eigenen Bruſt nicht mit Aufopferung äußerer Behaglichkeiten löſen mochte, und ſich lieber in Täuſchungen darüber erhielt, welche dieſen ſchmeichelten.

Ein anderer Irrthum dieſes ſonſt helldenkenden Mannes war der, es ſei eben ſo möglich, als erlaubt, die Unannehmlichkeiten des Lebens von ſich zu ſchlagen, diejenigen etwa ausgenommen, welche der alles bezwingende Tod verhängen möchte. In dieſem Sinne handelte er auch, und warf mit ſanguiniſcher Leichtigkeit jede Sorge ab, die zu tragen ihm Gewiſſen und Pflicht geboten hätten. Vielleicht leitete ihn hiebei die dunkle Ahnung, daß das Schickſal ihn den nothwendigen Folgen ſolch eines ſchädlichen Wahnes entziehen würde. — Nach dieſer Schilderung werden unſere Leſerinnen ermeſſen können, wie wenig Mariens Geſinnungen mit denen ihres Mannes übereinſtimmend waren.

Marie, erzogen von dem weiſen Ernſte elterlicher Liebe, und gebildet in der Schule der Trübſal, hatte jenen reinen Goldglanz innerer Gediegenheit angenommen, der ſich nur im Feuer der Läuterung gewinnen läßt. Sie liebte vorzugsweiſe die Stille — dies Element weicher, poetiſcher Seelen — und ſo wie es einſam um ſie war, geſellten ſich ihr die Geiſter ſchuldloſer Träume und wehmüthiger Erinnerungen bei. Sinn für Ordnung und Einklang, der ſich in äußerer Erſcheinung ausſpricht, war der Odem ihrer Seele, und ſie ſich dieſes göttlichen Hauches kaum bewußt. Dabei eignete ihr der den Frauen insbeſondere inwohnende Verſchönerungstrieb, welcher auch dem Geringſten und Unſcheinbarſten die Farbe der Anmuth verleiht. Von der Natur mit ſo viel graziöſem Geſchmack ausgeſtattet, und durch ihrer frommen Mutter Lehre und chriſtliches Vorbild mit dem Reichthume vertraut, den die Genügſamkeit gewährt, war es Marien nie ſchwer geworden, Güter zu entbehren, wie die Wohlhabenheit ſie austheilt. Rann doch in ihrer eigenen Bruſt der tiefe, ſtille Quell ihrer beſcheidenen Freuden, und dort auch grünte ihr der Frieden, den die Welt nicht geben, oder nehmen kann. Ein greller Mißlaut riß durch Mariens harmoniſches Gemüth, ſobald ſie bemerkte, wie wenig die Denkungsart ihres Mannes, und demnach die ganze häusliche Verfaſſung, deren Oberhaupt er war, zu dieſen Grundtönen ihres Weſens ſtimme. Da war überall Fülle, und doch ermangelte man eben des Nöthigſten. Was der Luxus und die verfeinerte Bequemlichkeit zum Bedürfniß gemacht haben, war wohl vorhanden; aber es fehlte an dem zweckmäßigen Gebrauche dieſer Annehmlichkeiten, wie an dem künſtlichen Genie, welches gleich erfinderiſch iſt, jede Sache von der nützlichſten Seite zu faſſen, wie ſelbige in das ſchönſte Licht zu ſtellen.

Marie war in keinem Augenblicke ſo kühn, zu hoffen, daß es ihr gelingen werde, dieſe ſtarr gewordenen Gewohnheiten mit ihrem Geiſte zu durchdringen; ſich ihnen anzubilden wäre ihr noch unmöglicher geweſen. Ihr Beſtreben, wieder herzuſtellen, zu ergänzen, was Andere in wüſter Unordnung zerſtört hatten, mahnte ſie an die Mythe vom Faß der Danaiden, und ſie fühlte etwas vom Schmerze jener Strafe, obgleich ſie mit leidender Geduld auf die Macht der Zeit und auf die Einflüſſe des Beiſpiels rechnete.

Früher als Doctor Dante es vielleicht ſelbſt geglaubt hätte, dachte ſeine Freundinn mit einem verſchwiegenen, von herben Gefühlen begleiteten Zugeſtändniß an jenes Geſpräch, worin er ihr von dem ſchlechten Finanzſyſtem des Conſiſtorialraths ſagte. Und wirklich war für Marien die Bemerkung ſehr peinlich, daß dem ſo ſei. Sie war daran gewöhnt, Geldangelegenheiten mit der beſonnenſten Achtſamkeit zu behandeln, und dieſe Eigenſchaft war ſeit dem Unglücke ihres Vaters durch einen Zuſatz ängſtlicher Vorſicht verſtärkt worden. In dem Hauſe ihres Mannes dachte man ſo ſorgſam nicht. Der Conſiſtorialrath war der Univerſalerbe ſeiner verſtorbenen Frau geweſen, welche ihm und ihren Kindern ein hübſches Vermögen zurückgelaſſen hatte. Er theilte das Geſchäft der Vormundſchaft mit einem vielbeſchäftigten Juriſten von großem Rufe, der es nicht eben genau mit der Rechenſchaft darüber nahm, in der Meinung, er dürfe einem Vater das Vertrauen ſchenken, daß dieſer ſeinen Kindern nichts vergeben werde.

Die Capitalien waren größtentheils auf Hypotheken untergebracht, und das Ergebniß der Zinſen ſammt der amtlichen Einnahme würde eine anſehnliche Summe betragen haben, hätte der Conſiſtorialrath es verſtanden, ſich pünktlich des Seinigen zu verſichern. Allein dies wäre ihm viel zu unbequem geweſen, als daß er ſich nicht aller Vortheile, welche ſolche Ordnung ertheilt, hätte begeben ſollen.

Die Nachläſſigkeit der Gläubiger iſt in öfteren Fällen Urſache, daß ihre Schuldner ſaumſelig werden. — Auch hier war es ſo. Die Zinſen wurden zögernd gezahlt, es ſchlichen ſich Verkürzungen ein, die ungerügt blieben, und ſonach zu einem ſtehenden Mißbrauche wurden. Hier ging ein Schuldſchein, dort eine Quittung verloren, und dieſe Läſſigkeit leuchtete bald genug den Unredlichen ein, welche nicht unterließen, Vortheil davon zu ziehen.

Selbſt Documente von größter Wichtigkeit blieben zu Zeiten verlegt und ließen ſich nicht finden, wenn es dringend war, ſich ihrer Anſicht zu bedienen. So mußten denn die finanziellen Umſtände des Conſiſtorialraths nothwendig in Verwirrung und Stocken gerathen.

Marie wagte es, ihrem Manne ſanfte Vorſtellungen deshalb zu machen. Wie einleuchtend nun auch die Gründe waren, mit denen ſie dieſelben unterſtützte, wie milde der

Ton war, worin ſie den Klang des Vorwurfs in ihren Worten modulirte; ſo hatte doch der Conſiſtorialrath ſeine Unterlaſſungsſünden bereits ſo lieb gewonnen, daß er das Anſinnen, ſie abzulegen, als einen feindlichen Angriff auf ſeine Ruhe aufnahm, und mit aufbrauſendem Unwillen beantwortete. Marie wendete ſich gekränkt ab, und der Conſiſtorialrath merkte, daß er ſeine einſichtsvolle Gattinn beleidigt hätte. Ein ſchnelles Gefühl ſagte ihm, daß jene despotiſche Laune, wodurch er die ſelige Frau beherrſcht, auf Marien vielleicht nicht anwendbar ſein würde — und ſo kam er mit verſöhnlicher Eile dem erſten Zwieſpalte ihrer Ehe zuvor.

Marie fiel nun auf ein Mittel, ihrem Manne die Ordnung, welche ihm ſo ſchwer ward, zu erleichtern. Sie erbot ſich zu Buchführungen und Rendanturgeſchäften, die ſie jedoch in ſubalterner Abhängigkeit von ſeinen oberſten Verfügungen betreiben wollte. Der Conſiſtorialrath, wohl einſehend, daß gegen die wohlthätige Kette, welche ſeiner ausſchweifenden Freiheitsliebe angelegt werden ſollte, kein Entkommen mehr wäre, ließ ſich von der vorgeſchlagenen Seite binden, um ſich ſeiner Frau willfährig zu erzeigen, und der er nun eine beſondere Kaſſe mit der Bitte übergab, ihn nur mit jeder Controle zu verſchonen.

„Und wenn ich nun Defecte mache, oder gar mit dem Kaſſenbeſtande durchgehe?“ ſagte Marie, jene ernſtliche Verhandlung mit dieſer ſcherzhaften Frage endigend.

„So ſchreibe ich den Steckbrief, und ſignaliſire dieſen Mund als den ſchönſten und überredendſten, der jemals geſprochen!“ erwiederte der Conſiſtorialrath, indem er einen leidenſchaftlichen Kuß auf ihre lächelnden Lippen drückte.

Dies möchte zu viel ſein — meinte Marie unter dem Erglühen der Beſcheidenheit, froh, dieſen erſten Kampf für die gute Sache ihres Hauſes ſiegreich beſtanden zu haben.

Herr Nicolai in ſeinem ſchätzbaren Werke über Selbſtkunde, Menſchenkenntniß und Umgang mit Menſchen, beliebt in dem Artikel über die zweiten Heirathen zu ſagen, daß in ihnen das ätheriſche Feuer, welches die Ehe belebt, verglommen und mit der erſten Verbindung zu Grabe getragen ſei, und nur die Berechnung, gute Wirthſchaft und feine, äußerliche Zucht vorwalte. Nach dieſer Meinung wären die armen zweiten Frauen nur zu einer dürftigen Nachleſe auf dem abgemäheten Felde beſtimmt, wo Andere vor ihnen die Fülle der Garben einſammelten. Und doch liegt in jenem harten Urtheile viel Wahres! Die erſte Zeit ihrer Ehe, wenn die Liebe ſie knüpfte, fällt gewöhnlich in die Zeit jugendlicher Täuſchungen, wo der volle Genuß ihres Glückes und die Ueberſchwenglichkeit deſſelben mit dem Wahne ſchmeicheln, daß ſie für den Bedarf des ganzen langen Lebens ausreichen werde.

Aber dieſe Zauberkränze überdauern den Frühling der Jugend nicht. Ihre Farben bleichen ab, ihre Blätter ſinken — und derſelbe Inſtinct, welcher die Vögel der Lüfte und die Thiere des Waldes zu Vorkehrungen für den Winter treibt, mahnt den Menſchen mit höherer Stimme an ernſte Sorgen und Mühen, damit er nicht darben dürfe. Stirbt nun eine erſte Gattinn vor dieſer nothwendigen Kriſe — ſo ſtreuet die Zärtlichkeit ihre noch friſchen Blüthen mit verſchwenderiſcher Trauer über den Leichnam der Erblaßten, und ihre Nachfolgerinn muß ſich mit dem Ueberreſte von Empfindungen begnügen, die ihre beſte Kraft in Luſt und Leid erſchöpft haben. Sehr natürlich iſt es daher, daß zweite Frauen von edler Sinnesart Entſchädigung für das, was die Todten nimmer zurückgeben — in einem hochherzigen Pflichtgefühle ſuchen, und ihr Gemüth, welches die Liebe nicht berauſcht, durch ein tugendhaftes Streben begeiſtern. — Oft aber iſt es die Aufgabe einer zweiten Frau, das Haus ihres Mannes vor ſeinem gänzlichen Zuſammenfall mit ihrer ſchwachen Hand zu ſchützen, oder aus den Trümmern einer verwahrloſeten Lage einen ſichern, häuslichen Heerd zu erbauen.

Unſere Marie befand ſich in den erſten beiden Fällen. Sie machte aus bewußten Gründen ſo ganz keinen Anſpruch an eine Zuneigung ihres Mannes, die das Gebiet der Leidenſchaft beſtrich, und würde ſich, ungeachtet ihres guten Antheils an Weiblichkeit, gern mit einem minderen Grade ſeiner Liebe zufrieden geſtellt haben. Ihr Herz, in ſeinen wunden Stellen äußerſt zart und verletzbar, bedurfte es, geſchont und geſtärkt zu werden, und Letzteres gewährte ihr der Gedanke, daß es ihr vielleicht vorbehalten ſei, dem Ruin vorzubeugen, den die bisherigen Verſäumniſſe in den finanziellen Angelegenheiten ihres Mannes unausbleiblich zur Folge haben mußten — und dann Alwinen dem Schlamme kindiſcher Lüſte zu entreißen und auf die ebene Bahn des Guten zu leiten.

Doch der Verlauf der Zeit, welcher Marien das Charaktergemälde ihres Mannes näher brachte, ſo daß ſie es in ſeinen feinſten Schattirungen zu erkennen vermochte, belehrte auch den Conſiſtorialrath mit hinlänglicher Klarheit darüber, weß Geiſtes Kind die junge Gattinn ſei, die er ſo raſch gewählt und vor dieſem gewagten Schritte ſo wenig gekannt hatte. Die Wirkung dieſer gegenſeitigen Erkenntniſſe war jedoch ſehr verſchiedener Art. Wenn Mariens Achtung vor ihrem Manne, die durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften geweckt, durch den allgemeinen Ruf und das Zeugniß ſeiner Freunde belebt, und durch eine Beimiſchung unwillkürlicher Ehrfurcht vor ſeinen reiferen Jahren und der Würde ſeines Amtes verſtärkt, litt und ſchwand, da ſie ſah, wie er dieſen Berufungen zu einem allezeit würdigen Betragen nur dann Folge leiſte, wenn ſeine Leidenſchaften nichts dawider hatten; ſo fühlte der Conſiſtorialrath bei jedem tieferen Blicke in das Weſen ſeiner Frau ſich hingegen gezwungen, ſie in jeder Beziehung muſterhaft zu nennen, und dabei einzugeſtehen, daß das Loos ſeiner Wahl, ohne Verdienſt und Würdigkeit, ihm auf das lieblichſte gefallen ſei. Aber — o menſchliches Herz, wie unergründlich biſt Du! — in dem Grade, worin ſeine Hochſchätzung für Marien zunahm, verkühlte ſeine heiße Liebe zu ihr, und obgleich Marie ihren Werth nur mit ſelbſtverläugnender Beſcheidenheit geltend machte; ſo fühlte er ſich doch durch ihre tugendhafte Stärke und Ueberlegenheit, bei ſo viel Zartheit des Gemüths, ein wenig gedrückt und beſchämt. Eine wärmere, mit ſüßer Thorheit gemiſchte Neigung von Seiten Mariens würde die ſchroffen Gegenſätze in den Charakteren beider Ehegatten ausgeglichen haben; allein der Zwang ſolch eines Gefühls liegt außerhalb der menſchlichen Willenskraft, und was Marie über ſich vermochte, es durch ſittliche Antriebe zu erſetzen, blieb nicht unverſucht.

Die erſte Frau des Conſiſtorialraths war eine jener glücklichen Naturen geweſen, deren Güte durch die Verſchwiſterung mit einer Menge kleiner weiblichen Schwächen an Liebenswürdigkeit gerade nichts verliert, und ihre liebevolle Hingebung an die Superiorität ihres Mannes hatte dieſe Ehe, ungeachtet beiderſeitiger Mängel, in einem gewiſſen Gleichgewichte gehalten. Mariens Tugend und Seelenreiz war von höherem Gehalt, und die Schaale, worin ihr Mann ſeine Vorzüge und Anmaßungen wog, mußte dagegen ſinken. Das moraliſche Mißverhältniß dieſer Ehe ward durch einen auffallenden Temperamentsunterſchied noch fühlbarer. Des Conſiſtorialraths eigenthümliche Frohſinnigkeit, wie oft ſie auch choleriſche Richtungen nahm, näherte ſich doch faſt immer dem Leichtſinn an, während Mariens beſonnene Ruhe, ihren Erfahrungen nachhängend, zur Melancholie ſich hinneigte.

Dieſer ſchwermüthige Zug galt dem Conſiſtorialrath als ein Vorwurf, daß Marie ſich als ſeine Gattinn nicht glücklich fühle. Dieſe Vermuthung kränkte ſeinen Stolz und demüthigte die Vorausſetzung, daß ein ſo armes und verwaiſetes Mädchen, wie Marie, als ſeine Frau ihre kühnſten Wünſche übertroffen ſehen und das Gefühl ſolch eines ehrenden Glückes in unterwürfiger Dankbarkeit äußern müſſe. Indeß war er doch gerecht genug, den reellen Werth ſeiner Verbindung mit Marien anzuerkennen. Er pries gegen Jedermann, der ihm Gelegenheit dazu gab, das Lob ihrer Trefflichkeit warm und beredſam, und überließ ſich, mit Ausnahme eines kleinen Verdachts hinſichtlich des Doctors — einem Vertrauen, wie ein tugendhafter Sinn es nicht minder denen einflößt, die ihn verläugnen, als ſolchen, die ſich dazu bekennen.

Ein Vierteljahr war nun verfloſſen, ſeit Marie ihrem Manne die Hand am Altare reichte. Zwar hatte während dieſer Zeit eine Art von Umgang zwiſchen der Familie Sonnes und Doctors Statt gefunden, aber er war kaum erfreulich geweſen und nur als eine Pflicht angeſehen worden, die man nicht wohl verabſäumen kann, ohne auffallend zu werden. Am meiſten fühlte ſich Doctor Dante durch jedes

Zuſammenſein mit ſeiner Freundinn und ihrem Gatten beengt, welcher letztere ihm in den Tod zuwider war. Obgleich der Doctor ſich ſehr gut auf jene feine, geſellige Höflichkeit verſtand, welche über die Gefühle hinſtreift, ohne ſie zu berühren; ſo war doch ſein Widerwillen gegen den Conſiſtorialrath zu ſtark und ſelbſtſüchtig, als daß er ihn bis zu anſcheinender Indifferenz hätte mildern können. Das Geſpräch nahm ſehr leicht den Ton ſchlagfertiger Gereiztheit an, und die arme Marie ſaß dabei wie auf Kohlen. Wie ſehr nun auch Marie dafür beſorgt war, daß dieſe gegenſeitigen Beſuche ſelten blieben; ſo war ihr doch der Gedanke lieb und tröſtlich, daß ein geſelliges Band, wenn auch noch ſo leicht nud loſe — zwiſchen ihnen beſtehe, das feſter anzuziehen der Zeit überlaſſen blieb, oder einer Gelegenheit, wobei ihr Freund, als Arzt, durch das Verdienſt hülfreicher Leiſtungen ſich Anſpruch auf die dankbare Erkenntlichkeit ihres Mannes und mithin auch auf ſeine zuvorkommende Nachſicht erwerben konnte. Noch hatte ſich dazu keine Veranlaſſung gefunden, und die erſte löſete zu Mariens bitterſtem Schmerze jenes mürbe Band, anſtatt es zu befeſtigen — völlig auf.

Alwine hatte mit berechnender Schlauheit ſich bisher in einer Paſſivität erhalten, die ihrer Stiefmutter keinen anderen Grund zur Unzufriedenheit gab, als wie er in ſolchen Untugenden lag, die Alwinen zur zweiten Natur geworden waren. Freilich hatten Mariens ſanfte, eindringliche Vorſtellungen, welche das verwöhnte Töchterchen zum Fleiß, zur Ordnung, zur Ausdauer und Stetigkeit ermahnten, und durch ein muſterhaftes Beiſpiel unterſtützt wurden, noch keinen Erfolg gehabt; aber Marie hatte auch bei der tiefen Verhärtung des zu bearbeitenden Stoffes auf keine leichte Wirkſamkeit gerechnet. Zwar waren Alwinen wohl hier und da kleine Züge von Bosheit entſchlüpft; allein dieſe tückiſchen Pfeile hatten doch die Stiefmutter nicht unmittelbar erzielt, welche in der excentriſchen Liebe ihres Mannes eines ſtarken Schutzes gegen ſolche Angriffe genoß. Doch die Zeiten würden ſich ändern — meinte Alwine; denn ſie kannte ihren Vater. Als nun die Periode ſeines verliebten Rauſches ſich ihrem Ende näherte, wagte die junge Feindinn ſich aus ihrem lauſchenden Hinterhalte hervor, und da zeigte es ſich, daß ſie die Stellen genau erſpäht hatte, wo ihre unglückliche Stiefmutter verwundbar wäre.

Alwine befand ſich ſeit einiger Zeit unpäßlich, und zeigte ſich widerſpenſtig, die unſchuldigen Hausmittel anzuwenden, welche Marie als eine geübte Krankenpflegerinn für dienlich fand. Marie ſah ſich endlich genöthigt, mit ihrem Manne darüber zu reden, daß er ſeine Tochter zu einer Fügſamkeit vermögen wolle, von der Alwine ſelbſt den größten Nutzen ziehen würde.

Der Conſiſtorialrath genügte dieſer Aufforderung zu einer Zeit, wo ſeine Frau, von wirklichen Geſchäften aufgehalten, nicht zugegen war. Die Conferenz dauerte lange, endlich kehrte er davon zurück, und fand Marien im Wohnzimmer allein.

„Alwine iſt doch wirklich recht krank! Ihr Zuſtand iſt bedenklich, und ich werde nach einem Arzte ſenden,“ ſagte er auf- und abgehend, und ein leiſer Anklang von Vorwurf, als ob er über die Erheblichkeit dieſer Uebel getäuſcht worden, war für Mariens zartes Ohr in dem Sinne und Tone dieſer Worte hörbar. Mariens Urtheil hielt Alwinens Krankheit durchaus nicht für gefährlich. Doch hätte dieſe Meinung jetzt keinen Glauben bei ihrem Manne gefunden. Sie hielt es daher für gerathen, ſelbige ſchonend zurückzuhalten, und antwortete nur: „Der Doctor wird wahrſcheinlich nicht zu

Hauſe ſein; mich dünkt, ich hätte ſeinen Wagen wie im Fluge die Straße hinabrollen ſehen.“

„Ich werde den Doctor Dante nicht berufen —“ erwiederte der Conſiſtorialrath mit verlegenem Räuſpern. „Alwine weigert ſich durchaus, ihm ihr Zutrauen zu ſchenken; ſie will keinen Tropfen von ihm brauchen, ſagte ſie mir. Er hat ſich bei Alwinens erſterer Kränklichkeit im Frühjahr ihr Mißfallen zugezogen.“

Die Gluth eines erſchrockenen und beleidigten Gefühls entflammte Mariens Wangen. Sie ſprach: „Und Du, lieber Mann, wäreſt im Ernſte geneigt, der Laune eines Kindes nachzugeben? — Haſt Du auch erwogen, wie ſehr dies den Doctor, der ſich zufolge Deiner ihm gegebenen Erklärung und des Verhältniſſes, worin wir zu ihm ſtehen, als unſeren Hausarzt betrachtet, beleidigen muß? — Haſt Du auch dabei an mich gedacht?“ — Dieſe letztere Frage Mariens ging aus ihrer reinen Unſchuld hervor, und knüpfte ſich zunächſt an die Beziehung auf die Verbindlichkeit, welche ſie dem Doctor und ſeiner Frau ſchuldig wäre. Aber dennoch nahm der Conſiſtorialrath dieſe ſchuldloſe Frage mit einem Lächeln auf, deſſen eigenthümliche Bitterkeit die böſe Deutung verrieth, welche er ihr gab. In ſeinen Augen entbrannte ein dunkler Strahl, den die Furie Eiferſucht mit ihrer verderblichen Fackel angezündet hatte, und ſo entgegnete er: „Allerdings habe ich bei meinem Entſchluſſe, einen andern Arzt anzunehmen, zuerſt an Dich gedacht, und dann, mit Deiner gütigen Erlaubniß — auch ein wenig an mich. — Das Zutrauen meiner Tochter aber, die erwachſen iſt — ſoll frei ſein. Ich will es nicht den Regeln einer Convenienz unterwerfen, der beſondere Wichtigkeit beizulegen, Du vielleicht noch andere Urſachen haſt, als ich. —“

Mit zitternder Stimme und verhaltenen Thränen verſetzte Marie: „Wüßte ich mich nicht frei und ſchuldlos, ſo würden mir Deine Aeußerungen einen Verdacht zu enthalten ſcheinen, der nicht minder entehrend für Dich, wie für mich wäre. — Womit hätte ich wohl dieſe Kränkung um Dich verdient? und wodurch der edle Dante ſich Deines Vertrauens unwerth gemacht? Von Alwinens Eigenſinn iſt hiebei nicht die Rede — obwohl ich — —“. Marie kämpfte einen Augenblick, ob ſie ihrem Manne den wahren Grund von Alwinens Widerwillen gegen den Doctor entdecken ſollte; aber die Furcht, er könne dieſe Erklärung rachſüchtigen Antrieben zuſchreiben, hielt ſie davon ab.

„Du hältſt Alwinen doch in der That für allzu kindiſch!“ unterbrach der Conſiſtorialrath die ſtockende Entgegnung ſeiner Frau, und nahm dabei die Miene und Manier eines Schutzherrn ſeiner Tochter gegen ſtiefmütterliche Ausfälle an, indem er in dieſer Weiſe fortfuhr: „Und ſie iſt verſtändiger, als Du glaubſt. So geſtand ſie mir, daß ſie nur deshalb keine mediciniſche Hülfe habe annehmen wollen, weil ſie nun einmal den Doctor Dante nicht möge — und, wie krank ſie ſich auch fühle — doch Anſtand genommen habe, um einen anderen Arzt zu bitten, da ſie wohl wiſſe, wie viel Du auf Erſteren hielteſt.“ —

O die bösartige Schlange! dachte Marie mit aufwallendem Haſſe; von ihr alſo kam dieſer giftige Ferſenſtich? — Ja, der erwachte Argwohn flüſterte ihr zu, Alwine hätte mit der Ausführung dieſes einzigen Streiches drei liſtige Abſichten getroffen. Sie hatte den Vater mißtrauiſch gemacht, die Stiefmutter auf einem Punkte verletzt, deſſen heißen Schmerz dieſe verſchweigen mußte — und ſich in der Behandlung des Doctors Dante dem Auge eines Mannes entzogen, der ſie damals ſo ſcharfen Blickes durchſchauete, und nicht geeignet war, ſich über ihre Geſundheitsſünden täuſchen zu laſſen. Mariens weiches, wohlwollendes Herz ſchauerte, als der Haß es mit kalter Hand zuſammenzog. Dieſe erſtarrende Regung löſete ſich endlich in einem warmen Thränenſtrome auf. Sie wendete ſich ab und weinte ſtill, aber heftig.

Der Conſiſtorialrath blieb vor ſeiner Frau ſtehen und betrachtete die Weinende ſchweigend. „Dieſe Thränen,“ hob er an, und der Ton, womit er ſprach, hatte den Klang einer verſöhnlichen Einleitung, „und jene Exclamationen ſind ſcharfe Waffen, welche Du, Marie, nur gegen Dich ſelbſt führſt. — Ich ſoll glauben, dieſe leidenſchaftliche Betrübniß gelte der bloßen Furcht, ein ſogenannter guter Freund werde ſich im Arzte zurückgeſetzt fühlen? Muß ich nicht vielmehr vermuthen, Du ſeieſt in Angſt, daß er ſich demnach auch zurückziehen könnte? —“

„Glaube und handle, was und wie Du willſt,“ antwortete Marie mit Würde, indem ſie aufſtand; „ein Herz, von keiner Schuld belaſtet, darf ruhig jedem Ausgange entgegenſehen; es kann bei dem Aufſchluſſe, den die Zeit giebt, nur gewinnen. Ich gräme mich, daß Du Deine Hand einem Mädchen reichteſt, von deſſen Treue und Tugend Du ſo kleine Begriffe hatteſt, und ich beweine Deinen Irrthum, wie den meinigen. —“ Marie drückte das Taſchentuch vor die überſtrömenden Augen und entfernte ſich.

Da ſtand der Conſiſtorialrath betroffen, gleich einem abgewieſenen Ankläger. Hätte er dem Zuge ſeines Herzens nachgegeben, ſo würde er die Gattinn aufgehalten, und das an ihr begangene Unrecht mit einer reuigen Umarmung und einem gläubigen Gelübde geſühnt haben; doch männlicher Trotz und falſche Schaam wehrten der beſſeren Empfindung.

Er ließ ſie gehen, und ging nach kurzer, einſamer Weile in Alwinens Krankenzimmer, wo er von dort aus auf die Seſſion fuhr, ohne Abſchied von ſeiner Frau zu nehmen.

Sabine, welche ihrer Frau aufwartete, ſagte, ſie ſei befehligt worden, zu dem Hofrath Sebaſtian zu gehen, und ihm im Namen ihres Herrn um einen Beſuch gegen den Abend, wo der Conſiſtorialrath wieder zurückſein würde, zu bitten. So war es denn entſchieden! und wie Marie den Doctor kannte, ſo wußte ſie auch, daß er dieſen Schritt als eine offenbare Aufſagung der bisher beſtandenen Umgangsverhältniſſe aufnehmen würde.

Jetzt konnte ſie Alwinen nicht ſehen, die empörten Wellen ihres Unwillens mußten ſich erſt legen; und bevor die Vernunft den tumultuariſchen Streit ihres Gemüths geſchlichtet hätte, wollte ſie ſich nicht der Gefahr bloß ſtellen, ihrer argliſtigen Stieftochter mit der verdienten Verächtlichkeit zu begegnen.

So ſaß ſie da, mehr ſchwermüthigen Gefühlen hingegeben, als beruhigender Reflexion fähig. Die eine ſonſt ſo emſige Hand ruhete nachläſſig in ihrem Schooße, während die andere das kummervolle Haupt ſtützte. Da klopfte es, und herein trat ein langvermißter Zuſpruch — Frau Judith Nathan.

Der Anblick der guten Jüdinn war gerade das, was Marie in dieſer Stunde zur Beſänftigung ihrer ſtürmiſch bewegten Seele bedurfte. Gleich einer ehrwürdigen Ruine, die aus lieblichem Schattengebüſch emporſchaut, welches manche üppige Vergißmeinnichtſtelle birgt, trat die alte, verfallene Geſtalt vor Marien hin, und milde, wehmüthige Erinnerungen ſproßten ihr unter dem dunkeln Andenken vergangener Leiden auf, das dieſe traute Erſcheinung hervorrief.

„Iſt es erlaubt,“ fragte näher kommend die judiſche Matrone mit neckender Fremdheit, „daß man ſich einmal nach dem Befinden der Frau Conſiſtorialräthinn erkundige? Ei! das iſt ja in der Ordnung, wie ich ſehe. Wenn man die jungen Frauen fein blaß und tiefäugig antrifft, ſo iſt das die allerſchönſte Hoffnungsfarbe. —“ Marie erröthete flüchtig. „Ach, liebe Judith,“ ſagte ſie, ihr die Hand herzlich entgegenreichend, „ſein Sie mir tauſendmal willkommen! obgleich ich mit Ihnen zürnen ſollte, daß Sie Ihre Marie ſo ganz und gar vergeſſen haben. —“

Dieſer Empfang, wenn auch Frau Judith ſich des freundlichſten verſehen durfte, trug doch das Gepräge einer außerordentlichen Stimmung und Stunde, und der Jüdinn feiner Takt traf ſogleich auf die richtige Vermuthung, daß ſie zu einer Zeit gekommen ſei, wo ihr Liebling irgend eines Beiſtandes bedürfe, den ihr der eheliche Schutz verſage.

„Vergeſſen?“ wiederholte ſie, und nahm ſchwerathmend den gebotenen Stuhl; „nun, da müßten mich meine ſchwachen Gedanken vollends verlaſſen haben, wenn ich meine Herzenstochter vergeſſen ſollte. Aber es iſt nicht gut, in eine neue Wirthſchaft zu gucken, bevor ſie fix und fertig iſt; auch hätten mich die Leute wohl gar des Hochmuths bezüchtigen können, ich wolle eine Hausfreundinn bei Ihnen ſpielen. Was dagegen ſachte anfängt, hat guten Fortgang — und ſo ließ ich mir Zeit. Doch, ſehe ich recht, mein Engelchen? Hier ſchleichen ein paar friſche Thränen dem Kinne zu — und das Taſchentüchlein iſt ſo ſchwer und naß, als hätte es eine Kanne Waſſer geſogen. Was ſoll ich davon denken? Wo fehlt es denn, Frauchen? Darf die alte Judith es wiſſen? Vielleicht könnte ich helfen. Meine Bruſt iſt gleichſam ein verſunkenes Grab, wo mancher Kummer begraben liegt — auch der Ihrige würde noch ein Plätzchen darin finden, das ihn getreu verſchlöſſe.“

Dieſe theilnehmenden Fragen, der tröſtende Ton dieſer Stimme, welche ihr ſchon in ſo mancher bangen Stunde beruhigend zugeſprochen, ſchmolzen Mariens herbe Empfindungen zu einer Wehmuth, worin doch der Jüdinn mütterliche Theilnahme an ihrem Schickſale einige verſüßende Tropfen träufelte. Ihre Thränen brachen aufs neue hervor, ſie konnte vor erſticktem Schluchzen kaum antworten, obwohl die zuckenden Lippen einige fruchtloſe Verſuche dazu machten.

Frau Judith betrachtete dieſen Erguß eines heftigen Schmerzes mit bekümmerten Blicken, und wartete in ſtummer Achtung ab, bis Marie ſich zu einer Gegenrede gefaßt haben würde. Endlich ſagte dieſe: „O gute Judith! was werden Sie von mir denken? — Ich bin ein Kind — kann mir aber nicht helfen. Sie wiſſen, man hat ſeine ſchwachen Stunden; die gegenwärtige iſt eine ſolche, und der Grund meiner Betrübniß kaum von Erheblichkeit.“

Die Matrone ſchüttelte verneinend ihr greiſes Haupt, daß die ſchweren, goldenen Ohrbommeln, deren antike Form im modernen Styl a la Sonntag genannt wird — mit leiſem Klingklang an einander ſchlugen. Sie ſprach: „Das überreden Sie mich nicht, mein Engelchen; es wäre das erſte Mal, daß Marie gleich einer Thörinn weinte. Doch, ich will nicht in Sie dringen — noch Ihrem Zutrauen Gewalt anthun.“

Marie reichte der Judinn mit herzlicher Verſicherung die Hand, indem ſie ſagte: „Das dürfen Sie auch nicht, liebe Judith. Sie haben es um mich verdient, daß es Ihnen willig entgegenkomme. So hören Sie denn: Ich hatte eine Unterredung mit meinem Manne, die mich tief verſtimmte. Er ſcheint meine ſchuldloſe Anhänglichkeit an Doctor Dante in einen Verdacht zu ziehen, den irgend eine ſchwarze Verläumdung in ihm erregt haben muß. — Auch offenbarte er mir dieſen Argwohn in einer Manier, die dem ſtechenden Worte einen noch ſchärferen Stachel gab, und iſt geſonnen, mit dieſen meinen gütigen Freunden, denen ich ſo große Verbindlichkeiten ſchuldig bin, auf die beleidigendſte Weiſe zu brechen. Der Vorwand zu dieſer rückſichtsloſen Härte gegen mich iſt erbärmlich genug. Alwine iſt ſeit einer Woche kränklich, und weigert ſich mit dem hartnäckigſten Widerwillen, die lindernden Mittel anzuwenden, welche ich ihr vorſchlug und bereitete. Heute nun hat ſie ohne mein Beiſein den Vater gebeten, ihr einen andern Arzt, als Doctor Dante, rufen zu laſſen, weil ſie zu dieſem kein Vertrauen habe. Mein Mann leiſtet dieſem Verlangen ohne Weiteres Folge; die zarteſten Verhältniſſe der Frau kommen gegen den gebietenden Eigenſinn des Töchterchens in gar keinen Betracht — und einige wenige Monate erſt ſind verfloſſen, ſeit er mir das durch den heiligen Schwur am Altare beſiegelte Verſprechen gab, daß mein Glück im umfaſſendſten Sinne des Wortes ſeine theuerſte Pflicht ſein ſolle! —“

Mariens anfänglich ruhig erzählender Ton war doch gegen den Schluß der Rede in den heftigeren Ausbruch einer inneren Erbitterung, in das Zittern der Kränkung übergegangen. Als ſie nun mit einem langen, tiefen Seufzer ſchwieg, ſagte Frau Judith, welche dieſe Mittheilung mit den Geberden ſolch eines Erſtaunens begleitet hatte, wie man es zu äußern pflegt, wenn das Gehörte unſere eigenen Vermuthungen beſtätigt: „Sollte ein Menſch es glauben! Ja, ſo ſind die Männer! ſie können kein Knötchen auflöſen — nein, ſie müſſen es zerreißen. Betrachten Sie einmal die Jabots der Herren! Am Bändchen oben werden Sie neun von zehn ausgeriſſen finden; das iſt charakteriſtiſch! Die Männer nehmen ſich auch zu dem Geringſten keine Geduld; lieber Gott! und wir armen Frauen müſſen ſie dafür doppelt haben. Daß Ihr Herr Eheliebſter und der Doctor ſich vertragen, um mit dem gemeinen Sprüchworte zu reden — wie Hund und Katze — das habe ich wohl von weitem gemerkt; aber konnte denn der Conſiſtorialrath dieſen ihm fatalen Umgang nicht ſubtil anfaſſen und ſchlaff hängen laſſen? Nein! mit Haſt und Gewalt muß er abgeriſſen werden, und auf ein wenig Herzblut ihrer Frauen, das ſolchem Ungeſtüm nachfließt, kommt es den lieben Männern gerade nicht an. — Laſſen Sie es gut ſein, liebe Marie — Frau Conſiſtorialräthinn wollte ich ſagen — (Mariens bittende Miene wehrte den Titel ab) — und grämen Sie Sich nicht! Sie können am erſten damit zufrieden ſein. Wer ein fröhliches Herz hat, der weiß ſich in ſeinem Leiden zu halten; wenn aber der Muth liegt, wer kann's tragen? — Und die Alwine, das gottloſe Kind! von ihr wird es heißen: Die mit böſen Ränken umgehen, werden fehlen; die aber Gutes denken, denen wird Treue und Güte widerfahren! — Das Jüngferchen wird fehlen, wenn es meint, Ihnen Leides zuzufügen, da es mit dem Papa die Karte miſchte in einem Spiele, wo Sie der verlierende Theil ſein ſollten. Im Gegentheil haben Sie den Gewinn davon: Ruhe, Frieden und Sicherheit! — Sehen Sie, Frauchen, ſolch ein Umgang wie der, über deſſen vermuthliche Endſchaft Sie Sich betrüben — kommt mir vor, wie ein Magazin voll brennbaren Stoffes, in deſſen Nähe ein gefährlicher Zunder glimmt. Der Wind darf nur aus einer andern Ecke wehen; ſo ſchlägt der Brand aus; entweder in Zorn und Streit, oder, auf der entgegengeſetzten Seite, in noch verderblicheren Flammen. — Käme nun Jemand bei der Nacht, und ſchliche er auch ſo heimlich, wie ein Dieb — und nähme den Zunder hinweg, um das Feuer des Haders in der Hütte ſeines Feindes anzulegen; ſo wird er ſich vielleicht zuerſt die Finger verbrennen, der verdienten Strafe anheimfallen, dorten aber wäre die Gefahr, wo ſie am meiſten zu fürchten, abgewendet — und dieſen Dienſt hat Ihnen unfreiwillig das arge Stieftöchterchen geleiſtet. Sein Sie froh, mein liebes Kind! Alwine hat Ihnen Ihr beſtes Habe und Gut gerettet! und das Hüttchen, ich meine das ſtille Herz in der Bruſt — bleibt auch geborgen, weil wir die ſchadenfrohe Brandſtifterinn auf böſer That ertappt haben. — Auch wird Ihnen der Doctor nicht zurechnen, woran Sie keine Schuld haben. Er kennt Sie zu genau, um Ihnen etwas Unfreundliches zuzutrauen." Ein ſchwacher Anflug von Erröthen in Mariens Geſicht legte dieſen unbefangenen Worten einen bedeutſamen Sinn bei.

„Wie ſoll ich mich nun aber gegen Clotilde benehmen? Sie iſt ſo äußerſt reizbar und empfindlich gegen Zurückſetzungen, die ihrem Manne in ſeinem Berufe begegnen," fragte Marie, der Weisheit ihrer jüdiſchen Geheimräthinn vertrauend.

„Meines Erachtens," erwiederte dieſe, „benehmen Sie Sich gar nicht, und verhalten Sich ganz leidend dabei. Sie warten es ruhig ab, ob die Frau Doctorinn Sie beſuche, dann gehen Sie einmal bei ſchicklicher Gelegenheit zu ihr — und mir überlaſſen Sie es, meine Hausgenoſſen von Alwinens Kränklichkeit und ihrem Eigenwillen zu unterrichten. — Was aber Ihre letztere Klage anbelangt, daß Ihres Gemahls Gedächtniß in drei kurzen Monaten für ſeine Verſprechungen ſchwach geworden, ſo antworte ich Ihnen darauf: Das iſt der natürliche Lauf der Erfahrung. Und äßen die Männer alle Tage Senf, der ja bekanntlich die Kopfnerven ſtärken ſoll — die Schwäche, welche ſie verhindert, ihrer Bräutigamsvorſätze und Verlöbniſſe eingedenk zu ſein, würde ſchwerlich dadurch gehoben werden. Dies Uebel iſt ſo allgemein als unheilbar, und ſelbſt die Aerzte kranken an dieſer Vergeßlichkeit. Sich darüber grämen, wäre ſo fruchtlos, als den rauhen Herbſtwind aufhalten wollen, daß er die grünen Blätter nicht abſtreife. Da kenne ich ein Sprüchlein, das lautet: Als Bräutigam ein Fuchs; ſobald er aber in den Orden der Männer aufgenommen worden, ein Tiger, Bär und Luchs!“

Marie lächelte doch, und ſagte: „Die armen Männer! ſie ſind ſchlecht bei Ihnen angeſchrieben. Und meine gute Judith iſt doch ſonſt ſo vorurtheilsfrei! Es giebt gewiß Ausnahmen von dieſer grauſamen Regel; edle, vortreffliche — — —“

„Ausnahmen?“ unterbrach Frau Judith die warme Vertheidigung, und ihre Stimme klang in jenem mitleidigen Spotte, womit die Menſchenkenntniß als eine gereifte Frucht ſich Gericht über die leichte Blüthe des unſchuldigen Glaubens giebt; „dieſe,“ fuhr ſie fort, „würden unfehlbar die Welt ausſterben laſſen. Ich habe ſiebenzig Jahre gelebt, geſehen, daß der Eheſtand in vornehmen und niedern Häuſern, bei Chriſten und Juden daſſelbe Werk, nur in verſchiedenen Ausgaben ſei — und ſo verſichere ich Ihnen, daß den Spruch: Und er ſoll Dein Herr ſein! jeder Gottesläugner kennt, wenn er auch kein Iota von den zehn Geboten wüßte. — Und dieſes für uns ſo harte Geſetz bringen die Männer zuweilen auf eine Art in Ausübung, daß es eine ordentliche Läſterung für Jehovah wird, der ja auch der Schöpfer und Vater des Weibes iſt. Von ihnen heißt es: Denn der

Grimm des Mannes eifert, und ſchonet nicht zur Zeit der Rache! Ich muß aufrichtig geſtehen, daß der Anblick einer Braut für mich etwas recht Trauriges habe, und iſt es eine vergnügte, ſo geht es mir noch mehr nahe. — Der Sitte unſerer Religion nach müſſen die Bräute während der Einſegnungsceremonie weinen; es wird dem jungen, verliebten, leichtſinnigen Volke oft ſchwer genug, ein paar ſolcher geſetzlichen Schmerzenströpflein hervorzupreſſen; und wie lange dauert es manchmal? ſo ſtürzt dieſem Geſickere ein ganzer Waſſerfall nach. Es iſt wirklich ein Wunder Gottes, daß die Mädchen den ſchwerſten Schritt ihres Lebens mit großer Zuverſichtlichkeit gehen. Jede denkt heimlich: Mir wird es gewiß beſſer ergehen, als andern — meine Klugheit wird Einfluß auf meinen Mann gewinnen — ich werde es verſtehen, ihn von Fehlern zu heilen, woran andere verzweifeln — mir wird er treuer und ergebener ſein, als dieſer oder jener Mann ſeiner Frau. Geſtehen Sie es mir, mein Kind, Sie haben etwas Aehnliches gedacht und ſicherlich gehofft, es werde Ihnen gelingen, Ihrer Stiefmutterſchaft alle Schärfen und ſpitzen Ecken zu entnehmen, womit dieſer ſchwere Stand ſchon manches ſanfte Herz verwundet und am Ende ſelbſt verhärtet hat. —“

Während Frau Judith alſo mit geſchwätziger Weitſchweifigkeit über ihr Lieblingsthema ſprach, waren Mariens Blicke nachſinnend zu Boden geſenkt geweſen. Jetzt erhob ſie das Auge und erwiederte: „Meine Erwartungen waren nicht vermeſſen, aber getroſt und muthvoll. Und kann meine Glückſeligkeit als Stiefmutter auch kein aufmunterndes Vorbild für mein Geſchlecht werden, ſo ſoll es doch meine Duldſamkeit und die Ausdauer meiner Bemühungen ſein! —“ Eine ſchöne Begeiſterung ſtrahlte von Mariens Geſicht.

Die Jüdinn nickte gerührt und ſprach: „Es iſt einem eine Freude, wo man richtig antwortet, und ein Wort zu ſeiner Zeit iſt ſehr lieblich!“ Sie verließ endlich ihre junge Freundinn, die ſie ſo gebeugt gefunden, ein wenig erheitert und zu neuen tugendhaften Hoffnungen erhoben.

„So iſt doch das Gold der menſchlichen Weisheit nirgend lauter und rein von unächtem Zuſatz!“ ſagte Marie zu ſich ſelbſt, als ſie vom Fenſter aus der hingehenden Judith nachſah, die langſamen Schrittes um die Straßenecke verſchwand. „Wie erfahren und verſtändig iſt dieſe edle Jüdinn! Wie ſicher kann man ihren Rathſchlägen vertrauen — wie ſind ihre Geſinnungen ſo erhaben — ja, ich möchte ſagen, chriſtlichſchön! Und doch hat mir heute eine ihrer Schwächen eine lehrreiche Warnung gegeben!“

Und wirklich hätte der Conſiſtorialrath kaum einen beſſeren Anwalt für die Sache der Verſöhnung bei ſeiner beleidigten Gattinn finden können, als Frau Judiths ſeltſamen Haß gegen ehemänniſche Ueberhebungen. Die unbillige Strenge ihrer Urtheile, die kleinen, vorurtheilsvollen Uebertreibungen, deren ſie ſich ſchuldig machte, waren es gerade, welche die ſchüchternen Anklagen in dem Herzen der gewiſſenhaften Marie zum Schweigen brachten, und daß die kühl gewordene Matrone jene glühenden Wünſche und Vorſätze Mariens für Täuſchungen erklärte, die ſich ſchon jetzt als ſolche dargethan, dies forderte den ganzen Tugendmuth dieſer hochherzigen jungen Stiefmutter auf, für die Möglichkeit der Erfüllung zu kämpfen, und könnte der Sieg auch nur im Unterliegen errungen werden. Auch kannte Marie die Lebensgeſchichte ihrer jüdiſchen Freundinn und jede geiſtige Eigenthümlichkeit derſelben genugſam, um mit feiner Unterſcheidung abzuſondern, welche Reſultate ihrer Kenntniß der Männer in den

Verhältniſſen der Ehe, ihrer Perſönlichkeit, und welche ihrem Geſchlechte überhaupt angehörten.

Die arme Judith hatte als Kind, wie als eine ſehr jugendliche Frau unter der Tyrannei eines rauhen Vaters und eines despotiſchen Gatten geſeufzt. Als der Tod ſie dieſer Feſſeln entledigte, beſchloß ſie, das koſtbare Gut ihrer Unabhängigkeit um keiner Lockung willen zu verſcherzen. Sie bewachte ihre Freiheit mit eiferſüchtiger Aengſtlichkeit, und auf ihre eigene Klugheit und Selbſtändigkeit in allen Umſtänden einer verwickelten Lage angewieſen, nahm ihr Charakter bald jene Energie an, welche ihr ſpäter in dem Erwerben der allgemeinen Achtung behülflich war, die aber auch dem Geiſte der Männlichkeit mit feindſeligem Neide widerſtand, und ſein Weſen und Treiben in Bezug auf die Frauen faſt immer als verletzende Eingriffe in deren geheiligtes Menſchenrecht verurtheilte.

Mariens milde Weiblichkeit war hingegen weit entfernt, ſich durch ihr Geſchlecht von der Natur zurückgeſetzt zu fühlen; ihr Gemüth hatte jene weiche Elaſticität, welche ſchweren Druck ertragen kann und doch der Erhebung fähig iſt. So auch jetzt. Ihr Herz ſchwoll empor — und die Laſt des Kummers ſank davon ab.

Endlich war ihr auch der Gedanke erleichternd, daß Doctors von Frau Judith erfahren würden, warum und zu wem ein anderer Arzt als der befreundete in das Haus ihres Mannes berufen worden. — Sie kannte dieſe Fürſprecherinn und wußte, daß ſie der Klugheit und Freundſchaft derſelben vertrauen dürfe.

Indem der Conſiſtorialrath nach jener Scene mit ſeiner Frau Mariens Stimmung nach der ſeinigen beurtheilte, und ſehr wohl fühlte, daß er ihr Urſache gegeben hatte, ſeinem

Betragen zu zürnen, ſchickte er ſich an, ein Mittel zu gebrauchen, das er in ſeiner erſten Ehe bei kleineren oder größeren Streitigkeiten nie ohne Erfolg angewendet hatte, er machte ſich ſchmollfertig. Die verſtorbene Frau hatte in der Hitze des Zankes ihm Widerpart gegeben, dann ein wenig gemault — und endlich, um die eiskalte, ſchweigſame Spannung aufzulöſen, in der ihr Mann ſich behaupten und gefallen konnte, und die ihrer lebendigen Gutherzigkeit eine unerträgliche Marter war — ihm richtig jedesmal das Unrecht abgebeten, das er ihr angethan, und welches ſie erlitten.

Die Tage, welche ſolch einem Verſöhnungs-Acte folgten, enthielten nun auch den Extract der erneuerten Zärtlichkeit dieſer Eheleutchen, die Quinteſſenz ihres Glückes. — Man hätte glauben ſollen, dieſe kleinen häuslichen Kriege würden bloß geführt, um wieder einmal ein Friedensfeſt feiern zu können.

Wie ſehr erſtaunte der Conſiſtorialrath, als er durch die Anſprache eines Freundes in der Seſſion aufgehalten, ſpäter als ſonſt nach Hauſe kam, und ſogleich nach Alwinens Krankenzimmer eilend, dort ſeine Frau im ruhigen Geſpräche mit dem Hofrath Sebaſtian vorfand, welchem ſie mit mütterlichem Anſtande und ernſter Angelegentlichkeit Auskunft über Alwinens Unpäßlichkeit gab.

Auch Alwine warf ſcheue Blicke nach der Stiefmutter, deren Benehmen ihre boshafte Rechnung durchſtrich.

Der Hofrath, ein alter Practicus, verordnete eine beſondere Diät, verſagte, wie mit raffinirter Strenge — alle Lieblingsgenüſſe der Kranken, und verſchrieb ihr Pillen, wogegen Alwine einen natürlichen Abſcheu zu haben vorgab, was dieſer unbeugſame Arzt nur mit einem abweiſenden „kann nichts helfen!“ beantwortete.

Dieſe erſte Erfahrung ſolcher Art und eine innere Stimme, welcher der Conſiſtorialrath Autorität zugeſtehen mußte, ſagte ihm demnach, daß Marie anders als die ſelige Caroline zu behandeln wäre. Es fiel ihm zwar ſchwer, der ſo wirkſam erfundenen Schmollmethode zu entſagen, nach deren Uebung er ſtets die Lichter der Freude in heller Illumination brennen geſehen; — aber hier, fürchtete er in richtiger Ahnung, würde nur ſeine eigene Demüthigung zu beleuchten ſein. Er ſchwankte zwiſchen Gutmachenwollen und trotzigem Finſterſinne, während Marie in ſicherer Hoffnung ſich gleichmüthig und freundlich gegen ihn zeigte. Nur eine trübe Wolke verdüſterte den reinen Himmel ihres Auges, ihr Lächeln hatte etwas Schmerzliches, und ihre ſanfte Stimme klang noch leiſer. Der Conſiſtorialrath verſtand dies einfache Herz nicht, noch wußte er es zu würdigen. Er gedachte ſeines ſtolzen Herrſchens in ſeiner erſten Ehe, der ſclaviſchen Unterwerfung ſeiner ſeligen Frau, und die Vorſtellung drängte ſich ihm auf, daß er dieſe Stellung, Mariens ſtiller Größe gegenüber, verloren habe. Und jene geliebte Sclavinn hatte ihm mit heißer Leidenſchaft ein ſchönes Vermögen zu Füßen gelegt; Marie hingegen war arm — arm und kalt! — Dieſer Gedanke häkelte ſich feſt in ihm. Zwar regte ſich eine leiſe Schaam in ſeiner Seele, da er zugleich an den Reichthum von Mariens Tugenden, an die Beſcheidenheit ihrer Bedürfniſſe und an ihre erſtaunenswerthe Meiſterſchaft in der Kunſt der Erſparniß dachte, welche ſie ſo geſchickt übte, daß der Fülle ſeines häuslichen Wohllebens dabei nicht der mindeſte Abbruch geſchah; — aber er meinte dennoch, ſie hätte kein Recht zu einem ſtolzeren Selbſtgefühle, als die ſelige Frau. Und was den Wärmegrad ihrer Empfindung für ihn anbelangte, ſo konnte der Vorwurf einer Täuſchung nur ihn ſelbſt treffen; denn Marie hatte, als er ſich um ſie bewarb, ihn mit edler Aufrichtigkeit geſagt, daß ſie ihm nur mit vertrauensvoller Hochachtung ihre Hand reichen könne — und der Conſiſtorialrath hatte ſich damit begnügt, bis es ihm gelingen würde, ihre Liebe zu erwerben. Er hätte um den Beſitz dieſes ſchönen Herzens ringen ſollen; doch, er konnte es nur zerdrücken. —

Auch in ſeiner vorigen Ehe waren die Kinder und die Verſchiedenheit der Anſichten ihrer Eltern in Betreff der Erziehung faſt immer der Grund ihrer öfteren Uneinigkeiten geweſen; allein niemals erbitterte der Conſiſtorialrath im Kampfe gegen die leidenſchaftlichen Irrthümer ſeiner Frau der Verdacht, als fehle es ihr an zärtlicher Gerechtigkeit für Eines ihrer Kinder. Dies beruhete auf dem Bewußtſein, die Natur ſelbſt erſpare einem liebendem Vater dieſe Sorge. Jetzt war es ein Anderes. Der Name Stiefmutter! hat nirgend einen ſchneidenderen Widerklang, als in der Bruſt des Gatten. Er ſelbſt, der Mann, welcher dieſen verhaßten und verrufenen Namen giebt — läßt, leider! in den meiſten Fällen kein freies Gefühl großmüthiger Mütterlichkeit in dem Herzen der zweiten Frau aufkommen, und indem er ſich als der bewaffnete Schutzherr ſeiner Kinder zeigt, ſtört er das friedliche Walten der Liebe zwiſchen ihr und ihnen, und zwingt die Arme, Weſen, denen ſie wohlthun wollte und wurde, als ihre Feinde zu fürchten und zu fliehen.

Den Conſiſtorialrath reizte die Vorſtellung heftig auf, Marie ſei Alwinen ſtiefmütterlich abgeneigt, und könne es ſich wohl gar beikommen laſſen, kraft ihres Rechts die heranwachſende Jungfrau unterdrücken zu wollen. Er war ohne Wahl und Prüfung für die Partei der Tochter — und ſomit war Mariens Unglück entſchieden.

Die ſchlaue Alwine ſagte ſich nach jenem Vorfalle ſelbſt, daß — um mit Napoleon zu reden — ihre Stiefmutter aufgehört habe, in dem Herzen ihres Vaters zu regieren. Sie hoffte, ſich nun wieder in ihre alten Rechte einſetzen zu können, und ging bei dieſem Plane ziemlich methodiſch zu Werke. Je mehr Einfluß ſie auf ihren Vater gewann, um deſto mehr war ſie bemüht, Marien einen unterwürfigen, gefälligen Gehorſam anſcheinend zu beweiſen.

Die wahrhafte Marie nahm dieſe heuchleriſche Ergebenheit mit wachſendem Widerwillen auf. Sie empfand einen tiefen, ängſtlichen Abſcheu gegen die Falſchheit in der Handlungsweiſe dieſes jungen Mädchens, für deſſen moraliſchen Zuſtand ſie eine heilige Verantwortlichkeit übernommen hatte.

Marie begegnete nicht ſelten Gegenwirkungen in dem Benehmen ihres Mannes, die nur von ſeiner Tochter ausgegangen ſein konnten, und die gleichgültige Miene völliger Unbefangenheit, hinter der Alwine ihre Operationen verbarg, empörte Marien ſtärker, als die offenbarſte Widerſetzlichkeit dies vermocht hätte.

Der Conſiſtorialrath bemerkte mit heimlichem Verdruß, wie wenig erkenntlich ſeine Frau gegen das aufmerkſame Zuvorkommen Alwinens ſei; die tauſend Dornenſtiche kleiner Kränkungen, welche Alwine, als geſchähe es ihr unbewußt und abſichtslos, in das Herz ihrer Stiefmutter drückte, und an denen ſich Mariens Kraft allmählich verblutete, blieben ihm verborgen; denn Marie verſchmerzte ſtill, was ſie ertragen mußte.

Wie wenig nun auch Marie von dieſer Seite ihre Hoffnung erfüllt ſah, ſo wurden ſie doch auf einer anderen übertroffen.

Die beiden jüngeren Kinder ihres Mannes, beſonders das jüngſte — wurden täglich mehr das Eigenthum ihrer Liebe. Mariens Geiſt ging auf die mütterlichſte Weiſe in dieſe zarten Kinderſeelen über. Der kleine Bube Moritz durchtobte nicht mehr in wilder Unbändigkeit die Straße und das Haus, der Nachbarſchaft Aergerniß gebend, und die Domeſtiken durch die übermüthigen Spiele ſeines Müßiggangs beläſtigend; er beſuchte nunmehr eine gute Schule, tummelte ſich in der Zwiſchenzeit im Garten umher, und ſchmiegte ſich, wenn die Dämmerung ihn daraus vertrieb, in den Schooß der Mutter, die ihn durch kleine, anziehende Erzählungen ergötzte. Marie erſtaunte ſchmerzlich, als ſie fand, daß die Wißbegierde des ſiebenjährigen Knaben bis jetzt weder benutzt, noch geſtillt worden ſei. Er war bis auf die Grundbegriffe der Religion verſäumt — und ſein Gedächtniß mit Gemeinheiten, aus den Unſitten des Pöbels angefüllt, womit er bei ſeinen immerwährenden Wegelagerungen auf offener Straße bekannt geworden war. Zwar koſtete es Mühe, dieſen eingewurzelten Geſchmack auszurotten, und eine edlere Pflanzung an deſſen Stelle zu ſetzen, aber Marie war eine emſige Gärtnerinn, und der Segen kam von Oben! — Und überaus herrlich, und zur Freude der mütterlichen Lehrerinn, ging die ſchönſte Blüthe dieſer Sammlung in dem religiöſen Gefühle des Knaben an. Gewiß ſind die Frauen auch vorzugsweiſe zu dieſem Unterrichte berufen; doch dann muß ihnen ſelbſt noch jener reine, kindliche Sinn eigen ſein, welcher die Grundlage des Glaubens iſt, und nur wenn die Empfindungen der Andacht dem Herzen der Mutter warm und tief entquellen, werden ſie in das offene Gemüth des Kindes überſtrömen.

Marie lehrte den Knaben beten im Geiſte und in der Wahrheit der Unſchuld. Als ſie ihn eines Abends zu Bette gebracht hatte, rang er ſchon unter dem frommen Spruche der Mutter mit dem übermannenden Schlafe, und ſchloß die müden Augenlieder. Marie ſchlich ſachte hinweg, doch als ſie die Thüre hinter ſich zuziehen wollte, da hörte ſie, daß der ſchon halbſchlummernde Knabe ſich wieder aufraffte und lallend betete: Lieber, himmliſcher Vater! ich habe noch was vergeſſen. Laß doch meine gute Mutter Marie nicht ſterben, wie die Frau Oberglöcknerinn da drüben, wo die Kinder heute ſo ſehr ſchrieen, daß ich weinen mußte! oder laß mich mit ſterben! — die Mutter iſt gar ſo gut — aber vergnügt iſt ſie niemals; mache ſie doch vergnügt, lieber Gott! Du kannſt ja Alles machen!“ Marie vergoß Freudenthränen, als ſie dieſe kindliche Bitte vernahm.

Ein noch weicherer Stoff für die bildende Hand der Erziehung war die kleine Lina. Marie liebte dieſes Kind mit heißer, wunderſamer Inbrunſt, wie einen Theil ihres Weſens. Verzog die Kleine das Geſichtchen weinerlich, ſo war ſchon ein tröſtendes Lächeln in Mariens Zügen, es zu beſchwichtigen bereit; hörte Marie einen Schmerzenslaut aus des Kindes Munde, ſo färbte die Angſt ihre Wangen mit fliegender Röthe. Sie lag die Nacht hindurch in der unbequemſten Stellung, um der kleinen, nachbarlichen Schläferinn ihre Hand nicht zu entziehen, welche dieſe feſt umſchloſſen hielt. Gottes Geheimniß hatte Mariens Herz mit den Entzückungen und Schwächen der Mutterliebe für dieſes Kind erfüllt.

So war unter dem Wechſel von Luſt und Leid die erſtere Zeit dieſer Ehe verſtrichen. Schon war der Silberblick des dunklen Winters, das fröhliche Feſt der Weihnachten vorüber, und die rauhe Strenge des Wetterſtandes wirkte einigermaßen angreifend auf Mariens Geſundheit, die von jeher ſehr empfindlich gegen die Kälte geweſen war, und deren

Gemüth jetzt von traurigen Erinnerungen angegriffen wurde, welche der nahe Todestag ihrer Mutter herbeiführte. Sehr natürlich erneuerten dieſe Reminiſcenzen auch das Andenken an Doctor Dante, der in dieſen bängſten Stunden Mariens Troſt, wie der Sterbenden Beiſtand geweſen war, und obgleich Marie nie aufgehört, dieſes wertheſten Freundes ſtill und innig zu gedenken, ſo verweilte ihre Seele doch jetzt länger und ſehnſuchtsvoller in den Rückblicken auf eine Zeit, wo ſeine Erſcheinung wie ein lichter Strahl das tiefe Dunkel ihres Grames ausgehellt hatte.

Aller Umgang zwiſchen beiden Familien war abgebrochen, ſeitdem der Conſiſtorialrath durch die Wahl eines anderen Arztes, die bei jedem ferneren Krankheitsvorfalle in ſeinem Hauſe beſtätiget wurde, die erſte Veranlaſſung dazu gegeben. Marie hatte zwar die Doctorinn einmal beſucht, und war von Clotilden mit unveränderter Freundlichkeit aufgenommen worden; aber weder eine Frage von Seiten der Letzteren hinſichtlich der Trennung ihres Umgangs, noch ein Wort, das den Wunſch enthalten hätte, jenes geſtörte Verhältniß wieder hergeſtellt zu ſehen, ließ Marien den kleinſten Zweifel, daß dies zerriſſene Band nimmer wieder angeknüpft werden könnte. Sie ging traurig fort, und ihr Abſchied mochte Clotilden mit der Ahnung anſprechen, daß er auf lange gemeint ſei: denn ſie umarmte die Scheidende mit einer an ihr ſeltenen Rührung, und verſicherte Marien der redlichen Theilnahme an allen Erfahrungen derſelben.

Das Neujahr kam mit einem Schnee, der zur Freude der luſtigen Welt die längſterſehnte Schlittenbahn fertig machte. Alwine liebte dies Vergnügen leidenſchaftlich, und dies war genug für ihren Vater, um dieſe Neigung bei dem erſten Anſcheine der Möglichkeit zu befriedigen. Marie war durch ihre kränkliche Reizbarkeit von der winterlichen Fahrt, die doch nach einem, zwei Meilen weit entfernten Orte gehen ſollte, freigeſprochen, und würde auch im geſundeſten Zuſtande den dazu beſtimmten Tag nicht auswärts und in froher Geſellſchaft haben verleben wollen. Es war der, an dem vor einem Jahre ihre Mutter vollendet hatte. Marie, die kleine Lina auf dem Arme, ſtand am Fenſter, als das hellklingende Geläut des Schlittens den Conſiſtorialrath und ſein jubelndes Töchterchen zur eiligen Nachfolge der Vorangefahrenen rief. Ein ſehr gemiſchtes Gefühl bewegte ſich in ihrer Bruſt. Es war ihr lieb, daß ſie die ſtille Todesfeier ihrer Mutter allein begehen konnte, und doch verletzte ſie der Mangel an Theilnahme bei ihrem Manne, der das Gedächtniß des Trauertages ſeiner Gattinn ignorirte, um Alwinen nicht ein Schlittenfeſt zu verderben. Marie fühlte, ſo müſſe es nicht zwiſchen Eheleuten ſein. Leiſe gekränkt durch jene gleichgültige Verläugnung ſah Marie ihren Mann und ſeine Tochter mit einer ähnlichen Empfindung aus ihrem Geſichtskreiſe verſchwinden, wie man Fremde von uns ſcheiden ſieht, deren längere Gegenwart uns drückend geweſen wäre, und deren Abweſenheit uns an uns ſelbſt zurückgiebt. Sie ſagte Sabinen, daß ſie entſchloſſen ſei, heute zum erſten Male Frau Judiths Vergünſtigung zu benutzen, und eine Stunde in ihrer alten Wohnung zuzubringen; doch verbot ſie ausdrücklich, daß Sabine etwas davon im Hauſe der Jüdinn verlautbare. Sie wollte ganz ungeſtört ſein.

Frau Judith mußte nicht daheim ſein, denn es war ſtill und wie ausgeſtorben auf der Flur des Hauſes, den Mariens Fuß ſchüchtern, um nicht vernommen zu werden, betrat, und auch auf dem Vorſaale des Doctors rührte und regte ſich nichts. Marie, verwundert über dieſe lautloſe Stille, welche ihrem Vorhaben gunſtig war, wagte kaum, aus Furcht, ſie verrätheriſch zu unterbrechen, den Schlüſſel zu ihrem Zimmer mit dem erforderlichen Nachdrucke zu gebrauchen. Ach! wie ward ihr, als dies liebe, traute Gemach, welches ſie ſeit ihrem Hochzeitmorgen nicht wieder geſehen, ſie mit jeder heimiſchen Gewohnheit umfing! Sabine hatte es ſorglich geheizt, daß der Aufenthalt darin ihrer Gebieterinn nicht ſchaden ſolle, und mit dem Dampfe von aromatiſchem Eſſig die verſchloſſene Luft gereiniget.

Mit unſäglicher Wehmuth überließ ſich Marie den Täuſchungen, welche die ſie umgebenden Gegenſtände in ihr erregten. Die kurze Zeit ihres Ehelebens ſank hinter ihr weg: ein ſchwerer Traum, der bis auf eine laſtende Erinnerung verflogen war. Sie war wieder Marie, das liebende und geliebte Kind ihrer Mutter, deren verklärtes Bild vor ihrer Seele ſchwebte. Draußen war es trube, der Schnee fiel in feinen Flocken, und dies leiſe Weben der Natur hüllte Mariens Gedanken immer dichter in ſich ſelbſt ein.

Da ward ſie endlich durch einen raſchen, ſtarken Schritt aus den Träumen der Vergangenheit geweckt, die ſie für eine ſuße, ſelige Stunde der Wirklichkeit entruckt hatten; ihr Herz ſchlug hoch, denn ſie kannte dieſen Gang. — Die Thüre ſprang auf, und Doctor Dante, froh erröthend, ſtand auf der Schwelle.

„Marie!“ rief er mit einem Tone, der alle Saiten ihres Gemuths anſchlug: „Sie hier? Wie lange habe ich Ihren lieben Anblick entbehrt!“ Er faßte ihre beiden Hände, die ein wenig zitterten, und ſah ihr tief und forſchend in die verweinten Augen.

„Und weſſen Schuld iſt das? doch nicht die meinige?“ fragte Marie, indem ſie hinter dieſer leichten Antwort ihre heftige Bewegung zu verbergen ſtrebte. Des Doctors Stirne verfinſterte ſich, als ob eine widrige Erinnerung ſeiner Seele vorüberzöge. Er ſagte: „Laſſen wir das, meine Freundinn, es iſt gut ſo. Jetzt will ich an nichts denken, als an die Freude, Sie wieder zu ſehen. Und vollends hier, wo Sie Marie und nichts Anderes ſind; wo der verhaßte Klang eines Namens, den ich weder hören, noch nennen mag — Sie mir nicht entfremdet! —“

Von dieſem leidenſchaftlichen Ausdrucke überraſcht, wich Mariens erſte freudige Empfindung bei dieſem zufälligen Zuſammentreffen, dem Schrecken über die Heftigkeit des Freundes, und dieſe ängſtliche Betroffenheit malte ſich in ihren ſanften Geſichtszügen. Aber weit davon entfernt, der augenblicklichen Verwirrung eines ſonſt ſo beſonnenen und edelmüthigen Mannes mit abweiſender und beſchämender Frauenprüderie zu begegnen, fand Marie zum Schutze ihres ſchwachen Herzens ein beſſeres Mittel. Sie drückte des Doctors Hand wie mit herzlichem Vertrauen, und ſagte mit den rührendſten Accenten ihrer melodiſchen Stimme, indem ſie den flammenden Blick ſeiner Augen mit lächelnder Ruhe aushielt: „Auch ich freue mich, lieber Doctor, und gewiß aus voller Seele, Sie nach ſo langer Zeit einmal wieder zu ſehen. Und beſonders heute! Sie nur fehlten mir zur einſamen Feier dieſes für mich ſo traurigen Denktages!“

Der Doctor ſah mit düſterem Nachſinnen dem Falle einzelner Thränen zu, welche über Mariens blaſſe Wangen rollten; dann erwiederte er: „Mein Weg führte mich dieſen Morgen am Kirchhofe vorüber; ich beſuchte das Grab Ihrer Mutter. Die Schneeflocken ſtürmten wild um den ſtillen Hügel — ſo ſtürmte es auch in mir. Ich beneidete der theuren Todten die kalte Ruhe des tiefen Schlafes, der ihre

Augen vor dem wirren, wüſten Treiben dieſer erbärmlichen Welt geſchloſſen. — Wohl Dir, dachte ich, wenn kein Traumbild, das aus dieſem Leben in die Nacht der Gräber dringt, Deinen friedlichen Schlummer ſtört! wenn Du nicht weißt, wie hart Deine Marie ſich gebettet hat! —“ Der Doctor hielt eine kleine Weile inne, dann fuhr er fort: „Marie! Sie ſind bleich, entſtellt, — ſelbſt aus Ihrem Lächeln ſpricht der Gram. Es giebt Lagen und Stimmungen, die uns über die kleinlichen Geſetze einer conventionellen Delicateſſe und Zartheit erheben; ich befinde mich in einer ſolchen, und die Bruſt würde mir zerſpringen, wenn ich jetzt nicht reden dürfte, jetzt, in einem Augenblicke, den die Gunſt der Gelegenheit ſchwerlich ſobald wiederholen wird. Man ſagt: Sie ſeien unglücklich — ach! ich wußte es vorher. Ihr Mann entriß in Ihnen dem ſchätzenden Kenner einen koſtbaren Edelſtein; nicht um ſeines Werthes, nein, nur um ſeines Glanzes willen! und dem flüchtigen Spiele ſeiner Leidenſchaft würde ein unächter Schimmer auch genügt haben. — O! ich müßte nicht Arzt, und mit dem geheimen Elende vertraut ſein, welches hinter den Couliſſen des äußerlichen Anſtandes der ſchauluſtigen Menge verborgen bleibt, wenn ich nicht wiſſen ſollte, welch eine luftige Gewähr für das Glück der Frauen der rühmliche Ruf ſogenannter guter Ehemänner iſt. — Schon einer negativen Tugend des Mannes wird dieſes Prädicat beigelegt. Wer im Spiele nicht hazardirt, wer durch den mäßigen Genuß des Weines zu den Göttern erhoben wird, nicht aber im Uebermaße deſſelben zu den Thieren hinabſinkt, wer den ärgerlichen Scandal ehelicher Abwege vermeidet: — der gilt für eine empfehlenswerthe Partie. Die Kurzſichtigen! als ob das Trifolium der drei gröbſten Laſter nur allein eine Hölle voll Flammen um die unglückliche Gattinn ſolch eines Mannes bauen könnte! Legion! heißt die Zahl der Fehler, deren kleinſter der Teufel eines guten Weibes werden kann. Geſtehen Sie es nur, Marie! ein tugendhafter Stolz, ein vermeſſener Glaube an Ihre Seelenkraft war es, was Sie in den Abgrund eines Unglücks lockte, welches ſeine Opfer nimmer, oder doch zerſtörten Herzens an das Leben zurückgiebt."

Marie ward durch dieſe Rede des Doctors ſehr erſchüttert; ſie empfand die ſchmerzliche Wahrheit darin, aber zugleich fühlte ſie, was ſie ihrem Manne ſchuldig wäre. So antwortete ſie mit möglichſter Gefaßtheit: „Mein theurer Freund! Ihr Urtheil über mein Loos als Sonnes Gattinn und über den Charakter meines Mannes ſollte doch milder ausfallen, ſelbſt wenn nur ein höherer Grad der Theilnahme an mir es wäre, was es ſo hart macht. Sie thun meinem Manne wirklich Unrecht — er behandelt mich gütig, und wenn ich mich auch nicht ganz ſo glücklich fühle, wie die Geſinnung meiner Freunde und der Wunſch guter Menſchen es mir gönnen würden, ſo liegt dies vielleicht weniger an ihm, als an mir. Der Frau ziemt es, ſich in den Mann zu ſchicken, und meine Fähigkeit dazu hat bisher nicht immer meinem Willen entſprochen. Zum Unglücke liegt gerade die Ausgleichung deſſen, worin wir weſentlich von einander verſchieden ſind, außer meiner Gewalt. Mein Mann legt auf den Frohſinn ſeiner Frau beſonderes Gewicht; er betrachtet ihre Heiterkeit als ein augenſcheinliches Ehrenzeugniß für ihn ſelbſt. Ein wenig Schelmerei iſt ihm über alle Maßen ergötzlich, ja, unwiderſtehlich! und ich glaube, er wollte dagegen manche reelle Eigenſchaft an mir vermiſſen. Dieſer holde Zauber iſt mir aber verſagt — die Erfahrungen meiner Jugend bildeten mich für den Ernſt des Lebens. Ich entbehre alſo der ſtärkſten Waffe gegen Anfälle mißmüthiger Launen meines Mannes, die ich dann langſam, doch mit ſicher ſiegender Geduld bekämpfe.“

Der Doctor ſchwieg und ſenkte den Blick zur Erde. Mariens Erklärung führte ihn auf das Bewußtſein zurück, wie übel die unzufriedene Verſtimmtheit ſeiner Frau zuweilen auf ihn ſelbſt gewirkt habe. Sie errieth ſeinen Ideengang, den er unter ihrer leiſen Anleitung einſchlug, denn ſie wollte den Freund vor einer Ueberhebung bewahren, die den Gatten zurückſetzte.

„Und bliebe mir,“ fuhr Marie fort, „auch als Frau manches zu wünſchen übrig, ſo bin ich doch als Mutter ſehr glücklich; meine ſüßen, geliebten Kinder — — —“

Dieſe Aeußerung mütterlicher Zärtlichkeit von den Lippen derjenigen, die ſeine eiferſüchtige Freundſchaft ſich nur als Jungfrau denken mochte, zerſchnitt des Doctors Herz und regte es in den bitterſten Gefühlen auf.

„Gehört Fräulein Alwine auch zu dieſen?“ fragte er faſt höhniſch, und ſetzte hinzu: „Nun, ſo war ich ein arger Verläumder, und Ihr Zutrauen wäre mir ſonach verwirkt.“

Marie erſchrak vor dieſer erbitterten Heftigkeit und ſprach beſänftigend: „Nein, lieber Doctor, leider! haben Sie mir in Betreff Alwinens die Wahrheit geſagt. Sie iſt der ernſteſte Gegenſtand meiner Sorge, wie das Hinderniß meines Glückes. Ich fürchte — ſie iſt nicht gut. O daß ich es ſagen muß! Aber ich darf ſie nicht aufgeben, und iſt mein Beſtreben fruchtlos geweſen, und das Maß meiner Kraft erſchöpft; ſo wird die Vorſehung für mich eintreten. Sie, die auch das verirrteſte, verlorenſte ihrer Kinder ſuchet und findet, führt es dann wohl zuweilen auf öden, dornichten Wegen zur Heimath zurück, allein dieſe leiten oft am ſicherſten zum Ziele.“

„O Marie!“ ſagte der Doctor bewegt: „Sie tragen den Himmel in ſich! wozu bedürften ſie noch der Freundſchaft? oder überhaupt eines anderen Lohnes Ihrer Tugend, als den ſie ſelbſt in dieſer ſüßen Seelenſtille giebt?“

Marie unterdrückte einen Seufzer und ſprach: „Möchte ich doch dieſer holden Tröſterinn nimmer entbehren dürfen! Laſſen Sie, mein lieber, lieber Freund, mich das Bewußtſein mit hinwegnehmen, daß Sie Mariens Lebensgang ſtets mit einigem Antheile begleiten werden, und ſein ſie nicht allzubeſorgt für mich! Dann nur können Sie gerecht gegen meinen Mann ſein; und dies iſt meine letzte Bitte. — Aber es iſt wohl ſchon ſpät? Der Abend dämmert bereits heran, und ich muß aufbrechen; man wird zu Hauſe meiner Wiederkehr warten. Noch habe ich nicht einmal nach Ihrer Frau gefragt; Clotilde iſt doch geſund und wohl? Wäre es noch Zeit, ſo würde ich ſie auf einen Augenblick beſuchen.“

„Sie iſt ausgegangen,“ antwortete der Doctor, aus einer beklommenen Zerſtreuung auffahrend. „Ich mußte,“ fuhr er fort, „meine Frau nach ihrem ausdrücklichen Wunſche in einen Laden begleiten, wo ſie ſich ein paar große Stickmuſter ausſuchen wollte; dort trafen wir mit Madame Brandes zuſammen, welche Clotilden einladete, ihre kleine Kunſtausſtellung von feinen weiblichen Arbeiten, die in dem Inſtitute gefertiget werden, anzuſehen. Auch ich, ein Laie! ſollte dieſes Genuſſes theilhaftig werden; aber ich ſchützte Geſchäfte vor und ging, einem ahnungsvollen Zuge folgend, nach Hauſe. Ihr Geiſt, Marie! war es, der mich rief. —“

Marie gab ſtatt der Antwort ein Zeichen zum Aufbruche, indem ſie ihren Mantel von der Thürpfoſte löſete, und ihn unter der artigen Beihülfe des Doctors umnahm.

„O, gehen Sie noch nicht fort, Marie!“ bat der Doctor dringend, „warum verkürzen Sie ſo grauſam das Glück dieſer flüchtigen Stunde?“

„Es iſt dunkel geworden, mein Freund;“ erwiederte Marie gepreßt, „und unſer längeres Beiſammenſein dürfte ſelbſt Ihrer Frau auffallen und als unſchicklich erſcheinen.“

Der Doctor entgegnete mit ſeltſamem Tone: „Ja, es iſt dunkel um mich geworden; das iſt ein wahres Wort. Wann aber, o ſagen Sie, Marie! wann wird das Licht anbrechen? —“

„O Gott! Sie ängſten mich!“ ſprach Marie, und ſtand ſtill; „ſo können wir unmöglich ſcheiden. Geben Sie mir die Verſicherung, daß Sie nicht undankbar gegen Ihr gütiges Geſchick ſein wollen. Durch Unzufriedenheit fordern wir das Unglück auf, uns über den Ungrund mißmüthiger Klagen zu belehren, und wir müſſen nicht ſelten das Honorar für dieſe Lection mit dem, was uns am liebſten und theuerſten iſt, bezahlen.“

Mit Reſignation antwortete der Doctor: „Ich habe meine Rechnung an das Schickſal abgetragen“ — und ſetzte dann mit leiſerer Stimme hinzu: „Leben Sie wohl!“ Nie ward dieſer Wunſch tiefer empfunden. — Marie zitterte und zögerte. Sie drückte die Hand des großmüthigen Freundes mit Innigkeit, der ihr weiches Herz noch mit der Laſt ſeines Unmuths bedrückte. Er führte ſie die Treppe hinab und begleitete ſie vor die Thüre ihres Hauſes; dann, nach flüchtigem Abſchiedsgruße, entfernte er ſich ſchnell.

Schweigend hing Marie an ſeinem Arme. Die Finſterniß war ſchon hereingebrochen, nur der friſchgefallene Schnee leuchtete. Das dicke Gewölk hatte ſich verzogen und einzelne Sternchen tauchten mit blaſſem Geflimmer aus den klaren Stellen des Himmels auf. Ueberall tönte durch die winterliche Dämmerungsſtille das Klingeln und Knallen der heimkehrenden Schlitten.

Als Marie an der Hausthürſchelle läutete, erſchien Sabine mit einer großen Laterne. Sie war eben im Begriff, ihre Gebieterinn abzuholen, um deren langes Ausbleiben ſie in Sorgen geweſen.

Es war ſchon ziemlich ſpät, als der Conſiſtorialrath mit Alwinen von ihrer Luſtpartie wiederkamen. Sie waren ganz voll von dem genoſſenen Vergnügen, und keine zärtliche Verſicherung ihres Mannes gab Marien die eheliche Ueberzeugung, daß ihre Gegenwart ihm zu dem Vollgenuſſe der Freude gemangelt hätte. Marie ſollte dieſe rechtmäßige Genugthuung noch auf eine ſchmerzlichere Weiſe vermiſſen.

Immer mehr bemächtigte ſich Alwine zum Nachtheile ihrer Stiefmutter des Herzens ihres Vaters. Der Conſiſtorialrath führte ſein Töchterchen in öffentliche Geſellſchaften, wo er mit väterlicher Eitelkeit des Triumphes genoß, die funfzehnjährige Alwine in die Reihen der erwachſenen Mädchen aufgenommen und von jungen Courmachern umſchwärmt zu ſehen. Marie liebte dieſe Luſtbarkeiten nicht, bei denen ſie Langeweile empfand, und da ihr Mann ſtets mit kränkender Willfährigkeit ihre Begleitung aufgab, aber keinen Grund für das Zuhauſebleiben ſeiner Tochter gelten ließ: ſo meinte ſie, ſich ein Opfer erſparen zu dürfen, welches kaum ſeinen Zweck, ihrem Manne angenehm zu ſein, erfüllen würde, und zog es vor, dieſe einſamen Stunden der Lectüre, wozu ihr jetzt ſo wenig Zeit blieb, und ſeinen Kindern zu widmen.

Seitdem der Conſiſtorialrath hörte, daß man in jenen Cirkeln zu ihm ſagte: „Ei! wie groß und ſchön iſt ihr Töchterchen geworden! Wahrhaftig, ein ganz allerliebſtes Mädchen! Und welch ein artiger Anſtand! Die Kleine tanzt, als hätte ihr Terpſichore ſelbſt Unterricht gegeben“ —: ſeitdem wollte er Alwinen auch im Hauſe mit einer Art von Damen-Reſpect behandelt wiſſen. Er zog die Stirne kraus, wenn Marie ihre Stieftochter zu kleinen, häuslichen Geſchäften anhielt, und konnte ſich endlich nicht länger enthalten, dieſe wirthlichen Uebungen laut gegen ſeine Frau zu mißbilligen. Mit dem Tone eines mürriſchen, vorwurfsvollen Tadels ſagte er: „Wie ſoll Alwinens Geſchmack ſich entwickeln, ihr Schönheitsſinn ſich ausbilden, wenn ſie Tag für Tag Gries und Seife abmißt und ausgiebt, Strümpfe ſtopft und ein einfältiges Hemde näht? Du würdigeſt ſie zu einer Wirthſchafterinn herab.“

Marie erröthete. „Herabwürdigen?“ fragte ſie mit bemerkbarer Empfindlichkeit; „der Ausdruck iſt ſonderbar gewählt. Mich dünkt, lieber Mann, die Ausbildung zu einer guten Hauswirthinn ſei die eigentliche Beſtimmung, die wahrſte Würdigung unſeres Geſchlechts, und es dürfte wohl kaum einen Mann gegeben haben, der mit dieſer Eigenſchaft ſeiner Gattinn unzufrieden geweſen wäre. Was aber Deine Beſorgniß anbelangt, Alwinens Schönheitsſinn könne unter dieſen kleinen häuslichen Leiſtungen leiden, ſo erwiedere ich Dir darauf, daß, nach meiner Meinung, wenn ein Mädchen mit dieſer geheimnißvollen Wiegengabe von den Grazien verſäumt worden, weder künſtliche Arbeitsverſuche, noch andere äſthetiſche Beſchäftigungen, wie überhaupt kein äußerer Anlaß, dieſen Mangel jemals übertragen dürfte; wo ſie aber ertheilt worden, da wird ihr magiſcher Zauber auch ſelbſt im Bande der Küchenſchürze ſichtbar ſein.“

Der Conſiſtorialrath lächelte ſpöttiſch, und Marie dadurch gereizt, fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: „Auch bedarf ich billiger Weiſe einer Handreichung und Hülfe, und ich beſchränkte dieſe Forderung nur darauf, daß Alwine für ſich ſelbſt ſorge. Ich glaube ihr damit nicht zu viel zuzumuthen, wenn ich mich erinnere, daß ich in ihrem Alter faſt jedes Stück meines Anzugs mit eigener Hand verfertigte, die Wäſche meines Vaters in Ordnung hielt und für die Mutter Putz und Kleider machte.“

„Nun Du!“ entgegnete der Conſiſtorialrath mit einem Accente, als wäre eine Parallele hier ganz unſtatthaft; und auf daß Marie nicht glauben könnte, er wolle damit das Uebergewicht ihrer gewandteren Thätigkeit andeuten, fuhr er mit beleidigender Offenherzigkeit fort: „Du warſt ein armes Mädchen; Alwine wird aber durch den hübſchen Nachlaß ihrer Mutter hoffentlich vor der Plackerei geſchützt ſein, ſich um die Geringfügigkeiten des Haushalts ſelbſt bekümmern zu müſſen. Ich würde es meiner ſeligen Frau verdacht haben, wenn ſie es gethan hätte, da ſie im Stande war, ihre Leute zu bezahlen.“

Ein dunkler Purpur flog Mariens Stirne und Wangen an, und verlor ſich ſchnell in die auffallendſte Bläſſe. Mit bebendem Munde ſagte ſie: „Ja, ich war arm; aber ich habe in dieſer Minute zum erſten Male gefühlt, daß Armuth etwas Bitteres iſt. Hätteſt Du jenen Umſtand beſſer erwogen, da es noch Zeit war, ſo würde mir dieſe Erfahrung wahrſcheinlich für immer erſpart worden ſein. — Ich wünſche nur, daß nie ein Tag kommen möge, wo Deine Alwine einzuſehen gezwungen iſt, wie wenig Verlaß auf den ungewiſſen Reichthum zu ſetzen ſei.“

Unſere Leſerinnen werden aus dieſer Unterredung ſehen, daß, wenn der Conſiſtorialrath die Abſicht gehabt, ſeine Tochter ihrer Stiefmutter im höchſten Grade verhaßt zu machen, er nicht zweckmäßiger hätte verfahren können.

Zwar kämpfte Marie fort und fort gegen Aufwallungen des Zornes und des tiefempörten mütterlichen Stolzes, dem Alwinens Benehmen unter der Protection ihres Vaters Hohn ſprach; aber ſie fühlte ſich doch dabei ſehr unglücklich. Sie erlag beinahe den Empfindungen eines Widerwillens, deſſen ſie ſich nicht erwehren konnte, und den zu verwerfen das Geſetz der Liebe doch mit heiliger Strenge von ihr forderte. Ein Druck immerwährender Demüthigungen laſtete niederbeugend auf ihr. Sie rang um Kraft, ein Loos zu ertragen, welches um ſo ſchwerer war, als ſie es ſich durch keine vertraute Mittheilung erleichtern konnte. Ihre Geſtalt verfiel — ihre Züge veränderten ſich. Der Gedanke an den Tod verlor ihrer Jugend ſeine Schrecken, und nahm eine befreundete Geſtalt an. Sie ſehnte ſich heimlich nach ihm, als nach einem Befreier.

Aber die Vorſehung läßt ihre Kinder nicht ſinken! Marie ſollte aus dieſer Tiefe ihres Grams durch das Gefühl erhoben werden, welches das Weib in der Würde ſeiner naturlichen Beſtimmung vollendet. Sie konnte nicht länger daran zweifeln, daß ſie ſchwanger ſei. Mit dieſer Gewißheit ging eine Verwandlung in ihrem innerſten Weſen vor. Die äußere Welt hörte auf, fur ſie zu ſein, und der Himmel öffnete ſich ihr in dem Gedanken, das Geliebteſte reiſe unter ihrem Herzen fur das holde Licht des Lebens; ſie dachte unter Schauern der Mutterwonne an die bange Stunde, wo das Kind der Erde, der Bürger einer Ewigkeit, zur Welt geboren werde.

Der Conſiſtorialrath war jetzt ſeit einigen Wochen in höchſt unfreundlicher, widerwärtiger Stimmung gegen ſeine Frau, und Marie wollte eine beſſere Zeit abwarten, ehe ſie ihren Mann mit einer Hoffnung bekannt machte, die einer

Frau das gültigſte Anrecht auf eine ſchonende Behandlung von ihrem Manne giebt. Seine grollende Laune hatte jedoch das zärtlich-verſchämte Vertrauen, womit ſolch eine Kunde nur gegeben werden kann, — noch nicht in Marien aufkommen laſſen, und das Geheimniß ihrer Mütterlichkeit war ihr zu heilig, als daß ſie es einem anderen Augenblicke hätte enthüllen ſollen, als dem, welchem eheliche Liebe und Eintracht ihre ſchönſte Weihung gegeben. Sie ſchwieg daher, duldete und hoffte.

Noch in den erſten Monaten ihrer Verheirathung hatte Marie einmal in traulicher Stunde gegen ihren Mann die Bemerkung geäußert, wie ſo ganz verſäumt der kleine Moritz in Bezug auf jede religiöſe Anleitung ſei; ja, ſie hatte in dem Gefühle ihrer Verpflichtung es gewagt, ihm zu ſagen, daß ihr Alwine hinſichtlich der Frömmigkeit, die ſie für das Element der weiblichen Tugend halte — gänzlich verwahrloſet ſcheine. Ohne daß dieſe Aeußerungen vorwurfsvoll für den Conſiſtorialrath geweſen wären, waren ſie doch aufrichtig genug, um Mariens Verwunderung darüber auszudrücken, wie man bei den Kindern eines Geiſtlichen, deſſen Beruf, ihrer Meinung nach, auch das Licht höherer Erkenntniß über das Haus- und Familienleben verbreiten und die Seelen ſeiner Kinder früh für das Göttliche entzünden müſſe, ſolche Gleichgültigkeit dafür antreffen könne? Der Conſiſtorialrath, damals noch leidenſchaftlich für ſeine Frau eingenommen, und ihrem Urtheile die unbedingteſte Gültigkeit zugeſtehend, nahm dieſe freimüthige Erklärung nicht übel; er ſah vielmehr darin einen neuen Beweis für Mariens Achtungswürdigkeit und ihrer ernſten Sorge für das Wohl ſeiner Kinder. Später — ſo verändert ſich unſer Urtheil mit dem Standpunkte, von welchem wir es geben! — würde er nur einen Vorwurf für ſich, einen Tadel für ſeine ſelige Frau, darin gefunden haben.

Er erwiederte: „Sieh, liebe Marie, dies geht gerade ſehr natürlich zu. Jene fromme Scheu, womit das kleine Häuflein wahrer Chriſten unter der großen, gaffenden Menge, kirchliche Heiligthümer und gottesdienſtliche Uebungen zu betrachten pflegt, geht für die Kinder des Predigers in der profanen Anſicht der Menſchlichkeit ihres Vaters verloren. Jetzt ſehen ſie dieſen das heilige Nachtmahl mit feierlichem Ernſte austheilen, und eine Stunde vorher frühſtückte er in ihrem muntern Kreiſe und tändelte ſcherzend mit den Kleinen. Ein andermal ſind ſie zugegen, wie er den Segen der Unſterblichkeit über ein offenes Grab ausſpricht, und ſie vergleichen ſtill dieſe düſtere Scene und die hehre Prieſterrolle, in der ſie den Vater dabei erblicken, mit dem geſtrigen Abend wo er den Geburtstag ihrer Mutter mit einem kleinen Punſchfeſte feierte und der fröhliche Wirth ſeiner vergnügten Gäſte war. Sie ſehen ferner, daß er von dem empfangenen Traugelde und Beichtgroſchen die eingegangene Schuhmacherrechnung bezahlt, oder ihnen, den Bittenden, das Legegeld zu einer Puppencomödie giebt. Dies Alles, was nun einmal nicht zu ändern ſteht, weil es durch das menſchliche Bedürfniß bedingt iſt — entkleidet ihnen das Amt ihres Vaters jener Glorie, welche als das Zeichen der Heiligkeit auf den Bildern des Lebens erſcheint. Der Begriff von dem Weſen der Gottheit wird ihnen, ſo zu ſagen — irdiſcher, und ihre Gefühle der Andacht ermangeln einer Schwungkraft, welche die Zöglinge anderer Verhältniſſe unſtreitig leichter gewinnen können. So möchte ich mir es denken, würden die Kinder der Tempeldiener ſich nicht entblöden, geweihete Gegenſtände mit der Keckheit des gewohnten Umgangs, mit dem Vorrechte einer näheren Bekanntſchaft, zu betaſten, während andere die Stätte der Anbetung nur mit leiſem Schritte zu berühren wagen, und die ſinnbildlichen Idole ihrer gläubigen Verehrung nur aus ſcheuer Ferne, mit dem Zittern der Ehrfurcht, anſchauen.“

Marie dachte mit prüfendem Nachdenken dieſer vertheidigenden Rede ihres Mannes nach; aber ihre Ueberzeugung konnte derſelben nicht beiſtimmen. Sonach beruhete der religiöſe Geiſt der Erziehung nur auf Aeußerlichkeiten, und, genau genommen — auf den Täuſchungen der Perſpective? Dies wollte ihr nicht einleuchten. Sie hatte ſich dies in Beziehung auf den Beruf eines Geiſtlichen ganz anders und ungefähr ſo gedacht: wenn ſchon der Menſch einen Einfluß auf Seinesgleichen übt, daß es in der Regel Jemand anzuſehen iſt, mit wem er umgeht; ſo müſſe der tägliche Umgang mit Gott, dem erhabenſten Weſen, einen Glanz der Verklärung über den, der ihn pflegt, verbreiten, der auch aus den offenen Seelen ſeiner Kinder wiederſtrahlt. So hatte ſie ſich ſtets Moſes leuchtendes Angeſicht erklärt, als er von den Höhen des Sinai hinabſtieg zu den Seinen. — Sollte ein Vater die Flamme der Andacht in ſeinem Herzen verſchließen können und wollen, ohne daß die, welche dieſem Herzen ſo nahe, von dem himmliſchen Feuer ergriffen würden? — Ein leiſer Schmerz zog tief durch Mariens Seele, als der Gedanke zu ihr trat, daß ihr Mann ſelbſt jener begeiſternden Ueberzeugungen entbehre, welche den Glauben an ſeinen Früchten erkennen laſſen.

Seit jener Unterredung hatte Marie nie mehr mit ihrem Manne über dieſen Gegenſtand geſprochen. Sie wirkte nur im Stillen dafür, daß ein religiöſer Sinn in ſeinen Kindern angeregt würde. Bei Alwinen waren Mariens ſchüchterne

Bemühungen bis dahin fruchtlos geweſen, und Marien blieb nur die ſchwache Hoffnung, daß, wenn das Herz ihrer Stieftochter erwachen werde, auch der Blick ihrer Seele in die ewige Welt nicht länger geſchloſſen bleiben könne. Die Natur bekleidet ſich in dieſer Morgenſtunde der Liebe mit einem überirdiſchen Gewande, und die Ahnungen der jugendlichen Bruſt tragen das lichtvolle Gepräge der Göttlichkeit! — So war es Marien geweſen; ſo wird es immerdar jedem reinen, jungfräulichen Weſen ſein, deſſen Gemüth eine himmliſche Richtung nahm. Aber bei Alwinen ſchien dieſe Kriſis der Gefühle ſich nicht für ein höheres Leben in Liebe und Tugend, ſondern für ein tieferes moraliſches Verderben, für einen geiſtigen Tod, entſchieden zu haben. Alwine fühlte ſich als Jungfrau; allein dies Selbſtbewußtſein verſtärkte nur ihre Eitelkeit, ihre Sucht zu glänzen und zu gefallen, ihre Fertigkeit in der Intrigue. Marie bemerkte bald mit Ekel, bald mit zürnendem Unwillen, wie ſchlau und gewandt Alwine einen kleinen Liebeshandel einzuleiten verſtehe, welche Anlage dieſe zeige, eine vollendete Coquette zu werde. Sie ſchauderte heimlich vor dieſen gefährlichen Talenten zurück; doch Alwine wußte ſehr geſchickt ihrer Stiefmutter die Gelegenheit zu einer verdienten Rüge ihres leichtſinnigen Benehmens zu entziehen.

Alwinens Garderobenbedürfniſſe wurden mit jedem Tage ausſchweifender. Der Conſiſtorialrath, nach Art ſchwacher Väter, welche ihre Töchter lieber geputzt als vernünftig ſehen — befriedigte ſie ſtets ohne Widerrede und mit großem Koſtenaufwand; und machte Marie ja eine beſchränkende Einwendung, ſo lächelte der geſchmeichelte Vater, und ließ ein Wörtchen von dem Neide junger Stiefmütter fallen, deſſen ſich auch, wie er bemerke, eine Sancta Maria — mit dieſer

Bemerkung perſiflirte er die fromme Demuth, die ſchlichte Anſpruchsloſigkeit ſeiner Frau — nicht zu enthalten vermöge. So ſtanden die Sachen in der Familie Sonnes, als eine große Erſchütterung, vielleicht beſtimmt, dieſe Herzen einander näher zu bringen, den Impuls zu neuen Anſichten, Kämpfen und leidensvollen Erfahrungen gab.

An einem trüben Regentage, zu Anfang Herbſtes, kam Moritz nach Hauſe, und gegen ſeine ſonſtige Lärmluſt entledigte er ſich ganz ſtill des kleinen Schulränzchens, womit er groß that. Dann ſchlich er abſeits. „Ah! Du haſt geweint, mein Brüderchen!“ ſagte Alwine neckend, „gewiß hat es Knipschen in der Schule geſetzt — geſteh' es nur! hier iſt ein gewichtiges Butterbrod und eine Taſſe Kaffee; da! tröſte Dich, Bruderherz! und mache es wie die Eltern Peters in der Fremde; die bekämpften ihren Gram durch Eſſen, und tranken tiefbetrübt dazu.“

Der Knabe würdigte die Spötterinn keiner Antwort und ließ das Vesperbrod unberührt.

„Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte Marie liebreich, „komm her, Moritz, und erzähle es mir!“

Der Kleine gehorchte alsbald, und legte den Kopf in der Mutter Schooß, indem er unter heftig hervorgeſtoßenen Athemzügen bitterlich weinte. Mit theilnehmender Unruhe ließ Marie eine kleine Weile den Schmerz des Kindes gewähren, dann ſagte ſie: „War Dein Lehrer böſe auf Dich? und womit haſt Du ſeinen Unwillen verſchuldet?“

Der Knabe ſchüttelte den braunen Lockenkopf und ſprach leiſe: „Es iſt mir etwas ſo nahe gegangen — ich wollte es Dir wohl erzählen, liebe Mutter, wenn nur Alwine nicht da wäre. —“

„Und warum dürfte Deine Schweſter es nicht hören?“

fragte Marie laut und mit einem Seitenblicke auf dieſe gefürchtete Zeuginn, welche eben aus dem Fenſter ſah; „ſie wird nicht lächerlich finden, worüber Du Thränen vergießeſt. Setze Dich hier auf dies Fußbänkchen, Moritz; ſo! nun wollen wir mit einander plaudern.“

Der Knabe ſchlug treuherzig die naſſen Augen zu dem milden, tröſtenden Lächeln ſeiner Mutter auf und ſagte: „Sieh nur, Mütterchen, wir hatten heute in der Schule bibliſche Geſchichte; das iſt mir die liebſte Stunde, und ich freue mich allemal auf den Donnerstag. Herr Ewald (ſo hieß der Lehrer) erzählte uns etwas recht Rührendes, was mich weinen machte. Da war einmal in einer Stadt, die hieß Nain, eine Wittwe; die hatte einen Sohn, und der war ein Jüngling. — Mutter, bin ich auch ein Jüngling?“

Marie ſtreichelte dem Knaben das heiße Geſicht und antwortete: „Nein, der wirſt Du erſt werden; jetzt biſt Du noch ein Kind! Doch fahre fort, lieber Moritz!“

„Denke Dir nur,“ hob der kleine Erzähler eifrig wieder an, „der Wittwe Sohn ſtirbt an einer Krankheit, und ſie begraben ihre einzige Freude auf der Welt. (Man hörte es dem Tone des Knaben an, daß er den Vortrag des Lehrers wörtlich wiedergab.) „Als nun die Träger unter das Thor kommen, begegnet ihnen der Herr Jeſus, von ſeinen Jüngern und vielem Volke umgeben. Die Wittwe jammert ſo ſehr — da erbarmt er ſich ihrer und ſpricht: Weine nicht! Und nun rührt er den Sarg an und ſpricht: Jüngling! ich ſage Dir, ſtehe auf! — Da richtet ſich der Todte auf — die Leute erſchrecken und fürchten ſich — und er giebt ihn ſeiner Mutter. Nun mag die arme Wittwe wohl vor Freuden geweint haben! — Ach Mutter! es iſt doch recht Schade, daß der Herr Jeſus nicht mehr lebt! Ich wollte — —“

Hier unterbrach Alwine mit einem ſchneidenden Gelächter, deſſen frevelnde Frivolität ſehr grell gegen die heilige Rührung des Kindes abſtach, deſſen frommen Wunſch. Sie ſprach: „Du läppiſcher Junge! Dieſe Thränen hätteſt Du Dir erſparen können. Iſt Herr Ewald dabei geweſen, als der Jüngling zu Nain aus einem Leichnam wieder ein ordentlicher Menſch ward? — Es ſtehet noch manch anderes Mährchen in der Bibel. Und wenn man über aller Leute Todten weinen wollte; ſo würde man lebenslang kein trockenes Auge haben.“

„Schweig Unglückliche!“ gebot Marie aufſtehend und glühend vor Unwillen, „willſt Du dieſe junge Seele vergiften, daß Du ihr den zarten Hauch des Glaubens abſtreifſt, um ſie der gräßlichen Kälte Deines Spottes auszuſetzen? O! es giebt nichts Elenderes auf Erden, als einen weiblichen Freigeiſt! — Gehe zu Sabine, lieber Moritz, und hilf ihr ein wenig; ſie kernt Pflaumen aus.“ Der Knabe betrachtete die Mutter mit großen, furchtſamen Augen; Marie aber küßte ihn und führte ihn zur Thür; dann ſprach ſie weiter: „O Alwine! Alwine! wäre Dein ödes leeres Gemüth nicht allzu beklagenswerth, es würde verächtlich ſein. Was ſoll aus Dir werden, wenn Du ſo fortfährſt? Du biſt auf einem fürchterlichen Wege! — So war Dein Glaubensſchwur am Tage der Confirmation nur ein Poſſenſpiel voll Schein und Trug? Wehe Dir, Gott läßt ſich nicht ſpotten. Du biſt kein Kind Deines himmliſchen Vaters, und ſo wirſt Du Dich auch in der Stunde der Noth, die jedem Sterblichen ſchlägt, von ihm, dem Helfer, verlaſſen ſehen!“

So hatte Marie noch nie mit ihrer Pflegetochter geſprochen. Alwine veränderte die Farbe, ihre Züge verriethen einen erſchütternden Eindruck. Doch nur zu ſchnell ging er vorüber. Ihre Stirn ſchwoll und röthete ſich; ſie antwortete: „Was habe ich denn Böſes gethan, daß Sie mich ſo hart anlaſſen? Ich wüßte nicht, daß ich es womit verdient hätte. Habe ich es doch ſelbſt gehört, daß Vater ſich mit ſeinen gelehrten Freunden davon unterhielt, wie getheilt die Meinungen der Theologen über die Wunder Jeſu wären. — Auch ſagte mein Vater jüngſt zu mir, ich ſolle mich hüten, eine Frömmlerinn zu werden; denn dieſe verbitterten gerade am meiſten ihren Angehörigen das Leben. Eben ſo warnte er mich vor der Sentimentalität, die er eine alte lächerliche Mode nannte.“

Das Zittern der gekränkteſten Empfindlichkeit ſchlug durch Mariens Glieder, denn ſie konnte die boshafte Beziehung in dieſer Gegenrede unmöglich verkennen. Doch hier galt es nur ihre eigene Ehre, und ſo erwiederte ſie mit edler Mäßigung: „Du läſterſt Deinen Vater, Alwine, wenn Du dem Sinne ſeiner Lehren eine ſo willkürliche Deutung giebſt. Er, ein Geiſtlicher, ein Diener der Religion, kann unmöglich wollen, daß ſeine Tochter ihrer Segnungen entbehre. O Alwine! hätteſt Du nur einmal in Deinem Leben mit feſter Zuverſicht auf Gott gebetet, Du würdeſt inne geworden ſein, was er zu gewähren vermag: aber ich muß daran zweifeln, daß Du es je gethan. — Wie unſicher und zerbrechlich ſind die Stützen unſeres irdiſchen Glückes! doch der Glaube iſt ein ſchwacher Stab, an welchem unſer ſchwaches, wankendes Geſchlecht mit ſicherem Schritte durch die dunkeln Krümmungen dieſes Daſeins geht. Iſt Dein Vater nicht ſterblich? Kann das Vermögen Deines mütterlichen Nachlaſſes nicht durch den unvorhergeſehenſten Zufall verloren gehen? Was bliebe Dir dann, Du armes Kind, wenn Du nichts Dauerndes beſäßeſt? — Etwa dieſe weiße Haut, dieſe runde Wange?

Ach! wenn die Freude ſie nicht ſpannt, die Jugend ſie nicht röthet, wird ſie keine Bewunderer mehr finden. Denke Dir die Möglichkeit, Du wäreſt einſt verlaſſen und einſam in dieſer Welt — auch ich bin es geweſen — von Mitteln und Beſchützern entblößt, nur auf Dich ſelbſt angewieſen; ſage, wie wollteſt Du ſolch einen ſchweren Prüfungsſtand ertragen, wüßteſt Du nicht, ein liebender Vater, hoch über den Sternen und über allen Wolken, die unſer Schickſal verhüllen, habe Dir ihn aufgelegt, und das Maaß Deiner Kräfte gewogen? — O Alwine! Ich bitte Dich mütterlich, wende Dich in Zeiten zu dieſem beſten Freunde, und glaube ja nicht, daß ein frommes Gemüth nicht fröhlich ſein könne; dies wäre ein trauriger Wahn. Dein Vater hat Recht, wenn er ſagt, die Empfindſamkeit ſei abgeſchmackt; ich aber ſetze hinzu: der Kummer iſt eine Mode des Menſchengeſchickes, welche ſich bis zu dem letzten aller Erdentage verjüngen wird, und ſein ernſter Ausdruck darf nie mit jener Affectation verwechſelt werden.“

Die beſchwörende, herzandringende Innigkeit, womit Marie ſprach, konnte doch nicht aller Wirkung auf Alwinens verhärtetes Gemüth verfehlen. Das Mädchen gerieth in eine entſetzliche Angſt, und dieſer erſte Beſſerungsgrad, ein Zuſtand, ihr eben ſo fremd als peinlich, preßte Alwinen Thränen aus. Marie ſah in ihnen eine Bürgſchaft, daß Alwine noch nicht ganz verloren wäre. Sie faßte die Hand ihrer Tochter und wollte durch ein weiteres Zureden dieſe ſeltene Gemüthserweichung benutzen, da ward Alwine zu ihrem Vater abgerufen. Der Conſiſtorialrath hatte einen unbedeutenden Auftrag für ſeine Tochter; aber der Augenblick, den er dazu wählte, war von entſcheidungsvoller Wichtigkeit.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dritter Band.

Perlen. Dritter Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Kaum ſah Alwine ihren Vater lebend und geſund an ſeinem Schreibtiſche arbeiten; ſo waren auch jene Vorſtellungen verſchwunden, wodurch Marie ſie zu einigem Nachdenken über ſich ſelbſt gebracht hatte; ſein Anblick, ſein kräftiges väterliches Anſehen rief das Bewußtſein ſeines Schutzes in ihr zurück. Sie ſchüttelte die bange, ſeltſame Rührung der verfloſſenen Stunde von ſich ab, wie einen böſen Traum — und plötzlich erwachte in ihr eine ſehr gehäſſige Empfindung gegen ihre Stiefmutter, welche ſie durch eine ihr unbegreifliche Gewalt in jene unbehagliche Stimmung verſetzt hatte. Sie ſchämte ſich dieſes beſſeren Gefühls als einer kindiſchen Schwäche, und konnte der Gelegenheit nicht widerſtehen, ſich dafür zu rächen.

Der Conſiſtorialrath fragte in verdrüßlicher Laune: „Du haſt geweint, Alwine? Mein Gott! was giebt es denn ſchon wieder?“ Alwinens ſcheinbares Weigern, ihrem Vater die Urſache zu geſtehen, hatte die Miene der kindlichſten Schonung für ſeine Ruhe, und reizte ihn nur um ſo heftiger, ſo daß er mit ärgerlicher Ungeduld ſprach: „Ohne Umſtände! Ich will es wiſſen.“ „Nun denn.“ antwortete Alwine, als würde ſie gezwungen zu reden, „ſo magſt Du doch erfahren, daß ich es kaum länger um die Mutter aushalten kann. Sie hat mich jetzt wieder bis auf das Blut gequält. Ich machte mir einen kleinen Scherz mit Moritz, darüber fing ſie einen wüthenden Lärmen an — ſie gönnt mir nun ſchon keinen frohen Augenblick. Eine Kopfhängerinn und Betſchweſter möchte ſie aus mir machen, und die Landräthinn warnte erſt kürzlich ihre Töchter vor dem Zeitgeiſte heuchleriſcher Frömmelei und des ſcheinheiligen Sectenweſens, was nur ein Verſteck für den ſchlimmſten Hochmuth ſei —; das habe ich mir denn mit angenommen.

Und was mich am meiſten ſchmerzt, iſt, daß die Mutter beſtändig von Deinem Tode ſpricht. Biſt Du denn ſchon ſo alt und ſchwächlich, Vater, daß dieſe traurige Ausſicht uns nahe wäre? — Dann machte ſie mir bange, unſer mütterliches Vermögen ſtände ſo unſicher, und es wäre die Frage, ob wir gar etwas davon bekämen? — Nein! Du weißt, Vater, wie ich Dich liebe, und daß mir nirgends wohl iſt, als bei Dir; aber jetzt bin ich auf das Aeußerſte gebracht, und ſo flehe ich Dich an, ſchicke mich je eher deſto lieber zur Tante nach Hamburg; da komme ich doch der Stiefmutter aus dem Geſichte, die mich nun einmal nicht leiden kann, und der ich immer ein Dorn im Auge ſein werde."

Erblaſſend vor Zorn vernahm der Conſiſtorialrath dieſe Anklage aus dem Munde ſeiner Tochter, welche mit einer Fluth von Thränen endigte, die halb der erdichteten Rolle einer gedrückten Unſchuld floſſen, worin ſie ſich des Mitleids und des Beiſtandes ihres Vaters verſicherte, und halb einer ihr ſelbſt räthſelhaften Regung von Reue und Vorwurf über dieſe ſchamloſen Lügen entſprangen.

Als der Conſiſtorialrath die Thränen ſeiner Tochter fließen ſah, welche ſehr ſelten weinte — verließ ihn alle Beſinnung. Seine Augen ſprühten Funken, er hätte in dem Anfalle dieſer erſten, fürchterlichen Hitze die ſchuldloſe Gattinn ermorden können. Keine, auch nicht die leiſeſte Erinnerung an Mariens Geſinnungen, widerſprach den Worten und dem erlogenen Schmerze der jungen Verleumderinn, und forderte ihn zu der gerechten Unterſuchung auf, ob dieſe Angaben auch wahr ſeien. — Jede vernünftige Ueberlegung, jede billige Rückſicht, worauf die unglückliche Marie den Anſpruch des Verdienſtes hatte, ging in ſeiner väterlichen Parteilichkeit für Alwine unter.

„Genug!" ſagte er mit erſtickter Stimme, „ich will nichts mehr hören. Beruhige Dich, mein Kind; Du ſteheſt unter meinem Schutze, und hoffentlich werde ich ſo lange leben, als Du deſſen bedarfſt. — Um das Vermögen meiner Kinder braucht die Mutter ſich nicht zu bekümmern; ich werde Deinetwegen ein ernſtes Wort mit ihr reden. Du aber gehe ihr aus dem Wege — ungerechter Haß läßt ſich ſchwer verſöhnen. —"

Als Alwine ihren Vater der Thüre ſich nähern ſah, machte ſie eine Bewegung, als wolle ſie ihn zurückhalten. Von Angſt und Furcht ergriffen, lauſchte ſie ſeinen Schritten, bis er das Zimmer der Mutter erreicht hatte; aber die quälende Unruhe in ihrer Bruſt war nur der Anfang ihrer Strafe.

Noch leuchtete ein Abglanz der Begeiſterung, womit Marie zu Alwinen geſprochen, von ihrem Angeſichte, als der Conſiſtorialrath mit finſteren Blicken und zuſammengezogenen Braunen vor ſeine Frau trat. Marie erſchrak, da ſie ihren Mann anſah, und wollte ihn eben fragen, ob etwas vorgefallen wäre; aber er kam ihr mit der Erklärung ſeines Unmuths zuvor, indem er anhob: „Es hat Dir ſchon wieder beliebt, mit Alwine zu zanken; das Mädchen iſt nun einmal das Lamm, welches die Sünden Deines ſtiefmütterlichen Haſſes tragen muß. So ſehe ich mich denn gezwungen, Alwine unter meinen beſonderen Schutz zu nehmen, und fortan werde ich jeden Tadel, jede Rüge, jede unnütze Quälerei für meine Tochter als eine mir zugefügte Beleidigung betrachten. Merke Dir das, ma chère! Es iſt mein Wille, daß Alwine ſo ſei, wie ſie iſt; denn ich bin überzeugt, daß ſie mit ihrer harmloſen Fröhlichkeit einen Mann glücklicher machen und vielleicht früher bekommen wird, als — — —

andere Leute, die mit einer widerlichen Thränenbrühe das ganze Leben verſauern und verſalzen.“

Marie erſtarrte, ſie trauete ihren Ohren nicht. Der Conſiſtorialrath, welcher die ſichtliche Beſtürzung ſeiner Frau fälſchlich deutete, da er wähnte, Marie von ihrem Unrechte überführt und für die Zukunft eingeſchreckt zu haben, dachte: „Es hat gewirkt! Ich muß die Zerknirſchung vollenden; es iſt unter Einem; und ſo fuhr er fort: „Auch will ich Dir nur in Zeiten ſagen, daß alle Machinationen, Alwine fort von hier und aus meiner Nähe zu bringen, fruchtlos ſein würden, auf daß Du Dir nicht erſt vergebliche Mühe machſt. Sie bleibt hier! Die Thüre aber ſtehet für den offen, der ſie an dieſem Platze, worauf ſie das erſte und ein angebornes Recht hat, nicht leiden könnte. —“

Marie ſchwieg noch immer; ihre bleichen Züge waren faſt leblos, ihr Auge erloſch — und nach einer kleinen Pauſe ſetzte der Conſiſtorialrath ſchließlich hinzu: „Alwine iſt ein holdes, liebenswürdiges Weſen, das in die Welt gehört, und für dieſe Beſtimmung gebildet werden ſoll. Die Naturen ſind verſchieden — die Lerche ſingt im warmen Sonnenſtrahl, die Eule aber krächzt ihren kläglichen Todtenruf im nächtlichen Dunkel.“

„Das iſt zu viel!“ ſagte Marie mit bebender Stimme, von dem letzteren Vergleiche im Innerſten empört und durch dieſe heftige Aufregung der Sprache fähig, welche ihr die ſchmerzliche Ueberraſchung dieſer Scene geraubt hatte.

„Großer Gott! Iſt das möglich?“ fragte ſie zum Himmel aufſehend, indem ſie die kalten Hände zuſammendrückte, in denen das Entſetzen bis auf die Fingerſpitzen hinabrieſelte; ihr Herz zerriß.

Der ſeltſame Klang dieſer Frage, ihr ſtaunender Vorwurf erſchreckte den Conſiſtorialrath. Er warf einen Blick, den erſten, ſeit er geſprochen, auf ſeine Frau — und ſah, daß ihr Geſicht mit Todesbläſſe bedeckt war. Erwartend harrete er, ſie würde weiter ſprechen, und nach einer langen Weile der Sammlung begann ſie: „Gewiß würde ich heute noch Dich und Dein Haus verlaſſen, um in tiefſter Einſamkeit mich an den Wunden meines gebrochenen Herzens zu verbluten, hielte mich nicht eine heilige Pflicht zurück. Wiſſe denn: Auch ich bin Mutter! Ein zartes Leben, welches von jedem Schlage Deiner grauſamen Härte getroffen wird, fordert Dich auf, meiner zu ſchonen!“

Sabine öffnete die Thür und ſagte mit beſorgter Miene: „Ach, Frau Conſiſtorialräthinn, wenn Sie doch einmal zuſehen wollten! der Moritz kommt mir krank vor. Er klagte über Kopfſchmerzen und ich habe ihn zu Bette bringen müſſen; jetzt hat er große Hitze.“ Marie ging betäubt hinüber.

Der Conſiſtorialrath ſtand wie vom Blitze getroffen; auf dieſe Vertheidigung ſeiner Gattinn war er nicht gefaßt geweſen. Sie hatte kein Wort geſagt, Alwinen zu widerlegen; aber ein Gefühl der ſtärkſten Art ſprach laut für ihre Unſchuld und drückte ihn beſchämend zu Boden. Er wollte ihr nacheilen, ſie in ſeine Arme ſchließen, tauſendmal um Verzeihung bitten, und jede zugefügte Wehthat mit erneuerter Liebe ſühnen; er kämpfte lange, allein er blieb dennoch.

Marie ſaß indeß an dem Lager des kleinen Kranken, der mit glühenden Lippen leiſe Worte flüſterte, und von dem Jünglinge zu Nain phantaſirte.

Der Abend dunkelte bereits und des Mondlichts bleicher Glanz ſchimmerte durch die herabgelaſſenen Vorhänge der Kinderſtube. Mit trockenen Augen ſtarrte Marie in ſein magiſches Schattenſpiel auf den weißen Wellen des Bettchens; ihre Hand hielt die brennende des Knaben umſchloſſen.

Der Conſiſtorialrath, dem eine beſondere Aengſtlichkeit in Krankheitsfällen eigenthümlich war, ging ab und zu und wendete ſich dann im Geſprächstone, als wäre nichts vorgefallen, fragend oder mittheilend an ſeine Frau, deren Aufmerkſamkeit ſtill auf das Kind gerichtet war.

Hofrath Sebaſtian kam noch ſpät, vom Conſiſtorialrath ſelbſt geholt, den eine quälende Unruhe, worin Gewiſſensbiſſe ſich mit väterlicher Beſorgniß um ſeinen einzigen Sohn miſchten — raſtlos umhertrieb. „Wir können jetzt noch nichts ſagen,“ meinte der alte Arzt auf die Anfrage des Conſiſtorialraths; „die Krankheit ſoll ſich noch ausbilden; aber ſie nimmt einen raſchen Anlauf — der Kleine fiebert heftig.“ Er erließ ſeine Verordnungen und wünſchte gleichmüthig gute Nacht. Doch für Marien ſchlich ſie bange und langſam vorüber. Sie wachte und ſorgte, daß nichts verſehen würde, und vergebens ward ſie von Sabinen, die den Zuſtand ihrer Gebieterinn kannte, beſchworen, ſich auf einige Stunden die Ruhe des Schlafes zu gönnen, der ihr ſo nothwendig wäre. Marie ſchüttelte verneinend den Kopf und antwortete: „Ich würde nicht ſchlafen können. Mit offenen Augen träume ich — ach Sabine! ich träume ſchwer — und nur der Tod kann mich wecken.“

Sabine ſchluchzte in ihre Schürze, und glaubte, die Angſt um das kranke Kind habe aus dieſer hoffnungsloſen Aeußerung geredet.

Als am anderen Morgen Hofrath Sebaſtian wiederkam, ſchien er bei Mariens Berichte über das Befinden ſeines kleinen Patienten während des Verlaufs der verwichenen Nacht etwas bedenklich. Mit ſchweigendem Ernſte prüfte er die

Zeichen der Krankheit, dann ſagte er: „Hm! es iſt ein hitziges Fieberchen, mit einer verdammt nervöſen Phyſiognomie!“

Marie ſchauderte zuſammen, und der Arzt fuhr mit jener unempfindlichen Ruhe, der Frucht des Alters und der Gewöhnung an das Grauen der Gefahr, fort: „Es ſind viele Menſchen krank, wie immer in dieſer Jahreszeit. Dazu die unbeſtändige Witterung — ich wurde gegen den Anbruch des Tages zu der Frau eines meiner Collegen gerufen, welche gefährlich darnieder liegt. Ich transpirirte gelinde, allein es half nichts, ich mußte heraus, wie ſauer es mir auch ankam. Die feuchte Morgenluft durchgriff mich kalt; mir iſt ganz flau ſeitdem.“ Er gähnte und nahm Priſe auf Priſe.

„Darf ich fragen,“ hob Marie an, in welcher eine ahnungsvolle Theilnahme erwachte, „wer ſo krank geworden?“

„Die Doctorinn Dante,“ antwortete der Hofrath, und die Altersſchwäche ſeines Gedächtniſſes ließ ihn vergeſſen, in welch genauer Beziehung Marie zu der Erſteren geſtanden. „Sie leidet an einer Bruſtentzündung,“ fügte er hinzu, „und mein Herr College hat beſſere Hoffnung für den Ausgang als ich. Doch iſt es klüglich von ihm gehandelt, daß er dieſe zweifelhafte Cur nicht allein fortzuſetzen wagt; denn wenn das Familienintereſſe ſich in die mediciniſchen Urtheile und Maßregeln miſcht, ſo läuft nicht ſelten der Kopf des Arztes mit dem Herzen des Ehemannes, Bruders oder Vaters davon.“

„Gott im Himmel!“ rief Marie erſchrocken, „und ich kann nicht fort!“

Bei dieſem Ausrufe, der auf ein vertrauliches Verhältniß, wie auf den Drang der Freundſchaft ſchließen ließ, beſann ſich der Hofrath, wie nahe dieſe Nachricht die Conſiſtorialräthinn angehen müſſe. „Ja," ſagte er, „es fällt mir ein, Sie kennen einander genau und waren ehedem Hausgenoſſen; ganz recht! Die Gedanken fangen an, mir abzugehen."

Auch der folgende Tag verfloß in peinlicher Ungewißheit. Die Domeſtiken ſchlichen leiſe und traurig umher, der Conſiſtorialrath, zu keinem Geſchäfte aufgelegt, fand nirgend ſeines Bleibens, nur Marie wich und wankte nicht von des Kleinen Krankenbette; ihr Herz hielt ſtandhaft dem Schmerze ſtill, für den es kein Entfliehen gab.

Am dritten Abend ſchlug der Knabe die Augen auf; ſein Blick zeigte, daß er ſich bewußt wäre. Marie war allein bei dem Kranken, ſie beugte ſich über ihn und fragte mit einem wehmüthigen Lächeln: „Kennſt Du mich, mein liebes Kind?"

Moritz nickte ſchwach, er hob die matte Hand, um die mütterliche Wange zu ſtreicheln, und als er darauf das Naß einer herabrinnenden Thräne fühlte, ſagte er: „Weine nicht, Mutter! der Herr Jeſus wird mich ſchon wieder aufwecken, wenn ich ſterbe."

„O mein Kind!" ſeufzte Marie mit jammernden Tönen, „könnte ich doch mit Dir ſterben!"

Der Knabe ſchmiegte ſich in Mariens Arm und wiſperte leiſe: „Mutter! ich fürchte mich doch vor dem Grabe — wenn es nur nicht ſo tief wäre!"

„Du wirſt es nicht ſehen!" ſagte Marie tröſtend und doppelſinnig. „Ach!" ſprach er ächzend, „ich falle immer, wenn ich die Augen zumache; halte mich, liebe Mutter, daß ich nicht falle!" „Du fällſt in Gottes Hand, mein geliebtes Kind," ſagte Marie mit Weihe, und drückte das Haupt des ſterbenden Knaben an ihr gepreßtes Herz.

Der Hofrath Sebaſtian trat ein, er betrachtete den kleinen Kranken, der ſchon wieder ohne Bewußtſein war, ſtumm und lange, dann ſagte er: „Bereiten Sie Ihren Herrn Gemahl vor, Frau Conſiſtorialräthinn, der Kleine wird ſchwerlich den Morgen erleben. Er dauert mich ſelbſt, der prächtige Junge! aber hier war alle Hülfe vergebens.“

Sonſt wird gewöhnlich ſolch ein Todesurtheil aus dem Munde des Arztes dem ſtärkeren Manne zuerſt mitgetheilt, auf daß ſeine liebende Schonung es dem Faſſungsvermögen des ſchwächeren Weibes anpaſſe; aber vielleicht hielt der gute Hofrath, nach gemeiner Erfahrung, dieſe Fürſorge bei einer Stiefmutter für überflüſſig. Doch als Marie bei dieſem Ausſpruche des Schreckens das geiſterbleiche Geſicht zu ihm aufhob, erſchrak er vor ihren entſtellten Zügen, und fühlte ſich von Mitleid und Bewunderung für dieſe ſeltene Stellvertreterinn durchdrungen.

Als der Morgenſtern unterging, erloſch auch das junge Leben, um in ſchönerer Klarheit aufzugehen. Der Knabe verſchied in Mariens Armen, und hauchte ſeinen letzten Seufzer an ihrem Buſen aus.

Der Septembertag röthete ſich. Die Sonne ſtrahlte ſo hell und heiter aus dem unbewölkten Dunkelblau des Aethers, als hätte ſie nur Glückliche zu beſcheinen. Marie ſchlich mit müden, erſchöpften Schritten in das einſame Wohnzimmer; der Conſtorialrath, untröſtlich in ſeinem Vaterſchmerze, hatte ſich in ſeine Studirſtube verſchloſſen. Das herbſtliche Sonnenlicht blendete Mariens verwachte und verweinte Augen. Sie legte das ſchwere Haupt in die bergende Hand. Es war ihr unausſprechlich weh und bang zu Muthe, und doch ſtillte ein mehr empfundener als gedachter Troſt ihren ſehnſüchtigen Gram. Nie fühlen wir unſeren Zuſammenhang mit einer Zukunft jenſeit dieſes Zeiten- und Erdenraumes und die Ewigkeit unſerer liebenden Verbindungen mit mehr Gewißheit, als an den Sterbebetten derer, die uns theuer waren! Da ziehet das mächtige Band, welches Welten und Herzen an einander bindet und das der Tod nicht trennen kann, unſere Liebe fort über die geheimnißvolle Grenze, vor welcher der Begriff zurückbleiben muß; und während das Grauen vor der irdiſchen Zerſtörung einer trauten Geſtalt unſere Bruſt erſchüttert, wird ſie von himmliſchen Ahnungen gehoben!

Mariens Trauer war tief, aber ſanft und ſtill. Der Tod ihres lieben Pflegekindes hatte neben einer friſchen, vergifteten Herzenswunde eingeſchnitten, welche mit verzehrendem Schmerze brannte, als das Weh, was Gottes unerforſchlicher Rathſchluß verhängte. Das herbe Abſcheiden eines ſo lieben, hoffnungsvollen Kindes wurde ihr durch das Bewußtſein gemildert, daß ſie ihm eine treue Mutter geweſen, und als der Knabe an ihrem Buſen entſchlief, um hier nimmer zu erwachen, war es ihr, als ob ſie ihn, wie damals — ſeiner Mutter brächte, und das entzückte Lächeln der Verklärten ſähe. Es ſchlug neun Uhr. Jetzt begann ein dreifaches Geläute an dem anderen Ende der Stadt, und nun fielen auch die Glocken der nahen Hauptkirche ein. Der melancholiſche Schall dieſer Klänge weckte Marien aus dumpfem Hinbrüten. Von einem Fröſteln durchſchauert, fuhr ſie empor und trat an das Fenſter, wo der Anblick unveränderter Gegenſtände und des gewöhnlichen Treibens einen ſchneidenden Contraſt zu dem Wandel und Wechſel ihrer letzteren Erfahrungen abgab.

„Wiſſen Sie es ſchon?“ fragte die eintretende Sabine mit Klagetönen, „die Frau Doctorinn iſt nun auch geſtorben! heute früh um drei Viertel auf fünf Uhr; es hat recht mit ihr geeilt.“

Marie ſtieß einen leiſen Schrei des Schreckens aus, und Sabine fuhr fort: „Eben begegnete mir, als ich den Sarg für unſer Moritzchen zu beſtellen ging, die Bohne — das Laufmädchen der Frau Judith; die weinte ganz erbärmlich, als ſie es mir ſagte, und ob ich auch nachgerade an unſerem eigenen Harme genug hätte; ſo betrübte mich doch dieſer Todesfall in der Seele! — Wenn man Jemanden ſo gut gekannt hat — hören Sie, Frau Conſiſtorialräthin, das Geläute in der Niederkirche? Das gilt ihr!“

„O Du mein Gott!“ ſagte Marie, und rang wie in verwunderungsvollem Jammer die Hände, „Sie iſt todt! — und ich! — ich lebe noch!“

„Dem Himmel ſei Dank dafür!“ erwiederte Sabine, „doch wenn das ſo fortgeht, und ein Schlag nach dem andern auf Ihre ſchwache Geſundheit einſtürmt, was ſoll am Ende daraus werden? Nichts Gutes ſicherlich!“

Mariens Lippen zuckten krampfhaft, ſie ſtemmte ſich gegen die Lehne des Stuhls, und ihr Geſicht verblich wie das einer Sterbenden. Sabine ſchrie laut um Hülfe, man trug Marien zu Bette; und als ſie daſſelbe verließ, war ihr Verluſt nicht nur ein betrauertes Kind, ſondern auch — eine mütterliche Hoffnung.

Seit dieſer traurigen Kataſtrophe war eine Woche verfloſſen, und Mariens tieferſchöpfte Kräfte fingen an, ſich ein wenig zu erholen. Der heftige Sturm ihrer Körper- und Seelenleiden hatte ſich in jene düſtere Stille und Abſpannung verloren, worin wir uns des erlittenen Unglücks bewußt ſind, ohne es länger empfinden zu können. Sie ſaß in einem Armſtuhle am halbgeöffneten Fenſter, und blickte mit ſchwermüthigem Sinnen den flatternden Sommerfäden nach, welche ihr zartes, ſilbernes Geſpinnſt durch die klare Herbſtluft woben. Der Conſiſtorialrath war mit Alwinen ſpazieren gegangen.

Da klopfte es, der Rector Michaelis trat herein, und lächelte der Kranken erfreut, aber wehmüthig zu. Marie gedachte jener Stunde, in der dieſer redliche Freund ihr den Heirathsantrag ihres Mannes zu bringen kam, und ſie auch krank und allein fand. Bei dieſer flüchtigen Erinnerung glitt ein Schauer über ihre Nerven; allein heute konnte die freundſchaftliche Beredtſamkeit des Rectors ſie, die hart Gebundene, nicht mehr in Feſſeln legen, und ſo begrüßte ſie ihn mit dem Ausdrucke des Vergnügens und der Hochachtung; denn ſie ſchätzte ihn ſehr. „Nun, da iſt ja unſere liebe Kranke!“ ſagte er mit theilnehmender Herzlichkeit, und küßte Mariens ſchneeweiße Hand, „Gottlob! Ich habe großen Kummer um Sie getragen, theure liebe Frau! Sie haben viel überwunden, ſeit wir uns das letzte Mal geſehen haben. — —“

„Und das iſt lange her! —“ antwortete Marie mit dem Tone eines milden Vorwurfs, indem ſie den angeregten Schmerz hinter einem Lächeln verbarg, und hinzuſetzte: „Mein Mann iſt auf mein Zureden einmal ins Freie gegangen, er bedarf der Bewegung und friſchen Luft. Sie werden nun ſchon ein wenig bei mir aushalten müſſen, wenn Sie ihn erwarten wollen.

„Mein Beſuch gilt nur Ihnen!“ erwiederte der Rector mit ernſthafter Verſicherung, „denn ich zürne auf Sonnes! Auch komme ich nur, weil ich wußte, daß ich Sie allein finden würde. Meine Eugenie war dem Conſiſtorialrath und Alwinen an Gerbers Ecke begegnet, und ſagte mir, daß ſie den Weg nach Bergau zu gegangen wären. So können ſie wohl ein Stündchen und noch länger ausbleiben.“

„Ich würde ſchmerzlich bedauern,“ ſagte Marie zwiſchen Angſt und Neugier, „wenn ein unſeliges Mißverſtändniß mich des letzten Freundes beraubte, dem ich vertrauen darf.“

„Ja, das dürfen Sie wahrhaftig!“ verſetzte der Rector in der Sprache biederer Zuverläſſigkeit, „und darum komme ich Sie zu bitten; denn ich kann die Ungewißheit nicht länger ertragen, welche mich beunruhigt. — Es wäre vielleicht nöthig, daß Ihre körperliche und geiſtige Angegriffenheit von ſolchen Geſprächen verſchont bliebe; allein ich weiß, wie ſtark Sie, liebe, kleine Frau, ſein können. Zudem iſt die Zeit koſtbar, und die Gelegenheit, uns bald wieder einmal ohne Zeugen ſprechen zu können, zweifelhaft: deshalb darf ſie nicht ungenutzt vorübergehen. Hören Sie mich alſo mit Ruhe und Faſſung an! — Ich war der Vermittler des Conſiſtorialraths, als er ſich um Sie bewarb, und Gott iſt mein Zeuge, daß die Wärme, womit ich in dieſer Angelegenheit handelte, aus der Ueberzeugung floß, Sie würden glücklich mit einander ſein. Nächſtdem, — o meine Freundinn, laſſen Sie mich ganz aufrichtig reden! — wäre ich beſorgt für Sie geweſen, die ich ſchon damals achtete — und hätte für meinen braven Doctor gezittert, der nun frei iſt — wenn Ihr gegenſeitiges Verhältniß, wie rein und ſchuldlos dies auch war, länger gedauert hätte. Ein unbefriedigter Ehemann iſt niemals der paſſende Schutzfreund für ein Mädchen, in welchem er das Idol ſeiner frühen verfehlten Wünſche verehrt. — Ich glaubte mich alſo zu Ihrem und ſeinem Retter berufen, und zum Wortführer meines Freundes verpflichtet, als dieſer mir ſeine Abſicht eröffnete, und um meine Fürſprache bat. Mein Wille war gut, aber vielleicht nicht vorſichtig genug. Ich vergaß, wie viel der arme Menſch wagt, wenn er in das Rad des Schickſals eingreift, ihm einen andern Umſchwung zu geben. Sie ſind nicht glücklich, theure Frau! doch Sie dulden ohne Klage. O ziehen Sie den Schleier von der wunden Seele und laſſen Sie mich ſehen, von welcher Seite die Pfeile Ihres Kummers auf Sie eindringen; denn Ihr eheliches Unglück drückt mich gleich einer Schuld!“ Bei dieſen letztern Worten hatte der Rector Mariens Hände erfaßt, und drückte ſie mit bekümmerter Innigkeit.

Ein ſchwaches Roth belebte Mariens entfärbte Wange, da ſie antwortete: „Mein Mann hätte gar nicht mehr heirathen ſollen, oder eine Frau, die etwas leichtſinnig wäre. Glauben Sie mir, liebſter Freund, dieſer Fehler würde der Zufriedenheit meines Mannes beſſer gefrommt haben, als die Fülle der Tugenden, welche ich mir wünſchte, um meine Pflicht gegen ihn und ſeine Kinder auf das umfaſſendſte erfüllen zu können. Er ſieht die Stiefmutter in mir — er würde ſie in Jeder ſehen, die keine Heuchlerinn wäre, oder ſich dieſem verhaßten Vorurtheile dadurch entzöge, daß ſie Alwinen unbekümmert verderben ließe; denn von dieſer iſt nur die Rede. Die kleine, liebliche Lina iſt kein Gegenſtand für ihres Vaters Sorgfalt, und meinen guten Moritz —“ hier brach Marie in heißes Weinen aus, „nun den hat Gott aufgehoben!“

Der Rector wendete das feuchte Auge ab, und ſchwieg erſchüttert. Dann ſagte er, und eine zornige Bitterkeit verdrängte die Wehmuth ſeines Mitgefühls: „Alwine gefällt mir nicht; ſie iſt im höchſten Grade arrogant, eitel, und auf dem Wege, eine Närrinn zu werden. Der Vater ſcheint für das Töchterchen blind eingenommen, und ich glaube gern, daß Sie, meine arme Freundinn, in dieſer Beziehung einen ſchweren Stand haben mögen. Die Welt aber urtheilt ganz anders. Sie mißt Ihnen einen eiferſüchtigen Haß gegen das Mädchen bei, und beklagt den Conſiſtorialrath, der ſich dabei zwiſchen Thür und Angel befinde. Ihre ehelichen Diſſonanzen waren ſchon lange, und das darf Sie nicht befremden, Liebe, das Geſpräch der Stadt; aber es beruhete nur auf Vermuthungen; denn wer ſelbſt über ſeine zarteſten Verhältniſſe ſchweigt, dem kann der Tadel des Rufes nie ganz nahe beikommen. Da giebt vor acht Tagen Ihres Mannes auffallende Anzeige von dem Tode ſeines Kindes in den Zeitungen dieſem ärgerlichen Geſchwätze eine Authenticität, worüber ich erſtarre. Er kann dieſe unſeligen Zeilen nur im Wahnſinne des erſten Schmerzes geſchrieben haben. Indem er vergißt, daß er ein Verkündiger des Evangeliums iſt, und durch das Beiſpiel religiöſer Faſſung lehrreich und erbaulich werden ſollte, klagt er die Vorſehung an, daß ſie ihm einen Theil ſeines Glückes geraubt habe; denn dies fände er in ſeinen Kindern, deren Beſitz ihm nur allein die Bitterkeiten der Lebensverhältniſſe verſüßen könnte. — Da ſteht es ja deutlich und gedruckt! ſagten die Leſer, und vor Aerger hätte mich der Schlag rühren mögen! — Nachdem ich ſogar meinen Barbier darüber ſprechen hörte, nahm ich Hut und Stock. Wo willſt Du hin? fragte meine Frau, und hielt mich zurück. Ich will dem Conſiſtorialrath tüchtig den Kopf waſchen, daß er alle Caffee- und Theetiſche mit zureichendem Klatſchſtoffe verſehen, und ſeine bedauernswerthe Frau vor das hochnothpeinliche Zungenricht gebracht hat, gab ich ihr zur Antwort. Bedenke, lieber Mann, wendete meine gute, beſonnene Babet ein, daß er heute ſein Kind, ſeinen einzigen Sohn, begräbt, und dieſe herzzerreißende Aufgabe ſpreche Dein Mitleid, Deine Schonung an. Auch würde er für Vorwürfe unzugänglich ſein, darum warte eine beſſere Zeit dazu ab. — Meine Frau hatte Recht, und ich blieb, obgleich es mir nicht leicht ward, den Verdruß über dieſe folgenſchwere Unbeſonnenheit zu verſchlucken.“

Es war, als ob der Reiz des Aergers, den dieſe offene Erklärung hätte anregen können, in Marien gänzlich erſtorben wäre, ſo leidenbruhig blieb ihr Geſicht bei des Rectors heftiger Rede. Sie lächelte und ſagte mit Reſignation: „Die Welt, deren Urtheil und Meinung Sie um meinetwillen beſorgt macht, liegt außerhalb dem Kreiſe meiner Wünſche und Sorgen. Könnte ich nur in der Heimath meines Herzens ruhig ſein, wie vormals, möchten die Menſchen mich immerdar verkennen! Was liegt daran? Fern von ihrem Gewühle gehe ich den ſtillen Gang des Lebens. Ach! möchte er mich bald zum Ziele führen — an das Grab! — —“ Sie bedeckte die überfließenden Augen. „Nicht doch! meine liebe, traurige Freundinn!“ antwortete der Rector gerührt, „das iſt kein chriſtliches Verlangen. Die Bilder unſerer Pilgerreiſe wechſeln bei jedem Schritte, und der Fuß, den heute Dornen verletzen, kann morgen über Blumen wandeln. Muth, Muth! liebe Gebeugte! es wird einmal beſſer werden. Sie zweifeln daran? Kann Ihr Mann den Werth ſeiner Gattinn nicht richtiger einſehen und ſchätzen lernen? Kann Alwine ſich nicht ändern? Können Sie ſelbſt nicht endlich die Mittel auffinden, wodurch dieſe wohlthätigen Veränderungen bewirkt würden?“

„Mein Mann,“ erwiederte Marie, und ihre Gemüthsſtimmung erhöhete ſich, während ſie ſprach, „hat mein Vertrauen von ſich entfernt, und ich fürchte — auf ewig. Er hat dieſem Herzen, das nichts gegen ihn verbrach, allzuwehe gethan. Ich würde mich jetzt, da Schmerz und Gram das Band aufgelöſet haben, womit das Muttergefühl mich an den Vater meines Kindes knüpfte, unbedenklich von ihm trennen, wie fürchterlich mir auch ſolch ein Schritt erſcheint, wenn nicht Gründe, deren moraliſche Erheblichkeit jenem Einwurfe der Natur das Gleichgewicht hielten, mich nöthigten, in einer Lage auszuhalten, die mich ſchnell genug aufreiben und von eben ſo großen als unverſchuldeten Leiden befreien wird. Würde die Scheidung von einer Frau, deren ganzes Vergehen in dem Kummer über ihres Mannes unbegreifliche Verblendung beſteht, und in der Thräne, die ſie einſam vergießt — würde, ſage ich, dieſe Scheidung dem Rufe eines Mannes, den er als Geiſtlicher vorzüglich zu ehren und zu behaupten verpflichtet iſt, nicht nachtheilig ſein? — und doch war er es, der unter drohenden Andeutungen auf die Möglichkeit hinwies. O Gott!“

Der Rector ſtand wie eine Bildſäule; nur dieſe Stellung und das Erſtarren ſeiner Mienen ſprach den Schrecken und den Antheil aus, womit er Mariens Geſtändniſſen zuhörte —; dieſe aber fuhr fort: „Und dann müßte ich meine kleine Lina, unſer jüngſtes Kind, aufgeben, die Stiefmutter hat kein Recht an das geliebte. Allein ich will es mir erwerben durch Leiden und Geduld. Und endlich iſt ein Schlag gefallen, der mir den Rückweg in meine vorigen Verhältniſſe, die mir ein tröſtliches Aſyl gewährt haben würden, auf immer verſperrt. Clotilde iſt todt — — ich — —“

„Reden Sie nicht aus, meine Freundinn!“ bat der Rector in großer Bewegung, „ich weiß, was Sie ſagen wollen. Dieſer Tod hat mir den unruhigſten Tag und die ſchlafloſeſte Nacht meines Lebens gemacht. O! der thörichten Geſchäftigkeit der Menſchen, welche ſo gern dem langſam weiſen

Gange des Schickſals vorgreift! Solche Erfahrungen lehren demüthig ſein und bedingen ſelbſt unſern Glauben an die Vernünftigkeit einer Einmiſchung in die Wege der Vorſicht. Da ſtemmt ſich ein harter Vater, eine vorurtheilsvolle Mutter, ja ein ganzer Verein von Autoritäten gegen eine liebende Verbindung und ſagt: Es darf nicht geſchehen; denn die Leutchen würden ſich nur unglücklich machen. Die Gründe zu dieſer Weigerung liegen klar vor Augen; doch die Leidenſchaft iſt blind, ſie ſieht davon nichts. Endlich hat die Liebe geſiegt und — die Heirath iſt über Erwarten wohl gerathen. Die fürchterliche Prophezeihung aller Erleuchteten und Klugen wird an der ruhigen Friedlichkeit dieſer Ehe zu Schanden. Ein andermal erhebt die Welt das Glück einer Wahl, deren weſentliche Vortheile Jedem einleuchten, bis in den Himmel, und eine Kleinigkeit, an die Niemand dachte, begräbt es in den tiefſten Schlund der Hölle! — Und doch dünken wir uns die Herren des Geſchicks, und vermeſſen uns ſogar, es leiten zu wollen! — Arme, unglückliche Marie! hätten Sie einige liebenswerthe Tugenden weniger, ein paar Fehler mehr, dazu ein lügenhaftes Lächeln, Sie würden wenigſtens ein Leben ertragen können, das Sie ſo erdrücken muß.“

„Denken Sie jedoch nicht allzugut von mir, mein lieber, gütiger Freund!“ erwiederte Marie, indem ſie mit erglühenden Wangen das lobende Beileid des Rectors von ſich abzulehnen ſuchte. „Ich bin es der Aufrichtigkeit ſchuldig, dieſe geheime Beichte mit einem Bekenntniſſe zu beſchließen, womit ich vielleicht hätte anfangen ſollen. Ich bin unglücklich, ja! aber nicht ſchuldlos, wie Sie glauben mögen. Der ſtille, ſüße Frieden meines Herzens, welcher mich ſelbſt in der troſtloſeſten Kataſtrophe meines Lebens, an der Todtenbahre meiner Mutter, vor der Verzweiflung ſchützte, iſt mir verloren; ich habe ihn verwirkt, und nichts iſt mir geblieben, als das Bewußtſein meines Elends. Mein Kopf iſt ſo geſchwächt, die Gedanken verwirren ſich mir oft ſo wunderlich — ich weiß kaum mehr, wo ich fehle, und wo dies nur von mir geglaubt ward, ohne daß ich es verdiente. Ich liebe Alwine nicht — ich vermag nicht, ſie zu lieben; aber neben dieſer ſchmerzlichen Anklage darf das Zeugniß gelten, daß ich ihr um ſo gewiſſenhafter Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Ihr Erſcheinen durchzückt mich gleich einem Schreck, ich werde mich nimmer an ihren Anblick gewöhnen; ihre Mienen ſchneiden in meine Seele, ihr Blick dringt mit der Spitze des Dolches in meine Bruſt, und der Ton ihrer Stimme greift wie ein verletzender Mißlaut in meine Empfindungen. — Jetzt," ſchloß Marie leiſe und furchtſam, als erwarte ſie ein richterliches Urtheil des Rectors, „können Sie mein Verhältniß ermeſſen!"

Der Rector ſah betrübt zu Boden. Er antwortete: „Ja, das iſt nun freilich ſehr traurig, und der dichteriſche Gedanke drängt ſich mir auf: glücklich allein iſt die Seele, die liebt! — Er mag es zwar noch ein wenig anders gemeint haben, der gute, alte Herr in Weimar —; aber die Wahrheit dieſes Satzes paßt auch auf die Liebe, welche Seele und Gemüth milder, als die Flamme der Leidenſchaft verklärt. Ich muß Sie beklagen, meine Freundinn, und kann Sie nicht verdammen. Ihr Widerwille gegen die Tochter ihres Mannes iſt gewiß durch die fehlerhafte Eigenthümlichkeit derſelben, wie durch das unkluge Verfahren des Vaters ſehr gerechtfertiget; er mag ferner auf dem geheimnißvollen Grunde beruhen, in deſſen unerforſchter Tiefe die Quellen der Liebe und des Haſſes entſpringen; aber dennoch iſt er ein Unglück für Sie.

Ich habe wenig Troſt, theure Frau! ich weiß keinen Ausweg — aber Gott wird ihn wiſſen! Wir wollen ihn vertrauensvoll walten laſſen. Sein Sie doch ein wenig getroſt! Ich kann ja ſonſt nicht fort von hier. Und ſehe ich künftig einen Heirathsſtifter Geſchäfte treiben, ſo werde ich ihm rathen, ſich dieſe gefährliche Mühe zu erſparen.

So viel iſt gewiß, ich ſtifte keine Ehe mehr; könnte ich nur jetzt und für immer Frieden ſtiften!«

Marie reichte dem Rector die Hand, als wolle ſie ihm damit die ſtille Verſicherung geben, daß ſie dieſem Wunſche nicht entgegen ſein wolle; und jetzt wurde der Rector eiligſt nach Hauſe gerufen, wo Doctor Dante ihn in einer dringenden Angelegenheit, die keinen Verzug leide, ſprechen wolle.

Marie blickte ihm ſeufzend nach; doch fühlte ſie ſich nach dieſer Unterredung mit dem treuen theilnehmenden Freunde ein wenig erleichtert. Sie nahm ſich vor, ihr Betragen gegen Mann und Tochter ſehr ſorgſam zu bewachen, auf daß jeder Anlaß zu neuen Mißverſtändniſſen vermieden würde.

Am folgenden Morgen fuhr der Conſiſtorialrath in die Seſſion; Alwine, deren ſcheues Gewiſſen die Nähe der Stiefmutter floh, wenn ſie ſich nicht von der Aegide der väterlichen Gegenwart geſchützt und bedeckt ſah vor jedem möglichen Vorwurfe der Schwergekränkten, war ausgegangen, und Marie ſaß mit einer leichten Handarbeit mechaniſch beſchäftigt, und betrachtete das Spiel der kleinen Lina, welche, mit der äffiſchen Zärtlichkeit eines Kindes, ein defectes Püppchen hätſchelte und hudelte. Zuweilen glitten ihre düſtern Blicke über dies Miniaturbild der Mütterlichkeit in den Winkel hinüber, wo der ſelige Moritz geſpielt hatte. Der Nachlaß von Spielſachen war ſchon an ſeinem Todesmorgen auf Befehl des Conſiſtorialraths hinweggeräumt worden, der ihren Anblick nicht auszuhalten vermochte; aber Marie hatte ſie und ihren Erblaſſer leibhaft vor Augen. Sie ſah ihn noch immer die bleiernen Armeen in Schlachtordnung ſtellen, und hörte die Commandoſtimme des kleinen Feldherrn, welche nun verſtummt war. Da ward ſie in dieſen ſchwermüthigen Rückerinnerungen durch den Eintritt der Frau Judith geſtört. Die Züge der Jüdinn hatten den Ausdruck einer feierlichen Trauer und ernſter Wichtigkeit. Sie nickte wiederholentlich mit dem Kopfe, weil es ihr an Athem zu einem grüßenden Worte fehlte, und näherte ſich, die welke Hand ausſtreckend, langſam Marien, die ihr entgegen lächelte. Frau Judith ſank erſchöpft in einen Stuhl und ſagte: „Man ſieht es Ihnen an, was Sie gelitten haben, Frau Con — — nun, ich will bei dem lieben Namen Marie bleiben, wenn Sie es ſo haben wollen; ich ſehe Sie ja doch wie meine Tochter an. Wir wollen aber ein andermal von Ihren Verluſten ſprechen, ich bin heute ſelbſt ſo ſchwach und matt, daß ich mich kaum auf den Füßen halten kann. Was die Erde bedeckt, das muß der Menſch vergeſſen, und Traurigkeit tödtet viel Leute, und dienet doch nirgend zu. — Sie können leicht denken, daß ich in der letztverfloſſenen Zeit auch nicht auf Roſen gegangen bin. Wo Krankheit und Leichengeruch in einem Hauſe iſt, da gehet es trübſelig her. Und jetzt bringe ich Ihnen einen Abſchiedsgruß — — —“

„Von Clotilden?“ fragte Marie mit ſchmerzlichen Tönen, „ſo ſollte ich ſie nicht wiederſehen!“

„Nein, liebe Marie!“ antwortete Frau Judith, „die Doctorinn war die kurze Zeit, daß ſie darnieder lag, nur auf Augenblicke bei Sinnen, und ſpräche ich, ſie hätte mir einen Gruß an Sie aufgetragen, ſo wäre dies eine Lüge, wie mir geſtern meine alberne Bohne aufſchwatzen wollte.

Ich ſchickte nämlich das einfältige Ding mit einer Taſſe voll Eingemachtem zu der Vögerle — Sie werden ſich ſchon auf die Frau beſinnen können, liebe Marie! Ihr Mann iſt der lange Joſua, der mit Battiſt handelt. Die Vögerle lag im Kindbette und hatte eine ſchwere Geburt gehabt; man zweifelte, daß ſie ſich noch einmal erholen könne. Da kommt die Bohme mit der vollen Taſſe zurück und ſpricht weinerlich: ſie war ſchon verſchieden, die Frau Vögerle, und läßt ſich Ihnen noch vielmals beſtens empfehlen."

Marie lächelte; doch fragte ſie ſchnell mit ungeduldiger Erwartung: „Wer aber läßt mich denn zum Abſchiede grüßen, liebe Judith?"

„Der Doctor ſelbſt! er iſt fort, über alle Berge;" gab die Jüdinn ſeufzend zur Antwort.

„Der Doctor? fort? und auf immer? fragte Marie abermals, und eine geiſterhafte Bläſſe ergoß ſich über ihr Geſicht.

„Das weiß ich nicht, und kann alſo auch keine nähere Auskunft darüber geben," verſetzte Frau Judith mit Achſelzucken und ſah Marien beſtürzt an. „Er hat," fuhr ſie fort, „mir die Miethe auf ein Jahr vorausbezahlt, und mir die Sachen, wie ſie ſtehen und liegen, in Verwahrung gegeben. Iſt er binnen dieſer Zeit nicht zurückgekehrt, dann will er mir nach ihrem Verlaufe, oder im Falle daß ich ſterbe, meinen Erben Nachricht von ſich geben."

„So macht er wahrſcheinlich eine große Reiſe zu ſeiner Zerſtreuung!" ſagte Marie mit ungewiſſer Vorausſetzung, nachdem ſie ſich mühſam von ihrem Schrecken und Erſtaunen erholt hatte.

„Vermuthlich!" entgegnete die Jüdinn, „er hat mir jedoch das Nähere nicht anvertraut; ich aber will Ihnen Alles von Anfang erzählen." Hierauf ſetzte ſie ſich wie zu einem Anlaufe des Vortrags zurecht, und begann: „Sie wiſſen, daß die Doctorinn, ſo lange wir ſie kennen, gepipt und gekränkelt hat; es war weder Kraft noch Saft in ihr. Sie mochte wohl einen heimlichen Feind mit ſich herumtragen. Endlich brach das Uebel aus, und mit großer Heftigkeit. Der Doctor benahm ſich wie ein rechtſchaffener Ehemann, er kam Tag und Nacht nicht von dem Bette ſeiner Frau. Als ſie todt war, ging ich hinauf zu ihm, wie es für die Hauswirthinn ſchicklich iſt. Er ſah abgehärmt und verfallen aus, wie ein Schatten; doch zeigte er eine männliche Faſſung. Der Rector Michaelis und ſeine Frau beſorgten das Begräbniß, und der Doctor hatte ihnen Vollmacht gegeben, alles nach ihrem Gutdünken einzurichten. Die Tage darauf ging er wenig aus, ein paar Mal nur wurde er auf das Land geholt. Vorgeſtern, gegen Abend, als ich gerade auf der Hausflur bin, kommt ein großer Mann, von bleichem Ausſehen, in einen weiten Mantel gehüllt, zur Thüre hereingeſtürmt und ſauſet wie ein Windſtoß an mir vorüber, ohne mich zu grüßen. Es fiel mir auf, denn Unſereins iſt doch an ein Bischen Reſpect gewöhnt — und ich dachte: das muß ein Vornehmer ſein. Er blieb den ganzen Abend bei dem Doctor, und geſtern kam er zeitig wieder. Die Bohne hatte gehört, daß der Doctor im Herabkommen von der Treppe den Fremden Du genannt. In der Mittagsſtunde ließ mich der Doctor um einen kleinen Beſuch bitten, weil er etwas ganz ungeſtört mit mir zu ſprechen hätte. Er empfing mich in ſeinem Arbeitszimmer und ſetzte ſich zu mir auf das Sopha; dann ſagte er: „Ich will Ihnen nur anzeigen, Frau Judith, daß ich morgen in aller Frühe auf eine lange, unbeſtimmte Zeit von hier abgehe, und es wird auf Umſtände ankommen, ob ich jemals zurückkehre.

Mein Gott! rief ich aus, was muß ich hören! Das werden Sie uns doch nicht anthun, lieber Herr Doctor? Bedenken Sie ihre ſchöne Praxis — Was werden Ihre Patienten dazu ſagen? Das Vertrauen zu einem Arzte wechſelt man ja nicht ſo leicht wie einen Handſchuh, den man an und auszieht, ohne es gewahr zu werden.

Der Doctor lächelte und ſprach: Es fehlt unſerer Stadt an Aerzten nicht, welche des mir bisher geſchenkten Zutrauens würdiger ſind als ich. Zudem iſt es auch eine Berufsreiſe, die mich von hier entfernt. — Sehen Sie, liebe Marie, das iſt nun recht ſonderbar! Manche Leute kann man gar nicht ausfragen, und ich weiß nicht, wodurch ſie es einem ſo ganz und gar unmöglich machen. So ging es mir mit dem Doctor. Für mein Leben gern hätte ich gewußt, wohin? zu Wem? u. ſ. w. die Reiſe gehe; aber ich hätte die Frage um keinen Preis über die Lippen bringen können! Er redete nun weiter davon, daß er dieſen Ruf für eine wahre Wohlthat erkenne, da ſein Leben nun aller Freuden beraubt und vollends verödet ſei. Vollends!“ wiederholte die Jüdinn, „er verſchnappte ſich mit dem Ausdrucke; doch merkte er es zum Glücke nicht. Sagen Sie unſerer Marie, bat er mich und drückte mir die Hand dabei, daß ihr Wohl, ihre Zufriedenheit der heiße, einzige Wunſch iſt, den ich hienieden noch habe, und daß ich ein theures Andenken mit mir nehme. Vielleicht denkt auch Marie zuweilen ihres fernen, unglücklichen Freundes! —“ Ein paar Thränen träufelten aus Mariens Augen und rollten, in großen Flecken auslaufend, auf ihre Arbeit.

„So werde ich ihn alſo nicht wiederſehen, in dieſer Welt!“ ſagte Marie tief betrübt und blickte zum Himmel auf, als ſei nur dahin ihre Hoffnung gerichtet. „Das iſt noch nicht unterſchrieben, mein Töchterchen!“ tröſtete Frau Judith. „Sie haben wohl nicht gehört, als ich Ihnen vorhin erzählte, er hätte mir den Miethzins auf ein Jahr voraus bezahlt? Wäre es ganz entſchieden, daß er nicht wieder käme, ſo würde er ſich dieſe Koſten gewiß erſpart haben. Zwar hat er ſeine Domeſtiken abgelohnt; aber was ſollen einem einzelnen Manne zwei Leute, und noch dazu, wenn er nicht mehr da iſt? — Doch ich muß Ihnen die Begebenheit auserzählen. Ich ſchlief wenig, und lag und lauſchte, ob der Wagen käme. Als der Tag ſo weit herauf gedämmert war, daß man etwas unterſcheiden konnte, ſtand ich auf und weckte die Bohne. Da brauſ'te und wieherte es die Straße herauf; und ein prächtiger Poſtzug hielt vor meinem Hauſe. Auf dem feinen, goldbraunen Lack des Wagens war ein Wappen ſichtbar, worauf die Grafenkrone prangte; ich kenne es genau, denn ich habe mit Grafen und Gräfinnen genug zu thun gehabt — — und der blaſſe Fremde, der unſeren Doctor entführte, hatte ſich tief in die Eckpolſter der Kutſche gedrückt. Die Livreen ſtarrten von Golde; ich ſchätzte in Gedanken die unnütze Pracht ab, und bedauerte es, daß der feuchte Morgennebel ſie verderben würde — und nun kam der Doctor die Treppe herab. Er ſah ſich vor der Hausthüre noch einmal nach allen Seiten um, da klirrte ich leiſe an das Fenſter, er winkte mir mit der Hand, der Bediente öffnete den Wagenſchlag, und fort waren ſie!

„Wer der Fremde wohl ſein mag!“ ſagte Marie nachſinnend. „Nun, das wird man ja erfahren können,“ meinte Frau Judith; „was bliebe denn ein Geheimniß? Die Wißbegierde der Menſchen begnügt ſich nicht einmal, wenn die Wahrheit herauskommt; nein, es muß auch zu jeder Sache noch ein wenig gelogen werden. — So habe ich in der letzteren Zeit mancherlei gehört, was mir recht ſchwer auf das Herz gefallen iſt — und ich will hoffen, daß es ſo ſchlimm nicht ſei, wie es die Leute machen. Iſt es denn wahr, Marie, liebe Tochter, ſoll mir Gott helfen! ich frage ja wie eine Mutter — daß Sie ſo unglücklich leben? Man erzählt Wunderdinge, wie wenig Ihr Mann Sie eſtimire, und wie viel Sie um der Alwine willen leiden müſſen, auf der er keine Fliege ſitzen laſſe. Es wäre entſetzlich!“

„Sein Sie ohne Kummer um mich, liebe Judith,“ antwortete Marie mit banger Ruhe, und einem ängſtlichen Erröthen; „ſo lange mich noch ſolch eine Theilnahme erquickt —“ ſie reichte der Matrone mit einem gramvollen Lächeln die Hand — „wäre es Unrecht, klagen zu wollen.“

„Ach mein Gott!“ jammerte Frau Judith, „könnte ich Ihnen nur mit meiner Theilnahme in etwas helfen! ſo vermag ich höchſtens Sie mit meiner langen Erfahrung zu tröſten. Es wird nicht immer ſo bleiben, armes Herzelein! Die Sonne wird wieder einmal ſcheinen. Ich bin alt geworden und nie habe ich geſehen, daß eine gute, edle Seele immerwährend unglücklich geweſen wäre; doch tauſendmal habe ich es erlebt, daß die Ungerechtigkeit ein Ende mit Schrecken genommen. Sagt nicht der weiſe Sirach: Der Gottloſe wird mit ſeinem Unrecht nicht entgehen, und des Frommen Hoffnung wird nicht außen bleiben? — Wenn ſich dieſe Verheißung in Ihrem eigenen Schickſale erfüllen wird, dann werden Sie meiner und dieſer Stunde gedenken, wenn ich längſt nicht mehr bin. — Grämen Sie Sich nicht darüber, daß die Bosheit der liſtigen Alwine Ihnen Leides zugefügt hat, und vielleicht noch manchen Verdruß bereiten wird; von ihr wird es heißen, wie der königliche Salomon ſpricht: Ein bitter Menſch trachtet Schaden zu thun: aber es wird ein grauſamer Engel über ihn kommen! — Meine gute Tochter,“ fuhr die jüdiſche Matrone mit betheuernder Heftigkeit fort, und ihre aufgehobene Hand zitterte vor Schwäche und Eifer, „ſehen Sie! den kleinen Finger hier, ſo wahr mir Gott helfe! wollte ich heute darum geben, wenn ich Ihnen mit keinem Sterbenswörtchen zugeredet hätte, den Conſiſtorialrath zu heirathen. Ich dachte damals in meinen Gedanken: So ein ſolider Herr, ein Geiſtlicher zumal — nun, der muß es ja wohl aus dem Fundamente wiſſen, welche Behandlung er ſeiner Ehefrau ſchuldig iſt. Ja, ja! Wiſſen und Thun das iſt zweierlei. Lieber Gott! meine Augen fließen mit Waſſer, daß man Dein Geſetz nicht hält. — Ich bin geringe und verachtet; aber ich vergeſſe Deines Befehls nicht!“

Marie zog die Hand der Jüdinn an ihr Herz, und drückte ſie mit kindlicher Dankbarkeit zwiſchen ihren beiden Händen. „Beruhigen Sie Sich meinetwegen, gute Judith!“ bat ſie die bekümmerte Alte dringend; „vielleicht denken Sie Sich mein eheliches Leben noch ſchlimmer, als es wirklich iſt. Ich werde meine Aufmerkſamkeit, meine Geduld verdoppeln, und nichts unverſucht laſſen, unſeren Hausfrieden ſo weit herzuſtellen, daß ſeine etwaigen unvermeidlichen Störungen ferner kein Stadtgeſpräch abgeben können.“

Der feierliche, prophetiſche Ton, worin Frau Judith einen Ausgang ihres Kummers verheißen, der ſie für alle ſtillen Erduldungen belohnen werde, hatte auf Mariens gedrücktes Gemüth eine mächtig erhebende Wirkung geübt.

Von jeher daran gewöhnt, den weisſagenden Ausſprüchen der Jüdinn, welche ſich auf Menſchenkenntniß, Erfahrung und auf den altteſtamentariſchen Glauben an eine ſtrenge Vergeltung ſtützten, Achtung und Vertrauen zu ſchenken, die ſich erhöheten, ſo wie Marie in öfteren Fällen wahrgenommen, wie ſcharf und richtig der geiſtige Fernblick ihrer alten Freundinn geweſen —, war ſie heute von den Tröſtungen derſelben wunderbar ergriffen worden. Sie fühlte ſich durch dieſes Geſpräch geſtärkt, ermuthiget und von einem ahnungsvollen Hoffen durchſchauert. Obgleich es die Nachricht von der räthſelhaften Abreiſe ihres Freundes enthalten, ſo empfand Marie, nachdem ſie nur das erſte Wehe des Schreckens darüber verſchmerzt hatte, ſogar eine gewiſſe Erleichterung bei dem Gedanken, daß der Doctor, der in ſeiner traurigen Vereinzelung ihre ſtille Theilnahme noch wärmer angeſprochen haben würde, als früher, wo die Liebe und Sorge ſeiner nun verewigten Frau, ihren Wunſch für ſein häusliches Wohl zufrieden ſtellte — eine Zeitlang entfernt wäre; denn Frau Judiths gewiſſe Erwartung, daß er wiederkehren werde, hatte ſich ihr mitgetheilt.

Sie wendete nun die ganze Kraft ihrer Seele dem erneueten Beſtreben zu, ſich als Gattinn und Mutter edel zu behaupten, und wenn die ſchönſten und wärmſten Empfindungen dieſer geheiligten Verhältniſſe ſie auch wenig unterſtützten, dieſen Zweck zu erreichen, ſo durfte ſie um ſo mehr der Stärke ihres Pflichtgefühls und einem höheren Beiſtande vertrauen.

Wir verlaſſen nun Marien auf eine Weile, um den Doctor Dante auf ſeiner Reiſe zu begleiten. Doch wollen wir vorher unſeren lieben Leſerinnen über die Veranlaſſung zu derſelben Auskunft geben, und ſie mit ſeinem Geſellſchafter etwas näher bekannt machen.

In gramvolle Betrachtungen vertieft ſtand Doctor Dante an dem Stickrahmen ſeiner Frau, der auf ſein ausdrückliches Verlangen mit dem ganzen Apparat zu dieſer Lieblingsarbeit der erblichenen Clotilde ſo unberührt geblieben, ſeit ſie, von der tödtenden Krankheit ereilt, davon aufgeſtanden war, um nimmermehr zu einem irdiſchen Werke zurückzukehren — als könne es in jedem Augenblicke erwartet werden, daß ſie den verlaſſenen Faden wieder ergreiſe. Dieſe Täuſchung ſchärfte und beruhigte ſeinen Schmerz wechſelsweiſe. Er hatte das Tuch, welches das feine Nadel-Gemälde ſchützend verhüllte, hinweggenommen, und mit trüber Bewunderung verweilte ſein Auge darauf. Hier ſtand der goldene Fingerhut noch — ſelbſt die Nähnadel ſteckte in dem herbſtlichen Laube dieſes meiſterhaften Baumſchlages, der Seidenfaden darin war noch unvernäht — und die fleißige Künſtlerinn ruhete tief im Grabe! Dem Doctor ward bei dieſem Gedanken unausſprechlich weh zu Muthe.

Schon dämmerten die erſten leiſen Schatten des Abends in der ausgeſtorbenen Stille des großen Wohnzimmers, es war überall ſo leer — ſo weit — er fühlte ſich ſo einſam wie nie in ſeinem Leben. Zwar hatte Clotilde ihren Mann nicht gerade beglückt, ja, ſie würde ihn durch ihre Vorurtheile, wie durch den immerwährenden Mißmuth, welcher der Grundton ihres Weſens war, wirklich elend gemacht haben, wenn der Doctor nicht durch die gewiſſenhafte Erkenntniß, daß er die Gattinn wie ſich ſelbſt durch eine Leidenſchaft getäuſcht, die, von erregenden Umſtänden erzeugt, mit ihnen verſchwunden und dann einer edleren Liebe gewichen war, die, einem andern Gegenſtande zugewendet, ſeiner Verlobten nur ein kümmerliches Pflichttheil übrig ließ — zu der ſchonendſten Geduld mit den Schwächen ſeiner Frau gekommen wäre. Jetzt war das Band dieſer Ehe, das ihn doch zuweilen wund gerieben — aufgelöſet, aber das Gefühl ſeiner Freiheit glich dem eines Sclaven, welcher losgegeben, ſich in eine Wüſte verſtoßen ſieht, worin er zu verſchmachten fürchtet. Clotildens Eigenheiten waren ihm durch verjährte Gewohnheit allmählich erträglicher geworden, man hatte ſich gegenſeitig beſſer mit einander eingerichtet; zudem war Marie nun für ihn verloren und mit ihr das einzig ſchönere Glück, das nur ſie allein ihm hätte gewähren können und wofür es ihm, darüber war er entſchieden, in der ganzen weiblichen Welt keinen Erſatz gab.

Mit aufrichtiger Trauer und zarter Achtung gedachte er daher jedes Vorzugs, jeder rühmlichen Eigenſchaft der Verſtorbenen; wirft doch der Tod den bleichen Schein ſeiner Verklärungen ſtets über die Fehler und Schwachheiten Derer, die er uns entriſſen! —

In dieſem düſtern Hinbrüten ward der Doctor durch einen ſtarken Männerſchritt geſtört, der die Treppe herauf kam und ſich über den hallenden Vorſaal ſeiner Zimmerthüre näherte. Ein großer, ſchlanker Mann von ſtattlichem Anſehen, unter deſſen zurückfallendem Mantel ein blitzendes Ordenskreuz hervorſchimmerte, ſtand auf der Schwelle, und rief ohne weitere Begrüßung mit vornehmem Tone und der Accentuation einer gewiſſen burſchikoſen Vertraulichkeit: „Was ſehe ich? Der heldenmüthige Dante am Stickrahmen? Das erinnert an den Herkules am Spinnrocken! Ich glaube gar, alter Junge, Du kennſt mich nicht mehr? So muß ich Dir denn zurufen: denkſt Du daran, mein tapferer Dantiento, wie wir dereinſt in unſerm Vaterland — — —“

„Graf Leontin!“ ſchrie der Doctor laut in begeiſterter Erinnerung, und ſtürzte in die Arme des Fremden.

Graf Leontin von Waldhorſt, ein reicher Magnat dieſes Landes, deſſen herrliche Beſitzungen an der äußerſten Grenze deſſelben lagen, war ein Univerſitätsfreund des Doctors geweſen. Sie hatten ſpäter die Feldzüge des Befreiungskrieges in enger militäriſcher Verbindung mitgemacht, und durch gemeinſam beſtandene Gefahren und gleichen Antheil an ſiegreichen Thaten ſich ungeachtet des trennenden Unterſchiedes ihrer Standesverhältniſſe verbrüdert gefühlt. Als endlich die Waffen ruheten und des Krieges Stürme ſchwiegen, war der bürgerliche Arzt zu ſeinem erwählten Berufe zurückgekehrt, und Graf Leontin, nachdem er den errungenen Lorbeer zu den Füßen ſeiner Eltern niedergelegt, die für das Leben ihres einzigen Sohnes in banger Furcht gezittert, auf Reiſen gegangen. So hatten denn die beiden Freunde nie mehr von einander gehört, und die erloſchenen Erinnerungen, welche ſich dem Doctor an die Perſönlichkeit des Grafen knüpften, wurden dem erſteren noch durch den Schleier der Wehmuth verdunkelt, welchen Clotildens erſt erfolgter Tod um ſeine Seele gehüllt hatte.

Jetzt weckte der Ton dieſer bekannten Stimme, gleich einem Nachklange aus jener kräftigen Zeit, ſeinen männlichen Sinn. Er vergaß für einen Augenblick den Schmerz, der auf ihm laſtete, und gab ſich der Freude eines Wiederſehens hin, auf daß er kaum jemals gehofft hatte. Als das erſte Ungeſtüm ihres Ausdrucks vorüber war, drängte der Graf den Doctor von ſich, um ihn beſſer betrachten zu können. Er ſagte lächelnd: „Du mein braver Degen, biſt doch ein wenig philiſtrös geworden, wie es ſcheint — —“ und gleichzeitig aber ſtill machte der Doctor die Bemerkung, wie ſehr der Graf ſich verändert habe. Sein edles Geſicht, ſobald die erhöhende Farbe des Affects es verlaſſen, war bleich und eingefallen, die ſonſt ſo heiteren jugendlichen Züge ſchienen mit dem ſcharfen Griffel des Kummers tiefer eingegraben, als die Natur es im Laufe der verfloſſenen Jahre gethan haben würde — und die leuchtenden Augen brannten ſo düſter und dunkel, als ſei ihr feuriger Glanz ſeinem Verlöſchen nahe.

„Du haſt Deine Frau verloren, armer Dante, das habe ich im Gaſthofe erfahren, wo ich mich ſogleich nach Dir und Deinen häuslichen Verhältniſſen erkundigte;“ ſagte, in einen ernſteren Geſprächston übergehend, Graf Leonin, indem er den Mantel ablegte und ſich in das Sopha warf.

Sein Freund antwortete leiſe und gepreßt: „Es beſchämt den Doctor und betrübt den Gatten, daß er ein Leben nicht retten konnte, welches eine erfahrenere Kunſt als die ſeinige, durch die Fülle der Jugendkraft unterſtützt haben würde.“

Der Graf legte dem Doctor die Hand auf den Mund und ſprach: „Still! ſtill, mein Freund! laß die unnützen Grübeleien. Du triffſt da auf einen wunden Fleck. Könnten die Aerzte jederzeit vom Tode erretten — ſie würden die Götter der Erde ſein, und ihrer ſchwachen Menſchlichkeit zeitig genug vergeſſen. Ach! das Unglück zieht mit tauſend Werkzeugen zum Morde ſchuldloſer Freuden bewaffnet durch die Welt, und ſpottet des unzulänglichen Schutzes, den ſeine Opfer bald in der erträumten Größe ihrer Macht, ihres Reichthums oder in der Einſicht ihrer Helfer ſuchen.“

Der Graf ſeufzte beklommen auf und fuhr dann fort: „Eine geliebte Gattinn verlieren, iſt allerdings ein trauriges Geſchick; aber mich dünkt, die Art dieſes Verluſtes könne doch die Schmerzen deſſelben lindern, oder fürchterlich bis an die erſten Grade des Wahnſinns hinauf überſpannen. —

Noch einmal laß mich mit dem alten Feldherrn reden.

und ſagen: „Fordere Niemand mein Schickſal zu wiſſen! — Ach Dante! dies iſt hart! —

Oft ſchon habe ich gewünſcht, mein Leib läge bei Lützen oder Leipzig begraben und die Saat des Feldes wallte über mein Gebein — mir wäre wohl! Du wirſt mir bezeugen, daß ich brav gehandelt und als ein Mann an Deiner Seite gefochten habe; ich ſah das Verhängniß mit grauſamer Gewalt das Loos der Schlachten entſcheiden, unſere braven Brüder fallen, und zitterte nicht! Und wofür ſparte ſich mein Muth auf? daß er ſpäter vor den Wirkungen einer Stecknadel entfliehen ſollte! — Du ſtarrſt mich ungläubig an? rathe nur Doctor, das gräßliche Räthſel! Ich wiederhole es Dir: eine Stecknadel hat ſolch ein Elend über mich gebracht, daß ich vor ſeinem Anblicke verzagend zurückbebe!“ Der Graf verhüllte ſein Geſicht. Hätte er nicht in dieſem Zuſammenhange geſprochen, der Doctor würde ihn für geiſteskrank gehalten haben; denn der Schluß von des Grafen Rede dünkte ihm ſo ſeltſam, daß er ſeinen unglücklichen Freund mit ſichtbarer Beſtürzung anblickte. „Erhole Dich, lieber Leontin! Du ſcheinſt erſchüttert — wir wollen nachher weiter davon reden,“ ſagte der Doctor mit theilnehmender Fürſorge. „Du bleibſt doch bei mir? Freilich mußt Du vorlieb nehmen mit der Bewirthung, ſo gut ein verſtörter Wittwer ſie zu geben vermag; aber ſchlimmer als im Bivouac, wo es uns doch ſo köſtlich ſchmeckte, ſollſt Du wenigſtens mein häusliches Abendbrod nicht finden.“

Der Graf verſicherte, auf die gaſtliche Aufnahme ſeines Freundes gerechnet zu haben, weshalb er auch den Bedienten, ihn von hier abzuholen, erſt zu ſpäter Zeit beſtellt — und Doctor Dante verließ ſeinen Gaſt, um in Eile hauswirthliche Befehle an ſeine Leute zu erlaſſen. Als er von dieſen Anordnungen zurückkehrte und bald darauf das Zimmer erleuchtet ward, ſetzte ſich Graf Leontin wie zu einem langen Vortrage zurecht, der Doctor an ſeine Seite, und Erſterer hob an: „Höre mich, Lieber! und ſage dann, ob irgend ein Mittel zur Hülfe für das ſchauderhafte Geſchick, das ich Dir ſchildern werde, übrig iſt. —

Der Krieg war beendet, wir ſteckten das blutende Schwert in die Scheide und zogen heim. Allein der wilde Strudel der ungeheuern Ereigniſſe, an denen ich ſo lebendigen Theil genommen, hatte mein Weſen ſo tief verſchlungen, daß ich nicht ganz mit heiler Haut davon kam. Verſtehe mich recht, mein lieber Dante, ich meine nämlich, das großartige Wechſelſpiel jener Begebenheiten hatte mein Intereſſe ſo angezogen, daß ich in dieſer Aufregung aller meiner Kräfte nicht ohne ein geheimes Grauen an das träge Einerlei der Gutsherrnrolle denken konnte, zu der ich beſtimmt war; denn mein Vater wollte mir nach meiner Rückkehr aus dem Felde den größten Theil der Grafſchaft übergeben, die einſt mein Erbe werden ſollte.

Die Freude meiner Eltern war groß, als ſie mich geſund und glücklich in ihre Arme ſchloſſen, und gewiß, auch ich hatte den Weg zu der langentbehrten Heimath auf Flügeln der kindlichen Sehnſucht zurückgelegt. Auf jedem Gute unſerer Grafſchaft ward meine Rückkehr als ein Feſt gefeiert, und in Anordnungen, die mitunter ſehr ſinnreich waren. Das rührte und beſchäftigte mich, obwohl ich an dieſem kleinen Maßſtabe ermeſſen konnte, welche Laſt und Pein ein Gefeierter ertragen müſſe. Bei Gott! ich bedauerte Vater Blüchern von ganzem Herzen! — Endlich ging alles wieder im Gleiſe ruhiger Gewöhnlichkeit. Ein paar Wochen waren vorüber, in denen ich den reichen Stoff meiner kriegeriſchen Erfahrungen beinahe erſchöpft hatte, da begann ich eine Leere zu empfinden, die keiner der Zeitvertreibe ausfüllen konnte, welche mir in Mannigfaltigkeit zu Gebot ſtanden. Die faſt pedantiſche Regelmäßigkeit in der Lebensweiſe meiner würdigen Eltern drückte mich, der ich mich Jahre lang in der kühnſten Freiheit bewegt hatte, der formelle Zwang, den ſie ſogar ihren natürlichſten Vergnügungen anlegten, dünkte mir, o vergebt heilige Schatten dieſem Bekenntniſſe! eine lächerliche Strenge, eine ſchwere Feſſel, der ich mich nicht unterwerfen zu können meinte. Ein Vierteljahr von peinlicher Länge hatte ich ſo ausgehalten, da ſagte ich eines Tages: Vater, es wird mir hier zu eng im Schloß, ich will, ich muß ins Weite! — Mein Vater ſah mich an, ob ich dieſe Stelle nur zum Scherze recitire — ich aber ließ ihn nicht in Ungewißheit und fuhr fort: Ich würde ohne Zweifel gemüthskrank werden, wenn ich noch länger ſonntäglich mit der Mutter in die Kirche fahren, den ſchläfrigen Sermon des Paſtors anhören, oder Schritt vor Schritt mit ihr ſpazieren gehen und Kaſtanien aufleſen müßte, um die Hirſche im Thiergarten zu füttern. Laß mich noch ein Jährchen, oder zwei, auf Reiſen gehen! Ich muß fort, Vater! es treibt mich von hinnen, ich kann nicht bleiben. Der gütige Vater willigte, wenn auch offenbar nicht gern, in dieſen Wunſch, und ſuchte auch meine Mutter dafür zu ſtimmen. Ich reiſete: aber ich jagte einem Schatten nach. Das höhere, genußreichere Gefühl meines Daſeins, welches ich außerhalb der heimathlichen Ruhe zu finden wähnte, floh wie ein Luftbild vor mir her, ich konnte es nicht erreichen, und ein ſehnſüchtiger Drang, worin ich mich ſelbſt nicht verſtand, ließ mich nirgend raſten. Nach anderthalb Jahren ſehnte ich mich endlich nach Hauſe.

Ich entwarf den Plan meiner Zukunft, und mein Trieb nach Thätigkeit zeichnete mir vor, welche Verbeſſerungen ich auf meinen Gütern bewerkſtelligen könnte, und umſchrieb das Gebiet meiner Wirkſamkeit im weiteſten Kreiſe. Schon näherte ſich meine Heimkehr, ſo daß ſie, mögliches Verweilen an dieſem oder jenem Orte mit eingerechnet, etwa in Monatsfriſt erfolgen konnte, als ein langer Brief von meiner Mutter, die äußerſt ſelten ſchrieb, mich erfreuete. Der Inhalt dieſes Schreibens ſagte mir, daß ſie mich zu Hauſe einige Wochen ſpäter erwarteten, als ich anzukommen Willens war und bereits Meldung davon gegeben hatte. Meine Mutter unterſtützte dies mehrmals wiederholte, befremdende Verlangen mit verlegener Weitſchweifigkeit durch Gründe, welche mir für die Sehnſucht einer Mutter, zumal einer ſo zärtlichen, wie die meinige war, zu ſeicht ſchienen. Ich ſtutzte, las den Brief noch einmal, und wieder — und überzeugte mich immer mehr, daß eine geheime Abſicht über dieſem Wunſche walten müſſe. Meine Neugier erwachte, ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ſie zu befriedigen. Der Vergebung für meinen Ungehorſam mit kecker Zuverſicht vertrauend, reiſete ich nun um ſo ſchneller, und kam richtig acht Tage früher, als ich anfänglich gewollt hatte, in D .... an. Bei dem Andenken an jene Epoche dringt ſich mir die Bemerkung auf, daß wir in der Regel durch diejenige Vorſicht, welche einem gefürchteten Ereigniß vorbeugen ſoll, das ſichere Geſchehen deſſelben beſchleunigen, das, wären wir in ſorgloſer Unthätigkeit geblieben, uns ſchwerlich beunruhiget haben würde. Dies könnte beinahe auf den fataliſtiſchen Grundſatz von der Unentfliehbarkeit gegen das Verhängniß zurückführen; allein es leidet auch eine chriſtliche Erklärung. Wir dürften nur einem höheren Walten beſſer vertrauen, um uns ſorgender Anſtrengungen für die Leitung unſeres Schickſals, die nun einmal in der Hand eines Mächtigern ruht, überhoben zu fühlen! — Doch ich komme auf meine Ankunft im väterlichen Schloſſe zurück.

Es war ein wunderſchöner Herbſttag, an welchem ich die heimiſchen Grenzen betrat. Mein Herz ſchwoll — ich vernahm die Ruderſchläge der Fährleute, die mich über den Fluß ſetzten, der ſich majeſtätiſch um das edle Gebäude, das Schloß meiner Väter, windet, mit einem nie gefühlten Entzücken.

Der alte Kammerdiener meines Vaters erblickte mich zuerſt; er ſagte mir, daß Gäſte anweſend wären, die Oberforſtmeiſterinn von Lüben mit ihren beiden Töchtern, wovon die älteſte Braut mit einem nahen Verwandten meiner Mutter war. Ich erinnerte mich, daß meine Mutter mir eine flüchtige Anzeige von dieſer Verbindung gemacht, welche mich nur in Beziehung auf den Bräutigam intereſſiren konnte, da ich die Braut gar nicht kannte; von einer zweiten Tochter der Oberforſtmeiſterinn hörte ich jetzt zum erſtenmale. Der Bericht des Kammerdieners war mir keinesweges unangenehm, im Gegentheile erfüllte er mich mit Vergnügen: denn längſt ſchon hatte ich mir gewünſcht, Frau von Lüben kennen zu lernen, die eine alte Liebe meines Vaters war. Noch heute ſprach der alternde Mann mit jugendlichem Feuer von jenen Tagen als den wonnereichſten ſeines Lebens — natürlich geſchah dies nicht in Gegenwart meiner Mutter, die, trotz ihrer vorgerückten Jahre noch ein wenig eiferſüchtig war. — Die Strenge meiner Großeltern, welche das arme katholiſche Fräulein als Schwiegertochter verwarfen und jeden Sturm auf ihre Einwilligung ſtandhaft abſchlugen, trennte endlich dieſe Liebenden. Spät erſt heilte der blutende Riß in dem Herzen meines Vaters, und dann vermählte er ſich mit meiner Mutter; früher noch hatte Frau von Lüben einem harten Familienzwange nachgeben und den Oberforſtmeiſter, einen rauhen, viel älteren Mann heirathen müſſen. Oft hatte mein Vater den Wunſch gegen mich ausgeſprochen, Frau von Lüben noch einmal vor ſeinem Tode wiederzuſehen; allein dieſer Wunſch ſchien ſich nicht erfüllen zu wollen; denn die Oberforſtmeiſterinn lebte als Wittwe in weiter Ferne auf einem Gute, das der verſtorbene Gemahl ihr in den übelſten Umſtänden nachgelaſſen. Der Krieg hatte es vollends ruinirt, ſie konnte es zuletzt nicht mehr behaupten, und war vor einem halben Jahre in das Städtchen A.... gezogen, welches nur vier Meilen von unſerem D.... entfernt iſt. Mein Vater ſchrieb mir davon, und ſeine Freude über die Nähe der unvergeſſenen Frau und die leiſe Vermuthung, daß ſie wohl aus alter Anhänglichkeit, einem Zuge in jene Gegend folgend, dieſen ſonſt ſo reizloſen Wohnort gewählt haben könne, ſprach ſich, mir verſtändlich, im Tone dieſer Mittheilung aus.

In dem Städtchen ſteht eine Schwadron Huſaren, deren Rittmeiſter von Goslar, der Schweſterſohn meiner Mutter und ihr großer Günſtling iſt. Bald meldete er der Ueberraſchten ſeine Verlobung mit Fräulein von Lüben, und dieſer Zuſchrift war ein Brief von der Oberforſtmeiſterinn an meinen Vater eingeſchloſſen, worin dieſe, über die Rückſichten der Jugend hinaus, das Verhältniß einer freundſchaftlichen Achtung zu erneuern wagt, die das Einzige iſt, was ihr von jenem Traume der Vergangenheit übrig geblieben. Das neue verwandtſchaftliche Band, welches die Verheirathung ihrer Tochter zwiſchen beiden Familien knüpft, diente ihr dabei zur Handhabe; zugleich bat ſie um die Erlaubniß, die Braut der künftigen Tante vorſtellen zu dürfen, welches jedoch erſt nach dem Ablaufe der militäriſchen Uebungszeit, die den Rittmeiſter, der doch mitkommen wolle, an den Dienſt binde, geſchehen könne. Dies erfuhr ich erſt ſpäter, als ich bereits über jenen ſeltſamen Wunſch meiner Mutter, daß ich noch länger abweſend ſein möchte, als ich Willens geweſen, völlig im Klaren war. —

Meine arme Mutter erſchrak ſichtlich, als ich ſo unerwartet in den Gartenſaal trat, wo ich den kleinen gaſtlichen Kreis in traulicher Enge um den Theetiſch verſammelt fand; mein Vater hingegen empfing mich wie einen Heilsverkünder. Ihm zur Seite ſaß die Oberforſtmeiſterinn, eine Frau von einer Anmuth in ihrem Weſen und Aeußern, worüber Zeit und Gram, die gefährlichſten Feinde der Schönheit — nichts vermögen. Ihre beiden Töchter, Hulda und Hedwig, ein Paar engelgleiche Mädchen, ſchienen einen guten Antheil jenes mütterlichen Seelenreizes überkommen zu haben; denn ein Herz voll Unſchuld, Güte und Beſcheidenheit blickte aus den ſchönſten Augen, in denen ſich jemals der Liebe Himmel für die Sehnſucht eines Mannes öffnete.

Mein Vetter, der Rittmeiſter, war, wie Du leicht glauben wirſt — ſehr heftig verliebt in ſeine Hulda und nur an dem erſten Abende, wo der Anblick dieſer trunkenen Zärtlichkeit mich verwirrte — konnte ich dieſen Liebesrauſch belächeln; denn nur zu bald theilte ich ſeine ſüße Bethörung, und hätte gern mit der holden Hedwig die zweite Liebhaberrolle geſpielt.

Meine Mutter beobachtete mich mit verfinſterten Blicken, des Vaters beifälliges Lächeln munterte mich auf. Die Oberforſtmeiſterinn ſchien unruhig, und ihre Tochter mir nicht gram zu ſein. Da fuhrte eine traurige Kataſtrophe, die gleich einem entſetzlichen Schlage herab und ein theures Haupt traf, die Entſcheidung meines Schickſals ſchneller herbei, als ich ſelbſt zu hoffen gewagt haben würde.

Mein Vater erkrankte; umſonſt war es, daß ein geſchickter Arzt ſein Lager nicht verließ, daß Liebe und Freundſchaft über jedem ſeiner Athemzüge wachten; ſeine Stunde hatte geſchlagen. An ſeinem Todestage wurde meine Mutter ohnmächtig von ſeinem Bette hinweggetragen; ihre Kraft war erſchöpft, ihr Herz gebrochen. Die Oberforſtmeiſterinn, eine jener ſtillen, ſtarken Seelen, deren ſanfte Faſſung den größten Schmerz überwindet, hielt im letzten Kampfe ihres ſterbenden Jugendfreundes aus. Noch einmal ſchlug mein Vater die umflorten Augen auf, er erkannte mich und Frau von Lüben. Ich winkte den übrigen Zeugen, ſich zu entfernen, dann warf ich mich an ſeinem Lager auf meine Kniee und bat ihn um ſeinen Segen zu meiner Verbindung mit Hedwig. Ihrer Mutter Thränen fielen auf mich nieder — ſie vernahm in dieſer Bitte eine Neuigkeit — und zürnte nicht, daß ich ihr mütterliches Recht gegen den dringenden Anſpruch des Sterbenden zurückſetzte. Mein Vater lächelte und erhob die kältende Hand auf meine Stirn. Ich konnte ihn unmöglich mißverſtehen. Die Oberforſtmeiſterinn neigte ſich weinend zu der Gruppe, deren Sinn ſie ſo nahe anging, mein Vater lächelte noch einmal in ihren thränenden Blick, er wollte mit der ſegnenden Hand die ihrige an ſeine Lippen ziehen; aber der Tod zeigte ſich in ſeinen erblichenen Zügen, und in dieſem Augenblicke ſtarb er. Frau von Lüben drückte ihm die ſtarren Augen zu. So war mir dieſer ſchmerzliche Troſt vorbehalten! ſagte ſie mit gebrochener Stimme, was wäre es nun mehr, wenn wir nie getrennt worden wären? Ich habe Dich immer geliebt, Du mein vorangegangener Freund! und Dein Sohn ſoll der meinige ſein! — Die Oberforſtmeiſterinn ſchloß mich an ihre Bruſt, und von dieſer Stunde an betrachtete ich ſie wie meine Mutter. Doch bat ſie mich, den Schmerz meiner Mutter zu ehren, und ihr nicht eher von meiner Liebe zu Hedwig zu reden, bis die erſte Trauerzeit vorüber wäre, und ich verſprach es.

Unſere Gäſte reiſeten nach dem Leichenbegängniſſe meines Vaters ab, und ließen uns eine grauenhafte Oede zurück. Ich trat nun die Herrſchaft über meine Güter an, und ſprach bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit mit meiner Mutter über meinen Entſchluß, Hedwig von Lüben zur Gefährtinn meines Lebens zu wählen. Sie war betroffen und machte Einwendungen, die ſie auf die Erfahrung gründete, welch einen weſentlichen Einfluß auf das Glück der Ehe, beſonders in ſpäteren Jahren — der Unterſchied des Glaubens übe. Wäre es auch meiner Mutter nicht gelungen, mich in meinem Entſchluſſe wankend zu machen, ſo würde ihre Unzufriedenheit mit dieſer Wahl dennoch unzweifelhaft einen verbitternden Tropfen in meinen Freudenwein gemiſcht haben, wenn ſie nicht durch einen erſchütternd ſchnellen Abruf aus dieſer Welt, über jedes irdiſche Mißvergnügen erhoben worden. Sie folgte meinem Vater innerhalb dreier Monate in das Grab. Ihr Tod machte eine tiefe Wirkung auf mein Gemüth, das noch von jenem erſteren Verluſte angegriffen war. Ich ehrte ihr Andenken mit kindlicher Dankbarkeit; aber dies hielt mich nicht ab, Hedwig meine Hand zu geben, ſobald die Achtung vor den Trauerſitten es nur geſtattete. Mein Vetter und nunmehriger Schwager, der Rittmeiſter von Goslar, ward in eine ferne Garniſon verſetzt, und die Oberforſtmeiſterinn zog zu uns nach D.....

Sie bewohnte die Zimmer meines Vaters, ſie ſchlief, wo ſein Bett geſtanden, und mit einem Antheile, der dem Muttergefühle noch zarte Empfindungen zumiſchte, deren Quelle in den fernen Tagen der verſchwundenen Jugend entſprang — ſah ſie ihre Tochter als die Herrinn dieſes Schloſſes.

„Dante!“ fuhr der Graf mit ſteigender Empfindung fort, und drückte die zuſammengepreßten Hände feſt vor ſeine Stirn, „es liegt Wahrheit in der fabelhaften Meinung, daß die Götter das Glück der Sterblichen rächen! Ach! ich muß furchtbar dafür büßen, daß ich es wagte, aus dem Becher ihrer Seligkeit zu koſten! —

Meine Hedwig war — o Gott! noch darf ich ja ſagen, iſt, ein Engel, ein himmliſcher Engel! Ihr blühender Körper, ein Meiſterſtück der ſchaffenden Natur, ihr Herz, ein lebendiger Born der Liebe, ihr Geiſt, ſo weiblich ſchön, daß ſeine reichen Kräfte nur einen Verein von Grazien bilden — machte mich zum beneidenswertheſten Mann der Erde. Sie gebar mir einen Sohn, und ich befand mich auf dem Gipfel aller meiner Wünſche. Die üble Vorherſagung meiner Mutter, daß die Verſchiedenheit des Glaubens, wozu wir uns bekennen, unſerm Ehefrieden ſtörend werden würde, erfüllte ſich nicht. Einmüthig und verträglich ſpeiſeten der Erzprieſter und der Paſtor des Orts ſtets zuſammen an unſerer Tafel; ich hielt den Faſttag mit, um die fromme Regel meiner Frau und Schwiegermutter nicht zu irren, und in Hedwigs Boudoir hängt eine Madonna, ein Originalſtück von Correggio, das ich in Florenz für eine ungeheure Summe gekauft hatte. Unbekümmert ließ ich es dahin geſtellt ſein, ob die Andacht, womit meine Frau zu dem göttlichen Bilde aufblickte, Kunſtgefühl oder religiöſe Verehrung ſei. Drei Jahre waren uns in wechſelloſem Glücke verſchwunden, da kommen wir eines Morgens zum Frühſtück zuſammen, und Hedwig ſcheint mir, wie ſie aus ihrem Schlafgemach tritt, ein wenig blaß und verſtört. Ich frage ängſtlich nach der Urſache, und meine Frau ſagt: Ich hatte kurz vor dem Aufſtehen einen böſen, ſchrecklichen Traum, und wenn ich abergläubiſch wäre — — —

Das biſt Du aber nicht! verſetzte ich, denn wo das Licht iſt, weichen die Schatten der Finſterniß.

Meine Hedwig ſchüttelte leiſe den Kopf und ſprach: Laß Dir nur erzählen, Lieber! mir träumte, Du ermordeteſt mich. Ach! noch fühle ich den Schmerz, womit Du das kalte Eiſen in meine Bruſt ſtießeſt! Sieh, hier dieſe Stelle traf es — ſie deutete mit dem Finger auf den ſchönen Buſen — ich empfand den Tod und erwachte. Meine Pulſe klopften — das Herz ſchlug mir ungeſtüm, und kalter Angſtſchweiß floß über mein Geſicht. Ich faßte ſchreiend nach Dir, Dein Bett war leer, und das helle Morgenlicht leuchtete mich an. —

Zürne nur dem ſchuldloſen Mörder nicht! bat ich unter zärtlichen Küſſen, und vergiß das grauſe Traumbild!

Meine Frau legte einen großen Werth auf die Geſundheit meiner Zähne, die wirklich nicht das Verdienſt meiner Sorgfalt und Pflege iſt; denn ich nehme mir zuweilen die Unart nicht übel, eine Stecknadel anſtatt des Zahnſtochers zu gebrauchen. Du weißt, Doctor, ein Ehemann wird bequem und läßt ſich gehen — wie tadelhaft dies immer ſein mag. Meine Frau ärgerte ſich, ſo oft ſie dies ſah. Nach aufgehobenem Eſſen ſitze ich im Sopha und überlaſſe mich ſinnend der übeln Gewohnheit, die ich Dir eben bekannt habe; Hedwig bemerkt es und ſchleicht leiſe herbei, mir die Stecknadel neckend zu entziehen. Ich fahre erſchrocken zuſammen, will die Tückiſche ſtrafen, ringe mit ihr, und bei einer unglücklichen Wendung meiner Frau fährt die Stecknadel tief — tief, in ihre weiche Bruſt.“

„Gott im Himmel!“ rief der Doctor, „jetzt errathe ich — — —“

Graf Leontin ſchöpfte in ſchweren Athemzügen nach Luft, und fuhr fort: „Meine Frau ſtieß einen Angſtſchrei aus. Dann ſagte ſie: Siehſt Du wohl? das iſt mein Traum! Ich werde daran ſterben; denn es trifft genau die Stelle, wo ich ahnend den Schmerz des Todes empfunden! — Ein kleiner Blutstropfen quoll unter dem Buſenſchleier hervor, ich war außer mir, als hätte ich einen wirklichen Mord begangen. Auf meinen Schreckensruf eilte meine Schwiegermutter herbei, ſie unterſuchte die kleine Wunde, reichte Hedwig eine ſtärkende Eſſenz und ſprach: Ihr führt wohl das Stück, die großen Kinder, auf? Beruhige Dich, Hedwig, und quäle Dich nicht mit Einbildungen.

Dieſer unſelige Augenblick hatte jedoch mein Glück vernichtet. Meine Frau verlor ihre Munterkeit, ſie fiel ab und ging in ſich gekehrt umher. Ich verdoppelte meine Zärtlichkeit und drang in ſie, mir zu ſagen, was ihr fehle. Mit Liebkoſungen wich ſie dann dieſer Frage aus und entzog ſich mir. Endlich nach Monaten ſchon konnte ſie eines Tages meinem bekümmerten Flehen nicht widerſtehen. Sie lüftete das Halstuch, und ich bebte zurück; denn um jene verletzte Buſenſtelle, die durch ein winzigkleines ſchwarzes Pünktchen ſichtbar ward, hatte ſich ein rother, glühender Hof entzündet und die zarte Bruſt war hart wie Stein geworden.

Ich ſtieß einen Laut des Entſetzens aus — über Hedwigs Wangen rannen Thränen. Auf meinen Vorwurf, daß ſie zu lange geſchwiegen, antwortete ſie mir: Sie hätte mich nicht ängſtigen wollen, und würde doch ihrem Schickſale nicht entgangen ſein. Ich merkte wohl, daß der Glaube an jenen unglücklichen Traum ihr eine fixe Idee geworden ſei. In angſtvoller Haſt ſetzte ich nun die Aerzte in Bewegung; denn bis jetzt hatte meine Frau ſich nur mit Hausmitteln beholfen, die mitunter weniger unſchuldig als die weiße Salbe, welche weder ſchadet noch nützt, einen verſchlimmernden Einfluß auf dies geheime Uebel geübt hatten. Einſtimmig waren die Doctoren der Meinung, daß die gefährliche Folge jener unbedeutenden Urſache, wie der Stich einer Stecknadel genannt werden kann — nur allein durch die Heftigkeit von Hedwigs Erſchrecken darüber, und durch die feſte Vorſtellung des Traumes ſo ſchlimm geworden wäre, und ließen dies ohne weitere Forſchungen auf der wunderbaren Wechſelwirkung beruhen, worin Geiſt und Körper zu einander ſtehen. —

Aber weder äußere noch innere Medizin wollte anſchlagen; die kranke Bruſt verſchlimmerte ſich hingegen von Tage zu Tage. Ich ſuchte anderwärts Hülfe und fand ſie eben ſo wenig. Meine Frau leidet unausſprechlich; doch ich, o glaube es mir, Freund! verblute mich langſam an größeren Martern; denn ich war es, der ſie dem Tode, und welchem Tode! weihete. Der ſchöne plaſtiſche Buſen, dieſer entzückende Thron der Liebe! löſet ſeine reizende Fülle in einem ekelhaften Krebsgeſchwür auf. Meine Hedwig zittert, ein ihr geliebtes Weſen anzuſtecken; ſie verſagt ſich ſogar das Labſal des mütterlichen Kuſſes, um das Gift, das in ihren Adern ſchleicht, nicht der friſchen Geſundheit unſeres Kindes mitzutheilen; ſie windet ſich aus meinen Armen, wenn ich der Vernichtung Troſt von ihren Lippen trinken will. O Gott! — ich hatte den Plan, meinen Park in D... durch eine gothiſche Halle zu verſchönern und Hedwig intereſſirte ſich früher ſehr für dieſes Project; doch als ich die Zeichnung vom Bauinſpector erhielt und ſie ihr vorlegte, legte ſie ſelbige aus der Hand und ſagte mit einem ſonderbaren Lächeln: Ich dächte, Lieber, Du ließeſt die gothiſche Halle und baueteſt ein Mauſoleum dafür. Ich will mit eigener Hand den Grundſtein dazu legen, — — — ſie wendete ſich ab, ich konnte nicht hören, was ſie leiſer hinzuſetzte; aber ich verſtand es dennoch. Wie mich dieſes Verlangen ergriff! allein ich mußte ihm genügen, weil meine Hedwig darauf beharrete.

Der Bau iſt nun in vollem Gange; doch der Himmel weiß, mit welcher Empfindung ich ihn wachſen ſah! — Gehe ich an dem Platze vorüber, ſo wird mein Blut kalt und ſtarr wie der Marmor, der in großen Maſſen aufgehäuft iſt; höre ich das Klopfen und Hämmern der Maurer, ſo fallen ihre Schläge auf mein Herz! —“ Der Graf verſtummte im übermannenden Schmerze.

„Faſſe Dich, mein armer Freund,“ ſprach Doctor Dante mit beruhigender Stimme, „vielleicht iſt Hülfe noch möglich.“

„Das Schickſal ſcheint ſie mir verſagen zu wollen —“ erwiederte Graf Leontin faſt bitter, und ſetzte hinzu: „Höre meine Erzählung nur aus. Meine arme Frau war beinahe ſo weit gekommen, die Natur das Werk ihrer Zerſtörung ungehindert treiben zu laſſen; ſie hoffte nicht mehr — ihre Zuverſicht auf die ärztliche Hülfe war zu oft getäuſcht worden. Da hörten wir vor einiger Zeit von dem General-Chirurgus Gillard in B...., der ſich durch erſtaunenswürdige Curen berühmt gemacht hat. Und grade in der fürchterlichen Krankheit, welche meine Ruhe mit glühenden Scheeren einkrallt — ſoll die Kunſt dieſes Wundermanns excelliren. Selbſt wenn das Gerücht um die Hälfte übertrieben hatte, es bliebe noch Stoff genug für das ungemeſſenſte Vertrauen. In Hedwigs erloſchenen Augen entglimmt ein ſchwacher Strahl der Hoffnung; meine Schwiegermutter bittet mich mit Thränen, keinen Augenblick zu verſäumen. Ich werfe mich in den Wagen und gelobe den Meinigen, den Helfer mitzubringen und müßte ich ihn im Nothfalle gebunden mitführen. Armſelige Prahlerei der menſchlichen Vorſätze! wie ſchmerzlich ſpottet eurer die Folgezeit! —

Nach einer forcirten Reiſe komme ich in B.... an. Ich frage nach der Wohnung des General-Chirurgus und man weiſet mich in ein prächtiges Haus; aber drinnen war es ſtill wie in einer Todtenkammer. Eine ältliche Perſon von altjüngferlichem Anſehen, die ich nach langem Suchen auffinde, ſpricht auf meine dringende Erkundigung: Sie ſind wohl ein Fremder, mein Herr? denn ſonſt wüßten Sie, daß mein Bruder vor acht Tagen begraben worden. Ich glaubte bei dieſer Nachricht auch in die Erde ſinken zu müſſen. Die Leidtragende ſchien über den Grad meiner Theilnahme befremdet, und in dankbarer Verbindlichkeit dafür wollte ſie mir nun die Krankheit und das Ende des Verſtorbenen lang und breit erzählen. Ich hätte es nicht ausgehalten, und ſtürmte fort.

Sehr traurig trat ich meine Heimreiſe an. Ich fühlte, daß ich einer Stärkung bedürfe, ehe ich den herben Kelch leere, mein einziges himmliſches Weib ſterben zu ſehen — und ſo geſtattete ich meiner Eile den Umweg von zwei Meilen, um an Deiner Bruſt, mein alter guter Junge! für einige Stunden meines Kummers zu vergeſſen.

Doctor Dante drückte dem Grafen gerührt die Hand. Er hatte die Erzählung ſeines Freundes mit geſpannter

Aufmerkſamkeit angehört und ſagte nun: „Beſchreibe mir noch einmal den Zuſtand Deiner Frau mit möglichſter Genauigkeit: ich werde Dir alsdann mein Urtheil ganz freimüthig ſagen.“ Der Graf that es und hielt dabei die Miene des Doctors im Auge; dieſer aber lächelte und ſprach: „Du darfſt noch hoffen, Leontin! Rettung iſt hier nicht unmöglich, ſchneller und gewiſſer wäre ſie freilich zu verſprechen, wenn anders Deine Hedwig ſo viel Muth hätte — — —“

„Sich der Operation zu unterwerfen?“ fragte der Graf, und ein jähes Hochroth überlief ſein Geſicht.

Der Doctor nickte und antwortete: „Ich behandelte vor längerer Zeit eine Frau, die ſeit drei Jahren an derſelben Krankheit gelitten und welche man bereits zu den Todten geworfen hatte. Sie war arm, in jeder Beziehung hülflos, und es erſchien mir als eine Gewiſſensſache, mich der Unglücklichen anzunehmen. Mit Reſignation willigte ſie darein, ſich die Bruſt operiren zu laſſen und überſtand die ſchwere Stunde glücklich. Jetzt iſt ſie geſund und hat die Kraft, ſich durch harte Arbeit zu ernähren.“

Graf Leontin ſprang auf; beide Arme ausbreitend rief er in beſchwörender Extaſe: „Liebſter, beſter Dante, komm mit mir! Werde der Retter meiner Hedwig und ich will Dich dankend anbeten gleich einem höheren Weſen! Willſt Du, Doctor? Willſt Du? — Welch eine ſeltſame Fügung! Warum biſt Du mir denn nicht früher eingefallen? Ich habe den Wald vor lauter Bäumen nicht geſehen, da ich nach Hülfe zwanzig Meilen weiter reiſte.“

„Vergiß nicht, lieber Graf,“ warf der Doctor bedenklich ein, „daß, wie der Apoſtel ſagt — unſer Wiſſen Stückwerk iſt — und daß aller Segen von Oben kommt!“

„Er wird Deine Bemühungen krönen, eine frohe Ahnung verheißt es mir!" erwiederte Graf Leontin und umſchlang ſeinen Jugendfreund mit Wärme.

In des Doctors Umarmung fuhr er fort: „Es wehet mich ſo erquickend an, wie friſche Morgenluft nach einer ſchwülen, gewitterſchweren Nacht. Du wirſt meine Hedwig heilen — ich glaube an Deine Kunſt wie an Deine Freundſchaft. Und was Du hier verläßt — pecuniär genommen — dafür vermag ich Dich zu entſchädigen. Zudem könnte ein Blick auf Deine dermalige Lage Dir den Entſchluß erleichtern, mich begleiten zu wollen. Es iſt öde um Dich — Du müßteſt denn die Leere mit dem Gedankenbilde Deiner Zukünftigen ausfüllen können, und bald wieder zu heirathen gedenken —"

Der Doctor ſchüttelte heftig den Kopf und ſeufzte, und Graf Leontin fuhr fort: „D.... iſt ein Paradies und mein Haus, könnteſt Du den Jammer, der es jetzt erfüllt, daraus verbannen, ein Himmel voll Freude und Frieden. Du ſollſt ganz nach Deiner Neigung leben, frei, unabhängig, und ſelbſt der Zwang, den die Gefälligkeit anlegt, darf Dich nicht binden. Ich habe reiche, geſchonte Jagden — Du liebteſt ehemals dies Vergnügen, und wir wollen es mit kriegsverwandten Empfindungen genießen, indem wir uns dabei jener Zeit erinnern, wo die ſchwarzen Jäger es auf gefährlicheres Wild, auf Raubthiere in Menſchengeſtalt anlegten, die unſer armes Vaterland zerfleiſcht hatten. — Gefällt es Dir bei uns, ſo trennen wir uns nicht mehr. Iſt Deinem Thätigkeitstriebe der Raum in meinem Hauſe, in meiner Familie zu enge; ſo eröffnet ſich im Umkreiſe meiner Güter ein weites Gebiet für Deine Wirkſamkeit. D.... iſt bekanntlich ein offenes Städtchen und nur eine kleine Strecke vom Schloſſe entfernt, wo ſeit grauen Jahren die

Beſitzer der Grafſchaft reſidirten. Das liebliche Oertchen entbehrt bis jetzt eines Arztes, und ich habe aus mancherlei Gründen dieſem Mangel noch nicht abhelfen können. Juden und Schiffer bewohnen es, und ſo wie ich Dich kenne, würde es Dich wenig ſtören, wenn Du auf Deine Rezepte, anſtatt zu ſchreiben: für Fräulein Fanny, Mathilde, Hermine, oder wie die chriſtlichen Schönen weiter heißen mögen, ſetzen müßteſt: für Perlchen Moſes, Täubchen Aron, Blume Kohn u. ſ. w. Dies möchte denn wohl der einzige Unterſchied ſein, an den Deine Praxis ſich gewöhnen müßte — in allem Uebrigen, ich meine damit Krampf und Nervenſchwäche, werden Juda's Töchter den Kindern der getauften Welt ſchwerlich etwas nachgeben.“

Der Doctor lächelte und ſprach: „Es ſchiene demnach im Plane meines Schickſals zu liegen, daß ich mit dem Volke Iſraels in Verbindung bliebe. Seit Jahren ſchon ſtehe ich mit einer ehrenwerthen Jüdinn, die meine Hauswirthinn iſt, in dem freundſchaftlichſten Vernehmen. — Hier haſt Du meine Hand, Graf Leontin, ich ziehe mit Dir! Doch glaube nicht etwa, daß ich Dir mit dieſer Entſchließung ein Opfer bringe — Du weißt nicht, gegen welche Qualen Du mir eine Freiſtatt bieteſt. — Doch daß ich Gelegenheit finde, Dir vielleicht nützlich zu werden, daß ich Dir wenigſtens meine Bereitwilligkeit dazu beweiſen kann, iſt ein Reiz, dem ich nicht widerſtehen würde, wenn auch alles anders wäre, als es iſt.“ Der Graf umarmte den Doctor mit dem Feuer der Dankbarkeit, und beide Freunde brachten den Abend in traulichen Ergießungen hin. Die bange Gegenwart verſchwand ihnen; ihr laſtendes Bewußtſein ging in Erinnerung und Hoffnung unter.

Nach einer glücklichen Reiſe langte Graf Leontin auf eigenem Grund und Boden an. Er ſtand nebſt ſeinem Begleiter am Ufer des Fluſſes und wartete auf die Fähre, welche von drüben herüber noch abſtoßen ſollte. Der Abendſchein malte die Wellen des angeſchwollenen Stromes mit Purpurfarbe; die abgefallenen Blätter, welche der rauhe Herbſtwind in den Schooß des Waſſers geſtreut, glänzten in den rauſchenden Wogen wie Goldpunkte. Ein Segelkahn ſchwamm in einſamer Ruhe dahin, und verſchwand endlich in den flammenden, niedertauchenden Wolken. Aus den Schifferhütten am jenſeitigen Ufer wirbelte häuslicher Rauch empor, die kleinen Fenſter waren ſchon eingemooſet, Kinder ſpielten ſorglos in der gefährlichen Nähe des Waſſers, worauf ihre Väter heimiſch waren. Hoch über dieſer friedlichen Niedrigkeit ragte zwiſchen den Wipfeln uralter Linden das gräfliche Schloß empor. Noch waren die höchſten Fenſter dieſes impoſanten Gebäudes von einem blaſſen Schimmer der untergegangenen Sonne geröthet; doch um das graue Steinwerk des kunſtreichen Portals ſchien bereits die Stille des Abends zu ſchweben.

Des Doctors Blick hing verklärt an der maleriſchen Ferne, wohin die dunkle Fluth ſtrebte — des Grafen Auge ruhete ängſtlich auf dem Hauſe, das ſein Glück und ſeinen Schmerz umſchloß.

„Wie werde ich meine Hedwig wiederfinden! O Gott wenn nur die Folter dieſer ungewiſſen Erwartung erſt vorüber wäre!“ ſagte Graf Leontin, ſich zu ſeinem ſtummen Gefährten wendend. „Doctor!“ fuhr er fort und ergriff die Hand des Freundes, „wenn in Dir ein Helfer ſeinen Fuß auf das Fährſchiff ſetzte, ich wollte hier vor Dir niederknieen und Dich verehren als Dein demüthiger Sclave!“

„Beruhige Dich, lieber Graf,“ redete der Doctor ihm zu.

„Du biſt ſo blaß — Deine Frau möchte ſonſt vor Deinem Ausſehen erſchrecken und Dich ſelbſt krank glauben. Wenn ſich mein Vorgefühl bewährt; ſo iſt der Berufsweg, den ich an Deiner Seite gehe, ein geſegneter."

Jetzt landete die Fähre; die Ruderer begrüßten ihren Gutsherrn mit roher Ehrfurcht und der Graf fragte geſpannt, ob während ſeiner Abweſenheit etwas vorgefallen wäre?

„Weiter nichts, als daß vor einigen Tagen Gäſte angekommen ſind," antwortete der Steuermann, und der Graf athmete etwas leichter. Endlich war das Ziel der weiten Reiſe erreicht, die Dienerſchaft umringte den Wagen, und warf verſtohlene Blicke der Neugier auf den Begleiter ihres Herrn. Dieſer Letztere aber eilte auf beflügelten Sohlen in das Innere des Schloſſes und die Gräfinn ſtand vor dem Doctor. Wie ſchön war ſie ſelbſt durch Leiden entſtellt noch! Bei dem erſten Blicke, den ſie auf den Doctor warf, ging das Licht der Hoffnung in den ſchönen braunen Augen auf und ſtrahlte ihm tief in die Seele; doch zu gleicher Zeit hauchte ein holdes Bleich über ihre abgehärmten Wangen. Der Gedanke, wie Schreckliches ihr durch die Hand dieſes hülfreichen Mannes bevorſtehen könne, miſchte ihrer Freude über ſeine Ankunft ein Gefühl furchtſamen Erbangens zu.

„Herr General-Chirurgus Gillard?" fragte die Gräfinn ihren Gemahl anſehend und mit einer anmuthigen Verbeugung gegen den Doctor.

„Ein Beſſerer noch, meine Hedwig!" antwortete der Graf, indem er mit dem einen Arm den Doctor umfaßte und mit dem andern die zitternde Hand der Gattinn an ſeine Lippen zog.

„Doctor Dante, mein Jugendfreund und Waffenbruder, von dem ich Dir ſo oft erzählt!“ Die Gräfinn hieß nun den Doctor als den Freund ihres Mannes willkommen, doch forſchte ihre Miene nach dem Zuſammenhange des ſeltſamen Umſtandes, daß der Erwartete fehlte und der Unvermuthete an ſeiner Stelle war. Graf Leontin löſte erzählend das Räthſel, und ſeiner Gemahlinn Geſicht drückte das Mitleiden aus, welches ſie mit dem jungen Wittwer empfand, deſſen Verluſt ſie ſich noch weit anders denken mochte.

Nun fragte der Graf mit beſorgter Zärtlichkeit um ihr Ergehen, während er verreiſt geweſen. Sie gab es als erträglich an; doch ein leiſer Ausdruck von Schmerz, der bei dieſer ſchonenden Verſicherung über ihr Geſicht glitt, ließ den Gatten wie den Gaſt die ſchlimmere Wahrheit errathen. Vor einigen Tagen hatte ſie die Freude gehabt, Schweſter und Schwager nebſt zwei lieblichen Kindern hier ankommen zu ſehen. Sie waren mit der Mutter auf ein nahes Vorwerk gefahren, und Willens, einige Wochen in D.... zu verweilen.

Doctor Dante ſah ſich hier mit wohlthuender Behaglichkeit in einen Familienkreis verſetzt, der jeden Vorzug des geſelligen Betragens der Höheren beſaß, ohne durch die Fehler, welche ſo oft damit verbunden ſind — dem Eindrucke jener vornehmen, unnachahmlichen Anmuth der Sitten zu widerſtehen. Hier war derjenige Adel der Perſönlichkeit, der ein angeborner iſt und nimmer angebildet werden kann — neben herzlicher Gemüthlichkeit zu finden, und die Feinheit des Umgangs und des Scherzes, ſelbſt der höhere Ton, worin Klage und Kummer ſich ausſprachen, ſchloſſen die Wahrheit des Charakters und die Offenheit des Vertrauens nicht aus. Ganz vorzüglich fühlte der Doctor ſich von der Eigenthümlichkeit der Gräfinn Waldhorſt angeſprochen. Wenn ſie als Kranke auch dem Arzte ein beſonderes Intereſſe abgewann, ſo war ihre liebenswürdige weibliche Natur dem Manne doch ungleich anziehender. Sie erſchien ihm wie eine Heilige, welche über die Qualen des Körpers mit freiem Geiſte herrſcht, und von der Glorie einer Liebe umfloſſen wird, die nicht von dieſer Welt iſt. Er fand den Grafen beneidenswerth, ſelbſt wenn dieſer die geliebte Gattinn verlieren müßte.

Am andern Morgen holte Graf Leontin den Doctor in Hedwigs Boudoir ab, wo er die Krankheit durch den Augenſchein unterſuchen ſollte. Die Gräfinn warf einen ſchüchternen Blick auf den jugendlichen Arzt, dann blieb ihr Auge unter einem erleichternden Seufzer an dem Trauerflore um ſeinen Arm hängen; ein glühendes Roth ſtrömte in ihr Geſicht — und eine heiße Thräne, die in ſein Herz brannte, fiel auf die Hand, welche ſich zu prüfender Berührung der entſchleierten Bruſt näherte.

Der Graf wagte kaum zu athmen, die unglückliche Hedwig hatte den naſſen Blick furchtſam abgewendet, um ihr Todesurtheil nicht in den Zügen des Arztes zu leſen —; doch der Doctor ſprach nach dem Schweigen einiger peinlichen Minuten der ſanften Dulderinn Muth ein. Er machte einige Verordnungen und bat die Gräfinn, vor allem ihr Gemüth zu erheitern und aufzurichten, weil dies Beſtreben mit ſeinen Bemühungen nothwendig Hand in Hand gehen müſſe, wenn ſie anders ihr Geneſen nicht verzögern wolle.

Die Gräfinn verſprach es und ſagte mit einem Engelslächeln, daß ſie ihm ihr volles Zutrauen ſchenke und ſich gewiß jeder zweckdienlichen Forderung fügen würde, die an ſie zu machen er nur irgend für gut finden möchte.

Der Doctor dankte dieſer Verſicherung mit einem ehrerbietigen Handkuſſe und ſprach bedeutſamen Tones, er werde der Gräfinn Gelegenheit geben, dies gelobende Wort zu ſeiner Zeit einzulöſen.

Geängſtete ſind argwöhniſch; dem Grafen fiel dieſe natürliche Aeußerung auf, und einen gefürchteten Sinn in ihr vermuthend, nahm er den Doctor abſeits und beſchwor ihn um eine offene rückhaltloſe Erklärung über die leidende Bruſt der geliebten Gattinn.

„Sie muß abgenommen werden — nur das Operationsmeſſer kann die Senſe des Todes zurückſchlagen, der ſonſt dies ſüße Leben mit grauſamer Gewißheit verkürzen würde," antwortete der Doctor entſchieden, und mit der Ruhe eines verſuchten Mediciners. Graf Leontin ſchauerte erbleichend zuſammen und entgegnete: „Mir iſt in dieſem Augenblicke, als fühlte ich den Schnitt in meinem Herzen! —" „Denke Dir das nicht ſo gräßlich, Freund!" ſprach der Doctor mit tröſtender Belehrung, „es wird ja kein edler Theil verletzt; doch," fuhr er fort, „daß Deine Frau vorläufig nur keine Sylbe von dieſer Nothwendigkeit erfahre! Sie muß ſich erſt an den Gedanken gewohnen lernen; überlaſſe es mir, ſie vorzubereiten! Auch muß ich mir zuvor in hieſiger Gegend einen tüchtigen Wundarzt ſuchen, der mir in der Stunde der Operation beiſteht; denn ein ſo wichtiges Geſchäft ohne die Aſſiſtenz eines Kunſtverſtändigen unternehmen zu wollen, würde mir als Vermeſſenheit erſcheinen."

Der Graf ſeufzte beklommen auf und verſprach, zu ſchweigen.

Wenn der Glaube, wo er das Höchſte und Heiligſte umfaßt und es mit ringender Seele herabzieht in die menſchliche Schwachheit, Berge hinwegzuheben vermag; ſo kann ſchon das Vertrauen, welches wir in die Kraft und den Willen eines Menſchen ſetzen, wundergleiche Wirkungen hervorbringen. Dies war an der Gräfinn Waldhorſt bemerkbar, ſeit Doctor Dante ihr, wenn auch bedingungsweiſe — Hülfe und Geneſung verheißen. Der tiefe Gram, welcher ihr Gemüth ſo ſchwer gedrückt hatte, erhob ſich noch unter den unverminderten Schmerzen der Krankheit; Muth und Zuverſicht belebten die erſtorbene Seele, und die fixe Todesidee ward dann und wann von einem freundlichen Lebensbilde verdrängt.

Das Wahrnehmen dieſer Veränderung war für den Grafen ſehr ergreifend. Er wußte, was der geliebten Hedwig drohe, fürchtete, ihre zarte und geſchwächte Geſundheit werde es nicht aushalten, und das Lächeln, wodurch ihre bleichen Züge die Hoffnung ausdrückten, der ſie ſich täuſchend überließ, zerriß ihm das Herz.

Indeß war der Doctor nicht müßig. Ein halber Monat war verſtrichen, ſeit er nach D.... gekommen, als eines Tages die Gräfinn bläſſer als gewöhnlich, aber mit ſchimmernden Augen, bei Tiſche erſchien. Sie aß nur wenige Biſſen, trank ein paar Tropfen Wein und winkte nach aufgehobener Tafel ihren Gemahl in ein Nebenzimmer.

„Willſt Du mir einen Gefallen thun, mein Leontin?“ fragte die Gräfinn mit rührender Stimme und bittender Gebehrde.

„Hedwig!“ antwortete ihr Gemahl im Tone eines zärtlichen Vorwurfs, „das iſt keine hübſche Frage — mein Blut iſt Dein!“

„Nun denn;“ ſagte die Gräfinn, „ſo klopfe es in einem tapfern Herzen! — Ich laſſe mich morgen operiren.“

Die umſchlingenden Arme ſanken dem Grafen ſchlaff herab; ein leiſes Aechzen des Entſetzens entfloh ſeinem Munde. Dieſe Muthloſigkeit des ſonſt ſo feſten männlichen Gemahls erhöhete Hedwigs Faſſung. Sie ſprach: „O hoffe doch, mein Geliebter! Ich werde es ja überſtehen —; jetzt, wo mein Leben auf einer gefährlichen Spitze ſchwebt, zittere ich nicht mehr, und entweder iſt dieſe Ruhe das Vorgefühl meiner Rettung, oder ein Ahnen höherer Befreiung. Ich werde alſo für jeden Fall heute mein Teſtament machen, auch ein Gelübde betend niederlegen — und dann dem Tage getroſt entgegenſchlummern, der auf irgend eine Art langem Wehe ein Ziel ſetzt. Ich bitte Dich, mein Lieber, fahre doch jetzt im milden Herbſtſonnenſchein ein Stündchen mit mir ſpazieren! Ich ſehne mich in die Luft, und wenn der Wagen ſich langſam fortbewegt, wird es mir nicht ſchaden.“

Es geſchah. Die Gräfinn beſtimmte die Richtung des Weges, den ſie zu nehmen wünſchte, und der Graf errieth ihre Abſicht.

Am äußerſten Ende des weitläuftigen Parks, der an einen düſtern Hochwald gränzte, ſtand im Schatten ehrwürdiger Eichen eine kleine Capelle mit dem Bilde der heiligen Hedwig, welche die Gräfinn als ihre Schutzpatroninn verehrte; dahin wollte ſie. Als ſie vor dieſem Orte anlangten, bat die Gräfinn ihren Gemahl, daß er ſich in das Gebüſch entfernen, und dort ihres Rufes harren möchte; den Wagen ließ ſie abwärts fahren. Sie trat nun in den Umkreis dieſer heiligen Bäume, deren Schatten vom ſcharfen Hauche des Octobers gelichtet waren. Wie mit einem goldenen Blätterregen beſchüttet, bot das geweihete Plätzchen ein rauſchendes Polſter für die Kniebeugung dar, und die Gräfinn warf ſich in inbrünſtigem Gebet vor dem Bilde der frommen Fürſtinn nieder. Als ſie aufſtand und ihren Gemahl rufen wollte, kam der Graf, beſorgt um ihr Säumen, ihr ſchon entgegen. Bei ihrer Rückkehr in das Schloß fanden ſie den Juſtitiarius vor, der berufen worden, um den letzten Willen der Gräfinn aufzuſetzen. Eine bange Stille herrſchte durch den weiten Raum des Schloſſes und leiſe ſchlich ſich das Gerücht von den heutigen und morgenden Vorgängen zu den Bewohnern des Städtchens hinab, die ihre leutſelige, mildreiche Gräfinn gleich einer Gottheit anbeteten.

Der verhängnißvolle Morgen erſchien; die Gräfinn fühlte ſich wunderbar geſtärkt bei dem Erwachen und ihre heldenmüthige Heiterkeit hielt ſelbſt den Anblick des Doctors und ſeines Gehülfen aus. Sie umarmte die Ihrigen; nur als ſie den holden Knaben, ihr einziges Kind, an die Bruſt ſchloß, die nun bald bluten ſollte — ward ſie von einem leichten Zittern durchbebt. Der Doctor winkte, daß man den kleinen Erdmann entfernen ſolle. Auf der Gräfinn ausdrückliches Verlangen blieb Niemand bei ihr, als ihr Schwager, zu dem ſie das Zutrauen einer Schweſter hatte, und an deſſen ſoldatiſche Herzhaftigkeit ſie ſich zu halten gedachte, wenn Schwäche oder Zaghaftigkeit ſie überwältigen wollten.

Regungslos, das Geſicht verhüllt, ſaß Graf Leontin in einem einſamen Gemache, und in ſeiner Seele wühlte das Meſſer des Doctors. Jeder Laut, der die Todtenſtille im Schloſſe unterbrach, erſchütterte den ſtarken Mann, wie auch das leiſeſte Lüftchen die Blätter der Eſpe bewegt. In ihrem Schlafzimmer lag die Oberforſtmeiſterinn auf den Knien, und Frau von Goſlar hielt den Sohn ihrer Schweſter in den wankenden Armen und benetzte ihn mit heißen Thränen.

Die Judenſchaft des Städtchens hatte ſich in der Synagoge verſammelt und hielt eigens Gottesdienſt, um die Erhaltung der allgeliebten Herrinn von Jehovah zu erflehen. Die Schiffer mit ihren Familien ſtanden am Ufer und ſprachen davon, daß es jetzt in dieſer Stunde mit ihrer Gräfinn auf Leben und Tod gehe. Die Weiber jammerten und weinten, die Männer rühmten, als redeten ſie von einer Todten, die Engelmilde der Gutsfrau. Da trat ein Greis hervor und ſagte: „Laßt uns nicht klagen, laßt uns lieber beten, daß Gott uns die gütige, gnädige Gräfinn erhalten wolle!“

Darauf zog er ſein Mützchen von dem ſilberweißen Haupthaar und ſprach aus der Fülle des Herzens eine fromme, rührende Fürbitte. Die kleine andächtige Gemeine ſtimmte laut in den Segenswunſch; die Wogen des Waſſers rauſchten in ihrem dumpfen Uniſono ein Orgellied dazu; der blaue Himmel, von glänzenden Wolkenbildern umſäumt, erhob als Altarblatt die Herzen und Augen ſeiner Gläubigen; und die Sonne, hinter einem zerfließenden Nebel hervorblickend, leuchtete wie eine Kirchenkerze durch das Gedüft des Weihrauchs.

Nach einer Stunde, welche die Angſt zu einer Ewigkeit ausdehnte, hörte Graf Leontin endlich die Thür des Zimmers öffnen, wo die Operation vor ſich ging. Ein wohlbekannter Schritt näherte ſich, der Graf eilte ihm entgegen und traf auf den Doctor, der ihn ſuchte. Große Schweißperlen hingen auf der erhitzten Stirn des Arztes, ſein Jabot war mit Blut beſpritzt; aber ſein Auge funkelte klar und rein, als hätte die Freude es erhellt.

„Um Gotteswillen!“ rief der Graf, „wie iſt es gegangen? ſprich, Doctor!“ „Ueber Erwarten gut!“ antwortete der Doctor und lächelte, als hielte er noch beſſere Nachricht zurück. „Deine Hedwig iſt eine Heldinn, eine Heroinn, eine

Heilige! Und dieſer Jabot," er deutete auf die Blutflecken, „ſoll fortan nicht mehr gewaſchen werden."

Der Graf machte eine Bewegung, als wollte er dem Doctor zu Füßen fallen; dieſer aber, ſich der gelungenen That innigſt freuend, kam ihm mit einer herzlichen Umarmung zuvor. Er ſagte: „Deine Kniee wanken, armer Graf! Todesfurcht für dieſe unvergleichliche Gattinn hat Dich entmannt. Hoffentlich iſt ſie nun gerettet —; aber noch ſind wir nicht hinüber, Freund! Deshalb laß uns den Freudenſprung aufſparen, bis das Werk der Heilung vollendet iſt. Deine Frau iſt natürlich ſehr ſchwach und bedarf der allerbehutſamſten Schonung. Füge Dich daher in Geduld und Gehorſam, wenn ich Dir den Zutritt zu ihr verſage."

Bald verbreitete ſich die Nachricht durch das Schloß und von da aus weiter, daß die gefürchtete Stunde glücklich vorübergegangen und man der Hoffnung Raum geben dürfe, die theure Gräfinn erhalten zu ſehen. Die Verdienſtlichkeit des Arztes, den der gnädige Graf ſogar mit einem vertraulichen Du beehre, ward dabei bis in den Himmel erhoben: und als einer der Lakaien erzählte, was er einem Geſpräche zwiſchen ſeiner Herrſchaft und dem Doctor abgelauſcht hatte, es ſei ſehr wahrſcheinlich, daß der fremde Arzt für immer in D.... bleibe; da jauchzten die Bewohner des Städtchens auf, als wüßten ſie ſich nun der Gewalt des Todes entriſſen.

Als die Geneſung der Gräfinn durch untrügliche Zeichen verbürgt war, feierte der Graf dieſe Lebensrettung auf vielfache Weiſe. Er verſäumte nicht, in allen Kirchen ſeiner Grafſchaft Gott die gebührende Ehre zu geben, erquickte und verſorgte die Armen durch reiche Gnadenſpenden und erfreuete ſeine Unterthanen durch ein Volksfeſt. Mit zarter Empfindung ſcheuete er ſich jedoch, dem Doctor einen äußern Lohn für die Leiſtung anzubieten, welche ihm das Liebſte auf Erden erhalten, weil ihm keiner der Größe dieſer Wohlthat entſprechend ſchien — und ſo zielte ſein Dichten und Trachten dahin ab, den Freund für immer an ſich und die Seinigen zu feſſeln, um im gemeinſamen Laufe ihres weiteren Lebens dieſe Schuld mit unermüdlicher Dankbarkeit abtragen zu können.

Die Bitten der liebenswürdigen Hedwig vereinigten ſich mit denen ihres Gemahls, den Doctor zu dem Entſchluſſe zu vermögen, daß er als ihr Leibarzt und Hausfreund in D.... bleibe. Die Judenſchaft des Städtchens ſendete dem Doctor ein Ehrengeſchenk in einer goldenen Tabatiere, worauf eine hebräiſche Dankſagung für die gelungene Cur ſauber geſtochen war, und die Geſandtſchaft, welche ihm dies Andenken rührender Erkenntlichkeit überbrachte, bat ihn unter dem Vortritt des Rabbiners, daß er D.... nicht mehr verlaſſen und ſich ihrer und ihrer Kinder hülfreich annehmen wolle.

Doctor Dante fühlte ſich bewegt und beſchämt. Er wies mit Worten der Beſcheidenheit dieſe rühmende Erhebung von ſich ab und dem göttlichen Segen zu —; doch einer der Juden widerlegte ihn mit dem weiſen Sirach, indem er ſich tief verbeugend ſagte: „Die Kunſt des Arztes erhöhet ihn und macht ihn groß bei Fürſten und Herren!“

Aber ungeachtet dieſer Lockungen fühlte Doctor Dante ſich durch ein inneres Etwas abgehalten, ſich zu Gunſten dieſer wohlwollenden Wünſche über ſeine Zukunft zu entſcheiden. Wer ſich nicht erklären kann, iſt ſich ſelbſt noch nicht klar. Zwar war ſein gegenwärtiger Aufenthalt ihm höchſt anziehend; alles, womit Dankbarkeit und Achtung, Liebe und Liebenswürdigkeit, Reichthum und vornehme Eleganz das Leben verſchönern, ſchlang ſich hier, wie ein vollblühender Kranz der Freude und des feinſten Genuſſes, durch ſein verödetes Daſein; aber doch warnte eine geheimnißvolle Stimme ihn, ſich nicht durch ein übereiltes Verſprechen zu binden. Zuweilen dachte er, wie ihm zu Muthe ſein würde, wenn er in ſeinem Wohnorte in trauriger Vereinzelung leben müßte, und die Nähe der unglücklichen Marie ihn mit dem Gedanken marterte, jetzt könnte ſie mein ſein und ich ſo unausſprechlich glücklich! — das war nun vorbei. Hier, in dieſer weiten Ferne, in durchaus veränderten Verhältniſſen, konnte jene quälende Vorſtellung nicht die Macht über ihn gewinnen, welche ſie unzweifelhaft auf ihn geübt haben würde, wenn er nach Clotildens Tode in ſeiner alten Lage geblieben wäre. Und ſo freuete er ſich dieſer ſchützenden Geborgenheit, ohne gerade geneigt zu ſein, heimiſch in ihr zu werden. Auch fühlte er ſich zu ſehr als Gaſt, um ſich auf die Dauer in D .... einrichten zu können. Er ward wie der Geiſterfürſt einer Feengeſchichte bedient; und ein wenig Plage, Mühe und tägliche Sorge gehören nun einmal in die Heimath des Lebens und zur Nothdurft menſchlicher Freuden. Daher kam es, daß Doctor Dante ganz leiſe das Unbehagen derer zu empfinden begann, welche das Geſchick jeder Anſtrengung für ihr äußeres Wohl überhoben hat, und nur die Beſchäftigung, deren er ſich als einſtweiliger Arzt des Städtchens unterzog, erhielt ſeine geſchonten Kräfte in einem wohlthätigen Gleichgewichte.

Graf Leontin erklärte den verſtimmten Ernſt, worin er ſeinen Freund zu Zeiten verſunken fand, durch den noch nicht verſchmerzten Verluſt einer geliebten Gattinn; allein die

Gräſinn, der er ſeine Geſchichte mit Marien vertraut, blickte tiefer in ſein Herz. Sie bemitleidete ihn innigſt; doch um das Schickſal der ihr unbekannten und aus der Schilderung des Doctors ihr ſo lieb gewordenen Marie trauerte ihre weiche Seele noch mehr. Sie ſagte: Er wäre es ſich und ſeiner Freundinn ſchuldig, das beweinenswerthe Loos derſelben durch eine freiwillige Verbannung, wozu die Gelegenheit ſich ihm aufdringe, — zu erleichtern; denn gewiß werde Marie ſich in das Unabänderliche leichter finden, wenn die Anſprache ſeines Grames ſie nicht mehr ängſte und in ihrem einfachen Pflichtgefühle verwirre. —

Als nach dem Verlaufe von acht Wochen die Gräſinn das Bett und ihr Zimmer verlaſſen und hergeſtellt im Kreiſe der Ihrigen erſcheinen konnte, glaubte der Graf, welcher die Bewegungen des Doctors furchtſam bewachte, es könne dieſer nunmehr Luſt zur Heimkehr in ſich verſpüren. Er drang aufs neue in den Freund, ſein längeres Hierbleiben durch eine beſtimmte Zuſage zu verbürgen.

„Den Winter über,“ gab der Doctor zur Antwort, „verlaſſe ich D.... nicht. Ich muß zuvor ſehen, wie ſchön die Frühlingsroſen auf den Wangen meiner theuren Reconvaleſcentinn hervorbrechen;“ dabei verbeugte er ſich lächelnd gegen die Gräſinn. Sie erröthete ſchon jetzt. Mit einem ſüßen Blicke entgegnete ſie: „Und wenn die Blüthenzeit eintritt, begleiten Sie mich und die Meinigen auf einer großen Reiſe nach dem ſchönen Schleſien, die ich, um ein Gelübde zu löſen, unternehmen muß. Als ich am Tage vor der Operation meine Patroninn anrief, das gefährdete Leben in ihren heiligen Schutz zu nehmen, da gelobte ich, wenn ich geheilt würde, die Spuren ihres frommen Wandels aufzuſuchen, und durch Gebet und Dank und reiche Opfer zu weihen. — Auch verſprach ich der heiligen Hedwig,“ fuhr die Gräfinn mit anmuthigem Scherze fort, „den Doctor mitzubringen — und Sie werden mein Wort nicht zu Schanden machen wollen.“ Doch ſchnell in einen ernſteren Ton übergehend, als gereue ſie der kleine Frevel — ſetzte ſie hinzu: „Und reiſen, lieber Doctor, iſt ja ein treffliches und bewährtes Mittel für die Leiden des Gemüths! Wie verhärtet müßte das Herz ſein, aus dem der Hauch des Frühlings in dem freien Genuſſe der Natur nicht neue Blüthen der Hoffnung und der Freude lockte! Man lernt ein Stück von der weiten Erde und die Größe des Schöpfers kennen und ſich dabei der Engheit ſeiner ſelbſtſüchtigen Betrübniß und des kleinen Kummers ſchämen, der den Herrn einer Welt anklagt, die ſo ſchön iſt! — Nicht minder reißt der Gegenſtände raſcher Wechſel den Traurigen unaufhaltſam mit ſich fort, während der ſchwerfällige Gram dahinten bleibt und ſeinen öden Wohnſitz erſt wieder erreicht, wenn der Reiſende an Ort und Stelle iſt; es wäre denn, daß ſich dieſer in ein Herz voll Liebe flüchten könnte. — Das bedeckt ſeinen Schützling mit weichen Armen und läßt nicht zu, daß der finſtere Feind ihm wieder nahe!“ —

Der Doctor ſah ſchweigend und ſchwermuthsvoll zu Boden, und die Gräfinn nahm nach einer Pauſe das Wort wieder auf, indem ſie ſprach: „Und welch eine herrliche Reiſe wird dies ſein! Es war längſt mein Wunſch, das paradieſiſche Schleſien, dies gelobte Land, zu ſehen; doch hat mein Gelübde keinen Theil an dieſem irdiſchen Verlangen. Wir reiſen nach dem Kloſter Trebnitz, wo die Fürſtinn begraben liegt. Dort, an dieſer heiligen Ruheſtätte, wo die Engel den Todesſchlaf der frömmſten Frau, die je gelebt, unſichtbar bewachen, will ich mein Herz demüthigen in heißem Dank! Dann nehmen wir die Tour über das maleriſche Dyhrenfurth, wo der pilgernde Fuß der fürſtlichen Hedwig ſich in rohen Stein gedrückt hat und ſeine zierliche Form mit Waſſer füllt, ſo oft der nahe Oderſtrom ſein Flußbett überſchreiten ſoll. Die wunderbare Wahrheit dieſes Zeichens unterliegt keinem Zweifel. — Und endlich will ich nach dem merkwürdigen Wahlſtadt, wo die ſchrecklichen Tataren flohen — wo die Heilige den enthaupteten Sohn fand und die Märtyrerkrone um das Haupt dieſer erhabenen Mutter ſtrahlte."

„Fürſt Blücher von Wahlſtadt!" ſagte der Graf, und der Klang dieſes letzteren Namens tönte in dem Accorde einer Siegeshymne in den Saiten ſeiner Seele wieder; „dies war unſer Schutzpatron! Nicht wahr, Dante? — Laß auch uns die Reiſe als eine Wallfahrt zu den Heldengräbern frommer Streiter betrachten, als ein Opferfeſt für die Erinnerung! Wir können dies recht füglich mit den ſchuldigen Honneurs für die heilige Hedwig vereinigen." —

Die Gräfinn warf einen betroffenen Seitenblick auf ihren Gemahl; dieſer aber, ſich ſeiner Toleranz bewußt, lächelte ihr gutmüthig zu, und fuhr dann, gegen den Doctor gewendet, fort: „Bei dem Städtchen Jauer fließt ein kleiner, ſilberheller Quell, der Hedwigsbrunnen genannt, welcher einſt die heilige Gluth einer Dichterbruſt kühlte, unſers Körners! — Da wollen wir ſchöpfen und trinken und den Manen des hochſinnigen Jünglings eine Libation darbringen! — Auch an die Katzbach müſſen wir, Doctor! Einſt rauſchten ihre Wellen Blut; doch jene Strömungen ſind verſiegt, und klar und rein ergießt die ewige Urne den Segen ihrer Gewäſſer! Dann können wir über das Gebirge ziehen, wo unſer Heros, der große Gneiſenau in friedlicher Ruhe lebte, und die Giganten der Natur im Rieſenſpiegel ſeines Geiſtes ſchauete. Und dennoch hat auch ihm ein ſtarker Schmerz das unbezwungene Herz gebrochen — als ſeine Tochter, die junge Gräfinn Scharnhorſt, geſtorben war.

„Scharnhorſt!“ wiederholte der Doctor und ſein Auge flammte; „dies iſt,“ fuhr er fort, „auch einer der unſterblichen Namen jener Zeit! Und vorzugsweiſe liebe ich das Lied, welches das Andenken dieſes tapfern Generals feiert.“

„In dem wilden Kriegestanze brach die ſchönſte Heldenlanze —“ intonirte Graf Leontin mit ſo friſcher Stimme, als ſänge er im Feldlager; der Doctor, von dem Zauber dieſer Töne hingeriſſen, ſecundirte mit treuem Gedächtniß, und die Gräfinn horchte theilnehmend dem kriegeriſchen Geſange der beiden Männer.

Ruhig war der Winter dahin gegangen. Die Gräfinn, geneſen und den Ihrigen zurückgegeben, fing an, in zartem, verjüngtem Reize wieder aufzublühen. In froher, ſeliger Stille genoß die Familie Waldhorſt dieſes Glückes, und nur ein heißerer Drang der Wohlthätigkeit und das glühende Beſtreben, dem Doctor mit dem Beſten, was Reiche und Arme geben können, mit Liebe, zu vergelten, zeigte, daß jene tiefe Noth ihnen auf die edelſte Weiſe erinnerlich geblieben ſei.

Der Frühling entfeſſelte nun den Fluß. Still und majeſtätiſch, wie der Schwan die Fluthen durchſchneidet, zogen ſchwellende Segel den Strom entlang, kleine Kähne glitten ſchaukelnd über das glänzende Waſſer. Die Ufer grünten, die Eichenwälder rauſchten, die Schwalben niſteten und baueten geſchäftig — und das abgebrochene Werk des Mauſoleums ward wieder aufgenommen. Aber der Graf ſtand jetzt mit heiterem Blick auf dem Bauplatze und ermunterte die Arbeiter durch ſeine Gegenwart.

Am erſten Mai brach die gräfliche Familie in der Geſellſchaft des Doctors nach Schleſien auf: wir wollen die Reiſenden ihrem guten Glücke überlaſſen und einſtweilen zu Marien zurückkehren.

Während Freundſchaft und Dankbarkeit das Aeußerſte aufboten, dem Doctor Erſatz zu geben für das, was ihm der Tod geraubt, und eine ihm noch ſchmerzlichere Fügung entriſſen — ging Marie den einſamen, dornichten Weg ihrer Pflicht, von jeder Hoffnung verlaſſen. Sie warf den traurigen Blick über das Grab hinaus, deſſen Dunkelheit ihr nicht fürchterlich ſchien, da ihr Lebensgang größtentheils ſie durch des Kummers tiefſte Nacht geführt hatte; dort leuchtete ihr ein Morgen der Vergeltung auf, und den erharrete ſie mit ſtiller, ergebungsvoller Sehnſucht.

Seitdem Doctor Dante nicht mehr dieſelbe Luft mit ihr athmete und in einer unbekannten Ferne lebte, hatte ſie ſich ganz in die innere Welt ihres Herzens zurückgezogen, und die Gräfinn hatte mit weiblichem Scharfblick geurtheilt, da ſie meinte, Marie müſſe ſich durch die Abweſenheit ihres Freundes erleichtert fühlen. Sie richtete das ganze Augenmerk ihres Geiſtes auf die Schwierigkeiten ihrer Lage, und ſo gelang es ihr, manchen Anſtoß zu vermeiden, den ſie auch früher hätte umgehen können. Ihres Mannes heftige Ausfälle reizten ihren Unmuth nicht mehr zu fruchtloſer Gegenwehr, ſeine mürriſchen Launen brachen ſich, gleich wilden Wogen, an der unerſchütterlichen Gelaſſenheit und Geduld, die ſie ihnen entgegenſetzte. — Der Reſignation iſt alles zu ertragen möglich.

Nur in Bezug auf Alwinen befand ſie ſich in einem kleinen Zwieſpalt mit ihren Grundſätzen. Tauſend vergebliche Verſuche hatten ſie darüber belehrt, daß Alwine nicht zu beſſern ſei, wenigſtens von ihr (Marien) nicht, und daß jedes Beſtreben dieſer Art verderblich auf ihre eigene Zufriedenheit zurückwirke; aber dennoch glaubte ſie, gewiſſenlos zu handeln, wenn ſie um ſolch einer ſelbſtſüchtigen Rückſicht willen ein Unternehmen aufgeben wollte, wozu die Tugend ſie durch eine heilige Verbindlichkeit aufgefordert hatte.

Dieſe gleich ſtarken und ſtreitenden Ueberzeugungen erregten nun einen peinlichen Kampf in ihrer Seele und ließen ſie von dieſer Seite nicht zu jener todten Ruhe gelangen, die auf einer andern ſie mindeſtens vor erneuerten Schmerzen ſchützte. —

Alwine ahnete kaum die leiſen Anſtrengungen ihrer Stiefmutter, und in übermüthigem Trotze auf alle Siege, die ſie über Mariens edlen, mütterlichen Willen errungen, verachtete ſie jeden Rath, den die beſſere Einſicht ihr gab, jede Warnung, wie hochnöthig ihr Befolgen auch geweſen wäre — und ſelbſt die Winke der Klugheit, die ihr freies Betragen ſo oft außer Acht ließ.

Unfähig, die Verlorne zu retten, und doch ihres ſittlichen Unterganges gewiß, ſah Marie Alwinen immer tiefer in den toſenden Strudel der Welt geriſſen. Der Vater begünſtigte das thörichte Treiben ſeines Töchterchens durch alle Schwachheiten einer blinden Liebe. Alwinens Garderobenbedarf wurde jetzt ſo bedeutend, ihre unerſättliche Vergnügungsſucht ſo koſtſpielig, daß der Conſiſtorialrath, welcher dem luxuriöſen Hange Alwinens keinen Einhalt zu thun vermochte, ſich, dem Blicke ſeiner Frau verborgen, in Schulden ſtürzen mußte, aus deren Labyrinth ihn Mariens weiſe Sparſamkeit kaum befreit hatte. Zwar vermuthete Marie wohl, daß ihr Mann ſich auf dieſe ihr ſo ſehr verhaßte Art zu helfen ſuche, da er durch einen väterlichen Machtſpruch wohlfeiler dazu hätte kommen können; allein ihm zu zeigen, daß ſie um dieſe Heimlichkeiten wiſſe, verſchmähete ihr Stolz. So mußte ſie denn Alles über ſich ergehen laſſen, den Gedanken feſthaltend, daß ſie nichts, gar nichts, zu ändern im Stande ſei.

Und in der That hätte der Conſiſtorialrath jetzt mehr als jemals Urſache gehabt, über den Zuſtand ſeiner Finanzen nachdenkend zu werden. Seit einem halben Jahre hatte ſich ihm Verluſt auf Verluſt gehäuft; zwar trafen dieſe Unglücksfälle das mütterliche Vermögen ſeiner Kinder, aber da er als erſter Vormund darüber mit willkürlicher Eigenmächtigkeit verfügt, die kaum vor einer geſetzmäßigen Controle gerechtfertiget werden konnte, und es keinem Zweifel unterlag, daß nur unbedachtſames Vertrauen und Nachläſſigkeit jene Verluſte herbeigeführt hatten, ſo war vorauszuſehen, daß er durch die Einbuße ſeines Eigenthums die verkürzten Kinder würde ſchadlos halten müſſen. Doch dieſer Gegenſtand war dem Conſiſtorialrath viel zu unangenehm, als daß er ihn mit Marien in gemeinſame Ueberlegung hätte nehmen wollen, wie vortheilhaft ihm dies auch geweſen wäre.

Durch Alwinens Geſchmack und Neigung ward ihr Vater jetzt in geſellige Kreiſe gezogen, in denen er früher ein Fremdling geweſen, und hinwiederum dem Cirkel ſeines bisherigen Umgangs entfremdet. Marie war zu ihrer Zufriedenheit durch ein ſtilles Abkommen von den erſteren ausgeſchloſſen und vermißte den letzteren nicht; nur mit Bedauern ſah ſie das Band der vieljährigen Freundſchaft zwiſchen ihrem Manne und dem würdigen Rector Michaelis aufgelöſet, ſeit dieſer den Conſiſtorialrath auf ſeine ehelichen Unbilde und auf die Fehler, die er als Vater begehe, mit redlicher Offenheit aufmerkſam gemacht hatte. Alwine, die den Rector nicht leiden konnte, mochte den Einfluß dieſes geradſinnigen Mannes gefürchtet, und daher fleißig an der zornigen Erbitterung ihres Vaters geſchürt haben; genug, jeder Verkehr zwiſchen beiden Familien war ſeitdem abgeſchnitten, und Marie ſah ſich faſt auf den Umgang ihrer jüdiſchen Freundinn beſchränkt. Seitdem Argwohn und Verläumdung die Urſachen dieſer unſchuldigen Anhänglichkeit nicht mehr mißdeuten konnte, da die ſpurloſe Entfernung des Doctors den Grund dazu benommen hatte — ging Marie wieder zuweilen in das ihr ſo theure Haus der Frau Judith. Ihr ſchweres Herz erleichterte ſich, wenn ſie mit der Jüdinn von alten Zeiten ſprach, und die Bilder verſchwundener Tage und verlorener Lieben, vom Geiſte der Erinnerung beſchworen, ins Leben traten. Auch bedurfte Frau Judith jetzt des tröſtenden Zuſpruchs ihrer Marie; ſie war ſehr gebeugt, indem ein plötzlicher Tod ihren Schwiegerſohn hinweggerafft, der in einem ſehr kindlichen Verhältniſſe zu ihr geſtanden. In ihm betrauerte ſie ihren einzigen Verwandten, der auch ihr Erbe geweſen wäre, und nur der große Kreis ihrer ſogenannten Freunde, die ihr gefälliger Sinn ihr erworben, knüpfte ſie mit Banden des Wohlwollens an eine Welt, in der ſie, losgeriſſen von jeder Verbindung des Blutes, einſam und unbeweint zu ſterben hätte fürchten müſſen.

Aber Mariens treue Dankbarkeit verhieß der Matrone, die ſo mütterlich an ihr gethan, eine ehrende Zähre auf ihr Grab. Die kluge Jüdinn wußte, trotz der Schwäche ihrer

Eitelkeit auf die Gunſt der Chriſten, doch in den Beweiſen davon ſehr genau die Wahrheit von dem Scheine, der eigennützige Abſichten verſteckte, zu ſondern, und nur ein kleiner, ſpärlicher Gewinn ging ihr ſtets aus der großen Maſſe ſolch freundſchaftlicher Huldigungen hervor; allein Frau Judiths Ehrgeiz hütete ſich wohl, die Reſultate dieſer geiſtig-chemiſchen Verſuche durch ihr Benehmen an den Tag zu legen. Es genügte ihr, die unechten Freunde zu kennen — und nur um ſo feſter hielt ſie an dem einzigen Herzen, deſſen Zuneigung als lauteres Gold in jeglicher Probe beſtanden, und dieſes Herz war Marie!

Seltſam war es bei alle dem, daß Frau Judiths bekannte Hülfswilligkeit, die ſich in öfteren Fällen bis zur Generoſität ſteigerte, gerade bei Marien und ihrer Mutter ſtets eine Ausnahme in der Ausübung dieſer Tugenden gemacht hatte. Als Augenzeuginn der ärmlichen, ja zuweilen recht kummerlichen Beſchränkung, worin Frau Adolar mit ihrer Tochter lebte, hatte ſie nie etwas mehr für die Verbeſſerung dieſer Lage gethan, als daß ſie der fleißigen Marie zu dem Abſatze ihrer Arbeiten verholfen — und bei der Krankheit und dem Tode der Wittwe Marien zum erſten Male das Erbieten eines Darlehns gemacht. Es iſt indeſſen eine vielbeſtätigte Erfahrung, daß reiche Leute gerade gegen diejenigen, welche ihre Liebe, ihr Vertrauen genießen, ſich am kargſten bezeugen. Eine inſtinctmäßige Furcht hält ſie ab, ihre zarteſten und theuerſten Verhältniſſe durch Geldverkehr zu entweihen, deſſen ſcheidende Gewalt kennen zu lernen, ſie Gelegenheit hatten. Dann beurtheilen ſie die Armuth aus dem Geſichtspunkte des Ueberfluſſes, von wo aus ſie ihnen kein Uebel, ja ſogar durch den Reiz der Entbehrung verklärt erſcheint; und endlich gewährt ihnen der

Kampf eines tugendhaften Gemüthes mit der Sorge um das tägliche Brod ein anziehendes Schauſpiel. Sie vertheidigen ihr müßiges Zuſehen mit dem Vorbehalte, daß ſie ihrem bedrängten Freunde, wenn er in Gefahr käme zu erliegen, ja noch immer zu Hülfe eilen könnten. Doch wie oft kommt dieſe Hülfe zu ſpät; und der Arme verſinkt unter den Laſten des Lebens, wo es ſeinem vermögenden Freunde ſo leicht geworden wäre, ihn zu retten!

Es war in den letzten Tagen des Auguſtmonats, als der Conſiſtorialrath von einer kleinen Luſtreiſe in eine gebirgige Gegend zurückkehrte, die er Alwinen zu Gefallen in einer größtentheils jugendlichen Geſellſchaft unternommen hatte. Er klagte ſich unwohl, und der Arzt, den die beſorgte Marie ſogleich rufen ließ, erklärte dies Uebelbefinden für die Folge einer jähen Erkältung, der man in dem heißeſten Wetter gerade am meiſten ausgeſetzt ſei.

Doch kaum befand ſich der Conſiſtorialrath in dem Zuſtande der Ruhe, als ein heftiges Fieber ausbrach. Die treue Marie wich Tag und Nacht nicht von dem Bette ihres Mannes und wartete ſein mit der liebendſten, aufopferndſten Sorgfalt; und obwohl der Kranke nur auf Augenblicke zur Beſinnung kam, ſo ſchien er doch die unverdiente Zärtlichkeit dieſer Bemühungen gerührt zu erkennen. Er ſchmeichelte Marien mit ſüßen Namen und Liebkoſungen, wie in den Tagen der Brautzeit, und nannte ſie ſein engelgutes Weib, ſeine holde Marie! — Sie vergoß darüber Thränen einer ſchmerzlichen Freude und wagte zu hoffen, dieſe Krankheit könne wohl gar eine Kriſis ihres ehelichen Unglücks ſein und den Geneſenden zurückführen an das Herz der verſöhnlichen Gattinn: aber es war im Rathe der Vorſicht anders beſchloſſen.

Alwine, der es ſchwer ankam, ihre trunkenen Erinnerungen an das genoſſene Vergnügen gegen die ängſtlichwache Sorge am Krankenlager ihres Vaters zu vertauſchen, entzog ſich dieſer kindlichen Pflicht unter jedem Vorwande, und der Conſiſtorialrath ſchien bei Mariens Pflege den Anblick und die Theilnahme ſeines Lieblings nicht zu vermiſſen.

Als am neunten Tage der Krankheit Hofrath Sebaſtian ſeinen Patienten mit bangen Befürchtungen verließ, fand er in dem Mittelzimmer, durch welches ſein Weg ihn führte, Alwinen an einem Ballkleide arbeiten, das ſie ſich zur Hochzeit einer Schweſter ihrer Freundinn Ida zurecht machte. Sie ſchob den bauſchichten Flor abſeits, ließ die Blumenguirlanden auf den Fußboden gleiten, und fragte mit Affectation, wie der Arzt ihren Vater gefunden habe? Dieſer aber ſagte mit finſterer Miene und in rauhem verweiſendem Tone: „Fräulein! Laſſen Sie den Plunder da! Sie könnten bald ein Trauerkleid nöthig haben! Helfen Sie lieber ihrer braven Mutter, deren erſchöpfte Kräfte einer Unterſtützung bedürfen! —“ Somit verließ er die erſchrockene Alwine, ohne Adieu zu ſagen. Es lag etwas in dem Tone, den ſich der alte Mann gegen das junge, leichtſinnige Mädchen erlaubte, als wenn er es bereits des väterlichen Schutzes beraubt und verwaiſet wüßte. Dieſer Augenblick war der Anfang aller künftigen Demüthigungen, die über Alwinen, ſie zu beſtrafen und zu beſſern, verhängt waren. Eine Ahnung ihres Schickſals kam über ſie — laut weinend eilte ſie in das Krankenzimmer.

Hier lag ihr Vater, in dumpfem Schmerze ſtöhnend. Auf ſeinen halbgeſchloſſenen Augen ruheten ſchon die Schleier des Todes und die ſchwachen, ſchweren Athemzüge der kraftloſen Bruſt deuteten an, daß ſie die Luft des Lebens nicht lange mehr trinken werde. Sein müdes Haupt ruhete in dem Arme der Gattinn, deren Werth er erſt an des Grabes Schwelle erkannte, und ihre Thränen rannen ſtill und mild auf ſein entſtelltes Angeſicht nieder. Alwine ſtürzte über ſein Bett her und ſchrie: „Vater, um Gotteswillen! Du wirſt doch nicht etwa ſterben? Nein, das kannſt Du nicht! Du kannſt Deine Alwine nicht verlaſſen! O wie unglücklich wäre ich doch! —“

Der Kranke wehrte mit der Hand den Jammer ſeiner Tochter ab, er ward unruhig, und Alwine, Mariens leiſe Bitte, ſein zu ſchonen, nicht achtend, ſchluchzte in ungemäßigter Heftigkeit, bis ihr Vater ſelbſt ſich zu dem Befehle, daß ſie ihn verlaſſen ſolle, zuſammennahm. Gegen den Abend wurde Marie ſo ſchwach, daß ihre Lebensgeiſter zu entfliehen drohten. Aber ſie fühlte wohl, daß der Kelch ihrer Leiden noch nicht geleert ſei, daß ſie nicht hinſinken dürfe in ohnmächtigem Ermatten; dieſer Gedanke wirkte belebend auf ſie, und unterſtützte die Kraft der Medicamente, welche ſie zu ihrer Stärkung nehmen mußte. Der Rector Michaelis hatte, ſeit er das Niederliegen des Conſiſtorialraths erfahren, ſeinen Freund ſo fleißig beſucht, als hätte nimmer ein trennendes Mißverſtändniß zwiſchen ihnen obgewaltet. Als er an dieſem Abende Mariens bleiche Geſtalt in das Krankenzimmer zurückwanken ſah, erbot er ſich zur Nachtwache und bat die tiefangegriffene Frau mit freundſchaftlichem Dringen, ſich für einige Stunden Schlaf und Ruhe zu gönnen und auf ſeine Fürſorge ſich zu verlaſſen. Mit verneinendem Kopfſchütteln antwortete Marie: „Ich würde nicht ſchlafen können — ſchon habe ich mich überwacht. In jeder Fingerſpitze klopft mein Puls, ſtark und voll wie der Schlag eines Hammers. Doch könnte unſere vereinigte Wachſamkeit in dieſer Nacht nöthig ſein — und deshalb nehme ich Ihr beiſtändiges Erbieten, bei mir bleiben zu wollen, dankbar an.“ Mit zitternder Hand ergriff ſie die Rechte des Rectors und drückte ſie.

Der Kranke phantaſirte ſtark und in ſehr ängſtlichen Bildern. Er bat Marien, doch den Altar dort wegzunehmen, den er nicht ſehen möge, weil er ihn ſo oft entweiht — und Marie bemerkte, daß er einen Lichtſchirm meine, der in ſeiner Form wirklich einige Aehnlichkeit mit einem Altar hatte.

Dann klagte er über die ſteile Höhe des Berges, den er erklimmen ſolle und nicht könne, oder über den reißenden Fluß, worin er verſinken müſſe. Er redete die ſelige Frau an, als ſäße ſie an ſeiner Seite, und Marien überlief ein Grauen vor dieſer Viſion. — Endlich nach Mitternacht legten ſich die wilden Wogen des Fiebers. Einige matte Lichtſtrahlen des Bewußtſeins erhellten ſeine Seele und Sinne; er erkannte Marien und ſprach: „Ja, es iſt wahr! Du biſt auch meine Frau! Weißt Du es ſchon, Marie? Ich muß ſterben — aber ich werde es nicht können; denn ich habe ſchlecht für Dich geſorgt!“

„Gott wird für mich ſorgen! Vertraue ſeiner Gnade ſo wie ich!“ antwortete Marie erſchüttert, doch getroſt.

Mit veränderter Stimme und einer Miſchung von Klarheit und Phantaſie in ſeinen Vorſtellungen, die ihren Eindruck ſchauerlich machten, hob der Kranke wieder an: „Ich habe Dich oft gekränkt, Marie, und nicht recht an Dir gethan! — Und Du warſt immer gut und ſanft — ein friedſamer Engel! Vergieb mir Marie! Aber Deine Thränen brennen auf meiner Hand — ich dachte, ſie würden wie linderndes Oel in die Wunden meines Gewiſſens fallen.

Verlaß mein Kind nicht, Marie! Sieh, wie Dich die ſelige Caroline darum bittet! Doch die Todten können nicht reden — und mir fällt es auch ſchon ſchwer — fühle nur, wie ſie Dich ſegnet! —“

Ein kalter Hauch der Furcht und des Entſetzens wehete um Mariens Stirne; ſie rang mit einer Ohnmacht, doch erhielt ſie ihre Faſſung wieder, deren ſie noch ſo ſehr bedurfte.

Um die zehnte Stunde des kommenden Morgens ſtarb der Conſiſtorialrath. Schweigend führte der Rector Marien von der Leiche ihres Mannes hinweg in das Wohnzimmer und ſetzte ſie, die ſich faſt unbewußt und willenlos ſeiner theilnehmenden Fürſorge überließ, in die Kiſſen des Sophas. „Marie!“ ſagte er, nachdem er das Schmerzensbild der jungen Wittwe lange ſtumm betrachtet hatte, welches der Sanftmuth rührender Reiz auch ſelbſt in dieſer Aufregung des Gemüths noch umfloß —; „heben Sie doch den gebeugten Blick zur Höhe auf! Sie dürfen, Sie können es; denn Ihr Wandel als Gattinn war im Himmel! Der Tod, meine theure Freundinn, hat hier kein beglückendes Band aufgelöſet, ſondern eine harte Feſſel zerbrochen, an der Ihr weiches Herz ſchwer getragen und ſtill! Mit dieſem Zeugniß tröſtet Sie der Gott des Bewußtſeins; denn jede ſtillgetragene Pein macht himmliſchfroh und engelrein! — Der Verſtorbene war ein guter Mann, von trefflichen Eigenſchaften; aber Wahn und Leidenſchaft machten ihn zu Ihrem Quäler. Gott wird ſeinem Irrthume ein gnädiger Richter, Ihnen aber, o Marie! — deß bin ich gewiß — ein gerechter Vergelter ſein. Vielleicht mußte er ſterben, daß Alwine, dies bethörte Kind, gerettet würde. Und wer weiß zu welchem Zwecke noch? — Laſſen wir den Vater walten, der nimmer ſtirbt!“

So redete er der Trauernden zu. Betäubt von dem ſchrecklichen Schlage, der ein ihr ſo nahes, kräftiges Leben, ungebeugt von der Laſt der Jahre, zerſchmettert hatte, war Marie jedoch für jetzt noch unfähig, dieſen Tröſtungen volle Wirkſamkeit auf ihr wundes Herz zu geſtatten. Auch konnte ſie nicht an ſich ſelbſt denken, da Alwine, die in heftigen Krämpfen darniederlag, ihre Seelenkraft nach Außen wendete, und ihr Gelegenheit gab, das ſchwerſte Gebot — der chriſtlichen Liebe in wohlthätigen Erweiſungen gegen die Beleidigerinn zu üben.

Am folgenden Morgen ſehr früh, um anderem Beſuche zuvorzukommen, erſchien Frau Judith im Leidhauſe. Als ſie Marien erblickte, deren reine Bläſſe durch das bange Dunkel der Trauerhaube noch auffallender ward, floſſen ihre alten Augen in Thränen über. Sie konnte nicht ſprechen und ihre vertrockneten Lippen zuckten ſtammelnd in übermächtiger Wehmuth. Marien war dieſer lindernde Quell für jetzt noch verſchloſſen. Angſt und körperliche Schwäche hielten ihre Gefühle in einer gewiſſen Dumpfheit nieder, und nur mit höchſter Anſtrengung und durch die Macht der Gewohnheit, äußere Zuſtände zu beherrſchen, gelang es ihr, ſich zu den vielfachen Beſorgungen zu ſammeln, die ihr in dieſen Tagen oblagen. Starr vor ſich hinblickend ſagte ſie: „Liebe Judith! Gottes Hand ruht ſchwer auf mir! —“

„Der Herr wird die Grenze der Wittwen beſtätigen!“ tröſtete die Jüdinn verheißend und ſtreichelte Mariens matte Wange. „Sein Sie gefaßt, mein gutes Kind!“ redete ſie weiter, „die Jugend darf nicht verzagen; ihr Leben gleicht einem Baume in voller Kraft, der friſche Blätter treibt, ob auch Sturm und Wetter ſeine Zweige durchwühlen; aber dem Alter entgehet der Saft, wenn das Unglück ihm hart zuſetzt.“

Marie lächelte gramvoll und Frau Judith, dieſen leiſen, wortloſen Widerſpruch verſtehend, ſprach fort: „Heute werden Sie ſchwerlich meinen, daß Sie noch einmal hienieden fröhlich ſein, und es Ihnen nach Wunſch und Glück gehen könnte — auch morgen nicht; aber, meine Tochter, vielleicht denken Sie über ein Jahr an das Wort, das ich auf dieſer Stelle geſprochen. Iſt nicht ſchon manches in Erfüllung gegangen, was ich vorausgeſehen? Erinnern Sie Sich wohl, daß ich einſt ſagte: Es werde ein grauſamer Engel über die Alwine kommen? Nun, was iſt grauſamer als der Tod? Und der hat die Hoffahrt dieſes böſen Kindes zu Boden geſchlagen. — Sehen Sie, liebe Marie, wir ſind allein —“ die Jüdinn ſah ſich ſchüchtern nach den ſtillen Wänden um — „der ſelige Conſiſtorialrath war Ihnen kein ſo guter Ehemann, daß Sie um ſeinen Verluſt troſtlos ſein dürften, auch ſtand zu erwarten, daß der Druck, unter dem Sie ſeufzten, mit jedem Jahre ſchlimmer geworden wäre; denn ich habe noch nicht erlebt, daß die Liebe, wenn ſie einmal den Krebsgang eingeſchlagen, ihren Lauf wieder verändert hätte. Sie können daher die Freiheit, in die unſer Herrgott Sie geſetzt, ohne Scham und Gram annehmen. Und was die Verſorgung anbetrifft, ſo ſein Sie deshalb nicht weniger ruhig. Ja, bliebe Ihnen auch kein Groſchen, ſo lebt doch die alte Judith noch, die reich iſt, wenn auch verlaſſen!“

Hier brach die Tröſterinn in eine Wehklage über ihr eigenes Schickſal aus. Geſtört durch mancherlei Unterbrechungen, verſparte ſich Frau Judith die Fortſetzung dieſes Geſpräches für eine ruhigere Zeit und ermahnte ſcheidend Marien, bei dem Leichenbegängniſſe an ſich und ſie zu denken, und die Empfindungen, die es ſo natürlich anregen werde, durch den Troſt des Bewußtſeins und die Zuverſicht auf die Muttertreue ihrer iſraelitiſchen Freundinn zu mäßigen.

Kaum war jedoch dieſer traurige Act vorüber, ſo ward auch Mariens ganze Beſonnenheit erfordert, um allen Anſprüchen, die nunmehr auf ſie einſtürmten, ein Genüge zu leiſten. Der Conſiſtorialrath war ohne Teſtament verſtorben, und die Gerichte traten ſogleich verfügend an ſeine Stelle. Marie glaubte unter dem kalten Formenweſen, das ihre leidende Seele mit tauſend abſtracten Kleinigkeiten belaſtete, ſchier zu erliegen.

Von eben ſo reizbarem Ehrgefühl als zartem Gewiſſen fühlte ſie ſich durch die geſetzlichen Maßregeln empört, welche in Betreff des väterlichen Nachlaſſes zu Gunſten der Kinder ihres Mannes getroffen wurden. Vielleicht ſchärfte perſönlicher Haß, wie unverdient er auch Marien treffen konnte — oder das gewöhnliche Vorurtheil gegen Stiefmütter, und endlich die Erwägung, daß der Vermögens- und Sachenbeſtand des Conſiſtorialraths größtentheils von deſſen erſter Frau herrühre, ihre Stellvertreterinn aber arm, und alſo nach gemeinem Urtheil — auch habſüchtig ſei, jene gerichtliche Strenge; doch welche dieſer Urſachen ihr auch zum Grunde liegen mochte, ſie erregte in Marien den ganzen verletzten Stolz der Redlichkeit und die Verachtung ſelbſt ſolcher Vortheile, als die ihr mit vollem Rechte zuſtanden.

Der Rector Michaelis, welcher ſich Marien zum Curator aufgedrungen, und gewiß ein grundehrlicher Mann war, hatte viel dagegen einzuwenden, daß Marie, uber dem ſchwärmeriſchen Genuſſe ſolcher Entäußerungen, die Berückſichtigung ihrer Zukunft ganz zu vergeſſen ſchien. Er ſtellte ſeiner Curandinn vor, wie nöthig es ſein werde, daß ſie dieſer großmüthigen Uneigennützigkeit vernünftige Schranken ſetze; doch Marie hielt nur eine Erbſchaft von ihrem verſtorbenen Manne mit geizigem Sinne und der Furcht, ſie könnte ihr entriſſen werden, feſt — und das war ſein jüngſtes Kind, welches er ihr ſterbend empfohlen.

Es ward jetzt ein Vormund für die Kinder des Conſiſtorialraths gewählt, und der Juriſt, welcher bis dahin zum vormundſchaftlichen Rechtsfreunde derſelben berufen, in der Erfüllung dieſer übernommenen Pflicht aber ſehr läſſig geweſen war, wollte jetzt den ihn erwartenden Vorwürfen mit eifrigen Nachholungen begegnen. Der eigentliche Vormund war ein Hypochondriſt, der dieſer anvertrauten Obliegenheit mit krankhafter Pünktlichkeit genügte und durch Mißtrauen, wie durch peinliche Umſtändlichkeit jeden Geſchäftsverkehr erſchwerte. Die arme Marie hatte nur allein den Nachtheil dieſer Eigenthümlichkeiten zu empfinden, da ihre Stellung, als die nachgelaſſene Frau des Erblaſſers, ſie zu einer handelnden Perſon machte, während Alwine ſich leidend verhalten durfte und ſchlau genug war einzuſehen, daß die kindliche Rolle, in der ſie ſich behauptete, ſie unwillkommener Zumuthungen überhebe.

In Hamburg lebte Alwinen eine Tante, welche nur einmal, und zwar in Alwinens früheſter Kindheit, die weitentfernte jüngere Schweſter beſucht hatte. Nur dämmernde Erinnerungen an die Perſönlichkeit dieſer Verwandtinn, welche die kleine Nichte mit ſchönem, fremdartigem Spielzeuge beſchenkt hatte, waren Alwinen von dieſem Beſuche übrig geblieben; aber der Kindertage Zauber beſtreute ſein halbverloſchenes Bild mit Roſenlicht. Die verſtorbene Conſiſtorialräthinn Sonnes war größtentheils von dieſer Schweſter erzogen worden, und gedachte ihrer ſtets mit dankbarer Anhänglichkeit und einem Reſpect, in deſſen Aeußerungen ſich gewöhnlich um ſo mehr gefällt, wer ſich der Superiorität ſeines Gegenſtandes entnommen fühlt. Auch war das freundliche Vernehmen, welches zwiſchen dieſen Geſchwiſtern obwaltete, niemals geſtört worden, und als Alwinens Mutter ſtarb, beklagte die Hamburgerinn dieſen Verluſt in Worten der Liebe und Trauer, die auf ein zärtliches Herz und auf eine Theilnahme an den Kindern der Verewigten ſchließen ließ, welche nur der Gelegenheit ermangelte, um ihre Verſicherungen in den wärmſten Beweiſen zu beglaubigen. Die Zeit dazu ſchien jetzt gekommen zu ſein. Alwine wußte, daß der Gemahl dieſer Tante ein reicher Patrizier ſei; ſie glaubte unter dem Schutze verwandſchaftlicher Zärtlichkeit in großartige Verhältniſſe, wie ihre Eitelkeit ſie gewünſcht hatte, verſetzt zu werden, wenn dieſe Tante ſie zu ſich nähme. Im Falle dies nicht geſchähe, hatte ſie die Ausſicht, in das Haus ihres Vormunds zu kommen, der in grämlicher, menſchenfeindlicher Abſonderung von der Welt und ihren Freuden lebte und ein ſchlichtbürgerliches Leben führte. Dieſe Alternative nun machte Alwinens Wahl keinen Augenblick ſchwankend. Sobald ſie ſich von den erſten heftigen Angriffen des Schmerzes über ihres Vaters Tod erholt hatte, meldete ſie der Tante den Hintritt deſſelben. Die Sprache des Briefes war troſtlos, einſchmeichelnd und in jedem Worte auf den Effect berechnet. Auch antwortete die Tante bald, aber kurz, daß ſie ſelbſt kommen und Alwinen zu ſich holen würde.

Bis zu dieſer erwarteten Ankunft blieb es unentſchieden, ob Marie die kleine Lina als ihr Erbtheil bei ſich behalten dürfe. Zwar hatte der Vormund vorläufig ſeine Zuſtimmung dazu gegeben; aber die Autorität der Blutsverwandtſchaft höher achtend als Mariens heiliges Recht der mütterlichſten Liebe für ein Kind, das ſie nicht geboren, überließ er der fremden Tante die Ehre und das Wort der Entſcheidung. Marie ſchwebte in großer Unruhe ob dieſer Ungewißheit, denn das Kind war ihr theurer als ihr Leben.

Der Nachlaß des Conſiſtorialraths ward in größter Confuſion befunden. Längere Zeit verging, ehe es Mariens ſorglichem Suchen gelang, die Documente über das Vermögen aus einem Wuſte unbedeutender Papiere hervorzuleſen, wohin die Nachläſſigkeit des Verſtorbenen ſie gelegentlich geworfen hatte. Zu der herbeſten Beſchämung ſeiner ordnungsliebenden Wittwe meldeten ſich, ſobald die Kunde von dem Todesfalle des Conſiſtorialraths die Stadt durchlaufen, eine Menge Leute mit unbezahlten Rechnungen, deren Echtheit Mariens Zeugniß verbürgte. So weit Mariens kleiner Sparſchatz reichte, wurden dieſe Noten auf der Stelle getilgt. Auch ihr Haushaltungsgeld ſchmälerte Marie zu dieſem Zwecke und behalf ſich lieber in ungeſehenen Einſchränkungen, als daß ſie die Ordnungsfehler ihres Mannes dem öffentlichen Tadel hätte ausſetzen mögen.

Das Dringendſte in Betreff auf dieſe active und paſſive Nachlaſſenſchaft des Conſiſtorialraths war alſo geſchehen, und der Verlauf der erſten Wochen nach ſeinem Tode vorübergegangen, als eines Tages Frau Judith bei Marien eintrat, die jetzt oft zu ihr kam. Das Geſicht der Jüdinn kündete eine beſondere und eben nicht fröhliche Veranlaſſung zu dieſem Beſuche an. Marie bemerkte es nicht ſogleich; ſie ſelbſt war zerſtreut, denn der Juſtizrath, welchem die Vormundſchaft über die Kinder ihres Mannes als Rechtsfreund oblag, hatte ſich bei ihr melden laſſen, und der Gedanke beſchäftigte ſie, was er ihr wohl zu ſagen haben könne. Da hob Frau Judith an, indem ſie auf ihre Schürzentaſche klopfte: „Endlich habe ich heute nun einen Brief vom Doctor Dante erhalten. Es war auch Zeit! Seit einem vollen Jahre der erſte!“. Eine ſchwache Röthe der Erwartung färbte Mariens Geſicht; ihr Auge hing verlangend an dem Munde der Jüdinn. Dieſe fuhr fort: „Und wie ich es mir gedacht — er kommt nicht wieder! Die Sachen ſoll ich, mit Ausnahme einiger wenigen Effecten, verauctioniren laſſen.“

Bei dieſen Worten fühlte Marie einen ſchmerzlichen Riß in dem erbebenden Herzen. Sie neigte das Haupt auf das Lockenköpfchen der kleinen Lina, die auf ihrem Schooße ſpielte und drückte das Kind feſt an ſich. Ein dunkles Gefühl ihres Verlaſſenſeins von einem Freunde, dem ſie ſo feſt vertraute, ſprach aus dieſer unwillkürlichen Bewegung. Es war, als wollte ſie ſich dieſes zarten, liebenden Weſens verſichern. Nur ein leiſer Seufzer entfloh ihren Lippen — ihr Schickſal war zu hart für die Klage.

„Ja, ſo ſind die Menſchen! oder, richtiger geſagt, ſo ſind die Männer!“ hob Frau Judith nach einer minutenlangen Pauſe, in der ſie Mariens Empfindungen errieth und ſchonte, wieder an; „das Neue iſt ihnen das Liebſte. — Eine Frau hängt noch mit rührender Liebe an der alten Wohnung, woraus man ihren Mann zu Grabe getragen, ihr Auge ruht mit Thränen auf dem Schlafrocke, in dem ſie ihn an ſeinem Todestage geſehen; die Männer hingegen wiſſen ſich ſolch einer unbequemen Empfindſamkeit zu entſchlagen. Sie werfen ein altes Gefühl, und wenn es ſie auch ſo lange erwärmt hätte, ohne Umſtände, ſobald Zeit und Wehmuth es mit ſchwärzlichem Staube bedecken, ab, und ſchmücken ſich mit dem Glanze der Neuheit, ohne zu unterſuchen, ob er auch haltbar ſein werde. — Und wie oft bleibt ihr Herz kalt darunter! — Es iſt ein undankbares Geſchlecht! Laſſen wir den Doctor fahren — er wird zeitig genug ſeines verſcherzten Glückes gedenken. Sie aber, liebe Marie, können nun jetzt, aller Rückſichten enthoben, wieder in mein Haus und in ſeine aufgegebene Wohnung ziehen; denn die Wittwe des Conſiſtorialrath Sonnes muß beſſer wohnen, als früher Marie Adolar."

Eine heimathliche Regung wallte in Mariens vollem Herzen auf; es floß in Thränen über, aus denen der Schmerz gekränkter Zuverſicht, Erkenntlichkeit für die mütterliche Güte der jüdiſchen Matrone und eine ahnungsvolle Freude weinte.

Der Eintritt des Juſtizraths brach dieſes Geſpräch ſchneller ab, als Frau Judith es gern ſah, deren Mittheilungsluſt noch nicht befriedigt war; auch Marie hätte gewünſcht, ſich noch ein wenig ſammeln zu können, und in ſichtlicher Verſtörung wendete ſie ihre Gedanken von einem Gegenſtande ab, der ihre ganze Seele im Drange ſchmerzlicher Empfindungen erfüllte, und jener abſtracten Angelegenheit zu, um derentwillen der Rechtsgelehrte ſie ſprechen wollte.

Als der Conſiſtorialrath Sonnes ſich zum zweiten Male verheirathete, hatte er als Univerſalerbe ſeiner verſtorbenen Frau ſich in Gemäßheit geſetzlicher Verordnungen mit ſeinen Kindern erſter Ehe verglichen, und ihnen nebſt einer Vorausbeſtimmung an Capitalien auch die Pretioſen und werthvollſten Sachen von ihrer Mutter gerichtlich zuerkannt. Der Juſtizrath kam nun in der Abſicht, Marien das Inventarium davon vorzuleſen, wonach dieſe ſodann dies namhafte Vermächtniß von der übrigen Erbmaſſe abſondern, und als ein Depot für die beiden Minorennen dem Vormunde baldmöglichſt übergeben ſolle.

Marie hatte ſtets dieſe zu ihrer einſtweiligen Dispoſition geſtellten Sachen nur mit jener heiligen Scheu berührt, welche ein redliches, zartfühlendes Gemüth abhält, Gebrauch von fremdem Eigenthum zu machen, auch wo es keine Rüge deshalb zu fürchten hätte; doch kannte Marie, wie es einer guten Hausfrau ziemt, jede Einzelnheit dieſes Beſtandes genau, und hielt alles in ſorglicher Verwahrung, ein Käſtchen ausgenommen, worin Schmuckwerk und ſeltene Goldmünzen, welches der Conſiſtorialrath vor einem halben Jahre unter einem Vorwande von glaubwürdigem Scheine in eigenen Beſchluß genommen hatte.

Nur mit angeſtrengter Mühe konnte Mariens Aufmerkſamkeit dieſer Vorleſung bis zu Ende folgen. Sie war froh, als der Juriſt das Zeugniß in ihre Hände legte und ſie verließ.

Von einer innern Angſt getrieben eilte Marie ſogleich mit Zuziehung Alwinens an das ihr obliegende Geſchäft; auch gelang es ihr zum Theil, ſich ſelbſt zu entfliehen. So lange die gediegene Wäſche in blendenden Schichten unter ihrer Hand in die offenen Truhen rauſchte, ſo lange der leiſe Klang des Silberzeuges die Anſprache quälender Gedanken übertönte, fühlte und dachte die Zählende nichts, als das Vergnügen der Ordnung, daß alles in Richtigkeit ſei; aber ſo ſchnell und ſo ganz, wie Marie meinte, ſollte ſie von dieſem gehofften Reſultate ihrer Nachſuchungen nicht zu ſich ſelbſt zurückkehren. Als ſie zuletzt das Schmuckkäſtchen aufſchloß, ſtarrte ihr Blick erſchreckend eine leere Stelle deſſelben an; das kleine Münzcabinet war daraus verſchwunden und Alwine geſtand erröthend, daß ihr Vater es verwechſelt hätte, doch könnte ſie betheuern, daß ſie nicht wiſſe an wen?

Marie ſeufzte aus tiefer Bruſt; es ſchien in ihrem Schickſale zu liegen, daß unverſchuldete Defecte ihr Gefühl mit dem Drucke fremden Vorwurfs belaſten ſollten. — Doch Erſatz war hier nicht möglich, wie gern Marie ihn auch mit eigener Aufopferung bewerkſtelligt hätte. Furchtſam zögernd öffnete ſie nun die Etuis zu den Juwelen, und auch hier fehlte der beſte Ring, ein Erbſtück von beſonderem Werth für die Kinder der erſten Frau des Conſiſtorialraths. Es war ein vorzüglicher großer und ſchöner Carniol mit einigen Brillanten vom reinſten Waſſer in feines Gold gefaßt. Die Großmutter der ſeligen Caroline hatte dieſen Ring mit in das Grab genommen, und als man nach zehn Jahren bei Veranlaſſung eines neuen Begräbniſſes die Gruft und jenen Sarg aufgemacht, war er in unverſehrtem Glanze unter einem Häufchen Staub und Aſche gefunden worden. So war dieſer Ring aus der Wohnung der Todten wieder an das Licht gekommen, dem er verwandt war, und ſtets als eine Familienmerkwürdigkeit gezeigt und in Ehren gehalten worden. Marie, mit ſeiner Geſchichte bekannt, gerieth daher nicht in geringe Beſtürzung, als ſie ihn vermißte. Bei der ängſtlichen Verlegenheit ihrer Stiefmutter blieb Alwine doch nicht ganz ungerührt; ſie überhob Marien endlich alles weiteren Suchens mit dem ſtockenden Bekenntniſſe, daß der Vater auch den Ring vor der letzteren Reiſe, wozu es ihm an Gelde gefehlt, an den kleinen Seeliger verkauft hätte.

Die empfindlichſte Ueberraſchung bedeckte Mariens Geſicht mit der Farbe des verhandelten Kleinods. So war der ſchöne und gewiſſermaßen geheiligte Erbring ihrem Manne für einen ſo geringen Zweck feil geweſen; und überdies hätte er nimmer Fug und Recht gehabt, eine Koſtbarkeit zu verkaufen, welche bereits das Eigenthum ſeiner Kinder war. —

Allein wie ſchwer dieſe Erwägungen auch auf ein Herz fielen, welches das Andenken des Verſtorbenen ſo gern geehrt hätte, ſo zog doch Marie das verletzte Gefühl dieſer willigen Achtung in gar keinen Betracht gegen die Furcht, es werde um dieſer widerrechtlichen Handlung willen, die unmöglich dem Vormunde verborgen bleiben konnte, ein tadelndes Urtheil das Gedächtniß ihres Mannes beflecken. Sie drang daher in Alwinen, ſogleich ſelbſt zum kleinen Seeliger zu gehen und ihn zu fragen, ob jener Ring noch in ſeinen Händen ſei. Sie wollte ihn um jeden Preis einlöſen. Doch ſchärfte ſie Alwinen die Klugheit ein, dieſen Vorſatz nicht gegen den jüdiſchen Handelsmann zu verrathen, der leicht von dieſer Kenntniß Nutzen ziehen und die Forderung für den Ring zu hoch ſchrauben könnte.

Der Negociant, den man hier und überall mit hinlänglicher Bezeichnung nur den kleinen Seeliger nannte, war ein kaufmänniſches Genie von eigenthümlicher Art. Niemand wußte oder bekümmerte ſich darum, wo der kleine, alternde Jude eigentlich zu Hauſe ſei; denn er reiſte von Ort zu Ort und kehrte nur im Winter für einige Monate der Ruhe und Raſt in ſeine ferne Heimath zurück. Sein Handel beſtand meiſtens in Kauf oder Eintauſch alter Pretioſen; doch mußte er dies beſcheidene Geſchäft mit ſpeculativer Kunſt zu treiben verſtehen, denn er war ein reicher Mann dabei geworden, wie gut er auch die Gemächlichkeit ſeiner Lage hinter einem ſchlichten Aeußern und einer anſcheinenden Mühſeligkeit ſeines Erwerbs zu verbergen wußte.

Als Alwine, von dem kleinen Seeliger begleitet, wiederkehrte, rief ſie Marien unvorſichtig zu, ſie ſei noch eben vor Thorſchluß recht gekommen, denn Herr Seeliger werde ſchon in einigen Stunden von hier abreiſen. — Das jüdiſche

Männchen verbeugte ſich ehrerbietigſt vor der jungen Wittwe und ein Zug von Mitleiden und Wohlwollen malte ſich in ſeinen ſchlauen Zügen. Marie ſagte, in welcher Abſicht ſie ihn habe rufen laſſen, und ſtellte den Verkauf des Ringes als eine zufällige Irrung ihres Mannes dar, die ſie durch Wiederannahme deſſelben ungeſchehen zu machen wünſchte. Die ängſtliche Verwirrung, in der Marie dieſe Erklärung hervorſtammelte, ihr niedergeſenktes Auge und ein leiſer Ausdruck von Schmerz in Miene und Stimme ließen den ſcharfſichtigen Juden den wahren Zuſammenhang der Sache ſo ziemlich errathen. Der kleine Seeliger zog den Ring aus einem Futteral, und als Marie ihn bat, daß er den Preis dafür beſtimmen möchte, ſchlug er ihr vor, einen Tauſchhandel einzugehen und ihm etwas anderes dafür zu geben; er werde ſich ſchon billig finden laſſen. Dieſes Erbieten kam Marien ſehr gelegen; in ihrer Verſtörung hatte ſie kaum daran gedacht, daß der Betrag ihrer Baarſchaft eine ſo große, ungerechnete Ausgabe ſchwerlich zulaſſen werde, und durch ihre Erfahrungen war ihr jede Geldſchuld, wie gerechtfertiget von den Umſtänden ſie auch wäre — ein Gegenſtand der Furcht und des Abſcheues geworden.

Ohne Säumen ſchloß ſie daher den Schub auf, der ihren kleinen, ſpärlichen Beſitz von Gold und Edelſteinen enthielt; denn ihre Genügſamkeit hatte es verſchmäht, ſich mit koſtbaren Dingen dieſer Art von ihrem Manne beſchenken zu laſſen. Marie wollte die Perlen von dieſer Darbietung ausſchließen, und legte ſie abſeits; der Jude aber griff nach ihnen und ſprach, indem er ſie mit Hand und Blick prüfte: „Sie ſollen ſehen, Frau Conſiſtorialräthinn, daß ich kein unbilliger Mann bin! Geben Sie mir die Perlen her —

ſie ſind zwar ſchon ein wenig abgeſtorben — aber ich will es ſo genau nicht nehmen und den Ring dafür quittiren“.

„Die Perlen?“ fragte Marie erſchrocken, und ihr Herz ſträubte ſich vor dem Gedanken, dies ihr ſo theure Halsband hinzugeben. „Es iſt mir ein werthes, liebes Andenken — —“ ſetzte ſie mit fallender Stimme hinzu.

„Aber ein altmodiſches! wenn Sie mir es nicht ungütig nehmen wollen,“ antwortete der Handelsgeiſt des kleinen Seeliger, „doch ſo etwas Uebertragenes iſt gerade ein Schacherchen für mich, weil ich es anzubringen weiß; von den andern Sachen kann ich nichts brauchen. Allein ich will Ihnen noch einen Vorſchlag zur Güte machen. Ein Mann von Vernunft und Erfahrung weiß, daß eine Wittwe ſich nicht von baarem Gelde entblößen darf; den Männern ſtehen tauſend Mittel zu, dieſes zu erwerben und zu erlangen; der Frau übrigt nur eins mit Schicklichkeit, ſie muß ſich niemals aus dem Vortheil geben. — Schreiben Sie mir eine Obligation über funfzig Thaler für den Ring, und auf das Frühjahr, wenn ich wiederkomme, können Sie mich ja nach Bequemlichkeit und Belieben bezahlen“.

„Nein! nein!“ rief Marie mit heftiger Abneigung; doch fühlte ſie ſich von der Schonung des fremden Mannes, der ihre Lage wahrſcheinlich errathen hatte, gerührt. Seit dieſem Morgen war ihr nichts mehr lieb auf der Welt, ein herbes Schickſal forderte alles von ihr zurück, was ihr theuer war — mit dieſem Gefühle wagt man nicht, noch etwas feſthalten zu wollen. So beſtürmt vom Drange des Augenblicks rief ſie in ſchmerzlicher Entſchloſſenheit: „Nehmen Sie die Perlen denn hin! es ſei!“ —

Noch einmal ſchlang ſie die Perlenſchnüre um ihre Hand, ein Paar heiße Thränen reiheten ſich unter die Zahl ihrer ſtarren Schweſtern — dann nahm ſie mit abgewendetem Auge den theuer bezahlten Ring in Empfang.

Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten! —

Eine heilige Ruhe und Zufriedenheit vergalt Marien das Opfer, womit ſie ein Vergehen ihres Mannes geſühnt, ein Pfand ſeiner Ehre eingelöſet hatte. Vielleicht werden unſere lieben Leſerinnen, denen Mariens Thränen auf das theilnehmende Herz gefallen, denken, ſie hätte ſich ja nur an Frau Judith wenden dürfen, um dieſer herben Hingabe eines werthen Beſitzthums überhoben zu ſein; doch dieſem Einwurfe ſei im Voraus durch die Bemerkung begegnet, daß Marie dieſe gütige Freundinn gerade am wenigſten mit einer fehlerhaften Handlung ihres Mannes bekannt machen mochte, da die ſtrengere Kritik, womit Frau Judith über das Thun und Laſſen des ſtarken Geſchlechts abzuſprechen pflegte, welche die leichtſinnige Uebereilung des Conſiſtorialraths ſchwerlich verſchont haben würde; das aber hätte Mariens milden, verzeihenden Sinn verletzt. Sie deckte den Schleier der Verſchwiegenheit über dieſe kleine Geſchichte, und wollte lieber ihre Perlen entbehren, als das Bewußtſein, mit ehelicher, zartſinniger Treue auch über dem Grabe des Gatten gewaltet zu haben.

Graf Leontin von Waldhorſt war nun mit den Seinen nach einer glücklich zurückgelegten Sommerreiſe wieder in D.... angelangt. Doctor Dante ſchien ſichtlich durch den freien Ausflug in die ſchöne, weite Gotteswelt, den er, von ſeinem Berufe gebunden, jetzt ſeit den Kriegsjahren zum erſtenmale genoſſen, erheitert worden zu ſein. Die Gewalt begeiſternder Erinnerungen, welche ihn über den Druck der Verhältniſſe hoch in die Räume der Freiheit erhob, hatte die wohlthätigſte Wirkung auf ſeinen Geiſt, auf ſein Gemüth geübt, und da eine gemeinſame Reiſe das feſteſte Band zwangloſer Geſelligkeit um die Gefährten webt, ſo war auch der Doctor der Familie Waldhorſt ſo innig verknüpft worden, daß er heimlich ſchon halb und halb entſchloſſen war, ihren beſtürmenden Bitten nachzugeben und ihr für immer als Arzt und Freund anzugehören.

Faſt grauete ihm vor dem Gedanken, in ſeinen verlaſſenen Wohnort zurückzukehren und ein leidender Ortszeuge von Mariens ehelichem Unglücke zu ſein, Mariens, die vielleicht ſeiner ſogar nicht mehr gedachte; denn als er im verfloſſenen Winter an den Rector Michaelis geſchrieben und ihn Grüße an alle daſigen Freunde aufgetragen, hatte des Rectors Antwort Mariens Namen nicht genannt. — Hier wehete eine andere Luft, dort würden ſeine Umgebungen ihm täglich die Scenen der Vergangenheit vergegenwärtiget haben; hier ſprach Niemand von Clotilden und Marien — den beiden ſchmerzlichſten Erinnerungen ſeiner Seele.

So war ſein Entſchluß, D.... nicht mehr zu verlaſſen, in der Stille ſeiner Ueberlegungen feſt geworden; doch die Gräfinn Hedwig, welche jetzt wieder in prangender Geſundheit blühete, verſparte es ſich bis zu ihrem Geburtstage, der an Allerheiligen fiel, ihm das Wort der Zuſage als ein erbetenes Angebinde abzunehmen, wobei ſie ihm eine generöſe Ueberraſchung, die auf ſein Hierbleiben Bezug hatte, bereiten wollte.

Am Tage vorher kam die Gräfinn mit ihrer Mutter von einem kleinen Spaziergange zurück, den ſie in Abweſenheit ihres Gemahls, der ſich mit dem Doctor auf der Jagd befand, unternommen hatte. Es war ein zu dieſer Zeit ungewöhnlich ſchönes Wetter; die Sonne vergoldete in warmen Strahlen das letzte falbe Laub des lichtgewordenen Parks, der Horizont glänzte in ruhiger Klarheit —; es war ein letztes Aufleuchten der Natur vor ihrem Erſterben. In traulichem Geſpräche ging die Gräfinn an der Seite ihrer Mutter, und ihr leichter Fuß ſchwebte mit kaum hörbarer Berührung über den rauſchenden Teppich des Herbſtes. Da bewegte ſich vom Eingange der langen Allee her eine kleine, dunkle Geſtalt auf die Damen zu, und als ſie ihnen nahe war, drückte die demüthigſte Verbeugung ſie tief in den Staub, gleich einem verachteten Wurme. Die Gräfinn erkannte die kleine Figur und ſprach mit huldvoller Freundlichkeit: „Ah, Seeliger! biſt Du nun wieder in Dein Winterquartier gerückt? Du löſeſt die Störche und Schwalben ab, und wäreſt Du nicht ein ſo friedſamer Einwohner unſeres Ortes, ſo möchten wir Dich als einen Vorboten der Kälte und des Schnees lieber gehen als kommen ſehen“.

Der Jude belächelte den Gruß der ſchönen Herrinn mit reſpectvollem Beifall, und küßte den Saum ihres Gewandes mit Worten des Dankes für die Gnade, welche ſie ſeiner Frau in ihrer letzten Krankheit erwieſen. Mit beſcheidener Milde antwortete die Gräfinn: „Schlage es nicht zu hoch an, guter Seeliger; ich weiß wie Kranken zu Muthe iſt, und meine Theilnahme für Leidende ſolcher Art iſt fortan nur ein geringes Scherflein, womit ich die mir von Gott erzeigte Wohlthat zu vergelten ſuche. — Aber was trägſt Du denn da in dem Carton unter Deinem Arme? Gewiß haſt Du uns wieder ſchöne Sächelchen mitgebracht! komm mit uns nach Hauſe! ich kaufe Dir etwas ab, wenn —“

hier lächelte die Gräfinn ſchalkhaft — „es nicht bloß Antiquitäten ſind, unter denen ich wählen könnte“.

Der kleine Seeliger folgte den Damen in ehrfurchtsvoller Entfernung auf das Schloß. Hier angelangt ſetzte ſich die Gräfinn zurecht, den Inhalt des Cartons in Augenſchein zu nehmen. Da fand ſich jedoch nichts, was ihre Kaufluſt geregt oder befriedigt hätte. Goldene Uhren, deren Schlag die flüchtigen Stunden eines Seculums überdauert, brillantene Bruſtſchleifen, die den verſunkenen Buſen der Aeltermutter geſchmückt haben mochten, werthvolle Ringe, deren Faſſung den Geſchmack früherer Generationen zeigt, Halsketten und Armſpangen von maſſiver Schwere und antiker Arbeit; — die Gräfinn ſchüttelte das ſchöne Köpfchen und der Ausſpruch, daß hier nichts für ſie ſei, trat bereits auf ihre Lippen, als ſie bemerkte, daß der Jude mit leiſem Verbergen ein noch unbeſehenes Etui bei Seite ſchob. In neugieriger Laune entzog ſie es ſchnell ſeiner Hand und ſagte: „Was haſt Du hier? Laß doch ſehen! ei, Perlen! Nun das wäre etwas für mich. Ich liebe die Perlen — und beſitze, ſeltſam genug! doch keine. Wie hoch hältſt Du ſie? Aber nenne mir den letzten Preis: denn das Handeln iſt mir zuwider“. Der kleine Seeliger ſtotterte in ängſtlicher Verlegenheit: „Ew. Hochgräflichen Gnaden entſchuldigen — die Perlen gehören nicht zu dem Uebrigen und ſind nur aus Verſehen dazu gekommen. Ich ergriff den Carton, ſo wie er war, als der Herr Canonicus in Sirmen drüben mich wegen des Kaufes einer Uhr zu ſich rufen ließ. —“ „Und warum ſind dieſe Perlen Dir nicht feil? Oder möchteſt Du ſie vielleicht lieber jemand Anderem als mir verkaufen?“ fragte die Gräfinn mit einer Verwunderung, worin der Ton des beleidigten Anſpruches an ihr herrſchaftliches Vorrecht und weiblicher Eigenwille, durch den nicht erwarteten Widerſtand erweckt, zuſammenklang. Das furchtſame Judenmännchen erbebte vor dieſer Frage. Es ſchlug auf ſeine Bruſt und ſprach: „Soll mich Gott tödten, wenn ich jetzt nicht die Wahrheit ſage! Trügen Ew. Hochgräflichen Gnaden Geluſt und Belieben, meinen Bart zu kaufen, oder meinen letzten Backenzahn oder den kleinen Finger meiner rechten Hand: ich gäbe Ihnen das alles umſonſt, aus lauter Liebe — mit Reſpect zu ſagen“. Hier verbeugte ſich der kleine Seeliger tief und fuhr dann fort: „Aber dieſe Perlen — — das iſt eine eigene Geſchichte. Ich habe Thränen darauf fallen ſehen und heimlich einen Schwur gethan, daß ſie ein Siegel für jede fremde Hand ſein, und ihrer Eigenthümerinn für eine beſſere Zeit bewahrt bleiben ſollten“.

„Du ſprichſt in Räthſeln, Seeliger!“ ſagte die Gräfinn, in welcher der gereizte Wunſch, das Halsband zu kaufen, ſchnell in das weichere Intereſſe der Theilnahme überging. „Darf man wiſſen,“ ſetzte ſie hinzu, „wem die Perlen früher angehörten? Gewiß ſind ſie aus Mangel und Noth verkauft worden“.

„Das will ich eben auch nicht ſagen, denn ich habe der guten Dame Geld nicht gezählt;“ verſetzte der kleine Kaufmann, „aber den Namen kann ich Ew. Hochgräflichen Gnaden wohl nennen. Ich habe die Perlen von der Wittwe des Conſiſtorialraths Sonnes gegen einen Ring eingetauſcht, den ich ihrem Manne abgekauft hatte“.

Die Gräfinn ſchrak zuſammen; allein es war ein Freudenſchreck, der ſie elektriſch durchzückte. „Wittwe? ſage mir, Seeliger! hörte ich auch recht?“ fragte ſie, ihm das letzte Wort vom Munde haſchend, und fuhr mit dringendem

Tone fort: „Wittwe Sonnes? Eine hübſche junge Frau? Und der Conſiſtorialrath wäre alſo wirklich todt?“

Erfreut und geſchmeichelt, daß ſeine Nachricht gleich einer Kunde des Heils aufgenommen ward, und einen Antheil erregte, der beinahe verwirrend auf die junge Gräfinn wirkte, wie ſich aus ihren Fragen ergab, beſtätigte der Jude mit Nachdruck: „Wittwe! Ew. Hochgräflichen Gnaden unterthänigſt aufzuwarten. Es iſt eine Frau wie ein Engel — und der Conſiſtorialrath Sonnes iſt in aller Ordnung verſtorben“.

„O Gott! das iſt herrlich!“ rief die Gräfinn in der Selbſtvergeſſenheit ihres freundſchaftlichen Entzückens, und der Jude warf einen meſſenden Blick des beſorgten Erſtaunens auf die ſchöne heftige Frau. Dieſe begriff ſich und ſetzte, ſeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, hinzu: „Nun aber unterrichte mich doch, mein Freund, warum die Conſiſtorialräthinn dieſe Perlen veräußerte, wenn ſie ihr ſo lieb waren, daß ſie dieſelben nur mit Thränen hingab?“

„Es hatte vermuthlich eine eigene Bewandniß damit, die ich mir ungefähr ſo erklärt habe,“ verſetzte der kleine Seeliger erzählend: „Der Conſiſtorialrath Sonnes war ein ſchmucker, prächtiger Herr, hatte aber eine leichte Hand zum Ausgeben, und wenn das Geldchen, was er einnahm, ſich verkollert, ſo nahm er es den leeren Seckel zu füllen, nicht zu genau. Man ſoll von Todten nichts Uebles reden — aber in ſolchen Verlegenheiten hätte er ſeines Vaters Grab verkauft, wenn es ſonſt Jemand gewollt hätte. — Kurze Zeit vor ſeinem Tode, wo er noch munter war wie ein Fiſch im Waſſer, ließ er mich zu ſich rufen, ſchloß die Thüre hinter mir ab, woraus ich vermuthete, daß die

Sache ein Geheimniß bleiben ſolle, und bot mir einen Ring zum Kaufe an. Wir wurden Handels einig, und bald darauf ſtarb er. Nun mochte jener Ring, das ſind nur ſo meine eigenen Gedanken — in der Erbmaſſe fehlen. Die Tochter, welche um ſeinen Verkauf wußte, holte mich jetzt zu der Stiefmutter, wie ſie mich zu dem Vater geholt hatte. Und die Frau war ſo brav, daß ſie den Ring mit ihren Perlen, dem Liebſten und Einzigen, was ſie an koſtbarem Zierrath beſaß, einlöſete; denn ihr Schmuckkäſtchen war ſo leer und leicht, daß ein ſtarker Wind es aufgehoben und weggetragen hätte. — Und wie gab ſie es hin! ſie muckte nicht — eine Andere — Ew. Hochgräflichen Gnaden verzeihen — hätte vielleicht zu Gott aufgeſchrien und gewimmert, daß es einen Stein in der Erde erbarmen mögen. Es wendete mir das Herz im Leibe um, als ihr ein paar ſtille Zähren auf die Perlen fielen, und ſie ſich noch einmal das goldene Schlößlein daran anſah; worauf, wie Ew. Hochgräflichen Gnaden ſehen können, ihr Namenszug geſtochen iſt. Ich beſchloß alſo bei mir ſelber, ſie ſolle ihre Perlen wieder haben; aber ein Geſchenk konnte ich ihr nicht damit machen — es wäre der guten Frau noch ſchwerer geworden. Auch würde ſie die beſte Freude dabei eingebüßt haben. Was wir in vergangener Zeit zu einem guten Zwecke und aus redlicher Abſicht hingegeben, gehört uns in der Zukunft ſchöner an als das, was wir uns aus Eigennutz behielten!“

„Du redliche Seele!“ ſagte die Gräfinn gerührt, und mit dem Lächeln der Anmuth, „und ich gebe Dir mein Wort, Deine Vermittlerinn in dieſer Angelegenheit zu ſein, und zwar auf eine Art, die Deine Plane und Erwartungen übertreffen wird. — Doch bezahle ich Dir die Perlen — der gute Wille bleibt Dein Verdienſt!“

Der kleine Seeliger ſchied ſehr vergnügt von der Gräfinn.

Als am Abend die Männer von ihrer Jagdpartie heimkehrten, fanden ſie die Gräfinn in der heiterſten Stimmung; auch die Oberforſtmeiſterinn ſchien froh und freudig aufgeregt zu ſein. Graf Leontin beſchuldigte ſeine liebenswürdige Frau neckend, der dampfende Punſch, den die Jäger ſich zu erwärmen tranken, wobei ihnen die Damen Geſellſchaft leiſteten, ſei ihr ein wenig in den Kopf geſtiegen. Denn ſie ſcherzte mit dem Doctor über ſein einſames Herz und verſicherte, er werde ſchon ohne Gnade und Barmherzigkeit eine junge Wittwe heirathen müſſen, die ſie ihm zugedacht, und in deren Beſitz er alle Schmerzen der Vergangenheit vergeſſen werde.

Doctor Dante, an die zarteſte Schonung der Gräfinn hinſichtlich ſeiner Herzensgeheimniſſe gewöhnt, fühlte ſich durch dieſe neue Sprache verletzt, da auch der leiſeſte Gedanke, ſie könne Marien mit dieſer Heiraths-Procuratur gemeint haben — ſeiner Seele fern blieb. Zum erſtenmale, ſeit er ſie kannte, unzufrieden mit der angebeteten Gönnerinn, zog er ſich zeitig auf ſein Zimmer zurück; aber die Befürchtung, es könne dieſe ſcherzhafte Zumuthung der holden Hedwig am Ende die Maske eines ernſthaften Planes ſein, ſcheuchte den Schlaf von ſeinem Lager. Er beſchloß mit heimlichem Trotze, dies unzarte Project zu vereiteln, doch ſchmerzte es ihn, da er ſich veranlaßt glaubte, der Gräfinn ſein Vertrauen entziehen zu müſſen, welches ſie nie mehr als jetzt um ihn verdient hatte.

Als am folgenden Morgen ſich Alle um die Gräfinn verſammelten, ihre Glückwünſche und Gaben der Liebe darzubringen, ſah der Doctor wieder an ihr jenes ſanfte, ſinnige Geſicht, welches ſein Zutrauen ſo unwiderſtehlich hingeriſſen hatte. Wie durch geheime Verabredung wichen die Anderen vor der Näherung des Doctors zurück, und er ſah ſich jezt mit ihr allein. Ihre Stimme bebte in tiefer innerer Bewegung, als ſie zu ihm ſprach: „Lieber Doctor! Sie könnten mir zu meinem Geburtstage ein Angebinde weihen, das mir ſehr theuer ſein würde“.

Doctor Dante, von dem gefühlvollen Ernſte in dem Weſen der Gräfinn über die Befürchtung getäuſcht, es könne ihre Forderung ſich auf den geſtrigen ſcherzhaften Vorſchlag beziehen, bat mit der ganzen Hingebung ſeiner unbegränzten Hochachtung für ſie, ihm zu ſagen, womit er ihr ſeine treue Ergebenheit beweiſen könne.

Da ergriff ſie ſeine Hand und ſagte: „Ich ſpaßte nicht, lieber Doctor, als ich geſtern Abend der Möglichkeit erwähnte, Sie mit einer jungen, liebenswerthen Wittwe, deren warme Freundinn ich bin, zu verheirathen. Die Idee iſt mir ſehr lieb geworden, ja ich habe ſie mir in den Kopf geſezt. Sie werden kaum los kommen, ſage ich Ihnen! — Und da ich hoffe, daß Ihnen meine Empfehlung etwas gilt, ſo habe ich dieſen Tag gewählt, Ihnen ein Brautgeſchenk für ihre Zukünftige zu überreichen, deſſen Annahme mir dafür bürgen wird, daß Sie meinen Wunſch erfüllen wollen“.

Da ſtand der Doctor, in ſeinen heiligſten Empfindungen gekränkt, ſtumm und ſtarr in kaltem Erſtaunen. O über die Weiber! dachte er erbittert, ſie nehmen jede Maske vor, wie der Zweck ewiger Täuſchungen, in denen ſie ſich zeigen und bewegen, ſie erfordert, und Scherz und Ernſt ſteht ihnen zu Gebot, um die Männer nach ihrer Willkür zu lenken! — Er glaubte ſich von der Gräfinn überliſtet, und ein Gefühl von rachſüchtigem Haſſe gegen ihre Machinationen wallte ſo heftig in ihm auf, daß er im Nu das zierliche Kunſtwerk eines Käſtchens von Moſaik, welches ſie bei den letzteren Worten ihrer Anrede in ſeine Hand legte, von ſich geſchleudert hätte.

Die ſcharfſinnige, fein empfindende Frau mochte ihn errathen; mit einem ſüßen Blicke ſagte ſie: „Öffnen Sie doch nur zuvor die kleine Bundeslade, ehe Sie mir für meine liebe Protegée den Korb geben, der ſchon fertig iſt, wie ich an ihrer Miene merke; — aber ich nehme ihn nicht eher, bis Sie den Namen ihrer präſumtiven Braut, der auf dem Schlößchen des Halsbandes ſteht, angeſehen haben.“

In dem Doctor kämpfte Abſcheu und Neugier; die letztere ſiegte, er hob den Deckel auf, und in der ſpiegelhellen Tiefe des Käſtchens ruhete ein beſcheidener Perlenſchmuck. neben einem Ringe, den ein königlicher Solitär für eine Fürſtenhand eignete. Das Auge des Doctors ward durch dieſen prächtigen Anblick nicht gefeſſelt, es ſuchte den goldenen Namenszug der Verſchmäheten, und wie ward ihm, als er: „Marie Adolar!“ las!

„Gütiger Himmel! Wäre es möglich, was ich ahne?“ rief er im jäheſten Wechſel der Empfindungen, und blickte beſtürzt und erbleichend die Gräfinn an. Auch von ihren Wangen hatte der überirdiſche Hauch dieſes Augenblickes die Roſen geweht; aber aus der Bläſſe ihres verklärten Angeſichts ſtrahlte ihm ein Engelslächeln entgegen, und mit freudezitternder Stimme ſprach ſie: „Lieber, theurer Freund! daß ich es bin, die Ihnen die erſte Nachricht davon geben kann, daß die edle Marie frei iſt; das erfüllt mich mit einem Gefühle, als könne ich Ihnen lohnen, was Sie an mir gethan! Nehmen Sie den Ring hier zum Andenken dieſer unvergeßlichen Stunde, und tragen Sie ihn an Ihrem Hochzeitstage! und ſtets ſpiegele er Ihrer Erinnerung das Bild der dankbaren Hedwig zurück!«

O welch ein Moment! Jetzt kam auch der Graf und die Oberforſtmeiſterinn dazu, die Freude ward allgemein, und die Gräfinn erzählte, was ſie durch den kleinen Seeliger erfahren.

Dem Doctor brannte das Herz in Sehnſucht, die trauernde Marie wiederzuſehen, und er bereuete heftig, jenen Brief geſchrieben zu haben, der Frau Judith von ſeinem Entſchluſſe, für immer in D.... zu bleiben, vorläufig benachrichtiget hatte. Nun aber gab es noch große Debatten in Betreff dieſes Punctes. Graf Leontin meinte, die Ausſicht auf Mariens Beſitz, welche ſich durch den Tod ihres Mannes für die Hoffnung des Doctors eröffnet, verändere nichts hinſichtlich der halbgefaßten Beſtimmung, ſeinen Wohnort für immer hier zu nehmen, und würde nur ein Zuwachs an Glück für ſeine Freunde ſein; der Doctor hingegen behauptete, könne er Marien als Gattinn gewinnen, ſo müſſe er in ihre Heimath zurückkehren, um dieſe nicht mehr zu verlaſſen. Er fühlte mehr, als er es ſagte, daß die ſtille, häusliche Marie ihm ein Opfer bringen würde, wenn ſie aus dem Elemente ihres einfachen, geräuſchloſen Lebens heraustäte, um in den Kreis dieſer vornehmen Verbindung einzugehen. Auch dachte er es ſich ſo ſchön und entzückend, wenn er Marien in das ihr ſo theure Haus der Frau Judith wieder einführen könnte; wenn da, wo er ihr hatte entſagen müſſen, ſie mit Gatten-Zärtlichkeit und Recht an ſeiner Bruſt ruhete; wenn der Segen ihrer Mutter, und Clotildens geläuterter Geiſt die Verbundenen ſchützend umwehete, und ſelbſt ihre todten Umgebungen von dem Odem der Liebe beſeelt, die Sprache der Theilnahme für die ſtille Seligkeit gewännen, die er ſich in Mariens Armen träumte.

In dem Hauſe des verſtorbenen Conſiſtorialraths Sonnes ſah man jetzt täglich der Tante aus Hamburg entgegen. Obgleich Alwine, ſeit dem Tode ihres Vaters, ſich beſſer und ſchicklicher als ſonſt gegen ihre Stiefmutter benommen hatte, ſo erwartete ſie doch die Ankunft ihrer Mutterſchweſter mit ungeduldigem Verlangen als ein Ereigniß, das ſie wieder unter parteiiſchen Schutz ſtellen, und das Verhältniß zu einer Perſon endigen würde, der ſie nun einmal keine Autorität über ſich einräumen wollte, wie ſehr auch Marie, die muſterhafte Gattinn ihres Vaters, durch perſönliche Tugend und Würdigkeit, das Anſehen jenes geheiligten Verhältniſſes unterſtützte.

Die Briefe der Tante waren ſtets eines liebevollen Inhalts geweſen, der ſich zuweilen ſogar, beſonders in den Aeußerungen über die Kinder ihrer Schweſter, in Sentimentalitäten ergoß, und Marie hatte ſich aus dieſen ſchriftlichen Zügen das Bild einer weichherzigen, empfindungsvollen Frau zuſammengeſetzt. Dieſe Vorſtellung ſollte jedoch nicht wenig getäuſcht werden.

Eines Abends rollte ein Reiſewagen vor das Haus, und Alwine ſprang mit dem Geſchrei: „Die Tante! die Tante!" die Treppe hinab.

Marie, die kleine Lina an der Hand, ging ihre Gäſtinn zu empfangen und konnte kaum einem unwillkürlichen Ausdrucke ihrer Betroffenheit über den erſten Anblick derſelben gebieten. Vor ihr ſtand eine ſtarke ſchwerfällige Figur mit ſpröden, ungefälligen Geſichtszügen, denen Hochmuth und

Geldſtolz etwas Abſtoßendes gegeben hatten. Die Dame erwiederte Mariens freundlichen Willkommen auf eine Art, welche keine verwandtſchaftliche Beziehung zwiſchen ihr und der Nachfolgerinn ihrer Schweſter anzuerkennen, und die Wittwe ihres Schwagers etwa nur in die Kategorie einer Aufſeherinn über ſeine Kinder und Leute zu ſetzen ſchien. Mariens Herz verſchloß ſich vor dieſer Frau, und auch deren Tochter, welche ihre Mutter auf dieſer Reiſe begleitete, verſöhnte jenen unangenehmen Eindruck des Mißfallens nicht. Dies Mädchen war von auffallender Häßlichkeit, und über die Blüthenzeit der Jugend weit hinaus; doch zeigte ihr auffallender Reiſeputz und die ſelbſtgefällige Haltung ihres Aeußern eine Eitelkeit, welche um ſo widerlicher wirkt, wenn ſie nicht von dem Reize einer ſchönen Bildung und jugendlicher Thorheit entſchuldiget wird. —

Marie fühlte ſich ſchon am erſten Abend durch das Benehmen dieſer Fremden leiſe gepreßt und gedrückt; allein ſie gab ſich Mühe, dieſe Stimmung zu beherrſchen, und alle Pflichten der Gaſtlichkeit mit freier, unbefangener Anmuth zu üben.

Auch Alwinens hochgeſpannte Erwartungen waren um tauſend Grade geſunken; denn die Tante gefiel ſich in den Bekenntniſſen einer Sittenſtrenge, in der die vergnügungsſüchtige Nichte die Pönitenz ihrer künftigen Tage ahnete. Die Couſine verweilte mit neidiſchen, mißgünſtigen Blicken auf Alwinens aufknospender Schönheit, und entblödete ſich nicht, einen Ton gegen ihre nunmehrige Pflegeſchweſter anzunehmen, der den Uebermuth Alwinens mit dem vollen Gewichte ihrer günſtigeren Lage und eigenſinniger Arroganz demüthigte. So ging die Enttäuſchte ſchweigend umher, ließ im ſprüchwortlichen Sinne — die Flügel hängen — und das Bild der rächenden Nemeſis lauſchte erſchreckend hinter dem Schleier der Zukunft.

Marie belächelte, und nicht ohne eine kleine Bitterkeit ihren Irrthum, und nahm ſich vor, der Selbſtmalerei eines Charakters aus Briefen oder anderen Aufſätzen nie mehr zu trauen. — Sie verglich die Perſönlichkeit der Tante mit jenen ſchriftlichen Zeichnungen, und fand nicht die mindeſte Aehnlichkeit zwiſchen beiden. Am ungünſtigſten wirkte auf Mariens wahrhaftes Gemüth die Bemerkung, daß jene Aeußerungen der Zärtlichkeit für die verlorene Schweſter und deren Kinder nur leere Tiraden geweſen wären; denn die kleine, engelhafte, verwaiſete Lina, welche als der letzte vom Tode beſiegelte Nachlaß ihrer Schweſter einen wehmüthigen Werth für ſie hätte haben müſſen, ward beinahe gar nicht von ihr beachtet, und auch Alwinen würde es nicht beſſer ergangen ſein, wenn nicht die Speculation auf ein reiches Koſtgeld die Tante bewogen hätte, die Rolle einer nahen Verwandtinn mit dem Anſcheine der Pflichtmäßigkeit zu ſpielen.

Marie zitterte davor, daß dieſe eigennützige Geſinnung, die leicht zu durchſchauen war, da nur eine dünne Hülle der Klugheit und des Anſtandes ſie bedeckte — ſie des kleinen Lieblings berauben könnte. Sie bat den Vormund, als er kam, ſich der Tante vorzuſtellen, mit heißen Thränen, daß er ihr das Kind laſſen möge; ſie wollte es allenfals ohne Erziehungsgeld behalten, und müßte ſie es mit der Arbeit ihrer Hände ernähren. Gerührt von dieſer treuen Mütterlichkeit gab der Vormund Marien ſein Wort, daß ſie das Kind behalten ſolle, und ihrer Trefflichkeit, ihrer edelmüthigen Denkungsart ein ſo warmes und beredtes Zeugniß gegen die Dame aus Hamburg, daß dieſe ihr Betragen bemerklich milderte, wenn auch zu ſpät, um Mariens wohlwollende Erkenntlichkeit dafür noch anſprechen zu können.

Nur drei Tage verweilten die Fremden in L . . . Alwine hing in den Stunden des Abſchiedes an dem Halſe ihrer Stiefmutter, und die Thränen, die ſie da vergoß, mochten aufrichtig fließen; denn Furcht und Grauen erpreßten ſie, und das Gewiſſen ſchlug ihr unter dem bangen Klopfen des zitternden Herzens. Vergebend und vergeſſend hielt Marie das unglückliche Mädchen an ihrer Bruſt, welches nach dem Schluſſe der Menſchenkenntniß einem herben Schickſale entgegenging; tieferſchüttert ſegnete ſie Alwinen mit guten Wünſchen und gutem Rathe, und als der Wagenſchlag zuklappte, durchrieſelte Marien ein fröſtelnder Schauer, wie wenn ſie die Thür einer Straf- und Beſſerungsanſtalt hinter der Scheidenden zufallen hörte.

Als Alwine und ihre Verwandten fort waren, kehrte eine tiefe, ruhige Stille in dem Hauſe ein, das nun wie ausgeſtorben ſchien. Wenn Alwinens raſtloſe Mobilität es zu jeder Zeit mit dem meiſten Lärm erfüllt hatte, ſo war dieſe Unruhe in den letzteren Tagen durch die Anweſenheit der Fremden und die Beſorgungen zur Abreiſe noch vermehrt worden, und um ſo auffallender mußte für die Zurückgebliebene das neu eingetretene, öde Schweigen ſein. Aber auch wohlthätig wirkte es auf Marien, nachdem nur die erſten bangen Stunden überwunden waren. Die Spannung ihres Gemüthes ließ nach, es lag etwas hinter ihr, wovor ſie ſich lange gefürchtet hatte, und mit der kleinen Lina konnte ſie jetzt die Gewißheit an das Herz drücken, daß dies Kind nun ihr unbeſtrittenes Eigenthum ſei.

Das Haus des Conſiſtorialraths war bereits in öffentlichen Blättern zum Verkaufe ausgeboten; doch ſollte die Räumung desſelben erſt im künftigen Frühjahre erfolgen, ſo lange hatte die Wittwe darin zu wohnen gewünſcht, und dann wollte ſie wieder zu ihrer alten Freundinn, der Frau Judith Nathan ziehen. Marie hatte dieſer das Verſprechen abgedrungen, nichts von dem Tode ihres Mannes und der veränderten Lage der Dinge an den ehmaligen Hausgenoſſen zu ſchreiben, und die Empfindungen, welche Marien bei dieſer Forderung leiteten, werden unſeren lieben Leſerinnen, die ſich in ihren Fall denken, leicht verſtändlich ſein. — Auch dem Rector Michaelis, von deſſen warmer, treuherziger Freundſchaft ſie ſolch eine abſichtsvolle Meldung an den Doctor fürchtete, hatte ſie auf die zarteſte Weiſe den Wunſch zu verſtehen gegeben, daß er dieſe Anzeige unterlaſſen möge.

„Liebe Freundinn!“ ſagte der biedere Mann, „ich ehre Ihr Gefühl, und gebe Ihnen mein Wort, Doctor Dante ſoll nicht von mir erfahren, daß die Hand, mit der eine Welt voll Glück ſein werden würde — nunmehr frei iſt. Aber geſtehen darf ich Ihnen doch, daß es mir Kampf koſtet, paſſiv zu bleiben, wo Liebe für Sie Beide mich zum Handeln treibt! — Seit der Conſiſtorialrath die Augen geſchloſſen, wiederhole ich täglich betend die Bitte: führe uns nicht in Verſuchung! Denn der Reiz, in das Spiel Ihres Schickſals, theure Marie, abermals die Hände zu miſchen — iſt ſtark! — Erſt heute ſprach ich mit meiner Babet darüber, und ſie ſagte: Denke doch daran, lieber Mann, wie gewagt Heirathsvermittlungen auch unter den verbürgendſten Umſtänden bleiben, und vergiß nicht, wie oft und ſchmerzlich

Du bereut haſt, die Werbung für den Conſiſtorialrath übernommen zu haben. Wenn, wie der fromme Glaube annimmt, die Ehen im Himmel geſchloſſen werden, ſo wird auch ohne Dein Zuthun geſchehen, was Du für Deine Freunde wünſcheſt. Sie hatte Recht, die kleine wackere Frau, wie immer; aber doch wollte mich eine Sophiſterei überreden, an der es unſern eigenwilligen Neigungen zu ihrer Beſchönigung niemals fehlt, der innere Drang meines Herzens ſei eine Berufung, dem höchſten Weſen in der Beförderung dieſes liebenden Zweckes zu dienen."

Nach langer, trüber Witterung, in welcher der November die finſtere Melancholie ſeiner Launen mit Sturm und Regen ausgelaſſen, ſchloſſen ſich die Schleuſen des Himmels, und der Wind nahm ſeinen Strich nach Oſten. Die Rinnen rauſchten leiſer und leiſer ab, bis die Sonne, wenn auch mit zurückhaltender Kürze und Wärme, Dächer und Straßen trocknete. Marie, dieſer Veränderung froh, wollte das beſſere Wetter ſogleich zu einem Gange in die langentbehrte freiere Luft benutzen, um Frau Judith zu beſuchen, die kürzlich einen ſchweren Fall gethan und ſich dabei die Hand ſtark beſchädigt hatte. Dieſe düſteren, ſtürmiſchen Tage hatten ſchwer auf Mariens Gemüth gedrückt; heute klärte ſich mit dem Horizont auch ihre Seele auf. Sie fand die gute Matrone angegriffen, mißmüthig und ungewöhnlich ſchweigſam. Marie verweilte einige Stunden bei ihrer alten Freundinn, und ſuchte ſie in traulichen Geſprächen zu erheitern, was ihr auch gelang. Frau Judith ward ſprachſelig, und nachdem ihr Redefluß ſich über die verſchiedenartigſten Gegenſtände ergoſſen, nahm er auch einen auf, den Marie bisher behutſam vermieden: den Doctor. „Es iſt endlich Zeit," hob ſie an, „daß ich daran denke, Ordnung in ſeinen Sachen zu machen, und die Auction vorzubereiten, welche in den nächſten Wochen gehalten werden ſoll. So oft ich an dies Geſchäft gehen wollte, war es mir immer, als ob ein unſichtbarer Arm mich davon zurückhielte. — Ich weiß es wohl, was mich hinderte — die geheime Hoffnung, daß ſich noch manches ändern könne; die aber muß ich nun aufgeben. Sie haben Ihren Willen, und es mag ſo gut ſein. Wollen Sie einmal mit mir hinaufgehen?“ Sie griff nach dem ſchweren Schlüſſelbunde. Marie war gern bereit dazu, und ſtieg nun langſam an Frau Judiths Seite die Treppe hinan. Das Herz im Buſen bewegte ſich ihr ſtärker, als ſie in die öde Wohnung trat. Die blanke Politur der Meublen war beſtäubt; der Gardinen feiner Faltenwurf nahm ſchon ſchwärzliche Schattirungen an. Ueber der leeren Stätte des Stickrahmens webte eine fleißige Spinne — und die Dinte in des Doctors Schreibtiſche war tief eingetrocknet.

„Hier,“ ſagte Marie mit trauriger Stimme und wehmüthigem Lächeln, indem ſie auf eine eingedrückte Stelle des Sophas zeigte, „hier ſaß der Doctor immer, wenn er Sieſte hielt. Die ſelige Clotilde behauptete, er ſchlafe nur mit einem Auge, und mit dem andern laſſe er uns nicht aus der Acht. Wir machten uns zuweilen ein Vergnügen daraus, dieſe lauſchige Wachſamkeit zu necken und mit einer verſtellten Geheimthuerei ſeine Neugier zu reizen.“ —

„Ja, es iſt alles vergänglich in der Welt,“ antwortete Frau Judith, „das Sopha aber wird nun bald verkauft, und vielleicht hält künftig ein Mann Mittagsruhe darauf, der feſter ſchläft, als ihm gut iſt — und dem nicht von loſeren Streichen ſeiner Frau träumt.“

Jetzt kam Rahel, das Laufmädchen, ohne Athem geſprungen, um anzuſagen, daß der Wundarzt gekommen ſei, der

Frau Judith einen friſchen Verband anzulegen. „Ich komme,“ ſagte ſie, ſich ungern geſtört ſehend, „ſage nur, ich würde ſogleich kommen.“

Marie, vom Geiſte der Erinnerung beſchlichen, bat, daß ſie hier noch verweilen dürfe. Sie wolle die Schlüſſel ſpäter unten ſchon abgeben. Dieſe ſtille, einſame Feierſtunde war ihr unendlich lieb. Sie ſaß und ſann, und immer tiefer entſchwebten ihre Gedanken den luftigen Räumen der Gegenwart und ſenkten ſich in das Meer der Vergangenheit. Die frühe Dämmerung war unterdeß hereingebrochen — Marie hatte es nicht gemerkt; jetzt ſtieg der Mond über die Häuſer empor, und ein ſchmaler Lichtſtreifen zitterte, wie die Spur eines Geiſtes, über den Fußboden hin.

Dieſer blendende Schein weckte Marien aus ihren Träumereien. „So muß ich denn wohl gehen,“ ſagte ſie laut, und ſtand auf. „Ach, es wird mir ſchwer; denn nie ſehe ich ſo — ſo dieſe Zimmer wieder.“ Sie ſah umher, als wolle ſie alle Gegenſtände recht feſt in ihr Gedächtniß drücken, und trat dann vor das erglänzende Fenſter. „Wo Er jetzt nur ſein mag? Er, den dieſe Wände nie mehr umfangen werden, den dieſes Herz aber ewig nicht vergeſſen wird! — Dein Bild, o Dante! hat als ein Schutzengel mich umſchwebt in dunkeln Stunden; es wird auch der unſichtbare Freund meiner öden Zukunft ſein! Vielleicht fanden wir uns hienieden nur auf einen flüchtigen Augenblick, um uns dort ewig anzugehören. Was hier beginnt, wird dort vollenden — — — es ruh'n im engen Raum der Zeit die Keime einer Ewigkeit! —“ Marie brach in einen Strom von Thränen aus, und bedeckte, als wolle ſie dieſen Erguß hemmen, das Geſicht mit beiden Händen.

Das meſſingene Schloß der Thür klirrte, als hätte der

Zugwind es berührt — es rauſchte wie mit Geiſterfittigen näher und näher — und jetzt ſprach hinter ihr eine Stimme leiſe: „Marie!“ Aber der Klang dieſes Namens war ein Laut aus dem Himmel der Liebe. Marie erbebte im heiligen Grauen der Ahnung, ſie wagte es nicht, ſich umzuſehen, oder das Geſicht den bedeckenden Händen zu entziehen, ſie zitterte in Furcht und Freude.

„Marie!“ rief es jetzt noch einmal, und die hoch geſtimmten Saiten ihrer Seele gaben dieſen Ton zurück — ſie lag an dem Herzen des Doctors, deſſen irdiſchem Beſitz ſie ſo eben entſagt hatte. Mit ſchwindelnden Sinnen hing ſie in ſeinen Armen, in ſüßer Bewußtloſigkeit ruhete ſie an ſeiner Bruſt, ihr ſchönes, blaſſes Geſicht, vom Monde verklärt, von Thränen der Sehnſucht benetzt, die ſie um ihn geweint, ſah zu ihm auf, als wolle ſie ſich überzeugen, daß die geliebte Geſtalt kein Trugbild ihrer Phantaſie ſei, das in weſenloſem Duft zerrinnen werde. „Marie!“ ſagte er zum drittenmale, „nun meine Marie! unverlierbar mein! nicht wahr? Wir trennen uns nicht mehr in dieſer Welt — und gehen fortan in innigſter Vereinigung den Weg des Lebens. O Gott! der wüſte Schmerz trieb mich fort von hier; wo hätte ich denken können, daß ſolche Seligkeit mich wieder auf der heimiſchen Schwelle empfangen würde? —“

Hier möge die Feder ruhen; ſolche Augenblicke laſſen ſich nicht beſchreiben, ſie gehören dem Himmel an. Wem er ſich aber in ähnlichen Situationen jemals geöffnet, wer das Unausſprechliche empfunden, der wird das Wonnegefühl dieſes Wiederſehens verſtehen!

Mariens Schickſal lächelte verſöhnt. Sie vermochte kaum den raſchen Uebergang deſſelben zu faſſen. Ihre Bruſt war bedrängt von einem Entzücken, das die Erinnerung an überwundene Leiden nur reiner und geiſtiger machte. Nur langſam konnte ſie ſich an den Gedanken ihres Glücks gewöhnen, und ſie genoß es mit der beſcheidenſten Demuth und Mäßigung. Oft fühlte ſie ſich verſucht. ihre Verheirathung für einen bangen Traum zu halten, wenn nicht das Daſein ihres ſüßen Pflegekindes ſie von der Wahrheit jener ſchweren Erfahrung überzeugt hätte. Sie gelobte, Gott in der Erziehung dieſes Kindes ein Dankopfer darzubringen, und die glühende Andacht der Tugend und Liebe wird es dem Vater der Menſchen angenehm machen. Der Winter, vor welchem Marie ſich gefurchtet, ging ihr nun ſchnell und ſchön voruber, und ſchloß ihren Umgang mit dem früheren Freunde in den engen Kreis der Häuslichkeit ein. Die Welt ſprach viel über die unerwartete Rückkehr des Doctor Dante, und fand endlich alles in der Ordnung, als er im Frühjahr ſeine Verlobung mit der Conſiſtorialräthinn Sonnes öffentlich bekannt machte. Die Hochzeit ſollte in tiefſter Stille zu Anfange des Roſenmonats gefeiert werden.

Frau Judith wäre beinahe vor Freude geſtorben. Die Heftigkeit ihres Erſchreckens über die unverhoffte Ankunft des Doctors, die Stärke ihrer Theilnahme an dieſer glücklichen Wendung von Mariens Geſchick wirkte auf die gute Alte, welche noch von ihrem Falle und einem leichten Wundfieber angegriffen war, ſo gewaltſam, daß ſie krank ward. Marie beſorgte ernſtlich, daß die Pſalmen und Loblieder im höheren Chor, in denen Frau Judith die wunderbare Führung Gottes pries, ihr Schwanengeſang wären — und ſie wünſchte doch ſo ſehr, daß dieſe mütterliche Freundinn, welche ſo lange die Vertraute ihres Kummers geweſen, nun noch eine Zeit lang die Zeuginn ihres Glücks ſein könne. Frau Judith genas und verjüngte ſich; aber ihr letzter Wille, den ſie in ihrer Krankheit hatte auſſetzen laſſen, blieb beſtätigt. Dies Teſtament erkannte Marien die Hälfte von dem großen Vermögen der Frau Judith zu, die andere Hälfte war zu der Stiftung eines Krankenhauſes für ihre Glaubensgenoſſen, dem Doctor Dante als Arzt vorſtehen ſollte, und zu einer Menge kleiner Legate, für chriſtliche und jüdiſche Hausarme beſtimmt. Marien blieb dieſe Verfügung jedoch verborgen; ihr dankbares, uneigennütziges Herz bedurfte der Kenntniß dieſes letzten Beweiſes, wie mütterlich die Matrone gegen ſie geſinnt ſei, nicht, um ſie mit kindlicher Anhänglichkeit zu ehren, und Frau Judith wollte ſich den Genuß dieſer reinen Ergebenheit nicht durch den mißtrauiſchen Gedanken verkümmern, daß die Speculation, dies große Triebrad der Menſchen, auch Mariens Gemüth für ſie bewege.

Die Krankheit der Frau Judith hatte Marien die Vorſtellung von dem Tode ihrer hochbejahrten Freundinn ſo nahe gebracht, daß ſie wünſchte, ein anſchauliches Bild dieſer ſeltenen Jüdinn zu beſitzen. Sie bat Frau Judith daher, ſobald dieſe völlig geneſen ſein werde, zu Gunſten ihrer, einem geſchickten Maler zu ſitzen, und Frau Judith berief, als ſie ſich ſo weit fühlte, einen ſehr geſchickten Künſtler für dieſen Zweck. Das Gemälde, ein Meiſterſtück, war zum Sprechen getroffen, und Marie ſchrie freudig auf, als die lebendige Wahrheit dieſer Phyſiognomie ſie in der täuſchendſten Aehnlichkeit anſprach. Frau Judith machte ihr ein Brautgeſchenk damit.

Am Abend des ſtillen, unbemerkt verfloſſenen Hochzeittages führte Doctor Dante ſeine Neuvermählte aus dem Hauſe des Conſiſtorialraths nach einem einſamen Spaziergange heim. Die Natur ſchien dieſes prunkloſe Verbindungsfeſt feiern zu wollen, denn ſie ſtrahlte in ihrer herrlichſten

Pracht und lächelte in ihrem ſchönſten Reize. Die ſinkende Sonne goß ihren verklärenden Schein über die blühende Welt und über das ſeligſte Paar auf derſelben; der Horizont glich einem großen Thronhimmel vom feinſten Purpur mit Gold beſäumt, der Nachtigallen verſteckter Chor empfing und begleitete in zärtlichen, vom Hauche der Sehnſucht beſeelten Wettgeſängen die Liebenden, und die Luft, durchſtrömt vom Athem der Roſen und leiſe und linde fächelnd, war wie der nachgelaſſene Duft eines verſchwundenen Engels.

Die glückliche Sabine hatte indeſſen in der neuen, oder vielmehr alten Wohnung, im Hauſe der Jüdinn, das Abendbrod für ihre Herrſchaft beſorgt und die kleine Lina mit ſich genommen, damit die bräutliche Mutter heute ungeſtört wäre. Das Feuer praſſelte auf dem häuslichen Heerde, die Räder des Bratenwenders ſchwirrten, und über den Saal hin zogen die würzigen Gerüche frühzeitiger Erdbeeren, welche zu einer Kaltſchaale bereit ſtanden.

Die Kleine waltete vergnügt, wenn auch ſtörend, in der blanken Küche und reichte in hülfswilliger Geſchäftigkeit Sabinen Holzſpäne zu. Jetzt kam der Doctor mit ſeiner jungen Frau die Treppe herauf und das Kind hüpfte der Mutter entgegen, die es herzte und küßte.

„Gott ſei gedankt!“ ſagte Sabine, deren Geſicht von der Flamme und dem Wiederſcheine ihrer Freude geröthet war, „da wären wir nun wieder in der alten Ordnung und haben an unſerm Linchen ein Engelskind obenein! Es iſt doch nirgends ſo hübſch, als hier! Die Stadtuhr ſchlägt mir heimiſcher, das Trauergeläute klingt weniger bange, und etwa nur wie die Abendglocke vor dem Einſchlafen — der Mond ſcheint heller — ich möchte hier ſterben, das wäre mein Wunſch; ich glaube, der Tod würde mir leichter werden, als anderswo.“

Marie reichte bewegt der treuen Dienerinn die Hand; dieſe nahm es für ein verſicherndes Zeichen, Marie aber ſagte ſchweigend damit: „Du fühlſt wie ich!“ —

In der Mitte des heiteren Herbſtes rollte eines Tages ein prächtiger Reiſewagen vor das Haus der Frau Judith; Doctor Dante vernahm das Geräuſch davon, ohne es zu beachten; denn ſo eben zurückgekehrt vom weiten Umlauf ſeiner Krankenbeſuche ruhete er erſchöpft und ermüdet im Sopha aus und hielt Marien auf ſeinem Schooße, die, an die Wange ihres Männchens geſchmiegt, ſüße Worte flüſterte und ſeine erhitzte Stirn bald trocknete, bald küßte.

Graf Leontin von Waldhorſt, an ſeinem Arme die ſchöne Hedwig, ſtand vor den belauſchten, überraſchten Eheleuten. Der Doctor ſprang auf und in die Umarmung ſeines Freundes, die erröthete Marie neigte ſich tief vor der Gräfinn.

„Heute finde ich Dich beſſer verſorgt, mein lieber Dante, als bei meinem erſten Beſuche vor zwei Jahren; Du haſt Dich vollkommen gut eingerichtet!“ ſagte der Graf lächelnd und fixirte die beſchämte Gattinn des Doctors mit dem ſchmeichelhaften Blicke bewundernder Zufriedenheit.

Die Gräfinn aber reichte Marien mit Grazie und Herzlichkeit die Hand und ſprach: „Ich bitte um Ihre Freundſchaft und hoffe, einen kleinen Anſpruch darauf zu haben, wenn anders Theilnahme und Achtung, welche Sie, eine mir bisher Unbekannte, meinem Herzen ſo warm eingeflößt, ein Recht dazu ertheilen.“

Mariens Seele öffnete ſich der liebenswürdigen Frau, welcher ſie ſich ſo hoch verpflichtet wußte, im ſanften Erguſſe eines ſchüchternen Wohlwollens, deſſen ehrerbietige Zuruckhaltung, noch ehe dieſer Abend verfloß, in ein ſchweſterliches Vertrauen überging.

Graf Leontin kam mit ſeiner Gemahlinn von einer Reiſe in Familienangelegenheiten zurück, und hatte einen bedeutenden Umweg nicht geſcheut, um den Doctor, wenn auch nur für kurzgemeſſene Zeit, an ſeinem neuerrichteten Hauſaltare zu beſuchen und ſeine junge Frau kennen zu lernen; denn die Gräſinn wollte nach echtweiblicher Art ſich gern mit eigenen Augen überzeugen, ob Marie der trauernden und treuen Liebe auch werth wäre, womit Doctor Dante ſie als die Einzige ihres Geſchlechts erkannt, die ihn als Gattinn hätte beglücken können? —

Jetzt fiel dem Grafen, als Kunſtkenner, ein Gemälde von nicht gemeinem Werth über dem Sopha ins Auge, das die ſchiefen Strahlen der Abendſonne in die ſchönſte Beleuchtung tauchten. In einem vertieften, ſtark vergoldeten Rahmen trat aus dunkelm Hintergrunde das Bild einer hebräiſchen Matrone, durch nationale Tracht wie durch den jüdiſchen Charakter der Züge kenntlich, hervor. Eine maſſive Goldhaube, mit Rubinen und Perlen geſtickt, bedeckte den Scheitel der Iſraelitinn und den Strich dünner, ſilberweißer Haare; die Edelſteine in den Ohrgehängen und dem Halsbande, das ſich dicht, faſt preſſend, an die Runzeln der Haut anſchloß, hätten dem Pinſel eines Rembrandts Ehre gemacht; ſie waren aus den Tiefen der Kunſt hervorgeholt, und der Genius, welcher die Schätze bewacht, ſpiegelte ſich im durchſichtigen Glanze derſelben. Ueber das Bruſtſtück fiel in weichen Falten, deren feine Wärme man zu fühlen glaubte, ein weiter Fehmantel herab.

„Auf meine Ehre!“ ſagte der Graf entzückt, „das iſt ein herrlicher Kopf! Porträt wohl? Man ſollte wenigſtens darauf ſchwören; denn dieſes Geſicht iſt ein wahrhaftes Seelengemälde!“

Der Doctor bejahete die Vermuthung ſeines Freundes, und Marie ſprach zu der Gräfinn gewendet: „Das Herz des Originals iſt doch noch ſchöner! Und dieſes Bild ſoll das theuerſte Vermächtniß meiner — —“ hier ſtockte Marie und ſchlug die Augen nieder — „Ueberlebenden bleiben“. Darauf erzählte ſie von Frau Judith, und die Gräfinn würdigte ihre lobpreiſende Schilderung eines lebhaften Antheils.

Späterhin kam auch die Geſchichte der bedeutſamen Perlen zur Sprache. Marie ſagte: „Oftmals hat ſich mein Nachdenken mit der Idee beſchäftigt, daß unſer geiſtiges Weſen in geheimnißvollen Beziehungen zu dem, was wir für leblos halten, ſtehen müſſe. So ſchlingen ſich dieſe Perlen als wahre Schickſalsfäden nun ſchon durch die dritte Generation, und ſcheinen beſtimmt, die Ehen in unſerer Familie zu knüpfen. Es muß ein frommer Segen darauf ruhen! und ſonderbar! der einer Unvermählten. Sie fielen meiner Großmutter zu, dieſe opferte ſie einem Werke der Barmherzigkeit, und empfing ſie mit der Vergeltung Lohn aus der Hand eines wackern Mannes zurück; meiner Mutter gingen ſie durch eine Freundinn verloren, um ihr einen geliebten Gatten zu gewinnen — und gaben auch Veranlaſſung zu meiner erſten Heirath. Und endlich mußten ſie mein Andenken, durch Ihre Güte, theure Gräfinn! in einem gewiſſen Jemand zurückrufen,“ (hier lächelte Marie ihrem Manne mit benetztem Blicke zu) „der mich ſchon halb und halb vergeſſen hatte, und ihr leiſer, zarter Zug führte den lieben Entflohenen zu mir zurück. Seitdem betrachte ich dieſe Perlen als verkörperte Freudenthränen meines Schutzgeiſtes, womit er mein verarmtes Leben ſchmückte!“

Gerührt umſchlang Doctor Dante ſeine Frau. Sie barg das Geſicht an ſeiner Bruſt; eine Freudenperle rann von ihrer Wange, und fiel lohnend in ſein Herz.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierter Band.

Wallys Garten.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Wallys Garten.

> Die Welt iſt ein Garten im Norden,
> wo wenig reif wird.
> v. Hippel.

Wallys Garten war nie beſuchter geweſen, als an dem freundlichen Tage, da dieſe Erzählung beginnt. — Als hätte es Blüthen geſchneit, ſaßen ſchöne Frauen und Mädchen im dichteſten Gedränge; als hätte der Schnee des verfloſſenen Winters ſich zu Mouſſelin verdichtet, als wären roſige Wolken oder purpurne vom Himmel gefallen, waren hier alle Schattirungen der Mode und des Geſchmacks auf den verſchiedenen Stufen des Alters zu ſchauen.

Im Pavillon brauſ'te die Muſik — Wenige aber hörten darauf. Das Geſchwätz glich einem Bienenſchwarm, den reizende Töne begleiten; eilige Aufwärter ſchmiegten ſich mit ängſtlicher Behendigkeit durch die gefüllten Gänge, und die Taſſen und Krüglein, von manchem Anſtoß erſchüttert, tanzten nach dem Takte.

Nicht weit von dem Hauptgange, doch durch einen niſchenförmigen Platz gewiſſermaßen davon abgeſondert, ſaß der Oberlandesgerichtsrath Minos, nebſt ſeiner Schweſter und Tochter. Ein ſeltner Sonnenblick der Heiterkeit ſchien in den Zügen dieſes Mannes auf deſſen Stirn ſtets finſtre Strenge ſchwebte. Er ſprach durch die grüne Blätterwand mit ſeinem Nachbar von einem gaſtlichen Gelage der jüngſten Vergangenheit. Der unbeholfene Wirth, kleine Verſtöße gegen das Herkömmliche, der beſte Wein in unerſchöpflicher Fülle, der ſeichte Witz, womit dem Geber des Gaſtmahls vergolten worden; dies Alles gab reichen Stoff. Der College fiel mit höflichem Gelächter ein, ſo oft der Oberlandesgerichtsrath einen Einfall hatte. Und in dieſem ſchwelgeriſchen Nachgenuß vergaß der Letztere, zum Aerger ſeiner Schweſter, den überſtändigen Caffee zu trinken.

Madame Werner, eine geborne Minos, hielt mittlerweile in Gemeinſchaft mit einer gleichgeſinnten Freundinn ein unterweltliches Gericht und warf, mit Ausnahme einiger armen Seelen, was in den Bereich ihres Blickes trat, zu den Todten. Sie ſchätzte das Schmuckwerk ab, als ob es eine Steuer für den Staat gölte, wog die Summen des Aufwands der Einen, und daneben die Einkünfte des Mannes — beleuchtete bei der flammenden Seide des Kleides einer Andern ihre niedere Herkunft, und die hoffährtige Feder, welche von jenem Hute dort nickte, der augenſcheinlich ein Modell war, ſchien die uralte Wahrheit des Sprüchworts zu beſtätigen: daß Hochmuth vor dem Falle komme. —

Nichts von dieſem Allen bemerkte Luzie, die Tochter des Oberlandesgerichtsrath. Still, in ſich verſenkt, mit leichter Handarbeit beſchäftiget, ſaß ſie da an der Seite ihrer Tante. Aus dem ſanften Geſicht ſprach ein leiſer Schmerz — nur zuweilen ſchwebte, doch kaum ſichtbar, ein zärtlich-träumeriſches Lächeln um den ſchönen Mund. Schattenähnlich bewegte ſich vor ihr die bunte Welt; das Geräuſch rings umher ſtörte ſie nicht, und rührte nicht an ihre Seele. Sie vernahm nicht einmal, was der Vater ſprach, und die verurtheilende Rede der Tante; unbewußt deſſen, was in ihrer Nähe geſchah, ſchien Luzie nur, wie ein Weſen höherer Art, ahnungsvoll zu empfinden und darüber zu trauern, daß die Menſchen ſo lieblos wären. Die klaren, halbbedeckten Augen in unbeſtimmte Fernen gerichtet, bemerkte ſie es nicht ſogleich, daß ein ihr gegenüberſitzender Mann ſie mit unabläſſigem Blick beobachtete.

Endlich ward ſie es inne, und ihre Wangen färbten ſich beſcheiden. Luzie war ja ein Mädchen — und jede Aufmerkſamkeit für ein Solches erregt ein zarteres Intereſſe als das der Neugier. Auch ſie faßte nun den Fremden etwas näher ins Auge, ohne es mehr als ſchicklich auf ihn zu richten. Er ſchien ein Funfziger, und nach allen äußern Merkzeichen ein Mann von feiner Sitte. Seine Civilkleidung war von beſter Art, wenn auch modeſt, und ein koſtbarer Solitär an ſeinem Finger ließ auf Reichthum ſchließen.

Unglücklicherweiſe blitzte dieſer koſtbare Stein der Madame Werner ins Geſicht, als ſie eben einen Augenblick lang vom Steinigen ihres Geſchlechts ausruhete. Nun war es aber auch um ihn gethan. Sie mußte wiſſen, wer ihn trüge? Woher? Wohin? — Warum dieſer Fremde ihrer Nichte solche Aufmerkſamkeit ſchenke — und die Begriffe von „Ring“ und „Schenken“ fügten ſich ſo bedeutſam in einander, daß die Antwort auf jene Fragen ihren Sinn bald ausſchließlich beſchäftigte. Der Zufall war ihr hülfreich.

Der Fremde entfernte ſich, und kaum hatte er ſeinen Platz verlaſſen, als denſelben eine alte Dame ſogleich in Beſitz nahm. Madame Werner bot Jenem, da er zurückkehrte, mit vieler Artigkeit den eben erledigten Sitz ihres Bruders an, und der Fremde ließ ſich nicht nöthigen. Nachdem er ſein Glas Waſſer, mit Wein vermiſcht, auf dieſen Tiſch verſetzt und um Erlaubniß gebeten hatte, die glimmende Cigarre fortrauchen zu dürfen, eröffnete Madame Werner den Angriff auf ſein Incognito. Sie wußte ihm geſchickt mit der Erkundigung beizukommen, ob ſie das Vergnügen habe, einen Einwohner hieſigen Ortes in ihm zu ſehen.

„Ich bin ein Fremder —“ war der ungenügende Beſcheid darauf.

Madame Werner haſchte alsbald nach dem kurz abgeſchnittenen Faden des Geſprächs, zu wiſſen, woran ſie wäre. Ein Namenloſer regte ſie unausſprechlich auf, und ſie ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, bis er ſich ergeben. Sie wich daher Luziens ängſtlichen Blicken aus, welche fürbittend die Tante anzuflehen ſchienen, daß ſie ſein ſchonen möge. Nur ein wenig Luft ward ihm gegönnt, und dann der Fremde abermals gefragt, ob ihn Geſchäfte hierher geführt, oder nur der Wunſch, die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt kennen zu lernen. —

„Das ſchwierigſte Geſchäft von der Welt iſt die Veranlaſſung meines hieſigen Aufenthalts, und eine Seltenheit nebenher —“ entgegnete der Fremde, und ein ſonderbares Lächeln ſchlauer Tücke gegen die Tante zeigte ſich im offnen Ausdruck ſeiner wohlwollenden Züge. „Denn,“ ſetzte er Luzien abgewendet hinzu, deren ſchüchterne Miene eine Frage zarter Zurückhaltung ausdrückte: „Wer würde es nicht, gleich mir, für das Schwerſte erachten, ein Mädchen von Grund des Herzens kennen zu lernen? Und für eine Seltenheit ein ſtilles Mädchen, das wirklich etwas zu verſchweigen hat?“

Luziens holdes Geſicht ward zur Flamme. „Herr! bin ich es, die Du meinſt?“ fragte die Schuldloſe heimlich ſich ſelbſt, und des Herzens Ahnung antwortete mit leiſer Stimme: „Ja.“

Für Madame Werner waren dieſe Notizen zu ſubtil. „Ein Mädchen wollen Sie kennen lernen?“ fragte ſie ſchnellzüngig, und zählte raſch in Gedanken die klugen wie die thörichten Jungfrauen dieſer Stadt, wie die Jahre dieſes Mannes, der muthmaßlich im Begriff zu einer Thorheit ſtehe. „Ei! das kann man Ihnen erleichtern. Sie dürfen ja nur ſagen: Welches? Ein ſtilles Mädchen? Lieber Gott! ſtill ſind die Meiſten, bevor das Wort der Heirath zu ihnen geſprochen worden; doch ſtille Waſſer ſind tief!“

„Sie ſind ſehr gütig, Madame,“ ſprach der Fremde mit einer kleinen ſpöttiſchen Verbeugung: „und ich bin Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, mich zurecht zu weiſen, verbunden; aber ich weiß bereits genug — und mehr als mich erfreuen kann.“

„Nun?“ fragte Madame Werner, ein wenig beleidigt zwar, doch peinlich geſpannt.

„Nun?“ fragte ſelbſt Luzie in banger Erwartung: „Sie wiſſen?“

„Ich weiß nun,“ erwiederte der Fremde mit Nachdruck: „daß mein liebes Mädchen nicht glücklich iſt — und daß der Stern, der mich hierher geführt, an keinem Himmel ſteht, der ſelig macht.“

„Und das Mädchen trug ſein Leid und ſeine Lage ſo zur Schau?“ fragte Luzie, und erglühete zum zweitenmal.

„Je beſſer der Menſch iſt, mein liebes Fräulein,“ entgegnete der Fremde: „je entſchiedener verſchmäht er jede Maske, weil er keiner bedarf. Ein reines, zartes Gemüth hat nichts zu verbergen; es verhüllt nur mit dem Schleier der Beſcheidenheit den Glanz ſeiner Tugenden. Es bedarf der Klage nicht, um den Schmerz zu hören — zu ſehen — der in den leiſeſten Zeichen zur Seele ſpricht.“

Luziens Augen benetzten ſich ſanft unter den geſenkten Wimpern. Der Fremde fuhr fort: „Ich bin vorerſt bemüht, das liebe Mädchen dahin aufzurichten, daß ein Helfer und Tröſter uns dann gewiß, von der Vorſehung geſendet, erſcheine, wenn wir ſeiner am nöthigſten bedürfen."

Dieſe Worte fielen wie erfriſchender Himmelsthau in Luziens leidende Seele; aber die Tante, weder ihren Sinn verſtehend, noch ihre Anwendung ahnend, ſagte daheim: „Es mochte wohl ein Weltgeiſtlicher ſein, dieſer Fremde, denn das Predigen können dieſe Herren nun einmal nicht laſſen. Ich merkte es gleich, weß Geiſtes Kind er wäre."

Luzie ſchwieg; ihr war er ein Engel tröſtender Verkündigung geweſen, und ſie bewahrte alle ſeine Worte ſtill in ihrem Herzen.

Am Abend des darauf folgenden Tages war die Zauberflöte angekündigt, worin ein fremder berühmter Sänger zum erſtenmale hier auftreten würde; und die dem Anfang beſtimmte Stunde fand die ſchöne wie die kunſtſinnige Welt im Opernhauſe verſammelt. Auch Luzie war, begleitet von ihrer Tante, nicht ausgeblieben. Sie war eine begeiſterte Freundinn der Muſik, eine Geborne dieſer Tochter des Himmels. Ihr ganzes Weſen zeugte davon. Der reine Wohllaut ihrer Stimme, worin nie eine Saite verletzter Gefühle mißtönte, die Harmonie ihrer Seele wie ihrer Glieder rührte an jedes Herz. Sie ſaß, Alles um ſich her vergeſſend, athmend im Genuß. Und indem wir uns jener berühmten Worte erinnern: „Mozart, unbekannt mit großen Begebenheiten, großen Dichtern, und dem ganzen ausgedehnten Abgrunde großer Leidenſchaften, kurz, dieſes Kind an Verſtand hört bloß ſein Inneres an — und hörte darin die Zauberflöte;" wagen wir hinzu zu ſetzen: daß Luziens tiefes ſtilles Gemüth, voll heiliger Einfalt der Empfindung, das Echo dieſer himmliſchen Schöpfung war. Thränen rollten von ihren Wangen, und in dieſen unhörbaren Tropfen war etwas vom Silberſchein und Silberklang dieſer Entzückung; der Genius der Tonkunſt ſpiegelte ſich glänzend darin.

Madame Werner ergötzte ſich wie gewöhnlich in ihrer Weiſe. Sie muſterte die Logen und das Parterre, nahm ein genaues Verzeichniß von dem Aerger, den irgend Jemand gab — und ein Malzbonbon nach dem andern, um einen Huſten zu unterdrücken, den ihr die gereizte Galle verurſachte. „Es iſt ein altes Stück," ſagte ſie mit ſchnödem Gleichmuth zu Luzien, als dieſe ſich ſtrahlenden Auges nach ihr umwendete: „und ich habe es Dir nur zu Gefallen gethan, daß ich mitgegangen bin. Die Decorationen ſind mir das liebſte daran, beſonders zuletzt, wo Tamino durch Feuer und Waſſer gehen muß."

Luzie ſeufzte — die Tante ließ ſie täglich dieſe Probe beſtehen, ohne daß ein Lohn der Liebe ihr dafür geworden wäre.

Der Vorhang rauſchte nieder, mit lautem Geräuſch quoll es dichter und dichter um den Ausgang. Madame Werner ging mit Luzien zu Fuß nach Hauſe, die ſchöne Mondhelle zu genießen. Sie wurden im Gedränge aufgehalten, und der Fremde von Geſtern ſtand ihnen plötzlich nahe und grüßte ſie wie ein alter Bekannter.

Madame Werner fragte ſogleich boshaft: „Nun, haben Sie heute gute Fortſchritte in Ihrem Geſchäft gemacht?"

„Ich habe es nicht aus dem Auge verloren —" erwiederte der Fremde ruhig, „und Thränen fließen ſehen, die mich auf den Grund ſchauen ließen."

„Nun?" fragten Tante und Nichte gleichzeitig.

„Ein tiefes Gefühl —" war die mit leiſerer Stimme gegebene Antwort; „eine unglückliche Liebe vielleicht. —"

„Ach! ſolche Wunden vernarben geſchwind —" ſagte Madame Werner giftig und mit ſichtlicher Beziehung; „wollte man Charpie dafür zupfen laſſen, ſo würde es bald an Leinwand fehlen, und, wie man zu ſagen pflegt: Holland in Noth ſein."

„Ja, Madame," entgegnete der Fremde hierauf gelaſſen; „Sie haben eine traurige Wahrheit ausgeſprochen. Die Liebe verhält ſich leidend — der Haß aber iſt überall geſchäftig, und die Argliſt ſpinnt Unfrieden an, braucht alle Mittel in böslicher Abſicht, und reißt immer mehr ins Ganze, ſo daß kein Fädchen übrig bleibt, Balſam darauf zu ſtreichen, für ein wundes Herz. — Das Heil aber kommt von Oben — und es kommt!"

Bei dieſen Worten machte der Fremde Miene, einen andern Weg einzuſchlagen. Er faßte Luziens Hand, um ſie Abſchied nehmend zu küſſen, und der innige zitternde Druck dieſer kleinen Hand ſagte ihm, daß er verſtanden worden ſei.

Es war Luzien nun klar: der Fremde kannte ihren Gram; doch aus welcher Quelle ſein Intereſſe für ſie entſprang, und auf welche Art er zu der genauen Kenntniß ihrer Verhältniſſe gekommen, dies waren Fragen, deren ängſtliches Dringen an die Zukunft zu verweiſen ſie ſich genöthiget ſah.

Der Oberlandesgerichtsrath Minos galt in ſeiner früheren Zeit für einen muſterhaften und liebenswürdigen jungen Mann. Sehr fleißig, ohne kopfhängeriſch, geſchickt, ohne anmaßend, freimüthig, ohne dreiſt, beſcheiden, ohne verlegen, heiter, ohne ausgelaſſen, witzig, ohne beleidigend zu ſein, wußte er der Eigenthümlichkeit eines Jeden eine gefällige Anſicht von ſich zu geben, und man hörte oft zehn Perſonen zehn verſchiedene lobenswerthe Eigenſchaften an dem damaligen Aſſeſſor rühmen. — Obgleich er kein Vermögen beſaß, und eben ſo wenig eine vortheilhaft ausgezeichnete Perſönlichkeit, ſo war ihm doch die Gabe eigen, ſich dem Geſchlecht der Frauen bedeutend zu machen. Er war der Gegenſtand manches mütterlichen Wunſches, manches Seufzers ſchöner Mädchen, mancher heimlichen Beſtrebung. — In den anſtändigſten Familien eingeführt und gern geſehen, hatte er überall offnen Zutritt. Wo es Töchter gab, da glaubte Jede von ihm ausgezeichnet zu ſein, denn er verſtand die Kunſt, dieſe Hoffnung anzuregen, ohne abſichtlich dabei zu erſcheinen. Auf die Neckereien ſeiner Freunde antwortete er: „Geld! Geld iſt die Loſung! Nur aus des Goldes glänzender Locke wird das Netz geſponnen, dem ich mich einſt gefangen gebe. Warum ſollte ich es aber verſchmähen, meinem Verhältniß als Hausfreund in dieſen Familien, durch kleine unſchuldige Liebeleien mehr Reiz und Bedeutung zu geben? Man wird ſehnlicher erwartet, beſſer aufgenommen, dringender gebeten bald wieder zu kommen, wenn man es verſteht, unter dieſer Maske ein Räthſel aufzuſtellen, deſſen Auflöſung die Mutter in dem künftigen Schwiegerſohn — die Töchter in dem dermaligen Bewerber zu finden glauben; deſſen eigentliche Deutung aber nichts weiter iſt, als der ſehr erlaubte Wunſch eines jungen Mannes, ſich ſein Leben als Garçon ſo angenehm als möglich zu machen.“

„Wie nun aber,“ ſagte ein Bekannter des Aſſeſſors nach einer ſolchen Aeußerung von ihm: „Wenn Ihre einſtige Verheirathung außer dem Kreiſe dieſer Getäuſchten, Sie als einen zweideutigen Menſchen darſtellen und Ihrem guten Rufe ſchaden ſollte? —"

„Oder," fiel ein Anderer ein, „denkſt Du gar nicht daran, daß unter dieſen Mädchen Eines ſein könnte, das die Ruhe des Herzens an Dich, einen Flatterhaften, verlöre? Und möchteſt Du Liebe mit Schmerz vergelten wollen?"

„Wer wird ſo peinlich ſein!" antwortete der Aſſeſſor. „Selten noch iſt ein Mädchen aus Liebe geſtorben; ſie leben vielmehr erſt dann, dieſe liebenswürdigen Puppen, wenn man ein Weilchen mit ihnen ſpielt. — Ich finde durchaus nichts Verfängliches dabei. Nur Vorſicht bedarf es. Ja, ich denke ſogar, mir dies unzuverläſſige Geſchlecht zum Freunde zu erhalten, wenn eine Frau einmal mein Schickſal theilt. Man ſpricht und ſchreibt ſo viel von der Feinheit des weiblichen Taktes, über das zartere Erkennungsvermögen der Frauen, ihr richtiges Gefühl, u. ſ. w. —; und wie wenig bedarf es doch, dieſe täuſchbaren Weſen für ſeine Zwecke zu gewinnen! — Ich darf nur der Einen meine Verheirathung als eine unausweichbare Nothwendigkeit ſchildern, eine Andere bitten, daß ſie ſich meiner Braut annehme, einer Dritten ſagen, daß mir ohne ihren ferneren Umgang ein künftiges Glück gar nicht denkbar ſei; gegen eine Vierte eines Fehlers meiner Verlobten erwähnen, und wo dieſer Schatten fällt, das Licht meiner Freundinn um ſo heller leuchten laſſen: ſo bleiben mir Alle günſtig, und ſüße Verhältniſſe genug, wenn der Weinſtock des Eheſtandes etwa hier und da eine ſaure Beere trüge."

Es wäre möglich, daß manche unſerer Leſerinnen dem Aſſeſſor für ſolche Geſinnung ein tüchtiges Hauskreuz wünſchten, woran er mit Eſſig und Gallen getränkt würde —;

aber ſein Glück ſcheint feſt im heiligen Beſchluß der Vorſehung zu ſtehen. Die Poeſie ſelbſt kann keine Gerechtigkeit üben an Denen, die der Himmel alſo begnadigt, daß ſie geweihten Schutz in einem reinen Herzen voll Liebe finden. —

Der Aſſeſſor erhielt von Seiten der Behörde den Auftrag zu der Unterſuchung eines ſchwierigen Rechtsfalles und die Weiſung, ſich alsbald an den Ort ſeiner Beſtimmung zu verfügen. Dieſer Ort, ein kleiner Flecken, gehörte dem Amtsrath Reinberg.

Der Aſſeſſor fand auf dem Schloſſe eine ſchöne Wohnung für die Zeit ſeines daſigen Aufenthaltes — (und das Commiſſorium konnte langwierig werden —) in dem Amtsrath einen gebildeten, gaſtfreundlichen Mann, in deſſen einziger Tochter ein liebes, ſanftes Mädchen. — Die äußern Verhältniſſe deuteten ſoliden Wohlſtand an; doch ſichtlich auf den beſcheidenſten Gebrauch deſſelben. Wie einflußreich dieſe Bemerkung auf den neuen Hausgenoſſen auch war; ſo flößte doch der ſtrenge Ernſt in der Geſchäftsmiene des Vaters, ſein redliches, gewognes Wort ihm unwillkürlich Achtung ein, und eine gewiſſe Scheu, den Liebhaber der Tochter nach den uns bekannten Maximen zu ſpielen.

Und dies nicht allein. Emilie, die Tochter des Amtsraths, war ein Weſen, an dem die gerühmte Kenntniß des Aſſeſſors ſich unbewährt finden ließ. Dieſe Weiblichkeit lag außer ſeiner Erfahrung, wie außer ſeinem Begriff; nur ſein Herz hätte ſie faſſen können. Dieſe anſpruchsloſe Stille bei ſo viel preiswürdigen Vorzügen, war ihm in Praxi noch nicht vorgekommen. Der Aſſeſſor hatte nie ein ſolches Mädchen geſehen. Er wußte nicht zu unterſcheiden, ob die freundliche Güte, die ſeinen Wünſchen ſo leiſe zuvorkam, nur Gutartigkeit überhaupt, oder ein beſonderes Wohlwollen für ihn ſei. — Zum erſtenmale verließ ihn ſeine Sicherheit im Urtheil und der Muth, jene coquetten Künſte zu verſuchen, deren wirkſame Kraft er ſo oft erprobt hatte. Er fühlte ſich angezogen von Etwas, dem er keinen Namen zu geben wußte. Emilie Reinberg war nicht gerade ſchön und nichts weniger als blendend; der Aſſeſſor hatte wohl ſchönere Mädchen gekannt und ſeine Freiheit ungefährdet erhalten. Sie war zwar geiſtvoll, aber nicht im prunkendem Sinne des Verſtandes und der Beleſenheit, ſondern erfüllt von jenem ſanften ſtillen Geiſte, der da köſtlich iſt vor Gott! — Kein ſprühender Funken des Witzes entzündete für ſie; ihr Auge blickte Liebe — und dieſer göttliche Funke, der *über* der Zeit glimmt, erwärmte allmählich den Aſſeſſor in dem Wunſche, die ſeinige zu nützen. —

Die Einſamkeit dieſes Aufenthaltes, der nur wenig Zerſtreuung zuließ, that das ihrige auch, die beiden jungen Leute einander zu nähern. Der Amtsrath merkte wohl, wie viel die Glocke geſchlagen. Er ſah jedoch nichts Unſchickliches in dieſer Verbindung. Der Aſſeſſor gefiel ihm ganz wohl — er erkundigte ſich unter der Hand nach dem Charakter, den Sitten des Mannes, der ſein Schwiegerſohn werden könnte. — Ueberall gab man dem Aſſeſſor das Zeugniß einer tadelloſen Aufführung; und ſo gab ihm denn der Amtsrath ſein einziges Kind getroſt.

Mit dem Bewußtſein, ein verwickeltes Berufsgeſchäft glücklich zu Ende gebracht zu haben, mit dem noch ſüßeren, am Ziele ſeiner Wünſche zu ſein, hinſichtlich einer reichen Partie, die nebenher nach ſeines Herzens Neigung wäre — kehrte der Aſſeſſor nach einer dreimonatlichen Abweſenheit zurück, und das Gerücht, er ſei als Bräutigam wiedergekommen, verbreitete ſich unter ſeinen Bekannten. So war die Zeit denn nun erſchienen, in welcher er ſeine früheren kühnen Behauptungen beweiſen konnte.

Der Amtsrath hatte ſeine Einwilligung zu der Heirath ſeiner Tochter dahin gegeben, daß der Aſſeſſor zuvor weiter befördert würde. Die Summe, welche er als Mitgift ausſetzte, ſchien zwar dem Aſſeſſor verhältnißmäßig nur gering und befriedigte keinesweges ſeine Erwartung auf die Ausſteuer der Braut; aber er beruhigte ſich damit, daß doch Emilie die einzige Erbinn ihres Vaters wäre.

In nicht zu langer Zeit ward der Aſſeſſor höher angeſtellt. Er wollte ſeine Braut mit der frohen Nachricht überraſchen, daß ihrer Verbindung nun nichts mehr im Wege ſtände. Als er in Emiliens Zimmer trat, erblickte er eine Frau, die, obwohl über die Jugend hinaus, doch durch ein intereſſantes Aeußere nicht zu überſehen war, und durch den Reiz innerer Bedeutſamkeit einen Theil der Aufmerkſamkeit an ſich zog, womit ein Bräutigam in ſolchem Moment nur für die Geliebte Sinn und Seele hat.

Emilie ſtellte dem Aſſeſſor dieſe Frau als ihre Freundinn unter dem Namen Falkner vor, und als bald darauf Madame Falkner unter einem ſchicklichen Vorwande ſich entfernte, die Verlobten dem Glück ihres Wiederſehens zu überlaſſen, ſagte ſie unter ſeinem Kuß: »Freue Dich mit mir, mein Geliebter! der Vater hat meinen dringenden Bitten endlich nachgegeben und ich kann nunmehr mit der Beruhigung von ihm ſcheiden, daß ſein arbeitsvolles Leben nicht von jeder häuslichen Umgangsfreude verlaſſen ſei, und eine liebende Hand ſein pflegen werde, wenn ich fern bin. Du haſt ſo eben ſeine Erwählte geſehen. Wenn es Deiner Emilie nach ihres Herzens Wunſch gelingen ſollte, Dich zu beglücken, ſo haſt Du es nur dieſer trefflichen Frau zu danken, welche ſich meiner verwaiſeten Kindheit angenommen, und mit zarter Sorgfalt jeden ſchwachen Keim des Guten in mir gepflegt hat.«

Es war, als ob den Aſſeſſor der Schlag rührte. Er hätte ſich eher des Himmels Einfall träumen laſſen, als daß ſein Schwiegervater noch einmal heirathen würde. Und Emilie ſelbſt war es, die ihm zugeredet; die kleine Thörinn, dachte er mit verhaltenem Unmuth; aber die Liebe zwang ihn, ihr zu verzeihen.

Die Heirath des Aſſeſſors ward nun vollzogen, und einen Monat ſpäter vermählte der Amtsrath ſich in aller Stille.

Emilie mußte bei ihrem klaren Verſtande bald einſehen, daß zwiſchen ihr und ihrem Manne die höchſte geiſtige Verſchiedenheit Statt finde. Seine Anſchauungsweiſe war eine durchaus andere — ihre Gemüthswelt war ihm fremd. In jedem Tropfen Zeit zerrann ein ſüßes Bild, welches Emilie ſich bräutlich von ihrem Eheleben entworfen hatte, ſo daß zuletzt dieſe Zukunft, die zur Gegenwart geworden war, wie ein unhaltbarer Traum zerfloß, und ihr nichts übrig blieb, als eine verborgene Thräne, womit ſie die ſchönſte Täuſchung bezahlte, und der Entſchluß, das, was nun einmal nicht zu ändern wäre, mit Sanftmuth und Geduld, die im Verein der Liebe Alles überwinde — zu ertragen.

»Es iſt ein Fehler —« ſagte der nunmehrige Oberlandesgerichtsrath bald nach der Hochzeit zu ſeiner jungen Gattinn, »daß man ſich in der Ehe ein Arkadien träumt, wo man von ein wenig Gemüſe ſatt wird, wo jeder Ehemann ein Schäfer iſt, der ſein Lämmchen hütet und mit dem Stabe ſanft regiert — wo der Frühling ewig lächelt, und die Götter ſelbſt eine bedeutende Rolle ſpielen. — Die wirkliche Ehe iſt dagegen ein Zuſtand fortwährender Entzauberungen, und bedarf eben deshalb der reellſten Zuthat.“ Der Docent des Eheſtandes legte einen vernehmlichen Nachdruck auf jenes Beiwort, und es hätte kaum ein ſo zartes Ohr, wie das Emiliens bedurft, um den Klang des Metalls herauszuhören. Und in demſelben Tone fuhr der Oberlandesgerichtsrath fort: „Die Frau bleibt nicht immer ſchön — der verliebte Rauſch des Mannes muß ein Ende nehmen. Geſchäfte fordern ſeine Beſonnenheit — die Geſellſchaft hat ein Recht an die Stunde der Erholung. Es wäre abgeſchmackt, zu erwarten, daß man ſich in einem ſteten Zuſammenſein, in unerſchöpflicher Mittheilung genügen werde. Man ſpricht ſich aus. Man ſehnt ſich unter Menſchen. Dort aber merke man nur an dem leiſen Auseinanderhalten, daß wir Eheleute ſind — jeder zärtliche Zug macht lächerlich. Wollte man ſich vollends binden, dann würde der Trauring zur Kette — und das Elend wäre nicht zu tragen. — Darum, liebe Emilie, laß uns in Zeiten unſere Wege richtig einſchlagen. Es ſoll mich herzlich freuen, wenn Du auch andern Männern gefällſt; Du hingegen wirſt es mir auch nicht verargen, wenn ich mich hier oder da in einer liebenswürdigen Nähe flüchtig wohl fühle, die nicht die Deine iſt. Ich werde es nie an freundlicher Achtung für Dich fehlen laſſen.“

Dieſe Erklärung ſtreifte alle Flittern vom Baum des Lebens, und der enttäuſchten Emilie blieb nichts, als die bittere tödtende Frucht der Erkenntniß. „Ich habe mir dies anders gedacht,“ antwortete ſie trauernd und mit gedämpfter Stimme, und drehete niedergeſenkten Auges den kleinen goldnen Reif an ihrem Finger, als wolle ſie den Geiſt der

Ehe erſcheinen ſehen, in der Kraft des entſchwundenen Zaubers.

„Sorge nicht," ſagte ſie leiſe beruhigend, „ich laſſe Dich gewähren, denn Liebe iſt ja Freiheit! Aber mir ſei gewährt, daß dieſer Ring meine Welt einſchränke. Ich habe mir in der Ehe kein Schäferſpiel gedacht —" fuhr die junge Frau ſchmerzlich lächelnd fort; „aber eine heilige und ernſte Herzensverbindung, eine innige Gemeinſamkeit in Luſt und Leid, Liebe und Treue. Daß die Frau dem Manne immer werth bleibe, wenn auch nicht ſchön — daß er ſich an ihrem treuen Buſen am liebſten erhole, und dort eine Aufnahme findet, die Alles, Alles! mit ihm theilt, das habe ich für möglich gehalten."

„Das iſt die Sprache der Poeſie, gute Emilie —" entgegnete der Oberlandesgerichtsrath mit weltkundiger Miene und einer kleinen Liebkoſung, die ſeiner Frau jenes rührende Verſtändniß abſagte. „Das Leben," ſetzte er hinzu, „ſchreibt Proſa — zuweilen einen wahren Kanzleiſtyl, geſchäftsmäßig, ſchwerfällig — ja ſogar Mahnbriefe in ſchnöder Kürze, daß wir die Steuer des Schickſals zahlen. Jene idylliſche Anſicht iſt nur eine Folge Deiner einſamen Erziehung, und kann nicht als praktiſch gelten."

Aber Emilie ſegnete jene Erziehung, durch welche ſie allein fähig geworden war, bei der abweichenden Sinnesart des Mannes, bei leiſen Abwegen, deren er ſich nicht entblödete — ohne Wanken ihrer Pflicht wie ihrem Herzen treu zu bleiben. Nach mehreren Jahren ihrer Verheirathung ſchenkte der Himmel ihr ein Kind — es blieb das einzige, der Mutter einzig Glück. Es war gleichſam ein Erſatz, ein neues Band, welches Emiliens zarte Geſundheit an das Leben knüpfte, zu einer Zeit, wo der Tod ein feſtes und zwiefaches getrennt hatte. Der Amtsrath Reinberg war geſtorben und ſeine Wittwe fern in eine Gegend gezogen, wo eine Schweſter in unabhängigen Verhältniſſen ihr dieſen Verluſt ſo weit als möglich tragen half. —

Die kleine Luzie war ein Frühling ihrer Mutter, der jede erſtorbene Hoffnung in Emiliens Gemüth weckte; ein Lächeln Gottes, der ihre ſtillen Thränen angeſehen. Nur Mütter, die als Gattinnen nicht glücklich ſind, lieben ſo. Mutterliebe dieſer Art gehört zu den Tugenden, die einſt, wenn die ewige Liebe ihren großen Gerichtstag hält, vergeben werden! —

Die Oberlandesgerichtsräthinn hatte die Grundſätze ihres Mannes in dem Umgangscirkel, in welchem er ſie eingeführt und mit entſchiedenem Geſchmack feſtgehalten, faſt durchgängig wiedergefunden; und da nun unſer Urtheil durch unſre Erfahrung gebildet wird, ſo hatte ſich in ihr eine eigene Anſicht der männlichen Denkart und Empfindungsweiſe begründet, weit entfernt davon, zu glauben, daß ſie dem ganzen Geſchlecht die Fehler Einzelner Schuld gebe, hatte ſie in ihrem reinen Sinne das Mittel gefunden, etwas der Achtung Aehnliches für das ſchwerbeſchuldigte Geſchlecht zu retten. Aber auf Luziens Erziehung hatte die Anſicht der Mutter dennoch einen weſentlichen Einfluß. Als das Mädchen unter ihrem zarten Schutz herangewachſen war, ſagte ſie: „Ach! glaube mir, mein Kind! Liebe und Treue wohnen nur in dem Herzen des Weibes! Dem Manne iſt die Liebe nur ein Gaſt, der kommt und geht — und auf Treue läßt er ſich nicht ein. Darum ſind gute Frauen ſo ſelten glücklich, weil ſie der ewig regen Sehnſucht nach Erwiederung ihrer Gefühle nicht die Richtung geben, auf welcher ſie ſich allein befriedigt finden kann. Gott ſuche! dann, meine Luzie wird er Dich nie verlaſſen. Ihn liebe über Alles! ſo wird der Mann Deiner Wahl Dich doch ein wenig lieben, und mehr erwarte nicht, mein Kind! — Jener beſte Freund nur bleibt Dir ewig treu — kein anderer. Er quält Dich nicht durch Verläugnung; Du biſt ſein gewiß, ſobald Du Dich ihm weihſt. Im Umgange mit ihm lernſt Du das Leben würdigen, und Schwachheiten und Kränkungen dulden und ertragen. Er allein giebt Dir Frieden und ſtille Freude des Gemüths. In ſeinem Beſitz findeſt Du Erſatz, wenn Dir als Mädchen die Huldigung der Männer, als Frau, die treue Anhänglichkeit des Mannes fehlen ſollte. Und wenn Du Dich doch mit Schmerz vergeſſen ſäheſt, ſo denke: wenn ich Dich, mein Gott! nur habe, wenn Du ganz mein eigen biſt, wenn mein Herz nur bis zum Grabe Deine Treue nicht vergißt. —“

Thränen ſtürzten heiß aus Emiliens Augen und fielen wie brennende Siegel dieſer Worte in die Seele der Tochter. Zwar regte ſich ein tiefempfundener Zweifel in Luzien, daß treue Liebe auf Erden nicht gefordert und gefunden werden dürfe und könne; aber der Eindruck der mütterlichen Lehre blieb in Kraft, und Luzie trauete ſchüchtern nur ſich ſelbſt. —

Nie gab es ein gütigeres Weſen als Emilie. Dieſe zarteſte und reinſte Milch der Weiblichkeit war Luzien ſchon an der Bruſt ihrer Mutter eingeflößt worden; doch als des Mädchens Geiſt Nahrung bedurfte, ſagte die Oberlandesgerichtsräthinn zu ihrer Tochter: „Vor Allem, mein Kind, befleißige Dich, gut zu ſein. Dieſe kleine Sylbe umfaßt die ganze Größe unſerer Aufgabe hienieden. Güte iſt des Weibes Seele und die Seligkeit des lieben Gottes. So laſſe Dich denn nicht irre machen, wenn Du hörſt, daß die Welt Gutheit als Schwäche verſpottet. Sie iſt das Stärkſte!

obgleich ſcheinbar der ſchwache Seidenfaden, den das ſcharfe Schwert nicht zu zerſchneiden vermag, das Dein Herz durchbohrt. — Güte reißt am weiteſten hin — Ein gutes Herz, ſagt der größte Dichter, geht täglich mit der Sonne auf — und ſo ſei denn auch Du, geliebtes Kind!“ ſetzte Emilie mit verdunkeltem Blick hinzu, „das Licht der Tage eines Mannes, ſo wird es nimmer finſter um Dich werden!“ Und während die Mutter alſo ſprach, zog das ſchwere Schickſal ſchon heran, welches Luziens Jugend treffen ſollte. —

Die Vorſehung wollte nicht, daß dieſe treue treffliche Mutter die Wahl ihrer Tochter leitete; aber ſcheidend noch ſollte ſie ihr dieſen Segen hinterlaſſen, und ihre letzte Güte war ihr letzter Athemzug. —

Einen heitern Frühlingsmorgen zu genießen, fuhr Emilie mit ihrer Tochter nach Wallys Garten. Sie fröſtelte, und hatte ſich ſeit einigen Tagen nicht ganz wohl gefühlt. Ein ſeltſamer Schauer rieſelte in der heiligen Frühluft durch ihr Innerſtes. — Luzie athmete tief. Sie ſah die Vögel ſchweben im reinen Blau, und ihre Seele ſchwang ſich höher. Ihr Herz ſchlug mit der Nachtigall um die Wette. —

Sie ſetzten ſich in eine blühende Laube. Im Garten war es noch ganz ſtill — und der Odem Gottes ſäuſelte hörbar durch die Zweige. Luzie ſagte ihrer Mutter, wie glücklich ſie ſich in dieſer ſüßen Ungeſtörtheit fühle; und kaum war dieſe Verſicherung von ihren Lippen gegangen, ſo trat der Störer aller Freuden unſichtbar an ihre Seite.

„Wie wird mir!“ ſeufzte die Mutter, ihre Züge verwandelten ſich — ſie ſank zurück, die Blüthenzweige bogen ſich über ihrem Angeſicht zuſammen, ſo daß die kleinen ſüßen Kelche wie ſchonend den blaſſen Mund bedeckten, der jetzt in einem einzigen Zuge den bittern Kelch des Todes trank. —

Luzie ſchrie laut auf. Ein junger Mann, der eben erſt gekommen war, ſtürzte herbei. Er ſah die ohnmächtige Frau — das tödtlich-erſchrockene Mädchen in händeringender Angſt. Fort ſprang er, Hülfe zu holen, und kehrte nach wenigen Minuten, begleitet von Wallys ſämmtlicher Hausgenoſſenſchaft zurück. Man ſendete nach Aerzten, nach dem Oberlandesgerichtsrath.

Seine Gattinn ruhte indeſſen bleich und ſtill in den Armen eines Unbekannten, in welchem Luzie einen Engel, ihr von Gott in höchſter Noth geſendet, ſah. Der junge Mann faßte im ängſtlichen Beſtreben nach Rettung ihre kalte feuchte Hand, fühlte an den Puls, ohne ihn zu finden; denn ſeine Finger zitterten ſelbſt.

„O meine Mutter!“ rief Luzie mit halb entſetztem, halb flehendem Tone, „Du wirſt mir doch nicht ſterben? Dann wäre mir beſſer, ich ſtürbe auch. —“

Aber der Hall des Himmels ſchwieg zu dieſer jammervollen Frage, und die fröhlichen Lerchen ſangen wie zuvor. Noch einmal weckte dieſe troſtloſe Stimme die Mutter. Sie ſchlug die Augen — und dieſer Blick ſchwand nie aus ſeinem Gedächtniß — auf den Jüngling, der ihr ſo menſchlich Beiſtand leiſtete, und lächelte wie getröſtet. Dann legten ſich ſanft die Augendecken über das gebrochene Licht, die Welt dieſes Daſeins verſchwand — doch jenes Lächeln blieb, und verewigte gleichſam die Zuverſicht der Verſcheidenden.

Luzie erwachte, nachdem ſie lange völlig bewußtlos geweſen war. Sie fand ſich ruhend auf einer Gartenbank, vor ihr knieete derſelbe junge Mann, deſſen Bild die letzte Erſcheinung ihrer verſchwindenden Gedanken geweſen war, ihr erſter Anblick wieder. Einen Schritt weiter bewegte ſich ein Gewühl trauriger Menſchen, und als ſie einen hellen Gedanken ihrer Lage faßte, war es, als ob ein Meſſer ihr durch die Seele dränge. Ein Wehlaut entglitt ihrem Munde. „Gott, wo bin ich denn?“ fragte ſie, und ein betäubter Moment noch gönnte es ihr, den Schmerz der Wahrheit für einen Traum zu halten: „Iſt meine Mutter — —“

Die dunklen Augen des Jünglings füllten ſich mit mitleidigen Thränen; mit tröſtenden Blicken und weicher Stimme antwortete er: „Ihre Mutter, theure Unglückliche, iſt bei Gott! Kurz und ſchmerzlos war der ernſte Uebergang. Ach! gönnen Sie der Verehrten die ſanfte Todesſtunde! Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl! —“

Jetzt richtete ſich Luzie auf. Sie ſah das blühende Sterbelager der geliebten Mutter umringt. Sie hörte die ſchluchzende Rede ihres Vaters, und ſchwankte an die Bruſt des tieferſchütterten Mannes. —

Der Oberlandesgerichtsrath warf einen Blick auf den Führer ſeiner Luzie und ſagte bittend: „Ach, lieber Wogen, bringen Sie das Mädchen nur nach Hauſe! hier taugt es nicht. Wir werden bald mit der lieben Leiche folgen.“

Der Genannte führte ſeine Anvertrauete behutſam und ſchonend zum Wagen, hob das erſchöpfte Mädchen mit ſtarkem Arm hinein, und ſprach milden Troſt mit Auge und Mund. Endlich löſ'te ſich der ſtarre Krampf der Empfindung in einen Thränenſtrom auf, und in ihrem unſäglichen Schmerz hätte die arme Luzie zerfließen mögen. Dieſe plötzliche Erfahrung war für ihre zarte Geſundheit zu gewaltſam geweſen —; ſie erlag. Luzie erkrankte heftig; ein wohlthätiges Fieber beraubte ſie des Bewußtſeins. Sie ſah den Tiſchler nicht, der das Maß zum Sarge zu nehmen kam, ſie hörte nichts vom Geläut. Die traurigen Zurüſtungen zum Begräbniß waren dieſen umflorten Augen erſpart. Und als die theure Todte ſchwankend auf den Schultern ihrer Träger das Haus ihrer Sorge, ihrer Liebe verließ; da ward Luzie von dunklen Phantaſieen in Wallys Garten getragen, wo ſie die Mutter bleich, aber himmliſchlächelnd im Arm eines Engels ſah. —

Ihre Jugendkraft, vereint mit den Bemühungen des Arztes, trug den Sieg über die Gefahr dieſer Krankheit davon. Luzie genas, wenn auch langſam. Sie erwachte aus der tiefen Dumpfheit ihrer Sinne, gleich Einem, den der Sturm auf dem Meere betäubte, und der ſich zwar gerettet, aber ach! all' ſein Glück in Trümmern ſieht. —

Während dieſer Zeit hatte der Oberlandesgerichtsrath ſeine Schweſter, die Wittwe eines begüterten Kaufmanns, in ſein Haus berufen. Sie ſollte der kranken Luzie zur Pflege, ſeiner häuslichen Oekonomie zur Aufſicht ſein. Nebenher fühlte er das Bedürfniß einer theilnehmenden Anſprache in dem Gefühl ſeines Verluſtes, in der Angſt um ſeines Kindes Leben.

Der Oberlandesgerichtsrath hatte eine aus Charakter-Aehnlichkeit entſpringende Vorliebe für ſeine Schweſter, doch dieſe, ſo lange ſeine Frau lebte, äußerſt ſelten bei ſich geſehen. Madame Werner wußte ſich geltend zu machen, und ihren Bruder bald genug davon zu überzeugen, daß er ein verlorner Mann wäre, ohne ſie. — Und da der größte Zweifler unter chriſtlichen Männern an das Heil glaubt, das in einer neuen Ordnung der Dinge für ihn aufgeht, falls der Mund einer Frau wiederholentlich Zeugniß giebt ihrer Thaten und Wunder, die er ſehen werde: ſo ward denn der Vertrag eingeleitet auf Dringen des Wittwers, daß Madame Werner ſich ſein und ſeines Haushalts für immer annähme.

Ach! wie gern hätte die arme Luzie ihre matten Augen wieder geſchloſſen, als ſie das Walten ihrer Tante erblickte! — Der ſtille, friedſame Geiſt der Mutter war einem Dämon gewichen, der keine Ruhe gönnte, keine Freude. Der Webſtuhl jener liebenswürdigen Geſchäftigkeit, worin die ſelige Emilie nur Blumen gewirkt, Niemand Eintrag gethan, und in häuslicher Kunſt des Weibes die Fäden der Anhänglichkeit zu einem ſchönen Ganzen gefügt — war umgeſtürzt, das Gewebe gleichmäßiger Thätigkeit war zerriſſen — wie Luziens Herz. — Dame Kobold regierte; Zank und Gepolter ging ihren unholden Schritten voraus — manche leiſe Verwünſchung folgte ihnen nach. Nichts blieb, wie es geweſen. Nur der Arbeitstiſch ihrer Mutter ſtand unverſehrt, Luzie hatte mit krankhafter Heftigkeit gewehrt, daß er ihr nicht angetaſtet würde. Als ſie nun auftäumelte in Schwäche der überwundenen Krankheit, war ihr erſter Schritt dahin. Hier lag ihr Strickzeug noch von jenem Morgen. Man hatte es ſorglich aufgehoben. Der Garnknäul trug noch die Spuren des Sandes der Stelle, wo das theure Leben verſiegte. Ein Buch lag aufgeſchlagen, mit dem Rücken nach oben. Luzie nahm es auf und wendete das Blatt, gleichwie das Schickſal es gethan. Es waren Schillers Gedichte. — Ihr Blick, blöde vom Fieber, traf auf die Zeilen: „An verwaiſter Stätte ſchalten wird die Fremde liebeleer!“ Dieſer Glockenton zerſchmolz im heißeſten Schmerz. „O Gott!“ ſeufzte Luzie aus tiefer Bruſt, und verhüllte weinend das Geſicht.

Alles Unabänderliche trägt jedoch wie die Gewohnheit etwas Stillendes in ſich ſelbſt. Auch war Luzie zu angegriffen, um ihr waiſenhaftes Weh lebhaft empfinden zu können; endlich miſchte ſich ihrem Schmerz und ſeiner gefährlichen Süßigkeit ein Gefühl, ein Andenken zu, welches ihr ganzes Herz mit Wärme und Wehmuth erfüllte. So oft Luzie ſich jener ſchrecklichen Minute erinnerte, ſo oft ſtand der junge Mann vor ihrer Seele, der ihr ſo willfährig und liebreich Beiſtand geleiſtet. Sie dachte an ihn, wie an einen verſchwundenen Engel. Das Sterben der Mutter hatte dieſer Bekanntſchaft einen heiligen und himmliſchen Charakter gegeben. So meinte Luzie nicht, ihm auf Erden jemals wieder zu begegnen.

Ein Monat war ſeitdem bang und langſam verſchlichen, als Luzie, nun völlig hergeſtellt, an einem heitern Sonntagmorgen zur Kirche fuhr. Sie trat in die einſame Loge, der Platz ihrer Mutter war leer — dort lag ihr Geſangbuch, und noch ein Zeichen darin.

„Dies Zeichen ſoll mir ein Fingerzeig der guten frommen Mutter ſein!“ dachte das trauernde Mädchen, und ſiehe! es lag auf dem Liede: „Hoffe, Herz, nur mit Geduld, endlich wirſt Du Blumen brechen!“ Da brachen Luziens Thränen hervor, heiß und heftig. Sie zog ſich hinter das hölzerne Gitter zurück; denn jeder *wahre* Schmerz verbirgt ſich. Die Orgel erbrauſ'te, der heilige Strom ihrer Töne ſchwellte im Geſang — der Prediger trat auf die Kanzel und ſprach ſchön und erbaulich, als hätte er für Luzien ſtudirt — über die chriſtliche Hoffnung. Nach dem Amen ſtand Luzie auf, eine raſche Bewegung ließ ihr naßgeweintes Taſchentuch vom Rande des Gitters hinabgleiten. Betroffen blickte ſie nieder, und ſah den Flüchtling in den Händen eines jungen Mannes, den ſie ſogleich erkannte. —

Der dunkelflammende Blick, mit welchem er zu ihr aufſah, und ſein ſchnelles Verbergen des ihm zugeweheten Tuches, gab deutlich zu erkennen, daß er wiſſe, wer über ihm geweint. Ein zugeworfenes Schnupftuch des Beherrſchers der Gläubigen läßt die Sultaninn Favorite kaum freudiger die höchſte Gunſt empfinden, als dieſen Zufall die Liebe des jungen Mannes, die auch einen Schleier trug. —

Als Luzie aus der Kirchthür trat, ſtand der Freund ihrer Schmerzen ſchon harrend. Er erkundigte ſich ſchüchtern nach ihrem Befinden, und hob ſie nach einigen flüchtig gewechſelten Worten mit ehrfurchtsvoller Verbeugung in den Wagen. Eine unfreiwillige Bewegung nach der Herzensgegend, wo jetzt Luziens Thränen trockneten, drückte ſeinen Kampf aus zwiſchen Wunſch und Pflicht. Aber der erſtere ſiegte — das Tuch blieb in ſeinem Gewahrſam, und nie iſt ein Vorbehalt williger vergeben worden.

Bei Tiſche fragte Luzie niedergeſenkten Auges und mit mühſam beherrſchter Stimme: „Sage doch, mein Vater, wie heißt denn der junge Mann, der uns an jenem Unglücksmorgen ſo freundlich zu Hülfe kam?“

„Gut, daß Du mich an ihn erinnerſt, Luzie!“ antwortete der Oberlandesgerichtsrath mit dem Ausdruck einiger Selbſtmißbilligung. „Ich bin ihm,“ fuhr er fort, „noch den Beweis meiner dankbaren Erkenntlichkeit dafür ſchuldig. Es iſt der Referendarius von Wogen, ein junger Edelmann von Talent und Verdienſt, aber ohne Mittel. Nur rieſenhafter Fleiß hält ihn aufrecht unter dem Druck der Verhältniſſe und auf einer Bahn, von welcher ihn natürliche Abneigung gegen ſeinen Beruf und ein poetiſcher Sinn immer abzuziehen ſuchen. — Ja, ja! ein Protokoll iſt kein Sonnett, und der leidige Dienſt der Themis ſtrenger als die Weihung der Muſen. — Doch dieſer junge Mann zeigt, daß man allezeit könne, was man ernſthaft wolle — und ich achte ihn deshalb. Nie habe ich ein ähnliches Beiſpiel männlicher Selbſtbeherrſchung geſehen. — Ich bin in der That betroffen, eine ſo nahe liegende Schuld nicht früher beachtet zu haben; denn ſeine Theilnahme war innig und unverſtellt, und nicht ohne Rührung habe ich erfahren, daß er im Laufe Deiner Krankheit täglich zweimal hier war, um ſich nach Deinem Befinden zu erkundigen. —"

Luzie erglühete. Dieſe Worte ihres Vaters waren eine vollgültige Rechtſprechung für ihre zarte jungfräuliche Neigung.

Eine kleine Zeit darauf, eines Abends, als Luzie ſich in ihr Schlafgemach begeben hatte, entſtand Feuerlärm. Der Seiger lief unaufhaltſam, Trommeln wirbelten betäubend — es brannte alſo in der Stadt. Luzie ſprang erſchrocken an das Fenſter. Der Himmel glühte über und über, der Rathsthurm leuchtete in brennendem Schein und ragte wie eine Feuerſäule in die dunkle Nacht hinauf — die Straßen füllte wildes Getöſe, als wäre die Hölle los, und ein wüſtes röthliches Licht ſpielte furchtbar um das Gemälde der Schrecken. Das Geſchrei der Menſchen belehrte Luzien, in welchem Theile der Stadt das Feuer ausgebrochen ſei, und da es in großer Entfernung von ihrem väterlichen Hauſe war, ſo verhielt ſie ſich äußerlich ruhig. Aber ihr Herz ſchlug einen andern Sturm, als der da draußen — der Himmel, zu dem ſie in heißen Wünſchen für die Rettung der Bedrängten aufſah, war ihr verklärt, und nicht von verzehrender Lohe, ſondern wie vom Aufgang der Morgenröthe.

Die Tante riß die Thür auf und ſchalt auf das Geſinde, das ohne Rückſicht auf die Hut des Hauſes fortgelaufen wäre. Luzie ſolle nur achtſam ſein, weil gerade zu ſolcher Zeit, wo überall Verwirrung vorauszuſetzen, am meiſten geſtohlen werde. — Luzie lächelte unmerklich ob dieſer Sorge für die Sicherheit des Eigenthums. Sie dachte nur an den Verluſt, nicht an die Fehler ihrer Nebenmenſchen.

Zwei Stunden mochten ihr in bangem Harren verfloſſen ſein. Da vernahm Luzie den Gang ihres Vaters auf der Treppe, und hörte ſie recht, ſo kam er nicht allein. Der Oberlandesgerichtsrath trat in das Zimmer ſeiner Tochter; hinter ihm — Luzie wollte ihren Augen nicht trauen — erſchien die Geſtalt jenes Jünglings, den ſie wohl kannte, bleich, erſchöpft, in durchnäßten Kleidern, mit verſengtem Haar. Aber mehr noch ward ſie überraſcht, als ihr Vater ſagte: „Hier, mein Kind, führe ich Dir einen Bekannten zu, und mit ihm die gewünſchte Gelegenheit, eine Schuld der Dankbarkeit abtragen zu können. — Unſer guter Wogen hat dieſen Abend ſeine Wohnung verloren, und meinen herzlich gemeinten Vorſchlag angenommen, eines unſerer überflüſſigen Zimmer zu beziehen. Die Einrichtung wird Dir Freude machen, Luzie. Sei ſchnell bedacht dafür!“

Wogen ihr Hausgenoſſe! Wie klopfte Dein Herz, Du ſtille Luzie, bei dieſer Verkündigung! Ahnungsvoll ward es von den trauten freundlichen Beziehungen bewegt, in welche ſie durch dies Verhältniß zu ihm geſetzt wurde.

Der Oberlandesgerichtsrath erſchöpfte die Pflicht der Gaſtfreundſchaft. Er betrachtete den jungen Wogen als ein Mitglied ſeiner Familie, und wollte ihn von den Andern auch ſo behandelt wiſſen.

Madame Werner ſprach zu ihrem Bruder: „Es iſt ſchön von Dir, daß Du mit ſolcher Großmuth einen kleinen Dienſt vergiltſt, den eigentlich wohl nur die Umſtände geleiſtet haben — und ich wünſche nur, Deine Güte möchte Dir nicht ſchlimmer vergolten werden. Du haſt dieſen armen Abgebrannten“ — ein kaltes Lächeln ſtolzen Mitleids, ein Ton, der wie Almoſen klang, gab dieſem Ausdruck etwas Armſeliges und Erbärmliches — „in Dein Haus aufgenommen. Es wäre jedoch möglich, das Feuer folgte ihm auf den Ferſen, und ein anderes entzündete ſich hier, von dem ich wollte, es brennte ſchon, auf daß Du es einſäheſt und noch zu rechter Zeit löſchen könnteſt. Haſt Du gar nicht daran gedacht, daß Deine Tochter ein Mädchen, und dieſer Referendarius ein junger Mann iſt? Es wäre denn, Du gedächteſt Deinen Schwiegerſohn aus ihm zu machen.“

„Du mußt in Deiner Jugend in großer Gefahr geweſen ſein, Schweſter!“ entgegnete der Oberlandesgerichtsrath, und lachte. „Was ich thue,“ ſetzte er vornehm hinzu, „iſt meine Sache, und was ich denke, auch. Dieſer Wogen iſt ein ſehr vernünftiger Menſch. Er wird in dem großen blauen Zimmer hinlänglich Raum haben, darüber nachzudenken, daß er ſelbſt ohne Ausſichten ſei. Und Luzie iſt keine verliebte Thörinn, die ſich dem Erſten, Beſten an den Hals wirft. —“

„Nun, wie Du meinſt —“ ſagte Madame Werner beleidigt, „ich habe Dich nur warnen wollen.“

„Ich danke Dir!“ antwortete ihr Bruder in einem Tone, als wäre es nicht nöthig geweſen. —

Man findet häufig, daß Väter, welche ihre Jugend in Liebeleien verbracht haben, ihren Kindern ſelten Liebe zutrauen; ſo wie Mütter, die auf das verblichene Erröthen ihrer ſchönen Tage zurückblicken, den reinen Glanz des Schnees, aber auch ſeine Kälte von ihren Töchtern fordern. —

Der Winter war vergangen. Luzie hatte ſchon Veilchen gepflückt — die Nachtigall hatte ſchon geſchlagen, und den Laut klagender Inbrunſt in die Weiſen des Frühlings gemiſcht. Die Natur war erwacht, wie Luziens Herz. — Da kehrte der Todestag der geliebten Mutter wieder, und Luzie bat ihren Vater heimlich, eine Stunde des nächſten Morgens in Wallys Garten zubringen zu dürfen — aber allein. Der Oberlandesgerichtsrath nickte ſchweigend — und Luzie war dieſer kleinen Erlaubniß froh. — Sie trat in ſtiller Frühe — die Stadt ſchlummerte noch — ihren Weg außerhalb den Mauern derſelben an. Wallys Garten war offen. Noch ſchwebte um dieſen Schauplatz der bunten und lauten Welt die heiligſte Ruhe, und der Sonnenſtrahl glänzte keuſch und rein an der Stätte, wo zu anderer Zeit viel eitles Blendwerk und manches Gaukelſpiel zu finden war. Unter Schauern der Erinnerung ſchlich Luzie der Laube zu, worin die Mutter geſtorben war. Wie friſch grünten dieſe Wände! Wie ſchwellte jedes Blatt aus ſeiner Knoſpe! Wie üppig drängte ſich Blüthe an Blüthe; ein aufgeſchloſſenes Geheimniß der Natur und ihrer ſchöpferiſchen Kraft! — Alles war wieder da, ſchön! lebendig! vergnügt! ewig! — Nur die Mutter ſchlief im Grabe und kehrte nicht mehr wieder. — Luzie brach in Thränen aus — der wonnigliche Duft rings umher ſtrömte ein unendliches Weh in ihre Seele, es war ihr, als athme ſie in Gefühlen der Vergangenheit, als erneuere ſich ihr Schmerz — als müſſe alles Folgende ſich wiederholen.

Ein leiſer Fußtritt rauſchte, Luzie ſah auf — Wogen ſtand vor ihr; es war, als würde, wo Luzie trauerte, ihr Schutzgeiſt ſichtbar.

„Vergebung, meine Freundinn, wenn ich ſtöre," ſagte er mit leidſamer Stimme. „Es war mir Bedürfniß, heute hierher zu gehen; aber ich entferne mich ſogleich, wenn Sie wünſchen allein zu ſein."

Luzie reichte ihm freundlich die Hand, als wolle ſie ihn halten, und ſprach: „Bleiben Sie bei mir, lieber Wogen. Sie gehören recht eigentlich zu dieſer wehmüthigen Morgenfeier. Wir begehen ja auch zugleich den Geburtstag unſerer Bekanntſchaft; und wie ſchmerzlich ich auch die theure Hingeſchiedene vermiſſe, ſo bin ich doch nicht ſo undankbar gegen das Schickſal, um mich nicht innig des ſchönen Erſatzes Ihrer Theilnahme, Ihrer Freundſchaft zu erfreuen."

Die kindliche Offenheit dieſer Rede, der ſanfte tiefe Blick, woraus der Himmel ſah, wenn er ſich jemals in eines Mädchens Auge aufthat, dieſer rührende Sprachton im weichſten Schmelz der Empfindung, machten dem bewegten Wogen alle heiliggefaßten Vorſätze vergeſſen. Seine Stellung, die ganze Welt entſchwand ihm, nur Luziens von der Liebe beſeelte Geſtalt nicht.

Kaum ſich bewußt, daß er ſeinen Gefühlen Worte leihe, preßte er Luziens weiche Hand heftig an ſeine Bruſt und ſagte: „Meine himmliſche, meine einzige Luzie! — Seit ich Sie zum erſtenmale ſah, kenne ich keine andere Freude als Ihre Zufriedenheit, kein anderes Leid als Ihren Schmerz! Sie ſind die Seele meines Lebens geworden! — Und ſollte es mir auch nicht vergönnt ſein, Sie einſt zu beſitzen; o! Luzie! würden Sie auch einem Glücklicheren zu Theil, meine heiße, meine treue Liebe wäre Ihnen dennoch auf ewig geweiht! Nimmer kann ich ein Weſen finden, Ihnen gleich — es giebt keine zweite Luzie; und dieſes Herz hat nur eine Liebe!"

Luzie erblaßte. Die Seligkeit dieſes Augenblickes bedrängte ſie faſt ängſtend. Unter rinnenden Thränen fragte ſie leiſe: „Treue Liebe? Ach Wogen! verſprechen Sie auch nicht zu viel? — Wenn ich es nun aufnähme, dies Gelöbniß, in mein geöffnetes Herz, und fände mich dereinſt getäuſcht, vielleicht über eine Werthloſe vergeſſen — dann würde es ſich an ſtillen Schmerzen langſam verbluten, weil der Freund, dem ich liebend vertrauete, mir wankte. —“ Und mit wankender Stimme ſetzte Luzie hinzu: „Wer kann für die Dauer ſeiner Gefühle bürgen? das heißt: welcher Mann? Ich bin nur ein ſchwaches Mädchen; aber für mich glaube ich einſtehen zu können.“

„Und nicht auch für mich?“ fragte Wogen mit jenem Tone der durch Zweifel gekränkten Liebe, welcher mit dem Vorwurf auch Gewißheit giebt. Luzie hätte von der Feſtigkeit des Freundes durch fünf Eide nicht beſſer überzeugt werden können, als durch die fünf Silben dieſer Frage. „Es mag ſo ſein, wie Sie ſagen, theure Luzie, in dieſer vergänglichen Welt,“ fuhr Wogen mit trübem Ernſte fort, „aber die Stütze der Achtung ruhet in tieferem Boden als dem der Zeit, und was ſich daran hält, iſt ſicher. Das größte Glück eines Mannes, ſagt Novalis, ein tiefſinniger Dichter, iſt —: ſeine Geliebte gut und würdig zu wiſſen. Dieſes Glück iſt mein! und nichts auf Erden kann es mir entreißen. — Die Heiligkeit dieſer Stätte, das Andenken, welches uns in dieſer Stunde hier zuſammenführte, der Geiſt Ihrer Mutter leiſte Bürgſchaft für die Wahrheit des Gefühls, welches mein ganzes Leben zu einer einzigen Empfindung der Liebe für Sie macht! —“

Das ergriffene Mädchen neigte ſich an die Bruſt des Begeiſterten. Er zog ſie ſchweigend an ſein Herz — und ihre Seelen floſſen zuſammen in einem Tropfen Seligkeit. Und an der Stelle des Todes blühete Luzien ein Gefühl ewigen Lebens auf. Der Wind flüſterte durch die grüne, athmende Stille; den Liebenden war es, als ſäuſele der Segen der Mutter im Wehen der Luft, und wie der Finger eines Geiſtes berührte jener linde Hauch ihre Stirn. —

Der Glanz dieſes Morgens ging nicht unter mit der Sonne dieſes Tages. Seit Luzie ſich geliebt wußte, hatte die Gehäſſigkeit ihrer Tante jeden Einfluß auf ihre Gemüthsruhe verloren. Sie vergab ihr Alles. Die geſchehene Erklärung, das nunmehrige Einverſtändniß Luziens und ihres Freundes, konnte man an nichts anderem, als an einer größeren Sicherheit ihres gegenſeitigen Benehmens bemerken; vielmehr ſahen ſie ſich ſeltner als zuvor. Luzie fühlte nun die Kraft in ſich, den Forderungen ihrer Verhältniſſe Genüge zu leiſten, und Wogen arbeitete mit rieſenhafterer Anſtrengung als jemals; war ja doch die über alles theure Luzie der Preis ſeines mühevollen Strebens.

So vergingen einige glückliche Monate, und Luziens freundliche Hoffnungen, ihre Ueberzeugung, wahr und treu geliebt zu ſein, drangen mit unendlichen Verzweigungen in ihr geheimſtes Leben ein, und ſchlugen Wurzel in der innerſten Seele des Mädchens.

Wenn Luzie der Warnungen gedachte, die ſie frühzeitig gegen den Wankelmuth der Männer empfangen hatte, ſo regte ſich der Trieb in ihr, die hingeſchiedene Mutter eines Beſſeren zu belehren; aber die Todten ſchweigen tief — und an der ſtillen Wand der Gräber hallt die Stimme der Liebe einſam, unerwiedert, und allein.

Als Luzie einſtmals im lebhaften Gefühl ihres Glückes, ſich jenes ſtarren Vorurtheils erinnerte, und bei ſich ſelbſt meinte, es wäre der Schatten jenes theuren Schattens, die einzige Störung jenes tugendhaften Andenkens — ſagte ſie: „O Mutter! wie konnte Dein klarer, reiner Sinn ſo irren? — Welche herben Erfahrungen mögen Dir jene finſtere Anſicht aufgedrungen haben? Und auch mich erzogeſt Du in dem betrübenden Wahn, daß kein Mann auf Erden treu zu lieben vermöge. Gäbe ich dem geliebten Freunde nicht tauſend Leben, wenn ich das meine, dieſe kleine Blume des Daſeins, zu vervielfältigen wüßte für ſein Glück? Möchte ich nicht, daß der Athem meiner Bruſt ihm eine Freude ſchüfe? Und ſtehet denn nicht Geben und Nehmen ewig in innigſter Verwandtſchaft? — Nein! Mißtrauen iſt Mangel, iſt Aufhören der Liebe! Ich will vor dieſer Sünde mich zu hüten ſuchen, auch wenn ich zum Argwohn verſucht würde. Das Herz des Freundes behüte mir der Himmel und der Gott in meinem Buſen!“

Waren dieſe Worte bis in die ſtillen Räume des Geiſterreichs gedrungen? — Es pochte leiſe an die Thür. Luzie öffnete, und blieb regungslos auf der Schwelle ſtehen. Eine weibliche Geſtalt ſtand draußen und fragte in gebildeter Redeweiſe nach dem Referendarius von Wogen. Die Erſcheinung hatte etwas Feenhaftes. Das Geſicht der jungen Dame war, obwohl ſehr blaß, doch wunderſchön; die großen ſchwarzen Augen brannten in düſterm Feuer, wie ein nächtliches Geheimniß, ein blendendweißer Schleier, unter welchem reiches Haar hervordunkelte, hing lang herab, und ein Mantel, luftig und leicht wie ein Cocon, rauſchte mit ſeidenem Gerieſel ſo anmuthig und ſo ſacht um dieſen zarten Wuchs, als hätten die Grazien dieſe Hülle aus einem Nervenſchauer geſponnen. Das Zwielicht gab dieſem Zuſpruch etwas Zweideutiges und vollendete den magiſchen Eindruck; denn Luzie ſtand wie verſteint.

Die Dame, vermuthend, daß ſie nicht verſtanden worden ſei, wiederholte dringender ihre Frage. Luzie führte ſie ſchweigend über den Saal, deutete mit einer kleinen Verbeugung auf eine Thür, der Schlüſſel ſteckte, Wogen war daheim — und ſchwerathmend wendete ſie langſam den Fuß.

Die Fremde pochte, und trat, ohne das „herein!“ abzuwarten, in das Zimmer. Jetzt hörte Luzie drinnen einen Ausruf der Ueberraſchung, ihre geſpannte Stimmung ſchraubte ihn zu einem Ton des Entzückens um. Sie eilte hinweg, flüchtig wie ein Reh, als hätte ein Pfeil ihr das liebende Herz geſpalten. — „Was war das?“ fragte ſie ſich ſelbſt; und ein ſchadenfroher Dämon raunte ihr leiſe und ſpottend zu: „Männertreue!“

Die Zeit ſchien ſtille zu ſtehen und für Luziens peinliche Erwartung keinen Fortgang zu haben. Sie lauſchte von Minute zu Minute auf den Klang der Hausthüre — die Fremde mußte doch bei dem herannahenden Abend das Zimmer des jungen Mannes verlaſſen, oder Wogen würde im Gefühl der Schicklichkeit, dieſen ſeltſamen Gaſt unter den Schutz ſeiner Freundinn ſtellen. Nichts regte, nichts rührte ſich. Der Weiſer der Uhr rückte fort, und ihr ruhiger Pendelſchlag ſchien in ſeinem ſeelenloſen Gleichmuth zu ſpotten, daß das ſichere Herz der armen Luzie ſo ſchnell aus dem Takt gekommen wäre.

Der Tiſch ward gedeckt; Luzie zitterte davor, daß die Tante um den geheimnißvollen Beſuch wiſſen könne. Sie wußte, dieſe würde nicht unterlaſſen haben, ihm eine hämiſche Deutung zu geben; denn Madame Werner war dem

Hausgenoſſen gehäſſig, und ſtets geſinnt, das Aergſte zu denken.

Der Oberlandesgerichtsrath machte ſich nach dem Abendbrod bequem. Als Luzie den Vater im Schlafrock ſah — ihr ſonſt ein trauter Anblick, war es ihr, als würde ihrer Liebe das wärmſte Kleid ausgezogen und ſie fröre in kältender Nachtluft. Ein Begriff von häuslichem Vorrecht, von ſpäter Zeit, miſchte ſich ängſtend und eiferſüchtig mit dem Gedanken an dieſe Fremde in Wogens Zimmer — und ſie ſtarrte ſo ſchmerzlichen Blickes auf das Zickzack des Muſters, als führen dieſe Blitze, in welche ihr Vater ſich ſo behaglich wickelte, ihr mitten durch das Herz.

Der Oberlandesgerichtsrath hatte Luſt eine Partie Piquet zu ſpielen, wie es öfterer geſchah. Er ſendete hinüber und ließ Wogen bitten, der ſonſt wohl ungebeten allabendlich ein Stündchen zu kommen pflegte. Der Bediente kam mit der Nachricht, die Thüre ſei verſchloſſen, und alſo der Herr Referendarius nicht zu Hauſe.

Luzie ſeufzte ſehr. Sie meinte, ein Mäuschen, das hinaus geſchlüpft wäre, hätte ihrer leiſen Wahrnehmung nicht entgehen können. Sie konnte die Weile nicht meſſen, welche die junge ſchöne Dame bei dem Freunde ihres Herzens geblieben, und ob ſie ihm lang geworden wäre. Die Liebe hat einen andern Maßſtab als die Zeit — und die kleinſte Unwiſſenheit der Stunde dieſes Lebens im Leben gereicht ihr zu unendlicher Qual.

Luzie erwachte am folgenden Morgen etwas erheitert. Heute, erwartete ſie, würde der Freund ihr mit gewohnter Offenheit die Erzählung des geſtrigen Abends liefern. Wogen aber ließ ſich den ganzen Tag nicht ſehen; am Abend endlich erſchien er. Sein Geſicht war etwas bleich und verſtört, ein Ausdruck von Trübſinn in ſeinem Reden wie in ſeinem Schweigen. Der Oberlandesgerichtsrath fragte ihn unbefangen: „Wo waren Sie denn geſtern? ich erwartete Sie zum Spiel.“ Wogen antwortete: Geſchäfte hätten ihn auswärts gehalten, und Luzie ſah ſtumm zu Boden.

Von dieſer Zeit an ging in Wogens Lebensweiſe eine kleine Veränderung vor. Er arbeitete noch anhaltender, ging noch ſeltner aus als ſonſt. Der Oberlandesgerichtsrath warnte den jungen Hausfreund ernſtlich vor dem Zuviel im Fleiß.

Wogen lächelte und ſchwieg; die Freudigkeit eines guten Gewiſſens ſprach aus ſeinen Zügen. Doch etwas von Märtyrerthum lag in dem Lächeln um ſeinen geſchloſſenen Mund, und das warme Erröthen ſeiner Wangen und der Blick ſeines Auges voll Mitleid ſchien an ein Schwereres zu erinnern, und mit jenem heiligen Blutzeugniß zu ſagen: „Mir haſt Du Arbeit gemacht.“

Seit jener Dämmerung, worin die erwähnte junge Dame im Hauſe des Oberlandesgerichtsraths erſchienen, war ein Schatten zurückgeblieben, der Luziens reine und innerſte Anſchauung ihres Freundes trübte. Keine Erklärung über dies Ereigniß hatte zwiſchen den Liebenden Statt gefunden. Wogens Aufmerkſamkeit für ſeine Freundinn war nicht mehr durchaus ungetheilt, und wich öfters einer ſeltſamen und ängſtlichen Zerſtreuung. Luzie zog ſich ſcheu in ſich ſelbſt zurück.

Einſt ſaß ſie traurig allein in ihrem Zimmer und ſann darüber nach. Es ſchien ihr allmählich gewiß, daß ein fremdartiges Intereſſe den Freund, an dem ihr Glück, ihre Ruhe, ihr Daſein hing, abzöge, und bei dieſem Gedanken fühlte ſie ihr Herz zerreißen. „O meine Mutter!“ ſeufzte

Luzie im tiefen Gefühl ihres Unglücks und ließ die langbekämpften Thränen ſtrömen, „ſo hätteſt Du doch Recht gehabt? Dein armes Kind iſt das Opfer einer, ach! zu ſüßen Täuſchung geworden. — Wäre ich bei Dir! — Die Liebe iſt flüchtig — Treue wohnt nicht auf Erden; ihre Zuflucht iſt ein ſtilles Grab, und Gott!“

Da trat Wogen plötzlich unvermuthet ein. Luzie erſchrak, ſie hatte ihn auswärts geglaubt. Er ſchlang ſeinen Arm um das Mädchen, und ſagte mit weichem zärtlichem Ton: „Endlich, meine Luzie, wird mir das längſtersehnte Glück, Dich ohne Zeugen zu ſprechen. War es auch immer Zufall, was mir dies Glück ſo lange entzog? Biſt Du mir noch dieſelbe, die Du mir in Wallys Garten geworden? Beglückt treue Liebe noch Dein Herz wie das meine? — Aber — in Thränen finde ich Dich? meine Luzie! ſprich! was weinſt Du? —“

Bei dieſen mit der höchſten Innigkeit an ſie gerichteten Fragen bewegte ſich Luziens Bruſt in Wonne und Weh. Wogens klarer Blick, worin ſich ruhiges Bewußtſein ſpiegelte, die Stimme, die ſo ſicher aus reiner Tiefe herauf tönte, die Fragen, welche wohl ſchwerlich ein Schuldiger gethan haben würde, dies Alles ſcheuchte in Luzien ſchnell jeden Zweifel hinweg. Doch — ſich bewußt werdend, was ſie bisher gelitten, antwortete ſie mit leiſem Beben: „Und wenn ich Dir dieſe Fragen nun zurückgäbe? Stehet nichts zwiſchen uns, mein Freund? Iſt Deine Liebe noch an Beſtändigkeit das Gegenbild Deines Namens? Oder — ach, Wogen! wenn ich fürchten müßte — ich verſänke —“ und dieſen erſtickten Worten rollte eine Fluth von Thränen nach.

Wogen drückte Luzien gerührt an ſeine Bruſt, innig, feſt, lange. „Du ruheſt auf dem Grunde meines Herzens, wie eine Perle in der ſehnſuchtskranken Muſchel," ſprach er zuverſichtlich. „Vertraue Deinem Freunde! was wäre Liebe ohne Vertrauen? — Der frohe, unerſchütterliche Glaube an ein anderes Weſen lohnt dem eigenen Herzen mit heiliger Ruhe, mit ſeliger Freude, mit der entzückenden Hoffnung auf ein unzerſtörbares ewiges Glück! — O! beraube Dich, meine ſüße Freundinn, ſo theurer Güter nicht! — Siehe, meine Luzie! ich könnte Dir ſchwören; aber wie manchen Eid hat ſchon der Wind verweht! Ich könnte Dir über mein Thun und Laſſen Rechenſchaft geben, und doch im Unrecht gegen Dich ſein. Der Himmel, der uns vereinte, wird unſer Bündniß ſegnen, ohne daß ich ihn anrufe, daß es mir mit dieſem Wunſch und Willen rechter Ernſt ſei. Du weißt — die Liebe iſt der Gott, der nicht Beweiſe giebt."

Nach dieſer Scene war jede Furcht von Luzien gewichen. Sie überließ ſich aufs neue der beſeligenden Ueberzeugung, mit ungetheilter Liebe geliebt zu ſein.

Einige Zeit hierauf ward ſie früh zu ungewöhnlicher Stunde zu ihrem Vater gerufen. Der Oberlandesgerichtsrath ſaß geſchäftslos in ſeinem Lehnſtuhl; ſeine Mienen drückten Verlegenheit aus — ein kleines Billet feſſelte, wie es ſchien, ſeine ganze Aufmerkſamkeit. Luzie näherte ſich ängſtlich. „Höre, mein Kind," redete der Oberlandesgerichtsrath ſeine Tochter an, „willſt Du mir wohl einmal die Wahrheit ſagen?"

„Wie immer, mein Vater, ich hinterging Dich noch nie;" antwortete Luzie offen und unſchuldig.

„Nun denn," ſprach Jener, „ſo ſage, Mädchen! ſchriebſt Du dies Billet?" Luzie nahm das Blatt aus ihres Vaters Hand und las:

„Geliebter, treuer Freund!

Sie kamen geſtern nicht, und ich verging beinahe vor ſchmerzlicher Sehnſucht, vor Angſt und Erwartung. Ach, theurer Wogen! All mein Hoffen — jede Lebensfreude, die mir noch übrig, iſt an Ihr liebes Erſcheinen geknüpft; könnten auch Sie mich verlaſſen, was ſollte aus mir werden? — Doch nein! dieſe Befürchtung iſt Verrath an dem Freunde, der meiner Beruhigung ſchon die größten Opfer gebracht hat. — Kommen Sie, Guſtav! kommen Sie heut, kommen Sie bald! daß ich meinen Gram an Ihrem gütigen Herzen ausweinen mag!

L—e."

Ein Flor wob ſich um Luziens Augen. Die Farbe des Todes überzog ihr Geſicht — ihre Knie wankten — ſie hob die Arme empor, und ließ ſie kraftlos wieder ſinken — ein ängſtlicher Seufzer entfloh ihren Lippen, und wie aus weiter, weiter Ferne hörte ſie die Stimme ihres Vaters.

„Um Gotteswillen!" ſchrie er in tödtlicher Angſt, und riß die in ſich zuſammen Sinkende auf ſeinen Schooß. „Es iſt Dir ja ſchon vergeben, erhole Dich nur, armes Mädchen!" rief er ihr zu, und ſeine Hände, die ſie halten wollten, zitterten ſelbſt. „Willſt Du nicht einen Schluck Waſſer nehmen, mein Töchterchen?"

Luzie verneinte ſchwach. Sie befand ſich ſchon etwas bewußter und beſſer und zum erſtenmale in ihrem Leben in dieſer kindlichen Stellung. Sie legte die Arme wie Schutz ſuchend gegen den unendlichen Schmerz, der ſie ergriffen hatte, um den Hals des Vaters, und ſchluchzte leiſe: „Du irreſt, mein Vater! ich ſchrieb dieſe Zeilen nicht. Aber —

daß eine Andere ſo — ſo an ihn ſchreiben darf, das — das vernichtet mich! —“

Der Oberlandesgerichtsrath ſtutzte. „Wie? was war das?“ fragte er unruhig: „Sprich deutlicher, wenn ich Dich verſtehen ſoll. Du ſchriebſt es nicht, dies Billet, und dennoch?“

„Bei Deinem Leben! mein Vater, ich ſchrieb es nicht!“ verſicherte Luzie ſchon gefaßter; „aber ich liebe Wogen; liebe ihn mit allen Kräften meiner Seele — ſelbſt jetzt noch, da ich ihn aufgeben muß. Seine Liebe habe ich verloren, oder nie beſeſſen — müßte ich auch meine Liebe verlöſchen laſſen, die das Licht meines Lebens war — dann würde es vollends dunkel in mir ſein. Ich wäre ganz elend, und mein Herz, ob es auch noch ſchlüge, wäre todt! — Doch nein! dafür ſei Gott! Er erbarmt ſich ja auch der gefallnen Engel! und Jeſus weinete über die Sünde der Welt!“ Luzie verhüllte das bleiche Geſicht.

Der Oberlandesgerichtsrath ſtand auf, und machte einige heftige Gänge durch das Zimmer. Endlich blieb er vor der Tochter ſtehen, die ſich in ſtillen Thränen aufzulöſen ſchien, und ſprach väterlich genug, wenn auch in ſeinem Geiſte: „Beruhige Dich doch! — Wir leben auf Erden, Luzie, und noch nicht im Himmel, wo dergleichen Geſinnungen in Kraft treten können; hier würden ſie uns nur unglücklich machen. — Deine ſentimentale Erziehung — nun, laſſen wir das. Doch nimm einmal von Deinem Vater,“ ein Accent der Praktik verſtärkte in dieſem Worte den Inbegriff der Erfahrung, „eine Lehre an. Schon Dein jungfräuliches Gefühl wird Dir ſagen, daß der Mann, der Deine Liebe verſchmäht, und die ſeinige einer Andern zuwendet, fernerhin kein Gegenſtand für Deine Beachtung mehr ſein kann. Wollteſt Du dennoch Deinem widerſtrebenden Herzen Theilnahme an ihm abnöthigen, ſo würde dies ſeine Geringſchätzung zur unausbleiblichen Folge haben. Zurücktreten in der Würde Deines Geſchlechts, ſichert allein die Achtung des meinigen. In der ganzen Natur ſteht Liebe zu Liebe, Gleichgültigkeit zu Kälte in der richtigſten Wechſelwirkung. Wolle die Natur nicht verkehren, mein Kind! ſie iſt eine weiſe Mutter.“ Und der nachdrückliche Ton dieſer beiden letzteren Worte ſollte, wie Luzie leiſe fühlte — die Stimme der geſtorbenen Mutter entkräften. Aber nur um ſo rührender ſprach dieſe Stimme an.

Luzie ſchauete mit den ſchönen naſſen Augen zum Himmel auf, und ſah dann ihren Vater ſanft lächelnd in das Geſicht. Er ließ den Blick zur Erde fallen. Sie ſprach: „Das wäre eine ſehr ſelbſtſüchtige Liebe, und alſo keine Liebe; denn die wahre Liebe iſt ja nichts anderes, als das Vergeſſen und Verlieren ſeines Selbſt über und in dem Glück eines anderen Weſens. Und wie möchte ein ſchnöder Sinn Treue mit Kaltſinn vergelten! Schon ihr Inſtinct in einem unvernünftigen Geſchöpfe rührt ein menſchliches Gemüth. Treue einer unerkannten Liebe iſt die Tugend Gottes, und trägt den Himmel in ſich ſelbſt.“

„Ganz ſo wie ihre Mutter —„ murmelte der Oberlandesgerichtsrath ſtill für ſich. — Er trat ans Fenſter, trommelte mit der Hand, an welcher der verbogene Trauring ſchmucklos blinkte, einen kurzen Gedankenwirbel, die Scheiben klirrten leiſe — Luzie fühlte ihr Herz zerbrochen.

„Daß Du Wogen lieben lernteſt,“ hob er, ſich wieder zu ſeiner Tochter wendend, an, „das geſchah in der Art und Weiſe, wie Ihr Euch fandet, ſehr natürlich. Der Eindruck war zu ſtark, und ich — die Tante hatte wohl Recht!

ich hätte ihn nicht erneuern ſollen. Laſſe es mich nicht bereuen, dankbar geweſen zu ſein. Ich rechnete auf meiner Luzie Verſtand; aber dieſe Rechnung iſt Null, wenn ein Mädchen achtzehn Jahre zählt. Das ſehe ich jetzt zu ſpät ein. Und mit Schaden wird man klug. — Sieh, Kind! Wogen iſt zur Zeit noch Referendarius, ohne Vermögen, ohne Connexionen. Ein paar Jahre dürften mindeſtens hingehen, ehe er im Stande ſein würde, Dich nur halbwege anſtändig zu ernähren, oder überhaupt an eine Heirath zu denken. Nun iſt es um einen langen abſpannenden Brautſtand eine wahrhaft klägliche Sache. Die Harmonie gepaarter Saiten, wie es in dem ſchönen Kanon heißt — wird zu einer verſtimmten Ehe. Nun aber ſoll mir mein Mädchen eine fröhliche Hausfrau werden, und zwar ſo bald als möglich. Deshalb — und aus andern Gründen noch — iſt Wogen keine Partie für Dich. Du biſt zu größeren Anſprüchen berechtiget.“

„Größere Anſprüche!“ unterbrach Luzie ihren Vater, mit einem Tone, der da deutlich ſagte: der Wunſch eines Mädchens könne ſich höher nicht verſteigen.

„Still, mein Kind!“ ſagte der Oberlandesgerichtsrath gemäßiget, „erlaube mir, Dich und Deine Verhältniſſe gegen den unbeſtrittenen Werth Deines Freundes abzuſchätzen. — Die Liebe iſt eine Erbinn des Himmelreichs, welche auch den geringſten Vorzug, ein kleines abgenütztes Andenken hoch im Preiſe hält; der Verſtand aber iſt ein vereideter Taxator, der die Dinge dieſer Welt nur nach ihrem wahren Gehalt anſieht.“

Luzie ſchwieg. Nach einer Pauſe fuhr ihr Vater fort: „Vielleicht iſt jetzt die geeignete Stunde, Dir zu ſagen, was Du doch erfahren müßteſt, wenn auch ſpäter vielleicht. Es hat ſich ein Freier für Dich gefunden, und wirbt mit zarter Achtung und beſcheidenen Wünſchen um Deine Hand. Es wäre eine angemeſſene Wahl für Dich in jedem Betracht. Und wenn Du Dich durchaus einem Liebling des Glückes nicht gönnen willſt, ſo wiſſe! an der Ungunſt des Schickſals hat es dieſem edlen, ehrenwerthen Manne auch nicht gefehlt. Schwer geprüft, wünſcht er ſein von einer entarteten Mutter verlaſſenes Kind an eine reine, treuere Bruſt zu legen, und hofft von Dir, Du allein könnteſt ihn mit dem Leben verſöhnen, und ſeinen erſtorbenen Glauben an Dein Geſchlecht, an die Menſchen wieder beleben.“

Der Oberlandesgerichtsrath hatte ſeine Zeit gut gewählt. Ein Strahl von Theilnahme glomm in Luziens verweinten Augen auf. „Darf ich den Namen dieſes Mannes wiſſen?“ fragte ſie.

„Es iſt der Rittmeiſter von Felſenhorſt auf Blüthenrode,“ antwortete ihr Vater, „von deſſen trauriger Eheſtandsgeſchichte Du gehört haben wirſt. Vor zwei Jahren lief ſeine junge, ſchöne Frau, die er aus bitterer Armuth in die Fülle des Reichthums verſetzt hatte, mit einem liederlichen Menſchen, einem Verwandten ihres Mannes, auf und davon. Ein liebliches Kind in der Wiege blieb dem betrogenen Vater zum Troſt und zum Schmerz zurück. Dies Kind bedarf nun einer Mutter; das Herz des Vaters ein Weſen, welches die Wunde treuloſen Verraths verbinde, die noch nicht geheilt iſt, und ihn mit einem Geſchlecht ausſöhne, dem eine Verworfene zugehört. — Er hat Dich kennen gelernt, Luzie. Geſchäfte haben ihn zeither zu mir geführt, er kam wohl öfterer, als es nöthig geweſen wäre — ich dachte nicht, daß er Dich, meine Tochter, ſo genau bemerkt hätte. Geſtern war er bei mir, um auf längere Zeit Abſchied zu nehmen.

Er unternimmt eine weite Reiſe auf ein entferntes Gut in ****, das ihm als ein Erbtheil zugefallen. Er entdeckte mir ſeine ſtille, innige Neigung zu Dir, und ich muß ſagen, daß er ſich äußerſt edel dabei benahm. Er will Dich nicht übereilen. Er bat mich, Dir nicht zuzureden. Nur wenn Du im vollen Einklang Deines Gefühls mit der Ueberzeugung, daß Du nicht unglücklich an ſeiner Seite leben würdeſt, Dich für ihn entſchieden; nur dann dürfe er ſich in der zweiten Ehe volle Entſchädigung für die ſchmerzliche Täuſchung ſeiner erſten Wahl verſprechen. — Wirf dieſen Vorſchlag nicht weit weg, meine Luzie! Erwäge wohl, welch einen Wirkungskreis Dir hier die Vorſehung anweiſet! auch kannſt Du Dir ja Zeit nehmen.“

Luzie ſtand noch immer bleich und regungslos wie eine Bildſäule. Jetzt ſagte ſie mit zitternden Lippen: „Nimm Du Dir nur Geduld mit mir, mein Vater! Du ſiehſt, ich bin erſchöpft — ich fühle, daß ich der Ruhe und Einſamkeit bedarf, um die widerſtreitenden Gedanken und Empfindungen zu bewältigen, welche ſo plötzlich auf mich eingedrungen ſind. Ich wüßte vorläufig einen Ausweg, wenn Du darauf eingehen wollteſt. Laſſe mich eine Zeitlang fort! Die Kriegsräthinn, meine Pathe, wünſcht amgelegentlichſt, daß ich ſie auf ihren Wittwenſitz im Gebirge begleiten möchte. Wenn Du nichts dagegen hätteſt, lieber Vater —“

„Nicht das Geringſte,“ antwortete der Oberlandesgerichtsrath freundlich; „im Gegentheil, dieſer Vorſchlag kommt mir ſogar wie gerufen. Du kannſt —“ ſetzte er bedeutſam lächelnd hinzu, „gelegentlich ein wenig Landwirthſchaft lernen. —“

Bei dieſem unzeitigen Scherz drohten Luziens Thränen aufs neue hervorzubrechen. „Die Natur dort,“ entgegnete ſie ſchmerzlich: „wird mich Ruhe und Stille lehren, und mein Gemüth zu Gott erheben. —“

Somit verließ Luzie ihren Vater, und ſprach Wogen vor ihrer baldigen Abreiſe nicht mehr. Eine Felſenlaſt lag auf ihrer Bruſt — ſie ſah mit gepreßtem Athem die blauen Gebirgszüge an, in denen das Gütchen der Kriegsräthinn, wie eine kleine Idylle, unter den erhabenen Gedichten des göttlichen Schöpfers lag. Der Gedanke war ihr von unermeßlichem Weh, welche andere Höhen und Tiefen im Geiſt zwiſchen ihr und dem Geliebten ihrer Seele lägen. — Arme Luzie! warum dachteſt Du nicht, wie der Glaube es ſei, der da Berge verſetzt?

Blüthenrode, ein ſchönes Gut, mit den dazu gehörigen Vorwerken, Holzungen, Fiſchereien, Mühlen — zwei Meilen von der Stadt gelegen, worin unſere Erzählung beginnt, war vor einigen Jahren von einem fremden Officier, dem Rittmeiſter von Felſenhorſt, gekauft worden. Dieſer, ein blühender, lebenskräftiger Mann, durch einen Sturz mit dem Pferde, der eine ſtarke Fußverletzung zur Folge gehabt, für den militäriſchen Dienſt untauglich, beſaß nicht allein ein bedeutendes Vermögen, ſondern auch einen Reichthum in ſich ſelbſt: — gediegene Kenntniſſe, einen Schatz von Zufriedenheit, und die goldne Gabe, Alles in ſein geiſtiges Eigenthum zu verwandeln. Er liebte die Wiſſenſchaften, war ein Verehrer der Künſte; und ſo hatte ihn Pallas nur entlaſſen, um als Minerva die Göttinn ſeines Hausaltars zu ſein.

Auf einer Reiſe hatte ihn, den begeiſterten Freund der Natur, die liebliche Lage von Blüthenrode angezogen. Er erkundigte ſich, die Berichte entſprachen ſeinen Wünſchen, alle Umſtände fügten ſich ſo, wie es geſchieht, wenn etwas geſchehen ſoll. Das Gut ward alsbald käuflich ſein Beſitzthum.

Der Schritt des Huſaren hallte im weiten Schloſſe wider, er ging mit ſeinem Schatten einſam um die Felder ſpazieren. Und als nun die Ernte kam, als die rüſtigen Schnitter ihre Senſen ſchwangen; da ſtand dieſer junge Gutsherr mit leuchtenden Augen an der Spitze ihrer Reihen, es war ihm fröhlich, aber friedſam zu Muthe — die Natur hatte ihn entwaffnet. Unter ſoldatiſchen Regungen, aber mit weichem Gefühl, dachte er an ein anderes Einhauen — er hätte keinen der hinſinkenden Halme, voll Frucht und Leben, zerſchneiden mögen.

Ein alter Amtmann, der immer Treu und Redlichkeit geübt, und den der Rittmeiſter beibehalten, konnte ihm ausführlichen Bericht geben über die Verhältniſſe der Nachbarſchaft, wo Herr von Felſenhorſt Beſuche zu machen hätte. Der reiche junge Edelmann hatte bereits Aufſehen in der Gegend erregt. Wenn der Rittmeiſter in ſeiner ſchönen Equipage — er hielt mit cavalleriſtiſcher Liebhaberei auf wilde Pferde, und lächelte der Warnung des Durchgehens — auf einen Schloßhof gefahren kam; ſo erinnerten ſich bejahrte Mütter an einen alten Roman: „Henriette, oder der Huſarenraub,“ und meinten bei ſich ſelbſt, in der neueren Zeit würde viel Abenteuerlicheres geſchrieben. — Die jungen Fräulein wurden von dem militäriſchen Glanz ſeiner Erſcheinung verblendet, und hätten ihrer Freiheit nicht ungern entſagt, wenn dieſer einnehmende Mann als Werber gekommen wäre. Aber er ſchien nur in höflicher Abſicht zu kommen, und Jedem das Seine zu gönnen.

Als der Rittmeiſter eines Tages von Staatsviſiten nach Hauſe kam, fragte er mit dem Ausdruck der Abſpannung ſeinen Amtmann: „Habe ich nun die Ronde gemacht, Alter? Ich hoffe, daß ich damit fertig bin.“

Der Amtmann antwortete mit verlegener Miene: „Ein Beſuch wäre wohl noch zu machen übrig; doch hat es mit *dieſem* gute Wege.“ Ein leiſer Strich des Vermerks, den der Alte unter dem Worte der Ausnahme zog, bezeichnete die Linie zwiſchen Schuldigkeit und überflüſſiger Großmuth.

„Nun?“ fragte der Rittmeiſter dringend, wie Jemand, der einer läſtigen Sache gern los ſein möchte.

„Da iſt drüben in Reiſern,“ hob der Amtmann an, „die verwittwete Oberſtinn von Walter mit ihrer Tochter; zwar lebt die Dame ärmlich genug, und dürfte ſolcher Artigkeit wenig vermuthend ſein, —“ er zuckte die Achſeln, der Gutsherr aber runzelte bedeutend die Stirn und ſprach: „Ich hätte dieſen Beſuch früher machen ſollen. Die Wittwe eines verdienten Officiers muß ſtets ein Gegenſtand der Achtung für den Stand ihres Mannes ſein. Morgen will ich nach Reiſern.“

Der Amtmann ſchien hierauf noch etwas entgegnen zu wollen, der Rittmeiſter ſah jedoch ſo finſter, daß er es nicht wagte.

Am folgenden Tage warf ſich der Rittmeiſter in ſeine Staatsuniform, und trabte langſam den anmuthigen Weg nach Reiſern. — Der Morgen war überaus ſchön und klar, die Luft wehete gelinde. Der Sonne goldne Lichter ſpielten zitternd im Gezweige der Buchen, durch welche der ſchmale Pfad ſich ſchlängelte, und von dem Abhang eines Berges herüber flötete ein Hirtenlied. — Dem Rittmeiſter ging das Herz in Wehmuth auf. Ein banges Gefühl des Alleinſeins beſchlich ihn, und leitete ſeine Gedanken in ſehr natürlicher Ideenfolge auf die einſam lebende Frau, zu welcher ſein Weg ihn führte. Wo die Ausſicht frei war, da lagen goldne Ernten ausgebreitet, adelige Schlöſſer blitzten wie hinter einem magiſchen Flor. Der Blick auf dieſe Hülle und Fülle des Wohllebens, des Segens, trübte ſich dem Rittmeiſter. Er empfand zartes Mitleid mit der Verlaſſenen, die vielleicht von beſchämender Armuth aus Verhältniſſen, in denen ſie ehemals geglänzt hatte, in dieſen öden Aufenthalt verbannt worden war. In ihrer Tochter dachte er ſich, ohne grade zu wiſſen, warum? ein Kind. —

Jetzt ſchimmerte die Spitze des Kirchthurms von Reiſern aus dem Gebüſch hervor. Ein Bauer begegnete dem Rittmeiſter, und dieſer fragte, wo die Frau Oberſtinn von Walter wohne? — Die ehrfurchtsvolle Stellung, in welcher der Bauer vor dem ſchönen Huſaren ſtand, in dem er den reichen Gutsherrn von Blüthenrode gar bald erkannt hatte, wich plötzlich bei dieſer Frage dem ſprechendſten Ausdruck der Nichtachtung. „Ah Die!“ ſagte er nachläſſig, „die wohnt in dem Hauſe neben der Schule.“

Der Rittmeiſter ward feuerroth vor Aerger, und wendete ſich in ſtillem Grimm von dem Berichterſtatter ab. „In der Schule ſelbſt mag ſie wohnen —“ brummte er in ſeinen Bart; „in der der härteſten Prüfung, von ſolchem Hans Hagel über die Achſel angeſehen zu werden.“

Er war nicht ganz ohne Rangſtolz, dieſer wirklich edle Mann; aber ſein Selbſtgefühl als Officier war noch reizbarer, und er ſtand mit Allem, was, wenn auch nur beziehungsweiſe, dem Wehrſtande angehörte, in einer, ſo zu ſagen — nervöſen Verbindung. Beleidigte Empfindungen der Menſchlichkeit vereinigten ſich in ihm mit dem Gedanken, daß hier Frau und Kind eines wackern Soldaten, der auf dem Felde der Ehre gefallen, eines Schützers ermangelten, und ſein gutes militäriſches Herz war im Voraus zu ihrem Dienſt bereit. —

Der Rittmeiſter hielt vor dem bezeichneten Hauſe. Eine Kaſtanie reichte eben hin, es zu beſchatten. Das kleine Blumenſtück davor glich, wüſt und verſäumt, einem Kindergärtchen. Ein ausgeriſſener Roſenſtock lag quer über — das Pferd naſchte von den trocknen Blättern, der Reiter band es an, und ſchritt über die Schwelle der Dürftigkeit.

Er klopfte beſcheiden an die nächſte Thür — in ſeiner Bruſt klopfte es weit ungeſtümer — eine klare Stimme rief: „Herein.“

Da öffnete er, und ein ſonderbarer Anblick überraſchte ihn. In der Mitte des niedern Stübchens, deſſen ſämmtliche Geräthſchaften in ruinirten Einzelnheiten beſtanden, und demnach ein troſtloſes Ganze bildeten — ſaß auf einer geſtickten Fußbank ein junges Mädchen, bemüht, eine abgewürgte Taube zu rupfen, deren Federn im Sonnenſchein ſchillerten, aufgeweht vom Athem eines reizenden Geſchöpfs. Die ſchönſten Arme waren zu dieſer Beſchäftigung entblößt, ein Reichthum von dunklem Haar ſchien ziemlich der größte dieſes vermuthlichen Fräuleins, und wie ärmlich gekleidet es auch war; Sammt und Seide dieſer Haut, auf welcher Roſen der Jugend und Geſundheit blühten, hätte die Tochter des großen Moguls, wenn es eine giebt — nicht köſtlicher aufweiſen können.

Ein paar ſchwarze Augen, die geweint zu haben ſchienen, und ſich in ſtehenden Thränen verwundert auf den Eintretenden hefteten, brachten den Rittmeiſter aus aller Faſſung. Er hatte in anderem Feuer ſeinen unerſchrockenen Muth beſſer bewährt. Er ſtand und zagte — aus Mitleid, meinte er.

„Habe ich die Ehre —“ ſagte er furchtſamer, als je in ſeinem Leben. Das Mädchen war aufgeſprungen, die Geſtalt einer Hebe! jede Bewegung elaſtiſch und reizvoll. Sie verbeugte ſich anmuthig, ſtrich mit dem Finger über das Augenlied, und es perlte von den langen Wimpern — der Rittmeiſter fühlte brennende Tropfen in ſein Herz fallen und es entzünden.

„Ich bin Leontine von Walter,“ ſagte ſie mit leiſem Lächeln — „und Sie, mein Herr, ſind wahrſcheinlich kein Anderer, als —“ „der Rittmeiſter von Felſenhorſt,“ unterbrach Dieſer die vorausſetzende Frage, „der Ihnen, mein Fräulein, und Ihrer Frau Mutter ſeine Achtung zu bezeugen kommt, und ſich die gnädige Erlaubniß erbitten will, gute Nachbarſchaft halten zu dürfen.“

Der Blick des Fräuleins verdunkelte ſich; die feinen friſchen Lippen zuckten ein paarmal ſchmerzlich, endlich brachten ſie mit ſchluchzender Stimme mühſam die Worte hervor: „Ach! meine Mutter iſt ſehr krank, und jetzt außer Stande, dieſen angenehmen Beſuch zu empfangen.“ Und dabei ſah ſie den Rittmeiſter wie flehend an. —

Dieſer rührende Blick, das eben Geſagte ging ihm durch Mark und Bein. „Großer Gott! mein Fräulein!“ erwiederte er aufrichtig beſtürzt, „und der Arzt giebt Ihnen keine Hoffnung mehr?“

Purpurröthe überflammte Leontinens liebliches Geſicht. „Der Arzt?“ fragte ſie, und ſchlug das Auge tief nieder. „Wir haben gar keinen Arzt, und ich wüßte es mir auch nicht anzufangen, einen herbeizuſchaffen, obwohl es Noth thäte. Noch haben wir uns zeither mit Hausmitteln beholfen —“ und dabei ſchlich der geſenkte Blick des Fräuleins nach dem Tiſche, worauf eine Handvoll Kräuter wie ein Häufchen Unglück lagen.

Der Rittmeiſter war dieſem betrübten Blicke gefolgt, und ſprach lächelnd, um ſeine ängſtliche Rührung zu verbergen: „Demuth, ſagt man, ſei zwar zu allen Dingen gut; aber gegen ein Fieber, oder in was ſonſt die Krankheit Ihrer werthen Frau Mutter beſtehen mag — dürfte es doch noch heilſamere Mittel geben. Erlauben Sie, daß ich die Sorge für den Arzt übernehmen darf.“

Bei der Anwendung jenes einfältigen Sprichwortes begegnete dem Rittmeiſter, was dem Menſchen wunderſam zu geſchehen pflegt, wenn ſeine Worte unbewußt einen Sinn der Wahrheit enthalten, den er nicht abſichtlich hineinlegen wollen. Vom feinſten Gefühl des Schicklichen geleitet, legte er die zarteſte Ehrerbietung in ſeinen Ton.

Leontine trat auf ihn zu, umſchlang mit ihren wunderſchönen Händen ſeinen Arm, und ſagte mit dem Zutrauen und der Unſchuld eines Kindes: „Ach! ſo würden Sie ja unſer Engel ſein! —“ Zwei Thränen bethauten die Stickerei der Uniform. — Der Rittmeiſter hob mit ſeinem Arm die beiden verſchlungenen Hände des Fräuleins empor, drückte einen Kuß darauf, und verweilte nur noch wenige Augenblicke, um die verſprochene Hülfe ſchleunigſt zu ſenden. Er ritt den Heimweg ſo ſchnell, daß das verletzte Bein ihn zu ſchmerzen anfing.

Nachdem er Befehl zum Anſpannen gegeben, ſchrieb er in fliegender Eile einige Zeilen an einen Arzt in der Stadt, der ihm perſönlich und rühmlichſt bekannt war, empfahl ihm die Behandlung der Oberſtinn von Walter, und bat ihn, auf der Rückkehr von Reiſern, in Blüthenrode einzuſprechen.

Dahin flog der Wagen — und der Rittmeiſter ſaß am Fenſter und lauſchte ſeinem fernen Rollen.

Ein Gewitter zog auf, es blitzte — der Regen fing leiſe an zu rauſchen; beſprengt davon blieb er ſitzen, und betrachtete in tiefem Sinnen die Stelle, wohin Leontinens Thränen gefallen waren. „Armes Geſchöpf!“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſo jung! ſo ſchön! und ſo verlaſſen —“ er fühlte ſich während dieſer Betrachtungen auch recht einſam. „Wie mag die Oberſtinn nur in aller Welt zu dieſem entlegenen Aufenthalte gekommen ſein? Die Decke war ſo niedrig — er warf einen ſtolzfreudigen Blick an die Höhe ſeines Zimmers, und dieſer Blick hing lange, bedeutſam angezogen, an dem Plafond, der die Hochzeitfeier der Thetis in aufgefriſchten Farben anſchaulich machte. Er dachte an den Apfel der Zwietracht — dann an jene Frucht der Erkenntniß, durch welche die Sünde erblich geworden, ſeine Gedanken verwirrten ſich, und blieben am Geſträuch des Paradieſes hangen; endlich war ihm nichts deutlich, als das göttliche Wort: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“

Gegen den Abend erſt kam der Arzt. Bei einer trefflichen Bewirthung erſtattete er dem Herrn des Hauſes Bericht, wie er die Kranke gefunden, und ſprach: „Es wird ſchon wieder werden; doch wo die lateiniſche Küche nicht durch Kraftbrühen unterſtützt wird, wo es an guter Pflege fehlt — wo die Armuth Ausgeberinn und der Mangel Speiſemeiſter iſt; da ſchreitet freilich die Beſſerung nur langſam vorwärts.“

Der Rittmeiſter erröthete und rückte ängſtlich auf dem Stuhle hin und her. Der Arzt bemerkte es nicht und fuhr fort: „Man kann jedoch die Dame nicht allzuſehr beklagen. Der Oberſt hinterließ ſeiner Frau ein hübſches Vermögen, dazu der Ertrag aus der Wittwenkaſſe — ſie hätte mit ihrer Tochter ſehr anſtändig davon leben können. Wenn das ſolchen Leuten möglich wäre! die Oberſtinn that es im Schuldenmachen dem jüngſten Fähnrich zuvor. Endlich blieb ihr nichts übrig, als Reißaus zu nehmen. Mit jeder noblen Einſchränkung war es vorbei — ſo zog dieſe Gnädige ſich in das Dörfchen zurück, wo ſie in dem Hauſe der Amme ihrer Tochter wohnt, unter dem Vorgeben, ihre angegriffene Geſundheit bedürfe der Landluft. — Mich dauert nur das arme ſchöne Kind! wenn es nicht etwa heißt: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme — —“

Der Arzt ſtürzte ein Glas Wein hinunter — ſein Wirth aber ſah mit einem Seufzer zu dem Deckengemälde auf, ſah den Apfel der Schönheit fallen — und ſprach mit verhaltenem Tone: „Das Fräulein iſt ein entzückendes Geſchöpf!“

Der Arzt nickte gleichmüthig. Er entgegnete: „Was hilft das? Wo wäre jetzt der Mann, dem ſolch eine Mitgift allein genügte? Goldner Reize, die zumeiſt anziehen, iſt die arme Kleine bar. Und wer würde es wagen, ſich mit ſolch einer Mutter zu befaſſen? —“

Der Rittmeiſter ſchwieg auf dieſe Fragen; keine Antwort iſt auch eine Antwort, und jeder wahre Muth iſt ſtill. —

Er entdeckte nun dem Arzt ſeinen Wunſch, der Kranken mit allem Nöthigen zu Dienſt zu ſein, und zugleich ſeine Verlegenheit, wie er dies ohne das Zartgefühl der Dame zu verletzen, möglich machen könne. Jener verſprach, dieſe wohlthätige Abſicht zu vermitteln. Täglich kehrte er nun, von der Equipage des Rittmeiſters geholt, nach Reiſern wieder, und brachte ſeiner Kranken bald ſtärkenden Wein mit, oder ſeltne Früchte; doch immer eine auserleſene Erquickung, Leontine ahnete woher? Aber ſie ehrte ſchweigend das zarte Gefühl des Gebers.

Nach acht Tagen erklärte der Arzt die Oberſtinn ſo weit hergeſtellt, daß der Rittmeiſter es wagen könne, ſeinen Beſuch in Reiſern zu wiederholen. Er ſendete ſeinen Jäger hinüber, wie er jeden Morgen gethan, um ſich nach dem Befinden der Dame erkundigen zu laſſen, und heute mit der Frage: ob er ſich perſönlich davon überzeugen dürfe? — Daß er mit Vergnügen erwartet würde, war der Beſcheid auf dieſe Meldung; Leontine ſtand an der Hausthür, ihn zu empfangen.

Er beugte ſich tief vor dem reizenden Weſen, und Leontinens holdes Lächeln, ihr ſeelenvolles Auge ſprach den Dank aus, den ihre ſchüchterne Lippe nicht zu ſagen vermochte. — Frau von Walter, im Sopha ruhend, empfing ihren Gaſt weniger herzgewinnend, und in minder erkenntlicher Weiſe. Ihr Benehmen erinnerte mehr an ihren Rang und an jene glücklicheren Zeiten, in denen er gegolten, als an ihre gegenwärtige Lage und an die Verpflichtung, deren ſie ſich gegen dieſen Beſuch hätte bewußt ſein müſſen. Ihr Anblick erregte dem Rittmeiſter eine äußerſt widrige Empfindung, die nur Leontinens freundliche Gegenwart verſöhnte.

Es giebt Perſonen — wir können uns dieſer Bemerkung beiläufig nicht enthalten — die man krank kennen lernen muß, um den Eindruck ihrer ſchönſten Eigenſchaften, ihrer zarteſten Tugenden zu empfangen. Vornehmlich, wenn es nicht etwa ein ſelbſtiſches Vorurtheil iſt — dürfte dieſe Grazie der Krankheit bei unſerm Geſchlecht zu finden ſein. Die leidſame Stille, womit ſie Schmerz ertragen, die ſanfte Gelaſſenheit, in der ſie ſich einem Zuſtande fügen, der nicht ſogleich, oder noch lange nicht gehoben werden kann — jene himmelskräftige und heilige Geduld, welche Alles und zuletzt den Tod überwindet, jener neidloſe und traumgleiche Ernſt, mit dem ſie auf das Leben der Geſunden blicken — endlich jene düſterſinnende Poeſie, die in den bleichen Blumen im Vorhang des Krankenbettes einen Garten Gottes ſieht, und in dem Lichtſtrahl, der das ſchwache Auge blendet, einen Boten der Hoffnung, rührt mächtig an jedes fühlbare Herz.

Als Gegenſatz zu dieſen Seltenen zeigt ſich die Zahl derer, die das kleinſte körperliche Uebel zum Zerrbild ihrer Fehler macht. Ihrem Siechbette nahet nur, wen eine harte Pflicht dazu zwingt, jeder Beweis von Antheil wird ihnen nur widerſtrebend dargebracht. Ihre weitſchweifigen Klagen ermüden auch das wohlwollendſte Mitleid, ihre Anſprüche überſteigen die möglichſte Leiſtung. Dieſe Perſonen bereiten ihren Angehörigen Tage der Prüfung, indem ſie ſelbſt unerträglich, das Aeußerſte zu ertragen wähnen. Die Oberſtinn von Walter gehörte in dieſe finſtere Klaſſe. Der feinfühlende Rittmeiſter empfand ein Unbehagen in ihrer Nähe, es zog ihm das Herz zuſammen; doch die ſüße Leontine ließ keine Säure in ihm aufkommen, und erweiterte ſeine Bruſt.

Von nun an ritt er oft, und immer ſehnender den Weg nach Reiſern. Immer einſamer dünkte ihm ſein großes ſchönes Haus — immer dringender der Entſchluß, es durch eine ſchöne Frau zu beleben. Die Leidenſchaft, verkleidet in den Wunſch, die Stütze einer geſunkenen Familie werden zu wollen, verblendete den klaren Sinn des beſonnenen Mannes und machte ihn für jede ſich aufdringende Beſorgniß blind. —

Das Verhängniß zog die Fäden dieſer Bekanntſchaft ſtärker an, und knüpfte ſie nur zu bald unauflöslich. Nach dem Verlauf von zwei Monaten ſaß Leontine an der Seite des Rittmeiſters, im Wagen, den vier ſtolze Rappen, glänzend wie die Locken der Gebieterinn, zur Kirche zogen, wo dies ſchöne Paar zum Ehebund geweihet werden ſollte.

In dem Augen der Braut hing eine Freudenthräne, und um ihren blendenden Hals ein Schmuck, der alle Wünſche der eitlen Mutter in ſich faßte.

Der Rittmeiſter führte ſeine Schwiegermutter in den rechten Flügel des Schloſſes, küßte ehrerbietig ihre Hand und ſprach: „Hier — iſt Ihr Wohnbereich, liebe Mutter!“ der Gedankenſtrich hinter dem: „Hier,“ war eine hörbare Grenze ihrer Anmaßungen: doch, daß dieſe ſanfter verfließe, in das Gebiet ſeiner Pflicht, ſetzte er hinzu: „Mit kindlicher Achtung werde ich Sorge tragen für ihre Ruhe und Zufriedenheit.“

Die Oberſtinn fand, daß ihr nunmehriger Eidam, troß mancher Eigenheit, doch ein Mann von Einſicht und Geſchmack ſei, und daß das Glück ſeine Launen habe. — In gänzlicher Verworrenheit ihrer Lage hatte ſie ſich den Freuden, an denen ihr Sinn hing, der Stadt und allem Gewöhnten entreißen müſſen, und ſiehe da! jenes Wirrſal, worin ſie ſich ſelbſt verſtrickt, war nur eine Schlinge geworden, um aus dem Meer ihrer Sorgen, oder ihrer Schulden — einen Goldfiſch zu fangen. Gläubiger hatten ſie vertrieben in das Häuschen der Amme, und ſchon war das Thor des Ueberfluſſes für ſie geöffnet, und das Herz eines reichen Mannes für ihr Kind, der die Gaben der Güte und Liebe über Mutter und Tochter ausſtrömte. —

Frau von Walter ſaß gleichſam erſchöpft von der Fülle dieſer Gedanken, in dem Divan ihres Zimmers, und hielt Rath mit ſich ſelbſt über ihre künftige Haltung, und wie die dargebotenen Vortheile am beſten für ihre eigenſten Zwecke zu benutzen wären.

Unterdeſſen verlebte der Rittmeiſter eine ſelige Stunde mit ſeiner bräutlichen Frau. Leontine warf ſich unter lauten Ausbrüchen der Dankbarkeit an ſeine Bruſt. Sie war, wohin ihr Auge blickte, nur den Spuren fürſorgender Zärtlichkeit begegnet, und dem achtſamen Wunſche, den ihrigen zuvorzukommen.

Er drückte ſie feſt an ſich, und ſprach: „Mein *Weib*! Du *unzertrennlich* mir gegeben, wie ſollte ich denn Dir nicht Alles, *Alles* geben, was ich habe und bin? danke mir nicht. O Leontine! der Himmel ruht in dem Gedanken, daß ich *Dich unverlierbar* beſitze; ich bin beſeliget durch Dich. Wir freuen uns zuſammen, leiden mit einander, wenn Gott es will, unſre Herzen ſind Eins — und ſelbſt der Tod ſoll uns nicht ſcheiden. Eine heldenmüthige Treue blitzte durch die Thräne der Liebe in ſeinem Auge.

Leontine gab ihm Verſicherungen der ihrigen — der Rittmeiſter lächelte. „Wolle nur immer Deinen beſten, Deinen einzigen Freund auf Erden in mir ſehen!“ ſagte er innig. Ich will *redlich* gegen Dich ſein, wie reizend Du auch biſt — ich will Dich nicht verlaſſen, wenn Du Dich auch ſelbſt verließeſt. Gott hat uns reich geſegnet; gemeinſchaftlich wollen wir uns Derer annehmen, die unter dem Druck der Armuth ſeufzen. Meine Leontine, welche einſt Thränen des Kummers weinte, wird ſich die himmliſche Freude nicht verſagen, ſolche Thränen zu trocknen. Sie wird in ihren Unterthanen ihre Kinder ſehen, die der Höchſte nur darum an ihr Herz legte, weil dies Herz rein und groß für dieſe heilige Pflicht ſchlägt. So gehen wir durch die Windungen dieſes Daſeins dem Grabe zu — das *Leben* ruht allein im Herzen.“

Die Augen des Rittmeiſters ſchimmerten, und Leontine drückte ſich erſchüttert, von ernſten Vorſätzen berührt, an ſein Herz. Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, und der Knoten ihres gemeinſamen Schickſals war geſchürzt.

In dem Schloſſe von Blüthenrode ward es nun ſehr regſam. Beſuche wurden gegeben und angenommen, der Rittmeiſter hoffte, dieſe Unruhe müſſe doch nun ein Ende nehmen; aber ſie ging mit jedem neuen Tage von neuem an. Nicht ohne große Unbehaglichkeit ſah er ſich in kurzem in einen Strudel von Bekanntſchaften gezogen, aus welchem er ſich ohne gewaltſame Uebertretung aller Geſetze der Schicklichkeit nicht mehr zu retten vermochte. Er hatte ſich die Zukunft als ein genußreiches Stillleben ausgemalt — und nun ſchwand von dieſem liebſten Bilde ſeiner Hoffnung täglich eine Farbe nach der andern als unhaltbar hin, bis ihm zuletzt nur die nichtige Leere eines immerwährend geſellſchaftlichen Treibens übrig blieb. — Zu ſeinem Erſtaunen bewegte Leontine ſich ſehr frei und ungezwungen in ihren veränderten Verhältniſſen. Sie wirthſchaftete aus dem Vollen, und es ſchien gar nicht, als hätte ſie jemals ſparen gelernt. Die Geſellſchaft der Männer ſchien das Element zu ſein, worin Leontine ſich in eigenthümlicher Weiſe entfaltete. —

Der Rittmeiſter bemerkte es, ihm aber däuchte, als welke die Blume ſeines Glückes. Er blickte tiefer in ihren Kelch — ein bitterer Kelch ſpäter für ihn! und glaubte einen gefährlichen Wurm darin zu entdecken. Er liebte ſeine Frau leidenſchaftlich, aber doch nicht wie ein Thor; ſo beobachtete er ſie genauer, und fand — wie ſehr er ſich getäuſcht, wenn er in Leontinen ein Weſen vorausgeſetzt habe, das ſeine Anſichten theile, in ſeine Art zu denken einzugehen fähig ſei und mit ſeinen Neigungen übereinſtimme.

Nichts konnte verſchiedener ſein, als der Sinn dieſer

Eheleute. Leontine ſuchte Alles außer ſich — ihr Gemahl ſammelte ſeine Kräfte am meiſten in ſtillem Selbſtgenuß. Er war an regelmäßige Thätigkeit gewöhnt, und Ruhe ihm Lohn — Leontine arbeitete gar nichts, und Mangel an Geräuſch war ihr Strafe. Mit wahrer inniger Zärtlichkeit ſuchte er eine Sinnesänderung in ihr zu bewirken, welche die unerläßliche Bedingung ſeines Eheglücks war. In einer ſtillen herzverſchmelzenden Stunde machte er ſie darauf aufmerkſam, daß ohne nützlichen Fleiß, ohne ernſtes, anhaltendes Streben, eigene oder fremde Wohlfahrt zu befördern, kein geiſtiges Wohlbefinden denkbar und möglich ſei, daß das Vergnügen uns nie als höchſter Lebenszweck erſcheinen müſſe.

Leontine ſah ihren Gemahl befremdet an. „Wie? ich ſollte arbeiten? Sind wir denn nicht reich? Wozu hätten wir Vermögen?“ ſagte ſie verſtimmt.

Dem Rittmeiſter war bei dieſen Fragen ſeiner Frau, als wäre ihm die Caſſe erbrochen, und der Beſtand ſeiner Mittel entwendet worden. Er öffnete das Herz in goldenen Sprüchen; aber das Gepräge dieſer Münze war für Leontine unkenntlich.

„Es ſtände traurig um uns,“ antwortete er nachdrücklich, „wenn wir im Ernſt ſo dächten. Dann könnte ich den Aermſten meiner Tagelöhner beneiden. Du Arme! die Du nicht weißt, daß Gott die reinſten Freuden an den Fleiß geknüpft hat! Du kennſt nicht die Süßigkeit des Schaffens, die Belohnung des Gelingens, nicht den Zauber einſamer Stunden, worin wir etwas leiſten, was uns und Andern frommen mag. Nützliche Thätigkeit iſt die Mutter aller weiblichen Tugenden, die Pflegerinn jener ſtillen, erquickenden Freundlichkeit, welche aus einer zufriedenen Seele heraus leuchtet! — Siehe, mein Kind, deshalb ſind mir auch jene Zerſtreuungen ſo zuwider, welche die Zeit tödten, und unſern beſten Lebensſchatz verſplittern. Das häusliche Glück will gepflegt, und umfriedigt ſein; ſonſt gleicht es einem Kindergärtchen, deſſen Boden und Samen der Vater zwar gegeben, das aber über Nacht wüſte liegt, und nimmer — nimmer! Frucht bringt.« Und bei dieſem Gleichniß entrückte die geheimnißvolle Magie der Seele ihn, der es brauchte, vor das kleine Blumenſtück des Häuschens, worin er ſeine Frau gefunden — der Roſenſtock ſeiner Liebe lag entwurzelt, und das erſchütterte Herz bebte noch.

Geſpräche ſolcher Art gaben Leontinen eine Ahnung von dem hohen Werth ihres Mannes; aber weit entfernt davon, ſich dadurch zu noch zärtlicherer Anhänglichkeit an dieſen ihren edlen Freund berufen zu fühlen, ward ſie von einer ängſtlichen Scheu gegen ihn ergriffen. Und in dem Grade als ſie ſich ihm entfremdete, neigte ſie ſich mehr der Mutter zu, die unheilſtiftend zwiſchen ihnen ſtand, und deren ſchädlichen Einfluß er ſpürte, wo ſeinerſeits ein Verwehren nöthig war.

Leontine fühlte ſich Mutter, und ihr Gemahl empfand jetzt nur um ſo ſchmerzlicher, wie abgewendet ihm das Herz ſei, das er um den Preis ſeines Lebens hätte wahrhaft beglücken mögen, und welches jetzt durch ein geheiligtes Band unter demſelben das ſeine ewig halte. Wie gern hätte ihr Gemahl ſich dem Entzücken dieſer elterlichen Hoffnung überlaſſen! Aber Leontine benutzte ihr mütterliches Vorrecht nur, ſich gegen ihn zu behaupten. Die Pflicht, ſie in der krankhaften Reizbarkeit dieſes Zuſtandes ſchonen zu müſſen, hinderte ihn, das Gewebe kleiner häuslicher Intriguen und nachtheiliger Verſäumniſſe durchgreifend zu beſeitigen. So ward ihm dieſer Segensſtand verkümmert. Ein unerwartetes

Ereigniß lenkte jedoch ſein Sinnen und Denken von dieſer unfruchtbaren Betrachtung ab, und hätte, war dieſe Wolke vorüber, zu einer beſſern Ausſicht für ihn werden können, wenn der Himmel nicht in erhabener Verborgenheit das Licht für unſer blödes Auge bereitete.

Die Oberſtinn erkältete ſich; die kaum überwundene Krankheit kehrte mit verſtärkter Macht zurück, und endete mit dem Tode. Rein und würdig zeigte ſich auch bei dieſer Gelegenheit der Charakter des Rittmeiſters. Daß er Alles, was zur Rettung und Erleichterung der Kranken beitragen konnte, mit Eifer und warmer Befliſſenheit aufbot, das war es nicht; das hätte wohl auch ein Mann von minder edler Denkart für die Mutter einer geliebten Gattinn gethan. Aber — daß er ſo gänzlich es vergaß, es ſei die ärgſte Feindinn ſeines ehelichen Glückes, für deren Erhaltung ihm kein Mittel zu koſtbar, keine Aufopferung zu groß ſchien, daß er in ſtillem Vertrauen das Gedeihen dieſes Glückes dem Schutz des Einen anheim ſtellte, dem alles Menſchenwerk untergeordnet iſt, und unbekümmert um die Erfolge, nur ſeine Pflicht that; dies war es, was ihm den Rang unter den Edelſten anwies. —

Die Mutter ſtarb ſchwer — der Anblick dieſer Kämpfe wirkte erſchütternd auf die leichtſinnige Leontine. Der Arzt rieth Ortsveränderung an. Die Sorge um den angegriffenen Zuſtand ſeiner Frau überwand bei dem Rittmeiſter jede Bedenklichkeit, und obgleich er ungern die zurückgezogene Stille ſeines ländlichen Aufenthaltes aufgab, ſo beſchloß er doch, den eigentlichen Winter in der Stadt zuzubringen. Er hatte ſich auf die langen Abende voll trauter inniger Heimlichkeit ſo gefreut! Leontine empfand jedoch nur düſtern Unmuth, nur Langeweile — und ihr Gemahl war in ſeiner freundlichſten Erwartung verkürzt. Doch in der Stadt ſchien ſie ſich beſſer zu gefallen, jeder Augenblick war ausgefüllt, wenn auch nichtig genug. Ihre Zerſtreuungsſucht fand vollen Spielraum; die Begierde, Alles an ſich zu locken, ihr Geſchlecht zu überſtrahlen, trat rückſichtslos hervor. Sie kannte keine Grenzen für ihre raſtloſen erobernden Wünſche. Die Mutter war vergeſſen — das Kind, das unter dieſem eitlen Herzen ſchlief, der Gemahl, der ſo finſter und traurig blickte.

Der Rittmeiſter fühlte ſich nun wirklich unglücklich. Ein Ausdruck von verſchloſſenem Gram verbreitete ſich immer ſichtlicher über ſeine kräftige Geſtalt! Immer klarer ward es ihm, wie unbedachtſam er gewählt habe, und mit Planen und Entſchließungen zu einer totalen Umänderung ſeiner ehelichen und häuslichen Verhältniſſe beſchäftiget, verwies er dieſe nothwendige Reform und ſeine innige Sehnſucht darnach auf den ſich nähernden Zeitpunkt von Leontinens Entbindung.

Der Frühling ſchickte ſeine leiſen Boten — und den Gutsherrn von Blüthenrode hielt nun nichts mehr in der Stadt zurück. Vergebens hatte Leontine gebeten, daß dieſer Aufenthalt zu Gunſten jener Kataſtrophe verlängert würde.

„Die Nachtigallen mögen Dir draußen Dein Kindlein einſingen —“ ſagte er mit hartem Weigern, aber lächelnd, denn ſein eigenes Wort ſchnitt ihm das Herz entzwei; hier iſt es nicht ſtill genug zu der ſtillen Freude, die ſolch ein kleiner Schreihals in das Haus bringt. Und auch Du, Leontine, mußt Dich im Freien erholen. Zerſtreut haſt Du Dich wohl —“ der Rittmeiſter ſagte dies ſo wehmüthig, als hätte der Wind all ſein Glück verweht — „doch wahrlich! keine Kräfte geſammelt.“

Frau von Felſenhorſt ſchmollte ob dieſer unabänderlichen

Entſcheidung. Sie verharrete in Groll, in Mißmuth, und kam endlich, immer noch heimlich erbittert gegen ihren Gemahl, in Blüthenrode an, und dann in der ſchönſten Zeit des Jahres nieder.

Der Rittmeiſter wiegte einen holden Knaben auf ſeinen zitternden Armen und Thränen väterlicher Wonne netzten das kleine Geſicht des glühenden Engels. „Möchteſt Du der Genius ſein," redete er in der weichſten Empfindung den Neugebornen an, „der mit ſanfter Gewalt Deine Mutter näher an mein Herz, an den Hausaltar ihrer Pflichten und eben darum zu ihrem Glücke zieht! — Wirſt Du, mein Sohn, o wirſt Du das? —"

Das Kind öffnete ein Paar große dunkle Augen und ſchauete mit dem heiligen Tiefſinn der Unſchuld auf; es arbeitete ſein rechtes Händchen aus der verhüllenden Decke empor und legte es nach erlangter Freiheit auf die Linke ſeines Vaters, welche das Bettchen hielt. — Dies Spiel des Zufalls machte das Vaterherz in unendlicher Rührung überwallen.

„Du gelobſt es mir, wohlan! So will ich Vertrauen, Ruhe und Hoffnung in meine ſorgenvolle Bruſt aufnehmen," rief er und drückte einen heißen Kuß auf die kleine Hand der Verheißung.

Frau von Felſenhorſt befand ſich nach ihrer Niederkunft ſo wohl und blühete wie eine volle Roſe ſo jugendfriſch, daß Niemand ihr das Knöspchen angeſehen, das in der Wiege ſchlummerte, unter dem Schatten eines grünen Schirms, doch wenig beſchützt vom Auge ſeiner Mutter. Leontine lebte nur in dem Bewußtſein ihrer eigenen Schönheit. Sie liebte das Kind wohl, aber auf die bequemſte Weiſe. Sie ſchätzte ihren Gemahl und glaubte Alles gethan zu haben, wenn ſie ihn nicht gleich jedem ihr gleichgültig gewordenen Beſitz, den ſie ſeinem liebevollen Willen verdankte, gering ſchätzte. —

Leontine mißbrauchte die Freigebigkeit ihres Mannes, ſo daß er ſich genöthigt ſah, ihrer Verſchwendung Einhalt zu thun, und bei ſich ſelbſt meinte, ſie hätte die Briefe ihrer verſtorbenen Mutter gefunden. „Du hätteſt Feldprediger werden ſollen —“ ſagte ſie eines Tages, als er ihr eine kleine Rede zu Nutz und Frommen beſſerer Verausgabung gehalten hatte, und empfindlicher Hohn ſchwebte um die ſchöne aufgeworfene Lippe.

„O! Ich kann auch brav ſein! Und wenn es Noth thut, mit dem Schwert drein ſchlagen —“ antwortete der Rittmeiſter erzürnt und mit flammendem Auge. Leontine zitterte, aber ihr beleidigter Gatte beſiegte ſich ſelbſt; doch die Wunde der Täuſchung war tief und ſein Herz blutete unter dieſer Verbindung. Und die Furcht vor ihrem Manne, zum erſtenmale gefühlt, ſcheuchte die letzte Regung der Liebe für ihn hinweg.

In der Stunde dieſes neuen Zwieſpalts empfing er zwei Briefe. Der eine war von dem Sohne ſeiner älteren Schweſter, den er während der Univerſitätszeit unterſtützt hatte, und der nun dieſen gütigen Oheim zu beſuchen wünſchte, um ihm den beſten Dank zu bezeigen. Hugo Brandes hieß dieſer verpflichtete Neffe.

Der andere Brief war von dem einzigen Bruder des Rittmeiſters, dem Landrath von Felſenhorſt, und enthielt die Anzeige von einem Glücksfall. Eine unverehelichte Verwandte in einer fernen Provinz war geſtorben, und hatte den beiden Brüdern ihr ſchönes Rittergut vermacht. Doch erheiſchten einige Auseinanderſetzungen die perſönliche Anweſenheit der Erben, und der Landrath forderte nun ſeinen Bruder auf, ſich ſchleunigſt zu dieſer Reiſe zu rüſten und ſeine Vorkehrungen auf unbeſtimmte Zeit zu treffen, wenn ſie etwa nöthigenfalls an Ort und Stelle aufgehalten würden.

Der Rittmeiſter traf ſogleich, und zwar in Haſt, Anſtalten zu ſeiner Abreiſe; es war ihm ſo eilend zu Sinne, als dränge irgend eine böſe Ahnung ihn fort — und doch freute er ſich des ſchönen Gutes, das ihm zur Hälfte zu Theil würde, und der Hoffnung, ſeinen Bruder wiederzuſehen, mit dem er ein Herz und eine Seele, und nicht nur eines Blutes war.

„Es trifft ſich glücklich —“ ſagte er nach einem kleinen Ueberlegen, als er ſeiner Frau die eingelaufenen Nachrichten mittheilte, „ſo kann mein Neffe während der Dauer meines Fernſeins in Blüthenrode bleiben und an meiner Statt den Wirth des Hauſes vorſtellen, wenn, wie ich nicht zweifle — öfters Gäſte hier einſprechen ſollten. Ich werde alſo dem Hugo ſchreiben, daß er komme.“

Leontine ſchwieg. Sie dachte ſich das einſame Landleben ſo laut und angenehm als möglich zu machen. In dem Neffen ihres Mannes dachte ſie ſich einen blaſſen Schüler der Muſen und lächelte der Aufſicht, die er ihr gäbe. —

In ernſter Rührung nahm der Rittmeiſter Abſchied von Frau und Kind. Er hatte ſeiner Frau für jeden äußerſten Fall alle ſeine Schlüſſel übergeben. Als er den letzten Kuß auf Leontinens Lippen drückte, ging ein heißer Schmerz durch ſein Inneres. Er wußte nicht, ob es ein Strahl der alten Liebe wäre, die auch die kleinſte Trennung ſchmerzend empfand — ob jenes flammende Schwert, das ihm das verlorne Paradies verſchlöſſe — für immer?

Der Rittmeiſter von Felſenhorſt war der jüngſte Sprößling einer Ehe, die um ein Jahrzehnd früher durch einen Sohn und eine Tochter geſegnet geweſen war. Dieſe Letztere heirathete, über die erſte Jugendblüthe hinaus, den Forſtmeiſter von Wogen, einen anerkannten Biedermann. Er hatte bereits eine treffliche Frau verloren, und nun das Unglück, eine Stiefmutter für ſein Kind zu wählen, die, indem er ihm Erſatz zu geben gehofft, den gutartigen Knaben mit ſtillem Haß verfolgte, und auch des Vaters Liebe ihm zu entziehen trachtete. Es ward damit noch ärger, als Frau von Wogen ein eigenes Kind beſaß, und der Gram, den kleinen Guſtav, das nachgelaſſene Bild ſeiner hingeſchiedenen Gattinn, ſchlimmer noch als verwaiſt zu wiſſen, nagte den ſtarken Mann zu Tode.

Wie ſehr aber erſtaunten Alle, die den Verſtorbenen gekannt hatten, als ſich bei Eröffnung ſeines Teſtamentes fand, daß er ſein nicht unbeträchtliches Vermögen der Wittwe und deren Kinde vermacht, ſeinen Sohn erſter Ehe jedoch nur mit einem dürftigen Pflichttheil abgefunden habe. — Man gab der Vermuthung Raum, daß Frau von Wogen den halbbewußtloſen Zuſtand der letzteren Lebenstage ihres Gemahls vielleicht zu einer ſo ungerechten Verfügung benutzt habe. Doch, wer wollte ſie dieſer Sünde überweiſen? Aber — ſie zu vergüten, fand ſich Jemand.

Der ältere Bruder der Forſtmeiſterinn traf in verſchwiegener Stille Abrede mit dem Vormund des hintangeſetzten Kindes ſeines Schwagers. Er fühlte wohl, der Knabe hätte an ſeiner Schweſter keine Mutter gehabt, ſo wollte er ihm den Vater zu erſetzen ſuchen. Er beſtimmte ein Jahrgeld zu ſeiner Erziehung, die nun auch dem Willen deſſen gemäß eingeleitet wurde, der aus dem edelſten Gerechtigkeitsgefühl, im Familienſinn der Menſchenliebe, ſich dieſer verkürzten Waiſe annahm.

Guſtav von Wogen kam zu einem Prediger, der ein Mann von Geiſt, claſſiſcher Bildung und einfachem Charakter war, an welchem die Verſchlingungen der Welt keinen Theil hatten. In dem Herzen dieſes Mannes, in dieſem fremden Herzen, entſprang auf Gottes Geheiß eine Quelle der Liebe für den Knaben, der unter dieſem wohlthätigen Einfluſſe an Leib und Seele gedieh und ſittlich erſtarkte.

Das Kind der Wittwe des Forſtmeiſters ſtarb. Sie war nun eine unabhängige und wohlhabende Frau, die, ohne den Rath oder die Mißbilligung ihrer nächſten Anverwandten zu beachten, noch vor Ablauf des Trauerjahres einem bürgerlichen und titelloſen Bewerber, einem gewiſſen Herrn Brandes, dem Nachfolger ihres Mannes im Amt, und ſo auch in der Würde und Bürde des Hauskreuzes, ihre Hand gab. Das Wagniß dieſer Heirath ergab ſich als die Wage der Wiedervergeltung, welche die ſchweren Gewichte der Schuld tief herabzogen. — Auch aus dieſer Ehe entſproß ein Knabe von wilden üppigen Trieben. Er artete ſchon früh aus, und die Schwäche der Eltern für die gefällige Bildung ihres Lieblings, für die ihm eigene Gabe der Schmeichelei, wehrte ihm nicht.

Indeſſen reifte Guſtav von Wogen in anderer Weiſe. — Ein lebendiges Gefühl für die Natur, in deren Schooße er aufwuchs, entſchädigte ihn für das Unglück, das er mit ſeinen Müttern gehabt — das weiſe Wohlwollen ſeines milden Lehrers, dem der verſtändige Knabe recht innig am Herzen lag, ließ ihn väterlicher Seits nichts vermiſſen. — Jenes ſchüchterne Bangen, welches frühempfundene Anfeindung dem Gemüth des zarten Knaben aufgedrungen, hatte ſich zur liebenswürdigſten Beſcheidenheit gemildert.

Obgleich Guſtavs ehemalige Quälerinn ſeit dem Tode ſeines Vaters außer aller Beziehung zu ihm ſtand, ſo hatte ihn dennoch ihr giftiger Haß zu erreichen gewußt. Sie hatte Mittel und Wege gefunden, in das ſtille, verborgene Haus, worin der Gehaßte lebte, die Nachricht zu leiten, von der ungünſtigen Geſinnung ihrer Brüder gegen ihn, und daß keiner ihrer Verwandten, ſo wenig wie ſie ſelbſt, ihn jemals wieder zu ſehen wünſche. Konnte es anders ſein? Eine ſchwarze That befleckt ihre Folgen, während ein reines Gemüth den trüben Tropfen der zugefügten Kränkung gar bald verwiſcht. Den wir beraubt haben, an Den müſſen wir zurückdenken, weil der Beweis der Sünde an uns haftet; ein edler Geber hingegen hat das kürzeſte Gedächtniß, und nur empfangener Wohlthaten, nicht erwieſener, gedenkt ein wackeres Herz.

Der Prediger tröſtete den weinenden Guſtav; doch mußte er, ſeiner Zuſage eingedenk, zu verſchweigen, wer für ihn ſorge, ſich darauf beſchränken, jenem gehäſſigen Einflüſtern nur im Allgemeinen zu widerſprechen.

Als die Zeit herannahete, wo Guſtav, ein Jüngling nunmehr, die Akademie beziehen ſollte, ſandte der Landrath ſeinem Erzieher eine Anweiſung zu der nöthigen Barſchaft für ihn und ſein ähnliches Miniatür-Portrait. „Sieh, mein Sohn!“ ſagte er gerührt in der Stunde des Scheidens, und hielt ihm das Bild vor, „dies iſt der Mann, den der Allgütige Dir zum Freunde gegeben, der Dich in mein Haus gebracht und wie ein zweiter Vater für Dich geſorgt hat, und aus einem Antriebe — der ſeinen Lohn finden muß. Er hat Deine Jugend vor dem Druck der

Abhängigkeit bewahrt, ſich Deinem Dank entzogen — ſich in der Stille an Dir erfreut. Du darfſt zurückblicken und ſagen: Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen — Gott aber hat es gut gemacht! — An dieſen Zügen wirſt Du ihn einſt erkennen — erkenne aber auch Deine Pflicht gegen ihn! Nur mit dem vollen Werth des Herzens wird ſolche Liebe bezahlt.“

Guſtav drängte mit Wehmuth das Gefühl heißer Dankbarkeit gegen den Unbekannten in ſein Herz zurück, und gelobte es ſich und ſeinem väterlichen Lehrer heilig, ſich rein von jeglichem Unrecht zu bewahren, ſeine Zeit weiſe zu benützen, und ſtets der moraliſchen Verpflichtung gegen ſeinen geheimnißvollen Wohlthäter eingedenk zu ſein. Er hielt Wort.

Sein freundliches Betragen, ſeine ſanfte Gemüthsart verſöhnte auch den Neid Derer, denen es ſchwer fiel, ſeinen Talenten und Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Wer ihn kannte, war ſein Freund.

Nach beendigter Univerſitätszeit beſuchte er ſeinen Erzieher; auch jetzt noch wurden ihm durch dieſe Hand die Mittel, deren er bis zu dem weit ausſehenden Ziel ſeiner Verſorgung bedurfte, dargereicht und verſichert. „Wird dieſer milde Geiſt, dem eine goldne Quelle zu Gebot ſtehen muß, woraus er mir zufließen läßt, was ich bedarf — mir denn nie ſichtbar werden?“ fragte Guſtav den Zahlmeiſter jener verhüllten Gütigkeit. „Vielleicht!“ antwortete der Geiſtliche lächelnd. „Es iſt die Art guter Geiſter, zu erſcheinen, wann und wo es Noth thut. Dann ſorge nur, daß Du ihn nicht verkennſt!“ Guſtav nickte ſtumm. Er dachte an jenen Ausſpruch eines Taubſtummen, daß die Dankbarkeit das Gedächtniß des Herzens ſei. Er trug die Züge ſeines Wohlthäters in der Taſche —, ihren wohlwollenden Ausdruck aber hatte ſeine Seele aufgefaßt.

Daß er in der Stadt dieſer Geſchichte als Referendarius angeſtellt war, und auf welche Weiſe er Luziens Bekanntſchaft machte, wiſſen unſere Leſerinnen bereits; nur das iſt ihnen noch übrig zu erfahren: ob das Billet, welches er an jenem Morgen in dem Zimmer des Oberlandesgerichtsrath verloren, und das ihn in Luziens Augen treulos ſcheinen ließ, wirklich ein Beweis ſeiner Schuld geweſen?

Als Frau von Felſenhorſt einige Tage nach der Abreiſe ihres Gemahls von einer kleinen Spazierfahrt nach Hauſe kam, trat ein junger Mann an den Schlag des Wagens, Hugo Brandes, der erwartete Neffe. Es war die Figur für ein Gemälde, und man hätte wohl an dem Bilde des Jünglings die Außenfarben kecken Muthes ſchön finden und wohlgefällig bewundern mögen, während der Lebende ſelten dieſes Recht behielt. Sein Anzug theilte ſich gewiſſermaßen in Vergangenheit und Zukunft; er ſelbſt gehörte ohne Reue wie ohne Sorge nur der Gegenwart an. Er trug ſich noch als Student und renommirte nur mit einer Schattirung von Grün, die, nebſt der kleinen Feder auf ſeinem Hute, den künftigen Forſtmann bezeichnete.

Die Eltern Hugo's waren kurz vor dem Abgange ihres Sohnes auf die Univerſität, woſelbſt er Cameralia ſtudiren wollte, um ſich dem Fache ſeines Vaters zu widmen, ſchnell nach einander geſtorben. Das Vermögen der Forſtmeiſterinn war dahin, wie der Sand des Unrechts zerrinnt — ihr zweiter Gatte war von jeher ein Mann der Zerrüttung geweſen, und einem ſolchen kann weder Amt noch Gewinn jemals zu Gute kommen. Kaum reichte der Nachlaß hin, die Gläubiger zu befriedigen, und Hugo, im Wohlleben erzogen, was in tauſend Fällen zu einem Uebel des Lebens wird — an kein Entbehren, kein Verſagen gewöhnt, fiel nun den Verwandten der Mutter anheim.

Der Rittmeiſter, ohnehin beſchämt, ſeines edelmüthigen Bruders Verdienſt um Guſtav nicht theilen zu können, übernahm dieſe Sorge ganz allein. Er ließ Hugo auf ſeine Koſten ſtudiren, und der Wechſel des Jünglings fiel nicht kärglich aus. Doch leider lauteten die Berichte über ſein ganzes Verhalten weniger belohnend, als deren ſich der Landrath von ſeinem Schützling hatte erfreuen können. Exceſſe aller Art wurden mit dem Namen Hugo Brandes genannt, und zweimal entging er mit großem Aufwand von Liſt und Anſtrengung der verdienten Relegation. Schulden in Menge blieben zu bezahlen, als er auf das Schloß ſeines Oheims kam, um ſich hier mit einer Schuld zu belaſten, die nur Gott tilgen konnte.

Hugo ſtand betroffen bei dem Anblick der jungen Dame, in der er die Frau vom Hauſe, die Gattinn des Mannes kennen lernte, dem er ſo tief verpflichtet war; doch keine Schmeichelei iſt beredter, als das Verſtummen vor der Schönheit. Leontine nahm ihren Gaſtfreund in der willkommenſten Weiſe auf. Sie war ihm eine liebenswürdige Wirthinn. Dieſelbe Gewandtheit, welche früher das ſtille Haus ihres Gemahls zu einem Tummelplatz der Geſellſchaft gemacht hatte, diente ihr jetzt dazu, Gäſte fern davon zu halten.

So oft Hugo die ſchöne Frau „Tante“ nannte, war es, als ob dieſer verwandtſchaftliche Titel, der ein Verhältniß des Reſpects anſagt, wie Spott auf ſeiner Lippe klänge. Dieſe jugendliche Perſon war vollkommen ſeines Gleichen. Wer ſie zuſammen Federball ſpielen ſah, mußte glauben, eine Scene aus dem franzöſiſchen Luſtſpiel: „die junge Pathe“ zu ſehen; doch mit dem Unterſchied, daß hier ſchwerlich ein gutes Ende zu erwarten wäre. —

Hugo und Leontine waren im Alter wenig von einander verſchieden, in Leichtſinn und Leidenſchaftlichkeit ſich ähnlich. Sie mußten ſich finden. Ein weiter Spielraum für den Uebermuth entzügelter Gefühle war ihnen gegeben — kein zartes Band der Pflicht, des Vertrauens hielt ſie in Schranken. Leontine ſchilderte ihre Heirath als ein Opfer der Dankbarkeit — Hugo glaubte nun, ſeinem Oheim keine mehr ſchuldig zu ſein. Sie klagte, daß ihres Mannes Eiferſucht ſie inne halte, daß ſeine Begriffe von einer adeligen Hausfrau in jedem Sinne ſo mittelalterlich wären, daß er ſie am liebſten mit der Kunkel in der Hand ſähe, und in einem Erker eingeſperrt wüßte — „oder Kerker!“ ſetzte ſie wie die gekränkte Unſchuld hinzu; und Hugo nannte den Gütigſten der Menſchen einen Tyrannen, und legte ſeiner ſchönen Tante die ganze offne Welt mit dem wüſten Müßiggang pflichtwidriger Verirrung zu Füßen. — Alle Umſtände mußten ſich vereinigen, den Abweſenden zu verrathen. Hugo zählte einundzwanzig Jahre, in welchem Alter der Lebensbecher ſo leicht überſchäumt; wo dem Jüngling Vermeſſenheit für Muth gilt, und das Kühnſte ihm auch das Schönſte ſcheint. Wo das weiſe Mütterchen, Erfahrung, umſonſt den warnenden Finger emporhebt, wonach der Finger Gottes ſichtbar werden muß.

In einer warmen Sommernacht ritt der Rittmeiſter mit hochklopfendem Herzen ſeinem Gute zu. Er hatte ſpät die letzte Station erreicht und dem Drange nicht widerſtehen können, die noch übrigen Meilen auf ſeinem Reitpferde zurückzulegen, um einige Stunden früher das Lächeln ſeines Kindes und Leontinens freudiges Erſchrecken zu ſehen. Seine Leute ſollten mit dem Wagen und Gepäck am folgenden Morgen nachkommen.

Die lange Entfernung hatte das Bild ſeiner Liebe wieder aufgefriſcht. Er dachte mit Sehnſucht an ſeine Frau — und wenn er ſie ſchlafend fände — wie heiß ſein Kuß ſie wecken würde. Dort lag nun Blüthenrode, eingehüllt in die Schleier der Nacht, doch magiſch ſichtbar. Er kannte, er grüßte jedes Dach. Die funkelnden Sterne ſchienen ſeiner Ungeduld zu zittern, der Mond beſtrahlte das Schloß, das unter dieſem heiligenden Lichtblick im Dunkel der Schatten ruhete.

„O habe Dank, Du treuer Wächter am Himmel! unter deſſen mildem Auge ich mein Liebſtes geborgen weiß!“ rief der Rittmeiſter empor ſehend in erhöhter Stimmung, und erſchrak in der Stille der Lüfte vor ſeinem eigenen Laut; der Mond aber verſchwand hinter einer Wolke. — Er ſpornte ſein Pferd.

Jetzt ging es über die Brücke — der Mühlbach fluthete finſter unter ihr hinweg, das wilde Waſſer hatte eine dumpfe, geheimnißvolle Sprache, und dem Rittmeiſter rieſelte ein Schauer durch die Glieder. Nun war er an der Mauer des Gartens. Ein leiſes, geiſterartiges Rauſchen in den Gebüſchen ſchien dem Herrn dieſes Grund und Bodens ein unheimliches Geſchichtchen erzählen zu wollen. „Die Nacht iſt doch keines Menſchen Freund!“ dachte er und lächelte über ſich ſelbſt. „Mir aber iſt ſie es —; denn ſie giebt mir die Heimath wieder, und die Meinen.“ Und jetzt ſchnaubte ſein Pferd am großen Thorwege, der zu ſeinem Befremden um dieſe mitternächtliche Stunde offen ſtand. Kein Licht im ganzen Schloſſe; nur aus einem Fenſter des Seitengebäudes warf ein ſpärlicher Schein einen blaſſen Streif über den Hofraum. Den Rittmeiſter hauchte ein ahnungsvolles Grauen an, und muthmaßend, wo das Licht leuchte, wache noch Jemand, öffnete er die unverſchloſſene Thüre und ſtieg leiſe die Treppe hinan.

Alles ſtill wie im Grabe; durch die Spalte der angelehnten Thüre ſah der Rittmeiſter den alten Amtmann völlig angekleidet ſitzen und emſig ſchreiben. Das Zimmer des bis zur Peinlichkeit ordentlichen Mannes war in augenſcheinlicher Verwirrung, als habe eine wichtige Begebenheit jede Sorgfalt für die Umgebungen verſcheucht. —

„So fleißig, guter Alter, noch zur ſpäten Nachtzeit?“ ſagte der Rittmeiſter eintretend, und ſein Herz pochte mächtig.

Der Amtmann taumelte auf. Er ſchien ſo entſetzt, als ſähe er einen Geiſt. Mit der einen bebenden Hand ſich an die Lehne des Stuhls haltend, die andere vor das todtenbleiche Geſicht ſchlagend, ſagte er mit klangloſer Stimme: „Großer, guter Gott! daß ich dieſe Stunde erleben mußte!“

Der Rittmeiſter fühlte ſich erſtarren. „Um Gotteswillen! iſt ein Unglück vorgefallen?“ rief er in tödtlicher Angſt. „Meine Frau — ſie iſt doch nicht todt?“ Und das ſchwerſte Gewicht der Furcht hing ſich an die flüchtigen Secunden, welche dieſer Frage folgten, und zwang die Zeit ſtille zu ſtehen.

„O wäre ſie das!“ ſprach der Alte mit gramvollem Lächeln, „der Barmherzige ſtärke Sie, mein guter, gnädiger

Herr!“ fuhr er etwas leiſer fort, „Schlimmeres zu vernehmen. Sie iſt entflohen — mit Ihrem Neffen, vor zwei Tagen.“

Der Rittmeiſter ward bleich wie eine Büſte; die hohe Geſtalt ſank kraftlos in ſich zuſammen. Er fiel ermattet in einen Seſſel und der weinende Alte umſchlang ihn tröſtend, wie ein mitleidiger Vater ſein jammerndes Kind.

„Und mein Kind?“ fragte der Rittmeiſter noch betäubt.

„Iſt ein kleiner Engel, und wohlauf!“ antwortete der Amtmann, erfreut, der Schreckenspoſt doch etwas Gutes anfügen zu können.

„Sie ließ es alſo zurück?“ fragte der Rittmeiſter erwachend und in Haſt.

„Du lieber Gott!“ erwiederte der Amtmann mit heftigem Groll, „das Kind hat nie eine Mutter gehabt. Denn — bald nach Ihrer Abreiſe ging die ſaubere Wirthſchaft mit Herrn Brandes gleich an. — Ach! halten Sie zu Gnaden, lieber, guter, gnädiger Herr! Wie konnten Sie aber den Bock zum Gärtner ſetzen?“

Der Rittmeiſter ſaß noch immer regungslos da. Endlich ſagte er tiefaufſeufzend: „Nicht wahr, Alter, es iſt nur ein gräßlicher Traum, was mich verwirrt?“

„So glaubte auch ich,“ ſprach der Amtmann, indem er ſich die Augen trocknete, „als ich vorgeſtern mit der grauſenden Nachricht geweckt ward. Ich wußte in der erſten Betäubung nicht, ob ich die Sturmglocke läuten laſſen, oder den Flüchtigen nachſetzen ſollte? — Da brachte mir die Amme einen Brief, den ſie auf dem Bettchen des Kindes gefunden hatte und der über mein Verhalten entſchied. Die gnädige Frau ſagte darin, daß ich mich jeder Aufſehen erregenden Maßregel, ihren Aufenthalt zu erforſchen, enthalten möchte, weil ja doch all mein Bemühen vergeblich ſein würde. Sie erſuche mich nur, das inliegende Schreiben zu ſeiner Zeit an die Behörde abzugeben, wozu ich leider ſchon ſo bald Gelegenheit gefunden.“ Bei dieſen Worten überreichte er dem Rittmeiſter einen Brief; dieſer erbrach ihn — ein Schlüſſel fiel heraus.

Leontine ſchrieb ihrem Gemahl in wenigen Zeilen, daß eine unbezwingliche Leidenſchaft ſie zu einem Schritt verleitet, deſſen anſcheinende Strafbarkeit durch die Ueberzeugung gemildert werde, daß ſie nie fähig ſein würde, ihn zu beglücken, daß ſie herzlich wünſche, er möge die wiedererlangte Freiheit zu einer befriedigendern Wahl benutzen, und den Glauben hege, das Gewaltmittel, welches ſie ſich erlaube, werde ihn am leichteſten und ſchnellſten die Scheidung erreichen laſſen. — Da ſie die Großmuth ihres Gemahls kenne, ſo habe ſie, ſeiner Verzeihung gewiß, ihre Zukunft durch die Mitnahme von Papieren an Werth ſichern wollen. Alles Andere, ſogar das theure Gut, an das ſie doch den natürlichſten und erſten Anſpruch habe — ihren Sohn — laſſe ſie zurück.

Der Rittmeiſter mußte dieſen Brief mehrere Male leſen, ehe er ſich des Inhalts klar bewußt werden konnte. — Der Amtmann führte ſeinen bedauernswürdigen Herrn an die Wiege des kleinen Gollmar, und hier löſ'te das Lächeln der Unſchuld die wilde Verzweiflung des gebeugten Vaters in ſanfteren, menſchlicheren Schmerz auf.

Als der Rittmeiſter der Ueberlegung wieder fähig war, beſchloß er, ein Jahr und wohl noch längere Zeit vergehen zu laſſen, ehe er entſcheidend die gerichtliche Trennung ſeiner Ehe nachſuchen wollte. — Nicht minder als ſein Herz verwundet, war durch dieſe grauſame Erfahrung ſein männliches Ehrgefühl verletzt; aber die Zeit verbindet auch, wo ein Theil unſeres Weſens ſich gelöſ't und uns den blutenden Schmerz gelaſſen hat. —

Umgang ſuchte er ſo viel als möglich zu vermeiden. Er lebte ſtill beſchäftigt, Verbeſſerungen ſeines Gutes zerſtreuten ihn. Sein Kind war ſeine einzige Freude.

Geſchäfte führten ihn in das Haus des Oberlandesgerichtsraths. Hier ſah er Luzien, und ihr Anblick wirkte auf ihn wie der reine Silberblick des Mondes auf einen Wanderer, der den Stich der Sonne empfunden hat. Die ſtille Würde, in der ſie ihm erſchien, der tiefe, ſüße Frieden, der aus ihren Augen ſtrahlte, die Geduld, mit welcher ſie der feindſeligen Tante begegnete und das ſanfte Gemüth frei von ſtörender Erbitterung zu erhalten wußte, ihr ganzes Benehmen, ſo weiblich-ſchön, von Geiſt und Grazie geleitet — zogen allmählich ſein Intereſſe immer reger und reger zu ihr hin; jeder Blick, den er beobachtend in das Innere dieſes lieblichen Weſens ſenkte, fand Grund für ihn aus, es zu bewundern, es zu lieben. —

So war ein Jahr verſtrichen. Zum zweiten Male ſeit Leontinens Flucht umfing des Winters ſtarre Oede den einſamen Gutsherrn von Blüthenrode, und als die Nachtigallen abermals das Brautlied der Natur ſangen, fing ſein Herz in anderer Weiſe, aber einſtimmend in den Ton der Sehnſucht, an zu ſchlagen. — Warum ſollte er lebenslang auf das ſchönſte Glück Verzicht leiſten, wenn er ſich auch einmal gröblich darin geirrt? — Leontine war ſpurlos verſchwunden. Seine Ruhe, die treulos ihm ein Weib geraubt, kam nicht wieder, bis ein Engel ſie ihm gäbe, und dieſer Engel ſchien ihm Luzie. Wenn er der Mutter ſeines Kindes mit ſchmerzlichem Mitleid gedachte, mit dem menſchlichen

Wunſche, daß die Folgen ihres Fehltritts zu ertragen wären für die Unglückliche, ſo hoffte er, Luzie würde ein mütterlicher Segen für dies Waiſenkind werden und der gute Geiſt ſeines verödeten Hauſes und Herzens ſein. Aber bedachtſamer wollte er diesmal zu Werke gehen.

Eine Reiſe zu ſeinem Bruder, die in Betreff der Angelegenheiten jenes ererbten Gutes nöthig war, welches er nach ausgleichender Uebereinkunft an ſich genommen, ſollte dazu dienen, den Landrath über die beabſichtigte Scheidung, und über alles weitere dann — in Rath zu nehmen.

Die herzliche Vertraulichkeit, womit Luziens Vater dem Rittmeiſter bei deſſen Abſchiedsbeſuch entgegen kam, entlockte ihm einige Winke in Beziehung auf ſeine Abſicht. Wie deutlich der Oberlandesgerichtsrath dieſe Winke verſtanden, wie erwünſcht ihm dieſer Schwiegerſohn geweſen wäre, haben wir durch ſeine Unterredung mit Luzien erfahren.

Planlos, von wilder Leidenſchaft getrieben, flüchteten Hugo und Leontine der Grenze zu. — Was ſie wollten? ſie wußten ſelbſt nichts anderes, als einander angehören. Was aus ihnen würde, wußte Gott allein.

Als Leontine ſich der Wiege genähert, um den Brief an den Amtmann darauf zu legen, hatte der kleine Collmar die Augen geöffnet und ſie mit einem Engelslächeln auf die unnatürliche Mutter geheftet. — Dieſer leiſe Zug der Liebe in dem Geſichtchen des Kindes, riß, je weiter Leontine ſich entfernte, deſto ſtärker an ihrem Herzen.

Raſtlos eilten die Flüchtlinge an Städten und Dörfern vorüber und gönnten ſich wenig Friſt. Der Abend des zweiten Reiſetages ſollte ihnen in einem kleinen Grenzort die erſte längere Erholung gewähren. Schon neigte die Sonne das roſige Antlitz hinter die fernen Gebirge, ſchon ward es ſtiller und ſchweigender auf der regſamen Erde; ermüdete Menſchen gingen mit ihrem Arbeitsgeräth der Heimath zu, um von dem ſchweren Tagewerk auszuruhen; aus der Ferne tönte das friedliche Heimläuten der Heerde und verſchwebend in der ſtillen Luft hallte hier und da eine Abendglocke aus, die zur Feier der Ruhe einlud. — Jetzt ergriff Leontinen das wüſte Gefühl der Flucht. Der Zauber heimathlicher Sicherheit berührte ſie — ihre Athemzüge gingen kurz und beklommen. Sie ſah ſich in das Schloß von Blüthenrode entrückt und dachte: „Nun wird das Kind ſchon ſtill und warm in der Wiege liegen und ſchlafen — allein!“ Dieſe Erinnerung hauchte ſie wie das Grauen der Nachtluft an. —

Dort war die Grenze! Der Thurm des Ortes, wo ſie über Nacht zu bleiben gedachten, ſchimmerte dahinter im letzten Schein des Tages; doch diesſeits der Mauth lag noch ein freundliches Dorf, trüglich nahe; denn der lange ſteinigte Hohlweg, der den Paß dazu bildete, wollte kein Ende nehmen. Hugo hatte aus ſehr begreiflichen Urſachen keinen andern Führer als ſich ſelbſt. Des Zügels, in keinem Sinne mächtig, voll drängender Ungeduld das nahe Ziel zu erreichen, trieb er die ermatteten Pferde heftig an und achtete Leontinens angſtvoller Bitten nicht. Der leichte Wagen ſchwankte wie ein Schiff im Sturme, jetzt gerieth er auf eine Klippe — und ſtürzte. Leontine raffte ſich unbeſchädigt auf und eilte Hugo'n zu Hülfe, der bleich mit geſchloſſenen Augen da lag und ſich nicht regte. Ihr Angſtgeſchrei weckte ihn, matt öffnete er die Augen, wollte ſprechen, aber ein warmer Blutſtrom entquoll ſtatt der Worte ſeinen Lippen und das warme junge Leben rieſelte in die uralte felſichte Ader.

Leontine ſchrie in Entſetzen und Verzagen laut auf; die Pferde ſchienen vor dieſem Ruf wie ſchüchterne Lämmer zu erſchrecken. Hugo wollte ſich ermannen; aber jeder Verſuch, ſich in Bewegung zu ſetzen, entlockte ſeiner tiefwunden Bruſt neues Blutvergießen. — Minute auf Minute verrann; immer abendlicher ward es unter dem Gewölbe des Himmels und die Sterne fingen an zu glänzen. Der Mond ſah mit blaſſen Blicken dieſem Elend zu; Leontine rang die Hände und ſchrie zu Gott — den ſie verlaſſen.

Da ward ihr ein erleuchtender Gedanke. Sie wollte in das Dorf eilen, um Jemand zu Hülfe zu holen. Unvermögend die Geſtalt des Jünglings von dieſem Platze zu bringen, machte ſie ihm ein Lager zurecht, ſo bequem, als es auf dieſer unwirthbaren Stelle nur immer möglich war. Dann beugte ſie ſich über das bleiche Geſicht, küßte einen blutigen Kuß von dieſen Lippen, die nur ſchwach athmeten — flüſterte vertröſtende Worte — und ſetzte ſich nun in den Wagen. Hugo blieb unter dem Schutze des einſamen Abends und die Vögel des Himmels flatterten über ihn hin. Mit der nur der Verzweiflung eigenen Kraft leitete Leontine die Pferde über das Geſtein und gelangte wohlbehalten in des Dörfchens Mitte. Hier ließ ſie das Fuhrwerk vor dem Pfarrhauſe halten, ſtieg aus und näherte ſich bebend einer Bank, worauf ein alter Mann, muthmaßlich der Prediger, ſaß, und in ſichtlichem Behagen ſein Pfeifchen ſchmauchte.

Dieſer friedliche Anblick, der Schimmer des Mondes an dieſem heiligſtillen Hauſe, ein Strahl von Zufriedenheit in den Zügen des Geiſtlichen, drang wie ein zweiſchneidig

Schwert in das Herz, welches hier in ſeiner tiefſten Noth Zuflucht ſuchte.

Leontine ſagte ihm unter hervorbrechenden Thränen die Wahrheit des erlittenen Unglücks, nur mit dem Unterſchied, daß ſie den Geſtürzten ihren Bruder nannte. Sie beſchwor ihn bei der Heiligkeit ſeines Berufes, ihr Rath und Beiſtand nicht zu verſagen, um Jenen von ſeinem felſichten Bette in ein weicheres zu verſetzen und ihn unter ſchützende Obhut zu nehmen.

Die Jugend und wunderſame Schönheit der Fremden, die dunkeln funkelnden Augen, das geiſterbleiche zarte Geſicht, die aufgelöſ'ten Haare, der Schleier, halb in Blut getaucht, die brennende Angſt des Blickes, die eilige Bitte, ſo bangſam und ruhrend wie eine Glocke, die in Flammen ſchmilzt, dies Alles regte die Theilnahme des Predigers lebhaft und ſchmerzlich an, und ohne Weilen und Weigern war er zu jeder Hülfe bereit. In Kürze war das Nothwendige dazu aufgeboten. Die Krankenſänfte des Dorfes, von mehreren Leuten begleitet, ward nach dem Hohlwege getragen, und der Prediger folgte ſelbſt, mit Lebensgeiſt, in einem kleinen Arzneifläſchchen wächſern verſchloſſen, mit Lebensgeiſt im Gemüth, unter dem Siegel der Weisheit. Leontine eilte voran. Als ſie ſich Hugo's Sitze näherte und ihn noch in derſelben Stellung fand, in der ſie ihn verlaſſen, brach ſie in lautes Weinen aus. Der alte Geiſtliche ſprach ihr und dem Verletzten Troſt und Muth zu. Seine Gegenwart übte eine beſänftigende und heiligende Kraft auf den wilden und wüſten Schmerz dieſes Unglücks, als einer ſchnellen Folge der Sünde. —

Hugo ward in die Sänfte gehoben und ſacht von hier weg getragen. Das Gaſtſtübchen des Pfarrhauſes öffnete ſich ihm und der Prediger und ſeine Leute trugen mitleidig Sorge um den Kranken und für ſeine vermeintliche Schweſter. Hugo hatte in ohnmachtähnlicher Schwäche Alles mit ſich geſchehen laſſen; jetzt, als er zu Bette lag, brach ein heftiges Wundfieber aus.

Leontine wachte und belauſchte ſeine Athemzüge, jede Bewegung. Das Dörfchen ſchlummerte in Frieden, die Kirchuhr ſchlug heiſer Stunde auf Stunde, der Wächter ſang einen gottſeligen Vers nach dem andern und tiefe Ruhe tönte aus dieſer rauhen Stimme an das kleine Fenſter hinauf — die himmliſche Regel der Sterne — die Weltordnung Gottes — flimmerte in Leontinens verweinte Augen, in ihr verletztes Bewußtſein. Ihr Zuſtand war ſchrecklich. Ein ſchweres, furchtbares Schickſal hatte plötzlich mit eiſerner Hand das verworrene Gewebe leidenſchaftlicher Täuſchungen zerriſſen, und die heftige Ueberſpannung der gereizten Gefühle in ein faſt ſterbendes Ermatten verwandelt. — Das Bild des beleidigten Gatten ſtand zürnend und drohend, wohin auch Leontine die ſcheuen Blicke erhob, und das Flüſtern und Säuſeln der Nachtſtimmen, nur dem erwachenden Gewiſſen hörbar, ließ das Grauen der Furcht durch ihre Nerven zittern.

Endlich malte das Morgenroth ſich an die Scheiben. Die kleine ärmlich niederhangende Gardine ſchien in dieſe purpurne Fluth getaucht; die glanzloſen Wände leuchteten wie mit Herrlichkeit bekleidet: das bleiche Bild des Kranken ward verklärt — und die matte Geſtalt an ſeinem Bette zu einer Roſe, die der Himmel augenſcheinlich erfriſchte. —

Hugo warf wieder Blut aus. Der Arzt, welcher geholt worden, kam erſt gegen den Morgen, und ſein Ausſpruch gab wenig Hoffnung. Alles, was ſeine Kunſt hier vermögen würde, geſtand er heimlich dem Samariter, der ſich des blutenden Menſchen am Wege ſo liebreich angenommen, wäre, den Athem dieſer todtwunden Bruſt noch für kurze Zeit zu friſten.

Mit Schonung brachte der wackere Geiſtliche der vermeintlichen Schweſter des Kranken dieſe niederſchlagende Nachricht bei, und fragte, ob er ihr vielleicht durch die Mittheilung davon an Eltern oder andere etwanige Verwandte, einen Dienſt leiſten könne? — Die angſtvolle Verlegenheit, in welcher Leontine dies Anerbieten von ſich wies und den Prediger flehentlich bat, ſie und ihren Bruder nur bis zu deſſen baldiger Auflöſung unter ſeinem Dache zu dulden, ſo mancher Umſtand noch, der ihm früher ſchon aufgefallen war, erfüllten den erfahrenen Mann mit der Beſorgniß, daß hier wohl ein lichtſcheues Geheimniß obwalten möge. Doch hielt er es jetzt nicht an der Zeit, nach der Enthüllung zu forſchen, und ſuchte Beiden nur nach Kräften nützlich zu werden.

Sechs qualvolle Wochen, in denen die unglückliche Leontine zu der vollen Erkenntniß ihrer Verſchuldung gelangte, und in der ausharrenden Geduld an dieſem Schmerzenslager den Anfang ihrer Reue und Sinnesänderung zeigte, waren tödtlich langſam verſchlichen, als Hugo ſtarb. Weinend und vergehend ſank Leontine an die Bruſt des Predigers. „Meine Tochter,“ ſagte der würdige Mann in ernſter Rührung, „vielleicht iſt jetzt die Stunde gekommen, wo es an der Zeit iſt, Sie zu fragen: ob der Schmerz um den Hingeſchiedenen allein, oder irgend ein drückendes Bewußtſein Sie ſo tief, ſo unausſprechlich niederbeugt? Haben Sie Vertrauen zu mir! —“

Leontinens Bedürfniß traf mit dieſer Aufforderung zuſammen. Sie bekannte ihm ohne Rückhalt ihr Vergehen, und nannte ſich und den Verſtorbenen.

Der Geiſtliche erſchrak als er die Namen: Felſenhorſt und Brandes, und in ſolcher Beziehung vernahm. Beide Namen waren ihm gar wohl bekannt. Guſtav von Wogen verdankte dieſem Manne ſeine Erziehung für ein höheres Sein.

„Mein Kind,“ ſagte er, und ſein ehrwürdiges Apoſtelgeſicht drückte perſönliches Intereſſe und ein mildes Urtheil für dieſe Gefallene aus, „das Schickſal hat Sie ſchnell und hart gerichtet! — Doch — ob auch eine Mutter ihres Kindleins vergäße — will doch Gott Unſerer nicht vergeſſen! Wohlan! glauben Sie dieſem Worte, denn der Wahrhaftige hat es geſprochen. Ein neues Leben beginne für Sie! Laſſen Sie das vorige mit dieſem Todten zu Grabe getragen ſein. Es iſt Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut! Dieſer Ausſpruch erfülle Sie mit Muth und vertrauensvoller Zuverſicht. Ihr irdiſches Glück —“ er zuckte betrübt die Achſeln, „das iſt verwirkt. Wir wollen es dem Höchſten anheim ſtellen. Sichern Sie ſich nur das ewige. Bedenken Sie mit Ernſt dies unverlierbare Theil. Bleiben Sie vorerſt in meinem Hauſe, unter meinem Schutze; ich werde ſehen, was ſich aus den Trümmern Ihres Glückes für Sie retten laſſe. — Sie haben einen bittern Kelch geleert — ich bin deß Zeuge geweſen. So will ich Ihnen nun den Kelch der Verſöhnung reichen. Und wenn Ihnen mit dem Blute Ihres geſtorbenen Freundes alle Kraft entgangen iſt, ſo ſoll das Blut des ewigen und beſten Freundes Sie ſtärken, das aus himmliſchen Quellen auch für Sie gefloſſen.“

Leontinens Thränen floſſen heiß und heftig bei dieſer

Rede des frommen Geiſtlichen. Sie nahm dankbar, von heiligen Entſchlüſſen erfüllt, ſein Anerbieten an. In klöſterlicher Eingezogenheit lebte ſie bei ihm, und er gab ſie für ſeine Verwandte aus. Die einſame Lebensweiſe, die patriarchaliſche Ruhe und Einfalt des Hauſes, des Predigers belehrender Umgang wirkten allmählich beſchwichtigend auf dies verſtörte Gemüth. Sie unterzog ſich kleinen Beſchäftigungen, und die Zeit ſtrich ihren Balſam auf dieſe Wunden. Sie hatte vollkommene Muße über ihr früheres Leben nachzudenken, und der verkannte Werth ihres Mannes fing an, ihr verſtändlich zu werden.

An ihrer Selbſterkenntniß, an die Einſicht ihrer ſtrafbaren Verblendung war ein beſſeres Auffaſſen der ſittlichen Güte deſſen geknüpft, den ſie ſo unſäglich elend gemacht hatte. So mag dem Armen zu Muthe ſein, der im Gefühl drückender Sorge einen koſtbaren Perlenſchmuck findet, und nachdem er, ſeine Echtheit verkennend, ihn ins Meer geſchleudert hat, mit dem wahren Werthe deſſelben bekannt wird. —

Leontinens Reue und Leid ward immer ſtiller, immer ſtummer. Sie ſetzte das Bild ihres Gemahls, wie das eines gemarterten Heiligen, auf den Altar ihres Herzens, und umbaute das Gemüth wie eine Clauſe. Sie wandelte ſo ſchattenähnlich, ſo gänzlich ohne allen Antheil am Leben umher, daß dem Prediger das Herz in dem warmen Wunſche aufging, ihren Gram beruhigen zu können. Eines Tages ſprach er ernſter, durchdringer mit ihr als ſonſt. Leontine ſchluchzte leiſe. „Ach, mein Vater!“ ſagte ſie in herzergreifenden Tönen, „mein Herz ſchlägt nur in einem Wunſche; nur einmal noch zu den Füßen meines Mannes hinſinken, ein Wort der Verzeihung von ſeinem Munde hören und dann getröſtet ſterben zu können. Ich vermag nicht zu leben mit dem unbefriedigten Gefühl dieſer Sehnſucht. Ja — ſähe ich ſeinen Schatten nur, ich wollte den Schöpfer der Weſen dafür preiſen. Ich muß fort von hier —“ ſetzte Leontine mit umherirrenden Blicken hinzu; „ſchon zu lange habe ich Schuldbeladene in dieſen friedlichen Mauern geweilt. Wenn die Nacht hereinbricht und wohlthätiger Schlummer Aller Augen zudrückt, dann dünkt mir das ruheloſe Lager ein glühendes Neſſelbette; dann flüſtert eine leiſe klagende Kinderſtimme um mich — es iſt die meines Collmars!“

Der Prediger ergriff erſchüttert Leontinens Hände. „Faſſung, arme Freundinn!“ ſagte er weich und theilnehmend, „können Sie Gottes Barmherzigkeit ermeſſen? Wiſſen Sie, welch reichen Troſt er Ihnen zugedacht habe? — Denken Sie: „Wenn Demuth und Vertrauen ganz meine Seele füllt, werd' ich die Sonne ſchauen, die jetzt ſich mir verhüllt!“

Dieſer Vers, aus voller Seele geſprochen, war von ſtillendem Einfluß. Leontine legte ſich ermattet an die Bruſt des Tröſters, und ſprach: „Ich weiß es, mir wird beſſer werden, athme ich nur in der geliebten Nähe; kann ich den Ort nur mit meinen Blicken erreichen, wo ſie leben!“

Vergebens ſuchte der Prediger dieſen leidenſchaftlichen Wunſch zu beſprechen, und Leontinen die Verlaſſenheit ihrer Lage, wenn ſie ſein Haus verließe, anſchaulich zu machen.

„Und wenn ich verſchmachten müßte, mein Vater —“ war ihre letzte Antwort, „ich muß fort!“

Da der Geiſtliche dieſen Entſchluß unbeſiegbar fand, ſo that er das Letzte, um die Unglückliche nicht ganz einem hülfloſen Schickſal zu überlaſſen. Er ſchrieb an ſeinen ehemaligen Zögling, Guſtav von Wogen, auf deſſen Verſchwiegenheit er bauen durfte, und theilte ihm in einem langen ausführlichen Briefe die Geſchichte der jungen Frau mit, die dem Familien-Intereſſe Deſſen ſo nahe angehörte, den er väterlich beſchwor, ſich ihrer wie ein Bruder anzunehmen. Er deutete bekümmert darauf hin, wie gern er dieſen zarten Trieb ihrer moraliſchen Erneuerung, der Schutz und Schatten bedürfe, länger gepflegt hätte, und daß hier einem Gemüth aufzuhelfen ſei, welches durch die ihm inwohnende Kraft eine tödtliche Kriſe des Verderbens überwunden habe, und ſich nur noch ſchwach fühle. —

Als die zuſichernde Antwort auf dieſes Schreiben erfolgt war, ſchied Leontine unter tauſend heißen Thränen, mit wortloſem Dank von ihrem Wohlthäter. Umſonſt hatte ſie ihn dringend gebeten, eine Entſchädigung für den ihr gegebenen Unterhalt von ihr anzunehmen. Er weigerte ſich ſtandhaft, und nur der beſchämende Glaube, dieſer Gerechte wolle an ſolchem Raube keinen Theil haben, ließ ſie von ihrem Flehen abſtehen.

So, als ſei Leontine, nachdem ſie dies Aſyl verlaſſen, aufs neue feindſeligen Mächten verfallen, bezeichnete ſchon ihre erſten Schritte ein ſehr niederſchlagender Unglücksfall. In einem kleinen Dörfchen, worin ſie übernachtete, wurde ihr Alles entwendet, bis auf einen kleinen Reſt von Baarſchaft, den ſie bei ſich trug, die Reiſe nothdürftig vollenden zu können.

„Nun iſt die Schuld gebüßt —“ ſagte ſie, und ſtarrte rathlos vor ſich hin.

Es wird unſern Leſerinnen bereits klar geworden ſein, daß jene Fremde, deren Erſcheinen ſo ſtörend auf Luziens Liebesglück wirkte, keine Andere als Leontine war.

Es giebt eine Höhe des Leidens, welche über alle Rückſichten erhebt; der Verſinkende ſcheuet ſich nicht, eine Blöße zu geben. Die Schicklichkeit, dieſe Schutzmauer der leicht Verletzlichen, umfängt Den nicht, der dem Zufall preis gegeben ſcheint. Und wenn es ein Unglück giebt, wobei wir Alles verloren wähnen; ſo bleibt uns noch der Zartſinn übrig, den Freund zu unterſcheiden, der uns die letzte Hülfe leiſten könnte. — Jener Standpunct, dieſes Gefühl ließ Leontine nicht allein aus den Augen ſetzen, welche Meinung den jungen Mann treffen könne, den ſie um dieſe Zeit auf ſeinem Zimmer aufzuſuchen wagte; ſondern machte es ihr auch möglich, ihm die ganze Troſtloſigkeit ihrer Lage ohne Vorbehalt zu entdecken.

Wogen ſuchte die unglückliche Leontine durch die Verſicherung zu beruhigen, daß er das Möglichſte für ſie aufbieten würde. Er betrachtete mit ungemeinem Intereſſe die rührende Geſtalt, das blaſſe, ſchöne Geſicht, welches nur zuweilen ein Anflug von banger Schaam röthete, die dunkelflammenden Augen, aus denen tiefes, wehevolles Sehnen blickte. — Bilder der Hoffnung, ob auch dämmernd und unklar — ſchwebten vor ſeiner Seele. Obgleich Wogen niemals bei den Beſuchen des Rittmeiſters im Hauſe des Oberlandesgerichtsrath zugegen geweſen; ſo kannte er doch den Bruder ſeiner Stiefmutter aus Luziens warmen Schilderungen, als einen edlen gefühlvollen Mann.

Am folgenden Morgen begleitete er ſeine ſchöne Schutzverwandte nach einem kleinen Dorfe, eine halbe Stunde von Blüthenrode entfernt. Hier war bei einer blödäugigen Wittwe ein Stübchen für ſie gemiethet, das freie Ausſicht gewährte. Vielleicht argwöhnte die Alte, daß zwiſchen dem jungen Manne und ſeiner Gefährtinn ein Verhältniß gewöhnlicher Art beſtehe; aber Beide ließen dies auf ſich beruhen.

Leontine trat in ein zwar kleines, aber nettes Stübchen, von Wogens freundlicher Fürſorge mit allem Nöthigen verſehen.

Er öffnete jetzt mit dem belohnenden Gefühl, den heißen Wunſch eines kranken Herzens erfüllt zu haben, das einzige Fenſter dieſer ländlichen Zelle, und ſiehe! da ſtand das Blüthenroder Schloß, wie in dieſen Augenpunct hingebaut, und die Sonne ſchimmerte freundlich darauf nieder. Leontinens leuchtender Blick ſchien dieſe Entfernung und jene Mauern durchdringen zu wollen. Das Geläut des Kirchthurms in Blüthenrode ſcholl in leiſem Verklingen herüber, und die Lüfte webten ein Band von Tönen zwiſchen hier und dort, ein religiöſes Band gleichſam, zwiſchen Weſen, welche, geſchaffen Eins zu ſein, ein gröberer Zug aus einander geriſſen hatte. —

Leontine weinte. Sie wußte nicht? ob aus Freude? ob aus Schmerz. „So nahe! und doch ſo fern —“ rief ſie ergreifend, und vermochte nicht das Auge abzuwenden. Die Zeit drängte. Wogen fragte, womit Leontine ſich in dieſer Abgeſchiedenheit beſchäftigen werde. Dringendes Bedürfniß machte dieſe Frage nothwendig. Aber es waren nur kleine brodloſe Künſte, in denen dieſe zarte Hand geübt war, ein wenig Weißſtickerei etwa ausgenommen, worin bis zu einer gewiſſen Fertigkeit es gebracht zu haben, ſie ſich ſchüchtern rühmte. —

„Gut,“ ſagte Wogen, „bei meinem nächſten Beſuche bringe ich Ihnen einen vollſtändigen Stickapparat mit: die Beſchäftigung wird Sie zerſtreuen, und manches Süße iſt daran geknüpft.“

Er hielt Wort. Leontine war zum erſten Male in ihrem Leben fleißig. Sie war es mit all dem Ernſte, der das

Streben, Verſäumtes nachzuholen, begleitet. Und als ſie dem wiederkehrenden Freunde die vollendete Arbeit vorlegte und ſein freudiges Erſtaunen über das Gelingen derſelben ſah: da fühlte ſie ein nie gekanntes Vergnügen. Keine Bewunderung hatte ihr jemals inniger geſchmeichelt, und dieſes Lob war ein verdientes. Auch jetzt erſt fühlte ſie die Wahrheit jener Worte, in denen ihr Gemahl einſt das Glück arbeitſamer Nützlichkeit geprieſen. Und bei dieſer Erinnerung drückte die Biene des Fleißes, deren Honig ſie von den bleichen Blumen ihrer künſtlichen Schöpfung koſtete, einen Stachel in ihr Herz. —

Vom frühen Morgen an ſaß ſie an dem Fenſter des kleinen Stübchens, und nur zuweilen ſtahl ſich ein Blick von der Arbeit hinweg auf das Schloß von Blüthenrode. Immer weniger ſtechend war die Empfindung, mit der ſie es betrachtete. Ja, dann und wann ſenkte ſüßes Ahnen einer glücklichen Zukunft Frieden und Hoffnung in ihre Bruſt, und die Qual der Reue wich dem Bewußtſein der erfüllten Pflicht.

Wogens wöchentliche Beſuche waren die Silberblicke in Leontinens gegenwärtigem Leben. Er brachte ihr jedesmal eine beruhigende Nachricht von dem Ergehen ihres Gemahls, von dem Wohlſein ihres Kindes mit, er regte ihre ermattende Kraft, ja ſelbſt unwillkürlich eine ſchwache Hoffnung möglicher Wiedervereinigung an — und Leontine betrachtete ihn als ihren Schutzengel. —

Wie gering auch immer Leontinens damalige Bedürfniſſe ſein mochten, ſo reichte dennoch der Erwerb ihrer Arbeit nicht hin, ihren mäßigen Bedarf zu decken, und Wogen theilte im freudigen Verſagen mancher gewohnten Bequemlichkeit ſein Einkommen mit ihr. —

Wogen war zu Anfang dieſes Verhältniſſes zu ſehr mit Leontinens Unglück, mit dem Wunſche, ihr helfen zu können, mit der Ueberlegung, wie dies möglich zu machen ſei — beſchäftiget geweſen, als daß er Luziens ſichtbare Verſtimmung hätte bemerken können. Als er ſie inne ward, gelang es ihm, wie wir wiſſen, erſt ſpät, ſie um die Urſache davon zu befragen; doch keine Ahnung kam in ſeine Seele, daß Luzie an ihm, an ſeiner Treue zweifeln könne. — Er hatte ſeinem Pflegevater heilige Verſchwiegenheit über Leontinens Anweſenheit gelobt, und keinen Begriff davon, wie man einem gegebenen Worte irgend eine Ausnahme abdingen könne. — Berührte ihn alſo auch einmal der Gedanke, daß Luzie einem Mißtrauen Raum geben könne, weil er ihr die Veranlaſſung ſeiner öfteren kleinen Reiſen verſchwieg, ſo blieb er dennoch von der Verſuchung unangefochten, ſie damit bekannt zu machen; er begnügte ſich, die Geliebte in jenem Vertrauen zu ermuthigen, welches in das Weſen der Liebe einbedungen iſt. —

So war eine längere Zeit verſtrichen, als eines Morgens Wogen zu dem Oberlandesgerichtsrath gerufen ward, den er in ungewöhnlicher Aufregung fand, weil Luzie ihren Vater nach der uns bekannten Scene ſo eben erſt verlaſſen hatte.

„Ein andermal, lieber Wogen, verwahren Sie Ihre Liebesbriefe beſſer," ſagte er mit einem erkünſtelten Lächeln, während er dem Eigenthümer das verlorene Blatt zurückgab. — Wogen nahm es erblaſſend; er fühlte in dieſem Augenblicke, die Stunde war nun erſchienen, in welcher eine Erklärung ſeiner Gefühle erfolgen mußte, und er ſagte mit unverkennbarem Ausdruck der Wahrheit: „Wie auch der Schein gegen mich zeuge; dennoch, betheure ich Ihnen, beſteht zwiſchen mir und der Schreiberinn dieſer Zeilen kein Verhältniß, welches Ihren Verdacht rechtfertigen dürfte."

„Und wenn auch, lieber Wogen," unterbrach ihn der Oberlandesgerichtsrath abweiſend, „was ginge es mich an?"

Wogen trat ihm näher, faßte mit lebhafter Innigkeit ſeine Hand und ſprach: „Sehr viel, Vater meiner Luzie! O! zürnen Sie nicht, ob dem kühnen Worte! — Ich liebe Ihre edle Tochter; keine Verſicherung über das Wie? verſuche es, Ihnen ein Bild zu geben, von dem unausſprechlichen Gefühl, welches mich für das theure Mädchen erfüllt! — Wenn Sie, verehrter Mann, meinen vielleicht zu ſtrengen Fleiß öfterer tadelten als lobten, ſo wußten Sie nicht, daß mir Luzie als der Preis dieſes Ringens erſchien. Bald wird nun die Zeit kommen, in der mich ein Amt für dieſes Streben belohnt; werden Sie alsdann mir Luzien und mit ihr das Glück meines Lebens gewähren?"

Der Oberlandesgerichtsrath fühlte ſich wunderſam gerührt; eine fremdartige Empfindung bemächtigte ſich ſeiner — mit vieler Güte antwortete er: „Ihre Erklärung, lieber junger Mann, überraſcht mich nicht. Nehmen Sie dagegen die meinige an, daß ich Sie achte, vor Vielen werth halte! — Wenn ich Ihrer Leidenſchaft für meine Tochter Nachſicht geſtatte, ſo erwiedern Sie dieſelbe dadurch, daß Sie den Vater zu entſchuldigen wiſſen, der ſein Kind auch in Beziehung auf äußere Güter gut verſorgt ſehen möchte. Es hat ſich jetzt eine ſehr anſtändige Partie für Luzien gefunden; laſſen Sie das Mädchen frei entſcheiden, und gewähren Sie mir eine billige und gerechte Bitte. — Luzie verreiſt auf mehrere Wochen. Verlaſſen Sie während ihrer Abweſenheit mein Haus, und ſehen Sie meine Tochter nicht eher wieder, bis Sie als Bewerber vor mir erſcheinen können. — Dieſe meine Forderung, deren Rechtmäßigkeit Sie anerkennen werden — verſchafft Ihnen die Gelegenheit, zu prüfen, ob Luziens Liebe ſich wie reines Gold auch im Feuer der Probe bewähre, und in dieſem Falle die frohe Ueberzeugung, das Mädchen durch pflichtgetreues Handeln, und nicht durch leidenſchaftliche Ueberredung, gewonnen zu haben. Meine beſten Wünſche, — meine Achtung begleite Sie, lieber Wogen.“ Er reichte ihm mit einer entlaſſenden Geberde die Hand.

Da ſtand Guſtav, ſtumm, beſtürzt. Ihm war auf einmal eingefallen, daß Luzie um ſein Verhältniß zu Leontinen Einiges gewußt haben könne, und doch nicht ſo viel, um klar zu ſehen, wie wenig dies Verhältniß ihre unumſchränkte Wirkſamkeit auf ſein Herz zu ſtören vermöge. Ja, er glaubte jetzt ſogar, Luzie habe jenes Billet geleſen, es gleich ihrem Vater gedeutet, und ihre Reiſe geſchehe nur in Folge dieſer irrigen Anſicht. — Beunruhiget, geängſtiget durch dieſe Gedanken, ſuchte er vergeblich nach einem Ausweg aus dieſem Labyrinth. Dunkel und Bangen umgab ihn, wohin er ſich wendete; doch Eins erkannte er in Klarheit, die Verpflichtung, dem Verlangen des Oberlandesgerichtsrath Genüge leiſten zu müſſen.

Unterdeſſen war der Rittmeiſter bei ſeinem Bruder angelangt. — Das Wiederſehen der beiden Brüder ward durch wehmuthige Zärtlichkeit gefeiert, denn trübe Erfahrungen lagen in der Zeit, in der ſie getrennt geweſen waren. Der lebhafte Wunſch des Landraths, jeden kleinen Umſtand von dem Unglück ſeines Bruders zu erfahren, und das

Verlangen des Rittmeiſters, ſein volles Herz endlich einmal ausſchütten zu können, führte beide ſchon am erſten Abend auf die traurige Geſchichte jener kurzen Ehe und Leontinens Flucht. — Dieſe Mittheilungen waren nicht durchaus erleichternder Art. Manches grelle Gedenken, vielleicht halb erloſchen oder gemildert im Verlauf der Zeit, erhielt friſchere Farben, und Leontinens Bild — ob auch in tiefem Schatten geſtellt — ſchwebte lebendiger als ſeit lange — vor der trauernden Seele ihres Gatten.

Der Landrath hörte mit der regeſten Theilnahme die Erzählung ſeines Bruders an. Als der Rittmeiſter an die Bekanntſchaft ſeiner nochmaligen Braut kam, und erwähnte, wo und wie er Leontinen zuerſt gefunden, zerſchmolz ſein Herz in dieſer Erinnerung. „Ach!“ ſagte er, „warum beachtet der Menſch die Zeichen ſo wenig, in denen der treue Geiſt der Vorſehung zu ihm ſpricht? Sie ſind ihm verloren, dieſe bildlichen Warnungen; denn der Zufall, der lächerliche Thor der Welt, ſcheint ſie verſtreut zu haben. — Das Blumenſtück vor dem Hauſe, worin die Oberſtinn wohnte, ſah aus, als wäre eine kleine Sündfluth darüber hingegangen, eine abgewürgte Taube in Leontinens Hand —, wie ſchrecklich dieſe Vorbedeutung! und wie ſo wahr! — Meine freundliche Schöpfung iſt mir verwüſtet —, mein Vertrauen erwürgt, mein unſchuldiges Kind geopfert, und Alles nur um ein Gelüſt der Sünde willen! —“

Der Landrath ſuchte ſeinen Bruder zu überzeugen, daß dieſe unglückliche Erfahrung nicht ganz ohne ſeine Schuld wäre. Er tadelte ſtreng die übereilte Wahl, ſo wie des Rittmeiſters weiches Nachgeben in Hinſicht auf Leontinens ganze Lebensweiſe; am allerwenigſten war er damit zufrieden, daß Jener den wilden Hugo bei der leichtſinnigen jungen

Frau zurückgelaſſen hätte. Er machte ſeinem Bruder anſchaulich, daß dieſer durch ſein verderbliches Vertrauen in die Treue zweier tugendloſen Menſchen, Leontinens und Hugos Fall habe herbeiführen helfen, und daß Vorſicht ſtets des Vertrauens Wächterinn ſein müſſe. — Die Wehthat, dieſe gerechten Vorwürfe, welche der Rittmeiſter ſich oft ſelbſt gemacht, von ſeinem Bruder wiederholen zu hören, ward durch das angenehme Gefühl aufgewogen, Leontinen zum erſten Mal, und noch dazu von einem ſo zuverläſſigen Munde, entſchuldigen zu hören. — Der Gedanke war ihm tröſtend, daß die Mutter ſeines Kindes nur eine Verirrte ſei.

Etwas verſchüchtert rückte nun der Rittmeiſter mit ſeinem neuen Heirathsproject hervor. Der Landrath erkundigte ſich auf das umſtändlichſte nach Luzien, und als die begeiſterte Schilderung geendet war, welche er von ihr erhielt, erklärte er mit der ihm eigenen Beſtimmtheit, daß er ſich jedes Raths in Betreff der vorzunehmenden Scheidung, wie in Bezug auf die beabſichtigte zweite Heirath, bis zu der Rückkehr ſeines Bruders enthalte, welche wieder über des Landraths Gut erfolgen ſolle.

Schon längſt hatte der Landrath eine Reiſe in jene Stadt, wo Luzie wohnte, im Sinne gehabt. Ein freudig-ernſtes Geſchäft rief ihn dahin. Die Prüfung, welche er ſeinem Schützling, Guſtav von Wogen, in der jahrelangen Vorbereitung auf ein juriſtiſches Amt aufgelegt hatte, war von dem jungen Manne, deſſen Geiſt und Gemüth ſich einer andern Wirkſamkeit zuneigte — rühmlichſt beſtanden worden, und ſein unbekannter Wohlthäter dachte nun mit Freude an den Augenblick, wo er ihm die frohe Ausſicht auf einen ſeinen Neigungen angemeſſeneren Beruf würde eröffnen können, und zwar perſönlich. Noch hatten ſie einander ſeit den

Tagen der erſten Kindheit Guſtavs nicht geſehen. Jetzt, da der Rittmeiſter ihm ſeinen Plan mittheilte, fürchtete er, der argloſe Bruder könne abermals getäuſcht werden, und er beſchloß, diesmal für ihn einzutreten, Luzien mit ſeinem guten wachſamen Auge ſelbſt zu beobachten, und ſo bei der Reiſe, die er ohne Verzug ins Werk ſetzen wollte, das Erreichen zweier gleich wichtigen Zwecke zu beabſichtigen.

Ein inneres Gebot beſtimmte ihn indeß, dem Rittmeiſter dies Vorhaben zu verſchweigen, und als Dieſer ſich auf dem Wege nach ſeinem Gute befand, rollte der Landrath erwartungsvoll jener Stadt zu.

Er kehrte in einem Gaſthof in der Nähe von dem Hauſe des Oberlandesgerichtsraths ein. Hier ſah er Luzien, und bemerkte ihre feine Geſtalt, das Schweben ihres Ganges. „Wer iſt die ſchlanke junge Dame, die dort neben der dreiköpfigen Frau geht?“ fragte der Landrath einen Inwohner des Orts, der täglich an der Gaſttafel dieſes Hotels ſpeiſte. „Dies iſt Fräulein Minos,“ lautete die Antwort, „und die Alte — ſehr gut bezeichnet, wahrhaftig! der Cerberus, der das artige Kind bewacht. Dieſe Tante iſt ein Drache; aber ſie hütet Gold!“

Der Landrath ſah den beiden Damen nach, ſo lange er konnte. „Wenn der Gang des Menſchen, wie man ſagt, charakteriſtiſch iſt —“ bemerkte er gegen den Andern, „ſo dürfte in dieſem leichten Schritt, wie in dem ſchwerfälligen Takt der ihn begleitet, Stoff genug gelegt ſein, um das gegenſeitige Verhältniß daraus zu erkennen. —“

Der Andere ging in die Falle und ſprach: „Das arme Mädchen bedarf dieſes leichten Schritts, um noch manchen Berg zu überſteigen, der ſich vor die Erfüllung ſeiner Wünſche thürmt. Als die Mutter auf überraſchend ſchnelle Weiſe geſtorben — ach! es war eine ganz treffliche Frau! ward die Tochter krank, und ſah lange aus wie ein Schatten. Dann lebte ſie gleichſam auf. Eine Liebe — nun, man iſt ja auch jung geweſen. Der Gegenſtand ſoll jedoch dem Vater nicht genehm ſein. Er will einen begüterten Schwiegerſohn, wie man ſagt, die Tante hält dem Zeitlichen ewige Lobreden, und ſo muß zuletzt das arme Mädchen daran glauben, es mag wollen oder nicht.“

Dieſer Bericht klang dem Bruder Deſſen, der Luzie Minos gewählt, nicht ſehr erbaulich. Er folgte ihr in Wallys Garten, und die ſtille Trauer, die wie ein zarter Nebelſchleier ihren jugendlichen Reiz umfloß, beſtätigte ihm dieſe Ausſage. Er ſah, wie in der Oper ein Thränenſtrom aus ihrem milden Augen brach, und er beſorgte ernſtlich, ſein Bruder ſtehe in Gefahr, ein ſchönes Herz zu brechen. So beſchloß er, durch raſche Entſcheidung Luziens Glück und die Ruhe des Rittmeiſters zu retten.

Schon zweimal hatte der Landrath nach Wogen ausgeſandt; der Referendarius, hieß es, ſei nicht zu Hauſe. Heute hatte er anſpannen laſſen, um ſelbſt zu ihm, der in dem entfernteſten Winkel der Stadt wohnte, zu fahren.

Er ſtand an der Thür des Gaſthofs und zog ſich die Handſchuhe an, da ſagte der Haushälter: „Dort reitet der Herr von Wogen! wenn Ew. Gnaden ihn ſprechen wollen. —“

Raſch ſchwang ſich der Landrath in den Wagen, befahl dem Kutſcher langſam nachzufahren, und jenen Reiter genau im Augen zu behalten. Mit freudigem Herzpochen ließ der Landrath ſeinen Blick auf dieſer edlen Geſtalt verweilen, deren ſichere Haltung ihm ſehr gefiel.

Beinahe zwei Stunden war der Wagen dieſem Wegweiſer gefolgt, als Guſtav von der Straße abbog und in einen ſchmalen Fußſteig, der durch einen Kranz von Weiden in ein nahes Dörfchen führte. Der Landrath ließ den Wagen halten, ſtieg aus und folgte von Weitem. Bald ſah er, wie Guſtav einem kleinen Hauſe zueilte, wie ein wunderſchöner Frauenkopf aus einem Fenſterchen ihn begrüßte, ihm ängſtlich zu winken ſchien — und der Landrath fühlte ſich von dem Gedanken ergriffen, ſein Schützling könne hier wohl in den Netzen einer thörichten, vielleicht ſtrafbaren Liebelei verſtrickt ſein. In drängender Unruhe, ohne deutlich zu wiſſen was er thue — ging er unbemerkt durch das Häuschen in einen kleinen Obſtgarten, ſchritt unſchlüſſig hin und her, gewärtig, daß mit dem nächſten Augenblick ihm guter Rath komme. Aber wie oft will der Menſch nur nehmen, was er ſelbſt zu geben vermag! — In dieſer zaudernden Weile hörte der Landrath, daß Jemand ſich näherte, und ſchnell trat er hinter ein vorſpringendes Gemäuer. Es war Wogen, der in ſichtlicher Bedrängniß auf- und nieder ging und laut mit ſich ſelbſt ſprach, wie folgt:

„Gott! was kann ich für die Aermſte thun? So rathlos war ich noch nie.“ Er blickte ſchmerzvoll zur blauen Höhe auf. „Gütiger Himmel! wenn mir doch eine Eingebung von Dir zu Theil würde! ein Lichtſtrahl, daß ich einen Ausweg abſähe! — Wenn mir Jemand ſagte, wie weit ich gehen dürfte — — —“

Dem Landrath ſchwoll das Herz. Er ging ihm leiſe nach, ſchlang ſeine Arme um ihn und ſprach: „Bis hierher, und nicht weiter. Guſtav! mein lieber Guſtav! vielleicht kann ich rathen. An dem Felſen bricht ſich die Woge — mir aber bricht das Herz vor Freude.“ Und die männliche Stimme ſchwankte.

Als Wogen ſich erſchrocken in der Umarmung des fremden Mannes wendete, ſah er in ein Geſicht voll Sonnenſchein und Wärme der Liebe. Als ob dieſer Blick, der ſo wohlwollend auf ihm ruhete, bis in die tiefſten ſeiner Erinnerungen dränge, ward ihm auf einmal Alles klar. „Wäre es möglich?“ rief er frohbeſtürzt, „ja, Sie ſind mein Wohlthäter! O! nennen Sie mir Ihren theuren Namen — und es iſt mir, als wüßte ich ihn ſchon.“

Da nannte ſich der Landrath. Wogen erblaßte. Er drückte die milden Hände, die ſo lange Jahre Segen über ihn ausgeſchüttet, feſt an ſeine heftigarbeitende Bruſt, und ſagte: „Welch ein Moment! Gott ſelbſt ſendet Sie, edler Mann, zu dieſer Stunde. Wiſſen Sie denn, hier in dieſem Häuschen lebt Leontine, ihres Bruders entflohene Gattinn, eine Gebeſſerte! Hart und ſchmerzlich hat ſie ihre ſtrafbare Verirrung gebüßt, ich bin deß Zeuge. Doch — die ſchwerſte Prüfung war ihr noch vorbehalten. Dieſen Morgen erfährt ſie zufällig, daß drüben in Blüthenrode das Kind des Rittmeiſters von Felſenhorſt in Abweſenheit des Vaters ſterbenskrank geworden und ſchwerlich zu retten ſei. Da ſtürzte Leontine ohnmächtig nieder. Die Mutter erwachte in ihr, mit dem Schrei der Angſt, ihr Kind einmal, nur Einmal! noch zu ſehen, ehe es verſcheidet. Sie verlangt es mit herzzerreißenden Bitten von mir — kann ich jedoch aus freier Hand mich mit ſolch einer verantwortlichen Einmiſchung befaſſen?“

Der Landrath, ſehr beſtürzt über dieſe Nachricht, und nicht im Stande die verknüpfenden Fäden zu faſſen, fiel hier ein: „Meines Bruders Kind — Du lieber Gott! wie aber, lieber Sohn, kommſt denn Du zu meines Bruders Frau? —“

Guſtav entwickelte den Zuſammenhang. Wie beſcheiden er auch ſein Verdienſt um Leontine fallen ließ, ſo umarmte dennoch am Schluß der Erzählung der Landrath im Gefühl der ſüßeſten Befriedigung ſeinen Schützling.

„Wohlan!“ ſagte er, „von dieſem Augenblicke an übernehme ich die Sorge für Leontinen. Vertraue ſie mir an — es kann noch Alles gut werden. —“ Seine Augen leuchteten; ihre Flamme ſchlug aus der geheimnißvollen Werkſtätte der Gedanken, wo jene heilige Alchymie der *Unterſcheidung* das Edelſte in einen Goldkern zuſammenſchmilzt, der ſich nie als Trug, als Täuſchung erweiſt. — „Jetzt gehe, mein Sohn,“ ſetzte er hinzu, „und hole meinen Wagen, der vor dem Weidendamme hält, hierher. Unterdeſſen ſpreche ich mit Leontinen. — Der Landrath erſchien der Weinenden als ein Engel; jedes Gefühl ihrer Schuld, der Beſchämung ſchwieg vor ihm. Er aber redete ihr freundlich tröſtend zu.

„Sie ſollen Ihr Kind ſehen, Frau Schwägerinn —“ ſagte er, und bei dieſer ſchmerzlichen Hoffnung brachen aufs neue ihre Thränen hervor; der härteſte Vorwurf hätte ſie nicht ſtärker treffen können, als dieſe verwandtliche Benennung.

„Da iſt der Wagen ja ſchon —“ ſprach der Landrath und machte Miene zum Aufbruch. „Ein Tuch nehmen Sie noch um — ſo!“ und es war rührend anzuſehen, wie der ernſte Mann mit Sorgfalt der verſäumten Toilette einer jungen Frau nachhalf, welche ſonſt wohl dieſes treugemeinten Beiſtandes geſpottet haben würde. „Auf Wiederſehen!“ ſagte er zu Wogen und ließ nicht zu, daß Leontine Abſchied von ihm nähme. —

In Blüthenrode war indeß Alles in fröhlicher Bewegung, denn ſeit einer Stunde hatte der Arzt den kleinen Collmar für gerettet erklärt. Da brauſten ein Paar muthige Falben vor einem ſchönen Wagen in den Hof; ein wohlgekleideter Mann half achtſam einer Dame heraus und führte ſie, deren Schritte ſchwankten, mit zarter Schonung die Treppe hinan. Ein Domeſtik erkannte den Bruder des Gutsherrn. Er öffnete dem Landrath ehrerbietigſt die Kinderſtube, worin ein Theil der weiblichen Dienerſchaft des Schloſſes verſammelt war. Man wich bei dem Eintritt der Fremden von dem Bettchen hinweg, dem Mittelpunkt der allgemeinen Theilnahme. Die Dame eilte darauf zu, warf den Schleier zurück, einen Blick auf das ſchlafende Kind — und ſank, von erſchütternden Empfindungen überwältigt, bewußtlos zu Boden.

„Es iſt die Frau!“ rief es, ſchreckhaft, leiſe, wie aus Einem Munde. Man eilte der Ohnmächtigen beizuſpringen. Unbewußt deſſen, was mit ihr geſchah, ward Leontine auf das Lager neben ihrem Kinde gehoben und ſo gleichſam in das Recht ihrer Stelle eingeſetzt. —

Der Rittmeiſter war mittlerweile auf ſeinem Gute angelangt, und wie ſehr er dort Alles nach ſeinen Wünſchen fand, wie nöthig mancher zu treffenden Einrichtung daſelbſt ein längeres Bleiben des Beſitzers auch geweſen wäre, ſo konnte er ſich doch während ſeines Aufenthalts einer beängſtenden Stimmung nicht erwehren, die ihn zur Eile antrieb. Er gab dieſe innere Unruhe der Aufregung Schuld, in welche ihn die Unterredung mit ſeinem Bruder verſetzt hätte; aber ſpäter mußte er ſie als ahnungsvoll erkennen. Auf dem Rückwege nach Blüthenrode, den er gegen die verabredete Weiſe nicht über den Wohnort des Landraths nahm — kam ihm ein Schreiben des alten Amtmanns entgegen, der ihm die Krankheit ſeines Kindes meldete, und die Beſorgniſſe des Arztes nicht verſchwieg. Der Rittmeiſter erſchrak tödtlich. Er beſchleunigte ſeine Reiſe faſt zum Nachtheil ſeiner Geſundheit, und ſo kam er in ſpäter Nachtzeit in dem Städtchen an, in welchem er vor beinahe zwei Jahren Wagen und Leute gelaſſen, um einige Stunden früher zur Kenntniß ſeines Unglücks zu gelangen. —

Auch diesmal gab er den Bitten ſeiner Getreuen kein Gehör, ſich nur eine kleine Raſt zu gönnen, und eilte auf einem der vorausgeſandten Reitpferde der nicht mehr fernen Heimath zu, und zwar allein. Mit welchen Gefühlen jedoch! „Damals —“ ſagte er zu ſich ſelbſt, in ſtillem Vergleich mit jenem nächtlichen Ritt, „fand ich die Mutter nicht mehr — heute finde ich wahrſcheinlich mein Kind ſchon todt! — todt!“ wiederholte er, und erſchauerte. Aber die Lüfte nahmen ihm das Wort vom Munde und hüllten es ein, als wollten ſie es ſchlafen legen. Der Rittmeiſter warf einen fragenden Blick an das Gewölbe des Himmels, die Sterne ſtrahlten ſo ruhig, ſo wunderſelig! Sie ſchimmerten Unendlichkeit und redeten die Sprache Gottes in Licht und Frieden. Dort dunkelte das Schloß — herbergte es wohl eine kleine blaſſe Leiche? Hier braus'te der Mühlbach und klopfte in vollen Schlägen gegen die Wehre; ſtand der Puls jenes zarten Lebens ſtille? — Das Pferd wieherte näher und näher. Mit dumpfem Gleichmuth rief innerhalb des Schloßhofs der Wächter die erſte Stunde aus, und der Rittmeiſter klopfte leiſe an das Thor.

„Schon gut, Herr Landrath, ich öffne ſchon,“ ſagte der Wächter, in der Meinung, es ſei Dieſer, der Nachmittags in die Stadt geritten war, und wenn auch ſpät, aber doch gewiß wiederzukommen verſprochen hatte, weshalb die Hausthür unverſchloſſen geblieben. Der Rittmeiſter, welcher keine Ahnung von der Anweſenheit ſeines Bruders hieſelbſt hatte, hielt den Wächter für träumend oder trunken. Er widerſprach der Anrede nicht, hüllte ſich tief in ſeinen Mantel und gab ſein Pferd ab. Mit gedämpften Schritten eilte er der Thür zu. Im Hausflur brannte Licht unter einer Glasglocke; ein Bedienter, völlig angekleidet, ſaß ſchlafend, und ſein Herr huſchte leiſe die Treppe hinan an dem Schläfer vorüber. Jetzt ſtand er an der Kinderſtube — und der Vater fing an zu beben. Dreimal zuckte ſeine Hand nach dem Thürgriff — doch als hätte ein hülfreicher Geiſt ſie ihm geöffnet, ging ſie allmählich von ſelbſt auf. Ein matter Lampenſtrahl erhellte das Gemach. Das kleine Bettchen ſtand dicht an ein größeres gerückt. „Mein Kind lebt!“ dachte der Rittmeiſter aufathmend, und erwog ſchnell, daß, wo Schlaf und Stille herrſche, die Gefahr entwichen ſei. Er ſchlich näher — der kleine Collmar athmete ſacht und ſanft, doch hörbar. Aber Wer ſchlief neben ihm, dicht am Rande des Lagers, tief niedergebeugt, des Kindes Händchen von ſchützender Hand umſchloſſen, in der Stellung einer Mutter? —

Die Nachthaube barg das Geſicht und ließ nur einen Theil der Wange frei, brennend im Purpur der Angſt oder der Schaam. Ein Schlaf in Kleidern, mit tiefen Athemzügen, wie die flüchtige Ruhe der erſchöpften Natur! Nur ein Arm lag entblößt auf den weißen Kiſſen und ſein zartes, kaum ſichtbares Geäder machte jetzt ein Herz ſchwellen. Der Rittmeiſter kannte dieſen Arm, der ihm einſt zur Feſſel der Schönheit geworden. „Allmächtiger Gott!“ flüſterte er mit zitternden Lippen, „iſt das ein Traum? Leontine —“

Das Gewiſſen ſchläft leiſe. Leontine ſchlug die Augen auf. Sie ſtarrte die Erſcheinung an, ſchrie laut, raffte ſich empor und ſtürzte in angſtvoller Haſt zu den Füßen ihres Mannes. „O entfliehe mir nicht, bis Du mir verziehen —“ flehete ſie mit rührender Stimme und umſchlang ſeine Kniee, „ich weiche dann ſogleich. Aber erbarme Dich nur mein und weigere mir Deine Vergebung nicht! —“

Der kleine Collmar, dem die Mutter die ſchützende Hand entriſſen, weinte erſchrocken auf. — „Mutter! Mutter! da bleiben!“ rief er ſchluchzend und ſtreckte beide Aermchen verlangend aus. Der zarten Stimme Ton, der Worte Sinn, durch die gegenwärtige Scene zu heiliger Bedeutung erhoben, traf wie ein elektriſcher Schlag. Schwankend vor gewaltiger Rührung zog der Rittmeiſter mit der rechten Hand die Kniende empor, während er mit der linken den Arm des weinenden Lieblings erfaßte. Das Kind zog ihn, mit dem Vater auch die Mutter näher — — und ward ſo zum Genius der Verſöhnung.

Dieſe Scene verhülle der Vorhang des Schweigens! Auch das Geheimniß menſchlicher Verſöhnung iſt ein göttliches, und wo Liebe die Flecken der Sünde tilgt, da ſinken die Schleier des Himmels!

Emiliens Todesmorgen fand ihre Tochter in Wallys Garten. Luziens Thränen ſtrömten heißer als je in ihrem Leben; denn ſie beweinte nun auch das Glück ihrer Liebe, welches ſie für immer verloren hielt. — Sie hatte Wogen nicht mehr wiedergeſehen. Als Luzie von jener Reiſe zurückkehrte, deren unſre Leſer ſich erinnern wollen — war er ausgezogen, und ihr Vater hatte ſich auf die an ihn ergangene Frage der Tochter, unbeſtimmt und räthſelhaft darüber geäußert. So hatte ſie dies als ein ſchweigendes Losſagen angenommen und auch geſchwiegen.

Heute aber ſprach die Erinnerung doch allzulaut in ihr an. Als ſie die thränenſchweren Augen erhob, ſtand er vor ihr. „Luzie! meine Luzie, Du weinſt?“ fragte er wehmuthsvoll, und neigte ſich zärtlich zu ihr, „verklagen mich dieſe Thränen?“

„Dem treuſten Herzen, das mir geſtorben, fließen ſie — die Liebe, an die ich glaubte, iſt nun auch todt —“ erwiederte Luzie ohne Bitterkeit, aber mit ſanftem Vorwurf.

Wogens Geſicht verklärte ſich in reiner Freude. „Wohl mir!“ ſagte er mit frohzitternder Stimme, „daß es nur weniger Worte bedarf, dieſen Glauben wieder zu beleben. Wahre Liebe ſtirbt nicht, meine Luzie! Und Du wirſt nicht zweifeln, daß ich Dir die Wahrheit ſage, wenn ich jetzt —“

„Laß mich es lieber ſagen!“ ſprach ein Mann, der in die Laube trat, in welchem Luzie ihren Fremden erkannte, der ihr von Guſtav alſobald als ſein zweiter Vater vorgeſtellt ward. „Erlauben Sie, mein Fräulein,“ fuhr er fort, „daß ich Ihnen in Kürze ein Geſchichtchen erzähle; Du aber, Guſtav, beſtelle uns indeß ein Frühſtück.“

Da Wogen zurückkehrte, warf ſich Luzie mit ſchimmernden Augen an ſeine Bruſt und flüſterte beſchämt: „Vergebung! mein Geliebter! mein Treuer! Vergebung mir, Du edler, Du einziger Menſch!“

Noch an demſelben Morgen ließ ſich der Landrath von Felſenhorſt bei dem Oberlandesgerichtsrath melden und warb feierlich um Luziens Hand für den Gutsherrn von Blüthenrode. Jener nahm den Antrag lächelnd und wie eine bekannte Sache auf. Wie ſehr aber erſtaunte er, als der Landrath, nachdem er ſich eine Weile an dem Vorgenuß der Ueberraſchung geweidet hatte, erklärte, ſein adoptirter Sohn und einſtmaliger Erbe, Guſtav von Wogen, genannt Felſenhorſt, ſei der nunmehrige Beſitzer davon. — Wer zweifelt wohl daran, daß Luziens Vater mit Freuden ſeine Einwilligung gegeben habe? —

Der Rittmeiſter zog mit Frau und Kind auf ſein ſchönes Erbgut in der Ferne. Er wollte ſeine erneuete Ehe gern in fremde, ſtille Umgebungen retten. Der Trieb des verkommenen Glückes war ſo zart, daß ſelbſt die Sonne ihn verletzte, welche den Garten von Blüthenrode beſchien. So überließ er gegen ein brüderliches Abkommen dies freundliche Beſitzthum dem Landrath für deſſen Schutzſohn.

Der Rittmeiſter hat wohl daran gethan. Seine Briefe lauten fortwährend ſehr erfreulich, und jüngſt war einem derſelben an Luzien ein ungemein ſchön geſticktes Kinderhäubchen beigeſellt, was dem glücklichen Wogen ein Beweis dünkte, daß Leontine in treuer Uebung des ihr liebgewordenen Fleißes geblieben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfter Band.

Blumen. Erster Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Zueignung an mein Geſchlecht.

Wann ſich der Lenz in lauen, milden Lüften
Der Sehnſucht kündet, welche längſt ihm rief;
Und nun aus Millionen kleinen Grüften,
Im Schooß der Erde, ſtill, verborgen tief,
Ein Auferſtehungsfeſt in zarten Düften
Die Blume feiert, die als todt dort ſchlief:
Dann knospen Freuden auch in dem Gemüthe,
Selbſt der Gedanke wird zur Frühlingsblüthe.

Und Frauen, die verwandt den holden Weſen
Durch flücht'ger Schönheit Reiz und Lieblichkeit,
Sie mögen gern im Blumenbilde leſen,
Was ihrer Jugend Glanz und Zauber leiht.
Doch werden ſie vom eitlen Wahn geneſen;
Denn ach! dem Welken iſt die Form geweiht!
Allein, was reine Seelen ſchmückt und kränzet,
Das ewiglich in Himmelsfarben glänzet!

Von leiſer Wahl geheimnißvoll geleitet,
Sucht ſich ein ſtilles Herz das Veilchen auf;
Und wo ein Brautfeſt fröhlich ſich bereitet,
Da ſtrebt zum Myrthenbaum der Holden Lauf.
Die Hand, die leicht und kühn mit Dornen ſtreitet,
Bricht Roſen ſich, und nimmt den Schmerz in Kauf —
Und zu den minderſchönen Immortellen,
Wird ſich der Sinn für Dauerndes geſellen.

Die Zeit entflieht, dem Herbſte müſſen weichen
Des Lenzes Milde und des Sommers Gluth;
Die Farben der Natur ſind im Erbleichen,
Der ſchwache Halm bebt in des Sturmes Wuth.
Da ſinken ſie, die trocknen Blumenleichen,
Zur Erde hin, wo Staub bei Staube ruht.
Und nun begehrt der Wunſch auf andern Auen,
Die todte Schöpfung lebend zu erſchauen.

Was ich in dem Gebiete ſüßer Stunden
Geträumet, und der Sammlung werth erfand,
Was in des Herzens Tiefen ich gefunden,
Und was Erfahrung ſchüchtern mir geſtand —
Hab' ich zum Kranze liebend Euch gewunden,
Empfanget, Schweſtern! ihn von meiner Hand!
Und was er beut, wie wenig es auch wäre —
Es lockt Euch nicht in eine nied're Sphäre!

Und wolltet freundlich Ihr der Gabe lohnen:
Denn in des Weibes Herzen klar und ſchlicht,
Wird bei dem Zartſinn auch die Güte wohnen,
Und tiefe Achtung vor des Dankes Pflicht —:
So flechtet mir die lieblichſte der Kronen
Aus üppigſprießendem Vergißmeinnicht!
Ob dieſen ſchönſten Schmuck auch Niemand ſähe,
Ich fühlte ſeinen Werth und ferner Liebe Nähe!

Hyazinthe.

Ihr Gedächtniß aber blüht ewig.
. . . . es ſagen's die Herzen.

Das Lächeln der befriedigten Eitelkeit machte das ſchöne Geſicht der Oberſtinn Lakovska noch reizender, als ſie ihr Spiegelbild von dem zierlichen Blondenhäubchen geſchmückt erblickte, welches der gefällige Gemahl, geſtern von einer kleinen Reiſe zurückkehrend, ihr mitgebracht hatte. Mit geübter Hand vertheilte ſie den dunkeln Glanz der ſeidenen Locken, welche die Natur und nicht die Kunſt um die junoniſche Stirn geſponnen, als Schatten zu dem Lichte der reichen Spitzen-Stickerei, und hüllte das kleine, roſige Kinn in das breite Florband von gleicher Färbung.

„Ein göttliches Häubchen!“ rief Zofe Roſette, die Hände bewundernd zuſammenſchlagend. „Weiß der Himmel, wie gnädige Frau es anfangen, daß Alles auf Ihrem Kopfe zum Modell wird! Nun werden unſere Damen wieder die Augen aufreißen und vor Neid gelb werden. Ich ſehe es ſchon im Voraus, wir werden den Schnitt zehnmal abſchneiden müſſen; denn gnädige Frau ſind die Gefälligkeit ſelbſt. Ja, wenn es mit dem Schnitte gethan wäre! Es kommt auf das Geſicht an — und da will zum hundertſten weder Schnitt noch Spiegel paſſen! —“

Die Oberſtinn verbarg die Wohlgefälligkeit dieſer Schmeichelrede hinter einer kalten, nichtachtenden Miene, womit ſie die Worte begleitete: „Ich mache mir aus dem Haubenputze nicht viel, denn da ich einen faſt läſtigen Ueberfluß an Haaren beſitze, ſo würde ich mit dieſem Schmucke zufrieden ſein; aber zur Großtante dürfte ich ſo nicht kommen. Sie drohet mir gleich Zahnſchmerzen, Kopfgicht, und wer weiß, was Alles noch? an, und würde mir gern ſpaniſche Fliegen oder ein Sammetkäppchen als Präſervativ aufreden.“

„Befehlen gnädige Frau, daß ich das Anſpannen beſtelle?“ fragte Roſette. Der Oberſtinn Antwort war die Gegenfrage: „Wo denkſt Du hin, Roſette? Weißt Du nicht, daß mein Mann erſt geſtern Abend ſpät von einer ſtarken Tour nach Hauſe gekommen, und daß er, wenn die Pferde auch nur ein paar Meilen gegangen ſind, ihnen am liebſten ein Fußbad geben und Filzſchuhe anziehen laſſen möchte? — Ich glaube, er hat dieſe, ſeine braunen Puppen, ſo lieb wie mich!“

Roſette lachte und meinte, dies wären noch die erträglichſten Nebenbuhlerinnen — und ward jetzt von ihrer ſchnell verdüſterten Herrſchaft beauftragt, den Bedienten zu rufen, auf daß er ſeine Dame begleiten möchte.

Die Zofe kehrte bald darauf mit der Nachricht zurück, daß Hubert von dem Herrn Oberſten ausgeſchickt worden ſei; und ihre Gebieterinn ſagte: „So gehe ich allein,“ und ließ ohne Verzug die ſeidene Hülle um die ſchmalen Schultern rauſchen. Geſenkten Hauptes, doch in dem Bewußtſein der Gewißheit, daß mancher Blick des Erſtaunens und erzwungenen Beifalls, hinter den verſchloſſenen Fenſtern hervor, darauf fallen werde, eilte Frau von Lakovska die Straße entlang, und ſchrak plötzlich aus ſüßen Träumen auf, als Hubert, einen porzelainenen Blumentopf im Arme, vor ihr ſtand, und in merklicher Betroffenheit vor der unvermutheten Begegnung ſtutzte.

„Wo kommſt Du her? Und was bringſt Du da?“

fragte die Oberſtinn mit ſcharfem, argwöhniſchem Tone, während ihre Augen die wunderſchöne, dunkelroth glühende Hyazinthe anblitzten, welche in dem Topfe prangte, und die Fragerinn mit dem ſanfteſten Himmelsodem anduftete, als wolle ſie der ſchöneren Gottesblume ein Beiſpiel ſegnender Milde geben.

„Der Herr Oberſt ſandten mich zu dem Fräulein von Norbe, allein es war dort Niemand zu Hauſe,“ ſtammelte der erſchrockene Domeſtik und heftete das furchtſame Auge an die Blicke ſeiner Dame, welche an einem weißlackirten mit grünem Rande umzogenen Täfelchen hingen, das, in einen polirten Holzſpalt eingefügt, den Namen der Blume: „Floras Roſenkranz,“ in ſchön geſchlungenen Schriftzügen trug. „So! So! Nun iſt es gut,“ ſagte die Oberſtinn, und ward röther als Floras Roſenkranz, und das zornige Funkeln ihrer Augen ſtrafte den Ausſpruch Lügen und verſicherte dagegen, daß es ſchlimm, recht ſehr ſchlimm ſei.

„Hubert!“ befehligte Frau von Lakovska den ängſtlichen Diener, „ſage meinem Manne, daß Du mir begegnet wäreſt, hörſt Du? Und daß ich Dich gefragt hätte, woher Du kämeſt? Vergiß es nicht!“ „Sehr wohl!“ verſetzte der Fortſtrebende, und die Falſchheit dieſer Redensart umſchrieb die Worte: „Sehr übel!“

In zitternder Eile trat die Oberſtinn bei ihrer Großtante mütterlicher Seite, der hochbejahrten Geheimräthinn Wibrecht, ein. Die Ruhe des einſamen, von der Gemächlichkeit geſchützten, von geräuſchvoller Wirkſamkeit und drängenden Sorgen entfernten Alters wehete in dem Zimmer der würdigen Matrone, in das die Leidenſchaft der jungen, heftigen Frau jetzt ſtürmiſch brauſ'te.

„Gut, daß Du kommſt, Fanny. Der ſpäte Kaffee iſt mir nicht dienlich, und ſo können wir auf der Stelle trinken,“ ſagte die Geheimeräthinn, ſich aus den Polſtern des niedrigen Lehnſeſſels erhebend, als Frau von Lakovska die Thüre öffnete. Aber dieſe verſäumte die Begrüßung und warf ſich athemlos in das Sopha, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, welches eine Thränenfluth überſchwemmte. Erſchrocken rief die Matrone: „Großer Gott! Was iſt denn geſchehen? Sprich doch, Kind! Ich bitte Dich ums Himmelswillen! Du ſiehſt, ich zittere am ganzen Leibe. Hat etwa das Regiment Deines Mannes Marſchordre erhalten? Ja, daran hätteſt Du denken ſollen, als Du aller Vorſtellungen Deiner Verwandten entgegen einen Offizier heiratheteſt. Soldatenfrauen haben nur geliehene Männer!“

Die Oberſtinn ſchüttelte während dieſer Rede den Kopf, mit dem ganz ins Vergeſſen gekommenen Blondenhäubchen, und ſprach ſich ermannend: „Nein, nein, liebe Großtante! Du irreſt. Ach! Ich bin ſehr unglücklich. Mein Mann liebt mich nicht mehr — er hintergeht mich. Eine Andere — dieſe Norbes haben mich um ſein Herz gebracht!“ — Sie ſchluchzte.

Die Matrone ſagte mit einem erleichternden Seufzer: „Nun, wenn es nur weiter nichts iſt. Gott vergieb mir die Sünde! Ich meinte nur, dann würde Dein Kummer vielleicht auf einer Einbildung beruhen. Man iſt ja auch jung geweſen und weiß, daß die Eiferſucht nicht ſelten eine Mücke für einen Elephanten anſieht. Aber der Schrecken iſt mir wirklich in alle Glieder geſchlagen; ich will doch ein paar Hofmannſche Tropfen nehmen.“ Und damit trippelte ſie an die Klingel.

Alsbald trat Frau Rixen, die treue Wirthſchafterinn der Geheimeräthinn, mit dem Kaffeezeuge ein, und Letztere aus zarter Achtung für die Geheimniſſe einer Ehe, die Mitwiſſenſchaft ihrer eigenen Vertrauten in Betreff von der gekränkten Seelenſtimmung der Oberſtinn und den etwanigen Urſachen derſelben beſonnen verhütend, ſprach mit mitleidiger Stimme, indem ſie auf die glühende, weinende Frau deutete: „Sieh nur, liebe Rixen, wie es der armen Fanny geht. Sie hat die heftigſten Kopfſchmerzen. Deshalb bringe bald ein wenig Liquor und Himbeeren-Eſſig herbei und ſchließe den Vorſaal ab, auf daß ſie ſich hier in ungeſtörter Ruhe erholen könne.“

Frau Rixen äußerte ein beſorgtes Bedauern und erſchöpfte ſich in Vorſchlägen kleiner Hülfsmittelchen, denn die Oberſtinn war ſchon als Kind von der gutmüthigen Alten gehätſchelt und gepflegt worden. Dann holte ſie das Verlangte und jammerte, daß gerade heute der benachbarte Kupferſchmidt ſo unaufhörlich hämmere und lärme, und daß der Mann wahrſcheinlich keiner Bitte um Schonung Gehör geben würde, weil er ſich ſchon längſt um daſſelbe gedonnert hätte.

Die Großtante war nun mit Fanny allein. „Jetzt erzähle mir, mein Kind,“ ſagte ſie, ſich vor dem Kaffeetiſch zurechtſetzend, „ermuntere Dich aber vorher durch ein Täßchen Kaffee und iß ein Stückchen von dieſem mürben Waſſerkuchen dazu, den die Rixen apart für Dich gebacken hat, weil ſie weiß, daß Du ihn liebſt.“

Es liegt in der Art und Weiſe, womit ſich manche Perſonen geben, ein unnennbares, aber in ſeiner Unbeſchreiblichkeit gewiß von Jedem gekanntes Etwas, das beſonders auf heftige, leidenſchaftliche Gemüther eine beſänftigende, ſchmerzſtillende Kraft übt. Es iſt dieſe wohlthuende Wirkung ein ſanfter Aushauch tiefer, innerſter Zufriedenheit und die leiſe Anſprache guter Geiſter.

Von jeher hatte die Nähe der Großtante, ja ſelbſt der Verkehr mit der ihr gleichgeſinnten Dienerinn, dieſe ſanfte, beſchwörende Gewalt über Fannys ungeſtüme Neigungen und Gefühle gehabt, und es bedurfte zuweilen nur des Eintritts in dieſe Wohnung des Friedens, um die Dämonen zu verſcheuchen, welche, als die Folgen einer Erziehung, die durch unweiſe Gunſt und falſche Nachſicht verderblich ward, das ſchöne, edelmüthige Herz der jungen Frau feindſeligen Regungen und dann der bitteren Reue überantworteten. So auch jetzt. Die Oberſtinn hatte kaum die Thränen ihres Unmuths ausgeweint und der ihr zärtlich-geneigten Matrone in das friedlich-klare Angeſicht geſchaut, als ihre Beſonnenheit zurückkehrte. Sie fing an, ſich ein wenig zu ſchämen, daß ſie von einer ſo unbedeutenden Veranlaſſung, wie die Ueberſendung einer Blume, welche den Namen der Empfängerinn führte, von dem herzlich dankbaren Wohlwollen des Gebers einer enthuſiaſtiſchen Blumenfreundinn dargebracht, zu dem Verdachte des Treubruchs und der ſie verrathenden Hinterliſt gereizt worden war. Ihr beſſeres Gefühl, welches von eitlem Selbſtgefallen und Roſettens bethörendem Geſchwätze in Schlaf gelullt worden, erwachte, und der beleidigte Gatte, in dem reinen Glanze ſeiner Schuldloſigkeit, ſtand mit Blicken des gerechten Vorwurfs vor den offenen Augen ihrer Seele. Ihre Thränen brachen aufs neue hervor, doch ſie entfloſſen diesmal einer edleren Quelle.

„Mein Gott, Fanny," ſagte die Großtante mit wehmüthiger Theilnahme, „Du ſalzeſt Dir ja den Kaffee mit Thränenwaſſer und ſchluckſt Gram und Herzeleid wieder hinunter, anſtatt es von Dir zu geben. Sprich doch, liebes Kind, was Dich ſo ſehr betrübt? Norbe's ſagteſt Du vorhin? — Die Leutchen ſchienen mir gut und ſtill, und ganz beſonders gefiel mir das Mädchen, als ich am verwichenen Neujahrstage in ihrer Geſellſchaft bei Dir zu Gaſte war."

„Liebe Großtante," antwortete Frau von Lakovſka und hob die überfließenden Augen, durch welche ſchon wieder heitere Strahlen brachen, wie Sonnenblicke, wenn ſie durch Regengewölk dringen, wie um Schonung ihrer Schwäche bittend auf; „glaube nur nicht, daß ich Dir etwas Großes, Wichtiges anzuvertrauen hätte. Du weißt wohl, ich bin ein wenig heftig — zum Mißtrauen geneigt, und ſehr reizbar in der Befürchtung, die Liebe meines Gemahls nicht ſo ungetheilt zu beſitzen, wie es die Bedingung meines Glückes iſt. Dieſe ſchwächſte Stelle meines Herzens, — die zarteſte, betrifft ja wohl immer unſer Liebſtes! — iſt einmal tief verwundet worden, und ſo geht, wie bei körperlich Kranken, jede erſchütternde Bewegung dem leidenden Theile zu und laßt mich ſeine Verletzbarkeit empfinden. Ich habe meinem guten Manne vielleicht Unrecht gethan — allein auffallen, ſchmerzlich auffallen mußte es mir doch, als auf dem Wege hierher mir ſein Bedienter begegnete, der eine ſeltene, prächtige Hyazinthe, zierlich angethan, mit einem Namen verſehen, welcher eine zarte Anſpielung auf die Freude war, die Flora von Norbe über dies werthe Geſchenk haben dürfte, von dort zurückbrachte, weil er Niemand zu Hauſe getroffen."

„O du meine Güte!" rief die Großtante, und der Ton ihrer tadelnden Lehre war ſo ſanft, daß die durch ihr Bekenntniß beſchämte Fanny wieder Muth faßte; „wie übereilt iſt doch die Jugend, wenn es darauf ankommt, ſich ſelbſt zu quälen! Und gerade iſt es die Fähigkeit zu leiden, mit welcher am ſparſamſten umgegangen werden ſollte, weil von ihr das Leben am meiſten fordert. — Du ſagteſt, die Eiferſucht ſei Deine ſchwächſte Stelle, die folglich am öfterſten leide? Mein Kind, vernachläſſige dieß Uebel nicht! Es kann zu einem Krebsgeſchwüre werden, woran Dein Eheglück einen langſamen Jammertod ſtirbt! — Du haſt Dich vielleicht bis jetzt mit Palliativen beholfen; wage nunmehr einen herzhaften Schnitt und rette Dich durch die Operation. Ich ſpreche aus Erfahrung; doch davon ſpäter. Erzähle mir doch, woher Deines Mannes Bekanntſchaft mit dieſen Norde's ſich ſchreibt; es ſchwebt mir wie im Traume vor, aber deutlich kann ich mich nicht mehr darauf beſinnen. Und dann ſage mir auch, was Dir die erſte Veranlaſſung zu dem Verdachte gegeben, daß Du in dem blöden, ſchüchternen Kinde eine Rivalinn zu fürchten hätteſt? — Doch laß Dir den Kaffee nicht kalt werden, Fanny, und nimm noch ein Stückchen Kuchen. Nicht wahr, er iſt gut? Ja, was die Nixen für Dich thut, das muß wohl gerathen, denn die Liebe iſt hülfreich dabei, und dieſe iſt der Inbegriff alles Vermögens."

Die Oberſtinn ſeufzte ſchwer und beklommen auf und hob folgendermaßen an: „Du wirſt Dich erinnern, Großtantchen, wie glühend leidenſchaftlich die Liebe meines Leopolds für mich war, ehe Verwandte und Vormund ihre Einwilligung in unſere Verbinduug geben wollten; wie er Himmel und Erde in Bewegung ſetzte, die Hinderniſſe unſerer Vereinigung zu beſiegen, und endlich als ein beglückter und entzückter Bräutigam die ganze Welt über meinem Umgange vergaß.“

Die Geheimeräthinn nickte wiederholentlich und ſagte mit einem Lächeln, das wie ein ſchwacher Schimmer aus der Ferne ſchöner Erinnerungen herüberleuchtete: „Das iſt in der Ordnung, mein Töchterchen, und wenn es etwa anders geworden wäre, ſo dürfteſt Du Dich darüber weder wundern noch beklagen, denn es gehörte auch in den natürlichen Lauf der Dinge.“

Frau von Lakovska wollte ihrer Erzählung nicht vorgreifen und fuhr dann ohne Weiteres fort: „Die Gluth meines Verlobten ließ mich zu keiner Anſicht des Feuers kommen, womit ich ihn liebte. Eine ſelige Befriedigung füllte mein Herz, alle Wünſche ſchwiegen — die Hoffnung breitete ihren Zauberglanz über meine Zukunft aus. Es war die glücklichſte Zeit meines Lebens; ach! daß ſie ſo kurz ſein mußte!“ — Die Augenwimpern der jungen Frau zerdrückten ein paar hervorquellende Thränen, ſie rollten langſam herab und fielen warm und ſchmerzend in das weiche Herz der Großtante. „Ehe Lakovska zum Herbſt-Manöver zog,“ knüpfte die Oberſtinn den abgeriſſenen Faden wieder an, „ward unſere Verlobung öffentlich bekannt gemacht. Er nahm für dieſe wenigen Wochen einen ſo traurigen Abſchied von mir, als ſollten wir uns nimmer wiederſehen. Auch war dieſe Wehmuth eine ahnungsvolle; der Geiſt ſeiner Vergötterung kehrte nicht wieder!“ —

„Das Wetter war den militäriſchen Uebungen dieſes Jahres ſehr ungünſtig, und Leopold, von ſeiner ſtets feſten Geſundheit in den ſichern Glauben gewiegt, daß ſie auch den heftigſten Angriffen Trotz bieten würde, dachte nicht daran, ſich durch Vorſicht und ſchonendes Achten auf ſich ſelbſt vor Unheil zu bewahren. Er fühlte ſich bereits mehrere Tage hindurch unwohl, ohne die mindeſte Rückſicht darauf zu nehmen, und ſo fand man ihn an dem Morgen, wo das Regiment zur Heimkehr abziehen ſollte, im heftigſten Fieber und mit geſtörtem Bewußtſein.“

„Ein kleines Gütchen, das Eigenthum der Frau von Norbe, war das damalige Cantonirungs-Quartier meines Mannes, und Lakowska der wärmſte Freund dieſer ländlichen Familie geworden, als ſeine Krankheit ihn in der thätigſten, unermüdetſten Theilnahme ſeiner Wirthinnen den Gewinn herzlicher Annäherung und eines zarten Benehmens ziehen ließ. Die Krankheit war heftig und hartnäckig, und der Geliebte lange Zeit hindurch in dringender Gefahr. Doch ſeine kräftige Natur ſiegte, und er ward dem Leben und mir erhalten.“

„Die Zeit der Abweſenheit meines Bräutigams mir zu verkürzen, hatte ich mich von der Couſine Rembrock bereden laſſen, ſie und ihren Mann auf einer Geſchäftsreiſe nach Berlin zu begleiten. Unvorhergeſehene, gebietende Umſtände nöthigten Rembrocks ihren Aufenthalt daſelbſt zu verlängern, und wiewohl es mir übrigens erging, wie angelegentlichſt für mein Vergnügen geſorgt ward, ſo bereuete ich doch hundert Mal meinen Entſchluß, der das Glück des Wiederſehens mir um ein paar Wochen verſpätete.“

„Endlich kam ich nach Hauſe, und fand ſtatt des harrenden Geliebten einen veralteten Brief von fremder Hand, welcher mir die erſchreckende Anzeige von ſeiner Niederlage machte, deren Entſcheidung, leiſen Andeutungen nach, noch zweifelhaft und bedenklich ſchien. Ich ſelbſt glaubte mich dem Tode nahe. Ich wollte ſogleich fort, hin zu Leopold, und verlangte in der entſetzlichen Angſt, worin ich vor dem

Schlimmſten zitterte, eine ſo ſchleunige, und unbedingte Befriedigung meines Begehrens, wie ich von früheſter Jugend an für alle Wünſche gefunden hatte. Aber zum erſten Male in meinem Leben erfuhr ich ernſtlichen Widerſtand. Mein Vormund war unbeweglich für meine flehentlichen Bitten. Dagegen verſprach er mir, mit dem morgenden Tage nach dem Gütchen der Frau von Norbe zu reiſen, um mir zuverläſſige Nachricht von dem Ergehen meines Kranken zu bringen.“

„Ja, ja, nun entſinne ich mich!“ unterbrach die Großtante ihr Beichtkind, „der Anfang war mir ganz ins Vergeſſen gekommen. Es war eine ſchwere Zeit! Wir hatten Noth mit Dir, liebe Fanny; Du wollteſt uns abſterben. Doch erzähle nur weiter.“

Frau von Lakovska nahm das Wort wieder auf: „Der Abgeſandte kehrte mit guten Nachrichten wieder. Leopold in der Beſſerung, und einige Zeilen von ſeiner Hand, obgleich mit zitternden Zügen geſchrieben, beſtätigten die tröſtende Ausſage. Allein eine Furcht anderer Art nahm den Platz der nunmehr beſeitigten ein. Mein Vormund floß von dem Lobe der Frau von Norbe über; und er konnte des Rühmens gar nicht ſatt werden, wenn er die Vorzüge ihrer Tochter Flora pries. Er erzählte, mit welch zarter Jungfräulichkeit dieſe des Kranken warte und pflege, wie ſein Wohl behütet und bewacht würde, wie tief und dankbar gerührt Lakovska dies empfände, und wie beredt er ihm die Größe der Verpflichtung geſchildert hätte, welche der himmliſch-milde Sinn dieſer Familie ihm aufgelegt. Ein Engel der Güte und Demuth iſt dieſe Flora! hatte Leopold zu meinem Vormunde geſagt, der dieſe Aeußerung mit ſchonungsloſer Treue mir mittheilte.“

„Dieſe Berichte miſchten der Freude über die Rettung des Einziggeliebten eine verſchwiegene Bitterkeit bei. Das Gefühl einer zärtlichen Braut verträgt wohl ſelten Relationen dieſer Art; das meinige litt ſeit jener Stunde an einer krankhaften Reizbarkeit in Beziehung auf das freundſchaftliche Verhältniß, wodurch ich mein gutes Recht an den Alleinbeſitz von Leopolds Herzen gekränkt glaubte.“

„Der heißerſehnte Tag ſeiner Rückkehr kam, und ich fuhr ihm einige Meilen entgegen. Ach! Ich hatte erwartet, ihn blaß, abgekommen, erſchöpft zu finden; doch ziemlich erholt, nur in gänzlich veränderter Gemüthsverfaſſung ſah ich ihn wieder. Seine Leidenſchaft für mich, ſchien erſtorben, und die kühle, ruhige Herzlichkeit, womit er mich umarmte und begrüßte, genügte mir, der Verwöhnten, nicht. Alles war anders geworden. Er rügte jetzt, zwar mit der zarteſten Delicateſſe, zuweilen kleine Fehler an mir, die ihm früher nicht aufgefallen waren; er machte Forderungen an mich, die mir ſeltſam vorkamen, und füllte unſere einſamen Stunden mit der begeiſterten Beſchreibung jener Tage aus, die, meinem Dafürhalten nach, als ein Andenken an ausgeſtandene Widerwärtigkeiten, zu vergeſſen er eher hätte befliſſen ſein müſſen.“

„Ich liebte, o gute Großtante! Ich liebte mit der unſäglichſten Heftigkeit meines Temperaments, und fühlte mich um mein Koſtbarſtes betrogen, verarmt, gleich einer gewaltſam Beraubten! Aber eben deswegen hoffte ich auch auf Erſatz, den jede kommende Minute mir bringen könnte.“

„So war unſer Hochzeitstag allmählich näher gerückt, und den folgenden Sonntag ſollte die Proclamation unſerer Verbindung von der Kanzel herab erfolgen. Da ſtürzt eines Morgens Lakovska, einen offenen Brief in der Hand, in mein Zimmer. Sein tieferblaßtes Geſicht, die Verſtörung in ſeinen Mienen kündigten mir ein großes Unglück an. Ich zitterte in banger Erwartung. Ohne Gruß und Kuß ſagte er: „Denke Dir, liebe Fanny! welch eine Schreckens-Botſchaft ich jetzt empfangen habe. Vor acht Tagen iſt das Gütchen der Frau von Norbe, durch die Bosheit eines rachſüchtigen Bettlers, in Rauch und Flammen aufgegangen. Dieſe kleine Beſitzung war einzig und allein die Ernährerinn der Familie. Und nun ſind dieſe edlen Menſchen dem Mangel preis gegeben! In dieſer winterlichen Jahreszeit vielleicht ohne ein ſchickliches Obdach! — Es wird ihnen an Allem fehlen, und ihre zarte Geſinnung es verſchmähen, Hülfe zu ſuchen! Ich habe ein namhaftes Capital zu unſerer erſten Einrichtung bereit liegen; Fanny, wenn Du wollteſt — wir könnten noch ein wenig warten, und dies Geld würde den dringendſten Verlegenheiten abhelfen. O meine Dankbarkeit brennt vor Begierde, einen Theil ihrer Schuld abzutragen!“

„Ich bebte wie Espenlaub. Jetzt, wähnte ich, hätte ich einen tiefen Blick in Leopolds völlig für mich erkaltetes Herz gethan; eine gräßliche Kälte hauchte mich an, in welcher das Gefühl der Liebe erſtarrete, und mir faſt unbewußt, entflohen meinen Lippen die Worte: Wir könnten es ja auch ganz und gar mit der Hochzeit laſſen, ſo wäreſt Du nicht genirt, Deine milden Spenden fortzuſetzen. Auch habe ich Urſache zu vermuthen, daß die Vortrefflichkeit Deiner Freunde Dir die Seele ſo ſehr erfüllt, und Deine Theilnahme auf eine Weiſe in Anſpruch nimmt, welche für den geringeren Werth Deiner Braut nur ein dürftiges Broſämlein übrig läßt.“

„Lakovska ſtand wie eine Bildſäule. Sein Blick ſprengte mit der Durchdringlichkeit des Blitzſtrahls die Eisrinde, welche ſich um mein Herz gelegt hatte, und in einem Tone, der mir unvergeßlich bleiben wird, ſo lange ich lebe, ſagte er: Fanny! Wäre es möglich? So könnte ich mich in Dir geirrt haben? — Eine Verſicherung ſeiner unveränderten Liebe, ein ſtrenger Vorwurf meiner ſelbſtſüchtigen Härte und ein heftiger Riß an dem Bande, das uns lange ſchon liebend verknüpfte, drang in wunderbarer Vereinigung aus den Klängen dieſer Ausrufungen in mein tief ergriffenes Gemüth. Ich fühlte nichts, als daß ich ohne ihn nicht leben könne.— mein ganzes Weſen löſ'te ſich in Reue und Leid auf; ich, die Beleidigte ward zur Büßerinn, ich fiel an ſeine Bruſt, und weinte laut. Seine Arme umſchlangen mich, ich fühlte die ſtarken Schläge ſeines Herzens — und ein langer, heißer Kuß verſöhnte uns.“

„Wie das nun ſo geht, Großtantchen; ich wollte gut machen, und ſolch ein Beſtreben vergreiſt ſich leicht in dem richtigen Maße. Ich ſprach von dem Aufſchube unſerer Hochzeit, als von einer beigelegten Sache; aber mit ernſter Feſtigkeit ſagte Leopold, daß es nun unwiderruflich bei dem zuerſt angeſetzten Tage unſerer Verbindung bliebe. Aengſtlich darüber, ob er mir noch zürne, fand mein Wunſch, mir ſeine Achtung zu erhalten, ein anderes Mittel zu ſeiner Befriedigung. Nun, ſo will ich Dir einen anderen Vorſchlag machen, hob ich furchtſam an; wir werden künftig ein ganzes Haus bewohnen; wozu würden wir dies brauchen? Lade Frau von Norbe ein, den Winter über, oder ſo lange, bis der Aufbau zu Stande gekommen, zu uns zu ziehen; ſo liegt die Gelegenheit noch näher, uns Ihr und den Ihrigen dankbar und dienſtlich erweiſen zu können. Lakovska lächelte, ach, recht wehmüthig lächelte er! und antwortete, wir wollen es überlegen, Fanny.“

„Von dieſer Zeit an, war mein Vertrauen in Leopolds

Treue wieder hergeſtellt; doch ſcheu und mißtrauiſch betrachte ich mich ſelbſt, weil mir in jener Scene die Möglichkeit ihn zu verlieren, einleuchtend geworden war. Sorgfältig vermied es Lakovska, ſeiner unglücklichen Freunde gegen mich zu erwähnen, und mein Gedächtniß ließ willig und gern alle Erinnerungen an dieſe Störer meines Glückes fallen. Daß er bald nach unſerer Verſtändigung an Frau von Norbe geſchrieben, ihr aufrichtige Theilnahme an dem Unglücksfalle, von dem ſie getroffen worden, bezeigt und ſie beſchworen habe, ihm das Recht der Freundſchaft, welches ſie ihm im Gewähren unvergeſſener Beweiſe bewilliget, nun auch im Empfangen zuzugeſtehen, und ihm die Mittel zu der Erleichterung ihrer Lage an die Hand zu geben — hatte Lakovska mir geſagt, aber noch war keine Antwort auf dieſes Schreiben an ihn gelangt.“

„Der Vorabend meines Hochzeitstages fand mich in dem Freudenrauſche einer Liebe, die nach langen Kämpfen und Beſorgniſſen endlich triumphirend ihr Siegesfeſt feierte. Der große Kreis meiner Verwandten war in Eintracht verſammelt, aus der gewölbten Hausflur herauf tönten lieblich und lockend die Flöten und Hörner des Brautſtändchens, und im einſameren Nebenzimmer ſaß ich auf Leopolds Schooße, mich der Wonne des Gedankens überlaſſend, daß der morgende Tag mich unauflöslich mit ihm, dem Schwererrungenen, verbinden werde. Da trat Hubert ein, ſeinem Herrn einen Brief überreichend, der, auf der Poſt liegen geblieben, erſt nachträglich gebracht worden, und zur abermaligen Verabſäumung beſtimmt, zur früheren Abgabe an die Behörde vergeſſen worden war. Leopold öffnete ihn zerſtreut, las dann aufmerkſamer, und theilte mir flüſternd den Inhalt mit, worin Frau von Norbe ihm für den herzlichen Antheil dankte, deſſen ſeine Zuſchrift ſie verſichert; und die ihr gemachten Erbietungen in ſo fern annahm, als ſie ihn erſuchte, ihr in unſerer Stadt eine Wohnung zu miethen. Der Bedarf derſelben war ſo gering, ja, ſo durchaus unzulänglich für die Verhältniſſe einer Frau von Stande angegeben, daß wir daraus auf die drückende Beſchränktheit ihrer Umſtände ſchließen konnten. Schweigend, mit fragendem Blicke ſah Lakowska mich an. Ich war zu glücklich, als daß ich irgend einer Beſorgniß fähig geweſen wäre — und ſo wiederholte ich den Vorſchlag, daß er ſeiner Correſpondentinn unſer Haus anbieten möchte.“

„Zehn ſelige Flittertage meiner Ehe waren dahin gerauſcht, als die Familie Norbe mit dem geretteten Reſt ihrer Habe bei uns ankam. Zwar glaubte ich kaum eine ſchönere Blondine geſehen zu haben, als Flora von Norbe, zwar nöthigte mir die reine Verſtändigkeit ihrer Mutter unwillkürliche Achtung, und das unſchuldige, gemüthliche Weſen der jüngeren Geſchwiſter ein Wohlgefallen ab, das der Rührung verwandt war; aber dieſe anſprechenden Eigenſchaften waren mit einer ſo blöden, zurücktretenden Beſcheidenheit verbunden, daß ich über mich ſelbſt lächelte, jemals ihre Einwirkung auf meinen Mann, als eine mir gefährliche, gefürchtet zu haben.“

„Doch nur zu bald ſah ich ein, daß man nicht zu früh lächeln müſſe. Glaube nur, liebe Großtante, daß ich Recht habe, wenn ich behaupte, daß jeder Menſch ſeine geborenen Freunde und Feinde zähle, die, wider Willen ſogar, in ihrer Annäherung Segen oder Schaden für ihn mit ſich führen, je nachdem es von höheren Gewalten in der Natur ihrer gegenſeitigen Wirkſamkeit bedingt iſt.“

Das wäre, meinte die Geheimräthinn, ein Glaube, der einer frommen Chriſtinn nicht wohl gezieme, und höchſtens einer kleinen Eiferſüchtelei zu Gute gehalten werden könne. Das Geſetz der Nächſtenliebe werde durch ſolche Trugſchlüſſe verhöhnt, und für ein gottgefälliges Herz gäbe es nur Einen Widerſacher, den böſen Geiſt des Argwohns und der Gehäſſigkeit.“

Frau von Lakovſka beſchränkte ihren Widerſpruch, auf ein leiſes, zweifelndes Kopfſchütteln, und fuhr in ihrer Erzählung fort: „Es war, als ob die frohe Zuverſichtlichkeit meines Thuns und Treibens, die beglückende Sicherheit, in der ich des Herzens meines Mannes gewiß war, mir in der Stunde entwichen wäre, in welcher dieſe Familie bei uns eingezogen. Mein Mann hatte nichts Geringeres im Sinne, als daß wir mit unſeren Hausgenoſſen einen ſo engen Zuſammenhang bilden ſollten, der uns verpflichtet hätte, jede kleine häusliche Freude mit ihnen zu theilen, und geſellige Vergnügungen, von denen ſie ausgeſchloſſen wären, ſo viel als möglich, zu entbehren. Die überſpannt erkenntliche Rückſicht, welche er auf die Zufriedenheit ſeiner Pflegerinnen, und ganz beſonders auf Flora nahm, that den Forderungen Eintrag, welche ich, ſeine Gattinn, an ihn machen durfte, und je tiefer ich, was mich kränkte, in mich verſchloß, um deſto weiter gingen ſeine Anſprüche an meine Duldſamkeit.“

„Das Benehmen des ſchüchternen Landfräuleins entbehrte keiner beſtrickenden Feinheit im Umgange mit meinem Manne; nur gegen mich war und blieb Flora wortkarg, förmlich und unbeholfen. Ihr Verkehr mit ihm hatte den Charakter einer kindlichen Vertraulichkeit; ihre Augen erriethen ſeine Wünſche, ſie hatte einen ſo leiſen Takt ihn zu verſtehen, daß ich mit dem bitteren Gefühle der Zurückſetzung, mich darin von ihr übertroffen ſah.“

„Frau von Norbe hingegen, ſchien ihre Aufmerkſamkeit mehr auf meine Perſon zu richten. Sie beobachtete mich ſcharf und unausgeſetzt, und war ſehr befliſſen, mir eine günſtige Meinung von ſich und ihren Kindern beizubringen. Ich ehrte ihren guten Willen mir Wohlwollen einzuflößen, aber ein geheimer Wurm nagte fort und fort an meinem Herzen.“

„Du biſt nicht heiter, Fanny! Es quält Dich etwas — darf ich es nicht wiſſen, ich Dein treueſter Freund? ſagte Leopold eines Tages zu mir, als er mich in düſterm Nachſinnen überraſchte. Ich leugnete. So müßteſt Du krank ſein, verſetzte er; denn Dein ganzes Weſen iſt verändert, und ich fürchte, Du verbirgſt mir, was ich wiſſen ſollte.“

„Dieſer Ton der beſorgten Zärtlichkeit, lockte ſüße, beruhigende Thränen aus meinen Augen; allein meinem Manne ein offenes Bekenntniß abzulegen, ſchien mir unmöglich. Ich fand einen Ausweg ſein Forſchen irre zu leiten, indem ich ihm vertrauete, daß der Ausſpruch des Arztes mich heute berechtiget hätte, mütterliche Hoffnungen zu faſſen. O! welch eine Stunde ſchenkte uns dieſe Mittheilung! Der Himmel kann keine ſchönere verleihen! — Der nächſte Monat vernichtete dieſe Hoffnung, und die Gefahr, welche die Auflöſung derſelben über mich brachte, ließ meinen Mann den Preis, womit er mein Leben erkaufen mußte, nicht zu koſtbar finden.“

„Ich hatte mich der ſtillen Erwartung getröſtet, daß unſere Hausgenoſſenſchaft mit dem Anbruche des Frühlings auf ihr Gütchen zurückkehren würde. Statt deſſen meldete ſich ein Käufer zu dem verheerten Grundſtücke, und mein Mann ſetzte mich von der Entſchließung der Frau von Norbe in Kenntniß, es unter billigen Bedingungen loszuſchlagen, und für immer in der Stadt zu bleiben. Meine Empfinbung bei dieſer Nachricht, war ein wahres Schlagrühren. Lakovska ſah mich an, das Wort erſtarb ihm im Munde— und nach einer langen Pauſe fügte er finſter hinzu: Frau von Norbe wolle nun unſere Güte nicht länger mißbrauchen, und habe für ein ſtilles Quartier in der entfernteren Vorſtadt geſorgt.“

„Fröhlich und freundlich bot ich nun Alles auf, um den Abziehenden die letzten Tage, unter unſerem Dache verlebt, zu verſchönern, und ihrer Erinnerung auch an mich einige Annehmlichkeit zu geben; doch, daß ich in der Seele vergnügt war, von dieſen preſſenden Umgebungen erlöſet zu werden, glaube ich vor dem ſtrengſten Richter verantworten zu können, und die Richtigkeit, womit die Vermuthung derſelben den Grund meiner heitern Bereitwilligkeit errathen mochte, war gewiß Urſache, daß meine Erweiſungen eine ſo kalte Aufnahme fanden.“

„Endlich war ich wieder allein; aber ſo wie ich gehofft, konnte ich mich deſſen nicht erfreuen; denn die Scheidenden hatten eine geheime Unruhe in mir zurückgelaſſen, auch war mein Mann jetzt oft verſtimmt und in ſich gekehrt. Mehrere Male hatte Frau von Norbe mit ihrer Tochter mir einen Beſuch abſtatten wollen, und ich fühlte mich verpflichtet, dieſe Artigkeit zu erwiedern. Recht befriediget kehrte ich aus dieſer Geſellſchaft zurück; es war mir heute manches anders als ſonſt vorgekommen, ein Stein war von meiner Bruſt geſunken, und ich beſchloß, öfterer hin zu gehen.“

„Drei Jahre ſind ſeitdem verſtrichen, welche die loſe Bindung unſeres Umgangs weder in einem herzlicheren Vertrauen befeſtiget, noch in einem feſteren Zuſammenhange ſtraffer angezogen hätten. Dagegen iſt mein Mann ſeiner dankbaren Anhänglichkeit an dieſe Familie ſo treu geblieben, daß es meinem ausſchließenden Anrechte an ſein Herz doch zu viel dünken will. Nie iſt dieſer Gegenſtand wieder zur Sprache zwiſchen uns gekommen; doch ſeine Handlungsweiſe ſagt mir, daß er mich errathen habe. Er geht oft hin, ohne davon zu ſprechen. Ich darf glauben, daß er Frau von Norbe bedeutend unterſtützt, auch weiß ich, daß er dem Fräulein Geſchenke macht; doch als Hubert mir vorhin mit der Blume begegnete, war es mir, als wüßte ich noch von nichts, als erführe ich zum erſten Male, daß mein Mann jede Veranlaſſung benutzt, um ſeiner Freundinn Beweiſe zarter Aufmerkſamkeit zu geben. Die Frau wird mit einem Häubchen abgefunden; das koſtet ja nur Geld! Aber dieſe Flora empfängt ein ſchöneres Opfer; eine Blume, von ſeiner eigenen Hand, für ſie gepflegt und gezogen!"

Der Oberſtinn Mund verſtummte, in leiſem Schmerze zuckend, und über ihr Geſicht liefen die Schatten plötzlich verfinſterter Anſichten.

Die Großtante hatte dieſe Eröffnung ihres Lieblings mit ſichtlicher Bekümmerniß vernommen. Doch die ruhige Hoheit, mit der ſie in den Kampf jugendlicher Gefühle herabblickte, die alterſtille Entfernung von dem Gewirre ſtreitender Empfindungen ließen ſie ihr Urtheil von einem Standpunkte abgeben, dem keine, ſich einmiſchende Näherung ſtörend war, und der das Gebiet des unverſtändlichen Menſchenherzens beherrſchte.

„Liebe Fanny!" ſagte ſie mit beſänftigender Stimme, „das iſt in der That eine ſchlimme Geſchichte; doch in der That! eine ſehr gewöhnliche. Die Erfahrung belehrt uns in tauſend Fällen ähnlicher Art, daß die ungetheilte Liebe des Mannes, ſelbſt im Zenith ihrer Ekſtaſe, der Braut, der Frau unverbürgt ſei, und von dem verächtlichſten Ohngefähr entwendet werden könne. Verſtehe mich jedoch recht, mein Kind, ich meine die Liebe, unter welcher Du die abgöttiſche Verzückung denkeſt, womit der Liebende in Dir das Ideal weiblicher Vollkommenheit anbetet, und doch nur den Götzendienſt der Sinnlichkeit treibt. Aber ihre edlere Schweſter, die reine, ewige Liebe! — verläßt nur dann das bewohnte Plätzchen, wenn ſie gewaltſam ausgeſtoßen wird, und dann läßt ſie, als Zeugniß ihres himmliſchen Urſprungs, ihren rohen Verdrängern das tröſtende Mitleid zurück. O meine Tochter! Das gute, weiſe Mütterchen Natur wollte es, daß der wählende Mann in dem Reize des blühenden Mädchens den Anſatz aller Tugendfrüchte ſieht, und gewiß hat Diejenige den wonniglichſten Genuß der Weiblichkeit nicht gekannt, welche in das Grab ſinkt, ohne empfunden zu haben. welche Entzückung der Blick ihres Auges, das Lächeln ihres Mundes, ein leiſer Druck ihrer Hand hervorrufen könne. Doch dieſe Wonne unſeres Frühlings ſind Blüthen der Vergänglichkeit, und ihrem Zolle früher oder ſpäter verfallen. Wollen wir murren oder verzweifeln, wenn ein Nachtfroſt ihrer Friſche ſchadet, oder ein Sturm ſie zeitiger verweht? — Sieh, meine gute Fanny, ſolch ein Nachtfroſt war die Krankheit Deines Lakovska, die in ihrer körperlichen Erſchlaffung auch die Leidenſchaftlichkeit ſeines Gemüths abſpannte. In dieſem Zuſtande der Mattigkeit lernte er die von Dir gefürchtete Flora näher, und in Beziehungen kennen, welche ihn nothwendig anziehen mußten. Ich kann mir denken, wie Alles gekommen. Edel, dankbar, großmüthig, gleich dem ſtarken Löwen, wollte der Geneſene ſeinen Wohlthäterinnen lohnen, und vertraut mit der Spärlichkeit ihrer Finanzen, mußte die Nachricht von dem Brande des Gütchens, der vielleicht ihre totale Verarmung zur Folge haben konnte, ihm einen Aufſchub der Erfüllung ſeiner theuerſten Wünſche als ein der Dankbarkeit gerechtes Opfer erſcheinen laſſen. Deine Unvorſichtigkeit, mein Töchterchen, ſetzte daher etwas Beſſeres, als die Befriedigung verliebter Ungeduld, in der aufgebenden Aeußerung aufs Spiel, das Vertrauen Deines Verlobten, und nur Deine ſchnelle und aufrichtige Reue konnte jene eiferſüchtige Wallung unſchädlich machen. Aber dennoch ſtrafte ſie Dich härter, als Du es verdienteſt. Du brachteſt das Erbieten, die Familie Norbe im eigenen Hauſe aufzunehmen, den kleinen Vergehungen zur Sühne dar, und für dieſe Leiſtung reichte Deine Kraft nicht aus. Wenn demnach Dein Mann die Lücken Deines Beſtrebens, dieſer Flora und den Ihrigen Liebes und Freundliches zu erweiſen, mit verſchwenderiſchem Aufwande ausfüllte; ſo geſchah dies zum Theil aus zarter Scheu, Deine Schwäche vor der Achtung dieſer ſchätzenswerthen Fremden enthüllt zu ſehen; und ſo war Liebe zu Dir, die geheime Triebfeder von der ſcheinbaren Theilung ſeiner Zärtlichkeit.“

„Glaube mir, mein Kind, es giebt nur Ein ſicheres, untrügliches Mittel, die Treue der liebenden Geſinnung mit Demantketten an uns zu feſſeln: dies, daß der Geliebte ſtets den zweiten Platz in unſerem Herzen einnehme; die Liebe zu Gott aber und allem Guten immerdar den erſten behaupte. Steht es ſo mit uns, ſo iſt auch unſere innigſte Zuneigung rein von ſelbſtiſchem Begehren und mißgünſtiger Anmaßung. Ruhig, demüthig, zuverſichtlich fühlt ſie ſich in der Dauer ihres Beſitzes, und weil ſie nach dem Unvergänglichen ſtrebt, weiß ſie, daß Niemand ihre Krone rauben könne. Iſt aber der Mann Dein Abgott, ſo ſchlägt einſt die Stunde, welche die Uebertretung des Gebotes rächt: Du ſollſt keine andere Götter haben neben mir!“

„Auch ich könnte Dir ein Geſchichtchen erzählen, das die wichtigſte Epoche meines Lebens und die Gründung meines Glückes enthält, und mir eine tiefeindringende Warnung vor der Furie gegeben hat, die Eiferſucht heißt, und deren glühende Fackel ſich ſtets gegen das Herz, das die Unholdinn birgt, wendet!“

Fanny bat die Geheimeräthinn um die Mittheilung, die alſo begann: „Du, mein Kind, wirſt Dich vielleicht erinnern, gehört zu haben, daß außer meinem Bruder, Deinem ſeligen Großvater, mir noch eine Schweſter lebte. Mein Vater war Proconſul in G . . . ., und die Einkünfte ſeines Amtes nährten unſeren Haushalt. Concordie, meine Schweſter, verſprach ſchon in früheſter Kindheit eine Schönheit zu werden, und wahrſcheinlich hatte man zu lange darauf gerechnet, daß einem Kinde aus der Kenntniß ſeiner eigenen Wohlgeſtalt kein Nachtheil für ſeine Unſchuld und Unbefangenheit erwachſen könne; denn Concordiens Eitelkeit und herabſehende Anmaßung verkündete ſich ſchon in unſeren Puppenſpielen. Stets waren die ihrigen Königinnen oder Gräfinnen; und die meinigen Hofdamen oder Kammerjungfern.. Oder ſpielten wir in einem Kreiſe anderer Kinder, ſo behielt ſie ſich die Rolle der gebietenden Frau, welche ſie in dem Charakter der Strenge und des Uebermuthes durchführte, gab unſeren Geſpielinnen die, untergeordneter, beſuchender Freundinnen, und verurtheilte mich allezeit zu der Vorſtellung der dienſtbaren Magd. Auch ſchien das Schickſal mir gleiche Anſtellung beſtimmt zu haben. Ich allein verſah alle Hausarbeit, während meine Schweſter ſich mit feinen Arbeiten beſchäftigte, und auf die Uebung der Muſik viele Zeit verwendete.“

„Dieſe parteiiſche Zurückſetzung, von Denen erlitten, welchen die Natur eine gerechtere Würdigung ihrer Kinder, eine gleichere Vertheilung ihrer Elternliebe, als heilige Pflicht erſcheinen laſſen ſollte, gab mir ſehr zeitig ſchon ein Gefühl des Gedrücktſeins, und nöthigte all meinem Regen und Bewegen den Zwang beklommenen Zurücktretens auf. Als ich einſt das Mährchen von der Prinzeſſinn Aſchenbrödel las, ſchoſſen Thränen aus meinen Augen, und in dieſem Augenblicke flüſterte es, wie aus der Tiefe meines Herzens, die tröſtende Verheißung herauf: die Letzten werden die Erſten ſein! Und dieſe Stimme war eine Ahnung meiner Zukunft."

„Ich flüchtete mich in meine innere Welt, und ſuchte meine Freuden in den unſchuldigen Ergötzlichkeiten, welche mir die Pflege meiner Blumen, und eine Nachtigall, die ich aus den würgenden Händen einiger Schulkinder gerettet hatte, gewährten. Damals ging am litterariſchen Horizonte Gellerts weithinſtrahlender Stern auf. Eine Nachbarinn von uns, welche nach den Begriffen jener Zeit für eine Gelehrte galt, weil ſie gern und viel las, und bei großer Wohlhabenheit, durch Kränklichkeit und Geſchmack an einſame Zurückgezogenheit gefeſſelt, in gewählter Lectüre einen höheren Genuß, als in dem Geträtſch der Caffee-Geſellſchaften fand — regte zuerſt den Sinn für das Leſen in mir an."

„Einige kleine Gefälligkeiten hatten mich ihr befreundet; ſie mochte, ungeachtet meiner Jugend, die Wahlverwandte in mir ausgefunden haben, und lieh mir nun unter dem Siegel der Verſchwiegenheit dann und wann ein Buch. Da war der Schatz gehoben, der mich für alle Verſagungen meiner kindlichen Anrechte reich entſchädigte! Ich las, ich verſchlang. Vor allen begeiſterten mich Gellerts Schriften. Die reine Frömmigkeit ſeiner Lehren erhob und veredelte mein Gemüth; ſein Scherz, ſeine Satyre, weckten in mir, den tiefſchlummernden Geiſt des Frohſinns, und der jugendlichen Munterkeit. Seine Fabeln und Oden konnte ich faſt alle auswendig; ſeine Luſtſpiele hatte ich wohl zehn Mal geleſen; doch am öfterſten verweilte ich bei den zärtlichen Schweſtern, und das Intereſſe, womit ich dies Stück auszeichnete, war zum Theil die unwillkürliche Beziehung, worin ich dies Ideal der Geſchwiſterliebe, als Vorbild für mich, zu dem Mißverhältniſſe meiner eigenen Lage ſetzte, und dann ein wunderſames Vorgefühl ähnlicher Colliſionen, in denen ich mich einſt befinden würde."

Meine Schweſter war indeß die bewundertſte Schöne unſerer Stadt, ja, der ganzen Gebirgsgegend geworden. Ihre Eitelkeit hatte in dem Grade ihrer körperlichen Ausbildung zugenommen, und taub für jeden Ruf der Pflicht und Weisheit, folgte ſie nur den Lockungen des Vergnügens. Erfahren und fertig in allen Künſten der Toilette, ſchien ſie dieſe als den Beruf ihres Lebens zu betrachten, und legte eine eitle, verachtende Abneigung gegen alle Geſchäfte der Häuslichkeit an den Tag. Als ich einſt, empört von dem höhnenden Lächeln, womit ſie meines angeſtrengten Fleißes bei einer Arbeit dieſer Art ſpottete, ausrief: Aber Concordie, was ſoll am Ende aus Dir werden? Denkſt Du denn im Ernſte nicht daran, daß Dein künftiger Mann Dich unfehlbar verachten muß, wenn er wahrnimmt, daß Dir die nothwendigſten Kenntniſſe der Hauswirthſchaft mangeln, welche doch den eigentlichen Kreis der weiblichen Wirkſamkeit ſchließt? — ſchlug ſie ein Gelächter auf, und trat vor den Spiegel, indem ſie ſagte: Verachtung? Dies Lärvchen da iſt wohl nicht gar groß und ziemlich zart; aber doch ein feſter Schild gegen alle männliche Verachtung. Ueberdies werde ich mir keinen Mann heirathen, der mich zur Köchinn machen wollte, und bei dem ich im Staube des Niedrigen und Gemeinen kriechen müßte. Und ſchlimmſten Falles habe ich eine gute Speculation in Reſerve. Du zieheſt mit mir, mein Schweſterchen, und bleibſt meine geſchätzte Martha, meine Hausehre. Auch ſollſt Du nach Wunſch bei mir leben. Ich gebe Dir ein Blumenbrett, ſo groß Du es nur willſt; ja ein ganzes Beet; denn einen Garten werde ich doch haben? Nachtigallen kannſt Du Dir meinetwegen zweie halten; nur die Regenwürmer laß mir nicht zu Geſichte kommen! Und der Schattenriß Deines angebeteten hochwürdigen Herrn Gellert ſoll über Deinem Bette paradiren! — Ich ſchwieg in heißem Schmerze, aber die Thräne, welche ungeſehen zu Boden fiel, trug ein Engel, als Anwalt der Gerechtigkeit, vor Gottes Thron!“

„Wie viele Verehrer Concordie auch zählte, ſo war doch noch kein ernſthaft ausgeſprochener Heirathsantrag an ſie ergangen, und mein guter, ſchwacher Vater ermuthigte ſich am zwanzigſten Geburtstage der Lieblingstochter zu einer Warnung, die in ihrer weitläufigen Umſchreibung ungefähr den Sinn enthielt, daß meine Schweſter von ihrer Hoffahrt ein wenig herabſteigen, und ihre Anſprüche ermäßigen möchte, weil ſonſt die Zeit ihrer Blüthe vorüber gehen könnte, ohne daß ſeiner ſchönſten Hoffnung Ziel, ein ſtattlicher Schwiegerſohn — erreicht würde. Concordie fing an zu weinen; meine Mutter machte dem Vater Vorwürfe über den unzeitigen Kummer, die Gemüther verſtimmten ſich gegen einander, doch Concordie ſchien zu einigem Nachdenken über die Nothwendigkeit gekommen zu ſein, ihr ſogenanntes Glück durch eine möglichſt brillante Heirath zu machen. Die günſtigſte Gelegenheit dazu bot ſich ſehr bald dar.“

„Wir wurden zu einer großen Hochzeit gebeten, bei welcher meine Schweſter den Sohn des angeſehendſten Handelshauſes im ganzen Orte zum Führer erhielt. Die Familie des jungen Weiſe war groß und ausgebreitet, und im Beſitze eines faſt fürſtlichen Reichthums. Sie genoß einer allgemeinen Achtung, welche zum Theil ihrer Geſchäftsbedeutenheit, anderer Seits der Ehrwürdigkeit ihrer ſämmtlichen Mitglieder gezollt wurde. Dieſer Sohn nun, der kürzlich von Hamburg zurückgekehrt war, wo er einige Jahre conditionirt hatte, war der einzige Erbe des vielgeltenden Namens, und man ſprach davon, daß ſeine Eltern dringend wünſchten, es möchte bald eine reelle Neigung den umherſchwärmenden Zugvogel feſſeln, weil ſein Vater ihm die Handlung übergeben und ſich dann zu Ruhe ſetzen wollte.“

„Concordie ging von dem Augenblicke der Hochzeitseinladung an, wie auf Sprungfedern. Ihre Augen leuchteten wie Siegesfeuer, es wurden die größten Anſtalten für ihren Putz getroffen.“

„Mit leichter Mühe hatte ich mir von meinen Eltern die Erlaubniß ausgewirkt, unter einem gültigen Vorwande, von dieſer glänzenden Hochzeit zu Hauſe bleiben zu dürfen. In meinem Gotte vergnügt, ſah ich von den Fenſtern unſerer Wohnung aus den Prachtzug der Caroſſen nach der Kirche ziehen, und vernahm, ohne die geringſte Regung neidiſcher Sehnſucht, die bewundernden Ausrufungen des anlaufenden Hans Hagels, welche den Pomp dieſes hochzeitlichen Aufzuges prieſen. Nachdem ich mein einſames Haus beſtellt hatte, beſuchte ich die kranke Nachbarinn, der ich, wie längſt verſprochen, die Geſchichte des Herrn von Morgenthau vorzuleſen begann.“

„Durch ein heftiges Geräuſch aus tiefem, ſüßem Schlummer aufgeweckt, ſah ich halbträumend noch meine Schweſter umrauſcht von der ſtarren Seide ihres hochzeitlichen Kleides, vor meinem Bette ſtehen. Sie rief: So wache doch auf, Beate! Ich brenne vor Begierde, Dir zu erzählen! Ach! das war ein unvergeßlicher Tag! Und Wer weiß? Wer weiß? Es heißt: es wird keine Hochzeit gemacht, da wird ſchon wieder eine neue erdacht. — Und nun ſchilderte ſie mir mit flüchtigem Verweilen den Aufwand der Feſtlichkeit, den Ueberfluß der Tafel und das Benehmen der Braut; malte dann mit brennenderen Farben und ſeineren Pinſelſtrichen ihr genoſſenes Vergnügen aus, welches vorzüglich in der Wahrnehmung beruhete, wie auffallend der junge Weiſe ſie vor allen anweſenden Mädchen ausgezeichnet; ſo daß ſie glauben dürfe, eine ganz entſchiedene Eroberung an ihm gemacht zu haben. Nur mit ihr, ſonſt mit Keiner, hatte er geſprochen, und als die Reihe einen Leberreim zu machen, auch an ihn gekommen, hatte er laut und vernehmlich vor der ganzen Geſellſchaft geſagt: Die Leber iſt vom Hecht, nicht von der Nachtigallen — mein Loos iſt heute mir aufs lieblichſte gefallen! worauf ſie denn ganz deutlich geſehen, wie man die Köpfe zuſammengeſteckt und geziſchelt habe, und neckend zu ihr hingelächelt habe. Als er die erſte Menuet mit ihr getanzt, habe ſich ein Kreis von Zuſchauern um ſie gezogen; ſo, als ob ſie das Brautpaar geweſen wären, und als der Vater endlich nach der ſtürmiſchen Kranznahme zum Aufbruche gerufen, habe Weiſe dieſen um die Erlaubniß gebeten, ſich gelegentlich erkundigen zu dürfen, wie ſeiner Moitié die heutige Luſtbarkeit bekommen ſei?"

„Der Himmel weiß es, daß ich Concordien von ganzer Seele ihr Glück, oder vielmehr die Ausſicht darauf gönnte, und daß kein Gedanke des Zweifels daran in meine Seele kam; an ihre Anſprüche gewöhnt, meinte ich vielmehr, der Schweſter Schickſal werde und müſſe einſt im richtigen Verhältniſſe zu den Erwartungen derſelben ſtehen, und ſo war eine Verſorgung, wie Herr Weiſe, der Glücklichen, die er wählte, ſie mit ſeiner Hand bot, meiner Vorausſetzung gemäß.“

„Meiner Mutter triumphirende Hoffnung überbot die ungemäßigte Freude Concordiens. Schon am folgenden Morgen vermuthete man den Beſuch des angehenden Freiers, und ich ward deshalb von meiner Schweſter beauftragt, zeitig aufzuſtehen, um Mandelplätzchen zu backen, auf daß man ihn mit einem Frühſtücke bewirthen könne. Er kam nicht; von Stunde zu Stunde ſteigerte ſich die Ungeduld, womit man ihm entgegen ſah; doch drei, vier Tage vergingen, und noch immer hatte er ſich nicht ſehen laſſen.“

„Da ſtehe ich am Morgen des fünften Tages in meinem kleinen Stübchen, das zugleich eine Art Küchen-Magazin abgab, und plaudere mit der Nachtigall, die, unter meinen Blumen verſteckt, mir in leiſem, abgebrochenem Locken Antwort auf meine Fragen zu geben ſchien. Es rauſcht im Vorſaale, ich achte es nicht; es öffnet die Thüre, ich glaubte es wäre die Köchinn. Endlich wende ich mich um, und dicht hinter mir ſteht ein junger, bildſchöner Mann, deſſen ehrerbietiges Compliment die Betroffenheit vertiefte. Der Schrecken verſagte mir die Sprache. Ich bitte ſehr um Vergebung, wenn ich etwa unrecht gegangen wäre; ſagte Weiſe; denn Du wirſt errathen, daß er es war — und ſetzte hinzu: ich wollte zum Herrn Proconſul Hellwig; befinde ich mich in ſeiner Wohnung?“

„Ihnen ergebenſt aufzuwarten, ſtammelte ich; doch iſt mein Vater ſo eben auf das Rathhaus gegangen; aber wenn Sie meiner Mutter und Schweſter das Vergnügen Ihres Beſuches gönnen wollten — ich machte eine Bewegung nach der Thüre zu.“

„Ihr Herr Vater? fragte der in ſeiner Heimath zum Fremdling gewordene, und maß mich mit überraſchten Blicken, indem er mit mehr Herzlichkeit als Galanterie fortfuhr: Ich bin beſchämt, nicht mehr gewußt zu haben, daß das väterliche Glück deſſelben ein doppeltes ſei. — Er nannte mir ſeinen Namen. Verwirrt und beklommen ſagte ich ihm nun, daß mein Vater auch noch einen Sohn habe, der gegenwärtig auf dem Gymnaſium zu S...... ſich befinde, um künftig Jura zu ſtudiren; und ladete mit leiſedringender Geberde unſern Zuſpruch ein, mir in ein anderes Zimmer zu folgen. Aber deſſenungeachtet wendete er ſich ſeitswärts zu meinem Blumenbrette und rühmte den üppigen Flor der Blüthen und Gewächſe, welche, wie er meinte, für die Sorgfalt und Einſicht ihrer Erzieherinn Zeugniß ablegten.“

„Die ſanfte, gewinnende Rede that mir wohl, und ſtill erfreut, wie ſchnell ermuntert erwiederte ich: Ich bin eine ſehr glückliche Gärtnerinn, lieber Herr Weiſe; das kränkſte Pflänzchen gedeihet unter meiner Hand, und das iſt Gottes abſonderlicher Wille und Segen; denn an Verſtand und Wiſſenſchaft dazu fehlt es mir. Ich verfahre bloß nach meinem Gutachten.“

„Er ſah mich an und lächelte gerührt. Der Blick drang tief in mein Herz! — Doch in dieſem Augenblicke ſtürzte meine Schweſter, glühend wie eine Fackel, in das Stübchen, und miſchte in ihre leidenſchaftliche Begrüßung Vorwürfe für mich, daß ich einen ſo werthen Gaſt in dieſem ſchutzigen Verſtecke aufgenommen hätte. Weiſe entſchuldigte mich lebhaft und machte dadurch das Uebel ärger.

Concordie zog ihn mit ſich fort, und ungewiß, ob ich ihnen folgen ſolle, wurzelte mein Fuß auf der Stelle feſt, welcher das erſte Gefühl meiner Weiblichkeit eine weihende Bedeutung gegeben hatte.“

„Wenn nach den Sitten damaliger Zeit ein junger Mann in einem Hauſe, worin erwachſene Töchter waren, Eingang ſuchte, ſo nahm man ſeine Abſicht, daß er als ein Bewerber komme, ohne allen Zweifel als eine entſchiedene an, ſelbſt im Falle er aus irgend einem zwingenden Grunde zögerte, ſie auszuſprechen. In dieſem Sinne nun gewährten meine Eltern dem Herrn Weiſe eine Aufnahme, deren Freundlichkeit durch keine beſorgte Rückſicht beſchränkt wurde. Er kam von nun an zuweilen zu uns, doch immer unter dem Schutze einer ſchicklichen Gelegenheit, deren habhaft zu werden er meiſterlich verſtand.“

„Concordiens Eitelkeit hatte ſich diesmal nicht geirrt. Bald ſah ich, daß Weiſe wirklich ſehr verliebt in meine Schweſter ſei; denn die Erinnerung an die Aeußerungen von Gellerts Simon und an das Benehmen des Herrn von Morgenthau gab meinem Blicke eine feinbemerkende Schärfe. Aber auch mir bewies er ein zartes, achtſames Wohlwollen, dem die Selbſtſucht meiner Schweſter möglichſt enge Grenze zu ziehen ſuchte, welches Beſtreben jedesmal eine kleine Erkältung von Seiten ihres Liebhabers zur Folge hatte. Ich war meinem künftigen Schwager in Hoffnung herzlich gut dafür; ich bemitleidete den Verblendeten im Stillen — doch ließ die Schüchternheit meiner Empfindungen mich in dieſer Theilnahme an ihm nur eine geſchwiſterliche ſehen.“

„Concordie erwartete nun mit jedem Tage die ausbleibende Heirathserklärung, und meiner Mutter wollte die Beſtätigung ihrer frohen Hoffnung faſt zu lange währen.

Die Ausſtattung für meine Schweſter war ſchleunigſt vollendet worden und es fehlte nur noch an einer Kleinigkeit, an dem Antrage des Freiers. Da vertraute eine Freundinn meiner Mutter, welche ihre Berichts-Canäle aus dem geheimen Cabinette der Familie Weiſe bis in ihr neugieriges Ohr zu leiten gewußt hatte, derſelben, daß die geſammte Sippſchaft ſehr unzufrieden mit der muthmaßlichen Wahl des Heirath-Candidaten wäre, ihr ein unglückliches Prognoſtikon geſtellt und dabei geäußert hätte, daß ſie ihren Conſens dazu nun und in Ewigkeit verweigern würde. Dem jungen Weiſe aber ſolle gegen den alten Buchhalter ein Wörtchen entfallen ſein, welches ungefähr ſo gelautet: daß er bald nach der bevorſtehenden Leipziger Meſſe die Handlung übernehmen und dann ohne Verzug heirathen wolle."

„Meine Mutter ärgerte ſich, daß ſie zitterte. Concordie ſchlug ein Gelächter auf und verſicherte, dieſen Kummer gebrauche ſie nur als Knieband; ſie ſei ihrer Sache ſo gewiß, als ob ſie den Trauring bereits am Finger trüge. Auch würde die Zeit kommen, wo jene ihr feindlich geſinnte Familie es bereuen ſolle, ſich ſo keck zu ihrem Widerſtand aufgeworfen zu haben, und empfindlich fühlen werde, daß ſie Frau im Hauſe ſei."

„Länger als ſonſt war der Beſuch des Herrn Weiſe ausgeblieben, als er eines Abends kam, um Abſchied von uns zu nehmen, weil er zwei Tage darauf die Meſſe bezog. Mit feinſter Delicateſſe legte er in dem Erbieten zur Uebernahme von Beſtellungen aller Art es darauf an, die Wünſche meiner Schweſter zu erfahren, und Concordie gab mit minderer Zartheit ihm unter den Fuß, daß ſie nach einem ſeidenen Kleide von dem beſten, ſchwerſten Modezeuge Verlangen trage."

„Nun, Jungfer Beatchen, wollen Sie mich nicht mit einem Auftrage nach Leipzig beehren? wendete ſich Weiſe mit freundlicher Frage an mich, die ſtets Ueberſehene. Ich ward feuerroth. Nach Leipzig? wiederholte ich, und der Wunſch, an der Stelle des Fragers zu ſein, um, nicht wie meine Schweſter, die bunten Herrlichkeiten der Fabriken und Manufacturen in Augenſchein nehmen, ſondern mein Idol, dem würdigen Profeſſor Gellert, von Angeſicht zu Angeſicht ſehen zu können, mochte leicht dieſer Gegenfrage einen ſehnſüchtigen Anklang geben.“

„Concordien mochte dieſe Anſprache, welche mir ein gleiches Recht an die generöſe Aufmerkſamkeit des Fragers zugeſtand, verdroſſen haben, denn mit erbitterter Eile warf ſie höhniſch ein: Dieſer Auftrag würde höchſtens darin beſtehen, daß Beate Sie erſuchte, anſtatt ihrer dem gelehrten Herrn Gellert den Pantoffel zu küſſen.“

„Ich ſah auf und traf auf einen hellen Blick beifälliger Verwunderung, womit Weiſe mich betrachtete. Wie? fragte er, ſo fände Jungfer Beatchen Geſchmack am Leſen? Dieſe Entdeckung überraſcht mich ſehr angenehm; und ich bin überzeugt, daß ich eine günſtige Aufnahme bei dem gefeierten Gelehrten finden würde, wenn ich ihm von ſeiner unbekannten Verehrerinn erzählen dürfte; denn er iſt ein zärtlicher Freund des ſchönen Geſchlechts. Meine Schweſter biß ſich in die Lippen; die Mutter zog mir ein verdießliches Geſicht — und ich, um nicht länger ein ärgerlicher Störenfried zu ſein, entfernte mich.“

„Beinahe drei Wochen waren vergangen, die ich in einer ſeltſamen, bangen Unruhe verbracht hatte, als Weiſe uns den Tag nach ſeiner Rückkehr in die Heimath beſuchte. Ein Arbeiter aus der Fabrik trug ihm einige Päckchen und eine

Kiſte, in Wachstuch eingepackt, nach, und ſetzte dieſe Sachen auf ſeinen Befehl auf einen Tiſch im Vorſaale nieder. Concordie hatte durch die offene Thüre die verpackte Beſcheerung wahrgenommen und rief, die Begrüßung des Entbehrten in ihrer Unbeſcheidenheit ſogar verkürzend: Ei, was bringen Sie uns denn da, Herr Weiſe? Laſſen Sie doch geſchwind ſehen! Bei dieſen Worten rannte ſie dem Tiſche, worauf die Packete lagen, zu, und Weiſe und die Mutter folgten ihr. Zwar war auch ich ein wenig neugierig und warf aus der Ferne des Fenſterwinkelchens, wo ich Filet-Manſchetten ſtrickte, lauſchende Blicke nach der Enthüllung jener anziehenden Räthſel; — aber hinzugehen wagte ich nicht, da keine Ahnung in meine Seele kam, ich könne Theil daran haben.“

„Mit dem Vergnügen, welches ein reicher und williger Geber empfindet, packte der gute Weiſe die mitgebrachten Sächelchen aus und überreichte zuerſt dem Vater eine Tabatiere, worauf Friedrich der Große in jener geſchichtlichen Scene des ſiebenjährigen Krieges, welche in dem Saale des Schloſſes zu Liſſa die Geiſtesgegenwart des heldenmüthigen Königs in das ſtrahlendſte Licht ſtellt, den Enthuſiasmus ſeines begeiſtertſten Unterthans anſprach. Dann erhielt meine Mutter ein ſchönes, ſeidenes Tuch. Nun kam Concordie an die Reihe. Sie fand in dem Päckchen, welches Weiſe mit ehrerbietiger Verbeugung in ihre Hände legte, carmoiſinen Mohr zu einem Kleide und einen goldgeſtickten Fächer. Obgleich dies koſtbare Geſchenk ihr eine flüchtige Befriedigung zu geben ſchien, ſo war es doch, als ob ſie mehr noch erwartetete, denn ein kleiner Carton und die große Kiſte waren noch auszupacken übrig, und ſo begleiteten ihre Augen mit Blicken begehrlicher Neugier die

Bewegungen des Austheilenden. Raſch hatte dieſer die Schnur des Cartons aufgelöſ't, das Wachstuch der Kiſte zerſchnitten, und wendete ſich jetzt mit bittender Stimme um, indem er ſagte: Jungfer Beatchen, wollten Sie wohl die Güte haben, ſich einmal hierher zu bemühen?“

„Mit leiſen, ſcheuen Schritten näherte ich mich, ohne aufzublicken, und Weiſe fuhr fort: Ich wollte Ihnen ſo gern eine kleine Freude machen, mit dem, was, wie ich weiß, Ihnen das meiſte Vergnügen gewährt; möchte dieſe Abſicht doch durch dies unbedeutende Geſchenk erreicht worden ſein! Hiemit überreichte er mir den offenen Carton, wo in einer Emballage von blendweißer Baumwolle niedliche Blümchen von Porzellain ruhten, wie ſie damals aufkamen. Dieſe feine Bezugnahme ſeiner Artigkeit auf meine Blumen-Liebhaberei rührte mich; aber faſt zu ſchwer ward mir das Gewicht meiner dankbaren Freude, als er den Deckel der Kiſte aufzog und Gellerts ſämmtliche Werke, prächtig eingebunden, mir ſichtbar wurden. Nur ein bedrängtes Ach! nach dem andern, entfloh meinem Munde; ich war auf einmal zu reich, zu glücklich geworden.“

„Doch wie ſchrecklich ward ich aus meinem ſtillentzückten Taumel geweckt! Concordiens neidiſche, eiferſüchtige Wuth ließ in Blick, Wort und Ton alle Furien los, indem ſie ſagte: Nun wahrhaftig, Herr Weiſe, iſt es doch, als wären Sie bloß um Beatens willen nach Leipzig gereiſ't! Sie wird nun vollends in ihrer Büchernarrheit beſtärkt werden und ſich einbilden, klüger und beſſer zu ſein, als andere vernünftige Leute. Man ſollte die Bücher in Verwahrung nehmen, ſonſt ſchnappt ſie am Ende noch über.“

„Wie ich dieſe giftige Rede hörte, erbebte ich ſo heftig, daß der Blumenzweig, den ich in der Hand hielt, hin und her ſchwankte, und die Glöckchen der kleinen Porzellan-Hyazinthe mit leiſem, melodiſchem Klingen zuſammenſchlugen. Weiſe war erblichen; er faßte dieſe meine zitternde Hand und antwortete mit einer Stimme, die mir durch Mark und Bein drang: Sein Sie ruhig, Beatchen! Die Bücher ſind und bleiben Ihr Eigenthum, und ich würde jede Beeinträchtigung deſſelben, die Ihnen widerführe, als eine mir zugefügte Kränkung betrachten. Die klügere Mutter wollte begütigend einlenken; der übelbelohnte Geber aber griff nach Hut und Stock, ſchützte Geſchäfte vor, und ohne nur meine Schweſter noch einmal angeſehen zu haben, verſchwand er.“

„Erlaſſe mir, liebe Fanny, eine genauere Beſchreibung des Auftritts, der nun erfolgte. Concordie überließ ſich den rohen Ausbrüchen ihrer Bosheit; ich ſchlich mich mit meinem Glücke und mit meinem Schmerze in das Küchenſtübchen, nach einer Stunde kam die Mutter mir nach. Müde und abgeſpannt von der fruchtloſen Troſtarbeit, die ſie für die Beſänftigung der verzogenen Tochter verſchwendet hatte, hob ſie an: Du ſiehſt nun wohl ein, Beate, daß Du dem armen Cordchen ein Dorn im Auge biſt. Sie hält Dich für die Urſache, weshalb Weiſe ſich noch nicht erklärt habe, weil Deine Scheinheiligkeit einen Schatten auf ihre Vorzüge würfe. Es wäre demnach wohl das Beſte, Du räumteſt für ein Weilchen das Feld, bis die Sache mit der Heirath ihre Richtigkeit hätte. Du haſt ja immer einmal unſere Baſe in Grünbach auf ein paar Wochen beſuchen wollen. Das wäre jetzt à propos. Uebermorgen iſt Sonntag; da können wir ihr mit den Kirchleuten ſagen laſſen, daß ſie Dir Montag den Wagen hereinſchicke.“

„Dieſer Vorſchlag kam mir gerade nicht gelegen; es war mir, als könnte ich nicht fort; doch hatte ich nicht den

Muth, ihm zu widerſprechen. Den folgenden Tag herrſchte jene dumpfe Stille unter uns, wie ſie einem gewaltigen Sturme zu folgen pflegt. Nun kam der Sonntag. Concordie putzte ſich, und rüſtete ſich mit der Mutter in die Kirche zu gehen; ich merkte, daß ſie den ſchmollenden Freund heute erwartete und geneigt war, ſich von ihm verſöhnen zu laſſen."

„Freiere Seufzer entquollen meiner Bruſt, als ich mich nun endlich allein ſah. Meine Thränen floſſen heißer als jemals auf die Blümchen herab, zu deren ungeſtörtem Anſchauen ich dieſe Stunde der Einſamkeit benutzte. Ich hob meine Augen zum Himmel auf, ſie ſuchten den Helfer, und im bitterſten Gefühle der Unterdrückung rief ich aus: Was betrübſt Du Dich, meine Seele, und biſt ſo unruhig in mir? Harre auf Gott, und Du wirſt ihm noch danken, daß er Deines Angeſichts Hülfe und Dein Gott war! In noch brünſtigerem Flehen betete ich eine andere Pſalmſtelle: Thue ein Zeichen an mir, daß mir's wohlgehe, daß es ſehen, die mich haſſen, und ſich ſchämen müſſen, daß Du mir beiſteheſt, Herr, und tröſteſt mich! Kaum waren dieſe Worte meinen Lippen entflohen, da klopfte es an die verſchloſſene Verſaalthüre. Erſchrocken eilte ich, ſie zu öffnen, wie ward mir aber, als ich Herrn Weiſe vor derſelben ſtehen ſah, der mir freundlich in die verweinten Augen blickte! Sie, lieber Herr Weiſe, ſind es? Was bringt Sie in ſo früher Morgenſtunde zu uns? Ich bin nur allein — — ſo bewillkommte ich in furchtſamer Aengſtlichkeit den werthen Zuſpruch. Eben deswegen komme ich jetzt, antwortete dieſer mit ruhiger Entſchiedenheit und führte mich nach dem Stübchen zurück. Ich habe die Ihrigen nach der Kirche gehen ſehen und benutze ohne Säumen die ſeltene Gelegenheit, Sie ohne Zeugen ſprechen zu können. Hören Sie mich, Beatchen; die Zeit iſt koſtbar, und antworten Sie mir kurz, aber aufrichtig. Könnten Sie wohl ein Herz zu mir faſſen, gutes Kind? Ich meine — daß es Ihnen möglich wäre, meine liebe Frau zu werden? Gott im Himmel! Herr Simon — Herr Weiſe, wollte ich ſagen, Sie ſpotten mein! Ich glaubte meine Schweſter im Beſitze Ihrer Zuneigung, entgegnete ich in einer Beſtürzung ohne Gleichen. O ſtill! verſetzte er heftig; das iſt auf ewig vorbei. Ihre Schweſter hat ein böſes Gemüth, Sie aber würden mich durch Ihr frommes Herz, durch dieſe Hand glücklich machen! Ich biete Ihnen die meinige mit der Genehmigung meiner ganzen Familie an, die mit Freuden bereit iſt, Sie in ihren Kreis aufzunehmen; doch Concordie war und iſt derſelben zu meinem Heile ſtets verhaßt geweſen, ſonſt wäre ſie früher meine Braut, und ich elend geworden.“

„O meine Tochter!“ rief die Geheimräthinn mit Händefalten, und ein paar Thränen ſchlichen in den Furchen ihrer Wangen hinab, „welch eine Wendung meines Schickſals, welch eine überſchwängliche Erhörung meiner Bitte um die Hülfe des Höchſten war dieſer Antrag! Ich erkannte in ihm eine Sendung des Himmels, und ſagte: Ich bin die Ihrige mit innigem Vertrauen, wenn meine Eltern dieſer Entſchließung ihre Zuſtimmung geben und wenn Sie ſich mit einem Herzen begnügen wollen, das zwar Ihren vollen Werth empfindet, deſſen liebende Regungen aber durch die Erinnerung an meine gegenwärtige Lage und durch die Pflicht, meiner Schweſter zu ſchonen, für jetzt noch unterdrückt werden.“

„Wir trennten uns als Verlobte. Ueber Tiſche erhielt mein Vater von dem alten Herrn Weiſe ein Billet, worin ſich dieſer zu einer Geheimeröffnung um vier Uhr Nachmittags anmeldete. Victoria! rief die Mutter, und lächelte Concordien zu, es iſt richtig; der Alte kommt, für ſeinen Sohn um unſer Cordchen anzuhalten. Der neuliche Zank hat die Sache zum Ausbruche gebracht; ſo wie die Blüthe des Schleedorns im Sturme aufplatzt, Du Beate, holſt ſpäter eine Flaſche alten Barzelloner aus dem Keller; denn die ſchwarze Stunde iſt um vier Uhr vorüber, und etwas müſſen wir dem künftigen Schwiegervater unſerer Tochter doch vorſetzen! Sobald Ihr Väter Euch das Wort gegeben, bringſt Du ihn herauf, Papachen.“

„Mir ſchlug das Herz, daß das Halstuch auf und nieder flog. Der alte Weiſe kam mit dem Glockenſchlage. Meine Schweſter klopfte in die Hände, als ſie hinter dem Fenſter-Vorhange lauſchend, ihn auf unſer Haus zuſchreiten ſah. Dieſe Stunde, glaube es mir Fanny, war eine der ſchwerſten meines Lebens. Die Ohnmacht wandelte mich an, als ich nach einer langen, langen Weile den Gang der beiden Väter auf der Treppe vernahm. Ich vermochte es nicht, den erſten Anblick des bevorſtehenden Schreckens auszuhalten und floh in mein Stübchen. Nach einiger Zeit wurde ich gerufen. Meine Mutter ſah ſo blaß aus wie eine Leiche; auf Concordiens Geſicht prahlten lächelnde Züge mit falſcher Faſſung, aber ein böſer Geiſt hatte ſie mit glühendem Griffel gezogen. Mein Vater machte mich mit dem Antrage des Freiwerbers bekannt, der Mutter und Schweſter Augen hingen an meinen Lippen, als erwarteten ſie, daß ich nein ſagen, oder mir üblicher Weiſe Bedenkzeit ausbitten wurde; aber ich ſagte unbedingt: ja. Folgenden Tages fuhr meine Schweſter mit dem Wagen, der mich hatte nach Grünbach bringen ſollen, ſtatt meiner zur Baſe und kam vor unſerer Hochzeit, die ſchon nach dem Verlaufe von ſechs Wochen war, nicht zurück. Meine Schwiegereltern, Gott habe ſie ſelig, leiſteten auf die Mitgabe meiner Ausſtattung Verzicht, und entſchädigten mich durch eine wahrhaft fürſtliche, welche für eine früh verſtorbene Tochter beſorgt worden war.“

„Die Lage, in welche ich als junge Frau verſetzt ward, verhielt ſich zu meiner ehemaligen ungefähr wie der Himmel zur Hölle. Die Liebe meines Mannes heilte die Wunden meines Herzens. Er war der zärtlichſte, treueſte Gatte, und die Beförderung meiner Zufriedenheit ſein eifrigſtes Beſtreben. Meine Schwiegereltern behandelten mich als eine leibliche — nein, das will wenig ſagen — als eine vorgezogene Tochter, und Jeder im Hauſe ſuchte ſich mir beliebt und angenehm zu machen.“

„So wäre denn mein Glück vollkommen geweſen, wenn nicht der Eltern Kummer um die Schadloshaltung der verblühenden Concordie und die feindſelige Verbitterung dieſer Schweſter gegen uns dann und wann einen bittern Tropfen in meinen Freudenkelch gemiſcht hätte.“

„Ein ſonderbarer Doppelverluſt änderte jedoch das angenehme Familienverhältniß, worin wir lebten, und tauſchte es gegen ein drückendes um, deſſen Schwere mir nur durch die Ueberzeugung von ſeiner Pflichtmäßigkeit erleichtert werden konnte.“

„Nach einem Jahre ſtarben im Laufe einer Woche meine Schwiegereltern, und einen Monat ſpäter mein Vater, dem die ſchon krank liegende Mutter binnen drei Tagen in das Grab nachfolgte. Die arme Concordie würde nun allein und verlaſſen in der Welt geſtanden haben, da unſer Bruder eine ferne Univerſität bezogen hatte und ſelbſt noch Unterſtützung bedurfte, wenn ich mich ihrer nicht angenommen hätte. Ich bat meinen Mann um die Erlaubniß, ſie zu mir nehmen zu dürfen, und er bewilligte mein Anſuchen mit der Ermahnung, daß ich ihm mein Vertrauen heilig bewahren und ſorgſam Acht geben möchte, auf daß der böſe Feind nicht den Samen der Zwietracht oder anderes Unkraut auf den fruchtbaren Acker unſeres Friedens ſäen könne.“

Allein Concordie weigerte ſich hartnäckig meinen ſchweſterlichen Vorſchlag anzunehmen. Wären ihre anderweitigen Plane nur irgend ausführbar geweſen, ſo würde ich ſie haben gewähren laſſen; da hingegen die Unhaltbarkeit ihrer Projecte mich noch üblere Verlegenheiten für ſie und uns befürchten ließ, wenn ich ihrem Willen nachgäbe. Sie zog nun zu uns, und mein Gewiſſen giebt mir das Zeugniß, daß ich wiſſentlich es ihr nie fühlbar gemacht habe, wie ſonderbar ihre einſtmaligen Vorausbeſtimmungen ſich auf den Kopf geſtellt hatten. — Sie kränkelte oft; ich pflegte ihrer mit Liebe, und ein Gefühl beſchämender Dankbarkeit war das erſte, in welchem ſie empfand, daß wir Schweſtern und durch heilige Bande verbunden waren.“

Hier machte die Großtante eine Pauſe, in der ſie den mildeſten Uebergang zu der traurigen Mittheilung ſuchte, die nun folgen ſollte, und dann mit gedämpfter Stimme fortfuhr: „Drei unvergeßliche Jahre der glücklichſten Ehe, in denen ich Mutter eines Söhnchens geworden, waren dahin gerauſcht. Da reiſ'te mein guter Mann wieder auf die Meſſe, und brachte mir — wie damals, Glocken mit. Aber diesmal waren es Trauerglocken, die mein Liebſtes auf der Welt zu Grabe läuteten. Man hob ihn krank vom Wagen, und in wenigen Tagen ging er zu Gott! — Da, Fanny, da wäre ich verſunken in der Tiefe meines Grames, wenn ich die Tröſtungen der Religion entbehrt hätte, deren klare Anſchaulichkeit ich zum Theil dem frommen Gellert verdankte. Es beruhigte mich nicht, daß ich die reichſte Frau des Ortes war; mein Herz darbte an ſeinen ſchönſten Freuden. Nach einiger Zeit ſtarb auch mein ſchwächliches Kind und nur die Sorge für meine leidende Schweſter war die einzige Pflicht, die mir gegen ein verwandtes Weſen hienieden noch oblag. Ich lebte neun Jahre hindurch ein ſtilles, zurückgezogenes Wittwenleben, wohl einſehend, daß ich darin dem Rufe meines Reichthums, der mich mit Heirathsbewerbern einer gewiſſen Claſſe behelligen könnte, ein nothwendiges Gegengewicht zu geben im Stande wäre. Gegen das Ende dieſer Zeit machte ein Zufall mich mit dem Geheimenrath Wibrecht bekannt. Er war in ſeinen beſten Jahren, auch Wittwer, und kinderlos, gleich mir; ein feiner, angenehmer Mann! Du wirſt Dich noch auf ihn beſinnen können, Fanny."

„Schon hatte ich einen Heirathsantrag von ihm ernſtlich abgewieſen, als Concordie nach langem Siechthum in meinen Armen ſtarb. Wie ich die jungfräuliche Krone für ihren Sarg beſorgte, dachte ich: Wer hätte wohl einſt denken ſollen, daß dieſer düſtere Schmuck, bei dem ehemals ſo vollblühenden, ſchönen Geſchöpfe die Stelle des Brautkranzes vertreten würde! — Der Geheimerath benutzte meine weichere Stimmung und das bange Gefühl gänzlicher Vereinſamung zu einem neuen Angriffe auf mein Herz, und wirklich war die Erwägung meines Alleinſtehens das Haupt-Motiv meiner endlichen Entſchließung für ihn. Auch darf ich nicht ſagen, daß ich jemals Urſache gefunden hätte, meine Sinnesänderung zu bereuen; nein! Nur war das

Glück meiner zweiten Ehe ein irdiſches, das heißt: ein mängelvolles; das der erſten hingegen war ein Vorſchmack des Himmels und konnte daher auf Erden nicht beſtehen. Mein guter Wibrecht war ein Weltmann; er hatte mich lieb; aber zu gleichen Theilen auch mein Geld. Von ſeinem feurigen Temperamente oft irre geleitet, rechnete er ſich einen kleinen Seiten-Pas, der ihn von dem Wege der ehelichen Treue abwärts führte, nicht als eine Todſünde an. Wenn ich dann zuweilen die unwillkommene Entdeckung ſolcher Verirrungen machte, dann ſuchte ich in einſamer Verborgenheit mir den Carton mit den Porzellan-Blümchen hervor. Ihr leiſes Getön weckte wehmüthige Erinnerungen in mir; ich vergegenwärtigte mir die Scene, da ich ſie empfing, und war nun für immer vor jeder Unbill der Eiferſucht gewarnt. So ſicherte ich mir diejenige Beſonnenheit und Klugheit, welche allein eine Frau zu Wächterinnen des Mannes ſtellen darf; nur wähle ſie dazu nie das Mißtrauen und den Argwohn! Dann wird der Gefangene mit roher Gewalt die Ketten von ſich ſtreifen, welche ihn drücken, und jede Schranke der Pflicht und Sitte durchbrechen!"

Die Oberſtinn Lakovska hatte ihrer Großtante mit jenem hochgeſpannten Antheil zugehört, den eine Erzählung in uns hervorzubringen pflegt, welche unſer Bewußtſein oder Gefühl in die engſte Beziehung zu unſeren eigenen Angelegenheiten ſetzt, und in deren Ausgange wir gleichſam unwillkürlich ein prophetiſches Gericht unſerer Handlungsweiſe zu erblicken wähnen. In Folge ſolch einer Theilnahme konnte die junge, reizbare Frau einer heftigen Erſchütterung ihres ganzen Weſens nicht entgehen; denn das Bild der reizenden Concordie hatte ihr einen Spiegel vorgehalten, worin ſie zwar die kleinen Flecken jener Ueberhebung, die des Schickſals

Gunſt an ihrem guten Herzen verſchuldet hatte, in greller Entſtellung erblickte, deren vergrößerter Anblick aber nothwendig war, um die Erſchreckende zu dem ernſtlichen Vornehmen ihrer Vertilgung zu vermögen. Dieſem Schatten gegenüber trat Flora von Norbe in das helle Licht der Vergleichungspunkte, welche, das mußte ihre Nebenbuhlerinn ſich ſelbſt geſtehen — in Sanftheit des Sinnes, Schüchternheit der Anſprüche und freundlicher Dienſtwilligkeit zwiſchen dieſer und der liebenswürdigen Dulderinn Statt fanden, die einen ſo herrlichen und belohnenden Sieg über ihre Unterdrückerinn davon getragen und ſich ſo chriſtlich ſchön an derſelben gerächt hatte.

Sie zitterte bei der Erkenntniß der Gefahr, in welche ſie durch ſelbſtſüchtige Anforderungen ihr Theuerſtes auf Erden, die Liebe ihres Gemahls, gebracht hatte, und ſchauderte bei den Rückblicken in die Vergangenheit, wie Derjenige, welcher in die Tiefen des Abgrunds ſchaut, an dem er ſchlafend lag. Und zeitiger, wie ſie es Willens geweſen, verließ ſie mit einem Handkuſſe die Großtante, deren Unterhaltung ein Segen der beſten Vorſätze für ſie geworden war.

In dem dämmernden Abend ſchimmerte ein bleicher Lichtſchein aus dem Zimmer des Oberſten, das zu ebener Erde lag. Er war alſo zu Hauſe, und Fanny eilte zu ihm. Da ſaß er, unter der ſchonenden Beleuchtung einer grünen Schirmlampe in Riſſen und Karten ſtudirend, die er vor ſich ausgebreitet hatte.

„Guten Abend, Bakovska!“ ſagte die Eintretende mit zärtlich ſchmelzender Stimme und hing an ſeinem Halſe, das in der ſchönſten Schamröthe glühende Geſicht an ſeiner Bruſt verbergend. Der Oberſt durch dieſe Begrußung höchſt angenehm überraſcht, da Huberts anbefohlene Berichterſtattung ihn auf eine ganz andere vorbereitet hatte — ſchlang in froher Wallung den kräftigen Arm um den ſchlanken Leib ſeiner Frau, drückte heiße Küſſe auf ihre Stirne und nannte ſie ſein holdes Weib, ſeine geliebte Fanny!

„Bin ich das noch?“ fragte Fanny; aber die demüthigſte Selbſtanklage lieh dieſer zweifelnden Frage ihren Ton. „Das warſt Du immer!“ antwortete mit ruhiger Verſicherung ihr Gemahl und fügte hinzu: „Nur ſchmerzte es mich, wenn ich bemerkte, daß eine kleine leidenſchaftliche Schwäche Dich hinderte, mir und Dir, und Anderen — Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Erſt heute — geſtehe es mir, Fanny, hat der Dorn der Eiferſucht an Floras Roſenkranze Dein Herzchen ein wenig geritzt?“ „Es iſt geheilt für immer!“ betheuerte Frau von Lakovska, und legte die kleine Hand auf das geneſene.

„Nun denn,“ ſagte der Oberſt in freudigſter Aufregung, „ſo hätte ſich ja meine Hoffnung nicht geirrt, die mit unerſchütterlicher Zuverſicht an die Heilkraft Deiner eigenen Geſinnung für dieſe unſelige Krankheit glaubte! Jetzt, nachdem Du Dich ſelbſt zurecht gefunden, lerne die Weſenloſigkeit Deiner Befürchtungen einſehen, auf daß, was Du als Wahrheit erkennſt, zur klarſten Ueberzeugung für Dich werde! Dieſe von Dir verkannte Flora iſt ſchon ſeit längeren Jahren, ſchon vor der Bekanntſchaft mit mir, ins Geheim mit einem wackeren jungen Manne von bürgerlicher Abkunft verſprochen. Wenn auch des guten Kindes Wohlwollen für mich aus den reinſten Quellen theilnehmender Güte entſprang, ſo glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß ſpäter ein kleiner Eigennutz den Erweiſungen deſſelben jenes Auffallende gab, durch welches Du Dich verletzt fühlteſt; denn Flora erwartete von meiner Fürſprache und Verwendung die Anſtellung ihres Geliebten zu einer

Auditeurſtelle. Sie hatte daher ſtets ihre kleinen Geheimniſſe mit mir und ſcheuete Deine zurückſtoßende Kälte. Endlich habe ich heute nach langem, fruchtloſem Bemühen die Zuſicherung erhalten, daß der junge Roſe (ſo heißt Flora's Verlobter) Gouvernements-Auditeur in H.... wird. Ihr ſelbſt dieſe Nachricht zu überbringen, hatte ich für den Augenblick keine Zeit und ſchreiben wollte ich nicht. Da fällt mir, wie ich haſtig durch das Blumenzimmer gehe, die Hyazinthe in die Augen, welche, Gott mag es wiſſen, wer? mit dem ſchönen Namen getauft hat, indem ich vorigen Herbſt eine ganze Menge Zwiebeln, mit ihren Benennungen verſehen, aus C....... erhielt, und ich, einem raſchen Einfalle folgend, wollte die Blume der harrenden Braut als ein Zeichen ſenden, daß ihr Glück in ſchönſter Blüthe ſtehe!"

Frau von Norbe fand ſpäter in Fannys zuvorkommender Anhänglichkeit einen Erſatz für die entfernte Tochter, und auch Gelegenheit, die Gegenſeitigkeit dieſes Wohlmeinens an den Tag zu legen. Sie ſtand der Oberſtinn in Verlegenheiten und Nöthen mit Rath und Hülfe bei, als dieſe nach Jahresfriſt ihren Gemahl mit einer Tochter beſchenkte, welche ſie, von zarten Empfindungen beſtimmt, Flora nannte.

Die gute Großtante erlebte den Tauftag nicht mehr; aber als Frau von Lakovska nach altbürgerlichem und chriſtlichem Gebrauch ihren Kirchgang hielt, verweilte ſie mit gerührtem Andenken bei der Gruft, worin die Ehrwürdige ſchlummerte, und gelobte ſtill, doch heilig, in das Gemüth ihres Kindes einen Roſenkranz von Tugend zu pflanzen, an welchem kein Dorn der Eiferſucht je ein weiches Herz verwunden ſollte!

Ehrenpreis.

Lieb' Du haſt Freud', und tief hab' ich geliebt —
Lieb' Du haſt Leid; und tief war ich betrübt.
Robert Burns.

Der General Graf Weymuth, hatte, langer Gewohnheit treu, ſeinen ländlichen Sommeraufenthalt Steineiche, das ſchöne Erbgut ſeiner Gemahlinn, wieder bezogen, und feierte den ſechsundzwanzigſten Mai, als den Geburtstag der Beſitzerinn, mit einer glänzenden Fete, wozu der vornehmſte nachbarliche Adel, Verwandte und Freunde aus der nahen Hauptſtadt und Umgegend und einige durch die Gunſt ihres Chefs ausgezeichnete Officiere des Regiments, das er befehligte, geladen waren.

Vom Thurme des unanſehnlichen Dorfkirchleins, hallte bereits mit weichem, friedlichem Klange das Mittagsgeläut durch die lauen Lenzlüfte, als eine Equipage nach der andern in den weiten Schloßhof rollte; aber hier war nach vornehmer Sitte das Diner erſt in mehrſtündiger Verſpätung zu erwarten. Während nun die Damen in dem Empfangszimmer der Generalinn die Geſchenke bewunderten, womit der ſplendide Gemahl die Gefeierte überraſcht hatte, und mit geübtem Kunſtſinne die niedlichen Arbeiten kritiſirten, welche ihr als Angebinde von zwei liebenswürdigen Nichten dargebracht worden waren, unterhielt der militäriſche Wirth ſeine männlichen Gäſte mit gleicher Angemeſſenheit. Die prächtigen Reitpferde des Generals paſſirten die Muſterung, dann kamen die Jagdhunde an die Reihe, in deren Namen Anklänge mythologiſcher Erinnerungen waren, und endlich ward der ſchwerfällige Stähr, den hundert blanke Goldfüchſe erkauft, aus ſeiner einſamen Abſonderung in den ſchimmernden Kreis der Ritter und Herren geführt.

Man ſtaunte das ſuperfeine Schraubengekräuſel ſeines wollenen Vließes mit wahrer oder angenommener Kennermiene an, und die Augen des Gutsherrn blitzten; denn jetzt war das Steckenpferdchen in Gallop geſetzt. Er betheuerte bei ſeiner Ehre, daß die Landwirthſchaft die intereſſanteſte Wiſſenſchaft wäre!

Der Amtmann, ein junger Elegant in ſeiner Sphäre, ward herbeigerufen, und der ganze Zug folgte dem herrſchaftlichen Anführer in ein Zimmer zu ebener Erde, wo die Wollproben der Schaafzucht ſeines Beſitzthums, nach der Steigerung ihres Werthes in der Cultur künſtlich auf große Karten gereihet, die Heerden gleichſam auf dem Mittelpunkte des großen Tiſches vergegenwärtigten. Der Amtmann gab mit beſcheidener Einrede die nöthigen Weiſungen, und gewiß hätte General Weymuth keinen Lorbeerkranz mit höherem Triumphgefühl empfangen, als womit er die Verſicherung ſeiner artigen Bewunderer aufnahm, daß er in Beziehung auf den vorliegenden Gegenſtand das Möglichſte und Nachahmungswürdigſte geleiſtet habe.

Jetzt ertönte die Tiſchglocke. Unter lautem, hellſchallendem Geſpräch erſtiegen die Männer die breite Treppe, um die Damen in den Eßſaal abzuholen. Die Flügelthüren in dieſem waren weit geöffnet, und die blinkende Tafel, umgeben von ſtatiſtiſchen Livreen, zeugte von dem Reichthume und dem luxuriöſen Geſchmacke der hochgebornen Gaſtgeber. Eben als der Herr des Hauſes die präſidirende Dame auf den Ehrenplatz führte, rauſchte die Flötenuhr mit der Ouvertüre aus Figaro's Hochzeit in die ſchweigenden Verbeugungen der Geſellſchaft. Wie köſtlich nun dies pompöſe Mahl auch war, wie edel und ausgeſucht die Weine, wie lieblich die fortdauernde Muſik der automatiſchen Capelle: draußen bewirthete die Natur in ihrer ſchwelgeriſchen Frühlingsſchöne Alles, was da lebte auf Erden, doch noch freigebiger und üppiger! Die Luft, ein balſamiſcher Hauch, fächelte lind und leiſe das friſche, kaum entfaltete Laub der Bäume, und ſpielte koſend um die duftigen Kelche der Blumen; unter der blauen Wölbung des Himmels flogen Schwalben mit jauchzendem Geſchwirre und trugen das winzige Material zu den kleinen, erſt begonnenen Bauten am Fenſterchen der Lehm-Hütte oder am Dache der Scheuern. Würmchen ſpielten in den warmen Sonnenſtrahlen, die emſige Biene ſummte und ſammelte in dem Aroma der Orangerie, und in den feuchten Schatten am Baſſin ſang die Nachtigall einen göttlichen Abend voraus, und ſagte im zärtlichſten Gefühl, daß die Natur die größte Künſtlerinn ſei. Der Rubin des Burgunders glänzte bereits auf mancher männlichen Wange am gaſtlichen Tiſche des Generals, und das Feuer des Rebenſaftes, welchen die Sonne der Champagne gekocht hatte, ſtrahlte ſelbſt aus den ſchönen Augen der Frauen und Fräulein, als man jetzt nach winkender Uebereinkunft die Stühle rückte. Der Kaffee folgte dem letzten Deſertteller, ſo zu ſagen, auf dem Fuße, und als er ſtehend getrunken worden, ward einmüthig beſchloſſen, durch einen Gang in den Garten dem ſchönen Landleben das gebührende Recht widerfahren zu laſſen. Einige der Anweſenden athmeten zwar freier auf, als der lächelnde Maiabend ſie im Grünen begrüßte und der reine Geiſt der Natur zu den geſchmeichelten und betäubten Sinnen ſprach; doch die Mehrzahl fand dieſen Act des heutigen Vergnügens von allen am langweiligſten, und belobte nur aus Gefälligkeit für die Eigenthümer dieſer herrlichen Pflanzungen, was mit wunderbarer Stimme ſo tief zum Herzen ſprach und die Größe und Liebe des Schöpfers verkündete.

Die Geſellſchaft zog ſich mit läſſigen Schritten, und munterer Unterhaltung, längs den Alleen der Orangerie hin, und pries die Sorglichkeit des Gärtners, welche ſich in der üppigen Fülle, in dem Gedeihen dieſer ſeiner ausländiſchen Zöglinge verſichtbare; und als nun der General froh erregt und vom Comus angefochten erzählte, daß die Orangerie erſt im Frühgrauen dieſes Morgens aus der ſchützenden Hut der Fruchthäuſer ins Freie gebracht worden, und der Gärtner nach der Beendigung dieſes Transports geäußert habe, es wäre ihm nichts lieber, als daß Ihro Excellenz, die Frau Gräſinn, ihren Geburtstag gerade ſo eingerichtet, daß der ſchlimmſte Kalender-Heilige, Sanct Urban, vorher ſeinen rauhen Abzug nehmen könne, ehe die empfindlichen Südländer zur Geburtstags-Parade in Reihe und Glied aufmarſchiren müßten —; da ward die treuherzige Einfalt des Belobten laut und herzlich belacht. Nachdem der Garten langſam durchſtrichen war, wendeten ſich die Blicke der älteren Spaziergänger, geſättiget von dem erquickenden Grün und dem Purpur der Apfelblüthe, verlangend dem offenen Gartenſaale zu, worin die Spieltiſche ſtanden; der jüngere Theil der Geſellſchaft aber vereinigte ſich in dem Wunſche, den himmliſchen Abend luſtwandelnd und in natürlicher Ungebundenheit zu genießen. Die gefällige Wirthinn ließ die jungen Leute gewähren und eilte den harmloſen Intriguen einer Partie Boſton zu.

Die Sonne ſank nun allmählich zu den fernen, blaßblauen Gebirgen hinab, und umſchrieb die feurigen Farbenkreiſe ſchon größer und flammender; ihre dunkle Glut verklärte die grauen Stämme der Buchen und überzog den Spiegel des Waſſerbeckens mit blendendem Goldglanze. Lichte Wolken mit entzündetem Saum leuchteten aus der klaren Tiefe herauf. Die pilgernde Gruppe, welche ſich länger als ein Stündchen mit zweckloſen Umtrieben und allerlei Zeitvertreibs-Verſuchen abgemüdet hatte, ſtand jetzt, vom Abendſcheine verſchönt, und lauſchte dem Geſange Philomelens, deren kleine gefiederte Bruſt unendlichen Athem verhauchte, vielleicht zu ſehen, ob es die Menſchen fühlten. Leiſe Ausrufungen entzückten Beifalls machten plötzlich die ſchüchterne Sängerinn verſtummen, und die begeiſterten Zuhörer ſchwiegen und horchten, ein neues Lied mit jedem Augenblicke erwartend. In dieſer feiernden Stille beugte ſich Bianka, die Brudershtochter des Generals, zur Erde, und pflückte ein blaues Blümchen, welches zu ihren Füßen blühete. Sie hielt es mit ſchneeweißen Fingern hoch empor, blitzte mit den großen, ſchwarzen Augen die Umſtehenden an, und fragte in ſeltſamer Spannung und Heftigkeit: „Wie heißt dies Blümchen?“

„Ehrenpreis!“ antwortete ein junger Edelmann. „Ich weiß es beſſer,“ erwiederte die ſchöne Gräfinn Wermuth mit vorklingender Bitterkeit, „es heißt Männertreue! Und wiſſen Sie auch warum?“ Sie zog die brennenden Wangen voll Luft, blies dann das zarte Frühlingskind mit der vollen Strömung des würzreichen Odems an, daß die blauen Blättchen im Nu dem feinen Kelch entflatterten, und zur Schadenfreude der Täuſerinn auf der Bruſt Deſſen hafteten, den dieſe Auslegung insbeſondere treffen ſollte.

Der Hauptmann von Hallen, ein anerkannt liebenswerther Officier, und vorgezogener Günſtling des Generals, betrachtete mit ſichtlichem Erblaſſen die Blättchen der luſtigen Männertreue auf ſeiner Uniform; ein Zug von Schmerz, wie von dem Weh eines Sterbenden gezogen, und als hätte ein ſcharfer Schuß ſein Herz getroffen, zitterte flüchtig in einem ſchneidenden Lächeln um ſeinen Mund; dann flammte ſein braunes Augenpaar aufwärts, und ein Blick traf Bianka, ein Blick! worin ſich die Kränkung eines ungerechten Vorwurfes, edles Selbſtgefühl, Bedauern, Reſignation, in einem mildern, wehmüthigen Strahl des Abſchiedes malten. Während dieſer verhängnißvollen Momente ſagte eine weibliche Stimme leiſe und träumeriſch wie zu ſich ſelbſt: „Treue Liebe ſtirbt im Lethe nicht!“ Ein Officier, der bereits den Verlobungsring am Finger trug, hatte dieſe Worte vernommen, und küßte der jungen Dame, deren Lippen ſie faſt unbewußt entflohen waren, die Hand, indem er ſprach: „Der Himmel lohne Ihnen, meine gnädigſte Gräſinn, die ſanfte Vertheidigung mit einem treuen Herzen voll Liebe! Die Nemeſis aber laſſe Ihrer ſchönen Couſine die Wahrheit jener argen Erklärung, worin ſie die Dauer männlicher Ergebenheit der Unhaltbarkeit dieſes unſchuldigen Blümchens verglichen, zu gerechter Strafe erfahren.“

Hallens Blick und dieſe bedrohliche Verwünſchung jagten fröſtelnde Schauer in den heißen Buſen der eiferſüchtigen Bianka; ihrer ſtolzen Antwort kam jedoch ein muſikaliſches Fräulein zuvor, welches bittend ſagte: „Sie haben uns heute noch nichts geſungen, Herr Hauptmann! O krönen Sie dieſen wunderholden Abend durch Saitenſpiel und Geſang! Gräſinn Milly beſitzt eine Guitarre; wir laſſen ſie herbei holen. Hektors Abſchied! bitte! bitte! Als ich jetzt die Endſtrophe vernahm, erinnerte ich mich daran, wie ſchön Sie ihn neulich bei Landraths geſungen; wir waren ja Alle bezaubert!“

Die kleine Geſellſchaft, mit Ausnahme zweier Stimmen, wiederholte dieſe Aufforderung im Chor; denn Hallen war ein angenehmer, hochgefeierter Tenoriſt, und ſpielte Flügel und Guitarre mit nicht gemeiner Fertigkeit. Der Hauptmann verbeugte ſich mit gefälligem Anſtande, und als wäre er des kurzen Entkommens froh, eilte er den Weg nach dem Schloſſe, das Inſtrument zu holen. Als die fernen Töne der Guitarre, auf welcher er im Gehen präludirte, ſeine Rückkehr anzeigten, ſetzte ſich die harrende Zuhörerſchaft in ein lieblich beſchattetes Rund von Gartenbänken, und ließ dem Sänger den Mittelplatz in dem dämmernden Dunkel einer großen Linde frei. Ehe Hallen den angewieſenen Platz einnahm, trat er vor die junge Dame, welche vorhin die Verheißung der Treue verdient und empfangen hatte, und ſagte ehrerbietig: „Wollten Sie wohl, meine gnädigſte Gräſinn, meinen Geſang als Andromache begleiten?

Das Hochroth ſüßer Beſchämung ergoß ſich über das holde Geſicht der Angeſprochenen; ſie neigte in ſtummer Bejahung das kleine Haupt, und als das melodiſche Vorſpiel mit vollen Accorden geendet, nun in das einfache Accompagnement überging, erhob ſie die klingende Silberſtimme über den unruhigen Schlag des Herzens, ſo daß die ſtürmiſche Bewegung deſſelben in einem leiſe verſchwebenden Zittern der Töne hörbar ward, und ſang:

Will ſich Hektor ewig von mir wenden?
Wo Achill mit unnahbaren Händen
Dem Patroklus ſchrecklich Opfer bringt?

Wer wird künftig Deine Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finſtre Orcus Dich verſchlingt?

Der Hauptmann, nachläſſig hinten übergebogen, vereinigte in ſeiner Stellung die gefühlvolle Verſunkenheit in ſeine Kunſt und ihren Gegenſtand mit dem angebornen Adel ſeines Betragens, der in bewußter Würde achtſam zu ſein auf irgend eine äußere Form verſchmähen darf. Wie er da ſaß, im Schmucke ſeines Standes, mit tief herabhangender Schärpe, in deren blanken Quaſten der letzte Sonnenſtrahl ſpielte, das Geſicht bleicher und düſterer als ſonſt, verſinnlichte die ſchöne, männliche Geſtalt nur im ſanfteren Bilde den ſcheidenden Griechenhelden. Der weiche, biegſame Tenor ſeines Geſanges drückte bald tröſtende Zärtlichkeit, bald die muthige heroiſche Zuverſicht des Kriegers aus, da er begann:

„Theures Weib! gebiete Deinen Thränen!
Nach der Feldſchlacht ſteht mein feurig Sehnen,
Dieſe Arme ſchützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Herd der Götter,
Fall ich, und des Vaterlandes Retter,
Steig' ich nieder zu dem ſtyg'ſchen Fluß."

Ein preßhafter Seufzer floh durch die lautloſe Stille; ein leiſerer antwortete wie ein zartes Echo, und dieſer Nachhall erſtarb in dem reinen Glockentone der Sopraniſtinn, welche mit erhöheter Empfindung erwiederte:

„Nimmer lauſch' ich Deiner Waffen Schalle,
Müßig hängt Dein Eiſen in der Halle,
Priams großer Heldenſtamm verdirbt;
Du wirſt hingehen, wo kein Tag mehr ſcheinet,

Der Cocytus durch die Wüſten weinet,
Deine Liebe in dem Lethe ſtirbt!"

Ein Klang der Trauer gab der unverkünſtelten Weiſe dieſes Liedes rührende Modulationen und zog tief durch die Seelen der bewegten Hörer. Der Abendwind rauſchte durch die feuchten Blätter der Lindenumhänge, als wiederholten die Geiſter des Orkus Hektors Schwur, da er den Endvers anhob:

„All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe ſtillen Strom verſenken;
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt ſchon an den Mauern,
Gürte mir das Schwert um, laß das Trauern —
Hektors Liebe ſtirbt im Lethe nicht!"

Liebe Leſerinnen! Nur Liebende ſollten ſingen, weil nur das höchſte, ſchöpferiſche Gefühl Seelen in die lebloſen Töne zu hauchen vermag; oder Liebende ſollten nie ſingen, ſo lange ihre Empfindung ein ſcheues Geheimniß bleiben muß. Die vorſichtige Wachſamkeit kann den Blick des Auges hüten, und die Klugheit das fremdeſte Wort wählen; allein der Geſang wird ſtets die Stimmung des Herzens verrathen, und, iſt er ein Kind der Liebe, an dem Organ ſeiner Mutter zu erkennen ſein.

Als das Sängerpaar nun ſchwieg, da war es gewiß keinem Gliede dieſes geſelligen Kreiſes zweifelhaft, daß die kleine Gräfinn Andromanche, welche eigentlich Camilla Modeſta hieß. und als die blutarme, aber engelſchöne Nichte der Frau vom Hauſe hier ein Waiſenbrod genoß, das, obwohl vom Zucker des Wohllebens beſtreut, doch oft ſo hart und trocken war, um mit einem herben Thränchen erweicht werden zu müſſen — nicht als Hektors Gattinn, ſondern als

Hallens liebendes Weib geſungen, und von dem Geiſte des Gedichts in eine leidenſchaftliche Illuſion verſetzt worden war.

Auch Hauptmann Hektor ſchien die anziehende Situation einer hiſtoriſchen Vergangenheit als eine ihm gegenwärtig eigenthümliche zu fühlen; denn ſein Blick ruhte lange, wie mit inniger Verſicherung, auf Millys geſenkten Wimpern, welche ein paar klare Tropfen verſchleierten, die ſich in der tiefen Bläue ihrer Augen geſammelt hatten.

Unter den ſtillen und lauten Beweiſen höchſter Befriedigung, welche dem Schluſſe des Liedes folgten, erhob ſich Bianka, und ſprach mit beklommener Stimme den Wunſch aus, daß die Geſellſchaft ſich in ihrem Hochgenuſſe doch ja nicht ſtören laſſen möge, wenn ſie jetzt, einem rheumatiſchen Zahnſchmerze zuvorzukommen, der ſie ſchon ſeit mehreren Tagen quäle und die feuchte Kühle des Abends durchaus nicht vertrage, ſich in den Gartenſaal begebe. Allein Bianka, eine der reichſten Erbtöchter des Landes, und zugleich die gebietende Schönheit dieſes und jedes geſellſchaftlichen Cirkels, den ihre Gegenwart ſchmückt, übte die herrſchſüchtige Gewalt ihrer Reize und der begünſtigenden Verhältniſſe, welche jenen die Folie unterlegten, auf ihren Sclavenzug, den in der Regel mit wenigen, einzelnen Ausnahmen die jungen Männer ihrer Bekanntſchaft bildeten, und faſt unwillkürlich auch auf Solche ihres Geſchlechts, die in dem beſchämenden Gefühle, von der Natur oder dem Glücke vernachläſſiget worden zu ſein, dieſem Lieblingskinde beider in den Launen des Eigenſinnes willfährig waren. So auch diesmal. Kaum hatte die Gräfinn Weymuth ihr Vorgeben mit Klagetönen verlautbart, als ſich der dichtgeſchloſſene Kreis ſchnell auflöſete und, obſchon heimlich ſehr ungern, den lieblichen Ohrenſchmaus ohne Weiteres aufgab, um in williger Geleitſchaft und theilnehmenden Redensarten den Zahnſchmerz ihrer kranken Gottheit mit wohlgefälligem Weihrauch zu betäuben. Nur der Hauptmann und jener Officier, welcher vorhin mit übler Weiſſagung ſich an Biankens Läſterung ſeiner Brüder zu rächen ſuchte, blieben, den Aufbruch unberückſichtigend, zurück, und je weiter ſich das Comitat von dem verlaſſenen Orpheus entfernte, deſto lockender und ſehnſüchtiger drangen die Klänge der Guitarre in dem Abendliede des Jägers von Göthe in das ſchwellende Herz der kleinen Modeſta, deren ſchönſter Lebenstag nun unterging.

Endlich waren die Spielpartieen geendiget; man rechnete im wirren Durcheinanderreden Gewinn und Verluſt zuſammen. Die Bedienten ſervirten Wein und Erfriſchungen wie auf der Flucht, da in den Zurüſtungen zur Abfahrt vielſtimmige Befehle an ſie ergingen. Die Equipagen ſtanden längſt angeſpannt im Hofe, die Pferde ſtampften in wiehernder Ungeduld den Boden, und der abnehmende Mond, von ſchimmernden Wölkchen wie von einer Glorie umfloſſen, ging mit mildem Lichte über der nächtlichen Gegend auf.

Der Landſchafts-Director, Graf Weymuth junior, wendete ſich, indem er die goldenen Spielmarken in die ſchwere Börſe knüpfte, an den Hauptmann von Hallen, und fragte dieſen, ob es ihm vielleicht gefällig wäre, den Rückweg in ſeinem Wagen zu machen? Der Hauptmann lehnte jedoch dies verbindliche Erbieten mit der Entſchuldigung ab, daß er ſo eben die Einladung des Herrn Generals, in Steineiche zu übernachten und auch den folgenden Tag dort zuzubringen, angenommen hätte.

In dieſem Augenblicke mußte Bianka einen heftigen Ruck empfinden, ob im Herzen, oder in den verläumdeten Zähnen, die in der gepflegteſten Geſundheit leuchteten, dies wollen wir unſern lieben Leſerinnen errathen laſſen —; denn ein heftiges Erglühen färbte ihr verdrießliches Geſicht bis unter die dunkeln Stirnlocken, und die ſchöne Unterlippe ward von der Schärfe jener reinen Perlen bemerkbar gepreßt. Auffallend verſtimmt ſtieg Bianka in den Wagen, und ſagte ihrem Vater, um die Schweigſamkeit zu rechtfertigen, der ſie ſich überlaſſen wollte, daß die Pein des Zahnwehes nur durch die ungeſtörteſte Ruhe erträglich würde, und er ſie deßhalb ganz ſtill ſitzen laſſen möchte; damit drückte ſie ſich verſtummend in die Eckpolſter, und die Augen vor der lieblichen Mondlandſchaft zu.

Graf Weymuth, der dem Willen des verzogenen Töchterchens unter allen Umſtänden Folge leiſtete, verhielt ſich ſtill wie ſein Schatten, und ſank bald aus den Reflexionen, denen die aufgeſtiegenen Weindünſte ihre gehörige Klarheit verſagten, in einen feſten Vorſchlaf.

Allein die arme Bianka hätte einer tieferen Ruhe, als die im ſanftſchaukelnden Wagen herrſchte, bedurft, um einen nagenderen Schmerz, als den erdichteten, zu beſänftigen. Sie verſetzte ſich in das Schloß, dem jeder Augenblick ſie weiter entrückte, wo jetzt nach ihrer Vermuthung der Hauskreis, durch wenige zurückgebliebene Gäſte nur vergrößert, in traulicher Enge verſammelt war. Sie ſah im Geiſte, wie dieſe zwangloſe Stille, dieſe ſichere Unbemerktheit von der blöden, unſchuldigen Camilla wahrgenommen werde, um den abtrünnigen Hauptmann mit feinen Coquetten-Künſten zu umſpinnen; wie dieſer der eiteln Sucht nicht widerſtehen könne, der Generalinn in ihrer unbedeutenden Verwandtinn zu ſchmeicheln. Ein leidenſchaftliches Gefühl ließ ſie ſelbſt Camillens Glück beneiden und in erhöheten Graden empfinden, das die Gewißheit von Hallens Nähe, im heimlichen Schweigen der Nacht, einem ihm liebend zugewendeten Herzen gewähren mußte. Aber wenn ſie wieder daran dachte, wie verhaßt ihr dieſer Tag geweſen, wie ſpottend ſein ganzer Verlauf ihre ſtolzen Hoffnungen zu Schanden gemacht; ſo glaubte ſie, nicht ſchnell, nicht weit genug dem Schauplatze dieſer demüthigenden Erfahrungen, und Dem, von welchem ſie ausgegangen, entfliehen zu können. Was hatte ihr nun der graziöſe Anzug, der auf die vorhergeſehene Tiſchnachbarſchaft ſo fein angelegte Vertraulichkeitsplan, was alle der Aufwand von Witz und Ironie, deren zündende Funken aus jedem ihrer Worte blitzten und manche zarte Stelle ſengten, geholfen? Ach! nur zu größerer Kränkung ihrer Eitelkeit erwog ſie, wie zuverſichtlich, wie ſieggewiß ihre heutigen Erwartungen geweſen waren. Und dachte ſie an die triumphirende Nebenbuhlerinn, ſo wurde ihre Beſchämung, ihr Unmuth noch ſtechender. Schlicht und ſchmucklos in Kleidung und Benehmen hatte Camilla nicht zwanzig Worte geſprochen, und dennoch (Bianka erinnerte ſich deſſen genau, und ihr eiferſüchtiges Gedächtniß gab den Nachweiſer der beginnenden Minute), die Aufmerkſamkeit ihres Gegenübers, und dies war der Hauptmann, ausſchließend gefeſſelt. Die Empfindlichkeit über eine Zurückſetzung, die ihr eben ſo neu, als ſchwerzlich war, und welche zu rügen ſie ſich berechtiget wähnte — hatte ſie auch zu dem unvorſichtigen Blumenvergleiche verleitet, den ſie jedoch ſchwer gebüßt: denn jene Scene veranlaßte den Wechſelgeſang, welcher der ſchlaffen Anziehungskraft der einſilbigen Modeſta einen beſtrickenden Zauber gab, und eine glücklich organiſirte Kehle zum Sprachrohre verliebter Einſprüche in ihre eigenen Anmaßung einer wichtigen, wenn auch noch unſicheren Eroberung und zur Vertreterinn unbeholſener Wünſche machte. Freilich konnte Bianka es ſich nicht leugnen, wie gern ſie es auch gewollt hätte — Camilla hatte ſehr ſchön geſungen, und die Einfachheit, das reine innige Gefühl ihres Geſanges war erhaben über jeden Vorwurf der Prätenſion; aber ſie meinte doch, ſo ein Bischen Singſang könne gegen die ſtrahlende Menge ihrer Vorzüge in gar keinen Betracht kommen, und entſchuldige die Vernachläſſigung der ihnen gebührenden Huldigung keineswegs. Zwar mußte ſie auch geſtehen, daß der Hauptmann von Hallen ein Mann ſei, der als eine Ausnahme ſeiner Gattung beurtheilt und behandelt werden müſſe; denn gegen ſinnliche Bethörungen weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit durch einen beſonnenen etwas melancholiſchen Ernſt unempfindlich, ſchien er vielmehr ſtets jede, auch die feinſte Abſichtlichkeit ihrer Wirkſamkeit mit dem inneren Auge der Allwiſſenheit zu durchſchauen und mit zurücktretender Kälte zu beſtrafen; wo er hingegen die kleinſten Züge einer edlen Hingebung für Andere ſcharf beobachtend auffaßte und mit einer Achtung und Auszeichnung belohnte, deren Werth und Zartheit die rohe Maſſe gemeiner Schmeicheleien bei weitem aufwog; doch gerade dieſe ſeltenen Eigenſchaften, dieſer echtmännliche Sinn, machten der ſtolzen Bianka, die zum erſtenmale wahrhaft liebte, die Probehaltigkeit ihrer Reize und der glücklichen Zufälligkeiten, womit ſie verſchwiſtert waren, auf dieſen ſpröden Gegenſtand zu einer Ehrenſache.

Der ſtille, zweiſtündige Weg von Steineiche zur Hauptſtadt ward nun zum Kampfplatze heftigſtreitender Entſchließungen in dem Herzen der beleidigten Bianka. Bald wollte ſie ſich an dem Hauptmann durch ein gleichgültiges Ueberſehen Genugthuung verſchaffen; bald vergeſſend und vergebend durch liebende Selbſtverleugnung den Verlorenen wieder zu gewinnen ſuchen. Jetzt forderte ihre gereizte Weiblichkeit die Unterdrückung dieſer Neigung als ein nothwendiges Opfer; dann erſchien dieſem leidenſchaftlichen Gemüthe das Aufgeben des einzigen Mannes, den es hoch zu ſchätzen, ſelbſt in den Regungen der Unzufriedenheit, ſich gezwungen fühlte, als eine Verſündigung an den Ueberzeugungen der Vernunft und Liebe. So ward das ſchwache Herz feindlich verwüſtet und verwundet und von widerſprechenden Vorſätzen erfüllt. Arme Bianka! Ein frommer Blick zu den Sternen, die in ſtiller Klarheit ihre ewigen Bahnen wandeln und mit freundlichem Schimmer zu Dir herabſchaueten, hätte Dich mit dem Sprüchlein zufrieden geſtellt: „Der Menſch denkt, und Gott lenkt!“

Die Grafen Weymuth hatten beide das Glück gehabt, durch Verbindung mit reichbegüterten Frauen den halberloſchenen Glanz ihrer Familie herzuſtellen; aber dies neublendende Licht ihrer Verhältniſſe, gleich dem Aufflackern einer Flamme vor dem Erſterben; denn beiden Ehen blieb der Namenserbe verſagt. Die Vorſicht ſchenkte dem Landſchaftsdirector nach langem Wünſchen und Sehnen ein Töchterlein, unſere Bianka; allein er mußte dieſe erſte und einzige Vaterfreude mit dem Verluſte einer vortrefflichen Gattinn erkaufen, welche die Geburt ihres Kindes kein volles Jahr überlebte.

Der General, welcher ſeine Frau mit herzlicher Zärtlichkeit liebte, fürchtete von ihrer ſchwächlichen Conſtitution ein ähnliches Schickſal, im Falle die oft getäuſchte Hoffnung endlich in Erfüllung ginge; und da ſeine verwöhnende Aufmerkſamkeit für die hyſteriſchen Uebel der kinderloſen Gattinn ihre Forderungen an ſeine Theilnahme und Geduld allmählich ſo hoch ſteigerte, daß es ihm nachgerade zu viel ward, ſo hatte der Gedanke ſogar etwas Erleichterndes für ihn, daß dieſer beſchwerliche Zuſtand durch die Gefahren der Entbindung und die Mühſeligkeiten der Erziehung nicht noch verſchlimmert würde.

Wohl hätte ſein Bruder Recht gehabt, wenn er gefürchtet, daß es ſchwer ſein würde, der vollendeten Gefährtinn ſeines Lebens eine Nachfolgerinn zu geben, die in Hinſicht auf gebildete Verſtändigkeit, ſittliche Güte und Liebreiz des Umgangs in gleichen Rang mit der Seligen zu ſetzen wäre; allein es lag weniger an ſolch einer wähligen und vollen Würdigung ſeines Verluſtes, als an dem Mißglücken einiger übereilten Heiraths-Speculationen, daß er die Idee, ſich zum zweiten Male zu vermählen, zeitig und entſchieden aufgab. So erwuchs nun die kleine Bianka ohne mütterliche Liebe und Aufſicht, von dienenden Wärterinnen verſäumt und verzogen. Ihr Vater, durch die Verhältniſſe ſeines Standes, durch Geſellſchaften und Geſchäfte von der Kinderſtube fern gehalten, entbehrte nächſt der richtigen Einſicht in die Stufenfolge ſeiner väterlichen Pflichten, welche der Sorge für das geiſtige Gedeihen eines geliebten Kindes den vorzüglichſten Platz anweiſet, auch ſolcher Energie des Charakters, um den Kampf mit dem Eigenwillen eines zarten Lieblings ſiegreich zu beſtehen und ſeine ſeltenen und kurzen Beſuche in Biankas Spielbereich nützlich für die kleine Deſpotinn und wohlthätig für ihre geplagten Aufſeherinnen zu machen. Er erkaufte ſich jedes Mal ſpärliche Liebkoſungen und Beweiſe kindlicher Freundlichkeit mit Geſchenken an Näſchereien und niedlichen Sachen, und bezahlte einen ziemlich hohen Preis ganz umſonſt, wenn es der ſchnell verſtimmten Laune ſeines Töchterchens gefiel, dieſe Opfer ohne Erhörung anzunehmen.

Biankens Oheim erfreute ſich einer gehorſameren Achtung ſeiner Nichte, als deren erſte Reſpectsperſon von der Tochter rühmen konnte. Das gebietende Anſehen des militäriſchen Chefs vor den Reihen ſtattlicher Soldaten, die Subordination, worin die Officiere dem General, noch ehe er dieſen hohen Rang bekleidete, begegneten, erfüllten ſchon frühzeitig die Kleine, wenn ſie an der Hand ihrer Wärterinn einer großen Parade beiwohnte, mit Gefühlen der Scheu und Ehrerbietung, welche die perſönliche Würde ihres Verwandten in das Privatleben der Familie überzutragen wußte.

Auch die Gräfinn Weymuth konnte ſchwerlich begreifen, weshalb und wie Bianka ins Geheim von den Domeſtiken und manchem zufälligen Beobachter als ein Ausbund von Halsſtarrigkeit und Eigenſinn verſchrieen ſein könne! Das Kind war in Gegenwart ſeiner Tante ſo ſtill und fügſam, ſo gutwillig und geduldig, daß ein natürliches Wohlgefallen, welches die kinderloſe Frau an dem wunderſchönen Nichtchen fand, ſich noch mit der ſchmeichelhaften Ueberzeugung miſchte, ſie verſtehe es vorzugsweiſe, die Kleine zu behandeln. So ſtillte die Liebe für Bianka ihr kränklichſehnendes Herz mit dem Troſte, daß ſie die wohlgerathenſten Kinder erzogen haben würde, wenn die Vorſicht ihr Mutterglück gewährt hätte.

Von zarter Kindheit an war Bianka in dem Hauſe ihres Oheims ſo heimiſch wie in dem ihres Vaters, und ward darin als ein gemeinſchaftliches und einziges Kind betrachtet und begünſtiget. Alles, womit Rang und Reichthum verwöhnen, ſtand ihr zu Gebote. Der Unterricht, deſſen ſie genoß, ward ihrem Geſchmacke oder ihrem Willen angepaßt, und die reichen Kräfte ihres Weſens übte ſie nur an den kleinen Mühen, welche ihr in der Erlernung und Uebung vornehmer Kunſtfertigkeiten und einiger feiner, weiblichen Geſchicklichkeiten entgegenſtanden. Ganz gewiß wäre unter ſo verführeriſchen Umſtänden ein ganz verdorbenes Geſchöpf aus Bianka geworden, hätte die Natur ihr nicht in dem mütterlichen Erbtheile eines weichen und gütigen Herzens und eines angeſtammten Sinnes für das Schöne und Schickliche die beſte Schutzwaffe gegen die verderblichen Bethörungen gegeben, womit ihre Lage ſie umſtellte. Ihr ſcharfer Verſtand ließ ſie die Flachheit und Falſchheit Anderer ſchnell durchblicken, und ein innerer Ausſpruch in der Tiefe der ſtrengverſchloſſenen Bruſt ſtrafte die Schwäche und Schmeichelſucht, welche ihren Wünſchen zu Gute kommen ſollte, mit leiſer Verachtung.

Je mehr in Bianka die Jungfrau ſich entwickelte, um deſto einſamer begann ſie ſich zu fühlen. Ein Sehnen, bange und doch wonniglich, welches über die Schimmer der Toilette, über die rauſchenden Freuden der Bälle und über den ſteifen Pomp der Feten und Familienfeierlichkeiten hinausſtreifte in eine dämmernde Welt der Ahnung, beſtimmte ſie oft zum großen Verdruſſe ihrer Angehörigen, die Theilnahme an dieſen Vergnügungen zu verſchmähen. Solche ausgeführten Vorſätze waren es dann, welche den Opponenten eine Erinnerung an die frühere Unbill von Biankens launenhaftem Eigenwillen aufdrangen, und ſie die zärtliche Nachgiebigkeit beſeufzen und bereuen ließen. Bianka glaubte das fremdartige, wehmüthige Gefühl von Verlaſſenheit und Alleinſein, wovon ſie zuweilen in den glänzendſten und lauteſten Kreiſen ergriffen ward, in der Erwägung ihrer reiferen Einſicht ſuchen zu müſſen, daß ihr in der frühverlorenen Mutter das höchſte irdiſche Gut entnommen worden, und wie ſchön es wäre, wenn die allgeliebte Frau heute noch lebte, um die Freundinn und Beratherinn ihrer Tochter zu ſein. Zuweilen ſtand ſie ſinnend und träumend vor dem Bilde der Verklärten, deren Reiz und holde Formen ein Maler meiſterhaft aufgefaßt hatte. Dann war es Bianka, als blicke das Auge der Mutter in ſeliger Ruhe auf das ſtürmiſche Wogen in dem Buſen der verwaiſeten Tochter hernieder, als wären in den weichen Zügen dieſes zarten Geſichts die ewigen Vorſchriften ihres Geſchlechtes: Milde, Gelaſſenheit und beſcheidener Muth eingegraben, und als deute das himmliſche Lächeln um den geſchloſſenen Mund die Engelhaftigkeit und den Gottesfrieden Derer, die ihnen in reiner Weiblichkeit Folge leiſten.

Es konnte nicht fehlen, daß eine ſo weithinſtrahlende Erſcheinung, wie die aufblühende Bianka im Glanze ihrer Geburtsverhältniſſe, die Augen der jungen Männer auf ſich zog, denen eigenthümliche Vorzüge oder kühne Anmaßung das Recht zugeſtanden, ſie ſo hoch zu erheben; und Bianka hätte kein Mädchen ſein müſſen, wenn die Feier ihrer Schönheit und die empfangenen Huldigungen die Keime der Eitelkeit und Coquetterie nicht hätten in ihr entwickeln ſollen, welche zu edleren Zwecken in dem Gemüthe des Weibes ruhen, wenn Natur und Weisheit die zarten Pflanzen pflegen und richten.

Allein, gerade dieſe Leichtigkeit und Allgemeinheit ihrer Eroberungen geſtand denſelben für Bianka nur etwa den geringen Werth zu, welchen ein ſiegreicher Feldherr in die Einnahme unbedeutender und ſchlechtvertheidigter Poſten ſetzen mag. In das flüchtige Ergötzen an den erfolgreichen Verſuchen ihrer Wirkſamkeit auf die Männer miſchten ſich ſehr bald Regungen der Geringſchätzung und eines heißen, ſchmerzlichen Verlangens, außerhalb dieſen Schaaren, welche ihren Winken dienſtbar, den Mann zu finden, den ſie achten und lieben könnte. Dies Verlangen ſprach mit der Stimme der Natur für unſere Bianka. Das Weib, liebe Leſerinnen, will nicht herrſchen, nur in inniger Hingebung und treuer Liebe findet es die Beſtimmung ſeines Weſens; und das ſüßeſte Gefühl unſeres Geſchlechts ruhet in dem Bewußtſein der zarten Abhängigkeit weiblicher Schwäche von dem Schutze und der Superiorität des Mannes!

Bianka vollendete jedoch ihr achtzehntes Jahr, ohne, einige ſchnell unterdrückte wärmere Bewegungen ihres Herzens abgerechnet, ihr Idol der Männlichkeit gefunden zu haben.

Um dieſe Zeit ſah die Generalinn Weymuth ſich genöthiget, eine junge Verwandte bei ſich aufzunehmen, die durch den Tod ihrer bisherigen Verſorgerinn ſchutzlos geworden war; doch erſchwerten feſtgewurzelte Vorurtheile der ſonſt mildherzigen Frau die Leiſtung dieſer Liebespflicht.

Die ältere Schweſter der Generalinn hatte ſehr jung geheirathet, und nach einer Ehe, deren zehnjährige Dauer das unbefriedigte Herz dieſer feurigen Gattinn, gleich einem verſäumten Leben, anſchlug, einen mehr geachteten als geliebten Gemahl im Wittwenſchleier betrauert.

Den präſumtiven Bewerbern um die kleine freie Hand der Leidtragenden, welche mit einer anziehenden Perſönlichkeit auch drei ſchuldenfreie Landgüter zu verſchenken hatte, kam ein Graf Modeſta zuvor, deſſen nähere Bekanntſchaft im einſamen Wittwenhauſe hülfreiche Zufälle ſehr günſtig eingeleitet hatten. Der Ruf nannte den Grafen Modeſta einen Glücksritter und Avanturier; aber daß er in dieſen Qualitäten auch auf den Gewinn von Frauenherzen mit ſeinem gewöhnlichen Treffer pointire, bemerkte man erſt dann, als die ſchöne Getröſtete ſich ihm nach kaum abgelaufener Trauerzeit verlobte. Ihre Familie ſtrebte mit Feuer und Flammen des Zorns und der Erbitterung gegen dieſen Entſchluß, der, gleich einer unüberwindlichen Feſtung, den heftigſten und wiederholteſten Angriffen widerſtand. Die heldenmüthige Braut ließ ſich ſelbſt durch die gänzliche Losſagung der Ihrigen von jeder verwandtſchaftlichen Verbindlichkeit nicht ſchrecken; ſie lächelte der Drohungen und üblen Prophezeiungen, welche als Abſchiedsworte an ſie gelangten, verkaufte ohne Säumen die drei prächtigen Ritterſitze und eilte mit ihrem nunmehr angetrauten Gatten, im Gefühle der Freiheit, berauſcht von Jugendluſt und Leidenſchaft, dem Geburtslande des Geliebten zu, um die Gold-Orangen in ihrem heimiſchen Boden blühen zu ſehen.

Unter allen Gliedern der Familie, welcher die Gräfinn Modeſta abtrünnig geworden, war wohl keines über dieſe Verheirathung ſo ſchmerzlich betrübt, ſo bitter aufgeregt, als die Generalinn. Der Familienſtolz war vorherrſchend in ihr, und bei aller Liebe für den Gemahl, bei der natürlichen Gutmüthigkeit ihres Charakters, konnte ſie es ſich nicht immer verſagen, das lautanſprechende Selbſtgefühl des Erſteren durch überhebende Erinnerungen an den unentweiheten Adel ſowohl der Abkunft als der Geſinnungen ihrer Vorfahren zu verletzen; da der edle General mehr auf eigenes, erworbenes Verdienſt, als auf das ſeiner Ahnen ſtolz ſein durfte. Kein Hauch des Tadels und der Beſcholtenheit hatte jemals die helle Reinheit ihres Stammbaums, worin ſie ſich ſo gern ſpiegelte, verdunkelt, und jetzt entſtellte die leichtſinnige Handlungsweiſe der einzigen Schweſter den Glanz deſſelben mit unvertilgbaren Flecken! Eine langwierige Krankheit war die Folge der demüthigenden Kränkung dieſer Erfahrung, und der beklagenswerthe Gemahl hatte in dieſer bangen Zeit, welche eine Hauptprobe für das Ausharren ſeiner ehelichen Geduld war, doch Momente, wo er den ausreißenden Faden derſelben mit der Verſicherung fahren ließ: Dieſe Modeſta ſolle ihm ſammt ihrer muthmaßlichen Nachkommenſchaft nimmermehr vor die Augen kommen!

Allein eine Reihe Jahre vergingen, ohne daß der Verſchollenen Wiedererſcheinen ihn bei dem hitzigen Worte gehalten hätte. Es ward ihrer gar nicht mehr, oder ohne Rüge, wie einer Verſtorbenen, gedacht, als nicht mehr vermuthet, ein Zeichen ihres erſterfolgten Todes, wie von dem dunkeln Schickſal, welches verachtete Warnungen gerächt hatte, jene erloſchenen Erinnerungen ſühnend erneuerte.

Eine Halbſchweſter von dem erſten Gemahle der Gräſinn Modeſta hatte nicht weniger als die Familie ihrer jugendlichen Schwägerinn, ihre geſchwiſterliche Achtung für die Manen des herzlich geliebten Bruders durch die unvorſichtige Wahl ſeiner Wittwe beleidigt gefühlt, doch dieſen Schmerz viel ſanfter als jene geäußert. Ihr weiſes Urtheil ſah in dem Wagniſſe der armen Bethörten das gewiſſe Mißlingen und ihre Strafe voraus, und dieſer Sicherblick der Erfahrung begleitete mit einer Thräne des mildeſten Mitleids die Fernhinziehende. Frau von Bronnes (dies war der Name dieſer würdigen Matrone), lebte auf einem kleinen Gütchen, das ihr Eigenthum war, in ſtiller Abſonderung von dem Getümmel der Welt und widmete die herbſtlichen Jahre eines Daſeins, welches ſchwere Prüfungen gereiſt hatten, den Beſchäftigungen ihres geläuterten Geiſtes und den himmliſchen Freuden des Wohlthuns.

Ungeachtet Frau von Bronnes unabläſſig bemüht war, etwas über das Ergehen ihrer ehemaligen Schwägerinn zu erfahren, ſo blieb doch dieſer theilnehmende Wunſch während dem Zeitraume von neun Jahren durchaus unbefriedigt. Nach dem Verlaufe derſelben zeigte eines Tages die Kammerfrau der Edeldame ihrer Gebieterinn einen Ring, welchen eine hauſirende Trödlerinn im Flur des Schloſſes nebſt anderen Sachen zum Verkauf ausbiete. Mit Beſtürzung erkannte Frau von Bronnes ſogleich in dem Feilgebotenen ein Erbkleinod aus ihrer elterlichen Verlaſſenſchaft, deſſen Werth für die ſpecielle Kenntniß der Dame weniger in der Koſtbarkeit der Steine, als in der grauverjährten Uebertragung ſeines Beſitzes von einem Repräſentanten der Familie auf den andern beſtand. Sie ließ die Händlerinn vor ſich kommen und erkundigte ſich, ohne die Frau zu ſchrecken, aus welchen Händen der Ring an dieſe gelangt wäre. Aengſtlich, ohne Grund verdächtig geworden zu ſein, erzählte die Gefragte nun in treuherziger Geſchwätzigkeit, daß ſie mit dem Verkaufe deſſelben von einer Leinwebersfrau in dem, drei Stunden von dieſem Gute entlegenen Marktflecken S . . ., beauftragt worden, deren Waaren ſie auf dem Lande umhertrage, und bei welcher ſeit ein paar Wochen eine Fremde krank liege, deren letzte Habe wohl dieſer Ring ſein möge.

Frau von Bronnes erzitterte ahnungsvoll. Sie machte der Frau ein angemeſſenes Geldgeſchenk, ſagte, daß ſie den Ring in jedem Falle kaufen würde, und erbat ſich die Begleitung der erſtaunten Verkäuferinn, der ein Licht aufzugehen ſchien, zur augenblicklichen Fahrt nach dem Marktflecken, wo ſie ſelbſt mit der kranken Eigenthümerinn des

Juwels ſprechen wolle. Als die ſchwerfällige Landkutſche vor dem niederen Leinwebershäuschen hielt, hatten die erſten Vermuthungen der Frau von Bronnes über die Perſon dieſer Fremden durch eine richtige Combination aller kleinen Umſtände, welche die Erzählungen der geſprächigen Geſellſchafterinn über dieſen Gegenſtand angegeben, die klarſte Wahrſcheinlichkeit gewonnen. Man wies den vornehmen Zuſpruch eine ſchmale, kurze Stiege hinan, und öffnete die Thüre eines Stübchens, deſſen räucherige Balkendecke faſt drückend auf dem dürftigen Lager ruhete, worin eine abgezehrte Geſtalt im fieberhaften Schlummer lag.

Aber dieſem bleichen Bilde des Todes ſtand ſchön und blühend, gleich dem Genius des Lebens, ein etwa achtjähriges Kind zur Seite, und rieb mit den kleinen Händchen die feuchtkalten der Schlafenden warm. Das liebliche Blondchen richtete den unſchuldigen Blick befremdet auf die leiſe hineintretende Dame und ſeufzte tief und ängſtlich. Frau von Bronnes erkannte durch ihre hervorſtürzenden Thränen dieſe tiefen und eingefallenen Geſichtszüge; es war die unglückliche Gräfinn Modeſta! „Weinſt Du?“ fragte das kleine Mädchen, und im Nu füllten ein paar ſympathetiſche Tröpflein die großen blauen Augen des Kindes. „Ach! die Mutter iſt recht krank; wenn ſie nur nicht ſtirbt!“ fuhr die Kleine fort und ſah beſorglich bald auf den weinenden Beſuch, bald auf die ſchwerathmende Kranke. „Dann würde ich Deine Mutter ſein;“ antwortete Frau von Bronnes ſehr bewegt, und legte ihre Hand verſichernd auf das lockige Köpfchen. Jetzt erwachte die Kranke und ſtarrte die fremde Erſcheinung mit matten, offenen Augen an. In ihren erloſchenen Blicken malte ſich die Anſtrengung des Beſinnens, doch zeigte keine freudige Belebung der erſtorbenen Mienen, daß ſie zu errathen anfange, wer vor ihr ſtehe. „Ottilie!“ ſagte Frau von Bronnes, und in dem Klange dieſes Namens vermählte ſich die alte Vertraulichkeit mit verſöhnter, wehmüthiger Liebe; „kennſt Du mich nicht mehr?“ Da war es, als ob die Töne dieſer Stimme das wüſte Dunkel ihrer Erinnerungen blitzartig erhellten: „Gott im Himmel!“ rief ſie, bemüht ſich aufzurichten; doch ſchnell ſank ſie in die Kiſſen und in den vorigen, halbbewußtloſen Zuſtand zurück.

Ihrer gütigen Schwägerinn blutete bei dieſem Anblicke das Herz. Sie ließ die Hauswirthinn heraufrufen, bekannte ſich, in ſamaritiſchem Edelſinn über jede Kleinlichkeit des gemeinen Hochmuths erhaben, zu der nahen Verwandtſchaft dieſer todtkranken Frau, und erbat ſich genauen Bericht, auf welche Art dieſelbe hierher gekommen und wann ſie krank geworden wäre.

Die Leinweberinn, ehrlich und hülfreich, erzählte hierauf daß vor ungefähr vierzehn Tagen ihr Mann von einem Jahrmarkte kommend, ihr dieſe fremde Dame mit dem Kinde zugeführt habe, welche mit der nämlichen Fuhrgelegenheit gereiſ't ſei, die er zur Heimkehr benutzt, und womit ſie vermuthlich noch habe weiter fahren wollen. Eine halbe Stunde vor dem Marktflecken ſei die Reiſegefährtinn von einem heftigen Froſte überfallen worden, und der Leinweber, den dieſer Zuſtand und der Jammer des geängſteten Kindes gedauert, habe ihr vorgeſchlagen, bei ſeinem Häuschen abzuſteigen und ſich durch eine Schale Thee zu erwärmen, welche er für ihn bereitſtehend erwarten dürfe, und die ſie gemeinſchaftlich trinken wollten. Allein ſie (die Hausfrau) hätte wohl bald geſehen, daß dieſer zähnklappende Froſt keine äußere Erkältung, ſondern der Ausbruch einer heftigen Krankheit ſei, und es bei dieſer Vermuthung für unchriſtlich und ſündlich gehalten, die fremde Dame unter ſolchen Umſtänden in die kalte Regennacht hinaus zu laſſen. Mit dankbaren Verſprechungen hätte dieſe das angebotene Nachtquartier angenommen, und am Morgen die nachfragende Wirthinn ſie im hitzigen Fieber gefunden. Der einzige Arzt des Städtchens, ein alter Chirurg, der auch gegenwärtig abweſend, hätte die Kranke gewiſſenlos verſäumt und die Wirthinn ſie faſt allein mit Hausmitteln behandelt. Jedoch hätte die Krankheit eine Menge Unkoſten verurſacht, zu deren Beſtreitung die geringe Baarſchaft der Kranken nicht ausreichend geweſen. In einem lichten Augenblicke hätte ſie, auf die dringende Anfrage ihrer verlegenen Pflegerinn, dieſen Ring vom Finger geſtreift und der Wirthinn gegeben, um ihn zu verkaufen und den Erlös daraus zu ihrer Bezahlung und zu den Ausgaben für ihr baldiges Begräbniß zu verwenden. Dabei hätte ſie verlangt, es ſolle ſchnell ein expreſſer Bote nach Heimchen geſendet werden (ſo hieß das Gut der Frau von Bronnes), welcher der adeligen Beſitzerinn des Dörfchens, wenn dieſe nämlich den Namen Bronnes führe, die Kunde brächte, daß ihre Schwägerinn, die Gräfinn Modeſta, hier krank und ſterbend liege. Da indeß dies ſeltſame Verlangen mit unverſtändlichen Zwiſchenreden durchflochten geweſen, ſo habe die Leinweberinn gefürchtet, nur die Phantaſieen des Fiebers zu vernehmen und ſich zugleich geſcheuet, durch eigenmächtigen Vorenthalt der Sterbenden den Troſt eines Wiederſehens zu verſagen, deſſen angegebene Verhältniſſe doch wohl auch möglich und in Wahrheit beſtehen könnten. Sie habe daher einen Mittelweg eingeſchlagen und jener Hauſirerinn den Ring mit dem Begehren anvertraut, daß dieſe ihn der Edelfrau von Heimchen, weil dieſe als eine Liebhaberinn von Juwelen bekannt ſei, käuflich anbieten möchte; vorausſetzend, das Benehmen derſelben werde, wie nun auch geſchehen, vielleicht einen Aufſchluß über die unglaublichen Ausſagen der armen Kranken geben.

Frau von Bronnes lobte das kluge Verfahren des ſchlichten Mütterchens und bezahlte die ihrer leidenden Verwandtinn erwieſene Gutthat und geleiſtete Mühwaltung mit freundlichen Worten des Dankes und einem gewichtigen Geldröllchen. Darauf ließ ſie die Kranke, ſorgfältig in Betten gepackt, in den verſchloſſenen Wagen tragen, und nahm, die kleine Camilla liebkoſend auf ihrem Schooße haltend, auf der Rückſeite Platz.

Nach einigen Tagen, in denen die Bemühungen ärztlicher Kunſt und zärtlicher Pflege dieſen verglimmenden Lebensdocht anzufachen geſtrebt hatten, kam die Gräfinn noch einmal zum vollen Bewußtſein. Aber ihre tödtliche Schwäche war keiner Mittheilung ihrer herben Erfahrungen mehr fähig; auch ſtand ſie dem Schritte zu nahe, der aus dieſer wirren Traumwelt in die Räume des ewigen Lichtes führt, als daß ſie, ſchon von den Strahlen der Verklärung angeleuchtet, noch einen Blick rückwärts in das Wandeln der Schatten hätte werfen mögen.

Frau von Bronnes nahm dieſer letzten Momente wahr, um die Sterbende zu fragen, ob ſie nicht der Generalinn Weymuth Anzeige von dem leidenvollen Hierſein ihrer Schweſter machen dürfe. Aber die Gräfinn ſchüttelte ſanft das müde Haupt und ſagte kaum vernehmlich: „Nach meinem Tode! Und das wird bald geſchehen können!“ Darauf fragte die Frau von Bronnes abermals, ob, wenn dieſer traurige Fall eintreten ſollte, die Gräfinn neben ihrem erſten Gemahle zu ruhen wünſche? Sie (Frau von Bronnes) würde durch ihre freundſchaftliche Bekanntſchaft mit dem dermaligen Beſitzer des Gutes, das die brüderlichen Reſte in einer geräumigen Gruft umſchlöſſe, dieſe Vergünſtigung leicht bewirken können. Da ſtieg ein ſonderbares Lächeln in das ſterbende Geſicht der Gräfinn; ſie zog die Hand der Fragerinn an die kalten Lippen, die es wie ein bleicher Schein der Freude umſpielte; dann warf ſie einen Blick des brechenden Mutterherzens auf die kleine, verlaſſene Camilla, hielt die geküßte Hand ihrer Wohlthäterinn mit krampfhafter Anſtrengung ein wenig empor und ſagte mit immer leiſerer werdenden Stimme: „Siehe, das iſt Deine Mutter!“

Frau von Brennes drückte in tiefer Rührung das ſchluchzende Vermächtniß feſt an ihre Bruſt, und als dieſe Liebesgruppe ſich auflöſete, war die Erblaſſerinn verſchieden; doch jenes Lächeln ſchwebte noch um den Mund ihrer Leiche.

Frau von Brennes ſuchte die der Verblichenen verheißene Ruheſtätte nach, und an einem Abende, den melancholiſches Mondlicht und herbſtliche Schauer zu der düſteren Feier eigneten, ward unter dumpfem Glockengeläute der Gräfinn Sarg nach jenem Gute gefahren, um an der Seite ihres Gemahls beigeſetzt zu werden. So hatte die Verſtorbene, vom Leichtſinn und Leidenſchaft verlockt, fremde Länder durchirrt, für kurze Zeit im Rauſch der Sinne betäubende Befriedigung gefunden, um deſto länger die ſtille Ruhe der Seele zu vermiſſen; und, verlaſſen von dem Verführer, der die Weihe dieſer ſpeculativen Verbindung nur zum Behelfe ſeiner ſchändlichen Abſichten gebraucht, nach langen, harten Büßungen in den Armen des ſchweſterlichſten Wohlwollens zu ſterben, und in der erſehnten Nähe des zu ſpät gewürdigten Freundes den Schlummer des Todes zu ſchlafen! O heilige Vorſehung!

Gleich nach der Beſtattung erließ Frau von Bronnes ein Schreiben an die Generalinn, worin ſie derſelben eine umſtändliche Anzeige von den letzten Tagen und dem Abſterben der Gräfinn Modeſta machte. Von prahleriſcher Ruhmredigkeit wie von ſtolzer Beſcheidenheit gleich weit entfernt, berichtete ſie darin, wie die Unglückliche von ihr gefunden und aufgenommen worden; wie gern ſie dies, in der Kräftigkeit der Jahre vom Sturme des Schickſals zerſchlagene Leben für eine beſſere Zukunft gerettet geſehen, wie freudig und willig ſie die Verpflichtung übernommen, die verwaiſete Camilla treumütterlich zu erziehen; doch, da dies liebe Kind noch ſehr zarten Alters und ſie in vorgerückten Jahren und von ſchwächlicher Geſundheit ſei, und daher fürchten müſſe, die übernommene Erziehung nicht vollenden zu können, ſo rechne ſie bei dieſer Möglichkeit auf die verſöhnten Geſinnungen der nächſten Blutsfreundinn dieſer unſchuldigen Waiſe.

Zwar fühlte ſich die Generalinn beim Leſen dieſes Briefes lebhaft gerührt und wunderbar ergriffen; aber es gehörte vielleicht unter die Räthſel des menſchlichen Herzens, deren geheimnißvolle Deutung oft ſo ſchwer zu ergründen, daß ſie einen beſtimmten Widerwillen gegen die Vorſtellung empfand, ſich eines Sprößlings jener unſeligen Verbindung annehmen zu müſſen. Deſſenungeachtet hielt ſie es dem Rufe ihrer Menſchenfreundlichkeit, der ihr viel galt, nachtheilig, ſich der verlangten Verpflichtung zu entziehen, und ſo gab ſie in einem Antwortſchreiben, das mehr artig als herzlich war, der milden Vertreterinn ihrer eigenen Obliegenheiten die Verſicherung, daß, wenn einſt das Ableben derſelben die junge Modeſta abermals verwaiſe, ſie die Enkelinn ihres Vaters nicht verlaſſen wolle.

Zehn Jahre hatten den Schleier der Vergeſſenheit über dieſe Ereigniſſe und Empfindungen gebreitet, und die Generalinn, in gänzlicher Unbekümmertheit um das Daſein ihrer Schweſtertochter, ſeitdem kein Sterbenswörtchen mehr von Camilla vernommen, als eines Tages ein fremder Geiſtlicher bei ihr angemeldet ward, der ſich den Beichtvater der Frau von Bronnes und deren Botſchafter in einer wichtigen Angelegenheit nannte. Die Generalinn erröthete bei dieſer Mahnung an Perſonen und Verhältniſſe, deren ſie nie ohne eine leiſe vorwerfende Beſchämung gedenken konnte, und fragte nach dem Befinden der würdigen Dame. Mit Achſelzucken erwiederte der Paſtor darauf, daß dies leider das übelſte wäre, indem Frau von Bronnes ſchon ſeit Monden das Siechbette nicht mehr verlaſſen könne und nach der Verſicherung des Arztes die Dauer ihres wohlthätigen Lebens nur noch nach Tagen berechnen dürfe. Sie habe demnach unverzüglich den Paſtor mit dem Auftrage beehrt, die Frau Generalinn an ihr einſt geleiſtetes Verſprechen in Betreff der jungen Gräfinn Modeſta zu erinnern, und mit der eingeholten Erlaubniß, daß dieſe bald nach dem Tode ihrer mütterlichen Freundinn ſich dem Schutze ihrer Tante überlaſſen dürfe, das Scheiden von dieſem verlaſſenen Weſen ſanft und ruhig zu machen.

Die Generalinn, einſehend, daß ihr nichts übrig bleibe, als gute Miene der Willigkeit zu einer Sache, die ſich nun einmal nicht ändern laſſe, zu machen, beſtätigte die frühere Zuſage und erkundigte ſich zum erſten Male nach den Eigenſchaften der fremden Nichte. Der Paſtor, ein alter Mann bereits, nannte dieſe einen Engel, ihre Pflegemutter eine Heilige, und ſprach mit Begeiſterung von der muſterhaften Erziehung, welche Frau von Bronnes ihrem Zöglinge gegeben, von der gegenſeitigen Anhänglichkeit Beider, welche dafür zeuge, wie wahr das Sprüchwort ſei, daß Wohlthun Zinſen trage.

Die Generalinn entließ den geiſtlichen Abgeſandten mit der wiederholten Aufforderung, daß die junge Gräfinn Modeſta, ſobald der erwartete Trauerfall einträte, nach Steineiche kommen ſolle, woſelbſt ſie, wie immer zur Sommerszeit, ſich mit ihrem Hausſtande befand.

Der Johannistag, als Biankens Wiegenfeier, ward auf dieſem Gute von einer kleinen fröhlichen Geſellſchaft, größtentheils junger Leute, deren Auswahl nach Gunſt und Wunſch ſelbſt zu treffen Bianka von ihren gütigen Verwandten berechtigt worden, celebrirt. Ein neuer Hoffnungsſtern, welcher der jungen Gräfinn ſeit einiger Zeit aufgegangen war, leuchtete heute beſonders hell und verklärte die Laune der Gefeierten mit Roſenlicht. Die Geſellſchaft ſaß im gewölbten Gartenſaale und lauſchte entzückt dem Guitarrenſpiele des Hauptmanns von Hallen, deſſen Virtuoſität in dieſer lieblichen Kunſt durch Freundes-Verrath an den Tag gekommen war. Da ſtörte ein Bedienter die horchende Stille, welcher der Generalinn etwas zuflüſterte. Die Dame entfärbte ſich und verließ ſchnell den Gartenſaal, ohne den Schluß der Romanze abzuwarten, womit der militäriſche Sänger ſeine Zuhörer bezauberte.

Allein nicht lange, ſo wirkten Ueberraſchung und Neugier dieſer magiſchen Gewalt entgegen und die lauſchenden Statüen belebten ſich für den Sinn des Geſichts, als die Generalinn, ein junges Mädchen in tiefer Trauerkleidung an ihrer Hand, zurückkehrend auf der Schwelle des Salons erſchien.

Unſere lieben Leſerinnen werden nicht darüber in Zweifel ſein, wer das holde Geſchöpf geweſen, welches ſich mit beklommenem Herzen in dieſen modiſchen, feſtlichen Kreis, wie in eine wildfremde Welt verſetzt geſehen; aber eine kleine Beſchreibung der Errathenen dürfte ihrem Intereſſe für dieſelbe, welches wir hoffend vorausſetzen, vielleicht nicht ganz überflüſſig ſcheinen.

Camilla Modeſta, von ſchlanker weiblicher Mittellänge, die eher der Kleinheit als der Größe zuzuzählen, verband mit dem zarteſten Gliederbau die weichſte Rundung der Contouren. Die ſchönſten blauen Augen, das ſeidene Scheitelhaar vom mildeſten Blond und ein Ausdruck leidender Sanftheit, der gleich einem durchſichtigen Schleier den blühenden Reiz dieſer Geſtalt umfloß, gehörte der deutſchen Abkunft dieſer kleinen, italiäniſchen Gräfinn mit dem ihr eigenſtes Weſen richtig bezeichnenden Namen an; aber der dunkle Feuerſtrahl in der Bläue ihrer Augen, der mit ſchmelzender Kraft die Herzen traf, das klingende Metall der Stimme und ein Zug von ſtiller, ſchwärmeriſcher Glut, der ihrem Geſichte etwas mignonartiges aufprägte, zeugten für die ſüdliche Heimath der ſchönen Waiſe. Ihr Anzug, einfach, wie die Bedeutung ſeiner düſteren Farbe es erheiſchte, ſchien dennoch der reizendſte für das blendende Weiß der ſammtenen Haut und für den feinen Wangen-Carmin der Jugend zu ſein, den der Augenblick ihres Eintritts ein wenig bläſſer ſchattirte.

Die Generalinn ſtellte der erwartungsvollen Geſellſchaft in ihrer Nichte zugleich ihre nunmehrige Pflegetochter vor und führte ſie dann Bianken zu, den trauernden Ankömmling mit Worten und Blicken in die ſchweſterliche Gunſt des Herzblättchens empfehlend, welche deutlich ſagten, daß der

Lieblingſchaft deſſelben durch dies neue Verhältniß kein Abbruch geſchehen ſolle.

Bianka war heute zu glücklich, zu wohlwollend geſtimmt, als daß ihre Begrüßung des liebenswürdigen Mädchens, das künftig in ſo naher Beziehung zu ihr ſtehen würde, nicht einen herzlichen Anklang davon hätte haben ſollen. Aber Camilla übertraf in rührender Innigkeit dieſe entgegenkommende Freundlichkeit. Sie ſchlang die Arme um Bianka und drückte einen leiſen, zärtlichen Kuß auf die Wange der neuen, ihr verwandten Freundinn, während ein trauliches Lächeln ihr ernſtes Geſichtchen verſchönte, und der ſchüchterne Blick, nun voll heiterer Zuverſichtlichkeit, die blitzenden Augen des Kindes vom Hauſe um Vertrauen und Liebe bat. Die beiden Mädchen bildeten in dieſer Umarmung eine Gruppe, welche um des anziehenden Contraſtes willen, den ſie darſtellte, das Intereſſe der Zuſchauer auf eine Art beſchäftigte, die in Einem derſelben ſogar den Wendepunkt von dem Schickſale dreier Herzen abgab. — Bianka im Schmucke ihrer Schönheit, im frohen Stolze ihres Glückes, voll Hoffnung und Seligkeit! Und Camilla, leidtragend und verwaiſet, von einem friſchblutenden Schmerze gebeugt, unter das Dach fremder Wohlthäter tretend, und doch in dieſen verwirrenden Minuten mit ſanfter Gefaßtheit ſich ſelbſt behauptend! Die Wirkungen dieſer unwillkürlichen Vergleichungen in dem Gemüthe einer Hauptperſon unſeres Ehrenpreis-Geſchichtchens wird durch den weiteren Verfolg deſſelben anſchaulich werden.

Comteß Milly, wie man im Schloß Steineiche den Namen der kleinen Römerinn abzukürzen beliebte, fühlte ſich indeß in ihrer neuen Lage keineswegs ſo geborgen und glücklich, wie alle Welt ſie, die Verlaſſenſte der Waiſen pries, da eines der reichſten und geachtetſten Häuſer des Landes ſie an Kindes Statt aufgenommen. Sie überzeugte ſich ſehr bald, Niemand lebe davon, daß er viel Güter habe, und daß aller Ueberfluß der Umgebung nicht zureichend ſei, wenn es darauf ankomme, ein darbendes Herz zu befriedigen. Wie anders, wie ganz anders war es in Heimchen geweſen als hier! — Dort hatte der Liebe reiner Geiſt ſeinen milden Lebenshauch ausgeſtrömt und jedes Verhältniß, jeden Gegenſtand, ſchöpferiſch geſtaltet! Dort war für die geweihete Betrachtung, die Blume des Feldes ein Spiegel der göttlichen Weisheit, das Lied der Lerche ein Pſalm im höheren Chor; und beſchwerliche Mühe, die dem Dienſte Anderer galt, ein ſtilles Opfer der Wohlthätigkeit, als Beruf geachtet und als Vorzug angeſehen.

Hier waltete der Sinn der Welt, und ſtempelte den Glauben und die Verpflichtungen, und lieferte das Maß der Urtheile und Anſichten, deren traurige Kleinheit nun freilich an jene großartige Denkungsart nicht gepaßt haben würde. Zwar nannte man den lieben Gott par honneur dann und wann einmal; aber ſich in innigſter und ewiger Beziehung zu dem heiligſten Weſen zu fühlen, fiel Niemanden ein; und wären die hohen Herrſchaften zu Steineiche eben ſo ſchlicht als kalt geweſen, ſo hätte Camilla an ihnen leicht eine ähnliche Erfahrung machen können, wie folgende, welche als erlebte Wahrheit verbürgt werden kann. Als einſt eine junge Dame, eben von einer Landpartie zurückkommend, gefragt wurde, ob ſie von ihrem Begleiter, einem geiſtreichen Manne, angenehm unterhalten worden ſei? antwortete ſie mißmüthig: „O nein! Das könnte ich nicht ſagen. Er ſprach mit mir von nichts, als von der Unſterblichkeit der Seele und lauter ſolchen ernſten Dingen, die mich doch gar nicht intereſſiren.“

Obgleich die Generalinn den vorzüglichen Eigenſchaften ihrer Nichte Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußte, ſo ward die Dienſtbefliſſenheit der armen Milly doch einzig und allein mit dieſer abgefunden, und keine ehrerbietige Zuvorkommenheit konnte der ſtrengabgewogenen Zufriedenheit, womit ihre Tante dieſelbe belohnte, nur ein Tauſendtheilchen der Vorliebe abgewinnen, welche Bianka nicht ſelten geringſchätzig aufnahm und als überläſtig zu empfinden ſchien. Vielleicht, daß ein leiſer Vorwurf in dem Gewiſſen der Generalinn laut ward, wenn ein Blick auf Camilla ſie an eine aufgegebene Todte erinnerte, oder daß des Mädchens edler Stolz, welcher der Wahrheit nicht das Mindeſte vergab, es verſchmähete, den Schwächen und Launen der von ihnen beherrſchten Tante zu ſchmeicheln.

Von dem General ward die kleine, gedrückte Beſcheidenheit, deren Schutzherr er geworden, ſchon wärmer und williger gewürdigt. Wenn er die liebliche Form, den friſchen Jugendreiz derſelben nicht ohne Wohlgefallen betrachten konnte, ſo ward ſein männlicher Sinn von der liebenswürdigen Weiblichkeit ihres Gemüths ungleich mehr noch gerührt. Nicht ſo blind wie ſeine Gemahlinn für Bianka's Fehler eingenommen, konnte ihm nicht entgehen, wie hoch Camilla in allen Tugenden ihres Geſchlechts über Bianka ſtehe, ja, ihr ſelbſt an wahrer Geiſtesbildung überlegen ſei. Bei dieſer richtigen Anerkenntniß konnte er nun nicht faſſen, warum die Generalinn, der eine wohlwollendere Beurtheilung der ſtillen Vortrefflichkeit ihrer Schweſtertochter noch natürlicher ſein müſſe, dieſe mit einem ſo lauen Grade der Gunſt abfinde und von ihrem Herzen entfernt halte; einem

Herzen, dem ſonſt weder Kälte noch Härte eigenthümlich war. Allein eine zwanzigjährige eheliche Erfahrung gab ihm den Wink, ſich jedes wörtlichen Verſuches zur Abſtellung dieſes Uebelſtandes zu enthalten, wenn er ſich die Möglichkeit ſichern wolle, die verkannte Nichte in der Meinung ihrer Tante zu heben. Und ſo beſchränkte er ſeinen guten Willen vorläufig darauf, daß er der ihm liebgewordenen Camilla, gegen Jedermann die Genugthuung überſchwänglichen Lobes gab und den Wunſch lebhaft in ſich nährte, das Mädchen recht bald glücklich verheirathen zu können; weil, er geſtand es ſich mit einem Seufzer, das gute Kind wohl ſchwerlich durch das demüthigſte und ausharrendſte Bemühen das ſchuldloſe Vergehen des Namens, den es führte, bei der verwandtſchaftlichen Richterinn verſöhnen würde.

Zwiſchen den beiden Mädchen, welche die Gegenſtände dieſer Parteilichkeit waren, waltete ein geheimes Band gegenſeitiger Anziehungskraft, das aus wunderſamen Stoffen gewebt ſchien. Bianka ahnete in der wortkargen Camilla eine Tiefe des Gemüths und Schätze der Empfindung, denen ſie im tauben Geſtein der Welt vergebens nachgegraben hätte: aber das zu Tage Fördern derſelben war mit Gefahren für ihre Selbſtgefälligkeit verknüpft, und ſo ſcheuete ſie es. Bianka bezahlte jede genauere Kenntniß von Camilla's Weſen mit einem Erröthen, und das ſchien ihrer Eitelkeit ein zu koſtbarer Kauf. Doch umwehete die fremde Waiſe ein Frieden, eine ſanfte, ſtillzufriedene Ruhe, von welcher die unſtäte Bianka ſtets gelinde und beſänftigend angeſprochen ward, und ſie, im Beſitze aller Vorrechte des Glückes, das zurückgeſetzte Kind oftmals beneiden ließ.

Camilla, deren reine Seele der Mißgunſt und Anmaßung gleich unfähig war, benahm ſich gegen Bianka unausgeſetzt mit einer Innigkeit, in deren Erweiſungen ſich ein ängſtliches Bedauern miſchte. Es wäre das Benehmen Camilla's wohl dem einer unterrichteten Gärtnerinn zu vergleichen, welche auf fremdem Prachtgebiete eine ſchöne Blume den ſengenden Strahlen der Sonne ausgeſetzt ſieht, das frühe Welken als Folge davon bejammert, und es doch nicht wagt, ſie mit unberufener Hand dem gewiſſen Untergange zu entreißen. Auch wären Camilla's ſchüchterne Verſuche, Bianka's Geſinnungen zu erneuen, gegen die Macht jener Eindrücke, von denen ſie beſtimmt wurden, nicht aufgekommen. Allein die Vorſehung, welche noch nie verſäumte, die Fehler menſchlicher Erziehung weiſe und kräftig zu verbeſſern, nahm das Werk von Camilla's bildendem Willen auf, um es zu vollenden und zu belohnen.

Ungefähr ein halbes Jahr vor dem Tode der Frau von Bronnes ward der Hauptmann von Hallen auf eigenes, dringendes Verlangen, welches eine geltende Fürſprache unterſtützte, aus einer fernen Garniſon in das Regiment des General Weymuth verſetzt. Der General befand ſich eben unpäßlich, und Bianka leiſtete dem verdrießlichen Oheim im Krankenzimmer Geſellſchaft, als der fremde Officier um die Erlaubniß bitten ließ, ſich ſeinem neuen Chef vorſtellen zu dürfen. Die ideale Form ſeiner Geſtalt, ein Geſicht, das, obgleich mit tiefer krankhafter Bläſſe bedeckt, in dieſer Entſtellung nur um ſo bedeutſamer und anziehender erſchien, ein Augenpaar, aus welchen Geiſt und Muth durch einen trüben, melancholiſchen Schleier blickten, und eine gewiſſe Mattigkeit, die ſchwül und bang auf der jugendlichen Kraftfülle des intereſſanten Mannes wie ein ſchwerer Druck des Kummers zu ruhen ſchien, dies Alles gab der Stunde dieſer Bekanntſchaft für Bianka ein ungewöhnliches Intereſſe. Zum erſten Male in ihrem Leben war es ihr heute vorgekommen, von einem jungen Manne überſehen zu werden, und doch fühlte ſie ſich durch die wenigen Worte, welche, als ihr Oheim ſie ſcherzend in das Geſpräch gezogen, vom düſteren Hauptmann an ſie gerichtet worden waren, durch ein flüchtiges Aufblitzen bewundernder Aufmerkſamkeit für ihre Perſon, das ſie in ſeinem Blicke wahrzunehmen geglaubt, mehr geehrt und geachtet, als durch die Vergötterungen ihrer zahlreichen Verehrer.

Dem Hauptmann von Hallen mußte ein glücklicher Stern bei dem Eintritte in das Haus des Generals geleuchtet haben, denn auch dieſer war von ihm auf das lebhafteſte eingenommen. Auch war dieſer Eindruck ein beſtehender; ja, er vertiefte ſich vielmehr bei Hallens näherem Umgange, der ſehr bald mit vollem Rechte für den Liebling des Generals galt und als ſolcher berückſichtigt wurde. Man legte dieſer Protection ſogar die großmüthige Abſicht bei, die Hand der reichen Gräfinn Bianka dem unbemittelten Günſtlinge zuzuwenden.

Und wirklich hatte es den Anſchein, als ob ſich dieſe Vermuthungen beſtätigen würden. Der Hauptmann, welcher zu jeder Tageszeit freien Zutritt in die Familie des Generals hatte, ward auch von dem Landſchaftsdirector mit vorzüglicher Werthſchätzung behandelt, und das zarte, auszeichnende Vergnügen, welches die Tochter deſſelben an ſeiner Unterhaltung fand, blieb weder unbemerkt noch unbeneidet.

Das Glück trägt in jeder Geſtalt die Phyſiognomie des Eigenſinnes, und ſelbſt wenn es mit dem himmliſchen Antlitze der Liebe erſcheint, werden ſeine lächelnden Züge dieſen Ausdruck verrathen. Es fliehet den Sucher und hanget dem

Verſchmäher an; und an dem Spiele ſeiner coquetten Launen verblutete wohl ſchon manches Herz, das durch hoffende Treue und ſtandhafte Ergebenheit eines beſſeren Schickſals werth geweſen wäre.

Hallen, welcher der wandelbaren Fortuna mit Reſignation in das lockende Auge ſah und ſeine Zufriedenheit, die unerſchüttert ſchien, auf einen feſteren Grund als den loſen Sand ihrer Verſprechungen bauen wollte, ward dieſer Geſinnung gleichſam zum Trotz von der wunderlichen Göttinn begünſtiget. Er erfüllte ſeine militäriſche Pflicht pünktlich, doch ohne Anmaßung, und der General wollte ihn als Vorbild und Muſter für das ganze ſubalterne Officier-Corps angeſehen wiſſen. Er liebte die Stille, und zog einſame, weite Spaziergänge in Gottes herrlicher Natur den fröhlichen Gelagen ſeiner Cameraden vor; und der General ließ nicht ab, ihn mit Einladungen zu geſellſchaftlichen Partieen zu beunruhigen. Er hielt ſich in einer Entfernung von dem zweiten Geſchlechte, die der Abneigung nicht unähnlich ſah; und Bianka, die ſtolze Beherrſcherinn aller Männerherzen, buhlte mit ſchlauer weiblicher Kunſt um die kleinſten Zeichen ſeiner Beachtung! —

Die Günſtlinge großer und kleiner Herren und Frauen genießen dieſen Vorzug ſelten oder nie, ohne daß er ihnen durch nebenbuhleriſche Verleumdungen verkümmert würde. Sehr bald begann man zu forſchen, ob Verdienſt und Würdigkeit dieſes Hauptmanns von Hallen, der mit ſchwermüthiger Gleichgültigkeit Auszeichnungen hinnahm, deren kleinſte Mancher mit triumphirendem Geräuſch gefeiert haben würde — zu dem Glück, deſſen er ſich hätte rühmen können, in richtigem Verhältniſſe ſtehe? Der Erfolg dieſer theilnehmenden Bemühungen war ein Gerücht, welches den

Stab der Achtung über dem Haupte des Verurtheilten brach. Hallen ſollte von ſeinem Oheim, einem reichen Cüraſſier-Oberſten in B . . . . ., wo er früher als Infanteriſt garniſonirt hatte, enterbt worden ſein, weil er ein adeliges Fräulein verführt, das ein Todesopfer dieſes Fehltritts geworden war.

Zwar ſah Hallen gar nicht aus, als drücke eine Schuld dieſer Art ſein Bewußtſein; aber der ſchleichende Trübſinn, der ihn überall begleitete, und auch dem Sonnenſcheine der Freude die Kraft raubte, erfreulich auf ihn zu wirken, ein ſichtbares Verſinken in ſich ſelbſt, wenn ſchmerzliche Berührungen eine verſtimmte Saite ſeines Herzens anſchlugen, ließen doch auf Erfahrungen ſchließen, die jener üblen Nachrede verwandt ſein konnten.

Bianka war nicht die Letzte, welche die charakteriſtiſche Sage von der Vergangenheit ihres Lieblings zu hören bekam. Mit verachtendem Lächeln verſagte ſie der hämiſchen Mittheilung den Glauben und erbitterte die ſchadenfrohe Geberinn zu dem böslichen Vorſatze, dieſe vorurtheilsvolle Schätzung durch ſchlagendere Beweiſe ihrer Weggeworfenheit zu überwältigen. Bianka lief mit dem widerhakigen Pfeil in der empörten Bruſt zu ihrem Oheim und theilte ihm mit, was ſie über Hallen erfahren, indem ſie ahnend vorausſetzte, daß er ihre wankende Meinung von der ſeltenen Achtungswürdigkeit des Geläſterten kurz und kräftig befeſtigen würde. Auch hatte ſie nicht geirrt. Der General glomm ſeine lange Türkenpfeife an, und blickte während der leidenſchaftlichen Relation, welche die geärgerte Nichte ihm gab, mit unverändert zufriedener Miene in das ausgeriſſene Blättchen eines veralteten Muſen-Almanachs, welches eben zu Fidibus verbraucht werden ſollte.

Ein wenig gereizt über dieſe nachläſſige Aufnahme ſo wichtiger Neuigkeiten, fragte Bianka am Schluſſe ihrer Rede: „Haſt Du mich auch gehört, Oheimchen? Du gabſt nicht Acht auf das, was ich Dir ſagte.“

Der General nickte, ſah den zerfließenden Dampfwölkchen nach, welche er pausbackig von ſich blies und ſagte dann gleichmüthig: „Hier ſteht die paſſendſte Antwort auf dies klatſchhafte Geſchwätz; komm Bianka und lies ſelbſt: die ſchlechteſte Blume iſt es nicht, woran die Wespen nagen! Und um dieſes weiſen Orakelſpruchs willen ſoll das Blättchen nicht in Rauch und Flammen aufgehen. — Mein Hallen ein Mädchenverführer! Es iſt wahrhaftig zum Lachen. Der ſähe mir danach aus! Glaube nur, Nichtchen, ein General in den Funfziger Jahren weiß auf ein Haar, wie ſolche Leute ausſehen. Die militäriſche Praxis lehrt ſo gut Phyſiognomik wie Lavaters Schule, und wer über eine platte Zweideutigkeit zornig erröthet, wie ich es geſtern an Hallen geſehen habe, wofür ich ihn hätte küſſen mögen — der iſt ſchwerlich zum Mörder an Ehre und Unſchuld geworden. — Enterbt wäre er? Sagteſt Du nicht ſo, Bianka? Noch heute will ich ihn fragen, was daran ſei? Wer jedoch, wie der Hauptmann, ein Peru in Kopf und Herzen trägt, der kann das Erbgold eines geizhalſigen Oheims getroſt fahren laſſen. Doch wenn mir recht iſt, ſo kennt Bruder Max, Dein Vater, den Oberſt Hallen aus früheſter Jugend; vielleicht wüßte der etwas Näheres.“

Bianka hatte ſofort nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich nach den Jugendfreundſchaften ihres Vaters zu erkundigen: dieſer aber erwähnte des Oberſt Hallen nur beiläufig und mit der ungenügenden Verſicherung, ſeit funfzehn Jahren nichts weiter von ihm geſehen und gehört zu haben, als was die Rangliſte berichtet. Die Hoffnung der liebenden Bianka wendete ſich nun, und zwar mit abermaliger Täuſchung, auf das Examen, welches der General anzuſtellen verſprochen hatte. Als ſie ihn, da er gänzlich über den Ausſchlag deſſelben ſchwieg, danach zu fragen wagte, antwortete er mit abweiſender Kürze: „Das hat ſeine eigenen Bewandniſſe mit der Erbſchaft; auch iſt noch nichts unterſchrieben. Und," hier legte er wohlgelaunt und neckend ſeinen Finger unter Bianka's roſiges Kinn, „merke dies, mein Kind: Chriſtum lieb haben, iſt beſſer denn Alles wiſſen!"

Bianka's Aufmerkſamkeit für den Hauptmann ward durch das verleumderiſche Gerücht, welches ſeinen Ruf befleckte, wie durch die befremdliche Verſchwiegenheit ihres Oheims über die bewußte Erbangelegenheit, auf die leidenſchaftlichſte Weiſe erhöhet. Sie ſtrebte mit der Heftigkeit eines Charakters, der an das Durchſetzen ſeines Willens gewöhnt und von eiferſüchtigen Regungen erhitzt war, die Unſchuld des Angeklagten zu ergründen; allein ſie erlangte keine andere Bürgſchaft dafür, als den offenen Blick ſeines Auges, der ihr nur dann die vollſte Gültigkeit einer ſolchen hatte, wenn der magiſche Kreis ſeiner Gegenwart ihr Sehnen und Sorgen umſchrieb.

Während nun Donna Diana Bianka, — denn die Kälte einer ſtolzen Sprödigkeit hatte ſie ſehr oft die Rolle derſelben ſpielen laſſen — alle ſüßen Unruhen der erſten Liebe empfand, denen das Ungewiſſe der Gegenſeitigkeit dieſer Zuneigung viel Quälendes beimiſchte, erholte ſich ihr Gegenſtand allmählich von der tiefen Angegriffenheit ſeines Gemüthes, die ſo ſichtbar nachtheilig auf die jugendliche Kraft ſeines Körpers, wie auf die Unbefangenheit ſeines

Benehmens eingewirkt hatte. Eine gefällige Heiterkeit, treffender Witz, loſe Ausflüge gutmüthiger Satyre und manches andere anmuthige, geſellige Talent trieben wieder friſche Zweige am halbverkommenen Stamme ſeines Geiſtes; aber ein ſchnelles Abſpringen von dieſer mittheilenden Stimmung in die düſterſte Verſchloſſenheit, die weiche Verletzbarkeit ſeiner Empfindungen zeigte, wie zart und mild jene Sprößlinge behandelt werden müßten.

Bei den Berechtigungen des Verhältniſſes, worin Hauptmann Hallen zu ſeinem General und deſſen Familie ſtand, war es wohl unausbleiblich, daß er mit Bianka in nähere Berührungen kam, und eben ſo natürlich, daß die zuvorkommende Huld eines ſo liebenswürdigen Mädchens, deſſen Anſprüche kein gefährliches Seitenſtück theilte, nicht ohne theilnehmende Wirkungen auf ſein Herz blieb. Allein, wie fein ſein Betragen dies auch auszudrücken verſtand, ſo war es doch, ſelbſt bei den verlockendſten Anläſſen, ſtets entfernt, die zur Hand liegenden Beziehungen eines zärtlichen Einverſtändniſſes anzuknüpfen. Zwar geſtand ſich Bianka mit hochklopfendem Herzen, ihn ſchon auf einigen kleinen Liebhaber-Thorheiten ertappt zu haben; doch fürchtete ſie, ihrer ſchönſten Hoffnung verluſtig zu gehen, wenn nur das leiſeſte Lächeln ihm ſagte, daß er von ihr errathen ſei.

Doch zuverläſſiger, als dieſe geheimen Bemerkungen, war das Urtheil, welches Hallens ſcharfer Blick in die verborgenſten Seelenfältchen der ſchönen Bianka ſeinem Herzen ernſte Warnungen, auf ſeiner Huth zu ſein, zuflüſterte. Schon fingen verrätheriſche Bewegungen deſſelben an, für die Bildſamkeit des reizenden, gutartigen Geſchöpfes zu ſprechen, das durch manche Eigenſchaft der Verzogenheit und weiblichen Uebermuthes ſeinen ſtillen Tadel auf ſich zog; aber beſonnen gab er jener Stimme der Vernunft Gehör und unterdrückte die aufkeimende Leidenſchaft, von der er ſich, den genommenen Anſichten zufolge, keine dauernden Segnungen verſprechen durfte.

Allein Bianka hätte kein verliebtes Mädchen ſein müſſen, wenn ihr entgangen wäre, daß die ruhige Entferntheit, welche er im fortgeſetzten Umgange mit ihr beobachtete, nur von ſeinem Willen und nicht von ſeinem Gefühle ausgehe; und ſie ſetzte den höchſten Triumph ihrer Weiblichkeit darauf, ihn von dieſer maskirten Haltung zur Kniebeugung einer Liebeserklärung zu bringen. Wir wagen nicht, genau zu beſtimmen, ob die Macht der Gewohnheit, oder gelegentliche Verſuchungen, oder vortheilhafte Enthüllungen ihres innerſten Weſens die feſte Stellung des Hauptmanns nach und nach ſo erſchüttert, daß Bianka, obgleich die öffentlichen Huldigungsformen ihres Sieges noch fehlten, ihn an ihrem Geburtstage als den Ihrigen hätte betrachten können, auch wäre der Beſtandtheil von Einbildung, der dieſem triumphirenden Gefühl ſich zugemiſcht, ſchwerlich richtig anzugeben. Genug, nur ſo viel iſt gewiß, daß Bianka noch keinen Tag erlebte, der ſo unzweideutig, wie das Roſenfeſt ihrer neunzehnten Wiegenfeier, ſie des Beſitzes, nach dem ſie liebend ſtrebte, verſichert hätte. Aber man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben; und die Geſchichte der Welt und Menſchheit ſtellt den Erfahrungsſatz auf, daß hochmüthige Sicherheit ſtets die Vorläuferinn von Verluſt und Untergang ſei!

Noch war die Sonne jenes glücklichen Johannistages nicht geſunken, als die Ankunft der Gräfinn Camilla Modeſta, wie ſich unſere Leſerinnen erinnern werden, eben ſo unerwartet, als unerfreulich ſeine muſikaliſche Abendunterhaltung ſtörte. In dunkler Farbe wie der Schmerz, und ernſt wie das Nachſinnen, trat ſie in den Kreis der Freude, und Stille und Staunen feierte ihre Erſcheinung. Der ſchmelzende Geſang ſtockte auf der Lippe des Hauptmanns, und entzückt, als ſähe er Engel, hing ſein Blick an der Umarmung der beiden Mädchen. Doch als hätte das Schickſal dem hingeriſſenen Hallen in dem Zeitpunkte dringender Gefahr Camilla gleich dem Genius warnender Rettung vorgeführt; ſo wirkte ihr Anblick auf ihn. Die ſchüchterne Grazie ihrer Geſtalt und jeder Geberde, der ſtille Geiſt, der aus ihren Augen blickte und ſich in ihren Worten verkündete, klärte mit einem Male ſeine verdunkelten Begriffe von den Bedingungen echter weiblicher Anmuth auf, und über Biankas leuchtendes Sonnenbild zog ſich ein leichter Schatten. Unmuthig ſah dieſe ihr Vergnügen unterbrochen, und Hallens Achtſamkeit von ſich abgezogen. Sie hoffte jedoch, daß nur Neuheit und Neugier ihr kurzen Abbruch gethan, und das ſie beglückende Wechſelſpiel zarter, verſtohlener Aufmerkſamkeiten zeitig genug wieder beginnen würde.

Sie irrete, die gute Bianka. Ein Strahl jenes geheimnißvollen Lichtes, welches aus himmliſchen Höhen hernieder ſchimmert, wenn ſich das Herz zum Herzen finden ſoll, hatte ſein Auge berührt, und er fand ſich ſo ſchnell aus den Irrgärten ſinnlicher Beſtrickungen auf den rechten Weg, daß unter ſeinem Fortſtreben die Blumen, ihm darin mühſam gepflanzt, zerknickten. Der Hauptmann beſuchte Generals jetzt weit ſeltener als ſonſt, und Bianka glaubte daher um ſo weniger, daß Camilla die Urſache der veränderten kältern Begegnung ſein könne, wozu er von vertraulicher Näherung ſo jählings zurückgekehrt war. Sie meinte, wenn die einſylbige Blondine ſeiner Unterhaltung, ſeinem ſonderbaren Geſchmacke beſſer zuſage, als — gewiſſe andere Leute, die recht angenehm zu plaudern wüßten, ſo würde dieſe Hinneigung ſich nicht in fortdauernder Paſſivität erhalten können, welche, nach ihrer Erfahrung, den leidenſchaftlichen Entſcheidungen männlicher Bewunderung und Liebe wenig angemeſſen war.

Hallen war kein Mann, der mit ſchwächlicher Schonung ſein Thun und Laſſen beurtheilte. Kaum von einer tiefen, tödtlichen Herzenswunde geneſen, hütete er ſich, die matte, an ihren Erſchöpfungen kränkelnde Seele mit einer Schuld gegen das Geſchlecht zu belaſten, das ſo ſchwer an ihm geſündiget; nur ein großmüthiges in Schutznehmen der Schwäche deſſelben gegen ſich ſelbſt ſollte ihm den Stärkungsbecher reichen, und nicht die Rache, welche ein verſuchender Geiſt [illegible] ſo lockend darbot. In ſtrenger Selbſtprüfung ſuchte er [illegible] den Grad ſeines Unrechts gegen Bianka, wie ſeiner [illegible] Verpflichtungen gegen ſie, klar zu machen.

Das erſtere beſtand vorzüglich darin, daß er in ſtolzer Beſcheidenheit ſtets anzunehmen verweigert, was er jetzt erröthend zugab, daß er der ſchönen, vielgeſuchten Bianka längſt nicht mehr gleichgültig ſei, und ihr von Anfang ihrer Bekanntſchaft an mehr gegolten habe, als der girrende Schwarm ihrer Anbeter; welche Wahrnehmung er in der zarteſten Vorſichtigkeit, in Bezug auf die Hinnahme und Erwiederung dieſer verbindlichen Gunſt, hätte beherzigen ſollen, da er zeitiger als das Glück dieſer Auszeichnung erkannt, Bianka ſei wohl nicht das Mädchen, welches ſeinen Glauben an die edlere Natur des Weibes heben würde. Das Geſetz, welches fortan ſein Verhältniß zu Bianka regelte, war ſchwer zu geben, weil es entgegengeſetzten Anſprüchen genügen ſollte. Vor Allem mußte die feinſte Ehrerbietung das beſchämte, jungfräuliche Gefühl Biankens mit ſich ſelbſt verſöhnen; dann durfte der gütige General nicht bemerken, daß ſein Protegé, ohne den geliebten Gönner auch als Gaſtfreund aufzugeben, doch leiſe Rückſchritte aus den verfänglichen Beziehungen zu deſſen Familie beabſichtige, und endlich ſollte weder Bianka noch ihr Oheim je einen Augenblick darüber in Zweifel ſtehn, daß er von dem ihm gegebenen Vorzuge keinen ſelbſtiſchen Vortheil zu ziehen geneigt ſei, und ſie durch keinen andern Gebrauch, als den der dankbarſten Erkenntlichkeit benutzen wolle.

Hauptmann Hallen fühlte indeß die Schwierigkeit dieſer Forderungen ſehr bald, und ermüdete in der Anſtrengung, ſich in ſeinen Vorſätzen zu behaupten. Der General ſchalt ihn einen Sonderling, wenn er unter nichtigen Vorwänden die Einladung zu kleinen häuslichen Partien ablehnte, welche Bianka ſchlau erſonnen und zu veranlaſſen gewußt hatte, und Biankas Auge verfolgte ihn fragend und forſchend, wenn er ſich einem traulichen Zuſammenſein mit ihr ruhig und ungeſucht entzog. Gereizt und ungleich in ihrem Benehmen, ward dies nur von der kräftigen Strenge des ſeinigen gehalten, und wie bitter ihre Leidenſchaft auch ſein konnte, ſo war ſie doch nicht ſo ungerecht, um zu verkennen, daß ſeine zartſinnige Entäußerung es ſei, was ihren Ruf vor jeder nachtheiligen Auffallenheit ſchütze. Gewiß wäre es ihm auf die Länge unmöglich geweſen, in einer Situation, wie die geſchilderte, auszuhalten, welche unleugbar zu den preßhafteſten gerechnet werden dürfte, wenn ihn nicht ein Magnet unwiderſtehlich darin feſtgehalten hätte. Die holde Modeſta zog ihn täglich ſtärker an, durch die weiche, ſeelenvolle Gute, womit ſie in unbewußter Naturlichkeit. wie die Blume ihren Duft aushaucht, Wohlſein verbreitete über Alles, was ſie abzureichen vermochte. Er zitterte ins Geheim für dieſe engelreine, fromme Unſchuld, deren zarter Schmelz hier den giftigen Berührungen frivoler Beiſpiele ausgeſetzt war, und er fühlte ſich zu ihrem Retter berufen, wie er ſie als ſeinen Schutzgeiſt betrachtete.

Camilla fühlte in ſeiner Nähe die Macht eines ſchützenden Engels, der in der Achtung dieſes hochgehaltenen Mannes ſie vor mancher kränkenden Herabſetzung bewahrte, und ſie ihrem Werthe angemeſſen behandelt wiſſen wollte. Dieſe zartempfundene Theilnahme, ihr neu und ſüß, genügte zu ihrem Troſte, wenn ihre Lage mit tauſend Gewichten der Abhängigkeit das ſanfte Kind bedrückte. Wie leiſe die Anſprache dieſer Wahlverwandtſchaft auch war, ſo weckte ſie doch die in den Träumen der Poeſie ſchlummernde Liebe in Camillas Herzen. Dieſe Liebe war von der höhern Natur guter Geiſter, die nur ſichtbar werden, um zu ſegnen und in ſich ſelbſt ſelig, nichts begehren, als die Gewißheit, daß ihr Gegenſtand glücklich ſei! Keine Hoffnung, den Geliebten anders als in dieſem reinen Wunſche zu beſitzen, kam in ihre Seele; ſie hielt ihn, aus Folgerungen, welche die Vorliebe des Generals und Biankas Betragen abgaben, für das Eigenthum der Letzteren, und alle Glut und Inbrunſt ihres treuen Herzens verzehrte ſich in dem Beſtreben, die Neidenswerthe durch Anbildung mangelnder Tugenden, ihres glückſeligen Looſes werth und fähig zu machen, dem edelſten Manne das beſte Weib zu ſein.

Der Winter war gekommen und vergangen, ohne daß dieſe verſchiedenartigen Beſtrebungen ein Ziel erreicht hätten, das in einer ſichtbaren Veränderung der Verhältniſſe hervorgetreten wäre. Bianka fing allmählich an zu ahnen, daß die gering angeſehene Milly ihr als Nebenbuhlerinn gefährlich werden könne, und das Gemüth des Hauptmanns, von

Camillas Liebenswürdigkeit warm und innig durchdrungen, bedurfte nur eines zündenden Momentes, um dieſen verborgenen Brennſtoff in Feuer zu ſetzen.

Dieſen Dienſt leiſtete Bianka unfreiwillig ſelbſt, als ſie am Geburtstage ihrer Tante, die Blüthe jenes unſchuldigen Blümleins als Behelf gebrauchte, ihre verächtliche Meinung von der Treue der Männer zu offenbaren, und Hallen darin mit einem Vorwurfe zu demüthigen, den er nicht verdient zu haben glaubte. Camillas Antwort darauf, im ſüßen Selbſtvergeſſen geſagt, ſprach wie der mildeſte Gegenſatz jener ſelbſtſüchtigen Verbitterung, als ein Aufruf des Schickſals an ſein Herz; und mit männlicher Entſchiedenheit war er entſchloſſen, ihm Folge zu leiſten.

Es war bereits ſpät am Morgen, als Bianka nach einer faſt ſchlafloſen Nacht aus dem unruhigen Frühſchlummer erwachte. Sie fuhr aus ſchreckhaften Träumen empor und entſetzt vom Spiegel zurück, der ihr mit ſtrenger Wahrheitsliebe in einem übernächtigen, von allen Grazien verlaſſenen Geſichte die Wirkungen heftiger Leidenſchaften vorhielt. Beinahe hätte ſie ſich verſucht gefühlt, ihren Spiegel, gleich der Lais, nur unzeitiger als dieſe, der Venus zu opfern; ſo kränkend war ihr dieſer Augenblick ſo gleichgültig ihr theuerſter Beſitz, die Schönheit, welche ihre ſiegende Gewalt in der empfindlichſten Demüthigung unbewährt gelaſſen hatte.

Bianka ſchellte ihrer Jungfer. Röschen, ein niedlicher, geſchwätziger Naſeweis, kam und verrichtete ſchweigend mit leiſem Seufzen ihren Dienſt. In verſtimmende Erinnerungen vertieft, bemerkte die Gräſinn erſt kaum das Stummſein ihrer ſprachſeligen Vertrauten, bis ihr dies mit den verweinten Augen derſelben zugleich auffiel. „Du haſt geweint? Was fehlt Dir? Haſt Du Dich über etwas zu beklagen?“ Dieſe Frage richtete Bianka mit gutmüthiger, vom ſelbſtgefühlten Leide angeregter Theilnahme an die traurige Zofe. „Gott behüte, daß ich ſo undankbar wäre!“ antwortete Röschen kleinlaut, „es iſt nichts, was Ew. Gnaden anginge oder intereſſiren könnte.“ „Ich wünſche jedoch, es zu wiſſen; vielleicht könnte ich Deinem Kummer abhelfen;“ verſetzte die Gräſinn ein wenig gebieteriſch, und im ſtolzen Bewußtſein ihrer vermögenden Mittel, die ſie für ausreichend hielt, um die Sorge einer unbedeutenden Soubrette zu heben.

„Diesmal wohl nicht, gnädigſte Gräſinn;“ erwiederte das Mädchen mit einem Lächeln, welches dieſen vornehmen Dünkel zu verſpotten ſchien; „aber befehlen Ew. Gnaden, ſo will ich erzählen, warum ich betrübt bin.“ Und indem Röschen die langen, dunklen Flechten der Gebieterinn auflöſete und von neuem flocht, begann ſie, wie folgt:

„Ew. Gnaden wiſſen, daß die Tochter des Uhrmacher Heimwald nebenan meine einzige und beſte Freundinn iſt. Die arme Babette iſt ſchon ſeit zwei Jahren mit dem jungen Jäger aus Hohenbuſch heimlich verſprochen, dem die einſtmalige Nachfolge in dem einträglichen Stadtförſterdienſte ſeines Vaters verſichert worden. Ihre Eltern haben dieſem Umgange ſtets nach Kräften gewehrt, weil ſie als Anhänger der Herrnhutiſchen Brüdergemeine ſich davor ſcheuen, ihr Kind einem Manne zu geben, deſſen blutiger Beruf leicht zu einer wüſten, ausſchweifenden Lebensart verleiten könnte. Nun hat faſt eben ſo lange der hieſige Buchdrucker, ein Mann, an dem gerade nichts auszuſetzen, obwohl er bereits in mittlern Jahren, und Babette, wäre ſie frei und ungebunden geweſen, würde ſie ihn vielleicht recht gern genommen haben — ein Auge auf das hübſche Mädchen. So aber hat der eiferſüchtige Liebhaber ſeine ſchüchterne Taube mit der Drohung geſchreckt, daß, wenn ſie ihn um des Schwarzkünſtlers willen fahren laſſe, er ſich am erſten beſten Wochentage eine Kugel durch den Kopf jage, und Leib und Seele auf ihr Gewiſſen lade. Das hat die arme Babette unausſprechlich geängſtigt. Geſtern kommt der Buchdrucker, welcher von den Eltern mit Vertröſtungen hingehalten worden, und bringt auf eine letzte Entſcheidung. Da ſtellen nun die Eltern ihrer Tochter Himmel und Hölle vor, und die bedrängte Babette geſtehet, warum ſie von dem wilden Nimrod nicht laſſen wolle. Darauf ſagt der Vater, daran könne ſie ja erkennen, wie unglücklich ſie als die Frau eines Mannes werden würde, der ſeinem Werthe und ſeiner Liebe ſo wenig vertraue, um der Braut durch das freventlichſte aller Mittel, durch die Drohung des Selbſtmordes, gewiß zu ſein — ſie ſolle nur ein Herz faſſen und Gott Alles anheim ſtellen. Babette, welche ſchon längſt eingeſehen haben mag, daß ſie im Förſterhauſe keine Seide ſpinnen werde, ſondern vielleicht brennende Neſſeln — bittet ſich nun ein paar Stunden ruhige Bedenkzeit aus, die ſie zu ſtiller Berathung mit ſich ſelbſt und ihrem himmliſchen Freunde bedürfe; dann ſolle der Buchdrucker Beſcheid und der Jägersmann ſeine Abfertigung erhalten. Sie ſchließt ſich in ihr Kämmerlein, fällt auf die Kniee und betet inbrünſtig, daß Gott ihren Willen leiten und ſie dabei vor Reue und Gewiſſensangſt gnädiglich ſchützen möge. Da ſinkt es ihr wie ein Centner von der Bruſt, Furcht und Bangen iſt mit einem Male verſchwunden, und getroſten Muthes ſchreibt ſie den Abſagebrief. Wie ſie nun dem Vater das Schreiben zur Beſtellung einhändiget, und der Mutter ſagt, ſie ſolle nur den Buchdrucker kommen laſſen — ſo ſegnen die Eltern ihr Töchterlein mit Freudenthränen, und loben mit lauter Stimme Den, der die Herzen lenket wie Waſſerbäche. Als ſie heute früh erwacht, viel mag ſie wohl nicht geſchlafen haben — ſchlägt ſie ein Herrnhutiſches Geſangbuch auf und trifft auf die Zeilen: Durch Stilleſein und Hoffen wird, was Dich jetzt betroffen, für Dich einſt ſanft und lieblich ſein! — Sie erkennt in dieſem Verſe einen Zuruf von oben herab, und denket, daß ſie zum Lohne ihres kindlichen Gehorſams den Mann, welchen ſie heirathet, noch recht lieb gewinnen werde. Schon um ſieben Uhr ließ Frau Heimwald mich auf einen Augenblick herum rufen, um mir ihre Seelenfreude mitzutheilen und Babette hing an meinem Halſe und weinte ſich ſatt. Heute iſt Verlobung, und wenn meine gnädige Gräfinn es erlauben wollten, ſo wäre auch ich dazu eingeladen.“

Ein unbekannter Schauer durchrieſelte gegen den Schluß dieſer Erzählung Blankas Glieder, und hauchte eine zarte Bläſſe über ihre Wangen. „Das arme Mädchen!“ ſagte ſie mit ſtarrem Auge vor ſich hinſehend.

„Nun Ew. Gnaden,“ antwortete die Jungfer, in welcher eine Regung der Weiblichkeit das Mitleid der Freundſchaft ſchnell unterdrückte, „ſo ſehr zu beklagen iſt Babette eben auch nicht. Der Buchdrucker iſt ein ſtattlicher Mann, der ſich vor Jedem kann ſehen laſſen und ſeine Frau kommt gleichſam in die Hülle und Fülle. Er hat drei Preſſen in ſtetem Gange, und — —“

„Du vergiſſeſt die vierte, die Thränenpreſſe!“ unterbrach die Gräfinn mit verächtlichem Tone das Zöſchen und fuhr fort: „ſchweig mir mit Deiner Hülle und Fülle! Einen Mann ohne Liebe heirathen, iſt die Selbſtverurtheilung zu dem bettelhafteſten Darben auf Lebenszeit; und ehe ich mich dazu entſchlöſſe, müßte ich wohl von neuem geboren werden.“

Jetzt ſchauerte Röschen. Warnend und mit abergläubiſcher Bedeutſamkeit verſetzte die Dienerinn: „Ich wollte, meine gnädige Gräfinn hätte dies Wort nicht ausgeſprochen. Meine ſelige Mutter pflegte zu ſagen, man dürfe nur etwas verreden, um es dann ganz gewiß zu thun; und wenn ich auch freilich weiß, daß Ew. Gnaden nur die beiden Händchen auszuſtrecken brauchen, um an jedem der zehn niedlichen Finger einen ſchönen oder reichen Cavalier feſt wie Ketten hangen zu ſehen, ſo kann man doch alle möglichen Fälle nicht wiſſen. — Unſereins, du gerechter Himmel! muß hingegen um der lieben Verſorgung willen in einen ſauren Apfel beißen, und noch froh ſein, wenn der Mann, als die leidige Zugabe zu dem erſehnten eigenen Heerde, erträglich genug iſt. Auch ſieht man nur zu oft, daß die Zärtlichkeit verliebter Eheleute wie Strohfeuer darauf verlodere und nur ein Häufchen Aſche übrig bleibe, zum Bußethun für die Sünde, einen harten fühlloſen Klotz angebetet zu haben, den unſer thörichter Irrthum zu einem Götzenbilde für die Leidenſchaft modelte.“

Hier beendigte der Eintritt eines weiblichen Toilettenbeſuches dies Geſpräch. Graf Weymuth las während der Eſſenszeit einige eben angekommene Briefe und fragte zwiſchendurch ſeine Tochter, ob ſie nicht nach Steineiche fahren wolle? Sie würde unfehlbar auch heute zufällige Geſellſchaft dort finden, da einige nachbarliche Freunde der Tante Generalinn die Gewohnheit hätten, ihr Glückwünſche nachträglich darzubringen.

Bianka glaubte in dieſer Frage ihres Vaters, eine Rechtfertigung für das unruhige Verlangen zu finden, daß ſie in die Nähe des geliebten Beleidigers zog, und dem, unbefangen wie ſonſt, zu genügen, ſie aus uns bewußten Gründen Anſtand nehmen wollte. „Wenn Du mitfahren könnteſt, Väterchen!“ ſagte Bianka mit dem Tone ſchmeichelnder Bitte. Der Landſchafts-Director antwortete beſtimmt: „Das geht nicht mein Herzchen. Ich habe wichtige Geſchäfte, und es wird ſich vielleicht in den nächſten Stunden entſcheiden, ob ich nicht ſchon morgen eine größere Reiſe antreten muß. Doch warum wollteſt Du, wie ſchon hundert Mal geſchehen, nicht allein fahren? Graut Dir vor der ſpäten, einſamen Rückfahrt, ſo bleibe über Nacht, oder bitte den Oncle, daß er Hallen zu Deiner Escorte commandire.“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechster Band.

Blumen. Zweiter Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung

In den ſpätern Nachmittagsſtunden wiegte die ſchaukelnde Droſchke die junge Gräfinn auf dem Wege nach dem Gute ihrer Verwandten. Obgleich Bianka in Steineiche heimiſch war und nicht beſorgen durfte, daß es Jemand einfallen werde, ihre Beſuche daſelbſt mit tadelnder Verwunderung nachzuzählen, ſo lehnte ſich doch ein leiſes Gefühl, deſſen Autorität das Geſetz weiblicher Schicklichkeit war, gegen ihre heutige Wiederkehr dahin auf, und erhöhete ſich, je näher ſie dem befreundeten Orte kam, bis zu einem Grade der Beklommenheit, der ſie bei der Einfahrt in das Dorf in die peinliche Unſchlüſſigkeit verſetzte, ob ſie gegen die Billigung dieſer innern Richterinn verfahren oder noch von dieſer Stelle aus ungeſehen zurückkehren wolle? „Halt, John!“ rief ſie dem Kutſcher auf einem Platze zu, wo von der Straße, die nun in gerader Richtung zu dem Schloſſe führt, ein Fußpfad abläuft, deſſen ſchlängelnder Lauf durch duftende Ulmen bis an die Seitenpförtchen des herrſchaftlichen Parks leitet, „verweile hier, bis ich Dich rufen laſſe.“ Und dahin ſchwebte die leichte Geſtalt. Bianka war ſich keiner Abſicht hell bewußt, und nur eine unglückliche Ahnung beſtimmte ihr Verfahren und beflügelte ihre Schritte.

Sie öffnete mit hochklopfendem Herzen das Pförtchen und ſchlich ſcheu und leiſe wie eine Verbannte durch die trauten heimathlichen Gänge. Schon erwachte ſie zu dem

Bewußtſein dieſer Seltſamkeit — da ſchlug ein weiches, zärtliches Geflüſter an ihr aufmerkſames Ohr und jeder Gedanke erſtarb in dem Wunſche, die Quelle dieſer verrätheriſchen Töne unbelauſcht ergründen zu können. Ein tiefes Lindendunkel beſchattete das liebliche Uferplätzchen, dem dieſe leiſen Laute entquollen und Bianka bog mit zitternden Händen die äußeren Zweige des grünen Verſtecks aus einander.

Da ſaß der Hauptmann Hallen auf dem ſogenannten Eremitenſtuhle von gekrümmtem Holze und hielt Camilla auf ſeinem Schooße. Sein ſtarker Arm umſchlang ihren ſchlanken Leib und ſein Geſicht von dem Glanze glücklicher Liebe verſchönert und beſeelt, mit innigen Blicken dem ihrigen zugewendet, das mit dem Ausdrucke verſchämter Hingebung an ſeiner Schulter ruhete.

»Meine Camilla! Fällt es Dir wirklich ſo ſchwer, mir in Worten zu ſagen, daß Du mich liebſt?« fragte Hallen mit Tönen eines ſchmelzenden Vorwurfs. Camilla erhob das blonde Köpfchen und indem ſie die kleine weiße Hand an die Wange des Hauptmanns legte, antwortete ſie: »O ſei großmüthig, Geliebter! Schone mein! Weißt Du doch, daß Du der verlaſſenen Camilla Ein und Alles auf der weiten Erde biſt.« — Die leiſe bebende Stimme, von tiefer Rührung gedämpft, verſtummte unter einem langen Kuſſe.

Bianka glaubte ſich vom Tode in Marmor verwandelt; ſo kalt, ſo ſtarr ſtockten alle Pulſe ihres Lebens. Sie wollte das Zweigfenſterchen wieder ſchließen, durch welches ſie ihr Schickſal geſchaut hatte, aber ihre Hand zitterte ſo heftig, daß ſich unter der flüchtigen, unſicheren Bemühung ihr ein Ring vom Finger ſtreifte und an einem Lindenknöspchen hangen blieb, ohne daß ſie es bemerkte.

Wie ein junges Reh, das den tödtenden Pfeil im Herzen fuhlt und dem Schmerze zu entfliehen wähnt, floh Bianka von hinnen und ihrem Wagen zu.

„Umkehren John! Und fahre ſo ſchnell, wie nur möglich!„ rief die Gräfinn athemlos ihrem Kutſcher zu. Der, erſchrocken über das Ausſehen ſeiner Herrinn, meinen mochte, nur die Furcht vor einer verfolgenden Mörderſchaar könne mit ſolch zerſtörendem Griffel ſich den Zügen derſelben aufgeprägt haben. In geängſtetem Gehorſam trieb er die wilden Pferde an, und bald verhüllten wirbelnde Staubwolken die letzten Fernpunkte von dieſem Orte der ſchmerzlichſten Enttäuſchung.

Als Bianka vor dem Hauſe ihres Vaters hielt, gewahrte ſie geſchäftige Bewegungen darin. Auf ihre Anfrage berichtete ihr der Kammerdiener, daß der Herr Graf vor einer halben Stunde in Geſchäften ausgegangen wären und dieſe Nacht, Punkt zwei Uhr, nach B . . . . verreiſen würden. So ward Bianka Zeit vergönnt, ihre plötzliche Entſchließung zu überlegen und für die Unterredung mit ihrem Vater, Faſſung zu gewinnen.

Der Landſchafts-Director erſtaunte, ſeine Tochter anweſend zu finden, und dieſe entſchuldigte die eilige Wiederkehr mit dem Vorgeben, daß ſie unterweges von einer ſeltſamen Angſt befallen worden, welche ſie der Fähigkeit beraubt, in einem muthmaßlich geſellſchaftlichen Kreiſe in der erforderlichen Stimmung zu erſcheinen. Hierauf bat ſie ihren Vater, der ihr mit forſchender Beſorgniß in die unſtäten Augen ſah, daß er ſie mit nach B . . . . nehmen möchte, weil hier — ſie wiſſe ſelbſt nicht warum? ihres Bleibens nicht mehr ſei, und ſie ſich von einer zerſtreuenden Veränderung die beſte Wirkung für ihre Geſundheit verſpreche, deren leidendem Zuſtande wohl allein die krankhafte Unruhe ihres Gemüths zuzuſchreiben.

In Angſt und Verlegenheit verſetzte Graf Weymuth: „Mein Kind, Du alterirſt mich! Und das wahrlich zur Unzeit, denn ich weiß ohnedies nicht, wo mir der Kopf ſteht.

Daß Du krank biſt, giebt der Augenſchein; ſieheſt Du doch ſo bleich und verfallen aus, daß Du im gehörigen Coſtüm, ſelbſt ohne Schminke, die Ahnfrau ſpielen könnteſt. Allein meine Reiſe iſt von dringender Geſchäftswichtigkeit, ich könnte keine Rückſicht auf Dein Befinden nehmen, und obgleich die Landräthinn Wertha, deren Gemahl mich erwartet, eine höchſt reſpectable Dame iſt, ſo würde Dir der Aufenthalt in ihrem Hauſe doch wohl zu einſam ſein, da ihre Töchter bereits verheirathet ſind. Wollteſt Du daher nicht lieber in Steineiche, unter der Obhut Deiner Verwandten während meiner Abweſenheit bleiben? Vorher aber ſoll Hofrath Treffer, der Dein Vertrauen beſitzt, mir ſein Urtheil über Deine Kränklichkeit abgeben, Dir die nöthigen Recepte ſchreiben und bis zu meiner Rückkunft überlegen, ob der Gebrauch eines Bades und welches? Deiner Herſtellung förderlich ſein würde. Ich werde ihn ſogleich rufen laſſen.“ Er zog die Klingel.

„Nein! Nein! Nein!“ rief Bianka mit Heftigkeit; „ich beſchwöre Dich, mein Vater, verſchone mich mit dem Doctor! Nimmſt Du mich aber nicht mit, ſo verlaſſe Dich darauf, daß Du mich nicht mehr lebend wiederfinden werdeſt.“ Auf dieſe Drohung hin wäre der Graf mit einer Leiche gefahren, und die Genehmigung erfolgte ohne Weiteres.

Bianka zog ſich nun zeitig auf ihr Zimmer zurück, um die Ruhe zu ſuchen, deren Genuß die nächtliche Abreiſe verkürzen würde. Hier löſete ſich nun endlich die Spannung ihres Weſens in ein ohnmächtiges Ermatten, in erleichternde Thränen auf. Das Grab der Hoffnung ſchloß ſich auf ewig über ihrer erſten und einzigen Liebe; doch unwillkürlich ſproßte unter den fallenden Tropfen noch hier und da ein Vergißmeinnicht der ſchöneren Vergangenheit auf der öden Stätte. Allmählich ward es ſtiller auf den Straßen: nur von der Ferne her tönte das Lied eines Leiermannes: „Es kann ſchon nicht immer ſo bleiben, hier unter dem wechſelnden Mond, u. ſ. w." und der ſpäte Strahl dieſes unbeſtändigen Lichtes blendete bereits mit ſchimmernder Helle die verweinten Augen der armen Bianka. Aber der ſüße Schlaf blieb fern, und nur wirre Träume umwebten die heiße Stirn der Wachenden.

Dieſer Zuſtand erfüllte die Gräfinn mit Furcht vor ſich ſelbſt; ſie verließ das Lager und ihr Cabinett, um ſich durch einige Gänge in dem anſtoßenden Zimmer entlang zu ermüden. Der Mond ſtrömte ſeinen vollen Silberſchein durch die hohen Fenſter, und goß eine geiſterhafte Verklärung über das Bild der Mutter aus, welches in einem blinkenden Prachtrahmen über dem Divan hing. Bianka ſtand davor ſtill. Nie, ſo dünkte es ihr — hatte dies Auge mit ſo überirdiſcher Klarheit auf ſie herabgeblickt, nie hatte dies milde Lächeln um den ſchönen Mund, der ſich jeden Augenblick öffnen zu wollen ſchien, um Worte der Weihe zu reden, dem ſuchenden Blicke des verwaiſeten Kindes ſo mütterlich tröſtend geantwortet, wie jetzt. Der Ausdruck dieſer Züge hob Biankas Seele zu den ſtillen Höhen hinan, die kein Erdenſchmerz mehr erreicht, und wo der ſelige Geiſt ihrer Mutter weilt. Da ertönen in den Tiefen ihrer Bruſt die Worte: „Durch Stilleſein und Hoffen wird, was Dich jetzt betroffen, für Dich einſt ſanft und lieblich ſein!" Ergriffen ſprach Bianka: „Ja Mutter, ich fühle es, das iſt Deine Verheißung, die ich jetzt vernehme! Ich will mich faſſen; es giebt eine Vergeltung. Und die Zukunft wird mein gebrochenes Herz rächen und heilen.“ Fröſtelnd ſchlüpfte Bianka nun unter die ſeidene Decke ihres Bettchens, und ein kurzer Schlummer erquickte ſie mit wohlthätiger Vergeſſenheit.

Ganz gewiß dürfte unter den Beſtandtheilen des Balſams, der die Wunden verſchmäheter oder gekränkter Liebe am wirkſamſten heilt, der Umgang mit Perſonen nicht vergeſſen werden, welche durch die Ruhe eines gleichmüthigen Temperaments, oder durch die Weisheit der Erfahrung, oder durch die winterliche Kühle des Alters die bitteren Aufwallungen eines leidenſchaftlichen Kummers in die felſigen Dämme ihrer natürlichen oder mühſam erbauten Unempfindlichkeit beſchränken; keine mitleidige Schwäche, keine theilnehmende Nachgiebigkeit erlaubt dieſen wilden Strömungen, fremdes Gebiet zu verwüſten; ihre Stürme müſſen in ſich ſelbſt verbrauſen.

Auch Bianka empfand dieſen gebietenden Einfluß auf ihre Empfindungen, als ſie in dem Hauſe des Landraths von Wertha in B . . . . mit herzlicher Gaſtfreundlichkeit und achtungsvoller Rückſicht, die ihrem Vater und den zwiſchen Beiden beſtehenden Finanzverhältniſſen galt, aufgenommen worden war. Die heitere Ehrwürdigkeit der alten Landräthinn, die pünktliche Regelmäßigkeit ihres Haushalts im veralteten, doch vornehmen Styl, die ſtrenge Subordination der größtentheils hochbejahrten Dienerſchaft, die Einrichtung der Zimmer, welche ihre Würde und Gediegenheit in mancher Veränderung der Mode behauptet hatte: alles dies übte eine ſtillende Gewalt auf das unruhig bewegte Gemüth des weiblichen Gaſtes, und imponirte den empörten Regungen eines Herzens, das dem heilſamen Zwange der Beherrſchung niemals unterworfen geweſen.

Schon am folgenden Morgen erklärte die Landrähinn dem Grafen Weymuth, daß ſie Bianka ſobald nicht fortlaſſen würde. Sie bedürfe eines Töchterchens, das ſie hofmeiſtern und hätſcheln könne, und wenn auch die Comteß mit Recht ein Muſter der Anſtändigkeit und feinen Sitte genannt werden dürfe, ſo glaube ſie doch, daß in Bezug auf die Schonung der Geſundheit derſelben ſolch eine beſchwerliche Oberaufſicht nicht ganz überflüſſig ſein würde. Der Landſchafts-Director ſah ſeine Tochter fragend an, dieſe aber lächelte wie einwilligend; denn ſie war es ja geweſen, welche mit der ſchlauen Feinheit ihres Geſchlechts den Gedanken ihres Hierbleibens in der Landräthinn zu wecken gewußt hatte; darauf entgegnete er verbindlich, daß er eben in der Erwägung des gegenwärtig leidenden Befindens der ſonſt kerngeſunden Bianka eine Verpflichtung anerkenne, die ſorgſame Güte ihrer Wirthinn nicht auf die Dauer mit einer kranken Einquartierung zu beläſtigen. Die Landräthinn antwortete mit Ueberlegenheit und Humor: „Das laſſen Sie gut ſein, Herr Graf. Ein Bischen Nervenſchwäche, nichts weiter. Die leidigen Nachwehen der Bälle, und die vermaledeiten — Gott verzeih mir die Sünde! Schnürleiber, deren Erfinder neben Schwarz, dem Pulvermacher, genannt werden muß. — Dieſe Cottillons, ich bitte Sie um des Himmelswillen! eine Parforcejagd iſt ein ſchläfriger Spaziergang dagegen — hetzen die jungen Leute mit Gewalt auf den Kirchhof. Da lobe ich mir die feierliche Menuet und die artige Polonaiſe der guten, alten Zeit. Das ging fein bedächtig im Schritt und ein graziöſer Anſtand, ein zierlicher Fuß erſchienen dabei in ihrem ſchönſten Lichte. Aber, um wieder auf das Schnüren zu kommen, ſo ſein Sie deshalb ganz unbekümmert, lieber Herr Graf. Ich habe den Dienſt der Kammerfrau bei meinen Töchtern ſtets ſelbſt verſehen, und anvertrauetes Gut wird mir noch heiliger ſein, als mein eigenes. Für dieſe kleine Mühwaltung belohnen mich nun die friſchen, vollen Roſen auf den Wangen meiner beiden Weiberchen und ihre Tüchtigkeit zu der Erfüllung der allermütterlichſten Pflicht. — Als meine jüngſte Tochter mich in voriger Woche von ihrem Landſitze aus auf ein Stündchen beſuchte, küßte ſie mir beim Abſchiede mit thränenden Augen die Hand, und dankte mir tauſend tauſend Mal. Erſtaunt fragte ich, wofür? denn ſie hatte kein Glas Waſſer bei mir angenommen. Da antwortete ſie mir ſehr gerührt: daß ich meine kleine Gabriele ſelbſt ſtillen kann und von der Liebe des holden Kindes nicht einer unverſchämten Amme halbpart geben darf.“ — Die muntern Augen der Matrone hatten ſich während dieſer Rede benetzt; doch ſie wehrte der ſanften Bewegung und fuhr fort: „Verlaſſen Sie Sich daher nur auf mich, Herr Graf. Meine Pflege giebt Ihre Comteß Tochter nicht eher frei und los, bis ſie wieder munter iſt, wie ein Vögelchen im Frühling. O ſehen Sie nur, welch eine ſchöne Röthe das liebe Geſichtchen überzogen hat! Sie bezahlt und erfüllt gleichſam pränumerando mein Verſprechen.“

Während der fünf Tage, welche der Landſchafts-Director in B . . . . verweilte, gewann er ſeinen Geſchäften und der ehrenvollen Beſchlagnahme ſeiner Perſon zu einer gaſtlichen Feier derſelben doch ein Mußeſtündchen ab, um ſeinen alten Freund, den Oberſt Hallen, zu beſuchen. Bianka wartete mit peinlicher Neugierde auf die Mittheilung ihres Vaters von dieſem Wiederſehen und der dabei Statt findenden Unterhaltung, deren Gegenſtand ſie vermuthen konnte, da ſie ihn mit unbemerkter Abſichtlichkeit ihrem Vater in das Gedächtniß geſchoben hatte; aber der Erfolg befriedigte ſie nicht. Graf Weymuth bedauerte, den Oberſten krank und bettlägerig angetroffen zu haben, und erzählte, daß der Neffe deſſelben während ſeines kurzen Beſuches zur großen Freude des kranken Oheims angekommen ſei.

„Der Hauptmann?“ fragte Bianka erbleichend. „Nicht doch!“ antwortete ihr Vater mit einem Tone der dieſe Möglichkeit weit wegwarf, „von Dem iſt, wie ich hörte, bei dem Oberſten die Rede nicht mehr, und gern hätte ich mir über die Unerklärbarkeit dieſer Losſagung einige Aufſchlüſſe geben laſſen, wäre mir die Gelegenheit dazu günſtiger geweſen; — der Rittmeiſter von Hallen kam, einer der ſchönſten jungen Männer, die mir jemals vorgekommen, von dem einnehmendſten Betragen, der ſeines Oheims ganzes Herz zu beſitzen ſcheint.“ Bianka ſeufzete tief und ſchwer.

Am Tage vor ihres Vaters Abreiſe wollte doch ein Gefühl der Unbehaglichkeit und des Fremdſeins die zurückgebliebene Bianka beſchleichen; allein die Landräthinn wiegte durch Erzählungen alter Familiengeſchichten und intereſſanter Lebenserfahrungen dies Bangen und mit ihm jede gramvolle Erinnerung in dumpfes Träumen. Für den Abend hatte ſie eine kleine Damengeſellſchaft zum Thee gebeten; doch Bianka fühlte ſich von den neuen Bekanntſchaften nicht ſonderlich angeſprochen, und ſah eben nicht ohne Beklommenheit einigen Stunden angeſtrengter und langweiliger Converſation entgegen, als ziemlich verſpätet noch eine der eingeladenen Damen eintrat, in welcher die Landräthinn der jungen Gräfinn eine Frau von Ehrenpreis vorſtellte. Dieſer Name weckte in Bianka durch eine ſehr natürliche Ideen-Aſſociation das Andenken an einen bittern Moment, aber knüpfte ſeltſam genug! ihre Aufmerkſamkeit mit wunderbarem Intereſſe an die Perſönlichkeit ſeiner Führerinn. Frau von Ehrenpreis ſchien älter, als ſie ſein mochte. Schwere Tage, die über ihrem Leben dahingegangen, hatten die tiefen Spuren ſchmerzlicher Eindrücke in ihren blaſſen Geſichtszügen nachgelaſſen und ihrem Blicke eine melancholiſche Sinnigkeit gegeben. Von ihrem einfachen Anzuge, der indeß den Forderungen geziemender Schicklichkeit genügte, war auch der kleinſte Putz ſtreng ausgeſchloſſen, und nicht weniger wie jeden Anſpruch an äußere Bemerkbarkeit wies die edle, ſelbſtändige Haltung dieſer Dame das Vorrecht zurück, ſich durch ein unglückliches Geſchick geltend machen zu wollen. Eine ſtille Ergebung, eine fromme, wenn auch trauernde Ruhe ſchwebte wie ein unſichtbarer Schutzgeiſt um die ganze reſignirte Geſtalt.

Dem geſchärften Blicke, womit Bianka Frau von Ehrenpreis und die derſelben von der Geſellſchaft gewidmete Achtung auffaßte, entging es nicht, daß die Landräthinn eine auszeichnende und ſchonungsvolle Zartheit in ihr Betragen gegen die anſpruchsloſe Frau legte, und kaum konnte ſie die Stunde des Aufbruchs erwarten, um etwas Näheres über Frau von Ehrenpreis zu erfahren. „Ach meine liebe Gräſinn, das iſt eine ſehr brave Frau und die unglücklichſte Mutter!“ antwortete die Landräthinn auf Biankas dringend ausgeſprochene Frage mit der ernſteſten Würdigung des traurigen Verhängniſſes, das in einem kurzen Auszuge darzuſtellen ſie ſich zurechtſetzte. Laſſen Sie Sich erzählen, Comteß Bianka. Frau von Ehrenpreis war durch Zwang der Umſtände an einen Mann verheirathet worden, der, ein roher Wüſtling, ihr ſchönes Vermögen verpraßte. Sie trennte ſich endlich, zu ſpät für die Beſorgniß ihrer Freunde!

von dem Unwürdigen, um ſich und ihr Kind mit dem letzten Reſte ihrer Habe vom gewiſſen Untergange zu retten. Als ihre Tochter herangewachſen war, verlor ſie durch den Fall des Handlungshauſes auch das kleine Capital, das ihre Subſiſtenz bisher geſichert hatte und das ſie dort wie in Abrahams Schooß geborgen glaubte. Sie ſah ſich nun auf die Nothwendigkeit beſchränkt, ihr Brod durch die Arbeit ihrer geſchickten Hände zu erwerben, und es gelang der Verwendung meiner Wenigkeit, ihr die Stelle einer Lehrerinn im Weißſticken und Blumenmachen in dem hieſigen Mädchen-Inſtitute zu verſchaffen. Gewiſſermaßen," (hier ſtieß die Landräthinn einen Seufzer aus, und faltete, wie in ängſtlicher Ueberſicht des Geſchehenen die Hände,) „muß ich dieſe theilnehmende Bemühung ewiglich bereuen, weil ſie der armen Frau ein größeres Unglück bereitete, als der dürftigſte Ertrag ihres Fleißes für ſie geweſen wäre. — Ihre Tochter Adele — Sie können ſich gar nichts Reizenderes denken, liebſte Gräſinn! — hatte einen ſtarken Antheil von ihres Vaters Leichtſinn ererbt, daß es der ganzen mütterlichen Solidität und des harten Druckes ihrer Lage bedurfte, um dieſe unſelige Neigung zu gewältigen. Aber das lachende Auge und die glückliche Unbeſorgtheit, womit das holde Weſen jede trübe Minute ſeiner Mutter wegtändelte, ließ dem Kinde außerordentlich gut! Da zieht ein Officier in das nämliche Stockwerk des Hauſes, wo Frau von Ehrenpreis wohnt; es iſt hier das Eckhaus an der rothen Straße, welches dem Schweizer Weble gehört. — Ich will den Namen des Verderbers nicht nennen, welchen die ewige Gerechtigkeit vielleicht mit einer ungeheuern Schuld eingetragen hat. Fräulein Adele zieht nun den ſtattlichen Hausgenoſſen an, wie der Stahl den Magnet, und Frau von Ehrenpreis hat vielleicht nicht Energie genug, um es zu verhindern, daß der junge Mann, der ihr ſo ſittlich ſcheint, nach und nach bekannter mit ihnen wird, erſt ein Stündchen, und dann Abend für Abend bei ihnen zubringt. Nun hat der Officier einen Verwandten im Orte, deſſen natürlicher Erbe er iſt und der auf Zucht und Ordnung hält. Neffe, was willſt Du eigentlich mit dem Mädchen? fragt er eines Tages, als er nach eingezogenen Erkundigungen erfahren, wo und wie der Neffe die Zeit zubringe, auf welche der Oheim Anſprüche machen zu dürfen glaubt —, heirathen? Die Kleine iſt arm wie ein Kirchenmäuschen und auf mein Geld wirſt Du doch nicht rechnen? — Du ſieheſt, ich bin noch ziemlich rüſtig und habe Luſt dem Sprüchworte nachzuleben: Wer hin den Kindern giebt das Brod und leid't im Alter ſelber Noth, den ſchlag man mit der Keule todt! — Oder gehſt Du etwa darauf aus, dieſer armen Mutter einziges Kind zu verführen? Das wäre ein ſchändlicher Bubenſtreich, und eben ſo gern als dies, wollte ich Deine Caſſation erleben. Nun überlege, Neffe, wenn nicht zu dieſen beiden Zielen, wohin denn ſoll dieſer genaue Umgang führen? — Du thäteſt wohl daran, in Zeiten Kehrt zu machen und meinem guten Rathe zu folgen, Dich lieber auf dem Gänſemarkte einzumiethen, als länger noch in dieſer gefährlichen Nachbarſchaft zu bleiben. Hierauf verſichert der Officier, daß er das Fräulein wie ſein Leben liebe, doch eher das ſeinige laſſen wolle, als die ſchutzloſe Unſchuld deſſelben durch einen unreinen Gedanken zu entweihen. Vielmehr ſei es ſeine ernſtliche Abſicht, ſich in Adelen von Ehrenpreis eine Frau nach ſeinem Wunſche und Sinne zu bilden, und in der Stunde, worin er das Hauptmannspatent erhalte, aber nicht früher, um die Hand des geliebten

Mädchens anzuhalten. Bis dahin — und drei Jährchen Wartezeit könnten wohl noch vergehen — wolle er ſeine Leidenſchaft männlich unterdrücken, um die fröhliche Unbefangenheit des kleinen Springinsfeld auf keine Weiſe zu binden.

Da nimmt ſich der Oheim heimlich vor, den Neffen zu beobachten, und finde er, daß dieſer Wort halte und des Mädchens Ruf ſchone, wie ein Mann, der redliche Abſichten hat, ſo will er die Prüfungszeit abkürzen, wie ein Comödien-Vater die Leutchen zuſammengeben und ſeine vollen Geldſäcke über ihnen ausſchütten.

Er legt ſich nun auf Kundſchaft und erfährt zu ſeiner großen Freude, daß der Neffe ehrbar, wie ein Großvater, mit dem Fräulein umgehe, daß er täglich zu derſelben Zeit, welche Frau von Ehrenpreis im Berufe ihrer übernommenen Pflicht in dem Inſtitute zubringe, das Haus verlaſſe, und überhaupt das Zimmerchen, wo das artige noli me langere blühet, nur dann betrete, wenn die Gegenwart der Mutter dieſe Näherung ſtatthaft macht.

Vielleicht mag der gute alte Mann in ſeinem Onkel-Triumphe nicht ganz reinen Mund gehalten haben, mit welch beifälligen Geſinnungen er dies beſonnene und, nach dem Maßſtabe, den die Erinnerung an galante Sünden ſeiner eigenen Jugend abgegeben — heldenmüthige Betragen ſeines Neffen in Erfahrung gebracht, und wie er es zu belohnen gedenke; genug, es verlautete hier und da ein Wörtchen davon, daß das nächſte Frühjahr für Adele von Ehrenpreis den Brautkranz mitbringen würde. Den Neffen nannten leichtfertige Kameraden Joſeph den Zweiten — Sie merken wohl, liebe Comteß, der keuſche, nicht der Kaiſer war damit gemeint — und nur ſein unerſchrockener Muth und ſeine gute Klinge ſchützte ihn davor, daß nicht ſein heiligbewahrtes Geheimniß von dem albernen Witze frecher Narren täglich und ſtündlich entweiht wurde.

Nun aber hält das Podagra den Oheim einen ganzen Winter hindurch an Bett und Stube gefeſſelt, und ein anderer Verwandter, ihm eben ſo nahe und im Beſitz gleicher Anwartſchaft auf ſeinen Nachlaß wie der Neffe in der Feuerprobe, kommt aus einer fernen Garniſon hierher, um dieſe langweilige Gefangenſchaft mit ihm zu theilen, und buhlt in dieſer Aufopferung um den Vorzug ſeiner Gunſt. Der Alte, durch ſeinen körperlichen Zuſtand gezwungen, die bisher geführte Contrôle aufzugeben, hält ſie in vergnügter Ueberzeugung von der Zuverläſſigkeit ſeines Lieblings-Neffen nunmehr für überflüſſig, und freut ſich auf den Sommer, wo er eine glänzende Hochzeit ausrichten will. Sobald der Oheim wieder auf den Beinen iſt, verläßt ihn ſein zweiter Verwandter und faſt gleichzeitig erhält er einen anonymen Brief, worin ihm mit beißendem Spotte angerathen wird, er ſolle bei der großmüthigen Ausſtattung, die er dem Fräulein von Ehrenpreis zudenke, doch den Brautkranz weglaſſen und lieber dafür eine Wiege beſorgen. — Der Oheim ſchäumt vor Wuth wie ein angeſchoſſener Eber, und läßt den Neffen rufen, um ihn mit zermalmenden Vorwürfen den Anklagebrief vorzuhalten. Aber der Neffe bleibt ruhig, wie das gute Gewiſſen, und betheuert, daß dieſe Angabe eine hölliſche Verleumdung ſei, deren Urheber er ergründen und zur blutigen Verantwortung ziehen wolle. Nun wird der Oheim zweifelhaft. Er ſpricht: Hat man Dir Unrecht gethan, mein Herzensjunge, und iſt das Fräulein rein von dem ſchändlichen Verdachte, ſo wirſt Du künftigen Sonntag aufgeboten; ſo wahr mir Gott helfe! Doch möchte ich in aller Welt wiſſen, ob irgend ein Anſchein der Wahrheit dieſer Vermuthung zum Grunde liege! Iſt etwa das Fräulein kränklich? Oder von einem Ausſehen, das — — — Da wird der Neffe bleich wie eine Kreidewand, die Arme ſinken ihm ſchlaff herab, er ſtiert den Oheim an und ſagt mit Entſetzen: Gott! wenn es dennoch wäre! Darauf ſtürzt er fort, ohne noch ein Wort zur Erklärung dieſes ſeltſamen Ausrufes hinzuzufügen.

Nun weiß der Alte vollends nicht, was er davon denken ſoll. Kurz entſchloſſen nimmt er Hut und Stock und geht in die Wohnung der Frau von Ehrenpreis. Er findet recht erwünſcht die arme Adele ganz allein. Sie ſitzt da, bleich wie ein Wachspüppchen, das die Farbe verloren hat, und arbeitet an einem Kranze von ſeidener Myrthe, auf welchen ein Thränlein nach dem andern hinabgleitet. Der Oheim betrachtet das Kind mit heißem Erbarmen. Mein liebes Fräulein, hebt er ſehr freundlich an, ich bin Der und Der, und hätte ein Wörtchen im engſten Vertrauen mit Ihnen zu reden. Wie Adele ſeinen Namen hört, fängt ſie an zu zittern wie Espenlaub; aber der alte Mann faßt beruhigend ihre Hand und ſagt: Erſchrecken Sie nicht vor mir, mein liebes Kind, ich habe wirklich Gutes, ja eine väterliche Abſicht mit Ihnen im Sinne. Ich weiß, mein Neffe liebt Sie, und von Herzen will ich meine Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Ihnen geben, wenn Sie — wir ſind allein, mein Kind, nur der allgegenwärtige Gott ſieht und hört uns — wenn Sie mich mit Wahrhaftigkeit verſichern können, daß dieſer jungfräuliche Ehrenſchmuck — bei dieſen Worten zieht er mit einem forſchenden Richterblicke den Kranz aus ihren Händen und ſetzt ihn auf das ſchöne blonde Haar — ihr Bewußtſein nicht drücke.

Gütiger Himmel! Mehr als dieſer Gewiſſensfrage bedurfte es nicht, um die betrogene Unſchuld zu dem beſchämenden Geſtändniſſe ihres Falles zu vermögen. Adele wird roth wie Kohlengluth. Schnell, wie Elwire in der Gellertiſchen Fabel: „Mit ihren Kränzen in den Haaren u. ſ. w.“ reißt ſie das Myrthengewinde aus ihren Locken, und die weiße Stirn flammt, als wäre ſie von einer Dornenkrone verwundet worden. Die Hände ringend macht das Mädchen Miene, ſich dem alten Manne zu Füßen zu werfen, und in dieſem Augenblicke tritt der Neffe in die Thüre. Bube! ruft ihm der Oheim mit Mark und Bein erſchütternder Stimme zu, ſiehe hier Dein Werk und rühme Dich nie mehr, daß Du der Sohn meines Bruders biſt! Da ſtößt Adele einen Schrei der Angſt aus und umfaßt den Neffen, der regungslos wie eine Bildſäule ſteht, als wolle ſie ihn ſchützen, und nennt ihn den edelſten Menſchen, der keine Schuld an ihrem Unglücke habe. Du heuchleriſcher Böſewicht! ruft der Oheim abermals mit zornigem Abſcheu, Du haſt Dich Deines Opfers gut zu verſichern gewußt! Aber die Kraft des Neffen iſt mit ſeinem Herzen gebrochen. Er vertheidigt ſich mit keinem Laute und hat nur Sinn für Adelens Jammer. Als die unglückliche Mutter nach Hauſe kommt, findet ſie ihre Tochter in fieberhafter Aufregung und in Geſellſchaft des jungen Mannes, der ſich noch nie erlaubte, die Einſame zu beſuchen. Adele wirft ſich laut weinend an die Bruſt ihrer Mutter und flehet, daß dieſe ſie nicht verlaſſen ſolle, obgleich ſie ſich ihrer Liebe nicht mehr werth fühle —; und das Auge der Frau von Ehrenpreis fällt mit ungläubigem Erſchrecken bald auf den Officier, bald auf ihre Tochter. Jetzt bekommt der junge Mann die Sprache wieder. Er faßt die Frau bei beiden Händen und ſagt: Mutter! zum erſten Male nennt er ſie ſo, denn die ſollten Sie mir werden; ich rufe Gott zum Zeugen an, daß meine Seele frei iſt von dem Verbrechen, womit Ihr vorwurfsvoller Blick mich jetzt belaſtet, und daß mir Adele heilig war wie das Licht meiner Augen! Ihren Verderber aber wird die Rache des Himmels durch meinen Arm treffen! —

Noch in dieſer Nacht mußte Frau von Ehrenpreis den Doctor holen laſſen, weil Adele in Fieberhitze lag, und in wilden Phantaſien tauſendmal den Namen des Hausgenoſſen in Beziehungen nannte, welche jenen Schwur für einen Meineid erklärten. Nach drei Tagen vernichtete die Gewalt der Krankheit die Folgen ihres Fehltritts; doch zu gleicher Zeit erklärte der Arzt, daß Adele nicht zu retten wäre. Ihr Bewußtſein kehrte nun zurück, und der erſte Gedanke deſſelben war ein ſehnſüchtiges Verlangen nach ihrem vermeintlichen Verführer. Entſtellt, gleich einem Bilde des Todes, knieet er an ihrem Lager nieder und ſpricht: O ſtirb nicht, meine Adele! Auch die Gefallene werde ich ewig lieben! Und als mein Weib wirſt Du eine Verirrung vergeſſen — Nein! unterbricht ihm Adele, ich könnte nicht mehr leben. Ich ſterbe gern, denn der Tod entſündiget. Mütterchen, ſage doch einmal den Vers, Du weißt ſchon: Ueber unſerm Hügel ſchwinget — mit bebender Stimme willfahrt Frau von Ehrenpreis dieſer Aufforderung und fährt fort — die Vergeſſenheit den Stab; und der Schmähſucht Stimme dringet nicht ins kühle, dunkle Grab. — Jetzt kann ſie nicht weiter; der ungeheure Schmerz übermannt die arme Mutter. Die Sterbende ſtreckt die kaltende Hand nach ihr aus und ſagt: Glaube mir, Mutter, er iſt wahrhaftig unſchuldig, und der Tod wird bald ein ſchreckliches Geheimniß auf ewig verſiegeln. Und Dir, fährt ſie zu dem knieenden

Freunde gewendet fort, und die Stimme wird immer ſchwächer und ſchwächer, lohne einſt ein reines Herz die großmüthige Treue für die ſchuldige Adele. Mühſam zieht ſie ſeine Hand an ihren Mund, und ihr letzter Hauch — —“ Die Landräthinn ſchluchzte in ihr Taſchentuch, und unter Bianka's klopfendem Buſen blutete ein zerriſſenes Herz.

Nach einer feiernden Pauſe, worin die Landräthinn Faſſung zur Beendigung ihrer Erzählung geſammelt hatte, ſagte ſie: „Die Geſchichte hat mich damals ſo angegriffen — man hat auch Kinder, und Gott wolle mich behüten, es meiner Achtſamkeit allein zuzuſchreiben, daß ſie mir ſolchen Kummer erſparten — ich kann ohne Erſchütterung gar nicht daran denken. Aber nun will ich Ihnen auch den Schluß geben, liebe Gräfinn, ich ſehe, daß Sie lebhaft Theil an der traurigen Begebenheit nehmen. Adele lag in ihrem Sarge ſchön und lächelnd wie ein ſchlafender Engel. Zwar zierte ihn die jungfräuliche Krone nicht — aber tauſend Thränen benetzten den Weg zu dem Grabe dieſer gebrochenen Roſe. Sie fehlten dem Auge der Mutter. Ohne Klage ſchlich Frau von Ehrenpreis gleich einem wandelnden Schatten umher und ſtarrte ſtundenlang auf den Platz, wo Adele verſchieden war. Ihre Freunde redeten ihr dringend zu, dieſe Wohnung, welche ein ſchmerzliches Andenken fortwährend in ihr erneuere, zu verlaſſen, ich ſelbſt bot ihr mein Haus an; allein beharrlich blieb ſie dabei, nur in dieſem Raume könne ſie das Leben noch ertragen, und die Erinnerungen, denen ſie ſich entziehen ſolle, wären ihr ein wehmüthiger Troſt. Die Stelle in dem Inſtitut mußte nun freilich anderweitig vergeben werden; denn Frau von Ehrenpreis war keiner Anſtrengung dieſer Art mehr fähig, und einige Familien hatten bereits das Uebereinkommen getroffen, ſie auf eine anſtändige Weiſe für dieſen Verluſt zu entſchädigen, als ein alter Rechtsgelehrter des Ortes ihr die Zuſicherung einer jährlichen recht ſoliden Penſion von einem unbekannten Schuldner überbrachte. Auch die Rechnungen für Doctor, Arznei und Begräbniß wurden ihr quittirt zugeſchickt. Die arme Ehrenpreis hatte ſogar keine Neugierde mehr, den milden Geber dieſer wohlthätigen Aushülfen zu erforſchen; nur ein Wunſch erfüllte mit quälendem Drange ihre Seele, über den Verführer ihrer Tochter gewiß zu ſein, und es war ihr unmöglich, den Hausgenoſſen dafür zu halten. Dieſer liegt einen Monat lang höchſt gefährlich krank danieder; ſchon gab der Regiments-Chirurgus auch ihn verloren; aber die ungeſchwächte Kraft der Jugend rettet ihn nächſt Gottes Hülfe. Wie er geneſen iſt, ſpricht Frau von Ehrenpreis zu ihm: ich glaube ihrer Verſicherung und meinem ſterbenden Kinde. Es ruhet ein finſteres Geheimniß über Adelens Hinopferung, und ich will geduldig erwarten, ob die Zukunft es aufklären werde; wenn nicht, ſo werde ich dort im Licht erkennen, was mir auf Erden dunkel war! — Doch eine letzte Bitte hat Adelens Mutter für Sie, verlaſſen Sie meine Nähe! Und wenn es Ihnen anders möglich iſt, auch dieſe Garniſon. Ihr Anblick würde mir fortan zu ſchmerzlich ſein und meinen mütterlichen Gram nur dann lindern, wenn ein anderer Beweis, als mein gläubiges Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit, für Sie ſpräche.

Der Officier fügte ſich dieſem Begehren. Ein ſeltſames Zuſammentreffen von Umſtänden beförderte ſein Avancement dergeſtalt, daß er als Hauptmann verſetzt ward. Aber den Oheim hat er nicht wiedergeſehen.

Da ſchlägt es elf Uhr! Nun das heißt geplaudert! Auch höre ich meinen Mann das Schlafzimmer öffnen.

Gute Nacht, Comteß Bianka. Sie werden heute von Kränzen und Särgen träumen, und wäre der Traum durch unſer Geſpräch nicht natürlich zu erklären, ſo bedeutete er ein Bräutchen und baldige Hochzeit. Ich werde Ihnen ſogleich die Kammerfrau ſenden; nochmals gute Nacht, liebe Gräfinn!«

In einer unbeſchreiblichen inneren Bewegung dachte Bianka nun in der ſtillen Einſamkeit ihres Schlafzimmers dieſer Erzählung nach. Alle Saiten ihres Gemüths klangen in einem Tone der Leidenſchaft zuſammen. Die ſterbende Adele, Hallen — denn daß er der Held dieſer tragiſchen Geſchichte war, darüber war ihr gar kein Zweifel geblieben — im Zwielichte des Verdachts, das über ſeinen Charakter den Schleier des Geheimniſſes warf und ſomit dem Weſen dieſes Mannes einen neuen Reiz für Bianka's Weiblichkeit gab — ſchwebten im düſtern Wechſelſpiele der geſchilderten Situationen vor ihrer Seele. »Ja! ſo wird er geliebt!« rief ſie mit einer Fluth von Thränen; »ich fühle nur zu ſehr, wie es Adelen möglich geweſen, mit dem letzten Athemzuge die Hand ihres Mörders an die kalten Lippen zu drücken! O! Warum ward dieſem grauſamen Menſchen ſolche Gewalt über die Schwäche täuſchbarer Herzen verliehen?«

Am folgenden Morgen entdeckte Bianka der Landräthinn ihren Wunſch, mit Frau von Ehrenpreis näher bekannt zu werden und ihr, wo möglich heute ſchon, einen kleinen Beſuch machen zu dürfen. Die Landräthinn, welche ſich geſtern in dem ſichtlichen Antheil ihrer Zuhörerinn gefallen hatte, ſah auch in dieſem Verlangen nur einen ſchmeichelhaften Beweis von ihrer Darſtellungsgabe, und ließ, von dieſer kleinen Selbſtgefälligkeit beſtochen, es unerwogen, daß die krankhafte Reizbarkeit ihres jungen Gaſtes nicht weniger wie die unvernarbte Herzenswunde ihrer alten Freundinn, ſelbſt vor der leiſeſten Berührung geſchont werden müſſe. Sie meinte: Obgleich Frau von Ehrenpreis ſich ſonſt allen Bekanntſchaften recht geſliſſentlich entzöge, was man ihr auch nicht verdenken könne, ſo glaube ſie doch der Gräfinn die wohlwollendſte Aufnahme verbürgen zu dürfen, und wenn dieſe es vorziehe, ihren Beſuch ohne die Formen der Etiquette, mit dem ungezwungenen Anſcheine herzlicher Traulichkeit zu machen, ſo wolle ſie (die Landräthinn), ihr in dem Auftrage einer Einladung an Frau von Ehrenpreis zu einer kleinen Spazierfahrt für den Nachmittag eine Gelegenheit der Näherung geben.

Bianka faßte dieſen Vorſchlag auf und ging in ſchicklicher Morgenſtunde in das nahe Haus, wo Frau von Ehrenpreis wohnte. Ihr Herz klopfte ungeſtüm, als ſie die Treppe hinanſtieg, auf der ſein Fuß gewandelt — und als ſie auf dem bezeichneten Vorſaale die beiden Thüren im Gegenüber erblickte, öffneten ſich durch die Magie der Liebe die Pforten der Vergangenheit, um der Phantaſie freien Spielraum zu laſſen.

Frau von Ehrenpreis empfing den unerwarteten Zuſpruch zwar nicht ganz ohne verlegene Befremdung, aber doch mit dem Ausdrucke ſanften Vergnügens. Bianka warf ſchüchterne Blicke im Zimmer umher, das in ſeiner einfachen Ordnung die Spuren von dem Weben und Walten einer abweſenden Perſon ſo einſchloß, als ob dieſe erſt vor einigen Augenblicken den Schauplatz ihrer ehemaligen Wirkſamkeit verlaſſen hätte und wieder darin erwartet würde. In der weiten Fenſterwölbung ſtand ein Nähtiſchchen mit dem unaufgeräumten Apparate feiner weiblicher Arbeit. Ueber demſelben, an der ſchmalen Seitenwand, hing ein unvollendeter Myrthenkranz; das ſeidene Grün ſeiner Blätter war, ungeachtet des ſchützenden Flors der dieſe Reliquie umwand, fahl und verblichen. — In der klaren Scheibe war unzähligemal der Name Hallen zu leſen, es ſchien, als hätte ein zärtliches Selbſtvergeſſen ihn dort mit kleiner Demantſchrift eingegraben. In der Ecke des Zimmers ſtülpte ein Strohhut, den ein vertrockneter Strauß Feldblumen ſchmückte, auf einem grünen Sonnenſchirme.

Bianka bedurfte keinen Commentar zur Erklärung dieſer Wahrnehmungen. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen, als ſie die verrätheriſche Fenſterſcheibe betrachtete, und unfähig, ihr Gefühl länger zurückzudrängen, ſagte ſie: „O theure, unglückliche Frau! wehren Sie einem vollen Herzen nicht, die Theilnahme auszuſtrömen, welche es für Ihr Unglück empfindet. Ich weiß um Ihren Kummer und würde mich geehrt fühlen, wenn Sie meine bewundernde Achtung für die Standhaftigkeit, womit Sie ihn tragen, nicht gänzlich verſchmähten“.

Es giebt eine Sprache der Wahrheit, welche in der Kraft ihrer Ueberzeugungen Kälte und Mißtrauen ſo ſchnell ſchmilzt, wie die Strahlen der Sonne das Eis winterlicher Erſtarrungen! Schon am vergangenen Abend hatte Frau von Ehrenpreis mit der zarten Fühlbarkeit, die das Unglück hervorzubringen pflegt, in der ſchönen fremden Gräfinn eine Leidende aufgefunden, für deren angegriffenen Gemüthszuſtand die Augen gleichgültiger Beobachter von dem Glanze ihrer Erſcheinung verblendet wurden. Sie empfand den leiſen, geiſtigen Zug der Seele, welcher für die Verwandtſchaft des Schickſals oder der Geſinnungen ſpricht, und als jetzt Bianka jene Worte mit bittender Innigkeit ſagte, die um ſo rührender anſprach, als ſie ſich flehend über den angeflammten und gebrochenen Stolz des Charakters zu erheben ſchien, da konnte Frau von Ehrenpreis nicht widerſtehen. Sie umfaßte Bianka, und antwortete ergriffen: „Welch eine ſchöne, milde Stunde verdanke ich dieſem vollen Herzen! Ach, meine liebe, junge Gräfinn! daß der Bekümmerte ſich in der Regel unzugänglich macht, liegt nur daran, daß das Mitgefühl ſo ſelten einen warmen, heilenden Strom der Liebe in das kranke Gemüth leitet. Das Ihrige erquickt mich, denn es iſt rein und wahr. Ihr Anblick erinnert mich an meinen Verluſt; aber auch an die ganze Lieblichkeit des verlorenen Beſitzes! Adele war ein Engel — ach! warum muß ich ſagen, ein gefallener? —“ Sie verhüllte ihr Geſicht.

Bianka blickte ſeufzend nach der Fenſterſcheibe, und Frau von Ehrenpreis fuhr, ihre Augen trocknend, fort: „Ob jene Schriftzüge, auf denen Ihr Blick forſchend verweilte, glaubwürdige Ankläger oder falſche Zeugen ſind, das iſt mir bis jetzt ein Räthſel geblieben. Nach dem Geſtändniſſe der Todten, nach dem Urtheile meines Herzens kann ich jenen jungen Mann nimmer für ſchuldig halten, wie auch die übereinſtimmenden Ausſagen aller Umſtände dieſes Vertrauens als einer Schwäche des Verſtandes ſpotten. Auch war, meinem Bemerken nach, Adele für Hallen mehr wohlwollend wie eine Schweſter geſinnt, als daß ſie ihn mit einer Empfindung geliebt hätte, die einen Fehltritt vom Wege der Sittlichkeit herbeiführt. Und mit ſtrengerem Ernſte hat nie ein Mann das Gefühl der Liebe beherrſcht, wie er, keiner gleich ihm mit zarterer Sorgfalt die Reinheit und Ruhe der Geliebten bewacht! O Gott! und doch!“

„Aber,“ entgegnete Bianka und deutete nach dem Fenſter, „jene Namenszüge erſcheinen doch als das Spiel einſamer Beſchäftigung mit einem Gegenſtande, dem die ganze

Seele ſehnſüchtig zugewendet! Und — zürnen Sie nicht, verehrteſte Frau! daß die gute Landräthinn mich von allem unterrichtet — auch die Phantaſieen, der rührende Abſchied Adelens, widerſprechen —“

Frau von Ehrenpreis ließ Bianka nicht ausreden; bekümmert warf ſie ein: „Dieſe auffallenden Umſtände ſind es ja eben, welche alle Vermuthungen über Adelens Entwürdigung ſo labyrinthiſch verwirren. Das Weſen meiner Tochter war in den letzten drei Monaten durchaus verändert; ſein Betragen blieb ſich gleich. Nur ſeit der Scene mit dem Oberſten, welche doch eigentlich Adelens Tod veranlaßte, nahm ihre Anhänglichkeit an den unglücklichen Freund, deſſen Liebe ſie erſt dann zu ahnen ſchien, den Charakter der Leidenſchaft an. Doch war es nicht die Leidenſchaft der Hingebung; ſondern die des Mitleids, der Dankbarkeit! — Ich weiß nichts mit Gewißheit, als daß mein Elend noch troſtloſer wäre, wenn ich die Fürſprache meines Herzens überhören und Hallen mit richtender Entſchiedenheit verurtheilen wollte. Adelens Schatten würde mir zürnen. Es iſt mir oft, als lächle ſie mir dort von ihrem Plätzchen aus Beifall zu, wenn ich, von allem Folgenden abſtrahirend, mir den zarten Reiz ſeines Umgangs, ſeine männliche Güte, ſeine edelmüthige Freundſchaft für mich zurückrufe. Neulich nach einem Abende, den ich in quälenden Erinnerungen und marternden Zweifeln verlebt hatte, ward mir ein ſeltſamer Traum. Adele erſchien mir in überirdiſcher Schöne und Heiterkeit, als Hallen in trübem Schweigen an meiner Seite ſaß und ich ſeiner nicht achtete. Mütterchen! ſagte ſie bittend und legte meine Hand in die ſeinige, hege keinen Groll! Du würdeſt ihm wahrhaftig Unrecht thun! — Ich weiß wohl, daß der Traum eine Fortſetzung meiner Gedanken war, aber dennoch hat er mich wunderbar beruhigt. Ich laſſe ſeitdem alles Sinnen und Grübeln; ſitzt doch der Allwiſſende auf dem ewigen Richterſtuhl!“

In großer Aufregung verließ Bianka Frau von Ehrenpreis. Bei ihrer Nachhauſekehr fand ſie in dem Beſuchzimmer einen jugendlich bildſchönen Mann in Huſarenuniform, den die Landräthinn ihr als den Rittmeiſter von Hallen vorſtellte. Dieſer Name, in dieſer Stunde vernommen, machte einen bemerklichen Eindruck auf Bianka, und auch der Rittmeiſter zeigte bei der Präſentation der Gräſinn jene ſichtbare Bewegung, wie ſich ſelten deren Jemand erwehren kann, dem eine Bekanntſchaft, auf welche er ſehr geſpannt war, unvorbereitet zu Theil wird.

Der Rittmeiſter verband mit der gewandteſten Sicherheit des Benehmens eine Feinheit zu ſchmeicheln, und jenen geübten Tact in der Behandlung weiblicher Schwächen, der unſer Geſchlecht ſo oft und ſo leicht der ſelbſtändigen Freiheit ſeines Urtheils und ſeiner Neigungen beraubt; allein mehr, als dies gefährliche Talent, gewann dem Rittmeiſter eine unverkennbare Familienähnlichkeit ſowohl in den Zügen des Geſichts, wie in den Eigenthümlichkeiten der Sprache, Biankens Aufmerkſamkeit.

Die Unterhaltung, nunmehr mit Beziehung auf die Anweſenheit einer dritten Perſon fortgeſetzt, die zu beachten, machte Bianka damit bekannt, daß der Rittmeiſter von Hallen intimer Hausfreund in der Familie des älteſten Schwiegerſohnes der Landräthinn ſei. In der unbedingten Vollmacht eines mündlichen Auftrages erſchöpfte er ſich in Zuredungen, um die mütterliche Frau zu dem Verſprechen zu vermögen, in etwa acht Tagen auf das Gut ihres Eidams zu kommen, wo der Jahrestag der glücklichen, zehnjährigen

Verbindung ihrer Kinder, mit einer häuslich-geſelligen Feſtlichkeit gefeiert werden ſollte.

Nach einigen leichten Einwendungen machte die Landräthinn ihren Entſchluß von Bianka's Entſcheidung abhängig, und als dieſe ſolche Güte des Gaſtrechts mit höflicher Beſcheidenheit ablehnte, ward es dem Rittmeiſter leicht, ſich der erbetenen Zuſage zu verſichern.

Er näherte ſich jetzt Bianken mit einem Blicke, deſſen Schärfe tief in ihr Bewußtſein drang; doch mit vollkommener Unbefangenheit fragte er: Ob ſein Couſin, der Hauptmann von Hallen, des Glückes genieße, von ihr gekannt zu ſein? Und der Purpur, welcher ihr Geſicht anflog und ſchnell wieder verſchwand, das Auge, wie vor näherer Erforſchung erſchreckend, ſich ſchnell bedeckend, und ein kleiner Seufzer, der ſich langſam aus der beklommenen Bruſt herauf ſtahl, gaben für den ſchlauen Kenner der Frauen ihrer kurzen gleichgültigen Antwort eine bedeutſame Ausführlichkeit.

Er drückte nun ſein Bedauern aus, daß eine grelle Verſchiedenheit ihrer Lebensanſichten und vielleicht eine ſchadenfrohe Laune des Glückes ſeiner Freundſchaft mit einem ſo nahen und achtungswerthen Blutsverwandten entgegen ſei.

Und was er ſagte, war ſo ehrend für den Hauptmann, daß Bianka faſt unfreiwillig ihm den Vorzug der feinſten Toleranz vor ſeinem Vetter zugeſtand. In den Tagen, welche noch zwiſchen der projectirten Reiſe lagen, beſuchte Bianka Frau von Ehrenpreis ſo oft, als es ſchicklicher Weiſe geſchehen konnte. Das Intereſſe ihres Herzens, wie ſchmerzlich es auch für ſie geworden war, fand in dieſer Unterhaltung ſtets neue Anregungen, und der Gedanke, daß ſie Beide durch Einen Gegenſtand unglücklich geworden wären, knüpfte ein verſchwiſterndes Band der Zuneigung und Theilnahme zwiſchen dem liebenden Mädchen und der trauernden Mutter.

Am Tage vor ihrer Abreiſe auf das Gut des Baron Senft (ſo hieß der Schwiegerſohn der Landräthinn), erhielt Bianka einen Brief von Haus. Ihr Vater meldete ihr in Wendungen, wie ſie wohl genommen werden, wenn man mit einer angenehmen Neuigkeit überraſchen will, daß die Verlobung des Hauptmann Hallen mit der Gräſinn Modeſta auf den ſiebenundzwanzigſten Mai annoncirt worden wäre, und daß ein ſonderbarer Glücksfall die Dürftigkeit dieſer Partie vertrete. Es ſei nämlich derjenige Verwandte der ſeligen Frau von Bronnes, an dem ihr Gut Heimchen erblich gekommen, welches nach teſtamentariſcher Verordnung nach deſſen Abſterben an ihre Pflegetochter Camilla fallen ſollen, am St. Urbans-Morgen plötzlich Todes verblichen, und ſomit ſei der unbemittelten Braut am Tage ihrer Verlobung mit einem annehmlichen Manne ein ganz hübſches Heirathsgütchen, wie vom blauen Himmel herab, zugeflogen. Bianka könne ſich ſchwerlich einen Begriff von der Freude machen, welche der General über dieſe Verbindung äußere; beinahe werde er darüber zum Kinde. Auch die Tante ſei ſehr vergnügt und habe alle Hände voll mit der Ausſtattung zu thun, die möglichſt gefördert werden müſſe, weil die Hochzeit gleich nach dem Herbſt-Manövre vor ſich gehen ſolle. Alsdann wollten die jungen Eheleute auf das Gut ziehen, um dort in der winterlichen Einſamkeit jener abgeſchiedenen Gegend dem ungeſtörten Glücke ihrer Liebe zu leben. Bei ſeiner Heimkehr habe die Generalinn ihn ausgeſcholten, daß er Bianken zurückgelaſſen, welche ihr jetzt zum Beiſtande in den eiligen Beſorgungen dieſes Brautſtandes mehr als jemals nothwendig wäre. Hallen kenne man in ſeiner Bräutigams-Stimmung gar nicht wieder; er habe unendlich gewonnen durch den Ausdruck von Heiterkeit, die ſein ganzes Weſen beſeele. Die kleine Modeſta ſchiene ordentlich von dem Gefühle ihrer Seligkeit gedrückt; wie er ihr gratulirt, ſeien ihr die hellen Thränen über die Wangen gerollt und ſie habe einige Worte geflüſtert, die ungefähr den Sinn enthalten: da ſich Alles zur Vollkommenheit ihres Glückes vereinige, ſo eigne ſie es ſich nur zitternd und mit der Befürchtung an, daß es nicht von langer Dauer ſein werde.

Schließlich machte Graf Weymuth ſeiner Tochter noch die Mittheilung einiger örtlichen Indifferenzen, und nur im Poſtſcript fand ſie vergeſſene Grüße von ihren Verwandten.

Dieſes Schreiben zerriß mit den ſpitzen Stacheln ſeines Inhalts Biankens wundes Herz. Es dünkte ihr, als erfahre ſie es erſt in dieſem Augenblicke, daß der Mann ihrer Liebe ihr verloren wäre und einer Anderen gehöre. Die gleichgültige Ruhe, womit ihr Vater in unbewußter Grauſamkeit ſie von dem Geſchehenen unterrichtet und von Empfindungen zu ihr geſprochen, die in den ſchärfſten Gegenſätzen zu den ihrigen ſtanden, machte ſie ſchaudern, und die Stimmung ihrer Verwandten empörte ſie. Sie fühlte ſich vom Schickſale verſäumt und in ſo kurzer Zeit von Allen vergeſſen, denen ſie theuer zu ſein glaubte. Alle Bande, die ihre Jugend an das Leben knüpften, erſchlafften bei dieſer heftigen Erſchütterung, und in ohnmächtiger Schwäche faßte ſie nach einem Halt, der ſie vom Sinken rettete. Sie fand ihn vorerſt in der Vorſtellung, daß ſie, entfernt von dem Schauplatze ihrer Qualen, ihn nicht eher wiederſehen wolle, bis Alles vorüber wäre; und dann in dem jungfräulichen Entſchluſſe, auf welchen die brennendſte Schamröthe ihr leuchtendes Siegel drückte, ihr getäuſchtes Gefühl für jenen Undankbaren, als ein ewiges Geheimniß in die Tiefen ihrer Bruſt zu begraben. Jedes Hülfsmittel, die Verborgenheit ihres inneren Leidens zu ſichern, ſollte ihr willkommen ſein. Bianka ergriff dieſen Vorſatz mit der eigenſinnigen Gewaltſamkeit, welche ihrem Charakter überhaupt eigen war.

Allein dem Willen läßt ſich wohl, doch nicht der Natur gebieten! Heftig drückte Bianka die hervorquellenden Thränen zurück und ging nach einigen Minuten der Sammlung zur Landräthinn, um ihr die Empfehlungen ihres Vaters an ſie und ihren Gemahl auszurichten. Dieſe erſchrak über die auffallende Bläſſe ihrer Pflegebefohlenen; ſelbſt Bianka's Lächeln und Aeußern und die dringende Befliſſenheit ihrer Unterhaltung hatte der Matrone etwas Unheimliches. Sie ſchüttelte den Kopf und fragte beſorglich, ob Bianka ſich auch wohl befände. Als die Gräfinn dieſe Frage bejahete, ſagte die Landräthinn mit herzlicher Dringlichkeit: „Meine gute Comteß! Sie haben wirklich Urſache ſich ſehr zu ſchonen und ſanft mit ſich ſelbſt umzugehen. Perſonen von ſo außerordentlicher Reizbarkeit wie Sie, müſſen beſonders gegen lebhafte und traurige Eindrücke auf ihrer Hut ſein, und ich habe mir deshalb ſchon Scrupel gemacht, Ihre Bekanntſchaft mit Frau von Ehrenpreis veranlaßt und Ihrem wohlwollenden Wunſche, den Kummer dieſer guten Frau durch öftere Beweiſe Ihrer Theilnahme zu lindern, nachgegeben zu haben. Wollen Sie daher mein folgſames Töchterchen ſein, ſo beſuchen Sie Frau von Ehrenpreis heute nicht!“ Bianka küßte der Landräthinn die Hand und verſprach Gehorſam, den ihr die eigene Ueberzeugung erleichterte, daß ſie ſelbſt erſt ruhiger werden müſſe, ehe Frau von Ehrenpreis die Nachricht von Hallens Verheirathung durch ſie erhalten dürfe.

Bianka ſah ſich bei ihrer Ankunft auf das Gut des Schwiegerſohnes der Landräthinn in einen Familienkreis verſetzt, den die Neigung des männlichen Oberhauptes zu einem Tummelplatze geſelliger Fröhlichkeit machte. Kein Tag verging, der nicht Gäſte gebracht oder weggeführt hätte, und das Haus des Baron Senſt bot mit der freundlichſten Ungezwungenheit jede Art des Vergnügens dar, welche die Gelegenheiten der Stadt begünſtigen und die Vorzüge des Landlebens gewähren können.

Der Rittmeiſter von Hallen garniſonirte mit ſeiner Schwadron in einem, dieſem luſtigen Aufenthalte nahe gelegenen Städtchen, und hatte ſich die Vortheile ſolch einer Nachbarſchaft mit ſchlauer Angelegentlichkeit ſo zu eigen gemacht, daß er das tägliche Brod dieſes gaſtfreien Hauſes war, ohne welches kein Mitglied deſſelben, auch bei dem Genuſſe der kleinſten Freude, ſatt zu werden glaubte.

Ohne die mindeſte Anmaßung zu verrathen, machte er das Vorrecht dieſer Hausfreundſchaft in dem Bemühen geltend, womit er für Biankens Unterhaltung Sorge trug. Bianka hielt anfänglich nur mit Anſtrengung die Rolle unbefangener Heiterkeit feſt; nach und nach ließ die ſchmerzende Spannung nach. Das wechſelvolle Treiben um ſie her betäubte ſie; mit ſchlaffem Ermatten gab ſie ſich den Forderungen der Gegenwart hin, und nur Momente, in denen ſie zu ſich ſelbſt kam, waren es, wo ſie mit erwachendem Entſetzen fühlte, daß ein tiefer Schmerz auf dem Grunde ihres Herzens ruhe, daß etwas Schweres kämpfend überwunden oder aufgebend vergeſſen werden müſſe. Sie konnte nicht umhin, ſich zu geſtehen, daß der Rittmeiſter ein feiner, ſehr artiger Mann ſei, den eine Andere, unter andern Umſtänden, wohl noch wärmer loben könne — und wenn er auch nicht, wie gewiſſe Leute, die Anerkennung ſeiner Vorzüge zu einer Höhe der Empfindung zu ſchrauben verſtehe, die ihn das Gebiet der Herzen unbedingt beherrſchen laſſe; ſo werde er vielleicht auch um ſo weniger fähig ſein, im Fallen von dieſem Emporragen herab das liebende Vertrauen in die Tiefen der Verzweiflung zu ſtürzen.

Acht Tage waren in fortwährendem Geräuſche vergangen, als die Landräthinn ſich nach ihrer heimathlichen Ruhe zu ſehnen begann und Anſtalten zur Abfahrt machte. Allein die vereinigten Bitten ihrer Kinder und Enkel ſetzten der Willfährigkeit des guten Großmütterchens mit ſo glücklichem Erfolge zu, daß ſie einen Aufſchub von eben ſo langer Zeit bewilligte.

Unvermerkt hatte der Rittmeiſter ſeinen Ton gegen Bianka geändert. Der zärtliche Ernſt ſeiner verſtrickenden Geſpräche führte ſie von Stufe zu Stufe des Gefühls der Stunde zu, wo er ihr ſeine Liebe erklärte und um ihre Hand bat.

Es lag etwas in dieſer Erklärung, was Bianken nicht mit dem Schrecken der Ueberraſchung, ſondern mit der Gewißheit durchbebte, daß ihr Entſchluß als Markſtein ihres Schickſals fallen werde.

Sie hatte verzichtet auf höheres Lebensglück, ihre Hoffnungen waren zerſtört, nur eine bitterſüße Befriedigung konnte ihr werden, den Hauptmann durch ihre ſchnelle Entſcheidung für ſeinen Vetter zu überzeugen, daß ſie ihrer Neigung, wie der Freiheit ihres Willens mächtig geblieben. Ergriff ſie dieſe Hand, ſo war der Anhalt gefunden, der ſie davor ſchützte, in den Kreis ihrer Verwandten und in die Nähe eines Mannes zurückzukehren, der nicht geeignet war, von dem Auge, das einſt ihm Liebe geblickt, mit Kälte oder Gleichgültigkeit überſehen zu werden. Auch war das Gefühl ihrer Demüthigung ſo peinlich, daß ſie wähnte, käme ſie als Braut in die Heimath zurück, ſo wäre der ſtolze Triumph ihres Verächters geſtört, das Andenken an ihre Schwäche und Täuſchbarkeit verlöſcht und ihr gedrücktes Selbſtgefühl wieder gehoben. Und endlich — o menſchliches Herz wie räthſelhaft biſt Du! gab der Name Hallen, das loſe Band verknüpfender Verwandtſchaft und die Erinnerung, womit die aufgefundene Aehnlichkeit ihr Gemüth in leiſer Bewegung und Illuſion erhielt, die letzten Motive für die Geneigtheit ab, mit welcher Bianka den Antrag des Rittmeiſters aufzunehmen ſchien. Doch dieſer verſtand es auch meiſterlich, ſeines Vortheils wahrzunehmen, mit liſtiger Kunſt ſpann er aus Biankens Worten ein Netz, worin ſie ſich gefangen ſah.

Noch an demſelben Abend flog die Baroninn in ihre Arme und erſtickte ſie faſt mit Küſſen und freudigen Ausrufungen, daß ſie den Rittmeiſter mit einer Hoffnung beglückt, die auch ihr die angenehme Ausſicht auf den nahen und öftern Umgang einer liebgewordenen Freundinn verſpreche. Die gute Landräthinn ward von dem Wunſche, ihrer Tochter dieſe bisher vermißte Annehmlichkeit beſchieden zu ſehen und der Beſorgniß, Bianka könne wohl übereilt und unbedacht und vielleicht den Planen wie der Billigung ihres Vaters entgegen über ihr Schickſal verfügt haben, in einer furchtſamen Paſſivität des Urtheils erhalten. Allein ſie beſchleunigte nunmehr ihre Abreiſe, nachdem ſie eine lange Unterredung mit dem Rittmeiſter gehabt, worin ſie dieſen erſucht, nicht eher wieder nach B.... zu kommen, bis ein Antwortſchreiben des Grafen Weymuth ihn zu der Näherung an ſeine Tochter berechtige.

Mit der ſchmeichelnden Dringlichkeit, die der Rittmeiſter ſtets mit Erfolg anwendete, bat er die Matrone um ihr geltendes Fürwort bei dem Landſchafts-Director und ſetzte ſie mit ehrerbietigem Zutrauen von ſeinen pecuniären Umſtänden in genaueſte Kenntniß. Er ſagte ihr, daß ſein kleines väterliches Vermögen das Einkommen, welches er als Rittmeiſter habe, ſo weit erhöhe, um den Bedarf eines Hausſtandes decken zu können, der den Verhältniſſen ſeines Ranges angemeſſen wäre; allein ein ſo mäßiges Glück einer Gräfinn Weymuth anzubieten, würde er nicht wagen, wenn nicht die Anwartſchaft auf den bedeutenden Nachlaß ſeines Oheims ihm die Gewißheit gäbe, Bianken ein angemeſſeneres Loos bereiten zu können. Der Oberſt Hallen werde von der ſchweren Niederlage ſeiner diesmaligen Krankheit ſchwerlich aufkommen, und ſo dürfe er nach dem Verlaufe kurzer Zeit auf die Empfangnahme einer Erbſchaft rechnen, deren Beträchtlichkeit zu dem Ankaufe einer Beſitzung zureichend ſein würde, welche Bianka ganz nach ihrem Gefallen in der Nähe ihrer Heimath oder einer anderen ihr beliebigen Gegend wählen möge.

Die Matrone hörte dieſe Erklärungen ernſt und ſinnend an, dann antwortete ſie mit dem Muthe der Rechtlichkeit: „So wären Sie alſo wirklich geſonnen, von der zornigen Erbitterung Ihres Oheims gegen den Hauptmann von Hallen Nutzen zu ziehen? Mir würde dies, verzeihen Sie meine Freimüthigkeit, Herr Rittmeiſter — eine um ſo größere Ungerechtigkeit dünken, als es ja noch gar nicht erwieſen iſt, ob Ihr Vetter dieſe harte Zurückſetzung verdient habe, oder das Opfer einer hölliſch ſchwarzen That geworden ſei, die ein fluchwürdiger Verführer mit teufeliſcher Bosheit verübt, indem er einen dreifachen Mord begangen: an der Unſchuld des hingeopferten Mädchens, an der Lebensruhe einer unglücklichen Mutter, deren einzige Freude dies Kind war, und an der Ehre eines vorwurfsfreien Mannes! Und wenn ſich nun endlich das gute alte Sprüchwort bewähren ſollte, es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt endlich an die Sonnen — wenn jenes finſtere Bubenſtück an das Licht der Wahrheit kommt, was gewiß geſchehen wird, weil ein gerechter Gott im Himmel lebt — würde dann ein Beſitz, der das Recht eines Verkannten kränkt, Ihnen und Ihrer Gattinn Heil und Segen bringen? — So wie ich die Gräfinn und ihren Vater kenne, wird Ihr Antrag nichts von ſeinem Werthe verlieren, wenn ſolch eine gewiſſenhafte Bedenklichkeit ſie beſtimmte, nur die Hälfte jener Erbſchaft, als ihr Eigenthum in Hoffnung, anzugeben.“

Der Rittmeiſter war unter dieſer Rede tief erröthet; ſeine Lippen zitterten wie in innerem Krampfe; doch er fühlte, daß die Landräthinn nicht beleidiget werden dürfe, und ſo erwiederte er mit möglichſter Mäßigung: „Ich bin nicht Richter über meines Vetters Handlungen, und eben ſo wenig für die Verfügungen meines Oheims verantwortlich, wenn ſich dieſe auch eines Irrthums ſchuldig machen ſollten. Iſt der Hauptmann, wie Ihre parteiiſche Güte vorausſetzt, frei von der Schuld, die ihn in dem allgemeinen Verdachte belaſtet, ſo dächte ich, müßte der Beweis zu führen geweſen ſein.“ Ein höhniſches Lächeln flog um ſeinen Mund.

„Nun, wir wollen uns nicht ſtreiten,“ ſagte die Landräthinn abbrechend; „und am Ende zanken wir uns um des Kaiſers Bart. Der Oberſt lebt ja noch, und kann noch Manches erleben. Es war nur eine gutgemeinte Vorſtellung von mir, der zu folgen Sie keine andere Verpflichtung hätten, als welche Ihnen die eigene Ueberzeugung auflegen könnte.“

Wenn der Landſchafts-Director ſeine Einwilligung in Biankas Verbindung mit dem Rittmeiſter mit beinahe auffallender Leichtigkeit gab: ſo lag der Grund davon weder in dem Mangel väterlicher Schätzung ſeiner Tochter, noch in dem Ueberſchwange günſtiger Vorausſetzungen von der Annehmlichkeit dieſer Partie, ſondern hauptſächlich an dem Eingriffen eines Ereigniſſes, das Bianka unter allen möglichen und denkbaren wohl am wenigſten geahnet haben würde. Der ruhig bedächtige Schritt ihres Vater hatte in der Kürze der jüngſten Vergangenheit ſich in dem Netze gefangen, womit eine ſchöne ſchlaue Wittwe ſeinen geſellſchaftlichen Gang umſtellte, welche die Generoſität eines alternden Liebhabers für ihre zerrütteten Finanzen bedurfte. Der Erfolg dieſer verfänglichen Bemühung reichte jedoch weit über alle Erwartung; denn Graf Weymuth überlegte zum erſten Male in einem Anfalle verliebter Thorheit, die in gewiſſen Jahren von der gefährlichſten Gewalt ſein ſoll, weil weder Vernunft noch Erfahrung gegen ſie aufkommen können — welch ein großes Opfer er ſeiner Tochter gebracht, daß er bis dahin unvermählt geblieben, und daß Alles in der Welt, ſo auch die väterliche Großmuth ihre Grenzen habe. Vielleicht hätte Blankens Gegenwart ihren Vater vor einem Entſchluſſe geſchützt, der ihn mit ſeinen Verwandten, wie mit ſeiner eigenen Ruhe und Zufriedenheit entzweiete; aber ſie fehlte, und ſo fiel er denn den Lockungen einer verſchmitzten Coquette anheim, welche mit Erſtaunen wahrnahm, daß mehr als ſie zu hoffen gewagt, daß der Name einer Gräfinn

Weymuth ein Schutzmantel für die Flecken ihres Rufes werden könne.

Als nun Bianka ihrem Vater die Entſchließung meldete, welche ſie zu Gunſten des Rittmeiſters gefaßt, und ſie jedoch von ſeiner Genehmigung abhängig machte, ſah der Graf mit freudiger Verwunderung das einzige Hinderniß gehoben, welches ihm die beabſichtigte Heirath bedenklich gemacht hatte, und das Vaterherz ſchlug ſelbſtſüchtig genug, um über der Erwägung dieſer glücklichen Fügung die Prüfung zu verabſäumen, ob ſeiner Tochter Wahl und ihre Beweggründe zu derſelben auch ſeiner Billigung wahrhaft würdig wären. Bianka erſtarrte, als das einlaufende Antwortſchreiben ihres Vaters nicht nur den willfährigſten Conſens zu ihrer Vermählung enthielt, ſondern nächſtdem auch eine Nachricht, von der ſie ſich, wie von einem Blitzſtrahle, getroffen und zermalmt fühlte.

Graf Weymuth ſchrieb, da die Verheirathung ſeiner Tochter ihn ſofort vereinſame, ſo fordere es die Selbſtpflicht von ihm, daß er für den Reſt ſeiner Jahre auf eine Gefährtinn bedacht ſei, welche ihm dieſe öde Vereinzelung verannehmliche. Er glaube, die dazu erforderlichen Eigenſchaften in der genannten Dame gefunden zu haben, und empfehle hiermit ſeine Erwählte Biankens kindlicher Achtung, wogegen er auch für die mütterlichen Geſinnungen der Erſteren Bürgſchaft leiſte.

Bianka ließ das Blatt aus ihren zitternden Händen fallen; ein heftiger Riß an dem heiligſten Bande der Natur durchſchütterte ihr Weſen. Sie fühlte ſich wie eine Verſtoßene; alle Zugänge der Zärtlichkeit ihrer geborenen Freunde ſchienen ſich für ſie geſchloſſen zu haben, die theuerſten Beziehungen zur Heimath hatten ſich gelöſet, und die ſchmerzliche Ueberſicht dieſer jähen Metamorphoſe gab ihr mit einer Art von Zuneigung für den Rittmeiſter den einzigen Troſt, daß ſie in der Entſchließung, die Seinige zu werden, ſich eine Zuflucht geſichert hätte.

Die Landräthinn, vom Inhalte des Briefes in Kenntniß geſetzt, beruhigte Bianken mit freundſeliger Befliſſenheit. Sie ſagte: „Dieſe Neuigkeit überraſcht mich, ich kann es nicht leugnen; aber es ſollte nicht ſein, weil ich über ſechzig Jahre zähle und die Männer kennen gelernt habe. Faſſen Sie Sich jedoch, meine gute Comteß! Und wenn es Sie kränkt, das Herz Ihres Herrn Vaters hinfort nicht mehr ungetheilt zu beſitzen, ſo denken Sie, wie viel übler es geweſen wäre, hätte er Ihnen früher in dieſer Stiefmutter ein Aergerniß gegeben. Vor Allem, meine Liebe, beherrſchen Sie ja Ihr Mißvergnügen darüber! Sie könnten durch jede unbewachte Aeußerung nur viel verſchlimmern, doch nichts mehr verbeſſern. Ich betrachte jetzt Ihr Hierherkommen und die wichtigen Folgen, die ſich daran knüpfen, als eine Schickung des Himmels.“

Biankens nunmehr erklärter Brautſtand gab einen gültigen Vorwand zur Verlängerung ihres Aufenthalts in B . . . . ., ab, da der Rittmeiſter von Zeit zu Zeit, wenn auch für kurzes Verweilen, hierher kam, um die Verlobte und nächſt ihr den kranken Oheim zu beſuchen, deſſen Zuſtand zum mißfälligen Erſtaunen dieſes theilnehmenden Neffen ſich für die Herſtellung entſchied.

Endlich waren die militäriſchen Uebungen für dieſes Jahr vorüber; gleich nach der Beendigung derſelben ſollte die Hochzeitfeier des Hauptmanns in aller Stille zu Steineiche vollzogen werden, und als Bianka mit Sicherheit wußte, daß ſie die Neuvermählten nicht mehr dort vorfinden würde, ſetzte ſie den Tag ihrer Heimreiſe feſt. Der Landrath von Wertha wollte die Tochter ſeines Freundes, dem er hoch verpflichtet war, in das Vaterhaus zurückbegleiten, und der Rittmeiſter einige Tage ſpäter nachkommen, um ſich dem künftigen Schwiegervater vorzuſtellen, und den Verwandten und Freunden ſeiner Braut zu empfehlen.

Die Landräthinn, welche das Mädchen mütterlich liebgewonnen, deſſen ahnungsloſer Beſuch eine ſo verhängnißvolle Wichtigkeit erhalten hatte, machte mit rührender Herzlichkeit Bianken den Vorſchlag, den hochzeitlichen Ehrentag in ihrem Hauſe zu begehen. Auf dieſe Weiſe würde Bianka der Nothwendigkeit überhoben ſein, unangenehmen Perſonen die Theilnahme an demſelben zu gönnen, und zugleich könnten die Dehors geſchont werden. Und bedürfte ihr Wunſch bei ihrem Vater und bei Generals noch eines unterſtützenden Grundes, ſo würde ihr die pflichtmäßige Rückſicht auf den Oberſt Hallen dazu dienſtbar werden, der es wohl verdiene, Ehrenzeuge bei der Trauung eines Verwandten zu ſein, welcher, in Bezug auf die ausſchließende Bevorrechtung an ſeine Hinterlaſſenſchaft, als ſein leiblicher Sohn zu betrachten wäre.

Dies Erbieten ſtimmte zu Bianka's eigenen Berathſchlagungen; dankbar küßte ſie der gütigen Frau die Hand und verſprach ihr eine baldige ſchriftliche Auskunft über die Aufnahme, welche dieſe Vorſtellung bei der entſcheidenden Behörde gefunden.

Der Herbſt war ſchon weit vorgerückt, als Bianka nach einer Abweſenheit von vier Monaten ſich den heimiſchen

Gegenden wieder näherte. Ihre Empfindungen glichen dem Erwachen aus einem langen, ſchweren Traume, deſſen Bilder in die Wirklichkeit hinüber ſpielen. Mit einem unheimlichen Grauen ward ſie ſich nach und nach aller Veränderungen bewußt, die ihr inneres und äußeres Leben während dieſer Zeit erfahren. Die Natur, welche damals im ſchönſten Frühlingsſchmucke prangte, als ſie dieſen Weg an der Seite ihres Vaters zurücklegte, entſprach in der düſteren Erſtorbenheit ihrer gegenwärtigen Verödung dem Zuſtande eines Herzens, worin alle Blüthen der Hoffnung wie vom Sturme verweht waren. Mit bangem Sinnen ſchauete ſie in den rauſchenden Fall der Blätter, die der Wind im verächtlichen Spiele kräuſelnd umhertrieb, und dachte dabei, daß das Schickſal mit ähnlicher, ſpottender Gewaltſamkeit den Lebensbaum ihrer Freuden entblättert habe. Dieſe Betrachtungen waren zu herbe; ein mildernder Gedanke mußte ihnen entgegen ſtehen. Indem ihr Blick mit trauriger Frage auf den Spuren ſichtbarer Vergänglichkeit verweilte und leiſe hinüber ſtreifte in das Gebiet liebender Verbindungen, die nicht minder der Wandelbarkeit unterworfen — ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „So iſt nichts zuverläſſig auf Erden? Und nirgend eine Bürgſchaft für den Beſitz des Glückes?“

Da erging, wie einſt vor dem Bilde der Mutter, eine heilige Stimme aus der Tiefe ihrer Bruſt an ſie, welche ſprach: „Sei Dir ſelbſt treu! Nur die Tugend iſt ewig, wie ihr Urſprung, die Liebe!

Dieſe Antwort des guten Geiſtes, der ſolche Augenblicke am liebſten zu ſeinen himmliſchen Weihungen wählt, ſtrömte eine ſanfte Kraft über Bianka aus; ſie fühlte ſich fähig, ihr Geſchick mit Würde zu tragen, und trat dem Wiederſehen ihres Vaters gefaßter entgegen.

Obgleich der Landſchafts - Director ſeine Tochter überaus zärtlich empfing, ſo war doch eine kleine Abſichtlichkeit, ihr zu zeigen, daß ſie, der veränderten Verhältniſſe ungeachtet, keinen Abbruch an ſeiner Liebe erlitten, ihrem gereizten Gefühle drückend und hemmte den Erguß der freudigen Aufwallung, womit ſie ſich in der Nähe ihres Vaters, und in Mitten der heimiſchen Umgebungen wiederfand.

Generals waren bereits in die Stadt gezogen, und nach den Folgerungen, welche Bianka aus der Berichterſtattung ableitete, die ihr Vater auf das Hunderterlei von Nachfragen zu geben vermochte, mit dieſem über den Fuß geſpannt. Vielleicht ſeiner Heirath wegen, ſchloß Bianka. Noch an dieſem Abende wollte Bianka Oheim und Tante begrüßen; allein ihr Vater äußerte den Wunſch, daß ſie dieſen Beſuch bis zum folgenden Morgen verſchieben möchte, wo er ihr vorher noch einige Verhaltungsregeln zu geben hätte.

Graf Weymuth vertiefte ſich mit dem Landrathe bei einer Bowle Punſch in ein abſtractes Geſpräch, und Bianka, bis zur Erſchöpfung ermüdet, zog ſich auf ihr Zimmer zurück, wo Zofe Röschen den Wiedereintritt in ihre Dienſtpflicht und die Heimkehr der Gebieterinn mit lautem Jubel feierte. Sie wußte nicht, wo ſie anfangen ſollte in der frohen Geſchwätzigkeit ihrer Mittheilungen und ſagte: „Ach, meine gnädigſte Gräfinn! Was hat ſich Alles geändert in dieſer Handvoll Zeit! Ich hätte mich ſelbſt ausgelacht, wenn mir davon geträumt hätte! Als der Herr Graf mir mit gnädiger Herablaſſung ſagten, meine Herrſchaft wären Braut; da hatte ich Luſt, ein Bischen zu erſchrecken. Aber ich erinnerte mich hinterdrein, daß gnädige Gräfinn mich verſichert, nicht anders, als aus purer Liebe heirathen zu wollen; und ſo freuete ich mich von Herzen.“

Ein Strom von Thränen erleichterte Bianken das gepreßte Herz. Sie bedeckte mit der Hand die weinenden Augen und ſprach leiſe und wehmüthig: „Durch Stilleſein — — Röschen, wie lautete der Vers, womit Deine entſagende Freundinn ſich tröſtete?“

Röschen wußte genug, um ihrer Mutter Erfahrungslehre beſtätiget zu finden. Mit fallender Stimme fuhr ſie fort: „und Hoffen wird, was Dich jetzt betroffen, für Dich einſt ſanft und lieblich ſein! — Und gewiß und wahrhaftig! das Sprüchlein hat ſich an der frommen Babette bewährt. Der Jäger hat ſich nicht erſchoſſen, ſondern andere dumme Streiche gemacht und Knall und Fall ſeines Vaters Hausmädchen heirathen müſſen; — und der Buchdrucker, ein Mann wie ein Kind! trägt ſeine junge Frau auf den Händen. Geſtern noch fiel ſie mir um den Hals und ſagte: „Ach liebes Röschen! mein zufriedenes Herz dankt Gott täglich für jene Schmerzen, die, gleich dem Schnitte in ein böſes Geſchwür, mir ein Leben retteten, das ohne dieſe heilſame Pein von dem Kummer vergiftet worden wäre, einem Wüſtlinge, wo nicht gar einem Böſewichte, angetraut zu ſein!“ Bianka ſeufzte tief, und wenn auch ihre Lage wenige Vergleichungspunkte zu der jener enttäuſchten Frau lieferte, ſo fühlte ſie doch, daß Ergebung und Geduld die ſicherſten Leitfäden aus den Labyrinthen menſchlicher Verirrungen, wie aus den Verſchlingungen des Schickſals wären.

Das Vergnügen, womit der General ſeine Nichte aufnahm, hatte einen ziemlich gemäßigten Wärmegrad; ſeine Gemahlinn hielt es ſogar der Mühe nicht werth, die empfindlichſte Kälte zu verleugnen. Doch lange hielt der aufrichtige, gutmüthige Charakter des Oheims die gekränkte Betroffenheit Biankens nicht aus. Er machte ihr die heftigſten Vorwürfe, daß ſie damals wie eine Flüchtige auf und davon gefahren und ſich bald darauf mit einem wildfremden Manne verlobt, ohne ihre Verwandten, von denen ſie ſtets wie ein eigenes Kind geliebt worden, nur der kleinſten Bitte um einen guten Rath zu würdigen. Dieſe Uebereilung habe nun unſtreitig eine noch ärgere Unbeſonnenheit zur Folge gehabt, den tollen Streich, welchen ihr Vater mit ſeiner Heirath begehe, die ſeinem Bruder in jedem Sinne zuwider ſein müſſe. Die deshalb entſtandenen Debatten hätten die brüderliche Einigkeit, welche noch nie geſtört geweſen, unwiederherſtellbar gebrochen —; und ſo ſchloß er ſeine hitzige Rede: „Willſt Du mir einen letzten Gefallen thun, ſo bleibe mir mit dem Rittmeiſter vom Leibe! Ich ſchenke ihm die Staatsviſite und Dir die Einladung zur Hochzeit! Hörſt Du Bianka? Ich habe Etwas gegen dieſen Mann — vielleicht ein Vorurtheil — vielleicht auch nicht. Deshalb verſchone mich mit dem unwillkommenen Vetter.“

Jetzt brach die Generalinn los. Sie hielt einen langen Sermon über den Text, daß Undank der Welt Lohn ſei, und ihre hyſteriſche Gallſüchtigkeit gab jedem ihrer Worte eine ſchneidende Schärfe. Mit verwundenden Vergleichungen rühmte ſie dagegen die Kindlichkeit in dem Benehmen der glücklichen Camilla, und gab deutlich zu verſtehen, daß ſie die mütterlichen Geſinnungen, deren Bianka ſich verluſtig gemacht, auf Frau von Hallen übertragen habe.

Schweigend und beſtürzt, wie eine überwieſene Verbrecherinn, ſtand Bianka dieſen Vorwürfen gegenüber. Keine Miene, kein Wort übernahm ihre Vertheidigung, und dieſe demüthige Duldung, ſonſt der ſtolzen Bianka ſo fremd — entwaffnete ihre erzürnten Verwandten. Sie zeigten ſich zuletzt verſöhnt, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihr Vater wie ihr Bräutigam, von dieſem Friedensſchluſſe ausgeſchloſſen wären.

Unter dieſen Umſtänden gelang es Bianken ohne Schwierigkeit, ihren Vater zu der Erlaubniß zu vermögen, ihr Hochzeitsfeſt in B . . . . feiern zu dürfen. Sie blieb nur noch einen Monat in der Vaterſtadt, während welcher Zeit ſie Generals zuweilen beſuchte, und auch mehrere Male mit der künftigen Frau ihres Vaters zuſammen traf; doch war und blieb dies Zuſammentreffen nur ein Act der Förmlichkeit.

Als wäre die Fähigkeit, lebhaft zu empfinden, gänzlich ertödtet in ihr, ſo gleichgültig war ſie gegen Freude und Schmerz geworden, und äußerte eben ſo wenig ein Gefühl des Widerwillens gegen jenes drückende Familienverhältniß, als das mindeſte Vergnügen über die reiche Mitgift, die fürſtliche Ausſtattung, womit ihr Vater ſie für die Verkürzungen abzufinden glaubte, deren ſeine Thorheit ſich ſchuldig machte. Nur bei dem Scheiden von Generals, öffnete ſich ihr Herz, indem es brach. Sie ahneten die Wahrheit.

Graf Weymuth genügte dem väterlichen Anſtande, indem er ſeine Tochter nach B . . . . begleitete, um ihrer Vermählungsfeier beizuwohnen.

Die Landräthinn empfing Bianka mit unveränderter Güte, aber in ſichtlicher Verſtörung; tiefe Sorgen hatten ſich in die Falten ihrer Stirne gelagert.

Nach Biankens ausdrücklichem Wunſche, geſchah die Trauung in häuslicher Stille, und außer der Familie des Hauſes, wozu auch Baron Senft und ſeine Gattinn zu zählen, und dem Oberſt Hallen, der nun völlig geneſen war, und die Braut mit einem koſtbaren Schmucke beſchenkt hatte, war kein fremder Zeuge dabei anweſend. Frau von Ehrenpreis, mit welcher Bianka in fortgeſetztem Umgange geblieben, hatte die Bitte derſelben um ihre Gegenwart an dem feſtlichen Tage ihrer ehelichen Weihe abgeſchlagen: eine Bitte, die Bianka aus innigſter Verehrung an dieſe unglückliche Frau richtete, ohne ihres Bräutigams Genehmigung dazu eingezogen zu haben, deſſen gefälliges Zuſtimmen ſie vorausſetzte.

Am Tage vor ihrer Hochzeit entſchlüpfte Bianka dem geſelligen Hauskreiſe für ein halbes Stündchen, um es dieſer einſamen Freundinn zu widmen. Frau von Ehrenpreis überreichte ihr einen wunderſchönen Brautkranz, den ſie ſelbſt verfertiget und mit jener Sauberkeit gearbeitet hatte, die deutlich ſagt, wie theuer der Geberinn die Beſtimmung der Gabe ſei. In der Gegend des Kranzes, wo er die Stirne berühren mußte, hingen ein paar weiße, geſchwiſterliche Roſenknospen, deren Schöpferinn, wie Frau von Ehrenpreis mit ſchmerzlicher Rührung erwähnte — die erblichene Adele geweſen. „Nehmen Sie, theuerſte Gräfinn,“ ſagte ſie, „dies Symbol der Unſchuld aus den Händen der Freundſchaft! Und möchte, gleich ſeinem dauernden Grün, Ihr Glück ein unverwelkliches ſein! Sie haben Adelens Schickſal Thränen des Mitleids geweint; deshalb wagte ich es, dieſe Roſen, denen ſie damals an Reinheit glich, als ihre nun erkaltete Hand ſie der Natur nachbildete, in den Kranz ihrer Ehren zu flechten. Bianka, die ihn mit gerechtem, jungfräulichem Stolze tragen wird, hat auch ein Herz für die Liebe und ein mildes Urtheil für die Schwäche einer Todten! —“ Bianka preßte ſchweigend ihren Mund auf dieſe bleichen Roſen, und ein warmer Thränenzoll bethauete ſie. Am Hochzeitabende lehnte Bianka, vom Arme des Bräutigams umſchlungen, in einem Fenſterbogen. Mit zärtlicher Beredſamkeit ſprach er ihr von ſeinen Gefühlen, und malte ihr den Himmel der Zukunft mit Regenbogenfarben aus. Sinnend lauſchte ſie den Schmeichelworten und dachte vielleicht mit beſorglichem Zweifel, daß wahre Empfindung ſich der Verſicherung überhoben fühle, weil ihre Offenbarung den Weg des Geheimniſſes von Herz zu Herz gehe — und daß jene leuchtende Ehrenpforte, durch die ihr Lebensweg ſie führen ſolle, wohl, wie in der ſichtbaren Welt, bei der Näherung in Dunſt und Nebelgrau zerfließen könne. „Hallen!“ ſprach ſie, und ſo oft der Klang dieſes Namens ihre Lippen berührte, bewegte er wie ein leiſer Trauerton ihre Erinnerungen —; „Sie werden die Gattinn anſpruchsloſer finden, als Sie wähnen dürften, und wenn auch ſchwach und mängelvoll, doch in Freude und Noth ſtets ihrer Pflicht getreu. Aber einen Wunſch hätte ich an Sie, deſſen Erfüllung mir ein verſagtes und erſehntes Glück gewähren — ſtill! unterbrechen Sie mich nicht; noch wiſſen Sie nicht, was er erheiſcht und umfaßt, und eine kleine Vorrede ſoll es Ihnen erſt anſchaulich machen. Ich ward früh der Mutter beraubt. Glück und Gunſt verzogen mich, und wenn Sie in meinem Weſen den rohen Spuren dieſer Bildnerinnen nicht mehr begegnen, ſo denken Sie, daß das Schickſal mit gewaltiger Hand die Nachhülfe übernommen habe. Das erſtere wendete mir wie eine launenhafte Stiefmutter den Rücken; von der letzteren ward ich verſtoßen, gleich einem ausgeſetzten Kinde. Da empfand ich das Weh des Waiſenthums: aber ein tröſtlicher Erſatz winkte mir. Ich lernte eine Frau kennen, werth meiner Achtung wie meines Vertrauens: Frau von Ehrenpreis! Die zarteſte Anhänglichkeit knüpft mich an dieſe verlaſſene Mutter. Durfte ich nun, geſtatteten Sie es mir — ihr in unſerm Hauſe eine Zuflucht anbieten, wo ihre offene Herzenswunde ſtill und ungeſehen bluten, und mein kindliches Bemühen ſie über den Verluſt einer Tochter täuſchen könnte: ſo würde ich in ihr die Frühverlorene und den Schutzgeiſt aller Tugenden beſitzen, womit die erſte Segnung der Natur das Herz des Weibes heiliget. Dieſen Kranz hat mir die Treffliche gewunden; ach! wer die Geſchichte ihrer Leiden kennt, bedarf keines anderen Beweiſes für die Selbſtloſigkeit und Stärke eines Gemüthes, das dies Zeichen ſeiner Theilnahme wählte; und dieſe Roſen, ein werthes Angedenken an Adelens ſchöpferiſchen Fleiß, ſollen meine Stirne nicht vergebens weihen. Ich werde dafür andere in das Leben ihrer Mutter pflanzen, und mit treuer, ſorgender Liebe die fremde Unthat und den Schatten ihres Opfers verſöhnen!"

Hier ſchwieg Bianka, und durch eine Wendung ihres Körpers fiel der volle Lichterſchein auf das Geſicht des Rittmeiſters, der ſtarr und ſtumm mit der Antwort zögerte. Eine erſchreckende Bläſſe hatte ſich, wie ein Leichentuch, über ſeine Züge gelegt, die im Laufe dieſer Minuten eingeſunken waren, nur die Augen ſtarrten in unheimlichen Flammen den Kranz und das Knospen-Pärchen an.

Bianka entſetzte ſich. Ein fürchterlicher Gedanke ſchoß, wie ein Blitzſtrahl, in ihre Vermuthungen über dieſe plötzliche Veränderung, und ihr grauſete vor dieſer Helle. Endlich vernahm ſie durch ihre eigene Betäubung die erwiedernden Worte: „Frau von Ehrenpreis! Was verlangen Sie von mir, Bianka!" Vor dem Ausdrucke dieſer Ausrufungen erbebte Biankens Herz in ſeinen Tiefen, als ginge Sturm und Donner darüber hin; doch der Rittmeiſter fuhr mit zunehmender Faſſung fort: „Nach Allem, was ich von ihr gehört, iſt dieſe Frau eine trübſinnige Schwärmerinn, die mit häuslicher Geſchäftigkeit unſern Freudenwein in eine

Thränenurne füllen, und jede Aeußerung unſerer Lebendigkeit auf ein memento mori beſchränken würde. Allein wie unglücklich bin ich, daß, um Ihre eigene Ruhe und Heiterkeit zu ſchützen, ich Ihre erſte Bitte, meine Geliebte, Ihnen verſagen muß!“ „Ich gebe ſie auf,“ ſagte Bianka leiſe und doppelſinnig, und endigte dies Geſpräch, indem ſie ſich der Geſellſchaft näherte.

Aber der Bräutigam hätte der Frömmigkeit des jungen Tobias und deſſen Nachfolge geſpottet; deshalb geleitete kein Engel Raphael ſeinen Weg, und kein Arcanum bannte glühend den Würger des Eheglücks, den böſen Geiſt des Argwohns, der in die geöffnete Brautkammer ſchlüpfte.

Dieſer Proceß einer himmliſchen Chemie ſchien jedoch Statt gefunden zu haben, als die hochzeitlichen Kerzen im Schloß Steineiche erloſchen.

Hauptmann Hallen führte mit ſeiner Camilla ein ſtillſeliges Leben. Sie waren, ungeachtet der Winter bereits herannahete, auf ihr neues Beſitzthum Heimchen gezogen, ſich ſelbſt genug, der Welt und ihrer Freuden zu dem Vollgenuſſe ihres Glückes nicht bedürfend. Mit dem Frühjahre, wenn die militäriſchen Uebungen den Hauptmann nach ſeinem Standorte zurückriefen, wollte Camilla den Gemahl begleiten, um die Zeit ihrer Dauer, einer dringenden Einladung zufolge, auf dem Gute ihrer Tante und in der geliebten Nähe zu verleben, die das Element ihres Herzens geworden war.

Das tiefe und innige Gemüth der glücklichen Camilla war faſt drängend mit den Empfindungen einer Wonne erfüllt, welche, ach ſo ſelten! und noch ſeltener in ſolchem Maße — den Buſen eines Weibes ſchwillt. Der Mann ihrer erſten Liebe, der ihr ein Halbgott ſchien, war ihr Gemahl; das Paradies ihrer Jugend ihr Eigenthum. Keine Entſagung, keine bittere Täuſchung hatte den reinen Glanz gebleicht, welcher das erſte weihende Gefühl der Liebe zu einem Ausſtrahle des Himmels macht; und ſie erblickte die theure Geſtalt nur umfloſſen von dieſem Schimmer. Heilige Erinnerungen bewohnten mit ihr die liebe Einſamkeit dieſes abgeſchiedenen Landſitzes; wohin ſie blickte, winkte ein Genius der Reminiſcenz in die freundliche Vergangenheit und ſprach mit rührenden Worten ihr kindlich dankbares Herz an. Vielleicht verſtärkte dieſe Anſprache den Beſtandtheil von Wehmuth, welche ſich ſtets in das Entzücken der Liebe miſcht; denn Camilla ſtellte oft Bilder des Todes neben denen ihres Glückes auf. Wenn Hallen, davon beunruhiget, nach dem Grunde dieſer Seltſamkeit forſchte, ſagte Camilla zärtlich: „Ich bin zu glücklich, als daß es lange ſo bleiben könnte. Glaube mir, Geliebter, wenn ſchon der Körper des Menſchen die reinere Luft der Wolkenhöhe nicht lange aushalten kann, ohne daß ſeinem Leben Gefahr drohe; wie könnte wohl ſein Gemüth die Wonne der Seligen aufnehmen und doch auf Erden beſtehen? Nein, mein Hallen! Die Schwingungen der Seele tragen wohl empor zu höherem Fluge; aber zitternd ſinken ſie zurück, weil ein ewiges Geſetz die Kraft, ſich droben zu behaupten, ihrem künftigen Daſein vorbehalten. Und drängt ſich nicht bloß deshalb der Gedanke an den Tod in des Lebens Hochgenüſſe, weil er, wenn auch mit dunklem Bande, die Freuden der Unſterblichkeit daran knüpft? — Wie bald ich auch ſterbe, ich habe gelebt und geliebt; und treue Liebe ſtirbt im Lethe nicht!“

Obgleich Hauptmann Hallen dieſe hehren Ueberzeugungen ſeiner Gattinn in ſo fern theilte, als ſeine ſanfte Empfindung für Camilla ſich durch ihren Beſitz zu einer liebenden Begeiſterung gehoben hatte: ſo beruheten ſie doch weniger bei ihm auf einem überſchwänglichen und unverbitterten Gefühle ſeines ehelichen Gluckes, welches in ſüßer Stille die junge Frau beſeligte. Nur zu oft noch trat Adelens Schatten in ſeine ſchönſten Stunden, und mahnte ihn an den Kummer und die Verlaſſenheit ihrer Mutter, und an die Enthüllung eines Geheimniſſes, deſſen Dunkel die Nacht der Verzweiflung über ihn gebracht hatte. Doch war er ohne Schuld, und dies Bewußtſein läßt unverdiente Schmach mit einem Muthe tragen, den die Vorahnung einer gewiſſen Vergeltung zum Triumphe erhebt.

Nicht ganz ſo ruhig konnte er an Bianka denken. Gegen ſie — o das Gewiſſen iſt ein unbeſtechlicher Richter, der ſehr wohl den Beifall, welcher einer Handlungsweiſe gebührt, von dem Tadel zu ſondern weiß, den eine andere verdient! — war er im Unrecht. Hingeriſſen von ihrer Schönheit, ihrem Liebreiz, ihrem ſchmeichelhaften Entgegenkommen, hatte er ſich dieſen zauberiſchen Gewalten überlaſſen und ſeiner Pflicht zu genugen geglaubt, wenn er ſeiner Siegerinn den Anblick dieſer Gebundenheit entzöge. Biankens glänzende Verhältniſſe widerſtrebten ſeinem männlichen Stolze; doch ihre Denkart, ihr Benehmen mehr noch ſeinen ſtrengen Forderungen an Weiblichkeit, welche Adele in der weichſten Milde ihres Geſchlechts befriediget, wenn die liebenswürdige Hingebung derſelben auch von einem Verführer zu des Mädchens Falle und dem Elende ihres beſſern Freundes gemißbraucht worden war. — Deſſenungeachtet hatte es Augenblicke gegeben, in denen Bianka zu der Vermuthung berechtiget worden, daß ihre Leidenſchaft gegenſeitig ſei, und nur aus Rückſichten, die das Zartgefühl des Bewerbers nehme, noch einer öffentlichen Erwiederung ermangele. Camillas Erſcheinen zerſtörte dieſen gefährlichen Wahn, und gab Hallen an die beſonnene Erkenntniß ſeiner Lage, wie ſeiner Pflicht frei.

Als Bianka in jener Stunde Hallens Geſicht in der Verklärung des Verlobungstages, und all ſein Aeußern von Liebe für eine Andere beſeelt erblickte, als ſie zufällig Zeuginn von der erſten, einſamen Herzensergießung des Pärchens war, welches ſo eben durch den Segen des Generals, durch die Einwilligung ſeiner Gemahlinn das Recht dazu nachgeſucht hatte, ſtreifte ihr die Haſt, mit der ſie dieſem Schauſpiele entfloh, ein Ringlein vom Finger. Weder Hallen noch Camilla hatten das leiſe Geräuſch ihrer Flucht vernommen, doch als ſie dieſen Ort verlaſſen wollten, gewahrte der Hauptmann ein feines Blinken auf dem Boden des Gebüſches. Er ging darauf zu und fand den Ring, welchen er für Biankens Eigenthum erkannte. Es war ein goldener Reif mit einem kleinen Herzen von künſtlich gearbeitetem Kryſtall, worin ein kaum ſichtbares H gegraben war. In frühern Tagen hatte Hallen oft mit Bianka darüber geſcherzt, daß ſie ſeinen Namen im Herzen trage; jener Buchſtabe ſollte jedoch an eine Hermine erinnern, die der Gräfinn näher bekannt und vor Jahr und Tagen bei ihrer Verheirathung in weite Ferne gezogen war.

Schweigend und mit ſeltſamen Gefühlen betrachtete der Hauptmann ſeinen Fund. Das Herzchen war zerdrückt, ſein winziges Denkzeichen in unzähligen Splitterchen eingeſunken. Vielleicht hatte Biankens Losreißen, oder der Fall auf ein ſpitzes Sandſteinchen die zarte Maſſe verletzt. Es war, als ob ihm ein innerer Vorwurf mit Biankens Stimme zurieſe: „Du haſt mein Herz zerbrochen! Du! Sieh hier das Sinnbild Deiner That!“ Die Nemeſis prägt ihren furchtbaren Stempel auch dem kleinſten Gegenſtande auf, und hätte die fliehende Bianka die Empfindung gekannt, welche ihr verlorenes Kleinod in dem Finder anregte, ſie würde ruhiger geweſen ſein.

Biankens ſchnelle Abreiſe, ihr Wegbleiben ließ den Hauptmann fürchten, ſie könne ihn dennoch wohl wahr und wirklich geliebt haben; eine Ueberzeugung, die er bisher der Vormeinung von Biankens Selbſtſucht und der Oberflächlichkeit ihres Gemüthes untergeordnet hatte; doch als die Nachricht einlief, ſie ſei die Verlobte ſeines Vetters, da ward der Gedanke an jene Möglichkeit und deren Einwirkung auf ihren Entſchluß ihm zu einer quälenden Vermuthung. Er kannte den Rittmeiſter, und würde Bianka unfehlbar gewarnt haben, wäre ſein Verhältniß zu ihr das einer unbefangenen Bekanntſchaft geweſen; ſo aber mußte er beſorgen, in dieſer beſten Abſicht für ihr Wohl gemißdeutet und verworfen zu werden. Ihr Schickſal bekümmerte ihn, und die ſtille Anklage ſeines Bewußtſeins war die einzige Störung ſeines Glückes, der er nicht zu gebieten vermochte.

Bianka zog nun mit ihrem Gemahl in das Städtchen ſeiner Garniſon, und richtete ſich in dieſem traurigen Wohnorte mit der nämlichen Reſignation ein, die ihr die Stärke gab, in den feſtlichen Geſellſchaften des benachbarten Landadels, in denen Rittmeiſter Hallen ein gaſtlichgefeiertes Mitglied derſelben, ſeine ſchöne Frau einführte, mit den

Außenfarben des Anſtandes und der erforderlichen Theilnahme zu erſcheinen. Hätte die Wahl ihrer Lebensweiſe ihr frei geſtanden, ſie würde ſich jeder bekanntſchaftlichen Verbindung entzogen haben.

Die Kränze ihrer jugendlichen Hoffnungen lagen hinter ihr; mit kaltem Lächeln maß ſie die Oede der Gegenwart, die ſich in das wüſte Dunkel einer Zukunft verlor, von der ſie nicht Beſſeres erwartete. Ihr ſtolzer Charakter gefiel ſich ſelbſt in dem gebeugten Muthe, der ihn niederhielt, darin die Tröſtungen zu verachten, welche auch der unglücklichſten Lage unverlierbar ſind.

Nur zu bald bemerkte Bianka, daß ihr Mann die gewinnenden Eigenſchaften, denen er ſeine Geltung verdankte, als ein Mäntelchen gebrauche, das er für geſellige oder ſpeculative Zwecke nach Belieben umnehme, und zu gewohnter Bequemlichkeit im Hauſe ablege. Dieſe Wahrnehmung ſchmerzte ſie dennoch. Sie hätte mindeſtens der leichtern Achtung für dieſe ſcheinbaren Vorzüge bedurft, da ein geheimer Scorpion an dem höhern Vertrauen zu ſeiner moraliſchen Weſenheit zehrte.

Obgleich Bianka eine muſterhafte Gattinn war, ſo glich doch ihre willige Fügſamkeit in jedes Begehren ihres Mannes, ihr ſanftes Schweigen bei den Ausbrüchen ſeiner Rohheit, die gemeſſene Haltung ihres ganzen Benehmens mehr einer ſtandhaften, auf jede Pein gefaßten Opferung, als der Hingebung, welche durch Weiblichkeit und Liebe bedingt wird. Auch ſchien der Rittmeiſter dies zu fühlen. Bianka, jeder behülflichen Täuſchung entbehrend, hätte die letztere nur auf Werthſchätzung für ihren Mann erbauen können, und dieſer, ſich bewußt, daß kein Grund dazu vorhanden ſei, überhob ſich der mühevollen Anſtrengung, eine Frau, die ihn ſo kalt mit dem Pflichttheile ihres Herzens abfand, über ſeine Geſinnungen in Zweifel zu laſſen. Die freundliche Maske fiel und Bianka ſchauderte vor den fratzenhaften Verzerrungen eines Gemüthes, deſſen tiefe Verdorbenheit ſie nimmer geahnet hätte. Sie begegnete auf den verſchiedenſten Wegen ſeiner Unwürdigkeit und zitterte davor, daß ein Ungefähr ſie der Beſtätigung ihres ſchmählichſten Verdachtes zuführen könne.

Mit frechem Spotte ſprach er von der verlängerten Lebensdauer des Oberſten Hallen, und welchen Dank er den Aerzten dafür wiſſe. Unfähig, ſich in häuslicher Ruhe zu beſchäftigen, konnte er kaum einen Tag darin ausdauern. Fehlte es an der Einladung und veranlaſſenden Gelegenheit zu auswärtigen Gelagen, ſo berief eine Ordonnanz bereitwillige Kameraden zu einem nächtlichen Bachanal. Empört floh die Hausfrau dann aus dem wilden Kreiſe der Zecher, und bebte noch in der ſchützenden Stille des Schlafzimmers vor jenem Anblicke menſchlicher Erniedrigung und dem verächtlichen Treiben und Aeußern roher Gelüſte.

Während der erſten drei Monate dieſes unbeglückten Eheſtandes ward eine totale Zerrüttung in den Finanzen des Baron Senft offenkundig. Dieſe Erfahrung war für Bianka in doppelter Beziehung höchſt betrübend. Sie bemitleidete mit aufrichtiger Herzlichkeit ihre mütterliche Freundinn, die Landräthinn, deren beängſtete Stimmung ihr nun erklärlich geworden; dann vollendete ſie ihre Erkenntniß von der ganzen Schlechtigkeit ihres Mannes. Der Rittmeiſter gab ſeinem ruinirten Freunde ſo heilloſe Rathſchläge, und benutzte, unter Aufſtellung des Grundſatzes, daß die Noth Alles heilige — die Betäubung des Bedrängten, um ihn zu den unredlichſten Mitteln zu vermögen, daß Bianka, ſich von allen ſchonenden Rückſichten losſagend, welche ſie als Ehefrau dieſes Mephiſtos zu nehmen, ſich heimlich mit der ſchriftlichen Anzeige dieſer gefährlichen Leitung an die Landräthinn wendete und ſie bat, der rettende Engel ihres Schwiegerſohns zu werden, der ihn vor dem größten der Uebel, der Schuld, bewahre.

Bianka trug ſchwer an der Bürde ihres Kummers. Sie lernte nun einſehen, daß jeder Schmerz noch ſeine Ueberbietungen leide. Sie hatte ein Herz verloren, das ſie liebte, das ſie über Alles hochgehalten, und an welches ſie, ihr ſelbſt unbegreiflich, noch heute zu glauben ſich gezwungen fühlte. Aber bitterer noch, als jene Erfahrung, dünkte es ihr, das Lebensloos eines Mannes zu theilen, deſſen ſittliche Geſunkenheit ſie hinabzog in die Tiefen der Verachtung. Hätte ſie irgend eine Urſache gefunden, geeignet, den Wunſch der Trennung von dieſem Unwerthen durch Klagen über ſein Verhalten gegen die Perſönlichkeit ſeiner Frau zu rechtfertigen, ſie würde ſie für ihre Befreiung von den drückenden Ketten, in denen ſie ſeufzte, benutzt haben. Allein die Vorſehung, welche keines, keines! auch das verlaſſenſte ihrer Kinder ohne Troſt und Hülfe läßt, wo ſie Noth thut, ſchien dieſe Auflöſung nicht zu wollen, da ſie in der feſteſten Bindung, welche die Ehe umſchlingt, Bianken den höchſten Erſatz für Alles, was ſie vermißte, gewährte. Sie fühlte ſich Mutter. Mit unausſprechlicher Freude ward Bianka ſich dieſes Segens bewußt. Ihr erſtarrtes Gemüth erwärmte ſich nach und nach zu den mildeſten Hoffnungen; wie ſie ihr Kind, in welchem ſie ein Mädchen vorausſetzte, durch eine weiſe Erziehung vor all' den Fehlern und Schmerzen ſichern wolle, durch die ſie ſelbſt unglücklich geworden, dies war ihr ſteter und liebſter Gedanke.

Biankens Entbindung war ſchon ziemlich nahe, als ihr Gemahl Ordre erhielt, auf ſcharfes Commando auszurücken, welches einigen Gutsherrſchaften zum Schutze dienen ſollte, gegen welche ſich ihre Unterthanen in mehreren Dorfſchaften empört hatten. Die Baroninn Senft benutzte die Strohwittwenſchaft ihrer Freundinn, um ſie zu beſuchen, da ihr der Rittmeiſter, durch ſeinen verderblichen Einfluß auf ihren Mann, worüber ſie jetzt erſt volles Licht erhalten, zuwider geworden war.

Ein Zufall zeitigte Biankens Niederkunft, und die Baroninn, umſichtig und erfahren, ſtand ihr in dieſen heiligen Nöthen als eine hülfreiche Lucina thätig bei. Nach langem, hartem Kampfe öffneten ſich große blaue Augen eines lieblichen Mädchens dem Lichte des Lebens; aber es athmete nur ſchwach, und die Baroninn ordnete die Nothtaufe für das Kindlein an, deſſen Bleibens auf Erden, nach ihrer Befürchtung — nicht von langer Dauer ſein würde. Die Taufweihe, bei welcher die Kleine auf Verlangen ihrer Mutter den Namen Adele erhielt, ward zum Stärkungsbade für dies matte, frühreife Daſein, und ſchon nach einigen Tagen verbürgten zuverläſſige Zeichen die Hoffnung ſeiner Erhaltung.

Nach einer Abweſenheit von zwei Wochen kehrte der Rittmeiſter zurück. Die Natur ließ ihre Allgewalt auch an ihm nicht unbeglaubigt. Er zeigte ſich gerührt bei Biankens Wiederſehen, und mit noch ſchönerer Bewegung bückte er ſich auf die Wiege herab.

„Und wie heißt denn mein kleines Fräulein?“ ſagte er, die Kiſſen des Bettchens auseinander haltend, in deren elaſtiſcher Fülle das ſchlafende Kind verſenkt lag. Schüchtern antwortete die Mutter: „Adele!“

Da fuhr der Rittmeiſter erſchrocken empor und fragte mit argwöhniſchen Blicken: „Wie biſt Du gerade auf dieſen Namen gekommen?“ Wie natürlich dieſe Frage auch geweſen wäre; der Ausdruck, mit dem ſie geſchah, gab ihr eine unheimliche Bedeutung, und der gute Geiſt dieſer Stunde entfloh vor ihr. Feſt und ruhig faßte Bianka das unſtäte Auge ihres Mannes und erwiederte: „Ich hoffte, er würde Dir gefallen. Haſt Du nie eine Adele gekannt, die Dir liebenswürdig erſchienen wäre? Oder ſollten ihn Dir vielleicht begrabene Erinnerungen verleiden?“ Der Gefragte erblaßte. Mit höchſter Anſtrengung antwortete er ausweichend und in ſcherzhafter Manier; aber ein noch furchtſamerer Trotz, eine wüſte Verſtockung von ſeiner Seite, eine verachtende Scheu von der ihrigen, war der Erfolg dieſer Augenblicke, in denen der höchſte Segen der Natur die Herzen der Eltern enger vereinen ſollte.

Die Jahre rauſchten dahin. Schon flimmerten, als Zeichen des kindlichen Alters, vier Lichterchen auf dem Geburtstagkuchen der kleinen Adele, die ihrer Mutter einziges Glück, und der Genius war, welcher ſie mit dem Leben und der Tugend verſöhnte. Die Mütterlichkeit veredelte in der Inbrunſt, womit ſie in der Regel ein Herz durchglüht, das alle Strahlen der Freude in dieſem Gefühle concentrirt, die herrlichen und früher nur verbildeten Anlagen ihres Weſens, und läuterte Sinn und Gemüth zu einer Reinheit, die der Belohnung würdig war, welche die Vorſicht ihr nach beſtandenen Prüfungen beſtimmt hatte.

Der Rittmeiſter erkrankte in Folge einer Erkältung, gegen welche er ſeine robuſte Geſundheit als unangreiflich gewähnt, und oft, wenn gleich bis jetzt ungeahndet, ihre Macht an ſeiner körperlichen Abhärtung mit frevelnden Wagniſſen herausgefordert hatte. Allein jeder Achill hat ſeine Ferſe, an der er verwundbar iſt — und eine anſcheinend geringe Vernachläſſigung warf den vollkräftigen Mann auf das Siechbette und gab veranlaſſende Urſachen, daß ein vielleicht längſt in ihm ruhender Krankheitsſtoff in Gährung überging. Das Uebel verſchlimmerte ſich von Tage zu Tage, und die Kunſt mehrerer Aerzte fand in dem Bemühen ihre Grenze, dieſem Zuſtande eine ſchmerzliche Langwierigkeit zu geben, weil ſonſt der Tod ihn mit wohlthätiger Eile beendigt haben würde. Auch ſtand die ungemeine Aengſtlichkeit des Patienten, ſeine Ungeduld und ſein heißer Lebensdurſt der Herſtellung hindernd entgegen.

Bianka pflegte den kranken Gatten mit der pflichtmäßigſten Aufmerkſamkeit, mit der unermüdetſten Geduld. Doch griff der Anblick ſeiner Leiden und das Wärterinnen-Amt, deſſen Leiſtungen in Beziehung auf die Natur der Krankheit und deren anhaltende Dauer erſchöpfend waren, ihre zarte Geſundheit ſichtbar an. Aber ſie wollte nichts von Schonung wiſſen. Edle Seelen glauben den Mangel der Liebe durch ein Uebermaß aufopfernder Güte kaum erſetzen zu können!

Endlich waren die jugendlichen Kräfte des Kranken bis auf den dürftigen Reſt zu einem peinlichen Fortathmen geſchwunden. Er ergab ſich einer Nothwendigkeit, die ihm von ſeinen Umgebungen verhehlt wurde, die er jedoch in der Veränderung empfand, welche ihn dahin gebracht hatte, ſie zu erkennen.

Eines Morgens ſaß Bianka an dem Lager ihres Mannes und belauſchte, die ſorgenſchwere Stirne in die Hand gelegt, ſeinen unruhigen Schlummer. Da fuhr er, wie von einem Schreckbilde geweckt, empor und ſtarrte ſie an. „Bianka!“ ſagte er mit fieberhafter Heftigkeit, „ich muß ſterben! weißt Du es ſchon? Umſonſt täuſchen mich die Aerzte. Das Bischen Latein, was mir von dem Schulzwange noch übrig geblieben, hat mich mein Todesurtheil verſtehen laſſen, als ſie ſich dies mit möglichſter Gleichgültigkeit zuflüſterten. Auch verkündet es mir eine Sprache, die der Menſch unter allen Zonen verſteht, der Schmerz! — Du, Bianka, ſiehſt aus, als wäreſt Du ſchon geſtorben, und doch ſoll Dein Leben in fröhlicher Freiheit ſich erſt von meinem Tode an datiren.“

Bianka brach in Thränen aus; dieſer Vorwurf, wie viel Wahrheit er auch enthielt, ſchnitt in ihr Herz. Sie glaubte, ihr Betragen, das von einer fortwährenden Selbſtverleugnung geregelt worden, hätte ſie davor ſchützen ſollen.

Der Kranke hielt betroffen einige Augenblicke inne, dann fuhr er fort: „Weine nicht, Bianka. Ich wollte Dich nicht beleidigen; Du biſt ſehr gut. Aber, was wollte ich doch ſagen? mein Kopf iſt ſo ſchwach, daß er die Gedanken nicht lange feſthalten kann. Ja, nun weiß ich es. Du wirſt die letzten ſchweren Kämpfe meines qualvollen Endes ohne aufrichtenden Beiſtand kaum anzuſehen vermögen. Schreibe doch an Deine mütterliche Freundinn, Frau von Ehrenpreis, daß ſie zu dieſem Zwecke herkomme.“ Ein blaſſes Roth ſchlich über Biankens Wangen. Mit leiſem Erſtaunen ſagte ſie: „Frau von Ehrenpreis! Ich habe die Gute niemals eingeladen, einen frohen Tag mit mir zu verleben, und ſollte jetzt — wäre es nicht allzu ſelbſtſüchtig von mir, wenn ich ihr zumuthen wollte, mich in traurigen Pflichten an dem Krankenlager meines Mannes zu unterſtützen, den ſie nicht kennt!“

„Den ſie nicht kennt!“ wiederholte der Kranke mit wunderlicher Bedeutung und fuhr in demſelben Tone fort,

„nun ſo wird ſie ihn kennen lernen! Es iſt nun einmal mein Wille, daß Du Frau von Ehrenpreis um dieſe Gefälligkeit bitteſt. Und, Bianka, zögere nicht! Du könnteſt es bereuen.“

Nach einer Stunde ſchon ging ein Wagen nach Frau von Ehrenpreis ab. Das kleine Brieſchen, welches die Abſicht ſeiner Sendung erörtern ſollte, war mit ſo zitternden Schriftzügen geſchrieben und von ſo vielen Thränenflecken unlesbar geworden, daß dieſe Zeichen die theilnehmende Frau überzeugten, hier ſei kein Augenblick zu verlieren, und Bianka einer Tröſterinn dringend bedürftig.

Die Nachricht von der Ankunft der Frau von Ehrenpreis erſchütterte den Kranken. Er konnte kaum ihre Näherung erwarten, und als ſie, im höchſten Grade über Biankens leidendes Ausſehen beſtürzt, es als einen Beweis der Freundſchaft forderte, daß dieſe in der künftigen Nacht der langentbehrten Ruhe pflege und ihren Poſten am Schmerzenslager des Gemahls der Hut und Wachſamkeit ihrer Freundinn vertraue, da äußerte er ſich, als würde ſein eigener Wunſch dadurch befriedigt.

Der Schlaf ſenkte ſich zwar auf Bianka's müde Augenlieder; aber ſein Fittig ruhete ſchwer und bleiern auf der Erſchöpften, und ängſtende Traumbilder machten ihn unerquicklich. Ein ſchönes Frühlingsmorgenroth verſcheuchte dieſe Schatten. Bianka erwachte; das Bewußtſein der Wirklichkeit verdrängte die Beunruhigungen der Träume, und wenn ſie in ihnen auf offener, ſtürmender See verſank, ſo glaubte ſie nunmehr in der Tiefe ihrer Bangigkeit zu vergehen. Auf leiſen Socken floh Bianka über den Vorſaal dem Krankenzimmer zu; der kurze Weg führte an dem Gaſtſtübchen vorüber, und Bianka ſchob den ſeidenen Vorhang von der Glasthüre, um zu ſehen, ob die Bewohnerinn im Frühſchlummer von der Nachtwache ausruhe. Und da lag Frau von Ehrenpreis, aber nicht auf ihrem Lager — ſondern auf den Knieen; das Geſicht und die Hände im inbrünſtigen Gebet zu dem leuchtenden Himmel emporgehoben.

„O Gott! Er iſt todt!“ dachte Bianka bei dem Anblicke der Beterinn. Aber der Kranke lebte noch, wenn auch ſeinen letzten Tag. Zwar ſchlugen ſeine Pulſe nur noch langſam, und oft ſchon unterbrochen, und ſelbſt des Herzens voller Schlag klopfte matt und ſchwach; aber ſein Geiſt hatte noch ſeine geſammelte Stärke, und über die todesbleichen Züge war eine Ruhe ausgegoſſen, die ihm früher verſagt geweſen. Er reichte Bianken die Hand und ſagte: „Es iſt nun überſtanden! Ach! es war ſchwerer, als ich geglaubt hatte!“ — Bianka glaubte, er meine den Sieg des Todes über die widerſtrebende Natur. Als die Sonne ſank, erwachte der Kranke aus langem, betäubendem Schlummer, und kündigte die Nähe des unerwecklichen in krampfhaften Bewegungen an. Frau von Ehrenpreis und Bianka ſaßen an ſeinem Bette, das die Aerzte jetzt zum letzten Male verlaſſen hatten, und die dienenden Wärterinnen waren entfernt. Da heftete der Sterbende die erlöſchenden Augen auf Frau von Ehrenpreis und bewegte die Lippen in unverſtändlichen Lauten.

„Gott iſt die Liebe! Und ſeine Barmherzigkeit unendlich!“ ſagte die würdige Frau mit der Weihe eines zum Troſte berufenen Weſens. „Er vergiebt uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern — und erlöſet uns von allem Uebel!“ „Adele!“ lallte der Verſcheidende mit ſchwerer Zunge. Bianka glaubte er wolle die Kleine noch einmal ſehen und hob das Kind zu ihm auf; er aber wehrte es von ſich ab und winkte zu Frau von Ehrenpreis hin. Dieſe zog die kleine Adele in ihre Arme und ſprach: „Ich verſtehe! Dies mein Erſatz!" Ihre Augen floſſen über und die ſeinen ſchloſſen ſich.

Nach einer langen feiernden Stille, nur unterbrochen von Biankens tiefen Seufzern, hob Frau von Ehrenpreis, die Leiche betrachtend, an: „O meine Adele! Du biſt verſöhnt; wenn auch durch eine ſpäte Reue! Ich fühle das Wehen Deines Geiſtes in dem Frieden, womit ich dieſem Todten verzeihen, ihn ſegnen konnte! Gotteskraft rang mein Gebet in das ſchwache Herz herab, deſſen menſchliche Gefühle vor den nächtlichen Bekenntniſſen, die es vernommen, ſchauderten. Und wie gerecht iſt der allmilde Richter dort oben! Der Sündenpreis, welcher nimmer einem Frevler frommt, jene unſelige Erbſchaft blieb dem Verderber meines Kindes verſagt, das keiner leidenſchaftlichen Glut, nein, nur der ſchnöden Habſucht geopfert worden. — Mein edler Freund Hallen! O wie Recht hatte mein Herz, da es ſeinen Glauben an Dich nicht aufgab! Was wird nur der Oberſt zu der Eröffnung ſagen, die im Auftrage des Verſtorbenen ich ihm ohne Säumen überbringen ſoll, und welche den verkannten Hauptmann ſo glänzend rechtfertigt? Wie ich den wackern Greis kenne, wird er nicht reich, nicht ſchön genug vergelten zu können glauben." Bianka warf ſich im Drange der Empfindung an die Bruſt ihrer Freundinn, und dieſe umfing die Weinende zärtlich und tröſtend, indem ſie fortfuhr: „Und eine Tochter hat mir Gott wiedergegeben, ſo gut, ſo lieb, ſo treu, wie ich ſie verloren, und erprobt und bewährt im Feuer der Trübſal. Der, welcher auch in der Wüſte dem Felſen ein Bächlein entlockt, um den Verſchmachtenden zu erquicken, hat in einer fremden Bruſt den Labequell kindlicher Liebe für mich hervorgerufen. Und nimmer trennen wir uns mehr, mein Kind!“ „Nimmer! nimmermehr!“ beſtätigte Bianka mit flehenden Tönen.

Nach der Beſtattung ihres Gemahls verließ Bianka mit Frau von Ehrenpreis und der kleinen Adele dieſen Ort, an welchen kein theures Band ſie feſthielt. Das Gefühl einer Freigewordenen fing an den Buſen zu heben, welchen das Andenken an die Leiden einer jungen Vergangenheit noch drückend belaſtete, und ſie ahnete, daß eine Zeit vergehen müſſe, ehe ſie der Freude des Lebens wieder fähig wäre.

„Laſſen wir die Todten ruhen!“ ſagte Frau von Ehrenpreis, als Bianka ihr in der traulichen Einſamkeit der Reiſe erzählte, daß ihr Brautkranz zum Verräther an dem Verſtorbenen geworden; und wie viel ſie bei dieſer Vermuthung und der nothwendigen Verſchloſſenheit, womit ſie dieſelbe bewahrt, gelitten. Sie fuhr fort: „Der Sonnenſtaub wird Dich verrathen! ſo ſprach jener ſterbende Jude zu ſeinem räuberiſchen Mörder; und der drohende Spruch ging wörtlich in Erfüllung, und, wunderbar! nur durch das Gewiſſen des Schuldigen. Ein Brautkranz entriß meiner armen Adele das Geſtändniß, daß er von ihr verwirkt ſei; und daſſelbe Werkzeug muß ihren Verführer zu unfreiwilliger Selbſtanklage bringen! Das Walten der ewigen Gerechtigkeit iſt geheimnißvoll! Und wie ſie ſtraft, ſo lohnt ſie auch!“

In B.... hielten ſich die Frauen einige Tage auf, um dem Wunſche der Landräthinn zu genügen und um die Angelegenheiten der Frau von Ehrenpreis zu ordnen; denn es war beſchloſſen, daß ſie mit Bianka ziehen und künftig bei ihr in der Hauptſtadt wohnen würde.

Oberſt Hallen, nunmehr außer Dienſt, war ſo glücklich über die Ehrenrettung ſeines liebſten Neffen, von welcher Frau von Ehrenpreis ihn alsbald in Kenntniß ſetzte, daß er es zu vergeſſen ſchien; wie dieſe Losſprechung einen eben ſo nahen Verwandten verurtheile. Er verzieh dem Todten; oder vielmehr, er dachte nur an den Lebenden, und reiſ'te noch an demſelben Tage ab, um dem Hauptmann Abbitte und Genugthuung zu leiſten.

In der Hauptſtadt hatten ſich indeß gleichwichtige Begebenheiten anderer Art zugetragen. Graf Weymuth war nach einer unzufriedenen Ehe, deren Unheil der frühen Erkenntniß ihrer Thorheit einleuchtete, von ſeiner übermüthigen, eiteln Frau gekommen, er wußte nicht wie? Das Publicum aber wußte es, und gab, flüſternd von Ohr zu Ohr, ſonderbare Erklärungen darüber.

Ein Mann in mittlern Jahren, dem Anſcheine nach ein geweſener Officier in ausländiſchen Dienſten und von rabuliſtiſchem Anſehen erſchien in der Hauptſtadt, und hatte, nach eingezogenen Erkundigungen über die jetzige Gemahlinn des Landſchafts-Directors, einige lange Geheim-Audienzen bei dem gräflich Weymuthſchen Ehepaare.

Von dieſer Zeit an mied die Gräfinn, unter dem Vorwande einer verſtimmenden Unpäßlichkeit, jede Geſellſchaft: ihr Gemahl aber reichte mit ihrer unbedingten Zuſtimmung das Anſuchen zur Scheidung ein, deren Beſchleunigung er durch ein großmüthiges Abfinden und durch ſeine perſönlichen Connexionen mit den Gerichtsbehörden, zu ermitteln ſtrebte. Als nun die Auflöſung dieſer Ehe demnach ohne Schwierigkeit erfolgte, verſchwand die Gräfinn plötzlich aus der Hauptſtadt, und faſt gleichzeitig auch jener fremde Officier, von welchem man ſagte, er ſei ihr erſter Mann geweſen, dem ſie entlaufen, und der die Beweiſe von der

Legitimität ſolch eines widerrechtlich aufgehobenen Verhältniſſes drohend benutzt habe, den Grafen um eine beträchtliche Geldſumme zu prellen. Gern opferte der Landſchafts-Director einen großen Theil ſeines Vermögens auf, um eine Frau los zu werden, die ihm verhaßt geworden war.

Als nun Bianka in die Hauptſtadt zurückkehrte, fand ſie das Vaterhaus gereinigt von dieſem unſaubern Geiſte, und der Zwietracht Dämon war mit ihm ausgefahren. Die feindlichen Brüder hatten ſich herzlich verſöhnt, und die erneuerte Geſinnung ihrer Liebe und Einigkeit weihete Bianka's Aufnahme zu einem freudigen Familienfeſte. Man wußte, daß ſie nicht glücklich geweſen — und die Generalinn, mit dieſer Genugthuung zufrieden geſtellt, erſchöpfte ſich, der jungen Wittwe und dem kleinen Großnichtchen die frühere Gunſt zu bethätigen. Auch Frau von Ehrenpreis, durch ihr Unglück und ihren Werth ein Gegenſtand der Achtung, ward als eine Verwandte angeſehen, und Graf Weymuth beſtand darauf, daß ſie, in Gemeinſchaft mit ſeiner Tochter, ſein Haus bewohne.

Nur eine Woche ſpäter kam Hauptmann Hallen, begleitet von ſeiner Frau und dem Oberſten, von ſeinem Gute in die Stadt, wohin ihn ſeine militäriſche Pflicht rief. Camilla, welche den Winter über an einem verdächtigen Huſten gekränkelt, wollte in Steineiche bei ihrer Tante eine Molkencur gebrauchen und der Oberſt für kurze Zeit nach B.... zurückreiſen, um ſeine Angelegenheiten daſelbſt zu ordnen und dann den Reſt ſeiner Tage bei dem Hauptmann zuzubringen.

Bianka's Herz klopfte gewaltig, und der Trauerſchleier umfloß ein hochgeröthetes Geſicht, als ſie Hallen und ſeine Gattinn wiederſah. Er dünkte ihr jetzt ein noch ſchönerer Mann, denn Geſundheit und Lebensmuth hatten die Fülle ſeiner Kraft gehoben und ſeiner Geſtalt die edelſte Vollendung gegeben. Camilla, ein wenig blaß und verfallen, war lieblich wie ehemals, und der Ausdruck einer ſeligen Zufriedenheit verlieh ihrem Weſen etwas Ueberirdiſches. Auch der Hauptmann wechſelte die Farbe, als er Bianka's Hand küßte, und eine Rührung anderer Art überwältigte ihn, als Frau von Ehrenpreis mit naſſen Augen ihm gegenüber ſtand. Das Bewußtſein der endlichen Anerkennung, daß er der Gefährte ihrer Leiden, nicht aber der Urheber derſelben geweſen, miſchte der Weichheit dieſes Gefühls etwas Freudiges, Stärkendes bei; doch Frau von Ehrenpreis empfand mit wehmüthigen Bewegungen den Schmerz der Vergangenheit und den enthüllten Werth dieſes Mannes, der ſie einſt durch treue Anhänglichkeit und freundliche Hoffnungen verſchönt hatte.

Auf dem Gute der Generalinn ſchloß ſich dieſer verwandtſchaftliche Kreis nun faſt täglich in herzlicher Geſelligkeit. Alle Glieder deſſelben fühlten ſich durch die Erneuerung trauter Verhältniſſe ſo befriediget, daß man weniger als ſonſt, fremde Gäſte zu verſammeln bedacht war. Auch erforderte Camilla's leidender Geſundheitszuſtand und das kränkelnde Befinden ihrer Tante eine ſchonende Rückſichtnahme auf die Beſeitigung und Vermeidung aller Anſtrengungen.

So war der Sommer vergangen. Schon fielen die Blätter, und die kühlen Schauer des nahen Herbſtes ſtreiften über die leeren Felder, da beſtand, aller dringenden Vorſtellungen der Ihrigen ungeachtet, Camilla darauf, nach Heimchen zurückzukehren. Am Tage vor ihrer Abreiſe ſchlichen Bianka und Camilla im langſamen Spaziergange durch den Park, den ein heiterer Sonnenuntergang verklärte.

Das Geſpräch der Frauen verſtummte vor der Erhabenheit des großen Naturſchauſpiels, das ſie von einer kleinen Anhöhe aus betrachteten, und als der letzte flammende Strahl untertauchte in die Wellen des goldenen Aethers, gingen ſie ſchweigend Arm in Arm, und ſchienen ſinnend dem Rauſchen ihrer leichten Fußtritte im welken Laube zu horchen. Auf der Stelle, wo einſt Hallen und Camilla Hektors Abſchied geſungen, ſtand die Letztere ſtill und hing lange mit trunkenen Blicken an dem Sitze unter der Linde, welche bei jedem Luftzuge ihn mit erſtorbenen Blättern überwehete.

„Hier war es, hier!“ ſagte Camilla, „der Arzt hat mir ſchon längſt das Singen verboten; doch bald ertönt mein Schwanengeſang: Treue Liebe ſtirbt im Lethe nicht!“

Biankas Augen füllten ſich mit Thränen; von ſeltſamen Gefühlen beſtürmt, flehete ſie: „O ſage ſo nicht, Camilla! Deine Jugend wird Dich das Uebel, woran Du leideſt, gewiß überwinden laſſen.“ „Meine Jugend,“ erwiederte Camilla mit einem ſchwermüthigen Lächeln, „giebt eben dieſem Uebel die ſichere Anweiſung auf den Tod. — Aber warum ihn fürchten? Glaube mir, Bianka! man muß ſo glücklich wie ich ſein, um dieſem Führer willig zu folgen. Die Liebe nur löſet ſein dunkles Geheimniß, und wenn wir an ſeiner Hand die erſte Halle unſerer Seligkeit verlaſſen, nimmt uns die zweite auf, bis wir endlich nach vollendeten Weihen fähig ſind, den Glanz des Allerheiligſten zu ertragen!“

Wenn die Liebe im Beſitze aller höheren Kräfte iſt, ſo wird es dadurch erklärbar, daß Camilla mit vorausbeſtimmender Gleichnißrede die Frühzeitigkeit und Art ihres Todes anzudeuten vermochte. Zu Anfange des Winters verſchied ſie, von einem leichten Blutſturze überraſcht, ohne Schmerz und Kampf an dem Herzen, das die Welt ihres inneren Lebens umfaßte. Wie über einen Silberteppich glitt der ſchwarze Leichenwagen nebſt ſeinem düſteren Gefolge langſam über den friſchgefallenen Schnee der nachbarlichen Gruft zu, wo Camilla, wie ein beſchirmtes Kind, zwiſchen den Särgen ihrer Mütter ruht.

Nach einigen Wochen ging Hallen, begleitet von dem Oberſten, der ſeinen Neffen in dieſer bangen Zeit nicht verlaſſen hatte, in die Hauptſtadt zurück. Seine Trauer, obwohl tief und redlich, war ſtill und ſanft, wie ihr ſchlummernder Gegenſtand.

Der ſechsundzwanzigſte Mai kehrte wieder in ewig neuer Schöne. Kein gaſtliches Mahl feierte jedoch heute das Lebensfeſt, welches er verjüngte. Die Generalinn war wieder ſeit einigen Tagen unpäßlich und deshalb ſogar der Zuſpruch herbeiſtrömender Gratulanten verbeten.

General Weymuth, ſein Bruder und Oberſt Hallen ſetzten ſich nach dem ſpäten Caffee an den Lhombretiſch im Gartenſaale, während Frau von Ehrenpreis der kranken Generalinn im Schlafzimmer Geſellſchaft leiſtete; ihr dann und wann Naphta und Baldrian zureichend, deſſen widriger Geruch ein trauriges Surrogat für den Opferduft war, welchen die Gefeierte ſonſt an dieſem Tage eingeſogen hatte.

Seinem ſchriftlichen Glückwunſche und einer Sendung vorzüglicher Treibhausfrüchte von den Lieblingsgattungen der Generalinn hatte der Hauptmann, den die Dienſtpflicht gebunden hielt, das Verſprechen beigefügt, ſei es ihm irgend möglich, gegen den Abend noch nach Steineiche zu kommen; und Bianka war nur vom Bette der ächzenden Tante gewichen, um Adelen, die in einem Winkel ihren Puppenhaushalt aufgeſchlagen, auf ſturmiſches Anliegen ein neues Spiel anzugeben. Jetzt aber war die Kleine ihrer Püppchen und der ſchweigſamen Düſternheit des Cabinets müde, und verlangte ſehnlichſt nach freier Luft und unbeſchränkter Regſamkeit. Liebkoſend flehete ſie die Mutter an, ein wenig mit ihr in den Garten zu kommen, wo ſie der Großtante einen Kranz winden wolle, noch ſchöner als der, welchen dieſe am Morgen erhalten —; und Bianka konnte der holden, kindlichen Schmeichlerinn nicht widerſtehen, auch winkte Frau von Ehrenpreis ihr die beifällige Verſicherung zu, ihre Abweſenheit vertreten zu wollen.

Das Kind hüpfte und jauchzte, als es an der mütterlichen Hand in den warmen Sonnenſchein trat, und auch Biankens Bruſt erweiterte ſich im milden Wehen dieſer balſamiſchen Luft. Adele pflückte Blümchen und Gräſer, und fragte mit der unſtillbaren Wißbegierde ihres kindlichen Alters nach den Namen derſelben. Die Mutter antwortete ſie zuweilen, und wand zwiſchendurch in Gedanken einen Strauß von Immortellen und Vergißmeinnicht, welche um geweihete Stellen und heilige Gräber blüheten.

„Da kommt der Oncle!“ rief die Kleine und flog jubelnd dem Geliebteſten ihrer Verwandten entgegen. Biankens geſetztere Schritte erreichten ſo eben die Marmorbänke am Baſſin, als der Hauptmann, Adelen auf ſeinem Arme, die ihn zärtlich umſchlungen hielt, mit ihr zuſammentraf. Erhitzt vom ſcharfen Ritte und raſchem Gehen, ſagte er mit flüchtigen, beklommenen Athemzügen, daß er die Tante ſchlafend gefunden und von Frau von Ehrenpreis die Weiſung empfangen hätte, in den Garten zu gehen, wo er liebe Geſellſchaft antreffen würde.

Bianka erröthete und fragte, ob er die Spieler im Salon ſchon geſprochen; worauf der Hauptmann antwortete, daß ſie tief in die Beete gerathen wären, und daß ſie demnach nur eine abweiſende Begrüßung für ihn gehabt hätten.

Indeß hatte die Kleine ihr voriges Treiben wieder begonnen und hielt ein Blümchen mit der Frage empor: „Oncle, ſage einmal, wie heißt das arme blaue Blümchen hier, das nur zwei Blätter hat?“

Hallens Blick ließ ſich zu der Anſicht des zerpflückten herab; der Erinnerung Geiſt kam über ihn, und mit einem leiſen Lächeln, welches der Spiegel ſeiner Empfindungen war, ſah er Bianken an und antwortete: „Es heißt — Männertreue: frage nur Dein Mütterchen, ob es nicht wahr ſei?“

Das Kind, welches ſich geneckt glaubte, ſah mit den unſchuldigen Augen ungewiß zu der Mutter auf, und dieſe erwiederte mit gepreßter Stimme: „Der Oncle ſcherzt nur, Adele. Es heißt Ehrenpreis!“

„Wie die Großmutter?“ fragte die Kleine wieder, „da muß ich doch gleich gehen und ihr ſagen, wer ihr Namensſchweſterchen iſt!“ Und ohne den mütterlichen Ruf zu vernehmen, hüpfte das Kind dem Schloſſe zu. Hallen blieb mit Bianka allein; er ergriff ihre Hand und zog ſie ſanft neben ſich auf die Bank am Waſſer. Der Gedanke, welch ein Kreislauf von Erfahrungen in den ſechs Jahren geſchloſſen war, ſeit ſie an dieſer Stelle und in dieſer Nähe jene mildvorwerfende Ironie verſchuldete, war zu drängend für ihr Gefühl, und ſie brach in einen Strom von Thränen und in die ſchmerzlichen Worte aus: „Nur die Natur iſt treu und wandellos; doch der Menſch und ſein Glück das Bildwerk des Augenblicks und ſeiner willkürlichen Gewalt! Dieſe Blümchen —“ hier beugte ſich Bianka über den ſchwellenden Raſen, unter welchem das blaue Ehrenpreis-Kräutlein hervorſprießte, „blühen heute wie damals; allein ich — bin eine Andere geworden. Das Herz iſt geſtorben, die Welt iſt leer! Und weiter giebt ſie dem Wunſche nichts mehr — — doch hier müſſen dieſe Verſe enden.“

„Bianka!“ rief der Hauptmann erſchüttert, und ſchlang ſeinen Arm um die Weinende, „laſſen Sie mich dies Herz zu beleben verſuchen durch treues, liebendes Bemühen! Dieſes Blümchen, deſſen Name ſo verhängnißvoll für mein Schickſal iſt, ſcheint beſtimmt, ein Zeichen für mich zu ſein. Wollen Sie Ihre freie, werthe Hand in die meine legen zum ewigen Bunde und mein geliebtes Weib ſein, ſo würde dieſe kleine Blüthe bereits zum zweiten Male das Heilkraut meines wunden Herzens werden. O gewähren Sie, Bianka! Ihr Ja beſchützt die Zukunft des Einſamen mit der Dreieinigkeit weiblicher Genien vor Gram und Leid und manchem Uebel, und giebt reichen Erſatz für verlorene Freuden! Frau von Ehrenpreis ſoll auch meine Mutter, Ihre, meine Adele —“ hier bebte ſeine Stimme — „das theure Kind meiner Liebe ſein!“

Welch ein Abend für Bianka! Das Andenken an die Vergangenheit erhöhete ſein Entzücken, und ſie ſegnete nunmehr den dunkeln, dornigen Pfad, den ſie gehen müſſen, um zu *dieſem* Ziele zu gelangen; denn nur allein den Läuterungen ihrer Leiden verdankte ſie es, daß ſie mit veredelten Geſinnungen und Gefühlen dem Manne angehören konnte, den ſie noch heiß wie ehemals liebte.

Die Nachtigall flötete ein Brautlied, und eine zarte Stimme in Biankens Bruſt lieh ihm den Text: „Durch Stillſein und Hoffen wird, was Dich jetzt betroffen, für Dich einſt ſanft und lieblich ſein!“

Am Trauungstage ſchob Hallen den Ring mit dem zerbrochenen Herzen, das er hatte herſtellen laſſen, an Biankens Finger. „Die Deutung dieſes Sinnbildes ſpricht von ſelbſt,“ ſagte ſie lächelnd, „doch auch ich will ein Pfand meines Glückes darein ſchließen.“ Sie öffnete die winzige Kapſel und drückte mühſam das Blättchenpaar der blauen Männertreue hinein.

„Ein Talisman!“ ſprach ſie, und blickte ihn mit zärtlichem Sinnen an.

Er hat ſich bewährt; die Blättchen ſind zur Mumie geworden, ihre Farbe iſt verblichen; aber Biankens glücklicher Gatte iſt ſeiner Pflicht wie ſeiner Liebe treu geblieben. Und vielleicht erinnert ſich bei geeigneten Veranlaſſungen Eine oder die Andere unſerer lieben Leſerinnen an dieſe Erzählung und zugleich an die Ueberzeugung der Verfaſſerinn: daß in den meiſten Fällen die Treue des Mannes von wahrer Liebenswürdigkeit und dem echten Werthe der Gattinn abhängig ſei.

Moosroſe.

Der Erwerb iſt Blume der Weisheit!
Als ob vom Brote der Menſch,
Und nicht vom Athem der Gottheit lebte!
Voß's Luiſe.

Ein leuchtender Maimorgen weckte die Schläfer. Mit verworrenem Sauſen begann, wie der große Schiller ſagt — der geſchäftige Tag zu arbeiten. Der Verkehr regte ſich in den Straßen und auf den Märkten der Stadt L......., und die Blumen des Waldes und der Gärten, in Sträuschen gewunden, bedeckten in anmuthiger Friſche und Farbenpracht das Steinpflaſter, und lockten durch zauberiſchen Duft die Käufer an.

Die eiſernen Thüren von dem Modeladen der Madame Steinert flogen jetzt auf, worin auch ein Feldblümchen von ungemeiner Lieblichkeit ſeine Verſetzung auf den fremden Boden der Stadt zu betrauern und, des Schutzes und Schattens ſeiner glucklichen Verborgenheit entbehrend, zu welken ſchien. Es war dies Cornelia Bach, die Waiſe eines Landpredigers, welche um ihres natürlichen Geſchmacks und um ihrer Geſchicklichkeit willen der Modehändlerinn zur Gehülfinn in den Geſchäften des Ladens von der Gutsfrau des Dorfes empfohlen worden war, die um den wohlfeilen Preis dieſer Verwendung ſich der Verpflichtung baar und ledig glaubte, ſich der armen Verlaſſenen anzunehmen.

Cornelia öffnete jetzt den Laden. Das Wehen der erfriſchenden Morgenluft, der Anblick des reinen Aethers rief ſchnell auf dem betrübten Geſichte der Kleinen ein Lächeln der Freude hervor, und der ſehnſüchtige Blick, womit ſie den Schwalben nachſah, welche mit fröhlichem Geſchwirre unter dem glänzenden Blau hinſtreiften, drückte ein Gefühl des Heimwehs aus, als wolle er ſagen: „Segler der Lüfte! Wer mit Euch wanderte, mit Euch ſchiffte! Grüßet mir freundlich mein Jugendland!“

Madame Steinert trat durch die Seitenthüre. Noch flatterte die Nachthaube um ihr feuerrothes Geſicht, das die Spuren griesgramiger Verſchlafenheit trug, und das große Umſchlagetuch verhüllete nächſt der anſehnlichen Corpulenz dieſer Geſtalt auch ein ungeregeltes Negligée. Cornelia bot ihrer Brotfrau einen freundlichen guten Morgen, und wunderte ſich, Madame ſchon ſo früh auf zu ſehen. Dieſe dankte mit einem Kopfnicken und erwiederte: „Ich wollte einmal mit Ihnen ſprechen, Nelly, weil wir noch ungeſtört ſein werden. Es thut mir leid, Ihnen ſagen zu müſſen, daß ich mit Ihrem Betragen unmöglich zufrieden ſein kann, und daß Sie wohl daran thun würden, es in Zeiten zu ändern.“

Die Röthe der Betroffenheit übergoß Nellys Geſicht mit Purpur, doch ein gutes Bewußtſein hielt ihr Auge mit unſchuldiger Offenheit auf die Anklägerinn gerichtet. So erſtaunt als gekränkt, antwortete Cornelia: „Ich glaubte, meine Pflicht bisher treu zu erfüllen.“ „Pflicht? Was Pflicht!“ verſetzte Madame Steinert, mit gemeiner, gallſüchtiger Heftigkeit; „das ſind Redensarten, man kennt das ſchon. Ihre Pflicht iſt weiter nichts, als meinen Vortheil zu befördern, und das haben Sie nicht im Geringſten gethan. Seit ich Sie angenommen, gehet mein Verdienſt den Krebsgang; ich würde nicht weit kommen auf dieſe Weiſe. Sie verſtehen nichts anzupreiſen, keine Ladenhüter anzubringen; Sie ſpielen die Gewiſſenhafte; dabei komme ich aber ſchlecht weg. Wenn Sie von einer unſchlüſſigen Käuferinn um Ihr Gutachten befragt werden, ſo rathen Sie zu dem Beſten. Sie ſagen es ungefragt, wenn ein Stück Zeug verlegene Waare iſt; dann bleibt es mir natürlich auf dem Halſe. Wenn eine Dame einen Hut vom vorigen Jahre probirt, ſo warnen Sie, im Falle er ſie nicht kleidet, was uns ſehr egal ſein kann, vor einer Wahl, die mir Nutzen brächte, und rathen ihr zu einem von der neueſten Mode, der mir ſo gut wie baares Geld iſt. Wer hieß Sie denn, geſtern die Präſidentinn von Bolje aufmerkſam zu machen auf das Loch in dem theuren Shwal, den ſie bereits behandelt und bezahlt hatte? — Ich hatte es ſo gut geſehen als Sie; allein ich ſchwieg. Hatte die Dame den Shwal einmal getragen, ſo brauchte ich ihn nicht zurück zu nehmen, und das Loch konnte, Gott weiß wo? hinein gekommen ſein. Dieſer tolle Streich hat meiner Geduld auch den Garaus gemacht.“

Nellys Gefühl für Rechtlichkeit empörte ſich. Beſcheiden, doch mit feſtem Tone ſagte ſie: „Da Gewiſſen und Ueberzeugung mir nicht geſtatten, Ihren Forderungen an mich ein Genüge zu leiſten: ſo bitte ich, daß Sie die Güte haben, mich zu entlaſſen.“

Madame Steinert ſtützte den Arm auf die breite Hüfte, und erwiederte mit gereizter Bosheit: „Ei ſeht doch! Gleich ſetzt mir das Fräulein Habenichts den Stuhl vor die Thüre! Wo wollen Sie denn hin, meine Koſtbare? Denken Sie denn, daß man Ihnen ſonſt wo Eier ſchälen werde? Ich dachte, Sie wurden klüglich handeln, Ihr gutes Unterkommen bei mir wahrzunehmen und ſich des Sprichworts zu erinnern: Weſſen Brot ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge.“ Ein bitterer Schmerz zuckte in den ſanften Zügen des Mädchens auf, als es mit zitternder Stimme antwortete: „Mich dünkt, Sie, Madam, hätten kein Recht mir meine Armuth und Verlaſſenheit vorzuwerfen, da ich Ihnen für Unterhalt und Schutz dienſtbar bin. Und wenn Ihnen meine Gewiſſenhaftigkeit Aergerniß gegeben, wo ſie Anderen zu Gute kam, ſo ſollte ſie als eine Bürgſchaft meiner Treue mich doch vor Schmähungen geſchützt haben!“

Madame Steinert war ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen, und indem ſie zu ſpät eingeſehen, daß Nellys Ehrgefühl keine ungeziemende Behandlung erdulden würde, und die darauf gemachten Ausfälle keineswegs die Abſicht gehabt hatten, ſolch eine zuverläſſige und anſpruchsloſe Gehülfinn aufzugeben, ſondern nur ein gallichtes Müthchen an dem guten Kinde kühlen wollen, deſſen einfachſtrenge Redlichkeit ein dauernder Vorwurf für die ſchlaue Gewinnſucht der Kaufmänninn war — lenkte ſie in die Wendung ein, worin Corneliens Rechtfertigung an ſie ergangen war und ſagte: „Ja, treu ſind Sie, treu wie Gold; das muß man an Ihnen rühmen! Rein und lauter, wie Waſſer. Allein Waſſer thut’s freilich nicht. — — Nelly! Man kann es auch eigentlich nicht von Ihnen verlangen, daß Sie die rechte Manier los haben ſollten; wie hätten Sie früher dazu kommen können? Bei Ihrem Vater wechſelten die Moden in Taufen und Trauungen nicht, und die Begräbniſſe bot der Tod aus. Deshalb müſſen Sie Lehre annehmen, denn Klippern gehört zum Handwerk. Da hätte ich Ihnen gewünſcht, die Secretärinn Lomnitz handeln zu ſehen, welche früher Ihre Stelle bei mir bekleidete. Das war ein wahrer Charme! Die hatte ein Jünglein, das meinen Laden zu einer Leimruthe machte, worauf die filzigſte Hand Geld ſitzen laſſen mußte, und wenn ſie es noch ſo feſt gehalten hätte! Sie verſtand es meiſterlich, den Leuten etwas aufzuſchwatzen, was wir gern los geweſen wären, daß ſie noch Wunder glaubten, eine glückliche Acquiſition gemacht zu haben. Dieſe Geſchicklichkeit hat ſie ſelbſt verthan; denn ſie fing ſchon an, unter verlegene Artikel zu gehören; und die Nachfrage blieb aus.— Da ließ es ſich der alte Secretär Lomnitz einfallen, ihr eine freundliche Miene zu machen. Und richtig! Es war kein Entkommen mehr für ihn, er mußte anbeißen.“

Mit einem Lächeln, welchem jungfräulicher Stolz und mitleidige Geringſchätzung etwas Verachtendes gaben, antwortete Cornelia: „Wenn ich meine künftige Verſorgung auf dies Talent gründen ſoll, ſo werde ich wahrſcheinlich als Jungfrau ſterben.“

„Ihr gehorſamer Diener, meine Damen! Wollten Sie wohl die Güte haben, mir Einiges zum Putze eines jungen Mädchens vorzulegen, worunter ich Auswahl treffen könnte? Doch iſt der Geſchmack, der dabei zu berückſichtigen wäre, nur ein einfachländlicher.“ Dies ſagend, trat ein junger, fremder Mann, deſſen Kleidung und ſtarkgebräuntes Geſicht einen Reiſenden kund gaben, in den Laden. Die Haſt ſeines Eintritts, die Schnelligkeit, womit er ſprach, und eine gewiſſe Ungeduld in ſeinen Bewegungen ließen auf die Dringlichkeit der Eile ſchließen, in welcher er den artigen Einkauf abzumachen wünſchte.

Madame Steinert, in augenblicklicher Verlegenheit über die Unſchicklichkeit ihres Anzugs, riß dienſtwillig ein ganzes Sortiment ſeidener Hüte, geſtickter Schleier, Florbeſätze und anderer Sachen aus den Glasſchränken und Fächern hervor, während ſie mit folgenden Worten der muthmaßlichen Wahl des Käufers zu ſchmeicheln ſuchte: „Ei! unſere Landmädchen ſind auch nicht mehr von geſtern, wie es ſonſt war, und wiſſen heute recht gut, was hübſch und Mode iſt.

Mit der Einfachheit iſt es vorbei, mein Herr; das kann ich am beſten wiſſen.“

„Das wäre mir leid!“ ſprach der Fremde mit Beziehung, und die Verſicherung der Madame Steinert ſchien ihm ſo wenig wie ihre dargebotenen Herrlichkeiten zu gefallen. Sein Blick ſuchte umher, und blieb befremdet und angezogen auf Corneliens Geſichte hängen, die ſchüchtern in der fernen Tiefe des Ladens ſtand, wo ſie eine kleine Waarenausſtellung ordnete. Sie trat näher und ſagte nicht ohne Beklommenheit: „Wären Ihnen vielleicht Blumen gefällig? Dieſe ſind überall an ihrem Platze und ſtehen einem ländlichen Strohhute ſchön!“

„Sie haben Recht, mein Fräulein;“ antwortete der Fremde zerſtreut, „dieſe Wahl iſt die zuverläſſigſte. Ich bitte, zeigen Sie mir Blumen.“

Cornelia ging ein paar Schritte den Laden entlang, um einen großen Carton von der Höhe herab zu langen, und Madame Steinert ihr nach, ihr ſcheltend zuraunend: „Das haben Sie wieder einmal ſchön gemacht! Wer wird ſolch eine Kleinigkeit vorſchlagen? Jetzt kauft der einfache Narr eine Blume für einen Thaler, wo er einen Louisd'or nicht angeſehen hätte, wenn Sie mir nicht in die Quere gekommen wären. Mein Himmel! Wann werden Sie doch klug werden?“

Dieſer Vorwurf war der Tropfen, welcher das Maß von Nellys Faſſung überſtieg. Glühend und zitternd ſetzte ſie den Carton auf die Tafel, und wie ſie die Flora der ſchönen Pariſer Blumen vor dem Fremden aufſtellte, rollten ein paar ſchwere Thränen, die das Gefühl eines unverdienten und unerträglichen Druckes gewichtig machte, über die

Wangen der Gequälten, und ſanken in das weiche, ſeidene Grün einer Moosroſe nieder.

Erſchrocken fuhr Cornelia zurück; doch Madame Steinert hatte es ſchon bemerkt. „Mein Gott!“ rief ſie erbittert, „Sie haben mir die ſchönſte Blume verdorben! Was weinen Sie denn?“ „Es war die Lieblingsblume meines Vaters, deshalb pflanzte ich ſie auch um ſein Grab, und dieſe Erinnerung überwältigte mich jetzt. O vergeben Sie!“ ſtammelte Cornelia, und unter den langen, ſchöngebogenen Wimpern quoll unaufhaltſam Thräne auf Thräne hervor.

Der Blick des fremden Mannes begleitete mit dem antheilvollſten Mitleiden den Fall dieſer hellen Tropfen, und ſchleuderte daneben einen zornigen Blitz auf die liebloſe Gebieterinn der weinenden Waiſe. „Was koſtet die Blume? Ich kaufe ſie um jeden Preis!“ ſagte er kurz und entſchieden, auf die Moosroſe deutend, und in dem Klange dieſer wenigen Worte vermählte ſich der Trotz des Mannes mit der zarten Schonung für ein ſtillblutendes Herz. Madame Steinert ſchlug ihren Werth doppelt an; ſchweigend bezahlte der Fremde, dann ergriff er den Zweig, welchen Cornelia ihm darreichte, und ſprach: „An wie mancher Blüthe, die das Schickſal in unſer Leben pflanzt und welche uns erfreut, mögen unſichtbare Thränen glänzen! — Es ſind Perlen, die der Schmerz aus des Gemüths verſchwiegener Tiefe holt, um ſie an das Licht des Himmels zu bringen, und mit einer einzigen derſelben erkauft man zuweilen Erlöſung aus Kummer und Elend!“ Das Gefühl, womit der fremde, junge Mann dieſe Worte ſagte, erhöhete ihre tröſtende Bedeutung; er verbeugte ſich gegen Cornelia, deren trauriges Lächeln ihm dankte, und verließ mit einem kalten Gruße Madame Steinert und ihren Laden.

Julius Liebert war der Sohn des Organiſten in dem Dörfchen, worin Corneliens Vater Prediger geweſen. Der Paſtor Bach hatte den Knaben von Herzen lieb, und willig opferte er täglich ein Mußeſtündchen auf, um den gelehrigen Kleinen zu unterrichten und die reichen Anlagen auszubilden, welche die Natur häuslichen Verhältniſſen anvertrauet hatte, die für ihre Entwickelung ungünſtig waren. Auch ſchien Julius es ſelbſt zu fühlen, in welcher Sphäre er heimiſcher wäre, und ſo kam es denn, daß er faſt mehr im Pfarrhauſe war, als in der Wohnung ſeiner Eltern. Da er zehn Jahre zählte, als Cornelia im dritten ſtand, ſo konnte zwar kein gleichmäßiger Spielverkehr zwiſchen beiden Statt finden; aber dennoch beſchäftigte ſich Julius einen großen Theil ſeiner Zeit mit der kleinen, überaus lieblichen Cornelia. Er ergötzte das Kind durch die glückliche Wahl gefälliger Zeitvertreibe, und ward von der vielbeſchäftigten Mutter deſſelben, als der treueſte und zuverläſſigſte Hüter ihres Töchterchens erkannt und geſchätzt. Auf dieſe Weiſe ein Gegenſtand des Wohlwollens Aller, ward Julius jeder häuslichen Freude in der Familie Bach theilhaftig. Der Paſtor hatte einen Bruder, der als Kaufmann in N...... lebte und ein Jahr um das andere einen Beſuch bei ſeinen Verwandten ablegte. Das waren Feſttage für das ſtille Pfarrhäuschen. Wochenlang vorher wurde von nichts Anderem geſprochen, als von den Tagen, in denen Herr Bach in Langendorf ſein würde. Jede Sorge der Hausfrau, jede Einrichtung des Paſtors nahm Bezug darauf.

Das Beſte vom Jahre, war es nämlich zur Aufbewahrung geeignet, wurde für die Bewirthung des werthen Gaſtes geſpart. Kam er nun endlich, ſo begleitete ihn der Ueberfluß, und das Vorrathsgewölbe der gaſtfreien Wirthinn wurde von ſeiner Güte gefüllt. Mit ihm kam und verließ das Wohlleben das Haus, deſſen niederes Dach ſonſt nur die Mäßigkeit beherbergte, und Julius ward durch dieſe Wahrnehmung auf den Gedanken geleitet, daß den anſehnlichen Stadtherrn, den er mit ſcheuer Hochachtung betrachtete, nur gute und herrliche Tage in dem Gefolge ſeines Lebens zu Theil würden.

Den Kaufmann Bach hatte der Verluſt einer geliebten Braut, die er acht Tage vor der Hochzeit durch ein bösartiges Scharlachfieber verloren, vom Heirathen abgehalten, und wenn er im Drange betäubender Geſchäfte nur ſelten zu der Erwägung gelangen konnte, daß er bei der Freude an dem Gewinne und an dem geſegneten Fortgange ſeiner Unternehmungen doch das hohe Glück einer liebenden und zufriedenen Ehe entbehre, ſo erwachte hier, wo im Schooße der Natur, in der Heimath friedlicher Ruhe die dringenden Anſprüche ſeiner Berufsthätigkeit verſtummten, ein trauerndes Andenken an die gebrochene Hoffnung ſeiner Jugend, und gab ſeinem Gemüthe Reiz und Empfänglichkeit für jeden ſanften Eindruck. Die kleine Cornelia war noch zu zarten Alters, als daß ihr ernſter Oheim ſein Wohlgefallen an dem hübſchen Kinde hätte anders, als durch ein flüchtiges Tändeln, an den Tag legen ſollen; allein um deſto mehr gab er ſich mit Julius ab, den er zu der Familie zählte, und deſſen munteres, freimüthiges Weſen ihm außerordentlich wohl gefiel.

Er bat ſeinen Bruder, daß er ihm den prächtigen Jungen mit nach N...... bringen möchte, wenn er endlich einmal Wort halten könnte und mit Frau und Kind zu ihm kommen würde. Dies geſchah. Julius ſtarrte mit offenem Munde das große, dunkle Haus an, vor welchem die ſchwerfällige Land-Chaiſe hielt, und ſeine Wißbegierde fand in der, durch verpackte Fäſſer und Tonnen verengten Flur ein weites Feld zu ihrer Anregung. Er ſah ſich in eine neue Welt verſetzt, und war bemüht ſich in ihr zurecht zu finden. Als die kleine Geſellſchaft ſich zum Abendbrode verſammelte und eine Menge Commis in ſtummer Ehrfurcht ſich um den Tiſch reiheten, und der Herr des Hauſes ihre Berichte über die angelangten Waaren-Transporte aus Hamburg und Trieſt einzog, ehe er ſich der Unterhaltung ſeiner Verwandten widmete: da betrachtete Julius den Kaufmann, deſſen Wirkſamkeit die fernſten Orte durch die Fäden des Betriebs verknüpft, mit der tiefſten Achtung. Unwillkürlich verglich er. Gegen den anſtrengenden Fleiß und die ermüdende Sorge dieſes Berufes, für welche die geſchwollenen, erfrorenen Hände der Commis und die Falten des Nachſinnens auf der Stirne des Principals zeugten, ſchien ihm das idylliſche Leben eines Landpredigers nur ein fortdauerndes Blumenpflücken zu ſein; und das heitere Lächeln in dem Geſichte ſeines Wohlthäters beſtätigte dieſe Meinung.

Am folgenden Morgen beim Frühſtücke ermuthigte ſich der kleine Gaſt zu der Bitte, daß es ihm erlaubt ſein möchte, in den Laden zu gehen, um dem Verkehre des Handels zuzuſehen. Herr Bach gab der Gewährung dieſes Geſuchs eine erfreuliche Ueberſchwänglichkeit, indem er einen Ladendiener anweiſen ließ, den jungen Dörfling in den Waarenniederlagen und Gewölben umher zu führen und dieſem

Alles, was etwa für ihn Intereſſe haben könne und begreiflich wäre, zu zeigen und zu erklären. Das Erſtaunen war jedoch auf Seiten des Führers, als Julius, während er die Producte fremder Länder in Augenſchein nahm, frohgeſchwätzig geographiſche und naturgeſchichtliche Kenntniſſe auskramte, deren Umfang und Ordnung den Erklärer, deſſen Wiſſen Stückwerk war, beſchämten.

Das Geſehene und Erfahrene in wachen Träumen wiederholend, reiſ'te der Knabe Julius nach Hauſe; ſeine Sehnſucht, ſeine Wünſche blieben zurück, und der Beruf zum Kaufmann ließ ſeine erſten Stimmen an die junge Seele ergehen.

Julius hatte eben ſein dreizehntes Jahr zurückgelegt, als ſein Vater ſtarb, an dem weder die Welt einen moraliſchen Bürger, noch der einzige Sohn deſſelben einen treuen, väterlichen Freund verlor, denn er hatte ein wüſtes, um ſeine Pflichten unbekümmertes Leben geführt. Der Paſtor nahm den verwaiſeten Knaben nun ganz zu ſich und verſprach für ihn zu ſorgen.

Noch ein Jahr war vergangen, an deſſen Abſchluſſe Julius confirmirt worden, da fragte Paſtor Bach, welchen Stand er für ſeine künftige Beſtimmung wählen wolle. Julius Augen leuchteten; ohne Bedenken antwortete er: »Ich werde ein Kaufmann, lieber Herr Paſtor, und nichts Anderes, wenn Sie es gütigſt erlauben.«

Aus des Paſtors Munde drang ein kleiner Seufzer, denn er hatte gewünſcht, daß Julius ſich den Studien widmen und einſt ſein Nachfolger werden möchte, aber kein Wort, das den Entſchluß ſeines Zöglings bekämpft hätte. Er ſchrieb an ſeinen Bruder, und dieſer verſtand ſich ohne

Weiteres dazu, den jungen Liebert als Handlungslehrling aufzunehmen.

Julius war nun am Ziele ſeiner Hoffnungen. Zwar machte er ſchon in der zarteſten Frühe des Jünglingsalters die Erfahrung, welche auf allen Lebensſtufen uns zu belehren bereit iſt, daß die glänzenden Farben ferner Erwartungen bei der Näherung zerfließen, daß die Wirklichkeit die goldenen Träume unſerer Phantaſie nur dürftig nachſtümpert und daß die Wünſche des Herzens hinter keiner erreichten Grenze zurückbleiben; aber dennoch fühlte er ſich durch ſeine Lage nach Möglichkeit beglückt, und ihre Mängel, hoffte er in der Täuſchbarkeit ſeiner Jugend, werde und müſſe die Folgezeit unausbleiblich abſtellen.

Freilich war der gebietende Principal, welcher ihn, in Arbeit und Ueberlegung vertieft, zuweilen keines Blickes würdigte, ihm jetzt ein Anderer geworden, als der herablaſſende Gaſtfreund von ehemals, der ſo liebreich mit ihm ſcherzte; freilich behandelten die Commis, welche ihn ſonſt als einen Günſtling ihres Herrn zu hätſcheln befliſſen geweſen waren, ihn nunmehr als ungebundene Gewalthaber über ſeinen Gehorſam; zwar ging die ſtolze Idee von der Großartigkeit ſeines Berufes in den oft widrigen Geringfügigkeiten des Einzelnen unter, welche ihn mit der Armuth und dem Pöbel in Verkehr ſetzte; aber dies Alles, tröſtete ſein glücklicher Wahn, wäre nur eine Prüfung der Lehrzeit und müßte nothwendig erduldet werden, um ihn zu dem künftigen Ehrenſitze im Comtoir, zu einem Mitgliede der Börſe zu befähigen.

Allein nach und nach verſtummte dieſe innere Anſprache ſeiner muthigen Zuverſicht, ſeine Heiterkeit verlor ſich, und ſchweigend, oft ſogar trübſinnig, verrichtete er ſeine Obliegenheiten. Zuweilen haftete ſein Blick ſehnſuchtsvoll auf den Waaren, die auf dem Boden fremder Welttheile, unter den Strahlen einer glühenderen Sonne gereift waren, und ſeine Gedanken ſchienen zu fragen: „Iſt's beſſer dort in eurer Heimath als hier?“

Der Wunſch zu reiſen weithin über Meere und Länder, erwachte mit ſtürmiſchem Begehren in der Bruſt des Jünglings, und glaubte ſich auf die Ueberzeugung ſtützen zu dürfen, daß er unter dem fremden Himmelsſtriche das hier verfehlte Glück finden würde. Auch gaben Entdeckungen, die Julius reines Gefühl verletzten, dem Verlangen Nahrung, ſeinen Aufenthalt verändern und der üblen Geſellſchaft einiger der Commis entgehen zu können. Es empörte ihn, da er bemerken mußte, wie willkürlich man hier mit der Pflicht für anvertrautes, fremdes Eigenthum umgehe, wie man eine Ehre darin ſetze, die Argloſigkeit des gütigen Brodherrn zu überliſten, wie dieſe warnenden Exempel geheimen Sünden nachjagten, deren ſträfliche Freuden entwendetes Gut bezahlte — und wie der Geſchäftseifer dieſer ungetreuen Haushalter nur ein Scheindienſt und Blendwerk für das Auge des Principals, für die Wahrnehmung des ungefürchteten Beobachters aber nur der Verſteck für Müßiggang und Läſſigkeit war. Er bedauerte den guten Herrn Bach von ganzem Herzen, deſſen Wohl in ſolchen Händen ruhete, und nahm ſich vor, durch muſterhafte Treue und Aufmerkſamkeit den Vortheil deſſelben zu bewachen und nie einem redlichen Gewiſſen gleiches Aergerniß zu geben. Als er einſt den ſchlagenden Beweis einer gröblichen Veruntreuung von demjenigen Commis empfing, der die Expedition zu beſorgen hatte und das beſondere Zutrauen ſeines Principals genoß, glaubte er ſich zu der Angabe dieſes heuchleriſchen Betrügers verpflichtet. In ſpäter Abendſtunde ging er in das Schlafzimmer des Herrn Bach, wohin ſich dieſer bereits begeben hatte, und mit einem Ausdrucke von Wehmuth in Blick und Ton, deſſen Wahrheit den verwunderten Kaufmann die Ankündigung eines entſetzlichen Unglückes fürchten ließ, entdeckte er ihm, auf welche Art ſein Vertrauen hintergangen und gemißbraucht werde. Nicht weniger betroffen als gerührt, vernahm Herr Bach die Denunciation. „Alſo auch der?“ ſagte er in gekränktem Erſtaunen und lächelte bitter bei der Frage. „O mein Sohn!“ fuhr er fort und legte die Hand auf des Jünglings Achſel, „Deine fromme Einfalt gehört nicht in eine Welt, wo Betrug und Undank der gewöhnliche Lohn wohlthätiger Güte ſind! — Warum wählteſt Du gerade dieſen Beruf, der ſolche Erfahrungen mehr als jeder andere aufſtellt, weil Eigennutz und Gelegenheit mit verführeriſchen Stimmen darin locken? Du kannſt in ihm nur verdorben oder unglücklich werden, und vor beiden bewahre Dich Gott!“

Julius wagte es, dem Herrn Bach zu geſtehen, wie ihm auch Luſt und Liebe dazu vergangen ſei, weil er geſehen, wie wenig das Verhalten der Handlungsgehülfen und Untergebenen mit den Vorſchriften übereinſtimme, die ihm von früheſter Jugend an eingeprägt worden wären, und daß er daraus die unerfreuliche Folgerung gezogen, es werde ihm einſt, ſollte er ſein eigener Herr werden, auch nicht beſſer ergehen.

„Darauf verlaß Dich, Julius!“ verſicherte der Principal mit Reſignation. „Die Treue iſt ein Fremdling auf Erden! Verſchüchtert fliehet ſie überall; die engen Herzen der Menſchen nehmen ſie nicht auf, weil das wilde Geſindel der Laſter darin hauſet. Gieb ihr Raum in dem Deinigen, mein Sohn, und übe Redlichkeit bis an Dein kühles Grab! — Der Segen bleibt dann nicht aus. Auch ich war meinem Brodherrn treu, obgleich er tyranniſch gegen mich verfuhr, und trotzte der Gewalt böſer Beiſpiele; und ſieh! ich bin belohnt!“ Seine Augen benetzten ſich.

Bewegt küßte Julius die Hand des Herrn Bach und nahm der günſtigen Stimmung dieſer Stunde zu der längſtvorbereiteten Eröffnung wahr, daß er nach dem Ablaufe ſeiner Lehrzeit ſich in andern Ländern umzuſehen wünſche.

Der Principal ſah den treuherzigen Burſchen freundlich an und ſagte: „Ich hatte Gutes mit Dir im Sinne, wenn Du bei mir geblieben wäreſt; aber ich ſehe auch ein, daß Du künftighin einen ſchlimmen Stand in meinem Hauſe haben würdeſt, wenn Du mit den ſchlauen, raubgierigen Füchſen nicht heulen wollteſt. Man würde meinen geheimen Günſtling und einen ſtillen Aufſeher in Dir vermuthen, und Dich mit allerlei Ränken und Racheanſchlägen verfolgen. Dein Wunſch hat alſo Recht. Zwar biſt Du noch ſehr jung, Julius; allein die Ehrlichkeit ſpricht mündig, und ſo werde ich ſelbſt dafür beſorgt ſein, Deinen Planen die möglichſte Realität zu geben!“

Vor einiger Zeit hatte ſich in N...... ein reicher Pflanzer aus Surinam niedergelaſſen, der, urſprünglich ein Deutſcher, von dem Heimweh ſeiner landsmänniſchen Gattinn über das Meer geführt worden war. Der ſchnell auf einander folgende Tod dreier holden Kinder hatte das Heimathsgefühl der zärtlichen Mutter plötzlich entwurzelt, das gleich den blühenden Anlagen der großen Beſitzung ihres Mannes Gedeihen gefunden, und ihr krankhaftes, unſtillbares Sehnen wendete ſich dem Vaterlande zu, in dem ſie doch nur die Gräber der Ihrigen zu finden hoffen durfte.

Der gebeugte Pflanzer willfahrte den Thränen und Bitten der kränklichen Frau, und feſt überzeugt, ſie der heimiſchen Erde zuzuführen, traf er ſeine Verfügungen für eine lange Dauer ſeiner Abweſenheit.

Seeſtürme, ungünſtige Witterung und die Beſchwerden der Reiſe überhaupt hatten die wankende Geſundheit der Pflanzerinn noch mehr erſchüttert, und viel zu ſchwach und krank, um von der Freude geſtärkt zu werden, ward ihr Gemüth von den mächtigen Eindrücken ſolch einer Wiederkehr auf eine Weiſe angegriffen, welche ihr Leben bedrohte.

Beinahe war nun Jahr und Tag hingegangen, ſeit der Pflanzer mit ſeiner Gattinn nach N...... gezogen. Dieſe befand ſich in einem Zuſtande der Hinfälligkeit und Schwäche, die keinen Gedanken an die Möglichkeit einer baldigen Abreiſe in ihm aufkommen und, dem Zeugniſſe des Arztes nach, eben ſo wenig ihre nahe Auflöſung erwarten ließ. Zufällig machte Herr Bach die Bekanntſchaft des bekümmerten Amerikaners, und erfuhr in ſpäterer Anſprache, die durch mercantiliſche Angelegenheiten eingeleitet wurde, daß der Pflanzer ſich in Verlegenheit befinde, Jemanden nach Surinam zu engagiren, der nächſt der Neigung zu dieſer Reiſe auch Zuverläſſigkeit für die Aufträge beſitze, welche dem Abſender von größter Wichtigkeit wären, und deren glückliche Entledigung auf einen überwiegenden Lohn rechnen dürfte. Herr Bach ſchlug Julius dazu vor, und gab den rühmlichen Eigenſchaften des jungen Menſchen ein ſo väterliches Lob, daß dem Pflanzer dieſe Empfehlung genügte und er den Kaufmann erſuchte, ſeinen Vermittler in dieſer Angelegenheit zu machen.

Julius war neunzehn Jahre alt, da er als Botſchafter des Amerikaners ſein Vaterland verließ. Er hatte zuvor noch einmal nach Langendorf reiſen und Abſchied von den Wohlthätern ſeiner Kindheit nehmen wollen, doch hindernder Umſtände wegen nicht vorher ſeine Ankunft allda beſtimmen können, und ſo kam es denn, daß er zu ſeinem höchſten Bedauern die Paſtorinn nebſt Cornelien nicht vorfand, welche, eine kleine Erbſchaft zu heben, auf mehrere Tage verreiſ't waren.

Mit tiefſter Rührung ſegnete der Paſtor den Scheidenden. Die feierliche Wehmuth, in der er ihn entließ, ſchien weniger der Beſorgniß entquollen, den geliebten Jüngling fortan Gefahren bloßgeſtellt zu wiſſen, als von der Ahnung ausgegangen, daß er ihn hienieden nicht mehr wiederſehen würde.

Julius Mutter, welche ſich nach ſehr verkürzter Wittwentrauer wieder verheirathet hatte, war vor Jahr und Tagen geſtorben.

Achtzehn Monate mochten verfloſſen ſein, ſeit Julius N...... verlaſſen hatte, da folgte der Pflanzer dem Sarge ſeiner Gattinn, und dann dem Vorangegangenen über das Meer nach. Die Zeit rauſchte vorüber. Während des Verlaufes von acht Jahren waren nur zwei Briefe von dem entfernten Julius in die dörfliche Heimath und nach N...... gelangt, welche die Verſicherung ſeines Wohlergehens und der dankbaren Anhänglichkeit an die Gründer ſeines Glückes enthielten; die übrigen, deren dieſe Schreiben erwähnten, mußten verloren gegangen ſein.

Jetzt war der Trieb ſtürmiſch in ihm erwacht, in ſein Vaterland zurückzukehren, und ein anſehnliches Capital, das er ſeinem Fleiße und der großmüthigen Anerkennung ſeines Brodherrn verdankte, in einem eigenen Etabliſſement anzulegen. Ungern gab der Pflanzer ihm die verlangte Entlaſſung, doch nichts deſto weniger Beweiſe von Gunſt und Dankbarkeit für treugeleiſtete, wichtige Dienſte, indem er ihm ein Abſchiedsgeſchenk von einer Beträchtlichkeit machte, die den Empfänger beſtürzte.

Julius begnügte ſich nicht, für ſeine vaterländiſchen Freunde, namentlich für Cornelia, um deren Bild ſeine Erinnerung der Kindheit Zauber zog, eine Menge ſchöner, durch fremdartigen Reiz anziehender Sachen aus Amerika mitzunehmen; in jeder größeren Stadt, durch welche ſein Weg ihn führte, kaufte er irgend eine niedliche Kleinigkeit, um ſie zu überzeugen, daß er überall an ſie gedacht habe; und wie dieſer Gabenſchatz ſich anhäufte, ſo gewann auch die Hoffnung auf ein fröhliches Wiederſehen an Zuwachs.

Doch wie ſchrecklich ſollte er aus den ſüßen Träumen erwachen, die ihn tief und feſt gegen die Befürchtung eingewiegt hatten, daß er manches traurig verändert finden könnte. In lebhafter Freude kam er an einem lichten Mondabende in N...... an. Er ließ den Wagen vor dem wohlbekannten Hauſe halten, deſſen unveränderte Geſtalt von dem bleichen Glanze des Mondes ſo melancholiſch beleuchtet wurde, als wolle dieſer düſtere Schein eine vorahnende Erklärung über die innere Verwandlung deſſelben geben.

Kein Lichtſtrahl drang durch die Fenſter, der Laden, die Hausthüre waren verſchloſſen; das Schweigen der Unbewohntheit verbreitete ſein unheimliches Grauen um das Gebäude. Julius ward von einer ängſtenden Ahnung erfaßt. Er trat ſchnell in einen nachbarlichen Seifenſiederladen, um den Beſitzer davon, deſſen Augen in neun Jahren, die in den Sechzigen zählten, blöde geworden waren und daher den ſtattlichen Reiſenden nicht erkannten, zu fragen, ob der Kaufmann Bach etwa geſtorben ſei.

Der weißſchürzige Lichterfabricant, ſich ungern im Leſen des intereſſanteſten Zeitungsartikels geſtört ſehend, faßte ſich an die Brille und antwortete mit unfreundlicher Kürze: „Der Kaufmann Bach? Nun Gott ſei Dank! Der wird bald wieder aufſtehen. Wir haben das Begräbniß ſchon lange vergeſſen.“

Dieſer Beſcheid knickte eine ſchöne Hoffnungsblüthe in dem Gemüthe des Zurückkehrenden. Mit weicher Stimme verſetzte er: „Ich bin Julius Liebert, Meiſter Götzinger, der Ihnen manches Döschen Spaniol, manches Päckchen Batavia verkauft hat; wollen Sie mich nicht mehr kennen?“

Der Seifenſieder ſprang von dem ledernen Polſterſtuhle auf. „Gotts Blitz!“ rief er überraſcht, „Herr Julius wären Sie? Seh ein Chriſtenmenſch an, wie grob man doch ſein kann, wenn man nicht weiß, Wen man vor ſich ſieht! Was aus Kindern Leute werden! Na, Sie werden einmal zu erzählen wiſſen von den Wilden und Menſchenfreſſern, von denen Sie herkommen!“

„Ach guter Meiſter,“ ſagte Julius mit trübem Lächeln, „es giebt in Europa auch wilde Leidenſchaften, die recht fürchterlich werden können, und die ſchwarze Farbe hat ſich bei uns mehr auf die Seele geworfen —; doch was das Erzählen anbelangt, ſo bitte ich Sie darum. Vor Allem aber ſagen Sie mir, wann ſtarb der gute Bach? Und in weſſen Hände iſt Haus und Handlung gekommen?“

„In des Teufels Klauen, allerliebſter Julius — beſter Herr Liebert, wollte ich ſagen;“ antwortete Meiſter Götzinger, „in die Hände der Gläubiger und Juriſten. Der ſelige Herr Nachbar ſpielte nämlich Bankerott. Ja, ſehen Sie, wer hätte das denken ſollen! Ein ſo ſubtiler Mann von Grund aus! Die vielen Fallimenter der kleinen Handelsleute und Krämer — denn wer jetzt nicht Luſt zu arbeiten hat, legt ſich auf's Handeln und ſtiehlt anderen Leuten die Waare mit Verſprechungen ab — mochten ſeinen Wohlſtand heruntergebracht haben, denn er wollte Niemanden drücken; und zu gut, iſt halb liederlich, wie das Sprüchwort ſagt. Man munkelte wohl, daß es mit ſeinen Finanzen auf die Neige gehe; aber ich dachte, hat doch Keiner ſein Geld gezählt! Da ſtarb er plötzlich am Schlage, und gleichſam vor Thorſchluß, denn eine Klage gegen ihn lag ſchon zur Eingabe bereit. Es ward verſiegelt, und endlich ein Termin zum Verkauf der Grundſtücke und Mobilien angeſetzt. Aber die Gebote waren zu gering, deshalb ließen die Gläubiger nicht zuſchlagen. Es wurde ein zweiter Termin anberaumt, an dem es nicht beſſer ging, und morgen iſt der dritte und letzte; da muß ſich die Sache entſcheiden.“

„Morgen?“ wiederholte Julius heftig, und fügte, von einem Gedanken ergriffen, dem dieſer Augenblick nicht das Daſein gegeben, ſondern nur zu kräftiger Ausführung geweckt hatte, hinzu: „Nun, ſo wäre ich ja gerade zur rechten Zeit gekommen.“

Eine innere, gebietende Stimme wehrte ihm, daß er den Seifenſieder nicht nach dem Paſtor und deſſen Familie fragte. Er fürchtete die Ausſage des Referenten könne das Todesurtheil für ſeinen liebſten und geheimſten Wunſch enthalten.

Am folgenden Morgen erſtaunte das verſammelte Stadtgericht, als ein Fremder, den zu kennen ſich Niemand zu entſinnen wußte, auf dem Rathhauſe erſchien und auf die Bachſche Beſitzung ein erſtes Gebot machte, das zu ſteigern Niemand Luſt bezeigte. Er ward demnach Eigenthümer derſelben, und als er ſeinen Namen nannte, da erſtarkte plötzlich das Gedächtniß der wohlweiſen Herren für ſeine frühere Exiſtenz, und die Vermuthung, daß er ihrer guten Stadt die Reichthümer des geprieſenen Welttheils mitbringen werde, gab dem Willkommen, den der neue Bürger empfing, eine ſchmeichelhafte Ehrerbietung, wie der dunkeln Erinnerung an ſein ehemaliges Weben und Walten hieſelbſt eine bewundernswürdige Deutlichkeit.

Mit unbeſchreiblichen Empfindungen betrat der neue Beſitzer nun ſein ödes Haus. Aus jedem Winkel ſprachen ihn Scenen der Vergangenheit an; doch nirgends flüſterten dieſe rührender, als in dem Schlafzimmer des Herrn Bach, wo der Entſchlummerte ihm einſt den Segen der Redlichkeit verheißen hatte. Dieſer Segen war nun in Erfüllung gegangen, und die Thräne, welche auf dieſer geheiligten Stelle ſein Auge benetzte, drückte dem erneuerten Gelübde das Siegel auf, daß er auch in nunmehr veränderten Verhältniſſen Treue und Redlichkeit bis in das Grab üben wolle. Eine Pflicht der Dankbarkeit war jetzt bezahlt; aber eine zweite, verjährtere mahnte ſein Gefühl. Julius vermochte nicht hier zu raſten und zu ruhen, bis daß er ſeine elterlichen Freunde in Langendorf und Cornelien geſehen hätte, die ſeine Phantaſie mit jedem jungfräulichen Liebreize ausſtattete. Er konnte dem innigen Zuge ſeiner Sehnſucht nach dem heimathlichen Dörfchen nicht die kleinſte Verzögerung abdingen, und verſchob jede, auch die nöthigſte Anordnung, bis auf ſeine Wiederkehr von dorther.

Obgleich mit weicher Fühlbarkeit, mit zarter Empfänglichkeit für alles Schöne und Liebenswürdige begabt, hatte Julius doch, einige leichte Bewegungen ſeines Herzens abgerechnet, ſich noch nie von dem Zauber eines weiblichen

Weſens ſo bezwungen gefühlt, daß dieſe Empfindung Liebe genannt werden dürfe. Erziehung und Umgebung, Gefahr und Thätigkeit waren die Schutzengel ſeiner Ruhe geworden, und die Reizbarkeit des Jünglings war in die gefeſtigte Stimmung des Mannes übergegangen, als er den Beruf ſeiner natürlichen Beſtimmung erkannte. Die ſtilleſte und heimlichſte Stelle ſeines Gemüthes bewohnte das Andenken an die kindliche Cornelia und an die ſelige Unſchuld ſeines Verkehrs mit der kleinen Gefährtinn: ein trauerndes Sehnen nach der friedlichen Heimath, welches doch oftmals unter den Sternen des fremden Himmels laut ward in ſeiner Bruſt, verſchmolz ſtets in dem Klange ihres Namens, ſo daß eines der mächtigſten menſchlichen Gefühle, die heilige Liebe für den Ort ſeiner Geburt — der Zuneigung für das liebe Kind eine beſtehende Weihe gab. Er ließ ſich gern von der Vorſtellung beſchäftigen, daß jenes zärtliche Verhältniß ſich ſchöner noch verjüngen könne, wenn er heimgekehrt, Cornelien noch frei und ihm wohlwollend geſinnt finden ſollte.

Er reiſ'te am Nachmittage deſſelben Tages noch ab, um auf der Hälfte des Weges nach Langendorf in der anſehnlichen Stadt L......., zu übernachten. Als er am Morgen darauf abfahren wollte, bemerkte ſein Kutſcher, daß eine Kleinigkeit am Wagen ſchadhaft ſei, was erſt einer Reparatur bedürfe; doch würde, tröſtete er die Ungeduld des Aufgehaltenen, nach einer halben Stunde die Reiſe weiter fortgehen können.

Um ſich die peinliche Weile des Wartens zu verkürzen, ging Julius ein paarmal um den Markt und ſah, wie der Geſchäftsverkehr begann und Leben und Thätigkeit regſam wurden. Der Modeladen der Madame Steinert flog auf;

vorüberwandelnd erblickte er die bunten, anlockenden Ausſtellungen deſſelben, und es fiel ihm ein, daß er auch auf dieſer letzten Station ſeiner Reiſe noch eine artige Kleinigkeit für Cornelien kaufen wolle. Daß dieſer Einfall ihn der Erſehnten zuführen würde, daß ſie ſelbſt es wäre, die durch die Anmuth ihrer Erſcheinung, wie durch den Ausdruck ſchmerzlicher Betrübniß, einen ſo neuen und gewaltigen Eindruck auf ihn hervorbrachte — davon hatte er wohl keine Ahnung. Als ſein Blick das liebliche Mädchen gewahrte, als Cornelia das braune Auge, ſo rein und klar, zu ihm aufhob, da ward ſie von ſeinem Gemüthe erkannt, das in Gefühlen einer Theilnahme, die er ſchon einmal empfunden zu haben glaubte, ihm unverſtandene Erklärungen über ihren Gegenſtand gab. Wie er Corneliens Thränen auf die Moosroſe herabrinnen und ſie ſo geduldig den Pfeilen der Boshaftigkeit ſtill halten ſah, da fühlte er ſich von einer Empfindung ergriffen, der ähnlich, die ihn ſonſt zu dem Beſchützer der kleinen Cornelia gemacht hatte, wenn er das Kind, vor dem Stiche einer Wespe bebend, ängſtlich ſeinen Namen rufen hörte.

Aufgeregt im höchſten Grade verließ er den Laden. Sein Blut wallte ungeſtüm; die Ohnmacht ſeines Mitleidens gab dem Widerwillen gegen die Unterdrückerinn der holden Weinenden eine gereizte Heftigkeit. Zweimal hatte der Kutſcher bereits ihm geſagt, daß die Abfahrt nun vor ſich gehen könne; aber die Eile, womit er vor einer halben Stunde noch auf die ſchleunigſte Förderung gedrungen, war auf einmal verſchwunden. Träumend drückte er ſich in die Ecke des Wagens und ſann mit Anſtrengung einer Möglichkeit nach, auf welche Weiſe er die näheren Verhältniſſe des ſchönen Ladenmädchens erkunden könne, deſſen ſchüchterner

Anſtand nicht der Lage angemeſſen ſchien, in welche ein wahrſcheinlich unglückliches Schickſal es verſetzt hatte.

Arme, kurzſichtige Menſchen! O wie oft verſpottet doch ein kleiner Zufall, der als der Strahl eines Augenblicks von Oben herab Euch Licht und Klarheit giebt, Eure Bemühungen, die Dunkelheit des Lebens mit der dürftigen Helle des Verſtandes zu beleuchten! Und Ihr wendet doch immer lieber den ſuchenden Blick der Erde zu, als nach dem Himmel, der ewiglich bereit iſt, ſich zu öffnen, ſobald nur ein frommer Glaube ſeine Wolkenhülle theilt! —

Die letzte Meile vor Langendorf dämmerten die Bilder ſeiner Seele in die Schattenwelt ſüßer, wehmüthiger Erinnerungen hinüber. Er überließ ſich dem Entzücken, womit die Heimath den begrüßt, der zum Fremdling in ihr geworden, und antwortete mit freudigen Herzensſchlägen dem leiſen Wellenſpiele des Baches, welcher ſich durch das Dörfchen und die Weidenkränze ſeiner Umgebungen wand.

Schon ſah er eine Rauchſäule aus dem Schornſteine des Pfarrhauſes emporſteigen, ſchon unterſchied er die Linden, welche ſich über den Eingang zu einer Laube wölbten, da erfaßte ihn eine Aengſtlichkeit, die ihn ein Zögern der raſchen Annäherung wünſchen ließ, bis er ſie beſiegt hätte oder ſeine Erwartungen beſtimmt wären. Ein altes Mütterchen, mühſam ein Stück hartes Brod verzehrend, kam des Weges hergetrippelt und grüßte den Kutſcher. „Hört doch, Mütterchen!“ rief Julius aus dem Wagen, „lebt der Paſtor Bach noch?“ Die Alte, unfähig den Biſſen zu beſeitigen der ihren zahnloſen Mund verſchloß, gab die Antwort in einem wiederholten Kopfſchütteln.

„O Himmel!“ brach Julius in lautes Wehklagen aus, „ſo ſoll ich meinen Wohlthäter, den Lehrer meiner Kindheit, nicht mehr ſehen? So iſt jede Hand im Tode erſtarrt, die mich ſegnend an ein treues Herz gedrückt haben würde? — Du kannſt nur immer langſam fahren, Juſt. Wir kommen gewiß zeitig genug, um zu erfahren, daß die gute Paſtorinn, die ich wie eine Mutter liebte und ehrte, auch todt und Cornelia längſt verheirathet ſei.“

„Das hätte ich Ihnen vorherſagen wollen;“ antwortwortete Juſt in dem Tone der Erfahrung und Ueberlegenheit. „Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Herr, Sie hätten die Alte nicht fragen ſollen. Solche Hexen gebraucht der Satan nur, um die Hiobspoſten abgeben zu laſſen. Dort, bei der jungen Wirthinn im ſchwarzen Roſſe, werden wir weitere Nachfrage halten, und, da geben Sie Acht, Herr Liebert! der Beſcheid wird beſſer ausfallen.“

Das Wirthshaus gewährte die Ausſicht auf den nahen Pfarrgarten. Mit der Bitterkeit eines Verbannten, wenn er über die verſagten Grenzen ſchauet, blickte Julius in das blühende Gebiet ſeiner Kinderſpiele hinüber, wo fruchtreiche Bäume und die hohen Spaliere voll anſetzender Pfirſiche und Trauben für den Fleiß ihres ruhenden Pflanzers Zeugniß ablegten und den Segen ſeiner höheren Wirkſamkeit in ſinnvoller Natürlichkeit darſtellten. Eine geputzte Geſellſchaft, größtentheils aus jungen Leuten beſtehend, trieb ſich in muthwilligen Neckereien in den Lauben und Gängen des Gartens umher, und ſchallendes Gelächter, ſcherzhafte Drohungen und jeder Ausdruck geſelliger Luſt drang durch die Umzäumung zu dem Ohre des ſchwermüthigen Lauſchers. Ein jugendlicher Mann in ſchwarzer Kleidung, in welchem Julius den Nachfolger ſeines väterlichen Freundes vermuthete, ſchien das Vergnügen ſeiner Gäſte zu theilen und es mit unermüdeter Befliſſenheit anzuregen.

Dieſe Beobachtungen waren ſtörend für die ſtille Todtenfeier in Julius Empfindungen. Welche zarte Freuden der Freundſchaft waren ſonſt hier abgeblühet! Welche ſanfte Traulichkeit hatte einſt im Umgange weniger Lieben, den Berufsernſt des vorigen Bewohners gemildert und erheitert! — Faſt ſchien ihm dieſe Wohnung entweihet; es war ihm unmöglich, ſie zu betreten, und doch ſehnte ſein Herz ſich unausſprechlich in eine Nähe, die der Schatten des Betrauerten umſchwebte.

Er fragte die Wirthinn, wohin die verwittwete Paſtorinn ſich mit ihrer Tochter Cornelia gewendet hätte; und dieſe antwortete, ihn befremdend anſehend, daß die Erſtere vor ſechs Jahren ſchon, wenn nicht vor noch längerer Zeit, in dem Herrn entſchlafen, und die Letztere von der Frau Baroninn in eine ſtädtiſche Condition, ſie habe die näheren Umſtände nur vergeſſen — untergebracht worden wäre, wo es dem guten Kinde aber, wie der herrſchaftliche Jäger verſichert, nicht zum Beſten ergehen ſolle.

Die Nachricht durchbebte den Hörer wie mit einem elektriſchen Schlage. Cornelia dienſtbar! Dieſes Kind der weichſten Liebe, der zärtlichſten Sorge, vielleicht roher, willkürlicher Gewalt unterworfen! Und er, von den Wohlthaten ihrer Eltern geſegnet, erfreuete ſich einer verdienten Unabhängigkeit und hatte eine freie, begüterte Hand dem Mädchen ſeiner Wahl anzubieten! Sein Entſchluß war gefaßt. Erſt dieſen Morgen hatte er ja geſehen, wie blutigwund das Joch der Dienſtbarkeit ein zartes, weibliches Herz drücke, wenn es an Uebermuth und Härte ziehen muß, und die Thränen, welche dies gedrückte Weſen dem Andenken an das väterliche Grab weinte, waren brennend in ſein Gemüth gefallen. Er mochte nun Cornelien finden, wie er wollte, es war mit Gott beſchloſſen, ſie ſollte die Seinige werden, und die Ueberzeugung, daß eine heilige und unerläßliche Pflicht über dieſen Entſchluß entſchieden habe, umfloß das Bild der unbekannten Erwählten mit dem Glanze und der Schönheit des Himmels.

Er wollte ſogleich fort auf das Schloß, um dort Nachrichten über Corneliens Aufenthalt und über das Verhältniß, worin ſie gegenwärtig lebte, einzuziehen; doch die Wirthinn ſagte ihm, daß die Herrſchaft geſtern mit Mann und Maus nach Pyrmont abgereiſt wäre. Sie wies ihn mit dieſer Anfrage nach N......, an den Wirth des Abſteige-Quartiers von der Frau Baroninn.

Julius ſagte dem Kutſcher, daß er in ein paar Stunden wieder zurückfahren würde, und ging dem Kirchhofe zu, deſſen heimliche Stille ihm winkte. Ein einfaches Kreuz, von einem friſchen Blumenkranze umſchlungen, nannte den guten Hirten, der hier friedlich unter verirrten und treuen Schäflein ſchlummerte. Das ein wenig eingeſunkene Grab, welches ſich dicht an den hochragenden Hügel lehnte, erkannte er als die Ruheſtätte der früher vollendeten Gattinn. Jetzt hatte er die kurze Inſchrift geleſen, und nahm das Doppelgrab ſelbſt in Augenſchein. Es war ringsum mit den ſchönſten, wohlgepflegteſten Moosroſen umpflanzt, deren zartes Roth ſchon die dichtumhüllten Knospen ſchwellte; ſie erinnerten Julius an die ſeinige, an die Thränen, die Worte der liebens- und bedauernswerthen Verkäuferinn — und o Himmel! wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, ſein Glück blendete ihn — dies Mädchen war Cornelia geweſen. Er wußte es unzweifelhaft gewiß. Darum hatte ihn alſo dies betrübte Geſichtchen, in welchem er jetzt jeden zarten Zug der Kindlichkeit wieder fand, ſo herzinnig angeſprochen! Julius war durch dieſe Entdeckung überglücklich.

Selten tritt, wie es hier der Fall war, die Trauer an ein Grab, um es in Entzücken verwandelt zu verlaſſen. Er holte die künſtliche Roſe und drückte ſie in den weichen Raſen, wo ihre natürlichen Schweſtern ſie alsbald umſchmiegten, als wollten ſie das Leben ihrer Liebe der todten Form mittheilen. „Hier, guter Vater,“ ſagte Julius leiſe, „haſt Du ein Opfer meiner Dankbarkeit, woran die Thränen Deines Kindes glänzen! Ich will Cornelia glücklich machen, wozu mir Gott helfe!“ Er brach eine Knoſpe, und eilte auf Flügeln der freudigſten Hoffnung in den Wagen.

Unſere Leſerinnen errathen das Ende des Moosröschens, und es will mir überflüſſig ſcheinen, ihrer Phantaſie im Ausmalen der Erkennungs-Scene vorzugreifen, welche der träumeriſchen Cornelia bevorſtand, als der Morgen wiederum die Schläfer weckte, aber ihr heute den Genuß einer unverkümmerten Frühſtunde gönnte, weil Madame Steinert, von einer geſtrigen Spazierfahrt ermüdet, länger als gewöhnlich und gebührend, der Ruhe pflegte.

Julius fand die Geſuchte allein. Seine heiße, dringende Bitte, daß ſie ihm ihr Schickſal anvertrauen möchte, ward von der Nothwendigkeit entſchuldiget, dieſer glücklichen Fügung wahrnehmen zu müſſen, und Corneliens Gefühle waren ſo rein und ihrer Natur treu geblieben, daß ſie mit derſelben Empfindung ihm jetzt Herz und Hand gelobte, womit ſie funfzehn Jahr früher, auf ſeine Aufforderung geantwortet haben würde: „Ja Julius, ich will mit Dir ſpazieren gehen.“

Als Julius ihr ſagte, daß er ihres Oheims Haus gekauft habe und ſich in R...... etabliren werde, ward ihre Freude über dieſe Eröffnung ſchnell von einem Gedanken unterbrochen, der eine ängſtliche Befürchtung in ihren Mienen offenbarte. „Aber lieber Julius,“ hob ſie ſtockend an: „werde ich Dir auch verkaufen helfen müſſen? Ich habe gar kein Talent dazu; deß bin ich inne worden, und oft genug hat man mich deſſen verſichert!“ Sie ſeufzte. Julius lächelte. „Sei ruhig deßhalb meine Cornelia;“ antwortete er. „Ich treibe nur Großhandel mit Leinſamen, den Du als ſilberweißen Flachs nach gewohnter ländlicher Weiſe verſpinnen kannſt; und willſt Du Dich nächſt dem Betriebe Deiner Häuslichkeit mit etwas noch beſchäftigen, ſo werden es Roſen ſein, die Du in mein Leben pflanzeſt, und auf welche nur Thränen der Freude fallen ſollen.“

Roſe von Jericho.

> Mein großes Bild iſt die Natur —
> Wohlan! ich will ihr eine Blume pflanzen
> zu guter Letzt; —
> Correggio.

„Licht von Licht erleuchte mich, ſelbſt in dieſes Morgens Stunden! Schon erhebt die Sonne ſich, und die Schatten ſind verſchwunden. Hilf, Herr, daß mir dieſer Tag neues Leben bringen mag!“ Mit dieſem Verſe begrüßte der Maler Angly den goldenen Schein der Sonne, welche jetzt über die hohen Paläſte der Nachbarſchaft hinweg ſein Hinterſtübchen erleuchtete, und Madonnen wie Göttinnen darin verklärte. Auch eine Lebende, deren zarter, friſcher Jugendreiz ihr auf den Namen einer Hebe Anſpruch gab, ſo wie ein überaus liebliches Kind an der nährenden Bruſt und der gemiſchte Ausdruck von mütterlicher Liebe und ſanftem, bekümmertem Ernſte in dem ſchönen Geſichte ſie zu einem Urbilde der Mutter aller Gnaden machte, ward dieſer Verklärung theilhaftig. Es war dies Fides, die kleine Frau des Malers, welche aus der Thüre des Schlafkämmerleins trat.

„Guten Morgen, meine Fides!“ ſagte Angly mit heller Stimme, und ſein frohſtrahlendes Auge verkündete, daß dieſer Wunſch an ihm ſelbſt in Erfüllung gehe.

„Sachte, Lieber!“ winkte Fides bittend ihrem Manne zu, „wecke mir den Johannes nicht! Der Junge ward munter, wie Du aufſtandeſt, und ſtrabbelte das Bettchen weit von ſich und ſpielte parernd mit dem Wiegenbande. Aber ich habe Arbeit, die nothwendig vorgenommen werden muß, und ſo gab ich dem kleinen Frühauf die Bruſt, wobei er denn glücklicher Weiſe wieder einſchlief.“

„Ein herrlicher Morgen!“ hob Angly mit leiſer Begeiſterung wieder an; „die Luft iſt rein und haucht balſamiſche Wohlgerüche von fernen Roſengärten und blühenden Kornfeldern bis in die dumpfigen Räume der Stadt. Dort, durch das eingeriſſene Dach jenes Hauſes, das höher noch geführt werden ſoll, blicke ich wie durch den Riß geſprengter Särge in den offenen Himmel der Landſchaft. Ich möchte wohl wieder einmal eine Reiſe machen und mich ſättigen im Anſchauen der Natur! Die Kunſt, welche ſich nicht von dieſem Brode nährt, wird ſchwach und matt und bedarf dann und wann ſolch eines Stärkungskelches, um ihren Schöpfungen Feuer und Geiſt mittheilen zu können.“

„Armer Angly!“ erwiederte Fides mit zärtlichem Bedauern in Blick und Ton, „auch dieſe Freuden ſind dem Dürftigen verſagt; nur der Reiche allein ſchöpft aus allen Quellen des Genuſſes.“

„Glaube das nicht, Frauchen!“ verſetzte treuherzig der Maler, und fuhr fort: „die ewige Güte iſt keine Stiefmutter, welche das eine Kind darben läſſet, um dem andern überſchwänglich zu gewähren. Sie vertheilt mit gleicher, gerechter Hand die Gaben ihrer Liebe! Der Sinn für das Schöne, die Fähigkeit zum Genuß bedingt denſelben, und da iſt es denn nicht ſelten der Fall, daß der arme Reiche am ſprudelnden Quell der Freude durſtend ſitzt, während ſein dürftiger Bruder in fallenden Tropfen die Erquickungen des Lebens trinkt! Wenn ich bedenke, Fides, welch eine Welt voll himmliſcher Geſtalten, voll paradieſiſcher Gefilde in meiner Seele ruhet, und daß es nur eines Augenblickes der Weihe bedarf, um ein Eldorado mir zu öffnen, worein ich

Glücklicher fliehen kann von allem Kummer der Erde hinweg: o! dann dünket mir jede Klage über die äußern Beſchränkungen meiner Lage eine Sünde der Undankbarkeit gegen die ſegnende Vorſicht." Sein Auge feucht und glänzend, ſtreifte mit gerührten Blicken an den Bildern der Wand hin, dann ſagte er bewegt: „Ich bin reich; wahrlich ſehr reich!"

Ein paar Thränen rollten langſam über Fides mildgefärbte Wangen herab; und indem ein ſchmerzliches Lächeln ihren Mund umzog, ſagte ſie: „Guter Mann! Könnteſt Du doch Weib und Kind mit in jenes gelobte Land nehmen! Aber Ungeweiheten iſt der geheiligte Eingang dazu verſchloſſen, und die Sorge, welche Dich nicht zu erreichen vermag, rächt ſich an uns mit verdoppelten Anfällen."

Betroffen ließ Angly die Hand von der Staffelei ſinken, wovon er eben ein fertiges Gemälde abnehmen wollte. „Was weinſt Du, Fides?" fragte er, und in dem Klange der Frage tönte ein vorwurfsvolles Erſtaunen. „O! mit Unrecht würdeſt Du dieſen ſchönen Namen führen, den ich niemals nennen oder hören kann, ohne die Ruhe der Zuverſicht zu empfinden — wenn Du vielleicht traurig zagen wollteſt, weil unſere kleine Baarſchaft zu Ende gehet, und weil ich ſeit Monaten ſchon keine Arbeit in Beſtellung bekommen habe. Sorge nicht, Du ängſtliches Kind! Es wird uns das Nöthige zufallen! verlaſſe Dich darauf! Hier haſt Du einen Thaler zu den dringendſten Ausgaben, und ob es gleich der letzte iſt und nur noch wenige Groſchen in dem ſchlanken Börschen herum klingeln, ſoll dieſes Glöcklein des Mangels doch meinen guten Muth nicht zu Grabe läuten!"

„Wohnt hier der Maler Angly?" fragte eine weibliche, wohltönende Stimme mit vornehmer Accentuation im Vorſaale. Draußen bejahete man; drinnen horchte Angly auf, und öffnete jetzt die Thüre, vor welcher eine überraſchende Erſcheinung ſichtbar ward. Es war dies eine zarte Mädchengeſtalt, deren edle Haltung und feiner Anſtand ſie als einen Zögling aus der Bildungsſchule des höheren Ranges beglaubigte. Der weiße Baſthut, unter welchem lichtbraune Locken hervorquollen, beſchattete ein Augenpaar voll Unſchuld und Innigkeit, und ſein gerundete Wangen, worauf im Purpur der Schüchternheit die Roſen des Frühlings knospeten, der nur einmal blühet, und nicht wieder! — Ein dunkelfarbiger, ſeidener Mantel, leicht und durchſichtig wie die Flügel des Schmetterlings, umſchillerte das züchtige Morgenkleid, und ein voller, friſchgebrochener Zweig Roſen von Jericho am Buſen des jungfräulichen Zuſpruchs verbreitete ſüßen Duft um dies Bild der lieblichſten Anmuth.

„O vergeben Sie, daß ich es wagte, Sie zu ſo früher, ungewöhnlicher Zeit zu ſtören!“ ſagte das Mädchen mit dem bittenden Lächeln, welches der Kindlichkeit eigen zu ſein pflegt, als ihm der Maler mit Verbeugung und ſichtlichem Befremden entgegentrat. Mit angeſprochenem Enthuſiasmus für Schönheit und Grazie, doch mit der beſcheidenen Freimüthigkeit des Künſtlers antwortete Angly: „Es verſpricht einen glücklichen Tag, wenn die jüngſte Morgen-Hore das Holdeſte uns zuführt!“

Halb dankbar, halb ſchlau, lächelte die Kleine den ehrlichen Schmeichler an, und ſagte: „Man verſicherte mir einſt, Künſtler und Gelehrte bewährten das Sprüchwort, daß Aurora den Muſen günſtig ſei; und in dieſer Vorausſetzung wählte ich die frühe Stunde, um Ihnen, lieber Herr Angly, ein kleines, geheimnißvolles Anliegen vorzutragen.“

Dieſe Aeußerung machte die verlegene Fides erröthen. Eilig wollte ſie ſich mit dem ſchlafenden Kinde durch die Kammerthüre entfernen; allein die junge Fremde wehrte dieſem Beginnen, indem ſie bat: „O bleiben Sie doch, meine Liebe! So war es gewiß nicht gemeint. Nur meine Umgebungen ſollten vorläufig von dieſem Gange und deſſen Abſicht nichts erfahren. Habe ich das Vergnügen, Frau Angly in Ihnen zu ſehen?“ Fides verbeugte ſich, ſo gut es der erwachende Johannes in ihren Armen geſtattete.

„Und Wen haben wir die Ehre bei uns zu ſehen?“ fragte der Maler, und kam damit dem neugierigen Wunſche ſeines Weibchens zuvor.

„Meine Mutter iſt die Gräfinn Moorwald,“ antwortete Thekla, ihre Tochter, mit ſo anſpruchsloſer, vorübergehender Kürze, als wolle ſie die mögliche Scheu vor ihrem Range nicht erſt aufkommen laſſen, und ſchloß dicht an dieſe Vorſtellung ihrer Perſon nachſtehende Eröffnung: „Ein Wunſch, deſſen Erfüllung mir von ungemeiner Wichtigkeit iſt, führt mich hierher, und betrübt würde ich von Ihnen gehen, müßten Sie die Gewährung mir verſagen.“

„Gott bewahre mich davor, meine gnädigſte Gräfinn,“ verſetzte Angly mit Dienſteifer, „daß etwas Anderes als die Unmöglichkeit mich abhalten ſollte, Ihnen zu Befehl zu ſein. Gebieten Sie über mich!“

„Sie ſind ſehr gütig!“ erwiederte die junge Gräfinn mit dankbarer Freundlichkeit. Doch dieſe wich ſchnell einem Ausdrucke verdüſternder Erinnerungen, als ſie fortfuhr: „Einen kleinen Eingang zu meinem Geſuche müſſen Sie mir ſchon erlauben; weil ohne den mein Vortrag unvollſtändig bleiben würde. Meine Mutter hatte ſeit dem Tode meines Vaters, der bald nach meiner Geburt erfolgte, ſtets auf unſern Gütern gelebt, woſelbſt ich erzogen worden. Ich hatte einen älteren Bruder. Er war der Liebling meiner Mutter, an dem ſie mit ſchwärmeriſcher Zärtlichkeit hing, der Stolz unſeres Hauſes! Eben hatte er ſeine Verlobung mit einem liebenswürdigen Mädchen gefeiert, welche Verbindung von meiner Mutter ſehnlichſt gewünſcht und begünſtiget worden war, da erkrankte er, und ſtarb nach dem Verlaufe weniger Wochen, in denen das Bemühen der Liebe und der treuen Kunſt mit dem Himmel um ſeinen Beſitz gerungen. Meine Mutter war untröſtlich; wir zitterten für ihr Leben. Als ſie endlich nach langer, ſchwerer Zeit aus der tiefen Apathie erwachte, aus der ſie kein ſanftes Zureden, kein kräftiger Troſt hatte wecken können, war es, als kehrte ein Schatten in das Leben zurück. Ich fühlte mich zuweilen auch der Mutter beraubt und recht unglücklich, wenn ſie ſo heftig nach Wiedervereinigung mit dem Vorangegangenen verlangte, als wäre ihr Herz nicht getheilt zwiſchen Erde und Himmel! —" Die junge Gräfinn zerdrückte ein aufquellendes Thränchen, und ſetzte ſeufzend ihre Erzählung fort: „Nun ſehen Sie, lieber Herr Angly, endlich wußte der Arzt den Trieb der Thätigkeit in meiner Mutter wieder anzuregen, indem er ſie auf die Idee brachte, meinem Bruder ein Mauſoleum zu erbauen. Sie faßte dieſen Gedanken begierig auf, und die Ausführung deſſelben zerſtreuete ſie. Das war es, was der Doctor gewollt hatte. Der einfache Prachtbau dieſer Gruft ward an dem heimlichſten Platze des Parks aufgeführt und mit wilden Roſen und ſchattigem Geſträuch umpflanzt. Wie ſehr auch verſtändige Freunde dagegen riethen, ſo übte meine Mutter doch die Grauſamkeit gegen ſich aus, ein zweites, feierliches Leichenbegängniß zu veranſtalten, wobei der Sarg meines Bruders aus unſerer Erbgruft in das Mauſoleum verſetzt werden ſollte. Es geſchah. Hierher wallfahrtete nun meine Mutter in der brennenden Sonnengluth des Morgens, in der thauigen Abendkühle, welche von jeher ihrer Geſundheit gefährlich war. Sie hatte nur Gefühl für ihre Trauer, nur Seele für die Erinnerung an den Todten. Ihre Hinfälligkeit, ihr auffallendes Vergehen ließ uns fürchten, ſie bald an ſeiner Seite beerdigen zu müſſen.

„Da ſagte unſer Paſtor, ein gar ſehr guter, alter Mann, zu mir: Gräfinn Thekla, Sie dauern mich! Schreiben Sie doch einmal an Ihren Oheim, den General, daß er hierher komme und der Mama den Kopf ein wenig zurecht ſetze. Solch ein Mann redet durch, und darf als ein naher Verwandter keine Rückſichten nehmen, wo unſer einer nur Vorſtellungen machen darf. Sie waren ja immer ſein Liebling; er wird ſich Ihrer gewiß annehmen."

„Ich folgte dieſem wohlmeinenden Rathe und ſchrieb an meinen Oheim, den General Moorwald hieſelbſt, der Ihnen vielleicht bekannt iſt. Offen und ohne Rückhalt klagte ich ihm den Jammer unſeres öden Hauſes, doch hütete ich mich ſorgfältig, ihm meinen Schmerz über die Gleichgültigkeit zu ſchildern, womit meine ſonſt ſo liebevolle, gütige Mutter jeder Theilnahme an mir entſagt zu haben ſchien. Ich wurde durch dieſe Entäußerung belohnt. Als ich kaum meinen Brief in ſeinen Händen glaubte, kam mein Oheim ſelbſt und gab meiner gebeugten Mutter eine würdigere Haltung. Er ließ ſie zuerſt ſo hart an, daß es mir wehe that, und verlangte, daß ſie mich ihm abtreten ſollte, weil der Anſchein vermuthen ließe, ſie hätte ſtets nur ein Kind gehabt. — Das wirkte. Meine Mutter breitete die Arme nach mir aus — ich fiel an ihre Bruſt, und weinte laut

Mir war ſo ſtill, ſo ſelig, als feierte ich meinen Geburtstag! Ich fühlte wieder, daß ich lebte, und daß mein Daſein für ein theures, für das mir theuerſte Weſen einigen Werth hätte!“

Fides trocknete ſich die Augen; die des Malers flammten in ſtiller Bewunderung, und die kleine Gräfinn, ſich der Theilnahme ihrer Zuhörer erfreuend, fuhr in der Erzählung fort, wie folgt:

„Der Oheim reiſte ab, von dem Verſprechen meiner Mutter begleitet, daß ſie in die Stadt ziehen und ſo lange darin verweilen wolle, bis ihr Gemüth Heilung ſeiner Wunden gefunden hätte. Wir ſind alſo vergangenen Herbſt hierher gezogen, und wenn auch den Winter hindurch die Veränderung unſerer Lebensweiſe nicht ganz ohne erheiternde Wirkungen auf die Stimmung meiner Mutter geblieben war, ſo iſt doch mit dem Frühlinge wieder eine ſo krankhafte Sehnſucht nach einer Feier ihres wehmüthigen Andenkens an meinen ſeligen Bruder in ihr erwacht, daß ich glaube, eine zarte, mit Geiſt und Gefühl berechnete Befriedigung derſelben würde heilſamer für ſie ſein, als ein kaltes, ſpottendes Zürnen über dieſe mütterliche Schwäche.

„Vor einigen Tagen ſendete mein Oheim uns eine Sammlung ſchöner Kupferſtiche, die meine Mutter früher ſehr liebte. Als ich ſie ordnen half und meine Mutter auf einige ganz vorzügliche Darſtellungen darunter aufmerkſam zu machen verſuchte, ſagte ſie mit einem Tone, der mir durch die Seele ſchnitt: Alle dieſe Herrlichkeiten gäbe ich gern für ein unbedeutendes Bild, das mir Eugens Schlummerplätzchen in ſeiner friedlichen Düſternheit vergegenwärtigte. Meine Blicke würden es beſuchen dürfen und an dem gemalten Eiſenwerk der Gitterthüre haften, hinter welchem der Tod meinen heldenmüthigen Sohn gefangen hält. Allein dieſer Troſt iſt mir verſagt. Der Unglückliche darf den einzigen Freund, der ihn verſteht, ſeinen Schmerz — nur in der Stille der Nacht verſtohlen an das zerriſſene Herz drücken! — Schnell war ich entſchloſſen, dieſen Wunſch zu befriedigen. Ich erkundigte mich nach dem geſchickteſten Maler; man nannte mir Ihren Namen, und ſo bin ich denn gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie die Reiſe nach dem Gute meiner Mutter, es liegt zwölf Meilen von hier — gegen dankbare Entſchädigung Ihrer hieſigen Verſäumniſſe unternehmen könnten und wollten, um dort bei aller Bequemlichkeit Ihres Aufenthaltes in unſerem Schloſſe die Gruftpartie aufzunehmen?“

Entzückt rief der Maler aus: „O, meine gnädigſte Gräfinn! Sie ſtillen mit dieſer Aufforderung ein recht ſehnliches Verlangen, welches erſt vor einer Stunde ſo lebhaft in mir erwachte, daß ich es nun als Ahnung zu erklären geneigt wäre. Noch heute kann ich abreiſen, wenn die Arbeit etwa Eile hätte.“

„Das iſt ſchön! Das iſt ganz herrlich!“ frohlockte Thekla; „doch können Sie Sich immer Zeit nehmen, mein guter Herr Angly. Der Geburtstag meiner Mutter, für den das Bild zu einem Angebinde beſtimmt iſt, fällt auf den ſechszehnten Auguſt; bis dahin haben wir beinahe noch ſieben Wochen. Ich wollte nur in der Zeit dafür beſorgt ſein, um dem Künſtler die nöthige Muße zu gönnen. Erlauben Sie mir aber jetzt einen kleinen Vorſchuß zu den Reiſekoſten an Sie abgeben zu dürfen; und gegen Abend werde ich Ihnen durch einen verſchwiegenen Bedienten ein Schreiben an unſeren Haushofmeiſter überſenden, worin ich dieſem die Weiſung ertheilen werde, Sie dem wertheſten

Gaſte unſeres Hauſes gleich aufzunehmen und zu bewirthen.“ Bei dieſen Worten reichte Gräfinn Thekla dem beſtürzten Anglo ein verſiegeltes Röllchen dar.

„Das iſt zu viel Güte!“ ſtammelte der Maler in dankbarer Verwirrung und küßte die niedliche, großmüthige Hand der Geberinn. Dann wandte er ſich ſeitwärts zu der lauſchenden Gattinn, die vollauf zu thun hatte, den kleinen Unband auf ihrem Schooße zu beſchwichtigen, und ſagte: „Fides!“ Er betonte den Namen für das Gefühl ſeiner Führerinn verſtändlich — „was ſagſt Du zu dieſer Morgengabe?“

Ein wenig beſchämt, und mit zärtlicher Freude antwortete Fides: „Daß Du ein glücklicher Menſch biſt, dem Alles nach Wunſch gehet.“

Die junge Gräfinn ſprang auf und ſprach: „Vielleicht würde es Ihnen angenehm ſein, Herr Anglo, Ihre liebe Frau ſammt dem munteren Bübchen da, mit nach Moorwald nehmen zu können. Thun Sie es doch! Ich würde dann in meinem Briefe an den Haushofmeiſter dieſe Ihre Entſchließung berückſichtigen. Eine nährende Mutter bedarf Erholung, und dem Kleinen würde die friſche freie Luft auch kein Wangenröschen abbrechen. Gewiß werden Sie lieber bei der Arbeit verweilen, wenn die Sehnſucht nach Ihren Liebſten den Geiſt nicht fortzieht in die Ferne.“

„O! Möchte Gott dafür Sie doch ſtets mit allen Genien der Liebe und des Segens umringen!“ verſetzte Anglo im Ausbruche ſeiner Erkenntlichkeit, und fügte, überwältiget von ſeinen Empfindungen hinzu: „Wenn ich den Himmel und ſeine Bewohner malen könnte, ſo würde Ihre Geſtalt, meine beſte, gütigſte Gräfinn, mir als der ſeligſte Engel darin erſcheinen!“

Thekla lächelte wie ein ſolcher. Mit ſcheuem Zögern, ſagte ſie nach einer Pauſe: „Ich hätte wohl noch eine Bitte — aber kein rechtes Geſchick, ſie Ihnen deutlich genug zu bezeichnen. Auch fürchte ich, daß Ihnen unwillkürlich der Vers aus dem bekannten Malerliedchen einfallen könne: Mal' Er mir das ganze Dorf, u. ſ. w. Sehen Sie, da wünſchte ich nun, daß das Bild nicht bloß eine todte Darſtellung des Todtengewölbes würde, ſondern durch eine religiös-poetiſche Idee meine Mutter beruhigend anſpräche. Doch anzugeben weiß ich das nicht, wenn ich auch recht gut fühle, wie ich es eigentlich meine. Oft iſt es nur ein einziger Gedanke, der mit den Strahlen der aufgehenden Hoffnung die trauernde Seele wieder erhellt! — Solch ein Gedanke will mehr gefühlt, als gedacht ſein, und ich traue Ihnen ein Herz dafür zu.“

Der Maler erröthete und ſprach: „Ich verſtehe Sie, meine gnädigſte Gräfinn.“

„Und nun,“ hob Thekla in einem anderen Tone an, und zog erleichternde Athemzüge aus der jugendlichen Bruſt: „da unſer Geſchäft abgemacht iſt, muß ich mich noch ein wenig bei Ihnen umſehen. Welch eine Menge ſchöner Gemälde! Man weiß nicht, was man zuerſt bewundern ſoll! Ach! Ein Maler iſt doch ein recht glücklicher Menſch! Die ganze Welt beherrſcht der Zauberſtab der Kunſt.“

Anglos Augen begleiteten die bewundernden Blicke der Gräfinn. Seufzend antwortete er: „Es gehet dem Künſtler, wie dem Dichter, welcher, nach Schiller, bei Austheilung der Erde zu kurz gekommen, und zur Schadloshaltung dafür von Zeus ein Plätzchen im Olymp empfangen. Nur leider! ziehen Bedürfniſſe und Sorgen ihn oft genug auf den verlaſſenen Stern zurück, wo er als ein dürftiger Fremdling nur mit Mühe und Kummer den Zoll des Lebens entrichten kann; denn Gold und Silber ſind zu ſchwere Metalle für das leichte Element der Phantaſie!“

Die kleine Gräfinn wurzelte jetzt vor einem Gemälde feſt. welches größer als die übrigen, in einer blendenartigen Vertiefung in der Mitte der Wand aufgehängt war, und eine reiche, üppige, durch das mannigfaltigſte Leben beſeelte Landſchaft vorſtellte. „Iſt es mir doch, als ſähe ich unſer Gut Moorwald auf dieſem Bilde;“ ſagte ſie in träumeriſche Betrachtung verloren; „nur einſamer als dieſe, iſt unſere Gegend. Doch gerade ſo wie hier, blickt das Thürmchen des Schloſſes hinter uralten Linden hervor; in ähnlichen Windungen, wie dieſer breite Fluß ſie durch die tiefen Ufer nimmt, an dem die barfüßige Fiſcherinn den zappelnden Aal in der Sonne ſpielen läſſet, rieſelt bei uns ein klarer Forellenbach, über ſpitzes Geſtein, durch ſchattiges Buſchwerk. Auch in Moorwald ſchließen ſich finſtere Holzungen dicht an das Dorf, wie hier; nur die Ausſicht dort iſt minder frei und lachend. — Was iſt durch dieſes Bild dargeſtellt, Herr Angly? Es intereſſirt mich außerordentlich um der Gleichheit willen, die ich darin aufgefunden.“

„Ein Haushalt in Maler-Manier; der meinige, gnädigſte Gräfinn!“ erwiederte Angly mit guter Laune und heiterer Zufriedenheit. „Ein Haushalt? Und der Ihrige? Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte Thekla unſchuldig.

„Die Erklärung iſt leicht,“ gab der Maler zur Antwort, „und das Verſtändniß wird Sie mit den Entbehrungen meiner Lage bekannt machen, aber auch mit dem Reichthum, der ſie zu übertragen ſtets bereit iſt. Dies Stübchen iſt klein, ein größeres würde ich kaum bezahlen können — auch wählte ich es darum, weil es mir das rechte Licht zukommen läſſet; doch manchmal wird es mir wohl zu enge, wenn die Bruſt ſich gern erweitern möchte. Da verſetze ich mich denn auf den Flügeln der Phantaſie in die weiten Räume jenes Schloſſes, deſſen verjüngter Maßſtab auf eine beträchtliche Größe des Gebäudes ſchließen läßt. Ich ergebe mich im Geiſte in den tönenden Sälen, in den hochgewölbten, hellen Zimmern; ich labe mich von den Fenſtern aus an der reizenden Fernſicht, die ſie gewähren. Aber nur der Wiederhall antwortet melancholiſch meinen Ausrufungen; beſtäubte Ahnenbilder predigen mir von den Wänden herab die Lehre von der Vergänglichkeit aller irdiſchen Herrlichkeit, und wenn ich aus dem tiefen Anſchauen in die Wirklichkeit zurückkehre, ſo dünkt mir das kleine Stübchen, das mein Liebſtes umſchließt, noch einmal ſo traut. Zuweilen, wenn Schmalhans Küchenmeiſter bei uns iſt, oder wenn die ſchwere Mittagsglocke vom Matthias-Thurme herab läutet, und nur ein leichtes, luſtiges Caffee-Feuerchen auf dem Heerde lodert, da der geſunde, kräftige Magen doch ſchwereres Geſchütz vertragen könnte — weidet ſich mein Blick an jener dunkelquellenden Rauchſäule, welche aus dem Schornſtein des Schloſſes aufſteigt und die ziehenden Wolken mit blaßgrauem Geſäume färbt. Ich bilde mir ein, ein geſchäftiger Koch laſſe dies lockende Gewölke meinetwegen emporwirbeln, und der fette Aal dort würde auf dem „Tiſchlein decke Dich!“ nicht fehlen. Doch vielleicht müßte ich allein eſſen — meiner Fides Gegenwart fehlte, und mit ihr die beſte Würze dieſer ſchwelgeriſchen Tafelfreude, der kleine Johannes hielte nicht ſo wie ſonſt, gleichzeitig mit uns ſein ſüßes Mahl unter dem bergenden Halstuche —; ſchon ſtarrt mir der Biſſen im Munde, ich verlaſſe eilig die vollen Schüſſeln, und verweile im Vorübergehen lauſchend bei dieſem Hirtenknaben, der auf dem Felsblocke unter der duftenden Schattenhalle, die ſich über ihm wölbt, mit dem Appetite der Jugend und Geſundheit ſein großes Stück ſchwarzes Brod verzehrt. Sein treuer Spitzhund ſitzt vor ihm, und wedelt mit dem Schwanze, und ſchnappt mit vorſichtiger Gier die zugeworfenen Biſſen auf. Da wird es mir klar und gewiß, Niemand lebe davon, daß er viel Güter habe, und vergnügt eile ich heim zu meinem Mittagsbrode, das der wohlſchmeckende Caffee zu einem Feſtmahle macht

Zur Zeit, wo der Winter einzuſprechen pflegt, und das Völkchen der Künſtler nicht verſchont — der Nordwind durch die Fugen der leeren Holzböden pfeift, wenn die Hand ungelenk zur Führung des zarten Pinſels wird: ach! da blicke ich am allerſehnlichſten und wehmüthigſten in jenen Wald, wo die rüſtigen Männerchen das ſtämmige Holz fällen, und die Art Tag und Nacht, und ſogar am Sonntage mit nervigten Armen ſchwingen. Schlagt nur, ſchlagt! rufe ich ihnen manchmal bange werdend zu, auf daß Angly mit den Seinen nicht frieren darf und die Gluth der Begeiſterung nicht in ihm erlöſche! — Aber der Odem des Herrn hat den göttlichen Funken noch nicht ausgehen laſſen!“ Der Maler verſtummte in gerührten Erinnerungen, und nach einer kleinen feiernden Pauſe ſchloß er ſeine lange Rede mit den Worten: „Sie ſehen, meine gnädigſte Gräfinn, das Bild iſt nicht allein mein Haushalt, es iſt auch mein Noth- und Hülfs-Büchlein für jeden Bedarf meiner Genügſamkeit.“

Die Gräfinn hatte mit jenem lebhaften Intereſſe, das in der Jugend allen Erſcheinungen der Phantaſie ein glühendes Colorit verleihet und jeden Anklang auf den Seiten eines reinweiblichen Gemüthes zum Nachtigallen-Liede macht — den Träumereien des Malers gelauſcht. Wehmüthig blickte ſie ihn jetzt an und fragte: „Wäre Ihnen dieſes Bild nicht käuflich, Herr Angly?“ „Käuflich?“ wiederholte der Maler, und der Ton ſeiner Frage verneinte die ihrige. Er fuhr fort: „Wenn ich mit Ja darauf antworten ſollte, ſo müßte ich nicht, ſo wie jetzt, ein Stückchen Arbeit und baaren Vorſchuß dazu haben.“

Thekla hatte das ſchöne Köpfchen darauf geſetzt, des Bildes habhaft zu werden. „Ich will Ihnen einen Vorſchlag zur Güte machen;“ ſagte ſie mit überredenden Mienen. „Wollten Sie mir wohl das Bild für die Zeit Ihrer Abweſenheit von hier leihen?“

„O mit tauſend Freuden!“ entgegnete Angly mit herzlicher Bereitwilligkeit, und ſetzte hinzu: „Es wird mich glücklich machen, meine Habe und mein Gut in Ihren Händen zurücklaſſen zu können.“

Die kleine Gräfinn verbeugte ſich anmuthig lächelnd. „Schön!“ ſagte ſie mit kindlicher Freude, „das iſt mir ſehr lieb. Ich werde auf den Abend einen Bedienten herſenden, dem Sie es anvertrauen können. Doch nun iſt es auch hohe Zeit, daß ich mich entferne; mein Mütterchen könnte unterdeſſen aufgeſtanden ſein, und ſich über meinen frühen Ausgang verwundert haben.“ Sie trat Fides näher und beugte ſich auf den kleinen Johannes herab. Dem Kinde liebkoſend, fuhr ſie fort: „Du kleiner, allerliebſter Junge, Du! Dein Vater darf um das Modell zu einem Amor nicht mehr verlegen ſein; Du lieferſt es ihm.“

Das Kind blickte mit den dunkeln Augen ſeiner Mutter zu denen der holden Lobrednerinn auf, und im Nu ſtreckte es das volle Händchen aus, und riß den Zweig von ihrem Buſen; und ſchnell waren die zarten Blüthen zerquetſcht. „O weh! Du kleiner Räuber! Was haſt Du gemacht?

Ich wollte den Zweig meiner Mutter mitbringen, welche dieſe Blume vorzugsweiſe liebt. jammerte Thekla mit ſcherzhaftem Zürnen. Aber die Mutter ſchalt ernſtlicher: „Du garſtiger Bube!“ und ſchlug das Händchen, welches die Reſte der Blume feſt umklammerte, daß es erglühete. Angly ſprang hinzu. Mitleidig ſah er auf das Kind nieder, das die kleine Unterlippe weinerlich vorlegte, und ſagte: „O vergeben Sie doch, meine gnädigſte Gräfinn! Sie ſollen die Blume wieder haben; gewiß und wahrhaftig! Ich ſtehe Ihnen dafür ein. Der Junge verleugnet ſeine männliche Natur nicht. Er ſoll ein Vandyk werden, wenn er etwa unter einem günſtigen Geſtirne geboren wäre — deshalb ließ ich ihn Johannes heißen. Möchte er einſt, wie ſein Vorbild, die ſchönſten Blüthen des Genies ſich zueignen dürfen, doch ſie nicht mit diebiſcher Gewalt an ſich reißen wollen, wie er es jetzt gethan!“

Die Gräfinn verneigte ſich gegen das Ehepaar. „Auf Wiederſehen meine Lieben! Ich werde Nachfrage halten laſſen, um zu erfahren, wann Sie von Moorwald zurückgekehrt ſind. Leben Sie wohl und reiſen Sie glücklich!“

Als der Maler von der Begleitung der Gräfinn zurückkehrte, hielt ihm Fides, die ſich während deſſen ihrer Bürde entledigt und das Kind in die Wiege gebettet hatte, zehn blanke Louisd'ors in der hohlen Hand entgegen. So viel hatte das Röllchen enthalten. Angly warf nur einen flüchtigen Blick darauf, dann hob er die trunkenen Augen zur Höhe und ſagte: „Eine Gruft ſoll ich malen? O Himmel! Und mein Herz jauchzt Preis und Dank dem Auferſtandenen. Aber heilig ſei es beſchloſſen! Ich will Sorge und Zaghaftigkeit mit hinein begraben und dem Staube weihen, dem ſie angehören. Fides! meine Fides!“

Er breitete die Arme nach der Gattinn aus —: „Begrabe dieſe Deine Todten auch, und laſſe uns fortan leben im Glauben.“

Am Morgen des ſechszehnten Auguſt trat die ältere Gräfinn Moorwald aus ihrem Schlafzimmer. Ueber ihr bleiches, eingefallenes Geſicht war eine ſtille, ſinnige Heiterkeit ausgegoſſen, da ſie ſonſt dieſen Tag, der ſeit dem Tode des tiefbetrauerten Sohnes zum dritten Male wiederkehrte, nur in Thränen zu verleben pflegte. Ein Traum hatte dieſe beſſere Stimmung in ihr bewirkt. Wie ſehr ſie auch während dieſer ganzen Zeit mit beharrlicher Sehnſucht gewünſcht hatte, daß der geliebte Verſtorbene ihr mit befriedigender Deutlichkeit einmal im Traume erſcheinen möchte: ſo war doch dieſer Wunſch bis auf den geſtrigen Tag unerfüllt geblieben, und oft klagte ſie die Mißgunſt des ſchabernackiſchen Traumgottes an, der mit fratzenhaften Geſtalten und trivialen Bildern ſie Nacht für Nacht quäle und abängſte, und hartnäckig ihr eine Beruhigung verweigere, deren Verſagung bei unausgeſetzten Anregungen faſt verwunderlich war. Heute endlich, nachdem die Gräfinn längſt nicht mehr hoffte, ihr Verlangen geſtillt zu ſehen, hatte Morpheus ihr mit der theuren Erſcheinung ein Angebinde gemacht. Unverkennbar hatte ſie die Geſtalt ihres Sohnes, mit blühendem Lebensreiz geſchmückt, aus der offenen Gitterthüre des Mauſoleums kommen und ſchweigend in die Gebüſche verſchwinden geſehen. Froh und freundlich hatte er ihr im Vorübergehen zugelächelt; doch als ſie mit leiſem Grauen, das die Mutterliebe ſo weit überwunden, um ſie eines Lautes fähig zu machen, ihm nachgerufen, hatte ſein Blick ſich zürnend verfinſtert und ſeine Hand abwehrend gewinkt.

„Dies ſoll mir ein Wink von Gott ſein, daß ich von nun an mich zufrieden ſtelle und die ſelige Ruhe des Vollendeten nicht mehr ſtöre durch Gram und Schmerz!“ So ſagte die Gräfinn Moorwald als der bedeutſame Traum in das Frühlicht zerfloß und ſie mit ſeltſam verwandelten Empfindungen erwachte. Zum erſtenmale ſeit jener traurigen Erfahrung betete ſie wieder in dem Geiſte der Ergebung und Zuverſicht, und der Gewinn dieſes Aufſchwungs prägte ſich auf ihrem Anblicke aus. Thekla, glänzend in Schönheit und Freude, gleich dieſem Morgen, der unbewölkt lachte, ſchloß die Mutter auf der Schwelle des Cabinets in ihre Arme und wünſchte ihr mit Thränen kindlicher Rührung Glück zur Wiegenfeier. Die Gräfinn drückte das liebliche Töchterchen innig an ihre Bruſt, und dies glaubte ſeinen Augen und Ohren nicht trauen zu dürfen, als es die Aeußerungen einer geiſtig Wiedergebornen ſah und vernahm.

Thekla führte ihre Mutter einige Schritte im Zimmer vor, und ſagte auf die Seitenwand deutend: „Möchte dies kleine Opfer meiner kindlichen Ehrfurcht Ihnen ein erfreuliches Geſchenk ſein! Und wenn es Ihren Schmerz tröſtend anſpricht, ſo miſche auch eine Stimme der Liebe für Ihre Thekla ſich in die Antwort Ihres Herzens!“

Die Gräfinn blickte auf und ward von einem ſüßen, heiligen Beben durchſchauert, als ſie unter dichten, duftigen Blumengewinden ein großes, feines Gemälde in Oel erblickte, das nicht allein eine ſtille Erinnerung ihr vorführte, ſondern auch in wunderbarem Zuſammenhange mit dem Sinne ihres Morgentraumes zu ſtehen ſchien.

Das Mauſoleum, worin der junge Graf ruhete, nahm den Mittelpunct des Bildes ein. Die tiefen, melancholiſchen Schatten hoher Silberpappeln, Thränenweiden und Weymuthsfichten umgaben das edle Gebäude mit düſterm Ernſt. Um die kalten Marmorſchwellen ſproßten Vergißmeinnicht auf, und üppiges Gras, von der Sichel verſchont, wogte auf dem Vordergrunde. Der Himmel leuchtete in Verklärungsfarben, denn eben ging die Sonne auf, und ihr erſter Strahl traf mit blendendem Scheine das Schloß der eiſernen Gitterthüre; es war aufgeſprungen, und aus der Thüre, die ein wenig geöffnet war, ſchimmerte ein lichter Glanz auf die ſteinernen Stufen, als hätte der Fußtritt eines Engels ſie berührt. Seitwärts, unter einem Gebüſche wilder Roſen hervor, lauſchte ein Cherubsköpfchen, Thekla's ſprechendähnliche Copie, nur in verjüngter Kindlichkeit aufgenommen, wie der Maler ſie aus einem Familiengemälde entlehnt hatte, das er im Schloß Moorwald gefunden. An der anderen Seite des Bildes, am äußerſten Rande, ſtand Anglys kleiner Johannes als Genius und hielt den entwendeten Zweig Roſen von Jericho jener geſchwiſterlichen Erſcheinung entgegen. In zierlicher Kleinſchrift, doch lesbar, ſtanden unter dem Bilde die Worte: „Wenn der Herr die Gefangenen Zion erlöſen wird, ſo werden wir ſein wie die Träumenden.“ Die Gräfinn brach in Thränen aus; aber ſie floſſen einer ſeligen Freude. „O meine Tochter!“ ſagte ſie in großer Bewegung, „dies iſt kein Ungefähr! Der Geiſt des Troſtes wiederholt ſeine Anſprache auf mein Gemüth und längere Verſtockung dagegen wäre Sünde. Ja, Gottlob! Es kommt ein Tag der die Gräber öffnet! Iſt mir doch zu Muthe, als wäre ich einem Kerker entronnen; ich fühle mich frei und wohl! Ach Thekla! Gutes, treues, treffliches Kind!

Wie ſehr, wie lange habe ich Dich betrübt! Wie kann ich Dir lohnen?“

Da fiel Thekla entzückt und hochbelohnt ihrer Mutter um den Hals und ſprach einen herzlich-dringenden Wunſch aus, von deſſen Inhalte und Gewährung der Schluß dieſer Erzählung unſere lieben Leſerinnen unterrichten wird.

Eine Stunde ſpäter brachte ein reichgekleideter Lakai dem Maler Angly eine bittende Aufforderung, recht bald bei ſeiner Herrſchaft zu erſcheinen. In ahnender, aber beſcheidener Erwartung leiſtete der Maler ihr Folge.

Die Gräfinn empfing den Eintretenden mit Achtung und ſanfter Würde; ihre Tochter mit traulicher Freundlichkeit, wie eine alte Bekannte.

„Sie, Herr Angly,“ hob die Erſtere an, „haben mich durch dieſes Bild zu Ihrer Schuldnerinn gemacht, und ich erkenne die mir aufgelegte Verbindlichkeit als eine unabtragbare. Was die Hand erſchafft und fördert, kann mit Golde bezahlt werden, und der Leiſtung Werth und Nutzen gebe den Maßſtab ab für die Großmuth Deſſen, dem ſie zu Gute kommt; doch womit das Herz ſegnet, kann ſeinen Lohn nur durch die Geſinnung empfangen, und ſo verſichert Sie die meinige der dankbarſten Schätzung Ihrer Kunſt, welche der Geiſt religiöſer Weihe beſeelt. Allein, vergönnen Sie mir nun auch, daß ich Ihnen das redliche Streben, meinem Gefühle ein Genüge zu leiſten, beweiſen dürfe, ſo viel als möglich. Ihr zarter Sinn für die Pflicht der Erſtattung (die Gräfinn deutete bei dieſen Worten auf den kleinen Genius, der die Roſe von Jericho der beraubten

Thekla zum Erſatze darbot), wird gegen das Bedürfniß Anderer Gerechtigkeit üben.“

„Meine Tochter ſteht noch mit der Zurückgabe eines Bildes bei Ihnen in Reſt, das ſie mir gezeigt, und von der Anwendung erzählt hat, welche Sie dieſem ſchönen Kunſtwerke auf Ihr häusliches Leben gegeben haben. Ich finde zwiſchen der idealen Gegend, die es darſtellt, und meinem Gute Moorwald, eine auffallende Aehnlichkeit, und Sie würden mir eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie Sich entſchließen könnten, mir dies Gemälde zu überlaſſen. Doch dann werden Sie auch einſehen, es könne dies nur unter der Bedingung von mir angenommen werden, daß Sie ſich entſchlöſſen, mir zuzugeſtehen, Sie für den verlorenen Hausſtand zu entſchädigen. Sie (die Gräfinn zeigte wiederum auf den gemalten Blumenzweig) gaben meiner Tochter die Kunſt für die Natur; ich will Ihnen die Natur für die Kunſt geben. Verſtehen Sie mich auch, lieber Herr Angly? Sie ziehen von nun an mit dem kommenden Frühjahre, mit Frau und Kind und Arbeit, in unſerer Geſellſchaft nach Moorwald. Dort ſuchen Sie ſich in meinem Schloſſe ein paar Zimmer aus, wo, und wie ſie Ihnen am zuträglichſten dunken. Wir machen nur eine Familie aus; und damit Sie nicht argwöhnen, das Gnadenbrod an meinem Tiſche zu genießen, ſollen Sie meiner Tochter Unterricht im Zeichnen und Malen geben. Thekla bedarf einer Freundinn. Nach der mir von ihr gemachten Schilderung dürfte ſie dieſe in Ihrer liebenswürdigen Gattinn gewinnen. Es giebt Augenblicke, in denen ſie das beſeitigte Spielzeug vermißt; dies würde ihr der kleine Johannes abgeben. Dabei lernte Thekla die mütterlichen Plagen und Mühen kennen und entfernte den Gedanken an eine frühe Heirath.“

„Kommt dann der Winter wieder herbei, ſo ziehen wir Alle zuſammen in die Stadt; denn der Künſtler darf nicht einſeitig werden und bedarf auch geſelliger Anregungen für ſeinen Beruf. Hier wie dort, bleiben Sie der Freund meines Hauſes, und meine Thüre iſt zu jeder Zeit für Sie offen. Es verſteht ſich,“ ſetzte die Gräſinn mit Beziehung hinzu und lächelte liebreich, „daß uns Wagen mit gutem Klafterholze und Proviant nachfolgen.“ —

„Gott im Himmel! träume ich?“ rief der Maler und ſtarrte bald die Gräſinn, bald die glückliche Thekla an, welcher Tropfen des Entzückens die ſchönen Augen füllten. „Fortan kann ich nur Engel malen!“ fuhr er fort, und ſah dabei aus, als ſähe er ſie bereits.

„Ach guter Angly!“ antwortete die junge Gräſinn, „die Wolken der Erde werden ſich Ihnen doch noch dann und wann vor den offenen Himmel ziehen!“

„Nein! Nein! Gräſinn Thekla!“ verſetzte der Maler in frommer Extaſe; und während ſich ſeine Hände falteten und ſein Auge aufwärts ſchauete, ſagte er mit jauchzender Stimme: „Er giebt mir Licht vom Heiligthume und ſeine Rechte bewahret mich!“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenter Band.

Blumen. Dritter Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Roſe.

Sanſt berühre die Roſe . . . .
Nur Dich lieb ich, mein Freund! Lebe für Dich nur allein.
Göthe.

Emmeline, die Tochter des längſtverſtorbenen Muſikdirectors Joſty, ſtand an einem hellen Wintermorgen vor den gefrornen Fenſterſcheiben und folgte mit getrübtem Blicke ihrer klaren braunen Augen den labyrinthiſchen Verſchlingungen der blinkenden Eisblumen.

Schon flammte die Sonne am Himmel empor, in deſſen tiefer Bläue hier und da ein weißes, roſigbeſäumtes Wölkchen ſchwamm, vom ſcharfen Morgenwinde in ſeinem ſtillen Laufe beflügelt; der Rauch, welcher aus den ſchwarzen Schornſteinen in die Höhe ſtieg, glich, goldig angeſtrahlt, Säulen, die im dunkelſten Purpur glüheten.

Aber Emmeline konnte dieſe Erſcheinungen nicht wahrnehmen; denn der blitzende Froſtreif hatte ſich zu dicht und ſtark an die wohlgefügten Scheiben gelegt. Sie brachte allmählich die zarten Lippen dem Fenſter näher, und vor dem lebenswarmen Hauche ihres ſchönen Mundes zerſchmolz die winterliche Schöpfung im flüſſigen Silber.

Frau Joſty, Emmelinens Mutter, ſaß an dem breiten, altmodigen Familientiſche, welcher die Mitte des kleinen Stübchens einnahm, und ſchlürfte behaglich die dritte Taſſe Kaffee aus; doch ſchien es, als ob mancher mißfällige Seitenblick, den ſie nebenher auf das Treiben des Töchterleins richtete, ihr diesmal den liebſten Genuß verkümmere. Jetzt räumte ſie das Frühſtück hinweg und ſagte: „Wozu die eitle Mühe, Kind? Möchteſt Du gern Zahnſchmerz oder wohl gar Bruſtkrampf haben? Warte noch ein Weilchen, dann übernimmt die liebe Sonne Deine fruchtloſe Arbeit; und was haſt Du am Ende gewonnen, wenn die Ausſicht in unſer kleines dunkles Gäßchen frei iſt?“

Emmeline lächelte ſchalkhaft in ſich hinein, und halb zu der Schmählenden gewendet, erwiederte ſie: „Ei, Mütterchen! muß die Straße eben groß und breit ſein, um etwas Liebes oder Angenehmes zu zeigen?“ Frau Joſty ließ die Antwort fallen. Sie trat an das zweite Fenſter und ſagte die Hände zuſammenſchlagend: „Daß Gott erbarm! Welch ein fürchterlicher Winter! Geſtern hatten wir bereits Faſtnacht und noch wankt und weicht die Kälte nicht! Es iſt nur um die Armuth; was dieſe mit den erſtarrten Fingern mühſam gewinnt, verzehrt der Ofen.“ Bei dieſen Worten näherte Frau Joſty ſich dem genannten Prätendenten und warf ein Scheit eichnes Holz in die luſtig emporlodernde Flamme.

Emmeline zog das Auge von dem kleinen Guckfenſterchen hinweg und ſammelte ſich aus ſichtlicher Zerſtreuung. Sie antwortete: „Die Armen, liebe Mutter, ſagteſt Du? Nun, die haben ja auch ihren Vater im Himmel, wie die Reichen, und gewiß ſo gut wie dieſe; ihre Genüſſe und Freuden, die im Verhältniſſe zu ihrer Genügſamkeit ihnen vielleicht befriedigender ſein dürften, als den Begüterten und Vornehmen ihre Zobelpelze, Pickenicks, Schlittenfahrten und Maskeraden.“

Frau Joſty ſchüttelte ſpöttiſch den Kopf. „Du ſprichſt, wie Du es verſtehſt,“ ſagte ſie verweiſend. „Wer, ſo wie Du, die Füßchen immer unter den gedeckten Tiſch ſtecken konnte, das Nöthige ſtets auf dem Leibe und gerade nur ſo viel Kummer hatte, als ſich in einer Nacht verſchlafen ließ: der hat von den Sorgen der Armuth ungefähr ſolch einen Begriff, als ich hier in der wohlgeheizten Stube von der Luft, die am Eismeere wehet. Aber vermiß Dich nicht, Kind! Gott läßt ſich nicht ſpotten! Wenn der Oheim einmal ſterben ſollte, er iſt ohnehin oft kränklich — ſo könnteſt Du von jenem Zuſtande leicht eine richtigere Vorſtellung empfangen.“

Dieſe Rede warf einige leichte Schatten der Furcht und des Erbangens über Emmelinens ſonnenhelles Geſicht; aber nur einen Augenblick lang; dann ſtrahlte die ſanfte Heiterkeit, und in verklärterem Glanze wieder hervor. Das Mädchen richtete einen unnachahmlichen Blick in die Höhe und erhob den vollen Glockenton der weichen, ſüßen Stimme in Agathens Geſange: „Für mich wird auch der Vater ſorgen!“

Der Zauber dieſer Töne wirkte auf die Mutter. Das Wort verſtummte auf der ſcheltenden Lippe, und erſt dann, als der leiſe Nachhall dieſer lieblichen Klänge ausgebebt hatte, ſagte ſie ſchwankend zwiſchen Unmuth und Beifall: „Du biſt doch gerade wie Dein Vater, Emmeline. Der ſang mir auch jede Antwort zu, von der er glaubte, daß ich ihr, würde ſie geſprochen, irgend eine Einwendung hätte entgegenſtellen können. Rief ich ihn um Beiſtand an gegen ein unverſchämtes Dienſtmädchen, und ließ ich in meinem Vortrage es an nichts mangeln, was ihm die Schuld der Dirne und die Nothwendigkeit erweiſen konnte, mich in meinen gerechten Forderungen durch ſein Hausherrnanſehen zu unterſtützen, ſo ließ er mich gelaſſen ausreden und begann dann zu ſingen: „In dieſen heil'gen Hallen, kennt man die Rache nicht u. ſ. w.;“ meine Geduld reichte nicht bis zum zweiten Verſe, und ich mußte mir ſelbſt Rath und Recht verſchaffen. Konnte ich einmal die leichtfertigen

Buben, Deine Brüder, nicht bändigen, und führte ich ſie mit ſtrenger Anklage vor das väterliche Gericht, ſo entgegnete Dein Vater ſingend mit Titus: „Welch ein Tag iſt der heut'ge! Kaum einem Verbrecher verziehen, ſchon wieder ein anderer!“ Und unter ſeinen Trillern und Cadenzen entſchlüpften lachend die Delinquenten.“

Emmeline hatte dieſe Erzählung mit leuchtenden Augen angehört. Jetzt, als die Mutter eine Pauſe machte, ſagte ſie: „Gott ſei Dank! Der dem kurzen Leben meines Vaters ſo viel Poeſie gab! —“

„Poeſie?“ wiederholte Frau Joſty, und ein ſcharfer Schmerz zuckte über ihr Geſicht und dämpfte den Klang der lauten Stimme. „Liebe Tochter!“ fuhr ſie wehmüthig fort, „ich wünſche nicht, daß Du in Deinem künftigen Eheleben erfahreſt, wie ſolch ein Mann die Frau gewaltſam in die leidigſte Proſa bringe. Dein Vater war gut, ſehr gut, zu gut; aber eben deshalb zwang er mich, zuweilen ſchlimmer zu ſein, als ich Neigung und Anlage hatte. Hätte ich gedacht wie er, ſo würden wir öfters der nöthigſten Lebensbedürfniſſe entbehrt haben. Nein, mein Kind! der Mann muß es fühlen und es ſich bewußt bleiben, daß er die Beſtimmung habe, der Seinigen Verſorger zu ſein. Iſt es anders als ſo, und bleibt der Frau die Erfüllung dieſer Hauptpflicht überlaſſen, ſo wird in dem Walten und Weben derſelben ſich auch der Geiſt der Männlichkeit kund thun; ſie wird unternehmend und gebieteriſch, muthig und entſchloſſen ſich äußern; der weiblichen Nachgiebigkeit verluſtig gehen und allezeit der Achtung entbehren, welche ſie nach dem Ausſpruche der Schrift ihrem Manne und Herrn ſchuldig iſt.“

Emmeline umſchlang die Mutter. Sie legte die blühende

Wange an deren Bruſt und ſagte ſchmeichelnd: „Ich habe Dir weh gethan, mein Mütterchen! und wollte es doch wahrhaftig nicht! Laſſe es gut ſein! Du ſollſt ſehen, ich will eine recht zuverläſſige Frau werden und Dir in dieſer Tugend zu gleichen ſuchen!“

Frau Joſty benutzte den ſchönen Augenblick einer kindlichen Herzensergießung für die Erreichung eigennütziger Zwecke. Ach! warum läßt der Menſch die Blüthe der Liebe nicht ſittlichrein? Himmliſche Frucht würde ſie ihm tragen.

„Nun, das wolle Gott geben!“ ſagte Frau Joſty und legte die Hand auf Linchens braungelocktes Köpfchen. „Wenn nur der Ober-Auditeur endlich Ernſt machen wollte! Allein —“

Emmeline erhob ſich raſch vom Herzen der Mutter, das, wie ſie mit einiger Schärfe empfand, keine antwortende Empfindung für ihre liebende Annäherung hatte. Sie ging dem Nähtiſche zu und erwiederte mit nicht ganz zu verbergender Erkältung: „Du haſt mir am Neujahr verſprochen, liebe Mutter, dies Capitel nicht mehr ſo oft wie ſonſt abzuhandeln. Du weißt, es führen Auseinanderſetzungen über dieſen Gegenſtand leicht zu Verſtimmungen, und dieſe ſind es, die ich in unſerer Lage als das größte Unglück fürchte.“ Emmeline begann emſig zu nähen.

„Höre mich an, Linchen!“ ſagte die Mutter dringender, „man kann über jede Sache ein Wort zu rechter Zeit reden. Warum willſt Du denn nichts mehr von dieſer Angelegenheit wiſſen, da es doch der ganzen Stadt bekannt iſt, welche Abſichten Markens auf Dich hege, und wie er nur die Genehmigung ſeiner reichen und ſtolzen Familie erharre, um Dich als ſeine Gattinn heimzuführen? Auch darfſt Du Dich weder dieſer Bewerbung, noch Deines Benehmens dabei ſchämen. Vielmehr macht es Dir alle Ehre daß Du mit Feſtigkeit die Beſuche Deines Freiers auf die Zeit verwieſen haſt, wo er durch die Einwilligung ſeiner Familie berechtigt ſein wird, als ein ſolcher vor Dir zu erſcheinen.“ Eine dunkle Röthe ergoß ſich über Emmelinens Hals, Stirn und Wangen. In dieſem Momente blickte die Sonne durch das Fenſter; ihre Feuerſtrahlen überglüheten das Schamroth des holden Mädchens. „O Mutter!“ ſagte ſie flehend, „Du verfährſt heute grauſam mit mir! Erſt übergießeſt Du mein warmes Gefuhl mit eiſiger Kälte; dann taucheſt Du die Fröſtelnde in ein Flammenbad. Unverdientes Lob iſt dem Bewußtſein ſchmerzender, als unverwirkter Tadel. Liebte ich Markens leidenſchaftlich, ſo wie ich ihm nur freundlich wohlwolle, ſo würde es mir vielleicht ſchwer, ja, wer weiß, ob nicht unmöglich? geweſen ſein, ſeiner Bitte meinen Umgang zu verſagen, was ich im andern Falle vermag und mich dabei auf den Ausſpruch der Vernunft und meines Gewiſſens ſtütze.“

„Das wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen;“ ſagte die Mutter ausbeugend. „Die Welt urtheilt nach dem äußern Scheine, und dieſer belobt, ſelbſt Deinen Neidern, Deine jungfräuliche Sittſamkeit. So hoffe ich denn zuverſichtlich, daß die Geheimeräthinn Deinen Werth endlich anerkennen und ihrem Sohne die bisher verweigerte Einwilligung zu Eurer Verbindung geben werde.“

Verletzt, und mühſam nur die kindliche Haltung behauptend, entgegnete Emmeline: „O Mutter! Wie iſt dieſe Hoffnung, ſo wie das ganze Verhältniß ſelbſt, doch ſo demüthigend für mich! Wie gerade entgegengeſetzt den Vorſtellungen, welche ich mir in meinen ſüßeſten Träumen von den Tagen machte, in denen ich eine Braut ſein würde; mit Ehre und Liebe aufgenommen in die Familie meines Verlobten! Eine willkommene Schwiegertochter, Schweſter oder Schwägerinn und mit vollkommner Würdigung von ihnen behandelt.“

Die Mutter erwiederte im Tone der Verwerfung: „Das träumt! Das thut groß! Aber in der wirklichen Welt iſt es anders, als in den Romanen und Opern. Wenn ſich heut zu Tage für ein armes Mädchen eine gute Verſorgung findet, ſo muß es im ſtillen Kämmerlein dem Höchſten inbrünſtig für dieſes Glück danken und nicht hochmüthiger Weiſe von Würdigung ſprechen. Das Vollkommene ſuche nur, Du Thörinn! Ein Mann, wie der Ober-Auditeur, der das eiſerne Kreuz und den Wladimirorden trägt, überall in Ehren, und ſich jährlich gegen zweitauſend Thaler ſtehet, zudem die Ausſicht hat, einmal ein bedeutendes Vermögen zu ererben, findet eine Frau, wie, und wo er ſelbige nur haben will, und ſelbſt die Anſpruchsvollſte wird nicht ſo peinlich ſein wie eine Gewiſſe, die es für eine beleidigende Zurückſetzung hält, daß die alte, bedächtige Mama Geheimeräthinn mit dem begehrten Conſens zögert.“

Das Waſſer ſtieg der gequälten Emmeline in die Augen. „Nun denn, ſagte ſie und ſog aus dem geſtochenen Finger die hervorquellenden Purpurperlen, „es mag ſo ſein, wie Du ſagſt, aber nicht weniger iſt es gewiß, daß es für ein feinfühlendes Mädchen leichter ſei, unverheirathet zu bleiben, als ſich einem Manne zu vermählen, der in dem zu ſchließenden Bunde mehr zu geben, als zu empfangen wähnt, und in deſſen Familie es nur mit Duldung und nicht mit Freude aufgenommen wird. Nein, nein! Kann der beglückende Geiſt der Ehe wohl das Herz erfüllen, welches das Bewußtſein in ſich trägt, es verdanke nur der Gnade, dem Mitleid, der Aufopferung von langgenährten Lieblingswünſchen den Beſitz des Gatten? Die Frau, welche von dieſer Ueberzeugung gedrückt wird, kann nie die Wonne des Gedankens empfinden, den Geliebten und die ihm Theuren beſeligt zu haben durch die Entſcheidung, welche ihm Herz und Hand gelobte."

Frau Joſty ſtarrte erſtaunt die glühende Rednerinn an. „Sollte man nicht glauben," hob ſie an, „des Mädchens Vater ſei ein Engländer geweſen, ſo ſtolz ſpricht es! Die jungen Herren haben Dir das Köpfchen verrückt, merke ich. Man hat Dir wahrſcheinlich geſagt, Du ſeieſt nicht häßlich und ſängeſt wie ein Engel; Du habeſt den Wuchs einer Tanne und die Augen einer Madonna. Du haſt dies für bare Münze genommen und denkeſt nun, der Mann, welchem Deine Göttlichkeit einſt zu Theil wird, müſſe, und wäre er ein Cröſus, gebückt in den Staub, in dankbarer Anbetung das ihm geſchenkte Heil empfangen."

Der Mutter Spott zerriß das ſchöne, im Hochgefühle ſeiner Unſchuld und Reinheit ſchlagende Herz der Tochter. Aber eben dies Gefühl erhob ſie über die Wallungen einer gerechten Empfindlichkeit, und geſtaltete ihrer kindlichen Scheu die mütterliche Wehthat zu dem Mißgriffe wohlmeinender Belehrungsluſt.

„Du irreſt, meine Mutter!" ſagte Emmeline ſanft, und Thränen der Wehmuth benetzten den Jabot, welchen ſie ſäumte. „Ich bin frei von jener Eitelkeit, welche ſich von den Schmeicheleien junger Männer zur Ueberſchätzung unbedeutender Vorzüge bethören läßt. Das Bischen Körperblüthe, ich weiß es wohl — es iſt verwelkt binnen wenig Jahren. Aber," bei dieſen Worten legte Emmeline die kleine Hand auf die ſich höher hebende Bruſt: „Hier klopft ein warmes, redliches, und —" leiſer fügte ſie hinzu, „liebendes Herz, welches die Fähigkeit und den Willen in ſich fühlt, den

Mann meiner Wahl durch innige Hingebung, durch feſte Treue, durch Alles, was die Natur zu dieſem ſchönen Zwecke in tauſend Kräften dem Weibe verlieh, zu beglücken. Sollte ſolch ein Herz, das, auch dann noch, wenn es bricht, mein unverlierbares Eigenthum für ein künftiges Leben bleibt, nicht eine Mitgift von Geld und Gut aufwiegen, die, wie jeder irrdiſche Beſitz, unzuverläſſig iſt? Sollte dies Herz nicht den freudigen Stolz hegen dürfen, es ſei werth, geſucht, erkannt, geliebt zu werden?“

Emmelinens Sprache war ſo überzeugend, ihr Ton ſo frei von jener Heftigkeit, welche des Sieges noch ungewiß iſt und ihn durch leidenſchaftliches Bewegen zu erringen meint, daß Frau Joſty vor der Superiorität dieſer höheren Geſinnung ihrer Tochter verſtummte und erſt nach langer Pauſe, als Emmeline noch immer ſchwieg und einer Antwort harrete, das Wort alſo wieder aufnahm:

„Du haſt Recht, Linchen! Und jene Männer ſind keinesweges zu beklagen, die nicht Trauben leſen von den Dornen, weil es bei der Wahl einer Gattinn ihre letzte Frage war, ob das Mädchen, für welches ſie ſich entſchieden, ein gutes, frommes, treumüthiges und häuslich erzogenes ſei. Aber, geradezu verargen kannſt Du billiger Weiſe es der Geheimeräthinn Markens auch nicht, daß ſie bisher Anſtand genommen, dem einzigen Sohne ihre Einwilligung zu ſeiner Verheirathung mit einem Mädchen zu geben, von dem ſie weiter nichts weiß, als daß es hübſch, blutarm, unbeſcholten und die beſte Sängerinn des Ortes ſei. Daß der Ober-Auditeur nicht eher glücklich ſein will, bis der mütterliche Segen auf dieſem Glücke ruhe, ſtellt ihn als einen guten Sohn und vernünftigen Mann dar, wenn gleich dieſe geziemende Rückſicht dem Liebhaber Eintrag thun mag.“

Während dieſer Rede hatte die Spannung in Emmelinens Zügen den Ernſt des Entſchluſſes verrathen, der ſich aus der Tiefe des gepreßten Herzens emporarbeitete. Jetzt ſtand ſie auf und ſagte: „Es iſt gut, Mutter. Dieſe Unterredung hat die Ueberzeugung in mir entwickelt, daß ich keine paſſende Partie für den guten Markens und es höchſt nöthig ſei, daß er je früher, je beſſer die an mich verlorene Freiheit zurückerhalte. Nur die dankbare Anerkennung von Markens herzlicher Liebe für mich und der heiße Wunſch, dein Alter, meine Mutter, mit größeren Bequemlichkeiten erleichtern zu können, hat mich abgehalten, es eher zu thun. Allein, wo Pflichten gebieten, müſſen Wünſche ſchweigen, und darum geſchehe bald, was doch einmal geſchehen muß.“

Frau Joſty ließ vor Schrecken die Filetnadel fallen und rief: „Um des Himmels Willen, Kind! Was haſt Du vor?“ als Emmeline der Thüre zueilte, um in des Oheims Arbeitsſtübchen zu gehen. Doch erſchrocken fuhr das Mädchen von der geöffneten zurück, denn Markens Bedienter legte ſo eben den klopfenden Finger an dieſe; lächelnd und mit tiefer Verbeugung überreichte er der geſuchten Behörde ein Billet und entfernte ſich eiligſt.

Mit bebenden Fingern erbrach Emmeline das Schreiben. Ihre Augen folgten erlöſchend ſeinem Inhalte, eine Todtenbläſſe überzog die ſchöngefärbten Wangen und der Mutter neugierige Fragen umſchwirrten drängend die Betäubte. Ein Zufall rettete ſie vor der ſtürmiſchen Zudringlichkeit der Fragerinn und gab ihr Zeit, ſich zur Antwort zu ſammeln.

Es klopfte abermals, und herein trat ein junger Mann, mit welchem wir unſere Leſer in möglichſter Kürze bekannt machen wollen. Fritz Delphin, Secretär eines reichen polniſchen Grafen, welcher, um einen gelähmten Fuß wieder herzuſtellen, in die Stadt gekommen war, die der Schauplatz dieſer Erzählung iſt, woſelbſt er einem, in Curen dieſer Art berühmten Heilkünſtler ſich anvertrauet hatte, wohnte im größten Gaſthofe des Ortes, deſſen Seitengebäude die Halblänge des Gäßchens einnahm, in welchem der alte Kanzliſt Joſty mit ſeiner Schwägerinn und Nichte ein paar kleine Stübchen inne hatte. Der von ſeinem Patron wenig in Anſpruch genommene Secretär hatte ſchon ſeit mehreren Wochen einen höchſt anziehenden Genuß darin gefunden, ſein Gegenüber zu belauſchen, welches ſeinem aufmerkſamen Auge die freundlichen Bilder eines beſchränkten Hauslebens darſtellte, als ein Zufall, der vielleicht nicht ganz ſo zufällig war, als er ſchien, dem Secretär Gelegenheit gab, dem Kanzliſten einen kleinen Dienſt zu erweiſen. Der dankbar Verpflichtete, kaum von dem Namen, Stande und der nahen Nachbarſchaft des jungen Mannes in Kenntniß geſetzt, ladete ihn freundlich zu ſich ein, und Fritz Delphin ließ nicht lange auf ſeinen Beſuch warten.

Dieſer junge Mann gehörte unter die wenigen Glücklichen, welche ſo viel Freunde gewinnen, als ſie Bekannte zählen. Von der Natur mit einem ſehr gefälligen Aeußern ausgeſtattet, ward es ſeinem hellen Verſtande leicht, den Eindruck zu befeſtigen, welchen dieſes bei ſeinem erſten Erſcheinen hervorbrachte. Er verband die weichſte Gutherzigkeit mit einer ausgebildeten Anlage zur Satyre, und indem die Erſtere von der Letzteren ſtets die verwundenden Dornen brach, ſchmückte dieſe mit den Roſen des Scherzes und eines zartgehaltenen jugendlichen Muthwillens jedes Geſpräch, an dem er Theil nahm. Obwohl man deutlich wahrnehmen konnte, daß ihm die Genußfähigkeit für die Freuden und Annehmlichkeiten des Reichthums nicht abgehe, ſo ſprach ſich doch in ihm eine innigzufriedene Genügſamkeit mit den Gewährungen einer beſchränkten Lage aus, welche letztere Eigenſchaft eine ungemein anſprechende Heiterkeit über ſein ganzes Weſen verbreitete, und ſelbſt in die Gemüther der Begehrlichen und Unzufriedenen Ruhe und ſüße Stille strömte. Er beſaß einen ſo richtigen Tact für die Eigenthümlichkeiten der Menſchen, einen ſo ſcharfen Blick für die feinen Grenzen ihrer Unterſcheidungen und ſo viel guten Willen, der Denkart und Empfindungsweiſe eines Jeden ſich anzupaſſen, in ſofern dies ſich mit dem Feſthalten an einfachen, aber edlen Grundſätzen vereinigen ließ, daß ein Jeder glaubte, in Fritz Delphin ſein verklärtes Ebenbild zu erblicken, und er in der Selbſtſucht fremder Herzen die wärmſte Fürſprecherinn für das eigene hatte. Wenige Wochen nur waren ſeit Delphins erſtem Beſuche im Nachbarhauſe verſtrichen und der Secretär war der tägliche Abendgaſt bei Joſtys und jedem Gliede des kleinen Familien-Dreiblatts auf eigne Weiſe unentbehrlich geworden. Er ſchwatzte dem alten, kränklichen Kanzliſten zuweilen eine Arbeit ab, und löſte dann die übernommene Aufgabe ſo ſchnell und zugleich ſo zur höchſten Zufriedenheit des peinlichen Geſchäftsmannes, daß dies allein hinreichend geweſen wäre, ihm die Gunſt des Alten zuzuſichern. Aber er zeigte auch das aufmerkſamſte Intereſſe, wenn der Kanzliſt ihm oft mit Klagen und verdrießlichen Aeußerungen die Verworrenheit vorliegender Geſchäftsfälle vortrug; wenn dieſer mit der Breite, die ſein Beruf ihm angeeignet hatte, ihm die ermüdende Beſchwerlichkeit deſſelben aus einander ſetzte.

Delphin entbehrte nie einer natürlichrichtigen Antwort auf Streitfragen, welche in hochaufgethürmten Actenſtößen behandelt und dennoch unentſchieden geblieben waren; der

Frohſinnige verſtand es ſtets die Schattenſeite des verklagten Geſchäftsverhältniſſes in ein helleres Licht zu ſchieben, und er erwiederte dieſe unerfreulichen Mittheilungen mit ungleich anziehenderen, von den weiten Reiſen, die der junge Mann in ſeiner Lage zu machen Gelegenheit gefunden, daß der alte Joſty ihn bald, wie einen eigenen Sohn, und zwar von ganzem Herzen liebgewann. Zeigte der alterthümliche Stubenſeiger die ſiebente Stunde an und war Delphin noch nicht da, ſo hatte gewiß der Kanzliſt ſchon mehrere Male gefragt, warum der Secretär wohl heute ausbleiben möge.

Auch Frau Joſtys krittelnde Wähligkeit in Beziehung auf die ihr ſelten genügenden Eigenſchaften Anderer ward durch den jungen Gaſtfreund befriediget. Niemand als er beantwortete ihre unerſchöpflichen Fragen mit ſolch unerſchütterlicher Geduld; Niemand verſtand es gleich ihm, ihren, oft ſo heftigen Ausfällen auf Schwager und Tochter im Nu eine Wendung zu geben, die des erſehenen Zieles verfehlen machte und doch die Ueberliſtete nicht erbitterte. Auch wußte er die neugierige Frau ſehr angenehm zu unterhalten. Bald erzählte er ihr von dem Treiben des Gaſthofes, und berichtete mit einer, den Frauen ſtets willkommenen Umſtändlichkeit und manchem drolligen, ſeine Unkunde des Gegenſtandes verrathenden Mißgriffe im Ausdrucke, was heute die Tafel aufgeſtellt und welchen Betrag geſtern der Graf für die Monatsrechnung bezahlt hatte. Er nannte die Fremden, welche den Gaſthof bewohnten, und manches in der kleinen, unruhigen Welt deſſelben vorkommende unbedeutende Ereigniß verarbeitete ſein lebendiger Witz, ſeine Darſtellungsgabe zu einer komiſch intereſſanten Anekdote. Schon zweimal hatte er Frau Joſty in der prächtigen Equipage ſeines Gönners zu Schlitten gefahren und die Geſchmeichelte in dem großen

Kaffeehauſe eines nahen Dorfes, dem beliebteſten Luſtfahrtziele der Einwohner dieſer Stadt, auf das feſtlichſte bewirthet. Emmeline hatte die Einladung zu dieſen Partieen aus leicht zu errathenden Urſachen ausgeſchlagen.

So betrachtete denn auch Frau Joſty die Bekanntſchaft des Secretärs Delphin als einen nicht unbeträchtlichen Gewinn für die ſpärlichen Freuden ihrer dürftigen Häuslichkeit, und das gewandte Benehmen des neuen Günſtlings förderte die tief in ihr ruhende Eigenſchaft zu Tage, nach welcher ſie an den Erkohrenen ihres Wohlwollens die ganze Fülle der genau zuſammengehaltenen Gunſt rückſichtslos verſchwendete.

Am anziehendſten wirkte, wenn gleich dieſe Wirkung unausgeſprochen blieb — der gewonnene Umgang auf Emmeline.

Seit Jahr und Tag bereits durfte und mußte das Mädchen ſich halb und halb als eine Verlobte betrachten, und ſo lag demnach der zartfühlenden Jungfrau die ganze übrige Männerwelt weit außer dem Kreiſe ihrer Wünſche und Betrachtungen. Der, ſchon öfterer erwähnte Ober-Auditeur Markens hatte Emmeline Joſty in einem längſtbeſtehenden Dilettantenconcerte, welches wöchentlich abgehalten ward, kennen gelernt. Emmeline war als erſte Sängerinn die Krone dieſes muſikaliſchen Vereins und als ſolche allbeliebt und allgefeiert. Markens, ſelbſt ein leidenſchaftlicher Muſikfreund, ward zuerſt von des Mädchens himmliſcher Stimme und der bewundernswürdigen Kunſtfertigkeit, (ein, von dem frühverlorenen Vater ererbtes Talent,) die es mit der höchſten Anſpruchsloſigkeit entwickelte, bezaubert. Das tiefe und innige Gefühl, welches Emmelinens Geſänge aushauchten, durchdrang das Gemüth des ergriffenen Hörers und machte den als einen kalten Verächter weiblicher Liebenswürdigkeit bekannten Ober-Auditeur, zu dem glühenden Verehrer der holden Sängerinn. Die züchtige Anmuth, die faſt kindliche Beſcheidenheit, mit welcher Emmeline die rauſchenden Beifallsäußerungen der Menge und die ſinnigen und unſinnigen Schmeicheleien Einzelner aufnahm, und keiner dieſer Huldigungen jemals den leiſeſten Einfluß auf ihr weiblichwürdiges Benehmen geſtattete, gaben dieſer erwachenden Neigung den feſten Grund der zarteſten Achtung. Die Ruhe endlich, mit der Emmeline Markens ſichtliche Annäherung wahrnahm, die Feinheit, mit welcher ſie den Doppelſinn ſeiner bedeutungsvolleſten Anſpielungen vereinfachte, die Anmaßungsloſigkeit, welche nicht daran zu denken ſchien, es könne ein Mann wie er, einem Mädchen ohne Rang und ohne Mittel mit ernſtlichen Abſichten nähern, fachten Markens glimmende Liebe zur hellen Flamme der Leidenſchaft an, die mit dem höchſten Preiſe nicht zögert, um den erſehnten Beſitz zu erkaufen. Der Ober-Auditeur ſuchte und fand Gelegenheit, Emmelinen das volle Herz zu öffnen, und an das Geſtändniß ſeiner Liebe knüpfte ſich die Bitte um ihre Hand. Emmeline hatte mit zitternder Ueberraſchung dieſen Antrag vernommen. Der Mann, deſſen ſtolze Freimüthigkeit in dem Flehen der Liebe erſtarb, der mit einer Herzlichkeit, die ſie ihm nimmer zugetrauet hätte, ihr weiches Gefühl in Thränen auflöſete, gefiel ihr wohl; aber faſt ſchreckend blendete ſie der Glanz der Ausſicht, welche ſich ihr eröffnete, und trennend legte ſich zwiſchen ihre Herzen die kalte Hand der Ahnung und des Zweifels.

„Herr Ober-Auditeur!“ ſagte ſie mit bewegter Stimme, „Ihr unerwartetes Geſtändniß beraubt mich der Beſonnenheit, welche ich nöthig hätte, um meine Antwort ſo zu ſtellen daß ſie Ihnen genügte, und doch die Forderungen meines

Zartgefühls ausſpräche. Doch — das Rechte iſt allemal das Zarteſte, und ſo nehmen Sie vorerſt meinen wärmſten Dank hin für das Vertrauen, welches Sie in mir das Mädchen erblicken läßt, das Ihrer Wahl würdig wäre; aber zürnen Sie auch der Bedenklichkeit nicht, die im klaren Bewußtſein von der Verſchiedenheit unſerer äußern Verhältniſſe beſorgt, es möchte dieſe Ihre Wahl den Wünſchen Ihrer Frau Mutter wie Ihrer ſämmtlichen Familie nicht genehm ſein. Laſſen Sie mich ausreden, lieber Markens! Und erlauben Sie mir jetzt eine Bitte, welche, ſo wie Ihr Verſprechen, ſelbige mir zu gewähren, vorläufig das Band bilden möge, das zwiſchen uns beſtehe.“

Der Ober-Auditeur gelobte in geſpannter Erwartung.

„Nun denn,“ fuhr Emmeline fort: „ſo wiederholen Sie mir Ihren Antrag erſt dann, wann Sie mir zugleich einen unzweideutigen Beweis von der freien, unbeſtochenen Einwilligung Ihrer Frau Mutter geben können.“

Der Ober-Auditeur hatte ſich gefangen und war durch Emmelinens achtungswerthes Begehren eng beſtrickt. Die Geheimeräthinn Markens war als eine geld- und rangſtolze Frau bekannt, die mit der Verheirathung ihres einzigen Sohnes wohl höher hinausdenke, als daß ſie mit ſeiner getroffenen Wahl hätte zufrieden ſein können. Aber Emmelinens Verlangen ſtellte das Mädchen ihm in noch hellerem Lichte dar, und er erwog ſchnell und freudig, daß er noch niemals eine Fehlbitte an die Mutter gethan, deren einziges Kind er war, und glaubte getroſt den Stein des Anſtoßes, welchen die Geliebte ſeinem Glücke in den Weg warf, mit leichter Mühe heben zu können. Aber es fand ſich, daß er diesmal ſich verrechnet hatte. Des Sohnes leidenſchaftliche Uebereilung drohete den liebſten Luftſchlöſſern der Geheimeräthinn in Beziehung auf die künftige Verheirathung des Ober-Auditeurs den Einſturz, und mit einer nie an ihr gekannten Härte verweigerte ſie dem Beſtürzten ihre Einwilligung zu der projectirten Verbindung, und ſetzte in ihrer mütterlichen Hitze die unſchuldige Emmeline ſo tief herab, daß ſchon das Gerechtigkeitsgefühl des beleidigten Sohnes das geliebte Mädchen ihm noch theurer gemacht haben würde, wenn ſeine, noch heißer flammende Leidenſchaft der Gekränkten nicht ohnedies vollen Erſatz gegeben hätte.

Und ſo war es denn geblieben. Der Ober-Auditeur fand bei etwas ruhigerer Ueberlegung, wie wenig es räthlich ſei, die Mutter, und mit ihr eine ganze Sippſchaft vornehmer Verwandten zürnend gegen ſich zu erbittern, und indem er hoffte, es werde die Stunde doch endlich ſchlagen, welche für die Erreichung ſeiner Abſichten günſtig ſei, regelte er ſein Benehmen nach den Geſetzen der Klugheit. Aber Woche an Woche, Monat an Monat reihte ſich, und kein Ereigniß wollte ſeinem Beſtreben zu Hülfe kommen, die Anſicht ſeiner Mutter von der Unzuläſſigkeit der gewünſchten Verbindung zu verändern. Emmeline ſah und ſprach er wöchentlich in dem bewußten Concerte, und wenn er auch jede Gelegenheit ſorglich wahrnahm, um das Mädchen von ſeinen unveränderten Geſinnungen zu überzeugen, ſo fühlte doch Emmeline mit verletztem Selbſtgefühl, wie unmöglich es ihm bis jetzt geweſen ſein müſſe, die Rückſicht auf die Zufriedenheit ſeiner Mutter mit der Erfüllung ſeiner Wünſche zu vereinigen.

Drei Vierteljahre konnten ungefähr vergangen ſein, ſeit Emmeline in dieſem ſonderbaren Verhältniſſe ſich befand, als Fritz Delphin die Bekanntſchaft der kleinen Familie Joſty machte. Die zarte Ehrerbietung welche der junge liebenswürdige Mann Emmelinen erwies, die in ihren ſchweigenden Aeußerungen ſo beredten Beweiſe von der Art des Eindrucks, den ſie auf ihn hervorgebracht, die Anmuth ſeines Umganges verfehlten ihre Wirkung auf das Mädchen nicht, das oft gegen ſeinen Willen, ja ſelbſt zuweilen ohne ſein Wiſſen Vergleichungen anſtellte, die faſt immer zum Nachtheile des armen Markens ausfielen. So erwog ſie, wie gegen Delphins natürliche Unbefangenheit die Genialität ſeiner Einfälle, die weltmänniſche Gewandtheit, die abgeſchliffene Alltäglichkeit des Ober-Auditeurs ſo matt und gehaltlos ſich ausnehme; und indem ſie der Kräftigkeit, mit welcher der Secretär den Druck eines ſchwierigen Verhältniſſes von ſich abhielt, ohne ſeiner Pflicht etwas zu vergeben, ihre ſtille Bewunderung zollte, that die Wahrnehmung, daß — der Gedanke mußte, obwohl mit Scheu dennoch ausgedacht werden — Markens mit unmännlicher Schwäche in dem wichtigſten Lebensverhältniſſe von dem Willen einer herrſchſüchtigen Mutter ſich beſtimmen laſſe, ihrer Achtung gegen ihn einen nicht unbedeutenden Eintrag. Um die arme Emmeline in noch ſtärkeren Zwieſpalt mit ſich ſelbſt zu ſetzen, erhellte Delphins öfteres Erſcheinen die Ueberzeugung in ihr, daß ſie für die Verhältniſſe einer Lage, wie diejenige ſei, in welche ſie durch eine Verbindung mit dem Ober-Auditeur verwickelt werden würde, nimmermehr paſſen dürfte. Die Freuden, welche ihr häusliches Stillleben, ſeit der Umgang des Secretärs dies verannehmlichte, ihr darbot, genügten ihr ſo ganz und ſenkten ſolch eine ſüße Stille in ihre Seele, daß kein Wunſch nach höheren Genüſſen Raum in dem befriedigten Gemüthe fand.

Oftmals, wenn der trauliche Zirkel um den breiten Tiſch geſchloſſen war, der Kanzliſt ſein Abendpfeifchen ſchmauchte, Frau Josty mit häuslicher Arbeit beſchäftigt war, und nebenher den dampfenden Thee ſervirte, Emmeline emſig am zierlichen Filet-Häubchen strickte, und Fritz Delphin ſeinen aufmerkſamen Zuhörern eine Zeitſchrift oder ein gutes Buch vorlas, überrieſelte Emmelinen ein leiſes Grauen, wenn im Wohlgefühl dieſes unſchuldigen Glückes ſie plötzlich von der Vorſtellung erſchreckt ward, wie ganz anders die Erholungen ihrer künftigen Tage ſein würden. Die Bilder der Aſſembleen und der zahlreichen Familien-Feſtlichkeiten, bei denen zu erſcheinen ihre Beſtimmung als Markens Gattinn geweſen wäre, zogen im trüben Lichte ihrer pomphaften Steifheit an der regen Phantaſie des Mädchens vorüber; die Schauer der dort herrſchenden Langweiligkeit weheten kältend die freudenwarme Emmeline an, und ſie hatte ein um ſo lebhafteres Vorgefühl von der Zurückſetzung, die in jenen Kreiſen ihr, als einem unwillkommenen Mitgliede, unfehlbar zu Theil werden würde, als ſie mit frohem Stolze es ſich bewußt war, daß ſie die Seele der gegenwärtigen Unterhaltung und der Magnet ſei, welcher den angenehmen Vorleſer ſo feſt und unablösbar anziehe.

Unmöglich konnte es Emmelinen lange verborgen bleiben, daß ihr Gefühl für Delphin allmählich mehr Wärme und Bedeutung gewann, als dies den Empfindungen einer Braut für einen Andern, als den ihr Beſtimmten wohl geziemen mag. Aber Emmeline betrachtete ſich auch nicht als eine Solche. Vielmehr ſah ſie ihr Verhältniß zu dem Ober-Auditeur als ein ſo leicht aufzulöſendes an, daß ſie vielleicht nur deßhalb die Neigung, dieſe preßhafte Beziehung durch ein gänzliches Aufgeben ihrer Anſprüche an Markens zu endigen, unterdrückte, weil ſie von Tage zu Tage auf ein Ereigniß rechnete, welches ſie dieſer Mühe überheben würde. Doch auch dieſe Erwartung wurde nicht befriediget. Alles ging den alten Gang, und Emmelinen ward die Ungewißheit, in der ſie lebte, dies Schwanken zwiſchen Pflicht und Freiheit, zwiſchen ängſtlicher Hoffnung und beruhigender Vermuthung, zwiſchen dankbarer Rückſicht auf die Schonung, welche Markens verdiente, und der gerührten Erwägung, wie herzlich die, in Delphins ganzem Thun und Laſſen ſich kund gebende Liebe für Emmeline gewürdiget werden müſſe, täglich unerträglicher.

Wir erinnern unſere Leſer an die Unterredung zwiſchen Mutter und Tochter, mit welcher dieſe Erzählung begonnen. Dies Geſpräch, indem es Emmelinen tief verletzte, zeigte derſelben in der Mutter beißenden Hohnreden die eng gezogene Grenze für ihre Anſprüche, und in des Ober-Auditeurs bewerbender Herablaſſung zu ſolch einem armen Mädchen ein Opfer großmüthiger Liebe, welche die demüthigſte Unterwerfung der gewählten Frau kaum aufzuwiegen im Stande ſei. Der Jungfrau ganzer Stolz erwachte; ein leiſer Widerwillen gegen Markens wollte ſie beſchleichen, aber ſie wehrte der fremden Regung, und ihr zarter Sinn für das Rechte ſagte ihr, daß die Zeit erſchienen ſei, in welcher es Pflicht für ſie werde, den bisher beſtandenen Bund zu löſen.

Emmeline eilte der Thüre zu, um in des Oheims Arbeitsſtube das Abſagebriefchen zu ſchreiben, als Markens Bedienter, wie wir bereits wiſſen, ihr ein Billet überreichte, deſſen Inhalt wir noch erfahren ſollen. Gleichzeitig mit demſelben erſchien der Secretär, deſſen Eigenthümlichkeit und Stellung zur Familie Joſty wir nun ausreichend geſchildert zu haben glauben, und indem wir bitten, unſere Leſer wollen nicht zürnen, daß die nun beendigte Epiſode ihre Aufmerkſamkeit ſo lange vom Vorfall des Tages entfernte, möge die Erzählung ihren weitern Verlauf nehmen.

Froh und fröhlich trat jetzt Fritz Delphin ein, und begrüßte mit anſtändiger Dreiſtigkeit Frau und Fräulein Joſty. Seine linke Hand bedeckte ſorglich die rechte Bruſtgegend, wo ſein feiner, grüner Kalmuck-Ueberrock hoch aufbauſchte, die rechte füllte ein Taſchenbuch. Nachdem ſein Gruß von der Erſteren laut, von Emmelinen jedoch kaum vernehmbar erwiedert worden war, ſagte er: „Es daucht draußen ſo friſch, die Luft iſt ſo ſcharf und rein, die Kälte iſt ſo feſt, daß es ſcheint, als wolle der Winter für immer Wohnung bei uns machen. Um ſo nöthiger iſt uns daher eine Erinnerung an das Frühjahr und an ſeine holden Gaben, die uns für die Unbill der gegenwärtigen Witterung entſchädigen werden.“ Delphin trat dem halbabgewendeten Mädchen ſchüchtern näher, und fuhr mit ſtockender Stimme und geſenkten Blicken fort: „Liebes Fräulein! Man rühmte ſtets mein Glück in Blumenpflege und Blumenzucht. Ich habe es verſucht, das geprieſene Talent für einen theuren Zweck in Ausübung zu bringen. Dies glühende Sommerkind zeuge für die ſüße Mühe des Gärtners, welche ſich tauſendfältig belohnt fühlen wird, wenn Sie es mit einigem Vergnügen empfangen, und durch die Aufnahme an Ihrer Bruſt, ihm erſt ſeinen ſchönſten Schmuck verleihen.“ Bei dieſen Worten zog der Secretär ein feingeſchliffenes Glas aus dem Buſen, und in dem Waſſer, welches bis an die Anſicht des Schlangenbades reichte, womit das Glas geſchmückt war, ſchwankte eine Roſe, eine Centifolie, die in ihrer maleriſchen Schönheit kein Zögling des bleichen Winters ſchien. Das bittende Auge jetzt erſt erhebend, bot Delphin ſchüchtern Glas und Roſe Emmelinen dar. Dieſe wendete das noch immer blaſſe Geſicht dem Geber zu; der Roſe Bild zitterte verzehnfacht in den Thränen, die in des Mädchens Augen funkelten, aber ein Lächeln, wie nur die dankbare Liebe es erzeugt und die opfernde es verſteht, ſtrahlte, wie Mondlicht aus Abendwolken, über Emmelinens Züge.

Delphin ſtarrte erſchrocken die Schweigende an und rief, indem er haſtig das Glas auf ein naheſtehendes Tiſchchen ſetzte und Emmelinens Arm ergriff: „Um Gotteswillen, theure Emmeline! Was iſt Ihnen? Sie ſind krank! So bleich, ſo verſtört ſahe ich Sie noch nie!“

Da perlte Thräne auf Thräne unter den Augenliedern hervor, welche verbergend ſich über die milden Sterne ſenkten, und ein leiſes Zucken der ſchöngeformten Unterlippe verrieth, wie vergebens Emmeline gegen das Weinen ankämpfte. Die Mutter ſprang ängſtlich herbei, und ſprach mit ſcheltender Beſorglichkeit: „Sagte ich es Dir nicht, daß es ſo kommen würde? Aber das folgt nicht und thut, was ihm eben gelüſtet! Eine Stunde lang,“ — hier wendete die Schmählende ſich gegen Delphin, — „hat vorhin das Mädchen an jenem Fenſter geſtanden und die gefrorenen Blumen angehaucht, als läge es ihm ex officio ob, das Eis zu Waſſer zu machen. Nun haben wir die Beſcherung. Irre ich nicht, ſo iſt dies ein Anfall von Bruſtkrampf, den die eingeſchluckte Kälte ſehr natürlich erregte. Ich werde Dir Baldrian-Thee kochen, da wird es ſich ſchon wieder geben, und ein andermal laß ſolchen Unſinn bleiben.“

Das Geſicht des Secretärs hatte ſich bei der Nachricht von der Veranlaſſung dieſer Unpäßlichkeit mit dunkler Glut überzogen; auch über Emmelinens blaſſe Wangen ſchimmerte in einem Anfluge ſanfter Roſenfarbe der Widerſchein einer innern, heftigen Bewegung. Die Mutter, dies wahrnehmend, ſagte: „Nun wirſt Du wieder roth, Linchen; es iſt jetzt hoffentlich vorüber.“

„Ich bin nicht krank, mir iſt wohl; es war — es iſt —“ ſagte Emmeline in banger Verwirrung, und drückte feſt die rechte Hand zu, welche das inhaltſchwere Blatt verbarg.

„Gottlob! wenn es ſo wäre!“ ſagte Delphin freudig aufathmend, und ein inniger Händedruck beglaubigte die Wahrheit der bezeigten Theilnahme. „Ich träumte mir,“ fuhr er mit Herzlichkeit fort, „heute einen ſo ſchönen Abend, und in der Aengſtlichkeit, mit welcher der Geizige einen zu hoffenden Schatz ſich zu ſichern bemüht iſt, und indem mich eine düſtere Ahnung anwehete, als würde ich des ſüßen Genuſſes dennoch verluſtig gehen, kam ich, Ihnen denſelben anzukündigen. — Ich habe in dieſer Penelope,“ er deutete auf das Taſchenbuch, „eine Erzählung von Richard Roos, unter dem Titel: das Geſangbuch, gefunden, welche mich ungemein angeſprochen hat. Es hat dies Geſchichtchen mich recht innerlich erquickt und meinem Vertrauen zur Vorſehung jene kindliche Zuverſicht zurückgegeben, welche ſo leicht im Drucke der Verhältniſſe verloren geht.“

Emmeline brach auf's neue in Thränen aus; ſie ſeufzte leiſe: „O Gott! o Gott!“ und drückte beide Händchen mit dem Ausdrucke der tiefſten Betrübniß in einander. Indem Delphin mit dem Dringen der Angſt nach der Urſache dieſer Seltſamkeit fragte, ward mit Geräuſch die Thüre aufgeriſſen, und der Kanzliſt Joſty, von einem Rathsdiener geführt, hinkte herein. Er verabſchiedete dankend den Führer, und ſagte in Abſätzen, während er vor Schmerz die Lippen zuſammenpreßte und das linke Bein ſtreichelte:

„Das verdammte Podagra, Gott verzeih' mir die Sünde! hat nicht einmal mehr Reſpect vor meinen Berufsgeſchäften; denn kaum auf dem Rathhauſe angekommen, ward ich mit ſolcher Gewalt und Pein davon überfallen, daß ich die Feder niederlegen und mich nach Hauſe führen laſſen mußte. Frau Schwägerinn, beſorgen Sie mir gefälligſt alſobald Fliederthee und ein recht warmes Stübchen; ich werde mich zu Bett begeben, und wollte mich gern in mein Schickſal finden, wenn nur die Arbeit warten könnte; ſo aber — —"

„O liebſter Herr Joſty!" unterbrach ihn der Secretär: „Sie wiſſen ja, daß Sie ſtets auf mich rechnen dürfen, und mit Vergnügen erwäge ich, daß ich heute durch nichts Dringendes gehindert ſei, Sie zu überheben." „Sie, gutes Freundchen, Sie!" entgegnete der Kanzliſt, „nun ich nehme Ihr herzliches Erbieten dankbar an, und werde ſie inſtruiren, wenn Sie mir gefälligſt in meine Arbeitsſtube folgen wollen."

Emmeline hatte bei dem Eintritte des Oheims ihr eigenes, uns für jetzt noch unbekanntes Leiden vergeſſen, und ihre liebende Aufmerkſamkeit dem Kranken zugewendet. Sie trocknete ſchnell die naſſen Augen, band dem Oheim die Halsbinde auf, holte Schlafpelz, Pantoffeln und Nachtmütze herbei, und leiſtete dieſe kleinen Gefälligkeiten ſo zuvorkommend, zart und ſtill, wie die wohlwollende Anhänglichkeit eines dankbaren Herzens ſich ſo gern äußert. Nebenher ſtreifte manch ſeelenvoller Blick ihren Pflegegehülfen Delphin, dem ein Felsſtück von der beklommenen Bruſt ſank, als er das theure Mädchen in gewohnter Geſchäftigkeit walten und weben ſah.

Endlich war die Patienten-Toilette des Kanzliſten gemacht; er ließ ſich von dem Secretär in ſein Stübchen führen, und Frau Joſty, welche ſich während dieſer Verhandlung eben ſo gehaltlos als überflüſſig verlautbart hatte, verſprach den beſtellten Thee bald nachzuſenden. Nach einem Viertelſtündchen erſchien Emmeline mit demſelben, und fand den Oheim bis an das Kinn in das Bett verhüllt. Sie goß den Fliedertrank ein, ſetzte dem Kranken die Taſſe bequem zurecht, und ſich auf ein kleines Fußbänkchen, indem ſie folgendermaßen begann: „Ach lieber Oheim! Wie hat mich danach verlangt, Ihnen mein volles Herz ausſchütten zu können! — Es iſt dieſen Morgen viel vorgefallen, und kaum weiß ich wie? und wo? ich anfangen ſoll, Ihnen zu erzählen.“ Emmeline ſeufzte ſchwer.

„Nun, da bin ich doch wirklich begierig,“ ſagte der Oheim, ſein holdes Beichtkind fixirend. Emmeline hob an: „Eine unangenehme Unterredung mit der Mutter, zu welcher eine Kinderei von mir Veranlaſſung gab, bildete in mir den längſt ſchon aufgenommenen Entſchluß aus, dem Ober-Auditeur das Wort der Treue und damit den verſcherzten Familienfrieden zurückzugeben. — Es war mir in dieſem Augenblicke, als ob ein Nebel vor meinen Augen zerrönne und ich nun klar erblickte, daß das Gefühl meines jungfräulichen Werthes und das Urtheil meines Verſtandes, welcher dieſe Verbindung als unpaſſend verwirft, dieſe Forderung immer an mich gemacht, ich jedoch im ſtraffälligen Gehenlaſſen die Leiſtung derſelben verſäumt hätte. In ängſtlicher Eile wollte ich die rückſtändige Pflicht erfüllen, und in dieſem Stübchen, wo ich ungeſtört geweſen wäre, einige Zeilen an Markens ſchreiben. Wie ich die Thüre öffne, tritt mir ſein Bedienter entgegen und überreicht mir dies Billet.“ Emmeline zog das Blättchen aus dem heftigarbeitenden Buſen und las:

„Theure Lina!

Mit unſicherer Hand, welcher die Freude die gewohnte Feſtigkeit raubt, melde ich Ihnen in dieſen Zeilen, daß meine Mutter geſtern Abend in mein Glück gewilliget hat. Die Gütige ertheilte mir in der Gegenwart aller meiner Verwandten die Erlaubniß, ihr heute die künftige Tochter zuführen und, von dem mütterlichen Segen dazu berechtiget, die Bitte um Ihr Herz und Ihre Hand wiederholen zu dürfen. Mein Verſprechen iſt gelöſt, Ihr Verlangen, Geliebte! befriediget, und mein ſehnſuchtsvolles Harren und Hoffen durch die ſchönſte Erfüllung gekrönt. Gern wäre ich mit dieſer Nachricht ſelbſt zu Ihnen geeilt, allein ein unaufſchiebbares Geſchäft von ernſter Wichtigkeit nimmt meine Zeit in Anſpruch. Gott! werde ich auch in dieſen Stunden beſonnen und geſammelt zu der Leiſtung deſſelben ſein können? Nein, heiße Liebe, nur der Wunſch, die ganze Welt gleich mir beglückt zu wiſſen, füllt meine Seele. Um fünf Uhr erſcheine ich in Ihrer Wohnung, um Sie in die Arme meiner Mutter und in den Kreis meiner Familie abzuholen, der Ihnen mit den angenehmſten Erwartungen entgegenſieht.

Ihr

glücklichſter Markens.“

„Nun, ich gratulire, mein Mäuschen!“ — ſagte der Oheim mit mäßiggehaltener Theilnahme; doch, als er zwei Thränenſtröme aus Emmelinens Augen ſtürzen ſah, fuhr er mit verändertem Tone fort: „Wie? Hier iſt es wohl nicht ſo recht richtig! Oder wären dies Freudenthränen? So rede doch, Linchen!“

Emmeline ſchluchzte leiſe hervor: „Ach Gott! Nein! Die Angſt weint aus mir, die Rathloſigkeit! Die Bruſt iſt mir zum Zerſpringen voll. O! vermöchten Sie es doch, mich zu beruhigen, indem Sie mich in dem zu nehmenden Entſchluſſe beſtimmten.“

Begütigend entgegnete der Kanzliſt: „Liebſt Du denn Markens nicht, mein Töchterchen?“ Der Ton dieſer Frage ſprach die zweifelloſe Vorausſetzung dieſer Neigung aus.

In einiger Verwirrung antwortete Emmeline: „Nun, ich bin ihm wohl gut, und nicht ungerührt gegen die treue Ausdauer ſeiner Liebe für mich; aber ich bin auch allmählich zu der Erkenntniß gelangt, daß dieſe Verbindung, trotz aller anſcheinenden Vortheile, meinem innerſten Bedürfen nicht entſpreche, und demnach die unerläßlichſten Anſprüche meines Herzens unbefriedigt laſſen werde.“ Der Oheim ſchwieg, und Emmeline fuhr nun muthiger und mit ſteigender Wärme fort: „Finden Sie nicht auch, lieber Oheim, daß die Sprache dieſes Billets genau das Verhältniß andeute, in welchem ich als Markens Gattinn zu ihm und den Seinigen ſtehen würde? Setzt er nicht in der Ueberzeugung, daß er mir mit ſeiner Hand ein Glück anbiete, welches meine Erwartungen bei weitem überflügelt, meine Annahme deſſelben mit einer Zuverſichtlichkeit voraus, die dem Weſen der Liebe, welche ſtets mehr zu empfangen als zu geben wähnt, und daher die kühnſte Hoffnung nur mit leiſem Zagen ausſpricht, grade entgegenſteht? Wird ferner der mütterlichen Einwilligung wohl als der gewonnenen Anerkennung erwähnt, daß die Wahl des Sohnes ihre Rechtfertigung gefunden? Nein! es wird dieſelbe als eine Gunſt ausgeſprochen, die im Mißverhältniß zu meinem Verdienſte ſtehe, und demnach mich zu einer Dankbarkeit verpflichtet, welche den frohen Stolz der Braut demüthigt. Und endlich der wichtigſte Punkt. Muß es mich nicht in den zarteſten Gefühlen verletzen, daß der Mann, welcher ſeiner Mutter die entſcheidende Stimme über ſein Handeln geſtattet, die Mutter der Geliebten, den Oheim, der mit Vatertreue ſich der hülfloſen Waiſe angenommen, keiner Berückſichtigung werth hält? Finden Sie lieber Oheim nicht, daß ich Recht habe?“

Der Oheim antwortete mit Ruhe: „Ich finde dies zwar, aber nebenbei auch noch etwas Anderes, nämlich, daß es keine Liebende ſei, welche dieſe Erwägungen und Folgerungen macht. Liebteſt Du den Ober-Auditeur, ſo würdeſt Du für jeden der genannten Klagepunkte einen Entſchuldigungsgrund aufzuſtellen wiſſen. Die Liebe iſt der ſinnreichſte Defenſor, welcher auch für die ſtrafbarſten Vergehungen ein Begnadigungsurtheil auswirkt. Doch wir wollen bei der Sache bleiben; die Zeit iſt koſtbar und gemeſſen, welche uns für die zu nehmenden Maßregeln gegeben iſt, und manche Störung möglich. Darum laß uns unverzüglich ins Klare kommen, und beantworte mir vor allen Dingen eine Frage: Nicht wahr, Du haſt ſeit einiger Zeit gemerkt, daß Du einen Anderen lieber haben könnteſt, als den Ober-Auditeur?“

Emmeline erglühete, aber mit kindlicher Offenheit begegnete ihr Blick dem forſchenden Auge des Fragers, und ſie antwortete: „Ja, Oheimchen. Was ſollte ich es Ihnen leugnen, daß ich dem ehrlichen Delphin herzlich gut ſei und glauben würde, als ſeine Gattinn ſehr glücklich mit ihm zu leben? Die Verſchiedenheit meiner Empfindungen für ihn und Markens möge ein Vergleich Ihnen deutlich zu machen ſuchen. Bin ich mit dem Letzteren zuſammen, ſo iſt es mir, als beſände ich mich im ſtattlichſten Putze. Es beengt mich hier — es preßt mich da; ich nehme ſorgliche Rückſicht darauf, daß nichts an meiner Aeußerlichkeit verdorben werde, und darüber geht mir alle Freude, alle Unbefangenheit verloren. Ich ſehne mich nach dem Augenblicke, wo ich dieſe Unbehaglichkeit abſtreifen kann. Delphins Gegenwart hingegen umfängt mich ſo traut, bequem und anpaſſend, wie ein liebes Hauskleid. Es läßt mir für jede freie Bewegung, ſogar für ein wenig Muthwillen Raum; es wärmt, es ſchützt, es kleidet mich — ich möchte es immer tragen.“ Der Oheim lächelte mitleidig. „Ich verſtehe Dich, Linchen,“ ſagte er weich, „und Deine Gefühle für beide Männer erſcheinen mir eben ſo natürlich, als Dein Vergleich wahr: aber mein gutes Kind, was ergiebt ſich daraus? — Willſt Du, nachdem der Ober-Auditeur ein ganzes Jahr hindurch auf Deine erwidernde Zuneigung gerechnet, und in dieſer feſten Ueberzeugung alle Kräfte der Ueberredung und Klugheit in Bewegung geſetzt hat, um ſeine Mutter zu einem Opfer, — denn dies, liebe Emmeline, iſt ihre Einwilligung — zu bewegen, willſt Du, frage ich Dich, da er heute mit Siegesfreude am Ziele ſeiner Sehnſucht ſteht, ihn durch ein „Nein“ betrüben? Und den Mann, der unter hundert Mädchen aus geachteten Familien die Wahl hätte, und nicht ſo leicht eines Korbes gewärtig ſein dürfte, in den Augen ſeiner hochmüthigen Mutter und prahleriſchen Verwandten lächerlich machen, und ihm zum Lohne dafür, daß er Dich, die Unbegüterte, lebenslang aller Sorgen um des Leibes Nahrung und Nothdurft überheben und zu Anſehen und Bedeutung bringen wollte, dem Schmerze preis geben, der Wahrheit und Zuverläſſigkeit eines geliebten Herzens vergebens vertraut zu haben? — Und nun, meine Tochter, blicke weiter hinaus. Im Fall Du es vermöchteſt, Deinem ſanften Gemüthe dieſe Härte abzuzwingen, wäreſt Du denn aber eines anderweitigen Erſatzes auch ganz gewiß? Ich will nicht zweifeln, daß der Secretär Dich mit warmer Zärtlichkeit verehre; aber wie ungewiß ſind die Ausſichten des jungen Mannes! Und ſeine gegenwärtige, ſehr abhängige Lage geſtattet aus mehr als einem Grunde nicht, daß er ſich verehliche. Denke ferner an meine hinfällige Geſundheit. Das Wenige, was ich Dir und Deiner Mutter hinterlaſſen könnte, dürfte nicht hinreichend ſein Euch vor Mangel zu ſchützen; würdeſt Du es dann nicht ſchmerzlich bereuen müſſen, eine Verſorgung von der vorliegenden Art verſchmähet zu haben?«

Emmeline drückte mit einem heißen Kuſſe das Köpfchen ſchmeichelnd auf die rauhe Hand des Kranken und ſprach: »O mein lieber, herzensguter Oheim! Ich erkenne es ja, was die Umſtände von mir erheiſchen; ich ſehe und fühle es deutlich, daß ich meinem Schickſale nicht entgehen kann; aber eine leiſe Klage, eine lindernde Eröffnung iſt meinem Herzen doch erlaubt, welches feſt entſchloſſen iſt, ſeine Pflichten auch dann zu erfüllen, wenn dieſe Leiſtung meine Kräfte erſchöpfen ſollte. Das Bewußtſein, daß ich nichts verbrach, und nur einen Schmerz erleide, der nicht Folge meiner Schuld, ſondern eine Prüfung meiner Probehaltigkeit ſei, wird meinen Muth ſtählen und mich des Troſtes nicht entbehren laſſen.« »So recht, mein braves, vernünftiges Mädchen!« ſagte der Oheim und ſtreichelte Emmelinen das glühende Geſicht. Mit erhobener Stimme fuhr er fort: »Deine eigene Lage, mein Kind, zeigt Dir, wie auch der beſte Menſch, der mit ſcheuer Wachſamkeit auf dem gottgefälligen Wege wandelt, plötzlich an einen Scheidepunct gelangen kann, wo Pflichten mit Pflichten ſich durchkreuzen: das Herz nach Oſten ſtrebt, und die Klugheit gen Weſten räth. In ſolcher Bedrängniß kann der arme Erdenpilger ſich keinen beſſeren Führern anvertrauen, als denen, durch welche allein ihm der Wille des Höchſten kund wird und an deren treuer Hand er am ſicherſten die ferne Heimath erreicht, Vernunft und Gewiſſen! Ihre Weiſung iſt untrüglich, ihr Ausſpruch unfehlbar. Zwar leiten ſie oft nicht die anmuthsvollſten Pfade, allein ſtets die richtigſten, und ſchon Gellert ſagt: Der Tugendpfad iſt anfangs ſteil, läßt nichts als Mühe blicken, doch weiterhin führt er zum Heil, und endlich zum Entzücken.“

Emmeline hing am Halſe des Redners. Schluchzend ſtammelte ſie: „Oheim! liebſtes Väterchen! Sie haben mir den entflohenen Muth zurückgegeben. Ohne Wanken, ohne ſchmerzlichen Rückblick und ängſtliche Sorge um die Zukunft will ich dem Rufe meines Schickſals Folge leiſten.“ „Sorgen ſind auch vom Ueberfluß, Linchen;“ entgegnete der Kanzliſt. „Was iſt denn unſer von dieſem ganzen Leben, als der Augenblick, welchen die Gegenwart beut? Und wenn wir dieſen mit Beſonnenheit betrachten und mit Pflichttreue benutzen, ſo haben wir genug zu thun und nicht Zeit, uns um das künftige Ungewiſſe zu kümmern.“

Frau Joſty trat jetzt zur Thüre herein. Der Vorwurf über der Tochter langes, müßiges Verweilen am Krankenbette erſtarb auf ihrer Lippe, als Emmeline der Mutter von der ſchnellen Wendung ihres Geſchicks Kunde gab. Sie ſprach das Töchterchen ſelig und glücklich vor Vielen; ſie freute ſich des Triumphes über Neider und Widerſacher, und erniedrigte ihr beſcheidenes Kind, indem ſie Emmelinen verſicherte, daß die Vortheile dieſer Heirath ihr in den Augen der Menſchen Werth und Gewicht geben würden.

Die ſüße Stille, welche des Oheims frommer Zuſpruch in dem Gemüth der geängſtigten Braut bewirkt hatte, wich nunmehr einer ſcharfen Säure, welche die reizbaren Empfindungen derſelben krampfhaft zuſammenzog. Sie wollte dieſer widrigen Einwirkung entrinnen und eilte in die Wohnſtube, während Frau Joſty von dem Schwager aufgehalten ward, der bald dies, bald jenes zu fragen hatte, und dadurch ſeinem Lieblinge die Wohlthat des Alleinſeins verſchaffen wollte.

Als Lina in das einſame Stubchen trat, fiel ihr erſter Blick auf die Roſe, und eine unendlich zarte Wehmuth wallte auf in ihrer Bruſt. Leiſe und vorſichtig drückte ſie den kleinen Mund in den purpurnen Kelch des lieblichen Frühlingskindes, und ſagte: „Hauchet nicht aus Dir die Güte des Schöpfers, welcher Dir dieſen Zauberduft, und gewiß auch meinem Leben ſeine Freude gab? O! wie möchte ich ſo undankbar ſein und glauben, ich ſei weniger von dem Vater im Himmel bedacht, als Du, mein Röschen? Und indem Du mir eine Mahnung an die Pflicht der Dankbarkeit biſt, zeugeſt Du zugleich für die Liebe der treuen Seele, welche Dich für mich erzog und unter Schnee und Eis Deine Schönheit ſo wunderhold erblühen machte! Du ſollſt mein Talisman ſein, und am heutigen Abende die beklommene Bruſt Deiner Beſitzerinn ſchmücken! — Ach! der gute Delphin hat wohl nicht geahnet, für welche Beſtimmung er Dich pflegte! Zu Emmelinens Verlobungsſchmucke! Nein, zu ihrer Tröſterinn in dieſen bangen Stunden! — Ein Blick auf Deine ſanfte Röthe wird mich vor Schamroth bewahren, ich werde meiner Pflicht gegen den Lenker meines Schickſals, wie des Wunſches eingedenk bleiben, der Liebe jedes edlen Herzens würdig zu ſein.“

So ſuchte Emmeline ihr eigenes, ängſtlich klopfendes Herz zu beruhigen, und der Oheim unterſtützte ſie freundlich in dieſem Bemühen. Aber wenn ſie an die Angſt der Vorſtellung dachte, der ſie entgegen ſah, wenn ſie das ſtarre Erſchrecken, das ſchmerzliche Erſtaunen Delphins ſich vergegenwärtigte, ſobald er erfahren würde, wie richtig ſeine Ahnung geweſen ſei, daß er des Frohgenuſſes dieſes Abends verluſtig gehen werde; wenn an dieſe Gedanken ſich die Erwägung reihete, daß ja nun alle Freude, alle Hoffnung für den ſchweigend Liebenden verloren ſei: da bebte ſie ängſtlich und wie aus einem beklemmenden Traume auf, und jeder Stundenſchlag ſteigerte ihre Bangigkeit.

Es ſchlug vier Uhr, als Emmeline die einfache, aber gelungene Toilette beendigte. Ein weißes, ſelbſtgefertigtes Kleid ſchloß ſich den makelloſen Formen des Mädchens an und lieferte in ſeiner zierlichen Arbeit den Beweis von der Geſchicklichkeit und dem Geſchmacke der Meiſterinn. Das glänzendbraune, reiche Haar umwand in künſtlichen Flechten den kleinen Scheitel, und nur einzelne Locken ringelten ſich herab auf die zart durchäderten Schläfen und den warmen Schnee des runden Halſes. Vor der ſchöngewölbten Bruſt wiegte ſich, geſchmiegt in den ſie umgebenden Kranz grüner Blätter, die Roſe, und brennender als ſie ſtrahlten Emmelinens Wangen, welchen die erhöhete Gemüthsſtimmung, in der das Mädchen ſeit Anbeginn des Tages ſich befunden, dieſe reizende Schminke gegeben hatte.

Die Mutter, obgleich ihr das Töchterchen wohlgefiel, tadelte den Anzug als zu ſchmucklos. „Du haſt ſo hübſche Putzſachen; warum legſt Du denn heute nichts davon an?

Es iſt, als wollteſt Du recht gefliſſentlich zeigen, wie arm Du biſt;“ ſagte ſie mit unzufriedenem Tone. Emmeline entgegnete: „Das will ich auch, Mütterchen; dies iſt wirklich meine Abſicht.“ Frau Joſty wäre ob dieſer Antwort beinahe verdrießlich geworden, wie ſehr ihre Sprache gegen die Tochter ſich auch umgeſtimmt hatte, ſeitdem ſie in dieſer die Schwiegertochter der reichen Geheimeräthinn Markens erblickte. Der Oheim ſollte entſcheiden; die Parteien erſchienen vor ſeinem Bette. Der Kranke vergaß ſeinen Gichtſchmerz bei dem Anblicke Emmelinens, er glaubte das Mädchen ſo reizend noch nie geſehen zu haben. Das blitzende Auge, von einem Wölkchen der Wehmuth überſchleiert, ſenkte ſich ſo bräutlich-bange; die Schalkheit des ſonnigen Geſichtchens war heute dem Ausdrucke eines tiefen, innigen Gefühls gewichen, daß der Kanzliſt ſich im Stillen geſtand, Angſt und Kummer hätten ſein Mühmchen verſchönert.

„Klägerinn rede zuerſt!“ ſagte der Oheim, der gern jedem Acte des Hauslebens die gewohnte Geſchäftsform gab. Frau Joſty trug mit vielem Wortſchwall ihre Beſchwerde vor.

„Nun, und was möchte Beklagte zu entgegnen haben?“ fragte der Oheim, indem er durch dieſe Frage die Strömungen des Redefluſſes dämmte.

„Liebſter Oheim,“ ſagte Emmeline ſanft, „eine tiefe, gebietende Empfindung beſtimmt mich, der Familie, die ſo widerſtrebend mich aufnimmt, mich in dem edlen Stolze meiner Armuth darzuſtellen, der es verſchmähet, mit armſeligem Flitter zu prunken, und der inneren Würdigkeit ſich bewußt, des äußeren Schmuckes entbehren zu können glaubt. Dies einfache, weiße Gewand, habe ich als ein Symbol der unbefleckten Unſchuld und Herzensreinigkeit gewählt, welche ich, als den einzigen Mahlſchatz, meinem Verlobten darbringen kann; und dieſe Roſe“ — Emmelinens Augen füllten ſich mit Thränen, ihre Stimme wankte in gebrochenen Klängen; „wie wenig Glückliche ſind gleich mir ſo ſchön geſchmückt! Dieſe Roſe — ſagt viel. Sie iſt das Bild der friſchen Geſundheit, deren ich mich erfreue; das Opfer eines zärtlichen Wohlwollens, welches ich unter meine theuerſten Beſitze rechne! Gegen welches Juwel möchte ich es vertauſchen wollen? —“ Das Mädchen verſtummte; aber der Thränenthau zarter Dankbarkeit und entſagender Liebe benetzte das geprieſene Sinnbild.

„Emmeline hat Recht!“ entſchied der Oheim, und gegen Frau Joſty gewendet, fügte er hinzu: „Die Jugendblüthe, glauben Sie das mir, Frau Schwägerinn, bedarf keiner fremden Zier; ſie iſt am ſchönſten durch ſich ſelbſt geſchmückt.“ Aber Frau Joſty meinte unmuthig, es gehe vor dieſem kleinen Tribunal accurat ſo her, wie vor manchem größeren; Alter und Einſicht ſtänden jederzeit im Nachtheile gegen die Jugend und deren Anmaßungen.

Jetzt rollte ein Wagen dröhnend in das ſtille Gäßchen. „Er kommt!“ ſchrie die Mutter, und ergriff das Licht, um dem Schwiegerſohne entgegenzugehen, mit ſolcher Haſt, daß es zu verlöſchen drohete. „Er kommt!“ rief die Tochter erblaſſend, und bedeckte mit der bebenden Hand das ſtürmiſche Herz. Ein beflügelter Schritt eilte die Treppe hinan, und der Ober-Auditeur ſtand vor ſeiner Braut und deren Mutter.

Obgleich Markens gerade nicht ein beſonders hübſcher Mann genannt werden konnte, ſo verſtand er doch, und das in vorzüglichem Grade, die Kunſt ſeine mittelmäßige Figur durch den ſorglichſten Anzug und durch die Benutzung aller aufgefundenen Vortheile zu heben. Sein blaſſes, etwas ſchlaffes Geſicht trug das Gepräge eines freundlichen Wohlwollens, welches eben ſowohl der Ausdruck einer Milde, die im unrichtigen Verhältniſſe zu der Kraft und Stärke des männlichen Charakters ſtand, als die Wirkung der Gewohnheit war, ſich gern Jedermann auf das gefälligſte darſtellen zu wollen. Während des Feldzuges 1813 und 1814 welchen er als Student der Rechte mitgemacht, hatte das Glück ihm mit ausgezeichneter Gunſt gelächelt. Nicht allein, daß er faſt alle Hauptſchlachten mit durchgefochten, ohne irgend einmal bedeutend verletzt zu werden, ſondern der Zufall war nicht müde geworden, ihm Gelegenheiten darzubieten, die er ohne alle Anſtrengung nur erfaſſen durfte, um für dieſe müheloſen Leiſtungen Ruhm und Ehre zu empfangen, während Tauſende ſeiner Brüder den Löwenmuth überſpannten, die Heldenkraft erſchöpften, und nur Wunden, Mangel, Todesnoth und die verkürzte Grabeslänge der Lohn ihrer Aufopferungen war! Der Ruf ſeiner Thaten, vereinigt mit dem thätigen Einfluſſe ſeiner angeſehenen Familie, ſicherte dem jungen Krieger die angenehme Zukunft, die nun bereits zur Gegenwart geworden war. Die Bewohner ſeiner Vaterſtadt nahmen den Wiederkehrenden mit erhöheter Achtung auf, und als derſelbe nach kurzen Nach-Studien und glücklich überſtandenem Examen zu Amt und Würden gelangte, erkannte man in dem einträglichen Poſten, der ihm zu Theil wurde, nur den gebührenden Lohn des Verdienſtes.

Es bedarf in der That wenig mehr als der Ueberzeugung, Bedeutung und Gewicht in den Augen der Welt zu haben, um ſelbſt dem flachſten Kopfe, dem ſchwächſten Gemüthe eine Sicherheit des Benehmens anzueignen, die leicht als Klugheit oder Conſequenz erſcheint. Der Unterſchied zwiſchen einem Selbſtgefühl, welches auf dem wandelbaren Grunde der öffentlichen Meinung beruhet, und der inneren Schätzung, die aus dem Bewußtſein unſeres geiſtigen Werthes hervorgehet, wird nur darin klar, daß des Erſteren Gebäude von Muth und Liebenswürdigkeit bei dem leiſeſten Wanken in der Gunſt der Menge zuſammenſtürzt, während die edle Selbſtgenügſamkeit des Letzteren erſt dann in ihrer lohnenden Herrlichkeit, in ihrem beglückenden Frieden ſich zeigt, wenn die bethörte Außenwelt dem Verkannten dieſe ſeligen Genüſſe zu verkümmern ſtrebt.

Der Ober-Auditeur Markens, welcher die angenehme Kühnheit, die ihn ſelten oder nie in Verlegenheit gerathen ließ, jener erſten Ueberſchätzung der für ihn geſtimmten Menge verdankte, galt alſo allgemein für einen geiſtvollen Mann, weil er ſich zu benehmen wußte, die Verhältniſſe und Schwachheiten der Menſchen fein zu berückſichtigen verſtand und die Fertigkeit beſaß, der unbedeutendſten Unterhaltung den Schein der Wichtigkeit zu geben. Aber die Liebe hatte ihm einen ſchlimmen Streich geſpielt und drohete den Geachteten unter die Klaſſe derjenigen gewöhnlichen Menſchen zu ſtellen, welche dem Herzen die erſte Stimme in dem Rathe ihres Willens geſtatten. Doch auch dieſe zu befürchtende Schmach wußte der kluge Mann geſchickt von ſich abzuwenden.

Sobald er ſich von leidenſchaftlicher Liebe für Emmelinen durchdrungen fühlte, ſprach er am liebſten und öfterſten über ſeinen Grundſatz, niemals einer Frau ſein Glück verdanken zu wollen. Er entwickelte in ſolchen Unterredungen ſeinen Entſchluß, ſich ein ganz armes Mädchen zu wählen, wenn er bei demſelben nur Unſchuld und Bildſamkeit fände, welche Eigenſchaften er von ſeiner künftigen Gattinn erwarte, um dieſe mit Lehrerliebe und Lehrerweisheit für die Forderungen ihres gewonnenen Standpunktes unterrichten zu können. Er äußerte ſich nebenher ſo räthſelhaft über geheime Abſichten, die er in Bezug auf dieſen Gegenſtand hege, warf dann und wann die Verſicherung hin, daß ihm ſeine eigene Anſicht hierüber viel zu wichtig ſei, als daß er auf das Urtheil der Welt die geringſte Rückſicht nehmen könne, daß ſehr bald die Vermuthung in Umlauf kam, der Ober-Auditeur habe die Gefährtinn ſeines Lebens bereits gewählt, nur wiſſe man noch nicht, wer dieſe Glückliche ſei; und obwohl man aus den Aeußerungen des Wählers folgern könne, daß dieſe Verbindung für Manchen befremdend ſein werde, ſo dürfe man deshalb es doch nicht bezweifeln, daß ſie das Reſultat klarer Ueberzeugungen und feſtgeregelter Grundſätze ſei. Als es nach einiger Zeit ruchtbar ward, Emmeline Joſty ſei Markens Erwählte, war das Publicum auf dieſe Nachricht genügend vorbereitet, und fand in derſelben nur die Beſtätigung längſtgehegter Vorausſetzungen. Die Behutſamkeit, mit welcher der Ober-Auditeur die, dieſer Verbindung widerſtrebende Mutter anderes Sinnes zu machen ſuchte, erkannte man als ſeiner Klugheit gemäß, und war weit entfernt davon, ſie als eine Wirkung von Emmelinens edlem Verlangen zu betrachten. Es war demnach die Erwägung, daß die Welt aus dem glücklichen Erfolge die feinen Berechnungen des ausgeführten Operationsplans bewundernd anſtaunen würde, nicht die unbedeutendſte Zuthat zu dem frohen Triumphe, welchen Markens bei dem Siege über die mütterliche Gegnerinn fühlte.

Das Bild des Bräutigams iſt unſern geehrten Leſerinnen nun gezeichnet, und wir überlaſſen es dem Urtheile derſelben, ob ſie, gleich Emmelinens Mutter, die Braut ſelig preiſen, oder, wie der Oheim, ſelbige im Stillen beklagen wollen.

In der blitzenden Uniform, über welche ein mit koſtbarem Pelzwerk beſetzter Mantel nur nachläſſig geworfen war, ſtand der Ober-Auditeur vor dem zagenden Mädchen, und begrüßte es mit einigen Worten der freudigen Liebe. Emmeline wand ſich leiſe aus ſeinem Arme, ergriff ſeine Hand und wendete ihn nun gegen die Mutter, welche mit dem Lichte in der Hand noch immer unbeachtet neben ihm ſtand. „Meine Mutter, liebſter Markens!“ ſagte Emmeline, und durch den ſanften Klang dieſer vier Worte tönte eine zarte, aber vorwurfsvolle Hinweiſung auf die der Ueberſehenen zu leiſtende Achtungspflicht. Der Ober-Auditeur verbeugte ſich, und Frau Joſty, indem ſie in ihrer Devotion in den Knix verſank, deſſen Tiefe ſchon längſt aus der Mode iſt, ſagte: „Ich freue mich der beſondern Ehre, in Ihnen meinen Herrn Schwiegerſohn kennen zu lernen!“

Markens verbeugte ſich abermals. Er erwiederte: „Es würde mich ſehr glücklich machen, wenn Sie, liebe Madame Joſty, mir das Schickſal Ihrer liebenswürdigen Tochter gern anvertraueten; die Folgezeit möge Ihnen beweiſen, daß es meine ſüßeſte Sorge ſein werde, dieſes Vertrauen zu rechtfertigen.“

Dieſe An- und Gegenrede zuckte wie ein zweiſchneidiger Dolch durch die Bruſt der armen Lina. Sie wußte es ſelbſt nicht, was ihr ſo unausſprechlich wehe that, und in dem ängſtlichen Beſtreben, die peinliche Empfindung von ſich abzuwehren, von welcher ſie ſich ergriffen fühlte, erfaßte ſie wiederum des Bräutigams Hand und führte ihn an das

Bett, in welchem aufgerichtet und in erwartungsvoller Stellung der kranke Oheim ſaß.

Mit innigem Tone ſagte Emmeline: „Lieber, Sie ſehen hier meinen guten Oheim, oder richtiger geſagt, meinen Vater, wenn anders die zärtlichſte Liebe, die treueſte Fürſorge, einer ſchutzloſen Waiſe erwieſen — ein Anrecht auf dieſen heiligen Namen geben.“

Ein dunkler Gedanke, ein leiſes Gefühl des Schicklichen mochte dem Ober-Auditeur zuflüſtern, daß die Art dieſer Vorſtellung einen anderen Beweis verwandtſchaftlicher Anerkennung erfordere, als den, welchen eine Verbeugung, eine höfliche Redensart, ein paar wohlklingende Worte ausſprechen; aber eben deshalb fand er ſich auf fremdem Boden, und erſt nach ängſtlicher Sammlung des befangenen Geiſtes in dem unheimiſchen Gebiete zurecht. — Er bot dem Kanzliſten die Hand und ſagte: „Beſter Herr Joſty! Wie dankbar fühle ich mich Ihnen deshalb verpflichtet! Ich würde in der That dafür bemühet ſein, mich dieſer hohen Schuld zu entledigen, wenn ich nicht wüßte, daß Handlungen ſolchen Gepräges ſich durch ihren eignen Gehalt belohnten und jede fremde Vergeltung verſchmäheten.“ Der Kranke ſchoß auf den Redner einen durchdringenden Blick unter den buſchichten Augenbraunen hervor; in ſeinem tiefen Baſſe entgegnete er: „Herr Ober-Auditeur! Wohlthun trägt Zinſen, und Emmelinens kindliches Gemüth hat dieſe ſtets im Ueberſchwange abgetragen. Das Mädchen hat aus freiem Antriebe und eigener Wahl ſich entſchieden, Ihre Gattinn zu werden, und deshalb ſehe ich in Ihnen keinen Fremden, ſondern unſers guten Linchens künftigen Mann, der ihr liebender Beſchützer, Verſorger und treueſter Freund fortan ſein wird, da ſie dem Rufe ihrer Beſtimmung folgt und den kleinen Kreis verläßt, in welchem ich, obwohl in Schwachheit — ihr dieſe Gewährungen zu Theil werden ließ. Sie bekommen wahrlich ein gutes Weib! Das Kind,“ hier ergriff er tief gerührt Lina's zitternde Hand, welche die herabrollenden Thränen auffing, „iſt gut und ſanft, fromm und ſtill, fleißig und häuslich. — Schon Salomo ſagt: Ein Weib, das den Herrn fürchtet, ſoll man loben; darum halten Sie das liebe Kind hoch und in Ehren, und ſich an das ſchöne, reiche Herz der Gattinn, wenn — denn wir bleiben Menſchen, Herr Ober-Auditeur — die armen Verwandten derſelben Ihnen einmal anſtößig ſein könnten. — Und nun gehe mit Gott, meine Tochter! Der Herr ſegne Deinen Aus- und Eingang!“ Lina ſchluchzte; die Mutter trocknete die Augen mit der Schürze, aber Markens ſtand wie auf glühenden Kohlen; er hätte um aller Welt Schätze willen auf dieſe herzliche Anſprache nichts Paſſendes zu entgegnen gewußt, und nur einzelne, unzuſammenhängende Worte ließ er vernehmen, wie geſpannt der Oheim auch einer genügenderen Antwort lauſchte.

Emmelinen verging faſt der Athem. Da ſchlug es fünf Uhr: ſie griff haſtig nach der Enveloppe, küßte der Mutter Wange und des Oheims Hand, und verließ mit ihrem ſichtlich fortſtrebenden Begleiter geſegnet, aber bange und ahnungsvoll die heimiſche Wohnung. Als das fernhin verhallende Rollen des Wagens nicht mehr in das verlaſſene Krankenſtübchen tönte, unterbrach Frau Joſty die darin herrſchende Stille mit den Worten: „Das iſt ja ein ganz allerliebſter Mann!“

Der Oheim druckte den Kopf in das Kiſſen und ſeufzte. Frau Joſty fuhr fort: „Sie haben wohl wieder viel Schmerzen, Herr Schwager? — Wenn das nicht wäre, würde ich die Einladung unſerer Wirthinn, welche mich erſuchen ließ, auf ein Täßchen Thee zu ihr zu kommen, angenommen haben.“ Der Kranke entgegnete mit ſtarker, aufmunternder Stimme: „O! Laſſen Sie Sich doch ganz und gar nicht abhalten, Frau Schwägerinn; es iſt bereits fünf Uhr, da kann die Aufwärterinn nicht lange mehr ausbleiben, und ehe dieſe fortgeht, kommt Delphin; ſo wäre ich ja verſorgt.“ Nun aber meinte Frau Joſty, ehe ſie ſeine Abendſuppe ſelbſt bereitet, brächte ſie kein Menſch fort, wenn ſie dies auch heute einmal um ein Viertelſtündchen zeitigte, und alſobald traf ſie ſchleunigſt Anſtalt zur Bereitung des frugalen Soupers.

Endlich hatte der ſchweigſame Oheim dies verzehrt, und Frau Joſty begab ſich zu der erwähnten Wirthinn, der reichen Wittwe eines Lederhändlers, um ihrer Mittheilungsluſt zu genügen, und das eben ſo wichtige als erfreuliche Ereigniß des Tages in die feinen Theilchen eines jeden darin enthaltenen Augenblicks durch Frage und Antwort zu zerlegen.

Dem Oheim war das Herz voll. Er dankte Gott, als die Geſchwätzige ihn verließ. Es bangte ihm vor der kommenden Stunde, welche den armen Delphin aus einem Himmel der freudigſten Hoffnung ſtürzen ſollte, und ängſtlich, obwohl vergebens, ſann er darüber nach, mit welcher Manier er dem Liebenden wohl am zarteſten und ſchonendſten die betrübende Nachricht von Emmelinens entſchiedener Brautſchaft beibringen könnte. Er hatte die Leidenſchaft des jungen Mannes für ſein Mühmchen entſtehen geſehen, und in ihrem raſchen Fortſchreiten aufmerkſam beobachtet, und viel lieber als dem Ober-Auditeur, in welchem ſein ſcharfer Blick einen flachen Converſationsmenſchen erkannte, hätte er dem biederherzigen Secretär ſeinen Augapfel gegönnt.

Jetzt hörte er die Hausſchelle erklingen; Delphins pflugſchneller Gang erſcholl auf der Treppe; der Kommende klopfte an die Wohnſtube, und als er dieſe verſchloſſen fand, eilte er über den ſchmalen Saal herüber, in des Oheims Arbeitsſtübchen. „Guten Abend, lieber Herr Joſty! Entſchuldigen Sie es, wenn ich Sie vielleicht im Schlafe ſtörte! Ich fand die Thüre drüben zu, und vermuthete, Sie ſämmtlich hier anzutreffen.“ So ſagte Delphin, indem er ein ſtarkes Volumen Acten auf den breiten Schreibtiſch legte, und mit Befremdung Niemand erblickte, als den Kranken und die Aufwärterinn, welche Letztere in dieſer Minute: Adieu! ſagte, und davon ging.

„Unſere Vögel ſind ausgeflogen!“ antwortete der Oheim ſich aufrichtend, und mit freundlicher Verlegenheit.

„Ausgeflogen?“ wiederholte der Secretär erſtaunt: „Wie iſt denn das ſo ſchnell gekommen?“

„Das will ich Ihnen ſagen, Freundchen!“ erwiederte der Kranke, und mit zuſammengenommener Kraft fuhr er fort: „ſetzen Sie ſich zu mir, ich habe Ihnen viel zu erzählen. Wie kurz iſt ein Tag! und welch mannigfache und wichtige Erfahrungen kann er enthalten! Der Lauf des heutigen — ich bin überzeugt, Sie werden ſich dieſer glücklichen Veränderung theilnehmend erfreuen — hat unſere Emmeline zur Braut gemacht; ſie feiert ſo eben ihre Verlobung mit dem Ober-Auditeur Markens.

„Braut? — Verlobung? — erfreuen? —“ ſtammelte der entſetzte Hörer, und die Farbe des Todes überzog ſein blühendes Geſicht.

Dem Kanzliſten ward übel zu Muthe; er nahm das Wort wieder auf: „Dieſe Nachricht überraſcht Sie, ich kann es mir denken: aber Sie dürfen deshalb doch nicht glauben, daß es Mangel an Vertrauen für Sie geweſen ſei, was Ihnen bis jetzt die Kenntniß ſolch eines beſtehenden Verhältniſſes vorenthielt. Nein! Ich kann es Ihnen mit Wahrheit betheuern, daß erſt dieſen Morgen Emmelinens Brautſtand entſchieden iſt.“

„Seit dieſem Morgen?“ wiederholte Delphin, und es war, als ob er mit Anſtrengung ſich bemühe, durch die Betäubung, welche ſeinen Geiſt wie ein dichter Nebel umfangen hielt, die Bilder des vergangenen Morgens zu erſchauen. Mit leidenſchaftlicher Heftigkeit rief er jetzt: „Ja, ja! Es wird mir nunmehr Alles klar. Die unglückliche Emmeline liebt den Mann nicht, an welchen ſie, Gott weiß warum? ſich feſſelt auf lebenslang!“ Er trocknete ſich den Angſtſchweiß von der Stirne und barg ermattet das Geſicht in ſein Taſchentuch.

Ein wenig gereizt entgegnete der Kanzliſt: „Es mag überhaupt ſchwer zu entſcheiden ſein, Wen und Wie ein Mädchenherz eigentlich liebe; doch ſo viel iſt gewiß, daß bereits vor Jahr und Tagen, das Mädchen ihrem Bräutigam das freiwillige Verſprechen gegeben hat, wenn derſelbe die Genehmigung ſeiner Mutter zu dieſer Verbindung erlangen und die zweifelnde Geliebte durch einen ſchlagenden Beweis davon überzeugen könne, ſie gern die Seinige werden wolle. Dies iſt nun geſchehen und unſer Linchen, welches zuverläſſig iſt wie ein Hamburger Kaufmann des älteren Schlages, wechſelt heute Ring und Ja.“

Ein ſchwerer Seufzer entwand ſich Delphins beklommener Bruſt. „Der Glückliche!“ ſprach er weich und leiſe und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: „ich hatte der engelgleichen Lina kein Gold, keinen Titel anzubieten; aber ein Herz hätte ich für ſie gehabt, welches bis an ſeinen letzten Pulsſchlag heiße, unausſprechliche, ewige Liebe für ſie geklopft haben würde!“

„Armer Junge!“ antwortete der Oheim und drückte Delphins Hand, welche im tiefen Gedankenſpiele die Decke ſeines Bettes bald ſo, bald anders faltete. Er fuhr fort: „Es iſt in dieſer Welt nun einmal ſo, und nicht anders. Verdienſt und Glück ſtehen ſelten in reinem Einklange zu einander; weit öfterer findet man denjenigen im Beſitz eines Kleinods, der ſich ſchlecht auf die Edelſteinsnatur deſſelben verſteht, als den Kenner, der es nach ſeinem wahren Werthe zu ſchätzen wiſſen würde. — Ich habe es wohl bemerkt, daß Ihnen, lieber Delphin, meine Nichte nicht gleichgültig ſei, und hätten Sie ein Stücklein gewiſſes Brod für ſich und die gute Lina gehabt, ſo würde ich Sie lieber, als jeden Andern als meinen Verwandten anerkannt haben. Allein — Sie wären zu rechtlich geweſen, um dem armen Kinde, das Nichts hat, als ſeiner Seele ſtillen Frieden und die unſchuldige Freude an Arbeit und Geſang, dieſe reinen Genüſſe, durch die Qual der Ungewißheit und die Unruhe der Leidenſchaft zu trüben.“

Der Secretär fuhr aus ſinnendem Hinbrüten auf. Er ſagte: „Wie doch das Schickſal wunderbar ſpielt und waltet! Heute verkündet mir mein Graf, daß wir wahrſcheinlich nur noch einen Monat hier bleiben werden. Um keine Zeit zu verſäumen, wollte ich heute, wenn die Gelegenheit mir günſtig wäre — Ihnen, den ich wie einen Vater verehre und liebe, mein Herz entdecken und mir Ihren gütigen Rath erbitten, ob ich meine gegenwärtige Condition aufgeben ſoll und welche Canäle ich dann aufſuchen müßte, um zu einem Aemtchen, das mich ſelbſtändiger machte, zu gelangen? Nun aber bedarf ich dieſer Weiſung nicht mehr. Ich gehe mit meinem

Patron nach Polen zurück, um in der öden, unwirthbaren Heimath meinen Gram und meine Trauer um den Verluſt des einzigen Mädchens, das mein Gemüth in allen ſeinen Forderungen befriediget haben würde, zu begraben.“ Mit aufgehobenem Finger entgegnete der Kranke: „Entſcheiden Sie noch nichts ſo beſtimmt, Freundchen! Vier Wochen, was ſage ich doch? — vier Augenblicke können zuweilen unſere feſteſten Entſchlüſſe auf den Kopf ſtellen. Die Erfahrungen haben mich zum öftern darüber belehrt, daß der Menſch über nichts ſo vorſichtig und behutſam ſich äußern müſſe, als über ſeine Beſchlüſſe für die Zukunft. Die Fügungen des Schickſals nöthigen nicht ſelten auch den geregeltſten Charakter zu Inconſequenzen, welche dieſen beſchämenden Schein verlieren, ſobald man ſich in Acht genommen hat, das geheime Vornehmen unſeres Willens offenkundig zu machen. Eben ſo gewiß iſt es, daß man bei dem Schmerzlichſten, was uns begegnet, nur ein Weilchen warten darf, um dann mit einem Blicke zum Himmel ſagen zu können: Alles führſt Du herrlich aus, ſieht es gleich verkehret aus! — Mein Leben, glauben Sie das mir, lieber junger Freund, hat mich eben nicht über Roſenauen gefuhrt, aber dennoch ſage ich heute in voller, demüthiger Ueberzeugung: Der Herr hat Alles wohl gemacht!“

In Delphins Augen ſchoſſen Thränen; er bedeckte die rinnenden mit der Hand, und antwortete nicht. Der Kranke fuhr folgendermaßen fort: „Ich will Ihnen einen kleinen Auszug aus meiner Lebensgeſchichte geben; zwar werden Sie nicht ſonderlich zum Anhören aufgelegt ſein, aber es wäre doch möglich, daß dieſe Mittheilung irgend etwas Beruhigendes für Sie enthielte, und ſo möge denn dies ſtille Stündchen ihr geweihet ſein.“

„Ich und mein jüngerer Bruder, Linchens Vater, waren die Kinder eines armen Dorfcantors. Ich war bereits ſechs Jahre alt, während welcher Zeit meine Eltern mehrere Kinder verloren hatten, als mein Bruder Wilhelm geboren und mit der ganzen Fülle von Liebe aufgenommen ward, welche faſt immer einen ſpäten Erſatz dieſer Art für mehrere ſchmerzlich empfundene Verluſte umfaßt. Da ihm kein Kind weiter folgte, ſo blieb dieſe Liebe ſein ungetheiltes Eigenthum, während die Zärtlichkeit meiner Eltern für mich, den Erſtgebornen, in dem ruhigen Ernſte, in der ſtreng rügenden Zurechtweiſung ſich äußerte, die heilbringender in ihren Folgen, als wohlthuend in ihrer augenblicklichen Einwirkung ſind. Ich erwuchs in der Beſchränktheit unſeres Standes, aber auch in dem Frieden deſſelben, und ward in noch zartem Alter, aus einem Schüler meines Vaters ſein Famulus. Die äußere Lieblichkeit meines Bruders war der Stolz der Mutter, ſo wie ein auffallendes Talent für die Muſik, welches in kaum zu glaubender Frühe in dem Knaben ſich entwickelte, die Freude des Vaters, der nach beſtem Vermögen Zeit und Mühe verwendete, dies Talent zu bilden. Obgleich mein Vater mit meinem Fleiße zufrieden ſchien, ſo ward er doch von mir durch keine glänzende Fähigkeit zu ſtolzen Hoffnungen in Beziehung auf meine geiſtige Entwickelung berechtiget, und ohne mir der Urſache deutlich bewußt zu ſein, hielt ich meinen einzigen und liebſten Wunſch, den, ſtudiren zu können, tief im Innerſten meiner Seele verborgen, ahnend, der elterliche Ausſpruch, daß die Erfüllung deſſelben unmöglich ſei, werde mir dieſes Lieblingsluftſchloß, an welchem ich mit der ſtillgeſchäftigen Phantaſie eines Kindes bauete, zertrümmern.“

„In der furchtſamen Scheu jener Zeit erzogen, in welcher Kinder an die Leiſtung eines blinden Gehorſams gegen das Geſetz des vierten Gebotes gewöhnt wurden, unterdrückte ich erſchrocken jeden in mir aufſteigenden Gedanken, der tadelnd den Unterſchied erwog, welchen meine Eltern zwiſchen mir und meinem Bruder machten. Ich gewöhnte mich daran, mich überall durch ihn benachtheiliget zu ſehen, aber dennoch liebte ich ihn, und trauerte nur heimlich darüber, ihm an Liebenswürdigkeit ſo weit nachzuſtehen, welche Ueberzeugung von Jahr zu Jahr heller in mir wurde, und mich des wenigen Selbſtvertrauens beraubte, das die Natur in mich gelegt hatte. Nur als einſtmals meine Mutter eine auffallende Ungerechtigkeit gegen mich beging, und mein Vater, deren Zeuge, dazu ſchwieg; überwältigte mich das bittere Gefühl unverdienter Hintanſetzung; ich eilte heimlichweinend in die Kirche, um die Abendſtunde einzuläuten. Thränen rollten über meine Wangen, als ich den Glockenſtrang auf und nieder zog, und als die Töne dröhnend mich umſummten, dachte ich mit tiefem Lebensüberdruß: Ach! läutete man mir doch bald zu Grabe! —“

„Da ſtand plötzlich der Paſtor des Orts, mein Pathe und wohlwollender Gönner, vor mir. Was weinſt Du, Ehrhart? fragte er ſanft, und als dieſe theilnehmende Frage meine Augen noch heißer überquellen machte, begehrte er dringender zu wiſſen, was mir geſchehen ſei? Ich konnte nicht länger widerſtehen, und entdeckte ihm das erfahrene Leid. Ein ſcharfer Unwillen, wie ich ihn nie in dieſem friedſeligen Geſichte zuvor geſehen, malte ſich in den Zügen des Greiſes. Er blickte ſo ſtarr vor ſich hin, als ſähe er in der Zukunft Fernen, dann ſagte er: Nun ſie werden wohl ſehen, in welchen ſie geſtochen haben! — Laſſe es gut ſein, mein Sohn! Wenn Dich auch Vater und Mutter verließe: der Herr nimmt Dich auf! Bleibe nur fromm und halte Dich recht, denn Solchen wird's zuletzt wohl gehen! Bei dieſen Worten legte er liebkoſend die Hand auf meine gebeugte Stirne. In dieſem Augenblicke funkelte die untergehende Sonne noch einmal empor; ein Strom ihrer Strahlen umfloß im reizendſten Farbenſpiele die patriarchaliſche Geſtalt, welche vor mir ſtand. Es war mir, als erblickte ich der heiligen Apoſtel einen, und empfände die von ihm ausgehende Wunderkraft in der ſeligen Stille, die ſich in mein aufgeregtes Gemüth ſenkte. Ich küßte dankbar die Hand des Tröſters und gelobte ihm und mir, der Erfüllung jener himmliſchen Verheißung in Geduld und treuer Pflichtübung entgegenzuharren."

„Die Beſitzerinn des Dorfes, in welchem wir lebten, war die junge Wittwe eines reichen Edelmannes und Mutter eines einzigen Kindes, eines Knaben von gleichem Alter mit meinem Bruder. Wilhelm ward der Spielgefährte des kleinen Junkers und der beſondere Günſtling von deſſen Mutter. Die Dame entdeckte ſehr bald die hervorſtechende Anlage meines Bruders zur Muſik und meinte, es wäre Sünde, wenn ein Talent, das ſo bedeutend ſich ankündigte, nicht Pflege und Erziehung erhalten ſollte. Sie bethätigte dieſe Meinung dadurch, daß ſie meinen Bruder gleichen Unterricht mit ihrem Sohne genießen ließ, der beiden Knaben von einem jungen, kenntnißreichen Manne ertheilt ward, welcher mehrere Inſtrumente mit Meiſterſchaft ſpielte; und nächſtdem meine Eltern dahin zu vermögen wußte, daß dieſe ihren Liebling ſeiner Beſchützerinn den Winter hindurch mit in die Stadt gaben, wo er auf Koſten derſelben von den beſten Meiſtern unterrichtet ward."

„An meinem funfzehnten Geburtstage entdeckte ich meinem Vater nach langer, geheimer Vorbereitung für dieſe ſchwere, hochwichtige Eröffnung mein glühendes Verlangen, eine hohe Schule zu beziehen. Ich überraſchte ihn mit dem Geſtändniſſe, daß ich bereits ſeit drei Jahren im Stillen, von unſerem Paſtor Unterricht im Latein erhalten, und mir auch einen kleinen Schatz zur Beſtreitung der erſten, dringenden Ausgaben geſammelt hätte. Meines Vaters Erſtaunen wuchs, als ich ihm fünf und zwanzig Reichsthaler vorzeigte, die ich im Laufe vieler Jahre aus Groſchen und Pfennigen ſorglich zuſammen geſpart hatte, welche ich als Chorſchüler bei kirchlichen Verrichtungen empfing. Obgleich mein Vater bei der Wahrnehmung, wie beſonnen ich zu Werke gegangen ſei, und wie heiß der Wunſch ſein müſſe, den ich aus Angſt, ihn unerfüllt zu ſehen, ſo lange geheim zu halten vermochte, nicht ungerührt blieb, ſo verharrete er doch hartnäckig bei der Erklärung: die Koſten, welche das Studiren erforderlich mache, ſeien für ihn unerſchwinglich; doch wolle er das Aeußerſte verſuchen und mit der gnädigen Frau über dieſe Angelegenheit ſprechen. Dieſe habe ſich zeither als eine ſo ſplendide Gönnerinn unſeres Wilhelms gezeigt, daß es wohl möglich wäre, ſie entſchlöſſe ſich auch für deſſen Bruder ein Uebriges zu thun.“

„Lieber Gott! Die Gutsfrau hatte es mit vielen Menſchen gemein, nach dem Scheine zu urtheilen, und ein ſchlichtes Aeußere für die untrügliche Hülle geiſtiger Unbedeutendheit anzuſehen; und ſo zeigte ſie denn bei des Vaters Mittheilung eine mißfällige Verwunderung, und meinte, da ſie meinem Ausſehen und Benehmen nach mir keineswegs die Fähigkeit zutrauen dürfe, daß ich in irgend einem der von mir zu wählenden Fächer es nur bis zur Mittelmäßigkeit bringen würde, ſo halte ſie es doch für das Beſte, daß man mir dieſe Grille ausrede und mich beſtimme, in einer niederen Sphäre zu bleiben, für welche allein ich geboren ſcheine. Allein, um ſich des Verdachtes der Parteilichkeit gegen mich nicht ſchuldig zu machen, wolle ſie mit ihrem Sachwalter, dem Juſtiz-Commiſſionsrath Oswald, ſprechen, deſſen Ankunft ſie mit dem folgenden Tage erwarte, ob er mich vielleicht als Schreiber brauchen könne? Auf welchem Wege, wenn ich ihn zur Zufriedenheit meines Patrons verfolgte, ich dereinſt eine meinen Qualitäten entſprechende, kleine Verſorgung finden könnte."

„Mein Vater erſtattete mir dieſen Bericht mit ſchonungsloſer Treue. Er ging in die Meinung der Gutsfrau ein, und ſtellte mir eben ſowohl meine Lage, als auch meine Perſönlichkeit in ſolch ein trauriges, beſchämendes Licht, daß mir nicht allein der Muth, mein Vorhaben durchzuſetzen, ſondern auch das wunde, tiefverletzte Herz brach. — Mit einem lebhafteren Eigengefühl, als ich noch jemals empfunden, wallte zugleich eine ſcharfe Bitterkeit gegen die Ungerechtigkeit der gnädigen Dame in meiner Bruſt auf, welche Empfindung noch ſchmerzlicher für mich ward, als mein Vater erklärte, der letzte und ſchlagendſte Grund zur Befolgung des Willens der Patroninn ſei der, daß man Rückſicht darauf nehmen müſſe, ſie könne durch Widerſpenſtigkeit erbittert und dahin gebracht werden, ihre Huld und Gnade dem begünſtigten Bruder zu entziehen."

„So war denn das geträumte Glück meines Lebens ſo wenig werth, daß das ſeichte Urtheil einer Frau, welche mich niemals eines prüfenden Blickes gewürdiget hatte, und die Rückſicht auf die launenhafte Gunſt derſelben den Stab darüber mit erbarmungsloſer Härte brechen konnte! — Ich verſtummte tiefbetrübt, und ſchlich mich ungeſehen durch das

Gärtchen nach dem Pfarrhofe, um dort meinem einzigen Freunde auf der Welt, — denn als ſolchen erkannte ich den Paſtor — den Kummer, der mich drückte, zu klagen. Der gute Mann hörte mich mit der freundlichſten Theilnahme an, und ſagte, als ich meine Erzählung geendet hatte, und die heißhervorquellenden Thränen kaum ſtillen konnte: „Mein lieber Ehrhardt! Es thut mir wahrlich in der Seele leid, daß Du Deinen liebſten Wunſch aufgeben mußt, und hätte ich nicht ſelbſt Kinder, welche mein bischen Erſpartes vollauf in Anſpruch nähmen, ſo ſollteſt Du ihn auf meine Koſten erfüllt ſehen! Doch, mein Kind, betrübe Dich nicht gar ſo ſehr! Wäre es Gottes Wille geweſen, ſo würde es geſchehen ſein, und alle Umſtände hätten ſich dann vereiniget, um Dir die Ausführung Deines Vorhabens zu erleichtern; doch gegen die Beſchlüſſe des Höchſten kämpfen auch Rieſenkräfte vergebens an. Darum ſei muthig in Geduld, und ſtark in Hoffnung! Der fromme Mann in Leipzig drüben ſagt: Nie ſchenkt der Stand, nie ſchenken Güter dem Menſchen die Zufriedenheit; und dies iſt ſehr wahr mein Sohn. Unſerer Seele ſtiller Frieden, dies höchſte Gut, iſt von keiner äußern Lage, von keinem irdiſchen Beſitze abhängig, und Du kannſt in jedem Lebensverhältniſſe glücklich ſein, Nützliches leiſten, ja ſelbſt Großes wirken. Laſſe auch keinen Widerwillen gegen die gnädige Frau in Dir aufkommen. Sie irret in der Beurtheilung Deines innern Werthes; dies ſei Dir eine Aufforderung, ſie durch Deine Leiſtungen, wie durch Deinen Wandel eines Beſſeren zu belehren; ſo wie die Nachtigall durch ihren lieblichen Geſang Den beſchämt, der ihr ſcheinloſes Grau geringſchätzig betrachtete. Ja, hätte ſie ſelbſt in übler Abſicht Deinen Vater gegen Dich geſtimmt, ſo würde ſie dennoch in der

Hand der Vorſehung das Werkzeug Deines Wohlergehens werden müſſen. Es iſt nichts Seltenes, daß grade unſere Feinde es ſind, denen wir unſer ſchönſtes Glück verdanken.“

„Getröſtet verließ ich den redlichen Paſtor, deſſen einfacher Zuſpruch die Empörung in meinem Inneren abermals gelind beſchwichtiget hatte. In der Abendſtunde des folgenden Tages ward ich nebſt meinem Vater auf das Schloß berufen, woſelbſt ich mich dem Juſtiz-Commiſſionsrath vorſtellen ſollte. Ich fand in dieſem einen würdevollen Mann, deſſen freundſeliges Betragen mein Vertrauen ſogleich gewann. Das kleine Examen, welchem ich mich jetzt unterwerfen mußte, fiel zu ſeiner Zufriedenheit aus, denn er fragte mich ohne Weiteres, ob ich unter Bedingungen, die meine ſchüchternen Erwartungen weit hinter ſich zurückließen, die Stelle eines zweiten Schreibers bei ihm annehmen wolle? Er verſprach, daß, wenn ich mich anders durch meine Aufführung dieſer Fürſorge werth erhalte, er auch für mein ferneres Fortkommen in der Welt beſtens ſorgen werde. Ich küßte gerührt ſeine Hand, erhielt die Weiſung mich am folgenden Tage zur Abfahrt bereit zu halten, und verließ zur beſtimmten Zeit um meine ſchönſte Hoffnung ärmer, doch um einen Beſchützer und helle Zukunftsausſichten reicher, mein elterliches Haus.“

„Die Behandlung, welche ich von meinem Herrn erfuhr, war ſo human, die Arbeit, die ich leiſten ſollte, meinen Kräften ſo angemeſſen, das Haus- wie das Geſchäftsleben ſo friedlich und geregelt, daß ich mich in meiner neuen Lage ſehr glücklich fühlte. Der Hauptgewinn, welchen mir ſelbige darbot, war die Gunſt der Commiſſions-Räthinn, die mir von dieſer engelguten Frau mit wahrhaft mütterlicher Güte bewieſen ward. So ſah ich denn ſehr bald ein, daß

Gott mich gut geführt habe und meine kindliche Ergebung in ſeinen Willen reich belohnen wolle. Auch gefiel es ſeiner Weisheit, mir zeitig zu offenbaren, warum er mir eine andere Laufbahn angewieſen, ehe ein trauriges Ereigniß die Unmöglichkeit entſchieden, meinen entworfenen Lebensplan realiſiren zu können? —“

„Ein Monat war verſtrichen, ſeitdem ich mein heimiſches Dörfchen verlaſſen hatte, als meinen Vater eine ſchwere Krankheit befiel, welche ihn länger als ein halbes Jahr an das Siechbett feſſelte und ihn der Fähigkeit beraubte, ſeinem Amte fernerhin genügend vorſtehen zu können. Es mußte ein Adjunctus angenommen werden, deſſen Beſoldung zwar zur Hälfte aus herrſchaftlicher Kaſſe beſtritten ward, aber zur Hälfte, nebſt der Verköſtigung des Gehülfen dem ohnehin ſpärlichen Einkommen meines Vaters bedeutenden Eintrag that. Nächſtdem überſtiegen die Koſten der Krankheit dieſe gemeſſene Einnahme bei weitem, und der erſte traurige Brief meiner Mutter, welcher mir von dem erlebten Unglücke und den drückenden Sorgen, die es zur Folge habe, Bericht erſtattete, würde mich ſchwer gebeugt haben, wenn ich mir nicht mit ſchmerzlichſüßer Wonne bewußt geworden wäre, daß ich wenigſtens für den Augenblick — zu helfen im Stande ſei. Ich holte meine Sparkaſſe herbei, die ich noch mit fünf Thalern, eben erhaltenes Schreiber-Honorar vermehrte, betrachtete den kleinen Schatz, den ich für einen anderen, aber gewiß für keinen ſchöneren Zweck geſammelt hatte, mit ſonderbaren Empfindungen; dann ſiegelte ich ihn ein und ſchrieb meiner Mutter die Bitte, ſie möchte dieſen, ihr von mir mit dem kindlichſten Herzen dargebrachten Nothpfennig in dem Sinne dieſer Benennung verwenden und die Noth damit tilgen, welche der höchſte Helfer im

Himmel nach ſeiner nie ermüdenden Vatertreue ja auch fernerhin lindern werde. Freundchen! Die höchſte Süßigkeit, welche des Menſchen Herz hienieden zu empfinden vermag, iſt an Opfer geknüpft, die wir der Pflicht bringen! Kein Genuß, kein Beſitz kann ſo himmliſch uns ſättigen, ſo überirdiſch uns befriedigen. In ſolchen Stunden haben wir die Feſſeln des Erdenſtaubes zerbrochen und fühlen uns als freie Bürger der Geiſterwelt, wo volles Genügen und Freude in Fülle unſer ewiges ſeliges Theil ſein wird! — Als ich die Poſt vorbei blaſen hörte, die meine Hülfe in die Hände der bedrängten Mutter bringen ſollte, war es mir, als hörte ich die Poſaunen des Te Deum, welches, wie ich mir dies oft ſüß geträumt hatte, ich im Amtsſchmucke der Geiſtlichkeit vor dem Altare ſtehend, zum erſten Male vernehmen würde. Ein Stolz, frei von jeder Anmaßung, und eine hocherhebende Demuth machten mir das volle Herz immer höher ſchwellen, und eine wolluſtreiche Thräne rann auf das Acten-Heft, an welchem ich ſchrieb.“

„Von dieſer Zeit an ſendete ich meinen Eltern von Monat zu Monat die Hälfte meines Erwerbes, ohne daß ich deshalb an irgend etwas Erforderlichem Mangel gelitten hätte. So verſtrich in gleichförmiger Thätigkeit und ſtiller Erholung ein Jährchen nach dem andern; ich galt allgemein für die rechte Hand meines Herrn, welchem ich nun bereits ſeit neun Jahren diente, und die hohe ungeſchmälerte Achtung, welche derſelbe als Rechtsgelehrter wie als Menſch genoß, ſtellte mich, ſeinen Günſtling, bei dem Publicum in das helle Licht erprobter Redlichkeit und zweifelloſer Berufstüchtigkeit.“

„Um dieſe Zeit war es, wo die tiefe Ruhe meines Gemüthes durch eine Bekanntſchaft, die mir als glückverſprechend erſchien, auf längere Zeit unterbrochen und meine Seelenſtärke härter, als bei meinem erſteren Entſagen geprüft wurde. Ein Inſtrumentenmacher, Namens Schall, miethete das wohnliche Hofgebäude, welches nur durch einen ſchmalen Raum von unſerm Hauſe geſchieden war, und zog bald darauf mit ſeiner ſehr hübſchen, etwa zwanzigjährigen Tochter ein.“

„Das Mancherlei der Beziehungen, in welche ſolch ein nahes Wohnen mit dem nachbarlichen Perſonale verſetzt, (hier erröthete Joſty's Zuhörer) knüpfte zwiſchen Herrn Schall, ſeiner Tochter und mir das Band einer Bekanntſchaft, welches trotz meiner vorſichtigen Zurückgezogenheit doch früh genug die Farbe vertraulicher Freundſchaft annahm. Das blühende, frohſinnige Lottchen zog mich um ſo mehr an, als ich außer meiner Mutter, der Gutsfrau, der Commiſſions-Räthinn und deren bejahrter Köchinn noch kein Frauenzimmer jemals näher kennen gelernt hatte, und wenn mir an dem kleinen Wildfange auch etwas als ungehörig auffiel, wie zum Beiſpiel ein ſchnippiſches Verantworten gegen die kleinſte Rüge des Vaters, ein übermüthiges Behandeln des gutartigen Dienſtmädchens, eine ſtraffällige Läſſigkeit in der Erfüllung dringender Arbeitspflichten und endlich ein auffallender Hang zu Zerſtreuung und Vergnügen, ſo hielt ich in meiner Unwiſſenheit die wahrgenommene Unbill für den Zeitgeiſt des weiblichen Sittenverfalles, über welchen ich früher meine ſtrenge Mutter und ſpäter je zuweilen die herablaſſende Patroneſſe eifern gehört hatte.“

„Die ſchöne Nachbarinn umgarnte mich immer feſter; nur mit Anſtrengung leiſtete ich die mir obliegenden Arbeiten, und brachte jede Stunde, welche ich meinen Geſchäften abmüßigen konnte, im traulichen Verkehre mit Lottchen zu.

Von der früheſten Kindheit an daran gewöhnt, jedes Verhältniß, in dem ich mich bewegte, feſt in mir abzuſchließen, um es dann überſehen und der gefaßten Anſicht gemäß behandeln zu können, ſetzte mich Lottchens Benehmen gegen mich in Zwieſpalt mit mir ſelbſt, da dies es mir durchaus nicht geſtattete, jener gewohnten Weiſe in Beziehung auf unſere gegenſeitige Stellung zu einander Folge zu leiſten. Ich konnte eben ſo wenig die Ueberzeugung gewinnen, daß Lottchen mein leidenſchaftliches Gefühl für ſie erwiedere, als ich mit Gerechtigkeit hätte glauben dürfen, daß ich ihr gleichgültig ſei. Wie ſehr ich auch ſtrebte, zu einer beſtimmten Ueberſicht von Lottchens Empfindungen für mich zu gelangen, ſo blieb doch dieſe Mühe erfolglos; jede kommende Stunde veränderte meine Vermuthungen, und mein ſchärfſtes Bemerken ergab mir das Reſultat, daß meine Geliebte höchſt unzuverläſſig ſei.“

„Welche tiefe Räthſel verbirgt doch das menſchliche Herz! Was mich hätte erkälten müſſen, entflammte mich; die glatte, unerfaßbare Schlangennatur des Mädchens brachte meine Grundſätze aus dem ſichern Gleichgewichte, verwirrte und verlockte mich in das Netz der Thorheit. Ich ließ es Lottchen täglich mehr merken, wie lieb und theuer ſie mir ſei, und ohne mir ſelbſt Rechenſchaft über dieſen Entſchluß abzulegen, war ich feſt entſchieden, ſie, ſobald ich verſorgt wäre, zu heirathen.“

„Eines Morgens, es war der mir ſo bedeutend gewordene fünfte Juli, der Jahrestag meines Abganges aus dem väterlichen Hauſe, ward ich zu ungewöhnlicher Stunde zu meinem Herrn beſchieden. Er begrüßte mich mit beſonderer Herzlichkeit, und ſetzte ſich in den weichen Sorgenſtuhl, wie zu einer wichtigen Eröffnung zurecht, während ich erwartungsvoll vor ihm ſtand. Joſty, ſprach er, höre mich an, ich habe Dir etwas Erfreuliches zu verkünden. Das „Du,“ welches mich in ſeinem Munde ehrte, hatte ich auf dringendes Bitten fortdauernd von ihm erſtrebt. Er fuhr nun fort: „Es ſind heute zehn Jahre, daß ich Dich in meine Dienſte nahm, und ich kann mit Wahrheit das Zeugniß ablegen, daß es mich binnen dieſer Zeit auch nicht ein einziges Mal gereuet hat, Deinem ehrlichen Geſichte vertrauet zu haben. Seit Kurzem hat es mir ſo vorkommen wollen, als wäre unſeres Herrgotts Ruf: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei! auch an Dich ergangen; ich bin daher im Stillen dafür beſorgt geweſen, Dir ein Hüttchen zu erbauen, welches Raum für Dich und noch Jemand hätte. Du biſt Kanzliſt beim Stadtgericht geworden, doch dies bleibt vorläufig noch unter uns, und Du wirſt mir Dein Wort darauf geben. Dein Vorgänger will unter der Bedingung reſigniren, daß Du Dich zu einer jährlichen Abgabe an ihn im Betrage von hundert und funfzig Thalern verſteheſt, und ich bin in Deinem Namen ſelbige eingegangen, weil ich weiß, daß Du ein guter Wirth ſeieſt, der mit dreihundert und funfzig Thalern fürs erſte wohl auskommen werde. Meine Frau hat es ſich vorbehalten, für Deine häusliche Einrichtung Sorge zu tragen; ſie hat mich erſucht, Dir zu ſagen, daß ſie Dich erwarte. Und mit dieſem Geſchenke, hier legte er zehn funkelnde Friedrichsd'ors in meine zitternde Hand — bilde ich Dir einen kleinen Caſſen-Fond, welchen des Himmels Segen vermehren wolle!“

„Thränen ſchoſſen in meine Augen; der Freudenſchreck durchzuckte mich mit lähmender Gewalt, aber mein ſtummer Dank ſprach doch zum Herzen des Wohlthäters, denn ſeine Blicke ſchimmerten feucht. Laſſe es doch gut ſein, alter

Junge! ſagte er mühſam gegen die eigene Rührung ankämpfend, als ich ſeine Hände an die hochſchlagende Bruſt preßte und mit Küſſen bedeckte; wie geberdeſt Du Dich, Ehrhardt? Es ſchickt ſich nicht, daß ein ehrbarer Raths-Kanzliſt wie ein Schauſpieler agire. Gehe, Joſty, meine Frau harret Dein.«

»Ich folgte dem Befehle, und ging nach einem heißen Erguſſe meines Danks zur Commiſſions-Räthinn hinüber. Die freundliche Gönnerinn wünſchte mir mit unverkennbarer Theilnahme zu meiner Verſorgung Glück, machte mir einige Vorſchläge in Bezug auf meine künftige Wohnung und Einrichtung und ſagte mir, daß ſie für die Anſchaffung der nöthigen Geräthſchaften, als auch für die erforderliche Hauswäſche beſorgt ſein werde. — Nachdem ich mein Dankgefühl für dieſe überſchwängliche Milde frei ausſtrömen laſſen und nun gehen wollte, ſagte die Commiſſions-Räthinn: Noch ein Wort, lieber Joſty; die Freundinn ſpricht es zu Ihnen. Sie werden dies nicht verkennen. Man ſagt, Sie hätten ein Freierauge auf Lottchen Schall geworfen? Iſt es wahr? Wenn Ihr Wohlgefallen an dem Mädchen ſich bis jetzt noch zu keiner bindenden Aeußerung deſſelben verſtiegen hätte, ſo würde ich Ihnen doch gutmeinend rathen, recht vorſichtig in Betreff dieſer Neigung zu ſein. Aufrichtig geſagt, mir will die Kleine ganz und gar nicht gefallen; auch hat der alte Schall ſich jüngſt ſehr bitter über das loſe Früchtchen bei mir beklagt. Ich konnte nicht viel dazu ſagen, und dachte nur bei mir ſelbſt, daß dieſes Mädchen wiederum einen Beitrag zu der Erfahrung liefere, wie ſelten Töchter gerathen, welche von verwittweten Vätern allein erzogen werden. Solche Mädchen genießen in der Regel ſchon als Kinder Frauenrechte, dies macht ſie keck und übermüthig, und raubt ihnen die jungfräuliche Sittigkeit, aus welcher ſich ſpäterhin die anſtändige Unterordnung der Frau gegen den Ehemann und die heilige Achtung für die häuslichen und Mutter-Pflichten entwickelt. Nein! Solch ein Wildfang wäre keine paſſende Lebensgefährtinn für meinen ſoliden Joſy.“

„Ich ſaß wie auf glühenden Kohlen. Die Worte der verſtändigen Frau erhelleten ſo manches dunkel in mir ruhendes Fürchten und Bangen; aber mit zunehmender Angſt erkannte ich, daß dieſer gute Rath mir zu ſpät komme. Ich entdeckte der Commiſſions-Räthinn ohne Vorbehalt, daß ich Lottchen Schall ſehr lieb gewonnen und es für einen armſeligen Behelf meines Gewiſſens erkennen müßte, wenn ich mich nur deshalb gegen das Mädchen zu nichts verpflichtet hielte, weil ich kein wörtliches Eheverſprechen gegen daſſelbe hätte jemals verlautbaren laſſen. Ich hätte nun bereits, während des Laufes eines Jahres, meine Zuneigung ſo offen an den Tag gelegt, daß, wolle ich anders als ein ehrlicher Mann handeln, ich nun, da mir Gott Brod gegeben, nicht umhin könne, dem Mädchen meine Hand anzubieten.“

„Die Commiſſions-Räthinn ſah ernſt. Sie ſagte: Das iſt etwas anderes; das habe ich freilich nicht gewußt. Was Sie jedoch als Warnung nicht mehr benutzen können, werden Sie mindeſtens als einen Beweis meiner Freundſchaft zu würdigen wiſſen, und vielleicht kann es Ihnen dazu dienen, daß Sie nun mit Vorſicht darüber wachen, Ihr künftiges eheliches Verhältniß im Zuſchnitt nicht zu verderben. — Herzlich wünſche ich um Ihres Glückes willen, daß ich mich diesmal geirret haben möge.“

„In der ſonderbarſten Gemüthsſtimmung verließ ich die Commiſſions-Räthinn. Meine Freude über die unerwartete Verſorgung war plötzlich von der peinlichen Befürchtung unterdrückt worden, daß ich den wichtigſten Schritt meines Lebens in leidenſchaftlicher Verblendung fehl gethan hätte, und doch verlangte meine Liebe für Lottchen und das Gefühl des Rechten in meiner Bruſt Genugthuung! Ich empfand, daß, je länger ich darüber ſinnen würde, was ich thun oder laſſen müſſe, ich immer zweifelhafter werden würde, und um dieſe quälende Ungewißheit ſchnell und für immer zu endigen, eilte ich zu einem nahen Goldarbeiter, bei welchem ich einen goldenen Ring beſtellte, deſſen innerer Raum meinen Namen und den Datum des übermorgenden Tages zeigen ſollte; mit welchem Geſchenke ich Lottchen zu ihrem Geburtstage anzubinden und ihr meine Abſicht darzulegen gedachte.“

„Ehe ich dieſe Erzählung ihrer Kataſtrophe zuführe, muß ich noch eine Erwähnung machen, welche zur Erläuterung des Folgenden nothwendig iſt. Ich war noch gar nicht lange mit Lottchen bekannt, als ſie ſich öfterer in Klagen über die Kargheit ihres Vaters gegen mich ergoß, der ſie an den nöthigſten Garderoben-Bedürfniſſen Mangel leiden laſſe, und nicht gleich einer zärtlichen Mutter erwäge, daß ein junges Mädchen gern geſchmückt erſcheine, ſondern alles, was nicht unumgänglich nothwendig ſei, als vom Ueberfluß erkläre, und demnach hartnäckig verweigere. Sie nannte bei ſolchen Gelegenheiten zehnerlei kleinere oder größere Putzſachen, welche ihr fehlten, und die ich ſämmtlich, gleich dem ſparſamen Vater, für ſehr entbehrlich gehalten haben würde, wenn Lottchens blaue Augen voll Thränen mich nicht ſchlagend vom Gegentheile überzeugt hätten. Ich ſann nun darauf, wie ich unter irgend einem ſchicklichen Vorwande ihr eine oder die andere der genannten Kleinigkeiten ſchenken könnte, und das Sprichwort ſagt: Wer ſucht, der ſindet. Lottchens freundliche Blicke und ein wärmerer Händedruck belohnten mich für Aufmerkſamkeiten dieſer Art, aber bald mußte ich mit Mißfallen bemerken, daß dieſe Spenden die Begehrlichkeit des Mädchens nur ſtärker reizten. Sie ſtellte mir nun um ſo öfterer ein Verzeichniß ihrer Wünſche auf, daß ich bei aller Argloſigkeit, welche der wahren Liebe eigen iſt, dennoch wahrnehmen mußte, es fehle Lottchen am Zartgefühl, dagegen ſei an ihr eine Abſichtlichkeit an meine ihr kund gewordene Gebeluſt nicht zu verkennen."

„So wie dieſe Wahrnehmung ſich nur in mir zur Ueberzeugung gefeſtiget hatte, ward es mir auch leicht, den wiederholten Angriffen auf meine Generoſität ſtandhaft zu widerſtehen. So oft Lottchen klagte und wünſchte, verſicherte ich ihr, daß ſie im häuslichen Schmucke am ſchönſten ſei, und um zu gefallen, keiner fremden Zier bedürfe. Lottchens feines Näſchen witterte den Gegenwind; ſie ſtellte die gewöhnlichen Beſchwerden ein, dagegen machte ſie oft bittere Ausfälle auf Knickerei und Geiz, und dieſe Ausfälle waren ſo beziehungsreich, daß, wie ſehr ich mich auch dagegen ſträubte, ich doch endlich glauben mußte, ſie meine mich. Ich würde dem kleinen Teufelskinde dieſe giftigen Sticheleien wirklich übel genommen haben, wenn ich mir bewußt geweſen wäre, das Geld als Zweck und nicht als Mittel zu lieben, und wenn ich nur die geringſte Anlage zum Harpax in mir verſpürt hätte. Ich wollte Lottchen nur von ihrer Putzſucht heilen, und hoffte überdies, ſie als ihr künftiger Gatte von meinem guten Willen, ihr in jedem billigen Verlangen zu genügen, überzeugen zu können. Von dieſer Anſicht geleitet, überlegte ich, ob Lottchens Geburtstag wohl eine Ausnahme von meiner Verfahrungsart rechtfertige, und meinte endlich, daß ein Geſchenk, wie das ihr zugedachte Ringlein, welches ihr die Gewißheit meines künftigen Beſitzes verpfändete, ihr, wenn ich mich nicht gänzlich in ihrem Gefühle geirret haben ſollte, das liebſte und theuerſte ſein müſſe. Ihr dies Geſchenk nun auf eine möglichſt feine oder überraſchende Weiſe darzubringen, zermarterte ich meinen Scharfſinn lange vergebens, bis endlich ein Gedanke ſich mir verkündete, der mir glücklich ſchien. Die Roſen blüheten noch, obgleich ihr ſchönſter Flor vorüber war. Ich wollte in eine volle Roſe, deren Kelch ſich jedoch ſchon ſo weit erſchloſſen hatte, daß er den kleinen Ring aufnehmen konnte, die bedeutungsvolle Gabe verbergen; einen Bekannten von mir, der Buchdrucker war, wollte ich um die Gefälligkeit erſuchen, mir auf die äußerſten Blätter der Roſe ein Verschen zu drucken, deſſen Sinn Lottchen über meine Abſicht völlig ins Klare ſetzte; und ohne Verzug ging ich an dieſe Arbeit. Schwerlich mögen Göthe oder Schiller ihre gelungenſten Dichtungen mit einem befriedigtern Selbſtgefühl überblickt haben, als ich das Verslein, welches ich endlich herausgebracht hatte, und das folgendermaßen lautete: Dies Frühlingskind haucht Dir den Wunſch entgegen: laß, Lottchen, mein zu ſein, Dich doch bewegen! Nimm hin des Bundes Unterpfand, und gieb mir freudig Herz und Hand!“

„Ich machte den Buchdrucker mit meinem Plane vertraut, und übergab ihm den Vers unter dem Siegel der Verſchwiegenheit.“

„Froh wie ein Gott, von ſüßen Hoffnungen erfüllt, und zu aufgeregt, um noch arbeiten zu können, ging ich gegen vier Uhr Nachmittags zu Lottchen hinüber, welche mir ſchon einige Male gewinkt hatte. Morgen war meiner Holden Geburtstag! Morgen erhielt ich höchſt wahrſcheinlich ihr Jawort! Dieſe Erwägung begleitete mich mit Bräutigamsempfindungen auf dem flüchtigen Gange. Ich fand Lottchen freundlicher als jemals; es lag eine gewiſſe verſteckte Schalkheit in ihrem Weſen, welche den kleinen Schelm nur um ſo liebenswürdiger machte. Sie ſagte mir, daß ſie heute eine unbezwingliche Luſt in ſich fühle, das Theater zu beſuchen, jedoch nicht wiſſe, wie es anzufangen wäre, ihren Vater zu dem Opfer zu vermögen, daß er ſie dahin begleite. Ich betrachtete mich ſchon als Lottchens Verlobter; meiner gewohnten Beſonnenheit entrückt, flog ich hinüber in des Vaters Werkſtatt und erbat mir die Erlaubniß von ihm, ſeine Tochter in die Komödie führen zu dürfen. Der Mann ſah mich mit großen Augen an; es mochte ihm ein Licht aufgehen — er gewährte lächelnd, und vergnügt verkündete ich dem Mädchen die Erfüllung ihres Wunſches.“

„Auf dem Gange nach dem Schauſpielhauſe fragte ich Lottchen, ob ſie wiſſe, welch ein Stück gegeben werde. Sie verneinte mit abgewendetem Haupte. Jetzt ſtanden wir an dem Eingange; mein Blick fiel auf den Anſchlagezettel, der Geizige von Moliere war angekündigt. Mit Blitzesſchnelle durchzuckte ein leiſer Argwohn mein ſeliges Herz; beſtürzt wendete ich mich zu Lottchen, welche das Auge lauernd und geſpannt feſt auf mein Geſicht geheftet hielt, und ſchnell ihr liebholdeſtes Lächeln gebrauchte, um meine böſe Ahnung zu zerſtreuen. Das Stück begann; aber um die reine, gehoffte Freude dieſes Abends war es geſchehen. Immer wiederkehrend ſtörte mich der Verdacht, ob Lottchen vielleicht in boshafter Abſicht mich gerade heute in das Theater gelockt, um mir in dem graſſen Spiegel jener verdammungswürdigen Leidenſchaft das Bild zu zeigen, von welchem ſie einige Züge an mir wahrzunehmen glaubte. Was dieſes quälende Mißtrauen noch verſtärkte, war, daß, ſo oft ich Lottchen anſah, ich bemerkte, ſie theile ihre Blicke zwiſchen mir und dem Theater, und als zeige ſich ein Zug geheimer Schadenfreude um ihre Mundwinkel. Meine Zerſtreuung nahm ſichtlich zu, und als nach geendigtem Stücke Lottchen mich fragte, wie mir dies allerliebſte Luſtſpiel gefallen habe, konnte ich ihr meine Verſtimmung kaum verbergen.“

„Aber als der folgende Morgen mich ſonnig anſtrahlte, waren, gleich den Träumen der entwichenen Nacht, die bangen Zweifel an der Liebe und Wahrheit meines Lottchens verſchwunden. Ich ſchalt mich einen milzſüchtigen Thoren, der ſich um eines ſündlichen Verdachtes willen um einige genußreiche, nie zu erſetzende Stunden muthwillig betrogen habe, und gelobte mir, der heutige Tag ſolle mich für die Verkümmerung des vorhergegangenen Abends zwiefach entſchädigen. Mein Freund, der Buchdrucker, kam, wie er verſprochen, in der erſten Morgenfrühe und brachte mir die Roſe, deren äußerſte Blätter in Folge des Grades ihrer Reiſe und der eben ausgehaltenen Operation, ſich nicht mehr dem Rund der reizenden Centifolie anſchloſſen, und, abwärts gebeugt, bei der leiſeſten Luftberührung loſe ſchwebten und ſchwankten. — In der Befürchtung, daß leicht eins dieſer koſtbaren Blättchen und vielleicht mit demſelben die Pointe meiner poetiſchen Bewerbung ſich ablöſen und verloren gehen könnte, drehete ich eine zierliche Düte von holländiſchem Poſtpapier, barg den Ring in den Kelch der Roſe, dieſe in die Düte; jedoch ließ ich die letztere offen, auf daß Lottchen, welche wohl etwas minder Zartes darin hätte vermuthen können, nicht hart damit verfahren ſollte. Nach einer kleinen Vorbereitung, wie mein übervolles Herz ſie mir geſtattete, ging ich zu meiner ſchönen Geliebten, die ich ſchon völlig angekleidet und wie es ſchien, meiner harrend fand.“

„Mein beſtes Lottchen, ſagte ich mit bewegter Stimme und feuchtwerdenden Augen, empfangen Sie meinen Glückwunſch zu Ihrem Lebensfeſte! Dies kleine Angebinde möge Ihnen ſagen — hier verwirrten ſich meine Gedanken, ich ſtammelte einige unzuſammenhängende Worte und reichte mit zitternder Hand dem Mädchen die Düte dar.“

„Ein gellendes Hohngelächter ſchlug an mein Ohr; mit entſtellender Bosheit in dem feuerrothen Geſichte, ſagte Lottchen: Nun, in Wahrheit! das nenne ich mir einen guten Wirth, der Blumen, wie ſie in dieſer Jahreszeit zu Tauſenden an allen Hecken blühen, in Papier wickelt, um ihre Schönheit zu conſerviren! Molière hat ſtümperhaft gezeichnet! Hätte er dies geſehen, er würde ſein Lieblings-Süjet ungleich charakteriſtiſcher haben ausſtatten können. Ei ei, Freund Joſty! Das geſtern angewendete Mittelchen ſcheint die entgegengeſetzte Wirkung auf Sie hervorgebracht zu haben!“

„Freundchen! dreißig Jahre ſind bereits vergangen, ſeitdem jene Worte verhallten; Schmerz und Freude haben im Wechſel des Geſchicks mein nun ruhig gewordenes Herz durchzittert, als jene Laute wie giftige Pfeile es durchbohrten; aber dennoch verſichere ich Ihnen, daß mein Gemüth von der Erinnerung an jenen fürchterlichen Augenblick noch heute ſchmerzlich berührt werde.“

„Ich war wie betäubt. Lottchens holde Geſtalt erſchien mir auf einmal in der ſataniſchen Häßlichkeit tückiſcher Liebloſigkeit; ein Fieberſchauer überlief meine Haut, die Düte entſank der ſtarren Hand und der Ring rollte vor Lottchens

Füße. — Wie aus weiten Fernen vernahm ich einen ängſtlichen Ausruf an mich gerichtet, aber unfähig ihn zu beantworten, ergriff ich meinen Hut und verließ das Zimmer, um niemals wieder zu kommen.“

„Auf dem Flur des Vorderhauſes begegnete mir die Commiſſions-Räthinn. Sie grüßte mich und fragte erſchrocken über meinen Anblick, was mir begegnet ſei. Mit freundlicher Behülflichkeit nöthigte ſie mich in ihr Zimmer, und hier löſ'te die Theilnahme der lieben Frau den Krampf meiner gepreßten Bruſt in Thränen und Klagen auf. Sie tröſtete mich ſo liebreich, und ſtellte die kränkende Erfahrung, die ich gemacht hatte, unter Geſichtspunkte, von welchen aus ich ſie mit Beruhigung betrachten konnte, daß ich wirklich um Vieles erleichtert meine Gönnerinn verließ.“

„Noch an demſelben Tage verkündete mir der Commiſſions-Rath, daß ich eines unverſchiebbaren Geſchäftes wegen in ſeinen Aufträgen verreiſen müſſe und vor dem Verlaufe von acht oder zehn Tagen wiederzukehren nicht hoffen dürfe. Dankbar gegen die Vorſehung, erkannte ich in dieſer Fügung eine Wohlthat, und war nun gezwungen den befangenen Sinn für die Inſtruction, welche ich von meinem Patron erhielt, und die Obliegenheiten, die ſie mir entwickelte, zu erhellen.“

„Als ich von dieſer Reiſe zurückkam, hörte ich, daß Schalls ausgezogen ſeien, und vernahm, was mich nicht weniger intereſſirte, daß der alte Raths-Kanzliſt vor einer Stunde plötzlich geſtorben und ich ſomit in begründeter Anwartſchaft auf den vollen Gehalt der mir ſchon zugeſchriebenen Stelle ſei. Nach einigen Tagen erhielt ich die Beſtätigung meines Amtes und bezog bald darauf meine neue Wohnung, welche von der Güte der Commiſſions-Räthinn mit allen nothwendigen und manchen überflüſſigen Häuslichkeitsbedürfniſſen verſehen worden war. Wehmuthsvoll nahm ich von allen Gewährungen Beſitz, welche meine nunmehrige Lage mir bot. Ich hätte Lottchen weniger warm und herzlich lieben müſſen, wenn ich ſo leicht den Schmerz hätte überwinden können, welchen mir der Gedanke erregte, in dem Mädchen, für das ich freudig Blut und Leben hingegeben haben würde, ein argliſtiges und bösherziges erkannt zu haben. Nur mit einem Schauer des Entſetzens vermochte ich es, mich an die Minute meiner Entzauberung zu erinnern, und ich war nahe daran das, was Lottchen an mir verſchuldet hatte, für die Wirkung von Fehlern und Neigungen anzuſehen, welche dem Geſchlecht der Frauen faſt ohne Ausnahme eigen wären. Je tiefer ich mich verletzt fühlte, je mehr mich das Zertrümmern meiner liebſten Hoffnungen, ſo nahe dem erſehnten Ziele, ſchmerzte, um deſto ſtärker mußte ſich auch in mir die Abneigung bilden, mich noch einmal der Möglichkeit einer ähnlichen Täuſchung auszuſetzen. Ich fand nur Troſt in dem ſtillen Entſchluſſe, meine Tage künftighin in ſtrenger Zurückgezogenheit von jenem gefährlichen Geſchlechte zuzubringen, das, wie ich mit Bitterkeit wähnte, nun einmal zur Prüfung männlicher Charakterfeſtigkeit geſchaffen ſei, und in Folge ſeiner natürlichen Anlagen nicht anders könne, als mit Trug und Falſchheit die redliche Liebe des Mannes für die Zwecke der Selbſtſucht zu benutzen. — Ob auf ſolchem Wege nicht die meiſten Hageſtolzen dahin gelangt ſein mögen, dies zu werden?"

„Ich hatte ſo eben den Brief geſiegelt, welcher die Meinigen von meiner Verſorgung in Kenntniß ſetzen ſollte, als die Aufwärterinn ein ſchwarz geſiegeltes Schreiben in meine Hand legte, das mir von dem nach langer Kränklichkeit erfolgten Tode meines Vaters Kunde gab. Meine Mutter hatte im erſten heftigen Schmerze mir die Hülfloſigkeit ihrer Lage im vollen Umfange geſchildert, was ſie bisher aus Furcht, mich zu noch größeren, meine Kräfte überſteigenden Opfern zu veranlaſſen, ſorglich vermieden hatte, und mit Inbrunſt dankte ich dem Himmel, der mich in den Stand geſetzt hatte, der Helfer meiner Mutter werden zu können. Ich erbat mir auf einige Tage Urlaub, nahm einen bequemen Wagen und langte, von Glockenklängen begrüßt, gerade in der Minute in meinem heimiſchen Dörfchen an, in welcher man des guten Vaters Sarg zu ſeiner Ruheſtätte trug. Meine Mutter erblickte mich, aber die Feier dieſer harmvollen Stunde war ihr zu heilig, als daß ſie es ſich geſtattet hätte, ſelbige durch die wehmüthige Freude ſolch eines ſchmerzlichen Wiederſehens zu unterbrechen, und erſt dann, als die Erdſchollen dumpf und bange auf den eingeſenkten Sarg rollten, warf ſie ſich lautſchluchzend an meinen Hals. Aber als ich ihr nun ſagte, ich ſei verſorgt und in der Abſicht hier, um ſie zu mir abzuholen, ich könne und werde die kleinen Schulden tilgen, welche des Vaters langes Siechthum veranlaßt, und habe den redlichen Willen, ihr die Tage ihres Alters bequem und heiter zu machen, da ſank ſie, von ſtreitenden Gemüthsbewegungen erſchöpft, auf ein nachbarliches Grab, worin mein Pathe, der gute Paſtor, ſchlief, und ſprach mit zum Himmel emporgehobenen Händen: Ja, hülle Dich in finſtre Wetter, Du biſt uns doch mit Gnade nah! Uns helfen willſt Du, ſtarker Retter! Und Deine Stunde iſt jetzt da!"

Der Erzähler hielt bei dieſen Worten inne; ein leiſer Nachhall von Vergangenheitsgefühlen durchbebte ſeine bewegte Seele. Er trocknete ſich die Augen und fuhr nach einer langen Pauſe, welche nur ein tiefer, ängſtlicher Seufzer des beklommenen Zuhörers unterbrach, folgendermaßen fort:

„Meine Mutter lebte nun bei mir. Es gewährte meinem kindlichen Herzen eine unendlich ſüße Befriedigung, ihr ein ruhiges, ſorgenfreies Leben bereiten zu können. Auch erholte ſie ſich ſichtlich und behandelte mich mit jener rührenden Dankbarkeit, die in einem geliebten Sohne den Verſorger erkennt und ehrt. Sie beſorgte meine kleine Wirthſchaft, und ſo verlief ein Tag nach dem andern am Schnürchen der pünktlichſten Ordnung und zwiſchen Arbeit und unſchuldigen Ergötzlichkeiten, welche ich in Vögelzucht und Blumenpflege und in der Anlage eines kleinen Naturalien-Cabinets, meine Mutter aber in dem Umgange mit einer liebgewordenen Nachbarinn und in der ihr ganz neuen Unterhaltung fand, die ihr die Ausſicht unſerer Wohnung auf eine der belebteſten Straßen gewährte.“

„In dieſer tiefen Lebensſtille fand endlich auch mein Herz ſeinen verlorenen Frieden wieder. — Zwar gab es noch zuweilen Stunden, in denen die Erinnerung an Lottchen mich ſchmerzlich aufregte und eine ermattende Sehnſucht den Einſamen beſchlich; aber Vernunft und die Macht der Gewohnheit unterdrückten jene ſtörenden Empfindungen. Sowohl meine Kindheit, als auch die im Hauſe des Commiſſions-Raths verlebte Jugendzeit hatte mich die ſichere Bahn eines ſtrenggeregelten Lebens gehen gelehrt, und ich empfand den Segen dieſer Gewöhnung jetzt, da ſie mein unruhiges Sehnen und Bangen mit ihren gleichmäßigen Forderungen und Gaben einlullte, wie der Perpendikel einer Wanduhr mit unverändertem Summen den Kranken allmählich in ſanften Schlummer verſenkt. O! welch eine mächtige Stütze unſerer Tugend und unſerer Seelenruhe iſt die Gewohnheit, ſich unausgeſetzt nützlich oder angenehm zu beſchäftigen! Wie vielen tauſend Sorgen verwehrt ſie den Eingang in das ſtille Gemüth, wie legt ſie thörichtes Wünſchen und Streben in die ſanften Bande der zufriedenſten Ruhe!“

„Meine Mutter fragte mich wohl zuweilen, ob ich denn gar nicht an das Heirathen dächte? Aber, ſei es nun, daß Lottchens Benehmen eine unüberwindliche Scheu davor, mich jemals wieder einem Mädchen zu nähern, in mich gelegt hatte, oder daß ich in der That nicht wußte, wie ich eine neue Bekanntſchaft dieſer Art einzuleiten hätte, genug, es blieb beim Alten, obgleich ich deutlich fühlte, ich würde als Ehemann, als Hausvater, den leiſen Vorwurf meiner verfehlten Beſtimmung geſtillt wiſſen, wenn ich nur nicht die mir verhaßt gewordene Liebhaber- und Freierrolle zuvor noch einmal hätte übernehmen müſſen.“

„Zwei Jahre waren vergangen, ſeit ich in meinen gegenwärtigen Verhältniſſen lebte, als ich eines Sonntags Nachmittags nicht wie gewöhnlich mit meiner Mutter, die heute bei ihrer Freundinn das Haushüten übernommen hatte, weil dieſe zu Gevatter ſtand, ſondern allein ſpazieren ging. Wie ich mich auf einem unbeſuchten Wege der Stadt näherte, erblickte ich ein Frauenzimmer, welches in einiger Entfernung vor mir her ging, und deſſen zierlicher Wuchs mich lebhaft an Lottchens anmuthige Geſtalt erinnerte. Noch auffallender würde dieſe Aehnlichkeit geweſen ſein, wäre mir der Fremden Gang nicht matt, ja faſt ſchwankend erſchienen, und das muntere Lottchen war ſtets wie auf Sprungfedern gegangen. Aber ein neugieriges Intereſſe erwachte in mir, das Geſicht der vor mir Gehenden zu ſehen; ich beeilte meine Schritte und ſtand grüßend neben — Lottchen Schall. Nein, o Himmel! dieſes bleiche Kummerbild war nur der

Schatten jenes blühenden lachenden Geſchöpfes, welches meine Ruhe, mein Lebensglück zum Opfer ſeines ſtechenden Muthwillens gemacht hatte. Aus Lottchens Erſchrecken, wie ſie mich erkannte, ſprach nicht weniger Freude als Beſtürzung. Sie reichte mir die Hand und ſagte mit Heftigkeit: Ach, lieber Herr Joſty! wie ſehr freut es mich, Sie einmal wieder zu ſehen! Gott erfüllt in dieſer Minute meinen heißeſten Wunſch und Sie werden meiner flehentlichen Bitte die Verſicherung nicht verſagen, daß Sie meine Bosheit mir verziehen haben. Thränen rollten bei dieſen Worten über ihre Wangen, deren Anblick meine Gefühle in das weichſte Mitleid auflöſeten. Mein Herz wallete in unausſprechlicher Wehmuth auf; ich weiß kaum, was ich ihr antwortete, aber ſo viel iſt gewiß, daß ich bemühet war, ſie von meiner herzlichen Theilnahme an ihrem Schickſale zu verſichern. Jetzt erſt bemerkte ich, daß ſie in Halbtrauer gekleidet war, ich erkundigte mich nach der Urſache, und vernahm nun Folgendes:“

„Auf unabläſſiges Dringen ſeiner Tochter war der Inſtrumentenmacher Schall einige Zeit nach der Auflöſung unſerer Verbindung nach M.... gezogen, woſelbſt er vor einem halben Jahre geſtorben war. Der kleine Nachlaß des Verblichenen hatte kaum zugereicht, deſſen Gläubiger zu befriedigen, und Lottchen ſich in ihrer gänzlichen Verlaſſenheit an einen Oheim ihrer verſtorbenen Mutter, den Rector Lohe an hieſiger Martinsſchule, mit der Bitte gewendet, ſich ihrer einſtweilen anzunehmen, bis ſich ein weiteres Fortkommen für ſie gefunden hätte. Mit ſchlechtverhehltem Widerwillen ſei dieſe Wohlthat von dem grämlichen Großoheim und deſſen betagter Schweſter ihr zu Theil geworden; der Gram um den Tod des Vaters, vereint mit der quälenden Ueberzeugung, wie läſtig ſie ihren Verwandten ſei, wie gern man ihrer los wäre, hätten ihre Geſundheit in den zarteſten Wurzeln derſelben angegriffen, was ihr den einzigen Troſt gewähre, bald das Ziel ihres Jammers, den ſehnlich erwünſchten Tod, zu erreichen. — Das Ende dieſer Erzählung erſtarb in Seufzern und leiſem Schluchzen.“

„Wie bedrängt von ſtürmiſchen Gefühlen ich auch war, ſo glaubte ich doch zu bemerken, daß Lottchen bei der Schilderung ihrer gegenwärtigen Verhältniſſe die Worte ängſtlich wog und wählte, und mit angeſtrengter Beſonnenheit über ihre Aeußerungen wachte. Ich folgerte daraus, ſie wolle mir etwas verbergen, und ich hatte mich nicht geirret. So waren wir bis an das äußere Thor des St. Martin-Kirchhofes gekommen, an deſſen Ende die Schulgebäude ſtehen. Lottchen drückte mir die Hand, lächelte mir im Davoneilen noch einmal zu, und ich habe ſie niemals wieder geſehen. —“

„In der unruhigſten Gemüthsſtimmung kehrte ich nach Hauſe zurück, und erzählte meiner Mutter, was ich ſo eben erfahren hatte. Allein, wie das ſo zu gehen pflegt, wie beweglich ich auch erzählte, wie lebhaft ich auch Lottchens totale körperliche und geiſtige Umwandlung zu ſchildern bemühet war, ſo entbehrte doch meine Mutter den Anblick dieſer mitleiderregenden Geſtalt; der leidenden Stimme Ton drang nicht zu ihrem Herzen, wie er das meinige geſpaltet hatte, auch war ſie zu ſehr gegen Lottchen eingenommen, als daß ſie jetzt hätte ſollen gerecht ſein und dem Unglücke des Mädchens einige Theilnahme ſchenken können. Mit einer, ihr ſonſt nicht gewöhnlichen Strenge meinte ſie, dies Weh und Leid ſei eine wohlverdiente und ſehr heilſame Züchtigung von Gott, der ſeine abirrenden Schäflein allezeit zum rechten Fleckchen zu führen wiſſe. Ich ſolle nur ja deshalb nicht glauben, daß Lottchen gebeſſert ſei; die Folgezeit würde mich darüber belehren, daß mit dem wiederkehrenden Glücke ſich auch die alten Fehler an der Leichtſinnigen zeigen würden.“

„Dies Urtheil, welches meinen Empfindungen gerade entgegengeſetzt war, dünkte mir hart und lieblos und verſtimmte mich für fernere Verhandlungen über dieſen Gegenſtand. Ich unterließ es jedoch nicht, mich ganz genau nach Lottchens Lage zu erkundigen, und bei fortgeſetzten Beſtrebungen gelangte ich zu der unerfreulichen Kunde, daß das arme Mädchen unter dem Drucke eines Geizigen ſeufzen und darben müſſe, wie die Anſicht der Irrigen ihn ehemals, obwohl mit ſchwerem Unrecht — in mir vorausgeſetzt hatte. Jetzt wußte ich auch, warum Lottchen bei der Darſtellung ihrer Verhältniſſe geſtockt und ſo ſeltſam beſchämt ausgeſehen hatte. O heilige Vergeltung! dachte ich unter Schauern der Ehrfurcht gegen die Gerechtigkeit des Himmels, und freuete mich, obwohl in Demuth, meines ſchuldfreien Bewußtſeins. Nach einiger Zeit lauteten die Berichte über Lottchens Ergehen beſſer. Sie hatte ſich erholt, und die Bekanntſchaft eines jungen Schul-Collegen gemacht, welcher ernſtliche Abſichten auf ſie zu hegen ſcheine. Sie ward ſeine Frau, und ihr Hochzeitstag befeſtigte meine Ruhe. Doch lebte ſie in ihrer Ehe, die kinderlos blieb, nicht glücklich, und ſtarb nach drei Jahren an einer Auszehrung.“

„Immer ferner rückte mir der Gedanke an eine Heirath, immer ſchwieriger däuchte mir die Wahl einer Gefährtinn meiner Tage, und wenn ich ſo zurückblicke, möchte ich glauben, eine Ahnung davon, daß ich von der Vorſicht berufen war, der Verſorger meiner verlaſſenen Verwandten zu werden, habe mein ſonſt weiches und jedem natürlichen Gefühle offenes Herz, für den Wunſch mich zu verehlichen, verſchloſſen.“

„Ich muß jetzt auf das Schickſal meines Bruders zurückkommen. Dieſer war durch die Gunſt der Gutsfrau den Verhältniſſen unſeres elterlichen Hauſes ſehr früh entfremdet worden. Als der Junker und mein Bruder dem Jünglingsalter ſich näherten, war die gnädige Dame mit beiden nach H..... gezogen, woſelbſt der Erſtere eine hohe Schule beſuchte, mein Bruder aber mit dem ihm eigenthümlichen Glücke ſeine muſikaliſche Laufbahn verfolgte. Einige Jahre ſpäter gingen die jungen Leute unter der Aufſicht eines Gouverneurs auf Reiſen, und in Rom war es, wo ſich die Lebenswege der beiden Freunde trennten. Der Edelmann, von einem jähen Heimweh befallen, kehrte auf dem kürzeſten Wege nach Deutſchland zurück, und Bruder Wilhelm häkelte ſich in Rom feſt, wo ſein muſikaliſches Genie Nahrung fand und höhere Schwungkraft gewann. Als er nach längerer Zeit in ſein Vaterland zurückkam, ward ihm durch die Verwendung eines Gönners, die Stelle eines Muſikdirectors bei dem Hoftheater zu K..... angetragen, und dankbar nahm er den einträglichen Poſten an. Bald darauf erſahen wir zu unſerem höchſten Erſtaunen aus einem Schreiben von ihm, daß er eine Wittwe mit zwei ſchon ziemlich herangewachſenen Söhnen geheirathet habe; doch ſchon nach wenig Jahren löſ'te der Tod dies Band wieder, aber die Knaben blieben gegen ein gebührliches Erziehungsgeld dem Stiefvater anvertraut. Mein Bruder verband ſich nun bereits zum zweiten Male, und — nun Sie kennen ja Emmelinens Mutter.“

„Vierzehn Jahre waren vergangen, ſeitdem meine Mutter bei mir lebte, als ſie auf einmal eine heftige Sehnſucht äußerte, ihren Sohn Wilhelm zu beſuchen. Meine Mutter war ſo höchſt beſcheiden in ihren Forderungen an mich, daß ich aus den wiederholten, oft unwillkürlichen Aeußerungen dieſes Wunſches auf die Stärke deſſelben ſchließen konnte. Ich wirkte mir heimlich Urlaub aus, beſtimmte eine namhafte Summe zu den Koſten der weiten Reiſe, und überraſchte meine Mutter mit der Eröffnung, daß wir die Pfingſtfeiertage diesmal in K..... verleben würden. Meine Mutter vergoß Freudenthränen, und noch heute befriedigt mich die Erinnerung an den ſüßen Genuß dieſer Reiſe."

„Obgleich meine Mutter an Wilhelms Häuslichkeit manche Ausſetzung zu machen gehabt hätte, obgleich der Sohn, durch die Richtung, welche ſeine Ausbildung genommen hatte, ihr faſt ein Fremder geworden war, ſo überließ ſie ſich doch mit aller Innigkeit eines Mutterherzens dem Zauber des Wiederſehens nach ſo langer Trennung und dem Zuge der Natur, welcher ſie mit rührender Liebe an die kleine Enkelinn knüpfte. Meine Schwägerinn gewann ſchnell ſolch ein herzliches Vertrauen zu mir, daß ſie unter heißen Thränen mir klagte, wie wenig ihr Mann zu einer vernünftigen Eintheilung ſeines Einkommens zu bringen ſei, und daß ſie vor der Zukunft zittere, weil das Gewirre ihrer Finanz-Angelegenheiten ſich mit jedem Tage unauflösbarer verwickele. Sie bat mich, ein' Wort des Ernſtes und der Ermahnung mit Wilhelm über dieſen Gegenſtand zu ſprechen; ſie erkenne mich, ſeinen älteren Bruder, als den einzigen Menſchen, von deſſen Vorſtellungen ſie einigen Erfolg ſich verſprechen dürfe. Ich genügte ihrem Verlangen, aber ohne die erwartete Wirkung. Mein Bruder lachte und nannte mich einen beklagenswerthen Formen- und Buchſtaben-Menſchen, welchem Gott der Herr einſt die Freuden der Seligkeit wohl werde tabellariſch eintheilen müſſen, und meinte, er wolle lieber den Tod erleiden, als die Ketten eines in ſtrenge Ordnung eingezwängten Lebens fortſchleppen. —“

„Ich ſchwieg gekränkt und überzeugt, daß man einen Mohren niemals weiß waſche. Wir ſchieden, aber denken Sie, Freundchen, ſich unſer ſtarres Entſetzen, als nach Verlauf eines Vierteljahres uns ein troſtloſer Brief von meiner Schwägerinn die Nachricht gab, daß mein Bruder an einer Bruſtentzündung geſtorben ſei. Meine Mutter, welche ſeit einiger Zeit kränklich geweſen war, grämte ſich dergeſtalt, daß ſie bettlägerig ward und binnen acht Tagen dem vorangegangenen Sohne in das Grab folgte.“

„Ich war nun allein; ich fühlte dies mit einem heißen Schmerze, welchen die Erkenntniß ſchärfte, es ſei in mehr als einer Beziehung zu ſpät für mich, das verſäumte Glück der Ehe nachzuholen. Selbſtvorwürfe und mühſamgewonnene Beruhigungen theilten ſich in mein Gemüth, und es bedurfte eines längeren, fortgeſetzten Beſtrebens, um zu einer klaren, unparteiiſchen Anſchauung der Geſchichte meines Herzens zu gelangen. Wie ich etwas ruhiger geworden war, fand ich denn, daß eine geheime, unerklärbare Gewalt mich ſtets von entſcheidenden Schritten für eine Aenderung meiner Verhältniſſe abgehalten habe, und ich erkannte darin die Einwirkung eines höheren Willens. Indem ich nun mit geſchärftem Rückblicke ſo die Vergangenheit überſchaute, ſtieg leiſe und vorwurfsvoll die Frage in mir auf, warum ich wohl durch die Reiſe nach K..... mein Gefühl für den fremdgewordenen Bruder hätte erneuern und ein wärmeres Intereſſe an deſſen Frau und Kind gewinnen müſſen, welches jetzt nur dazu diene, meine Betrübniß zu vermehren und mich mit ängſtlicheren Sorgen um das Ergehen der Verlaſſenen zu erfüllen? Da dämmerte der Gedanke in mir auf, ob ich vielleicht dazu beſtimmt wäre, mich der hülfsbedürftigen Verwandten anzunehmen? Seltſam traf meine Vereinſamung mit dieſer Pflichtaufforderung zuſammen; ein gegenſeitiges Bedürfniß ward befriediget, wenn ich derſelben Genüge leiſtete, und ſo zögerte ich denn nicht, meiner Schwägerinn in einem baldigen Schreiben den Aufenthalt bei mir, nebſt der möglichſten Fürſorge für ſie und die verwaiſete Kleine, anzubieten. Statt der Antwort langten Mutter und Kind ſelbſt bei mir an. Dieſen Abend werde ich in meinem Leben nicht vergeſſen! Wie die kleine, überaus liebliche Emmeline die Aermchen um meine Kniee ſchlang und mich in ungekünſtelten Worten anflehete, mich ihrer und der weinenden Mutter anzunehmen, da ging mir das Herz in dem ſtillen Gelöbniſſe auf, dies Kind als das meine zu betrachten. Meine Unbeſtimmtheit war auf einmal geendet, jeder Zweifel ausgeglichen; ich erkannte in der Sorge für meine Verwandten einen Hauptzweck meiner irdiſchen Beſtimmung, und die Wehmuth darüber, ein Familienglück mir verſagt zu ſehen, welches mein Herz noch enger umſchlänge, ging in die ſanfte Freude, in die himmliſche Ruhe über, die der Erfüllung unſerer Pflichten folgt.“

„Mein Gewiſſen giebt mir das Zeugniß, daß ich die übernommene Obliegenheit treu erfüllet habe. Ich ließ Emmeline ſo ſorgfältig, als es mir möglich war, unterrichten, und wenn ich ſie von den ſogenannten Freuden der Welt fern hielt, geſchah dies nur in der Ueberzeugung, daß dergleichen Genüſſe nur zu oft den Sinn für das Vergnügen, welches Natur und Arbeit gewähren, ertödten, und die Beſchränkungen eines ſpärlichen Hauslebens unerträglich machen.

Emmelinens wahrhaft ſchöne Stimme, ihre nicht gemeine Fertigkeit im Geſange entzogen das Mädchen ſeiner glücklichen Ungekanntheit. Kein Grund war ausreichend genug, um das beharrliche Dringen ihres Muſiklehrers niederzuſchlagen, der ſie und mich fortgeſetzt quälte, daß Emmeline eine Stimme in dem Dilettanten = Concerte übernehmen möchte. Ich ermüdete endlich im Widerſtande, willigte ein, und dieſe Inconſequenz war folgenſchwerer, als ich jemals gewähnt hätte. Dieſes Concert knüpfte die Bekanntſchaft zwiſchen Emmeline und ihrem nunmehrigen Bräutigam, und als mir Erſtere die Annäherung und endliche Erklärung des Ober = Auditeurs vertraute, konnte ich zwar gegen das Benehmen meiner Nichte nichts einwenden, ahnete aber mit beſorgtem Herzen die Schwierigkeit jenes Verhältniſſes. Ich erkundigte mich nun genau nach dem Rufe des jungen Mannes, den ich nicht perſönlich kannte, und vernahm nur Gutes, oder richtiger geſagt, nirgend etwas Böſes von ihm. — Nachdem ich ihn heute zum erſtenmale geſehen und geſprochen, möchte ich faſt annehmen, er ſei der Mann nicht, welcher für mein einfaches, herzliches Linchen paſſe; aber es bleibt mir nichts anderes übrig, als dem Lenker unſerer Schickſale das Glück des lieben Mädchens anheim zu ſtellen. Gott, dies glauben Sie getroſt, lieber, betrübter Freund! bleibt auch ein Gott der Liebe und Gnade, wenn er das Liebſte und Beſte uns verſagt; er wird als ein Solcher ſich an Ihnen zu Seiner Zeit verkünden!“

Hier endigte erſchöpft der Kanzliſt ſeine lange Erzählung, und vom nahen Kirchthurme herab ertönten dröhnend die Glockenſchläge der neunten Stunde.

Wie wenig auch Delphin bei dem Anfange der Erzählung geſtimmt geweſen war, mit der erforderlichen Aufmerkſamkeit zuzuhören, wie richtig der Kanzliſt dies auch vorausſetzte, ſo hatte dennoch beim Schluß derſelben der weiſe Alte ſeine Abſicht erreicht. Dies treue Gemälde eines nur der Pflicht und herben Entſagungen, aber doch durch den Frieden der Tugend beglückten Lebens zog mit ſanften Farbenglanze das anfänglich abgewendete geiſtige Auge Delphins immer ſtärker an; die Erzählung knüpfte ein Fädchen der Theilnahme nach dem andern an die Aufmerkſamkeit des Zuhörers, und entriß zuletzt den Tiefbetrübten der Verſunkenheit in ſeinen Schmerz. Die Stille der Ergebung, der Muth des Gottvertrauens hatte ſich in Delphins aufgeregtes Gemüth geſenkt, als jetzt der Kanzliſt verſtummte.

„Edler, vortrefflicher Mann!“ ſagte Delphin gerührt und drückte die Hand des Kranken, „ſo hatte dieſer bange Abend doch einen Gewinn für mich; eine erhöhete, unauslöſchliche Achtung gegen Sie! Wie gern ich Ihnen auch nacheifern möchte, werde ich es vermögen?“

„O gewiß!“ entgegnete Joſty zuverſichtlich, „dem redlichen Willen fehlt ſelten die Kraft. Nur getroſt, mein Lieber!“

Jetzt kam Mama Joſty von ihrem Beſuche zurück. Delphin wollte nicht gern die Stimmung, in welche er ſich durch ſeines alten Freundes liebendes Bemühen verſetzt ſah, durch der Frau Joſty triviales Geſchwätz geſtört ſehen; er nahm daher flüchtig und freundlich gute Nacht und eilte davon.

Frau Joſty ſagte: „Nun, unſere Emmeline dürfen wir vor Mitternacht heute wohl ſchwerlich erwarten; ja, ja! in Glück und Freude vergehen die Stunden wie Augenblicke. Ich kann es mir recht lebhaft vorſtellen, wie Alle mit Liebkoſungen und Fragen um das Mädchen herumſein werden!

Denn der Ober-Auditeur ſoll, wie ich heute erfahren habe, das Hätſchel der ganzen Familie ſein.“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als die Hausthürſchelle erklang. Zwei Perſonen kamen die Treppe herauf. Frau Joſty lauſchte betroffen, als ſie den Gang ihrer Tochter zu erkennen glaubte, und ſtarrte jetzt im ängſtlichſten Erſchrecken nach der Thüre, als Emmeline am Arme eines Mannes von höherem Alter eintrat, in welchem der Kranke ſogleich den Medicinalrath Hermes erkannte.

Der Letztere grüßte mit verbindlicher Höflichkeit und ſagte: „Entſchuldigen Sie, Madame, und auch Sie, Herr Joſty, meinen Beſuch zu ſo ungewöhnlicher Zeit! Ich bringe Ihnen Ihre liebe Tochter zurück und habe die Abſicht, durch eine offene, Ihnen zu gebende Erklärung, jeder kränkenden Vermuthung von Ihrer Seite zuvorzukommen. Dieſer Abend, welcher die Verbindung der liebenswürdigen Emmeline mit meinem Vetter Markens feſter knüpfen ſollte, hat in Folge ſeltſamer gegenſeitiger Verſtändigungen dieſelbe für immer aufgelöſet; doch, wenn das Wort eines ehrlichen Mannes Ihnen glaubwürdig iſt, ſo betheure ich Ihnen, daß dies liebe Mädchen hier, indem es auf die edelſte Weiſe ſich ſeiner Rechte begab, unſer Aller innigſte Achtung und wärmſte Werthſchätzung gewonnen habe. Solch ein ſchönes Herz kann nicht unbelohnt bleiben, und — hier küßte der Mann ehrfurchtsvoll Emmelinens zitternde Hand — der Tag wird ein froher für mich ſein, an welchem ich erfahren werde, daß Emmeline Joſty die glückliche Braut eines würdigen Mannes ſei.“

„Allmächtiger Gott!“ rief jetzt die vom jähen Schrecken verſteinerte Mutter; „die Verbindung mit dem Ober-Auditeur wäre aufgelöſet? Was haſt Du denn aber gemacht, Emmeline?“

Der Medicinalrath warf der Fragenden einen unwilligen Blick zu; Emmeline aber, deren blaſſes Geſicht ein ſeliges Lächeln verklärte, beugte ſich auf des Oheims Bette hernieder, und bedeckte die Hand des Kranken mit Küſſen und Thränen.— Dieſer war auch erſchrocken, allein ſeine Beſtürzung war eine freudige. Er ſagte mit außerordentlicher Erregung: „Ihr Wort, Herr Medicinalrath, iſt mir eine zuverläſſige Bürgſchaft, ſonſt — wenn ich glauben mußte, der Ober-Auditeur oder deſſen Familie hätten mein gutes Mädchen da äffen wollen, weil es den Schutz eines reichen, vornehmen Vaters entbehrt, ſo ſollte der unberufene Necker, oder die Frau Geheimeräthinn das Wort der Wahrheit aus dem Munde eines beleidigten Mannes vernehmen.“

Der Medicinalrath hatte ſich dem Bette genähert, und antwortete mit bedeutendem Tone: „Dies hat ihnen die kleine liebe Heldinn hier ſchon zu hören gegeben. Sie glücklicher Mann! Kein Vater dürfte jemals mit gerechterem Stolze ſein Kind an die befriedigte Bruſt drücken, als Sie dies herrliche Mädchen! Kaum kann ich mich enthalten zu ſchweigen, und doch will ich Emmelinens Bewußtſein die heilige Stille gönnen, in welcher die Tugend ihre ſchönſten Siege feiert!“ Er ergriff ſeinen Hut, bat um die Erlaubniß einmal wieder ſich von dem Befinden der Familie überzeugen zu dürfen und entfernte ſich, von Emmeline bis an die Hausthüre begleitet.

Wir überlaſſen es nun Emmelinen, wie ſie der aufgebrachten Mutter peinigende Fragen und des beruhigten Oheims ſchweigende Theilnahme zufrieden ſtellen wolle? Und ſuchen lieber zu erfahren, welche Ereigniſſe dieſer gehaltreiche Abend dem Mädchen dargeboten habe.

Von ängſtlichen Ahnungen erfüllt, von einer nie gekannten Beklommenheit befangen, betrat Emmeline an der Hand des Bräutigams das große ſchöne Haus, das ihrer zukünftigen Schwiegermutter gehörte. Ein alter Bedienter nahm dem ſchüchternen Mädchen den Mantel ab, und öffnete, ſich verbeugend, die Flügelthüren. Das verlobte Paar trat in einen kleinen hellerleuchteten Familienſaal, in welchem an mehreren Tiſchen geſpielt wurde, und einige Perſonen gruppenweiſe ſich unterhielten. Eine ſtarke Frau, welche an dem vorderen Spieltiſche der Thüre gegenüber ſaß, blinzelte bei dem Eintritte der Kommenden ein wenig in die Höhe, und ſagte mit vornehmer Gleichgültigkeit, als der Ober-Auditeur mit achtungsvollem Handkuß ihr Emmeline als ſeine Erwählte vorſtellte, ſich halb vom Stuhle erhebend, doch ohne den Fächer der gefaßten Karten aus der ſchwerberingten Hand zu legen: „Guten Abend, meine liebe Joſty! Sein Sie mir willkommen! Sie befinden ſich hier in einem kleinen Verwandten-Cirkel, mit welchen ich Sie nachher näher bekannt zu machen denke. Für jetzt nehmen Sie es wohl nicht übel, wenn wir uns nicht ſtören laſſen; es bleibt zu anderer Unterhaltung uns ſpäter noch Zeit genug übrig.“ Mit dieſen Worten wandte ſie ſich wieder zu ihrer Spielpartie, und fragte: alſo coeur war à tout?“

Aber die drei Herren, mit denen die Geheimeräthinn ſpielte, zogen nur langſam und ungern die Blicke von dem ſchönen bräutlichen Mädchen ab, welches von dem Flammenroth der tiefſten Gemüthsbewegung übergoſſen war, und geſtanden ſich ins Geheim, coeur werde wohl ſo lange à tout bleiben, als die Natur in ſolch reizenden Erſchaffungen ſich erneuere.

Unbeſchreiblich war Emmelinens Seelenzuſtand in dieſen Augenblicken. Nicht die eiskalte Schwere dieſer Vorſtellung war es, was ihr Herz ſo laſtend bedrückte; nein, ſie ſah in derſelben nur einen hellen Zukunftsſpiegel ihrer Stellung als Markens Gattinn und ihrer Verhältniſſe zu dieſer Familie. Ein heftiges Sträuben gegen die Bande, welche an dieſem Abend ſie unauflösbar an ſolchen Zwang knüpfen würden, bewegte ſie fieberhaft; ſie fühlte ſich von dem ſchmerzlichſten Heimweh nach der traulichen Freiheit ergriffen, welche ſo beglückend in ihrem kleinen häuslichen Vereine waltete, und in der Zuverſicht, welche auf den Höhen der Angſt über uns kommt, blickte ſie wie nach einem rettenden Engel um ſich, aber überall begegneten ihre flehenden Augen nur den unbeſcheidenen Blicken der Neugier, welche ihre zarte Weiblichkeit verletzten.

Gewiß darüber, daß das arme Opfer ihrem Andringen nicht entgehen könne, unterließen die einzeln gruppirten Damen und Herren es jetzt noch, die Eintretende in Beſchlag zu nehmen, und meinten, ſie müßten dem blöden Mädchen erſt Zeit gönnen, ſich zu erholen. Eine beklemmende Stille herrſchte in dem großen Zimmer, welche nur durch das leiſe Flüſtern der Anweſenden, durch Emmelinens halberſtickte Seufzer, durch das Zählen der Points und das Klirren der Taſſen unterbrochen wurde, die goldglänzend nebſt der ſilbernen Theemaſchine von einem zierlichgeordneten Seitentiſche herabblinkten, und welche ein blaſſes Mädchen, die Tochter eines verarmten Kaufmanns, die als Wirthſchaftsgehülfinn bei der Geheimeräthinn lebte, in ängſtlichſchweigender Pflichtübung füllete und ſervirte.

Auch der glückliche Bräutigam befand ſich in der Klemme. Wie ſehr er in Emmeline verliebt war, und dieſer Neigung mit dem heute erlangten Rechte genügte, ſo gelüſtete doch nicht weniger ſeiner Eitelkeit nach dem Triumphe, von jedem der Anweſenden zu hören, daß er excellent gewählt habe. Er machte ſich daher, ſo oft es nur möglich war, von der Unterhaltung mit der holden Braut los, um dieſen Weihrauch für ſeinen Geſchmack zu empfangen. Das arme Mädchen war in Folge ſolcher Vernachläſſigung einem quälenden Examen anheim gefallen, welches eine alte ſteinreiche Bergräthinn mit ihm abzuhalten ſich ohne Umſtände geſtattete. Ueber die unbedeutenden Details des Hauslebens, über die Art ihrer Beſchäftigungen, über den Ertrag von dem Poſten ihres Oheims und über hundert andere Gegenſtände, welche das Zartgefühl nie zu wiſſen begehrt, verlangten die unverſchämten Fragen der hochmüthigen, geldſtolzen Baſe Beſcheid von Emmeline, und dieſe fühlte ſich empört.

Da rettete ſie der Eintritt des Medicinalrath Hermes aus der Gewalt dieſer Inquiſition, und Emmeline athmete freier. Der feine angenehme Mann entſchuldigte ſein ſpätes Kommen mit einem dringenden Geſchäftsgange, und wendete ſich alsbald zu Emmeline, mit welcher er ſich in der von meinen Leſerinnen gewiß gekannten, wenn auch von mir nicht wohl zu beſchreibenden Weiſe unterhielt, die das erſtorbene Vertrauen weckt und das Selbſtgefühl befriediget, ohne die zarteſte Beſcheidenheit zu verletzen.

So waren drei Stunden vergangen, die Damen und Herren rauſchten auf, und die Thüre zu dem Eßzimmer ſtand geöffnet. Da ging die dicke Geheimeräthinn gravitätiſch auf Emmeline zu, faßte mit der rechten Hand das

Mädchen, mit der linken Hand ihren Sohn an, und ſagte gegen die Geſellſchaft gewendet: „Meine lieben Freunde! Ich habe das Vergnügen, Ihnen hier in Fräulein Emmeline Joſty, die Braut meines Sohnes zu präſentiren, und empfehle die Verlobten Ihrem Wohlwollen!“

Die Fluth wortreicher, aber ungefühlter Glückwünſche überſchwemmte nun das Brautpaar, und mit einiger Anſtrengung bemächtigte die Geheimeräthinn ſich des Wortes, indem ſie zu Emmeline ſprach: „Das Verhältniß, worin ich zu meinen theuren Verwandten ſtehe,“ hier deutete die Sprecherinn auf den Geſellſchaftskreis, der in einem Halbrund das Kleeblatt umſchloß, „iſt von der Art, daß wir die Angelegenheit jedes Einzelnen unter uns als Sache des Ganzen betrachten und in längſtbeſtandener Einigkeit Ehre, Vortheil und Vergnügen als Gemeingüter anſehen, über deren Erhaltung wir mit vereinigtem Intereſſe wachen. Es darf Sie, meine Liebe, daher weder wundern noch beleidigen, wenn ich in der Gegenwart dieſer Herren und Damen Ihnen unſere billigen Forderungen an Sie bei der Begründung einer ſo wichtigen Beziehung eröffne, als die iſt, in welcher Sie künftig zu uns ſtehen werden. Mein Sohn iſt von uns allen ſo ſehr geliebt und ſo hoch gehalten, daß wir ſeiner Wahl vertrauten, obgleich dieſelbe — laſſen Sie mich dies recht offen geſtehen — liebgewordene Plane zerſtörte und ſtolze Hoffnungen vernichtete. Wenn Sie dies als Gerechtigkeit für ihn erkennen, ſo werden Sie auch die Billigkeit einiger Bedingungen eingeſtehen müſſen, welche wir zur Ausgleichung gewiſſer, Verlegenheiten herbeiführender Differenzen feſtzuſtellen für nöthig halten. Doch —“ das ſchon erwähnte blaſſe Mädchen, wahrſcheinlich fruher von der Geheimeräthinn zu dem Herbeiholen eines zierlichen Juwelenkäſtchens befehligt, trat jetzt mit demſelben an die Seite der alten Dame und überreichte es ihr, ſobald dieſe aufblickte. Die Geheimeräthinn ließ ſich unterbrechen; ſie öffnete das Käſtchen, nahm daraus ein Jeannetten-Kreuz an ſchwarzem Bande hangend, ließ einige Augenblicke das klare Waſſer ſeiner großen Brillanten in der Strahlenbrechung der Lichter ſpielen und ſagte nun, indem ſie es um Emmelinens ſchneeweißen Hals ſchlang: „Ehe Sie von meinem Sohne den Verlobungsring empfangen, nehmen Sie zuvor dies Kreuz als einen Beweis meiner mütterlichen Geſinnungen für Sie an! Ich bitte mir dagegen dieſe Roſe zum Tauſch von Ihnen aus, in welcher ich das Bild ihrer blühenden Jugend erblicke!“

Mit der Schnelligkeit, in welcher der Blitzſtrahl den Kern des Eichbaums ſpaltet, durchzuckten dieſe Worte Emmelinens Herz. Sie blickte erſchrocken auf die Roſe herab, welche den glühenden Mund wie zu ängſtlicher Klage erſchloſſen hatte; es war ihr, als flüſtere ihr der Blume und der Liebe Geiſt die Worte zu: „So ſoll ich enden? Iſt Dir mein Leben, welches die treueſte Zärtlichkeit für Dich erzog, ſo wenig werth, daß Du es für todtes Geſtein aus kalter Hand hingeben möchteſt?“ Zu dieſen geiſtigen Einflüſterungen geſellte ſich noch die Stimme eines beleidigten Gefühls, das Emmelinen der Geheimeräthinn Begehren als eine verſteckte Erklärung des Mißverhältniſſes auslegte, welches in Bezug auf Geben und Empfangen zwiſchen ihnen Statt finde. Emmeline druckte mit heftigzitternder Hand das gefährdete Eigenthum, welches die Geheimeräthinn bereits erfaßt hatte, feſt an die bedrängte Bruſt, und ſagte mit halber Stimme: „Vergebung, Frau Geheimeräthinn! Dieſe Roſe iſt ein Geſchenk der Freundſchaft; ihre Beſtimmung wie meine Pflicht erheiſcht demnach, daß ſie an meinem dankbaren Herzen verblühe. Was jedoch ich Ihnen als Tribut meiner Verehrung darbringen dürfte, müßte, dünkt mich, Ihrer Güte entſprechender ſein, und — mit Neigung und Recht in Harmonie ſtehn.“

Tiefe Stille unter den Anweſenden! Mit Erſtaunen glaubte man nicht recht vernommen zu haben, aber hier und da haftete doch ein Blick voll wärmerer Theilnahme und regerer Achtung an dem Mädchen, welches, unbeſtochen von der blendenden Gabe, mit freierhaltenem innigem Gemüth der zarten Rückſicht auf den unbekannten Geber der Blumen Folge leiſtete.

Die Geheimeräthinn zog betroffen die Hand zurück, und blickte in dem ſtummen Kreiſe umher, als wolle ſie die Wirkung des eben Geſagten auf den Geſichtern ihrer Freunde erſpähen. Einen Schritt zurücktretend entgegnete ſie: „Eine kleine Empfindſame alſo! Nun in Ihren Jahren, meine Liebe, iſt es natürlich, daß man den Werth gewiſſer Dinge überſpannt. Die Zeit kommt dann wohl auch, wo man Juwelen und Blumen richtiger ſchätzen und die Nothwendigkeit wahrer Rückſichten von den eingebildeten Verpflichtungen der Sentimentalität mit reiferer Klugheit unterſcheiden lernt. — Doch von dieſem unerheblichen Gegenſtande nun zu einem andern, ungleich wichtigeren. Der Wunſch, das Verlangen, welches ich Ihnen jetzt aus einander ſetze, wird hoffentlich um ſo weniger von Ihnen verſagt bleiben, als ich mit meinen ſämmtlichen werthen Verwandten in vereinigter Ueberzeugung fühle, es ſei die Gewährung deſſelben die Bedingung unſerer gegenſeitigen Zufriedenheit mit einander. Der Menſch iſt es ſich und dem Standpunkte, welchen er in der Welt behauptet, ſchuldig, daß er mit Beſonnenheit

Alles vermeide, was ſtörend in die zarten Fugen beſtehender Verhältniſſe eingreifen könnte. Sie werden dieſer Anſicht folgen und nun leicht einſehen, was ich Ihnen gern recht klar darſtellen möchte. Ihr Oheim iſt ein redlicher Mann — wer würde dies bezweifeln? Ihre Mutter iſt gewiß eine gute Frau — wie könnte ſie ſonſt eine ſo liebe Tochter haben? Aber Beide würden in das Umgangsleben, welches Sie, liebe Emmeline, künftig führen werden, eben ſo wenig paſſen, als ſie ſich darin gefallen würden. Sie leiſten daher den Forderungen, welche Ihre Zukunft an Sie macht Genüge, und ſorgen zugleich dafür, daß das Wohlbehagen Ihrer Verwandten durch keine fremdartige Gewöhnung unterbrochen werde, wenn Sie den Zuſammenhang mit denſelben möglichſt auflöſen. Wäre jedoch es Ihrem Herzen Bedürfniß, die Ihrigen einmal zu ſehen und zu ſprechen, ſo könnten Sie ja ins Geheim — — —"

Emmelinens Augen, in welchen das Feuer eines edlen Zornes flammte, hafteten bei dieſen Worten ſo durchdringend auf der Geheimeräthinn, daß dieſe verwirrt verſtummte, ohne ihren Satz geendiget zu haben. Des Mädchens ſchwerbeleidigtes, tiefempörtes Gefühl warf im brennendſten Incarnat ſeinen Wiederſchein auf die zarte Wange, und die Geſtalt, der eine leichte Senkung des Hauptes faſt immer den Ausdruck der holdeſten Demuth gab, hob ſich jetzt in der Kraft der Tugend frei und ſtolz empor. Sie ſagte: „Frau Geheimeräthinn! Was Sie von mir verlangen, mag Ihnen wohl als etwas leicht von mir zu Gewährendes erſcheinen; Sie irren jedoch. Dieſe Leiſtung würde mein Vermögen überſteigen, und ſelbſt mein Wille bebt ſcheu und entſetzt davor zurück. Wehe mir, wenn es anders wäre. Wie? Ich könnte jemals fähig ſein, die Theuren zu verleugnen, denen ich nächſt Gott Alles verdanke, was ich bin und habe? Das Glück der Sorgloſigkeit ſollte mich der Mutter entfremden können, welche unter Thränen und Kummer, in frohen oder trüben Tagen, mein Wohl mit gleicher Liebe im treuen Herzen trug? Und Dich, o mein theurer Oheim! der Du der verlaſſenen Waiſe Dich einſt ſo väterlich annahmſt, und Deinen ſpärlichen Erwerb ſo willig mit dem hülfsbedürftigen Kinde und deſſen Mutter theilteſt, Dein ſollte ich vergeſſen, Dich nur im Geheimen ſehen, da der Ueberfluß, in welchen Gott mich verſetzte, Dein zartes Wohlthun mir fortan entbehrlich macht? Ich könnte mich ſchämen, der ganzen Welt zu beweiſen, wie ſtolz ich auf Dich, den edelſten der Menſchen ſei, und wie gern und freudig ich jede Pflicht der Dankbarkeit gegen Dich erfülle? Nein, nein! niemals vermöchte ich dies! Ich verzeihe Ihnen, Frau Geheimeräthinn, den Schmerz, welchen Sie mir durch dies Anmuthen verurſachten, ſo wie Sie mir verzeihen mögen, daß ich ein ganzes Jahr hindurch den Irrthum hegte, als verliehen Edelſinn und ſtille Tugendübung jedem Menſchen, welchem Stande er auch gehöre, ein unwiderlegbares Anrecht auf die Achtung der Welt, auf die Werthſchätzung aller Guten.“

Emmeline wendete ſich nun gegen den Ober-Auditeur, welcher bleich wie Wachs, aller Faſſung beraubt da ſtand und nur im Sinne des Hörens zu leben ſchien, und ſagte mit bewegterer Stimme, während Thränen unter den geſenkten Augenliedern hervorquollen und langſam ihr ſeelenvolles Geſicht herabrannen: „Sie ſind frei, mein Herr! Sie liebten mich und werden mich, ich hoffe es zuverſichtlich, genug ehren, um jetzt klar zu fühlen, es könne nach dem Vorgefallenen, von einer Verbindung zwiſchen uns nie mehr die Rede ſein. — „Und nun,“ hier richtete Emmeline die Rede wieder an die Geheimeräthinn, „mein letztes Wort. Sie, Frau Geheimeräthinn, werden dieſer Stunde nicht mit Unwillen gedenken, wenn Sie in derſelben die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es noch Herzen gebe, welche die Eintracht mit ſich ſelbſt und den Frieden mit dem Himmel dem ſcheinbar günſtigen Verkehre mit den Menſchen voranſetzen, die ſelbſt in ihrem Wohlwollen öfterer ein Gemüth verwunden, das an den Schutz häuslicher Stille und frommer Liebe gewöhnt iſt. Von Ihnen, Herr Medicinalrath,“ hier wendete Emmeline ſich an den freundlichen Hermes, welcher unfern von ihr ſtand und den unverkennbaren Ausdruck der lebendigſten Theilnahme in den geſpannten Zügen zeigte, „erbitte ich mir die Gefälligkeit, daß Sie mich unverzüglich nach Hauſe begleiten.“ Und ſchnell ſtreifte ſie das Band mit dem blitzenden Kreuze vom Halſe, legte es auf das Schmuckkäſtchen, welches zu weiterem Gebrauche noch immer von dem blaſſen Mädchen gehalten wurde, ergriff eiligſt den Arm des willfährigen Begleiters, und war nach einer flüchtigen, aber anſtändigen Verbeugung den erſtaunten Blicken der Anweſenden entſchwunden.

In hochgeſpannter Erwartung, in lauſchender Stille, welche den lauteren Athemzug als einen Störer für die Hörbegierde in die klopfende Bruſt zurückdrängt, hatte die Geſellſchaft dieſem entſcheidenden Acte beigewohnt, und als er nun geendiget war, malten ſich die verſchiedenartigſten Empfindungen auf den Geſichtern der Zuſchauer. Hier zog der Hohn des Uebermuthes eine ſpitze Naſe in tauſend entſtellende Fältchen, dort ſchimmerte ein Auge in dem feuchten Glanze der Rührung; hier ſchwoll in einem wohlgenährten Geſichte die Zornader über der armen Emmeline edle Kühnheit, dort haftete ein Blick beſchämt am Boden; hier zeigten Mienen und Geberden den lächerlichen Stolz auf eingebildeten Werth, und die ſchnöde Verachtung fremden Verdienſtes; dort ſpielte in einem ſanften Lächeln um einen ſchweigenden Mund die befriedigte Freude am Guten, aber der Geiſt der Wahrheit und Liebe, welcher ſo warm aus des Mädchens einfacher Rede hervorgewehet war, hatte doch kein Herz ganz unberührt gelaſſen und feierte jetzt in ſtärkeren oder ſchwächeren Regungen ſeine Weihe in den ergriffenen Seelen.

Nur die Geheimeräthinn mußte jeden Anſpruch ihrer Selbſtſucht unbefriedigt laſſen und jeder erregten Empfindung Schweigen gebieten, weil der Zuſtand ihres Sohnes ſie zum thätigſten Mitgefühle aufforderte. Als Emmeline den Saal verließ, da bekam die ſtarre Bildſäule Leben, denn als eine ſolche hatte der Ober-Auditeur bis jetzt da geſtanden. Er breitete die Arme nach der Verſchwindenden aus, ein ſehnender, von Emmelinen unvernommener Angſtruf entglitt ſeinen bebenden Lippen: „Ich habe ſie verloren!“ jammerte er nun und überhäufte die Mutter, welche ihn zu tröſten bemühet war, mit bitteren Vorwürfen. Die Art und Weiſe, wie Emmeline das Band, welches der heutige Abend unauflösbar hatte knüpfen ſollen, von dem ſchönen Herzen wand, hatte ſeine Achtung gegen das Mädchen geſteigert, und ſeine Liebe erhöhet. Sie war ihm in dem edlen Stolze einer Königinn erſchienen, und ſeine Mutter und Verwandten, trotz dem erborgten Glanze, von welchem ſie geſchmückt wurden, erblickte er in der Herabwürdigung einer niederen Geſinnung. Jener heiße Schmerz, mit welchem der Menſch die Gewißheit eines unerwarteten Verluſtes in die widerſtrebende Bruſt aufnimmt, erfaßte ihn mit glühender Hand; die Wellen des empörten

Gemüthes überbrauſten die Dämme der Klugheit und conventioneller Rückſichten, und er ließ die unglückliche Mutter in die Tiefen ſeines Herzens blicken, worin nur Furcht vor ihr, aber keine Liebe für ſie wohnte.

Da vereinigte das Beſtreben ſämmtlicher Verwandten ſich in der erfolgloſen Mühe, Mutter und Sohn zu verſöhnen. Aber mit heftigen Verwünſchungen ſeiner unmännlichen Schwäche, mit Drohungen für die Zukunft, verließ der Letztere die heimiſche Wohnung, und die Geheimeräthinn, gedemüthiget und beſchämt, wie niemals in ihrem Leben, durch ein armes Mädchen und durch ihren Sohn, als deſſen Beherrſcherinn ſie ſich bisher gewähnt, hatte nur heiße Thränen für die erlittene Kränkung, aber kein Ohr für den Troſt ihrer Verwandten.

Das köſtliche Souper verdampfte ungenoſſen.

Als der Morgenſchein des folgenden Tages in ſeinen erſten blaſſen Strahlen leuchtete, fuhr Emmeline aus einem goldnen Frühtraume empor. — Die Süßigkeit der zerrinnenden Täuſchung zerſchmolz in unausſprechliches Wohlgefühl, mit welchem die Erwachende den werdenden Tag begrüßte. Die Erſcheinungen des vergangenen Abends traten vor das Auge ihrer Erinnerung, und mit froher Beſtürzung ward Emmeline ſich des Gewinnes bewußt, welchen dieſe ereignißvollen Stunden ihr zurückgelaſſen hatten. Sie fühlte ſich frei und eines Bündniſſes entlediget, welches, dies wußte ſie ſeit geſtern beſtimmt, ſie nie hätte beglücken können. Und doch hatte ſie jeder ihr obliegenden Pflicht genügt, und der ſtille Beifall ihres Bewußtſeins erlaubte ihr, ſich der gewonneuen Freiheit zu erfreuen. Da ging ihr das Herz auf in wehmüthigem Entzücken über die wunderbare Rettung ihres Lebensglückes, in Dank gegen den Lenker ihres Schickſals. Sie richtete die glänzenden Augen zur Höhe und ſagte mit der Innigkeit eines ſich kindlich hingebenden Vertrauens: „Aufs Neue übergeb' ich mich, Gott! Deiner weiſen Führung!“

Dann ſchlüpfte ſie in das warme Hauskleidchen und verließ mit leiſem, ſchwebendem Fußtritt das Kämmerlein, um die Mutter nicht allzu früh im Schlafe zu ſtören.

Die Fenſter der Wohnſtube waren heute ungefroren, denn aus Süden her wehete ein milder Thauwind und ſchmolz mit lauem Hauche die ſtarren Eismaſſen. Emmeline nahm mit Erſtaunen die plötzliche Veränderung des Wetters wahr. Sie ſtand vor den klaren Scheiben und ſagte: „Welch ein Unterſchied zwiſchen Geſtern und Heute! Der Oheim hat wohl Recht; ein einziger Augenblick kann Alles umgeſtalten. Nur Liebe und Tugend ſind ewig und wandellos, denn ſie kommen von Gott, und führen zu ihm.“

Jetzt fiel Emmelinens Blick auf die Roſe, welche durch das Ehrenplätzchen, an dem ſie geſtern geprangt hatte, eine Bruſt voll Flammen der reinſten Hochgefühle einem frühen Tode geweihet worden war, und jetzt matt das erſterbende Haupt ſenkte. „Schon ſo bald willſt Du verblühen, mein Röschen?“ ſagte Lina in zärtlicher Spielerei die Blume aufnehmend und mit liebenden Blicken betrachtend; „nun, haſt Du doch Deine Beſtimmung erfüllt und Dich mir als Talisman bewährt in der heißen Stunde der Verſuchung; unbeſchämt kann ich Dich welken ſehen, wareſt Du mir doch um die gebotene Koſtbarkeit nicht feil, und nichts konnte Dich von meinem Herzen verdrängen.“

Als das Frühſtück vorüber war, Mutter und Tochter der einfachen Regel ihres Tagewerks folgten, und der Oheim mit einiger Erleichterung ſeiner Schmerzen im Sorgenſtuhle ſaß und die von Delphin geſchriebenen Acten durchblätterte, rollte ein ſtattlicher Wagen pfeilſchnell in das ſtille Gäßchen und hielt vor dem Hauſe, worin Joſtys wohnten. Nach einigen Minuten ſtand der Medicinalrath Hermes in des Stübchens Mitte und ſprach mit der freundlichen Herzlichkeit, welche den braven Mann ſo allbeliebt machte: „Ich wünſche Ihnen einen guten Morgen, und hoffe, daß mein Beſuch Ihnen denſelben nicht verkümmern werde. Zwar dürfte Ihnen der ſo bald und zu ſo früher Zeit wiederholte leicht als eine Zudringlichkeit erſcheinen, aber ich glaube, mich deßfalls rechtfertigen zu können. Sie erblicken heute in mir einen Geſandten meiner Couſine, der Geheimeräthinn Markens, welche mich durch den Auftrag vergnügt hat, Sie, liebenswürdige Emmeline, zu bitten, dies beikommende Geſchenk als einen Beweis ihrer Achtung für Sie, anzunehmen und ſich ihres theilnehmenden Wunſches verſichert zu halten, daß Sie es bald am frohen Hochzeittage tragen möchten. Die Geheimeräthinn fügte noch hinzu: Der Anblick dieſer Koſtbarkeit würde ſie fortan nur mit tiefer Beſchämung erfüllen, Ihnen jedoch müſſe er lebenslang den Triumph erneuern, welchen Sie geſtern ſo edelmüthig ſich errungen hätten.“

Bei dieſen Worten überreichte der Abgeſandte Emmelinen ein Etui. Dieſe öffnete es ahnend, und fand darin das geſtern verſchmähete Jeannetten-Kreuz von großen, erleſenen Brillanten. Emmeline war zu ſehr überraſcht, um ſogleich antworten zu können, und Hermes fuhr fort: „O! weiſen Sie dies Geſchenk nicht von ſich, welches eine veredelte Geſinnung Ihnen zum zweiten Male darbietet! Es abzulehnen konnte Ihnen geſtern als Pflicht erſcheinen; heute würde es ein Unrecht ſein und der ſchönſten Empfindung des Herzens, dem Verſöhnungsgefühle, widerſtreben. Nehmen Sie, Theuerſte! dieſe Gabe als ein Pfand der Werthſchätzung an, welche ihre Echtheit in den Flammen der empörten Selbſtſucht und Eigenliebe bewährt hat. Feſt und dauernd, wie dieſe Steine, wird die Erinnerung an die geſtrigen Abendſtunden ſtill in Ihrer Seele glänzen.“

Emmeline war freudig erröthet; ſchüchtern entgegnete ſie: „Dürfte ich es wohl wagen, einen ſo koſtbaren Schmuck zu tragen? Müßte ich mir dann nicht in zwiefacher Bedeutung — ein wenig prahlſüchtig vorkommen?“

„Mit nichten, Linchen;“ ſagte der Oheim, welcher dieſer Verhandlung mit heiterer Stirne beiwohnte. „Mit demſelben Rechte, womit der Krieger den verdienten Orden trägt, darfſt Du Dich mit dieſem Kreuze ſchmücken. Es iſt dies gleich jenem ein Lohn des Verdienſtes, ein Zeichen der Würdigung, ein Ehrendenkmal an Kampf und Sieg im Dienſte der Tugend. Trage es mit Geſundheit und Freude!“

Da ſtammelte Emmeline die Bitte, daß der gütige Bote ihren Dank an die Geheimeräthinn übernehmen und ausrichten möchte, und dieſer verſprach dem Auftrage zu genügen. Er griff jetzt nach dem Hute und ſagte: „Nun, dies wäre alſo abgemacht. Wie gern ich auch noch bei Ihnen verweilen möchte, ſo ruft mich dennoch mein Beruf von hinnen. Ich eile jetzt zum geheimen Secretär des Juſtiz-Miniſters von Stahl, welcher dieſe Nacht an den Pforten des Todes ſtand, in die er, allem Anſcheine nach, noch vor Abends eingehen wird. Der Miniſter gäbe viel darum, wenn er den braven, zuverläſſigen Arbeiter gerettet ſehen könnte, und ſchon ſeit Jahren erſchöpſt ich Kunſt und Mühe, den ſchwachen Lebensfaden des Bruſtkranken fortzuſpinnen; doch ſeine Jugend iſt eine Anweiſung auf den Tod, welcher dieſer unerbitliche Gläubiger keine längere Friſt geſtattet.“

Der Oheim horchte dieſem Berichte mit geſpannter Theilnahme. Er richtete ſich jetzt mühſam auf, und zu Emmelinens Verwunderung bat er den Medicinalrath, daß dieſer das Maß ſeiner Güte erſchöpfen und morgen ſeinen lieben Beſuch noch ein Mal wiederholen möchte, wo alsdann er über eine gewiſſe Angelegenheit allein mit ihm zu ſprechen wünſchte. Hermes verſprach zu kommen, und Emmeline vergaß bald ihre neugierige Befremdung über dies ihr unerklärbare Verlangen, da die Angelegenheiten ihres Herzens ſie ausſchließend beſchäftigten.

Mit dem wonnigen Gefühle der Freiheit nahm Emmeline gleichſam aufs neue Beſitz von den Verhältniſſen, in welchen ſie lebte, und gab ſich allen Forderungen, die ſelbige an ſie machten, hin. Wie laſtend der Gedanke an die Zukunft ihr Gemüth bisher gedrückt hatte, fühlte ſie jetzt erſt an der Erleichterung, die ihr ſeit geſtern geworden war. Zum erſten Male durfte ſie ohne leiſe Selbſtvorwürfe ſich den Empfindungen überlaſſen, welche in ihrem Herzen für den liebenswerthen Delphin ſprachen, und mit dem Beben einer entzückenden Ahnung dachte ſie, o wie oft! daran, was er wohl ſagen, wie ſich benehmen werde, wenn er nun erfahren würde, ſie ſei frei von den bisherigen Banden und ſeinen Wünſchen, ſeinem Streben erreichbar? — Jeder Klang der Hausthürſchelle, jeder Tritt, welcher von der Treppe herauf in das Stübchen ſcholl, beflügelte die Schläge ihres ſehnenden Herzens, doch der Abend war bereits hereingebrochen, und noch hatte der Secretär ſich nicht erblicken laſſen.

Jetzt ward Emmelinen allgemach bange. Sie fing an zu fürchten, daß er nie mehr wiederkommen würde; und wenn dieſe Vorſtellung ihr auf der einen Seite die Stärke ſeiner Liebe zeigte, die es nicht ertragen könne, ſie als das Eigenthum eines Andern wiederzuſehen, ſo vermochte ſie es doch eben ſo wenig andererſeits der trüben Ausſicht zu folgen, daß der treue, liebe Freund ihr für immer verloren ſei. Sie wollte ſich Troſt beim Oheim holen, in deſſen Bruſt dieſer heilſame Stärkungsquell unverſiegbar rann. Als ſie die Thüre öffnete, ſtand Delphin mit blaſſem Geſicht, ein Bündel Acten unter dem Arme, vor des Oheims Arbeitsſtube. „Guten Abend, lieber Delphin!“ ſagte Emmeline mit froher Stimme, und aus den Klängen derſelben tönte die Liebe ſo hörbar, daß der arme Delphin noch tiefer erbleichte und vor Zittern nicht vermochte den leichten Drücker zu der gewohnten Dienſtbarkeit zu handhaben. „Wollen wir nicht eintreten?“ fragte Emmeline mit gerührter Freundlichkeit, und als dies nun geſchehen war, und der Kommende den Kanzliſten und Frau Joſty begrüßt hatte, fragte Emmeline wiederum: „Wären Sie wohl heute geneigt, Ihr uns geſtern gegebenes Verſprechen zu erfüllen? Geben Sie uns dieſen Abend das Geſchichtchen von Richard Roos zum Beſten? Ich habe mich den ganzen Tag darauf gefreut.“

Delphin ſtarrte die Liebreizende an, welcher das Bewußtſein von der Nähe eines Augenblicks voll Wonne erhöheten Zauber verlieh. „Emmeline! Sie ſpotten mein!“ rief er ſchmerzerfüllt und richtete das verdunkelte Auge wie ſtehend auf den Oheim. Dieſer lächelte und ſagte: „Es giebt Fälle, in denen man unverdiente Kränkungen leicht und gern verzeiht, und Ihr Verdacht dürfte unter dieſe Rubrik gehören. Es war unſerem Linchen voller Ernſt mit der Frage; denn ſeit geſtern hat Manches ſich wieder verändert. So iſt es zum Beiſpiel mit Emmelinens Brautſtande vorbei, und ſie kann nun frei und ungehindert über dieſen Abend, wie über ihre Zukunft gebieten.“

Da loderte die Gluth der Freude auf in dem blaſſen Geſichte und in den erloſchenen Augen des Froherſchrockenen, und er fragte: „Wäre es möglich? Sie ſind nicht verlobt? — O Gott! wenn ich jetzt träume, ſo laß mich niemals erwachen!“

Emmeline lächelte den Fragenden unter Thränen der Seligkeit an, und der Oheim übernahm es, ihn von den Ereigniſſen der letzteren Vergangenheit, ſo weit ſeine geſtörte Faſſung ihn dieſe Mittheilung aufnehmen ließ, in Kenntniß zu ſetzen.

Jetzt ward die Mutter von der Aufwärterinn abgerufen, und Delphin näherte ſich Emmelinen, ergriff ihre Hand, preßte ſie auf ſeine Bruſt, welche das Entzücken dehnte, und ſagte: „Emmeline! die Freude hat Ihnen dies Herz verrathen, das von Ihrem himmliſchen Bilde, von unendlicher Liebe für Sie erfüllt iſt! — O! wenn Sie dieſe nun frei gewordene Hand einem Führer anvertrauen möchten, der Ihren Lebensweg von jedem Dorn, jedem verletzenden Steinchen zu befreien und mit den Blumen der Zärtlichkeit zu bepflanzen den regen Willen hätte, würden Sie in mir dieſen erkennen und wählen wollen? Ihr Ja, Holde, Einzige! würde mir die Kraft verleihen, ein Fortkommen zu finden, welches mich in den Stand ſetzte, Ihnen ohne Erröthen ein zwar mäßiges, aber uns gewiß genügendes Glück anbieten zu können.“

Emmeline ſank mit dem leiſen Flüſtern der Gewährung in Delphins ausgebreitete Arme, der Oheim aber zog ſein ſchwarzes Sammetmützchen ab und ſagte: „Dein Segen, Vater, der jegliches Werk krönt, ruhe auf dieſer Verlobung, die, wie alle ſchönſten Stunden dieſes Lebens unvorbereitet kam!“ — Nun wendete er ſich zu den Vereinigten und ſagte ferner: „Gott wird ſorgen helfen, Kinderchen! doch wollen auch wir die Hände nicht in den Schooß legen.“

Dieſer Abend bildete nun in ſeiner ſüßen Stille den entſchiedenſten Gegenſatz zu dem vorhergegangenen ſo ſturm- und drangvollen. Aus Emmelinens Blicken leuchtete Frieden und innige Zärtlichkeit, und Delphins ſtrahlendes Geſicht hätte einem Maler zu dem Urbilde des Entzückens dienen können. Der gute Alte hatte ſeinen Gichtſchmerz über dem Glücke der geliebten Kinder vergeſſen, nur die Mutter äußerte ein ſehr gemäßigtes Vergnügen.

„Wie unberechenbar ſind doch die Veränderungen des Schickſals!“ ſagte der frohe Alte, der, wie unſere Leſer bemerkt haben werden, gern ein wenig philoſophirte. „Geſtern verließeſt Du, Linchen, uns als die Verlobte des Ober-Auditeurs, heute ruheſt Du als Braut in Delphins Armen. Geſtern hätte ich Riechſalz nöthig gehabt, um dem armen Jungen ein wenig Leben zu geben; heute bedürfte ſeine Extaſe ein niederſchlagendes Pulver. — Doch, was folgt nun daraus? frage ich, und die Antwort lautet, daß jede andere Sorge, als die um das Heil unſerer Seele, vom Uebel ſei, weil ja doch Alles anders kommt als wir fürchten oder hoffen. Aber Freundchen! leſen Sie nun gefälligſt Ihr Geſangbuch vor; dieſe Abſtraction wird unſerer allerſeitigen Stimmung das erforderliche Gleichgewicht geben.“

Delphin gehorchte. Zwar las er anfänglich mit unſicherer Stimme und in bemerkbarer Zerſtreuung, aber nach und nach gewann er Feſtigkeit und Sammlung. Dieſe Lectüre vollendete die Rührung, welche in den Gemüthern der Zuhörer, wie des Vorleſers waltete, und der geräuſchloſe Verlobungsabend ward unter den milden Schauern der gläubigen Zuverſicht in Hoffnung und Liebe gefeiert.

Am folgenden Morgen erſchien verſprochenermaßen der Medicinalrath Hermes. Er ſah heute ein wenig verſtört aus, denn die Anſtrengungen einer thätig durchwachten Nacht hatten ihn erſchöpft, und die Schauer des Sterbebettes, von welchem er kam, einen trüben Ernſt über ſein ſonſt ſo helles Geſicht verbreitet. Er verkehrte ein halbes Stündchen allein mit dem Kanzliſten, und Emmeline fand nach dieſer geendigten Unterhaltung ihren Oheim ſehr vergnügt, aber geheimnißvoll über die Veranlaſſung zu dieſer roſenfarbenen Laune.

Nicht lange darauf kam Delphin, um ſich den erlaubten Morgenkuß vom holden Bräutchen zu holen. Aber der Oheim gönnte dem Glücklichen das ſüße Koſen nicht und rief ihn zu ſich, um ein Examen über ſeine Kenntniſſe in verſchiedenen Fächern mit ihm abzuhalten. Zugleich bat er ihn, noch während des Laufes dieſes Tages einen deutſchen und einen franzöſiſchen Brief über ſchwierige, von ihm ſelbſt zu wählende Gegenſtände zu fertigen und ſeine Handſchrift dabei in möglichſter Zierlichkeit und Eleganz zu zeigen.

Nach einigen Tagen ſtürzte Delphin mit frohem Ungeſtüm zu ungewöhnlicher Stunde in Joſty's Wohnſtube. Triumphirend rief er: „Wir ſind am Ziele, meine Emmeline! So eben komme ich vom Juſtiz-Miniſter von Stahl, welcher mich unter den annehmlichſten Bedingungen und mit dem Verſprechen einer künftigen, zulänglichen Verſorgung als ſeinen geheimen Secretär engagirt hat.“ Er ſchloß die Freudigüberraſchte in ſeine Arme und ſang: „Wer iſt glücklicher als ich? Niemand unter Gottes Sonne! Welche Freude, welche Wonne, liebes Mädchen ſtrömt auf mich!“ Dann verſtummten die Lippen in einem langen, ſeligen Kuſſe.

Frau Joſty meinte: So bliebe es alſo bei der in ihrer Familie üblich gewordenen Weiſe, die ſonſt nur in Opern zu finden wäre, nämlich: daß Alles geſungen würde, was andere vernünftige Leute redeten; der Oheim aber entgegnete: „O! laſſen Sie dies gern geſchehen, Frau Schwägerinn. Wer ſingt, iſt fröhlich, und in der Regel auch gut; und ſelbſt die heilige Schrift ſagt: Singet und ſpielet dem Herrn in Eurem Herzen!“

Emmeline erkannte in dem Medicinalrath Hermes den Vermittler in dieſer Angelegenheit, und ſegnete nun dankbar jene prüfungsſchwere Stunde, welche ihr in dieſem ſchätzenswerthen Manne einen Freund und Helfer geſchenkt hatte.

Als die Roſen zu blühen begannen, führte Delphin ſeine Lina an den Traualtar. Von der ſchönen Bruſt der Braut ſtrahlte das Jeannetten-Kreuz, und an ihrem hochklopfenden Herzen ſchaukelte ſich ein Roſenknoſpenpaar. Sie ſprach mit den edelſten Entſchließungen den Schwur der Treue aus und empfing mit gluhender Andacht die Weihe des heiligen Bundes. Die Wirthinn des Hauſes war der einzige Hochzeitgaſt; aber unvermuthet, heimlich, aber dringend vom Oheim geladen, trat der Medicinalrath ein, und erhöhete durch ſeine Gegenwart für einige Stunden die Freude dieſes ſtillglücklichen Tages. Er erzählte nun beiläufig, daß der Ober-Auditeur Markens nunmehr mit einem reichen adeligen Fräulein aus der Nachbarſchaft verſprochen ſei, welches durch die Macht körperlicher Reize, wie durch Herrſchſucht und übermüthige Laune den arg Verliebten zum demüthigen Sclaven herabwürdige, und durch dieſe letzteren üblen Eigenſchaften dem guten Vernehmen Gefahr drohe, das zwiſchen der Geheimeräthinn und ihrem Sohne nicht ohne große Mühe von Seiten der Verwandten wieder hergeſtellt worden ſei.

Dieſe Nachricht leitete das Geſpräch der kleinen Geſellſchaft auf jene unterbrochene Verlobung, und mit gefälliger Neckerei erinnerte Hermes die erröthende Braut daran, wie muthig ſie damals den Beſitz der Roſe gegen den Angriff der Geheimeräthinn vertheidigt habe. Der alte Oheim lächelte und ſagte: „Auch in meinem Schickſale ſpielte die Roſe eine nicht unbedeutende Rolle. — Mich machte ſie zum Hageſtolzen, doch durfte ich deshalb doch die Dornenvolle als eine Gabe Gottes, als ein Segenspfand der ewigen Liebe erkennen!“ Er erhob das Glas, und eine ungeſehene Thräne rollte in die Perlen des Rheinweins. Emmeline hatte des Oheims Worte vernommen. Sie ſchmiegte ſich enger an Delphins treue Bruſt und flüſterte ihm leiſe zu: „Glaube mir, Lieber! Seit jenem mir unvergeßlichen Tage haben die Roſen für mich eine Sprache gewonnen. Sie ſind mir zarte Stimmen der Mahnung zum Vertrauen auf den gütigen Vater im Himmel und zur heißen dankbaren Liebe für Dich, mein Herzens-Fritz! Und mit der jedesmaligen Wiederkehr ihrer Blüthe werden ſich auch dieſe Empfindungen in mir verjüngen!“ —

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achter Band.

Blumen. Vierter Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Bohnenblüthe.

Ich ſchwimme in Roſen und blühenden Bohnen —
   Mutter Natur!
Und um mich gegoſſen, mein ſanftes Weib:
   Zauberlaube,
   Wo ſeh' ich Dich?

St. Johannis Nacht.
Herder.

Paſtor Lethe, ein angehender Seelenhirt, verließ ſo eben die Hütte eines ſeiner todtkranken Schäflein, dem er zum Uebergange auf himmliſche Auen die letzte Weihe gegeben hatte. In Gefühle und Betrachtungen vertieft, welche die ernſte Stätte und die Uebung des Amtes, das ſeines Herzens Luſt und Freude war, in ihm geweckt hatten, ging er den langen Weg, der von dieſem äußerſten Ende des Dorfes über eine Strecke freies Feld bis zur Pfarrwohnung führte. In dem ſtillen Frieden der Natur ruhete das Dörfchen vor ſeinen Blicken; der Morgenfrühe zarter Nebel zerrann leiſe unter ſcharfen Luftzügen, und der Oſten ſäumte ſich mit Purpur- und Flammenfarben, die nahe Sonne zu verkünden. Der Paſtor ſah in der ſchweigenden Landſchaft ein Bild des Schlummers im Grabe, in der zarten Glut über dem blaſſen Grau der Gewölke der Verklärung eines ſchöneren Lebens und in dem Lichtglanze des Himmels einen Herold der Auferſtehung für des Menſchen Geiſt und ſeine zu Staub gewordene Hülle. Jetzt ſchlug die Glocke der Kirche an, eine Gedächtnißfeier zu begehen: heilige Schauer durchrieſelten den frommen Jünger des Herrn, ſein Gemüth verſchloß ſich für irdiſche Zugänge und ward zur Kirche.

Nun öffnete der Paſtor die klingelnde Hausthüre, und ſein Schweſterchen, ein kleiner, liebenswürdiger Muthwillen von ſiebzehn Jahren, von dem brüderlichen Verſorger einſtweilen an die Stelle der noch fehlenden Hausfrau verſetzt, hurſte aus der Küche dem Eintretenden entgegen und grüßte ihn fröhlich und freundlich. „Armer Ewald!“ ſagte Pauline mit bedauerndem Tone und ſchlang den vollen, unbedeckten Arm um den rauſchenden Talar: „Du haſt früh das warme Neſtchen verlaſſen müſſen und auf dem kalten Amtsgange nur ein Rothkehlchen gefangen;“ dabei legte ſie das niedliche Fingerchen an die ſchöngeformte Naſe des Geneckten, deren Spitze von dem Morgenwinde geröthet worden war. Aber der richtige Tact von Linchens weiblicher Schlauheit gewahrte bald, daß ein Scherz, wie ihn der ernſte Bruder ſonſt liebte und erwiederte, der Stimmung deſſelben jetzt unzeitig komme, und ſchnell einen anderen Ton anklingend fuhr ſie fort: „Deine Studirſtube iſt warm, wenn Du etwa arbeiten wollteſt, der Kaffee fertig, die Pfeife geſtopft. Du darfſt nur ſagen, wo Du zu frühſtücken wünſcheſt?“

Der Paſtor warf ſeiner Schweſter einen dankbarvergütenden Blick zu und antwortete: „So ſchicke mir den Kaffee herauf, mein liebes Kind, und ſorge dafür, daß jede zu beſeitigende Störung mich verſchone. Ich will auf die morgende Faſtenpredigt ſtudiren und fühle mich beſonders aufgelegt dazu.“ Hiermit ſetzte er den Fuß auf die Treppe. Pauline hielt ihn zurück und erbat ſich Inſtructionen für mögliche Fälle, und verſprach zuletzt, das Werk des häuslichen Betriebes ſo leiſe gehen zu laſſen, wie nur möglich.

Den Paſtor empfing die behagliche Temperatur ſeines Zimmers höchſt wohlthuend. Er entledigte ſich der Berufskleidung, hüllte ſich in den weichen, vertrauten Schlafrock, und fand in dem Genuſſe ſeines Pfeifchens und des Kaffees, den das Dienſtmädchen, auf den Fußſpitzen herein ſchleichend, brachte, neuen Lebensgeiſt und Kraft zu der vorgenommenen Arbeit, die der einſame Frühgang, wie der Zweck deſſelben, ſo günſtig angelegt hatte. Immer tiefer verſenkte ſich ſeine Seele in das Anſchauen des göttlichen Dulders beim Anbeginn der Leidenszeit; er ſchrieb die Dispoſition der Predigt nieder.

Die Gedanken ſtrömten ihm in Fülle und Klarheit zu; Empfindungen echter Religioſität blüheten lieblich an dem Quell der Weihe auf — und ein ſicheres Vorgefühl von dem Gelingen und der Fruchtbarkeit dieſer Ausarbeitung gab der Erfüllung ſeiner Pflicht ſeligen Lohn.

So mochte eine Stunde verfloſſen ſein; die Außenwelt hatte ſich dem fleißigen Denker immer mehr und mehr entrückt. Da hörte er Lina's flüchtiges Füßchen die Treppe heraufkommen und ihren klopfenden Finger an der Thüre ſeines Zimmers. „Sei nicht böſe, guter Ewald,“ bat ihre ſüße Stimme draußen, „daß ich Dich ſtören muß; doch konnte ich Dich deſſen nicht überheben. Ein reitender Bote aus Waldhauſen, vom Oberförſter Wild, hat dieſen Brief überbracht und wartet auf Antwort.“ Der Paſtor entſiegelte ſchnell die Depeſche und las halblaut:

„Hochehrwürdiger Herr!
Hochgeſchätzter Herr Paſtor!

Der heutige Abend wird ſeit längerer Zeit in meiner Familie mit einem kleinen geſellſchaftlichen Vergnügen gefeiert, wozu Sie nebſt Ihrem Fräulein Schweſter ganz ergebenſt einzuladen ich mir die Freiheit nehme. Meine Hausfrau wird nicht eher zufrieden geſtellt, bis auch Sie aus eigener Erfahrung bezeugen können, daß ſie die beſten Pfannkuchen backe. Ich werde die Gewahrung meiner Bitte als einen Beweis Ihrer freundnachbarlichen Geſinnungen für mich und die Meinigen betrachten, und mich Ihnen verpflichtet fühlen, wenn Sie mein fröhliches Völkchen ein wenig in Ordnung halten. Fürchten Sie jedoch keine anſtößigen Exceſſe; das Forſthaus ſoll Niemandem Aegerniß geben. Erfreuen Sie durch die Zuſicherung Ihres werthen Beſuches

Ihren

dienſtwilligen Verehrer
Wild,
Königl. Oberförſter.“

N. S.
Auf Ihren Befehl wird in der von Ihnen zu beſtimmenden Stunde, der Wagen zu Ihrer Abholung bereit ſein.

Dieſe Vorleſung hatte über Paulinens anmuthiges Geſicht den Sonnenſchein der Hoffnung verbreitet. Nur der Ton, mit welchem ſie fragte: „Nun, und was gedenkeſt Du zu thun, mein Brüderchen?“ hatte noch einen Anklang zweifelhafter Aengſtlichkeit.

Der Paſtor, ohne die nachſinnenden Blicke von dem Blatte aufzuheben, antwortete: „Abſagen! Eine Faſtnachtsfeier dieſer Art war mir von jeher bis in den Tod zuwider. In Sinnenluſt und berauſchendem Toben einen Abſchnitt zu verleben, der das Leiden und Sterben unſeres heiligen Vorgängers beginnt, ziemt Solchen nicht, die Seine Nachfolger ſein wollen, und deshalb ihr leichteres oder ſchwereres Kreuz auf ſich zu nehmen verpflichtet ſind. Iſt es nicht gerade, als wolle man ſich die Genüſſe pränumerando zueignen, deren Enthaltſamkeit oder Einſchränkung bis nach dem Abſchluſſe der Charwoche der chriſtliche Anſtand gebietet? — Widern ſchon die Schwelgereien der Tafelfreuden an einem Todtenfeſte den edleren Geſchmack an, um wie viel mehr müßte dies bei Luſtgelagen der Fall ſein, die als Vorfeier der ſchmählichſten Opferung den finſteren Sinn oder das rohe Gemüth ihrer Theilnehmer verklagen!"

Der Paſtor zog raſch einen Schub, Papier hervorziehend und ſich zur Antwort anſchickend. Doch Linchen trat näher an den Bruder heran, legte die Hand abhaltend auf ſeinen Arm und ſagte dringend: „Ueberlege die Sache doch noch einen Augenblick! Dies zum mindeſten verdient die gute Meinung des biedern Oberförſters. O Ewald, warum willſt Du denn, recht Deinem freundſeligen Weſen zuwider — ſo früh ſchon zum Eiferer werden, und nicht lieber dem Erlöſer in der Milde und Duldſamkeit gleichen, die ihn zum Tiſchgenoſſen der Zöllner und Sünder machte? Und ſo ſchlimm wird es heute nicht werden; die Familie Wild zeichnet ſich auch in der Wahl ihres Umgangs rühmlichſt aus. Ach? Ich hatte mich ſchon ſo ſehr gefreut! — —" Eine Thräne ſtieg in Paulinens blaues Auge; ſie wendete das Blondköpfchen traurig ab.

Der Paſtor ward unruhig. „Sage ſelbſt, Kind," entgegnete er mit weniger entſchiedenem Tone als vorher, „muß mein Verhalten nicht von der Berufung geregelt werden, die mich in jeder Beziehung meiner Gemeine zum Muſter und Beiſpiel aufſtellt? — Auch erinnere ich Dich, nicht zu vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Die Luſt zu Zerſtreuung, ein Haſchen nach Vergnügen ziemt demjenigen nicht, der ſeine Gedanken im heiligſten Ernſt ſammeln ſoll.

Die verzagte Lina gewann wieder Muth; denn ſie hörte es dieſen Einwendungen an, daß der Sieg über ihre ſinkende

Kraft einem neuen Angriffe nicht unmöglich wäre. Sie verſetzte: „Dieſe Erwägung gäbe nun wohl den allerletzten Grund für Deine Weigerung zu kommen ab. Du biſt jetzt einmal Paſtor, und Deinen Kirchkindern die vierte Perſon in der Gottheit. Wer gleich Dir in der Freude Maß und Ziel zu halten weiß, und es, wie Du verſtehet, das Waſſer gewöhnlicher Unterhaltung in den Wein eines geiſtigeren Genuſſes zu verwandeln, darf ſelbſt am Charfreitage zu Gaſte gehen. — Gutes Herzensbrüderchen, thue es mir zu Liebe! Und wenn Du Deine Nachgiebigkeit zu bereuen Urſache findeſt, ſo will ich mich des Rechtes begeben haben, je wieder die kleinſte Bitte an Dich zu richten.“

Die ſchlaue Supplicantinn hängte dem beſtechenden Lobe das herzliche Flehen an die Gefälligkeit des zärtlichen Bruders an, auf daß dieſer die ſeiner Ueberzeugung abgekämpfte Gewährung der brüderlichen Liebe für dies kindlichverlangende Schweſterchen und nicht dem beſchämenden Bewußtſein geſchmeichelter Eitelkeit zuſchreiben möchte.

Siegreich, das zuſagende Brieſchen in der Hand, verließ die holde Verführerinn das Studirſtübchen, in welchem der Paſtor in ungewiſſer Stimmung auf und nieder ging. In ſeines Herzens Tiefe flüſterte eine beifallgebende Stimme; leiſe Gefühle, wunderſam angeregt, ließen ihn etwas Unbekanntes, aber höchſt Süßes hoffen und erwarten, und die Vernunft, wie ſehr auch dazu aufgefordert, wollte für dies Mal einer Entſcheidung nicht zürnen, die gegen ihren Ausſpruch geſchehen war.

Zu ſeiner Verwunderung war er ſehr bald wieder ſo weit geſammelt, um die halbfertige Predigt vollenden zu können, und als er die gelungene Arbeit zufrieden überſah, überraſchte er ſich auf einer ſehr angenehmen Empfindung, womit er des bevorſtehenden Abends gedachte.

Die Dämmerung zog ihre erſten blaßgrauen Schleier vor das Licht des winterlichen Tages, da rollte der grüne Bombenwagen des Oberförſters mit raſchen Füchſen beſpannt, vor das ſtille Pfarrhaus. Pauline band dem Bruder das geſtickte Halstuch in ein zierliches Schleifchen, und bat ihn, daß er heute die Blödigkeit zu Hauſe laſſen möchte, welche ihn oft zur Ungebühr im Umgange mit Mädchen und Frauen verſchüchtere; denn ſie wäre überzeugt, daß ſie auch von der Wähligſten gern Schwägerinn genannt werden würde.

„Schmeichlerinn!“ ſtrafte der Bruder mit einem Kuſſe auf die Stirne ſeiner kleinen Beiſtändigen und meinte: „er wage nicht zu hoffen, ſobald ein Mädchen zu finden, deſſen Herz und Sinn reich und doch einfach genug wäre, um in der beſchränkten Lage einer Landpredigersfrau das Glück zu genießen, welches er der künftigen Gattinn darzubieten wünſchte.“

„Das würde wohl nur daran liegen,“ verſetzte Lina, „daß Du kein eifriger und anhaltender Sucher wäreſt; aber die Säumigen vertritt der Himmel oft wunderbar, und führet ihnen frühzeitig in den Weg, was Andere am ſpäten Ziele erſt erreichen. Darum halte nur die Augen offen, mein Brüderchen, auf daß Du die Zukünftige gleich zu erkennen vermagſt. Ein ſicheres Zeichen, behaupten Erfahrene, daß man die Rechte ſehe, ſei es, wenn bei dem erſten Anblicke derſelben der Schrecken wie ein Blitzſtrahl durch das getroffene Herz fahre!“ —

Dahin rollte das Geſchwiſterpärchen durch die erſtorbene Gegend dem düſtern Kieferwalde zu, in deſſen Mitte das große Forſthaus, umgeben von einigen wirthſchaftlichen Gebäuden lag. Erfreut ſah Linchen die gaſtliche Erleuchtung der Zimmer durch das nächtliche Dunkel der Gebüſche blinken, und als der Wagen nun hielt und das fröhliche Geräuſch der bereits verſammelten Geſellſchaft, wie das geſchäftige Treiben der Zurüſtungen zu dieſem abendlichen Feſte ſchon vor der Thüre hörbar ward, da überließ auch der Paſtor ſich dem Zuge einer heitern mitgenießenden Theilnahme.

Der dicke Oberförſter kam den Ankömmlingen entgegen, und während ſeine beiden hübſchen Töchter in Paulinens Umarmung das Vergnügen des Wiederſehens ausſprachen, rief er mit derjenigen Biederherzigkeit, die ihn ſo viel Freunde zählen ließ, als er Bekannte hatte: „Willkommen! tauſend Mal willkommen, lieber Herr Paſtor! Nun das iſt doch brav von Ihnen, daß Sie meine Bitte haben Statt finden laſſen. Auch würden Sie diesmal mit einer abſchlägigen Antwort nicht weggekommen ſein, da ich mir vorgenommen, in dieſem unerwünſchten Falle ſelbſt auf Execution bei Ihnen einzuſprechen, und Ihre Zuſage für den heutigen Abend zu erbitten. *Sie* durften uns am allerwenigſten fehlen.“

Es fiel dem Paſtor gerade nicht auf, daß er von dem freundlichen Empfänger dies letztere *Sie* ſo beziehungsreich betonen hörte, und weit entfernt, ſich von der Wärme dieſer Aufnahme zu dem Glauben berechtiget zu halten, daß er der gefeierte Held dieſer geſelligen Veranſtaltung wäre, belebte ſie den faſt jungfräulich ſchüchternen Mann nur in einem Grade, welcher die Anmuth ſeiner Geſtalt und die Vorzüge ſeines Geiſtes in gewinnenderes Licht ſtellte.

Der verſammelten Gäſte größter Theil war dem Paſtor der Perſon, der kleinere dem Namen nach bekannt, und die Unterhaltung bildete ſich leicht und natürlich. Auch Pauline war in dem Mädchenkreiſe, der ſich um ſie gezogen, ſehr glücklich und unmerklich zur Wortführerinn geworden; denn ſie galt in der ganzen Umgegend für ein Vorbild des guten Geſchmacks und für den Augapfel ihres Bruders, und wer auf dieſen nur von fern eine wünſchende Miene machte, meinte vorher mit dem Schweſterchen liebäugeln zu müſſen.

Der Wirth des Hauſes ging unruhig umher, nahm nur vorübergehend an dem anziehenden Geſpräche Theil, das eine Gruppe Männer immer tiefer in den Gegenſtand deſſelben verſtrickte, und lauſchte, umtoſet von dem Lautſein der Anweſenden, mit der Geſpanntheit eines einſamen Jägers jedem Geräuſche, das ſich draußen vernehmen ließ.

Dem Paſtor, welcher die Gabe feiner und ſcharfer Beobachtung beſaß, war dies nicht entgangen, und ſobald er es ſchicklicher Weiſe konnte, fragte er den Oberförſter, ob dieſer vielleicht noch mehrere Gäſte erwartete. Mit einem Anſcheine von Betroffenheit bejahete der Oberförſter die unbefangene Frage, und nannte einen Verwandten und Namensvetter, den Amtsrath Wild und deſſen Tochter, als die noch Fehlenden.

Aber Viertelſtunde an Viertelſtunde verging, und Niemand weiter kam. Jetzt mußte zu Tiſch gegangen werden; denn der Hausfrau letzter Wink an ihren zögernden Gatten war unmuthig und von der Androhung begleitet geweſen, daß er ſeine Gäſte mit vergarten Gerichten und verbrannten Braten bewirthen würde, wenn er noch länger ſäumen wollte, den Ruf zur Tafel ergehen zu laſſen.

Obwohl der Raum des großen Eßzimmers durch die Gaſtfreundlichkeit des Hausherrn ſehr beengt worden war, ſo blieben doch zwei Couverts an der Mitte des Tiſches leer und unbeſetzt, denen der Paſtor als am Ehrenplatze gegenüber ſaß. Allein kaum verkündete der Dampf der würzreichen Weinſuppe das innenglühende Feuer, als ein vierſpänniger Wagen wie im Fluge daher geſtürmt kam, und der einſtimmige Ausruf: „Nun kommen ſie!“ die Aufmerkſamkeit Aller nach Außen lenkte. Der Oberförſter ſchob ſcharrend den Stuhl zurück, und eilte, die breite, ſtarre Serviette im Knopfloche, auf die Flur hinaus, die ſpäten Freunde mit gutmüthigem Schelten zu empfangen. Paſtor Lethe ſah den Fremden mit einem günſtigen Vorbegriffe entgegen, den des Wirthes achtungsvolle Rückſichtnahme auf ihre Ankunft in ihm erregt hatte.

Jetzt flogen die Thüren auf, und herein trat ein Mann von anſehnlicher Geſtalt, deſſen Geſicht den vorherrſchenden Charakter einer ſtrengabweiſenden Würde durch eine einladende Traulichkeit milderte, der man das Seltene, das Ungewohnte auf den erſten Blick anſah, und die dennoch nicht als Falſchheit widerſtand, ſondern als das Spiegelbild einer Geſinnung, welche freundlicher war, als ſie ſich allezeit zeigen durfte — zu herzlicher Näherung anzog. Des Paſtors Auge hing mit einem ihm ſelbſt undeutlichen Intereſſe an den Zügen des Fremden, und ſo durchzuckte ihn für die äußere Wahrnehmung merklich ein prophetiſcher Schrecken, wie eine zweite gänzlich unbeachtete und dennoch anziehendere Erſcheinung ſeinen Blick anſtrahlte, gleich einem aufgehenden Sterne. Es war dies die Tochter des Amtsraths; ein ſchlankes, blaſſes Mädchen, deſſen wunderſchönes, dunkelblaues Augenpaar ſich zu dem vielgerühmten Paulinens in dem Unterſchiede der Färbung ungefähr ſo verhielt, wie das Veilchen zum Vergißmeinnicht. Auch hatte dies Geſicht überhaupt in dem Ausdrucke von Beſcheidenheit und Zurückgezogenheit, etwas Veilchenartiges.

Der Oberförſter hatte ſich zwiſchen Vater und Tochter geſetzt, und wenn er mit mehr gutem Willen als geübter Feinheit Geſprächs-Beziehungen zwiſchen dem Paſtor und ſeinem Nachbar anzuknüpfen verſuchte, ſo glaubte Erſterer in dieſem Beſtreben den Wunſch zu ſehen, die beiden ihm (dem Wirthe) wertheſten Gäſte in nähere Bekanntſchaft zu bringen, und wunderte ſich nur, weshalb die Anſprache einiger einſichtsvollen Oekonomen in der Geſellſchaft für den Zweck, dem Amtsrathe eine genügende Unterhaltung gewähren zu wollen, von dem aufmerkſamen Hausherrn nicht paſſender gefunden worden. — Vielleicht war es eine mitleidige Anerkenntniß, wie ſauer dem guten Oberförſter die Mühe würde, dieſe Annäherung zu bewerkſtelligen, was den Paſtor vermochte, ſie ſeinerſeits angelegentlichſt zu unterſtützen. Der fremde Vetter, den der Oberförſter mit einer Höflichkeit reſpectirte, welche für ein verwandſchaftliches Verhältniß beinahe zu förmlich war — hatte anfänglich mit mißtrauiſcher Einſilbigkeit Rede und Antwort gegeben, und dieſe Zurückhaltung gerade nur gegen den Paſtor beobachtet, der in der Argloſigkeit ſeines Gemüthes überſehen, wie kärglich gemeſſen die Erwiederung war, welche ſein zartes Entgegenkommen fand. Allein dieſe Kälte verſchwand allmählich, und das Geſpräch zwiſchen dem Amtsrath und dem Paſtor gewann ſolch eine warme und intereſſante Gegenſeitigkeit, daß die ihnen Naheſitzenden in dem Vergnügen des Zuhörens verſtummten.

Der Oberförſter ward immer heiterer; er ſchenkte fleißig ein und flüſterte Einem oder dem Andern der übrigen Gäſte zuweilen ein trauliches Wörtchen ins Ohr zur Entſchädigung für die ausſchließende Achtſamkeit, die er dem Centralpunkte des Tiſches widmete. Das ſchöne, blaſſe Mädchen hob erſt ſchüchtern und verſtohlen, und dann immer öfterer und zuverſichtlicher das ſprechende Auge zu dem Theologen auf, und der Blick, welcher von ſchmerzlichen Erinnerungen erzählte, begegnete einem ſo offenen und wohlgefälligen, daß die holde Fremde ihrer Nachbarinn das ſanfte Wort lieh, während Gehör und Geſicht in weiblicher Manier dem Gegenüber zugewendet waren.

Das Mahl war nun vorüber; die große Punſch-Bowle auf dem bläulichflammenden Spiritus ward vor den Wirth des Hauſes geſetzt. Gleichzeitig erſchienen zu beiden Seiten ein paar Schüſſeln hochaufgethürmter Pfannkuchen, über deren anlockendes Braun eine volle und gerngebende Hand den Zucker geſtreut hatte. Da ſtand der Oberförſter auf, rieb ſich die Hände und ſagte mit einer komiſchen Verbeugung: „Meine wertheſten Herren und Damen! Einer alten Sitte in meiner Familie zufolge wird an dem heutigen Abend durch die Circulation der Pfannkuchen ein Bohnen-König oder Königinn gewählt. Sothane Majeſtät hat freilich keine anderen Prärogativen zu genießen, als der ſchuldigen Subordination ſämmtlicher Anweſenden und der Freiheit, ſich eine Gefährtinn oder einen Gefährten dieſer periodiſchen Kronwürde unter den Mitgliedern unſerer ſchätzbaren Geſellſchaft auszuſuchen; keine anderen Einkünfte, als die, welche eine Sammlung niedlicher Tändeleien und Bagatellen, die für dieſen Zweck hoffentlich ſchon in Bereitſchaft — etwa ergeben mag; und nächſtdem die Verpflichtung, den Antritt der Regierung, welche das folgende Jahr ihre Endſchaft erreicht, wenn nicht der Zufall abermals derſelben Perſon den Purpur zugedacht hätte — durch eine kleine Rede zu feiern und ein Geſetz ergehen zu laſſen, dem wir Gehorſam und Unterwerfung feierlichſt geloben; verſteht ſich, daß unſere hohe Obrigkeit in spe — nichts zu verfügen geruhen werde, was gegen Staat und Kirche, gegen das Gewiſſen oder die geſunde Vernunft wäre. Wollen Sie das, meine verehrten Gäſte?"

Eine laute einſtimmige Erklärung, unter Lachen und Jubel abgegeben, verſicherte dem künftigen Regenten unbedingte Ergebenheit.

„Und nun, Kinderchen," fuhr der Oberförſter zu ſeinen Töchtern gewendet, fort, „bringt das Nöthige herbei." Das eine der Mädchen brachte alsbald einen ſilbernen Teller, worauf ein kleiner ſtarkvergoldeter Pokal ſtand, und ſetzte ihn vor den Vater hin, indeß das andere die Abſchriften eines Gedichts vertheilte, welches, während das Ungefähr Wahl hielt, abgeſungen werden ſollte.

Der Oberförſter füllte die Gläſer, die Pfannkuchen paſſirten die Runde, und die Geſellſchaft ſang:

„So wandre denn, Du ſchlauverborgne Bohne
Und ſuche Dir den Mann der Krone werth,
Die Frau, das Mädchen auf verdientem Throne,
Vom kleinen Reich als Königinn verehrt.
Beweiſe Dich als echten Talisman,
Und zeige uns die ſtille Hoheit an! :,:

Im Herz der Berge wird das Gold gefunden,
Im Felſengrabe gluht der Diamant,
Die Perle wird dem Meeresſchooß entwunden;
Das Edelſte man ſtets verborgen fand.
Drum ſuche nur, Du kleiner Talisman,
Zeig uns den Würdigſten, die Beſte an! :,:

Und förd're ſo der Tugend Gold zu Tage,
Wie den Juwel der echten Männlichkeit;
Und wo ein Herz der Unſchuld Perlen trage,
Zum Schmucke der Beſcheidenheit gereiht:
Da kehre ein, Du kleiner Talisman,
Und zeige uns die innern Schätze an! :,:

Wohlan! Du eilſt in ſchneller bunter Runde,
Und haſt bereits den rechten Platz gewählt;
Bald giebſt Du uns die oft verlangte Kunde,
Schweigt, Freunde, nun! Die Bohne jetzt erzählt!
Wir lauſchen Dir, Du kleiner Talisman,
Wer unſer König ſei, ſag' an, ſag' an!“ :,:

Dieſer Geſang, der ſeines harmoniſchen Einklanges wegen für einen ſtudirten und erprobten hätte gehalten werden können, hatte auf das zartbeſaitete Gemüth des Paſtors eine wunderbar ergreifende Wirkung. Die Melodie befriedigte ſeinen Tonſinn, die frohe Gemeinſchaftlichkeit dieſer muſikaliſchen Weihe erhöhete ſein geſelliges Wohlbehagen, und endlich gab der Text des Liedes der ſcherzhaften Verhandlung eine Bedeutſamkeit, in der ſeine angeregte Phantaſie der Bohne die magiſche Kraft zueignete, welche die Dichtung in ihr vorausſetzte. Unſere lieben Leſerinnen werden es daher als keine Uebertriebenheit beurtheilen, wenn ich behaupte, daß eine Empfindung, aus Freude und Schrecken gemiſcht, die durch leiſe geheimnißvolle Fäden mit ſeinem Selbſtgefühle verbunden war, den Paſtor durchbebte, als er bei dem Verhallen des Geſanges den Pfannkuchen erbrach.

und eine türkiſche Bohne, ſich ohne Schwierigkeit aus dem wolligen Flaum ihrer Umgebung löſend, ihm in die hohle Hand glitt. Ein lauter, wiederholter Applaus erfolgte. Das Bravo- und Vivat-Rufen wollte kein Ende nehmen, während deſſen der Geehrte an der glühenden Beſchämung, in der er ſchweigend die kleine Verrätherinn betrachtete, die Wahrheit des Sprüchworts erkannte, daß Würden allezeit mit Bürden verſchwiſtert ſeien.

„Herr Paſtor!“ überſchrie der glückliche Oberförſter die fortdauernde Huldigung: „Sie ſehen mich ſo an; — aber auf Ehre und Seligkeit! Wir haben nicht gemogelt. Die Bohne ſelbſt hat ein bewunderns würdiges Findetalent! Am liebſten möchte ich ſagen: ſie hätte Menſchenverſtand. Nun Ihro Majeſtät lebe hoch!“ Und die Gläſer erklangen im Kreiſe.

Der gefüllte Pokal ward dem Paſtor überreicht, und indeß er einen Erwiederungs-Toaſt ausbrachte, ging der ſilberne Teller unter den Jungfrauen von Hand zu Hand, den Tribut einzuſammeln, auf deſſen Erhebung die Statuten dieſer Verfaſſung jeder beginnenden Regentſchaft Anſpruch gegeben hatten. Da fiel eine Bandſchleife, von der ſchmachtenden Farbe, wie Werthers Lotte ſie getragen; hier ward dem braunen Haar eine künſtliche Roſe entnommen — auch fand es ſich, daß die Damen der Geſellſchaft, welche nicht zum erſten Male bei dieſem Wahlfeſte erſchienen, ſich mit netten Sächelchen, Arbeiten ihrer ſchönen Hände, in der bewußten Abſicht verſehen hatten. So war der Teller bis an das fremde Mädchen gekommen. Der Paſtor ſah, wie eine ſanfte Röthe das liebliche Geſicht verklärte, dem dieſe Farbe natürlicher zu ſein ſchien, als das matte Kummerblaß, welches die friſche Jugendlichkeit der ganzen Geſtalt Lügen ſtrafte. Und doch ſagte in dieſem verhüllten Herzen eine leiſe, leiſe Stimme mit dem Dichter: o Schmerz, wie biſt Du wahr! aber nur Wenige verſtehen dieſe zarte Sprache; denn jeder wahre Schmerz iſt und bleibt das tiefſte Geheimniß des Lebens.

Der Paſtor warf einen ſonnigen Blick in die Seele, die ſich wie eine Blume ſchüchtern ſchloß. Er ſah wie das unabweisliche Dringen des Augenblicks die ſchöne Tochter des Amtsraths ſichtlich in Verlegenheit ſetzte, und gern hätte er ſie dieſer ängſtenden Forderung überhoben und auf eine Gabe verzichtet, zu welcher der einfache, obgleich feingewählte Anzug keinen entbehrlichen Gegenſtand darbot. Doch jetzt zog ſie einen anſcheinend werthloſen Ring vom Finger; in dem Blicke, womit ſie ihn noch einmal anſah, malten ſich Bitterkeit und Schmerz — dann fiel er; aber ihr Auge erhob ſich zu dem neuen Eigenthümer, und die glänzende Helle, welche es ſchnell entwölkte, bewies, daß dies Opfer ein freudiges geweſen.

Der ſilberne Teller kam nun an den Paſtor zurück, und obgleich er jede Einzelnheit in dem Mancherlei ſeiner Einkünfte durch ein näheres, beifälliges Betrachten würdigte, ſo verweilte doch ſeine Anſchauung am längſten auf dem Ringlein, das in ſehr ſchöner Moſaikarbeit die Sinnbilder der Chriſtlichkeit. Glaube, Liebe, Hoffnung darſtellte, und ſomit ein ſinniggewählter Schmuck für den theologiſchen Empfänger war. Der Paſtor dankte mit belohnenden Worten, und der Oberförſter als Ceremonien-Meiſter des Feſtes rief: „Nun, Herr Paſtor, wählen Sie Sich eine Genoſſinn Ihrer Herrſchaft! Diejenige, welcher Sie den Pokal zum Weihetrunk überreichen, ſei Ihre und unſere Königinn!“

Ohne Bedenken folgte der Paſtor dieſer Aufforderung, indem er mit Anmuth und Würde der Tochter des Amtsraths das Glas darbot. „Bravo!“ jubelte der Oberförſter, und erhob das ſeinige, um die Geſellſchaft zu einer Feier der hocherrötheten Königinn zu ermuntern.

„Das haben Sie ganz recht gemacht, lieber Herr Paſtor!“ fügte er dem dreimaligen Lebehoch an: „denn Ring, bedingt, pflegt man zu ſagen, und das Fräulein — Mühmchen hier hat den Monarchen mit Gold, und den Geiſtlichen mit den Zeichen ſeines Berufes angebunden, und demnach den Apfel abgeſchoſſen. Doch ſtill nun, Kinderchen, ganz ſtill! Wir lauſchen Ihrer Thronrede, Herr Paſtor, und harren Ihrer Verfügungen!“

Da ſtand der Paſtor auf, und nachdem er eine kleine Befangenheit überwunden, hob er an: „Ihr gütiges Vorurtheil, meine Verehrteſten, welches Sie durch die Zufriedenheit kund gegeben, womit Sie die Ehre dieſes Abends meiner Wenigkeit gönnen, erſcheint meinem dankbargerührten Herzen eine höhere Würde, als die, welche das blinde Ungefähr mir zu ertheilen für gut gefunden. Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel! ſagt ein Dichter, deſſen Namen wir mit Wehmuth und Begeiſterung nennen, und der geringfügigſte Zufall kann das Gemüth himmelan tragen, wenn der Geiſt ihm Schwingen zum Fluge in die ſchönere Heimath anſetzt.

„Du kleine Kronengeberinn!“ (bei dieſen Worten erfaßte der Paſtor die Bohne), „wie wenig, wie gering iſt oft, gleich Dir, was Macht und Einfluß verleiht! Doch kann auch der Keim zu einer Welt voll Glück, voll Freude, in Dir verborgen ſein! — O meine Theuerſten! Froher als ein König würde ich mich heute fühlen, wenn ich ein Reich ſtiften könnte, das in liebender Geſelligkeit unter uns beſtände, das als ein Freiſtaat Jedem von uns das der Freundſchaft ſo günſtige Gefühl der eigenen Gültigkeit gäbe, das in herzlichem Vertrauen uns Alle verbrüderte, und in immer größerer Ausbreitung bis in die fernſte Zukunft hinüber grünte und blühte. Und ſo kann ich die Verfügung, welche zu treffen mir obliegt, in nächſter Beziehung an dieſen Wunſch knüpfen. Ich werde dieſe Bohne in die Erde meines Gärtchens verſenken. Wenn ſie in voller, prangender Blüthe ſteht, iſt die Natur mit ihrem ſchönſten Schmucke angethan. Dann fordere Sie ſämmtlich, nah und fern, eine öffentliche Anzeige der beſtimmten Zeit zu einer Verſammlung im Pfarrhauſe zu Liebenhöhe auf, und möchte bis dahin Jedes Mitglied dieſes werthen Kreiſes den Keim geſelliger Eintracht ſorgſam im eigenen Herzen hegen und pflegen, vor den wilden Sprößlingen der Selbſtſucht bewahren, daß aus ſeinen Blumen ein Kranz erblühe, der, beglückender als Kronen, unſer Aller Eigenthum ſei!“

Der Paſtor verbeugte ſich, die Rede war geendet; und ein freudiges: „Wir kommen! Wir kommen zur Bohnenblüthe!“ betäubte leiſere Ausrufungen des Beifalls.

„Auch ich komme ins Pfarrhaus zu Liebenhöhe!“ hatte beim ſpäten Scheiden der Amtsrath Wild mit einem kräftigen Händedrucke und einem beſonders bedeutenden Tone zu unſerm Paſtor geſagt, und ſeine Tochter mit einem liebreizenden Lächeln Abſchied von ihm genommen.

Mitternacht war bereits vorüber, als die Geſellſchaft ſich zum Heimwege rüſtete. Der Mond zuckte mit bleichem, ſchnell verſchwindendem Lichte durch die finſtere Waldung, und der Kutſcher ſah ſich genöthiget langſam zu fahren. Pauline zog, froſtig zuſammen ſchauernd, die wärmende Pelzhülle dichter über der Bruſt zuſammen, und ſagte: „Nun

Brüderchen, ich dächte, Du wäreſt recht vergnügt geweſen? — Warum denn nun aber ſo ſtill? Haſt Du das Stummſein an dem fremden, blaſſen Fräulein vielleicht ſo nachahmenswerth gefunden?“ Die Frage hatte nicht den leiſeſten Anklang von übler Nachrede, ſondern ſollte nur den neckenden Uebergang zu einem Geſprächsſtoffe bilden, welcher der feinbemerkenden Pauline näher als jeder andere lag.

„O das Mädchen verſteht auch zu ſprechen;“ verſetzte der Bruder, „und wer in Wort und Ausdruck ſolch zarten Reiz und ſchweres Gewicht zu legen weiß, hat wohl Recht, mit ſo ſeltener Waare ein wenig zurückzuhalten.“

Linchen erglühete unter dem Schleier der Nacht. Sie entgegnete: „Mir raubte für heute Neugier die Luſt zum Plaudern. Höre, Ewald, ich will Urſula heißen — wenn der Amtsrath Wild, der Amtsrath Wild war.“

„Wie meinſt Du das, liebe Schweſter?“ fragte der Paſtor aufhorchend.

„Nun, daß man uns ein wenig gefoppt habe, und Niemanden als uns Beide; denn die ganze Geſellſchaft war im Einverſtändniſſe gegen uns; darauf will ich ſchwören. Gott aber mag wiſſen, wer dieſer anonyme Oekonom eigentlich ſei.“

„Worauf aber gründet ſich Deine Vermuthung?“ forſchte der Paſtor mit ſteigender Dringlichkeit. „Worauf?“ wiederholte Lina, „das will ich Dir ſagen. Der Oberförſter machte gegen ſeine Weiſe viel Umſtände mit dem vermeintlichen Vetter; die beiden Mädchen ſprachen Sie zu der Fremden; das iſt unter Verwandten doch ſonſt nicht üblich. Allein, das wäre noch das Wenigſte. Nicht weit von ſeinem und Deinem Platze kam das Geſpräch zwiſchen dem Oberamtmann Hagen und dem Generalpächter Roth, alles ſcharfen Verpönens von Seiten des Wirthes ungeachtet, auf die liebe Schaſzucht. Wir erſchraken ordentlich darüber; denn wenn die Herren einmal bis in den Stall kommen, ſo finden ſie nicht leicht wieder heraus. — Der Amtsrath hörte den lauten Debatten einige Minuten zu und ſchwieg, ſich wieder zu Dir wendend. Nein! Ein Landwirth iſt er nicht!“—

Der Paſtor lächelte. Doch geſtand er ein, daß auch ihm ſonderbar ahnungsvoll zu Muthe geweſen ſei, als ob ein Geheimniß ihn umſponnen, oder, als ob er im Begriffe geweſen wäre, die Löſung eines Räthſels zu erfaſſen.

Paſtor Lethe beſaß die göttliche Kraft, Vertrauen einzuflößen, dieſe einzige Quelle, woraus Heil und Segen fließt dem Geiſtlichen in der Wirkſamkeit auf ſeine Gemeinde. Er ſelbſt, in der Reinheit ſeines Sinnes und Wandels, ſchöpfte weit eher Troſt als Verdacht, und glaubte lieber an die urſprüngliche Güte der Menſchen, als an ihre Verderbniß. Nach dem Abhalten einer Vertretungs-Predigt ward ihm ungeſuchter Weiſe die erledigte und einträgliche Stelle in Liebenhöhe angetragen, der man höheren Orts eine durchaus unerwünſchte Beſetzung aufdringen wollte. Die Gemeinde hatte diesmal zwei Wahlſtimmen; das Patronat, ein Juſtiz-Commiſſionsrath, Namens Silliger, dem dies Gut als Erbſchaft zugefallen war, und welcher in der ziemlich entfernten Stadt E . . . . . ., lebte, nur eine. Allein deſſenungeachtet, daß ſowohl in ihrer Befugniß zur Wahl, als auch in Beziehung auf den Gegenſtand derſelben, das Recht unbeſtreitbar auf Seiten der Gemeinde war, ſo hatte ſie doch mit hartnäckigen Schwierigkeiten zu kämpfen, die, in geheimen Machinationen von dem Wunſche des Patrons ausgehend, einen jungen Candidaten, den Lehrer ſeiner jüngern Kinder und den Verlobten ſeiner älteſten Tochter, faſt gewaltthätig in den Beſitz der Pfarre ſetzen wollten.

Die fromme Gemeinde erzitterte vor ſolchem Looſe, denn der Expectant war genau, und nicht zu Gunſten der ihm nothwendigen Achtung, von ihr gekannt; da der Gutsherr mit ſeiner Familie jedes Jahr ein paar Sommermonate in Liebenhöhe zuzubringen pflegte. Die endliche Entſcheidung machte den unbekümmerten Ewald Lethe zum Paſtor. Das Bewußtſein, die Plane mehrerer und abſonderlich liebender Perſonen — auf eine, ſeinem eigenen Glücke förderliche Weiſe geſtört zu haben, mußte einem ſo weichen und wohlwollenden Gemüthe, wie Paſtor Lethe es beſaß, ein drückendes ſein. Jemanden zu wiſſen, der ihn als den Gegner ſchöner Hoffnungen betrachten könne, und an eine dieſer Perſönlichkeiten durch ein ſo bindendes Verhältniß geknüpft zu ſein, als wie es zwiſchen dem Eigenthümer und Prediger eines Dorfes beſteht, dieſe Gedanken und Erwägungen gaben dem wonniglichen Idyllen-Leben, welches der Paſtor mit ſeinem Schweſterchen Paulinen, das er zu ſich genommen, führte, diejenige Unvollkommenheit, wie ſie nun einmal die Bedingung unſeres irdiſchen Daſeins und des ſchönſten Glückes iſt.

Der Paſtor hatte ſchon vor ſeinem Einzuge in die Pfarre an den Gutsherrn geſchrieben und ſich der Gunſt deſſelben empfohlen, die zu verdienen, ſtets ſein Beſtreben ſein würde. Er hatte nachſtdem die Erlaubniß nachgeſucht, dem entfernten Patron ſeine Aufwartung perſönlich machen zu dürfen, und von der Gewährung dieſer Bitte zugleich die Beſtimmung der, beiden Geſchäftsmännern gelegenſten Zeit erwartet. Doch die Antwort trug in ihrer kurzen Gemeſſenheit das Gepräge kalter Verbitterung gegen den unbekannten, ſchuldloſen Widerſacher, deſſen höflicher Wille unter dem Vorwande abgewieſen ward, daß anhaltende Berufsreiſen den Commiſſionsrath verhinderten, die ihm zugedachte Bekanntſchaft früher zu machen, als bis er ſelbſt Zeit gewönne, nach Liebenhöhe zu kommen.

Dabei war es nun auch geblieben. Zwar ſprach man davon, des Dörfleins erzürnter Herr wolle ſeine Hand abziehen von den hochvergnügten Liebenhöhern und in Jahren nicht nach ihnen fragen; aber dies drohende Gerücht verſtummte nach und nach. Später hatte Pauline durch Amtmanns erfahren, daß ein anderer Aerger, welcher Silligers, und namentlich das Fräulein Ulrike Silliger — getroffen, die kränkende Vereitelung ihrer Abſicht im Betreff der Pfarre ganz ins Vergeſſen gebracht. Der Protegé des Commiſſionsraths ſei bald nach jenem Fehlſchlagen gut verſorgt worden und ſtehe jetzt im Begriffe, die Tochter ſeines wohlhabenden Vorgängers zu heirathen, welche Verbindung an die Erlangung jener Pfarrſtelle durch ganz beſondere Umſtände geknüpft ſei. Es wäre nun zu erwarten, meinte Schlauköpfchen, daß dieſer Umſtand eine mehr verſöhnliche als zornige Wirkung auf den Commiſſionsrath haben werde, indem der Unwerth des Begünſtigten und die richtigere Anſicht der Gemeinde dadurch in dem klarſten Lichte erſcheine.

Der ſtarre Winter hatte ſich in den milden Frühling aufgelöſt, und dieſer fing bereits an ſich in den glühenden Sommer zu verlieren. Schon hing die duftende Blüthe an der ſchweren Aehre, ſchon ſchwellte die Roſe in der geöffneten Knospe, und nur ſelten noch in thauiger Abendkühle, oder bei den friſchen Schauern des Morgenroths flötete Philomele ein kurzes, elegiſches Abſchiedslied. Da ſtand Paſtor Lethe vor der Bohne, die ſich hoch an einem ſchlanken Stäbchen hinaufgewunden, und betrachtete mit ſinnigem Lächeln die feuerfarbene Blüthentaſche derſelben. Er hatte mit Berückſichtigung des geſelligen Zweckes, dem ſie dienſtbar ſein ſollte, die Bohne in die Mitte eines großen, runden Platzes in ſeinem geräumigen Garten geſteckt und eine breite Raſenbank rings herumziehen laſſen. Faſt gleichzeitig war ein zarter Keim in dem Boden ſeines Herzens zur Entwickelung gelangt und verbreitete jetzt, in voller Blüthe prangend, ein feuriges, glühendes Licht über grünende Hoffnungen und reifende Wünſche.

Sein Morgenpfeifchen behaglich ausdampfend, ſaß der Paſtor auf der Raſenbank und heftete die leuchtenden Augen auf die Blüthen der Bohne, welche ſich noch nicht völlig erſchloſſen hatten; Pauline ſtand neben ihm. „Jetzt iſt es Zeit! Meinſt Du nicht auch, Schweſterchen?“ ſagte er mit ſolch bedeutungsvoller Wichtigkeit, als wenn das Schickſal ſeines Lebens auf dem Entſcheidungspunkte ſtände.

Noch an demſelben Morgen ſendete er einen Boten an die Zeitungs-Expedition nach der Stadt, welcher nachſtehende Einladung zur Aufnahme in die nächſten Blätter überbrachte.

> „Mit freundſchaftlicher Achtung und bittender Dringlichkeit wird eine werthe, ſich in dieſer Aufforderung erkennende Geſellſchaft auf den achtzehnten

Juni, Nachmittags um drei Uhr, in das Pfarrhaus zu L.........., zur Bohnenblüthe hierdurch ergebenſt eingeladen, von

E. L.“

Von nun an waltete Regſamkeit und geſchäftiges Leben im ſtillen Pfarrhäuschen. Pauline wollte das frohe Bewußtſein ihrer Jugend nicht dem Vorwurfe häuslicher Unerfahrenheit ausſetzen, und ſtrengte das helle Köpfchen und die weichen ungeübten Hände an, den verwöhnteſten Bedürfniſſen ihrer Gäſte zuvorzukommen und das Urtheil ſtrenger Richterinnen zu entwaffnen. Je lauter Linchens Zurüſtungen für dies erſte, geſellige Feſt waren, das ſie in hausfräulicher Wirkſamkeit beſchickte, um deſto verſchwiegener und heimlicher bereitete ſich in dem Innern ihres Bruders die Feier deſſelben vor.

Seit jenes Zeitungsblatt, ſeine Einladung enthaltend, in alle Welt ausgelaufen, war ihm wunderlich zu Muthe geweſen. „Ob nur auch Alle kommen werden?“ hatte er mehr als ein Mal geſagt, und Pauline mit verſteckter Schalkheit geantwortet: „Nun, die Oekonomen müßten es gerade ſein, welche fehlten des Wollmarkts wegen;“ worauf der Paſtor wie zu ſich ſelbſt geſprochen: „Der Amtsrath Wild hat ja ſeine ganze Oekonomie verpachtet und ſich nur einen kleinen Auszug für den Bedarf ſeines Hauſes vorbehalten.“ — Da hatte die ſchelmiſche Lina ihm ungeſehen ein Rübchen geſchabt und dabei geflüſtert: „Verrathen, Herr Bruder! verrathen!“

Der achtzehnte Juni kam näher und näher; nur noch ein Tag und eine Nacht trennte die verſchiedenartigen Erwartungen der Geſchwiſter von der erſehnten Befriedigung.

Da trat Linchen mit Hut und Handſchuh vor ihren Bruder und ſagte: „Nun hätte ich Alles, Ewald, bis auf einen Braten, der mir noch fehlt. Ich habe mich daher entſchloſſen auf den Schloßhof zu gehen, um ſelbſt mit der Verwalterinn zu ſprechen, ob ſie mir wohl für Geld und gute Worte einen gemäſteten Truthahn abzulaſſen im Stande wäre? Der giebt viel aus und vervollſtändigt die Bewirthung.“

„Gern ſehe ich das nicht, Kind!“ verſetzte der Paſtor mit ſanfter Mißbilligung. „Meine Stellung zu dem Herrn des Gutes legt meinem Zartgefühle die Pflicht auf, mich auch des geringſten Anſpruches an ſeine Gefälligkeit zu enthalten.“

„Lieber Himmel!“ ſagte Pauline ärgerlich über dieſe Einrede, „kann man denn Alles in der Welt ſo am Schnürchen gehen laſſen? — Ich wüßte mir ſonſt nichts aufzutreiben. Ja, wäre die Jagd ſchon angegangen, ſo hätte der gute Oberförſter uns ſicherlich nicht im Stiche gelaſſen!“

Nach einer halben Stunde kam Linchen von dem Requiſitions-Gange zurück. Erhitzt, von der Eile ihrer Rückkehr, trat ſie mit fliegenden Athemzügen in den ſchattigen Bogengang, worin ihr Bruder auf und nieder wandelte, und klagte: „Ach, Ewald, ich habe Dir üble Nachricht zu bringen!“

„Du haſt den Truthahn nicht bekommen, arme Kleine!“ erwiederte der Paſtor lächelnd und mit errathendem Vergnügen.

„Das wäre noch das Wenigſte,“ meinte Pauline unmuthig, „ich fürchte, unſere gehoffte Freude wird uns ganz und gar verbittert werden. Laß Dir erzählen. Wie ich auf den Hof komme, ſehe ich im Schloſſe alle Fenſter und

Thüren aufgeriſſen. Mägde ſcheuern Zimmer und Säle, der Vogt rennt wie beſeſſen umher und die Verwalterinn fängt flatterndes Federvieh ein, daß die ſcheuen Hühnerchen ein entſetzliches Trauergekakel anſtimmten. Daran ſei kein Gedanke, verſicherte die Verwalterinn mit grober Abweiſung, als ich ihr mein Anliegen freundlich und höflich vorgetragen. Die Herrſchaft käme übermorgen nach Liebenhöhe, und wolle bis zum Spätherbſte hier bleiben. Da würde Alles im Hauſe aufgebraucht. Schon zum Mittagseſſen werde ſie eintreffen und die Köchinn mit dem Packwagen heute Abend vorausſchicken.

„Du kannſt mir es glauben, Brüderchen, dieſe Nachricht iſt mir in alle Glieder geſchlagen. Am Ende kommt der ſtolze Juſtiz-Commiſſionsrath, der Dir ohne Schuld und Urſache ſo abhold und feindlich geſinnt iſt, wohl gar hierher zu uns, um unſere unbefangene Freude zu ſtören. Und wenn er in ſeiner Gehäſſigkeit beharret, ſo wird ſeine Anweſenheit in Liebenhöhe uns in ein Verhältniß zu ihm verſetzen, das um ſo peinlicher ſein dürfte, je weniger deſſen Verpflichtungen umgangen werden können.“

„Schäme Dich, Pauline!“ ſprach Ewald mit verweiſendem Ernſte. „Mag der Gutsherr kommen wann und wie er will, immer ſoll er eine herzliche Aufnahme und verſöhnlichen Sinn bei uns finden. Ich hoffe ihn mir noch zum Freunde zu gewinnen; und Freunde, welche zuvor, ohne uns zu kennen, unſere Feinde waren, werden in der Regel unſere treueſten Anhänger, weil ihr Wohlwollen auf der Ueberzeugung von unſerer Würdigkeit beruhet und von zarter Reue und dem Wunſche, vergüten zu können, belebt wird.“

„Kaum hatte der Morgen des achtzehnten Juni ſein helles Roſengold an die dunkle Spitze des Kirchthurms gemalt, kaum hatte der Kuhhirte mit den gellenden Tönen ſeines Horns ſeinen Vorüberzug am Pfarrhauſe kund werden laſſen und das Brüllen des Stiers, der in furchtbarer Majeſtät die läutende Heerde anführte, das Schweigen der Frühe unterbrochen, als Pauline, von jugendlicher Ungeduld geweckt, mit rothgeſchlafener Wange in den thauigen Garten eilte, um nachzuſehen, ob von den großen Ananas-Beeren, die das größte Beet des Gartens in berühmter Vorzüglichkeit lieferte, ſchon einige reif genug wären, ſie den lieben Gäſten zum Nachtiſche vorzuſetzen. Die Unterſuchung fiel verneinend aus, und Lina öffnete jetzt die Thüre des gewölbten Sommerhäuschens, worin ihr Bruder oft zu ſtudiren pflegte; und das heute zum Aufbewahren der Erfriſchungen dienen ſollte. Betroffen blieb Lina einen Augenblick lang auf der Schwelle ſtehen, als ihr ein großes, gefülltes Flaſchenfutter und ein anderer bedeckter Korb in die weitgeöffneten Augen fiel. Neugierig hob ſie das verhüllende Tuch in die Höhe und fuhr in froher Beſtürzung zurück, als ſie in dem Korbe eine Fülle von Dingen erblickte, die den Lücken ihrer fröhlichen Tiſchgaben eine überſchwängliche Ergänzung verleihen konnten. Da lagen Faſanen und wilde Enten, gebraten bereits, und wohl geſondert von dem würzigen Rothgolde großer Apfelſinen; da ſtreckte ein Baumkuchen von anſehnlicher Größe ſeine kleinen kandirten Zacken mit anlockendem Duft in die Luft der kühlen Halle.

„Du, loſer Schelm, Du! wie haſt Du mich gefoppt!“ ſagte Linchen, ihren Bruder meinend, und in der Vorausſetzung, er hätte dieſe Sachen zur Erleichterung für ſie heimlich beſorgt. Doch alsbald fügte ſie mit tadelnder Bedächtigkeit hinzu: „Wenn die Männer auch guten Willen haben, ſich in etwas Häusliches zu miſchen, ſo fehlt es ihnen doch an richtiger Einſicht und der Beurtheilung deſſen, was nöthig und was darüber hinaus ſei. Wozu nun dieſer Ueberfluß? Das wird viel Geld koſten und hätte können erſpart werden. Wir haben fette Hühner, viel andere gute Sachen, und meine Kuchen ſind aufs Beſte gerathen. Nun, nun, Herr Paſtor! Wenn Sie mit dem Monatsgelde, was Sie mir geben, wirthſchaften ſollten, da würden Sie ſchlecht zurecht kommen. Aber was Tauſend? Der Baumkuchen iſt wahrhaftig noch lau! Er muß in der Nähe gebacken ſein. Und wie die leckern Braten ſo kunſtgerecht arrangirt ſind! Ich glaube, der Bruder hält ſich ohne mein Wiſſen einen Koch! Ich kann nicht eine Minute länger warten, ohne ihn zu fragen.“ Und damit hüpfte ſie, flüchtig wie ein Sonnenſtrahl, über den feuchten Sand dem Hauſe zu.

Der Paſtor begegnete ihr in der Thüre und erwiederte ihren haſtigen Morgengruß mit zärtlicher Weile. „Komm nur, komm!“ ſagte Pauline und hing ſich an ſeinen Arm, ihn dem Gartenhauſe zuziehend, während ſie anmuthig plauderte: „Du biſt ein heimlicher Jünger geweſen, mein Brüderchen, und ſo ſplendid, daß ich Dich am liebſten deshalb tadeln möchte, wenn ich Dir nicht noch obenein dafür dankbar ſein müßte. Sieh nur her, wie ſchön Deine Beſtellungen ausgefallen!“ Verwundert ſtarrte der Paſtor bald die Eßwaaren, bald das Flaſchenfutter an, auf deſſen Inhalte die Marken: „Burgunder,“ „Steinwein,“ „Champagner,“ lesbar waren.

„Was iſt das? Woher ſind dieſe Leckereien und Weinſorten?“ fragte er mit der natürlichſten Befremdung.

„Hätte ich doch kaum gedacht, daß Du Dich ſo verſtellen könnteſt! Von wem ſonſt, als von Dir?“ antwortete Lina mit einem Lächeln, über deſſen Helle ein leiſe aufſteigender Zweifel, ein Wölkchen ängſtlicher Unſicherheit führte.

„Von mir?“ wiederholte der Paſtor, „da biſt Du im Irrthum, Liebe. Ich weiß nichts davon und bitte Dich dringend, mir Aufſchluß zu geben.“

Dieſe Verſicherung war ſo entſchieden, daß Lina ihre erſte Vermuthung aufzugeben ſich gezwungen ſahe; doch dem unbekannten Geber auf die Spur zu kommen, war ſie ſo wenig vermögend, wie ihr Bruder, obgleich Beide ihren eigenthümlichen Scharfſinn und eine ungemeine Verbindungsgabe für die Erreichung dieſes Zweckes anzuwenden ſuchten. Die Anordnungen für die Aufnahme der zahlreichen Geſellſchaft, welche heute Haus und Garten beleben würde, erlaubte den Geſchwiſtern nicht, ihr Nachſinnen fortzuſetzen, bis dieſer Zweck erreicht wäre — und wie unabläſſig es auch von jeder zerſtreuenden Beſchäftigung dahin zurückkehrte, ſo blieben Anſtrengung und Ausdauer doch ohne den gewünſchten Erfolg.

Der Nachmittag kam. Schon rollten die Wagen, mit frohen jubelnden Gäſten gefüllt, vor die Pfarrwohnung. Mit hochklopfendem Herzen ging der junge Wirth raſchen Schrittes den Ankömmlingen entgegen, und hatte jedesmal eine kleine Verlegenheit zu überwinden, wenn er eine liebere Erwartung getäuſcht ſah.

„Nun wären ſie Alle beiſammen, nur der Amtsrath Wild und ſeine Tochter fehlt noch;“ flüſterte Pauline in glücklicher Geſchäftigkeit ihrem Bruder zu.

„Nur?“ fragte dieſer ganz leiſe nach, und der Seufzer, welcher dieſes Wörtlein einhüllete, ſchien die Unrichtigkeit, mit der es, ſo gebraucht, der noch Fehlenden gedachte, zu rügen.

Jetzt ward der Paſtor abgerufen, weil ein Bedienter ihn zu ſprechen verlangte. Wie er zurückkam, war ein Anflug von Betroffenheit auf ſeiner Stirne ſichtbar; doch mit männlicher Feſtigkeit verkündete er der Geſellſchaft, daß ſein Guts-Patron, der Juſtiz-Commiſſionsrath Silliger, ſich ſo eben mit ſeiner Familie habe bei ihm anſagen laſſen, daß er hoffe, dieſer Beſuch werde nur eine ſchnell vorübergehende Störung ſein, und daß er denſelben, bei der, zwiſchen ihm und dem Gutsherrn Statt findenden Spannung, um ſo weniger habe ablehnen können, als er in dieſer artigen Zuvorkommenheit einen Beweis günſtig gewendeter Geſinnungen für ihn zu empfangen glaube; weshalb er denn von den Anweſenden entſchuldigt zu werden erwarte.

„O weh!“ rief Lina im Gartenhäuschen, wo ſie die unerwünſchte Meldung vernommen hatte, und ein paar Tropfen heißen Kaffee rollten in das erſte Fingergrübchen der linken Hand.

Der Paſtor befand ſich in einer Spannung, welche von einer dreifachen Urſache ausging. Er wollte den Pflichten, die ihm als Wirth oblagen, genügen, ſein Herz forderte mit eigenſinniger Anmaßung ſein ganzes Intereſſe für die Frage: ob der Amtsrath Wild und deſſen liebenswürdige Tochter wohl noch kommen dürften? Und dann beſchäftigte die Erwartung auf die nahe Bekanntſchaft des Patrons ihm Verſtand und Gemüth mit gleicher Angelegentlichkeit.

Jetzt ſah der Paſtor den Oberförſter am Gartenpförtchen ſtehen, wie wenn er ſich dort nach etwas umſähe, und ſchnell nahm der Erſtere des günſtigen Augenblickes wahr und eilte dem dicken Freunde zu. Doch ſogleich wendete dieſer ſich um und kam dem Paſtor einige Schritte entgegen. „Ob Ihr Herr Vetter, der Amtsrath, mir wohl noch die

Ehre erzeigen dürfte?“ fragte der Paſtor mit ungewiſſer Stimme. Der Oberförſter ſchmunzelte mit halbſeitwärts gewendeten Blicken den Frager an, und eine Hand legte ſich von hinten zu auf des Paſtors Schulter, wobei ihn die Worte mit frohem Schrecken elektriſirten, „er iſt ſchon da!“ Wirklich ſtand der Amtsrath in Lebensgröße hinter ihm, und in ſchüchterner Entfernung deſſen Tochter. Heute lag nicht mehr die bleiche Winterfarbe des Kummers auf dem zarten Geſichte der Holden; Roſen der Jugend und Freude blühten friſch auf Wangen und Lippen, und ihr dunkelblaues Auge ſtrahlte heiter. Entzückt ſtammelte der Paſtor Worte der Begrüßung, die er mehrere Male wiederholte; ſo wie ſein Herz ſie mit tauſendſtimmigem Echo nachtönte.

„Möchte Silliger doch eine gleiche Aufnahme finden!“ ſagte der Amtsrath mit Nachdruck. „O Himmel!“ erwiederte der Paſtor; „ich bin ſo froh, ſo überglücklich — er ſoll mir herzlich willkommen ſein!“

„Wirklich?“ fragte der Amtsrath, und in ſeinem ernſten Geſichte malten ſich Züge der Rührung. „Nun, ſo bittet der Amtsrath Wild, Sie möchten es dem Juſtizrath Silliger vergeben, daß dieſer mit voreingenommener Feindlichkeit ſo lange Ihren Werth, Ihre Trefflichkeit verkannte! Wollen Sie das? Und der Freund des Bereuenden werden?“ Er breitete ſeine Arme aus und ſetzte leiſer hinzu: „Ich bin Silliger!“

„Großer, gütiger Gott!“ rief der Paſtor erblaſſend und lag geliebt und geachtet an der Bruſt des beſiegten Widerſachers.

Das Gefühl der Verſöhnung iſt göttlicher Natur! Es weihet die Freude und heiliget die Trauer. Die ganze Geſellſchaft, ſämmtlich in Mitwiſſenſchaft des nun offenkundig gewordenen Geheimniſſes, hatte ſich um die Gruppe der Umarmenden verſammelt; aber die Theilnahme feierte eine ſtille Minute und Ulrike Silliger trocknete verſtohlen eine Thräne, die einen ſo hellglänzenden Blick verſchleierte, und über ein ſo ſeliges Lächeln herabrollte, als daß ſie trüben Urſprungs hätte ſein können.

Es ward ein herrlicher, genußreicher Tag, voll reiner, inniger Fröhlichkeit! Auch die andern Kinder des Juſtiz-Commiſſionsraths kamen nun, liebliche, unverkünſtelte Geſchöpfe; ihr dermaliger Erzieher begleitete ſie, ein junger Mann von gefälliger Bildung und großer Gelehrſamkeit, der ſich dem Schulfache gewidmet hatte, und heute Lateiner und Griechen und ſein Lieblingsſtudium, alte Geſchichte, über Paulinens deutſchem Geplauder und ihrer jugendlichen Lebendigkeit zu vergeſſen ſchien."

Die Geſellſchaft reihete ſich auf der Raſenbank um die Bohnenblüthe. Der Nachmittag war in munterem Umhertreiben bei Scherz und Lachen flüchtig verſchwunden, jetzt, da es dämmerte, ſammelte das Mahl die Zerſtreueten in einen geſchloſſenen Kreis. Der Mond ſchwebte mit lichtem Glanze über der Kirche, und ſein ſtilles, friedliches Bild ſpiegelte ſich in den Perlen des Weins. Da hob ein beliebter Tenoriſt in der Geſellſchaft den Geſang an: „Freude, ſchöner Götterfunken," u. ſ. w., und Alles ſtimmte ein. Als man an die Strophe kam: „Allen Sündern ſoll vergeben und die Hölle nicht mehr ſein!" ſtieß Silliger, dem Paſtor die Hand drückend, mit ihm an und ſagte leiſe: „Denn das kleinſte Uebelwollen macht das Leben zur Hölle!" „So wie die Liebe den Himmel bauet!" antwortete der Paſtor warm, und ſein Blick ſtreifte zu den Jungfrauen hinüber.

Als die Geſellſchaft ſich bei ſpäter Zeit nach Hauſe begeben, und die Geſchwiſter nach der Beſeitigung manches nachträglichen Geſchäftes nun die Ruhe ſuchten, und ſich in gedrängter Kürze über dies und jenes ausſprachen, wozu ſie im Laufe des verfloſſenen Tages nicht Weile und Gelegenheit gefunden, ſagte Lina: „Nun iſt es mir auch klar, woher unſere heutige Morgengabe gekommen. Von Silligers. Auch erhielt ich für dieſe Gewißheit noch ein beſtätigendes Zeichen. Wie alle Damen das köſtliche Gebäck des Baumkuchens lobten, ſchwieg Ulrike allein, als verböte die Beſcheidenheit, das Geſchenk ihrer Fürſorge zu rühmen.“

„Sie kann auch gerade an etwas Anderes gedacht haben;“ antwortete der Bruder, und wußte deutlich, welch anderer Gegenſtand ihrer Aufmerkſamkeit ihm der erwünſchteſte dafür geweſen wäre.

Das Verhältniß, welches von nun an zwiſchen dem Paſtor und ſeinem Schweſterchen, und dem Gutsherrn und deſſen Familie waltete, war von ſo befriedigender Art, daß es die früheren Vorenthaltungen mit reicher Vergütung übertrug.

Als der Wind rauh und kalt über die Stoppelfelder ſtreifte und die letzten Feld- und Gartenfrüchte eingeſammelt wurden, machte der Juſtiz-Commiſſionsrath Anſtalt, nach der Stadt zurückzukehren, wohin ihn Geſchäfte riefen, die nicht länger zu verſchieben waren. Da trat der Paſtor mit bittender Miene und beklommener Rede vor den wohlwollenden Patron und fragte: ob er die ſüße, liebreizende Ulrike wohl mit dem kleinen, goldenen Reiflein für immer an d ländliche Heimath feſſeln dürfe? — Gern und mit Freuden gab der Juſtiz-Commiſſionsrath die nachgeſuchte Erlaubniß, und ſeine Tochter nicht weniger willig, und viel liebender das Jawort.

Es war nun ein glückliches Brautpaar mehr in der Welt. Mit zärtlichem Vertrauen erzählte Ulrike ihrem Verlobten die Geſchichte ihrer erſten, verrathenen Liebe und die Milde ihres Sinnes, und das volle Gefühl ihres gegenwärtigen Glückes warf über das finſtere Gemälde der ſchwärzeſten Undankbarkeit einen ſanftverhüllenden Schleier. Der Ring, welchen Ulrike am Bohnenfeſte dem Paſtor gewidmet hatte, war ein Unterpfand der Treue von jener unwürdigen, treuloſen Hand geweſen. Der Paſtor betrachtete ihn gerührt und ſagte: „Er ſoll wieder zu Ehren, und niemals von meiner Hand kommen! Und wenn einſt dieſe Hand erkaltet in der Deinen ruht, und Dein Blick, meine Geliebte, thränenfeucht auf das Bild des Steines fällt, ſollſt Du mit frommer Zuverſicht, ſeligem Aufſchauen und heiliger Wehmuth ſagen: Glaube, Liebe, Hoffnung, dieſe Drei: aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen!“

Mehrere Jahre ſind ſeitdem vergangen. Auf dem Platze, wo der Paſtor die Krönungsbohne ſteckte, ſtehet jetzt eine große, dicht mit rankenden Bohnen umzogene Laube, unter deren Schatten und Blüthen ein braunlockiger Bube und ein blauäugiges Mädchen ſpielen. Es iſt dies das Lieblingsplätzchen der Hausfrau. Wenn ſie ſich mit dem Säuglinge an der Bruſt unter das kühle, ſchattige Dach flüchtet, und mit ſinnigem Auge auf dem Gewinde des Laubwerks, auf den feurigen Blüthen, die aus den Knoſpen hervorſchwellen, verweilt, dann zittert der flüchtige Glanz heller Erinnerungen über ihr liebliches Geſicht, wie die Strahlen der Sonne das Grün der Blätter zuckend beleuchten.

Als Ulrike einſt in der Mitte ihrer Lieben, ſeligfroh in der Laube ſaß, ſagte ſie: „Dieſer liebliche Platz mit dem luftigen Baldachin, iſt mir lieber als ein ſammtner Thronhimmel, der drückenden Purpur bedeckt; und ſieh, mein Ewald, an Purpur fehlt es auch nicht daran.“ Sie deutete lächelnd auf die rothen Knöspchen. „Und wenn ich bedenke,“ fuhr ſie fort, „daß dieſes tauſendblättrige Rund aus einer einzigen Bohne entſtanden, wenn ich mir den Augenblick vergegenwärtige, wo dieſe in Deine Hand glitt, und ich ſehe nun, wie reich, wie glücklich er mich gemacht“ — ſie zählte mit benetztem Auge die Häupter ihrer Lieben — „o mein Geliebter! dann fühle ich mit demüthigem Danke gegen die Vorſicht, daß dieſe in das Geringſte und Flüchtigſte den Keim zu großem und ewigem Segen gelegt habe!“

Bewegt drückte der Paſtor die Hand der Gattinn an ſeine Lippen und antwortete: „Ja, theure Ulrike! Das Herz gleicht der Natur. Jede Kraft unſeres Weſens, iſt ein Samenkorn der Seligkeit, und wir würden ſchon hienieden ernten ohne Aufhören, wenn wir ſtets unermüdet im Anbau unſeres Heils wären!“

Aronsblume.

Erhalte Dich einfach, gut, unverfälſcht, ernſthaft, prachtlos, rechtliebend, gottverehrend, ſanftmüthig, liebend die Deinigen: — kämpfe! — Kurz iſt das Leben; und es giebt nur Eine Frucht des irdiſchen Lebens: ein heiliges Gemüth.

Marcus Antoninus.

Ein milder Frühlingsabend hauchte den Balſam junger Blüthen in die ſtillen Lüfte. Die Sonne hatte warm geſchienen, und manche Knoſpe ſich geöffnet. Jetzt feierte die Natur nach der ſchöpferiſchen Arbeit, und auch der Menſch ſchloß für heute das Werk ſeiner Mühe. Die Blumen fingen an zu ſchlafen, — die Sternlein gingen auf am Himmel, — der Mond blickte ſanft aus ſilbernen Wolken auf die müde, dunkle Erde; und das Auge Gottes wachte.

In düſtern Gedanken verſenkt, ſaß ein junger Mann, Namens Halm, und blickte trübſinnig in die blaue Dämmerung hinaus. Nur zuweilen glänzte ſein Blick flüchtig auf, und haftete dann auf der ſtrahlenden Erleuchtung des Gaſthofes gegenüber, in welchem die Vorfeier einer Judenhochzeit das Volk Iſrael des kleinen Städtchens verſammelt hatte. Nach bekanntem, jüdiſchem Gebrauch tanzt die Braut am letzten Abend ihrer jungfräulichen Tage noch einmal im Kreiſe ihrer Jugendgeſpielinnen, und überläßt ſich gewöhnlich den Freuden, denen ſie nun entſagt, um ſo reger und harmloſer, als die Sitte ihrer Religion nur wenige Stunden ſpäter ihr einen trauernden Ernſt als Geſetz auflegt. Gleich einem Nymphen-Chor ſchwebten die leichten Geſtalten der jungen Jüdinnen den tanzenden Reihen, und das Lichterſpiel der blanken Wandleuchter hüpfte funkelnd im Geſchmeide der bräutlichen Tänzerinn, die in der Unbefangenheit ihrer ſechszehn Jahre in jeder Bewegung die Wonne kund gab, welche ſie als eine fröhlich Gefeierte empfand.

Wohl war der junge Halm, den der Anblick dieſer Luſtbarkeit in dumpfen Träumen ſtörte, einſt ein grünender, Frucht verſprechender geweſen; aber ein ſchweres Schickſal hatte ſeine Lebenskraft gebrochen, und jetzt neigte ſeine Krone ſich der Erde zu. Sein Vater hatte als Feldprediger zu G . . . . . gelebt und gewirkt, und ſchon in den Jahren des blühendſten männlichen Alters das Zeitliche geſegnet. Verlaſſen von aller Welt, weinte die Wittwe ihm nach, welche als ein adeliges Fräulein und als die Verwandte eines vornehmen Stabsofficiers dem Wunſche ihrer Familie entgegengehandelt, da ſie die Hand des edlen, bürgerlichen Wählers der Ausſicht auf ein ſchwerverdientes, lebenslängliches Gnadenbrod vorgezogen. Sie drückte den theuerſten Nachlaß des Hingeſchiedenen, ihren ſiebenjährigen Sohn Auguſt, feſt an ihr zerriſſenes Herz, und vertrauete auf Gott! Wen hätte dieſe Zuverſicht noch zu Schanden werden laſſen? — Der Nachfolger des Verſtorbenen wirkte der Wittwe eine kleine Penſion aus, die er ohne ihr Wiſſen aus eigenen Mitteln verſtärkte, und machte ihr ſodann den Vorſchlag, den kleinen Auguſt in ſeinem Hauſe behalten und erziehen zu wollen. Wie ſchmerzlich Frau Halm auch bei der Vorſtellung ſolch einer Trennung von ihrem Kinde erzitterte, ſo war doch ihre Mutterliebe zu verſtändig und rein, als daß ſie die Vortheile dieſes Erbietens hätte verkennen, oder aus ſelbſtſüchtigen Gründen verwerfen mögen. Sie willigte daher dankbar ein, und zog, vermuthlichen Angriffen auf ihre Ruhe von Seiten ihrer Verwandten zu entgehen, und die Spärlichkeit des kleinen Haushalts den

Blicken hämiſcher Beobachtungen ſchamhaft zu entziehen, in das offene Städtchen D.........

Es gab der Toleranz der betrübten Frau kein Aergerniß, daß man ihr eine Wohnung in dem Hauſe eines reichen Juden, der in dem Rufe ausgezeichneter Redlichkeit ſtand, gemiethet hatte. Sie fand ſich durch die Räumlichkeit des Quartiers, durch die billige Forderung des Miethzinſes, wie durch die freundliche Lage des Hauſes höchlich zufrieden geſtellt, deſſen Alleinbewohnerinn ſie faſt den größten Theil des Jahres war, da Aron, der Beſitzer deſſelben, mit Frau und Kindern in der nahen Hauptſtadt lebte, und dieſes fernliegende Eigenthum nur zu Förderung ſeiner Handelszwecke von Zeit zu Zeit beſuchte.

Manchmal auch benutzte es Frau Aron, die an Schwermuth litt, den Folgen einer Viſion, die ſie als Wöchnerinn gehabt, als Sommer-Logis zu ihrer Aufheiterung und Erholung, und ihre beiden wunderſchönen Töchter, Eſther und Abigail, ſchloſſen ſich mit holder Kindlichkeit an die ſanfte Hausgenoſſinn an. Doch bei ſolch einem längeren Aufenthalte erkrankte Abigail und ſtarb, und der Mutter grub der Gram bald das Grab an des Lieblings Seite.

„Was die Erde bedeckt, das muß der Menſch vergeſſen!“ ſagte Aron gefaßt, und ordnete das tiefe Weh dieſes doppelten Verluſtes unter die Vorſchrift ſeines Glaubens. Allein in abergläubiſcher Furcht, die das Unglück ſo leicht anregt fügte er hinzu: „Doch ſcheint es beinahe, als ob der Aufenthalt in dieſem Hauſe für mich ein ungeſegneter ſei; das Unglück empfängt mich auf der Schwelle, und der Harm begleitet mich vor die Thüre. Ich werde mich wohl hüten, mein einziges Kleinod, meine Eſther, ſobald wieder hierher zu bringen!“

Eine Reihe Jahre waren vergangen, in denen das Gemüth der Wittwe Halm jene ſtille Zufriedenheit wieder gewonnen hatte, welche ihre volle Empfänglichkeit für das Glück der ſchönen, mütterlichen Hoffnungen gab, wozu Auguſts Ausbildung in jeder Beziehung ſie berechtigte. Die brüderlichſte Freundſchaft verband ihn mit dem Sohne ſeines Wohlthäters, und beide Jünglinge, in den Studien der Theologie einem Ziele zuſtrebend, ſahen eben dem Abſchluſſe derſelben in den nächſten Monaten entgegen, als der heilige Krieg ſeine Kämpfer ſammelte und die angehenden Jünger des Herrn mit dem Schwerte bewaffnete.

Von neuem zitterte nun die bedrohete Mutter für ihren Einzigen. Die Abgeſchiedenheit ihres Aufenthaltes, wohin nur verſpätete, durch die mündliche Ueberlieferung oft von aller Wahrheit entkleidete Nachrichten von den Operationen der Armeen gelangten, vermehrte ihre Angſt und gab ſie den Qualen einer gereizten Phantaſie preis. Das Alleintragen dieſer Sorgen zehrte an ihrer Kraft und drückte ihre Geſundheit, und eine ſichere Ahnung ſagte ihr, daß ihres Bleibens hienieden nicht lange mehr ſein werde. Es war ihr daher lieb und tröſtlich, als der Wirth des Hauſes, Aron, nebſt ſeiner Tochter und vielem Gepäcke in D……… anlangte. Er ſchien unruhig und ſchwer bekümmert, ob der Dinge, die da kommen würden, und ſagte, er wolle mit Eſther auf unbeſtimmte Dauer hier verweilen; weil ja ohnehin in der Stadt aller Verkehr gehemmt ſei, und die Laſten fortwährender Einquartierung ſeine Tochter, da er öfters abweſend ſein müſſe, in peinliche Verlegenheit brächten. So wolle er lieber von hier aus ab und zu reiſen, und dann und wann zum Rechten ſehen.

Die jungfräuliche Blüthe der geflüchteten Eſther hatte ſich zur vollendeten Schönheit entfaltet; nur glaubte Frau Halm, wie wenig ſie auch jetzt zu Bemerkungen geeignet war, die außerhalb dem Intereſſe ihres Kummers lagen, wahrzunehmen, daß in den zarten Zügen des Mädchens der Ausdruck von Melancholie und verſchwiegenem Leide ruhe, und daß das Feuer ihrer Augen in der Flamme einer Sehnſucht lodere, der kein irdiſches Oel Nahrung zu geben vermöge. Sie hielt dieſe Stimmung für ein unerfreuliches mütterliches Erbtheil, dem die höhere Geiſtesbildung, die gelaſſenere Gemüthsart der Tochter nur dieſen Grad anziehender Milderung gegeben hätten. Eſther fühlte ſich mit unwiderſtehlicher Gewalt an die gemüthliche Predigerwittwe gezogen, und dieſe zeigte ein inniges, dankbares Wohlwollen dem theilnehmenden Mädchen, das ſo zart zu tröſten verſtand, die ſorglichſte Wärterinn für die kränkliche Hausgenoſſinn war, und mit jener Feinheit, die nur das Herz giebt, den Entbehrungen ihrer Freundinn abhalf. Zwar wollte Frau Halm es ſeltſam finden, daß Eſther Aron ſo ganz und gar keinen Umgang mit ihren Glaubensgenoſſen unterhielt, und noch ſonderbarer kam es ihr vor, daß ſie dennoch unzweifelhaft geliebt ward; aber ſie unterdrückte jede Frage nach den Grundſätzen, denen Eſther bei ihrer Handlungsweiſe folge.

Sehr natürlich war Auguſt faſt immer der Gegenſtand von dem Geſpräche der Wittwe und ihrer jungen Freundinn. Die Mutterliebe gab allen Vorzügen und Tugenden des Sohnes, deſſen gegenwärtige Gefahr ihn als einen ſchon Todten vor jeder Rüge ſeiner kleinen Schwächen ſchützte — volle Würdigung, und in Eſthers Bruſt miſchte ſich das Gefühl eines innigbeſorgten Antheils mit leiſer Achtung und hochgeſpanntem Intereſſe. Frau Halm vergaß oft in der Wärme ihrer Mittheilungen, in denen ſie chriſtlich-religiöſe Beziehungen an die Aufmerkſamkeit ihrer Zuhörerinn knüpfte, daß ſie zu einer Jüdinn rede, und Eſther ſtörte ſie nicht in dieſem Selbſtvergeſſen.

So war in banger Stille der Winter vergangen. Das Frühjahr kam, in ſeine Töne jauchzte der Sieges-Hymnus einer halben Welt. Frau Halm wohnte, ungeachtet ihrer Schwäche, der kirchlichen Feier von der Einnahme der franzöſiſchen Hauptſtadt bei, und als die Pauken mit tiefem Wirbel das Te Deum begannen, ſtürzte ein Thränenſtrom über ihre blaſſen Wangen, und ſie dachte mit heißem Schmerze: Wer weiß, ob ich mich nicht unter Diejenigen zählen darf, welche ſingen könnten: „Wir bringen weinend unſern Dank?“ Denn ſie hatte lange keine Nachricht von dem Sohne erhalten.

Aron, jetzt beruhigt durch dies glorreiche Ende der großen Waffenthaten, wollte nun wieder in ſeine ſtädtiſche Heimath zurückkehren; doch Eſther vermochte ihn durch gründliche Vorſtellungen zu der Erlaubniß, daß ſie den Sommer über in D......... zubringen dürfe.

Schon färbte der Herbſt das Laubwerk, da erhielt Frau Halm ein erſehntes, durch den langen Transport beinahe unkenntlich gewordenes Schreiben von ihrem Sohne, und in vier Wochen kam er ſelbſt. Aber ach! ein bleiches Bild körperlicher Erſchöpfung und tiefſter geiſtiger Angegriffenheit trat er vor die entzückte Mutter, die in dieſem Zuſtande nur die Folgen ausgeſtandener Drangſale ſah, denen Ruhe und ſorgſame Pflege bald abhelfen würden. Sie irrete, die gute Mutter. Auguſt's weiches Gemüth war durch die Eindrücke fürchterlicher Erfahrungen zerrüttet worden, unter denen eine der ſchmerzlichſten der Tod ſeines brüderlichen

Freundes geweſen war. Seine Phantaſie, mit Schauerſcenen vom Schauplatze des Krieges angefüllt, ward fort und fort von ſeinem frommen Sinne bekämpft, der den Vater im Himmel ſeinen bedrängten Kindern auch in der Stunde ihrer Opferung liebend nahe wußte. Die Kraft ſeines Körpers war durch Mangel, Rohheit der Nahrungsmittel und einen langen Aufenthalt im Feld-Lazarethe geſchwächt, ſein jugendlicher Muth gebrochen, und ſelbſt die Erinnerung an den Triumph der deutſchen Nation warf nur einen matten Strahl der Freude über die verdüſterte Seele. In dringender Eile, welche an der Pflicht der Schonung für die tieferſchöpften Kräfte ſündigte, von einem inneren gebietenden Triebe beflügelt, hatte er nun die Reiſe nach D......... zurückgelegt, um — — er endigte nicht; aber das wehmüthige Lächeln, womit ſein Blick das Auge der Mutter ſuchte, vollendete den Satz und ſagte: um unter ihrem Segen ſterben zu können!

Eſther war eine gerührte Zeuginn dieſes Wiederſehens zwiſchen Mutter und Sohn. Die unfeſte Geſtalt des jungen Mannes, ſein Geſicht, obwohl blaß und abgekommen, doch ſelbſt in dieſer Entſtellung noch anziehend, ſein beſeeltes Auge, dann die Reſignation, welche aus ſeinem ganzen Weſen ſprach, regten ihre Theilnahme an dieſer Erſcheinung zu einem trauernden Wohlwollen an, als womit man eine ſchöne gebrochene Blüthe betrachtet. Auch Auguſt nahm mit bewundernder Befremdung des reizenden Mädchens wahr, welches in der Wohnung wie in dem Herzen ſeiner Mutter heimiſch zu ſein ſchien, und die dankbare Lobpreiſung, in der Frau Halm nach Eſthers Entfernung ihrem Sohne rühmte, wie viel dies herrliche Geſchöpf an ihr gethan, wie kindlich und ſchweſterlich es ihre Sorgen um ihn getheilt —

legte in ſein künftiges Betragen gegen die jüdiſche Jungfrau, die zarte Anſprache einer ehrerbietigen Erkenntlichkeit.

Zu Anfange des Winters ſchrieb Aron an ſeine Tochter, daß er eine weite Reiſe in Lieferungsgeſchäften unternehmen müſſe. Sie ſolle daher nur ganz ruhig in D.......... bleiben, ſeine Rückkehr daſelbſt abwarten, und ſich die Zeit ſo gut als möglich zu vertreiben ſuchen. Dies that auch Eſther, nur in anderm Sinne, als ihr Vater es meinte und wollte.

Nur für die erſte Zeit, und nur in gewiſſer Beziehung ſtörte Auguſts Anweſenheit den freundlichen Umgang zwiſchen Eſther und ſeiner Mutter; bald war die alte Gewohnheit wieder hergeſtellt, mit dem geringen Unterſchiede, daß man jetzt zu Auguſt ſprach, während man ſonſt von ihm geredet hatte.

Der junge Halm erſtaunte über den Grad der Geiſtesbildung, welchen die Jüdinn bei näherer Bekanntſchaft entwickelte, über die Beleſenheit, worin ſich ihre Begriffe geläutert und ihr Geſchmack veredelt hatte. Er ſpiegelte ſich gern in der klaren Tiefe ihres Gefühls, und fand ſich hauptſächlich von der milden Sanftheit angezogen, die ihrem Weſen den Anſchein einer Demuth gab, welche kein Bewußtſein von den Vorzügen ihrer Perſönlichkeit, wie von denen ihrer Lage zu haben ſchien.

Jetzt, wo Auguſt in ſtiller Ruhe nur für ſeine Erholung lebte, wo kein Aufruf an irgend eine Art äußerer Thätigkeit ſeine geſunkenen Kräfte überſpannte, fühlte er erſt deren völlige Erſchlaffung. Er ahnete in ihr den Verkünder des Todes, und befreundete ſich mit dem Gedanken an den dunkeln Friedensboten. Er blickte in die Zukunft wie in eine öde Weite; von keinem frohen Traum, von keiner blühenden Hoffnung mehr belebt, und war es wohl zufrieden, daß des Himmels Wille ihm durch ein frühes Grab den mühſamen Lauf verkürzen wolle. Auch konnte ihn ja nur der Tod, ſo wähnte er — von der drückenden Sorge für ſein künftiges Fortkommen befreien. Ein theilnehmender Arzt hatte ihm geſagt, daß er jeden Gedanken an den früher erwählten Beruf aufgeben müſſe und ihm alles Ernſtes gerathen, geiſtige Arbeiten und beſonders die Beſchäftigung ſeines Nachdenkens mit religiöſen Gegenſtänden ſo lange zu unterlaſſen, bis die Anwendung phyſiſcher und pſychiſcher Mittel der reizbaren Erregung ſeiner Einbildungskraft mit Erfolg entgegengewirkt, und die krankhafte Spannung ſeiner Nerven herabgeſtimmt hätte.

Allein dieſen Rath in ſeinem ganzen Umfange zu befolgen, war einem ſo regen geiſtigen Leben unmöglich. Zwar verbrachte Auguſt einen großen Theil ſeiner Zeit in jenem dolce farniente, welches der Arzt, als ſeiner Herſtellung am zweckdienlichſten, gemeint haben mochte; aber dennoch führte der Eifer ſeiner ſchriftlichen, meiſt immer theologiſchen Aufſätze und Ausarbeitungen ihn weit über die Grenze der vorgeſchriebenen Enthaltſamkeit.

Während die Wittwe Halm mit aller Erſinnlichkeit beſorgter mütterlicher Liebe ihres leidenden Sohnes wartete und pflegte, bereitete die Vorſicht einen Wechſel dieſes zärtlichen Verhältniſſes. Die Mutter, welche Angſt und Furcht bisher aufrecht erhalten hatten, ſank plötzlich krank zuſammen, und der ſchwache Auguſt erſtarkte zu den Leiſtungen ſeiner kindlichen Pflicht. Eſther ſtand ihm als ein Engel des Troſtes und der Hülfe treulich in dieſer Bedrängniß bei. Sie wachte bei der Kranken; ſie kam jeder nothwendigen Verfügung ohne Geräuſch zuvor, und indem ſie die

Verlegenheiten des gutwilligen, aber unbeholfenen Wärters übertrug, wußte ſie mit ſchlauem Verbergen ihrer Thätigkeit ihm ſelbſt die weibliche Sorge für ſein Beſtes angedeihen zu laſſen, deren er ſonſt hätte entbehren müſſen. So war ein Monat vergangen, deſſen Verlauf nichts entſchieden hatte, als die traurige Gewißheit, daß Frau Halm ihr Krankenbett nicht mehr verlaſſen werde.

Jetzt kam Aron von ſeiner Reiſe zurück, und nach D.........., die einſam harrende Tochter nach der Hauptſtadt abzuholen. Es hatten ſich mehrere annehmliche Partieen für Eſther gefunden, unter denen ſie dem väterlichen Willen gemäß wählen ſollte; denn ſie hatte bereits ihr neunzehntes Jahr zurückgelegt, und länger wollte der nachſichtige Vater die eigenſinnige Wähligkeit ſeiner Tochter nicht ſtatthaft finden. Wie ſehr auch Eſther von ihrem Vater geliebt ward, ſo bedurfte es doch dieſes Mal ihrer ganzen vollen Gewalt über ſein Herz, um ihn zu der Gewährung ihrer flehentlichen Bitte zu bewegen, daß er ſie noch einige Wochen hier laſſen möchte, in denen wahrſcheinlich das Abſterben ihrer mütterlichen Freundinn, wie ſie die Wittwe nannte, erfolgen würde. Zwar gab Aron dieſem Wunſche nach, aber er blieb in D.........., um die Vollendung ſeiner Hausgenoſſinn abzuwarten, und die Theilnahme, welche bei Nachfragen, die er zuweilen in Perſon an die Behörde ergehen ließ, er der Kranken und ihrem bedauernswerthen Sohne bezeugte, war von einem ſo mißmüthigen Geſichte und den Zeichen innerer Verſtimmung begleitet, daß auch ein minder empfindliches Gemüth, als der junge Halm es beſaß, von der Vermuthung ergriffen worden wäre, Aron ſei mit den ſamaritiſchen Erweiſungen ſeiner Tochter durchaus nicht zufrieden, und er nahm ſich vor, bei erſter Gelegenheit das gütige Geſchöpf zu bereden, die Geduld des Vaters nicht durch längeres Aufhalten zu ermüden, und ihn und ſeine ſterbende Mutter der Obhut des Himmels zu überlaſſen.

In dieſer Epoche nun befindet ſich der Held unſerer kleinen Erzählung, als wir ihn beim Anfange derſelben in die Anſchauung der hochzeitlichen Judengeſellſchaft vertieft ſehen. Es war dieſe ſtille Abendſtunde die erſte ruhige nach einem angſtvoll verlebten Tage. Frau Halm hatte ſich heute ſehr krank und ſchwach gefühlt; jetzt ſchlummerte ſie, und der treue Sohn, welcher in der Weihe ſeiner inneren Berufung zum Verkünder des Evangeliums die Mutter getröſtet und erhoben hatte, verließ für ein Weilchen die Wacht an ihrem Bette, um die heiße Stirn im Wehen der Abendluft zu kühlen und freien Athem zu ſchöpfen; denn auch ihn hatte heute preſſende Beklommenheit wie Gewitterluft gedrückt.

Der Zauber dieſes milden Abends löſ'te erweiternd die Feſſeln ſeiner Bruſt. Die liebliche Muſik der böhmiſchen Spielleute bei jenem Tanzfeſte lockte leiſe Regungen der Lebensluſt aus den tiefſten Verſtecken ſeines bekümmerten Herzens; aber dieſe Erleichterungen konnten dem heißaufwallenden Schmerze nicht wehren, den unwillkürliche Gegeneinanderſtellungen in dem Gefühl, wie ſchwer, wie verfehlt ſein Schickſal ſei, über ihn brachten. Er gedachte der Vergangenheit und der tauſend mal tauſend blühenden Hoffnungen, welche der Krieg zerſchlagen hatte, und ſein Andenken verweilte bei einer der ſchönſten: bei Theodor Körner's Heldengrabe. Da ſagte er leiſe, die Hand auf ſein Herz legend, als erkenne und empfinde er in den Worten des Gedichtes ſeinen eigenen Zuſtand: „Die Wunde brennt.

die bleichen Lippen beben — ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage, hier ſteh' ich an den Marken meiner Tage — Gott wie Du willſt! Dir hab' ich mich ergeben.“

Er ſchauete in die Höhe des reinen durchſichtigen Aethers, deſſen abendlichdunkle Bläue der Mond mit ſanftem Glanze erhellte, und fuhr fort: „Viel goldne Bilder ſah ich um mich ſchweben, das ſchöne Traumbild wird zur Todtenklage. Muth! Muth! Was ich ſo treu im Herzen trage, das muß ja doch dort ewig mit mir leben! Und was ich hier als Heiligthum erkannte, wofür ich raſch und jugendlich entbrannte, ob ichs nun Freiheit, ob ichs Liebe nannte — als lichten Seraph ſeh' ichs vor mir ſtehen, und wie die Sinne langſam mir vergehen, trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen!“ Und ein Frieden, wie ihn die Welt nicht giebt, — ſenkte ſich mit himmliſcher Lindigkeit auf ihn herab. Wie der Thau die dürſtende Blume, ſo erquickte der Tropfen aus dem Urquelle der Kraft und des Troſtes das verſchmachtende Gemüth des Aufblickenden. Schon zweimal hatte es an die Thüre geklopft, und Auguſt nichts davon vernommen; jetzt fühlte er ſeinen Arm berührt, er wendete ſich um, und Eſther, in ſchüchternem Lauſchen, ſtand hinter ihm. Ihr ſchönes Geſicht war mit auffallender Bläſſe bedeckt, ihre Augen ſchienen verweint, und dem weichen Flötentone ihrer Stimme hatte offenbar eine unterdrückende Bewegung ihrer Seele den leiſeſten Dämpfer gegeben. Sie trug einen Napf, worin eine Aronsblume blühete, in den zarten Armen, und die kleinen Hände, der ungewohnten Laſt nicht mächtig, erbebten ſo heftig, daß das bleiche Grün der Blume hoch über Eſthers Haupte hin und her ſchwankte, und die ſchwarzen Locken des Mädchens berührte.

Nur auf dieſe Geſtalt durfte Halms Blick fallen, nachdem er in den offenen Himmel geſchaut hatte. „Ach Eſther! Sie?“ ſagte er, und ſein Auge begrüßte ſie freundlichſt; „ich hätte Sie bei dieſer Freudenfeier vermuthet!“ Er deutete auf den Gaſthof. „Doch was bringen Sie da, mein gutes Kind?“

Eſther hatte den Napf unterdeſſen auf ein Tiſchchen geſetzt, und antwortete in ängſtlicher Befangenheit: „Es iſt — es ſollte ein Andenken für Sie ſein, lieber Herr Halm, da wir uns nun doch bald, vielleicht auf immer, trennen müſſen. Gedenken Sie bei dieſer Blume der armen Eſther Aron, welche ihre ſeelenloſe Blumenſchweſter um das Glück beneidet, einſam verwelken zu können!“ Thränen brachen gewaltſam aus ihren Augen.

„Gott im Himmel! Was iſt Ihnen, liebe gute Eſther! O vertrauen Sie ſich doch Ihrem wärmſten und theilnehmendſten Freunde! Sie legen Ihren Kummer unter ein unlösbares Siegel nieder;“ rief Auguſt ergriffen, und vergaß in der Dringlichkeit ſeiner Aufforderung, daß die Mutter ſchlummere. Ein ſtöhnendes Aufſeufzen ward im Nebenzimmer hörbar. Eine lange Pauſe! während welcher Eſther und Auguſt nach dem Krankenbette hinhorchten, bis der Schlafenden ruhiger werdende Athemzüge ſie das Geſpräch in leiſeren Tönen fortſetzen ließ.

„Ja, Herr Halm.“ hob Eſther mit geſammelter Faſſung an, „ich will mich Ihnen entdecken! Schon lange wollte ich dies, und nur eine mir ſelbſt unerklärbare zögernde Scheu hielt mich bis jetzt davon ab. Doch nun drängen Zeit und Nothwendigkeit. Sie werden Rath, oder doch mindeſtens Troſt für eine Unglückliche haben, die in dem

Streite heiliger Ueberzeugungen mit den erſten Pflichten der Natur ſich das Herz müde und blutig gekämpft, und das Schwerſte noch zu beſiegen hat, wenn anders die Palme, wonach es ſtrebte, errungen werden ſoll! Mein Vater liebte mich; zärtlicher hat nie ein Vater ſein Kind geliebt. Oft nannte er mich das Kleinod ſeines Lebens. Wenn ich ihn bat, daß er ſich ſchonen und ſich nicht, wie er zu thun pflegt, mit raſtloſer Arbeit abmühen möge, weil ich ja für mich und für Dürftige einſt genug haben würde, ſo antwortete er mir: Meine Tochter, der Vater, welcher weiß, daß die Schweißtropfen ſeiner Mühe einem Kinde zu Perlen werden, — und Du wirſt, ich weiß es, Dir eine Krone der Ehren damit zieren, — achtet keine Gefahr und keine Plage, um dieſen Schatz ſo hoch als möglich aufzuhäufen. Dieſer gute Vater nun wollte mich gern, meiner Neigung wie ſeinen Anſprüchen gemäß, verheirathet ſehen; doch ach! kein Mann noch rührte mein Herz, das eine höhere Liebe erfüllte. — Mehrere Jahre hindurch gelang es meinen Bitten, ihn zu der unbedingten Abweiſung meiner Bewerber, die es wohl mehr auf den Reichthum meines Vaters, als auf meine Perſon abgeſehen hatten, zu vermögen. Nun aber will er mir keine Friſt mehr vergönnen, und dringt mit ungewohnter Härte auf meine Entſchließung zu Gunſten eines der mir gänzlich unbekannten Männer, welche mich zur Frau begehren. Zum erſten Male in meinem Leben zürnte er heute ſtreng mit mir, da ich die Einladung zu dieſem hochzeitlichen Tanze unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit ausſchlug. Ich fürchte, die hieſigen Juden haben mich meiner Abſonderung wegen bei ihm angeſchwärzt, oder ich bin — von ihm errathen; denn — o Herr Halm! mein Glaube iſt nicht mehr der ſeinige!“

Ein entzücktes Erſtaunen drückte ſich in dem Mienenſpiel des Zuhörers aus. Eine Scheidewand, von deren Daſein der vorurtheilfreie junge Mann kaum gewußt hatte, ſtürzte plötzlich zwiſchen ihm und der Bekennerinn nieder, und Eſther ihm ſchon verwandt durch zarte Bande, erſchien ihm wie eine theure wiedergefundene Schweſter. „Eſther!“ ſagte er froh beſtürzt, „ſo ſoll ich Sie auch noch mit dem Höchſten geſchmückt erblicken, was Ihrer Vortrefflichkeit allein ein würdiges Ziel ſtellt, und eine angemeſſene Belohnung verſpricht? Sie wollten eine Jüngerinn des Welterlöſers werden?“

Eſther ſah den Frager traurig an, und erwiederte: „Dies bin ich ſchon, wenn anders die innerſte Geſinnung, der feſteſte unumſtößliche Glaube an den Sohn Gottes und ſein Evangelium, ein Herz, welches kein ſchöneres Glück kennt, als ſich ihm zu opfern in Liebe und Geduld — mir ein Anrecht auf dieſen Namen geben; aber ob jemals die Taufe mich zu einer Chriſtinn weihen werde, ob ich einſt laut bekennen darf, wer mein Herr und Meiſter ſei, das iſt die Frage, deren Gewicht mich mit laſtender Schwere zu Boden drückt; denn dieſer Religionswechſel würde meinem altgläubigen Vater den Tod geben! Er würde, hingeworfene Aeußerungen haben mich deſſen belehrt, ſich von mir losſagen, dem Glauben ſeiner Väter treu, die abtrünnige Tochter verwerfen, in troſtloſer Verlaſſenheit ſterben, und ich wäre es geweſen, die der rührendſten Vatertreue dieſen Lohn gegeben, und ſein greiſes Haar mit Schmerz und Gram zur Grube gebracht hätte!“ Eſther ſchluchzte heftig.

Halm faßte die Hand der Weinenden und ſprach: „Muth! liebe, theure Freundinn. Wer Göttliches anſtrebt, darf auf den Beiſtand himmliſcher Mächte hoffen! Der Tröſter, der heilige Geiſt wird auch Sie in alle Wahrheit leiten. Wie aber, o ſagen Sie, Eſther! ward in Ihnen, die Sie in der ſtrengen Verſchloſſenheit jüdiſcher Religionslehren, in der knechtiſchen Unterwerfung unter das Geſetz Moſis erzogen wurden, die gefangene Seele frei zu dem Glauben der Liebe? Der dies Wunder gewirkt hat, um ſich das reinſte Herz zu gewinnen, vermag auch das Gerüſt äußerer Schranken zu zerbrechen um den Bau ſeines Tempels.

Ein elegiſches Lächeln ſchwebte um Eſthers ſchönen Mund. Sie ſagte: „Ich will Ihnen Alles von Anfang an erzählen. Meine Mutter war ſeit meiner Geburt tiefſinnig geworden. Zu Zeiten unausſprechlich geängſtet vom Geiſte der Schwermuth, ſuchte ſie Schutz gegen ein Leiden, das nur körperlich war, in dem peinlichſten Zwange, worin ſie ſich in alle Formen unſerer gottesdienſtlichen Gebräuche fügte. Sie hielt die ſtete Bangigkeit, welche ihr die ſchönſten Freuden des Lebens raubte, für ein Strafgericht Gottes, das an ihr für Vergehungen vollzogen würde, deren ihre Voreltern ſich ſchuldig gemacht hätten. Unwiſſend, was ſie damit verbrach, ſchillderte ſie mir und meiner Schweſter Gott als einen zornmüthigen Tyrannen, den nur der blindeſte Gehorſam gegen ſeine Gebote bei Gutem erhalten könnte. Ich verſteckte mich zitternd vor Furcht, ſo oft der Donner rollte, und dachte ſtill bei mir ſelbſt: Wie hübſch wäre es doch, wenn gar kein Gott wäre! Man könnte weit vergnügter in der Welt ſein! So läſterte mein kindiſcher Unverſtand die väterlichſte Güte.“

„Ich ſtand ungefähr im achten Jahre, als der Lehrer einer Töchterſchule in unſere Nähe zog. Sein einziges Kind, eine Tochter, ein Jahr älter als ich, ward meine Spielgefährtinn, wenn die Mutter mir erlaubte, mich in dem Garten an unſerem Hauſe ein Stündchen aufzuhalten. Marie, ſo hieß meine kleine Freundinn — war mit Fleiß und Sorgfalt erzogen, und ein Geſchöpf von ungemeiner Holdſeligkeit. Ich liebte ſie wie das Licht meiner Augen und unterwarf meinen Willen ſtets ihrem Ausſpruche.“

„An einem Gründonnerſtage, o ich weiß Alles noch ſo deutlich, als wäre es geſtern geweſen! bepflanze ich, gemeinſam mit Marien, ein kleines Gartenbeet. Da tönt aus einer nahen katholiſchen Kirche herrliche Orgelmuſik und ein trauriger, aber entzückender Geſang. Wir horchen, ſehen uns an, und Marie ſagt: Komm, liebe Eſther! wir wollen einen Augenblick in die Kirche gehen. Es klingt gar zu ſchön! Wir gingen. Leiſe flüſternd, von frommen Schauern ergriffen, betraten wir das Heiligthum des Herrn. Was unſer Auge hier erblickte, was unſer Ohr vernahm, verkündete die düſtere Feier ſeines Todes. Wir ſchlichen, ſo lautlos als möglich, um die Andacht der Betenden nicht zu ſtören, durch die hallenden Gänge, und ſtanden jetzt vor einem Bilde des Gekreuzigten ſtill, das unſere Rührung beſonders anſprach. O ſieh! ſagte Marie und faltete die Händchen, wie ſie ihn gemartert und durchbohrt haben! Wie ſein Blut über den Körper herabrinnt! Und was hat er verbrochen? Er liebte die Menſchen und ſegnete noch ſeine Mörder! Dein Volk, Eſther, Dein grauſames Volk hat ihn gekreuziget.“

„Thränen ſtürzten aus meinen Augen. Dieſer Vorwurf zerriß mein Herz, das ja ohne dies in Weh und Mitleid dieſer Anſchauung zu vergehen glaubte. Nun, dafür kann ich doch nicht? fragte ich gekränkt und rechtfertigte mich weiter: ich würde den Nazarener ſicherlich nicht hingerichtet haben, wenn ich damals gelebt hätte und ein großer Menſch geweſen wäre."

„Nazarener?" wiederholte Marie beleidigt, „man hört es doch dieſem Ausdrucke gleich an, daß Du ein Judenkind biſt. Und überdies kreuzigeſt Du ihn auch, denn mein Vater ſagte heute noch in der Schule: Wer den Heiland verläugne und ſeine Lehre aus Gott, der ſchlage den Mittler zu allen Zeiten an den Marterpfahl! Und glaubſt Du denn an ihn? Alſo kommt ſein Blut auch über Dich, und das iſt recht Schade, denn ich bin Dir herzlich gut!"

„Dieſe kleine Scene hatte einen unvertilgbaren Eindruck auf mich gemacht. Wo ich ging und ſtand, träumte ich die Geſchichte Jeſus. Da ſtarb meine Schweſter Abigail und meine Mutter bald darauf. Unſer Glaube geſtattet uns keine lange Trauer um die Verlorenen, die Todten müſſen vergeſſen ſein, und das Mutterherz brach in dem Kampfe der natürlichſten Gefühle gegen die Anforderung unſerer Religion."

„Mein Vater hatte unſer Städtchen D........., wo die Gebeine der Mutter und Schweſter ruhen, bald mit mir verlaſſen und brachte mich in die Hauptſtadt zurück, wo er mir eine weibliche Aufſicht gab, die mir jedoch Freiheit genug gönnte, welche ich für den Umgang mit Marien benutzte. Unendlich betrübt, klagte ich meiner kleinen Freundinn das Leid meiner Verluſte und weinte mich an ihrem Halſe recht ſatt. So ſagte ich ihr auch, daß meine Mutter aus Gram um Abigail geſtorben wäre."

„O die Arme!" antwortete Marie mit zuverſichtlichem Tone, „wäre ſie keine Jüdinn geweſen, ſo lebte ſie noch, denn ein Chriſt kann nie aus Gram ſterben, weil er die Verheißung hat dieſes und des zukünftigen Lebens. Ich bin die Auferſtehung und das Leben! hat der Herr an dem Grabe Lazari geſagt. Mein Vater erzählte heute in der Religionsſtunde die Geſchichte jener Erweckung ſo ſchön, daß die ganze Schule in Thränen ſchwamm. Ich möchte ſie wohl noch einmal hören, ſagte ich ſeufzend, und Marie erzählte mit treuem Gedächtniß. Von nun an waren unſere Unterhaltungen immer von gleich ernſtem Inhalt, wovon gewiß Niemand eine Ahnung hatte. Marie, ſich in der Rolle der Lehrerinn und in der brennenden Wißbegierde ihrer Schülerinn gefallend, referirte mir unausgeſetzt die Gegenſtände von dem Religionsunterrichte ihres Vaters, und lieh mir endlich auf mein dringendes Bitten heimlich ihre Bibel, damit ich das neue Teſtament ſelbſt leſen könne. Zwar verſtand ich, ein zehnjähriges Kind, nur das Wenigſte davon; aber es brachte dennoch in meine finſteren Begriffe von einem höchſten Weſen die Klarheit des Himmels. Dieſe ſanfte Lehre ſagte meinem innerſten Gemüthe zu; ich blickte auf mein armes, wahngläubiges Volk mit einem Gefühle, womit ein Befreieter die Ketten ſeiner Brüder klirren hören mag.“

„Was ich ſo lange gewünſcht hatte, war mir nun erfüllt. Der ſtarke, eifrige Gott, vor dem meine Mutter mich zittern gelehrt, weil er die Sünden der Väter an ſchuldloſen Kindern heimſuchen ſollte bis ins dritte und vierte Glied — war mir ein liebender Vater, ein zärtlicher Freund geworden, der den glimmenden Docht nicht zu verlöſchen und das zerbrochene Rohr nicht zu zerſtoßen verſprach. Er verlangte kein anderes Opfer als mein Herz, und ich gab es ihm mit Freuden!“

„Die Veränderung, welche in fortdauernden Erkenntniſſen mit mir vorging, mußte meinem Vater ſichtlich werden, wenn er gleich fern davon war, die Urſache derſelben zu errathen. Ach! Er liebte mich inniger noch als ſonſt um der chriſtlichen Tugenden willen, deren ich mich befleißigte, und verkannte doch ihr Vorbild! — Kann man auch die Schöpfung bewundern, ohne für den Schöpfer begeiſtert zu werden?“

„Die gewöhnlichen Vergnügungen meines Alters hatten für mich aufgehört. Ich liebte die Stille, weil ſie mich zu ungeſtörtem Nachdenken über mein theuerſtes Geheimniß begünſtigte, und der Vater ſah mir manche Seltſamkeit nach.“

„Die Schulwohnung in unſerer Nachbarſchaft wurde jetzt in einen entlegenen Theil der Stadt verlegt, und Marie beſchenkte mich bei dem Scheiden aus meiner Nähe mit dem vortrefflichen Buche: Gumal und Lina, welches dem Grade meiner damaligen Geiſtesreife angemeſſen war. So hatte ich mein funfzehntes Jahr erreicht. Jetzt ließ ſich eine angeſehene Judenfamilie, deren Oberhaupt ein alter Freund meines Vaters war, taufen. Es geſchah, ohne daß man davon Vermuthung gehabt hätte. Mein Vater erzählte mir dieſe Neuigkeit mit tiefem Schmerze und ſagte dabei, daß er nun das verjährte Band treuer Anhänglichkeit an den getauften Freund, als ein zerriſſenes betrachten müſſe. Da wagte ich in der behutſamen Vertheidigung jener Familie den erſten ſchüchternen Verſuch, ihn mit meinen Anſichten bekannt zu machen. Aber erblaſſend ſtarrte er mich an und ſagte: Was war das, Eſther? Doch Gottlob! Du biſt noch ein Kind und weißt nicht, was Du redeſt; iſt mir der Schrecken doch in die Glieder geſchlagen! — Nein, meine Tochter! Laſſe den Chriſten immerdar ihren Meſſias; der Gott meiner Väter ſoll der unſrige bleiben. Er wird uns durch die Wüſte des Lebens geleiten und das Meer unſerer Sorgen und Aengſte theilen, daß ſeine Wellen unſern Fuß nicht beſpülen! Allein — könnteſt Du abtrünnig werden — müßte ich Dich auf fremder Bahn wandeln ſehen und meinen Weg einſam gehen —: o Eſther! Soll Dein Vater ganz kinderlos werden? Da ſtürzte ich in ſeine Arme und verſtummte in Thränen.“

„Auf meinem Lager betete ich nun inbrünſtig, daß mein himmliſcher Führer mich auf keinen Irrweg gerathen laſſen und mich der harten Nothwendigkeit entheben möchte, meinen guten Vater zu betrüben. Ich flehete um Erleuchtung, ich flehete in dem Glauben Davids, der den Zweiflern bezeugt: Da ich den Herrn ſuchte, antwortete er mir! Spät erſt ſchlummerte ich ein. Meine Seele ſpann die Fäden ihrer Vorſtellungen in dem Traume fort, welcher mich mit täuſchender Lebhaftigkeit vor jenes Bild des Gekreuzigten verſetzte, das mich zuerſt für ihn gewonnen hatte. Ich war allein im weiten Raume der Kirche, und doch tönte Mariens Vorwurf in mein Ohr: Du haſt ihn auch gekreuziget! Das Gemälde ward zur Wirklichkeit, und die blutende Geſtalt des Heiligen hing in erreichbarer Höhe vor mir. Sogleich war ich bemühet, die ſcharfen Nägel aus ſeinen Fußwunden zu ziehen. Es gelang mir. Ich küßte die Male, meine Thränen fielen hinein. Nun aber fühlte ich meine Ohnmacht, die durchbohrten Hände zu erlangen. Ich blickte auf, und o Wunder! die vom Tode geſchloſſenen Augen hatten ſich geöffnet und ſahen mit einem Blicke voll unausſprechlicher Huld auf mich herab. Ich bebte zurück in frommer Scheu, doch im Nu löſten ſich die Arme vom Kreuze und beugten ſich hernieder, mich zu umfangen. Ich fühlte mich am Herzen Gottes und erwachte.“

„Dieſer Traum ließ eine ſelige Ruhe in mir nach. Sein wunderbares Gebilde, wie leicht eine natürliche Ableitung deſſelben auch geweſen wäre — hatte mir die Allmacht Deſſen anſchaulich gemacht, auf den meine Zuverſicht ſich ſtützte, und mir ein Zeichen ſeiner Liebe gegeben. Er verwarf die Tochter nicht, die des ſchwachen Vaters ſchonte! Ich überließ die Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches den Fügungen der Zukunft und hielt an Geduld und Hoffnung feſt.“

„Nun kam der Krieg mit ſeinen Beunruhigungen. Wir zogen hierher, ich lernte ihre treffliche Mutter näher kennen; ihr Umgang befeſtigte mich in der Verehrung einer Lehre, die ihre Bekenner mit Frieden und Troſt in allen Leiden des Lebens ſegnet. Sie, o guter Herr Halm! kehrten zurück. Die ſtille Gefaßtheit, in der Sie ohne Klage den Störungen Ihres Gemüths, wie der Schwäche Ihrer Geſundheit begegneten, Ihr gänzliches Verzichtleiſten auf jedes Glück des Lebens rührten mich, ach unausſprechlich! Ich fühlte ein inniges Verlangen in mir, Sie den Freuden Ihrer Jugend wiedergeſchenkt zu ſehen — ich betete für Sie, denn Sie waren mir ſehr werth geworden. Oft dünkte es mir, als hörte ich meine innerſten Gedanken nur klarer, ſchöner von Ihnen ausſprechen. Es war mir, als könnten Sie in meiner Seele leſen; ich ſah mich von Ihnen verſtanden, ohne Worte, ohne Zeichen. O Gott! Wie theuer ward mir dieſe Ueberzeugung! — Dies geheimnißvolle Band hatte der Glaube gewoben! —“

„Oder die Liebe!“ dachte der erſchütterte Auguſt, in welchem es plötzlich hell ward. Mit Wonne und Schmerz ſah er ſich von dieſem herrlichen Weſen geliebt, das in der Reinheit ſeiner Empfindungen unbewußt dies Geſtändniß abgelegt hatte. Ein Sinn, wie er zum Engel bildet, erhob die Jungfrau über die Schüchternheit ihres Geſchlechts.

„Und deshalb iſt es unzerreißbar, theure Eſther!“ ſagte Halm bewegt, und drückte die Hand des Mädchens mit innigem Drucke an ſein Herz.

„Wir werden uns bald trennen müſſen;“ nahm Eſther das Wort wieder auf, „auf immer, fürchte ich. Mein Vater, ſonſt ſo gut und mild, behandelt mich mit rauhem Ernſte, und ich fühle im Voraus die Entſetzlichkeit ſeiner Losſagung von mir. Der Zeitpunkt iſt gekommen, wo ich die ſchwere Wahl treffen muß, weil ſonſt meine Verheirathung, der ich nicht zu entgehen wüßte, das Joch, von dem ich mich befreien möchte, noch feſter um den wunden Nacken legt. Ach! Gern wollte ich die Verachtung meines Volkes, den Haß der ganzen Welt auf mich laden, dürfte ich nur meinem Vater nicht den Todesſtoß geben! O rathen Sie mir! Was ſoll ich Arme thun?“

August antwortete: „Wohl fühle ich mit Ihnen die Größe des Opfers, welches der Sohn Gottes von Ihnen, meine Freundinn, fordert; aber auch die Unerläßlichkeit deſſelben. Zu deutlich ſpricht das Evangelium, wenn es ſagt: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der iſt Mein nicht werth — als daß man die Bedingung der vollſten Hingebung durch die Einſprüche der Natur umgehen zu können glauben dürfte. Aber daß dieſer Schritt in der würdigſten Gemüthsfaſſung, mit der beſonnenſten Ruhe, nach reiflicher Ueberlegung der ſanfteſten Mittel geſchehe, iſt nicht weniger gewiß die Pflicht der Chriſtinn. Dieſer Zuſtand iſt noch nicht der Ihrige, meine gute Eſther! Sie ſind aufgeregt, geängſtet — Ihrem Opfer würde jene Freudigkeit fehlen, die es allein zu einem Gott gefälligen ſtempelt.

Mein Rath wäre alſo dieſer: verlaſſen Sie ſobald als möglich mit ihrem Vater D.........., denn ich beſorge, daß er in mir und meiner kranken Mutter heimliche Gegner ſeiner Plane mit Ihnen vermuthet. Dann lernen Sie zuvörderſt die Männer kennen, unter denen Sie den Gatten wählen ſollen; vielleicht könnte Ihrem Vornehmen ſogar förderlich ſein, was Sie als ein größeres Hinderniß fürchten. —"

Eſther ſchauderte. „Nein, nein!" rief ſie mit den Geberden heftiger Abneigung; „o ich zweifle nicht, daß der Reichthum meines Vaters einen oder den andern meiner Bewerber locken könnte zum Abfall von einem Glauben, der ſo Manchem nur Sache der Gewohnheit ſein mag; doch wehe mir, wenn ich ſähe, daß die Annahme der Religion, womit ich die Gabe meiner Hand bedingte, dem Gefährten meines Lebens auch nichts weiter geweſen wäre, als ein Mittel zur Erreichung eigennütziger Abſichten, und nichts mehr ſei, als ein äußeres Zeichen für die Claſſe, zu der er ſich zählt! Wer ein Weib begehrt, ohne es zu kennen, wie wird der einen Gott zu lieben vermögen, der ihm fremd iſt? — Nur ein von mir geliebter und geachteter Mann wird mein Gemahl, und müßte ich die dürftigſte Hütte mit ihm theilen —; oder Eſther verblühe früh und einſam." Sie trocknete die benetzten, glühenden Wangen.

Auguſt's Herz klopfte gewaltig. „Nun denn," entgegnete er, „ſo verlangen Sie von Ihrem Vater, daß er Ihnen in dieſer Angelegenheit, als der Ihres eigenſten Intereſſes unbeſchränkte Freiheit zugeſtehe. Die innere Gewißheit wird Ihnen die nöthige Mäßigung und Ausdauer für dieſes Begehren verleihen. Unterdeſſen gewinnen Sie Zeit, Ihren Vater auf Ihr Bekenntniß vorzubereiten. Ein würdiger Greis, der Conſiſtorialrath Amberg in B......., an welchen ich Ihnen ein Empfehlungsſchreiben mitgeben will, wird Ihnen die beſte Anleitung zu dem zweckmäßigſten Verfahren dabei geben. Dem hochbejahrten Manne dürften leicht mehrere Fälle ähnlicher Art vorgekommen ſein, und die reife Weisheit ſeines Alters wird Ihnen mit der Stimme der Erfahrung rathen. Ich, meine Freundinn, ſtehe Ihnen an Gefühl und Jahren vielleicht zu nahe, als daß ich, frei von jedem Einfluſſe der Perſönlichkeit, mein Gutachten zur Richtſchnur Ihrer Handlungsweiſe geeignet glauben könnte.“

„Doch Eſther, gütiges, unvergleiches Geſchöpf! Wenn die Inbrunſt meinem Gebete Engelflügel anſetzen kann, ſo wird es den Thron des Ewigen erreichen, um Ihnen Friede und Freude im heiligen Geiſte zu erflehen! Und was mein Auge hienieden noch Liebes und Theures erblicken mag, wird mich an Eſther Aron erinnern!“

Des Mädchens Auge funkelte in großen, glänzenden Tropfen; ein ſeliges Lächeln lohnte dieſer Rede, die mehr noch verſchwieg. „Ich danke Ihnen;“ ſagte Eſther geſtärkt. „Und nun noch eine Bitte, die letzte! Doch wenn Ihnen Eſther werth war, wird Ihnen ihr Vermächtniß heilig ſein. Sie werden dieſe Wohnung verlaſſen, ſobald ſie Ihnen die traurigſte Erinnerung gegeben. Dann nehmen Sie die Aronsblume da mit; ich habe eine ſchöne Hoffnung an dieſen Wunſch geknüpft. — Aber mit eigener Hand entreißen Sie die Blume dem Boden. Ach! wird denn nicht manche Blüthe eines ſchönen Gefühls aus der Heimath des Herzens geriſſen?“

Auguſt gelobte der kleinen Schwärmerinn zu willfahren.

und jetzt erwachte die Mutter nach tiefem, ermattendem Schlummer.

Am folgenden Morgen ſteckte Vater Aron den Kopf in die Thüre und fragte: „Iſt's erlaubt, lieber Herr Halm? Ich wollte mich nur erkundigen, wie ſich die Frau Mutter heute befinde! Meine Tochter wollte die vergangene Nacht viel Hin- und Hergehen gehört haben."

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme;" antwortete Auguſt mit bekümmerter Miene, und bot dem Eintretenden einen Stuhl; „die Nacht verging der armen Kranken in ſchweren Kämpfen und hat mein geringes Maß von Kraft beinahe erſchöpft."

„Ja, das muß wahr ſein," fiel Aron mit eifriger Belobung ein, „Sie, Herr Halm, handeln wie ein Joſeph an der Frau Mutter. Nun, der Segen des Herrn wird Ihnen dafür werden. Nur an den Eltern nicht geſündigt! das ſage ich auch immer meiner Eſther."

Ein flüchtiges, errathendes Lächeln glitt über Auguſt's blaſſes Geſicht. Er erwiederte: „Die kindlichtreue Eſther wird dieſer Warnung nicht bedürfen."

Aron wiegte bedenklich das Haupt und ſagte: „Sie haben Recht, und ich möchte am liebſten zweimal ja dazu ſagen; aber der hinkende Bote kommt nach, lieber Herr Halm. Das Kind iſt gut und mein Augapfel; doch hat es mir ſchon Kummer genug gemacht. Wollte Gott! er wäre überhin. Ich wollte lieber, Eſther machte mir bisweilen einen tüchtigen Aerger; Vater bleibt Vater, und ich würde ja mein Kind nicht gleich wegwerfen. So aber, ſo wahr mir Gott helfe! habe ich noch kein unſchönes Wort von dem Mädchen gehört; allein ſeine Widerſpenſtigkeit gefällt mir übel, und wenn ſie noch ein weicheres Mäntelchen trüge. — Sehen Sie, lieber Herr Halm, ich werde Ihnen ein Gleichniß erzählen. Wir hatten einmal eine Magd, die ſchien die Ehrlichkeit ſelbſt. Sie gab der Frau jede Kaffeebohne zurück, die zuviel in die Mühle gerathen war, und ſteckte jede Nadel, die ſie in der Hausflur fand, in das Kiſſen meiner Frau, und hätte ſie zwei Treppen deshalb ſteigen ſollen. Wir traueten ihr zuletzt die Schlüſſel an, Vorſicht und Mißtrauen hatten ſich aufs Ohr gelegt, und endlich entwich ſie mit den koſtbarſten Kleinodien meiner Frau, die ihr ein werthes Erbtheil waren. Verſtehen Sie mich, Herr Halm? Ich fürchte, ich fürchte, ſo könnte es mit Eſther werden!“

Ein Ausdruck des Unwillens klang in dem Tone, womit Auguſt erwiederte: „Dieſer Vergleich kam wohl nicht aus dem Herzen eines Vaters, deſſen Tochter ihre kindliche Pflicht nie verletzte.“

„Soll mir lieb ſein, Herr Halm, wenn Sie das nach zwei Jahren auch noch von ihr rühmen können,“ verſetzte Aron. „Hören Sie mich an: ich möchte gern, daß Eſther ſich endlich zum Heirathen entſchlöſſe. Ich habe der vielen Körbe wegen ſchon Feinde genug auf dem Halſe; und ich bin ein Mann, der nicht gern ein Kind betrübt. Wozu ſoll das Getrödel? Auf wen will ſie warten? Der König wird nicht kommen; der Kronprinz auch nicht. Dahinter ſteckt Etwas.“

Auguſt legte, wie in einer Art von bangem Scherz die Hand auf Arons Arm und ſprach: „Verdenken Sie es der ſchönen, liebenswürdigen Tochter des reichen Aron, wenn ſie den Mann, welchen ſie mit ihrer Hand beglückt, zu lieben wünſcht?“

Aron ſchüttelte zweifelnd den Kopf und antwortete: „Lieber Gott! Eſther iſt beinahe neunzehn Jahre alt; ſo lange warten die Mädchen ſonſt in der Regel mit der Liebe nicht. Und Eſther hat keine Freier; junge Leute wie die Puppen, man ſieht ſie mit Vergnügen an. Aber ich weiß wohl, wo der Hund begraben liegt. Eſther iſt über die Bücher gerathen; die haben ihr das Köpfchen verdreht. Es iſt ihr nichts mehr gut genug; am Ende geht ſie noch damit um — dem Glauben ihrer Väter zu entſagen!“ — Die zitternde Stimme des Juden verrieth die Anſtrengung, womit er die Gewaltſamkeit dieſer Mittheilung beherrſchte. Auguſt faßte ſich einen Augenblick zur Erwiederung; doch Aron kam ihm damit zuvor, indem er ſagte: „Erlauben Sie, lieber Herr Halm, laſſen Sie mich ganz ausreden. Sie ſind ein junger Herr von großer Einſicht und Gelehrſamkeit, und achten Ihre Religion; aber Sie laſſen die meinige auch bei ihrem Werthe, und tadeln mich nicht, daß ſie mir ſchätzbar iſt. Haben wir doch Alle nur einen Schöpfer. Wären Sie als ein Jude geboren, und ich als ein Chriſt, ſo würde es auch nicht anders ſein. Ich bin nachgerade ein alter Mann geworden, und habe gute und böſe Tage gelebt; aber ehrlich bin ich geweſen mein Leben lang, und der Herr hat Großes an mir gethan! So habe ich auch manchen Chriſten gekannt, der ſchlimmer war als ein Heide, und ſich eine Ehre daraus machte, einen armen Juden zu betrügen und zu verhöhnen. Ich denke alſo, man kann rechtſchaffen ſein als ein Jude, und ein Schelm als ein Chriſt. Eſther iſt mein einziges Kind — lieber Herr Halm, wenn Sie ſollten einmal Vater ſein, werden Sie fühlen, was das heißt — kann es mir nun gleichgültig ſein, wenn das Mädchen ſich ſeiner jüdiſchen Abkunft ſchämt und beſſer ſein will, als ſeine Vorältern? Wenn Eſther Werkeltag hat, wo ich feiere, und zur Kirche geht, wenn ich Waaren packe und Geld zähle? Wenn ſie ſich dünket beſſer zu ſein als ihr Vater; — denn Niemand zieht doch ein gutes Kleid aus, um einen Lumpen dafür anzulegen, ſondern er will ein noch ſchöneres anthun — und mich lieber belehren möchte, als daß ſie Ermahnungen und Unterricht in der Gottesfurcht von mir annähme? — Sie ſehen, liebſter, beſter Herr, daß ich Recht habe. Nun weiß ich, daß das Mädchen ein großmächtiges Zutrauen zu Ihnen hat. Was Sie ſagen, iſt ſo gut, als hätte es der weiſe Salomon geſagt. Da dachte ich denn, wenn Sie einmal mit Eſther ſprächen — — ich würde dankbar ſein, lieber Herr Halm. Ihre Ausſichten ſind nicht die beſten — ein Kranker iſt nicht wohl zum Arbeiten geſchickt; ich will es Ihnen leicht machen. Hier in dieſem Käſtchen befinden ſich tauſend Stück vollwichtiger Ducaten — Sie dürfen nicht halb ſo viel Worte reden, um ſie als verdient anzuſehen.“

Auguſt ſtand auf. Ein edler Zorn röthete ſein bleiches Angeſicht, doch mit Würde ſagte er: „Aron! Ich vergebe Ihnen die verſuchende Zumuthung, wenn es mich gleich ſchmerzt, daß Eſthers Vater ſolch einer gröblichen Irrung fähig war. Obgleich meine Zukunft in dichter Finſterniß vor mir liegt, und der Augenſchein wähnt, ich müſſe hülflos in Elend und Jammer verſinken, ſo weiß ich doch, daß das Licht des göttlichen Geiſtes meines Fußes Leuchte ſein werde. Nein, guter Aron! lernen Sie die Schätze des wahren Chriſten kennen, die ihn in keiner Noth des Lebens darben und bei dem Hinblick auf alle Güter der Erde froher Entſagung ſich rühmen laſſen; denn ich achte es Alles für Schaden gegen die überſchwänglichen Lehren Jeſu Chriſti, meines

Herrn! — — Zittern Sie daher nicht davor, wenn Eſther ſich ein Erbe ſichern wollte, das über den vergänglichen Reichthum der Welt und ſeine Lockungen erhebt! Vielleicht war dieſes Kind dazu beſtimmt, Ihrer Rechtſchaffenheit den ſchönſten Lohn zu geben, indem es als die Krone Ihres alten Stammes nach der Höhe ſtrebt. Vergebens würden Sie mit ſchwacher Hand ſeiner Richtung wehren wollen. Kein menſchlicher Wille wird die Blüthe des Geiſtes länger einzuſchließen vermögen, wenn das Sonnenlicht der ewigen Wahrheit die enge Knoſpe des Vorurtheils ſprengt. O laſſen Sie Eſther gewähren! Ein ſo reines treffliches Weſen kann nur Gutes wollen. Heil dem Vater, der durch ſolch eine Tochter geſegnet iſt!“

Unruhe und Rührung malten ſich in Aron's Zügen. Er reichte dem Jünglinge die Hand und ſprach: „Sie ſind ein wackerer, junger Mann, lieber Herr Halm. Hätte ich zehn Chriſten gekannt, die Ihres Gleichen genannt zu werden verdienten, ja, ich will ſprechen, hätte ich deren nur drei gekannt, ich ſelbſt würde noch ein Chriſt. Aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Doch haben Sie mich der Eſther wegen beruhiget. Wie lange werde ich auch noch leben? — Es gehet Berg ab'mit mir, ich fühle es.“ Mit einiger Verlegenheit bat der Jude hierauf, daß Auguſt im Nebenzimmer nachſehen möge, ob die Kranke wach ſei und erlauben wolle, daß der theilnehmende Hauswirth an ihrem Bette erſcheine? Allein zu Auguſt's großer Verwunderung hatte Aron bereits das Zimmer verlaſſen, als der Erſtere vom Krankenlager wiederkehrte, um ihn zu ſeiner Mutter zu holen, und er konnte nichts Anderes vermuthen, als daß der Letztere während dieſer Minuten abgerufen worden wäre.

Aber dieſe einfache Erklärung des Räthſels hielt nicht vor, als bald darauf Eſther in auffallender Verſtörung heraufgeeilt kam, und in abgeriſſenen Worten erzählte, ihr Vater ſei mit haſtigen Schritten die Treppe herabgekommen, und habe ihr mit Freundlichkeit geſagt, ein unaufſchiebbares Geſchäft fordere ſeine ſchleunige Abreiſe nach B....., und er fürchte nicht, daß Eſther ſich weigern werde, ihn zu begleiten.

Der Vorfall war und blieb befremdend, aber die Nothwendigkeit einleuchtend, daß Eſther dem väterlichen Wunſche gehorchen müſſe.

In ſchmerzlicher Betäubung küßte Eſther die Hand ihrer todtkranken Freundinn und ſtammelte Worte des Abſchieds für Nimmerwiederſehen auf dieſer Erde. Frau Halm begegnete dieſer Wehmuth mit der freudigen Hoffnung einer Chriſtinn. Nun reichte das Mädchen dem Freunde die zitternde Hand; er beugte ſich mit einem Kuſſe, von brennenden Lippen geküßt, darauf. Sie ſah ihn an mit einem Blicke, worin Liebe und Leid ſich malten, deutete ſtumm auf die Aronsblume — und verſchwand. Auguſt trat ans Fenſter, als der Wagen vorfuhr: noch ein Mal wollte er die holde Geſtalt des theuren Mädchens ſehen, deſſen nächſtes Schickſal ſeinem Herzen wichtig war, und ihm doch wahrſcheinlich unbekannt bleiben würde; denn er hatte ſich entſchloſſen, bald nach der Mutter Abſcheiden dieſen Ort zu verlaſſen.

Aron ſah einſteigend aufwärts, und grüßte mit Herzlichkeit. „Leben Sie wohl, lieber Herr Halm!" rief er die Mütze ſchwenkend, „ich mußte ſchnell fort, und konnte daher keine weitere Rückſprache mit Ihnen nehmen. Doch denke ich nicht lange fern zu ſein. Der Himmel verleihe Ihnen unterdeſſen Geſundheit, und helfe der Frau Mutter!" Eſther begleitetete dieſe Worte ihres Vaters mit einem trübſeligen Lächeln, und dahin rollte der Wagen.

Dieſe ſchnelle Trennung konnte in Auguſts Gemüth keinen Raum für ihre bangen Nachgefühle finden, da ein heftig eindringender Schmerz anderer Art es bis zum Ueberfließen ausfüllte. Frau Halm bekam plötzlich Zufälle, welche ihr Ende beſchleunigten, und verſchied gegen den Morgen ſanft und ſelig. Durchſchauert von jenen Ahnungen der Unſterblichkeit, welche das Sterbebette eines Geliebten ſo unfehlbar in den Zurückbleibenden anregt, drückte Auguſt ſeiner Mutter die gebrochenen Augen zu und ſagte: „Wohl mir, daß ich ſagen darf: über ein Kleines ſehen wir uns wieder!“ Dieſer Troſt, der ſich auf die Verheißung unſerer Religion ſtützte, ruhete nächſtdem auf der Ueberzeugung, daß ſeine Jugend dem Tode geweiht ſei, denn Muth und Kraft zum Leben ſchienen erſtorben in ihm. Er hatte früher mit Aron in Bezug auf den zu erwartenden Sterbefall ſeiner Mutter geſprochen, und von dem jüdiſchen Hauswirthe die nöthigen Weiſungen der Miethzinſen und der Abgabe des Quartiers wegen empfangen. Jetzt ordnete er ſeine Angelegenheiten; dann wollte er bald nach der Beſtattung ſeiner Mutter Auction von ihrem kleinen Nachlaſſe halten, und nachdem dies traurige Geſchäft gethan wäre, ſeinen Pilgerſtab in die weite Welt ſetzen. Wohin? Dies wußte er ſelbſt noch nicht, und nur zu dem erſten und nächſten Zwecke ſeines Wegganges, zu einer Reiſe nach G . . . . . ., um dort die Wittwe ſeines väterlichen Wohlthäters zu beſuchen, der ſchon vor dem Laufe des erſten Kriegsjahres verſtorben war, hatte er den Plan entworfen.

Am Morgen nach dem Begräbnißtage räumte er in dem Schreibtiſche ſeiner Mutter, um ſich durch dieſe Beſchäftigung zu zerſtreuen, und durch die Anſprache von dem Geiſte der Verſtorbenen, von dem Auffinden rührender und intereſſanter Gegenſtände der Wirkſamkeit deſſelben das Gefühl öder Einſamkeit und wüſter Leere, das ihn drückte, zu beſänftigen. Schweren Herzens betrachtete er den Reſt der Baarſchaft, welche die Koſten der Krankheit und Beerdigung ſehr angegriffen hatten, und als er den kleinen, erſparten Schatz auf der ihm bewußten Stelle ſuchte und fand, dachte er mit dankbarer Zärtlichkeit weniger an die Gewährungen, die dies Depot ihm leiſten würde, als an die Bedürfniſſe, denen es liebend entzogen worden war. Doch wie ward ihm, als er jetzt einen ſchmalen Seitenſchub aufzog, und das Käſtchen, welches Aron ihm für eine pflichtwidrige Hülfsleiſtung geboten, ſammt deſſen goldenen Inhalt darin fand! Beſtürzt ſtarrte er das geöffnete an, und ſann ängſtlich über die Taſchenſpielerei nach, welche dies abgewieſene Handgeld dennoch zu dem ſeinigen gemacht hatte. Da fiel ihm ein, daß Aron am Schluſſe ihrer gegenſeitigen Unterredung ſo ſonderbar gerührt und bewegt geſchienen, als er den Jüngling gebeten, ihn bei der Kranken anzumelden, und als Auguſt nach wenigen Minuten aus dem Nebenzimmer zurückgekehrt, war Aron ja unbegreiflicher Weiſe ſchon fort geweſen. Er durfte nicht daran zweifeln; daß Aron der großmüthige Geber dieſer beträchtlichen Summe wäre, und ſein Verlangen, die Mutter Auguſts zu beſuchen, nur zum Vorwande ſeines Wunſches gebraucht hätte, dies Geſchenk geheim und geſchickt anzubringen. War dieſe Folgerung richtig, ſo erklärte ſich auch die ſchnelle Abreiſe Arons und ſeiner Tochter von ſelbſt. Der Jude hatte von Auguſts edlem Stolze ein abermaliges Verſagen ſeiner Darbietung gefürchtet und dieſem entgehen wollen. Allein, der großen Wahrſcheinlichkeit dieſer Erklärungen ungeachtet, konnte die Sache doch auch anders zuſammenhängen, und Auguſt erkannte es als dringende Pflicht, dem Eigenthümer der tauſend Ducaten die Anzeige zu machen, wo ſie ſich gefunden, und um die Löſung dieſer Unbegreiflichkeit, wie um eine genaue Verfügung über das Gold, zu bitten. Dieſen Brief trug ein expreſſer Bote nach B..... Am Abend des zweiten Tages kehrte er unverrichteter Dinge wieder, und brachte nur mündlichen Beſcheid, der jedoch genügend war. Aron und ſeine Tochter waren verreiſt, und in B..... nicht länger als eine Nacht und einen halben Tag geweſen; doch habe der Haushüter eine beſondere Inſtruction von ſeinem Herrn empfangen, nach welcher derſelbe bei einer etwaigen Anfrage von D.........., ob er (Aron) dort etwas Wichtiges vergeſſen oder verloren, von keinem Verluſte wiſſe, ſondern die Antwort darauf erlaſſe, daß er an nichts mehr Anſpruch mache, was ſich bereits in den Händen eines Anderen befinden möge. Auguſt war nun eines Beſitzes gewiß, der ihm faſt überſchwänglich dünkte. Das Bewußtſein, wie er zu dieſer Segnung gekommen, verdoppelte ſie ihm, und wenn er ſich auch heilig gelobte, dies Gold nur als ein Darlehn und ſich als Arons gewiſſenhaften Schuldner anzuſehen, ſo erkannte er doch, nicht ohne ein reges Dankgefühl, die Größe der Erleichterung, die ihm für die Gegenwart dadurch zu Theil geworden war. Erſt jetzt empfand er den ganzen vollen Sorgendruck des jüngſten Vormals, von dem in dumpfer Gleichgültigkeit er ſich gebeugt gefühlt hatte.

Eine Woche war gerade abgelaufen, ſeit Auguſt aus Eſther's lieben Händen die Aronsblume empfangen, als er, in dem ausgeleerten Zimmer ſtehend, zur Abreiſe fertig angethan, im Begriffe war, die Blume dem Willen ihrer Gederinn gemäß aus dem Napfe zu löſen, um ſie mit ſich nehmen zu können. Mit Verwunderung nahm er die Veränderung wahr, welche die Blume ſeiner ſorglichſten Pflege ungeachtet in dieſer kurzen Zeit erlitten; und während ſeine Phantaſie zwiſchen der Tochter Aron und dieſer gleichnamigen Blüthe Beziehung anknüpfte, dünkte ihm die matte Beugung des ehemals ſtolzen Hauptes, das ſchlaffe Herabhangen der welken Blätter, noch einmal ſo traurig. In langem Nachſinnen zögerte er, ehe ſeine Hand das Meſſer in die Erde drückte. „Der Boden muß ganz verhärtet ſein, obgleich ich nicht einſehe, wie dies zugegangen; deshalb iſt die Blume auch verkommen!“ ſagte er bei ſich ſelbſt; denn das Meſſer fand Widerſtand. Er drückte ſtärker, und ſtieß auf einen feſten Körper. Jetzt ſuchte er auf den Grund zu kommen, und fand zu ſeinem höchſten Erſtaunen, zwei gewichtige, künſtlich eingefügte Goldrollen, deren eine die Ueberſchrift: „Zu einer Badecur;“ und die andere: „Zu einer Erholungsreiſe,“ von Eſther's Handſchrift trugen.

„O Eſther! Du ſtille Blumenbraut! die mir im tiefſten Herzen für eine beſſere Welt blüht — hülfreicher, ſegnender Engel! ſo war es alſo mit dieſem Geſchenk gemeint? Und Dein Zartſinn wußte die treue Sorge für mein Wohl in den Wunſch zu verkleiden, daß ich Dein gedenken möge in der Ferne? So lange noch,“ fuhr er in dankbarer Begeiſterung fort, und gab ſeinen Gedanken die ſchönere Form einer bekannten Reminiſcenz: „die Parze meinen Faden ſpinnt, ſo lang' die Welle meines Lebens rinnt, wirſt Du mein einzig Träumen ſein und Denken!“ Und nun küßte er die kleinen, correcten Züge, ſchnitt ſodann die Blume ab, und barg ſie auf ſeiner Bruſt, da er vorausſetzte, daß Eſther mit dem

Verlangen ihrer Entwurzelung keine andere Abſicht, als die nun bereits gemachte Entdeckung verbunden hätte.

Nach einem ſiebenmonatlichen Aufenthalte verließ Auguſt, um ein Geringes erkräftiget, das Städtchen, das wehmuthsvolle Erinnerungen, mit ſüßen und ſeligen verſchwiſtert, für ihn bewahrte. Er reiſte zuvörderſt nach G......, wo ein betrübendes Andenken an den gütigen Pflegevater, den er bei den Ruhenden unter dem Graſe aufſuchen mußte, im Einklange zu der melancholiſchen Stimmung ſeines Gemüthes ſtand. Man wies ihn, als er nach der Wohnung der Frau Gildes (dies war der Name des verſtorbenen Feldpredigers) fragte, in ein großes, ſchönes Haus, und Auguſt verglich unwillkürlich die Stattlichkeit dieſes Wittwenſitzes mit der zufriedenen Dürftigkeit ſeiner Mutter, und ahnete nicht, daß dieſe Gegenſätze der äußeren Verhältniſſe der Vorſicht Walten, als Führungen zu ſeinem Glücke vereinigt habe.

Die Feldpredigerinn Gildes war eine gute, treffliche Frau. Wenn Auguſts Mutter durch reine Frömmigkeit, ſtilles Entſagen und zartere weibliche Tugenden der Schätzung jedes Edlen werth geweſen, ſo durfte ihre Nachfolgerinn wegen eines wohlthätigen, unermüdet das Beſte Anderer erſtrebenden Sinnes, eines regen Eifers in ihrer Pflichterfüllung, auf die Achtung aller Guten Anſpruch machen. Sie war ein wenig Enthuſiaſtinn, und dieſe Hinneigung, welche ihr früher unter den günſtigſten Verhältniſſen eine reizbare und beglückende Empfänglichkeit für die Vorzüge, deren ſie ſich erfreuete, gegeben hatte, war ſeit dem Tode ihres Sohnes und Gatten zu einem ſchwärmeriſchen Hange geworden, in dem ſie Beruhigung ſuchte, und oft nur Nahrung für ihren Schmerz fand.

Als der langentbehrte Pflegeſohn nun vor ihr ſtand, floſſen ihre Thränen reichlich, und nur das kränkliche Ausſehen des ſonſt ſo friſchen Jünglings, der Ausdruck von ſtiller Trauer in ſeinem blaſſen Geſichte, die älter zu ſein ſchien, als der ſchwarze Kreppflor um ſeinen Arm — unterdrückten in dem Herzen der beraubten Mutter auch das leiſeſte Gefühl der Mißgunſt, und gaben ihm vielmehr eine Anregung zu Troſt und Hülfe.

Man tauſchte nun gegenſeitig Mittheilungen aus, die zu gehaltreich waren, als daß ſie in dem Briefwechſel, der zwiſchen Auguſt und Frau Gildes geführt worden war, hätten anders, als ſkizzenartig gegeben werden können. Die Feldpredigerinn erzählte nun, was er bereits zwar ſchon wußte, daß ſie kurz vor Ausbruch des Krieges eine anſehnliche Erbſchaft gemacht, worunter auch dieſes Haus geweſen; daß ihr verſtorbener Gildes dies als einen Wink von Gott angeſehen, die müde kranke Bruſt fortan zu ſchonen, da er ſeit Jahren bereits an einem ſehr verdächtigen Huſten gelitten. Er habe nun auf ſein Amt reſignirt, doch hernach nur noch kurze Zeit gelebt. Die Angſt des Krieges habe ſie gewaltſam dem Grame über dieſen Verluſt entriſſen; doch deſto lebhafter die Beſorgniß um das Leben des bedroheten, einzigen Sohnes fühlen laſſen. Wie nun aber die Nachricht von dem Tode deſſelben zu ihr gelangt ſei, da habe ſie in ihrem Jammer zu verſinken gemeint. Auch für Auguſt habe ſie mütterlich gefürchtet und gebebt. Als ſie endlich von D......... aus einen ſchriftlichen Bericht über ſein Daſein und Ergehen von ihm empfangen, habe ſie wohl gemerkt, wie es um ihn ſtehen, und wie krank er an Leib und Seele ſein müſſe. Gern hätte ſie ihn nun den vergangenen Winter ſelbſt beſucht, allein ihre Tochter Marie habe fortwährend an einem fürchterlichen Magenkrampfe gelitten, weshalb dieſe denn vorgeſtern nach B..... gereiſt ſei, um ſich dort der Cur eines berühmten Arztes zu unterwerfen, der die gründliche Abhülfe dieſes Uebels an einer Bekanntinn als möglich erwieſen habe.

„So werde ich alſo mein Schweſterchen nicht ſehen, das nun wohl recht groß und ſchön geworden iſt?“ fragte Auguſt im Tone des Bedauerns.

„Für diesmal nicht, lieber Junge, doch ins Künftige, ſo Gott will!“ antwortete Frau Gildes und fuhr fort: „es war von jeher einer meiner liebſten Wünſche, daß Marie einſt Deine Frau werden möchte — aber dann müßteſt Du freilich kein ſo erſtorbenes Hälmchen mehr ſein wie jetzt, ſondern wieder friſch in das Leben hinein grünen und blühen, wie ſonſt, denn eine Wittwe ſoll Marie nicht werden, ſo weit meine Fürſorge dies zu verhindern im Stande wäre. Ich hatte als Kind eine Wärterinn, die ſang mir immer vor: auf dem Wittwenſtuhle ſitzen, ach! das iſt ein harter Stand! Lieber Auguſt, ſchon zu tauſend Malen habe ich an die alte Sängerinn gedacht. Du glaubeſt es nicht, mein Sohn, auf wie wenig Schutz und Beiſtand eine Wittwe in den Zeiten öffentlicher Noth und Drangſale zu rechnen hat. Und mein Mann war ſo geliebt und geachtet! Aber für die Verdienſte eines Todten iſt das Gedächtniß der Menſchen ſchwach, wenn es darauf ankommt, daß ſie ſeiner Wittwe zu Gute kommen ſollen, und Rückſichten, auf den Einfluß der Lebenden genommen, gehen dann vor. Solche Erfahrungen in Menge haben mir meinen Wohnort dermaßen verleidet, daß ich Willens bin, von hier wegzuziehen, ſobald ich nur einen Käufer zu meinem Hauſe finde. In der Fremde erwarte ich weniger, und vielleicht empfange ich mehr.“

An eine ſchnelle Abreiſe von G....., durfte Auguſt fürs erſte gar nicht denken, und ſo gab die Muße eines vollen Monats ihm Gelegenheit, die Berichte ſeiner Erlebniſſe in ihre kleinſten Theile zu zerlegen. Als Frau Gildes ihn nun mit aller Traulichkeit ihres Weſens und ihres Anrechtes an ſein Vertrauen um ſeine Plane für die Zukunft befragte, und, vorausſetzend, ſein mütterliches Erbtheil werde unzulänglich für den Bedarf und die Aufhülfe ſeiner ſchwachen Geſundheit ſein, ſich zu ſeiner Unterſtützung erbot, da war es ſeinem offenen Herzen unmöglich, dieſer treuen Theilnehmerinn die Geſchichte mit Eſther und ihrem Vater und die Ausbeute derſelben für ſein Herz, wie für ſeine Caſſe, zu verſchweigen. Der Pflegemutter lebhaftes Mitgefühl entbrannte lichterloh. Sie weinte dem Schickſale der liebenswerthen Jüdinn Thränen eines gerührten und bewundernden Antheils, und betheuerte, die Entwickelung davon erfahren zu müſſen. Dann freuete ſie ſich innigſt, daß Auguſt durch einen wunderbaren Gottesſegen in den Stand geſetzt worden, ſeine Wiederherſtellung durch den Aufwand zweckmäßiger Mittel zu befördern, als welche Eſther's vergrabenes Vermächtniß genannt; und fragte ihn nun nochmals, welches Bad er zu brauchen und wohin er zu reiſen gedenke? Auguſt nannte Spaa und die Schweiz.

Zwei Frühlinge hatten ſeit dieſer Zeit das Grab der Wittwe Halm mit Blüthen beſtreuet, und jetzt prangte der dritte Herbſt in bunten grünen Farben der Aſtern, die den Hügel mannigfaltig umblüheten, da feierte Auguſt ſeine Heimkehr an dieſer geheiligten Stelle. Seine Geſtalt glich nicht mehr einem Sinnbilde der Vergänglichkeit; der Wunderodem einer Lebenserneuerung hatte ihn an ferner Heilquelle angewebet, und aus dem Luftſtrome, der auf den Gipfeln der Alpen rauſcht, hatte er Lethe für eine grauſende Vergangenheit getrunken. Jetzt hatte ihn der Trieb, ſich ſeinem Vaterlande in bürgerlicher Wirkſamkeit nützlich zu machen, und die Sehnſucht nach dem Grabe der Mutter, wie nach der unvergeſſenen Freundinn ſeines Herzens, zurück in die Heimath gerufen. Die Straße führte am Kirchhofe vorüber, und Auguſt ſtieg aus und ſendete den Wagen voraus in den Gaſthof des Städtchens. Sein kindliches Gefühl wies ihm den Weg zur grünen, tiefen Ruheſtelle des guten Mutterchens, doch faſt war er geneigt, ſich eines Irrthums zu beſchuldigen, da er den getroffenen Platz mit einem prächtigen Denkſteine vom feinſten Marmor bezeichnet fand. Doch nur einen Augenblick konnte er zweifeln; Namen, Todestag und Jahreszahl zeugten für die Richtigkeit ſeiner ſchwankenden Vermuthung. Der Todtengräber ging mit dem Spaten auf der Schulter neben Auguſt weg, und dieſer fragte grüßend: „Mein guter Freund, will er mir wohl ſagen, wer meiner Mutter dies Monument ſetzen laſſen?“

Die mürriſche Miene des Mannes verzog ſich zu einem grinſenden Lächeln. „Seiner Mutter?“ wiederholte er, den Frager erkennend, und fuhr fort, „nun, das wird der Herr wohl am beſten wiſſen!“ dann kroch er brummend in den Schacht eines halbfertigen Grabes.

Er dachte an Eſther Aron; gewiß nur ſie und Niemand anders hatte der Aſche ihrer ſchlummernden Freundinn und den Flammen der zärtlichſten Achtung in der Bruſt des Sohnes dieſe Marmortafel errichtet.

Nun eilte er dem Städtchen zu. Es war Freitag Abends, und der Schabbes hatte bereits begonnen. Die Lichter der vielen erleuchteten Judenwohnungen ſchimmerten durch das Grün der Bäume, deren regelmäßige Anlagen das liebliche D......... zu einem Garten bilden. Auch aus dem ehemaligen Stübchen ſeiner Mutter ſtrahlte der zitternde Glanz eines Kronleuchters, und dieſer Anblick goß in den Labekelch der Erinnerung, die auch dem Herbeſten Milde giebt, einen bitteren Tropfen. Die halbverſchobene Gardine des Zimmers zu ebener Erde, das ſonſt Aron bewohnte, zeigte dem beklommenen Lauſcher die Ueberreſte eines jüdiſchen Feſtmahles, bei welchem eine Frau und ein Mann ſaßen. Mit Zögern legte Auguſt Hand an den Drücker der Hausthüre; er glaubte das ſtürmiſche Klopfen ſeines Herzens müſſe ihn drinnen verrathen. Er ſtand einige Secunden auf der Flur, dann pochte er an die Thüre des Zimmers. Die Jüdinn öffnete, und wie ſie den Eintretenden aufmerkſam anſah, erkannte ſie ihn mit dem ſcharfen Blicke ihres Geſchlechts und ihres Stammes.

„Ich bitte um Vergebung,“ ſagte Auguſt mit bewegter Stimme, „wenn ich ſie zu ungelegener Zeit geſtört haben ſollte; gehört dies Haus noch dem Herrn Aron aus B......?“

Ohne ſeine unanſtändige Stellung zu verändern, antwortete der Jude: „Nein, Ihnen zu dienen; das Haus gehört jetzt mir, dem Jacob Zil. Aron hat jetzt an dem engen Hauſe genug, das der Tiſchler zuſammen zimmert. Wenn der Herr aber nach etwas Belieben tragen, ſo ſein Sie ſo gut und ſprechen Sie morgen wieder bei mir zu; ich werde Sie bedienen zur Zufriedenheit.“

„Ei Jacob, was ſprichſt Du doch?“ rief die Frau zurechtweiſend dem Manne zu, „der Herr iſt ja der kranke Predigerſohn, wo die Mutter hier geſtorben iſt. Du weißt ja — —“ das Ende der Erklärung ward in dem flüchtigſten jüdiſchen Kauderwelſch gegeben. Der Jude ſchoß einen Baſiliskenblick aus den kleinen, funkelnden Augen auf Auguſt, und ſein Mund verzog ſich unter dem brennenden Rothbarte zu einer giftigen Freundlichkeit.

„Großer Gott!“ rief der erſchrockene Auguſt, „ſo wäre Aron todt? Und was iſt — aus Eſther, ſeiner Tochter, geworden?“ — Die Frau öffnete den Mund zur Antwort; der Mann aber winkte ihr zu, ſein widriges Geſicht zu einem Lächeln verzerrend, und entgegnete: „Eine ſteinreiche Frau, werther Herr. Sie hat den ſchwarzen Löbel geheirathet und wird bald zum zweiten Male in die Wochen kommen. Ich habe ſie erſt vor ein paar Tagen geſehen, als ich durch Frankfurt reiſ'te. Sie war ganz munter und guter Dinge.“

Der Boden ſchwankte unter Auguſt's Füßen. Er ſtieß einen ängſtlichen Seufzer aus, und verließ, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, das Zimmer, worin der ſchönſte Traum ſeiner Seele zerronnen war. Vor der Thüre vernahm er ein heftiges Gezänk zwiſchen dem Judenpaare; doch hörte er nur den Schall der plärrenden Töne, er konnte nichts denken, als Eſther's räthſelhafte Sinnesänderung. „Guter Gott im Himmel!“ ſagte er wie vernichtet: „Eſther die Frau des ſchwarzen Löbel! Iſt dies auch möglich?“

Er konnte nun nicht länger ausdauern an dieſem Orte. Ohne nur in den Gaſthof einzutreten, ließ er eiligſt anſpannen und fuhr auf ein nahgelegenes Dorf, um dort zu übernachten. Vom Schlummer geflohen, mühete er ſich in fruchtloſer Anſtrengung ab, Möglichkeiten zu erſinnen, welche der ſchrecklichen Entſchließung Eſther's zur Rechtfertigung hätten dienen können. So tief ſollte das zartfühlende, großherzige Mädchen in der Verleugnung ſeiner Grundſätze gefallen ſein, um die Frau eines Mannes zu werden, deſſen Nam'e ein Popanz für die erwachſenen Töchter auch der ärmſten Juden geweſen, weil die abſchreckende Geſtalt, die fratzenhaften Manieren ſeines Führers, den Reiz verſchrieener Reichthümer entkräfteten? — Nein! wenn er Eſther aufgeben mußte, ſo konnte er an keine menſchliche Tugend mehr glauben! Es fiel ihm ein, daß Frau Gildes geſagt, es ſolle ihr eine dringende Angelegenheit ſein, den Fortgang von dem Schickſale der ihr, durch Auguſt's Erzählung ſo lieb gewordenen Jüdinn zu erfahren. Dieſe Erinnerung verwies ſein ungeſtümes Forſchen und Grübeln einſtweilen an die Hoffnung, von ſeiner Pflegemutter den erſehnten Aufſchluß zu empfangen. Und ohne Raſt und weiteren Aufenthalt reiſ'te er nun nach G......

Auch hier fand er, wie in D.........., das befreundete Haus von Fremden bewohnt, welche ihm ſagten, daß die Feldpredigerinn ſchon vor zwei Jahren nach B...... gezogen wäre, und ihm Straße und Hausnummer ihres daſigen Quartiers nannten.

Unmuthig fügte Auguſt ſich in dieſen kurzen Verzug der Erfüllung ſeines Wunſches, welcher ihm von ſtillgebaueten, zertrümmerten Erwartungen noch übrig geblieben war, des Wunſches, Eſther's Engelsbild von jedem Flecken eines ſchmutzigen Verdachtes gereinigt zu ſehen.

Es war zur ſpäten Nachtzeit, als Auguſt in der Vorſtadt von B..... anlangte, und für heute forderte der erſchöpfte Körper ſein Recht. Geſtärkt erwachte er am andern Morgen, und eilte nach dem ſiebenten Glockenſchlage der Stadt und ſeiner mütterlichen Freundinn zu. Bald war die bezeichnete Wohnung aufgefunden, doch Niemand im Vorſaale, der ihn melden konnte. Er klopfte an das erſte, beſte Zimmer, und eine wohlbekannte Stimme rief: „Herein!“ Schnell trat er ein und ſah Frau Gildes im Feierkleide von ſchwarzer, rauſchender Seide, vor dem Spiegel ſtehen, eben im Begriffe ſich einen Perlenſchmuck um den Hals zu binden, den ſie, wie er von früherer Zeit her wußte, nur bei den feſtlichſten Gelegenheiten zu tragen pflegte. Im heftigſten Freudenſchrecken zuſammenfahrend ſchrie ſie laut auf, und verſicherte mit herzlicher Umarmung den Ankömmling ihres frohen Erſtaunens über ſein munteres, gedeihliches Ausſehen. Eine auffallende Bewegung in den Zügen und Geberden der gemüthlichen Frau gab dieſem frohen Willkommen etwas ungemein Rührendes.

„Was macht Marie, meine Schweſter?“ fragte Auguſt. Frau Gildes wollte antworten, doch es war, als ob ein raſcher Eingriff der Gedanken ihr den Mund verſchlöſſe. Nach kurzer Beſinnung ſagte ſie: „Meine Tochter iſt geſund und wird ſich ſehr freuen, Dich nach ſo langer Zeit wiederzuſehen. Aber, mein lieber Sohn, für den Augenblick muß ich ihr dies Vergnügen verſagen. Wir ſind ſo eben Willens zu Gottes Tiſche zu gehen, und Dein unvermutheter Anblick würde ſie unfehlbar zu ſehr zerſtreuen und der Sammlung ihres Geiſtes ſtörend werden, welche zu einem würdigen Genuſſe des heiligen Mahles erforderlich iſt. Du aber könnteſt ſie vorher unbemerkt betrachten, wenn Du ein Zeuge unſerer Andacht ſein wollteſt. Wir halten uns zur Johanniskirche. Da läuten ſie ſchon! Hier, Auguſt, haſt Du den Schlüſſel zu meiner Loge, laß Dich den Glöckner anweiſen. Wir ſitzen in den unteren Bänken. Nun geh, mein Sohn; auf Wiederſehen!“

Auguſt wußte beinahe nicht, wie ihm geſchehen war, als er den Schlüſſel in der Hand vor der genannten Kirche ſtand. Die Loge, welche ihm der Glöckner willfährig zeigte, war in der rechten Seitennähe des Altars, deſſen Kerzenſchein eine anſehnliche Gemeinde beleuchtete.

Das trübe Licht eines regnichten Herbſttages erhellte die dunkle, gothiſche Kirche ſo ſparſam, daß Auguſt, der ein wenig kurzſichtig war, nicht zu erkennen vermochte, ob ſeine Pflegemutter mit ihrer Tochter, ſich unter der Verſammlung in den Bänken und Stühlen befinde, und muthmaßte, ſie könne vielleicht, zu ſpät kommend, die Plätze, welche ſein Geſichtskreis umfaßte, beſetzt gefunden haben, und einen unter ſeinem Standpunkte befindlichen wählen müſſen.

Jetzt ertönte die Orgel — Auguſt's Herz ſchwoll — Thränen quollen in ſeine Augen. Es war ihm ſo wehevoll! Die Welt zerfloß vor ſeinen ſchwimmenden Blicken, und auf dem rauſchenden Flügel der Muſik erhob ſeine Seele ſich mit Dank und Anbetung zu Gott. Er pries dieſen Frühgang als einen glücklichen, als er nach geendigtem Geſange den würdigen Conſiſtorialrath Amberg, an den er die unzuverläſſige Eſther empfohlen, auftreten ſah, und in einer echt evangeliſchen Kernrede hörte und erkannte, daß die Seelenkraft des hochbegabten Greiſes, während der Abweſenheit von B....... keine Verminderung erlitten habe. Nun wurden die Worte der Einſetzung geſungen; nun naheten die Männer dem Altare, an dem ſich leiſe der Sonnenſtrahl malte, die heilige Handlung zu verklären. Die Austheilung der Hoſtien geſchah ſo dicht unter der Loge, worauf Auguſt ſich befand, daß er die leiſen Worte der Segnung vernehmen konnte. Nun kam die Reihe an die Jungfrauen. Ihren Zug führte eine zarte Geſtalt an, welche Auguſt's geſpannteſte Aufmerkſamkeit erregte. Die Vorgängerinn erhob das geſenkte Haupt und heftete den ſanftbegeiſterten

Blick der ſchönſten, ſchwarzen Augen auf das Altarbild, welches des Herrn Abendmahl nach Lenardo da Vinci darſtellte. Auguſt glaubte eine Viſion zu haben: es war Eſther! Die leibhafte Eſther Aron. Jetzt ſah er ihr holdes Geſicht im Profil, und nun erkannte er ſie auch an dem leichten Schweben ihres Ganges.

Der ſeligſte Augenblick ſeines ganzen Lebens war nunmehr für Auguſt gekommen. Eſther eine Chriſtinn und noch Jungfrau! Welche entzückende Ausſicht in die Ferne ſchloß dieſe Gewißheit auf! So hatte jener tückiſche Jude, ihm wahrſcheinlich den Abfall der begüterten Glaubensgenoſſin Schuld gebend, durch jene abſcheuliche Lüge Rache an ihm verüben wollen! — Während die Schlußverſe geſungen wurden, eilte er hinunter und verbarg ſich hinter einem breiten Pfeiler der Eingangshalle. Hier mußte Eſther vorübergehen, von hier aus wollte er ihren Schritten folgen. Noch eine frohe Ueberraſchung gewährte es ihm, als er das theure Mädchen an Frau Gildes Seite in flüſterndem Geſpräche daher kommen ſah. Sie ſtiegen Beide in den Wagen, der ihrer erwartete, und vergebens ſah er ſich nach Marien, ſeiner Pflegeſchweſter, um. Auguſt's beflügelte Schritte ließen dem fortrollenden einen geringen Vorſprung. Er ſah die Damen ausſteigen und zuſammen in das Haus gehen, wo Frau Gildes wohnte, und nun erſt gönnte er ſich Athem und Erholung, da er Eſther zu finden, zu erreichen wußte.

Unbeſchreiblich, und in der höheren Natur ihrer Freude unausſprechlich, war die Wonne dieſes Wiederſehns! Geſund und in blühender Verjüngung ſtand Auguſt vor ſeiner Freundinn, die ihn heiß und heimlich geliebt und beweint hatte. Eſther, ſeit ihrer Taufe Marie genannt, hatte während ſeiner Entfernung aus dem Vaterlande durch frommen

Muth und gläubige Zuverſicht über die Aengſte und Hinderniſſe ihrer Verhältniſſe geſiegt und die Palme des chriſtlichen Glaubens errungen. Noch ſtrahlte von ihrem Geſichte der Abglanz einer Verklärung, in welcher ſie das Mahl der göttlichen Liebe gefeiert hatte.

Endlich kam es zu Erörterungen. Aron war ein Vierteljahr nach ſeiner ſchnellen Abreiſe von D.........., die wirklich, wie Auguſt vermuthet hatte, von der Unbehülflichkeit ſeiner Großmuth verfügt worden, geſtorben, und hatte binnen den wenigen Tagen ſeiner Krankheit verwunderliche Reden gegen ſeine Tochter geführt, welche die Deutung wohl zugelaſſen hätten, daß er ihr Freiheit gäbe, nach ihrer Ueberzeugung zu glauben und zu leben, und daß ſie als Jüdinn oder Chriſtinn ſich ſeines väterlichen Segens verſichert halten dürfte. Für dieſe Beruhigung habe ſie Gott auf den Knieen gedankt und ſich heilig gelobt, das Andenken ihres Vaters auch dadurch zu ehren, daß ſie Lebenslang ſeinem armen, verachteten Volke Gutes thun wolle.

Nun habe ſie ſich zwar eine Zeit hindurch ſehr verlaſſen gefühlt; aber um deſto freier handeln können. Auch habe die Vorſicht in Frau Gildes ihr eine zweite Mutter zugeführt, die ſie ihm verdankte, dem ſie ſich ſo gern verpflichtet fühlte.

Da Marie Gildes den jüngeren Bruder ihres Arztes geheirathet hatte, war ihre Mutter, um die Nähe des einzigen Kindes nicht zu verlieren, nach B...... gezogen, und Auguſt's Schutzheilige von dieſer in der ſtillen Verborgenheit, worin ſie lebte, aufgeſucht worden. Dieſe Bekanntſchaft hatte dem günſtigen Vorbegriffe der Frau Gildes von der Liebenswürdigkeit der jüdiſchen Waiſe ſo durchaus entſprochen, daß die Erſtere der Letzteren ſehr bald das Anerbieten machte, Mutterſtelle an ihr vertreten zu wollen.

So wohnte denn Eſther Marie ſchon ſeit anderthalb Jahren bei der Feldpredigerinn, und genoß aller Rechte eines geliebten Kindes, wie ſie treu die Pflichten eines ſolchen erfüllte.

Nachdem dies Alles nun im Beiſein der guten Pflegemutter durchgeſprochen worden, ſagte Auguſt: „O Eſther! Denn dieſer Name klingt mir ſo lieb und traut, und Marie iſt mir noch fremd — wie wunderbar hat Ihr Schickſal ſich geſtaltet! — Gedenken Sie noch der Wehmuth jenes Abends, an welchem ich die ſegensreiche Aronsblume aus Ihrer Hand empfangen? Sie iſt vertrocknet auf einem dankbaren Herzen!“

Bei dieſen Worten zog Auguſt die Mumie jener Blume von ſeiner Bruſt, und zeigte ſie der Erröthenden.

„Da müſſen wir wohl eine friſche Aronsblume an das feurige legen; nur ſchone ſeine Gluth der zarten Blüthe!“ antwortete Frau Gildes, die des Mädchens Sinn und Wählen kannte, und drückte es in die umfangenden Arme des Liebenden.

Auguſt, in der Vorbereitung für ſeinen früher erwählten Beruf durch mehrere, in Beziehung darauf verlorene Jahre geſtört, gab in Erwägung der Mängel, welche dieſe große Lücke in ſeinen Beſtrebungen nachlaſſen könnte, den Wünſchen ſeiner Braut nach und die Idee auf, ſich um ein geiſtliches Amt zu bewerben.

Es ſtand ein ſchönes Gebirgsgut zum Verkaufe feil, deſſen einſame, abgeſonderte Lage manchen Schätzer ſeiner übrigen Vortheile abhielt, es ſich zuzueignen; und dies war gerade die erwünſchte Eigenthümlichkeit, mit welcher unſer ſich ſelbſt genügendes Pärchen den Ankauf einer Landbeſitzung bedingt hatte. Der Kauf ward alſo geſchloſſen, und die glücklichſte Liebe floh ſchüchtern aus der lauten Welt in die ſtille, unbeſuchte Berg-Villa, wo Auguſt fortan durch Beiſpiel lehrte und durch Wohlthun ſegnete.

Immortelle.

Einer Blume, die nie welkt, die einſt in Eden blühte —
doch nun entrückt zum Himmel, ihrer Heimath!
dort blüht ſie —
Miltons
verlornes Paradies.

Der helleſte Wintertag lockte durch glänzende Sonnenblicke die Städter ins Freie. Sie ſtrebten ſo eilig hinaus, als wollten ſie einem dumpfen Gefängniß entrinnen: ſie ſtreiften ſo haſtig die enge Häuslichkeit von ſich ab, als hätten ſie den ſchmerzlichen Druck einer Feſſel ertragen müſſen. Unzählige Schlitten klingelten freiheitsluſtig in den feſtgefrornen Straßen der ſchimmernden Weite zu.

Doch nicht nur der Zwang, nein! auch innige Neigung hielt manchen Einwohner dieſer guten Stadt, welche der Schauplatz unſerer kleinen Erzählung ſein ſoll — im alten Bann der Ofennähe, und zauberte das gewohnte Plätzchen ſo lieb und traut, wie man draußen nichts zu finden wußte. Die Unruhe ſucht den Tummelplatz der Welt; innen wohnt der Friede.

In heiterer Geſchäftigkeit waltete die Frau des Hofrath Rudolphi, eines geſchätzten Arztes, im Zimmer umher, deſſen milde Wärme ein Athem von Heimathsgefühl war. Die freundliche Ordnung, welche hier anſprach, ließ auf keine leeren Stunden ſchließen, die raſchen Bewegungen der jungen Frau verriethen eine angenehme Erwartung; ein anmuthiges Lächeln, der Widerſchein einer frohen Vorſtellung, verſchönte das blühende Geſicht, und der Klang des Liedchens, das ſie leiſe ſang oder ſummte, rührte wie die anſpruchsloſe Stimme der Zufriedenheit. — Jetzt unterbrach das tönende Vorüberſauſen der Spazierſahrer die ſanfte Weiſe der Hofräthinn. Sie trat ans Fenſter, blickte flüchtig den fliehenden Schlitten nach, und dann an den klaren Scheiben herab, welche, ſo eben von der Sonne verlaſſen, ſchon wieder den erſten Anhauch des Froſtes in blitzenden Blumen zeigten. Sie begann den geſtörten Geſang mit dem Verſe: „Keine Blumen blühn; nur das Wintergrün blickt aus Silberhüllen, und das Fenſter füllen Blümchen, ſtarr und weiß, aufgeblüht aus Eis.“

Nun lockerte ſie den Sopha auf, rückte den Caffeetiſch in bequeme Nähe, ſetzte ſymmetriſch zehn feingemalte Taſſen, und legte neben die ſelbſtgebackene Sandtorte ein Buch in ſaubern Einband, während deſſen ſie zu ſingen fortfuhr: „Kalter Januar! hier werd' ich fürwahr, unter ſüßen Spielen, Deinen Froſt nicht fühlen; walte immerdar, kalter Januar!“

Hier öffnete ſich die Seitenthüre, und der Sängerinn Gatte lauſchte herein. Die zu früh aufgehobene Sieſte hatte einen Reſt von Schläfrigkeit in ſeinen Mienen zurückgelaſſen, doch die ihm eigenthümliche Schalkheit blitzte unter dem halbgeöffneten Auge hervor, als er ſagte: „Nein, dagegen lege ich Proteſt ein! was ficht dich an, verehrte Poldine, dem geſtrengen Herrn Januar ſolche Erlaubniß zuzuſingen? Ich bin ſehr froh darüber, daß ſein Walten nur vier Wochen dauert; denn die Kälte dieſer Nacht, in der ich ein Luftbad nehmen mußte, ſchauert noch durch meine Glieder.

Der Hofrath war jetzt vollends in das Zimmer getreten und nahm mit einiger Verwunderung das gaſtliche Arrangement und die gewählte Zierlichkeit in dem Hauskleide ſeiner Frau in Betracht. „Erwarteſt Du Gäſte, mein Kind?“

fragte er mit einem Tone, wie wenn er ungern ein Ja vernehmen würde.

„Das Leſekränzchen iſt heute bei mir;“ antwortete die Hofräthinn. „Ein Schatten des Unwillens floh über Rudolphi's Stirne; doch ſchnell lichtete gutmüthige Ironie die getrübte, und mit komiſcher Verbeugung verſetzte er: Aha! akademiſche Sitzung alſo! Da muß ein Laie im Schlafrocke wohl fern bleiben. Aber darf man fragen, welche Lectüre jetzt meine kleine Ninon und ihren Aspaſien-Kreis beſchäftige?“

Leopoldine küßte den loſen Mund ihres Neckers und ſagte: „Ich wünſchte mir nur auf eine Stunde Ninon's Geiſt, um Dich einmal recht angemeſſen züchtigen zu können.“

Da umſchlang der Hofrath ſein holdes Weib, und ſprach mit Rührung: „Dein Herz, meine Poldine, Dein ſchönes Herz ſammelte noch ſtets feurige Kohlen auf meinem Haupte!“

Nun ſollſt Du auch ſehen, was wir leſen; entgegnete die befriedigte Gattinn, und nahm das Buch vom Tiſche, den Titel laut leſend: „Die Freundinnen. Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt. Erſter Theil.“

Der Hofrath vergaß die kaumgefühlte Reue, und in den Ton der Satyre zurückfallend, welche, nach dem aufrichtigen Zeugniſſe der Inhaber dieſes gefährlichen Geſchenkes, eine Welt voll Glück für das Vergnügen hingiebt, einen Einfall ſagen zu können — verſetzte er: „Ich muß die Verfaſſerinn in doppelter Beziehung loben. Einmal: weil ſie ein Werk unter dieſem Titel, gleich als einen Roman angegeben; und dann, weil ſie darin wahrſcheinlich ein Vorbild aufgeſtellt, das ihrem Geſchlechte mehr als jedes andere Noth thut.“

Es war, als ob eine zarte Saite in Leopoldinens Gemüthe ſcharf berührt worden wäre; denn der Seufzer, welcher ihrer zürnenden Gegenrede voranging, und ein Anklang von Kränkung in derſelben glich dem Nachhalle einer innern Verſtimmung. Sie ſagte, und ihre Wangen färbten ſich unter dem Vorwurfe höher: „Du läſterſt, Fritz! Oder gehörteſt Du vielleicht auch unter jene liebloſen Zweifler, welche an die Freundſchafts-Fähigkeit und Treue weiblicher Herzen nicht glauben mögen?“

„Wenn Du die Frage ſo ſtellſt,“ erwiederte der Hofrath ein wenig gereizt, „ſo kann ich ſie Dir zur Genüge mit Nein beantworten; doch gebe ich dies nur ausnahmsweiſe zu. Eine dauernde Freundſchaft zwiſchen Frauen iſt mir in Praxi noch nicht vorgekommen.“

Leopoldine wollte ihrem Mann in die Rede fallen; aber er hielt im Feuer der Beredſamkeit das Wort feſt und ſprach ſchwankend zwiſchen Spott und Ernſt: „Sage ſelbſt, ob ich Unrecht habe? Wo triffſt Du eine Freundinn, die hinter dem Rücken der ihrigen eine angefochtene gute Seite redlich vertheidigt? Die ihr ein kleines Lob aufrichtig gönnt, geſchweige ein großes Glück? Ein erbärmlicher Liebhaber trennt die trefflichſten Mädchen, ein geringer Vorzug löſt die innigſten Verbindungen auf. Die fadeſten Kleinigkeiten reichen hin, Euch zu entzweien. Stoff zu einer Bürgſchaft gäbe Keine! Ihr kreuziget einander ſelbſt.“

„Fritz!“ rief die Hofräthinn verletzt, „halt ein! Du läſterſt.“ „Nenne mir ein Beiſpiel vom Gegentheil und ich will ſchweigen“ — fuhr der Hofrath in rechthaberiſcher Aufregung fort: „zeige mir nur einmal, Einmal nur, Poldine! ſchweigendes Verſchmerzen im Buſen einer Frau, wo es auf eine Kränkung ihrer Eigenliebe ankommt, ſüße Aufopferung theurer Wünſche, deren ein junges Mädchen zu Gunſten einer ſogenannten Freundinn fähig wäre — und zürne nicht, wenn ich mir erlaube, zu behaupten, daß zu der heiligen und ſelbſtloſen Strenge einer ſo ernſten Herzensverbindung wie die Freundſchaft — Dein Geſchlecht zu ſchwach ſei. Aber die Richter dieſer liebenswürdigen Schwäche dürfen nicht vergeſſen, daß ſie ihnen zu Gute komme. Ihr ſammelt die gebrochenen Strahlen Eurer Liebe auf das Herz des Mannes. Wohl dem Geſegneten!“

Während dieſer Erklärung war die Hofräthinn ein wenig blaß geworden. Sie kämpfte ſichtlich mit ſich ſelbſt. Ihr Auge weilte auf einem Bilde ihrer Jugendfreundinn, welches über dem Sopha hing, und von einem Immortellen-Kranze umſchlungen war. Dieſes künſtleriſch gelungene Bild hatte jene phyſiognomiſche Wahrheit der Auffaſſung, an der man ein Portrait als getroffen erkennt, auch ohne die Perſon zu kennen — und demnach einen unſchätzbaren Werth für die Beſitzerinn. Jenes Geſicht war nichts weniger als eine regelmäßige Schönheit, ja, kaum hübſch; aber in den weichen Zügen ruhete ein Ausdruck von Sanftheit und Seelenmilde, der das Gefühl des Beſchauenden tief anſprach, und der melancholiſche Blick dieſer dunklen Augen und das leidſame Lächeln um dieſen zartgeſchloſſenen Mund ſchien ſchweigend in das Herz des Mannes zu dringen, der ſolche Worte geſprochen hatte.

Der Hofrath wollte mit der letzteren Wendung ſeiner harten Rede die ſchmollende Frau verſöhnen, und ſtreckte ſchmeichelnd den Arm nach ihr aus. Sie aber entzog ſich ihm, und ſprach: „Wehe ihm, wenn es ſo wäre, wie Du ſagſt! — Nimmer wird ein Herz von Mißgunſt, Neid und Falſchheit befleckt, den Gatten zu beglücken vermögen, und die an ihn geknüpfte Empfindung, welcher Eitelkeit und Selbſtſucht die erborgten Farben der Liebe leihen, dieſen edlen Namen verdienen.“

„Es mag ſchon ſein, daß die Erfahrung hier und da deine Behauptungen rechtfertige; aber deſſenungeachtet gäbe dies noch keinen Maßſtab für ein Urtheil ab, dem die Regel ſich unterwerfen müßte. O Männer! wann werdet Ihr doch endlich zu der Selbſtkenntniß gelangen, die Euch fehlt, das ſtillere Verdienſt des Weibes, das prunkloſe — zu würdigen? — Eure ſchimmernden Großthaten, Eure leuchtenden Muſter heldenmüthiger Freundestreue werden von meinem geſchmäheten Geſchlecht durch die unbemerkten, täglich ſich erneuernden Opfer der Geduld und einer Alles überwindenden Zärtlichkeit aufgewogen. Du, lieber Mann, haſt durch Deinen Beruf als Arzt Gelegenheit, in das Innere der Verhältniſſe einzudringen, und manches Geheimniß einer verſchwiegenen Bruſt zu ergründen. Du wirſt dort an dunkeln Stellen, ach, im tiefſten Sinne dunkel! die Freundſchaft, dieſen ſtillen Engel! öfterer angetroffen haben, als der böſe Leumund, womit Du ſündigteſt, geſtehen mag. Und ſollte Dein Gedächtniß meiner Vorausſetzung das verlangte Zeugniß verſagen, ſo will ich es mir von Deiner Achtung für die Tugend, von Deiner Dankbarkeit verſchaffen. Ein Beiſpiel weiblicher Selbſtverleugnung im Intereſſe der Freundſchaft ſoll ich Dir nennen? wohlan! ich will es. Und ſo erbitte ich mir Deine Aufmerkſamkeit für ein Geſchichtchen, das einen dringenden Anſpruch an Deine Theilnahme hat. Es iſt erſt zwei Uhr; ſo iſt noch beinahe eine Stunde für die Mittheilung übrig, und ſie wird hinreichen; doch verkürze ſie nicht, Lieber, durch irgend eine Unterbrechung!“

Der Hofrath wollte ſeine Frau neben ſich in das Sopha ziehen, aber ſie widerſtand dieſer ſanften Gewalt, ſetzte ſich ihrem Manne gegenüber, hob noch eimal die dunkelblauen Augen zu dem Bilde der Freundinn auf und begann: „Du weißt, mein Fritz, daß mein Vater als ein unbegüterter Kaufmann unter den Plagen und Sorgen eines Detailhandels ſein Leben vor der Zeit abmüdete. Nur ſeiner raſtloſen Selbſtthätigkeit, der ſtrengen Gemeſſenheit unſerer Verausgabungen, der klugen Wirthlichkeit meiner Mutter, wie der Einfachheit unſerer Bedürfniſſe, verdanken wir das ehrliche Fortkommen in der Welt. Oft hörte ich Ausbrüche des Unmuths von meinem Vater, wenn er bei der Fehlſchlagung beſcheidener Erwartungen die Bedrängniſſe ſeines Schickſals erwog. Er meinte dann: Wer einmal unter der Bank geboren ſei, dürfe nimmer auf ein Emporkommen hoffen.“

„Meine fromme Mutter richtete in ſolchen Augenblicken den Niedergeſchlagenen mit den Verheißungen des Helfers im Himmel auf, nach welchen Seinen Frommen kein Gutes mangeln ſolle, und ſtärkte den ſchwachen Glauben ihres Gatten durch Erinnerungen an ſo manchen Beweis der Fürſorge Gottes und eines unſichtbaren Beiſtandes in den Zeiten der Noth. Doch allein und ungeſehen weinte auch ſie ihre bittern Thränen des Kummers, und errang ſich im einſamen Gebete die Kraft, meinen Vater ermuthigen zu können. Schon ſehr frühzeitig bildete ſich daher in mir der Begriff, daß reiche Leute auch glückliche Leute ſein müßten; ich kannte kein anderes Unglück, als das, ach ſehr ſchwere! der Nahrungsſorge, deren Ahnung in der Traurigkeit meiner Mutter und dem finſteren Ernſte meines Vaters meine jugendliche Fröhlichkeit ſtörte.“

„Ein beträchtlicher Diebſtahl, den mein Vater von einem

Ladenburſchen erlitt, beugte ſein Gemüth ſo ſehr, daß ſein morſcher Körper erkrankte. Meine Mutter ſann auf neue Einſchränkungen, um den Erſatz dieſes Verluſtes zu bewerkſtelligen, und ſchlug endlich meinem Vater vor, daß ſie ihre Häuslichkeit in den beengten Wohnraum zu ebener Erde verlegen wolle; ſo könnte er ja den erſten Stock unſeres Häuschens vermiethen. Der Vorſchlag ward ausgeführt, und zu meiner Eltern Segen; zu meinem, zu Deinem Heil, liebſter Fritz! Die Räthinn Wiedeborn, eine junge, blaſſe Wittwe, zog mit ihrem einzigen Kinde, einer Tochter, nur einige Jahre älter als ich, bei uns ein. Die kleine Eva Wiedeborn, welche die Grille einer Pathinn, mit der Auffallenheit des Urnamens abbüßte — war ſchon in dem zarten Alter unſerer erſten Bekanntſchaft die Güte und Liebe ſelbſt, und obgleich viel klüger und talentvoller als ihre Spielgefährtinn, ließ ſie mich doch nie die leiſeſte Ueberhebung empfinden. Mit feinſter Zartheit erbat die Räthinn ſich von meinen Eltern die Erlaubniß, daß ich an dem Unterrichte ihrer Eva Theil nehmen dürfte; ſie gab ihrer wohlwollenden Abſicht, mir nützlich zu werden, den Vorwand, daß ſie ihrer Tochter gern die Aufhülfe des Wetteifers verſchaffen wolle. So genoß ich denn das Glück einer ſorgfältigeren Bildung, als meine Eltern mir zu gewähren im Stande geweſen wären. Auch war dieſer Vortheil nicht der einzige, den wir unſerer Hausgenoſſinn verdankten. Die Räthinn lebte von einer anſtändigen Penſion und den Zinſen eines mäßigen Vermögens. Ihre Eingezogenheit, in welcher ſie ſich aus entſchiedener Neigung für die Stille hielt, erforderte bei weitem nicht die volle Verwendung ihrer Einkünfte, und ſo war ihre Caſſe ſtets mit einem Capitälchen verſehen, über welches ſie, ohne Rückſichtnahme auf ihren

Bedarf, disponiren konnte. Sie gewann meine Mutter ſehr lieb, und fand die peinlichen Verlegenheiten bald aus, mit denen meine Eltern ohne Unterlaß kämpfen mußten. Doch ſie erkannte auch das Streben ihres ehrlichen Willens. Hülfreich bot ſie nun den müßigliegenden Ueberſchuß meinem Vater dar, vorgebend, ſie wünſche ihr Geld gut aufgehoben, und dieſe zarte Unterſtützung half manchem ſchweren Sorgendrucke ab.“

„Ich war den Kinderſchuhen bereits entwachſen, als der vieljährige Miethsmann des oberen Stockwerkes unſeres Hauſes, ein alter Notar und Hageſtolz, ſtarb. Das Quartier ſchien für Unverehlichte beſtimmt zu ſein, denn eine greiſe Jungfrau, ſo fremd und abgeſondert in der öden Welt ſtehend, als wäre ſie aus einem Steine entſprungen — meldete ſich zu der erledigten Wohnung. Vielleicht wäre zwiſchen der ſchroffen Mamſell Melzer und ihren Hausgenoſſen nie ein freundliches, umgängliches Verhältniß entſtanden, wäre die Arme nicht bald nach ihrem Einzuge bei uns ernſtlich krank geworden und längere Zeit bettlägrig geweſen! Die Räthinn ſowohl als meine Mutter fühlten ſich durch Nächſtenpflicht und Menſchenliebe aufgefordert, der Kranken allen nur möglichen Beiſtand zu leiſten, und wir Mädchen wurden von unſeren Müttern zur Geſellſchaft und Pflege derſelben angewieſen.“

„In der einſamen Hülfloſigkeit dieſes Krankenzimmers fand unſere jugendliche Selbſtgefälligkeit Nahrung für das Verlangen, etwas eigenmächtig anordnen, beſchicken und verfügen zu können. Wir thaten es einander in Aufmerkſamkeit und Dienſteifer für die Leidende zuvor, und dieſe genoß vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben einer Theilnahme, deren ſtete Verſagung ihr Herz verhärtet hatte. Noch ſchwebt die kleine, hagere Geſtalt der Mamſell Melzer. Du haſt ſie ja auch gekannt, liebſter Mann! und das Bild ihrer veralteten Umgebungen vor meiner Seele, und malen wollte ich Dir, wäre ich des Pinſels mächtig, das hochaufgethürmte Himmelbett mit großblumigen Vorhängen, worin ſie in dem ſchneeweißen Mützchen von Canneſas, mit pommeriſchen Spitzen beſetzt, ruhete; die eingelegten Schnörkel und Verzierungen an Schränken und Commoden; den vielleicht hundertjährigen Großvaterſtuhl, auf deſſen Stickerei Herodias vor ihrem königlichen Vater und deſſen Hofſtaate tanzte, und die Cither, an perlfarbenem Bande hangend, worauf Mamſell Melzer zuweilen, wenn unſere Bitten ſie beſtürmten, ein geiſtliches Lied ſpielte und ſang, als etwa: Wie wohl iſt mir, o Freund der Seelen! Oder, wenn ihre Stimmung ſich unſchuldigen Weltlichkeiten zuwendete: Blühe liebes Veilchen, u. ſ. w.“

„Es lag für uns in dieſer alterthümlichen Einrichtung, die mit pedantiſcher Ordnung und einer wahrhaft holländiſchen Reinlichkeit dargeſtellt war, ein ganz eigener Reiz, und wollte die Geneſene ihren Wärterinnen ein Vergnügen machen, ſo öffnete ſie kleine Koffer und Käſtchen, deren ſie eine Unzahl beſaß, und zeigte uns ihre Pretioſen und allerlei Niedlichkeiten und Andenken an den Fleiß und die Künſtlichkeit mancher Hand, die längſt Staub und Aſche geworden war.“

„So bildete ſich allmählich ein herzlicher Zuſammenhang zwiſchen uns aufblühenden Mädchen und dieſer betagten Jungfrau; doch ward es mir fühlbar, daß Eva ungleich höher in ihrer Gunſt ſtand, als ich. Die ruhige Bedachtſamkeit meiner Freundinn, ihr ſtiller Gleichmuth, ihr ſicherer Tact, ſich der Denkart Anderer angemeſſen zu betragen, waren Eigenſchaften, die den Beifall und das Wohlwollen unſerer Gönnerinn gewinnen mußten, wo die Flüchtigkeit meines Temperaments und das ungeſtüme Zufahren meines Muthwillens ihren Tadel auf ſich zogen.“

Der Hofrath küßte ſeiner Frau zärtlich die Hand und ſagte: „Nun die Fehler hätteſt Du abgelegt, mein ſanftes Täubchen!“ Und Leopoldine erwiederte mit lachendem Auge: „Lieber Gott! die Männer verſtehen es wohl, dem Uebermuthe ihrer Frauen die Flügel zu beſchneiden!“ —

„Vielleicht legte der Umſtand, daß Eva die Tochter einer wohlhabenden Frau war, während meine Eltern ihr Brod kümmerlich erwarben, ein zu Eva's Vortheile ausſchlagendes Gewicht in die Wagſchale der Geneigtheit, welche Mamſell Melzer uns Beiden bewies. Es iſt ja bekannt, daß die Neigung Bemittelter ſich magnetiſch dem Reichthume zuwendet und dem Mangel den Rücken kehrt, und ſo könnte man den Spruch: Wer da hat, dem wird gegeben — auch in der Deutung dieſer Erfahrung erklären.“

„In der guten Eva wollten die Roſen ihres Blüthenalters nicht recht aufkommen; aber deſto ſchöner und reicher entfaltete ſich ihr Gemüth. Sie kränkelte faſt beſtändig zur großen Angſt ihrer Mutter, die unaufhörlich in der Furcht zitterte, ihren einzigen Liebling verlieren zu können. Sie war umſonſt, dieſe Sorge, denn die Räthinn erkrankte plötzlich und hatte kaum ſo viel Zeit, um die Kräfte ihres Bewußtſeins für die Verfügung ihres letzten Willens zu ſammeln, nach welchem Eva in dem Hauſe und unter dem Schutze meiner Eltern bleiben ſollte. Der Vormund, ein reicher, angeſehener Mann, der in die Ferne gezogen, ward nach dem Teſtamente verpflichtet, ſeiner ſchon zwanzigjährigen Mündel die Zinſen des mütterlichen Vermögens ohne Vorhalt zu behändigen. Die eine Hälfte davon ſollte meinen Eltern als Koſtenentſchädigung zufallen, die andere aber der Eigenthümerinn zu beliebiger Verwendung überlaſſen bleiben.“

„Die Räthinn ſtarb, und Eva weinte ihren Schmerz ſo ſtill und geduldig aus, daß Jedes von uns ſein Herzblut darum gegeben haben würde, ſie getröſtet ſehen zu können. Eben als Eva die Trauerkleider ablegen wollte, die ein noch friſchblutendes Leid bedeckten, trug der Tod meines Vaters dieſen düſteren Schmuck auf mich und meine Mutter über; und eine gleiche Stimmung zog unſere Seelen nun noch inniger zuſammen. Meine Mutter, ihrer Kummerbürde matt und müde, war ſogleich entſchloſſen, Haus und Handlung zu verkaufen, da ein Weniges, was uns übrig bleiben mußte, und vor der Hand Eva's reiches Koſtgeld uns mit dem Nöthigſten zu verſehen verſprach.“

„Unter den ſich meldenden Käufern gewöhnlichen Schlages zeichnete ſich unſer Vetter Wohlfahrt, der gegenwärtige Beſitzer meines väterlichen Hauſes, aus. Du kennſt ihn perſönlich, liebſter Fritz, und ſo iſt es faſt überflüſſig, daß ich Dir ſage, wie ſeine ſchöne Figur, ſeine anmuthige Fröhlichkeit und die feine Gewandtheit ſeines Benehmens, den erſten Eindruck, welchen er auf uns hervorbrachte, zu einem höchſt günſtigen machte. Zwar beſaß er einiges Vermögen, aber es war nicht bedeutend genug, um die Unternehmungen zu rechtfertigen, mit welchen er ſeine Laufbahn in der Vaterſtadt eröffnete. Er kaufte nicht allein unſer Haus, ſondern auch das nächſt nachbarliche, deſſen hochgewölbte Flur ſich zu einem Etabliſſement, wie er es beabſichtigte, beſſer als das unſrige benutzen ließ. Nach dem beſchleunigten Baue, den er ohne Schonung der Koſten führte, richtete er daſelbſt einen Galanteriehandel ein, den er mit einem Sortiment der mannigfachſten und koſtbarſten Luxusartikel ausſtattete, ſo daß man nach ungefährem Ueberſchlage berechnen konnte, dies Wagniß müſſe die, ihm etwa zu Gebote ſtehenden Mittel um das Zehnfache überſteigen.“

„Wir zogen nun wieder in den erſten Stock, und Vetter Wohlfahrt kam wie das tägliche Brod. Er erheiterte unſer einförmiges Stillleben und war ein gerngeſehener Gaſt. Mit dringender Befliſſenheit warb er um Eva's Wohlwollen, und dieſe fühlte, trotz ihrer vorherrſchenden Verſtändigkeit, doch mädchenhaft genug, um ſich von dieſer Huldigung, der erſten eines Mannes, die ſie empfing — für den ſchlauen Opferer und ſeine eigennützige Abſicht einnehmen zu laſſen.“

„Meine Mutter ſchüttelte oft heimlichbange den Kopf und ſagte zu mir: Das geht ſicherlich nicht gut mit dieſer Liebesgeſchichte! Vetter Wohlfahrt iſt kein Mann für unſere Eva, wenn auch ſie eine Frau für ihn wäre. Auch fürchte ich, er ſpeculire nur auf ihr Vermögen, und nehme das gute, herrliche Kind als eine läſtige Zugabe, die er zeitig genug als ſolche gering achten würde. Aber darf und kann ich wohl Eva warnen? Würde ſie, welcher der hübſche, galante Mann nicht mehr gleichgültig iſt, nicht am Ende glauben, es wäre mir nur darum zu thun, daß ich das anſehnliche Koſtgeld nicht gern verlieren wolle? — Dann beruhigte ich meine Mutter durch die Verſicherung, daß der Vetter, ungeachtet ſeiner Courmacherei, ſich dennoch mit vieler Beſonnenheit hüte, Eva zu der Erwartung einer ernſtlichen Erklärung zu berechtigen, und daß ich vermuthen dürfe, er wolle erſt über die Erheblichkeit ihrer Mitgabe ins Klare kommen, weshalb er denn recht oft Gelegenheit ſuche, ſich liſtig und verfänglich bei mir nach Eva's Vermögensumſtänden zu erkundigen. Aber ich hätte noch allezeit den

Fallſtrick gemerkt, und dem Schalk bald dies, bald jenes Näschen gedreht. So antwortete ich ihm einſt auf die verſtellte Frage: Ob Eva noch auf irgend eine Erbſchaft zu rechnen hätte? daß entweder ſie oder ich die Nachlaßſchätze der Mamſell Melzer heben würde.“

„Ich gönnte ihm die Unruhe, in welche ihn dieſer Bericht verſetzte; denn ich wußte, daß er in mehreren Familien, wo reiche Töchter waren, Entree geſucht, und ſich dort mit gleicher Unzuverläſſigkeit benähme. Aber konnte ich meine arme Freundinn durch eine ſo ſchmerzliche Enttäuſchung kränken? — Ich ſah ein, daß ihr ſchüchterner Glaube an ſich ſelbſt, wie die zarte Blüthe des Vertrauens, daß auch ein ſo junger, lebensluſtiger Mann, als der Vetter, den Seelenreiz eines Mädchens zu würdigen wiſſe — in dem Froſte dieſer Mittheilung für immer erſtarrt wäre; und ſo ſchwieg ich.“

„Doch tief in Eva's Gemüth war die Ahnung gedrungen, in welcher Gefahr die Ruhe ihres Herzens und das Glück ihrer Zukunft ſchwebe. Sie litt unter der leiſen, langſamen Unterſuchung, in welcher ſie die prüfende Sonde in Wohlfahrts Geſinnungen ſenkte; ihre krankhafte Reizbarkeit erhöhete ſich, die Wiederkehr beſeitigter Uebel machte ärztliche Hülfe nothwendig.“

„Du, lieber Mann, wareſt eben von der Univerſität zurückgekommen, und Dein alter, von Podagra geneckter Oheim fand es bequem, ſich von dem rüſtigen Neffen vertreten zu laſſen; und ſo kamſt Du ſtatt Seiner in unſer Haus. Wir lernten uns kennen — o ſelige Zeit der jungen Liebe! wir tauſchten die treuen Herzen, und die leidende Eva erkannte mit dem Gefühle der allerſchmerzlichſten Armuth das leoniſche Flittergold der ihr vorgeſpiegelten Neigung an dem Gepräge von Deiner echten, gediegenen Zärtlichkeit für mich. Allein der Wonnemond unſeres Lebens blieb nicht ohne trübe Schauer. Als Du meinem anhaltenden Flehen die Urſache Deiner Melancholie geſtandeſt und mir ſagteſt: Dein Oheim wolle nicht zugeben, daß Du jemals an die Verbindung mit einem Mädchen dächteſt, das Dir nicht wenigſtens ſechstauſend Thaler zubrächte, weil das Einkommen des Arztes ein Ungewiſſes ſei, und er einen Rückhalt haben müſſe, wenn die Rechnungen, die am ſäumigſten und ungernſten bezahlt würden, die Doctor-Rechnungen nicht eingeben wollten — da ergriff auch mich ein Verzagen an aller Hoffnung, und ich kämpfte mit der Pflicht, Dich freizugeben, und dem heißen Wunſche, Dich zu behalten. „Hätte ich jedoch gewußt," ſchaltete die Erzählerinn mit holder Schelmerei ein, „welch ein ſchlimmer Ehemann Du werden würdeſt, ſo dürfte ich leicht den Ausgang ruhiger erwartet haben. Doch die Zeit verrinnt und ich muß zum Ende eilen. Ich härmte mich Tag und Nacht; der frohe Jugendmuth entwich, ich ſchlich umher wie ein ſieches Mütterchen. Meiner Mutter hatte ich nur geſagt, daß Dein Oheim unſere Vereinigung nicht genehmigen wolle, weil er ein anderes Project mit Dir habe; denn die Mutterliebe nimmt es als Vorwurf auf ſich, wenn der Mangel von den Gaben des Glückes ihrem Kinde ein erſehntes Loos entzieht — aber in Eva's traute Bruſt legte ich meine Klagen, meinen Jammer nieder. Sie, deren ſtille, geheime Wünſche von einem weſentlicheren Hinderniſſe Widerſtand erfahren, hielt den Gegenſtand meines Kummers für überwindbar, und richtete mich mit linden, wohlthuenden Tröſtungen auf. In dieſer Epoche zeigten ſich, Du wirſt Dich erinnern, lieber Fritz — bei unſerer alten Mamſell Melzer die erſten Symptome der Bruſtwaſſerſucht.“

„Eva war vom frühen Morgen bis in den ſpäten Abend bei der grämlichen Kranken, und wartete ihrer mit liebender Sorglichkeit. Mein Gemüth war damals in zu ängſtlicher Aufregung, als daß ich mich meiner leidenden Gönnerinn in gleicher Ausdauer hätte dienſtlich erweiſen können; und überdies ward ich in der Zuverſichtlichkeit meiner Annäherung durch das Bewußtſein geſtört, daß die Kranke ohne Hehl Eva als Pflegerinn mir vorziehe.“

„Jetzt, da ich erwog, wie dieſe früher ſo unbeachtete Gunſt mein Glück begründen könnte, regte ſich zum erſten Male eine leiſe Bitterkeit gegen Eva in mir. Ich bezüchtigte, Gott vergebe es mir! dieſe engelreine Seele des Eigennutzes, und entweihete jene Samariterübungen, in denen ſie die reinſte Tugend, die aufopferndſte Freundſchaft für mich entwickelte, mit dem niedrigen Verdachte der Erbſchleicherei! O meine Wangen brennen in Scham, wenn ich daran denke! —“

„Eva ſchien mein mißtrauiſches Zurückziehen nicht zu bemerken, ſie ward nur freundlicher gegen mich, doch ſichtlich kälter gegen den Vetter, der, je näher Mamſell Melzer ihrer Auflöſung kam, eine ernſtliche Freiermiene machte, denn Eva ward als die Univerſal-Erbinn derſelben vermuthet.“

„An dem frühen Morgen nach einer Nacht, welche Eva bei der Kranken verwacht hatte, gehe ich hinauf und klopfe leiſe an die Thüre, um zu ſehen, wie es gehe. Eva öffnet mir und ſagt mit leiſer Stimme: Biſt Du es, Poldine? Komm jetzt nicht herein, Liebe! Ich habe eben nach dem Juſtizrath ſenden müſſen, der das Teſtament aufnehmen ſoll. Die Nacht war ſchrecklich, und hoffentlich die letzte für unſere Kranke. Sei ſo gütig, für eine Flaſche Wein und ein wenig Backwerk zu ſorgen, und es uns herauf zu ſchicken.“

„Ich brach in Thränen aus, als ich den Juſtizrath die Treppe hinauf gehen hörte. Neid war es nicht gegen Eva, was mich ſo tief betrübte; ach! ich hätte ihr alle Schätze der Welt gönnen wollen — ſondern nur der Gedanke, wie leicht und möglich es geweſen wäre, daß das Ableben unſerer Hausgenoſſinn mir den Beſitz des Capitals verliehen hätte, welches die Bedingung meines Glückes war; und ein reuiges Gefühl, nicht durch aufmerkſamere Berechnungen dem Fehlſchluſſe einer Erwartung vorgebeugt zu haben, zu welcher Eva kein Näherrecht hatte, wallete in mir auf.“

„Was weinſt Du, Poldchen? fragte meine Mutter, und legte die Hand unter mein Kinn, mir das Geſicht emporhebend, über welches Tropfen auf Tropfen rann. Ach! antwortete ich unter leiſem Schluchzen, ich überlegte nur, und dabei wurde mir ſo wehmüthig zu Sinne — wenn Mamſell Melzer mir ein Legat vermacht hätte, wie lieb mir das geweſen wäre.“

„Meine Mutter ſah mich befremdet an, und in einiger Verwirrung fuhr ich fort: Du weißt, Mütterchen, ich hänge nicht an Geld und Gut; aber es iſt die Frage, ob Rudolphi ein ganz armes Mädchen heirathen darf? —“

„Das überlaſſe doch Gott, mein Kind! verſetzte die Mutter, und gräme Dich nicht. Er kann viel tauſend Wege finden, wo die Vernunft nicht einen ſieht! — Da klopfte es an die Thüre, und der Juſtizrath trat auf einen Augenblick bei uns ein, mir im Vorbeigehen zu ſagen, daß man im Krankenzimmer nach mir verlange. Sein Auge glänzte, und ruhete auf mir mit bedeutungsvollen Blicken; das ernſte, trockene Geſchäft, von dem er zurückkehrte, hatte eine ſo weiche Rührung, ein ſo heiteres Lächeln in ſeinen Zügen nachgelaſſen, als ob er von dem höchſten Frohgenuſſe käme. Er erzählte, daß der Act, um deswillen er herbeirufen worden, die Teſtatorinn dermaßen angegriffen habe, daß ſie ſchwerlich den Abend erleben würde, und meine Mutter flüſterte mir, der Fortſtrebenden, zu, daß wir ſie holen ſollten, wenn ihr Beiſtand uns als nöthig erſchiene.“

„Als ich mich dem Lager näherte, hielt Eva in dem Gebete inne, welches ſie der Sterbenden mit ruhiger Stimme vorlas. Sie reichte mir die Hand und ſagte: Leopoldine! Unſere Freundinn hat für Dein Glück geſorgt, und Dich zu ihrer Erbinn gemacht. Willſt Du ihr nicht ein Wort des Dankes mit in das ſtille Grab geben? — Ich zitterte heftig. Unfähig zu ſprechen, kniete ich an dem Bette nieder, drückte auf die ſchon kältende Hand der Erblaſſerinn meinen brennenden Mund, und weinte heiße Thränen darauf. Die Kranke ſchlug die halbgebrochenen Augen auf, und ſagte mit ſchwerer Zunge, auf die ſanftweinende Eva deutend: Der danke! — Ich ahnete den Zuſammenhang — da richtete die Sterbende ſich mühſam ein wenig empor, und ſagte ferner: Du biſt ein gutes Kind, Poldine, nur ein wenig flüchtiger Natur. Erhalte mein Andenken in Ehren, und mein Bißchen Erſpartes zu Rathe. Es ruht kein Fluch darauf! — Dir aber, fuhr ſie, ſich zu Eva neigend, fort, laſſe ich meinen Segen! Du haſt das Zeitliche eingeſetzt, um Ewiges zu gewinnen — und groß wird Dein Lohn ſein! — Du wirſt nicht einſam ſterben, denn Du haſt einer Verlaſſenen wohl gethan!“

„Bei dieſen Worten zeigte ſich der Tod in den Zügen der Sterbenden, und gab ihnen eine erſchütternde Beſtätigung. Wir ſenkten ſie in die Kiſſen, ſie ſeufzte — und war nicht mehr!“

„Wir hielten uns in feſter Umarmung umſchloſſen. Ich ſchluchzte laut. Wehmuth, Bewunderung, Reue wollten mir das Herz brechen. Eva! ſtammelte ich, wie gut, wie edel biſt Du! Wie ſehr habe ich Dich verkannt! O ich verdiene Deine Liebe nicht! Doch! Doch! erwiederte ſie, und lächelte wie eine Selige; Du wirſt mir künftig vertrauen. Und was iſt's Großes, das ich gethan? Ich habe ein Erbtheil ausgeſchlagen, das mich der Gefahr ſchmerzlicher Täuſchungen mehr noch ausſetzen könnte, um es auf Dich zu übertragen, der es das fehlende Mittel zu der Erfüllung Deines theuerſten Wunſches gewährt. Deine Dankbarkeit, liebe Leopoldine, überſchätzt das kleine Opfer. Ich ſah Deinen ſtillen Gram, Dein ſichtliches Vergehen — und beſchloß Alles aufzubieten, um Dich der Freude wiederzugeben. Du, als eine friſche, knospende Blüthe bedarfſt Sonnenſchein, um Dich Deiner Beſtimmung gemäß zu entwickeln; ich, und hier rollten langſam ein paar Thränen über Eva's blaſſe Wangen — komme mir dagegen als eine Immortelle vor, welcher der Sturm des Lebens nichts anhaben kann. Ihre Farben blaſſen nicht ab in ſeinen ſchwülen Schauern, ihre Blätter fallen nicht unter ſeinem Rauſchen, weil ihnen das zarte, duftige Leben der Liebe fehlt.“

„O Eva! rief ich ergriffen, die Schönheit Deiner Seele feiert einen ewigen Frühling; und es giebt noch Männer, die für Deinen Werth empfänglich und Deiner Achtung würdig ſind! —“

„Eva ſchüttelte in leiſem Zweifel den Kopf, und drückte der Leiche die Augen zu. Sie ſprach, ich würde nicht einſam ſterben; mit dieſer ſchönen Verheißung haſt Du Vollendete mich geſegnet, und ſo will ich zu Deinem Andenken und ihrem Unterpfande dieſen Ring tragen. Sie zog einen kleinen Carneol mit dem eingeſchnittenen Namenszuge der Verſtorbenen von dem erſtarrenden Finger, und ſteckte ihn an den ihrigen.“

„Wunderbar genug betrug die Verlaſſenſchaft der Mamſell Melzer gerade ſechstauſend Thaler in Pfandbriefen. Ich ward Deine glückliche Braut, und bald darauf Deine Frau. Wir zogen hierher, und in dem erſten Jahre unſerer Ehe lernte ich einſehen, daß die Forderung Deines Oheims eine vernünftige und billige geweſen war; denn wir hätten fürs erſte ohne den Ertrag meiner Mitgift nicht beſtehen können. Eva hatte mir das Verſprechen abgenommen, Dir ihre großmüthige Verzichtleiſtung ſo lange zu verſchweigen, bis ſie ſelbſt mich dieſer Verpflichtung entbände, und das Schickſal ſetzte mich des gegebenen Wortes wegen auf eine harte Probe.“

„In dem Briefe, worin Eva mir ſpäter den Tod meiner guten Mutter meldete, gab ſie mir in einem eigens für mich geſchriebenen und nach ihrem Bemerken allein zu leſenden Einſchluſſe die erſchreckende Nachricht, daß ſie durch einen ungeheuern Bankerott ihres Vormundes um ihr ganzes Vermögen gekommen, und nur wenig Hoffnung habe, den geringſten Theil deſſelben gerettet zu ſehen. Sie wolle, ſchrieb ſie mir, lieber ſelbſt eine Kunde geben, die ohnehin öffentlich geworden ſei, und mir ſchwerlich ein Geheimniß geblieben wäre, doch fordere ſie mich jetzt mehr als jemals zu dem gewiſſenhafteſten Schweigen gegen Dich in

Betreff jener Erbſchafts-Angelegenheit auf, da ſie ſich nimmer entſchließen würde, eine Schadloshaltung von mir anzunehmen. Auch ſolle ich unbeſorgt um ihr Schickſal ſein. Sie habe bereits über ſich verfügt, und gehe nach Graubergen, dem Landgute der Frau von Sellmar, als Geſellſchafterinn dieſer jungen, reichen Wittwe und als Erzieherinn von dem einzigen, liebenswürdigen Kinde derſelben. Ich ſolle ferner es nicht als eine Verſündigung an unſerer Freundſchaft betrachten, daß ſie nicht in unſerem Hauſe Zuflucht und Wirkſamkeit geſucht hätte. Nach ihrem Dafürhalten wäre es dem Weſen einer beginnenden Ehe nachtheilig, wenn ein Drittes, und wäre es auch das geliebteſte und beſte — ſich dem Vereine zweier Herzen zugeſelle, die ſich ſelbſt genug ſein müßten. Einſt, wenn unſere eheliche Verfaſſung durch Verjährung feſt geworden, und das gegenſeitige Vertrauen ein begründetes ſei, wolle ſie zu mir kommen und den Bund erneuen, den unſere Kindheit geſchloſſen und Leid und Freude unſerer Jugendtage befeſtiget hätte.“

„O mein Fritz! Mit welchen Empfindungen las ich dieſes Schreiben! Zwar ging mir der Verluſt meiner Mutter zu Herzen; doch ſie hatte lange gelitten, und ihr war ja auf ewig ausgeholfen! — Aber Eva's Geſchick zerriß mir die Seele. Dieſe Edelmüthige ſollte zu dem Looſe einer vielleicht drückenden Abhängigkeit verurtheilt ſein, während ich, wohl verſorgt und gleichſam auf Roſen gebettet, von den Früchten ihrer Entſagung ſchwelgte. — Ich ſchwankte lange; allein ich kannte Eva's Feſtigkeit, und durfte glauben, daß ſie von meinen dringendſten Bitten eben ſo wenig eine Theilung des mir abgetretenen Erbes annehmen, als zu dem Entſchluſſe gebracht werden würde, zu uns zu ziehen.

Du, lieber Mann, ſaheſt in meiner damaligen Gemüths-Unruhe nur den kindlichen Schmerz um der Mutter Heimgang, und ich mußte Dir einen wahreren Grund derſelben verhehlen. Sechs Jahre ſind ſeitdem verfloſſen. Eva's Briefe berichteten mir von ihrem Ergehen nur Gutes; doch immer quälte mich der Zweifel, ob ſie auch, in der milden Abſicht, mein Gefühl zu ſchonen, mich täuſchte? — Da leſe ich vor einigen Wochen in den Zeitungen die Bekanntmachung von der zweiten Verheirathung der Frau von Sellmar. Noch an demſelben Tage ſchrieb ich an Eva, und bat ſie, mich meiner Pflicht, die mir ſehr ſchwer geworden, zu entlaſſen. Ferner mahnte ich ſie an ihre Zuſicherung, daß ſie einſt zu uns kommen wolle, und beſchwor ſie mit den rührendſten Vorſtellungen, mich nicht durch fortdauernde Verſchmähung meiner Dankbarkeit zu kränken. Ich darf nunmehr ihre Erlaubniß, Dir unſer Geheimniß mitzutheilen, wie ihre nahe Ankunft bei uns vorausſetzen, und ſo konnte ich heute dem Drange nicht widerſtehen, Dir in einem Beiſpiele eigener Erfahrung eine beſſere Meinung von der Natur freundſchaftlicher Geſinnungen eines weiblichen Herzens beizubringen, als welche Du an den Tag legteſt, und Dir zugleich ein Bild meiner Freundinn zu entwerfen, welche Deinen wärmſten Empfang verdient.“

Der Hofrath hatte dieſe Erzählung mit lebhafter Theilnahme angehört. Jetzt ſtand er auf, ſchlang ſeinen Arm um Leopoldinens ſchlanken Leib und ſagte: „Du haſt mich gerührt, in innerſter Seele bewegt — und für eine muthwillige Laune auf die empfindlichſte Weiſe beſtraft. Nie wieder, ich gelobe es Dir! ſoll der von Dir berichtigte Gegenſtand die Zielſcheibe meines Spottes werden, und die Flachheit und Selbſtſucht eines Geſchlechtes mich zu Ausfällen reizen, daß einen Engel wie Deine Eva, und ein ſo menſchlichholdes, treuherziges Weib wie meine Poldine, unter ſeine Ausnahmen zählt. Und wüßteſt Du, was es einem Satyriker koſtet, irgend Etwas von ſeinen Pfeilen auszunehmen, und mit der Sucht, woran er krankt, zu verſchonen: Du würdeſt mit Deinem Siege über mich zufrieden ſein! — Beſchämter noch würde der reuige Sünder Deinen frommen Augen und dieſem Heiligenbilde gegenüber ſtehn, käme ihm nicht der günſtige Umſtand zu Statten, daß er dem Beſchluſſe Deiner Erzählung eine Nachricht anfügen kann, die ihr frohe, erfreuende Endſchaft giebt, und jene anmuthige Trübſeligkeit (er deutete aufs Eva's Bild) zu einer vorübergegangenen Wolke macht. Deine Freundinn kommt bald — heute noch — ſtill Poldinchen! kommt als Braut eines liebenswerthen Mannes. Sie giebt dem Bruder der Frau von Sellmar ihre Hand, der von bitteren, kränkenden Erfahrungen aus der Geſchäftswelt vertrieben, auf ein einträgliches Amt reſignirte, und auf weiten Reiſen Treue unter den Menſchen und den verlorenen Glauben an ihre Redlichkeit ſuchte. Er iſt ein reicher Mann, und kehrte erkräftiget an Seele und Leib vor einem halben Jahre zurück, lernte Eva kennen und lieben, und hat jetzt ſeiner Schweſter das Gut abgekauft, um im Schooße der Natur und Liebe zu wirken und zu genießen.“

„Doch, Frauchen, nun kein Wort mehr! Es ſchlägt drei Uhr; auch höre ich Deine Damen kommen“ — und ſchäkernd entſchlüpfte er der Bittenden.

Wie viel Vergnügen und Intereſſe Leopoldine auch ſonſt an den Vorleſungen fand, welche allwöchentlich in einem kleinen, vertrauten Kreiſe von Verehrerinnen der Lectüre abgehalten wurden, ſo war doch heute ihre Aufmerkſamkeit dafür geſtört, und ihr Wunſch der Stunde zugewendet, wo ſie gewöhnlich aufzuhören pflegten. Jedes ferne Geräuſch, jeder Gang auf dem Vorſaale, vervielfältigte den Schlag ihres Herzens, und riß die Fäden des Zuſammenhanges für ſie ab, weßhalb ſie ſich denn bei den epiſodiſchen Urtheilen über das Geleſene ſchweigſam verhalten mußte.

Endlich ward die Sitzung geſchloſſen, und als das Hausmädchen den Fortgehenden die Treppe hinableuchtete, rollte ein Reiſewagen vor die Thüre, und eine Dame im Schleier eilte mit flüchtigem Gruße an der Geſellſchaft vorüber, und in die Arme der laut aufjauchzenden Hausfrau. Eva Wiedeborn, blühender als jemals, hing in dem Entzücken des Wiederſehens an Leopoldinens Halſe, und der ſchüchterne Ernſt, womit der herbeigekommene Hofrath die Angekommene begrüßte, zeigte von der tiefen Ehrerbietung, die er ihrer hohen Tugend zollte.

Der Abend war unter fröhlichem Geſchwätz, wie ein Augenblick, verſchwunden. Jetzt begleitete Poldine die bräutliche Freundinn in das heimliche Gaſtſtübchen, um hier in trauter Stille über manches zu ſprechen, was ſich nicht vor das Ohr des Gatten geignet. Mit dem Anſehen der Erfahrung unterrichtete ſie die lauſchende Hörerinn von den unvermeidlichen Unvollkommenheiten des Ehelebens, von den Grillen, denen auch der beſte Mann nachhänge, und meinte, die harmloſe Sorgenfreiheit der Mädchenjahre ziehe gewiß ſehnende Rückblicke auch der glücklichſten Frau in die Vergangenheit.

Zwar verſicherte ſie, ihr Rudolphi ſei gut und brav, und liebe ſie noch wie in den Flittertagen; aber dennoch habe ſie von ſeiner angeſtammten Heftigkeit und Hitze manches zu ertragen. Auch ſetze ſie ſein ſatyriſcher Hang oft in peinliche Verlegenheiten, und das Erträglichſte davon wäre noch, wenn er in Ermanglung anderer Anläſſe die Schwachheiten ſeiner eigenen Frau durch die ſcharfe Hechel ſeiner Zunge zöge; wenigſtens wäre der Fond ihrer Geduld und Liebe ſo reich, um auch die erſchöpfendſten Anſprüche daran ſtets decken zu können.

Nach dieſem General-Berichte über den Zuſtand ihrer ehelichen Zufriedenheit kam Leopoldine mit fließender Beredſamkeit auf alte Geſchichten. Sie erzählte, daß die ſteinreiche Frau, welche Vetter Wohlfahrt noch vor Eva's Abgange geheirathet, ſich von ihrem Manne habe ſcheiden laſſen, um nicht ſpäter als Bettlerinn von ihm gehen zu müſſen; daß er bei der zweiten zwar ein wenig vorſichtiger wirthſchafte, doch dafür die Treue verſplittere, die der Gattinn allein gehöre.

Und nun gedachte Poldine ihrer jungfräulichen Wohlthäterinn und der glücklichen Stunden, welche ſie bei dem Unterrichte im Nähen künſtlicher Filet-Muſter in dem altfränkiſchen Zimmer der Mamſell Melzer verlebt hatten. Die Erinnerung an jene unvergeßliche Scene am Sterbebette der Ruhenden ſchlug auf den hellklingenden Saiten dieſer Unterhaltung tiefere und leiſere Accorde an, und jetzt nahm Eva der in Rührung Verſtummenden das Wort ab, und ſagte: „Jene Augenblicke, vielleicht der reinſten und höchſten Wonne, die ich je gefühlt, gründeten auch mein Glück für immer.“ Hätte ich auch nur mit Dir getheilt, ſo würde ich bei dem Verluſte meines Vermögens mich ſchwerlich entſchloſſen haben, in einem fremden Hauſe mein Brod zu ſuchen, da die Hälfte unſeres Erbes meinem geringen Bedürfniß genügt hätte. Allein jener Nothentſchluß ſollte mich meinem Glücke zuführen. In den Tagen, wo ich in Deiner Mutter die Meinige noch einmal verloren hatte, und mich nun ganz verlaſſen glaubte — richtete mich wie ein tröſtender Geiſt das Andenken an den letzten Segen der guten Melzer auf.

Er iſt in Erfüllung gegangen; denn — *ich werde nicht einſam ſterben!* — Eva hielt die zarte Hand, woran der Erbring prangte, vor das benetzte Auge, und eine freudeglänzende Thräne rollte auf den Carneol.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Neunter Band.

Blumen. Fünfter Band.

Hannover, 1841
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung

Die Paſſionsblume.

Nicht, wer ſich vieles eignete, nenneſt Du
wahrhaft geſegnet; würdiger heißet Dir
ein Mann des Segens, der, was Götter
ſendeten, weiſe genießt und dankbar.
Auch harte Armuth wohl zu erdulden weiß,

. . . .

nicht zagend, für traute Freunde,
oder für Herd und Altar zu ſterben!

Horaz

Die Faſtenpredigt war nun aus; doch der ſie gehalten, ſäumte heimzukehren. Es war dies der Candidat Johannes Mild, der allezeit willige Nothhelfer des Miniſteriums zu A...... Jungfer Chloe Anſorge, die graue Veſta ſeines häuslichen Herdes, ſeine nahe Verwandte und Taufpathe, ſtand an dem Fenſter des niedlichen Vorſtadthäuschens, das dieſe ſtillen Eheloſen bewohnten, und harrete ſein. Sie ſah mit zufriedener Miene den Strom der Zuhörer, welche dieſer beliebte Kanzelredner wieder gehabt, dem Kirchwege entwallen, ſie hörte im Geiſte das Lob ihres Lieblings, ihr Auge hätte die Menge der Andächtigen zählen und jeden Einzelnen darunter erkennen mögen. Einige Equipagen der Vornehmen brauſeten drein, und hell ſpiegelte der Wagen ſeiner Lack, das blanke Geſchirr der Pferde den warmen Strahl der Märzſonne zurück, auch in dem Goldſchnitte oder den ſilbernen Haften der Geſangbücher, welche ehrſame Bürgerinnen im Arme trugen, glänzte ſie wider. Doch mit einem Seufzer, der dem Verfalle frommer Sitten galt, bemerkte die noch immer ſcharfſehende Chloe, wie ſo Wenige in dieſer zahlreichen Gemeinde, und zwar die letzten nur — in dem ſchicklichen Schwarz und Weiß der Paſſionszeit einhergingen. Sie nahm Aergerniß an mancher rothen Bandſchleife, womit die Luft ein loſes Spiel trieb, an mancher Hutfeder, die hoffahrtig über einem Haupte nickte, das ſich für ſeinen niedrigen Stand, offenbar zu hoch trug. Der ſtille Eifer, in dem die ferne Beſchauerinn das Volk des Herrn und ihres Vetters richtete, war gemiſcht aus religiöſem Mißfallen an dem eitlen Modeprunke, den die Kinder der Welt dem Gewande der Demuth vorzögen, und einer ſtummen Klage um Friedrich den Einzigen, der durch die Regel einer Kleiderordnung einſt Jeden in ſeine Schranken gewieſen. —

Aber der große Herrſcher lebte nicht mehr! und ſein Geiſt, längſt weidend unter Lilien jener Freuden, deren blühendes Sinnbild hienieden ſchon den Schmuck der Könige beſchämt — war erhaben über Sammet und Seiden, worauf ſein ehrwürdiger Staub verwitterte! Jetzt waren die Kirchgänger vorüber, und kein verſpäteter Schritt eines ſchleichenden Greiſes, eines trippelnden Mütterchens mehr zu ſehen. Die Glocken, welche ein Gedächtnißlied bei leergewordenen Bänken begleiteten, hatten ausgeklungen. Jungfer Chloe ſtand auf Kohlen der Erwartung, indeß das glimmende Feuerchen, woran der Caffee vergarte, der dem Candidaten aufgehoben war, allmählich erloſch. Noch immer blieb er aus, und Chloe, ſeine Weiſe kennend, wunderte ſich zwar nicht, doch hatte ſie heute beſondere Urſache zu wünſchen, daß er nicht allzuſpät nach Hauſe käme. Der Sonne roſiger Schein verſchwand, die feuchten Schatten des Frühlingsabends dämmerten herauf, und Hesperus blickte aus dem tiefen Blau des Himmels; der blaſſe Mond ſchwebte höher und warf jetzt einen ſchwachen Schimmer in den dunkelnden Raum, wo Chloe ängſtlich wartete. Sein bleicher Glanz umfloß die weiße Wand voll ſchwarzer Schattenriſſe; die Verklärung eines Kirchhofs für das Andenken! denn es waren lauter Verſtorbene, in deren kranzförmiger Mitte ein köſtlicher Kupferſtich des Apoſtels hing, nach dem der Candidat genannt war, kenntlich an dem Adler, der ſeinen Sonnenflug durch die Höhen des Aethers nimmt.

Es klingelte ſachte an der Hausthüre. „Nun endlich!“ rief Chloe, und eilte dem erſehnten Vetter aufzuthun. Er ſchritt über die heimiſche Schwelle. Eine ſchlanke, edle, wenn auch etwas gebeugte Geſtalt! weder ſtolz noch kräftig, und über die Jahre der Jugend hinaus. Sein Geſicht, blaß und ziemlich hager, war beſeelt in jedem Zuge. Aus den großen dunklen Augen blickte Geiſt und Klarheit des Gemüths, Wehmuth ſchien die offene Stirne bewölkt zu haben, und um den Mund, der ſich vor wenig Stunden erſt aufgethan, den Gekreuzigten zu verkünden, ſchwebte ein rührendes Lächeln, als hätte die Geduld es hervorgerufen, als weile der Blick ſeiner Seele noch auf ihrem Urbilde.

Die ſchneeweiße Wäſche ſeines Anzugs ſtach faſt blendend gegen den ſchwarzen Ueberrock ab, in deſſen Bruſtknopfloche ein paar Schneeglöckchen hingen.

„Guten Abend, Pathe Chloe!“ ſagte er, denn in früherer, frömmerer Zeit war es üblich, chriſtliche Verbindlichkeiten ſogar den Banden des Blutes vorzuſetzen. —

„Gottlob! lieber Johannes, daß Du endlich kommſt!“ erwiederte ſie ſeinen Gruß, in dieſem dankenden Ausruf den beſcheidenen Vorwurf über ſein langes Ausbleiben verſteckend. „Wo aber biſt Du denn ſo lange geblieben? Gewiß haſt Du bei Seniors Caffee getrunken und Dich dann verplaudert.“

Der Vetter verneinte dies; er legte Hut und Stock ab, und ſprach zwiſchen inne: „Zwar ward ich eingeladen dazu, aber die Bruſt war mir ſo voll, ich mußte hinaus in die große Sacriſtei der Natur, und das Gefühl, das meine Seele durchdrang, auszittern laſſen in freier Frühlingsluft.

Es war ſo ſchön draußen! der blaue Dom, die ſingende Lerche über mir, die Fernen, von einem lichten Dufte umfloſſen, der Bäche rauſchendes Gemurmel, ihr hüpfendes Geſchwätz, das ſich freuet, dem Drucke des ſchweigſamen Froſtes und ſeiner ſtarren Feſſeln entronnen zu ſein: — dies alles ſprach mich mit Tönen des verjüngten Lebens an. Ich brach die erſte Blume des Jahres, welche in ihrem zarten Kelche die Farben des Winters und Lenzes vermählt, und Schauer der Ewigkeit gingen durch mein Gemüth. Da vergaß ich der Zeit — die Uhr ſchlägt den Glücklichen nicht!" —

Die gute Chloe, welche Schiller nicht geleſen — antwortete hierauf: „Nun ich dächte, die Stadtuhren würden in den nächſten Dörfern noch gehört, und meilenweit wirſt Du doch nicht gegangen ſein! wenn Seniors es nur nicht etwa übel genommen haben — und hier iſt der Caffee, den ich in Reſerve hielt, verpriezelt. Der Leib aber bedarf auch ſeiner Ausrichtung, wenn der Geiſt arbeitet und eine Speiſe hat, wovon man nicht weiß — und ſo bitte ich Dich, lieber Johannes, genieße etwas! Du ſiehſt unbeſchreiblich matt aus!"

„Ich bin nicht hungrig," erwiederte dieſer freundlich, und ſatt im ſeligſten Genuſſe; „doch werde ich zu Abend eſſen, was Sie mir bereiten wollen."

„Das iſt mir lieb!" ſprach die gutmüthige Jungfrau und griff in geſchäftiger Haſt nach dem Schlüſſelbunde. „Du ſollſt zufrieden ſein, Johannes! ein Bierſüppchen aus dem Eſſeſſ, ich habe noch eine Neige Wein, die gieße ich zu — und Zucker und Zimmet will ich auch nicht ſparen; dann ein paar Schnittchen Kalbsbraten von geſtern, er zerfloß im Munde, und aufgewärmt iſt er mir noch lieber — einen

Löffel voll Preißelbeeren für Dich, und für mich ein Reſtchen Gemüſe, was ich vom Mittag übrig habe.“

Der Candidat ließ ſich in ſchweigender Gefälligkeit den Küchenzettel gefallen, der nun einmal der liebſte Vorgenuß ſeiner häuslichen Pathe war. Er hielt ihr das unſchuldige Selbſtlob gerne zu Gute, denn Chloe war eine treffliche Wirthſchafterinn, und im Beſitze eines Arcanums, welches leider! wie manch anderes Geheimniß der goldenen Sparſamkeit, verloren zu gehen ſcheint, der großen Kunſt, mit Wenigem herrlich Haus zu halten.

„Nun dieſe Hauptſache abgemacht iſt,“ ſagte Chloe erleichterten Muthes, „komme auch das Uebrige daran. Hier iſt ein Brief vom Poſtlauer Paſtor; der expreſſe Bote, welcher ihn brachte, da Du kaum fort warſt zur Kirche, iſt weiter gegangen nach Oderwalde, wo der Oberförſter, des Paſtors Schwager, vorige Woche das Unglück gehabt hat, ſich mit einem Schießgewehre, das unverſehens losgegangen iſt, gefährlich zu verwunden. Ich ſage Dir, die Geſchichte iſt ganz ſchrecklich! der Bote ſoll dort nachfragen, wie es um den Oberförſter ſtehet, der hart und feſt danieder liegt — und will ſich morgen in aller Frühe die Antwort abholen. Es war ein recht vernünftiger Menſch, ich fragte, ob etwas in Poſtlau vorgefallen: ein Wort gab das andere — und er wußte richtig, was im Briefe ſtehet. Sie wiſſen Dich wieder einmal, Du guter Johannes! Der Paſtor, dem der Bedarf für ſeine große Familie und Gaſtfreundſchaft zu Kopfe wächſt, hat ſich ſchon lange im Stillen nach einer beſſeren Stelle umgeſehen, und ſich unlängſt bei einer Vacanz, da unten im Lande — ſt! der Name iſt mir doch entfallen — zu einer Probepredigt gemeldet. Sie war ihm zugeſtanden, und alſo anberaumt worden, daß er ſie am Sonntage vor vierzehn Tagen hätte halten müſſen. Nur aber kommt ein junger Candidat, der dort auch ambirt, und nächſten Sonntag, wo wir Palmarum haben, an die Reihe käme, um die Vorgunſt ein, mit dem Poſtlauer tauſchen zu dürfen, weil er ſpäter in unverſchieblichen Angelegenheiten verreiſen müßte. Man willigt in dies Begehr, und dem Paſtor war es ſogar erwünſcht der ausgetretenen Gewäſſer wegen, welche den Weg dahin gefährlich machen ſollen und nicht zu umfahren ſeien. Nun aber, da der Poſtlauer ſich rüſten möchte zur Predigt wie zur Reiſe, wächſt ihm ein ſogenannter Wochentölpel zu, der ihm den Kopf zwergartig auseinander treibt, und die Gedanken fieberhaft verwirrt. Wer ihn ſo ſähe, meinte der Bote, — erſchräke ſicherlich vor dieſer entſtellenden Geſchwulſt, und es würde von ihm heißen: Sie entſatzten ſich vor ihm! — Die Zeit iſt viel zu kurz, als daß dort eine andere Einrichtung getroffen werden könnte, ſo nimmt nun der Paſtor in dieſer dringenden Verlegenheit ſeine Zuflucht zu Dir, und hofft, daß Du ihn vertreten werdeſt. Jedoch, wenn jene Gemeinde nun Unrecht verſtände, und Dich zu ihrem Seelſorger wählte, wie würde es dann ſein? — Die Vorſehung muß Dir am Ende ein X für ein U machen, wenn Du zu einem Amte kommen ſollſt; denn von ſelbſt bewirbſt Du Dich nicht.“

„Bewerben?“ fragte der Candidat und lächelte; es lag ein tiefer Schmerz in dieſem Lächeln, und der Ton, womit er dies einzige Wort ausſprach, faßte die ganze Vergeblichkeit ſeines Begriffs in ſich und war der Nachklang einer Elegie. „Laſſen wir es gut ſein, Pathe Chloe,“ ſagte er liebreich und trüben Erinnerungen abgewendet; „ich habe mein Brod, und bin zufrieden.“

„Brod!“ erwiederte Chloe mit gereizter Fürſorge, „ja, das weiß der liebe Gott! Du würdeſt Dich auch mit dem trockenen begnügen, wenn es nicht anders wäre; doch, wer nicht wirbt, der verdirbt! lautet das Sprichwort. Wie viel beſſer könnteſt Du es aber haben, wenn Du meinem Rathe gefolgt, und Dich hier oder da gemeldet hätteſt! Jede Gelegenheit ließeſt Du Dir bisher entgehen. Du ziehſt willig den Talar an, ſo oft einer der Herren Geiſtlichen am Orte oder in der Gegend lieber im Schlafrocke bleibt; Du biſt ein Mädchenſchulmeiſter bloß privatim — da Du bald ein Ephorus ſein könnteſt. Neulich ſitze ich allein, Du wareſt weggegangen — da klingelte es, ich hatte mich eingeriegelt. Als ich öffne, ſteht ein Landmann vor der Thüre, der mich fragte, ob er hier recht ſei bei dem Candidaten Nothnagel? Ach! ich merkte gleich, man hatte Dich ſpottweiſe ſo genannt. Ich verſichere Dich, die Frage, welche der Mann in ſeiner leichtgläubigen Einfalt an mich richtete, ging ſcharf durch mein Herz, und ſchlug einen Nagel zu meinem Sarge! Ich ließ ihn hart an, und weinte hernach ſtill für mich, daß der Sohn meiner ſeligen Schweſter dem Witze der Läſterer zur Zielſcheibe, der Trägheit zum Deckel dient, wo er in Würde und Segen den Hirtenſtab ſeines Amtes leitend und züchtigend führen könnte."

Dieſe lange und eifernde Rede ſeiner Baſe hatte den ſanften Johannes doch aufgeregt. Ein flüchtiges Roth färbte ſein Geſicht, und der Klang ſeiner Stimme erhob ſich wie das leiſe Zürnen des Donners, der ſtärker und ſtärker rollt, und als ein Strafgericht über die verſtummende Welt geht — da er ſagte: „In Würde und Segen! Bathe Chloe! ich hoffe noch ſtets alſo an heiliger Stätte geſtanden zu haben! aber" — ſetzte er mit fallendem Tone hinzu, „ich weiß ſchon, daß es nur eine Umſchreibung war, welche Sie dieſen Worten gaben, die eigentlich heißen: „in Amt und Einnahme! doch jeder Beruf iſt ein Amt, und ich habe den, welchen ich in mir empfand, treu zu erfüllen geſucht; Genügſamkeit aber iſt das reichlichſte Einkommen!“

Chloe fühlte einen leiſen Stich des Gewiſſens, ihrem pflichteifrigen Vetter zur Laſt gelegt zu haben, was vielleicht nur Folge und Schuld eines früheren Unglücks in ſeinen Beſtrebungen war. Sie wußte nichts Genaues hierüber und nur ſo viel, daß Johannes vor mehreren Jahren einige Male Probe gepredigt hatte.

Er ſprach wenig, am wenigſten von ſich ſelbſt, und verſtand es, unzugänglich für Fragen der Neugier zu ſein. Chloe meinte für ſich, Johannes möchte wohl früherhin ein blöder mißfälliger Redner, und der hinreißende Beifall, den er jetzt hier und überall fand, ein ſpäter erworbener ſein; aber ſie hielt es für einen geheimen Stolz, daß er ſich keine Mühe mehr um eine Verſorgung geben wolle.

Der Candidat ſchien verſtimmt; und Chloe freuete ſich ſchlau des Mittels, die Harmonie ſeines reinbeſaiteten Gemüths wieder herſtellen zu können. Sie brachte einen verdeckten Gegenſtand daher, lüftete die leichte Hülle und ſprach: „Die gute Natalie war hier, und wollte Dir mit dieſer Blume eine Freude machen. Sieh nur einmal, was Menſchenhände nicht können! Geſchickter wird unſerm Herrgott kaum ein Werk nachgeahmt worden ſein; es iſt erſtaunlich! Das liebe Kind! wie flink mögen die zarten Fingerchen dieſe kunſtreiche Arbeit gefördert haben, da ſie für Dich beſtimmt war!“

Eine Paſſionsblume, fein und ſauber aus Wolle und Seide zuſammen gefügt, und auf biegſamen Drath gewunden, breitete ihre melancholiſchen Blüthen unter dem Gezweige grüner, ſchattirter Blätter aus einer kleinen Vaſe von farbigem Porzellain. Johannes Augen leuchteten; ſein Geſicht glänzte, wie im Widerſcheine eines Engels. Er berührte das weiche Geflecht der Blume, als nähme er ſie damit in Beſitz; „O Natalie! welch ein liebes Geſchenk iſt dies! Du haſt ſinnvoll gewählt, als Du aus Florens heiterm Reiche dieſe Blume mir zueigneteſt. Sei gegrüßt, ſchönſte Blume! wie lieb, wie lieb biſt Du mir, holdes Abbild tiefer Schmerzen! Die Roſen der Erde verwelken im Staube, der Dornenkranz aber umſchlingt die Schläfe der Unſterblichen als eine Ehrenkrone der Vergeltung!“ Chloe zog ſich ſacht zurück, die Küche zu beſchicken. Sie überließ den Candidaten ſeinen tiefſinnigen Betrachtungen.

Er ſaß am Schreibtiſche, als ſie nach einer langen Weile das Gedeck aufzulegen kam, und die Paſſionsblume, bedeutſam zwiſchen die Väter der Kirche geſtellt, die dort in düſteren Reihen dem Candidaten zur Hand waren, ſchwankte leiſe im Luftzuge der geöffneten Thüre.

„Wenn es Dir nun gefällig wäre, Johannes“ — ſagte Chloe mit halblauter Einladung im Rücken des Scribenten. Dieſer legte die Feder nieder, ſtand auf und trat an den kleinen Tiſch, worauf in größter Ordnung jedes Geräth, deſſen man zum Eſſen bedarf, obgleich ſichtlich verbraucht, doch reinlich glänzte.

Der Candidat blickte in den wallenden Dampf der Suppe, faltete dann die Hände und ſprach: „Gott! laß mit Dank und ruhigem Gewiſſen uns fröhlich Deine Gütigkeit genießen! Amen.“

Chloe legte vor und freuete ſich, daß es dem Vetter ſchmeckte. Sie ſelbſt aß äußerſt wenig. Jetzt legte Johannes die Serviette zuſammen, die Vaſe rückte den Stuhl.

Beide erhoben ſich, und nun ſprach Chloe das Gebet, von dem ſie in der Unerſchöpflichkeit ihres Redefluſſes gerne ein volles Maß gab. In andächtiger Salbung ſtrömte ſie die Worte aus, während ihr Auge ſparſam die geringen Ueberreſte des Mahls ſammelte: „Nun Gott Lob! wir ſind auch ſatt; unſer Schöpfer ſei geprieſen, daß er ſeine Gute hat uns ſo mildiglich erwieſen! unſer Hunger iſt vertrieben, und iſt auch noch übrig blieben. Laß uns ferner ſo viel Brod, als uns nöthig iſt, beſcheiden, und uns nicht im Alter Noth oder ſonſten Mangel leiden; daß wir nicht um einen Biſſen unſre Feinde bitten müſſen! Segne, was am Vorrath bleibt — ſegne unſern ſauern Heller! ſegne, was ein Jeder treibt — ſegne unſere Küch' und Keller, ſegne uns! an Deinem Segen iſt das Wichtigſte gelegen!“ Ein duldſames Lächeln, der Spott eines Frommen, ſpielte um Johannes Lippen bei der Erwähnung des Vorraths, der übrig bliebe — und des ſauern Hellers, den Gott ſegnen ſolle. Er bewunderte die Schlauheit der Baſe, welche ſelbſt die Verſe eines Tiſchliedes dem vorhergegangenen Geſpräche angemeſſen zu wählen und ihre ermahnenden Vorwürfe darin fortzuſetzen wußte.

„Nun Johannes!“ ſagte ſie vergnügt, nachdem der kleine Tafel-Abhub beſeitiget war, „jetzt rauchſt Du wohl ein Pfeifchen? Ich reiche Dir die lange mit der Wartburg zu — Du hältſt mein Angebinde werth, das muß ich rühmen! dann plaudern wir.“

Bald ſaßen ſie beiſammen. Das Kleinbild der Feſte wo Luther gefangen, des Glaubens Ketten zerbrach und chriſtliche Freiheit ausſchrieb — brannte heiß im bläulichen Gewölke des Tabacks, und Chloe's müder Fuß bewegte in gemeſſenen Tritten ein nettes Spinnrädchen. Dies häusliche

Geſurre ließ den ſinnigen Johannes in den Traum des vergangenen Tages verſinken. Der Mond ſchien traulich zum Fenſter herein, und glänzte den Rocken an, der ſilberweiß, wie Chloe's erbleichtes Haar, das feinſte Geſpinnſt gab.

„Sage mir doch, Vetter,“ hob Chloe an, und netzte aus dem Gläschen; denn ihre Lippe, wie beredt noch, war ſaftlos geworden — „was beſchließeſt Du hinſichtlich des Poſtlauers? Vielleicht haſt Du ſchon an ihn geſchrieben!“

„Daß ich bereit bin, ſeinen Wunſch zu erfüllen,“ antwortete der Candidat ſo entſchieden, als verwundert über der Baſe fraglichen Zweifel an ſeiner Dienſtwilligkeit. „Obwohl,“ fuhr er fort, mehr mit ſich ſelbſt als zu ihr redend, „ein geheimnißvolles Gefühl, wie ſoll ich es nennen? Scheu, mein ſchlafendes Verhängniß zu wecken, der Sehnſucht alter, gewohnter Zug oder Ahnung? — mich bei dem Gedanken ergreift, wieder ein Mal an Palmarum zu predigen; die Vergangenheit klopft mächtig an mein Herz, und jedes ſeiner Schläge öffnet ein dunkles Pförtchen der Erinnerung.“

„Haſt Du denn ſonſt ſchon am Palmſonntage gepredigt, Johannes? Das ich nicht wüßte!“ ſagte die Baſe, deren gutes Gedächtniß, ein geiſtliches Archiv! keine Nachweiſung davon gab, und hing mit weiten Augen am Munde des Vetters. „Vor unſerer Zeit, Pathe Chloe“ erwiederte der Candidat, und die Baſe wußte, daß damit ihr verwandtſchaftliches Zuſammenleben gemeint wäre.

„O!“ fuhr er fort und ſchauete entzückten Geiſtes vor ſich hin, „wie theuer, wie wichtig war der Sonntag Palmarum mir von Kindheit an! Ich möchte ihn den Tag meines Schickſals nennen. Der ſelige Vater wählte ihn alljährlich zur Confirmation der Kinder und hielt bis an ſein Ende an dieſer Gewohnheit feſt. Wie ſchwoll mir das Herz, wenn nach langen, trüben Faſtenwetter der herrliche Palmſonntag oft im Glanze des Frühlings erſchien, der Kinder geſchmückte Schaar vor unſerm Hauſe ſich verſammelte, die Mutter ſie mit warmer Milch bewirthete, daß ihnen nicht ſchwach würde während des langen Gottesdienſtes — ſich dann Eines nach dem Andern durch die vermittelnde Kammer, wo die Kirchengeräthe verwahrt wurden, nach dem Alkoven ſchlich, und die ſchriftliche Abbitte auf die großrankige Decke über des Vaters Bette niederlegte, als ſolle er unter den Reuethränen der Unſchuld, unter kindlichen Seufzern der Liebe und des Dankes einſchlummern, und welche Aufſätze er nach beendigter Feier alle las, daß ſie in mühevoller Zuverſicht doch nicht umſonſt geſchrieben wären! — wenn dann der Kinder rührender Zug unter dem Hall der Glocken langſam zur Kirche aufbrach, des Vaters ehrwürdige Geſtalt, der Hirt dieſer jungen Seelen, voran — da ging ich in ſchicklicher Entfernung nebenher, um Theil zu haben an dem heiligen Gange, da drängte ich mich dicht hinzu, wenn ſie den Altar umringten, um keines der väterlichen Worte verluſtig zu gehen. Wenn dann die Orgel unter des alten Organiſten gewaltiger Hand erbrauſte, und der Geſang: Dein Zion ſtreut Dir Palmen! aus tauſend Stimmen erſcholl, daß ſelbſt die Todtenkränze in der erſchütterten Luft des Gewölbes bebten; da glaubte ich das Rauſchen der Palmen zu vernehmen, unter denen der Fürſt des Friedens einzöge, ich öffnete ihm mein Herz und beugte mich mit Seele und Sinnen vor dem nahenden Gotte!" — Johannes hielt bewegt inne. Chloe trocknete ſich die Augen und ſprach: „Ja, das war noch gute Zeit! heut zu Tage, wo Alles auf den Schein berechnet iſt, und das Weſen des Chriſtenthums vor lauter Außenwerk nicht eindringen kann in das Gemüth, machen ſie hier und da ein Schauſpiel aus der heiligen Handlung. Die Kinder ſind wohl gar im Stande, alles blind durchzuprobiren, und die Jungfrau, welche erwählt wird, die Beichte oder das Glaubensbekenntniß vorzuſprechen, was gewöhnlich ein vornehmes Kind trifft — iſt eher ein gefeiertes Ballfräulein, als eine Geweihete des Herrn geweſen. Mit Kniebeugung und Geberde — habe ich mir ſagen laſſen — ſtudiren dieſe Töchter der Eitelkeit den heiligen Act ein, wo der Geiſt Gottes, wie eine reine Taube über ihnen ſchweben ſollte.“ Der Candidat ſchien wenig von dieſer Klage ſeiner Baſe um das Geſchlecht der Zeit vernommen zu haben. Er weilte noch traurigfroh auf dem Gedächtniſſe verſchwundener Tage, und fuhr nach einer Pauſe fort: „Ich ſah den Himmel offen in jener Stunde! der Vater predigte von der Aufnahme Chriſti herzandringend ſchön! kein Auge blieb trocken, das Schiff der Kirche war gedrückt voll, die Chöre droheten zu wanken. Als er mir den Kelch reichte, ſtammelte er leiſe mit verſagenden Lippen — ich verſtand ihn doch! eine Thräne rann von ſeiner Wange in das Blut des neuen Teſtamentes. Ich trank den Segen meines Vaters mit dem Weine der Verſöhnung, und fühlte mich entbrannt, ihm ein Sohn zu ſein, an dem er Wohlgefallen hätte. Das Kreuz zu tragen wie mein Heiland ſehnte ich mich, um meine treue Nachfolge beweiſen zu können; ach! wie bald ward es meiner ſchwachen Kraft aufgelegt! — Am Abend vor Himmelfahrt ſtarb mein Vater; an ſeinem Sarge, dem jugendlichen Schmerze faſt erliegend, fühlte ich die ganze Schwere der Prüfung, welche bewähren muß, was wir in Momenten religiöſer Begeiſierung uns zutrauen. — Sie wiſſen, Pathe Chloe! wie gebeugt meine arme Mutter war; auch traf es ſie hart. Während der ſogenannten Gnadenzeit, wo ſie als Wittwe die Einnahme bezog, verſchloßte das Dorf, eine Feuersbrunſt legte ſeine reichſten Gehöfte in Aſche; dies fiel auf ſie zurück.“

„Sie entbehrte ſtill und vertraute Dem, der ein Verſorger der Wittwen und Waiſen iſt. Es war beſtimmt geweſen, daß ich zu Michaelis auf die Stadtſchule ſollte, wo der Vater mir ein anſtändiges Unterkommen auszuwirken gedachte. Jetzt war dieſe Stütze meiner Hoffnung dahin! Der Vormund machte meinem Wunſche zu ſtudiren Schwierigkeiten, und mich mit rauher Härte aufmerkſam, wie arm, wie verlaſſen ich wäre; er ſchlug mir vor, ein Handwerk zu lernen. Da leiſtete meine einziggute Mutter auf ihr kleines Erbe Verzicht, und der Vormund, von dieſer aufopfernden Liebe gerührt, verſprach, ſich meiner anzunehmen. Sie miethete ſich in ein kleines Stübchen ein, und ſpann“ — Johannes ſtockte — dann ſetzte er mit erlöſchender Stimme hinzu: „Doch den geſchenkten Flachs feuchteten einſame Zähren; die Anſtrengung des Fleißes und zehrender Kummer zog den Faden ihres Lebens aus der innerſten Kraft hervor — er lief vor der Zeit ab!“ —

Die Baſe hatte die erzählenden Reminiſcenzen ihres Vetters, die eigentlich ein Selbſtgeſpräch waren, mit theilnehmenden Mienen und Thränen begleitet; doch die Kunſt zu hören war nicht die ihrige. Sie benutzte Johannes verſtummende Rührung, um das Wort zu haſchen und ſprach: „Ja, ich weiß es noch, als wäre es geſtern geweſen, wie mir zu Muthe war, als ich dieſe Nachricht erhielt! Ich ging damals auch nicht auf Roſen, und wünſchte mich an meiner Schweſter kalten Platz im Grabe. Deine Mutter hatte doch wenigſtens eine Reihe glücklicher Jahre gelebt, und ein Kind, an dem ihr Herz und ihr Hoffen hing — ich aber? o Du meine Güte! mein verwaiſetes Loos war herbe, lieber Johannes, ein ſclaviſches!“

Der Candidat warf einen Blick des Mitleids auf die alte Jungfrau, die vielleicht in der ſonnigen Freiheit des Glückes der Beſtimmung ihres Geſchlechtes entgegengereift wäre, und ſie erfüllt hätte, da ſie im finſtern Schatten eines vergeſſenen Schickſals verblüht und fruchtlos verwelkt war. Chloe las eine antheilvolle Frage in Johannes Augen, die rechte Stunde, ſich einmal in beliebiger Breite in alten Geſchichten zu ergehen, ſchien ihr gekommen; denn nicht immer war der ſchweigſame Vetter mittheilend wie heute, oder lieh der Redſeligen ein ſo williges und aufmerkſames Ohr. Das Fädchen lief ſacht durch ihre Finger, da ſie mit fließenden Worten anhob: „Unſere Eltern ſtarben binnen acht Tagen. Beate, Deine Mutter, war zwanzig, ich ſiebzehn Jahre alt. Meine Schweſter kam zu dem Oheim, der eben Wittwer geworden war, um ihm die Wirthſchaft zu führen, dort lernte ſie ſpäter Deinen Vater kennen und heirathete ihn. Mich nahm die gnädige Gräfinn zu ſich auf das Schloß. Es war eine äußerſt hochmüthige Dame, die einen Sparren zu viel hatte — ſonſt that ſie den Armen Gutes, und half fremder Noth wohlthätig ab. — Du weißt, Johannes, mein einziger Taufname heißt: Corona, doch nur der Vater, welcher ihn mir gegeben, ſprach ihn richtig aus, die Mutter nannte mich Krönchen, und mit ihr das Geſinde im Hauſe, die Leute im Dorfe. Die Gräfinn hatte ſich nie herabgelaſſen, ſich um die Familie ihres Magiſters zu bekümmern, doch nun mit Bedauern ſeinen Tod erfahren, und wie traurig das Schickſal ſeiner beiden verwaiſeten Töchter wäre, die innerhalb einer Woche dem Sarge der Mutter und des Vaters folgen mußten. Ein großmüthiger Gedanke erwachte in ihr, und ſie führte ihn auf ihre Weiſe aus."

„Ich hatte die hohe Dame nur in ſcheuer Ferne geſehen, wenn ſie in ihren Gärten luſtwandelte, oder hinter den Gittern der herrſchaftlichen Kirchenloge erſchien, wo die Zierathen des gräflichen Wappens über ihrem ſtolzen Toupé ſchwebten, und ſie allein ſitzen blieb, während die ganze Gemeine das Te Deum ſtehend ſang — und meine Ehrfurcht vor ihrem Range war grenzenlos. Du kannſt Dir daher denken, lieber Johannes, daß mich Zittern und Zagen überfiel, als am Tage nach dem Begräbniſſe des Vaters, der zuletzt ſtarb, ein Lakai vom Schloſſe mich dahin berief, wo ich mich der gnädigen Gräſinn vorſtellen ſollte, die im Sinne habe, für mich zu ſorgen; es war mir, als fordere mich ein Scherge vor das hochnothpeinliche Halsgericht. Die gute Beate ſprach mir Muth ein, ſie wäre gerne mit mir gegangen, um mich mit Redensarten zu unterſtützen; doch der Lakai meinte, dies laute gegen den Befehl ſeiner Herrſchaft, die ihn ausdrücklich nur nach der jüngſten Tochter des verſtorbenen Paſtors geſendet habe, und ihre Ordres ſehr genau zu nehmen pflege. Meine Füße wankten auf dem glatten Getäfel des Fußbodens, den ein wunderſchöner Papagei, keck wie ein vornehmer Herr, mit Hülſen von gekochten Mais bewarf, womit die Gräſinn ihn unter Liebkoſungen fütterte. Ich küßte ihr voll demüthiger Angſt den ſeidengeblümten Rock — ſie ließ mich lange auf einen gnädigen Blick warten. Endlich faßte ſie mich ins Auge und fragte: Wie nennt man Dich, mein Kind? — Corona, antwortete ich ſo deutlich, als es meiner Schüchternheit möglich war. Der Gräfinn Miene verfinſterte ſich, ein häßlich-höhniſcher Zug flog wie Wetterleuchten um den aufgeworfenen Mund, da ſie ſagte: Ei! das iſt ja ein recht erhabener Name, er klingt ordentlich pathetiſch! Sie murmelte etwas von geiſtlichem Stolze in ſich hinein, was ich in meiner Betäubung nicht verſtand. Die Mutter nannte mich Krönchen, erwiederte ich bebend, und wußte kaum mehr, was ich ſagte, nur dunkel regte ſich in mir der Gedanke, dieſe Veränderung meines Namens, welcher der Dame mißfällig ſchien, werde ſie vielleicht damit ausſöhnen. Immer beſſer! ſagte ſie mit ſtechendem Witze, Du haſt wahrſcheinlich einen Bruder, der Scepter heißt und ein Hauskleid von Purpurfarbe? —

„Das Bild des Heilands erglänzte in meinen Thränen; das Herz blutete mir wie ſein heiliger Leib, unter den Geißelhieben des Spottes. Mein unſchuldiges Krönchen, mit dem die mütterliche Zärtlichkeit mich ſchmückte, ward jetzt zu einem Dornen-Diademe, und der ſchwarze, wollne Crepp, worin ich um die lieben Eltern trauerte, hielt die hochmüthige Härte der Gräfinn nicht ab, meine verwaiſete Armuth mit Schmach zu bekleiden. Selig ſind, die da Leid tragen — flüſterte es in mir mit meines Vaters Stimme. Der Gedanke an ſeine frommen Lehren, die unwillkürliche Vergleichung, welche mir vorſchwebte, erhob mich plötzlich über alle Furcht. Ich ſagte: Demuth, Ew. hochgräflichen Gnaden, war unſeres Hauſes Zierde, darum hoffen wir auf Gott, der ſein Antlitz den Stolzen abwendet; meinen chriſtlichen Namen aber — hat mir mein Vater in der heiligen Taufe gegeben. Nur liebend ward er bisher genannt — ich konnte vor Weinen nicht weiter reden.“

„Da öffnete der Papagei ſeinen krummen Schnabel und rief unter gellendem Lachen: O tempora! o mores! ein Sprichwort, das er dem vormaligen Hofmeiſter aufgeſchnappt hatte. Die Dame erröthete. Sie winkte mit der Hand nach dem blinkenden Gebauer, um dem ſchwatzhaften Lieblinge Schweigen aufzulegen, er aber hackte ſie boshaft in die Finger. Nun es iſt gut, mein Kind, ſagte ſie in einem andern Tone; faſſe Dich und ſtille Deine Thränen, Du wirſt es gut bei mir haben. Mache Dich bereit, kunftigen Sonnabend zu mir zu kommen. Sie reichte mir die Hand zum Kuſſe und entließ mich.“

„Mein Gott!“ ſagte Johannes, von dieſer Erzählung empört, „ſo war die Gräfinn alſo nicht richtig im Kopfe!“

„Wie man das nehmen will,“ antwortete die Baſe, „ſie hatte ihre eigene Narrheit, ſonſt galt ſie für eine gelehrte Dame von großem Rufe. — Schweſter Beate erſchrak nicht wenig, als ich ihr ſchluchzend Bericht abſtattete von meinem Empfange auf dem Schloſſe. Sie wußte jedoch Rath. Der Hofmeiſter des Junkers Hermogenius, Herr Abel, ein leutſeliger junger Mann, nur kränklich, war von Beaten gekannt; an dieſen ſchrieb ſie ein paar Zeilen, und bat ihn um einen Beſuch, weil ſie ihn in einer dringenden Angelegenheit zu ſprechen wünſchte. Er kam noch an demſelben Tage. Beate trug ihm die Sache vor, und bat ihn um ſeine gewiſſenhafte Meinung, ob es zu wagen wäre, ſich einer ſo wunderlichen Frau, wie die Gräfinn ſich gezeigt, anzuvertrauen? Sie wolle, wenn er es widerrathe, o die gute Schweſterſeele! Gott lohne ihr im Himmel dafür! unter fremde Leute gehen, und den Oheim zu bewegen ſuchen, mich an ihrer Statt anzunehmen. Der Hofmeiſter lächelte gerührt und ſprach: Jungfer Corona folge nur immerhin ihrer Berufung auf das Schloß, und laſſe alle Sorgen dahinten, freilich den Namen auch, denn der — das merke ich nun wohl — wird nicht paſſiren dürfen. Die Gräfinn hat unglaubliche Grillen; doch iſt ſie wirklich ſo übel nicht, und es kommt Alles darauf an, wie man ihre Seltſamkeiten zu behandeln verſteht. — Obgleich eine gute Proteſtantinn, firmelt ſie nur gar zu gerne, und ihr angeborener Stolz iſt mit einem leidenſchaftlichen Geſchmack an dem Hirtenweſen vermiſcht, wie es Geßners Idyllen und Gellerts Gedichte ſchildern; ſo daß ſie wohl im Stande wäre, gleich dem König René, die Schafe ſelbſt zu hüten. Den Schloßgarten nennt ſie ihr Arkadien, und die Statuen der alten heidniſchen Götter darin müſſen jeden Morgen, ſo lange es Blumen giebt, friſch bekränzt werden."

„Die Kammerjungfer heißt Galatee, das Stubenmädchen Doris, der Gärtnerburſche Montan — und ſo fort. Ich habe, mich dieſer ſchuldloſen Liebhaberei gefällig zu erweiſen, zu dem nahen Geburtstage der Gräfinn ein kleines Schäferſtück verfaßt, worin Jungfer Corona nun eine Rolle übernehmen muß, die der Tochter des Rentmeiſters zugedacht war. — Genug, ich ſage Dir, Vetter, Herr Abel beruhigte mich vollkommen. Wie man ſo iſt! die Jugend ſtellt ſich in der Zukunft ſtets goldene Berge vor, und die Ausſichten glänzen überall, weil eine helle Seele ſie betrachtet; ſelbſt die Thränen, welche wir zu dieſer Zeit vergießen, trocknen ſchnell wie Frühlingsregen. Später trübt ſich der Blick in die Ferne, und jede Täuſchung hat ihren Glanz verloren. —"

Der Candidat beſtätigte in einem tiefen Seufzer die Wahrheit dieſer epiſodiſchen Bemerkung; doch die Baſe, getrieben von der Furcht, es könne Johannes ſie vor dem

Schluſſe ihrer Erzählung ablöſen wollen, ſetzte dieſelbe ſchnell fort:

„Da nun der Sonnabend kam, und ich meine Sache ſchon zu dem Transporte nach dem Schloſſe gepackt hatte, erſchien der Läufer und meldete mir, daß die gnädige Gräfinn, in dringenden Familienangelegenheiten durch eine Eſtafette nach W..... berufen, ſchleunigſt abgereiſt wäre, und bis zu ihrer Wiederkunft, die ſie nicht beſtimmen könne, ſolle ich nur ganz ruhig im Pfarrhauſe verbleiben.“

„Mir war dies recht. Meine Schweſter hatte gegen den Vorſchlag des Hofmeiſters, mich Theil an dem Schäferſpiele nehmen zu laſſen, welches zu Ehren der Gräfinn an ihrem Geburtstage aufgeführt werden ſollte, eine kleine Bedenklichkeit geäußert, daß dies während der tiefen Trauer nicht ſchicklich wäre; doch Herr Abel bewies ihr, daß die Gunſt meiner Gönnerinn nicht verſäumt werden dürfe, und daß es ja nur ein Schauſpiel für das Haus, oder eigentlich eine Gratulation im Gewande der Dichtkunſt ſei. So theilte er mir denn die Rolle der Chloe zu, und war ſo gütig geweſen, derſelben in aller Geſchwindigkeit einige Beziehung auf meine Lage zu geben, und es ſo einzurichten, daß ich am Schluſſe des Stückes, welches der Feſttag in Arkadien hieß, der Gräfinn eine aparte Anrede halten, und ihr im Namen der Andern ein Körbchen voll paſſender Geſchenke überreichen mußte.“

„Den Tag vor ihrer Geburtsfeier kam die Gräfinn zurück und brachte Gäſte mit, auch waren einige aus der Nachbarſchaft geladen. Sie hatte nicht an mich denken können. Das Theater war im Freien zwiſchen Taxuswänden, und der Sitz, worauf die Gräfinn präſidiren ſollte, ein kleiner Blumenthron.“

„Der Hofmeiſter hatte Alles ſehr artig und ſinnreich veranſtaltet. Als die Muſikanten ihre Inſtrumente ſtimmten und Junker Hermogenius ſeine Mutter und ihre Geſellſchaft vom Schloſſe in den Garten lockte, als die Reifröcke von Seidenſtoff und gewäſſertem Mohr heran rauſchten und Pauken und Trompeten erklangen, da war es mir, als bekäme ich das Fieber. Die Zähne ſchlugen mir zuſammen, hundertfüßig lief der Froſt mir am Rucken nieder; ich mußte in ein Balſambüchſchen riechen, ſonſt wäre ich ohnmächtig geworden. Herr Abel ſtand mir zur Seite und ermunterte mich durch gutes Zureden. Auch ging Alles beſſer als ich dachte, und ich erntete Beifall ein. Nur als ich mich zuletzt an die Gräfinn wendete, hemmte Wehmuth meine Worte — ich konnte vor Thränen kaum enden, und alle Anweſende waren gerührt.“

„Die Gräfinn ſtreichelte meine Wange und lobte mich. Du ſollſt von nun an Chloe heißen, ſagte ſie in einem Tone, als wenn ſie mir die größte Gnade erwieſe; ſo werde ich, wenn ich Dich nenne, dieſer Stunde gedenken, und Dich liebenswürdig finden! — Sieh, Vetter!“ ſagte die Baſe Odem ſchöpfend, „ſo kam ich zu dieſem Namen; doch hatte mir der angetaufte eine zu bittere Kränkung bereitet, als daß ich ihn vor den Ohren der Gräfinn noch einmal über meine Lippen hätte bringen mögen; eher hätte ich Sonnenſchön oder Sternenkranz, wie die Prinzeſſinnen der Feenmährchen, heißen wollen. Dieſe Nacht ſchlief ich zum letzten Male im Pfarrhauſe, und nahm am Morgen Abſchied von meiner Schweſter, der uns Beiden ſehr nahe ging. Noch an demſelben Tage reiſte Beate zu dem Oheim ab, weil es doch nicht ſchicklich geweſen wäre, daß ein junges Mädchen allein Haus hielte. Die Pfarre wurde geſchloſſen, die Einnahme für uns geſammelt, und wenn eine Amtsverrichtung war, verſah der Cantor und ſeine Frau die Bewirthung der circulirenden Geiſtlichen.«

»Jn dem neuen Verhältniſſe, welches ich nun antrat, war mir angſt und bange. Jch ſaß nun, wie der Papagei, in einem vergoldetem Käfich gefangen, nur daß mir die Freiheit abging, zu plaudern wie er; denn vor der Gräfinn durfte keiner ihrer Untergebenen den Mund ungefragt aufthun.«

Johannes lächelte leiſe; er erwog ſtill, wie ſchwer es der armen Chloe geworden ſein müſſe, dieſem Pönal-Geſetz Folge zu leiſten. Die Baſe fuhr fort: »Wohl tauſend Mal beneidete ich den Vogel; er ſchaukelte ſich gemächlich in ſeinem Ringe, lachte und lärmte am lauteſten, wenn die Gräfinn Mittagsruhe hielt, wo man der Mücke hätte Filzſchuhe anziehen und dem Sommerlüftchen die Flügel beſchneiden mögen — und wenn ſie in hochgeborner Grandezza Befehle austheilte, ſchrie er ihr einmal über das andere zu: Still Madame! oder: Fatale Perſon! — er hatte früher einem Ehemann zugehört, der in großer Uneinigkeit mit ſeiner Frau lebte, und wendete nun die oft gehörten Ausdrücke mit frecher Freimüthigkeit auf die Gräfinn an, die er durchaus nicht leiden konnte. Die Beſchäftigungen, zu denen ich nun von der Gräfinn ſelbſt angewieſen wurde, waren verſchiedener und ſeltſamer Art. Jch mußte ihr vorleſen, während die Kammerjungfer ſie friſirte, Filetmuſter abtippen, und ihr bei großen Stickereien im Kreuzſtich helfen; dann ein weißes Bologneſer Hündchen täglich mit Puder abreiben und der Gräfinn bei verſchloſſenen Thüren graue Haare ausziehen, welche ſich häufig vor der Zeit einfanden.«

»Außerdem lag mir ob, einen Bilderſaal in ſauberſter

Ordnung zu halten und die lebensgroßen Oelgemälde der Ahnen dieſes Hauſes, dann und wann mit einem leichten Firniß zu überziehen; jedes Stäubchen, der kleinſte Fleck den die Gräfinn hier bemerkte, brachte ſie in den heftigſten Zorn, der Glanz ihrer Geburt ſollte ſie unverblichen und ganz rein anſtrahlen.“

„Genug, lieber Johannes, ich ſah ſehr bald, daß ich eine Sclavinn der wunderlichſten Launen wäre. Die Linden um das Pfarrhaus rauſchten mir ſo frei und fröhlich von ferne, wie Lebensbäume meines verlornen Paradieſes, das mir auf immer verſchloſſen war; ich ſchauete bisweilen mit Thränen hinuber. — Die gute Galatee, mit der ich bald eine herzliche Freundſchaft ſchloß, tröſtete mich, daß ich mich nach und nach beſſer eingewöhnen würde, und fände ſich einmal eine Heirath für mich, ſo habe die Gräfinn Macht und Mittel, um eine aufgenommene Waiſe meines Herkommens zu verſorgen; ich dachte es auch, und ſchmeichelte mir mit dem Gedanken, die Gräfinn, da ſie ſich aus eigenem Antriebe zu meiner Schickſalsgöttinn aufgeworfen, möge nun leben oder ſterben, ſo werde ich wohl verſorgt und reichlich bedacht ſein. — Doch höre nur weiter! — Bei Anbruch des Winters gingen wir nach der Stadt, und hier war mir vollends, als wäre die Welt mit Brettern vernagelt. Die Gräfinn ward fleißig von alten Damen und gelehrten Perrücken beſucht, die ihr den Kopf verwirrten. Mir erlaubte ſie kaum in die Kirche zu gehen. Sie machte große Schenkungen von Leinenzeug an Armen- und Krankenhäuſer, und verlohnte keinen Stich, Galatee und ich, wir mußten Alles nähen. Dies ging faſt über unſere Kraft und koſtete den Schlaf mancher Nacht. Als Du, lieber Vetter, geboren wurdeſt, und Dein Vater mir ſchriftlich den Urlaub zur

Gevatterſchaft auswirkte, ſah meine Gnädige ſauer zu dieſem Geſuch, doch konnte ſie es nicht abſchlagen. Da kannſt Du Dir eine Vorſtellung von meiner Leibeigenſchaft machen! Ich hatte meine einzige Schweſter noch nicht beſuchen dürfen. Das waren glückliche Tage für mich! Ich gab Dir den Namen Johannes, wie Zachariä, nachdem er ſo lange ſtumm geweſen. Ach! über die Freiheit gehet doch kein Glück auf Erden! — So verging die Zeit, ein Jahr reihete ſich an das andere, ich lernte mich endlich fügen und verlernte Wünſche, die meine Zufriedenheit ſtörten. Ich dachte, bei Pflicht und Fleiß ſich Gott ergeben, ein wenig Glück in Hoffnung ſehn, dies iſt der Weg zu Ruh' und Leben —" die Stimme der Baſe wankte in dankbarer Rührung, da ſie hinzuſetzte: „Und Gott ließ dieſen Weg mich gehn! — Als Junker Hermogenius majorenn ward und als regierender Herr die Güter übernahm, zog ſich ſeine Mutter auf ihr Witthum zurück und ſchied feindlich von dem Sohne, der nun ſelbſtändig ſein und ſich ihre herrſchſüchtigen Anmaßungen nicht mehr gefallen laſſen wollte. Sein ehemaliger Hofmeiſter, Herr Abel, war an der Schwindſucht geſtorben, und ich hatte an ihm einen wohlmeinenden Freund und Rathgeber verloren. Nun ſtarb auch Dein Vater, meine gute Schweſter war eine verlaſſene Wittwe. Ich ſehnte mich zu ihr — aber ich wäre mit leeren Händen zu ihr gekommen, und damit würde ihr nicht geholfen geweſen ſein. Die Gräfinn fing damals an, gebrechlich zu werden, ſie kränkelte beſtändig. Warte nur die Erbſchaft noch ab! bat mich die treue Galatee, dann ziehen wir zuſammen zu Deiner Frau Schweſter. Wofür hätten wir uns beinahe zwanzig Jahre plagen laſſen? Der Lohn muß uns werden. Doch der Tod wartet nicht und ſein ſchwarzer Strich gehet gemeiniglich durch die Rechnung der Menſchen; er rief meine liebe Schweſter ab, bevor ich ihr hülfreich werden konnte, und die Gräfinn mußte noch lange leiden, ehe er ſich ihrer erbarmte. Meine Betrübniß über den erſten Verluſt war ſo groß, daß ich krank wurde; für die letztere Erlöſung war in jedem Sinne dem lieben Gott zu danken. Als nach ſchicklichem Verlaufe das Teſtament der Gräfinn geöffnet wurde, fand ſich, daß ſie mich mit einem Legate von fünfhundert Thalern bedacht hatte, ſo auch die Galatee — und ihr Nachlaß betrug über fünfmalhunderttauſend Thaler!!! Sieh, lieber Johannes, dies iſt das Verhältniß, worin die hohen Herrſchaften für eine bürgerliche Waiſe ſorgen! Die Gräfinn hatte mich ihrer Kammerjungfer gleich abgelohnt. Zu ſpät ſahe ich, daß man den Verſprechungen der Großen nicht trauen dürfe; doch wer dem Allerhöchſten traut, der hat auf keinen Sand gebaut! — Ich blieb nun mit der guten Galatee zuſammen, und am Orte — wo hätten wir hin geſollt? Wir legten unſer kleines Capital auf ſichere Hypotheken an, und waren vor Mangel geſchützt und froh, alles Zwanges los und ledig zu ſein. Jetzt erſt fühlten wir, wie enge die zerbrochene Feſſel uns das Herz eingeſchloſſen hatte. Wir arbeiteten nun für Geld, was hätten wir mit der Zeit anfangen wollen. Galatee friſirte Haartouren, ſteckte Spitzen auf, wuſch Hauben und plättete Buſenkrauſen und Bäffchen für die Geiſtlichkeit der ganzen Gegend. Ich hatte einen anderen Erwerbszweig und führte nebenher die Wirthſchaft. Von meiner ſeligen Mutter hatte ich gelernt Kränze winden von grüner Seide, die auf Silberdraht geſponnen und dann in Blätter und Blumen kunſtreich gebogen wurden. Es ließ recht anmuthig, wenn die grünen Zweiglein ſo unruhig zitterten; damals wurden die Brautkronen noch ganz winzig klein getragen, und etwa in der Form einer päpſtlichen Tiara; denn Sittſamkeit und Anſtand herrſchten in jeder Mode, und die Unſchuld einer Braut war noch ihre ſchönſte Krone, die an ihrem Ehrentage in beſcheidener Niedlichkeit auf ihrem Haupte bebte, wie es der jungfräulichen Demuth geziemte. Aber die Kränze waren größer geworden, ſeitdem die Züchtigkeit in der Welt abgenommen hatte; man modelte Guirlanden daraus, die konnte eine Jede tragen — ſie mochte den Kranz verdienen oder nicht. — Dieſe Kunſt ſuchte ich nun hervor, ſie war gleichſam als ein Segen meiner Mutter auf mich, ihr armes Krönchen, gekommen. Doch mußte ich mich nach dem Geſchmacke der Zeit richten; ſo wand ich in das grüne Geſpinnſt der Brautkränze ſeidene Myrthen, und in die Todtenkronen flocht ich den Namenszug von Perlen ein, und füllte ihren Umfang mit Räupeln aus — das iſt eine ſtarke Art Chenille, wie man es jetzt nennt. —"

„Sieh, lieber Johannes, ſo führten wir ein ſtilles und geruhiges Leben in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit. Allein, kein Bleiben iſt im Erdenhaus! Die gute Galatee verlor all ihre Munterkeit und den Athem dazu. Wenn ich einmal, um ſie zu erheitern, mit Gellert's Worten fragte: Was fehlt Dir, Galatee? Du ſcheinſt nicht recht vergnügt —; ſo antwortete ſie mir zwar aus demſelben Gedichte: Ich weiß es ſelber nicht, was mir im Sinne liegt; doch dieſer Scherz kam ſo weinerlich heraus, wie wenn ein krankes Kind lachen will."

„Es lag ihr auf der Bruſt, wo ſich Waſſer anſetzen mochte, und die Krankheit eilte entſetzlich. Lieber Gott im Himmel! als der guten Galatee die Augen brachen, da brach auch mein Herz. Die jungfräuliche Todtenkrone auf ihren Sarg, machte ich ihr mit kraftloſen Händen und reihete wohl manche Thräne zwiſchen die Perlen ihres Namens. Als ich vom Kirchhofe heimkehrte, wohin ich meine treue Gefährtinn begleitet hatte, da war es öde und ſchauerlich ſtille um mich. Dort die leere Stelle ihres Bettes, hier ihr Lehnſtuhl im Winkel, mit hölzerner Gefühlloſigkeit, um die ich ihn beneidete, ſchauete ihr Haubenkopf den Mond an, der in das verlaſſene Stübchen ſchien und ſich geiſterhaft zu meinem Grame geſellte. — Ich weinte mich ſatt, daß ich nun einſam ſterben müßte; es war der bängſte Abend meines Lebens. Da klopfte es an die Thüre, ich fuhr zuſammen — Du trateſt ein, Johannes, mir von Gott zum Troſte geſendet! Es war mir, als ſähe ich den Engel, der Dich geführt, in himmliſcher Geſtalt an Deiner Seite ſtehen und im lichten Glanze des Mondes verſchwinden!"

Innigſt bewegt reichte der Candidat ſeiner Baſe die Hand und ſprach: „Die Wege der Vorſicht ſind Friede! wenn ſie uns auch noch ſo dunkel ſcheinen. Mein Gemüth war zu jener Zeit ſehr verdüſtert, und in ſofern Ihrer trauernden Seele, Pathe Chloe, gleichgeſtimmt. Ich dünkte mich ſo einſam in der Welt, daß mir die Nähe eines verwandten Weſens, das Theil an mir nähme und Sorge für mich trüge, ſo treu, ſo gütig, wie Sie es von jener Stunde an gethan, bis auf den heutigen Tag ein Bedürfniß war, was ich jedoch nicht früher, als in dem Augenblicke empfand, der es ſtillte."

Baſe Chloe, ſtillerquickt von dieſer dankbaren Würdigung ihres Verdienſtes um den Vetter, antwortete: „Du biſt ja meiner Schweſter Sohn! und ich wurde einem Fremden das Seinige zu Rathe halten; ſchmerzte es mich doch genug daß ich Dich auf Schulen nicht beſſer unterſtützen konnte, als mit einem Scherflein aus gutem Willen, was Dir wenig gefrommt haben mag.“

Dieſe beſcheidene Aeußerung knüpfte in Johannes Seele jene abgeriſſene Erzählung von ſeinem Jugendleben wieder an, das mit ſeinen Mühen, Kümmerniſſen und ſanften Freuden hinter ihm lag. Er antwortete: „Ihr Segen, liebe Pathe, ruhete darauf, und die Gabe des Redlichen verzinſet der Himmel mit reichem Wucher: ich habe nie Noth gelitten. Mein Vormund hatte mir Eßtiſche ausgewirkt; nur der Sonnabend war unbeſetzt, an dem ich mit dem ſchwelgeriſchen Gefühle ruhiger Freiheit ein wenig Brod und Obſt aß. — Die Natur hatte mich mit einer glücklichen Stimme beſchenkt, welche mir zu einem baren Ertrage verhalf. Ich kam in den Chor, der wöchentlich vor den Thüren der Honoratioren und wohlhabenden Bürger ſang, und wurde endlich Präfect.“

„In einem Winkel der Stadt, am Schluſſe einer todten Straße, ſtand das Haus eines reichen Kaufmanns, Namens Korge. Düſtere Stille webte um das anſehnliche Gebäude, denn Herr Korge machte nur Comtoir-Geſchäfte, — aber auch die gewöhnliche Regſamkeit eines Familienlebens, das in Wohlſtand, und von Seiten des Hausherrn, in öffentlicher Wirkſamkeit geführt ward, ließ ſich nicht ſpüren. — In der vorderen Mitte der erſten Etage war eine Glasthüre angebracht, die auf einen Balcon führte, der von der früheſten bis zur ſpäteſten Zeit des Jahres mit herrlichen Blumen beſetzt war. Ich freuete mich ihres Anblicks, ſo oft ich als Vorſänger mich dieſem Hauſe näherte, und zuweilen däuchte es mir, als rauſchte, ſobald ich intonirt hatte, hinter dem Golde der Orangen zwiſchen grünem Gitterwerk und wankenden Roſen eine ſchüchterne Zuhörerinn, die ſich jedoch nie deutlich den neugierigen Blicken des Chors zeigte. Vielleicht war es eine inſtinctartige Rückſicht, daß ich vor dieſer einſamen Schwelle, die der Schwermuth banger Geiſt zu bewachen ſchien, ſtets Lieder eines ernſten Inhalts wählte. Als ich eines Tages bei dem Aufſtellen des Chors auf den breiten Quadern vor dem Korgeſchen Hauſe hin und her ſchreite, und mit einzelnen tiefen Tönen den Geſang begleitete: O Hoffnung, Lebenswonne! Du ſanfte Tröſterinn! — fällt gerade unter den Balcon ein klarer, blinkender Tropfen in mein offenes Liederbuch. Ich ſchaue empor und ſehe ein weißes Tuch durch den Verſteck der Blumen leuchten. Es war eine Thräne geweſen, die in das Heft, die auf mein Herz fiel. Bei dem Hinweggehen hörte ich der Schüler Einen zu dem Andern ſagen: Heute weinte das ſchöne Mädchen wieder. — Mit bewußter Auswahl ſuchte ich nun Geſänge des Troſtes und der Erhebung aus, die ich an jenem Orte mit perſönlichem Gefühle vortrug; eine zarte Seelenſprache waltete zwiſchen mir und der jungen Unbekannten, die mein Auge noch nicht geſehen.“

„Die Töne meiner Stimme ſollten auf den Schwingen der Poeſie zu ihr aufſchweben und ihr leidendes Gemüth beruhigen; die einzige Thräne, welche auf mich niederrann, hatte meine Bruſt in ein ſtürmend Meer voll wogender Sehnſucht verwandelt. — Die Präfectur hatte jedoch, da ich die Univerſität bezog, nun bald ein Ende, und mit ihr ein Verſtändniß, das im Schleier des Geheimniſſes mein liebſter, mein reizendſter Gedanke war.“

„Aber mein Gott,“ fiel die Baſe mit vorwurfsvoller Wißbegierde ein, „da hätte ich mich doch an Deiner Stelle bald erkundigt, wer das Mädchen wäre, und welch ein Kummer auf dieſem Hauſe laſte, der es mit ſolch einer abgeſonderten Stille umgäbe und die junge zurückgezogene Schönheit bis zu Zähren rühre? —“ „Ich fürchtete,“ entgegnete Johannes, „der Antheil, welchen mein Herz an dieſer Frage nähme, auch durch das leiſeſte Wörtchen zu verrathen; doch ſollte die ſchweigende mir bald, und ganz ohne mein Zuthun, beantwortet werden. — Der Rector des Gymnaſiums zur heiligen Dreifaltigkeit war meines ſeligen Vaters Freund, und viele Jahre hindurch mein Tiſchgeber geweſen. Er wollte dieſe Gütigkeit ſelbſt dann noch fortſetzen, als ich mich durch meine Stipendien und Lehrſtunden ſelbſt verſorgen konnte. Aber freundlich blieb er und ſeine wackere Gattinn mir geſinnt, und für die Familientage, an denen jeder Verwaiſete den Schmerz verlaſſener Einſamkeit doppelt fühlt, war ich jederzeit ein geladener Gaſt ſeines Hauſes. — Eines Tages läßt er mich zu ſich entbieten. Als ich dieſem Rufe Folge leiſte, finde ich die Frau Rectorinn allein; zu ihrem Manne war eben ein Fremder gekommen, der ihn unter vier Augen zu ſprechen wünſchte. Ich ſagte ihr, daß ich berufen erſchiene, worauf ſie lächelnd erwiederte: ſie wiſſe ſchon, in welcher Abſicht, und wolle einmal aus der Schule ſchwatzen. — Hierauf fragte ſie mich: Ob ich wohl noch Zeit übrig hätte, täglich eine Privat-Lection zu geben, die mir ſehr einbringlich ſein würde? Ihr Mann ſei kürzlich um die Empfehlung eines Jünglings angegangen worden, der ſich durch unſträflichen Wandel, fromme Sitten und beſcheidene Verſchwiegenheit eines Vertrauens werth erzeige, das beſonderer Umſtände wegen — bedingungsreicher, als im gewöhnlichen Falle, wäre. Und daß ich nicht hinter dem Berge halte, fuhr die Rectorinn fort, ſo will ich es Ihnen nur frei geſtehen, es iſt der Kaufmann Korge, von deſſen häuslichem Unglücke Sie wohl gehört haben werden — der einen Lehrer für ſein Söhnchen begehrt. Mein Mann dachte gleich an Sie, lieber Mild! — Ich entbrannte in beſchämten Gefühlen des Dankes, der Hoffnung, im heißen Drange, jenes Unglück zu erfahren, über welches ich mich unwiſſend bezeigte. Die Rectorinn, wundernd, daß ich ein altes Geſpräch der Stadt nicht wüßte, hob an: Nun ſehen Sie, mein Sohn, ſo nannte mich die liebe mütterliche Frau zuweilen —, dieſe ſteinreichen Leute haben entſetzlichen Kummer und werden ihres Lebens nicht froh. Die Madame Korgen iſt in ihrem letzten Wochenbette, eben mit ihrem präſumtiven Schüler — durch eine Viſion in tiefe Schwermuth verfallen, und dieſe Melancholie ſcheint unheilbar; es iſt eine religiöſe Schwärmerei, der die Geängſtete verſtört. Sie hält ſich und die Ihrigen von allem Antheil an Gottes Gnade ausgeſchloſſen, und man kann kaum begreifen, wie das phantaſtiſche Bild, das ſie zu ſehen vermeinte, gerade ſo hat von ihr gedeutet werden können. — Es iſt ihr nämlich vorgekommen, da die Wärterinn ſie auf einen Augenblick verlaſſen, als ob ein kleines Weiblein in wendiſcher Tracht bei ihr einträte und ſich ihrem Bette näherte. Die zwergartige Wendinn legt einen Zweig blaulicher Paſſionsblumen auf das weiße Linnen und ſpricht: Dies iſt Deine Blume! Ich werde Dir die Marterwerkzeuge alle erklären — ſpäter wirſt Du ſie im Herzen fühlen! — Ein Froſt der Furcht und des Grauens ſchüttelt die Wöchnerinn, das Kindbetterinnenfieber tritt mit großer Heftigkeit ein, der Kranken gute Natur und die Kunſt des Arztes beſiegen es, doch ihre Seele kann nicht geneſen. Sie glaubt ſich und die Ihrigen zu Kreuz und Leiden beſtimmt und der ewigen Seligkeit verluſtig. Seitdem hat ihr Fuß keine Kirche mehr betreten, kein Genuß des heiligen Abendmahls ſie erquickt und getröſtet. Sie wagt nicht den Namen Jeſu zu nennen. Ihre Tochter darf, als das Kind einer verlorenen Sünderinn, wofür ſie ſich hält, weder Seide noch Geſchmeide tragen, und iſt unausſprechlich gequält durch die Gemüthskrankheit der Mutter. Und wenn man nun noch annimmt, ſetzte die Rectorinn hinzu, daß dieſe armen Menſchen im Genuſſe eines großen Reichthums an des Lebens beſten Freuden darben, und bei allen Mitteln, welche ihnen zu Gebote ſtehen, dieſem größten Kummer nicht abhelfen können, ſo erſcheinen ſie nur um ſo beklagenswerther.“

„Meines Lebens! welch ein Schickſal!“ ſagte Baſe Chloe, mit dem Ausdrucke ſchaudernder Verwunderung; „Gottlob! Das hat man im eheloſen Stande nicht zu befürchten; aber warum ließen ſie die Wöchnerinn auch allein? Es iſt ein alter Glaube, daß Frauen in den erſten Tagen des Kindbetts bewacht werden müſſen, damit kein böſer Spuk ſich ihnen oder ihrem Kinde nahe, bis die heilige Taufe das letztere unter göttlichen Schutz geſtellt hat. Man hat Beiſpiele — ich könnte Dir eine Geſchichte erzählen, die ſich wirklich zugetragen hat — doch ich will Dich jetzt nicht ſtören, Vetter! es wird ſich zu anderer Zeit ſchicken; fahre nur fort, lieber Johannes!“ Die Neugierde der Baſe überwand diesmal ihre Redſeligkeit.

„Es verſteht ſich,“ ſprach der Candidat weiter, „daß ich mich zu dieſer Lehrſtunde willig finden ließ. Als ich hinging, mich Herrn Korge vorzuſtellen, dem mich der Rector ſchriftlich empfohlen, fand ich einen ernſten Mann an ihm, von wenig Worten, dem tiefe Bekümmerniß aus jeder Miene zu leſen war. Er führte mich hinauf in die Wohnzimmer der Familie, um mir ſeinen Sohn, meinen künftigen Zögling zu zeigen, der ſich bei ſeiner Schweſter Bernhardine befand. Das liebenswürdige Geſchöpf, ſchon ſo lange der Gegenſtand meiner träumeriſchen Wünſche, ſtand mir nun gegenüber, und mein Herz klopfte hörbar; doch ſo ſchön, ſo engelhaft, hatte ich mir das Mädchen nicht gedacht, nicht denken können! Ich wüßte die Holde mit Niemanden zu vergleichen, und die erſte Aehnlichkeit, welche mich jemals an ſie erinnerte, habe ich bei Natalie gefunden. —“

„Ach!“ fiel hier die Baſe ſchlau errathend ein, „ſo iſt das blaue Auge der Kleinen, der Spiegel Deiner alten Liebe? Und die Mamſell Korgen war alſo blond?“

„Blond — und ein wenig blaß;“ erwiederte Johannes, und nickte mit dem Kopfe, „doch die Anmuth ihrer Geſtalt, ihres Weſens war von Trübſinn verdüſtert, der ihr einen rührenden Reiz mehr gab, wie wenn ein Wölkchen vor der Sonne ſchwebt, durch ſie verklärt und ihren Glanz mildernd!“ —

„Nun, und die Mutter?“ fragte die Baſe dringend, denn das weibliche Ohr läßt ſelbſt im Alter das Lob der Schönheit nur ungern paſſiren.

„Die Mutter —“ antwortete Johannes, und es bedurfte einer vollen Minute, ehe jene hinreißende Erinnerung ihn frei gab, weiter zu erzählen; „nun, die Mutter ſahe ich in der erſten Zeit meines Unterrichts in dieſem Hauſe gar nicht. Dann machte der Zufall ſie einſt zur ungeſehenen Zeuginn meiner Lehrmethode, als ich gerade Religionsſtunde hielt. Von da an wohnte ſie derſelben jedesmal bei, und ich nahm Rückſicht auf die Nähe und den Zuſtand der unglücklichen Frau. Oft hörte ich ſie leiſe ſeufzen und weinen, und der Wunſch, ſie zu beruhigen, belebte meinen Vortrag.

Endlich — o denken Sie Sich meine Freude, Pathe Chloe! als mir gelang, was ſo vielen Beſtrebungen widerſtanden hatte! Der den Demüthigen Gnade giebt, machte mich, einen armen Studenten! zum Werkzeuge ſeiner erbarmenden Hülfe, und legte Worte des gläubigen Troſtes für die arme Zweiflerinn auf meine ſchüchternen Lippen. Ich werde es nie vergeſſen — es war am Dienstage der Charwoche, als ich meinen Unterricht vor den Ferien ſchloß. Herr Korge ſtand in der Thüre des Comtoirs und ſchien auf mich gewartet zu haben. Er winkte mir herein, umarmte mich und ſagte mir mit Rührung, daß ich ſeines Hauſes Wohlthäter geworden wäre, indem es mir gelungen, den Dämon daraus zu bannen, der ihn und die Seinen ſo lange und ſchrecklich geängſtet hätte. Seine Frau, an der er ſchon ſeit einiger Zeit eine heilſame Veränderung bemerkt, habe ihm erklärt, daß mein frommer Glaube ſie in der Schwachheit ihres Geiſtes geſtärkt und in der Hoffnung aufgerichtet hätte, der Inbegriff aller Liebe könne ſein Geſchöpf nicht verlaſſen noch verſäumen; und der das Mutterherz erſchaffen, habe ſeine Kinder nur zum Heil, zur Seligkeit in das Leben gerufen, und könne keines derſelben, auch das verlorenſte nicht — zu ewiger Qual verdammen. So wolle ſie ſich denn mit ihrem Gott verſöhnen, am Gründonnerstage communiciren und den ſtillen Freitag zum erſten Male wieder die Kirche beſuchen. Freudenzähren erſtickten die Stimme, womit der ſonſt ſo finſtere kalte Mann mir dieſen Bericht abſtattete, und ich bebte vor Entzücken. Nehmen Sie, fuhr Herr Korge fort, und reichte mir die goldene Uhr, welche noch jetzt mein allerliebſtes Kleinod iſt, dieſe Uhr als ein Zeichen meiner Dankbarkeit, als ein Andenken an ihre Lehrſtunden von mir an, welche Segen in mein Haus gebracht! Möge ſie Ihnen einſt die Stunde des Lohns ſchlagen! Ich werde mich als Ihren Schuldner erkennen, ſo lange ich lebe, und fände ich einmal Gelegenheit Ihnen einen Dienſt zu leiſten, ſo rechnen Sie auf mich! — Bei dieſen Worten ſtieg das Trugbild eines ſtolzen, bethörenden Wunſches in meiner trunkenen Seele auf, mein Glück betäubte mich. — Als ich nach den Feiertagen die Lection wieder anfing und Bernhardine erblickte, ſchien ſie mir bläſſer als ſonſt; ihr Auge ruhete trübe und traurig auf dem meinigen, während ihr Mund auf meine Erkundigung das beſſere Befinden der Mutter pries. Ich merkte wohl, daß nicht alle Sorge von dem Herzen dieſer guten Tochter genommen wäre; ich glaubte, ein Reſt jener Schwermuth, die nun freier aufzuathmen begann, belaſte es noch; aber es trug an dem Gewichte des eigenen Kummers und an meinem, wovon ich damals noch nichts ahnete.“

„Bald darauf ging die geſammte Familie auf das Land, wo Herr Korge ein artiges Grundeigenthum beſaß, um den Blüthenmond dort zu genießen, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe ich meinen kleinen Schüler und ſeine mir ſo theure Schweſter wiederſah.“

„Ich fand in der Ordnung, daß es in dem Korgeſchen Hauſe jetzt lauter und rühriger herging, als ſonſt; die Genoſſen deſſelben traten muthiger darin auf, denn die ſeelenkranke Hausfrau war ja geneſen bis auf leiſe Nachklänge jener Stimmung, die anzuregen Jedermann behutſam vermied — und verwaltete in rüſtiger Geſchäftigkeit das Amt der Schlüſſel, wie vormals. Ich traf ſie zuweilen mit dem Sortiren oder Zuſchnitte feiner Leinewand beſchäftigt, damaſtne Gedecke bläheten und bauſchten unter ihren Händen, und Bernhardine, die um ſo ſtiller ward, je unruhiger ihre

Mutter ſich in mancherlei Beſorgungen umher trieb, ließ manchmal ein verſtohlenes Thränlein in das blumige Muſter des Gewirks niederthauen, an dem ſie ſäumte."

„Ich ſehe ſchon, wo das hinauswill," ſchaltete Baſe Chloe ein, und wiegte das Haupt; während ſie mit dem Lächeln bewußter Scharfſicht und Vergnüglichkeit an einem Stoffe, für den auch die greiſe Jungfrau noch eines heiteren Intereſſes fähig iſt — hinzuſetzte: „Da war eine Ausſtattung im Werke! Du armer Schlucker! Aber als Student wärſt Du freilich keine Partie für die Tochter eines reichen Kauf- und Handelsherrn geweſen!"

„O Bernhardine war mir gut!" ſagte Johannes, dieſer Ueberzeugung ſelig-gewiß, „ſie würde gern mein genügſames Loos getheilt haben, wenn die Wahl ihres Schickſals ihr freigeſtanden hätte. — Indeß ahnete ich nicht, daß eben dieſe Wahl es wäre, unter deren nahender Entſcheidung das Mädchen ſo ſichtlich litt. — Zu Michaelis war ich am Ziele meiner akademiſchen Laufbahn, und wollte dann ſo bald als möglich mein Examen machen. Ich war fleißig geweſen, hatte meine Zeit wohl genützt, und ſo durfte ich mich nicht lange darauf vorbereiten."

„Unterdeſſen ſprach mich Herr Korge an, ob ich dann nicht als Informator ſeines Sohnes ganz in ſein Haus ziehen wolle? Er öffnete mir mit dieſer Ausſicht ein Paradies; eine himmelvolle Zukunft that ſich auf vor mir, gleichwohl beunruhigte mich der Gedanke, ob Herr Korge die jungfräuliche Neigung ſeiner Tochter zu dem titel- und mittelloſen Jünglinge nicht bemerkt oder jeder Berückſichtigung unwerth erachte, daß er ſolch ein näherndes Verhältniß einzuleiten geſonnen ſei — oder — o wie ſchwoll mein Herz bei dieſer Vorſtellung! — ob er etwa überſchwänglich an uns handeln wolle? — Ich forſchte mich müde, ſann jedoch nichts heraus.“

„Doch warum denkt und ſorget der Menſch um zukünftige Tage? Gott lenkt ihr verhülltes Geſchick, und es kommt Alles anders, als wir dachten! — Zu Oſtern ſollte ich meine Function antreten, aber der Tod kam mir zuvor; er raffte den hoffnungsvollen Knaben, zu deſſen Führer ich beſtimmt war, in einem bösartigen Frieſel hinweg. Wie ſtark nun auch der gleichmüthige Vater von dieſem harten Schlage erſchüttert wurde, der noch dazu in betäubender Eile erfolgte, ſo ſtrengte ihn doch die äußerſte Angſt, wie dieſer traurige Vorfall auf ſeine Frau wirken werde, faſt über Kraft und Vermögen an, das eigene Gefühl zu bezwingen. Aber zu unſerer höchſten Verwunderung hielt Madame Korge dieſen großen, mütterlichen Schmerz ſtandhaft aus. Sie trauerte wohl mit zerriſſenem Herzen, doch nicht mit zerrütteter Seele. Bernhardine war ganz untröſtlich. Meine ſchönſten Hoffnungen wurden nun begraben, und ich mußte, wie ſehr ich mich auch dagegen ſträubte, auf einen neuen Lebensplan denken. Ich erhielt durch die Vermittelung einiger wohlwollenden Freunde mehrere Aufforderungen zu Hofmeiſterſtellen in adeligen Häuſern und mußte den zu faſſenden Entſchluß lediglich meinem guten Glücke überlaſſen, weil die inneren Verhältniſſe dieſer Familien mir und Andern durchaus unbekannt waren. So entſchied ich mich denn auf das Gerathewohl für das Haus eines gewiſſen Baron Brockhammer, der drei Söhne hatte in einem Alter, welches mir für meine Wirkſamkeit als Lehrer am günſtigſten ſchien. Gegen das Ende des Juni wollte mich der Baron abholen laſſen. Ich ſah der Trennung von dieſer lieben Stadt und Allem, was ſie mir

Theures enthielt, traurig entgegen. Bernhardine war mit ihrer Mutter auf das Land gereiſt, doch wußte ich, ſie würden zu Pfingſten, welches diesmal ſpät traf, wiederkommen, weil Herr Korge den Entſchluß gefaßt hatte, eine große Meſſe im Auslande zu ſeiner Zerſtreuung, wie ich dachte — in Perſon zu beſuchen.“

„Der erwachende Frühling verwandelte meinen Gram um den entſchlafenen Liebling in eine höhere Sehnſucht, die verſchwundenen Träume meines Glückes geſtalteten ſich als Offenbarungen des ewigen Seins. Meine Liebe, die wohl Thorheit geſchienen den Augen der Welt, war meines Herzens einzige Freude, ſein begeiſterndſtes Hoffen. Aber ich fühlte, daß ich arbeitender Beſchäftigung bedürfte, ſollte ich nicht ein Träumer werden, der ſein irdiſches Wohl verſäumte. So ſtudirte ich anhaltend, und hatte ſchon einige Mal gepredigt. Madame Korge war zwar mit Bernhardinen zu den Feiertagen nach der Stadt gekommen, doch hatte ich erfahren, daß auswärtige Gäſte, Anverwandte der Madame, von ihnen erwartet würden, und ſo hielt ich es nicht für ſchicklich, während dieſer Zeit hinzugehen. Dieſer fremde Beſuch verweilte indeß länger, als mir lieb war, und gleichzeitig mit ihm reiſte Herr Korge, begleitet von ſeiner Frau und Tochter, ab. Ich war ſehr betrübt hierüber, denn ich durfte nun nicht mehr hoffen, Bernhardine vor meinem Abgange nach Brockendorf, dem Gute des Barons, noch ein Mal zu ſehen. Schriftlich wollte ich ihrer Mutter Dank ſagen für alle mir erwieſene Güte und Abſchied von dem geliebten Mädchen nehmen.“

„Den Sonntag vor meiner Abreiſe, die auf einen Brief des Barons früher erfolgen ſollte, als anfänglich beſtimmt geweſen, predigte ich im Armenhauſe. Es war mir, als ob ich in einem Winkel der Kirche Bernhardine ſahe; doch lächelte ich halb zürnend dieſer Täuſchung; denn jener Pfeiler, von Sonnenſtrahlen umwebt, hinter dem ich das holde Blendwerk zu erblicken vermeint, war der Magnet, der mein Auge anzog, daß es thränte, und das ungeſtüme Klopfen meines Herzens drohete die Sammlung meines Geiſtes tumultuariſch zu unterbrechen. — Nach beendigtem Gottesdienſte gehe ich um die Stadt ſpazieren; als ich an den Korgeſchen Garten vor dem Grabenthore komme, ſtehet die Thüre offen, alles blühet und grünet drinnen in prangender Ordnung, und ich kann der Lockung nicht widerſtehen einzutreten. Aber, o wie wird mir, da ich an einem Amphitheater voll köſtlicher Blumen Bernhardine ſtehen ſehe, kirchlich gekleidet, einſam gedankenvoll! Unvermerkt trete ich an ihre Seite, ſie fährt erſchrocken zuſammen, und ihr ſchönes, blaſſes Geſicht färbt ein Incarnat freudiger Ueberraſchung. O Herr Mild! ſtammelte ſie und ihre Stimme zitterte hörbar; wie ſchön iſt es doch, daß Ihr Weg Sie hier vorüber führte, wir haben uns ſo lange nicht geſehen. — Mein Weg? wiederholte ich, verwirrt von dieſer entzückenden Minute, mein Herz, liebe Bernhardine, führte mich, es hat ſich auch wohl nicht geirrt, da es mir ſagte, Sie wären in der Kirche. Bernhardine bejahete es mit niedergeſchlagenen Augen. Sie war erſt am letztverfloſſenen Abend mit ihrer Mutter von dem Landſitze herein, wohin Madam Korge, nachdem ſie und ihre Tochter dem Vater eine Tagereiſe weit das Geleite gegeben, zurückgekehrt zur Stadt gekommen, und hatte auf eine Erkundigung nach mir vernommen, daß ich den folgenden Morgen im Armenhauſe predigen würde. — Ich ſagte Bernhardinen, wie ſchmerzlich ich ſie vermißt, wie ſehr ich mich geſehnt, ihr Lebewohl ſagen zu können, da ich nun bald abreiſen müſſe, und wie unglücklich mich der Tod ihres Bruders gemacht habe. —“

„Sie weinte ſanft und ſprach, o wäre ich doch ſtatt ſeiner geſtorben, wie wohl wäre mir! — Ich bezog dieſen troſtloſen Wunſch auf das wunde Gefühl ihres ſchweſterlichen Verluſtes, und wagte es, ſie beruhigen zu wollen. Sie drückte leiſe meine Hand, ihr Blick in Thränen war noch inniger, als ſie ſagte, ſo haben Sie, mein beſter Freund, mich getröſtet, da wir uns noch nicht kannten; aber — Sie kennen meinen Kummer nicht. Ich kannte den damaligen auch nicht, warf ich ein, und dennoch ließ ich den ſehnſüchtigen Drang, ihn zu ſtillen, gewähren. O theure Bernhardine! fuhr ich fort, und mein Blut wallte ſtärker: nähme die Gottheit ein Opfer an für unvermeidliche Schmerzen, ich gäbe freudig mein Leben, Ihnen eine Thräne nur zu erſparen. Bernhardine hatte mich verſtanden, allein ſie konnte dieſe liebevolle Erklärung nur durch ihr Vertrauen belohnen. Sehr bewegt antwortete ſie mir, der Kelch des kindlichen Gehorſams iſt bitter für mich; allein er muß geleert werden, und Gott wird mich dazu ſtärken. Mein Vater hat mich verlobt, da ich noch in der Wiege lag, dem Sohne ſeines liebſten Freundes, der in früher Jugend nach England, und dort durch einen Glücksfall wie durch das Geſchick, womit er ihn zu benutzen wußte, zu einem großen Etabliſſement kam. Jetzt reiſt mein Vater dem Bräutigam entgegen, vor deſſen Ankunft mir grauet. Doch zweifle ich, daß mein Vater die Hand ſeiner einzigen Tochter jemals einem Andern, als einem Kaufmanne, gegeben hätte, und — ſo iſt es am Ende gut, daß ich weit wegkomme. —“

Baſe Chloe, welche der Erzählung ihres Vetters ſchweigend horchte, und manches Aufſchluſſes darinnen froh, wonach ſie lange umſonſt getrachtet, dieſen ſeltenen Erguß der Offenherzigkeit zu hemmen ſich hütete, konnte doch jetzt nicht umhin, mit geärgerter Theilnahme zu ſagen: „Seh ein Chriſtenmenſch den Hochmuth der Kaufleute an! Sie dünken ſich wohl gar Fürſten zu ſein, daß ſie ihre Töchter nicht außer ihrem Stande verheirathen wollen! Ich gönnte es dem Korge, der übrigens ein wackerer Mann geweſen ſein mag, wenn ihm Bernhardine einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte!“

Der Candidat öffnete ſchon die Lippen, dieſen Wunſch der ſtrafenden Gerechtigkeit ſeiner Baſe voreilig zu beantworten, allein er hielt beſonnen inne, ſeufzte und ſprach: „Politik und Speculation ſchließen in der großen wie in der kleinen Welt die meiſten Ehen, da die göttliche Liebe ihre Roſenbande nur um die getrennten Hälften ſolcher Seelen ſchlingt, welche vereiniget zu ſein geſchaffen waren. Ehe heißt Ordnung! und Zwang in der allerinnigſten Angelegenheit des Herzens iſt gegen die heilige Ordnung der Natur.“ — Johannes ſeufzte noch einmal, wie unter der laſtenden Schwere dieſes Gedankens, tief auf, ehe er den Gang ſeiner Geſchichte alſo weiter verfolgte: „Sie können denken, Pathe Chloe, daß ich bei Bernhardinens letzteren Worten wie vom Blitze getroffen war. Mein Blick haftete am Boden, auch ſie ſtand ſprachlos vor einer Paſſiflora, der königlichen Blume dieſer Sammlung, die ſie ſpielend durch ihre bebenden Finger gleiten ließ. Eine abgeriſſene Blüthe hing in ihrer Hand, auf die ſie betroffen niederſah, während ſie leiſe redete: Dieſe bedeutungsvolle Blume hat meiner Mutter vorbildlich geſagt, daß ſie geduldig der Blüthe harren ſoll, die aus dem Dorn der Leiden bricht; auch ich will es! Ich will die gute Mutter, die ſo unausſprechlich gelitten hat, nicht durch meinen Gram betrüben, und wenn ich mich dem Wunſche und Willen meines Vaters füge, ſo wird der Segen Gottes meinem Herzen Frieden geben, und mich in die Ferne begleiten. — Die ſüße Stimme der frommen Bernhardine wankte, als ſie dies ſagte, ihre Augen, zwei reine Vergißmeinnicht, gefüllt mit dem klaren Thau des Gefühls, ſprachen mir die zärtliche Bitte: Gedenke mein! aus; ich drückte ihre Hand an meine ſchlagende Bruſt und bedeckte ſie mit Küſſen, die gebrochene Blüthe blieb in der meinigen hangen. Wenn ſie einſt, ſagte Bernhardine vielleicht nur, um dieſe angreiſende Scene zu endigen, ein Eigenthum haben, lieblich wie die Pfarre von Grünau, dann pflanzen Sie in Ihren Garten eine Paſſionsblume zu Bernhardinens Andenken! — Es läutete Mittag in der Stadt. Ich muß fort, wir eſſen mit dem Schlage Zwölf! ſagte Bernhardine, indem ſie heftig zuſammenſchrak und ſich die rollenden Thränen abwiſchte. Sie verließ an meiner Seite den Garten, ich ging noch ein Stückchen Weges nebenher, dann ſah ich ihr nach, ſo weit ich konnte. — Das Liebſte auf Erden war nun meinen Augen entrückt für immer. Satt von Wonne und Weh ſchlich ich heim, und labte mich an dem Nachgenuſſe jener unvergeßlichen Stunde, und als die Paſſionsblume oft berührt von meinem heißem Munde vertrocknet war, legte ich ſie in das Gehäuſe meiner Uhr, worin ſie ſich als ein Gemälde der Erinnerung noch jetzt befindet. Und nie betrachte ich die wundervolle Zeichnung der Natur, auch noch ſchön in ihren Mumien, ohne mich in ihr größtes Geheimniß, das menſchliche Herz, zu verſenken, das einſt als ein verwelktes Blatt der Zeit, zwiſchen dem Getriebe ewiger Stunden, die feinſten Faſern ſeiner Vergangenheit offen darlegen wird!“

„Das gute Kind!“ ſagte Chloe weichmüthig, „wo liegt denn das Grünau? Es iſt wohl eine ganz vorzügliche Pfarrſtelle? Ja, wenn Bernhardine hätte in die Zukunft blicken ſollen — — —“

Johannes ſchauete vertieften Geiſtes zurück, deshalb überhörte er die unwiſſende Frage der Baſe, wie den leiſen Vorwurf, den ſie daran knüpfte. Nach einer Pauſe hob er wieder an: „Ich ſchrieb an Madame Korge, wie ich mir früher vorgenommen hatte; ſie ſendete mir ein Geſchenk der feinſten Wäſche, womit ſie mich vollſtändig ausſtattete. Nun gebot mir die Pflicht, ihr meinen Dank perſönlich zu bringen, doch Bernhardine ſah ich nicht mehr. — Beklommen reiſ'te ich ab; allein ſo wie ich mich meinem nunmehrigen Aufenthaltsorte näherte, ward ich angenehm überraſcht durch die paradieſiſche Gegend, worin Brockendorf liegt. Meine Seele erhob ſich in dem Entſchluſſe, dem Berufe, der mich hierher geführt, nach allen meinen Kräften zu genügen. Er ward erprobt, dieſer redliche Vorſatz. Ich fand an dem Baron Brockhammer einen Edelmann, dem ein wüſtes Leben auf den erſten Blick anzuſehen war. Seine Sitten waren äußerſt roh, meine Eleven wohlgebildete Knaben, aber gänzlich verwildert.“

„Ein Landjunker von dürftiger Geſtalt, aber ſchweren Renten hielt ſich als Gaſtfreund dort auf, und ſchien mit dem Trotze der Dummheit und des Geldſtolzes die gebietende Rolle dieſes Hauſes zu ſpielen, welche der Herr deſſelben ihm aus Rückſichten, die mir kein Räthſel blieben, eingeräumt hatte. — Nach den erſten Wechſelreden fragte der Baron mich, ob ich Karten ſpielte. Als ich darauf mit „nein“ antwortete, warf er dem Herrn von Neſtle, ſo hieß der Gaſtfreund, einen bedeutenden Seitenblick zu, und dieſer ſtieß einen halblauten Fluch aus. Gott weiß es, wie mir zu Muthe war, da ich die Menſchen kennen lernte, mit denen ich künftig leben ſollte! Ich freuete mich endlich der Einſamkeit meines Zimmers und ſeiner himmliſchen Ausſicht; doch dachte ich, daß meines Bleibens hier wohl nicht lange ſein würde. Da hielt der Anblick eines Bildes meine widerſtrebenden Gefühle und ließ dies Haus meine Heimath werden, worin ich zu Gottes Ehre wirken ſollte. O! wie ſpricht der höchſte Wille in tauſend Zeichen an unſer Herz, wenn es empfänglich iſt, ihn zu verſtehen! — Mein Zimmer war ärmlich möblirt, doch hatte man die leeren, hohen Wände mit einigen Kupferſtichen unter ſchadhaften Glasſcheiben behangen; es waren Natur-Scenen, der neuen Welt entnommen, die Columbus entdeckte. Die untergehende Sonne gab einem derſelben den Reflectionspunkt für mich. Unter ſtarren Felſen phantaſtiſch gruppirt, taufte am Becken eines Waſſerfalles ein Miſſionär einen Wilden — in der Ferne lächelten die Fluren Edens. Dies Bild rührte mich. In der innerſten Tiefe meiner Seele flüſterte es: Und bin ich denn nicht auch Miſſionär der Vorſehung, geſandt in die Wildniß dieſes Hauſes? Ein beſtellter Acker fordert des Arbeiters nicht mehr, bis der Herr der Ernte kommt, die Garben zu ſammeln — wohl aber muß wüſtes Land urbar gemacht werden.“

„Ich hatte nun den rechten Standpunkt für meine Lage gefunden, aber es ward mir dennoch nicht leicht, ihn zu behaupten. Meine drei Zöglinge waren durchaus verſäumt und geiſtig verwahrloſet. Die Lehrſtunden dünkten ihnen ein unausſtehlicher Zwang, von dem ſie ſich unter jedem Vorwande zu befreien ſtrebten; gelang es mir doch einmal, ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, was ich durch die erſinnlichſten Mittel verſuchte: ſo war ein Gebelle der Rüden im Hofe, ein lautes Wort ihres Vaters hinreichend, den mühſamen Zuſammenhang ihrer Gedanken, wie die ganze Sitzung aufzulöſen. Sie ſtürzten fort, zu ſehen, was es gäbe. Die Autorität des Barons kam mir bei der Zugelloſigkeit ſeiner Kinder nicht zu Hülfe. Er freute ſich ihres adeligen Widerwillens — wie er ſelbſt es nannte — gegen Bücherkram und Stubenhockerei, und als ich ihm nun erklärte, daß ich unter ſolchen Umſtänden hier nichts nütze wäre, mochte ihm wohl für einen Augenblick einleuchten, daß die hochgeborenen Erben ſeiner Geſinnungen und Sitten doch etwas lernen und wiſſen müßten; — denn er bat mich zu bleiben und legte ihnen einen ſcharfen Zaum an, der wenigſtens eine Zeit vorhielt.“

„Es iſt zum Aergern!“ fiel Baſe Chloe mit beſtätigender Geberde ihrem Vetter in die Rede, „aber ich kenne das, vom Junker Genius her, deſſen Mama auch dachte, der Verſtand wäre ihm angeboren und die edle Weisheit ſtäke ihm im Blute. Als Herr Abel den Junker einſt bei der Gräſinn verklagte, daß er ſich der Wiſſenſchaft weigere und vergleichender Weiſe ſagte, ſein Kopf werde leeres Feld bleiben, wenn es nicht anders mit ihm würde, gab ſie ſtolz zur Antwort: Und wenn auch! ſein Wappen nähme auch dieſen Raum ein! — Da wollte Herr Abel fort — und die Gräſinn mußte ihm noch gute Worte geben. — Deine Lage, Du armer Johannes, mag leicht noch ſchlimmer geweſen ſein, als die ſeinige; hatteſt Du nicht etwa an dem Paſtor loci einen hübſchen Umgang, der Dich für manchen häuslichen Verdruß ſchadlos hielt?“ „Nein, gute Pathe,“ erwiederte der Candidat, „ſondern ein Aergerniß mehr. Der Paſtor, ein wohlgenährter tiefer Funfziger, mochte ſeine theologiſche Bildung geſchloſſen haben, als ſich die Thore dieſer einträglichen Pfarre vor ihm aufgethan. Er war täglich auf dem Schloſſe, der dritte Mann an L'hombre, der letzte bei der Flaſche — Spaßmacher der beiden Edelleute und die breite Zielſcheibe ihres plumpen Witzes. Es that mir in der Seele weh, wenn ich ſah, wie das Amt durch ihn herabgewürdigt wurde. Seine Homilien, die — mit den Evangelien, Epiſteln und freien Texten, über die er ſie einmal verfaßt, ihren regelmäßigen Umlauf hielten, donnerte er, ein pausbackiger Stentor, von der Kanzel herab, und die Bauern fürchteten in ihm eben ſo den Günſtling des Gutsherrn, als einen Geſetz- und Strafprediger, der ſie zu Gunſten habſüchtiger Zwecke einzuſchüchtern wußte."

„Dieſem Manne nun war die Seelſorge einer großen und gutartigen Gemeinde anvertraut! Die Schule, um die er ſich nicht kümmerte, war in beſſeren Händen. Ein junger, ſehr gebildeter Mann, leiſtete viel und verhielt ſich in beſcheidener Stille. Der Paſtor ſchmälerte jedoch ſein Verdienſt, ſo oft es nur Gelegenheit dazu gab, bei dem Baron, der dem Schullehrer daher auch nicht gewogen war. Ich darf es nicht verſchweigen, daß, wenn ich dies und andere Ungerechtigkeiten bemerkte, welche der Edelmann ſich zu Schulden kommen ließ, ich eine gehäſſige Empfindung gegen ihn und ſeine Genoſſenſchaft in mir aufwallen fühlte. Ich ſehnte mich fort. Hätte ich mir die Frage vorgelegt, ob ich dieſe vortheilhafte Pfarrſtelle möchte, wenn ſie vacant wäre, ſo würden mir die Verhältniſſe des Patronats, mit denen ich vertraut geworden war, die Luſt dazu benommen haben; doch der Paſtor ſchien von eiſerner Geſundheit, und der Gedanke, ſein Nachfolger zu werden, blieb fern von mir.

Beinahe drei Jahre war ich in Brockendorf, und dachte nun ernſtlich daran, dieſe Condition aufzugeben, in der ich mich doch bei meinen beſten Willen für ſehr unerhebliche Erfolge abmüdete — als den Paſtor der Schlag rührte und er auf dem Flecke todt blieb. Es fiel mir aus dem erwähnten Grunde nicht ein, mich um eine Probepredigt zu bewerben, und eben ſo wenig kam es dem Baron in den Sinn, mir eine anzutragen. Eines Tages machte mich der Zufall zum Zeugen eines Geſprächs, das wohl nicht für mein Ohr berechnet war. Der Herr von Neſtle ſprach zu dem Baron: Höre, Brüderchen! das ſage ich Dir, wenn der neue Pfarrer, den Du wählſt, nicht ſpielen kann wie ein Daus und ein fideler Burſche iſt, wie der vorige, ſo ziehe ich ab, und Du weißt, ich bin kurz gebunden. Nur mit einem gelehrten Duckmäuſer komme mir nicht! Die kann ich vor dem Tod nicht leiden. Wenn er einen tüchtigen Hals für die Bauern hat, und für uns, wenn wir uns zum Spaße die Naſe begießen wollen, ſo iſt es gut. — Der Baron war gleicher Meinung, und mir ſchauderte die Haut. O du verlaſſenes Dorf! dachte ich, und mein Herz blutete dabei; doch die wache Fürſorge Gottes hatte ſeine junge Pflanzſchule in treue Obhut gegeben.“

„Mehrere Candidaten von ſittlichem Anſtande und wiſſenſchaftlicher Phyſiognomie wurden unbedingt abgewieſen, die enge Wahl war alſo nicht weit her. In der Woche vor Palmarum — ſonderbar!“ hier hielt Johannes einen Augenblick inne, als überraſche ihn ein vergleichender Gedanke, daß es ſich jetzt grade wieder ſo träfe, — „wird der nächſte Probeprediger an einer Halsentzündung krank, und zaudert bis in die letzteren Tage, ehe er den Boten mit der Nachricht abſendet, er könne nicht predigen. Der Baron tobte über die

Verlegenheit, in die ihn der Candidat verſetzte, dem, als firmem Kartenkünſtler und lebendigem Vademecum, die Pfarre bereits zugedacht war; denn bei der Kürze der Zeit und den gehäuften Arbeiten der Faſten konnte nicht mehr daran gedacht werden, einen Vertreter zu bekommen. Ich erbot mich dazu. Der Baron maß mich mit großen Augen und ſprach: Nun, wenn Sie nur das Herz dazu haben! — Er meinte den Muth. Das Herz hatte ich wohl, denn ich fühlte es ſchwellen, als ich am gedachten Sonntage die Kanzel beſtieg. Die Kirche war gedrückt voll, daß kein Apfel zur Erde konnte; aber ich ſah nur den Einzug des göttlichen Dulders in den Feſten meiner Kindheit, ich hörte nicht das Geräuſch der wogenden Menge, ſondern das Rauſchen der Palmen, welche Ihn, der unſer Weg iſt, beſchatten. So oft mein Blick ſeitwärts ſtreifte, ſah mich einer der gemalten Geiſtlichen unter der Reihe Derer, die an dieſer Kirche geweſen, mit den Zügen meines Vaters, wie ein Segnender, an. Als ich ein wenig verſpätet in das Schloß kam, fand ich den Schulzen und die Schöffen des Dorfes, nebſt den Aelteſten der Gemeinde im Vorhauſe verſammelt, und auf den Baron wartend, den ſie zu ſprechen wünſchten. Sie drückten mir, da ich vorüber ging, mit naſſen Augen die Hände, aber noch immer ahnete ich nicht, wie warm ihr Beifall wäre, den ſie mir in herzlichen Worten auszudrucken verſuchten.“

„Aber ich ahne es!“ ſagte die Baſe, „die guten Leute wollten Dich zu ihrem Paſtor haben; das Herz hüpft mir vor Freude, und der Faden iſt mir dabei entwiſcht. Mich ſoll nur verlangen, warum aus der Sache nichts geworden iſt?“— „Das ſollen Sie ſogleich erfahren,“ antwortete der Candidat und ſetzte ſeine Erzählung fort: „Mein jüngſter

Eleve ſagte mir, es wären fremde Gäſte angelangt, ein paar Cavallerie-Officiere, die eines Roßhandels wegen kämen. Es wurden Reitpferde vorgeführt, das Gebelle der Jagdhunde erſcholl in heulender Luſt, und dieſer Lärmen ſtörte widrig die Sabbathſtille meiner Seele. Ich wußte die Unterhaltung bei Tiſche auswendig, und ließ mir das Eſſen, wie ich in ſolchen Fällen öfterer gethan, auf meine Stube erbitten. Nach vier Uhr ritten die Officiere hinweg, bald darauf ſah ich die Landleute, welche Vormittags abgewieſen worden waren, wiederkommen. Eben rüſtete ich mich zu einem Spaziergange mit meinen Eleven, da flog die Thür auf, der Baron mit erhitztem Geſicht und verſagenden Füßen taumelte herein, warf eine Rolle Geld — den Ertrag des Pferdeverkaufs — zornig auf den Tiſch, daß die Thaler klirrend zur Erde rollten, und ſprach: Daraus wird nichts. Herr Mild! Sie können mein Pfarrer nicht werden und meinethalben heute noch gehen! — Sie dachten im Trüben zu fiſchen und haben die Gemeinde aufgewiegelt; das ſtände mir an! Ich bin Patron! hier iſt Ihr Lohn, und damit holla. — Kein Fiebertraum," verſicherte Johannes, noch jetzt erregt, „kann wüſter ſein, als dieſe Scene! ich war wie aus den Wolken gefallen. Mein Lohn, Herr Baron? rief ich empört — er war mir meinen Gehalt ſeit Jahr und Tagen ſchuldig — und indem ich raſch meine Uhr einſteckte, die ich in der Hand hielt, machte ein unverſehener Druck, daß ſie hellen Klanges repetirte. Da gedachte ich der dankbaren Verheißung, daß ſie mir einſt die Stunden des Lohnes ſchlagen werde. Das mein Lohn? rief ich vorwurfsvoll, doch mehr in Bezug auf jene ſchmerzliche Irrung, als auf den groben Mißgriff im Ausdrucke dieſes Betrunkenen. Nun, antwortete er barſch: Was wollen Sie denn noch? Das Geld iſt richtig; die Quittung bitte ich mir aus. Ja, erwiederte ich, wir ſind quitt, Herr Baron, für immer! Ich verlaſſe Ihr Haus ſogleich und würde bereuen, es je betreten zu haben, wenn ich nicht mit gutem Gewiſſen daraus ſcheiden könnte. Ich gehöre nicht zu Ihrem Hofgeſinde, dieſes nur wird abgelehnt. Und hätten Sie mir ſelbſt aus eigenem Antriebe die Stelle ihres Hofnarren zugedacht, zu dem Sie den Paſtor herabwürdigen, ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich ſie verſchmäht haben würde. Die Ehre des Altars iſt mir zu heilig, als daß ich die meinige auf das Spiel Ihrer Karten, wie Ihrer Launen ſetzen möchte.“ —

„Nun Vetter,“ fiel die Baſe mit dem Tone ängſtlicher Erwartung ein, und lächelte ſauerſüß, „da haſt Du, ein echter Johannes! dem Baron die Wahrheit unverblümt geſagt, gleichwie der Täufer dem Herodes. Es war nur gut, daß es Dir nicht um den Kopf ging!“ —

Mit hellem Blicke antwortete der Candidat: „Die Wahrheit macht frei, um welchen Preis es auch wäre! Der Baron ſchäumte vor Wuth, ſeine beiden älteſten Söhne zerrten ihn faſt mit Gewalt aus dem Zimmer; der jüngſte, der es ſtets am beſten mit mir gemeint hatte, kroch an der Erde herum, und las das kollernde Geld zuſammen, während er vor Angſt und Betrübniß um meinen jähen Abſchied weinte. Ihm übergab ich meine Sachen, bis ich ſie würde abholen laſſen; dann verließ ich dies Haus und ſchüttelte den Staub von meinen Füßen.“

„Der ſchönſte Frühlingstag neigte ſich; ich ging, ohne eigentlich zu wiſſen wohin? Nur dunkel war ich mir bewußt, daß ich fort wolle und müßte. Die Kirche ſtand noch offen, und es düſterte bereits um die Vorhallen. Es zog mich hinein, ſtill und kühl hauchte hier die Luft, ich athmete Ruhe. Lange verweilte ich hier betend, und der Friede, welcher höher iſt, als alle Vernunft, kam über mich. Nun ging ich getroſt, um mir bei dem Förſter ein Nachtquartier zu erbitten, der eine Strecke vom Dorfe geräumig und anmuthig wohnte, und mir ſehr freundlich geſinnt war. Von da aus wollte ich den folgenden Tag nach der Stadt. Als ich am Schulhauſe vorüberkam, ſtand der junge Lehrer unter der knoſpenden Kaſtanie, welche ſein friedliches Dach beſchattete, und rauchte in feiernder Gemächlichkeit ſein Pfeifchen. Ich grüßte ihn. Er ſchien erfreut, mich zu ſehen, und fragte mich, ob ich nicht ein wenig bei ihm eintreten wolle. Er hätte eine Frage an mich; ſie betraf ſein Amt, und war bald beantwortet. Doch nun ſagte er mir mit Innigkeit von ſeinem herzlichen Wunſche, daß ich ſein Vorgeſetzter werden möchte, und wie die ganze Gemeinde heute einſtimmig beſchloſſen, mich zu ihrem Pfarrer zu wählen, und ſich keinen Andern vom Baron aufdringen zu laſſen. — Das war nun vorbei! die ahnungsloſe Sprache des Schulmeiſters rührte mich, und das vorüberfliehende Bild meiner Wirkſamkeit mit ihm warf einen trüben Schatten auf das verſchloſſene Thor jener Hoffnung. Ich erzählte ihm das Vorgefallene. Er ſtand wie eine Bildſäule, und bedauerte das Schickſal der Kirche, welches der Baron auf ſeinem Gewiſſen habe. Doch nun bat er mich dringend bei ihm zu bleiben, ſeine Frau ſei verreiſ't, und kein Gaſt für dieſen einſamen Abend könne ihm ſo willkommen ſein, als ich; auch laſſe er es ſich nicht nehmen, mich dieſe Nacht zu beherbergen. Wie traut und heimlich erſchien mir die Häuslichkeit des Schullehrers, der noch nicht lange verheirathet war! Die erſte Neuheit glänzte noch in der beſcheidenen Einrichtung.

und die Ordnungsliebe und Wirthlichkeit der jungen Hausfrau verkündete ſich in jedem Räumlein dieſer neuen Enge. Ich hielt ihn für beneidenswerth, doch bald mußte ich ihn meiner Bewunderung würdig achten. Er ſagte mir, daß er von früheſter Kindheit an eine unbeſchreibliche Neigung, Theologie zu ſtudiren, in ſich verſpürt, die er nur dem Wunſche ſeines Vaters geopfert hätte. Dieſer, der auch Schullehrer an dieſem Orte geweſen, habe ſeine Schule mit einer rührenden Treue geliebt, und ihr den einzigen Sohn vermacht, weil er gefürchtet, ſie könne einſt in moraliſchen Verfall kommen, da der Paſtor ſeine Pflicht dafür gewiſſenlos verſäume, und der Baron ſeinen Vortheil abzuſehen glaube, wenn er der Ausbildung ſeiner Unterthanen eher wehre, als förderlich ſei. — Er, der Sohn, ehre nun ſein Amt als ein kirchlichverwandtes, und behandle den rohen Stoff, den es ihm übertragen, mit einer gewiſſen, religiöſen Poeſie. Hätte doch der erhabene Meiſter ſelbſt alle Gleichniſſe ſeiner heiligen Lehre dem niederen Stande des Landbaues, der Natur entnommen! In dieſem Sinne mache er den Kindern in den Bildern der Saat und Ernte, des Keimens und Verblühens die Lehren des Glaubens, der Tugend und Unſterblichkeit anſchaulich, daß der Geiſt dieſer großen Gedanken ihre jungen Seelen und dereinſt ihre Thätigkeit durchdringe, auf daß ſie auch bei der härteſten Mühſal ihres Lebens, bei Arbeit und Plage, nur eine Berufung von Dem ſehen, deſſen Joch ſanft, deſſen Laſt leicht iſt. — Ich fühlte eine erſtaunliche Hochachtung für die Sinnesart des jungen Schullehrers, welche nicht oft angetroffen werden dürfte; denn die beſſeren dieſer Claſſe künſteln mehr an dem Verſtande ihrer Schüler und pfropfen auf den wilden Stamme der Seele einige ſauere Kenntniſſe, als daß ſie ſich befleißigten, die Herzen der ihnen anvertrauten Jugend zu veredeln. — Dieſer Mann, der eine ſo rühmliche Ausnahme machte, trieb ſein Amt wahrhaft theologiſch, und — wie weiſe ſtellt die Vorſehung neben jedem Mangel einen Erſatz, da, wo für die Kirche ſo ſchlecht geſorgt war! — Wir plauderten bis ſpät in die Nacht, und waren dennoch früh wieder auf. Jetzt wollte ich fort, aber mein gütiger Wirth ſchlug mir vor, bis über Mittag zu warten; dann ſetze er am blauen Montage die Schule einmal aus, und wolle ſeiner Frau nachgehen, welche ſich ſeit geſtern in ihrer Heimath, zwei Meilen von Brockendorf, befand, woſelbſt ſie als die Tochter des daſigen Amtmanns ihre Eltern beſuchte. Wir könnten ein paar Feldlängen mit einander gehen, denn die Wegſcheide welche unſere Pfade trennte, war noch ein halbes Stündchen weit entfernt. Als die Schule begann, zog ich aus einer kleinen Handbibliothek, die der Lehrer mir indeſſen zum Zeitvertreibe angewieſen, das erſte, beſte Buch; es war Engelmanns Tagebuch, ein Roman von Auguſt Lafontaine. Darin — ja, wenn Sie geleſen hätten, Pathe Chloe! dann würden Sie mich beſſer verſtehen — errichtet ein junger Mann eine Mädchenſchule in Dresden, wovon er eine ſehr anziehende Beſchreibung macht. Es leuchtete mir wie ein Blitz in die Seele, ſolch ein Verhältniß würde auch meiner Individualität angemeſſen ſein, und dem heimlichen Sehnen vollkommen entſprechen, das meine letzteren Erfahrungen in mir zurückgelaſſen; und dieſer Funken entzündete den Vorſatz in mir, es früher oder ſpäter zu begründen. Nachdem ich beinahe drei Jahre hindurch manche Unbill der Abhängigkeit erduldet und gegen wilde Fehler ausgearteter Knaben kämpfen müſſen, hatte die Vorſtellung unbeſchreiblichen Reiz für mich, der Bildner ſanfter Geſchöpfe zu ſein, und mit ſtillem Weſen mein eigenes Brod zu eſſen. Dies war es, wonach ich mich ſehnte, lichtvoll erhellte ſich mir ein dämmernder Wunſch, den ich zuvor nicht deutlich erkannt hatte.“ Die Baſe ſeufzte tief und ſprach: „Ach! ſolche verführeriſche Bücher ſollten gar nicht gedruckt werden. Du wäreſt jezt vielleicht Paſtor primarius, wenn Du das unglückliche Buch nicht geleſen hätteſt!“

„Unglücklich?“ erwiederte der Candidat und legte den Accent einer nachſichtigen Befremdung auf dies fragliche Wort, „nein, Pathe Chloe! es fiel gewiß nicht umſonſt in meine Hand. — Zwar liebte ich, wie noch heute, Kanzel und Altar, ſo daß mir kein Platz auf Erden vorzüglicher dünkte, als dieſe geweiheten Stätten, allein mein innerſtes Gefühl ſträubte ſich, wenn ich daran dachte, mich um ein Amt zu bewerben, das, wie ich nun wußte, oft aus verächtlichen Motiven gewährt oder verſagt wird. — Nach Tiſche traten wir unſere Fußreiſe an; dicht vor dem Dorfe begegnete uns der Poſtbote. Er kam auf mich zu und ſprach, während er ſein Ränzchen öffnete: Ei, Herr Mild! da kann ich ja einen Brief gleich hier abgeben; es ſtehet ſo ein cito! darauf. Ich erkannte die Hand meines alten Freundes, des Rectors, auf der Adreſſe, und bat meinen Gefährten um einen kleinen Verzug, daß ich den Brief leſen könnte. Der Rector ſchrieb mir, da ich vor einiger Zeit geäußert, daß ich wünſchte meine Condition zu verlaſſen, ſo habe er einen Vorſchlag für mich, den er mir ohne Säumen mittheilen wolle. Die Gräfinn Reichenau in Glimmer habe ſich jüngſt mit der Bitte an ihn gewendet, ihr einen Erzieher zu recommandiren für ihren neunjährigen Großſohn, der als ein ſchwacher, kränklicher Knabe der ſchonendſten Behandlung, der ſorglichſten Aufmerkſamkeit von ſeinen Lehrern bedürfte, weshalb der Charakter des zu empfehlenden Subjects mehr zu berückſichtigen wäre, als deſſen Gelehrſamkeit. Der Rector meinte, die Bedingungen würden annehmlich ſein — und — was am meiſten in Anſchlag zu bringen — die Gräfinn hatte einige der beſten Pfarrſtellen im Lande zu vergeben. Wenn ich nun hinſichtlich meiner Verpflichtung gegen den Baron Brockhammer, an keine Zeit gebunden wäre, und geneigt, jenes Verhältniß einzugehen, ſo möchte ich, je eher je beſſer, nach Glimmer reiſen, mich der Gräfinn in der genannten Qualität vorſtellen, wozu er die nöthige Beglaubigung zu beliebigem Gebrauch einliegend ſende. — Eine verſiegelte Karte glitt in meine Hand. — Da ſtand ich an dem Markſteine einer wichtigen Entſcheidung!“

„Sieh!“ ſagte die Baſe und nahm Wunder an dem Geſchehenen, „Gott kommt verborgen her, ſich herrlich uns zu zeigen! nun, in Glimmer muß es Dir beſſer gefallen haben, denn mich dünkt, Du kamſt von dorther, als Du mich in meiner Betrübniß heimſuchteſt, und zwiſchen dem Brockendorfer Palmſonntage und dem Begräbniſſe der Galatee läge doch, meines Bedünkens nach, eine geraume Weile.“

„Ganz recht,“ erwiederte Johannes, „ich war ſechs Jahr in Glimmer und nahe daran, für immer dort zu bleiben; doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen. — Der junge Schullehrer äußerte die freundlichſte Theilnahme an dieſer willkommenen Fügung, er konnte freilich nicht wiſſen, welch einen Plan ſie mir durchkreuzte, den ich in ſeinem Hauſe entworfen. Ich begleitete ihn, aufgefordert dazu, nach dem Wohnorte ſeiner Schwiegereltern, die mich mit biederer Gaſtlichkeit aufnahmen. Der Amtmann hatte eine Reiſe vor, die ihn nicht allzuweit von Glimmer vorüberführte, und ich zögerte nicht, dieſe Gelegenheit zu benutzen. Ich ſendete einen Boten nach Brockendorf, der mir meine Sachen herüberbrächte, um zu der Präſentation bei der Gräfinn ſchicklich erſcheinen zu können.“

„Glimmer, ein prächtiges Gut, zeigte auf den erſten Anblick den Wohlſtand ſeiner Bewohner, den Reichthum der Beſitzerinn. Das Schloß, im vornehmſten Styl erbauet, von engliſchen Gärten umgeben, ragte ſtolz über uralte Bäume empor, der Höhenſinn ſprach in mir an — und eine einſame, verſchönte Ruhe webete mir von jenen impoſanten Mauern entgegen. Aber das Herz fing mir gewaltig an zu pochen, als ich die breite marmorne Treppe hinanſtieg, die zu der Hauptthüre führte. Ein reichgalonirter Bedienter trieb ſich in übermüthigen Müßiggange davor herum, und beſann ſich zaudernd, als ich ihn bat, mich bei ſeiner Herrſchaft zu melden. Ich übergab ihm die Karte des Rectors, für den Fall, daß die Gräfinn ein zudringliches Anſuchen in mir fürchten und mich demnach ohne Weiteres abweiſen könnte. Im Vorhauſe, wo ich harrend ſtand, ſtarrten mich aus ſchöngemalten Niſchen allegoriſche Statuen an, eine kalte, ſchauerliche Stille webte um dieſe ſteinernen Sinnbilder, und regte unwillkürliche Gefühle der Ehrfurcht in mir. Der Lakai erſchien, er machte eine winkende Bewegung und führte mich durch einen langen, dunkeln Corridor, bis er hinter der Flügelthür zurückblieb, die er vor mir öffnete. Ich trat in ein prachtvolles Zimmer. Die Gräfinn, eine kleine Dame, ſchon vom Alter gebückt, aber angeborene Hoheit in ihrer Haltung, war noch in Geſchäften begriffen. Der Wirtſchafts-Inſpector und einer ſeiner Subalternen waren bei ihr, doch entließ ſie die beiden Beamten ſogleich bei meinem Eintritte; es fiel mir auf, daß ſie zu dem Verwalter, einem ſehr anſtändigen Manne, Er ſagte. — Sie wendete ſich nun mit herablaſſender Güte an mich, indem ſie ſich auf die dem Rector vorgeſchriebene Forderung bezog, die ſie an den Lehrer ihres Enkels machte. Sie ſagte mir, daß derſelbe von ſeiner Geburt an ſchwach am Geiſte wie am Körper geweſen, und daß ſie ihn und ſeine Schweſter nur deshalb zu ſich genommen, da der Vater dieſer Kinder, mit dem diplomatiſchen Corps und begleitet von ſeiner Gemahlinn, an einen fremden Hof gegangen ſei, daß ihre Enkel nicht etwa in Erziehungsanſtalten wie Treibhauspflanzen behandelt würden.

Meine pädagogiſchen Grundſätze, die ich im Verlaufe des Geſprächs und meiner Antwort an die Gräfinn äußerte, erſchienen ihren Wünſchen zu entſprechen. Sie gab ihnen Beifall, und mir die huldreiche Verſicherung, daß ich zur Stelle auf- und angenommen wäre.

„Der Anfang wäre vortrefflich,“ unterbrach Chloe den Erzähler, „ich fürchte nur, der hinkende Bote kommt nach, denn die Gräfinnen, welche als Wittwen Land und Leute regieren, nehmen ſich gerne ein Gürkchen mehr, als ihnen zukäme, heraus, und bei der meinigen war es ein gepfeffertes! Mir gehen die Augen jetzt noch über, wenn ich daran denke.“

Der Candidat belächelte den Einfall der Baſe und ihr treffendes Urtheil, welches der Verfolg ſeiner Geſchichte beſtätigte. Er fuhr fort: „Die Gräfinn Reichenau war in der That eine Frau, in welcher ſich die entgegengeſetzteſten Eigenſchaften vereinigten und ſich ſo durchdrangen, daß es äußerſt ſchwer erſchien, ihr Weſen richtig aufzufaſſen. Sie war wohlthätig und geizig, gütig und hart, klug, und doch täuſchbar im höchſten Grade, hochmüthig und niedrig in der Befriedigung einer grenzenloſen Neugier, als auch einer rachſüchtigen Gehäſſigkeit, und durchaus unverſöhnlich, weshalb ein Jeder, der von ihr abhing, zitterte, ſie zu beleidigen. Eine Sonderbarkeit an ihr, die ich mir nie habe erklären können, war, daß ſie gegen Wittwen, deren Männer ihr in irgend einer Charge gedient, oder in anderer Beziehung zu ihr geſtanden, mit kränkender Schärfe verfuhr, und dies in eben dem Grade, worin der Verſtorbene ihr lieb und werth geweſen. Auf ihre Unterſtützung durfte eine verlaſſene Frau nicht rechnen, und die Grauſamkeit, mit der ein heilloſer Gebrauch in Indien Schlachtopfer dieſer Art in die Flammen treibt, konnte kaum triumphirender ſein, als die, womit die Gräfinn eine Leidtragende, welche, von Schmerz und Furcht gebeugt, ſich ihr näherte, durch harte Worte, die gar herbe empfinden ließen, wie ſchwer unbeſchützte Armuth und Abhängigkeit von den Wohlthaten ſolch einer Gönnerinn zu ertragen ſeien, brennend beſchämte, und die matte Geduld der Trauernden durch die Feuerprobe unverdienter Vorwürfe gehen ließ.“

„Gott behüte und bewahre!“ ſagte die Baſe, „das iſt ein böſes Gemüth! Wer Betrübte kann betrüben, ja, der ſoll wie Spreu zerſtieben!“ „Und dennoch,“ erwiederte Johannes, ſich auf der Baſe erſteren Ausſpruch beziehend, „entbehrte es nicht ſchöner, ja ſogar edler Züge; des Menſchen Herz iſt jedoch ein undurchdringliches Räthſel!“

„Mein Zögling Angelus war ein blaſſer, ſchmächtiger Knabe, mit der Geſichtsbildung eines Engels, doch wie ein ſolcher etwa an einem Grabmale dargeſtellt wäre; ſinnvoll, trauernd, mit Schwingen für den Flug zum Himmel. Ich rührte ihn ſanft und ſacht an, und er faßte ein herzliches Vertrauen zu mir. Dieſes zarte, ja, ich möchte ſagen, ätheriſche Kind war beſtimmt, dereinſt Erbherr jener reichen Güter zu werden, und die Erwägung davon gab meinem Beſtreben für ſeine Erziehung ein höheres Intereſſe. Jede Tugend, die mir in ihm zu entwickeln gelang, ſollte für einen weiten Umkreis Früchte des Segens tragen, und ich drückte ſeinem weichen Herzen das göttliche Bild der Barmherzigkeit ein, daß der Eindruck meiner Lehre feſt würde für ſein ganzes Leben. Ach! ich hoffte nicht viel von deſſen Länge. Wenn ich ſeine tiefſinnigen Spiele, das rührende Ahnen in ſeinen kindlichen Reden, die Mildſeligkeit ſeines ganzen Weſens bemerkte, dann dachte ich: Dein Reich iſt nicht von dieſer Welt! und ich trauerte darüber, daß dieſer reine Genius, der ein Schutzgeiſt ſo vieler Menſchen hätte werden können, wahrſcheinlich früh in ſeine Heimath entfliehen würde. Angelus liebliche Schweſter, Laetitia“ —

„Wie hieß dieſer Name, Vetter?“ unterbrach ihn Chloe aufhorchend, „wüßte ich doch nicht, ihn je gehört zu haben!“

„Laetitia!“ wiederholte Johannes, „er iſt heidniſchen Urſprungs; die Römer gaben ihn der Göttinn der Fröhlichkeit, welche mit Krone und Zepter, oder auch an deren Statt mit Ruder und Anker vorgeſtellt wird. — Alſo die kleine Laetitia, nur ein Jahr jünger, als ihr Bruder, entſprach dem Namen, den ſie führte, und welchen der claſſiſche Geſchmack ihres Vaters für ſie erwählt hatte; denn ſie trug ihr Köpfchen ſo hoch, als ob ſie das Gewicht der Grafenkrone darauf bereits empfände, oder das Ruder der Regierung ſchon führte. Mit aller Keckheit eines vorlauten Stolzes brüſtete ſich die Kleine gegen Perſonen, die ſie unter ihrem Range hielt, erlaubte ſich unverſchämte Fragen und ſetzte ſelbſt ihre Großmutter in Verlegenheit, wenn ſie mit kindiſcher Dreiſtigkeit die Maske der Humanität lüftete, in der die Gräfinn ſich zuweilen gefiel. —“

„Faſt gleichzeitig mit mir war eine neue Bonne angekommen, welche zur Secte der Frömmler gehörte. Sie ſchien ſich ſehr unglücklich in dieſem Hauſe zu fühlen, worin die Religion nur eine Nebenſache war, weit entfernt, ſie als erſtes Princip gelten zu laſſen. Wie die Begriffe waren, welche man dort von der Verehrung der Gottheit hatte, möge Ihnen ein Beiſpiel erläutern. Die kleine Laetitia führte den Adel beſtändig im Munde, und wendete in der Geläufigkeit ihres kindiſchen Geſchwätzes die Benennungen deſſelben oft ſehr confus an. Einſt kömmt ſie in ſpäter Stunde über den Saal herüber in mein Zimmer geflogen, wo ich mit Angelus ſaß und klagte mir in dem Tone einer beleidigenden Zumuthung, daß ſie jeden Abend vor dem Herrn von Gott niederknieen und ihm danken ſolle, für das Gute, was er ihr den Tag über erwieſen. Muß ich denn das auch? fragte Laetitia; ich denke das dürfen nur gemeine Leute thun, die kein eigenes Gut haben. — Ein bitteres Lachen wandelte mich an, doch unterdrückte es die Wehmuth. Der liebe Gott, antwortete ich ihr — zwar klingt das ziemlich civiliſtiſch — iſt es, der die Könige erhöhet, und die Demuth als die Perle aller chriſtlichen und insbeſondere aller weiblichen Tugenden empfiehlt. Bitten Sie Ihn auf Knieen, daß er ihr Herz regiere! Sonſt möchten Sie einſt von der ſchwindelnden Höhe des Glückes den Fall des Hochmuths erfahren! — Die kleine Comteß fing an zu weinen; hinter ihr rang die Bonne die Hände, um mir anzudeuten, wie verzweiflungsvoll ſie über die Verſtockung dieſes Kindes ſei.“

„Der Herr von Gott! was das für Unſinn iſt!“

ſprach die Baſe, zur nachträglichen Rüge über dies Capitel, „als ob er nicht der Vater aller ſeiner Kinder wäre? Wohin ſollten die ſich wenden, welche verachtet vor der Welt, unterdrückt von den Menſchen, weder Raum noch Recht finden auf Erden, wenn Er ſich ihrer nicht annähme mit unendlicher Treue? — Das einfältige Ding! Nun ich denke, es wird zur Vernunft gekommen ſein!“ „Wir wollen,“ entgegnete Johannes, „Laetitien ihrem Schickſale überlaſſen, das jede Erziehung zu verbeſſern oder zu vollenden weiß, und zu einem anderen Gegenſtande übergehen. Die Pfarre in Glimmer war nicht allein hinſichtlich ihrer Einkünfte außerordentlich gut, ſondern in jedem Betracht vorzüglich. Das Pfarrhaus, neu, maſſiv, bequem, ſtand dicht an der Kirche, der Garten, groß genug, Vergnügen und Nutzen zu gewähren, war auf das zweckmäßigſte angelegt. Lauben aller Art, ein ausgeſuchtes Blumenparterre, edle Fruchtſorten lobten den Gärtner im Weinberge des Herrn; denn dieſer blühende Wohlſtand war größtentheils das Verdienſt des damaligen Paſtors, der praktiſch wie theoretiſch die Gartenkunſt inne hatte. Paſtor Pohle, ein Mann von mittlern Jahren, war als Redner nicht übel, als Menſch redlich, als Gelehrter ſehr unterrichtet; doch wußte er die Würde ſeines Amtes nicht in ſeiner Perſon zu behaupten, und eine gewiſſe Augendienerei gegen Höhere, namentlich gegen die gräfliche Principalität, ſetzte ſeinen Charakter herab. Die Bedienten auf dem Schloſſe nannten ihn in eiferſüchtigem Scherze nur den Kammerherrn. Er galt viel bei der Gräfinn, auch ließ er es ſich ſauer darum werden. Er brachte ihr mit ſpitzen Fingern rare Blumen und frühzeitige Früchte, erzählte ihr politiſche Neuigkeiten und Unglücksfälle, und erſparte ihr das Gedächtniß; denn er wußte auf ein

Haar anzugeben, wann die Gräfinn den letzten Schnupfen gehabt; an welchem Tage vor Jahren jener Beſuch angekommen, und wie viel Fenſter das große Schloſſenwetter zerſchlagen hätte. — So oft die Gräfinn eine Bewegung machte aufzuſtehen, ſprang er in weiten Sätzen nach der Thür, ſie ihr zu öffnen — er hatte ihre Mienen mehr wie ſeine Predigten ſtudirt. Sie gab ihm anſehnliche Offertorien, vergaß aber niemals bei ſeinem Danke zu erwähnen, daß er ſelbige als Don gratuit erhalte. — Die Paſtorinn, eine ſanfte, ſchlichte Frau, von klarem, einfachem Verſtande, ſchien ſich ſehr unbehaglich in der Rolle einer Hofdame zu fühlen, die ein Pflichtgebot ihrer Verhältniſſe war, was ihres Mannes Reſpect vor der gräflichen Einladung, nur unter der vollgültigſten Entſchuldigung, zu umgehen erlaubte. Regelmäßig jeden Sonntag zu Mittag aß der Paſtor ſammt ſeiner Frau und Tochter auf dem Schloſſe; und erhielt die Gräfinn Gäſte, was oft geſah, ſo ward in Eile ihr kleiner Hofſtaat verſammelt, wozu auch die katholiſche Geiſtlichkeit des Dominiums gehörte. Die Paſtorinn und ihre Tochter küßten der Gräfinn beim Kommen und Gehen die Hand; ich erröthete, als ich es zum erſten Male ſah. Das junge Mädchen mochte der gräflichen Matrone dieſe Ehrerbietung beweiſen, für die Mutter war es offenbar zu viel, und es verletzte mein Gefühl, wenn ein Fremder Zeuge dieſer Demüthigung war.“

„Liebes Kind,“ ſagte die Baſe im Tone entſchuldigender Belehrung, „das war vor Zeiten überall Sitte und hätte Dich nicht wundern dürfen. Unſere Gräfinn war beſonders gnädig, wenn ſie ſtatt des Rockes ſich die Hand küſſen ließ. Du mußt nehmen, es war doch einmal die Herrſchaft!“

„Die Herrſchaft?“ erwiederte Johannes erglühend.

und mit dem Accente der Empfindlichkeit, „ja! aber der Geiſtliche iſt nur ein Diener der Kirche, und ſeine Frau nur unterthan ihrem Manne. Ich würde es nicht zugegeben haben, daß die meinige ſich ſo tief vor der Dame des Schloſſes beugte, und wenn ich auch ein Vierteljahrhundert früher gelebt hätte.“ —

Die Baſe ſeufzte, der Candidat aber fuhr fort: „Wie ſehr dauerten mich Frau und Tochter des Paſtors, der aus einer Unterwürfigkeit und Schmeichelſucht, die ihn entehrte, ſich und die Seinen dem Zwange der Convenienz unterworfen hatte. Für ſie gab es keinen Sonntag mehr, den ſie in häuslicher Freiheit, im frohen Genuſſe ihrer Selbſt hätten verleben können! — Zwar er, der Paſtor, liebte ſeine Ketten, er ſchmeckte die Gnade der Gräfinn auf jedem Biſſen, und horchte in Ehrfurcht dem gleichgültigſten Wörtlein ihres Mundes; aber ſeine Frau ſaß ängſtlich ſtill und ſtumm bei der Tafel, die Pein der Langeweile war ihr anzumerken, und wie gerne ſie daheim in ihrer Sphäre geweſen wäre.“

„Die Tochter, ein ſchönes, aufblühendes Mädchen, warf unruhige Blicke durch die hohen Fenſterſcheiben in den grünen Raum, wo es ſich freier athmen ließ, oder verfolgte mit vorauseilender Sehnſucht den Secundenzeiger der prächtigen Spieluhr, bis endlich die erlöſende Stunde ſchlug und die einfallende Muſik den Tuſch dazu gab. Dann flammte eine freudige Röthe über das Geſicht der holden Gottliebe, ſie ſtrebte fort, die drückende Feſſel abzuſtreifen. — Und wirklich war der launenhafte Eigenſinn der Gräfinn ſo deſpotiſch und beengend, daß er füglich als ein Seitenſtück zu den Wunderlichkeiten Ihrer Gönnerinn, oder Mißgönnerinn wäre richtiger geſagt — gelten könnte. Ein Zug davon möge für alle zeugen. Obgleich ich zu keiner Zeit meines Lebens viel auf weiblichen Putz gemerkt oder gelegt hatte, ſo fiel es mir doch auf, daß die Paſtorinn, wie ihre Tochter, ſtets in dunkle Farben gekleidet erſchien; die Einfachheit ihres Anzugs, dem auch der kleinſte Schmuck mangelte, dünkte mir ſogar, wenn ich die bemittelte Lage des Paſtors erwog, ein Verſtoß gegen die gaſtliche Achtung, die dieſem Orte gebührt hätte, und welche ſie doch ſonſt mit der förmlichſten Genauigkeit beobachteten. Ich ahnete nicht, daß auch dieſe entſagende Simplicität nur ein Folgeleiſten des unterwürfigſten Gehorſams gegen die herrſchaftliche Tyrannei der Dame wäre. Doch verhielt es ſich ſo. Kein Mädchen, keine Frau unter Denen, welche ſie als Gutsherrinn unter ſich ſah, durfte es ſich beikommen laſſen, ein weißes Kleid vor ihrem Angeſichte zu tragen. Die Gräfinn ſah das für Luxus an, und hielt ſich vornehm und ungnädig über Staat auf, der ſolchen Leuten nicht zukäme. Der Paſtor dachte niedrig genug, ſich ihren Untergebenen beizuzählen, und ſeine Tochter mußte auf das Gewand der Unſchuld verzichten, weil ihr Vater ſeine Ruhe von den Launen der Gebieterinn abhängig gemacht hatte. Doch mehr noch, des armen Mädchens Glück hing davon ab. — Gottliebe war in der Stille mit einem jungen Theologen verſprochen, mit dem es eine eigene Bewandtniß hatte. Die Mutter wußte um dieſe Liebe, und billigte ſie; der Vater benahm ſich politiſch dabei, er wollte ſeinen Segen geben oder verweigern, je nachdem der Erfolg von dem Schickſale des wackeren Jünglings ſein würde. Dieſer hieß Waldemer und war ein natürlicher Sohn des verſtorbenen Grafen. Die Mutter, eine arme ländliche Magd, war bald nach der Geburt geſtorben, und ein alter Oberförſter, der ſein Leben im redlichen Dienſte der Herrſchaft hingebracht, nahm ſich des verlaſſenen Kindes an, für das ſonſt Niemand ſorgte, da der Graf auf Reiſen war, von denen er nicht mehr heimkehrte, weil ein böſes Fieber ihn nahe der vaterländiſchen Gränze hinraffte. Es iſt gewiß, daß die Eiferſucht das Gemüth der Gräfinn verbittert hatte; von dieſer Seite, wo ſie oft verwundet worden, war ſie äußerſt reizbar und heftig. Sie hatte ihren Gemahl leidenſchaftlich geliebt, ohne dieſes Gefühl jemals von ihm erwiedert zu ſehen; ihr tödtlichſter Haß verfolgte Diejenigen, welche Gnade vor den lüſternen Augen des Grafen gefunden, und der geringſte Argwohn, Theil an ſolch einem Geheimniſſe ſeiner ehelichen Treuloſigkeit genommen zu haben, reichte hin, ſie zur unverſöhnlichſten Rache zu reizen. — So erfuhr ſie auch durch geſchäftige Zuträger, wer der bildſchöne Knabe ſei, den die alten Oberförſterleute zu ſich genommen, und den ſie wie ein eigenes Kind hegten und hielten. Sie entbrannte, dieſe Handlung der menſchlichſten Milde gleich einem Frevel zu ahnden. Ein kleines Verſehen, ein mißverſtandener Befehl gab ihr Gelegenheit, den würdigen Forſtmann ſeiner Dienſte zu entlaſſen, als ob er nun zu ſchwach geworden wäre für ſein Amt. Er bat um keine Penſion und erhielt auch keine.“

„Mein Heiland Du!“ fiel die Baſe dem Vetter in die erzählende Rede, „nun, er wird nicht Noth gelitten haben! Selig ſind die, ſpricht der Herr, welche die Menſchen um der Gerechtigkeit willen verfolgen; denn es ſoll ihnen wohl belohnt werden!“ —

„Der alte Waldemer,“ ſetzte Johannes ſeine Geſchichte fort, „hatte einen kleinen Sparfond geſammelt, der ihn vor Mangel und vor der bittenden Erniedrigung gegen die Gräfinn ſchützte, die, wie er wohl wußte, nicht in der Hitze, worin ſie ſich künſtlich verſetzt, ſondern nach einem talten, boshaften Plane gehandelt hatte. — Es ging die Sage, daß ihn auf dem Heimwege ein heftiger Platzregen getroffen, gegen den er in einer hohlen Eiche hätte Schutz ſuchen müſſen; darin habe er eine ſeidene Börſe voll Gold nebſt einem Flintenlauf gefunden, woraus man folgern wolle, daß dieſer Fund bei einer Jagdpartie verloren gegangen wäre.“

„Dem ſei nun, wie ihm wolle, genug, der Oberförſter Waldemer bauete ſich ein verfallenes Häuschen an den Marken des Dorfes, wo das Holz ſchon anfängt, wohnlich aus, und lebte in den Schatten der Ruhe gemächlich wie vorher. Er erzog den Sohn ſeines verſtorbenen Herrn mit väterlicher Sorgfalt, und der Knabe machte ihm Freude. Da der Trieb zu den Wiſſenſchaften ſich unverkennbar in ihm entwickelte, brachte der Alte ihn auf ein Gymnaſium, wo er ſich für die Theologie vorbildete. Als ſein akademiſcher Curſus geſchloſſen war, ſchloß ſich auch des Pflegevaters müdes Auge. Die Mutter war ſtubenſiech geworden und entbehrte einer liebevollen Pflege, deshalb beſchloß der Jüngling bei ihr zu bleiben und die große Schuld der Dankbarkeit in kleinen Zinſen abzuzahlen. Er machte ſein Examen, erhielt ein außerordentlich gutes Zeugniß und beſchäftigte ſich mit Ueberſetzungen claſſiſcher Werke, während er zu ſeiner Uebung die Prediger der Gegend zuweilen vertrat. Die Gräfinn hatte von ihm gehört, ihr Verlangen, ihn zu ſehen, war größer als die Abneigung gegen ſein Daſein. Sie ließ bei einer Spazierfahrt unter einem Vorwande an dem Häuschen der Wittwe Waldemer halten, und trat bei ihr ein. Und die Vorſehung wendete dieſen Beſuch als ein Mittel für ihre heiligen Endzwecke an, und wie immer, zum Segen! Die Gräfinn ward durch eine auffallende Aehnlichkeit des Jünglings mit ihrem verſtorbenen Gemahl gerührt, ja erſchüttert, und von ſeinem Anblicke zu gleicher Zeit angezogen und abgeſtoßen. Das kranke Ausſehen der Oberförſterinn, die dürftige Beſchränktheit dieſer ländlichen Wohnung gegen das ſtattliche Forſthaus, woraus ihr ungerechter Haß dieſe wackern Leute vertrieben, regte der Gräfinn das Gewiſſen. Sie forderte die Wittwe auf, ſich doch etwas zu erbitten, was zur Erleichterung ihrer Leiden dienen könnte; im Falle es nur in ihren Kräften ſtände, ſolle es gewährt ſein. Da legte der Geiſt Gottes der alten Frau den kühnen Wunſch auf die Lippen, daß die Gräfinn bei der erſten Vacanz, die vorkäme auf dem Dominio, ihren lieben Pflegeſohn verſorgen möchte, wobei ſie ſein frommes, treues Gemüth, ſeinen anſpruchsloſen Fleiß, ſein feſtes Gottvertrauen mit ſolch einer mütterlichen Wärme und unter ſegnenden Thränen rühmte, daß der Gräfinn hartes Herz doch für einen Augenblick davon erweicht ward. Sie gab das begehrte Verſprechen, doch unter der Bedingung, daß die Gemeinde, welche die Wahl träfe, ihn dann auch ſelbſt wolle."

„Sieh da die Argliſt der Gräfinn!" ſagte die Baſe einfallend, „wenn nun der junge Waldemer ſchüchtern auf der Kanzel, oder allzugelehrt, daß ihn die Bauern nicht verſtanden, ſo konnte ſie ihr Wort gut geben und ſicher ſein, daß er nicht an die Reihe und zu einem Amte käme."

„Dies war nicht der Fall," antwortete der Candidat, „er predigte mit Glück, mit Beifall, nur hatte ſeine Ausſprache einen liſpelnden Laut, der ihre Deutlichkeit ſtörte, und dann war ihm die Gabe verſagt, ſich geſprächsweiſe mitzutheilen. Von manchen der Landleute ward dieſe ſtille Verſchloſſenheit für Stolz genommen, da ſie doch nur ein verſchüchterndes Gefühl ſeiner Geburt, eine Folge ſeines einſamen abgeſonderten Lebens war. Ich lernte ihn kennen und ſchätzen, aber früher noch verrieth der Zufall mir ſein Verhältniß zu Paſtors Gottliebe, das ſich noch aus den Tagen ihrer gemeinſamen Kindheit herleitete. — Von jeher ging ich am liebſten bei Mondſchein ſpazieren. Die Gemälde, welche ein ſtädtiſcher Platz oder eine dörfliche Landſchaft, von dieſem magiſchen Lichte beleuchtet, abgiebt, waren mir immer die reizendſten, und einen Ort, den ich liebgewinnen wollte, prägte ich mit Lunens Silberglanze meiner Erinnerung ein. Im erſten Sommer meines Aufenthaltes in Glimmer gehe ich einmal des Abends ſpät im Dorfe auf und nieder. Der Vollmond ſchien hell und diente meinen einſamen Betrachtungen zur Leuchte. Der Pfarrgarten liegt vor mir, ſein Blumenodem wehet mir ſchon entgegen, ich ſchaue über das Spalier, und ein leiſes Gefühl, dunkel wie die Schatten um mich her, ſtieg in mir auf, welches mir zuraunte, daß dieſes Eden einſt das Paradies meiner Heimath werden könnte. Bei dieſem Gedanken bewegten ſich die Wipfel der Bäume, als winkten ſie mir und rauſchten mir leiſe Grüße zu. Ein halblautes Geflüſter weckte mich aus meinen träumeriſchen Hoffnungen. Ich ſah die Tochter des Paſtors, tiefverſtrickt in die Unterhaltung mit einem jugendlichen Manne auf einer Gartenbank ſitzen. Er hielt ihre Hand, die er von Zeit zu Zeit küßte; die Mutter ging in den Gängen umher, ſie war alſo vertraut mit dem Verhältniſſe ihrer Tochter, das augenſcheinlich ein zärtliches war.“

„In der Studirſtube des Vaters brannte Licht. Er war zu Hauſe. Ich ſchlich mich fort, wo der Verrath meiner Nähe dieſe trauliche Liebe ängſtend hätte ſtören können. Dieſer junge Mann nun, den ich, ohne es zu wollen, belauſcht hatte, war Waldemer geweſen, und Gottliebe, ſeine

Geliebte, ſeine heimlich verlobte Braut, konnte mir nicht gefährlich werden, wie ſchön ſie auch war. Zudem trug ich ein theures Bild, einen unſterblichen Schmerz im Herzen, der mich gegen jeden fremden Reiz ſchützte. Die wahre Liebe iſt keine erſte, zweite oder dritte; ſie iſt eine *ewige*! Gottliebe hätte alſo meine Aufmerkſamkeit minder vernachläſſigen können, als ſie es that, ich würde dennoch ihren ſtillen Wünſchen nie feindlich geworden ſein. Das Mädchen hatte offenbar einen Widerwillen gegen mich, es gönnte mir keinen Blick und wich mir ſcheu aus, ſo oft der Zufall uns zuſammenführte. Ich ließ es ruhig geſchehen, wenn gleich ich mich des Verlangens nicht erwehren konnte, dies liebliche Geſicht einmal in dem vollen Lichte wohlwollender Freundlichkeit mir zugewendet zu erblicken. — Sechs Jahre, die ich nicht unter die ſchlimmſten meines Lebens zählen darf, verſtrichen, ohne daß in den Umſtänden meiner Lage ſich etwas Weſentliches verändert hätte. Ich lernte unter dieſer Zeit die Gräfinn viel zu genau kennen, als daß ich den Plan meiner Zukunft auf ihre Gunſt hätte bauen mögen, obgleich ſie mir die gütigſte Gewogenheit bezeigte; vielmehr fühlte ich, daß meine Ideale vom Glücke des Lebens nicht in die ſtarren Formen paſſen würden, in die ſie das göttliche Eigenthum des Menſchen, die Freiheit, zu zwängen gewohnt war. Stets blieb das Verhältniß des Paſtors zu ſeiner Patroninn, wie ſein Sclavenſinn und ihr Hochmuth es geſtaltet hatten, kränkend für mein Ehrgefühl, und wenn ſie mich auch anders, *ganz anders* behandelte, ſo wußte ich doch, daß ſie nicht die Perſon des Schmeichlers, der noch dazu ihr Günſtling war, ſondern ſeinen Stand, ſeine Stellung zu ihr ſo tief herabſetzte. Ich hörte ſie einſt zu einer vornehmen Dame von dem Paſtor Poble reden, und in der Summe der ihm eigenen Vorzüge ſeine Beſcheidenheit rühmend hervorheben; nur iſt er zu nachgiebig gegen Frau und Tochter, fügte ſie dem langen, beredten Lobe hinzu, und dieſe wollen Oben hinaus. Glauben Sie wohl, ma chère, daß dieſe Leute ordentlich Sophas in den kleinen Zimmern haben? Ich war neulich dort, die Tochter ſaß und ſtickte, wie eine Dame. Sie hält ſich zu gut, mit meiner Jungfer umzugehen; und wen hat dieſe arme Perſon hier ſonſt, wenn ſie bei Paſtors nicht Umgang findet? — Ich fühlte ein brühſiedend-heißes Aufwallen in meiner Bruſt, als ich dieſe Worte vernahm. Es kochte in mir — und der Entſchluß durchglühete meine Seele, mich lieber bis an das Ende meiner Tage mühſelig behelfen zu wollen, als mich auf ähnliche Art erniedrigen zu laſſen! — Das anziehende Bild einer dichteriſchen Erzählung — Voſſens Luiſe — was ſolch ein Verhältniß mit reizenden Farben malt, ſchwebte mir vor, ich verglich es mit dieſer grellen Wirklichkeit, und dachte: So iſt denn alles Schöne nur ein Traum der Phantaſie, nur eine poetiſche Blüthe, die der Hauch der Zeit verweht: und reift keine Frucht der Hoffnung hienieden, die nicht den verbitternden Wurm in ſich trüge?“ —

„Man muß nicht zu viel verlangen;“ antwortete die Baſe in der genügſamen Proſa ihrer Anſprüche an das bald verfloſſene Leben, das ſo karg gegen ſie geweſen war, auf Johannes ſchmerzbewegte Frage an das Schickſal dieſer Welt. „Ein Aber, glaube mir, Vetter! giebt es überall. Du hätteſt denn Paſtor und Gutsherr in *einer* Perſon ſein wollen, was eine thörichte Einbildung geweſen wäre.“

Johannes Augen glänzten; ſeine Seele verweilte mit Entzücken auf dieſer Vorſtellung. „Welch ein Gedanke!“ ſagte er begeiſtert, „er iſt zuweilen ſchon in mir aufgegangen, wie ein Stern der Ahnung — ſo dachte ich früher — aber ſein himmliſches Licht erloſch im dämmernden Raume der Unmöglichkeit. O! und warum wäre es nicht möglich geweſen, dieſen idealiſchen Traum zu realiſiren? Müſſen denn alle Prediger arm ſein? Oder vertrüge das Anſehen des Beſitzes ſich nicht mit der Würde ihres Amtes? — Und zwiſchen dem Schloſſe einer ritterlichen Standesherrſchaft und dem ärmlichen Schaubendache, welches die Wohnung vor manchem geiſtlichen Hirten den Hütten Derer gleichſtellt, welche nur Schafe gemeiner Art und nicht die Lämmer Chriſti zu weiden haben — liegt noch eine tiefe Abſtufung der Verhältniſſe. O guter Gott! Das kleinſte Dörfchen würde als mein Eigenthum den weiteſten Raum meiner Wünſche begrenzen! Dort wollte ich lehren und ſegnen zugleich. Die Pfarre böte eine Pilgerruhe den Mühſeligen und Beladenen; mit Weine könnte ich die Kranken am Geiſte wie am Körper erquicken, und den Trank der Labung für die Letzteren weihete ich mit einer Thräne des Mitleids. Dem Sarge des Armen folgte ich mit der ganzen Gemeinde ſein brüderlich zum Kirchhofe, meinem Gebiete, der ſeinen friedlichen Schoß umſonſt öffnete, das heilige Saatkorn zu empfangen, darin es ſchläft, bis der ewige Keim an das Licht hervorbricht. Wittwen und Waiſen könnte ich nicht bloß tröſten, ich würde ihnen auch helfen, mit Gottes Hülfe. Hände, hart vom Drucke der Armuth, fügte ich am Altar zuſammen, und füllte ſie daheim mit einer Ausſteuer, daß das Loos ihrer Liebe ihnen leichter zu tragen wäre. Und Wort und That wären an jedem Platze meiner Wirkſamkeit eins und daſſelbe. O ſchönes Bild! warum biſt Du nur ein Traum?“

„Man kann auf jeder Stufe der äußeren Umſtände nützlich und auch glücklich ſein, lieber Johannes!“ ſagte die Baſe mit ſanfter Verſtändigkeit, „und Gott ſiehet das Herz an! Das Deinige aber war damals ſchon, wie ich merke, an ſchwärmeriſchen Wünſchen krank, und iſt bis heutigen Tages nicht geneſen. Du verſchmähteſt ein wirkliches Glück, das Du hätteſt haben können, um eines erträumten willen, das Dir verſagt blieb. Daran war Deine Liebe zu Bernhardinen ſchuld, deren Mitgabe vielleicht den Ankauf eines Gutes gedeckt hätte. Du hatteſt Dir das Mädchen zu feſt eingebildet!“

„Bernhardine?“ fragte Johannes leiſe und traurig, und als hätte er den Vorwurf der Baſe mißverſtanden, ſetzte er hinzu: „Ach! ich wußte ſie ja längſt verheirathet! — Einſt war ein Fremder bei der Gräfinn, der im Geſpräche über Finanz-Geſchäfte, Bernhardinens Vater nannte. Dieſer liebe, traute Name klang an alle Saiten meiner Seele und weckte den verklungenen Ton der Leidenſchaft. Ich hing mit Auge und Ohr an den Lippen jenes Mannes, aber er nannte den theuern Namen nun nicht mehr. Nach Tiſche trat ich an ihn heran und fragte: Ob ihm die Familie Korge näher bekannt wäre? — Die Eltern ſind todt — antwortete er mir mit vornehmer Kürze; die Tochter hat einen Officier geheirathet. — Einen Officier? — todt? — wiederholte ich im bebenden Echo der Stimme, mein Blut erſtarrte. Der Fremde ſah mich an; mühſam faßte ich mich, um hinzuzuſetzen, wenn das nicht etwa ein Irrthum wäre! Bernhardine Korge war, wie ich weiß, an einen Kaufmann verlobt. Ganz recht! entgegnete der Fremde, ſchon halb von mir gewendet; doch können Sie Sich darauf verlaſſen, daß es iſt, wie ich Ihnen ſagte. — Betroffen blieb ich ſtehen. So ruheten dieſe guten, wohlwollenden

Leute beide im Grabe, denen ich ſo viel verdankte! Und Bernhardine? Ihr Schickſal war ein tiefes Räthſel für mich. Der Kaufmann, unter dem ich mir einen Bräutigam aus Mexiko dachte, wenn er auch nur ein Sohn der Hanſe ſeinen Reichthum aus den Goldquellen eines gediegenen, umfangreichen Geſchäfts ſchöpfte — war ihr Gemahl nicht geworden, und der Officier vermuthlich ihre freie Wahl. Daß des Vaters ſpeculativer Wille über ihre Hand verfügt, als dieſe noch mit Puppen ſpielte, daß Bernhardinens kindlicher Gehorſam ſich einer unabänderlichen Nothwendigkeit opfern müſſen, hatte mir zum Troſte gereicht, da ich ſie einmal nicht beſitzen konnte. O ſelbſtſüchtiges Herz! dachte ich, als ich den Schmerz, vergeſſen zu ſein, fühlte. Und Bernhardinens Glück, ihr freier, liebender Entſchluß ſollte mich nicht beſſer tröſten als ein Zwanggebot, dem ſich dieſer jungfräuliche Engel nur widerſtrebend unterworfen hätte?“ — „Und wer weiß,“ warf Baſe Chloe ein, wie wenn ſie ihn noch jetzt darüber beruhigen wollte, „ob es auch wahr geweſen? Konnteſt Du Dich denn bei Niemand erkundigen?“

„Rectors,“ erwiederte Johannes; „die Einzigen, an die ich mich desfalls hätte wenden mögen, waren nicht mehr da. Er, dieſer ehrenwerthe Freund, war nun todt, und ſeine Frau weit weggezogen; ſo mußte ich der Zeit überlaſſen, daß ſie mir Nachricht von Bernhardine gäbe, und meinem aufgeregten Gemüthe die Stille der Entſagung. — Ich näherte mich nun einer entſcheidenden Epoche. Mein guter Angelus hatte ſich doch erkräftigt und ging, wenn auch mit ſachten Schritten, dem Jünglinge entgegen. Zum nächſten Frühjahre wollten ſeine Eltern zurückkehren, und der Geſandte, ſein Vater, deutete ſchriftlich an, daß er große Plane mit dem Sohne hätte. Ich konnte vorausſehen, daß ich meines Lehramts entlaſſen werden würde. Auch ließ die Gräfinn dann und wann ein vorbereitendes Wörtchen fallen, obgleich ich nicht zweifeln durfte, es wäre ihr aufrichtiger Ernſt, daß ſie wünſchte, mich für immer um ſich zu haben, denn ſie hatte ſich ſehr an mich gewöhnt und mir manchen Beweis zufriedener Anhänglichkeit gegeben. Nach dieſer Condition konnte ich nicht hoffen, mich als Hofmeiſter irgendwo einzurichten, ich würde viel vermißt haben; eben ſo wenig wäre ich geneigt geweſen, mich um eine Pfarre zu bewerben. Jedes Patronat ſchreckte mich, und das Mißverhältniß, worin ich das Bild der Wirklichkeit zu dem Begriffe, den mein ſtiller, ſteter Wunſch davon entwarf, im Spiegel der Erfahrung ſah, war gleichſam zu einer fixen Idee für mich geworden. So ging ich denn abermals mit dem Gedanken um, eine Mädchenſchule zu errichten und auf dieſe Art mein eigener Verſorger zu werden. Das wie? und wo? meinte ich, würde ſich ſchon fügen, und es fügte ſich wunderbar!“ —

„Bald nach dem Neujahr erkrankte Paſtor Pohle in Folge einer heftigen Erkältung an einem hitzigen Gallenfieber, und ſtarb. Ich war, nicht ahnend, daß ich zu ſolcher Stunde käme, Zeuge ſeines Endes. Die Mutter rang jammernd die Hände; Gottliebe ſaß blaß wie der Todesengel, und heftete die trockenen Augen ſtarr auf den verblichenen Leichnam. Ich ſprach ein Wort der innigſten Theilnahme zu der Mutter; das Gemüth der Tochter war verſchloſſen für den Troſt und für die wohlthätige Thräne. In heißen Strömen ergoß ſich das Weh der Wittwe, ſie brach in fürchtende Klagen aus und ſprach: Ach! ach! wie wird es mir nun bei der Gräfinn gehen; mein Mann iſt am Gallenfieber geſtorben — geben Sie Acht! ſie wird ſagen, ich habe ihn zu Tode geärgert. Die Vorausſetzung machte mich ſchaudern; ich widerlegte die geängſtete Frau, indem ich ihr zu erwägen gab, daß die Gräfinn ja wohl wiſſe, wie einig und glücklich ihre Ehe geweſen wäre. Sie antwortete: Ja, wir haben uns geliebt und vertragen, aber — Sie werden es ſchon ſehen. Gott gebe, daß Sie die Gräfinn beſſer kennen, als ich! — Am folgenden Morgen erſchien die Paſtorinn auf dem Schloſſe. Die Gräfinn empfing die arme Gebeugte auf hohem Fuß und ziemlich kalt. Sie miſchte die gewogenen Worte ihres Beileids mit Vorwurfen über die Wahl des Arztes, über dieſe oder jene Vernachläſſigung, und legte auf das gedrückte Herz die ſchwere Frage, ob der Verſtorbene bei andern Maßregeln für ſein Geneſen nicht zu retten gewſen wäre. — Sie nannte ferner mit ſcharfen Worten und ſtechenden Blicken ſeine Krankheit, der ſie nun einmal keinen anderen Grund untergelegt wiſſen wollte, als heimlichen Aerger und Verdruß. Die Wittwe ſchwankte vor Schwäche und Alteration; doch ſchwieg ſie. Ich führte ſie nach Hauſe, der Gräfinn Anblick war mir in jenen Momenten haſſenswerth geworden. — O ich wußte vorher! ſagte die Aermſte unterweges: ich ſehe mehr noch kommen — mein armes Kind! —“

„Was meinte denn die gute Frau mit dieſer Vorklage?“ fragte die Baſe im Drange einer antheilvollen Wißbegierde. „Ich dachte, die Leute wären in guten Umſtänden geweſen? —“

„Das waren ſie auch, Pathe Chloe!“ antwortete Johannes, „allein giebt es außer der Nothdurft für den Leib nicht noch manche Sorge um die Nahrung der Seele, und manche Nothwendigkeit für unſer Glück? — Sie werden gleich hören, worauf ſich der Ausruf dieſer Mutter bezog. Die Gräfinn gab mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie mich an die erledigte Stelle wünſchte. Ich war ungewiß, ob ſie falſch gegen mich wäre, da ich wußte, daß die Oberförſterinn ihr Wort für Waldemer hätte. Dieſer erhielt die erſte Probepredigt, ich die letzte, welche auf Palmarum fiel, und ich glaubte die Abſicht, in welcher die Gräfinn dieſe Beſtimmungen ertheilt, zu durchſchauen. Ich hatte während meines langen Aufenthaltes in Glimmer öfterer daſelbſt geprediget, und mich ſtets des Beifalls der Gemeinde erfreuet. Jetzt dachte ich mit zweifelhaften Gefühlen daran, wie wichtig er mir werden könnte. Gab die Gemeinde mir den Vorzug ihrer Wahl, ſo war der Gräfinn ſchlauer Zweck erreicht, ihr Verſprechen quitt, und ich in einem einträglichen Amte. Es ſchien, als wolle dieſe Verſorgung ſich ſo von ſelbſt machen, daß ich ſie für das Werk der Vorſehung halten müßte; doch war es mir ſchmerzlich, daß Waldemers liebende Hoffnung dabei zu kurz kommen ſollte. Alle übrigen Bedenklichkeiten traten allmählich hinter die glänzende Ausſicht zurück, ohne mein Bemühen eine der ſchönſten Predigerſtellen im Lande zu erhalten. — Vielleicht war es mehr das empfundene Bedürfniß der Schonung für mich ſelbſt, als für die Wittwe und ihre Tochter, was mich abhielt, während jene Wahl noch in der Wage der Zukunft ſchwankte und ſchwebte, in das Pfarrhaus zu gehen. Gottliebe kränkelte, ſeit ihr Vater geſtorben war, die Mutter ging ſorgenvoll umher, ein bleiches Bild des Kummers. Von Waldemer hörte und ſah ich gar nichts; doch hatte ſeine Probepredigt kein lautes Intereſſe geweckt, und weniger Beifall gefunden, als ſeine früheren Vorträge.«

»Die Gräfinn war jetzt in mancherlei Anordnungen ſehr geſchäftig. Der Geſandte und ſeine Gemahlinn wurden nunmehr in Glimmer erwartet; ein Schreiben, als Vorläufer ihrer nahen Ankunft, ſollte dieſe nur noch auf Tag und Stunde feſtſetzen. Die Gräfinn, deren ganzer Sinn dieſem Wiederſehen vorauseilte, ſchien ſich daher um die Angelegenheiten der Prediger-Vacanz nicht mehr zu kümmern, als grade unerläßlich war, und die Gemeinde ihrem eigenen Wünſchen und Wählen zu überlaſſen. — So war Palmarum herangekommen; ich hatte meine Predigt inne. In der grauenden Frühe kam ein reitender Bote, der die Nachricht brachte, die erſehnten Gäſte würden noch vor Abend eintreffen. Das gab nun einen Rumor! im Schloſſe rannte alles wider einander — davor verſammelten ſich Arbeiter und Zimmerleute, in der Geſchwindigkeit von hundert Händen Ehrenpforten zu errichten; Mägde, ſchon zur Kirche geputzt, ſaßen und wanden Kränze von Buchsbaum und Epheu, und in dieſen geſchäftigen Tumult klangen die Glocken, welche zur Sabbathsfeier riefen. Ich bauete die Ehrenpforte, durch die mein Herr und Heiland einziehen ſollte, im ſtillen Herzen auf; das Immergrün der Hoffnung, die chriſtliche! ſammelte ich zum Schmucke dieſes feſtlichen Morgens aus den erſtorbenen Blüthen meiner Lebensfreuden. Vor allem wollte ich Ihm die Palme des Friedens ſtreuen. Ich verſöhnte mich mit mir ſelbſt, mit meinem Schickſale, mit den Menſchen!—“

„Die Kirche war voll, ungeachtet Viele aus der Gemeinde fehlten, die bei jenen Zurüſtungen hülfreich ſein mußten. Kein Athem ſäuſelte hörbar — in der Pfarrbank ſaß die Wittwe allein, und weinte heftig. Ich war beſorgt, ob Gottliebe ſich etwa ſchlimmer befände, und wollte nach beendigtem Gottesdienſte hinübergehen, um nachzufragen.“

Die Wohnſtube war leer, daran ſtieß ein Kämmerchen, deſſen Thüre offen ſtand; ich ſchaute hindurch, da lag die Paſtorinn auf den Knien, und betete in ſchluchzender Inbrunſt. Leiſe zog ich mich zurück, und erregte dann ein Geräuſch. Sie kam zum Vorſchein: ein flüchtiger Schrecken lief, wie ſie mich erblickte, über ihr vom Weinen geröthetes Geſicht, doch reichte ſie mir die Hand, und grüßte freundlich. Ich fragte nach ihrem Ergehen, und verhehlte nicht, daß die Thränen, welche ſie ſo häufig in der Kirche vergoſſen, auf mein Herz gefallen wären. Sie wollte lächeln, aber der Schmerz verzog ihr den Mund, und mit zitternden Lippen ſprach ſie: Meine Tochter iſt ſehr krank — Gott weiß, was daraus werden wird, und was mir noch bevorſteht? Der Tod des Vaters hatte ſie ſehr erſchüttert, ſie konnte das verlorene Gleichgewicht der Seelenruhe nicht wieder finden — Furcht und Hoffnung haben ſeitdem ihr tiefes, ſtilles Gemüth, das alles in ſich verſchließt, gleich angegriffen, und zeither in peinlicher Spannung erhalten, nun, da ihr der liebſte Wunſch entgeht, wird ſie es wohl mit dem Leben bezahlen müſſen. Und heute iſt ihr kränkſter Tag! — Ich ahnete die Urſache von des armen Mädchens Krankheit. Die Wittwe trocknete die naſſen Augen, und wünſchte mir nun Glück, da es ſo gut als gewiß wäre, daß ich der Nachfolger ihres Mannes würde. Ich blickte zu Boden und fragte: ob von anderen Probepredigern keiner eine Partei in der Gemeinde hätte? Keiner! antwortete ſie; die Gemeinde war einſtimmig von Anfang an, Sie oder den Waldemer zu wählen — und die Entſcheidung iſt nun nicht mehr zweifelhaft. Auch dachte ich es bald. Sie haben überhaupt viel Glück, und Sie verdienen es auch. — Dieſe Worte verwundeten mich mit Pfeilen der Erinnerung, und meine Seele blutete. Ich bat um die Vergünſtigung, die kranke Gottliebe auf einen Augenblick beſuchen zu dürfen. Die Mutter war verlegen bei meiner Bitte, ſie wollte ihre Tochter vorbereiten, und ich fühlte, daß ſie beſorgte, mein Anblick möchte erregend für die Kranke ſein, und zwar auf keine freudige Art. Ich ging in den Garten hinaus, und zwiſchen den knospenden Hecken auf und nieder. Meine Bruſt wallte — ich hob das Auge himmelwärts; im blauen Meere des Aethers ſuchte ich den Urquell der Liebe, und ſchöpfte Kraft! — Die Paſtorinn trat auf die Hausſchwelle und winkte mir — ſchweigend folgte ich ihr die Treppe hinan in Gottliebens Schlafſtübchen. Der Arzt war bei ihr; er ſaß, vertieft in ſinnenden Ernſt, am Bette der Kranken und prüfte ihren Puls. Ich erſchrak vor dieſer zerſtörten Blüthe, jeder Reiz der Schönheit war verwelkt; aber dennoch ſchien mir die Seele kränker als der Körper. Der Arzt ſetzte ſich, ein Recept zu ſchreiben, und wendete dem Bette den Rücken, an welchem ich jetzt ſeinen Platz einnahm. Sie faßte meine Hand, die ihrige brannte — und flüſternd ſagte ſie, den Doctor nicht zu ſtören: Verlaſſen Sie Waldemer nicht, wenn mein Verluſt ihn betrübt, und nehmen Sie Sich meiner armen Mutter an! und Gott wolle es Ihnen recht wohl gehen laſſen in dieſem Hauſe! — O Gottliebe! antwortete ich, Sie werden leben, und das Glück Waldemer's, die Stütze Ihrer frommen Mutter ſein! Ich aber ſcheide von hinnen und widme mich dem Schulfache. Noch heute gebe ich der Gräfinn dieſe Erklärung ab. — Gottliebe richtete ſich auf und ſtarrte mich ungläubig an; ein bebender Laut der Freude entfloh ihrer Mutter. Der Arzt lauſchte — dann erhob er ſich und zerriß lächelnd das eben geſchriebene Recept in kleine Stücke. Es war mir, als ſtände der Herr an meiner Seite und gäbe das kranke Mägdlein der Mutter wieder, geneſen vom tödtendem Grame; ich aber fühlte die Stärke in meinem Herzen, durch die Er Thaten des Segens thut!“— Hier feierte der Candidat; der Abglanz jener vergangenen Scene verklärte ſeine Züge.

Baſe Chloe, welche längſt geſtrebt, den Vetter zu unterbrechen, was ihr aber bei dem ſchwellenden Fluſſe ſeiner Rede nicht gelang, die ſich in ſanfter Begeiſterung ergoß, ſagte jetzt kleinlaut: „Schade war es doch um die prächtige Pfarre! Du könnteſt nun lange ſchon Dein Schäfchen ins Trockene gebracht und Frau und Kinder haben! Aber nimm es mir nicht übel, lieber Johannes, ich glaube, Du wäreſt im Stande ein Königreich zu verſchenken, wenn es einem andern beſſer gefiele.“ —

„Wenn der Preis, um den ich es hingäbe, mir höher ſchiene, als ein Thron, allerdings!“ antwortete Johannes mit der ſtillſeligen Gewißheit eines Tugendhaften. „O!“ fuhr er fort, „es liegt ein Gewinn in den Opfern, welche die Liebe bringt, der reich macht im Leben wie im Tode! Die Diebe graben nicht nach dieſem Schatze und wollen ihn ſtehlen; er iſt aufgehoben im Himmel, und am Tage der Vergeltung verzinſet ihn der große Zahlmeiſter mit Wucher. Und eine gute That iſt ihr eigener Lohn. Daß ich zu Gunſten Waldemers auf die Pfarre reſigniren wollte, ward ein Lebensbalſam für die kranke Gottliebe. Sie genaß ſchnell, ihre Mutter dankte mir mit ſtummen Thränen der Wonne. Die alte Oberförſterinn ſtarb am Oſtermorgen; die Freude, daß ihr geliebter Pflegeſohn zum Paſtor in Glimmer beſtätiget worden war, verſüßte ihr den letzten bittern Kelch.“

„Nun, und die Gräfinn?“ fragte Chloe, „was ſagte denn die? Sie wußte ſchwerlich wohl Deiner großmüthigen Entäußerung Dank?“

„Die Gräfinn?“ wiederholte der Candidat, als läge das Andenken an ſie weit ab; „Gottlob! ich habe die herben Gloſſen rein vergeſſen, mit denen ſie den Rand meines Verhältniſſes beſchrieb, an den ich gekommen war. Unſere gegenſeitige Rechnung war geſchloſſen, wir waren geſchiedene Leute. Sie ſtaunte mich an, als ich dem Abſchiede zuvorkam, den der Geſandte für mich in Bereitſchaft hatte. Sie lächelte vornehm des Thoren, der dem Glücke ſolch einer Verſorgung entſagte; den Grund ahnete ſie nicht, er war mein ſeliges Geheimniß. Wie würde ſie, wenn er ihr bekannt geweſen wäre, meiner verzichtenden Willfährigkeit erſt geſpottet haben! Denn das Weſen der Tugend war ja von jeher Thorheit vor den Augen der Welt.“

„Man ließ mich in Frieden meines Weges ziehen. Angelus hing in dankbarer Rührung an meinem Halſe, mein Herz hängt noch an ihm. Er iſt ein edler Jüngling geworden; eine Zierde ſeines Standes!“

„Aber ſage doch, Vetter,“ ſprach die Baſe, „wie kam Dir denn der Einfall, hierher zu gehen, wo Du wildfremd warſt?“

„Er fiel recht eigentlich in meine Hand,“ antwortete Johannes; „kurze Zeit vor meinem Abgange aus Glimmer, hatte ich ein Packet Bücher für mich und Angelus aus Goldy's Buchhandlung hieſelbſt verſchrieben; doch da ich geſtört ward, als ich das kleine Packet empfing, ſo ſchob ich die ganze Emballage, worin noch einige Broſchüren lagen, für mich zur Durchſicht mitgeſendet, bei Seite. Durch die Vorbereitung zur Predigt abgezogen von äußeren Angelegenheiten und durch die Unruhe im Schloſſe, welche den erwarteten Gäſte voranging, zerſtreuet, hatte ich den Transport jener Schriften gänzlich außer Acht gelaſſen. Jetzt, wo ich meine Sachen ordnete, erblickte ich die vergeſſene Beilage und mache mich ſogleich daran, ſie flüchtig zu durchblättern, auf daß ich ſie zurückſchicken könnte. Da fällt aus der vielfachen Einhülle ein zuſammengefaltetes Papier, worin etwas zu liegen ſchien; ich öffne es, und finde mit Staunen ein Dutzend Looſe auf ein Haus in der hieſigen Vorſtadt, welches in der Lotterie ausgeſpielt werden ſoll. Der Eigenthümer iſt ungenannt, Goldy, der berühmte Buchhändler, Collecteur, und die Ziehung, wie ich mit Schrecken erſah, bereits geweſen. Meinem Vermuthen nach hatte man dies inhaltreiche Blatt aus Verſehen in der Eile des Einpackens zwiſchen die Papiere gerafft, und es war vielleicht ſehr vermißt und geſucht worden. Oder hatten Goldy's mir es abſichtlich beigelegt? Dies war nicht wahrſcheinlich, weil ich ein ganzes Dutzend Looſe zählte, auch ſtand kein Wort davon in dem Briefe. Und weil ich gewohnt war, mich bei allem, auch dem Geringfügigſten, was mir begegnet, zu fragen: was ſoll mir das? — eine Uebung, die ein leiſes Ohr für die Sprache der Vorſehung giebt, — ſo flüſterte mir ein ſchneller Gedanke den Entſchluß ein, da ich nun frei wäre, hierher zu reiſen und meinen Fund ſelbſt in Goldy's Hände niederzulegen.«

»Ich nahm einen Umweg über Ihr Wohndörſchen, Pathe Chloe. Losgeriſſen von meinen bisherigen Verbindungen, ſehnte ich mich nach einem verwandſchaftlichen Zuſammenhange, der mich weniger fühlen ließe, daß ich allein wäre in der Welt. Die Schweſter meiner guten Mutter würde mich nicht verlaſſen, hoffte ich, und meiner einſamen Häuslichkeit vorſtehen. Ich kam zur rechten Stunde; Gott hatte den Wunſch meines Herzens, wie meinen Weg gelenkt! —

Betrübt ſchieden Sie aus dem verödeten Stübchen, und folgten mir willig und gern in ein neues Verhältniß, in einen unbekannten Ort. Und ſeitdem haben Sie ſo treulich für mein Beſtes geſorgt, daß ich es Ihnen nicht genugſam verdanken kann! — Wie uns nun Goldy's aufnahmen, das wiſſen Sie! Man war in großer Verlegenheit um die Lotterielooſe geweſen, die bereit gelegen hatten, verſendet zu werden, und von denen Niemand wußte, wohin ſie gekommen wären. Der Gewinn des Hauſes war richtig auf eines der fehlenden Looſe gefallen, doch dürfte ich das Glück, das ſich zu mir verirrt, nicht mein nennen. Goldy lachte über dieſen kritiſchen Fall recht herzlich. Er hatte alle Looſe auf dies Häuschen, welches, wie Sie Sich erinnern werden, einem Baumeiſter zugehörte, der es zu einem Wittwenſitze für ſeine Frau erbauet, und dann in die Ferne berufen worden war, für eigene Rechnung behalten; folglich war es nunmehr ſein. Er ſchien jedoch geneigt, mir irgend einen Antheil daran zu gönnen, da der Zufall mich einmal in den Beſitz des Gewinnenden geſetzt hatte. Dies brachte mich auf die Idee, ob dieſe Stadt günſtig für meinen Plan wäre. Ich ſagte ihm davon. Er faßte ihn lebhaft auf, wobei er über die Mangelhaftigkeit der hieſigen Schulanſtalten für Töchter edler Herkunft — im weſentlichſten Sinn des Wortes — klagte, verſprach, in meinem Vornehmen mich zu unterſtützen, und bot mir die Miethe unſeres Häuschens zu dem billigſten Preiſe an. Für das ſtädtiſche Local, das er mir für meine kleine Akademie einräumte, nahm er gar nichts an, da ſeine beiden liebenswürdigen Töchter, Miranda und Melanie, meine Schülerinnen wurden."

„Und bis auf den heutigen Tag hat der wackere Mann ſich als meinen Freund und Gönner bewieſen. — Sie wiſſen nun Pathe Chloe!" hob der Candidat nach dem Uebergange einer Pauſe mit tieferem Athemzuge und fallender Stimme an, als wäre er aus einem langen Traume, worin er laut und lebhaft geſprochen, zu dem leiſeren Seufzer der Gegenwart erwacht, „den Zuſammenhang meines Schickſals, das Ihnen früher nur in Fragmenten bekannt war. Ich fühle mich zufrieden in meinem jetzigen Zuſtande und ſcheue mich, ihn zu verändern. Mein Vorurtheil gegen Patronat-Verhältniſſe ſteht noch feſt, und Prediger in der Stadt zu werden, war aus anderen Gründen nie mein Wunſch. Warum hätte ich ein gewiſſes Glück, ein unabhängiges Brod aufgeben ſollen gegen eine unverſuchte Lage? Ich fühlte nicht den mindeſten Drang dazu. Allein dieſe Unterredung hat mich ſeltſam aufgeregt und mich auf den Standpunkt meiner Jugend verſetzt, von dem ich abwärts ſchreite, wo die Schatten des Lebens verlängert erſcheinen. Alles glänzt um mich wie einſt im Sonnenlichte der Hoffnung, und es iſt doch nur Wiederſchein einer untergegangenen Welt!" — Johannes Augen ſchimmerten, auf ſeinen blaſſen Wangen malte ſich ein feines Roth.

„Ja, ich weiß nun alles," antwortete die Baſe und ſeufzte. Ein kleiner Tadel ſchwebte, als Reſultat dieſer Mittheilungen, auf ihrer Zunge; aber das geſchmeichelte Gefühl, das des Vetters Lob und Dank in ihr geweckt, und eine gutherzige Rührung unterdrückten ihn. Sie erwiederte: „Nun was Dir ſoll, kann Dir noch werden! und ein ſpätes Glück iſt auch ein Glück. Einem Jeden wird vergolten, je nachdem er gehandelt, und Du haſt Werke der Barmherzigkeit gethan. Du wendeteſt dem Hauſe, auf deſſen Schwelle Du ſchon einen Fuß hatteſt, den Rücken, obgleich Du nicht wußteſt, wohin Du künftig Dein Haupt legen könnteſt. Solch eine Pfarre aus bloßer Nächſtenliebe im Stiche zu laſſen, iſt wahrlich keine Kleinigkeit, und ich denke, der liebe Gott wird es Dir anrechnen!“

Johannes lächelte und ſprach: „Der Garten, den ich Waldemer überließ, blühet, ein ewiger Frühling, in meinem Bewußtſein, und ſeine Früchte — reifen dort! — Gute Nacht, Pathe Chloe! es iſt ſpät.“ Er drückte ihr die Hand, herzinniger als ſonſt, zündete den Wachsſtock an, und entfernte ſich in ſein Schlafgemach.

Die Baſe blieb, ſie ſchlief im Alkoven, der an die Wohnſtube ſtieß, daß ihren müden Schritten der ſpäte Treppengang erſpart wäre. Sie ſtand, gleich einer grauen Parze, vor dem abgeſponnenen Rocken, den ſie mit einer Sinnigkeit betrachtete, welche diesmal doch über das Werk ihres Fleißes hinausſtreifte und nur den Schickſalsfäden ihres Vetters angehörte, deren wunderbarem Gewebe ſie nachſann. Ein wisperndes Selbſtgeſpräch ging dem Abendſegen voran, unter dem ſie ihre matten Glieder zur Ruhe legte. Ein wirthlicher Traum verſetzte ſie nach Glimmer, wo ſie mit häuslichem Rechte im Pfarrgarten Obſt ſammeln half. Die Aepfel waren von Gold, der braune, zierliche Korb, den Chloe mit beiden Armen umfaßte, ſchwankte unter der gediegenen Laſt; doch ward er nimmer voll, wie häufig die hesperiſchen Früchte auch fielen. — Den Candidaten aber entrückte Morpheus in Bernhardinens Heimathſtadt und vor ihr elterliches Haus. Er ging als Präfect des Chors, der ſich in halbem Kreis geſtellt, auf und nieder, und ſang mit leiſer Stimme: „Wie den Träumenden wird's dann uns ſein! —“ doch weiter kann er nicht. Und ſtatt der Thräne, die einſt vom Balcon in ſein offenes Liederbuch fiel, taumelte Roſe auf Roſe herab, und bedeckte den unkenntlichen Text mit Dufte; ſo daß der ſüßeſte Athem der Natur ſich mit dem Odem der Unſterblichkeit miſchte, welcher in dem hehren Geſange wehet, von dem des Schlummerers Gedächtniß nur jene einzige Zeile behalten hatte. Er ſchauete auf, und ſah die Geliebte ſeiner Jugend, ſchön wie ſonſt, aber in verklärender Bläſſe, zwiſchen Blumen ſtehen. Sie beugte ſich lächelnd, ihm zu winken. Er breitete die Arme aus, und umfaßte — den erſten Morgenſtrahl. Aurora hatte ihm die Roſen des Traums zugeworfen, und dieſen holden Trug beſeufzend, ſchlief er wieder ein. Nun zog er durch die Ehrenpforte, welche für den Geſandten errichtet war. Natalie, ihm die liebſte ſeiner Schülerinnen, ging an ſeiner Hand, die Paſſionsblume, welche ſie ihm geſchenkt, hielt ſie in der ihrigen; feſtliches Geläute erſcholl in der Nähe und Ferne, der Weg war mit grünen Zweigen beſtreut. Ein lauter Ruf der Freude, des Willkommens, der ihm galt, weckte ihn endlich, und ein Schauer dieſer Feierlichkeit rieſelte noch durch ſein Gebein, da er den ausfallenden Klang der Morgenglocke vernahm, und das Fröſteln der frühen Kühle ihn haſtig in den warmen Schlafrock ſchlüpfen ließ.

Um neun Uhr begann der Unterricht in dem Inſtitute; doch eine Stunde früher, nachdem der Candidat dem lateiniſchen Sprüchworte zufolge fleißig vorgearbeitet, erſchien die öfterer ſchon erwähnte Natalie, und überbrachte dem geliebten Lehrer ein Brieflein vom ihrem Pflegevater. Mit einem fürbittenden Lächeln, als wüßte ſie bereits, was es enthalte, legte ſie das Blatt in ſeine Hand.

Dieſes junge Mädchen war urſprünglich ein Kind des Krieges und des Unglücks, wie man vermuthete — doch durch eine vergütende Fügung den beſten Menſchen zugefallen. Ein alter Oberamtmann Berndt und ſeine Frau, wackere, vermögende Leute, von beſcheidenen Sitten und frommer Denkart, hatten ſich des kleinen Findlings angenommen, wie leibliche Eltern, und es litt keinen Zweifel, daß Natalie einſt die Erbinn ſein würde.

Seitdem vor mehreren Jahren Berndt's aus einer andern Gegend in dieſe Stadt, den Geburtsort des Oberamtmanns, gezogen waren, wo ſie nach einem ſauern Tagewerke, den Feierabend ihres pflichtgetreuen Lebens in gemächlicher Ruhe genießen wollten, hatte Natalie, die Tochter ihres Herzens, Mild's Mädchenſchule beſucht, und war der Liebling des Candidaten geworden. Sie verdankte dieſe hervorziehende Gunſt eben ſowohl ihrem Fleiße und mancher Anlage des Talents, wie ihrer aufmerkſamen Liebe für den Lehrer, worin keine ihrer Mitſchülerinnen ihr gleich kam. Ueber Nataliens ganzes Weſen war eine Anmuth, eine Holdſeligkeit ausgegoſſen, die ihren gewinnenden, ſchmelzenden Zauber auch auf kältere Gemüther wirkſam machte; und Johannes war ein warmherziger Menſch, von weicher Empfindung und reinem Sinne für jegliches Schöne! — Das Mädchen hing mit einer ehrfurchtsvollen Leidenſchaft, wenn man ſo ſagen dürfte — mit dankbarer Inbrunſt an ihm, und er vergalt dieſe Anhänglichkeit nicht weniger innig, wenn auch väterlich ernſt. Ja, die ſchlaue Baſe dachte zuweilen, ohne ihre Bemerkung zu verlautbaren, daß dieſe einzige Schülerinn ihn wohl feſter an ſeine Schule binden möge, als ſein innerer Beruf zum Pädagogen, an den nun einmal ihre geiſtliche Seele nicht glauben wollte. — Hingegen würde die gute Baſe, hätte ſie jenen Roman gekannt, der Johannes dazu angeleitet, mit unumſtößlicher Gewißheit angenommen haben, daß dies Vorbild ſich auch in dem zärtlichen Verhältniſſe des Lehrers zu Natalien wiederholen, und genau wie jenes, enden werde — wie wenig auch der gehaltene Ernſt ihres Vetters, der ſeinen zarteſten Beziehungen Feſtigkeit gab, ſie berechtigte, ihn einer Thorheit fähig zu glauben. — Sie hoffte daher ſtill, aber feſt, auf Nataliens Confirmation, die an nächſter Himmelfahrt geſchehen ſollte; dann verließ dieſer Liebling die Schule, der innigſte Zuſammenhang derſelben war alsdann aufgelöſet und Johannes an ſeine eigentliche Beſtimmung freigegeben. Es war ihr eine fixe Hoffnung, daß er dann weniger hartnäckig ſein würde, wie bisher, ihren Gründen für ſeine Verſorgung Gehör zu geben.

Die Baſe ſtellte mit einer Art eiferſüchtiger Bekümmerniß ihre eigenen Beobachtungen über die ausnehmende Vorliebe an, welche ihr Vetter bei jeder Gelegenheit für dieſes junge Mädchen an den Tag legte, und dennoch wie gemeſſen die ſparſame Chloe ihre Gunſtbezeugungen an das eigene Geſchlecht auch austheilte, wie lau ihr Lob immer war, ehe es, vollends verkühlt, von der zögernden Lippe floß; der kindlichen Natalie konnte ſie ſelbſt ein wärmeres Gefühl des Beifalls und der Gewogenheit nicht verſagen. Sie ſchob dieſe rührbare Schwäche, auf der ſie ſich überraſchte, dem Mitleiden für die dunkle Herkunft des verlaſſenen Geſchöpfes zu: „Denn wer weiß,“ ſprach ſie, „wem dieſe Kleine eigentlich angehört! die arme Mutter, die ſo beraubt wurde! der Säbelhieb, womit ein ruſſiſcher Barbar — es könnte auch ein fränkiſcher geweſen ſein — das zarte Geſichtchen des Kindes gezeichnet hat, mag ihr wohl das Herz geſpalten haben! —“ Dann ſeufzte der Candidat, wenn er dies oder Aehnliches hörte, tief; doch beſchwichtigte er die Regung ſchmerzlicher Theilnahme an dem Erwägen, wie weich die Vorſehung die Kleine gebettet habe, wie gut ihre Verlaſſenheit, wie viel beſſer, im Himmel vielleicht! ihre Mutter aufgehoben ſei; daß Nataliens Vater im Kampfe für die Freiheit gefallen, ward ohne Weiteres angenommen. Wirklich lief ein röthlicher Narbenſtrich von Nataliens zierlichem Näschen über den Sammet ihrer Wange, wie ein feiner Bruch, bis er ſich in dem Purpur eines Grübchens verlor, das Amors Pfeil gedrückt zu haben ſchien. Man verband gewöhnlich die Anſicht dieſes Zeichens, das des Mädchens ſchönes Geſicht zwar ſchärfer markirte, aber nicht entſtellte, mit dem Begriffe des Krieges, der Natalien ausgeſetzt hatte, obgleich die näheren Umſtände davon nie bekannt geworden waren. Und in der That! bildeten die weichen, zarten Züge dieſes kindlichen Geſichts, dies Lächeln voll Unſchuld und Lieblichkeit, der reine, blaue Himmel dieſer Augen, die Frieden ſtrahlten und Seligkeit ahnen ließen — einen wunderbaren Contraſt zu jener Vorſtellung. Es war, als ob in Nataliens Erſcheinung einer der ſtreitenden Engel Milton's auf die Erde gekommen wäre, um in jenem Wundenmale, das mit überirdiſchem Reiz verſchmolzen war, ſichtbar an den Sieg zu mahnen, dem von Ewigkeit her das Böſe unterliegen müßte. — Johannes Blicke hingen oft mit träumeriſchen Sehnen an dieſer ſchlanken, knospenden Geſtalt, worin der Jugend volleſte Blüthe ſich leiſe zu entfalten anfing; aber er verweilte dabei nur auf den Blumen ſeiner Erinnerung, die ſich in dem Frühlinge einer ſchönen Form verjüngten. So oft Nataliens ſüße Stimme anſchlug, der Ton ihrer Fragen insbeſondere — hallten verklungene Freuden aus der ſtillen Vergangenheit herüber in die Oede der Gegenwart, und bebten ihm leiſe und lange in der bewegten Seele nach. Jetzt ſtand ſie vor ihm, und wartete, bis der Candidat den Brief geleſen haben würde; die Baſe lauſchte daneben, geſpannt auf den Inhalt.

Der Oberamtmann Berndt, in Gemeinſchaft mit ſeiner Frau, erſuchte den Lehrer Nataliens um die freundſchaftliche Gefälligkeit, das Mädchen für einige Tage in häusliche Obhut zu nehmen, da ſie (die Eltern) eine Reiſe unternehmen müßten, bei der ſie aus gewichtigen Gründen ihre Pflegetochter nicht mitnehmen könnten. Auch dürfe in Nataliens Religionsunterrichte keine Lücke werden. Er wiſſe, ſchrieb der Oberamtmann, daß er das theure Kind in dem beſten Schutze laſſe, wenn Herr Mild geneigt ſein wolle, es bei ſich aufzunehmen, für welche Gütigkeit er und ſeine Gattinn ſich gewiß dankbar erkennen und beweiſen wollten. Der Candidat theilte kurz und mit überlegender Miene ſeiner Baſe dieſen ſchriftlichen Wunſch mit, und Chloe, erhellten Angeſichts, antwortete darauf: „Das iſt nicht abzuſchlagen, lieber Johannes.“ Sie dachte an das artige Präſent, das dieſer jugendliche Gaſt, der nicht viel Umſtände erforderte, ihr einbringen würde.

„Ich aber verreiſe ja ſelbſt, Pathe Chloe!“ entgegnete Johannes bedenklich, und heftete den wohlwollenden Blick auf die harrende Natalie. Ihr klares Auge verdunkelte ſich, und traurig ſagte ſie: „Ach Herr Mild! das trifft ſich ſchlimm! Und ich hatte mich ſchon ſo ſehr darauf gefreuet, Ihre liebe, liebe Nähe einmal für mich allein zu haben und länger als ſonſt zu genießen. Nun iſt es nichts! werden Sie lange abweſend ſein? —“ „Ich fahre nur auf das Land, einen erkrankten Prediger zu vertreten, und komme Montag Abend wieder —“ antwortete Johannes, und das Verlangen kämpfte ſichtlich in ihm, die begehrte Aufnahme ſeines Lieblings mit der Pflicht, die er nun zugeſagt, vereinigen zu können.

„Und wofür wäre ich denn da?“ fragte die Baſe ſchier beleidigt, „ich hoffe. Du biſt überzeugt, Vetter, daß ich Natalien wie mein Auge im Kopfe halten werde.“

„Oder —“ ſprach Natalie mit bittender Geberde und ſchlug entzückt über den gefundenen Rath in die kleinen Hände, „ich wüßte wohl, wie es ginge! Wenn Sie mich mitnehmen möchten, lieber Herr Milo, dann könnten wir unterweges Religionsſtunde halten. O! ich kann mir nichts Lieberes denken! — Der Wagen führe einſam dahin — wir aber blieben lehrend und lernend im gewohnten Gleiſe.“

Johannes betrachtete das holde Weſen mit funkelnden Augen; das Bild ſeines Traums erglänzte in ſeiner Seele und warf vorbedeutende Strahlen der Ehre und des feſtlichſten Vergnügens auf jenen Berufsweg, wenn Natalie ihn darauf geleitete. Auch ihm dünkte, im Vorgenuſſe des herrlichen Frühlingswetters, wenn es bis zum Sonnabend nicht wechſelte, die weite trauliche Fahrt mit der geliebten Schülerinn überaus reizend; doch wußte er mit ſchnellem Scharfſinne ein Auskunftsmittel zu treffen, Nataliens laute, rührende Bitte und ſeinen ſtillen, ahnungsvollen Wunſch auf fügliche Weiſe zu erfüllen. „Wo denkſt Du hin, Kind? Das würde ſich ſchon ſchicken, wenn mein Vetter ein junges Mädchen zu Amtsverrichtungen mit ſich ſchleppen wollte!“ wendete die Baſe verweiſend ein, und eine kleine Empfindlichkeit darüber, daß Natalie nicht bei ihr bleiben wollte, klang in dem Tone vor, womit ſie jene Forderung als unſtatthaft rügte.

„Schleppen?“ wiederholte Natalie gekränkt, doch ſanft, „o! das iſt ein läſtiger Begriff! ich aber würde Ihnen ſicher nicht beſchwerlich werden.“

Der Candidat ſtreichelte des Mädchens rothe Wangen, und ſprach: „Es kommt nur darauf an, daß Deine Eltern, mein gutes Kind, nichts dagegen haben, ſo geſchieht, wie Du wünſcheſt. Wir wollen ihre Erlaubniß nachſuchen. Ich weiß nun ſchon, wie es einzurichten, und denke meine Gefährtinn in ein Haus zu bringen, wo ſie ſehr willkommen ſein dürfte. — Unſer geſtriges Geſpräch, Pathe Chloe, hat mir die Sehnſucht nach dem Wiederſehen meiner Freunde tief erregt; ich konnte nicht einſchlafen, und Mitternacht war längſt vorüber, als die Schatten der Vergangenheit noch geiſterhaft um mich webten. Es fiel mir ein, ich hätte früher daran denken können — daß der Ort, wo ich predigen ſoll, nicht allzuweit von Glimmer entfernt ſei. Dahin bringe ich Natalien. Wie werden Waldemers ſich freuen! Denn noch ward es den dankbaren Seelen nicht ſo gut, mir den kleinſten Dienſt der Freundſchaft erweiſen zu können.“

Natalie ergriff die Hand des Candidaten und drückte ſie heimlich; ihre ganze unausſprechliche Freude malte ſich in einem Lächeln der Hoffnung, das auf den halbgeöffneten Lippen ſchwebte. Johannes ſchrieb nun ſogleich an den Oberamtmann Berndt, ſtellte ihm die Sache vor, und ob Natalie hier bleiben oder mit ihm ſolle, dem elterlichen Beſchluſſe anheim. Mit Vergnügen, antwortete der Oberamtmann, ſei ihr liebes Kind ihm anvertraut, wohin er es auch führen möge; ja — ſetzte er ſcherzhaft hinzu, Natalie würde wohl durch die Wüſte von Gaza mit ihm fahren, ohne nach etwas anderem zu dürſten, als dem Worte der Weisheit und Liebe aus ſeinem Munde. — Den Candidaten rührte dieſe Verſicherung in dem innigſten Gefühl der Lehrerfreude. Die Baſe aber ſchüttelte den Kopf, wenn ſie auch nichts mehr dazu ſagte. Sie fand den Vater Nataliens in Betreff der Nachgiebigkeit gegen das Mädchen ſo ſchwach wie ihren Vetter. Der Gedanke, daß Natalie ihn wie zu einer Luſtpartie begleiten würde, ärgerte ihre orthodoxen Vorurtheile, nach welchem der Candidat um ſo mehr, als er im Alter reifer Beſonnenheit ſtehe — in einſamer Würde an jenem fremden Pfarrdorfe, wohin ein ernſtes Geſchäft ihn rief, ankommen müßte. Sie fürchtete, das Mitſein dieſer kindlichen Grazie könne ſeiner geiſtlichen Reputation ſchaden. Aber Natalie, als ſie den folgenden Tag, wo ihre Pflegeeltern abgereiſt waren, mit ihrem Lehrer nach Hauſe kam, wußte der Baſe die gute Seite abzuſchmeicheln. Während Johannes die Predigt ausarbeitete, half ſein junger Gaſt anſpruchslos den Abendtiſch bereiten und hörte nebenbei mit lernbegieriger Achtung ein wirthſchaftliches Capitel an. Der Abend ward traulich hingebracht, doch verkürzt, da der Candidat noch ſtudiren wollte. Natalie ſchlief bei der Baſe. Sie fand ein nettes Bettchen, ſchwanenweiß und weich, und die heimliche Düſternheit des Alkovens, worin das reinliche Geräth an entſchlafene Moden und geweſene Zeiten erinnerte, ſchien der Ruhe trauteſter Winkel zu ſein. —

Die Baſe nahm die kattunene Decke, rein wie ihr Bewußtſein, doch verblichen wie die Farben ihrer Geſtalt, von dem hochgethürmten Lager ab, und faltete ſie mit dem Bedacht der Ordnung zuſammen. „Beteſt Du auch, Natalie?“ fragte ſie, als das holde Geſchwätz ihrer Schlafgenoſſinn plötzlich verſtummte.

„O ja!“ antwortete Natalie, „manchmal überwältigt mich nur der Schlummer; aber mein letzter Gedanke iſt Gott gewiß.“ „So bitte ich Dich, mein liebes Kind,“ ſprach die Baſe mit weicher Ermahnung, „halte feſt an dieſer frommen Gewohnheit! Es iſt ein Abendſegen, wenn man mit Gott einſchläft. Denn die Nacht iſt keines Menſchen Freund. Wer ſich aber in den Schutz des Höchſten begiebt, der liegt und ſchläft ganz in Frieden, und der Herr ſchafft, daß er ſicher ruhe. -- Drum präge Dir recht feſt den Vers ein: Schlaf aber ja nicht ein, Du mein Gemüthe! Verwundere Dich zuvor, daß Gottes Güte Dich unverdient mit ſeiner Mildigkeit, wie ein Gewölk von Roſen überſchneit!“ Der Schlummergott ſchüttete bereits die glühende Roſe des Schlafes, aus ſeinem Füllhorne auf Natalien herab, und ihr tiefathmender Mund ſchloß ſich in dem Verſuche des letzten betenden Lautes mit einem träumeriſchen Seufzer; und ein lichtes, ſilbernes Gewölk, vom Glanze der Verkündigung angeſtrahlt, wie wenn der Mond im blaſſen Schleier der Wolken durch die ſchweigende Nacht zieht — ſenkte ſich auf ihre Augenlieder. Der duftige Nebel, welcher den Engel dieſes Tages verhüllte, zerrann erſt, als Lucifer von der Wache des Himmels abzog.

Ein milder Luftſtrich, der frühjährliche Sonnenſchein begünſtigte die Reiſe des Candidaten. Natalie ſaß ſeelenvergnügt neben ihm und hatte leiſe ſeinen Mantel angefaßt. Die ſteigende Lerche, die winterliche Saat, die Verklärung, welche der Morgen über Feld und Thal ausgoß, die ganze auferſtehende Scene der Natur war ihm ſtoffreich für religiöſe Betrachtungen. Wärmer hatte Johannes nie geredet. Sein Herz ſchwoll begeiſtert von Gefühlen, die aus tiefen Quellen in Nataliens offene Seele überſtrömten. Die Stunden flohen ſchnell, wie die Gegenſtände, welche der leicht rollende Wagen hinter ſich ließ. Der Kutſcher war von dem Entſchluſſe des Candidaten, über Glimmer zu fahren, unterrichtet, und hatte die Entfernung des Umwegs als unbeträchtlich angegeben. Schon wurden die Umriſſe jener Gegend deutlich, als ein Reiter von ehrſamen Anſehen die Straße dahergetrabt kam. „Waldemer!" rief Johannes und ſtreckte den Arm nach ihm aus, während ſeine Linke dem Kutſcher zu halten gebot. Waldemer erkannte ſeinen Wohlthäter nicht gleich, er grüßte betroffen auf den Ruf ſeines Namens von fremdem Munde; doch als er ihn erkannte, da trat eine Sonne in ſein trübſeliges Geſicht und der finſtere Kummer verſchwand aus ſeinen Zügen. Der Candidat ſprach von ſeiner Abſicht, auf ein Stündchen in Glimmer zu raſten, und die junge Schöne neben ihm dort zu laſſen, bis er ſie nach verrichteten Geſchäften aus Freundes Hauſe wieder abholen könnte. „O das iſt hart!" ſprach Waldemer mit dem Ausdrucke männlicher Klage, „daß wir Deinem längſtgehofften, heißerſehnten Beſuche, Freund, nun ſelbſt den Eingang zu uns verſagen müſſen! Meine Kinder liegen am Scharlachfieber danieder — zwar iſt es gutartig, doch Gottliebe iſt eine ängſtliche Mutter und die Gefahr dieſer Krankheit leicht geweckt. Ich bin eben auf dem Wege nach dem Arzte, der heute nicht kommen kann." Das Pferd ſchnob und ſtampfte ungeduldig den feuchten Boden, und obwohl Freude und Freundſchaft den Reiter noch länger aufhalten wollten, ſo zog ihn dennoch Vaterſorge ſtärker fort.

Johannes fühlte ſich doch in einer augenblicklichen Verlegenheit, was er nun mit Natalien beginnen ſolle, die ſich in ſchweigendem Vertrauen ſeinem Verfügen überließ, und dies auch nicht durch ein einziges, ſelbſtwilliges Wörtchen zu beſtimmen wagte; aber bald war er ruhig entſchloſſen. Im Freien denkt und fühlt der Menſch freier; die Verhältniſſe der Welt, Convenienz und Herkömmlichkeit, treten zurück im offenen Tempel der Natur, wo höhere Ordnungen herrſchen. Es dünkte ihm alſo hier nicht anſtößig, wenn er das Mädchen mitbrächte, an den Ort, wo er predigen wurde, da, wie er wußte, die Paſtoren, wenn ſie von Amtswegen an vacanter Stelle erſchienen, gar oft begleitet von ihren Frauen und Töchtern zu kommen pflegten. Warum hätte in dieſem Falle der ihm unbekannten Predigerwittwe das beſcheidene Kind an ſeiner Seite nicht gleich einem blutsverwandten Appendix gelten ſollen? — Er nahm ſich vor, die Gaſtlichkeit ſeiner Wirthinn mit einem offenen Geſtändniſſe anzuſprechen. Sein Gemüth verſchmähete die bemäntelnde Fabel, wo der Wahrheit Grund ſo klar und lauter war.

Das ſchöne Gut, in deſſen verwaiſeter Kirche der Candidat auftreten ſollte, lag nun vor ihm in Frühlingsduft gehüllt. Er war nie da geweſen, obgleich er lange Zeit nicht weit davon gelebt hatte. Die Landſchaft, in blauem Rahmen des Himmels ausgeſpannt, mit dem reichen Dorfe im Vordergrunde und maleriſchen Perſpectiven gab ein reizendes Bild mit lebendiger Staffage.

Ein leiſer Wunſch, ſich das Hüttchen der Ruhe hier anzuſiedeln, wallte in Johannes Bruſt auf; aber der Gedanke, der ihn vertraut mit der Reſignation gemacht, ſeine idealen Träume von dem Leben eines Landpredigers je verwirklichet zu ſehen, dämmte die Wellen der Gefühle, die ihn heute ſo warm und wunderſam bewegten.

Ein Kranz von Bäumen ſchlang ſich ſchattenverheißend um das dörfliche Gemälde, das der ſcheidende Sonnenſtrahl beleuchtete.

Die Abendglocke erklang, als der Wagen, den jetzt ein Mann anhielt, der ſeiner Ankunft gewartet zu haben ſchien, die erſten Häuſergruppen vorüber kam. Es war der Kirchvater. Er zog ſein ſchwarzes Mützchen von dem ſpärlichen Silber des Haupthaars, und ſprach: „Wenn Sie etwa der Herr Geiſtliche ſind, der morgen bei uns predigen wird, ſo bin ich beordert, Sie nach dem Schloſſe zu weiſen, wo die Herren Circulirenden bewirthet werden. Das Pfarrhaus wird gebaut, da iſt kein Unterkommen für die Hochwürdigen.“ —

Johannes lächelte über die ungaſtliche Laune des Zufalls, die ihn heute von einer Thüre zur andern wies; er fragte nach dem Namen der Herrſchaft.

„Unſere gnädige Frau,“ lautete die Antwort, „iſt die Oberſtinn van Guyſenborſt, aber leider Gottes! krank, oder doch kränklich,“ verbeſſerte der Mann den wörtlichen Bericht; „ſonſt eine Seele von einer Dame!“

Johannes dankte dem Alten für gegebene Auskunft, der Kutſcher lenkte nach der bezeichneten Richtung ein und Natalie geſtand ihrem Lehrer, daß ihr plötzlich ſo beklommen geworden wäre. Der Candidat ſprach dem zagenden Mädchen Muth ein, indeß er ſelbſt ſich einer Empfindung bangenden Erwartens kaum erwehren konnte.

Jetzt hielt der Wagen vor dem Schloßgebäude. Ein ödes Schweigen, als wäre es gar nicht bewohnt, herrſchte ringsum, die Jalouſien waren geſchloſſen, und der breite Wallgraben, über den eine hochgeſchwungene Brücke von Gußeiſen führte, fluthete trübe, wie der Vergeſſenheit ſtiller Strom, um dieſen erſtorbenen Sitz melancholiſcher Ruhe jenſeits der lauten, lebenden Welt.

Ein Diener ohne Livree empfing die Ankommenden und ſprach das Bedauern ſeiner Dame aus, den Herrn Paſtor — der Diener warf einen fraglichen Blick auf die jugendliche Begleiterinn deſſelben — nicht perſönlich willkommen heißen zu können, da eine Unpäßlichkeit ſie noch im Zimmer halte:

doch hoffe ſie, ſich morgen beſſer zu befinden. Der Diener ſchritt nun ſo raſch voran, daß Johannes keine Zeit fand, ihm zu ſagen, daß er ein Anderer als der Paſtor von Poſtlau wäre, für den er ihn halten möchte. Auch wäre Jener hier wahrſcheinlich ſo ungekannt als er ſelbſt geweſen. Nataliens Hand, die der Candidat hielt, da ſie die Treppe neben ihm hinan ſtieg, zitterte ein wenig, aber Johannes fühlte ſich nicht fremd in dieſen Mauern, die ihn traut umfaßten, wie der Heimath treuer Arm den Flüchtling der Erde. Man öffnete ihm ein ſchönes Zimmer, daran ſtieß ein niedliches Cabinet, wo das Fräulein Tochter logiren könnte — wie der Diener ſagte. Auch hier war dem Candidaten ganz anders zu Sinne, wie anderswo, ſo wohl! ſo leicht! ſo ſeelenſtille! — Er hielt den Begriff der Heimath recht innig feſt im Gemüthe; allein dies Gefühl ward höher getragen, auf Schwingen der Ahnung. In welches unendliche Gebiet hebt ſie den Geiſt empor! Auch die Seligkeit des Himmels wird uns einſt Freuden gewähren, die kein Auge je geſehen, kein Ohr gehöret hat — und ſo oft es hell wird in einer trüben, mit Finſterniß umgebenen Seele, ſo oft fällt ein Strahl jener ewigen Sonne in unſer Inneres, der das dunkle Räthſel dieſes Lebens aufklärt. So oft die Aeolsharfe der Empfindung in Wohllaut erzittert, berührt von jenem Winde, deſſen Wehen und Sauſen Niemand erforſcht hat, ſo oft vernehmen wir einen ſchwachen Vorklang der Harmonie, worin die Sphären tönen! —

Ein artiges Stubenmädchen kam, Natalien zu bedienen, die, ermüdet von der Reiſe, ſich zeitig zur Ruhe begab. Der Candidat ſtand noch ſpät am Fenſter und ſah den Mond aufgehen. Der Kirchthurm glomm in blaſſem Silber, das Dorf ſchlummerte ſchon im Frieden der Nacht, das Heer der Sterne zog leiſe darüber hin und bewachte es mit tauſend Augen Gottes. Johannes ging in Gedanken ſeine Predigt noch einmal durch, dann legte auch er ſich nieder, und ein ſanfter Schlaf erquickte ihn.

Als er erwachte, pochte ſein Herz in ungeſtümen Schlägen, ſeine Wange glühete — er glaubte den Becher der Stärkung zu tief geleert zu haben; aber es war noch ſehr früh am Morgen. Natalie trat in erfriſchter Schönheit und heiter, wie die jüngſte Hore, aus ihrem Schlafgemache; ihre geſtrige Scheu war verſchwunden, ſie freuete ſich dieſes Aufenthalts, und wollte nach dem gemeinſamen Frühſtücke einen Gang durch den Garten machen, ehe ſie ſich ankleiden ließe. Johannes blieb zurück. Er mußte den Cantor erwarten, der ſich die Lieder holen würde, und noch einige kirchliche Anordnungen treffen. Endlich war alles geſchehen, Nataliens einfache Toilette mit Beihülfe der Zofe vollendet, die mit einer Empfehlung von ihrer Gebieterinn auch den Wunſch der Dame ausrichtete, das junge Fräulein bei ſich zu ſehen, bevor es zur Kirche ginge. Sie fühle ſich heute etwas beſſer, und hoffe, ihren lieben Gäſten die ſchuldige Tiſchgeſellſchaft leiſten zu können. —

Jetzt begann das Geläute der Glocken mit hellem Vollklange. Natalie fuhr zuſammen. „Nun das hat doch nimmermehr ſeine Richtigkeit, daß es ſchon Kirchzeit wäre?“ ſagte das Zöſchen, „die Thurmuhr muß falſch gehen. Die Uhren haben das Weſen, denn ſo viel deren im Schloſſe ſind, keine geht recht. Meine gnädige Frau ſagte vorhin, wenn ich nur erſt wieder einmal in Ordnung wäre! Man weiß gar nicht, wie man in der Zeit lebt.“

Der Candidat zog ſeine Uhr hervor, heftete einen betrachtenden Blick auf das Zifferblatt, und ſprach: „Dieſe hier iſt vollkommen richtig geſtellt; nimm ſie, liebe Natalie, der Frau Oberſtinn zur Weiſung mit.“ Dann ging er langſam den Weg nach dem Gotteshauſe, um früher als die Gemeinde dort zu ſein.

Der Stoff des Evangeliums übte auch heute eine rührende Kraft auf ſeinen Vortrag. Ein reines Opfer der Andacht loderte in der Gluth ſeiner Rede und entzündete die Herzen der Zuhörer für die würdigſte Verehrung und Aufnahme Chriſti, und — für die ſeinige.

Als Johannes ſich nach dem Gebet erhob, und der kühle Hauch des Gewölbes um ſeine heiße Stirne ſpielte, ſchauete er abwärts auf die dichtgedrängte Schaar, doch nirgend traf ſein Auge auf Natalien. Die adelige Loge, wo ſein Blick ſie ſuchte, war leer.

Wie der Candidat in die Sacriſtei kam, den geiſtlichen Ornat abzulegen, nannte ihn der Kirchner einen Mann Gottes! und ſagte, die Väter der Gemeinde hätten ihm ſchon während des Umgangs mit dem Klingelbeutel zugeflüſtert: „Dieſer wird der Unſrige!“

Johannes lächelte; dieſer entſchloſſene Beifall, wenn die heilige Blüthe dieſer Stunde auch keine Früchte für ſein äußeres Glück trüge — freuete ihn doch. Er war mit ſich zufrieden, und in dieſer Stimmung trachtet der Menſch nie ängſtlich nach Dingen, welche, wie er weiß und fühlt, dem Gerechten von ſelbſt zufallen. Er dachte nur: Das wäre denn das dritte Mal, daß der Sonntag Palmarum mich zum Paſtor wählte, ohne daß ich es bis jetzt geworden bin; mich ſoll nur verlangen — — aber jeder heftige Wunſch ſchwieg in der hocherhobenen Seele. Der Standpunkt der Gegenwart veranlaßte ihn zu einem Rückblicke in das Vergangene; geſenkten Hauptes ging er dem Schloſſe zu, mit vergleichenden

Erinnerungen beſchäftiget. Auf der Wallbrücke ſchlug er das Auge empor, doch als hätte ein Blitz ihn geblendet, fiel es zu Boden, er hatte Bernhardinens Schatten geſehen. Bleich, ſchön und lächelnd, wie das Traumbild jener Nacht, ſtand ſie am Fenſter, und — hatte ſein ſchneller Blick nicht geirrt, mit einer winkenden Geberde des Grußes; doch da er wieder aufſah, war die geliebte Erſcheinung verſchwunden.

Noch bebend im leiſen Schreck, ſchritt er haſtig die Stiege hinan; Nataliens Stimme in den weichſten Modulationen der Zärtlichkeit tönte aus einem offenen Zimmer. Johannes trat ſacht in die Thüre. Da ſaß die Dame des Schloſſes, liebend gebeugt über Natalien, die vor ihr auf den Knieen lag und die weiße Geſtalt eng umſchlungen hielt. Eben als ſein Fuß die Schwelle berührte, ſagte das Mädchen: „O meine Mutter! erhole Dich doch erſt!“

Der Candidat erſtarrte bei dieſem Anblicke, bei dieſen Worten. „Natalie!“ rief er ſo laut, ſo angſtvoll, als ſolle die täuſchende Magie dieſer Scene vor dem Schalle ihres Namens verſchwinden. Aber ſie löſete ſich in höchſte Ueberraſchung, in überirdiſche Freude, da die Dame aufſchauete, und Johannes in Bernhardinens unvergeſſene Züge ſah. Sie breitete die Arme nach ihm aus — ihr blaſſes Geſicht ſchien verklärt. „Freund meiner Jugend!“ ſagte ſie mit wankender Stimme, „welch ein Wiederſehen!“

„O Herr Mild!“ rief jauchzend Natalie, „und ich habe meine Mutter gefunden!“ Sie ſchmiegte ſich aufs neue in den Schooß der Oberſtinn und zog ihren lieben Lehrer näher.

Johannes ſtand betäubt. Er trauete ſeinen Augen, ſeinen Ohren nicht. „Bernhardine!“ ſagte er, und nur ſchüchtern wand ſich dieſer theure Laut aus ſeiner bedrängten

Bruſt, „ich faſſe es nicht. Sie begrüße ich in der Beſitzerinn dieſes Schloſſes? Und meine Natalie“ — er betonte dies Wort mit unbewußtem Gefühl, — „wäre Ihre Tochter?“

„Mein Kind, mein verlorenes Kind!“ antwortete die matte Mutter mit behauptender Stärke, „und der liebſte Freund führt mir es zu und giebt mir das Leben wieder, das keinen Werth mehr für mich hatte. Ich erkannte mein beweintes Kind an der Narbe, die es als ein Erbtheil ſeines Vaters mit auf die Welt brachte, und an der Uhr, die mein Angedenken bewahrt, erkannte ich Sie!“ Freudenthränen floſſen von ihren Wangen nieder, ihre Stimme erloſch in Wehmuth und Wonne.

Johannes drückte die zitternde Hand ſeiner Freundinn an das mächtig ſchlagende Herz, Natalie küßte die ſeinige mit brennenden Lippen. „Und ſie ſind — Wittwe?“ fragte er ſtockend, und eine glühende Röthe färbte das Geſicht des unſchuldigen Mannes. „Mein Gemahl iſt todt!“ antwortete die Oberſtinn ſeufzend, „er fiel im Kampfe für die Freiheit, die Eltern ſchlafen in Frieden; das Schickſal hat mich in den härteſten Schlägen getroffen, doch der grauſame Raub meines Kindes hat mich am tiefſten gebeugt, und die peinliche Frage ſeines Verluſtes war für mein ſchwaches Daſein zu ſchwer.“

„Gott hat ſie gelöſet!“ ſprach Johannes mit Weihe, „denn Freude muß immer wieder aufgehen den frommen Herzen!“

Er nahm die Uhr, er deutete auf die vertrocknete Blüthe, und ſprach: „Der Gedanke an Sie, Theure! an Ihren Abſchied — der Wunſch für Ihr Glück hat mich durch alle Stunden begleitet, und heute ſchlägt die ſchönſte meines

Lebens, die mir Ihr verewigter Vater zum Lohne treuer Geſinnung verſprach, da er dies Geſchenk ſeiner Güte in meine Hand legte. Seine Verheißung iſt erfüllt!“ — Die Uhr repetirte, und bei ihren ſilberhellen Klängen rollten einzelne Thränen einer ſeligen Empfindung aus ſeinen Augen, und miſchten ſich mit den fallenden Tropfen der Zeit.

Als man nun zu Erörterungen kam, erzählte Bernhardine, oft geſtört von ausſtrömenden Gefühlen, ihre Geſchichte zuerſt.

Unſere lieben Leſerinnen wollen ſich erinnern, daß Herr Korge zu einer auswärtigen Meſſe gereiſt war, um den Bräutigam ſeiner Tochter, gleich einer verſchriebenen Waare, in Empfang zu nehmen. Er erſtaunte jedoch nicht wenig, als ſein Geſchäftsfreund, der Vater des jungen Mannes, der ſein Schwiegerſohn werden ſollte, ihm tiefgebeugt entgegentrat, denn der Jüngling, dem Bernhardine beſtimmt geweſen von ihrer Wiege an, der Erbe einer berühmten Firma, der Pfeiler, worauf des Vaters kaufmänniſcher Stolz, der Mutter häusliche Hoffnung ruhete, war kürzlich beim Baden verſunken. Herr Korge war ſehr betroffen über die ſchreckensvolle Kunde, welche er vernahm; um dieſe Heirath hatten ſich alle ſeine Calcüle gedrehet. Er bedauerte ſich faſt eben ſo ſehr, wie den trauernden Vater. Was die verwittwete Braut dazu ſagen werde, daran dachte er nicht ſogleich. Endlich ließ der alte Freund merken, daß eine wichtige Berathung, welche perſönlich und zwar insgeheim geſchehen müſſe, ihn mehr wie das Bedürfniß der Zerſtreuung zu der aufregenden Reiſe vermocht habe.

Er hatte noch einen älteren Sohn, der Hauptmann im ſchönen Garde-Regimente ſeiner Heimath war. Von früheſter Jugend an hatte dieſer einen leidenſchaftlichen Hang zum Militar gezeigt und den Gegenwirkungen ſeines Hauſes der Gewalt elterlicher Bitten und einleuchtender Vortheile, tapfer widerſtanden, um ſieghaft die Wahl ſeines künftigen Berufes nach freier Neigung entſcheiden zu können. Er nannte das vergitterte Comtoir einen Kerker, er ſpottete der erwerbenden Feder und wollte nur den Säbel führen. Die Eltern ſahen ſich endlich gezwungen einzuwilligen, aber ſie wendeten den größeren Theil ihrer Liebe dem jüngſten Sohne zu, der die Handlung einſt fortführen ſollte, welche ſeit mehreren Generationen Ruf und Reichthum dieſer Familie begründet hatte. Auch war dieſer jüngere ſo zahm, daß er, geſchäftsmäßig wie einen Kaufmannsbrief, ohne das geringſte Sträuben ſeines Herzens auf väterliches Verlangen an Herrn Korge ſchrieb, um die Hand von deſſen Tochter anzuhalten, die er nie geſehen. Und dieſes fügſame Leben war nun dem Tode gewichen! — Der Hauptmann benahm ſich in dem Schmerze dieſes Falles nicht weniger kindlich als brüderlich, und der Vater fühlte doch, daß er noch einen Sohn hätte. Er machte ihm den Vorſchlag, ſeinen Abſchied zu nehmen, und an den Platz des verſtorbenen Bruders zu treten; davor ſchauderte der kühne Soldat. Die alten Scenen erneuerten ſich; man rechnete ihm umſonſt alle Verluſte vor, für welche ein Erſatz zu fordern wäre, und die beabſichtigte Heirath, welche mit zu Waſſer geworden, da der Bräutigam in den Wellen verſank, war keiner der unbeträchtlichſten.

„Die Braut will ich nehmen, wenn ſie mir anders gefällt!“ erklärte der Hauptmann entſchloſſen, und auf dieſes Wort hin bauete ſein Vater ſtillgeſchäftig einen neuen Plan.

Er machte jetzt Herrn Korge damit bekannt. Dieſem war der Gedanke ſehr zuwider, ſeine Tochter an einen Officier zu verheirathen, gegen deſſen Stand er ein tiefgewurzeltes, bürgerliches Vorurtheil hatte.

Aber jede Regel leidet ihre Ausnahme, und der präſumtive Eidam war gewiſſermaßen in die Innung der Kaufmannſchaft geſchloſſen, da die Handlung des Vaters, auch nach deſſen Tode, ſein Eigenthum blieb, was unter keiner Bedingung in fremde Hände übergeben durfte, ſondern alsdann zu ſeinem Nutzen und Gewinn unter der Controle eines Sachverſtändigen für ihn fortgeſtellt werden würde, bis einſt die geachtete Firma und ein wohlerworbenes Vermögen ſich auf die Söhne des Hauptmanns vererben könnte, die noch geboren werden ſollten.

Die Hoffnung reicher Leute, daß ſich alles nach ihren Wünſchen fügen werde, iſt ſtets ſehr zuverſichtlich; nur der Arme zweifelt an ſeinem Glück, an allem Gelingen.

Herr Korge trennte ſich von ſeinem gleichgeſinnten Freunde nach beſter Verſtändigung und einmüthig in dem Vorſatze, daß ihre Kinder ein Paar werden ſollten. Der Hauptmann wollte bald nach der Rückkunft ſeines Vaters, den Urlaub zur Brautſchau nachſuchen, und Herr Korge erwartete ihn als den Gaſtfreund ſeines Hauſes. Noch wagte der fremde Kaufmann ein ſchüchternes Hindeuten auf die Caprice des Sohnes, die ihn zuweilen das Schönſte und Beſte verſchmähen laſſe. —

Herr Korge lächelte. Er dachte nicht ohne väterliche Eitelkeit an den Reiz und die Liebenswürdigkeit ſeiner Tochter, und meinte, in dieſem Falle blieben ſie gute Freunde, und Bernhardine würde eines anderen Mannes Frau. — Aber das arme Mädchen erſchrak tödtlich, daß es dem wähligen Blicke eines fremden Mannes ſo ausgeſetzt werden ſollte.

Die kaufmänniſche Seele des Vaters konnte den jungfräulichen Schmerz der Tochter nicht begreifen. Bernhardine weigerte ſich überhaupt der Partie; ſie hielt ſich durch den Tod ihres Verlobten von dem Opfer des kindlichen Gehorſams losgeſprochen. Herr Korge bewies ihr dagegen mit aller Strenge der väterlichen Anmaßung, daß ihre Pflicht, ſeinen Willen zu ehren, nie aufhöre, und daß es ihr ziemlich einerlei ſein könne, ob ſie den älteſten oder den jüngſten Bruder heirathe. Die Mutter redete ihr mit leiſem Troſte zu, ein folgſames Kind zu ſein, auf daß es ihr wohl gehen könne auf Erden.

Noch eine Hoffnung blieb Bernhardinen, die: daß der Hauptmann ſie ſeinen Erwartungen nicht entſprechend fände; aber Bernhardine war doch zu ſehr Mädchen, um daran zu glauben, und bitter dachte ſie: die reiche Erbinn ſchlägt er gewiß nicht aus. Sie entdeckte der Mutter ihre ſtille Neigung zu Johannes. „Schlage Dir es aus dem Sinne!“ war der Mutter furchtſamer Rath, „Du möchteſt den Vater erſt böſe machen; daraus wird ewig nichts. Heiratheſt Du den Guyſenhorſt nicht, ſo hat er für Dich ſchon einen hieſigen Kaufmann in petto, der Dir vielleicht noch weniger zuſagen würde. Laſſe den Hauptmann nur erſt kommen! —“

Und als der Hauptmann van Guyſenhorſt nun wirklich kam, war es ein ſehr hübſcher, ſehr einnehmender Mann, dem Bernhardine weder Beifall noch Achtung verſagen konnte, die er ſchon um der feinen Discretion willen verdiente, womit er ſich in einem ſo äußerſt zarten Verhältniſſe bewegte, während er die gedrückte Freiheit Bernhardinens gegen ihren Vater ſchützte. Sie empfand dieſe Schonung ihrer Weiblichkeit als eine Wohlthat, und dankte ſie ihm heimlich. Ihre erſte Liebe — das hatte die Mutter, die den Vater beſſer kannte, ihr heilig verſichert, das fühlte ſie ſelbſt — durfte nimmer vor dem Altare laut werden. Sie that daher am beſten, wenn Ihr eigenes Herz es ſich verſchwiege, wie glücklich ſie als Johannes Gattinn geworden wäre. Der ſchöne Traum zerrann in einer Thräne der Ergebung. Sie reichte van Guyſenhorſt ihre Hand und begleitete ihn in ſeine Vaterſtadt.

Nicht lange darauf ſtörte ein Vorfall beim Regimente, in den auch ihr Gemahl verwickelt war, Bernhardinens häusliche Ruhe. Mehrere Officiere, unter ihnen van Guyſenhorſt, wurden verſetzt und kamen zur Garniſon einer Feſtung. Van Guyſenhorſt, der ſich nur eine kleine Unbeſonnenheit in der Hitze, womit er die Sache des Streites verfocht, hatte zu Schulden kommen laſſen, fand ſich gekränkt; auch ohnedies würde er ſeinen Standort nur ungern vertauſcht haben. Und er wußte nicht einmal, was Bernhardine ihm ſchonend verhehlte, daß der Aufenthalt in einer Feſtung ihr von jeher ein unerklärbares Grauen erregt hätte. Sie bezwang den inneren Schauer, da ſie ſah, daß ihr Gemahl an dem Unmuthe über jene Erfahrung ſchon genug zu tragen hatte. Er fühlte ſeine Ehre verletzt; ein heimlicher Aerger nagte an ſeiner Zufriedenheit; dies machte ihn finſter und reizbar gegen Beleidigungen, was er zuvor nie in dieſem Grade geweſen. Daß von einer anderen Seite ſein Vortheil litt, würde ihn heiter gelaſſen haben, denn er war durchaus nicht habſüchtig. Seine Mutter war geſtorben, und ſein Vater, ein noch rüſtiger Mann, hatte in ſchnellgetröſteter Eile eine junge Perſon geheirathet.

Der Hauptmann lächelte dazu; die väterliche Firma konnte immerhin auf deſſen Nachgeborne kommen; ſein tapferer Arm, ſein guter Säbel ſollten ſeinen Namen mit größeren Zügen des Ruhms in das Buch der Geſchichte ſchreiben.

Van Guyſenhorſt's Aufmerkſamkeit für ſeine junge Gattin ließ ihn doch wahrnehmen, wie vielen Zwang es Bernhardinen koſte, hier einzuwohnen. Sie geſtand endlich ſeinem zärtlichen Dringen, daß die Verſchloſſenheit der feſten Stadt etwas Aengſtendes für ſie hätte, was wohl eine Idioſynkraſie ſein müſſe, weil keine Waffe der Vernunft und des Willens es bekämpfen könnte. Van Guyſenhorſt kaufte hierauf ein niedliches Landhaus unweit der Stadt, und überraſchte ſeine Frau mit der kleinen Villa zu ihrem Geburtstage. Bernhardine war ſehr gerührt von dieſem Beweiſe der Liebe ihres Gemahls. Hier lebte ſie ſtillglückliche Tage; van Guyſenhorſt war ſo heimiſch draußen, als es der Dienſt nur irgend erlaubte. Eine Freundinn, welche Bernhardine unter den Officiers-Damen der Garniſon gefunden, eine liebenswürdige, nur ſehr kränkliche Frau, leiſtete ihr oft wochenlang Geſellſchaft, um in dem friſchen Odem der Natur die ſchwache, leidende Bruſt zu ſtärken.

Da kam der Krieg. Kühne, ſchwindelnde Wünſche ergriffen van Guyſenhorſt; der Zurückſetzung Druck, welcher ſeinen militäriſchen Stolz laſtend niedergehalten, wich, und in der Elaſticität ſeiner Kräfte ſtrebte das Verlangen nach Thaten in ihm nur um ſo höher empor.

Das Regiment, wobei er ſtand, bekam Marſch-Ordre, die Truppen der Feſtung wechſelten. Wie Hektor vor der ſchönen, mütterlichen Andromache, ſtand van Guyſenhorſt vor ſeiner blaſſen Gattinn, die den Säugling aus den Armen der Amme nahm und ihn weinend dem ſegnenden, dem letzten Kuſſe des Vaters hinreichte.

Es war beſchloſſen, daß Bernhardine fürerſt hier bleiben ſollte. Dieſe Gegend lag fern vom Schauplatze des Krieges, und vielleicht — man hatte damals noch keine Ahnung von der reißenden Schnelle, womit der Strom des Verderbens die entlegenſten Länder überſchwemmte — blieb ſie verſchont. Hingegen war Bernhardinens Heimath der Mittelpunkt kriegeriſcher Durchzüge, und die Stadt erlag faſt der überhäuften Einquartierung und anderen Laſten dieſer ſchweren Zeit. Kein Privathaus war geſchützt durch ſeine Privilegien und Gerechtſame, daß nicht Freund und Feind übel darin gewirthſchaftet hätte; es gab kein Geſetz mehr, nur die Gewalt herrſchte.

Der Typhus fing bereits an zu wüthen, geweihete Stätten wurden ohne Umſtände zu Lazarethen eingerichtet; die Noth heiligte Alles. Bernhardine zitterte für das Leben der geliebten Eltern; ihren Wohlſtand gab ſie verloren. Wenn die Angſt der vorgeſtellten Gefahr, die über ihren Lieben ſchwebte, in ihre Seele ſtürmte, ſtillte der Anblick ihres Kindes, das Lächeln der Unſchuld ihre unruhige Sorge. Sie dankte Gott für ſeinen Beſitz, ſie flehete, daß er es ihr erhalten möge.

Leiſe Gerüchte ſchlichen nun dem Gange der Begebenheiten voran und erzählten ſcheu, daß die verheerende Fluth des Krieges ſich näher und näher wälze. Es ließ ſich jedoch nichts Gewiſſes erfahren, und die Nachrichten lauteten ungleich. Zudem hatte Fama ſich ſo oft lügenhaft bewieſen, und Menſchen gemeiner Art können ſo ſelten dem Reize widerſtehen, die Kunde des Entſetzens ohne einen vergrößernden Zuſatz zu verbreiten, daß Furcht und Schrecken vor den Dingen, die da kommen ſollten, doch durch die beſonnene Meinung gemäßigt wurden, es werde ſogar ſchlecht nicht ſtehen, wie man ſage.

Eine ahnungsvolle Angſt ſchnürte Bernhardinen die Bruſt zuſammen, wenn ſie die raſche Arbeit an der Feſtung ſah, von tauſend Händen gefördert. Man ſammelte Vorräthe ein, noch ehe der Befehl zum Proviantiren der Stadt höheren Orts ausgegangen war.

Bernhardine ſah nichts weiter vor ſich, als im ſchlimmſten Falle ſich in die Stadt einſchließen zu laſſen; doch ſollte nur die Nothwendigkeit ſie aus der ländlichen Ruhe vertreiben, deren ſie auf ihrer Villa genoß. Der Zuſammendrang der Menſchen, das unnütze Geſchwätz, womit ſie einander entmuthigten, die rohe Unbändigkeit, in der ſie müßig umherſchweiften, losgeriſſen vom Halt der Ordnung und des ernährenden Gewerbes, war ihr unausſprechlich zuwider.

Endlich kündete Bernhardine ihren Leuten an, daß ſie den folgenden Tag nach der Stadt ziehen würden. Die Amme ward todtenbleich und konnte ſich lange nicht erholen. Bernhardine wußte keinen anderen Grund dieſer ſichtlichen Beſtürzung, als daß die Amme vor der Belagerung zage. Sie kannte die näheren Verhältniſſe dieſer jungen, leichtſinnigen Perſon faſt gar nicht. Gegen den Abend kam ein Bote aus der Stadt, welcher Bernhardinen zu ihrer ſterbenden Freundinn berief. Sie wollte wiederkommen, ehe die Feſtung geſchloſſen würde, und ertheilte ihren Leuten die gemeſſenſten Befehle, wachſam zu bleiben bis dahin.

Die Freundinn, des nahen Todes ſich bewußt, empfing Bernhardinen, nach der ſie ſich geſehnt, wie einen Engel, der die Bande des Lebens nun ſanfter löſen würde. Sie bat mit verbleichenden Lippen, daß Bernhardine ſie nicht verlaſſen möge im letzten Kampf. „Bald iſt er überwunden“ — tröſtete der Arzt leiſe, daß die Kranke es nicht hörte, „es dauert nicht lange mehr.“

Aber der Geiſt verzog in der ſinkenden Hütte, die des Todes kalter Thau bedeckte. Bernhardine hörte das Signal zum Thorſchluß; nur ein Seufzer floh hinaus zu ihrem Kinde. Sie bezahlte der Freundſchaft die letzte Pflicht der Treue; ach! mit welchem Preiſe ahnete ſie nicht. —

Als der Morgenſtern erblaßte, erloſch auch der Athem von Bernhardinens Freundinn. Erſchöpft von dieſer bangen Nacht, mit müden Schritten, durchfröſtelt von Schauern, ging Bernhardine, ſobald die Feſtung offen war, nach dem Landhauſe. Sie war ſo ſchwach, daß ihre Füße wankten, der Strahl des Tages berührte ſchmerzhaft die verweinten Augen. Sie merkte das drängende Treiben der Menſchen kaum, die in großer Unruhe auf und ab wogten. Ihre Leute ſtürzten ihr entgegen, ſie unterſchied in dem verworrenen Geſchrei derſelben nur die Worte: „Die Amme! Das Kind!“ Noch einmal ſammelte die unglückliche Frau in tödtender Angſt ihre Sinne zu der Frage: was geſchehen ſei? man ſolle deutlich reden. Die Antwort war ein zermalmender Donner, der dieſe zarte Mutter zerſchmetterte.

Die Amme war in der verwichenen Nacht mit dem Kinde entflohen. Es waren Umſtände vorhanden, die dieſe Flucht als planmäßig vermuthen ließen, dann wieder andere, die dies in Zweifel ſtellten.

Von den Sachen der Herrinn fehlte nichts, aber die Amme hatte einen großen Theil der ihrigen und ihr ganzes Spargeld mitgenommen, wovon die Andern wußten. Aber Bernhardine hörte von all dieſen unterſcheidenden Merkmalen nichts mehr. Sie verlor vor der leeren Wiege ihres Kindes die Beſinnung, und ein wohlthätiges Dunkel hüllte ihre Seele ein. In einem feuchten Gewölbe erwachte ſie; blaſſe Geſtalten umſtanden ihr Lager, unter denen ſie ihre Hauswirthinn erkannte, welche hülfreich um ſie beſchäftigt war. Ein dumpfes Krachen rollte über ihr hin, die Erde ſchien zu beben. Der Krankheit wüſter Traum hielt noch mit bleierner Schwere ihr Bewußtſein nieder, und nur ſchwach tauchten ihre Gedanken auf und beleuchteten mit mattem Schimmer die grauſe Wirklichkeit.

Sie fragte, ob ſich keine Spur von ihrem Kinde gefunden; man antwortete ihr mit Seufzern des Mitleids. Langſam nur durfte Bernhardine erfahren, daß die Stadt eben das Bombardement aushalte, daß die Feinde mit einer überflügelnden Eile in Geſchwindmärſchen, wie ſolche kaum glaublich geſchienen, herangekommen wären, und daß es der Theilnahme an dem bedauernswürdigen Schickſale der Frau van Guyſenhorſt nicht leicht geworden ſei, ſie in dem Zuſtande völliger Sinnloſigkeit in Sicherheit zu bringen und ihre Habe zu retten.

Bernhardine hörte dies alles ohne ein Zeichen von Gefühl; die Welt hätte in Trümmer brechen mögen, es wäre ihr gleichgültig geweſen. Endlich, wenn auch ſpät, löſete der wilde, verzweifelnde Schmerz ſich in Thränen auf. Die religiöſe Richtung, welche ihr die Erziehung, der Umgang mit Johannes und ihr eigenes Gemüth gegeben, leitete ſie zu des Troſtes himmliſcher Quelle. Sie genaß allmählich; ein rührendes Bild des Leidens, wie der Schatten einer Geſtorbenen, entſtieg ſie dem ſchützenden Keller, da nach langem, unausſprechlichem Drangſal der Tag kam, der die erſchöpfte Stadt befreiete.

Bernhardine irrete nun in der Gegend umher, nach ihrem Kinde zu forſchen, ſie wäre gern, wie die ſuchende Ceres, in die Unterwelt geſtiegen, hätte ſie es dort zu finden gewußt.

Die Aſche des ſchönen Landhauſes war ſchon verſtäubt, die Dörfer in weiter Runde öde und ausgebrannt. Die ausgeſtandene Noth hatte eine ungeheure Kluft zwiſchen der Zeit geriſſen, wo die Belagerung begann und endete. Tauſende waren umgekommen, die Klage einer jammernden Mutter um ihr verlornes Kind verhallte auf wüſten Stätten des Unglücks; man hörte ſie an, fühllos für fremden Schmerz, nur mit dem eigenen beſchäftigt, der leiſe Angſtſchrei gebrochener Herzen war der Ton jener Zeit.

„Ach! fände ich nur das kleine Grab meines Kindes, ich wollte mich gern zufrieden geben!“ ſeufzte Bernhardine in die Lüfte, und umfaßte ſehnſüchtig die Vorſtellung des Todes; aber Engel hatten die geraubte Kleine in ihren Schutz genommen, daß der Vorſicht Rath erfüllet würde. —

Ein ſehr verſpäteter Brief aus der Heimath meldete Bernhardinen der Eltern heiße Sehnſucht, ihre Tochter wiederzuſehen, von deren ſchmerzlichem Verluſte ſie eine voreilige Nachricht erhalten hatten, und Bernhardine trat mit unzureichenden Kräften die weite Reiſe an. Herr Korge war in den wenigen Jahren ein Greis geworden, ſeine Frau, hinfällig und ſchwach, litt zuweilen unter leiſen Anflügen ihrer alten Gemüthskrankheit. Bernhardine mußte ihren mütterlichen Gram gegen die Pflichten der Tochter zurückſetzen; aber ſo oft ſie allein war, blutete ihr Herz an der unheilbaren Wunde.

Van Guyſenhorſt hatte brav gethan, und das Kriegsglück ihm Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, gegeben; aber eine gebeugte Mutter, deren Blicke ſpähen, wo ſie das Grab ihres Kindes finde, hat kein Auge für den Sternenflug des Ruhms. Er ſtarb den Tod des Helden, und ſieghafte Fahnen weheten über ſeiner Leiche.

Bernhardine lebte wie ein abgeſchiedener Geiſt, der wohl gern in die Wohnungen der Ruhe einginge, aber gehalten von einer irdiſchen Sorge, noch um die Stätte wandelt, die einſt ſeine Heimath war. Sie verrichtete ſtill die kleinen Geſchäfte der Pflege ihrer Eltern, ſie ſtand zuweilen auf dem Balcon und ſchauete hinab in die Tiefe. Dann erklang Johannes Geſang: „O Hoffnung, Lebenswonne!“ in ihrer Seele, und verhallte im leiſeſten Echo der Erinnerung; dann träufelten heiße Thränen auf die kalten Quader, doch ſie fielen nicht mehr auf des Freundes warmes Herz, und keine Stimme der Liebe antwortete ihrem lautloſen Schmerze.

Herr Korge ſtarb, und ſeine Gattinn überlebte ihn nicht lange. Bernhardine ward nur noch durch die Ungewißheit über ihres Kindes Schickſal an ein Daſein gebunden, deſſen lockere Fäden keinen anderen Wunſch mehr umſchlangen, als ins Klare darüber zu kommen, wenn auch nur in die Klarheit einer Thräne, womit ſie ſeinen frühen Tod beweinen müßte.

Sie ließ die ererbten Grundſtücke verkaufen, ward aber doch nach mehreren Jahren durch den Drang der Umſtände zu dem Ankaufe jenes Gutes bewogen, auf dem ſie ihre einſamen Tage beſchließen wollte. Und hier war es, wo der Freund ihr die holde Tochter, ſeinen Zögling, in der Geſtalt eines Engels zuführte, daß ihre Leiden und ſeine Opfer vergolten würden.

Baſe Chloe würde ſich um ihres Vetters Ausbleiben faſt geängſtet haben, wenn Johannes ſie nicht in einigen Zeilen, die Großes andeuteten, was ſie erfahren würde, beruhigt hätte. Die Neugierde der Baſe war daher größer noch; als in der Mitte der Charwoche eine prächtige Equipage vor das beſcheidene Häuschen rollte, der Johannes doch allein — entſtieg, öffnete ſie, ihm entgegeneilend, die Thüre, ſie konnte es nicht erwarten, bis er ſeinen Mund aufthat. Aber als er ihr nun alles erzählte, was auch unſere Leſerinnen noch nicht wiſſen, daß Bernhardine ihm am Abend vor ſeiner Abreiſe die ſchöne Hand gereicht und ihn gefragt, ob er ſie mit dem Danke der Mutter, mit den Gefühlen der Jugend, die das Feuer der Trübſal nur zu reinerer Seelenliebe geläutert, hinnehmen wolle und treu ſie halten für den Reſt der Zeit; — da floſſen die alten Augen der Baſe über und mit zitternden Lippen ſprach ſie: „Johannes! lieber Vetter Johannes! wenn das Deine Mutter erlebt hätte! Nun, ich hoffe, ſie wird es wiſſen im Himmel und ſich darüber freuen! Ich aber bekenne hier: Gott iſt wahrhaftig ein Vergelter! — So iſt die Stunde denn gekommen, wo Dich vollkommnes Glück erfreut; denn einmal führt Er ſeine Frommen zur völligen Zufriedenheit; und dann wird ihnen offenbar, daß ſtets Sein Rath voll Liebe war!“ —

Johannes umarmte die treumeinende Baſe gerührt, und ſein Herz gab ſtill dem Vater voller Gnade und Wahrheit die Ehre.

„Nun muß ich ſogleich zu Berndts,“ ſagte Johannes in froher Eile, „dieſe guten Leutchen haben das erſte Recht an eine unverzügliche Mittheilung dieſer wunderbaren Ereigniſſe. Zwar bangt mir davor — denn es wird ihnen nicht leicht ankommen, das liebe Kind, welches ſie wie ein leibliches liebten, zu entlaſſen.“

„Der Oberamtmann,“ antwortete die Baſe, „hat ſchon zwei bis drei Mal hergeſchickt, ob Du noch nicht zurück wärſt? Um Natalien habe er keine Sorge, ſondern nur den dringenden Wunſch, Dich in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen.“

Mit beflügelten Schritten eilte Johannes nun dem Hauſe des Oberamtmann Berndt zu. Das runde Geſicht des kleinen, wohlgenährten Mannes glänzte ihm ſchon durch die Scheiben entgegen, als er den Beſuch, nachdem er ungeduldig verlangt, kommen ſah.

„Gottlob, Herr Mild! daß Sie nur wieder da ſind! Ich habe Ihre Ankunft kaum erwarten können. Nicht etwa ſorgende Sehnſucht nach unſerer Natalie ließ uns ſo ängſtlich Ihrer Heimkehr harren — das Mädchen iſt gut bei Ihnen aufgehoben, wir wiſſen das mit Ueberzeugung; aber dennoch iſt es um unſerer Natalie willen, daß ich Sie ſobald als möglich zu ſprechen wünſchte.“ Er reichte ihm die biedere Hand.

Johannes ſeufzte ängſtlich, als er den Oberamtmann zweimal die Worte: „Unſere Natalie,“ mit dem Accente des Eigenthumsrechtes, was er dieſen treuen Pflegeeltern nun zu rauben kam — betonen hörte. „Auch ich,“ hob er an, „habe Ihnen Nataliens wegen viel Wichtiges zu ſagen.“

Der Oberamtmann legte ihm den Finger auf den Mund, zog ihn zum Sopha und ſprach: „Still, lieber Herr Mild! Hören Sie mich zuvor! das Herz zerplatzt mir ſonſt: es iſt zu voll. Ich muß aber Ihre Geduld mit einer kleinen Erzählung in Anſpruch nehmen, will mich jedoch, ſo viel als ich kann, ins Kurze faſſen. Sie lieben Natalien ja ſo herzlich, ſo wird, was ich Ihnen zu ſagen habe, gewiß nicht ohne Intereſſe für Sie ſein.“

„Alſo zur Sache. In der ſchrecklichen Zeit des Krieges, waren wir noch auf den Gütern des Grafen Leuchtenburg, die ich dreißig Jahre hindurch bewirthſchaftet habe. Ich hätte damals meine Dienſtpflicht beinahe mit dem Leben bezahlt; meine gute Frau war dem Erliegen nahe. Die Aufgabe, ein Heer von Menſchen, wie es auf unſeren Gütern lagerte, täglich zu ſpeiſen, zu tränken und in jeder häuslichen Beziehung zufrieden zu ſtellen, war in der That für eine Hausfrau nicht klein. Mir hätte, wie der König Karl von Frankreich ſagt, ein Kornfeld in der flachen Hand wachſen mögen.“

„Die Speicher waren leer, die Vorräthe verſchlungen, der Würgengel hatte alles eßbare Vieh geſchlagen; mir brach das Herz, wenn ich die Oede auf den Höfen ſah, wo es ſonſt ſo fröhlich gekräht, gekakelt und geblökt hatte.“

„Meine Frau ſtand oftmals in der Küche vor einem Feuer, wie man ſich den Höllenpfuhl denken mag, und weinte, daß eine Thräne die andere ſchlug; ich aber verwies ſie zur Geduld und auf den Gott aller Hülfe. Eines Abends quält ein franzöſiſcher Colonel ſie mit dem Gelüſte nach Fiſchen. Nicht weit von unſerem Gute floß ein ſtarker Bach, an deſſen jenſeitigem Ufer eine Fiſcherhütte ſtand. Meine Frau läßt ſich bei lichtem Mondſchein in einem Kahne überfahren, um den Mann durch Geld und Bitten zu vermögen, den Hamen auszuwerfen, den er zur Zeit verſteckt halten mußte. Der Fiſcher, aus perſönlicher Achtung vor meiner Frau, fügte ſich ihrem Willen, und während er an den Fang geht, auf den meine Frau wartet, erzählt er ihr, wie ihm am Sonntage zu Nacht, wo er am Tage andächtig in der Bibel geleſen, getraumt habe, er wäre bei dem großen Fiſchzuge Petri zugegen, und er ſähe den Herrn von Geſtalt, blendend wie der Blitz, der zu ihm und nicht zum Apoſtel ſagte: Von nun an ſollſt Du Menſchen fahen! — Wie er ferner ſeiner Frau davon erzählt die ihm in ihrer demüthigen Einfalt geantwortet: Du nimmſt Dir viel heraus mit ſolch einem Traum! Wir haben hinterher noch oft gelacht über dieſen närriſchen Vorwurf. Sieh! da ſchwimmt etwas Weißes auf dem Waſſer, und die Wellen des Baches wiegen einen Gegenſtand, der nicht gleich erkennbar iſt, näher und näher. Der Mond ſcheint Ruderer an der kleinen Arche zu ſein, denn ſeine leiſen Strahlen tauchen auf und ab, und das Schifflein gleitet dahin auf lauter Schimmer, wie auf dem Fittig eines Engels, der es ſicher trägt. — Meine Frau macht den Fiſcher aufmerkſam, und als dieſer es vorſichtig an das Ufer zieht, iſt es ein Körbchen, worin ein lebendes Kind liegt, das nur noch ſehr ſchwach athmet. Mein Heiland! ruft der Fiſcher, da gehet mein Traum aus! Meine Frau aber, mitleidig von Art, erbarmt ſich des Würmchens, das ſie für ausgeſetzt hält, da es ſorgfältig in Betten an das Körbchen gebunden iſt. Die Fiſcherinn war eine ſtillende Mutter, dieſer trug meine Frau das Kind zu, daß ſie es vorerſt nähre, bis wir in Ruhe wären, wo wir es dann zu uns nehmen wollten.“

„Aber wie bald änderte die Scene ſich noch fürchterlicher; wir hatten das blutige Schauſpiel der Schlacht ſo zu ſagen — vor Augen. Unſer ſchönes Dorf ging in Feuer auf; wir mußten flüchtig werden, und meine Frau nahm das Kind mit, das ein Jahr alt und ſo weit erholt ſchien, daß es ohne Gefahr entwöhnt werden konnte. Die Sündfluth, welche zu dieſer Zeit auf das Land herabrauſchte, hatte eine Ueberſchwemmung zur Folge, die auch die Fiſcherhütte wegriß, ſo daß ihre Stätte nicht mehr gefunden ward.“

„Der arme Fiſcher rettete nur das nackte Leben, und mußte mit Weib und Kind ein anderes Unterkommen ſuchen. Wir liebten und erzogen nun Natalien, denn Sie werden nicht zweifeln, daß dieſe unſer Findling iſt — wie ein eigenes Kind; doch haben wir nie etwas von ihrer Herkunft erfahren können. Meine Frau gab ihr dieſen Namen, der ihr ſehr gefiel, und wir ließen ſie in aller Stille taufen, wenn es etwa verabſäumt worden wäre. Als ich des Dienſtes mehr noch als der Arbeit müde war, bat ich um meine Entlaſſung, und zog hierher, und das hieß mich Gott thun: denn Sie, liebſter Herr Milde, haben in dem religiöſen Geiſte, den Sie unſerem Kinde eingeflößt, dem Mädchen gleichſam die Seele der Tugenden eingehaucht, die unſeres Alters Freude ſind. Auch hat Natalie eine wunderbare Liebe zu Ihnen! —“

„Nun weiter im Texte! Vor acht Tagen, als Natalie in der Schule iſt, kommt eine kranke Bettlerinn ins Haus, und flehet um ein wenig Leinenzeug. Meine Frau befindet ſich grade in dem großen Vorrathsgewölbe hier in der Flur, und kramt in den Truhen und Käſten. Sie hört die Arme nicht ſogleich, welche mit erſchöpfter Stimme bittet, und der geſchäftigen Hausfrau bis an die eiſerne Thüre des Gewölbes nachwankt. Hier wirft ſie einen Blick in den vollen Raum, thut einen durchdringenden Schrei, und ſinkt ohnmächtig zu Boden. Meine Frau eilt ihr zu Hülfe, unſere Leute kommen herbei.“

„Als die Kranke erwacht, ſtarrt ſie in einen Winkel des Gewölbes und ſpricht: „Um des barmherzigen Gottes willen! ſagen Sie mir, hochedle Frau, wie ſind Sie zu dieſem Korbe gekommen? —“

„Meine Frau erſchrickt; im erſten verwirrenden Augenblicke dieſer Frage, glaubt ſie, die Bettlerinn ſei unſerer Natalie Mutter, denn es war der Korb, der uns im Waſſer zugeſchwommen. Meine Frau entfernt die Zeugen, und fragt die Kranke, welchen Antheil ſie an jenem Körbchen nehme? Darauf erzählt ihr das arme Weib unter vielen Thränen der Gewiſſensangſt und Reue eine ſonderbare Geſchichte. Dieſe Perſon will nun Amme bei dem Kinde einer Officiersdame geweſen ſein, die ganz dicht an der Feſtung G......, auf einem Landhauſe gewohnt haben ſoll, während ihr Gemahl hätte in den Krieg ziehen müſſen. Jene Dame, menſchlich und mild, erkundiget ſich genau, ob das Kind der Amme auch ſo gedeihlich ſei, daß es die Mutter entbehren könne, weil ſie außerdem ſich nicht an der Natur verſündigen wolle, und die Amme, aus Furcht, nicht angenommen zu werden in dieſem einträglichen Dienſte — verſchweigt, daß es noch lebt und daß ſie es ſchwächlich und ſiech in ſchlechter Aufſicht und Pflege bei ihrer Schweſter gelaſſen, die etwa anderthalb Meilen von dort wohnt. — Jetzt heißt es, die Feinde nahen mit Uebermacht — die Dame will in den Mauern der Stadt eine ſichere Zuflucht ſuchen, und den folgenden Tag, nachdem ſie dies ihren Leuten verkündet, ſich ſammt den Ihrigen in dieſen Schutzort begeben. Wie die Amme das hört, erwacht das Muttergefühl in ihr, die Stimme des Blutes ſchreit laut in ihr, ſie möchte ihr Kind noch einmal ſehen und ihrer Schweſter die Mittel reichen, es zu verſorgen, daß es dem Mangel nicht bloßgeſtellt wäre. Sie ſinnt, wie dieſer Wunſch ins Werk zu ſetzen, was keinen Verzug leidet, und der Tod macht die Gelegenheit dazu. Die Officiersdame wird zu einer ſterbenskranken Freundinn in die Stadt gerufen. Sie iſt nicht zurück, wie ſie gewollt, da man die Thore der

Feſtung ſchließt. Da haucht der böſe Feind der Amme den Gedanken ein, die Freiheit dieſer Nacht zu benutzen und nach dem Dorfe zu gehen, wo die Schweſter mit ihrem Kinde lebt.“

„Die anvertraute Kleine will ſie jedoch mitnehmen auf dem nächtlichen Gange, damit das Geſchrei des Kindes ſie nicht in der fehlenden Pflicht verrathe. Sie zieht ſich doppelt an, bindet ihr ganzes Geld und eine Menge Sachen, ſo viel ſie nur fortbringen kann, auf die nährende Bruſt, und ladet das Kind der Dame, in einem Körbchen eng zuſammen gefaßt, auf ihren Rücken. So tritt ſie den Weg der Gefahr an, und denkt vor dem Morgenrothe wiederzukehren. Schon iſt ſie dem Ziele ganz nahe, und nur ein kleines Wäldchen liegt zwiſchen ihren haſtigen Schritten und jenem Dorfe, da ſtürmt ein wilder Vortrab der Feinde daher, und mit Entſetzen hört ſie in der Ferne Lärm und ſoldatiſches Getümmel. Dieſer rohe Haufen nun fängt die Nachtwandlerinn auf, man reißt ihr das Geld, die Habſeligkeiten vom Buſen, man glaubt, ſie wolle Schätze fortſchleppen. Der Mund iſt ihr im Nu verſtopft, Säbelhiebe zerſchneiden die Bänder am Körbchen, das man für gute Beute hält. Nach dem Kampf der Verzweiflung rettet ein Zufall ſie vor Gewaltthätigkeiten; aber das Kind iſt und bleibt verloren, und in faſt wahnſinnigem Schmerze glaubt die Amme, daß es ermordet worden ſei. Mit der ungeheuern Schuld belaſtet, wagt ſie nicht mehr jener unglücklichen Mutter vor das Angeſicht zu kommen. Der Muth zur Arbeit iſt ihr gelähmt, ſie verſinkt in immer größeres Elend, zuletzt friſtet ſie das mühſelige Leben nur von Almoſen.“

„Da verwandelt ſich die Noth, da ſie am größten wird.

in einen Engel der Hülfe, der ſie zu unſerer Schwelle leitet! Die Unglückliche ſiehet den Korb — ſie würde ihn wohl unter tauſenden erkennen — und erfährt von meiner Frau, das Kind, das einſt darin geſchlummert, lebt, daß es groß und ſchön geworden, daß es die vielgeliebte Tochter dieſes Hauſes ſei. Aber, ob die Amme wahr geredet, mußte erſt in Erfahrung gebracht werden, und bis dahin wollten wir uns ihrer Perſon verſichern. Auch konnte ſie nicht weiter. Was der Kummer an ihren mürben Kräften übrig gelaſſen, griff die jähe Freude vollends an. Wir betteten ſie in ein Stübchen im Hinterhauſe, ließen ihr einen Arzt holen und verſchwiegen Natalien den aufregenden Vorfall ganz und gar, bis wir wüßten, daß dieſe Geſchichte ſich in der Wahrheit ſo verhielte. Wir wollten das kindliche Gemüth des guten Mädchens nicht mit falſchen Hoffnungen täuſchen, und lieber alles im Dunkel des Geheimniſſes laſſen, wenn Natalie nicht bei der Aufklärung ihres Schickſals auf irgend eine Weiſe gewinnen ſollte. — Deshalb entfernten wir Natalien auf einige Tage aus dem Hauſe, während wir nach dem Geburtsorte der Dame reiſten, den uns die Amme angegeben hatte. Wir hörten dort, daß Frau van Guyſenhorſt in tiefer, betrübter Stille einige Zeit daſelbſt gelebt, und nach dem Tode ihrer Eltern und ihres Gemahls, der als Oberſt geblieben, hinweggezogen ſei. Jetzt ſoll ſie in der abgeſchiedenſten Einſamkeit auf ihrem Gute leben, welches man uns nannte. Ich hatte den Namen dieſes Gutes ſchon irgend einmal gehört, nur wußte ich nicht gleich, wo? noch wann? ſpäter fiel es mir ein. Sie, Herr Mild, predigten am letzteren Sonntage dort, wie Sie es mir vorher geſchrieben haben.“

„Gäbe es wohl mehrere Oerter dieſes Namens? oder haben Sie vielleicht zufällig die Bekanntſchaft der Gutsfrau gemacht, und iſt es die Oberſtinn van Guyſenhorſt, und alſo Nataliens Mutter? — Dieſe Fragen ſind Ihrer Ankunft, lieber Herr Mild, entgegengeeilt, und haben mir Tag und Nacht nicht Ruhe gegönnt, bis Sie kämen und mir genügend darauf antworteten."

„Natalie liegt ſchon am Herzen ihrer Mutter!" ſprach Johannes mit froher Stimme, und ſeine Augen glänzten. „Die Wege Gottes," ſetzte er hinzu, „enden ihre dunkle, wunderſame Verſchlungenheit in einem Lichtpunkte!" Darauf gab er nun dem Oberamtmann Schluß und Commentar zu deſſen Erzählung.

Am folgenden Morgen ſaßen die guten Berndts, Johannes und ſeine Baſe in dem prächtigen Wagen der Oberſtinn van Guyſenhorſt, um das heilige Auferſtehungsfeſt mit entſprechenden Empfindungen auf ihrem Landſitze zu feiern.

Auch dieſer trauernden Mutter hatte ſich das Grab geöffnet und ein beweintes Leben zurückgegeben, das Siegel des Geheimniſſes war gelöſt von allmächtiger Hand, der Stein der Sorgen hinweggewälzt, und himmliſche Gefühle gaben Kunde von der Herrlichkeit des Herrn! —

Nimmer auf Erden wollte dieſer kleine, glückliche Kreis von Menſchen ſich mehr trennen. Man beſchloß im eigenen Erbieten dazu, daß der Oberamtmann die Aufſicht des Gutes übernähme, und ſeine Frau ſich mit der Baſe in das Hausweſen theile. Natalie ſollte Allen gehören, ihre Mutter die Freude an dem holden Kinde nachholend genießen, Johannes lehren — und lieben.

Als am Abende vor Oſtern die Sonne ſo hehr und klar unterging, daß der ſchönſte Aufgang zu erwarten war, ſtand

Johannes mit der Vaſe am Fenſter. Eine Verklärung umfloß die ganze Ausſicht, der Kirchthurm ſtrahlte weithin, und drinnen erklangen ſilberhell die Glocken, welche das hohe Feſt einläuteten.

Johannes griff leiſe nach der Hand der Vaſe, drückte ſie und ſprach: „O ſehen Sie, Pathe Chloe, wie ſchön der Abendſchein das Bild meines Glückes beleuchtet! Die Kirche glüht, wie mein Herz! Dies brennt in Flammen der Andacht, womit ich ihm anbetend danke, der mich ſo wohl geführt. Dies iſt für Glimmer! echtes Gold für taubes Geſtein: denn ſo verhält ſich das Bewußtſein zum Beſitz.“ —

Als die Amme wohl gepflegt, ſich körperlich erholt hatte, nahm die Oberſtinn van Guyſenhorſt ſie unter die Dienſtleute des Schloſſes, daß auch ihre Seele an Bernhardinens verzeihender Huld, an Nataliens lebensvoller Schönheit und der mütterlichen Freude der ſchwergeprüften Frau geneſen könne. Ein verſöhnliches Herz gefällt der Gottheit wohl! Und Bernhardine brachte, vergebend und vergeſſend, in der willigen Aufnahme der Urheberinn ihrer Leiden dem ein Dankopfer dar, der die Sünder annimmt. Auch der arme Fiſcher ward reichlich bedacht. Ein kleines ſilbernes Netz, gefüllt mit goldenem Segen, und feucht von Thränen der Freude, glitt aus Bernhardinens Hand in ſeine, und legte den Grund zu dem genügſamen Glücke des frommen Mannes.

Am Himmelfahrtsmorgen nahm Johannes vor der ganzen Gemeinde Natalien das Gelübde des Glaubens ab, und weihete ſie zu einer Braut Chriſti. Die Hand des geliebten Lehrers, nun des Vaters! ruhete auf der lilienreinen Stirne der kindlichen Jungfrau, und ihrer Mutter Blick hing verklärt an der heiligen Scene. Den Sonntag zuvor hatte Johannes ſeine Antrittspredigt als Paſtor dieſes Ortes gehalten, nachdem der Geiſtliche, welcher ihn einführte in ſein Amt, ihn vorher mit Frau van Guyſenhorſt getraut hatte.

So ging der Traum ſeiner Jugend in die ſchönſte Erfüllung! Auf dem Altare prangten ein Paar ſilberne Vaſen von gediegenem Werth, welche der Oberamtmann Berndt und ſeine Frau nach herkömmlicher Sitte der Kirche zur Confirmation ihrer Pflegetochter verehrt hatten. Natalie füllte ſie mit Paſſionsblumen, dem Werke ihrer kunſtreichen Hände. Und dort ſchwankten ſie nun, von leiſen Luftzügen bewegt, vom tönenden Hauche der Orgel und des hallenden Geſanges unmerklich erſchüttert, unter dem Meiſtergemälde einer Kreuzerhöhung; ein tröſtendes Sinnbild, daß unvergängliche Blüthen, trügen ſie auch die Zeichen irdiſcher Marter in ihrem tiefen Kelche — den Anblick und das Gefühl ſchwerer Leiden ſühnen, und daß die Blume der Seligkeit ſtets das Kreuz umſchlingt, wenn es der Stamm unſeres Glaubens, der Hoffnung und der Liebe iſt! —

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zehnter Band.

Blumen. Sechster Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Balſamine.

Halt' deine Tage ja nicht für ſo wenig, weil ſie dir gar ſo einfach, ſo verſchwiegen, ſo ungekannt verlaufen — kenneſt du ſie doch! —

Leopold Schefer.

Tante Chriſtel, eine ehrwürdige Jungfrau, welche unter dieſem Namen gekannt und geachtet war, wahrſcheinlich, weil das Publicum das bedeutendſte Verhältniß ihres einſamen Daſeins in der Beziehung zu einer liebenswerthen Nichte erkannt, die von ihr erzogen worden — verließ an einem heiteren Herbſtmorgen die Halle der Kirche, worin ſie zum öſteren dem Frühgebete beizuwohnen pflegte. Durchkühlt von Schauern der Andacht und Nüchternheit, ſchlug ſie den ſchwarzen, beſcheidenen Mantel enger um ihre ſchwächliche Geſtalt, und das Verlangen nach dem erwärmenden Frühſtücke, das bereit zu finden ſie erwarten durfte, beſchleunigte ihre ſittſamen Schritte ein wenig. Aber der Weg bis zur heimiſchen Wohnung war lang, und Tante Chriſtel verkürzte ſich ihn, indem ſie heiteren Blickes wahrnahm, wie das Leben des Tages ſich überall zu regen beginne.

Die Schornſteine fingen an zu rauchen; hier öffnete ſich ein Kramladen, dort ordneten Grünzeughändlerinnen ihren duftenden Vorrath. Hier dampften warme Semmeln, dort keuchte eine Butterfrau unter der ſchweren Marktlaſt. Hier dröhnte ein hochbeladener Holzwagen über das ſeufzende Steinpflaſter, dort ſcholl die fleißige Axt durch die Stille des Morgens, und der Neptun am großen Brunnen ließ ſeine klaren Quellen in Krüge und Waſcheimer rauſchen.

Die gute Chriſtel dachte, wie ſo wahr der Spruch ſei: daß das Leben, und wenn es köſtlich zu nennen, doch nur Mühe und Arbeit wäre —; ſie pries in Gedanken mit frommer Zufriedenheit ihr unbeneidetes Loos, und ſchritt jetzt über die Schwelle der Hausthüre, geſtärkt für die Erfüllung ihrer einfachen Pflichten und im ſtillen Glauben eines himmelvollen Herzens.

Sie öffnete das Wohnzimmer und erſtaunte ängſtlich, denn noch blinkte keine Taſſe auf dem unbedeckten Tiſche, kein levantiſcher Odem wehete ſie, wie ſonſt, lieblich und einladend an; nur der bleiche Sonnenſchein webte ſtill geſchäftig an der Wand, und ſelbſt das kleine canariſche Vögelchen ſaß lautlos mit halbgeſchloſſenen Aeuglein, als habe es die Morgenhymne verſchlafen und ſchäme ſich der Verſäumniß.

„Mein Gott! das Mädchen muß krank geworden ſein! Ich hörte es die Nacht ſo oft ſeufzen;“ ſprach Tante Chriſtel zu ſich ſelbſt, legte Mantel und Handſchuh ab, und eilte dem gemeinſchaftlichen Schlafkämmerlein zu. Wir nehmen unſere lieben Leſerinnen mit an das jungfräuliche Bett, und theilte der Geiſt eines Titian die holde Anſchauung, die Welt würde um ein entzückendes Bild reicher ſein. Gleich einer ſchlummernden Cythere, nur viel züchtiger — lag Reinholdine, die ſchöne Langſchläferinn, tiefathmend in unruhigen Träumen. Das reinliche Nachthäubchen hing nur an der Spitze des niedlichen Ohres, und eine Fülle glänzendbrauner, weichgeringelter Locken verhüllte die keuſche Mädchenbruſt, welche ſich in raſchen Wallungen bewegte. Auf den Wangen brannte ein feines Hochroth, und das lächelnde Spiel des Mundes, der halbgeöffnet die Schätze ſeiner Perlen zeigte, verrieth die Traumrednerinn. Und über all dieſen Reiz goß die Morgenſonne Verklärung aus, und ihre herbſtlichen Strahlen zitterten blendend auf dem weißen Linnen und auf dem Purpur der ſanftgerundeten Wange.

Schweigend ſtand Tante Chriſtel einige Minuten, das mutterliche Wohlgefallen an dieſem Anblicke ſättigend; dann faßte ſie die warme Hand des Mädchens, und ward mit den Worten laut, die ein gutmüthiger Vorwurf betonte: „Aber Holdchen, willſt Du denn heute gar nicht aufwachen? Da ſchlägt es wahrhaftig ſchon ſieben! Nun iſt es hohe Zeit, Bethlehem zu verlaſſen. Ermuntere Dich, Kind, wenn Du, was ich zu Gott hoffe, nicht etwa krank biſt!“

Holdine ſchlug ein Paar herrliche dunkelbraune Augen auf, ſtarrte ſinnend die Weckerinn an, und entſchlüpfte dann mit einem Laute des Erſchreckens der leichten Federdecke.

Die Tante verließ ſogleich das Kämmerchen, und hörte bald darauf die Flamme auf dem Heerde kniſtern und praſſeln, die Caffeemühle knarren, und den Betrieb der häuslichen Geſchäfte in einer ſo eiligen Förderung, daß ſie die Verſpätung des Frühſtücks, dem vergütenden Willen der geliebten Nichte gern und willig verzieh.

Aber ach! Sie fand bald gewichtigere Urſach, dieſem Kinde ihres Herzens zu zürnen. „Was fehlt Dir mein Mätzchen?“ fragte ſie das ſchweigſame Vögelchen, indem ſie den Seſſel erſtieg, deſſen ſie zur Ueberſicht des kleinen Haushalts bedurfte. „Hilf Himmel! Du armer Schelm! Du haſt auch nicht Ein Körnchen Futter mehr, und vermuthlich ſchon geſtern Faſttag gehabt; denn ſo rein zehrſt Du ſonſt nicht auf. Und auch das Tröpfchen Waſſer, das du nicht mehr erreichen konnteſt, iſt trübe und grün. Nun, nur gemach, du kleine Gefräßigkeit! Und wie dein wähliges Schnäbelchen im Vollen wühlt, und rechts und links die

Körner auswirft, welche dir nicht lecker genug ſind! Ein Sparer thut jetzt klug, mein Mätzchen! Wenn die träumeriſche Holdine dich noch einmal verſäumen ſollte, ſo würdeſt du die Nachleſe gut genug finden.“ So ſprach die fürſorgende Chriſtel, und das Vögelchen hob jetzt nach flüchtiger Sättigung den kleinen, gekrönten Kopf empor und ſchlug einen ſchmetternden Triller.

Jetzt wendete ſich das Auge dieſer Gerechten nach dem Blumenbrette; doch hier war Alles vertrocknet wie in Zeiten der Dürre, und die ſchönſte Balſamine dieſer herbſtlichen Flora neigte ihre Blüthen und Blätter welk und verſchmachtet dem Boden zu. Da trat Reinholdine mit dem Caffeezeuge ein, und die Tante rief mit unwilligem Ernſte: „Holdine! Sieh nur einmal hierher! Dieſe armen, verkommenen Blumen verklagen deine Pflege, und die üppige Balſamine — es iſt vorbei mit ihr. Schon fand ich unſern kleinen Sänger dort dem Hungertode nahe, und nun ſehe ich auch die Blumen verſäumt und vergeſſen, die meine Freude waren, und welche ich Deiner Sorgfalt anvertrauete.“

Holdine überblickte ſtumm und trübſelig den kleinen Fenſtergarten, über den der Wüſte glühender Hauch geſtreift zu ſein ſchien, dann hob ſie den Napf mit der vergehenden Balſamine heraus, betrachtete ſie barmherzig, und ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen und benetzte das harte Erdreich.

Mild und weichmüthig ſagte Tante Chriſtel: „Was weinſt Du, Holdchen? Sieh, mein Kind, daß Du das Vögelchen wie die Blumen mit dem Nöthigen zu verſorgen vergaßeſt: das iſt zu wenig für ein Mädchen, deſſen Beſtimmung als Gattinn, Mutter und Hausfrau ein Bild der Vorſehung ſein ſoll, die auch des Geringſten und Kleinſten nicht vergißt; daß Du jedoch das Waſſer, woran es Deine Verabſäumung mangeln ließ, mit Thränen erſetzeſt: das iſt zu viel und eine Ueberſpannung des Gefühls. Sage, welches Zeichen der Reue bliebe Dir nun, wenn Du einem Menſchen wehe gethan hätteſt?"

„Davor bewahre mich Gott!" antwortete Reinholdine kleinlaut, und auf die geküßte Hand der gütigen Tante rollten ein paar heiße Wehmuthstropfen. Dieſe hatte während der kleinen Rede die Blumen begoſſen, und ſagte: „Laß uns nunmehr Caffee trinken; die Kirchenluft hat mich durchkältet, mir iſt ganz unbehaglich. Ueberhaupt," fuhr ſie nach dem Genuſſe der erſten Taſſe fort, „habe ich ſchon längſt ſtill bekümmert wahrgenommen, daß eine Veränderung mit Dir vorgegangen, die wohl keinen geſegneten Grund haben mag. — Sonſt wareſt Du harmlos und unbefangen, für jede Freude empfänglich, luſtig zum Fleiße, mittheilend und theilnehmend, voll Hoffnung und Heiterkeit. Der erſte Morgenſtrahl weckte Dich, die Regſame, und der geſunde Schlaf der Jugend beſchlich Dich oft, ehe Du die Hände zum Gebet falten konnteſt. Rief ich Dir dann aus dem Bette noch ein Vergeſſenes zu: ja, weg war meine Holde! Und ich gönnte Dir ſo herzlich die ſelige Sorgloſigkeit, welche Dein Auge vor dem Grauen der Nacht und der Zukunft ſchloß. — Jetzt iſt es anders geworden. Still und in Dich gekehrt ſchleppeſt Du an der täglichen Pflicht, wie an einem ſchweren Joche; die ſüße Mühe der Arbeit iſt Dir eine läſtige Anſtrengung geworden. Deine Gefühle bewegen ſich fortwährend in fieberhafter Reizbarkeit. Ich höre Dich die Nächte hindurch ſeufzen, und Dich unruhig umherwerfen, und die herrlichen Frühſtunden verträumeſt Du dann im unerquicklichen Schlummer. Die Natur begeiſtert Dich nicht mehr, wie ehemals, zu frohen Liedern, die ich immer mit Andacht vernahm, und ſelbſt Dein Liebling, das Vögelchen, lockt Dich umſonſt mit rufenden Lauten; — doch nein, ich wollte Dir keine Vorwürfe machen. Nur fragen will ich Dich, was Dir fehle? Habe doch Vertrauen zu mir, meine Holdine! Ich meine es ja mütterlich treu mit Dir, und will nichts als Dein Glück! Und wäre Dein Geheimniß etwa von der Art, daß Du fürchteteſt, eine alte Jungfer könne es nicht würdigen —;“ hier färbte eine milde Röthe ihr verblühetes Geſicht, „o ſo wiſſe, mein Kind, auch in meiner Bruſt ſchlägt ein Herz, das einſt in jugendlichen Gefühlen klopfte, und das ſeine ſchönſten Hoffnungen heiligen Pflichten zum Opfer brachte!“

Reinholdine erglühete. Beſchämt und bewegt ergriff ſie die Hand der Tante, und ſprach mit Innigkeit: „O Tantchen! Wie gut biſt Du! Wie ſo ſehr gut! Ich weiß es ſelbſt nicht, warum es mir bis jetzt unmöglich geweſen, Dir zu geſtehen, was mich beunruhigt und verſtört; nur glaube nicht, daß es Mangel an Zutrauen war. Allein das offenſte Geſtändniß, und ob es mich auch demüthige — ſoll Dich jetzt für dieſen Vorenthalt entſchädigen, und Du wirſt, ſobald Du es empfangen, einſehen, daß Deine nachſichtige Liebe mir nimmer noch ſo unentbehrlich war, wie jetzt.“

„Mit Deiner gütigen Bewilligung, liebe Tante, gehe ich nun ſchon ſeit Jahren mit Auguſte Rothe um. Wenn ich auch gegen die Wahrheit reden würde, wollte ich behaupten, Auguſte hätte mich jemals als Freundinn gänzlich befriediget: ſo iſt doch manche ihrer Eigenſchaften verdienſtlich und ſchätzbar, und erkenntlich für die Anhänglichkeit, die ſie mir ſtets bewies, beſuchte ich ſie wohl öfterer, als Gefühl und Sehnſucht mich zu ihr hinzogen. Es ſind nunmehr zehn Monate, daß Auguſte in den Aſſeſſor Cöleſtin heftig verliebt und glücklicher Weiſe bald darauf mit ihm verlobt ward. Warum jedoch die Verbindung der beiden Liebenden bis künftiges Neujahr hinausgeſchoben worden, kann ich nicht ſagen. Die Ekſtaſe, womit die leidenſchaftliche Auguſte von ihrem Aſſeſſor, und von nichts anderem mehr, als von dem Bräutigam ſprach — veränderte ſtörend unſere Unterhaltung, und gab derſelben eine Einſeitigkeit, die ihr, wie mir, fühlbar wurde. Ich entbehrte jetzt diejenige Theilnahme an meiner Freundinn, welche ſie ſonſt für meine Arbeiten und Vorſätze, für die kleinen Ereigniſſe und Vorfallenheiten meines einförmigen Lebens gehabt, und mit derſelben einen Hauptreiz unſeres Umgangs. Ich tadelte innerlich ein Gefühl, das ſo ſelbſtſüchtig mache, und den Sinn für fremdes Wohl und Weh verſchlöſſe; ganz anders hatte ich mir die Geſinnung einer glücklichen Braut gedacht. Vielleicht errieth mich Auguſte, und ſie fand das rechte Mittel, mich für dieſe voreilige Verurtheilung zu ſtrafen. Ihr Bruder, wie Du weißt, Tantchen, ein angehender, ſehr gerühmter Juriſt, der durch ein krampfhaftes Geſichterziehen, welches die traurige Folge einer verwahrloſeten Kinderkrankheit, leider! öfterer ein Gegenſtand fur den Muthwillen, als für das Mitleiden wird, will mir wohl, weil ich ihn zu beſchämen mich hütete, ihn, wenn er ſprach, anzuſehen vermied, und ſomit nichts weiter that, als was das menſchliche Gefühl für unverdientes Unglück gebietet. Dieſer arme, ſchüchterne Hypochondriſt nun hat einen Freund, den Referendarius von Palme, der in Beziehung auf männliche Wohlgeſtalt und anziehende Jovialität ſein leuchtendes Gegenſtück iſt. Ich lernte ihn bei Rothe's kennen, er gefiel mir, wie noch nie ein Mann — und Auguſte unterhielt mich, als wir uns das nächſte Mal ſahen, mit gefährlicher Beredſamkeit von dem Eindrucke, den ich auf ihn gemacht hätte.“

„Als ich ihn wieder ſah, widerſprach ſein Benehmen dieſen Verſicherungen nicht. Immer ausführlicher wurden Auguſtens Geheimberichte, denen ich, ach, verachte mich deshalb nicht, Tantchen! ein nur zu williges Ohr lieh, immer beſtätigender die Beweiſe ſeiner Zuneigung für mich, welcher, um die ſtillflammende Erwiederung, womit ich ſie aufnahm, zu rechtfertigen, nur die wörtlich ausgeſprochene Erklärung ſeiner Liebe und redlichen Abſicht auf meine Hand fehlte. Doch dieſe blieb aus, wenn gleich ſie auf ſeinen Lippen zu ſchweben ſchien. Aber gläubig und hoffend, daß dieſer zögernde Moment erſcheinen werde, trug ich ſein Bild im Herzen; jeder Gedanke, jedes Gefühl ward zur Beziehung auf ihn.“

„Auguſte war nur glücklich, ſich von mir verſtanden zu ſehen, und wenn ſie von den Freuden ihrer Zukunft ſprach und ich mich ängſtlich über die Ungewißheit der meinigen äußerte, ſo ſagte ſie: „Aber Du furchtſames Kind, wie kann man nun lieben und noch bedenklich ſein! Daß Palme in Dich verliebt iſt bis zur Narrheit, das muß ein Blinder ſehen. Und wodurch hat er es um Dich verdient, daß Du ihm mißtraueſt? — Er macht jetzt ſein drittes Examen, und dann iſt ihm eine erwünſchte Anſtellung gewiß. O ich ſehe Dich im Geiſte ſchon als Frau Oberlandesgerichtsräthinn! Und Palme wird etwas Großes, dafür ſtehe ich Dir. Seine Figur hat, ungeachtet ihrer Jugendlichkeit, die entſchiedenſte Anlage zum Präſidenten-Anſehen!“

„Das Vernehmen zwiſchen Auguſtens Bruder und ſeinem Freunde ſchien jetzt nicht mehr ganz ſo gut wie vormals zu ſein, und wurde nur von dem Letztern durch eine ſo außerordentliche Zuvorkommenheit und verbindliche Rückſichtnahme gegen den Erſteren gehalten, daß mir die Bemerkung dieſer Seltſamkeit oft Stoff zum Nachdenken über den wahren Grund derſelben gab.“

„Die glänzende Perſönlichkeit des ſchönen Palme, wie er überall genannt wird, ſein adeliges Benehmen, ſeine Ausſichten ließen es wirklich räthſelhaft finden, daß ein junger Mann von ſo gültigen Anſprüchen auf geſellſchaftliche Beachtung, ſich mit ſchmeichelhafter Unterordnung um die Gunſt dieſes überſehenen, wo nicht gar verſpotteten Rechtsgelehrten bewarb und den krankhaften Launen des ungleichen Freundes allenthalben nachgab. Meine Leidenſchaft wollte mich überreden, es geſchehe dies um meinetwillen; aber eine unparteiiſchere Stimme in meinem Innern, wie ungern ich ihr auch Gehör gab — flüſterte mir eine andere Erklärung zu. Es wollte mir nämlich vorgekommen ſein, als wäre Palme der Fleißigſte eben nicht geweſen, und in Aengſten vor dem großen Examen, das ihm bevorſteht. Da ſuche er nun bei der geiſtigen, kenntnißvollen Gediegenheit des kleinen Geſichterſchneiders Rath und Hülfe und wolle den Einfluß dieſes geſchätzten Juriſten zu ſeinem Vortheile benutzen.“

„Auguſte erzählte mir, daß Palme ihr geklagt, wie ihr Bruder bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande ſeine Beſuche ablehne und ſich ſeit einiger Zeit wie eine ſpröde Schöne gegen ihn benehme, die ihren Liebhaber gern los ſein möchte. Es iſt die reine Eiferſucht, urtheilte ſie, die meinen Bruder zu dieſer Undankbarkeit veranlaßt. Er hat ſelbſt ein Auge auf Dich, und keine Schwägerinn würde mir lieber ſein; allein ich verwette meinen Cöleſtin — und das will Alles ſagen! wenn er in ſeinem Leben ernſtlich ans

Heirathen denkt! Unter Fieberſchauern überlegt er, daß Leute zur Brautſchau zugegen ſein könnten, wenn er vor dem Altar ſtände und würde in Verzweiflung gerathen, fände die junge Frau es nöthig, ſeinen Schreibtiſch einen Zoll breit anders zu rücken. Nein! Die Frau würde ich bedauern! Ich weiß, was wir, die Mutter und ich, mit ihm ausſtehen. — Ein Mückenſtich kann ihn auf Tage verſtimmen, und die Fliege, welche ſich mit der Freimüthigkeit ihrer Gattung auf ſeine Naſe ſetzt, bringt ihn in die Gefahr, am hitzigen Gallenfieber zu ſterben. Die Themis bleibe ſeine Göttinn! Zum Glück für ihn iſt dieſe blind nnd nimmt kein Aergerniß daran, wenn ihr treueſter Verehrer liebäugelnd ein Fratzengeſicht zieht. O ſpotte des Armen nicht! bat ich, verletzt von dieſer unſchweſterlichen Kritik; ſein redliches Gemüth, ſein gebildeter Geiſt und vor Allem ſein Unglück machen ihn ehrwürdig!“

„Geſtern ladete mich, wie Du weißt, Tantchen, Auguſte zu ſich ein. Ihre Mutter war bei der Räthinn Gilblas in Schleiers Garten zum Caffee, der Bruder hatte einen Termin und wollte ſie gegen Abend dort abholen. Ich glaubte aus einigen verlorenen Wörtchen Auguſtens abnehmen zu dürfen, daß Palme ſich daſelbſt finden laſſen und der vorauszuſetzenden Einladung des Bruders oder der Mutter Folge leiſten würde.“

„Mir ſchlug das Herz in ängſtlicher Bedrängniß; ich hatte ihn länger als ſonſt nicht geſehen. Auguſte aber lächelte recht ſchlau, als wäre ſie im Einverſtändniſſe einer mir zugedachten Ueberraſchung. O Gott, wie ſchmerzlich ward ich aus dieſer Täuſchung geweckt! — “

„Es dunkelte bereits im düſtern Wohnzimmer bei Rothe's, wir legten die Handarbeit weg und ſetzten uns traulich ans

Fenſter; da ging die Hausthürſchelle. Sie kommen! ſprach Auguſte ſchnell und leiſe und ihr lächelndes Zuwinken gab dieſen Worten eine Verheißung, die ich nicht mißverſtehen konnte. Aber nur ihr Bruder kam. Er ſchien erhitzt und zornig und warf nach kurzer Begrüßung ein Volumen Acten auf den Tiſch und ſich in den Sopha. Betroffen fragte Auguſte: „Wo haſt Du denn die Mutter, Hermann? Und — — —“

„Die Mutter?“ entgegnete der Juſtizcommiſſair ſtatt der Antwort, „ja ſo, die ſollte ich abholen; das habe ich im Aerger rein vergeſſen. Sende doch bald das Mädchen mit dem Mantel nach ihr, denn es wird kühl.“

„Im Aerger,“ verſetzte Auguſte geſpannt, „und weshalb? Und biſt Du Palme nicht begegnet? Er wollte Dich begleiten und dieſen Abend bei uns zubringen.“

„Das hat er laſſen müſſen!“ antwortete Rothe mit Nachdruck, „denn ich habe mir ſeinen Beſuch im Hauſe meiner Mutter für immer verbeten.“

„Ich hoffe, Du ſcherzeſt, Bruder, und ich will nicht glauben, daß Dein Unmuth ſich an dem angenehmſten und nachſichtigſten Deiner Freunde verſündiget habe;“ ſagte Auguſte mit mühſamer Mäßigung.

„Glaube es immer, mein Schweſterchen! Und ich meine, Deine Weiblichkeit, wenn ſie nämlich echter Art iſt — muß mir für den bittern Ernſt unſers Zankes Dank wiſſen,“ erwiederte Rothe und erzählte den Hergang. Er begann: „Ich gehe nach abgehaltenem Termine die Kloſterſtraße hinab, um, wie ich in der Zerſtreuung vergaß, die Mutter in Schleyers Garten abzuholen. Da tritt mir Palme in den Weg, hängt ſich an meinen Arm und wir gehen mit einander. Doch kaum ſind wir einige Minuten fortgegangen, als der

Phaethon der Baroneſſe Rautenſtein vor die geöffneten Thüren ihres Hauſes rollt. Palme reißt ſich los, fliegt ſchnell wie ein Pfeil an den Wagen, um dem Bedienten zuvorzukommen und hebt das bleichſüchtige Fräulein und die ſchwere Mama unter verbindlichen Redensarten heraus. Ich ſtehe während deſſen in unbemerkter Bürgerlichkeit mit unbedecktem Haupte daneben, und der ſchneidende Zugwind bläſt mich aus der offenen Hinterthüre an, und wahrſcheinlich meinem ſchlafenden Feinde, dem Rheuma, ins Ohr, daß er aufwachen und mich wiederum plagen ſolle. Ich verwünſche dieſe unſelige Galanterie und mache, als dieſer Austauſch von Artigkeiten beendigt iſt, dem Kammerherrn Vorwürfe. Er lacht mich aus und ſagt, ich könne es ihm doch unmöglich verdenken, daß er jede Gelegenheit wahrnehme, um eine Eroberung wahrzunehmen, die ſein Glück begründen werde.“

„Entſetzt rufe ich: Dein Glück? Das grundhäßliche Fräulein? Weißt Du auch, daß die Mutter deſſelben eine unausſtehliche Närrinn iſt, die unbedauert jedem Witzlinge zum Stichblatte dient? O Du willſt mich foppen, ich merke es wohl. Dein Geſchmack kann ſo bizarr nicht ſein. Mein Geſchmack iſt ſolid! verſicherte er, das Fräulein Rautenſtein hat dauernde Reize; ſiebzigtauſend Thaler im Gewiſſen. Die betten mich warm — und um die Lächerlichkeit der Mama kümmere ich mich nicht. Du haſt aber nicht nöthig, in ein Katzenneſt zu kriechen! antwortete ich geärgert. Nach überſtandenem Examen biſt Du ein gemachter Mann. Du wirſt angeſtellt, und Dein Einkommen reicht hin, eine Frau, die Deine Liebe wählte, zu erhalten. Mit Hausmannskoſt, antwortete er ſpöttelnd; nein, Brüderchen! halte mich nicht für ſo abgeſchmackt, daß ich das Gebäude meiner Hoffnungen auf verbrauchten Romanenſtoff aufführen ſollte; der Grund dazu muß materieller ſein. Das Herz ſteht bei mir im Genitiv. Daß meine künftige Frau reich ſei, das iſt die Hauptſache; dann wird dafür geſorgt, daß es ihr an hübſchen Freundinnen nicht fehle und die Wahl ihres Kammermädchens auf ein artiges, gefälliges Kind falle. — “

„Bei der nunmehrigen Kenntniß dieſer Deiner Geſinnungen, verſetzte ich und machte Kehrt, muß ich Dich bitten, das Haus meiner Mutter in Zukunft mit Deinen Beſuchen zu verſchonen. Meine Schweſter iſt eine liebende Braut, treu und vertrauend; und ihre beſcheidene Freundinn hat keine Ahnung davon, zu welcher verächtlichen Rolle das Hübſchſein einer Solchen beſtimmt ſein könne. Gehab Dich wohl! Verblüfft ſah er mich an; ich aber ließ ihn ſtehen und eilte nach Hauſe.“

„Auguſte glühete wie eine Fackel; ich mochte erblaßt ſein; denn eine zitternde Kälte ſchauerte während dieſer ganzen Mittheilung über mein Geſicht und rieſelte durch meine Glieder. Aergere Dich nicht! flüſterte mir Auguſte zu; man hört es dieſen Verleumdungen an, daß die Eiferſucht aus ihnen ſpricht. Palme hat unfehlbar den Leichtgläubigen nur geneckt.“

„In dieſem Augenblicke erſcholl ein Poſthorn von der Straße herauf; das Hausmädchen ſtürzte mit dem Ausrufe ins Zimmer: Der Herr Aſſeſſor kommt! Er hält ſchon! Auguſte flog dem Bräutigam entgegen, und ich war mit Rothe allein. Er trat auf mich zu und faßte meine Hand, mein Blick vergaß ihn zu ſchonen und ängſtlich ſchauete ich zu ihm auf. Da verzog ein fürchterlicher Krampf ſeine Geſichtsmuskeln, und lange arbeitete ſein Mund vergebens, ehe er die Worte hervorſtieß: Ich ſprach die Wahrheit, liebe Reinholdine, und meine es gut mit Ihnen! Ehe er es hindern konnte, zog ich ſeine Hand an meine Lippen, und zwei

Thränen, herbe wie die erfüllte Freundespflicht, welche ſie belohnten, fielen darauf. Ich ſtahl mich fort; Du, liebe Tante, wareſt ausgegangen, um die kleine, kranke Tony zu beſuchen, ich wankte wie im Taumel umher. Die Welt hätte untergehen können, ich würde es kaum gemerkt haben, daß ich verſänke. So iſt es denn gekommen, daß ich auf das Vögelchen nicht achtete und die Blumen verſäumte. Ich ſelbſt hatte mich verſäumt, und mein Herz, das ſich ſo gröblich irren konnte, wollte vergehen in Leid und Beſchämung."

Tante Chriſtel hatte dieſe Geſtändniſſe mit bekümmerter Theilnahme angehört und nur zuweilen mit leiſen Ausrufungen eines mißfälligen Erſtaunens begleitet. Jetzt, als Reinholdine nun ſchwieg und mit geſenktem Köpfchen ihr Urtheil erwartete, ſprach ſie: „O mein armes Kind! In welchen Händen wareſt Du! Großer Gott! Wenn ich das gewußt hätte, wie würde ich für Dich gezittert haben! Ich hielt Auguſte Rothe für gut, ſittlich und verſtändig; deshalb wehrte ich Deinem Wunſche nicht, mit ihr umzugehen. Aber auch die Schwäche einer Freundinn kann verderblich werden, und man findet häufig, daß der Geſunde an der Anſteckung ſtirbt, während der, von welchem der gefährliche Stoff ausging, geneſet. Lob ſei Auguſtens Bruder! Gott ſegne den Ehrenmann, der als chriſtlicher Juriſt ein Recht beſchützte, für welches leider kein Geſetzbuch geſchrieben iſt! Ein geſtohlener Thaler wird mit dem Zuchthauſe beſtraft, aber ein geraubter Lebensfrieden bleibt ungeahndet. Gebrochne Herzen, zerſtörte Hoffnungen, der vernichtete Glaube an ſich ſelbſt und Andere, das ſind Seelenmorde, die kein Richtplatz ſchreckt, und das Gewiſſen ſchläft und ſchlummert; aber nicht der ewige Hüter, der unſer Wohl bewacht! Deshalb ſei ruhig, gutes Holdchen und vertraue Ihm! Du hätteſt merken können, was

Du von dieſer Liebe zu hoffen und zu denken, wäreſt Du aufmerkſam auf Dich ſelbſt geweſen. Du verſchwiegeſt mir, Deiner treueſten Freundinn, Deine nähere Bekanntſchaft mit dieſem verführeriſchen Edelmanne, wahrſcheinlich weil Du, wenn Dir auch unbewußt, fürchteteſt, ich würde ſie nicht billigen und Dir an ihrer Fortſetzung hinderlich ſein. Du wurdeſt Dir ſelbſt ungetreu, gabeſt beglückende Gewohnheiten auf, ermatteteſt im Eifer des Guten, und vor ängſtlichen Zweifeln und quälenden Befürchtungen konnte keine Freude mehr in Dir aufkommen. O das ſind böſe Zeichen, die jedesmal auf einen üblen Ausgang deuten, ſelbſt wenn eine Heirath dieſe unruhigen Wünſche krönt. — Eine Liebe, die das Pflichtgefühl nicht erhöhet, für das Leben nicht begeiſtert, und unſer Thun und Hoffen nicht gewiſſer macht, wird ſchwerlich jemals Segen bringen. Darum, mein Töchterchen, überwinde die Neigung für einen Unwürdigen ſtarkmüthig und edelſtolz! Achte Dich eines beſſern Mannes werth. Kehre reuig zu Dir ſelbſt zurück. Selbſtentfremdung iſt die ſchlimmſte Verlaſſenheit! Und denke: Bei Pflicht und Fleiß ſich Gott ergeben, ein ewig Glück in Hoffnung ſehn, dies iſt der Weg zu Ruh' und Leben; Herr! lehre dieſen Weg mich gehn!“

Reinholdine fiel an die Bruſt ihrer Tante und weinte ſich ſatt. Als dieſe mütterlichen Arme, von denen ſie ſich ſo tröſtend und ſchützend umfangen fühlte, ſie losließen, richtete ſie ſich muthig auf, und dieſe Haltung, wie ihr erheiterter Blick, obgleich er noch durch Thränen ſtrahlte, wie die Sonne durch Regenſchauer, ſprachen deutlicher für ihre Vorſätze, als die wortreichſte Verſicherung.

Nachdem die Geſchäfte für den Bedarf des Tages geordnet waren und Tante und Nichte am Arbeitstiſchchen einander gegenüber ſaßen, hob die Erſtere an: „Ich werde Dir heute die Geſchichte meines Lebens erzählen, wovon Du noch wenig weißt. Dieſe Mittheilung wird Dich zerſtreuen und kann Dir nebenbei lehrreich oder doch beruhigend werden. Merke alſo auf! Mein Vater, der verdienſtvolle Rector Solon, am Gymnaſio zu L......, machte in den Rednergaben ſeines Berufes, wie in der ſtrengen Geſetzgebung unſeres Hauſes, dem claſſiſchen Namen, den er führte, die höchſte Ehre. Er war ein Muſter der Männlichkeit in geiſtiger Kraft und frommen, feſten Grundſätzen. Der Staat verdankt dieſem ſeltnen Bildner ſeine trefflichſten Männer, und der Katheder war ihm eine geheiligte Stätte, der kein Dämon des Vorurtheils, der Parteiſucht oder gar des Dünkels — ſich nahen durfte. Meine Mutter würdigte zwar den Beſitz ſolch eines Mannes, der auch als Gatte muſterhaft war, mit treuer Zärtlichkeit und einer Hochachtung, die ihrem geſellſchaftlichen Benehmen ſogar einen Anſtrich von Stolz gab; aber nicht mit einem fröhlichen, dankbaren Herzen. Sie gehörte zu den Unglücklichen, welche mit möglichſter Befliſſenheit ſich das Leben ſchwer und ſauer machen. Stets fürchtete ſie von der Zukunft das Schlimmſte und erblickte die Gegenwart von der finſterſten Schattenſeite. Die ſchnippiſche Antwort einer Köchinn konnte ihr das freundſchaftlichſte Freudenfeſt verbittern; ein Braten, der zu braun geworden, den Appetit für mehrere Tage verderben. Der zerſtreuete Gruß eines Bekannten galt ihr als ein Beweis erkalteter Geſinnungen, und zog ſie den Doctor eines bösartigen Kopfſchmerzes wegen zu Rathe, woran ſie zuweilen litt, und machte der Mann, nach den Verordnungen gewöhnlicher Erleichterungsmittel, wenig Worte, ſo legte ſie gewiß dieſem zufälligen Schweigen die Befürchtung zum Grunde, daß das Nervenfieber bei ihr im Anzuge ſei.“

„Daß jene Meinung, nach welcher angenommen wird, daß die fehlerhaften Eigenſchaften der Eltern gerade entgegengeſetzt auf ihre Kinder wirken, eine richtige ſei, habe ich an mir ſelbſt erfahren, denn vielleicht verdanke ich nur jenem freudeſtörenden Hange meiner armen Mutter die frühzeitige Einſicht, wie wichtig es für das ganze Lebensglück des Menſchen ſei, daß er den Maßſtab der Wahrheit an die Güter und Erſcheinungen der Zeit lege. Ich war noch ſehr zart und klein, als ich ſchon den drückenden Einfluß dieſer Verſtimmung empfand und von einem dunkeln Gefühl darüber belehrt wurde, daß Manches wohl anders ſein müßte. Meine Kindheit entbehrte demnach eines ihrer ſchönſten Schutzmittel in der Ueberzeugung, in der Mutter den Inbegriff der Vollkommenheit zu ſehen und ihren Ausſprüchen blindlings vertrauen zu dürfen; aber dieſe fehlende Stütze nöthigte mich auch in faſt unglaublicher Geiſtesfrühe zu einer gewiſſen Selbſtändigkeit und ſicherte mich vor den Unarten, die jenem Alter eigen ſind. Ich verſchwieg körperliche Schmerzen, um die Mutter nicht zu beunruhigen, und beſeitigte ſtillgeſchäftig manchen Uebelſtand, der ſie verdrießen konnte. So erinnere ich mich, einſt das rechte Aermchen, welches die Unvorſichtigkeit der Kinderfrau heftig verbrannt hatte, lange ihren Blicken entzogen zu haben, bis ſie mich ſchlafend fand und mit Entſetzen gewahrte, wie übel ich zugerichtet worden; und als zu anderer Zeit mein Vater ſich in den mürben Schlafrock ein Loch geriſſen, ſteckte ich es mit einer Nadel zu, und wiſperte dabei: Still, Väterchen! die Mutter würde ſich ſonſt ärgern, wenn ſie es ſähe. —“

„Ich war das erſtgeborne Kind meiner Eltern und der Liebling meines Vaters. Dann kam ein Knabe, dem ein

Mädchen, Deine Mutter, Holdchen, folgte, und dieſem Kleeblatte ſchloß ſich nach mehreren Jahren noch ein Söhnchen an. Meine Geſchwiſter waren geſund, kräftig und ſchön, die Bewunderung aller Menſchen; mir aber hing ſeit meiner Geburt eine Schwächlichkeit an, welche in den Anſtrengungen, denen mich des Vaters Wunſch, daß ich ein Wunderkind weiblicher Gelehrſamkeit werden möchte, unterwarf, zu keinem ruhigen Gedeihen gelangen konnte. Es iſt nichts Seltenes, daß Väter, deren Beruf ein wiſſenſchaftlicher iſt, dem langſam weiſen Gange der Natur vorgreifen, um den Geiſt und die Talente ihrer Kinder zu entwickeln; doch gewiß wird man den matten Kräften ſolcher Treibhausfrüchte es lebenslang anmerken, daß ihre Frühreife eine gewaltſam getriebene war. Die Vorſehung hatte mich, o zu den heiligſten Zwecken! mit glücklichen Fähigkeiten begabt, und meine unbegränzte Liebe für den väterlichen Lehrer half mir die Mühen der ſchwierigſten Aufgaben überwinden. Mein guter Vater war entzückt über meine Fortſchritte. Er widerſprach dem Arzte, wenn dieſer ihn aufmerkſam machte auf die Bläſſe meines Geſichts, auf die welke Magerkeit meiner zurückgebliebenen Geſtalt, und ihn freundlich warnend bat, meiner körperlichen Zartheit zu ſchonen; der Einwurf, daß ich niemals krank wäre, diente ihm zur Vertheidigung gegen jene milden und wohlgemeinten Vorwürfe.“

„Allein das gehinderte Wachsthum meiner Körperkräfte und jenes ſieche, das Mitleid erregende Ausſehen war nicht das einzige Opfer, womit ich die beifällige Zufriedenheit meines Vaters erkaufte. Die ſüßeſten Freuden des Kindes, dieſe wonnigen Träume, für welche das Leben keinen Erſatz gewährt, blieben mir verſagt. Ungepflegt ſtanden im Winkel meine Puppen; nur zuweilen ſchlich ſich mein Blick von dem lateiniſchen Fabelbuche, woraus ich überſetzte, trübſelig zu ihnen hinüber, manchmal nicht ohne wehmüthigen Neid für ihre Weſenloſigkeit. Und wurde die Sehnſucht zu drängend, ſo drückte ich einige Minuten lang ſolch ein Kindlein verſtohlen an meine Bruſt, mit der Empfindung, womit etwa ein vielbeſchäftigtes Mütterchen den rufenden Liebling beſchwichtiget. Verabſäumt ſtand die niedliche Küche; das blinkende, ungebrauchte Meſſinggeräth beſtäubte, denn die kleine Hausfrau mußte ſtudiren.“

„Dieſe frühen Entſagungen prägten meinem Aeußern einen ſchüchternen Ernſt auf. Ich fühlte, daß ich ohne Anmuth ſei, wenn mein bildſchönes Schweſterchen von den verſammelten Primanern geherzt, geneckt und mit Bonbons gefüttert wurde. Die Mutter konnte mich damals nie recht leiden, und ein freundlicher Blick von ihr traf mich nur, und auch dann mit der Kälte und Flüchtigkeit eines winterlichen Sonnenſcheins, wenn ich meine Geltung bei dem Vater zu dem Fürworte benutzte, welches meinen Brüdern ſeine Verzeihung für Streiche muthwilliger Jugendluſt auswirkte.“

„Ich war alſo auf mich ſelbſt angewieſen. Ach mein Kind! es iſt ein großer Gewinn, wenn man gelernt hat, ſein eigener Freund zu ſein! Man kann ſich leichter über die Wandelbarkeit menſchlicher Gunſt und Freundſchaft tröſten, und tauſend thörichte, unheilbringende Verbindungen bleiben ungeſchloſſen, wenn man es verſteht, ſich ſelbſt zu genügen. Aber freilich, es gehört etwas dazu. Der innere Freund läßt ſich nicht täuſchen, wie der äußere; vor ihm iſt es nicht mit dem Scheine gethan, er prüft den Gehalt, und echt und wahr muß ſein, was er beglücken ſoll!“

„Mit der zunehmenden Liebe für die Wiſſenſchaften vervielfältigten ſich die ſtillen Freuden meiner einſamen Stunden.

Ich vergaß mancher Wehthat und unverdienten Zurückſetzung, die ich durch die gehäſſige Parteilichkeit meiner Mutter erlitt, wenn eine Ausarbeitung mir gelang, oder ein neues Licht der Erkenntniß mir aufging. Ich war zufrieden und gänzlich unbeſorgt um das Schickſal künftiger Tage. Der Vater lebte und liebte mich; dies reichte hin, um mich geborgen zu fühlen.“

„So hatte ich mein funfzehntes Jahr zurückgelegt und war nach langem, vorbereitendem Religionsunterrichte, deſſen ich von einem würdigen Geiſtlichen, dem innigſten Freunde meines Vaters, genoſſen, confirmirt worden. Noch zitterten die Schauer der heiligen Weihe durch meine Seele, als großes Unglück bei uns einkehrte und meine gläubige Faſſung erprobte. Beinahe ſeit Jahr und Tagen hatte das Scharlachfieber in meiner Vaterſtadt gewüthet und war in ſeiner Verbreitung ſehr bösartig geworden. Der Würgengel ging kaum ein Haus vorüber, das mit blühenden Kindern geſegnet war, und meine Mutter lebte keinen ruhigen Augenblick mehr. Alle Präſervative wurden gebraucht; doch die mütterliche Furcht rechtfertigte ſich. Binnen dem Sonnen-Auf- und Untergange eines Tages legten ſich meine Brüder mit den Zeichen jener Krankheit, und am anderen Morgen klagte auch meine kleine Schweſter. Ich blieb verſchont. Der Zuſtand, worin meine Mutter ſich befand, leidet keine Beſchreibung; doch dauerte die Erwartung des Schrecklichſten nicht lange. Der betäubende Schlag fiel mit fürchterlicher Schnelle und Schwere. Am dritten Abend, mit dem Glockenſchlage neun, ſtarb mein jüngſter Bruder, und als der Zeiger die nächſte Stunde aushob, verſchied auch der ältere. Erlaß es mir, mein Kind, Dir die Scenen dieſes grauſen Nachtſtücks zu ſchildern! Der Arzt blieb bis zum hellen

Morgen bei uns; denn Emiliens Leben war in dringender Gefahr, und mein Vater bedurfte eines Beiſtandes gegen die Verzweiflung der Mutter, für deren Verſtand wir zittern mußten. Als der Morgenſtrahl die lieben Leichen und ihre Entſtellung beleuchtete — der Doctor war eben nach Hauſe gegangen — entriß ſich meine Mutter den ſie zurückhaltenden Vorſtellungen des Vaters und trat in das Sterbezimmer, wo ich mit der Wärterinn an Emiliens Bettchen ſaß und in unſäglichem Jammer die fliegenden Odemzüge des Schweſterchens belauſchte. Mit trockenen, ſtarren Augen und gerungenen Händen ſtand ſie vor den entſeelten Lieblingen und ſagte mit ſchneidenden Tönen: Da liegen ſie todt, die meines Herzens Freude und Troſt waren! Emilie ſtirbt auch; ich hoffe nicht mehr. Die, (hier deutete ſie auf mich) iſt friſch und geſund; o! ich weiß auch warum? — Ich war herbeigekommen, die Mutter liebend zu umfangen; allein dieſe Worte, deren Sinn auf die für mich allerſchmerzlichſte Weiſe die Geringſchätzung ausdrückte, womit meine Mutter das Leben eines Kindes anſchlug, das ſie nie wiſſentlich betrübt hatte, ſcheuchten mich zurück, und erſchöpft von Angſt und Weh taumelte ich in die offenen Arme meines Vaters. Frau! antwortete mein Vater mit zürnendem Vorwurfe, wenn Du eine Chriſtinn biſt, ſo faſſe Dich! Hat Gott nicht das Recht, ein freies Darlehn ſeiner Gnade zurückzufordern? Nein, Gott und Herr! Auch weinend will ich deinem Namen Lob und Ehre bringen, und du wirſt ein zerſchlagenes Herz nicht verachten! — Und Du, mein armes, liebes Kind, fuhr er mit fallender Stimme fort, und trocknete mir mit zitternder Hand die rollenden Thränen ab, werde der Engel Deiner Mutter! Es iſt göttlich ſchön, Ungerechtigkeit mit Liebe zu vergelten, und aus dem irrenden Mutterherzen ſprach der Schmerz. — Es iſt alſo in Deine Gewalt gegeben, dieſe bittern Thränen in einen Quell himmliſcher Freude zu verwandeln und zwiefach wirſt Du geſegnet ſein: von der Reue Deiner Mutter, und von dem Frieden, der höher iſt, denn alle Vernunft!“

Tante Chriſtel hielt bei dieſen Worten in ihrer Erzählung inne; warme Tropfen der Erinnerung benetzten das Filethäubchen, woran ſie ſtrickte, die Nadel feierte, und ihr glänzender Blick hob ſich zu den ziehenden Wolken empor. „Dieſer unvergeſſene Augenblick,“ hob ſie nach langer Pauſe wieder an, „übte eine heiligende Macht auf mich. Die Verbitterung, welche mich erniedrigen wollte, wallte in dem edelſten Selbſtgefühle auf, und ich gelobte an der Bruſt meines Vaters, das Recht, welches die Mutter mir in ihrer Liebe vorenthielt, durch die treueſte Erfüllung meiner Kindespflicht zu bezahlen. Ich habe jenem Vorſatze Wort gehalten, und die Verheißung des Vaters bewährte ſich auch; denn die ſtille Ruhe, welche mich bei allen Lebensſtürmen geſichert hat vor innerer Erſchütterung oder Zerriſſenheit, und eine ſelige Ahnung, welche mich die größten Opfer mit Freudigkeit bringen ließ, war gewiß eine Segensfrucht jener Stunde. Meine Mutter bekam eine harte und langwierige Krankheit. Eine wohlthätige Bewußtloſigkeit entrückte ſie an dem herzbrechenden Begräbnißtage in die phantaſtiſchen Träume des Fiebers, und als ſie nach dem Verlaufe einer Woche zu klarer Beſinnung gelangte, ſah ſie die geneſende Emilie in einem Bilderbuche blättern; auf ihren freudigen Zuruf warf die Kleine ihr ein Küßchen zu. Mit den geſchwundenen Kräften ihres Körpers war auch die Spannung ihres Grams erſchlafft. Nur ihre Thränen floſſen unverſiegbar, und der Arzt lag den Vater wie mich dringend an, dieſen milderen Ergüſſen ihrer Traurigkeit nicht zu wehren.“

„Mein Vater, obgleich ſelbſt tief gebeugt von dem Verluſte zweier hoffnungsvollen Söhne, behandelte die ſchwermüthige Gattinn mit zärtlicher Geduld. Er entzog ſich den liebſten Beſchäftigungen ſeiner wenigen Mußeſtunden, um täglich ein Stündchen mit ihr ſpazieren zu gehen, und dann benutzte er die Anſprache der Natur und alle chriſtlich-philoſophiſchen Beruhigungen, um ſie zu Ergebenheit und Faſſung in die unabänderlichen Beſchlüſſe der Vorſehung zu ermuthigen. Um nichts zu verabſäumen, was zur Zerſtreuung der unglücklichen Mutter dienen könne, überwand er ſogar, als die Ferien naheten, ſeine Reiſeſcheu, und machte während derſelben mit ihr und meinem Schweſterchen eine achttägige Gebirgsreiſe. Ich hütete unterdeſſen das Haus; mir war recht wohl in dieſer einſamen Stille, die ich nur dadurch belebte, daß ich, vom Wäſchboden an bis in den Keller hinab, Alles zur Zufriedenheit der Wiederkehrenden auf das ſorgfältigſte ſäubern ließ und thätig Hand anlegte. So war der Sonntag, wo ich meine Lieben zurück erwarten durfte, herangekommen. Das Werk der Arbeit war gethan. Alles, was mein Blick abreichte, glänzte mich im Schmucke der Sauberkeit an, und ich überließ mich nach dem frühen Kirchgange dem angenehmen Bewußtſein, daß dieſer Sabbathstag mir, ohne die Beſchränkung einer ſtörenden Pflicht, zugehöre. Es war einer jener glänzenden Auguſttage, in denen der ungeſchwächte Reiz des Sommers ſich ſchon mit einer leiſen Wehmuth, dem Hauche des Herbſtes, zu miſchen beginnt, die das Herz überſchleicht und ſehnſüchtige Empfindungen darin anregt. Ich las in Klopſtock's Oden; die hehren Unſterblichkeitsbilder des großen Dichters erhöheten jene Stimmung noch, als vom Thurme der nahen Kirche ein dreifaches Trauergeläute erſcholl und harmoniſch darin anklang. Ich legte das Buch weg und trat ans Fenſter, von welchem aus ich den Friedhof, der jene Kirche umſchließt, überſehen konnte. Er lag in hellem Sonnenſcheine und tiefem Schweigen vor mir. Nur zuweilen, vom Luftzuge den hohen Linden entführt, ſchwankte ein gelbliches Blatt in der klaren, durchſichtigen Luft und ſank leiſe in das Moos der Gräber. Mir ſchwoll das Herz. Das ſechzehnte Lebensjahr leitete ſeine reichen Freudenquellen in meine Bruſt, und doch ward dieſe von dem tiefgefühlten Gedanken gehoben, wie gut muß es ſich da unten ſchlafen! Das wüſte Getöſe der Welt rauſcht über der weichen Raſendecke dahin und verhallt in der Ferne! Und wenn im Grabe ich genug geſchlummert habe, erweckſt Du mich! —"

„Das Geräuſch eiliger Schritte und der ſich nähernde Geſang einer Begräbnißfeier weckten mich aus dieſen Todesbetrachtungen. Ich ſchauete auf und ſah einen jungen Menſchen gerade auf die Rector-Wohnung zukommen. Ich hatte dem Dienſtmädchen auszugehen erlaubt und mußte daher das Amt der Pförtnerinn verrichten. Der Eintretende, ein ſchlanker, blaſſer Jüngling etwa von meinem Alter, verbeugte ſich tief und mit jener ſchüchternen Unbeholfenheit vor mir, die der gedrückten Armuth eigen iſt. Er wollte zu meinem Vater. Ich ſagte ihm, daß derſelbe erſt am Abend heimkehren würde und fragte ihn behutſam, ob ſein Anliegen vielleicht eine vorläufige Mittheilung geſtatte, die ich dem Vater pünktlichſt auszurichten verſprach, da es mir wahrſcheinlich wäre, daß dieſer, von vielen vorzufindenden Geſchäften in Anſpruch genommen, vor morgen Nachmittag die gewünſchte Audienz nicht gewähren könne."

„Ein bekümmerter Blick aus ein Paar dunkeln, treuherzigen Augen dankte mir; er kämpfte einige Momente unentſchloſſen mit ſich ſelbſt, dann ſagte er: Sie ſind ſehr gütig, Mademoiſelle! Wenn ich es wagen dürfte, ohne Ihnen beſchwerlich zu fallen — —“

„Schon öffnete ich die Thür des Zimmers zu ebener Erde, wir hatten bis jetzt auf der Schwelle des Hauſes geſtanden — als der Leichenzug in den Lindengang ſchwankte, den unſer Geſichtskreis von dieſer Stelle aus umfaßte. Eine Menge Menſchen ſtrömte zu beiden Seiten der Begleitung, hielt ſich aber in ſcheuer Entfernung von dem Sarge, dem fünf ſchwarzgekleidete Knaben in abfallender Größe folgten. Dieſer traurige Anblick hielt unſere Schritte feſt. Lieber Gott! ſeufzte ich mit Händefalten, da tragen ſie wieder einen Familienvater hin! Wie muß nur einer Mutter zu Muthe ſein, die ihr Häuflein Kinder um das offene Grab des Verſorgers gereiht ſieht!“

„In dieſem Augenblicke ſtürzte eine Thränenfluth über das Geſicht des jungen Menſchen, und haſtig, als ſchäme er ſich der gewaltſamen Rührung, zog er ein Taſchentüchlein von unzureichender Größe hervor, und barg die Zeugen ſeines Leides darin; dann ſagte er zu mir gewendet mit Tönen, die mein Herz zerſchnitten: Auch ich bin eine Waiſe! Ich warf jetzt erſt einen betrachtenden Blick auf ſeinen Anzug; er war höchſt ärmlich, aber mit Sorgfalt geordnet, und um den abgetragenen Rock, dem er auffallend entwachſen war, wand ſich ein ſchmales, ſchwarzes Band.“

„Nachdem er mir ins Zimmer gefolgt war und einen Stuhl angenommen hatte, den ich ihm geboten, begann er, auf meine ermunternde Anfrage, die Vorſtellung ſeiner Perſon und die Abſicht ſeines Zuſpruchs folgender Weiſe: Mein

Name iſt Förſter. Ich bin der Sohn eines öffentlichen Beamten aus W…, der, ſonſt treu und gewiſſenhaft, ſich von dem unglücklichſten Drange der Umſtände hatte verleiten laſſen die Staatskaſſe anzugreifen, welche ihm anvertrauet war. Er ward gefänglich eingezogen und vergeſſen; meine Mutter aber genoß den halben Gehalt des Amtes, welches interimiſtiſch beſetzt wurde. Jahre vergingen, ohne daß die Unterſuchungsangelegenheit meines Vaters zu ihrem Abſchluſſe gelangte, und alles Flehen, die berechnetſten Bemühungen meiner Mutter um Beſchleunigung waren umſonſt. Mein armer Vater büßte ſeine Verirrung mit dem Tode. Das Gemach ſeiner Haft war feucht und dumpfig, und die Conſtitution des Bewohners dieſen Uebelſtänden entgegen. Fünfhundert Thaler betrug der Defect —; fünf Jahre dauerte ſeine Gefangenſchaft. Da kam die Sentenz. Sie gab ihm die Freiheit; nahm ihm aber den nährenden Poſten und mit ihm die bürgerliche Ehre. Doch eine höhere Gewalt löſete meinem Vater die Feſſeln des Lebens und ſtellte ihn vor einen milderen Richterſpruch; er ſtarb am Tage der Publication, und einen Monat ſpäter bettete der Todtengräber die kummermüde Mutter an ſeine Seite. Den kleinen Nachlaß der Eltern verſchlangen die Gerichtskoſten. Mir blieb nur die goldene Taſchenuhr meines Vaters, an der er die Stunden ſeines Elends abgezählt hatte, und eine jüngere Schweſter, die am Gliederſchwamme ſiegte. Niemand wollte die Vormundſchaft für uns übernehmen: endlich erbot ſich unſer Hauswirth, ein ehrlicher, aber unbemittelter Handſchuhmacher, dazu. Er überließ uns unentgeltlich ein kleines Stübchen, und verſchaffte mir bei den wohlhabendſten ſeiner Kunden Eßtiſche. Seine Frau nahm ſich meiner Schweſter an, und ich — — plötzlich ſtockte er erröthend und ſagte: Aber, liebe

Mademoiſelle, ich werde wohl zu weitläufig in meinem Vortrage; Ihre milde Theilnahme öffnete mir das volle Herz — vergeben Sie. Auf mein Bitten, daß er fortfahren ſolle, nahm er den geſunkenen Faden ſeiner Rede wieder auf und ſprach: Ich war vierzehn Jahre alt, der Schulbedarf ſo wie meine Kleidung, die ordentlich ſein mußte, weil ſich ſehr anſtändige Leute ihres Tiſchgenoſſen vor etwaigen Gäſten nicht ſchämen ſollten, erforderten doch ſo Manches, wozu kein Fond vorhanden war. Nächſtdem konnte ich mein Schweſterchen nicht Hungers ſterben und ohne Hülfe leiden laſſen; und eben ſo wenig dem armen Bürgersmanne, der ohnedies viel an uns that, ihre Erhaltung zumuthen. So gab ich denn kleinen Kindern Elementar-Unterricht und deckte mit dem Ertrage dieſer Lehrſtunden die genannten Bedürfniſſe. Freilich mußte ich mir für meine eigenen Schul-Exercitien manche Stunde erſehnten Nachtſchlaf abdarben, und nur in ſeltener und gemeſſener Sonntags-Muße konnte ich mir einen Spaziergang in Gottes freie Welt zu Gute thun. Ich genoß nur ein blaues Milchſüppchen zum Frühſtück und gewöhnte mir das Abendbrod ganz ab; aber es ging doch. O! es liegt im Entbehren auch ein Genuß, von dem der Reiche keine Ahnung hat! Dieſe Beſchränkungen waren es wahrlich nicht, was meinen Lebensmuth ſo niederhielt; anderer Druck beugte mich, daß keine Jugendluſt in mir emporkommen konnte. Ach liebe Mademoiſelle! es wird den Kindern beſcholtener Eltern gar ſchwer gemacht, ehrlich zu ſein und etwas auf ſich zu halten. Ward irgendwo in meinen Tiſchhäuſern ein ſilberner Löffel vermißt, der ſuchende Blick fiel gewiß zuerſt auf mich; lag aufgezähltes Geld zur Ueberſicht, ſo ſtrich man es bei meinem Eintritte in das Zimmer furchtſam zuſammen, und meine Wenigkeit diente ſtets zum Zielpunkte verſtändlicher Bemerkungen ſprüchwörtlicher Redensarten, als: treue Hand, geht durchs ganze Land, u. ſ. w., und unzarter Warnungen, die mir des Vaters Fehltritt vorwarfen, und mit welchen meine Wohlthäter ſich für das verbitterte, durch manche verſtohlene Thräne verſalzene Mittagseſſen bezahlt machten.“

„Eine tiefe Verachtung gegen dieſe grauſame Härte ſtählte mein Gefühl für Redlichkeit. Ich gelobte mir ſelbſt, das entehrte Andenken meines Vaters durch den fleckenloſeſten Wandel zu ſühnen und die ganze Kraft meines Geiſtes daran zu ſetzen, um etwas Tüchtiges zu lernen, auf daß ich zeitig zu Brod und Unabhängigkeit käme, die ich mir dann im Auslande ſuchen wollte. Die Ausführung dieſes Vorſatzes hatte jedoch ihre eigenen Schwierigkeiten.“

„Die Schule in W.... iſt ſtark im Verfall, und die Möglichkeit, eine höhere Stufe des Wiſſens in ihr zu erreichen, auch dem angeſtrengteſten Fleiße durch die mangelhafte Eigenthümlichkeit der Lehrer erſchwert. Es genügte mir nicht, daß meine Zeugniſſe belobend waren und die öffentliche Prüfung mich rühmlichſt auszeichnete; ich fühlte nur zu ſehr, wie allmählich und meinem Streben zu langſam es vorwärts mit meinen Kenntniſſen gehe, und ſchon vor Jahr und Tagen wäre ich abgegangen, hätte ich mein Schweſterchen, das dem Tode ſichtbar zuwelkte, verlaſſen können. Dies Gymnaſium, dem Ihr Herr Vater, Mademoiſelle, vorſteht, genießt des vorzüglichſten Rufes. Seine Schüler gelangen früh und doch in gediegener Reife an das Ziel. Hierher ſtand mein ſehnſüchtiges Verlangen; aber ich konnte ja nicht fort. Da erfolgte vor drei Wochen die Auflöſung meiner Schweſter und die jener feſthaltenden Bindung. Der Sterbenden dankbarer Segen verhieß mir eine Schweſter zum Erſatze. Lieber Gott, eine Schweſter? Hier, Holdchen, lächelte der junge Menſch," (und der Nachſchein jenes Lächelns verklärte das Geſicht der erzählenden Tante) „und ſagte zum Schluſſe: Die könnte mir nichts helfen und meinem Fortkommen eher hinderlich werden."

„Ein ſeliger Gedanke durchſchauerte mich. Wer weiß! antwortete ich ihm, die Verheißungen der Sterbenden pflegen genau in Erfüllung zu gehen, und unfehlbar umfaßte die Ihrer vollendeten Schweſter den Sinn einer Belohnung Ihrer brüderlichen Treue, die ſolch ein inniges Verhältniß Ihnen gewähren würde. Förſter ſah mich nachdenkend an und ſeufzte, wie ungläubig. Da bin ich nun, hob er noch einmal an, um mich Ihrem Herrn Vater vorzuſtellen und um Aufnahme in eine Claſſe zu bitten, für welche mich die Reſultate meines Examens beſtimmen. Auch hängt meine Subſiſtenz nur von den Empfehlungen ab, womit das vielgeltende Wort Ihres Herrn Vaters mir Erwerb durch Unterrichtsſtunden verſchaffen würde. O Mademoiſelle! ein unwiderſtehlicher Drang hat mich hierher gezogen, darf ich wohl hoffen, daß dies zuverſichtliche Vertrauen mich nicht täuſchen und Ihr Herr Vater ſich meiner annehmen werde?"

„Das dürfen Sie! verſicherte ich ihm; mein Vater iſt gut, ein Menſchenfreund. Er ſchätzt den jugendlichen Fleiß und würdigt das Talent. Von jeher hat er ſich ſolcher Schüler unter den Seinen am meiſten angenommen, deren Fortkommen in der Welt nur von ihrer eigenen Anſtrengung abhing. Ich hatte wahrgenommen, daß Förſter, als er in ſeiner Erzählung auf die Entbehrungen kam, zu denen ſein brüderlicher Liebesſinn ihn genöthigt, einen ſprechenden Blick auf den Tiſch warf, wo der Apparat zum Caffee ſtand, den ich zu trinken über meiner Lectüre vergeſſen hatte. Jetzt bat ich ihn, einen Augenblick zu verziehen, und ſprang hinaus, den Caffee zu holen, und einen köſtlichduftenden Taufkuchen anzuſchneiden, der dieſen Morgen zum Geſchenk eingegangen war. Beſcheiden weigerte er ſich, mein Gaſt zu ſein; doch ich drang in ihn, mit der Erklärung, daß mir allein ſo nichts ſchmecke. O mein Kind! Was iſt die Befriedigung einer Hausfrau, die dreißig geladene Perſonen mit dem erleſenſten Feſtmahle bewirthet, und Schmecker wie Neider zur Bewunderung ihrer Anſtalten zwingt — gegen das wonnige Gefühl, das ich empfand, als ich das Vergnügen bemerkte, womit der arme Förſter ſich einem, vielleicht langentbehrten Genuſſe überließ? Jeder Tropfen dieſes überſtändigen Caffees ſchien auf ſeiner Zunge zum Nektar zu werden. Ich hatte einen Vorſchmack davon, wie mir zu Muthe ſein würde, wenn es meinem Vorſatze gelänge, den gütigen Vater zur hülfreichen Unterſtützung dieſes verlaſſenen Jünglings zu vermögen."

„Es wird Dir ſonderbar vorkommen, liebe Holdine, daß ich, die ich hinſichtlich des jungfräulichen Anſtandes ſtets ſo ſtrenge Grundſätze äußerte, Dir von mir ſelbſt ſage, ich wäre in jenem ſchüchternen Alter ſo vermeſſen geweſen, in häuslicher Einſamkeit einen jungen Menſchen zur Verlängerung ſeines Zuſpruchs zu veranlaſſen, und ihn wohl gar gaſtlich zu bewirthen! Aber wiſſe, meine Tochter, mein Geiſt war vorangereift; mein Herz war noch ein unſchuldiges, gutmüthiges Kind. Zudem war meine Erziehung nicht für das Geſchlecht berechnet geweſen, dem ich zugehöre. Unſchön, ohne Reiz und Gunſt, wie ich mich fühlte, ſchlummerten alle Regungen der Weiblichkeit noch in ſüßem Frieden in meiner Bruſt. Am Abend kamen meine Eltern und Emilie heim. Der Vater begrüßte mich und ſein Haus mit herzlicher Freude; auch die Mutter ſchien erheitert. Sie ſchenkte meinem Bemühen, ihre Wiederkunft durch den Anblick der netteſten Ordnung angenehm zu machen, eine mütterlich dankbare Anerkennung, und ich war überglücklich. Du armes Kind! ſagte mein Vater, mich in ſeine Arme ſchließend, der einzige Unfall dieſer vergnügten Reiſe kommt Niemandem zu Schaden, als Dir, und das jammert mich! Wir warfen dieſen Morgen an ungefährlicher Stelle um, und waren, bis auf eine Beule an Emiliens Schläfe, unverletzt; nur ein Kiſtchen, welches wir der Vorſicht des Kutſchers anvertraueten, und deſſen Inhalt in hübſchen Glasſachen und einigen netten Kleinigkeiten beſtand, die wir Dir mitbringen wollten, war von dem gewaltſamen Stoße des Wagens erſchüttert worden und auf ſteinigen Boden gefallen. Zertrümmert fanden wir die künſtlichen Schleifarbeiten, welche Dir die von uns beſuchten Partieen im kryſtallenen Kleinbilde zeigen ſollten, das Nähkäſtchen von geſponnenem Glaſe, gefüllt mit rothen Perlenſchnüren und ſcharfen Pfeffermünzchen. Allein was war dabei zu machen? Wir mußten noch Gott danken, daß uns Arme und Beine ganz geblieben waren. Doch gute Chriſtel! wenn ich mich der glücklichen Rückkehr vollkommen erfreuen ſoll, ſo gieb mir Gelegenheit, Dir den Verluſt des zugedachten Geſchenks zu erſetzen. Aeußere einen Wunſch, meine Tochter! und Dein Vater wird ihn um jeden Preis erfüllen.“

„Mir hüpfte das Herz; gerührt küßte ich ſeine Hand, und erwiederte, daß ich, wenn auch nicht in dieſem Augenblicke — doch gewiß von dieſer Erlaubniß Gebrauch machen wolle.“

„Als ich ihm ſpäter in ſein Schlafzimmer vorleuchtete — meine Mutter ſchlief jetzt abgeſondert und bei Emilien in einer Hinterſtube, weil ihre Augen, durch das viele Weinen geſchwächt, den Schimmer des Nachtlichtes nicht auszuhalten vermochten, bei dem mein Vater vor dem Einſchlafen noch lange zu leſen pflegte — erzählte ich ihm meine Bekanntſchaft mit Förſter, und ſchilderte den Jüngling und ſein Schickſal mit Wärme und Wehmuth. Ich ſagte ſchließlich, daß, wenn der Vater etwas Weſentliches für ſeine Erleichterung thun könne, ich mich durch die frohe Theilnahme daran für hoch beſchenkt, und das an mich verpfändete Verſprechen als eingelöſet erkennen würde.“

„Mein Vater hörte mich ſehr aufmerkſam an, dann entwortete er, mir die Wange ſtreichelnd: Gehe nur ruhig ſchlafen, mein Töchterchen! Wir wollen ſehen, was ſich für Deinen Schützling thun läßt. Kommt er morgen, wie Du ihn beſtellt, ſo führe ihn ohne Verzug zu mir; ich werde mich abmüſſigen, um dem armen Schlucker auf den Weisheitszahn zu fühlen.“

„Hinter dieſer ſcherzhaften Vertröſtung und meiner ſchnellen Abweiſung verbarg mein Vater die Bewegung ſeines Gefühls; ich kannte ihn, und durfte daher hoffen, daß meine Bitte zur Erhörung vermerkt ſei; aber die Ueberſchwänglichkeit der Gewährung ahnete ich nicht.“

„Der folgende Morgen weckte mich ſehr früh. Es war der vier und zwanzigſte Auguſt und der Geburtstag meines ältern Bruders. Ich ſah voraus, daß die Mutter ſein Grab beſuchen würde, und mein erſtes Geſchäft war demnach, einen Blumenkranz zu winden, womit ich es ſchmücken wollte. Es geſchah. Die Eindrücke der Reiſe hatten dem Grame meiner Mutter doch ſanfte Milderungen gegeben, und mit dem Grade ihrer Beruhigung war auch ihre freundliche

Würdigung meines guten Willens, ihr werth und gehorſam zu ſein, geſtiegen.“

„Ich hatte geſtern auf gut Glück hin den jungen Förſter um zehn Uhr Vormittags beſchieden. Er kam mit dem Glockenſchlage in dürftiger Eleganz, aber zuverſichtlicher Erwartung, wie ſeine Miene beſagte. Schweigend begrüßte ich ihn, und übernahm ſeine Meldung bei dem Vater; dann entfernte ich mich in die Küche, und während ich, eine anſpruchsloſe Veſta, das Feuer des häuslichen Heerdes hütete, dachte ich beklommen daran, wer jetzt vielleicht auf glühenden Kohlen ſtehe. Es war bald Mittag, als ich in dieſem heißen Verſtecke des Vaters Zimmer öffnen hörte, und nach einer kleinen Zögerung ſchlug die Hausthürſchelle an.“

„Als mein Vater bei Tiſche erſchien, forſchte ich mit ängſtlicher Spannung auf ſeinem Geſichte nach dem Erfolge der langen Prüfung. Eine ſtille ſinnige Heiterkeit war darüber ausgegoſſen, ſein Ton war weich, und die Zurückhaltung, welche er während des Eſſens beobachtete, verkündete etwas Feierliches. Vor ſeinem Couvert ſtand eine Flaſche Wein, das übliche Zeichen eines Feſttages in unſerer mäßigen Lebensweiſe, und der Mutter Blick ſpiegelte ſich verdunkelt in dem klaren Golde des alten Ungars.“

„Als mein Vater das erſte Glas eingeſchenkt hatte, und es der Mutter darreichte, ſagte er: Hier mein Schatz! auch die Todten ſollen leben! Es iſt heute unſers Carls Geburtstag. Der gute Junge iſt bei Gott, und begehet das Feſt ſeines irdiſchen Lebens im Himmel auf eine Weiſe, zu der unſere armen, menſchlichen Wünſche nicht hinanreichen. — Gönne ihm das beſſere Theil, Mütterchen! Und haſt Du mich lieb, ſo weinſt Du nicht. Ich will Dir vielmehr Veranlaſſung zu einer heiligen Freude geben. Wir können etwas Gutes ſtiften, und das iſt zu aller Zeit die höchſte Feier.“

„Da iſt dieſen Morgen ein junger Menſch bei mir geweſen, der in das Gymnaſium aufgenommen zu werden wünſcht. Verlaſſener als dieſer Jüngling kann nicht leicht Jemand auf der weiten Erde ſein; doch habe ich noch kaum ſo viel Talent mit ſolch ernſter, zum Höchſten anſtrebenden Thätigkeit gefunden. Er hat mir einen fröhlichen Morgen geſchenkt, und die Erfahrung auf's neue in mir begründet, die ſich dem Schulmanne ſo oft anſchaulich macht: daß die harte Nothwendigkeit den Stahl abgebe, welcher dem Geiſte die hellſten Funken entlockt. Allein der arme Menſch ſcheint vom Drucke ſeiner Lage wund zu ſein; ſein angegriffenes Gemüth bedarf der Annahme milder, zarter Herzen. Da dachte ich denn ſo: wir haben oben das grüne Stübchen leer, wo unſere ſeligen Kinder ihr Weſen trieben. Die Stille darin, wenn ich vorübergehe, iſt mir ordentlich ſchauerlich. Wir könnten es dem fremden Jüngling einräumen. Was meinſt Du dazu, Mütterchen? Ich werde nachgrade alt, und könnte einen Famulus brauchen, und die Chriſtel muß ſich jetzt tüchtig in der Wirthſchaft rühren, und kann nicht mehr, wie ſonſt, bald mein Bibliothekar, bald mein Lector ꝛc. ſein. Und das Bißchen Brod? mein Gott! Des Herrn Segen fehlt nie, wo es für Bedürftige gebrochen wird! — Obgleich die natürliche Güte meiner Mutter zuweilen durch Verſtimmungen oder Vorurtheil in ihren Erweiſungen beſchränkt ward, ſo entzog ſie ſich doch nur ſelten einer Leiſtung der Menſchenfreundlichkeit, und ich wüßte mich gar nicht zu erinnern, daß ein Plan meines Vaters an ihrer Widerſetzlichkeit hätte ſcheitern müſſen, obwohl er ſeine Wünſche und Vorſätze in Beziehung auf jede häusliche Gemeinſchaftlichkeit ſtets von ihrer Genehmigung abhängig machte. Auch heute war ſie ſogleich bereit, in die beabſichtigte Gutthat einzugehen, und der traurige Denktag eines verlorenen Familiengliedes verwandelte ſich in die fröhliche Einkehr eines neuen. Nach dem Eſſen ward Förſter gerufen. Als ihm mein Vater eröffnete, daß er geſonnen ſei, ihn in ſeinen Hauskreis aufzunehmen und ihn fortan mit Allem zu verſehen, was zur Leibes-Nahrung und Nothdurft erforderlich, erblich er, von einem heftigen Zittern ergriffen. Er ſtammelte einige unvernehmliche Worte; ſein Blick fiel mit redendem Ausdrucke auf mich — und mein Vater zerdrückte eine Freudenthräne.“

„Faſſen Sie ſich, junger Freund! ſagte er liebreich, Sie ſollen künftig, gewöhnt an ein freundlicheres Geſchick, nicht mehr, wie jetzt, vor einem Beweiſe der Theilnahme daran erſchrecken.“

„Noch an dieſem Tage zog Förſter ſammt ſeiner kleinen Habe bei uns ein.“

„Die ſchönſte Zeit meines prüfungsvollen Lebens war nun für mich gekommen. Wenn der neue Hausgenoſſe die Pflicht treuer Dankbarkeit gegen Vater und Mutter erſchöpfend erfüllte, ſo athmete ſeine erkenntliche Aufmerkſamkeit für mich eine wahrhaft glühende Begeiſterung. Er mochte wohl ahnen, daß mein erſter Bericht dem Vater jene wohlwollende Bereitwilligkeit, ſein Helfer zu werden, gegeben hatte. Ich fühlte, daß er mich wie ſeinen Schutzgeiſt betrachtete und als ſolchen verehrte. Er pflegte meine Blumen, die ich ſeit meiner Kindheit geliebt habe — ſorgte mit erfinderiſchem Genie für kleine Bequemlichkeiten, durch welche meine häuslichen Mühen mir erleichtert wurden, und machte die üble Laune der Mutter mir einen unverdienten Vorwurf, ſo ſah ich in dem Schmerze, der ſein Geſicht verzog, daß er ihn tiefer als ich empfand."

„Natur und Neuheit gaben dieſem Gefühle eine Süßigkeit für mich, die mein Gemüth nur um ſo ſanfter und milder machte. Ich fühlte mich glücklich, ja, was noch mehr, ich fühlte mich als Jungfrau! Und alle verſpäteten Blüthen meines Geſchlechts entwickelten ſich in dieſem reinen, herzlichen Verhältniſſe. Ich fing an, mich zierlicher zu kleiden, und meiner ſonſt ſtets überſehenen Geſtalt größere Sorgfalt zu widmen; auch brachen die Roſen der Jugend, wie von plötzlicher Frühlingswärme gelockt, auf meinen Wangen hervor. O ſelige Zeiten, nie kann ich euch vergeſſen! wo ich in traulichen Abendſtunden auf des Vaters Arbeitszimmer berufen, den Vorleſungen aus alten, claſſiſchen Dichtern beiwohnte, in denen mich Förſter abgelöſet hatte. Noch ſehe ich die theure Geſtalt meines Vaters vor mir, und jede Blume ſeines Schlafrockes blühet noch in meinem Gedächtniſſe — wenn er, in dem weichen Lehnſtuhle behaglich ausruhend, ſein mäßiges Pfeifchen dampfte, und Blicke der Liebe und des Beifalls zwiſchen ſeinem Zöglinge und mir theilte! Noch klingt Förſters wohltönende Stimme in meinen Erinnerungen, wie ſie damals in mein Herz drang — wenn ich, mit weiblicher Handarbeit beſchäftiget, oft mehr dem richtigem Vortrage, als dem Sinne deſſelben lauſchte! Des Vaters epiſodiſche Bemerkungen gaben dann den Commentar zu den Kraftſtellen unſterblicher Alterthumsſänger, und ich ward vertraut mit dem Geiſterſchwunge der erhabenſten Männer."

„Daß meine Seele in allen nachherigen Verhältniſſen die gewöhnliche weibliche Wirkſamkeit überflügelte, darf ich wohl von jenen unvergeſſenen Stunden der Erhebung ableiten."

„Ein ſtiller Frieden wohnte in meiner Bruſt, alle Wünſche ſchwiegen, die Zukunft lächelte im Schimmer der Hoffnung — es hätte ewig ſo bleiben mögen. Ach!“

„Meine Mutter klagte ſeit dem Tode meiner Brüder ſehr über ihre Augen. Sie verſicherte, alle Gegenſtände nur wie durch einen grauen, zerriſſenen Flor zu ſehen; zuweilen ward ſie auch von dem Vorflimmern blendender Fünkchen geängſtet. Mehrere deßhalb zu Rathe gezogene Aerzte machten verſchiedene Verordnungen, deren Gebrauch jedoch nicht anſchlagen wollte. Eine Cur verdrängte die andere, der Nachfolger ſchob ſtets die Schuld ausbleibender Herſtellung auf die ungeſchickte Procedur des Vorgängers, und unter dieſen entgegengeſetzten Verſuchen glomm das unerſetzbare Augenlicht meiner armen Mutter immer matter und trüber.

Dieſer fruchtloſen Quälereien endlich müde, nahm ſie ſich vor, die Heilung ihres Uebels der Natur anzuvertrauen und mit Geduld abzuwarten. Dies Leiden mit ſeinen dunkeln Möglichkeiten — war nicht der alleinige Grund meiner verſchwiegenen Sorge; auch meines Vaters Geſundheitszuſtand bekümmerte mich. Er beſchwerte ſich oft halb im Scherze darüber, daß es mit ſeinem Pedale nicht mehr ſo recht gehen wolle, eine gewiſſe Engbrüſtigkeit ward der Erfüllung ſeiner Berufspflichten ſtörend, der gemeſſene Schlaf ſeiner Nächte verminderte ſich ungeachtet der ſtrengern Diät, und ſein Colorit nahm eine verdächtige Färbung an. Mit ſtiller Angſt verfolgte ich all' dieſe Veränderungen in ihren leiſeſten Fortſchritten, und nur, daß ich meinen Vater in unveränderter Ruhe ſah, mäßigte meine Befürchtung einer nahenden Gefahr, die der Erhaltung ſeines ſchätzbaren Lebens drohen könne.“

„Um dieſe Zeit war es, als Förſter nach einem dreijährigen Aufenthalte in unſerm Hauſe die Univerſität beziehen ſollte, für welche er ſchon längſt reif geweſen war. Er ſelbſt, früher ſo ungeduldig im Weiterkommen — hatte mit dem Entſchluſſe des Abganges gezögert, und mein Vater, dem davor grauete, ſich von ſeiner rechten Hand zu trennen — denn das war Förſter geworden — ihn willig gewähren laſſen."

„Allein jetzt war auch der letzte Aufſchub verlaufen, und die herbe Trennung vor der Thür. Mein Vater hatte, trotz Förſters heftigem Sträuben, dieſem ein jährliches Hülfsgeld zu ſeinen Studien angewieſen, deſſen Beträchtlichkeit dem Jünglinge für einen Beweis von den väterlichen Geſinnungen ſeines Lehrers gelten konnte, und ihm ein Teſtimonium, von der Wahrheit unterſiegelt, geſchrieben, welches ihm ein anſehnliches Stipendium auswirkte. Die Mutter, welche den beſcheidenen, dienſtfertigen Gaſtfreund auch lieb gewonnen, ſorgte für Betten, Wäſche und jeglichen Bedarf einer ſoliden Burſcheneinrichtung. Mir war die Ausführung dieſer milden Geſinnung geblieben, und wehmüthig, wenn auch gern und freudig, hatte ich alle Arbeit für den ſcheidenden Freund übernommen und gefertiget."

„Eines Morgens, wenige Tage vor ſeiner Abreiſe, überraſcht er mich beim Packen eines Koffers, worein ich Leinenzeug für ihn lege. Er ſieht mir ein Weilchen zu, dann haſcht er meine Hand, küßt ſie mit Inbrunſt und ſagt: O gute Chriſtel, wie viel Mühe mache ich Ihnen doch! Ich antwortete: Was man gern thut, kommt nicht ſchwer an; und wie dieſe Worte meinen Ohren hörbar wurden, erröthete ich über die linkiſche Anwendung dieſes Sprüchwortes."

„Förſter lächelte ein wenig; ſo iſt es Ihnen alſo lieb, mich los zu werden? fragte er mit traulicher Neckerei. Aber die Frage ſchnitt mir in das Herz und Thränen ſchoſſen in meine Augen. Liebe Chriſtel, fuhr Förſter erſchrocken fort, und legte ſeinen Arm ſanft um meinen Leib, ſo meinte ich es nicht. Ich weiß, daß ich ſo glücklich bin, die zärtlichſte Schweſter in Ihnen zu beſitzen. Der letzte Segen meiner guten Guſtel hat ſich herrlich erfüllt. Ich Thor, lächelte darüber! Und vergaß, daß das Heil den Unmündigen offenbaret iſt! Theure, ſchweſterliche Freundinn, geben auch Sie mir einen Segenswunſch mit in die Ferne! Eine düſtere Ahnung bemächtigte ſich meiner; es war mir, als glaube Förſter, ſich für immer von mir zu trennen, und der Gedanke, daß dies leicht möglich wäre, preßte meine Bruſt beklemmend. Ich antwortete: In die Wünſche der Lebenden für Andere miſcht ſich wohl ſtets ein wenig Selbſtſucht, und ſo ſind die meinigen für Ihr beſtändiges Wohlergehen, lieber Förſter, mit der Hoffnung verſchwiſtert, daß Sie die glückliche Zeit unſers Zuſammenlebens nie vergeſſen mögen. Ich meine, es ſei ſo Manches an dieſen Wunſch geknüpft. —“

„Die heiligſten Erinnerungen, die mir unverlierbar ſein ſollen! erwiederte er mit aufloderndem Feuer. Als ich vor drei Jahren zagend und ängſtlich meinen Fuß auf die Schwelle dieſes Hauſes ſetzte, und, ergriffen von dem Gefühl des Waiſenſtandes, in Thränen ausſtrömte — wenn mir da eine innere Stimme zugeflüſtert hätte: Weine nicht! Du biſt eben in ein Vaterhaus eingegangen, in die Heimath der beſten, edelſten Menſchen, welche künftig die Deinigen ſein werden: O! würde ich an ſo ein Glück wohl geglaubt haben? Und Sie, Chriſtel, ſtanden als mein guter Genius mir zur Seite und öffneten mir das gütige Herz Ihres Vaters! Nie wird, nie kann Ihr Bild in dem meinigen erlöſchen, und wenn ich jemals, von Muth und Zuverſicht verlaſſen, den Blick in eine dunkle Zukunft richte, wird es im Schimmer Ihres Werthes mir vorſchweben, und einen hellen Strahl auf die Vergangenheit werfen, wo die Hülfe Gottes ſich ſo wunderbar an mir verherrlichte!“

„Er umfaßte mich, drückte einen ſanften Kuß auf meine Wange, und ſchüchtern entwand ich mich ſeinen Armen.“

„Der Abſchied war, wie Du denken kannſt, ſehr traurig. Wohl uns, daß das Geſchick künftiger Tage in tiefer Verborgenheit ruhet! Wie wäre das Gewicht unſerer Leiden zu ertragen, wenn wir ſie mit heller Erkenntniß ihrer anhaltenden Schwere überkämen? So beſchleicht uns das Unglück im träumeriſchen Hingange auf der Lebensbahn. Wir wähnen es abſchütteln zu können, und werden von der Hoffnung in dieſem Beſtreben getäuſcht; doch Gewohnheit, oder Ergebung erleichtert uns die drückende Laſt, die oft mit dem Müden, dem der Vorſicht Rathſchlüſſe ſie auflegte, ins Grab ſinkt. —“

„Ich komme jetzt an einen trüben Abſchnitt meiner Erzählung, und bedarf der Erholung, ehe ich ſie fortſetze. Es ſchlägt elf Uhr; da ruft Dich ohnedies die Küche. Weißt Du was, Holdchen? Wir wollen nach Tiſche bei dem ſchönen, warmen Wetter in die Waldmühle ſpazieren gehen. Ich habe bei der Müllerinn eine kleine Beſtellung von Winterobſt zu machen. Da ſetzen wir uns in die Laube am Mühlbache, und in dem reinen Luftſtrome der freien Natur erweitert ſich die Bruſt für die Auffaſſung großer Gefühle.“

Der Tante Chriſtel-Erzählung hatte ſich doch Reinholdinens Intereſſe bemächtiget, wie ſehr dies auch von ihren eignen Herzensangelegenheiten gefangen war. Der arme Förſter und der adelige Referendarius, der ehrwürdige Rector und Auguſtens redlicher Bruder kreuzten ſich in ihren Vorſtellungen, und in den verſchiedenartigſten Aufregungen hauchte ſie der tiefe Gemüthsfrieden ihrer Erzieherinn und der fromme Geiſt jenes Hauſes mit unbeſchreiblicher Lindigkeit an.

Nachdem die einfache Mahlzeit verzehrt war, rüſteten ſich die Spaziergängerinnen zum Aufbruche. Die Stirn der Nichte beſchattete ein leichter Strohhut, ein Umſchlagetuch, das ſie nachläſſig über den runden Arm warf, dünkte ihr ein hinlänglicher Schutz gegen die Kühle des Nachhauſeganges. Die Tante ſetzte einen Hut von grauer Seide mit gleichfarbigem Bande über das häusliche Häubchen, worin ſie nach Frauenſitte täglich einherging, und die leichtwattirte Hülle war ihr nicht zu läſtig, um ihre zarte Geſundheit vor möglicher Erkältung in Acht zu nehmen. Die Arbeitskörbchen wurden mit Caffee und Zucker angefüllt; denn in der Mühle waren ſolche Luxusartikel nicht zu haben — und der noch übrige Raum dieſer niedlichen Victualien-Behälter ward mit Milchbrödchen und Schaumbrezeln vollgepfropft, womit die pausbackigen Müllerskinder vergnügt werden ſollten.

Die Waldmühle lag ein halbes Stündchen von der Stadt, umgeben von einſamen Holzungen. Da der Pächter dieſer lieblichen Beſitzung (die Mühle war ſtädtiſches Eigenthum) ſich nur an ſeinen ländlichen Beruf hielt, und die Müllerinn ein Häuflein kleiner Kinder hatte, ſo lag es beiden nicht an, durch dargebotene Bequemlichkeiten Gäſte hierher zu locken, und der Mangel dieſer Annehmlichkeiten, wie der vorzufindender, geſelliger Anſprache lenkte die Ausflüge der Städter zu beſuchteren Orten. Aber nirgends konnte es leicht reizender ſein. Das Häuschen lag, wie von einer friedlichen Maler=Phantaſie dahin gebauet, zwiſchen Fruchtbäumen und Laubgehölz. Der ſchäumende Bach, das Getriebe der Räder ſtimmte anmuthig zu der grünen, duftigen Dämmerung dieſer Schatten, und ladete zu ſtillem Nachdenken und zu der Betrachtung ein: O wunderſchön iſt Gottes Erde und werth, darauf vergnügt zu ſein!

Tante Chriſtel war der Müllerinn ſeit Jahren bekannt und gar hoch von ihr in Ehren gehalten. Eine wohlbeſtellte Viehzucht ſetzte die tüchtige Frau in den Stand, den kleinen Haushalt der Erſteren mit Milch und Sahne, Butter und Eiern zu verſehen, und da Tante Chriſtel dieſe Lieferungen nicht allein pünktlich bezahlte, ſondern auch das Kindervölkchen der Lieferantinn zum Chriſtfeſte mit Hampelmännern und Puppen begabte, ſo war ſie unſtreitig die verehrteſte ihrer Kunden und der willkommenſte Gaſt unter dieſem zufriedenen Dache. Jeden Sommer pflegte Tante Chriſtel hier das Vergnügen einer Landpartie zu genießen, welche ihrer Sinnesweiſe ſo angemeſſen war, und Reinholdine theilte dieſe Vorliebe für das idylliſche Waldplätzchen.

Still ſchritten die beiden Fußgängerinnen den Weg entlang. Der Herbſttag war mild und ſchön. Ein bläulicher, durchſichtiger Duft hüllte, gleich einem zarten Nebel, die lichte Ferne ein, und milderte den blendenden Glanz der Sonnenſtrahlen, welche über die verödeten Stoppelfelder den warmen Schein des Sommers warfen. In den Obſtgärten ertönte der laute Jubel fröhlicher Einſammler, und als ſie ſich der Waldhöhe näherten, erſcholl das ſanfte Geläut weidender Heerden und regte in den Tiefen des Gemüths Gefühle der Sehnſucht und des Heimwehes an.

Tante Chriſtel lauſchte mit einem ſinnigen Lächeln dieſen Klängen, dann ſagte ſie: „Wie traut iſt es hier! wie heimlich!

Ich habe ſeit meinen früheſten Jahren die Einſamkeit geliebt, und mich nur in entfernter Stille von dem Geräuſche der Welt glücklich fühlen können. Jetzt ſehe ich ein, daß dieſer vorherrſchende Hang ein Fingerzeig meiner Beſtimmung war, eine alte Jungfer zu werden. Dieſe müſſen ſich nicht in das Gedränge der Welt miſchen; ſie ſetzen das ſchwache, unbeſchützte Herz den ſchwerſten Verletzungen, den blutigſten Reibungen aus. Aber daheim iſt gut ſein, für die, welche außerhalb der geſchloſſenen Kreiſe der Verhältniſſe ſtehen, zu denen ſie durch ihr Geſchlecht berufen ſind. Da fühlt man ſeine volle Menſchen-Würdigung, und wird ſich bewußt, daß Gott der Vater aller ſeiner Kinder iſt! Da gewinnt man bei Gebet und treuer Pflichterfüllung den getroſten Muth, mit feſten Schritten den einſamen Pfad zu wallen, auf dem ein weiſer, liebender Wille uns leitet, und geduldig zu warten, und läge auch die Nacht des Grabes dazwiſchen — bis die Räthſel des Lebens ſich in Licht und Lohn auflöſen werden! —“

Bewegt von Bewunderung und Mitleid antwortete Reinholdine: „O Tantchen! Du thuſt mir wahrlich wehe, wenn Du dich unter die Claſſe Derer zählſt, welche, in jeder Beziehung verſäumt, ihr zweckloſes Daſein nicht für einen edlen Gebrauch zu würdigen wiſſen, und, hingegeben an mißfällige Eigenſchaften und unſtatthafte Anſprüche, die Zurückſetzung verdienen, womit die Geſellſchaft ſie auf ihre Unbedeutendheit zurückweiſet. Wie könnteſt Du Dich ihnen nur gleich ſtellen in dieſer alltäglichen Verdienſtloſigkeit oder in dem Grade der öffentlichen Geltung? — Wirſt Du nicht geliebt, geehrt? mit Beweiſen der Achtung überall empfangen, wo Du Dich nur zeigen magſt? Und können nicht Gattinnen wie Mütter von Dir lernen? Du biſt meine Mutter, im höchſten

Sinne des heiligen Namens; denn Du haſt mein beſſeres Leben geboren; mein Geiſt iſt ein Kind des Deinigen, und mein Gemüth hat die Nahrung jedes Gefühls für die Tugend aus Deinem reinen Herzen geſogen!“

„Gutes Kind!“ ſagte Tante Chriſtel, Holdinen die Hand reichend, und eine wonnigliche Thräne benetzte ihr Hutband. „Gottlob!“ fuhr ſie fort, „ich habe nicht umſonſt gelebt; dieſer Ueberzeugung darf ich mich getröſten. Und daß, wie Du ſagteſt, ich einer freundlichen Vorgezogenheit genieße, iſt die Frucht der Reſignation. Die Menſchen kommen in der Regel dem am liebſten mit Beifall und Werthhaltung entgegen, der ſie zu entbehren verſteht, und die ganze Kunſt, ſich der Schätze des Lebens zu bemächtigen, beſtehet wohl hauptſächlich darin, daß man ſie miſſen lernet. Selbſt die größere Menge hat einen außerordentlichen Scharfblick, den zu unterſcheiden, der, im Beſitze höherer Güter, ihrer trüglichen Gaben nicht bedarf.“

Sie waren jetzt dem Ziele ihres Weges ganz nahe. Schon machte der rauſchende Fall des Waſſers, der Räder toſender Umſchwung und das Klappern im inneren Getriebe des Mühlwerks ihre gegenſeitige Rede unverſtändlich, da erblickten ſie die Müllerinn, welche, ein Kind an ihrer Hand, vor dem breiten Wege ſtand und ſich nach der Stadtgegend umzuſehen ſchien. Als ſie die Kommenden erblickte, ſchlug ſie die Hände freudig zuſammen und ſchrie ihnen mit einer Stimme entgegen, die, an die Nothwendigkeit gewöhnt, das Gelärm ihrer nächſten Umgebung zu übertönen, auch dann dieſe gellende Höhe beibehielt, wo ſie unnöthig war: „Na, das hat Ihnen der liebe Gott eingegeben, daß Sie heute nach der Waldmühle gingen! Sein Sie ſchönſtens willkommen, liebe Mamſell! auch Sie, Jüngferchen! Ich habe dieſen Morgen wohl tauſend Mal an Sie gedacht. Ja, aber was half das? Ein Wunſch iſt kein Bote, und ein ſolcher fehlte mir; denn das Waſſer geht ſtark, und der Meiſter hat auf alle Gänge geſchüttet; da hatten die Burſchen zu thun.“

Tante Chriſtel fragte mit neugieriger Befremdung, was wohl der Müllerinn Veranlaſſung gegeben hätte, ihr Hierherkommen heute ſo beſonders dringend zu wünſchen?

„Das will ich Ihnen ſagen,“ antwortete die Müllerinn, und ſteckte, als wäre ſie in voller Geſchäftigkeit, die mehlbeſtäubte Schürze zurück. „Unſer Caſper hatte heute bei früher Morgenzeit oben in der Felſenquelle ein Paar große Forellen erwiſcht; die brachte er mir. Das iſt nur ein Leckerbiſſen für Vornehme. Unſer Einer hält ſich lieber an einen tüchtigen Karpfen mit brauner Brühe, da hat man doch was dran. Als ich die Dingerchen abſchlachtete, da dachte ich bei mir ſelbſt: Wäre es heute Milchtag, ſo ſchickte ich das ſchöne Eſſen der Mamſell Chriſtel mit, die könnte ſich ſammt ihrer Jungfer Muhme eine Güte damit thun. Und nun muß es ſich ſo ſonderbar ſchicken! Was dem Menſchen ſoll, das muß ihm werden.“

Tante Chriſtel bedankte ſich herzlich für dies gutwillige Andenken; doch meinte ſie, daß, wenn die nachtheilige Einwirkung der ſpäteren Abendkühle vermieden werden ſollte, ihr Aufenthalt wohl kaum ſo lange dauern könnte, um ein Abendbrod abzuwarten.

„Das läßt ſich einrichten,“ antwortete die Müllerinn mit unabweislicher Gaſtfreundſchaft; „Sie eſſen ein wenig früher, und ſchlafen um ſo beſſer.“

Während dieſer Verhandlung packte Reinholdine ihren Mundvorrath aus und reichte dem kleinen Mädchen, deſſen

Geſicht ein Sinnbild der geſegneten Mahlzeit war, ein Milchbrödchen.

„Nun, wie ſpricht man denn, Grete?“ ſtieß die Mutter das blöde Kind derb an; „kannſt Du keine Kußhand geben? Du thuſt ja ganz fremd! Kennſt Du denn die gute alte Mamſell nicht mehr, welche Dir zu Weihnachten die rothe Wintermütze und das prächtige Wickelkind ſchenkte?“ Die Kleine ſchüttelte ſtöckiſch den Kopf. „Man muß ſich ärgern über die Rangen!“ ſeufzte die Müllerinn, „ſie wachſen auf wie die Pilze im Buſche, und außer der lieben Gottesfurcht kann man ihnen nichts beibringen.“

Reinholdine lächelte über dieſe mütterliche Einfalt, und Tante Chriſtel ſagte: „Dieſer Unterricht, liebe Frau, iſt das Eine, was Noth iſt; alles Uebrige findet ſich.“

Holdchen wählte nun ein Plätzchen im Vordergrunde der Mühle, das die Ausſicht auf das ferne Gebirge gewährte. Die flinke Müllerinn ließ ihre Gäſte nicht lange auf den beſtellten Caffee warten. Sie breitete ein reinliches Tuch über den rohen Tiſch, und die Ueberfülle der beſten Sahne, welche ſie aufſetzte, bewies, daß ſie den werthen Beſuch gern gut und reichlich bewirthen möchte. Sie bedauerte ſehr, nicht ein Stündchen in ſo lieber Unterhaltung feiern zu können, da ſie auf das Kartoffelfeld müſſe, um die läſſigen Mägde in Aufſicht zu halten; doch wolle ſie ſich ſputen, um das verſprochene Abendbrod bei guter Zeit beſorgen zu können.

Nachdem die Veſper vorüber und die geſchwätzige Müllerinn fort war, ſchwieg Reinholdine in horchender Erwartung, und die Tante begann nun ihre Geſchichte vollends zu erzählen: „Das erſte Halbjahr nach Förſter's Abgange verging mir ſehr trübe. Die Augenſchwäche der Mutter verſchlimmerte ſich auf das bedenklichſte. Sie griff, wollte ſie nach etwas langen, oft ſo weit ab, oder ſo auffallend fehl, daß meine langgehegte Furcht, ſie werde erblinden, immer ſtärker wurde. Seltſam genug war ihr Gemüth jetzt viel milder und ruhiger als vormals; ſie würde ſogar zuweilen heiter geweſen ſein, wenn nicht des Vaters zunehmende Kränklichkeit uns ein zu ernſter Gegenſtand der Sorge und des Kummers geweſen wäre. Mit unſäglicher Angſt ſahen wir die unverkennbaren Symptome der Bruſtwaſſerſucht an ihm hervortreten. Seine Nächte verfloſſen meiſtens in fürchterlichen Beängſtigungen; er konnte in keiner liegenden Stellung aushalten, und ein matter Schlaf beſchlich ihn nur, wenn er erſchöpft im Lehnſtuhl ruhete. Lange und hartnäckig widerſtand er meinen heißen Bitten und den dringenden Vorſtellungen des Arztes, daß er ſich ſchonen und das angreifende Amt einſtweilen aufgeben möchte; endlich, als er eines Morgens auf dem Katheder ohnmächtig geworden war, ſah er die Dringlichkeit dieſer Entſchließung ein. Die ganze Claſſe war in Allarm gerathen; denn er war ſehr geliebt! Und ehrfurchtsvoll führten die Schüler ihren Lehrer, den ſie zum letzten Male in ihrer Mitte geſehen, ſeiner Wohnung und den erſchrockenen Seinigen zu.“

„O wie oft habe ich zu jener Zeit in dem grünen Stübchen, wo der ferne Freund gewohnt, auf meinen Knieen gelegen, und Gott inbrünſtig um die Erhaltung des theuren, väterlichen Lebens angeflehet!“

„In dem glühenden Drange, den Herrn der Welt für meinen kindlichen Wunſch zu gewinnen, fühlte ich, welch eine reinere, heilige Kindlichkeit in den Worten liegt, die der göttliche Dulder zu Gethſemane einſt mit ringender Seele ſprach: Vater! nicht wie ich will, ſondern wie Du willſt! Es ward mir klar, daß nur wer ſo betet, würdig bete, und das zitternde und zagende Herz flehete zwar noch: Iſt es möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber! doch von dieſem Muſterbilde angeleuchtet, ſetzte es mit Erhebung hinzu: Dein Wille geſchehe!“

„O meine Tochter! Auf ein Gebet in dieſem Geiſte ſteigt noch heut, wie damals, ein Engel aus himmliſchen Höhen hernieder, den ſchmachtenden Beter zu ſtärken! Ich fühlte ſeine Nähe in den Erquickungen des Troſtes, der mich aufrichtete und nahm die Gewißheit eines höheren und ewigen Schutzes mit in die Kämpfe, denen ich entgegenging.“

„Eines Tages kam ein alter Freund unſerer Familie, um meinem Vater mit dienſtfertiger Theilnahme anzuzeigen, daß ein berühmter Augen-Operateur aus hieſiger Stadt, Flöß mit Namen, morgen nach L... kommen würde, um einem vornehmen Manne, der im Hauſe jenes Freundes wohnte, ein kleines Gewächs am linken Augenliede zu operiren. Er habe nicht verſäumen wollen, meinem Vater Meldung davon zu machen, wenn dieſer etwa geneigt wäre, den Operateur um einen Beſuch, wie um ſein Urtheil über das Augenübel der Mutter bitten zu laſſen.“

„Mein Vater faßte dieſe Nachricht ſehr begierig auf und bat den Freund, den Heilkünſtler in ſeinem Namen zu dieſer Gefälligkeit zu vermögen. Dieſer verſprach es. Er ließ uns am folgenden Tage die Stunde beſtimmen, in der wir den fremden Arzt erwarten dürften, und als ich zu dieſer Zeit den Freund in Begleitung eines Herrn auf unſer Haus zukommen ſah, ging ich, von einer unruhigen Beſorgniß getrieben, ihnen einige Schritte entgegen. Der Arzt war ein Mann in dem blühendſten Alter. Eine ungemeine Lebhaftigkeit ſprach aus ſeinen ſcharfen Blicken, wie aus der flüchtigen Sprache. Sein Anzug war faſt lächerlich auffallend, und Gang und Haltung kündigten eine Anmaßung an, die ſich bei näherer Kenntniß nur zu ſehr beſtätigte. Dieſes Aeußere machte mich ſehr betroffen; ich hatte mir den Operateur ganz anders, und viel älter gedacht, wobei ich vorausſetzte, daß die Ruhe der Erfahrung und die ernſte Beſonnenheit, welche ſtets die Wirkung von der tiefgefühlten Wichtigkeit eines ſchwierigen Berufes iſt, in ſeiner Perſönlichkeit ſichtbar werden müſſe. Um ſo nöthiger fand ich es nun, ihn zu erſuchen, daß in dem vermuthlichen Falle, wenn ſeine Unterſuchung der leidenden Augen meiner Mutter ein betrübendes Reſultat abgäbe, er dies doch ja nicht gegen die reizbare Kranke ſelbſt, ſondern nur gegen den Vater oder mich ausſprechen möchte. Der Mann ſah mich überzwerch an und gab mir eine kurze, beinahe unhöfliche Antwort, eine anmaßende Empfindlichkeit malte ſich in ſeinen Mienen; ich kann Dir gar nicht ſagen, Holdchen, wie ſehr er mir mißfiel. Es erfaßte mich eine bange, warnende Ahnung, als ich den Charlatan über die Schwelle unſeres Hauſes ſchreiten ſah.“

„Sein Benehmen bei meiner Mutter wäre eines Marktſchreiers würdig geweſen, und ſeine Art und Weiſe, die arme Leidende mit milder Hoffnung zu täuſchen, war ſo ungeſchickt und verrätheriſch, daß meine Mutter ihn mit bebender Stimme um Gotteswillen beſchwor, ihr die Wahrheit zu ſagen. Nun denn, Madame, ſagte er mit einem verächtlichen Seitenblicke auf mich, Sie wollen es und ich bin außer Schuld. Sie bekommen den grauen Staar; oder vielmehr Sie haben ihn ſchon. Wenn er zur Reife gelangt ſein wird, will ich mich der Operation unterziehen. Der

Erfolg iſt nicht zweifelhaft und kann Ihre Einbildungskraft der Zeit vorauseilen, ſo iſt es ſo gut, als ſähen ſie ſchon!“

„Die Zuverſichtlichkeit, womit dieſe Prahlerei ausgeſprochen ward, jagte mir einen unwillkürlichen Schauder ab; denn alles Menſchenwerk ſtehet ja in Gottes Hand! Meine Mutter ſchien ſie jedoch mit Hoffnung und Vertrauen zu beleben. Sie war außerordentlich gefaßt. Deſto erſchütterter war mein Vater. Todesbläſſe hatte ſein Geſicht überzogen; leiſe Seufzer drangen aus ſeinen geſchloſſenen Lippen, er ſprach kein Wort und lehnte ſich matt hintenüber. Ich ſah mit Erſchrecken, daß dieſer Auftritt eine ergreifende Wirkung auf ihn gehabt hatte.“

„Seit die Krankheit meines Vaters ſich verſchlimmert, ſchlief ich in ſeinem Schlafzimmer, oder vielmehr, ich wachte darin; denn in den Stunden ängſtlicher Beklemmungen las ich auf ſeinen Wunſch ihm vor. Auch an dem Abend des Tages, wo Herr Flöß bei uns geweſen, ſetzte ich mich an ſein Bett, und nahm den Seneca zur Hand, worin ich geſtern erſt geleſen, und während ich die Stelle ſuchte, bei der wir aufgehört, vernahm ich, daß er zu ſich ſelbſt ſagte: „Die Mutter blind! Der Vater todt! Emilie in knoſpender Blüthe — großer Gott!“ Ich hörte, daß er mein Schickſal wog, und die Stimme mochte wohl ein wenig beben, mit der mein Vortrag ſein Selbſtgeſpräch unterbrach. „Lege nur das Buch weg, mein Kind!“ ſagte er, „ich habe noch viel mit Dir zu reden, und die Zeit könnte gemeſſener ſein, als wir denken.“ Ich gehorchte mit ſchwerem Herzen. „Liebe Chriſtel!“ fuhr er fort, „Du biſt kein gewöhnliches Mädchen; Deine Seele iſt ſtark und muthig. Du wareſt meine Freude im Leben; Du wirſt mein Troſt im Tode ſein! —“ Ach! umſonſt hatte der theure Vater meine Stärke aufgeruſen. Laut ſchluchzend ſank ich auf ſeine Hand, und der Gedanke an ſein nahes Scheiden durchdrang mich mit unſäglichem Wehe. Nicht doch! ſprach er mit frommer Ruhe und legte die naßgeweinte Hand mir ſchützend auf meine Stirne, der Tod iſt kein Uebel: ſondern der Erlöſer von allem irdiſchen Kummer. Er führt uns einem vollkommneren Daſein zu. Und nur auf kurze Zeit trennen wir uns; deshalb wollen wir, des Wiederſehens gewiß, die Angelegenheiten dieſes flüchtigen Lebens mit einander in Ordnung bringen.“

„Es iſt ſeltſam, daß, ſeit Dein Charakter ſich entwickelte, ich mir nie vorgeſtellt habe, Du würdeſt heirathen; obgleich Du es einem ſterbenden Vater wohl glauben kannſt, daß er ſeine wohlgerathene Tochter gern verſorgt zurückgelaſſen hätte. Du zeigteſt ſtets eine ſo feſte Selbſtändigkeit, wareſt ſo frei von den gewöhnlichen Schwächen Deines Geſchlechts, daß ich darin eine Andeutung der Vorſicht zu finden meinte, welche Dich mit dieſer Eigenthümlichkeit zur Stütze Anderer, aber nicht zur Abhängigkeit von männlichem Schutze beſtimmt hätte. Jetzt ſehe ich klar. Die Mutter erblindet, und ihre Heilung ſtehet in Gottes Rath. Wirſt Du, gute Chriſtel, ſie mit treuer, ſanfter Hand zum Grabe leiten? — O meine Antigone!“ rief er, mit ſteigender Empfindung, ich weiß, Du wirſt es; doch Du könnteſt es nicht, wenn ein geliebter Gatte dieſe Hand beſäße. Zwar wird kein blühendes Kind auf Deinem Schooße lächeln; allein Du wirſt Mutterpflichten an der erfüllen, welche Dir das Leben gab, und iſt von den Bedingungen unſerer Fortdauer die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, ſich hinterlaſſenen Geliebten geiſtig zu offenbaren, ſo wirſt Du Dich nie einſam und immer in der Nähe Deines Vaters fühlen, der Dich in dem Frieden, womit er Dich grüßt, den Lohn der Tugend ahnen läßt, welcher für ein vergeltendes Jenſeits vorbehalten iſt.“

„Er hat Wort gehalten!“ fuhr Tante Chriſtel mit den leiſen Tönen einer tiefen Rührung fort, „und auch ich habe mein Gelöbniß treu erfüllt, welches ich in jener heiligen Stunde in ſeine Hand ablegte, die Mutter nie zu verlaſſen. Es befremdete mich, daß der Vater gar nicht an Emilien, das liebenswürdige Kind, dachte, und daß er eben ſo wenig ſeinen Günſtling Förſter erwähnte. Mein Herz flüſterte mir zu, er hätte eine ſpätere eheliche Verbindung zwiſchen mir und dieſem Letzteren als natürlich und nicht unwahrſcheinlich vorausſetzen können, und meinem Freunde eine ſo treue, rückſichtsvolle Dankbarkeit zutrauen dürfen, um die arme Mutter durch ihn wie durch mich, geborgen und beſchirmt zu wiſſen.“

„Nach dieſer Nacht erreichten die Leiden meines Vaters eine Höhe, die für ſeine nahe Auflöſung bürgte. Sie erfolgte innerhalb zweier Wochen. Er ſtarb, wie er gelebt; ſtill und ſanft, wie ein chriſtlicher Weiſer! Ein höherer Beiſtand unterſtützte mich zu den ſchweren, ſchmerzlichen Leiſtungen, die dieſer Sterbefall von mir erforderte. Ich erkannte die ganze traurige Nichtigkeit des Lebens, und die Aufgabe unſerer Pflicht, wäre ſie auch noch ſo ſchwierig, für den einzig würdigen Gegenſtand menſchlicher Sorge und Beſtrebung.“

„Der neue Rector war bereits gewählt und die kurze Zeit bald verlaufen, in der noch in der väterlichen Amtswohnung zu verweilen uns vergönnet worden. Jetzt hielt ich ernſte Berathſchlagungen mit meiner Mutter über unſern künftigen Aufenthalt. Sie äußerte den dringenden Wunſch, hierher zu ziehen, um dem Augenarzte, der, mir unbegreiflich, ihr Zutrauen gewonnen hatte, nahe zu ſein. Auch lebte damals in hieſiger Stadt eine Jugendfreundinn von ihr, von deren Theilnahme ſie ſich wohlthuende Linderungen ihres Kummers verſprach. Ich erſchrak über dies Verlangen, und fühlte, wie ſchwer es mir fallen werde, die theure Vaterſtadt, die werthen Erinnerungsplätze meiner ſchuldloſen Freuden, die Gräber meiner Lieben, zu verlaſſen; aber konnte, durfte ich, wenn auch aus verzeihlicher Selbſtſucht, meiner unglücklichen Mutter die ſpärlichen Erleichterungen verſagen, welche ſie durch dieſe Ortsveränderung zu gewinnen glaubte? Ihr war mein Leben ja geweiht; und ſo fügte ich mich.“

„Ich ſchrieb nun an jene Freundinn meiner Mutter, meldete ihr unſeren Entſchluß mit den Motiven, die ihrem freundlichen Andenken ſchmeicheln mußten, und trug ihr die Bitte vor, uns ein Quartier zu beſorgen, welches den beſchränkten Umſtänden, worin wir fortan leben würden, angemeſſen wäre.“

„Das Teſtament meines Vaters beſtimmte mir ſeine Bibliothek und entſchädigte Emilien durch ein Capital, welches ſie dereinſt bei der Theilung unſerer elterlichen Verlaſſenſchaft voraus erhalten ſollte. Nachdem wir eine Menge Entbehrlichkeiten unter unſern Sachen verkauft und alles Nöthige für unſern Wegzug geordnet hatten, verließen wir L... mit heißen Abſchiedsthränen. Am letzten Abende vor unſerer Abreiſe ſtahl ich mich auf einige Minuten hinweg, (meine Mutter hatte Beſuch von ein paar Frauen,) um meinem Herzen, das ſeinen Schmerz verbergen mußte, das Bild theurer Erinnerungen tiefer einzuprägen. Ich ſtand in ſchwermüthige Betrachtungen verloren, vor dem Gymnaſio ſtill. Das ehrwürdige Gebäude, halb beglänzt von einem melancholiſchen gebrochenen Mondlichte, halb gehüllt in nächtliche Schatten, erſchien mir wie die Stimmung meiner Seele. Ich dachte, wie oft des ſeligen Vaters Fuß über dieſe Schwelle gewandelt — und wie er nun kalt und ſtarr ſei, gleich dem Steine, an dem mein Blick die Spuren meines verſchwundenen Glückes ſuchte. Es war mir unausſprechlich wehmüthig zu Sinne.“

„Als wir am folgenden Morgen in das Freie hinaus fuhren, hörte ich zum letzten Male den Klang der Stadtuhr, die eben ſieben ſchlug. Wenn ich dieſen gewohnten Glockenſchall einſt wieder vernehmen ſollte, wie würde mir dann wohl ſein? fragte ich mich; und eine ſchnelle innere Antwort, welche jedoch gewiß die Eingebung eines Lügengeiſtes, oder das trügliche Erzeugniß meiner Sehnſucht war, wollte mich überreden, daß in dieſen verlaſſenen Mauern mir, nach manchem Tage der Freude, einſt mein Sterbeſtündlein tönen werde.“

„Ich muß jetzt, ehe ich Dir von unſerer neuen Einrichtung ſage, auf Förſter zurückkommen. Ein Jahr war nunmehr verfloſſen, ſeitdem er von uns geſchieden, und in allen ſeinen Briefen hatte die zufriedenſte Schilderung ſeiner Lage uns über ſein Ergehen beruhiget. Wenige Tage vor dem Tode meines Vaters hatte ich auf deſſen wiederholtes Verlangen an ihn ſchreiben und ihm die verſprochene Wechſelzahlung auf das künftige Jahr pränumerando mitſenden müſſen; wobei der gute Vater ein herzliches Bedauern gegen mich äußerte, daß die Vermögensumſtände ſeiner Wittwe und Waiſen dieſe Unterſtützung wohl ferner nicht geſtatten würden. Ich ſagte meinem Vater hierauf, daß ich geſonnen wäre, mein Bißchen Wiſſen und Können, was ich der ernſten Sorgfalt verdankte, womit er meinen Geiſt gebildet, auf

Zinſen anzulegen und künftig Unterricht zu geben. Der Ertrag dieſer Lehrſtunden ſolle Förſtern, natürlich ohne ſein leiſeſtes Vermuthen — die väterliche Wohlthat auch in der Folge zufließen laſſen. Mein Vater lächelte mich an, und ich nahm dies ſtumme Zeichen ſeines Beifalls für eine ausgeſprochene Billigung meines Planes.“

„Obgleich ich in jenem Briefe an Förſtern, den ich bei nächtlicher Weile und Wacht am Krankenbette meines Vaters ſchrieb, ſich meine ganze Seele ergoſſen in ſchmerzlichen Klagen über das Unglück meiner Mutter und den drohenden Verluſt des beſten Vaters, und ich dem heißen Drange nicht zu wehren vermochte, den Jammer, der mein Herz zerriß, in das mitfühlende des einzigen Freundes auszuſtrömen, den ich noch beſaß, wenn mir der geborene ſtarb, ſo bedurfte es doch keiner beobachteten Abſichtlichkeit, um mich jeder Anſpielung auf die äußere Veränderung unſeres zureichenden Glücksſtandes zu enthalten. Und wirklich, ich dachte kaum daran, daß des Vaters Tod uns manche Entbehrung auflegen werde. So durfte ich mich demnach von dem Vorwurf freiſprechen, den zartfühlenden Förſter durch die Vorſtellung bevorſtehender Beſchränkungen, die als drückend empfunden werden könnten, zu einer Handlungsweiſe veranlaßt zu haben, die mich um eine ſüße Hoffnung ärmer machte.“

„In ſeiner Antwort erfolgte der Wechſel zurück; ſein reger Antheil an dem Leide unſers Hauſes ſprach aus jeder Zeile. Er ſchrieb, die tiefe Betrübniß, welche er bei dem Leſen meines Briefes empfunden, ſei durch die Zumuthung vermehrt worden, daß er durch die fortgeſetzte Annahme einer ſo beträchtlichen Summe die ihres Verſorgers beraubten Hinterlaſſenen ſeines unvergeßlichen Wohlthäters, beeinträchtigen ſolle; und ſelbſt, wenn ſeine pecuniäre Lage noch dieſelbe wäre, die ſie vormals geweſen, und ſich nicht durch ein, in jeder Beziehung ſegensreiches Ereigniß ungemein günſtig verändert hätte, würde weder eine menſchliche Bitte noch Gewalt ihn dahin vermögen, Diejenigen auf ſolche Art zu verkürzen, denen ſeine brennende Dankbarkeit ſich lieber in möglichen Erſtattungen bethätigen wollte. Er ſei nämlich ſo glücklich geweſen, bei Gelegenheit einer Schwimmpartie der Lebensretter eines jungen Curländers zu werden, der ein Graf, der einzige Erbe großer Reichthümer und ein edelſinniger Jüngling wäre. Der Gerettete habe die frohe That, nicht wie Seinesgleichen, mit Gold bezahlen wollen, ſondern ſich alsbald in ein wahrhaft brüderliches Verhältniß zu ihm geſetzt. Förſter wohne von Stund an bei ihm, habe durchaus freie Station, bezahlten Eintritt in alle Hörſäle, die zu beſuchen ſeine Zeit ausreiche, und befinde ſich jeden Augenblick in dem Falle, das Zuviel der Erkenntlichkeit ſeines gräflichen Schuldners abzuwehren.“

„Nach Beendigung des akademiſchen Curſus ſolle es ihn auf einer großen Reiſe durch die ſchönſten Länder des cultivirten Europa begleiten, und dann einer, dieſen vorläufigen Beweiſen dankbarer Geſinnung angemeſſenen Verſorgung auf ſeinen Gütern in Curland gewärtig ſein.“

„So habe denn der einzige Moment einer kühngewagten Handlung, deren Erfolg ſchon an ſich ſelbſt überſchwänglich belohnend, ſein ganzes Lebensglück gegründet! Und doch würde er gern viel von dieſem Glücke aufgeben und den lichten Glanz dieſer Hoffnungen freiwillig verdunkeln, könne er damit ſeinem Herzen die Befriedigung erkaufen, mir und der Mutter in der bangen Zeit des Harms und der Trauer, die nun über uns gekommen, mit tröſtender Theilnahme nahe und beiſtändig zu ſein.“

„Mit ſehr gemiſchten Gefühlen hatte ich dies Schreiben geleſen. Es ſtellte das dunkle Schickſal des Freundes, der mir ſo theuer war, unter helle Geſichtspunkte; aber es riß auch eine Kluft zwiſchen mir und ihm, die mich wahrſcheinlich für des Erdenlebens Dauer von ihm trennte. Doch war er in dieſem jähen Wechſel nach Sinn und Gemüth der Alte geblieben, und ein inneres Bewußtſein leiſtete mir dafür Gewähr, daß ſeine Anhänglichkeit an unſere Familie in unzerreißbaren Fäden geknüpft ſei.“

„Wir lebten nun hier in tiefſter häuslicher Stille. Die Jugendfreundinn meiner Mutter war eine kränkliche Frau, die ſelten ausging, und der Umgang, auf den meine Mutter bei unſerer Ortsveränderung ſo ſehr gerechnet hatte, demnach ein entfernter und wenig gepflegter. Der Augenarzt reiſte das ganze Jahr im Lande umher und ſo waren die vornehmſten Zwecke unſers Hierherziehens verfehlt worden. Doch gefiel es uns außerdem recht gut in B....... Unſere Wohnung, freundlich und bequem, gewährte uns den ſchätzenswerthen Vortheil, die gefälligſten, gutmüthigſten Wirthsleute von der Welt zu haben. Wir wohnten damals auf der Eiſenſtraße bei dem Tuchhändler Hübner. Die Leutchen hatten ein Häufchen Kinder; ihre älteſte Tochter, in dem Alter meiner Schweſter, ward bald Emiliens vertraute Freundinn. Ich unterrichtete die jüngern Geſchwiſter, da Hübners ſich zum öftern über die langſamen Fortſchritte ihrer Kinder in der öffentlichen Schule gegen mich beklagt hatten. Der Eltern günſtige Meinung von meiner Gelehrſamkeit und Lehrart ließ ſie in dem angeregten Lerneifer meiner kleinen Schülerinnen Mirakel ſehen, und ehe ich mich deſſen verſah, hatten die lauten Lobpreiſungen, womit das Hübneriſche Ehepaar meine einfachen Wunderthaten gegen

Freunde und Bekannte rühmte, einen großen Kreis von Kindern beiderlei Geſchlechts um mich verſammelt. Das Honorar für dieſe Unterrichtsſtunden war nicht vom Ueberfluß. Meines Vaters Nachlaß, nur durch die Erſparniſſe ſeines Einkommens erworben, beſtand in dreitauſend und einigen hundert Thalern, die in ſicheren Hypotheken angelegt waren. Die erſte Zeit nach des Vaters Tode waren wir durch den Ertrag der verkauften Sachen und anderen Aushülfen darüber in Ungewißheit geblieben, ob die Zinſen jenes Capitals für unſeren Bedarf ausreichend ſein würden. Doch ſpäterhin ergab es ſich, daß wir, darauf beſchränkt, einiger der dringendſten Lebenserleichterungen, als worunter ich ein Dienſtmädchen rechne, würden entbehren müſſen. Und ſo freuete es mich innigſt, mit dem Erwerbe meiner Wiſſenſchaft und Mühe dieſe mangelnden Mittel übernehmen und meiner Mutter zuweilen eine überraſchende Erquickung, oder Emilien ein kleines Vergnügen bereiten zu können.“

„So war ein Jahr vergangen. Immer dunkler war die Nacht geworden, in der meine arme Mutter wandelte, und jetzt verſchwand ihr auch der letzte ſchwache Dämmerſchein in undurchdringliche Finſterniß. Allein die Uebergänge waren ſo leiſe geweſen, daß meine Mutter, ohne es nur zu merken, an die äußerſte Grenze der Blindheit gekommen war. Ich zitterte, ſo oft ich an die nahe Operation dachte, doch verfehlte ich nicht, dem Willen meiner Mutter zu genügen, und in der Wohnung des Augenarztes zu beſtellen, daß, ſobald er von ſeiner langen Abweſenheit zurückkehre, man ihn zu uns ſenden ſolle.“

„Eines Tages, als wir bei Tiſche ſaßen, und meine Mutter vielleicht mit ſtärkerem Appetite als diätetiſcher Vorſicht ihr Leibeſſen, geräucherten Schinken mit Erbſen, genoſſen hatte, trat plötzlich der Operateur in das Zimmer. Sein Weſen war heute noch barſcher, als da ich ihn das erſte Mal ſah, und mit aller Gemeinheit der Arroganz machte er es uns fühlbar, welch Heil uns durch ſeine Gegenwart widerfahre. Nachdem er die Augen meiner Mutter betrachtet, erklärte er rund heraus, daß die Operation ſogleich vor ſich gehen müſſe.“

„Meine Mutter alterirte ſich heftig; doch wagte ſie, von ſeinem Tone eingeſchüchtert, kein Wort der Einwendung. Ich war tödtlich erſchrocken; mir ſchien die Zeit unſchicklich gewählt, und ich hatte den Muth, es ihm, wenn auch ſo milde wie möglich, zu ſagen. Er ſah mich höhniſch an und antwortete: Mademoiſelle wollen einen Practicus meiner Art lehren, die nöthigen Rückſichten zu nehmen! Doch haben Sie außer Acht gelaſſen, daß ein langes Abängſten vorher den Wirkungen des Heilſchnittes leicht eben ſo nachtheilig werden kann, wie ein voller Magen. — Ich ſprang in meiner Angſt hinunter zu Hübners, und bat den braven Mann mit Händeringen, daß er der Beiſtand meiner Mutter ſein, und wo möglich, den gewaltſamen Helfer von der augenblicklichen Ausführung ſeines verhängnißvollen Vorhabens abhalten möchte. Ich zitterte, daß mir die Zähne zuſammenſchlugen, und der gute Hübner, ohne ſich Zeit zur Antwort zu laſſen, ſprang in raſchen Sätzen die Treppe hinauf. Als ich ihm folgen wollte, war es, als ob eine tiefe Verſenkung mich abwärts zöge; ein ſchweres Glockenſummen ſchlug an mein Ohr; aus weiter Ferne hörte ich meinen Namen rufen, und eine unnennbare, dem Tode verſchwiſterte Empfindung drang zu meinem Herzen.“

„Als ich aus der langen Ohnmacht erwachte, lag ich in den Armen der ſanften Bertha, Hübner's älteſter Tochter, und ihre Thränen tropften mit erregenden Eſſenzen auf meine kalte Schläfe herab. Eben trat Madame Hübner zur Thüre herein und ſagte mir in großer Bewegung, daß die Operation nunmehr vorüber wäre. Und glücklich? fragte ich dringend."

„Gott wolle es geben! antwortete Madame Hübner, indem ſie meine beiden Hände faßte und mich zärtlich um Schonung für mich ſelbſt bat."

„Der fromme Wunſch dieſer Erwiederung ſchien mir einen verſteckten Zweifel an dem guten Erfolge zu enthalten, und ich flehete meine Freundinn an, mich Alles, und ſelbſt das Schlimmſte, wiſſen zu laſſen."

„Ihre Mutter, beruhigte mich die Gute, hat wenigſtens verſichert, für einen Augenblick geſehen zu haben; dann aber mußte ſie ſich einer künſtlichen Dunkelheit unterwerfen, und ehe, ſtrenger Vorſchrift gemäß, nach dem Verlaufe von neun Tagen die Binde von ihren Augen genommen werden darf, können wir, glaube ich, nicht mit Beſtimmtheit wiſſen,. ob? und in welchem Grade? das Licht ihr wiedergeſchenkt ſei."

„Darauf führten mich Mutter und Tochter die Treppe hinauf. Die zarte Emilie hatte meine kleinmüthige Schwäche beſchämt und ſtandhaft bei der Mutter ausgehalten. Der Operateur war eben fortgegangen, und ich deſſen froh. Emilie hatte mit Hülfe des Dienſtmädchens unſer Schlafſtübchen nächtlich verfinſtert und dann die Mutter zu Bette gebracht. Mit ſachten Schritten näherte ich mich ihrem Lager, jeder affectvollen Bewegung enthaltend, ſetzte ich mich auf ein kleines, davorſtehendes Fußbänkchen und küßte leiſe ihre herabhangende Hand. Gute Chriſtel! ſagte ſie, und erkannte mich durch das Gefühl —, Du haſt Dich ſehr um mich geängſtet. Wüßte ich doch kaum, Dich jemals ſo zaghaft und furchtſam geſehen zu haben! Es ſchien, als hätte meine Mutter dieſe ungewöhnliche Schwachheit als einen größeren Beweis der Liebe empfunden, als ich ihr durch ein gefaßtes Ausdauern gegeben haben würde. Ich blieb ein Weilchen ſo ſitzen und bemerkte, daß ihr Puls fieberhaft klopfte; ihre Wangen brannten in glühender Hitze, und auf meine Frage, wie ihr ſei, klagte ſie über Kopfweh und Uebelkeit. Ein heftiges Erbrechen erfolgte und wiederholte ſich ſo anhaltend, daß ich mir keinen andern Rath wußte, als den der Madame Hübner anzunehmen, die nach ihrem Hausarzte ſenden wollte. Der alte, würdige Mann, von mir über die Veranlaſſung dieſes Erkrankens unterrichtet, ſchüttelte den Kopf und nannte in aufwallender Mißbilligung den Operateur einen Unſinnigen. Der Erfolg ſchien ein lebhaftes Berufs-Intereſſe in ihm anzuregen; er verordnete und verſchrieb, und verſprach, bald wieder zu kommen.«

»Meine Mutter war nun mehrere Tage recht ernſtlich krank. Dem Befehl des Augenarztes zufolge, der ſich, beiläufig geſagt, nicht mehr blicken ließ, quälten wir die Arme Tag und Nacht mit ununterbrochenen Umſchlägen von geſchlagenem Eiweiß und Alaun.«

»Endlich erſchien der entſcheidende neunte Tag. Wie wir die Binde von ihren Augen löſeten, da, o gütiger Gott im Himmel, ſtarrten ſie blutroth wie wildes Fleiſch, ohne ein Zeichen des Erkennens, um ſich. Die zerriſſene Staarhaut ſchwamm in kleinen Flöckchen in dieſer entzündeten Maſſe. Das Entſetzen verſchloß uns den Mund. Meine Mutter aber ſagte: Faſſet Euch, lieben Kinder! Es iſt finſterer um mich, als jemals. Doch warum ſollte ich vor einem Unglücke erbeben, das ich ſchon ſo lange getragen? Darf ich mir doch nur einbilden, ich hätte die Hoffnung noch, das Licht wieder zu bekommen! Und habe ich ſie denn nicht wirklich? Wenn einſt der Tod mich übereilt, wie der unzuverläſſige Floß — dann darf ich nicht fürchten, daß nach der Dunkelheit des Grabes der ewige Tag mir verſagt bleibe!“

„O wie ehrwürdig ward mir meine Mutter in dieſem Augenblicke! Ich warf mich vor ihr nieder und umſchlang weinend ihre Knie. Sie zog meine Hand empor und drückte, ehe ich es hindern konnte, ſie an ihre Lippen, indem ſie mir zuflüſterte: Habe ich doch Dich! Ja, wenn ich Dich verlöre, dann erſt würde ich empfinden, wie hülflos eine Blinde ſei. — Ein ſeliges Gefühl ſchwellte mein Herz. Ich gedachte jener Scene am Sterbebette meiner Brüder — und des Vaters Segen erfüllte ſich.“

„Vielleicht, meine Holdine, haſt Du Dich ſchon gewundert, daß Emilie, Deine Mutter, bisher eine ſo unbedeutende Nebenrolle in meiner Erzählung ſpielte; aber ich unterließ früher abſichtlich eine Schilderung, die jetzt, da wir an die Entwickelung ihres Schickſals gekommen ſind, richtiger noch ihren Platz findet. Auch das Urtheil der Unparteilichkeit mußte meine Schweſter für ein höchſt liebenswürdiges Geſchöpf erklären. Ihr Körper war vollkommen ſchön; ihr reizendes Geſicht blühete in jugendlicher Heiterkeit, wie eine friſche Roſe im warmen Sonnenſchimmer. Die glückliche Harmloſigkeit ihres Gemüthes geſtattete jedem traurigen Eindrucke nur die leichteſte Oberflächlichkeit, und nie gebrach es ihr an einer Hoffnung, eigener oder fremder Betrübniß zu begegnen. Der Hang zu Geräuſch und Geſellſchaft war in ihr eben ſo vorherrſchend, wie der meinige zur Einſamkeit; ſobald ſie ſich in dieſem ihren Elemente befand, ſchlug ſie die Flügel der Freude, wie der Vogel, wenn er ſich durch die Lüfte ſchwingt. Ihr Verſtand war eben nicht beſonders ſcharf, und alle ihre Geiſteskräfte ziemlich ungeübt, weil ſie nie auf die Nothwendigkeit zurückgeführt worden war, ſich durch inneren Werth geltend zu machen und für äußere Vernachläſſigung Schutz und Erſatz in ſich ſelbſt zu ſuchen. Der Zauber ihrer Perſönlichkeit und ihres unbefangenen Benehmens reichte hin, ihr Bewunderer und Freunde zu erwerben. Ach! wie oft habe ich über das tiefe Geheimniß nachgedacht, welches in jener unnennbaren Grazie ruhet, deren lockender Reiz aus jeder Entſtellung hervor lächelt, und das unwillkürlichſte Thun und Treiben den Regeln der Schönheit und Anmuth unterwirft! Emilien war dieſe myſtiſche Gabe geworden. Nur unſere ſtrenge Zurückgezogenheit von der Welt ſchützte uns vor den Zudringlichkeiten des männlichen Beifalls, den Emilie auch bei dem flüchtigſten Erſcheinen gewann.“

„Unſer Wirth hatte die Tuchlieferungen für das Grenadier-Bataillon, welches früher hier in Garniſon ſtand; und ſo geſchah es denn, daß in Folge dieſer Geſchäftsverhandlungen der Regimentsquartiermeiſter Mailand die Bekanntſchaft meiner Schweſter bei Hübners machte. Der junge, leicht feuerfangende Mann erſtaunte, daß ſolch ein holdes, liebliches Mädchen ſeiner ſpähenden Aufmerkſamkeit bisher entgangen ſei, und er entbrannte in heftiger Leidenſchaft für Emilien. Sein öfteres und ewiges Kommen mußte jetzt Hübners auffallen, und Bertha, die als eine jüngſt Verlobte ſich in größerer Freiheit gegen die Männer bewegte, zog ihn leiſe neckend auf. Da geſtand er ihr, daß er in ihre Freundinn verliebt ſei, und wie ernſtlich es mit dieſer Neigung gemeint wäre. Bertha referirte ihrer Getreuen nach Mädchenweiſe —; genug, die Bewerbung ging den raſchen Gang militäriſcher Kürze, und fand nicht den geringſten

Widerſtand, da Mailand ein angenehmer, wohlverſorgter Mann, der Gegenſtand von Emiliens ſtillen Wünſchen, und in jeder Rückſicht geeignet war, einem armen, unbeſchützten Mädchen der willkommenſte Freier zu ſein. Zwar war meine Schweſter noch ſehr jung; aber um ſo reger konnte ſie ihr Glück empfinden, deſto länger es genießen. Und die längſtbeſprochene Vermuthung, daß das Regiment, wobei mein künftiger Schwager ſtand, nächſtens auf Feld-Etat geſetzt und in die Ferne beordert werden würde, konnte gegen die überwiegenden Vortheile dieſer Verbindung von der mütterlichen Zärtlichkeit nicht in Anſchlag gebracht werden. So war Emilie nun im Umſehen Braut geworden, und ich dringend beſchäftigt, ihre Ausſtattung zu fördern, da die Hochzeit faſt über das Mögliche hinaus beſchleunigt werden ſollte.“

„Freilich mochte wohl die blinde Mutter und die unanſehnliche, altjüngferliche Schweſter dem jovialiſchen Bräutigam als kein erwünſchter Beiſatz der neuen Verhältniſſe, die er nun einging, erſcheinen; allein ſeine feine Artigkeit ließ uns dieſe Vorausſetzung nicht empfindlicher werden, als unſer eigenes Gefühl und die nähere Kenntniß von Mailand's Geſinnungen ſie für die wunde Zartheit des erſteren mehr oder minder drückend machte. Der Mutter Zuſtand gab mir vollgültige Entſchuldigung, mich allen geſellſchaftlichen Aufforderungen zu entziehen, wozu mein Schwager ſich gegen mich verpflichtet glaubte; auch konnte er nicht verkennen, daß meine reſignirten Neigungen ihn niemals beſchämenden Verlegenheiten ausſetzen würden, und daß er eben ſo wenig fürchten dürfe, die Bedürfnißloſigkeit unſerer Lebensweiſe, in Nothfällen durch meinen Fleiß gedeckt, könne ihm jemals durch läſtige Anſprüche die reuige Erinnerung aufdringen, ein Mädchen ohne Vermögen geheirathet zu haben."

„So waren wir denn alſo mindeſtens ſeiner Achtung ſicher. Emilie war überglücklich. Das Entzücken, worin ſie, wie in einem ſüßen Taumel, fortwährend zwiſchen gegenwärtigen und künftigen Freuden ſchwebte, ging jedoch weniger von der Befriedigung einer heftigen Leidenſchaft, als von der jugendlich überſpannten Vorſtellung aus, welche ſie ſich von dem unbeſchränkten Frohgenuſſe ihrer Lage als Mailand's Gattinn entwarf. Eine Situation dieſer Art ſtand, ihrer Meinung nach, mit ihrer Eigenthümlichkeit im volleſten Einklange, und keiner ihrer geheimen Wünſche hätte die Verhältniſſe, in denen ſie künftig leben möchte, ſchöner träumen können. Mitten in die glänzenden Vorrechte, in die luſtige Freiheit des Militärs erhob ſie die ehrende Wahl, und verſetzte ſie in den Rang einer vielbeneideten Officiersfrau. Bei keinem Aufzuge des Regiments durfte der ſtattliche Gemahl fehlen, und doch ſchützte der civiliſtiſche Hinterhalt ihn vor den Gefahren der Krieger, mit denen ſein Amt ihn verband, gab ihm bürgerliche Thätigkeit und eröffnete ihm die Ausſicht auf eine ruhige Verſorgung. Emilie geſtand mir mit kindlicher Offenheit, daß ſie ſich durch alle dieſe Ausſichten beglückt wie eine Königinn fühle."

„O wie herzlich gönnte ich ihr dies Glück! — Um unſere häusliche Stille war es nunmehr geſchehen. All die drängende Unruhe, die raſtloſe Geſchäftigkeit, das Aufgeben heimiſcher Anſiedelungen, wovon in der Regel ein Brautſtand begleitet iſt, war uns um ſo fühlbarer, je enger ſich der Zeitraum zuſammenſchloß, der das hochzeitliche Ziel von der Verlobung entfernte. Heute holte Mailand ſeine Emilie in eigener Equipage zu einer Spazierfahrt ab; morgen mußte ſie ihn zu Staats-Viſiten begleiten. Bald führte er ſie, kraft ſeines Bräutigamsrechts, zu öffentlichen Luſtbarkeiten, dann gab der General eine Fête, zu der auch des Regiments-Quartiermeiſters hübſche Braut geladen wurde. Die unbeſetzten Abende brachte Mailand ohne Ausnahme bei uns zu, und der Geiſt ſeiner Unterhaltung, denn er war zu gebildet, als daß er die Pflichten des Anſtandes nicht hätte berückſichtigen ſollen — ſprach mich ſo wenig verwandt und harmoniſch an, daß dieſe Stunden, mir ſonſt die liebſten, mich zu einer peinlichen Anſtrengung verurtheilten."

„Ich wollte, wir wären erſt wieder in Ruhe und Alles vorüber! Nicht wahr-, Chriſtel? ſagte eines Tages die Mutter zu mir. Es iſt mir, wenn Mailand ſich ſo abmühet im Geſpräch, als würde ihm dieſe vermeintliche Schuldigkeit ſo ſauer, wie mir das bloße Zuhören. Und die Emilie iſt auch nur noch halb da. Man kommt aus all ſeiner Ordnung, und die Gedanken werden Einem ganz unſtät, wenn man ein ſtiller Ohrenzeuge von dieſem unaufhörlichen Treiben und Drängen iſt."

„Die gute Mutter hatte aus meiner Seele geſprochen; auch ich fing an, mich unausſprechlich nach der gleichmäßigen Regel unſeres geſtörten Stilllebens zu ſehnen; doch daß dieſer Wunſch ſo über alle Erwartung ſchnell erfüllt werden ſollte, davon ſchwieg jede Ahnung. Das Grenadier-Regiment bekam plötzlich Ordre zum Marſch an die . . . . ſchen Grenzen. Mailand kam in jüngſter Morgenfrühe beſtürzt zu uns, um dieſe wichtige Zeitung zu verkünden und uns mit der Nothwendigkeit bekannt zu machen, daß ſeine Trauung, die erſt nach dem Verlaufe von ſechs Wochen ſein ſollte, ſchon in acht Tagen vollzogen werden müſſe, weil Emilie, einer getroffenen Uebereinkunft für dieſen Fall und dem Wunſche Beider gemäß, ihn begleiten würde. Er klagte nächſtdem über den ungeheuern Zuſammendrang ſeiner Geſchäfte und daß er kaum wiſſe, wo ihm der Kopf ſtehe. Darauf ermahnte er Emilien mit zärtlichem Scherze, ſich das Herzchen für die nahe Abſchiedsſtunde zu ſtählen, und ihrer nahen Beziehung zu der pflichtſchuldigen Mobilität rüſtiger Soldatenfrauen durch tapfere Wehr gegen alle bräutliche Weichmüthigkeit Ehre zu machen.“

„In Emilien miſchte ſich mit der Betroffenheit über dieſe Nachricht die Freude einer, durch die wärmſten, jugendlichen Hoffnungen beſtimmten Erwartung. Sie war kaum achtzehn Jahre alt, in einſamer Beſchränkung erzogen, und ſollte nun unter den lockendſten Verhältniſſen, unter dem anſtändigſten Schutze in die Welt verſetzt werden, deren Bild ein feuriges Temperament mit hellen Farben in ihrer Phantaſie aufgeſtellt hatte! Ach! ich verzieh es ihr gern, daß die Thräne, welche bei dem Gedanken an den nahen Abſchied von uns ihr blaues Auge füllte, in dem Lächeln des unterdrückten Vergnügens verſiegte.“

„Die acht Tage, welche nun folgten, vergingen ſo ſturm- und drangvoll, daß unſere Sehnſucht nach endlicher Ruhe, ihren höchſten Grad erreichte. Kaum hätte ich es auch länger ſo ausgehalten. Wenn auch die Vollendung der noch lange nicht fertigen Ausſtattung jetzt noch keine Eile hatte, da der Feld-Etat, dem ſich das junge Ehepaar unterwerfen mußte, den größten Theil dieſer häuslichen Anſchaffungen entbehrlich machte, ſo traten dafür wieder andere und dringendere Beſorgungen für den Bedarf der weiten Reiſe und des Aufenthalts in fremder Gegend an deren Stelle. Auf Emiliens Hülfe und Selbſtthätigkeit dabei war nicht mehr zu rechnen, und ſo hatte ich keine dieſer Nächte länger als zwei oder drei Stunden geſchlafen und war wirklich bis zum Aeußerſten erſchöpft, als ich am Morgen des letzten Tages vor dem Abgange des Regiments mit der blinden Mutter nach der Kirche fuhr, um Emiliens Trauung beizuwohnen. Mailand hatte ſich durch den Einfluß des Regiments-Chef die Erlaubniß ausgewirkt, ohne Proclamation getraut werden zu können. Der Feldprediger hielt eine herrliche Rede, kurz aber kräftig; wir waren ſehr ergriffen. Mehrere Officiere waren anweſend, und nach unſerer Heimkehr ſendete die Generalinn meiner Schweſter ein prächtiges Hochzeitsgeſchenk. Am Abend gab die Stadt dem Regimente, das durch ſeinen langen Garniſonſtand darin eingebürgert war, einen glänzenden Ball; Emilie tanzte in ihrem Ehrenkranze und war die gefeierte Königinn dieſes ſchwelgeriſchen Scheidefeſtes. Ich tröſtete daheim mit einem Herzen voll wehmüthiger Beklommenheit die betrübte Mutter, welche über die Gewaltſamkeit der Verhältniſſe ſeufzte, die ihr Kind an dem wichtigſten Freudentage ſeines Lebens, der zugleich der letzte vor einem ſehr ungewiſſen Wiederſehen ſei, der mütterlichen Theilnahme entriſſen, um es in geräuſchvoller Luſt zu betäuben. Ich packte die ganze Nacht hindurch und half mit nüchterner Sorgfalt dem trunkenen Gedächtniſſe der von Glück und Freude berauſchten Braut nach. Mit dem erſten Morgenſtrahle vernahm ich den Wirbel des Generalmarſches, und ein banges Abſchiedsbeben machte meine Hände unſicher in ihren letzten Bemühungen. Reiſefertig flog Emilie in meine Arme und preßte mich in heftigſter Aufregung an ihre Bruſt. Sie weckte die Mutter mit Verſicherungen ihres unendlichen Glückes, mit einer enthuſiaſtiſchen Beſchreibung ihrer geſtrigen Hochzeitfeier. Kann eine Mutter ſchöner erwachen? Noch einmal frühſtückten wir traulich mit einander, und nie wieder. — Jetzt war Alles auf den Straßen in der lebendigſten Bewegung. Vom fernen Markte her erſcholl die Stentorſtimme des Commandeurs; die Trommel gab das Signal zum Abmarſche, und immer leiſer verklang die Muſik und das Getöſe des Menſchentroſſes, der in einer Richtung hinzog, welche außer dem Geſichtskreiſe unſerer Wohnung lag. Da ſtürzte Mailand ins Zimmer: Mache es kurz, liebe Emilie! der Wagen hält. Knieend empfing dieſe den Segen der Mutter; ſtumm tauſchten wir unſere Gefühle gegen einander aus — und fort rollte der Wagen, der die junge Frau in das militäriſche Getümmel führte; doch um uns war es ſtill und öde; denn auch die Stadt ſchien wie ausgeſtorben. Als die bittern Nachgefühle dieſes gewaltſamen Abſchiedes und die erſten Unheimlichkeiten unſerer wüſten Einſamkeit überwunden waren, die den grellſten Contraſt zu der unruhigen Mannichfaltigkeit des jüngſten Vormals bildete — that uns dieſe einförmige Stille recht wohl. Wir kehrten allmählich zu jeder ruhigen Gewohnheit zurück, und die aufgeregten Empfindungen legten ſich unter dem ſanften Gange der Alltäglichkeit ein; und was als Gegenwart uns betäubt und bedrängt hatte, ward zu einem anziehenden Bilde der Erinnerung, da es in den Hintergrund der Vergangenheit trat.“

„So waren acht Wochen verfloſſen. Schon hatten uns mehrere Briefe von Emilien ihres Wohlſeins, ihrer Zufriedenheit verſichert. Der Herbſt war bereits merklich vorgerückt, und die Witterung in ihrer heitern Schöne, ungewöhnlich ausdauernd für dieſe ſpäte Jahreszeit. Dennoch übte ſie vielleicht einen ungünſtigen Einfluß auf meine Geſundheit; denn ich fühlte mich ſeit acht Tagen unpäßlich, ohne mir einer Urſache davon bewußt zu ſein. Auch ſchrieb ich dieſem körperlichen Unbehagen die ſeltſame Veränderung in meiner Gemüthsſtimmung zu, welcher ich mich nicht erwehren konnte. Meine Gedanken durchirrten unſtät, ein verſagtes Glück ſuchend, das weite Reich der Möglichkeiten; mein Gleichmuth löſete ſich in trüben Ahnungen auf. Die Arbeit, ſonſt der froheſte Genuß meines Lebens, widerte mich in der Kleinlichkeit ihrer Beſchäftigungen an; es war mir, als ob eine großartige Erwartung mich über meine genügſame Unbedeutendheit erhöbe in einen weiten, leeren Raum —; und daß es zuverläſſige Vorgefühle giebt, weiß ich, ſeitdem mich mein Zuſtand in jenen Tagen durch ihren Erfolg darüber belehrt hat.“

„Eines Abends liege ich, von leichten Fieberſchauern angewandelt, im Sopha, noch brannte kein Licht, und meine Mutter ſaß, umfloſſen von der leuchtenden Silberhelle des Vollmonds, mir gegenüber. Der Gedanke, wie ſie in Mitten dieſes Wunderglanzes doch von trauriger Nacht umgeben wäre, erzeugte die verwandte Vorſtellung in mir, wie der Wahrheit klarer Himmelsfunken doch ſo oft von finſteren Vorurtheilen verdunkelt würde — und ich ſchwieg, in dieſe und ähnliche philoſophiſche Betrachtungen verſenkt, unter denen das gereizte Weh meiner Seele in ruhige Beſchaulichkeit überging. Da ſagte meine Mutter: Chriſtel! Biſt Du kränker geworden? Ich merke es an Deinem Schweigen, wie übel Dir ſein muß. Ich verneinte dieſe Vermuthung. Nun denn, fuhr ſie fort, ſo laß uns einmal von alten Geſchichten plaudern. Wo mag jetzt Förſter nur ſein? Und wie lange iſt es wohl, daß er nicht mehr geſchrieben? Die gute Mutter! Sie wußte, daß dieſer Gegenſtand mich ſtets mit regem Intereſſe für unſere Unterhaltung belebte.“

„Darüber wird er ſelbſt die beſte Auskunft geben können!

antwortete in dieſem Augenblicke eine männliche, in tiefer Bewegung ſchwankende Stimme, und ein langer ſchwarzer Schatten ſtreckte ſich aus der halbgeöffneten Thüre über den blendenden Schimmer des Fußbodens. Ich ſprang mit einem lauten Schrei empor; eine hohe, ſtattliche Geſtalt ſtand vor mir, und früher, als die Züge dieſes veränderten Geſichts, erkannte ich den warmen Druck der Hand des Freundes und den vollen Schlag des treuen Herzens, an das ich mich im Uebermaße der Freude gepreßt fühlte.“

„Förſter! Förſter! rief meine Mutter mit emporgehobenen Armen, in die er nun ſchmerzlich gerührt eilte. Auf dieſen mißverſtandenen Ruf kam das Dienſtmädchen mit Licht herbei, und ich ſah nunmehr die Verwandlung, welche mit ſeiner äußeren Erſcheinung vorgegangen war. Die vollendete Größe ſeiner Figur erhielt durch eine freie Haltung etwas Edles; ſein Geſicht, von Geſundheit und den Gefühlen dieſer Stunde lebhaft gefärbt, hatte geiſtige Bedeutſamkeit und den Ausdruck der Erfahrung. Ein koſtbarer Reiſepelz war nachläſſig über den ſuperfeinen Anzug geſchlagen, die ſaubere Wäſche vom beſten Batiſt. An der einen Hand flammte ein Solitär von großem Werthe, an der andern prangte das erleſenſte Kunſtwerk einer Antike; und mit einem Taſchentuche von indiſcher Seide trocknete er ſich die heiße Stirne. Ich weiß nicht, warum dieſe angenehmen Wahrnehmungen mich mit einer Art trauernder Sehnſucht und beſchämter Erinnerung an jenen Augenblick denken ließen, wo Förſter blaß und dürftig zum erſten Male unſer Haus betrat, und die herben Thränen der Verlaſſenheit abzuwiſchen, ein kleines, unpaſſendes Tüchlein hervorzog. Und dennoch ſchwebte jenes Kummerbild in unverblichenem Zauber vor meiner Seele, und nie hatte mein Andenken ohne ſüße, ſelige Gefühle darauf verweilen können! Wie anders jetzt! In den Außenfarben des Reichthums ſtand er da, und ob die plötzliche Freude mich auch zu ſchärferer Betrachtung unfähig machte, ſo war mir doch ein ängſtlich überraſchter Blick nicht entgangen, den er bei dem erſten Scheine des Lichtes über meine Geſtalt gleiten ließ. — Er war länger als drei Jahre hindurch mit ſeinem Univerſitäts-Freunde, dem jungen Curländer, auf Reiſen geweſen und hatte die ſchönſten Länder Europa's kennen gelernt. Seit Jahr und Tagen hatte der Graf, der bisher unter Vormundſchaft geſtanden, ſeine weitläufigen Güter übernommen und den vertrauten Rechtsfreund zu ſeinem General-Mandatarius ernannt. Meine Mutter ſchlug in theilnehmendem Erſtaunen die Hände zuſammen, als uns Förſter ſein Einkommen angab und die Lage ſchilderte, in welche eine ſeltene Dankbarkeit ihn verſetzt hatte. Ich bewohne, ſagte er, den weiten Flügel eines prächtigen Palaſtes, weil der Graf mich in ſeiner Nähe wiſſen will. Seine Tafel iſt, ſo lange ich keinen eigenen Hausſtand habe — jeden Tag für mich gedeckt, und doch kann ich mit unbedingter Freiheit auf meinen Zimmern bleiben, ſo wie es mir beliebt. Vier Pferde ſtehen ſtets zu meiner Dispoſition, da mein Beruf es erheiſcht, daß ich die meiſte Zeit auf Reiſen nach den zerſtreut liegenden Gütern meines Patrons zubringe. Die Menge der Bedienung, welche mir zu Gebote ſteht, iſt mir faſt läſtig; doch wohlthuend empfinde ich den Umfang der Vollmacht, nach welcher ich in der mir anvertraueten Wirkſamkeit nach eigener Einſicht verfügen kann.“

„Der Himmel weiß, daß dieſe Schilderung meine heißen Wünſche für Förſter's Wohl nicht übertraf, und dennoch fühlte ich mich durch ſie leiſe gedrückt. Wie klein mußten wohl an dem Maßſtabe, den das Glück dieſem ſeinen Günſtlinge für die Erweiſungen einer wohlwollenden Geſinnung bot, die Erinnerungen an die äußeren Beſchränkungen unſerer herzlichen Freundſchaft für ihn erſcheinen! Die Frage, welche ich an ihn richtete, was ihn jetzt in die vaterländiſche Provinz zurückgeführt habe, mochte wohl in dem Anklange dieſer Erwägung tönen; denn Förſter ſah mich mit vorwurfsvollem Blicke an und antwortete mir gekränkt: Das iſt keine hübſche Frage, meine Freundinn! Was anders als die Sehnſucht, Sie und das gute Mütterchen wiederzuſehen und an den Gräbern der Meinigen, worunter ich Ihren Vater, meinen theuerſten Wohlthäter, rechne, eine Thräne dankbarer Rührung zu opfern und die Segnungen einer gütigen Vorſicht inniger zu empfinden!“

„Auf meine Erkundigung nach der Dauer ſeines Aufenthalts bei uns gab mir Förſter eine ausweichende Antwort; nur ſo viel erhellte mir daraus, daß er kurz ſein werde. Als er ſpät von uns ging (er war in einem nahen Gaſthofe abgeſtiegen), bat er mich für den folgenden Morgen um einen Spaziergang. Ich verbrachte die Nacht in fieberhafter Aufregung, und beinahe ganz ſchlaflos. Als ich früh an dem Spiegel vorüberging, erſchrak ich vor meinem Ausſehen und kam mir um zehn Jahre veraltet vor. Es war ein äußerſt milder Octobertag. Friſch und glänzend, wie ſeine Farbentöne, trat Förſter bei uns ein, um mich abzuholen, und nachdem er ein halbes Stündchen mit meiner Mutter geplaudert, machten wir uns auf den Weg. Erröthend bemerkte ich, daß neugierige Blicke uns überall folgten, und die Herkunft und Abſicht des ſchönen, anſehnlichen Mannes, an deſſen Arme ich ging, und der ſich in traulichem Geflüſter zu mir herabneigte, zu erforſchen ſuchten.

Als wir an einem öffentlichen Garten vorüber kamen, der zu dieſer Tageszeit noch unbeſucht war, bat er mich einzutreten und ein Weilchen hier auszuruhen. Denke Dir aber, liebe Holdine, meine unausſprechliche Beſtürzung, als mir Förſter nach einer kleinen Einleitung die Eröffnung machte, daß er nur in das Vaterland gekommen wäre, um mich mit unverminderter, zärtlicher Anhänglichkeit zu bitten, daß ich als Gattinn ſein glückliches Loos theilen und ihm ſobald als möglich nach Curland folgen möchte! Er hob mein geringes Verdienſt um ſein früheres Fortkommen auf eine Art heraus, die mich im Innerſten bewegte, und ſagte mir, welch eine frohe Befriedigung es ihm gewähren würde, wenn er Derjenigen eine ſorgenloſe Unabhängigkeit bereiten könnte, die einſt als ein hülfreicher Engel über ihn gewaltet! Wie er mit dieſen lockenden Vorſtellungen in mich drang und meine Hand an ſeine beredten Lippen hob, fiel [illegible] von Thränen verdunkelter Blick auf die Antike an der ſeinigen, und ich erkannte den Kopf des Sophokles. Da ſtand der Augenblick, wo der ſterbende Vater mich ſeine Antigone nannte, in ſeiner heiligen Unvergeßlichkeit vor meiner Seele; er ward zum Genius, der von des Todes ſtillem Ufer warnend herüberwinkte und mich in der allzu reizenden Verſuchung an ſein Vermächtniß und meine Pflicht erinnerte. Förſter, ſprach ich, hören Sie mich! Ein Irrthum verleitet Sie zu dem Wunſche, Ihr Leben an das meinige zu knüpfen. Zwar iſt es ein menſchlich-ſchöner; aber dennoch ein Irrthum, der früher oder ſpäter von der Wahrheit gerächt werden würde. Ihre ſchwärmeriſche Erkenntlichkeit überſchätzt das ſchweſterliche Bemühen, wodurch ich einſt den Druck Ihres Schickſals ſanfter zu machen ſuchte, und die kleinen Beweiſe aufrichtiger Theilnahme an demſelben, die meinem Herzen ſo natürlich waren, wie der Bruſt das Athemholen. Es wäre zu viel, wenn Sie jene bereits getilgte, oder doch der Vergeſſenheit verfallene Schuld mit dem Opfer Ihrer höchſten irdiſchen Glückſeligkeit bezahlen wollten. — Eine unlösbare Verpflichtung weiht mich zum Schutzgeiſt der blinden Mutter; ihrem kränklichen Alter die Strapazen der weiten Reiſe nach einem ſo fernen Wohnorte und die Eingewöhnung in die Veränderungen des Klima's, wie der ganzen Lebensweiſe zuzumuthen, würde eine ſichere Grauſamkeit und die Verkürzung ihrer letzten Tage ſein. Und dann Förſter — hier brachen meine Thränen hervor — wäre dies Hinderniß auch nicht, ich könnte doch nimmer die Ihrige werden. Warum? fragt mich Ihr Blick; die Antwort iſt einfach, mein lieber Freund. Weil Ihr Glück mir theurer iſt als das meinige, weil ich den Verluſt Ihrer Achtung nicht einzubüßen vermöchte — und weil ich es vorziehe, mir Ihr Andenken rein zu bewahren, da ich als Ihre Gattinn in Gefahr wäre, das Einzige zu verlieren, was Sie als ein freies Gefühl für mich empfinden können, das Vertrauen eines Bruders, die Hochſchätzung des Freundes!"

„Während ich mit wachſendem Muthe und geſtärkt durch mein Selbſtgefühl ſo redete, veränderte ſich die bisherige Spannung in Förſters Zügen. Ich ſah, wie ſich ſeine Bruſt unter Seufzern hob, die, ach! ein zerriſſenes Herz empfindet ſehr zart und leiſe! mehr einer erleichterten Angſt, als einem verſagten Wunſche zu entſchlüpfen ſchienen. Daß er mit ernſtlicher Abſichtlichkeit meine Einwendungen zu heben und mich von der Vernünftigkeit einer Verbindung zwiſchen uns zu überzeugen ſuchte, leitete meinen Forſcherblick nicht irre, der es erkannte, wie wenig Theil der Ungeſtüm einer wärmeren Neigung an dieſem unabläſſigen Dringen habe, welches eine überſpannte Vorſtellung von der Pflichtmäßigkeit des mir gemachten Antrags ſo lange gegen meinen Widerſtand behauptete.«

»Ich bat ihn endlich mit übermannender Wehmuth, daß er mein ſchonen möge; da fühlte er den Vorwurf dieſer Bitte und ſchwieg; und der Frieden meiner Seele war, wenn auch mit tiefen, heißblutenden Wunden, gerettet.«

»Die Mutter durfte natürlich von dieſer wichtigen Unterredung nichts erfahren. Sie, die den Abſtand zwiſchen der matten, dürftigen Geſtalt ihrer Chriſtel und der blühenden Vollkraft des Freiers nicht ſehen konnte, würde die Grundſätze, auf denen meine Weigerung, die Seinige zu werden, beruhete, beſtritten, und ſich in ihrer mütterlichen Freude über mein, allem Anſcheine nach ſo glänzendes Glück zu jeder Aufopferung dafür ſtark genug geglaubt haben. Daß es in höherem Sinne eine beſſere Verſorgung für mich ſei, wenn ich einſam und nur begleitet von ruhiger Selbſtachtung durch das Leben ginge, als wenn ich, eine ungeliebte Gattinn, von dem Bewußtſein verfolgt würde, mit ſelbſtſüchtigem Wahn den großmüthigen Freund um den Genuß einer gerechtfertigten Leidenſchaft und um den Beſitz eines ſchönen und liebenswerthen Weibes gebracht zu haben; dies würde ich ihr ſchwerlich haben begreiflich machen können.«

»Früher als ich geglaubt hätte, ſah ich die ganze Gefahr der überwundenen Lockung ein. Schon am zweiten Tage wollte Förſter wieder fort, da, wie er ſagte, der eigentliche Zweck ſeiner Reiſe vergeblich geweſen, und jeder Augenblick längeren Säumens Geſchäften von Wichtigkeit entzogen würde. Mit größerer Schwierigkeit von meiner, als von ſeiner Seite ſetzte ich mich auf den Fuß unſerer alten Vertraulichkeit, und ſo geſtand er mir in den letzten Stunden unſeres Beiſammenſeins unverhohlen, daß er nun wahrſcheinlich in den Plan ſeines gräflichen Gönners eingehen würde, der ihn anliege, eine bürgerliche Freundinn ſeiner jungen Gemahlinn, die unter ihrem Schutze ſtehe, zu heirathen. Die behutſame Feinheit, womit Förſter auf meine möglichſt unbefangene Erkundigung über die Eigenſchaften dieſes Mädchens Rede und Antwort gab, die ſchüchterne Wahl der Worte, in denen er über ſein Verhältniß zu dieſem anziehenden Weſen ſprach, ließen mich erkennen, wie unparteiiſch Förſter meine Perſönlichkeit beurtheilte, und welch ein zartes Gefühl der Liebe von der Dankbarkeit unterdrückt worden war. Ich wußte genug, um mich meines Sieges zu freuen, wenn auch der Lorbeer, den ich mir erkämpft hatte, in einer Dornenkrone beſtand. Ich bat Förſtern, daß er nach der Vollziehung dieſer vermuthlichen Heirath mir ſchreiben, und durch eine wahrhafte Schilderung ſeiner ehelichen Situation und des Charakters ſeiner künftigen Frau die treue ſchweſterliche Vertraute in mir ehren möge. Denn, fuhr ich fort, und die Worte: ich habe es auch um Dich verdient! Du kennſt ja die gefeierte Stelle im Carlos, wo ſie ſtehen, Holdchen! ſchwebten mir mit dem vollen, ſchmerzlichen Gefühle meiner Opferung auf den Lippen; aber ich unterdrückte ſie, und ſetzte hinzu: Ich werde niemals aufhören, den innigſten Theil an Ihrem Schickſale zu nehmen! Er war nun fort, und ich wandelte wie eine Abgeſchiedene umher; doch miſchten ſich milde, ich möchte ſagen, überirdiſche Tröſtungen in meine Thränen, die ich im Stillen vergoß. Bald aber, o guter Gott im Himmel, ſollten ſie öffentlich fließen! Acht Tage darauf, als Förſter uns verlaſſen, war meine Mutter binnen einer

Stunde geſund und todt; ein Stick- und Schlagfluß endete ihr Leben. Ich war nun fürchterlich allein in einer Welt, die mich mit dem Grauen einer weiten Oede umgab. Noch hatte der Freund, der mich ſchützend an ſein Herz zu nehmen und dieſem bitteren Verhängniſſe zu entreißen kam, die Heimath nicht erreicht, und ich war nahe daran, meinen Gram durch Selbſtvorwürfe zu ſchärfen. Hatte ich auch vielleicht bei der Abweiſung ſeiner Hand, mehr dem gereizten Stolze meiner Vernachläſſigung von der Natur, als der Vernunft Gehör gegeben? So fragte ich mich in den heftigſten Anfällen des Schmerzes, und wollte mich überreden, ich würde den Mangel äußerer Reize durch die Fülle meiner Zärtlichkeit und durch einigen inneren Werth übertragen, und ihn, wie keine Andere, beglückt haben. Freilich hielt dieſe Täuſchung gegen meine beſſere Ueberzeugung nicht aus; aber ſie war doch nichts deſto weniger eine harte Probe für die Wahrheit meiner Grundſätze.“

„Ich darf es den guten Hübners dankbar nachrühmen, wie ſehr ſie ſich in jener bängſten Zeit meiner angenommen. Trotz allem Widerſtreben mußte ich die ſanfte Bertha zu meiner Schlafgefährtinn annehmen, und als ſie heirathete, trat ihre Schweſter Minna an ihre Stelle. Auch arbeitete ich redlich an meiner eignen Beruhigung, und allmählich gelang es mir, dem wilden Sturme meines Gemüthes Stille zu gebieten. Was Gott auflegt, meine Tochter, das läßt ſich ſtets ertragen; nur unter der Bürde eines belaſteten Gewiſſens erliegt der Menſch, und ſinkt in die Abgründe der Verzweiflung! An dem Sonntage, wo die ſelige Mutter abgekundigt werden ſollte, war ich in der Kirche, und der würdige Geiſtliche, welcher die Amtspredigt hatte, ſchien eigens für mich ſtudirt zu haben. Schon das Hauptlied:

Zaget nicht, wenn Dunkelheiten auf des Lebens Pfade ruhn u. ſ. w., löſete meinen ſtarren Schmerz in milderndes Weinen auf, und wie nun der Prediger ſo chriſtlich-ſchön von dem Segen eines gläubigen Vertrauens zur Vorſehung ſprach, und wie dieſer die tiefſte Nacht des Erdenkummers mit den Strahlen des Himmels aushelle, und deſſen Klarheit auch auf die verworrenſten Lebensräthſel fallen laſſe; da fühlte ich mit Reue, wie wenig meine Trauer einer Chriſtinn würdig geweſen, und wie viel Theil an dieſer Verſündigung das innere ungewiſſe Schwanken gehabt habe, worin die Ueberzeugung, welche Förſter's Antrag ablehnte, durch den heftigen Schlag des Schickſals, den ich erlitten, verſetzt worden war. Ich beugte mich demüthig unter die ſtarke Hand meines Gottes — und wie es immer geſchieht, wenn es mit der Ergebung rechter Ernſt war — dann erhob ſie mich.“

„Tröſtende Gedanken in Beziehung auf jenes verwirrende Zuſammentreffen von Umſtänden floſſen mir in ſtillem Nachdenken zu, und leiteten erquickende Friedensquellen in meine dürſtende Bruſt. Eine Wahrheit, welche mir als heilige Regel der Tugend eingeprägt worden war, daß unſere innerſte Entſcheidung ganz unabhängig von der Rückſicht auf äußere Erfolge ſein und auf ihrem ewigen Grunde ſo feſt ſtehen müſſe, um auch von den nächſten und ſtärkſten Erſchütterungen nicht aus dem Gleichgewichte gebracht werden zu können — zog mich aus dem Tumulte leidenſchaftlicher Gefühle wieder zu ihrer weiſen Erhabenheit hinan, und ich fing an, es als wohlthätige Schonung der göttlichen Gute für mich anzuſehen, daß die Mutter erſt nach Förſter's Ankunft geſtorben war. Dieſe Anſicht, welche ich feſtzuhalten ſuchte, erweiterte ſich mir nach und nach. Auch vermehrte Arbeit brauchte ich als ein Hulfsmittel zur Heilung meines wunden Gemüths. Ich vergrößerte meine kleine Schule, und widmete ihr den bedeutendſten Theil meiner Zeit. Sie war jetzt faſt meine alleinige Ernährerinn; denn eines der Grundſtücke, auf denen unſere Erbcapitalien ſtanden, war durch das Feuer zu Grunde gegangen, der Eigenthümer eines andern durch herabgekommenen Nahrungsſtand zu regelmäßer Zinszahlung unfähig gemacht worden, und ſo wäre ich in der That übel daran und um die Nothwendigkeiten meiner Subſiſtenz verlegen geweſen, hätte mich mein Inſtitut und die freigebige Dankbarkeit der Eltern nicht überflüſſig verſorgt, ſo daß ich ein hubſches Sümmchen zurücklegen konnte.“

„Nach Verlauf eines halben Jahres bekam ich einen Brief von Förſter.“

„Entfernt von mir, und ſomit ungeſtört durch die zarte Scheu mich zu verletzen, vielleicht begeiſtert durch die Nähe ſeiner Frau, ſchilderte er mir ſein eheliches Glück mit glühenden Farben. Sie flammten ſchmerzend, aber läuternd in mein Herz; und als ich ihm nach einiger Zeit antwortete, meldete ich ihm den Tod der Mutter mit einer Faſſung, welche dies traurige Ereigniß außer aller Beziehung zu ſeinen frühern Abſichten und meiner Entgegnung ſetzte.“

„So waren drei und ein halbes Jahr vergangen, in deren ſtillem Laufe ich jene ſanfte Zufriedenheit wieder gefunden hatte, die der fruchtbarſte Boden für fromme Freude und ein geſegnetes Wirken iſt. Nur ſelten hatte ich während der Zeit Briefe von meiner Schweſter erhalten, und auch dieſe ſpärlichen Schreiben waren mir faſt immer unbefriedigend geweſen, da ſie mir die Auskunft über die Hauptgegenſtände meiner ſchweſterlichen Wißbegierde ſchuldig blieben. Sie waren oft von dem Geiſte unmuthiger Zerſtreutheit dictirt, was ich der ſteten Unruhe, worin ſich die gute Emilie befand, zuzuſchreiben geneigt war; denn das Regiment hatte während dieſes Zeitraums ſeinen Standort mehrere Male verändern müſſen. Jetzt meldete mir ein kurzes Anſagebrieſchen, deſſen Inhalt bald von öffentlichen Nachrichten beſtätiget wurde, daß unſere Grenadiere bereits Ordre hätten, in die verlaſſene Garniſon einzurücken, und ich betrachtete dieſe Veränderung als einen Zuwachs meines ruhigen Glückes. Voll froher Hoffnung konnte ich den Tag des Wiederſehens kaum erwarten, und wie er nun erſchien, und ich mit dem Ohre der Sehnſucht ſeinem zögernden Stundenſchlage lauſchte, und Emilie, dem fröhlichen Heereszuge vorauseilend, unerwartet anrollte und in meine Arme ſank: da fühlte ich nichts, als wie ſtark die Geſchwiſterliebe ſei, und wie heilig feſt die Natur jegliches ihrer Bande ſchlinge. Die Geſtalt Deiner Mutter hatte ſich nun in ihrer ſchönſten Vollendung entfaltet; ſie glich einer Centifolie, welche den prangenden Reichthum ihrer friſchen Fülle den Blicken der Bewunderer geöffnet hat! Aber in den Zügen ihres Geſichts vermißte ich jenen zarten Schmelz milder Anmuth und Sitte, welcher die Seele der Schönheit und das Kind reinbewahrter Gemüthlichkeit iſt. Ihre glänzenden Augen, von einer inneren Verfinſterung verdüſtert, ſtrahlten nicht mehr ſo heiter wie ſonſt das Leben an, und ihre Phyſiognomie hatte den Ausdruck von Erfahrungen angenommen, die im Widerſpruche mit ihrer blühenden Jugend ſtanden."

„Dieſe Bemerkungen mußte ich um ſo früher machen, je treuer das liebe Unſchuldsbild der Schweſter meinem Andenken eingefaßt war, und ſie miſchten meinem Entzücken einen verbitternden Tropfen bei. In ſtürmiſcher Bewegung drückte Emilie mich an ihre Bruſt, und als ſie ſich in meinem aufgeputzten Stübchen umſchauete, brach ſie in Thränen aus. Ach wie hübſch iſt es bei Dir, Chriſtel, wie heimlich! Man fühlt ſich von einem linden Friedensodem angeweht! — So ſprach ſie, und ihre Blicke, als ſuchten ſie einen Ruhepunkt, irreten von einem Gegenſtande zum andern. Dann fuhr ſie fort, ſo würde der Eva zu Muthe geweſen ſein, wenn ſich ihr die Thür des verſchloſſenen Paradieſes noch einmal geöffnet hätte! —“

„Meine Freude wich der Beſtürzung. Ich fragte Emilien, ob ſie ſich nicht ganz ſo glücklich wie ehemals fühle? Da lächelte ſie, und antwortete, nein, nicht ganz mehr ſo, gute Schweſter; doch muß man das Leben ertragen, ſo gut es gehen will. O! dieſes Lächeln, und der Ton, womit die arme Emilie meine Worte: nicht ganz mehr ſo, parodirte, und mich gute Schweſter nannte, war eine ſchneidende Ironie für meine gutmüthige Vermuthung, und iſt mir unvergeßlich geblieben.“

Tante Chriſtel hielt hier mit einem tiefen Seufzer inne, und blickte, wie überlegend, zu Boden. Als ſie wieder aufſah, und die ängſtlich neugierige Theilnahme in Reinholdinens Zügen wahrnahm, die mit beredtem Schweigen um eine rückhaltsloſe Fortſetzung bat, ſagte ſie: „Welche Erklärungen nun meine Schweſter mir in der erſten Stunde unſeres Wiederſehens auf mein beſorgtes Verlangen über jene unheimliche Erwiederung gab — dies iſt vielleicht nicht für das Ohr ihres Kindes geeignet, und wer weiß, ob ich nicht Unrecht daran thue, wenn ich dieſen Zweifel unbeherziget laſſe? Aber ſoll die Geſchichte Deiner nächſten Anverwandten Dir ſo lehrreich werden, wie ſie es könnte, und meinem herzlichen Wunſche nach möchte: ſo darf ich Dir nichts vorenthalten, und will für die weitere Mittheilung mich in dem Gedanken beruhigen, daß ein ſo gutes und verſtändiges Mädchen wie meine Holde, auch unbeſchadet ihrer kindlichen Gefühle darüber unterrichtet ſein kann, daß ihr Vater — ſeine Fehler hatte.“

„Als wir nun ſo traulich beiſammen ſaßen, und ich in Emilien drang, mir die ſchwachen Stellen ihrer Zufriedenheit zu nennen, weil die herumrathende Beſorgniß ſich gar leicht zu übertriebenen Vorausſetzungen verirre, ſprach ſie: Aengſtige Dich nicht, gute Chriſtel! Man hält mich allgemein für eine beneidenswerthe Frau; denn Mailand kann ſehr liebenswürdig ſein — allein, wie glänzend ich auch auftrete, der enge Schuh drückt und preßt doch heimlich. In der erſten Zeit meiner Verheirathung fühlte ich mich glücklich, wie keine Königinn. Mein Mann vergötterte mich und kam mit der erſinnlichſten Liebe allen meinen Wünſchen zuvor. Was mich zuerſt ein wenig ſtörte in dem reinen Gefühle meines Glückes, war ſein Hang zur Eiferſucht. Ich gab ihm, Gott weiß es! keine Veranlaſſung dazu; denn von allen Officieren unſeres Regiments, worunter die meiſten gelegenheitshalber mir ein wenig die Cour machen wollten, gefiel mir auch nicht ein einziger. Es that mir nur leid um ſeinetwillen, daß er mich und ſich ſo ohne Urſache quälte, auch dünkte es mich, als hätte er ein beſſeres Vertrauen zu mir haben müſſen. Dann regte das wüſte Treiben der geſelligen Zuſammenkünfte in unſerm kleinen Feldlager einen gewiſſen Ekel in mir an.“

„Die Officiere, größtentheils Mailands gute Brüder, zogen ihn, indem ſie ſeine ausdauernde ehemänniſche Verliebtheit lächerlich machten, in ihr freies, wildes Leben hinein, und verleiteten ihn zur Mitfeier ihrer rohen Bacchusfeſte. So gewöhnte ſich mein Mann unvermerkt zu den verderblichen Freuden der Flaſche und an die, wo möglich noch heilloſere Neigung für das Hazardſpiel. Erſchrick nur nicht ſo ſehr, gute Chriſtel! Ich will damit nicht ſagen, mein Mann ſei ein Trunkenbold geworden; aber er iſt doch auf dem beſten Wege dazu. Daß mir der Weindunſt nun ſeine Küſſe verſauerte, und ich ſeine Hand, wenn ſie ganze Nächte lang die harten Würfel geſchwungen hatte, deren Fall, ſtand ein hoher Preis auf dem Spiele, oft ſchwer wie eine Felſenlaſt mein Herz traf — nicht zärtlich wie ſonſt, an das bekümmerte drückte, dies, liebe Schweſter, wirſt Du natürlich finden. Doch Mailand fand es nicht ſo. Auf meine flehentlichen Bitten, daß er ſich dieſen verführeriſchen Gelagen entziehen möchte, warf er mir ſtets, was mich beſonders ſchmerzte, den ehrwürdigen Stand unſeres ſeligen Vaters vor, und meinte, dies wären Ermahnungen, die nach der Schulſtube lauteten, und die ich mir nur immer erſparen könne, weil ein fröhlicher Regiments-Quartiermeiſter luſtiger Officiere eine andere Perſon wäre, als ein Philiſter-Rector dickköpfiger Primaner, und demnach auch anders leben müſſe.“

„Genug, ich war noch nicht ein Jahr vermählt, als der Mann, den ich nunmehr beſaß, nur in den kleinſten Zügen dem Manne glich, den ich mit heißer Leidenſchaft geliebt hatte. Glaube deshalb nicht, wir lebten unglücklich; nein! nur ſo, wie die Welt zu leben pflegt. Ich lernte, o was lernt man nicht Alles bei gutem Unterrichte! mich meiner höheren Anforderungen an das Glück der Ehe, gleich einer träumeriſchen Thorheit, ſchämen. So würde, bildete ich mir ein, hätte man meine harmloſe Täuſchung in Beziehung auf das Weſen dieſes innigen Vereins gekannt, etwa ein Kind verlacht worden ſein, das alles Ernſtes die Zauberſchätze des Feenmährchens auf dem Boden der Wirklichkeit geſucht hätte. — “

„O! danke Gott, gute Chriſtel, daß die beſchränkte Sphäre, worin Du lebſt, ein kleines Eden der Ruhe um Dich baut! Es giebt ſo wenig gute Menſchen — man muß ſie bei näherer Kenntniß haſſen oder verachten, und das macht recht unglücklich. Wenn ich mir dagegen das Leben im Hauſe unſerer Eltern, ihre gegenſeitige Behandlung ſo liebevoll und aufrichtig vorſtelle, ſo kommt mir der ſelige Vater wie ein Heiliger vor. Und die gute Mutter — ſie iſt dahin und ich habe ſie nicht wiedergeſehen! Als ich Deinen Brief mit dem ſchwarzen Siegel erhielt, war ich gerade in einer ſo empörten Gemüthsſtimmung, daß meine erſte Empfindung eine getröſtete war, die arme Mutter vor menſchlicher Grauſamkeit und Schlechtigkeit geborgen zu wiſſen.“

„Du arme Emilie! ſagte ich mitleidig, und ſchlang meine Arme um Deine Mutter; an dieſem Herzen ſollſt Du wieder lieben lernen!“

„Ich habe mich auch unzählige Male und unausſprechlich dahin geſehnt, antwortete ſie mit naſſen Augen und lehnte ihren Kopf an meine Bruſt. Schon Deine Stimme hat etwas Stillendes für meinen Kummer, und ſeit ich denke und fühle, hat Niemand mich ſo leicht beruhigen können, als Du! Wenn ich in Nächten, die mein Mann am Pharotiſche durchſchwärmte, als Hausfrau den Punſch kredenzte, der nicht verſiegen durfte, und meine Seele oft noch trüber war, als die Dämpfe, welche das Zimmer betäubend erfüllten, da dachte ich wohl: Jetzt liegt die Chriſtel und ſchläft in Frieden. Der Mond breitet einen Silberſchleier über ihr einſames Lager, und ihr frommes Gebet hat die Engel zu ihren Wächtern beſtellt! Da fühlte ich mich von einer ſchmerzlichen Sehnſucht nach ſolcher Ruhe und ſolcher Hut ergriffen — — aber auch zu beten habe ich verlernt.“

„Gütiger Himmel! Wer mir das einſt geſagt hätte! So war, während ich Emilien im vollen Beſitze der ſchönſten Güter des Daſeins wähnte, ich, die Ungeliebte, Entſagende, von ihr beneidet worden! — Mir fiel jene Strophe eines alten Kirchenliedes ein, welche lautet: Die Zukunft ändert oft ſehr viel — und ich nahm mir vor, keinen Menſchen vor ſeinem Tode mehr glücklich zu preiſen.“

„Als ich meinen Schwager wieder ſah, fand ich die Beſorgniſſe ſeiner Frau beſtätiget. Sein getrübtes Auge, die Farbe und Aufgedunſenheit ſeines Geſichts zeigten deutliche Spuren von der unglücklichen Gewohnheit, die er angenommen, und die feine Politur ſeines Benehmens hatte durch öftere Reibungen an harter Gemeinheit auffallend rohe Ecken bekommen. Wie ſehr mich auch dieſe Bemerkung ſchmerzte, ſo war doch eine andere mir faſt noch trauriger. Emilie betrug ſich gegen ihren Mann mit ſo anſtändiger Leichtigkeit, daß ſie ſogar des Scherzes fähig war, und als wäre ſie von der Wiege an in den Künſten der Verſtellung geübt worden. O! was mochte dieſes weiche, glühende Herz gelitten haben, ehe es bis zu dieſem Grade erkältet und abgehärtet worden war! Nur gegen mich blieb Emilie wahrhaft und ſich gleich, und ich genoß die Freude, ihr Troſt und Beruhigung gewähren zu können.“

„Durch die gute Hübner, welche durch ihre mütterliche Theilnahme für mich und meine Schweſter und durch ihre Verſtändigkeit das herzliche Vertrauen verdiente, womit ich über Mailand zu ihr geſprochen, hatte ich erfahren, daß der General ſehr unzufrieden mit ſeinem Regiments=Quartiermeiſter wäre, daß er ihm ſchon ſehr ernſtliche Vorſtellungen über die zeitherige Verwilderung ſeiner Sitten gemacht haben ſolle, und da er nun ſähe, daß ſie nichts gefruchtet, anfange, ihn zu chicaniren und bei jeder Gelegenheit ſeinen Unmuth fühlen zu laſſen; weshalb denn Mailand Anſtalt treffe, ſich um einen Civil-Poſten zu bewerben.“

„Deine Mutter ſchien um die Mißſtimmung zwiſchen ihrem Manne und ſeinem Chef, wie um den Verſorgungsplan des Erſteren zu wiſſen; ſie ſprach davon, daß, im Falle dieſer Plan zur Realität gelangte, ſich zwar etwas von der Verſetzung in die zwängende Ordnung bürgerlicher Verhältniſſe für die Beſſerung des hingeriſſenen Gatten erwarten ließe, daß ſie jedoch nicht daran denken könne, ſich noch einmal von mir trennen zu müſſen.“

„Vier Jahre war Emilie bereits verheirathet, und die Hoffnung auf Mutterfreuden von ihr aufgegeben, als ſie zu unſerer innigſten Befriedigung in Erfüllung ging.“

„Die blühende Geſundheit meiner Schweſter war in Folge ihres Segenſtandes jetzt ſehr geſtört. Sie hatte wieder mehrere Tage hindurch gekränkelt, als ich eines Nachmittags ein kleines Billet von ihr erhielt, worin ſie mich bat, gleich, nachdem ich meine Schule geſchloſſen, zu ihr zu kommen, weil ihr Mann ſich einige Gäſte zum Abendbrod und einer Spielpartie gebeten habe, ihr aber ſehr übel geworden ſei, und ſie ſich demnach zu den nöthigen Beſorgungen für die Bewirthung derſelben ganz unfähig fühle.“

„Ich fand Emilie zu Bett und unter dieſen Umſtänden es höchſt unpaſſend, daß mein Schwager auf der gaſtlichen Aufnahme ſeiner Spielgeſellſchaft beſtand; doch verſchwieg ich dieſe tadelnde Bemerkung, welche nichts gebeſſert hätte. Die Stelle der kranken Hausfrau zu vertreten, war ich in der Küche geſchäftig geweſen, und mußte nun auch an ihrer Statt bei Tiſche erſcheinen, da Dein Vater als Trancheur, und wenn er ſeine Geſchicklichkeit nur an einem Eierkuchen verſuchen ſollte — ſich ganz ungeberdig anſtellte. Dieſe letztere Aufgabe war für meine Schüchternheit die peinlichſte. Fünf oder ſechs Officiere, die Elite von Mailands Umgange, bildeten mit dem gaſtfreien Wirthe und meiner Wenigkeit die kleine Tafelrunde. Ich ängſtete mich ganz entſetzlich. Dieſer ganze Unterhaltungston, dieſe frivolen Scherze und üppigen Redensarten waren mir ſo neu als widrig, und da dieſe Geſpräche in mir fremden Beziehungen geführt wurden, ſo ward ich dadurch zu einer ſtummen Rolle angewieſen.“

„Zum größten Unglücke hatte mein Schwager ſchon etwas im Kopfe, ſonſt hätte ich darauf rechnen dürfen, daß er eine gewiſſe achtungsvolle Rückſicht, die er bei nüchterner Beſonnenheit nie gegen mich aus den Augen ſetzte, auch auf ſeine Gäſte übertragen haben würde. So aber fing man an mich mit verſteckten Witzeleien leiſe aufzuziehen. Ein ſchallendes Gelächter intonirte — und zitternd zerlegte ich den Rothwildbraten, der dieſe frechen Läſterzungen unſchädlicher beſchäftigen ſollte. Noch im Abgehen, nachdem ich mein Amt verrichtet hatte, hörte ich, mit welch herabwürdigendem Spotte Dein Vater dieſer Sippſchaft meine ſogenannten, guten Eigenſchaften rühmte. — Ich will Dir nichts davon wiederholen und nur ſo viel ſagen, daß ich mich mit recht ſchmerzlichem Abſcheu gegen ſolche Gemeinſchaft in die liebe Nähe meiner Kranken flüchtete.“

„Am folgenden Morgen ließ mir Emilie auf meine Erkundigung nach Ihrem Befinden ſagen, daß ſie ſich erleichtert und um Vieles beſſer fühle. Ich beſchloß daher, erſt in den ſpäten Abendſtunden zu ihr zu gehen, die, wie ich wußte, Dein Vater in einem Club zuzubringen pflegte.“

„Die friedliche Selbſtſammlung, deren ich genoß, der ſtille Gang meiner Pflicht, dem ich im Laufe des Tages folgte, ließ mich nicht mehr an die erfahrenen Kränkungen von geſtern Abend denken, welche gleich ſpitzen Stacheln mein Gefühl verletzt hatten. Dieſe kleinen Ritzwunden waren ſchon vernarbt. Nachdem mein Inſtitut mich verlaſſen, ſchickte ich mich zu einem Spaziergange in den gräflich Richwaldſchen Garten an, um den Gärtner, den ich kannte, um den Verkauf einer Melone anzuſprechen, wonach Deine kranke Mutter ſich ſehnte, und die wegen der ihrem Wachsthume ſo ungünſtigen Witterung ſehr ſchwer zu bekommen war. Da fliegt die Thüre angelweit auf, und Emilie, von Mantel und Florkappe verhüllt, ſtürzt bleich und athemlos in mein Zimmer.“

„Großer Gott! rief ich erſchrocken, welch ein Unglück führt Dich zu mir, liebe Schweſter? denn, daß es nichts Gutes ſei, verkündigt Dein Ausſehen. Emilie rang die Hände. Hilf, rette uns, Chriſtel! Und erbarme Dich meiner gränzenloſen Angſt! flehete ſie mich mit dem Tone der Verzweiflung an. Ich beſchwor ſie, zu reden. Mit irren Blicken und einer Schwäche der Gedanken, die den Faden des Vortrags nicht feſt zu halten vermochte, ſo daß er alle Augenblicke abriß, hob ſie nun an: Sieh, was ich längſt im Stillen gefürchtet, iſt nun erfolgt. Der General weiß, daß mein Mann ſpielt, hoch ſpielt, und ſtets baares Geld iſt. Er hat Mailand gewarnt, recht väterlich ermahnt; ja, wenn die Leidenſchaft auf ein vernünftiges Wort hörte! Und geht nun erbittert und beleidiget damit um, ihn zu ſtürzen. So iſt er unter einem aus der Luft gegriffenen Vorwande um einen Vorſchuß von zweitauſend Thalern eingekommen, den, zur Stunde wo er es verlangt, aus der Regimentscaſſe auszuzahlen Mailand dieſen Morgen Ordre erhalten hat. Morgen Mittag um zwölf Uhr ſoll das Geld daſein. Muß mein Mann um Aufſchub der Zahlung bitten, ſo iſt er verloren. Und es fehlen nicht mehr — als tauſend Thaler! Deſſen zu geſchweigen, wie es um den übrigen Caſſenbeſtand ſtehen mag, an den für den nächſten Moment keine Anforderungen gemacht werden. Wäre nur dieſer dringendſten Noth abgeholfen, dann ließe ſich wohl Rath und Hülfe erſinnen. Als ich nun heute meinen Mann in dieſer geſpenſtiſchen Verſtörung erblickte — er hat keinen Biſſen Eſſen angerührt — da ließ ich nicht ab, ihn zu quälen, daß er mir ſage, was ihm fehle? Als er es nun that und ich, unbekannt mit dieſem Gefühle der ſchrecklichſten Verlegenheit, die dem Untergange und der Schande vorhergeht, ihrem fürchterlichem Gewichte erliegend, ausrief: Wer wird, wer kann uns aus dieſem Labyrinthe retten? da ſagte er mit einem Seitenblicke auf die Piſtolen an der Wand, vor dem ich erbebte: Ich weiß einen Ausweg! Ich auch! antwortete ich, und der Gedanke an Deine muthige Beſonnenheit, liebe, engliſche Chriſtel, erleuchtete mich, wie ein Blitz die dunkle Nacht. Ich ſprang aus dem Bette und in die Kleider, nahm meinem Manne ein heiliges Verſprechen ab, daß er nicht Hand an ſich legen wolle — und liege nun vor Dir auf den Knieen; Dich bittend, daß Du Dich unſerer annehmen mögeſt! Vielleicht würden Hübners auf Dein Fürwort — Nein, Emilie! verſetzte ich, davon muß Niemand außer uns etwas erfahren. Beruhige Dich nur, arme Schweſter, und gedenke des zarten Lebens, das dieſe heftige Angſt zerſtören könnte! Darauf ging ich zu meinem Schreibtiſche, in deſſen verborgenſtem Schubfache ſich mein kleiner Sparſchatz befand. Es waren zwölfhundert Thaler in Pfandbriefen, die ich als einen Nothpfennig für die Zeiten der Schwäche und des Unvermögens zum Erwerb zurückgelegt hatte und noch täglich zu vermehren strebte. Ich dachte mit Salomo: Aber die Wurzel des Verſtandes verfaulet ja nicht; und dann: Der Gott, welcher der treue Verſorger aller meiner bisherigen Tage war, wird es auch in den künftigen ſein — und ſo gab ich meiner Schweſter die Inſtrumente über tauſend Thaler und freuete mich herzlich, daß ich dazu im Stande war."

„Dieſer Vorfall war doch nicht ohne erſchütternde Wirkung auf Deinen Vater geblieben; er war zu ſich ſelbſt gekommen und arbeitete mit großem Eifer an ſeiner Civil-Anſtellung. Deine Mutter lebte demnach zufriedener und fing wieder an, ſich der natürlichen Unbefangenheit ihres Weſens zu überlaſſen. Schon brachen zuweilen kleine Züge des holden Muthwillens an ihr hervor, der ihr ſonſt eigen war und ſie ſo wohl kleidete. O Gott! Keine Furcht vor der Entbindung, keine bange Ahnung ſtörte die reine Freude der Ausſicht auf das nahe Mutterglück. Auch ging Alles über Erwarten gut. Du, liebe Holdine, wardſt, ich möchte ſagen im Umſehen, geboren, und betrugſt Dich ſchon in den erſten Tagen Deines Lebens ſo ſtill und beſcheiden, wie es noch heute an Dir zu loben iſt."

„Deine Mutter fühlte ſich ſo ſtark und munter, daß es keiner geringen Anſtrengung bedurfte, um ſie von dem Gebrauche ihrer Kräfte abzuhalten. Und dieſe glücklichen Umſtände wurden von einem einzigen kleinen Verſehen in das jammervolleſte Wehe verkehrt! — Ein Schrecken von geringer Bedeutung, der Deinem Mütterchen bei einiger Vorſicht leicht hätte erſpart werden können, weckte Emilien eines Tages aus ſüßem Schlummer. Sie bekam einen heftigen Froſt; das ausbrechende Kindbetterinnenfieber nahm in ſeinem Verlaufe einen nervöſen Charakter an, und machte das liebe, herrliche Geſchöpf zu einer Beute des Todes. Welch ein herzzerreißender Schmerz für mich, als ich die blühende Schweſter, welche ich gleich einer Mutter geliebt und meiſtentheils erzogen hatte, im Sarge liegen ſah! Der Erbfeind hatte keine Gewalt an ihrem Liebreize gehabt; ſie lächelte ſchön und mild wie eine Schlafende. Ich konnte mich kaum von ihrem letzten Anblicke trennen, und indem ich ihre kleinen, ſtarren Hände mit Küſſen und brennenden Thränen benetzte, die meiner gepreßten Bruſt nur ſparſam entfloſſen, flüſterte ich ihr den Schwur zu, an ihrem Kinde Mutterſtelle im heiligſten Sinne des Wortes, und ſo lange es Gott gefalle, vertreten zu wollen.“

„So hatte ich nun alle meine Geliebten ſterben ſehen! Die Bande der Verwandſchaft waren gelöſet für dieſe Welt, und nur ein feſter Faden der Liebe und Pflicht knüpfte mein abgeriſſenes Leben an Dein zartes Daſein.“

„Ich darf es Deinem Vater rühmlichſt nachſagen, daß er die verlorne Gattinn aufrichtig und würdig betrauert habe. An ihrem Begräbnißtage erhielt er die Anſtellung zu einem Kriegsrathpoſten in der Provinz S.....; dieſe Veränderung kam ihm ſehr erwünſcht.“

„Er überließ Dich mir mit unbeſchränktem Vertrauen und folgte ſchon nach einigen Wochen ſeiner neuen Beſtimmung.“

„Nach anderthalb Jahren meldete er mir ſeine Verheirathung mit einer reichen, jungen Wittwe, die ein paar Kinder habe, und legte einen anſehnlichen Wechſel zur vorläufigen Beſtreitung Deiner Erziehungskoſten bei, welche aus eigenen Mitteln tragen zu dürfen, ich ihn angelegentlichſt gebeten hatte. Er wiederholte nun alljährlich die Nachfrage nach Deiner Entwickelung, ging jedoch nur flüchtig über ſein eigenes Ergehen und die Verhältniſſe, worin er gegenwärtig lebte, hinweg. Ich hatte den Plan entworfen, nach Deiner Confirmation mit Dir in die Provinz zu reiſen, um Dich Deinem Vater vorzuſtellen, und dieſe Hoffnung war mir ſehr theuer geworden. Da erhielt ich vor ſechs Jahren durch eine Gerichtsperſon, wie Du Dich noch erinnern wirſt, die Nachricht, daß er auf einer Berufsreiſe geſtorben wäre, und ſein Nachlaß kaum zur Deckung vorhandener Schulden hinreichend ſein würde.“

„Du, meine Tochter, wareſt alſo von Deiner Geburt an mein unbeſtrittenes Eigenthum und der Zweck meiner Beſtrebungen. Nur in den Stunden, wo ich Schule hielt, mußte ich Dich der Aufſicht einer Wärterinn überlaſſen; doch war ich in der Wahl derſelben glücklich geweſen. Mein kleines Inſtitut blühete in wachſendem Flor, ich konnte nicht ſo viele Schülerinnen annehmen, als man mich mit rührenden Beweiſen der Achtung und des Zutrauens beſtürmte. Aber Alles in der Welt hat ſeine Zeit. Sechzehn Jahre hindurch hatte ich mir auf dieſe Weiſe ein anſtändiges Auskommen geſichert, und ich darf ohne Selbſtruhm ſagen, nicht ohne Segen gearbeitet, als die Gebrüder Jülich, zwei junge Theologen, die durch einen unbekannt gebliebenen Streitfall auf der Univerſität in ihren Studien unterbrochen und genöthigt worden waren, in das Ausland zu gehen, ſich hier niederließen und durch öffentliche Anzeigen ſich zum Unterrichtgeben in ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften erboten. Die anziehende Perſönlichkeit dieſer Zwillingsbrüder, welche ſich zum verwechſeln ähnlich waren, der Ruf ihrer reinen Sitten und ihres ſtillen Fleißes, der harmoniſche Zuſammenklang ihrer geiſtigen Bildung und vielſeitigen Talente und endlich der geheimnißvolle Schleier, welcher ihr Unglück verhullte, regten ein ſo allgemeines Intereſſe für ſie an, daß man wetteiferte, ihnen Proben davon zu geben. Die Herren Jülich fanden eine ſo außerordentliche, und ich bin überzeugt, auch verdiente Anerkennung ihrer Fähigkeiten und Leiſtungen, daß um ihre Zeit gebuhlt wurde, und ſie bald keine ihrer hocherbetenen Lehrſtunden mehr zu vergeben hatten. In Folge dieſer Modeſtimmung war auch mein Schülerinnen-Auditorium immer kleiner und dünner geworden. Ich ließ es ruhig geſchehen. Wer kann gegen den Strom des ewigen Wechſels aller Dinge ſchwimmen? Ich hatte mir ſo viel erſpart, daß es mit dem geretteten Reſte unſeres elterlichen Vermögens für unſern Bedarf zureichte. Und hätte, bei den nothwendigen Beſchränkungen unſerer Lage, die Erhaltung eines Dienſtmädchens zu den Luxus-Artikeln gezählt und geſtrichen werden müſſen, ſo wareſt Du nunmehr den leichteren Geſchäften unſeres kleinen Haushalts gewachſen, und für die ſchwereren konnte ich ja eine Aufwärterinn halten.“

„Ich geſtehe, daß es mir ſehr wohl that, nach eigener Luſt und Laune über meine Zeit verfügen zu können. Ich konnte mich Dir nun ganz widmen, und in der tiefen ſüßen Stille unſeres Zuſammenlebens verklangen alle Mißtöne der Außenwelt. Noch eine Veränderung mußten wir überſtehen, welche dieſe ſelige Ruhe in mehrfacher Beziehung unterbrach; als unſer wackerer Vater Hübner ſtarb, und ſeine Wittwe fernhin in die Nähe ihrer verheiratheten Töchter zog, und wir die Wohnung, worin wir durch die Reihe von Jahren heimiſch geworden, verlaſſen mußten, da das Haus verkauft wurde.“

„So habe ich Dir nun, liebe Holdine, eine treue Darſtellung meiner Erfahrungen in Luſt und Leid gegeben! Beherzige ſie mein Kind und lerne daraus, daß man, um glücklich zu ſein, nicht immer der Erfüllung ſeiner Wünſche bedarf, ja, daß man derſelben mit ſchüchterner Vorſicht ſtets mißtrauen ſollte. Deine Mutter liebte leidenſchaftlich, und war nach Jahr und Tagen des heißerſehnten Beſitzes, wie ihres blühenden Lebens ſatt und müde. Dein Vater war ein liebenswürdiger Mann, von ſo angenehmen und glänzenden Eigenſchaften, wie ſich ihn die Phantaſie eines jungen, eitlen Mädchens nur träumend wünſchen konnte; und dennoch vermochte er nicht den Verführungen der verächtlichſten Laſter zu widerſtehen.“

„Ich habe die Roſen des Lebens nur aus ihren Dornen kennen gelernt, und ſelbſt der einzige Freund, den ich mir erworben, täuſchte mich. Und doch hat eine ſanfte Zufriedenheit alle Opfer, die ich der Pflicht gebracht, überdauert, und eine Hoffnung, welche dieſe Spanne Zeit verklärt und über ſie hinaus reicht, mich für Alles entſchädiget, was ich entbehrte oder verlor.“

„Aber glaube deshalb nicht, liebe Tochter, ich wolle eine öde Einſamkeit, wie ſie unſerer natürlichen Beſtimmung widerſpricht, als die Bedingung dieſer inneren Ruhe Dir empfehlen; nein! ich meine nur, daß jene befriedigte Stimmung der Seele an gar keinen äußeren Zuſtand geknüpft ſei, und nur von der Geſinnung abhänge. Eine vernünftige, der höchſten Fügung ergebene Liebe muß gewiß das Herz in einen Strom von Seligkeit verſenken, von wo es nicht ohne reiche Perlen eines unſichtbaren Segens wieder auftaucht. Gott laſſe Dich ſie finden, ſo zahlreich wie der Sand, der einſt meinen Hügel decken wird!“

Sehr bewegt ſchlang Reinholdine ihre Arme um die Erzählerinn und ſprach: „O Du mütterliche Tante! Wie gut biſt Du! Um wie viel mehr noch muß ich Dich lieben! Ja, könnte ich durch das größte Opfer Deine tugendhafte Treue belohnen, mit freudigſter Hingebung wollte ich es Dir bringen!“ „Nun denn“ ſagte Tante Chriſtel lächelnd, „ich nehme Dich beim Worte und nenne Dir die Forderung: Sei möglichſt heiter wie zuvor, und leite das jugendlich verirrte Gefühl wieder auf den Weg der reinen Freude!“

Die Sonne ſchwebte jetzt ganz nahe über dem Saume der blauen Bergreihe, und der Bäume ſchmale Schatten ſtreckten ſich weit über die Fläche des Bodens hin. Ein abendliches Lüftchen rauſchte im Laubwerk, die Heerden läuteten heimwärts, und der Rauch wirbelte aus dem kleinen Schornſteine der Müllerküche empor, wo die Hausfrau in eiliger Geſchäftigkeit das Abendbrod für ihre Gäſte bereitete.

„Wir dürfen der guten Frau die Freude nun ſchon nicht verderben, uns köſtlich zu bewirthen!“ ſagte Tante Chriſtel mit gutmüthigem Lächeln, als die Müllerinn das kleine Tafelgedeck in ſtarrer Reinlichkeit aufgelegt, die buntbemalten Teller geſetzt, und Reinholdine nach ihrem Abgehen verſichert hatte, ſie fühle gar keinen Hunger und ſei von der Erzählung geſättiget. Doch als die ſchmackhaften Gebirgsfiſchlein ſich vor ihren Blicken krümmten, und die zarte geſprungene Rinde friſcher Kartoffeln das reife Mehl des Kernes zeigte, da ließ ihr jugendlicher Appetit ſich zu einem mäßigen Genuſſe locken.

Drei Viertheil eines Jahres waren ſeitdem vergangen und Reinholdine hatte die verlorne Ruhe wieder gefunden. Zwar war eine warnende Erinnerung an jene bittere Frucht der Erkenntniß in ihr zurückgeblieben, und der reine Unſchuldsſinn, welcher, harmlos und in ſich ſelbſt beſchützt, durch die Tiger und Schlangen der Welt wandelt, war durch eine furchtſame Wachſamkeit für die Sicherheit des ſchwachen Herzens für immer geſtört; aber das leidenſchaftliche Gefühl, durch einen geliebten Gegenſtand gekränkt und getäuſcht worden zu ſein, hatte der Ueberzeugung weichen müſſen, die Himmelsblüthe der erſten Liebe einem unwürdigen Geldjäger zugeworfen zu haben.

Der Aſſeſſor Cöleſtin, Auguſtens Bräutigam, hatte bei ſeiner Verſetzung an das Land- und Stadtgericht eines benachbarten Ortes auf eine beſchleunigtere Vollziehung ſeiner Heirath gedrungen, als früher beſtimmt geweſen, und ſo ſah ſich Reinholdine der unangenehmen Verbindlichkeit überhoben, einen Umgang fortzuſetzen, der ihr durch die eigenſüchtige Thorheit der Freundinn verleidet worden war. Sie war nun ganz auf den ihrer mütterlichen Wohlthäterinn beſchränkt; allein Tante Chriſtel war auch ſo gut und verſtändig, ſo zartſinnig und gefühlvoll, ſo gleichmüthig und ſchöpferiſch, den unbedeutendſten Anlaß zu einem Vergnügen zu geſtalten, daß die ſeltene Vereinigung dieſer Eigenſchaften die glänzendſten Anziehungspunkte geſelliger Verhältniſſe bei weitem aufwog.

Auch bedurfte Holdchen jetzt mehr der gelinden Anſprache einer ſchonenden Vertrauten, als der aufreizenden Unterhaltung einer glücklichen Geſellſchafterinn; und ſo war Reinholdine in dieſer befriedigenden Eingezogenheit erſt ruhig und dann wieder heiter geworden.

Nach geheimen, aber glaubwürdigen Nachrichten, hatte das Examen den Referendarius von Palme — fallen laſſen, und er ſich vorgeſehen, daß ihn in dieſem vermuthlichen Falle ein weicher Schooß aufnähme. Kurze Zeit vorher hatte er ſich mit der jungen Baroneſſe Rautenſtein verlobt, und die Diſcretion der prüfenden Behörde überließ es der Gerngläubigkeit dieſer verliebten Braut, ob ſie ſeine Ausſage als vollgültig aufnehmen wolle, nach welcher er ſelbſt der Jurisprudenz an dieſem Schlußſteine entſagt habe, um künftig ſeinem ehelichen Glücke nur allein leben zu können.

Schon war der Sommer vergangen, und der Herbſt im Anzuge ſeiner brennenderen Farben, da verrichtete Reinholdine eines Abends das Amt der Gärtnerinn, und tränkte mit der kleinen, grünen Gießkanne die durſtende Flora vor ihrem Fenſter. Tante Chriſtel war in einer häuslichen Angelegenheit für ein halbes Stündchen ausgegangen, und Holdchen überließ ſich in dieſem unbelauſchten Alleinſein unſchuldigen Träumereien und plauderte mit ihren Blumen.

So war ſie an eine Balſamine gekommen, welche als das Samenkind der, durch ihre unglückliche Zerſtreuung im vorigen Herbſte verkommenen in dem nämlichen Napfe und auf derſelben Stelle, wo die Verwahrloſete geſtanden, blühete. Mit wehmüthigem Sinnen hing ihr Blick an dem feurigen Incarnat dieſer Blume, und leiſe, doch verſtändlich ſprach ſie: „Du liebe, ſchöne Balſamine! Wie biſt du mir doch ſo vorzüglich werth! Dein Mütterchen mußte durch meine thörichte Vergeßlichkeit verſchmachten und ſterben, und keine Thränenfluth der Reue konnte es wieder beleben! — Ich durfte mich nicht darüber beklagen, denn alle Schuld rächt ſich auf Erden! — Und dennoch beſchämte die ſeelenloſe Blume die Härte der Menſchen und ſegnete mich, die tödtliche Beleidigerinn, noch im Tode! Indem ſie das ſinkende Haupt der Erde zuneigte, öffnete ſie die reifen Samenkapſeln, aus denen du, die blühende Tochter, hervorgegangen biſt zu meiner Freude! Dafür will ich dich denn auch recht ſorgſam pflegen und warten und nimmer verſäumen, und wenn der hübſcheſte und beſte Mann — ach! die Guten mögen wohl rar ſein — mich dazu verleiten wollte. Ja, ſtände ein ſolcher mir jetzt zur Seite, und ſpräche — — — „ach!“ rief Holdine erſchrocken, und ließ das Gießwaſſer über ihre Füßchen ſtrömen; denn ein junger, ſehr hübſcher Mann, der gerade ſo ausſah, als gehöre er zu der raren Sorte der Beſſeren, ſtand ihr wirklich zur Seite, und das gutherzige, doch ſchlaue Lächeln, womit er dieſem Selbſtgeſpräche gelauſcht haben mochte, wollte ſelbſt dem höflichen Anſtande nicht weichen, mit dem er ſich entſchuldigte, ſie erſchreckt zu haben.

„Ich komme,“ fuhr er fort, da ſie zitternd und glühend im Purpur der Beſchämung noch keines Wortes der Erwiederung mächtig war, „ich bin — mein Name iſt Förſter, und —“

„Doch nicht aus Curland?“ unterbrach ihn Reinholdine heftig.

„Ebendaher! Und dieſe Frage ſagt mir, daß ich den rechten Ort nicht verfehlt habe,“ antwortete mit einer anmuthigen Verbeugung der Fremde.

„O wie wird meine Tante ſich freuen!“ verſetzte Reinholdine, die wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, und in dieſem Augenblicke trat die Erwähnte in das Zimmer. Eine frohe Röthe färbte ihr Geſicht, als ſie in den Zügen des Jünglings einer ſprechenden Aehnlichkeit mit ſeinem Vater begegnete, und die freudige Herzlichkeit der gefundenen Aufnahme erklärte den Empfehlungsbrief faſt für überflüſſig, womit derſelbe ſeinen Sohn an die Freundinn ſeiner Jugend verſehen hatte. Aber Tante Chriſtel las ihn doch mit leuchtenden Augen und hochklopfendem Herzen.

Der Director Förſter (dieſen Titel führte der General-Mandatarius in Curland) ſchrieb in dem Tone unverkühlter Wärme für ſeine ſchweſterliche Vertraute, und ſein Brief enthielt einen kurzen Auszug ſeiner ſpäteren Geſchichte. Ueberbringer dieſes war ſein einziges Kind, und ein Sohn, deſſen Wohlgerathenheit die väterliche Beſcheidenheit zwar nur mit leiſen Zügen des Lobes angab, ſich aber in dem rührenden Stolze ausſprach, der jedes auf ihn Bezug nehmende Wort adelnd hervorhob. Seine glückliche Ehe war durch beſtändiges Siechthum der Gattinn verkümmert worden, welche vor etwa zwei Jahren geſtorben. Der Graf, ſein Patron, war ihm in dem langen Zeitraume in dankbarem Vertrauen treu geblieben; doch deutete der Tante Chriſtel Scharfſinn einige halbverſteckte Aeußerungen anders richtig, ſo war die Gräfinn in eiferſüchtiger Mißgunſt über die unerſchütterliche Geneigtheit ihres Gemahls für den Protegé, deſſen Einfluß zu fürchten ſie gewiſſe Urſachen hatte — von jeher deſſen entſchiedenſte Antagoniſtinn geweſen. Vor einem halben Jahre nun habe der plötzlich erfolgte Tod des Grafen das feſteſte Band zerriſſen, welches ihn an die fremde Heimath geknüpft; die Frau Wittwe ſeines gräflichen Freundes mache ihm durch offene Feindſeligkeit, wie durch geheime Hinterliſt, das Leben gleich ſchwer und ſauer, und ſo ſei er denn feſt entſchloſſen, für den Reſt deſſelben in das Vaterland zurückzukehren, wo ſein Sohn ſich als angehender Mediciner niederlaſſen wolle. Der junge Förſter habe dieſen Stand aus wahrhafter Neigung und um des Vorrechts willen erwählt, das dem Arzte erlaube, ſeine edle Kunſt frei zu üben. Der Beruf eines Staatsbeamten, welche Würde ihn auch bekleiden möge — ſei mehr oder minder durch bürgerliche Unterordnung und den Buchſtaben des Geſetzes beſchränkt, und ſelbſt die Lage ſeines Vaters, ungeachtet aller Vorzüge ihrer Außergewöhnlichkeit, habe ihm einleuchtend gemacht, in welche peinliche Colliſionen die eigene Ueberzeugung mit dem pflichtſchuldigen Gehorſam für die Willensausſprüche gebietender Behörden gerathen könne.

Daß der ältere Förſter ein reicher Mann geworden; dies glaubte die Leſerinn des Schreibens in den ſehnſüchtigen Rückblicken zu erkennen, welche der Verfaſſer deſſelben auf die Zeit ſeiner dürftigen Jugend warf; und daß weder Gattenglück noch Vaterfreude der Innigkeit ſeiner Anhänglichkeit an die hülfreiche Freundinn jener Tage Abbruch gethan, davon gab der wiederholt ausgeſprochene Wunſch Zeugniß, mit dieſer treuen Gefährtinn einer längſt entſchwundenen Vergangenheit für die letzten Stationen der irdiſchen Wallfahrt in umgänglicher Näherung wieder vereiniget zu werden.

Tante Chriſtel ließ einige glänzende Tropfen gerührter Freude auf dieſen Brief fallen; dann nannte ſie den werthen Beſuch noch einmal, und zwar von ganzem Herzen willkommen.

Der armen Reinholde wollte das Abendbrod, wozu Herr Förſter eingeladen ward, nicht ganz ſo flink wie ſonſt, von der Hand gehen, und die Kohlengluth der Schaam, in ihren einſamen Herzensergüſſen belauſcht worden zu ſein, brannte heller auf ihren Wangen, als das Feuer auf dem gaſtlichen Heerde.

Der Abend verſchwand ſchnell wie ein froher Augenblick. Tante Chriſtel fühlte ſich von dem jungen Förſter, als dem

Sohne ſeines Vaters angezogen, deſſen löbliche Eigenſchaften ſie in leiblicher und geiſtiger Anſchauung auf ihn vererbt ſah; Reinholdine von dem anmuthigen Geſellſchafter ſelbſt, der Jüngling von dem lieblichen Pflegekinde dieſer mütterlichen Jungfrau, welche das Andenken ſeines Vaters ihm längſt befreundet und ehrwürdig gemacht hatte.

Mit leiſer, aber ſprechender Geberde ſagte Förſter, daß er ſich einige Tage hier aufhalten, und dann nach der Geburtsſtadt der Tante Chriſtel reiſen wolle, um dort, ſei es von den Umſtänden nur irgend zuläſſig, als Arzt ſeinen Wohnſitz zu nehmen. Er habe ſich im Voraus für dieſen Ort beſtimmt, weil er recht wohl gemerkt, wie ſeines Vaters Sinnen und Sehnen dieſen Mauern zugewendet, und wie ſich deſſen theuerſte Reminiſcenzen an die darin erlebten Erfahrungen knüpften. Sobald es beſtimmt ſei, ob er in L . . . . . bleiben könne, oder dieſen Lieblingsgedanken aufgeben müſſe, wolle er wieder nach B . . . . . . kommen, und uns Auskunft über dieſe Entſcheidungen geben.

Förſter's Aufenthalt in B . . . . . . hatte ſich, ohne daß viel darüber geſprochen worden wäre, bis zur Dauer von zehn Tagen verlängert, und kein Grund war mehr vorhanden, der die abſichtliche Zögerung ſeiner Abreiſe noch länger entſchuldiget hätte. Man hatte ſich ſo traulich und herzlich eingerichtet, als wäre dies für eine Lebenszeit geſchehen. Aber die Flügel der Freude rauſchen ſchnell an uns vorüber, während der Kummer mit Schneckenfüßen davon ſchleicht — und der Tag des Abſchieds kam.

Der Doctor Förſter verließ die Wohnung, worin ihm ſo wohl geweſen, wie noch nimmer auf Erden, mit einem ſo ſchweren, beklommenen Herzen, als ſolle er nicht in die weiten Schranken einer Wirkſamkeit treten, wofür er begeiſtert war, ſondern künftig von einem eiſernen Käfiche umſchloſſen werden, deſſen zuſammenpreſſende Gewalt er vorahnend fühle. Tante Chriſtel bemerkte lächelnd, doch nur in der Stille eines Selbſtgeſpräches: es wäre zu wünſchen, daß der junge Arzt vor der Hand keinen anderen Kranken zu curiren bekäme, als der etwa am Herzweh litte — und auch Reinholdine ſtellte verſchwiegene Betrachtungen an, als: es gäbe doch noch ſehr hübſche Leute in der Welt, geeignet, einen Unwerthen und Undankbaren vergeſſen zu machen, und, die erſte Liebe möchte wohl nicht immer die echte und einzige ſein; — allein Tante und Nichte, obwohl in dem innigſten Einverſtändniſſe ihrer Gedanken, tauſchten dieſe in Bezug auf den geſchiedenen Gegenſtand nur mit ſchüchterner Zurückhaltung aus.

An dem Tage, deſſen früheſtes Grauen und kühlen Morgenhauch Förſter zu ſeiner Abfahrt benutzte, ging Tante Chriſtel einer lieben Gewohnheit nach in das kirchliche Wochengebet, um in dieſen heiligen Hallen ſtille Wünſche ihres Herzens dem vorzutragen, von dem jede gute Gabe kommt, dem Vater des Lichts!

Reinholdine hatte heute nicht, wie damals, die Erfüllung ihrer Pflicht verſchlafen; ſie war ſchon wach geweſen, als der erſte Gluthſtreif im Oſten die Nacht aus ihrem Schlummer weckte, und der Hahnenruf vom nachbarlichen Hofe her verkündete, daß die Geiſterſtunde vorüberſei. Jetzt waltete ſie in träumeriſcher Geſchäftigkeit im Zimmer umher, und hatte dem lockenden Vöglein das Waſſernäpſchen ſchon zweimal friſch gefüllt, ohne ſich dieſer Zerſtreuung bewußt zu ſein. Das Rollen eines Wagens lockte ſie an das Fenſter, wo in reichſter Fülle die wohlgepflegten Blumen ſich unter den reinen Schauern ziehender Morgenlüfte bewegten, als wollten ſie die holde Gärtnerinn begrüßen. Da gewahrte dieſe ein feines Blättchen Papier, welches mit Sorgfalt um den Stiel der Balſamine geſchlungen war. Mit eiliger, ahnender Neugierde löſete ſie es ab, entfaltete es, und las folgende Verſe:

An Reinholdine.

Als jüngſt Dein Mund mir traulichhold erzählte,
Was mich zu Deiner Lieblinginn erwählte:
Der Mutter Tod, als Deiner Säumniß Schuld;
Da wußt' ich erſt, warum von allen Blüthen
Die meinigen Dir ſtets am ſchönſten glühten,
Und ich empfand den Vorzug Deiner Huld.

Da ſank in meiner Kelche leiſe Tiefen,
Wo ſchon des Abends ſtille Geiſter ſchliefen,
Der Beichte Wort mit ſüßem Schall hinab;
Auch wollteſt Du in jugendlichem Träumen
Nie meiner Wartung Pflicht, wie einſt — verſäumen,
Und treu mir ſein bis an des Winters Grab.

Wenn Du an dem verödeten Gefilde
Mit Wehmuth weilteſt, weil des Buſens Milde
Auch einer Pflanze Leben liebreich ſchont;
So wiſſe: daß mit bangen, heißen Schmerzen
Der Liebe Qualen zehren an dem Herzen,
Worin Dein Bild, Du holdes Mädchen! wohnt.

O laß es nicht in ſeinem Gram vergehen!
Willſt Du den Freund auf ewig glücklich ſehen:
So reiche ihm die kleine, liebe Hand!
Und daß er einen Gott ſich fühl' und wähne,
Bedarf es nur der ſtillen Freudenthräne,
Womit Dein Ja der Lippe ſich entwand.

So laß das Fürwort Deiner Balſamine
Zum Balſam werden, welchen Reinholdine
Der Wunde auflegt, die in Sehnſucht brennt!
Nicht, bis er ſelbſt geheilt, kann Andre heilen,
Er, der bald wird zum Wiederſehen eilen,
Und der ſich liebend Deinen Förſter nennt.

Schwerlich iſt jemals ein anerkanntes Meiſterwerk der Göthiſchen oder Schilleriſchen Poeſie mit ſo inniger Andacht und Ergriffenheit geleſen worden, als womit Reinholdine dieſe gereimte Liebeserklärung las. Sie drückte die correcten Schriftzüge, die ſo klein waren, als hätte die Feder aus dem Fittig eines Raben ſie gezeichnet, an ihre Lippen, und den Inhalt tief in ihr Herz.

„Wie ſich doch Alles ändert und ſo wunderbar geſtaltet!“ ſagte ſie, und ihr Blick ſtreifte in träumeriſchen Sinnen über die Balſamine in die klaren Lufträume hinaus. „In meinen Thränen, welche das erſtorbene Haupt jenes Blumenmütterchens benetzten, weinte der Schmerz eines durch Männertrug gebrochenen Herzens; und in die Zufriedenheit, womit ich dieſe erneuerte Blüthe betrachte, miſcht das Gefühl einer edleren Liebe Seligkeit und Himmelsruhe! Was wird nun aber die Tante dazu ſagen?“

Dieſe Frage führte Reinholdine auf ihre Pflicht zurück, und ſie bereitete mit beſonnener Sorglichkeit das Frühſtück; denn wie berauſchend und verwirrend ein unvermuthetes Glück vergänglicher Art auch auf den Menſchen zu wirken pflegt: eines geliebten Gegenſtandes gewiß geworden zu ſein, begeiſtert mit der Kraft und Klarheit des ewigen Beſitzes.

Als Tante Chriſtel nun nach Hauſe kam, und Reinholdine ihr mit verſtellter Gleichgültigkeit und ſchelmiſcher Miene den dichteriſchen Heirathsantrag als etwas Gefundenes vorlegte, da floſſen die Augen der guten Tante über und ſie ſagte: „Der Herr iſt ſehr freundlich und ſeine Güte währet ewiglich! O Holdchen, mein Kind! Es iſt mir, als wäre ich wieder jung und viel glücklicher, als ich jemals hätte werden können! Sieh, das iſt eine vernünftige Liebe; die laſſe ich mir gefallen! Der närriſche Junge! Alſo um die Balſamine war das Blättchen geſchlungen? Das iſt ein ſchlauer Einfall; aber er kam aus der geheimnißvollen Werkſtatt des Meiſters, welcher unſer Denken und Sinnen, unſer Thun und Laſſen zu ſeinen Zwecken verarbeitet. Denkſt Du noch daran, mit welch heißen Thränen Du im vergangenen Herbſte die verdorrete Blume benetzteſt? Und nun verknüpft der leiſe Faden eines ſcheinbaren Zufalls die verjüngte Blüthe mit der ſchönern Erneuerung einer Hoffnung, die vergehen mußte, weil es ihr an den Elementen der Nahrung gefehlt hatte!“

Nach drei Wochen kam Doctor Förſter, um ſich Holdchens Antwort abzuholen. Obgleich dieſe nur in ſchlichter Proſa gegeben ward, ſo tönte ihm doch himmliſcher Wohlklang in dem Jawörtchen, das ſie an ſeiner Bruſt flüſterte.

Er erzählte nun, daß er, wie gern er auch gewollt — nicht früher kommen können, weil er im Handel um ein geräumiges, ſchönes Haus geſtanden, der nun wirklich abgeſchloſſen worden. Sein Vater, an großartige Wohnverhältniſſe gewöhnt, ſolle bei ihm ſo wenig Bequemlichkeiten vermiſſen, als nur möglich, und daß Tante Chriſtel, um derentwillen derſelbe die nordiſche Heimath verlaſſe und in das Vaterland zurückkehre, künftig mit ihnen eine Familie ausmache, verſtehe ſich wohl ganz von ſelbſt. Auch habe bald nach ſeiner Ankunft in L..... der Tod eines alten Arztes ihn mit Geſchäften verſorgt, in denen das Glück ihm Beiſtand geleiſtet; ſo daß er im Umſehen in Ruf gekommen ſei. Weshalb er denn inſtändigſt bitte, die Vollziehung der Verbindung nicht lange aufzuſchieben, da der größere Zudrang ſeiner Geſchäfte ihn wahrſcheinlich verhindern würde, öftere Bräutigamsbeſuche zu machen.

Tante Chriſtel verſprach die äußerſte Beſchleunigung ihrer Ausſtattungsbeſorgungen.

Nach zwei Monaten, als die Feier des kleinen häuslichen Hochzeitfeſtes ganz nahe bevorſtand, äußerte Reinholdine den Wunſch, den Juſtizcommiſſär Rothe dabei zu ſehen, den ſie doch recht innig hochſchätze, und den ihr Förſter von ſeinem Geſichtskrampf curiren müſſe, wolle er ſich ihr anders als Freund gefällig und als Arzt vielvermögend erweiſen. Da ſagte Tante Chriſtel: „Es iſt mir lieb, Holdchen, daß Du mir an Rothe denkſt, und an den Dank, den Du ſeiner offenen Redlichkeit ſchuldig biſt. Ich habe Dir im Betreff jener Verhältniſſe einen guten Rath zu geben. Halte in der vollen Strömung des Vertrauens, welche einem liebenden Herzen ſo natürlich entquellen mag, die Mittheilung an Förſter von Deiner ehemaligen Neigung für den Herrn von Palme zurück! Solch eine Erſchöpfung zarter Geheimniſſe kann zu nichts frommen, aber unendlich viel ſchaden! Einſt, wenn die Kenntniß Deines Weſen in dem Gatten begründet iſt und das gefährliche Glutfeuer der Eiferſucht erloſchen unter dem kühlenden Hauche der Zeit: dann magſt Du ihm erzählen, wie bethörbar ſein treues Holdchen einſt geweſen, und lächelnd wird er der Beichte lauſchen und Dir die Abſolution in einem Kuſſe geben, worin Du fühlſt, wie theuer ihm die zweite Liebe iſt! Das Unglück ſo vieler Ehen iſt einzig und allein nur dem unweiſen Zuviel Schuld zu geben, womit Braut und Bräutigam ſich gegenſeitig Geſtändniſſe ablegen, die für die Unbeſchränktheit ihres Zutrauens zeugen ſollen, und nur von dem Mangel ihrer Vorſicht Beweiſe geben. Die böſen Geiſter des Verdachts und Argwohns, der üblen Nachrede und des Neides, ſind ohnehin geſchäftig, wo ein Altar zur ehelichen Weihe geſchmückt wird; und wer zu ſchweigen verſteht, wo das Reden vom Uebel — iſt im Beſitze der nützlichſten Kunſt!"

Erſt am Polterabende, der jedoch ſtille verging, ohne durch altübliches Gepolter oder durch die moderne Sitte maskirter Aufzüge und declamatoriſcher Verſuche unterbrochen zu werden, kam Förſter und mit ihm ſein Vater. Das reine Entzücken des Wiederſehns wog alle Bitterkeiten überwundener Erfahrungen auf, und ein Vorſchmack des Himmels, wo alle Diſſonanzen des Lebens ſich in Harmonie auflöſen werden, erhob die Herzen der Vereinigten über die flüchtige Luſt.

Am folgenden Tage wurde das Pärchen in kirchlicher Stille eingeſegnet, und der Juſtizcommiſſär Rothe war das einzige fremde Mitglied dieſes hochzeitlichen Kreiſes. Er ſchied nicht ohne Rührung von der dankbaren Freundinn, und ſeine Achtung für ihren Erwählten hielt dem wehmüthigem Reize das Gleichgewicht, womit er ſich ſelbſt verſicherte, daß dieſem angenehmen Fremdlinge des Schickſals Loos auf's lieblichſte gefallen ſei.

Nach einigen Tagen brachen die Neuvermählten, begleitet von den Ihrigen, nach L..... auf. Der Transport des Gepäckes war bereits vorausgegangen. Die Reiſe war höchſt genußreich, und wie ſie in die Vorſtadt kamen, ſchlug die Stadtuhr Sieben. Da gedachte Tante Chriſtel ihres einſtmaligen Wegzuges, und wie in dieſen letztvernommenen Glockenſchlägen ihr die tröſtende Ahnung erklungen ſei, daß dieſer bekannte Ton noch manche Stunde der Freude für ſie angeben werde.

Um das häusliche Glück der Familie Förſter vollſtändig zu machen, fand der Vater in dem gegenwärtigen Rector des Gymnaſiums zu L..... einen lieben Univerſitäts-Freund wieder. Die ſanfte, verſtändige Gattinn deſſelben bemühete ſich mit zuvorkommender Herzlichkeit um den freundſchaftlichen Umgang der Tante Chriſtel, und ihre erwachſene, ſehr liebenswerthe Tochter war eine anſprechende Geſellſchafterinn für Reinholdine. So ward dem Director und ſeiner Jugendgefährtinn das liebe, traute Haus in neuen, anmuthigen Verhältniſſen befreundet!

Im Mai des nächſten Jahres ward eine gemeinſchaftliche Reiſe nach W....., der Vaterſtadt des ältern Förſter, unternommen. Er weihete den kurzen Aufenthalt daſelbſt zu einer gerührten Feier ſeiner Dankbarkeit gegen die Fügungen der gütigen und vergeltenden Vorſehung. Eine neue Generation waltete über den Gräbern der Menſchen, unter denen er ſeine Kindheit verlebt hatte, und wie er an ſeinen Tiſchhäuſern vorüberging, ward ſeine Seele von dem Gedanken ergriffen, daß dieſe Ruhenden unter dem Graſe, ihm dennoch wohlgethan, als ſie einſt durch phariſäiſche Ueberhebung ſein leidendes Gefühl verletzten; denn eben jenen unverdienten Kränkungen verdankte er ja den edlen Stolz, welcher ihn gegen das Unrecht und die Meinung waffnete.

Im linden Wehen des Abends ſchlich der Director, die theilnehmende Tante Chriſtel am Arme (der Doctor war bei ſeiner Frau geblieben, der das Fahren nicht ganz gut bekommen), langſam auf den Kirchhof hinaus, um die tiefen Ruheſtellen der Seinigen aufzuſuchen. Sie waren kaum mehr kenntlich, und auch der Guſtel kleiner Hügel war eingeſunken und vertreten. Ihre Aſche blühete vielleicht noch in Maaslieben und wilden Veilchen, die der Schmuck dieſes öden Plätzchens waren. Stumm, aber recht innig, drückte Vater Förſter hier ſeiner alten Freundinn die Hand, und Tante Chriſtel wußte auch warum? So glaubte ſie auch errathen zu haben, weshalb der Director ein Geſchenk von fünfhundert Thalern der hieſigen Armencaſſe zugeſendet.

Ein kleiner, goldlockiger Alexis nennt den Director Förſter jetzt Großpapa, und ſüßer hat ihm ſelbſt der Vatername nicht geklungen, da er ihn zum erſten Male von den Lippen ſeines Kindes hörte.

Frau Holdchens zweites Wochenbette brachte dies theure Leben in dringende Gefahr, und ihre Lieben verſchmerzten den Tod des Knäbleins, welches bald nach der Geburt ſtarb, da die Mutter gerettet wurde.

Vor Kurzem iſt nun ein liebliches Mädchen zur Welt gekommen, das nach der curländiſchen Großmama Catinca heißen ſoll. Der Juſtizcommiſſär Rothe, den die fortgeſetzten Bemühungen von Reinholdinens Gatten, der Gebrauch zweckdienlicher Bäder und vor Allem Ruhe des Gemüths von ſeinem Krampfübel ſo weit hergeſtellt haben, als dies möglich war, iſt, wie auch bei der erſten Taufe, zu Gevatter gebeten worden, und einige Tage vor dem zum Weihefeſt beſtimmten bei ſeinen Freunden angekommen.

Tante Chriſtel führte ihn leiſe zu der Wiege, worin die Kleine durſtig am Däumchen ſog, weil das Mütterchen, heute an heftigem Kopfſchmerz leidend, nicht aus dem Schlafe geweckt werden ſollte, der dieſe Pein beſänftigte. Er blickte mit einem Lächeln hinab, das die Rührung nicht mehr wie ſonſt verzerrete, und flüſterte mit einem Seufzer: „Ach! wäreſt Du doch tauſend Wochen älter, Du kleiner, roſiger Engel! Und ſo gut und ſanft wie — eine gewiſſe Holde, die ſich ſchwerlich zum zweiten Male finden läßt, und ſuchte man von einem Pole zum andern. Dann würde der Herr Pathe ſtracks zum Freier, und der mißmüthige Hageſtolz ein glücklicher Mann!“

Tante Chriſtel nickte ſchlau, aber ſchweigend zu dieſem Bekenntniß, denn ſie wußte ja, was eben im Werke ſei. Ihre Nichte hatte es ſich nämlich in den Kopf geſetzt, den biederherzigen Freund mit des Rectors hübſcher Tochter zu verheirathen und ſie deshalb zu ſeiner Mitgevatterinn beſtimmt. Da nun, was eine junge, geliebte Frau ſich in den Kopf ſetzt, auch in der Regel zu geſchehen pflegt, ſo durfen unſere Leſerinnen es ſo gut als gewiß annehmen, daß der gutmüthige Hypochondriſt nicht ohne eine liebe Frau geblieben ſei.

Obgleich Doctor Förſter einen ſchönen Garten bei ſeinem Hauſe beſitzt, worin er die edelſten Pflanzen zieht, ſo blühet doch jeden Sommer eine purpurrothe Balſamine an dem Fenſter, wo Reinholdine arbeitet; und da ſich ſchon manche Perſonen über die auszeichnende Vorliebe gewundert haben, welche die Frau Doctorinn einer Blume ſo untergeordneten Ranges widmet, ſo iſt ihnen und, wie wir herzlich wünſchen, recht vielen Leſerinnen der Grund davon in dieſer kleinen Geſchichte erzählend angegeben worden.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Elfter Band.

Blumen. Siebenter Band.

* * *

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Aſtern.

O! Wer empfand den Edelſtein der Sprache,
Die kurze Sylbe, Freund?
Herder.

Die ſiebente Morgenſtunde ſchlug; der Rathsdiener läutete das Marktglöcklein, aus allen Ecken und Enden der Stadt ſtrömten die Kornhändler herbei und drängten ſich in einen großen, ſurrenden Knäuel zuſammen. — Es tönte der laute Schlag der nahen Thurmuhr und des Glöckleins rufender Diſcant ſogar hinüber in das Reich der Träume, aus denen jetzt Pauline, wie Bürger's Lenore, nur etwas ſpäter — erſchrocken emporfuhr. Ihre Pulſe klopften voll, der jungfräuliche Buſen flog. ſie zürnte mit ſich ſelbſt, daß ſie gerade an ihrem Geburtstage wahrſcheinlich ſehr lange geſchlafen, und dachte deshalb der verwöhnenden Güte ihrer Mutter und Tante einen Vorwurf zu. Schnell ſchlüpfte ſie in den leichten Morgenrock und aus der Thür des Alkovens: aber nun erſchrak ſie noch mehr; denn die Herbſtſonne hatte in ſtrahlender Geſchäftigkeit die Hinterwand des Wohnzimmers bereits mit einer Tapete von blaſſem Golde überzogen, und auf dem Oelgemälde des grünen, niederhangenden Rouleau, ſtand die Bergmühle, welche ihr erſter Frühſchein in dieſer Jahreszeit erleuchtete, ſchon in tiefem Schatten. Pauline trat blinzelnd vor den Spiegel und löſete hurtig die Bänder der Nachthaube, deren ſtraffer Zug auf dem weichen Sammet ihrer Stirnhaut eine tiefe, geröthete Spur nachgelaſſen hatte. Sie lächelte und ſagte zu ſich ſelbſt: „Nun kann ich mir meinen Traum ſehr natürlich erklären, ſeine ominöſe

Wehthat ging jedoch nur aus dem Druck eines feinen Linnenbandes hervor. Ein wunderbarer Traum! Und wenn er vorbedeutend wäre, ſo — ſo könnte mir bange ſein. Eine himmliſch-ſchöne, ätheriſche Geſtalt — o ich werde ſie ewig vor mir ſehen! ob es mein Schutzengel war? denn ich erblickte ein ſchwanenweißes Flügelpaar an den zarten Schultern —, trat zu mir und überreichte mir einen Kranz zum Angebinde. Erfreut nahm ich ihn hin; doch als ich ſah, daß durch das einfache Grün der Myrte kleine, blühende Aſtern, roth, gelb und veilchenblau, geſchlungen waren, da dünkten mir dieſe Blumen gemeiner Art und als würde durch ſie der bräutliche Sinn des Kranzes aufgehoben, und verachtend riß ich ſie aus und warf ſie zu Boden. Da heftete die Erſcheinung einen trauervollen Blick auf mich und verſchwand, und jetzt erſt bemerkte ich, daß die Zweige des Kranzes an eine blitzende Juwelenſchnur befeſtigt wären und daß ein Namenszug von Perlen, als womit man Todtenkronen zu zieren pflegt, zwiſchen den glänzenden Blättchen ſchwanke. Vergebens mühete ich mich ab, die Schrift zu erkennen — der Traumgott hielt mir Auge und Sinn dafür geſchloſſen. — Die Blumen riß ich aus, zwar ſchlechte Aſtern nur, aber ſie ließen recht unſchuldig! Perlen bedeuten Thränen — und das Band von Edelgeſteinen? Nun es waren doch Steine, und die ſind hart und kalt, ſpitz und ſcharf, und ich fühlte ihren ſchneidenden Stich unter heftigen Schmerzen, als ich den Kranz auf meine Stirne drückte; das Blut rann mir von den Schläfen nieder; aber es waren nur ein paar Schweißtröpflein, welche die Angſt erpreßt hatte. Und ſo möge denn mein Traum vergeſſen ſein! Ich will kein Wort davon erzählen, ſonſt — (es huſtete im Nebenzimmer) würde die Tante das anatomiſche Meſſer ihres Scharfſinns an ſeinen Leichnam legen und mir prophetiſche Vorleſungen darüber halten, vor denen mir ein Grauen ankäme.“

Unter dieſem Selbſtgeſpräche hatte Pauline das ſchöne, ſchwarzbraune Haar geordnet, und wollte nun das Werk der Toilette in Eile fortſetzen, als es klopfte. „Hilf Himmel! ein Gratulant! ſagte ſie zuſammenfahrend und ging, unmuthig ob des zeitigen Ueberfalles, an die Thür. Der Jockey des Nachbars ſtand draußen. Er verbeugte ſich ehrerbietig und ſprach: „Herr Strahl empfehlen ſich gehorſamſt und überſenden hiermit dem Fräulein Hütte das Bewußte.“ Bei dieſen Worten legte er einen Brief und ein rundes Etui mit langem Griff in die Hand der betroffenen Pauline. Sie ward roth, wie der Maroquin des Etuis, das ſie mit ſpitzen Fingern erfaßte und erwiederte im Tone der Befremdung: „Das Bewußte? Ich weiß von nichts; hier waltet ſicherlich ein Irrthum.“

„Sein Sie nur ſo gütig, den Brief zu leſen;“ gab der Burſche mit einem verſchmitzten Lächeln zur Antwort und entfernte ſich, ohne weiteren Beſcheid abzuwarten.

Der Brief war an ſie überſchrieben, und ein paar Secunden kämpfte ihre Neugier, ob ſie ihn, oder das Etui zuerſt öffnen ſollte; da ſchob ſie das Häkchen der Kapſel zurück und eine Aſter von köſtlichen Rauten, zum Schmuck der Haare beſtimmt, wie die lange, gabelförmige Nadel daran vermuthen ließ, blitzte ihr entgegen. Ein leiſer Schrei der Ueberraſchung entfloh Paulinens Lippen; ſie ahnete nun den Inhalt des Schreibens, das folgendermaßen lautete:

„Angebetete Pauline!

Daß ich Sie liebe, wird Ihnen längſt kein Geheimniß mehr ſein, und wenn ich die Zeichen Ihrer Gunſt und freundlichen Geneigtheit richtig gedeutet, ſo zürnen Sie mindeſtens einer Leidenſchaft nicht, die Ihnen wörtlich zu erklären ich mir bis auf dieſen feſtlichen Tag vorbehielt. Sie, holde Pauline, kennen meine Lage, und es wäre faſt überflüſſig hinzuzufügen, daß ich Ihnen ein ſorgenfreies, angenehmes Loos bereiten könnte. — Ich kann die Gattinn meines Herzens ganz nach meiner Neigung wählen, und ich biete Ihnen, Geliebte, dieſe unabhängige Hand. Möchten Sie an derſelben das Glück finden, das ich Ihnen heute ſo heiß, ſo liebeglühend wünſche! —

In der ſüßen Hoffnung, daß es ſo ſein werde, wage ich es, Ihnen ein unbedeutendes Angebinde zu überſenden, das Sie mit einigem Vergnügen aufnehmen möchten! Ihre Schönheit, holde Pauline, ſoll, als mein beneidetes Eigenthum, des Schmuckes nicht entbehren, deſſen ſie ſo würdig iſt!

Dieſen Nachmittag komme ich ſelbſt, und ein bräutliches Wörtchen von Ihrem entzückenden Munde wird zum glücklichſten Sterblichen machen

den Ihrigen,
Leonhard Strahl."

Wie vom Blitze berührt ſtand Pauline; die Hand, welche den Brief hielt, ſenkte ſich langſam, und über das helle Auge, das wie durch magnetiſche Gewalt nach der Nadel gewendet war, zog eine verfinſternde Wolke. Jede der farbigen Strahlen dieſer Prachtblume ſchien das Herz ihrer Empfängerinn mit ſolch einem lähmenden Erſtarren zu treffen. Sie ſeufzte gepreßt und überlas das Schreiben noch einmal, und unwillkürlich bemerkte ihr kritiſcher Blick, wie unfeſt und ſchülerhaft dieſe Handſchrift, wie ſtörend der ſchlecht ausradirte Dintenfleck auf ihrem Namen wäre, und daß die Superfeinheit des zierlichgeränderten Velinpapiers und die koſtbare Eleganz des begleitenden Geſchenkes dieſe Makel nur ſchärfer hervortreten ließen. Und der Heirathsantrag ſelbſt in dieſer vorausſetzenden Sprache! Eine mädchenhafte Empfindung überwallete ſie, als ſie erwog, ihr bliebe im Gewährungsfalle nicht einmal der Triumph, ach, der einzige Triumph unſeres armen, ſclaviſchen Geſchlechts! durch ihr Jawort einen Glücklichen machen zu können; denn die Beglückte, wenn ſie das Schnupftuch dieſes ſtolzen Sultans aufnähme, war ja ſie! — Eine unbedeutende Kleinigkeit nannte der Nachbar dieſe fürſtliche Galanterie! und wenn Paulinens richtiger Verſtand dieſen Ausdruck als eine prahleriſche Großthuerei tadelte, welche, nächſt der Verſicherung, daß er ganz nach ſeiner Neigung wählen könne — dem armen Mädchen, um das er ſich bewürbe, das Gewicht ſeines Vermögens fühlbar machen ſollte, ſo bewegte ſich neben dieſem mißfälligen Urtheil der ſchmeichelhafte Gedanke, wie reich dieſer Mann ſein müſſe, und was die Braut, die Gattinn, von ſeiner Generoſität erwarten dürfe.

Aber die Nadel blitzte wunderſchön und Pauline konnte der Eitelkeit nicht widerſtehen, dieſen ſchimmernden Putz an ſeinem Orte zu verſuchen. Sie ſteckte die Aſter in das dunkle Gewühl der Locken und erſtaunte, wie dieſer Schmuck ihren blühenden Reiz erhob!

Die Roſe des Schlafes brannte noch auf der linken Wange, und in dem Grübchen ihres Kelches lauſchte der Traum vom Myrthenkranze. — Die ſchwarzen Augen voll zündender Gluth, das volle Haar, nur halb erſt geordnet, aus deſſen brauner Nacht die Aſter gleich dem Morgenſterne ſchimmerte, kam ſie ſich wie eine junge Königinn vor, die ſich für die Huldigungen eines feſtlichen Tages ſchmückt. Mit dem Vergnügen einer unſchuldigen Selbſtgefälligkeit verweilte ſie vor ihrem eigenen Bilde und vergaß über deſſen Anblick Brief und Freier.

Da klopfte es wieder; Pauline hatte ſchon einmal, wie träumend, die ſchüchterne Meldung zu vernehmen geglaubt — jetzt öffnete ſie raſch die Thür und ein ihr wohlbekannter Tertianer trat ein. Der junge, ſchlanke Menſch grüßte mit höflicher Treuherzigkeit; er trug eine verſiegelte Rolle in der Hand, ein Kranz von friſchen Aſtern, noch feucht vom Thau, hing an ſeinem Arme. Beides bot er Paulinen dar und ſagte: „Der Herr Schulcollege läßt Ihnen, liebes Fräulein, einen fröhlichen guten Morgen wünſchen und anfragen, wie es heute um die Clavierſtunde ſtehe? Es wäre ihm lieb, wenn —“ hier fiel ſein offenes Auge auf die blitzende Blume, welche ſich in ſtarrer Schwere auf den weichen Locken wiegte, das Wort ſtockte — auf ſeinen Lippen ſchwebte ein bewunderndes Entſetzen.

Pauline lächelte; ein angenehmes Gefühl hob ihre Bruſt, und die Ahnung, wie Reichthum und Pracht auf den Aermeren wirken, fiel ihr unbeſchütztes Herz bethörend an. „Ich laſſe dem Herrn Vetter herzlich danken, und er mag nur kommen!“ antwortete ſie mit liebreicher Huld, die jedoch etwas Herablaſſendes hatte, und der junge Menſch, welcher die trauliche Freundlichkeit, die ihm ſonſt der liebſte Lohn für ſeine kleinen Botengänge geweſen, gegen dieſen höheren Ton vertauſcht fühlte, verbeugte ſich linkiſch, ſtumm und ſcheu, und wagte nur im Fortgehen noch einen verſtohlenen Blick auf die funkelnde Aſter.

Pauline war nun allein. „Das iſt merkwürdig!“ ſagte ſie, „eine Aſter von Steinen — ein Kranz von Aſtern: — beide Gaben erinnern mich daran, daß mein Geburtstag in herbſtlicher Zeit fällt. Nun, vor einem Heirathsantrage des ſchweigſamen Vetters wäre ich wenigſtens ſicher: ſeine Göttinn iſt die Wiſſenſchaft, ſeine Gattinn die Schule — und ſo will ich nur ſehen, was er mir ſchickt.“

Nicht ohne Haſt erbrach Pauline die feinen Siegel des Umſchlags, dem jetzt das unterbrochene Opferfeſt im Clavier-Auszuge entquoll. Um den ſauberen Einband war ein Papier geſchlagen, deſſen reine Schriftzüge, obwohl ungekünſtelt, wie der Kupferſtich eines Muſterblattes anzuſehen waren. Pauline las:

„*Mein theures Mühmchen!*

Ihr Geburtstag weckte mich früh; ich konnte den Morgen nicht verſchlafen, der Ihr ſüßes Leben einſt an das Licht rief. Die ganze Natur ſtimmte in die frohe Feier meines Herzens, der Tag ſchien mir ſchöner als je einer, an dem eine Pauline geboren ward. Ach! dürfte ich doch ſagen: *Meine* Pauline! dann würde er das Geburtsfeſt meines Glückes ſein! — Ja, meine holde Freundinn, nach drei Jahren eines ſtillen, oft peinlichen Kampfes darf ich Ihnen endlich ſagen, daß Sie mir das Theuerſte auf Erden ſind! daß ich an Ihrer Seite mir einen Himmel träumen, *träumen?* o Gott! ihn *finden* würde, wenn Sie mein treues Herz, worin Ihr Bild in allem Zauber ſeiner Anmuth wohnt, einem glänzenderen Geſchick vorzögen, das Ihrer Liebenswürdigkeit unmöglich entgehen kann.

So lange meine kränkliche Stiefmutter lebte, mußte ich über das Gefühl ſchweigen, welches mich für Sie erfüllt, denn durfte ich Ihre harmloſe Jugend einer Pflicht unterwerfen, die mir in den großmüthigen Genuß, Böſes mit Gutem zu vergelten, oft genug Galle und Wermuth miſchte? Und eben ſo wenig konnte ich die Wittwe meines Vaters, welche er mir ſterbend empfohlen, ſiech und hülflos ihrem Schickſale überlaſſen. Seit acht Tagen ſind ihre ewigen Klagen verſtummt; es iſt genug! ſangen wir an Ihrem Grabe.

Mit ruhigem Bewußtſein darf ich nun den heißen Wünſchen meiner Bruſt Gehör geben; aber täuſchen dürfte ich Sie dennoch nicht, Geliebte! und erſt, wenn Sie die Lage, welche ich Ihnen anbieten kann, in ihrer engen Beſchränkung ganz überſehen haben und dies beſcheidene Loos mit mir theilen wollten, dann erſt würde ich mit Ihrer Hand mein höchſtes, irdiſches Glück empfangen und der Dauer deſſelben gewiß ſein.

Mein fixirtes Einkommen beträgt fünfhundert Thaler, doch vergrößert der Ertrag des Privat-Unterrichts den ich ertheile, dieſe Summe noch um das Fünftheil. Ein nettes, bequemes Haus, worin ich frei und allein wohne, ein hinlängliches Deputat an Holz und ein Gärtchen, groß genug, meine Hausfrau mit Gemüſe und Obſt zu verſorgen, und lieblich wie ein kleines Eden — würde Ihrem Anſpruche an ein Schickſal genügen müſſen, deſſen Wahl Ihnen freigegeben iſt. Und nicht die Hoffnung, daß dieſe äußeren Verhältniſſe ſich jemals anders und beſſer geſtalten würden, bliebe Ihnen, theuere Pauline. Nein! einfach und eben, nicht den aufſteigenden Weg rühmlicher Beförderung, ſondern nur zu der Höhe leitend, wo treuerfüllte Pflicht ſich belohnt, geht der ſtille Pfad meines Berufs. Ich kann niemals Rector werden.

Doch gälte Ihnen der ehrliche Name, der unbefleckte Ruf, der nützliche Stand eines Mannes, der Sie in jeder Lage mit gleicher Zärtlichkeit lieben würde, ſo viel, als ein Loos von glänzenderem Scheine, wäre es die Liebe, welche Sie meine herzliche Zufriedenheit theilen ließe, o ſo würde ich keinen König beneiden und nur einen Ruhm kennen, den, mir das Bewußtſein dieſes Glückes durch Ihr innigſtes Vertrauen zu ſteigern.

Indem ich mich dieſer ſeligen Hoffnung hinzugeben wage, pflückte ich die herbſtliche Aſter meines Gärtchens zu einem Kranze für Sie! Entſpricht Ihr Gefühl nur von ferne — nur zum tauſendſten Theil dem meinigen, ſo werden dieſe duftloſen Spätblumen eine freundliche Aufnahme bei Ihnen finden. Sähen Sie jedoch nur Aſtern gewöhnlicher Art in Ihnen: o Pauline! ſo laſſen Sie den Kranz nur immerhin unberührt verwelken; dann iſt der Herbſt frühzeitig in mein Leben gebrochen und keine Blüthe jugendlicher Erwartungen hat Frucht getragen.

Ihre Lieblingsmuſik, das unterbrochene Opferfeſt, lege ich Ihnen als ein kleines, geringes Angebinde bei; aber die Empfindung, welche Sie den Werth dieſer himmliſchen Compoſition erkennen ließ, wird auch die Gabe würdigen. Wenn mir Dein Auge ſtrahlet, iſt mir ſo wohl! ſo gut! ſo würde ich ſingen und ſagen, bis das meinige im Tode erlöſche, und — ſtrahlt es mir noch heute in erhörender Liebe, ſo wird jeder meiner Athemzüge fortan ein Opfer für Sie, meine Pauline, ſein, das nur der Augenblick meines Scheidens im Sterben unterbräche, um es von dort aus ſchöner zu beginnen! —

Zum erſten Male zittere ich zaghaft vor Ihrem Anblicke; er wird über mein Schickſal entſcheiden. Mein Herz iſt zu voll, ich muß ſchließen.

Daß Sie wohl leben mögen, ob in meinen — oder in eines Glücklicheren Armen, wird ja doch ſtets der einzige und höchſte Wunſch ſein

Ihres Arnold.

Paulinens Hand zitterte immer ſtärker, je näher ſie dem Schluſſe des Briefes kam, an dem ein paar Thränenflecke ſichtbar waren; ſie ſah in ihren blaſſen Spuren die ſchönſte Zierde dieſer Zuſchrift, die bekräftigenden Kleinſiegel eines Gefühls, das ſich in dieſem Schreiben eben ſo warm als wahr ausgeſprochen hatte. Die Morgenroſe auf Paulinens Wange verblühete ſchnell, und der Hauch eines tieferſchütterten Gemüths zog kältend und erbleichend über ihre Züge.

Da trat die Mutter ein, und Pauline riß ſchnell und dieſer Bewegung ſich kaum bewußt, die ſchimmernde Nadel aus ihrem Haar. Frau Hütte, ſeit vier Jahren Wittwe eines Kaufmanns, der in einem Detail-Handel mit Specerei-Waaren ſein Brod mühſam genug geſucht und gefunden hatte, und ſeitdem die Fortſetzerinn dieſes Geſchäfts — gehörte zu jener ſeltenen Claſſe von Frauen, denen über die Zeit der Jugend hinaus die Blüthe der Anmuth geblieben iſt. Sie ſind es, denen der unſterbliche Jean Paul ſeinen lieblichen Vergleich vom Orangenbaume entnahm, der neben der lockenden Knospe des Frühlings zugleich reifende Früchte trägt! Gewiß wurzelt dieſer dauernde Reiz tief im Gemüthe;

doch was unſtreitig jede weibliche Erſcheinung im früheren oder ſpäteren Lebensalter unter die ſchönſte Beleuchtung ſtellt. iſt: das Gefühl geliebt zu ſein! Dieſe Ueberzeugung und der zarte Genuß ihrer Beweiſe iſt die belebende Sonne, welche den Lenz der Frauen ſchmückt, ihrem Sommer Glut verleiht, und den Anfang ihres Herbſtes oft ſo zauberiſch macht, daß mancher Geſchmack ihn einem kühlen Frühlinge vorzieht. Fehlt dies Geſtirn dem wandelnden Daſein der Frauen, ſo zieht ein tödtender Froſt durch ihre jüngſten Tage, und die Blume ihrer Anmuth kann ſich nimmer entfalten! — So war es nicht mit Paulinens Mutter; recht füglich hätte ſie für die ältere Schweſter ihrer Tochter gelten können, und es würde Männer gegeben haben, die der erſteren den Preis zuerkannt hätten, wenn ihre Wahl zur Entſcheidung zwiſchen Beiden geſtellt geweſen wäre. Wenn Frau Hütte durch eine feine, zuſammengehaltene Geſtalt, durch ein angenehmes, rundliches Geſicht, durch ein paar helle, braune Augen, aus denen ein zufriedener Sinn und die heiterſte Gutmüthigkeit blickte, durch ein wohlwollendes Lächeln um den kleinen Mund, der hinter den etwas aufgeworfenen Lippen zwei Reihen blendendweißer, unverſehrter Zähne verbarg, durch ein lebhaftes Colorit, durch eine wohlklingende Stimme, und vor allem durch den gewinnenden Seelenreiz ihres ganzen Weſens ſolch einen Vorzug gerechtfertiget haben würde, ſo mußte der friſcheren Schönheit Paulinens in den Augen des unbeſtrickten Beobachters, oder des Phyſiognomiſten — eine Falte des Eigenſinns zwiſchen den leichtgeſchwungenen Braunen und ein Blick charakteriſtiſchen Mißmuths ſchaden. Es war, als ob ein anderer Geiſt als der mütterliche, fremd und ſtörend aus den Zügen des Mädchens ſpräche, in denen es jedoch der Mutter äußerlich ähnelte.

In geſchäftiger Eilfertigkeit trat Frau Hütte in das Zimmer und ſprach: „Guten Morgen, mein Töchterchen! ich bringe Dir meinen Glückwunſch ſpät, aber es iſt Markttag; der gute Eglan möchte zehn Hände haben, und ſo mußte ich ihm ein wenig beiſtehen. Gott ſegne Dich, mein liebes einziges Kind! meine gute Pauline! doch was iſt Dir? Du weinſt? — was bewegt Dich ſo? ſprich!"

Pauline hatte in leidenſchaftlicher Heftigkeit die Mutter umſchlungen; ihr thränenfeuchtes Angeſicht ſank auf die Schulter dieſer beſten Freundinn. Sie athmete ſchwer, als laſte die Antwort allzudrückend auf ihrer Bruſt. Endlich erhob ſie ſich und ſagte: „Ach Mutter! welch ein verhängnißvoller Morgen iſt mir anfgegangen! zwei Heirathsanträge binnen einer Stunde! rathe nur von wem? mir zittern alle Glieder!"

Die Mutter entfärbte ſich; eine heftige Erſchütterung ging ſichtbar durch ihre Seele. Sie fragte in ängſtlicher Spannung: „Nun, der eine iſt vermuthlich vom Juwelier, Herrn Strahl? Das ſah ich kommen und es überraſchte mich nicht; doch der andere —" „Den anderen," unterbrach ſie Pauline, und die klagende Stimme bekam einen leiſen Anklang von triumphirender Freude „ſchrieb mir — Vetter Arnold! ich war wie aus den Wolken gefallen."

Ein frohes Lächeln ſtieg auf die Lippen der Mutter; ein Strahl des Vergnügens in ihr Auge. „Laß doch ſehen, Kind!" ſagte ſie dringend und griff nach dem Briefe. Frau Hütte las und milde Thränen tröpfelten ihre Wangen herab, und fielen ſacht zu Boden. „Das treue, redliche Gemüth!" ſagte ſie mit Innigkeit, „o ich habe ihn gar lieb, den Vetter, und nichts dagegen, daß er mein Schwiegerſohn würde. Nun, das will aber ernſt und mit Gott erwogen ſein! Er wird Dein Herz lenken, daß es ſeinen weiſen Rath erfüllen muß. Wie aber iſt es mit dem Nachbar?“

Pauline hielt, ohne ein Wort zu erwiedern, die Aſter ſammt dem Briefe der Mutter vor das Geſicht; dieſe trat beſtürzt einen Schritt zurück, und ſprach: „Der will Dich verblenden, mein Kind, nimm Dich in Acht! Du aber mußt klar ſehen, und kein trüglicher Schein darf auf Deine Wahl fallen.“

Pauline ſchwieg; ihr Blick blieb ſinnend an der Aſter hangen. Nach einer langen Pauſe, in der die Mutter einer Antwort wartete, ſagte ſie: „Hinſichtlich ihrer äußeren Verhältniſſe kann von keinem Vergleiche zwiſchen meinen beiden Freiern die Rede ſein.“

„O Pauline!“ erwiederte die Mutter ſchmerzlich, „ſieh nicht auf Aeußerlichkeiten! Sieh auf das Herz des Mannes, dem Du Dein Schickſal unvertraueſt! Nur ſein Charakter kann Dir Bürgſchaft leiſten für das Glück Deines Lebens! Nebenabſichten beſtrafen ſich wohl immer. Denke an den Vers des frommen Gellert: Nie ſchenkt der Stand, nie ſchenken Güter dem Menſchen die Zufriedenheit; die wahre Ruhe der Gemüther iſt Tugend und Genügſamkeit. —“

Bei dem Worte: Genügſamkeit, ging eine kleine Säure über Paulinens Geſicht und zog ihre zarten Züge finſter zuſammen; die Mutter bemerkte es mit ſchneller Feinheit, ſie hielt einen Augenblick inne, und fuhr dann fort: „Wenn Du ſchwankſt, wäre es auch nur einen Pulsſchlag lang —: ſo liebſt Du keinen von Beiden. Es käme alſo nur darauf an, daß Du Dir deutlich bewußt würdeſt, ob der reiche Strahl, oder der wackere Arnold, mehr oder minder im Beſitze Deiner Neigung ſei?“

Pauline erröthete leicht, und ſprach: „Das wüßte ich kaum zu ſagen. Ich bin dem Vetter Arnold herzlich gut, er dauert mich — ich zolle ihm die verdiente Hochachtung; aber ein peinliches Gefühl, wie ſoll ich es nennen? eine gewiſſe Scham oder Aengſtlichkeit überfällt mich bei dem Gedanken, ſeine Frau zu werden. Auch iſt es mir nie eingefallen, ihn für meinen heimlichen Liebhaber zu halten. Er war oft ſo wartkarg — nur wenn er ſang, und er ſingt doch wirklich bezaubernd! ward mir zuweilen weich und warm ums Herz, ich mußte mich abwenden, daß er meine Thränen nicht ſähe, dann ſchien er ſtillentzückt; ich aber ſchrieb dies der Macht des Geſanges, der Tonkunſt himmliſcher Gewalt zu, die ihn wie mich hingeriſſen hätte.“

Frau Hütte lächelte gerührt, und erwiederte mit dem Ausdrucke zärtlicher Gunſt in Miene und Stimme, welche in die Modulation einer trüben Ahnung überging: „Der Arme! er hat Dir die Liebe zugeſungen, die er Dir nicht ſagen durfte, und wie es wohl immer zu gehen pflegt, was aus des Herzens Tiefe quillt, dringt wieder zum Herzen. Ich, an Deiner Stelle, mein Kind, wäre nicht zweifelhaft in meiner Wahl. Herr Strahl hingegen kommt mir ziemlich flach und ſeicht vor, ich würde ſeinem Charakter mißtrauen, und meine guten Gründe dazu haben. —“

Pauline unterbrach ihre Mutter mit der zuvorkommenden Erklärung: „Ich, daß ich es nur geſtehe — mag den Strahl wohl leiden. Er iſt ein angenehmer Leichtfuß; aber ſolche ſollen ja, laut der Erfahrung, die beſten Ehemänner werden. Ich treibe gern ein wenig Poſſen mit ihm, ſein ſchimmerndes Gewölbe, der feſte Tact ſeines Betragens, der feine, modiſche Geſchmack, womit er ſich kleidet, gefällt mir ſehr, und ich dächte mir an ſeiner Seite ein Leben voll Luſt und Herrlichkeit."

Die Mutter ſtieß einen ängſtlichen Seufzer aus; „O Pauline!" ſprach ſie mütterlich beſorgt, „übereile Dich doch um Gotteswillen nicht! Es gilt ja nichts Geringeres, als Dein ganzes, zeitliches Wohl! Der Strahl iſt kein guter Sohn — die ganze Stadt weiß und tadelt es, daß er ſich ſeines Vaters, eines ehrlichen Papiermüllers, ſchäme, deſſen wohlerworbenem Reichthume und verſchwenderiſcher Güte er allein den galanten Anſtrich ſeiner Bildung, wie das Glück ſeiner Lage verdankt. Das Pfeifchen des Lumpenſammlers macht ihm Ohrenzwang — und die Nachbarn ſind es inne geworden, und ſpotten darüber, wenn der Mann mit Sack und Pack auf unſerm Markte ſtill vorüber ziehen muß, und vor ſeinem traulichen Gruße und der kleinen Lade voll Schwefelhölzer und Stecknadeln der Juwelier ſich erröthend tief in das Innere des Gewölbes zurückzieht. — Wie wahrhaft edel ſtehet ihm da der gute Arnold gegenüber! Was hat der an einer Stiefmutter gethan, die ihn mit beiſpielloſer Härte behandelt hatte! Dies wird und kann, ich hoffe es zu Gott! ihm nicht unvergolten bleiben! — Aber um wieder auf Strahl zu kommen: die erheblichſte Bedenklichkeit gegen eine eheliche Verbindung mit dieſem Manne iſt meines Erachtens die: er hat das Leben in raſchen Zügen genoſſen, und ſeiner Gattinn bliebe nur der ſchale, bittere Hefenreſt der Ueberſättigung und einer häuslich verſtimmten Laune. Dieſer artige Humor, der Dich, Du Unerfahrene, täuſcht, iſt nur ein coquetter Firniß, den die erſte Flitterwoche abſtreift. Ach! und dieſe Sattheit, die ſich mit Ekel und Widerwillen von jedem unſchuldigen Vergnügen wendet, iſt das größte Unglück für eine Frau! Sie iſt die Peſt reicher

Jünglinge, die Seuche unſerer Zeit, an der ſchon mancher reine, frohe Lebensſinn geſtorben, denn das Gefühl unſeres Glückes wird doch nur durch unſere Genußfähigkeit bedingt, und beſtehet eigentlich in kleinen, unſchuldigen Freuden, die wohlfeil und für Jedermann zu haben. Arnold — —"
Hier trat das Dienſtmädchen mit dem verſpäteten Frühſtück für Pauline ein, und gleichzeitig läutete es ſtark an dem Glockenzuge, der aus dem Gewürzladen in das Innere des Hauſes führte. Dieſer Ruf galt der Frau Hütte. „Ich muß fort, wir reden noch weiter über dieſe Sache," ſagte ſie, warf ihrer Tochter einen Kuß zu, und eilte an ihre Geſchäfte. Pauline ſetzte ſich gedankenvoll an den verdampften Caffee; ſie genoß ihn mechaniſch, und als ſie die leere Taſſe klirrend von ſich ſchob, öffnete ſich die Mittelthüre, und die hektiſche Tante trat huſtend ein.

Die Tante — wir wollen ſie ſo nennen — war eine nahe Verwandte von Paulinens Vater und der Quälgeiſt ſeines Lebens geweſen. Sie hatte ihm ihr kleines Vermögen auf Leibrenten gegeben, und der ſelige Hütte ſich in harte Bedingungen gefügt, um mit dem Empfange des Capitals ſein Etabliſſement ermöglichen und dann eine mittelloſe Braut heirathen zu können. Die junge Frau, von Jedermann geliebt, belobt und geachtet, war aber der neidiſchen Verwandten ein Dorn im Auge, und dieſe Ehe würde gewiß ſehr unglücklich geworden ſein, wenn die feſte Liebe, die rauhe Offenheit des ehrlichen Hütte den hämiſchen Einflüſterungen dieſer böslichen Hausgenoſſinn nicht ſtandhaft widerſtanden hätte. So blieb es bei den tauſend Thränen, welche die gekränkte Gattinn ſtill und ungeſehen weinte; denn dieſe Schlange war nicht abzuſchütteln, und ihre giftigen Stiche mußten verſchmerzt werden, da der Contract, den der bedrängte Kaufmann abgeſchloſſen, alſo lautete, daß er der Tante bis an ihren Tod einen Platz in ſeinem Hauſe und Familienrecht unter den Seinen einräumte. An die Möglichkeit ſeines Abſterbens hatte der rüſtige Hütte in dieſer ſchriftlichen Verpflichtung nicht gedacht, da die ſieche Schwäche der Tante ſie als eine nahe Beute des Todes erſcheinen ließ, und der Kaufmann noch Lebenskraft für ein halbes Säculum in ſich fühlte. Bereits in den Jahren, wo Bruſtkranke nicht jählings das Ziel ihrer Leiden erreichen, huſtete und lebte ſie fort, indeß der geſunde, kräftige Mann, der nur um der Kränklichkeit der Tante und der befreienden Ausſicht willen, welche ihr übler Geſundheitszuſtand gewährte — ſeinen oft erregten Ingrimm zu bezähmen und ſich in Geduld zu faſſen vermochte, von einem hitzigen Fieber in betäubender Schnelle hingerafft ward.

Die Tante behauptete ſich bei dieſem Todesfalle, der die Frau und Tochter des Erblichenen ihres Verſorgers beraubte, und in tiefe Trauer und Troſtloſigkeit verſetzte, in gefühlloſer Gleichmüthigkeit. Sie philoſophirte viel über die Eitelkeit menſchlicher Hoffnungen, und machte mancherlei beißende Anſpielungen, als: es zeigte ſich nun, daß auch Kaufleute ſchlechte Rechner ſein könnten — die feinſte Speculation wäre nicht ſicher vor einem ſchwarzen Striche, und, wer auf eines Andern Tod warte, der werde allemal zuerſt kalt. — Jedes dieſer Worte ſchnitt der Wittwe tief in das wunde Herz; aber es war gebrochen für die Rüge. Sie hob nur mit ſtummer Klage den naſſen Blick zum Himmel auf, und übergab die Rache dem, der da recht richtet. Das einzige Weſen, das der Tante enges Herz mit Liebe zu umfaſſen ſchien, war Pauline; aber dennoch — ſo lag es in ihrer Natur — ward ſie der Nichte durch das Schmeicheln ihrer

Zärtlichkeit verderblich. Sie verhätſchelte das Mädchen in ſeiner Kindheit mit Näſchereien, ſie fröhnte dem Eigenwillen der kleinen, wie ſpäter der Eitelkeit der großen Pauline, und war der ruhigen Strenge und dem ſanften Ernſte, womit die Eltern ihre Grundſätze in der Erziehung anwendeten, mit hinterliſtiger Falſchheit entgegen. Die Mutter bemerkte mit Angſt und Sorge dieſe ſchädliche Gegenwirkung; doch konnte ſie ihr einziges Kind, ihr beſtes Kleinod, dieſer befleckenden Hand nicht entreißen. So that ſie, was ſie konnte, und Paulinens natürliche Güte, die kindliche Herzlichkeit, womit ſie den Eltern anhing, bewahrten ihr Gemüth vor gänzlicher Entſtellung, wenn auch kleine Flecken, von der giftigen Schärfe des Umgangs mit der Tante eingeätzt, darauf hafteten, und der Hauch ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften oft genug ſeinen reinen Spiegel trübte.

Als vor mehreren Jahren der verſtorbene Hütte, bei harter Winterzeit an einer ſchweren Krankheit lange danieder lag, und ſeine Gattinn nicht wußte, wie ſie die ſtreitenden Pflichten der Wartung ihres Mannes mit dem Vorſtande des Gewölbes, der ſonſt einem unwiſſenden Ladenburſchen allein überlaſſen geweſen wäre, vereinen ſollte: da erregte die bedrängte Lage der armen Frau die Theilnahme der Kaufmannſchaft, und auf die Fürſprache einer Hauptperſon dieſer Innung entſchloß ſich ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, der eben ein großes Handelshaus dieſer Stadt verließ, um ſich in der fernen Heimath zu etabliren, die Geſchäfte des Kranken ſo lange zu führen, bis dieſer ſich völlig erholt haben würde. Dies war der erwähnte Eglan. Frau Hütte erkannte dies für eine unausſprechliche Wohlthat, denn nun konnte ſie ſich ungetheilt der Pflege ihres Mannes widmen. Auch war es, als ob mit dieſem

Stellvertreter der Segen eingezogen wäre. Wenn der erwerbſame Hütte oft nur mit kummervollen Seufzern die ſpärliche Loſung zu Buche getragen, ſo ſchüttete Eglan vor den glänzenden Blicken der Frau vom Hauſe eine volle Caſſe aus, und die tiefgefühlteſte Dankbarkeit für Eglan's außerordentliche Leiſtungen gab ihrem freundſeligen Betragen einen beſondern, gefälligen Reiz.

Der Kaufmann Hütte genaß, wenn auch ſehr langſam; obgleich noch ſchwach an Kräften, wollte er doch der Güte des fremden, jungen Mannes nicht länger läſtig werden, da er aus eigener Erfahrung wußte, wie heiß der Tag herbeigeſehnt werde, wo — ach! wie iſt der Begriff dieſes Wortes doch ſo weit —! man ſein eigener Herr wird.

Aber wie ſehr erſtaunte Hütte, wie noch mehr ſeine Gattinn — als der Erſtere dieſe Erklärung mit gerührtem Danke gab, und zugleich ſagte: er werde ſtets an ihn denken, wie an einen Engel, der ihm in höchſten Nöthen von Gott geſandt worden ſei, und Eglan verſicherte, die Erkenntlichkeit überſchätze, was er gethan, und er habe ſich in dieſem Verhältniſſe ſo wohl gefallen, daß, wenn es Herrn Hütte alſo gefällig wäre — er noch ferner darin verbleiben wolle; ſein Etabliſſement dränge ihn nicht!

Da ſtarrte der blaſſe Hütte den ſeltſamen jungen Mann an; ſeine Frau aber erhob die überfließenden Augen zur Decke, und lobte den Gott der Hülfe in ihrem Herzen.

Auch Eglan war bleich, als empfände er das Verhängniß dieſer Minute — doch lächelte er, als ſähe er nicht allein die weite Welt, ſondern den Himmel der Zukunft offen.

Als Hütte mit ſeiner Frau allein war, ſagte er: „Und wenn mir heute, ohne daß ich in die Lotterie ſetzte, das große Loos zugefallen wäre; ſo könnte ich mich nicht mehr darob verwundern, als über Eglan's Entſchluß. Ja, ſteckte die Pauline nicht noch ſo tief in den Kinderſchuhen, ſo dächte ich, die Liebe hielte ihn an die Mühe und Plage meines Hauſes gefeſſelt.“

Frau Hütte erwiederte erröthend: „Laß uns nicht grübeln, lieber Mann! Wir wollen und können uns dieſer Schickung nur erfreuen, denn offenbar iſt uns mit dem wackern Eglan der Segen ins Haus gekommen. Er ziehet wie durch Zauberkraft die Käufer an, hält den Burſchen in Ordnung, und möchte Dir lieber jeden Pfenning zum Thaler machen. Auch ich gewinne als Hausfrau und Mutter dabei. Nun darf ich nicht mehr ſo viel wie ſonſt im Gewölbe ſein, und kann mich der Wirthſchaft und unſerer Pauline annehmen, was Noth thut.“

Und ſo geſchah es auch. In raſtloſem Eifer betrieb Eglan den Nutzen ſeines Principals, der ihn, dieſe ſeltene Treue würdigend — wahrhaft brüderlich behandelte.

Obgleich Paulinens Schönheit ſich mit jedem Tage in vollerem Reize entfaltete, ſo ſchien ſie doch nicht der Kranz am Ziele für Eglan's aufopferndes Streben, nicht der Lohn für ſeine freiwillige Dienſtbarkeit zu ſein. Weit entfernt davon, die Rolle eines ſeufzenden Bewerbers zu ſpielen, behauptete er ſich gegen das junge Mädchen in den Anſehen einer Reſpectsperſon, die ſich dann und wann einen kleinen Tadel herausnimmt.

So waren vier Jahre vergangen, und jetzt ward Hütte abermals krank und ſtarb. Da ſagte die Welt, es wäre nichts gewiſſer zu erwarten, als daß die Frau Wittwe nach dem Ablaufe der geſetzlichen Trauerzeit Madame Eglan würde; denn es liege klar am Tage, daß er nur um ihretwillen in dieſem Verhältniſſe ausgehalten habe; aber die Welt irrete ſich, wie es immer geſchieht, wenn ſie über den Sinn der Edlen, über die Handlungsweiſe der Guten abzuſprechen pflegt. Zwar blieb der treue Eglan nach wie vor, und war wie für ſein Eigenthum thätig; allein von einer Heirath war die Rede nicht, und Frau Hütte verharrte auch dann, als ſie wieder farbige Kleider trug, in ſolch züchtiger, anſtändiger Stille und Zurückgezogenheit, daß ſelbſt der böſeſte Leumund ihrem Rufe nichts anzuhaben vermochte, nur die Tante verſpritzte zuweilen das Gift ihrer Zunge auf den reinen Wandel der Wittwe.

Auf Eglan's Rath und auf das Verſprechen ſeiner ferneren Unterſtützung hin hatte Frau Hütte die Handlung ihres ſeligen Mannes übernommen; es war dies die einzige Möglichkeit ihrer Subſiſtenz, da der unbedeutende Nachlaß des Verſtorbenen, auch für die genaueſte Beſchränkung in der Lebensweiſe von Mutter und Tochter, nicht hinreichend geweſen wäre.

Die Tante, der Gelegenheit ſchadenfroh, drängte die Wittwe ſcharf, und nur auf eine ſchriftliche Verſicherung Paulinens, die ſie ohne Wiſſen ihrer Mutter und ihres Vormunds ausſtellte, und worin ſie ſich anheiſchig machte, bei ihrer einſtmaligen Verheirathung, die Tante zu ſich zu nehmen, ließ dieſe zur Zeit alles im alten Gleiſe.

Wiederum waren drei Jahre vergangen, und nun trat die Epoche ein, wo unſere Erzählung anhebt. Wir fahren alſo in derſelben fort.

„Nun guten Morgen, Paulchen!“ ſagte die Tante keuchend, „ich gratulire zum Geburtstage, und habe Dir eine Mandeltorte backen laſſen. Beate kann ſie nachher vom Zuckerbäcker holen. Er ſollte ſie mit eingemachten Nüſſen auszieren, die liebſt Du ja. Aber Paulchen, wie ſitzeſt Du da? — als wäre Dir ein Häschen über den Weg gelaufen, und Du dächteſt dem Unglücke nach, was es Dir bringen werde!“

„Das könnte möglich ſein, Tante!“ antwortete Pauline, durch dieſen Vergleich zu einer ſchelmiſchen Beziehung gereizt. „Für die Torte danke ich gehorſamſt — Sie ſind ſehr gütig! Ich fürchte nur, der Appetit iſt mir auf lange vergangen.“ —

Die grünlichen Augen der Tante gingen auf; ſie erwartete von einer Verdrießlichkeit zwiſchen Mutter und Tochter zu hören, denn Zank und Streit war das Element ihrer gehäſſigen Seele. „Ei!“ ſagte ſie mit rechtgebendem Tone, „ſahe ich es doch gleich, daß Dir etwas fehlte! Was hat es denn gegeben? Am Geburtstage hätteſt Du doch wenigſtens von Aergerniß verſchont bleiben ſollen!“

„Sie irren, Tante!“ verſetzte Pauline kalt, „ich weiß von keiner Mißhelligkeit. Doch hat dieſer Morgen mir bereits eine ſchwere Wahl auf das Herz gelegt. Zwei gute Freunde von mir begehren mich zur Frau, Herr Strahl, und — Vetter Arnold!“

Die Lippen der Tante zuckten; ihre Sprachwerkzeuge waren nicht ſchnell genug für den Drang ihrer Seele, worin ſie zur Antwort gab: „Und das nennſt Du eine ſchwere Wahl? Wähle beſſer in der Perſon, als in dem Ausdrucke, Kind! Zwiſchen dem reichen engliſchen Manne und dem armen Schlucker — dem — kann keine Parallele gezogen werden.“

„O doch! doch!“ verſetzte Pauline mit empfindlichem Tone und trotziger Vertheidigung; „der Arnold iſt gar ein wackerer, ſolider Mann, wenn Sie ihn auch nicht leiden können, Tante, und ich würde nicht übel mit ihm fahren.“

„Fahren?“ wiederholte die Tante mit höhniſchem Lachen, und dem Accente eines mitleidigen Spottes, „gar nicht würdeſt Du mit ihm fahren, zu Fuße gehen, Schätzchen, durch dick und dünn. — Welch ein erbarmliches Schickſälchen kann Dir der Herr Schulcollege anbieten! Schon der Titel: Frau Schulcolleginn! klingt ganz ängſtlich. Da lobe ich mir den Namen, Madame Strahl! der funkelt ordentlich. Der Arnold würde Dich in den Schul- und Bücherſtaub ſetzen, bis uber die Ohren — Herr Strahl Dich aber in Rubinen und Smaragden faſſen, wie die Perle in Gold. Bei dem Erſteren würden Deine Recreationen etwa darin beſtehen, daß Du zu trockener Zeit die Peterſilie und anderes Wurzelwerk begöſſeſt, was der Herr Eheliebſte zum Bedarfe der frugalen Abendſuppe ſelbſt zieht; der Juwelier aber verdient, wenn eine ſchöne, lockende Frau der Brillant ſeines Gewölbes wäre, in einer Stunde ſo viel, daß er ſich das Grünzeug Fuderweiſe anfahren laſſen und Ananas zu ſeinem Nachtiſche ſpeiſen kann.“

Ein edles Schamroth überflog die Wange der Jungfrau: „Ich wünſche ihm geſegnete Mahlzeit!“ ſagte ſie erzürnt, indem ſie in ihrer hitzigen Aufwallung den Gegenſtand dieſer Anpreiſung mit dem Mißgriffe, der ſie beleidigt, verwechſelte. Sie fuhr fort, „eine lockende Frau? Eine ehrliche will ich werden, Tante, und zu einer Angel, woran thörichte Käufer bluten müßten, halte ich mich zu gut.“

Die Tante lenkte ein. „Du kleiner Hitzkopf! Wer ſpricht davon? In allen Ehren können Dich die Leute wie eine ſchöne Blume betrachten und bewundern, die in einem goldnen Rahmen ausgeſtellt iſt, denn wie Deine Mutter ſich zwiſchen dem Qualme von Oel und Syrup herumtreiben muß, ſo würdeſt Du des blinkenden Gewölbes voll Geſchmeide warten müſſen.“

Die Tante bemerkte, daß dieſe Vorſtellung in Paulinens Gedanken haftete, ſie hatte ſchlau den Gedanken daran geknüpft, welches Gebiet der Thätigkeit ihr als Strahls Gattinn beſtimmt ſein würde, und die Erinnerung an die pflichtgetreue Mutter ließ das Mädchen in dieſer Aufgabe eine Ehre ſehen, welche die erregte Phantaſie mit verführeriſchem Schimmer umgab. Pauline ſchwieg und ſah noch ein wenig ſchmollend zu Boden, die Tante aber fuhr fort: „Denke Dir einmal, mein Engelchen! wenn Du nun hinter den Thüren von Spiegelglas ſäßeſt, und die vornehmen Damen, welche gern wollten und nicht können — kämen zu Dir, und feilſchten und wählten, und möchten berſten vor Neide, wenn ſie Dir auf den weißen Hals voll Perlen und auf die blitzenden Finger ſähen —; ich dächte, das müßte prächtig ſein! Denn es iſt doch wirklich kein größeres Vergnügen, als beneidet zu werden.“

„Die Leute mißvergnügt ſehen?“ ſagte Pauline mit kämpfender Gutherzigkeit, „o pfui, Tante! Wer würde das gern! Die Mutter ſagt, vorſätzlich erregter Neid rufe die Nemeſis auf, und dieſe räche den Uebermuth guter Tage nicht minder, als die Schuld einer finſtern Seele.“

Der Tante Blick ward ſtechend wie die Zunge einer Otter. „Die Nemeſis?“ fragte ſie gezogen, „ich habe zwar von der guten Dame noch nichts gehört, denn ich bin nicht ſo gelehrt und bewandert in allerlei Kenntniſſen wie die Frau Mutter; aber ſo viel weiß ich, der Neid mag rufen wen er will, Niemand hört, als die Gelbſucht, ſeine Gevatter, und das Glück hat ſtets das Recht, wie die Lacher auf ſeiner Seite.“

„Ach Gott!“ ſeufzte Pauline im preſſenden Gefühle ihrer Situation, „ich weiß nicht, was ich machen ſoll, und möchte mich um alles in der Welt willen nicht an dem guten Arnold verſündigen. Sein Herz iſt voll Tugend und Liebe für mich, ſein Kopf voll Geiſt und Wiſſenſchaft —“

„Die Wiſſenſchaft,“ unterbrach ſie die Tante geringſchätzig, „ſieht man nicht, kein Straßenbube grüßt ihn dieſes todten Schatzes wegen; und der wahre Geiſt beſtehet darin, daß ſich die Leute zu benehmen verſtehen. Das hat nun der Strahl weg — er verliert ſich unter den Grafen; der Arnold ſiehet dagegen wie ein Spießbürger aus.“

Seufzend erwiederte Pauline: „Die Mutter ſähe es offenbar lieber, wenn ich mich für den Vetter entſchiede.“

„Das glaube ich wohl,“ ſagte die Tante boshaft, „denn Herr Arnold iſt eigentlich der Courmacher Deiner Mutter; Du aber, mein Schäfchen, biſt nur ein Appendix für ſeine Zärtlichkeit, und immer und ewig würde die Schwiegermama den erſten Platz in ſeinem Herzen einnehmen.“ —

Pauline ward wie mit Blut begoſſen, es kränkte ſie, dieſen hämiſchen Ausfall nicht zurückſchlagen zu können, da ſie im Stillen der Tante Recht geben mußte. Arnold war ihrer Mutter ausnehmend gewogen, und dieſe vergalt die warme Hochachtung des Vetters mit ſichtlicher Gunſt und Vorliebe; allein erſt in dieſem Augenblicke fühlte ſie ſich von jenem anhänglichen Verhältniſſe auf eine zurückſetzende Weiſe ausgeſchloſſen. Der Gedanke an die herzliche Liebe Arnold's, der ſie zur Ehe begehrt, entſchwand ihr — oder ſie glaubte, von der liſtigen Tante in ihren Anſichten geleitet und geirrt — daß er nur die Tochter ihrer Mutter heirathen wolle.

Die Tante Mephiſtophila fuhr alſo fort: „Daß aber der arme Strahl zehn Mütter, und wäre jede davon ſo weiſe, wie die Katze Salomonis — über Dir vergeſſen würde, daß er verliebt iſt bis zum Sterben, das thut ihm noch obenein bei Dir Eintrag. Und daß ich es nur grade herausſage — Du biſt ja vernünftig und erwachſen — und ſo will ich kein Blatt vor den Mund nehmen, Deiner Mutter Widerwillen gegen die Partie mit dem Juwelier hat noch einen andern Grund, der Dir, mein Kind, zu tief iſt, als daß Du ihn durchſehen könnteſt. Deine Mutter iſt noch zu jung, oder will es doch ſein, als daß ihr der Gedanke nicht fatal wäre, ſich von dem Töchterchen übertroffen zu ſehen. — Du ſäßeſt ihr mit Deinem Glücke, ſo zu ſagen, auf dem Halſe, und machteſt ſie mit Deinen Reizen, die dann erſt in ihr rechtes Licht geſtellt würden, vor der Zeit, die ſie noch weit hinaus ſchieben möchte — alt. — Nun, nun, es iſt kein Kummer, ein Mann wie Strahl, bekommt eine Frau, wie und wo er ſie nur haben will. Ich bin ganz unparteiiſch, und wenn ich Dir zuredete, Dein Glück nicht von der Hand zu ſchlagen, ſo iſt es nur aus Liebe geſchehen. Laſſe Dich gängeln und täuſchen, Du wirſt ja einmal ſehen, wer es beſſer mit Dir meinte. Heirathe meinethalben den Schulcollegen; aber auf ein Ragout, wozu der Herr Eheliebſte die Citrone von einem Leichenbegängniſſe mitbrächte, dem er Amts halber folgen muß, bitte mich nimmer zu Gaſte!«

Hier unterbrach ein heftiger Huſten die Tante; der beißende Fluß ihrer Rede hatte die angegriffenen Lungen gereizt. Als ſie ſich von ihrer Erſchöpfung ein wenig erholt hatte, ſtand ſie auf, und machte einen Gang durch das Zimmer. Pauline, ſchweigend und verſtimmt, räumte den Frühſtück-Apparat hinweg, und nahm ein kleines Geſchäft vor. Auf einmal bemerkte die Tante die Aſter, welche Pauline vorhin auf den Spiegeltiſch geworfen hatte. „Mein Himmel!“ rief ſie und griff gierig danach, „was iſt denn das für eine koſtbare Schmucknadel? Du verſtockte Seele! kein Wort haſt Du mir von dieſer Hauptſache geſagt, und ich wollte wetten, ſie iſt ein Angebinde von dem generöſen Herrn Strahl!“

„Wir bekommen noch einen Rathsherrn in die Familie, Tante!“ antwortete Pauline mit einem Lächeln, das doch ein kleines Vergnügen an dem Geſchenke verſteckte.

„Lege ihm die Nadel nur wieder in den Korb, den Du ihm zugedacht haſt,“ ſagte die Tante mit verſuchender Tücke, „es hat noch mehr Fräuleins aus dem alten Geſchlechte der Armuth auf der Welt — und eine Hand, die ſolche Gaben zu verſchenken hat, dürfte nicht zum zweiten Male abgewieſen werden.“

Der Mutter Eintritt beendete dies für Pauline ſo peinliche Geſpräch. Frau Hütte kam, ihrer Tochter anzuſagen, daß ein durchreiſender Kaufmann aus K.........., ein alter Geſchäftsfreund ihrer Handlung, ſich eine freundſchaftliche Mittagsſuppe bei ihr ausgebeten habe. Pauline ward alſo in die Küche beordert, denn die Mutter konnte des Markttags wegen nicht abkommen, wie gern ſie auch den Geburtstag ihrer Tochter verſchonend berückſichtigt hätte. Dieſe ging zerſtreut und aufgeregt an das übertragene Werk, und rührte in den Loth-Pudding, worin ihre Kochkunſt excellirte, tauſenderlei Gedanken. Die Tante hatte ihr Gemüth in Aufruhr gebracht und die Lohe unruhiger Empfindungen und ſtreitender Gefühle ſchlug wohl ſtärker darin auf, als das Feuer, auf dem Herde, welches Paulinens Angeſicht mit ſeiner Glut verſchönernd färbte.

Alles, was den Sinn eines jungen Mädchens reizen.

ſeine Eitelkeit erregen und eine ſchwankende Neigung nach *Abſicht wenden und befeſtigen kann*, hatte die Tante zu Gunſten Strahl's geſagt. Das Gefühl, wellches in dem Herzen des Mädchens leiſe, aber innig für den armen Arnold ſprach, verſtummte vor der Beſchämung, womit ſie ſich in die Lage ſeiner Gattinn dachte. Ein Mißtrauen, ſo natürlich eingeflößt, ließ ſie befürchten, die Mutter wolle mit dem Vorzuge, welchen ſie dem Vetter gab, nur ſich geltend machen — und, da der treue, mütterliche Rath ihr nun einmal zweifelhaft geworden, und derſelbe Gedankengang ſie an Arnold's liebevolle Ergebenheit nur bedingungsweiſe glauben ließ, ſo ward es ihr von Minute zu Minute mehr einleuchtend, daß ihre Wahl, wenn die Selbſtpflicht darüber entſcheiden ſolle, auf den Juwelier fallen müſſe.

Zwar ward ſie von einer gewiſſen Angſt ergriffen, wenn ſie ſich dies als ein nahes, unabänderliches Schickſal vorſtellte, und der Begriff ihrer Gebundenheit als Strahl's Braut jede trauliche Gewohnheit ihres Verhältniſſes zu dem Vetter auflöſete; aber gegen die Ausſicht, dieſem als Frau anzugehören, und das einfache Loos, was der Redliche ihr ſo liebend bot, gegen das Glück des Reichthums und eines freieren Genuſſes der Welt und ihrer Freuden aufzugeben, ſträubten ſich mächtige Geiſter in ihrem Innern. Allein die kleinen unabweislichen Geſchäfte häuslicher Beſorgungen ließen Paulinen zu keinem Entſchluß kommen; die Gedanken gingen ihr wirr und wogend durch einander, nur die ſtrahlende Aſter, ein Spiegelbild ihrer eitlen Wünſche, ſchwamm mit der Geſtalt ihres Gebers auf der Oberfläche ihrer Seele. Sie träumte ſich ſchon das Vergnügen des Tages, wo ſie dieſen herrlichen Schmuck zum erſten Male tragen würde.

Alter Ovid! ſollteſt Du in Deiner Lehrkunſt der Liebe dennoch Recht haben, wenn Du behaupteſt, die Bahn der Geſchenke führe einen noch unbegünſtigten Liebhaber am ſicherſten zum Ziele? Pauline wenigſtens widerlegte dieſen Satz nicht, vor dem unſer Geſchlecht erröthen ſollte!

Zur Mittagszeit erſchien der fremde Kaufmann; er ſagte Paulinen, die er ſeit der Kindheit nicht geſehen, über ihre aufblühende Geſtalt viel Schönes. Man ſetzte ſich zu Tiſche, und das Geſpräch bewegte ſich in heiterer Lebendigkeit. Der Kaufmann war ein jovialer Mann, der ſeine Bildung auf Reiſen erlangt hatte, und einen feinen Blick, ein treffendes Urtheil für die Menſchen und ihre Verhältniſſe zur Welt beſaß. Er hatte nie Zeit gehabt ſeine Forſchungen in das Innere des Menſchen ſo zu vertiefen, daß er aus den geheimnißvollen Gründen des Gemüths Perlen pſychologiſcher Erfahrungen hätte ſammeln können; aber ihm eignete die Klugheit, im flüchtigſten Auffaſſen eine richtige Schlußfolge machen zu können. Er hielt, wie die Meiſten ſeines Standes, das Geld für den Gott dieſer Welt, und beugte ſich unwillkürlich vor dem goldenen Götzenbilde: auch legte er, obgleich ſich deſſen kaum bewußt, an Jemandes Werth oder Glück ſtets den metallenen Maßſtab, der ſo viele Verkürzungen erſcheinen läßt! — Pauline verſank während der Tiſchzeit oft in ſich ſelbſt; der Kaufmann neckte ſie auf eine anmuthige Weiſe mit dieſen Abweſenheiten, doch Pauline wollte nicht zugeben, daß ſie deren hätte.

Als nach dem Abhube des Bratens die köſtliche Mandeltorte, welche Pauline von der Tante zum Geſchenke erhalten, aufgeſetzt ward, erſtaunte der Fremde über dies Prachtſtück des Nachtiſches, und die Deviſe ſagte ihm, daß er ſich an einem Ehrentage zu Gaſte gebeten. Der verrathene Geburtstag erhöhete nur noch ſeine fröhliche Stimmung.

Er gratulirte dem Mädchen ſehr drollig und entfernte ſich dann auf einen Augenblick, nachdem er Frau Hutte gebeten, daß er ihr Dienſtmädchen einen kurzen Gang verſchikken dürfe. Es geſchah in der Abſicht, eine Flaſche Capwein aus ſeinem Flaſchenfutter holen zu laſſen, weil Pauline ſeinem Gluckwunſch in dieſem Nektar Beſcheid thun ſollte.

„Trinken Sie, liebes Fräulein!“ ſagte er, bereits ein wenig entflammt, „der Hoffnung warmer Boden zog dieſen Wein; er durchgluht die Adern mit dem ſanften Feuer der Liebe und des Muthes! O trinken Sie doch!“

Pauline klang leiſe ihr Glas an das ſeine und nippte.

„Es iſt ein Unglück für die Geſelligkeit,“ wendete ſich der fremde Kaufmann zu Eglan, „daß ſich die Damen vor dem Weine fürchten, und er giebt doch ſelbſt der Liebenswürdigſten einen Reiz von Schalkheit und Laune, der unwiderſtehlich iſt!“

„Wir müſſen uns vor jedem Verräther unſerer Schwäche hüten, und der Wein iſt ein ſolcher;“ antwortete die Mutter lächelnd. „Und beſonders dieſer Wein!“ fiel ihr Herr Eglan in die Rede, „jeder Tropfen iſt eine Flamme, welche das Blut zu Spiritus entzündet.“

Jetzt ward Frau Hütte abgerufen und bald darauf auch Herr Eglan. Die Tante nahm dieſer Entfernung wahr und ſogleich die Aſter zur Hand, welche ſie dem Kaufmanne mit den Worten zeigte: „Sehen Sie einmal, werther Herr Hollein! iſt dies nicht ein ſtattliches Angebinde?“

„Potz Blümchen!“ erwiederte der Kaufmann in ſpruchwörtlichem Ausrufe, und betrachtete die Rautenblume mit Reſpect und wie ein Kenner, „das iſt ein anſtändiges Präſent! Ich gratulire Ihnen, mein holdes Fräulein! Denn Tauſend gegen Eins, dieſe Immortelle kam aus der Hand eines Freiers, der mehr zu verſchenken hat als ein Vergißmeinnicht, am murmelnden Silberbache gepflückt! Ja, das iſt eine ſolide Art, ſein Herz zu erklären, die lobe ich mir!"

Pauline ſchlug erröthend die Augen nieder, und die Tante, der dieſer Ausfluß der Holleiniſchen Beredtſamkeit Waſſer auf die klappernde Mühle gab, ſagte: „Nicht wahr, Herr Hollein? das ſage ich auch: aber man möchte die Leute zu ihrem Glücke zwingen. Unſer Nachbar, der junge Juwelier —"

„Den habe ich wahrſcheinlich geſehen!" fiel ihr der Kaufmann mit reger Theilnahme in das Wort, „dicht neben an: ein artiges Männchen! ein wenig blaß von Geſicht — aber angezogen, wie aus dem Ei gepellt!"

Die Tante nickte unaufhörlich wie eine Pagode; Pauline ſchwieg verlegen und in geſpannter Aufmerkſamkeit für die weitere Rede des Fremden. Dieſer fuhr in demſelben Zuge fort: „Und wie arrangirt! potz Blümchen! Ich ſah das Gewölbe nur auf einen Blick, aber es bedurfte des zweiten nicht, um mich zu überzeugen, daß der junge Mann das Modell ſeiner Einrichtung dem feinſten Pariſer Geſchmacke entnommen. Setzt er nun noch eine ſchöne, junge Frau zwiſchen die venetianiſchen Wandſpiegel und Alabaſter-Vaſen, ſo iſt ſein Fortune gemacht."

„Hörſt Du? hörſt Du, Paulchen?" rief die Tante mit heftiger Freude über dieſen Einklang in ihren Ton, und die Schwindſuchtsroſe auf ihrer fahlen Wange umſchrieb einen flammenden Kreis. Ach! Pauline hatte nur zu wohl gehört; die Sinne der Eitelkeit ſind fein und geübt.

Frau Hütte trat jetzt wieder in das Zimmer und fragte den Kaufmann, ob es ihm gefällig wäre, ſie jetzt hinab in das Comtoir zu begleiten, wo er ihr ſeine Waarenproben vorlegen und eine Geldangelegenheit abſchließen wollte. Der Kaufmann ſprang auf; er ſah nach der Uhr und bemerkte erſchrocken, daß er ſich über die ihm vergönnte Friſt verweilt hätte; eiligſt nahm er nun Abſchied und flüſterte Paulinen noch eine Schlußanſpielung auf den Gegenſtand ihres letzten Geſpräches zu.

Auch die Tante merkte, wie viel es bei Paulinen geſchlagen; ſie war Meiſterinn in der Kunſt, die rechte Zeit für ihre Zwecke abzuſehen. Kaum war die Mutter und der Gaſt über die Schwelle geſchritten, als es dem harrenden Nachbar unter den Fuß gegeben ward, daß Pauline nun allein zu ſprechen wäre. Er flog auf den willkommenen Wink herbei, als die Tante ſich eben unter dem Vorwande, das verſäumte Mittagsſchläfchen nachträglich halten zu wollen, in ihr Zimmer zurückgezogen hatte.

Pauline ſtand vor dem Spiegel und probirte noch einmal, ſich unbelauſcht wiſſend, die Demantaſter; tauſend farbige Funken, die nicht von dieſem Strahlenpunkte ausgingen, ſpielten vor ihren Augen. Das eine Glas Capwein, das ſie gegen ihre mäßige Gewohnheit trinken müſſen, hatte die Glut ſeiner ſüdlichen Heimath in die hüpfenden Adern des Mädchens gegoſſen. Die tiefſten Gefühle ihres Herzens waren betäubt von dem Geſchwätze der Tante, von der Rede des Kaufmanns, und das blendende Lichterſpiel der Aſter warf die magiſche Beleuchtung täuſchender Reflexionen auf den Juwelier und ſeinen Antrag.

Der gedachte Herr Strahl trat nach einem leiſen Klopfen raſch bei Paulinen ein. Eine zierliche, elegante Figur, deren natürliche Vortheile mit gefallſüchtiger Kunſt benutzt waren. Die regelmäßigen Züge ſeines Geſichts entbehrten zwar jener geſchmeidigen Beweglichkeit nicht, welche verräth, daß ihr Eigner Gewalt über ſich habe; doch verfehlten ſie nicht ſelten ihrer beabſichtigten Wirkung auf ein wahrhaftes Gemüth. Um ſeinen Mund ſchwebte faſt immer ein Lächeln, welches Feinheit und Gefälligkeit ausdrücken ſollte; aber der Natur ſeines Charakters treu ſagte es mehr von höhniſcher Verachtung. Allein dies Lächeln war das Geheimniß, wodurch Herr Strahl ſo oft imponirte. Wer es erblickte, glaubte verſchüchtert und beſchämt an ſeine geiſtige Superiorität, an einen ſpöttiſchen Hinterhalt, und eine geheimnißvoll-erregte Furcht ſchmeichelte ſeiner Ueberhebung. Seine Geſichtsfarbe hatte jene abgelebte Bläſſe, welche kein gutes Zeugniß für die Unſträflichkeit des Wandels und der Sitten abgiebt, und nur die preßhafte Halsbinde, mit berechneter Enge zugeſchnürt, warf einen röthlichen Lebensſchein über die ſchlaffen, verblichenen Wangen. In ſeinen matten, blauen Augen, deren Flammen längſt auf Venus Altären verglüht waren — loderte zuweilen das jähe Feuer einer wilden Hitze, einer leidenſchaftlichen Begierde auf, und dann erregte ſein Anblick Grauen, da weder männliche Würde noch die Fürſprache veredelter Gefühle mit dieſen vorübergehenden Aufwallungen verſöhnte.

So war der Mann, welcher heimlich gerufen, jetzt mit der Kühnheit eines Verliebten, mit dem guten Rechte eines Freiers, die einſame Pauline überraſchte!

„Mein angebetetes Mädchen!“ ſagte er halblaut, indem er ſich mit ein paar graziöſen Sprüngen, die der Schule des Veſtris Ehre gemacht haben würden, von der Thürſchwelle bis zum Spiegeltiſche verſetzte, wo er mit keckem

Arme Paulinens jungfräulichen Leib umſchlang, „den zärtlichſten Dank dafür, daß Sie dieſe Aſter, wie ein Geſtirn meiner Hoffnung, in dieſer entzückenden Nacht aufgeben ließen!“ Er drückte tief und heiß einen Kuß in Paulinens dunkle Locken. Sie ſuchte ſich ängſtlich von ihm loszuwinden und zog zugleich mit ſchmerzender Gewaltſamkeit die Nadel aus ihrem Haar; Strahl aber ſetzte ſeine haſtige Anrede in folgenden Worten fort: „O warum gehen Sie ſo grauſam mit dieſem zarten Seidenhaar um, das ein unzerreißbares Netz um mich geſponnen? Sie ziehen damit an meinem Herzen. O weh!“ —

„Laſſen Sie mich, Herr Strahl!“ ſagte Pauline in banger Ueberraſchung; „und dieſe prachtvolle Aſter kann ich wirklich nicht annehmen.“

„Nicht?“ fragte der Juwelier, und die volle Gewißheit ſeines Sieges tönte aus dem Klange dieſes Wörtleins und ſpielte in dem Lächeln ſeiner Lippen.

„Ich denke, meine Unvergleichliche,“ fuhr er mit dem Tacte der Sicherheit fort, „Sie haben dies Blümchen bitte für mich! bereits angenommen, denn ein Geſchenk, das man abweiſen will, behält man nicht wie zur Probe.“ Pauline wollte antworten; er aber legte ihr den beringten Finger auf den Roſenmund und ſprach: „Still, holder Engel! Du biſt doch mein! das habe ich längſt gewußt!“

„Das haben Sie längſt gewußt?“ fragte Pauline beleidigt, und doch mäßigte ein leiſes Zittern der Furcht den Stolz dieſer Frage.

„Ja, ſchönſte Pauline,“ antwortete Strahl mit Zuverſicht, „ſo iſt es! Sie ſind mir immer gut geweſen, das können Sie nicht leugnen. Die kleine Minauderie kleidet Sie zwar allerliebſt, und als meine Frau können Sie der

Alltags-Phyſiognomie des Eheſtandes eine intereſſante Abwechſelung zu geben, jedes beliebige Lärvchen vornehmen, ich werde Sie dennoch erkennen; aber heute möchte ich nur die Pauline ſehen, deren natürlicher Reiz mich feſſelte, mich, der ich ſo manchem Garn entſchlüpfte.“ —

Es war Paulinen, als haſche in dieſem Augenblicke ihr Gefangener davon. Sie faßte ſchnell den Begriff der Möglichkeit; allein dieſer Gedanke war ihr ſehr widrig. Sie lächelte ihm zu und ſprach: „Aber gönnen Sie mir doch Zeit zu überlegen, Sie Stürmer! Heirathet man denn ſo im Umſehen? Wir müſſen einander doch erſt näher kennen lernen.“

„Ach!“ erwiederte Strahl lachend: „das iſt ein langweiliger Gedanke, meine Süße!“ und, indem er die finſtere Wolke der Empfindlichkeit Paulinens Blick vorüber ziehen ſah, ſetzte er galant hinzu, indem er ihre Hand küßte, „ich weiß ohnedies, daß ich jeden Tag Gelegenheit finden werde, das Glück meiner Wahl zu preiſen!“

Das käme noch darauf an — meinte Pauline mit ſpottender Beſcheidenheit. Strahl zog das glühende Mädchen eng und immer enger in ſeine Arme, nur leicht widerſtrebte Pauline.

„Meine Pauline!“ ſagte er koſend und bittend, „nicht wahr? meine Braut?“

Pauline ſchwieg, ſie duldete den dreiſten Kuß auf ihren Lippen, ja ſie gab den wiederholten endlich leiſe zurück, als ſie fühlte, daß ſeine umſchlingende Hand einen koſtbaren Ring an ihren Finger ſchob.

Da ſchlug es draußen an der Stadtuhre Vier; — dies war Paulinens Clavierſtunde.

Die Tante huſchte während dieſes Verlobungs-Proceſſes von dem zärtlichen Brautpaare unbemerkt, durch das Zimmer, und als ſie die Thüre nach Außen öffnete, kam der Schulcollege Arnold, eine Rolle Noten unter dem Arme, die Treppe herauf; ſeine freundlichen Züge ſchienen durch eine frohe Erwartung geſpannt. Er grüßte höflich.

„Es wird nichts ſein, Herr Vetter!“ ſagte die Tante mit dem Tone bedauernder Abweiſung, welche der Clavierſtunde gelten konnte; doch ihre Miene voll hämiſcher Schadenfreude deutete, wie eine böſe Verkündung, den tieferen Sinn an, noch ehe ſie mit zögernder Grauſamkeit hinzuſetzte: „Der Bräutigam iſt bei Paulinen.“

„Der Bräutigam?“ wiederholte Arnold mit ungläubigem Entſetzen, und der Drang, dies fürchterliche Wort, wie einen böſen Traum von ſich abſchütteln zu können, riß ihn raſch nach der Thüre, die er öffnete, ehe die Tante es hindern konnte. Da ſah er Pauline, die geliebte Pauline! in Strahl's Armen, mit bräutlichem Hingeben ſich den Liebkoſungen dieſes Mannes überlaſſend. Ach! er hatte die jungfräuliche Roſe dieſes Mundes, welche jetzt ein Schmetterling, wo nicht gar ein giftiges Inſect — frech durchwühlte, nur in ehrfurchtsvoller Ferne bewundert, ſein reinſter Gedanke hatte ſie zu küſſen nicht gewagt! —

Pauline fuhr bei Arnold's Eintritt ſcheu und erſchrocken von der Bruſt des Verlobten empor; ihr Auge heftete ſich ängſtlich auf den Vetter, ſie ging ihm einige Schritte entgegen, öffnete die Lippen; doch der Athem verſagte ihr.

Arnold verbeugte ſich ſtumm; er wollte die Noten auf den Flügel legen, aber die Rolle entglitt ſeinem zitternden Arme und ſank mit erſchütternder Schwere auf das Inſtrument. Ein leiſer, langhallender Ton, wie der Seufzer eines gebrochenen Herzens, bebte durch die Saiten und erfüllte das peinliche Schweigen dieſer Scene.

„Lieber Vetter — “ hob jetzt Pauline mit ſo weicher Stimme an, als wolle ſie ihm eine Abbitte leiſten, aber das begütigende Wort erſtarb, denn Arnold hob den geſenkten Kopf zu ihr empor und ſah ſie im Abgehen mit einem Blicke an, worin ſich der ganze Zuſtand ſeines Gemüthes malte, heißer Schmerz, edelmüthiges Mitleid, Entſagen und Verzeihen, Lieben und Sterben, ſprach aus ihm. Still, wie er gekommen, verbeugte ſich Arnold und ging.

Als Pauline den Drücker der Thüre einſchnappen hörte, die ſich hinter ihm ſchloß, ging ein ſchneidendes Wehe ahnungsvoll durch ihre Seele.

„Was iſt Ihnen auf einmal angekommen, holde Pauline? Ich glaube gar, Sie zittern?“ fragte Strahl mit eiferſüchtiger Befremdung, vor der die Braut ſich ſchnell zuſammennahm. „Ein fataler Menſch, dieſer Vetter! er ſieht aus, wie eine perſonificirte Sittenpredigt. Ich werde keine Notiz von dieſer Verwandtſchaft nehmen, die ja doch wohl nur vom hundertſten Gebäcke das Zugabebrödchen iſt?“

Pauline entgegnete kleinlaut: „Der Grad unſerer Verwandtſchaft iſt nicht ſo weit entfernt, meine Mutter und ſein Vater waren Geſchwiſterkinder.“

„Vergeſſen wir der ärgerlichen Störung!“ ſprach er, dieſen Gegenſtand abſeits werfend, „und ſprechen wir lieber von dem, was uns zunächſt liegt, von unſerer Liebe!“ Hiermit warf er ſich auf den Sopha und zog Paulinen, die eine plötzliche Kälte angeweht zu haben ſchien, auf ſeinen Schooß, ſie an dem ausgebrannten Herzen, das nur noch dann und wann eines Sprühfunkens der Begierde fähig war, zu erwärmen. —

Der fremde Kaufmann war nun fort und Frau Hütte eilte, ihre Tochter zu ſprechen. Auf der Treppe begegnete ihr Arnold, ſie erſchrak, als der Schein eines Lichtfenſters in der Höhe auf ſein todtenblaſſes Angeſicht fiel.

„Wohin, lieber Vetter?“ fragte ſie, beſtürzt über ſein Ausſehen und Fortgehen, da er kaum gekommen war.

„Fort, theure Frau! fort für immer; meines Bleibens iſt hier nicht mehr!“ ſagte er tonlos und faßte mit kalter Hand krampfhaft die ihrige.

„Um Gotteswillen! was iſt denn geſchehen?“ fragte ſie noch dringender. „Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne!“ erwiederte Arnold und lächelte wie ein Sterbender, „mein Opferfeſt iſt grauſam unterbrochen — ich fand den Bräutigam bei Paulinen.“

„Den Bräutigam?“ fragte Frau Hütte, wie vorhin der Vetter, und ſchwankte einen kurzen Augenblick zwiſchen der Theilnahme für den Gekränkten und der mütterlichen Neugier, die ein ſchnelles Gefühl, getäuſcht zu ſein von dem einzigen Kinde, verbitterte. Arnolds ſchmerzliches: „Leben Sie wohl!“ blieb von der Freundinn unvernommen, denn die Mutter ſtrebte dem Aufſchluſſe dieſer überraſchenden Nachricht zu.

Den nächſten Sonntag war Paulinens Verlobung mit dem Juwelier. Gegen das Ende des kleinen Familiengaſtmahls erklärte auch Frau Hütte ſich als Braut des treuen Eglan. Der Tante ſtarrte der Biſſen im Munde, zum Glücke war es der letzte; die Freude, ihre kuppleriſchen Machinationen zum ſtillen Verdruſſe der Mutter gelungen zu ſehen, hatte ihr dieſe Mahlzeit ſcharf gewürzt.

Wie unzufrieden Frau Hütte auch anfänglich mit dem übereilten Entſchluſſe ihrer Tochter war, ſo blieb ihr doch nichts übrig, als ſich darein zu ergeben und das Glück ihres Kindes dem Gott der Ehen zu empfehlen, der ſich oft zürnend und verſagend von einer Verbindung wendet, der das beſchränkte Urtheil der Menſchen Heil und Frieden verheißt, während er nicht ſelten den Segen des Gelingens auf eine Heirath legt, die in den Augen der Welt Thorheit iſt.

Obgleich Frau Hütte als eine gewiſſenhafte Mutter das Wohl ihrer einzigen Tochter in einem ſorgſamen Herzen trug, ſo mochte doch das Intereſſe für ihre eigene zweite Verheirathung, die darauf beruhete, daß Pauline verſorgt wäre, ſie leichter und früher über eine Wahl beruhigen, welcher ihr innerſtes Gefühl Beifall und Billigkeit verſagte. Pauline verſicherte ihrer Mutter, ſie wäre glücklich und vollkommen zufrieden — und dies Geſtändniß mußte der Letzteren vorläufig genügen.

Eglan hatte, wie bereits erwähnt worden, aus Liebe für ſeine Principalinn, ſich der Vortheile eines artigen Etabliſſements in ſeiner Heimath begeben; doch die Vorſicht ſchien ihm mit dem Lohne dieſer ausdauernden Treue auch die verſäumte Gunſt der Gelegenheit aufgeſpart zu haben. Der Eigenthümer jener Handlung, die er früher übernehmen ſollte und worauf ſein elterliches Vermögen ruhete, war kürzlich geſtorben; die Briefe ſeiner Verwandten forderten ihn mit dringender Unabweislichkeit auf, ſein Glück nicht zum zweiten Male von ſich zu ſtoßen, und in dieſe kritiſche Epoche traf Paulinens raſches Verlöbniß, und nun war auch das einzige Hinderniß ſeiner Hoffnungen beſeitiget. Die theure Frau, der er eine Reihe Jahre hindurch ſeine bürgerliche Selbſtändigkeit aufgeopfert, konnte und wollte ihm nunmehr als Gattinn angehören und ihm in die ferne Heimath folgen.

Es ward gemeinſam beſchloſſen, daß Paulinens väterliches Haus zum Verkaufe ausgeboten werden ſolle; Eglan aber würde alsbald nach ſeiner Vaterſtadt reiſen, um dort die ziemlich beträchtliche Handlung zu übernehmen und ſeine Angelegenheiten einzurichten. Einer überſchlägigen Berechnung nach ließ ſich vorausſehen, daß er erſt gegen Oſtern wiederkommen könnte, um die Verlobte heimzuführen, welche bis dahin, oder ſo lange bis ſich ein annehmlicher Käufer fände, dem Erwerbe vorſtehen wollte, um ihrer Tochter nichts zu vergeben. In Folge dieſer Beſchlüſſe war Paulinens Hochzeit zu Anfange des Frühjahrs feſtgeſetzt, bald darauf wollte Eglan den Tag ſeiner Vermählung in gewünſchter Stille begehen.

Pauline ſchwamm jetzt in einem Taumel des Vergnügens, der ſie wenig zu ſich ſelbſt kommen ließ. Jeden Morgen brachte Strahl ihr bald ein niedliches, bald ein koſtbares Geſchenk; er fand eine eitle Freude daran, die Braut, ſeine Puppe, täglich reizender herauszuputzen. So lange das Wetter ſchön war, fuhr er alle Nachmittage in dem neuen Wiener Wagen, der leicht und hoch wie der Wolkenſitz einer Fee, in den Lüften ſchwebte, mit ihr ſpazieren; des Abends führte er ſie in das Theater, ſchüttete feines Zuckerwerk in verſchwenderiſcher Fülle in ihren Schooß und erquickte ſie mit Orangen und Ananas. So athmete Pauline nur im Genuß, und ſtillte den Durſt des Vergnügens; dagegen erſtickte ein edleres Bedürfniß täglich mehr; denn der Sinn für die feineren Freuden des Geiſtes und Gemüths iſt äußerſt zart und leicht verſchüttet.

Pauline dachte zuweilen an die Aeußerungen der Tante. Sie fühlte mit geheimem Vergnügen, daß ſie beneidet würde — und empfand es als ſüß, bewundernde Aufmerkſamkeit zu erregen, wenn ſelbſt der Mißgunſt Stachel ſo manchen auf ſie gerichteten Blick feindlich bewaffnete.

Frau Hütte ging indeſſen mit unveränderter Anſpruchsloſigkeit den ſtillen Weg ihrer Pflicht. Wenn ſie auch ihrer Tochter von ganzem Herzen ein Glück gönnte, wofür ihrem beſcheidenen Gemüthe Sinn und Empfänglichkeit fehlte, ſo konnte ſie ſich doch der leiſen Beſorgniß kaum erwehren, daß dieſer Anfang zu glänzend ſei, um ein langes Leben hindurch bis an ein glückliches Ende ſo fortdauern zu können. Umſonſt arbeitete ſie mit warnendem Rathe Paulinens gänzlicher Vereitelung entgegen; vergebens rief ſie die früheſten Eindrücke der Religion auf, um Paulinen vor thörichtem Uebermuthe zu behüten; der Tochter Herz wendete ſich nur von der mütterlichen Freundinn ab, die es bewahren wollte.

Mit der Tante, die allemal Partei gegen die Mutter nahm, war Pauline jetzt auch ein wenig über den Fuß geſpannt. Das ſchriftliche Verſprechen der unmündigen Nichte kam nunmehr zur Sprache, und die Tante machte es dahin geltend, daß ſie auf der Forderung beſtand, mit Paulinen zu ziehen, widrigenfalls ihr die Mutter ſchon zu Neujahr das Capital nach ſtrenger Berechnung auszahlen müßte.

Pauline redete endlich mit ihrem Bräutigam über dieſe eingegangene Verbindlichkeit, und er mochte es ihrem Tone abhören, daß ſie ſich eben nicht unglücklich fühlen würde, wenn ein Machtſpruch von ihm ſie einer Folgeleiſtung überhöbe, die ihr widerwärtig war.

„Wo denken Sie hin, meine Pauline?“ ſagte er mit Alteration, „die alte Schwindſucht ſollten wir ins Haus nehmen? Nimmermehr! das morſche Möbelſtück würde uns die ganze hübſche Einrichtung verderben. Berufen Sie Sich nur auf meine Weigerung. Sie können keine Verantwortung haben, denn das Verſprechen einer Minorenne iſt nicht gültig. Die Tante würde die langen, dürren Finger in alles miſchen und mengen wollen — Gott behüte! mich fröſtelt vor ſolcher Gemeinſchaft. Laſſen Sie nur die Mutter mit ihr fertig werden — was geht es uns an? Wir wollen ſie allenfalls bei hoher Feſtzeit, oder am ſtillen Freitage, der ohnedies der langweiligſte Tag im Jahre iſt, weil man den chriſtlichen Anſtand beobachten muß, will man anders nicht auch ein wenig gekreuziget werden — einmal zu Gaſte bitten; im übrigen aber: guten Tag und guten Weg! Möchte der ihrige ſie bald auf den Kirchhof führen! da wäre die gute Perſon am beſten aufgehoben und Niemandem mehr unbequem.“

Obgleich Pauline der Tante dieſe Antwort in den ſchonendſten Umſchreibungen mittheilte, ſo war dieſe doch zu klug und mißtrauiſch, als daß ſie den eigentlichen Sinn derſelben nicht hätte ergründen ſollen. Ein rachſüchtiges Gefühl gegen Strahl wallete in ihr auf; doch ſie unterdrückte dieſen ſchnell erwachten Haß, um ihn ſpäter deſto ſicherer befriedigen zu können. Aber die gereizte Galle mußte ſich doch gegen Jemand Luſt machen, und ſo gab ſie den Pfeilen ihrer Erbitterung eine längſtgewohnte Richtung; ſie ſollten Paulinens Mutter treffen, in der ſie jetzt mehr als ſonſt eine Glückliche beneidete und haßte.

Frau Hütte befand ſich in großer Verlegenheit. Sie ſollte der Tante zu Neujahr — und der Decemberſchnee fiel bereits — zweitauſend Thaler auszahlen: ihr künftiger Schwiegerſohn, das merkte ſie wohl — hielt das Ohr ſeiner Theilnahme für dieſe Bedrängniß verſchloſſen, und Eglan, der gewiß Rath geſchafft haben würde, mußte die Kräfte ſeines Vermögens in ſeinem Etabliſſement concentriren; ihm verſchwieg die bräutliche Freundinn den nagenden Kummer.

Der Vormund vertröſtete die Tante auf den Verkauf des Hauſes und Waarenlagers; allein, dies konnte, wenn es aus freier Hand geſchah, noch lange dauern, und die Tante hatte gedrohet, daß, würde das Capital nicht zu der beſtimmten Friſt gelegt, ſie das mühſam bewahrte Eigenthum ſubhaſtiren laſſen wollte.

Frau Hütte kannte ihre Verwandtinn genug, um ihr dieſe Härte zuzutrauen, und ſtrengte ſich an, ein Mittel zu erſinnen, wie ſie der Ausführung dieſes bedrohlichen Vorſatzes begegnen könne; doch je ängſtlicher ſie ſann und ſorgte, um deſto weiter war ihr jeder hülfreiche Gedanke entfernt.

Es war am zweiten Advents-Sonntage, als Strahl ſeine Braut zu einer kleinen Schlittenfahrt abholte. Die Mutter ſtand am Fenſter, und ſah der eleganten Equipage nach, die raſch, wie im Fluge, durch den feinen, leiſen Fall der Schneeflocken dahin klingelte. Sie blieb einſam mit der quälenden Sorge im Herzen zurück, und wollte das ſchwerbeladene heute endlich in einem Briefe an ihren Eglan ausſchütten und ihm die Noth klagen, der ſein guter Rath vielleicht abhelfen könnte. Da klopfte es an die Thüre; ungern ſah Frau Hütte ſich in ihrem Vornehmen unterbrochen, allein die Störung war willkommener Art, denn Arnold, der Schulcollege, trat ein. Er hatte ſeit jenem Tage dies Haus nicht wieder betreten, und Frau Hütte ſprang, als ſie ihn erblickte, freudig vom Schreibtiſche auf. Sein Geſicht war blaß und verfallen, und eine zurückhaltende Verlegenheit, eine fremde Scheu in ſeinem Weſen machte es ihr noch mehr als jene ſichtliche Veränderung bemerklich, daß eine lange Zeit vergangen, ſeit ſie ſich zum letztenmale geſehen. Um deſto mehr drängte es die Wittwe, ihn von ihren unveränderten Geſinnungen zu überzeugen. „Gottlob!“ rief ſie frohbeſtürzt, „daß Sie doch einmal wiederkommen, lieber Vetter! Ich habe Sie ſehr vermißt, und mich gar oft nach Ihnen geſehnt; aber ich wollte Ihnen doch einen Schritt nicht zumuthen, der Ihnen, meinem Erachten nach, ſchwer werden müßte, und ich ſehe auch,“ hier blickte ſie ihm mit trauriger Theilnahme in das bleiche Geſicht —, „daß dieſe Schonung nicht überflüſſig war.“

Arnold lächelte; doch war dies Lächeln nur ein Schatten der Zufriedenheit, womit er die gütige Freundinn uber ſein Ergehen zu beruhigen wünſchte. Er antwortete Frau Hütte vorerſt mit einem warmen Händedrucke, dann ſagte er: „Ich war zeither kränklich — bin wenig ausgegangen — und habe zu meiner Freude erfahren, daß Sie, theure Frau, den Mann, der Ihrer Liebe ſo werth iſt, nun endlich auch mit Ihrer Hand belohnen wollen; gewiß haben Sie an meinem Mitgefühle nicht gezweifelt!“

„Nein, guter Arnold!“ erwiederte Frau Hütte gerührt, „das habe ich nicht; ich kenne Ihr Herz! Sie nur fehlten mir zu dem Vollgenuſſe meines Glückes. Eglan's Charakter, ſeine Zuneigung hat ſich in langen Proben ſtandhaft bewährt, und ich darf mich der Hoffnung überlaſſen, daß mein Wohl ſicher und beſchützt an dieſer treuen Bruſt ruhen werde. — So lange Pauline unverſorgt war, konnte ich mich nicht entſchließen, das Mädchen durch eine Heirath der Mutter, durch einen Stiefvater, der mir faſt als Mann zu jung erſcheint — zu beſchämen; jetzt aber — ach! warum mußte alles ſo und nicht anders kommen?“ Sie hielt in ſchmerzlicher Aufregung inne. Ein leiſer Seufzer entſchlüpfte Arnold's Lippen, indem er mit gefaßtem Muthe ſprach:

„Laſſen wir das! Gott hat es ſo gewollt. Er ſegnet oft ſchöner im Verſagen, als im Gewähren, und Pauline fühlt ſich ja glücklich; das aber giebt den richtigen Schluß, daß ſie es als meine Frau nicht geworden wäre, denn was ich bin und habe, ſtehet im graden Gegenſatze zu der Perſon und Lage des Herrn Strahl. Und ſo muß ich denn die Vorſicht preiſen, daß ſie mich vor dem Schmerze bewahrte, ein Weſen, welches mir das theuerſte auf der Welt, elend gemacht zu haben.“ Dieſe Worte bewegten Frau Hütte ſehr. „Ach!“ erwiederte ſie, „daß meine Tochter ihr wahres Glück ſo verkennen konnte, das hat mich Thränen genug gekoſtet!“ — Ein paar helle Zähren rollten ihre Wangen herab.

Arnold küßte ihre Hand, und ſprach: „Ich danke Ihnen für dieſe warme Schätzung, und Ihre mütterlichen Thränen löſen den letzten Reſt von Schärfe in meiner Seele auf; es ſtehet bei Ihnen, mich mit einem Gefühle der reinſten Freude zu entlaſſen.“

„O geſchwind, reden Sie, Arnold!“ drang Frau Hütte in ihn, „es iſt, als ſollte mir der heilige Chriſt beſcheren, und ich wäre noch ein Kind, ſo wenig kann ich den Augenblick erwarten, wo ich Ihnen eine Gefälligkeit erweiſen darf!“

„Ich bin eigentlich hergekommen,“ hob Arnold ein wenig gepreßt an, weil ich hörte, Sie wären in Verlegenheit wegen einer Forderung, womit die Tante, die nun einmal ihre alten Tücken nicht laſſen kann — ihr boshaftes Müthchen an Ihnen kühlt. Das Teſtament meiner Stiefmutter iſt vor einiger Zeit eröffnet worden, und da hat es ſich denn gefunden, daß ſie die zwölfhundert Thaler, welche ihr Beſitzthum waren, mir allein vermacht. Ich wechſelte Pfandbriefe dafür ein, um etwas zu freier Dispoſition zu haben, und würde mich freuen, wenn Sie, meine Freundinn, die ungeſtüme Gläubigerinn mit dieſer Summe einſtweilen befriedigen wollten. Ich würde mich als Ihren Sohn betrachten, dem die Mutter ſolch einen kleinen, vertraulichen Dienſt lieber als einem Fremden geſtattet, und dieſe Täuſchung würde mir wohl thun. O nehmen Sie, theure, liebe Frau!" Er zog die Papiere aus ſeinem Buſen.

Frau Hütte ſank lautweinend auf einen Stuhl; „O Gott! mein Sohn!" weiter konnte ſie vor Schluchzen nichts ſagen. Sie ſtreckte beide Hände nach ihm aus, und drückte die ſeinigen mit Inbrunſt.

Auch Arnolds Augen benetzten ſich ſanft; aber eine überirdiſche Freude ſtrahlte aus ihnen. „Das Leben iſt doch ſchön!" ſagte er mit dem eigenſten Gefühle dieſer gefeierten Stelle, und ſetzte hinzu: „ich glaubte es nicht mehr!"

„O Sie werden es wieder liebgewinnen!" antwortete Frau Hütte zuverſichtlich; „denn Gott iſt gerecht! Ein gutes, liebenswerthes Mädchen wird das ſchöne Herz beglücken, das eine Thörinn, die meine Tochter iſt, nicht zu würdigen wußte."

Arnold ſchüttelte ſanft den Kopf, und ſprach mit Reſignation: „Nein, meine Freundinn! das iſt nun vorbei. Dies eigenſinnige Herz kann ſchwerlich zum zweiten Male lieben; doch würde meine Empfindung für Pauline dieſen Namen nicht verdienen, wenn ihr Glück mir nicht theurer als das meine wäre. Ihre Zufriedenheit, ihr Wohlergehen wird mich endlich beruhigen. Auch liebe ich meinen Beruf; ihm will ich mich nun ungetheilt hingeben, darin liegt viel Troſt."

„Aber auch viel Gefahr," entgegnete Frau Hütte beſorgt, „es wird Ihrer Geſundheit ſchaden, wenn Sie mehr noch arbeiten wollen! Sie leiſten ja ohnehin über Ihre Kräfte."

Arnold lächelte ſo ſchwermüthig, als wäre der Gedanke ihm ſüß, ſein freudenloſes Daſein im Werke der Pflicht hinzuopfern. Sie trennten ſich ſpät und in großer Rührung.

Die Tante mußte ſich vorläufig mit der gelegten Summe begnügen, und konnte, wollte ſie anders dem Vorwurfe der Chicane entgehen, und ſie rettete gern den Schein — der billigen Zumuthung nicht ausweichen, ſich mit dem Reſte bis nach dem Verkaufe des Grundſtücks zu gedulden.

Weihnachten war nun vorüber, auch der Januar lief beinahe zu Ende, und Pauline hatte ihre leidenſchaftliche Schlittenluſt bis zum Ueberſchwange geſättiget. Sie war es gewohnt, ſich anſtaunen zu laſſen, und die ſchmeichelnde Verſicherung, daß die Equipage ihres Bräutigams die ſchönſte der Stadt ſei, hatte, oft gehört, ihre reizende Neuheit verloren. Jetzt fiel ein ſtarkes Thauwetter ein, und die Vergnügungsſucht wendete ſich dem Carneval zu, was in einigen Wochen mit einer großen Redoute ſeinen Anfang nehmen ſollte. Es wurden große Vorkehrungen dazu getroffen; aber Paulinens und ihres Verlobten Erſcheinung machte den raffinirteſten Geſchmack zu Schanden. Pauline zeigte ſich bei dieſer Maskerade als Mohrenköniginn, auf ihrem Haupte ſchimmerte eine Krone von farbigen Edelſteinen, Hals, Arme und Hände waren mit Juwelen beſäet, der ganze Anzug dieſer Pracht angemeſſen. Strahl hatte die hauptſächlichſten Koſtbarkeiten ſeines Sortiments zuſammengefaßt, um die Braut an dieſem Abende königlich zu ſchmücken. Er ſelbſt folgte ihr in idealer Sclaventracht. In ſeiner Rechten trug er einen Wedel von bunten Federn, um die Gebieterinn zu facheln, wenn die Glut des Tanzes ſie in das Klima ihrer Zone verſetzen ſollte; von ſeiner linken

Hand bis zu der Sandale des Fußes fiel eine ſchwere, ſilberne Kette herab, die in jedem ihrer Ringe ein kleines, künſtliches Glöcklein barg. So begleitete ſeine Schritte, ſtatt des Geklirres der Feſſel, der Silberklang eines leiſen Glockenſpiels.

Dieſer Auftritt erregte Senſation; man tadelte Paulinens Uebermuth und die luxuriöſe Ueppigkeit ihres Verlobten, und ſtellte beiden ein unglückliches Prognoſtikon; aber Pauline hatte an dieſem Abende den Culminationspunkt ihres eitlen Triumphes erreicht.

Als die Mitternachtsſtunde ſchlug und die Larven ſanken, blüheten die Lilien und Roſen von Paulinens Geſicht nur um ſo ſchöner unter dem ſchwärzlichen Flore der Haut auf, und das Auge ihres Sclaven ſchauete nun frei, keck und herriſch in den Tadel der phantaſtiſchen Welt, die ihn umringte.

Am Morgen nach dieſer Luſtbarkeit ſtand Arnold in ſeinem Gärtchen, und bog das bleiche Geſicht zu den erſten Schneeglöckchen nieder, die in der letzteren Nacht dem feuchten Boden entſproſſen waren. Die blaſſen, zarten Blümchen läuteten, ſeinem Geiſte hörbar, mit Tönen der Sehnſucht und Ahnung über dem Grabe des Winters und ſeiner Trauer; ein Frühlingswehen durchſchauerte ſeine Seele. „Und — Freude muß immer wieder aufgehen den frommen Herzen —“ ſagte er, und erhob den Blick hoffnungsvoll zum Himmel. Dieſe Verheißung ſollte ſich ſchön im Leben des redlichen Arnold erfüllen; aber wir wollen dem Laufe der Geſchichte nicht vorgreifen.

Bald nach Oſtern ward Paulinens Hochzeit mit Aufwand und Aufſehen vollzogen. Einen Tage ſpäter ging Eglan, der für ein paar Wochen zurückgekehrt war, mit ſeiner

Braut zum heiligen Abendmahle; nach dem Genuſſe deſſelben traten ſie vor den Altar, und ließen ſich ehelich einſegnen. Eglan hatte ſich die Erlaubniß, ohne Proclamation getraut werden zu dürfen, verſchafft. Ein Käufer, der nicht beſſer zu wünſchen geweſen, hatte ſich vor dem Feſte zu dem Hauſe und Waarenlager gefunden, und die Tante ſich den verjährten Beſitz ihrer Wohnung auf dem Wege der Miethe neu geſichert. Die Erbausgleichung war friedlich geſchehen, Pauline, nunmehr Madame Strahl, an dem gewünſchten Platze in dem Gewölbe ihres Mannes, und ihre Mutter mit dem trauten Gatten über alle Berge.

In den letzten Tagen des Maies, wo die Knospen der Roſen ſich ſchwellend röthen, und die Natur in ihrer aufgeſchloſſenen und ſchönſten Blüthe prangt, fühlte Arnold ſich einſamer als jemals. Er ſchlich zu den Gräbern ſeiner Eltern, die nicht allzuweit von ſeiner Wohnung entfernt lagen. Seine Sorgfalt hatte dem düſtern Anblicke dieſer Gräber das heitere Anſehen eines kleinen Blumengartens gegeben. Er fand das Erdreich trocken, die zarten Kinder Florens ſchwankten matt über der Raſenſtelle, und Arnold eilte ſchnell zurück, um eine Gießkanne zu holen, daß er ſeine Pfleglinge erquicken könne. In dieſer Beſchäftigung näherte ſich ihm ein ſtattlicher Mann in höheren Jahren, von dem Todtengräber begleitet, der zu dem Fremden nicht ganz laut, aber doch ſo hörbar, daß Arnold es vernehmen konnte, ſagte: „Hier iſt das Grab! Das, was der Herr hier eben begießt.“ —

Der Fremde nickte ſchweigend; er lohnte den Führer mit einer Gabe ab, der ſich ſodann entfernte. Jetzt trat er noch einen Schritt näher, grüßte Arnold, und ſprach: „Wenn das Leben der Frau, die hier den tiefen Schlaf des Todes ſchläft, ſo wohl gepflegt war, wie ihr Grab, ſo wäre jede Sorge deshalb überflüſſig geweſen.“

Arnold wendete ſein Geſicht dem fremden Manne zu; der Gott des Bewußtſeins verklärte ſeine Züge. Er antwortete: „Die Blumen, welche ihrem Leben fehlten, — denn wer kann da pflanzen, wo der Boden widerſtrebt? — ſollen nun ihrem Staube entblühen! — Sie, mein Herr, nahmen Theil an der Verſtorbenen?“

„Sie war meine Schweſter!“ erwiederte der Fremde, und legte einen feierlichen Ernſt in dieſe Antwort, welche ein paar männliche Thränen als Zeugniſſe der Wehmuth begleiteten, „und Sie, mein Herr? und Sie?“

„Die Todte war meine — meines Vaters Frau;“ ſagte Arnold zögernd. Das Wort: Mutter! verſagte die wahrhafte Lippe.

„O! Sie waren gewiß kein Stiefſohn, junger Mann!“ rief der ältere mit wallendem Herzen, und reichte dem gefundenen Verwandten die Hand, „laſſen Sie uns Freundſchaft ſchließen an dieſer Stelle!“ Er umfaßte den Schulcollegen. Dieſer ladete ihn mit gaſtfreundlicher Herzlichkeit in ſein Haus ein, wo ſie nähere Bekanntſchaft machten.

Der Bruder von Arnold's Stiefmutter war durch Fügungen und Umſtände, die außer dem Gange unſerer Erzählung liegen, in früheſter Jugend von Hauſe weggekommen, und durch eine beſondere Leitung des Geſchicks, das ſeinem Talente den Impuls gab, ein ſehr geſchickter Mechanicus geworden. Nachdem er ſich auf langen Reiſen einen reichen Schatz von Kenntniſſen geſammelt, ward er in England bei einem großen Maſchinen-Bauwerke angeſtellt und ſpäter Director deſſelben. Er erwarb in dieſem Berufe ein anſehnliches Vermögen, lebte in einer kurzen, kinderloſen Ehe ſehr glücklich; doch verheirathete er ſich nach dem zeitigen Tode ſeiner Frau nicht wieder.

Die Eltern waren lange ſchon zur Ruhe eingegangen, alles ihm Verwandte außer dieſer Schweſter abgeſtorben, die er an einen braven Mann verheirathet wußte, und nicht anders glaubte, als daß es ihr wohl gehe; ſo ſchrieb er nur ſelten in die weitentfernte Heimath, und hatte ſeit Jahren nichts von ſich hören laſſen, als ſeine Schweſter, eine kränkliche Wittwe — der edelmüthigen Sorge ihres Pflegeſohns anheim fiel.

Noch war der Director, wir wollen ihn bei dieſem Titel nennen — kein alter Mann, als ſein Körper die Folgen erlittener Strapazen und pflichtmäßiger Anſtrengungen zu fühlen begann; er ſah ſich endlich nothgedrungen, ſeine Wirkſamkeit aufzugeben, und ſehnte ſich nach Ruhe. Doch zurücktretend aus ſeiner amtlichen Beſchäftigung in die öde Raſt ſeines Hauſes, kam er ſich verlaſſen darin vor, und empfand zum erſtenmale, aber auch mit krankhafter Heftigkeit den Zug des Heimwehs. Er ließ ſich nicht abhalten, ihm zu folgen, verkaufte, was er weder mitnehmen konnte, noch wollte, und kam im Spätherbſte mit einem Ballaſt an baarem Vermögen und ſchätzbaren Sachen in Hamburg an, wo er mit einem Jugendfreunde zuſammentraf, der ihn über Winter dort aufhielt. Jetzt, in ſeiner Vaterſtadt angekommen, war der erſte Gang zu ſeiner Schweſter Grabe, wo er ihren Wohlthäter kennen lernte, der ihrer Aſche noch die Dornen des Haſſes mit Blumen der Liebe vergalt.

Der neue Vetter gefiel dem Director über die Maßen; das nette, freundliche Haus, der wohlbeſtellte Garten, die Nähe des ſchweſterlichen Grabes, dies alles dünkte ihm ſo traut und einladend, daß der ſchnelle Wunſch in ihm errachte, er möchte hier einen Ruhepunkt für die letzten Tage ſeiner irdiſchen Wallfahrt gefunden haben. Aber der Schulcollege war ein junger Mann, wenn er heirathete, war dies Project in die Luft gebaut; der Director fühlte ihm daher in Bezug auf dieſe Wahrſcheinlichkeit ein wenig auf den Zahn, doch da er merkte, daß ſich der Nerve des Gefühls unter dieſer Berührung ſchmerzhaft zuſammenzöge, ſo errieth er bald, daß eine unglückliche Liebe der Grund der von Arnold ausgeſprochenen Verzichtleiſtung auf das Glück der Ehe wäre.

Nun fühlte er den Beruf, ſich tröſtend und erheiternd des Jünglings anzunehmen, der ſo kindlich an der verlaſſenen Schweſter gehandelt, er fühlte ſich als ſeinen Schuldner, und die Gelegenheit ſtand nahe und winkend vor ihm; er konnte die Zinſen einer großmüthigen Erkenntlichkeit auf dies trauernde Haupt häufen, und der Vergeltung Geiſt flößte ihm den regeſten Willen dazu ein.

Der Director machte kurz und rund dem Schulcollegen den Vorſchlag, ihn ſammt ſeiner Habe bei ſich aufzunehmen, und es leuchtete Arnold, den in dem letzteren Halbjahre eine bangſame Oede umgeben hatte, ohne weitere Ueberlegung ein, daß er durch die tägliche Geſellſchaft dieſes biederen, erfahrenen und wiſſenſchaftlichen Mannes nur gewinnen könne. Allein Arnold ahnete nicht, welch ein Glück mit dem Oheim, denn ſo mußte er ihn von nun an nennen — über ſeine gaſtliche Schwelle ſchritt! —

Zum erſtenmale in ſeinem Leben fühlte er das Vergnügen eines häuslichen Zuſammenhanges, den Wohlwollen, Vertrauen und Gleichheit der Geſinnungen geknüpft; die grämliche Nähe der Stiefmutter hatte ihn früher nur den peinlichen Druck ſolch enger Beziehungen empfinden laſſen. Aber er ſollte auch die Genüſſe des Reichthums kennen lernen, die ſeine ruhige Genügſamkeit weder vermißt, noch erſehnt hatte. Als der Transport von des Oheims Sachen ankam, erſtaunte Arnold nicht wenig; denn ſtand dieſe Ladung zu dem Vermögen des Beſitzers in richtigem Verhältniß, ſo war der Director ein ſehr reicher Mann. Koſtbare Meublen, mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente aller Art, worunter zwei Flötenuhren von großem Werthe, der Kern einer erleſenen Bibliothek, luxuriöſe Bequemlichkeiten, von denen der philoſophiſche Schulmann bisher keine Vorſtellung gehabt, ſollten ſein beſcheidenes Haus erfüllen.

Dieſe Veränderung übte doch eine wohlthätig zerſtreuende Gewalt auf Arnold's Gemüth; es war nicht ertödtet für den Reiz des Geſchmacks, und ſein Kunſtſinn fand ein weites Feld der Befriedigung. Arnold liebte die Mechanik, und der Oheim hatte ſich kaum völlig erholt und eingerichtet, als der alte Berufstrieb, von des Vetters Theilnahme in ihm geweckt, erwachte. Er verkehrte mit Drechslern und Tiſchlern, und erleichterte durch allerlei Maſchinerie, wie der Raum es zuließ, die häuslichen Verrichtungen dieſer kleinen Wirthſchaft.

Der Oheim bemerkte, daß Arnold zuviel arbeitete; er ließ nicht eher nach, bis dieſer ſeine Privatſtunden aufgab, ſchaffte ein Reitpferd an, und ließ den Stall, auch einen Schuppen für den prächtigen, engliſchen Reiſewagen, den er mitgebracht, auf eigene Koſten bauen. Er entwarf den Plan, daß ſie zur Zeit der Ferien eine große Gebirgsreiſe gemeinſam machen wollten.

So lebte Arnold denn ſehr glücklich bis auf die wunde Stelle im Herzen, die nur leiſe vernarbte, aber bei jeder Berührung blutend wieder aufbrach. Wenn er an ſchönen

Sommerabenden mit dem Oheim unter den hohen Linden vor ſeinem Hauſe ſaß, und aus den geöffneten Fenſtern, welche die Kühle einließen, ein Strom des Wohllauts im zauberiſchen Geſange der Flötenuhren an die ſchwellenden Herzen der Hörer rauſchte, dann fühlte Arnold wohl mit tieferregter Sehnſucht, daß es ein anderes Glück und andere Freuden gebe, als freundſchaftliche Zufriedenheit und behaglichen Genuß! —

Die Walze mit der Ouvertüre aus dem unterbrochenen Opferfeſte hatte der Oheim ganz abſeits gelegt; denn es war ſeinem aufmerkſamen Auge nicht entgangen, daß Arnold dieſe Muſik nie ohne eine bemerkbare Erſchütterung anhören könnte.

Wir wollen ſein Wohl und Weh für jetzt der Aufſicht des väterlichen Oheims und dem milden Einfluſſe der Zeit uberlaſſen, und uns wieder nach Madame Strahl umſehen.

Pauline hatte nunmehr den Gipfel ihrer ſtolzen Erwartungen erreicht, doch auch nicht der leiſeſte Gedanke erinnerte ſie mit weiſer Lehre daran, daß der Menſchen Schickſal, wie die Zeit, eine Sonnenwende habe. Zwar hatte ihr die Tante bei dem Abſchiednehmen am Brautabend ſtatt des Segenswunſches zugeraunt: „Wer ſich von den goldnen Ringen goldne Tage nur verſpricht; o! der kennt den Lauf der Dinge und das Herz der Männer nicht!“ allein dieſer heiſere Rabengeſang war von der alten Liedertafel einer Zweiflerinn an jedem Guten. Das Haus ihres Mannes war doch für Pauline eine neue Welt. Mode, Eleganz und äußere Anſtändigkeit waren hier Geſetzgeberinnen, wie es Liebe, Traulichkeit und Pflicht in dem ihrer Eltern geweſen. Alles ward auf dieſe Regeln zurückgeführt, denen die lebhafte, natürliche, junge Frau nicht immer ohne Zwang zu gehorchen vermochte. Auch fühlte Pauline zu zart, um nicht zuweilen zu empfinden, daß dieſer Ton etwas anderes ſei, als die echte Blüthe des Geſchmacks, die Frucht wahrhaft edler Sitten —; die künſtliche Glätte angeborner Gemeinheit. — Strahl war ein galanter Ehemann, aber mehr außer als in ſeinem Hauſe; da hatte er ſtets etwas an dem Weiblein zu muſtern. Pauline war wirthlich erzogen; Strahl ſpottete ihrer häuslichen Gewohnheiten, und beſchämte ſeine Frau, wenn er ihre gute, ſelbſt zubereitete Hausmannskoſt verſchmähete, und einen Reſtaurateur aufſuchte, um ſich in einem ſpäten Gabelfrühſtücke ſchadlos zu halten. Er war Gourmand, und Pauline, einfach und mäßig gewöhnt, hatte kaum einen Begriff von der Ueberfeinerung ſeiner Bedürfniſſe.

Strahl hatte ſeiner Frau als Bräutigam, wie auch in der früheren Zeit ihres Umgangs unmäßig geſchmeichelt; doch die Dampfwolken dieſes Weihrauchs verzogen ſich ſchon in den früheſten Tagen ihres Eheſtandes in die kühle, klare Luft eines Urtheils, dem der Eigendünkel oft genug eine verletzende Schärfe gab. Die reizbare Pauline ſuchte ſich damit zu tröſten, ſie ſtehe als Frau ihrem Manne viel zu nahe, um ſich von ihm loben zu laſſen, und wenn ſein Herz ihr huldige, ſo dürfe ſie keine Anerkenntniß ihrer Liebenswürdigkeit weiter von ihm verlangen; aber — nur ſeine Sinne waren ihr unterthan, und es liegt in jeder reinen, weiblichen Natur, daß ſie außer der Gewalt ihrer Schönheit, noch eine Hingebung an ihr innerſtes Gemüth begehrt, da eine leiſe Stimme ihr ſagt, daß ein Band, an vergängliche Reize geknüpft, ſich mit der Zeit auflöſe, welche jene zerſtört. So auch war Pauline ihre eigene Nebenbuhlerinn: aber ſie beruhigte ſich in dem Gedanken, daß ſein verliebter Rauſch wohl ſo lange dauern werde, bis es ihr gelungen ſei, einen Einfluß auf ihren Mann zu gewinnen, der ihr ſeine bleibende Anhänglichkeit ſichere.

Pauline war jedoch noch fern von dieſem Zwecke, ſie hatte gar nicht daran gedacht, ob ſein Erreichen überhaupt möglich wäre — als ihr beſtändiges Kränkeln jene erſtere Kette ſehr locker machte. Ihre vollen, rothen Wangen fielen ein und blaßten ab, die zarten Lineamente des ſchönen Geſichts verzogen ſich, das Feuer der Augen erloſch. Sie fühlte ſich ſo unwohl, daß ſie wenig oder gar keinen Theil an den geſelligen Vergnügungen ihres Mannes nehmen konnte. Dieſe Paſſivität, welche ſchon in ihrer Urſache eine warme Fürſprache an ihm hätte finden ſollen — war Herrn Strahl ſehr zuwider, und er konnte ſeinen Verdruß darüber nicht immer verbergen. Pauline that ſich ſo viel als möglich Gewalt an; das Gefühl ihres bisherigen Glückes fing jedoch an, ihr eng und preſſend zu werden, wie ein Gallakleid, das man bei leidendem Befinden wohl gern gegen den bequemen Hausrock vertauſchen möchte. Ungeachtet ihre Aufgabe, als die Frau dieſes Mannes ſeinen Forderungen zu genügen, nicht klein war: ſo gab es doch Stunden, in denen ſie eine peinliche Leere fühlte, die ſie früher nie gekannt. Dies langweilige Gefühl verſtimmte ſie, und ſpannte ſie für jene fröhliche Schalkheit ab, die einen ſo beſtrickenden Zauber auf Strahl geübt hatte. Nur wenn dieſe magiſche Kraft wirkſam war, ward Strahl, der die Grenzen ihres Kreiſes ſchon überſchritten, noch ein wenig davon ergriffen.

Pauline hatte als Mädchen, von Arnold in der Wahl ihrer Lectüre angeleitet, viel geleſen; ſie war nicht ohne wiſſenſchaftliche Bildung.

Strahl, der nur las, um in Geſellſchaft mit- oder abſprechen zu können, wenn von literariſchen Gegenſtänden die

Rede war, zog jeden anderen Zeitvertreib, auch den fadeſten dem ſtillen Genuſſe eines guten Buches vor. Pauline bemerkte dies ſehr bald; der abgeſchiedene Geiſt manch traulichen Leſeabends, den ſie und die Mutter mit Arnold verbracht, ging dann, wie die Erſcheinung einer beſſern Welt, mit dem Gruße wehmüthiger Erinnerung an ihrer Seele vorüber. Pauline liebte die Muſik vorzugsweiſe; die Uebung dieſes gebildeten Talents hatte früherhin einen großen Theil ihrer Feierſtunden hingenommen, und war nur in den rauſchenden Zerſtreuungen der Brautzeit von ihr vernachläſſiget worden. Jetzt ſuchte ſie die ſanfte Freundinn auf, welche mit Tönen des Himmels an das bewegte Herz ſpricht. Strahl hielt die Muſik bloß für eine ergötzliche Kunſt; ihre höheren Wirkungen waren ihm unbekannt. So oft Pauline den Flügel öffnete, ſprach er von der Campi und Catalani — von berühmten Virtuoſinnen, die er in Wien und Warſchau gehört haben wollte — und Paulinens Spiel, ihr einfaches Lied, verſtummte ſchüchtern vor dieſen gefeierten Namen, und vor dem verwöhnten Ohre ihres Gatten.

Hinſichtlich deſſen, was ſie ſich von ihrer Stellung als die Frau des berühmteſten Juweliers geträumt, begegnete ſie auch mancher Erfahrung enttäuſchender Art. Zwar ſaß ſie geſchmeichelt und geſchmückt, wie die Tante es ihr verheißen — in dem ſchimmernden Gewölbe; aber ſie ſaß zuweilen wie auf Kohlen. Es gehört ein angeborner Handelstrieb dazu — und dieſer war Paulinen nicht eigen — um in den Verhältniſſen des Verkaufs Vergnügen zu finden. Da kamen vornehme Damen und Herren, und feilſchten die ſchönen, koſtbaren Sachen; aber die Impertinenz, womit Viele den geforderten Preis um die Hälfte herabſetzten, kränkte das Ehrgefühl der jungen Frau, die unentſchloſſene

Wähligkeit Anderer ermüdete ihre Geduld, und das raſche Zugreifen leichtſinniger Schuldenmacher ängſtete ſie. Aber mehr noch als alle dieſe Uebelſtände, laſtete eine böſe Ahnung auf ihrem Herzen. Von Zeit zu Zeit kam eine junge Schauſpielerinn, freien Anſehens, in den Laden, ſuchte ſich einige kleine, artige Pretioſen aus, und ſagte dann mit einem Blicke auf Strahl, der Paulinen auffiel, er möchte nur notiren. —

„Und wann wird denn dieſe Rechnung, welche, dächte ich, ſchon ziemlich groß ſein muß — endlich bezahlt?“ fragte Pauline mit dem finſteren Auge des Argwohns eines Tages ihren Mann.

Strahl erröthete; mit abſchreckender Kürze antwortete er: Dies ſei ſeine Sache, und Pauline ſolle nie vergeſſen, daß ſie hier nur eine Figurantinn vorſtelle, und weder eine andere Pflicht noch Sorge haben dürfe, als durch unbekümmerte Freundlichkeit ſeinem Laden zur Zierde zu dienen. — Bei dieſen Worten deutete er, auch noch im Zorne galant, auf eine alabaſterne Venus, die in der aufgehobenen Hand einen Gürtel feilbot, deſſen Schloß in geſchmackvoller Faſſung und im milden, keuſchen Feuer des Amethyſten ſtrahlte.

Dieſe Antwort fiel Paulinen noch mehr auf, und ſie war ſo unvorſichtig, der Tante, welche ſie zuweilen beſuchte, davon zu erzählen.

„Der Geſchichte muß ich auf den Grund kommen!“ ſagte die Tante, ſich im Voraus auf den Schlamm eines Geheimniſſes freuend, das beſſer für Paulinens Ruhe unaufgewühlt geblieben wäre. Die Beſuche bei der Tante waren überhaupt für Paulinens inneren und äußeren Frieden nicht erſprießlich; ſie regte das Gemüth der jungen Frau faſt jedesmal peinlich auf. Bald erzählte ſie Paulinen, was da oder dort von dem Strahlſchen Ehepaare geſprochen worden wäre — und immer waren es ſchmähende Gerüchte, die ſie referirte — oder, ſie erwähnte Arnold, und zwar auf eine Weiſe, die tief in Paulinens vorwurfsvolles Herz ſchnitt. Nachdem ſie, wie unſere lieben Leſer wiſſen, nie die Lobrednerinn des Vetters und ſeiner Lage geweſen, rühmte ſie jetzt auf einmal mit angelegentlicher Wiederholung ſein Verdienſt wie ſein gutes Glück, das in der Ankunft des Stiefoheims eine reiche Goldader in ſein Leben geleitet hätte. Sie wußte immer etwas von ihm zu erzählen, wobei Pauline eine verletzbare Stelle in ihrem Innern ſchmerzlich berührt fühlte.

Als Pauline einſtmals in der Dämmerung zu der Tante kam, empfing dieſe ſie mit bewillkommender Haſt in den Worten: „Nun Paulchen, gut, daß Du Dich ſehen läſſeſt! ich habe Dir etwas zu ſagen. Ich bin der bewußten Sache nun endlich auf die Spur gekommen. Das feine Dämchen, ich meine die Schauſpielerinn, die immer ohne Geld kauft — iſt richtig, wie ich es mir gleich gedacht, eine Sponſade von Deinem Herrn Gemahl, der im Punkte der ehelichen Treue eben nicht tactfeſt ſein ſoll. Du mußt ihn kürzer am Schnürchen halten! Wenn Du denkſt, er iſt auf dem Caffeehauſe, ſo beſucht er die Theater-Prinzeſſinn, die nun wohl ſchon eine hübſche Sammlung von Bijouterien haben muß.“

Pauline ward bleich, wie der Tod. „Und das erzählen Sie mir, wie eine freudige Entdeckung, Tante, die man nicht ſchnell genug mittheilen kann?“ fragte die junge Frau mit heftig gereiztem Tone.

„Ei Närrchen! Du wollteſt es ja gerne wiſſen,“ antwortete die Tante höhniſch; „und ich habe mir alle Mühe gegeben, die Wahrheit zu erforſchen.“

„Alle Mühe haben Sie ſich gegeben, mich unglücklich zu machen, Tante!“ rief Pauline, in heißes Weinen ausbrechend, und rang die Hände.

„Sieh! wie undankbar Du nun biſt!“ ſagte die Tante mit der kaltblütigen Ruhe ihres hämiſchen Charakters, „ich dachte Wunder, was ich mir für ein Bildchen mit dieſer Nachricht bei Dir verdienen würde; aber Du wollteſt lieber blind ſein, als ſehend auf einen richtigen Weg merken, da Dir der erſte lichte Blick einen Stein des Anſtoßes zeigt. Nun, ſo tappe denn im Dunkel und pralle an; von mir ſollſt Du nichts mehr erfahren.“ Pauline ſchluchzte leiſe fort, der Tante ward angſt dabei; ſie wollte ſolchen Folgen ihrer Zuträgerei vorbeugen, als welche nicht in ihrem Plane lagen — und fuhr fort: „Dein Mann wird recht lachen, wenn Du es Dir einfallen ließeſt, ihm dieſer Geſchichte wegen Vorwürfe zu machen. Auf galante Kleinigkeiten dieſer Art legen die Strahls und Conſorten nicht viel — und wenn Du ein Männchen haben wollteſt, das treu bei Dir ausharre, während Du im Neſte pipſt und brüteſt, ſo hätteſt Du Dir den Vetter Arnold heirathen müſſen.“

„Ja wohl! ja wohl!“ erwiederte Pauline, von dieſen Worten tief getroffen, und verließ die leidige Tröſterinn.

Als Strahl die ſtumme Verſtörung ſeiner Frau, ihre verſchwollenen Augen, den zürnenden Blick, der ihn vermied, bemerkte, fragte er, was ihr fehle? und es gab eine Scene. Er begegnete ihren Vorwürfen mit dem Trotze der Schuld und endlich in der Hitze des Streites mit der ſcharfgeſpitzten Rede, daß er ihr Glück, das eines armen Mädchens gemacht hätte. Jetzt war Paulinens weibliche Ehre auch von der Seite des Stolzes verwundet. Sie weinte den langen, einſamen Abend hindurch. Was hätte ſie in dieſen bangen Stunden nicht gegeben für ein offenes, weiches Herz, das die Thränen ihres Kummers in tröſtendem Vertrauen eingeſogen! Aber ſie war allein, und die Mutter fern und getäuſcht von den Briefen der Tochter, welche von einer geheimnißvollen Regung, gemiſcht aus Scham, Scheu und Schmerz — abgehalten ward, den einmal angenommenen Styl des Lobens und Rühmens gegen den Ausdruck leiſer Klage aufzugeben, und ſomit die Stimme der Wahrheit an das treue, mütterliche Herz dringen zu laſſen.

Es währte nicht lange, ſo ſtellte ſich das Verhältniß zwiſchen Strahl und ſeiner Frau wieder her; aber das erſte Bollwerk der ehelichen Delicateſſe, welche des Friedens heilige Feſte ſchützt, war einmal durchbrochen, und jeder neue Zank erſchütterte ihren Grund mehr und mehr. Was Paulinen am meiſten ſchmerzte, war die fürchterliche Fähigkeit ihres Mannes, nach einer häuslich verſtimmenden Scene den heiteren Geſellſchafter den Liebhaber ſeiner Frau zu ſpielen; ihr Herz blutete unter dieſer Ironie; Schauer von Kälte zogen, wie der tödtende Froſt einer Frühlingsnacht, durch ihre Bruſt; alle Blüthen des Vertrauens ſtarben, ſie kämpfte, doch ſie konnte ſich nicht erwehren, ihren Mann in ſolchen Stunden leiſe zu verachten.

Pauline ward Mutter eines Knaben, und ihre krankhaft erhöhete Reizbarkeit ſpannte ſich in Wonne, Schwäche und Schmerz ab; aber die Entbindung war ſo ſchwer, das Kind die erſte Zeit ſeines Lebens ſo kränklich, Pauline erholte ſich ſo langſam, daß ſie die ſüßeſten Freuden der Natur nicht rein, und nur mit Weh und Sorge vermiſcht, genießen konnte. Der Sommer half endlich ihren tiefgeſunkenen Kräften auf. Jetzt ſaß Madame Strahl wieder zuweilen in Abweſenheit ihres Mannes im Gewölbe, und die deckenhohen

Spiegel warfen ihr bleiches, entſtelltes Bild mit erſchreckender Wahrheit zurück. Sie dachte an die Verheißungen der Tante, denen ſie ſo thöricht Glauben geſchenkt, und lächelte; ſie lächelte, wie der ſpottende Ernſt der Erfahrung über den Traum eines Kindes. Zwar reiheten ſich Perlen um ihren Hals; aber flüſſige Perlen, die Schätze des Kummers, rannen nicht ſelten in Augenblicken unbewachten Alleinſeins über ihre entfärbten Wangen, und die prächtige Helle der venetianiſchen Gläſer verzehnfachte dieſe Zeugniſſe, daß Pauline nicht mehr glücklich ſei. Zwar funkelte an ihrem Finger der Brillant, flammte der Rubin; aber zornige Gedanken blitzten in ihren Augen auf, und Haß gegen ihres Mannes Ausſchweifungen, deren Beweiſe ihr verborgen blieben — loderte in ihrem Herzen.

Noch eine Aufklärung, die Paulinen mit ängſtlicher Sorge erfüllte, war ihr vorbehalten. Sie hatte gewähnt, in Strahl einen reichen Mann zu heirathen, und alle Welt hielt ihn dafür; aber es iſt nicht alles Gold, was glänzt. Ungeachtet die Verſchlungenheit ſeiner kaufmänniſchen Verhältniſſe der jungen, unkundigen Frau den Ueberblick ſeiner Finanzen erſchwerte, ſo ward ſie doch früh genug inne, daß die Vermögensumſtände ihres Mannes nicht in beſter Ordnung wären.

Sein Vater war kurz vor ſeiner Verheirathung geſtorben, und hatte dem Sohne, der ihn undankbar verleugnet, nur das Pflichttheil vermacht, indem er die ungeheuern Summen, welche dieſer Sohn gekoſtet, gegen den reichen Nachlaß an ſeine beiden Töchter in Rechnung brachte. Die vereitelte Hoffnung auf ein beträchtlicheres Erbe gab dem Juwelier einen harten Schlag, und dennoch erſchütterte er ſeinen Leichtſinn nicht ſo ſehr, um ihn zu einer Aenderung ſeiner wüſten Lebensweiſe zu vermögen oder ſeiner ſinnloſen Verſchwendung Einhalt zu thun. Er lebte nach wie vor, um ſeinen Credit zu erhalten, häufte Schulden auf Schulden, die er zu verheimlichen wußte, und ging dem Rande des bürgerlichen Verderbens, das zugleich ein moraliſcher Abgrund für ihn werden ſollte, immer näher.

Von dieſer drohenden Gefahr ahnete Pauline nichts, ſie hatte genug an den Sorgen der Gegenwart.

Die Tante war noch immer der Dämon ihrer Ruhe. Sie vergalt die theilnehmenden Beſuche ihrer jungen Verwandten mit einem Becher voll Gift und Galle, den ſie ihr in geheimen Nachrichten über die Seitengänge ihres Mannes, über ſeine Generoſität gegen gefällige Schönen, über ſeine bedeutenden Verluſte im Würfelſpiel u. ſ. w. — reichte.

Pauline verließ dieſe unheimliche Schwelle ſtets mit dem Zittern des Aergers, und dennoch, war eine kleine Zeit vergangen, ſo konnte ſie dem Reize der Furcht, wieder etwas der Art zu hören, nicht widerſtehen.

In Paulinens zweiter Schwangerſchaft ladete der innige Wunſch ihrer Mutter ſie zu einem Beſuche ein, und auch Pauline ſehnte ſich an dem mütterlichen Herzen zu ruhen.

Blühend wie die Geſundheit und heiter wie der Friede, ſah Madame Eglan den Wagen anrollen, der ihr dieſe liebſten Gäſte (auch der kleine Enkel ſollte mitkommen) zuführte; aber ſie trat entſetzt vor dem Schattenbilde ihrer Tochter zurück, denn Pauline glich einer blaſſen Geſtalt des Grabes. Unter zweifelhaften Thränen ſank ſie in die Arme ihrer Mutter und entſchuldigte gegen deren bekümmerte Frage ihr Ausſehen mit ihrem Zuſtande. Hier, in dieſem Hauſe, dem ſtillen Sitze des ſchönſten, wenn auch unbeneideten Glückes, lernte Pauline erſt ganz kennen, wie verfehlt das Übrige ſei. Der thätige Eglan bauete mit emſiger Hand an dem Gebäude ſeines Wohlſtandes; aber es ſollte nicht mit prahlender Außenſeite in die Welt leuchten, ſondern ein ſicherer Schutz für ihn und die geliebte Gattinn werden. Sie beſuchten keine große Geſellſchaften; aber ein kleiner, gewählter Cirkel von Freunden gab der Arbeit ihres Lebens die Würze umgänglicher Freuden.

Und welch einer neuen, fürſorgenden Liebe genoß Madame Eglan von ihrem Manne! Zwar war ſie ſogar ein Jahr älter als er, aber dieſes Mißverhältniß wäre an nichts, als an einer zärtlicheren Ehrerbietung Eglan's gegen die Gattinn, welche ihn beglückte, zu bemerken geweſen.

Pauline drückte die Stacheln der Erkenntniß tief, doch ſchweigend in ihre Bruſt. Ihr ſchien die Ordnung der Natur verkehrt, wenn ſie der Vernachläſſigungen ihres Mannes gedachte und Eglan's Betragen gegen ihre Mutter erwog. Allein es mag zu den Geheimniſſen der Seele gehören, warum Paulinens kindliche Gefühle, die um den Troſt des Vertrauens rangen, von Regungen der Weiblichkeit unterdrückt wurden? — Erſt in der Stunde des Abſchieds brach mit ihrem Herzen auch ihr Trotz, womit ſie ihrer Mutter das Elend ihrer Ehe verhehlt hatte.

Sie waren allein. Madame Eglan umfaßte ihre Tochter und ſagte mit dem Tone wehmuthsvoller Liebe: „Kannſt Du wirklich ſo von mir ſcheiden, mein Kind? Soll ich nicht von Deinem ſchweigenden Munde erfahren, wie es eigentlich um Dich ſtehe? — O Pauline! womit hätte ich das um Dich verdient? Mit meinem Glücke etwa? Mit dem Segen, deſſen mich der gütige Gott in dem braven Eglan gewürdiget? — Auch Du biſt Mutter! Frage Dich ſelbſt.

ob einer ſolchen lebenslang etwas näher am Herzen liegen kann, als das, was ſie unter dem Herzen getragen?“ —

Da weinte Pauline laut und ſagte: „Nun ſo wiſſe es denn, Mutter! ich bin unglücklich! aber ich habe mein Unglück gewählt, ich will es ertragen — und werde es überwinden.“

„Dazu helfe Dir Gott!“ antwortete die Mutter bleich und in banger Faſſung. Doch nun kam Pauline nicht eher los, bis ſie der Mutter vollſtändig gebeichtet. Dieſe ſah ihr ahnendes Urtheil über die Folgen dieſer unglückſeligen Wahl beſtätigt, und ſprach am Schluſſe der ſchmerzlichen Erfahrungen: „Hier trifft es ein, was jener weiſe Dichter ſagt: Wie oft iſt der, welcher der Gott unſeres Morgens war, der Seufzer unſeres Abends geworden! —“

Doch dieſe Antwort war auch der einzige Vorwurf für die beklagenswerthe Pauline. Madame Eglan beſchwor ihre Tochter um ein ferneres, aufrichtiges Vertrauen, die einzige Bedingung, unter der ſie ihr mit Rath und That hülfreich werden könne. — „Was macht den Menſchen elend? die verſagte Glückſeligkeit? nein! die verſchmähete.“

Sechs Jahre — eine Ewigkeit voll Unmuth und Qual — war Pauline nunmehr verheirathet, als ſich ihr Schickſal zu ſtygiſcher Finſterniß verdunkelte. Sie würde kaum unter der Laſt ihrer Leiden ſo lange ausgehalten haben, wenn ſie nur gewußt, wohin ſie ſich wenden ſollte? Der Gedanke an eine öffentliche Scheidung, an den Spott der Menſchen, die durch eitle Ueberhebung gereizt zu haben ſie ſich bewußt war, dünkte ihr noch unerträglicher. Zwar hatte der edelmüthige Eglan ihr und den ganzen Gefolge ſeiner Frau eine Zuflucht in ſeinem Hauſe angeboten —; aber ihr ganzes

Weiſen ſträubte ſich dagegen dieſe mitleidige Gunſt anzunehmen.

Der Tante Tod war ihre einzige Hoffnung. Wie unbeträchtlich das Vermächtniß derſelben auch ſein mochte, worauf Pauline den unbeſtreitbaren Anſpruch hatte, ſo war es doch ein kleiner Fond für ihre und ihrer Kinder Subſiſtenz, wenn deren gewiſſenloſer Vater ſich völlig zu Grunde gerichtet haben würde. Pauline wollte durch ihre Trennung von ihm dieſen äußerſten Fall nicht beſchleunigen.

Die Tante war jetzt völlig bettlägerig und ihre Auflöſung konnte nicht mehr fern ſein. Pauline beſuchte ſie täglich und ſorgte treulich, daß es ihr nicht an Pflege und Erquickung fehle.

Einſtmals regte die Kranke die trockenen Lippen und ſagte zu Paulinen: es ſchleiche ein ſcheues Gerücht in der Stadt umher von einer Schlechtigkeit ihres Mannes, die, mehr als ſein übriges laſterhaftes Leben, ſeinen Ruf an einen Schandpfahl ſchlage — ob Pauline nichts vernommen? —

Pauline verneinte es, ſie zitterte zu fragen und zu hören, und ein erſtickender Krampfhuſten ließ die Tante für heute nicht mehr zu dem Worte der Bosheit kommen. Der Zufall verhinderte mit wohlthätiger Vermittelung, daß dieſes Gegenſtandes weiter zwiſchen ihnen gedacht würde; aber Pauline behielt ihn in ihrer Seele. Sie beobachtete ihren Mann genauer, als ſie zeither gethan und war ſehr aufmerkſam auf ſeine Handlungen, um, wo möglich, aus eigenem Beobachten zu erkunden, was ihm zur Laſt gelegt werden könnte.

Unter der geheimen Wache dieſer geſchärften Blicke geſchah es, daß eine fremde Dame, fürſtlichen Ranges, durch das Warten auf ein verabredetes Zuſammentreffen einen

Monat lang in dieſer Stadt aufgehalten, in Strahl's Gewölbe kam, um einen Ring zu kaufen. Der artige Juwelier, wie der moderne Geſchmack ſeiner Waaren, ſchien der hohen Dame zu gefallen, und eine Stunde ſpäter ward Strahl in das Hotel, wo ſie logirte, berufen, um ihr Zeichnungen zu der Umfaſſung eines prächtigen Brillant-Schmuckes vorzulegen.

Strahl kam ſeltſam aufgeregt nach Hauſe. Die ſtürmiſche Freude, die gluhende Haſt, in der er ſeiner Frau von dem übertragenen Geſchäft erzählte, glich mehr dem verwirrenden Gefühle eines außerordentlichen Glückfalls, als der beſonnenen Hoffnung auf einen Vortheil, der durch Mühe und Kunſt zu erwerben wäre, und ſchien, zumal für einen Mann wie Strahl, der das Geld ſo wenig achtete, in keinem Verhältniſſe zu der Summe zu ſtehen, die — auch nach dem Anſchlage der höchſtmöglichſten Forderung — dabei verdient werden könnte.

Pauline ward von einem ahnungsvollen Grauen erfaßt. Die Bänder der Angſt ſchnürten ihre Bruſt zuſammen, und ſie bewaffnete das Auge ihrer Seele noch ſtärker.

Endlich war der Schmuck gefaßt, und Strahl im Begriff, ihn der fürſtlichen Frau hinzutragen.

„Du biſt heute ungewöhnlich blaß, lieber Mann!“ ſagte Pauline, als er, ſich fortgehend der Thür näherte, und ein leiſes Gefuhl, der Warnung Engel! drängte ſie, ihn aufzuhalten. Aber ſtatt der Antwort ſtürzte er zurückgewendet den Reſt ſeines Frühſtücks, ein Glas ſtarken Weines, hinunter, und ſchritt dann eiligſt über die Schwelle.

Den Tag darauf verließ die Dame, einem veränderten Rufe folgend, die Stadt, und von nun an überließ ſich Strahl einer ausſchweifenden Fröhlichkeit. Er unternahm eine Geſchäftsreiſe, und, als ob er im wörtlichſten Sinne an einer Silberquelle geſchöpft — kam er mit vollen Geldſäcken wieder.

Jetzt ward luſtig in den Tag hineingelebt; doch Pauline ſchlich blaß und abgehärmt, mit dem nagenden Wurme am Herzen, umher, und nur die holden Kinder wehrten ihrer gramvollen Sehnſucht nach dem Tode.

Einige Monate waren ſeitdem vergangen, da kam eines Abends früher als gewöhnlich Strahl nach Hauſe, und Pauline bebte vor ſeinem Anblicke zurück. Seine Züge waren furchtſam verzerrt und mit geſpenſtiſcher Bläſſe überzogen, ſein Haar ſträubte ſich aufwärts, ſie hörte das Schlagen ſeiner Zähne.

„Um Gotteswillen! was iſt Dir?“ rief Pauline heftig erſchrocken, und faßte nach dem Wankenden. „Mich friert!“ ſtieß er hervor, und der Froſt ſchüttelte ſeine Glieder.

Pauline brachte ihren Mann zu Bette und ſendete ſogleich nach dem Arzte. Die geängſtete Frau ſah der Ankunft des alten Doctors in peinlicher Erwartung entgegen; aber eine Viertelſtunde ſchlug nach der andern, noch immer blieb er aus; und Strahl redete irre. Pauline zürnte dieſer Säumniß, ja, ſie richtete den Verzug des Arztes als eine Grauſamkeit, als ſie ihn endlich an der Hausthür in einem langen, lebhaften Wortwechſel mit einer rauhen Männerſtimme vernahm. Aber wer beſchreibt Paulinens tödtliches Entſetzen, als der Arzt, begleitet von einer Polizei-Perſon, nun eintrat, und der Commiſſär erklärte, er ſei gekommen, kraft ſeines Amtes, den Juwelier zu verhaften, der beſchuldigt worden, den Schmuck jener fremden Fürſtinn verfälſcht zu haben! — Alle Räthſel waren ihr nun fürchterlich klar, wie Feuerſchein, der eine Gewitternacht erleuchtet!

„Sie ſehen, mein Herr,“ ſagte Pauline zu dem Polizei-Beamten mit der gräßlichen Kälte, worin ſolch ein Moment alle Gefühle erſtarren macht, „das Fieber iſt Ihnen zuvorgekommen; der Unglückliche liegt bereits in den Banden einer heftig ausbrechenden Krankheit. Hören Sie nur,“ fuhr Pauline fort, indem ein Lächeln der Verzweiflung ihre ſtarren Züge durchzuckte, „was er auf der Folter eines wüthenden Kopfſchmerzes ausſagt! Er geſteht die Anklage ein.“

Strahl nannte ſich in wilden Phantaſieen einen Betrüger. Zehn Tage ſtieg das Nervenfieber, wodurch Strahl der gefänglichen Haft entging. Sein bekannt gewordener Fall ſtürzte ihn von der ſchwachen Sproſſe, worauf er ſich im taumelnden Wahnwitz ſo lange erhalten hatte. Es ward ruchtbar, daß er ſchon lange im Verdachte ähnlicher Unredlichkeiten geweſen; von allen Seiten liefen Schuldklagen ein, und die Gerichtsſiegel verſchloſſen die Pracht des Gewölbes, den Prunk des Hausraths bis auf die kleine Ausſtattung, welche Pauline ihrem Manne zugebracht hatte.

In derſelben Stunde, wo der Stempel tönender Schlag die Stille der Betäubung unterbrach, ſchraubten die Todtengräber im nachbarlichen Hauſe den Sarg der Tante zu. Pauline hatte ſie nicht mehr geſehen. Starr und ſtumm ſaß dieſe an dem Lager ihres Mannes und wartete des Kranken ohne ein Zeichen der Empfindung. Der alte Arzt ſelbſt betrachtete das vernichtete Leben dieſer jungen Mutter mit weinender Wehmuth. Er verſuchte alles, um ihre Apathie zu erſchüttern, und nur auf ſein rührendes Zureden nahm ſie ein wenig Speiſe oder ein paar Tropfen Wein zu ſich.

Am elften Tage ſtarb Strahl ohne Bewußtſein. Jetzt, als die letzte Pflicht bezahlt war, ſanken Paulinens überſpannte Kräfte ſchlaff zuſammen. Der Ohnmacht Schleier legte ſich um ihre Sinne, und ſie erwachte nur auf Minuten, um wieder in eine träumende Dumpfheit zu verſinken.

Als der erſte klare Gedankenſtrahl ihre Augen öffnete, ſchloß ſie dieſe ſogleich, aus Furcht, das reizende Traumbild ihrer Umgebung werde bei längerer Betrachtung verſchwinden. Sie ſah ſich in der Wohnſtube ihres elterlichen Hauſes auf einer Lagerſtelle, wo ihr Bettchen in den Krankheiten ihrer Kinderjahre geſtanden. Wie damals, ſaß der Mutter liebende Geſtalt an ihrem Bette, das zärtliche Auge feſt auf ſie geheftet; an einem kleinen, zweiſitzigen Tiſchchen ſpielten harmlos ihre Kinder.

„Pauline!“ rief die Mutter in ſchüchterner Freude, „kennſt Du mich, mein Kind? Gott ſei gelobt! Du wachſt! Du lebſt!“ Thränen dankbarer Rührung floſſen über ihre Wangen und in überſtrömender Liebe drückte ſie der Tochter Hand an ihre Lippen.

„Mutter! wo kommſt Du her?“ fragte die Kranke mit ſchwacher Stimme und ſtrebte ſich zu beſinnen; ich träume wohl noch? o Gott! ich träumte ſo ſchwer! — aber da ſtehet der Flügel auf ſeinem alten Platze — dort ſitzen Adalbert und der kleine Paul.“ — Das Kind hörte ſich genannt, es ließ ſein Spielzeug fallen, und warf der Mutter ein Kußhändchen zu.

Die Mutter beugte das bethränte Geſicht der kranken Tochter zu, und ſprach: „Du haſt den Leidenskelch nun geleert, mein armes Kind, und Gott wird Dich ſtärken!“

„Wie aber iſt es zugegangen, daß Du hier biſt, Mutter?“ ſagte Pauline, ihre erſtere Frage wiederholend, und ihre hellwerdende Seele beleuchtete das düſtere Schickſal der letzteren Zeit. Sie ſetzte hinzu: „Ach! tauſendmal hat Dich mein Geiſt, in höchſter Noth, mit kindlicher Sehnſucht gerufen! — Du warſt fern von mir — fern, wie der helfende Gott!“

„Ich war Dir nahe, und Gott war Dir noch näher!“ antwortete die Mutter erſchüttert, „ein guter Freund — Jemand, deſſen Namen ich Dir ein andermal nennen werde — ſchrieb mir, wie dringend Dir meine Gegenwart nöthig wäre, und ich eilte, um Dir beizuſtehen. Doch hänge vor jetzt keinen Erinnerungen nach, liebe Tochter! es wird alles gut werden. Wenn der Sturm ausgetobt hat, dann zerreißen die Wolken, welche den Himmel verhüllten, und ſeine klare Ruhe ſpiegelt ſich in der Tiefe unſeres ſtillgewordenen Herzens.“

„Das Schifflein des Glückes iſt aber geſcheitert“ — erwiederte Pauline, mit dämmernden Gedanken der tröſtenden Vergleichung ihrer Mutter folgend, „nur das bloße Leben blieb zurück.“

„Du haſt noch viel gerettet!“ ſagte die Mutter, und deutete auf die beiden liebenswürdigen Kinder hin, „und der reiche Gott kann überſchwänglich erſetzen; vertraue ihm!“

Pauline erholte ſich ſehr langſam, da mit den Kräften des Körpers auch ein tief angegriffenes, todtwundes Gemüth zu heilen und zu heben war. Madame Eglan blieb vier Wochen zur Unterſtützung ihrer leidenden Tochter, dann aber erlaubte ihre häusliche Lage ihr kein längeres Verweilen.

Es war in der Mitte des Fruhjahrs, und alſo die Jahreszeit für eine Geneſende günſtig. Madame Eglan ſchlug ihrer Tochter vor, ſie ſammt den Kindern zu begleiten; doch Pauline wollte lieber dieſe Reiſe im Herbſte vornehmen, und den Winter, welchen ſie in ihrer jetzigen Stimmung und Situation fürchtete, im Hauſe ihres Stiefvaters zubringen.

Mit der umfaſſendſten Fürſorge bedachte Madame Eglan Alles, was ihrer unglücklichen Tochter zur Erleichterung und Aufhülfe dienen könnte. Sie legte die noch ſchwache Geſundheit derſelben der thätigen Theilnahme des alten Arztes an das Herz, und hätte der Verlaſſenen gern einen treuen Freund zu Schutz und Rath an die Seite geſtellt — auch hätte ſie wohl einen ſolchen gewußt, der dem Vertrauen dieſes Auftrages entſprochen haben würde —: allein es ließ ſich nicht machen.

Niemals war zwiſchen Mutter und Tochter die Rede von dem Vetter Arnold geweſen, und erſtere glaubte, daß die Erinnerung an ihn, für Pauline ſchmerzlich wäre. Endlich führte doch einſt das Geſpräch unvermeidlich auf dieſen Gegenſtand, und Madame Eglan ſagte: „Der gute Arnold hat ſich recht fleißig nach Deinem Befinden erkundigen laſſen — faſt alle Tage.“

Ein Schein von Röthe hauchte über Paulinens blaſſes Geſicht; ſie ſenkte es und ſprach: „Das habe ich nicht um ihn verdient — auch hätte ich nicht geglaubt, daß er mein noch dächte. Wir würden einander jetzt ſeltſam gegenüber ſtehen; des Schickſals grellſter Wechſel hat zwiſchen uns gewaltet. Er, der Erhobene — ich die Gebeugte. Es geht dem Vetter überaus wohl, wie ich hörte, und ich gönne es ihm vom Grunde meiner Seele. Man ſagt, der Oheim habe ihn zu ſeinem Erben eingeſetzt und das Teſtament gerichtlich niedergelegt.“

In der Mutter Augen hingen Thränen. Sie ergriff die Hand ihrer Tochter und ſagte: „Es iſt dem Höchſten alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich! — O Pauline! als Du damals die reine, geſegnete Hand ausſchlugeſt, die Dich leiten wollte, da wieſeſt Du mehr von Dir, als das Glück dieſer Erbſchaft; ein tugendhaftes Herz voll wahrer Liebe! das iſt der Born, der ewiges Wohl in Fülle ſtrömt, der nie verſiegt — und hinüber rinnet in das unſterbliche Leben!«

Pauline ſchwieg eine lange Weile, dann antwortete ſie mit leiſer Stimme: »Ich habe gebüßt, Mutter! Und an jener unglückſeligen Verblendung war Niemand Schuld, als die Tante; ich muß mir Gewalt anthun, daß ich ihr Grab ehre.« — Paulinens Ton erhöhete ſich bei dieſen letzteren Worten leidenſchaftlich.

»Laß die Todten ruhen!« ſagte die Mutter mit ſanftem Verzeihen, »laß Groll und Haß mit ihr begraben ſein; ſie gehören ohnedies dem Staube an.« —

Madame Eglan reiſ'te ab, und Pauline, der Mutter Umgang ſehr vermiſſend, richtete ſich in ihrer häuslichen Einſamkeit ein. Ihre Umgebungen wirkten wohlthätig auf dies kranke Gemüth; um die Wände dieſes Zimmers ſchwebten die Schatten einer glücklichen Vergangenheit, jeder Sonnenſtrahl drang wie ein Lichtblick der Hoffnung in ihre trübe Seele, und das Lager, worauf die jugendliche Wittwe nicht ſelten in bittern Thränen der Reue und des Kummers entſchlummert war, umgaukelte eine mitleidige Täuſchung mit jungfräulichen, roſigen Träumen. Ihre Kinder waren Paulinens einzige Geſellſchaft; denn der Unglückliche lebe, wie und wo er wolle, ſein Platz iſt eine Einöde. Die Menſchen fliehen ihn — es wäre denn, daß ſie noch eine Befriedigung bei ihm ſuchten, Nahrung für ihre Neugier.

So war Pauline meiſtentheils allein, und ſie lernte den Werth einſamer Ruhe empfinden. Da ſie eine ſorgſame

Mutter war, fehlte es ihr auch nicht an Beſchäftigung. Sie lehrte den kleinen Adalbert leſen und dachte daran, daß es nun hohe Zeit wäre, den beinahe ſechsjährigen Knaben einem ernſteren Unterrichte anzuvertrauen.

Allmählich kehrten auf dem leiſen Gange der Zeit ihr frühere Eindrücke, Gewohnheiten, Wünſche und Neigungen zurück; ſie fand ihr voriges Selbſt wieder, und das flüchtige Blendwerk ihrer Entfremdung verſchwand weſenlos, wie das Trugbild eines minutenlangen Wahnes.

Nur den Flügel ſcheuete ſie ſich zu berühren, ſie fürchtete, ſein Laut würde ihr Herz zerbrechen. Sie ging ſo ſacht an dem Inſtrumente vorüber, als wolle ſie den ſchlafenden Chor ſeiner Harmonieen nicht aus tiefem, verjährtem Schlummer wecken. Pauline beſchloß endlich, den Flügel, nebſt vielen andern Sachen, die ihr nunmehr überflüſſig waren, zu verkaufen, und ließ die Anzeige davon in ein ſtädtiſches Wochenblatt rücken. Eines Nachmittags räumte Pauline unter ihren Muſikalien auf; dieſe wollte ſie doch behalten. Die Kinder waren mit dem Dienſtmädchen ſpazieren gegangen, und ſo war ihr eine ungeſtörte Muße vergönnt, worin ſie den Erinnerungen nachhängen konnte, die bei der Durchſicht ihrer Noten in allem Reize verſchwundener und ſchuldloſer Freuden ihre Gefühle bewegten. Jedes Blatt, das in ihre Hand glitt, fiel mit der Schwere des Vorwurfs auf ihr Herz. —

Jetzt faßte ſie einen gewichtigen Band; ſie ſchlug die papiernen Hüllen auseinander, und die Mumie des Aſternkranzes, den ihr an jenem verhängnißvollen Geburtstage Vetter Arnold geſendet, fiel rauſchend aus dem unterbrochenen Opferfeſte, daß die dürren loſen Blättchen erſchrocken umher ſtäubten. Und wäre ein Centner auf Paulinens

Bruſt gerollt, er hätte ihr innerſtes Leben nicht ſchwerer getroffen, als dieſer leichte, luftige Blumen-Leichnam! — Ihre Thränen bethaueten ihn vergebens, er war geſtorben für ſie, wie das Glück, das er einſt ſo ſinnbildlich verheißen. Zum erſten Male tauchte jener bedeutſame Traum aus den Tiefen der Vergeſſenheit in ihrer Seele auf, und Pauline ſagte leiſe zu ſich ſelbſt: „Es war mein Schutzgeiſt, der mich damals warnte! O hätte ich ſeinem Winke gefolgt! Doch verachtend warf ich die einfache Blume des Herbſtes hinweg, wie die edle Liebe, welche ſie mir bot, um — den Flimmer eines Geſteins vorzuziehen, das kalt und ſtarr, wie der frühe Winter meines Schickſals iſt! — Wehe mir! daß ich den weisſagenden Traum nicht beſſer verſtand, oder verſtehen wollte!“

Es klopfte an die Thür; Pauline ſchrak zuſammen, der Ruf zum Eintritte glitt unbewußt über ihre Lippen, und auf der Schwelle erſchien mit zögerndem Schritte ein fremdgewordener Gaſt —, der Schulcollege Arnold.

Es war, als ob er vom Geiſte ſehnſüchtiger Erinnerung gerufen käme; die Beſchäftigung dieſer Stunde hatte ihn vertraulich angemeldet, und Pauline hieß ihn herzlich, wenn auch ſchüchtern willkommen. Ihr erſter Blick auf die Geſtalt des Vetters zeigte ihr die auffallende Veränderung ſeines Zuſtandes und ſchärfte ihr Gefühl einer entgegengeſetzten Verwandlung, in der ſie, die entzauberte Geliebte einer früheren Zeit, ihm erſcheinen müßte.

Arnold's ſchmächtiger Wuchs hatte ein wenig mehr männliche Fülle angenommen, das hagere Geſicht ſich etwas gerundet und die Geſundheit es mit ihren reinſten Farben belebt. Sein Anſtand war freier als ſonſt, obgleich er den Ausdruck eines edlen Selbſtgefühls in Haltung und Geberde.

dieſer gedemüthigten Freundinn gegenüber, mit inſtinctartiger Schonung, ſoviel als möglich, mäßigte. Der Anzug zeugte, in der Miſchung eines ſoliden Geſchmacks mit der feinen Wahl des Wohlanſtändigen, für einen Sinn, der die ſchmale Mitte des Schicklichen gar wohl zu treffen verſtehe. Einfach, gediegen, fern von der Sucht nach Schein! der Rock von engliſchem Tuch, weich wie Pflaum und glänzend wie Atlaß, war dunkel, und erhob das leuchtende Weiß der Wäſche; der ſaubere Jabot verbarg den beſcheidenen Glanz einer echten Antike, und das braune, natürlich gekräuſelte Haar mochte wohl recht anmuthig zu der Schwärze des ſuperfeinen Caſtors ſchattiren, der jetzt in ehrerbietiger Ferne ſich abwärts neigte.

„Vergebung, liebes Mühmchen, wenn ich ſtörend komme!“ ſagte Arnold mit beklommener Freundlichkeit, indem er ſich langſam näherte; „ich hätte mich ſchon gern früher perſönlich nach Ihrem Befinden erkundigt, aber ich wagte es nicht.“

„Sein Sie mir herzlich gegrüßt, lieber Vetter!“ antwortete Pauline und reichte ihm die zitternde Hand entgegen, „wir haben uns lange nicht geſehen und ich dachte überhaupt nicht, daß es noch einmal in dieſer Welt geſchehen würde;“ dieſe letzteren Worte ſprach ſie mit einem Lächeln, welches den Schmerz, der in ihnen enthalten lag, ſchonend bedecken ſollte; ſo wie man etwa auf eine ſchnell enthüllte Wunde eine Blume legen würde.

Arnold ward nur mühſam, aber dennoch — ſeiner heftigen Bewegung Meiſter. Er leitete Pauline zum Sopha, und in möglichſt ruhigen Erkundigungen nach dem Gange ihrer Krankheit, nach den Fortſchritten ihrer Geneſung die erſte Erſchütterung ihres Wiederſehens unter ſolch veränderten Umſtänden vorüber. Nachdem er bei Pauline dieſen Zweck erreicht zu haben glaubte, ſagte er: „Weshalb ich eigentlich gekommen bin — iſt eine Bitte, meine Freundinn!“ Paulinens Auge hing ſchon gewährend an dem ſeinigen. Er fuhr fort: „Dieſen Morgen las ich in einem unſerer Wochenblätter, daß Sie geſonnen, Ihren Flügel zu verkaufen; ich möchte das Inſtrument nicht in fremde Hände kommen laſſen — und frage, ob Sie mir es vielleicht — für jeden Preis — überlaſſen wollen?“

Wie ruhig und geſchäftsmäßig dieſe Worte auch vorgebracht wurden, ſo war doch ihr Sinn von der Art, um Pauline zu der ſchnellen Ueberzeugung zu führen, Arnold ſei noch der Alte. Alles, was ſie in dieſer treuen Seele verſcherzt, jeder unerſetzbare Verluſt, der ganze Mißgriff ihres Schickſals, ſtand klar vor ihr. Sie wendete ihre Augen, worin Thränen ſchwollen, von Arnold ab und ſagte: „Sie würden keine Freude mehr an dem Inſtrumente haben; es iſt verſtimmt, wie mein Gemüth — ſeine Saiten ſind zerriſſen — wie mein Herz!“ —

Von der Gewalt ihrer Gefühle übermannt, brach Pauline hier in ein heißes, heftiges Weinen aus.

Arnold faßte ſanft ihre Hand; „Pauline!“ ſagte er — ein Ton der Vergangenheit klang aus dieſem Namen —; „und beides iſt doch ein Quell des Wohllauts! Nur kurzer Zeit bedarf's — —“

Hier drangen die zurückkehrenden Kindlein in das Zimmer, die Hände voll Blumen, womit ſie die weinende Mutter überſchütteten. Arnold betrachtete die wunderſchönen Kinder mit einem Vergnügen, in das ſich ſonderbare Regungen verbitternd miſchten. Er nahm den älteſten Knaben, Adalbert, auf ſeinen Schooß und plauderte lange mit ihm, damit Pauline ſich erholen könne. Arnold war ein warmer Kinderfreund, und ein leidenſchaftlicher Schulmann; wie ſchnell finden Kinder die Wahrheit des ihnen begegnenden Wohlwollens nicht aus! Adalbert ſchien ſich der neuen Bekanntſchaft ſehr zu erfreuen. Ohne Weigern las er dem Vetter ein Geſchichtchen vor, zeigte ihm ſeine Bilderſchätze, und als Arnold ihm ſagte, er ſolle Mütterchen um die Erlaubniß bitten, ihn einmal beſuchen zu dürfen, da wollte er ſchon heute mit dem Vetter gehen.

„Morgen, Adalbert! wenn es der Vetter ſo will —“ ſagte Pauline vertröſtend, „morgen iſt auch ein Tag!“

Mit betrübtem Gehorſam fand ſich der feurige Knabe, in deſſen Adern das Blut ſeiner Mutter wallte, in dieſen Aufſchub. Arnold blieb eine Stunde, und äußerte beim Abſchiede die bittende Frage: ob er einmal wiederkommen dürfe? Pauline antwortete: ſein Beſuch werde ihr immer lieb und tröſtlich ſein; doch ſolle er die Wiederholung deſſelben nicht allzulange aufſchieben, da die Zeit ihres Hierſeins gemeſſen wäre. Anfang October wolle ſie mit den Kindern nach dem Wohnorte ihrer Mutter gehen, um den Winter, und — vielleicht für immer — dort zu bleiben. Arnold ſeufzte, und ging.

Am folgenden Tage ließ er den kleinen Adalbert zu ſich holen, und ſendete erſt ſpät das Kind zurück. In glühender, entzückter Haſt erzählte der Knabe ſeiner Mutter, welche Wunder er gehört und geſehen, und was ihm der gute, alte Mann (der Oheim) alles gezeigt. Er beſchrieb ihr ſehr drollig die Uhren, welche zugleich Flügel wären, und die ſo prächtig von ſelbſt, ganz wie ein Menſch, geſpielt hätten.

Pauline hörte dieſem ſüßen Geſchwätze mit reger Theilnahme zu. Von nun an kam Arnold dann und wann, um nach dem Ergehen ſeiner eingezogenen Verwandten zu ſehen; aber noch öfterer war ihr älteſter Knabe bei ihm. Das Kind hing mit klettenartiger Liebe dem Vetter an, der es ſpielend lehrte. Auch der alte, Paulinen noch unbekannte Oheim war der gütige Freund ihres Söhnleins, der es nützlich beſchäftigte, und reichlich beſchenkte. Pauline erwog bedauernd, wie viel der Kleine bei der Trennung von ſolchen Freunden und Gönnern verlieren werde; aber die Abreiſe war einmal beſchloſſen und ließ ſich nicht ändern, und der Herbſt kam immer näher. Paulinens Geburtstag mit ihm. Sie feierte ihn ſtill, in ſchmerzlicher Rückerinnerung, und in einem thränenvollen Gebet, flehete ſie Gott um einen neuen, gewiſſen Geiſt, und um ein feſtes Herz für die Zukunft an, welche ſich in dunkler Länge ihren trüben Ausſichten entzog.

Kein Gratulant klopfte an ihre Thüre — nur einige Käufer kamen, die ausgebotenen Meublen anzuſehen, der Handel war bald abgeſchloſſen, weil Pauline ſich nicht aufhalten wollte, und noch in derſelben Stunde wurden die erkauften Sachen abgeholt. Die leeren Stellen, worauf der Staub mit ſchwärzlichen Umriſſen den weggenommenen Gegenſtand bezeichnete, das Getöſe des Räumens, und darauf die öde Stille, dies alles erfüllte Paulinen mit dem bangen Gefühle des nahen Scheidens. Sie wehrte das ungeſtüme Bitten des kleinen Adalbert, zu dem Vetter gehen zu dürfen, verſagend ab, weil ſie grade heute jede nähernde Beziehung gegen Arnold vermeiden wollte.

Der Knabe ſaß traurig in einer Ecke, ſein kleinerer Bruder ſpielte neben dem Sitze der Mutter, und dieſe ſah ſinnig vor ſich hin: da trat Arnold ein, und jauchzend ſprang Adalbert aus dem Schmollwinkelchen auf, und umſchlang die Kniee des heißerſehnten Freundes. Pauline lächelte bei dieſem Anblicke, und Arnold drückte das Kind gerührt an ſeine Bruſt. Es ſprach in dem Ungeſtüm ſeiner Freude: „Ach! Du goldener Vetter! wie lieb iſt es mir, daß Du kommſt! Die Mutter erlaubte mir nicht, Dich heute zu beſuchen; ich weiß nicht warum? Sie iſt Dir doch ſonſt auch gut, und ich bin geſtern und vorgeſtern nicht ausgeweſen.“

Arnold erröthete, Pauline auch. Im Tone ſanfter Lehre ſagte der Schulcollege: „Du mußt niemals nach dem Grunde von Deines Mütterchens Willen fragen!“ dann reichte er dem Kinde ein intereſſantes Buch, mit der wörtlichen Anleitung, wie er deſſen Bilder dem kleinen Paul erklären ſollte, und gewann auf dieſe Weiſe Zeit, ein ruhiges Wort mit Pauline zu reden. „Ich habe dieſen Morgen wohl Ihrer gedacht, meine ſehr liebe Freundinn!“ hob er leiſe an, und küßte inniger als gewöhnlich, ihre Hand, „möchten ſich Tage der Freude und des Friedens an den heutigen reihen, möchten Sie vergeſſen können, was nicht mehr zu ändern iſt — nur dieſer redliche Wunſch und die treue Hochachtung eines Freundes bleibe Ihrem Gedächtniſſe!“

Pauline drückte in ſtummem Dank ſeine Rechte. Nach einer Weile, in der Beide ſchwiegen, ſagte Arnold gepreßt: „Ich fand es wüſte auf dem Saale — Träger mit Ihren Sachen, die ich gleich erkannte, begegneten mir in der Vorſtadt. Sie wollen doch nicht ſobald ſchon fort?“

„Nun die Zeit kommt heran,“ antwortete Pauline mit anſcheinender Ruhe, „in einigen Wochen erwartet mich meine Mutter.“

„Reiſen wir fort von hier, Mütterchen?“ fragte aufhorchend der kleine Adalbert.

Pauline nickte, und das Kind ſetzte flehend hinzu: „Ach! ich bliebe lieber bei dem Vetter!“

„So wollteſt Du mich verlaſſen?“ fragte Pauline wie im Scherze mütterlicher Eiferſucht. Das Kind ſchwankte einen Augenblick zweifelhaft, dann ſagte es unſchuldig: „Mutter! bleibe auch mit bei dem Vetter, wenn es Dir hier nicht mehr gefällt!“

Pauline erglühete; aber Arnold erfaßte im Nu zum zweiten Male ihre Hand, ſchloß ſie feſt in die ſeinigen, und ſprach: „Und hätte nicht vielleicht ein Gott aus dem Munde dieſes Kindes geredet? Pauline! bleibe bei mir! für immer — für ewig!“

Pauline verhüllte ihr Geſicht; mit bebender Stimme antwortete ſie: „O Arnold! dieſer Wunſch iſt eine großmüthige Täuſchung Ihres Herzens. Sie können mich nicht mehr lieben — nur Ihr Mitleid iſt das Gefühl, welches dieſe verfallene Geſtalt, der erblaßte Reiz meines kummervollen Geſichtes noch erregen kann. Sehen Sie mich an! Alle Blüthen der Jugend ſind verwehet, eine entblätterte Blume, neige ich mich früh der Erde zu!“

Arnold zog Paulinens Hand ſo feſt an ſein Herz, als wolle er die Geliebte vor dem Sinken bewahren. Er ſagte ſehr bewegt: „Die wahre Liebe ſchlägt ihre Wurzeln in der Vernunft; die Tugend allein rührt uns auf das ganze Leben — ſie rührt uns auf ewig! — O Pauline! geben Sie Ihren Kindern einen Vater, ſich einen ſchützenden Freund, und mir das ſelige Glück, Ihnen beides ſein zu dürfen!“

Da hielt Pauline ſich nicht länger; hingeriſſen von Rührung und heiligem Vertrauen, legte ſie die zarten Arme um des Vetters Hals, und ihr bethräntes Geſicht feſt an ſeine treue Bruſt. Arnold aber erſchauerte unter der Wonne dieſer Minute; ſein Herz, an langes Entſagen gewöhnt, glaubte die plötzliche Befriedigung ſeines einzigen und höchſten Wunſches nicht tragen zu können. Als er vor ſieben Jahren die geliebte Pauline auf derſelben Stelle in Strahl's unwürdigen Armen ſah, hatte das Gewicht dieſes ſchmerzlichen Moments es gebeugt und gebrochen. —

Adalbert klatſchte in die Hände bei dieſer Scene, und wir wollen annehmen, daß der Beifall der Unſchuld nur einem Bunde werden kann, dem eine tugendhafte Liebe ihre Weihe, wie ihren Segen gab! Arnold ſchwieg zartſinnig von dem Glücke der Lage, welche er Paulinen nunmehr anbieten konnte, er nahm vielmehr ihre zärtliche Achtung für den alten Oheim in Pflicht, der, ſeiner dankbaren Ausſage nach, wie ein liebender Vater gegen ihn dächte und handelte.

Man ſprach dann ruhiger über die Zukunft, und entwarf den Plan, gemeinſchaftlich nach dem Wohnorte der Madame Eglan zu reiſen, und dieſe, wie ihren Gatten, Paulinens väterlichen Freund, mit der glücklichen Entwickelung ihres Schickſals zu überraſchen.

Als Arnold den ſpäten Abſchied nahm, ſagte er: „Nun kommt der Flügel doch nicht in fremde Hände — und mein Opferfeſt war nur unterbrochen; es fängt nach einer Pauſe von ſieben Jahren — eine böſe Zahl! mit einer Hymne des Entzückens wieder an!“

Den andern Tag kam der Oheim mit Arnold, die künftige Hausfrau deſſelben zu beſuchen, welche ihn wie eine

Tochter empfing, und durch die leidende, liebreiche Anmuth ihres Weſens ſein Herz gewann.

Wie glücklich war Madame Eglan, da Pauline als die Braut des Vetters, und begleitet von dieſem, bei ihr ankam! Sie vergoß frohe Thränen über dieſe göttliche Fügung, und wußte nun ihr einziges Kind wohl geborgen. So ſagte ſie zu Pauline: „Jetzt wage ich einzuſehen, warum Du erſt den dunkeln Gang haſt gehen müſſen, ehe Du das Glück erreichteſt, das die Vorſicht Dir beſtimmt hatte, und das ſo nahe vor Dir zu liegen ſchien, daß Du es nur hätteſt ergreifen dürfen. Der Herr lenkte Dein Herz anders, denn Du wareſt noch nicht gereift für Arnold's Werth. Jene Prüfungen haben als ein wohlthätiges Feuer das Gold Deiner Güte geläutert, und die Schlacken der Eitelkeit, ein Anſatz der ſeligen Tante, der wir die ewige Ruhe wünſchen wollen, da ſie die irdiſche nicht liebte — konnte nur ein peinlicher Proceß ſondernd löſen von der Echtheit des reinen Stoffes. — Jetzt iſt es geſchehen. Du wirſt nun eine treue Liebe zu ſchätzen wiſſen, da Du, ein Raub ſinnlicher Leidenſchaft, die verachtenden Kränkungen ihrer Sättigung empfunden haſt. Du wirſt nun das Gute genießen, was Dir Gott gegeben, da Du inne geworden, ein weiſer Gebrauch, nicht ein beneideter Beſitz, mache glücklich. Und je ſtiller wir unſer Glück bewahren, um deſto geſicherter iſt es uns.“

Pauline beherzigte dieſe Worte ihrer Mutter. Sie genoß aller Segnungen, deren ſie durch dieſe Verbindung theilhaftig ward, mit einem demüthigen und dankbaren Herzen.

Arnold war ein hochbeglückter Ehemann, und der alte Oheim, zu dem Pauline in dem Verhältniſſe einer Schwiegertochter ſtand, für die junge Frau bis zur Schwäche eingenommen.

An dem großen Spiegel ihrer Wohnſtube hing Pauline den dürren Aſternkranz auf, eine mahnende Reliquie! Und jeder Blick der Vergänglichkeit ruft ein Andenken in ihr zurück, das ſie vor eitler Ueberhebung ſchützt. Die Rautenaſter aber, deren prahlender Schimmer Paulinen einſt in ein Labyrinth von Elend verlockte, iſt wie verloren, ſo auch von ihr vergeſſen.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zwölfter Band.

Der Hofgärtner.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Hofgärtner.

Vollendet iſt mein Blumengarten nun mit Gottes Huld!
Was ich hineingepflanzt, gehöret mir; —
Sadi.

An einem trüben Sommermorgen luſtwandelte die Fürſtinn [illegible] unter den uralten Linden des Burggartens. Nächtliche, langanhaltende Gewitter hatten den glühenden Hauch der Luft gekühlt, und ein landüberſchwemmender Regen dieſe Gegend erfriſcht, während ſchwere, geſättigte Wetter eine andere getroffen. Noch war der Himmel leicht verſchleiert; aber ſchon durchbrach ſein leuchtendes Blau hier und da die dünne Wolkenhülle; die Blumen athmeten ſtärkere Wohlgerüche aus der erfriſchten Tiefe ihrer Kelche, und vom gereinigten Laube der Bäume ſanken, wenn der Wind ſich ein wenig erhob, die verhaltenen Regentropfen und netzten den röthlichen Sand des Bodens.

Dieſe trübe Laune der Natur ſchien zu der melancholiſchen Schönheit dieſes antiken Gartens in Harmonie zu ſtehen, und zu dem vollſtändigen Eindrucke ſeiner Eigenthümlichkeit zu gehören, den ein glänzender Sonnenſchein aufgehoben hätte. Auch entſprach die Gemüthsſtimmung der jungen Fürſtinn in dieſer Morgenſtunde der anmuthigen Düſterheit ihrer Umgebungen. Ihr blaues Auge war umwölkt, und über ihr holdes Geſicht ein ſchwermüthiger Reiz ausgegoſſen. Leiſe und langſam ſchlichen ihre Schritte durch die feuchten Gänge. Sie betrachtete das matte Gelb der gefallenen Lindenblüthen mit ſo ernſtem Nachſinnen, als ob dieſe kleinen Leichname der Natur es wirklich wären, was den

Blick des Bedauerns auf ſich zöge; da doch tief im Innerſten der Seele mit einem tödtenden Gefühl von Schmerz, ihre höchſte Hoffnung verwelkte.

Die Fürſtinn Sidonie war die Tochter eines weitentlegenen Hofes und erſt ſeit kurzer Zeit vermählt. Die Politik hatte über ihre Hand verfügt; die Liebe aber, jene kalte Strenge ſühnend — ihr Herz verſchenkt; jedoch verſchwieg die fürſtliche Braut auf den Rath ihrer Erzieherinn, daß ſie in dem beſtimmten Gemahl das Idol ihrer jungfräulichen Wünſche gefunden. — Wehmuthsvoll zwar, doch mit freudiger Hingebung verließ ſie die heimathlichen Grenzen, und folgte dem Einzigen, der ihre keuſche Bruſt gerührt, in ein fremdes Land des Nordens.

Sidonie war keine blendende Schönheit; aber mit jener hinreißenden Anmuth begabt, welche das Geheimniß der ſittlichen Grazie iſt. Ihr Anblick wirkte wie das Mondlicht; ein ſtiller, milder Frieden ſtrömte von ihm aus. Von einer vortrefflichen Frau erzogen, die ein hartes Verhängniß für den Himmel geworben, hatte der Genius dieſer geprüften, geläuterten Tugend über Sidoniens zarter Jugend gewacht, und ſie vor jedem Einfluſſe höfiſcher Verderbniß behütet. Auch erleichterte der ſtille, ſinnige Hang ihres beſcheidenen Gemüthes die Abſicht der Bildnerinn, ſie vor ſelbſtſüchtiger Ueberhebung und trotzigem Mißbrauche aller Vorrechte ihres Standes zu bewahren, Fehlern, denen ihr eigenes Glück ein ſchweres, blutiges Opfer geworden war. — Wenn auf dieſe Art der Gewinn einer fremden Erfahrung das Eigenthum Sidoniens wurde, ſo war auch etwas von ihren Nachtheilen auf den Charakter der jungen Fürſtentochter übergegangen. Eine Hinneigung zu religiöſer Schwärmerei, ſtolze Verachtung unſchuldiger Lebensfreuden und ein freiwilliges Herabſteigen von dem erhabenen Standpunkte ihrer Geburt waren die Schattenſeiten dieſer gelungenen Ausbildung; und die herrliche Sidonie wäre es werth geweſen, durch einen reinen, klaren Seelenblick in die geiſtige Welt, durch ein immer fröhliches Herz und durch ein würdiges Behaupten ihrer angeſtammten Fürſtlichkeit den vollen Kranz ihrer Vorzüge zu vollenden.

Der junge Fürſt war in ſeiner Eigenthümlichkeit der offenbare Gegenſatz von dem Weſen ſeiner Erwählten. Er vereinigte den erſten und ſchönſten Mann des Landes in ſeiner Perſon, und wenn ihm auch der feindlichſte Tadel ein reges Streben, das Wohl deſſelben zu befördern, zugeſtehen mußte; ſo konnte doch eben ſo wenig die voreingenommenſte Parteilichkeit ihn von den Fehlern freiſprechen, welche die leichterklärliche Folge einer zu früherlangten Souveränität und die Wirkung eines eitlen und mehr noch geſchmeichelten Bewußtſeins ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit waren.

Er ſah dieſe Heirath, welche ſeine Räthe in die Geſichtspunkte einleuchtender Vortheile für den kleinen Fürſtenſtaat aufſtellten, als eine Unabänderlichkeit an, der ſeine Regentenpflicht ihn unterwerfe, und wir wollen es nicht verſchwören, daß er ſich vielleicht heimlich vorgenommen, den Zwang dieſer diplomatiſchen Nothwendigkeit durch verſtohlene Erleichterungen erträglich zu machen. Allein bei der näheren Bekanntſchaft ſeiner Braut fühlte der Fürſt ſich doch geneigt, ſein Schickſal nicht für ſo gar ſchlimm zu achten, wenn er auch weit entfernt war, den unverdienten Segen zu erkennen, der das Loos ſeiner Wahl auf das Lieblichſte fallen ließ. Er freuete ſich der zahmen Sanftheit ſeiner künftigen Gemahlinn, welche ihm als eine wünſchenswerthe Eigenſchaft erſchien, da eine innere Stimme ihm ſagte, daß eine weniger gefällige Duldſamkeit ſich mit gutem Rechte gegen manche ſeiner frivolen Neigungen auflehnen könnte. Dahin gehörte eine leidenſchaftliche Vorliebe für das Theater und für die von ſeinem Gebiet umfaßten Künſte des Tanzes und Geſanges. Der böſe Leumund flüſterte zwar, daß dieſer Geſchmack eigentlich nur auf die Prieſterinnen der Thalia und Terpſichore gerichtet ſei; — allein auch laut ward der verſchwenderiſche Aufwand getadelt, womit dieſem zweifelhaften Kunſtſinne gehuldigt ward. Oftmals verſchlang die Aufführung einer großen Oper oder eines tragiſchen Prachtſtückes Summen, auf welche die Noth verſchämter Armuth dringendere Anſprüche hatte, und dieſen flüchtigen Schimmer verklagten tauſend Thränen, welche ungeſehen und ungetrocknet über des Kummers bleiche Wangen rollten. — Das leichte Völkchen der Schauſpieler, Sänger und Tänzer genoß im Umkreiſe dieſes Hofes ſo auffallender Begünſtigungen, als die verdienteſten Staatsmänner ſich deren nicht rühmen konnten, und die Künſtler machten jenen erlauchten Schutz mit ſo vieler Anmaßung geltend, daß jeder rechtſinnige Unterthan wünſchte, dieſem Unweſen durch die liebende Gewalt der jungen Fürſtinn und ihrem zu hoffenden Einfluſſe auf das Herz und die Sinnesweiſe des Gemahls geſteuert zu ſehen.

Es wollte jedoch ſcheinen, als ob ein, für dieſe ſoliden Wünſche unglücklicher Umſtand die herrſchende Günſtlingſchaft auch über die ihr Gefahr drohende Zeit der fürſtlichen Vermählung hinaus befeſtigen ſollte. Eine deutſche Sängerinn, mit dem franzöſiſchen Namen Douſſart, war kürzlich als erſte Sängerinn der Oper mit faſt übertriebenem

Gehalt engagirt worden, und leiſtete den großen Erwartungen, womit man ihr entgegengeſehen, volle Genüge.

Gewiß hatte dem weiſen Sittenlehrer des üppigen Judäa ſolch eine Geſtalt, ſolch ein zauberiſches Geberdenſpiel, ſolch eine verführeriſche Sirenenſtimme vorgeſchwebt, als er ſeine Warnung ſchrieb: „Hüte dich vor der Sängerinn, daß ſie dich nicht fahe mit ihren Reizen!“ Leider Gottes! aber kannte der Fürſt die Sittenlehre der heiligen Bücher ſo wenig, daß er einſt den alten Domprobſt, der ihm gern einmal den Text geleſen hätte, alles Ernſtes fragte, in welcher Versart die Bibel denn geſchrieben wäre. Worauf dem geiſtlichen Manne die Luſt verging, ihm das Wort der Wahrheit zu ſagen, und er im Tone der Kränkung nur erwiederte: „Die Bibel, Ew. Durchlaucht, iſt kein Gedicht!“

Der Fürſt folgte demnach ungewarnt den Lockungen einer Buhlerinn, und mit Trauer ſahen die Edlen ihn in ihrer Achtung ſinken. Bald ſagte man allgemein, der ungeheure Luxus in der Lebensweiſe der Madame Douſſart leite ſeine Hauptquellen aus der fürſtlichen Kaſſe — und ihre beiſpielloſe Ueberhebung gründe ſich auf das Bewußtſein, daß ſie mit dem Landesherrn auf einem Fuße ſtehe, der ihn ſchwerlich geneigt machen dürfte, ihr gegen irgend Jemand Unrecht zu geben.

Auch zu den Ohren der bräutlichen Sidonie hatte ſich das ſcheue Gerücht geſchlichen, daß ihr fürſtlicher Verlobter eine leidenſchaftliche Vorliebe für den Geſang habe und eine Künſtlerinn eben dieſer Gattung mit ärgerlicher Auffälligkeit begünſtige. Sie vertheidigte mit klopfendem Herzen dieſe Anſchuldigung; aber ein kleiner Dorn des Argwohns war zu tief eingedrungen, als daß es ihrem kräftigen Muthe gelingen konnte, ſich ſeiner leicht zu entledigen: er haftete feſt, und erregte einen leiſen, dauernden Schmerz. Endlich ſprach ſie mit ihrer mütterlichen Freundinn, der Gräfinn Milton, darüber. Die edle Gräfinn ſah ihren Liebling bekümmert an und ſagte mit feierlichem Ernſte: „Der ewige Gott wolle meine Sidonie bewahren, ſolch ein herabſetzendes Vorurtheil gegen ihren künftigen Gemahl zu faſſen! Vielleicht iſt es nur eine unſchuldige Kunſtliebe und ein wenig Unbehutſamkeit in ihren Aeußerungen, was den Fürſten in dieſen Ruf gebracht hat. Die Verleumdung iſt allezeit geſchäftig, das Sinnen und Sagen der Menſchen zu entſtellen, meine Sidonie wird ihr aber das Ohr nicht leihen, wenn es etwas Schlimmes von dem hohen Bräutigam zu hören giebt. Wer ſo offen handelt, wie Fürſt Georg, handelt ſelten ſchlecht; und wäre auch wirklich etwas an der Sache, ſo wird es nur in einem jugendlichen Irrthum beſtehen, den Sidoniens Werth und ihre Liebe ſicher aufheben dürfte. — Doch die Eiferſucht iſt die blindeſte Leidenſchaft; tauſend Funken und Farben, die kein Anderer ſieht, kreiſen vor ihren geblendeten Augen; wie könnte das Licht der Wahrheit den rechten Weg beſcheinen, wenn ſolch ein flimmerndes Gaukelſpiel ihren reinen Stern verdunkelt? — Deshalb, o mein theuerſtes Kind! ſei Ihnen dieſe bethörende Neigung ewig fremd. Ein alter Volksglaube warnt davor, daß Perſonen, welche vor dem Altare die eheliche Weihe empfangen, nicht allzuweit aus einander treten ſollen, auf daß kein böſer Dämon Raum gewinne, ſich zwiſchen ſie zu drängen. Es liegt ein tiefer Sinn in dieſer Lehre! — Iſt es einer Braut voller Ernſt damit, den Gatten ihrer Wahl zu beglücken, ſo ſtelle ſie ſich im Geiſte ihm ſo nahe, daß keine fremde

Stimme in dieſen Bund der Liebenden äuſſern kann, und ſtets ſei und bleibe ſie die Näheſte ſeines Weſens!“

Sidonie beherzigte dieſe Reden, welche die hoffnungsvolle Ueberzeugung in ihr anregten, daß es nur von ihrem Gefühl für den künftigen Gemahl abhange, wie treu und ſtark derſelbe dies erwiedern werde — und ſie lächelte, wie in der beruhigenden Gewißheit von der Wunderkraft ihrer Liebe.

Fürſt Georg kam zur Vermählungsfeier, und Sidonie rechnete mit verzeihender Beſcheidenheit die mäßige Wärme ihres Bräutigams, die mehr achtungsvolle, als zärtliche Aufmerkſamkeit für ſie, der Convenienz zu. — Fühlte ſie ſich doch ſelbſt von dem kalten Pompe der Feſtlichkeit beengt und gepreßt, womit das Beilager vollzogen ward. Sie vertrauete der ſiegenden Gewalt ihrer Empfindung und überließ ſich dem Bewußtſein ihres Glückes. Auch blieb der empfängliche Fürſt nicht ungerührt von dem feinen Reize ihres Umgangs, und ihre Holdſeligkeit und herzandringende Milde gewann eine ſanfte Wirkung auf ſein Herz; ein Herz, worin das rohe Feuer der Sinnlichkeit ſchon oft gelodert und ſich in ſeiner eigenen Wildheit verzehrt hatte: weshalb er jetzt die leiſe belebende Wärme jenes edleren Gefühls in ihrem Elemente verkannte.

Die junge Fürſtinn vergaß in der ſeligen Befriedigung ihres Weſens die ganze Welt, jede Unvollkommenheit des Lebens, und zunächſt jene früheren Zweifel, daß ſie der erſte und einzige Gegenſtand von der liebenden Neigung ihres Gemahls geweſen ſei. Doch dieſe glückliche Gedächtnißſchwäche blieb vor den Thüren des Opernhauſes zurück, als dieſe ſich zum erſten Male vor ihrer ſchönen Landesmutter öffneten. Madame Douſſart hatte ſich heute mit einem Glanze umgeben, der berechnet war, die hohe Erſcheinung zu verdunkeln, auf welche aller Augen warteten. Sie gebot ihrem Talent mit ſolch einem magiſchen Vermögen, daß Sidonie ängſtlich in ſich erzitterte und ſich heimlich geſtand, müſſe ſie dieſe Frau als eine Feindinn ihrer Ruhe betrachten, ſo könne ſie dieſe nur immer verloren geben. Seufzend ſah ſie die ſtrahlenden Augen, die zurückgehaltenen Athemzüge ihres Gemahls, die Verzückung ſeines Weſens in dieſe Zaubertöne, und ſie erwog mit herber Selbſtkenntniß, wie ungleichartig die Waffen wären, womit ſie dieſe gewaltigen Eindrücke auf die Sinne des feurigen Mannes bekämpfen könnte.

Die jugendliche Neuheit ſeines Eheſtandes hielt den Fürſten nicht ab, jede Oper, die gegeben ward, zu beſuchen; andere Beweiſe ſeines nicht erloſchenen Intereſſes für die erſte Sängerinn derſelben blieben ſeiner Gemahlinn verborgen, welche unter dem Vorwande, ihr Kopf könne die vollſtimmige Muſik des Orcheſters nicht vertragen, nur ſelten an dieſem ſeinem Lieblingsvergnügen Theil nahm. Ach! der geſunde Kopf hätte die angenehme Betäubung wohl vertragen; aber das ſchwächere Herz hielt den reizenden Anblick nicht aus, der den geliebten Gemahl mit ganzer Seele hinnahm und ihn für ihre Nähe blind und taub machte. Geſtern jedoch hatte eine Anſtandspflicht ſie zu dem Beſuche des Theaters vermocht, und es waren ſchwere Stunden geweſen, welche die edle Sidonie dort verlebt hatte. Madame Douſſart, reizender und rührender als jemals in ihrer Hauptrolle auftretend, las ihren vollſtändigen Sieg in den Zügen des Fürſten, der kein Auge von der Bühne verwandte, bis der Magnet ſeiner Blicke hinter den Couliſſen verſchwunden war.

Im Rauſche ihres Triumphes vergaß die gefeierte Sängerinn ſich ſogar zu leiſen, beziehungsvollen Zeichen eines vertraulichen Einverſtändniſſes mit dem Fürſten, und ſeiner Gemahlinn entging die kränkende Wahrnehmung davon nicht. Mit jener inneren, ahnungsvollen Unheimlichkeit, womit eine durch die Liebe erhöhete Organiſation den Schleier eines künftigen oder gegenwärtigen Geheimniſſes lüftet, das beſſer für den Frieden des Sehers verborgen bliebe — ſah ſie, daß jenes Gerücht, welches ſie einſt beunruhigte, nicht ohne Grund geweſen ſei, und fühlte mit tiefem Kummer die Schwierigkeit ihrer Lage. Sie ſtrebte ängſtlich ein Mittel zur Rettung des Geliebten von dieſen gefährlichen Beſtrickungen zu erſinnen; allein jedes anwendbare verſagte ſich ihr, und nur der Vorſatz, mit der verſchwiegenſten Klugheit über ihrer eiferſüchtigen Beſorgniß zu wachen, daß ſie weder der lauernden Menge, noch dem Gegenſtande derſelben bemerkbar würde, milderte mit einiger Beruhigung die Schärfe ihres Schmerzes.

In ziemlich früher Tageszeit war Fürſt Georg zu einem militäriſchen Mannöver abgefahren, welches in einer großen Ebene, eine halbe Stunde von der Reſidenz entfernt, das bisherige anhaltende Exercitium der Soldaten mit gelungener Ausführung und dem Beifalle des Landesherrn krönen ſollte. Wahrſcheinlich mochte der Reiz dieſes kriegeriſchen Schauſpiels in dem lebhaften jungen Fürſten die Feſſeln ſeiner Armide ein wenig lüften, und die ſchöne Feldmuſik, das Wirbeln der Trommeln, der Waffenklang des Militärs das verführeriſche Bild verdrängen, welches ihm vorſchwebte. Die Fürſtin wandelte unterdeſſen allein. Ihre ganze Seele war nur ein Wiederhall der ſchmelzenden Töne, die ihr geſtern das treue Herz zerſchnitten, und mit leidender Geduld verzichtete ſie auf die Hoffnung, ihren Gemahl durch das

Vollgefühl der Liebe für ihn mit einer Wirkung gegen dieſen ſiegenden Zauber zu bewaffnen. Sie ſehnte ſich aus der ſchwülen, verſchloſſenen Zimmerluſt in die freie Kühle, und ging, ihre Frauen zurücklaſſend, in den Burggarten hinab, wo wir ſie auf einem einſamen Spaziergange wiederfinden.

Das Alleinſein mit der Natur iſt eins der beſten Troſtmittel für ein trauerndes Gemüth, das ſich ſelten oder nie unbewährt finden laſſen dürfte! Auch Sidonie empfand dieß. Die heftige Spannung ihres Weſens ließ allmählich nach, ein ſtiller Friede ſenkte ſich auf ſie herab, und in dem feierlichen Schweigen rings umher wurden ihr die Eingebungen guter Geiſter laut, zu denen das Andenken an die Ermahnungen der Gräfinn Milton gehörte, für deren Anwendung jetzt die Zeit gekommen war. Sie bog endlich aus dem dunkeln Lindengange, den ſie mehrere Male auf und nieder gewandelt, in einen lichten Seitenweg ein, der ſich zu einer Blumenpartie ſchlängelte. Plötzlich ſtand die Fürſtinn ſtill und horchte; denn von jener Flora herüber ſcholl der gedämpfte Geſang einer Männerſtimme, deren reine Deutlichkeit ſie jedes Wort verſtehen ließ. Er lautete: „Wer wollte ſich mit Grillen plagen, ſo lang' uns Lenz und Jugend blühn? Wer wollt' in ſeinen Blüthentagen die Stirn in düſtre Falten ziehn? Die Freude winkt auf allen Wegen, die durch dies Pilgerleben gehn, ſie bringt uns ſelbſt den Kranz entgegen, wenn wir am Scheidewege ſtehn!" —

„Wenn wir am Scheidewege ſtehn!" wiederholte die Fürſtinn leiſe, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Dieſer weiche Tenor, den eine fromme Zufriedenheit, ein himmliſch-ſtiller Sinn beſeelte, hatte in ſeiner ungekünſtelten Einfachheit ihre Empfindungen ſo mild und tief bewegt, wie kein Zögling der italiäniſchen Schule es im Stande geweſen wäre. Sie mußte den Sänger kennen lernen: aber kein menſchliches Weſen ragte zwiſchen den Blumen hervor, aus deren duftiger Mitte die Töne zu dringen ſchienen; doch wie ſie näher kam, ſah ſie mit Ueberraſchung und Erſtaunen eine kleine, bekannte Geſtalt am Boden ducken, der ſie dieſe liebliche Kehle und das mit ihr verſchwiſterte Gefühl am wenigſten zugetrauet hätte.

Es war Jony, der mißgeſtaltete Vetter und Gehülfe des jungen Hofgärtners, damit beſchäftigt, die Blumen, welche, von der Schwere des Regens gebeugt, ihre Häupter zur Erde neigten, wieder aufzurichten und mit Baſt anzubinden.

„Du haſt ſehr hübſch geſungen, Jony!“ ſagte die Fürſtinn, und wie gütig ſie dieſes Lob auch ausſprach, ſo ward der harmloſe Sänger doch durch die hohe Gegenwart dieſer Zuhörerinn auf das Aeußerſte erſchreckt. Er wollte ſchnell aufſtehen, und küßte noch in ſeiner halb ſitzenden, halb liegenden Stellung den Saum ihres Gewandes. Aber die Fürſtinn verlangte, daß er ſich nicht ſtören laſſe, und Jony mußte gehorchen.

„Wenn der Text des Liedes, das Du ſangeſt, Dein Ernſt war,“ fuhr die Fürſtinn fort und zerpflückte eine geborſtene Nelkenknoſpe, indem ſie das Auge mitleidig über den verkrüppelten Bau ſeines ſchwächlichen Körpers gleiten ließ, „ſo biſt Du wahrlich ein glücklicher Menſch!“

Jony hob einen treuherzigen Blick zu der fürſtlichen Frau empor, die ſich zu dieſer Seligſprechung herabließ und antwortete: „Mein völliger Ernſt, Ew. Hoheit! Ich mag nichts ſingen, worin nicht ein wenig Sinn und Verſtand und nebenher ein wenig von meinem Selbſt wäre — deshalb iſt mir auch das leere Getriller der Operarien bis in den Tod zuwider.“

Die Fürſtinn erröthete; doch hatte Jony durch dieſe freimüthige Aeußerung in ihrer Gunſt nichts verdorben. Sie verſteckte die geheime Billigung ſeines Geſchmacks hinter einer leichten anmuthigen Spötterei, womit ſie erwiederte: „Du treibſt alſo, wie ich höre, die edle Sängerkunſt mit philoſophiſcher Auswahl und Beziehung?“ —

„Ich gebrauche meine Stimme zu Gottes Ehre, weil ſie das einzige Geſchenk der Natur iſt, das ein hartes Schickſal mir übrig gelaſſen;“ verſetzte Jony, und ein trauriger Ton durchklang dieſe Antwort. Sidonie ward ernſt und aufmerkſam. Der kleine Höckermann ſchien ihr nicht gemeiner Art zu ſein, und die leiſe Klage aus ſeinem Munde rührte ſie. „So biſt Du alſo auch ein Kind des Unglücks, armer Menſch?“ fragte ſie mit dem Ausdrucke der Theilnahme und fügte hinzu: „Ich glaubte, es ſei Dir nichts Schlimmeres begegnet, als der frühe, ungefühlte Sturm, der Deinen Wuchs vielleicht in zarteſter Kindheit knickte.“ —

„Ach, Ew. Hoheit!“ entgegnete Jony mit einem ſchweren Seufzer, „dies iſt das Werk fremden Leichtſinns. Geſund hatte ich das Licht der Welt erblickt und die Sorgfalt einer guten Mutter mich vor Schaden behütet; allein die arme verlaſſene Waiſe fand keinen Schutz gegen die Zumuthung, welche ſie zum Krüppel geſtaltete.“

„Erzähle mir Deine Geſchichte, Jony!“ ſagte Sidonie mit einer Aufforderung, die mehr bittend als befehlend war, und ließ ſich auf eine Moosbank nieder, die in einem Verſtecke von blühenden Myrthen zu lieblicher Ruhe einlud. „Suche es zu vergeſſen,“ fuhr ſie fort, „daß Du zu Deiner Fürſtinn redeſt; und was die Verſäumniß Deiner Arbeit anbelangt, ſo werde ich Dich ſchon bei dem Hofgärtner entſchuldigen."

„Damit hätte es gute Wege;" meinte mit dem ſchlauen, bedeutſamen Lächeln des Sichſicherwiſſens der kleine Vetter des großen Gärtners. „Allein das dunkle Bild meines Lebens," ſprach er mit beſcheidener Ehrerbietigkeit, „iſt wohl kein Gegenſtand für das Auge Ew. Hoheit."

„Ach! guter Jony," erwiederte ihm hierauf die edle Sidonie, „auch Fürſten ſind einer höheren Macht unterworfen, die über alle Kinder der Erde gebietet, und es mag ihnen leicht hochnöthig ſein, ihre Menſchlichkeit im Spiegel eines fremden Schickſals zu beſchauen. — Erzähle mir, Jony, ich will es nun einmal; aber recht ausführlich!"

Jony ſtellte ſich in einer kleinen Entfernung von der Fürſtinn, und eine fliegende Röthe überzog ſein Geſicht als er begann: „Ich bin unter dem niederen Strohdache der dürftigſten Hütte geboren und das einzige Kind einer Wittwe, die den kärglichen Unterhalt für ſich und mich, während der Sommerzeit im Walde, im Winter in dem Fleiße ihrer Spindel ſuchte. In kindiſcher Wonne jauchzte ich auf, wenn das Laub in den röthlichen Knospen der Bäume ſchwoll, und das Feſt der Pfingſten ſich näherte; denn da begleitete ich gewöhnlich meine Mutter zu den erſten Sammlungen von Maiblümchen in die tiefen Forſten. O wie glücklich war ich in dieſer grünen, einſamen Stille! Ich blieb der Mutter treu zur Seite, welche, indem ſie die kleinen, duftigen Glöckchen mit flinker Hand brach, leiſe Gebete und Pſalmverſe ſprach. Kündigte ich ihr eine aufgefundene, ergiebige Stelle mit lautem Freudengeſchrei an, ſo ſagte ſie: Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln; er führet mich auf grüner Aue" — — Jony's Stimme ſchwankte.

ſeine benetzten Augen ſuchten den Boden, und nach einer kleinen Pauſe fuhr er fort: „Es war, als ob dieſer vertrauensvollen Frömmigkeit ein ſichtbarlicher Segen zu Theil würde. Unſere Mühe war nie vergebens, wenn wir ſpäter Erdbeeren und Steinpilze für die leckeren Städter ſuchten; nie ſtach eine Blindſchleiche oder ein giftiges Inſect unſere bloßen Füße, und wenn der rauhe Förſter die Krüge anderer Sucherinnen unbarmherzig zerſchlug, ging er uns vorüber, ohne daß ein böſes Wort von ihm uns Leides zugefügt hätte. Siehſt Du, Jonas, ſagte meine Mutter dann, die den Herrn fürchten, wandeln ſicher! — Ich war noch nicht zehn Jahre alt, als meine Mutter davon redete, daß ſie mich im künftigen Frühjahr als Gänſehirt vermiethen wolle. Einſtmals gingen wir nach Heidelbeeren in das Dickicht, als wir nicht zu weit von uns ein klägliches Hülfsgeſchrei vernahmen; wir eilten, was wir konnten, zum Beiſtande des Bedrängten, und der Stimme nach war es ein Frauenzimmer, welches ihn bedurfte.“

„Wir hatten uns nicht geirrt: ein erbarmungswürdiger Anblick erſchreckte uns. Unter einer Fichte lag ein junges, wohlgebildetes Weib, das durch erlittene Mißhandlungen jämmerlich zugerichtet war. Ihr Haar hing aufgelöſet, wild und zerzauſet um ihre Schultern, das Blut rann von ihren Schläfen; eine Harfe lag in Trümmern neben ihr, und ein ärmliches Bündel Wäſche, welches ihre ganze Habſeligkeit zu enthalten ſchien, ward von ihrer aufgelaufenen rechten Hand krampfhaft feſtgehalten. Meine Mutter fragte, was ihr begegnet wäre, und erhielt zur Antwort, daß ſie von ihrem Manne in dieſen Zuſtand verſetzt worden ſei, der einen böſen Rauſch an ihr ausgelaſſen und dann Reißaus genommen habe. Darauf verfluchte und vermaledeiete ſie ihn, daß mir die Haut ſchauderte.“

„Meine fromme Mutter verwies ihr dieſen rachſüchtigen Ungeſtüm; aber ſie ließ es nicht bei dieſen Ermahnungen bewenden; ſondern leiſtete ihr thätige Hülfe. Sie gebrauchte unſer mitgenommenes Trinkwaſſer zum Auswaſchen der Wunden, die ſie hernach mit kühlenden Kräutern und ihrem eigenen Halstuche von Linnen verband. Dann führte ſie die fremde Frau langſam in unſere Hütte, ich aber trug ihr das dürftige Bündel und die zerſchlagene Harfe nach. Hier genoß ſie nun ſo vieler Pflege, als der Armuth guter Wille zu leiſten vermag; auch erholte ſie ſich ziemlich ſchnell.“

„Meine Mutter gab ihr den Rath, daß ſie ihre Harfe von einem jungen Orgelbauer, der gerade um einer kirchlichen Reparatur willen in unſerem Dorfe anweſend war, herſtellen laſſen ſollte, und ſie befolgte ihn. Allein die Sache ging langſam, und meine Mutter wünſchte unſere Einquartierung los zu ſein, die ihr unheimlich zu werden anfing, denn Thereſe (ſo hieß die Fremde) brachte täglich einige Stunden bei dem Orgelbauer zu, und die Leute munkelten Arges.“ —

„Eines Morgens weckte ein klägliches Gewimmer mich aus dem feſten, geſunden Schlafe der Jugend. Meine Mutter war in der Nacht erkrankt, Thereſe nach dem Bader gegangen, und kam nicht wieder. Da drückte mich meine Mutter an ihre heftig-arbeitende Bruſt und zeigte mit zitternder Hand auf eine kleine Bibel, die neben ihrem Bette auf einem Mauerſimſe lag. Kalter Schweiß floß von ihrer Stirne, mühſam ſtammelte ſie: Sei fromm und halte Dich recht; denn Solchen — — — wird's zuletzt wohlgehen, heulte ich, den Vers vollendend, welchen ich oft hatte ſagen müſſen, und während ich dieſe vier Worte hervorſchluchzte, brach ihr Auge und der Tod entſtellte ihre Züge. — Troſtlos die kleinen Hände ringend, ſtand ich an der geliebten Leiche, über welche der goldene Morgenſchein ein röthliches Licht verbreitete, und jammerte laut: O Mutter! biſt Du denn ſo ganz und gar geſtorben, meine liebe Mutter? Was ſoll der arme Jonas machen, wenn Du nicht mehr lebſt?“—

„Jetzt kam Thereſe mit dem Bader. Sie nannte meine Mutter ihre Muhme, welche es in der vergangenen Nacht gleich gefühlt, daß ſie ſterben werde, und ihr den kleinen David, wie ſie mich nannte, feierlich übergeben habe, daß ſie ihn die Harfe ſpielen lehre, weil er ein Muſicus werden wolle. Zu ſtarr in meinen Schmerz verſunken, wagte ich es nicht, dieſer erlogenen Beſtimmung zu widerſprechen. Der Schulze zeigte ſich leichtgläubig, weil er ſonſt der Gemeinde in mir eine Laſt zufallen ſah, und Niemand erbarmte ſich mein.“

„Armes Kind!“ ſagte die Fürſtinn mit ängſtlichregem Antheil, „ich fürchte, Du wareſt einer liederlichen Dirne zugefallen! — Ich bin begierig, das Weitere zu hören; fahre fort!“

„So war es auch, Ew. Hoheit; aber dieſe ſcheinbar verderbliche Fügung mußte der Weg zu meinem Glücke werden;“ antwortete Jony, und je weiter er in ſeiner Erzählung vorrückte, um deſto weniger war ſeinem Vortrage die Befangenheit anzuhören, welche ihn anfänglich verſchüchtert hatte. Der Erinnerung Geiſt war über ihn gekommen, und vor ihm erbleichte der Nimbus um das Haupt ſeiner fürſtlichen Zuhörerinn. „Zwei Henkelthaler,“ fuhr er fort, „wie ein tiefverſteckter Nothpfennig in Silbergelde, und der alterthümliche Sonntagsſtaat meiner Mutter bezahlten das ſtille

Begräbniß. Die habſüchtige Thereſe durchwühlte den dürftigen Nachlaß, und ſchaltete mit frecher Willkür in dem fremden Eigenthume. Sie verſprach mir goldene Berge, wenn ich mit ihr zöge in ihre Heimath, die ſie in weiter Entfernung angab. Ach! es grauete mir wohl vor der Fremde, aber es blieb mir keine Wahl. Thereſe verkaufte unſere Betten und den kleinen Vorrath an Sachen, und eignete ſich das Geld dafür ohne Scham und Scheu zu. Nur die abgegriffene Bibel hatte ich mir geſichert, jedoch an dieſe würde ſie auch keine Anſprüche gemacht haben."

„So wanderten wir denn aus. Thereſe leicht geſchürzt und nur mit dem mir entwendeten Erbe bepackt; ich, unter der Laſt ihrer Harfe faſt erliegend, die ſie mir aufgebürdet hatte."

„Der Tag grauete erſt, als wir bei dem Kirchhofe vorüberkamen. Ich ſchlüpfte durch das Pförtchen, wie ſehr Thereſe auch über dieſen unnöthigen Verzug ſchalt."

„Hier warf ich mich mit heißen Thränen an dem unbegrünten Hügel nieder, und ſagte: O gute Mutter! lebe wohl! Dein Jonas geht nun fort und kommt nicht wieder! — Könnte ich doch zu Dir ſagen: Rücke zu, mein Mütterlein! wie die kleinen glänzenden Würmchen hier vielleicht zu Dir kriechen! Ich wollte gerne todt ſein und im Sarge liegen! Da war es mir, als flüſtere eine Stimme aus der Tiefe des Grabes die Worte herauf: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn: Er wird's wohl machen. Sie kamen aus der Tiefe meines Herzens. Es durchſchauerte mich kalt, wie Morgenluft; aber die Mutter hatte zu mir geſprochen, und ruhiger ſchritt ich nun fürbaß."

„Allein mein ſchwacher Rücken knickte und knackte unter der gewichtigen Harfe, die hoch über meinem Haupte ragte.

Es ſtach mich in der Bruſt und zwiſchen den Seiten, ich weinte — und Thereſe lachte mich aus. Acht Tage hatte ich unter dieſen Beſchwerden ausgehalten, als ich ihnen erlag, und wie Chriſtus der Herr zuſammenſank, da Simon von Cyrene ihm das ſchwere Kreuz abzunehmen kam. Mit letzter Kraft hatte ich eine Anhöhe erreicht, da fiel ich zu Boden, daß die Harfe tönte — und ſagte mit brechender Stimme: Ich kann nicht mehr! — Mit matten Blicken ſchauete ich abwärts, und ſah in ein reizendes Thal, in deſſen Mitte ein großes Kloſter und eine prächtige Kirche ſtand. Die Abendſonne ſtrahlte aus hundert Fenſtern wieder, himmliſche Melodieen in ſanft verhallenden Orgelklängen drangen von der Kirche herauf an mein Ohr, ich vernahm einen Geſang wie von Engelſtimmen, glaubte die Chöre der Seligen zu hören, und ſchloß in ſüßer Ohnmacht das Auge. — Die leichtſinnige Thereſe merkte nun wohl, daß mein Zuſtand außer dem Spaße wäre. Sie ſchrie ängſtlich in mich hinein, und gab mir gute Worte, daß ich mich ermuntern möchte; wir wollten unten im Kloſterhofe Einkehr ſuchen, und wo möglich, ein paar Tage daſelbſt ausruhen.“

„Ich raffte mich auf, und ſchlich den Hügel hinab; war aber ſo ſchwach, daß ich bei jedem Schritte taumelte und zu vergehen meinte.“

„Der ſchöne, von einer hohen Mauer umgebene Garten zog ſich von dem Kloſter bis an die erſten Schwingungen der Anhöhe, und die Gärtnerwohnung, ſehr anmuthig gelegen, mit röthlichbraunem Dach, und Thüren und Fenſterläden von eben dieſer Farbe war ein erwünſchtes Ziel unſerer langſamen Schritte. Erſchöpft ſetzte ich mich auf eine Bank vor dem Hauſe, und Thereſe ſtimmte ihre Harfe und ſang mit heller Stimme ein Liedchen. Nicht lange, ſo öffnete ſich die Thüre und eine junge Frau von blaſſem Angeſicht, aber ſchön wie ein Heiligenbild, ein kleines Mägdlein an der Hand, daß ihr wie ein Waſſertropfen dem andern glich, trat heraus, uns eine Gabe zu reichen. Ach, liebe Frau Gärtnerinn! bat Thereſe: Seid doch ſo gut, Euch meines Brüderchens anzunehmen, das mir unterweges erkrankt iſt, und nicht mehr fort kann. Vergönnet uns Herberge, bis der arme Schelm ſich erholt hat! Sehet nur ſelbſt, wie er ausſieht!"

„Die Gärtnersfrau warf einen mitleidigen Blick auf mich, dann maß ſie meine Begleiterinn mit etwas mißtrauiſcher Aufmerkſamkeit, und ſagte: So kommt herein."

„Als ſie uns mit Speiſe und Trank erquickt hatte, führte ſie mich auf ein Kämmerchen, wo es nach würzigen Kräutern, wie in einer Apotheke roch, zeigte auf ein reinliches Bett, und ſprach liebreich: Hier lege Dich nieder, und ſchlafe Dich ſatt; Du ſcheinſt ſehr müde zu ſein. Morgen wollen wir ſehen, womit Dir etwa zu helfen wäre."

„Mit unausſprechlichem Wohlgefühl überließ ich mich der Ruhe. Der aromatiſche Duft meiner Umgebungen mochte wohl den Traum erzeugen, der mich in den Wald verſetzte, wo ich an der Seite meiner Mutter, die jetzt ſüßere Himmelsblüthen pflückte — Beeren las."

„Am anderen Morgen weckte mich die Gärtnerinn, es mochte ſchon ſpät ſein — und fragte mit mütterlicher Sorgſamkeit, ob ich die Krankheit verſchlafen hätte? Ich klagte über heftiges Stechen beim Athemholen, und nachdem mich die hülfreiche Frau mit ärztlicher Genauigkeit examinirt hatte, ſagte ſie: Du haſt Dir allem Vermuthen nach Schaden gethan; haſt Du vielleicht ſchwer getragen?"

„Ach ja! ſeufzte ich, ich war immer geſund, und wüßte nicht, daß mir jemals etwas gefehlt hätte; aber ſeit ich die ſchwere Harfe ſchleppen mußte“ — — —

„Die Harfe? rief die Gärtnerinn erſchrocken, Maria und Joſeph! Warum trug Deine Schweſter das Inſtrument denn nicht? Sie iſt groß und ſtark; Du aber biſt ein ſchwacher Aufſchößling, der leicht gebogen und gebrochen werden kann.“

„Ich bat die Gärtnerinn flehentlich, daß ſie Thereſen deswegen keine Vorwürfe machen ſolle, weil ich mich fürchtete, ſie möchte ſich bei unſerer weiteren Wanderung dafür an mir rächen; und ſie verſprach es. Es ſoll Dir geholfen werden, armer Junge, wenn es anders möglich iſt, verſicherte ſie mir, und fuhr fort, wir haben hier in der Nähe einen gar erfahrenen Mann; dies iſt der Schäfer von Grünhübel, welcher heute in das Kloſter kommt, um einer geiſtlichen Jungfrau den vertretenen Fuß einzurenken. Der ſoll Dich unterſuchen, und Dir nach Befinden der Umſtände ein Pflaſter auflegen. Jetzt ſtehe auf und komme herunter; das Frühſtück wartet Dein.“

„Ich ſah nun auch den Gärtner. Es war ein ſtattlicher Mann, deſſen blühende Wohlgenährtheit an die klöſterliche Ueppigkeit erinnerte, worin die Unterbeamten großer Stifte dem Beiſpiele ihrer geiſtlichen Oberen nachzuahmen pflegten. Er beachtete mich wenig; deſto mehr machte er ſich, abſonderlich in Abweſenheit ſeiner Frau — mit Thereſen zu ſchaffen.“

„Es iſt wahr, dieſe Thereſe war ein verbuhltes, gemeines Geſchöpf; allein unglücklicher Weiſe auch außerordentlich hübſch und einnehmend. Ihre Wangen blüheten wie junge Roſen, ihre Augen blitzten wie Karfunkel, und ihre Stimme klang wie ein ſilbernes Glockenſpiel. Sie ſchlug die Harfe mit Meiſterkunſt, und wenn ſie ſpielte und ſang, konnte man nicht genug hören; doch gaben die leichtfertigen Lieder, welche ſie am liebſten wählte, mir, dem zarten Knaben, ſchon Anſtoß und Aergerniß. So war ihre ſchöne Stimme denn kein Engel, der in das Herz hinabſtieg, um es in Andacht zu ſchwellen, ſondern eine Schlange, die durch das Ohr des lüſternen Gärtners die Ruhe ſeiner guten Frau vergiftete.“ —

Die Fürſtinn ſeufzte und nickte faſt unmerklich mit dem Kopfe. Sie gab Jony, als er einen Augenblick inne hielt, ein Zeichen mit der Hand, daß er fortfahren möchte.

„Der Schäfer von Grünbübel,“ hob er wieder an, „hatte mich beſehen, und ſein Ausſpruch lautete: daß ich zwar nicht unheilbar verletzt wäre, aber einer gründlichen Cur bedürfte, die langweilig werden würde. Die Gärtnerinn ſah mich bekümmert an, und ihr Mann ſagte: Der kleine Tropf dauert Dich, Frau; ich merke es Dir an. Freilich, die Leutchen haben noch einen weiten Weg, und der Junge wird den Marſch kaum aushalten. Weißt Du was, wir könnten das arme Volk den Herbſt und Winter über hier behalten! — Du biſt jetzt ſchwächlich und kränklich, und übernimmſt Dich ohnedies; ſo bedürfteſt Du einer Handreichung, und die Dirne iſt flink, und hat es am Leibe. Sie könnte unſerer Clara das Harfenſpiel lehren; dann hätte das Kind einen Vorſprung, wenn es ſpäter auf das Chor kömmt, und wenn ſie uns in den langen Winterabenden etwas vorklimperte, ſo ließe es ſich ganz gut dabei einſchlafen. — Und der Burſche da? Ei! ſolch einen kleinen Firlifanz kann man im Hauſe überall brauchen. Jetzt giebt es noch lange im Garten zu thun; dann kann er hinter dem Ofen ſitzen, türkiſche Bohnen und Samenkörner aushülſen. Das Brod wächſt uns ja zu, und wir dürfen es im Ganzen ſo genau nicht nehmen.“

„In unentſchloſſenem Nachſinnen zögerte die Gärtnerinn mit der Antwort; da zupfte ich ſie an der Schürze, erhaſchte verſtohlen ihre Hand und küßte ſie inbrünſtiglich. Sie verſtand, ſie erhörte die ſtumme flehende Bitte, und gab ihre Zuſtimmung. Ich verehrte die gute, mütterliche Gärtnerinn gleich einer wohlthätigen Gottheit, und ihr leiſeſter Wunſch beflügelte meine Füße; Thereſe hingegen lohnte ihr mit ſchändlichem Verrath, und hielt es mit dem treuloſen Ehemann. Die Gärtnerinn mochte wohl Unheil ahnen, denn ihr Geſicht glich an Weiße und Mattigkeit einem welken Lilienblatte, und ihre Augen hingen immer voll Thränen, wie eine blaue Blumenglocke, worin der Thau ſich geſammelt hat. — Indeſſen fühlte ich mich hier ſehr glücklich; die Gärtnerei zog mich unbeſchreiblich an, ich erkannte ſie für den ſeligſten Beruf auf Erden, und meinte, aus freiem Willen nie einen anderen erwählen zu können.“

„Das Kloſter, welches mich und meine undankbare Gefährtinn beherbergte, hieß Heil'ge Linde, und beſaß ein wunderthätiges Gnadenbild, wovon es den Namen führte. In der Mitte des Hochaltars war ein künſtlicher Lindenbaum eingefügt, in deſſen vorderer Höhlung eine Maria in Lebensgröße aus gegoſſenem Silber ſtand, der man erſtaunenswerthe Thaten zuſchrieb. Fromme Schaaren füllten an den Marienfeſten die Kirche und Kloſterhöfe, und legten heiße Wünſche, Gelübde und Gebete in ſchweren Leiden und Nöthen zu den Füßen der ſilbernen Heiligen nieder. Ich miſchte mich an ſolchen Tagen mit kindiſcher Neugier unter die wogende Menge, und der kleine Ketzer verkrümelte ſich unter den Rechtgläubigen, während Thereſe — ſie war lutheriſch.

ſo wie ich — mit frecher Lüge auf ihren Knieen lag, und ein kunſtgerechtes Kreuz ſchlug.“

„Der Spätherbſt verödete nun den ſchönen Kloſtergarten. Die Bäume, aller ihrer Früchte leer, ſtanden wie dürres Reis, und bald wirbelten des Winters kalte Flocken um die eingemooſeten Fenſter der Gärtnerwohnung.“

„Ich ſaß in der warmen Stube bei der Gärtnerinn, und las ihr und der kleinen Clara aus einem alten Legendenbuche vor, oder ſpann ſuperfeines Garn, das die Erſtere, als Kennerinn ganz vorzüglich fand. Ich werde es mir zum Leichenhemde wirken laſſen, Jony; ſagte ſie trübſelig, und ich antwortete: Ach! ſterbet um Gotteswillen nicht, Frau Gärtnerinn! Man kann es kaum aushalten vor Schmerz, wenn eine Mutter ſtirbt! — Da lächelte ſie ſo wehmüthig, und verſchluckte die hervorbrechenden Thränen.“ —

„Die ſchweigende Nachſicht der leidenden Frau hatte Thereſe immer dreiſter und unverſchämter gemacht; ſie gab ſich kaum mehr die Mühe, ihr ſtrafbares Verſtändniß mit dem Gärtner zu verhehlen, und gründete ihre eitlen Hoffnungen auf die ſchwache Geſundheit der armen Betrogenen. Der gerechte Gott aber hatte es anders beſchloſſen, obgleich die göttliche Langmuth mit dem Strafgerichte zögerte.“

„Mit ſehnſuchtsvollem Verlangen hatte ich auf das Frühjahr gewartet; endlich kam es. Die Schwalben baueten wieder an den Fenſtern der einſamen Zellen und an den hohen, gerundeten Scheiben der Kirche, und ein großes Storchneſt auf dem Dach des Kloſtervogts nahm ſeine alten Erbauer auf. Alles grunte und bluhte, doch unſere mildthätige Wirthinn verging ſichtlich in ſtillem Gram. Wann ſie in die Meſſe ging und die Gartengänge mit leiſen-ſchweren Schritten hinabſchlich, ſpottete Thereſe hinter ihr her: Ei! die ganze Woche haben wir eine Gnade, und kommt der Sonntag, doch kein Begräbniß! — Da [illegible] mir das dankbare Herz; aber mein [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] nicht [illegible] [illegible]."

„Zur Feier aller hohen Festtage wurde die Kirche mit Blumen ausgeschmückt, wobei man der [illegible] und ihre Frauen alle Hände voll zu thun hatten. Doch die [illegible] Vorbereitungen waren [illegible] zum [illegible] gemacht. Da ließ er große Orangenbäume in die Kirche schaffen, und deren [illegible] Blüthenblumen eine Woche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

„In diesem geheimnißvollen Lage, wo Niemand sich um mich bekümmerte, und ich mich von früh an übermäßig umhergetrieben hatte, ging ich, als der nahende Abend den Gottesdienst schloß, in die Kirche, um mich nach Belieben und bei müßiger Weile darin umzusehen. Der Custos, mein guter Bekannter, ließ mich gewähren, da er sah, daß ich Alles in scheuer Entfernung betrachtete; er räumte auf und ward endlich abgerufen, weil ein [illegible] Verwandter ihn sprechen wollte. Ich war nun allein. Weihrauch- und Kerzendunst hatte sich noch nicht verzogen, und umnebelten die geheiligten Gegenstände, die Orangen [illegible] duftend — in der Kirche war es so still und still, ich, müde vom Umherlaufen, legte mich auf die Stufen eines Seitenaltars, vor mir sah ich das Bildniß der [illegible] [illegible] und ihre Umgebungen [illegible], der Kopf wurde mir allgemach schwer — große, flimmernde Kreise wälzten sich vor meinen Augen — ich schlief ein."

„Ein leises Geräusch weckte mich; ich öffnete das Auge und hätte beinahe laut aufgeschrieen, denn ich glaubte, ich würde vom Glanze einer überirdischen Erscheinung geblendet.

Der Mond warf seinen vollen Schein auf das Gnadenbild, welches von einem Lichtmeere umflossen war, das einen magischen Schimmer über das ganze Halbrund des Altarkapels verbreitete. Eine weibliche Gestalt näherte sich, ich erkannte sogleich die Gärtnerinn in ihr und verhielt mich lautlos. Sie warf sich auf ihr Angesicht, hob dann die Hände zu der Wunderthäterinn auf und betete mit einer Weihe und Inbrunst, die ihrer Erhörung nicht verfehlen kann. Der Inhalt ihres Gebetes war ungefähr folgender: Heilige Maria! Du Gebenedeite! Die Du auch heute wieder tausende von Thränen getrocknet und gebrochene Herzen geheilet hast, die Du nicht schläfst noch schlummerst und keiner Ruhe nach Deinem irgend Tagewerk bedarfst, hör auf das Flehen Deiner demüthigen Magd, und laß es Gnade finden vor Dir! — Ach! Du kennst ja den Kummer, der mich darniederbeugt und mich noch in das Grab drücken wird, wenn Deine Hand mich nicht rettet! — Gieb nicht zu, Du reine Jungfrau! daß Ehebruch ferner mein stilles Haus entweihe, daß es Dir zum Gräuel werde, und Du Dein heiliges Auge davon abwendest! — Mutter der Gnaden! Die Du geboren mit Schmerzen, ach! laß mein einziges Kind doch nicht als Waise der verabscheuungswürdigen Dirne überliefert werden, die meinen Wohlstand und Ehre mit Schmach gefüllet! Züchtige ihren Muthwillen nach Verdienst, und wenn ihre schöne Stimme eine Ladung zur Sünde ist, so laß sie verstummen zum Heil ihrer Seele! — Große Königinn des Himmels! würdest Du mich endlich eines Zeichens würdigen, daß ich von Dir erhöret sei!" —

Der Fürstinn Mienen verriethen einen hohen Grad von Theilnahme an dieser Erzählung. Sie tauschte manch Blick mit Lothar den leisen, begeisterten Kenner ihres Beifall aus, und ſagte: „Du glaubſt nicht, Jony, wie ſehr Deine Erzählung mich intereſſirt; fürchte nicht, daß ſie mir zu lang werde!“

Durch dieſe huldvolle Verſicherung ermuntert, fuhr Jony fort: „Als ich die gute Gärtnerinn ſo beten hörte, durchblitzte ein kühner Gedanke meine kleine Seele. Die ſilberne Maria ſollte der frommen Beterinn das erflehete Zeichen durch meine Vermittelung gewähren, und in kindiſcher Einfalt war ich bald mit der Wahl deſſelben im Reinen. Während die Gärtnerinn, in Andacht verſunken, ihr Ave ſprach, ſchlüpfte ich, ungehört von ihr durch die angelehnte Kirchenthür und gelangte eben ſo unbemerkt in mein Kämmerchen. Kaum konnte ich den folgenden Tag erwarten. Ich ſuchte und ſpähete den ganzen Tag nach einem Lindenzweige mit ſchon aufgebrochenen Knoſpen umher, und fand endlich einen mit drei aufgeplatzten Blüthen. Wie der Abend dämmerte, ſchlich ich mich in die Kirche, erklomm die Höhe der Statue, und ſteckte den Lindenblüthenzweig in die, wie zum Segnen ausgeſtreckte Hand derſelben, zwiſchen den Daumen und Goldfinger. Dann ſuchte ich mir ein Winkelchen, von wo aus ich die Wirkung meiner kindiſchen Liſt und das gläubige Erſtaunen der Gärtnerinn beobachten konnte. Ich hatte mich kaum poſtirt, da kam die Fromme, ihr ſpätes Abendgebet zu verrichten.“

„Unter Schauern der Erwartung ſah und hörte ich, wie die Gärtnerinn ſich auf ihre Kniee warf, dann die Augen erhob und in heiligem Entſetzen zurückbebte, indem ſie rief: Maria! Mutter Gottes! Was ſehe ich? Jetzt erhob ſich draußen ein heftiger Sturm, und der wirbelnde Windſtoß jagte die Kirchthür auf, daß der Zug durch die gewölbten Hallen ſauſete, und der Zweig in der unbeweglichen Hand erſt ſchwankte und dann auf das Haupt der Beterinn herabſank. Dieſe vernahm in ihrer Entzückung nichts von dem luſtigen Ungeſtüm; ſie empfing das vermeinte Gnadenzeichen in glühender Andacht mit Worten heißen Dankes, von denen ich durch das Geräuſch des Windes nur einzelnes vernehmen konnte, als: ich verſtehe Dich, göttliche Jungfrau! Du haſt das demüthige Flehen Deiner Magd erhört, und ruhig werde ich nunmehr meiner Erlöſung harren, denn Du haſt von dem ſtarren Baume, den Du Dir zu Deiner Wohnung erkieſet, eine lebendige Blüthe gebrochen, und reicheſt mir dies Unterpfand Deiner Gnade, auf daß es meiner Hoffnung auf Deine Hülfe heilige Gewähr leiſte!“ —

„Ich benutzte ihre tiefe Verſunkenheit, meine forteilenden Schritte in den Lärm der noch immer tobenden Windsbraut zu verbergen, und entkam glücklich. Als ich mich nach Ausführung dieſer vermeſſenen That auf mein Lager ſtreckte, ich hielt mich wirklich für einen kleinen Gott.“

„Am folgenden Morgen ſtrahlte das Geſicht der Gärtnerinn in heiterer Verklärung, als hätte ſie über Nacht Engel geſehen; doch Thereſe war übellaunig, und ſagte, ſie wäre unwohl. So verſagte ſie auch am zweiten Tage der Bitte des Gärtners den begehrten Geſang unter dem Vorwande der Heiſerkeit, und — Ew. Hoheit werden mich der Fabel beſchuldigen, und doch iſt es die lautere Wahrheit, was ich ſage: — ihre Stimme hat nie mehr ein Lied geſungen, und von Stund' an nur in Klagelauten getönt!“—

Eine leichte Bläſſe hauchte flüchtig über Sidoniens blühendes Antlitz; ſie fragte: „Erzählſt Du mir wirklich kein Mährchen, Jony? Oder glaubeſt Du vielleicht an Dein eigenes Wunder?“

„Faſt fühlte ich mich dazu verſucht, Ew. Hoheit,“ antwortete mit ruhiger Entgegnung der äſopiſche Gärtner: „mindeſtens,“ fuhr er fort, „ſteigerte der Gedanke mein kindiſches Selbſtgefühl, daß ich in meiner Einfalt ein Verkünder naher Errettung für die arme Gärtnerinn geweſen, was mir noch bis heute unbegreiflich geblieben iſt.“

„Thereſe klagte über heftiges Gliederreißen, und nannte bald dieſen bald jenen Theil ihres Körpers als leidend! Sie konnte keine Hand ohne Schmerzen regen und rühren. Die Harfe beſtäubte — der Gärtner dachte: Ich halte es mit den Geſunden; Gott helfe den Kranken — und ließ ſich wenig bei ſeinem ächzenden Liebchen blicken. Deſto treuer hielt ſeine wackere, chriſtliche Frau bei ihrer bitterſten Feindinn aus; ſie pflegte ihrer mit aufopfernder Geduld, und handelte gegen ſie im Sinne Deſſen, der einſt ſagte: Thut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder ſeid eures Vaters im Himmel!“ —

„Thereſens Uebel wurden nun ſo ſchlimm, daß die angewendeten Hausmittel nicht mehr zulänglich ſchienen, und der gerufene Arzt erklärte ihre Krankheit für die laufende Gicht. Der Sommer und Anfang des Herbſtes verging ihr unter namenloſen Leiden, und als das letzte Laub fiel, ſprach ein katholiſcher Prieſter den Segen über ihr Grab.“ —

Die Fürſtinn erſchrak über dieſes unvermuthete Ende; Jony verſtummte in ernſter Erinnerung. Nach einer kleinen Pauſe fragte die freundſelige Sidonie: „Nun, war denn der Dirne gar nicht zu helfen? Solch ein junges Blut kann ſonſt viel überſtehen!“

Jony zuckte die ſchiefen Achſeln, indem er antwortete: „Für den Tod kein Kraut gewachſen iſt, und das Leben der üppigen Thereſe war ihm, nach dem Rathſchluſſe Gottes, als ein Strafopfer für ihre begangenen Sünden verfallen. — Der herumirrende Gichtſtoff hatte ſich auf edle, innere Theile geworfen; ſie kämpfte ſchwer und lange; denn die friſche Natur widerſtrebte der frühen Auflöſung, aber menſchliche Hülfe war hier vergebens.“

„Die fromme Gärtnersfrau wendete ihren kleinen Sparſchatz zu Seelenmeſſen an, die ſie für die Verſtorbene leſen ließ. Sie hatte ſich ungeachtet ihrer Anſtrengungen während der Krankenpflege augenſcheinlich erholt, und ihre bleichen Wangen blüheten im Froſte des Winters in junger Roſenfarbe auf. Der Gärtner, ein wirklich bösmüthiger, jähzorniger Mann, war dieſes Engels von Weibe nicht werth. Er ließ den verbiſſenen Unmuth über Thereſens Verluſt an ſeinen Arbeitern, und mehr noch an mir aus, den er nun für einen ſehr überflüſſigen Hausrath erkennen mochte. Mit gehäſſiger Tücke lauerte er auf eine Gelegenheit, mich los zu werden, und ſie ließ ſich finden.“

„Der Winter war abermals vergangen; ein kaltes, trübes Frühjahr hatte ihn verlängert, und der Sommer, welcher plötzlich mit verzehrender Hitze eintrat, ſchien in dieſer ausdauernden Witterung die früher entbehrte Luftwärme doppelt nachtragen zu wollen. An einem Sonntagsmorgen ſitze ich während des Hochamts in einer ſchattigen Laube und leſe in meiner Bibel. In mir war es recht ſtill und kirchlich; ich las in den Pſalmen, und wie ich an den Vers komme: Auf Gott hoffe ich, und fürchte mich nicht; was können mir Menſchen thun? gedenke ich gerührt der ſeligen Mutter, die den ſtarken Muth ihrer Frömmigkeit dieſer Geſinnung verdankte. Ich las dieſe Worte noch einmal mit lauter Stimme und einem zu dem Herrn aller Hülfe erhobenen Herzen.“

„Das ſollſt Du erfahren, Du Ketzerbrut! antwortete mir der Gärtner, und trat plötzlich in den Eingang der Laube. So hat mich alſo meine böſe Ahnung nicht betrogen, fuhr er mit künſtlichem Zorne fort, und ein lutheriſcher Wicht, ein unreifer Schnapphan, der alles, was er ſieht und hört aufhaſcht, hat ſeit beinahe zwei Jahren das tägliche Brod an meinem Tiſche gegeſſen? — Das ſoll anders werden; darauf verlaß Dich. Morgen kommt der Prior aus Rogandsthal zu uns herüber, dem will ich Dich übergeben. Der Convent wird ſchon Mittel finden, Dich zum rechten Glauben zu bekehren. Ich verſichere Dich, Du wirſt in Zukunft nicht mehr fragen: Was können mir Menſchen thun? Nimm indeß mit dieſer vorläufigen Antwort fürlieb! Damit riß er mir die Bibel aus der Hand und ſchlug mir das werthe Vermächtniß ſo heftig um den Kopf, daß die gelblichen Blätter dem mürben Hefte entflatterten und wie ſcheue Vögel in der Laube umherflogen.“

„Weinend trocknete ich das Blut, welches mir aus Mund und Naſe floß, und der Gärtner fuhr nach beendigter Execution fort: Jetzt geh und klage es meiner Frau! vielleicht findeſt Du nicht mehr ſo willig Gehör, als wie Du ihr andere Geſchichten zu hinterbringen eilteſt; — denn ſie iſt eine ſtrenge, eifrige Katholikinn!“

„Der Böſewicht!“ rief die Fürſtinn mit empörtem Gefühl. „Hätte ich doch nicht gedacht, daß in unſerer aufgeklärten Zeit ſolch roher Glaubenshaß zu finden wäre! — Nun, und wie retteteſt Du Dein angefochtenes Lutherthum?“

Jony lächelte, wie ein Sieger, im Andenken der überwundenen Trübſal. Er verſetzte: „Der freche Spott irrete meine Zuverſicht nicht, wie bedrängt ich auch war. Auf Gott hoffe ich und fürchte mich nicht, ſagte ich, und las mit heißen Thränen die verlorenen Bibelblätter ſorgfältig vom Boden auf.“

„Ich ſah nunmehr, in welch einem fälſchlichen Verdachte mich der tyranniſche Gärtner gehabt, und nicht ohne Bangen erwog ich die Richtigkeit ſeiner Vorausſetzung, daß ſeine Frau wohl eher ihrem verlaſſenen Schützling, als den Forderungen ihrer Mutterkirche abtrünnig werden dürfte. — Von dem Carmeliterkloſter in Rogandsthal hatte ich mancherlei vernommen, was mir die Luſt benahm, ein unfreiwilliger Koſtgänger deſſelben zu werden — und ſo glaubte ich, es ſei mir kein anderer Ausweg übrig, als die Flucht, worin die kindiſche Unerfahrenheit meiner zwölf Jahre mehr Reiz als Schwierigkeit erblickte.“

„Der Gärtner war von der harten Züchtigung, die ich unverdienter Weiſe von ihm erlitt, abgerufen und ſpäterhin im Auftrage der Aebtiſſinn über Land geſendet worden, von wo er erſt am folgenden Mittage wiederzukehren gedachte. Vielleicht benutzte die kurzgehaltene Frau dieſen Zeitpunkt ſeiner längeren Abweſenheit, um mir ein paar Thaler Geld einzuhändigen, wofür ſie Thereſens Nachlaß angenommen hatte. Sie begünſtigte dadurch ſonderbar genug mein Entkommen.“

„Das Bewußtſein meines Vorhabens machte mein Herz in Wehmuth ſchwellen; ich bedeckte die Hände meiner Wohlthäterinn mit Küſſen und Thränen.“

„Was haſt Du Jony?“ fragte ſie mich betroffen, „nun, ich weiß es ja, Du biſt ein guter, dankbarer Junge. Auch werde ich ſtets Dein Beſtes wollen; deshalb folge nur immer meinem Rathe!“ —

„Schon fürchtete ich, ſie wiſſe um die heutige Scene und möchte meine Bewegung benutzen, um mir noch näher zu legen, worin meine Folgſamkeit beſtehen ſolle — ich riß mich von ihr los, und ſie ahnete gewiß nicht, daß dies die letzten Worte geweſen, welche ſie zu mir geredet hatte.“

„Das Geläut zur Hora weckte mich aus dem ſüßen Jugendſchlafe. Die Sterne erbleichten im erſten Frühſchimmer, der Hahn krähete und ich rüſtete mich zum heimlichen Aufbruche. Verſäumt und verzogen lehnte die Harfe, die unſchuldige Urheberinn meiner Verkrüppelung, in einer Ecke meines Kämmerleins. Ich blickte im Scheiden nach dem Inſtrumente, und ſagte mit der kindlichen Herzlichkeit, die auch das Lebloſe liebt: Auch von Dir muß ich Abſchied nehmen! Darauf glitt ich mit dem Finger über die ſchlaffen Saiten; der leiſe, langhallende Klang tönte mir, wie ein Wehe, das mit Thereſens Stimme aus dem Geiſterreiche herauf Antwort gäbe; mir grauete — und ſchnell enteilte ich dem unheimlichen Nachrufe. Wie ich die ſchmale Stiege leiſe hinabgegangen war, blieb ich vor der Schlafkammer der Gärtnerinn ſtehen, und fand ſie nur angelehnt. Ich lugte durch die Spalte und mußte, von meiner dankbaren Anhänglichkeit gehalten, noch einige Augenblicke an dieſer lieben Stelle verweilen. Da lag die einſame Schläferinn, und bei dem blaſſen Lichte, das der untergehende Mond und der aufdämmernde Tag durch das Gitter der Weinranken an dem Fenſter warf, ſah ich, daß ſie den dürren Lindenzweig mit den gefalteten Händen feſt umſchloſſen hielt. Da konnte ich nicht widerſtehen. Ich öffnete vorſichtig die Thüre, entzog mit verhaltenem Athem den trockenen Stengel ihren warmen Händen, küßte den äußerſten Zipfel des Bettlakens — und hörte, wie ein Dieb mit dem koſtbaren Raub davon ſchleichend, daß die Träumende geſtört aufſeufzte; dann ſchwang ich mich durch das Fenſterchen des kleinen Vorſaals ins Freie, mein Reiſebündel auf einen tüchtigen Stock, und ging fröhlichen Muthes fürbaß.“

Es war, als ob der kleine Wandersmann jetzt plötzlich an einen Stein des Anſtoßes gekommen wäre, denn er ſtockte verlegen und ſchien geneigt, den Reſt der Erzählung für ſich zu behalten.

„Nun warum ſchweigſt Du, Jony?“ fragte die junge Fürſtinn mit ſchmeichelhafter Ungeduld. „Ich bin begierig zu erfahren, wohin Deine kecke Entſchloſſenheit Dich geführt haben werde; auch möchte ich glauben, daß die Bildung, welche Du verräthſt, ſich auf etwas mehr noch gründe, als auf das Legendenbuch Deiner lieben Gärtnerinn und auf Deine weiblichen Uebungen am Spinnrocken.“

Jony verbeugte ſich tief und hocherröthend vor der erhabenen Lobrednerinn; aber eine preßhafte Aengſtlichkeit ſchien ihren guten Theil Purpur zu der Farbe hergegeben zu haben, womit die Beſcheidenheit ſein gutmüthiges Geſicht malte.

„Ich fürchte, Ewr. Hoheit Gnade zu mißbrauchen,“ ſagte er mit beklommener Stimme, „wenn ich fortfahre, das Schickſal des geringſten Ihrer Unterthanen für einen Gegenſtand Ihrer hohen Aufmerkſamkeit zu halten. Die Leitung der götlichen Vorſicht führte mich wunderbar und ließ den Fuß der herumirrenden Waiſe nicht gleiten, doch für eine ihrer ſchönſten Segnungen erkenne ich mein Glück, daß ich unter den Augen der huldreichſten Fürſtinn meine Pflicht erfüllen und mein beſcheiden Theil Speiſe und Freude dahin nehmen darf.“

„Du biſt ſo fromm als ſchlau, mein lieber Jony!“ ſagte Sidonie lächelnd, und fuhr mit gereiztem Verlangen ihn parodirend fort; „doch würdeſt Du allerdings meine

Gnade mißbrauchen, wenn Du mich um die Fortſetzung Deiner Erzählung bitten ließeſt. Ich will ſie nun einmal aushören! Du mußt Dich dieſer neugierigen Laune Deiner Fürſtinn ſchon fügen.“

Vielleicht hatte Jony während dieſer unabweiſlichen Aufforderung den vorhin erwähnten Stein des Anſtoßes mit der Kraft des Gedankens aus dem Wege gewälzt, denn er ließ ſeinen Worten wieder freien Lauf, indem er begann: „Ich ſtand auf der Anhöhe ſtill, wo ich vor zwei Jahren in hinſterbender Schwäche lag. Hier legte ich mit Andacht und Wehmuth die Blüthenmumie, welche ich als ein geweihetes Andenken mit mir nahm, zwiſchen die Blätter meiner Bibel, und ſah noch einmal zurück auf das gaſtliche Dach der Wohnung, welcher ich als Flüchtling enteilete. Das Kloſter und die Kirche, mit deſſen ſilberner Gottheit ich, kleiner Wicht, gleichſam einverſtanden geweſen, war noch in düſteres Morgengrau gehüllt; aber die ſingende Lerche zwitſcherte ſchon in der Nähe ziehender Wolken, und mein freier Sinn jubilirte nicht niedriger.“

„Zwar hätte ich Urſache genug zu Kummer und Herzeleid gehabt, wenn ich die Hülfloſigkeit meiner Lage zu erwägen im Stande geweſen wäre; allein ich war ja noch ein Kind, und deßhalb um den zukünftigen Tag unbekümmert. Auch hatte ſich die geprieſene Geſchicklichkeit des Schäfers von Grünhübel an mir unbewährt gelaſſen, und den Gebrechlichen und Verunſtalteten erſetzt Gott nicht ſelten das entbehrte Glück der fehlloſen Geſundheit durch einen fröhlicheren Lebensſinn und genügſames Selbſtgefallen. So wanderte ich ohne Plan, aber im Geleite ſüßer Hoffnungen der aufgehenden Sonne entgegen. Die drückende Hitze des langen Tages und die leichte Obſtkoſt, womit ich mich ſättigte, ließen mich jedoch fühlen, daß meine Kräfte ſolch einer ausdauernden Pilgerſchaft ſchwerlich gewachſen ſein würden; aber das weiche Mooslager, worauf ich dieſe Bedenklichkeit verſchlief, gab mich ſo geſtärkt und munter dem erwachenden Tage zurück, daß ich in der erſten Hälfte deſſelben von keiner Mahnung an mein körperliches Unvermögen beunruhiget ward.“

„Jetzt läuteten ſie Mittag in einem Dorfe, durch welches mich eben mein Weg führte. Es war mir, als ſollte ich mit zu Tiſche gehen; — ein bellender Hunger fiel mich an, ich eilte nach dem Wirthshauſe, geſonnen mir für ein paar Pfennige Eſſen geben zu laſſen. Die taube Wirthinn mochte mich für einen Bettelbuben anſehen und meine Forderung nicht verſtanden haben, denn ſie ſchalt mich einen müßigen Tagedieb und wies mir die Thüre. Eine gutherzige Magd reichte mir hinter dem Rücken der belfernden Frau ein Stück ſchwarzes Brod, worauf bereits der Schimmel wucherte, und gekränkt durch die Abweiſung wie durch die Gabe, verſagte ich ſie anzunehmen und ging ungeſättigt weiter. Doch mein Appetit war gebrochen und der kecke Muth dazu. Ich dachte, wenn nun meine kleine Barſchaft aufgezehrt wäre, was dann aus mir werden ſollte. Mir wurde angſt und bange bei dieſer dringenden Vorſtellung; noch heute, ſo beſchloß ich endlich — wollte ich weiter gehen, dann mich aber um ein paſſendes Dienſtchen bemühen.“

„Als die Sonne ſich neigte, ſah ich ein langes, ſchönes Dorf vor mir ausgebreitet liegen. Das ſtattliche Herrenſchloß blinkte mit ſeinen glänzenden Wetterſtangen und flimmernden Fenſtern von einem Berge herab, an deſſen Fuße die Kirche und das Pfarrhaus aus ſchattigen Bäumen hervorragte. Die Heerden klingelten heimwärts; mir ward ſo weh dabei — die Schafe blökten luſtig aus der erſtickenden Staubwolke heraus, und ich beneidete ſie um den heimiſchen Stall. — Das Bild der ſeligen Mutter trat vor meine zagende Seele. Ach Mutter! ſagte ich ſchmerzlich zu mir ſelbſt, wüßteſt Du doch, wie ſo gar verlaſſen Dein Jonas iſt! Bitte für ihn, jetzt und in der Stunde ſeines Abſterbens! — Dieſe Worte, welche durch die tägliche Gewohnheit, ſie anzuhören, meinem Gedächtniſſe mechaniſch geworden waren, ſprach ich mit bewußter Innigkeit; denn die gute, treue Mutter war meine Heilige, und ich ſo matt und müde, daß ich mich dem Tode nahe fühlte. Ihr Geiſt umſchwebte mich gewiß, denn es ward mir unter häufig fließenden Thränen ſo wohl und leicht, als hätte mich ein Engel getröſtet. Wenn ich nur bis zum Pfarrhauſe käme! ſtrebte ich, und wußte ſelbſt nicht, warum ich das wünſchte. Es war auch wirklich der friedlichſte Wohnſitz, den ich je geſehen. Wie ich die Hinterſeite deſſelben erreicht hatte, ſtand ich ſtill und guckte durch das graue Stacket, welches ein zierliches Gärtchen einhegte. Ein prächtiger Nelkenflor im Prangen aufblühender Schönheit zog meine Augen ſo unwiderſtehlich an, daß ich ſie lange nicht abzuwenden vermochte; vielleicht hatte ich meine bewundernde Freude daran laut geäußert; denn ein alter, freundlicher Mann, der in einer Laube ſaß und ſein Abendbrod verzehrte, winkte mir mit den Worten: Komm herein, kleiner Burſche, und nimm ein Butterbrod!“

„In freudiger Haſt ſuchte ich die Thüre und ſagte: Lieber Herr Paſtor, (ich ſetzte ihn in dem ehrwürdigen Alten voraus,) erlauben Sie mir zuvor, Ihre außerordentlichen Nelken anzuſehen; eher kann ich nicht eſſen, ſo hungrig ich auch bin! Der Paſtor betrachtete mich wohlwollend; meine

Theilnahme an ſeinem unſchuldigen Steckenpferde leiſtete ſeiner natürlichen Herzlichkeit Vorſchub. Während ich meine Schauluſt befriedigte, bemerkte der Paſtor, daß ich ein lerneifriger Schüler der Gartenkunſt ſein müſſe, und fragte mich um mein Herkommen. Da brach ich aufs neue in heiße Thränen aus und erzählte ihm das herbe Geſchick meiner Kindheit, und wie mich heute bei dem Anblicke ſeines Dorfes ein ſo ſchmerzliches Heimweh übermannt, daß ich die heimkehrenden Rinder und Schafe um ihr bergendes Dach beneidet hätte. Der Greis lächelte gerührt und ſprach: Sei ruhig, mein Sohn, und weine nicht! Du ſollſt hinfort nicht wieder die unvernünftigen Thiere glücklicher preiſen, als Dich! — Freilich haſt Du unbeſonnen und undankbar gehandelt, wie ein Landläufer davon zu gehen, und Du hätteſt Dich billiger Weiſe Deiner Pflegemutter entdecken ſollen; aber die Jugend macht gern kühne Sprünge und verſchmäht den ſicheren Mittelweg. Zeige mir doch Deine Bibel, mein kleiner Glaubensheld! Ich zog die entweihete Reliquie hervor, und wies dem Paſtor die Spuren ihres Mißbrauchs nach. Wie er den getrockneten Lindenblüthenzweig aufſchlug, ſchüttelte er ernſthaft das ſilberweiße Haupt und ſagte: Ei, mein Kind, der Katholicismus, obgleich Du ihm entlaufen wollteſt, hatte Dich doch ſchon ein wenig angeſteckt, und Du haſt in Deinem kindiſchen Unverſtande dem Aberglauben und der Abgötterei hülfreiche Hand geleiſtet. Ich weiß es wohl, was Du mir ſagen willſt, Du wollteſt die arme Gärtnerinn beruhigen; aber das war Gottes Sache und nicht die Deinige. Das höchſte Weſen bedarf ſolcher Zurechtweiſung nicht. Siehe, mein Sohn! Jedwedes Menſchenherz iſt ein Tempel, von einer Wunderthäterinn bewohnt. Dies iſt die Hoffnung auf des lieben Gottes weiſe Hülfe in jeder Angſt und Noth. Welche gäbe es, an der ihre himmliſche Kraft ſich unbewährt ließe? auch für die letzte reicht ſie aus: den Tod!“

„Dieſe Worte machten einen ſo tiefen Eindruck auf mich, daß ſie ſich unverwiſcht auf der Tafel meines Gedächtniſſes erhalten haben. Sie brachten Klarheit in meine Vorſtellungen, die von einem geheimnißvollen Dunkel umhüllt worden waren, worin ich Thereſens Erkranken und Sterben zu der Wirkſamkeit der ſilbernen Maria in wunderbare Beziehung geſetzt hatte. Der gute Paſtor erleuchtete demnach vorerſt meinen Geiſt und erquickte ſodann meinen Körper mit Speiſe und Trank. O Gott! es war der glücklichſte Schritt meines Lebens, den ich über die Schwelle ſeines Hauſes ging! — Er nahm mich auf und ſorgte väterlich für mich, und in der Ewigkeit werde ich ihm noch danken, was er an mir gethan.“ —

Jony trocknete ſich die naſſen Augen, — die Fürſtinn ſchwieg bewegt, und nach einer minutenlangen Stille, die das Andenken an jene Edelthat feierte, hob Jony wieder an: „Der verſtorbene Paſtor fand meine Berufsanlagen bald aus, und war zufällig im Stande, ihre Ausbildung mit dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte zu vereinigen, deſſen er mich würdigte.“

„Das Dorf war nebſt mehreren ſchönen Gütern Grundeigenthum des Reichsgrafen Hella, deſſen Gärtner, ein vielgereiſter, braver Mann, den Ruf ſeltener Tüchtigkeit und praktiſcher Erfahrung hatte. Dieſer ſchätzenswerthe Diener war jedoch unglücklicher Weiſe der Gläubiger ſeines Herrn, und deshalb an ein ſehr unfreundliches Dienſtverhältniß gebunden, da die Sorge für ſein kleines Vermögen ihn fürchten ließ, er könne, wenn er die Gelegenheit verlöre, durch tägliche Erinnerungen die rückſtändigen Zinſen zu erpreſſen, ſowohl dieſer verluſtig gehen, als auch ſich der Möglichkeit berauben, das Capital dermaleinſt, wenn beſſere Zeiten kämen — zu erheben. Der Graf war in ſehr zerrütteten Umſtänden und hatte zu ſolch äußerſten Mitteln, wie das iſt, ſeine Untergebenen zu Creditoren zu machen, ſchreiten müſſen, um ſich vor der ihm drohenden Sequeſtration zu retten."

„So war denn der Gärtner an dieſe Herrſchaft und an dieſen Ort gebunden, der ihn für den verhaßten Zwang ſeiner Lage durch einen wunderſchönen Garten, größtentheils das Werk des eigenen Kunſtfleißes, entſchädigte."

„Er hatte einen einzigen Sohn, der" — hier ſtockte Jony wieder und räuſperte ſich verlegen, — „nach dem eigenſinnigen Wunſche des Vaters ſich der Gärtnerei widmen ſollte, für welche er damals keine Neigung zeigte. — Wie das nun ſo geht! Wozu Luſt und Liebe fehlen, werden immerdar der beſten Triebräder mangeln, und ſo machte der arme Burſche dem ſtrengen, väterlichen Lehrherrn nie etwas zu Danke. Die ſchwache Mutter nahm ihren Zärtling in Schutz und rühmte ſeine anderweitigen Anſtelligkeiten, die nur deshalb zwecklos wären, weil des Vaters Starrſinn ihm nicht freie Wahl ſeines Berufes gönnen wolle. Das gab zu täglichem Zank und Streit Anlaß, und das einzige Kind dieſer Eltern war der Störer ihres Ehefriedens."

„Um die Zeit, als der gute Paſtor mich in ſein Haus aufnahm, hatte ihn der Gärtner, den er als einen Ehrenmann ſchätzte und liebte, um eine Lehrſtunde für ſeinen Sohn angeſprochen. Vielleicht war der Gedanke, dem etwas läſſigen, flatterhaften Schüler den Sporn des Wetteifers zu geben, ein bewegender Grund mehr, um den Paſtor zu meiner Aufnahme zu vermögen, wenn anders ſein gütiges Herz einer Berechnung bedurfte, um wohlzuthun. — Latein müßt Ihr lernen, Kinder! ſagte er mit dem Tone der Unwiderlegbarkeit, wenn Ihr nämlich Euch als Gärtner von Denen unterſcheiden wollet, deren Kenntniſſe nicht über das Kartoffelnfeld reichen, was ſie bauen. Die Blumen duften noch einmal ſo ſchön in den Benennungen dieſer claſſiſchen Sprache, die den finſterſten Kopf erhellt und gleichſam darinnen aufräumt. — Mein Schul-Compagnon ſcheuete jedoch dies Licht der Erkenntniß; über mein dunkles Daſein hingegen verbreitete es ſeinen freundlichen Strahl. Das ſoll kein Selbſtruhm ſein, Ew. Hoheit, obgleich es ſo klingt. Ach! die, denen die äußere Welt nichts giebt, müſſen ihr Glück wohl von der inneren fordern! — Mein jugendlicher Gefährte war kerngeſund und von ſchöner, gefälliger Bildung; ihm fehlte zu keinem tollkühnen Wagſtückchen die Kraft; der ſolide Sinn, mit dem ich ſtille, ungefährliche Freuden aufſuchte, war gewiß nur die Folge meiner körperlichen Schwäche, denn ich wuchs täglich mehr zuſammen.“

„Mein guter Paſtor übergab mich ſeinem Freunde, dem Gärtner, zu vorbereitender Aufſicht, und die brennende Begierde, womit ich den neuen Unterricht umfaßte und in Anwendung brachte, erwarb mir die Gunſt deſſelben in einem hohen Grade. Gewiſſermaßen war dieſer glühende Lerneifer die unſchuldige Urſache, daß ihm ſeines Sohnes Unluſt zu der aufgedrungenen Beſchäftigung noch anſchaulicher wurde. Er zürnte ihm, und hätte zur Hälfte mindeſtens — ſich ſelbſt zürnen ſollen; die Gemüther verhärteten ſich gegen einander, und vergebens ermahnte der ehrwürdige Paſtor zum Frieden, zur Liebe.“

„Fünf glückliche Jahre waren mir in dieſem Verhältniſſen dahingeſchwunden, da ſagte der Paſtor eines Tages zu mir: Jony! ich werde für Dich ſorgen. Es iſt mir ſeit einiger Zeit ſo ſonderbar zu Muthe; ich denke, mein Geiſt regt ſich zum Aufſchwunge in die ewigen Hütten. — Da muß ich denn wohl mein Haus beſtellen. Morgen kommt der Juſtitiarius; da will ich mein Teſtament machen. Du biſt ſchwächlich mein Sohn, und Du ſollſt für Fälle der Krankheit und des körperlichen Unvermögens gegen Noth und Mangel geſchützt ſein. Mein Bißchen Habe würde lachenden Erben zufallen; Dein Auge aber, ich weiß es, guter Junge, wird voll Thränen ſtehen, wenn Du meinem Sarge folgſt. Ach! ich ſchluchzte bereits bei der Vorſtellung ſeines Todes, den ich noch fern wünſchte und wähnte, und doch ging die nächſte Morgenſonne ſchon über ſeinem Leichnam auf. — Der Tod hatte ihn im Schlafe berührt, und gewiß in einem ſeligen Traume hinweggenommen, denn ein überirdiſches Lächeln verklärte ſein blaſſes Angeſicht.“

„Jammernd und mit lauter Wehklage warf ich mich vor ſeinem Bette nieder; doch dachte ich kaum daran, daß er für mein zeitliches Glück um einen Tag zu früh verſtorben wäre. Ich fühlte nur ſeinen Verluſt, den des liebreichſten Vaters!“

„So war ich nun zum zweiten Male verwaiſet, doch jetzt weniger verlaſſen als damals, wo die Mutter mich hülflos und frecher Bosheit preisgegeben, in der öden Welt zurückließ.“

„Meine Lehrzeit war bis auf ein Jahr vorüber; ich hatte ihren zwanghaften Druck ſehr wenig empfunden, weil die Erfüllung meiner Pflicht mein größtes Vergnügen war, und ich die Begünſtigung genoß, im Pfarrhauſe zu wohnen, wo ich jede Stunde der Muße zubringen durfte. Damit war es nunmehr vorbei. Die fremden Erben kamen alsbald, und leerten Kiſten und Kaſten aus. Sie ſtritten ſich mit zänkiſcher Rohheit über die Theilung, und Blicke voll Neid und Haß ſagten mir, daß ich hier nun nichts weiter zu ſuchen hätte. Ich zog nach der Beerdigung meines Pflegevaters zum Gärtner, der vor längerer Zeit Wittwer geworden. Er behandelte mich ſehr gut und rückſichtsvoll; aber freilich den weiſen, milden Freund konnte er mir nicht erſetzen. Noch immer dauerte das ungünſtige Verhältniß zwiſchen ihm und ſeinem Sohne fort, wie viele Mühe ich mir auch gab, ein beſſeres Vernehmen zwiſchen Beiden zu vermitteln.“

„So waren wiederum ein paar Jahre vergangen, und jetzt dachte ich ernſtlich daran, mich in der Welt weiter umzuſehen und meine Kenntniſſe durch Reiſen zu vermehren; ein trauriges Ereigniß änderte aber meinen Entſchluß und entſchied mein Loos für immer.“

„Der Reichsgraf war nach einer langen Abweſenheit zurückgekehrt in unſer Dorf, ſeinen ehemaligen Stammſitz, wo ſeine Gemahlinn den Roſenmonat hindurch eine Brunnencur gebrauchen wollte. Sie waren kaum angelangt, da fiel irgend ein Familientag ein, zu deſſen feſtlicher Feier mancherlei Anordnungen getroffen wurden. Unter andern hatte der Graf auch eine Geſellſchaft Kunſtreiter aus der nächſten Stadt heimlich für dieſen Tag nach ſeinem Gute beſchieden, daß ſie die zahlreiche Verſammlung der Gäſte durch ihre bewundernswürdige Geſchicklichkeit ergötzen ſollten. Von dem Augenblicke an, wo ſie mit klingendem Spiel in den weiten Schloßhof zogen, war unſer Fritz, (ſo hieß des Gärtners Sohn,) nicht mehr zu hören und zu ſehen. Er ließ dringende Aufträge des Vaters im Stich und zog bis in die ſinkende Nacht mit dem Trupp umher, deſſen glänzender Aufzug ihn mit Leib und Seele hinnahm, denn er war ein geborner Roßkamm.“

„Des Vaters Zorn kannte keine Gränzen; er mißhandelte den Sohn, als dieſer endlich ſpät heimkehrte, und am folgenden Morgen war Fritz verſchwunden. Ein Kind aus dem Wirthshauſe fragte gegen den Mittag nach dem Gärtner, und als dieſer ganz verſtört herbeikam, ſagte es: ſein Sohn laſſe ihm nur melden, daß er mit den Kunſtreitern gezogen wäre; er wollte lieber den Hals brechen, als ſich gleich einem Hunde prügeln laſſen.“ —

„Der unglückliche Vater ſank bleich und ſtarr auf eine Gartenbank; dieſe Nachricht hatte ihn an der Wurzel ſeines Lebens gefällt. Er mußte zu Bette gebracht werden und der geholte Arzt gab wenig Hoffnung. In tödtlicher Angſt war ich bemüht, einen Boten zu bekommen, der zu Pferde dem Flüchtlinge nacheilte, und ſchrieb mit Bleiſtift ungefähr folgende Worte auf einen Zettel: Fritz! wenn Du Dein Gewiſſen nicht mit dem Morde Deines Vaters belaſten willſt, der ſehr krank darnieder liegt und ſchwerlich aufkommen dürfte, ſo kehre zurück, reuig und bald!“ —

„Ich wachte die Nacht bei dem Fieberkranken; er reichte mir die Hand und ſprach: Du biſt mein Sohn und mein Erbe! — Ich beſchwor ihn mit Thränen, ſich nicht zu übereilen und eine jugendliche Unbeſonnenheit nicht allzuhart zu ſtrafen — er aber hieß mich davon ſchweigen, wenn ich ſeinen Tod nicht beſchleunigen wolle. Am folgenden Morgen gab er mir einen Auftrag, der mich für mehrere Stunden entfernte. Wie ich zurückkehre, begegnete mir der Schulze des Dorfes im Geleite einiger Gerichtsmänner; die bange Ahnung durchzuckte mich, daß der Gärtner ſein hartes Verſprechen bereits erfüllt und ſeinen letzten Willen in dieſer fürchterlichen Aufregung gemacht hätte. In der Stille der nächſten Nacht vernahm ich den raſchen Tritt eines Pferdes. Es war Muſik in meinen Ohren! Es klopft an der Hausthür, und wie ich ſie zu öffnen eile, ſtehet Fritz mit Schweiß und Staub bedeckt vor mir. Mein Briefchen hatte gewirkt; er war wohl wild, aber nicht böſe, und eines ſolchen Ausgangs ſeines unbeſonnenen Streiches nicht vermuthend geweſen.“ —

„Der ſtörriſche Sinn des Gärtners ſträubte ſich zwar die erflehete Verzeihung zu gewähren; aber das Vaterherz ſiegte dennoch, und am ſiebenten Tage ſtarb er mit verſöhnter Liebe. — Fritz war außer ſich. Ich ſuchte ihn ſo viel als möglich zu tröſten; allein, er war für kein beruhigendes Zureden empfänglich. Er vernahm endlich, daß ihn der Verſtorbene enterbt und mich an Kindesſtatt bedacht hätte. Ich begegnete dem bittern Gefühl, welches dieſe Erfahrung in ihm erregte, indem ich ſagte: Dein Vater, lieber Fritz, wollte ſich den entflohenen Sohn erſetzen; ich aber habe keinen Theil daran, daß er in zorniger, krankhafter Haſt dieſe Geſinnung gerichtlich bekräftigte. Wir wollen Brüder ſein, und uns als ſolche vertragen! Das wird den abgeſchiedenen Geiſt des Vaters noch erfreuen. Ich würde es nicht um Dich verdient haben, daß Du mir zutraueteſt ich könnte auch unter dem Scheine des Rechten einen Raub an Deinem Eigenthume begehen; behalte was Dein iſt, und Gott ſegne es Dir! — Fritz fiel mir gerührt um den Hals und antwortete: So wollen wir wenigſtens brüderlich mit einander theilen. — Ich bleibe bei der Gärtnerei und bringe dadurch der Aſche des ermordeten Vaters das ſchwerſte Sühnopfer.“

„Und ich bleibe bei Dir, verſprach ich ihm, und will

Dich nach Kräften vertreten und Dir die Bußübung nach Möglichkeit zu erleichtern ſuchen!“ —

Die Damen der Fürſtinn zeigten ſich in der Ferne; beſorgt um das lange Ausbleiben derſelben, kamen ſie, die erlauchte Frau aufzuſuchen. Sidonie winkte ihnen und fragte in leiſer Spannung: „Und haſt Du Wort gehalten, Jony?“

„Ich habe Wort gehalten, Ew. Hoheit!“ erwiederte das Gärtnermännchen, und ſein Auge leuchtete bei dieſer Verſicherung in ſtiller Zufriedenheit. Die Fürſtinn neigte das Haupt mit huldreicher Anmuth und ſprach: „Rechne auf Deine Fürſtinn, Jony, wenn Andere Dir ihre Zuſagen minder gewiſſenhaft erfüllen ſollten.“ — Damit verließ ſie den betroffenen Jony, der jetzt wie aus einem ſüßen Traume erwachte und der herrlichen Erſcheinung nachſah, die ſein harmloſer Geſang herbeigelockt hatte und welcher ſein begeiſterter Schönheitsſinn jetzt hochentzückt den Liebreiz und die Engelsgüte der Himmliſchen zugeſtand.

Auf das weiche, empfängliche Gemüth der jungen Fürſtinn hatte dieſe einfache Erzählung einen tiefen Eindruck gemacht. Sie hätte viel darum gegeben, wenn ſie die angeregten Empfindungen in einſamer Stille hätte verarbeiten können; aber der flache, ermüdende Converſationston, in den ſie jetzt einſtimmen mußte, beläſtigte ſie anſtrengend, und der Gewinn naheliegender Reflexionen blieb einer gelegeneren Stunde vorbehalten.

„Welch ein edler Menſch iſt dieſer Jony!“ ſagte ſie in ſolch einem ruhigen Verkehr ihrer Gedanken zu ſich ſelbſt, „welch eine poetiſche Natur! Des Denkens Seele, die ſie in ſich trug, ward, ſo wie des Lavendels zarter Geiſt, durch eine wunderbare Selbſtausſtrömung getrübt und unſichtbar. —

Dieſe Stelle, welche die Fürſtinn jüngſt geleſen, fiel ihr ein, da dies trübſelige Schickſal ihr noch lange vorſchwebte. Doch wie wunderbar und geheimnißvoll wählt der Gedanke oft ſein Bild! — Trotz ſeiner kleinen, unanſehnlichen Geſtalt, dachte die Fürſtinn, ſtehet dieſer Aermſte rieſenhoch über dem prahleriſchen Hofgärtner, den ich nie leiden konnte, und der unzweifelhaft kein Anderer, als jener wilde Fritz iſt. — Mit beſcheidenem Edelmuthe würde er mir die Beſtätigung dieſer Vermuthung verſchwiegen haben, wenn meine Endfrage ſie ihm nicht gewaltſam entriſſen hätte. In ſtiller Anſpruchsloſigkeit verſieht er alle Functionen ſeines ſogenannten Vetters, wird vielleicht kärglich genug abgefunden, während dieſer ſich in Scheinverdienſt vor meinem Gemahle brüſtet und Lob und Lohn, die einem Anderen gebühren, ſchamlos hinnimmt. Es bedarf keines weiteren Zeugniſſes für den Unwerth des Mannes, der ſolch einer ſchreienden Ungerechtigkeit fähig iſt. — Und ſollte Jony's reine Tugend ohne öffentliche Anerkennung bleiben und jener Heuchler fernerhin von geſtohlenen Früchten ſchwelgen? Nein! Jedem werde ſein Recht! Nur muß ich eine ſchickliche Gelegenheit für den Vortrag dieſes Wunſches bei dem Fürſten abwarten, der den Hofgärtner ſehr zu begünſtigen ſcheint.“ —

Die edle Sidonie vergaß über der Erinnerung an Jony's Geſchichte faſt ihren eigenen Kummer, mindeſtens fand ſie Beziehungen darin, die ihr tröſtlich waren. Jene leichtfertige Thereſe hatte in ihrer verführeriſchen Schlauheit und gröblichen Verſündigung an heiligen Vorrechten ſehr viele Vergleichungspunkte mit Madame Douſſart, und der wunderbare Untergang derſelben ſprach gleichſam ein prophetiſches Urtheil über das Ende eines Verhältniſſes aus, das mit geheimer, bitterer Sorge an ihrem Herzen nagte.

Die Glaubensfreudigkeit der Gärtnerinn, womit ſie den heißen Schmerz der Untreue bekämpfte und ſich die Stärke errang, als Siegerinn glühende Kohlen auf das Haupt ihrer Feindinn zu ſammeln, entzündete in der ſchwärmeriſchen Fürſtinn den Trieb, dieſem Beiſpiele zu folgen und mit Entäußerung aller klügelnden Beſchlüſſe eine für ſie glückliche Wendung der Dinge von der höheren Leitung einer vergeltenden Gottheit zu erwarten. In dieſer gänzlichen Verzichtleiſtung auf alles eigene Vermögen, in dieſer vertrauensvollen Hingebung fand Sidonie ihren verlorenen Muth wieder. „Ja," ſetzte ſie ihr einſames Selbſtgeſpräch fort: „Glaube! Liebe! Hoffnung! dieſe Drei! Sie verſetzen Berge, heilen alle Wunden der Seele, erſtarken die Schwachen und richten den Gebeugten auf! — Ihre unbemerkten Wunder gehen von dem ſtillen Tempel des Herzens aus. Nur leiten Weltſinn und Leidenſchaft die, welche ſich nach Hülfe ſehnen und ſie ſuchen, oft irre, daß ſie die Stätte des Heils nicht finden. — So will ich denn an dieſem inneren Altare ſo lange verweilen, daß ich Weihe und Segen davon hinwegnehmen kann!"

Die Fürſtinn faltete andächtig die Hände: über ihrem Haupte rauſchten die ehrwürdigen Linden, und es war ihr, als ob in jeder fallenden Blüthe ein verheißendes Gnadenzeichen auf ſie herabſänke.

Beinahe ein Jahr war ſeitdem vergangen, in welcher Zeit der Fürſt, ungereizt durch irgend einen Widerſtand, ſeiner wüſten Neigung für Madame Touſſart nachgelebt hatte, und jetzt ſchon ſeit Monaten jene leiſe Sättigung in ihrem

[illegible]

[illegible]

ſeinem erlauchten Herrn, und mit verſtärktem Widerwillen hatte die Gemahlinn deſſelben ausgefunden, wodurch er ſich dieſer hohen Gunſt verſicherte. Schon vor der Vermählung des Fürſten war der Hofgärtner ſein vertrauter Gehülfe bei manchem verliebten Abenteuer geweſen, und noch heutigen Tages überflügelte ſein geſchäftiger Dienſteifer die Befehle des Fürſten, wenn es darauf ankam, eine leiſe Galanterie zu unterſtützen und überhaupt etwas zu unternehmen, was den Leckmaul der Luſt berührte.

Auch Madame Douſſart kannte und ſchätzte dieſe gefällige Eigenſchaft an dem Gärtner. Er verſorgte täglich ihre Toilette mit einer Ueberfülle der ſchönſten Blumen, und ihre Lüſternheit hatte längſt die edelſten Erzeugniſſe der Frühbeete und Treibhäuſer ausgekoſtet, wenn dieſe erſt auf der fürſtlichen Tafel erſchienen. Dafür belobte nun Madame Douſſart den heimlichen Lieferanten bei jeder Gelegenheit gegen ſeinen Gebieter, und ermahnte dieſen, ein Subject von ſolch umfaſſender Tauglichkeit auch mit verdienter Gunſt zu würdigen. —

So ſchöne Blumen, verſicherte ſie dem Fürſten, ſo köſtliche Früchte, als welche im Umkreiſe des Burggartens reiften, könne nur das Paradies erzeugt haben, und es ſcheine beinahe, als ob ſie, wie dort, ohne Pflege und Kunſt aufwüchſen, da der Gärtner, wie ſie ſehr wohl wiſſe — doch einen großen Theil ſeiner Zeit anderweitig beſchäftigt wäre, und einen zweiten ſeinem Vergnügen widme. Ein ſo außerordentliches Genie in ſeiner Art, welches ſolch einen geringen Aufwand von Selbſtthätigkeit und ſo weniger Aufſicht über ſeine Untergebenen bedürfe, um die erſtaunlichſten Wirkungen hervorzubringen, müſſe auch in Betreff ſeiner

Schätzung nicht nach gemeinem Maßſtabe gemeſſen werden und ausgezeichneter Begünſtigungen genießen.

Der Fürſt ließ ſich durch dieſe ſüße Gnade zu etwas mehr Aufmerkſamkeit für die Leiſtungen ſeines Hofgärtners herab, die er bisher nur in anderer Beziehung kennen gelernt hatte. Er fand überall die bewundernswürdigſte Ordnung, ſchöpferiſchen Fleiß und eine weiſe, ſorgfältige Benutzung aller natürlichen Vortheile neben einem ſo reinen, einfachen Geſchmack in den Anlagen, daß er den Kopf darüber ſchüttelte, wie dieſe ſeltnen Eigenſchaften mit der lockerſten Leichtfertigkeit — von dieſer konnte auch das nachſichtigſte Urtheil den Gärtner nicht freiſprechen — vereinigt ſein können.

Wenn die Geſinnung der Fürſtin Leichtſinn und Pflichtvergeſſenheit überhaupt verachtete und die hölliſche Geſchäftigkeit der Kuppler und Sündendiener mit glühendem Abſcheu zu den haſſenswertheſten Fehlern zählte, ſo mußte ihr der erkannte Hofgärtner um ſo widriger ſein, als er dieſe gehäſſige Rolle bei ihrem Gemahl ſpielte, und die Blößen der erſtgenannten Flecken mit Jony's beſcheidenem Verdienſt bedeckte. Ihr gereiztes weibliches Gefühl verſchmolz mit Regungen des Mitleids und Wohlwollens für den kleinen, genügſamen Mann, und daß er anerkannt und für unbemerkte Opfer belohnt, der Hofgärtner aber entlarvt würde, hatte ſie, um mit Odyſſeus zu reden — in ihrer erhabenen Seele beſchloſſen.

Die Linden blüheten wieder, da befand Sidonie ſich eines Tages im Burggarten. Ihre Damen kannten die Neigung der Fürſtin, die ſchöne Natur einſam und in ſtiller Beſchaulichkeit zu genießen, und ſie ſchmeichelten dieſem Hange, indem ſie ſich gewöhnlich zurückzogen, wenn ſie die Fürſtin aus ihrer Mitte bekannten Lieblingsplätzen derſelben zueilen ſahen. So auch heute. Sidonie ſaß in einem von Akazien gebildeten, dichtbeſchatteten Rund; die glänzenden Schatten der leichtbewegten Blätter ſpielten auf ihren Wangen, deren zartes Pfirſichroth eine innere Bewegung erhöhete. Das tiefe Nachſinnen, worin ſie verſenkt ſchien, ließ ſie kaum auf etwas außer ſich achten.

Jony, eben ſo wenig die Nähe ſeiner hohen Gönnerinn ahnend, als von der Fürſtinn bemerkt, arbeitete an einem rieſigen Blumenkorbe, der in der blendenden Fülle und Pracht ſeiner Farben, das eintönige Grün eines Wieſenſtückes anmuthig unterbrach.

Da knarrten die Angeln einer Thür, welche durch einen Seitenausgang des Gartens auf die offene Straße führte; zwei weibliche Geſtalten kamen in leiſem Geplauder den Gang herauf, und ſtanden dann nicht weit von Jony ſtill, deſſen ſorgliche Hand die duftende Flora ſeiner Pflege von ſchädlichem Gewürm und jedem entſtellenden Blättchen reinigte. Jony erhob den Blick und ließ ihn ſchnell wieder fallen; denn die ihm wohlbekannte eine dieſer Damen dünkte ihm der ſchicklichen Begrüßung nicht werth. Dieſe aber heftete die blitzenden Augen auf einen offenen Fenſterflügel des Schloſſes, den die Sonne zu einem Brennſpiegel machte, und raunte ihrer Geſellſchafterinn im flüchtigſten Franzöſiſch zu: „Er iſt da! Das Fenſter ſtehet offen!“ Das Zeichen täuſchte indeß, welches ſonſt gewöhnlich auf die Anweſenheit des Fürſten ſchließen ließ; doch Madame Douſſart, denn ſie war es, blieb nicht lange verlegen in der Wahl desjenigen, wodurch ſie dem Fürſten die ihrige bemerklich machen wollte.

Nur ein paar kurze Minuten folgten jener verkündenden Wahrnehmung, da erhob ſie den klangreichen Zauberton ihrer Stimme unter einem lieblichen Dämpfer und ſang: „Guten Tag, Herr Gärtnersmann! Haben Sie Lavendel? Rosmarin und Thymian und ein wenig Quendel?“

Jony entfärbte ſich; aber ſein angeregter Tonſinn milderte den aufwallenden Zorn über die Dreiſtigkeit der ſchamloſen Douſſart, hier und ſo ihre Gegenwart dem Ohre des fürſtlichen Herrn zu verkünden — und nach einer kleinen Pauſe antwortete er ihr in derſelben Sangweiſe: „Alles ſteht zu Dienſt, Madam! Auch ein wenig Händel; — Wer hier was zu ſuchen kam, ging am kürzern Bändel!“

„Bei Gott! das iſt naiv!“ rief die Douſſart, eben ſo betroffen als ergötzt; doch im Nu ſtürzte der Hofgärtner, der gelauſcht hatte, hervor und ſchlug in beſinnungsloſer Wuth mit den Worten: „Du ungeſchliffener Burſche! Ich werde Dich lehren, gegen Leute unverſchämt ſein, denen Du Reſpect ſchuldig biſt!“ mit ſeiner ſtarken Fauſt den armen Jony ſo heftig in das Geſicht, daß ihm ein Strom von Blut aus Mund und Naſe quoll und in warmen Tropfen auf die Lilien herabrann, über welche er ſich gebeugt hatte, um der erlittenen Mißhandlung auszuweichen. Die Damen verſchwanden mit einem Schrei des Schreckens; ein zufälliger Seitenblick entfernte blitzſchnell auch den Hofgärtner, denn die Fürſtinn erſchien in ernſter Hoheit unter den Akazien und fragte herantretend: „Du bluteſt, Jony?“ Dieſer vermochte nicht zu antworten; ein ſchmerzlicher Blick erflehete ſich Verzeihung für dies Unvermögen. „Der rohe Elende! Der Undankbare!“ fuhr ſie empört fort, „ſein Maß iſt voll — dieſe Tropfen“ (ſie deutete auf die Blutſpuren) „machen es überfließen. Sei gutes Muthes, Jony! Ich bin Deine gnädige Fürſtinn; davon wirſt Du Dich ſehr bald überzeugen!“ —

Der Balſam dieſer Verſicherung ſtärkte den betäubten Jony; er eilte nach Sidoniens Abgange von dieſer Blumenſtelle hinweg, die ſein unſchuldiges Blut eingeſogen hatte.

Der folgende Morgen beſtrahlte das Lebensfeſt der jungen Fürſtinn. Ein glänzender Hoftag ſollte es feiern; und wenn Sidoniens Neigung für die Stille, ihr Geſchmack an einfachen Freuden ſich nur aus Achtung gegen den Willen des Fürſten dieſer Forderung fügte, ſo wollte ſie wenigſtens den darin entbehrten Genuß einer Stunde, die ſie auf ihre Weiſe beging, verdanken. So hatte ſie ihren Gemahl um eine zeugenloſe Unterredung für dieſen Morgen erſucht, und Georg ſich ſeitdem fragend zerquält, was wohl der Gegenſtand dieſer geheimen Conferenz ſein könne. — Ein innerer Beſcheid auf dieſe Frage ließ ihn nicht ohne beklommene Erwartung dem nahen Aufſchluſſe entgegengeben.

Der Fürſt fand ſeine Gemahlinn im Anſchauen der ſchimmernden Gaben, die ſeine generöſe Aufmerkſamkeit ihr heute dargebracht hatte. Sie dankte ihm mit einer zärtlichen Umarmung und ſagte dann mit zitternder Stimme: „Auch ich habe ein Geſchenk für Dich, mein Georg! Und Dir die Zuſicherung davon für dieſen Tag aufgeſpart. Unſere oft getäuſchte Hoffnung iſt nun erfüllt; ich bin Mutter — es iſt gewiß. Geſund und im Gefühle meines Glückes ſtark und muthig, bin ich getroſt die Mühen und Gefahren meines Segenſtandes und einſt die gefürchtete Stunde unter Gottes Beiſtande zu überſtehen, welche Deine ſehnlichen

Wünſche krönen, und Dich mit einem Erben erfreuen möge!“

Der Fürſt war erblaßt; er machte eine Bewegung als wolle er das Knie beugen vor der geliebten Geſtalt, die hehr und mild ihm in der Glorie der Mutterwürde erſchien.

Er preßte Sidoniens Hand auf ſein hochſchlagendes Herz und erwiederte: „O meine Sidonie, wie beſeligeſt Du mich durch dieſe Eröffnung! Ich verehre Dich — und — bei dem Allwiſſenden! ich liebe Dich auch mit inniger Zärtlichkeit, und ewig, wie die Schönheit Deiner Seele, wird meine Liebe ſein!“

Dieſer Augenblick entrückte Sidonien der Erde; ſelige Thränen drangen aus ihren Augen, ſie lächelte den Gemahl engelhaft an und ſagte von Wonne bedrängt, indem ſie ſich an ſeine Bruſt ſchmiegte: „Nun, wenn es ſo zwiſchen uns iſt, mein Georg, ſo wird mir die zwiefache Bitte nicht ſchwer, welche ich Dir vorzutragen habe; denn ich darf die Gewährung von Dir, dem väterlichen Fürſten, dem liebenden Gatten, zuverſichtlich hoffen!“

Der Fürſt lauſchte der Folge des Vortrags; ſanft zog Sidonie ihn auf den Divan an ihre Seite nieder und begann nun mit gehaltenerem Tone: „Du hältſt etwas auf Deinen Hofgärtner;“ (hier erröthete der Fürſt, und ließ den leuchtenden Blick in das ſchillernde Gewäſſer des violetten Mohrs ſinken, womit der Divan überzogen war) „und ich finde es ſehr erklärlich, daß ſeine angenehme Perſönlichkeit, ſeine anſtändigen Manieren — und vor Allem, was Du für ſein Werk hielteſt, Dich für ihn eingenommen haben. — Aber, mein Gemahl, er iſt dieſes günſtigen Vorurtheils unwerth und behauptet ſeinen Standpunkt nur durch die Kraft ſeines ſogenannten Vetters, den er für dieſe Selbſtverleugnung und ſeltene Opferwilligkeit mit Füßen tritt. Die rührendſte Erkenntlichkeit und der ſchnödeſte Undank ſtehen hier einander gegenüber, und ich darf wohl nicht zweifeln, ob ein Regent, wie mein Georg, dieſen ſtillen Frevel, dieſe gröbliche Sünde gegen das höhere Geſetz der ſittlichen Gerechtigkeit länger dulden und ſein ehrenvolles Vertrauen ferner zum Spiel heuchleriſcher Liſt mißbrauchen laſſen werde.“ —

Hierauf gab die edle Sidonie ihrem Gemahl einen Auszug aus Jony's Geſchichte, und ſchloß mit zarter Schonung die erſten Erfahrungen deſſelben im Kloſter zur Heil'gen Linde von dieſer Mittheilung aus, indem ſie ſich auf die Entwickelung der Beziehungen beſchränkte, welche ihn bis heute dem Hofgärtner verknüpft hatten.

Der Fürſt entbrannte in edlem Unwillen, und ſeine Gemahlinn dadurch ermuthigt, fuhr fort: „Meine zweite Bitte ſchließt ſich nun der erſten an; daß Du, mein theuerſter Georg, dieſen Uebelſtand mit vorwaltender Gnade berichtigen mögeſt; denn mein Wiegenfeſt ſoll nicht der Denktag des Unglücks, wenn auch für einen Schuldigen — werden. So höre denn: Deine Humanität — hat den Künſtlern unſerer Bühne den Genuß des Burggartens bewilligt; eine Vergünſtigung, welche wohl nur durch Deine Vorausſetzung bedingt iſt, ſie würden ſich ſtets der Rückſicht gemäß betragen, welche ſie dieſem Orte ſchuldig wären; denn nicht leicht iſt es zu glauben, es ſei die Meinung des edlen Georgs, die Fürſtinn innerhalb dieſer umſchließenden Mauern dem rohen Muthwillen dieſer Menſchen auszuſetzen. Doch ſo iſt geſchehen, mein Gemahl, und ich bitte Dich um Genugthuung für mein verletztes Vorrecht, wenigſtens hier,“ (dies Wort ward mit einem ſtärkeren Beben der Stimme betont) „frei von Aergerniß und dem Anblicke ihrer kecken Anmaßung zu bleiben. Der Burgfrieden ſollte doch heilig geſchützt ſein gegen Kämpfe, welche ſchärfer verwunden können, als eine entblößte Klinge! — Höre, mein Gemahl, was mich empört hat! — Geſtern ſitze ich unter den Akazien und leſe; da kommt Madame Douſſart" (bei dieſem Namen, von dieſen Lippen genannt, ſchlug abermals ein Flammenroth in dem Geſichte des ſchuldbewußten Fürſten auf) „mit einer Actrice dem Anzuge und Anſtande nach — durch die Seitenthür. Sie bleiben in der Nähe des kleinen Jony ſtehen, der in ſtiller Emſigkeit ſeines Berufes wartet. Madame Douſſart nimmt ſich die Freiheit, hier ihr Talent geltend zu machen und, indem ſie den fürſtlichen Garten mit dem offenen Platze vor einem Wirthshauſe verwechſelt, wo Jeder ſeiner Laune den Zügel ſchießen läßt — ſingt ſie mit heller Stimme, in den Weiſen der Bänkelſänger, dem Fleißigen eine neckende Anfrage zu. Jony, der die Unſchicklichkeit dieſes Benehmens fühlen mochte, dabei ein angenehmer Tenoriſt und guter Kopf iſt, antwortet der Dame in einem artigen Impromptu, in gleicher Ton- und Versart abgefaßt, worin er ihr mehr komiſch als beleidigend zu verſtehen giebt, daß dergleichen Dreiſtigkeit hier nicht ſtatthaft ſei und ſich ſo zu dem Anwalt des gekränkten Reſpects gegen ſeine Herrſchaft und ihre Umgebungen aufwirft." Dafür nun mißhandelt der herbeieilende Hofgärtner ſeinen brüderlichen Wohlthäter ſo unbarmherzig, daß der arme Jony bleich und blutend, gleich einem Opferbilde, über ſeinen Blumen ſchwankte, als ich, eine ſtille, ungeſehene Zeuginn dieſes Vorfalls, näher trat. Der Auftritt hatte mich im Innerſten angegriffen! — Du, mein Georg, wirſt dieſe unverdiente Schmach zu vergüten und zu rächen wiſſen, und mich für die Zukunft der Möglichkeit überheben, durch eine ähnliche Scene beunruhigt zu werden. O mein Gemahl!“ fuhr die Fürſtinn mit ſteigender Empfindung fort, laß mich hinführo des ſchönen Gartens ungekränkt genießen, und Deine Liebe gönne mir dies Aſyl in ungeſtörtem Beſitz, wo die Freude an Gottes herrlicher Schöpfung und der Friede der Natur die Wunden heilen, welche die Kunſt, — denn es giebt auch böſe, verderbliche Künſte, und die Sünde iſt ihre Lehrmeiſterinn! meinem Herzen geſchlagen.“ —

Zum erſtenmale hatte Sidonie in der Wärme ihrer Darſtellung, in der glücklichen Selbſtvergeſſenheit, welche der Gedanke geliebt zu ſein, über ſie gebracht, eine Anſpielung auf ihres Gemahls Verhältniß zu der gefährlichen Douſſart gewagt, und nach dem feinen Tacte ihres Geſchlechts den Augenblick dazu ſehr gut gewählt. Der Fürſt ſtaunte die glühende Frau an; er fühlte ſich von dieſem Beweiſe ihrer Weiblichkeit angeſprochen und geſchmeichelt, — denn die Zeit war vorüber, wo Regungen der Eiferſucht für Madame Douſſart entſchieden hätten; und Sidonie hatte ſich durch die edelſte Selbſtüberwindung das Recht erworben, die gereifte Frucht ihres Schweigens und Duldens zu brechen. Sie blickte ihm mit feuchten, liebeflehenden Augen tief in die Seele und ſprach in abſetzenden Worten: „Ach! ich hätte noch mehr zu wünſchen — Größeres zu bitten — allein ich will dem Herzen meines Georgs nicht vorgreifen — und es des Bewußtſeins nicht berauben, aus eigenem Antriebe das Beſte gewollt und als Sieger über den furchtbaren Wahn der Sinne, ſich einen Lorbeer errungen zu haben, der auch ein Fürſtenhaupt ſchöner ſchmückt, als alle Diademe der Welt!“ —

Der Fürſt ward durch dieſe Rede ſehr bewegt. Er umfing die Geſegnete, küßte den holden Mund, welcher ihm ſo eindringlich zugeſprochen, und verbarg ſeine Rührung hinter der ſchmeichelnden Erwiederung: „Die ſchönſte Krone iſt ſchon errungen; ich beſitze ſie in Dir, meine Sidonie!“

Der dienſtthuende Kammerherr, welcher dem Fürſten eine dringende Meldung überbrachte, ſtörte und beendigte damit dies eheliche Zwiegeſpräch. Sidonie überließ ſich noch einem kurzen Nachgenuſſe dieſer wonnigen Stunde und der noch ſüßeren Hoffnung, daß ſie von entſcheidenden und beglückenden Folgen ſein werde.

Tages darauf liefen zwei für den geſammten Hofſtaat gleich wichtige, intereſſante Neuigkeiten von Ohr zu Ohr; eine ſo unglaublich wie die andere. Madame Douſſart ſolle geſtern mit der Theater-Direction in Uneinigkeit gerathen und mit gewaltſamer Auflöſung aller bindenden Verträge, bei Nacht und Nebel, mit Sack und Pack, auf und davon gefahren ſein, um nimmer wiederzukehren; dann: der vielgeltende Hofgärtner ſei in höchſte Ungnade gefallen, ſeines Amtes entſetzt, und der kleine Jony, der, man wiſſe nicht warum, bei der Fürſtinn einen großen Stein im Brette habe — an ſeine Stelle gekommen. Und ſo war es auch. Auf Sidoniens milde Fürbitte, und durch gewiſſe Rückſichten beſtimmt, welche der Fürſt zu nehmen hatte, ward der abgeſetzte Hofgärtner anderweitig angeſtellt. Ein ehemaliges, in Verfall gekommenes Jagdſchloß, das jetzt zu einer fürſtlichen Stuterei benutzt wurde, reiche Forſten und einen verwilderten Park beſaß, bedurfte eines Aufſehers, und Jony's rüder Vetter war wie zu dieſem Poſten geſchaffen. Er intereſſirte ſich lebhaft, wie wir bereits durch Jony erfahren haben, für die edle Pferdezucht, und war im Stande, in Nothfällen den Stallmeiſter zu vertreten. Und wann die

Herbſtzeit die Schützen der Umgegend in den öden Sälen des düſteren Schloſſes zu einer kräftigen Collation verſammelte und der fürſtliche Oberförſter den Zug der Waidmänner ſodann zu einer Hauptjagd anführte, ſchloß er, als ein tüchtiger Nimrod, ſich ihrem Gefolge an und erwarb ſich nicht ſelten den Ruhm des blutigen Tages; was endlich ſeine Wiſſenſchaft als Gärtner anbelangte, ſo reichte ſie gerade zu einer läſſigen Unterſtützung dieſer wildſchönen Natur aus.

Die böſe Welt flüſterte ſich zwar zu, der Fürſt habe ſchlau gehandelt, indem er ſeinen ſcheinbar aufgegebenen Günſtling dorthin exilirt, da das Jagdſchloß ein geeigneter Verſteck für ſcheue Freuden ſei; — wir aber, liebe Leſer, gehören nicht zur böſen Welt, wollen daher dieſer argen Vermuthung keinen Raum geben, ſondern der erneueten Geſinnung des guten Fürſten beſſere Motive zutrauen, die der Verſorgung des Hofgärtners, welche doch eine halbe Verbannung war, zum Grunde lagen.

Der glückliche Jony rollte indeß in einem bequemen Lohnwagen über Berg und Thal. Er hatte ſich von der Gunſt ſeiner fürſtlichen Herrſchaft einen kurzen Urlaub erbeten, den er als Weihe für ſein angetretenes Amt zu einem wehmüthigen Erinnerungsfeſte benutzen wollte. Nach dem Kloſter, wo die ſilberne Marie den Gläubigen Gnaden ſpendete, an das Dorf, wo der gute Paſtor, wie ein treuer Hirte in der Mitte ſeiner Schäflein, den Schlaf des Friedens ſchlief, und an der Mutter eingeſunkenes Grab ſtrebte ſein ſehnſüchtiges Verlangen.

Ein leuchtender Abend verklärte die klöſterliche Landſchaft, die er von der Höhe des Berges betrachtete, worauf er einſt ſeiner Laſt im ohnmächtigen Hinſterben erlegen war. Er ſtieg aus, ließ den Wagen leer abwärts fahren und ging, vom Geiſte der Vergangenheit beſchlichen, langſam hinab. Jetzt fing die Glocke vom Kirchthurme zu tönen an; die trauten, wohlbekannten Klänge verhallten in der weichen Luft und drangen tief in ſeine Seele.

Da ſtand die Gartenbank noch — Alles war unverändert. Er ſetzte ſich darauf und dachte an Thereſen, wie ſie damals ein Bild der üppigſten Geſundheit, hier mit Harfenſpiel und Geſang für ihn und ſich Aufnahme erfleht und gefunden hatte. „Ihre Stimme,“ ſagte er in ſinnendem Selbſtvergeſſen und verloren in dem Traum der verſchwundenen Tage, laut, „iſt längſt verſtummt; die meinige aber kann Gott noch preiſen, der mich ſo wunderbar geführt und aus tiefer Armuth und Niedrigkeit erhoben hat zu Fülle und Ehre. Ja, ich wäre nicht werth ſeiner Barmherzigkeit, wollte ich hier nicht bekennen, wo ich einſt verlaſſen und verwaiſet nach Hülfe ſchmachtete, der Herr hat Großes an mir gethan! Sein heiliger Name ſei gelobt!“

Jetzt öffnete ſich die Thür; die Gärtnerinn trat heraus und hielt ihr Auge forſchend auf dem kleinen Männchen feſt, das hier auf dieſer Pilgerruhe, in der Andacht glühendem Dank, dem Höchſten Preis und Ehre gab. Der Fremde ſchien ihr ſo bekannt — aber Jony kam ihrem Nachſinnen zuvor, er fiel ihr um den Hals und weinte vor Freuden. Auch die Gärtnerinn war hochvergnügt, ihren ehemaligen Schützling wiederzuſehen, deſſen Verſchwinden ihr ſo vielen Kummer gemacht, und von dem ſie nie etwas hatte erfahren können. Sie nahm mütterlichen Theil an ſeinem gegenwärtigen

Glück, obgleich ihr Auge mit Wehmuth auf ſeiner Geſtalt verweilte, welche die Folgen jenes Schadens, deſſen Heilung ſie gehofft und bezweckt hatte, verſichtbarte. Seit Jahr und Tagen war ſie Wittwe, und ihre Tochter eine blühende Jungfrau, nunmehr die frohe Braut von dem Nachfolger ihres Vaters. Wie freuete ſich Clara! Sie küßte Angeſichts ihres Verlobten den Gaſt wie eine leibliche Schweſter und nannte ihn ihren lieben Jony.

Nur einen Tag konnte Jony an dieſem heimathlichen Orte zubringen; doch dieſer Tag war reich an Genuß. Er beſuchte jedes werthe Plätzchen, auch die Denkſtellen erduldeten Ungemachs; denn die Zeit verſüßt den herben Schmerz und mildert ihn zu einem lieblichen Labewein für das Andenken. So hatte er auf der Gartenbank geſeſſen; ſo ſtand er in der Laube, wo er einſt für die Bibel geblutet, die noch immer ſein heiligſtes Beſitzthum war. Auch das ſilberne Wunderbild mußte er wiederſehen, und ſein Gefühl beſeelte die ſtarre Regungsloſigkeit deſſelben. Spät am Abend noch ſuchte er die unbetretene Spur zu Thereſens Grabe; die Diſtel wucherte darauf. „Arme Thereſe! Dein Grab iſt wüſte, wie Dein Leben es war!“ ſagte er mitleidig und ſchlich traurig hinweg.

Als er ſich am folgenden Morgen zum Aufbruch und Abſchied anſchickte, ergriff er Clärchens Hand und ſprach: „Den Brautkranz, mein Schweſterchen, erhältſt Du von mir; und ich wage zu behaupten, daß ſchönere Myrthen, als welche in Deinen Locken prangen ſollen, kein Gärtner gezogen habe.“ Er beſchloß im Geiſte, dem verheißenen Kranze ein artiges Hochzeitsgeſchenk für ſeine bräutliche Freundinn beizufügen. Dann ladete er mit dringender Herzlichkeit die kleine Familie zu einem Beſuche bei ſich ein. „Es iſt nicht ganz übel in der fürſtlichen Hofgärtnerwohnung und fehlt an keiner Bequemlichkeit darin;“ verſicherte Jony mit dem Lächeln eines unſchuldigen Stolzes ſeiner ehemaligen Pflegemutter, und ſie verſprach, nach der Hochzeit mit dem jungen Paare zu ihm zu kommen, um ſich in nächſter Anſchauung ſeines Glückes theilnehmend zu erfreuen.

Nun ging es in das Dorf, dem Schauplatze von Jony’s Lehrjahren, wo er, eine herumirrende Waiſe, ein trautes Kind des Pfarrhauſes geworden war. Die Adminiſtration that ſich jetzt auf den Schlöſſern des Reichsgrafen gütlich, der in einer fernen Stadt privatiſirte. In der ſonſt einſamen Pfarre webte und waltete der Eheſegen; Bilderbücher hatten die ehrwürdigen Claſſiker verdrängt. Der ſchöne Nelkenflor war eingegangen, und ſtatt der Mohrenköpfe und Feuerfare pflegte der Paſtor einen Taubenſchlag, der ſein Steckenpferd war. An jedem Fenſter girrten und ſchnäbelten ſich die kirren Lieblinge. Lachende Kinder, ſchön wie Amoretten, umflatterten in ſchäkerndem Spiel das weinbelaubte Studirſtübchen zu ebener Erde. Minervens ernſter Wohnſitz ſchien ein Tempel der Venus geworden zu ſein. —

Jony philoſophirte im Weiterfahren ſtill und lange über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge. Sein Herz ſchwoll, als er nach einer ſtarken Tagereiſe an dem Walde vorüber fuhr, wo er, an der Seite der ſeligen Mutter, Maiblümchen und Beeren geſucht hatte. „Ihre fleißige Hand,“ ſagte er leiſe, „iſt längſt kalt und verſtäubt; die Beeren und Blumen aber glühen und blühen noch an den alten Stellen. O die Natur iſt ewig! Und Gott, ihr Schöpfer und Erhalter, iſt treu! — Sollte er den Menſchen, welchen der Odem ſeines Geiſtes belebt, allein zur Vernichtung beſtimmt haben, da doch jedes Gräschen zur rechten Zeit wieder aus dem winterlichen Boden emporkeimt und auch der kleinſte Halm ſich blühend und fruchtbringend erneuert? Nein! auf den Auen eines himmliſchen Frühlings wird das Samenkorn unſerer Verweſung ſich herrlich entfalten, und der große Gärtner über den Sternen uns für immer höhere Pflanzſchulen ziehn! — Da wirſt Du, Jony, der Du gleichſam ein Iſop auf Erden biſt, der Ceder vom Libanon gleichen und der Gottheit näher ſtehen!“

Er trat im neuerbauten Wirthshauſe ſeines Geburtsdörfchens ab, ward von der Wirthinn ehrerbietig begrüßt und verſorgt, und wäre ihr, wenn er auch ſeinen Namen genannt hätte, ein Fremder geweſen; denn ſie war, als ein ferngeborner junger Ankömmling an dieſem Orte, mit der Genealogie deſſelben völlig unbekannt. Allein Jony ſchlich ſchweigend im Schimmer des Mondes, dem Gottesacker, als dem Ziele ſeiner Sehnſucht zu. Kindliche Thränen benetzten die verflachte Raſenſtelle, unter der die fromme Mutter ruhete, und es war ihm, als ob er mit ihrem Schatten ſpräche.

„O Mutter!“ flüſterte er in die Maaslieben und blauen Feldglocken hinab, welche ihrer Aſche entblüheten, „der kleine Jonas iſt ja Hofgärtner geworden! Das ſoll man auch an Deinem Grabe ſehen! — Dein Segen iſt über mich gekommen; mir geht es wohl! Ach, könnte ich Dich jetzt hegen und pflegen! Du ſollteſt es gut haben; alle Früchte meines Ueberfluſſes wollte ich in Deinem Schooße ſammeln!“ —

Kurze Zeit darauf ward dieſer vertretene Hügel wieder ſorglich aufgerichtet und mit köſtlichen Blumen umpflanzt: ſie blühen noch heute wohlgepflegt auf dem Grabe einer frommen Mutter.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreizehnter Band.

Claudie. Erſter Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Claudie.

Wie groß wird unſere Tugend, wenn unſer
Herz bei ihrer Uebung bricht!
Schiller.

Ludwig Baron von Norwallen ſah ſich nun an dem Ziele ſeiner Wünſche. Der Tod hatte ihn plötzlich von der Tyrannei eines rauhen, despotiſchen Vaters befreit, ihn zu dem Erben einer halben Million und durchaus unabhängig gemacht, und jetzt kehrte er von einer Reiſe zurück, auf welcher er ſich die Erfüllung ſeiner ſehnlichſten Hoffnung, das Jawort der jungen Gräfinn Claudie von Hochſtein geholt hatte.

Schon neigte ſich die Sonne dem Untergange zu, als der beglückte Bräutigam durch die ſchönen Holzungen fuhr, welche ſein Stammgut Norwallen auf der öſtlichen Seite bekränzten. Baron Ludwig, läſſig in die Kiſſen des zurückgeſchlagenen Wagens gelehnt, begleitete mit ſinnigen Blicken die rieſigen Abendſchatten, die ſich weithin über den duftigen Raſen ſtreckten. Das Bild der Geliebten ſchwebte in ſanfter Verklärung vor ſeiner Seele, und ein nie gekannter, ſüßer Frieden füllte ſeine ſonſt ſo unruhige Bruſt. Mit verſtärkten Herzensſchlägen dachte er daran, daß er dem Willen ſeines Schwiegervaters zufolge, ſchon nach Mondesfriſt die Braut als Gattinn heimführen werde, und der Entſchluß, das ſanfte, holde Weſen zu beglücken, welches in rührendem Vertrauen ſich mit ihm verbinden wollte, durchloderte ihn.

Arme, ſchwache Menſchen! Zeiget es die Erfahrung nicht, daß der am ſchwächſten ſei, welcher ſich durch Entſchluß und Willen ſtark, und geſchützt vor den Gefahren der Verſuchung wähnet? — Möchtet Ihr nie vergeſſen, daß auf dem ſchlüpfrigen Lebenswege Euch nur wache Vorſicht, ſchüchterne Demuth und beſcheidene Beurtheilung der eigenen Kraft vor dem Falle ſichern könne!

Der Wagen rollte auf die hochgewölbte Anfahrt vor das Schloß. Ein anderer, ſchwerfälliger Reiſewagen ward ſo eben eingezogen. Gäſte waren dem Baron in ſeiner gegenwärtigen Stimmung unangenehm; finſter fragte er, wer angekommen ſei; und die Antwort, welche er erhielt, zog die Falten des Mißmuths noch tiefer auf ſeiner Stirne.

Es war die Frau von Wellnau, Halbſchweſter des verſtorbenen Barons von Norwallen; ſeit langen Jahren geſchieden von dem Gemahl, und gefürchtet und geflohen von Jedem, der ſie näher kannte und den die Rückſicht auf gebietende Verhältniſſe nicht an die mißfällige Dame und deren unerträgliche Launen band. — Die Scheidungsgeſchichte der Frau von Wellnau war durch die Discretion der darüber in Pflicht genommenen Geſchäftsführer dem Publicum verſchwiegen geblieben, doch mußte Frau von Wellnau ſtark im Nachtheile geweſen ſein, da der Ausſpruch des Geſetzes nicht allein dem Kläger das einzige Kind dieſer Ehe, eine noch in zarter Kindheit lebende Tochter, zuerkannte, ſondern die Verklagte auch des Rechtes beraubte, ſich künftig nach dem Stande und Namen ihres Gemahls nennen zu dürfen. Von dieſer Zeit an führte ſie ihren Geſchlechtsnamen, Wellnau, und dieſe Dame war es eben, deren unerwartete Anweſenheit dem Baron gemeldet ward.

Der erſchrockene Hausherr begriff ſich; er tröſtete ſich mit der Vorſtellung, daß dieſer unwillkommene Beſuch vielleicht ſehr vorübergehend ſein werde, meiſterte mit weltmänniſcher Gewandtheit den Ausdruck der Verſtimmung, und eilte jetzt den Gaſtzimmern zu, in denen Frau von Wellnau es ſich bereits bequem gemacht hatte.

Als Baron Ludwig eintrat, fielen ſeine Augen auf ein junges Mädchen, das vor Frau von Wellnau ſtand und ihren Kopfputz ordnete. Sein Blick haftete betroffen auf dieſer zarten und dennoch üppigen Geſtalt, an dieſer allzuleichten Kleidung —; und ein unabwendbares Verhängniß webte einen dichten Flor um dieſen Augenblick. — „Ach, da biſt Du ja, Neveu!“ rief Frau von Wellnau mit heiſerer Stimme und ſtreckte dem Baron die hagere Hand entgegen. Und ohne die erwiedernde Begrüßung abzuwarten, fuhr ſie fort: „Um Dich zu überzeugen, daß der Tod Deines Vaters, der mich beiläufig geſagt, ſehr afficirte — keine Veränderung in meinen Geſinnungen gegen Dich hervorgebracht habe, beſuche ich Dich, und habe die Idee, es mir recht lange in Norwallen gefallen zu laſſen. Dies iſt meine Tochter Ludmilla, die, ſeit der General ſeiner Gicht erlag, wieder zu mir zurückgekehrt iſt, die ich Dir zur Frau geben wollte, wenn Du durch Deine Voreiligkeit nicht meinen guten Willen unwirkſam gemacht hätteſt.“

Der Baron erröthete vor Unmuth und Verlegenheit. Er erhob ängſtlich die niedergeſenkten Blicke, fürchtend, ein Geſicht zu ſehen, welches in dem Glutſcheine der verlebten Weiblichkeit flamme; aber er ſah nur, daß Ludmilla mit Freimuth und Grazie ſich gegen ihn verbeugte, daß ſie die Strahlen der dunklen Augen ſo forſchend in ſeine Züge ſenkte, als wolle ſie in die verborgenſten Falten ſeines Herzens dringen, und daß ein Anflug von ſüßem Spotte, der in einem feinen Lächeln um die friſchen Lippen ſchwebte, ein reizendes Wangengrübchen ſichtbar machte.

[illegible]

[illegible]

seiner Entfernung wieder. — Die Liebe Ludwigs für Claudien hatte demnach in der allerinnigsten Achtung, in einem Vertrauen, welches in dem Eden der Kindheit erwachsen war, einen festen Stützpunkt, und in Claudiens Erwiederung, welche dem ungestümen Begehren ihres Geliebten nicht genügte, einen heftig leidenschaftlichen Reiz.

Es mußte nämlich dem Baron bedünken, als äußere sich die Zärtlichkeit seiner Braut viel gemessener und ruhiger, als die so mancher Damen, deren Benehmen ihn wohl zuweilen mit dunklen Wünschen und unmächtiger Sehnsucht erfüllet hatte; aber war doch auch Claudie ein Wesen eigener Gattung und nur wenig vergleichbar mit ihren Schwestern, und der leuchte Silberblick ihres Wohlwollens trug die ungestümen, schnell verlöschenden Gluthen eines minder erden Horizont auf.

Claudiens Umgang hatte Ludwigs Forderungen an weibliche Vollkommenheit gesteigert. Die Gewöhnlichkeit genügte, selbst zu Conversations-Scherzen, ihm nicht mehr; die Unweiblichkeit ekelte ihn an; den Leichtsinn, die Pflichtvergessenheit rügte er durch kalte, schneidende Verachtung, und für diese Strenge hatte ihm Claudie, unwissend, daß sie es thue, den Maßstab gegeben. Das Urtheil, welches er über seine Cousine fällte, nach dem ersten Zusammensein mit ihr, konnte daher nicht anders als ungünstig für Ludmilla ausfallen. Ihre frische, blühende Schönheit entbehrte des sanften Farbenschmelzes zarter Jungfräulichkeit, und also eines Reizes, der sein Herz an die weniger blendende Claudie gezogen und immer stärker gefesselt hatte.

Frau von Wellnau hatte sich zeitig zur Ruhe begeben und Ludmilla ihr folgen müssen. Der Baron, zu unmuthig, zu zerstreut, um die Berichte seiner Leute über die ökonomiſchen Vorfallenheiten während ſeiner Abweſenheit anhören zu können, ſehnte ſich nach einer herzlichen Mittheilung deſſen, was ihn verſtimmt hatte; er warf ſich an den Schreibtiſch und ſchilderte der geliebten Braut den Schrecken der vorgefundenen Ueberraſchung mit all der Heftigkeit, welche ihm eigen war. Er malte den Charakter ſeiner Tante mit den grellſten Farben, und die wenigen Worte, welche er über Petronilla beifügte, glichen ſo wenig einer Empfehlung für das Mädchen, und ſchloſſen ſich ſo dicht an die gehäſſige Schilderung der Erſteren, daß der tiefe Schatten im Bilde der Mutter auch die flüchtige Skizze der Tochter überdunkelte. Der Baron gehörte zu den Menſchen, welche jeden Eindruck tief und ſtürmiſch aufzunehmen ſcheinen, aber nur weniger Stunden oder Tage bedürfen, um die empfangenen Empfindungen in ſich zu den Gegenſätzen derſelben zu verarbeiten; ſeine ſchärfſten Verſicherungen waren daher nicht ſelten die unzuverläſſigſten. —

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Baron Ludwig am folgenden Morgen erwachte. Die Erinnerung an den geſtrigen Abend dünkte ihm wie ein verdrießlicher Traum, welchen man vergißt, ſobald das helle Morgenlicht die Wahrheit von der Täuſchung ſondert. Was ihm geſtern als eine Total-Störung ſeiner Bräutigamsfreuden erſchienen war, das dünkte ihm heute nur eine ſehr geringfügige Beſchwerlichkeit, die, wenn man die Sache nur ſo nehme, wie ſie genommen werden müſſe, keinen nachtheiligen Einfluß auf die ſüßen Verhältniſſe üben könne, in denen er ſich gegenwärtig befand, auf die entzückendern, welche er mit dem ſehnſüchtigſten Verlangen erharrete.

Einige lobenswerthe Eigenſchaften der Frau von Wellnau, namentlich eine vorzügliche Unterhaltungsgabe und das

Talent, ſelbſt in eine Einöde die Blumen der Geſelligkeit zu verpflanzen, traten jetzt in ſein Gedächtniß zurück, aus dem ſie ſchon ſeit langer Zeit verſchwunden waren — und er bereuete es nun, die theilnehmende Claudie voreilig beunruhiget und zum Nachtheil ſeiner nächſten Verwandten eingenommen zu haben.

Er trat an das Fenſter, welches eine höchſt reizende Ausſicht zunächſt auf den im edelſten Geſchmacke angelegten Park und ſeitwärts auf die blühende Landſchaft gewährte, die von dem Geſichtskreiſe, nicht aber von dem Gebiete der Beſitzungen des Barons begrenzt ward. Er überblickte mit wohlthuenden Gefühlen ſein ſchönes Norwallen, deſſen üppige Hügel und maleriſche Niederungen in dem ſonnigen Glanze des Maimorgens ſchwammen. Als er das geblendete Auge in die erquickenden Schatten des Parks ſenkte, ſah er, daß zwiſchen den hohen Linden, deren graue Stämme die Lichter der Sonne mit goldenen Tinten überglüheten, eine leichte Geſtalt umher hüpfte. Er ſah ſchärfer hin, es war Ludmilla, welche einen Schmetterling verfolgte. — Ein dünner Morgenmantel von dunkler Seide, der bei den raſchen Bewegungen des Mädchens die Draperirung jeden Augenblick änderte, zeigte im verrätheriſchen Wellenſpiel ſo zarte, ſchöne Formen, als die Meiſterwerke der Maler und Bildhauer ſie nur darzuſtellen vermögen. Ein paar blendend weiße, wie aus Marmor gebildete Arme ſtreckten ſich oft ungeduldig unter der loſen Hülle hervor, und nach dem flatternden Gegenſtande von Ludmillens Verlangen empor; die zierlichen Füßchen berührten den Boden kaum. Wild flatterten die dunkelbraunen Locken um den feinen, runden Hals und den halbentblößten Nacken; aus den ſchwarzen Augen loderte die

Gluth der Jugend und des Vergnügens, der feinſte Purpur lag wie Morgenhauch auf den lieblich geformten Wangen.

Der Baron geſtand ſich, daß ſeine Couſine ſehr ſchön ſei. — Er fühlte ſchnell einen heftigen Zug in ſich erwachen, zu ihr hinabzugehen und an ihrem Treiben Theil zu nehmen; aber der Anzug des Fräuleins ſchien nicht für die Näherung eines jungen Mannes berechnet zu ſein, und Claudie hatte ihn gelehrt, ihr Geſchlecht zu achten. Er wollte ſich eben zurückziehen, als Ludmilla ihn gewahrte, lächelnd und unbefangen ihn begrüßte, und bat, zu ihr herabzukommen und bei ihrer vergnüglichen Jagd Geſellſchaft zu leiſten, und der Baron, ſich im Fluge ankleidend, folgte der willkommenen Einladung.

Die Gäſte hatten ſich ſchnell und gut in Norwallen eingerichtet; doch legte Frau von Wellnau dießmal die, von ihrem Neffen erwogenen, rühmlichen Eigenſchaften nicht zu Tage. Ueber ein Uebelbefinden klagend, von welchem ſie, ihrer Ausſage nach, zum öfteren heimgeſucht werde, blieb ſie faſt immer auf ihren Zimmern, begnügte ſich mit dem Genuſſe, den ihr die Theemaſchine bot, mit der Unterhaltung, die ihr die Hausmeiſterinn in den Berichten über die letzten Lebenstage des ſeligen Barons, in den Notizen über die Verhältniſſe des benachbarten Adels gewährte, und überließ ihre Tochter ſorglos der Geſellſchaft Ludwigs, der die Doppelpflicht des Wirthes, wie des Verwandten zu erſchöpfen bemühet war. Der Baron entdeckte bald mit Vergnügen, daß Ludmilla eine geübte Reiterinn ſei und mit faſt männlichem Scharfſinn Schach ſpiele; beide Fertigkeiten hatte ihr die Erziehung, welche ſie von ihrem Vater erhalten, und der ſtete Umgang mit Männern angeeignet. Der Baron machte auf die feinſte Art der kleinen Amazone ein Geſchenk mit einem ſchönen Pferde, und Ludmilla äußerte ihre dankbare Freude darüber ſo ungemeſſen, daß ſie den Geber in ihre Arme ſchloß und zu wiederholten Malen die ſchwellenden Roſenlippen auf ſeinen erwiedernden Mund drückte. —

Wie Mephiſtophles' Einhauch berührte in Vergleichungen, die ſehr zu Gunſten Ludmillens ausfielen, den Baron der Gedanke, welch eine ausſchließende Hingebung, welche Stärke der Empfindung dazu gehört habe, um Claudien den erſten, leiſen Händedruck, den erſten, verſchämten Brautkuß abzugewinnen. Zwar hatten ihm dieſe heiligen Augenblicke der Liebesweihe die holde Claudie in der Glorie der Vergötterung gezeigt, aber ſie waren vorübergegangen; die Gegenwart übte ihre Gewalt auf den Sinnlichen und zeigte ihm in der verführeriſchen Ludmilla eine willfährigere Freudenſpenderinn.

Durch Flur und Wald, durch Thal und Hain ſprengte nun Ludmilla an der Seite ihres frohen Vetters, der die ſchlanke Reiterinn oft mit langen, dunklen Blicken betrachtete. Wenn der Wald die grünen Schattenthore vor ihnen aufthat, dann ließen ſie auch wohl die Pferde langſamer gehen, und verloren ſich in gegenſeitigen Erzählungen. Ludmilla, von ihrem Kindheits- und Jugendleben bei ihrem Vater, dem General, der Baron, auf Ludmillens quälendes Bitten, von Claudien, die, wie ihm eine leiſe Stimme tief in ſeinem Innerſten ſagte, ein, dieſer Zuhörerinn nicht wohl zu beſchreibendes und ſchwerlich von ihr verſtandenes Weſen ſein dürfte. —

Die Erfahrung lehret, daß man nie ſchlechter redet, als wenn man den Wunſch in ſich fühlt, die Schwächen des Zuhörers nicht verletzen zu dürfen, und ſich dennoch bewußt iſt, daß der vorzutragende Gegenſtand von einer Art ſei, daß, wie leiſe und zart er auch behandelt werden möchte, er doch empfindlich werden muß, weil er auf geheime Blößen trifft. — Dies zeigte ſich auch in Baron Ludwigs Vortrage. Er erkannte, daß er Claudien nicht wahr ſchildern könne, ohne Ludmillens Gegenbild zu zeichnen, und doch verlangte die Wahrheit und die Liebe und Verehrung für die Braut Genugthuung, aber auch die Huldigung für Ludmillens Reize, der Wunſch, ihre anmuthige Fröhlichkeit durch keine ernſte, ſich gewaltſam aufdringende Vorſtellung, wie tief ſie unter der Geſchilderten ſtehe, zu ſtören, heiſchte Befriedigung; und ſo verhüllte er, ſtockend zwar, aber dennoch — Claudiens glänzende Tugenden, auf daß der ſanfte Schimmer, der von ihnen ausſtrahle, Ludmilla nicht blenden möge oder abhalten könne, ſich vertrauensvoll ihr zu nähern. Ludmilla ſchüttelte den kleinen Lockenkopf; die Verlegenheit des Barons, die Lücken und Widerſprüche deſſelben befremdeten ſie; und ſie endete dieſes Geſpräch mit den Worten: „Nun wir werden ja ſehen.“ —

Drei Tage erſt war Frau von Wellnau mit ihrer Tochter in Norwallen, und ſchon würde der Baron, wer weiß was? darum gegeben haben, wenn er den Brief an Claudien, welcher eine ſo unfreundliche Darſtellung der Anweſenden enthielt, hätte ungeſchrieben machen können. Er würde nunmehr durch ein begeiſtertes Belobungsſchreiben, welches jedoch nur die in ſeinen Augen ſo höchſt liebenswürdige Ludmilla gefeiert hätte, dieſem erſten Briefe nachgeſendet haben, wenn er ſich nicht vor Claudiens klarem Verſtande und ſeiner eigenen Inconſequenz geſchämt hätte.

Der nach dem Hochſtein geſendete Jäger kehrte zurück. Er legte eine Antwort der jungen Gräfinn in die Hände ſeines Herrn. Claudie bat ihren Verlobten, ſich nicht der ängſtlichen Beſorgniß zu überlaſſen, daß dieſer Beſuch ihre erſte Einrichtung als Hausfrau erſchweren könne: ſie hingegen durch das Vertrauen zu ehren, daß dieſe Schwierigkeit eine leicht zu überwindende für ſie ſein werde und die Verſicherung hinzunehmen, daß die Achtung für Verwandte des Hauſes Norwallen durch keine ſelbſtſüchtige Rückſicht in ihr verdrängt werden könne.

Ein hohes Roth überzog das Geſicht des Barons, als er dieſen Aushauch der ſchönſten weiblichen Seele las. Dieſer Brief war der reine Spiegel eines Gemüthes, das in all ſeiner Klarheit ſich ihm enthüllet hatte, und er erblickte darin mit Beſchämung ſein eigenes Bild, aber verunſtaltet durch die widrige Larve der Doppelſeitigkeit. Tief ergriffen von Reue und Leid küßte er den kleinen Namenszug und ſagte: „Du gute himmliſche Claudie! Du Schutzgeiſt meines beſſeren Weſens! ja ich fühle es, daß ich der Vereinigung mit Dir bedarf, um gut zu werden, gut zu bleiben! — In Deiner Nähe bewegt ſich das Herz frei und leicht, keine niedere Wallung bethört es; des Himmels Frieden ſtrömt von Dir aus!“

Es war dem Baron voller Ernſt mit dieſen Ausrufungen, aber Ludmillens mächtiger Reiz und die Gewalt der herrſchenden Stunden verdrängten ſehr bald dieſe lebhafte Ueberzeugung, und der Baron konnte ſich nicht länger dafür verblenden, wie gut und heilbringend es für ihn ſei, daß der ſich immer mehr nähernde Hochzeitstag die Zeit dieſer gefährlichen Verſuchung ſeiner Treue begrenze. —

Die Hälfte des Monats, nach deſſen Ablaufe die Vermählung Baron Ludwigs gefeiert werden ſollte, war bereits verſtrichen. Auf Schloß Norwallen war Alles in geſchäftiger Bewegung, der erwarteten Herrinn durch angenehme

Ueberraſchungen Freuden zu bereiten, und durch wohlgeregelte Einrichtungen die Blicke ihres Beifalls zu verdienen.

In einer ſtillen mondhellen Frühlingsnacht, in der den Baron die Ruhe floh, welche in der Natur athmete, vernahm er auf einmal ein heftiges Geräuſch, das von dem Flügel des Schloſſes, in dem die Gaſtzimmer waren, welche Frau von Wellnau bewohnte, herübertönte. Thüren gingen auf und zu, mehrere Schellen wurden gleichzeitig angezogen, beflügelte Schritte ſchalleten durch die Zimmer und Säle von der breiten ſteinernen Treppe herauf. — Der Baron fürchtete, daß ein Unglück vorgefallen ſei; er entwand ſich dem ſeidenen Lager, als ſein Kammerdiener in das Zimmer ſtürmte und mit gellenden Tönen rief: „Um Gotteswillen, Herr Baron! die Frau von Wellnau liegen in den letzten Zügen, und das Fräulein ringt mit einer Ohnmacht! — Haben Sie doch die Gnade ſogleich herüber zu kommen!“ Heftig erſchrocken folgte der Baron dem Rufe; der ſchrecklichſte Anblick harrete ſein. Da lag Frau von Wellnau mit emporgehobenem Haupte in den fürchterlichſten Bruſtkrämpfen. Das ſtarre, halbgebrochene Auge war ſchon von dem Tode entgeiſtert, und das letzte Stöhnen des entfliehenden Lebens drang in Entſetzen erregenden Klängen zu den Ohren der Umſtehenden. Ludmilla, welche ſich gleich einer Verzweifelnden geberdete, hatte nebſt der Kammerfrau hart und feſt geſchlafen, obgleich, ihrer eigenen Ausſage nach, die Mutter ſchon am Abend über verſtärktes Unwohlſein geklagt, und konnte daher nicht angeben, wann dieſer Zuſtand begonnen habe.

„Vier Pferde nach dem Arzte!“ befahl der Baron, aber der Verlangte mußte in einer Entfernung von drei Meilen geholt werden; des Todes bleiche Siegesfahne wehete bereits von dieſer Schauerſtelle und ſpottete dem ſchwachen Ankämpfen menſchlicher Kunſt und Einſicht — und die Morgenſonne beſchien die Leiche der Frau von Wellnau.

Unbeſchreiblich war die Verwirrung, welche dieſer Fall bei den Bewohnern des Schloſſes Norwallen hervorbrachte. Betäubung, Schrecken, Angſt und Verlegenheit hatten ſich der Seele des Barons bemächtigt; doch alle dieſe Empfindungen mußten dem Beſtreben weichen, Ludmillens wahnſinn-ähnliches Geberden in den Ausdruck eines ruhigeren Schmerzes zu verwandeln. — Sie warf ſich bald an den Boden, bald über die Entſeelte hin; ſchrie laut, und nannte ſich das unglücklichſte, verlaſſenſte Geſchöpf auf der Erde. Ihr ganzes Benehmen ſtellte die Hülfsloſigkeit eines Menſchen dar, deſſen wunde, ſchmerzende Gefühle des Balſams eines ſanften Gottvertrauens entbehren, der ſich nicht in dem Gedanken aufzurichten vermag, daß eine liebende Vorſehung ihn prüfend bewähren, verwundend heilen, entziehend beglücken wolle, ſondern ſich der Gewalt tückiſcher Zufälle unterthan wähnet.

Umſonſt erſchöpfte der Baron den Zuſpruch des Troſtes beruhigender Verſprechungen, ja, ſelbſt zärtlicher Liebkoſungen an Ludmilla; ſie tobte fort, bis die Erſchöpfung ſie überwältigte und in einen langen, tiefen Schlummer wiegte. Nachdem die Reſte der Frau von Wellnau in die Erbgruft der Familie Norwallen beigeſezt worden waren, hielt es der Baron der Schicklichkeit wie ſeinen Abſichten angemeſſen, die ſchöne Trauernde zu verlaſſen, um der Braut die mündliche Anzeige dieſes Unglücksfalles zu machen, es ihrer Entſcheidung und der ihres Vaters anheim zu ſtellen, ob man aus Rückſicht für dieſes Ereigniß den Hochzeitstag zu verſchieben wohl für nöthig erachten, oder es bei dem einmal beſtimmten bewenden laſſen wolle, und dann Claudien für ſeinen Plan, die leidende, verlaſſene Ludmilla bei ſich zu behalten, bis dieſe einſt ihrer Beſtimmung als Gattinn folgen würde, zu gewinnen. —

In tiefe Gedanken verſenkt, rollte Baron Ludwig durch die blühende Natur, ohne ihren Zauber zu empfinden. Auf ſeinen Lippen brannten Ludmillens Abſchiedsküſſe, der zerknitterte Jabot zeigte die Spuren ihrer Thränen und ihres innigen Anſchmiegens an die Bruſt des Scheidenden. Erſt drei Wochen waren vergangen, ſeit er in der reinen Wonne der Sicherheit ſeines Glückes von Schloß Hochſtein zurückkehrte, und wie ſehr hatten ſich in dieſer Zeit ſeine Empfindungen verändert! — Die ſüße Ruhe, welche Claudiens Entſcheidung in ſein Herz geſenkt hatte, die ſanfte Stille, welche ſelbſt früher noch das Gemüth des Sehnenden erfüllte, war dem Sturme gewichen, den erwachte Sinnlichkeit, heftige Leidenſchaftlichkeit und das Vertrautwerden mit frivolen Geſinnungen in ihm erregt hatten. Der Einklang des Gefühls mit der Ueberzeugung hatte ſich in die Disharmonie verwandelt, welche die Gewöhnung an das Walten und Weben der reinſten, edelſten Weiblichkeit, die tiefgewurzelte Verehrung dafür mit der ſiegreichen Macht hervorbrachte, in der Ludmillens Betragen, von ihren blendenden Reizen unterſtützt, die Erſtere für Prüderie und freudetödtendes Formenweſen, die Letztere für die unfreiwillige Opferung eines Befangenen und Eingeſchüchterten erklärte. — Es war dies der erſte Tag ſeit ſeiner letzten Rückkehr von Hochſtein, welchen er allein und in ruhiger Ueberlegung zubrachte, und die Beleuchtungen derſelben ſtellten die letztere Vergangenheit nicht gerade erhebend oder beruhigend für ihn dar, und zeigten ihm die Zukunft in dem trüben Lichte beklemmender

Verhältniſſe und bitterer Selbſtverleugnung. Er konnte ſich nicht darüber täuſchen, daß man nicht leicht ein paar ungleichere Weſen finden könne, als Claudie und Ludmilla; und doch hatte dieſe Reiſe den Wunſch zum Zwecke, das Zuſammenleben dieſer beiden verſchiedenen Naturen für die Folgezeit zu beſtimmen. Ahnungsvoll wollte ſich ein leiſes Flüſtern in ſeinem Inneren dagegen empören; aber vergebens warnte der Genius, deſſen Wirkſamkeit auf die Entſchlüſſe des Barons die Leidenſchaften ſchon geſchwächt hatten. — „Ich beabſichtige ja hiebei ein gutes Werk;“ beruhigte er ſich, „und Beide werden durch den Umgang mit einander gewinnen; Claudie an Fröhlichkeit und Leichtigkeit des Benehmens; Ludmilla an Züchtigkeit und Sitte!“

Das unvermuthete Antreffen eines Bekannten hielt den Baron mehrere Stunden in dem Städtchen auf, in welchem er Mittag machte, und es war bereits tiefer Abend, als er ſich dem Schloſſe Hochſtein näherte. — Die Gegend um den Hochſtein war einſam, aber lieblich. Dichtes, dunkles Gebüſch umzog den Felſen, auf welchem das graue Schloß in alterthümlicher Bauart ruhete. Ein breiter Waldbach ſchäumte am Fuße deſſelben; ſein ſilberreiner Spiegel warf das düſtere Gebäude zurück. In ziemlicher Entfernung lag das dazu gehörige Dörfchen. Das Treiben ſeiner Bewohner belebte daher nicht die tiefe Stille, welche um die Felſenſtirn wehete. Dieſe Umgebungen hatten immer beſchwichtigend auf den Baron gewirkt, und ſo auch heute. Das Toben ſtreitender Empfindungen, das wilde Umherſchweifen in dem Gebiete des Gedankenreichs hatte ſich endlich in eine ſanfte Ermattung verloren. Claudiens Bild, in all ſeiner Herrlichkeit, erfüllte den Raum ſeines Herzens, und mit ſehnſüchtiger Freude begrüßte er den erſten Anblick des Hochſteins, der ihm in dem magiſchen Lichte des Vollmonds entgegenglänzte. Er wollte die Braut überraſchen und ließ den Wagen auf der Stelle halten, wo ſich der Felſen hinan krümmt. Mit klopfendem Herzen erſtieg er nun die anſehnliche Höhe, und kam den Ausrufungen der ihn erkennenden Domeſtiken durch Winken zuvor. Er öffnete vorſichtig das wohlbekannte Zimmer, da ſaß die Holde, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, neben ihrem Vater. Claudie ſprang freudig erſchrocken auf, als ſie den Ankömmling erblickte, und der Baron fiel an das Herz der Braut und in die Arme ſeines Schwiegervaters. Aber betroffen glaubte er zu bemerken, daß ſich in der kurzen Zeit, in welcher er Claudien nicht geſehen, eine große Veränderung mit derſelben begeben habe. Die volle, blühende Wange hatte ihre Rundung verloren, und war nur von dem blaſſen Roth angehaucht, welches den Kelch der weißen Roſe ſchmückt. Die lichten Blicke der klaren, wunderblauen Augen waren von dem Wölkchen einer ſanften Wehmuth verſchleiert; die ſonſt ſo leichten Bewegungen dieſer zarten Geſtalt ſchien ein ſchwerer, geiſtiger Druck zu hemmen, und um den lieblichen Mund ſchwebte ein ſo unbeſchreibliches, ſonderbares Lächeln, wie man dies ſich in den Zügen der ſeligen Ueberwinder denken mag, in welchem ſich der beſiegte Erdenſchmerz und die errungene Himmelsfreude malt. Der Baron empfand die Verwandlung, in der er Claudien erblickte, mehr, als daß er ſie durch den Augenſchein wahrgenommen hätte.

„Waren Sie krank, meine theure Claudie?“ fragte er haſtig und mit beſorgter Theilnahme, indem er Claudiens Hand an ſeine Lippen drückte. Claudie verneinte erröthend die Frage, aber Ludwig bemerkte doch, daß der Graf einen langen, ängſtlichen Blick auf ſeine Tochter heftete.

Eine flüchtige Erzählung von dem Tode der Frau von Wellnau füllte nun die erſte Unterhaltung aus. Eine ſeltſame, ihm ſelbſt unerklärbare Scheu ließ den Baron nur leiſe über dieſen Gegenſtand hinſtreifen; nur etwas berührte er ſtärker Ludmillens Troſtloſigkeit und ihre bange Verlaſſenheit. Ohne ſich einer deutlichen Abſicht dabei bewußt zu ſein, ſtellte er ſeine Worte ſo, daß man glauben konnte, Ludmilla ſei niemals von ihrer Mutter getrennt geweſen, und da keine neugierige Frage weder von dem Grafen noch von Claudien die Erörterungen herbeiführte, die Ludwig in dieſem Falle der Wahrheit gemäß gegeben haben würde; ſo blieb in dieſem Geſpräch die Geſchichte von Ludmillens Vergangenheit unentwickelt. Graf Hochſtein war in früherer Zeit durch ſeinen Freund, den alten Baron, von der Scheidungsgeſchichte der Frau von Wellnau wohl in Kenntniß geſetzt worden; aber er hatte dieſe Odioſa bis auf die leiſeſte Erinnerung vergeſſen. Claudie wußte gar nichts davon; auch verſank ſie, während Ludwig ſprach, oft in eine tiefe Zerſtreuung, aus der ſie ſich gewaltſam aufreißen mußte, um der Erzählung folgen zu können. —

Jetzt endete der Baron mit einer lebhaften Darſtellung von Ludmillens beklagenswerthem Gemüthszuſtande; doch als er Thränen der Theilnahme in Claudiens Augen blinken ſah, und in den Zügen des Grafen ſich das Mitleiden mit der Verwaiſeten ausſprach; da richtete der Baron mit ſtockender Stimme die Frage an die Braut: Ob ſie ſich wohl würde entſchließen können, die arme Ludmilla bei ſich zu behalten, und dieſer in ſchweſterlicher Liebe und belehrendem Umgange reichen Erſatz für alles Verſagte oder Entbehrte zu geben? — Eine lange, tiefe Pauſe! Endlich hob Claudie mit einem tiefen Seufzer an: „Deuten Sie mein augenblickliches Schweigen nicht übel, lieber Norwallen! Ludmilla iſt Ihre Verwandte, und wird bald auch die meinige ſein. Sie iſt hülflos und ſteht allein in der Welt, deshalb ziemt es uns, ihr Schutz und Liebe und alles, was ſie bedarf, angedeihen zu laſſen. Wo die Pflicht den Ausſpruch giebt, wo die Nothwendigkeit gebietet, da darf ſich keine anderweitige Rückſicht mit leiſem Widerſpruche hervorwagen, und alles, was wir einer ſolchen Warnerinn zugeſtehen wollen, ſoll ſich auf das Beſtreben beſchränken, daß wir, eingedenk der Erfahrung, wieviel öfterer das Daſein eines Dritten das Glück einer beginnenden Ehe ſtöre, als erhöhe, uns inniger an einander ſchließen und dadurch jeder fremden Eigenthümlichkeit das feindliche Einwirken auf unſere Lebens- und Empfindungsweiſe unmöglich machen.“

Die Schuld warf ihre dunklen Flammen über Ludwigs Geſicht; er vermochte es nicht, den Augen der lieben Rednerinn zu begegnen. Er fühlte mit ſteigender Angſt, wie ſehr Claudie im Allgemeinen, wieviel mehr noch ſie in dieſem beſondern Falle Recht hatte. Unter Gewiſſensſchmerz ward er es ſich bewußt, welch bedeutenden Einfluß er Ludmillen zu ſeinem Nachtheile ſchon auf ſich eingeräumt habe. Das Herz ſchlug ihm in Angſt und Furcht, aber der entſcheidende Schlag war gefallen; und in der Minute, in welcher Claudie die feſte Ueberzeugung, wie groß das Wagniß für die Zufriedenheit des ehelichen Zuſammenlebens ſei, ein fremdes Weſen in daſſelbe zu verpflanzen, der liebenden Achtung für die Gebote der Menſchlichkeit und für die Familienverpflichtungen ihres Verlobten willfährig opferte, riß ein feſter Faden ſeiner Liebe für ſie. O räthſelvolles Menſchenherz! —

Wie ſehr wahre, innige Liebe mit der Tugend verſchwiſtert ſei, wird dadurch bewieſen, daß uns nichts ſchneller und ſicherer einer geliebten Perſon entfremde, als wenn wir uns irgend einer Verſchuldung gegen dieſelbe bewußt ſind, hingegen die Ueberzeugung, auch gegen eine ungeliebte gerecht gehandelt zu haben, ſelbſt in der kälteſten Bruſt eine ſanfte Wärme des Wohlwollens zurückläßt! —

Das Geſpräch behandelte nun die zweite Frage: Ob der Tod der Frau von Wellnau wohl einen Verſchub der Vermählungsfeier erfordere? Und der Graf gab ſchnell und beſtimmt die verlangte Entſcheidung. Mit ſeltſamer Heftigkeit ſagte er: „Wenn es vielleicht gegen Anſtand und Sitte läuft, daß ein Feſt der Freude in ſo ſchneller Zeit ſolchem Trauerfalle folge, ſo beſtimmen mich doch Urſachen, deren Wichtigkeit mich weit über die genaue Berückſichtigung conventioneller Formen erhebt, darauf zu beſtehen, daß Eure Verbindung, meine Kinder, an dem einmal feſtgeſetzten Tage vollzogen werde. — Auch werden dieſe Motive noch durch die Erwägung unterſtützt, daß es wohl nicht ſchicklich ſein dürfte, wenn Sie, lieber Baron, noch länger allein mit Ihrer jungen Verwandten auf Norwallen hauſeten; der Trauerflor würde ſchwerlich weder Sie, noch die ſchöne Leidtragende vor den Pfeilen der Verleumdung ſchützen. Deshalb iſt es nothwendig, daß ärgerlicher Zungendreſcherei vorgebeugt werde und die Ankunft der Hausfrau dem ſeltſamen Verhältniſſe die Weihe der Anſtändigkeit ertheile! —“

Baron Ludwig verweilte nur einen Tag auf dem Hochſteine. Obgleich Claudiens Nähe auch diesmal friedengebend auf das Gemüth des Barons wirkte und dieſer ſich nicht erinnern konnte, die Braut jemals ſo innig und rückhaltslos-zärtlich gefunden zu haben, als in dieſen Stunden, ſo hinderte doch eine wunderſame Befangenheit, welche ſich des Barons bemächtigt hatte, das Verſchmelzen und die traulichen Ergießungen beider Herzen. Auch belehrte ein ahnungsvoller Geiſt den Baron darüber, daß Claudiens Hingebung mehr der Begeiſterung eines zum Opfer geweihten Weſens, mehr der Freude des endlichen Sieges über ein kampfvolles Verzichtleiſten, als dem verſtärkten Gefühle der Liebesluſt gleiche.

Mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm empfing Ludmilla den Zuruckkehrenden. Sie verſicherte ihm, daß ſie während der drei Tage ſeiner Abweſenheit aus Unmuth und langer Weile zu Bett gelegen; daß ſie ſich die halbe Bibliothek herbeibringen laſſen, jedoch in keinem der Bücher mehr als drei Zeilen geleſen habe, und erſt vor einer Stunde aufgeſtanden ſei, um ſich zu ſeinem Empfange zu ſchmücken.

Der Baron mußte eine Regung der Nichtachtung bekämpfen, um auf das Geſagte etwas Freundliches erwiedern zu können; er kam von Claudien, dies war genug, um wenigſtens für den erſten Abend Ludmillens Zauber zu entkräften.

Am andern Morgen machte Baron Ludwig ſeine Couſine mit Claudiens und ſeinem Erbieten bekannt, ſie, bis das Schickſal ihr einſt einen andern Standpunkt anweiſen werde, bei ſich in Norwallen zu behalten und ſie auf den Ehrenplatz einer Schweſter, einer Freundinn, einer trauten Genoſſinn aller, ihnen von der Vorſicht beſtimmten Freuden und Leiden zu ſtellen. Zu ſeinem Erſtaunen nahm Ludmilla dieſe Eröffnung als eine erwartete und längſt abgeſchloſſene Sache auf, und keine Aeußerung der Erkenntlichkeit oder des Dankes gegen Claudien gab dem Gefühle des Barons Genugthuung. Ludmilla empfand mit der, ihren Gefühlen eigenen Lebhaftigkeit den auffallenden Unterſchied in dem Benehmen des Barons. Wie feurig war ſein Abſchied geweſen, wie kühl war ſein Wiederkommen! Wie zärtlich hatte er ſcheidend für Ludmillens Zufriedenheit Sorge getragen, und mit welch froſtigem Anſtande erfüllte er jetzt die Obliegenheiten, denen er in Beziehung auf dies Verhältniß Achtung ſchuldig zu ſein glaubte. Ludmilla ſchmollte; unfähig, die zarteren Empfindungen eines männlichen Herzens zu verſtehen und zu leiten, war ſie ſich einer deſto größeren Gewalt über die Sinne der Männer bewußt; alle ihre Beſtrebungen waren darauf gerichtet, dieſe Macht durch Kunſt und Natur zu verſtärken; da hingegen eine geiſtige Wirkſamkeit auf die Gemüther gänzlich außer dem Bereich ihrer Wünſche und Plane lag.

Noch war der Eindruck, den Ludmillens gefährlicher Reiz auf den Baron hervorgebracht, nicht ſo tief und unbeſiegbar, als daß die Wahrnehmung, wie ſehr ſie von dem Dämon der übeln Laune verunſtaltet werde, das leiſe Erkennen, wie befreundet ſie mit den Unholden der weiblichen Schmollſucht ſei, nicht dieſen Eindruck hätte merklich ſchwächen ſollen. Die Erinnerung an Claudiens ſanften Gleichmuth, den Freude und Schmerz nur ſtill verklärten oder leicht verſchatteten, geſellte ſich dieſen Erwägungen bei und benachtheiligte Ludmillens bisher behaupteten Einfluß auf den Baron. Dieſer ließ die Zürnende gewähren und wendete nun frei und ungehindert ſeine Gedanken und Erwartungen dem nahen Freudenziele zu. —

Der Baron machte im Auftrage Claudiens und ihres Vaters ſeiner Couſine den Vorſchlag, ihn auf das Schloß Hochſtein zu begleiten; doch dieſe lehnte die Einladung unter dem Vorwande ab, daß ſie von dem Erlittenen noch zu reizbar und angegriffen ſei, um ſich von einer Feſtlichkeit, deren Bedeutung ſolch eine freudige ſei, nicht ſchmerzlich verletzt zu fühlen, und der Baron ließ dieſe Entſchuldigung unbeſtritten. — Als er an dem Morgen ſeiner Abreiſe Abſchied nehmend vor Ludmilla ſtand, verſagte dieſe ſeinem offenen, freundlichen Auge den antwortenden Blick und reichte ihm nur die glühende Wange, da er ihren ſchweigenden Mund ſuchte.

Claudie, von einem Bedienten begleitet, war dem Bräutigam bis in ein nahes Gehölz entgegen gegangen. Der Baron ſchloß die Geliebte entzückt in ſeine Arme und forſchte, ob das Geſichtchen derſelben heute wohl einen freudigeren Ausdruck habe, als vor zehn Tagen; und wirklich kam ihm Claudiens Ausſehen diesmal geſtärkter vor.

Einſame Stille herrſchte, ſo wie immer, auf dem Hochſtein. Kein fröhliches Leben und Weben, Drängen und Treiben, Schaffen und Wirken, kein hochzeitliches Gewühl, kein Herzuſtrömen von Gäſten verkündete den morgenden Brauttag der einzigen Tochter des Gutsherrn. Sogar Leopold, Claudiens Bruder, der als Huſarenofficier mit einer Schwadron ſeiner Leute in einem fernen Grenzſtädtchen auf Commando ſtand, von wo er nicht füglich abgelöſt werden konnte, fehlte an dieſem feſtlichen Tage. Baron Ludwig, zu glücklich durch Claudiens endliche Entſcheidung für ihn, hatte ſich willig in alle Beſchlüſſe ſeines Schwiegervaters gefügt, und ſich gern auch dem unterworfen, daß die Vermählung in tiefſter Stille vollzogen werden ſolle.

Die Abendtafel war aufgehoben, mancher auf das neue Verhältniß Bezug nehmende Gegenſtand verhandelt worden; die Schloßuhr ſummte elf, und Graf Hochſtein bemerkte, daß es Zeit ſei, ſich zur Ruhe zu begeben. Er wünſchte gute Nacht, auch Claudie entfernte ſich in ihr Schlafgemach.

Claudiens Gemüthszuſtand war in erhöheter Stimmung, der Schlaf, die Ruhe, dünkten ihr fern zu ſein; ſie fühlte das dringende Bedürfniß des Alleinſeins, der Rückſprache mit ſich ſelbſt; und ſo lehnte ſie die Dienſte der eintretenden Kammerfrau ab und trat an das geöffnete Fenſter um das lautgewordene Herz durch den Anblick der ſtillen, vom Mondglanz verklärten Natur zu beſchwichtigen. Lange und ſinnig ließ ſie die Blicke auf dem ſanftbeleuchteten Nachtſtücke verweilen. Aus tiefem Lindenſchatten herauf ſang eine Nachtigall ihr Liebeslied; aber ſo weich und elegiſch, daß ſie mehr den ſchlafenden Schmerz in den Tiefen von Claudiens Seele weckte, als daß dieſe ſchmelzenden Töne die Sehnſucht der Lauſcherinn beflügelt hätten. Der wilde Waldbach brauſte und ſchäumte über rauhes Geſtein, ſein dumpfes Toſen tönte durch die Stille der Nacht, wie eine unverſtändliche Prophezeihung von fernem Unglück. Die kühlen Lüfte weheten kleine, blendende Wölkchen am dunklen Himmel hin; ſie glichen den getrennten, flatternden Theilen eines großen, zerriſſenen Silberſchleiers, der bald das ſtrahlende Antlitz des Mondes verhüllte, bald es in all ſeiner Klarheit und Milde der ruhenden Erde ſchimmern ließ. —

Claudie ward von einem leiſen, ſeltſamen Grauen erfaßt. Ach! ſie blickte nun in die Höhe oder in die Tiefe, in die Nähe oder in die Ferne, immer ſchwebte ein theures, geliebtes Bild vor ihren thränengefüllten Augen. „Nenne Dich mir, Du banger, trauriger Geiſt, der meine Bruſt erfüllet und jeder frohen Hoffnung den Eingang verſchließt!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt und fuhr fort: „Biſt Du Ahnung einer dunklen Zukunft oder der Nachklang beſiegter Schmerzen? Heißeſt Du Furcht oder Reue? — Ach! glücklich bin ich nicht! Dir, vor dem die Dunkelheit iſt wie der Tag, der Du in den Grund meines Herzens ſchaueſt wie in den klaren Spiegel eines Thautropfens. Dir ſei es geſtanden, daß ich nicht glücklich bin! — Zürne, mein Gott, dieſem Geſtändniſſe nicht! Hilf meiner Schwachheit ſiegen — laß mich ſtark ſein in Deiner Kraft! — Die Dünſte der Leidenſchaft verfliegen, aber ewig klar und rein leuchtet der fromme Wille, die edle That! Dieſe Strahlen, ſie erhellen das dunkle Leben und vermählen ſich einſt mit dem Lichte der Ewigkeit! — Zwar träumte ich mir in früheren Tagen, als würde auch dieſes Leben ein Glück darbieten, welches das Herz nur fühlen, die Sprache jedoch nicht benennen könnte; die Liebe, die treue, die innige, die opferwillige! die ſtillverſtehende und verſtandene! der entzückende Wiederklang eines gleichgeſtimmten Herzens! — Und dieſes Glück ſchien mir ſo nahe, ſo erreichbar! Aber ich irrete. Zwar liebe ich meinen Ludwig, und meine Bruſt durchlodert der Entſchluß, ihn zu beglücken, mit allen Kräften meines Weſens; aber es iſt ein anderes Gefühl, als das, was ein Anderer mich kennen lehrte und was mich hoch über die Erde und ihre Leiden erhob! — Verſtumme doch endlich, du trauriger Anklang der Wehmuth! Verſchwinde, Du geliebtes Bild, das ſich fortan nicht mehr zwiſchen mich und meine heiligſten Pflichten drängen darf. Wob denn der Zufall, der tückiſche, den Faden meines Schickſals? Nein, die Hand der ewigen Liebe! Und bin ich denn nicht ſchuldlos? Brachte ich nicht zitternd der Gerechtigkeit das ſchwerſte Opfer meines blutenden Herzens? Für welch einen Kummer gäbe ſolch ein Bewußtſein keinen Troſt! — Nun denn, ſo ermanne Dich doch, Du arme Claudie! Ermuthige Dich in dem Gedanken, daß Millionen Herzen einſt gleich dem Deinigen in Angſt und Bangen geſchlagen haben, die jetzt zu Staub verwittert ſind. Auch du, o mein ſchmerzlich klopfendes Herz! wirst einst stillstehen, während sich mein unentweiheter Geist noch in der himmlischen Heimath seines Sieges über die Wallungen der Vergänglichkeit freuet!‘“ Der Nachtwind erhob rauschend die feuchtkalten Flügel und wehete unsanft um Claudiens Stirne; von dem Kirchthurme herab hallte in heiseren Klängen die Mitternachtsstunde, und über die düsteren Waldungen herüber tönte das Mettengeläute eines fernen Klosters. Claudien überlief ein Schauer der Furcht. — Sie verschloß das Fenster; sie wendete sich um, da sah sie, daß die bleichen Strahlen des Mondes über das himmlische Gesicht einer Mater dolorosa zuckten, und das schöne Kunstgebilde in magischer Beleuchtung von der Wand herabblickte. — Claudie trat vor das Gemälde, ihre Augen weilten im träumerischen Nachsinnen lange darauf, dann sagte sie mit tief erregtem Gefühl: „Ich weiß es nun, es war ein Weib, ein leidendes Weib, welches die Milde der Reinsten unseres Geschlechts zur Mittlerinn zwischen der menschlichen Hülflosigkeit und dem göttlichen Erbarmen machte. Wie manches Schwert mag in Deinem Anschauen durch eine Brust voll trauernder Liebe gedrungen sein! O! bitte auch für mich Arme in jeder Stunde, wo meine beſſere Ueberzeugung in der Schwachheit des Herzens untergehen will! Möchte mir Gott die Kraft verleihen, welche der frommen Weiblichkeit verliehen iſt: die Kraft zu leiden und zu lieben — dann iſt der Himmel lebenslang in meiner Seele.“

Claudiens Gefühle waren in der höchſten Spannung; es war ihr, als blicke das Auge der Madonna tröſtend in die Thränen der Beterinn, als ſchien ſich der Mund, um den heiliger Schmerz und kindliche Ergebung ſchwebten, zu Worten der Erhörung öffnen zu wollen; und Claudie drückte die Hände auf die bewegte Bruſt und ſchlummerte in das ſeidene Bettchen, welches die Engel der Unſchuld umringen, und die Traumbilder der Schläferin mit geliebten Erſcheinungen und verklärten Formen ſchmückten.

Der Hochzeitsmorgen erwachte ſchön und wonnig, wie das Lächeln einer glücklichen Braut. Der Hochſtein glühte in dem Flammengolde der Morgenſonne; der Bach, welcher ſich ſchimmernd um den bekränzten Felſen wand, glich einem funkelnden Juwelenbande. Linde Lüfte öffneten die Kelche friſch befeuchteter Roſen und entführten die Wohlgerüche derſelben; die ganze Schöpfung athmete Duft und Liebe.

Aber bleich wie der Schmerz und ſtill wie die Geiſterwelt, erſchien Claudie, und empfing die Glückwünſche ihres Vaters und die liebevollen Begrüßungen ihres Bräutigams. Dieſer Letztere bemerkte nicht ohne Betroffenheit, daß Claudiens Geſicht die Spuren einer inneren Erſchütterung verrathe, daß ihre milden Augen von vergoſſenen Thränen ſprachen — aber er wagte es nicht, die Geliebte um das Warum? zu befragen. In zärtlichen Geſprächen durchſtrich das Brautpaar den Schloßgarten. Hier, in dem Tempel der blühenden Natur, empfing Claudie Ludwigs Gelübde ſeiner heißen Liebe, ſeiner ewigen Treue. Sie ſank an ſein Herz, ſie fühlte ſich von ihm vergöttert, ſie ward ſich mit herzlicher Freude ihrer Macht bewußt, ein Glück gewähren zu können das ſie nicht zu theilen vermochte.

Der Sonne brennende Strahlen hatten längſt den Frühthau von Gräſern und Blumen hinweggeküßt. Schon wallten geſchmückte Landleute auf der Straße, die an dem

beſte Claudie! Mein gutes Kind!“ rief der Graf und heftete die Augen, in denen ſich noch und noch Thränen ſammelten, bald auf das Original, bald auf die Copie. „Warum aber,“ ſo fuhr er fort, „Dein liebes Bild etwas ſo Vergänglichem anvertrauen, da ich es doch hier,“ er deutete auf ſein Herz — „in Marmor gegraben, ein unverlierbares Gut, beſitze!“

Claudie küßte ihrem Vater die Hand; entgegnend ſagte ſie: „Wünſchteſt Du, mein theurer Vater, an jenem Morgen, in dieſen Zügen dem Ausdrucke meiner Liebe für Dich und dem [illegible] begegnen, daß es mir vergönnt ſein möchte, Dir in dieſen Stunden räumlicher Mittheilung mit kindlicher Darſtellung nahe ſein zu können! —“ Eine lange, tiefe Stille, nur von leiſen Seufzern unterbrochen! — Von draußen herein [illegible] das ungewaltige Summen der Bienen; Baron Ludwig blickte nach der Uhr, der Graf hatte geweint und ſchob jetzt die Dose vorſichtig zurück, indem er aufſtand und Claudien ein wenig näher trat, welche ängſtlich vor der Rolle des geſchenkten Angeſichts zuſammengefahren war. — „Wäre es gut geweſen, ſo würde es geſchehen ſein!“ ſagte er als Antwort auf Claudiens letzte Bemerkung, und ſetzte hinzu: „Es gibt manche Stunden im Leben, und meine Kinder, die gegenwärtige iſt eine ſolche — welche die Vereinigung allein erhellen muß, daß ſie, wie alles Irdiſche, vorübergehen. Wir aber ſind ewig! deshalb darf dein Wechſel der Verhältniſſe, keine Trennung uns allgewaltig betrüben. — O weine nicht, meine geliebte Claudie! Du brichſt mir das Herz! und ich bedarf doch ſo ſehr der Stärke, um das Wort eines Abſchiedes ertragen zu können, der mich mit [illegible] meiner Sinne bedroht! Gute, meine Claudie! Du [illegible] dem [illegible] Deines Geſchlechtes;

einem Berufe, welchen der göttliche Wille und die Geſetze der Natur bedingt haben. Wo Du auch ſeiſt, mein Segen begleitet Dich, ſo wie Dein Andenken mir nahe iſt! — Gehe! unter dem Schutze des ewigen Vaters und Sohnes und Geiſtes! Gehe! — —"

Claudie hatte während dieſer Rede in den Armen ihres Vaters gelegen, und ihr bethräntes Geſicht an ſeinem Herzen verborgen; Baron Ludwig drückte die Hand ſeines Schwiegervaters an ſeine ſchlagende Bruſt. — „Gehe!" rief der verlaſſene Graf noch in banger Schmerzergriffenheit, als ſchon der Wagen mit den Scheidenden den baumreichen Hohlweg pfeilſchnell hinabflog.

Als der erſte Meilenſtein hinter den Reiſenden lag, fühlte Claudie, die bis dahin, in ſtille Trauer verſunken, neben ihrem Gemahl geſeſſen hatte, ihre Pflicht gegen denſelben erfordere es, daß ſie ſich ermanne. Sie trocknete die letzten Thränen von den langen, ſchönen Wimpern, und knüpfte ein Geſpräch an, welches den Baron zu kleinen Erzählungen, zu mancherlei Auseinanderſetzungen veranlaßte, und ſchenkte ihm die freundlichſte Theilnahme. Der Baron, ſehr vergnügt darüber, Claudien ſo beruhigt und heiter zu ſehen, ſagte ihr, wie ſie ſchon nach einigen Wochen den alten Grafen an dem Geburtstage desſelben überraſchen wollten, und ſtellte in den geäußerten Vorſätzen und Beſchlüſſen ſolch eine Fülle von Liebe und zarter Gemüthlichkeit dar, daß die Gerührte ſich dankerfüllt an ſeine Bruſt ſchmiegte, und ſtill, aber innig [illegible] das Gelöbniß wiederholte, dieſe

Geſinnungen durch die ſanfteſte Zuvorkommenheit, durch die fleckenloſeſte Treue zu verdienen. —

Der Tag neigte ſich bereits, und die Kühle des Abends fing an zu wehen, als der Baron und ſeine Gattinn das Gebiet von Kornwallen erreichten. Claudie überblickte die zauberiſche Landſchaft, und die Vorſtellung, dies ſei ihr Eigenthum, berührete in den angenehmſten Empfindungen ihr Gemüth. Aber plötzlich ward ſie aus ihren frohen Betrachtungen aufgeſchreckt; denn als ſie die Grenze von Kornwallen zurückgelegt hatten, ſcholl ihnen aus den beiden Kirchen dieſes Dorfes und aus einigen der benachbarten Dörfer, welche zu dieſer Herrſchaft gehörten, dumpfes Glockengeläute entgegen. Claudie erblaßte; Schauer auf Schauer durchrieſelten ihre Glieder. Der Baron bemerkte es. In dem Bewußtſein, Claudiens Wünſchen gemäß, jede Empfangsfeierlichkeit ſtreng unterſagt zu haben, fragte er mit Heftigkeit einen Landmann, der unfern des Weges ſtand und in ehrerbietiger Stellung das Vorüberfahren des Gutsherrn abwarten wollte, was dies Geläute bedeuten ſolle? — Der Landmann antwortete erſchrocken, der Schulmeiſter habe es ſich durchaus nicht wehren laſſen, der gnädigen Herrſchaft eine Ehre zu erweiſen. —

Der Baron runzelte die Stirne; er ſagte zu Claudien gewendet: „Entſchuldige, Geliebte, das Ungeſchick, mit dem guten Willen des Ungehorſamen;“ und Claudie bat ihren Gemahl, daß dieſer dem Schulmeiſter die zugedachte Rüge erlaſſen möchte.

Jetzt rollte der Wagen die lange Pappelallee hinauf, aus deren ferner Endpunkt das Portal des Schloſſes erſchien. Ein ſchwarzes Pünktchen bewegte ſich auf der Terraſſe, der Baron nahm ſein Glas — „das iſt Ludmilla, die uns wahrſcheinlich entgegenſiehet;“ ſagte er, unwillkürlich zuſammenfahrend, denn die Gefährlichkeit dieſer Vergeſſenen und das Peinvolle der Beziehungen, welche die Anweſenheit Ludmilla's hervorbringen mußte, ſtieg wie ein finſterer Schatten in ihm auf — und um ſeine frohe Ausſicht in die Zukunft war es für dieſen Moment geſchehen. — Er legte ſeinen Arm um die holde Gattinn und ſagte bittend: „Sei duldſam, meine Claudie, gegen Ludmillens Schwächen! Du wirſt Dir ein hohes Verdienſt erwerben, wenn es Dir gelingt, das Mädchen von einem Leichtſinne zu heilen, den Erziehung, Beiſpiel und Temperament verſchuldeten! —“

Der Wagen donnerte vor das Schloß; tief beugte ſich der anſehnliche Kreis der Beamten und Domeſtiken. Ludmillens ſchlanke Geſtalt ſtand auf den letzten Stufen der Terraſſe; die ſinkende Sonne übergoß das Mädchen mit ihren Purpurflammen, daß es davon geblendet, ſich mit beiden, vor das Geſicht gehaltenen Händen vor dem Strahlenſtrome zu ſchützen ſuchte, und ſo Claudien ſeinen vollen Anblick noch einige Minuten entzog.

Die Baroninn verbeugte ſich gegen die Umſtehenden mit Anmuth und Milde. Sie ſchlug den grünen Florſchleier zurück und eilte auf Ludmilla zu. Schon öffnete ſich ihr Mund zu der liebevollſten Begrüßung, als Ludmilla ihr entgegenkommend, in den Schatten trat und Claudiens Blicke zum erſten Male in dies reizende, von dem Wunſche zu gefallen, beſeelte Geſicht fielen. Da war es plötzlich, als machte der Hauch des Todes Claudiens Geſtalt erſtarren; Bläſſe überzog dies blühende Geſicht, die ſanften Blitze der ſchönen, blauen Augen erloſchen in der furchtſamen Scheu des Entſetzens — und die von der Ohnmacht gefeſſelte Lippe.

ſtrebte in einem leiſen, ſchmerzhaften Zucken vergebens nach der Kraft, dem Anſtande ſein Recht zu vergönnen.

Ludmilla ſchlang ihre Arme um die Baroninn. „Mein Gott! Couſine, Ihnen iſt nicht wohl!“ ſagte ſie in natürlicher Beſtürzung. Der Baron eilte erſchrocken herbei, und Claudie, ſich kräftig zuſammennehmend, erklärte dieſe Anwandlung aus den Erſchütterungen der Reiſe und des vorhergegangenen ergreifenden Abſchiedes. Sie verſicherte, ein Stündchen der Ruhe und des Alleinſeins würde ihr die Stärke zurückgeben, dieſen erſten Abend in ihren neuen Umgebungen froh und theilnehmend feiern zu können. Man fand nichts Befremdendes in dieſer Entſchuldigung und in dieſem Verlangen, und der Baron führte ſeine Gattinn in ein Boudoir, in welchem ſeine ſinnreiche Liebe die ſchönſten Gaben der Kunſt und des Geſchmacks zum Vergnügen der Bewohnerinn vereiniget hatte.

Claudie ſank matt in den kleinen ſeidenen Sopha. Ihr kunſtbefreundetes Auge glitt achtlos an den Schildereien der beſten Meiſter herab, und wurzelte düſter an dem Boden. Vergebens regte die Eleganz und Niedlichkeit der Geräthſchaften die weibliche Theilnahme an, vergebens umwehete ſie der Duft einer ausgeſuchten, auf einem nahen Balcon befindlichen Orangerie mit Feenodem — ſie ſah, ſie empfand nichts, als die beängſtigende Wirkung einer Entdeckung, welche unglückverkündend die erſten Stunden ihres Ehelebens verdunkelte, und ſie mit Furcht und Grauen vor dem neubegonnenen Lebenspfade erfüllete. —

„So gäbe es denn Dämonen unter den Menſchen, deren Einwirkung auf unſer Schickſal feindlich und unentrinnbar für den Bedroheten ſei, und Ludmilla wäre mir ein ſolcher?“ ſagte Claudie leiſe, indem ſie mit zuſammengeſchlagenen

Händen ſtarr vor ſich hinblickte und alſo fortfuhr: „Zum zweiten Male tritt dieſe Geſtalt trennend zwiſchen mich und das Glück, ach! und die Kenntniß ihres Weſens und ihres früheren Waltens raubt mir den Muth, ſie mit den Waffen des Vertrauens und der Unbefangenheit zu bekämpfen! —“ Claudie erhob tief ſeufzend das Auge. Die Sonne war jetzt hinabgeſunken; ein purpurfarbiger Schein, ſich nach und nach in bläſſeren Schattirungen verlierend, glühete an dem Gewölbe des Himmels, und leuchtend drang von dieſen Höhen herab ein Strahl des Troſtes in Claudien's bekümmerte Seele. —

„Doch —“ begann ſie von neuem, „ſoll ich Ludmilla deshalb haſſen, weil der Wille des Allweiſen ſie zu dem Werkzeuge meiner Prüfungen erkor? — Muß ich nicht vielmehr die Mitleidswerthe, welche ſich durch Wahn und Thorheit des höchſten Glückes beraubte, mit zarter Liebe umfaſſen? Wenn es mir vorbehalten wäre, die Irrende durch Rath und Beiſpiel zurecht zu weiſen, dies leere, nur vergänglicher Luſt hingegebene Herz mit würdigen Empfindungen und edlen Entſchließungen zu füllen, der Jugend eine Seele zu gewinnen, würde dann nicht jede meiner jetzigen Klagen, über die Schwere dieſer ehrenden Verpflichtung eine große Verſündigung gegen Den geweſen ſein, der das Maß der Kräfte kennet, welche er mir verlieh? Und weiß ich denn nicht, daß Alles, was ich im Geiſte der Liebe beginne, unter höherem Beiſtande vollendet wird? — Wohlan! ich will mich der verſäumten Ludmilla annehmen! —“ Aber ein Strom von Thränen bethauete dieſen Vorſatz.

Claudie von Hochſtein hatte ihre Mutter nie gekannt. Die Geburt dieſer Tochter raubte der trefflichen Frau das Leben, und löſte eine Ehe auf, welche, durch heiße Liebe geknüpft, die Echtheit dieſer Empfindung in einer ſechsjährigen Dauer bewährte, und in dem reinſten Einklange der Geiſter, in einem ſtillen, häuslichen, aber hohen Glücke zu den ſeltenſten Erſcheinungen dieſer Art gehörte. —

Die Nemeſis, zürnend den hohen Freuden der Sterblichen, wie den Verbrechen derſelben, forderte ſtreng ihr Opfer, und es fiel in dem geliebteſten Haupte.

Mit zerſtörten Zügen, bleich und wankend wie ein Schatten, kehrte Graf Hochſtein von der Beſtattung ſeiner Gemahlinn zurück. Wie aus weiter Ferne tönte ihm das nahe Trauergeläute; er vernahm es nur ſo, wie der Träumende den leiſen Ruf des wachen Freundes vernimmt. Mit unſicheren Schritten ſchwankte er durch das weitgeöffnete Schloßthor und durch den düſter geſchmückten Saal, in welchem man eine Collation für die Grabesbegleitung aufgeſtellt hatte. Dem Grafen ſchauerte bei dieſem Anblicke; es dünkte ihm Hochverrath an dem heiligen Schmerze um die Vollendete, daß man ihr Verſchwinden von der äußeren Welt mit Tafelgenüſſen feiern wollte, und er eilte, jeden Zuſpruch von ſich weiſend, in ein Zimmer der Verſtorbenen, worin dieſe ſich gewöhnlich befunden hatte. Hier fühlte er das Wehen ihres milden Geiſtes, hier ward ihm wohl! — Er warf ſich erſchöpft auf ein Tabouret an dem Fenſter, durch welches ſie ſo oft mit den blauen, zärtlichen Augen die wechſelreiche Landſchaft überblickt hatte! Hier lag die zierliche Arbeit, über der die Wehen des Todes ſie ereilt hatten, und jenes Zeichen in dem aufgeſchlagenen Andachtsbuche bewies, daß ſich die Ahnende mit den Hoffnungen der

Unſterblichkeit und eines Wiederfindens im Lande der Freiheit und des Friedens in ihren letzten Lebensſtunden beſchäftiget habe.

Der Graf las die Betrachtung; es war ihm, als hätte die Verewigte den trauernden Gatten dieſelbe zur Beruhigung ausgezeichnet, und was ihn früher kalt gelaſſen hatte, durchdrang ihn jetzt mit der Wärme der Ueberzeugung. — „Ja Du lebſt, meine Einzige!“ rief er in Begeiſterung aus, „die ſich, dem Phönix gleich, aus den Flammen der Verzweiflung gen Himmel ſchwang, ich werde Dich wiederſehen in Verklärung und Freude, wenn die flüchtigen Stunden des Erdenlebens verronnen ſein werden, und Du wirſt mein ſein, dort wie hier! Dafür bürgt mir die Sehnſucht meines zerriſſenen Herzens, die mich mit ſtarken Banden an das Jenſeits knüpft, deſſen geheime Pforten ſich meinem Geiſte öffnen werden, ſo oft er gläubig und liebend nach Vereinigung mit dem Unſichtbaren, mit Dir, o Weib meiner Seele! ringt. —“

Die erſten Wochen ſchlichen in banger Stille vorüber. Nach und nach lös'te die wohlthätige Zeit die engen, gewichtigen Feſſeln, welche der Gram um die freie, muthige Seele des Grafen geſchlagen hatte, und ihre erſte Regſamkeit verkündete ſich in aufmerkſamerer Sorge für ſeinen fünfjährigen Sohn Leopold. Noch hatte er es nicht über ſich vermocht, die kleine Claudie mit Vaterzärtlichkeit anzublicken. Eine ſeltſame Scheu, eine Furcht, den dumpfen Schmerz in ſeinem Innern lebhafter anzuregen, hielt ihn ſtets von der Wiege entfernt, und er begnügte ſich mit den Berichten, welche ihm die Wärterinn von dem Gedeihen des Kindes gab.

Eines Tages ſaß der Graf, ſeinen Erinnerungen hingegeben, in einer Laube des Schloßgartens, die einen langen, ſchattigen Gang begrenzte, in welchem Claudiens Wärterinn einen kleinen Wagen, worin das Kind lag, langſam auf und nieder zog. —

Das luftbewegte Flüſtern des Gezweiges rings umher, das leiſe Kniſtern des feinen Sandes bei dem Ziehen des Wägelchens wiegte den Grafen in immer tiefere Träumereien. Plötzlich ſchwieg das eintönige Seufzen des Sandes, der Graf blickte empor und ſah, daß die Wärterinn den Wagen in den Schatten gezogen hatte und jetzt pfeilſchnell den Gang hinaufeilte, wahrſcheinlich, um etwas herbeizuholen. Wie von unſichtbarer Hand gezogen, ging der Graf eilig auf die kleine Chaiſe zu, um das Kind, welches er ſchlafend glaubte, in Augenſchein zu nehmen. Er bückte ſich unter den grünen Schirm, auf welchem die Schatten der Lindenblätter glänzend hin und her zuckten. Siehe! da lächelte ihn das Kind mit einem Paar ſanft funkelnden, blauen Augen an; der Mutter milde Züge verlieblichten das kleine Antlitz, und ein ſüßes, namenloſes Wehe wallete auf in der Bruſt des Vaters. Er nahm das Kind auf ſeine Arme. Der Anblick dieſer hülfloſen Unſchuld öffnete die verſchloſſenen Quellen ſeiner Thränen, ſie rollten herab und eine derſelben in den halbgeöffneten Roſenkelch des winzig kleinen Mundes. Das Kind ſog gierig den Schmerz ſeines Vaters ein und verzog das Geſichtchen. Dies Spiel des Zufalls ergriff den Grafen mit unendlicher Rührung. „Armes, unglückliches Kind!“ ſagte er, „das Du ſtatt der ſüßen, mütterlichen Nahrung die bittern Thränen des Vaters trinkſt, welche ſeiner und Deiner Verwaiſung fließen! Wie unrecht handelte ich bisher, Dich von mir zu entfernen! Doppelte Liebe will ich Dir von nun an dafür geben.“

Der Graf hielt Wort. Von dieſer Stunde an beſchäftigte er ſich zu dem freudigen Erſtaunen aller ſeiner Leute ausſchließend mit dieſem Kinde. Mit dem Scharfblicke einer Mutter bemerkte er die Entwickelung der kleinen Claudie, welche den Vater zuerſt unterſcheiden lernte. Die reinſte Freude der Natur, die Elternfreude, wog endlich die Schmerzen auf, welche von der Macht der Zeit und den zarten Tröſtungen der Kunſt gemildert wurden.

Das Gut Buchenrode, welches der Graf bewohnte, war das väterliche Erbe der verſtorbenen Gräfinn geweſen. Die Rückſicht auf den Wunſch der geliebten Frau, welche ihre Freuden, wie ihre liebſten Erinnerungen in dieſe Umgebungen gebannt glaubte, hatte den Grafen dazu bewogen, den Hochſtein, das Stammhaus ſeiner Familie einem Verwalter zu überlaſſen und dieſe ungleich größere Beſitzung zu beziehen.

Graf Hochſtein gehörte zu den Menſchen, welchen das Talent der Mittheilung verſagt iſt. Sein Verſtand war mehr für die Wiſſenſchaften als für die Welt gebildet worden; ſeine Bruſt verſchloß einen Reichthum der zarteſten und edelſten Gefühle, aber nur einige Wenige, die ähnlich empfanden, erkannten die ſtille, liebreiche Seele dieſes Mannes. Ein reger, lebendiger Sinn für die Kunſt, erhielt ihn hoch über dem Gemeinen und ließ ihn den Maßſtab des Ideals an die Erſcheinungen der Außenwelt legen. — So war es denn natürlich, daß ihm Vieles, was der Begierde wünſchenswürdig, dem Eigennutze des Strebens werth, der Eitelkeit reizend erſcheint, als gleichgültig oder verächtlich erſchien, und die Menſchen ihn als einen Sonderling beurtheilten, und dieſer Erkenntniß zufolge ſeinen Umgang mieden. Aber deſto glücklicher mußte ſich ſeine Gattinn fühlen. Sie allein kannte die Fülle ſeiner Vortrefflichkeiten, den Adel ſeines

Geiſtes, die Stärke ſeines Charakters, und die Weichheit ſeines Gemüthes. Gleiche Anſichten, gleiche Neigungen, gaben dieſer Ehe das Gepräge einer höheren Verbindung als welche man hienieden, wo faſt immer die Rückſicht auf Aeußerlichkeiten, ſelten das Herz und noch ſeltener der Geiſt den heiligen Bund knüpft — nur wenige findet.

Das Vollkommene reifet nicht unter dem Monde! Je beſeligender ein Verhältniß auf uns wirket, je höher und ungetrübter das Glück iſt, deſſen wir genießen, deſto ſicherer dürfen wir auch darauf rechnen, daß es nur vorübergehend ſein, ſich nur als Ahnung eines ſchöneren Daſeins beurkunden könne, wo wir dem Drucke der Körperlichkeit entnommen, in Klarheit erkennen werden, warum das arme, gequälte Herz die Liebe begehren, aber nicht umfaſſen, ſich, ſo lange es ſchlägt, nach leiſe geahneten Freuden ſehnen, aber nicht durch deren Beſitz befriediget werden dürfe. —

Die Gräfinn ſtarb, und ihr Gemahl mußte ſich durch dieſen Schlag des Schickſals um ſo tiefer gebeugt fühlen, je mehr er ſich daran gewöhnt hatte, ſich nur in den zärtlichen Beziehungen zu der geliebten Verſtorbenen zu denken und zu bewegen. Jetzt, in dieſer fürchterlichen Oede ſeines Kummers, wo alle Stimmen des Lebens für ihn ſchwiegen, wo Natur und Kunſt ihm unter dem Schleier ſeines Trübſinnes erſchienen, ſtrahlte ihn nur ein Licht tröſtend und heimathlich an, das der Religion. Die Verheißungen, welche ſie darbietet, träufelten heilenden Balſam in die blutenden Wunden ſeines Herzens, und er erkannte und empfand, daß ein gläubiges Gemüth erhaben ſei über die Macht der Zerſtörung. Kein Zuſtrömen läſtiger Condolenzviſiten, keine Vorſchläge zu zweckwidrigen Zerſtreuungen, ſtörten das allmähliche Verſchmelzen in ſanfte Wehmuth; ſo blieb es ſtill um, und ward ſtill in ihm. Er war mit dem Kummer, der nach und nach eine freundlichere Geſtalt gewann, vertraut geworden, und ungern nur hätte er den ſtillen Freund entbehrt.

Wie ſich ſeine Bruſt wieder leiſe für die Eindrücke erweiterte, welche das Leben giebt, ſuchte er Befriedigung für ſeinen Thätigkeitstrieb und Beſchäftigung für die Leere einſamer Stunden in der Uebung ſeiner Lieblingskunſt, der Malerei. Bei Palette und Pinſel verlor er ſich in die liebliche Traumwelt der Mythe; ſeine Phantaſie wendete ſich von den Bildern ſeiner Trauer hinweg und in die blumigten Labyrinthe des Fabelthums, oder auf geſchichtliche Scenen der Vorwelt, deren tragiſche Bedeutung ſein Gefühl vorzüglich anſprachen.

Die Kunſt iſt eine milde Verſöhnerinn! in ihren ſchönſten Weiheſtunden fühlte ſich der Graf erhoben, iſt ſogar beglückt, und die Flamme der Begeiſterung warf einen lichten Schimmer über ein Leben, welches ohne dieſen dunkel und freudenlos geweſen wäre.

Die Jahre rauſchten dahin. Leopold ſtand an der Grenze des Jünglingsalters, Claudie, die blühende Knoſpe, verſprach die lieblichſte Entfaltung. Mit unausſprechlicher Liebe hing des Grafen Herz an dieſer Tochter, in welcher ſich die holde Form ihrer Mutter, das innige, jeder Regung der Selbſtſucht entfremdete Gemüth derſelben bis zur Täuſchung erneuerte. Wenn der Graf die Wahrnehmung machte, daß ein unverkennbarer Kunſtſinn in dem Mädchen vorwalte, der als Erbtheil von ihm auf die Kleine übergegangen ſei, wenn er in den erſten, regelloſen Schöpfungen ihrer Hand ſchon die Verſuche einer künftigen Meiſterinn erkannte, ſo war dies wohl nur dazu geeignet, ſeine Vorliebe für Claudien zu erhöhen. Mit Sorgſamkeit war er nun bemühet, den zarten Sprößling ihres Talents zu pflegen, und vor jeder ſchädlichen Einwirkung des Rohen und Unedlen zu bewahren. Auch vermochte er dies leicht. Die Welt mit ihren Anregungen lag weit außer dem Kreiſe, welchen er in ſchroffer Eigenthümlichkeit um ſich und die Seinigen gezogen hatte; nur ſelten drang ein Anklang aus ihr herüber, in dieſe ſtillen Umgebungen, wo einfache Freuden und hohe Genüſſe, den Frieden, der in denſelben herrſchte, heiligten.

Baron Norwallen, nächſter Grenznachbar des Grafen Hochſtein, war der faſt einzige, wenn auch nicht öftere Umgang des Letzteren. Wie wenig ſich auch die beiden Männer an Geſinnung und Handlungsweiſe glichen, wie verſchieden auch die Bildungsſtufen waren, auf denen Beide ſtanden, ſo fanden ſie doch in dem Intereſſe für landwirthſchaftliche Angelegenheiten, für politiſche Ereigniſſe, für das Ausmalen idealer Landesverfaſſungen manchen Berührungspunct, auf welchem ſie mit Herzlichkeit und gegenſeitiger Toleranz verweilten.

Auch Baron Norwallen war Wittwer und Vater eines einzigen Sohnes, unſeres Ludwigs, den er mit tyranniſcher Strenge erzog, und der Meinung lebte, daß dieſe Erziehungs-Methode am ſicherſten vor Entartung ſchütze. —

Obgleich Graf Hochſtein durch die Macht der Perſönlichkeit, durch einen überwiegenden Verſtand, durch die ruhige Würde ſeines Weſens und durch die ſchöne Gabe, ſeine Gedanken klar und folgerecht entwickeln zu können, einen bedeutenden Einfluß auf den nachbarlichen Freund gewonnen hatte, ſo verlor doch dieſe Gewalt ihre Kraft, wenn er ſich vermeſſen wollte, Baron Norwallen dieſer ſeiner Lieblingsüberzeugung untreu zu machen. Erörterungen über dieſen

Gegenſtand bildeten die Grenze, auf welcher ſich die Anſichten und Meinungen Beider ſcharf und feindlich ſchieden. —

Wenn Graf Hochſtein den ſchüchternen Knaben Ludwig bemerkte, und ſah, wie ängſtlich und geſpannt dieſer die Augen auf den herriſchen Vater geheftet hielt, ſich keine unbefangene Aeußerung erlaubte, und erſt dann frei und fröhlich aufathmete, wenn er ſich außer dem Geſichtskreiſe des Despoten befand, ſo ſagte er wohl: „Lieber Baron! Wie viel herrliche Knospen ſchöner Tugenden und trefflicher Anlagen zerſchlagen Sie doch mit dieſer rauhen Strenge, in der Sie den einzigen, gutartigen Sohn erziehen, und die gewiß mehr von einem Irrthume Ihres Verſtandes, als von Ihrem-Herzen ausgehet! — Die Menſchenblüthe entfaltet ſich am ſchönſten in dem Sonnenſcheine der Liebe, in dem gemäßigten Klima eines freundlich ernſten Gleichmuthes! Ich meine nicht jene weichliche Schwäche, jene fluchwürdige Zärtlichkeit, welche die bösartigſten Fehler, die giftigſten Leidenſchaften in ihrem Schooße hegt und pflegt, ſondern die innige, heilige Empfindung, welche im Aufſchauen zu der ewigen Liebe, die den göttlichen Sohn zum Kreuzestode beſtimmte, auf daß er verkläret und wir ſelig würden — ſich die Kraft bewahret, verſagend zu beglücken und das Gepräge der Entſchiedenheit jedem väterlichen Gebote aufzudrücken. Der zarte Seelenkeim des Selbſtgefühls iſt ſchnell getödtet, wenn körperliche, unwürdige Züchtigung gleich einem verderblichen Hagelſchlage den Sprößling drückt, aus welchem ſich die edelſten Früchte entwickelt hätten! — Zu tauſend und abermals tauſend Malen belehret uns die Erfahrung darüber, daß eine Erziehung dieſer Art die, für den moraliſchen Werth des Menſchen nachtheiligſten Folgen vorbereite; entweder wird der, welcher unter den Streichen der Ueberhebung blutete, zu der Zeit wo ſeine Feſſeln von ihm abfallen, die väterliche Tyrannei überbieten und eine furchtbare Geißel für ſeine Umgebungen werden, oder er wird, des Sclavenjoches gewöhnt, jeder Thatkraft für immer beraubt, in ſchwächlicher Unterwürfigkeit ſich dem Willen derjenigen fügen, die er pflichtgemäß leiten und beherrſchen ſollte. —“

Wenn Graf Hochſtein ſeinem Gaſte dergleichen Vorſtellungen in dem Feuer der Wahrheit machte, und von jedem Worte, das dieſen verletzen konnte, durch den ſprechendſten Ausdruck des Wohlwollens in Blick und Ton und durch manchen begütigenden Händedruck die Spitze brach, ſo erwiederte Baron Norwallen: „Das ſind ganz herrliche Ideen, lieber Freund, aber nur anwendbar in Romanen; das wirkliche Leben fordert uns zu kräftigeren Maßregeln auf. Kinder ſind thieriſche Naturen, ein wenig Dreſſur kann ihnen auf keine Weiſe ſchaden; wie man ſie ziehet, ſo hat man ſie. Ja Sie, als Sachverſtändiger, werden beſſer wiſſen, als ich es Ihnen ſagen kann, daß ſogar das freie Geiſterkind, die Kunſt, öfterer bei rohen Prügelſuppen erſtarkt und gediehen ſei.“

Nach ſolchen Aeußerungen verſtummte Graf Hochſtein traurig; überzeugt, daß ſein Gegner ihm nicht gleiche Waffen entgegenſetzen könne; und dieſer triumphirte in dem Gedanken, mit ſeiner vernünftigen Proſa die vermeinte Poeſie des Angreifenden auf das Haupt geſchlagen zu haben.

Während die beiden Väter ſtritten, und jede Unterredung dieſer Art das gegenſeitige Wohlwollen für einander merklich erkaltete, war die kleine Claudie mit glücklicherem Erfolge bemühet, ihrem vier Jahre älteren Spielgefährten die ſanfte Denkweiſe anzueignen, welche, von keiner Unbill kindiſchen Eigenſinnes geſtört, wie ein mildes Wehen von dem zarten Weſen ausging und den Frieden um ſich verbreitete, den es ſtill und ſelig in ſich trug.

Obgleich Ludwig und Leopold durch gleiches Geſchlecht und durch Gleichheit des Alters der ſchicklichſte Umgang für einander geweſen wären, ſo fehlte doch Beiden der ſympathetiſche Zug, welcher die Herzen unwiderſtehlich einander näher führt, und ohne welchen alle Bande äußerer Verhältniſſe ihrer magnetiſchen Kraft entbehren. — Die Unterhaltungen der beiden Knaben waren gezwungen, unbefriedigend, leicht zu Verſtimmungen führend; und indem ſie bei zunehmender Reife des Verſtandes zu dem Bewußtſein dieſes innern Auseinanderhaltens gekommen waren, überließ Leopold, ſein Vergnügen anderweitig ſuchend, Claudien die Geſellſchaft des jungen Gaſtfreundes, der ſich ohnehin nur in dieſer Unterhaltung zu gefallen ſchien.

Claudie war in ihrem zehnten Jahre nach Gemüth und Geiſt ſo ausgebildet, als ſei ſie funfzehn Jahre alt; nur ihr Aeußeres, mehr von zarter als kräftiger Art, ſchien gern und lange in den Grenzen der früheren Kindheit verweilen zu wollen. — Die Natur ſchien dies Geſicht in ihrer mildeſten Laune gebildet zu haben. Große dunkelblaue Augen beſeelten dieſe weichen Formen, aus denen der Geiſt ſüßer Unſchuld und hingebender Güte ſprach. Wenn ſie das ſchöne Auge erhob, dann flammte es in den Strahlen einer Begeiſterung, welche ihrem Weſen nach in das Gebiet des reiferen Alters gehörte; wenn ſie es ſenkte und die Schatten der langen, gebogenen Wimpern die milden Sterne verhüllten, dann war dies Geſichtchen ein rührendes Sinnbild der unentweihteſten Kindlichkeit. Reiche blonde Locken, in keine Form eingezwängt, umflatterten in natürlicher Schönheit das kleine Haupt.

An Claudiens innerer Bildung hatten Natur und Kunſt gleichen Antheil. Da Graf Hochſtein in ſtrenger Abſonderung von den Weltverhältniſſen lebte, ſo fiel es ihm auch nicht ein, bei der Erziehung, die er ſeiner Tochter gab, auf die Forderungen Rückſicht zu nehmen, welche die Menſchen in conventioneller Beziehung als unerläßlich erachten. So durfte das Kind uneingeſchränkt die Freuden der Natur genießen und ſich dem Einwirken derſelben auf Körper und Geiſt überlaſſen. — Stundenlang ſaß die zarte Kleine an dem Ufer eines Bächleins, welches leiſe plätſchernd ein freundliches Gehölz durchſchnitt, das dicht an den Schloßgarten grenzte. Hier leitete ſie mit einem feinen Stäbchen eine niedliche Gondel, welche ihr der Kammerdiener ihres Vaters, ein geübter Zimmerer, gefertigt hatte, über die hüpfenden Wellen, und das Schifflein enthielt eine Geſellſchaft kleiner Figuren aus Porcellan, welche Graf Hochſtein ſeiner Tochter verſchrieben hatte, um ihren idealen Sinn anzuregen. Die Götter Griechenlands, im verjüngten Maßſtabe, waren Claudiens Puppen. — Sanft glitt der zierliche Kahn über die ſchmale, ſilberhelle Fläche; und Claudie, für ihr zartes Alter wohlunterrichtet in der Fabel jener goldenen Zeit, wo jene noch die ſchöne Welt regierten —; wählte ſinnvoll und unterſcheidend die Plätze, wenn ſie gelandet waren. Im grünen Graſe fand eine ſchlanke Diana ihr verborgenes Revier; unter dem Schatten einer Buche ward in einem kleinen Tempel, auch einer Arbeit des Gondelmeiſters, Aphroditens reizendes Bild aufgeſtellt. Die Grazien bewachten den Eingang; Amor verlor ſich im üppigen Raſen; Pſyche ſchlief auf Blüthen, und die röthlichen Haideblümchen ſchien Flora zu pflegen. Neptun, mit dem winzigen Dreizacke, blieb jedoch in ſeinem Elemente, und ward in die Kieſel des ſeichten Flüßchens gedrückt, deſſen perlendes Gewäſſer das bärtige Geſicht des kleinen Waſſergottes umſpielte. Sirenen blickten aus dem Sande hervor und Thetis ruhete im feinen Uferſchilfe. — Tönte nun das Glöckchen zur Tafelſtunde vom Schloſſe in die flüſternde Natur, oder das Abendläuten von ferne, dann ſammelte Claudie ihre kleine, ſtumme Schaar. Ein friſches Kränzchen von Veilchen oder Vergißmeinnicht ward daheim dem Vater zu Füßen gelegt, wenn ſein liebes Kind, mit dem Olymp im Arme und dem Himmel im Herzen, vor ſeinen in Freude aufglänzenden Augen ſtand.

Hätte Jemand Claudiens kindliches Walten bemerkt und die Poeſie ihrer Spiele erkannt: o! der würde mit Wehmuth geahnet haben, daß dieſes Weſen nicht dazu geeignet ſei, ſich unter dem Drucke der Verhältniſſe frei und leicht zu bewegen, daß der zauberiſche Farbenglanz, welchen eine Phantaſie, mit Idealen angefüllt, von keinem Schattenbilde der Furcht und des Grauens verdunkelt, über Geſtalt, Geberde, Blick und Ton warf, vor dem ſcharfen Hauche der Wirklichkeit, wie Blumenſtaub vom Abendwinde verwehet, verſchwinden würde, und daß das arme dürftige Leben nichts biete, was die ſeligen Ahnungen, welche wie Paradieſesträume ſich in dieſer Kinderbruſt geſtalteten. erfüllen könnte! —

Da in der tiefen Abgeſchiedenheit, welche den Grafen und ſeine Kinder von der Welt trennete, dieſe außer dem Baron von Norwallen und deſſem Sohne, dem Ortsprediger und deſſen betagter Frau und Schweſter ſelten Jemand ſahen, der zu ihrer Geſellſchaft gehört hätte: ſo konnte nicht leicht eine Regung der Eitelkeit in Claudien erwachen. Ein geſchicktes Hausmädchen fertigte ihre Kleidchen, die von den einfachſten Stoffen waren; nichts war in ihrem Schmucke.

was an den Rang oder an das Vermögen ihres Vaters erinnert hätte. Alles, was zarte Kinderſeelen ſo leicht vergiftet und von dem geſellſchaftlichen Verkehr, wie Mehlthau von der Sonnenwärme, belebt wird, als: Anmaßung, Neid, Verleumdung, Sucht zu ſchimmern, ſich auszuzeichnen, blieb ungekannt von der lieblichen Kleinen, welcher unſchuldigere und reinere Genüſſe genügten. Claudie ſchlug jauchzend in die kleinen Händchen, wenn die erſten Schneeflocken im wirren Tanze auf den erſtorbenen Boden herabrieſelten, oder wenn des Winters kalte Hand die ſtarre Blumendecke über die klaren Scheiben zog. Sie empfand namenloſe Wonne und Luſt, wenn der erſte Lerchenſchlag aus der milderen Luft des nahenden Frühlings erſcholl und das erwachende Leben der Schöpfung jeden Pulsſchlag der Freude verdoppelte. Der ſchönſte Feſttag war ihr aber der, an welchem ſie ihre kleine Götterſchaar zum erſten Male wieder ins Freie führte. Dann durfte keiner der Olympbewohner fehlen, und drei- bis viermal ſchiffte die Gondel, mit einem anderen Chor gefüllt, über das entfeſſelte Bächlein. Dies nannte Claudie ihre Frühlingsweihe, welchen Namen der Hauslehrer, Herr Heimfried, dieſer Feſtlichkeit gegeben hatte.

Dieſer Mann, ein nicht mehr junger, aber geiſtvoller Candidat, hatte das Unglück gehabt, in drei Probepredigten, deren glückliche Erfolge er mit Gewißheit erwarten durfte, ſtecken zu bleiben. — Die Gräfinn Hochſtein, entfernt mit dem adelichen Hauſe verwandt, welches das Wahlrecht über die Pfarre hatte, um die ſich Heimfried in ſeiner dritten, abermals mißlingenden Probepredigt bewarb, befand ſich zu dieſer Zeit einer kleinen Erbſchaftsermittelung wegen für einige Tage zum Beſuch daſelbſt. Sie war in Geſellſchaft jener Familie ſeine Zuhörerinn, und ihr klarer Verſtand erkannte hinter dem Schleier, den angeſtammte Blödigkeit um den Vortrag wob, den wahren Gehalt deſſelben. — Als nun der unglückliche Heimfried, ein gebetener Gaſt, beſchämt und glühend auf dem Schloſſe erſchien, und der Gutsherr ihm mit empörendem Uebermuthe Angeſichts aller Gäſte die Hoffnung auf die Pfarre benahm, ihn belehrte und die begangenen Fehler der Schüchternheit und der Zerſtreuung ihm in erſchreckender Blöße vorſtellte: da fühlte die Gräfinn ihr ſchönes Herz von unendlichem Mitleid überwallen; doch, als ſich jetzt der Gekränkte frei und edel erhob und muthig ſagte, daß er heute zu der Ueberzeugung gelangt ſei, durch eine, für ihn unbeſiegbare Blödigkeit, Folge einer pedantiſchen Erziehung, zum Kanzelredner verdorben zu ſein, und er die heilige Stätte mit dem ſtillen Gelöbniß verlaſſen habe, ſolche niemals wieder zu betreten, daß er jedoch die Kraft in ſich fühle, in dem Berufe als Lehrer der Jugend nützlich werden zu können, und in dem tröſtenden Bewußtſein, Etwas zu ſein, ſich über die Verſagung des Talentes, Etwas zu ſcheinen, zu tröſten und mit der Achtung Derer zu begnügen wiſſe, welche die Form vom Weſen zu unterſcheiden verſtänden: da erkannte die Gräfinn mit Befriedigung, daß ſie zu der Zahl dieſer Letzteren gehöre, und ſie fühlte ſich zu dem Vertrauen erhoben, Heimfrieden die Stelle eines Erziehers ihres dreijährigen Sohnes unter ſehr annehmlichen Bedingungen anzubieten. — Wie nun die engelſchöne Frau vor dem Gebeugten ſtand und demſelben mit zarter Würdigung des Gegenſtandes, mit milder Schonung der erſt erlittenen Beſchämung, das willkommene Erbieten machte, und im leiſen, nur den Frauen eigenen Verſtehen fremder Herzensbedürfniſſe — ihm die Mittheilung machte, daß ſie und ihr Gemahl außer allem

Zuſammenhange mit der großen Welt, nur ſich und ihrem ſtillen, häuslichen Glücke lebten: da fühlte der tiefergriffene Heimfried mit gerührter Dankbarkeit gegen die Vorſicht, daß die bitterſten Augenblicke unſeres Lebens vielleicht nur darum ſo oft den ſüßeſten vorangehen müſſen, damit das ſchwache Menſchenherz in der Kraft geſtählt werde, das Glück ertragen zu können! — Thränen glänzten in ſeinen Augen, als er ohne alles Bedenken den Vorſchlag annahm, und dem bangen, qualvollen Morgen folgte ein hoffnungs- und freudenreicher Abend.

Schon nach einigen Wochen übernahm der Candidat ſeine neuen Verpflichtungen. Graf Hochſtein bemerkte bald, daß er ſich der verſtändigen Wahl, welche ſeine Gattinn getroffen, zu erfreuen habe; denn er fand in dem neuen Hausgenoſſen einen Umgang, der ihm in jeder Beziehung genügte, und die Einrichtungen wurden gegenſeitig ſo getroffen, als ſollten ſie lebenslänglich beſtehen.

Die feine, ehrende Behandlung, welche Heimfried hier genoß, die wohlthuende Stille, in der er ſich, geneſend von dem Wehe der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, nach und nach erholte, die Ruhe, welche mit dem Entſchluſſe in ſeine Bruſt gedrungen war, einen Beruf aufzugeben, der im Widerſpruche zu ſeiner Eigenthümlichkeit ſtand, beſiegten allmählich die ängſtliche Scheu, welche früher manche ihm eigene Liebenswürdigkeit, manches Talent mit lähmender Schwere unterdrückt gehalten hatte. — Der Graf erſtaunte nicht weniger über den Umfang von Heimfrieds Kenntniſſen, als über die ausgezeichnete Gabe deſſelben, ſie dem Faſſungsvermögen der Kinder anſchaulich zu machen, und dieſe Mittheilungen unterrichtend, ſelbſt für die Begriffe eines ſo zarten Kindes, als Leopold noch war, herabzuſtimmen. Oefteter äußerte der Graf, er könne es nicht begreifen, wie es möglich geweſen ſei, daß Heimfried ſeine innere Berufung zum Schulfache habe mißverſtehen können. Und dann erwiederte der Letztere darauf, daß er dem Willen ſeiner Mutter hätte Genüge leiſten wollen. —

Zwei Jahre vergingen ſtill und genußreich. Heimfried war in ihrem Laufe ein Anderer und durch anſtändige Fröhlichkeit und beſcheidenen Freimuth ſeinen früheren Bekannten faſt unkenntlich geworden. Da zerſchmetterte die gewaltige Hand des Schickſals dieſen Tempel des häuslichen und ehelichen Glückes. Mit gebrochenem Herzen blickte Heimfried auf die Ruinen, denn die Gräfin war ſein Idol geweſen, für welches er in den Flammen einer faſt anbetenden Verehrung, einer innigen, aber geiſtigen Liebe brannte. — Nie war der Eindruck in ihm erloſchen, den ſie auf ihn hervorgebracht, als ſie, ein Engel der Milde und des Mitgefühls, Balſam in die Wunden träufelte, welche eigne Beſchämung und die rohe Ueberhebung jenes Gutsherrn ihm geſchlagen. Immer ſchwebte die holde, nun vom Tode entzauberte Geſtalt vor ſeinen Blicken, wie ſie in ſeelenvoller Anmuth unter den übrigen Anweſenden hervorſtrahlte und ihn durch ihre zarte Annäherung, durch ihr freundliches Achtungerweiſen mit ſich ſelbſt verſöhnte, und wie er entzückt fühlte — in die Gemeinſchaft der Engel verſetzte. —

Heimfried ſchlich, wie betäubt, nur in ſeinen Gram verloren, für nichts Auge und Ohr habend, umher, und den Grafen ſprach dieſe tiefe, wenn auch geräuſchloſe Theilnahme wohlthuend an. Er reichte dem Trauernden die Hand und ſagte mit weicher Stimme: „Wir haben viel verloren, Heimfried! Alles, dürfte ich ſagen, wenn dieſe nicht wären!“ Er deutete auf Leopold und die Wiege, in welcher die kleine

Claudie ſchlummerte. Heinrich legte die Hand des Grafen an ſein hochklopfendes Herz und ſagte mit glänzenden Blicken: „Aber für ein kleines Weilchen nur! — Das Leben dauert kurze Zeit, ſelbſt wenn Thränen und Seufzer ihre Bleigewichte an die zögernden Stunden hängen, aber die Liebe währet ewig; denn ihr Urquell iſt Gott! — Kennt wohl der müde Wanderer den Freudrauſch der Wonneluſt, den Pfad, auf welchem manches Geſtein ihn verwundete, wenn er die Heimath im fernen Dunkel erglänzen ſieht? wenn er die liebe Hand erkennt, die er einſt mit Schmerz loslaſſen mußte und die ihm jetzt die Grüße der Treue entgegenwinket? — So iſt es mit uns, lieber Herr Graf! Die theure Verlorene harret in der ſeligen Geborgenheit des Himmels des Wiederſehens ihrer Lieben; dieſer heilige Schmerz, dieſe unſtillbare Sehnſucht, ſind das Unterpfand für die Erfüllung dieſer himmliſchen Hoffnung!" — Da umarmte der Graf den Tröſter, und dies ſchlang die Bande des Wechſelbundes noch enger um Beide. —

In den Weihungen, welche die Kunſt ihren Prieſtern ertheilt, fand Graf Hochſtein allmählich den Reiz des Lebens wieder, obgleich Alles, was er in dieſen ſchönen Feierſtunden bewunderte, empfand und hervorbrachte, die Farbe ſeiner Erinnerungen trug und von einem Lichte beleuchtet ward, deſſen Schimmer nicht aus einer entzündeten Phantaſie, ſondern aus einem zu den ewigſchönen Ahnungen des Unbegreiflichen erhobenen Herzen floß.

Heinrich ſuchte und fand Beruhigung für ſein ſchmerzendes Gefühl auf einem andern Wege. — Er hegte die beiden Kinder mit unendlicher Liebe an ſich und erſchöpfte ſich in dem Beſtreben, ſie der Trefflichen ähnlich zu bilden. Vorzugsweiſe war Claudie, das Bildniß ihrer Mutter, ihm

[illegible]

[illegible]

Kunst einige dunkle Begriffe von der griechischen Mythologie empfangen; sie hielte sich so lebhaft für diese Versinnlichungen der Sinnlichkeit interessirt, daß sie Seraphinen beschäftigt hat, ihr mehr und davon zu erzählen. Er, der in seiner ersten Jugendzeit diese Wissenschaft selbst mit Eifer getrieben hatte, hütete sich wohl, ein Lehrbuch darüber in Claudinens Hände zu geben; aber sein Gedächtniß war treu, seine Phantasie warm genug, um diesen Unterricht auf das vollständigste ertheilen zu können. Es geschah nur, wie wir vermuthen dürfen, mit der zartesten Schonung für Claudinens sittliches Gefühl; er erklärte ihr, welche schöne und erhabene Ideen diesen Fabeln zum Grunde lagen, und Claudie gewann diese Vorstellungen so lieb, daß ihr Vater auf den Gedanken gerieth, ihr durch künstliche feingeformte Figuren eine Weihnachtsfreude zu bereiten. Es dürfte vielleicht mancher meiner Leserinnen lächerlich oder unglaublich erscheinen, wenn ich bekenne, daß diese Beschäftigung einen wesentlichen Einfluß auf Claudinens moralische Ausbildung gehabt hatte, und doch war es so. Der Anblick einer Venus, welche Seraphine als das Ideal des Sittlich-Schönen dargestellt hatte, regte in Claudien ein Gefühl hoher Andacht an; die ernste Juno verkörperte ihr den Begriff von weiblicher Würde, und wie hätte sie nach langer Betrachtung der lieblichen, lächelnden Grazien sich wohl die heitere Liebenswürdigkeit gestalten mögen? —

Da die Erziehung, welche Claudie genoß, der Unterricht den sie erhielt, die Beschäftigungen, denen sie sich widmete, die Spiele, welche sie vergnügten, von ungewöhnlicher Art waren, so war es natürlich, daß die Früchte derselben sich in ihrer Gemüthsbildung fremdartig zeigten. — Claudie war durchaus nicht vergleichbar mit anderen Kindern, sie war ein

Weſen eigener, ſeltener Gattung. Der, den Kindern faſt ohne Ausnahme innewohnende Trieb zur Geſelligkeit ſchien nicht in ihr vorhanden zu ſein. Tage lang war ſie ſtill für ſich, immer gleich froh und ſich ſelbſt genügend. Sogar ihr Bruder Leopold, der die Schweſter doch herzlich liebte, war nur wenig mit ihr zuſammen. Seine Mußeſtunden brachte er im Sommer mit dem Anbau eines kleinen Gärtchens zu, das Graf Hochſtein ſeinem Sohne in dem größeren Garten hatte abgrenzen laſſen; im Winter waren ſie ſeinen Ausarbeitungen oder der Lectüre gewidmet. So war Ludwig von Norwalden denn die einzige Geſellſchaft, welche je zuweilen die tiefe Einſamkeit der kleinen Claudine unterbrach und das Talent der Mittheilung in der jungen Bruſt weckte.

Obgleich es dem jungen Baron weder an einem richtigen Verſtande, noch an Gutmüthigkeit und Feinheit der Empfindung mangelte, ſo hatte doch das Erwachſen unter Menſchen untergeordneter Art, der Zwang, ſich dem Willen und der Laune derſelben fügen zu müſſen, die Schwungkraft ſeines Geiſtes für immer gelähmt; er war der Erhebung nicht mehr fähig. Wie wenig es ihm auch ſonſt eigen war, über die Urſachen ſeiner Gefühle nachzugrübeln, ſo ward er es ſich doch ſchon frühzeitig bewußt, daß jenes Zuſammenſein mit Claudinen wohlthuend auf ihn wirkte. Er fühlte ein inniges Anziehen an die warme, ſanfte Kleine, welche ſo hülfreich zu erzählen wußte, und ſeine Klagen über das von ſeinem Vater erlittene Unrecht mit Thränen der Theilnahme anhörte. Ludwig hatte die Zärtlichkeit von Claudinens kindlichen Tröſtungen einmal geſchmeckt und gewöhnte ſich nun daran, [illegible] [illegible], indem er ſie zuweilen von dem Drucke, unter welchem er ſeufzen mußte, von der Ve-

und Hände zur Thätlichkeit ermunterte. Claudie hörte ihm aufmerkſam zu, ſtreichelte dann leiſe das kleine blonde Köpfchen und ſagte: „Weine nicht, lieber Ludwig! mir ſcheint es ziemt Dir dies nicht. Der Muth iſt etwas ſehr Schönes, und den, der nicht zagt, hat man noch einmal ſo lieb! — Komm, ich will Dir etwas zeigen.“ — Sie zog ihn haſtig mit ſich fort in einen großen Saal, der mit ſchönen Gemälden, meiſtens Arbeiten des Grafen, geſchmückt war. „Siehe!“ ſagte ſie zu ihm, nachdem ſie ihn vor Eines derſelben, welches den Erlöſer vor ſeinen Richtern darſtellte, geführt hatte, „dies Bild, deſſen Bedeutung mir der gute Heinrich am letzten Gründonnerstage erklärte, wobei wir auch das dazu paſſende Evangelium laſen, ſagt Dir, was ich meine. — Betrachte einmal die Geſtalt Jeſu! in welcher Hoheit, wie frei und muthig ſtehet er da vor ſeinen Peinigern! wie bleich iſt ſein Geſicht, aber wie himmliſch ruhig! — Wie freundlich ſchlägt er das milde Auge auf! Die, welche ihn gewaltigen, gleichen furchtſam gehorchenden Knechten, und Er, der Gefeſſelte, ſtehet unter ihnen wie der Herr! Ach! es wendet Einem das Herz in der Bruſt, Jemand zu ſehen, der ſchweres Leiden ſtill und mit ſanfter Geduld erträgt, und man verehrt ihn, den Reinen, den Liebevollen! — Aber Heinrich hat mich gelehrt, daß ein Vergelter lebet!“ Sie ſchwang ſich auf die Spitze des Stuhles und ſagte in einem Anfluge kindlicher Tändelei, der aber das Hochgefühl, von welchem ſie ausging, einen ungemein rührenden Charakter gab, indem ſie mit dem heißeſten Kuſſe die Füße des Heilandes faßte: „Ach! Ihr armen, lieben Füßchen! Ihr mögt hier wohl wie auf Kohlen geſtanden haben und doch ſtehet Ihr ſo ſtill! — Nimm Dich, Du himmliſcher Chriſtus! doch hier des armen Ludwigs an, der auch oft unſchuldig leiden muß, und, wie ich bemerkt habe, wenig von Deiner Standhaftigkeit beſitzeſt! —“

Dieſe kleine Scene machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf Ludwig. Er drückte das Bild tief in ſeine Seele, die ſich in dem Entſchluſſe erhob, künftig muthiger zu leiden. Er half der kleinen Furchtſamen vom Stuhle herab, welche zutraulich ihre Händchen um ſeinen Hals legte, und ſo oft er in ſpäterer Entfernung an Claudien dachte, ſchwebte ſie in dieſer Stellung vor ſeinem Geiſte, und die Erinnerung an die fromme Aufmunterung, welche ſie ihm in der Anſchauung und Deutung jenes Gemäldes gegeben, verwandelte ihm ihr goldenes Lockenhaar in den ſchimmernden Strahlenkranz der Heiligkeit.

Wie ſehr aber erſtaunte Ludwig, als nach der Rückkehr in das heimiſche Schloß, ihm ſein Vater, welcher den ganzen Weg über ſtumm und in ſich gekehrt geſeſſen, die Eröffnung machte, daß er ihn ſchon nach dem Verlaufe eines Monats, der berühmten Hochſchule in H.... anvertrauen wolle. Graf Hochſtein's ſehr ernſtlich angewendeten Vorſtellungen über dieſen Punkt hatten Ludwigs Vater zu dieſem Entſchluſſe gebracht, doch Ludwig ſah in demſelben nur die Wirkung von Claudiens kindlichem Gebete. Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen, er fiel ſeinem Vater um den Hals, der nicht wußte, ob er dieſe Erweichung für Freude oder Schmerz zu nehmen habe, und das religiöſe Gefühl, welches durch alle nachfolgenden Verirrungen Ludwigs, nie ganz in deſſen Herzen unterdrückt werden konnte, entſproßte dem Keime dieſer Stunde. —

Ein halbes Jahr nach Ludwigs Entfernung aus dem väterlichen Hauſe trat auch Leopold in das Militär ein, für welchen Stand er ſich entſchieden hatte, und jetzt unterbrach ein unglückliches Ereigniß das einförmige Stilleben das Graf Hochſtein mit den wenigen Seinigen führte, auf längere Zeit.

In einer ſchwülen Auguſtnacht nahte plötzlich, von einem grauſenerregenden Sturme angekündigt, ein längſt erſehntes Gewitter. Kaum waren die erſten Schläge gefallen, und noch netzte der Regen erſt in großen, einzelnen Tropfen die ausgetrocknete Erde, als ein ſchmetternder, tief hinunter knatternder Schlag, der wie das ſchauerliche Gelächter der Hölle tönte, und das bald darauf erfolgende Geſchrei: „Feuer! Feuer!“ alle Bewohner des Schloſſes aus dem erſten Schlafe ſchreckte. Der Blitz hatte in das Zimmer der verſtorbenen Gräfin geſchlagen, und Claudie ſchlief mit ihrer Aufſeherin nahe dabei. In halber Bekleidung rannte Hochſtein in dies Gemach, riß die ſchlaftrunkene Kleine empor, hüllte ſie in die Decke des Bettes und ſtürzte mit ihr durch die Gemächer, welche ſich mit dickem Rauche füllten, auf den Schloßhof zu.

Der Graf gewann kaum ſo viel Zeit, ſeine Documente und die koſtbarſten ſeiner Gemälde zu retten; die Flamme, durch den wüthenden Sturm verſtärkt, griff ſo ſchnell und mächtig um ſich, daß an die Rettung anderer Sachen nicht zu denken war, und als das Frühlicht des Tages erglänzte und die ſchwarzen Rauchſäulen zu dem trüb erhellten Morgenhimmel emporſtiegen, war das ſchöne Schloß zur wüſten Brandſtätte geworden.

Erſchöpft lehnte Graf Hochſtein an einem der Wirthſchaftsgebäude, welche ſämmtlich verſchont geblieben waren, und ſah mit düſteren Blicken, wie der Tag mit leuchtender Hand die letzten, blaſſen Schleier von dem grauen Nachthimmel zog und die Spuren der Zerſtörung enthüllte. —

Heimfried, vom Pfarrhofe kommend, brachte dem Grafen die Nachricht, daß Claudie nach mehrſtündiger, heftiger Angſt nun ſanft entſchlummert ſei. Der Graf vernahm den Bericht, ohne aufzublicken, legte die Hand auf Heimfrieds Schulter und ſagte mit trauernder Stimme: „Wie doch der Menſch ſo gern und leicht ſein Herz an Vergängliches feſt häkeln mag und ſich dann wundert, wenn es bei dem Riſſe davon, der früher oder ſpäter erfolgen muß, blutet und ſchmerzt! — Iſt es mir doch jetzt, als ſei mir meine Leopoldine noch einmal entriſſen worden, da die Umgebungen vernichtet ſind, in denen ich ſie ſonſt erblickte, oder ſpäter ihr Andenken feierte; und als wären meine ſchönſten Freuden in Aſche zerfallen, da doch nur der Ort zerſtört iſt, wo ich ſie ſonſt genoß! Und doch wohnen Erinnerung und Glück nur hier!“ Er deutete auf Kopf und Herz und fuhr nach einer Pauſe alſo fort: „Wie vielfach ſind doch die Täuſchungen, welche dem armen Menſchen die Wahrheit verdunkeln, ſeine innere Zufriedenheit anfeinden und die mühſam errungene und behauptete Seelenſtärke zu Sturm aufregen! Und doch iſt Etwas in mir, was die Anhänglichkeit an das Haus, welches meine ſchönſten Freuden umſchloß und in ſeinen ſtillen Räumen mich und meine tiefſten Leiden vor den zudringlichen Blicken der Welt verbarg, vertheidigt und die Wehmuth in Schutz nimmt, die mich bei dem Anblicke ſeiner Zerſtörung übermannt!“ Er trocknete verſtummend das überfließende Auge.

Heimfried erwiederte gerührt: „Wer nur möchte auch dies Gefühl tadeln wollen, lieber Herr Graf? Es ſpricht für den Werth Ihres Herzens, welches in der Trauer über das Untergehen von Gegenſtänden, die von der Liebe und dem Schmerze geheiligt waren, die Berechnung des Schadens vergißt, der Tauſenden als das Weſentlichſte dieſes Unglücksfalles erſcheinen würde. Und, wehe dem Menſchen, der ſchroff und kalt in ſeinen Umgebungen lebt, den keine zarten Beziehungen an todte Formen zu feſſeln vermögen! deſſen Liebe nicht mit warmen Flammenſcheine auch das Seelenloſe zu beleben und zu verklären im Stande iſt! — Er iſt kein Kind ſeines Schöpfers, der mit dem Athem der Liebe die Welt beſeelt und auch dem Staube ſein Leben gab!«

Der Graf drückte Heimfrieden die Hand. »Sind aber nicht Jene, welche Sie erwähnten,« entgegnete er, »die ihren Verluſt nach Thalern, bei Hellern und Pfennig berechnen, bei Weitem die Glücklicheren? Der Anſtrengung, dem Fleiße, der Sparſamkeit, der Speculation iſt endlich wohl ihr Verlorenes wieder abzuringen; was aber giebt mir Erſatz für meinen Verluſt!«

Heimfried antwortete hierauf: »Der ſchöne Vorzug, den Sie, wie jeder beſſere, höher fühlende Menſch in ſich tragen, daß, wo Sie auch ſein mögen, die Umgebungen, wären dieſe auch noch ſo fremd und düſter, ſehr bald ein heimathliches, freundliches Anſehen für Sie gewinnen, und mit ſanften Banden ihren neuen Bewohner an ſich feſſeln; und dann der Gedanke, daß jeder Platz auf dieſer Erde nur eine kleine Wohnung des weiten Vaterhauſes ſei, welches ſeine ſchönſten Hallen vor uns öffnen wird, wenn die Todesſtunde uns dazu gerufen!«

Der Baron von [illegible] hatte bei dieſem Unglücke ſeine Freundſchaft für den [illegible] Nachbar auf das [illegible] genüſſe bethätiget. An der Spitze ſeiner Unterthanen, durch Sturm und Wetter dringend, war er der Erſte geweſen, der mit den Seinigen den Bedrängten zueilte, und eine Gelegenheit dieſer Art zeigte ſehr rühmliche Eigenſchaften des Barons in ihrem vollſten Lichte. Er benutzte ſeine feſte Beſonnenheit, welche bei dem ſtärkſten Andringen der Gefahr unerſchüttert blieb, zu den zweckmäßigſten Maßregeln, ſo wie das gebietende Anſehen, welches er gegen ſeine Untergebenen behauptete, zu der vollſtändigſten Ausführung derſelben. Er ermüdete nicht im Kampfe gegen die Beſchwerde und duldete eben ſo wenig an Einem ſeiner Untergebenen die kleinſte Verſäumniß ſelbſt dringender Rettungspflichten.

Als nun der weiteren Verbreitung des Feuers gewehrt und manche größere, oder kleinere Beute demſelben noch entriſſen worden war, wendete ſich der Baron von Normallen mit kräftigen, der Natur ſeines Charakters entſprechenden Tröſtungen an den beraubten Freund. Er bot ihm warm und angelegentlich den Aufenthalt in Schloß Normallen, Baumaterialien, baare Vorſchüſſe, Rath und Beiſtand an; doch wie ſehr Graf Hochſtein auch die Freundlichkeit dieſes Benehmens erkannte und empfand, ſo nahm er doch nur die kleinſten dieſer Erbietungen an, und begleitete nur auf die wiederholten Vorſtellungen des dienſtwilligen Nachbars dieſen nach Normallen, von wo er nach einigen Tagen, wenn die nöthigſten Verfügungen getroffen ſein würden, mit ſeiner Tochter, Heinrichen und der kleinen Dienerſchaft, nach ſeiner eigentlichen Heimath, dem Hochſteine, abgehen wollte. In den gegenſeitigen Mittheilungen der beiden Freunde über das Vorgefallene und die zu dem Aufbau des Schloſſes zu treffenden Veranſtaltungen ſprach ſich des Grafen Hochſtein innere Abneigung gegen die Direction langwieriger Bauten und den geduldermüdenden und kraftanſtrengenden Verkehr mit den, zu dieſem Behufe erforderlichen Handwerkern und Arbeitern auf; ſo wie Baron Kornwallen in dieſen Unterredungen das lebendigſte Intereſſe an Geſchäftsunternehmungen dieſer Art an den Tag legte.

„Nun denn,“ ſchloß der Letztere das lange Geſpräch über dieſen Gegenſtand, „ſo geſtatten Sie, werther Freund! meiner Theilnahme doch das Einzige für Sie zu übernehmen, was, nach den ſo eben gemachten Aeußerungen, Ihnen eine wirkliche Erleichterung ſein dürfte, vertrauen Sie mir die Leitung des Baues Ihres Schloſſes an, und wenn Ihnen die Erwägung, daß Sie ſich durch die Genehmigung dieſes Vorſchlages vielleicht Verbindlichkeiten gegen mich auflegen könnten, Bedenklichkeiten aufdringen wollte, ſo verſcheuchen Sie dieſelben durch den Gedanken, daß dieſe kleine Schuld durch das Vergnügen, welches ich eben ſowohl in einer Ihnen zu erweiſenden Dienſtleiſtung, als in der Uebung meiner Lieblingsbeſchäftigung finde, reichlich aufgewogen werde. —“

Graf Hochſteins ſtolzes Verſchmähen fremder Gefälligkeiten, ſeine eigenſinnige Beharrlichkeit in dem Grundſatze, Andern ſo wenig als möglich zu verdanken, hielt jedoch gegen die Gewalt der Freundſchaft, welche dies ſonſt ſo kalte, ſtarre Herz gegen ihn erfüllte, nicht aus. — Er fiel dem Freunde gerührt in die Arme und ſagte, daß keine Verbindlichkeit gegen einen ſo edelmüthigen Freund ihm jemals drückend ſein könne, und daß, wer das Weſen und den Werth der Freundſchaft erkenne und empfinde, auch gern dem Freunde das Höchſte und Größte verdanke!

Die ſchmerzhaften Empfindungen, von denen der Abſchied des Grafen Hochſtein und der Seinigen von der ſo lang bewohnten Gegend begleitet geweſen war, wichen endlich milderen, ja ſüßeren Gefühlen, als der graue Hochſtein durch den abendlichen Duft ſichtbar wurde, der wie ein dünner, bläulicher Schleier den Horizont beſäumte. Von dem alterthümlichen Schloſſe herab, deſſen Umriſſe ſich immer deutlicher zeigten, winkten dem Grafen die Geiſter werther Erinnerungen, und gaben ihm in den Lauten ihrer Sprache die Verheißungen, die wie leiſe, ahnungsvolle Anklänge das bewegte Herz des Angeſprochenen berührten, daß er auf dieſer heimathlichen Stätte die Freuden finden würde, für welche allein er Empfänglichkeit beſaß, Frieden, Stille, Verborgenheit, Kunſt- und Naturgenuß! — Wie nun die ſteile Höhe erreicht war und der Graf mit eiligen Blicken in jedem alten Baume, in jedem hervorragenden Felsſtücke einen alten Bekannten begrüßt hatte, wie er nun durch die weit geöffneten Flügelthüren einging und ihm jedes Geräth, jeder Schrank dieſer Gemächer als ein Denkmal verſchwundener Kindheitsſtunden, als eine Mahnung an das reine, beglückende Leben Derjenigen erſchien, die einſt dieſen todten Werkzeugen geboten und von ihnen überdauert worden waren: da überwältigte ihn eine unendliche, aber ſüße Wehmuth; der Gedanke, wie vorübergehend ſich der Menſch alles irdiſchen Beſitzes erfreue, war ihm ſchaurig und zugleich wohlthuend, und in dieſes Zwielicht der Gefühle ſtrahlten die paradieſiſchen Bilder des Jugendlebens. Auch Claudine war hoch entzückt, als ihr der alte Kammerdiener ihres Vaters, deſſen Herzblättchen ſie war, in einem wohlverwahrten Käſtchen ihre kleine Gartengeſellſchaft und dann auch ihren übrigen Spielapparat überreichte, welches alles vor der Zerſtörung des Feuers zu retten, er des Lieblings wegen, Gelegenheit geſucht und gefunden hatte. Obgleich ſie, jezt im eilften Jahre ſtehend, wenig Gebrauch noch davon machte, ſo wäre ihr doch mit dieſen Schätzen viel Vergnügen verloren gegangen, und eine nicht wohl zu beſchreibende Empfindung, gemiſcht aus ſtillem, unausſprechlichem Genuße und den zarteſten Ahnungen einer höheren Welt, die das Gemüth des heranwachſenden Mädchens ſo leiſe berührte, wie die Weiſen der Harmonika das Ohr des Hörers, durchſtrömte ſie, ſo oft ſie ſich dieſen ſtummen Genoſſen ihrer Kindheit näherte. — Ein neugeſtaltetes Leben begann jezt für die Bewohner des Hochſteins.

Die erſte Zeit, welche der Graf in ſeinem nunmehrigen Aufenthalte zubrachte, ging ihm unter Einrichtungen, Anordnungen, Unterſuchungen, den Zuſtand des Gutes betreffend, hin. Claudie hingegen, hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ſich in genaue Bekanntſchaft mit dem Schloſſe und allen Theilen deſſelben, ſo wie mit den wildromantiſchen Partien, welche der Felſen darbot, zu ſetzen. Nur Einſtein konnte ſich mit den neuen Umgebungen nicht befreunden. Ihm war Ruhe und Freudigkeit zu ſeinen Geſchäften, wie zu dem Leben ſelbſt, in dem Orte zurückgeblieben der die Aſche der Unvergeſſenen barg, welche ihn durch die Magie ihrer Liebenswürdigkeit und Güte, geiſtig verwandelt und von der rauheſten Außenſeite der Gefühlloſigkeit befreit hatte. Nur dort, wo ſie ſo lange gewaltet, ſo ſegenreich gewirkt, wo ihr heiliger Schatten Jeden, der ſie gekannt und verehrt, zu dem Feſthalten an dem, was ſie gelehrt, zu der furchtſamen Scheu vor allem, was ihr verwerflich erſchien, verpflichtete, wo er ſtill, aber weihend durch die verlaſſenen Gemächer ſchwebte: nur dort war ihm wohl geweſen! hier umfing ihn Alles öd', fremd und unheimlich; immer öfterer wiederkehrende Anflüge des ehemaligen Lebensüberdruſſes überraſchten ihn je zuweilen, und wie feſt er auch durch die Bande der Achtung und Dankbarkeit an den Grafen gekettet war und mit der innigſten Zärtlichkeit an Claudien hing, ſo entſtand doch durch das zerreißende Bewußtwerden ſeiner veränderten Stimmung nach und nach der Wunſch in ihm, aus ſeiner gegenwärtigen Lage in eine andere überzugehen, die ihm einen weiteren Kreis der Wirkſamkeit darböte. Er erwartete die Erfüllung dieſes Wunſches mehr von der Gunſt des Zufalls, als daß er ſelbſt hätte thätig dafür ſein wollen, und die Folgezeit rechtfertigte die Zuverſicht, mit welcher er die Wendung ſeines Schickſals von dem Fügen der Umſtände erwartet hatte.

Die Zeit rauſchte vorüber. Auch hier wie dort behauptete Graf Hochſtein die ungeſellige Zurückgezogenheit in ſein ſtilles Haus, welche ihm in der Umgegend ſeines ehemaligen Wohnorts den Namen eines Sonderlings zugezogen hatte. Er fand weder in der Sorge für ſein Vergnügen, noch in der Rückſicht auf die Ausbildung ſeiner Tochter einen Grund, die, ihm zur zweiten Natur gewordene Liebe zur Einſamkeit gegen den Verkehr mit der Welt und dem unruhigen Drange der Geſellſchaft aufzugeben, gegen welche er den tiefſten Ekel und die entſchiedenſte Abneigung empfand. Er fand in Claudiens ſcheinbarer Zufriedenheit, und darin, daß ſie niemals das kleinſte Verlangen nach den ihr verſagten Freuden äußerte, eine Rechtfertigung dafür, daß er ſeinen Neigungen keine Gewalt anthat.

Jeder Tag, welcher Claudiens jungfräuliche Blüthe lieblicher entfaltete und mit einem friſchen Reize ſchmückte, entrückte ſie zugleich dem Gebiete ihrer kindlichen Freuden.

Keine liebende Mutter, keine ſorgliche Erzieherinn führte das Mädchen, nachdem es die Grenze der Puppenzeit zurückgelegt hatte, in die Kreiſe nützlicher Thätigkeit und dem weiblichen Berufe entſprechender Beſchäftigungen ein, und das leiſe Unbehagen, welches Claudie jetzt oft empfand, die tiefe Sehnſucht, welche die Bruſt der heranreifenden Jungfrau mit ſüßem Schmerze erfüllte, war nächſt dem Erwachen der ſchönſten, natürlichen Empfindung die unverſtandene Stimme des unbefriedigten Pflichtgefühls.

Claudie beſchäftigte ſich, ſo gut ſie es vermochte. Sie erwies ihrem Vater auf die gefälligſte Weiſe alle die kleinen Dienſtleiſtungen, welche die Liebe ſo gern übernimmt. Sie zeichnete und malte unter der Aufſicht des väterlichen Meiſters, las mit Heinfried, ging mit Beiden, oder allein ſpazieren, und beſuchte, Wohlthaten ſpendend, die Einwohner des Dörfchens Hochſtein. Dort ward ſie in jeder Hütte, gleich einem Engel der Hülfe und des Segens, begrüßt, und dieſe Wallfahrten des Erbarmens gewährten Claudiens ſehnſüchtigem Herzen ſtille Genugthuung, und gaben ihrem reinen Gemüthe einen Frieden, der höher war als derjenige, welchen die Welt giebt. —

Je weniger der Menſch ſich in ſich ſelbſt zufrieden fühlt, deſto mehr richtet er das Auge auf die Verhältniſſe der Außenwelt, dort Rechtfertigungen für ſeine innere Verſtimmung ſuchend. So war es mit Heinfried. Seit der Veränderung ſeines Wohnortes beſchlichen ihn, wie bereits erwähnt worden, längſt verſtummte Anklänge der Unzufriedenheit mit ſich und Anderen. Er ſahe die Erſcheinungen rings umher durch die trübe Brille des Mißmuthes an, und ſo konnten ſie ſich denn nicht anders als dunkel und glanzlos zeigen. Es dünkte ihm zum erſten Male, als habe der

Graf Unrecht, daß derſelbe in ſtarrer Ungeſelligkeit eine hohe Scheidewand zwiſchen ſich und der Welt gezogen, und wie ſehr er auch Claudien liebte, ſo fand er doch jetzt, daß ihre Erziehung nur für eine Lebensweiſe berechnet worden ſei, welche man vielleicht auf dem ganzen Erdenkreiſe nicht zum zweiten Male wieder gefunden haben würde, und daß in Folge dieſer einſeitigen, rückſichtsloſen Handlungsart das Mädchen einſt weder in die künſtlichen Verſchlingungen geſelliger Verhältniſſe, noch für das Eheleben mit einem, wenn auch guten und feinen, doch proſaiſcheren und weniger hochſinnigen Manne paſſen, und ſomit weder glücklich ſein, noch glücklich machen würde und könnte. —

Die Veränderung, welche in Heimfrieds Stimmung vorgegangen, war ſo bemerkbar, daß ſelbſt der Graf, wie wenig dieſer übrigens auch zu Bemerkungen geeignet war, die Wahrnehmung davon machte. Er fragte ſeinen Freund, denn das war ihm der Candidat geworden — um die Urſache dieſer traurigen Verwandlung. Heimfried war ſich ſo wenig des eigentlichen Grundes derſelben bewußt, daß er die Wahrheit auszuſagen meinte, indem er den Grafen verſicherte, daß er ſich von der Sorge um Claudiens Zukunft bedrängt fühle; daß ihm die Nothwendigkeit täglich ſtärker einleuchte, das holde Kind auf die wahre Beſtimmung des Weibes vorzubereiten, und daß es ihn tief bekümmere, in dieſer öden Abgeſchiedenheit jedes Mittel entfernt zu ſehen, welches zur Erreichung dieſes Zweckes dienen könne. Mit dem Feuer, womit man gewöhnlich Lieblingsmeinungen nähren oder vertheidigen, zeichnete er in Claudiens Weſen den ſchärfſten Contraſt zu der Eigenthümlichkeit der Weltmenſchen, und ſchilderte die Gefahren, welchen das Mädchen, wenn es einſt, was doch voraus zu ſehen ſei — dieſe Einſamkeit verlaſſen müſſe, durch ſeine Unſchuld aufgeregt ſein würde, die Verlegenheiten, in welche es durch ſeine Unerfahrenheit gerathen könnte, und jede Benachtheiligung des Charakters und der Ruhe dieſes herrlichen Geſchöpfes, welche aus bitteren Erfahrungen und beſchämenden Verirrungen hervorgehen müſſe. — Der Graf hatte aufmerkſam zugehört. Er mußte es ſich eingeſtehen, daß Heimfrieds Vorſtellungen viel Wahres enthielten, aber zugleich wurde ſein Bewußtſein von dem Vorwurfe getroffen, daß er in ſträflicher Rückſichtsloſigkeit ſeinem Hange zur Einſamkeit gefolgt ſei, und vielleicht dabei das irdiſche Glück ſeines liebſten Kindes auf das Spiel geſetzt habe. Er war jedoch ſo wenig ſelbſtſüchtig, daß das leiſe Grollen der Empfindlichkeit gegen eine plötzlich erwachende väterliche Befürchtung bei weitem nicht aufkam.

Mit gerunzelter Stirne und düſteren Blicken ſah er Claudien entgegen, welche mit leichten, raſchen Schritten den Felſenpfad heraufkam und von einem wahrſcheinlich weiten Spaziergange zurückkehrte. Sie war mit glühenden Wangen und ſtrahlenden Blicken vor die beiden Männer, welche bei dem diesmaligen Erſcheinen ihres gemeinſchaftlichen Lieblings ein ungewöhnliches, finſteres Schweigen beobachteten. Claudia erzählte mit gerührter, freudiger Stimme, daß ſie im Dörfchen geweſen, um dort einen kranken Gärtner ihres Vaters zu beſuchen, daß ſie den Kranken, einen Familienvater von fünf Kindern, bereits außer Gefahr gefunden, und durch die Nachricht, daß der Graf ihm und ſeinem Weibe auf drei Monate alle ſchuldigen Dienſtleiſtungen erlaſſe, damit der Mann ſich ungeſtört erholen und die Frau an ſeiner Pflege und an der Aufſicht über die Kleinen durch nichts verhindert werden möchte, ſo wie durch das ihr geſtern von ihrem gütigen Vater für dieſe Armen übergebene Geldgeſchenk die größte Freude in der ärmlichen Hütte des Kranken erregt habe. Wie die jüngſten Kinder deſſelben, welche es kaum verſtehen konnten, wovon die Rede ſei, in die dankbaren Ausrufungen der Eltern gejauchzt, und das kleine, dunkle Häuschen durch ſolch eine geringe Gabe ſich plötzlich in einen Tempel der reinſten Freude verwandelt habe. Claudie endigte ihre Erzählung mit den Worten: „Wie froh, wie ſelig bin ich heute!“ Sie küßte dabei ihres Vaters Hände, ſtreichelte Heinfrieds Wangen, und das klare Blau ihrer Augen ſchimmerte durch den feuchten Glanz einer Freudenthräne. —

Des Grafen Stirne entwölkte ſich. Seine Bruſt erhob ſich in einem erleichternden Seufzer, er ſagte: „Es iſt gut, mein liebes Kind! Laſſe uns aber jetzt ein wenig allein, liebe Claudie, ich habe mit Heinfried zu ſprechen.“

Claudie entfernte ſich betroffen. Der Graf wandte ſich nun zu Heinfried und ſprach: „Gottlob! es iſt vorüber! Sie hätten mich beinahe an mir ſelbſt und an meinen Grundſätzen irre gemacht; doch Claudiens Erſcheinen, die Erzählung des Mädchens hat mir mich ſelbſt zurückgegeben. Hören Sie meine Entgegnung auf Ihre Beweggründe. Ein demüthiges Herz iſt auch ein fügſames und ergebenes, ſowohl in die Beſchlüſſe der Allmacht als auch in den Willen der Menſchen, ſo lange der letztere nicht gegen das Pflichtgebot ſtreitet und die Erfüllung deſſelben nicht die Kräfte ſeiner Natur überſteigt. Ein reines Herz, — und Claudie iſt demüthigen und reinen Herzens! — iſt allezeit auch ein liebendes, und ermangelt nie der zarten Theilnahme, der freundlichen Duldung für die körperlichen oder geiſtigen Schwächen des Nächſten. Sehen Sie, lieber Heinfried, nicht auch in dieſen beiden Eigenſchaften die mächtigen Grundpfeiler der Selbſtzufriedenheit und der Einigkeit mit Anderen? — Daß meines Mädchens Phantaſie ausgebildeter, als bei Tauſenden von ihres Gleichen, und mit Idealen angefüllt iſt, wird es hoch über dem Gemeinen und Niedrigen erhalten, und daß Claudie gelernt hat, ſich ſelbſt genug zu ſein, und zu ihrer Unterhaltung, zu ihrem Vergnügen keiner Geſellſchaft zu bedürfen, wird das Kind vor mancher Vergehung ſchützen: denn, ſagen Sie ſelbſt, werden die meiſten Fehler nicht bloß deshalb begangen, um dem Drucke der Langenweile zu entrinnen? — Darum alſo ſein Sie ruhig, mein Freund, und auch ich will es ſein. Wo Sie Gefahren erblicken, ſehe ich nur ruhige Sicherheit, und der Strom künftiger Tage, der, wie Sie befürchten, in ſeinen haltloſen Wogen Claudiens Zufriedenheit begraben werde, dünkt mir nur die ſanfte, unverſiegbare Quelle eines ſtillen, von der Vergänglichkeit unabhängigen Glückes. —“

Hier endete der Graf mit einem Händedrucke. Heimfried ſchüttelte leiſe und betrübt den Kopf. Er antwortete: „Ich würde Ihnen Recht geben, lieber Herr Graf, wenn unſere Claudie einſt nur den Hochſitz verlaſſen müßte, um in die Wohnungen des Himmels einzugehen; aber zwiſchen beiden liegt die rauhe, harte Erde mit ihrem ſinnlichen oder böſen Getriebe, mit ihren tückiſchen Fallſtricken und liſtigen Umgarnungen; mit ihren rauhen Pfaden voll Klippen und Dornen. —“ Die Wehmuth erſtickte bei dieſen Worten Heimfrieds Stimme.

Der Graf nahm ſein Mützchen ab und ſahe in die Wolken; dann ſagte er: „Gott wird der Führer meiner Claudie ſein, wenn es ſeiner Weisheit gefallen ſollte, ſie auf dunklen Wegen zur Heimath zu führen.“ —“ Er ſchwieg eine Weile, dann fuhr er muthiger fort: „Und wenn auch! Iſt denn dieſes Leben mit ſeinen nichtigen Freuden das höchſte Gut? Nein! die Tugend aber iſt es; die Liebe, die, aus Gott geboren, verwandte Seelen mit Feſſeln an einander bindet, welche weder die Hand der Menſchen, noch die Macht des Todes löſen kann; der Frieden, der aus einem frommen, gläubigen Gemüthe quillt! — Bewahret ſich Claudie nur dieſe heiligen Beſitzthümer, ſo möge ſie immerdar ob anderer Verluſte weinen, wenn es nicht anders ſein kann; weiß ſie dann doch, daß der Engel der Vergeltung ihre Thränen zähle! —“

Claudie hatte ihr ſiebzehntes Jahr bereits zurückgelegt und prangte in der lieblichen Blüthe einer Schönheit, deren Friſche kein ſengender Gluthhauch der Leidenſchaft berührt hatte, als ein unerwartetes Ereigniß den Wendepunkt von des Mädchens Schickſale herbeiführte. An einem heiteren Frühlingsmorgen ſaßen der Graf, Heinrich und Claudie in einer blühenden Laube, welche der Erſtere auf dem ausſichtsreichſten Platze des Gartens, welcher die Felſenſtirn bekränzte, hatte anlegen laſſen. Unter ihren Blicken breiteten ſich die grünen, ſchattigen Tiefen aus; die hüpfenden Wellen des Waldbaches warfen blendend das Bild der Sonne zurück, und an den Ufern lächelten in reicher Fülle die blauen Blümchen der Beſtändigkeit. Die Lerche ſchwang ſich wirbelnd in die klare Höhe, und die Stimmen des Lebens und der Freude tönten überall. — Der Graf rauchte ſein Morgenpfeifchen, Heinrich las Thomſons Frühling vor, und Claudiens zarte Hände bereiteten den dampfenden Kaffee.

Herzenserhebung, Gemüthsſtille und körperliches Wohlbehagen machten dieſe Frühfeier dem Kleeblatte zu der genügendſten.

Der Graf blickte bald mit leuchtenden Augen in die wunderherrliche Natur, bald in das frohe Geſicht ſeiner Tochter, welches in dem Wiederſcheine dieſer Feſtſtunde glänzte. — Heimfried legte jetzt auf Claudiens Ermahnung, ſich den Kaffee nicht kalt werden zu laſſen, das Buch aus der Hand und genoß den levantiſchen Trank mit dem ſichtlichſten Vergnügen. Der Graf bemerkte es; das Gefühl ſeiner Behaglichkeit drängte ihn, er mußte es ausſprechen, und begann alſo: „Saget, meine Lieben, ob uns nicht eine ſolche Stunde mehr wahren Genuß gewähre, als hundert freudenloſe Aſſembleen der unruhigen Hauptſtadt ihren Beſuchern, wenn dieſe aufrichtig ſein wollten? — Die Schönheit der Natur, die wohl in jedem Gewande reizvoll für ihre Verehrer iſt, unſere Herzen voll Empfänglichkeit für den Zauber derſelben, voll Ruhe und Wohlwollen, der Anhauch eines lieblichen Dichtergeiſtes liefern den einfachen Inhalt unſeres Vergnügens, während dort oft Monate lang unzählige Menſchen gequält und drangvoll beſchäftigt werden, um einen leeren Abend mit dürftiger Unterhaltung zu füllen, den Neid und die Schmähſucht zu wecken und die Schwelgerei zu befriedigen. Zudem giebt meiner Zufriedenheit der Gedanke die beſte Stütze, daß dieſes unſer Glück von unſerer Geſinnung und unſerer edleren Genußfähigkeit ausgehe, und deshalb unzerſtörbarer ſei, da hingegen die Freuden der Weltlinge auf dem trügeriſchen Flugſande der Täuſchungen ruhen. —“

„Möchte dieſes Wort zur guten Stunde geſagt ſein“ erwiederte Heimfried, „und möchten wir nie vergeſſen, daß ſo lange wir auf dem Erdenrunde wallen, wir uns unter dem Einfluſſe der launenhaften Fortuna bewegen, welche gleichmüthig die Klagen und Seufzer ihrer vernachläſſigten Kinder überhört, und von ihren Lieblingen fordert, daß ſie die Gaben ihrer Gunſt ſchweigend hinnehmen. Es iſt wohl wahr, was Sie, lieber Herr Graf, vorhin bemerkten, daß unſere Freudenblüthen hauptſächlich unſerer Geiſtesrichtung und Gemüthsſtimmung entſprießen, und deshalb unabhängiger von der Gewalt der Zufälle ſeien; aber auch dieſe edleren und natürlichen Vergnügungen genießen wir unter dem Schutze höherer Mächte. Der Sturm, welcher verheerend über den Erdball zieht, zerſchlägt nicht nur den Blumenflor der Kunſtgärten, nein, ach! er mähet auch die beſcheidenen einſamen Blümchen der verborgenen Haide! —“ Heinfrieds Stimme wurde immer weicher, faſt zitternd; ſeine Blicke trübten ſich, und leiſer fuhr er fort: „Die Hand des Schickſals ruhet auch über uns! ſie kann uns dieſer lieben Einſamkeit entreißen, oder dieſe durch das Eindringen feindlicher Umſtände ſtören; ſie kann unſere Herzen, die jetzt im ruhigen Frohgefühle ſchlagen, mit tiefem Leide, mit brennendem Schmerze füllen —“ er vollendete nicht.

Nur Claudie hatte Heinfrieds letzte Worte vernommen; der Graf blickte den Gang hinab, den der Poſtbote, der Briefſchaften und Zeitungen aus der nächſten Stadt zu holen beſtimmt war, raſch erſtieg. Der Bote trat mit ehrerbietiger Verbeugung vor die kleine Geſellſchaft in der Laube, öffnete die lederne Taſche und überreichte dem Grafen nebſt einem Päckchen Zeitungen einen Brief. — Der Graf erhielt nur ſelten Briefe; der Empfang des gegenwärtigen mußte ihm um ſo befremdender ſein, da die Aufſchrift deſſelben von einer Frauenhand war. Er erbrach haſtig das

Schreiben, blickte darauf nach der Unterschrift, und der Namenszug, den diese zeigte, entzündete in seinen Augen die Strahlen ferner Erinnerungen, sowie die Vermuthung, was der Brief enthalten würde, sein Gesicht mit höherer Farbe überzog und seine ernsten Züge spannte. Der Brief war nun gelesen, und der Graf legte die Blätter vor sich hin, indem er sagte: „Eine Neuigkeit, meine Lieben! Wir bekommen Gäste, und zwar auf längere Zeit. Die Gräfin Olgy aus Polen, eine Jugendbekannte Deiner Mutter, liebe Claudie, befindet sich seit einigen Wochen in Deutschland, und wird mit ihrem jüngsten Sohne hierher kommen, um einige Monate bei uns zuzubringen. Sie bittet mich um die Erlaubniß, ihren ältesten Sohn, der als Rittmeister bei demselben Regimente dient, bei welchem unser Leopold steht, auf das Schloß einladen zu dürfen, auf daß sie den Umgang des so lange und schmerzlich Entbehrten in unserer freundlichen Stille, ohne die Beeinträchtigung gesellschaftlicher Störungen und Anforderungen, genießen könne. Meine nächste Sorge sei demnach darauf gerichtet, noch heute an den jungen Olgy zu schreiben und ihn aufzufordern, sich schleunigst Urlaub auszuwirken, damit seine Mutter wo möglich bei ihrer Ankunft freudig durch die Anwesenheit des Sohnes schon überrascht werde. Zugleich werde ich an Leopold schreiben, daß er desgleichen thue und seinem Kameraden bei der Reise hierher Gesellschaft leiste; ist es doch lange her, daß der arme Junge nicht hier gewesen ist!" —

Claudiens Gesicht drückte freudige Befriedigung aus. „Die Gräfin Olgy? Ist das nicht jene Caroline, die — — —" fragte sie mit ungewisser Stimme. „Ganz recht," antwortete der Graf ohne sie aufzublicken, „ich habe diesen Namen wohl so zuweilen genannt, wenn von der Vergangenheit die

Liebe war. Jetzt werde ich Dir von Heinrichen und Roſen von dem Schickſale der Grafen erzählen. —"

Auch Heinrich war von der erhaltenen Nachricht wie von einem elektriſchen Schlage getroffen. Alles, was Bezug auf die verſtorbene Gräfin Karoline hatte, erregte die geheimſten und wärmſten Intereſſen ſeines Herzens. Er legte ſich zum Hören zurecht und der Graf begann: „Meine ſelige Schweſter wurde mit einer armen, gänzlich verwaiſten Verwandtinn erzogen, die von der Mutter meiner Schwiegereltern an Kindesſtatt auf- und angenommen worden. Dies Capital, welches die Menſchenfreundlichkeit angelegt hatte, verzinſte ſich jedoch reichlich durch die zärtliche Freundſchaft der kleinen Caroline, mit welcher ſie ſich ſowohl ihren Pflegeeltern als auch ſämmtlichen Hausgenoſſen [illegible] wohlgefällig zu machen wußte. Sie hing mit der zärtlichſten Liebe an ihrer Pflegeſchweſter, war freundlich und dienſtwillig gegen Jedermann und zeigte einen ſo feinen Takt für die Eigenthümlichkeiten der Menſchen, ein ſo richtiges Beurtheilen ihrer zarteſten Unterſcheidungen. Ihre Stimmung war ſo empfänglich für jeden fremden Ton, d.h., wer mit ihr umging, Hoffnung fand und ſein eigenes Bild in ihr wiederzufinden wußte."

„Kein Vorwurf wird der Vorſehung öfterer und ungerechter gemacht, als der, daß ſie ihre Gaben ungleich austheile. Wüßten die Menſchen es nur ſchon, durch welche geiſtige oder gemüthliche Vorzüge ſie in der Regel das Verſagen äußerer Glücksgüter aufwiege, die Überzeugung ihrer hohen Gerechtigkeit könnte ihnen nicht entgehen." — Dieſe Bemerkung drängt ſich mir jetzt auf, indem ich mir das Wirken und Leben jener Caroline vergegenwärtige. — Ihre Mutter, meine Tante, war als das einzige Kind begüterter

[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

„[illegible]“

„[illegible]

[illegible] welche sich in [illegible] wie wohl die Kraft ihrer Reize [illegible] — eine kleine [illegible] und, wenn auch nicht [illegible] die [illegible] des Grafen, so doch wenigstens die [illegible] zum Zwecke ihrer [illegible] [illegible] [illegible] Zweck [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] legte schließlich die Entscheidung seines Schicksals in die [illegible] Caroline und deren Pflegeeltern mit der [illegible] großen Güte und Herz, den armen Bruder nicht lange einer peinlichen Ungewißheit auszusetzen. — Caroline hat auch vom Anfange der [illegible] der Vorstellungen seiner Schwiegereltern [illegible]. Sie ermahnten das Mädchen, sich ja nicht durch den Schimmer glänzender Gesellschaften zu der Annahme des gemachten Vorschlags bestimmen zu lassen, sondern sich auch mit einer [illegible] Prüfung des [illegible] zu [illegible], ob sie Glück und Heil sich versprechen dürfe, das lange Jahre dem [illegible] [illegible] und liebender Zärtlichkeit [illegible] zu können. Sie sagten ihr, wie wenig sich der Mensch glänzender Verhältnisse erfreuen könne, wenn er an der Befriedigung der [illegible] Bedürfnisse, als der inneren Zufriedenheit und der [illegible] seines eigenen Verlangens, [illegible], und daß bei ganz [illegible] der Anblick von den [illegible] [illegible] [illegible] den eigenen [illegible] [illegible] läßt. Aber Caroline [illegible]. Sie sagte, daß [illegible] die [illegible] Erfüllung ihrer [illegible] Wünsche zur Erfüllung bringe, daß es ihr ein [illegible] Glück mache, den Bruder von seinem Leiden zu heilen, daß [illegible] [illegible] und in [illegible] [illegible], als sie den Bruder [illegible] [illegible] habe, und [illegible] [illegible] [illegible] die Gewalt der Liebe, [illegible] mit [illegible] Willen und [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].«

„Nach [illegible] [illegible] gaben seine Schwiegereltern ihre Einwilligung, Caroline [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und nach wenigen Tagen, [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] die Vermählung der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die gegenseitigen [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] wann die Vermählung vollzogen werden sollte und zu Ende des künftigen Frühjahrs das junge Ehepaar auf die Güter des Grafen nach Livland abgehen wollte.“

„Und Caroline?“ [illegible]

„Caroline ging nun auch zur Wohnung meiner Schwiegereltern, [illegible]

[illegible] aus dem [illegible] der [illegible] Hoffnung, welche die [illegible] ihrer Krankheit war — [illegible] haben würde. Der Graf mußte sich also zum noch längeren Bleiben in der Heimath entschließen. Er ernannte seine Angelegenheiten in Italien schriftlich und bat einen älteren Bruder allda, noch für einige Zeit die Oberaufsicht über die verlassenen Güter zu führen.“

„Wir mußten nun für ein kleines Weilchen die Gräfin Elise verlassen, um zu anderen näheren Personen zurück zu kehren. Meine Schwiegermutter [illegible] hatte sich [illegible] verschafft, [illegible] sich zu [illegible]. Der Tag war [illegible] und ein [illegible], welchen man unter [illegible] [illegible], [illegible] die [illegible] und [illegible] [illegible] zu [illegible], um [illegible] Mittel und ein gänzlich völlig Verhalten an. Diese [illegible] kommen mit den [illegible] [illegible] der [illegible] Frau [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Menge Bemerkungen, Gedichte und [illegible] [illegible], welche nachdrücklich auf den Zustand der Kranken eingewirkt hatten. Doch [illegible] [illegible] [illegible] längerer Zeit die Hoffnung aufgegeben, [illegible] auf einem [illegible] Wege den gehofften Ruhe gefunden zu haben; [illegible] [illegible] sich [illegible] nach der gewöhnlichen Stelle und noch [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] gesucht, welche nur die eigentliche Heimath [illegible], und meine Schwiegermutter [illegible] zum [illegible] [illegible] [illegible] noch. Sie [illegible] sie [illegible] zu [illegible] der [illegible], [illegible] als sie gekommen waren, und nur ein [illegible] [illegible] immer, noch [illegible] gesucht.“

„Die [illegible] Zeit war es, als die [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] Sorgen [illegible] sich in [illegible] einer [illegible], [illegible] [illegible] die einige [illegible] der [illegible] und [illegible] ge-

[illegible] und auch jetzt mit ihren reinen Strahlen mein verödetes Leben beleuchtet, obgleich die [illegible] von dem fernen Jenſeits [illegible]. — Als ich [illegible] meiner Neigung [illegible] und ſie [illegible], bald die Meinige zu werden, blickte ſie mich bittend und mit [illegible] Thränen an. Sie ſagte mir, daß ein längſt erwartetes Unglück nun wirklich erſchienen ſei; nämlich, daß die [illegible] ihrer Mutter ſich zu einem [illegible] ausgebildet habe, und daß, um den Wahrnehmungen der letzten Vergangenheit [illegible], ſie fürchten müſſe, [illegible] [illegible] der [illegible] werden ſelbſt die treueſten Dienerinnen der unglücklichen Frau [illegible], [illegible] die gerechte Pflege und ſorgliche Wartung zu leiſten, daß ſie es [illegible] für ihre [illegible] Pflicht erkenne, [illegible] ihrer Mutter ſo lange zu [illegible], bis — hier weinte ſie heftiger — ein [illegible] Tod ſie [illegible] [illegible]. — Ich verſtummte. Mit der innigſten [illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] [illegible] an meine [illegible], welche [illegible] die Schmerzen der Mutter [illegible], als ſich [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] wollte, und länger [illegible] als ein Jahr verging, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] an meinem Herzen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]."

„Wir [illegible] und nun [illegible] an die [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von einem [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] nur auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu können glaubte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werden. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] Liebe, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible]

[illegible]

„[illegible]

„[illegible]

[illegible] zu [illegible]. [illegible] die [illegible] Frau von [illegible] in all ihrer [illegible] von einem geschickten Künstler malen lassen. Sie legte das Bild in den Brief [illegible] Original [illegible] Graf [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

mäßige, nicht hervorragende Größe, Zierlichkeit der Formen und Lebhaftigkeit der Bewegungen auch bis in die späteren Jahre hinauf den Glanz der Jugend erhält. Ihr Gesicht, von einem tiefen [illegible] beschattet, dessen [illegible] [illegible] [illegible] Reihe auf die [illegible] [illegible] Wangen warf, hatte einen angenehm [illegible] Ausdruck. Die kleinen braunen Augen hatten nicht mehr jenes Feuer, das einst so [illegible] gewesen; ihr [illegible] Ausdruck war beruhigter, doch zuweilen auch so lebhaft, daß die [illegible] in solchen Augenblicken um zehn Jahre verjüngt erschien. Um den Mund, der einen Schmelz [illegible], [illegible] Zähne besaß, zog sich ein Zug stiller Heiligkeit, welcher die liebenswürdige Frau noch angenehmer machte und den Schimmer der [illegible] milderte, der von ihrem ganzen Wesen ausging. Ihr Gesichtsausdruck war lebhaft und [illegible]; der Anzug, obgleich mit Reiz und Zierlichkeit angeordnet, zeugte von dem Range und Vermögen der Dame, und war mit derjenigen Nachlässigkeit gewählt, welche den Begriff von Zwang und [illegible] [illegible] ausschließt und eine [illegible] [illegible] [illegible], welche es [illegible], durch Geschick in der Wahl und Anlegung des [illegible], [illegible] [illegible] zu erhöhen. Aber der anmuthigste Reiz, welchen die Gräfinn zeigte, lag in ihrer Sprache, ihre Stimme war Musik. Die reine, [illegible] [illegible] [illegible] Eleganz war der Schlüssel zu dem Geheimniß der Unterhaltung. [illegible] [illegible] die Gräfinn [illegible] der [illegible]. „Was also ist Ihre [illegible] [illegible], lieber [illegible]?“ [illegible], es ist meine [illegible]! [illegible], welche [illegible]! [illegible] [illegible] nicht von [illegible]? — Es ist aus, ich [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] und [illegible] ich [illegible] die schöne Zeit der Jugend noch einmal [illegible], um die [illegible]

[illegible] [illegible] ich [illegible] Leben im [illegible] der [illegible] erblühen! —" Der Gräfin Augen [illegible] sich [illegible].

Claudia hatte während dieser Worte die dargebotene Hand der Gräfin ergriffen und an ihren Mund gedrückt; jetzt sagte sie mit bebender Innigkeit: „Meine Schwester und Freundinn meiner Mutter! möchten Sie auch Claudia ein wenig liebgewinnen können!"

Der kleine [illegible], Sohn der Gräfin, der dicht an der Seite seiner Mutter gestanden hatte und die [illegible], welchen Augen sich auf Claudia gerichtet hatte, zog jetzt die Mutter am Kleide und sagte, ihrer Antwort an Claudia zuvorkommend, im kindlichen [illegible] von der [illegible] [illegible] ausgesprochenen Bitte: „Ach ja, Mutter! bitte, bitte! Die da, ein wenig lieb haben!"

Thränen flossen über die Wangen der Gräfin. „Recht viel, mein Kind!" erwiederte sie, den Kleinen [illegible] beruhigend; dann drückte sie Claudien an ihre Brust und sagte bewegt: „Ich hoffe, wir werden uns gegenseitig recht kennen und lieben lernen." Jetzt trat der Graf [illegible] der Gräfin [illegible] in ihrem [illegible] [illegible] [illegible], und die wenigen Worte, welche sie nun an diesen richteten, enthielten eine [illegible] [illegible] für ihn.

Der Gräfin [illegible] in [illegible] [illegible] hatte [illegible] [illegible] [illegible] in die [illegible] [illegible] ein neues und [illegible] Leben gebracht. Der Graf fand [illegible] [illegible] in der Unterhaltung mit der geistreichen Frau, in dem [illegible] der [illegible], welche aus [illegible] der Gräfin [illegible] [illegible] [illegible], aus [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] wurden. Die [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] sich in [illegible] [illegible] an den [illegible] [illegible]

Schilderungen des Geſehenen; eine Freude, welche dieſer lange entbehrt hatte. In der gemeinſamen Bewunderung und Vergleichung einzelner Schönheiten, fühlte der Graf ein unnennbares Vergnügen, und er geſtand ſich mit hoher Beglückung, daß Empfindungen im menſchlichen Herzen ruhen, welche die Einſamkeit erſtickt, der geiſtige Umgang aber zu höherer Vervollkommnung entwickelt.

Noch Heinrich war nicht vergeſſen worden. [illegible] eine [illegible] [illegible] durch [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] genug gewesen war, um die [illegible] seiner [illegible] und [illegible] zu verschaffen. [illegible] [illegible] [illegible], jenen [illegible] man auf dem [illegible] bei uns [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als [illegible], was durch andere [illegible] der [illegible] an sie erging.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf dem [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] sie [illegible] [illegible] zu [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und sie [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible], [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] sie [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

heit verbannte aus ihrem Betragen alles Gezwungene oder Berechnete und eignete ihr eine Herzlichkeit an, durch welche ſie wahrlich unwiderſtehlich wurde. Für Claudie empfand die Gräſinn eine ſo warme Zuneigung, ein ſo inniges Intereſſe, als ſie, ihre Kinder ausgenommen, für ein Weſen auf Erden gefühlt hatte; daher war alles, was ſie in Beziehung auf das Mädchen dachte, beſchloß oder unternahm, reinmenſchlich, wohlwollend, ohne irgend einen Zuſatz ſelbſtſüchtiger Vorſtellungen! —

Die Gräſinn hatte kaum einige Tage der erquickenden Erholung dieſes Stilllebens genoſſen, als ihre Stimmung der jener Krieger oder Seefahrer zu vergleichen war, welche ſich nach den erſten Silberblicken des Friedens oder der Heimkehr in den ſichern Haſen wieder in das gefahrvolle Getümmel des Krieges oder auf das ungetreue Meer zurückwünſchen. Der Reiz, welchen dieſe Einſamkeit anfänglich für ſie gehabt, hatte ſeine Kraft verloren, und ſie geſtand ſich heimlich, daß mindeſtens eine gewiſſe Trägheit der Gefühle oder Stumpfheit des Geiſtes dazu gehöre, um Jahre lang in dieſer Abgeſchiedenheit leben zu können, und ſich ſogar zufrieden und vergnügt zu fühlen. Dabei konnte ſie ſich nicht leugnen, daß weder an dem Grafen, noch an Heimfried oder Claudie dieſe Eigenſchaften zu finden ſeien, und immer unbegreiflicher wurde ihr die wünſcheloſe Genügſamkeit dieſer Menſchen.

Immer dringender ſprach in der Gräſinn das Bedürfniß an, ihre geiſtige, jetzt unterdrückte Regſamkeit an der Ausfuhrung irgend eines Planes zu üben, ſich am Spiele ihrer Kräfte, an dem Siege über widerſtrebende Zufälle zu vergnügen. Der Gegenſtand dazu lag ihr nahe, und das Sprüchwort ſagt: „Wer ſucht, der findet.“

Eines Abends ging ſie mit dem Grafen allein in den wildſchönen Partieen, welche den Hochſtein umgaben, ſpazieren. Das Geſpräch behandelte Ereigniſſe aus der Vergangenheit; die Erzählung von Leopoldinens Tode und allen dabei vorwaltenden Umſtänden, hatte den Grafen ſehr wehmüthig geſtimmt. Die Gräſinn bemerkte es; ſie wollte die Unterhaltung auf einen Gegenſtand wenden, der erheiternd auf den Verdüſterten wirken mußte, und ſagte: „Ja, es iſt wahr, die Vorſehung nahm Ihnen viel in der herrlichen Frau, aber ſie gab Ihnen auch Erſatz in Ihrer Tochter. Claudie iſt ein Engel geworden! Ich begreiſe nicht, wie es Ihnen möglich geweſen iſt, in dieſer Unzugänglichkeit, ohne alle Hülfsquellen von Außen, des Mädchens Erziehung ſo ſchön zu vollenden. Wahrſcheinlich folgten Sie ſchon frühzeitig einem geheimen Plane in Beziehung auf Claudiens Zukunft, daß Sie dieſelbe ſo einſam, ſo nonnenhaft, ja ich dürfte ſagen, ſo durchaus ungewöhnlich erzogen?“

Der Graf fuhr aus tiefen Gedanken auf. — „Plan, liebe Gräſin? Nun ich hatte den Plan, meines Kindes Geiſt zu erhellen, ſein Herz mit Tugenden, ſeine Phantaſie mit Idealen anzufüllen; aber die Bildung von Claudiens Schickſal überließ ich, ohne kühne Einmiſchung von meiner Seite, einer gütigen Vorſehung. Dieſer Mutter des Weltalls kann ein Vater das Glück ſeines verwaiſeten Kindes ſchon anvertrauen.“ Graf Hochſtein lächelte hiebei, wie im linden Spott eines Gläubigen, und eines Mannes, der ſeines eigenen Schickſals gedenkt.

Die Gräſinn ſchüttelte leiſe den Kopf. „Nun denn,“ entgegnete ſie, „ſo ſpielten Sie mindeſtens ein ſehr gewagtes Spiel mit der Ruhe, mit der Tugend Ihrer Tochter; Claudie wird niemals in die Verhältniſſe zur Welt und den

Menſchen paſſen lernen, ohne ihre himmliſche Eigenthümlichkeit oder den ſtillen Frieden aufzugeben, der ihre Kindheit und Jugend verſüßte. Glauben Sie es mir, lieber Graf, die Forderungen, welche die Gemeinnützigkeit im weiteren oder engeren Sinne an uns macht, bleiben ſelten oder nie ohne Strafe von uns unbefriediget! Wir müſſen ſpäter die verſäumte Schuld doppelt mit zehnfachen Zinſen bezahlen!"

Es lag in dieſen Worten ungefähr der Sinn, welcher die vor kurzer Zeit von Heimfried an den Grafen gemachten Aeußerungen enthalten hatten. Die Wiederholung jener verſteckten Vorwürfe und Warnungen reizte die Empfindlichkeit des Grafen, und er antwortete mit einiger Heftigkeit: „Was aber ſollte ich denn thun, meine Liebe? Claudie in zarter Kindheit von mir entfernen und ſie an die liebeleeren Herzen fremder Erzieherinnen legen? ſie dem Einfluſſe von Verſchrobenheiten und falſchen Meinungen preisgeben? Das verwaiſete Kind dem Schutze der Heimath, und mich des Troſtes, der mir noch geblieben war, berauben? —"

Die Gräfinn erwiederte ſanft: „Nein, lieber Graf, das durften ſie nicht, aber gewiß thaten Sie unrecht daran, ſich und die Ihrigen ſo ſtreng zu iſoliren, und Claudie nicht für die Erde, auf der es doch auch nicht ſo ganz übel iſt, und auf welche das Mädchen von der Vorſicht nun einmal zum Wirken und Schaffen, zum Beglücken und glücklich werden, geſetzt worden, ſondern für eine Traumwelt und den Himmel zu erziehen, der uns dann erſt aufnimmt, wann wir die Schulen der Läuterung hienieden durchwandert und das Honorar unſerer Erfahrungen bezahlt haben."

Der Graf ſchwieg; die Gräfinn hielt dies Schweigen für das ſtumme Geſtändniß, daß ſie ihn von ſeinem Unrecht überzeugt habe und fuhr fort: „Claudie wird mit dem argloſen Taubenſinne, mit dem frommen Glauben an Engel, in die Welt treten und das warme Herz voll Liebe den Menſchen öffnen, die es nur verſpotten oder verwunden können: ſie wird dann geängſtiget in ſich ſelbſt zurückziehen und diejenigen haſſen und verachten, welche ſie bei früherer Kenntniß ihrer Mangelhaftigkeit nur belächelt oder ſorgfältiger vermieden haben würde. —“

Der Graf lächelte ſchmerzlich. „Ach, meine Freundinn!“ ſagte er mit weicher Stimme, „kann denn für den armen Menſchen die Zeit nicht ſpät genug kommen, wo er den Glauben an Unſchuld und Treue, die zuverſichtliche Gewißheit eines Zuſammenhanges, den Wahrheit und Liebe bilden, aufgeben muß?“

Die Gräfinn entgegnete hierauf: „Meines Bedünkens nach kann dieſe Zeit nicht früh genug herbei geführt werden, um den Menſchen vor dem Schmerze der Täuſchung zu ſichern.“

Die Augen des Grafen flammten; lebhaft, faſt zürnend antwortete er: „Dieſe Sätze mögen für den Wahrheit enthalten, deſſen letztes Ziel das behagliche Wohlſein auf dieſem Erdenrunde Bedeutenheit und Gewalt über ſeine Mitbürger, die Erreichung anderer kleinlichen, ſelbſtſüchtigen Zwecke und der Genuß einer Sicherheit iſt, welche er in den engen Grenzen der Klugheit und des Mißtrauens genießt; für mich ewig nicht. Es giebt eine Geſinnung, Theure! welche uns hoch über dieſe nichtigen Beſitze oder deren Verſagung erhebt; welche uns göttlich ſicher die Pfade dieſes kurzen Lebens wandeln läßt, weil wir ein anderes Ziel kennen, als das die Welt anſtrebt, — die, was uns hienieden auch begegnen mag, als vergänglich anſieht und den Gedanken nicht abwendet, davon, daß unſer Wandel im

Himmel iſt. Sollte dieſe Geſinnung, welche alle der Erde entbehrlich macht, ein junges Mädchen nicht arglos laſſen? Die heilige Unwiſſenheit der Unſchuld iſt eine Blume, die aus Eden blüht — in der Kenntniß des Böſen liegt das Verderben.“

Der Graf hatte ſeine Gegnerinn augenſcheinlich getroffen. Sie war erröthet, ein leiſer Zug von Hohn verunſtaltete ihren ſchönen Mund, indem ſie ſagte: „Dies iſt, wie mir ganz einfach däucht, eine Ueberſpannung des Gefühls, die nimmer eine Harmonie der Verhältniſſe zuläßt, oder doch nicht für lange. Die Welt greift nun einmal mit berechtigter Hand in die feinſten Saiten des Gemüths; manche innige Beziehung muß daher klüglich ein wenig ſchlaff genommen werden, um einen Riß durch das Leben zu vermeiden. Glauben Sie nur, mein beſter Graf! kein Menſch hielte einen Engel neben ſich aus, und — vergeben Sie meiner Offenheit! am wenigſten ein Mann. — Das Herz auch des edelſten Weibes bleibt ein Kind der Erde, welches ſeine Kraft verliert, wenn es in Lüften ſchwebt. — So war es alſo, wenn ich Sie anders verſtehe — ein tugendhafter Hochmuth, welcher Claudien ſolch eine unhaltbare Stellung anwies, auf der, nach Ihrer Meinung, das liebe Weſen vor den Unbilden menſchlicher Angriffe geſchützt wäre?“ die Gräfinn lächelte verneinend und mitleidig.

Ohne alle Empfindlichkeit antwortete der Graf: „Ich vertraue die Ruhe, das Glück meiner Tochter der Hand, die aus den Wolken reicht. Nur daß Claudie immer aufwärts blicke: dies iſt meine Abſicht mit ihr geweſen. Sie zürnen mir, liebe Freundinn, und wollen mich mißverſtehen, und das thut mir weh. Gewiß ſind Sie mehr mit mir einverſtanden, als Sie ſelbſt wiſſen und zugeben. Sagen

Sie, hat der Glanz des Reichthums, dem Sie gebieten, immer Freude in Ihr Herz geſtrahlt, wenn Kummer und Sorge uber die Krankheit oder den Tod Ihres Gemahls die tiefen Schatten in daſſelbe warfen? Hat das Geräuſch der Geſellſchaften, deren Königinn Sie waren, die Schmeichelworte der Huldigungen, welche Ihnen ſo verſchwenderiſch dargebracht worden, wohl immer die Stimmen des ſtillen Verlangens übertönt, das, weil es himmliſcher Natur iſt, durch nichts Irdiſches befriediget werden kann? Ich glaube nicht. — Wann waren Sie am glücklichſten? War es nicht da, als noch der Kindheit harmloſe Genügſamkeit Sie in den kleinen Werkzeugen Ihres Vergnügens Cröſus-Schätze erblicken ließ? als Wünſche, welche die nächſte Stunde ſchon erfüllte, nur die ſtille Bruſt hoben, und Sie an Leopoldinens einfach-ſchönem Herzen Liebe und innige Theilnahme fanden? Oder da, als die erwachende Leidenſchaft ſich in ihrer rührendſten Geſtalt, in der des Mitleids, Ihrer bemächtigte, und der Rang und das Vermögen des geheimen Lieblings aus Ihrer Erinnerung verſchwanden, wann ein heiteres Lächeln deſſen trübe Züge verklärte? als die Liebe mit ſiegender Gewalt alle Gegenſtände Ihnen im roſigen Lichte zeigte, und das verbannte Vertrauen an die Menſchen wieder in ſeine urſprüngliche Rechte einſetzte? —“

Die Gräfinn war überwunden. Thränen rollten über ihre Wangen, ſie reichte dem Grafen die Hand und ſagte leiſe in tiefer Bewegung: „Sie haben recht, lieber Graf, ſo wie Sie fühlen. Obwohl es immer Schwärmerei iſt, wenn auch die edelſte. Gott gebe Claudien die Stärke, feſt an dieſen Ueberzeugungen zu halten, und laſſe ſie den Lohn der Unſchuld und ſicheren Schutz an dem Herzen eines würdigen Mannes finden! Und auf daß Sie ſehen, wie ſehr

Ernſt es mir mit dieſem Wunſche ſei, will ich Sie jetzt mit einer Idee bekannt machen, welche, ſeitdem ich Claudie kenne, nur mit Schmerz von mir aufgegeben werden würde. — — Die Ausbildung meines Sohnes Curt, von ſeiner Erziehung geleitet und beſtimmt, hat, wie ich vor einigen Jahren bemerkte, als ich ihn das letzte Mal ſah, eine Richtung genommen, die dem Wege nicht allzufern iſt, den Sie Claudie gehen lehrten. Es bedürfte nur eines Vereinigungspunktes, den die Liebe leicht bilden könnte — dieſe nahe aneinander laufenden Pfade zu vereinigen. Wenn die Herzen unſerer Kinder ſich fänden — dann würde Claudie an der Bruſt eines Mannes, der die Anſprüche, welche die Welt an ihn machen darf, zu ehren weiß, geſchützt vor den rächenden Folgen verſäumter Entrichtungen an dieſelbe ſein, und doch auch Befriedigung für die Gefühle finden, welche von der Einſamkeit erweckt und genährt und von den Grundſätzen ihres Vaters gleichſam geheiliget worden ſind."

Der Graf lächelte gerührt. Er ergriff die Hand der Frau, die ſo geſprochen, drückte ſie warm und herzlich, und ſagte: „Dank Ihnen, liebe Gräfinn, für dieſen unzweideutigen Beweis Ihrer Liebe! Er zeigt mir, wie lauter die Quelle iſt, aus welcher Ihre Vorwürfe für mich floſſen. Wir wollen die Vorſicht walten laſſen und dieſen Plan wie ein ſcheues Geheimniß bewahren. — Nur zu leicht miſcht Abſichtlichkeit, und wenn es auch die reinſte wäre, der heiligſten Empfindung unſeres Herzens irdiſche Zuthat bei. Iſt die Liebe wahrhaft himmliſchen Urſprungs, ſo findet ſie wohl auch ohne die ſchwache zurechtweiſende Menſchenhand den verwandten Gegenſtand! —"

Und wie der Graf dieſe Worte geſagt hatte, war ihr

Inhalt ſchon erfüllt, und vom Schickſal der Knoten geſchürzt, welcher zwei ſchöne Seelen für die Ewigkeit verknüpfen ſollte. —

Während dies Geſpräch geführt ward, ſaß Claudie mit ihrem kleinen Verehrer, Fedor Olgy, an dem Ufer eines ſchmalen Bächleins; der Lauf deſſelben, von einem nahe befindlichen Wehre verflüchtiget, durchſtrömte das friſche Grün der Gehölze, welche am weſtlichen Abhange des Hochſteins den Uebergang zu der tieferen Waldung bildeten, die, wie ein düſterer, nächtlicher Streif, ſich längs dem Horizonte hinzog. — Sie hatte, um den kleinen Geſellſchafter zu vergnügen, ihren aufgehobenen Olymp herbeitragen laſſen und leitete nun, wie in den glücklichen Tagen der Kindheit, die uns wohlbekannte Gondel über die klare Fluth. Eine ganze verſunkene Götterwelt voll ſeliger Träume und himmliſchem Frieden hob ſich bei dieſem ſtillen Spiel in der unſchuldigen Bruſt empor und warf einen ſanften Abglanz auf das Antlitz des Mädchens, welches nächſt dieſer inneren Verklärung auch eine äußere, von den Strahlen der untergehenden Sonne empfing. Dicht an Claudiens Schooß geſchmiegt, auf welchem die ſteinernen Püppchen ruheten, ſaß der engelſchöne Knabe Fedor, das braune Lockenköpfchen in die Falten von Claudiens weißem Gewande verbergend und jede vollendete Fahrt mit Händeklatſchen und kindlichem Gejauchze feiernd. — Ein reizendes Bild! auch blieb es nicht ohne Bewunderer. —

An einer großen Eiche, welche im Gegenüber der maleriſchen Gruppe ſtand, lehnten drei hohe, männliche Geſtalten, von denen die eine Claudiens Bruder, die andere dem Rittmeiſter Olgy und die dritte dem Baron Ludwig von Norwallen, deſſen wir ſchon lange nicht mehr gedacht haben, gehörte. Wie dieſe drei jungen Männer dort zuſammengetroffen, wollen wir ſpäterhin erklären, und uns jetzt nur darauf beſchränken, die Wirkung zu beobachten, welche das Belauſchen der holden Claudie und ihres Treibens auf die Zuſchauer hervorbrachte. Wenn ſich in Leopolds Augen die liebevolle, aber ruhige Herzlichkeit des Bruders, verſchwiſtert mit dem Wohlgefallen des Mannes an der Anmuth des Mädchens, ausſprach, und ſeine Bewegungen den Kampf verriethen, in welchem die Ungeduld der brüderlichen Liebe bald durch Wort und Umarmung genugzuthun, mit dem Triumphe lag, den er in dem huldigenden Erſtaunen ſeiner beiden Gefährten fand, ſo zeigten ſich in des Rittmeiſters Blicken, welche er ſtarr auf das liebliche Gemälde geheftet hielt, daß ihm wie der Lichtpunkt einer Feen-Geſchichte erſchien, eine ſo ſüße Beſtürzung, eine gewiſſe Verzückung, wie denjenigen erfaſſen mag; der eine leiſe wunderſame Ahnung plötzlich verwirklichet ſiehet. — Ueber Ludwigs angenehm ausgebildete Züge glitten freudige Erinnerungen; ſein Mund öffnete ſich jeden Augenblick, um: „Claudie! liebe Claudie!“ auszurufen; doch er verſchloß ihn wieder, von der Bitte des Auges, dies Schauſpiel noch länger zu genießen, beſtochen. — Stille herrſchte rings umher, nur leiſe rauſchte der Abendwind durch die Gebüſche und trug den Schall jedes Wortes, welches die ſchöne Schifferinn mit dem Kinde wechſelte, zu dem aufmerkſamen Ohre der Beobachtenden. Jetzt rief der Knabe: „Nun nimm den Amor, Claudie! der iſt mir der Liebſte! —“

Claudie leiſtete gefällig dieſem Verlangen Folge; doch eine unvorſichtige Bewegung brachte die Gondel aus dem Gleichgewicht und der kleine Gott verſank in die hüpfenden Wellen. Fedor ſchrie laut und jämmerlich auf: „O weh! o weh! Amor ertrinkt!“ Claudie lächelte; ſie ſagte: „Sei ruhig, mein Kind! Amor ſtirbt nicht!“ Dabei entblößte ſie den Arm, um den Verſunkenen ſeinem naſſen Grabe zu entziehen. Doch in demſelben Augenblicke ſtürzte der Rittmeiſter hervor, tauchte raſch in den nicht ganz ſeichten Bach, hielt das triefende Püppchen hoch empor und ſprach mit tiefgefühltem Ausdrucke: „Dies Wort iſt ewig wahr; die Liebe bleibt, wenn alles Andre ſchwindet!“

Erblaſſend war Claudie aufgeſprungen; ein ahnungsvolles Zittern durchbebte ihre Glieder, ſtarr hielt ſie das ſchüchterne Auge auf der hohen ſchlanken Geſtalt feſt, die in ehrerbietiger Stellung vor ihr ſtand. Olgy's Worte, ſeine Stimme waren in ihrer aufgeregten Seele wie ein längſt verhallter, wohlbekannter Ton erklungen, alle Saiten dieſes zarten Gemüthes bebten melodiſch nach — ſie vermochte nicht zu antworten, von ſüßem Schrecken befangen. —

Doch jetzt waren auch Ludwig und Leopold herbeigeeilt. Der Letztere ſchloß die erſchrockene Schweſter fröhlich und lachend an ſeine Bruſt; der Erſtere, das Recht früherer Vertraulichkeit geltend machend, nannte Claudie mit dem Namen der Freundſchaft und preßte ihre Hand mit ſanftem Drucke an ſeine Lippen. Der Rittmeiſter, von dieſer Begrüßung ausgeſchloſſen und durch ihren Anblick erweicht, hob den kleinen Bruder in die Höhe, auf deſſen vollblühenden Geſichtchen noch die kleinen Thränen um den vermeintlichen Tod des Liebesgottes ſtanden; und Herzen voll Liebe und Freude feierten dies überraſchende Wiederfinden.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierzehnter Band.

Claudie. Zweiter Band.

Hannover, 1841.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Claudie.

… Und was er ferner auch erſtreben mag,
Das Schöne iſt doch weg — das kommt nicht wieder!
Schiller.

Wir wollen nun auf einige Augenblicke zu Ludwig von Norwallen zurückkehren und ſeine gegenwärtige Gemeinſchaft mit den beiden Ankömmlingen zu erläutern ſuchen. Der alte Baron von Norwallen war in freundſchaftlicher Verbindung mit dem Grafen Hochſtein geblieben. Dieſer hatte das damalige Erbieten des Erſteren, den Bau des durch das Feuer zerſtörten Schloſſes zu leiten, auf das erſchöpfendſte erfüllt und im Laufe des zweiten Sommers nach dieſem Unglücksfalle leuchtete in ſtolzer Schönheit das eben ſo zweckmäßig eingerichtete, als geſchmackvoll aufgeführte Gebäude weithin in die anmuthreiche Gegend.

Der Baron, ein induſtriöſer Oekonom, hatte bei Gelegenheit der übernommenen Direction die Beſchaffenheit jenes Gutes näher unterſucht und war zu ſeinem Vergnügen auf manche noch unentdeckte Quellen reichen Ertrages geſtoßen. Er theilte dem entfernten Freunde ſeine Bemerkungen, wie ſeine Meinungen über die möglichſt beſte Benutzung aller ſich dort darbietender Vortheile mit, und verſchwendete nach Endigung des Baues an den Grafen Ueberredung und Bitten, um dieſen zu dem Entſchluſſe zu bewegen, die verſchönerte Beſitzung wieder zu beziehen. Allein Graf Hochſtein wollte davon nichts hören. Jenes Schloß, wie viel es auch durch den Bau gewonnen hatte, wäre ihm ein fremdes geweſen, und an den Hochſtein fühlte er ſich mit den ſüßen Banden gefeſſelt, welche die Heimath anlegt. So blieb alſo Buchenrode unter der Aufſicht eines Verwalters und zur einſtmaligen Aufnahme Leopolds beſtimmt, wann dieſer, des Waffendienſtes müde, ſich am eigenen friedlichen Heerde wärmen und ein holdes Weib als Hausfrau daſelbſt einführen wollte. Baron Norwallen ſah ſich gezwungen, dem Eigenſinne des ehemaligen Nachbars nachzugeben. Er reiſ'te nun, um jenen ihm lieb gewordenen Umgang nicht gänzlich zu verlieren, alljährlich nach dem Hochſtein; dort wurden die früheren Geſpräche und Dispüte ſo angeknüpft und wiederholt, als wäre der Zeitraum ihrer Unterbrechung nur eine kleine Unterhaltungspauſe geweſen. Für Claudie fühlte der Baron ein zärtliches Wohlwollen. Der Anblick und die Anſprache des ſanften kindlichen Geſchöpfes glättete allemal die tiefgefurchte Stirne des grämlichen Mannes und modulirte den rauhen Baß, in welchem er ſprach. Das Verhältniß zwiſchen dem Grafen und deſſen Tochter dünkte ihm als die Verwirklichung ſeiner Idee von väterlichem Anſehen und kindlicher Unterwerfung. Er ſah nicht, wie Claudiens zartes zuvorkommendes Eingehen in die Wünſche ihres Vaters aus ihrer Eigenthümlichkeit entſtand, wie frei und unbeſchränkt ſie ſich in dem ſelbſtgezogenen Kreiſe der reinſten Sittlichkeit bewegte; er bemerkte nicht, daß nur perſönliche Würde und die Erhabenheit eines edlen Charakters den Grafen als Gebieter darſtelleten, das Vaterherz deſſelben aber in anſpruchsloſer, inniger Gemeinſchaft mit dem gleichfühlenden Kinde waltete.

Ludwig von Norwallen hatte in den Jahren, welche er auf der Hochſchule zubrachte, ſich für den Zwang der väterlichen Despotie in dem Genuſſe einer fröhlichen Ungebundenheit ſchadlos gehalten. Kaum von dort zurückgekehrt, war er nach dem Ausſpruche von derſelben Gewalt auf Reiſen gegangen, und als auch dieſe Schule ſeiner Erkenntniſſe geſchloſſen war, ſagte ſein Vater zu ihm: „Nun ſollſt Du noch ein Jährchen oder zwei unter meiner Aufſicht die Landwirthſchaft ſtudiren, um künftig Deinen Gütern mit Einſicht vorſtehen zu können, dann ſollſt Du heirathen und gehet es nach meinem Wunſche und Willen, die junge Gräfinn Hochſtein. Die, und keine Andere wäre mir als Schwiegertochter genehm. Claudie iſt grade ſo beſonnen und vernünftig, als Deine künftige Frau ſein muß, um Dich von allerlei Thorheiten abzuhalten.“ Faſt hätte dieſes Lob, der holden Claudie auf Ludwigs Koſten ertheilt, dem ſüßen Andenken an dieſelbe ein wenig Säure beigemiſcht; allein das Bild der kleinen Tröſterinn aus früherer Zeit lächelte ihm aus der Erinnerungen Ferne allzufreundlich herüber, als daß nicht dieſer unangenehme Eindruck nur ein ſehr flüchtiger hätte ſein können.

Einen Monat hindurch hatte Ludwig die Ketten drückender Beſchränkungen ſchon wieder ertragen, als die, ihm ſehr willkommene Aufforderung ſeines Vaters an ihn erging, daß er nach dem Hochſteine reiſen ſolle. Er freuete ſich herzlich auf das Wiederſehen ſeiner Freunde, und war nur noch etwa ein halbes Stündchen von dieſem erſehnten Ziele entfernt, als er am Fuße einer kleinen Anhöhe auf einem Wege, der mehrere, von verſchiedenen Richtungen auslaufende Straßen vereinigte, zweien Officieren begegnete und in dem einen derſelben Claudiens Bruder erkannte. Ein leiſer Gedanke, daß der Rittmeiſter Olgy vielleicht mehr der Schweſter, als dem Bruder zu Gefallen, dieſen Weg zurücklege, berührte ihn, ehe Leopold durch die Erklärung, welche angenehme und wichtige Veranlaſſung ſeinen Freund auf den Hochſtein führe, dieſen Störenfried entfernte. Jetzt rief Leopold: „Dort am Bache bewegt ſich etwas Weißes; mir däucht, daß es Claudie ſei, und ſehe ich recht, ſo ſpielt neben ihr ein Kind.“

„Das wird mein kleiner Bruder ſein!“ rief der Rittmeiſter. Man beſchloß nun, die Einſame zu belauſchen, die Pferde wurden den Leuten übergeben und unſere Leſer kennen das Weitere.

So fröhlich, als dieſen Abend, war es auf Schloß Hochſtein ſeit der Väter Zeiten nicht zugegangen. Frohſinn und Scherz beſeelten die kleine, glückliche Tiſchgeſellſchaft, ungezählte Champagnerflaſchen wurden ihrer langen, gefänglichen Haft entnommen, und zum erſten Mal in ſeinem Leben ſtand Ehren Heimfried der Gefahr nahe, ein Räuſchchen davon zu tragen.

Claudie ſaß an Ludwigs Seite und dem Rittmeiſter gegenüber, welcher der Nachbar ſeiner Mutter war. So oft ſie die Augen erhob, begegnete ſie den Blicken deſſelben, die mit dem deutlichſten Ausdrucke eines Wohlgefallens, welches jedoch nichts Verletzendes oder Begehrliches hatte, auf ihr ruheten, und bei dieſer Wahrnehmung fluthete ein höheres Roth in der durchſichtigen Weiße ihrer Haut auf und ab.

In den Urtheilen und Anſichten, welche die beiden jungen Männer in den allgemeinen oder beſonderen Geſprächen entwickelten, zeigten ſich die Bildungsſtufen, auf denen Beide ſtanden, als ſehr verſchiedenartig. Ludwigs Verſtand, hell und natürlich, faßte alle Gegenſtände in einem Lichte auf, welches von einer hohen, ſanguiniſchen Reizbarkeit, offener Gutmüthigkeit und dem Schwanken der Charakterſchwäche ausging. Vorherrſchend ſchien jedoch eine Abneigung in ihm zu walten, die ſelbſt ſtark genug war, die hellen Beleuchtungen der genannten Eigenſchaften zu verdunkeln, der Abſcheu gegen allen Zwang. Eine natürliche Folge der Erziehung, welche er empfangen hatte. Die Freiheit, im gewöhnlichen Sinne, dünkte ihm das höchſte Gut und die ſüßeſten Bande, ſobald er ſie als ſolche erkannte, drückten ihn. Als den Gegenſatz zu Ludwigs Individualität, konnte man den Rittmeiſter betrachten. Auf einem Standpunkte ſtehend, den ein klarer, kenntnißreicher Geiſt und ein weiches, von den edelſten Grundſätzen beherrſchtes Gemüth bildeten, erblickte er die Gewöhnlichkeit in der Tiefe, und ſeine höheren Lebensanſichten hafteten nur auf Gegenſtänden, welche aus derſelben hervorragten. Der Freiheit ſeines Geiſtes ſich bewußt, die, wenn wir ſelbige zu bewahren verſtehen, uns nichts Aeußeres zu rauben vermag, beurtheilte und behandelte er jedes Verhältniß mit derjenigen Sicherheit, die wir ſtets in dem Beſitze eines unverlierbaren Gutes empfinden; war nachſichtig und gütig gegen Schwächere, denn nur die Stärke iſt großmüthig und nur die Furcht bildet Tyrannen. Ein leichter Anflug von Melancholie, vielleicht ein unerfreuliches Erbtheil von ſeinem unglücklichen Vater, verbreitete je zuweilen einen mildernden Schleier über die glänzenden Eigenſchaften des jungen Mannes und erweckte nur ein wärmeres Intereſſe für ihn.

Claudie lauſchte mit einem nie empfundenen Vergnügen, welches faſt die Aufmerkſamkeit auf die übrigen Anweſenden ausſchloß, jedem Worte, das der Rittmeiſter ſprach; es war ihr, als ſei ſein Mund das Organ ihrer Seele. Das, was er ſagte, hatte ſie längſt gedacht; das Gefühl, welches er entwickelte, hatte auch ſie empfunden, und indem ſich ihre

Achtung für ihn erhöhete, fühlte ſie ſich ſelbſt erhoben. Doch der Genius der Jungfräulichkeit verhüllete die Bewegung ihres Herzens und nur das ſchimmernde Auge, das träumeriſche Lächeln um die ſchweigenden Lippen, verriethen, wie warm der Antheil ſei, den Claudie an dieſer Unterhaltung nahm.

Wenn Ludwig von Norwallen während ſeiner Anweſenheit auf Schloß Hochſtein die plötzlich zur heftigſten Neigung entflammte Anhänglichkeit an ſeine Kindheitsgefährtinn durch Worte und Zeichen kund that, Claudie auf jedem Schritte folgte und das ſchüchterne Mädchen durch die Ausbrüche einer Leidenſchaftlichkeit ängſtigte, welche ihre Stärke wohl hauptſächlich von der Furcht erhielt, in dem Rittmeiſter einen Mitbewerber zu ſehen, ſo zeigte der Letztere eine ſo genaue Maßhaltung zwiſchen zartehrender Bewundrung für Claudiens Vorzüge und einer ſo ſcheuen Entfernung von ihr, als dürfe ſie nimmer ein Gegenſtand für ſein Begehren ſein. Ja, man könnte ſogar ſagen, daß ein längeres und ungeſtörtes Zuſammenſein mit Claudie jedesmal verſtimmend auf ihn gewirkt und ihn in eine Zerſtreuung verſetzt habe, die ihrer Natur nach mehr einer ihn ſchnell beſchleichenden Sorge, als der angenehmen Geiſtesabweſenheit eines Liebenden anzugehören ſchien.

Wie aufrichtig ſich auch Claudie der Erneuerung ihres Umganges mit dem Jugendfreunde erfreuete, wie wenig ſich die Theilnahme, welche ſie ihm ſtets bewieſen, ſich ihrem Weſen nach verändert, ſondern nur die Form gewechſelt hatte, in der ihm ſelbige erſchien: ſo war es doch nur Curt allein, welcher die entzückenden Empfindungen der erſten, erwachenden Liebe in ihrer Bruſt weckte. — Welch ein Eden erwachte in Claudiens reichem begeiſtertem Gemüth! Trägt ja auch die kahle Steppe eines leeren Herzens im Frühling der Natur und des Lebens eine duftende Blume. —

Die Gräfinn bemerkte mit dem Auge eines Weibes, mit dem Blicke, den ein lebhafter Wunſch, Erfahrungen und Menſchenkenntniß ſchärften, was in Claudie vorgehe; ſie ward mit jedem Tage heiterer, führte mit Feinheit und Liſt oft Gelegenheiten herbei, die dem Rittmeiſter zu einem mehrſtündigen Alleinſein mit Claudie Veranlaſſung gaben, und ſchüttelte dann befremdet den Kopf, wann ſie bemerkte, daß nach ſolchen Fällen Curt allemal in eine düſtere Beklommenheit verſank.

Als die Friſt verlaufen war, welche auf dem Hochſteine zu verweilen, der alte Baron von Norwallen ſeinem Sohne geſtattet hatte, ſchied dieſer mit ſchwerem Herzen; beſonders da eine richtige Ahnung ihm ſagte, wie gefährlich für ſeine Abſichten ihm der noch dableibende Rittmeiſter ſei. Er erbat ſich und empfing die Erlaubniß, bald wieder kommen zu dürfen. Claudie fühlte ſich merklich erleichtert, als er fort war. Aber immer räthſelvoller ward ihr das Benehmen des Rittmeiſters, welches ſich bald im Verhältniſſe zu ihr in einer ſcheuen Gemeſſenheit bewegte, bald von des Mädchens himmliſcher Unſchuld bezwungen, unwillkürlich den Eindruck blicken ließ, den es auf ihn hervorbrachte. Claudie fühlte zu weiblich richtig, als daß ſie nicht hätte empfinden ſollen, daß Etwas in dem Herzen des Rittmeiſters ihrer Einwirkung auf ihn widerſtehe; ihr grauete vor der Entdeckung dieſer heimlichen Gewalt, doch ein Zufall ſollte ſie damit bekannt machen.

Die Zeit des Urlaubs der beiden Officiere war nun auch verſtrichen; die Vorübungen zu einem militäriſchen Haupt-Manövre, welches nach Verlauf eines Monats in einer Gegend, eine kleine Tagereiſe von dem Hochſteine entfernt, Statt haben ſollte, erlaubten keine Verlängerung deſſelben.— Um noch manche wichtige Verabredung über Familienangelegenheiten zu treffen, entfernte ſich am Vorabende des letzten Tages vor der Abreiſe der jungen Leute die Gräfinn Olgy mit ihrem Sohne zeitig in ihre Zimmer, nachdem Graf Hochſtein den Plan zu einem gemeinſchaftlichen Spazierritte in die entfernteren Forſten, woſelbſt er die Jünglinge von einer vorzunehmenden Veränderung in Kenntniß ſetzen wollte, entworfen und beſtimmt hatte.

Die frühwache Claudie winkte von dem Fenſter des Schlafgemachs aus der fortſtürmenden Cavalcade Morgengrüße zu, dann kleidete ſie ſich an, um etwas ſpäter die Gräfinn bei dem Frühſtück im Garten zu erwarten. Die Stunde, in welcher die Gräfinn gewöhnlich zu erſcheinen pflegte, war ſchon vorüber, als die Kammerfrau derſelben den weinenden Fedor Claudien mit dem Berichte zuführte, die Frau Gräfinn laſſe ſich entſchuldigen; ſie ſei von einem heftigen Kopfweh ergriffen worden, wolle für dieſen Morgen das Bett nicht verlaſſen und wünſche nur ganz ungeſtört zu bleiben, weshalb ſie denn Comteß Claudie erſuchen laſſe, den kleinen Fedor in Aufſicht zu nehmen, der nur deshalb weine, weil die Mutter nicht habe mitgehen können.

Claudie ſuchte dieſem Auftrage zu genügen. Sie ſprach dem Kleinen liebreich tröſtend zu und führte ihn den Hochſtein hinab auf eine blumenreiche Wieſe, an welcher der Weg, der nach den Forſten führte, vorbeilief. Hier lagerte ſie ſich auf einem anmuthigen Plätzchen; der Knabe hupfte jubelnd vor Freude umher und pflückte Blumen, aus denen ihm Claudie Kränze wand. Jetzt ſchüttete der kleine Nimmerſatt eine friſche Sammlung in Claudiens Schooß und ſagte ſchmeichelnd: „Nun noch einen Kranz, noch einen einzigen! ich bin Dir auch recht gut, liebe Claudie!“ „Wenn das nur aber auch wahr iſt!“ antwortete Claudie, ihm ſchelmiſch neckend in das glühende Geſichtchen blickend. Fedor klammerte die Aermchen um Claudiens Hals und ſagte mit verſichernder Wichtigkeit: „Das iſt wohl wahr! und wenn ich einmal groß ſein werde, will ich Dich auch heirathen und Mütterchen nicht ſo ärgern, wie geſtern der garſtige Curt. —“ Wie Eiſeshauch, wenn er über zarte Blüthen ſtreift, wehete Claudie eine bange Ahnung an, und Scherz und Luſt waren plötzlich erſtorben. „Hat Curt Mütterchen geſtern geärgert?“ fragte Claudie, halb furchtſam zögernd, halb die Worte haſtig aus beklommener Bruſt hervordrängend.

„O ja!“ erwiederte der unſchuldige Verräther, „er will Dich nicht heirathen, weil er ſchon eine Braut hat; ihr Vater heißt General, den möchte ich einmal ſehen! Und wenn ich ſo groß ſein werde, wie Curt, will ich auch einer werden!“

Hätte ſchnell ein furchtbarer Kampf der Elemente die Rieſenmaſſen des Hochſteins geſprengt und zerſplittert, Claudie würde nicht tödtlicher erſchrocken ſein, als über dieſe Worte, welche eine lächelnde Kindeslippe ſprach. Sie erblaßte, ein leiſes Zittern drang durch ihre Glieder, die Blumen entſanken den bebenden Händen; ein tiefer Seufzer, wie der eines Sterbenden, wand ſich langſam aus der angſtbeladenen Bruſt. „Biſt Du auch krank, wie Mütterchen?“ fragte beſtürzt der Knabe, und als ein leichtes Kopfnicken von Claudie dieſe Frage bejahete, hüpfte er alsbald theilnahmlos hinweg.

So war es alſo gelöſt das Räthſel, welches Claudiens tiefſte Forſchungen bisher ſo oft beſchäftigt hatte! Doch auf welche Weiſe? Curt liebte eine Andere, und es war nicht Gleichgültigkeit oder Unempfindlichkeit gegen Claudiens Anmuth geweſen, was ihn zuweilen als kalt erſcheinen ließ; ſondern ſein, von einem geliebten Gegenſtande erfülltes Herz hatte keinen Raum mehr für eine zweite, wärmere Neigung. Als Claudie flüchtig die Reſultate von dem Benehmen des Rittmeiſters gezogen hatte, ſagte ſie leiſe und betrübt für ſich: „Die Glückliche! die ſich ſolcher Treue erfreuen darf!“ Ein paar Thränen rollten ihre Wangen herab und benetzten die Blätter der Blumen, die ſie im düſtern Gedankenſpiel zerpflückt hatte. „Mein Vater hat wohl Recht,“ fuhr ſie weiter fort, „wenn er ſagt, daß die Liebe zu den meiſten Täuſchungen verleite. War es mir nicht tauſendmal, als müſſe er mein Herz verſtehen, wie er meinen Geiſt verſtand? Und als gäbe es nichts auf Erden, was unſere verwandten Seelen ſcheiden könnte! Und doch! und doch! —“ Sie verſank in tiefes Nachſinnen. „Aber, o Gott!“ fuhr ſie erglühend auf, „wenn er mich errathen hätte, müßte er mich nicht verachten? —“ Die Jungfrau erhob ſich über die Liebende. Muthiger ſagte ſie: „Nur wenige Stunden ſind mir noch vergönnt, in welche ich das Beſtreben zuſammendrängen will, mich ſeiner Achtung würdig darzuſtellen!“ Sie blickte auf, da ſah ſie ihren Bruder, der im ſcharfen Trabe zurückgeritten kam, um einen vergeſſenen Befehl ſeines Vaters zu beſtellen. Claudie ſtand auf und ging dem Kommenden ein Stückchen Weges entgegen. Eine Regung der Weiblichkeit wallte in ihr auf, und bewog ſie zu dem Vornehmen, dieſes unerwartete Alleinſein mit Leopold dazu zu benutzen, um wo möglich etwas Näheres über die Verbindung des Rittmeiſters zu erfahren. Der Zufall bot ihr die helfende Hand. Leopold hielt ſein Pferd an und fragte die Schweſter beſorgt anblickend: „Fehlt Dir etwas, liebe Claudie? Du biſt ſo bleich!“

„Ein wenig Kopfweh,“ antwortete Claudie, „die Sonne ſticht, und ich habe mich unvorſichtig ihrer Gluth ausgeſetzt. Ueberhaupt iſt dieſer letzte Tag, den wir noch ſo froh mit einander verleben könnten, ein unglücklicher; die Gräfinn liegt auch krank!“ „Die Gräfinn liegt krank? Doch nicht ernſtlich?“ fragte Leopold erſtaunt. Claudie ſchlug die Augen nieder; mit möglichſt erzwungener Unbefangenheit antwortete ſie: „Der Kleine dort, plauderte viel durch einander; was ſich daraus ergeben hat, iſt folgendes: daß zwiſchen dem Rittmeiſter und deſſen Mutter geſtern Abend ein heftiger Wortwechſel Statt gefunden, bei welchem ſich die Letztere geärgert habe. Die Gräfinn will in die Verbindung ihres Sohnes mit der Tochter Eures Generals nicht willigen.“ „Nun, da hätte ſie wohl auch ſehr Recht,“ erwiederte Leopold gleichmüthig, indem er den ſchlanken Hals ſeines Pferdes klopfte. „Wie ſo?“ fragte Claudie in höchſter Spannung. „Es iſt mir unbegreiflich,“ entgegnete Leopold, „wie ein Mann von ſo hellem Verſtande und zartem Gefühle, als Curt, in dieſem Grade gegen den Unwerth der Geliebten verblendet ſein kann! Dieſe Verirrung ſeiner Leidenſchaft iſt wieder ein Beweis für den Satz, daß auch die Vorzüglichſten unſeres Geſchlechtes nur Sclaven ſinnlicher Eindrücke ſind.“

„Dir gefällt alſo das Fräulein nicht, lieber Bruder?“ fragte Claudie wieder. „Nicht im mindeſten,“ war Leopolds Antwort. „Wild, unbeſonnen, ohne inneren Gehalt; trotz ihrer Jugend eine geübte Coquette wird ſie jedem Manne widrig erſcheinen, welchem die zarten Reize der Sittſamkeit der Schönheit des Weibes die anziehendſten Züge verliehen. Mich würde Keine rühren, die Allen gefallen wollte. Man ſagt, daß Olgy's Geliebte in ihm nur den reichen Grafen begünſtige. Man ſpricht von geheimen Liebſchaften — — ich will nicht fürchten, daß Alles wahr ſei, was man von ihr ſagt. Es wäre entſetzlich, wenn das treueſte Herz von einer Buhlerinn verrathen würde. Doch, ich halte mich hier auf, und der Vater harret meiner baldigen Rückkehr. Lebe wohl, meine gute Claudie!" Er warf der Schweſter einen Kuß zu und entſchwand ihren Blicken. Ein ſcharfer Schmerz durchwühlte Claudiens Buſen. Im ſtarren Erſtaunen ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Und eine Solche könnte Curt lieben? Unmöglich!" Die unſchuldige Claudie wußte nicht, wie geſchickt die Leidenſchaft auch über die haſſenswertheſten Fehler das lichte Farbenſpiel der Liebenswürdigkeit zu verbreiten weiß, wo hingegen der nüchterne Verſtand nur die abſchreckende Schwärze der Unwürdigkeit erblickt; ſie wußte ferner nicht, daß gerade die beſten, edelſten Menſchen es ſind, welche ſich am leichteſten über den Gehalt eines Anderen täuſchen; da hingegen der Tieferſtehende dieſer Gefahr weniger ausgeſetzt iſt; indem er nach dem Maßſtabe ſeines eigenen Werthes die Vollkommenheit ſeiner Mitmenſchen mißt! —

Die Stimmung der Bewohner des Schloſſes Hochſtein hatte ſich nach der Abreiſe der beiden Officiere merklich verändert. Die Gräfinn war übler Laune, und alle Fehler ihres Charakters traten jetzt ſcharf und verletzend hervor; Claudie war ſtill betrübt, und in dieſer leiſe-gehaltenen Schwermuth liebenswürdiger als jemals.

Der Schmerz wirkt auf ein reines Gemüth, wie die Schwüle des Gewitters auf das ſchönſte Frühlingskind, die

Roſe. Sie ſenket matt das liebliche Haupt, wann der Druck der ſchweren Luft darauf laſtet, aber ſtärker entſtrömet dann der balſamreiche Duft dem ſchüchtern geſchloſſenen Kelche!

Obgleich Graf Hochſtein nicht ganz ohne eine richtige Vermuthung über die eigentliche Urſache der Veränderung war, welche ſich mit Claudie begeben, ſo war er doch durchaus nicht im Klaren über dasjenige, was die Gräfinn verſtimmt hatte. Er fing an, ſich nach ſeiner gewohnten, ruhigen Lebensweiſe zu ſehnen, und es war ihm daher nicht unangenehm, als die Gräfinn, welche äußere Zerſtreuungen als das einzige Heilmittel für Leiden und Verdrießlichkeiten erkannte, ſich entſchloß, in Geſellſchaft Heimfrieds und Claudiens einige Partien in die etwas fernere, ſchöne Gebirgsgegend zu machen.

Dieſe Tage der tiefſten Stille erneuerten die Ueberzeugung in ihm, daß die Einſamkeit das Element ſei, in welchem er ſich glücklich fühle und frei bewegen könne, und mit Freudigkeit entwarf er Plane für die nahe Zeit, in der er ſich und ſeiner Tochter wieder allein gehören würde.

Einige Wochen, in denen die Gräfinn ab und zu reiſte, waren wieder verſtrichen. Schon fing ſie an von ihrer Abreiſe zu ſprechen und allmählich Anſtalten dazu zu treffen, als Claudie, von einer kleinen Ausflucht mit der Gräfinn zurückkehrend, einen Brief von ihrem Bruder Leopold vorfand, in welchem er ihr den Vorſchlag machte, die Gräfinn dahin zu bewegen, daß ſie mit ihr das Manövre, welches in der nächſten Woche Statt haben ſollte, anſähe; er würde, ſobald er nur wiſſe, daß ſie zu kommen entſchloſſen ſeien, alle mögliche Sorge für ihre Bequemlichkeit tragen. Alle Officiersfrauen vom Regimente, die Tochter des Generals, würden dieſem militäriſchen Acte beiwohnen. Dies Letztere fügte Leopold wahrſcheinlich in der Abſicht hinzu, Claudie davon zu überzeugen, daß dieſes Kriegsſchauſpiel anzuſehen, auch anderen Damen intereſſant dünke, und daß ſie nicht fürchten dürfe, gegen den Anſtand zu ſündigen, wenn ſie ſeiner Einladung Gehör gebe. Dieſe letztere Erwähnung goß über Claudiens Geſicht eine Purpurröthe, auch die Gräfinn erröthete, und beider Seelen begegneten ſich in dieſem Augenblicke in einem Gedanken. „Nun Claudie," hob die Letztere an, „der Einfall iſt ſo übel nicht! Wir könnten wohl nach dem Hauptquartiere reiſen; Du haſt gewiß ſo etwas in Deinem Leben noch nicht geſehen?"

Claudie antwortete hierauf verneinend mit niedergeſchlagenen Augen; das Bewußtſein, was ihr bei dieſer Gelegenheit als das Sehenswertheſte erſcheine, drückte ſie wie ein leiſes Unrecht. „Doch," fuhr die Gräfinn fort, „wenn es Deine ſchweſterliche Liebe geſtattet, ſo wäre es, meinem Dafürhalten nach, wohlgethan, wenn wir unangemeldet reiſten und es dem Zufalle überließen, ob er uns die Unſrigen dort zuführen wolle? Wir erſparten dadurch Deinem Bruder wie meinem Curt eine Menge Aengſte und Beſorgniſſe, die leicht ſtörend in ihre jetzigen Geſchäfte fallen dürften." Claudie fügte ſich ſehr gern dieſem Vorſchlage, es wäre ihr ohnedies ſchwer geworden, den Rittmeiſter in dieſen Umgebungen wieder zu ſehen. — Hoch klopfte ihr das Herz auf, bei dem Gedanken, daß ſie vielleicht das Mädchen ſehen würde, welches ein Mann wie Curt, ſeiner Liebe würdig achte: ihre Phantaſie ſtattete das Gedankenbild mit den Reizen des Himmels aus, und in banger Ungeduld erharrete ſie den zur Reiſe beſtimmten Tag. — Er erſchien. Heimfried war diesmal bei dem Grafen zurückgeblieben. Die Unterhaltung der beiden Damen war nicht ſo lebhaft als ſonſt. Claudie lehnte mit geſchloſſenen Augen in der Ecke des Wagens, mit ihren Erwartungen träumeriſch beſchäftigt; auch die Gräfinn war ungewöhnlich ſchweigſam. So wie ſich unſere Reiſenden dem Hauptquartiere näherten, kündigte das regere Leben auf den Straßen den Schauplatz deſſelben an. Equipagen rollten, Fußgänger eilten, Lebensmittel wurden zugefahren und dichte, wirbelnde Staubwolken verhüllten dieſe verſchiedenartigen Gegenſtände in graue, undurchdringliche Schleier. Claudie ward ängſtlich; ſie gab alle Zeichen einer wachſenden Unruhe von ſich. Die Gräfinn bemerkte es. „Dir iſt bange, mein gutes Mädchen, nicht wahr?“ fragte ſie lächelnd. „Laſſe es gut ſein,“ fuhr ſie begütigend fort, „wir ſind, hoffe ich, bald am Ziele.“

Der Wagen rollte ſo eben in das Dorf, welches man der Gräfinn, um Nachtquartier dort zu machen, empfohlen hatte. Den geräumigen Platz vor dem Wirthshauſe nahm eine dichte Wagenburg ein, und ſchon von Weitem vernahm man das Schelten und Toben der um Obdach und Nahrung hartbedrängten Wirthinn. Die Unmöglichkeit hier Aufnahme zu finden, lag demnach zu Tage, und die Gräfinn ließ langſam weiter fahren, bis ſie am Ende des Dorfes einen Bauer, der aus einem kleinen Häuschen trat, indem ſie ihm ein Geldſtück in die Hand drückte, die Frage vorlegte: ob er ihr nicht ſagen könne, wo ſie in der Nähe, für ſich und ihre Begleiterinn, ein Ruheplätzchen für dieſe Nacht finden würde? Der Bauer, der nach dem Werthe des Geldſtücks, das er pränumerando für einen bloßen Rath empfing, die Freigebigkeit der Dame erwog, mit welcher ſie vielleicht die That belohnen würde, ſagte mit tölpiſcher Höflichkeit: „O ja! Nicht weit von hier im Gebüſch iſt eine Mühle; freilich iſt nicht viel Gelaß darin, aber für ſolch ein paar Frauenzimmerchen ſollte ich meinen — —“ Die Gräfinn bedachte ſich einen Augenblick, ein Uebelſtand war dabei zu erwägen; ihre Pferde ſcheueten ſich vor dem Mühlengeklapper. Sie ſagte dies. „Dem Dinge iſt abzuhelfen,“ entgegnete der Bauer; „Sie dürfen nur Pferde und Wagen am Anfange des Buſches ſtehen laſſen und das Stückchen Weges bis in die Muhle zu Fuß zurücklegen. In einer halben Viertelſtunde iſt der Gang gemacht.“ Geſagt, gethan. Friedlich klapperte die Mühle hinter dichtem Gebüſch hervor; die Müllerinn, ein junges Weib, ſtand harrend, wie es ſchien, in der Thür. „Gevatterinn,“ ſagte der Bauer, „hier bringe ich Euch ein paar Herbergsleute, die Ihr wohl aufnehmen werdet!“ Er begleitete dieſe Worte mit einem ſprechenden Winke auf die dafür zu erwartende Belohnung. Die Müllerinn grüßte; verlegen erwiederte ſie: „Das iſt eine recht ſchlimme Sache. Ich habe verſprechen müſſen, und bin gut dafür bezahlt worden — Niemanden aufzunehmen; und ſagte ich Euch die Urſache, ſo könntet Ihr meine Weigerung nicht übel nehmen.“

„Nun, das iſt eine ſchnurrige Zumuthung!“ entgegnete der Bauer; „wer kann von Euch verlangen, daß Ihr einem paar ſchmucken Frauenzimmern, die Euch wenig Laſt machen werden, die Thür weiſen ſollet?“

„Ich will es Euch nur erzählen,“ gab die Müllerinn zur Antwort, „um halb acht Uhr, und es kann nicht mehr weit davon ſein, wird ein Wagen mit ein paar Damen hier anfahren, die ein Officier ungeſtört ſprechen will. Ich denke, es wird auf eine Liebesgeſchichte abgeſehen ſein; die vornehmen Leute ſind darin nicht beſſer als unſer Einer.“

„O wenn es das nur iſt,“ ſagte die erſchöpfte Gräfinn, „ſo ſeid ohne Sorgen, gute Frau. Räumt uns ein kleines Kämmerchen ein, wo wir uns ſtill verhalten wollen, bis das Abenteuer vorüber ſein wird.“ Die Müllerinn lauſchte. „Iſt mir recht,“ ſagte ſie beſtürzt, „ſo höre ich einen Wagen kommen; wir müſſen eilen, ſonſt kommen die Fremden, und ich verliere den verſprochenen Lohn.“ — Bei dieſen Worten ſprang ſie eine kurze, ſchmale Stiege hinan und öffnete der Gräfinn und Claudie, die ihr gefolgt waren, eine niedere Thüre. Sie traten in ein ärmliches Kämmerchen, deſſen einziges Fenſterchen, von dem breitblättrigen Zweigen einer hohen Kaſtanie beſchattet, unter dieſem Schutze das Lauſchen begünſtigte, welches die Gräfinn, von jedem intruigenartigen Spiele angezogen, nicht verſchmähete.

Ein eleganter Phaeton flog jetzt pfeilſchnell herbei und hielt dicht an der Mühle. Zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, ſaßen darin. — „O ſieh, welch ein ſchönes Mädchen!“ rief die Gräfinn Claudie zu, der in dieſer Stunde unausſprechlich unheimlich zu Muthe war. Dieſe trat ſchüchtern näher und blickte über die Schulter der Lauſcherinn. In dieſem Augenblicke ſprengte ein Officier herbei, der, wenige Schritte von dem Wagen entfernt, ſein Pferd einem Bedienten übergab und nun haſtig einer Begrüßung entgegenſtürmte, welche, wie der Augenſchein zeigte, nur die flammendſte Leidenſchaft austauſchte. — Das Mädchen ſtand aufrecht im Wagen; die glänzende Farbe des grünſeidenen, enganſchließenden Gewandes erhob die blendende Weiße der freientblößten Schultern, um welche reich und voll dunkle Locken flatterten. Die Gluth der ſchwarzen Augen, die brennenden Blicke waren ſengend auf den Officier geheftet, der, ohne die mindeſte Rückſicht auf die begleitende

Dame zu nehmen, dem Mädchen Liebkoſungen darbrachte, welche Claudiens feines, ſittliches Gefühl verletzten und eine Schamröthe über ihre Wangen ergoſſen, welche der Empfängerinn eher geziemt hätte.

„Trägt dieſer Officier nicht die Uniform von dem Regimente, bei welchem — mein Bruder ſteht?“ fragte Claudie leiſe, alle äußeren Erſcheinungen nur in Beziehung zu dem Gegenſtande erblickend, der allein ihre Seele erfüllte. „Du haſt Recht, Claudie,“ erwiederte die Gräfinn: „es iſt die Uniform der grünen Huſaren. Dieſe Wahrnehmung entging mir, weil meine Bemerkungen auf etwas Anderem hafteten. Der Wagen trägt einen Namen; doch nur den Anfangsbuchſtaben, ein S, kann ich erkennen, das Uebrige verbirgt meinen Augen jener breite Zweig.“ Claudie nahm einen etwas höheren Standpunkt ein, und las mit dem Beben der Ueberraſchung den Namen: Sarvinsky, ſo hieß der General jenes Regiments. — Die Gräfinn erſchrak heftig, ſie rief: „Nicht möglich, Claudie! Du irreſt Mädchen! Du weißt nicht, warum dies unmöglich iſt!“ Claudie bat die Gräfinn, ihre Stellung einzunehmen, und ſogleich überzeugte ſich die Zweiflerinn von der Wahrheit der beſtrittenen Ausſage. „Gott im Himmel,“ ſagte die Gräfinn, „welch ein ſonderbarer Zufall!“ Aber ſchnell erheiterte ſich ihr Geſicht, und freudiger fügte ſie hinzu: „Das Ungefähr iſt ſehr gütig gegen mich; es liefert mir die ſchärfſten Waffen in die Hände, um das, was meinen Wünſchen entgegenſteht, zu bekämpfen.“

Claudie erbebte bei dieſen Worten, die eine, dem Mutterherzen nicht wohl anſtehende Siegesfreude verriethen. Ihr weiches Herz blutete bei dem Gedanken, daß die treueſte Liebe durch ſchändlichen Verrath erwiedert ward, daß ein weibliches Gemüth ſolcher Tücke, ſolcher Falſchheit fähig ſei.

Nachdem das Mädchen auf dem Wagen eine Apfelſine geſchält und Scheibchen für Scheibchen mit muthwilliger Neckerei dem Erhitzten in den Mund geſchoben hatte, nachdem der Officier die ſüße Mahlzeit mit dem noch ſüßeren Genuſſe eines heißen Kuſſes beſchloſſen, riß er ſich gewaltſam los, jagte von dannen, und nach wenigen Minuten fuhr auch der Wagen mit den Damen weiter.

Die Gräfinn ging zur Müllerinn hinab, um ein kleines Examen abzuhalten, und Claudie trat, des Alleinſeins froh, an das kleine Fenſter. Sie öffnete es, und labend ſtrömte die Friſche der dufterfüllten Luft in das dumpfige Gemach. Claudie fühlte die brennende Stirne wohlthuend gefächelt. — Aus der Ferne herüber tönte durch den Frieden des Abends kriegeriſche Feldmuſik, der Wirbelſchlag der Trommeln, der ſchmetternde Klang der Hörner. — Claudiens Zuſtand war unbeſchreiblich; es war ihr, als habe ſie geträumt, als träume ſie noch, und als würde der nahe Augenblick des Erwachens jede Erinnerung an das Geſchehene aus ihrem Gedächtniſſe verſchwinden machen. „Armer Curt!“ ſagte ſie kaum hörbar, und ein paar Thränen ſchlichen über ihre Wangen; „dies alſo iſt das Weſen, an welches Du den Reichthum Deiner Liebe verſchwendeſt und um deswillen Du ein Herz verſchmäheſt, das Dir allein gehören würde für Zeit und Ewigkeit? —“ Die Wehmuth [illegible]erwältigte ſie, ſie ſchluchzte leiſe. —

Jetzt kam die Gräfinn zurück. Der aufgeregte Gemüthszuſtand, in welchem ſie ſich befand, und die zunehmende Dunkelheit verhinderte ſie, Claudiens Thränen zu bemerken. Sie ſagte: „Liebe Claudie, eine Veranlaſſung, welche ich Dir verſchweigen muß, beſtimmt mich plötzlich zu dem Wunſche, daß, wenn es Dir nämlich kein Opfer koſtete und Du Dich entſchließen könnteſt, meinem Eigenſinne nachzugeben, wir morgen, anſtatt die Revue anzuſehen, lieber nach Hauſe —“

Claudie ließ ſie nicht ausreden: „Liebe, mütterliche Freundinn!“ antwortete ſie freudig, „Sie befriedigen durch dieſen Vorſchlag die geheime Sehnſucht meines Herzens. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ängſtigend das Getümmel auf den Straßen und in den Dörfern auf mich eingewirkt hat.“

Graf Hochſtein und Heimfried erſtaunten weniger über die ſchnelle Zurückkunſt der Damen, als über die Ankündigung der Gräfinn, daß ſie ſchon am dritten Tage darauf abreiſen wolle. Sie machte nun Heimfried den Vorſchlag, ſie als Lehrer des kleinen Fedor zu begleiten, und ſetzte die Bedingungen, unter denen es geſchehen ſollte, mit beinahe fürſtlicher Großmuth feſt. Heimfried, dem dies Erbieten nicht ganz unerwartet kam, fand nur in der Rückſicht auf die dem Grafen ſchuldige Dankbarkeit und auf die innige Anhänglichkeit an den Liebling Claudie einen Grund, ſich über die Annahme deſſelben zu bedenken; doch der Graf ſelbſt beſtimmte ſeinen ſchwankenden Entſchluß. Er machte ihn darauf aufmerkſam, daß man keine Aufforderung zur Anwendung der uns verliehenen Kräfte ausſchlagen müſſe, um in träger Ruhe liebgewordenen Gefühlen genug zu thun, und daß zu dieſer allgemeinen Pflicht ſich für Heimfried noch die beſondere in der Sorge für ſeine Geſundheit geſelle, welcher wohl eher das bewegte Leben öfterer und langer Reiſen, und eine zweckmäßige, ſeinen Fähigkeiten angemeſſene Beſchäftigung, als das einförmige, geſchäftsloſe Stillleben des Felſenſchloſſes zuſagen würde. So trennte ſich denn Heimfried von den theuren Menſchen, an denen ſein Herz ſo innig hing, und als der graue Hochſtein ſchon längſt in dämmernder Ferne ſeinen ſehnenden Blicken entſchwunden war, fühlte er erſt an dem tiefen Schmerze, der ihn erfaßte, wie feſt die Bande geſchlungen ſeien, welche ihn an den Grafen und Claudie, und alles, was dieſe umgab, knüpften.

Nur wenige Tage waren erſt verfloſſen, ſeitdem die Gräfinn Olgy mit den Ihrigen und Heimfried den Hochſtein verlaſſen hatte, als ein Eilbote, von Norwallen aus geſendet, die Nachricht überbrachte, daß der alte Baron plötzlich geſtorben ſei; man hatte ihn, vom Schlage gerührt, todt im Bette gefunden. Graf Hochſtein wie auch Claudie wurden von dieſer betrübenden Kunde tief erſchüttert. Wie viele Ausſtellungen jeder Andere gegen den Charakter und die Handlungsweiſe des verſtorbenen Barons hätte machen können, dem Grafen war er ſtets nur ein treuer, zuverläſſiger Freund geweſen, und dieſer entrichtete nun in der unverſtellten Trauer über den unerwarteten Hintritt des Wohlmeinenden den Zoll der Dankbarkeit für die bewährte freundliche Geſinnung.

Baron Ludwig hatte in einigen, in ängſtlicher Haſt geſchriebenen Zeilen, welche den kurzen Bericht dieſes Todesfalles enthielten, ſeinen Beſuch auf dem Hochſtein für die nahe Zeit angekündigt, wann er die dringendſten Anordnungen gemacht und den größten Theil der jetzt auf ihn einſtürmenden Geſchäfte überwunden haben würde, und Claudie wie ihr Vater ſahen dem verheißenen mit herzlichem Verlangen entgegen. Er kam. Die fürchterliche Geſtalt des Todes hatte ſeinen jugendlichen Leichtſinn verſcheucht und ihm einen Ernſt angeeignet, der ihm, wie die Würde, mit welcher ihn das früher nie gekannte Gefühl der Selbſtändigkeit bekleidete, ſehr wohl ſtand. Er war in dieſer Stimmung Claudie um Vieles näher gerückt. Auch fühlte er ſich von der Theilnahme des weichen Mädchens ſo lind und wohlthuend angeſprochen, als damals, wie Claudie zarten Alters noch, in ihm den Muth zum Leiden anregte, und ihm im reinen Geiſte der Kindlichkeit den Troſt der Religion für die ſchmachvollen Erduldungen väterlicher Ungerechtigkeit gab.

Die Zeit, welche Baron Ludwig bei ſeinen Freunden verweilen konnte, war nun auch verſtrichen. Er fühlte ſich merklich erleichtert, und doch war dieſe Gemüthsſtimmung ſo würdig, und begünſtigte eher das achtungsvolle Andenken an den Verſtorbenen, als daß ſie dieſelbe vermindert hätte. Er verließ den Hochſtein, nachdem er eine lange, geheime Unterredung mit dem Grafen gehabt hatte, und nach einem wehmüthigen Abſchiede von der tiefgerührten Claudie.

Es fiel Claudie als ſeltſam auf, daß ihr Vater nach Ludwigs Abreiſe zerſtreut und befangen ſchien. Er verſchmähte die Uebung ſeiner Lieblingskunſt, ging ſichtlich mit einem Gedanken beſchäftigt umher und richtete zuweilen mit geſpanntem Forſchen ſein Auge auf Claudie und deren Thun und Treiben.

Claudie fühlte mit geheimer Aengſtlichkeit, daß ſie von ihres Vaters Blick begleitet werde; ſie wollte ſeiner Aufmerkſamkeit eine andere Richtung geben, und in dieſem Bemühen gelangte ſie zu der gefürchteten Entdeckung ſeiner Sorge. — Eines Abends ſaß Claudie, wie gewöhnlich, mit ihrem Vater zuſammen. Das Geſpräch behandelte die Veränderung, welche der Tod des alten Barons in Norwallen bewirken müſſe, und der Graf erwog alle Vortheile, in deren Beſitz ſich Ludwig jetzt befände, ſo wie er bei der genauen Kenntniß von der Eigenthümlichkeit deſſelben auch jeden Nachtheil, der aus dem gewaltſamen Umſchwunge aller bisher beſtandenen Verhältniſſe für den Unerfahrenen entſtehen könne, erörterte. Claudie ſchwieg; der Graf zog langſam Athem aus der beklommenen Bruſt, dann ſagte er mit Nachdruck: „Es fehlt unſerem Ludwig nun nichts weiter als ein Genius, der den Leidenſchaftlichen liebend leite, ihm mit leiſen Warnungen die Abgründe zeige, in welche ihn ſein Leichtſinn verlocken könnte, und, indem er ihn die menſchliche Tugend als liebenswürdig darſtellt, ihn für die Verehrung und Nacheiferung der höchſten gewinnt! — Er glaubt dieſen Genius gefunden zu haben in Dir, meine Claudie!“ Claudie erblaßte; ſie ſah ihren Vater mit ſterbenden Blicken an; ſie wollte ſprechen und vermochte es nicht, und nur ein leiſer Seufzer entfloh ihren zuckenden Lippen. Der Graf blickte in Claudiens Geſicht, welches ſelbſt Schrekken und Schmerz ſeines Liebreizes nicht berauben konnten. Er drückte die ganze Weichheit ſeines Gefühls in dem Tone aus, mit welchem er ſagte, indem er ihre Hand ergriff: „Mein gutes Kind! es bedürfte jetzt eigentlich eines Mutterherzens, in welches Du das erſte Geheimniß Deiner jungen Bruſt hauchen könnteſt; aber nimm das meinige dafür an, in welchem doppelte, zehnfache Liebe für Dich ſchlägt! — Erhebe Dich im reinen, kindlichen Vertrauen über die Schüchternheit Deines jungfräulichen Gefühls und ſage mir, dem Vater, dem Manne, was es ſei, was bei dieſem Antrage, ſtatt der Röthe einer frohen Ueberraſchung, die bleiche Farbe des Entſetzens auf Deine Wange goß? —“ Claudie legte, wie Hülfe ſuchend, die Arme um ihres Vaters Hals; mit dem leiſeſten Tone ihrer Stimme ſagte ſie: „Ich liebe, mein Vater, und — hoffnungslos!“ Bei dieſen Worten überzog die holdeſte Scham ihre blaſſen Wangen mit Carmin. Graf Hochſtein ſeufzte bekümmert. Er erwiederte: „Ich habe es gefürchtet — ja, ich möchte ſagen, vorausgeſehen. Gern geſtehe ich dem Rittmeiſter Vorzüge zu, welche dem Baron abgehen; als: eine höhere Geſinnung, Tiefe des Gefühls, Charakterfeſtigkeit, perſönliche Würde und eine zarte Anſprache jeder fremden Eigenthümlichkeit. Hingegen dürfte für ein weibliches Weſen Deiner Art der Gedanke auch einigen Reiz haben, einen Mann, wie den Baron, der zwar von der Natur mit den herrlichſten Anlagen ausgeſtattet, aber weder von der Leitung, welche er erhalten, noch vom Schickſal ausgebildet worden iſt, in der Liebe zu vollenden! — Würdeſt Du dem Erſteren zu Theil: ſo wollte ich morgen, wenn es dem Herrn alſo gefiele, mein Haupt freudig zur Ruhe legen; wüßte ich Dich doch in den Armen eines Mannes, der Dein eigenſtes Weſen zu faſſen und dem gemäß zu behandeln wiſſen würde. Sollteſt Du das Weib des Andern werden: ſo würde ich das Leben nicht ohne Sorge um Deine Zukunft verlaſſen; denn die Nachtheile von Ludwigs Erziehung werden, oder ich müßte mich ſehr irren — ihre Folgen in jeder ſeiner Handlungen entwickeln. Ich habe Dir, mein liebſtes Kind, durch das Geſagte nur zeigen wollen, daß ich weder gegen den Rittmeiſter, noch für den Baron irgend einige Parteilichkeit habe." Claudie ergriff die Hände ihres Vaters, preßte ſie an ihre Lippen und ein Strom warmer Thränen rann darauf. Sie ſprach: „Mein Vater, habe Nachſicht mit Deiner armen Claudie, die Dir jetzt die geheimſten Bewegungen ihrer Seele verrathen will." Claudie rang nach Stärke zu dieſer Mittheilung und fuhr fort: „Es iſt mir, als datire ſich mein Leben erſt von dem Tage an, wo ich Olgy zum erſten Male ſah, und als habe ſein Erſcheinen jeden ſchlummernden Gedanken in mir erweckt, jedes todte Gefühl belebt, und als wären alle bisherigen Ereigniſſe nur wie dämmernde Traumbilder an meinem Geiſte vorübergegangen, der ſich nun erſt ſeines Daſeins bewußt geworden ſei! — Ach! hätte er liebend in mir das gleichfühlende Herz erkannt und mich zur Gefährtinn ſeines Lebens gewählt: ich fühle, daß alle Kräfte meiner Seele ſich in dem Beſtreben vereinigt und erhöht haben würden, ihn zu beglücken! — Der Gang durch dieſes Leben an ſeiner treuen Hand, hätten auch die Dornen des Schickſals unſeren Pfad bezeichnet, wäre mir eine Wallfahrt der Freude, der Tod an ſeiner Bruſt, voll Begeiſterung für das Unbegreifliche, ſüß geweſen!" Claudiens Augen ſchimmerten, ſie hielt ermattet inne. Der Graf antwortete weichmüthig: „Jedem reinen, unverdorbenen Herzen mag leicht die erſte Liebe in dieſer himmliſchen Geſtalt erſcheinen; aber nur zu oft leihen Täuſchungen, welche die Natur verantwortet, ihr den trügeriſchen Glanz und Schmuck, und nur den Wenigſten, ach! ſehr Wenigen — unter die ich meine Claudie wohl zählen dürfte — wird ſie, wann Jahre und Erfahrungen ihre weiten Fernen zwiſchen ihr und dem gereiften Menſchen gezogen haben, noch als eine freundliche Erinnerung zulächeln. Laß mich jetzt ganz offen mit Dir ſprechen, Claudie. Die Gräfinn Olgy ſetzte mich am Tage der Ankunft unſerer Söhne, von ihrem Lieblingswunſche in Kenntniß, Dich einſt mit Curt verbunden zu ſehen, und dieſe Eröffnung veranlaßte mich, den Eindruck, welchen Du auf den jungen Mann hervorbringen würdeſt, mit geſchärftem Blicke zu verfolgen. So ſchien es mir denn, als fühle er ſich von Dir ergriffen, als gliche die Wirkung Deines Umgangs auf ihn einer ſüßen Beſtürzung, der er ſich zu erwehren, vergebens ſtrebte, und als würde er von etwas feſt Ergriſſenen oder Ergreiſenden an der gänzlichen Hingabe ſeines Herzens an Dich verhindert. — Einige flüchtige Worte der Gräfinn, welche ſie mir kurz vor dem Abſchiede ſagte, beſtätigten meine Vermuthung. Curt liebe; doch waren dieſe Worte ſo künſtlich geſtellt und duldeten eine ſo vielfache Auslegung, daß ich noch heute nicht recht weiß, was ſie mir haben kund machen ſollen. — In einem ſo tiefen Gemüthe, wie Olgy's, wird ein Eindruck nicht leicht durch fremden Liebreiz verwiſcht, und könnte er die erſte Liebe über der zweiten vergeſſen, welchen Bürgen hätte dann dieſe für ſeine Treue? Ja, und rechtfertigte ſelbſt der höhere Werth der ſpäter Gefundenen das Verlaſſen der früher Gewählten, ſo wird in ſolch einem Herzen die Trauer darüber, an Anderen Vorzüge zu erblicken, welche man an der Geliebten vermißt, ſich zu der Beſchämung über die eigene Verblendung geſellen und Mitleid und Selbſtſucht der ſiegreichen Einwirkung einer Zweiten entgegenſtehen.“

Claudie kämpfte einige Augenblicke, ob ſie ihrem Vater ihre heimliche Kenntniß von der Treuloſigkeit jener unwürdigen Geliebten entdecken ſolle. Ein unerklärbares Etwas hielt ſie davon zurück, und der Graf fuhr nach einer Pauſe fort: „Bewürbe ſich nun auch der Rittmeiſter um Deine Hand, ſo würdeſt Du immerdar nur den zweiten Rang in ſeinem Herzen einnehmen; da Du hingegen als Ludwigs Gattinn, wie oft und ſtark ſich auch deſſen Sinne von Dir hinweg verirren könnten — ſtets den erſten Platz in ſeiner Liebe behaupteteſt, weil dieſe Empfindung auf dem unerſchütterlichen Grunde der reinſten Achtung und feſteſten Anhänglichkeit ruhet.“

„Aber mein Vater,“ ſagte Claudie und ſchlug das große, blaue, in Thränen ſchwimmende Auge befremdet und fragend zu ihm auf: „Wenn Du nun den Zuſtand meines Herzens kenneſt, dünkt es Dir noch als möglich, daß ich mich entſchließen könne, die Frau des Barons zu werden, da die Empfindungen, welche allein dem Verhältniß der Ehe die wahre Würdigung geben, auf —“ ſie ſtockte — „einen andern Gegenſtand gerichtet ſind? —“

„Warum nicht?“ antwortete der Graf, mit der Ruhe der Ueberzeugung: „Ich will verſuchen, ob ich Dir meine Anſichten über dieſen Punkt deutlich machen kann. Der Erde Raum enthält vielleicht nicht zehn Ehen, welche im vollen Einklange der Gemüther und Geiſter geſchloſſen ſind, mit jener Liebe des Herzens, die ihrem Gegenſtand ausſchließend angehört. — Ach mein Kind! viel öfterer klopfen in ſtiller Sehnſucht, welche der Tod nur befriediget, in weiter Ferne, die ſtrengbindende Verhältniſſe zwiſchen ihnen ausbreitet, die getrennten Hälften von Herzen, die ſich einſt in der entzückenden Ahnung ihres Zuſammenhanges fanden und erkannten! — Warum es ſo und nicht anders ſei? dies müſſen wir der Weisheit Deſſen anheim geſtellt ſein laſſen, der nicht ſelten ſeine höchſten Segnungen in undurchdringliche Räthſel verbirgt. Die Ehe ſoll wohl nicht allein die Zwecke der Natur erfüllen: nein, ſie ſoll auch die Forderungen an unſere Vervollkommnung befriedigen und Mann und Weib geiſtig vollenden! Da, wo dieſes ſchöne Ziel erreicht iſt und die Ehe eben ſo würdig als beglückend erſcheint, iſt der Menſch gereift für ein höheres Leben, und der Tod löſet das heilige Band für eine kurze Zeit, um den Zurückbleibenden feſter an den Himmel, wo ſein beſſeres Selbſt wohnt, zu knüpfen. —“

Der Graf ſchwieg betrübt; eine ſchmerzliche Erinnerung ging an ſeinem Geiſte vorüber. Nach einem minutenlangen

Schweigen hob er aufs Neue an: „Du biſt frei, Claudie, ganz frei! auch nicht der leiſeſte Wunſch von mir, ſoll Dich zur Annahme des gemachten Vorſchlages bewegen. Ich habe den Baron gebeten, vor dem Frühjahre nicht wieder zu kommen und auch in dieſer Angelegenheit nicht zu ſchreiben, und Du haſt nun ein volles halbes Jahr Bedenkzeit, zu dem Ja, oder Nein, was Du ausſprechen werdeſt. Dein frommes, reines Herz wird ſich für das Beſte entſcheiden!“

Es giebt nichts Gefährlicheres für das Glück der Frauen, als eine Heirathsbewerbung, wenn ſelbige in eine Zeit fällt, wo ihr Herz an der friſchen Wunde blutet, welche eine unerwiederte oder getäuſchte Liebe geſchlagen hat! — In dieſem Zuſtande iſt das Gemüth in erhöheter Stimmung, das Selbſtgefühl erſchüttert, die Klarheit des Verſtandes verdunkelt und die unbefriedigte Sehnſucht glaubt ſich in der gänzlichen Opferung aller noch übrigen Hoffnungen zu ſtillen. Oft findet in einer Verbindung, welche der gewöhnliche Verſtand eines unbefangenen Mädchens als unpaſſend und ungenügend erkennet und verſchmähet, ein weit edleres, aber leidenſchaftlicheres den Stützpunkt für das Schwanken quälender Empfindungen, und manches Eheband dieſer Art ward ſchon aus Stoffen gewebt, welche die feinſte Lebenskraft eines an ſich ſelbſt und allem Glück verzweifelnden Herzen lieferte.

Claudie war nun mit einer Bruſt voll Weh und Bangigkeit ihrer eigenen Entſchließung überlaſſen; dieſe erſte Unterredung mit ihrem Vater über den erwähnten Gegenſtand, war auch die letzte geweſen, und ruhig ging er, Claudien auf die ehrendſte Weiſe das eigene Zurechtfinden ohne fremde Einhülfe zutrauend, den gewohnten Lebensgang.

Leopold war höheren Orts in ein weitentlegenes Grenzſtädtchen auf Commando beordert worden und ſchon vom Revueplatze mit einer Schwadron Huſaren dahin abgegangen. Nur durch ihn waren in der letzteren Zeit Nachrichten über den Rittmeiſter auf den Hochſtein gelangt, und ſchwiegen jetzt gänzlich, da Leopold von dem Freunde getrennt war. Auch Heimfried hatte ſein Verſprechen, bald zu ſchreiben, noch nicht gehalten. Alle Stimmen der Theilnahme ſchienen verſtummt zu ſein, und in dieſer tiefen Stille kämpfte Claudie den heißen Kampf mit ihrem verlangenden Herzen. Baron Ludwig ſchrieb aber um ſo fleißiger. Zwar erwähnte er, ſeiner Zuſage gemäß, nicht gradezu ſeiner Wünſche und Hoffnungen; aber jedes Wort war in die Flammen der innigſten Sehnſucht getaucht, jede Wendung nahm eine geheime Beziehung auf den Gegenſtand, der allein ſeine Gedanken zu beherrſchen ſchien, und nicht immer verfehlte dieſe Sprache des Gefühls ihrer Wirkung auf die gütige Claudie.

Endlich kam ein Schreiben von Heimfried; es enthielt die umſtändlichſte Beſchreibung der Reiſe. Die Gegenſtände waren ſo lebendig und hell aufgefaßt, wie ſie dem Menſchen im Gefühl der Zufriedenheit und der friſchangeregten Lebenskraft erſcheinen. Ganz zuletzt, als eine Nebenſache, mit wenig Worten nur erwähnt, ſtand die Nachricht, daß der Rittmeiſter unbeſtimmten Urlaub genommen und ſeine Mutter nach Liefland begleitet habe. Reicher Stoff für Claudie, zu Grübeleien über die Veranlaſſung zu dieſer Reiſe! — Hatte die Gräfinn ihren Sohn in Beziehung auf das Fräulein Sarrynsky enttäuſcht? War jene Verbindung aufgelöſt? Oder begleitete er nur die Mutter, um dieſe für ſeine Zwecke zu gewinnen und durch die ſichere Wirkung wiederholter Beſtrebungen ihre Einwürfe zu beſiegen? —

Wie es auch ſein mochte, Claudie gelangte täglich mehr zu der Ueberzeugung, daß die innerſte Herzensſtimme ihr geſchmeichelt habe, als ſie ihr ſagte, daß Curt ſie mit den Augen der Liebe betrachte und erkenne. Seine jetzige Entfernung, ſein Schweigen, die Erinnerung an manche Züge ſeines Benehmens, beſtätigten den unbeſtochenen Ausſpruch der Vernunft, daß jene ſchnell hervorbrechenden Blitze einer höheren Empfindung, an welchen ſich des Mädchens zarte, tiefe Neigung entzündet hatte, nur die unbewachten Aeußerungen eines, für das Schöne und Gute empfänglichen Gemüthes geweſen ſeien. Claudiens jungfräuliche Würde erhob ſich ſiegend über die trauernde Liebe, und nur in ſtillen Stunden des Verſinkens in ſich ſelbſt trat des Rittmeiſters Bild, verſchönt durch die ſchaffende Phantaſie, vor Claudiens Seele.

Der Winter war beinahe vergangen; das Feſt der Lichtmeß war gefeiert und ſchon hörte der aufmerkſame Landmann den Schlag der Lerche. Hoch herab aus reinem Blau flammte der Sonne Strahl und löſ'te die Feſſeln der Bäche und Ströme, und unter den zerrinnenden Schneehüllen der Wieſen und Felder brachen die erſten Boten des Frühlings hervor. Da ſchrieb Ludwig an den Grafen: „O mein theurer, väterlicher Freund! Wann wird meine Verbannung enden? Schon wirbelt freudig die Lerche in der ſonnigen Höhe; das todte Braun der erſtorbenen Bäume überzieht ſich mit röthlichſchwellenden Knospen und ein mildere Wehen verkündet den nahenden Frühling; wann wirſt Du, geliebte Claudie, durch ein entzückendes Ja! den Frühling hervorrufen in meinem Herzen, in welchem jetzt die Oede und Dunkelheit des Winters herrſcht?“ — Seufzend verbarg Graf Hochſtein dieſen Brief in der Tiefe des Schreibtiſches; er wollte Claudiens Entſchluß nicht übereilen. Seufzend vernahm er von nun an jeden Lerchenſchlag; mit Bekümmerniß ſah er das Erwachen der Natur aus dem langen Winterſchlummer; nie hatte er ſo wie diesmal der ſchönſten Feſtzeit des Jahres mit banger Aengſtlichkeit entgegengeſehen.

Auch Claudiens Herz ſchlug in Fürchten und Zagen. Zwar hatte die Stille des Winters, das ungeſtörte Alleinſein, auch beſchwichtigend auf den Sturm ihrer Empfindungen gewirkt, zwar hatte die klare Beleuchtung der Vernunft manchen Nebel leidenſchaftlicher Täuſchung zerriſſen, aber noch immer war ihr tiefſtes, innigſtes Sehnen einem Ziele zugewendet, das unerreichbar für ſie war. Sie fühlte es wohl, daß ſie ſich für den Baron entſcheiden würde; alle Umſtände ſchienen ſich nur deshalb ſo und nicht anders gefügt zu haben, um dieſen Entſchluß in ihr vorzubereiten und zu beſtimmen, aber wehmüthig richtete ſie den Blick oft in die Ferne, wo die theure Geſtalt lebte, an welche ſie einſt ſchönere Hoffnungen geknüpft hatte. Ein Himmelsſtrahl hatte ihr das geheimſte Weſen des Rittmeiſters erleuchtet und für immer ſeine Handlungsweiſe, wie ſeltſam und widerſprechend ſie auch dem Ungeweiheten erſcheinen mochte, erklärt und gerechtfertiget, und Zeit und Entfernung hatten keine Macht über Claudiens Erinnerungsvermögen, wenn es auf das Bewußtwerden jener männlichen Tugenden und Liebenswürdigkeiten ankam, an welche ſie die erſte, heilige Empfindung des jungfräulichen Herzens hingegeben hatte.

Die ſanfte Flamme eines reinen ruhigen Wohlwollens, auf dem Altar der Kindheit entzündet, und deshalb unverlöſchbar, brannte in eben dieſem Herzen für den Baron. Schon als Kind war ſich Claudie ihrer Wirkſamkeit auf den Knaben bewußt geworden; die Theilnahme der gewonnenen Freundinn begleitete den Jüngling auch in der Ferne mit trauten Erinnerungen und herzlichen Wünſchen für ſein Wohl, und auf ſein Wiederſehen nach jahrelanger Trennung ließ der ſchönſte Augenblick von Claudiens Leben den Glanz des Himmels fallen. Jetzt warb dieſer Freund mit beſcheidener Hoffnung und ſchweigender Sehnſucht um ein Herz, in welchem die gerechte Anerkenntniß ſeiner treuen Anhänglichkeit über der verkannten und unerwiederten Liebe für einen Anderen verſäumt worden war. — Dies erwog Claudie oft und fühlte ſich ſchuldig gegen Ludwig; ſchon genug für eine Claudie, um zu zwieſacher Erſtattung der, bis jetzt vorenthaltenen Gewährungen bereit zu ſein. In der Verbindung mit dem Rittmeiſter würde Claudie ein Glück erwartet haben, welches unabhängig von dem Wechſel des Schickſals, nur von der Liebe und dem Werthe des Geliebten ausgehend, jede Forderung ihres Gemüthes befriediget und jede Fähigkeit ihres Geiſtes entwickelt hätte. Als Ludwigs Gattinn, ſo fühlte ſie — würde ſie in der Beglückung des Gemahls ihre Zufriedenheit, in ſeiner Veredelung den höchſten und letzten Zweck all ihres Strebens, in dem Erreichen dieſes Zieles Ruhe, ſüßen Frieden und überſchwänglich reichen Lohn finden, jede ungeſtillete Sehnſucht der eigenen Bruſt aber mit dem himmliſchen Bewußtſein ſättigen, ein ſchönes, aber ſchwaches Herz für die Tugend erſtarkt zu haben. Wann ſich nun Claudie mit dem geiſtigen Ausmalen dieſer Bilder beſchäftigte und das Morgenroth eines höheren Lebens die dunkeln Fernen der Zukunft beleuchtete und das Ziel verklärte, für welches Claudie reinen Sinnes das Liebſte opfern wollte, dann ſagte ſie mit höher ſchlagendem Herzen und Thränen, die aus leuchtenden Augen brachen:

„Ja, es iſt ein heilig wahres Wort: Geben iſt ſeliger als Nehmen!" — Wehe dem, der ſich nicht gleich Claudie eines tugendhaften Entſchluſſes mit begeiſterter Seele zu freuen vermag, wenn er auch auf das Grab ſeiner theuerſten Hoffnung gepflanzt wäre!

Das Oſterfeſt erſchien. Wie in der heiligen Geſchichte des Chriſtenthums, ſo auch im Reiche der Natur, hatte das Leben abermals über den Tod geſiegt und, Auferſtehn! ſchallte von Kanzeln und Altären, wie von Vögelſtimmen und Blüthenbäumen herab. Da erſchien ein zweites Schreiben von dem Baron; ein halbverwelktes Veilchenſträußchen lag darin. Er ſchrieb: „Mein gütiger, zweiter Vater! Bald will die Hoffnung mir verſchwinden, daß Claudiens Entſcheidung mich zu dieſer traulichen Anrede berechtigen werde. Wie weit iſt der Frühling ſchon vorgerückt und noch kein Freudenruf vom lieben Hochſtein her an mich ergangen! — Länger ertrage ich dieſe marternde Ungewißheit nicht. Grüßen Sie Claudie von mir und geben Sie ihr das inliegende Sträußchen. Es ſoll ihr eine Mahnung daran ſein, daß die Zeit nun erſchienen iſt, auf welche Ihr väterlicher Ausſpruch meine ſehnſüchtigen Wünſche und Erwartungen vertröſtet hat. Möchte das Blümchen mit ſeinem milden Duft in Claudiens Herz die Bitte der flehenden Liebe, das ſüße Gefuhl der Erhörenden hauchen!" — Entſchloſſen reichte Graf Hochſtein Brief und Sträußchen der erglühenden Tochter. „Ich wünſche nichts als Dein Glück, mein Kind!" ſagte er zärtlich: „Gott laſſe Dich es finden, auf welchem Wege es auch ſei, und mich eine demüthige und dankbare Freude daran!" —

Claudie las den Brief mehrere Male; dann ſchrieb ſie mit bebender Hand einige Zeilen an den Baron und ladete ihn zu einem baldigen Beſuche auf den Hochſtein ein. Er kam auf den Flügeln der liebenden Ungeduld. Mit Bräutigamsfeuer ſchloß er die ſchüchterne Claudie an ſeine Bruſt, entlockte durch ſtürmiſche Bitten ihrer zögernden Lippe das folgenſchwere Wörtchen, und Graf Hochſtein legte mit feierlichem Ernſte den gewichtigen Vaterſegen auf die Verlobung ſeines heißgeliebten Kindes.

Claudie war nun Braut. Dies Bewußtſein gab allen ihren Empfindungen eine gewiſſe Feſtigkeit, ihren Gedanken eine beſtimmte Richtung. Der Baron blieb zwei volle Wochen auf dem Hochſtein, und bei ſeinem Entzücken, ſeinem Glück, konnte Claudie zuweilen vergeſſen, daß ſie dieſe Gefühle nicht ganz mit ihm theile. Für ein ſo mildes, gütiges Weſen als Claudie, iſt der Anblick einer Freude, welche durch Aufopferung bereitet ward, ſo genußreich, als das erſehnte Glück ſelbſt.

Graf Hochſtein verlangte, daß die Verbindung der Verlobten ſchon nach Mondesfriſt und in tiefſter Stille vollzogen werden ſollte, und willig und freudig fügte ſich der Baron nach dieſer Forderung. Er reiſte nun zurück und fand, wie unſere Leſer bereits wiſſen, bei ſeiner Heimkehr Frau von Wellnau und Ludmilla.

So wie ſich Claudie allein fand, fühlte ſie erſt klar die volle Wichtigkeit der gegebenen Entſcheidung; aber ſie beſänftigte das Weh ſtiller Erinnerungen durch die Hoffnung auf den Segen, den ſie durch Liebe und Tugend bereiten könne, und in den ſchwachen Stunden der Muthloſigkeit fand ſie Stärke in dem Gedanken an die Heiligkeit ihrer Pflicht.

Am zweiten Morgen nach Ludwigs Abreiſe trat Graf Hochſtein zu ungewöhnlicher Stunde in das Zimmer ſeiner Tochter. „Ich bringe Dir einen Brief, Claudie! Gott gebe, daß er Gutes enthalte!“ ſagte er mit ungewiſſer Stimme und entfernte ſich, nachdem er einen Augenblick lang mit ſich zu kämpfen geſchienen, ob er noch etwas hinzufügen ſolle. — Eine bange Ahnung durchzuckte Claudien. Die Handſchrift war ihr unbekannt, aber das Siegel zeigte ein O. Claudie löſ'te es mit heftigzitternder Hand, die Ahnung ward zur Gewißheit — der Brief war vom Rittmeiſter und lautete alſo:

„Meine theuerſte Freundinn!“

„Vielleicht iſt es allzukühn von mir, daß ich Sie mit einem Namen benenne, den die Sprache der Vertraulichkeit führt, und zu dem mich nichts berechtiget, als der Glaube an Ihre himmliſche Güte, die ihn nicht abweiſen wird, und das Gefühl der tiefſten Verehrung, womit ich mich ewig als Ihren innigſten Freund fühlen werde.“

„Nach langer Abweſenheit bin ich geſtern aus Liefland zurückgekehrt. Dieſelbe Umwandlung meines Weſens, welche mich nach dem Norden begleitete, habe ich wieder in mein Vaterland gebracht, und wird mich von nun an nie mehr verlaſſen. — Ja, vielmehr hat die Ferne den milden Stern der über meinem verdunkelten Daſein aufgegangen iſt, mich in noch reinerem Licht betrachten laſſen. Ob nun aber dieſer ſanfte Strahl mein Leben mir fortan verklären wird, und den Himmel auf Erden ſchaffen, darüber möchte ich Gewißheit, und erbitte ſie mir in dieſem Schreiben mit bangem Herzen, wie ein Gnadenurtheil! —“

„Claudie! unſchuldige, heilige Seele! o wenn es wahr iſt, daß es eine Sprache giebt, die weder Laute noch Zeichen bedarf, um dem verwandten Herzen verſtändlich zu ſein; o! ſo wiſſen Sie ja längſt, daß ich unter dieſem Gefühle nichts anderes verſtehe, als die Liebe für Sie, welche mein ganzes Sein und Denken erfüllt und läuternd durchdringt! — Und ſo könnte ich den unzulänglichen Behelf der Worte ſparen, um Ihnen zu ſagen, was ſich nicht ſagen läßt; um zu beſchreiben, was doch ewig unbeſchreiblich iſt. Aber Claudie muß mehr noch wiſſen, als daß ich in ihr das Traumbild meiner Jugend gefunden, welches meine Phantaſie zu reich und vollendet ausgeſtattet hatte, als daß ich die Hoffnung hätte nähren dürfen, ihm jemals auf dieſer mängelvollen Erde zu begegnen. Claudie muß auch wiſſen, wie ſchwach der Mann ſein kann, der ſich zu dem vermeſſenen Wunſche erhebt, die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts für ſich zu gewinnen, und nur, wenn Alles klar zwiſchen uns iſt, nur dann allein kann ich ohne Beſchränkung mein Glück von Ihrer geliebten Hand empfangen."

„Ich glaubte einſt, daß ich liebe. Ach! es war ein Wahn meiner Sinne! Künſte der Hölle hatten mich bethört, Trug und Tücke unter einem lieblichen Aeußern mein argloſes Herz getäuſcht. — Da ſahe ich Sie, theure Claudie! — Wie die Nebel vor der Sonne ſinken, wenn ſie Helle der Wahrheit uber die ſchwankenden Umriſſe verbreitet, ſo ſchuf Ihre holde Erſcheinung in meiner Seele Tag, und alles Nächtliche entwich daraus. — Oft wendete ich mein Auge von Ihrem Antlitze, von welchem Frieden und Liebe wie ein ewiger Frühling lächeln, von Ihrer rührenden Geſtalt, die ich niemals umfaſſen durfte, mit dem Gefühl hinweg, was der Verbannte haben mag, der die Heimath erblickt ſeines Herzens und all ſeiner Gedanken, das Ziel ſeiner liebſten und letzten Wünſche. Ich wußte nun, wonach ich mich geſehnt, was ich geſucht hatte, was zu meinem Glücke unentbehrlich ſei, was allein ich verehren und lieben könne. Doch das Wort der Treue war ausgeſprochen, das Kleinod meines Lebens verſchleudert, und ich mußte mir die Ruhe des Bewußtſeins ſichern."

„Die Vorſehung rettete mich. Ein Zufall entlarvte die Unwürdige, welche mich getäuſcht, und ich durfte nun mit der Zuſtimmung meines Gewiſſens ein Band löſen, welches mich entehrt haben würde. Ich war nun frei. Kaum vermochte ich es die Wonne dieſes Gedankens zu faſſen: aber durfte ich die Hand, welche dem Betruge zum Spielwerk gedient hatte, nach dem reinen Engel — nach Claudie, ausſtrecken? Dieſer Ehrenwerthen ein Herz darbieten, welches ſich der Lüge zu eigen gegeben? — Darf der mit einemmale das Höchſte ergreifen wollen, dem das Niedrigſte genügte? — Nein! Reue über die Verirrung meiner Gefühle, mußte zuvor die Empfindung für Sie, Theuerſte! läutern und mich würdig machen, nach dem köſtlichſten Preiſe zu ringen. Deshalb ging ich nach Liefland. Doch nur mein Körper ſchied von hinnen, mein Geiſt blieb bei Ihnen und hat Sie ſtets mit ſehnſüchtigen Wünſchen umſchwebt. Hier iſt mein Bekenntniß, theure Claudie! — Wollten Sie vertrauend an die Bruſt des Mannes ſinken, der Ihnen nichts verbirgt, als, wie heiß dieſer Wunſch iſt, der Ihren vollen Werth erkennt —: ſo nenne ich Sie mit überirdiſcher Freude: meine Claudie! — Wäre aber Ihre Hand verſagt, oder, Gott im Himmel! Ihr Herz gehörte einem Glücklicheren: dann, auch dann noch, geliebte Claudie, würde die Erinnerung an Sie mich wie ein tröſtender Genius durch das öde Leben begleiten, und die Ueberzeugung warm und lebendig in mir erhalten: daß es keine wahre Schönheit giebt, außer der, welche von der Güte ihren Glanz erhält, daß die Tugend eine Macht übe, vor der jede ſelbſtſüchtige Regung entfliehet, und daß die echte Liebe auch dann das von ihr erfüllte Herz beglücke und des eigenſten Beſitzes von dem geliebten Gegenſtande gewiß mache, wenn ſie auch für dieſes Daſein von jeder Gemeinſchaft mit demſelben ausgeſchloſſen wäre.

Curt von Olgy.“

Schrecken und Wonne durchzuckten Claudiens Glieder. Die Arme ſanken kraftlos an ihr herab, das Auge hob ſich flehend in die Wolken. Schwere, geduldige Seufzer entſtiegen langſam der Bruſt, in der die Engelsſtimme der Liebe durch den vernichtenden Ausſpruch des Schickſals flüſterte. So fand der Graf nach einer Stunde ſein unglückliches Kind. — Claudie reichte ihm ſtumm den Brief. Er nahm ihn, und ſchon nach Leſung der erſten Zeilen ſchwankte das Blatt in ſeiner unſicheren Hand, und Claudie vernahm den leiſen Tropfenfall ſeiner Thränen. „Mein Kind, mein armes Kind!“ ſagte er, Claudie die Arme entgegenbreitend. Des ſtarken Vaters Thränen, und dieſer Ton löſten die Krampffeſſel von Claudiens Herzen. Sie fiel ermattet an ihres Vaters Bruſt und ſagte mit ſterbenden Tönen: „Das Schickſal verfährt hart mit mir! Ach, mein Vater! bete für Dein armes Kind, daß es dieſer Prüfung nicht erliege.“

Er ſprach mit bebender Stimme: „Hier weine Dich aus! Hier, an dieſem Herzen, deſſen ganze Kraft jetzt in einer Thräne des Mitgefühls hinſchmilzt. — Es iſt ein ſchwerer Fall — aber ich bange nicht um Dich, Claudie! Die Treue iſt das heiligſte Gut des menſchlichen Herzens! dies Eigenthum ſichere Dir, arme Claudie! Bleibe Dir ſelbſt getreu und Deinem Willen, den Du mit Gott gefaßt haſt; ſo wird er Dir beiſtehen. Welches Glück dürfteſt Du Dir verſprechen von einem Bruch des gegebenen Wortes? Könnte ein Anderer darauf bauen? Würdeſt Du Olgy's würdiger ſein, als jene Falſche, welche ſein treues Herz verrieth? — Glück, auf ein Vergehen gegründet, wird vom leiſeſten Hauch des Zufalls zuſammenſtürzen, da hingegen freiwilliger Schmerz auf Recht und Pflicht gebaut, ein Gebäude aufführt, welches den Stürmen der Zeit und des Schickſals trotzt, und Schutz und friedliche Stille bei dem Andrang äußeren Unglücks gewährt. — Und erhebt Dich nicht der Gedanke, von einem ſo edlen Manne, als dieſer Olgy iſt, mit ſolch aufopfernder, reiner Liebe geliebt zu ſein?“

Dieſe Vorſtellung traf Claudie. Das Entzücken glänzte auf in ihren Augen, aus denen jetzt erſt Thränen brachen, und mit einer Stimme, die wie das matte Jauchzen eines ſterbenden Siegers klang, ſagte ſie: „Ja, dieſe Liebe wird mein Troſt in jeder dunklen Stunde ſein! Die Verſicherung davon hat mir den beinahe aufgegebenen Glauben an die Wahrhaftigkeit meines Gefühls wiedergeſchenkt, meine Kräfte gehoben und mir die Weihe zur Vollbringung des Schwerſten gegeben! Aber verſtehe mich nicht unrecht, lieber Vater. Ich bin keinen Augenblick darüber zweifelhaft, wie meine Antwort an Olgy entſcheiden müſſe. Ich betrachte mich als Ludwigs Gattinn; wehe mir, wenn es anders wäre! Ob Jahre, oder nur Tage vergangen ſind, ſeitdem ich ihm das Wort der Treue gegeben, das iſt vor dem Richterſtuhle Deſſen, vor dem die Schranken der Zeit zuſammenſtürzen, eins und daſſelbe. Allein, o zürne meiner Schwachheit nicht, mein Vater! Betrachte den Datum dieſes Briefes; er iſt bereits vor drei Wochen geſchrieben worden und wahrſcheinlich auf der Poſt liegen geblieben. Wäre er zur rechten Zeit verabfolgt, dann würde vielleicht — — —“ ſie endigte nicht, und blickte troſtlos zur Erde nieder. „Claudie!“ entgegnete der Graf, „wenn wir eine waltende Vorſehung annehmen, ſo dürfen wir auch glauben, daß ſie nicht nur den Lauf der Sonnen lenke, ſondern daß ſie auch die unſichtbaren Fäden der kleinſten Zufälle regiere; in dieſem Gedanken ermuthige Dich, mein Kind!“

Als nun die Stille der Nacht ihren lindernden Schleier über Claudiens wunde Seele gebreitet, ein Gebet voll Inbrunſt ihr den Muth der Tugend, und ein wohlthätiger Schlummer ihrem ermatteten Körper Kraft zurückgegeben hatte, ſchrieb ſie an den Rittmeiſter. Den Stoff zu den wenigen, aber gehaltreichen Zeilen lieferte die tiefe Bewegung ihrer begeiſterten Seele. Als ſie ihren Namen unterſchrieben hatte, rollte eine große Thräne darauf und die Buchſtaben zerrannen geſtaltlos. Claudie wollte ein anderes Blatt nehmen, aber ſich beſinnend, unterließ ſie es. „Dieſe Thräne, ſagte ſie leiſe und wehmüthig, „ſei mein Dank für ſeine Liebe, die ſtumme Verſicherung, daß ich ſie — — ehre, und ſein Andenken an Claudie!!!“

Unſeren Leſern ſind nun hoffentlich alle früheren Räthſel gelöſt, nur die Erklärung iſt ihnen noch zu geben übrig, daß die Baroninn von Norwallen in Ludmilla die Geliebte des Rittmeiſters, das Fräulein Sarvynsky, erkannte. —

Das Morgenlicht warf ſeinen blendenden Schein in Claudiens Schlafgemach. Sie erwachte, und ihr erſter Blick fiel auf ihren Gemahl, der ſanft und tief an ihrer Seite ſchlummerte. Der Schlaf hatte Ruhe über ſeine beweglichen Züge gegoſſen und die feurig-blickenden Augen bedeckt; ſüßer Frieden ſchwebte um den halbgeöffneten Mund, welcher in Lauten der Liebe verſtummt war. — Ein inniges Gefühl der Zärtlichkeit wallte in Claudie auf. „Mein guter Ludwig!“ ſagte ſie leiſe und ſtrich mit dem zarten Finger eine ſeiner braunen Stirnlocken, die, von dem langſamen Athemzügen bewegt, auf dem Augenliede zitterte, ein wenig zurück. „Mein guter Ludwig!“ wiederholte ſie noch einmal, und durch den kaum hörbaren Klang dieſer Worte tönte die klare, tiefempfundene Ueberzeugung, wie ſo ganz ſie dem Gemahl angehöre, wie ausſchließend er der Ihrige ſei. Sie betrachtete ihn lange; er erſchien ihr in dem Glanze, mit welchem für jedes reinempfindende Weib die Heiligkeit des Bundes, die zarten und engen Beziehungen des ſchönſten Lebensverhältniſſes, den Gatten am zweiten Ehemorgen ſchmücken. Ihre Gefühle wurden allmählich zu der Erneuerung ihres Gelöbniſſes, nur für ſein Glück zu leben, und indem ſie den Umfang ihrer Pflichten maß, begegnete ihr geiſtiger Blick Ludmillens Geſtalt. Bei dieſer Erinnerung überzog ſich Claudiens lichter Freudenhimmel mit trüben

Wolken. Ein ſchneidendes, ahnungsvolles Wehe zuckte auf in der Bruſt, welche ſo eben von der ſchönſten Begeiſterung gehoben geweſen war, und kältend durchrieſelte ein leiſes Grauen die Wärme des reinſten Herzens. „Ludmilla!“ ſeufzte Claudie und richtete das blaue Auge mit ſanftem Vorwurfe an die Decke; „ach! warum muß doch dieſes feindliche Weſen meinen ſtillen Friedensweg durchkreuzen? Wird mein Sinn und Gemüth ſich dem ihrigen jemals ſo anſchmiegen können, um ſie nicht fühlen zu laſſen, daß ſie nur eine Freiſtatt und keine Heimath fand? Und wird ſie mir nicht eine ſtete Mahnung an den ſein, deſſen gutes, treues Herz einſt von ihrem frevelhaften Leichtſinne verrathen und weggeworfen wurde? und das von dem meinigen nichts als ein zärtliches, ewigdauerndes Andenken erhalten darf? — Aber wenn das tödtliche Gift, von dem Arzte richtig und zweckgemäß angewendet, zur lebenerneuernden Heilkraft wird: kann nicht auch die Gemeinſchaft mit Ludmilla zum Segen für mich werden? manche Kraft in mir wecken, manche Schwäche beſiegen und das Gute verklären? Und indem ich in dem Bemühen, Ludmilla zu veredlen, für das Heiligſte handelte, würde zugleich ein mir theurer Nebenzweck erreicht. Nur verdorben, nicht von Natur böſe kann das Mädchen ſein, welches der edle Olgy einſt ſeiner Liebe werth fand. Irgend eine Anlage des Geiſtes oder Gemüthes wird und muß die Neigung rechtfertigen, die ihn an Ludmilla feſſelte; ſo ſtark kann Curt ſich nicht geirrt haben! Wenn nun Ludmilla von dem ſcharfen Auge eines recht ernſtlichen Willens, in den geheimſten Abſtufungen ihrer inneren Welt aufgefaßt, dieſer Erkenntniß zufolge, mit einer Schonung behandelt würde, die lieber ſanft zurechtweiſet als mit rauher Strenge rüget, mit Liebe, die nimmer ermüdet, mit einer Geduld, die bei tauſend vergeblichen Bemühungen dennoch den reichen Lohn ruhig erwartet; wenn er nun endlich erſchienen dieſer Lohn, und Ludmilla eine Andere, eine Beſſere geworden wäre, dann hätte ich auch für Deine Beruhigung gearbeitet, Du edler, ferner Freund! Dann dürfteſt Du nicht mehr vor der erſten Verirrung Deines Herzens erröthen, Deine Beſchämung würde in Freude über Ludmillens Verwandlung übergehen, und ich wäre es geweſen, welche den Stachel der Reue aus Deinem blutenden Herzen zog!"

„Bedarf es wohl mehr als eines reinen, liebenden, gläubigen Sinnes, um in jeder Fügung des Schickſals die höchſte Güte zu ahnen? — Freilich werde ich mit vielfachen inneren und äußeren Entgegenſtrebungen zu kämpfen haben; aber, wenn Gott für mich iſt, Wer und Was kann dann wider mich ſein?" Claudie entſtieg raſch aber leiſe dem Lager; ſie fühlte ſich ſtark und frei, leicht und wohl. Die Weihe jedes tugendhaften Entſchluſſes, eine himmliſche Kraft war über ſie, die Zagende, gekommen, und ein einſamer Gang durch den Garten, welchen der Frühglanz des ſchönſten Morgens ſchmückte, und die Anſprache der herrlichen Natur befeſtigten dieſe heilige Stimmung.

Claudiens Eintritt in Schloß Norwallen hatte in mehr als einer Beziehung wunderſeltſam auf Ludmilla gewirkt. Sie allein hatte es wahrgenommen, daß nur ihr Anblick Claudie in den ohnmachtähnlichen Zuſtand verſetzt habe, welchen die andern Anweſenden der Entſchuldigung beimaßen, die Claudie anführte: ſie hatte es geſehen, daß die Ankommende, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, vor ihr zurückbebte, und je undenkbarer ihr die Urſache dieſer auffallenden Wirkung war, um deſto gereizter war die Begierde ſie zu erforſchen, um deſto geheimnißvoller war das Intereſſe, welches von dieſem Augenblicke an ſie der Baroninn verknüpfte.

Als Claudie, durch eine Stunde des Alleinſeins geſtärkt und erkräftigt, bei der Abendtafel erſchien, ruheten Ludmilla's Blicke forſchend und lauernd auf ihr. So glaubte ſie zu bemerken, daß Claudiens Benehmen eine innere Spannung verrathe, von einem feſten Willen geregelt, durch kein heißes Gefühl überwältigt werde, und an dieſer Stätte, wie in dieſer Stunde, kein natürliches ſei. Dieſe Wahrnehmung verſetzte ſie in ein ängſtliches Unbehagen, welches durch eine andere Bemerkung, die ſich ihr aufdrang, noch geſchärft wurde.

Der Baron war an dieſem Abende nur mit ſeiner Frau beſchäftigt; ſeine Blicke, tief und zärtlich, waren faſt unausgeſetzt auf Claudiens blaſſes Geſicht geheftet; ſeine Stimme, weich und rührend, fragte öfterer in den ſchmelzenden Klängen der Liebe, ob ihr auch wieder völlig wohl ſei? —

Ludmilla war es ungewohnt, ſich ſo ganz überſehen zu fühlen, zumal von einem Manne, deſſen früheres, oft leidenſchaftliches Betragen gegen ſie die Eitle zu der Vermuthung bewogen hatte, daß er von ihren Reizen gefeſſelt, und ſeine Liebe für die Braut von kühlerer Natur, vielleicht gar nur die Maske conventioneller Rückſichten ſei. „Der Falſche, wie er mich verleugnet!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, wenn ſie ſah, daß Ludwigs Blick achtlos an ihr vorüberſtreifte, wenn ſie hörte, daß er ihre witzigſten Bemerkungen durch eine, an Claudie gerichtete Frage unterbrach. Die bedeutungsloſe Höflichkeit, mit welcher ſie heute abgefunden wurde, verletzte Ludmilla um ſo ſtärker, da ſelbige das Widerſpiel der beziehungsvollen Zärtlichkeit bildete, in welcher der Baron nur für die geliebte Gattinn zu athmen ſchien.

Aber Ludmilla irrte, als ſie glaubte, das Benehmen des Barons ſei abſichtlich; er war ſich überhaupt keiner anderen Richtſchnur für ſeine Handlungen bewußt, als derjenigen, welche die Empfindungen gaben, die gerade ſein Gemüth beherrſchten; und ſo vernachläſſigte er heute Ludmilla, weil die Liebe für Claudie ſein ganzes Weſen in Anſpruch nahm, ſo wie er früher für die jetzt Verſäumte erwärmt geſchienen hatte, als die Trennung von Claudie ſein Herz leer und unbeſchäftigt ließ! — Ludmilla fühlte ſich von einem peinlichen Schmerzgefühl, deſſen Natur ihr unbekannt war, ergriffen; ein fremdartiger, geheimer Zwang hinderte ſie an der freien Entfaltung ihres Geiſtes — und zum erſten Male in ihrem Leben war es ihr lieb, als ſie ſich in ihrem Schlafzimmer allein fand. Ihre Gedanken beſchäftigten ſich die halbe Nacht hindurch mit Claudie, mit dem Baron, mit ſchnellwechſelnden Vorſätzen, alles Drückende, was in den Beziehungen auf Beide für ſie liegen könne, von ſich entfernt zu halten. Ein Gemiſch von Gefühlen, deren keines ruhegebend für Ludmilla war, ſcheuchte den Schlaf von ihrem Lager, und ſpät, am Morgen erſt, erwachte ſie aus kurzem, unerquicklichem Schlummer. Mit Verſtimmung ſich der Eindrücke des geſtrigen Abends erinnernd, trat ſie ans Fenſter, von welchem aus man einen Theil des Gartens überſchauen konnte, und der erſte Anblick, der ſich ihr hier darbot, lockte noch ſchneidendere Töne aus dem Saitenſpiele ihrer Empfindungen. Unter einer blühenden, breitäſtigen Linde, welche einen runden Familientiſch, mit grünen Bänken umgeben, beſchattete, ſaß der Baron mit Claudie. Ein weißes, zierliches Morgenkleid ſchmückte mit züchtigem Reiz die junge Frau, die im Arme ihres Gatten, ihm innigſt hingegeben — ruhete. Alle Herrlichkeit der ihn umgebenden Natur ſchien den Baron nur aus ihrem Auge anzulächeln; über ihrem leiſen Flüſtern überhörte er das Feierlied der Nachtigall, mit welchem die kleine, unſichtbare Sängerinn dieſe Stunde ehelicher Herzensverſchmelzung weihete. Ein ſtechender Schmerz durchzuckte Ludmillens Bruſt. Es war ihr, als erleide ſie von irgend Jemand Unrecht, dies ſehen zu müſſen, als würde ſie in einem ihr bis dahin unbewußt gebliebenen Rechte gekränkt, und kältende Anflüge der Bitterkeit gegen den Baron, des Haſſes gegen Claudie, durchſchauerten ihr Gemüth. Sie fühlte ſich allein und verlaſſen, von jedem Anrechte auf die Gunſt des Barons ſcharf geſchieden — und die Erinnerung, wie hingeriſſen von ihrem Zauber ſie den Baron in mancher Stunde geſehen, verglichen mit den gegenwärtigem Aeußerungen von Gefühlen, welche zu den früher gezeigtem im Widerſpruche ſtanden, drängte ihr die beſchämende Ueberzeugung auf, daß ſie ihm nur zum Spiele ſinnlicher Wallungen gedient habe. Ludmilla wollte ſich dieſem Anblicke entziehen, ſie vermochte es nicht — bis die eintretende Kammerfrau ihr ſagte, daß der Baron und deſſen Gemahlinn ſie ſchon ſeit einer Stunde zum Frühſtuck erwarteten. Ludmilla entſchuldigte gegen dieſe ihr ſpätes Aufſtehen, wie die ſichtliche Verdüſterung, der zu gebieten ſie nicht durchaus im Stande war, mit einem heftigen Kopfweh, von welchem ſie die ganze Nacht hindurch geſtört worden ſei. Sie hoffte mit dieſem Vorgeben jeden Ausdruck der üblen Laune, von der ſie ſich bemeiſtert fühlte, gerechtfertigt zu haben. Aber faſt hätte ſie ſich dieſer Lüge geſchämt, als ſie in Claudiens himmliſch-freundliches Geſicht blickte, auf welchem der Nachſchein der verlebten Stunde, die Schönheit dieſes Morgens und der heilige Wille, von dem ſie beſeelt ward, in überirdiſchen Roſen blühten. Ludmilla fühlte ſich von dem Geiſte einer Güte angewehet, deren ſanfte Gluth ihr Inneres mild durchwärmte und keine feindliche Regung aufkommen ließ. Mit ungemeiner Zartheit umging oder vermied Claudie Alles, was Ludmilla, deren Eigenthümlichkeit ſie wenn auch nur oberflächlich, doch einigermaßen aufgefaßt hatte, verletzen konnte. Sie entzog ſich den Liebkoſungen ihres Mannes, ohne ihn zu beleidigen, und da bald darauf der Baron abgerufen wurde, weil Jemand ihn zu ſprechen wünſche, ſo überließ ſich Claudie ungehindert dem Bemühen, die ſchöne Feindinn für ſich und ihre reinen Zwecke zu gewinnen.

Die erſten Wochen vergingen unter Einrichtungen, Beſuchen in der Nachbarſchaft und der Aufnahme von der Erwiederung derſelben. Während dieſer Zeit leuchtete es Claudie wohl ein, welch ein Rieſenwerk ſie unternommen habe, das gänzlich verſäumte Ackerland von Ludmillens Herzen für die Tugend anzubauen. Alle höheren Intereſſen und Genüſſe des Menſchen, insbeſondere des Weibes waren ihr fremd. Die Erhebungen der Religion hatten ihre Seele nie über das Irdiſche emporgetragen; die Natur rührte nur an ihre Sinne, nicht an das Gemüth, und die Kunſt ſchmeichelte ihren verwöhnten Gefühlen, ohne ſie zu veredlen. Die ſtillen, heiligen Freuden, welche in pflichtmäßiger Thätigkeit ruhen und einen Frieden nachlaſſen, der nicht von dieſer Welt iſt, waren ihr gänzlich unbekannt. Keine Beſchäftigung dünkte ihr zu kindiſch, zu zwecklos, wenn ſelbige ihr die läſtige Leere der Stunden ausfüllte, und drückend ward ſie ſtets von der Sorge beſchäftigt, die Zeit zu tödten, ſtatt dies koſtbarſte aller Güter mit edler Benutzung und treuer Anwendung auszukaufen. Claudie ward bange bei dieſen Wahrnehmungen. „Das Beiſpiel wird auf die Arme langſam, aber ſicher wirken;“ dachte ſie, mit dieſer Vorſtellung den inneren Zweifel an dem Gelingen ihrer guten Abſicht beruhigend. Aber Ludmilla zog ſich nur ſcheuer von Claudien und aus dem Genienkreiſe der Tugenden, welche von dieſer in holder Anſpruchsloſigkeit geübt wurden, zurück. Mit Wehmuth bemerkte dies Claudie. „Lehren aus einem ungeliebten Munde überzeugen nie; ich will warten, bis Ludmilla mich lieben gelernt hat!“ ſagte Claudie zu ſich ſelbſt, als ſie ſich täglich weiter von dieſem Ziele entfernt ſah. Aber Claudie konnte es nicht erreichen, denn — Ludmilla liebte ihren Gemahl. Alle Umſtände hatten ſich vereinigt, um in Ludmilla eine Leidenſchaft anzuflammen, welche die erſte wahrhafte genannt werden konnte, von der ſie jemals beherrſcht worden war.

Sie hatte den Baron zu einer Zeit kennen gelernt, wo der kurz zuvor erfolgte Tod ihres Vaters, die Auflöſung ihrer Verbindung mit dem Rittmeiſter, und der daraus erfolgende Bruch mit jenem jungen Wüſtlinge, welchem ſie den edlen Olgy aufgeopfert hatte, ihr, wenn auch gegen ihr angelegentlichſtes Beſtreben — zuweilen ernſtere Empfindungen aufdrang. Die Theilnahme des Barons, die ſich ihr oft in dem anlockendſten Gewande zeigte, regte nur zu bald eine erkenntliche Neigung in ihr an, welche von keiner nothwendigen Rückſicht auf die Verhältniſſe deſſen, dem ſie geweihet war, in den engen Schranken gehalten wurde, die, von Pflicht und Sitte aufgeführt, für ein zarteres Gefühl unüberſteigbar geweſen wären. Daß die Hand des Barons nicht mehr frei ſei, erhöhete in den Augen der Begehrlichen die Liebenswürdigkeit deſſelben um ein Bedeutendes, und alle Beſitzungen, welche ihm eigneten, erblickte ſie in dem Lichte, mit welchem die Verſagung die Güter ſchmückt, die uns wünſchenswerth erſcheinen. Die Ungleichheit in dem Betragen des Barons, hatte früher ſchon dieſe Neigung zur heftigſten Leidenſchaft erhöhet, ehe noch der Probierſtein für die Stärke dieſes Gefühls in Claudie, der Gattinn des Geliebten, erſchien. Jetzt, als Ludmilla Claudie ſowohl durch perſönliche Anmuth als durch Seelenhoheit, die durch den Schleier unerkünſtelter Demuth nur um ſo rührender glänzte, durch die Erweiſungen der Zärtlichkeit Ludwigs, welche bei aller Innigkeit den Stempel der zarteſten Achtung trugen, auf einem Standpunkte erblickte, der ihr zeigte, wie tief ſie nicht allein durch das, was ſie ſei, ſondern durch ihre Stellung gegen Claudie und deren Gemahl unter dieſer Letzteren ſtehe; jetzt erſt erkannte ſie mit dem Grauen der Hülfsloſigkeit den Zuſtand ihres Herzens. Leiſe Regungen des Gewiſſens machten ihr die milde Annäherung Claudiens, gleich einer unverdienten Herablaſſung, drückend, und immer weiter ruckten die Berührungspunkte aus einander, auf denen Beide ſich hätten begegnen können, deren Schickſale mit ſo wunderbar geſchlungenen Fäden von der Vorſehung verknüpft worden waren.

Eines Tages an welchem der Baron, Claudie und Ludmilla zu einer Feſtlichkeit im Hauſe eines benachbarten Edelmannes eingeladen waren, wählte Claudie in Kleiderſchränken, Commoden und Schmuckkäſtchen, welche ſämmtlich von der Bräutigamsfreigebigkeit des Barons mit den geſchmackvollſten Gewändern, den feinſten Putzartikeln, den ſeltenſten Koſtbarkeiten gefüllt worden waren, ihren Anzug zur heutigen Geſellſchaft. — Ludmilla half ihr bei dieſem Geſchäft und durchwühlte mit neugieriger Haſt die zierlich geordneten Sachen. Ein ſeidenes Kleid, von dunkelrother Farbe, deſſen ſchöne Verzierung es unter den einfacher geſchmückten hervorſtrahlen machte, zog vorzüglich Ludmillens Aufmerkſamkeit an; ſie hörte nicht auf, es zu bewundern, und Claudie, jede Gelegenheit ſorglich ergreifend, bei welcher ſie Ludmilla von der Freundlichkeit ihrer Geſinnungen gegen dieſe überzeugen könnte, bat die Ueberraſchte, dies Kleid von ihr anzunehmen und es am heutigen Tage zu tragen. Sie liebe an ſich ſelbſt auffallende Farben nicht und werde, als eine Blondine, auch ſchlecht von ihnen gekleidet. Ludmilla konnte nicht widerſtehen. Nach einer Stunde trat ſie mit dem Geſchenke geſchmückt vor die Geberinn. Ihre Schönheit ward von der blendenden Farbe, welche die ſchlanke Geſtalt umfloß, auf das glänzendſte gehoben; der Schnitt des Kleides, für die noch zartere Claudie geformt, zeigte, obgleich ein wenig beengend, die Zierlichkeit und Fülle dieſes untadeligen Baues, und neidlos zwar, aber doch von einer ſchmerzlichen Erinnerung bewegt, erwog Claudie, wie ſo viel Reiz auch ſelbſt das helleſte Männerauge verblenden müſſe. —

Die zur Abfahrt beſtimmte Stunde näherte ſich bereits und noch immer kehrte der Baron nicht zurück, welcher mit dem Amtmann auf eins ſeiner Vorwerke geritten war, woſelbſt eine ökonomiſche Angelegenheit ſeine Anweſenheit erheiſchte. Schon wollte Claudie. dieſes ungewöhnlichen Ausbleibens wegen beſorgt werden, und auch Ludmilla ſtand ſchweigend am Fenſter und ſtarrete mit unverwandtem Blicke die Straße hinauf, welche er daher kommen mußte. Da ſchlüpfte der Erwartete, welcher auf ganz entgegengeſetztem

Wege durch den Garten gekommen war, zu der halbgeöffneten Thür herein; unbemerkt näherte er ſich Ludmilla, in welcher er, da der Hut, den ſie trug, ihm ihren dunklen Lockenkopf entzog, Claudie zu ſehen wähnte, umfaßte mit ſtarkem Arme die Gedankenvolle, und preßte mit liebender Neckerei flammenheiße Küſſe auf Nacken, Hals und Wange. Ludmilla ſchrie auf, ſie taumelte erſchrocken aus ſeinen Armen, und auch der Baron ließ beſtürzt ſeinen Raub fahren, als er ſeinen Irrthum erkannte. Jetzt eilte Claudie aus einem anderen Zimmer herbei, den angekommenen Gemahl zu begrüßen, und fragend richtete ſie das Auge bald auf den betroffenen Ludwig, bald auf die glühende Ludmilla. Dieſe, nur mit ihm im Geiſte beſchäftigt, hatte an der Innigkeit von des Barons Umarmung eben ſowohl deſſen Liebe für ſeine Gattinn, wie das Weh ihrer eigenen Hoffnungsloſigkeit ermeſſen, und das Glück dieſes Augenblicks zerriß ihr Herz, wie früher dies kein Schmerz vermocht hatte. Ein Thränenſtrom entſtürzte ihren Augen und mit einem unausſprechlichen Blick auf den Baron verließ ſie eilig das Zimmer. „Was war das?“ fragte Claudie, der Fliehenden ängſtlich nachſehend; „was war das?“ wiederholte der Baron mit leiſerer Stimme, die gleichſam den Nachhall zu Claudiens Worten bildete; doch ſchon hatte eine innere Ahnung ihm die richtige Antwort auf dieſe Frage ertheilt. — „Ein kleiner Irrthum, liebe Claudie,“ ſagte er nach Faſſung ringend; „ich glaubte Dich in Ludmilla zu umfaſſen, das Kleid verleitete mich zu dieſem Wahne.“ Claudie lächelte. „Du haſt Ludmilla erſchreckt, vielleicht gar beleidigt; ſie iſt reizbar und wird ſich wohl wieder finden.“

Aber jetzt trat die Kammerfrau mit dem Berichte ein: das Fräulein laſſe ſich entſchuldigen, es könne nicht von der

Partie ſein, habe ſich bereits entkleidet und laſſe inſtändigſt bitten, es ſich ſelbſt zu überlaſſen. Claudie ſchüttelte befremdet den Kopf, und der Baron erröthete. Durch was auch Ludmilla in dieſem Grade verſtimmt geworden ſein konnte, Claudie fühlte deutlich, daß ſie der Schonung bedürfe. Als die Baroninn neben ihrem Gemahle im Wagen ſaß, hob ſie, ihre Hand in die ſeinige legend, an: „Lieber! ich finde doch in Ludmilla die mir von Dir Geſchilderte nicht aus. — Mehr leidenſchaftlich als leichtſinnig, ſcheint ſie weniger durch ihre Eigenthümlichkeit als durch eine fremdartige Gewalt, die ihren Geiſt wie ihr Herz beherrſcht, meinen Beſtrebungen ſie mir anzunähern, zu widerſtehen. Dieſe Gewalt nun, die eine finſtre ſein muß, weil ihre Aeußerungen ſo düſter ſind — kennen zu lernen, wird fortan meine dringendſte Sorge ſein müſſen, will ich der Beklagenswerthen anders nützlich werden.“ Eine leichte Bläſſe überzog Ludwigs Geſicht. Mit erkünſtelt harmloſem Tone entgegnete er: „Du nimmſt die Sache zu ernſtlich, mein gutes Kind, und ſetzeſt in Ludmilla eine Tiefe voraus, die ihr abgeht. Ausgelaſſen, grillenhaft, von einer unglücklichen Reizbarkeit abhängig, der weder ein gebildeter Geiſt, noch des Herzens Sittengeſetz gebietet, nimmt ihre Laune, gleich dem Chamäleon, tauſend Geſtalten an. Die leiſeſten Anregungen von Außen führen ſie in einer und derſelben Stunde von einem Extrem zum andern. Doch Du haſt mich einer Unrichtigkeit meiner Darſtellung von Ludmilla's Charakter beſchuldigt, und ſo erlaube, Liebſte, daß ich mich entſchuldigen dürfe. Ich habe Dir Ludmilla treu gezeichnet, ſo wie ſie war, aber nicht, ſo wie ſie jetzt iſt; denn wiſſe, meine Claudie, daß ſie ſeit Deinem Eintritte in mein Haus eine ganz Andere, und mir ſelbſt zuweilen unkenntlich geworden iſt.“

Claudie ſuchte mit dem unſchuldigen Auge den ihr ausweichenden Blick Ludwigs und ſagte ohne alle Empfindlichkeit: „Sollte vielleicht in meinem Benehmen etwas liegen, das — —“

Der Baron ließ ſeine Frau nicht ausreden; tief ergriffen umſchlang er die Holde und ſagte mit der wahrſten Rührung: „Nein, nein! O Du biſt ein Engel, Claudie! Ein Engel der Milde und Duldung! Was kannſt Du dafür, daß in Deinem reinen Lichte alle finſteren Schatten ſchärfer hervortreten? Vielleicht iſt es Deine Ueberlegenheit, wodurch Ludmilla ſich gedrückt fühlt; vielleicht iſt ihre ernſtere Stimmung ein erfreuliches Zeichen von der erſten Regung ihrer ſchlummernden Tugendkraft!“

Ein himmliſches Lächeln verklärte Claudiens Züge. „Wenn es ſo wäre, wie Du ſagteſt, mein Ludwig,“ antwortete ſie, „ſo ſollte uns dieſe Traurigkeit geſegnet ſein, denn ſie wird in Freude verwandelt werden!“

Aber es war nicht ſo. Die Geſellſchaft, in welche der Baron und Claudie geladen worden, war nicht groß, aber mit Auszeichnung gewählt. Die herrſchende Stimmung eine ſehr fröhliche, und ſo mußte es natürlich auffallen, daß Ludwig, der allgemein für einen heiteren Geſellſchafter galt, ſich heute einer ſo ſonderbaren Zerſtreuung überlaſſe. Man neckte ihn damit, ſelbſt Claudie ſchien mit einiger Befremdung die geiſtige Abweſenheit ihres Mannes zu bemerken. Auf dringende Aufforderungen trank er in dieſer Selbſtvergeſſenheit mehr Wein als gewöhnlich, und kam, wenn auch nicht berauſcht, doch in erhöheter Gemüthsſtimmung nach Hauſe.

Die Baroninn fand bei ihrer Rückkehr einen Reitknecht vom Hochſtein vor, welcher ihr ein Schreiben von ihrem Vater uberbrachte. Die zärtliche Tochter wollte nicht ſäumen es zu beantworten, auch den Boten nicht aufhalten, auf daß dieſer in der Frühe des folgenden Morgens wieder abreiſen könnte, und ſo ließ ſie ſich entkleiden und beſchloß dieſen unruhvollen Tag in ſtiller Sammlung und ſchriftlicher Unterhaltung mit dem geliebten Vater.

Der Baron, zu aufgeregt, um irgend ein Geſchäft, zu welchem Ruhe des Geiſtes erforderlich iſt, unternehmen zu können, ging in den Garten, um den die Dämmerung des langen Sommertages ihre erſten, blaßgrauen Schleier wob. Der Abend war ſtill und wonniglich; die von Wohlgerüchen durchwürzte Luft umfing den Glühenden mit ſchmeichelnder Friſche; der Mond erhellte mit ſanftem Glanze die Dunkelheit der Gänge, die Natur athmete jenes Leben der Liebe, welches für unbewachte Sinne ſo gefährlich iſt. Seit der Verwechſelungsſcene dieſes Morgens hatte ſich der Baron mit innigerem Antheil, als ihr ſeit längerer Zeit gewidmet worden war, mit Ludmilla beſchäftigt. Ihr Zurückbleiben aus der Geſellſchaft, welche doch das Element war, in dem allein ſie ſich wohl fühlte, deutete auf eine ungewöhnliche Erſchütterung hin, und indem er den wahren Grund derſelben ahnete, fühlte er ſich dankbar dafür verpflichtet, und den lebhaften Wunſch in ſich, ihr ein, ihrem verlangenden Herzen genügendes Zeichen dieſer Geſinnung zu geben. Sein Gefühl, obwohl weich und menſchlich, war nicht rein und ſittlich genug, um Ludmilla in anſcheinender Härte echte Güte und wahres Wohlwollen zu beweiſen. Claudiens Aufmerkſamkeit war bei ihrer Heimkehr von der vorgefundenen Botſchaft in Anſpruch genommen worden und ſie hatte es daher verabſäumt, ſich ſogleich nach dem Fräulein zu erkundigen; der Baron aber, aus einem leiſen Inſtincte — dies ſelbſt zu thun, für unſtatthaft gefunden. Er hoffte jedoch, ſie im Garten zu finden, und dieſe Erwartung betrog ihn nicht. Nachdem er die immer dunkler werdenden Räume durchſtrichen hatte, ohne ſie irgendwo aufzufinden, ſah er in einer fernen Laube von Lizium etwas Weißes ſchimmern. Er ging ſchnell darauf zu, es war Ludmilla, nachläſſig gekleidet, tief in ein kleines Gartenſopha geſchmiegt, und ihre Stellung nicht ändernd, als der Baron vor ihr ſtand.

„Ludmilla!“ ſagte er, ihr beide Hände entgegenſtreckend, „wie ſehr freut es mich, Sie hier zu finden!“ Es lag ſo viel Wahrheit im Tone dieſer Worte, eine ſo untrügliche Innigkeit, daß Ludmilla davon bezwungen, ihre Bitterkeit gegen ihn ſo weit vergaß, um ihm Vorwürfe zu machen. „In der That! Ihrem früheren Benehmen nach wäre ich mir ſolch einer Aeußerung kaum vermuthend geweſen! Wie wäre wohl die überſehene Ludmilla zu dem Glücke gekommen, von Ihnen vermißt zu werden?“ Der Baron war gereizt: mit ein wenig Trotz, der halb aus der Erkenntniß ſeines Rechts, halb aus dem Gefühl ſeines Unrechts entſtand, ſagte er: „Habe ich das um Sie verdient, Ludmilla? —“ Dieſe ſprang auf; ſie fürchtete jetzt dieſer ſeltenen Minute verluſtig zu gehen. Sie reichte dem Baron den ſchönen Arm entgegen und zog ihn neben ſich in den engen Sopha. Er überließ ſich willig dieſer liebenden Gewalt und ſagte, ihre Locken um ſeine Finger legend: „Sagen Sie, Kind, was focht Sie heute mit einem Male an? Warum blieben Sie zu Hauſe?“

Dieſe Erinnerung führte Ludmilla im Nu zu Claudie und allen Beziehungen auf dieſe Störerinn ihres Glückes zurück, und dehnte die Spanne Raum zwiſchen ihr und dem Frager zu einer unermeßlichen Weite aus. Froſtig antwortete ſie: „Eine Grille, Couſin! Ich war überraſcht — vergeſſen Sie die Unart!“

Der Baron, der bei dieſem Wechſelſpiele der Empfindungen die wenige Beſonnenheit vollends verlor, welche ihm heute überhaupt eignete, ſagte hitzig: „Umſonſt ſuchen Sie mir auszuweichen, Ludmilla! Dies war keine bloße Grille. Wollen Sie mir, Ihrem Freunde, nicht vertrauen? Fehlte etwas hier zu ihrem Glücke?“ Bei dieſen Worten trafen Ludmilla's Augen flammend die ſeinen. Nach einer kleinen Pauſe erwiederte ſie mit ſchneidendem Tone: „Und das fragen Sie, Ludwig? Welche Antwort verdienet Der, welcher kaltblütig den Dolch in ein, für ihn ſchlagendes Herz ſtößt und dann theilnehmend den Verblutenden fragt: Habe ich Dir wehe gethan?“ So hatte nun der Baron das unumwundene Geſtändniß einer Leidenſchaft, deren ernſtere Natur er bis dieſen Tag nicht geahnet hatte! Eine Neigung, welche ihm früher nur als das Spiel eines leichtſinnigen, müſſigen Herzens erſchienen war, ſahe er jetzt durch die Unmöglichkeit der Befriedigung zu einer Gluth erſtarkt, die nicht allein die Unglückliche, in der ſie flammte, verzehrte, ſondern auch ſeinen häuslichen Frieden und die Ruhe der theuren Claudie zu verheeren drohete. Mit unſäglicher Angſt, indem er Ludmilla's Hand ergriff, ſagte er: „Wolle der Himmel, daß ich Sie diesmal unrecht verſtanden habe! Gern will ich mit einer Beſchämung meiner Eitelkeit dieſe Ueberzeugung erkaufen!“ „Nein, nein!“ rief Ludmilla heftig und zog ihre Hand mit der ſeinigen an ihre Bruſt, die ſich in ſtürmiſcher Bewegung hob: „Sie irreten nicht und hätte meinen Worten, um deutlich zu ſein, ja noch etwas gefehlt, nun ſo hören Sie es denn: ich liebe Sie! ich liebe Sie mit einer Stärke, die jede Rückſicht der Schwäche verſpottet! Ich habe Sie von dem Augenblicke an geliebt, wo mein, von geheimen Qualen zerriſſenes Herz, ſich hinter einem anerzogenen Leichtſinne verbergend, zum erſten Male an dem Ihrigen ſchlug.“ Sie brach in lautes Weinen aus. — Dem Baron vergingen faſt die Sinne. „Wäre es möglich, Ludmilla?“ ſagte er mit dumpfer Stimme: „Bedenken Sie aber auch?“

Ludmilla lächelte bitter, aber eine warme Thräne nach der andern rollete von ihren Wangen auf die noch immer feſtgehaltenen Hände des Barons. „Bedenken?“ wiederholte ſie: „Man hört es dieſem Worte an, in welcher Schule Sie ſeit einigen Wochen waren. Die Liebe macht keine Reflexionen; ſie iſt anders beſchäftiget. Mögen froſtige Seelen die armſelige Dürftigkeit ihrer Empfindungen mit dem Schleier von Zartgefühl und weiblichem Anſtande aufputzen: die Liebe kennet dergleichen Behelfe nicht. Sie iſt ihr eigener Stolz, wenn auch die ganze Welt ſie für Schande erklärte; ſie iſt ihr eigenes Geſetz, ihr Glück, wenn auch alle Stimmen ſich dafür entſchieden, daß ſie Unrecht, daß ſie ein Elend ſei.“

Sätze, die unſerer Eitelkeit und den erregten Sinnen ſchmeicheln, überzeugen immer, wenigſtens von einer Seite, wenn die Vernunft auch die Nichtigkeit derſelben erweiſet! Der Baron ſchlang ſeinen Arm um Ludmilla und ſagte mit weichen Tönen: „Nehmen Sie die Verſicherung hin, Ludmilla, daß Ihre Zufriedenheit mir heilig iſt! daß kein Opfer mir zu ſchwer dünken würde, um Ihnen die Ruhe wieder zu geben, die ich Ihnen abſichtslos geraubt habe. Laſſen

Sie jedoch auch meine Bitte an Ihr Herz dringen, Claudie zu ſchonen, ſie, die eben ſo zart in der Behandlung fremder Gemüther, als in der Verletzbarkeit des eigenen iſt!“ Die letzte, bittere Erinnerung an Claudie zu verſüßen, preßte Ludwig Ludmilla an ſeine Bruſt und einen Kuß auf ihre Lippen, deſſen Wärme ſie mit Entzücken fühlen ließ, daß er ihre Liebe nicht ganz unbelohnt laſſen werde. —

Als der Baron ſich den, ihn umſtrickenden Armen entzog, ſah er mit Erſchrecken, daß der Gärtner, der an dieſem Gartenende ſprechen gehört hatte und ſeinem Amte zufolge nachſehen wollen, wer hier noch ſo ſpät walte, wahrſcheinlich die Umarmung geſehen hatte und ſich jetzt leiſe zurückzog, um für keinen unberufenen Lauſcher gehalten zu werden. Dieſe Vermuthung brachte den Baron ſchnell zu ſich ſelbſt. Er wünſchte Ludmilla flüchtig gute Nacht und eilte, von Beſchämung und leiſer Reue getrieben, dem Lager zu, auf welchem Claudie ſchon im Frieden der Unſchuld ſchlummerte.

Ludmilla ſah bald mit geheimer Freude in des Barons verändertem Betragen die Wirkung ihres unweiblichen Geſtändniſſes. Er war ſichtlich befangen im Zuſammenſein mit Claudie und Ludmilla. Mit ängſtlicher Scheu vermied er es, die Letztere zur Zeuginn von Ausbrüchen ſeiner Zärtlichkeit für die Gattinn zu machen, und ward er ja einmal von ſeinem Gefühl überraſcht, oder von Claudiens Liebenswürdigkeit hingeriſſen, ſo waren es grade dieſe Augenblicke, die ihn ſpäter, um die grollende oder ſchwermüthige Ludmilla zu verſöhnen, zu Entſchädigungen vermochten, welche die Forderungen der Leidenſchaftlichen nur um ſo mehr ſteigerten. Ohne daß er ſich Rechenſchaft zu geben wußte, durch Was und Wann? ſolch ein Verhältniß habe beginnen können, ſah er ſich binnen kurzer Zeit von Ludmilla's Anſprüchen verfolgt, von ihren Blicken geleitet, von ihren Leiden gemartert, und durch die natürliche Schwäche ſeines Charakters einem Weſen unterworfen, welches keine Grenzen der Gerechtigkeit für ſeine Wünſche kannte.

Claudie ging unterdeſſen feſten Schrittes den Weg ihrer Pflichten. Zwar hatte ſie in den zwei Monaten ihrer Verheirathung einſehen gelernt, daß ihr Gemahl die Tiefen ihres Gemüthes nicht kenne, und ſie in den geiſtigen Beziehungen auf die wichtigſten Intereſſen des Menſchen nicht ganz verſtehe; zwar ſchwebte in den Minuten dieſer Wahrnehmungen in allem Zauber der Erinnerung das Bild Deſſen vor ihrer Seele, der ſie ſtets aufgefaßt, gewürdiget und verſtanden haben würde, weil in ihm der gleiche Geiſt, das gleiche Herz wohne — aber nichts deſto weniger verminderte ſich durch dieſe Erkenntniß der von den ihrigen verſchiedenen Anſichten und Gemüthsſtimmungen ihres Gemahls die zärtliche Achtung gegen ihn, und geſtattete ſie dem Gefühle ihrer erſten, innigbewahrten, aber leiſeverklingenden Liebe irgend einigen Einfluß auf ihr Benehmen als Gattinn. In Ludmilla's Veredlung nur wollte ſie der verſchwiegenen Empfindung ihrer Bruſt ein Denkmal ſetzen: dies allein ſchien ihr des Gegenſtandes würdig zu ſein. — Aber mit zunehmender Muthloſigkeit zweifelte ſie täglich ſtärker an dem Gelingen ihres Planes. Sie beobachtete Ludmilla genau und fand, daß alle Aeußerungen, wie das ganze Benehmen derſelben ein tiefes, mit eigenſinniger Angſt geheimgehaltenes Leiden ankündigten. Dieſe Bemerkung veränderte Claudiens Anſichten und gab ihren Beſtrebungen eine andere Richtung. Sie hatte eine Verkehrte in ihr zu finden geglaubt, die einer ſanften und weiſen Leitung bedürfe, und erblickte nun eine

Unglückliche in ihr, welcher Troſt und Hulfe nothig ſei; ihr Wunſch zu beſſern, ging in das heiße Verlangen zu retten über. Es ſchmerzte die gutige Claudie nicht wenig, daß Ludmilla mit einer höflichen Scheu, hinter welcher ſich Kälte und Abneigung nur ſchlecht verbargen, ſich dem Einfluſſe ihrer milden Hülfswilligkeit entzog, und vielleicht fühlte ſie ſich deshalb nur um ſo ſtärker für das Erreichen ihrer Abſichten intereſſirt. Bei fortgeſetzten Beobachtungen glaubte ſie endlich wahrzunehmen, daß Ludmilla ihren Gemahl liebe, und mit Entſetzen bemerkte ſie ferner, daß dieſe Leidenſchaft von dem Baron gekannt und wenigſtens zum Theil erwiedert werden müſſe; denn ſie gerieth auf ſichtliche Spuren eines geheimen Einverſtändniſſes zwiſchen Beiden. „Es iſt nicht wahr!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt und ſtrafte ihre klaren Augen Lügen; „es iſt nicht möglich!“ wiederholte ſie mit zürnender Strenge und nannte ihr reines Gefühl einen Verleumder. Aber die Angeklagten drangen auf Unterſuchung, und Claudie zog nun mit möglichſter Unparteilichkeit alle Umſtände vor Gericht. Sie erwog und prüfte alle, dieſen Verdacht erweckende und beſtätigende Erſcheinungen, und als das Reſultat dieſer Zergliederungen und Zuſammenſtellungen ging ein kleines Mißtrauen hervor, welches ſein gutes Recht auf manche Unwiderlegbarkeit ſtützte. So konnte Claudie es ſich nicht ableugnen, daß das Betragen ihres Gemahls ſeit einiger Zeit verändert geweſen und in Ludmilla's Gegenwart eine geheime Rückſichtnahme verrathen habe, deren Gegenſtand ihr bis dahin räthſelhaft geweſen, nun aber ſehr erklärlich ſei. Jetzt, da ihre Forſchungen ihr den Schlüſſel dazu gegeben hatten, war Ludmilla's Herz ihr für immer geöffnet, und ſie erblickte es in unlautern Flammen. Auch des Barons Benehmen war nicht mehr geheimnißvoll für ſeine Gattinn. Wenn es auch mancherlei Entſchuldigungen für ihn geſtattete, ſo leiſtete es doch offenbar der Leidenſchaft Ludmilla's verdammlichen Vorſchub und verrieth ein pflichtwidriges Schwanken ſeiner Gefühle.

Mit tiefem Schmerze erfüllte Claudie die Vermuthung, daß jenes Verhältniß ſich ſchon vor ihrer Verheirathung angeſponnen habe. „Wenn damals —" ſeufzte ſie und zerdrückte eine Thräne, welche dem unausgedachten Gedanken einer verſchwundenen Möglichkeit floß. Für Claudie war nun der Vorhang einer wohlthätigen Unwiſſenheit zerriſſen, und mit zarter Behutſamkeit regelte ſie ihr Betragen, um ihren Gemahl und Ludmilla in der Täuſchung zu erhalten, daß ſie nichts ahne. Immer kühner überſchritt Ludmilla's genährte Leidenſchaft die Grenzen der Vorſicht, immer vermeſſener wurden ihre Hoffnungen und dem Baron die klare Anſicht ſeiner Pflicht von Ludmilla's Sophiſtereien verdunkelt, ſeine Eitelkeit von ihrer Selbſtmarter beſtochen, ſein Herz leiſe und unmerklich immer mehr und mehr für die ſchöne Verzweifelnde gewonnen. „O! wenn es dennoch wäre, was ich kaum zu fürchten wagte!" ſagte Claudie zu ſich ſelbſt, als ihr kein Zweifel mehr darüber bleiben konnte, tückiſcher Verrath drohe ihr treues Herz zu brechen. „So will ich denn thun," fuhr ſie entſchloſſen fort, „was mir allein noch übrigt. Ich will mein beleidigtes Gefühl dem Ausſpruche meiner Pflicht unterwerfen und das gekränkte Recht des Weibes vor den Forderungen der Vernunft verſtummen laſſen! —"

Eines Tages befand ſich Claudie nicht ganz wohl und blieb deshalb auf ihrem Zimmer. Nur auf Augenblicke leiſtete ihr Ludmilla Geſellſchaft, und Claudie war es erwünſcht, daß die wenige Theilnahme derſelben ſie ungeſtört und unverpflichtet ließ. Geſchäfte hatten den Baron dieſen Morgen gefeſſelt, in den ſpäteren Nachmittagsſtunden machte er einen einſamen Spazierritt, und Claudie wußte am Abend, daß er bereits vor einer Stunde zurückgekehrt ſei, als er noch immer unſichtbar für ſeine Gattinn war, für ſie, die das unbeſtreitbare Anrecht auf ſeine erſte Begrüßung hatte. Dieſe Verſäumniß zerriß Claudiens Herz mit der Ueberzeugung, wie viel Raum Ludmilla ſchon in den Gebieten gewonnen hatte, die nur ihr uneingeſchränktes Eigenthum ſein ſollten, und zeigte ihr die Nothwendigkeit einer endlichen Erklärung über dieſen Punkt. Sie erfolgte. Der Baron kam. Mit einiger Verlegenheit, die ſich hinter tändelnden Liebkoſungen verſteckte, fragte er, ob Claudie wieder völlig wohl ſei? —

Claudie fing an ein wenig zu zittern. In ernſter Haltung, die bei ihrer Stimmung natürlich war, ſagte ſie, während ihr ſchönes Geſicht zur Lilie verbleichte: „Recht wohl! Darum wollen wir jetzt über einen Gegenſtand ſprechen, welcher für Dich und mich von der höchſten Wichtigkeit iſt.“

In welch ſanften Hauchen auch dieſe Worte von Claudiens bebenden Lippen flohen, ſo weheten ſie dennoch die Farbe des Lebens von Ludwigs Wangen. Das Bewußtſein ließ ihm keinen Zweifel darüber, welcher Gegenſtand von Claudie gemeint ſei. Sie ergriff ſeine Hand und fuhr, ſie feſt drückend, fort: „Nicht wahr, die Gattinn iſt die erſte Freundinn des Mannes? Freilich muß ſie dieſen heiligen Rang durch Würde, Zuverläſſigkeit und ſtrenge Beherrſchung niedriger Leidenſchaften behaupten; dann aber iſt das rückhaltloſe Vertrauen des Mannes, ſeine unbedingte Hingebung an ihr Herz der Tribut und die Anerkenntniß dieſer

Ehrenſtufe! Nun ſage mir, mein Ludwig, iſt es ſo zwiſchen uns? —“ Ein paar Thränen rollten langſam ihre blaſſe Wange herab. Der Baron war wie vernichtet. Die Hoheit dieſer reinen Seele und das Gefühl ſeiner eigenen Unwürdigkeit zogen ihn faſt zu Claudiens Füßen nieder. Er drückte ihre Hände auf ſein hochklopfendes Herz und ſprach: „O meine Claudie! Du verdienſt die Huldigungen einer ganzen Welt!“ Claudie ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein!“ entgegnete ſie, „dies iſt keine Antwort für meine Frage. Ich begnüge mich mit Deinem liebenden Zutrauen. Wenn Du nun dieſes in dem Grade gegen mich hegeſt, welchen ich bei dem tröſtenden Bewußtſein, es durch nichts verwirkt zu haben — von Dir erwarten dürfte, ſo ſage mir wahr und unumwunden: weißt Du, daß, und wie Ludmilla Dich liebe?“ „Ja, ſie hat es mir ſelbſt geſtanden;“ ſtammelte Ludwig, bezwungen von der Milde dieſer Richterinn. Claudie ſtand auf. Mit mühſam behaupteter Faſſung ſagte ſie: „Nun denn, ſo iſt ja meine Ruhe geſichert. Du wirſt wiſſen, was Du als Menſch, als Ehegatte und als Mann von Ehre zu thun haben werdeſt; nur —“ hier übermannte die Wehmuth Claudie, ſie umſchlang mit dem einen Arm ihren Mann und fuhr mit immer bebendern Tönen fort: „Täuſche Dich nicht über die Unerläßlichkeit entſchiedener Maßregeln! Ich habe das Recht theuer erkauft, treu von Dir geliebt zu werden! — Mein Vater behauptete einmal, und Gott gebe, daß ſein Satz nie Anwendung auf Dich leide! Die Männer verachten oft Gefühle, welche zu erwiedern ſie ſich doch gezwungen fühlen können!“ Der Baron ſchloß die ſeltene Frau mit inniger Verehrung an ſeine Bruſt: „Du ſollſt meine Handlungsweiſe Deiner werth finden!“ ſagte er gelobend.

Als Claudie am folgenden Morgen erwachte, ſchob eine fremde Hand die dichtgeſchloſſene Bettgardine raſch auseinander, und Leopold, ihr Bruder, den ſie ſeit beinahe einem Jahre nicht mehr geſehen hatte, ſtand vor ihr. Er war in der vergangenen Nacht angekommen; hatte den Domeſtiken, welche ſeine Ankunft im Schlafe ſtörte, unterſagt, ihre Herrſchaft zu wecken, und begrüßte nun die geliebte Schweſter in der Freude eines glücklichen Wiederſehens nach langer Trennung. Er klopfte und küßte Claudiens rothgeſchlafene Wange und ſagte in liebender Neckerei: „Ei guten Morgen, mein Schweſterchen! Biſt Du kleiner Frühauf von ſonſt, jetzt auch zur Langſchläferinn geworden? Wie Dich das Häubchen ſo ehrbar kleidet! Iſt es mir doch ganz ſonderbar und faſt unmöglich, Dich mir als Hausfrau zu denken!“

Welch ein ſchönes Erwachen für Claudie! Die Ruhe dieſer Nacht hatte über ihre ſchmerzenden Erinnerungen eine ſanfte Dämmerung gebreitet, und jetzt ſchuf die unerwartete Ankunft des treuen Bruders ein neues Licht in ihrer düſteren Seele. Es war ihr, als dürfe ſie ſich nun unter einem kräftigen Schutze fühlen und als würde die Dazwiſchenkunft des Bruders den quälenden Zuſtand, in welchem ſie ſeit einigen Wochen gelebt hatte, plötzlich in eine wohlthuende Entſchiedenheit verwandeln. Sie ſchlang den Arm um Leopolds Nacken und äußerte ihre Freude, ihn wiederzuſehen in kindlich-rührender Zärtlichkeit; dann bat ſie ihn, daß er ſich entfernen möchte, auf daß ſie das Bett verlaſſen könne.

Wie wenig auch von jeher die beiden Schwäger in ihren Lebensanſichten und Empfindungsweiſen übereingeſtimmt hatten, wie wenig auch ſich Einer von der Eigenthümlichkeit des Andern angeſprochen fühlte, ſo liebte doch Leopold ſeine Schweſter viel zu ſehr, um ſich dem Manne, für welchen ſie ſich beſtimmt hatte, nicht um ein Bedeutendes näher gerückt zu fühlen und den Entſchluß in ſich zu befeſtigen, jede frühere Parteilichkeit gegen ihn fortan zu beſeitigen.

Aus dieſer Stimmung ging ein Benehmen hervor, welches durch ſeine gewinnende Herzlichkeit ſehr vortheilhaft gegen die ſonſt behauptete Zurückhaltung abſtach, und die natürliche Güte des Barons würde mit dankbarer Erwiederung der freundlichen Annäherung ſeines Schwagers ſelbſt dann entgegengekommen ſein, wenn ihm dieſer Beſuch jetzt minder willkommen geweſen wäre.

Der Baron hatte die vergangene Nacht ſchlaflos und in ſtechender Unruhe hingebracht. Die geſtrige Abendſcene hatte ſein eingelulltes Bewußtſein geweckt. Claudiens Edelmuth, die ſtille Würde, in welcher ſie ihm erſchienen war, die zarten Regungen ihrer Weiblichkeit, von dem reinſten Tugendgefühl gehalten, zeigte ihm Ludmillens unwürdige Leidenſchaftlichkeit und ſein eigenes ſtrafbares Schwanken zwiſchen Recht und Unrecht, zwiſchen reiner Liebe und ſinnlichem Wohlgefallen, welches ſeine Nahrung aus falſchem Mitleid und geſchmeichelter Eigenliebe ſog — im ſcharfen Widerſpiele der Contraſte. Zum erſten Male erkannte er klar Claudiens geiſtige Ueberlegenheit, und mit mehr Beſchämung als Reue, gedachte er ſeiner bisherigen Verirrung, welche den Schleier, von der Hand der Liebe gewoben, zerriſſen und den Augenblick dieſer Erkenntniß herbeigeführt hatte. Das eiferſüchtige Benehmen eines gewöhnlichen Weibes würde vielleicht nach Sturmesart Ludwigs Gemüth gereinigt und den vertrockneten Boden ſeines Herzens erſchüttert haben; aber das milde Weben von Claudiens Geiſte berührte nur wirkungslos die Gifte, welche die edelſten Blüthen und Knospen dieſes Gebiets bereits ſchädlich angegriffen hatten. Die letzte Aeußerung ſeiner Frau belaſtete den Baron mit der unausweichbaren Verbindlichkeit, das gegenwärtige Verhältniß mit Ludmilla zu endigen; entweder durch ihre Entfernung, oder durch ein, ſeinen Pflichten angemeſſenes Betragen gegen ſie, und indem er das Recht, wie die Nothwendigkeit dieſer Forderung einſah, und ſich ſeine achtungsvolle Scheu vor einer Gattinn erhöhete, welche ihren Empfindungen ſo zu gebieten und ihr Anrecht auf ſolche Weiſe geltend zu machen verſtehe, fühlte er ſeine Liebe für ſie vermindert und mehr Ludmilla zugewendet, über welche er nun das Verdammungsurtheil ausſprechen ſollte. So verkehrt iſt der Menſch!

Der erſte Schein des Morgens glänzte durch die Jalouſieen des Schlafgemachs und noch hatte Ludwigs Auge ſich nicht geſchloſſen; noch immer zerarbeitete ſich ſeine Phantaſie mit unausführbaren Planen, wie Claudie zufrieden geſtellt werden könne, ohne daß Ludmilla aufgeopfert werden dürfe. Jeder Blick, welchen der ängſtlich Aufgereizte auf die leiſeathmende, in ſüßen Träumen lächelnde Claudie warf, zeigte ihm das Glück der Seelenſtille, die mitten im Kampfe feindlicher Verhältniſſe eines höheren Schutzes gewiß iſt. Als der Baron um einige Minuten früher als ſeine Gattinn erwachte und das Lager verließ, erfuhr er von ſeinem Kammerdiener, welcher Beſuch in der letzteren Nacht angekommen ſei, und erwünſchter konnte ihm keine Nachricht lauten. Nach ſeiner Folgerung wurden durch Leopolds Anweſenheit Claudiens Gedanken und Vorſtellungen von ihm und Ludmilla abgezogen, und er gewann Zeit die mildeſten Verfügungen zu treffen; daher trug ſeine, an den überraſchten Leopold ergehende Begrüßung die echte Farbe des heiterſten Willkommenſeins, und Leopold, welcher mit dem geheimen Mechanismus von dem Gedankenſpiele des Barons unbekannt war, ſchrieb dieſe nie an ihm gekannte Wärme dem Einfluſſe Claudiens und einer regen Würdigung der verwandtſchaftlichen Beziehungen zu, in denen er ſich nun gegen ihn befinde.

Das Frühſtück war vorüber; tauſend Fragen und Gegenfragen gewechſelt und beantwortet, da ſagte Leopold, daß er eigentlich deshalb hierhergekommen ſei, um den Baron und deſſen Frau nach dem Hochſteine abzuholen; der Vater ſehne ſich nach ſeinen Kindern und würde ſelbſt nach Norwallen gekommen ſein, wenn er nicht ſeit einiger Zeit den alten Gichtſchmerz im linken Beine verſpürte und ſich demnach vor Anſtrengung und möglicher Erkältung hüten wolle. Der Baron ſah Claudie überlegend, mit aufgezogenen Augenbraunen an, und antwortete nach einer Pauſe, in welcher ſeine Frau der zögernden Entſcheidung zu harren ſchien: „Was Dich anbelangt, liebe Claudie, ſo handele hiebei ganz nach Deinem Gefallen; was mich jedoch anbetrifft, ſo muß ich, vorläufig wenigſtens, auf dieſes Vergnügen Verzicht leiſten; da Du ja weißt, daß ich verſprochen habe, den ſechsundzwanzigſten dieſes Monats, als künftigen Sonnabend, bei dem Grafen Zillmar zu erſcheinen, woſelbſt wir die Ausgleichung einer langſtdauernden, ärgerlichen Grenzſtreitigkeit vornehmen wollen. Doch wirſt Du ſo gütig ſein, Ludmilla mitzunehmen und mir den Tag beſtimmen, an welchem ich zu Eurer Abholung auf dem Hochſteine ankommen ſolle.“ Claudie konnte gegen die Gültigkeit dieſer Entſchuldigung nichts einwenden; die Aufforderung ihres Gemahls, daß ſie Ludmilla mitnehmen möchte, erſchien ihr als der Wunſch, ſie davon zu überzeugen, daß kein ſie benachtheiligender Grund ſich hinter dieſer Ablehnung verberge, und von ſeinem guten Willen, ſie zu beruhigen, gerührt, ſagte ſie: „Nun, wir können ja die Sache noch überlegen. Zwei Tage wenigſtens, wirſt Du, lieber Bruder, uns doch ſchenken, und binnen dieſer Zeit wird das Beſte ja wohl ausgemittelt werden können.“ Der Baron ward jetzt abgerufen, und wenige Augenblicke nach ſeinem Abgange trat Ludmilla im wohlgewählten Morgenanzuge ein. Leopold ſaß mit dem Rücken gegen die Thür, aber als er bei dem Aufgehen derſelben eine leichte Bewegung in Claudiens Zügen wahrnahm, blickte er raſch um ſich und blieb faſt regungslos vor Ludmilla ſtehen, welche, zwar erblaſſend und mit unſicheren Blicken, aber doch ihre Ueberraſchung meiſternd, ſich dem alten Bekannten näherte. Schon einmal hatte Leopold Claudiens etwas leiſe Anrede, in welcher ſie Ludmilla ihren Bruder, und dieſem in der Kommenden die Couſine ihres Mannes, das Fräulein von Wellnau, vorſtellte, überhört, und Claudie ſich genöthigt geſehen, die unverſtandene Vorſtellung zu wiederholen, als Leopold ſich in ſo weit begriff, und bei Claudien einen Irrthum vorauszuſetzen; denn er fand ja in dieſer Ludmilla die Tochter ſeines verſtorbenen Generals, das Fräulein Sarvynsky, wieder. Leopold nahm den widrigen Eindruck, welchen dieſe unerwartete Begegnung auf ihn hervorbrachte, möglichſt gefangen, um Claudie einige Worte über dieſen Irrthum, die zugleich ſeiner auffallenden Betroffenheit zur Entſchuldigung dienen ſollten, und Ludmilla etwas einer Artigkeit Aehnliches zu ſagen. Doch Ludmilla nahm augenſcheinlich dieſen Zoll der Höflichkeit eben ſo widerſtrebend auf und an, als er ihr dargebracht wurde. Es war eine außerordentliche Aufgabe für Claudiens weiblichen Takt und für ihre Selbſtverleugnung, zwiſchen der beklommenen, von der Gegenwart eines Kenners ihres fleckenvollen Wandels gedrückten Ludmilla und dieſem ſtummen

Erinnerer an manches Erröthen der Schuld ein Geſpräch einzuleiten; und doch vermochte ſie es, derſelben zu genügen. Eine halbe Stunde hindurch hatte ſich der dünne Unterhaltungsfaden durch Claudiens Mühe fortgeſponnen, da benutzte Ludmilla eine geringfügige Veranlaſſung, ſich entfernen zu können. Leopold heftete einen langen, durchdringenden Blick auf ſeine Schweſter. „Arme Claudie!“ ſagte er, „windet ſich dieſe Schlange in Deinem Eheparadieſe herum, ſo muß ich fürchten, daß es nicht lange ein Eden für Dich ſein werde! Du kennſt dieſes Mädchen nicht, ich aber kenne es. Die Tücke eines Teufels, in der Geſtalt eines Engels! — Seine Schlechtigkeit iſt eben ſo anerkannt, wie die ſiegende Gewalt ſeines Zaubers. Die traurigſten Erfahrungen zeugen für die Wahrheit dieſer Behauptungen. Der arme Olgy! — — —“

Claudie war ſchon bei den erſten Worten Ihres Bruders von einem leiſen Zittern befallen worden, jetzt blickte ſie ihn ſo lange und flehend an, daß er, von dem Ausdrucke des Leidens in ihren Mienen verwirrt, den Nachſatz vergaß und Claudie ihn unterbrach: „Sei deshalb ruhig, mein Bruder! Ludwig iſt von Allem, was er wiſſen muß, unterrichtet und er liebt mich und ſeine Ehre genug, um, ſobald es nothwendig wäre, Maßregeln zu treffen, die zur Sicherheit meiner Ruhe und ſeiner Zufriedenheit erforderlich ſein dürften.“

„Gott gebe es!“ ſagte Leopold, wie ungläubig. „Doch vergiß nicht, meine Schweſter, daß die Natur des Feindes die Waffen beſtimmen müſſe, mit welchen man gegen ihn kämpft. Dein Taubenſinn, meine Claudie, möchte Dich ſchwerlich vor den Ferſenſtichen dieſer giftigen Schlange ſchützen.“

Wie wenn der Sonne Blick plötzlich durch dunkle Wolken dringt, ſo erhellete ein ſchönes Lächeln Claudiens holde Züge. „Nun denn,“ ſagte ſie: „ſo ſchützt mich doch Eine Waffe, welche jedem Feinde widerſtehet, das Gefühl meines Rechts und die zuverſichtliche Hoffnung auf den Beiſtand eines höchſten Helfers!“

Als die kleine Geſellſchaft bei der Mittagstafel ſaß, fühlte der Baron wohl die innere Spannung der Gemüther gegen einander, und er ließ es ſich daher angelegen ſein, den Stoff der Unterhaltung nicht ausgehen zu laſſen. So kam er in ſeinem Beſtreben, freundliche Berührungspunkte aufzuſuchen, auch auf die Erinnerung jener Stunde, in welcher das Männerkleeblatt Claudie am Bache belauſchte und fragte, mit beſonderer Theilnahme, wie es ſchien, nach dem Ergehen des Rittmeiſters Olgy. „Mein armer Freund,“ antwortete ſeufzend Leopold und legte Meſſer und Gabel zurück, „iſt recht ſehr zu bedauern; denn wahrſcheinlich werden jene Tage, welche wir gemeinſchaftlich auf dem Hochſteine verlebten, die letzten frohen ſeines Lebens geweſen ſein.“

Des Barons Frage und Leopolds Antwort übergoſſen Ludmilla's Geſicht mit der Purpurgluth des flammenden Bewußtſeins und bedeckten Claudiens zarte Wangen mit der Lilienbläſſe eines heiligen Mitleids.

Der Baron fragte ſeinen Schwager nach der Urſache und der Art von des Rittmeiſters Leiden, und Leopold begann, indem er zuweilen einen durchbohrenden Blick auf die ihm gegenüber ſitzende Sünderinn warf.

„Minder heiter, als mein Freund dem Wiederſehen ſeiner Mutter entgegengeeilt war, kehrte er von dem Hochſtein zurück, und wie wenig mich auch die Vorübungen zu dem bald darauf Statt habenden Manövre zu einer ununterbrochenen Beobachtung ſeiner Gemüthsſtimmung kommen ließen, ſo ſchien es mir doch, als ob irgend ein geheimer Gram ihn fortdauernd bedrücke. Dem Befehle meines Chefs zufolge mußte ich ſchon vom Revueplatze aus mit meinem Commando auf den mir angewieſenen Grenzpoſten abgehen, und ahnungslos, daß unſere Trennung eine ſo lange ſein, und ich den braven, herrlichen Jungen vielleicht niemals wiederſehen würde, verließ ich ihn mit einem flüchtigen Abſchiedswunſche.“

„Vor einiger Zeit erzählte mir ein Camerad, der in der Nähe meines Grenzſtädtchens ſeine Eltern, und bei dieſer Gelegenheit auch mich beſuchte, auf meine Frage nach dem Rittmeiſter, daß derſelbe kurze Zeit nach dem Manövre von ſeiner Mutter in unſerer Garniſon beſucht worden ſei. Die Ueberredung dieſer Dame habe wahrſcheinlich den Erſteren dazu bewogen, ſelbige nach Liefland zu begleiten, von wo er nach dem Verlauf eines halben Jahres zurückgekehrt ſei. Doch ungefähr nach Mondesfriſt ſei er in eine ſo tiefe Melancholie verfallen, welcher ihn kein Beſtreben ſeiner Cameraden, von denen ſämmtlich er ſehr geliebt und geſchätzt wird, habe entreißen können. Dieſe Verſunkenheit in ſeinen unbekannten Kummer habe ſogar einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine gewohnte Pünktlichkeit im Dienſt geübt, und indem er einſtmals eine kleine Vergeſſenheit ſeiner Dienſtpflicht habe ſchnell wieder gut machen wollen, ſei er durch eine gewaltſame Wendung ſeines Pferdes geſtürzt, welcher Unfall einen heftigen Blutbuſten zur Folge gehabt habe. Die Beſchämung darüber, verbunden mit dem Gefühl, daß ſeine Geſundheit zerſtört ſei, habe ihn veranlaßt, um ſeinen Abſchied einzukommen, welches Geſuch jedoch mehrere Male habe wiederholt werden müſſen, ehe es ihm befriediget ward, bis dies endlich auf eine, für unſeren Olgy ſehr ehrende Weiſe geſchah. Vor einigen Wochen nun habe derſelbe zum Bedauern des ganzen Regiments ſeine Wohnung aufgegeben, ſeine Sachen verkauft und ſei, Niemand wiſſe wohin? auf Reiſen gegangen.“

Noch ehe Leopold dieſe lange Erzählung endigte, warf der Baron einen beſorgten Blick auf ſeine Frau, deren Bläſſe immer auffallender geworden war. Claudie wollte dieſem Blicke antworten, aber das reine Blau ihrer Augen ſchimmerte hinter einem Thränenſchleier hervor und die erloſchenen Blicke ſenkten ſich matt und tief. „Dir wird wieder nicht wohl, meine gute Claudie! Nicht wahr, der geſtrige Anfall kommt wieder?“ ſagte der Baron und reichte über den Tiſch hinüber, der Angeſprochenen ſeine Hand. Claudie nickte ſchweigend mit dem Kopfe, legte die Finger der bebenden, ſchneeweißen Hand in die Rechte ihres Gatten, ſtand auf und ſchwankte, von dem, ihr zueilenden Ludwig unterſtützt, in ihr Zimmer. Leopolds Erzählung hatte in den Tiefen ihres Gefühles alle ſchlummernden Schmerzen der Liebe geweckt und die leichtbenarbten Herzenswunden aufgeriſſen. Sie wußte nun, wie ſie von Curt geliebt ſei, wie ihr Verluſt von ihm betrauert werde, und die Vergleichung, wie wenig des Barons Verhalten das ſchwere, ihm von ihr gebrachte Opfer belohne, warf den Schatten von dieſem Bilde. Während ſie auf ihrem Lager ruhete, war ihre Phantaſie geſchäftig, ihr in tauſend wechſelnden Umgebungen, welche alle nur von einer Geſtalt belebt wurden, den Unglücklichen darzuſtellen, der, mit dem Weh hoffnungsloſer Liebe in der wunden Bruſt, von Freuden und Freunden geſchieden, heimathlos in öder Fremde umher irre — und ihre Thränen quollen unter den geſchloſſenen Augenliedern hervor. „So kann ich denn nun nichts mehr, gar nichts mehr für Dich thun, Du Armer?“ ſagte ſie leiſe zu ſich ſelbſt und faltete troſtlos die Hände in ihrem Schooße. Nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie ergriffen fort: „O doch! das Beſte! das Unfehlbarſte! das Heilvollſte! Ich kann Dich im Gebet Gott empfehlen, deſſen Obhut die ganze Welt umfaßt, deſſen Allmacht jeden Kummer lindern und durch nie geahnete Wonnen aufwiegen kann. Die Wirkung dieſer Fürbitte wird Dich erreichen, wo Du auch ſeieſt, Dich beruhigen, was Du auch leideſt!“

Claudie verließ das Lager; ſie ſchob den Riegel vor die Thüre, warf ſich auf ihre Kniee und erhob in glühendem Gebet ihre Seele zu Gott. Da löſ'ten ſich Gram und Schmerz von der erweiterten Bruſt, in welcher ſich die Engelsfittige dehnten; und ſie empfand die Rückwirkung dieſes heiligen Aufſchwungs in ſtiller Sammlung und einer Stärkung, welche aus den ewigen Quellen der Urkraft floß.

Bei der Abendtafel deſſelben Tages machte der Baron Ludmilla den Vorſchlag, ſeine Frau, bei deren auf den übermorgenden Tag angeſetzten Reiſe, nach dem Hochſteine zu begleiten. Die Worte, in denen dieſer Vorſchlag abgefaßt war, trugen das Gepräge galanter Höflichkeit, aber der Blick, von welchem ſie begleitet wurden, verwandelte dies ſchmeichelnde Begehren in ein ſtrenges, unerläßliches Gebot. Ludmilla verbeugte ſich bejahend gegen die Baroninn, welche wieder bei Tiſche erſchienen war, ließ ſcheinbar den Baron ganz unbeachtet und verſprach ihre Anordnungen für dieſes Vorhaben ohne Säumen zu treffen. Die Männer fühlten ſich von dieſer Antwort befriediget, aber Claudie wollte es bedünken, als erkläre ein leiſer Zug von Hohn in Ludmilla's Geſichte dieſe Bereitwilligkeit für falſches Spiel, und der Erfolg rechtfertigte dieſe mißtrauiſche Vermuthung.

Der zur Reiſe beſtimmte Morgen erglänzte in ungewöhnlicher Schönheit. Schon war Claudie beinahe angekleidet, ſchon wurden die Koffer auf den Reiſewagen geſchnallt und Leopolds muthiges Roß erſchöpfte in ungeduldigen Regungen die Kraft und Gewandtheit des Reitknechts, der es hielt, da trat Ludmilla's Kammermädchen in das Zimmer der Baroninn und ſagte: das Fräulein ſei in der vergangenen Nacht an einem heftigen Seitenſtechen erkrankt und fühle ſich unfähig, aufzuſtehen. Es laſſe ſich daher entſchuldigen und der Frau Baroninn die glücklichſte Reiſe wünſchen. Des Mädchens Geſicht zeigte den deutlichſten Ausdruck von dem Wunſche, dieſem anbefohlenen Berichte noch einen freiwillig gegebenen, ganz anders lautenden beifügen zu wollen, doch der tiefe Ernſt in Claudiens Haltung, Mienen und Antwort machte die Anklägerinn ehrfurchtsvoll verſtummen.

Obgleich, wie unſere Leſerinnen wiſſen, dieſer Streich Claudie nicht ganz unvorbereitet traf, ſo fühlte ſie doch durch ihn ihre Verachtung gegen Ludmilla geſchärft, die keine Pflicht des Anſtandes ehrte, wenn es darauf ankam, ihren rohen Leidenſchaften genug zu thun. Sie würde es für eine Verleugnung der Wahrheit gehalten haben, wenn ſie Ludmilla beſucht hätte; doch indem ſie mit einer gewiſſen Unruhe kämpfte, die von der Furcht herrührte, der Beargwohnten Unrecht zu thun, trat der Baron ein und fragte mit ungewöhnlicher Heftigkeit, ob es wahr ſei, daß Ludmilla ſich habe als krank melden und das Mitreiſen abſagen laſſen?

Claudie, halb abgewendet von dem Gemahl, bejahete dieſe Frage ohne weitern Zuſatz und der Baron rief jetzt in ungeheuchelter Entrüſtung: „Nun denn, ſo werde ich den Arzt holen laſſen und die nöthigen Befehle für Ludmilla's Wartung ertheilen: Dir aber, liebe Claudie, ſchon auf den Sonnabend folgen, wenn ich auch erſt mitten in der Nacht auf dem Hochſteine anlangen müßte. Wir haben Mondlicht und ich werde Pferde vorausſchicken.“

Claudie umarmte ihren Gemahl, überzeugt davon, daß auch ein Mann, dem weniger Zartgefühl eigene, als er beſitze, ſich von Banden gedrückt fühlen müſſe, welche ihn einem unwürdigen weiblichen Weſen unterwarfen. Kaum war der Wagen, der Claudie den Armen ihres Mannes entführte, den Blicken deſſelben entſchwunden, kaum war der ſcharfe Hufſchlag von Leopolds Roſſe auf den breiten Quadern der Anfurth verhallt, als auch ſchon der wildeſte Renner des Barons vorgeführt ward, und nach wenigen Minuten ſprengte dieſer auf der Straße hin, welche nach den Forſten führte, nur von einem einzigen, ihm in weiter Entfernung folgenden Bedienten begleitet. Ludmilla fühlte wohl, daß er ihr zürne: allein ſie kannte ſeine Verſöhnlichkeit und rechnete daher beſtimmt darauf, daß er zu Mittag erſcheinen und ihr Geſellſchaft leiſten würde. Aber vergebens. Statt des Barons erſchien ein Arzt aus der nächſten Stadt, welcher der Kranken ein entzündliches Fieber andichtete, ſie ſchleunigſt in das Bett verwies, einen baldigen Aderlaß und mancherlei anzuwendende Mittel verordnete. Es half nichts, Ludmilla mußte ſich fügen, wollte ſie anders nicht vor den ſpottenden Blicken der Domeſtiken zu Schanden werden. Spät am Abend erſt kehrte der Baron zurück. Ludmilla vernahm ſeinen dröhnenden Fußtritt auf der Treppe, ſie hörte, daß er ſchallend die Thür ins Schloß warf, und keine Nachfrage nach ihrem Befinden befriedigte ihr hochgeſpanntes Verlangen.

Am folgenden Morgen fühlte ſich Ludmilla wirklich angegriffen. Der ſtarke Blutverluſt am vorigen Tage, der geheime Aerger der vorigen Nacht, der Gebrauch von Arzeneien, welche für einen dem ihrigen ganz entgegengeſetzten Zuſtand berechnet waren, hatten eine fieberhafte Reizbarkeit und Schwäche in ihr erregt. Ihre Wange war bleich und ihr ſonſt feuriges Auge trübe und umwölkt. — Sobald ſie nur einen Blick in den Spiegel geworfen hatte, glaubte ſie nichts mehr zu wagen, wenn ſie den Baron um einen kurzen Beſuch bitten laſſe. Er trat bald darauf ein. Auf einen Wink ihrer Gebieterinn entfernte ſich das Ludmülla zur Aufwartung beſtimmte Mädchen ſogleich. Die Mienen und Geberden des Barons drückten einen Unwillen aus, der mehr der ruhigen Ueberlegung und der Entſchiedenheit des Willens, als einer leidenſchaftlichen Aufwallung entſprungen zu ſein ſchien, und Ludmilla, dieſe Stimmung richtig auffaſſend, legte ein noch weicheres Schmachten in den matten Blick und ſagte mit halber Stimme: „Ich wollte mich nur erkundigen, Couſin, was die Urſache davon ſei, daß Sie mein Unwohlſein ſo theilnahmlos ignoriren?“

„Alſo wirklich krank, Ludmilla?“ fragte der Baron wieder, ſtatt zu antworten, und ſeine Stimme ſchwankte zwiſchen Groll und Mitleid. —

„Nun wahrhaftig, das iſt naiv!“ entgegnete Ludmilla mit verſtelltem Spotte. „Meinen Sie denn wirklich, Ludwig, daß man um nichts und wieder nichts ſich ein Pfund jungen Blutes abzapfen, von einem langweiligen Arzte mehrere Stunden quälen und dazu beſtimmen läßt, das Bitterſte und

Widrigſte, was die Erde erzeugt, hinunterzuſchlucken? Sie glaubten alſo, ich ſei ſchulkrank? Nun iſt mir Ihr Zorn erklärbar! Doch, damit Sie ſehen, wie offen ich gegen Sie ſei, verſichere ich Ihnen hiermit, daß, wäre ich auch wohl geweſen, mich doch keine menſchliche Gewalt dazu bewogen haben würde, unter der Aegide dieſer Geſchwiſter nach dem Hochſteine zu reiſen. Dieſe Sprößlinge ſind mir düſter genug, um mir für immer die Luſt benommen zu haben, mich unter dem nächtlichen Schatten des Stammes, von welchem ſie entſproſſen ſind, des wenigen Lebenslichtes zu berauben, deſſen ich mich erfreuen darf.“

Der Baron biß ſich unmuthsvoll in die Lippen. Finſter antwortete er: „Ludmilla! Sie werden durch ſolche Unvorſichtigkeiten ſich und mich zu Grunde richten und den Frieden des beſten Weibes untergraben! Glauben Sie denn, Claudie ſei mit Blindheit geſchlagen? — Und was ſoll endlich daraus werden? Wenn nun meine Frau Ihre Entfernung heiſchte und darauf beſtände?“

Ein glühendes Roth überzog Ludmilla's Geſicht. Sie ſtreckte die Arme wie bittend dem Baron entgegen und ſagte: „Nun denn, ſo würde ſie ja nur mein Glück begehren! Glauben Sie im Ernſt, daß mir hier wohl ſein könne? Hier, wo jeder Blick, welchen Claudie auf mich wirft, ein ſchneidender Vorwurf iſt, den dieſe ungeprüfte Tugend meinem menſchlich ſchlagenden Herzen macht! Nein, der Boden brennt unter meinen Füßen, die Wände wollen mich erdrücken, jeder Athemzug iſt mir von Angſt und Krampf gebunden! Ach Ludwig! entfernen Sie mich! aber nur auf die Art, welche ich Ihnen vorſchlagen werde. Die Erfüllung dieſes meines Wunſches ſoll der einzige Lohn für meine heiße Liebe und für die tauſendfachen Qualen ſein, die ich um Ihretwillen erdulde.“

Der Baron war höchſt überraſcht. Ludmilla's Willfährigkeit, dies Haus und ſeine Nähe zu verlaſſen, reizte ſeine Eitelkeit auf; auch würde die Verbannung des Mädchens, das ihm mit der brennendſten Leidenſchaft anhing, wohl unſtreitig das letzte Mittel geweſen ſein, welches er angewendet hätte, um dies peinliche Verhältniß zu endigen. Er legte ſeinen Arm um Ludmilla's Leib und ſagte: „Liebe Ludmilla! Sie ſind exaltirt; laſſen Sie uns doch alles mit Ruhe überlegen. Liegt die Befriedigung Ihres Verlangens nicht außer den Grenzen der Möglichkeit, ſo wird es in aller Ausdehnung erfüllet, und wäre mein halbes Lebensglück die Bedingung dafür! Darauf verlaſſen Sie ſich! —“

Ludmilla lächelte bitter auf. Ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen; ſie antwortete: „Mit Ruhe? O dieſe iſt meiner Bruſt fremd! Aber Kraft enthält ſie, den einmal gefaßten Willen feſt zu halten. Hören Sie mich alſo. In der erſten Woche Ihrer Verheirathung, die für mich eine Ewigkeit voll Martern war, machte ich, dem Anblicke Ihrer ehelichen Zärtlichkeit zu entrinnen, einen weiten einſamen Spazierritt, bei welchem ich mir jede Begleitung verbeten hatte. Meine Gedanken waren ſo ſehr außerhalb meines Selbſts beſchäftiget, daß ich weit von den bekannten Pfaden abwärts irrend, erſt ſpät meine Zerſtreuung wahrnahm. Der Weg, welchen mein Pferdchen eingeſchlagen hatte, führte eine buſchigte Anhöhe hinauf, deren dicht bewaldete Oberfläche mir als ein anmuthiger Ruhepunkt erſchien. Als ich ihn erreicht hatte, band ich mein Pferd an einen Baum, und machte einige Schritte vorwärts, um die Gegend in Augenſchein zu nehmen. Da bot ſich mir der lieblichſte Anblick dar. Ein länglichrundes Thal, deſſen mäßige Tiefe von grünen, eng an einander gereiheten Hügeln überwölbt wird, breitete ſich vor meinen Blicken aus. Durch die engen Schluchten blickte nur etwa die Spitze eines Kirchthurms, oder das blaſſe Blau der fernen Gebirge. Die Geſtalt des Thals und ſeiner Umgebungen, die gänzliche Unbelebtheit deſſelben gab ihm das Anſehen eines großen Grabes, und dieſe Vergleichung, welche ſich mir gewaltſam aufdrang, preßte mir Thränen einer heißaufflammenden Sehnſucht nach Ruhe und Frieden für mein ſturmerfülltes Herz aus, wie ich ſie ſchmerzlicher nie vergoß. Ach! könnte ich mich doch in dieſe Einöde lebendig begraben, geſchützt vor mir ſelbſt, vor Dir, Ludwig, dem geliebten Feinde meiner Ruhe — vor dem Hohn und der Schmach aller Menſchen, der ganzen Welt! — So dachte ich bei mir ſelbſt und machte, von dem Zauber dieſer Idee ergriffen, noch einige Schritte dem Abhange näher. Jetzt gewahrte ich in der Mitte der vom Thale aus aufſteigenden Höhe ein hübſches Häuschen von dörflichem Anſehen, vor welchem eine ſilberhaarige Alte ſaß, beſchäftiget, von vielen in den Boden geſteckten Spulen Garn abzuwinden. Ich zog mich leiſe zurück, holte mein Pferd, und ging nun, dies führend, auf das Mütterchen zu, es um einen Trunk friſchen Waſſers bittend. Die Alte erſchrak ſichtlich. Sie warf befremdete Blicke auf mich und mein Pferd und der Ausdruck ihrer Mienen ſagte mir, daß ſie nicht übel Luſt habe, mich für eine Erſcheinung der Geiſterwelt zu halten. Doch meine Anrede überzeugte ſie nach und nach von meiner irdiſchen Natur. Sie wies mir ein kleines Raſenbänkchen zum Ruheſitze an, holte mir köſtliches Quellwaſſer und ein kräftiges Butterbrod, band mein Pferd an einen ſchattigen Baum und erquickte auch dieſes mit duftigem Heu und friſchem Getränk. Nie iſt mir die Gaſtfreundſchaft wohlthuender und ehrwürdiger erſchienen, als in dem Benehmen dieſes Mütterchens! — Ich fragte die Alte, ob ſie ganz allein in dieſer Einſamkeit hauſe, und ſie antwortete mir, daß ihr Mann noch lebend, von Gewerbe ein Weber und grade auswärts ſei, um fertige Leinewand an entfernte Kunden abzuliefern. Sie müßten, fuhr ſie treuherzig erzählend fort — jetzt mehr als ſonſt den ſpärlichen Verdienſt zuſammenhalten, da ſie ſeit Monatsfriſt der Miethe, welche ſie aus dem obern, mit einer Kammer verſehenen Stübchen des Hauſes gezogen, verluſtig gegangen ſeien. Eine ältliche, ſehr kränkliche Schulmeiſtertochter, welche ſich von ein wenig Putzmacherei und dem Binden von Brautkränzen und Todtenkronen erhalten, habe ſeit länger als funfzehn Jahren darin gewohnt und ſei vor einigen Wochen geſtorben. Es werde nun wohl ſchwer halten, einen Miether zu dem Stübchen zu bekommen, da es allzueinſam gelegen ſei. Sie pries mir noch lange die Wohnlichkeit ihres Stübchens, und bat mich, um ihre Ausſage beſtätiget zu hören, es mir anzuſehen. Ich folgte ihr faſt willenlos. Das Gemach war klein und beſchränkt, aber deſto unbegränzter die Ausſicht, welche es gewährte. Das eine der beiden Fenſterchen nahm die Richtung durch eine Thalſchlucht. Aus weiter, glänzender Ferne herüber ſchimmerte eine Menge rother Dächer, deren Eines die Anderen ſtolz überragte. Das Mütterchen deutete mit dem dürren Finger auf den blendenden Fernpunkt und ſagte: „Dies iſt Norwallen, das ſtattlichſte Gut in der ganzen Gegend! Es gehört einem jungen und reichen Herrn, der bald Hochzeit haben wird, wenn es nicht etwa gar ſchon vorbei iſt.“ Ach, Ludwig! Dies Wort ſchnitt durch meine Seele! Vorbei! wiederholte ich, ohne daß ich es wußte. Ja, es iſt auf ewig vorbei! dachte ich und hatte Mühe, der Frau die tieſe Bewegung zu verbergen, in welche mich ihre ſchlichte Rede verſetzt hatte. Ich bat die Frau, das Stübchen noch eine Zeit lang unbeſetzt zu laſſen, und ein Goldſtück, welches ich eben bei mir hatte, einſtweilen zur Entſchädigung dafür anzunehmen. Es ſei möglich, daß ich ſelbſt ihre Hausgenoſſinn würde. Das Mütterchen ſtarrte mich an; es meinte, dies ſei Miethe für ein halbes Jahr und ſo lange wolle es das Stübchen unbeſetzt laſſen, und mich dann, falls mich mein Vorſatz nicht gereue, wie ein eigenes Kind hegen und pflegen. Auch ſei ein trockener und reinlicher Stall für mein Pferdchen vorhanden. Ich nahm jetzt Abſchied; zufällig nannte mir die Alte den Namen des nächſten Dorfes: Schwarzgrund. Spät am Abend kam ich nach Hauſe und meine lange Abweſenheit war kaum bemerkt worden. — Seitdem hat mich nun jenes Bild nicht wieder verlaſſen. So oft es hier," ſie deutete auf ihr Herz — „ſtürmte und wogte, ſo oft dachte ich: Wie friedlich würde ſich's dort leben! Wenn ich hier, mißverſtehe mich nicht, Ludwig! in tauſend drückenden Beziehungen meine Abhängigkeit von der, mir innerlich abgewendeten Frau des Hauſes empfand, wenn ſich die Unbedeutendheit meiner Stellung in jedem nachläſſigen Domeſtiken-Blicke ſpiegelte, dann dachte ich mit einer ſcharfen Empfindung: Dort würdeſt Du Herrinn ſein! Die ſchmerzliche Regſamkeit Deiner Jugend würde von der ruhigen Betagtheit der alten Weberfrau in Schlummer gelullt werden, wie ein krankes Kind von den Sangweiſen ſeiner Mutter! Wenn ein Augenblick einſamen Zuſammenſeins mit Dir, o Ludwig! mir ſchmerzlichſüßen Troſt gewährte und einen Tropfen Linderung in die brennenden Wunden meiner Seele goß, dann dachte ich: was müßte es erſt ſein, wenn Ludwig ſeine Ludmilla zu beſuchen käme, die ſich um ſeinetwillen lebendig begräbt! Wenn ich, geſichert vor unberufenen Lauſchern, mich an ſeinen Hals werfen könnte, ihm das Gefühl ſchildernd, welches in dieſem Buſen den Himmel, oder die Hölle ſchafft! O! ein Augenblick ſolcher Freiheit, ſolchen Genuſſes, wiegt ein Jahrzehend auf, was ich in dieſem Hauſe Dir und Claudie gegenüber angſtvoll verträume. Laß mich, Ludwig, laß mich dorthin ziehen!“

Es dürfte ein unausführbares Unternehmen ſein, den Gemüthszuſtand beſchreiben zu wollen, in welchen Ludmilla's Erzählung den Baron verſetzt habe. Nur andeuten kann meine Feder die Empfindungen, die in ihm entſtanden und ſeine fernere Handlungsweiſe beſtimmten. Ludmilla's Leidenſchaft, deren Wahrheit und Charakter aus den ſtrahlenden Blicken der ſchwarzen Augen, aus der Gluth ihrer Wangen flammte, hatte ſchon bei dem Anfange der Unterredung ein Gefühl in ihm entzündet, deſſen ſteigende Wärme ihn der nöthigen Beſonnenheit beraubte und ihm die klare Anſicht ſeiner heiligen Pflichten verdunkelte. Daß die Neigung, welche Ludmilla für ihn hege, ſo allgewaltig ſei, um ein Weſen wie Ludmilla, nur athmend in Weltfreude und Lebensſinn, dahin zu vermögen, daß es in todter Abgeſchiedenheit leben wolle, wenn nur ein ſeltener Beſuch von ihm dies Opfer aufzuwiegen verſpreche, verſetzte ihn in ein hohes Erſtaunen und fügte ſeinem ohnehin ſehr regen und nur unterdrückt gehaltenen Wohlwollen für Ludmilla eine Art Bewunderung bei, ſo daß ſeinem Gefühl für die Sprecherinn nur ein anderer Grund und die Stütze der Rechtmäßigkeit fehlte, um Liebe genannt werden zu können. — Jenes Auskunftsmittel für ſeine eigene Schwäche, nach welchem er ſo vergeblich geſonnen hatte, war von Ludmilla ganz ungeſucht aufgeſtellt worden. Willigte er in Ludmilla's Begehren, ſo ward Claudie von der drückenden Nähe einer Nebenbuhlerinn befreiet, Ludmilla zufrieden geſtellt, und ihm blüheten im Verborgenen die Roſen eines ſchönen Geheimniſſes. — Er glaubte demnach die Pflicht der Selbſtverleugnung zu erſchöpfen, indem er ſagte: „Liebe Ludmilla, welch ein Anſinnen! Eine Verwandte des Hauſes Norwallen, die Innwohnerinn einer Weberhütte! Geſtehe ein, dies ſei ein Fiebertraum!“

Die Leidenſchaft der Liebe ſchärft die Sinne. Ludmilla hörte es dem Tone dieſer Widerlegung an, daß ſie den Sieg ſchon halb errungen habe, und muthiger entgegnete ſie: „Ich würde mit dem Stolze einer Königinn darin wohnen, weil Du, Ludwig, ein angeſtammtes Vorurtheil gegen mein heißes Wünſchen aufgeben konnteſt.“

Der Baron, nur noch ſchwach ankämpfend, antwortete: „Ludmilla, martere mich nicht ſo! O wüßteſt Du, wie Deine Stimmung mich quält! Wähnſt Du wirklich, daß Dein Verſteck verborgen bleiben würde? Wehe dann mir und Dir, wenn die Neugier ihn erſpähete! Dein Ruf wie der meinige wäre auf immer vernichtet, Claudiens Frieden auf ewig untergraben, und wir Alle würden unglücklich ſein! Und verdient es Claudie um mich, daß ich ſie betrüge?“

Ludmilla fuhr entrüſtet auf. „Claudie, und immer Claudie! Glaubſt Du ihr denn Alles ſchuldig zu ſein und mir gar nichts? — Deine Gewährungen, Freund, ſind ſehr unverhältnißmäßig und unrichtig berechnet. Nur die Liebe giebt Rechte, ſie aber liebt Dich nicht! —“

„Du läſterſt das engelreinſte Weſen, Ludmilla!“ ſagte der Baron unmuthig. „Nein, nein!“ erwiederte Ludmilla,

„es iſt die Wahrheit, was ich ſage. Sie liebt Dich wohl, aber auf welche Weiſe? Wie die Schweſter den Bruder, wie die Freundinn den Freund, wie die Beſchützerinn den Beſchützten, wie die Lehrerinn den Schüler, wie das Weib den Herrn und Gemahl, aber nicht wie die Liebende den Geliebten! Dieſes Eine, unbeſchreibliche Gefühl, vor welchem jede andere Art wohlwollender Neigung erbleicht, wie Sternenlicht am Sonnenhimmel, iſt einem andern Gegenſtande zugewendet. O Du Ibor, der nicht ſehen will, was doch ſo klar iſt! Haſt Du nicht wahrgenommen, wie geſtern der Name Olgy und die Erzählung von dem Unglücke des Rittmeiſters die ſchöne Roſe plötzlich in eine Lilie verwandelte, die Blicke in Thränen erlöſchte und Claudie in mühſam bekämpfter Ohnmacht hinſtarb? Haſt Du ferner nicht bemerkt, wie verweint ihr Auge, wie bleich ihre Wange, wie angeſtrengt ihre ganze Haltung war, als ſie endlich aus ihrem Schlafzimmer zurückkam? Noch einmal ſage ich es Dir, ſie liebt dieſen Olgy. Daß nicht Alles in der Regel und Euer liebendes Verhältniß nicht ganz gegenſeitig ſei, bemerkte ich ſchon am erſten Abend Eurer Ankunft, an welchem mir überhaupt noch manches Andere als höchſt ſonderbar auffiel, was vielleicht mit Claudiens geheimer Neigung im engſten Zuſammenhange ſtehet. Warum ſie jedoch Dir, und nicht ihm ihre Hand gegeben, ob Du als Bewerber vielleicht früher erſchienen, oder, ob der Wille ihres Vaters —“

„Schweig, Ludmilla!“ ſagte der Baron höchſt verſtimmt, „wäre auch Alles, wie Du ſagſt, was mir immer noch zweifelhaft bleibt, ſo iſt mir doch Etwas unumſtößlich gewiß, Claudiens reine Seele wird nie der Schatten einer Treuloſigkeit beflecken! Ja, wäre es auch möglich, daß ich jemals aufhören könnte ſie zu lieben; ihr zu vertrauen werde ich niemals verlernen!“

Jetzt ward der Dorf-Chirurgus gemeldet, welcher gekommen ſei, um dem Fräulein die Ader zu verbinden, und der Baron entfernte ſich. Ludmilla blieb in Ungewißheit über den Gewinn dieſer Stunde und ihrer Anſtrengung.

Einen qualvolleren Tag, als dieſen, hatte der Baron kaum erlebt. Die Unterredung mit Ludmilla hatte eine unbeſchreibliche Gährung in ſeinen Empfindungen hervorgebracht. Wäre er nur einen Augenblick lang der ruhigen Ueberlegung fähig geweſen, er hätte einſehen müſſen, wie unzuläſſig und gefährlich für ſein Glück und für ſeine Tugend Ludmilla's Plan ſei. So aber hatte Ludmilla ſolch einer Erwägung methodiſch vorgebeugt und ſeine Leidenſchaften ſo vielſeitig angeregt, daß die Stimme der Vernunft in dieſem Sturme der Gefühle ungehört verhallte. Ludmilla's tiefes Leiden, um deſſen verrätheriſche Geſtalt ſie den Schleier der Krankheit warf, hatte ſich ihm enthüllet, und ſein Mitgefühl für die ſchöne Unglückliche zum ſchmerzlichen Wehe, zum heißen Wunſche, vergüten zu können, erhöhet. Die Sprache der flammendſten Leidenſchaft aus ihrem Munde, zeigte ihm das unheilige Feuer, der ſie entloderte, im verklärenden Lichte einer ganz uneigennützigen Liebe für ihn, den auf immer Gefeſſelten. Er fühlte ſich hoch in Ludmilla's Schuld, in einer Art der Verpflichtung gegen ſie, welche nicht mit Gold und Gut, ſondern nur mit dem, was die Liebe allein als ihren Preis erkennet, mit Gegenliebe und mit williger Opferung mancher ſtörenden Bedenklichkeit abgelöſet werden könne. Seine Stimmung zu ſchärfen, theilten ſich ſeine Blicke zwiſchen Ludmilla, welche die erſtürmten, ſich unrechtmäßiger Weiſe zugeeigneten Anſprüche an ſein Herz ſo kühn und entſchloſſen vertheidigte, und lieber vom Leben zu ſcheiden, als dieſe aufgeben zu wollen ſchien, und Claudie, die das geheiligte Anrecht auf ſeine Treue nur durch die Würde der Unſchuld, durch die Gewalt der Sanftmuth behauptete, und ſich mit rührender Zuverſichtlichkeit unter den Schutz ſeines Pflichtgefühls begeben hatte. Wenn jene ſtrafbare Gluth ihn entzündete und jede beſſere Regung ſeines Herzens gewältigte, ſo erfüllte ihn die beſonnene und ruhige Haltung Claudiens mit leiſer Beſchämung und dem drückenden Bewußtſein, daß er der Gattinn an Einſicht und Edelſinn nicht gleich ſtehe. Doch Ludmilla hatte dem achtungswerthen Benehmen derſelben einen Bewegungsgrund untergeſchoben, welcher ihn in anderer Beziehung aufreizen mußte. Claudie liebte nicht ihn, ſie liebte einen Anderen! Wie der Blitz die Dunkelheit erleuchtet, ſo hatte dieſe Eröffnung manche frühere, düſtere Vermuthung ihm erhellet, und der Argwohn erzeugte jetzt gefährlichere Täuſchungen in ihm, als früher die Eigenliebe. Er rief ſich jetzt jene Zeit des vergangenen Jahres zurück, welche er mit dem Rittmeiſter zuſammen auf dem Hochſteine verlebt hatte. Damals war ihm des Mädchens zartes, warmes Intereſſe für den liebenswürdigen Olgy freilich nicht entgangen, aber ſeine erwachende, ſich mit ſüßen Erinnerungen vermählende Liebe für Claudie hatte ihn über die eigentliche Stimmung der Gemüther gegen einander getäuſcht, und es ihn überſehen laſſen, daß er nur eine Nebenrolle ſpiele. Vielleicht hatte gerade die Gegenwart eines ſcheinbar Begünſtigtern in ihm das heftige Verlangen erregt, den Sieg ſich zu erringen. Er erinnerte ſich, wie ſchwer ihm dieſer geworden ſei, wie lange Claudie mit ihrer Entſcheidung gezögert habe, wie gewaltſam der Zuſtand geweſen ſei, in welchem er ſie einſt angetroffen hatte. — Immer unzweifelhafter ward ihm Ludmilla's Behauptung, und wenn die Ueberzeugung, Claudie habe ihm ihre Hand ohne Zuſtimmung ihrer Neigung gegeben, auf der einen Seite etwas Schmerzliches für ihn hatte, ſo beruhigte ſie ihn auf der andern Seite wieder, indem er ſich, obwohl fälſchlich, nun mit der ſchuldloſen Frau in gleichem Falle wähnte, und in Claudiens ſanftbeherrſchter und würdiggeleiteten Neigung für den Aufgegebenen die Entſündigung für ſeine ſtraffällige Neigung gegen Ludmilla zu finden glaubte.

„Wie wunderſam verweben ſich doch in die Ereigniſſe der Folgezeit die Fäden, welche ſich aus dem menſchlichen Herzen hervorſpinnen!“ ſagte er am Schluſſe der langen Selbſtbetrachtung. „Ludmilla's Leichtſinn ſcheitert plötzlich an der Leidenſchaft für einen Gegenſtand, der durch Wort und Gefühl gebunden iſt, es zu erwiedern und zu belohnen, während Claudiens ſchöne Seelenharmonie durch ein Andenken geſtört wird, welchem ſie nur auf Koſten ihrer Ruhe und ihrer Pflichttreue genug zu thun vermag! Und ich? Bin ich nicht bedauernswerther als Beide? Kaum weiß ich noch, was Recht, was Unrecht iſt! Claudie und Ludmilla! Beide durch Liebe mein Eigenthum, durch enge Bande mir verknüpft, ſtellen in ihren Naturen die Extreme der Weiblichkeit dar, und wie ich auch fühle und handele, nimmer wird und kann es zur Befriedigung Beider gereichen! — Zwar kann Claudie, als meine Gattinn, fordern und erwarten, daß ich nur für ſie allein lebe; aber hat Ludmilla nicht auch Recht, wenn ſie behauptet: die Liebe nur ſei die Beglaubigung der Forderungen, welche zu machen die eheliche Verbindung geſtattet? Zwar könnte man Ludmilla's Neigung pflichtwidrig nennen; aber iſt die Liebe nicht ein freies Gefühl, eine geiſtige Verwandtſchaft, deren Weihe oder Urtheilsſpruch von keinem irdiſchen Geſetze gegeben werden kann? Claudie wird die Theilung meiner Zärtlichkeit wenig oder gar nicht empfinden, da ihr der genaue Maßſtab für dieſelbe, die gleichmäßige Erwiederung, fehlt, Ludmilla hingegen die kleinſte Verminderung meiner Gunſt tief fühlen, da ihr eigenes Gefühl der richtigſte Wärmemeſſer dafür iſt. —“

Dies Selbſtgeſpräch wird unſeren Leſerinnen gezeigt haben, wie es bereits in des Barons Herzen ausſehe, und wie viel oder wie wenig ſie für die Ruhe der ihnen vielleicht liebgewordenen Claudie zu fürchten haben.

In ängſtlicher Beklommenheit verbrachte der Baron den Tag. Zu keinem Geſchäft aufgelegt, ging er in unruhiger Haſt die dunklen Bogengänge des Gartens auf und nieder. Seinen ſchwankenden Anſichten, ſeinem befangenen Willen, verſagte ſich jeder ermuthigende Entſchluß. Jeder Stundenſchlag wälzte mit erdrückender Schwere die gewichtige Erwägung auf ſein Herz, daß bis morgen, wo er in aller Frühe zum Grafen Sillmar zu reiſen, und von dort aus Claudie nach dem Hochſteine zu folgen verſprochen hatte, Alles entſchieden ſein müſſe. Er getrauete es ſich um ſo weniger, Ludmilla umzuſtimmen, da dieſe ſeine Schwachheit kannte, und ein geheimes Verlangen in den Tiefen ſeiner Seele ihr nur allzuwillig war.

Gegen den Abend gab er Befehle für die morgende Abreiſe und ging nun in ſein Zimmer, ſeinen Leuten verbietend, ihn unnöthig zu ſtören, doch daſelbſt kaum angelangt, ſo, als ob ihm etwas Vergeſſenes plötzlich einfalle, wendete er ſich mit finſteren Blicken an ſeinen Kammerdiener mit dem Auftrage, ihn noch auf einen Augenblick bei dem Fräulein anzumelden, und ihn dann zu verlaſſen, weil er allein und unbedient ſein wolle. Die Anmeldung ward, wie vorauszuſehen, angenommen, und der Baron fand, wie er beabſichtigt hatte, Ludmilla allein.

Sie ſaß in die Kiſſen des Divans gelehnt. Ihre Wangen brannten in dunkler Gluth, ihre Augen loderten in düſterem Feuer; ihr Gruß war freundlich, doch gemeſſen, ihr ganzes Weſen trug den Charakter der Entſchiedenheit. Der Baron empfand dies ſogleich. Ludmilla's ungewöhnliche Faſſung wirkte ſonderbar auf ihn zurück, er äußerte ſich weich und zärtlich wie ein Sommerlüftchen. „Liebe Ludmilla,“ hob er mit ſchmeichelnder Stimme an, „ich komme, um Abſchied zu nehmen, und wünſche herzlich, Dich, mein beſtes Mädchen, wohl und heiterer wieder zu ſehen!“ Bei dieſen Worten zog er ſie leiſe näher und drückte einen Kuß auf ihre heiße Stirne.

Ludmilla lächelte ihn düſter und unheimlich an. Sie antwortete: „Ob überhaupt noch in dieſer Welt, das wird von Deiner gegenwärtigen Entſcheidung abhangen, Ludwig! Denn bei dem allmächtigen Gott! mein Entſchluß iſt unabänderlich gefaßt, entweder Du giebſt mir die Erlaubniß meinen, Dir heute mitgetheilten Entwurf ausführen zu dürfen, und zugleich das Verſprechen, die arme Ludmilla einmal zu beſuchen, wenn Du anders es Deiner Gewiſſenhaftigkeit abringen kannſt, mit einem Tropfen Deines Freudenweines meine verſchmachtete Seele zu erquicken, und Claudie, der Königinn Deiner Stunden, einige Minuten zu entziehen, die Du einer Bettlerinn zuwerfen wollteſt —“ Ludmilla ward bei dieſen Worten von ihrer heftigen, inneren Bewegung unterbrochen, ſie brach in lautes Weinen aus. Auch in Ludwigs Augen ſchoſſen Thränen. Er preßte ſie heftig an ſeine Bruſt und ſagte: „Ludmilla! Du tödteſt mich mit dieſem Schmerze, welchen ich mit meinem Leben ſtillen wollte, wäre dies die einzige Bedingung dafür! Ich liebe Dich ja! Was verlangſt Du noch mehr von mir? Soll ich Claudie, die ſchuldloſe Claudie, deshalb haſſen, weil ihr Wohlwollen für mich die ſanftere Farbe des geſicherten Beſitzes trägt?“ Ludmilla rang ſich aus ſeinen Armen los und nahm das Wort wieder auf: „Laß mich ganz ausreden, Ludwig! Alſo: Entweder, Du giebſt mir dieſe Erlaubniß und tauſcheſt die Beruhigung dafür ein, daß Du mich geborgen weißt; oder Du verſageſt mir ſie, und ich benutze den erſten, günſtigen Augenblick, um dieſe Binden zu löſen (Ludmilla deutete hiebei auf die verbundene Ader), und ein Leben ausſtrömen zu laſſen, welches fortan zu ertragen, mir nicht mehr möglich ſein würde. Ein engeres Thal, als das iſt, wonach ich mich ſehne, würde mich ſodann umſchließen, und der Vorwurf lebenslang auf Dir laſten, die Urſache meines Todes geweſen zu ſein!“ „Aber bedenke doch, Ludmilla!“ entgegnete der Baron, „wie wollteſt Du Deinen gewagten Entſchluß ausführen?“ „Dies überlaſſe allein meiner Sorge,“ antwortete Ludmilla, „Dich beſchäftige nichts als das Beſtreben, die Maske der Unwiſſenheit feſtzuhalten. Sieh, lieber Ludwig, was würde Dir eine längere Weigerung gefrommt haben? Du hätteſt mich bei Deiner Rückkehr doch nicht mehr gefunden. Meineſt Du, daß, nachdem ich es deutlich genug gezeigt habe, wie unmöglich es mir ſei, in Claudiens Nähe auszudauern, ich fernerhin unter ihrem vorwurfsvollen Blicke hätte leben mögen? gedrückt von ihrer gerechten Erbitterung gegen mich? Nein! ſo iſt's beſſer.“

Der Baron ſtand auf. Er legte eine ſchwere Goldbörſe in Ludmilla's Schooß und ſagte: „Nun ſo vergönne mir wenigſtens, Dich vor drückendem Mangel zu ſchützen; fühle ich doch, daß ich mich in dieſem Augenblicke aller Lebensfreudigkeit, all' meines Muthes beraube. Lebe wohl, Ludmilla! und verſprich mir bei dem Wehe dieſer Stunde, nie über Deine Perſon zu verfügen, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß die Ruhe eines treuen, eines liebenden Freundes an Dein Ergehen geknüpft ſei.“ Da umſchlang Ludmilla den Scheidenden; ihre Lippen fanden ſich in einem langen, heißen Abſchiedskuſſe, und er fühlte in dieſer Umarmung, daß er ſie nicht laſſen könne noch werde.

Die feierliche Frühſtille des nächſten Morgens, nur unterbrochen durch die Pſalmen der Lerchen, ruhete noch auf Berg und Thal, als der Baron, erſchöpft, von einer faſt ganz durchwachten Nacht, den Wagen beſtieg. Je weiter er ſich von Norwallen und dem Zauberkreiſe Ludmilla's entfernte, deſto nagender fiel die Reue an ſein Herz, ſeine Einwilligung zu einem Unternehmen gegeben zu haben, deſſen Folgen nicht zu berechnen waren. Mehrere Male war er auf dem Punkte, Befehl zur Umkehr zu geben, um durch Anwendung von Gewaltmitteln Ludmilla's Flucht zu vereiteln; aber er kannte des Mädchens Entſchloſſenheit, deſſen Sucht, Wagniſſe zu beſtehen und Intriguen anzuſpinnen, und ſo ſcheuete er ſich, durch zweckloſe Vorkehrungen ſich den ſpöttiſchen Vermuthungen ſeiner Leute preis zu geben.

„So mag ſie denn ihren Willen haben, die Unbeſonnene!“ Mit dieſem Ausſpruche ſuchte er die Angſt zu verſcheuchen, die nicht weichen wollte.

Ein mehrſtündiger Aufenthalt bei dem Grafen Sillmar, einem ſehr jovialiſchen Manne, die Einwirkung einer daſelbſt verſammelten kleinen, fröhlichen Geſellſchaft, der Genuß eines Frühſtücks, welches von der Gaſtlichkeit und dem epikuräiſchen Sinne des Wirthes Zeugniß lieferte, die ſchnelle und glückliche Beendigung eines höchſt verdrießlichen Geſchäftes, gaben endlich den Gedanken des Barons eine andere Richtung und betäubten die peinliche Verſtimmung, die ihn bis dahin beherrſcht hatte. Es war längſt Mittag vorüber, als er das Schloß des gewonnenen Freundes verließ. Die Gluth des ſengendheißen Erntetages umfing ermattend den innerlich Glühenden, welcher nicht gegen die Ermüdung ſtrebte, ſondern ſich willig dem willkommenen Schlummer überließ.

Der Sonne Glanz war verſchwunden und nur bleiches Sternenlicht ſchimmerte auf den nächtlichen Weg herab, als der Baron erwachte und zu ſeinem Erſtaunen wahrnahm, daß er ſich am Fuße des Hochſteins, dem Ziele ſeiner Reiſe, befinde.

Auch Claudie hatte Norwallen mit den ängſtlichen Vorgefühlen irgend eines nahen Unglücks verlaſſen. Ludmilla's unweibliches Benehmen würde ſie ſelbſt dann empört haben, wenn ſie nicht als der dabei zunächſt intereſſirte Gegenſtand dadurch benachtheiligt worden wäre. Des Mädchens freies Hohnſprechen jeder Rückſicht auf Anſtand und Sitte, die unverſchleierte Geringſchätzung gegen die mildgeſinnte Claudie, erfüllte dieſe mit einem Gefühl der Verachtung, welches ihrem weichen Herzen eben ſo ungewohnt als drückend war.

Bekümmernd drängte ſich ihr die Erwägung auf, daß ihr Gemahl durch geheime Begünſtigungen die ſtrafbare Leidenſchaft Ludmilla's ſo keck und trotzig gemacht haben müſſe; „denn,“ ſchloß ſie ſehr richtig, „eine ganz hoffnungsloſe Liebe iſt niemals kühn und anmaßend, und verſchmähet es nicht, dem Geliebten mittelbar angenehm zu werden, führte auch der Weg zu dieſem Ziele nur durch das Herz einer glücklichen Nebenbuhlerinn; ſo wie eine edle Liebe alles mit erhöheter Wärme, frei von jeder Regung der Selbſtſucht umfaßt, was dem Geliebten werth und theuer iſt!“

Es ſchwebte hiebei die Erinnerung vor Claudiens Seele, aus welchem Geſichtspunkte ſie Ludmilla betrachtet habe, von welchen Gefühlen ihre Handlungsweiſe gegen dieſelbe beſtimmt worden ſei. —

Leopold bemerkte nicht ſobald die trübe und nachdenkliche Stimmung ſeiner Schweſter, als er auch die angelegentlichſte Sorge dafür zeigte, ſie durch intereſſante Mittheilungen von mancherlei Art zu erheitern. Aber, obgleich Claudie, dies Bemühen dankbar anerkennend, ihre Aufmerkſamkeit verdoppelte und ihre Theilnahme für jeden der verhandelten Gegenſtände zu ſpannen ſuchte, ſo ward das lange Reiſegeſpräch doch größtentheils nur von ſeiner Seite geführt. Doch, als ſie ſich der ſtillen Heimath näherten, in welcher Claudiens Leid nie mit einem Zuſatz bitterer oder gehäſſiger Empfindungen gemiſcht geweſen war, wo jeder Kummer den Schwung ihrer Seele beflügelt, nie aber ihre Sorge an niedrige Intereſſen geknüpft hatte: da ſchwoll ihr das bedrängte Herz im Buſen, und alles, was ſie ſchmerzte und kränkte, ging in dem ſüßen Wehe der Sehnſucht unter.

Da dem Baron und deſſen Gemahlinn die, von dem Erſteren beabſichtigte Reiſe zu dem Geburtstage des Grafen Hochſtein durch einige hindernde Umſtände vereitelt worden war, ſo feierte jetzt der Letztere das Wiederſehen der geliebten Tochter zum erſten Male ſeit ihrer Verheirathung. Mit einer Freude, die etwas ungemein Rührendes hatte, ſchloß der Graf Claudie in ſeine Arme, und während ſein Mund

Worte der Liebe ſprach, fragten ſeine forſchenden Blicke das Ausſehen der lieblichen Frau, ob ſie ſich wohl zufrieden und glücklich fühlen möge. — Die Antwort fiel nicht ganz nach dem Wunſche des Fragers aus, obgleich der Glanz dieſes Augenblicks manche dunkle Stelle in ihrem Gemuthe überſtrahlte und ſelbſt den blaſſen Wangen eine höhere Farbe verlieh. Am andern Morgen machte Graf Hochſtein mit ſeiner Tochter einen einſamen Spaziergang. Die geſtrige Ueberſpannung von Claudiens Gefühlen war heute einer natürlichen Mattigkeit gewichen, welche ſie um ſo wohlthuender empfand, als ſie ſich überhaupt ſeit längerer Zeit in einer angeſtrengten Gemüthsſtimmung befunden hatte. Der Ausdruck ihrer Züge, wie der ihrer Bewegungen, deuteten auf eine Schwäche hin, die mehr die Folge innerer Kämpfe, als äußerer Schmerzen ſei, und nur zuweilen von dem Vergnügen belebt ward, welches die Anſprache der trauten, heimathlichen Umgebungen erregte. Sie ſtanden jetzt auf einem Punkte ſtill, von welchem die Ausſicht in die Ebene ſich am reizendſten zeigte, und Claudie ſog den langentbehrten Anblick mit dürſtenden Blicken ein. „Iſt mir doch heute zu Muthe,“ begann ſie in träumeriſcher Selbſtvergeſſenheit, „als hätte ich die drittehalb Monate meiner Verheirathung nur verträumt und als wäre ich nun erſt meines eigentlichen Seins mir bewußt worden; Norwallen läge in weiten, unerreichbaren Fernen hinter mir, und der Hochſtein allein wäre für dies Erdenleben meine Heimath.“

Graf Hochſtein erſchrak über dieſe Aeußerung. Er richtete das helle, durchdringende Auge auf ſeine Tochter, welche die prüfende Sonde dieſes Blickes in den Wunden ihrer Seele fühlte. „Mein Kind,“ ſagte der Graf und faßte Claudiens Hand, „ſo wäreſt Du alſo nicht glücklich?

Wenigſtens nicht ſo, wie ich es Dir von der Gottheit erflehete und wie es der heißeſte Wunſch meines Lebens war?" „Mein Vater!" ſtammelte Claudie verwirrt, „wer ſagt Dir das?" „Deine Aeußerung, liebe Tochter, welche Dir unbewußt Deinem vollen Herzen entſchlüpfte und mir Zeugniß von der Natur Deines ehelichen Glückes gab;" antwortete der Graf. „Claudie," fuhr er nach einer Pauſe fort, „und gegen mich wollteſt Du nicht wahr und offen ſein, und Deinem treueſten Freunde nicht vertrauen? Es iſt ja ſchon ausgeſprochen, das inhalt- und ſorgenſchwere Wort. Siehe, mein Kind, nur da, wo wir uns heimiſch fühlen, nur da lächelt uns das Glück, nur da zieht die Liebe den Zauberkreis, der uns in traute Nähen bannt! Was uns fremd bleibt, was nicht tauſendarmig unſer Herz umfängt, was früher geſchlungene Bande nicht zu löſen vermag, was wir ohne ſchmerzliche Sehnſucht vermiſſen können, das hat die Liebe nicht berührt, nicht geweihet! Betrachte doch einmal das Weſen und den Geiſt dieſer höchſten Empfindung! Iſt es nicht das Eins- und Vertrautſein mit dem Gemüthe eines Andern? Das Nabe- und Heimiſchſein in der Sinnesweiſe des geliebten Gegenſtandes, wie fremd und äußerlich geſchieden durch die Verhältniſſe dieſer auch dem liebenden Herzen wäre?"

Claudie warf ſich weinend in die Arme ihres Vaters. „Du ſollſt Alles wiſſen, mein Vater," erwiederte ſie, „Deine Erfahrung, Deine reifere Weisheit wird mich, wenn ich die Irrende wäre, zurechtweiſen und der Stab für meine Schwachheit ſein!"

Darauf ſchilderte ſie mit gewiſſenhafter Treue ihr Verhältniß zu Ludmilla, deren Leidenſchaft und Benehmen gegen ihren Mann, und deſſen Haltung beiden Frauen gegenüber.

Sie ſprach weniger von ihren Empfindungen, von ihren Befürchtungen, als ſie bemühet war, jeden Umſtand, der zur näheren Charakteriſtik der gegenſeitigen Gemüthsſtimmungen dienen konnte, in das Licht der Wahrheit zu ſtellen. Sie verſchwieg ihm endlich nicht länger, daß dieſe Ludmilla keine Andere, als die frühere Geliebte des Rittmeiſters ſei, und wie einſt ein Zufall ſie mit der Treuloſigkeit und den frivolen Geſinnungen derſelben bekannt gemacht habe. —

Der Graf hatte die, mit weiſer Mäßigung und klarer Beſonnenheit gegebene Erzählung ſeiner Tochter unter wachſendem Erſtaunen angehört und nur zuweilen durch einen Ausruf des Unwillens unterbrochen. Jetzt, als ſie geendigt war, ſagte er: „Das Schickſal nimmt Dich in der That in eine ſtrenge Schule! Doch wenn Du, mein gutes Kind, darin lerneſt, wie viel der Menſch mit reinem Sinne und feſtem Willen vermöge, ſo haſt Du dieſe Erkenntniß mit dem geſtörten Lebensglücke einer kurzen Zeit nicht zu theuer erkauft! Dieſe Ludmilla muß entfernt werden! Menſchenliebe, Selbſtpflicht, Gewiſſen und Klugheit, alles dies fordert dieſe Entſchließung und die ſchleunigſte Ausführung derſelben. Kein Gedanke des Hochſinns und der Erhabenheit über gewöhnliche Eiferſüchteleien täuſche Dich über die Nothwendigkeit dieſer Maßregel! Du kennſt die Gewalt der Leidenſchaften nicht in einem weiblichen Herzen, worin kein Gott der Tugend mit reinen Opfern verehrt wird, ſondern nur um ein irdiſches Götzenbild unlautere Flammen lodern! Du kennſt des Laſters Beſchönigungen nicht, und weißt nicht, wie ſchwach auch der ſtärkſte Mann ſein kann, wenn Mitleid, geſchmeichelte Eigenliebe und Sinnlichkeit ſich zu wiederholten Angriffen auf ſeine Feſtigkeit verbinden! — Ein ſolcher darf kein Böſewicht ſein, und doch leicht ſo handeln;

er kann Dich wahrhaft lieben und Dich deshalb doch unglücklich machen. Und nun bedenke, daß Du Ludmilla's Gluth keine gleiche Wärme entgegenſtellen kannſt! Wie leicht könnte Dein Mann das ruhigere, wenn auch edlere Gefühl für ihn, wenn es vollends durch eine gerechte Empfindlichkeit um einige Grade tiefer fiele, als Kälte betrachten! Darum verdoppele Deine Liebe für, wie Deine Achtſamkeit auf ihn. Sicherheit würde Dir Elend bereiten. Unterdrücke die Regungen Deines gekränkten Selbſtgefühls, rüge kleine Abweichungen von der Regel, unbedeutende Verletzungen Deiner Rechte nur durch noch ſanftere Zuvorkommenheit, und Deines Mannes erhöhete Achtung, ſeine feſtere Treue, ſeine ſchnellere Rückkehr an Dein Herz werden Dich für dieſe Entäußerungen Deiner Weiblichkeit belohnen!“

„Wie irrig,“ ſagte Claudie, und ein Zug von ſchmerzlicher Reſignation ſchwebte um ihre Lippen, „waren doch meine Begriffe von der Ehe! So iſt ſie alſo nichts als ein Kämpfen und Ringen, ein Anſtreben und Widerſtreben, ein Lauern und Vorſehen? Wie wenig ſagt dieſe neue Anſicht meinem Gemüthe zu! — Der Graf entgegnete hierauf: „Ein großer Dichter ſagt: „des Weibes Leben iſt ein ewiges Gehen und Kommen, Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andere.“ Ob nun dieſer allgemeine Satz auf äußere Leiſtungen, oder innere Ueberwindungen angewendet werden könne, darüber muß die Situation oder Verpflichtung jeder einzelnen Frau entſcheiden; und Du, meine Tochter, befindeſt Dich augenſcheinlich in dem letzteren Falle. Erſtarke Dich alſo in dem Gedanken, daß Du nur den Beruf Deines Geſchlechts erfülleſt, wenn derſelbe auch ſchwere Opfer von Dir heiſchet, und lebe der Hoffnung, daß Dein Lohn nicht ausbleiben werde; es beſtehe dieſer nun in Gattenliebe, Mutterfreude oder Freundſchaftsglück! Denn es folget auf die Nacht ein Morgen, auf den Sturm die Stille, auf den Schmerz die Freude, und auf freudige Tugendübung ſüßer Seelenfrieden. So wollte es Gott der Allweiſe! der Gerechte!“

Die Ankunft des Gemahls, auf welche, trotz ſeinem Verſprechen, Claudie um ſo weniger beſtimmt gerechnet hatte, als ſie bei reifer Ueberlegung fand, daß dieſe Zuſage mit mehr gutem Willen, als mit Erwägung der ihr entgegenſtehenden Hinderniſſe gegeben worden ſei, erfreuete die junge Frau auf das herzlichſte. Aber bald ward dieſe Freude durch die ſtille Wahrnehmung getrübt, daß des Barons Anſehen und Benehmen eine gewiſſe Gemüthszerſtörung verrathe. Claudie fragte alsbald nach Ludmilla's Befinden, und Ludwig antwortete, daß ſie ſehr krank geweſen ſei, daß er ſie jedoch in der Beſſerung verlaſſen und für ihre treue Wartung die gemeſſenſten Befehle gegeben habe.

Wäre Claudie nicht ſelbſt befangen geweſen, ſie hätte das Beben der Schuld in den Tönen dieſer Antwort hören müſſen. Auch dem Grafen Hochſtein entging die geiſtige Abweſenheit ſeines Schwiegerſohns, der Mangel von deſſen, ihm ſonſt eigenen, heiteren Unbefangenheit nicht. Er ſchüttelte bange das Haupt und ſah mit ängſtlichen Vaterſorgen und tieferer Wehmuth, als bei dem erſten Abſchiede von Claudie, diesmal die bedrohete Tochter ſcheiden. Des Barons Unruhe vermehrte ſich, je näher unſere Reiſenden dem ſchönen Norwallen kamen. Er zitterte vor dem, was er hören würde, wie vor dem Eindrucke, den Ludmilla's gewagte

Flucht auf Claudie und alle Genoſſen des Hauſes hervorbringen müſſe. Als ſie das Schloß erkannten, nahm ſeine Angſt ſo zu, daß eine geſpenſtiſche Bläſſe ſein blühendes Geſicht überzog und ein leiſes Zittern ſeine kräftigen Glieder berührte. Es fiel Claudie nicht ein, nach einem anderen Grunde dieſer Veränderung zu forſchen, als den anzugeben, der Baron für gut fand; nämlich, daß er ſich unwohl fühle, und nur in liebender Sorge mit ihrem Gemahl beſchäftigt, bemerkte die Baroninn bei ihrer Ankunft nicht, wie beſtürzt und zerſtreut die Dienerſchaft umherirre und nicht, wie ſonſt, in ehrerbietiger Vereinigung der Wiederkehr ihrer Herrſchaft entgegenharrend. Aber jetzt nahm ſich der Baron kräftig zuſammen, und ſich auf die Schwere des kommenden Augenblickes vorbereitend, wies er Claudiens freundlich an ihn ergebende Aufforderung, ſich zeitig zur Ruhe zu begeben, mit der Erklärung ab, daß er noch einige Geſchäfte ordnen müſſe, ehe dies geſchehen könne.

Claudie ging allein auf ihr Zimmer; ein Briefchen, mit Oblate befeſtigt, lag auf ihrem Nähtiſche, ſie entfaltete es und las:

„Liebe Couſine!“

„Es iſt mir in der That leid, daß Ihre Wiederkehr in das heimiſche Haus, für einen Augenblick wenigſtens, durch das Lebewohl geſtört werden ſoll, welches ich, ohne mir Ihre Erlaubniß dazu erbeten zu haben, Ihnen vereinigt mit dem Danke ſage, den die empfangenen Erweiſungen Ihrer Güte verdienen. Ja, Claudie! ich verlaſſe Norwallen. Forſchen Sie nicht nach dem Warum? Tauſend Gründe, deren jeder ſtark genug iſt, dieſen Gewaltſchritt zu rechtfertigen, laſſen ſich nur in dem einen Worte ausſprechen: Es iſt mir unmöglich, ferner in Ihrem Hauſe zu leben. Wollen Sie jedoch auf die verlaſſene Ludmilla nicht noch den Schmerz der Schande häufen, mein Scheiden von Ihnen noch mit einer Wohlthat ſtempeln und mir nicht jeden Weg zur einſtigen Rückkehr zu Ihnen abſchneiden, ſo verrathe weder eines Ihrer Worte noch Handlungen jemals, daß ich ohne Ihre Einwilligung von dieſem Orte ſchied; kein Spüren und Forſchen nach meinem Aufenthalte gebe irgend Jemand Kenntniß davon, daß dieſer Ihnen unbekannt ſei. Sie würden mich, im Falle Sie dieſe Bitte nicht erfüllten, zu einem noch grauſameren Mittel zwingen, mich von jeder irdiſchen Verfolgung zu befreien. — Leben Sie wohl, Claudie! Nie miſche ſich in den Genuß Ihrer Freuden ſtörend das Andenken an

Ludmilla.“

Die Baroninn bebte wie Eſpenlaub, als ſie dieſe Zeilen, zum dritten Male bereits, überleſen hatte. „Großer, allmächtiger Gott!“ ſagte ſie, mit ſtarrem, zum Himmel gewandtem Blicke; „ſo ſollte es nicht kommen! ſo nicht!“ Sie ſchellte, und ließ ihren Gemahl zu ſich rufen. Er kam; das Bewußtſein drückte ſeine Augen zu Boden. Claudie trat dem Baron näher. „Ludmilla iſt entflohen!“ ſagte ſie matt und leiſe, „überzeuge Dich ſelbſt, mit welchen Geſinnungen ſie dieſen unglücklichen Schritt gethan.“ Bei dieſen Worten reichte ſie dem Schweigenden das Blatt. Er nahm es und las. „Die Unbeſonnene!“ ſagte er, in erkünſtelter Hitze auffahrend; „ſo möge ſie denn ihren Willen haben und auf einem rauheren Lebenswege, als der war, welchen ſie bisher ging, den ſtarren Trotz demüthigen lernen.“

Claudie blickte den Entrüſteten betrübt an; ſie entgegnete: „Ach! ich vermag es nicht, ſo zu denken! Es macht mich hingegen troſtlos, daß ſie durch ihre Drohung mit dem Schrecklichſten, uns an dem Unternehmen hindert, ſie aufzuſuchen und zurückzuführen, und ſie auf eine anſtändigere und für uns beruhigendere Weiſe anderweitig zu verſorgen.“

Ludwig fühlte ſich von der Milde dieſes Wunſches tief bewegt; er antwortete: „Du vergiſſeſt, Geliebte, daß Ludmilla wohl ſchwerlich ein anderes Loos, ein anderes Glück annehmen dürfte, als das, was ihrer Eigenthümlichkeit zuſaget und ihr Eigenſinn als ein ſolches erkennen will.“

Die Domeſtiken, deren Geſammtzahl über das ungewöhnlich lange Ausbleiben des Fräuleins ſehr ängſtlich und beſorgt war, und durch das, Ludmilla aufwartende Mädchen auf die Vermuthung geleitet worden war, daß die Fehlende wohl niemals wiederkehren würde, erſtaunte nicht wenig, als Claudie mit aller Ruhe, der ſie zu gebieten im Stande war, fragte: wann das Fräulein abgereiſt ſei? „In der erſten Frühe dieſes Morgens,“ war die Antwort, auf welche keine weitere Frage erfolgte. Ludmilla's Zimmer, ihre Sachen blieben unberührt und in ihrer alten Verfaſſung; nur das Mädchen, welches ſie bedient hatte, obgleich ein brauchbares Geſchöpf, deſſen Haß gegen das Fräulein aber der Baroninn ſattſam bekannt war, wurde mit einem reichen Geſchenke entlaſſen. Claudie wollte ſich dadurch ſelbſt vor der Möglichkeit einer unerfreulichen Entdeckung ſchützen; denn des Mädchens Auge blickte wie Verrath, und es ſchien, als lauere es nur auf die Stunde, wo die Güte der Herrinn die Bande der Ehrfurcht löſen würde, die ein finſteres Geheimniß gefangen hielten.

Als Claudie das Mädchen verabſchiedete, warf es ſich ſeiner Dame zu Füßen und ſagte dringend: „Ach! wenn Euer Gnaden mir nur auf einen Augenblick erlauben wollten, Ihnen klaren Wein einzuſchenken!“

Claudie kämpfte eine Secunde lang, dann ſagte ſie muthig: „Wird je aus trüber Quelle etwas Reines und Gedeihliches fließen? Gehe mein Kind, und laß mich ſtets von Dir erfahren, daß Du die Angelegenheiten Deiner Herrſchaften eben ſo wenig veruntreueſt, als deren Beſitzthümer!“

Das Mädchen entfernte ſich weinend, und Claudie war ungewiß darüber, ob dieſe Thränen der Reue flöſſen, oder dem Zwange, eine wichtige Entdeckung nicht Derjenigen, welche ſie zunächſt angehe, mittheilen zu können.

Wir wollen nun Ludmilla auf ihrem Wege nach dem anmuthigen Verſtecke aufſuchen. Mit den gemiſchteſten Empfindungen verließ Ludmilla das Schloß; es war ihr, als könne ſie den Gedanken nicht in ſich aufnehmen, daß ſie dieſen Ort niemals wiederſehen würde, und vorſätzlich verſcheuchte ſie jede erweichende Vorſtellung dieſer Art. Dort reitet ſie hin! in Plane, Hoffnungen, die ſie ſich nicht deutlich machen will, Wünſche, die in Unruhe und Sehnſucht ihre Bruſt heben, verloren; und wähnt, ſich kühn und frei die Bahn eines dornenloſeren Lebensganges gebrochen zu haben, während ſie nur den Weg einſchlägt, auf den die Vorſicht, ſie zu beſſern, leitet! Welcher menſchliche Verſtand erſpähete noch die Grenze, wo den Menſchen die freie Wahl verläßt und er der höheren Fügung anheim fällt? — Geheimnißvoll, wie jeder Uebergang der geiſtigen und irdiſchen Naturen, iſt die Vermählung unſeres Willens mit der Abhängigkeit von den Winken dieſer weiſeſten Leiterinn!

Mit geſchärfter Beſonnenheit verfolgte nun Ludmilla die ſchmalen Nebenpfade, auf welchen ſie, obgleich viel langſamer, als es geſchehen wäre, wenn ſie den eigentlichen Weg genommen hätte, doch ganz unbemerkt ihr Ziel erreichte.

Die alte Weberinn, eben einen kleinen Nachtiſch von Obſt haltend, ſtand in der Hausthür, als Ludmilla, ihr Pferd an der Hand, vor ſie trat, und bebte vor der reizenden Erſcheinung mit einem kleinen Freudenſchrei zurück. „Ich komme, Mütterchen," ſagte Ludmilla, und der Klang ihrer Stimme verrieth ein wenig Furcht, „mein Euch neulich gegebenes Wort einzulöſen und, wenn ihr es geſtattet, bei Euch zu bleiben."

„Ei! Du meine Güte!" entgegnete die Weberfrau und küßte Ludmilla's dargebotene Hand; „was reden Sie doch von geſtatten? Sie ſollen bei uns wohnen, wie in Abrahams Schooß! So habe ich doch meine Anſtalten nicht umſonſt getroffen!"

Jetzt trat der Weber, ein kräftiger alter Mann mit dem ehrwürdigen Geſichte eines Patriarchen, aus der Stube. Er zog grüßend das Mützchen von den dünnen Silberlocken und maß Ludmilla und ihr Pferdchen, welches den Kopf zutraulich an ihre Schulter ſchmiegte, mit langen Blicken. „Sein Sie uns willkommen, ſchönes Fräulein oder Frau, wie wir Sie etwa zu nennen haben;" ſagte der Mann in einem rauhen Baſſe. „Ich habe es meiner Alten nicht glauben wollen, daß wir eine ſo vornehme Mietherinn bekommen ſollten. Nehmen Sie mir jedoch eine Frage nicht ungnädig. Werden wir uns auch mit irgend einer Ungelegenheit befaſſen, wenn wir Sie bei uns aufnehmen? Der Menſchen

Schickſale ſind zwar oft wunderbar, aber es muß doch wahrlich! ein Umſtand von ganz beſonderer Art ſein, der ein ſo junges und ſchönes Blut unter das ſchlechte Dach eines armen Weberhauſes treibt!“

Ein leichter Anflug von Empfindlichkeit zog Ludmilla's hochgewölbte Braunen einander näher, aber bald wich dieſes Gefühl dem ihrer Verlaſſenheit. Ihre ſchwarzen Augen fülleten ſich mit Thränen und ſie erwiederte: „Seid unbeſorgt, guter, alter Mann! Ich habe weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schweſter, weder Mann noch Kind! Ich bin ein ganz verlaſſenes Mädchen und habe nur einen einzigen Verwandten, der mich vielleicht einmal hier beſuchen wird, doch kann ich nicht beſtimmen, wann dies geſchehen dürfte. Ich verlange nichts als ein einſames Plätzchen, und dies hoffe ich, bei Euch gefunden zu haben.“ Die Frau führte nun Ludmilla in das ſauber geſcheuerte Stübchen, während der Mann das Pferd in den Stall zog und für deſſen Futter ſorgte. Ludmilla fand das Stübchen ſo eingerichtet, als wäre ihre Beſitznahme davon wirklich täglich von der alten Frau erwartet worden. Ein hochaufgethürmtes Bett, die Schlafſtätte der ſeligen Schulmeiſter-Chriſtel, deren Nachlaß an den Weber und ſeine Frau gefallen war, ladete durch ſeine Reinlichkeit ein, und ſchien durch die Stille ſeiner Umgebungen eine ungeſtörte und ſüße Ruhe zu verſprechen. Ein Myrtenbäumchen in einem hölzernen Napfe empfing auf der einen Seite von der Hälfte des kleinen Fenſterchens Sonne und Licht, und ſtand mit der andern Seite unter dem Schatten der Mauer. Einige Rosmarinſtöcke verengten an dem zweiten Fenſter die Ausſicht auf einen Fernpunkt, dem Ludmilla's Herz doch ſo nahe war. Ein roher, aber ſchneeweißer Tiſch, unter einem ſpannenlangen Spiegel trug ein pultartiges Käſtchen von gefärbtem Glaſe, das allerhand Nähzeug, Goldfäden und Glasperlen enthielt. Ein buntgenäheter, ganz platt gedrückter Armſtuhl, der die kränkliche Nätherinn wohl zwanzig Jahre getragen hatte, und einige hölzerne Schemel machten das dürftige Ameublement vollſtändig; eine Bibel in Quart gebunden, und ein Geſangbuch, neben welchem auf einem Mauerſimſe Meſſer, Gabel und ein Löffel von Blech lagen, zeigten durch ihren Verein, daß die geiſtige Nahrung der leiblichen Koſt ſtets beigeſellt geweſen ſei. Wie natürlich es auch geweſen wäre, daß ſolch eine Einrichtung der an Pracht und Glanz gewöhnten Ludmilla nur etwa als Theaterdecoration hätte anmuthig erſcheinen können, ſo webete doch ein ganz eigener Geiſt friedlicher Behaglichkeit das Mädchen in dieſem engen Raume an. Es nahm von jedem einzelnen Geräth Beſitz, mit Gewandtheit jede kleine, ſich darbietende Bequemlichkeit auffaſſend und von derſelben Gewinn ziehend. Darauf gab ſie der Weberinn ein Goldſtück und notirte mit Bleiſtift auf ein Blättchen Papier einige Bedürfniſſe, welche die Frau den folgenden Tag in einem, nicht allzuweit entlegenen Marktflecken einkaufen ſollte. Ludmilla verpflichtete ihre Wirthsleute durch ein gewichtiges Geldgeſchenk zur ſtrengſten Verſchwiegenheit über die neue Hausgenoſſenſchaft; ſie verlangte, man ſolle zu jedem Fremden gar nicht von ihr ſprechen, oder nur auf eine Weiſe, welche ſie näher beſtimmte; ſie ſelbſt aber mit dem, den beiden Alten nun einmal geläufig gewordenen Namen der verſtorbenen Kranzbinderinn, Chriſtel, anreden. Ludmilla führte Bewegungsgründe für dieſe Geſetze an, deren anſcheinende Glaubwürdigkeit die alten Leute zu dem Verſprechen und Entſchluß beſtimmte, ſtreng über deren Erfüllung zu halten.

Nachdem nun die Regeln der neuen Lebensweiſe gegenſeitig beſprochen und feſtgeſetzt worden waren, erklärte Ludmilla dem Mütterchen, daß ſie hungrig ſei. Die Weberfrau erſchrak, in ihres Herzens Freude daran nicht gedacht zu haben, und traf in rüſtiger Geſchäftigkeit Anſtalt zu einem kleinen Mahle. Nach einem Stündchen brachte ſie Ludmilla einen Eierkuchen und friſchgeſottene Kartoffeln; eine Mahlzeit, welche der, von dem langen Ritte Erſchöpften beſſer mundete, als früher die feinſte Rebhühnerpaſtete. Das Walten der guten Weberinn, ihre Sorglichkeit für Ludmilla's Wohlſein, erfüllete dieſe mit einer Empfindung von der Art, wie Kinder ſie für ihre Wärterinnen fühlen, von denen ſie Schutz und Rath für eine unbewußte Hülfsbedürftigkeit erwarten.

Der Nachmittag war vergangen; Ludmilla fühlte ſich ermüdet und abgeſpannt, ſie entkleidete ſich, um ſich zeitig zur Ruhe zu begeben, und warf ſich, von der Schönheit des Abends angezogen, in den alterthümlichen Sorgenſtuhl, Auge und Gefühl an der ſtillen Dämmerungsfeier ergötzend. Ein bläulicher, durchſichtiger Duft ſtieg aus den Tiefen des Thales zu den grünen Höhen auf, welche von roſigen Wölkchen, gefärbt vom letzten Abglanz der ſchon geſunkenen Sonne, beſäumt waren. Noch ſtiller, noch ſchweigender ward die einſame Gegend, nur etwa der gellende Ruf eines Waldvogels, das Zirpen der Heimchen und das Rauſchen des Abendwindes tönte durch die Ruhe der Natur. Da erſcholl aus der Weberſtube der Geſang: „Nun ruhen alle Wälder;“ der Baß des alten Sängers, nicht übertäubt von der Tremulantenſtimme der ihn begleitenden Sopraniſtinn, ließ Ludmilla jedes Wort dieſes Liedes verſtehen. Eine wunderſame Gewalt erſchütterte Ludmilla's Gemüth; ein

Schauer der Ehrfurcht vor der Allnähe des Gottes, in deſſen Schutz ſich dieſe frommen Leute ſo zuverſichtlich empfahlen, durchrieſelte ſie mit leiſem Grauen. In dem Gefühle ihrer eigenen Hoffnungsloſigkeit empfand ſie zum erſten Male, wie wohl dem Menſchen ſein müſſe, der auf ſolch eine Stütze ſich lehnen könne, und ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen. Ihre Empfindungen äußerten ſich in den Worten: „O Ihr Glücklichen, die Ihr ſo glauben, ſo vertrauen könnet! Was dürfet Ihr fürchten? Ihr gebet dem höchſten Weſen Eure Verehrung, Euer Vertrauen, und empfanget dafür einen Frieden, in welchem ſich jede Sorge, jeder Kummer verliert! Ihr weihet dem Leben Eure Kräfte und es befriediget dafür Eure genügſamen Bedürfniſſe! Wie ſo ganz anders iſt es doch mit mir! Von keinem äußeren Verhältniß in Schutz geſtellt, ermangele ich auch jeder inneren Haltbarkeit! Eine fieberhafte Gluth verzehrt mich; Wünſche, die ſchrankenlos umher irren, martern mich durch die Hoffnung auf ihre Erfüllung eben ſo, wie durch die Furcht, ſie aufgeben zu müſſen; o ich bin ſehr unglücklich!“ Sie verhüllete ihr Geſicht mit dem Taſchentuche und weinete bitterlich.

Jetzt war der Geſang geendet und der Weber betete den Abendſegen. Ludmilla lauſchte; es war ihr, als müſſe auch ſie deſſen theilhaftig werden, und als der Mann das Amen geſprochen hatte, ging ſie zu Bette.

Das Morgenlied: „Wach' auf mein Herz! und ſinge,“ weckte Ludmilla aus ſanftem, ſüßem Schlummer. Dieſelbe, ihr ungewöhnliche Empfindung, mit welcher ſie geſtern entſchlafen war, begrüßte ſie wieder beim Erwachen. Der muntere Ton des Geſanges, das laute Klappern des Webeſtuhls und das ſchnellere Schwirren des Schiffleins zeigten an, daß der Hauswirth mit geſtärkter Kraft ſein Morgenopfer in Anbetung und Arbeit darbringe. Ludmilla dachte mit leiſer Scham daran, daß ſie doch unmöglich den ganzen Tag unthätig zubringen könne. Sie ſtand auf und notirte ſchnell auf dem Zettel für die Weberinn noch einigen Bedarf für weibliche Arbeit. Das Mütterchen hatte ein kleines Geräuſch in der oberen Stube vernommen und daraus vermuthet, daß die Hausgenoſſinn aufgeſtanden ſei. Es kam herauf und brachte Ludmilla mit einem freundlichen guten Morgen, warme Milch zum Frühſtück und friſches Quellwaſſer zum Schmuck der Toilette. Sie wolle, ſagte die Frau, ſich dann ſogleich auf den Weg nach dem Städtchen machen, um das Mittagsmahl zu rechter Zeit bereiten zu können. Ludmilla fragte die Alte, ob dieſe ihr wohl etwas zu thun geben könne, was ihrer Kraft und Einſicht angemeſſen ſei, und die Gefragte antwortete nach einem kleinen Nachſinnen: „Nun, ein Mützchen für mich wäre zu machen, und ſchon ſeit Jahr und Tag liegt Kannefaß, Band und pommeriſche Spitze dazu da. Die ſelige Chriſtel konnte vor vieler Arbeit dazu nicht kommen. Der Schnitt wird in dieſem Schubfächel zu finden ſein.“ Als ſich Ludmilla zu dieſem Geſchäfte willig erklärte, trippelte das Mütterchen fort, das genannte Zeug herbeizuholen.

Da ſaß Ludmilla, das ſchöne Haupt auf den runden Arm geſtützt und ſtarrete in die ſonnenbeglänzte Ferne. „Dort wohnt, dort waltet Er!“ dachte ſie und die Sehnſucht ſchwellte ihr das Herz im Buſen. „Aber, an ſeiner Seite, vielleicht in ſeinen Armen ruhend, lebt Claudie!“ dachte ſie ferner und pries ſich glücklich, der Qual dieſes Anblicks entnommen zu ſein. „Wenn er aber einſt hierher käme,“ fuhr ſie, ihren Gedanken Worte leihend, fort:

„wenn ſein freundlicher Mund mich begrüßte, wenn ſein Auge ſähe, was Ludmilla gegen das Glück aufzugeben vermag, ihn einmal zeugenlos ſehen und ſprechen zu können, wenn er wahrnähme, wie keine Entehrung mir zu ſchwer ſei, um der Marter zu entrinnen, ihn, den Geliebten, als das Eigenthum einer Andern betrachten zu müſſen: O! dann würde die Befriedigung dieſes Augenblickes ein ganzes darbendes Leben aufwiegen!“

Arme Ludmilla, die nicht weiß, wie wahre, reine Liebe, in ſtillen, unbekannten Opfern ſich am glücklichſten fühle! — —

Die Arbeit zerſtreute Ludmilla ein wenig, und hinderte ſie an der Ausführung jener gefährlichen Phantaſiegemälde. Gegen den Abend prangte das fertige Mützchen auf einem der gedreheten Aepfel von Holz, welche die Seiten der Stuhllehne zierten, und Ludmilla lächelte zufrieden, als die Weberfrau vor dem kleinen Spiegel den neuen Staat aufprobirend, den netten Schluß des Mützchens, und die Zierlichkeit der Arbeit belobte.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Heute ſchwieg das Getöſe des Weberſtuhls, dafür ſtimmte aber der fromme Arbeiter einen Geſang mehr an, und rüſtete ſich, nebſt ſeiner Ehehälfte, als über die Berge die Klänge eines entfernten Kirchengeläutes drangen, zu dem Beſuch des Gotteshauſes. Ludmilla blickte dem greiſen Paare nach, wie es feſtlich gekleidet, mit ehrbaren Schritten, den Weg antrat, und immer heller dämmerte in ihr der Gedanke auf, daß eine feſte Regel den Menſchen hienieden leiten, ein heiliges Geſetz ſein Handeln beſtimmen müſſe, ſolle er anders nicht jeden Augenblick von ſeiner Unſicherheit irre geführt, und ein Raub von der Willkür ſeiner Leidenſchaften werden.

Unter den Sachen, welche ſich Ludmilla hatte einkaufen laſſen, waren auch Schreibmaterialien, von deren Gebrauch ſie ſich den kräftigſten Schutz gegen die Langeweile verſprach. Ihre Aufſätze ſollten an den Baron gerichtet ſein, gleichviel, ob dieſer ſelbige jemals zu Geſicht bekäme; würde ihr doch der Troſt dadurch zu Theil, ihre Gefühle ausſprechen zu können.

Sie hatte die erſte Epiſtel dieſer Art bereits geendiget, und das verweinte Auge überblickte nachſinnend die letzten Schriftzüge deſſelben, als die Weberfrau vom Kirchgange zurückkehrend, vor ſie trat, und ihr einen großen, auf ein abgeſchältes Hölzchen gebundenen Blumenſtraus überreichte. „Das war einmal eine prächtige Predigt!“ ſagte das Mütterchen, indem es das halbſeidene Jäckchen aufknöpfte, und die Bänder der ſchwarzen Sammetmütze in dem Nacken zuſammen band: „Wohl hundertmal habe ich dabei an Sie gedacht, und gewünſcht, daß Sie den Herrn Paſtor ſelbſt hören könnten. Er legte den Spruch aus: „Bei Allem, was Du thuſt: ſo bedenke das Ende!“ Und jedes Wort hatte Kraft. Er ſagte: wenn die Menſchen auch nur dieſe einzige Vorſchrift befolgten, ſo würden ſie nimmermehr weder insgeheim, noch öffentlich ſündigen; denn ſie würden es nicht vergeſſen, daß geiſtiger oder leiblicher Tod der Sünden Sold ſei. Und ſo ſtellete er das Größte vor, und vergaß auch das Kleinſte nicht. Er ſagte: Mörder und Diebe würden bei ihren nächtlichen Uebelthaten das Hochgericht vor ſich ſehen, und ſich dadurch warnen laſſen, und der, deſſen Sünde und Unrecht Niemand wiſſe, doch daran denken, daß es einen Richter gebe, der da recht richte, vor dem nichts verborgen und dunkel ſei, aber auch keine gute That unbelohnt bleibe.“

Die Worte dieſer Erzählung fielen wie Flammen in Ludmilla's Herz. „Und was wird das Ende meines Thuns und Treibens ſein?“ fragte ihr erwachendes Bewußtſein, und das Gefühl der Gerechtigkeit, welches in keiner menſchlichen Bruſt ſo unterdrückt wäre, daß es nicht Antwort gäbe auf ſolch eine Frage, weisſagte ihr nichts Gutes. „Vernichte dies Blatt, welches die Gluth einer widerrechtlichen Neigung verewiget;“ raunte der Genius dieſes Augenblickes Ludmilla zu; aber dieſe einzelne Handlung hätte den Zuſammenhang zwiſchen Ludmilla's Gemüthsſtimmung und der Bildung ihres Schickſals weder aufgehoben, noch anders geſtaltet, und zu einer gänzlichen Umänderung der Erſteren ſollten außerordentliche Ereigniſſe erſt erſcheinen.

Die Alte bemerkte Ludmilla's Betroffenheit, und ging, dieſen Gegenſtand des Geſpräches aufgebend, zu einem anderen über. „Was einen doch die Leute plagen! Da redete mich die Schulzinn von Lichtenhöhe an, und fragte: ob ich nicht Jemand wiſſe, der ihrer Schweſter, die auf den Dienstag über acht Tage getrauet wird, einen Brautkranz winden könne? Ja, ja! die ſelige Chriſtel wird noch Manchem fehlen! Denn das iſt eine Arbeit, zu welcher Geſchick gehört.“ „Wenn ich ſolch einen Kranz ſehen könnte —“ ſagte Ludmilla. Die Weberinn ließ ſie nicht ausreden. „Ei! dazu kann ich helfen, liebes Fräulein. Das wäre ſo ein Zeitvertreib für die feinen Fingerchen, und dem ganzen Kirchſpiele wäre auf einmal geholfen. Das Myrtenbäumchen da hat ſchon für manche Braut den Ehrenſchmuck abgegeben, am letzten guten Tage ihres Lebens, denn Eheſtand bleibt Weheſtand! Und mancher Zweig dieſer Rosmarinſtöcke verwittert in den ſtillen Kammern, wo alle Plage und Mühe aufhört.“ Die Weberfrau gerieth in ein ſtaunendes Entzücken, als ſie ſah, daß Ludmilla die faßliche Kunſt der Kranzbinderei ſo ſchnell begriff, und durch angeſtammten Geſchmack noch zu erhöhen ſuchte. Ludmilla überließ den Ertrag dieſer Arbeit, wie den von jeder künftigen ähnlichen Art ihrer Wirthinn, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß nie ein Menſch etwas über die Perſönlichkeit derjenigen erfahre, durch welche die Stelle der ſeligen Chriſtel erſetzt worden ſei, und die Weberinn verſprach, das Grab an Verſchwiegenheit zu übertreffen.

Ludmilla widmete ſich nun der Ausbildung des neuen Talents. Es lag etwas in dieſer Beſchäftigung, was ihrem ſchwärmeriſchen Sinne genügte, und ſie zugleich die Süßigkeit des Fleißes ſchmecken ließ. Das ſteigende Intereſſe dafür legte den Keim der ſpäter in ihr erblühenden Arbeitsliebe.

Der Frieden und die Stetigkeit der Natur, die Einfachheit und frommen Sitten der Lebensweiſe, in welche Ludmilla ſich gefügt hatte, die noch nie empfundene Freude an dem Gelingen und der vorgenommenen Beendigung ihrer Arbeiten würden endlich die Leidenſchaftlichkeit des Mädchens beſchwichtiget haben, wenn nicht die täglich wiederholte Unterhaltung mit dem Gegenſtande ihrer Anbetung ihre ſehnſüchtige Gluth in Kraft erhalten hätte. So aber verbreiteten die erſtgenannten Einflüſſe nur eine ſanftere Farbe über Ludmilla's heftiges Weſen, und milderten die Ausbrüche ihrer Empfindungen auf eine Art, welche ſie der Weiblichkeit näher führte. Wie ſehr Ludmilla dadurch gewann, wird Jeder wiſſen, dem es nicht fremd iſt, daß Ruhe der wahre Charakter der Schönheit ſei.

Zwei und eine halbe Woche waren vergangen, ſeit Ludmilla dieſe Einſamkeit bezogen hatte. Ein leiſes Fürchten und Bangen, daß der Baron ſie dennoch vergeſſen könnte und ſie ihn nimmer wiederſehen würde, fing an, ſich ihrer zu bemächtigen. An einem Nachmittage, an welchem der Weber, wie dies öfterer geſchah, Ludmilla's Pferdchen ausritt, und der ſtrengen Weiſung von deſſen Beſitzerinn zufolge bei dieſer Ausflucht nur auf ungeſuchten Wegen blieb, ſaß Ludmilla auf ihrem Stübchen, einen halbvollendeten Brautkranz zwiſchen den niedlichen Fingern, welchen der Thränenthau ihrer unbefriedigten Sehnſucht benetzte. Da hörte ſie von der Hausthüre herauf eine Stimme, deren Klang alle Fiebern ihres Herzens in Bewegung brachte, nach einer jungen Dame fragen, welche hier wohnen ſollte. Ludmilla hielt den Athem an, ſie drückte die Hand auf den mächtigſchlagenden Buſen — da eilte ein männlicher Schritt die kleine Treppe herauf, und der Baron, in der Kleidung eines gemeinen Jägerburſchens, ſtürzte zur Thüre herein. — Der Freudenſchreck durchzuckte mit lähmender Gewalt Ludmilla's Glieder. Die Bläſſe des Entzückens überzog ihr blühendes Geſicht, ſie fühlte ſich feſt an die Bruſt des Barons gedrückt, ſeinen glühenden Mund auf ihren kalten Lippen. „Ludmilla!“ ſagte er mit einer Stimme, durch welche der Liebe zärtlicher Vorwurf tönte, „ſo muß ich Dich wiederfinden?“ Er warf flammende Blicke rings umher. „Ludwig?“ antwortete Ludmilla, „dieſer Augenblick vergoldet die Wände dieſes Stübchens für immer. Die Erde trägt in dieſer Minute kein glücklicheres Geſchöpf, als mich! Glaubſt Du im Ernſt, daß alle Entbehrungen, denen ich mich freiwillig unterwarf, gegen den Genuß dieſes Beiſammenſeins nur in einigen Betracht kommen können? O!

dann mußt Du Dich auf die Liebe eines Mädchenherzens ſehr ſchlecht verſtehen! —“ Der Baron ſetzte ſich erſchöpft auf den breiten Sorgenſtuhl, und zog Ludmilla, die er noch immer umſchlungen hielt, auf ſeinen Schooß. Sie ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt, ſie fühlte ihre Liebkoſungen erwiedert, ſie hörte ſich mit Namen von ihm genannt, welche nur die Liebe giebt, und mit bedrängender Wonne empfand ſie, daß ihr höchſter Wunſch erfüllt ſei. „O Ludmilla!“ ſagte der Baron wehmüthig, „wie kann ich Dich belohnen? Wie Dir vergelten?“ Ludmilla antwortete: „Das kannſt Du dadurch, wenn Du mich bisweilen beſucheſt und meine liebende Sehnſucht durch Deinen Anblick und durch die Verſicherung ſtilleſt, daß Ludmilla nicht von Dir vergeſſen ſei.“ „Aber Du biſt ein wenig blaß geworden, Ludmilla!“ ſagte der Baron, die ſchöngerundete Wange ſtreichelnd, und fuhr fort, „der Mangel an ſtärkenden Nahrungsmitteln — —“ „wird durch ſolch ein Göttermahl aufgewogen;“ entgegnete Ludmilla lächelnd, indem ſie in einem langen, innigen Kuſſe an ſeinem Munde hing.

So vertändelten und verkoſeten ſie einige Stunden. Der Baron ward in den Strudel von Ludmilla's Leidenſchaft gezogen, er theilte ihre Gefühle, er erwiederte ſie. Aber jetzt ſah er nach der Uhr, und ſprang erſchrocken auf. „Ich muß fort, Ludmilla!“ ſagte er, nach dem Hute greifend, „um Dich bald wiederſehen zu können, muß ich Dich jetzt verlaſſen!“ Und nach einem kurzen Abſchiede war er ihren Blicken entſchwunden.

Da ſtand Ludmilla, die Arme ſehnſüchtig nach ihm ausgebreitet. Noch flammte ihr Mund und Kinn von ſeinen Küſſen, noch fühlte ſie den Druck ſeiner Hände, noch tönte in den Tiefen ihrer Seele das Echo ſeiner Stimme, und traumähnlich war Alles vorüber gegangen, und nur die Erinnerung erhielt ihre Empfindungen hochgeſpannt. Da kam die Weberinn herauf, und Ludmilla fühlte den läſtigen Zwang, ſich mit Beſonnenheit gegen die Neugier der Alten ſchützen zu müſſen. Es gelang ihr, das Mütterchen zu täuſchen, und unter irgend einem Vorgeben, welches dieſes Anmuthen rechtfertigte, das Verſprechen von demſelben zu erſchmeicheln, dieſen Beſuch ganz und gar gegen den abweſenden Hauswirth zu verſchweigen. Ludmilla ſcheuete den Ernſt von des Mannes Anſichten, die ſchlichte Gradheit von deſſen Charakter, nach welchen beiden ihm die Art und Weiſe ſolcher Zuſammenkünfte wohl als verdächtig hätte erſcheinen müſſen; und ſo wollte ſie ihn ſo ſpät als möglich zum Mitwiſſer ihres wichtigſten Geheimniſſes machen.

Der Weber ward mit Hülfe der gewonnenen Frau am bewußten Tage entfernt, und der Baron kam verſprochenermaßen wieder. Er brachte Ludmilla Bücher mit, und manches zur Bequemlichkeit und zum Schmuck des Lebens Erforderliche. Faſt regelmäßig gingen dieſe Zuſammenkünfte nun vor ſich. Die beflügelte Eile, mit welcher der Baron den Weg nach dem einſamen Weberhäuschen antrat, entſprach der Sehnſucht, mit der er dort erwartet wurde.

Längſt waren die leiſen Vorwürfe ſeines Gewiſſens vor den lauten Mahnungen der Leidenſchaft verſtummt, nach welchen keine Erwiederung von Ludmilla's Gefühlen warm und innig genug ſein konnte, um dem Mädchen das ſchwere Opfer von deſſen gegenwärtiger Lebensweiſe zu belohnen. Der lockende Schleier des Geheimniſſes, der Reiz der Intrigue, der erſchwerte und gemeſſene Genuß verbotener Freuden knüpften den Baron immer feſter an Ludmilla, und erkälteten ſein Herz nach und nach gegen das ſtille, hohe Glück, welches ihm durch Claudiens Vortrefflichkeit und deren ſanfte Zärtlichkeit hätte zu Theil werden können.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Funfzehnter Band.

Claudie. Dritter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Claudie.

Je tiefer und reiner ein Gemüth iſt, um deſto eher und ſchärfer empfindet es die Widerſprüche in den Aeußerungen Anderer.

Claudie konnte ſich ſchon in den erſten Tagen nach Ludmilla's Verſchwinden nicht recht in die Weiſe ihres Gemahls, dies Ereigniß aufzunehmen, finden. Es ſtand, nach Claudiens Meinung, das Benehmen deſſelben durchaus nicht in richtiger Folge zu ſeinem früher verrathenen Intereſſe für das Mädchen, und der Weg, welchen mit unſäglicher Mühe und Selbſtbekämpfung der Baron einſchlug, um Claudie über ſeine Mitwiſſenſchaft von Ludmilla's Flucht zu täuſchen, leitete die feinfühlende Frau gerade auf die ihr ſonſt fremde Bahn des Mißtrauens. Claudiens Gedanken beſchäftigten ſich in ängſtlichen Vorſtellungen faſt fortwährend mit der Entflohenen, doch, wenn ſie ihrem Gemahl ihre etwaigen Vermuthungen und quälenden Befürchtungen mittheilen wollte, ſo bat dieſer die bekümmerte Frau, lieber gar nicht mehr über dieſen unangenehmen Gegenſtand zu ſprechen. Claudie ſchüttelte dann heimlich und befremdet das Köpfchen; dieſes gänzliche Aufgeben einer Perſon, welche dem Baron durch Bluts- und Wahlverwandtſchaft verbunden war, ſchien ihr undenkbar und ganz gegen den Geiſt der Menſchenfreundlichkeit zu ſein, der ſonſt jedem Worte, jeder Handlung ſeines diesmaligen Verleugners ein eigenthümliches Gepräge gab.

Claudie, der väterlichen Warnung eingedenk, hütete ſich wohl, ihre Befremdung darüber zu verrathen, doch nahm ſie ſich vor, ihren Gemahl künftig genauer zu beobachten, um durch eine ſchärfere Erkenntniß ſeines Charakters, dieſe anſcheinenden Widerſprüche ſich erklären zu können. So ging die zutrauensvolle Hingebung der Gattinn, das frühere Beſtreben, ſich immer heimiſcher im Herzen des Mannes anzuſiedeln, in leiſes Zuruckziehen, ſtilles Aufmerken des Verdachts und beſonnene Wachſamkeit auf ſich ſelbſt über. Die Wahrnehmungen, welche Claudie im Laufe ihrer fortgeſetzten Beobachtungen machte, waren nicht befriedigend für ſie und regten vielmehr nur ſtärker das Verlangen in ihr an, über den Zuſammenhang der früheren Begebenheiten mit dem ehemaligen und jetzigen Benehmen des Barons endlich ins Klare zu kommen. Claudie faßte nämlich mit zartem Sinne auf, daß die, ihr gewidmete Zärtlichkeit ihres Gemahls öfterer einem künſtlichen, als natürlichen Feuer entflamme; daß er ſie nicht mehr wie ſonſt, in leiſen Beziehungen und Hindeutungen verſtehe, und mit Wehmuth empfand ſie es, daß ſein Herz ihr entfremdet worden ſei. Sie nahm ferner wahr, daß, wenn er ſich unbeobachtet glaube, er in dumpfes Hinbrüten verſinke, daß eine ſtechende Unruhe ihn raſtlos umher treibe und den Genuß häuslicher Ruhe verbittere. Er ſchützte gehäufte Geſchäfte vor, wann er ſich Claudie halbe Tage lang entzog, und doch ſah dieſe, daß er läſſig die einſamſten Gartengänge gedankenvoll durchirre. Die Jagd hatte wieder begonnen; der Baron verſicherte ſeiner Frau öfterer, daß er dieſes Vergnügen leidenſchaftlich liebe, und doch konnte Claudie ſich nicht erinnern, von dieſer Neigung früher gehört zu haben. Er ritt jetzt täglich, von einem oder mehreren ſeiner Leute begleitet, in den Wald und kam oft erſt ſpät am Abend nach Hauſe. In der tiefen Stille ſolch einſamer Tage ward nun Claudiens Kummer laut und die leichtbedeckten Herzenswunden fingen wieder an zu bluten. Sie fühlte ſich gekränkt, zurückgeſetzt, und konnte doch nicht eigentlich erkennen, ob durch Ludwigs Unfähigkeit, ihren geiſtigen Bedürfniſſen zu genügen, oder ob durch irgend eine Vernachläſſigung ſeiner Gefühle für ſie? Auf die freundlichen Bilder, welche ſie ſich von ihrem einſtmaligen Eheleben entworfen hatte, warf die Wirklichkeit ihre düſteren, entſtellenden Schatten, und die unermüdete Uebung aller ihrer Pflichten gab ihr keine Freudigkeit mehr, ſondern nur denjenigen Grad von Ruhe, mit welchem ein befriedigtes Bewußtſein auch das zerriſſenſte Herz tröſtet. Oft füllten ſich ihre Augen mit Thränen bei der Vorſtellung, daß ſie, von dem gleichfühlenden Freunde auf ewig getrennt, bei dem die verdiente Würdigung nicht finde, welchem ſie dies ſchwere Opfer gebracht hatte. Aber Stunden ſolchen Schmerzes, ſolcher Ermattung fehlte auch der Engel nicht, welcher immer bereit iſt, fromme Leidende zu ſtärken: der Glaube. Sie hob die naſſen Augen gen Himmel und dachte mit Erhebung: »Nun, wenn ich auch durch heilige Pflichten geſchieden bin von dem, der mich wahrhaft liebte, mein Gemüth, meinen Geiſt, nicht die vergänglichen Blüthen dieſes Körpers; wenn ich auch mit Schmerz ſehen muß, wie der Mann, welcher der Nächſte meines Weſens ſein ſollte, ſich in mir unbekannten Verirrungen von mir entfernt, ſo habe ich doch Dich noch, den ewignahen, den treueſten aller Freunde! Was kann mich von Dir und Deiner Liebe ſcheiden? Und nur von der

Läuterung meines Gemüthes hängt es ab, daß ich Dir immer inniger vereiniget werde! Laß mich nur nicht ermatten in Wehmuth! Laß mich ſtark ſein in Hoffnung und unüberwindlich durch Geduld! Und wäre das Leben nichts als ein langer ſchmerzerfüllter Augenblick; haſt Du nicht eine ſelige Unendlichkeit, den reinen Wunſch einer menſchlichen Bruſt zu befriedigen?“ Da zerriſſen die Wolken irdiſcher Prüfungen vor Claudiens geiſtigen Augen, und ſie ſchauete entzückt in die offenen Himmel der ewigen Zukunft.

Mehrere Wochen waren vergangen, und der Baron war gegen ſeine Frau noch ſcheuer geworden. Faſt ſichtlich vermied er das Alleinſein mit ihr, zog an den Tagen, an welchen er zu Hauſe blieb, unter den nichtigſten Vorwänden Geſellſchaft nach Norwallen, und benutzte auch den geringfügigſten Anlaß, um von Claudie entfernt ſein zu können. Jetzt war es dieſer nicht mehr zweifelhaft, daß ſie ihres Mannes Herz verloren habe; aber um welchen Preis? Dies zu ergründen, war ihr Tag- und Nachtgedanke. Ihre verletzte Weiblichkeit geſtattete länger nicht, daß ſie fernerhin eine Fülle von Zärtlichkeit an ihn, einen Undankbaren, verſchwende. Zwar blieb ihr Betragen gleich ſanft und aufmerkſam, zwar kam ſie ihm ſtets mit der zarten Ehrerbietung zuvor, welche jede feinempfindende Frau dem Gemahle ſchuldig zu ſein glaubt; aber die Beweiſe eines wärmeren Gefühls hielt ſie zurück, und der Baron ſchien die Verminderung dieſer freien Gunſtbeweiſe kaum zu bemerken. — O Ludmilla! Du hatteſt richtig gerechnet; der Hölle Geiſt hatte Dich calculiren gelehrt! Man dränge ein Geheimniß der Schuld zwiſchen zwei liebende Herzen und ſie ſind getrennt für immer! Eine längere Zeit war vergangen, in welcher Claudie von jedem Tage, obwohl vergebens, eine Veränderung in dem Benehmen ihres Gemahls erwartet hatte. Es war ihr nicht länger möglich, die, immer mehr zunehmende gegenſeitige Entfremdung zu ertragen, und ſie beſchloß eine Erklärung herbeizuführen; doch wählte ſie dazu die unglücklichſte Zeit, einen Abend, an welchem er von einem Beſuche bei Ludmilla zurückgekehrt war. Der Abendtiſch war aufgehoben; mit Anſtrengung hätte der Baron während dieſer Zeit über verſchiedene gleichgültige Gegenſtände geſprochen, und Claudie, mit ihrem Vorhaben beſchäftigt, nur einſilbig geantwortet. Er wollte ſich jetzt entfernen, da trat Claudie ihm näher und ſagte: „Lieber Ludwig, bleibe doch noch ein wenig bei mir! Ich habe etwas mit Dir zu ſprechen.“ Der Baron warf ſich verlegen neben ſeine Frau in den Sopha und glaubte mit einem trockenen, kalten: „Nun, was giebt es wieder?“ ihr den Muth zu einer Herzensergießung benommen zu haben.

Aber Claudie fühlte nach dieſen Worten nur mit einem noch ſchärferen Wehe, wie nothwendig eine endliche Verſtändigung ſei, und ſo begann ſie mit feſter Haltung, welcher nur der zitternde Ton ihrer Stimme einen etwas leidenden Charakter gab: „Es will mich bedünken, als beſäße ich Dein Herz nicht mehr ganz; wenn es ſo iſt, wie ich glaube, ſo ſage mir ehrlich und offen, durch was ich Deine Liebe verloren habe?“

Der Baron hatte ſich ſchon zu ſchwer an Claudie verſündigt, er lag ſchon zu tief in Ludmilla's Feſſeln verſtrickt, als daß er auf dieſe ſanfte Frage eine würdige Antwort hätte ertheilen können. Er nahm ſeine Zuflucht zu der gewöhnlichen Larve des Schuldbewußten, zum Trotz, und ſagte mit einem Hohne, der ihn übel kleidete: „Habe ich Dein

Herz immer ganz beſeſſen? Sage Claudie, ich habe Dich ſtets als wahr erkannt, haſt Du nie einen Anderen geliebt?“

Gleich einem Roſenwölkchen flog ein leichtes Erröthen über Claudiens lilienbleiche Wangen, und in den leiſeſten Klängen ihrer Stimme antwortete ſie: „Ja, ich liebte! Aber niemals hat jene erſte Neigung meinem Gefühle für Dich, und der Achtung für meine Frauenpflichten Eintrag gethan.“

„Und liebſt Du noch? Claudie! Du treue Bekennerinn der Wahrheit! Verleugne auch jetzt Deine Gottheit nicht!“ entgegnete der Baron, hoffend, Claudie werde ja antworten, und froh, durch liſtige Gewandtheit ſich aus der Rolle des Inquiſiten in die des Inquiſitors geworfen zu haben. Claudie bedrängt, durch ihres Gemahls Beſchwörung, und geſtört in dem einfachen Gange ihrer Annäherung an ſein Herz, hatte Mühe ſich zu behaupten. Sie antwortete: „Wohin ſoll das führen, Ludwig? Du quälſt, Du marterſt mich! Ja, ich liebe noch! Wie ich es denn uberhaupt nicht zu begreifen vermag, daß man gegen ein, einmal geliebtes und der Liebe werth gefundenes Weſen jemals gleichgültig werden könne; aber rein und lauter und vor Gott gerecht, iſt mein Andenken an den Mann, den ich vielleicht niemals wiederſehen werde. Kein ſtrafbarer Wunſch, kein ungeziemendes Verlangen beſchlich noch mein Herz, welches allein in dem, bis dahin mißlungenen Beſtreben ſchlägt, Dich zu beglücken!“ Thränen rollten über ihre Wangen.

Der Baron war ſeltſam ergriffen, aber er wehrte der Rührung, die ihn meiſtern wollte und ſagte mit anſcheinendem Gleichmuthe: „Wenn dies wirklich Dein vorgeſetzter Zweck iſt, ſo wähle, liebe Claudie, künftig angemeſſenere Mittel znr Erreichung deſſelben! Glaubſt Du denn, daß die

Thränen, Klagen, oder gar das Schweigen einer Frau nicht abſpannend, oder gar entfernend auf den Mann wirken? Weit mehr als eine Empfindſamkeit, die nur etwa der ſehnſüchtigen Stimmung der Brautzeit gemäß iſt, wird ein heiterer, froher Lebensmuth dem Verhältniſſe der Ehe den Reiz der Liebe erhalten und den Mann in die Nähe des Weibes zu feſſeln vermögen. Du weißt es, Claudie, ich bin frohſinnig und lebendig; ich liebe die Geſelligkeit, den Scherz, die Unterhaltung, und gefalle mir im Austauſch fröhlicher Mittheilungen; Du hingegen findeſt nur Genuß im Umgange mit Dir ſelbſt und den Geiſtern und Engeln, mit welchen Deines Vaters, o vergieb mir! — überſpannter Sinn und Heimfrieds fromme Schwärmerei Dich vertraut machten. Mir iſt wohl, wenn heiteres Geräuſch um mich tönt; Dir würde es im Kloſter la Trappe noch zu laut hergehen. Dir erſcheint die Ehe als eine eiſerne Feſſel, in deren enge Ringe ſich der Gebundene duldſam ſchmiegen muß, ohne je nach dem Glücke der Freiheit zu ſtreben; mir dünkt ſie ein Roſenband, welches nicht zart genug behandelt werden kann, um ſo lange als möglich die Dauer ſeiner Blüthen zu erhalten. Du erkenneſt in der Treue ein ängſtliches Zuſammenhalten, ein Ausſchließen aller Theilnahme an fremder Liebenswürdigkeit; ich hingegen lebe der Meinung, daß man ſich frei gehen laſſen müſſe, ja, ſich ſogar von einander verirren könne, um mit erhöheter Wärme ſich ſeines innigen Zuſammenhanges mit dem Gatten bewußt zu werden.“

„O höre auf! höre auf!“ rief Claudie empört, welche mit ſteigendem Erſtaunen die Rede ihres Mannes angehört hatte. „Ich kenne Dich nicht mehr, Ludwig! Ein böſer Geiſt hat Deine freundliche Geſtalt angenommen, mich zu täuſchen und zu verſuchen; aber dieſe dunkle Stunde wird vorübergehen und Gott wird mir helfen, daß ich aus ihren Aengſten den Glauben an Dich rette!!!“

Dieſe Worte, aus den Tiefen einer zerriſſenen Seele dringend, erſchütterten den Baron. Er wollte ſich reumüthig zu den Füßen der beleidigten Frau werfen, durch ein offenes Bekenntniß ſeiner Schuld ihre Verzeihung erſtreben — aber da ſchallte im Nu dieſer plötzlichen Sinnesänderung Getöſe vom Schloßplatze herauf. Einige Edelleute aus der entfernteren Nachbarſchaft hatten ſich auf der Jagd verſpätet und kamen, ſich bei dem gaſtfreien Beſitzer von Norwallen ein Nachtquartier auszubitten. Der Bediente, welcher dieſe Meldung machte, weckte Claudie aus einer ſchmerzlichen Betäubung; ſie erhob ſich, um die nöthigen Befehle für die Aufnahme und Bewirthung der Gäſte zu geben, und als dies geſchehen war, begab ſie ſich in ihr Schlafgemach, unfähig in ihrer Gemüthsverſtörung Theil an ſolcher Unterhaltung zu nehmen, und überließ es ihrem Gemahl, wie er die Abweſenheit der Hausfrau, bei ſeinen Gäſten zu entſchuldigen für gut finden würde. Hier, in dieſer Stille, ihren Gedanken hingegeben, empfand Claudie erſt ganz die Qual ihres Zuſtandes. Mit grauſamer Luſt ging ſie die, mit ihrem Gemahl geführte Unterredung noch einmal durch und drückte den Pfeil von jedem ſeiner Worte noch tiefer in das wunde, blutende Herz. Mit ſtrengem Ernſte prüfte ſie ihr Benehmen von dem Tage ihrer Verheirathung an, und ſie konnte ſich keine Verſchuldung gegen den Gatten, auch nicht die kleinſte, aufbürden. „Ich habe ihn verloren!“ Dieſer Ausſpruch war das Reſultat der langen Erwägung, und mit erhelleter Einſicht fuhr ſie fort: „Er iſt nicht allein mir, er iſt ſich ſelbſt entfremdet worden und einer finſteren

Gewalt anheim gefallen! Wäre Ludmilla noch hier, ſo würde ich glauben — — —“

Eine leiſe Ahnung ſtieg in ihr auf, aber Claudie kämpfte gegen die Einflüſterungen derſelben. „Nein, nein!“ rief ſie ängſtlich: „Es iſt nicht, es kann nicht ſein! Ludwig iſt nur ſchwach, aber kein Böſewicht; er iſt bethörbar, aber des Betruges nicht fähig!“

Verletzend tönte der betrübten Claudie das wilde Gelächter und der rohe Lärm der Trinkgeſellſchaft, deren Toſen über den großen Saal herüber bis in das ſtille Gemach ſchallete, in welchem die gekränkte Liebe weinte, und fromme Zuverſicht um Troſt und Hülfe flehete. Claudie unterſchied die Stimme ihres Gemahls, es ſchärfte die Säure ihrer Gefühle, daß er nach der vorhergegangenen Scene noch ſolcher Luſtigkeit fähig ſei. Spät nach Mitternacht erſt trennte ſich der laute Zirkel, und folgte der Baron ſeiner Frau in das Schlafgemach. Claudien floh der Schlummer, ihre Seele war aufgeregt, ihr Gemüth in ſtürmiſcher Bewegung. Der Mond warf ſeinen hellen Schein durch die Spalten der Bettgardine auf das Geſicht des Barons, der ſchon nach einigen Minuten eingeſchlafen war, und Claudie betrachtete den Schlummernden lange. „Ach! wäre ich doch nur auf einen Augenblick allwiſſend, um in Deiner Seele leſen zu können!“ dachte ſie, und kaum hatte ſich dieſer Gedanke in ihr gebildet, als der Träumende die Lippen öffnete und die Worte ſprach: „Ludmilla, laß mich! Ich muß fort, es dunkelt ſchon! Noch einen Kuß — leb' wohl, ſüße Ludmilla!“ Claudie erbebte. „O Gott! wie hart ſtrafeſt Du mich für meinen frevelhaften Wunſch!“ dachte ſie mit dem Grauen des Entſetzens. „Wäre es dennoch möglich, was zu denken und zu fürchten ich für Sünde hielt?“

Die unglückliche Claudie brachte die ganze Nacht in fruchtloſen Grübeleien zu, und erſt der goldene Morgenglanz ſchloß blendend ihr müdes, verweintes Auge.

Als Claudie erwachte, hatte ihr Gemahl mit ſeinen Gäſten, welche er zu einer Jagdpartie eingeladen, bereits das Schloß verlaſſen, und die Einſamkeit dieſes Tages gab Claudie Gelegenheit, ihre unſichere Stimmung zu befeſtigen und den Plan für ihr künftiges Verhalten auszubilden.

Es iſt eine oft beſtätigte Erfahrung, daß die Abſicht, Jemand ſeines Irrthums zu überführen, beinahe niemals erreicht wird und den Zwieſpalt der Gemüther nur noch unheilbarer macht. Liebe iſt Verſtändniß — das tiefſte! ſonach erklärt jedes Mißverſtändniß ſich von ſelbſt. — Claudiens Vertrauen zu ihrem Gemahl war ſeit der geſtern mißlungenen Erklärung gegen ihn merklich geſunken. Das Traumreden von dieſer Nacht erfüllte ſie mit ängſtlichen Ahnungen über die wahre Urſache von der Veränderung, die ſich mit ihm begeben; und nur mit der angeſtrengteſten Willenskraft erhielt ſie ſich den Muth, was irgend kommen könnte, ſtandhaft zu erwarten und mit Vorſicht zu prüfen, ehe ſie entſcheidend zu handeln wage.

Am Abend kehrte der Baron zurück. Sein Ausſehen zeigte ihn verſtört, während Claudie in ihrem weißen Nachtgewande, das blaſſe, himmliſchſanfte Geſicht von lichtblonden Locken umwallt, dem Engel der Ruhe glich. Der Baron betrachtete ſeine Frau mit düſteren Blicken. Ihr ganzes Weſen ward von einer Sicherheit gehalten, welche dem Benehmen zartſinniger Frauen in dem Gefühle unverdienter Kränkungen die mächtigſte Stütze giebt; im Gegenſatz zu jenen rohen, weiblichen Seelen, welche die geringſte Benachtheiligung wahrer, oder eingebildeter Rechte zu tobenden Furien oder grollenden Unholden macht.

Die ſtille Würde Claudiens wirkte beſchämend auf den Baron zurück, und doch zeigte die Bläſſe ihres Geſichtes, der gemilderte Glanz ihres Auges und eine gewiſſe Mattigkeit, welche auf ihren Bewegungen ruhete, daß jene höhere Haltung nur der Sieg eines ſtarken Geiſtes über ein tiefes, ſchmerzliches Leiden ſei. Der Baron wollte ſich das Drückende ſeiner Stimmung, Claudie gegenüber, erleichtern; er erzählte ſeiner Frau die Abenteuer des Tages und ſchloß mit der Verſicherung, daß er ſehr ermüdet ſei und ſogleich zu Bett gehen werde. Claudie heftete die Augen durchdringend auf den Gähnenden und ſagte: „Ein Traum hat mir in dieſer Nacht verrathen, unter weſſen Schutze ſich Ludmilla gegenwärtig befinde, und daß ſie keineswegs der Liebe entbehre, nach welcher ſie verlangte.“

Der Baron ward bleich wie der Tod. Mit zitternden Lippen ſtammelte er hervor: „Wie ſo? Wie meinſt Du das?“

Aber Claudie unterdrückte einen Seufzer und ohne ihm auf dieſe Frage zu antworten, ſtand ſie vom Tiſche auf. „Es iſt gewiß!“ dachte ſie und eine erſtarrende Kälte durchdrang ihr Inneres; ihr Herz zerriß, aber da in ſchönen Seelen keine Empfindung, welche göttlicher Natur iſt, untergehet, ſo verwandelte ſich die erlöſchende Liebe für den Gemahl, in das weichſte Mitleid mit dem Gefallenen. Dem Baron war nach dieſer Stunde nichts gewiſſer, als daß Ludmilla und er entdeckt ſeien, aber da Claudie gleich ſtill und freundlich blieb und kein Wort mehr über dieſen Gegenſtand erwähnte, ſo verſtummte nach und nach jene Befürchtung wieder, und er ſetzte ſeine Beſuche bei Ludmilla in dem einmal feſtgeſetzten Zeitmaße fort. Die Zwiſchenzeit ward größtentheils in Geſellſchaften verlebt, welche des Barons dringende Einladungen, ſeine gut beſetzte Tafel, ſein alter Wein nach Norwallen zogen. — Claudie fühlte ſich jetzt wahrhaft unglücklich. Die Lebensweiſe, in welche ſie ſich fügen mußte, war ihren Gewöhnungen und Neigungen eben ſo zuwider, als der Sittlichkeit ihres Gemahls nachtheilig. Sie erſchien nur dann bei dieſen wilden Gelagen, wenn der Anſtand es durchaus erforderte und benutzte jede Veranlaſſung, welche ihr Entfernen aus dieſen Kreiſen entſchuldigen konnte.

So ging der Winter vorüber. Zum erſten Male in ihrem Leben ſah Claudie die Natur in ihrer Verödung, in ihrem Erſtarren, weil, nicht wie ſonſt, eine freundlich erhellete Phantaſie ihrer Zauberlichter in die Zeit warf, wo die Dunkelheit über den Tag herrſchet, und ein froher Geiſt und ein freies, ungedrücktes Gemüth die erſtorbene Welt mit ſchönen Hoffnungen belebten. Auch die Kunſt vermochte nicht mehr die Trauernde zu tröſten. Mit bleierner Schwere hinderte der Gram das Aufſtreben ihres Genius. Die Erſcheinungen der Ideale wurden von der Wehmuth verhüllt, wie der Sonne ſtrahlendes Bild von vorüberfliehenden Wolken — und Claudie fühlte, daß ein ſtarker, freudiger Muth die Bedingung jeder höheren Leiſtung ſei. Die Briefe an ihren Vater und von ihm waren die einzige Freude ihres harmvollen Lebens; in ihnen fand ſie immer milde Anklänge eines verſtehenden Gefühls, wie behutſam ſie auch dafür beſorgt war, ihrem Vater den leidenden Zuſtand ihres Gemüthes zu verbergen.

Der März erſchien; ſchon weheten die Lüfte mild und frühjährlich, ſchon durchwühlte die Egge den ausgeruheten

Boden, und aus den farbloſen Wieſen keimte das glänzendgrüne Gras und hie und da ein frühes Blümchen hervor, und die wonnereiche Ahnung naher Maienluſt regte ſich in den Bewohnern der Höhen und Tiefen, der Wälder und Gewäſſer. Auch die menſchliche Bruſt ſchwellete das Erwachen der Natur, aber Claudiens Herz klopfte in noch ſtärkerem Wehe. Ach! nie empfindet der arme Menſch ſeine Schmerzen ſchärfer, als wenn der Frühling in ſeiner Wunderpracht vor ihm erſcheint, und von ihm, dem erſten Geſchöpf der Erde, die Theilnahme an der allgemeinen Herrlichkeit fordert. Wenn alles grünet und blühet und in friſcherem Leben emporkeimt und ſchwillt, empfindet er es mit unendlicher Wehmuth, daß ſeine ſchönſten Hoffnungen erſtorben ſind; während alles jauchzt und jubelt und durch die weiten Räume der Schöpfung in tauſend verſchiedenartigen Stimmen nur ein Lobgeſang ertönt, erfüllet es ihn mit Trauer, daß er den Vater der Freude und des Lichts nur durch ſtille Ergebung ehren könne; und nur der darf die Blume des Feldes und den Vogel des Waldes nicht um eine glückliche Bewußtloſigkeit beneiden, welcher mit Innigkeit der Verheißung unſeres Glaubens vertrauet, daß nach dem abgewelkten Frühling hienieden einſt ein himmliſcher Lenz erſcheinen werde, wo die Thränenſaat des frommen Dulders ſprießet, ſchöne Gedanken zu Blüthen werden, und die Früchte edler Handlungen uns ewig erquicken!

Noch war kaum ein Jahr verſtrichen, ſeit Claudie über ihr Schickſal entſchieden hatte, und wie ſeltſam und unglücklich hatte ſich dies ſeit jener Zeit gebildet! Sie ſagte zu ſich ſelbſt, wenn ſie den zurückgelegten Weg überblickte: „Wie eng beſchränkt iſt doch der Begriff der Zeit! Ein Jahr! welch kurzer Zeitraum! und ich habe in ihm ein langes, erfahrungsreiches Leben gelebt! Es iſt mir, als wäre ich nun am Ziele, als hätte die Reiſe der Erkenntniß jede Jugendblüthe verdrängt, als müßte ich in Gram und Schmerz dafür büßen, daß meine Hoffnungen ſo licht und freundlich waren. Aber habe ich doch gelebt! Süß und ſelig war der Traum meiner Kindheit; ahnungsvoll, wie die Verkündigung der Himmliſchen, die Erwartungen meines jugendlichen Herzens, aber grauſenhaft iſt mein Gemüth verödet worden! — "

An einem hellen Abende in den letzten Tagen des Monat März ritt Graf Leopold von Hochſtein langſam die Allee herauf, welche zu dem Schloßplatze von Norwallen führte. Von der entgegengeſetzten Seite, die in die waldigten Gebirgsgegenden führte, ſah er einen Troß Reiter wild daher geſprengt kommen, und ſein ſcharfes Auge erkannte an der Spitze deſſelben, den Baron. Die Geſellſchaft kehrte von einem großen Treibjagen heim, welches dieſe rohen Freuden auf ein halbes Jahr beſchloſſen hatte und ein ſtattliches Gelage ſollte die blutige Feier dieſes Tages krönen. Eine Menge Förſter und Jäger folgten dem Zuge der Anführer, ein kleiner Wagen mit reicher Wildbeute ward hinterdrein gefahren. Die Geſchirre der Pferde, die blanken Jagdhörner blitzten im Abendſtrahl, das Gebell der Hunde tönte durch die Stille der Natur, und lautes Rufen und Gelächter verkündete die wildaufgeregte Stimmung der Einziehenden. Es entſprach dieſe Erſcheinung der Erwartung nicht, welche ſich Graf Leopold von ſeiner Ankunft in Norwallen gemacht hatte. Er fühlte ſich nicht aufgelegt, die Tafelfreuden der luſtigen Jäger zu theilen, und hielt ſein Pferd an, um unbemerkt das Schloß umreiten zu können, und durch den Garten in das Haus zu gelangen. Er ſtand an der Umzäunung des Gartens und öffnete ein kleines, ihm bekanntes Pförtchen. Er ſchritt langſam, ſein Pferd nach ſich ziehend, durch ein dichtes Gehege vor und bog in einen der Hauptgänge ein. Da ſtand Claudie, in einen Mantel gehüllt, bleich, verfallen, ein Bild des Kummers, vor ihm. Sie ſchrie laut auf, als ſie ihn erblickte und mit einer Stimme, in deren ergreifendem Klange ſich Schmerz und Freude vermählten, rief ſie: „Leopold, mein Bruder! wie glücklich macht es mich, Dich zu ſehen! Haſt Du mich aber auch noch lieb?“ Mit Erſtaunen und Wehmuth umarmte Leopold ſeine Schweſter. Er antwortete kalt und bitter: „Es muß ſich hier ſeit meiner letzten Anweſenheit viel verändert haben; dies beweiſet mir die Geſellſchaft, welche ich ſo eben ankommen ſah und dieſe Deine Frage, arme Claudie!“ Claudie brach in Thränen aus. „O! ich bin ſehr unglücklich! Die Hand Gottes ruhet ſchwer auf mir und meine Kräfte ſchwinden — —“ ſagte ſie leiſe und weinend. „Beruhige Dich, Liebe!“ bat Leopold, und liebkoſete der Weinenden; „es wird und ſoll und muß Alles anders werden! Der Vater grüßt Dich, er iſt bekümmert Deinetwegen und hat mich hierher geſendet, um Dich abzuholen. Auf Deinem lieben Hochſteine wirſt Du geneſen. Glaubſt Du denn, daß, obgleich Du das Unglück Deiner Ehe uns ſorgfältig verborgen, und das Wehe Deiner Bruſt mit ſchönen Worten verſchleiert haſt, daß wir nichts gemerkt oder erfahren hätten? Gott gebe, daß nur die Hälfte davon wahr ſei, was man ſich von der ſauberen Lebensweiſe Deines Mannes erzählt!“

Claude ward ängſtlich: ſie fürchtete, es möchte ihrem Gemahl zu viel geſchehen, und ging, von ihrem Bruder begleitet, auf ihr Zimmer, woſelbſt ſie ihm eine beſonnene, von jeder Uebertreibung ferne Beſchreibung ihrer Ehe-Verhältniſſe machte, und mit der zarteſten Schonung die Umwandlung bezeichnete, welche ihr, im Betragen ihres Mannes, namentlich ſeit Ludmilla's Flucht, fühlbar geworden ſei.

Leopold hatte dieſe Berichte mit Zorn und Ungeduld vernommen. „Habe ich es Dir nicht geſagt?“ fuhr er entrüſtet auf. „Erinnere Dich, Claudie, was ich zu Dir ſprach, als ich dieſe Ludmilla, dieſe hölliſche Schlange, bei meinem erſten Beſuche hier fand. Es iſt klar, wie Sonnenlicht, daß Dein Mann um Ludmilla's Flucht gewußt habe, und daß er jetzt um ihren Aufenthalt wiſſe. Aber Geduld! wir wollen den diebiſchen-Fuchs ſchon aus ſeinem Baue aufjagen! Du weißt es, ich habe mir nie ein Vertrauen zu Deinem Manne abringen können, und habe Deine Verbindung mit ihm höchſt ungern geſehen. Die, von unſerm Vater und Dir ſo oft geprieſene Gutmüthigkeit, welche ihm eigen ſein ſoll, geſtattet ihm doch, ein ſanftes, ihm treuergebenes Weib elend zu machen, und die Lenkbarkeit, welche Du in milde Tugend-Feſtigkeit umwandeln zu können glaubteſt, unterwirft ihn treulos einer Buhlerinn. Es iſt ein elender Schwächling! Aber, bei dem Allmächtigen! Er ſoll das ernſte Wort eines beleidigten Mannes vernehmen! — Es wird mir ſchwer- genug werden, meine Empörung gegen ihn zu verbergen; aber will ich Dir wahrhaft nützlich werden, ſo muß ich meine Geſinnung noch für ein Weilchen verleugnen.“ Claudie verſtand nicht ganz, was ihr Bruder meine, aber ſeine Worte erfülleten ſie mit Furcht und Bangen.

Am folgenden Morgen erſt erfuhr der Baron die Ankunft ſeines Schwagers. Er trug dieſem ein höchſt verlegenes Geſicht entgegen, und konnte Leopolds offenen Blick nicht aushalten. Leopold entledigte ſich nun des väterlichen Auftrages, nach welchem Graf Hochſtein an ſeinen Schwiegerſohn den Wunſch ergeben laſſe, die geliebte Tochter auf einige Wochen bei ſich zu ſehen, und den Sohn deshalb geſendet habe, daß derſelbe die Schweſter in des Vaters Arme geleite. —

Mit freundlicher Willfährigkeit, die nicht für ſeine Anhänglichkeit an die liebenswürdige Frau ſprach, antwortete der Baron, daß es ſchon längſt ſein Wunſch geweſen ſei, Claudie, deren Geſundheit einer Kräftigung bedürfe, auf einige Zeit nach ihrem heimiſchen Bergſchloſſe zu ſenden, doch habe er dieſen Entſchluß dem eigenen Verlangen ſeiner Frau, oder dem ihres Vaters überlaſſen wollen. Leopold knirſchte heimlich mit den Zähnen, und der Baron ſagte nach einer kleinen Pauſe, während welcher er vergebens auf eine Antwort wartete: Er bedauere nur recht ſehr, daß ein geſtern vorgenommener Pferdehandel bei einem benachbarten Edelmanne ihn für heute entferne, und von der Freude an einem ſo lieben Beſuche ausſchließe; doch wolle er dies Geſchäft möglichſt beeilen, um zeitig wieder zurückkehren zu können.

Der Baron war kaum fort, da ließ auch Leopold ſein Pferd vorführen. „Auch Du willſt fort?“ fragte Claudie betroffen, als er Abſchied nehmend vor ſie trat. „Ich muß Dir mit Bürger antworten: ‚Es wird mir hier zu eng im Schloß, ich will, und muß ins Weite!‘“ entgegnete Leopold, und eilte, nach einem brüderlichen Kuſſe mit dröhnenden Schritten die Treppe hinab. „O, über die wilden, unbändigen Männer!“ ſeufzte Claudie, als ſie ſah, daß der

Huſar mit hochgeröthetem Geſicht den bäumenden Braunen beſtieg.

Leopold ritt, ohne ein eigentliches Ziel für ſeinen Weg zu haben, auf der Straße hin, welche dem Gebirge zuführte, doch bald zog ihn die Anmuth eines ſchattigen Nebenpfades von dem breiten Wege ab, und der ſich ſchmal durch Nadelgehölz ſchlängelnde führte ihn nach einigen Stunden einer mäßighohen Hügelkette zu. Noch war ihm auf dem langen, einſamen Ritte kein lebendes Weſen begegnet, und er lächelte ſchon darüber, ſich in eine öde Wildniß verirret zu haben, als er einen alten Mann in ſchlichter, ländlicher Kleidung auf ſich zu kommen ſah, der ängſtlich, wie es ſchien, um ſich blickte, ob er ihm wohl ausweichen könne. Da Leopold, als ein echter Cavalleriſt, bei der Begegnung eines Reiters, ſeine Blicke ſtets wie auch diesmal zwiſchen dem Manne und dem Roſſe theilte, ſo glaubte er jetzt von einem neckenden Berggeiſte geblendet zu werden, indem er in dem Pferde des alten Mannes Ludmilla's ihm wohl erinnerliche Bläſſe erkannte. Er verbarg ſein Erſtaunen und fragte den Alten mit unbefangener Freundlichkeit, ob ihm dieſer wohl ein wenig Feuer geben könne? Der Alte nickte, ſchob das ſpannenlange Tabackpfeifchen in den rechten Mundwinkel, glomm Schwamm an, und reichte den lieblichdampfenden unſerm Leopold dar. „Nun, ein Dienſt iſt des andern werth,“ ſagte dieſer, den geſtopften Meerſchaumkopf anbrennend, „nehmet dafür ein Pfeifchen feinen Knaſter hin.“ Bei dieſen Worten ſchüttete er den Inhalt des gehäckelten Tabacksbeutels in die Pelzmütze des Webers; denn daß dieſer es ſei, werden unſere Leſer bereits vermuthet haben.

„Zu viel, zu viel, lieber Herr!“ rief der Beſchenkte.

und ſeine Runzeln glättete das Lächeln der Behaglichkeit; „nun großen Dank! Da will ich mir einmal eine rechte Güte anthun! Ein Pfeiſchen ſchmeckt immer noch, wenn man auch ſonſt wenig mehr genießen kann.“

„Still Brauner!“ rief Leopold, ſein unruhiges Pferd zügelnd, und ſagte, „Ihr habet da auch ein hübſches Pferdchen, Alter, iſt es das Eure?“

Der Weber blickte ſchlau. „Halb und halb,“ war ſeine unbefriedigende Antwort. „Ihr ſcherzet, lieber Alter! Wie meinet Ihr das?“ entgegnete Leopold. Nach einem kleinen Nachſinnen ſagte der Weber: „Nun, es iſt das meine, weil niemand anders als ich es reitet; und es iſt nicht das meine, weil es einer andern Herrſchaft zugehört als mir; dies iſt die ganze Auskunft, die ich darüber geben kann.“

Dieſe Antwort gab Leopolden ſo viel Licht, als er zu ſeinen weiteren Forſchungen bedurfte. Er verbarg die willkommene Erleuchtung, und fragte weiter: „Iſt das Pferd ſeiner Herrſchaft nicht feil?“

„Ich glaube nicht,“ antwortete fortſtrebend der Weber, „obwohl mir es recht wäre; denn ich würfe wohl lieber das Weberſchiff durch Werfte und Einſchuß, als daß ich auf dem muthigen Dinge, das der Hafer ſticht, Leib und Leben riskire. Nun Gott befohlen, lieber Herr!“ „Wartet noch einen Augenblick, lieber Alter,“ bat Leopold, „und ſaget mir, wohin ich mich wenden müſſe, um auf den rechten Weg nach Norwallen zu gelangen?“

Der Weber ritt an Leopold's Seite einen kleinen Abhang hinab, dann wies er auf ein tiefliegendes Dörfchen, nach welchem hin ſich ein mit Gras überwachſener Fußweg krümmte, und ſagte: „Das iſt Schwarzgrund! Von dort aus führt eine befahrene Straße nach Norwallen.“

„Habet Dank, guter Alter! Lebet nun wohl, doch laſſet mich noch wiſſen, wie Ihr heißet:“ ſagte Leopold mit anſcheinender Abſichtsloſigkeit.

Es war, als wenn der Weber ein wenig ſtutzte. „Meinen ehrlichen Namen habe ich mein Lebtage nicht verleugnet, will's auch nicht erſt;“ ſagte er, die Antwort auf die an ihn gerichtete Frage wie gegen ſich ſelbſt vertheidigend, und fügte mit Gewicht hinzu: „Ich bin der Weber Ehrlich, aus dem Schwarzgrunder Thale.“

Nachdem Leopold ſeine Schweſter an das ſorgenſchwere Herz ihres Vaters geleitet hatte, war er am folgenden Morgen vom Hochſtein verſchwunden. Ein, an den alten Grafen zurückgelaſſener Brief drückte ſich räthſelhaft über die Abſicht der heimlich unternommenen Reiſe aus, und Graf Hochſtein, welchen eine bekümmernde Ahnung davon unterrichtete, hielt es für gerathen, Claudie mit dem Vorgeben zu täuſchen, daß eine vorgefundene Dienſtordre den Bruder ſchleunigſt nach der Garniſon berufen habe.

Von Planen zur Rache erfüllt, ritt Leopold den Weg nach Norwallen zurück. Claudiens bleiches Bild ſchwebte vor ihm her, ihn zu der glühenden Eile des Haſſes antreibend. Als er in einiger Entfernung an dem Schloſſe von Norwallen vorüberritt, warf er flammende Blicke auf das ſchöne, ſtolze Gebäude. „O du Mörderhöhle!“ rief er zornig, und hätte lieber mit den Blitzen ſeiner Augen das Schloß in Aſche gelegt; „in dir ward das edelſte Herz gebrochen!“ Die reinſte Treue mit Verrath belohnt! — Möchten Claudiens Seufzer, die Thränen ihres Kummers zu Geiſtern werden, welche fortan jede Freude, jede Luſt aus deinen Mauern verſcheuchen, und ſo das Unglück des beſten Weibes rächen!“

Er übernachtete in einem Dorfe unweit Schwarzgrund, und ging bei dem früheſten Morgengrauen in der Kleidung ſeines Bedienten, welchen er nebſt den Pferden in dem Wirthshauſe zurückließ, den Weg nach dem Schwarzgrunder Thale. Sich ſelbſt und ſeine Hitze fürchtend, verſah er ſich mit keiner Waffe, obwohl er ſeinen Huſarenſäbel und die beſten ſeiner Piſtolen geladen mit ſich fuhrte. Ein Hirtenknabe zeigte auf ſeine Anfrage ihm die kleine Thalſchlucht, hinter welcher das Haus des Webers Ehrlich gelegen ſein ſollte. Raſch vorwärts ſchreitend, doch ſtets vorſichtig um ſich blickend, gelangte er an dieſes Ziel, und bald erblickte er das friedlich umſchattete Häuschen. Er verbarg ſich in das Dickicht des Hügels, der dem Häuschen zunächſt lag, und kaum hatte er ſeinen Poſten eingenommen, als er den alten Weber Ludmilla's Pferd vorführen ſah, und o! wie klopften alle ſeine Pulſe! Jetzt trat Ludmilla aus der niederen Thüre und ſtreichelte den ſchlanken Hals ihres Pferdchens. „Alſo hier, hier wohnt die Buhlerinn, und dieſes Haus, welches ich fur einen Wohnſitz ſtiller Frömmigkeit gehalten haben wurde, iſt der Verſteck ihrer verbrecheriſchen Freuden!“ ſagte er, knirſchend vor innerer Wuth.

Der alte, matte Reiter beſtieg ſein Rößlein; Ludmilla ſah ihm lachend nach, dann richtete ſie das Auge voll ſehnſüchtiger Gluth in die Ferne. Leopold fing an, den Zuſammenhang zwiſchen den widerwilligen Reiſen des Webers und Ludmilla's Beſuchen von dem Baron zu ahnen. Ein halbes Stundchen mochte verfloſſen ſein, und noch immer ſtand Ludmilla harrend vor der Thüre des Hauſes, da verrieth eine heftige Bewegung von ihr, und ein raſches Vorwärtsfliegen, daß der Gegenſtand ihrer Sehnſucht nahe. Der Baron, als Jägerburſche gekleidet, kam mit beflügelten Schritten den Weg daher, und der Lauſcher hinter den Kiefern ſah, wie feurig der Kommende ſie in ſeine Arme ſchloß, mit welch leidenſchaftlicher Hingebung und gränzenloſer Vertraulichkeit ſie an ſeiner Bruſt, an ſeinen Lippen hing. Leopold's Zorn verwandelte ſich in die Kälte der Verachtung. Erſt nach zwei Stunden verließ der Baron, ſchüchtern um ſich ſehend, das Häuschen, und am Eingange der Thalſchlucht trat ihm Leopold's drohende Geſtalt, wie der Schickſalsengel entgegen, und erfaßte unentrinnbar mit nervichtem Arme den Entſetzten. Mit Tönen, denen jeder ein zweiſchneidiger Dolch war, rief Leopold: „Du heuchleriſcher, verrätheriſcher Schurke! Wollte ich meine Seele mit Meuchelmord beflecken: ſo erwürgte ich Dich jetzt, und die Erde trüge ein treuloſes, wollüſtiges Ungeheuer weniger! Aber ich fordere Genugthuung von Dir, dafür, daß Du Claudie mit lügenhaften Verſprechungen von dem Herzen eines liebenden Vaters hinwegſtahlſt, um dieſes ſchuldloſen Engels in den frechen Umarmungen eines ſchändlichen Weibes zu ſpotten! Erfülleſt Du ſo die Schwüre der Treue? Aber bei Gott, dem Rächer des Meineids! Claudie ſoll nie mehr in Deinen entweiheten Armen ruhen! Morgen um dieſe Zeit, in dieſem Thale, erſcheinſt Du mir zur ernſten Rechenſchaft. Hier, wo Deine Schäferſtunden verklangen, ſoll Deine Todesſtunde ſchlagen. Kämeſt Du nicht, ſo würde Dich meine Rache und der Schimpf der Feigheit überall verfolgen!“

Die Schuld entbehrt immer des Muthes, der ein ſteter Gefährte des guten Bewußtſeins iſt.

Der Baron hatte Leben und Farbe noch nicht wieder gefunden; jetzt, als Leopold ihn losließ, ſtammelte er einige Worte, die eine trotzige Verſicherung, ſich zum morgenden Duell zu ſtellen, enthielten, und ſchnell trenneten die verſchiedenen Richtungen der Wege die Feindlichen.

Leopold's nächſte Sorge war nun mit der Wahl eines Secundanten beſchäftiget. In der ganzen Gegend war kein Edelmann, welchen zu ſolch einer Gefälligkeit aufzufordern, der Grad ſeiner Bekanntſchaft mit dem umwohnenden Adel geſtattet hätte, und einige alte Bekannte ſeines Vaters, die ihrer Geſinnung nach ihm dieſen Dienſt erzeigt haben würden, waren durch ihre Qualitäten dazu unfähig. Seine Verlegenheit ſtieg, die Zeit war gemeſſen, und ſchon fing er an, ſich als zu raſch zu ſchelten, daß er dem Baron und ſich ſelbſt eine ſo kurze Friſt geſetzt habe, doch als er vor dem Wirthshauſe, wo ſein Bedienter auf ihn wartete, anlangte, war dieſer Stein des Anſtoßes bereits gehoben.

Vor dem ländlichen Gaſthofe ſtand ein leichter, offener, ausgeſpannter Reiſewagen, und vor demſelben ſaß, als Hüter der Equipage, der kunſtreich abgerichtete Pudel eines Regiments-Kameraden Leopold's. „Hektor! alter Hektor, du hier? Und wahrſcheinlich dein Herr auch?“ rief der Letztere froh überraſcht, und Hektor, die bekannte Stimme erkennend, wedelte mit dem Schwanze, wimmerte freudig, und hielt dennoch unabwendbar die klugen Augen auf die Sachen im Wagen feſt. „Nun mein Hündchen, ich nehme dir nichts!“ ſagte Leopold, den treuen Aufſeher liebkoſend, und in dieſem Augenblicke trat der Herr des Pudels in die Thüre. „Alle Teufel, Hochſtein! wie kommſt Du hierher? Wir glauben, Du ſitzeſt ruhig auf Deiner alten Felſenburg, während deſſen treibſt Du Dich luſtig im Lande umher, und beſteheſt Abenteuer. Sage, was bedeutet die Mummerei?“

Mit einem bittern Lächeln antwortete Leopold: „Ich habe eine Rolle in einem Trauerſpiele übernommen, und bin ſo eben für die Beſetzung einer zweiten ernſtlich beſorgt. Vielleicht würdeſt Du Dich dazu verſtehen, mein guter Junge! Dich hat mir offenbar ein guter Engel zugeſendet.“

Der Officier ſchlug ein unmäßiges Gelächter auf. „Ein Engel? Ja, einer vom Blocksberge. Laß Dir erzählen, Hochſtein. Ich war, wie Du weißt, zu meinem Oheim, dem Landrath Rollberg, gereiſt. Wir ſind ganz vergnügt en famille zuſammen, da meldet ſich eine alte Tante an, eine grundböſe Sieben, vor deren preßhafter Förmlichkeit alles Reißaus nahm, was nur irgend fortkonnte. Mich ladete der Schwiegerſohn meines Oheims, der Forſtmeiſter von Reichenbach, zu ſich ein, und ich bin eben auf dem Wege dahin. Doch was ſpracheſt Du von Trauerſpiel und dergleichen?“

Leopold, der wohl wußte, daß der Officier neben einer gewiſſen rohen Luſtigkeit, die er für ein Vorrecht der Jugend und ſeines Standes hielt, den Ernſt der Zuverläſſigkeit bewahrte, entdeckte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ſein Vorhaben, und der Officier war ſogleich willig, Leopold auf dem morgenden Waffengange zu ſecundiren. Die Unterhaltung der folgenden Stunden, die tollen Einfälle des Officiers, ließen Leopold nicht zu der Betrachtung kommen, daß dieſer Tag der Vorläufer eines entſcheidungsvollen und verhängnißſchweren ſei. Der kommende Morgen brach an. Langſam und ſchweigend ritten die Officiere nach dem Thale; dicht an demſelben holten ſie einen jungen, ſtattlichen Mann zu Pferde ein, deſſen Bedienter Waffen bei ſich führte. Leopolds Gefährte begrüßte in dem Edelmanne einen Bekannten, und dieſer ſtellte ſich den beiden Freunden als Secundanten des Barons von Norwallen vor, den er bereits hier im Thale vorfinden ſolle. „Er iſt wieder bei Ludmilla! War vielleicht die ganze Nacht bei ihr!“ dachte Leopold mit verbiſſenem Ingrimm, und dieſer Gedanke ſpannte ſeine Sehnen und entflammte ihn zum Rächer der betrogenen Schweſter. Man kam im Thale an; mit ſchamloſer Stirne, im Anzuge ſeines Standes, trat der Baron aus dem Häuschen, ihm folgte der alte Weber, alle Zeichen der Furcht und Angſt von ſich gebend, und blieb mit gefalteten Händen in flehender Stellung vor der Thüre des Hauſes ſtehen.

Der Standpunkt wurde gewählt, die Waffen beſtimmt. Der erſte Schuß ſtreifte Leopolds Arm ein wenig, doch der zweite, welchen dieſer verwundete Arm abbrannte, traf des Barons Bruſt, er ſank leblos zu Boden. Ein gellender Wehlaut ſcholl aus dem Fenſter des Weberhauſes; Ludmilla, einem Schatten gleich, ſtürzte herbei, ihr folgte ein Wundarzt, deſſen Anweſenheit ſie mit einem ſchweren Geldopfer erkauft hatte. Man brachte den Baron in das Weberhaus; eine ſtarke Blutſpur bezeichnete den Weg, den er diesmal bewußtlos nahm. Der Huſaren-Secundant ſchüttelte ſeinen Freund aus der dumpfen Betäubung auf, in welcher dieſer vor ſich hinſtarrte. „Fliehe, lieber Hochſtein!“ ſagte er treuherzig, „Du ſieheſt, Dein Schwager iſt todt, oder wird es bald ſein. Was willſt Du noch hier? Dem Begräbniſſe beiwohnen? Mache, daß Du fortkommſt! Die Grenze iſt nicht weit, und dieſer Handel kann ſchlimm für Dich ausfallen; alſo gieb gutem Rathe Raum, und eile!“

Leopold von einer Idee in dieſen Vorſtellungen getroffen, fuhr haſtig zuſammen, rief ſeinen Bedienten, den treuen Hill zu ſich, ſchrieb mit Beiſtift einige Worte auf ein Blättchen, und übergab dies dem Hill, daß er es nach dem Hochſtein befördere, zugleich nannte er ihm den Ort über der Grenze, wo Hill ihn aufſuchen ſolle. Dann verließ Leopold befriediget, aber empört, das Herz von tauſend marternden Empfindungen zerriſſen, das Thal; auch die beiden Secundanten ritten nach einem Weilchen ſelbander fort, und nur der treue Hill blieb zurück, wartend, ob er der Unglückspoſt, deren Ueberbringer er ſein ſollte, nicht eine kleine Hoffnung beifügen könne. Nach einer Zeit von anderthalb Stunden trat der Wundarzt, ein freundlicher Mann höheren Alters, die Hand nachdenkend an die Stirne gelegt, vor die Thüre, und Hill demüthig ihm näher. „Herr Doctor,“ redete er ihn mit furchtſamer Höflichkeit an, „erlauben Sie mir eine Frage. Lebt der Herr Baron noch?“ Der Wundarzt ſah Hill ſcharf an, und antwortete: „Ja mein Freund, er lebt!“

Hill entgegnete mit angſtvoll hervorgeſtoßenen Worten: „Und haben Sie Hoffnung, daß er gerettet werden könne?“ Dem ehrlichen Burſchen ſtanden die Augen voll Waſſer. Der Wundarzt bemerkte es. Mit tröſtender Zuverſichtlichkeit erwiederte er hierauf: „Mit Gottes Hülfe hoffe ich ihn herzuſtellen, obgleich der Schuß eine ſehr gefährliche Richtung genommen hat. Doch dürfte die Cur langwierig werden, und die Folgen der Verwundung durch das ganze Leben hindurch fühlbar bleiben.“

Hill hob noch einmal an: „Würden Sie wohl nach dem Verlaufe von drei Tagen dieſen Ausſpruch noch ſicherer beſtätigen können?“

Der Wundarzt antwortete: „Ja, mein Sohn! dann will ich Ihm noch genauere Auskunft geben.“ Da bückte ſich der ſtolze Cavalleriſt, um dem Wundarzte die Hand zu küſſen, und ſagte: „Gott ſegne Sie und Ihre Kunſt, Herr Doctor! In drei Tagen frage ich wieder zu.“ Und ſomit ſprengte er von dannen.

Wir kehren einſtweilen auf den Hochſtein zurück. Dem alten Grafen waren in der bängſten Erwartung acht Tage verſchlichen, und noch war keine Nachricht von Norwallen aus, oder von Leopolden an ihn gelangt. Er fühlte, wie dringend die Verpflichtung ſei, Claudie, deren Körper- und Gemüthszuſtand höchſt leidend war, zu ſchonen, und ſo verbarg er ihr mit großer Wachſamkeit über ſich ſelbſt, alle Befürchtungen, die ihn quälten. Am Ende dieſer peinvollen Woche ward er von einem Geſpräche mit ſeiner Tochter abgerufen. Claudie erſchrak; ihr Gefühl weisſagte ihr nichts Gutes, und mit zitternder Aengſtlichkeit harrete ſie der Rückkehr ihres Vaters, der lange ausblieb. Endlich kam er. Sein Geſicht war erblaßt, die Faſſung, welche er behauptete, ſchien gewaltſam gewonnen zu ſein, er bemühete ſich mit ſichtbarer Anſtrengung, ſie ſeinem unglücklichen Kinde gegenüber feſtzuhalten. Claudie warf ſich an ſeine Bruſt, und rief: „Es iſt ein Unglück vorgefallen, umſonſt würdeſt Du es mir verbergen wollen! Ach! ich beſchwöre Dich, laß mich die höchſte der Martern, das langſame Vorbereiten auf einen tödtlichen Schmerz nicht empfinden! Betäube mich lieber bald durch den Schlag, der vielleicht ein mir theures Haupt getroffen hat!“

Claudiens richtige Vorausſetzung erſchütterte den gebeugten Vater. „Meine Tochter,“ ſagte er matt, „wir ſind jeden Augenblick in der Hand Gottes. —“

„Gott mein Gemahl! oder Leopold —“ rief Claudie mit noch ſtärkerem Beben.

„Beide leben! ſo wahr als ich Dich liebe!“ verſicherte Graf Hochſtein. Beruhiget entgegnete Claudie: „Nun, was konnte meinen ſtarken Vater dann noch ſo erſchüttern?“ Der Graf fühlte wohl, daß er Claudie die durch Hill empfangenen Unglücksberichte nicht vorenthalten könne, und ſo ſagte er: „Dein Bruder rächte Deine beleidigte Ehre, mein Kind, und fühlte in der Qual von mehreren Tagen, in denen er wähnte Ludwigs Mörder geworden zu ſein, die Strafe für das verhöhnte Geſetz jener heiligen Worte: „Die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſpricht der Herr!““

„O Ludwig! mein Gemahl! Ich muß ſogleich zu ihm!“ rief Claudie jammernd, und ſchwankte empor. Aber jetzt erfaßte eine heftige Erbitterung ihren Vater. Er ſagte ſtolz und gebietend: „Du würdeſt Deinen Gemahl in den Armen ſeiner Concubine ſuchen, und von der Gnade dieſer Creatur den Einlaß zu ihm erbitten müſſen, und noch nie hätte eine Hochſtein ſich einer ähnlichen Unwürdigkeit ſchuldig gemacht. Sich ſelbſt zu ehren, iſt die Pflicht des Weibes wie des Mannes. Nein, Claudie, Du verläſſeſt mein Haus nicht eher, bis Dein Gemahl ſich wieder in Norwallen befindet, und ſich aus den Zauberringen dieſer gefährlichen Schlange losgewunden hat.“

Dieſe Worte enthielten das richtigſte Gleichmaß von Gift und Gegengift. Die Beſtätigung ihrer längſtgehegten Befürchtung von Ludwigs geheimer Verbindung mit Ludmilla aus zuverläſſigem Munde erfüllte ſie mit dem tiefen, ſtechenden

Schmerze gekränkter Rechte, getäuſchten Vertrauens; aber die feſte Entſcheidung ihres Vaters weckte das Gefühl ihrer weiblichen Würde, und gab in demſelben ihren Empfindungen eine ſichere Stütze. Nur in geziemenden und anſtändigen Verhältniſſen hatte Claudie ſich zu bewegen gelernt, undenkbar wäre ihr daher ihre Stellung neben der ſtrafbar begünſtigten Ludmilla geweſen; und ſo empfahl ſie im heißen Gebete Gott die leibliche und geiſtige Geneſung des Verirrten, die ihr dann erlauben würde, zu ihm zurückzukehren, die milden Pflichten verſöhnter Liebe an ihm zu üben, und ihm durch ſanftes Vergeſſen früherer Verſchuldungen das neugeſchenkte Leben werth zu machen.

Zehn Tage, vielleicht die martervollſten, welche Claudie jemals verlebte, waren wiederum vergangen. Zweimal waren während dieſer Zeit reitende Boten vom Hochſtein aus nach Norwallen geſendet worden, um Erkundigungen nach des Barons Befinden einzuziehen, und die Antwort fiel beruhigend aus. Aber noch immer war der Baron im Weberhäuschen mit Ludmilla in der engſten Gemeinſchaft. Jetzt ward ein dritter Bote abgeſendet, und Claudie wählte dazu den alten vertrauten Kammerdiener ihres Vaters. Gern erfüllete Graf Hochſtein die Bitte ſeiner unglücklichen Tochter um die Bewilligung zu dieſer Geſandtſchaft. Sie kannte die Treue des alten Dieners, ſeine Genauigkeit im Auffaſſen der Gegenſtände, welche in den Kreis ſeiner Pflichten gehörten, das Anſchauliche ſeiner pünktlichen Darſtellungen, und ſie glaubte, nur dann würde ſie ruhig ſein können, wenn ſie aus dem Munde dieſes Mannes den Stand der gegenwärtigen Ereigniſſe erfahren hätte.

Mit der nöthigen Inſtruction verſehen, fuhr der Kammerdiener in einem bequemen Wagen ab, und kehrte nach dem Verlaufe dreier Tage zurück. Aber Claudie zitterte doch vor banger, ahnender Erwartung, als man ihr ſagte, der alte Drommes (ſo hieß der Kammerdiener) ſei zurückgekehrt. Sie ließ ihn ſogleich zu ſich rufen. Der Alte erſchien. Mit geſenktem Haupte und dem Ausdrucke der tiefſten Betrübniß in ſeinen Mienen beugte er ſich demüthiger als jemals vor dem Lieblinge ſeines Herzens, der ihm in der heiligen Würde des unverdienten Unglückes erſchien. Claudie betrachtete ihn eine Minute ſchweigend, dann ſagte ſie leiſe, kaum hörbar: „Drommes, bringſt Du mir eine Todespoſt?“

„Wollte Gott!“ antwortete der Alte ſchmerzlich, „der Tod iſt nicht das Schlimmſte, meine gnädigſte Gräfinn.“

Es fiel Claudie auf, daß Drommes, der ſtreng an der Form hielt, ſie ſo, und nicht Frau Baroninn nannte. „Und wie befindet ſich mein Gemahl?“ fragte Claudie dringender.

„Der Herr Baron kehrten geſtern Abend nach Norwallen zurück, und ich war Zeuge von ſeinem Einzuge.“

„O ſo erzähle, Drommes!“ rief Claudie und ihr Athem flog in heftiger Bewegung. Drommes ſah die Erwartende in ängſtlicher Verlegenheit an, dann begann er: „Als ich vorgeſtern Abend in Norwallen ankam, fand ich die Dienerſchaft ſehr unruhig und geſchäftig, um Alles zur Ankunft des gnädigen Herrn Barons, welche am folgenden Tage erwartet wurde, vorzubereiten. Die Hausmeiſterinn wies mir ein hübſches Stübchen an und machte ſich ein Stündchen frei, um mich von dem Vorgefallenen genau unterrichten zu können.“ Ein tiefer Seufzer bildete den Gedankenſtrich zu dieſen Worten des alten Drommes und machte eine kleine Pauſe, nach welcher er fortfuhr: „Geſtern früh gingen zwei

Wagen, und alle Bedienten zu Pferde, nach dem Schwarzgrunder Thale ab, und gegen den Abend kehrten ſie zurück. Mir ſchlug das Herz, als ich den Zug langſam, wie einen Leichenconduct, die Straße heraufkommen ſah. Der Arzt hatte jedes Geräuſch, jedes neugierige Andringen, jeden Ausruf des Schreckens oder Schmerzes ſtreng unterſagt, daher war eine Todtenſtille auf dem Schloßplatze, ungeachtet der vielen Menſchen, die ihn erfüllten. Man hob den Herrn Baron in Betten aus dem Wagen, ihm folgte eine junge, ſchöne, blaſſe Dame. Es war, als ſänke ſie zuſammen, da ſie das Schloß anſichtig wurde, doch keiner der Bedienten eilte, ſie zu unterſtützen. Der Herr Baron befahl mit ſchwacher Stimme, daß ſeine Träger ſtillſtehen ſollten; er wendete das matte Haupt nach ſeiner Begleiterinn, die noch immer am Wagenſchlage lehnte, und ſtreckte die Hand nach ihr aus. So feierte das Fräulein an der Hand des Kranken ſeinen Einzug im Schloſſe, aber kein Segenswunſch folgte ihm nach, und manches Auge netzte ſich bei dieſem Anblicke, und manche Lippe nannte mit Liebe und Verehrung den Namen Euer Gnaden. Ich hatte mich an die Thür gedrängt, um dem Herrn Baron ins Auge zu fallen. Er erhob den Blick, es däuchte mir, als erkenne er mich — doch wagte ich es nicht, ihn in dieſem Augenblicke anzureden. O hätte ich es gethan! ſpäterhin ward dieſe Gunſt mir verſagt. Dreimal ließ ich bitten, vorgelaſſen zu werden, indem ich der Ueberbringer mündlicher Nachrichten von Euer Gnaden wäre; dies Erſuchen ward mir unter dem Vorwande abgeſchlagen, daß jede Gemüthserſchütterung für den Kranken vermieden werden müſſe. Das Fräulein, welches den Herrn nie verläßt, hatte bei der dritten abſchlägigen Antwort meinem Beauftragten ein kleines Billet für mich an

Euer Gnaden übergeben. Hier iſt es." Der Erzähler ſchwieg und überreichte mit einer tiefen Verbeugung Claudie ein dünnes, nur leicht befeſtigtes Blättchen, deſſen Inhalt mit Bleiſtift, und den kaum leſerlichen Zugen einer zitternden Hand geſchrieben war. Claudie hatte mit mühſamer Haltung den Bericht des treuen Trommes angehört, und alles, was ſeine Blicke andeuteten und ſeine leiſen Seufzer verhehlten, in richtiger Ahnung ergänzet und wohl verſtanden. Jetzt fürchtete ſie einen Zeugen ihrer zunehmenden Schwachheit und ſagte: „Ich danke Dir, ehrlicher Trommes, für Deinen guten Willen! Doch verlaß mich nun, ich bedarf der Erholung." Der Alte warf einen beſorgten Blick auf das Billet und zögerte mit dem Abgehen; doch Claudie lächelte ihm beruhigend zu, und als er das Zimmer verlaſſen hatte, entfaltete ſie das inhaltſchwere Blatt und las:

„Claudie!"

„Einſt glaubte ich von Dir geliebt zu ſein; es war ein Traum, ein Fieberwahn; ich bin erwacht, und weiß nun, mit welchem Gefühle Du mir Deine Hand gabſt und an meiner Seite lebteſt; ich weiß hingegen auch, wie wirkliche Liebe ſich äußert, welche Opfer ſie zu bringen vermag. Ich gelobte Dir mein Leben, Du wollteſt mich dafür dem Tode weihen. Deine hohe Tugend geſtattete dies; ein menſchlich-fühlendes Weib wurde dem verirrten Gatten verziehen haben. Ein neues Leben beginnt jetzt für mich, unſere Rechnung iſt zerriſſen, der geweihete Bund gelöſt. Du wirſt in den Armen eines geliebteren Mannes bald den Schmerz der wenigen Tage vergeſſen, in denen Du meinen Namen führteſt, und für jeden Seufzer, welcher dieſe Epoche Deines Lebens bezeichnete, fordere alles, was ich beſitze, zum Erſatz.

Ludwig.“

Claudie hatte dieſe Zeilen geleſen, und wieder und noch einmal geleſen. Jetzt vergrößerten ſich die Buchſtaben zu wunderbaren, rieſigen Geſtalten; eine Todeskälte durchſtarrte ihr Inneres; ein bläulicher, immer dunkler werdender Nebel umflorte ihre Augen; ſchweres Glockenſummen tönte vor ihren Ohren, und eben als Graf Hochſtein, von Drommes herbeigerufen, in die Thüre trat, glitt Claudie regungslos auf den Fußboden. „Gott im Himmel!“ ſchrie der Graf, in entſetzlicher Angſt und riß die Ohnmächtige empor, „was iſt hier geſchehen? Claudie! Geliebtes Kind! Erwache! O mein Herrgott! ſie athmet nicht mehr, ſie iſt todt!“ Oh ſeufzte Claudie leiſe und ſchlug die Augen auf. „Du lebſt, o meine Tochter!“ rief der Graf in Entzücken und Schmerz, und warme Thränen der Freude bethauten Claudiens bleiches Geſicht. Man reichte ihr ſtärkende Arzneien, ſie nahm Alles, was man ihr darbot, ohne Widerſtreben, doch als ſie ſich ſo weit erholt hatte, um der Sprache mächtig zu ſein, bat ſie ihren Vater leiſe, daß er die Anweſenden entfernen möchte. Der Graf leiſtete dieſem Wunſche Folge. Claudiens Ohnmacht hatte den ruhigen Mann ſo aus ſich ſelbſt geſetzt, die Angſt der Minute, in welcher er die theure Tochter für todt hielt, zitterte, gemiſcht mit der Freude über ihre Rettung, ſo fieberhaft in ſeinem Herzen nach, daß er dieſe Gefühle in lauten, rührenden Verſicherungen ſeiner Liebe für Claudie ausſtrömte. Ein unheimliches Lächeln umſpielte Claudiens blaſſen Mund. „Mein Vater,“ ſagte ſie, und ihre Stimme drang aus einer zerriſſenen Seele, „Du liebſt mich heute, wer weiß aber, ob Du mich nicht morgen haſſeſt? Des Menſchen Liebe iſt ein ſchwaches, wankendes Rohr, von jedem Luftzuge bewegt und verſchieden gerichtet; wehe dem, der ſich darauf ſtützet! Da lies! Dies iſt der Lohn für meine Treue und für — — —“ Claudie vermochte vor Wehmuth nicht weiter zu ſprechen; die Vorſtellung von der Größe des Opfers, welches ſie dem verblendeten Gemahl gebracht hatte, löſte ihre ſtarren Empfindungen auf, und lindernde Thränen benetzten ihre Augen. Der Graf las. Sein Geſicht war der Spiegel einer gewaltſamen Erſchütterung und des Entſetzens. „O Tugend, Du biſt ein leerer Name! Sagte dies nicht ſchon Jemand einmal?“ ſagte er tonlos und mit einem Ausdrucke in ſeinem Weſen, vor welchem Claudie erbebte. Sie ermannte ſich; die Verzweiflung des Vaters gab der Tochter allen Muth zuruck und machte die Troſtbedürftige zur Tröſterinn. Eine himmliſche Freudigkeit floß in ihre Seele, und ſich plötzlich ſtark fühlend in unſichtbaren Hülfen erwiederte ſie: „O mein Vater! Vergiß es nicht, daß der edle Brutus ein Heide war; uns, die wir Chriſten ſind, würde ſolch ein Wort ziemen! — Gott wird ein zerſchlagenes Herz nicht verachten! — — Auf Ihn verlaſſe ich mich, da Lieb' und Treue mich verläßt.“ Claudiens Blick ſtrahlte in Thränen zum Himmel auf. „Iſt es möglich,“ rief der Graf und drückte die heldenmüthige Tochter an ſein Herz, „daß ſolch ein Augenblick noch wonnereich ſein kann? So erhalte Dich denn, mein geliebtes Kind, Gott auf dieſer Höhe des Muthes und laſſe Alles, was jetzt auf Dich anſtürmen möchte, tief unter Deiner Beruhrung bleiben!“

Der Graf hatte in ſtillen und beſonnenen Ueberlegungen

Claudiens Erfahrungen während ihres kurzen Eheſtandes wohl erwogen, und gegen die gegenwärtige Lage der Dinge und gegen die Verhältniſſe der Zukunft geſtellt, in ſoweit dieſe voraus berechnet werden konnten. Er ſah jetzt ein, daß Claudie, als Ludwigs Gattinn, niemals das Glück finden würde und könnte, für welches ſie empfänglich war und das ſie ſo ſehr verdiente; daß dieſes Glück ihr ſelbſt dann noch fehlen würde, wann keine Ludmilla mehr die Störerinn deſſelben wäre. Daran gewöhnt, alle Ereigniſſe aus dem höheren Geſichtspunkte anzuſehen, von welchem aus uns das bunte Wechſelſpiel des Lebens im Zuſammenhange mit einem leitenden Willen erſcheint, erkannte er in Ludmilla's feindlicher Einwirkung auf das Schickſal ſeiner Tochter nur einen Spiegel, in welchem ſich die Schwachheit und Unzuverläſſigkeit des Barons zeigte, und der Grad der Verblendung, welche den Letzteren bethörte, das Juwel, das er in der ſanften, engelgleichen Claudie beſaß, zu verſchleudern, überzeugte ihn davon, wie wenig ſein Schwiegerſohn es werth ſei, ſolch einen Schatz zu beſitzen. Nach des Grafen, wie auch nach Claudiens Begriffen von der Heiligkeit des ehelichen Bundes, mußte beiden die Auflöſung deſſelben als etwas höchſt Erſchütterndes erſcheinen; und doch wäre nach des Barons eigener ſchriftlicher Aeußerung jeder fernere Verſuch, die ſchon geiſtig getrennte Ehe wieder zu binden, eine Entwürdigung für die ſchuldloſe und tief beleidigte Frau geweſen. So blieb alſo dem Grafen nichts übrig, als Claudie die Vorſtellung zu machen, daß eine baldige Gegenerklärung, welche die Einwilligung zur Scheidung enthalte, eben ſo dem Verlangen des Barons entſprechend als den Forderungen ihres Selbſtgefühls angemeſſen ſei. Claudie überließ vertrauend Alles ihrem Vater, und dieſer unternahm in einer Stunde, in welcher er ſich beſonders ſtark dazu fühlte, dies ſchwere Geſchäft, das ſeines Geiſtes Kraft ſo vielſeitig in Anſpruch nahm. Die Schrift war aufgeſetzt, und meiſterhaft gelungen. Die Würde der Schuldloſigkeit verſchmolz in ſanfte Schonung des Beleidigers; die Achtung für die Geſetze der Ehe litt nicht unter der Anerkennung, wie nothwendig die Auflöſung der Ehe ſeiner Tochter ſei; tiefer Ernſt, ſanfte Feſtigkeit und ein Ausdruck ſtillen Leidens, das, ſeiner Tröſtungen gewiß, ſich zu keiner Klage erniedrigt, adelte jedes Wort dieſer Schrift und machten ſie zu einer außerordentlichen Ausnahme von ihres Gleichen. Claudiens körperlicher Zuſtand ward mit jedem Tage bedenklicher, und bildete den ſchärfſten Contraſt zu der ruhigen Faſſung, in welcher ſich ihr Gemüth fortdauernd zu behaupten ſchien. Der Graf hielt die anſcheinende Ruhe ſeiner Tochter für zurückgehaltenen inneren Kampf, der ſeine Wirkungen in ihrer körperlichen Schwäche darthue, und ward jetzt ernſtlich beſorgt um ſie. Er ließ einen geſchickten Arzt holen. Der Arzt erſchien. Nach Claudiens Beantwortung weniger an ſie gerichteten Fragen ſagte der erfahrene Mann mehr gegen den Grafen als gegen Claudie gewendet, deren zartes Gefühl er ehrte, daß die Kranke wahrſcheinlich Mutter ſei, und ihr Uebelbefinden von dieſem Segenszuſtande ausgehe.

Eine hohe Roſenfarbe überzog bei dieſer Erklärung Claudiens bleiches Geſicht, ein himmliſches Lächeln verklärte ihre gramvollen Züge und ein Ausdruck demüthiger Freude blickte aus ihren halbgeſenkten Augen. Der Arzt hielt den Blick begeiſtert auf dieſem jungfräulichen Geſichte der angehenden Mutter feſt, welche ihm in dieſem Augenblicke als eine Madonna erſchien, und der Graf, den fremden, mit allem Vorgefallenen unbekannten Zeugen vergeſſend, ſchloß Claudie entzückt in ſeine Arme und ſagte: „O meine Tochter! Sieheſt Du, wie reich Gott iſt in Entſchädigungen für würdig getragene Leiden? Er ſpricht zu Dir in dem Genuß des höchſten menſchlichen Glückes: in Mutterfreuden!“

Dieſe Anſprache brachte Claudie zu einem ſcharfen Bewußtſein ihrer Lage; ſchmerzlich erwiederte ſie: „Mein Kind iſt vaterlos, ehe es noch das Licht der Welt erblickt!“

„Nein,“ entgegnete der Graf, „es ruhet an einem Vaterherzen, von welchem die rührendſte Treue eines menſchlichen nur ein ſchwacher Abglanz iſt!“

Der Arzt trat in ein Fenſter und trocknete die Augen, in welche ſeit langer Zeit keine Thräne mehr gekommen war. Graf Hochſtein hatte in der, ſeinem Schwiegerſohne gegebenen Erklärung, in Claudiens Namen jede Erſatzerbietung abgelehnt. Die Art und Weiſe, in der dies geſchehen war, ſprach mehr die Uneigennützigkeit der Verſchmäher und die Anſicht derſelben aus, daß Vorenthaltungen des Herzens durch kein Gold und Gut aufgewogen werden können, als daß ſie eine ſtolze Verachtung der dargebotenen Entſchädigungen verrathen hätte. Drei Wochen waren vergangen, ſeit jenes Schreiben nach Norwallen abgegangen war, als die Entdeckung von Claudiens Hoffnungen eine Aenderung der bereits geſchehenen Erklärung nothwendig machte. Der Graf ſchrieb abermals an den Baron und meldete ihm Claudiens Zuſtand, mit dem Verlangen, daß der Letztere dies Kind in aller Form anerkennen und ihm die Rechte zuſichern ſolle, welche demſelben gebührten. Mit Befremdung ſah Graf Hochſtein die Antwort auf dieſes Schreiben ausbleiben; endlich kam ſie.

Obwohl mit feſterer Hand, als jenes unglückliche Billet geſchrieben, zeigte Styl und Ausdruck dieſes Briefes ungleich weniger geiſtige Entſchiedenheit. Krankhafte Rührung, ein aufgeſchrecktes Bewußtſein, Furcht, Angſt und Liebe ſpielten in den verſchiedenſten Farbenſtrahlen durch den Inhalt dieſes Schreibens, und kaum vermochte der Graf die Pointen deſſelben klar aufzufaſſen. Graf Hochſtein fand nach mehrmaliger Leſung des Briefes es für räthlich, den Inhalt davon Claudie nur durch mündliche Ueberlieferung mitzutheilen, und ſo ſagte er ihr denn, daß der Baron ſein Kind gerichtlich anerkannt habe und ihm ein reiches, beinahe fürſtliches Erziehungsgeld jährlich zu Capital ſchlagen laſſen wolle. Hatte Claudie eine Ahnung davon, was ihr Vater ihr aus Schonung verſchwieg? Wehete der Geiſt jenes Briefes ſie ſelbſt noch aus der umſchriebenen Mittheilung an? Sie brach in Thränen aus und ſagte mit tiefem, herzzerreißendem Jammer: „Ach! warum muß das ſchwerſte Wort, welches die Sprache faßt: Scheidung! ſo erdrückend auf meinem Leben ruhen?“

Wir überlaſſen jetzt Claudie den zarten Tröſtungen ihres Bewußtſeins, der freundlichen Zuſprache ihres weiſen Vaters, und vor allem der unſichtbaren Hand guter Geiſter, die den Unglücklichen in Schutz nehmen, daß er nicht in ſeinem Gram verſinke, und ein gebrochenes Herz ſanft mit dem Leben verbinden — und wenden uns zu dem Baron, welchem ſolche Aufrechthaltungen fehlen.

Aus todtähnlicher Betäubung, von ſtarkem Blutverluſt auf das Aeußerſte erſchöpft, erwachte der Baron auf Ludmilla's Lager, wohin man ihn, vom Duellplatze aus, getragen hatte. Er fühlte die ſtechenden Schmerzen der tiefen Bruſtwunde und die Annäherung des Wundfiebers, deſſen Stärke die heftigen Leidenſchaften verdoppelten, welche ihn ſeit längerer Zeit beherrſcht hatten. Ludmilla's geſpenſtiſchbleiches Bild verwebte ſich in die wirren Geſtalten ſeiner Fieberträume. Endlich errang die Kraft ſeiner Jugend, das Bemühen der Kunſt und Pflege den Sieg über die drohende Gefahr: er erkannte ſich und ſeine Umgebungen wieder, und Ludmilla's freudige Ausrufungen und des Chirurgus frohes Beſtätigen ſeiner Lebensrettung drangen klar und verſtändlich zu ſeinem Gehör. Sein Erinnerungsvermögen war noch zu geſchwächt, um die Geſchichte des Vorgefallenen treu abzuſpiegeln, und nur wie ein trüber, dämmernder Gedanke, ſchwebte Claudiens Bild in weiten Fernen an ſeiner Seele vorüber. Ludmilla, welche Tag und Nacht nicht von ſeinem Bette wich und mit angſtgeſchärftem Auge jede ſeiner Bewegungen bewachte, war daher der einzige Gegenſtand der ſeine ſchwache Theilnahme beſchäftigte. Der leidenſchaftliche Reiz, der ihn früher an ſie gezogen hatte; war durch die Abſpannung der Krankheit, durch die Wirkung der gefährlichen Wunde, all' ſeiner Kraft beraubt worden, an deſſen Stelle aber die verpflichtende Wahrnehmung getreten, wie aufopfernd er von Ludmilla geliebt ſei, während Claudie, wie er wähnte — ihn herzlos dem Bruder zu überantworten und dann zu vergeſſen vermochte. „Ludmilla!“ ſagte der Baron in einer einſamen Minute zu ſeiner Pflegerinn und reichte ihr die matte Hand, „ich habe Dein Herz erkannt und will es belohnen. Niemals werden wir uns mehr trennen!“ Ludmilla zitterte vor der ſo nahen Erfüllung ihrer kühnſten Hoffnungen; der Wunſch, dieſe Erklärung noch näher erläutert zu hören und eine Regung des Gewiſſens hauchten Claudiens Namen auf ihre Lippen.

„Claudie?“ wiederholte der Baron und legte die Hand leiſe ſtöhnend auf die wunde Bruſt, als habe der Klang dieſes Namens ihm ſtärkere Schmerzen erregt und ſagte: „Das iſt vorüber, auf ewig vorbei. Hätte ſie mich geliebt, wie Du mich liebſt — — —“ er ſchwieg und verſank in finſteres Hinbrüten. Endlich erklärte der Chirurgus, daß der Baron ſo weit ſei, um die Reiſe nach ſeinem Gute, in einem bequemen Wagen mit der gehörigen Vorſicht unternommen und durchgeführt, ungefährdet wagen zu können, und ſogleich gingen ſeine Bedienten nach Norwallen ab, um alles Nöthige zu dieſem Transport vorzubereiten.

Am Vorabende des zur Abreiſe beſtimmten Tages knieete Ludmilla vor dem Lehnſtuhle, auf welchem, in Betten gehüllt, der Kranke ſaß; ihr dunkler Lockenkopf ſchmiegte ſich in die weißen Kiſſen, auf denen ſeine Hände läſſig ruheten. Der Baron ſprach von der morgenden Reiſe und wie er den Weber und deſſen Frau belohnen wolle. Ein Strahl von Lebensluſt und Regſamkeit entglomm in ſeinen Augen. Ludmilla ſchauete fragend zu ihm auf. „Was aber wird aus mir? Du willſt, ich ſoll Dich begleiten, Ludwig! Doch ſage ſelbſt, müßte ich nicht ſterben, fände ich Claudie dort, oder würde getrennt von Dir? Der Hohn Deiner Leute wird mich verfolgen, unſer Verhältniß iſt bekannt, und wohin ich mich auch wende, wird Verachtung mir begegnen.“

„Ludmilla,“ antwortete der Baron unwillig, „faſt ſcheint es, als ob der bloße Gedanke an Norwallen Dich in einen Quälgeiſt für mich zu verwandeln vermöge. Wie oft ſoll ich es Dir noch wiederholen? Du geheſt mit mir, und Niemand wird es wagen, Dich nachläſſig zu behandeln. Sobald ich mich kräftig, oder durch einen Umſtand dazu gedrängt fühle, gebe ich Claudie frei und zweifle nicht, daß ſie den Vorſchlag zur Auflöſung unſerer Ehe dankbar annehmen werde; dann gehet die Scheidung vor ſich, und die

Stunde, in welcher ich die obrigkeitliche Genehmigung dieſer Trennung ſchriftlich erhalte, giebt Dir den Namen meiner Gattinn.“

Nach dieſer deutlichen Erklärung war Ludmilla des Beſitzes ihres vermeintlichen Glückes ſicher, und nur Claudiens ſtörendes Erſcheinen, das Anregen des ehemaligen Einfluſſes derſelben auf den Baron war noch zu fürchten. Man denke ſich demnach Ludmilla's ſtarren Schrecken, als ſie vernahm, der Kammerdiener des Grafen Hochſtein ſei anweſend und begehre den kranken Herrn zu ſprechen. Alles war für ſie verloren, ſobald dies Geſuch gewilligt würde. Sie ſtellte dem Chirurgus die Sache vor, aber in ein falſches Gewand gekleidet, in welchem Claudie als die Veranlaſſerinn ehelicher Mißhelligkeiten, als die Urheberinn jenes Duells erſchien, und der Chirurgus, welcher Ludmilla als einen Engel der aufopferndſten und liebevollſten Theilnahme erkannt hatte, fand keine Urſache ihrer Ausſage zu mißtrauen. So ſchlug er denn, von der ihm fälſchlich beigebrachten Meinung beſtimmt, Drommes' Forderung in der Ueberzeugung ab, dem Baron verdrießliche Mittheilungen und Anregungen erſpart zu haben. Als am Abend dieſes Tages Ludmilla an Ludwigs Lager ſaß und dem Kranken, der in tiefem Sinnen ſchwieg, Rede abzugewinnen ſuchte, richtete er ſich auf einmal in die Höhe und ſagte: „Das Gefühl einer außerordentlichen Schwachheit ließ mir heute alle Geſtalten nur als matte, dämmernde Traumbilder erſcheinen: ſo war es mir auch, als ſähe ich unter ihnen den alten Drommes vom Hochſtein, und in meiner Erinnerung haftet nichts, als der Blick, mit welchem er mein Auge zu ſuchen ſchien; offenbar war aber wohl dieſe Erſcheinung nur eine Täuſchung meiner Phantaſie?“ Der Baron blickte nach dieſen Worten fragend zu Ludmilla auf. Dieſe erſchrak. Sie wagte es jedoch nicht, den Baron zu hintergehen, und beſaß Gewandtheit genug, das leiſe Regen von Empfindungen, welche durch ihr heftiges und ausdauerndes Bemühen ſo lange unterdrückt gehalten worden waren, zu ihren Zwecken zu benutzen. Sie entgegnete: „Du irrteſt nicht, Drommes iſt hier, und wahrſcheinlich in der Abſicht, ſeine Gebieterinn anzumelden, die nun wohl nicht mehr lange ausbleiben dürfte.“

Der Baron verwechſelte ſchnell die Beſtürzung über Ludmilla's ausgeſprochene Vermuthung, mit der Abneigung dagegen, ſie erfüllt zu ſehen. Nach allem Vorhergegangenen mußte nun etwas Großes, Außerordentliches geſchehen, um die beleidigte Claudie zu verſöhnen, und dies konnte in nichts Angemeſſenerem beſtehen, als in Ludmilla's ewiger Entfernung, in dem gänzlichen Losſagen von ihr. Nach den Anſichten des Barons war dies ihm von Allem das Unmöglichſte. Ludmilla ſollte er aufgeben, die nur in ihm athmete und lebte? Sie, die ſich ſo lange von der Welt und allen Freuden derſelben geſchieden hatte, um ihm allein anzugehören, ſollte er Claudie aufopfern, welche das Recht der Gattinn mit kalter Strenge, und wie er wähnte — liebeleer behauptete? Dann konnte er den Gedanken vor innerer Empörung nicht ausdenken, lebenslang in der Demüthigung eines Begnadigten ſich der Schuldloſigkeit Claudiens gegenüber zu fühlen, und ſo ſah er ſich durch die Stellung der Umſtände zu der Nothwendigkeit gedrängt, ſich von Claudie trennen zu müſſen. „Nein!“ rief er, „dies kann und wird nicht geſchehen! Reiche mir Papier, Ludmilla, und jenes Etui, worin ein Bleiſtift ſich befindet.“ Ludmilla gehorchte ſchnell, und der Baron ſchrieb nun jenes Billet, welches unſere Leſer bereits kennen.

Während ſeine Hand die Worte zeichnete, deren jedes eine Scheidewand zwiſchen ihm und Claudie aufführte, flüſterten in ſeinem Herzen leiſe, heilige Stimmen der Warnung, aber der Irrthum hielt ihn verblendet, die Leidenſchaft befangen, die Schwäche in ohnmächtigem Ermatten, und ſo entſchied er über das fernere Geſchick ſeines Lebens. Als aber das Billet durch Ludmilla an den alten Drommes übergeben worden und der bis jetzt in den Tiefen der Seele gehegte Wille nun in Handlung übergegangen war, da fühlte der Baron eine Erſchöpfung, wie er ſolche niemals früher empfunden; er ſank mit geſchloſſenen Augen in die Kiſſen zurück, und ein heftiger, ſich bald darauf zeigender Rückfall des ſchon beſiegten Wundfiebers regte die Hülfsthätigkeit des Chirurgus und Ludmilla's ängſtliche Beſorgniſſe aufs neue an.

Mehrere Wochen vergingen, ehe die Kräfte des Barons wieder auf den Grad geſtiegen waren, wo ſie bei ſeinem Einzuge in Norwallen geſtanden hatten; aber es ſchien, als ob ſein Gemüth an unheilbaren Wunden blute. Seitdem er ſich wieder in Norwallen befand, hatte ſich auch ſeine Anſicht des Verhältniſſes zu Ludmilla verändert. Der leidenſchaftliche Rauſch, welcher ihm in dem engen Raume des Weberhäuschens alle Rückſichten auf Lebensruhe, häusliches Glück, Anſtand und Sitte vergeſſen ließ, war dem unbehaglichen Gefühle jener Nüchternheit gewichen, in welchem man ſich begangener Thorheiten ſchämt, ohne den Muth in ſich zu fühlen, ſie einzugeſtehen. Der Zauber, welcher ihn dort umſtrickt hatte, zerfloß hier vor der Einwirkung einer höheren Kraft, vor dem ſtillen Wehen von Claudiens Geiſte. Man hatte den Baron in ſein Schlafzimmer gebracht, doch eben darum den Platz für ſeine Ruhe übel gewählt; hier konnte er ſie nicht finden, hier konnte er nicht geneſen. Oft wendete er das Auge von Ludmilla's liebeflehendem Blicke hinweg, auf Claudiens einſames Lager, wo er ſie in tiefem Frieden ſchlummern geſehen und zuweilen ihr frommes Gebet belauſcht hatte. Er betrachtete die durch ſeine Schuld vereinſamte Schlummerſtätte mit der wehmüthigen Sehnſucht eines Sünders, der ſich in den erſten Regungen der Reue von der Gemeinſchaft der Heiligen ausgeſchloſſen glaubt. Jetzt kam das Antwortſchreiben des Grafen Hochſtein. Obgleich es die gewünſchte Einwilligung zur Scheidung enthielt, und dieſe Einwilligung in Worten abgefaßt war, welche durch ihre ſanfte Feſtigkeit, durch ihre würdevolle Unumſtößlichkeit jeden Gedanken an eine Abänderung dieſes Vorhabens ausſchloſſen, ſo wirkte ſie grade dadurch erſchütternd auf den Baron. Nun, da Claudie aufgegeben, auf ewig für ihn verloren war, fühlte er erſt ihren vollen Werth, und ermaß in einem Weh ohne Gleichen den Umfang des ſtillen, häuslichen Glückes, deſſen er ſich für immer beraubt hatte. Doch dieſe Schmerzen waren nur der Anfang ſeiner Strafe, ein noch härteres Gericht erwartete ihn. Hundertmal überwallete ihn der Vorſatz, nach dem Hochſteine zu reiſen, ſich Claudie und ihrem Vater zu Füßen zu werfen — ſich Verzeihung zu erflehen, und durch ein neugebornes Leben des verſcherzten Kleinodes würdig zu machen. Aber dann verſenkte ihn ein Blick auf Ludmilla, welche bleich und finſter umher ſchwankte und ſichtlich an den Folgen der gehabten körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen litt, in die Tiefe der Hoffnungsloſigkeit. „Soll ich ihr für Liebe den Tod geben?“ ſagte er, im drückenden Gefühl ſeiner Verpflichtung. „Und wenn jener Verſuch mißlänge und Claudie die Hand, welche ſie verſtieß, fernerhin verſchmähete; würde dann mein Elend nicht noch durch bittere Beſchämung geſchärft? Nein, nein! So will ich mich wenigſtens nicht des einzigen Troſtes berauben, der mir noch übrigt, einmal in meinem Leben gerecht geweſen zu ſein. Ludmilla werde mein Weib und ein früher Tod mein Erretter!“ In einer Stunde, in welcher ſich die Ueberzeugung von der Unentfliehbarkeit, mit der dieſes Schickſal auf ihn andringe, ſich recht feſt in ihm geſtellt hatte, ließ er einen Rechtsgelehrten zu ſich kommen. Der Gerufene erſchien am folgenden Tage, und der Baron trug ihm mit dem Aufwand ſeiner ganzen Geiſtesſtärke die Scheidungsangelegenheit vor und übergab ihm die, zu dieſem Behufe aufgeſetzten Schriften. Der Rechtsgelehrte hörte, las und ſchüttelte befremdet den Kopf. Endlich meinte er, die Sache würde in kurzer Zeit beendiget werden, da beide Theile in dem Willen ſich zu trennen einig wären, und keiner irgend einen Anſpruch an den Andern mache. Dieſe Erklärung vernichtete die letzte, leiſe Hoffnung des Barons; er hätte geglaubt, es würden der Trennung Schwierigkeiten entgegengeſetzt und dadurch Zeit und vielleicht Mittel gewonnen werden, Alles anders zu geſtalten. —

Nach einiger Zeit langte der zweite Brief des Grafen Hochſtein, in welchem dieſer dem Baron Claudiens Hoffnungen meldete, an. Alles, was die Freude Erregendes, der Schmerz Stechendes, das Entzücken Betäubendes und das Gefühl der Schuld Qualvolles hat, drang in dieſer Nachricht mit Meſſerſchärfe in das Herz des Barons. „O Gott, Gott! wie unglücklich, wie unſäglich elend habe ich mich gemacht!“ rief er mit klangloſer Stimme und legte die Hände vor das todtenbleiche Geſicht und bedeckte die wildumherrollenden Augen. Claudie! Du verſtoßene Mutter meines Kindes! — Warum kann ich in dieſem Augenblicke nicht den

Saum Deines Gewandes küſſen und vor der Milde Deines Blickes hinſterben in Wonne und Leid? Während ich in ſinnloſer Verblendung umhertaumelte und das theure Weib treulos verrieth, würdigte mich der Himmel durch daſſelbe des höchſten menſchlichen Segens!“ Dieſer Ausruf der Heftigkeit, mit welcher der Baron zu ſich ſelbſt ſprach, hatte Ludmilla aus einem Nebenzimmer herbeigezogen: doch faſt unwillig wendete der Baron das Auge von der Eintretenden ab. Die heilige Allgewalt der erſten Vaterempfindung ſprengte die letzte Feſſel der Sünde, und Ludmilla war ihm nun nichts mehr, als ein Gegenſtand ſeiner mitleidigen Sorge, ſeiner Dankbarkeit.

O Claudie, Du biſt gerächt und Leopolds Fluch gehet in Erfüllung! Claudiens ſtillvergoſſene Thränen, ihre geduldig ausgehauchten Seufzer haben ſich in Geiſter verwandelt, welche den Urheber derſelben bang und ängſtigend umgeben, ſeine Tagesfreuden ſtören, ſeinen nächtlichen Schlummer verſcheuchen und ſeinem Andenken Deine Liebenswürdigkeit in himmliſcher Glorie, Deine Tugenden in ſchimmernder Verklärung zeigen!

Wahrend Claudie, von allen äußeren Umſtänden dazu berechtiget, wähnte, daß ſie ganz von dem Manne vergeſſen ſei, der ſo an ſie zu ſchreiben, ſie, die nichts gegen ihn verbrach, ſo kalt aufzugeben vermochte, während ſie ihn in der innigſten Herzensgemeinſchaft mit Ludmilla wähnte, war ſie nie heißer von ihm geliebt, nie ſehnſüchtiger von ihm begehrt, nie glühender von ihm verehrt worden, als eben jetzt, war ihm Ludmilla nie ſo fremd, er Claudie nie treuer geweſen. Oefterer ſtehet, wie in dieſem Falle, in ſcharfem Widerſpruch, wie der Menſch denkt und fühlt und wie er handelt. Unfreiwillig reißt ein Herz von dem andern im

Drange der Verhältniſſe ab. Aber die Folgezeit löſet alle Räthſel, und endlich erſcheint ein Tag der Klarheit, wenn ſich ſein Oſten auch erſt über dem Dunkel des Grabes röthet. Darum ſollte der arme kurzſichtige Menſch ſeinem Beleidiger weder zürnen, noch ihn richten. Darum iſt Liebe und Segen nur unſer einziges, nie irrendes Urtheil, welches die Stimme des allwiſſenden Gottes tief in unſerer Seele ſpricht. Wir wiſſen nicht, wie ſtark die Verſuchung war, wie aufrichtig die Reue iſt, deſſen, der uns kränkte! Wir kennen nur die eigene Schwäche. — Und ſo iſt die Kraft in Demuth zu verzeihen, die größte; denn nur der Himmel vergiebt! —

Drei Monate waren verſtrichen, deren Frühlingspracht von dem Baron ungeſehen gekommen und verſchwunden war. Wie ein Automat lebend, empfand er in dieſer wohlthätigen Stumpfheit ſeiner Gefühle weder die Schönheiten der Natur, noch ſeine gänzliche Vereinſamung von den Menſchen, welche ihn jetzt als einen Geiſteskranken eben ſo ängſtlich flohen, als ſie ihn früher angelegentlich geſucht hatten. Da empfing er von der obrigkeitlichen Behörde, welche das Richteramt verwaltete, den Scheidebrief ſeiner Ehe. Mit ſtieren Augen betrachtete der Empfänger das Rieſenſiegel; ſeine Lippen zuckten, ſeine Hände bebten, als er es löſte, und kalt, wie der Tod, wenn ſeine Senſe Lebensfäden zerſchneidet, die ein ſtillſtehendes Herz an das ängſtlichklopfende des Zurückbleibenden binden, trennete der Ausſpruch des Geſetzes das, durch das innigſte Verhältniß der Natur feſtgeknüpfte Band. „Geſchieden!“ ſtammelte er leiſe und es ſchien, als habe er die letzte Kraft ſeiner Seele in dieſem einzigen Worte ausgehaucht. Darauf verſchloß er ſich in ſein Cabinet und verließ es erſt am Abend wieder, bleich, matt, einem Sterbenden gleich. Er ſendete an den Prediger des Dorfes die ſchriftliche Aufforderung zur Proclamation ſeiner Verbindung mit Ludmilla und alle dazu gehörigen Notizen; doch als an dem folgenden Sonntage, wo dieſe Statt haben ſollte, die Glocken zur Kirche riefen, in der ſein Name in ſolcher Beziehung genannt werden ſollte, da warf er ſich in den Wagen, und fuhr weit in die Ferne hinaus, um dieſen Tönen zu entfliehen.

In ſtiller Emſigkeit traf der Baron jetzt Anſtalten zu einer großen Reiſe, und dieſe Anordnungen waren es, welche ſeit langer Zeit zum erſten Male ihm wieder ein leiſes Geſchäfts-Intereſſe abgewannen. Uebrigens zeigte er eine fühlloſe Gleichgültigkeit gegen alle Angelegenheiten des Lebens. Der dritte Sonntag des Aufgebots erſchien; in der Abendſtunde deſſelben Tages ſollte die Trauung des Barons geſchehen. Einige Stunden vor der Ceremonie trat Ludwig in das Zimmer der Braut, welche ſchmucklos und in Thränen ſchwimmend, in einem Winkelchen ſaß und bei ſeinem Eintritte ihr Geſicht tief in das feuchte Taſchentuch verbarg. Lange ſtand er vor ihr, ſie ſtumm betrachtend, dann ſagte er weich: „Ludmilla! Du weinſt? O dieſer Anblick thut meinem Herzen wohl! Thränen ziemen der ernſten Feier dieſer Stunde! —“ Ludmilla wollte antworten; ſie vermochte es nicht, nur einzelne, unverſtändliche Laute unterbrachen ihr heftiges Schluchzen. Der Baron fuhr fort: „Ich will ganz wahr ſein gegen Dich, Ludmilla, höre mich mit möglichſter Faſſung an. Du haſt mir Deine Ehre, Deinen guten Namen geopfert; zum Erſatz dafür, wenn anders für den Verluſt dieſer unerſetzbaren Güter ein Erſatz gedenkbar iſt — gebe ich Dir heute den Namen meiner Frau und ſtelle dadurch Dein Verhältniß zu mir unter den Schutz der Rechtmäßigkeit. Du haſt mich geliebt, Ludmilla!“ Der Baron legte bei dieſen Worten ſeine Hand mit einer ſchmerzenden Bewegung auf die vernarbte Bruſt und fuhr mit ſichtbarer Anſtrengung fort, „und dieſes Gefühl mit allen Beweiſen beurkundet, welche die kühnſte menſchliche Forderung heiſchen dürfte. Dafür habe ich nun, um Dich für Deine Treue belohnen zu können, mein höchſtes Lebensglück, meine irdiſche Seligkeit, meine himmliſche Hoffnung aufgegeben und ſo meine Schuld bezahlt. Meinſt Du nicht, Ludmilla? — Aber jetzt muß ich fort, um in der Ferne Ruhe zu ſuchen. Weil ich Dich liebe, verſtehe dies Wort nicht in gewöhnlicher Bedeutung — fliehe ich vor Dir, weil ich ſonſt, o ich fühle es mit Angſt! Dich haſſen lernen würde; weil ich gerecht gegen Dich zu bleiben wünſche, verkürze ich jetzt ſcheinbar Dein Anrecht an mich und trenne mich auf lange Zeit von Dir. Aber ich laſſe Dir ein Pfand meiner Achtung, meines Vertrauens zurück: die Sorge für meine Unterthanen. Dein gütiges Herz, Ludmilla, wird es die Armen vergeſſen laſſen, daß der, welcher ihnen Schutz und Hülfe zu geben ſchuldig iſt, ſelbſt troſt- und ſtablos in der Ferne umherirret. Denke, ich ſei geſtorben: auch bin ich es ja; denn mein beſſeres Weſen iſt todt, und heilig ſei Dir daher mein Vermächtniß. Mache mich durch die erſchöpfendſte Erfüllung dieſer Verpflichtung des einzigen Heils theilhaftig, das mir noch auf Erden erblühen kann: der Mitfreude an fremdem Glück, zu deſſen Begründung ich mittelbar, oder unmittelbar beitragen könnte.“

Ludmilla ſank gelobend an ſeine Bruſt, und jetzt ward der Geiſtliche gemeldet. Der Prediger des Ortes, ein würdiger, aufgeklärter Mann, war plötzlich erkrankt und die Trauung fiel einem ſeiner benachbarten Amtsbrüder zu.

Dieſer, durch das tauſendzüngige Gerücht von den Vergebungen des Barons, und deſſen Scheidungsgeſchichte in Kenntniß geſetzt, gerieth in die peinlichſte Verlegenheit, einen ſo ſchwierigen Amtsfall behandeln zu müſſen. Er wollte den Schein der Heuchelei und Menſchenfurcht vermeiden und doch den Baron nicht beleidigen; die Trauung ward daher zu einem Gallimathias. — Mit ängſtlicher Sorgfalt vermied er die Anwendung der Worte, von welchen er glaubte, daß ſie dem Baron verletzend ſein müßten. ſprach von der Nothwendigkeit ſich gegenſeitig nicht zu beſchränken und war nahe daran, den Treubruch zu vertheidigen. Der Baron fühlte in dieſer martervollen Stunde, daß das innere Bewußtſein der Schatz Gottes ſei, den wir nicht veräußern können. Das Gefühl der Schuld, ſelbſt einer fremden — macht auch die Sprache arm. Der Geiſtliche ward mit einem reichen Geſchenk entlaſſen. Als nun der nächſte Morgen erglänzte, rollte der Baron in ſeinem Reiſewagen davon. Er nahm nur wenig Gepäck mit ſich; (denn das innere Elend wiegt ſchwer genug!) Die junge Frau feierte den erſten Flittertag ihrer Ehe in öder Vereinſamung und mit einem reichen Thränenopfer.

So war Ludmilla nun Baroninn von Norwallen, die Gattinn des geliebten Ludwigs und alſo an einem Ziele, welches ihr vor Jahresfriſt noch als das beneidenswertheſte und unerreichbarſte erſchien. Doch war ſie in dem, durch unrechtmäßige Mittel gewonnenen Beſitz nun wirklich glücklich? Wir wollen ſehen.

Unmöglich konnte es Ludmilla entgehen, wie ſehr der Baron ſich in ſeinem Benehmen gegen ſie geändert habe, ſeitdem er ſich wieder in Norwallen befand, und je weniger ſie ſich zu ſagen wußte, worin eigentlich die wahrzunehmende

Veränderung beſtehe, um deſto mehr empfand ſie dieſelbe. Es war nicht jener Ludwig mehr, welcher im Weberhäuschen ſo glühend ſtrebte, Ludmilla für ſüße, wolluſtreiche Opfer zu belohnen und ihr heißes Gefühl in genügender Erwiederung zurückgab, es war Claudiens Gatte, der jetzt der Macht gewohnter Feſſeln wieder anheim gefallen, jede liebende Annäherung von ihr nur mit ſcheuer Furcht duldete und mehr vermied, als veranlaßte. Wie durch einen geheimen Mechanismus hatte ſich plötzlich ihr Verhältniß zu dem Baron verſchoben, und die Unſicherheit ihrer Stellung wohl fühlend, weder in noch außer ſich einen Halt erblickend, ward ihr eigenes Benehmen mit jedem Tage ſchwankender. Die Wahrheit des Sprichwortes: „Gut giebt Muth,“ dürfte zunächſt auf die Liebe, das Höchſte der Güter, Anwendung leiden.

Wenn man annehmen darf, daß die Gewißheit, aus den helleſten Geſichtspunkten betrachtet, mit beſtochener Gunſt beurtheilt, mit einem Wort: geliebt zu werden, nicht allein mit Sonnenwärme jede Liebenswürdigkeit entfalte, und auch den ſchüchternſten Naturen jene ſiegreiche Sicherheit aneigne, welche ſchwerlich des gewonnenen Herzens verluſtig gehet, ſo iſt es im entgegengeſetzten Falle nicht weniger wahr, daß Zweifel an der liebenden Geſinnung, die uns über Alles werth und theuer iſt, oder Furcht, ſie einzubüßen, uns den Feinden unſeres Glückes überliefern, weil wir uns ſelbſt verloren geben. Kälte, die wir im Gemüth des Andern ahnen, wirkt zuſammenziehend, wie der Froſt, und das Mißtrauen iſt der dichteſte Schleier, der die Erkenntniß hindert und die ſchönſten Vorzüge dem Auge des Geliebten verbirgt. Wer hätte wohl in der ſchweigſamen, liebeſiechen Wärterinn des unfreundlichen Ludwigs die glänzende Ludmilla erkannt, welche in einer nicht längſt entſchwundenen Periode mit ſtolzem Lächeln jedes tieferen Gefühls ſpottete! Das Feuer, welches ſonſt Ludmilla's blühende Geſtalt belebte, war erloſchen und eine Mattigkeit an deſſen Stelle getreten, die jeder, der ihre Lebensweiſe kannte, als die Folge zügelloſer Leidenſchaften anſah, und daher dieſem Ausdrucke der Schwäche Theilnahme verſagte. Ihre kecke Zuverſichtlichkeit war erſtorben, und das ihr ganz fremde Gefühl einer bangen Zurückhaltung, eines ängſtlichen Fürchtens, hängte ſich laſtend an jedes ihrer Worte, drückte jede ihrer Bewegungen. Sie vermochte es nicht, den Blick hoffend auf die Zeit zu richten, wo Ludwig ihr Gemahl ſein würde; denn blieb ſich ſeine jetzige Stimmung gegen ſie gleich, ſo war ſie am Ziele ihrer Wünſche noch unglücklicher als damals, wo die beneidete Claudie ihren Platz einnahm. Auch jetzt noch war die tiefbeleidigte Entfernte ein Gegenſtand ihrer ſchmerzlichen Mißgunſt. Mit angſtgeſchärftem Auge nahm ſie wahr, daß der Baron oft träumeriſch vor ſich hinſtarre, daß er Blicke voll heißer Sehnſucht auf Claudiens Nähtiſch, auf jedes Geräth warf, welches ſie durch den Gebrauch geheiliget hatte, ja, daß er einſtmals ihren Fingerhut an ſeine Lippen preßte, mit einer Inbrunſt, wie der Gläubige die Reliquie eines Märtyrers.

Ludmilla's Zuſtand war jetzt wirklich bedauernswerth. Sie hatte den letzten Zweck all ihres Strebens erreicht, aber das Ziel hatte ſich verwandelt; ſtatt der erwarteten Freude, der verheißenen Wonne, fand ſie eine ſich ſtündlich erneuernde Seelenquaal. Da ihre Liebe für den Baron wirklich nicht ohne Edelmuth war, ſo mußte es herzzerreißend für ſie ſein, zu bemerken, daß ihn die Trennung von einer Gattinn unglücklich mache, deren ſie ihn beraubt hatte, und gern hätte ſie ihn jetzt ganz und gar aufgegeben und ſich in eine Wüſte verborgen, ohne die Hoffnung, ihn jemals wiederzuſehen, hätte ſie ſich nicht ſchuldig und zu muthlos gefühlt, um ihm dieſen Vorſchlag zu machen. Sie ward jetzt durch die Eigenthümlichkeit ihrer Situation, durch das Innewerden, wie falſch die Berechnungen der Leidenſchaft ſeien, und wie aus der Saat des Unrechts nur Elend und Jammer entſprießen könne, zu Betrachtungen und Folgerungen geführt, welche ſie bis dahin noch nie gemacht hatte, und in dieſer Flammenrein webete ſie die Ahnung von der ſtillen Seligkeit, welche die Tugend ihren Verehrern unter allen Umſtänden gewährt, mit lindem Himmelsodem an. Dieſe Ueberzeugung hatte ſich ihr ſchon damals, als der fromme Geſang des alten Webers ihr das Glück der gläubigen Zuverſicht auf einen Gott der Gerechtigkeit und eines danach geregelten Lebens pries, in noch leiſerem Empfinden kund gethan; aber dort waren jene zarten Keime des Guten von den Stürmen der Leidenſchaft vernichtet worden; jetzt nahm das Unglück die neuſprießenden in Pflege. Ludmilla konnte ſich noch immer nicht von der Erwartung trennen, daß der Baron, deſſen Benehmen zwar nicht unfreundlich, aber doch von einer Art war, daß er ihr das Vertrauen unmöglich machte, ſich endlich ändern, und das mit ſeiner völligen Geneſung auch ſein Gemüthszuſtand eine andere Richtung annehmen werde; doch dieſe Hoffnung wollte nicht in Erfüllung gehen. Zwar genaß ſein Körper allmählich und die Wunde ſeiner Bruſt übernarbte; aber ſein Geiſt verſank in immer tiefere Apathie. Auch durfte es Niemand ohne Gefahr wagen, ihn zu thatiger Theilnahme an den Vorfallenheiten des Lebens anzuregen; dann zeigte er eine ſo jähzornige Reizbarkeit, wie ihm ſolche niemals eigen geweſen war, und Alle, welche ihn umgaben, ſprachen und handelten daher

daher mit ſo leiſer, ängſtlicher Furcht, als wollten ſie einen ſo ſchlummernden Löwen nicht erwecken.

Ungeachtet der Baron mit Ludmilla nicht uber ſeine Scheidungsangelegenheiten ſprach, und dieſe auch gefliſſentlich aus ſehr begreiflichen Gründen ein ſolches Geſpräch vermied, ſo hatte ſie doch durch den Rechtsgelehrten, der dann und wann nach Norwallen kam, in Ludmilla bald die eigentliche Urſache zu der ſeltſamen Trennung erkannte und natürlich dieſe von Allem unterrichtet wähnte, den weiteren Verlauf der Sachen und ſo auch Claudiens Schwangerſchaft erfahren. Wie ein Pfeil ſpaltete dieſe Nachricht ihr Herz, und der vergiftete Widerhaken haftete in dem Zuckenden. Sie fand jetzt Ludwigs Schmerz erklärt, jedes Räthſel in Beziehung auf die Veränderung, welche ſich mit ihm begeben, gelöſt. Sie wäre nun gern vor ſich ſelbſt, ja aus dem Leben geflohen, und die Furie der Reue, Scham und Selbſtverachtung folgten überall ihren irrenden Schritten. Auch die Erinnerung bot ihr nichts Tröſtliches mehr dar; denn auf jene wenigen ſeligen Stunden im Schwarzgrunder Thale, in denen ſie ſich von dem Gegenſtande ihrer Liebe vergöttert ſah, waren die fürchterlichen Tage gefolgt, in welchen er ihr einen ſchlechtverhehlten Widerwillen gegen dieſe Verirrungen von ſeiner Pflicht zeigte. Vor dem Ernſt der Gegenwart zerſtob jede Täuſchung über die Vergangenheit, und ſie erkannte nun, aber zu ſpät — daß Ludwig ſie nie wahrhaft geliebt haben konnte; daß ſie nur ſeine Sinne umſtrickt, nicht aber ſein Herz gefeſſelt hatte. Die Bemerkung, daß der Baron Anſtalt zu einer großen Reiſe treffe, war die erſte Erleichterung, welche ihr ſeit langer, ſchmerzlich durchlittener Zeit zu Theil ward. Die Morgenſtrahlen von Ludmilla's erſtem Ehetage ſpiegelten ſich in den Thränen, welche ſie dem dahinfliehenden Reiſewagen, der den Scheidenden barg, nachweinte. Aber doch hob ſich ihre Bruſt ein wenig freier. „Gottlob! Gottlob!“ ſagte ſie leiſe und immer ſtärker ſtrömten ihre Thränen, „nun bin ich allein! Dies iſt mein erſtes Bedürfniß und das Element meines Kummers! Tiefe, todte Einſamkeit ſoll mich von nun an umgeben, und keines Menſchen Hohn oder Härte das entſetzliche Weh meines Herzens ſchärfen!“

Sei getroſt Ludmilla! Auch die Tiefen des Elends werden wie die Höhen des Glückes von Engeln bewohnt, welche allezeit bereit ſind, zu erfüllen den Willen deſſen, der ſie ſendet! Auch Dir nahet ſich der Troſt und die Hülfe des höchſten Helfers in der freundlichen Geſtalt eines trauernden Mädchens.

Der Prediger des Dorfes Norwallen, Namens Lucas, hatte eine innigſtgeliebte Frau frühzeitig durch den Tod verloren, und nur eine Tochter war der einzige Sprößling dieſer glücklichen Ehe geweſen. Die kleine Juſtine blühete ſo lieblich auf, daß des Vaters Herz ſich mit ſüßer Befriedigung ihrer freuete, aber bekümmernd war ihm die Sorge um ihre zweckmäßige Erziehung. Er hatte zweimal die Heirathsbewerbung um ein paar liebe, anſtändige Mädchen, Töchter benachbarter Amtsbrüder, gewagt, aber beide Male mit mehr Erwägung der ſittlichen Vorzüge dieſer Mädchen, als ſchlauer Erkundigung nach ihren Herzensverhältniſſen gewählt. Beide waren heimlich verſprochen, und der Prediger erhielt eine abſchlägige Antwort. Wie dieſe immer auch in ſchöne Worte und blumenreiche Redensarten gehüllt war, ſo fühlte der beſchämte Freier doch die ſchmerzenden Dornen der Abweiſung, und entmuthiget für fernere Verſuche eines zweckloſen Suchens und Wählens gab er die Idee einer zweiten Verheirathung gänzlich auf. Aber ſein Hausweſen verlangte eine Aufſeherinn, und Juſtinens kindlicher Unbedacht ein ſchützendes Mutterauge, und ſo nahm er eine unverheirathete, ältliche Verwandtinn zu ſich, welche beide Obliegenheiten mit gutem Willen umfaßte, deren Einſicht aber der erſteren mehr als der zweiten angemeſſen war. Endlich nahm ein unerwartetes Ereigniß die Sorge wegen Juſtinens Verſäumung von dem Herzen des Predigers, auf welchem ſie lange ſtill aber laſtend geruhet hatte.

Madame Lucas, die Wittwe ſeines Bruders, und Vorſteherinn einer großen, mit Recht berühmten Erziehungsanſtalt in L......, machte, von einer Badereiſe zurückkehrend, Nachtquartier bei ihrem Schwager, den ſie lange nicht geſehen hatte. Der geübte Blick der feinen Menſchenkennerinn bemerkte bald in dem kleinen goldlockigen Wildfang Juſtine eine Menge reicher Anlagen und liebenswürdiger Fähigkeiten, von deren Daſein hier Niemand eine Ahnung zu haben ſchien, und Paſtor Lucas kam in ſeiner vertraulichen Mittheilung gegen die von ihm verehrte Schwägerinn, wie ſehr ihn Juſtinens Verwahrloſung bekümmere, nur dem Erbieten derſelben zuvor, das Kind zu ſich zu nehmen, und es mit Muttertreue zu beaufſichtigen. Froh und heiter nahm der Paſtor dieſen Vorſchlag an. Er wunderte ſich, ſeiner eigenen Aeußerung nach, das Naheliegende nicht früher ergriffen, und wie man zu ſagen pflegt, den Wald vor lauter Bäumen nicht geſehen zu haben, und der Schmerz der Trennung von der holden Juſtine ward bei weitem von der Freude überſtimmt, die Ausbildung ſeines Lieblings eben ſo geſchickten, als würdigen Händen übergeben zu haben.

Sehr bald überzeugten ihn die Berichte von und über Juſtine, wie emſig und mit welch glücklichem Erfolge an der Bildung ihres Herzens gearbeitet werde. Er gewöhnte ſich allgemach an ihr Entferntſein von ihm, und die Sehnſucht nach ihr, welche ihn in der erſten Zeit ihrer Abweſenheit oft beſchlich, verlor ſich in der treuen Pflichtübung eines vielumfaſſenden Amtes, in kleinen, natürlichen Ergötzlichkeiten, in unſchuldigen Liebhabereien, nach und nach in die Freudigkeit des Gefühles, mit welchem man eines geſicherten Schatzes gedenkt, den man für den Augenblick zu gebrauchen, weder Drang noch Beruf in ſich ſpürt. Eine lange Zeit verſtrich, in welcher der Paſtor ſeine Tochter nur ſelten geſehen hatte. Juſtine ſtand jetzt in ihrem neunzehnten Jahre, und war aus der Schülerinn ihrer Tante deren Gehülfinn geworden; als ſie ihren Vater zu einer Pfingſtfeier beſuchte, und ihm jungfräulich erröthend geſtand, daß ſie ihr Herz an einen jungen, achtungswerthen Mann, der als Zeichenlehrer die Anſtalt beſuche, von ihrer ſtrengen Tante ſelbſt mit Werthſchätzung ausgezeichnet werde, und auf eine, ihm feſt verſprochene, nahe Anſtellung als Profeſſor bei der daſigen Ritterakademie rechnen dürfe, verſchenkt habe. Paſtor Lucas, der ſeine Tochter ſo verſtändig und beſonnen ſprechen hörte, fürchtete nicht, daß ihre Wahl dieſen Eigenſchaften nicht entſprechend ausgefallen ſein könne, und fand keinen Grund, ihr ſeine väterliche Einwilligung zu ihrer Verbindung zu verſagen.

Wenige Tage nach Juſtinens Abreiſe erkrankte die Verwandte, welche dem Paſtor die Hauswirthſchaft beſorgte, und die ſteigende Gefahr, in der die gute Baſe mehrere Wochen hindurch ſchwebte, nahm die Aufmerkſamkeit des Paſtors dergeſtalt in Anſpruch, daß er darüber Juſtine und deren Heirathsangelegenheiten gänzlich vergaß. Die Baſe ſtarb, und nun erinnerte ſich Paſtor Lucas mit unmuthiger Verlegenheit daran, daß ſeine Tochter durch die Ausſicht auf ihre baldige Verheirathung wahrſcheinlich abgehalten werden würde, zu ihm zu kommen und die Verpflichtungen der Verſtorbenen zu übernehmen. Er ſah ſich in noch größerer Rathloſigkeit, als vor zwölf Jahren, da ſein vorgerücktes Alter ihm die Entbehrung kleiner häuslicher Bequemlichkeiten und liebgewordener Gewohnheiten drückend fühlbar machte. Er überlegte ängſtlich hin und her, was wohl zu thun wäre, als ein Brief von Juſtine, der laut des Datums, unter welchem er geſchrieben war, um einige Tage früher abgeſendet worden, als derjenige angelangt ſein konnte, in dem der Paſtor ſeiner Tochter den nah zu erwartenden Tod der Baſe meldete, ankam. — Das Schreiben war ſeltſam und ungewöhnlich abgefaßt; es ſchien in ängſtlicher Haſt geſchrieben zu ſein, und enthielt die vielfach geſtaltete, ſich aber in jeder Wendung erneuernde Bitte Juſtinens, ſie unter irgend einem beliebigen Vorwande zurück in ſein Haus zu nehmen. Den Grund dieſes Verlangens könne ſie unmöglich dieſem Blatte anvertrauen, doch werde ſie kein Wort des ihm ſchuldigen kindlichen Vertrauens ſeinem Vaterherzen vorenthalten, und ihm alles Erlebte treu und wahr mündlich mittheilen.

Es ward der Gewiſſenhaftigkeit des guten Paſtors ungemein beruhigend, daß er keinen Vorwand brauche, um Juſtinens Rückkehr in ſein Haus zu heiſchen, ſondern daß dieſe wirklich der dringende Bedarf der Veränderung ſei, welche der Baſe Abſterben hervorbrachte. Madame Lucas fand die Aufforderung ihres Schwagers eben ſo natürlich als unablehnbar, und nach kurzer Zeit kehrte Juſtine mit geſchmücktem Geiſte und veredeltem Gemüthe, aber mit einem zerriſſenen, wundenmatten Herzen in ihr heimiſches Dörfchen zurück. Sie trat in das lieblich geordnete Pfarrgärtchen, und traf den Vater, wie er in ruhiger Behaglichkeit das geſunkene Haupt einer Blume aufrichtete. Dies Empfangsbild ſchien ihr von wehmüthig-tröſtlicher Vorbedeutung, und mit heißen Thränen warf ſie ſich an die Bruſt des Vaters.

Der Paſtor glaubte, die Bewegung ſeiner Tochter gälte dem Andenken der verſtorbenen Baſe, aber er irrete: ihre Thränen entſtrömten einer tieferen Quelle. Sobald Juſtine ſo viel Faſſung gewonnen hatte, um einer klaren Mittheilung fähig zu ſein, ſetzte ſie ihren Vater von der traurigen Erfahrung in Kenntniß, welche ſie ſeit ihrer letzten Anweſenheit in Norwallen gemacht hatte. Mit einiger Beſchämung ging ſie in die Vergangenheit zurück, um ihrem Vater eine damals verheimlichte Geſchichte zu erzählen. Sie hatte dies ihrer Verſicherung nach nicht aus Mangel an Vertrauen, ſondern nur deshalb gethan, weil ſie jene Sache als gänzlich abgethan anſah, und doch fürchtete, daß die Erklärung davon einige Unruhe in ſeiner Bruſt zurücklaſſen könnte. Sie hatte nämlich im Laufe des vergangenen Jahres einen ſehr ehrenvollen Heirathsantrag abgelehnt, der Hausarzt ihrer Tante, Hofrath Collmar, ein von den wähligſten Mädchen der großen Stadt faſt in jeder Beziehung als annehmlich erkannter Mann, hatte Juſtine ſo ſchmeichelhaft unterſchieden, daß er mit zarter Achtung ſich um ſie bewarb. Aber die Begehrte konnte ja das früher gegebene Wort der Treue nicht brechen. Sie glaubte es jedoch dem Hofrath ſchuldig zu ſein, daß ſie ihm ſage, *warum* ſie ihm ihre Hand verweigern müſſe, welche ſie ohne dies Hinderniß mit dem herzlichſten Vertrauen in die ſeinige gelegt haben würde. Der Hofrath beſiegte den heißaufwallenden Schmerz durch die, einem edelmüthigen Vorſatz entquellende Frage: was ihrer Verbindung noch im Wege ſtehe? Und Juſtine antwortete: die Verzögerung der verſprochenen Profeſſorſtelle. Collmar ſtand in bedeutenden Verbindungen. Männer von Einfluß und Anſehen waren ihm verpflichtet, und er benutzte dieſe Umſtände zu Gunſten der Verſorgung ſeines Nebenbuhlers. In dem Beſtreben, dieſen Zweck zu erreichen, machte er die Bekanntſchaft eines edlen und liebenswürdigen Mädchens, mit welchem er ſich nach kurzer Zeit verlobte.

Das Benehmen des Hofraths verfehlte ſeine Wirkung nicht auf die zartempfindende Juſtine. — Ihre Achtung für ihn hatte ſich erhöhet und verfeinert, ſie fühlte, wie viel dazu gehöre, um ihr für ſolch ein Herz Erſatz zu gewähren, und bald mußte ſie mit unſäglichem Schmerze erfahren, daß ſie die Verbindung mit einem ſo edlen Manne einem Unwürdigen aufgeopfert habe. Juſtinens Herz und der Tante klarer Verſtand hatten ſich in dem jungen Zeichenkünſtler geirret. Er erhielt die geſuchte Profeſſorſtelle gleich nach Juſtinens Rückkehr von Norwallen, und gebrauchte einen aus der Luft gegriffenen Vorwand, um die ſo langbeſtandene Verbindung aufzuheben. Wenige Tage ſpäter feierte er ſeine Verlobung mit der Tochter eines reichen Kaufmanns.— Madame Lucas war über die Schlechtigkeit ihres Günſtlings aufs höchſte entrüſtet, doch erlaubte es die Einrichtung ihrer Anſtalt nicht, daß ſie ihn ſeines Lehreramtes in derſelben ſogleich entlaſſen konnte, und die arme Juſtine ſah ſich nun in die bittere Nothwendigkeit verſetzt, bald gegen den Profeſſor die Aeußerungen ihrer tiefen Verachtung, bald gegen den Hofrath den warmen Ausdruck einer zärtlichinnigen Empfindung bekämpfen zu müſſen. Dieſe Aufgabe ward ihr zu ſchwer, ihr ſonſt geliebtes Pflichtverhältniß unerträglich, und ſie ſchrieb an ihren Vater die uns bekannte Bitte, daß er ſie zurückberufen möge. Der Paſtor hatte die Erzählung ſeiner Tochter ganz ruhig ohne einen Laut der Unterbrechung angehört. Als ſie geendiget, und ein neuer Thränenſtrom ihre Schlußworte erſtickt hatte, hob er an: „Es läßt ſich hiezu nicht viel ſagen, und ein frommes Verslein voll chriſtlicher Einfalt ſcheint mir den beſten Troſt für dieſen Deinen Kummer zu enthalten: es lautet alſo: „Oft denkt der Menſch in ſeinem Muth, dies oder jenes ſei ihm gut, und iſt doch weit gefehlet! Oft ſieht er auch für ſchädlich an, was doch Dein Rath erwählet!“ Denke ſo mein Kind, und Du wirſt ruhig werden. Die Erfüllung Deiner Wünſche lag nicht in ſeinem Rath: in dem Beſchluſſe des Weiſeſten! des Gütigſten! Weder an der Hand des edlen Hofraths noch in den Armen des unedlen Profeſſors hätteſt Du das Heil gefunden, welches Dir ſeine Vaterhuld vielleicht in der Verbindung mit einem Dir noch unbekannten Dritten zugedacht hat. Darum trockne Deine Thränen, und laſſe Ihn walten, der ewiglich noch Alles wohl gemacht! Freilich wenn es uns ſchon einen leiſen Schmerz macht, daß wir in der Roſe, deren Duft wir liebkoſend einhauchen wollen, einen ſchwarzen, giftigen Wurm erblicken, der den Buſen der ſchönen Blume durchwühlt, wie viel ſtärker iſt das Weh, welches uns durchbebt, wenn wir das Herz, an das wir das unſrige vertrauend ſchmiegten, vom Gifte der Falſchheit angefreſſen erblicken! Aber auch für dieſen Schmerz hat das Chriſtenthum einen himmliſchen Balſam. Bittet für die, ſo Euch beleidigen! Dies iſt der Ausſpruch, der die Wunden unſers Haſſes heilt, unſere ermattende Liebe ſtärket, und uns den Frieden der Gottſeligkeit verleihet, wie tief wir auch beunruhiget waren.“

Die Abendglocke fing jetzt an zu tönen; der Paſtor nahm das ſchwarze Sammetmützchen ab, und faltete die Hände; auch Juſtine that alſo. Mit bewegter, etwas leiſerer Stimme betete er: „Herr des Lebens! Richter unſerer Handlungen! Laſſe dies Wort geſegnet ſein in dem Herzen meines bekümmerten Kindes, und vergieb nach Deiner Milde und Gnade dem Irrenden, der ihre Thränen erpreßte! Auf daß der Troſt, den ſie von nun an empfinde, die Herrlichkeit Deines Evangeliums preiſe, und ſeine Reue ſanft, ſeine Erkenntniß rein und ſeine Beſſerung aufrichtig ſei! Einſt kommt ein Feierabend, an welchem uns nichts in ſüße Ruhe zu wiegen vermag, als das Bewußtſein, Dein Geſetz erfüllet zu haben, wozu Du uns Deines Geiſtes Kraft geben wolleſt! Amen.“

Der Paſtor ſtand auf. Der fromme Ernſt ſeines ehrwürdigen Geſichtes zeigte, wie tief er empfunden, was er geſprochen hatte. Die Lüfte weheten kühl, und Juſtine durchrieſelten die Schauer der Andacht, aber die ſchlichte Rede voll Herzlichkeit und Gottvertrauen hatte das ſtürmiſcherregte Gemüth des Mädchens geſtillt.

Die Stille und Friedlichkeit von Juſtinens gegenwärtigen Umgebungen, die patriarchaliſche Sitteneinfalt ihres Vaters, die ſteten Beziehungen ſeines Amtes auf die ernſteſten Lebensabſchnitte des Menſchen und auf Gegenſtände der Erhebung wirkten ſehr bald läuternd und beruhigend auf Juſtinens Gram, und ſchon nach wenigen Wochen hob ſich unter dem weiſen und zärtlichen Bemühen ihres Vaters das blühende Haupt des Mädchens ſo kräftig empor, wie jenes

Blumenkörbchen ſich unter ſeiner pflegenden Hand aufgerichtet hatte.

Aber o Gott! Warum ſind Deine Wege doch oft ſo dunkel und labyrinthiſch! — Der Paſtor erkrankte; ſein Beruf hatte ihn dem Tode zugeführt. Das heilige Abendmahl, einem Typhuskranken gereicht, gab dem Letzteren auf dem Wendepunkte der Geneſung heilige Stärkung, aber dem treuen Diener des Herrn das Gift der Anſteckung, und zwei Tage nach der Abreiſe des Barons vollendete ihn ein ſanftes, chriſtlichſchönes Sterben.

Meine Feder wagt es nicht, Juſtinens Schmerz an der Leiche ihres einzigen Freundes auf der Welt, deſſen vollen Werth ſie jetzt erſt erkannt hatte, ſchildern zu wollen. — Ach! es giebt doch recht ſchwere Stunden im Leben, und Gott helfe Jedem eine ähnliche ertragen!

Der Organiſt, ein alter, umſichtiger Mann, machte die Verwaiſete, welche an dem Lager kniete, auf dem der Entſeelte lag, und in unbewußter Täuſchung ihres Wollens deſſen kalte Hand zu erwärmen ſtrebte, darauf aufmerkſam, es ſei wohl räthlich, daß Juſtine ſelbſt der Frau Baroninn die Meldung dieſes Trauerfalles mache, um ſich bei dieſer Gelegenheit ihrem Schutze zu empfehlen. Er ſtellete dem Mädchen das Mancherlei der Verlegenheiten vor, denen ſie in ihrer jetzigen Lage ausgeſetzt ſein könnte, und Juſtine, nichts als ihre Verlaſſenheit fühlend und willig die Superiorität jeder fremden Einſicht über ihren betäubten Sinn anerkennend, verſprach in matter Willenloſigkeit zu thun, was er für gut erkenne. Sie ordnete ihren zerſtörten Anzug und trat mit kraftloſen Schritten den Weg nach dem Schloſſe an.

Ludmilla ſaß in ihren Kummer vertieft, und ihre Gedanken ſchweiften in vergeblichen Suchen nach einer Wirkſamkeit umher, in welcher ſie Zerſtreuung, Genuß, und vor allem den ſehnſüchtig begehrten Frieden mit ſich ſelbſt finden könnte, als ihr die Tochter des Paſtor Lucas gemeldet ward. Juſtine ward angenommen, und trat ein. Die Verbeugung des Mädchens, die Art, wie die Fülle natürlicher, hellblonder Locken geordnet, und ein ſchwarzes Band durch dieſelben geſchlungen und geknüpft war, der Schnitt des Kleides, zeigten von der ſtädtiſchen Schule, in der Juſtinens Geſchmack gebildet worden war; ſo wie der thränenſchwere Blick der großen, dunkelblauen Augen, das krampfhafte Zucken der feingewölbten Lippen und das zitternde Schwanken dieſer ſchlanken Geſtalt das erlebte Unglück verrieth, welches Juſtinens Seelenſtärke jetzt faſt über ihr Vermögen prüfte. Ludmilla hatte kaum einen Blick auf die Eintretende geworfen, deren Anmuth durch den Ausdruck tiefen Leidens nur um ſo rührender erſchien, als ſie auch ſchon den ſanfteſten Ton ihrer Stimme wählte, um zu fragen, was Juſtinens Begehren von ihr ſei?

Dreimal öffnete ſich Juſtinens Mund zur Antwort auf dieſe Frage, dreimal verſchloß ihn die Gewalt kindlicher Schmerzen wieder; bis ſie endlich ſich gewaltſam ermannend, leiſe, aber vernehmlich ſagte: „Mein Vater hat dieſe Nacht vollendet, und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen, Frau Baroninn, dieſe traurige Nachricht ſelbſt zu bringen, und Sie um Ihren gnädigen Schutz für mich, Verlaſſene, zu bitten!“ Das Wort: „Verlaſſene!“ öffnete die verſchloſſenen Quellen von den Thränen der armen Juſtine; ſie perlten in immer ſchnellerem Falle auf das Getäfel des Fußbodens. Ludmilla's Herz wallete von heißem Mitleid über. Sie hatte den Paſtor als einen ſchätzenswerthen Mann gekannt, und ihn bloß unpäßlich, nicht ſo gefährlich krank geglaubt; natürlich war daher ihr Ausruf: „Nicht möglich, Liebe! Ihr guter Vater wäre todt?“ Juſtine ſchlug mit einem ſchmerzlichen Lächeln die ſchönen, ſchmachtenden Augen an die Decke. „Ja,“ erwiederte ſie, „wohl möchte ich mich ſelbſt überreden, Alles ſei nur ein ſchrecklicher, verwirrender Traum geweſen, und ich würde bei meiner Heimkehr den Vater, wie immer, im Gärtchen meiner harrend finden; aber ein langes Leben liegt dazwiſchen, ehe ich ihn wieder in den Auen der Ewigkeit begrüßen darf. Ich komme von ſeiner Leiche. Sein Geſicht, auf welches bereits der Tod ſein grauſendes Gepräge drückte, hat kein Lächeln mehr für den Blick ſeines unglücklichen Kindes, ſein blaſſer Mund kein Wort des Troſtes mehr für meinen unendlichen Schmerz!“ Sie weinte laut.

Ludmilla ſchlang ihre Arme um die Schluchzende, und ſenkte dieſelbe ſanft in einen naheſtehenden Seſſel. „Armes, gutes Kind,“ ſagte ſie weich, „ach! es giebt mehr blutende Herzen, und noch ſchärferen Gram, als den, welcher den Verluſt eines theuren Abgeſchiedenen feiert! Erholen Sie ſich, Gute! Wie befriedigend würde es für mich ſein, könnte ich etwas zu Ihrer Erleichterung beitragen!“ Ein Gedanke durchblitzte Ludmilla, aber furchtſam, ihn verſchmäht zu ſehen, fuhr ſie langſam und mit einiger Scheu fort, „ich hätte Ihnen einen Vorſchlag zu machen, aber vielleicht iſt es noch zu früh dazu. Wie wäre es, wenn Sie zu mir zögen? Der Aufenthalt im Pfarrhauſe, welches fortan nur durch circulirende Prediger und ambirende Candidaten belebt ſein wird, dürfte ohnehin kein ſchicklicher mehr für Sie, ein einzelnes Mädchen, ſein, und zu mancher Verletzung Ihres Zartgefühls Veranlaſſung geben! Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen ein Verhältniß anbiete, welches bindend für Sie ſein könnte. Nein! wer möchte ein wundes Gemüth in Feſſeln ſchlagen mögen? Sie ſind frei! ganz frei! Jede Stunde, in welcher Sie mir Ihre Geſellſchaft ſchenken wollen, wird mich zu Ihrer Schuldnerinn machen, aber niemals als ein mir zuſtändiges Recht von Ihnen gefordert werden.“ Es lag etwas in dem Weſen und in den Worten der Baroninn, welches wie eine geheime Macht auf die betrübte Juſtine wirkte und ihr ſchnell die Ueberzeugung aufdrang, daß dieſer Vorſchlag unablehnbar ſei. Es war der Ruf ihres Schickſals, der aus dieſem Munde an ſie erging, und deſſen hohe Bedeutung ſie in prophetiſchen Regungen fühlte, obgleich ſie das Flüſtern der zarten Gottesſtimme nicht verſtand.

Nach der Beerdigung ihres Vaters zog Juſtine auf das Schloß und ward nun Ludmilla's unzertrennliche Gefährtinn. Auch hier umgab, wie im Pfarrhäuschen, tiefe Stille die Trauernde. Das große, weite Schloß, nur von der wortkargen Ludmilla bewohnt, ward jemals weder durch einen Zuſpruch naher, noch ferner Gäſte belebt, und ſelbſt die Dienerſchaft ſchien der finſtere Geiſt des Mißmuths und der Unzufriedenheit zu beherrſchen. Das ſchöne, herrliche Gebäude, für frohe Geſelligkeit und heiteren Lebensgenuß eingerichtet, glich in ſeiner Verödung dem Bann in einem verzauberten Pallaſte.

Juſtine fühlte ſich von Ludmilla's Eigenthümlichkeit ſo angezogen, daß ihr Kummer zuerſt von dem leiſeerwachenden Intereſſe einigen Abbruch erlitt, die Urſache von dem Grame ihrer liebenswürdigen Wohlthäterinn entdecken zu können. Sie hatte zwar aus Ludmilla's Geſchichte Einiges vernommen, allein da ſie von ihrer Tante ſo oft gehört hatte, daß, wolle man ſich nicht zu oft der Ungerechtigkeit ſchuldig machen, man ſeine Vorbegriffe nicht durchaus von dem allgemeinen Gerücht beſtimmen laſſen müſſe; da ferner ſie von ihrem Vater den Grundſatz geerbt hatte, niemals über der Menſchen Handlungen abzuurtheln, weil des Herzens Geſinnung nur einem klar ſei — und weil der freundlich geſinnte Mann es ſtets verſchmähet hatte, Forſchungen anzuſtellen, welche zur Beleuchtung der Fehler und Schwachheiten unſeres Nächſten führen könnten: ſo war es nur Oberflächliches, was Juſtine von der Baroninn wußte. Auch ſtanden dieſe Berichte mit Ludmilla's gegenwärtigem Verhalten und dem eiſernen Grame, der ihre blühende Jugend beugte, und an welchem jeder Troſtverſuch, jedes liebende Bemühen Juſtinens kraftlos zerſchellte, ſo auffallend im Widerſpruch, daß Juſtine geneigt war, ſie als gänzlich unwahr zu verwerfen.

An einem Nachmittage ſaßen beide Frauen mit zierlicher Handarbeit beſchäftigt. Ein Candidat, der ſich zu einer Probepredigt gemeldet, hatte ſich der Baroninn vorgeſtellt und ſich ſo eben wieder entfernt. Ludmilla tauſchte gegen Juſtine ihr günſtiges Urtheil über den anmuthigen, beſcheidenen jungen Mann aus, und fügte dem Schluſſe der ſchmeichelhaften Kritik die Bemerkung bei, daß der Candidat durch Juſtinens Anblick augenſcheinlich befangen worden ſei, und ſie recht wohl wahrgenommen habe, wie deutungsvoll ſein Auge auf ihr geruhet, als von den Vorzügen der Pfarre in Norwallen die Rede geweſen. — Sie dürfe daher vermuthen, daß Juſtine, die liebenswürdige Waiſe des Vorgängers im Amte, leicht zu dem Schritte in ihre alte Heimath verſucht werden könnte, wenn es der Gemeinde gefiele, dieſen jungen Mann zu wählen.

Ein zauberiſches Lächeln, wie es ſonſt wohl öfterer Ludmilla's jetzt immer ſo ernſten Mund verlieblicht hatte, begleitete dieſe Scherzrede. Juſtine blickte hocherröthend die Baroninn an; es war das erſte Mal, daß ſie ein heiteres Wort von Ludmilla hörte und das ſchöne Geſicht derſelben im Glanze der Heiterkeit ſah. Sie ließ die Arbeit auf ihren Schooß ſinken, ergriff Ludmilla's Hände und ſagte in froher Beſtürzung: „O theure, geliebte Frau! Wie entzückt es mich, ſolch ein Wort von Ihnen zu hören, ſolch ein Lächeln von Ihnen zu ſehen! Mit ſolchem Empfinden begrüßte ich ſtets nach langer, dunkler Winternacht die erſten Sonnenblicke des Frühlings!“ Ludmilla ſeufzte ſchwer und ängſtlich auf. — „Warum, liebe Juſtine, mußt Du mich ſo bald zu dem Bewußtſein, was allein mir zieme, wecken?“ fragte ſie und fuhr, wie von ſich ſelbſt überraſcht, fort: „So wiſſe denn, die Du Dich unglücklich wähnſt und nur einen Kummer trägſt, der ſüß und wonnereich gegen den meinigen iſt, daß ein Wort auf meinem Leben laſtet, welches jede freudige Regung für immer unterdrückt. Ich will es Dir nennen: es heißt Schuld! — O das iſt ein fürchterliches, ſchweres Wort! Sein Druck hindert jede Erhebung des Gemüthes, es breitet tiefe Schatten auf unſern Lebensweg, und in ſeinem flammenheißen Gifthauche verwelken alle Freudenblumen unſeres Daſeins. Deiner Unſchuld will ich mein Geheimniß anvertrauen, auf daß Du wahres Unglück kennen und Deinen Schmerz würdigen lerneſt.“

Ludmilla erzählte nun ihrer bangen Zuhörerinn die Geſchichte ihrer Jugend. Mit ſchonungsloſer Wahrheit ſchilderte ſie den Umfang und die Tiefe ihrer Verirrungen und verſchmähete es in dieſer harten Bußübung ſogar, manches Umſtandes zu erwähnen, der wohl zu ihrer Entſchuldigung hätte dienen können. Sie ſprach von Claudie, und als ſie der Milde erwähnte, mit welcher dieſe ſie aufgenommen habe, der überſchwenglichen Güte, mit welcher ihre bitterſte Feindinn zu überſchütten ſie nie müde geworden ſei, die himmliſche Sanftmuth, mit welcher ſich Claudie fortwährend gegen ſie benommen, obwohl, wie ihr jetzt klar zu werden beginne -- dieſelbe doch wohl geahnet haben möge, daß Ludmilla die Störerinn ihres ehelichen Glückes ſei — da zerriß der Reue zweiſchneidiger Dolch ihr Herz ſo ſchmerzlich, daß ſie einer langen Erholung bedurfte, um ſich zum Weiterſprechen zu ermannen. Ludmilla endigte ihre lange Erzählung mit einigen Fragmenten aus jenem Geſpräche, welches der Baron am Trauungstage mit ihr geführt hatte.

Schauer auf Schauer hatten in dieſer Stunde die lebenswarme Juſtine durchkältet. Ihr natürlicher Abſcheu gegen die Sünde, deren ſich Ludmilla ſchuldig gemacht, verſchmolz durch die Selbſtanklage, durch die tiefe Reue der ſchönen Sünderinn, in das zarteſte Mitleid für dieſe. Ihr weiches Herz wallte in warmer Theilnahme für den Baron, der von anfänglich menſchlich-ſchönen Gefühlen an den Abgrund geleitet worden war, deſſen grauſe Tiefen ſein ganzes irdiſches Glück begraben hatten, und fernhin, wie die heilige Sehnſucht nach einem geliebten Todten, floh ihr Gedanke, um Claudiens zartem Leidensbilde mit ſtiller Verehrung und demüthiger Bewunderung zu huldigen. Die verſchiedenen Richtungen dieſer Gefühle aber vereinigten ſich in einem Strahle der Begeiſterung, der in ſanften Flammen aus Juſtinens milden Augen leuchtete, und dem anſpruchsloſen Weſen des Mädchens plötzlich einen höheren Charakter ertheilte. Sie ſtand auf und trat vor die Baroninn, in immer engerer Umarmung die Gebeugte aufrichtend.

„Unglückliche Frau!“ ſagte ſie leiſe und zärtlich, „ja wohl hatten Sie Recht, daß ich nur der Kenntniß Ihres Kummers bedürfe um meine Thränen zu trocknen und fortan beſchämt in jeder Klage zu verſtummen. Aber warum verzweifeln Sie an der Gnade des liebreichſten Richters, und ſtreben nicht vielmehr, ihn durch thätige Reue zu verſöhnen? Iſt dem treuen, ſuchenden Hirten das gefundene Schäflein nicht lieber, denn die ganze Heerde? Muth! Muth, arme Freundinn! Noch liegt ein langes, ſchönes Leben vor Ihnen, das, tugendhaften Beſtrebungen geweihet, Ihre Schuld vor Gottes Augen tilgen und in die ſelige Gemeinſchaft ſeiner Kinder verſetzen kann. Und welch ein hoher Wirkungskreis iſt Ihnen von der Vorſicht angewieſen worden, wie vielfältig die Gelegenheit, das Urbild des Segens abzuſpiegeln, in Ihre Hand gelegt! Selbſt die Unterredung mit Ihrem Gemahl muß Ihnen ein feſter Leitfaden auf dem neuen Wege ſein. Jede Thräne fremden Schmerzes, welche Sie von nun an trocknen, löſcht die Spuren derer aus, welche Sie einſt erpreßten. Jeder leiſe Segensruf, Ihnen nachgehaucht, bringt die Anklage der Seufzer, die Sie einſt hervorriefen, zum Schweigen. O verzagen Sie nicht, theure Frau! Man darf ja nur Frieden ſuchen, um die himmliſche Gabe zu finden; nur mit reinem Herzen begehren, um den Segen der Freude zu empfangen.“

Es giebt Augenblicke in unſerm Leben, welche wie die Wendepunkte unſeres Schickſals vor uns erſcheinen, uns aufregen, lägen wir auch in noch ſo tiefer, geiſtiger Erſtarrung, uns erleuchten, wäre die Nacht, die unſern Sinn umfangen hält, auch noch ſo finſter, uns aufrichten, wären wir auch noch ſo gram- oder ſchuldvoll gebeugt. Ein ſolcher Augenblick war jetzt für Ludmilla gekommen. Es war ihr, als erwache ſie aus einem langen Schlummer, als ſähe ſie eine, zu ihrer Rettung ſich darbietende Hand, und mit heißer Inbrunſt erfaßte ſie die helfende. Wie der Verſchwender den letzten kleinen Reſt der reichen, verpraßten Habe überblicket, und nun mit ängſtlicher Genauigkeit ſich ſcheuet, ſelbſt das Nöthigſte auszugeben, ſo erwog Ludmilla nun den Werth ihrer Tage und Stunden; denn ſie wollte ja durch Werke der Wohlthätigkeit früher begangenes Unrecht vergüten. Mit der ängſtlichen Vorſicht, womit der Gefallene auf ſeinen künftigen Weg merket, betrachtete von nun an Ludmilla ihre Schritte auf der ſchlüpfrigen Lebensbahn. Das Wohl und Weh ihrer Unterthanen im Herzen tragend, auf jedes kleine Ereigniß achtend, ſtets von dem Drange, Elend zu mildern, Segen zu bereiten, beſeelt, und im Beſitze vieler Mittel und Kräfte, dieſem edlen Zwecke zu genügen, ward ſie ſchneller, als ſie es gehofft hatte, von den Unterthanen ihrer Güter und auch von manchem Armen und Bedürftigen außer dieſem Bereich, als eine helfende Gottheit erkannt und verehrt. Juſtine ſtand Ludmilla als eine treue Gefährtinn zur Seite und verhinderte durch ihre ruhigere Anſicht der Dinge manchen Mißgriff, den die Exaltation von Ludmilla's Gefühlen leichtlich wagen können, ſo wie ſie oft in weiſer Mäßigung dem Zuviel der Gunſt und Güte wehrte, welches, wie die Erfahrung lehrt, nicht ſelten den Segen in Fluch verkehrt. Die Stunden des häuslichen Lebens füllte Juſtine mit Lectüre ernſter Schriften aus ihres Vaters ſehr gewählter Bibliothek aus; auch unterrichtete ſie Ludmilla in künſtlichen weiblichen Arbeiten, in welchen ſie es als Lehrerinn der Anſtalt bis zur Meiſterſchaft gebracht hatte. Ludmilla ſchmeckte die ſüßen, ſchuldloſen Freuden des Fleißes, den Frieden eines vorwurfsfreien Wandels, und ihre Reue ward mit jedem Tage ſanfter, ihr Vertrauen zu ſich ſelbſt zuverſichtlicher.

So wie ſich ihr innerſtes Weſen umbildete, verwandelte ſich auch ihr Gefühl für ihren Gemahl. Es war noch immer Liebe, heiße, unausſprechliche Liebe, was ſie für ihn empfand, aber nicht jene verzehrende Gluth, in welcher jeder beſſere Vorſatz, jede reinere Gemüthsregung ſich aufgelöſet hatte. Sie liebte jetzt ihn, ſie hätte ſein Glück erſtreben mögen, ſo wie ſie früher nur die Befriedigung ihrer eigenen Wünſche zum Ziele gehabt hatte. Sie würde jetzt im Stande geweſen ſein, ihm auf ewig zu entſagen, wenn dies die einzige Bedingung ſeiner Zufriedenheit geweſen wäre. Jetzt fing ſie auch an, Claudiens geiſtige Natur zu faſſen und die Aeußerungen derſelben zu verſtehen. Von den Wunden, die ſie geſchlagen, fiel der Schleier, der dieſe ihrem Blicke ſo lange entzogen, und ſie fühlte die Schmerzen der ſtillen Dulderinn. Ach! ſie erkannte wohl, daß es nicht in ihrer Macht ſtehe, dieſe Wunden zu heilen, dieſe Beraubungen zu erſetzen, und dieſe troſtloſe Erkenntniß wendete ihren Blick in jene Höhen, von wo herab mit Gebet und Flehen der ſchwache Menſch Kraft und Frieden für ſich und Andere erringt. Der Gedanke an Claudie lehrte Ludmilla beten, würdig beten, und nur dieß Bedürfniß himmliſcher Nahrung für unſere Tugend hatte ihr noch gefehlt, um dieſen zarten Sprößling Stärke und Gedeihen zu geben. Aber die Vorſehung unterſuchte im Entziehen eines ihrer liebſten Beſitzthümer die Probehaltigkeit von Ludmilla's erneuerter Geſinnung.

Das einzige Kind einer Bauerfrau lag ſchwer krank an den Blattern danieder, und die beklagenswerthe Mutter ſah ſich am Lager ihres faſt ſterbenden Kindes von Freunden und Nachbaren verlaſſen, weil Jedes ſich vor der Anſteckung dieſer Krankheit, welche während dieſes Sommers ſich als vorzüglich böſartig gezeigt hatte, fürchtete. Ludmilla entdeckte durch Zufall die Verlaſſenheit der Bäuerinn und eilte ſogleich ihr Troſt und Hülfe zu bringen. Sie ließ einen geſchickten Arzt herbeiholen und hielt mehrere Stunden des Tages in der verpeſteten Luft des kleinen Stübchens aus, um darüber zu wachen, daß zur Rettung des kleinen Mädchens nichts verſäumt würde. Es gelang den Anſtrengungen der Kunſt und Pflege, das Kind dem Tode zu entreißen, und mit unausſprechlicher Freude ſah Ludmilla den Erfolg ihres freundlichen Bemühens; doch nach acht Tagen zeigten ſich an ihr ſelbſt die Symptome dieſer Krankheit, welche mit verſtärkter Macht ausbrach. Jetzt trug das Capital, welches Ludmilla in Liebe und Fürſorge für Juſtine angelegt hatte, reiche Zinſen. Tag und Nacht wich das Mädchen nicht von Ludmilla's Schmerzenslager und war unerſchöpflich in Troſt und Geduld. Auch die Kranke trug ihre Leiden mit ſanfter Gelaſſenheit und murrete ſelbſt dann nicht, als ſie für mehrere Tage das Augenlicht verlor. — Doch als die Krankheit ihre Höhe erreicht hatte und nun wieder abzunehmen begann, bemerkte Ludmilla, daß Juſtinens Benehmen eine ſonderbare Aengſtlichkeit verrathe, wie wenn man Jemand ein geſchehenes Unglück verbergen will, und doch den Eindruck nicht beherrſchen kann, den es auf uns ſelbſt hervorgebracht hat. Sie fragte wohl, aber Juſtine leugnete, anders als ſonſt zu ſein. Endlich konnte ſie das Bett wieder verlaſſen, und verſuchte, von der treuen Juſtine unterſtützt, den erſten Gang durch das Zimmer. Aber erſchrocken bebte ſie vor dem wandhohen Spiegel zurück, denn nicht ihr reizendes Graziengeſicht, ſondern eine widrige Larve ſtarrte ſie aus demſelben an. Der zarte Schmelz ihrer Lilienhaut war einer dunklen Röthe gewichen, die feine, niedliche Naſe hatte ſich zur Unform geſtaltet, und lange, zuſammengezogene Narben entſtellten die lieblichen Züge um Mund und Kinn. Schaudernd bedeckte Ludmilla das Geſicht mit beiden Händen, doch nach einer Weile blickte ſie muthig auf und dem Spiegelbild ins Auge. Dann warf ſie ſich an Juſtinens Hals, und ein paar Thränen flammten ihre narbenvollen Wangen herab; wehmuthsvoll ſagte ſie: „O Juſtine! Gott hat mir genommen, was ich nicht zu ſeiner Ehre anwendete, das Biſchen Körperreiz! — Iſt es wohl Verſündigung, daß mir der Verluſt deſſelben nahe geht? —“

Juſtine umſchlang die Baroninn und drückte ſie innig an ſich. Mit erleichterter Bruſt antwortete ſie: „Wie habe ich vor dieſem Augenblicke gezittert und wie beſchämt er meine kindiſche Furcht! O theure, geliebte Frau! Viel, ſehr viel iſt Ihnen noch geblieben! Die reizende Geſtalt, um welche tauſend unglücklich Gebildete Sie beneiden würden; das ſeelenvolle Auge, deſſen Strahlen die Gewalt der Krankheit nicht zu brechen vermochte, und was dieſe jetzt raubte, hätte ſpäter die Zeit doch genommen. Oft entziehet der Himmel uns ein irdiſches Gut nur, um uns ein ewiges dafür zu geben, und ſo wird der Abfall dieſer vergänglichen Blüthen in Ihrem Gemüthe den Anſatz ſchönerer Früchte zeigen!“

Die Folgezeit wird uns darüber belehren, ob Juſtine wahr geſprochen habe, und *wie* Ludmilla der, durch dieſes Ereigniß an ſie ergangenen Aufforderung, ihre innere Welt anzubauen, Genüge leiſtete.

Wir haben den Baron verlaſſen, wie er fern von der Heimath und dem, ihm von der Vorſicht angewieſenen Pflichtenkreiſe raſtlos den verſchmäheten Frieden ſuchet; wir wenden uns von Ludmilla, welche mit allen Kräften ihrer Seele nach Ruhe ringet und ein fleckenvolles Jugendleben durch Werke der Milde und Selbſtverleugnung zu bedecken ſtrebt, und kehren nun wieder zu Claudie zurück, die gar nichts in ihren Wollen und Handeln zu ändern braucht, weil dies immer gut und edel war, auch nichts thut, um das unſägliche Weh in ihrer Bruſt zu lindern; ſondern in ſanfter Geduld und kindlichem Stillhalten eine Seelenſtärke entwickelt, wie ſolche oft den allerzarteſten Naturen am meiſten eigen iſt.

Monate waren vergangen, ſeit jene Kataſtrophe Claudie von ihrem Gemahl getrennt hatte, und ein banges, ödes Schweigen war dem fürchterlichen Sturme gefolgt. Der nun ausgetobte Orcan der Leidenſchaften hatte zwar das Herz des Barons von manchem Gifte gereinigt und Ludmilla's verhärtetes Gemuth in ſeinen Tiefen erſchüttert, aber er hatte auch Claudiens ſchuldloſe Freudenbluthen gebrochen, ihren Muth gebeugt, ihr Hoffen getödtet. — Alle Nachrichten von Norwallen verſtummten, ehe ſie den Hochſtein erreichten, und ſtahl ſich ja einmal eine Kunde in das Ohr eines Domeſtiken, ſo ward ſolche ängſtlich verborgen gehalten, um Claudie, die von Allen Geliebte, zu ſchonen. So wußte, oder glaubte ſie vielmehr nichts Anderes, als daß Ludmilla die nunmehrige Gemahlinn des Barons im Beſitz aller, ihr durch dieſen Rang zuſtehenden Rechte und in der Erfüllung ihres heißeſten Wunſches glücklich ſei; auch blieb ihr der Gedanke fern, daß die jetzige Ehe des Barons nicht der Culminationspunkt ſeiner ſträflichen Neigung, ſondern ein Opfer ſei, welches er der Gerechtigkeit und Dankbarkeit mit einem reuigzerriſſenen Herzen darbringe. Hätte Claudie wiſſen können, wie innig, aber wie troſtlos zugleich Ludwig ihren Werth jetzt empfinde, wie der Gegenſtand ſeiner Vergehungen ſich ſo ſchnell in das Werkzeug ſeiner Strafe verwandelt habe, wie nur bei der Erwägung, welch hohes Glück, und um welchen Preis er es nun für immer verloren habe, körperliche Schwäche ihn vor der Verzweiflung ſchützte und ihm die Wohlthat einer tiefen Ermattung gewährte: es würde mancher Tropfen Balſam des befriedigten Gefühls die Wunden ihres Herzens gekühlt haben, welche um ſo tiefer ſtrömten und ſtärker ſchmerzten, als ein geduldiges Lächeln ſie ſtets bedeckte und den Blicken der Theilnahme entzog. Graf Hochſtein empfand in einem nie gefühlten Wehe den leidensvollen Zuſtand ſeiner Tochter. Ach! ein Vater- oder Mutterherz ſpiegelt ja wohl immer die Empfindungen, welche die Bruſt des Kindes durchzittern, vergrößert zurück! — Wenn in Claudiens reinweiblichen Gemüthe jede Erinnerung an das erlittene Unrecht nur zur wehmuthsvollen Trauer über Ludwigs tiefen Fall und Ludmilla's Geſunkenheit ward, wenn jede Anreizung zu Groll und Empfindlichkeit nur dazu diente, ihr tröſtendes Bewußtſein hervorzuheben, ſo war in dem Herzen ihres Vaters das Mitleid mit der unglücklichen Claudie nur der Schärfe und Bitterkeit gegenüber zu ſtellen, mit welchem dieſer Ludwigs Verirrung und den Leichtſinn von deſſen Verführerinn beurtheilte. Der ruhige, gleichmüthige Mann war heftig, auffahrend, ja gallſüchtig geworden. Oft mitten im gleichgültigſten Geſpräch verlor er den Zuſammenhang; ſein Auge flammte furchtbar auf, über ſeine Lippen bebten einzelne, unzuſammenhängende, harte Worte, ſeine Hände ballten ſich

— aber ein flehender Blick aus Claudiens milden Augen, welcher ihm die Bitte: Vergebung! Verſöhnung! zuſtrahlte, beſänftigte ihn dann wieder.

Einſtmals war Graf Hochſtein in vorzüglich gereizter Stimmung gegen ſeinen geweſenen Schwiegerſohn. Claudie ſtrebte vergebens ihren Vater zu beruhigen, oder doch wenigſtens ein anderes Geſpräch einzuleiten; er ſprang auf und ſagte mit ungewöhnlicher Heftigkeit: „Nein, Claudie, ſchweig davon! Es iſt ein Unmenſch, dieſer Norwallen! eben ſo ſchwach als grauſam, ſo unzuverläſſig als heuchleriſch! — Hätte er mir nach dem Leben getrachtet, ich wollte ihm, meinem Mörder — verſöhnlich die Hand reichen, ſobald er ſein Unrecht erkenne; aber daß er Dich, Du ſanftes Lamm! ſo hinterliſtig betrügen konnte und ſo wenig zu würdigen wußte, um Dir eine Dirne, wie dieſe Ludmilla — zur Nachfolgerinn zu geben; das iſt eine Sünde, eine Schmach, die ich ihm nimmer verzeihen kann!“

Claudie ſeufzte ſchwer: ſie wollte den Vorſtellungen ihres Vaters gern eine andere Richtung geben und entgegnete: „Dieſer ſanfte Sinn, wenn er anders mein Eigenthum iſt — macht es mir allein möglich, mein ſchweres Schickſal zu beſiegen. Glaube mir, mein Vater, Geduld und Sanftmuth, wenn ſie nämlich die rechte Stütze haben, Du weißt es, daß ich einen frommen Kindesglauben meine — und ihr hohes Urbild nicht aus den Augen verlieren, machen unüberwindlich gegen die Verunglimpfungen der Menſchen. Gottlob! in meiner Seele iſt nur Schmerz, nicht Haß. Er würde mich erdrücken!“ Dem Grafen ſtiegen ein paar Thränen ins Auge, und dieſe Tropfen löſchten die hochflammende Gluth ſeiner empörten Gefühle.

In dem Beſtreben, Claudie zu erheitern, ſie wenigſtens durch Unterhaltung zu zerſtreuen, vernachläſſigte Graf Hochſtein jetzt ſeine Lieblingskunſt, die Malerei, welcher er doch ſonſt einen großen Theil ſeiner Zeit gewidmet hatte. Auch verſagte ſich ihm der Genius hartnäckig. Unmuthig ſchob er einſt die Palette von ſich und ſagte: „Nein, es geht nicht! Ich fühle es, Frieden und Liebe ſind die treuen Begleiter der Kunſt! In einer erhitzten, von den ſchwarzen Bildern einer tiefen Kränkung erfüllten Phantaſie wird ſich kein Ideal verklaren; eine zornbebende Hand kann niemals mit Sicherheit die Verhältniſſe der Schönheit und Natur zeichnen!“

Unmerklich erwachte in dem Grafen die Sehnſucht nach Menſchen, nach Mittheilung, und mit leiſen Selbſtvorwürfen ſah er ſein Haus faſt gänzlich vereinſamt. Er gebrauchte die ſeltſamſten Vorwände, um den alten Prediger des Dorfes Hochſtein zu ſich bitten zu laſſen, und benutzte die geringfügigſten Veranlaſſungen, um einen Beſuch von dem Doctor zu erhalten, welchen er alsdann bei mancher Flaſche alten Rheinwein zu feſſeln wußte. Ja, er wagte es ſogar, zarte Fäden der Bekanntſchaft mit ſeinen Nachbarn anzuknüpfen; aber die früher Verſchmäheten hatten ſich einmal daran gewöhnt, den Grafen als einen Menſchenfeind zu beurtheilen, und ſo blieben ſeine leiſen Anregungen zu gegenſeitiger Näherung gänzlich von ihnen unbeachtet.

Die Menſchen ſind ſchwer und langſam von der Aenderung einer Sinnesweiſe zu überzeugen; ſie hangen feſt an der einmal vorgefaßten Meinung. So kann zum Beiſpiel derjenige, welcher das Glück der öffentlichen Achtung genießt, ſchon lange derſelben unwürdig ſein, ohne daß ein Tadel ſeine kühnen Schritte richtet, wenn hingegen die ſchönſten Handlungen des ehemals Fehlenden und jetzt Gebeſſerten, noch lange der Argwohn und die Schmach der üblen Nachrede trifft.

Claudie bemerkte die ungewöhnliche Unruhe ihres Vaters, und dieſe Wahrnehmung war ihr der kräftigſte Aufruf zu ihrer eigenen Ermuthigung. Dies Beſtreben ward ihr dadurch erleichtert, daß ſich ihr Körper nach und nach zu erholen begann. Sie bemühete ſich ihr geiſtiges Auge von der Vergangenheit hinweg zu wenden, und der Zukunft entgegen zu ſchauen, aus deren unerforſchten Fernen ſie von den Ahnungen ſüßer Mutterfreude angewehet ward. Ihr Schmerz ward ſanfter, ihre Empfindungen milder, ihrer Wehmuth entkeimten nach und nach neue Lebenshoffnungen, nur einige wunde Stellen in ihrem Herzen wollten nicht vernarben, doch dieſe blieben nach einer kleinen Scene, welche ſich zu Anfang von Claudiens Aufenthalte bei ihrem Vater ereignet hatte, ferner durchaus unberührt.

Graf Hochſtein ließ keinen Gegenſtand für Claudiens Theilnahme unbeachtet, um dieſe von ihrem Grame abzuziehen. So erwähnte er eines Tages des Rittmeiſters, hob kleine Züge von deſſen Charakter hervor und warf die Frage auf, wie es ihm wohl jetzt ergehen und wo er ſein möge? —

Claudiens wundem, weichem Herzen ward der Gedanke an den edlen Olgy, deſſen Unglück ſie, obgleich unſchuldig, veranlaßt hatte zu ſchwer. Die fliegende Röthe der Angſt bedeckte ihr bleiches Geſicht, ein tiefes Leiden druckte ſich in ihren Zügen aus, ein leiſer Seufzer war ihre einzige Antwort. Der Graf errieth mit Betroffenheit die Urſache von Claudiens Bewegung. Er reichte Claudie gerührt die Hand und ſagte: „Vergieb mir, mein Kind, ich habe Dir weh gethan! Ich möchte das Unglück der Waſſerſucht vergleichen.

Nur zu oft ſchärfen Troſtverſuche das Wehgefühl des Bekümmerten, ſo wie die beſten Stärkungsmittel das Uebel jener Krankheit nur verſchlimmern.“

Seit dieſer Zeit erwähnte Graf Hochſtein niemals mehr des fernen Olgy's, deſto öfterer aber ſprach er von Heimfried, und immer mit dem herzlichen Wunſche, daß er wieder da ſein möchte. Auch Claudie wünſchte mit heißer Sehnſucht den geliebten Lehrer zurück, welcher die ſeltene Kunſt, zart zu tröſten, ſo meiſterlich verſtand und ſo wohlwollend übte. Beide, der Graf wie auch Claudie, hielten die Erfüllung dieſes Wunſches für ſehr zweifelhaft, oder doch fern, während ihre öftere Erinnerung an Heimfried, ihr Verlangen nach ihm nur das Vorgefühl ſeiner Nähe war.

Der Sommer war vergangen; das buntſchillernde Farbenſpiel des Herbſtes täuſchte lieblich das Auge über das Erſterben der Natur und jene unnennbare Empfindung, welche die Freundlichkeit dieſer ſegensreichen Zeit ſo leicht in feinorganiſirten Menſchen hervorbringt, und die bald wehmüthiger Genuß der Naturſchönheiten, bald die ſüße Hoffnung auf die behagliche Ruhe des Winters, bald eine Erweiterung der Bruſt in ſehnendem Verlangen nach unentfliehbaren Freuden, bald ein zufriedenes Zurückziehen in das Glück des häuslichen Familienlebens genannt werden könnte, berührte jetzt in ahnungsvollen Schauern Claudiens Gemüth. Noch war der Zeitpunkt nicht erreicht, an welchem Claudie ihre Entbindung erwartete, als ſie eines Tages ein leichtes Unwohlſein verſpürte, welches ihrer Vermuthung nach mit der bevorſtehenden Kataſtrophe in keiner Verbindung zu ſtehen ſchien. Graf Hochſtein fragte nach der Urſache von Claudiens auffallender Bläſſe; ſie äußerte eine leiſe Klage über einige Beſchwerden, und ſogleich ward nach dem Arzt geſendet. Es dämmerte bereits, als er erſchien. Er hatte gefliſſentlich alle Geſchäfte für dieſen Tag abgethan, um, was öfterer geſchah, die Nacht auf dem Hochſteine zubringen zu können. Er examinirte Claudie und verordnete ihr einige Mittel aus der, zu dieſem Behufe mitgebrachten, kleinen Reiſeapotheke, indem er lächelnd meinte, in einem Monat würde er wohl wiederkommen und ernſtere Hülfsleiſtungen gewähren müſſen. — Der Doctor war zugleich ein berühmter Geburtshelfer.

Der Abend brach herein, man ſaß traulich beiſammen. Der frohſinnige Arzt verlor ſich in die Erzählung von Jovialitäten, ein jedes Glas Punſch, das er trank, ſteigerte die Wärme ſeiner Darſtellungen. Der Graf fühlte ſich angenehm unterhalten und ſelbſt Claudie ein wenig erheitert. Auf einmal lauſchte Claudie geſpannt auf und fragte horchend: „War das ein Wagen?“

Die Frage zerſchnitt die Pointe einer intereſſanten Poſſe, und ungern hörte der Graf den Erzähler unterbrechen. Er bedeutete die Fragerinn flüchtig, es ſei der Wind, welcher mit herbſtlichem Ungeſtüm durch die Wipfel der Bäume rauſche. Jetzt pochte es heftig an das äußere Schloßthor, es ward geöffnet, es entſtand ein freudiger Tumult, ein verworrenes Geräuſch ließ nichts deutlich verſtehen; der Lärmen kam näher, jetzt ward die Thüre aufgeriſſen, und welche Ueberraſchung! Heimfried, den kleinen Fedor Olgy an der Hand, trat, von allen Domeſtiken umgeben, in das Zimmer.

Umarmungen und laute Ausrufungen der Freude erſtickten vorerſt die Fragen nach der Veranlaſſung dieſer plötzlichen Erſcheinung, aber bald machte ſich auch die Neugier Luft, und jetzt erſt ſah man, wie blaß und abgekommen

Heimfried ausſehe, und daß ein ſchwarzer Kreppflor der ominöſe Schmuck von des kleinen Fedors Hütchen ſei. Der Graf bemerkte das Erſtere, Claudie das Zweite. — Heimfried ſchöpfte Odem und antwortete mit Faſſung: „Die Gräfinn Olgy iſt todt! Sie folgte binnen kurzer Zeit ihrem vorangegangenen zweiten Gemahl.“

„Iſt es möglich!“ rief höchſt beſtürzt der Graf, „die Gräfinn iſt todt?“ Und erſchüttert fügte Claudie hinzu: „Dieſe jugendlichkräftige Frau?“ Mit einem ſchmerzlichen Lächeln entgegnete Heimfried: „Ja, ein zurückgetretener Schnupfen endigte in dreien Tagen dies blühende Leben und deſſen ſtolze Entwürfe. Welch ein armſeliger Dunſt iſt doch der Dünkel des armen Sterblichen!“

„Nun, und der Kleine?“ fragte Claudie dringend und ſtreichelte die vollen, kalten Händchen des ſtummen Knaben.

Heimfried erwiederte: „Fedor iſt nach einer teſtamentariſchen Verordnung der ſterbenden Mutter, der Mündel ſeines Stiefbruders, des Rittmeiſters, und, durch eine ſpecielle Vollmacht ſo lange meiner Obhut anvertrauet, bis Curt von ſeinen Reiſen zurückgekehrt iſt. Ich rechnete daher auf Ihre Güte, lieber Herr Graf, indem ich meinen Schützling mit in Ihr Haus brachte, das länger zu vermiſſen, mir nicht mehr möglich war. Doch,“ hier wendete ſich Heimfried zu Claudie, „wäre es möglich, daß eine ſchreckliche Nachricht, welche in der letzteren Stadt an mich gelangte, mehr als ein leeres Geſchwätz ſei? — Man ſprach von Scheidung — o ſagen Sie! Nicht wahr, man log?“ Claudie blickte ihn betrübt an, dann antwortete ſie ſanft und langſam: „Nein, es war die Wahrheit, was Sie vernahmen, guter Heimfried! Ludwig iſt nicht mehr mein Gemahl. Unſere Ehe iſt geſetzlich getrennet und eine andere führt den Namen: Norwallen.“ Dieſe Antwort verſetzte Heimfried in ein ſchmerzliches Erſtarren. „Großer, allmächtiger Gott!“ ſagte er endlich, „ſo war alſo meine Ahnung nur allzurichtig! Liebe, unglückliche Claudie! O vergeben Sie es mir, daß ich mich ſo ſchwer von dieſem Namen entwöhnen kann! Der Schrecken hat mir die Gedanken verwirret.“ Der Doctor, welcher höchſt theilnehmend in dem kleinen Kreiſe geſtanden und Alles mit angehört hatte, winkte jetzt dem Candidaten fortgeſetzt zu und deutete mit ſo ſprechenden Bewegungen auf Claudie hin, daß Heimfried wohl merkte, dieſe Pantomime heiſche Schonung von ihm für Claudiens Zuſtand. Er lenkte behutſam ein und ſprach: „Nun, wir wollen uns dieſe erſte ſchöne Stunde nicht trüben. Sie ſei der Freude des Wiederſehens geweihet! Von nun an,“ fuhr er fort und drückte des Grafen Hand zärtlich an ſeine Bruſt, „ſoll mich nichts mehr von Ihnen trennen! Hier will ich leben, hier will ich ſterben, hier —“ fügte er mit gebrochener Stimme hinzu, „will ich auch begraben werden!“ Der Graf drückte ſeinen Freund mit Innigkeit an ſeine Bruſt. „Gottlob!“ ſagte er triumphirend, „daß wir unſern Heimfried nur wieder haben! Mit Ihnen iſt wahrlich! alle Freude, alles Glück von uns gewichen. Denn mit der Abreiſe der Gräfinn Olgy vom Hochſtein ging das Elend bei uns an. Ich erinnere mich deſſen ſehr deutlich.“

Jetzt ward ein Abendbrod für die Angekommenen aufgetragen. Nach dem Genuß deſſelben ſetzte man ſich aufs Neue zuſammen, und Heimfried erzählte, daß die Gräfinn Olgy ſeit ihrer letzten Reiſe nach Deutſchland nie mehr recht heiter geworden ſei. Dieſe Stimmung habe ſich verſtärkt, als ſie den erſten Brief von ihrem Sohne, dem Rittmeiſter, nach ſeiner Rückreiſe von Liefland aus der Garniſion, erhalten habe.“ Eine leichte, aber ſprechende Bewegung Heimfrieds gegen die erröthende Claudie machte dieſer bemerklich, daß ihre abſchlägige Antwort an Curt der Inhalt jenes Briefes ſei. Ferner — erzählte Heimfried weiter — habe, um das geheime Mißvergnügen der Gräfinn noch zu ſchärfen, ihr zweiter Sohn Michael, welchen ſie ganz nach ihren Grundſätzen erzogen, und der auch in ſeiner Geſinnung und Handlungsweiſe den mütterlichen Geiſt treu copire, ſich ganz gegen den Willen derſelben mit einem höchſt leichtſinnigen Mädchen verbunden, und in ſeiner leidenſchaftlichen Verblendung der Geliebten die Abneigung ſeiner Mutter gegen ſie verrathen. Die junge Dame habe nun, um ſich dafür zu rächen, den Sohn vorerſt gegen die Mutter erkältet und dann in Gemeinſchaft mit demſelben ſtets das Gegentheil von dem gethan, was die Gräfinn als ſchicklich und ſtatthaft erkenne. Von dieſer Zeit an habe die Gräfinn einer wahren Betrübniß Raum gegeben. Sie habe öfterer als ſonſt mit Heimfried über die wichtigſten Gegenſtände für Geiſt und Gemüth, als: Wahrheit, Liebe, Tugend und Religion geſprochen; mit heißer, thränenvoller Rührung Claudiens, mit unverſtellter Achtung des Grafen gedacht und einmal ſogar geäußert: Wenn die Grundſätze deſſelben mehr wären als ein ſchöner, überirdiſcher Traum, was hätte ſie dann nicht verloren! Die Reiſe nach Deutſchland habe ſie in ihrer Lebens-Philoſophie irre gemacht, und ſie ſei entſchloſſen, den kleinen Fedor einen andern Weg, als den ſie ſonſt für den alleinrichtigen erkannt, zu leiten, welches ſie mit Heimfrieds Beihülfe zu vermögen hoffe, weshalb ſie es denn als einen Segen des Himmels erkenne, den rechten Mann für ihren Zweck an ihm gefunden zu haben. Kurze Zeit nach dieſer Sinnesänderung ſei der Gemahl der Gräfinn nach einem Krankenlager von wenigen Wochen geſtorben, und die Gräfinn habe dies ſchmerzliche Ereigniß mit vieler Faſſung aufgenommen, ſei jedoch durch das kränkende Benehmen der Familie nach dem Tode des Grafen zu heftigem Verdruß gereizt worden. In dem Teſtamente des Verſtorbenen ſei die Gräfinn zur Obervormünderinn des kleinen Fedors ernannt, und jede beliebige Verfügung über den Knaben ihrem unumſchränktem Willen überlaſſen worden. Noch habe der Teſtator ſeinen wertheſten Freund, einen ſehr edlen Mann, zum Nebenvormunde, nur zur Unterſtützung der Mutter Fedors, beſtimmt.

Dieſer auffallende Beweis des ungemeſſenſten Vertrauens und der höchſten Achtung des Grafen fur ſeine Gemahlinn habe nun die Familie der Olgys auf das ſchärfſte gegen die Gräfinn erbittert, welche ohnehin in dem Kreiſe ihrer Verwandten mehr gehaßt als geliebt worden ſei, und dieſe feindliche Stimmung gegen ſie durch kleine Uebermüthigkeiten, auch je zuweilen durch drückende Anmaßungen und Aeußerungen der Herrſchſucht einigermaßen verſchuldet habe. Als ſie einſtmals in einer Geſellſchaft von einem Olgy bitter beleidigt worden ſei, habe ſie das fremde Haus ohne die nothwendige Ruckſicht auf ihre Geſundheit zu nehmen, verlaſſen und ſich der kalten Nachtluft ausgeſetzt. Ein angehender Schnupfen ſei ſchnell zurückgetreten und Tages darauf in einem heftigen Fieber ausgebrochen, welches der lang verborgen gehaltene Aerger ſehr gefährlich gebildet habe. Am zweiten Tage ihrer Krankheit habe die Gräfinn in einer lichten Stunde dringend nach dem Freunde ihres Mannes, ihrem Aſſiſtenten, verlangt, und als dieſer geholt worden ſei, eine geheime Unterredung mit ihm gehabt. Darauf ſei Heimfried zu ihr gerufen worden, welchem ſie mit ſchon unklar werdenden Gedanken ihr Kind übergeben habe: worauf ſie alsdann bald in einen völlig bewußtloſen Zuſtand gefallen und in der dritten Nacht geſtorben ſei.

Einige Tage nach dem Begräbniſſe der Gräfinn habe der Vormund des Kleinen mit Heimfried alle Einzelnheiten der zu übernehmenden Verpflichtung durchgeſprochen und feſtgeſetzt; ihm hierauf eine Vollmacht ausgeſtellt, welche den Erzieher vor jeder Verantwortlichkeit, der ausgenommen, die er Gott und ſeinem Gewiſſen ſchuldig ſei, ſichere. Als der Gräfinn letzter Wille, welchen ſie ſchon vor ihrer Krankheit entworfen und geſetzlich gemacht hatte, geöffnet worden ſei, habe ſich ergeben, daß ſie ihr vormundſchaftliches Recht über den kleinen Fedor an ihren älteſten Sohn, den Rittmeiſter cedire, den zweiten Vormund aber zur Verwaltung von des Kindes großem Vermögen bis zu deſſen Volljährigkeit verpflichte. Ein verhältnißmäßiges Erziehungsgeld ſei ausgeſetzt und beſtimmt worden, dies alljährlich in Anweiſungen nach Deutſchland zu ſenden. Für das erſte Jahr habe Heimfried es pränumerando in Empfang genommen. Nachdem nun jede nöthige Anordnung getroffen geweſen ſei, habe Heimfried mit ſeinem Zöglinge die Reiſe angetreten, deren ſchönes Ziel ihn jetzt in dem Wiederſehen ſeiner geliebten und unvergeſſenen Freunde erfreue. —

Die kleine Geſellſchaft hatte dieſe Erzählung mit dem geſpannteſten Intereſſe angehört, und weder der Graf, noch der Doctor es bemerkt, daß Claudie immer bläſſer und bläſſer geworden war. Jetzt ſtand ſie auf und wünſchte Allen mit leiſer Stimme eine gute Nacht; ihr Weggehen befremdete Keinen, da man wußte, ſie ſei den Tag über unpäßlich geweſen. Aber kaum war Mitternacht vorüber, als Claudiens Kammerfrau den Doctor zu Hülfe rief und den Graſen aus dem erſten Schlafe mit der Nachricht weckte, die Frau Baroninn ſei ſehr krank und ihre Stunde wahrſcheinlich nahe. Und ſo war es auch. Erhöhete Gemüthsbewegungen, als: Freude, Schrecken, Ueberraſchung und die Erinnerung an Gegenſtände, welche allemal erſchütternd auf Claudie wirkten, hatten ihre Entbindung gezeitiget, und der Doctor ſah ſich vom Drange des Augenblicks zu ernſten Beiſtandsleiſtungen aufgefordert.

An dem Fenſter eines Nebenzimmers, ſtand Graf Hochſtein und ſchauete mit ängſtlichklopfendem Herzen in die ſtille monderhellte Herbſtnacht hinaus. Jeder Wehlaut, der durch die Wand an ſein Ohr ſchlug, machte ihn innerlich erbeben, obgleich er ſich durch frommes Aufſchaun zu den ſternenlichten Höhen Muth und Troſt zu erringen ſtrebte.

„Welche Aengſte,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „feiern den Eintritt in das Leben des Menſchen, welche Schmerzen ſeinen Ausgang aus demſelben. Und zwiſchen beiden liegt das arme Daſein mit ſeinen Täuſchungen, ſeinen vergänglichen Blüthen, ſeinen zertrümmerten Hoffnungen, ſeinen unerfüllten Wünſchen! O! wenn das Grab und der tröſtende Blick in ein Jenſeits nicht wäre, welche Ausſicht jede, auch die heißeſte Thräne zu trocknen vermag, welchen Werth würde das Leben haben? Aber die Natur ſchlingt ihre Bande ſo feſt, daß ſelbſt der freieſte Geiſt ſich nicht loswinden kann! Claudie! O Gott, ſchütze ihr Leben und erhalte ſie mir.“

Die Nacht verging in ängſtlicher Erwartung. Der blaſſe Schimmer des Herbſtmorgens erglänzte, und durch den dichten Nebel, der Berg und Thal in große Maſſen verhüllete, ward ein trübes, in Grau verſchwindendes Morgenroth ſichtbar. Es war jetzt ſeit einigen Minuten ſo ſtill in dem Zimmer geworden, worin Claudie den heiligen Kampf kämpfte, daß der lauſchende Graf das Klopfen ſeiner Bruſt vernehmen konnte. Da öffnete ſich die Thür, und Graf Hochſtein fürchtend, Schreckliches zu hören, ſank mit zuruckgehaltenem Athem in einen Seſſel — aber der Doctor ſteckte den Kopf durch die Spalte und ſagte: „Es iſt vorüber! Wir haben ein Mädchen. Das Frühſtück wäre verdient und herrlich ſoll es mir jetzt ſchmecken.“

Ein frohes Zittern durchdrang den Großvater. Die Wonne der erſten Vaterempfindung, welche einſt den jugendlichen Mann in Entzücken berauſchte, erneuerte ſich jetzt in ihm, aber zu wehmüthiger Freude, zu gerührtem Dank gegen Gott gelautert. Doch jetzt, als die Spannung ſeiner Gefühle nachließ, empfand er auch in großer Erſchöpfung die Folge dieſer ruhelos und angſtvoll zugebrachten Nacht. Er lehnte ſich in einen tiefen Armſtuhl und bald wiegte der Gedanke, die gefürchtete Gefahr ſei überſtanden und Claudie im Beſitz eines Gegenſtandes, den ihre Liebe und Sorge ausſchließend umfaſſen werde, den Müden in einen ſüßen Schlummer. Als er erwachte, ſagte man ihm, daß die Baroninn nach ihm verlange, und ſogleich eilte er in das Wochenzimmer. Durch die herabgelaſſenen Fenſtervorhänge, fiel ein ſanftes, gemildertes Licht auf das blendende Lager, in welchem Claudie bleich, aber ſchön, einem Wachsbilde gleich, ruhete. Unter dem feinen, ſich an die edlen Formen des Geſichts enganſchließenden Häubchen blickten die blauen Augen hervor, welche mehr in ſtiller Seligkeit, als vom Schmerz ermattet ſchienen. Ein wonniges Lächeln ſchwebte um den blaſſen Mund, und die ſchneeweiße Hand lag, ſchützend und Beſitz nehmend, auf dem zierlichen Körbchen, in welchem dicht neben dem Bette der Mutter, die Kleine ſchlummerte. Der Graf näherte ſich leiſe und langſam dem Lager.

„Gott ſegne Dich, mein Kind, und beglücke Dein erneuetes Leben!“ ſagte er tiefbewegt, und neigte ſich ein wenig herab, um Claudiens dargereichte Hand zu drücken. Ein paar Thränen rollten auf die Bettdecke. Doch jetzt gewahrte der Graf, daß der Doctor ihn mit ängſtlichen Mienen in einen Fenſterbogen winke, und er folgte, nach einigen zu Claudie geſprochenen Worten, dem ſtillen Rufe.

„Hören Sie, lieber Herr Graf,“ hob der Doctor zu flüſtern an, „das Kind, welches unfehlbar um einen Monat zu früh gekommen, iſt ſo ſchwach, daß ich fürchte, wir werden es kaum erhalten. Ich würde es daher als wohlgethan erachten, wenn Sie die Frau Baroninn auf dieſen Fall vorbereiteten.“ Der Graf fuhr beſtürzt zuſammen, doch faßte er ſich alsbald wieder, und entgegnete, „es mag ſein, lieber Doctor, daß das Kind ſchwach iſt, aber das Leben deſſelben iſt ein ſo nothwendiger Erſatz für ſchwere Verluſte, die Heilung und die Hoffnung eines wunden, zerriſſenen Herzens iſt ſo ganz einzig und allein an dieſes zarte Daſein geknüpft, daß ich nicht fürchte, die Vorſicht habe unſer ſpotten wollen, indem ſie uns eine Schadloshaltung zeigte, bloß um ſie uns wieder zu entziehen und unſern Kummer hoffnungslos zu machen.“ Der Arzt zuckte mitleidig die Achſeln. Er antwortete; „Ach! wohl iſt Manches ſchon geſchehen, was der Menſch kaum für möglich hielt, und was unſerer Kurzſichtigkeit im Widerſpruche mit der Güte des Höchſten zu ſtehen ſchien. Dem Augenſcheine nach — doch wir wollen Alles thun, um das Kind zu erhalten.“

Späterhin ward auch Heimfried zum Zutritt bei der Wöchnerinn gelaſſen. „Sagte ich es nicht,“ rief Graf Hochſtein mit heitern Blicken, „daß uns Heimfried den Segen wieder ins Haus bringen würde? Seinen Eingang bei uns bezeichnet ein frohes Ereigniß, und dies ſei uns das Pfand, daß unſer Schickſal verſöhnt ſei.“ Heimfried drückte dem Grafen zärtlich die Hand, dann beugte er ſich über das Körbchen, und ſagte mit Weihe: „Der da der rechte Vater iſt, über Alles, was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden, ſegne Dich, o Du theures Kind, durch ſeine Gnade mit Geiſt und Güte, mit Seelenſtärke und Herzensmilde, mit Geduld und Hoffnung! Und pflanze in Dir den edlen Sinn der Hochſteine fort, der dieſe Familie eben ſo hoch über die Gewöhnlichkeit und das Leben des Staubes erhebt, wie ihr Stammſitz über Flächen und Tiefen emporragt.“ Alle ſchwiegen feiernd, als dieſer Segen ausgeſprochen ward; der Doctor blickte den Grafen beifällig lächelnd an, doch Fedor Olgy unterbrach die Stille des Augenblicks. Der Knabe hatte an dem geflochtenen Bettchen des Kindes geſtanden, und unabläſſig mit neugierigem Intereſſe die kleine Schläferinn angeblickt. Jetzt, da keines Andern Wort ihn zum Schweigen verurtheilte, ſchlug er die großen, ſchwarzen Augen bittend auf, und ſagte: „Willſt Du mir wohl einen Gefallen thun, liebe Claudie?“ Dieſe nickte dem Kleinen freundlich zu, und er fuhr fort, „ſo laß das Kind Manon heißen! Ich bitte Dich, erfülle mir ſchon dieſen einzigen Wunſch!“

„Manon?“ wiederholten Alle befremdet, und Graf Hochſtein fügte hinzu: „Wie kommſt Du auf dieſen fremdartigen Namen, Fedor?“ „Das will ich Ihnen ſagen;“ antwortete Heimfried, „Fedor hatte in Liefland eine kleine Freundinn, die wie ihre Mutter, welche eine geborne Franzöſinn war, ſo hieß. Das ſchöne, blühende Mädchen ſtarb wenige Tage vor unſerer Abreiſe an den Rötheln, und die Zerſtreuungen der Reiſe vermochten es nicht, meinen kleinen Gefährten über dieſen Verluſt zu tröſten. Da er ein beſonderes Zeichen für ſeinen Schmerz begehrte, und nicht zufrieden war, als man ihm ſagte, er trauere ja ſchon um die Mutter, welches die Bedeutung des ſchwarzen Bandes um ſeinen Arm ſei, da willfahrte man dem kleinen Eigenſinn, und der Trauerflor um Fedors Hut feiert das Andenken der verſtorbenen Manon.“

„Mein Kind ſoll Manon heißen, ich verſpreche es Dir, Fedor!“ ſagte Claudie mit ſchwacher Stimme, und fügte noch hinzu, „ich will durch dieſen Namen der Kleinen ein Anrecht auf Deine Liebe geben.“

Länger als ein Jahr war bereits verfloſſen, ſeit der Rittmeiſter Olgy ſich auf Reiſen befand, und in der wechſelvollen Neuheit fremder Gegenſtände ſeinen quälenden Erinnerungen zu entfliehen ſtrebte. Aber nur zu bald erkannte er, daß, wen der Schmerz begleite, der Freude ſelten begegne, und daß ein offenes, fröhliches, ungedrücktes Gemüth nur allein das Organ ſei, durch welches wir die Herrlichkeit der Natur zu empfinden vermögen. Träumend lag er in der Ecke des Wagens, und ungeſehen flohen die reizendſten Gegenden an ihm vorüber. Mit tiefen Seufzern erwog er dann die Härte der Erfahrungen, welche ſich in den letzten zwei Jahren ſeines Lebens zuſammengedrängt hatten, um ihn in ihrem Laufe mit den tiefſten Zügen des Grames bekannt zu machen. Die Geliebte hatte ihn betrogen, und mit heißer Scham gedachte er ſeiner leidenſchaftlichen Verblendung gegen Ludmilla's Unwürdigkeit. Noch lag er in jenen ſchmachvollen Feſſeln, da erſchien ihm in

Claudie das Ideal ſeiner ſtilleſten und ſeligſten Träume. In dem reinen Glanze von Claudiens Liebenswürdigkeit, verſchwand Ludmilla's trügeriſcher Schimmer, aber ſein, an dieſe gegebenes Wort machte es ihm unmöglich, Claudie, und, wie er mit troſtloſer Ueberzeugung fühlte, mit ihr den Himmel auf Erden ſein zu nennen. — Doch noch ehe ſeine Mutter, welche der Zufall zur Zeuginn von Ludmilla's Treuloſigkeit gemacht hatte, den Sohn in Kenntniß von dem Verrathe ſetzte, der ihn umſponnen halte, war die Geſchäftigkeit der Schmähſucht dieſem Beſtreben zuvorgekommen, und Curt von allem unterrichtet worden. Jetzt mußte ſein Ehrgefühl die Bande zerreißen, welche nur ſeine Pflicht-Anerkenntniß, nicht die Liebe mehr zuſammenhielt. Er war nun frei, aber — wir wiſſen ja, von welchem Geſichtspuncte aus er als ungeziemend betrachtet hatte, ſich ſo bald um der geliebten Claudie Hand zu bewerben; und dieſe Zögerung, welche ſein Zartgefühl geboten und die Vernunft gebilliget hatte, entſchied über das Unglück ſeines ganzen Lebens. Ach! mit welch heißem Schmerze fühlte er jetzt, wie wichtig es ſei, daß der Augenblick, der ſchnellentfliehende, ergriffen und in ſeinen glücklichen Fügungen benutzt werde!

Eine leiſe Ahnung, ein Gefühl, welches, obgleich von dem Verſtande als Regung der Eitelkeit verurtheilt, dennoch nicht niederzukämpfen war, ſagte ihm, daß auch Claudie vielleicht nicht mit voller Zuſtimmung ihres Herzens gewählt habe, und ſo hätte er, fände Claudie ſich nicht ganz in ihren Erwartungen befriediget und ihr ſchönes Herz verſtanden, auch das Ungluck dieſer reinen Seele veranlaßt. Welche Marter lag in dieſer letzteren Vorſtellung! Aber auch wie viel Süßes in der Qual des Gedankens, daß Claudie ihn wohl geliebt haben könne, gewiß geliebt haben würde, wäre — — er vermochte es nie, ſich dies Bild deutlich auszumalen. Aber wenn ſeine Erinnerungen an den letzten Ereigniſſen während ſeines Aufenthaltes in der Garniſon hafteten, ſo fühlte er ſich an der feinſten Nerve des männlichen Gefühls verwundet. Im dumpfen Hinbrüten über die Grauſamkeit ſeines Schickſals, hatte er ſogar die ſonſt ſo ſehr von ihm geliebte Dienſtpflicht vernachläſſiget, ſich kleine Rügen von ſeinen Vorgeſetzten und das demüthigende Mitleid ſeiner Untergebenen zugezogen. O! jeder Tropfen Blut in ſeinen Adern ward zur Flamme, ſobald er ſich dies lebhaft vergegenwärtigte. Seine zerſtörte Geſundheit, die gebrochene Blüthe ſeines kräftigen Körpers rächten jene Schwäche des Gefühls nur zu grauſam und fürchterlich! Er hatte eine Berufsart aufgeben müſſen, welcher er bis dahin mit Leidenſchaft, mit Ruhm und Auszeichnung vorgeſtanden hatte. Alle Hoffnungen ſeines Herzens, alle Freuden ſeines Lebens lagen zertrümmert hinter ihm, und vor ihm breitete ſich eine weite, grauenvolle Oede aus. In dieſem Zuſtande hatte er einige Monate verlebt, und während dieſer Zeit manchen reizenden, oder merkwürdigen Ort durchreiſt; die Vorzüglichkeiten derſelben aber auch nur *geſehen*, nicht mit regem, lebendigem Geiſte aufgefaßt. Jetzt fingen ſeine Empfindungen an allmählich milder zu werden, die Geſichtspunkte, von welchen aus er die Vergangenheit überblickt hatte, verſchoben ſich nach und nach, und manche Schattenſtelle trat in ein günſtigeres Licht. Schon entwarf er mancherlei Plane für die Zukunft, und jeder Tag brachte mehr Beſtimmtheit in dieſe leichtentworfenen Zeichnungen. Er war zuletzt entſchloſſen, ſich irgendwo in einer anmuthigen Gegend ein Gütchen zu kaufen, und dort in philoſophiſcher Ruhe, den Wiſſenſchaften, dem Glücke ſeiner Unterthanen und dem Genuſſe der Natur zu leben. Heirathen? Nein, das war auf immer vorbei. Es gab keine zweite Claudie auf Erden! Und ſollte er mit der Ausſicht, daß das Ziel ſeines Lebens vielleicht ſchon an der Grenze der Jugend geſteckt ſei, ſich mit kränklichem Körper und getheiltem Herzen um ein blühendes Geſchöpf bewerben und die gerechten Hoffnungen deſſelben, auf eheliches Glück, ſo grauſam täuſchen? Siechen Kindern ein ſchmerzliches Daſein geben? — „Nein! ich heirathe nie!“ wiederholte er laut, und das Echo tönte weithin ſpottend dies Gelübde der Reſignation nach.

Das Ausmalen dieſer Zukunftsbilder beſchäftigte ſeine Phantaſie mit immer ſtärkerem Intereſſe. Er fühlte ſchon das linde Wehen des Friedens um das ſelbſt angelegte Haus; er empfand im Voraus den Flügelſchlag der ſeligſten Ruhe in ſeiner Bruſt, worin die Stürme der Leidenſchaft ausgetobt hatten. Doch alle dieſe Entwürfe und Vorſtellungen nahmen, obgleich leiſe, doch innige Beziehungen auf die geliebte Claudie. Ohne daß der Rittmeiſter es ſich ſelbſt zu geſtehen wagte, erhielten alle ſeine Gedankengemälde von der Erinnerung an ſie Stellung und Licht. In Claudiens Nähe ſollte ſein künftiger Wohnſitz ſein. Unbemerkt wollte er wie ein ſchützender Genius über ihr Glück wachen, und von ſeiner Aufmerkſamkeit die Gelegenheit erharren, ihr zu nützen. Wie ſehr ſolch ein Verhältniß gefährlich für ſeine Ruhe werden müſſe, welche doch der Hauptzweck ſeines Strebens war, mochte er gefliſſentlich nicht erwägen. Er beeilte nun ſeine Reiſe, um dieſe Träume realiſiren zu können, und nahm dabei ſo wenig Rückſicht auf ſeine Geſundheit, daß dieſe Erſchöpfungen ſeiner ohnehin geſchwächten Kraft gefahrdrohend für ihn werden mußten.

Schon hatte er Deutſchlands Grenzen wieder erreicht, als ihn auf einer ländlichen Poſtſtation ein heftiger Bluthuſten überfiel. Der gerufene Arzt erklärte dieſen Vorfall für eine Folge heftiger Erſchütterungen, das ausbrechende Fieber für ein entzündliches und in ſeinen Erſcheinungen bedenklich, den Zuſtand des Kranken überhaupt, als einen, die zarteſte Schonung erheiſchenden. Der Poſtmeiſter, ein gutmüthiger Mann, bot dem Rittmeiſter ein leerſtehendes Stübchen in ſeinem Hauſe an, das er ſo lange benutzen könne, wie er wolle, und die Frau des Poſtmeiſters, ein freundliches, gefälliges Weibchen, machte ſich anheiſchig, für die Pflege des Kranken Sorge zu tragen. Wie bekümmernd nun auch dem Rittmeiſter dieſer neue Krankheitsanfall war, welcher ihm den Beweis davon gab, wie verletzbar und angegriffen ſeine Bruſt ſei, wie unerwünſcht ihm jede Verzögerung ſeiner Reiſe gekommen ſein würde, wäre ſie auch von anderer Art geweſen, ſo dankte er doch Gott, daß ihn der Zufall zu ſo guten Menſchen und in die Hände eines höchſt geſchickten Arztes geführt hatte. Der Letztere wohnte zwar in einer Entfernung von mehreren Meilen, aber er war jung, hülfswillig und bereit jedem Rufe zu folgen, und ſo beſuchte er ſeinen Kranken täglich. Er äußerte den Wunſch, den Rittmeiſter längere Zeit behandeln und ſich auf eine gründlichere Cur einlaſſen zu können, und der Kranke ging in dieſes Verlangen ein und verſprach, ſo lange zu verweilen, als es der Arzt für nöthig erachten würde.

Der Doctor war kein Prahler. Der Leidende erholte ſich ſchneller, als zu hoffen man berechtiget geweſen war, und ſo wie ſeine Geſundheit wiederkehrte, erheiterte ſich auch ſein Gemüth ein wenig. Noch immer ward nicht an die Abreiſe gedacht, und der Rittmeiſter in dem freundlichen Poſthauſe täglich einheimiſcher. Doch ein ſeltſamer Zufall unterbrach plötzlich ſtürmiſch die tiefe Stille, in welche die Ermattung der Krankheit, die fremden Umgebungen und die wohlthuende Theilnahme der guten Menſchen, mit denen er in Berührung ſtand, ſeine leidenſchaftlichen Gefühle gewiegt hatten.

An einem heiteren, ſonnenwarmen Herbſttage ſaß der Geneſende in einer Laube von zuſammengezogenen Linden, mit welchen ein großer, freier Platz vor dem Poſthauſe beſchattet war. Hier konnte er, ohne den Blicken der Ankommenden ausgeſetzt zu ſein, einen Theil des Dorfes, mehrere, von verſchiedenen Richtungen auslaufende Straßen und zur rechten Hand das Poſthaus mit ſeinem geſchäftigen, ländlichen Treiben überſehen. Es war dies das Lieblingsplätzchen des Rittmeiſters, und auch heute hatte er, da die Luft ſo lau und mild wehete, ſich, wie ſchon öfterer, den Kaffee dahin bringen laſſen. Der ſchmetternde Ton eines Poſthornes weckte ihn aus ſtillen Träumereien, er blickte auf, eine Extrapoſt flog die Straße herauf und hielt vor dem Poſthauſe. Ein junger, wohlgekleideter Mann, deſſen blaſſes Geſicht dem Rittmeiſter bekannt ſchien, lag ſchlafend in der Ecke des Wagens. Ein geheimnißvoller Zug nöthigte ihn, den Fremden fortgeſetzt zu betrachten; dieſer öffnete jetzt die Augen, und plötzlich durchblitzte den Rittmeiſter die Erkenntniß: der Angekommene ſei der Baron Norwallen, Claudiens Gemahl!

Aber welche Veränderung war mit dem Baron vorgegangen, ſeitdem Curt vor zwei Jahren deſſen Bekanntſchaft auf dem Hochſteine gemacht hatte! Sein blühendes Geſicht war bleich und eingefallen; die hellen Augen trüb und erloſchen, in den Zügen, welche ehemals der lebendigſte Frohſinn belebte, war ein finſterer, ſchwerer Gram abgeprägt. „O dieſer Glückliche ſiehet nicht als ein ſolcher aus!“ dachte der Rittmeiſter mit ſcharfem Schmerze, und hätte lieber ſeinen eigenen Augen nicht getrauet. Claudiens Beſitz, ſo meinte er — müßte ſelbſt den Gebeugteſten aufrichten, den Kummervollſten erheitern, und hier ſah er den entgegengeſetzten Fall, und ein blühendes, kräftiges Leben wie es ſchien, in ſeinen Tiefen erſchüttert. „Es iſt nicht möglich!“ ſagte er leiſe vor ſich, und konnte kein Auge von der räthſelhaften Erſcheinung abziehen. Jetzt kam der herbeigerufene Poſtmeiſter. Mit vieler Beſcheidenheit entſchuldigte er ſich, daß er nicht im Stande ſei, für den Augenblick Pferde zu ſchaffen, da das ſtarke Zuſtrömen der Fremden heute auch das letzte Rößlein in Anſpruch genommen habe; aber nach dem Verlaufe einer Stunde ſollten ein paar friſche, ausgeruhete Pferde zu ſeinem Befehle ſtehen. Der Baron fand ſich, ohne ein Zeichen des Unmuths von ſich zu geben, in dieſe Verzögerung und warf ſich ſchweigend in einen Seſſel, welchen man ihm auf ein ſchattiges Plätzchen, der Lindenlaube gegenüber, herbeigetragen hatte. Der Poſtmeiſter fragte, ob ihm irgend eine Erfriſchung gefällig ſei, und er forderte Kaffee, den er, ohne, wie es ſchien, ſich des Genuſſes bewußt zu ſein, bei einer Pfeife Taback genoß. Gedankenvoll ſtarrte er vor ſich hin, und folgte mit ſinnenden Blicken dem bläulichen Rauche aus ſeiner Tabackspfeife, der in der klaren, durchſichtigen Luft in zarten Wölkchen ſchwamm. Kein friſches Umſichſchauen, keine neugierige Frage nach Dieſem oder Jenem verrieth irgend einige Theilnahme an der Außenwelt. Nur als die Wärterinn von des

Poſtmeiſters einjährigem Kinde mit dieſem dicht an ihm vorüberging, rief er die Frau zu ſich, und betrachtete das Kind mit gerührtem Intereſſe und einigen liebkoſenden Worten.

Die Stunde war längſt vorüber, welche der Poſtmeiſter ſich als Friſt erbeten hatte, und noch zeigte der Baron nicht die kleinſte Regung der Ungeduld. „O Gott! er iſt gewiß unglücklich, und mein halbes Leben gäbe ich darum, könnte ich wiſſen wodurch?“ dachte der verborgene Beobachter, nachdem er jede Bewegung des Barons unausgeſetzt bemerkt hatte. Doch jetzt kamen die Pferde; mit ſparſamgemeſſenen Worten verabſchiedete ſich der Baron, und fort rollte der Wagen. Der Poſtmeiſter ſah dem Reiſenden kopfſchüttelnd nach, dann zu dem Rittmeiſter in die Laube, und ſagte: „Der ſah auch grade nicht aus, als käme er aus dem Lande der Glücklichen! Ja, ja! Der Eine ſetzt die Poſtpferde in Bewegung, um ſich eine Frau zu holen; der Andere, um ſolcher Gemeinſchaft zu entrinnen; es mag wohl eben nicht die Schönſte ſein, welcher der blaſſe, junge Mann dort ſchon am erſten Ehemorgen entlaufen iſt!“ „Wie? Um Gotteswillen! Was ſagen Sie?“ fuhr der Rittmeiſter mit ſeltſamer Heftigkeit auf. Der Poſtmeiſter ſah dem Fieberhaftglühenden befremdet an, dann antwortete er: „Nun, der Fremde dort, iſt ein reicher Baron ans dem S.....ſchen. Seinem Ausſehen nach würde ich ihn für krank, oder unglücklich halten. Wie er nun da ſo ſtill bekümmert ſitzet, faßt ihn meine Frau durch das Fenſter ins Auge, und was ſie vollends beſticht, iſt, daß ſie ſiehet, er liebkoſet unſer Kind. Wie die Weiber ſind! weichherzig und eitel. Mit naſſen Augen fragt ſie den Kammerdiener, ob ſein Herr wohl ſchon verheirathet ſei? — Der Gefragte macht ein ſonderbares Geſicht, und antwortet: Der Tag vor unſerer Abreiſe war der Hochzeittag meines Herrn. Meine Frau erſchrickt, und will weiter fragen, aber da trete ich ins Zimmer, und gebe ihr einen ernſten Wink: denn ich kann das Ausfragen der Leute durch den Tod nicht leiden."

Der Rittmeiſter ſtarrte den Erzähler an. „Es iſt nicht möglich, Freund! Sie hörten falſch," ſagte er faſt zitternd. Dem Poſtmeiſter ward ängſtlich zu Sinne. „Nun, ſo möge Ihnen meine Frau ſelbſt erzählen: ich gehe, um ſie zu holen," ſagte er, dem Hauſe zueilend. Der Rittmeiſter folgte ihm mechaniſch. Auf dem Stuhle, auf welchem der Baron geſeſſen hatte, lag etwas, ſchwach glänzend, im feingebrochenen Strahle der Sonne. Der Rittmeiſter nahm es auf, es war der Tabacksbeutel des Barons, welchen dieſer dort vergeſſen hatte. Mit tiefer Wehmuth betrachtete der Erſtere ſeinen Fund. Es war ein einfaches Netz von grüner Seide, nur geſchmückt durch Claudiens in Goldſchrift prangenden Namen. Dieſer Name ſchloß in der Seele des Betrachtenden jeden Zweifel darüber aus, ob Claudie dem Baron angehöre? „O Claudie!" rief er ſchmerzlich, „Du biſt die Seinige, und er entfliehet dem Paradieſe? Welcher Fluch treibet den Unglücklichen von hinnen? Sollte, o allmächtiger Gott! ſeinem Herzen die Liebe für dies himmliſche Geſchöpf fehlen? Und vielleicht nur eine conventionelle Rückſicht ihn bewogen haben, ſich um Claudie zu bewerben? Dann, o! dann wäre mein letzter Troſt verſchwunden! Dann hätte die Vorſicht Claudie mir verſagt, um dieſe reine, innige Seele an einen kalten Gefühlloſen zu knüpfen, welcher weder ihren Werth zu ſchätzen, noch ihr Weſen zu begreifen verſtände. Giebt es wohl einen Erſatz für den Mangel an Liebe? — Wie dieſe Räthſel mich martern! Ich muß fort, um ſie zu löſen; ich will nach Norwallen, um mir Beruhigung zu holen, oder doch Gewißheit, wenn auch die der Verzweiflung.

Der Poſtmeiſter und ſeine Frau ſtörten dies Selbſtgeſpräch; gleichzeitig mit ihnen langte der Arzt an. Dieſer bemerkte ſogleich die exaltirte Stimmung ſeines Patienten, und fragte betroffen, was vorgefallen ſei. Der Rittmeiſter ſagte nun in einem Tone, deſſen Beſtimmtheit im Voraus jeden Widerſpruch entkräftete: „Ich muß fort, lieber Doctor. Ein ſonderbarer Zufall hat Alles, was in den Tiefen meiner Bruſt verſchwiegen lag, ſtürmiſch aufgeregt. Ein geheimnißvoller Drang treibt mich in die Ferne, um mir Antwort auf eine Frage zu holen, die über das Wohl oder Weh meines Lebens entſcheidet.“

Der Doctor war ein Mann im vollen Sinne des Wortes. Geſtützt auf die Würde ſeines Berufes mit einer Sicherheit, welche aus der klaren Erkenntniß ſeiner Kunſt hervorging, erwiederte er: „Nicht ſicherer, nur ſchneller würden Sie dort (er zeigte auf einen nahen Weiher) die Flammen eines leidenſchaftlichen Gefühles auf ewig kühlen, als wenn Sie in dem jetzigen Zuſtande Ihres Körpers ſich auf's neue den Gefahren einer anhaltenden Reiſe ausſetzten! Meine Pflicht erheiſcht es, Sie mit der Größe dieſes Wagniſſes bekannt zu machen; Ihrem Gewiſſen ſei jedoch die Befolgung dieſer Warnung überlaſſen.“ — Der Arzt verbeugte ſich leicht. Der Rittmeiſter fühlte ſich überwunden; die ungeheure Spannung ſeiner Gefühle ließ nach, er erblaßte, und ſagte, die Hand ſinnend an die Stirne gelegt: „Glauben Sie mir, lieber Doctor, es giebt Ereigniſſe in unſerm Leben, welche als unbedeutende Zufälle vor uns erſcheinen, und die unſer innerſter Sinn doch als geheimnißvolle Berufungen des Schickſals erkennet. Weit eher und leichter würden wir unſerer irdiſchen Natur ihre dringendſten Forderungen vorenthalten können, als daß wir es vermöchten, dieſem leiſen, geiſtigen Zuge zu widerſtreben. Ich wenigſtens fühle, daß ich es nicht kann, und darum thue ich, was ich muß.“

Der Doctor entgegnete: „Es mag ſo ſein, wie Sie ſagen, Herr Rittmeiſter. Ich will nicht einmal erwägen, daß alle Zufälle nur das ſind, wofür wir ſie nehmen, und wozu wir ſie machen wollen; und wie oft ſolch eine höhere Erkenntniß aus der überſpannten Stimmung unſeres Gemüthes, aus krankhafter Reizbarkeit erzeugt werden möge. Aber gönne man dem Körper doch auch ſein Recht; nur wenn dieſer in dem richtigen Gleichgewichte der Geſundheit gegen die Seele ſtehet, nur dann allein wird es dem Verſtande möglich ſein, darüber zu entſcheiden, ob jene geiſtigen Winke Phantome ſeiner Einbildungskraft, oder Fingerzeige der Vorſehung ſeien. Vierzehn Tage, welche Sie hier noch in Ruhe verweilen, werden Ihrem Körper die Kraft zurückgeben, um ohne Nachtheil für Ihre Geſundheit Ihre Reiſe in kleinen Stationen weiter fortſetzen zu können, und da,“ der Arzt lächelte bei dieſen Worten ein wenig ironiſch — „die Schranken der Zeit das Reich der Geiſter nicht umſchließen, ſo dürfte aus dieſer Verzögerung auch grade keine Benachtheiligung für das Erreichen Ihrer unbekannten Zwecke erwachſen.“

Der Rittmeiſter ſeufzte leiſe; der Arzt war ihm ſehr lieb geworden, und dieſer Seufzer betrauerte die gefliſſentliche Verſtockung dieſes guten, helldenkenden Mannes, der, wie viele ſeines Gleichen, die Stärke ſeiner Seele ſich und

Anderen nur dadurch beweiſen zu können glaubte, daß er des Höheren und Unbegreiflichen ſpottete.

Die feſtgeſetzten vierzehn Tage waren nun auch verſtrichen, und der Rittmeiſter verließ, von den dankbaren Wünſchen des reich belohnten Poſtmeiſters und deſſen Frau geſegnet, von dem Arzte in die nächſte Stadt begleitet, das freundliche Poſthaus. Bei dem Abſchiede von dem Arzte beſchenkte er dieſen mit zart ſich äußernder Großmuth, nannte ihn ſeinen Freund, und ſagte ihm, daß er fernerhin in dem Andenken an ihn, ſeinen Retter, die, ſich zu der allgemeinen Pflicht, für ſeine Geſundheit Sorge zu tragen, geſellende, beſondere Aufforderung finden würde, das Geſchenk, welches er ihm in dem erhaltenen Leben unter Gottes Beiſtande gemacht habe, ſich dauernd zu erhalten und für die Welt nützlich zu machen. Der Doctor ſchied mit großer Rührung und thränenvollen Augen, und der Rittmeiſter hielt Wort. Wie drängend auch die Ungeduld war, mit welcher er vorwärts ſtrebte, ſo legte er doch täglich nur eine ſehr mäßige Meilenzahl zurück, und hielt regelmäßig die beſtimmten Ruhepunkte.

Der October war ſchon weit vorgerückt: aber die Milde der Luft, die ſonnenhelle Heiterkeit der kurzen Tage ließen das Abſterben der Natur diesmal in der freundlichſten Geſtalt erſcheinen. Die Erſcheinungen des Herbſtes ſtehen überhaupt mit einem trauernden, zur Wehmuth geſtimmten Herzen in Harmonie. Dies empfand auch der Rittmeiſter. Die tiefe Stille in den beraubten Fluren und blätterloſen Hainen ſtimmte wohlthuend zu der Reizbarkeit ſeiner Gefühle, welche von dem Geräuſche des geſchäftigen Lebens, von den Lauten der Freude und Luſt, ſo oft ſchmerzlich verletzt ward. Neben dem abgefallenen und erſterbenden

Laube, als dem Bilde der Hinfälligkeit, glänzten die Spitzen der ſprießenden Winterſaat ſo ſchön im warmen Sonnenſtrahl, und erinnerten an ein verjüngtes Leben nach dem langen Schlafe des Winters, daß der ſo naheliegende Gedanke an den Tod ſich in die ſelige Ahnung der Unſterblichkeit verlor. Und gleich der Phantaſie, welche mit ihren Zauberlichtern auch die düſterſten Gegenſtände zu verklären vermag, verbreitete das Licht der Sonne noch über die Leichname der Natur den leuchtenden Glanz ſchillernder Farben. Dem Rittmeiſter ward unausſprechlich wohl zu Muthe unter dem Einfluſſe dieſer ſanften Abſchiedsfeier. Die Schärfe ſeiner Empfindungen verlor ſich in eine ſüße Sehnſucht, in eine wonnereiche Ahnung naher Seligkeit. „O ich fühle Deine Nähe, Claudie! Ich fühle ſie in dieſer heiligen Stille, die lind beſchwichtigend meine heiße Bruſt umwehet, worin die Trauer um Deinen Verluſt hinter der Freude verſchwindet, Dich, Du Herrliche! wünſchelos, rein und ewig lieben zu dürfen!“ So ſagte der Rittmeiſter, als der Wagen langſam die Höhen hinanfuhr, welche ſeinen Blicken das Ziel ſeines langen Strebens, das ſchöne Norwallen, noch verbargen. Endlich ſchimmerte das ſtolze Schloß, von hohen, majeſtätiſchen Bäumen umſchattet, hervor. Der Rittmeiſter erblickte es mit hochklopfendem Herzen. „Dort wohnſt Du, einſame, verlaſſene Claudie! Und er, der Beneidenswerthe, irret in trauriger Verbannung, zu welcher ihn vielleicht eine ſeltſame Verblendung verurtheilt, in der Ferne umher und beraubet ſich eines Glückes, deſſen Genuß einſt einen Theil unſerer Seligkeit ausmachen wird, des Umganges mit einem Engel!“ Jetzt rollte der Wagen in das Dorf. Jeder, auch der geringfügigſte Gegenſtand erhielt durch den Gedanken, daß er Claudiens Eigenthum ſei, Weihe und Bedeutung für den Rittmeiſter. Auch betrachtete er ja Alles nur in Beziehung auf die Geliebte. Als die Frau des Zolleinnehmers ihm mit einem finſteren Geſichte den Zettel reichte, dachte er: „Wie iſt es wohl möglich, daß Jemand finſter und kalt ausſehen kann, der Gelegenheit hat, ſich oft in Claudiens himmliſchem Lächeln zu ſonnen!“

Der Kutſcher fragte jetzt, ob er vor das Schloß fahren ſolle? und als der Rittmeiſter dieſe Frage mit: Nein beantwortete, fühlte er in einer Aufwallung von heißem Schmerze, wie ſcharf durch äußere Verhältniſſe geſchieden er für dieſe Welt von der theuren Claudie ſei.

Es war in den Nachmittagsſtunden, als der Rittmeiſter in Norwallen ankam. Die Sonne neigte ſich bereits, und um den öſtlichen Horizont woben ſich die zarten Nebelſchleier der nahenden Dämmerung. In den weiten Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, verließ der Rittmeiſter, jede angebotene Erquickung verſchmähend, das Wirthshaus, und eilte, das dringende Bedürfniß ſeines Herzens zu ſtillen, dem herrſchaftlichen Garten zu. Eine ſteinerne, mit Sitzen verſehene Kapelle, welche ſich unfern von dem hinteren Eingange deſſelben befand, gewährte von ihrem Standpunkte aus einen Ueberblick der Hauptgänge des Gartens; er ſchien dem Rittmeiſter als der paſſendſte Ort für ſeine Abſicht, und ohne ſich es klar bewußt zu ſein, was er hier wolle? was er ſuche? nahm er den düſteren Verſteck ein und ſtarrte mit ahnungsvollem Erwarten in die entlaubten Alleen. Kaum hatte er einige Minuten dort geſeſſen, als zwei weibliche Geſtalten, Arm in Arm und im traulichen Geſpräch wie es ſchien, den Gang herabkamen. Der Rittmeiſter hörte das Schlagen ſeines Herzens, ſeine Blicke verdunkelten ſich, mit Mühe nur konnte er ſie forſchend auf den ſich

Nähernden feſthalten. Die eine der Damen ſchien ſehr ſorglich gegen die Luft geſchützt zu ſein. Ein weiter Mantel, in welchen ſie bis an's Kinn gehullt war, ließ die Umriſſe ihrer Geſtalt nicht deutlich erkennen; ihr Geſicht verbarg ein lang herabwehender Schleier. Die zweite Dame war ſchwarz, ja in Trauer gekleidet, aber die finſtere Tracht erhob um ſo mehr die lichte Glorie hellblonder Locken, welche in natürlicher Schönheit, im Ziehen der kühlen Luft um das leichtbewegliche Haupt der Trauernden ſchwebten. „Ich dächte, keine von Beiden hätte Claudiens Größe,“ ſagte der Lauſcher in der Kapelle, die Kommenden mit geſchärfter Sehkraft betrachtend. Jetzt waren ſie ſo nahe, daß der Rittmeiſter ihre Fußtritte in dem dürren Laube rauſchen hörte. Beſtürzt erblickte er an der Blondine ein höchſt liebliches, aber ihm ganz fremdes Geſicht, und um den Schmerz der Täuſchung noch bitterer zu empfinden, ſah er, daß der dünne, dichtgefaltete Schleier der Anderen ganz dunkles Haar bedeckte. Doch jetzt begann die Dame im Mantel zu ſprechen; er vernahm jedes Wort, doch ging ihm der Sinn ihrer Rede verloren, weil der Ton dieſer Stimme, wie Wirbelwind, alle ſchlummernden, feindlichen Gefühle ſeiner Bruſt ſtürmiſch aufregte. „O Gott! Was iſt das?“ ſagte er leiſe, doch heftig zu ſich ſelbſt und in der ängſtlichſten Spannung horchend: „Welcher ſchadenfrohe Geiſt ruft mir in dieſen Klängen Erinnerungen zurück, die an dieſer Stätte, in dieſer Stunde mir zehnfach ſchmerzlich ſein müſſen? War es nicht Ludmilla's Stimme? Dieſer Ton, der mir einſt Liebe log? — Und doch iſt es nur ein Betrug meiner Sinne, um das arme gequälte Herz noch mehr zu martern.“ Er blickte gedankenvoll den zurückgehenden Frauen nach.

Jetzt ging ein Gärtnerburſche mit einem leeren Korbe an der Kapelle vorüber. Der Rittmeiſter, ihn erblickend, trat hervor und ſagte: „Lieber Kleiner ſprich! Sollte die Frau Baroninn wohl zu Hauſe anzutreffen ſein?“ Der Burſche deutete mit dem Finger in die Allee, und antwortete: „Dort geht ſie hin!“ Und ſchon halb im Gehen fügte er hinzu: „Die im Mantel iſt es.“

„Unmöglich!“ rief der Rittmeiſter, aber der Burſche war ſeinen weiteren Fragen enteilt. Troſtlos blickte er um ſich, und immer heftiger ward die Begierde, dies Räthſel gelöſ't zu ſehen. Aber Niemand zeigte ſich, der den gewünſchten Aufſchluß hätte geben können. Endlich ging der Küſter mit einem großen Schlüſſelbunde auf die Kirche zu, und der Rittmeiſter folgte ihm ſchnell, ſchob mit freundlichem Gruße ein Thalerſtück, welches ihm das Herz des Mannes öffnen ſollte, in deſſen Hand, und fragte, ob er wohl noch die Kirche ſehen könne, welche ihm als der Betrachtung nicht unwerth erſcheine. Der Küſter zog ehrerbietig das ſchwarze Mützchen ab, beugte ſich ſehr tief und antwortete: „Ich ſtehe ſogleich zu Dero Befehlen; es iſt noch hell genug, Sie werden alles Sehenswerthe in Augenſchein nehmen können.“ Der Mann ſchloß die Kirche auf, ſie traten in das ſtille Heiligthum. Die untergehende Sonne warf ihre ſchrägen Strahlen durch die ſchmalen, hohen Fenſter, und beleuchtete magiſch den einfach-geſchmückten Altar, deſſen Hauptbild, eine Heimſuchung Mariä, den Rang eines nicht gemeinen Kunſtwerkes behauptete.

Der Rittmeiſter äußerte zuvörderſt ſeine Verwunderung über die edle und ſchöne Bauart dieſer Dorfkirche und ahnete nicht, daß dieſe Bemerkung ihn ſeinem erwünſchten Ziele auf dem geradeſten Wege zuführen würde. Der Küſter lächelte geſchmeichelt. „Ja das muß wahr ſein," entgegnete er mit Wichtigkeit, „unſer Gotteshäuschen iſt ordentlich ein Tempel Salomonis, das heißt im Kleinen. Wir verdanken den Aufbau dieſer ſchönen Kirche, die einſt ſo baufällig war, daß ſie bei jedem Windſtoße bröckelte, unſerem ſeligen Herrn Baron. Der war der erſte Baumeiſter im Lande. Freilich hatte er wohl die nöthigen Mittel, um ſolch ein Liebeswerk aufſtellen zu können, aber er hatte auch den chriſtlichen und gottesfürchtenden Willen dazu; denn nicht Jeder, das werden Sie mir zugeſtehen, lieber Herr, der Geld hat, bauet Kirchen dafür."

„Iſt der verſtorbene Baron ſchon lange todt?" fragte der Rittmeiſter mit ſchweren, langſamen Athemzügen.

„Nun es ſind jetzt zwei Jahre geweſen;" antwortete der Sprachſelige, und fuhr fort, indem er den Kopf bedeutend hin und her wiegte: „Ja wenn die Wände der ſtillen Gruft, in welcher der gute Herr ruhet, ihm erzählen könnten, wie es ſeit ſeinem Abſterben in Norwallen zugegangen iſt, er würde ſich wundern."

In ſteigender Unruhe fragte der Rittmeiſter weiter: „Und der Sohn des Verſtorbenen iſt jetzt Herr hier? Nicht wahr?" „Ihnen aufzuwarten!" erwiederte der Küſter; „der gnädige Herr befinden ſich gegenwärtig auf Reiſen."

„Schon verheirathet?" war die dritte Frage des Rittmeiſters, aber die bebenden Lippen verſagten dieſen zwei Worten ihre gewohnten Dienſte, und langſam zögernd verhauchte ſie ſein Mund in leiſen Lauten. „Zum zweiten Male bereits," antwortete der Küſter mit einem leichten Achſelzucken.

Bleich, wie der marmorne Engel, der über ſeinem Haupte ſchwebte, lehnte der Rittmeiſter an dem offenen

Taufſtein. „Heiliger Gott! So wäre Claudie todt?“ ſeufzte er kaum hörbar.

Der Küſter ſtarrete den ſonderbaren Fremden an: er hatte in ſeiner Verwunderung dieſen Ausruf, welcher dem erſten Schrecken und der tiefſten Selbſtvergeſſenheit entflohen war, überhört. „Sie ſind wohl krank, mein lieber Herr?“ fragte er, ohne die Antwort abzuwarten, und fuhr mit der anſehnlichen Hand plätſchernd in das Waſſer der Weihe, wahrſcheinlich um den Hinſterbenden durch ein Sprengbad zu erfriſchen.

Der Rittmeiſter wehrte dieſe Hülfserweiſung ab. Er faßte ſich gewaltſam; und indem er alle Kräfte ſeines Geiſtes aufforderte, die ſchwere Haltung, die er annahm, zu unterſtützen, ſagte er: „Die feuchte Luft des Gewölbes — der Zugwind — es war ein kleiner Uebergang, und mir iſt jetzt ſchon wieder beſſer. Alſo die Frau Baroninn iſt — todt?“

„Nein, nur geſchieden,“ erwiederte der Küſter, und das Entſetzen, nur in anderer Geſtalt, erfaßte abermals den Hörer.

Wohl immer regen lebendige Theilnahme an dem vorzutragenden Gegenſtande und geſpannte Aufmerkſamkeit auf die Darſtellung die Erzählungsluſt an, vorzüglich bei Menſchen, denen, um des unbedeutenden Standpunktes willen, den ſie einnehmen, ſo ſelten der Genuß zu Theil wird, das, was ſie vortragen, von höheren Perſonen mit warmem Intereſſe gewürdiget zu ſehen. Der Küſter war jetzt in ſolchem Falle. Jedes Wort, das er ſprach, ward von dieſem Fremden, den er nach allen äußeren Zeichen für einen Reichen und Vornehmen halten durfte, mit einem ſo wunderbaren Intereſſe aufgefaßt, daß er dem Reize nicht zu widerſtehen vermochte ſeinen Vortrag länger noch als ſo bedeutend geſchätzt zu ſehen. Er ſagte demnach: „Es hatte eine ganz curioſe Bewandtniß mit dieſer Geſchichte, lieber Herr. Ich will ſie Ihnen in kurzen Worten erzählen. Setzen Sie ſich doch einſtweilen auf dieſe gepolſterte Bank. Sehen Sie, wenn man ſo etwas in einem Buche läſe, ſo würde man ſagen, die Leute haben gut ſchreiben, und das Papier iſt geduldig; aber es gehört ein ſtarker Glaube dazu. Und doch geht es nirgends bunter zu, als in der Welt!“ Dieſer Eingang ließ den Rittmeiſter durch alle Foltergrade der Ungeduld gehen. Doch jetzt hob der Küſter alſo an:

„Etwa ein halbes Jahr nach dem Tode ſeines Vaters heirathete unſer junger Herr eine Grafentochter aus dem Hochgebirge. Die junge Frau war ſchön und ſanft wie ein Muttergottesbild,“ der Küſter deutete bei dieſen Worten auf das Altarblatt, auf welchem jetzt das purpurfarbene Gewand der heiligen Jungfrau im Lichtglanz des letzten Sonnenſtrahles ſchwamm — „und auch ſo wunderthätig; denn, wen ſie nur anblickte, dem ward wunderſam wohl zu Muthe. Die Böſen ſchämten ſich, und die Betrübten wurden wenigſtens für ein Weilchen fröhlich. Die Unterthanen beteten ſie an wie eine Heilige, aber ſie blieb immer fein ſtill und demüthig. Es würde eine Ehe gegeben haben, über welche die Engel im Himmel ſich hätten freuen müſſen, wenn der Satan nicht Unkraut zwiſchen den Waizen geſäet hätte. Da kommt kurz vor der Hochzeit eine alte Matante mit ihrer Tochter hierher nach Norwallen. Die Alte gehörte in die ſiebente Bitte, die Junge war ein Weltkind; freilich auch ſchön, aber auf eine andere Art, wie unſere gnädige Frau Baroninn. Augen wie Kerzen, Wangen wie Roſen, und eine Stimme hell und klingend wie ein Glockenſpiel.“

„Wie ſie nun ein paar Wochen hier ſind, ſtirbt die Alte plötzlich, und das Fräulein ſchreiet und lamentiret nun, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Da verſpricht ihr der junge Herr, er und ſeine Braut würden ſie nicht verlaſſen, und die junge Frau nimmt ſich der Waiſe auch redlich an. Was war aber der Lohn dieſer mildthätigen Seele? Es mochte dem Fräulein wohl zu langweilig hergehen, darum kam es auf den ſchlechteſten Zeitvertreib, es brachte nach und nach den Herrn auf ſeine Seite, ſo, daß dieſer die engelgute Frau wenig, oder gar nicht mehr eſtimirte. So ging es eine Weile. Als nun einmal die Herrſchaft verreiſt iſt, macht ſich das Fräulein auf und davon. Die Leute im Schloſſe zitterten und bebten, und dachten, nun würde es bei der Zurückkehr der Herrſchaft einen rechten Lärmen geben, aber mit nichten. Es war, als müßte es ſo ſein. Nun ging unſer Herr oft auf die Jagd, und blieb, was er nie gethan hatte, oft den ganzen Tag weg. Da fing man an, allerlei zu munkeln. Aber was gehet das unſer Einen an? — Ich ſage ſo viel: Ein guter Unterthan muß für die Handlungen ſeiner Herrſchaft weder Augen noch Ohren haben. Doch wie das nun gehet, eine Sünde ziehet die andere nach ſich. Unſer Herr legte ſich jetzt auf die leichte Seite. Ach Du mein Herrgott! Das war ein Leben hier! Ein Geſellſchaften! Ein Jagen! Ein Tractiren! — Glauben Sie es mir, lieber Herr, es wurde oft an einem Abende mehr Wein ausgetrunken, als bei unſerem ſeligen Baron ſonſt in einem Jahre! Und der wußte doch auch, was einem Gaſte gebührt. Unſere gnädige Frau ging herum, blaß und ſtumm wie ein abgeſchiedener Geiſt, das Herz that Einem weh, wenn man ſie das ſchwere Leiden ſo geduldig und gottergeben tragen ſah. Die Kammerjungfer hat erzählt, daß ſie die gnädige Frau oft des Abends durch die verſchloſſene Thüre belauſcht und vernommen habe, wie die Fromme zu Gott inbrünſtig geflehet habe, daß er ihren Mann zum Guten leiten, und daß ihn die Sünde nicht behalten ſolle. Auch für einen entfernten Freund, und daß er wieder ruhig und glücklich werden möge, hat ſie jedesmal gebetet. Wen ſie darunter verſtanden, weiß Niemand, vielleicht ihren Vater? denn die vornehmen Leute wählen ihre Titel manchmal ſonderbar. — Der alte Herr mochte es wohl erfahren haben, wie es ſeiner Tochter ergehe; denn um die Saatzeit ſchickte er ſeinen Sohn hierher, und ließ die Frau Baroninn zu ſich abholen. Ach! Hätten wir denken können, daß wir ſie niemals wiederſehen würden, das ganze Dorf würde ſie begleitet haben. Nun, unſere Segenswünſche werden ſie auch dort erreichen!“ Der Küſter trocknete mit einem kleinen Tuche ſich die naßgewordenen Augen, dann fuhr er fort: „Wenige Tage darauf kam das Geſchrei, daß der gnädigen Frau Bruder, den Baron, ſeinen Schwager, im Schwarzgrunde erſchoſſen habe. Dort ſteckte das Fräulein in einem Weberhauſe, und allda hatten ſie ſeit dem Herbſte ihr heimliches Unweſen getrieben. Aber der junge Graf hatte ſeines Schwagers verbotene Gänge ausſpionirt, und wie man ſo zu ſagen pflegt, der Pauke ein Loch geſchlagen.“

„Unſer Herr war jedoch nicht todt, nur ſchwer verwundet, und nach ein paar Wochen brachten ſie ihn hierher nach Norwallen, nachdem er bis dahin im Weberhauſe gelegen hatte. Den Abend, an welchen der Herr ankam, will ich wohl mein Lebetage nicht vergeſſen! Das

Fräulein ſaß an ſeiner Seite, der Herr ruhete in ihren Armen, und wer in den Wagen blickte, und das ſah, dem fuhr es wie ein Meſſer durch das treue Herz, das mit Liebe an der rechtmäßigen Frau hing. — Es hieß nun, die Herrſchaft wolle ſich ſcheiden laſſen; und es war auch ſo. Das Fräulein blieb zu aller rechtſchaffenen Leute Aergerniſſe auf dem Schloſſe, und drang nun in den Herrn, daß dieſer ihr das gegebene Eheverſprechen halten ſolle. Allein aus böſer Saat erwuchs wohl noch niemals Freude und Segen, und das Sprichwort lüget nicht, wenn es ſagt: Wer Andern eine Grube grabe, falle ſelbſt hinein. — Unſer Herr erholte ſich nachgrade, aber er war ein Menſchenfeind geworden. Er kam nicht mehr aus dem Hauſe, ſchlich ſo ſcheu und furchtſam umher, als ſuche er das gute Gewiſſen, und wenn man mit ihm ſprach, mußte man die Rede wohl dreimal wiederholen, ehe er Einen verſtanden hatte. Die Leute ſagten jetzt, die Scheidung gereue ihn, und ich hätte auf das Gegentheil nicht ſchwören mögen. Aber es war nun einmal geſchehen. Er ließ ſich jetzt aufbieten, und an einem Sonntage auf dem Schloſſe trauen; die Braut ſaß bis ſpät am Abend im Garten, und weinte bitterlich. Am andern Morgen fuhr der Baron mit Sack und Pack davon, und Gott weiß es, wann wir ihn einmal wiederſehen werden? — Das Fräulein iſt nun unſere Herrinn und Frau, und wir ſind ihr Regard ſchuldig. Auch läßt ſich nichts mehr an ihr ausſtellen. Sie lebt ſtill und eingezogen, iſt mitleidig und hülfreich, und hat jetzt unſeres verſtorbenen Paſtors Tochter zu ſich genommen; das hat ihr nun beſonders bei den Norwallern mächtigen Vorſchub geleiſtet, denn Paſtor Lucas war ſeiner Gemeinde die vierte Perſon in der Gottheit.“

Als der Mann jetzt ſchwieg, erwachte der Rittmeiſter aus einer tiefen Betäubung. Eine leiſe Ahnung hatte ſich zu Anfange der Erzählung ſeiner bemächtiget und während derſelben verſtärkt. Er ſagte mit gepreßter Bruſt: „Können Sie, lieber Freund, mir wohl ſagen, was die jetzige Baroninn für eine Geborene ſei?“ „O ja!“ entgegnete der Küſter bereitwillig, „der Zettel vom Aufgebot liegt noch in der Sakriſtei, ich gehe ihn zu holen. Die Frau hat einen rechten Comödienvornamen.“ Er brachte das Blatt, und reichte es dem Rittmeiſter; nur mit Mühe vermochte dieſer in der hereingebrochenen Dunkelheit die Schrift zu erkennen, doch als er ſich jetzt gegen das Fenſter wendete, und den Namen Ludmilla von Sarvynsky las, ertönte in demſelben Augenblicke das dröhnende Summen des Abendgeläutes.

Dem Rittmeiſter war es, als vernehme er die Stimme des Weltgerichtes. Er ſchlug die ſtarren Augen an die gewölbten Bogen der Kirche, um welche tiefe Schatten ſchwebten, und ſagte: „Guter, großer Gott! Wie unerforſchlich ſind Deine Wege! Wie wunderbar die Verknüpfungen von den Schickſalen Deiner Menſchen! Claudie verdrängt durch Ludmilla! — Und während die reinſte Seele an unheilbaren Wunden blutet, feiert die Hölle ihren Sieg! — Dann verſchwinden die Spuren der ſegnenden Liebe, wie jeder ſanftere Eindruck, und die vollendete Heuchelei beſticht durch gleisneriſche Werkheiligkeit das flache Urtheil der Menge. O über die erbärmlichen Menſchen! Nun iſt mir Alles, Alles klar. Die Reue war es, welche ſo gramvolle Züge in das Geſicht des Unglücklichen gedruckt hatte, der die ſchönſte Himmelsgabe, das edelſte Weib von ſich ſtieß! Ach! wie war dies wohl möglich? Wer kann Claudie beſitzen, und in ihren Armen nicht volles Genügen für jedes Bedürfniß ſeines Herzens finden?“

Der Küſter war bei den erſten Klängen des Geläutes dem unteren Theile des Thurmes zugeeilt, um durch ſeine Anweſenheit Lärmen unter den Knaben, welche die Glocke zogen, zu verhindern; jetzt, als ſie austönte, kam er zurück, und der Rittmeiſter verließ mit wankenden Schritten die Kirche, in welcher ihm die ſchlichte Erzählung des Küſters, den Fluch des Laſters, das ernſte Gericht der Vergeltung und die himmliſchen Entſchädigungen eines unbefleckten Gemüthes für die Leiden der Erde gepredigt hatte.

Der Rittmeiſter befand ſich in der heftigſten Gemüthsbewegung. — Bald loderten in ihm Liebe, Wehmuth, Mitleid und Bewundrung in ſanften Flammen auf; bald zuckten die verderblichen Blitze des Zornes, der Verachtung, der Racheluſt, durch das Chaos ſeiner Empfindungen. Noch lange irrte er im bleichen Schimmer des Zwielichtes um den Garten und heftete zürnende Blicke auf das Schloß, in welchem nur wenige Fenſter erleuchtet waren. „Jene Mauern alſo,“ ſagte er für ſich, „haben Deine Seufzer gehört und Deine Thränen geſehen, arme, unſchuldige Claudie! Und Du, Ludmilla, wandelſt hier nicht auf glühendem Boden? Du wageſt es, einen Platz einzunehmen, welchen eine Claudie weihete, und Du vergeheſt nicht vor Scham? —“ Er blickte wild um ſich und jetzt zum Himmel auf, an welchem die goldenen Sterne zu flimmern begannen, und fuhr in ſeinem Selbſtgeſpräche fort: „Die Natur gehet unverrückbar nach ewigen Geſetzen ihren Gang, die Sterne wandeln in gemeſſenen Bahnen, und nur der Menſch, der fühlende, mit dem unſterblichen Geiſte, iſt allein den Qualen der Unzuverläſſigkeit preis gegeben? O nein, nein! Es waltet eine heilige Gerechtigkeit! Die Stimme in der ſtillen Bruſt, die Verheißungen der Schrift, die Geſchichte der Erfahrung verbürgen es. Wer weiß es, ob dieſe unbeſtechliche Macht nicht bereits ihr ſtrenges Urtheil in den Tiefen Deines Herzens vollziehet, Ludmilla? und Claudie nicht Tröſtungen genießet, welche aus der Ewigkeit herüber ſtrahlen, und deren Herrlichkeit zu den Freuden gehöret, die kein Auge je geſehen, kein Ohr gehöret hat?“

Claudie war der frommen alten Sitte, das Weih- und Dankopfer einer andachtsvollen Stunde für Errettung aus drohender Gefahr, für hohe Freude nach tiefen Aengſten, dem Herrn des Lebens in ſeinem Tempel darzubringen, treu geblieben, und kehrte an einem heiteren Morgen in den letzten Tagen des Octobers von ihrem Kirchgange zurück. Sie trat in das Zimmer ihres Vaters und fand dieſen in der engen Umarmung eines Fremden verſtrickt. Dieſer wendete ſich jetzt um, und — der Rittmeiſter ſtand vor Claudien. Welch ein Wiederſehen! Wie überraſchte der Anblick des Einen das Auge des Anderen! Des Rittmeiſters Phantaſie hatte Claudiens lieblichem Bilde das blühende Colorit, den friſchen Glanz der Jugend genommen und ihm dafür die Bläſſe des Grames, den Ausdruck des beugendſten Leidens gegeben; und da ſtand Claudie ſchöner, liebenswürdiger als jemals! Der reiche Zobelpelz, in welchen ſie gehüllet war, (ein Geſchenk der Gräfinn Olgy) gab ihrer zarten Geſtalt eine gewiſſe Völligkeit, die ſcharfe Herbſtluft hatte ihre Wangen dunkel geröthet, und aus den blauen Augen ſtrahlte der Frieden der Jugend und das ſelige Bewußtſein eines unverlierbaren Glückes. Aber wie erſchrocken haftete dies Auge auf der gebrochenen Kraft des jugendlichen Freundes! Gemüthsunruhe, Seelenkampf und der Krankheit zerſtörende Gewalt hatte ihre Spuren in dem bleichen, verfallenen Geſicht deſſelben zurückgelaſſen! Der finſtere Blick flammte in düſterer Wildheit, und ſeine ehemalige feſte männliche Stellung, in welcher ſich die innere Haltung ſpiegelte, hatte ſich in das ſchlaffe Schwanken ſchwächlicher Hoffnungsloſigkeit verwandelt.

Er führte Claudiens Hand an ſeine zitternden Lippen und ſagte in Tönen, welche dieſen Worten die klarſte Deutung gaben: „Meine theure Freundinn! Wie ſehen wir uns wieder?“

Claudie drückte mit dem innigſten und reinſten Gefühle die Hand des Wiedergefundenen zwiſchen ihren beiden Händen und antwortete: „Was uns auch entriſſen worden ſei, noch immer iſt uns viel geblieben. O lieber Olgy! Laſſen Sie uns das nicht verkennen!“

Der alte Graf ſchlang den Arm um ſeine Tochter und ſprach: „Ja du gute Tröſterinn! laß mich mit Thomſon ſagen: Du hoffteſt Lebensſtille! und betrogen hat Dich der Sturm, dem Du getraut; nun baue auf den Fels, der feſt dort niederblickt in der Elemente kämpfend Herz! wo kein Gewölk Dein Auge trennt vom Himmel, von Deinem Frieden, Deinem Gott kein Schmerz!“ Bei dieſen Worten ihres Vaters füllten Claudiens blaue Augen ſich mit großen ſchweren Thränen und die Geſtalt des treuen Freundes wankte vor ihrem naſſen Blicke. Und als der Graf hinzuſetzte: „Das Beſſere hat gerettet, wer ſich ſelbſt nicht verlor!“ Da fühlte ſie, daß ein zartes Band, das zarteſte! der Glaube an ihn! ſie dieſem Freunde ewig verbinden werde.

Jetzt ſtürmten Heimfried und der kleine Fedor, von einem Spaziergange zurückkommend, in das Zimmer und äußerten Jeder auf ſeine Weiſe das Vergnügen über die unvermuthete Ankunft Olgy's. Sobald er dazu kommen konnte, erzählte Heimfried dem Rittmeiſter in der dazu erforderlichen Sammlung alle Umſtände, welche dem Tode der Gräfinn vorangegangen, bei demſelben gegenwärtig geweſen und bis dahin nachgefolgt waren. Er ſchilderte den Geiſt, die herrſchende Stimmung, die letzteren Entſcheidungen der Familie Olgy, und zeigte die Beglaubigungen dieſer Ausſagen in den mitgebrachten Papieren vor.

Obgleich der Rittmeiſter den Hingang ſeiner Mutter mit kindlicher Trauer feierte, ſo war doch ſein Schmerz keinesweges dem zu vergleichen, welcher das Herz eines Sohnes erfüllet, der ſtets in den naturgemäßen Beziehungen dieſer heiligen Verwandtſchaft zu der Verewigten lebte. Seit der zarteſten Kindheit ſeiner Mutter entfremdet, durch die innigſten Bande an würdige Erzieher geknüpft, lernte er die, welche das erſte Anrecht auf ſeinen Dank, auf ſeine Liebe hatte, erſt dann kennen und ihrem eigenſten Weſen nach begreifen, als er beurtheilen konnte, wie ſo höchſt verſchieden ſie in Denkweiſe und Empfindungsart von ihm ſei. Um dieſen Contraſt noch ſchärfer hervorzuheben und die gegenſeitige Annäherung möglichſt zu erſchweren, mußte die Gräfinn durch die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher ſie jede einmal entworfene Unternehmung verfolgte, für die Wahrnehmung verblendet werden, daß die tieferwachenden Gefühle ihres Sohnes für Claudie mit ihren heißen Wünſchen einverſtanden ſeien. Mit dem wolluſtreichſten Vergnügen hätte ihre Seele von der Erkenntniß erfüllet werden müſſen, daß Curt, ſelbſt gegen die Ueberzeugung von Claudiens höherem Werthe, von der Gewißheit des ſchönen Glückes, das ihn in ihrem Beſitze zu Theil werden würde, an dem, was das gegebene Wort von ihm heiſche, die Pflicht von ihm fordere, zu halten im Stande ſei, wäre die moraliſche Charakterfeſtigkeit ihres Sohnes eben ſo ſehr ein Gegenſtand ihrer Schätzung geweſen, als deſſen Nachgiebigkeit für das, was ihre Launen, oder geheime Abſichtlichkeiten von ihm verlangten. Ihr Benehmen bei der gegenſeitigen Erklärung über dieſe Angelegenheit, ihre Vorſchläge zu kleinen Liſten, durch welche er Veranlaſſung zu einer Trennung von ſeiner Geliebten geben und ſich doch den Schein der Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit retten könnte — zerriſſen verletzend die zarten Fäden der Achtung und des Vertrauens, welche die feſteſten Bindemittel zwiſchen den Herzen der Eltern und Kinder ſein ſollten.

Als nun für den Rittmeiſter die Frucht der Erkenntniß gereift war, und indem er in dem reinen Glanze von Claudiens echten Tugenden den falſchen Schimmer von Ludmilla's Liebenswürdigkeit erkannt, zugleich die Ereigniſſe vorbereitet wurden, durch welche er berechtiget ward, jenes für ihn nun drückende Band mit der Billigung ſeines Pflichtgefühls zu löſen, zeigte die Gräfinn einen ſo unmütterlichen Triumph, vergaß in ihrer ſelbſtſüchtigen Freude es ſo ganz, daß dieſe unreine Blüthe der Verdorbenheit eines weiblichen Herzens und der verrathenen Treue ihres Sohnes entſprieße, daß dieſer Letztere mit vieler Betrübniß an der glänzendgebildeten Mutter den Mangel an zartem Edelſinne und wahrer Liebe bemerkte. Es giebt nicht leicht ein ſchmerzlicheres und niederſchlagenderes Gefühl, als wenn uns die innerſte Ueberzeugung zwinget, Perſonen, welchen die Natur, oder unſere Wahl, oder Erweiſungen der Güte das heilige Anrecht auf unſeren Dank, auf unſere Liebe gab, dieſen Zoll vorzuenthalten.

Auch in Liefland fand der Rittmeiſter ſeine Erwartungen nicht befriediget. Es ſchien, als lebe die ganze große Familie, deren Bekanntſchaft er jetzt erſt machte, in der liebendſten, innigſten Gemeinſchaft, und doch war es nicht ſo. Er ſah ſorgliche Umgangspflege, aber keine Herzlichkeit; warme, lebendige Converſation, aber keinen Austauſch wahrer und treuer Gefühle. Ueberall das Suchen nach dem Eigenen, das Streben der Selbſtſucht, das Lauern der Klugheit, die Berechnungen des Eigennutzes. Ach, wie ſegnete er jetzt ſein Geſchick, welches in einer trefflichen Erziehung ſeinen Wünſchen eine edlere Richtung, den Anſtrengungen ſeines Geiſtes würdigere Zwecke gegeben hatte! Wie ſehnte er ſich hinweg in ein Heimathland, deſſen ſtille Grenzen er unter den kuhlen Schauern der Einſamkeit betreten würde; worin Liebe die Erfullung des Geſetzes, Tugend die Freude des Menſchen, die ewige Seligkeit ſeine ſchönſte und erhabenſte Hoffnung wäre!

Der Rittmeiſter fühlte den mächtigen Zug eines warmen Wohlwollens fur ſeinen kleinen Halbbruder, Fedor. Es knüpften ſich an den Anblick des Kindes für ihn ſo ſüße und traurige Erinnerungen an den Hochſtein, an Claudie, er betrachtete dieſe rührende, unentweihete Unſchuld, welche mitten in einem Kreiſe von Menſchen emporwuchs, in deren erſtorbenen Gemuthern dieſe Blume des Paradieſes längſt unter dem ſengenden Gluthhauche der Weltluſt verwelkt war, mit einem ſo menſchlich ſchönem Mitleid, daß zuletzt der leiſe Wunſch in ihm entſtand, den Knaben fur ein ſichereres Glück und eine höhere Beſtimmung retten zu können. Bei der Erwägung der Unmoglichkeit, dieſen Wunſch jemals in

Erfüllung gehen zu ſehen, war der Gedanke, daß Heimfrieds kräftige Einwirkung den Kleinen vor dem verderblichen Einfluſſe des Beiſpiels, das ihn umgab, ſchützen werde, ſein Troſt und ſeine Beruhigung. Und jetzt ſah er ohne all ſein Zuthun, durch eine wunderbare Fügung der Umſtände dieſes prophetiſche Verlangen geſtillt! Als Heimfried ſeine Erzählung geendiget hatte, drückte der Rittmeiſter den kleinen Fedor feſt an ſeine Bruſt und ſagte: „Du biſt von nun an mein Sohn! Dein Glück, in der höchſten Bedeutung des Wortes, ſei der Zweck meiner Thätigkeit, das Ziel meines Strebens!“ Der Kleine fing an zu weinen. Als Heimfried ihn fragte, was ihm fehle? antwortete er: „Der Bruder ſteht ſo traurig aus, werde ich auch ſo traurig werden, wenn ich bei ihm bin?“ Der Rittmeiſter lächelte ſchmerzlich. „Nein, mein Kind,“ ſagte er verheißend: „Du ſollſt Deinen Frohſinn, dieſe ſchönſte Himmelsgabe, nicht verlieren! — Nicht jedes Geſchick trägt eine ſo düſtere Farbe als das meinige! Und nur wer ein Gut ſelbſt entbehrt, weiß den Werth deſſelben richtig zu ſchätzen, und ſo werde ich denn ſorglich bemühet ſein, jede Blüthe der Freude in Deinem Gemüthe zu pflegen!“

In den nächſten Tagen, welche der Rittmeiſter auf dem Hochſteine zubrachte, wurden nun gemeinſchaftlich Plane für die Zukunft entworfen. Der Rittmeiſter ſprach von ſeinem Entſchluſſe, ſich irgendwo in einer anmuthigen Gegend anzukaufen und ſein anſehnliches Vermögen für das Glück ſeiner Unterthanen anzulegen. In dem Erörtern dieſes Vornehmens, in der genauen Berückſichtigung jedes einzelnen Gegenſtandes, ſtießen die Freunde auch auf die Frage, bei wem denn nun Heimfried künftig bleiben wurde. Der kleine Fedor war ſeit zwei Jahren ſo ſehr an ſeinen Lehrer gewöhnt, daß Gute und Gerechtigkeit dafür entſchieden, er dürfe nicht von ihm getrennet werden, um ſo mehr, als der Rittmeiſter nicht im Stande geweſen wäre, obgleich er mannigfache und wohl geordnete Kenntniſſe beſaß, ſeinem Zöglinge Heimfrieds Unterricht genügend erſetzen zu können. Aber auch die Hochſteiner wollten den kaum wiedergefundenen und ſo ſchmerzlich vermißten Freund nicht gern abermals entbehren, und Heimfried ſelbſt hatte ſich in den heimathlichen Umgebungen wieder ſo feſt angeſiedelt, als läge der Gedanke ihm fern, ſie jemals wieder verlaſſen zu können.

Nach einer Pauſe, während welcher jeder der Intereſſenten an dieſem Geſpräch die vorgelegte Frage ſich ſelbſt beantwortete, ſagte Graf Hochſtein: „Das Mittel, uns in Beziehung auf die vorliegende Frage, Alle zufrieden zu ſtellen, liegt ſehr nahe, wir dürfen es nur erfaſſen. Bleiben Sie in unſerer Nähe, lieber Olgy, ſo gewinnen Sie den Heimfried, ohne daß wir ihn verlieren.“ Der Rittmeiſter blickte den Sprechenden fröhlich an, Claudie erröthete und der Graf fuhr fort: „Auch liegt meinem Vorſchlage ſchon die Kenntniß, wie er auszuführen wäre, zum Grunde. Etwa eine halbe Stunde von hier liegt, um mich poetiſch auszudrucken, ſchön und geheimnißvoll, wie der dämmernde Gedanke eines Dichters, ein Dörfchen, Namens Lauterbach. Es gehört der Wittwe des Miniſters Werneberg und iſt der Dame ſchon ſeit Jahren feil, jedoch für einen ſo ungeheuren Preis, daß derſelbe die Mehrzahl der Käufer abſchreckte, da beſonders das Gütchen außer ſeiner reizenden Lage und reichen Holzungen keine Vortheile darbietet und in Feldern und Gärten, Haus und Scheuern die Spuren der Vernachläſſigung trägt. Sie, lieber Rittmeiſter, dürften, meinem Erachten nach, ein paar tauſend Thaler mehr oder weniger nicht anſehen, wenn die Beſitzungen ſonſt nur Ihren Wünſchen und Anſichten entſpräche, und der Umſtand, daß die herrſchende Verwilderung in derſelben Ihre Thätigkeit in Anſpruch nähme, wäre grade dazu geeignet, Ihnen das regeſte Intereſſe für Ihren neuen Beruf abzugewinnen.“

Der Freude warmer Strom ſchlug hohe Wellen in der erweiterten Bruſt des Rittmeiſters. Die anmuthsvollen Bilder der trauten Einſamkeit, eines geräuſchloſen Wirkens, des ungeſtörteſten Naturgenuſſes, der freien Bewegung ſeiner Kräfte, der holden Nähe Claudiens und aller in dieſer Vorſtellung leiſegeahnten Beziehungen — zogen tief mit hellem Schein durch ſeine Seele.

Am andern Morgen ritt der Rittmeiſter, von dem Grafen begleitet, nach Lauterbach. Graf Hochſtein hatte dieſen Ort ſehr treu geſchildert. Mild und tröſtend, wie die ſtille Freundesbruſt die Sorge des Bekümmerten, nahm dieſe liebliche Einſamkeit Jeden auf, der Empfänglichkeit und Sinn für ihren zarten Reiz beſaß. Die Anlage des Wohnhauſes und Gartens, die Wirthſchaftsgebäude, zeugten für den edlen Geſchmack ihres längſt zu Staub gewordenen Erbauers. Ein alter, eisgrauer Gärtner ſchien die Pflichten ſeiner Wirkſamkeit auf die Pflege einer kleinen, aber ſehr gut gehaltenen Orangerie beſchränkt zu haben, er zeigte dieſe den Beſchauenden mit vielem Stolze, ſo wie das Haus, zu welchem er allein die Schlüſſel beſaß. Die Zimmer, ſämmtlich nach veralteter Mode meublirt, waren hell und groß und in den richtigſten Verhältniſſen der Baukunſt geformt. Aber vor den buntſchimmernden Fenſterſcheiben hatten die Spinnen ungehindert ihre künſtlichen Schleier gewoben; der Farben Glanz an Tapeten und Vorhängen war verblichen, wohin ſich auch die Blicke verirrten, die Vergänglichkeit hatte in jedem Gegenſtande ihr graues Siegel ausgeprägt.

Der Rittmeiſter fühlte ſich, wie jeder zur Trauer hinneigende Sinn, von dieſer Mahnung an die Hinfälligkeit alles Irdiſchen innigſt angezogen. Dieſe erſte Bekanntſchaft mit ſeinem künftigen Wohnorte gab ſeinen ſchwärmeriſchen Ideen Nahrung, und ſtimmte in ſanften und harmoniſchen Anklängen zu ſeinen Empfindungen. Er beſah noch flüchtig die Felder und Wieſen, das Dörfchen und Alles, was in den Bereich deſſelben gehörte, und war nun feſt entſchloſſen, die Kaufunterhandlungen einzuleiten, was auch in der nächſtfolgenden Zeit mit ſo ſchnellem und glücklichem Erfolge geſchah, daß nach dem Verlaufe dreier Wochen der Rittmeiſter Beſitzer von Lauterbach war.

Das Hereinbrechen des Winters hinderte alle Unternehmungen zu den nöthigen Reparaturen und Verbeſſerungen, und der Rittmeiſter mußte ſeine Ungeduld auf das Frühjahr verweiſen. Mit unverhülletem Vergnügen gab er der Einladung des Grafen Hochſtein Gehör, welcher ihn bat, dieſen Winter auf dem Hochſteine zuzubringen. Tage des ſüßeſten Genuſſes, der reinſten Freude begannen nun für die Familie. Während der Froſt ſeine ſtarren Hüllen über die Natur verbreitete, und die Tage ihre immer engeren Kreiſe in trübem Lichte zogen, während der Sturm mit dumpfen Krachen ſeine Gewalt an dem Felſen verſuchte, und der Schnee leiſe den Traum der ſchlummernden Erde webte, blüheten verborgen in den ſtillen Mauern des Schloſſes die ſchönſten Blumen eines ſchuldloſen Glückes. Der Graf ſah jetzt die in der letzteren unglücklichen Zeit gefühlte Sehnſucht nach Umgang und Mittheilung vollgenügend befriediget, ohne ſeine gewohnte Lebensweiſe aufgeben zu dürfen. Heimfried befand ſich nun wieder im Vereine mit ſeinen geliebteſten Freunden und zugleich in einer, ſeinen Kräften und Einſichten angemeſſenen Thätigkeit, welche doch nun einmal die Bedingung jedes geiſtigen Wohlſeins iſt. Und Claudie? Und der Rittmeiſter? Wir wollen es verſuchen, die Gemüthsſtimmung Beider zu ſchildern.

Wenn der Rittmeiſter alle Qualen einer hoffnungsloſen Liebe empfunden hatte, noch geſchärft durch das Wiſſen, der Gegenſtand dieſes Gefühls ſei unglücklicher noch, ja treulos verrathen —: ſo mußte er jetzt um ſo beruhigter aufathmen, als er Claudie in ſanfter Ergebung und ſtillem Gleichmuthe fand, in welchem ſich wohl ſtets ein reines Bewußtſein und eine fromme Geſinnung ſpiegeln. Zwar hatte die Schwere ihres Verhängniſſes, der harte Druck unverdienter Leiden ihr einen hohen Ernſt angeeignet, ihrem Urtheil eine ſeltene Reife gegeben und den Einfluß der Täuſchungen zerſtört, welche dem Frühlingsleben des Menſchen ſo reichen Zauber ertheilen; aber die Wärme des Gemüthes, die zarte Milde des Herzens war ihr geblieben, welche wie Lenzeswehen durch jede Lebensepoche dringen und ſelbſt über vernichtete Hoffnungen und gebrochene Freuden ſtreifen. Wenn vor zwei Jahren Claudie im friſchen Glanze der Jungfräulichkeit dem Rittmeiſter als die Verwirklichung eines ſüßen Traumes erſchienen war, wenn er ſich des Totaleindrucks, welchen ihre Lieblichkeit auf ihn hervorgebracht hatte, nur bewußt geweſen war, ohne die einzelnen Strahlen dieſes in Liebe concentrirten Gefühles unterſcheiden zu können, ſo erkannte er jetzt klar und deutlich, was er an ihr verehre und liebe, aus welchem Stoff das Band gewoben ſei, was ihn zart und feſt, innig und ewig an ſie kette. Eine fremde Schuld hatte ihr das weiche, liebende Herz zerriſſen, und es war geheilt in dem Wunſche für das Wohl der Beleidiger! Ein gewichtiger Gram, ein großes Unglück hatten ſie gebeugt, aber dieſe zarte Seele war dieſem Drucke nicht erlegen, ſondern hatte ſich muthig aufgerichtet an der Hand des Glaubens. Der bethörte Gemahl hatte im Wahn der Leidenſchaft ſich von der treuen Claudie losgeſagt, aber weder ihre Erinnerungen, noch ihr Herz hatte den Unglücklichen aufgegeben. Sie betrachtete ihr eheliches Verhältniß zwar in allen irdiſchen Beziehungen als aufgelöſet, aber nicht als unwirkſam geworden auf ihr geiſtiges Weſen, auf die Richtung ihrer Wünſche, auf das Gebiet ihrer Pflichten, auf die Aeußerungen ihrer Gefühle. Schweigende Reſignation und die lebendige Ueberzeugung, daß ihre zarteſte Theilnahme, wie ihr wehmuthsvolleſtes Andenken lebenslang dem Vater ihres Kindes gehöre, war der Grundton ihrer Gemüthsſtimmung, deſſen leiſe Anklänge eben ſowohl Mitleid als Bewunderung für Claudie erweckten.

Dieſe allmählichen Wahrnehmungen zeigten dem Rittmeiſter die Ewiggeliebte in der Verklärung der ſchönſten und ſchwerſten Tugenden, und in dem höchſten Verhältniß des Weibes, in ihrer mütterlichen Würde war ſie ihm heilig. Ein kränkliches Kind raubte ihren Nächten den Schlummer und ihren Tagen die Ruhe, und doch entfloh ihren Lippen keine Klage, und alle Erſchöpfungen in Mühe und Geduld vermochten ſie nicht zu der kleinſten Verſäumung ihrer Mutterpflichten. Wie ſchwach auch der kleinen Manon Lebensfunken glomm, ſo hoffte Claudie doch, die Allmacht ihrer Liebe werde ihn vor dem Erlöſchen bewahren können, und das Kind lebte fort zur Verwunderung Aller, die es in ſeiner Schwachheit kannten, zum Erſtaunen des

Arztes, welcher von Woche zu Woche behauptete: es könne nicht aufkommen.

Die tiefſte Ruhe, das ſeligſte Genügen nahm nun von dem Gemuthe des Rittmeiſters Beſitz. Keine Hoffnung, kein Wunſch, den ausgenommen, daß es ſtets ſo, wie es jetzt ſei, bleiben möchte — ſtörte die Stille, welche lind und wohlthuend wie ein guter Geiſt uber ihn gekommen war. Wenn er mit trunkenen, bewundernden Blicken Claudiens friedenvolles, ſanftes Weben und Walten verfolgte, dann fühlte er nichts als das Gluck ihrer Nahe, dann dunkte es ihm Undank gegen die Vorſehung, wenn er höherer Wonne begehrte. Auch ahnete er mit Entzucken, daß er von ihr geliebt ſei, geliebt, im reinſten Sinne des Wortes. Er fühlte, wie leiſe er von ihr verſtanden, wie ſchnell errathen, wie hoch gewürdiget, wie zart beruhiget werde, und jedes Verlangen ſeiner Seele war nun geſtillt.

Wenn in langen Winterabenden die Familie traulich in dem hellerleuchteten Zimmer beiſammen ſaß, und während die Männer im lebhafteſten Geſpräch ſich bald politiſche Streitfragen beantworteten, bald die neueſten Erſcheinungen in der literariſchen Welt die Kritik paſſiren ließen, heute die geheime Werkſtatt der menſchlichen Empfindungen und Gedanken unterſuchten, morgen das Gebiet der Oekonomie prüfend und forſchend durchwanderten, und Claudie, von der praſſelnden Kaminflamme verklart, indeß eine kleine Fahne ſtickte für das Regiment bleierner Huſaren, welches der Feldherr Fedor auf einem Seitentiſchchen die geräuſchloſe Schlacht gewinnen ließ — oder wenn man gemeinſchaftlich Plane fur die Verſchönerung von Lauterbach entwarf, und Heimfried oder der Rittmeiſter Vorſchläge machten, wie der erſte Erntekranz, die erſte Obſtleſe gefeiert werden könnten, da fragte Claudie in ſtiller Rührung oft ſich ſelbſt: wie es möglich ſei, daß aus ſo tiefen Leiden, aus ſo herbem Schmerze ſich dieſer hohe Frieden, dieſe ſüße Freude habe entwickeln können? Und das Andenken an die Vergangenheit, an den Baron, läuterte jeden Genuß der Gegenwart in den Flammen einer heiligen Wehmuth.

Schnell, einem anmuthsvollen Traume gleich, war der Winter vorübergegangen. In den erſten Tagen des Frühjahrs wollte der Rittmeiſter nach Lauterbach abgehen, um dort durch ſeine Anweſenheit die zu treffenden Veranſtaltungen und Verbeſſerungen leiten zu können. Heimfried und Fedor aber ſollten auf dem Hochſteine bleiben, bis daß Alles fertig und geordnet ſein würde; daß der Rittmeiſter oft bei ſeinen Freunden zuſprechen wolle, verſtand ſich von ſelbſt, und ward nicht erſt beſprochen.

Mit leiſen, halberſtickten Seufzern ſah Claudie die erſten Herolde des Frühlings erſcheinen. Zwar dünkte es der beſcheidenen Seele, als bleibe ihr noch immer Glück genug, wenn gleich ein Theil deſſelben ſich verminderte, aber dennoch beobachtete ſie mit ſtärker pochendem Herzen jede Regung der erwachenden Natur.

Wir wollen dem Rittmeiſter ſeinen Abſchied vom Hochſtein unbemerkt von uns feiern laſſen, und uns jetzt einem Wiederſehen zuwenden, welches manchen theilnehmenden und wohlwollend geſinnten Leſer vielleicht nicht ganz unbefriediget laſſen dürfte.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechzehnter Band.

Claudie. Vierter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Claudie.

Der Siege göttlichſter iſt das Vergeben!
Schiller.

Zwei Jahre waren nun vorübergerauſcht, ſeitdem Baron Ludwig Norwallen verlaſſen hatte. Nur ſelten hatte er geſchrieben, und dieſe kurzen Briefe waren ſo finſtere Gemälde einer durchaus verſtörten Gemüthsverfaſſung, daß ſeine Gattinn ſie nur mit Thränen und heißaufflammender Reue las. Ludmilla war im Laufe dieſer Zeit ihren würdigen Entſchließungen treu geblieben, und ihre erſten, mit glühendem Verlangen, aber mit ungeübter Kraft gewagten Verſuche auf dem ſteilen Tugendwege hatten ſich in den ruhigfeſten Schritt einer Gott vertrauenden Sicherheit erſtarkt. Aber obgleich das Bewußtſein ſittlicher Erhebung über die Erniedrigungen des Böſen auch der gequälteſten Bruſt Ruhe zu geben vermag, ſo gab es doch für die geiſtig Geneſende noch viele Stunden, in welchen jener linde Flügelſchlag die glühenden Schmerzen der Reue über ihre früheren Verſchuldungen nicht zu fühlen vermochte. Auch war ihre ganze Situation ſo geſtaltet, um ſie in fortdauerndem Grame die Folgen der begangenen Sünde empfinden zu laſſen. Der durch Unrecht erſtrebte Gemahl war fern von ihr, und nur die marternde Sorge, wie es ihm wohl ergehen möge, war ihr zurück geblieben. Sie führte den geliebten Namen: Norwallen, aber ſie entbehrte den frohen Muth, welcher eine Gattinn ſonſt erfüllt, die von entgegenſtrebenden Hinderniſſen ſich den Liebenden errang, das

Vertrauen, welches die ſchönſte Blüthe der Ehe iſt. Sie hätte ſich nun aller Beſitzungen erfreuen können, welche ſie einſt der beraubten Claudie ſo ſehr beneidete, wäre es nicht das Gewiſſen geweſen, das den Roſen dieſer Genüſſe ſo ſpitze Dornen beigeſellte und ſogar die Empfänglichkeit für die erlaubten Freuden der Erde in ihr ertödtete.

Als Ludmilla einſt mit ſcharfer Empfindung erwog, wie wenig ihr alle Aufopferungen im Dienſte der Leidenſchaft gefruchtet, wie ſie jetzt in dem erliſteten Beſitze die Qual des Darbens ſtärker fühle, als damals, im nothgedrungenen Entbehren, und wie ſie ſtets leeres Blendwerk und falſchen Schein den Erleuchtungen der Wahrheit vorgezogen, da ſagte ſie mit hervorbrechenden Thränen: „Ach, Juſtine! Nur einem Gefallenen gehet das Verſtändniß jener heiligen Worte in ihrer wahrſten Bedeutung auf: Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne und litte doch Schaden an ſeiner Seele?“

Juſtine blickte die Weinende in tiefer Bewegung an; dieſe Aeußerung hatte den letzten Schleier von dem Gemüthe der Büßerinn hinweggezogen, und Juſtine erblickte dies trauernde Herz in all ſeiner beklagenswerthen Freudenarmuth, in ſeiner gluhenden Sehnſucht nach dem Heile der göttlichen Verſöhnung. Das Mädchen ſchlang ſeine Arme tröſtend um die Baroninn und ſagte: „O meine Freundinn! Ein anderer Spruch aber lautet: Machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, und dies Geſetz haben Sie treu erfüllet. — Der Erlöſer blutete für die Sünden der Welt, die Vaterliebe des Schöpfers bedecket ſogar den verweſenden Leichnam des Menſchen mit duftenden Blumen und friſchem Grün, und Sie wollten zweifeln, daß ein dem Himmel geweihetes Leben, daß die tägliche Erneuerung reuiger Schmerzen und muthiger Selbſtkämpfe die glänzende Hülle für die Flecken leidenſchaftlicher Verirrungen ſeien?“ Ludmilla trocknete die überquellenden Augen. „Glaube nur nicht, Liebe!“ antwortete ſie, „daß ich den Troſt der Hoffnung eigenſinnig von mir weiſe! aber — ich will es Dir aufrichtig geſtehen — mein innigſtes Verlangen heiſcht ein Pfand für die Verzeihung meines Richters über den Sternen. Ich würde dies in der wiederkehrenden Ruhe meines Gemahls, in —“ ſie ſtockte — „Claudiens, ach! der von mir ſo tief beleidigten Claudie, Zufriedenheit und Glück erkennen.“

„Nun denn,“ entgegnete Juſtine, „und dies Pfand wird uns zu Theil werden; ich hoffe es zuverſichtlich. Aber wollen wir der Gnade des Gütigſten Zeit und Stunde vorſchreiben? Ein frommer Dichter ſagt: „Geduldig harre ich der Blüthe, die es aus dem Dorn der Leiden bricht.“ So ſoll es mit uns ſein, Theuerſte. Geduldig wollen wir warten, bis die Sehnſucht nach Stetigkeit, der Wunſch nach Thaten, unſeren Reiſenden zu dem verlaſſenen Hausaltare führt, wo wir alsdann ſeinen Trübſinn ſchon beſchwören wollen. Geduldig wollen wir ferner harren, bis dieſe Claudie in den Armen eines zweiten Gatten Entſchädigung für vergangene Schmerzen und zweifelhafte Verluſte finden werde.“

Auf dieſe und ähnliche Weiſe verſtand es Juſtine, die böſen Geiſter von der Geängſtigten abzuhalten und neben die ſchreckenden Erinnerungen derſelben die lichten Bilder einer freundlichen Zukunft aufzuſtellen. Das Mädchen war in der That Ludmilla's guter Engel. Was Claudie zwar rein gewollt, aber nicht vermocht hatte, Ludmilla zu veredeln, dies gelang Juſtinen faſt ohne alle Anſtrengung.

Freilich hatten außerordentliche Ereigniſſe und wichtige Erfahrungen dieſe heilſame Sinnesänderung vorbereiten und entwickeln müſſen; denn auch die Frucht der Seele will ihre Reife haben, ſoll ſie erquickend ſein für den Genießenden.

Als Claudie damals in ihrer hehren Einfalt, in dem Schmucke ihrer Reinheit, vor der verblendeten Ludmilla erſchien, erkannte dieſe das ihr fremdartige Weſen derſelben kaum, wie hätte ſie ihr wohl Einfluß auf ſich geſtatten mögen? Ludwig, er, der dazu berufen ſchien, der Mittler zwiſchen Beiden zu werden, war die ewigſcheidende Gewalt, welche die gegenſeitige Annäherung ihrer Herzen hinderte. Aber als nun Ludmilla aus dem langen, wüſten Traume ihrer Thorheit in ödem Alleinſein erwacht war, da hatte ſich auch ihr Auge erhellet für den Werth der Verkannten. — Und nun ſtand in Juſtinen ein Weſen ähnlicher Gattung ihr zur Seite, um unter günſtigeren Umſtänden Claudiens edlen Plan zu realiſiren.

Juſtine, hold und lieblich, ohne Claudiens hohe Schönheit zu beſitzen, war für das natürliche Leben gebildet worden, da hingegen Claudiens geiſtige Richtung einen durchaus höheren Schwung gewonnen hatte. Claudie war nach Ludmilla's Wahne beneidenswürdig glücklich, als ſie ſich vermaß, die zurückgeſetzte Ludmilla zu ihrer ſchroffen Tugendhöhe empor zu ziehen; Juſtine hingegen legte ein Herz voll trauernder Liebe, ein Auge voll Thränen, an die Schuldbeladene Bruſt ihrer Beſchützerinn. Von Claudie hatte ſich Ludmilla abhängig gefühlt, ſie, die ſich nun mit Recht als Juſtinens Wohlthäterinn betrachten durfte. Obgleich Claudiens Edelmuth kräftig den Sieg über ihre Empfindung errungen hatte, nach welchem die Bitterkeit gegen Olgy's treuloſe Geliebte ſich in das lebhafte Gefühl, dieſe Verlorene ſei von der Vorſicht in ihren Schutz gegeben und deshalb ihrer Einwirkung auf dieſelbe empfohlen, auflöſete, und in Folge dieſer Anerkenntniß Claudiens Benehmen gegen Ludmilla nur die Farbe eines zartſchonenden Wohlwollens trug: ſo fühlte doch die Letztere in den geheimſten Tiefen ihres Gemüths, daß nicht die Anziehungskraft ihrer vermeinten Liebenswürdigkeit, ſondern nur die Achtung für den Ruf der Pflicht ſie Claudiens Sorge und milder Duldung werth mache. Juſtine kannte den Umfang von Ludmilla's Strafbarkeit, die Tiefe ihrer Vergehungen, und dennoch liebte das unſchuldige Mädchen die reuige Sünderinn, und umfaßte die Gebeſſerte mit heißer Dankbarkeit, mit feſter Treue. —

Sehet da, liebe Leſer, die Urſachen, welche Claudiens Plane entgegenſtanden und Juſtinens Bemühen unterſtützten. O! nie bleibt ein edles, mit reinem Willen begonnenes Werk unvollendet, wenn gleich die Hand, welche es unternahm, zu anderer Thätigkeit abgerufen wurde, oder im Tode erkaltete. Denn der Wille des Heiligſten iſt, daß das Gute ewig gefördert werde!

Juſtine, durch ihre Erziehung an ſtrengen Fleiß gewöhnt, fand in der Uebung deſſelben Troſt und Erheiterung für jeden Kummer, und ſo glaubte ſie auch, daß die Baroninn bei ausdauernder Thätigkeit am ſicherſten Linderung für ihren Gram finden würde. Auch waltete in dem Mädchen noch der Geiſt jener Verhältniſſe fort, in welchen ſie aufgewachſen war: des Sorgens für ein Allgemeines, des Ordnens nach feſtgeſtellten Regeln, der Geiſt des Leitens, Bildens, Schaffens. So hatte Juſtine ſich bald eine kleine Mädchenſchule von Bauerkindern errichtet, an welcher Ludmilla eifrig Theil nahm. Beide begnügten ſich nicht damit, ſich auf dieſe Weiſe gemeinnützig zu machen; nein! ſie arbeiteten auch für die

Kleinen, wie für jeden Hülfsbedürftigen in der Gemeinde. Einige Umſtände erweckten in Juſtine eine Idee, nach welcher ſie ihrer Gönnerinn den Vorſchlag machte, ein Waiſenhaus anzulegen, und mit der Gründung und wohlgeregelten Einrichtung deſſelben den zurückkehrenden Gemahl einſt angenehm zu überraſchen. Ludmilla ging freudig in dieſen Gedanken ein. Wie viel Gutes ſie auch zeither im Stillen gewirkt, wie manche ſegensreiche That ſie auch der beleidigten Tugend zum Sühnopfer gebracht hatte, ſo würde dennoch kein äußeres Zeichen dem Wiederkehrenden von der Erfüllung ſeiner Wünſche Kunde gegeben haben, und längerer und tieferer Forſchungen hätte es bedurft, ihm die zarte Pflanzung von der Milde ſeiner Gattinn zu entdecken. Dies Waiſenhaus aber, ſo dachte Ludmilla — welches der Baron vielleicht eher noch ſähe, als deſſen Stifterinn, müßte ihm wohl Zeugniß davon geben, wie heilig der verlaſſenen Ludmilla die Verpflichtungen geweſen ſeien, welche ihr der Scheidende aufgelegt hatte. Der Entwurf zum Waiſenhauſe wurde nun ſogleich gemacht und alle Anſtalten für den Bau beſchleuniget. Bis zum Herbſt ſollte es fertig ſein, und dann an dem Geburtstage des Barons durch die Aufnahme und den Eingang der Kinder und durch eine kleine kirchliche Feierlichkeit geweihet werden. Juſtine ſah mit dem innigſten Vergnügen, daß die Baroninn durch die nöthigen Einrichtungen und Beſorgungen zur Erreichung dieſes Zweckes bemerkbar erfröhlichet wurde. Ein freudiges, ahnungsvolles Zittern goß ſich durch Ludmilla's Glieder, wenn ſie des Tages der Einweihung gedachte, der die Reihe dieſer freudigbegonnenen Mühen beſchließen und krönen ſollte.

Auch Juſtine traf in aller Stille ihre eigenen Anſtalten, und hatte ihre kleinen Geheimniſſe mit dem Prediger, der ein liebenswürdiger Mann und verheirathet war, wie mit dem alten Organiſten, welcher ſich des Wohlergehens ſeines Lieblings von ganzem Herzen freuete.

Endlich ſtand das Haus fertig da, ein gelungenes Werk. Der Geburtstag des Barons traf auf einen Sonntag, und da an demſelben der Prediger außer dem Früh-Gottesdienſte noch ein paar Trauungen zu verrichten hatte, ſo ward die Einweihungsrede in die Nachmittagsſtunden verlegt. Als der Glocken feierlicher Ruf durch die ſtille Herbſtluft tönte, ging auch Ludmilla an Juſtinens Arm der Kirche zu. In froher Beſtürzung blieb ſie an den Stufen des Einganges ſtehen, denn ſie ſah die Kirche gleich einem Friedenstempel geſchmückt. Von Pfeiler zu Pfeiler waren nach den Geſetzen der Symmetrie und des Geſchmacks grüne Kränze und Blumenfeſtons geſchlungen, der Altar in angemeſſener Einfachheit geziert und in verſchwenderiſcher Fülle dieſe Symbole der Freude, Liebe und Achtung bei der herrſchaftlichen Loge angebracht. Sogar in ihrem Geſangbuche fand Ludmilla das vorgeſchriebene Lied mit einem Strauße ſeltener Blumen, wie ſolche nur ſehr mühſam hatten aufgefunden werden können, bezeichnet. Die Kirche war gedrückt voll; die zwölf, von der Baroninn aufgenommenen Waiſen, vier Knaben und acht Mädchen, Kinder von acht bis elf Jahren, und meiſt alle von glücklicher Bildung, ſtanden, anſtändig gekleidet, in einem Halbrund um den Altar. Ludmilla war ſehr bewegt, und ſchon die erſten, tiefen Töne der Orgel, löſ'ten ihre Gefühle in Thränen auf, welche über die erblaßten Wangen herabrollten, und den Blumenſtrauß, das Opfer dankbarer Liebe, bethaueten. Die Gemeinde ſang ein Lied, welches die Pflicht des Wohlthuns und die Segnungen chriſtlicher Milde pries, und nur eine allgemeine Anwendung hatte. Jetzt war es beendigt, und der Prediger trat vor den Altar. Er begann mit dem Gebet:

„Vater im Himmel! Alliebender! O! Du! deſſen Güte das Vaterherz ſchuf und in der mütterlichen Bruſt den Thron der zärtlichſten Liebe baute; der Du Dir in dem Munde der Säuglinge Dein Lob bereitet haſt, ſei geprieſen jetzt und immerdar! Auch die Waiſen ſind nicht verlaſſen von Dir! Sie ſind es, in deren ſchluchzendes Danklied ſtille Zähren vollen Herzens rinnen. Auch dieſer Augenblick giebt Zeugniß von Deiner Gnade, welche nimmer aufhört, und in deren weltumfaſſenden Armen alle Deine Geſchöpfe ruhen. Du haſt Deine Milde ausſtrömen laſſen über dieſe zwölf zarten Häupter und in dem Herzen unſerer menſchenfreundlichen Gebieterinn den Strahl des Erbarmens entzündet. In heißen Thränen wird es uns klar, welch ein himmliſcher Freund hier wirkſam geweſen; Er, der da ſprach: Laſſet die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Reich Gottes! — Dieſe armen Kinder werden fortan nicht mehr das Weh der Hülfsloſigkeit empfinden, ſondern fernerhin Schutz, Pflege, Unterricht genießen, ſich unter göttlichem Beiſtande zu guten, nützlichen Menſchen bilden, und der Samen dieſer chriſtlichen Pflanzung wird tauſendfältig hinüber wuchern in die Gefilde der Ewigkeit. — Ach! ſo wenig der beſchränkte Menſch den Umfang Deiner Segnungen, lieber Herrgott! zu ermeſſen vermag; eben ſo wenig ſind dieſe jungen Seelen, in denen das Licht der Wahrheit erſt zu dämmern beginnt, fähig, das Heil zu erkennen, welches ihnen heute zu Theil wird; aber wir wollen es nicht verabſäumen, Gefühle in ihnen anzuregen, aus denen ſpäter ſich dieſe Erkenntniß entwickele."

„Wir wollen dieſe Gabe Deiner Liebe nicht werthloſer hinnehmen, als die Blume des Feldes den Thau, die ihn trinkt und ſich dann aufrichtet zur Sonne des Himmels —; nein! wir wollen unſere Menſchenwürde darthun, daß wir ſie dankbar erkennen, liebend würdigen, fromm weihen; wozu Du uns Deinen guten Geiſt geben wolleſt!“

„Nimm unſer Flehen gnädig an um Segen für die hohe Stifterinn der wohlthätigen Anſtalt, zu deren Weihe wir hier vereiniget ſind. Laſſe, o Ewiger! es dem Leben der verehrten Frau nie an Freude oder Troſt fehlen! — Belohne ihren edlen Willen durch die herrlichſten Erfolge! — Führe den fernen Gemahl, deſſen Lebensfeſt wir heute ſo ſchön feiern, bald geſund und wohlbehalten in die Arme der geliebten Gattinn zurück! Innige Eintracht, häusliches Glück ſchlinge dann die ſanften Roſenbande um die Wiedervereinigten —: dies ſei unſer Segenswunſch zu ſeinem Angebinde! Und Du, Allwaltender! der Du ſtets gleichmäßig vergiltſt, verleihe Ihnen die höchſte Erdenwonne — Elternfreude! Dieſe aufgenommenen Waiſen bitten Dich um dieſen Deinen Segen! Vater, erhöre uns! Amen.“

Nur mit Mühe hatte der Prediger dieſe letzteren Worte des Eingangs geſprochen. Ein leiſes, halberſticktes Stöhnen ward durch die tiefe Stille, welche in der Verſammlung herrſchte, vernehmbar. Das Gedränge der Zuhörer war jedoch zu groß, als daß ein einzelner Menſch leicht hätte ausgefunden werden können. Auch verbirgt der überraſchte Schmerz ſich ſchnell. — Der Prediger hob nach einer Minute ſtiller Sammlung auf's neue an: „Keinem von Euch, meine Geliebteſten, iſt die Veranlaſſung fremd, welche uns heute zum zweiten Male an dieſer heiligen Stätte verſammelt. Auch werdet Ihr als Chriſten, als Väter und Mütter, wohl fühlen, wie wichtig es ſei, ein Ereigniß ſolcher Art durch ein paar Worte der Erhebung an Dich, liebe Gemeinde, zu feiern. Es werden deren nicht viele ſein, welche ich zu Euch rede; aber dieſe wenigen dringen aus der Fülle eines gerührten Herzens. Vernehmet ſie mit Aufmerkſamkeit. Zuvörderſt wollen wir die uns erwieſene Wohlthat dankbar erkennen! Was geſchieht in dieſer flüchtigen Stunde? Der Samen wird geſtreut in den Boden der Zukunft, der ewige Früchte tragen ſoll — und vor unſerm geiſtigen Blick wallt die künftige Ernte! — Der Grundſtein wird gelegt, zu einem Tempel — ach! jedes Herz iſt ſolch ein Heiligthum! darin Gottes guter Geiſt wohne, und ſein Friede, welcher höher iſt, als alle Vernunft. —“

„Wenn Ihr erwäget, wie ja faſt immer das größte Elend, die Sünde, aus einer verwahrloſeten Erziehung hervorgehe, wie ſo oft ein Verlaſſener auch ein Verirrter wird, o! ſo könnet Ihr ſchon deshalb die Größe der Wohlthat nicht verkennen, welche uns in einer Anſtalt zu Theil wird, die zwölf elternloſe Kinder in Schutz und Schirm nimmt vor jeglicher Gefahr. Ruhiger als ſonſt dürfet Ihr, Väter dieſer Gemeinde, das laſtende Tagewerk fördern, denn im Falle es der Vorſehung Wille wäre, daß Ihr abgerufen würdet von dieſer Erde, ehe eure Kinder ihr Brod verdienen können; Ihr wißt, wer ihnen die leibliche Nahrung reicht, wer ihre Seele bekleidet mit dem gottgefälligen Schmuck des Fleißes und der Ehrbarkeit! — Und Ihr arme, ſchwache Mütter! ſeid getroſt! und nicht mehr bange vor einem frühen Heimgange dahin, wo Muttertreue ihren Lohn findet! — Eure Kleinen ſind aufgenommen. Ihr allein könnt es fühlen, das Wort, das ſelig verheißende! Und ob eine Mutter ihres Kindleins vergäße, will ich doch Dein nicht vergeſſen, ſpricht der Herr! — O meine Freunde! erkennet dieſen Gottesſegen, der uns durch die Huld unſerer theuren Herrinn zufällt, und würdiget ihn liebend!“

„Habet Vertrauen zu dem Regierer der Welt und ſeiner Fürſorge! Seid unſerer gütigen Herrſchaft mit dankbarer Liebe und Treue ergeben, und betet für ſie! — Das Gebet bauet Stufen in den Himmel und erreicht den Thron Gottes für einen frommen Wunſch! Habet Liebe unter einander, und bauet in Eurem Herzen ein Waiſenhaus für die Kinder des Nächſten. Denn welches Kind nicht redlich erzogen wird, dies iſt ſchlimmer daran, wie eine verlaſſene Waiſe. Der Aermſte kann liebreich ſein, der Geringſte zu heiligen Vorſätzen ſich erheben; und wenn jeder in ſeinem Kreiſe ſeine Pflicht erfüllet, ſo viel Gutes wirkt, als er vermag und nach Kräften Liebe übet, ſo giebt Gott uns ſeinen beſten Segen: ein ruhiges Gewiſſen! Das Leben iſt uns lieb, und der Tod kein Schrecken mehr!“

„Auf dieſe Weiſe weihen wir dies Geſchenk fromm!“

„An Euch, geliebte Kindlein! ergebe dies mein letztes Wort. Zwar weiß Euer Vater im Himmel, was Ihr bedürfet, ehe Ihr ihn darum bittet; aber flehet ihn täglich an, daß er Euch wachſen laſſe an Erkenntniß und Gnade bei Gott und den Menſchen! Seid dankbar! beweiſet es froh, in kindlicher Demuth! „Der Herr erzog uns!“ rauſchen Wälder; der Baum: „Gedeihen gab er mir!“ „Er rief mich!“ weht die Saat der Felder. Ihm dankt die Blume ihre Zier. Drum wollet immer mit der Freude des Danks auf Gottes Wegen gehn; und muthig auch im tiefſten Leide empor zu ihm, dem Helfer, ſehn! — Seid verträglich! denn Ihr ſeid Geſchwiſter! und Eurer edlen Pflegemutter

Freude ſchuldig an Euerm Gehorſam und Fleiß in allem Guten. Endlich: ſeid treu, liebe Kinder! treu in Wort und That! Treue des Herzens! das iſt die Mutter, die nicht ſtirbt! Sie läßt nicht ab, Euch zu ſegnen. Sie begleitet Euch unter die Palmen des Himmels! —“

„Wenn der Tag kommt, wo Ihr an dieſem Altar das Bekenntniß Eures Glaubens ableget, dann bittet mit gläubiger Inbrunſt, daß Ihr einſt treu erfunden werdet von dem Hirten und Heiland unſerer Seelen! der da iſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes! — Ihr aber, ſeid nicht Waiſen mehr, ſondern Kinder eines ewigen Vaters! So wollen wir denn vereint für dieſe Unmündigen beten:

Euern Eingang ſegne Gott,
Euern Ausgang gleichermaßen:
Segne Euer täglich Brod,
Segne Euer Thun und Laſſen,
Euer Leben, Euer Sterben,
Und mach' Euch zu Himmelserben.“

Dem Nachhalle dieſer Worte vermählten ſich die ſanfteſten Orgeltöne, in welchen, nach der ſchönen Melodie des Liedes: „Seelenbräutigam,“ die, für dieſe Feier wohl unterrichteten zwölf Waiſen in den rührenden Harmonikaklängen reiner, ungekünſtelter Kinderſtimmen folgenden Geſang begannen:

„Schweb', o Dank, empor
Auf zum Engelchor!
Hör' in Deines Himmels Hallen
Unſer ſchwaches Kindes-Lallen;
Was Dich jauchzend preiſt,
Vater, Sohn und Geiſt!

Wie der Sonne Bild,
Ewig gut und mild
Auch das Blümlein in dem Schatten
Läßt im Dunkel nicht ermatten:
So Dein Gnadenſtrahl
Sonnt uns allzumal.

Wie ſo treu Du biſt!
Keines je vergißt.
Wenn das Mutterherz erkaltet,
Vaterſorge nicht mehr waltet:
Giebſt Du Schutz und Brod,
Hülf' in jeder Noth.

Leit' uns himmelan,
Auf des Lebens Bahn!
Hilf uns Sünd' und Unrecht meiden,
Muthig kämpfen, willig leiden,
Uns der Tugend weihn,
Chriſti Jünger ſein.

Hör' in Deinen Höhn
Unſer letztes Flehn!
Unſerer treuen Mutter lohne
Mit des Segens ſchönſter Krone:
Grün, vom Lebenskranz,
Hell, vom Himmelsglanz."

O Ludmilla! was waren gegen die fromme Begeiſterung dieſer Stunde die wolluſtreichſten Berauſchungen früher genoſſener Sinnenfreuden? — Kältende Andachtsſchauer bebten durch Ludmilla's Nerven, aber die Flammen des geiſtigſten Entzückens loderten in dem zu Gott erhobenen Herzen auf! Doch jetzt theilt ſich plötzlich ehrerbietig das wogende Gedränge; hier und da tönt durch den Tumult ein Ausruf freudiger Ueberraſchung; ein Mann im Reiſemantel eilt raſchen Schrittes der herrſchaftlichen Loge zu, und Ludmilla, faſt leblos, hängt in den Armen ihres Gemahls. — Dem Prediger entrolleten Thränen der Ruhrung, und Juſtine, die holde Schöpferinn dieſer Feier, lehnte matt an einer bekränzten Säule und faltete ſtumm die Hände uber der bedrängten Bruſt, und ſchlug die glänzenden Augen voll trunkenen Dankes an das Gewölbe der Kirche.

Der Baron, unvermuthet zurückkommend, war Zeuge der ganzen Einweihung geweſen. Die Art und Weiſe, wie ſeiner Frau dabei erwähnt wurde, belehrte ihn darüber, zu welch würdigen Zwecken Ludmilla in ſeiner Abweſenheit Zeit, Kraft und Mittel verwendet habe. Als aber der Prediger auf die Geberinn und deren entfernt geglaubten Gatten den Segen des Elternglücks herabflehete: da riß der Reue ſcharfer Schmerz, der Gedanke an Claudiens und ſein Kind, die leichtbenarbten Wunden ſeines Herzens auf, er brach in lautes Schluchzen aus, und die Umſtehenden erſtaunten über den wunderbaren Fremden, der ſich zu verbergen ſo ſorglich ſtrebte, und ſo tief erſchüttert ſcheine. Aber der weitere Verfolg der kleinen Feierlichkeit beſänftigte ſeine ſtürmiſchen Empfindungen; er fühlte ſich Ludmilla verpflichtet, ihr verſöhnt, und der Augenblick ihrer Wiedervereinigung war die heilige Copulation der Tugend. Ludmilla hatte ſeit ihrer Krankheit vor dieſem Wiederſehen gezittert, indem ſie fürchtete, daß Ludwigs, an ihren nun vernichteten Reiz gewöhntes Auge vor dieſer nachtheiligen Veränderung zuruckſchaudern, daß der, durch ihn gewonnene Gatte ſie nun um ſo weniger lieben würde. Aber Ludmilla hatte geirret. Faſt ſchien es, als ſei dem Baron die entſtellte Frau jetzt lieber, als vor ſeiner Abreiſe, wo er die in üppiger Schönheit

Blühende kalt und gern verlaſſen wollte. Vielleicht ließe ſich das Räthſel, warum es ſo war, in der Vermuthung löſen daß an ſeiner gegenwärtigen Neigung für Ludmilla die Sinnlichkeit keinen Antheil mehr hatte, und er die Verwandlung ihrer Geſtalt als ein Sühnopfer für die befleckte Vergangenheit betrachtete. Es war eine körperlich Entzauberte, aber geiſtig Wiedergeborene, welche er jetzt als Gattinn mit dem Entſchluß begrüßte, auch gegen ſie jede Pflicht treu und unverletzt zu erfüllen.

Wenn das Gefühl, welches Claudiens Gemahl einſt in Ludmilla's Arme führte, nur den aufgeregten Sinnen, gereizter Eitelkeit und einem falſchen Mitleid ſein Daſein verdankte, wenn ihn ſpäter das Bewußtſein der Schuld mit ſcharfer Bitterkeit und leiſem Haſſe gegen ſie, die Mitſchuldige, erfüllete, und nur der, ſeiner Verzweiflung abgerungene Vorſatz, dankbar und gerecht gegen Ludmilla zu handeln und ihr die Frucht des verwirkten Unglücks zufallen zu laſſen, dieſe quälenden Empfindungen linderte: ſo war ſeine jetzige Gemüthsſtimmung gegen ſie weder dem erſten, noch dem zweiten Zuſtande ähnlich. Er ſelbſt war als ein gänzlich Verwandelter zuruckgekehrt. Wie der wüſte Traum der verſchwundenen Jahre, lag das Paradies der Jugendfreude in weiten Fernen hinter ihm. Schuld und Reue hatten ihn auf ewig daraus vertrieben, und mit unſtillbarem Sehnen blickte er nach dem verlorenen Eden zurück, deſſen verſchloſſenen Eingang ein rächender Engel bewachte.

Nach und nach war das Blut der Norwallen in ihm rege geworden, und der Familientrieb ſeiner Väter, die Thatenluſt, in der öden Bruſt erwacht. Er fühlte jetzt, ein nützliches Leben würde ihm, wenn auch nicht das entſchwundene Glück, doch denjenigen Grad der Ruhe zuruckgeben, welchen er bedürfe, um das Daſein ertragen zu können. In dieſer klargewordenen Ueberzeugung eilte er der Heimath zu. Er ſah mit Befremdung zu ungewöhnlicher Zeit von allen Richtungen Menſchen herbei und nach der Kirche ſtrömen. Er ließ den Wagen vor der offenen Kirchthür halten, miſchte ſich unbemerkt unter die Menge, und was er nun ſah und hörte, ſtimmte nicht allein im reinſten Einklange zu ſeinen Empfindungen und Vorſätzen, ſondern erfüllete ihn auch mit der freudigen Gewißheit, Ludmilla ſeiner Achtung, ſeines Vertrauens werth und in ihr eine rege Gehülfinn bei der Ausführung ſeiner menſchenfreundlichen Plane zu finden. Der Wiederkehrende umarmte daher die beſtürzte Ludmilla mit einer Innigkeit, welche ungleich mehr der Huldigung für ihr errungenes Verdienſt, der ſtillen Aufforderung zu gemeinſchaftlich fortgeſetzter Wirkſamkeit, als der befriedigten Sehnſucht der Gattenliebe entſprang. Ludmilla konnte ſich nicht lange über den Charakter von ihres Gemahls Empfindungen gegen ſie täuſchen. Leidende und Liebende bemerken ſcharf und ſchnell. Ihre inneren Sinne ſind verfeinert, ja vervielfältiget; ſo verrathen ſie öfterer ſolch eine Allwiſſenheit über dasjenige, was in den Gemüthstiefen geliebter Perſonen vorgehe, daß der Glückliche wie der Selbſtſüchtige dieſe Sehergabe verwundert anſtaunt und deren Wirkungen kaum zu begreifen vermag. —

Ludmilla fühlte demnach, daß die Strahlen jener Liebe, welche ihr einſt in Ludwigs Blicken geleuchtet, für immer erloſchen ſeien; erloſchen in Claudiens Thränen und in dem Blute, welches, um die verrathene Treue zu rächen, gefloſſen war. Sie erkannte eben ſo deutlich, daß, wolle ſie ſich die edlere, aber ſanftere Schweſter jener untergegangenen Empfindungen retten, ſie gut bleiben und immer beiſer zu werden ſtreben müſſe. Nach langen, ſchmerzlichen Kämpfen gab endlich Ludmilla die Hoffnung auf, durch Erweiſungen der zärtlichſten Liebe in dem Herzen ihres Gemahls noch eine andere Wärme für ſich anfachen zu können, als die, welche aus einer tugendhaften Begeiſterung hervorgebe. Hatte ſie doch oft mit ſchneidendem Wehe wahrgenommen, wie ſich dies trauernde Herz ſchnell verſchließe und krampfhaft zuſammenziehe, wenn ſie ſich ihm weiblich liebend habe nähern wollen.

„Nun denn,“ ſagte ſie eines Tages, indem brennende Thränen in unzählbaren Tropfen ihre glühenden Wangen herabrolleten, „es iſt vorbei! Mache Dich vertraut mit dieſem ſchrecklichen Gedanken, unglückliche Ludmilla! Heilige Gerechtigkeit des Himmels, wie geheim und wunderbar walteſt Du! Ich bin ſeine Gattinn — ach! in dieſem Verhältniſſe ſchien mir die höchſte Fülle irdiſcher Seligkeit zu ruhen — und ich bin ſeiner Liebe fremd, während die, von ihm ſelbſt aufgegebene Claudie auch in der Ferne noch von ſeiner Sehnſucht umfaßt, von ſeinem innigſten Andenken begleitet wird! — Ich bin ihm nichts mehr, als eine Denktafel ſchmerzlicher Opferungen, ein Gegenſtand ſeiner Großmuth, eine Genoſſinn ſeiner Thätigkeit. O läge ich im Grabe und des Todes kalter Hauch hätte dieſe qualenreiche Bruſt beruhiget! — So möge denn auf immer jeder Anſpruch auf *eigenes* Glück in mir verſtummen und alle Kräfte meines Weſens ſich in dem Beſtreben auflöſen, für *ſein* Glück zu leben, doch ſoll mich nimmer der Gedanke mehr bethören, *ich* ſei es, die es ihm bereiten könne.“ Der Baron bemerkte nicht ohne Rührung die behutſame Entfernung, die zarte Scheu, in welcher ſeine Gattinn neben ihm wandele, aber die rieſenhafte Anſtrengung, mit der ſie den ſchwankenden Schritt auf der einmal begonnenen Bahn feſtigte, ſah nur ein höheres Auge, und die Vorſicht beſchloß, die muthige Kämpferinn zu belohnen.

Ludmilla fühlte ſich Mutter. In der Stunde, in welcher ſie ihren Gemahl mit dieſer Hoffnung bekannt machte, fühlte ſie ſich mit natürlicher Zärtlichkeit von ihm umarmt, ſah ſie in ſeinen Blicken das Feuer einer menſchlich-ſchönen Freude lodern, und ſchnell entzündete ſich in ihr das Vertrauen daran, ſo daß ſie ſagte, indem ſie die Hände des Barons feſt drückte: „Bei dieſer heiligen Stunde beſchwöre ich Dich, Ludwig, mir eine Frage treu und wahr zu beantworten.“ Der Baron legte ſeinen Arm um Ludmilla und erwiederte: „Gern, Liebe! Ich werde Dir gewiß ganz aufrichtig antworten.“

„Nun denn,“ hob Ludmilla aufs neue an: „So ſage mir, ob ich mich täuſchte, wenn ich vermuthete, daß Du ſchon lange den geheimen Wunſch nähreſt, Dein und Claudiens Kind einmal zu ſehen? —“

Der Baron erröthete, er drückte das heiße Geſicht an die hochwogende Bruſt der Gattinn und ſagte leiſe: „Ja, es iſt ſo, Ludmilla. Aber wozu —“ Ludmilla erſtickte das Ende der Frage in einem Kuſſe und ging ſogleich in ihr Zimmer, wo ſie mit bebender Hand folgendermaßen an Claudie ſchrieb:

> „Wenn die ewige Liebe dem Reuigen vergiebt und ein, von dem Gefühl ſeiner Schuld zerbrochenes Herz nicht verachtet, wenn das weltliche Geſetz ſich damit begnügt, daß der Verbrecher die ihm zuerkannte Strafe

willig leide und das Mitleid dem Gerichteten eine Thräne nicht verſagt, o ſo darf ich auch nicht fürchten, daß Sie, deren Weſen die ſanfteſte Milde iſt, ſich von dieſem Blatte mit Abſcheu wenden werden, ſobald Ihnen die Unterſchrift geſagt hat, wer? an Sie ſchreibe. Ja, Claudie! Sie, die ich einſt in unſeliger Verblendung in Ihren heiligſten Rechten benachtheiligte, Sie ſind längſt gerächt! Gerächt durch flammenheiße Thränen des Unglücks, gerächt durch harte, wenn auch geheime Bußübungen, gerächt endlich durch die Erkenntniß Ihres Werthes und meiner Unwürdigkeit. — Doch wenn Sie Ihr Ohr nicht jeder Nachricht über mein Daſein verſchloſſen haben, ſo werden Sie auch nun wiſſen, daß die Ludmilla, welche ſich jetzt in dieſem Bekenntniſſe vor Ihnen demüthiget, eine andere ſei, als diejenige war, welche einſt Ihr gütiges Herz zur Verachtung zwang. Ludwig — der früher von mir in den Abgrund der Sünde Verlockte, der unglückliche Bethörte, hat ſich gleich mir über die Tiefen der Schuld empor geſchwungen und betrauert nun in einem freudenloſen, nur ſeiner Pflicht geweiheten Leben das Glück, um welches er ſich ſelbſt betrogen. Als der ewig auf mir laſtende Fluch meines räuberiſchen Eingriffs in Ihr zufriedenes Eheleben lebt die Ueberzeugung in mir, daß ich ihm nimmer Erſatz ſein könne für das Geraubte. Sein ſtummer Gram, ein ſchweigender Wunſch, den er ſchon lange hegt und welchen ich errieth, iſt die Veranlaſſung dieſes Schreibens, und einer Bitte, die ich Ihnen mit Innigkeit und Vertrauen vortrage und nicht zweifle, daß Sie dieſelbe zu gewähren, bereit ſein werden."

„Ludwig wünſcht mit ſehnendem Verlangen, Ihr, und ſein Kind einmal zu ſehen, und hat doch nicht den Muth, die beleidigte Mutter deſſelben um dieſen Beweis ihrer Gunſt anzuſprechen. Meine Feder ſei demnach das Organ ſeines Wunſches und Ihrer milden Geſinnung die Entſcheidung überlaſſen. Ein Ja, unter dieſes Blatt von Ihrer lieben Hand geſchrieben, iſt hinreichend, mich mit dem regeſten Dankgefühl für Ihre Großmuth und den mitleidswerthen Vater Ihrer Tochter mit der Freude des Himmels zu erfüllen. —“

„In dieſer feſten Zuverſicht zu Ihrer Geneigtheit wage ich einen Vorſchlag an Sie, wie dieſer Plan auszuführen wäre, ohne daß Sie Ihr geliebtes Kind länger als einen Tag entbehren dürften. Eine bei mir lebende Freundinn, ein liebes, treues Mädchen, welches das Vertrauen jeder ſchönen Seele verdient, würde — wenn dies Ihnen genehm wäre — den Baron in das Vorwerk Weidau begleiten, welches einem abweſenden Freunde Ludwigs gehört und dicht an dem Städtchen D..... liegt, was die Mitte des Weges zwiſchen Norwallen und dem Hochſteine bezeichnet. Dorthin, nach D..... nämlich, ſendeten Sie Ihr Kind unter einer zuverläſſigen Begleitung, und meine Freundinn holte es ſammt ſeiner Wärterinn nach Weidau ab, um es für einige Stunden an das Vaterherz zu legen und es dann wieder zurückzubegleiten.“

„O Claudie! Daß Sie wohl leben mögen, iſt, wenn gleich ein ſchon erfüllter, aber ſtets meinem Herzen warm entquellender Wunſch. Wer, ſo wie Sie, den Höchſten zum Freunde hat; wen, die Engel der

Unſchuld und des innern Friedens auf dem Lebenswege begleiten, der hat das höchſte Glück ſchon gefunden! Nach dem verwirkten Beſitze deſſelben ſtrebt

die reuige Ludmilla.“

Ludmilla ſendete nun den Jäger ihres Gemahls, mit einer geheimen Inſtruction entlaſſen, nach dem Hochſteine ab und harrete in banger Erwartung ſeiner Wiederkehr. Er kam am zweiten Abend und überreichte ſeiner Gebieterinn ein Briefchen. Dieſe entfaltete es zitternd und las unter hervorſtürzenden Thränen Folgendes:

„Ludmilla!“

„Längſt habe ich vergeben, was an mir verſchuldet war und im Vergeſſen deſſelben Ruhe geſucht und gefunden. Klagt doch auch mein Herz mich mancher Schwachheit an, und auch ich bin nicht rein von Fehlern. Wer wäre das vor Gott, dem Allheiligen? Ludwig, der Vater meines Kindes, einſt der Gatte meiner Wahl und früher noch der liebende Gefährte meiner Kindheit, wird auch an Ihrer Seite von meiner zärtlichſten Theilnahme begleitet, und meine Wünſche, mein Gebet für ſein Wohl ſind ihm auch in Ihren Armen treu geblieben.“

„Was Sie als eine Gunſt von mir erbitten, hat Ludwig ein Recht zu fordern, und hätte ich wiſſen können, daß Vaterliebe für meine kleine Manon in ſeiner Bruſt ſich rege, ich würde ſeinem Verlangen entgegengekommen ſein.“

„Mit aufrichtiger Freude habe ich vernommen, daß Sie Ihre gegenwärtige Stellung würdig behaupten. O Ludmilla! Die Tugend verbindet alle Wunden, auch die eines brennenden Gewiſſens. Kann die Verſicherung, daß ich Ihnen verſöhnt ſei, etwas zu Ihrer Zufriedenheit beitragen, ſo nehmen Sie dieſelbe hin! So oft Ihnen bange werden dürfte, ſo oft wehe Ihnen aus der ſtillen Ferne, ja, noch einſt von meinem Hügel herab, mein Geiſt die Worte zu: Ich habe ſchon vergeben, des Friedens Schatten ſchweben, wo ſanft ein Herz voll Liebe ruht.

Claudie.“

Ludmilla drückte dieſes Schreiben mit einer Empfindung an ihre Bruſt, in welcher Claudiens ſanfter Sinn ſeinen ſchönſten Triumph feierte. Aber ſchon jetzt empfand ſie den Segen ihrer eigenen Erhebung zum Guten. Sie konnte ſich der Seelenhoheit Claudiens freuen, ohne ſich mehr ihrer Erniedrigung ſchämen zu dürfen, und das drückende Gefühl der Selbſtverachtung zog ſie nicht, wie ſonſt hernieder in den Staub, vor dem milden Glanze dieſer reinen Tugend. Eine wunderbare Kraft war in Claudiens Verſicherung, ſie ſei ihr verſöhnt, über die Büßerinn ausgeſtrömt, es war ihr, als ſei der ſchwere Druck der Sünde erſt jetzt von ihr genommen worden, und laut ſchlug das entlaſtete Herz im Hochgefühle der edelſten Freiheit.

Sie ging zu ihrem Gemahl und überreichte ihm Claudiens Brief; ihre Augen ſchimmerten in Siegesluſt, welche ſie nach langen Kämpfen mit inneren Feinden empfand.

Auch der Baron ward tief erſchüttert. Wie ein begnadigtes Kind an die Bruſt der Mutter, ſchmiegte er ſich an Ludmilla's Schulter, und verbarg dort das weinende Auge. Kaum wußte er, wen er mehr bewundern müſſe, ob Claudie oder Ludmilla. Aber mit bedrängender Wonne fühlte er in dieſem ſchmerzlichſüßen Augenblicke, daß ein Band ihn auf ewig an Claudie binde, ihr gemeinſchaftliches Kind, und mit ſeliger Befriedigung erkannte er, daß Ludmilla des Opfers, was er ihr und der Gerechtigkeit gebracht habe, nunmehr würdig ſei. Das Leben, das arme, beſchränkte Leben! verſchwand vor ſeinen in Thränen gebrochenen Blikken; er fühlte Geiſterglück, Claudiens liebende Nähe, und Ludmilla's geſicherten Beſitz für Zeit und Ewigkeit durch die Weihe der Tugend.

Ehe wir den Baron und Juſtine auf die Reiſe nach Weidau begleiten, wollen wir ſehen, wie es Claudie und denen ſie umgebenden Perſonen bisher ergangen ſei. Vielleicht werden unſere Leſerinnen erwarten, ſie als Gräfinn Olga wieder zu finden, und das Verhältniß, in welchem wir den Rittmeiſter und deſſen Freundinn verlaſſen haben, war ſo geſtaltet, daß es uns zu ſolch einer Erwartung wohl berechtiget hätte; aber dennoch müſſen wir Claudie abermals auf dem Hochſteine aufſuchen, wo ihre Tage in genußreicher Einförmigkeit, in heiterer Stille dahinſchwinden, und die Blüthen der zarteſten Liebe, gleich einem ewigen Frühlinge, ihr einſames Daſein mit himmliſchen Freuden kränzen.

Nicht ſelten, liebe Leſerinnen, iſt das ſo Naheſcheinende das Allerentfernteſte, und unſerer Sehnſucht gänzlich unerreichbar. Die täuſchende Ueberzeugung, in welcher wir wähnen, es bedürfe nur eines muthigen Begehrens, eines kühnen Erfaſſens, um den Gegenſtand unſeres Verlangens uns eigen zu machen, iſt eine ſanfte Sangweiſe der Vorſicht, womit ſie unſere Hoffnungen ſo lange einlullt, bis ſie auf immer entſchlummert ſeien.

Seit der Rittmeiſter in Lauterbach lebte, fühlte Claudie wohl in dem ſchmerzlichem Gefühle, mit welchem ſie ihm aus ſo nahen Beziehungen in etwas entferntere übergeben ſah, in den ſtets zu ihm hinſtrebenden Gedanken, in der Sehnſucht, mit welcher ſie ihn erwartete, in der Freude bei ſeinem Kommen, in dem Genügen, welches ſeine Gegenwart ihr verlieh, in dem Wunſche, mit dem ſie ſein Scheiden zu verzögern ſuchte, daß die Natur ihrer Empfindungen eine unzertrennliche Vereinigung mit dem Geliebten heiſche. Aber ein Blick auf die kleine, höchſt kränkliche Manon machte eine Erwägung dieſer Art ſogleich verſtummen. „Nimmt nicht dieſes arme Weſen durch die Pflege, welche es bedarf, alle meine Kräfte, wie jeden Augenblick meiner Zeit in Anſpruch? Und würden ſich die Forderungen des Mannes niemals mit den Pflichten der Mutter durchkreuzen? Kann ferner ein Mann das Mutterherz verſtehen, und wird dies nicht um ſo weniger möglich ſein, als dies für das Kind — eines anderen Mannes in banger Sorge ſchlägt? — Wäre ich ganz frei, dann — —“ ſo ſagte Claudie wohl zuweilen, und drückte die wimmernde Kleine feſter an ihr Herz. Es ſchien ihr Schickſal zu ſein, das, was ſie als ihr höchſtes Lebensglück erkannte, ihren Pflichten opfern zu müſſen.

Auch der Rittmeiſter genoß nicht immer der ſanften Gemüthsſtille, in welcher ſeine Wünſche und Hoffnungen bisher geſchwiegen hatten. Obgleich der Anbau ſeines Gutes, die Erziehung des kleinen Fedors, ihm mannigfache Anregungen zur Thätigkeit darboten und ſeinen Geiſt beſchäftigten, ſo regte ſich doch in ſeiner Bruſt ein gegenſtandloſes Sehnen, welches ihn jetzt oft beſchlich und ſeiner Stimmung einen düſtern Anklang gab.

Graf Hochſtein hatte ſich zeither ſo glücklich gefühlt, daß er mit faſt ängſtlicher Wachſamkeit den Gemüthszuſtand jedes Einzelnen in dem Kreiſe beobachtete, der, ſeit ſein Sohn Leopold, von dem Landesherrn wegen Uebertretung des Duellgeſetzes begnadiget, längſt zurückgekehrt war, und vor einiger Zeit den Abſchied genommen hatte, um das Gut Buchenrode zu übernehmen, ſich auf dem Hochſtein befand, alles einſchloß, was ihm werth und theuer war. Der Gedanke war ihm fürchterlich, daß es nicht immer ſo freundlich um ihn bleiben könne, und er glaubte, eine genaue Aufmerkſamkeit auf die erſten Anläſſe zu ſolch einer unerwünſchten Veränderung würde am beſten dazu geeignet ſein, dieſelbe zu verhüten. So entging es ihm denn nicht, daß der Rittmeiſter nicht mehr ſo heiter ſei, als er es in dem erſten Jahre nach ſeiner Rückkehr geweſen war; daß ſeine Anſichten ſich täglich mehr trübten, und der Graf errieth die Urſache dieſer Veränderung.

In der Frühe eines heiteren Frühlingsmorgens ritt Graf Hochſtein nach Lauterbach, und fand den Rittmeiſter leſend in einer blühenden Jasminlaube; nicht weit davon, in einer kühlen Grotte hielt Heimfried mit ſeinem kleinen Schüler lateiniſche Stunde. Der Rittmeiſter war zwei Tage nicht auf dem Hochſteine geweſen, und der Graf kam jetzt, um, wie er ſagte, ſeinen vermißten Freund abzuholen. Er blickte mit leuchtenden Augen um ſich, und ſagte: „Wahrlich! lieber Olgy. Sie wohnen in einem wahren Paradieſe! Es iſt erſtaunlich, wie ſehr dieſe vernachläſſigte Beſitzung ſich unter Ihrer bildenden Hand verſchönert hat!" Der Rittmeiſter unterdrückte einen Seufzer, und der Graf, indem er die Hand des Angeſprochenen drückte, fuhr fort: „Doch will es mich bedünken, als ſei das frohe Bewußtſein, mit welcher Anmuth Ihr Leben geſchmückt ſei, ſeit einiger Zeit in Ihnen matt geworden?"

Ein ſchmerzliches Lächeln umzog des Rittmeiſters Mund; er antwortete: „Sollte es wohl ſtrafbar ſein, daß in der heiteren Gemächlichkeit, in welcher mein Daſein verſchleicht, ich zuweilen daran denke, daß die Ruhe des Lebens höchſter Zweck und Genuß nicht ſei, und daß es ſüßere Freuden gebe, welche mir vielleicht auf immer verſagt ſind?"

Der Graf blickte betrübt gen Himmel, dann erwiederte er: „O! daß doch auch der beſte Menſch ein ungenugſamer iſt, und unfähig, ein dauerndes Gluck zu ertragen! Meinen Sie, lieber Unzufriedener, denn, daß, wäre Claudie heut Ihre Gattinn, und uber ein Jahr Ihnen ein holdes Kind geſchenkt, Ihr innigſtes Verlangen dann auf immer befriedigt ſein würde? Mit nichten, Freund. Der Tod ſelbſt bricht unſer Herz noch in unerfüllten Wünſchen, in keimenden Hoffnungen, deren Blüthen die Ewigkeit erſt entfalten wird. Laſſen Sie uns jetzt einen Gegenſtand abhandeln, welchen unſer aller Zartgefühl bisher unerörtert ließ. ich fühle, die Zeit ſei da, wo es geſchehen müſſe, und es ſei nothwendig, unſere Erwartungen hierüber feſtzuſtellen. Ich habe mit Claudie geſprochen. Daß Sie von ihr geliebt werden, wird Ihnen längſt nicht mehr zweifelhaft ſein. Olgy! Fühlen Sie auch, was es bedeute ſich von Claudie geliebt zu wiſſen, deren Seele ein Aushauch der reinſten.

treueſten Liebe iſt? — Auch Claudie würde an Ihrer Bruſt Vergeſſenheit für frühere Leiden finden und den Namen Ihrer Gattinn mit Stolz führen; aber eine höhere Würde mahnt ſie an höhere Pflichten, welche vielleicht mit den ſüßeren des Weibes nicht immer vereinbar wären. Sie iſt Mutter; Mutter eines kränklichen Kindes, deſſen fortgeſetztes Leben ein Wunder der göttlichen und mütterlichen Liebe iſt. Ihm, ſo denkt ſie — gehören alle ihre Kräfte und Beſtrebungen, und mir däucht, ſie habe Recht. — Sollte jedoch des Kindes ſchwacher Lebensfunken früher oder ſpäter verglimmen, dann ſei Claudie die Ihrige. In Ihren Armen finde ſie dann Troſt und Erſatz für den Schmerz des trauernden Mutterherzens, und kein Zwieſpalt der Empfindungen, kein Kampf der Pflichten, ſtehe dem Gefühle entgegen, in welchem ſie von jedem Vorwurf, von jeder ſtörenden Rückſicht frei, das verdiente Gluck genießet. Bis dahin bedarf meine Claudie der Ueberzeugung von Ihrer Zufriedenheit, mein guter Olgy, um ſich die Stärke in der Ausdauer ihrer Leiſtungen bewahren zu können; der Anblick Ihres Leidens, welches ſie doch nur mit Aufopferung deſſen, was ſie als Recht erkannt, heben könnte, wurde dies ſtille, feſtabgeſchloſſene Gemuth beunruhigen und verwirren. Geben Sie daher, mein beſter Sohn, o von Herzen nenne ich Sie ſo! der Bitte eines bekümmerten Vaters Gehör, und erwarten Sie in gleichmüthiger Heiterkeit, wie Gott es fügen werde.“

Der Rittmeiſter war nicht weniger gerührt als uberzeugt. Er fiel dem ehrwürdigen Manne um den Hals, und ſagte mit weicher Stimme: „Guter Vater! Wie wenig iſt mein ungeſtumes Begehren, mein trotziges Wünſchen dieſer milden Schonung werth? Ach! verachten Sie nur in Ihrer reiferen Weisheit mein menſchlich- und jugendlichfühlendes Herz nicht! Ich gelobe Ihnen und Claudie nachzuſtreben, wenn ich auch nicht hoffe, die Höhe, auf welcher Sie und die Himmliſche ſtehen, jemals erreichen zu können. Die Vorſicht möge entſcheiden, ob einſt ein noch engeres Band Claudie an mich knüpfen ſolle, oder ob mir an dem Glücke genügen müſſe, der geliebte Freund der liebenswürdigſten und beſten Frau zu ſein. Doch der Geiſt des Guten wolle mich bewahren, deshalb aus ſelbſtſüchtigem Antriebe einem Kinde den Tod zu wünſchen, welches aus Claudiens Leben geboren iſt. — Nein! Claudie iſt mein, in der reinſten und höchſten Bedeutung des Wortes: Manon lebe oder ſterbe nun.“

Der Graf ſchloß den Rittmeiſter mit herzlicher Freude in ſeine Arme. „So recht; Olgy!“ ſagte er, „ſo ſind Sie ein Mann, würdig des beſten Glückes und meiner vollſten Achtung gewiß. Als einen Beweis davon enthülle ich Ihnen meine geheimſte Meinung, nach welcher die Vorſicht bereits entſchieden habe.“

„Wie leicht und natürlich hätte ſich damals Ihre Verbindung mit Claudie geſtaltet, wären Sie nicht durch eine ſeltſame Täuſchung Ihrer Sinne an ein anderes Mädchen gebunden geweſen. Als Ludmilla’s Treuloſigkeit dieſe Feſſel ſprengt, verlockt eine zweite aber edlere Täuſchung Ihres Selbſtgefühls Sie, mit der Erklärung Ihrer Liebe für Claudien zu zögern, und dieſes Säumen bindet meine unglückliche Tochter an einen Werthloſen.“

„Nun wären Sie beide frei; aber da ſtehet ein Hinderniß, welche gemeine Naturen und gewöhnliche Menſchen freilich für keines erachten würden, von deſſen Wichtigkeit ich Sie jedoch überzeugt zu haben glaube, und hemmt Ihre

Vereinigung. Sollten dieſe Erwägungen nur mir allein die Befürchtung ergeben, Gott wolle nicht, daß Claudie Ihre Gattinn würde? Und wenn es ſo wäre, dürften Sie dennoch klagen? Wären Sie deſſenungeachtet nicht tauſendmal glücklicher, als ſo mancher Liebende, welcher die Heißgeliebte in den Armen eines andern Mannes in Thränen des Kummers, in den Schatten des Grabes, oder in länderweiter Entfernung aufſuchen mußte? — Nein, Lieber, ſein Sie nicht undankbar. Sie wohnen in Claudiens Nähe. Eine halbe Stunde Zeit iſt hinreichend, um Sie zu ihr zu führen. Jeder Blick aus Claudiens Auge, jedes Wort von ihrer Lippe, macht Ihnen das Gefühl kund, welches in dem ſtillen Tempel ihres Herzens, gleich einem ewigen Feuer, in heiligen Flammen unverlöſchbar für Sie glühet! Und der Grund, warum Claudie die Erfüllung ihrer ſehnlichſten Hoffnung verſchmähet, leiſte Ihnen Bürgſchaft, daß dies Gefühl unvergänglich ſein, und dort, wo jede Entſagung nach ihrem wahren Gehalte gilt, ſeine Belohnung empfangen werde!“

Der Graf umarmte mit feuchten Augen ſeinen bewegten Zuhörer.

Sehr bald zeigten ſich die erwünſchten Folgen dieſes Zuſpruchs. Der Rittmeiſter war augenſcheinlich heiterer, ſein Benehmen beſtimmter geworden, und Claudie ſonnte ſich in ſeinem Lächeln. Zu gleicher Zeit erholte ſich jetzt die kleine Manon von Tage zu Tage, und entwickelte ſich, wenn auch in ungemeiner Zartheit, doch ſehr liebenswürdig. Alle Gefühle Claudiens löſten ſich in der Freude darüber auf. Wenn das kleine Weſen ſie „Mutter!“ nannte, und auf die drolligſte Weiſe etwas, das es ſagen wollte, unrichtig benannte, dann konnte Claudie wohl oft überhören, was der Rittmeiſter zu ihr ſprach; ja, wenn das Kind ihrer auch nur zum Zeitvertreibe begehrte, konnte Claudie die Geſellſchaft des Geliebten aufgeben, um dem kleinen Plagegeiſte zu willfahren.

Der Rittmeiſter liebte Claudie wahrhaft genug, und fühlte ſelbſt ein ſo herzliches Wohlwollen für die Kleine, daß er durch ſolche Vernachläſſigungen ſich nicht beleidiget fand; aber dennoch fühlte er, wie ſehr Claudie und deren Vater Recht gehabt hatten, als ſie in dem Kinde eine Störung der Glückſeligkeit erkannten, welche ohne daſſelbe ein Ehebündniß mit Claudie ihm wohl unbedingt hätte gewähren müſſen. An der Gattinn würde ihn verletzt haben, was an der Freundinn zu ehren, er ſich gezwungen ſah.

Zwei Jahre war Manon alt, als der Rittmeiſter einen Anfall von ſeinem alten Uebel, dem Bluthuſten, begleitet mit ſtarken Fieberanfällen, bekam. Er hatte, ſeine Freunde nicht zu beunruhigen, dieſen die erſten, leiſen Ankündigungen dieſer bedenklichen Krankheit verſchwiegen, und bei den ſtärkeren Ausbrüchen derſelben mußte bald dieſer bald jener Vorwand die Seltenheit ſeiner Beſuche entſchuldigen. Doch die Liebe läßt ſich ſchwer hintergehen. Als Claudie ſanft in ihn drang, ihr die Wahrheit zu ſagen, geſtand er ihr ſein Uebelbefinden ein, doch fügte er dieſer betrübenden Nachricht den Troſt bei, daß er bereits an jenen jungen Arzt, welcher ihn damals im Poſthauſe ſo glücklich behandelt, geſchrieben, und dieſen erſucht habe, gegen eine angemeſſene Entſchädigung für die, in dem Wohnorte deſſelben einſtweilen verſäumte Praxis auf einige Zeit zu ihm zu kommen.

Statt der Antwort langte der Arzt ſelbſt an, und auch diesmal fehlte ſeinen Bemühungen der glücklichſte Erfolg nicht. Der Spätherbſt war ſo ſchön, daß auch das heitere, warme Wetter die Cur begünſtigte, und der Rittmeiſter ſeinem werthen Gaſte jede äußere Partie des freundlichen Beſitzthums, unbehindert durch den ſtörenden Einfluß der Jahreszeit, zeigen konnte. Der Arzt betheuerte an jedem Tage, Lauterbach ſei das niedlichſte Oertchen von der Welt, und der Rittmeiſter ein beneidenswerther Mann. Dieſer lächelte. „Nicht wahr,“ ſagte er geſpannt, „es fehlt mir nun nichts weiter, als — eine Pflegerinn?“ Der Arzt ſah den Fragenden ſcharf an: „Doch nur auf dieſes Amt müßte ſich die Pflicht derſelben beſchränken, und ihr Recht ſtützen,“ antwortete er mit Bedeutung.

Der Rittmeiſter erröthete, ſich ſo verſtanden zu hören und ſich ſo entſchieden abgefertiget zu ſehen. Mehr um ſeine Verlegenheit zu verbergen, als nach dem Geſagten noch einer Erörterung bedürfend, fügte er hinzu: „Sie meinen alſo, lieber Doctor, daß ich die Idee aufgeben müſſe, mir eine Gattinn heim zu führen?“

„Unmaßgeblich,“ beſtätigte der Arzt. „Die Freundinn, unter welchem Namen Ihnen dieſe auch nahe wäre — würde leicht des Greiſes noch warten können, während die Frau vielleicht ſchon im erſten Flitterjahre der Ehe den Wittwenſchleier hervorſuchen müßte.“

Dieſe Erklärung des Arztes gab dem Rittmeiſter die Reſignation, welche bis dahin durch leiſe Hoffnungen, die er vielleicht ſich ſelbſt unbewußt nährte, zu keiner Kraft hatte gelangen können. Er fühlte ſich erſtarkt in dem gänzlichen Aufgeben des Gedankens, Claudie einſt mit einem noch heiligeren Rechte die Seinige zu nennen, und ſeine

Liebe, welche auf keinen anderen Beſitz der Geliebten rechnen durfte, als den, der ihn gegenwärtig beglückte, gewann dadurch an Umfang und Zartheit. Er genoß ihres Umganges mit einem gewiſſen Geize, welcher das Glück des Augenblicks ſorglich zu Rathe hält, wohl wiſſend, er dürfe auf mehr nicht rechnen. — Regten ſich je zuweilen die muthig bekämpften Wünſche, ſo ſchlug er ſie mit der Erwägung nieder, wie unglücklich Claudie durch ſeinen frühen Tod, müßte ſie in ihm den Gatten beweinen, werden würde; „Nein,“ ſagte er dann entſchieden zu ſich ſelbſt, „der Freund lebe für ſie! und freue ſich genügſam, daß ihm dies vergönnt ſei.“

Dieſe geiſtige Entſchiedenheit wirkte ſehr wohlthuend auf ſein körperliches Befinden ein; er war den folgenden Winter geſunder als jemals, und ſelbſt der Uebergang zum Frühjahre konnte ihm einige ſchwache Kränklichkeits-Anflüge ausgenommen, nur wenig anhaben.

Um dieſe Zeit war es, als Claudie das Schreiben von Ludmilla bekam. Sie ward tief dadurch erſchüttert. Mitten durch den Schmerz, der ihre Empfindungen aufregte, fühlte ſie eine ſüße Befriedigung in dem Bewußtſein, *ganz*, und nur *allein* für ihr Kind gelebt und der Erfüllung dieſer Pflicht ihr höchſtes Glück geopfert zu haben. Wenn der Gedanke an Ludwigs Freudenloſigkeit ſie betrübte und alles durch ihn empfundene Weh aus ihrer Erinnerung verwiſchte, wenn ſie dagegen mit dankbarer Huldigung der Tugend erwog, welch ſtillen Frieden ſie ſelbſt in den Tagen des bitterſten Leidens geſchmeckt, welch reicher Erſatz ihr in Manons Leben und Olgy's liebendem Umgange geworden ſei: ſo gewährte ihr, die, durch Ludmilla's Brief befeſtigte Ueberzeugung von der moraliſchen Erneuerung dieſer ihrer Nachfolgerinn ein unausſprechliches Gefühl der Beruhigung. „So habe ich nicht umſonſt gelitten,“ ſagte ſie mit in die Höhe gerichteten Blicken: „So waren meine Thränen das Heilbad Deiner Seele, Ludmilla! O! So trägt ein unverſchuldetes Leiden doch ſtets die herrlichſten Erfolge! — Vermöchten wir es nur uns dieſes Troſtes immer bewußt zu bleiben, die ſchwerſte Kummerbürde würde durch ſeine Verheißung leicht werden.“

Claudie glaubte nicht genug eilen zu können, um den Wunſch des Barons zu befriedigen. Sie hatte in einer Nachſchrift ihres Briefes ſchon den dritten Tag nach dem Abgange deſſelben zu der Zuſammenkunft des Vaters und Kindes feſtgeſetzt.

Nur eine Schwierigkeit war bei der Ausführung dieſes Planes zu überwinden, die, wer das Kind begleiten ſolle? Die Wärterinn, ein junges Mädchen, beaufſichtigte die kleine Manon nie allein, und ſchien daher der beſorgten Mutter keine zureichende Begleitung zu ſein.

Graf Leopold, welcher von Buchenrode nach dem Hochſtein zum Beſuch auf einige Tage gekommen war, nahm Theil an der Verhandlung über dieſe Angelegenheit, und hatte kaum die Frage vernommen, als er auch ſchon die genügendſte Antwort auf dieſelbe ertheilte. Er ſagte: „Sei ruhig, meine Schweſter, ich begleite die Kleine, und führe ſie wohlbehalten in Deine Arme zurück; nicht ſicherer würde ſie ſelbſt unter Deinem Schutze ſein.“ Claudie liebkoſ'te dem Bruder. „Erwäge jedoch, Lieber,“ hob ſie ſchüchtern an, „daß es möglich ſei, denn wer kann jede Zufallsfügung voraus berechnen? dieſe mir erwieſene Gefälligkeit führte Dich mit dem Baron zuſammen; würde Dir dieſes Zuſammentreffen auch zuwider ſein?“

„Liebe Claudie,“ entgegnete Leopold, „ich war ſein Richter nicht, und vielleicht mit zu kühner Anmaßung Dein Rächer; doch war Ludwigs Blut, und mehr noch ſeine Reue, die Sühne für das an Dir begangene Verbrechen, und wahrſcheinlich wäre er jetzt einer dargebotenen Hand würdiger als damals, wo er in Treubruch und Verrath den ehrwürdigen Brudernamen entweihete.“

An einem wunderſchönen Aprilmorgen fuhr Graf Leopold mit ſeiner kleinen Nichte und deren Wärterinn den Weg nach D.... Der heitere Frühlingshauch, der balſamiſche Odem, welcher aus Millionen halbgeöffneten Blüthenkelchen wehete, das Schwirren der Lerchen, der fröhliche Geſang bald eines ruhenden Hirtens, bald eines fleißigen Sämannes, und vor allem die ruhrende Freude des Kindes, welches jetzt einem vorüberflatternden Vogel nachjauchzte und dann mit fröhlichem Händeklatſchen den Umſchwung einer Windmühle anſtaunte, ſtimmten ſein Herz weich und öffneten es für jede ſanftere Empfindung. Indem er mit Wehmuth die holde Kleine betrachtete, welche heute zum erſten Male an dem Vaterherzen ruhen ſollte, erwog er, wie leicht der Menſch zu Verirrungen hingeriſſen werden könne, die, ihn ſeinen ſchönſten und natürlichſten Verhältniſſen zu entfremden, im Laufe ihrer unberechbaren Folgen vermöchten. Er fühlte Mitleid mit dem Baron; Stimmen der Entſchuldigung flüſterten ſanft aus den Tiefen ſeines Herzens herauf, und laut ſprach die Ueberzeugung in ihm, daß der Ungluckliche, welcher den Frieden der Seele verlor und ſich ſelbſt den Räuber ſeiner edelſten Freuden nennen könne, keinen Erſatz für dieſe Verluſte von der armen Erde hoffen, aber mindeſtens milde Schonung und verzeihende Nachſicht von ſeinem mängelvollen Mitmenſchen erwarten dürfe. — Aus dieſen

Betrachtungen hob ſich leuchtend die Erkenntniß, daß überhaupt das häusliche Leben alle Blüthen der reinſten menſchlichen Genüſſe in ſich vereinige. Flüchtig aber glänzend ſchwebten die Situationen des Mannes im Hausſtande an ſeiner Seele vorüber. Ein leiſes Sehnen beſchlich ihn, ein ahnungsvolles Verlangen; mit dunklen Blicken und hochklopfender Bruſt ſtarrte er in die blühende Schöpfung hinaus, dem Adam gleich, als dieſer im Paradieſe die Worte der Allmacht vernahm: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“

So war er in ſtillen Träumereien in das Städtchen D..... gekommen. Er ließ vor dem bezeichneten Gaſthofe anhalten, forderte ein Zimmer und beſtellte eine Erfriſchung. Kaum war eine Viertelſtunde verſtrichen, als eine prächtige Equipage herbeiflog. Ein junges Mädchen, deſſen anſpruchsloſe Haltung und einfacher Anzug mit dem Glanze der Equipage contraſtirte, ſtieg aus dem Wagen und fragte die Wirthinn mit einiger Heftigkeit, ob in dem grünen Wagen ein Kind angekommen ſei.

Die anſprechende Stimme des Mädchens beflügelte die Eile, mit welcher Leopold die Treppe hinab war, ſich der liebenswürdigen Geſandtinn vorzuſtellen. Er verbeugte ſich tief vor Juſtinens anmuthiger Geſtalt, welche ihn fremd begrüßte, und ſagte: „Wahrſcheinlich führt eine Angelegenheit uns hier zuſammen, und ſo erſuche ich Sie denn, Ihren Geſchäftsverbundenen in mir zu erkennen. Ich bin der jüngere Hochſtein, und habe meine kleine Nichte Manon Norwallen hierher escortirt.“

Eine hohe Röthe verſchönte Juſtinens freudeglänzendes Geſicht. Sie ſchlug die blauen Augen neugierig zu Leopolds Höhe auf, und fragte mit halbem Ton: „Graf Leopold?“

doch ſogleich fühlte ſie, daß ſie eine Unſchicklichkeit begangen habe, den Fremden beim Vornamen zu nennen, und in reizender Verwirrung fügte ſie hinzu, „o vergeben Sie meiner Unbeholfenheit! Ich bin ſo bewegt, und in ſolcher Stimmung vergißt man ſo leicht, was ſchicklich ſei, und was nicht. Doch wo iſt unſere liebe Kleine? Laſſen Sie uns eilen, ein Vater harret mit ſehnſüchtiger Ungeduld auf den erſten Anblick ſeines Kindes.“

Leopold hielt die Blicke ſo feſt und betroffen auf Juſtinens lächelndem Munde, auf das leichte Spiel der zarten Lippen geheftet, daß er nur halb hörte, was ſie ſagte. Er bot ihr den Arm und erwiederte, indem er ſie die Treppe hinaufführte: „Nun, eine kleine Erquickung werden Sie doch zuvörderſt nicht verſchmähen?“ „Erquickung?“ fragte Juſtine ſtatt der Antwort, „o wie könnte ich in dieſer Stunde an *mich* und an die Befriedigung *meiner* Bedürfniſſe denken? Nein, ich danke Ihnen recht ſehr, Herr Graf.“

Unter dieſen Worten waren ſie in das Zimmer eingetreten, in welchem die kleine Manon mitten auf einem großen Tiſche ſaß, und unbekümmert um die Eintretenden mit dem winzigen Fingerchen eine Windmühle in Duodez in Bewegung ſetzte, die bald nach ſeiner Ankunft Leopold durch die Wirthinn hatte einkaufen laſſen. Juſtine betrachtete das liebliche Kind mit Augen, welche in dem feuchten Glanze einer hervorquellenden Thräne ſchimmerten; ſie ſagte, indem ſie der widerſtrebenden Kleinen einen Kuß aufzwang: „Du kleiner Engel! Wie wird ſich Dein Vater freuen! Willſt Du mit mir fahren?“ Manon ſchüttelte das Köpfchen voll blonder, ſeidener Locken, und antwortete: „Nein, mit Onkel fahren.“

Leopold zog das Kind in die Höhe und ſagte ernſthaft: „Liebe Manon, Du wirſt jetzt artig ſein und mit dieſer Dame fahren, und mit Deiner Johanne. Dann kommſt Du wieder, wir ſetzen uns in den großen Wagen, und fahren an all den großen Windmühlen und kleinen Schäfchen vorüber zu Mütterchen. Sieh! dieſe Dame iſt auch ein Mütterchen, o ein gar gutes!“ Juſtine erröthete wie eine Purpurroſe: die Wärterinn lachte, indem ſie dem Kinde den kleinen Mantel anzog. Aber Manon entgegnete mit weinerlicher Freundlichkeit und ängſtlichzuckenden Lippen: „Onkel, fahr auch mit der guten Dame; mußt artig ſein Onkel! Da, da nimm Deinen Hut!“ Bei dieſen Worten wollte das Kind ihm den Hut aufſetzen. Leopold mußte über dieſe Parodie herzlich lachen; er blickte Juſtine fragend an, und dieſe ſagte muthig: „Ich kann nicht wiſſen, lieber Herr Graf, ob Ihnen das Zuſammentreffen mit dem Baron nur gleichgültig oder ſehr unangenehm ſein würde, weshalb ich auch Ihren Entſchluß nicht zu beſtimmen wage; ſo viel jedoch iſt gewiß, daß *ohne* Sie die Kleine verſtimmt bei dem Vater ankommen, und dieſem ſich nicht im vollen Glanze ihrer Anmuth zeigen wird.“

„Nun denn,“ antwortete Leopold entſchloſſen, „ſo begleite ich Sie.“ Manon ſchlug jubelnd die Aermchen um ſeinen Hals, und küßte ihn dankbar.

Leopold hatte ſich kaum je in ſeinem Leben ſo verlegen gefühlt, als heute. Die reizende Natürlichkeit des Mädchens an deſſen Seite er ſich durch Manons Eigenſinn verſetzt ſah, übte eine zaubergleiche Gewalt über ſeine Sinne, und hemmte die freie Bewegung ſeines ſonſt ſo unbefangenen Geiſtes. Juſtine war ein Mädchen. Das Schweigen ihres Nachbars, deſſen Seele in ſeinen Augen zu wohnen ſchien, däuchte ihr deshalb doch kein Zeichen der Einfalt zu ſein, ſie fühlte recht wohl, daß er vor der Magie ihrer Liebenswürdigkeit verſtumme, und theils um ihre eigene Verwirrung darüber zu verbergen, theils um das Gefühl auszuſprechen, welches in ihrer unſchuldigen Bruſt laut wurde, ſagte ſie: „Die Unſchuld eines Kindes iſt doch wahrlich etwas Himmliſches, und müßte wohl tief ergreifend auch das härteſte Herz zu rühren vermögen! O warum können wir nicht immer Kinder bleiben, Kinder nach Sinn und Gemüth; furchtlos, vertrauend, genügſam, liebend, treu und rein? Würden wir nicht den Himmel auf die Erde herabziehen, wenn es ſo wäre? —“

„O! Du Liebliche, biſt es geblieben!“ dachte Leopold in heißauflodernder Bewunderung — und jetzt hielt der Wagen vor dem geſchmackvollen Wohnhauſe in Weidau. Der Baron ſtürzte heraus, doch erblaſſend, wie verſteinert blieb er auf der Schwelle ſtehen, als er ſah, daß Leopold, das Kind auf dem Arme, dem Wagen entſtieg. Leopold näherte ſich ihm, und immer tiefer erbleichend, mit niedergeſenkten Blicken ſagte der Baron: „Darf ich es als einen Beweis Deiner Verſöhnung betrachten, daß Du mir das erſehnte Glück zuführſt? Soll dieſer Tag mich doppelt entzücken? Nimm, Leopold, in dem heißen Wunſche, daß es ſo ſein möge, eine beſſere Genugthuung hin, als die war, welche ich Dir einſt gegeben habe.“

Leopold, deſſen natürliche Güte heute durch die mächtigſten Eindrücke der Natur noch milder geworden war, fühlte ſchon durch den Anblick von des Barons verfallener Geſtalt ſein Herz in dem weichſten Mitleid überwallen. Die Worte, welche der Gebeugte ſprach, zitternde Anklänge herzlicher Reue und tiefen Jammers, vollendeten Leopolds Rührung in der ſchönſten Feier des chriſtlichen Sinnes: in verzeihender und verſöhnter Bruderliebe. Er reichte dem Baron die Hand und ſagte: „Laß es gut ſein, Norwallen. Vergeſſenheit bedecke das Vergangene; die Zukunft gehört dem Alllebenden, und gegenwärtig freue Dich, Vater Deines Kindes.“ Er reichte dem Ueberraſchten die lächelnde Manon dar. Doch jetzt verſchlang Vaterfreude jeden Gedanken, jedes Gefühl in dem Baron. Das Kind wich Anfangs ſcheu von dem fremden Manne zurück, doch auf einen Wink Leopolds ſchlang es beide Aermchen um den Hals des Barons, ſuchte küſſend deſſen Mund und ſagte mit kindlich ſchmeichelnder Stimme: „Lieber Vater, die Mutter läßt Dich grüßen.“ Da brach des Barons Herz; Thränen rollten aus ſeinen Augen, er preßte das Kind feſt an die emporſchwellende Bruſt und ſchluchzte mehrere Male: „O Gott! Gott!“ hervor. Das feinſte Ohr würde nicht haben unterſcheiden können, ob es der tiefſte Schmerz oder die höchſte Wolluſt ſei, was ſich in dieſen Tönen verkünde. Leopold trocknete ſich die Augen, und Juſtine weinte laut. Leopold wendete ſich zu ihr, ergriff ihre Hand, drückte ſie, und ſagte mit Begeiſterung: „Wie drückend der Haß und die Feindſchaft auf dem Herzen laſten, fühlt man dann erſt, wenn ein Augenblick voll heiliger Kraft, wie dieſer, es von dieſer Bürde befreiet. O wie iſt mir ſo wohl und leicht! Es iſt mir, als wäre ein Felsſtück von meiner Bruſt herabgerollt. Ja, die Liebe nur allein iſt göttlichen Urſprungs, denn ſie nimmt ſtets in den ſeligſten Gefühlen von dem gereinigten Gemüthe Beſitz.“

Juſtinens gefangene Hand drückte leiſe ihre Hüter, und unter Thränen lächelte das Mädchen die Beſtätigung dieſes Ausſpruchs dem trunkenen Leopold zu.

Die Bewegung des Barons war ſo gewaltſam, daß

Juſtine eine nachtheilige Wirkung auf ſeine noch immer ſchwache Geſundheit davon befürchtete. Sie bemächtigte ſich des Kindes und ließ, indem ſie auf die Kürze der genau gemeſſenen Zeit aufmerkſam machte, das Mittagsmahl auftragen, bei welchem ſie auf die anmuthigſte Weiſe die Wirthinn vorſtellete. Leopold und die Wärterinn ließen das Kind in all ſeinen kleinen Kunſtfertigkeiten vor dem Baron und Juſtine erſcheinen, der Baron ward nicht müde, ſich Vater nennen zu laſſen, und ſo waren zwei Stunden gleich Minuten verſtrichen. Jetzt ſtand Graf Leopold auf und ſagte, daß es die höchſte Zeit zum Aufbruch ſei. Der Baron nahm eine mit koſtbaren Steinen umſetzte Uhr, an einer ſchweren goldnen Kette hangend, von ſeiner Bruſt und hing ſie dem Kinde um. „Denke an Deinen Vater dabei, meine ſüße, einzige Manon!“ ſagte er liebkoſend, und küßte die Händchen der Kleinen. Um jeden Augenblick zu benutzen, welchen ihm die Gunſt dieſes Tages gewährte, fuhr der Baron mit nach D..... Als endlich auch dieſes erreicht war, und das Scheiden nicht länger verzögert werden konnte, fiel der Baron Leopold um den Hals und ſagte: „Tauſend Dank Dir und — Claudie, deren Namen zwar ewig in meiner Seele, wie die Mahnung an einen verlorenen Himmel ertönt, den aber meine entweiheten Lippen nur mit Scheu auszuſprechen wagen! — Du haſt mir heute ein neues Leben voll Muth und Kraft ertheilt. Es lebt ein Weſen in meinem holden Kinde, mir feſt und heilig verknüpft, und dieſes Weſen bindet mich an die Erde, und an — die von mir Getrennte. — Dieſer Gedanke giebt meinem Daſein wieder Werth und meinen Beſtrebungen eine würdige Richtung.“

Leopold verſprach dem Baron auf den künftigen Herbſt dieſe Zuſammenkunft zu wiederholen, und der Baron, welcher den Muth nicht gehabt hatte, die Bitte um dieſe Gewährung auszuſprechen, nahm hocherfreut das gegebene Verſprechen an.

Dieſe Zuſammenkunft hatte ein gedrücktes, krankes Herz großentheils gehoben und geheilt, doch zugleich ein geſundes verwundet. Unſere Leſerinnen werden errathen, daß unter dem Letzteren Leopold gemeint ſei. Er kam ſo begeiſtert von dem verfloſſenen Tage nach dem Hochſtein zurück, ſeine Schilderung der Vereinigungsſcene, ſeine Beſchreibung von dem Benehmen des Barons, von Juſtinens Holdſeligkeit, trug ein ſo glühendes Colorit, daß ſein Vater ihn heimlich bitten mußte, Claudie zu ſchonen, deren Gefühle durch dieſe Erzählung in ihren feinſten Nerven ſchmerzlich berührt wurden.

Nach einigen Tagen, in denen er zerſtreuet, gedankenvoll, zu jeder geſelligen Unterhaltung unfähig, umher gegangen war, kehrte Graf Leopold nach Buchenrode zurück, und überließ die Seinigen den verſchiedenartigſten Vermuthungen über die Veranlaſſung zu ſeiner ſo auffallend veränderten Stimmung.

Leopold hatte, eine flüchtige, bald aufgegebene Neigung ausgenommen, noch nie geliebt. Er gehörte zu denjenigen glücklichen Menſchen, deren ruhige Gefühle ſich ſtets unter der Leitung eines klaren, nüchternen Verſtandes bewegen. Obgleich nicht ohne Wärme der Empfindung und zarten Sinn für Schönheit und Natur, unterwarf er noch bis jetzt ſein Urtheil über den Werth jedes Mädchens, welches ihm wohlgefiel, dem Ausſpruche der Vernunft, und wenn dieſe unbeſtechbare Richterinn mit dem verlangten Lobe kargte, oder aus dieſem oder jenem Grunde eine innigere Annäherung an das Märchen unſtatthaft fand, ſo kam der verflüchtigte Schlag ſeines Herzens bald wieder in den gemeſſenen Takt.

Doch auch ſeine Stunde hatte geſchlagen. Alle obwaltenden Umſtände hatten den Eindruck vorbereiten und verſtärken müſſen, welchen Juſtine auf ihn hervorbrachte. Zwar wollte die Vernunft ihre ſo lange behauptete Herrſchaft auch diesmal geltend machen, und donnerte in den Sturm der Gefühle ihre Einwürfe in der Bemerkung: er wiſſe ja noch weiter nichts von dem Mädchen, als daß es ſchön, gebildet, anſcheinend gut und eines Predigers Tochter ſei. Darauf entgegnete das verlangende Herz, daß der Mann, welchem Schönheit, Geiſt und Güte nicht als eine zureichende Mitgift ſeines Weibes erſcheinen, entweder ein Thor, oder ein Böſewicht ſei, und was den letzteren Punkt anbelange, ſo kenne er ja ſeines Vaters Geſinnungen, nach welchen dieſer den Werth des angeſtammten Adels zwar zu ſchätzen wiſſe, und bei dem würdigen Genuß der Vortheile, die er gewähre, auch die Pflichten, welche er auflege, erkenne und gewiſſenhaft erfülle, aber doch den Tugenden der, einſt von ſeinem Sohne zu wählenden Gattinn noch höheren Rang und eine achtungswerthere Würdigkeit zugeſtehe, als von ungleichen Verbindungen rein erhaltener ſechszehn Ahnen. Aber — fragte die Ueberlegung weiter: Beſitzet denn Juſtine wirklich die Tugenden, welchen es meinen gütigen Vater vergeſſen machen können, daß ſie das Kind eines bürgerlichen Lehrers, ein armes Mädchen und bisher von Ludmilla's Gnade abhängig geweſen ſei? Kann man die Wallung einer ſo natürlichen Rührung bei ſolch bewegender Veranlaſſung ein Paar blaue Augen voll Thränen, ein freundlich theilnehmendes Walten, als zuverläſſige Bürgen dafür betrachten? Und verdient die milde, vorurtheilsfreie Geſinnung meines Vaters nicht, daß ich ſeine Forderung in möglichſter Ausdehnung erfülle, die, in das wichtigſte Verhältniß des Lebens nicht eher einzugehen, bis ich wahrhaft davon überzeugt ſei, ich vertraue meine Zukunft und die Bildung der Kinder, welche mir Gott einſt geben könnte, einem edlen, ſittlichen, für ſtilles Glück empfänglichen Weibe? — Das mußte das Herz nachgeben und ſich von dem Entſchluſſe zur Ruhe verweiſen laſſen, erſt genaue Erkundigung über Juſtine einzuziehen, ehe dieſe Neigung das Gemüth frei beherrſchen dürfe.

Aber wie dies nun anfangen? Wie zu den gewünſchten Notizen über das Mädchen gelangen? Dieſe Frage beſchäftigte den armen Leopold fortwährend, ohne daß es ſeinem Scharfſinne trotz der höchſten Anſtrengung gelingen wollte, eine befriedigende Antwort darauf zu ertheilen. Er verlor nach und nach das Intereſſe für ſeine Geſchäfte, weil er ſie nur mit halber Seele trieb; eine ſtechende Unruhe machte ihn raſtlos und unſtät, und von einem unbeſtimmten Verlangen gequält, glaubte er auf kleinen oder größeren Ausflügen der inneren Pein entrinnen zu können. So gerieth er eines Tages auf den Gedanken, nach L...... zu reiſen, woſelbſt er ſich einen neuen Wagen kaufen wollte. Es war gegen den Abend, als er vor dem Wallfiſch, dem erſten Gaſthofe dieſer Stadt, ankam. Er warf ſich an das Fenſter des ihm angewieſenen Zimmers und bemerkte ein lebhaftes Zuſtrömen von wohlgekleideten Menſchen, welche ſämmtlich eine Richtung nahmen, der er jedoch von dieſem Standpunkte aus mit ſeinen Blicken nicht zu folgen vermochte. Er vermuthete, daß dort das Schauſpielhaus ſei, und als er ſich erkundigte, ward dieſe Vorausſetzung beſtätiget. Der Aufwärter brachte ihm den Komödienzettel; Iffland's Mann von Wort ward gegeben; er leerte haſtig das beſtellte Glas

Limonade aus und wallte mit den ſchauluſtigen Schaaren Thaliens Tempel zu, wo der Heros einer auswärtigen Bühne heute in der Gaſtrolle des Friedrich Mahring auftreten ſollte.

Das Theater war überfüllt, troz der Schönheit des Juniusabends, deſſen mit Roſenduft durchwürzte Luft ſo kühl und labend im Freien wehete. Die Hitze im Schauſpielhauſe war ſtickend und erſchwerte das Athemholen, und Leopold, welcher mißmüthig am Orcheſter lehnte, bereuete es faſt, dem allgemeinen Zuge zu raſch gefolgt zu ſein.

Doch jezt vernahm er grade über ſeinem Haupte in der erſten Seitenloge eine Stimme, welche ſeine Blicke aufwärts zog und alle Fiebern ſeines Herzens in Bewegung brachte. Juſtine — ja, er konnte nicht zweifeln, daß ſie es ſei — ſtand, ſehr geſchmackvoll gekleidet, zwiſchen einem ſehr hübſchen Manne und einer jungen Dame, welche beide das Mädchen ſehr angelegentlich und mit allen Zeichen der Achtung unterhielten. Leopolds Freude, den Gegenſtand ſeiner unruhigen Sehnſucht ſo unvermuthet hier wieder zu finden, wich pfeilſchnell der Befürchtung, ob dies vielleicht auch unter Umſtänden geſchehe, welche ſeinen liebſten Planen den Einſturz droheten. Er hielt angſtvoll ſeine Augen feſt auf Juſtine geheftet, und fand ſie ein wenig blaß; in den ſchönen, blauen Augen einen noch ſanfteren Ausdruck, in ihren Zügen den Schatten eines leiſen Kummers. Die Unterhaltung des Mannes ſchien ihm den Charakter einer anſtändigen Vertraulichkeit zu tragen; für die Dame hatte Leopold gar kein Auge. Länger konnte er die Ungewißheit welche ihn marterte, nicht ertragen. Er klopfte einen der Muſici auf die Schulter, und ſagte: „Um Vergebung, mein Herr! Können Sie mir wohl ſagen, wer der Mann hier oben ſei, neben — er deutet ſo eben mit der rechten Hand auf das Theater hin." „O ja," entgegnete der Gefragte blinzelnd aufblickend, und mit einem Tone und einer Bewegung, welche ſchweigend den Genannten belobten, fügte er hinzu, „das iſt der Hofrath Collmar, die Dame im grünen Hute iſt ſeine Frau, und die Blonde im weißen Kleide kenne ich nicht."

„Aber ich!" dachte Leopold entzückt, und bedankte ſich, und jetzt machte der Wink des Muſikdirectors zum Anfang der Symphonie dem Zwieſprach ein Ende.

An dem Vergnügen, welches Leopold der Bericht gewährte, daß der Bekannte der holden Juſtine ein Verheiratheter ſei, fühlte er, wie groß ſein Schmerz ſein würde, wäre es anders geweſen; dieſe Erkenntniß belehrte ihn noch richtiger über die Natur ſeiner Wünſche in Beziehung auf Juſtine. Wie wahrſcheinlich war es, daß das liebenswürdige Mädchen auch andern Männern ſo erſcheine, daß ein Glücklicherer ihm zuvorkomme — und — eine entſetzliche Aengſtlichkeit ergriff ihn, er glaubte ſie ſchon verloren und hätte ihr lieber an dieſem Abende noch einen Heirathsantrag gemacht. Der ruhige, beſonnene Leopold war heftig, leidenſchaftlich geworden. —

Doch jetzt rauſchte der Vorhang auf; Leopold nahm eine andere Stellung ein, von welcher aus er Juſtine im Gegenüber hatte. Mit ungetheilter Aufmerkſamkeit, mit ſteigendem Intereſſe ſchien das Mädchen dem Laufe des Stückes zu folgen, doch, als Julie erſchien und bei mehrmaligem Auftreten derſelben zog ſie ſich zurück, und verbarg ihr Geſicht hinter dem Taſchentuche.

Obgleich Leopold Anfangs dem Theater jeden Blick verſagte, weil dieſer nur an einem Gegenſtande haftete, ſo machte dennoch durch das Gehör der rührende Geiſt dieſer

Dichtung ſein Recht an ihm geltend. Er fühlte ſich bald von den Situationen angezogen, der Archivar gewann ſeine Verehrung, Vetter Mahring, welcher meiſterhaft ſpielte, ſeinen ungetheilteſten Beifall, Madame Leſtang erregte ſein Bedauern und Juliens liebenswürdige Kindlichkeit ſeinen wärmſten Antheil, doch mehr zu Gunſten ſeines Idols, deſſen holde Einfalt und zärtliche Innigkeit er in Juliens Charaktergemälde wiederzufinden glaubte, als zu Nutz und Frommen der jungen Schauſpielerinn, welche ſich heute mit dieſer ſchönen Maske ſchmückte. Er ſah jetzt Juſtinens Augen in Thränen ſchwimmen, er ſah, wie ſie das Köpfchen immer tiefer ſenkte, um ihre Rührung zu verbergen. War ſie doch auch eine Waiſe, dem Schutze und der Willkür fremder Menſchen anheim geſtellt! — Wer konnte es wiſſen, welche Aehnlichkeit oder Anſprache ſie in Juliens Lage oder Benehmen mit ihren eigenen Verhältniſſen fand?

Das Stück war aus; Leopold ſtürmte an den Eingang des Hauſes. Juſtinens weißes Kleid berührte ſeine fieberhaft brennende Hand, als ſie an des Hofraths Arm an ihm vorüberſtreifte, aber ihr Geſicht war dem Führer zugewendet, und Leopold hatte nicht den Muth ſie anzureden.

Seine nächſte Sorge war jetzt darauf gerichtet, die Bekanntſchaft des Hofraths Collmar zu ſuchen, er ahnete in dieſem den Mann, der ihm über Juſtine die beſte Auskunft geben könnte. Des Zufalls freundlichſte Laune begünſtigte Leopolds Abſicht. Er ſpeiſte am folgenden Mittage an öffentlicher Tafel. Die Tiſchgeſellſchaft war ſehr zahlreich, die Unterhaltung ziemlich allgemein. Man erging ſich im Gebiete der Kunſt, namentlich der Malerei. Leopold entwickelte in dem Geſpräche ſo viel gründliche Sachkenntniß, dabei war ſein Urtheil ſo beſcheiden, ſein Ausſpruch nie vorlaut, daß allmählich das Wort der lauteſten Redeführer nur an ihn gerichtet ward und ſeine Meinung über dies und das erheiſchte. Sein Nachbar, ein ältlicher Mann, der nur wenig ſprach, ſagte jetzt halblaut zu Leopold: „Wenn es Ihre Zeit nur irgend erlaubt, Herr Graf, ſo ſollten Sie unſere Stadt nicht verlaſſen, ohne eine kleine Privat-Gallerie, welche jedoch aus lauter Meiſterwerken beſtehet und ſich unter dem Beſchluſſe des Hofrath Collmar befindet, geſehen zu haben.“

Faſt hätte Leopold vor Freuden laut ausgerufen, wie lieb ihm dies ſei. Es gelang ihm nicht ganz das Vergnügen über dieſe Weiſung zu unterdrücken. Der Nachbar hielt das Feuer, welches plötzlich in ſeinem Blicke entglommen, die glühende Röthe, die über ſein Geſicht flammte, für Kunſtbegeiſterung und fühlte ſich dadurch aufgefordert, die Geſchichte dieſer Gemäldeſammlung dem leidenſchaftlichen Hörer näher zu entwickeln. „Sehen Sie, Herr Graf,“ hob er an, „die Sache verhält ſich ſo, des Hofraths Oheim, ein reicher Hageſtolz, ſtarb vor Jahr und Tagen, und vermachte dieſe Sammlung, welche ſein Steckenpferd geweſen war, einem jungen Verwandten, der daſſelbe Rößlein reitet und ſich gegenwärtig noch auf Reiſen befindet. Der Hofrath als Univerſalerbe hat daher auch dieſen Theil, der Verlaſſenſchaft noch in Verwahrung und iſt gefällig genug, jedem Kunſtfreunde die nicht gemeine Augenluſt an dieſen Schätzen zu gönnen.“

Wie glücklich war Leopold! Er ſchrieb ein artiges Billet an den Hofrath, worin er ihm ſein Anliegen vortrug. Der Ueberbringer brachte zurückkehrend die Nachricht, daß der Hofrath ausgefahren ſei, um Krankenbeſuche zu machen, und ſchwerlich vor Abends wiederkommen werde. Es half nun nichts, Leopold mußte ſich gedulden. Am folgenden Morgen ſehr früh, erhielt er ein freundliches Gegenſchreiben vom Hofrath, worin dieſer ihn um drei Uhr Nachmittags zu ſich beſchied. Leopold erharrete mit ſolch ungeſtümen Verlangen die beſtimmte Stunde, als ſei der Hofrath ſelbſt das Ziel ſeiner heißen Sehnſucht, da er doch nur mittelbar dazu wirken konnte, daß der Liebende es einſt erreiche.

Leopold ward von der näheren Bekanntſchaft des Hofraths ganz entzückt, aber ſchon war er bereits beinahe eine halbe Stunde bei ihm, und noch ließ ſich ſchicklicher Weiſe kein Uebergang des Geſprächs auf Juſtine leiten. Endlich fügte ſich die Gelegenheit ſeinem ängſtlichen Streben. Sie traten jetzt vor ein großes Gemälde, welches der Hofrath als eines der vorzüglichſten dieſer Sammlung ankündigte, es war eine Weinleſe. Im Vordergrunde ſtand eine junge Winzerinn, deren Geſicht eine wenn auch nicht auffallende, doch bemerkbare Aehnlichkeit mit Juſtine hatte. Leopold nahm ſie ſogleich wahr. Die wankende Stimme mühſam beherrſchend, ſagte er: „Dies liebliche Bild erinnert mich an ein Mädchen, das ich kürzlich unter Umſtänden kennen lernte, welche wohl dazu geeignet waren, mir eine bleibende Erinnerung an das liebenswerthe Weſen zu geben. Juſtine Lucas heißt dieſe intereſſante Bekanntſchaft, iſt die verwaiſete Tochter eines Predigers und lebt ſeit mehreren Jahren im Hauſe meines geweſenen Schwagers, des Barons von Norwallen.“

Des Hofraths Geſicht war verklärt. Lächelnd antwortete er: „Von Herzen nenne ich dies edle Mädchen meine Freundinn, welches die innigſte Werthſchätzung jedes Mannes verdient. Ich kenne dieſe Lucas ſeit ihrer Kindheit, und würde — hätte —“ der Hofrath ſtockte und verſchluckte einen

Seufzer, dann fuhr er fort: „Sie glauben nicht, lieber Herr Graf, wie viel hohes Verdienſt und ſeltene Fähigkeit ſich hinter dem Gewande der Anſpruchsloſigkeit verbirgt, welche den Schleier der holdeſten Mädchenhaftigkeit über das gediegendſte Köpfchen und das zärtlichſte Herz breitet. Und ein Erziehungstalent hat die Kleine, wie es mir in meinem ganzen Leben nicht ähnlich vorgekommen iſt! Es wäre wahrlich! Schade, wenn ihr einſt die Vorſicht nicht ein halbes Dutzend Kinderchen geben wollte, und der Kreis ihrer Wirkſamkeit ihren Kräften nicht angemeſſen wäre.“

Leopold erröthete und der Hofrath nun einmal im Zuge, fuhr fort: „Das Mädchen ward hier bei ſeiner Tante, welche die Vorſteherinn einer rühmlichen Bildungsanſtalt iſt, erzogen und war, obgleich damals noch ſehr jung, die Seele des Inſtituts. Ein Ereigniß ſchmerzlicher Art, beſtimmte Juſtine zur Rückkehr in das Vaterhaus, welches ſchon nach wenig Wochen der Tod des braven Paſtor Lucas verödete. Nun nahm die Baroninn Norwallen,“ der Hofrath verbeugte ſich, „die leidtragende Weiſe auf, und es bedarf wohl keines ſtärkeren Beweiſes für des Mädchens Vortrefflichkeit, als daß man wiſſe, wie es auf die Nachfolgerinn Ihrer Frau Schweſter eingewirkt habe. Es iſt weltbekannt, was die Baroninn einſt geweſen, aber von ihrer Gegenwart ſpricht ſelbſt der Neid auf das rühmlichſte. Juſtine hat ihre Beſchützerinn für den Himmel erzogen; Gott gebe dem guten Kinde das ſchönſte Erdenloos dafür!“

Leopold hatte dieſe Rede mit Andacht vernommen, ſie ſprach die Rechtfertigung für ſeine Liebe aus. Er hätte, wer weiß was? darum gegeben, zu wiſſen, welch Ereigniß Juſtine aus der Hauptſtadt vertrieben habe. Eben ſo gern hätte er erfahren, ſeit wann und bei wem? ſie ſich wieder hier aufhalte. Er ſagte, hoffend, auf dieſem Wege zu ſeinem Zwecke zu gelangen: „Es wäre demnach zu wünſchen, daß die Baroninn dieſen Schutzengel ihrer Tugend noch eine Weile behalten könnte.“

Der Hofrath entgegnete: „Für jetzt entbehrt ſie ihn. Juſtine iſt ſeit mehreren Wochen wieder hier, um ihre Tante, welche ſehr krank danieder liegt und ſchwerlich aufkommen dürfte, zu pflegen. Das Mädchen erſchöpft die übernommene Pflicht mit ſo wenig Rückſicht auf die eigene Geſundheit, daß ich deshalb ernſtlich beſorgt bin und geſtern von Amts wegen ein Machtwort ſprach, nach welchem unſere junge Freundinn meine Frau und mich in das Theater begleiten mußte, um ſich ein wenig zu zerſtreuen. In demſelben unwiderlegbaren Tone habe ich ſie eingeladen, morgen den Namenstag meines guten Weibes, in dem Bürgerſchen Garten mit uns zu feiern, und wenn Sie, lieber Herr Graf, mir die Ehre erzeigen wollten, auf ein frugales Abendbrod in einer kleinen Geſellſchaft guter Freunde mein Gaſt zu ſein, ſo könnten Sie dort die Ihnen liebgewordene Bekanntſchaft erneuern.“

Leopold nahm die Einladung mit beſtürzter Freude an. Er war von dieſem Augenblicke an ſo ſichtlich verwirrt und zerſtreut, daß der Hofrath ſtutzte und zu ahnen anfing, von welcher Art das Intereſſe ſei, welches Graf Hochſtein an der holden Juſtine nehme.

Der ſehnenden Erwartung Leopolds ſchien die Sonne des folgenden Tages in ihrem Laufe zu zögern. Unbeſtimmte, aber ſüße Vorempfindungen des Wiederſehens, dem er entgegenging, beflügelten die Schläge ſeines Herzens und machten ihn zu jeder Beſchäftigung unfähig. — Endlich ſchlug es ſechs Uhr. Leopold eilte jetzt dem Bürgerſchen

Garten zu, fand dieſen voll von geputzten Menſchen, doch nirgends ein bekanntes Geſicht. Auf ſeine Nachfrage ſagte ihm ein Aufwärter, daß in jenem Bogengange für Hofrath Collmar ein Tiſch mit vierzehn Couverts ſervirt worden, daß jedoch vor ſieben Uhr die Geſellſchaft ſchwerlich zu erwarten ſei.

Alſo noch eine Stunde Harrens war dem Liebenden beſtimmt. Er ging in den bezeichneten Bogengang, welcher die eine Seitenwand des Gartens bildete und zufolge ſeiner Abgelegenheit von den Hauptpartien deſſelben faſt immer unbeſetzt war. Hier ſetzte er ſich nieder. In Mozarts Melodien tönte die Muſik durch die laue ſtille Luft zu ihm herüber; das Toſen und Treiben der Menſchen verklang in der Entfernung zu einem leiſen Summen, das dumpfe Geräuſch der nahen Stadt vermählte ſich damit und die Stille des Plätzchens, in welches die Regungen des Lebens ſo gemildert drangen, wiegte den Wartenden in genußreiches Träumen. Jetzt ſchlug es drei Viertel in der Stadt; da vernahm Leopold ein Kniſtern im Sande, ein leiſer Fußtritt ſchwebte näher, und als er aufblickte, ſtand Juſtine vor ihm, verſchönt durch ein freudiges Erſchrecken, welches einen brennendern Purpur, als den der Abendgluth am klaren Sommerhimmel, auf ihre zarten Wangen warf. Leopold war aufgeſprungen. Er führte Juſtinens zitternde Hand an ſeinen Mund und ſagte: „Wie glücklich macht mich der Zufall, indem er mich in einer ungeſtörten Minute Sie, meine Theuerſte, wiederfinden und begrußen läßt.“ Juſtinens Hand zitterte ſtärker, denn in dieſen Tönen verkündete ſich die Leidenſchaft, deren rechtliches Ziel und Streben die Beſcheidene nicht zu hoffen wagte. Sie entgegnete befangen: „Welche ſonderbare Fügung führt Sie hierher, Herr Graf?

Oder wären Sie vielleicht der Freund, deſſen Wiederfinden an dem heutigen Abende mir geſtern in ſeiner Einladung Hofrath Collmar verhieß?“ Leopold erwiederte: „O liebenswürdige Juſtine! Wäre ich von Ihnen zu dieſem ſchönen Namen berechtiget, ſo würde mir dieſer Abend als ein zwiefaches Feſt erſcheinen.“ Juſtine wollte ausbeugen, ſie ſagte: „Niemand leugne mir noch Ahnungen! Ich habe ſeit vorgeſtern ſehr viel Ihrer gedacht, lieber Herr Graf!“ „Seit vorgeſtern nur?“ wiederholte Leopold mit einer Stimme, in deren Klängen die Anſprüche der Liebe mit dem zärtlichen Vorwurfe, ſie unbefriediget zu ſehen, verſchmolzen, und nach einer kleinen Pauſe, die ein halberſtickter Seufzer Juſtinens füllte, fuhr er, hingeriſſen von ſeinem Gefühle, fort: „Ich habe ſeit jenem unvergeßlichen Tage, der mir Ihre Bekanntſchaft gab, noch keinen Augenblick aufgehört, an Sie zu denken.“

Juſtine ward immer beklommener zu Muthe. Abermals ausweichend antwortete ſie: „Mir däuchte es nämlich, als hätte ich Sie vorgeſtern im Theater erblickt, und da ich Sie jetzt hier finde, darf ich wohl auch vermuthen, daß jene Wahrnehmung keine Täuſchung geweſen ſei.“

Nun ward die Unterhaltung unterbrochen, denn Hofrath Collmar mit ſeiner Frau und dem größten Theile der geladenen Gäſte kam den Gang herauf, doch die Ungleichheit der Verhältniſſe erwägend, und Juſtinens weibliches Zartgefühl ehrend, wagte es keiner der Kommenden auch nur die feinſte Neckerei über das Zuſammenfinden des jungen Paares anzubringen. Aber der Hofrath beobachtete das gegenſeitige Benehmen deſſelben im Geiſte der geſtern gewonnenen Vermuthung. Noch jetzt ein glühender Verehrer Juſtinens und von den regſten Wünſchen für des Mädchens

Wohl beſeelt, konnte er nicht recht einſehen, warum die reizende, gute und untadelige Juſtine dem Grafen Hochſtein als Gattinn nicht genehm ſein ſollte. Und ſo betrachtete er es weder als eine Verſündigung gegen die Pflicht, noch gegen die Klugheit, wenn er die augenſcheinliche Neigung des Letzteren begünſtige und ihn zum Tiſchnachbar ſeiner Freundinn erkieſe. Leopold begleitete die Frühaufbrechende nach Hauſe, und der ſelige Genuß dieſes ſchönen Abends machte ihn zu einem dankbaren Schuldner des gaſtfreien Hofraths.

In dem Gefühle der hoffenden Liebe reiſte Graf Leopold zurückkehrend von der Hauptſtadt nach dem Hochſtein. Er glaubte ſich der Wonne des Gedankens überlaſſen zu dürfen, daß er Juſtine nicht gleichgültig ſei, und er ſuchte jetzt in der Abſicht ſeinen Vater heim, dieſem die Entdeckung ſeiner Leidenſchaft für Juſtine zu machen und ſich der väterlichen Genehmigung zu verſichern, um dann ohne Verzug dem theuren Mädchen ſeine Hand anbieten zu können. Er fand den Rittmeiſter und Heimfried mit ihrem gemeinſchaftlichen Zöglinge auf dem Hochſtein, ſeine Lieben geſund und wie immer zufrieden. Seinem aufgeregten Gemüthe, der ängſtlichfrohen Spannung, in welcher ſich ſein ganzes Weſen befand, war der Zuſtand ſanfter Ruhe, welche der Charakter des geſelligen Verhältniſſes in ſeiner Familie war, zu entgegengeſetzt, um ihn behaglich anzuſprechen; er bat ſeinen Vater, mit ihm allein zu gehen, und als dieſer gewährte, ließ er das übervolle Herz ausſtrömen.

Graf Hochſtein ließ ſeinen Sohn ruhig ausreden, dann ſagte er gütig: „Dein Geſtändniß, mein lieber Leopold, überraſcht mich kaum, und ſchon längſt war es mein Wunſch, Du möchteſt heirathen. Daß Deine Wahl auf ein Mädchen gefallen iſt, Dir am Range nicht gleich, ſoll mich nicht abhalten, ſie zu ſegnen, wenn ich mit Zuverſicht darauf rechnen darf, Du habeſt nicht mit dem Auge allein gewählt. Wer dem Grabe ſo nahe ſtehet als ich, erkennet die Vorzüge des Lebens nach ihrem wahren Gehalte; die Täuſchungen, welche in der Jugend unſeren Beſitzungen ſo oft einen falſchen Schimmer leihen, blaſſen mit jeder ſinkenden Sonne ab, und endlich erkennet das Auge des Menſchen das Weſen irdiſcher Dinge entkleidet von allem trügeriſchen Schein, ſo daß jeder Sterbende mit Salomo ſagen kann: „Es iſt Alles eitel. —“ Auch der älteſte Stammbaum zerfällt einmal in Moder und Staub, aber eine reine Geſinnung, ein Herz voll frommer Liebe, erhebt uns ſchon hier und mehr noch einſt zu Genoſſen der Engel, zu den Auserwählten Gottes, und faſt möchte ich glauben, Deine Erwählte ſei im Beſitz dieſer herrlichſten Anwartſchaft. Wer, gleich ihr, Jahre lang in der engſten Gemeinſchaft mit ſolch einer Ludmilla und ſogar in abhängigen Verhältniſſen zu dieſer ſtehen kann, ohne ſich zu der tiefer ſtehenden Gönnerinn zu erniedrigen, ſondern ſo viel Gemüthsſtärke und Seelenkraft beſitzet, um die Gefallene zu ſich empor zu heben, deſſen Werth muß ja wohl begründet ſein. Was ich von dem Mädchen hörte, ſpricht für ſeine Vortrefflichkeit, und doch tönen die Stimmen ſeines Rufes, welche alle nur eins und daſſelbe ausſagen, ſo leiſe, daß ich glauben darf, die zarteſte Beſcheidenheit verſchleiere ein ſeltenes weibliches Verdienſt. In Gottes Namen denn, mein guter Sohn! Ich habe nichts dawider; Juſtine Lucas wird mir eine liebe Tochter ſein, wenn gleich keine Grafenkrone, ſondern nur der Kranz der Unſchuld ihr jungfräuliches Haupt ſchmückt. Ach! möchte doch eins meiner Kinder ſo glücklich werden, als es den Forderungen der Natur und unſeres Herzens gemäß iſt! Und nicht, wie meine arme Claudie, nur in ſtiller Entſagung, ſondern in dem Genuſſe eines blühenden Glückes, ſich des ihm gefallenen Looſes als würdig erzeigen! Doch ich will Deinen Freudenwein nicht trüben. Auch die verſagende Liebe iſt Liebe, und oft eine ſegensreichere, als die gewährende.“

Ein Monat und wohl noch längere Zeit war verſtrichen, ſeitdem Leopold durch dieſe väterliche Entſcheidung zu einer freien Bewerbung um Juſtinens Hand berechtiget worden war. Nur unbefriedigend waren die kurzen Schreiben, welche während dieſer Zeit an die Seinigen ergingen, und dieſer wichtigen Angelegenheit ward darinnen mit keiner Silbe erwähnt. Man wußte kaum, ob man dieſes gänzliche Stillſchweigen über eine Sache, an welche doch alle Mitglieder dieſes liebenden Kreiſes ſo innig regen Theil nahmen, für ein gutes oder ſchlimmes Zeichen von dem Fortgange derſelben anſehen dürfe. Aber endlich ward dieſes Räthſel auf das genügendſte gelöſet.

An einem der hellen, warmen Auguſtabende, in deren Schönheit Sommer- und Herbſtfreuden verſchmelzen, das Mondlicht mit ſo wunderſamen Glanz den fehlenden Tagesſchein erſetzt und doch die frühe Dunkelheit, welche ihre Schatten über die beraubten Felder verbreitet, an einen ſorglicheren Genuß der bald ganz verödeten Natur mahnt, ſaßen die Bewohner und Freunde des Schloſſes Hochſtein auf einer großen, Sopha ähnlich geformten Moosbank an der Seitenwand der Felſenburg. Der Vollmond zeigte die erhabene Ausſicht, welcher dieſer Standpunkt gewährte, in eben ſo wechſelvoller als magiſcher Beleuchtung. Kleine Wölkchen ſchwammen im tiefen Blau des Nachthimmels und die zahlloſen Schaaren der Sterne ſchimmerten klar und ſtill wie tröſtende Blicke des Ewigen herab. Eine ſanfte Wehmuth, ein weiches Sehnen war die herrſchende Stimmung in der kleinen Geſellſchaft, und dieſe Gefühle bereiteten den Eindruck vor, welchen ein ganz unerwarteter Auftritt bewirkte.

Schon einige Male hatte Claudie, welche vorzüglich leiſe hörte, das ferne Rollen eines Wagens und ſpäterhin das Rauſchen näher kommender Fußtritte zu vernehmen geglaubt; aber man hatte ihr dieſe Wahrnehmung widerlegt. Jetzt trat auf einmal aus dem Gebüſch der Felſenſtraße geiſterähnlich ein Menſchenpaar hervor; es kam langſam näher, und Leopold, ein ſchönes, in Trauer gekleidetes Mädchen an ſeiner Hand, ſtand vor der lauſchenden Gruppe. Ausrufungen, halb dem Schrecken der Ueberraſchung, halb der Freude angehörend, begrüßten ihn, er aber ſagte mit frohzitternder Stimme: „Hier bringe ich Dir, mein Vater, und Euch Allen, meine Lieben, meine Braut, Juſtine Lucas.“ Mehr konnte er vor Rührung nicht hervorbringen. Juſtine bebte wie Espenlaub. Ihr ſchwarzes Gewand, das blaſſe, vom Mondſtrahl verklärte Geſicht, die blonden, im Abendwinde wehenden Locken, von welchen herab ein langer, durchſichtiger Schleier flatterte, gaben ihr das Anſehen einer Erſcheinung aus dem Gebiete des Geiſterreichs. Der alte Graf nahm das bange Mädchen herzlich in ſeine Arme und ſagte: „Meine Tochter, ſei mir als ſolche geſegnet! Zittere nicht, gutes Kind! Du vertraueſt Dich in meinem Leopold einem rechtlichen, Dich warm und treu liebenden Manne, welcher den Werth Deines Herzens zu ſchätzen weiß.“ Die ſchluchzende Juſtine ſtammelte hervor: „O Gott, Herr Graf — —“ „Nicht ſo mein Kind, Vater, nenne mich; ich habe den

Willen, dieſen Namen zu verdienen," ſagte Graf Hochſtein und küßte den zarten Mund der holden Schwiegertochter. Aber jetzt ſchlang die zärtliche Claudie ihre Arme um die geſchenkte Schweſter: ohne Worte, nur durch Blick und Geberde erkannten ſich die verſchwiſterten Seelen, und zwei der edelſten weiblichen Herzen, welche die Erde trug, ſchlugen in den vollen Schlägen der Freude und Liebe an einander.

Die Verlobten blieben nun acht Tage auf dem Hochſtein. Juſtine ward von Allem, was ſie hier ſah und kennen lernte, wie berauſcht, und zu neuen Anſichten und neuen Ueberzeugungen erhoben. Der Hochſtein ſelbſt dünkte ihr ein Paradies, deſſen ſchroffe Höhe ihm Schutz vor dem Andringen niedriger Gemeinheit gewähre und dem Sinne ſeiner Bewohner angemeſſen ſei. Dieſe erſchienen Juſtine ſämmtlich als Weſen einer höheren Gattung, am deutlichſten fühlte ſie dies in Claudiens Nähe. Wie ganz anders war die Natur der Empfindung, welche das Mädchen mit geheimer Gewalt an die erſte Baroninn von Norwallen zog und ſeine Bruſt mit der zarteſten Achtung, mit der mildeſten Zärtlichkeit für dieſe edle Frau erfüllete, als die jenes Wohlwollens, das Juſtine für die zweite Führerinn dieſes Namens treu und innig bewahrte. In Ludmilla liebte Juſtine die Wohlthäterinn; in der allmählich zurückkehrenden Gemüthsruhe derſelben, in den immer kräftiger ſich geſtaltenden Beſtrebungen, Gutes zu ſtiften, die Wirkungen ihres Troſtes, ihres Beiſpiels, ihrer Ermunterung. Die natürliche Anmuth, die unverkennbare Anhänglichkeit der mitleidswerthen Gönnerinn feſſelten das dankbare Herz der Verpflichteten, und die genaue Kenntniß von der Freudenarmuth der reichbegüterten Frau knüpfte durch das wärmſte Bedauern dies enge Band noch feſter.

Ganz anders bildete ſich Juſtinens Gefühl für Claudie. Hohe Theilnahme für Claudiens Unglück, tiefe Verehrung für die ſeltene Art, wie die ſanfte Dulderinn es getragen, war der Grundton dieſer Empfindung.

Der ſtille Frieden, welcher von Claudie auswehete, dieſer unſträfliche Wandel im Himmel reiner Geſinnungen, dieſer erhabene Gang über dem Gewirre der Thorheit und Leidenſchaft ließen das Mädchen in der Schweſter des Geliebten eine Heilige erblicken, und doch bewies die beſiegte oder geläuterte Liebe für den edlen Olgy, daß *menſchliche* und *weibliche* Gefühle ihren Tribut von dieſem weichen Gemüthe in heißem Schmerze und bitterer Entſagung forderten. Ach! wenn der Rittmeiſter am Abend ſchied, und mit betrübten, langen Blicken ſeiner Freundinn für die Nacht und den folgenden Morgen Lebewohl ſagte, wenn Juſtine bemerkte, wie trauernd Claudie ihm nachſah, und ſo lange ſinnend ſchwieg, als ſie das Fortrollen ſeines Wagens vernehmen konnte, dann ſchmiegte ſich das Mädchen inniger in die umfangenden Arme des Bräutigams und gelobte es ſich ſelbſt, durch heiligfeſte Treue, durch ſorglichbewahrte Demuth ſich des Glückes werth zu machen, dem Geliebten ganz angehören zu können.

Unſere Leſer werden bereits vermuthet haben, was anzudeuten bis jetzt über näher liegenderen Erörterungen verſäumt werden mußte, nämlich, daß Juſtinens Tante geſtorben ſei. Leopold war von der väterlichen Einwilligung, wie von dem drängenden Verlangen, Gewißheit über die Erfüllung ſeiner theuerſten Hoffnungen zu erhalten, beflügelt, nach L..... gereiſt, und hatte Juſtine in Thränen über den Tod ihrer noch einzigen Verwandtinn angetroffen.

Obgleich die Bande dieſer Verwandtſchaft um Vieles lockerer geworden waren, ſeitdem Juſtine ſich wieder in Norwallen befand, ſo machte der Tod auch diesmal, wie immer, einen Zuſammenhang fühlbar, welcher dennoch Statt fand, wenn auch das Bewußtſein deſſelben von der Einwirkung neuerer Verhältniſſe geſchwächt worden war. Seit das Auge der treuen Erzieherinn brach, das ſo mütterlich über Juſtinens Sittenreinheit gewacht hatte, beweinte das Mädchen ſchmerzlicher als jemals ſeine Vereinzelung und gänzliche Verwaiſung. Aber dieſes Wehe ſollte ſich bald in Wonne auflöſen. Leopold erſchien vor der Weinenden und erhob durch die Erklärung ſeiner Liebe die ſtille, ſelige Ahnung ihrer verſchwiegenen Bruſt zur zweifelloſen Wirklichkeit, und der Glanz des Glückes und des reichen Erſatzes, welchen die Vorſehung ihr in dieſer treuen Hand bot, blendete faſt die demüthige Waiſe. Juſtinens Selbſtgefühl rang ſich aus dem Drängen des Entzückens hervor. Sie erinnerte Leopold an die Verſchiedenheit ihrer gegenſeitigen Verhältniſſe, ſie bat ihn, ſeine Neigung genau zu prüfen, ob dieſelbe auch Probehaltigkeit genug habe, um auch dann, wenn das Feuer der Leidenſchaft einer ſanfteren Wärme gewichen ſei, ihn in ihrem Beſitze für die aufgegebenen Vortheile einer gleichmäßigeren Verbindung zu entſchädigen. Und faſt hätte Leopold ob dieſer Vorſtellungen gezürnt, Aber er vermochte es nicht; denn er ſah ja, daß nicht Mangel an Gefühl den Einwürfen des Mädchens ſolch ein Gewicht gab, ſondern der heiße Wunſch, den Geliebten glücklich zu wiſſen, wenn auch die Erfüllung deſſelben um den Preis des Verzichtleiſtens auf das dargebotene Glück hätte erkauft werden müſſen. Er ſah, wie Juſtine mit ihrem verlangendem Herzen kämpfte, wie faſt ermattend ihr reiner Wille ſich dennoch den Sieg erſtritt, und er fühlte eine noch innigere Achtung für die geliebte Heldinn.

Er entdeckte ſeine Abſichten dem Hofrath Collmar. Dieſer treue Freund war über die eben ſo unerwartete als glückliche Wendung von dem Schickſale ſeines Lieblings hoch erfreut, und widerlegte nun in Gemeinſchaft mit dem ungeduldigen Freier Juſtinens Bedenklichkeiten. Endlich ſank die Beſiegte mit dem ſüßen Geſtändniß ihrer ſtill genährten Liebe an Leopolds Bruſt, und er küßte den Schwur der Treue von ihren Lippen.

In den gemeinſchaftlichen Ueberlegungen der Liebenden, was nun eben zu thun und zu laſſen, zu bedenken und zu erwägen ſei, erkannte Juſtine es, als eine ihrer erſten Pflichten, ihrer Beſchützerinn Ludmilla, welche ſich die unleugbarſten Anrechte auf dieſe Berückſichtigung erworben, die Anzeige ihrer Verlobung zu machen. Leopold geſtand dies zu, und nun ermuthigte ſich Juſtinens ſchüchternes Vertrauen zu der Frage: ob er ſich wohl würde entſchließen können, ſie vom Hochſtein aus, wohin die Verlobten zuerſt zu gehen gedachten, nach Norwallen zu begleiten? Juſtine fügte hinzu, daß ſie es der Schicklichkeit, wie ihrer Schuldigkeit gemäß erachte, von ihrem Bräutigam begleitet, dort wieder zu erſcheinen.

Die Bittende an ſein Herz preſſend, antwortete Leopold: „Alles, was Du willſt, meine Einzige! Ich haſſe dieſe Ludmilla nicht mehr. Meiner guten Claudie Thränen ſind ja längſt getrocknet, und Dir hat ſie wohlgethan! —“

O Du göttliche Liebe! Wie ſchwinden vor Deiner reinigenden Kraft Selbſtſucht, Haß, Neid und jede finſtere Ausgeburt der Sünde! —

Juſtine war die Alleinerbinn ihrer Tante, deren Verlaſſenſchaft nicht ganz unbeträchtlich genannt werden konnte. Dieſe Angelegenheit machte eine mehrwöchentliche Verlängerung von Juſtinens Aufenthalte in L..... nothwendig, wie ſehr auch Hofrath Collmar, welchen die Erblaſſerinn zum Vormund des Mädchens ernannt hatte, für deſſen Abkürzung bemühet war. Die Hofräthinn erbot ſich auf eine leiſe Andeutung Juſtinens zur Beſorgung von deren Ausſtattung, und ſo konnte denn Juſtine, ihre Geſchäfte den treueſten Händen überlaſſend, ſchneller als es zu hoffen geweſen wäre, ihrem Geliebten in die Arme ſeiner Verwandten folgen.

In den acht Tagen, welche die Verlobten auf dem Hochſtein zubrachten, kam die Rede auch natürlich darauf: wo? und wann? die Verbindung des Paares gefeiert werden ſollte. Der alte Graf fragte die hold erröthende Braut, ob es ihr vielleicht lieb ſein würde, in Norwallen getrauet zu werden. „Ja, mein gutes Väterchen, dies iſt mein heißer Wunſch,“ erwiederte Juſtine, indem ſie ſeine Hand mit Küſſen bedeckte, und der kindlichtraute Blick, welcher an dem Ehrwürdigen empor lächelte, flehete gleichſam um Verzeihung für dieſe innige Benennung. Der Graf ſtreichelte ihre brennende Wange, indem er ſagte: „Ich vermuthete es;“ und Juſtine entwickelte nun dreiſter die Gründe ihres Begehrens. Sie entgegnete: „Ich glaube, die Gedanken und Empfindungen, welche dem Bunde, den ich eingehe, die beſte Weihe geben können, die der Demuth und Dankbarkeit gegen Gott, der ſo Großes an mir gethan -- werden dort am lebhafteſten in mir erweckt werden, dort, wo mir ſein wird, als ſegne mich der Mund des Vaters an der heiligen Stätte, wo er ſo lange ſegensreich gewirkt hat. Dort kann ich ſeiner Aſche, da, wo ſie ruhet, ein Thränenopfer bringen —“ Juſtine redete nicht aus, denn ſchon träufelte der Schmerzensthau über das roſige Angeſicht.

Mit den ſeltſamſten und verſchiedenartigſten Empfindungen erblickte Leopold das fern ſich zeigende Norwallen. Die Vergangenheit tauchte aus den Nebelgebilden der Erinnerung heller auf, und der Gedanke an den Wechſel alles Irdiſchen und an den Unbeſtand menſchlicher Anſichten und Gefühle beſchlich den Sinnenden mit leiſer Wehmuth. Auch Claudie hatte dieſen Weg als Braut zurückgelegt, aber, um an treuloſer Hand in ein Labyrinth von Leiden einzugehen, deſſen dichte Verſchlingungen noch jetzt den Weg der Einſamen durchkreuzten. Er fragte ſich ſelbſt, ob er wohl fähig ſei, Juſtinens Vertrauen alſo zu täuſchen. Ein reger Abſcheu flammte bei dieſer Forſchung in ſeiner Bruſt auf, der Claudiens dunkles Loos beleuchtete, und es war nicht weniger Haß gegen die Sünde, als Liebe für die Erwählte und das zarteſte Mitleid für Claudie, was ſo viel Innigkeit in die Umarmung legte, mit welcher er jetzt Juſtine an ſich zog. Einſt hatte er rächend Ludwigs Blut vergoſſen, und nach ſchnellverronnener Zeit mit vergebendem Sinne an der Bruſt geruhet, die er früher im wilden Drang der Rache zu zerſchmettern gedachte. Dieſem Hauſe hatte er geflucht, und es hatte bald darauf ſchützend und bergend ſein Liebſtes aufgenommen! Ludmilla hatte er gehaßt, und ſie war Juſtinens Wohlthäterinn geworden! — Leopold ward von dieſen Betrachtungen mit tiefer Beſchämung über die menſchliche Schwäche und über die Uebereilungen der Leidenſchaft erfüllet, und dies gab ihm eine Stimmung, in welcher auch der letzte Ton von Härte gegen Ludmilla verklungen und dem milden Anhauche ſanfter Schonung gewichen war.

Wie aufrichtig ſich Ludmilla auch über Juſtinens Glück freuete, wie feſt ſie auch davon überzeugt war, daß die eingegangene Verbindung derſelben es begründen werde, ſo war doch der Augenblick, in welchem Juſtine an der Hand des Verlobten vor die Gönnerinn trat, einer der ſchwerſten in Ludmilla's Leben. Der Anblick gewiſſer Menſchen, welche wir nur ſelten ſahen, iſt uns oft ein Spiegel der Begebenheiten, der Umſtände und Gemüthsverfaſſungen, unter welchen dies früher geſchah, und er wirft bald das Erröthen der Scham, bald die weinenden Züge der Betrübniß, bald das heitere Lächeln befriedigender Erinnerungen zurück. Das Erſtere war, Leopold gegenüber, Ludmilla's Fall. Schüchtern, beklommen, wie die freigelaſſene Gefangene vor dem Richter, vor welchem ſie ſich noch in den Feſſeln der Sünde wähnet, obgleich dieſe ſchon abgefallen von ihr ſind, ſtand Ludmilla da vor Leopold, und ihre feuchten Blicke flohen verwirrt zu Boden. Leopold war es lieb an der Entſtellten ein anderes Geſicht zu ſehen, als das, was ihm trotz ſeiner Schöne dennoch widrig geweſen wäre. Er überwand die Gewalt früherer tiefeingeätzter Eindrücke und betrachtete Ludmilla nur als die verdienſtliche Beſchützerinn ſeiner verlaſſen geweſenen Braut. Dieſe Anſicht und das fortgeſetzte Streben, ſie feſt zu halten, gab ſeinem Benehmen gegen Ludmilla einen äußerſt weichen Charakter. Aber Ludmilla fühlte es mit ſcharfem Schmerze, daß Leopold gern vergeſſen wollte, was er doch nimmer vergeſſen konnte. Es dünkte ihr, als hafte jeder Blick, welchen er unabſichtlich bald da, bald dorthin warf, an irgend einem bitteren Andenken; als ſei der leiſeſte Seufzer, der vielleicht, ohne daß er dabei dachte, dies oder jenes Wort begleitete, eine unausgeſprochene, aber wohl verſtandene Anklage ihrer Schuld.

Juſtine fühlte das Beklemmende der Situation, in welcher Ludmilla ſich befand. Es lag außer ihrer Kraft den Druck derſelben zu heben, und wie reich und voll ſie auch ihre dankbare Liebe über die Baroninn ausſtrömen ließ, ſo war doch dieſer Balſam nicht wirkſam genug, die aufgeriſſenen Wunden des Bewußtſeins zu heilen.

Der Baron war in Geſchäften auf einige Tage verreiſ't, um ſo eher konnte Leopold ſchon am andern Morgen Norwallen wieder verlaſſen, was nun doch eine bange, ruheloſe Stätte für ihn war.

Es ward nun zwiſchen ihm und Juſtine die Verabredung getroffen, daß nach dem Verlaufe dreier Wochen ihre Vereinigung Statt haben ſollte, und Juſtine bat aus ſehr begreiflichen Urſachen den Geliebten, bis dahin nicht wieder zu kommen. Leopold war nun fort; Juſtine vermißte den Geſchiedenen ſchmerzlich, welcher, ſeitdem ihre Herzen durch Erklärung und Gelöbniß ſich einander feſter verknüpft hatten, zum erſten Mal von ihr getrennt war, und Ludmilla's ſchwermüthige Stimmung war mehr dazu geeignet, die Sehnſucht der Liebenden zu ſchärfen, als dieſelbe zu zerſtreuen.

Juſtine fühlte das Bedürfniß der Mittheilung. Sie erzählte ihrer Freundinn ihr Wiederfinden Leopolds mit allen kleinen Umſtänden; ſie wiederholte jedes ſeiner Worte, rief ſeine unbedeutendſten Aeußerungen ſich mit dem Intereſſe der Liebe zurück. Zwiſchendurch perlte manches Thränchen der Rührung aus ihren Augen, ſtörte mancher zärtliche Ausruf, manches begeiſterte Rühmen des Entfernten epiſodenartig den Gang der Erzählung. Sie ſchloß mit den Worten: „Nun werde ich Dich lange nicht ſehen, mein Leopold! Aber drei Wochen, von denen ſchon ein halber

Tag vorüber iſt, geben ja auch hin, und dann bin ich unzertrennlich die Deinige!“

Die Baroninn blickte Juſtine ſchmerzlich an. „Glückliches Geſchöpf!“ ſagte ſie mit herzzerreißender Stimme, „welches die Wiederkehr ſeines Glückes nach Tagen oder gar Stunden berechnen kann! Für mich und meines Gleichen kehret das verlorne niemals wieder! O das iſt ein fürchterlicher Gedanke! Daß die Beſcholtenheit uns auf immer ſelbſt von den reinſten und ſchuldloſeſten Freuden ſcheide, habe ich gefühlt, als die Gegenwart des Mannes, welcher, indem er mein liebes Mädchen ſo glücklich macht, einen theuren Wunſch von mir erfüllet, meine Bruſt krampfhaft zuſammenſchnürte. Nein, die Erde bietet mir nichts Willkommenes mehr als — das Grab. Und nur der Blick in den Himmel, den ein verſöhnter Gott bewohnt, iſt die Richtſchnur meiner Hoffnungen. Die Augenblicke ſind meine ſüßeſten, in denen mich die Ahnung anwehet, daß die Erfüllung derſelben vielleicht nicht mehr fern ſein dürfte, und daß über meinem ſich bald wölbenden Hügel, wie ein Dichter ſagt, die Vergeſſenheit ihren Stab ſchwingen werde.“

Juſtine war tief erſchüttert. Zart und verſchämt erinnerte ſie die Baroninn daran, mit welch mächtigen Banden die Natur ſie aufs neue an das Leben gebunden habe, und welche Freuden ihr dieſe ſchönſte Hoffnung verſpreche. Ludmilla lächelte mit naſſen Blicken. „Nun ja,“ ſagte ſie, „es iſt mir vorzüglich tröſtlich, wenn ich daran denke, daß ein Geſchöpf unter meinem Herzen zu einer Zeit zum Leben erwacht, wo dieſes Herz durch tiefe Wunden gereiniget, durch den Schmerz geläutert, durch würdige Entſchließungen gehoben iſt. Aber Freuden?“ Ludmilla ſchüttelte leiſe den Kopf, und fuhr fort: „Du willſt mich tröſten, treue

Seele, und haſt dabei an Vieles nicht gedacht. Erwäge nur: kann ich wohl meiner Tochter dereinſt den Werth der Unſchuld darthun, ohne vor Scham zu vergehen? Kann ich ihr den Frieden der Tugend wohl als das höchſte Gut ſchildern, ohne ſchmerzlich zu empfinden, daß ich es nicht beſaß? Kann ich ſie lehren, das Eigenthum eines Andern heilig zu halten, ohne daß jedes Wort von meinen Lippen ſich mit Pfeilesſchärfe zurück gegen das eigene Herz wendet? — Sieh, Liebe, Du kannſt mich nicht widerlegen, wie gern Du es auch möchteſt. Aber iſt mein Kind ein Mädchen, o! ſo ſoll es Gottliebe heißen! Ich will ihm in dieſem Namen eine Aufforderung geben, deren Genügen es lebenslang vor dem Unglücke ſeiner Mutter bewahren wird. Mich lehrte Niemand Gott lieben; nur mich ſelbſt liebte ich, nur die Götzen der Thorheit betete ich an. O verſprich mir Juſtine, wenn ich nicht mehr bin, meines Kindes guter Engel zu ſein, wie Du der meinige warſt. Dafür werde ich Dein Schutzgeiſt ſein, und für die Dauer Deines Glückes an Gottes Throne flehen!“

Die drei Wochen, an deren letzten Sonntage ſich Leopold und Juſtine in aller Frühe trauen laſſen und dann bald nach dem Hochſtein abreiſen wollten, waren allgemach verſtrichen. Mit dem unbeſchreiblichen, wonnigbangem Gefühle, welches liebende Bräute in der Nähe des Trautages erfaßt, und in welchem ſich wehmüthige Erinnerungen an die Vergangenheit und ſüße Hoffnungen für die Zukunft vermählen, ſah Juſtine die Sonnabendsſonne ſinken, mit deren Untergange ſie den Bräutigam erwarten durfte. Sie ſehnte ſich, ihn unbemerkt begrüßen zu können, und ergriff ihren Hut, um ihm ein Endchen Weges entgegenzugehen. Der Weg führte am Kirchhofe vorüber, und über die niedere Mauer deſſelben erblickte Juſtine das mit Blumen bepflanzte Grab ihres Vaters. Die Sehnſucht der Braut wich plötzlich der dankbaren Liebe des Kindes, und Juſtine ging durch die Pforte dem Hügel zu, an welchem ſie einige ſinnige Minuten das Andenken des Ruhenden feiern wollte. Still und heimlich war es rings umher. Die untergehende Sonne beglänzte mit ihren niederen Strahlen die grünen Schlafſtätten, worin ſo Mancher nach heißem Tagewerk die erwünſchte Ruhe fand. Tiefes Schweigen herſchte über den engen Räumen, welche ſo viele ungeſtümen Wünſche, ſo weite Pläne, ſo vielumfaſſende Entwürfe begrenzten. Nur der Inſecten reges Gewühl waltete geſchäftigt im Reiche der Verweſung, und ſchwirrende Vögel umdrängten flatternd den nahen Kirchthurm. Es war Juſtinen, als ſtände ihr Vater ihr zur Seite und predigte mit ſchlichter Weisheit, die Lehre der Umgebung entnehmend, wie nichtig und vergänglich Alles hienieden ſei, und wie der Menſch auch in den Stunden, in welchen das Leben mit ſeinen ſchönſten Freuden ihn am feſteſten umſchlinge, ſeinen Sinn dennoch heimathwärts nach dem Ewigen richten müſſe. „Ja,“ ſagte ſie, dieſe Gedankenfäden laut fortſpinnend und mit zarter Hand das Gras des Hügels ſtreichelnd, unter welchem der unſichtbare Erinnerer ſchlummerte; „der Stolz iſt Thorheit, der Dünkel Vermeſſenheit, und nur die Demuth allein iſt Weisheit und findet Gnade vor dem Herrn! Erhalte ſie mir, mein Gott, da Deine Hand mich ſo unverdient erhöhet, Deine Huld mich ſo überſchwänklich beglückt! —“ Thränen ſtürzten aus Juſtinens Augen, ſie fuhr mit gefaltenen Händen fort: „Ach! wenn ich bedenke, wie unglücklich ich mich wähnte, als ich vor drei Jahren hier ankam und im ſtillen Vaterhauſe Zuflucht vor meinem Grame ſuchte, und wie der Weg, welchen ich damals ſchmerzerfüllt zurücklegte, mich meinem Glücke grade entgegenführte, o ſo löſet ſich jedes Gefühl meines Herzens in Rührung und in Vertrauen zur gütigen Vorſicht auf. Wenn Dein Geiſt mir nahe iſt, mein Vater, ſo verkünde ſein Einfluß ſich mir in dem heiligen Entſchluſſe, durch treue Liebe, durch unerſchütterliches Feſthalten an allem Guten, mich der Segnungen werth zu machen, die mich erfreuen!“

Die Abendglocke fing jetzt an zu tönen. Jene Stunde, in welcher die Klänge derſelben das Gebet des frommen Vaters für den Frieden ſeines Kindes begleiteten, war Juſtinen gegenwärtig. Sie ſank auf ihre Kniee und beugte tief die heiße Stirn in die kühlen Graswellen herab. Da umfingen ein paar Arme die Betende; ſie ſchauete erſchrocken empor und in Leopolds lächelndes Geſicht, welcher unterdeſſen angekommen war, und ſobald er vernommen hatte, die Braut ſei ihm entgegengegangen, ihr nacheilte, und die Fromme an der geweiheten Stätte fand und belauſchte.

Seelenvoll, vom Anhauch der reinſten und ſchönſten Gefühle durchglühet, waren die Küſſe, mit welchen Juſtine an den Lippen des Geliebten hing; leiſer noch, als ihr ſeliges Flüſtern, rauſchte der Abendwind durch die Schatten ehrwürdiger Linden, als ſäuſele auf ſeinen Schwingen der erflehete Segenswunſch des Vaters.

Eine lange Reihe von Jahren war dahin gerauſcht, ohne daß in der Familie Hochſtein ſich etwas Bedeutendes verändert hätte. Der alte Graf blickte mit immer heller werdendem Auge dem ſich nähernden Grabe entgegen; die Erde mit ihren Angelegenheiten entſchwand mit jedem Tage mehr ſeinen Blicken, in denen ſich ſtille Ahnungen der Ewigkeit ſpiegelten, und jene Hoffnungen, welche, nahe dem irdiſchen Ziele, den Glauben des Chriſten ſchon hienieden in ein entzücktes Schauen verwandeln, erfülleten ihn mit himmliſcher Freude und dem Vorgefühle der ihn erwartenden Seligkeit. Die Heiterkeit, deren er genoß, hatte einen unausſprechlich rührenden Charakter. Wenn die ihn umgebenden Seinigen irgend eine liebkoſende Bemerkung darüber machten, ſo ſagte er wohl: „O meine Kinder! Flattert der Zugvogel nicht auch froh und fröhlich auf, wann die Zeit ſich nähert, wo er auf leichten Schwingen einem neuen Frühlinge zueilt? Um den Tod lieben zu können, muß man das Leben nicht allzuhoch geſchätzt haben. Ach! und glaubt es mir, er iſt wahrlich unſer freundlichſter Engel, wenn gleich manch verblendetes Auge ſchaudernd ſich vor ſeiner dunklen Geſtalt verſchließt. Führt er uns nicht nach heißem Kampf und Streit zur ſanften Ruhe ein und in die Arme der Theuren, welche uns vorangingen? Entwaffnet er nicht den Haß, und giebt der um uns trauernden Liebe den richtigſten Maßſtab für unſeren Werth? Bedeckt er nicht mitleidig mit ein wenig Sand und Erde unſere Fehler und Schwachheiten, und ziehet hingegen Tugenden, welche wir beſcheiden verbargen, glänzend ans Licht? Macht er nicht ſelbſt den Feind gegen uns gerecht und tauſend quälenden Sorgen und ängſtlichen Kümmerniſſen ein Ende? — O laſſet uns den Tod würdigen! Mögen Kleingläubige vor ihm zittern, wir wollen ihm mit ſtiller Hoffnung entgegenblicken! Man vergleichet ſehr richtig das Alter mit dem Winter; denn an der Grenze deſſelben löſet Frühlingswehen die ſtarren Hüllen auf, und die Lerche triumphiret oft ſchon in der klaren Höhe, wenn das Leichentuch der Natur noch auf den todten Fluren ruhet.“

So, und ähnlich ſprach Vater Hochſtein oft, um ſeine Lieben an den Gedanken der Trennung von ihm zu gewöhnen, und demſelben ſeine Bitterkeit zu nehmen. Obgleich Alle mit der zärtlichſten Liebe an ihm hingen, und der alte Graf durch Würde der Geſinnung, durch Kraft des Geiſtes und durch Reife der Erfahrung von ſeinen Kindern und Freunden als der Stamm betrachtet wurde, an welchem ſich Jeder, der Troſt, Rath oder Hülfe bedurfte, emporrankte, ſo ſtörte dennoch die Furcht vor ſeinem Verluſte ihnen den gegenwärtigen Genuß ſeines Daſeins nicht. Die Ueberzeugung von einem Zuſammenhange der Geiſter, welcher ganz unabhängig von dem Beſtehen oder der Auflöſung irdiſcher Formen ſei, war ſo feſt gegründet in den Seelen Aller, der Begriff von Zeit und Ewigkeit in Beziehung auf die Dauer ihrer Liebe und ihres Beiſammenſeins war ſo ganz Eins und abgeſchloſſen und frei von dem leiſeſten Zweifel, daß ſie an das zu erwartende Scheiden des verehrten Vaters nur etwa mit der Empfindung dachten, mit der man das frühere Weggehen eines werthen Freundes aus einem Kreiſe vorausſiehet, in welchem dann noch zu verharren uns ein höherer Ruf beſtimmt. Und obwohl wir wiſſen, der Platz unſerer Wirkſamkeit werde, wenn der Geliebte uns verlaſſen, vieler Freuden für uns beraubt ſein: ſo ermangeln wir nicht weniger des Troſtes, daß die Hoffnung des baldigen Wiederfindens dieſen Verluſt wohl aufwiegen könne.

Claudiens Jugendblüthe war zwar von dem ſcharfen Flügelſchlag der fortlaufenden Jahre verwehet worden, aber diejenige Lieblichkeit und Schöne, welche jedes Auge an ihr zartes Geſicht feſſelte und jeder Bewegung dieſer ſanftgebogenen Geſtalt einen ſo feinen Reiz gab, war mehr geiſtiger als irdiſcher Natur und deshalb erhaben uber die zerſtörende Gewalt der Zeit. Wenn es wahr iſt, was ſo oft behauptet worden, daß der Beſitz die Genußfähigkeit dafür ertödte oder doch mindeſtens ſchwäche, und daß man von ſeinen ſüßeſten Träumen ſcheide, ſobald man aus dem Gebiete der Hoffnung in das Reich der Erfüllung übergehe, ſo dürfen wir annehmen, daß Claudie eines Glückes genoß, ſo rein, ſo genugend und dauernd, als es ſelten dem Sterblichen beſchieden iſt. Das Bewußtſein davon, wie hingebend, treu und innig ſie geliebt werde, hatte in ihr Gemüth einen tiefen Frieden geſenkt, und der Gedanke, ſie müſſe den edlen Olgy durch die Stärke ihres Gefühls gegen ihn dafür entſchädigen, daß ihre Pflichtanerkenntniß ihr nicht jeden Beweis deſſelben geſtatte, gab dieſer Empfindung ſelbſt und jeder Aeußerung davon eine tiefanſprechende Zartheit. Seit Jahren ſchon hatte der Zwieſpalt zwiſchen dem Ausſpruche ihrer Ueberzeugung und den Forderungen ihres Herzens ſich in die ſtillſte Ruhe aufgelöſet. Die ſtumme Trauer des geliebten Freundes ſtörte ja nicht mehr, wie bei dem Anfange des erneuerten Umganges mit ihm, ihre mühſam errungene Zufriedenheit, welche ſich auf das Urtheil ihres Gewiſſens ſtützte, ſie habe recht und pflichtgemäß gehandelt. Die Erinnerungen an die Schmerzen der Vergangenheit waren allmählich abgeblaßt, aber das Gefühl, mit welchem ſie an den Vater ihres Kindes dachte, gewann mit jedem Jahre mehr Milde. Wenn ſie vernahm, wie ſtreng abgeſondert von allen geſelligen Freuden der ſonſt ſo heitere, umgangsfrohe Baron lebe, wie ſeine ehemals ſtets frohe Laune einem düſteren Ernſt, einem ſcheuen Schweigen gewichen ſei, mit welchen Aufopferungen er unabläſſig ſtrebe, Nützliches zu wirken, Segen zu bereiten, und doch im Geiſte des Büßers den wohlverdienten Genuß des eigenen Glückes verſchmähe: o! dann floſſen ihre Thränen ſo unaufhaltſam, als ſollten ſie den Unglücklichen mit ſeinem Bewußtſein verſöhnen. Wenn Graf Hochſtein ſeine Tochter in ſolchen Augenblicken überraſchte, dann warf ſich Claudie wohl an die Bruſt ihres Vaters, und ſagte: „Ach! warum mußte Alles ſo und nicht anders kommen?“ Da antwortete der Greis: „O mein Kind, frage nicht alſo! Die ewige Gerechtigkeit gab das Geſetz, daß jedes Verbrechen durch die Strafe, welche in deſſen Folgen liegt, geſühnt werden müſſe, und daß den Schmerzen der Reue neue Tugenden und neues Glück entkeimen ſollten. Der aber, welcher ſchuldlos leide, vertraue kindlich dem Bildner ſeines Schickſals! Es iſt ſchön, den dunklen Weg, welchen uns der Vater gehen heißt, gläubig zu wallen und zu denken: Einſt zeigt der Ausgang wunderbar, daß doch ſein Rath voll Liebe war!“

Alljährlich ward Manon auf einige Tage nach Buchenrode zu ihren Verwandten geſendet, wohin der Baron dann kam, um ſein Kind zu ſehen. Wenn nun die Kleine nach dem Hochſtein zurückkehrte, und, der Entwickelung ihres Verſtandes gemäß, in immer klarer werdenden Darſtellungen das Benehmen des Vaters ſchilderte, ſeine Worte wiederholte und deren Bedeutung erwog, wenn Manon die rührende Kindesliebe für den Entbehrten verrieth, welche, durch Liebkoſungen, Geſchenke, Ausbrüche zärtlicher Empfindungen erregt, in dem Vater nur den Inbegriff der Güte erkannte, dann fühlte Claudie in dem hochſchlagenden Mutterherzen, daß ein Zuſammenhang, welchen ein gemeinſchaftliches Kind bilde, von keinem irdiſchen Tribunal aufgelöſet werden könne; dann gewährte es ihr ſüßen Troſt, ja heilige Befriedigung, daß Ludwig es wiſſe, ſie habe ihre Pflichten gegen ſeine Tochter bis zur Erſchöpfung erfüllt, und keine Obliegenheit für ein zweites eheliches Verhältniß, keine ſpätergeborenen Kinder hätten dies Beſtreben und die Vollkraft der Empfindung, mit welcher ihm genügt ward getheilt.

Claudie war eine ſehr glückliche Mutter, wenn anders die liebenswürdigſte Gemüthsentfaltung eines Kindes hinreichend iſt, ſolch ein Bewußtſein zu begründen. Zwar war Manons körperlicher Zuſtand, wenn auch nicht kränklich, doch ſo zart und verletzbar, daß man ſich ihrer nur mit der leiſen Befürchtung erfreuete, ſie werde dem Leben nicht lange angehören, und nur der milde Sonnenſchein der mütterlichen Liebe und die kühlen Schatten der Stille und Einſamkeit, in denen ſie emporwachſe, könnten dieſe weiche Pflanze vor dem Verwelken ſchützen; aber wußte man doch, wie wunderbar die Vorſehung dies ſchwache Leben bis jetzt erhalten habe, und dieſe Erinnerung ſtärkte die Hoffnung, daß es auch künftig geſchehen werde. Mehr noch als durch die Zartheit ihres Aeußeren, gab Manon durch ihr geiſtiges Weſen jedem Beobachtenden Veranlaſſung zu ſolchen Gedanken. Schon in den früheſten Jahren ihrer Kindheit zeigte ſich an ihr eine ſeltene Reife des Geiſtes, deſſen unverhältnißmäßigem Fortſchreiten man die Schwäche ſeiner lieblichen Hülle Schuld gab. Man denke hierbei nicht etwa an jene widrige Frühklugheit der Kinder, welche oft mehr die Frucht elterlicher Eitelkeit und Verkehrtheit, als die Blüthe der Genialität iſt;

nein! in Manon verkündigte ſich die reinſte Kindlichkeit, aber in einem Schwunge, welcher das Gebiet ihrer Alters überflügelte. Ein Beiſpiel möge dies anſchaulicher machen.

An einem heiteren Sommermorgen hatte Fedor, jetzt ein hochgewachſener junger Menſch von vierzehn Jahren, ſeine achtjährige Geſpielinn Manon nach Lauterbach abgeholt, um ſie dort an einer kleinen Gartenfreude Theil nehmen zu laſſen. Schon war die Sonne hinter den Bergen geſunken, und noch harrete die beſorgte Mutter der Kleinen, die ausblieb. Ein Bote ward jetzt ausgeſandt, um die Rückkehr der Säumenden zu beſchleunigen, aber kaum konnte derſelbe die Hälfte des Weges erreicht haben, als Manon an Fedors Hand in das Zimmer trat. Das ſonſt blaſſe Geſichtchen derſelben war noch bleicher, aber lächelnd; die blauen Augen leicht geröthet, aber glänzend von einem wunderſamen Schein. Claudie bemerkte es ſogleich. Betroffen fragte ſie: „Iſt etwas vorgefallen, mein Kind?“

Der Großvater zog die kleine Enkelinn zwiſchen ſeine Kniee und öffnete eben den Mund zu einer zweiten Frage, als ihm Fedor mit der Erkärung zuvorkam, daß ein trauriges Ereigniß ihr heutiges Gartenvergnügen geſtört habe. Mit ſehr leiſer Stimme und feierlichem Ernſte ſagte Manon: „Ich habe einen Menſchen ſterben geſehen, Großvater!“

„Wo, mein Kind? Wer ſtarb?“ fragte der Graf in ängſtlicher Beſorgniß. Fedor nahm von neuem das Wort: er erzählte, daß des Gärtners Töchterchen (der alte Gärtner war längſt todt), ein Mädchen, ungefähr in Manons Alter, in der vorangegangenen Nacht plötzlich heftig erkrankt und vor einer Stunde geſtorben ſei. Das Jammergeſchrei der Eltern habe ſie unfähig zur Freude gemacht und ihre Theilnahme an das Sterbebett gezogen, welches Manon, wie ſie ſelbſt geſtehen müſſe, nicht eher habe verlaſſen wollen, bis die arme Kleine ihren bittern Kampf vollendet habe.

„Ach Großvater,“ hob jetzt Manon wieder an, „glaube mir, ich werde dieſe Stunde nie vergeſſen! Die Kranke ward bleich wie Wachs, das Auge, nach der Decke gewendet, brach, immer leiſer ſtöhnte der Athem, endlich hörte er ganz auf. Leicht zuckte der Mund und eine bläuliche Farbe überzog die Lippen. Der Gärtner war noch einmal nach dem Arzte unterweges, und die Mutter der Sterbenden warf ſich jetzt laut ſchreiend über das Bett und rief: O mein Jeſus hilf und erbarme Dich unſerer! Laſſe unſer liebes Kind nicht von uns gehen! Sei uns nahe, heiliger Erretter! — Da fiel mir ein, was Du mir, gutes Väterchen! am Sonnabend erzählteſt. Wie der Göttliche die Tochter des jüdiſchen Oberſten zum Leben erweckt hat, und ich dachte, ſtände Jeſus hier an dem Bette und ſähe der Mutter Jammer um ihr Einziges und Liebſtes, er gäbe es ihr wohl zurück. Ich ſelbſt wollte ihn darum anflehen und lebenslang mit Freuden ſeinen Willen vollbringen. Ein Schauer überlief mich, ich ſcheuete mich aufzublicken, es war mir, als würde mein Auge ihn ſehen. Doch beſchämt dachte ich jetzt daran, daß ich es vergeſſen, was Er ſagte, als Er die Erde verließ. Ich ergriff die Hand der Frau, kaum konnte ich vor Schluchzen ſprechen — und ſagte: Gute Frau, weinet nicht ſo ſehr! Denket doch daran, was Chriſtus geſagt hat, als er von den Seinigen ſchied: Ich bleibe bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende. Euer Kind ruhet in ſeinem Arm, gleichviel ob auf Erden oder im Himmel! Er hatte die Kindlein ſo lieb! Ihr findet Euer Röschen ja wieder, und es iſt ſo wohl aufgehoben! — Da ſah die Frau mich ſtarr an, und — — —“

Der roſige Widerſchein von der frommen Gluth, welche in der Bruſt des Kindes loderte, verklärte jetzt Manons Geſicht zu dem eines triumphirenden Engels, und Fedor vollendete mit bebender Stimme Manons Erzählung in den Worten: „ſagte: Ein Engel tröſtet mich durch den Mund des kleinen Fräuleins. Ja, ich will mich faſſen. So ruhe denn in Frieden, mein liebes Kind. Du ruheſt in Gott. Ich will Dir ſanft nachweinen, mich aber nicht durch zu ſchweren Gram verſündigen.“

Claudiens Augen ſchimmerten in Freudenthränen, ihr Herz ſchlug in der reinſten Wonne, und als Manon ſich nun gegen Fedor wendete, legte Vater Hochſtein ſegnend die Hand auf das braungelockte Köpfchen ſeiner Enkelinn, und ſagte im Geiſte der Prophezeihung: „Dein Reich iſt auch nicht von dieſer Welt!“

An ſtillem Lebensgenuß reich, in nützlicher Thätigkeit, verfloß dem Rittmeiſter ſein Daſein ungetrübt. Leiſe Anflüge von Hypochondrie, dem Erbübel ſeiner Familie, bekämpfte er durch verdoppelte Bewegung in freier Luft, durch ſtrenge Diät und zerſtreuende Arbeit. So ſtörte denn der Krankheit quälende Gewalt die ruhige Bewegung nicht, in welcher ſeine Seelenkräfte wirkſam waren. Wenn auch nicht mehr ſo glühend, wie in den Jahren der früheren Jugend, aber vielleicht inniger noch und wahrer ward Claudie von ihm geliebt. In der Verehrung für die Stärke dieſer ſanften Seele, obwohl das muthige Feſthalten derſelben an dem, was ihr als das Rechte erſchienen war, der Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches, ihres Beſitzes, entgegen geſtanden hatte, in der ſüßen Gewohnheit, die Geliebte täglich zu ſehen, zu ſprechen, in ſteten und genauen Beziehungen auf ſie zu handeln, waren längſt die Wünſche der Selbſtſucht verſtummt, und keine Hoffnung auf größeres Glück machte ihn unempfänglich für den Genuß deſſen, was ihm zu Theil geworden war. Fern von der Welt und ihren betäubenden Kreiſen, im Umgange mit edlen, hochgeſinnten Menſchen, in Beſchäftigungen, welche ſeinen Geiſt befriedigten und ſeinem Herzen genügten, von den Einflüſſen der, ihn zauberiſchſchön umgebenden Natur begeiſtert, waren die heftigen Leidenſchaften, welche den Jüngling einſt beherrſchten, in zufriedene Ruhe, in einen heiteren Gleichmuth übergegangen, durch welche der Mann glücklich ward. Die bedeutendſte Pflanzung ſeiner Thätigkeit, deren üppiger Blüthenreichthum ihm eine reiche Freudenernte verſprach, war Fedors Erziehung. Man erwäge, was aus dem Knaben werden müßte, an deſſen Bildung die vereinigten Kräfte mehrerer edlen Menſchen, die regen Beſtrebungen der reinſten und innigſten Gemüther arbeiteten! Wenn der Rittmeiſter, als der ihm zunächſt ſtehende, jede männliche Tugend in ihm zu wecken ſuchte, und indem er kühnen Muth, Geiſtesſtärke und Herzensfeſtigkeit als die Waffen erkannte, welche man bedürfe, um im Kampfe gegen die Welt ſich des Sieges erfreuen zu können, dieſe ſeinem Zöglinge anzueignen bemühet war: ſo ſtrebte der fromme Heimfried in dem geliebten Schüler jedes menſchlich Gute anzuregen. Er ſagte dann: „Ein Mann mußt Du werden, mein Sohn, ein Mann, im vollen Sinne des Wortes, um vor den Menſchen Dich würdig zu behaupten: ein Menſch mußt Du ſein, in der heiligſten Bedeutung des Namens, um einſt vor Gott beſtehen zu können. Die unverletzte Ehre bedarfſt Du, um glücklich leben, den Frieden des Herzen, um ruhig ſterben zu können.“

Die milde Weisheit des alten Grafen machte dem Knaben, welchen er ſehr liebte, in anziehenden Beiſpielen, in lehrreichen Erzählungen die Schönheit der Tugend und ihre ſegensreichen Wirkungen, die Schädlichkeit der Sünde und ihre unſeligen Folgen anſchaulich. Er bewachte mit dem Auge der gereiften Erfahrung jede leiſe Bewegung der jungen Seele, und gab mit Vorſicht und beſonnener Mäßigung den Regungen derſelben die geziemendſte und würdigſte Richtung.

Mit inniger, unausſprechlicher Zärtlichkeit war Fedor Claudien ergeben. Er liebte ſeinen Bruder, ſeinen Lehrer und den alten Grafen; allein ſah man ſein Benehmen gegen Claudie, ſo glaubte man, er liebe nur ſie allein. Der leiſeſte Wunſch von ihr vermochte ihn zu den höchſten Anſtrengungen, ihr Lächeln klärte noch ſtets ſeinen kindlichen Mißmuth auf, ihr Rath blieb nie von ihm unbefolgt. Die kleine Manon theilte mit ihrer Mutter dieſe Liebe Fedors, ohne ſie zu vermindern. Ja, man wußte kaum, ob der Knabe in der kleinen Manon nur Claudiens Tochter, oder das zarte, ätheriſche Kind um ſeiner anſprechenden Eigenthümlichkeit willen ſo zärtlich liebe. Die ſechs Jahre, welche Fedor älter war als Manon, gaben dem gegenſeitigen Verhältniſſe der beiden Kinder eine ungewöhnliche Geſtaltung. Die Anhänglichkeit des Knaben an ſeine kleine Freundinn äußerte ſich bald in gefälliger Theilnahme an den Lieblingsſpielen derſelben, bald in wahrer Fürſorge für ihr Wohl, bald in Belehrungen, welche er, der Verſtändigere, der klugen Manon ſanft und anmaßungslos gab, bald in einem Schutze, der zuweilen das Anſehen eines väterlichen hatte; aber immer war es dieſelbe Liebe, welche dieſe verſchiedenen Wirkungen hervorbrachte.

Die ſtete Beſorgniß um die zarte, ſehr verletzbare Geſundheit Manons machte das Benehmen aller Verwandten derſelben gegen die Kleine ſo zart und ſchonend, als gute Menſchen es wohl immer gegen Kranke oder Leidende anderer Art, oder gegen Perſonen ſind, von denen man weiß, ſie werden uns nicht lange angehören. Auch Fedor theilte dieſe allgemeine Stimmung. Wenn er mit Manon zuſammen war, ſo tönte ſeine Stimme in den weichſten Klängen, ſeine Worte waren ſo behutſam gewählt, die Gefälligkeit, mit welcher er ihre Wünſche einging, war ſo liebkoſend, daß man in dieſen Aeußerungen die Milde der Empfindung erkannte, die ſeine Bruſt erfüllete. Claudie ermaß den Werth dieſer Treue in einem Herzen voll der dankbarſten Rührung. Fedor würde ihr jetzt theuer geworden ſein, wäre er ihr auch ſonſt völlig fremd oder gleichgültig geweſen, und ſie hatte den Knaben von der Stunde an geliebt, in welcher er ſeine Mutter um Liebe für Claudie bat. — Sie vergalt ihm die zärtliche Innigkeit, mit der er faſt unzertrennlich von Manon war, doppelt; denn ſie liebte ihn wie eine Mutter, und erwarb ſich, und zwar in der beſcheidenſten Stille, das höchſte Verdienſt um ſeine moraliſche Bildung. „Willſt Du,“ ſprach ſie zu dem heranreifenden Jünglinge, „das einzige Mittel kennen lernen, um Dir unter allen Umſtänden des Lebens ein inneres Glück bewahren zu können, ſo nenne ich es Dir in der einfachen Lehre: Liebe alle Menſchen, auch die böſen, denn dieſe ſind es, welche unſeres Mitleids, unſerer Hülfe am meiſten bedürfen. Wenn Du jemals erwägeſt, welches Weh Dein Beleidiger ſich ſelbſt bereite, indem er Dich zu kränken und ſeinen feindſeligen Regungen ein Genüge zu leiſten ſtrebt, wie ihn früher oder ſpäter der Reue Schmerz oder die Vergeltung des Himmels treffen werde, wie die Wunden ſeines Gewiſſens dann noch bluten, wenn Dein verletztes Gefühl längſt, längſt geheilt iſt: o! ſo wird der Haß, oder die wilde Racheluſt nie Raum in Deinem Herzen gewinnen; Du wirſt aus den Stunden der Anfechtung als ein Sieger hervorgehen, und während Du Deine Ruhe ſicherſt, wird ſich Deine Selbſtachtung erhöhen. — Durch Liebe iſt Gott ſelig, der gute Menſch hienieden glücklich, treu bis zum Tode, gehorſam bis zum Kreuze, wie Jeſus Chriſtus es war! Die Liebe verleihet göttliche Kraft, denn ſie hilft das Unmögliche tragen und das Schwerſte überwinden!"

Claudiens Augen ſchimmerten; ihre Bruſt hob ſich, die Erinnerung an die Vergangenheit ſtieg, verklärt von dieſen Gedanken, in ihrer reinen Seele auf, und ihr Bewußtſein feierte ſeinen ſchönſten Triumph.

Solche und ähnliche Reden, welche Claudie bei vorkommenden Veranlaſſungen an Fedor richtete, und die alle, wie verſchieden die Entwickelungen deſſelben auch ſein mochten, doch ſtets nur den einen Gegenſtand, die ſelige Wirkſamkeit eines liebenden Gemüthes, behandelten, entzündeten die Strahlen der Begeiſterung in des Schülers Seele und weiheten ſein Herz zu einem Altare, auf welchem nur reine Flammen loderten.

Wir kehren nun für eine kurze Zeit nach Norwallen zurück, wo Ludmilla ſchon ſeit langen Jahren im Frieden des Grabes ſchlummert. Sie hatte ihrem Gemahl eine Tochter geboren und dieſe ihrem Vorſatze treu: Gottliebe, genannt, feſt entſchloſſen, das Kind in der Bedeutung ſeines Namens zu erziehen. Das Kind war ſchön wie ein Engel von Raphael gemalt, geſund und gedeihlich, und die trüben Blicke ſeiner Mutter erhelleten ſich im Lächeln ihres Säuglings. Auch des Vaters ruheloſer Geiſt ward durch dieſen ſchönſten Segen der Natur mehr an ſein Haus gefeſſelt, und im Anſchauen des holden Kindes, im Tändeln mit demſelben genoß ſein Gemüth einer langentbehrten Stille. Aber doch bemerkte Ludmilla's eiferſüchtiges Mutterauge, daß, wenn die Zeit ſich näherte, in der ihr Gemahl alljährlich nach Buchenrode zu reiſen pflegte, um dort einige Tage mit Manon zuſammen zu ſein, ſein Intereſſe für die keine Gottliebe minder ſtark, und ſeine Seele dem Wiederſehen ſeines älteſten Kindes gleichſam vorausgeeilt ſei. Sie ſah, wie er den Genuß der Gegenwart für die Hoffnung auf noch zu erwartende Freuden aufgebe, und mit einem leiſen Neide, über deſſen Natur die Mutterliebe ſie täuſchte, überzeugte ſie ſich, er liebe Claudiens Tochter mehr, als die ihrige. Das Gefühl ihrer Schuld ließ ſie in der Zurückſetzung ihres Kindes eine wohlverdiente Strafe erkennen, und ſchweigend nahm ſie die ſchmerzliche Züchtigung hin.

Als einſtmals der Baron wieder nach Buchenrode gereiſ't war, ſaß Ludmilla, die dreijährige Gottliebe auf ihrem Schooße, und erwog nachſinnend, mit welcher drängenden Eile ihr Gemahl fortgeſtürmt, wie flüchtig ſein Abſchied von ihr und ihrem Kinde geweſen ſei. Vielleicht war ihr Gemüth heute beſonders reizbar für jede Berührung, oder ihr

Geiſt entbehrte den Muth, das einmal als unabänderlich Erkannte mit Faſſung zu tragen, genug, ſie brach bei dieſer helleren Beleuchtung ihrer Verhältniſſe in Thränen aus, welche die roſigen Händchen des kleinen Engels bedeckten. Jauchzend hielt das Kind die wunderkleine Hand, worauf die flüſſigen Perlen ruheten, vor das weinende Auge ſeiner Mutter, aber dieſe ſprach mit ſehr bitterer Empfindung: „Du mein armes, ſüßes Kind! Ach ich fürchte, das Schickſal Deiner unglücklichen Mutter werde auf Dich übergehen! Du wirſt lebenslang neben einer begünſtigteren, geliebteren Schweſter ſtehen! Ach! es iſt ein hartes Loos, den zweiten Rang einnehmen, in der Liebe deſſen, welchen unſere Seele mit voller Inbrunſt umfaßt! Möge der Mann Freude und Genuß darin finden, über Viele zu gebieten, einen weiten Geſchäftskreis wirkend auszufüllen, ein würdiges Anſehen über eine ihm untergeordnete Menge zu behaupten; das Weib begnügt ſich gern mit einem Herzen, worin es herrſche, aber dies muß ihm auch ganz und unbedingt angehören. Ein getheiltes, ein von entgegengeſetzten Empfindungen geſpaltetes, nach der Ferne hinſtrebendes Herz, beglückt nimmer! Nein, nein, die Natur der Liebe duldet keine Zerſtückelungen des Tributs, welchen ungetheilt und vollgenügend ſie allein fordern darf. Alle Empfindungen des Weibes ſprechen für dieſe Wahrheit. Das Gefühl, welches willig ſeinen Anſpruch auf Erwiederung durch ein anderes Weſen verkürzen laſſen kann, welches ungekränkt die Thräne fließen ſieht, die der Tod eines theuern Gegenſtandes oder ein Verluſt deſſelben von anderer Art ihm erpreßte, kann vielleicht Güte, Weichheit oder Zartheit genannt werden, aber Liebe iſt es ewig nicht. — Beſſer, tauſend Mal beſſer iſt es, in öder Vereinzelung zu leben, als in dem ſteten

Kampfe zu ermatten, in welchem die Vernunft mit Anſtrengung ſtrebt, die ungeſtümen Forderungen des Herzens zu beſänftigen, die ſein Gläubiger nicht befriedigen kann oder will."

Mit ſolch glühenden Gefühlen konnte Ludmilla an der Seite ihres Gemahls unmöglich glücklich ſein. Sie empfand mit Schärfe, daß er gerecht gegen ſie war, weil er es ſein wollte, ihr aber im ſchönſten Sinne des Wortes kein liebender Gatte ſei, weil er dies nicht ſein konnte. Ludmilla's Selbſtgefühl würde in der Mutterwürde untergegangen ſein und dies Band ſie dem ihr ſcheu abgewendeten Herzen Ludwigs feſter verknüpft haben, wäre Claudie nicht auch Mutter geweſen, und hätte die Erwägung hievon nicht Ludmilla's Gewiſſensſchmerz rege erhalten, was, ſeitdem ſie die heiligen Beziehungen dieſes Verhältniſſes aus eigener Erfahrung kannte, um ſo ſtärker geſchah, und Claudiens Anrecht auf das reuigzärtlichſte Andenken ihres Gemahls erſchien ihr nunmehr als geheiliget.

Ein ſtiller Gram nagte an Ludmilla's Leben und zehrte an den edelſten Kräften deſſelben. Sie verfiel in eine ſchleichende Krankheit, aber in eben dem Grade, in welchem ihre Geſundheit ſchwand, gewann ſie an Ruhe und Heiterkeit der Seele. Sie hatte ein ſehr beſtimmtes Vorgefühl ihres nahen Todes und handelte dieſer Ahnung gemäß. Sie ſprach mit ihrer Freundinn Juſtine, der jungen Gräfinn Hochſtein, über diejenige Angelegenheit, welche ihre Sorge am feſteſten an die Erde feſſelte, über die Erziehung der kleinen Gottliebe. Dringend legte ſie der jungen Frau das geliebte Kind an das Herz und bat, daß dieſe ihm die Mutter erſetzen möge. Juſtine zerfloß in Thränen; ſie gelobte das Kind wie ihre eigenen zu lieben und zu bewahren, ſuchte aber Lebenshoffnungen in der Kranken anzuregen. Aber dieſe lächelte und ſagte ſanft; „Ich fühle mich und ſterbe gern. Es iſt viel ſüßer, geliebt und betrauert von hinnen ſcheiden, als ungeliebt durch das Leben gehen!“ Noch ein Mal war Ludmilla glücklich. Sie war es in Ludwigs ängſtlicher Sorge, ihren drohenden Verluſt abzuwenden, in ſeiner zarten Theilnahme an ihren Leiden, in ſeinem Vergeſſen aller anderen Intereſſen ſeines Herzens über dem Lager der ſterbenden Gattinn.

An Ludmilla's Sarge fühlte der Baron durch den Schmerz, der ihn mit heftiger Gewalt erfaßt hatte, wie heiß ihn Ludmilla geliebt habe und wie wenig glücklich ſie durch dieſes Gefühl geweſen ſei. Er klagte die Härte des Schickſals an, dem die Menſchen eben ſo oft als ungerecht die Folgen ihrer eigenen Fehler Schuld geben, daß es ihn dazu auserſehen habe, Frauenliebe nur mit Schmerz belohnen zu können.

Er ſuchte Zerſtreuung und Ruhe in raſtloſer Thätigkeit; in dem emſigen Studium der Landwirthſchaft, in der Anwendung neuer Erfindungen in dieſem Fache, in dem Unternehmen großer und kleiner Bauten, in zweckmäßigen Einrichtungen für das Wohl ſeiner Unterthanen.

Dieſe Anſtrengungen gaben ihm reichen Segen zurück, in vermehrten Kenntniſſen, in der Entdeckung mancher Quelle des Gewinnes von verſchiedener Art, in der Freude an vollendeten Werken, in dem fruchtbaren Erfolge menſchenfreundlicher Veranſtaltungen; aber die klagenden Stimmen ſeines Herzens verſtummten doch nicht ganz im Laufe der Jahre. Sie tönten ſtärker, wenn er in den Stunden der Abſpannung ſich nach Mittheilung und traulichem Herzenserguß ſehnte und ſich einſam fand; wenn er in den Augenblicken geiſtiger Erhebung in die Tiefen ſeines verarmten Gemüthes ſchauete; wenn er in die Ferne blickte, wo Claudie wohnte, oder ſich in der Nähe der Gruft befand, in welcher Ludmilla den unerweckbaren Schlummer ſchlief, und er fühlte dann, daß Liebe und Seelenfrieden die erſten und höchſten Bedürfniſſe des Menſchen ſeien, und daß, was wir auch ſonſt mit Mühe und Arbeit erſtreben möchten, nur ein dürftiges Surrogat für dieſe edelſten Genüſſe ſei.

Auf Buchenrode hatte ſich das häusliche Leben Leopolds mit ſeinem holden Weibe ſo naturgemäß, blühend und genußreich geſtaltet, daß, wer ſeinen Blick von Elend und Jammer, Schmach und Thorheit trauernd abwendete, den trübegewordenen nur in dies verborgene Eden zu richten brauchte, um ihn zu erhellen. Die kleine Frau bauete ihrem Manne den Himmel; denn Leopold betheuerte mit ſtrahlenden Augen, die Erde habe ſich für ihn verwandelt, ſeitdem Juſtine die Seinige ſei.

Mit Klugheit und bewundernswürdiger Gewandtheit fand ſich Juſtine in ihr anfänglich ſchwieriges Verhältniß. Durch Beſcheidenheit und zarten Gebrauch der Bildung, die ihr eigen war, verſöhnte ſie ſelbſt die Dünkelvolleſten ihres Umgangskreiſes mit ihrer Standeserhöhung, und Diejenigen daraus, denen körperlicher Liebreiz, Sittenmilde und fromme Einfalt des Herzens vorzugswürdiger erſchien, als der leere Prunk mit todten Namen und Ehren, verſicherten ſich und Anderen, die junge Gräfinn Hochſtein ſei jedes Ehrenplatzes werth.

Die Vorſehung erfüllete den Wunſch des Hofraths Collmar. Fragte Jemand Juſtine, wie lange ſie verheirathet ſei, ſo deutete ſie mit verſchämten Blicken auf eine Menge rothwangiger Blondköpfchen, welche die jugendliche Mutter umringten, und ſagte: „Dies iſt die lebendige Jahrezahl meiner Ehe.“ Jedes Jahr war richtig eine Taufe in Buchenrode gefeiert worden, bei welcher Hofrath Collmar oder deſſen Gattinn zu Gevatter ſtand.

Aber ſeit Ludmilla's Tode traf dieſe Rechnung nicht mehr zu; denn Gottliebe war als Einſchub zwiſchen die kleinen Zähler gerückt worden. Juſtine erfüllete die der Sterbenden gelobte Pflicht mit der erſchöpfendſten Treue. Es war dieſer Beweis von Zuverläſſigkeit hier um ſo verdienſtlicher, als eine Frau, deren Herz weniger feſt im Guten, als das der Gräſinn geweſen wäre, ſich wohl leicht durch eine verzeihliche, mütterliche Schwachheit zu einer laueren Genugthuung der übernommenen Obliegenheit hätte verleiten laſſen können.

Die kleine Gottliebe überſtrahlte durch Schönheit und Anmuth, welche in den Eroberungen des Kindes ſchon die Siege der zukünftigen Jungfrau verriethen, Juſtinens wohlgebildete Kleinen ſo ſehr, daß der Blick jedes Fremden bewundernd nur an ihr hangen blieb, und Geſchenke und Liebkoſungen am reichlichſten und liebſten ihr dargebracht wurden. Wie ſehr ein Mutterherz es verwunden müſſe, wenn es das eigene Kind von einem fremden verdunkelt ſtehet, wird jede unſerer Leſerinnen zugeſtehen, an deren Bruſt ein kleiner Liebling ruhet. — Juſtine war wohl, wie jede Mutter, ein wenig eitel, aber mehr noch war ſie verſtändig; ſie liebte zwar ihre Kinder unausſprechlich, aber ſie gedachte auch mit gerührter Dankbarkeit der Gründerinn ihres Glückes Ludmilla's, und dies Gefühl durchwehete Alles, was ſie für die kleine mutterloſe Waiſe that, mit regem Geiſte und herzlicher Wärme; ſie war nicht ganz gleichgültig gegen äußere Vorzüge, aber ſie geſtand den inneren einen ungleich höheren Werth zu, und ſo überwand ſie muthig kleine Anreizungen zum Neide und zur Mißgunſt, und liebte nach jedem Siege über ſich ſelbſt die unſchuldige Gottliebe noch zärtlicher. Oft ſagte ſie, um ihre Anſicht von der Wünſchenswürdigkeit äußerer Reize, welche Ludmilla's Geſchick noch mehr in ihr befeſtiget hatte, klar in ſich zu erhalten: „Ach! die Schönheit iſt wahrlich! nicht allein ein ſehr vergängliches, ſondern auch ein höchſt zweideutiges Gut, oft unheilbringend und nicht ſeltener eine Anfechtung des Böſen. Die Mittelſtraße zwiſchen Armuth und Reichthum ſcheint mir auch in Beziehung auf dieſen Beſitz das Beſte; ich meine, ein wenig hübſch ſein. Da wird das Auge befriediget und doch die Sinnlichkeit nicht gereizt; da wird man nicht kränkend zurückgeſetzt und auch nicht ungebührlich erhoben; da preiſt man die Güte des Schöpfers und vergißt nicht demüthig zu ſein, wie dem Geſchöpf es zieme; da pflegt man dankbar die Blümchen der Zeit und pflanzt nicht minder ſorglich Früchte für die Ewigkeit. Für ein ſchönes Mädchen iſt es gewiß weit ſchwerer als für ein häßliches, gut zu ſein; denn die leidige Selbſtgefälligkeit ſchließet mit der Thorheit der Männer einen Bund, um das Erſtere ſeinem beſſeren Selbſt zu entfremden, während das Letztere, vor ſolcher Verſuchung bewahrt, Befriedigung für ſein Verlangen nach Glück weit erfolgreicher in den Schätzen der Seele ſucht. Ich bin es wohl zufrieden, wenn meine Mädchen dereinſt weniger blenden als gewinnen; wenn ſie mehr Freunde als Bewunderer zählen, wenn ſie ſich der Gewalt, welche der Zauber einer ſtrahlenden Aeußerlichkeit über die Männer übet, nimmer rühmen, dagegen aber ſich der Liebe eines treuen Herzens ewig freuen können. Und Gottes Geiſt wolle mich davor bewahren, daß ich der kleinen Gottliebe deshalb eine Empfindung meiner Liebe entzöge oder mich wohl gar durch Unzufriedenheit verſündigte, weil die Liebenswürdigkeit jenes Kindes die holde Natürlichkeit der meinigen in den Schatten ſtellt. Nein! nur wachſamer auf mich ſelbſt und beſorgter für die Bewahrung von des Kindes innerem Heiligthum ſoll dieſe Auszeichnung mich machen.“ Jetzt hüpfte die kleine Begünſtigte auf ihre Pflegerinn zu und blickte mit ihrer Mutter wunderlieblichem Lächeln in Juſtinens Geſicht. Da ſtieg in der Seele derſelben das Bild der büßenden Ludmilla auf; ſie drückte das Kind an ihr ſchwellendes Herz und ſagte leiſe: „Möchten Tugend und ſchuldloſes Glück Dir dieſes ſchöne Lächeln ſtets bewahren!“

Deutſchlands ſchmachvolle Unterdrückung knüpfte den Geiſt des alten Grafen Hochſtein mit wichtigen Intereſſen an die Angelegenheiten der Erde. Er beurtheilte den Zuſtand der Länder, die Stellung der Völker, die Erfolge der Vergangenheit, die Vorbereitungen für die Zukunft, um ſo richtiger, als der Druck der Gegenwart ihm nur in der Theilnahme an der allgemeinen Noth, in dem Weh der bekränkten Vaterlandsliebe, nicht aber in peinlichen Beeinträchtigungen ſeiner häuslichen Ruhe, ſeiner Familien-Zufriedenheit fühlbar war. Wenn in langen Winterabenden der kleine Freundeskreis traulich geſchloſſen war, und während in den Gemüthern deſſelben Liebe, Freiheit und volles

Genügen walteten, ſich die Blicke Aller mit Wehmuth auf die Stimmung der Zeit richteten, welche unzähligen milden Herzen bittern Haß aneigene, manche Bruſt voll Hochgefühl mit dem gerechten Schmerze unedler Knechtſchaft erfülle und Seelen, getragen vom Stolz angeſtammter Würde, in niederſchlagenden Erinnerungen beuge, ſagte Graf Hochſtein wohl im Geiſte der Erfahrung, der zur Prophezeihung wird: „Geduld, meine Lieben, es wird anders werden! Die Tyrannei bereitete noch ſtets ſich ihren eigenen Untergang, und jede zurückgedrängte Kraft ſchwellt um ſo ſtärker empor. Auch Deutſchland wird ſeine Feſſeln ſprengen und nach ſeiner Erniedrigung ſich um ſo glorreicher wieder erheben. Aber die Ereigniſſe wollen, als Fruchte der Zeit, ihre Reife haben, und edle Früchte reifen langſam. Vielleicht muß die Laſt der fremden Unterdrückung erſt unerträglich werden, ehe jede ſchlummernde Kraft erwacht, um ſie abzuwerfen; vielleicht muß das brennende Gefuhl der Sklaverei noch tiefer in das blutende Herz des deutſchen Mannes geätzt werden, um ihm den Tod im Kampfe für die heiligſten Rechte des Menſchen, Freiheit und Selbſtändigkeit ſüß und wünſchenswerth zu machen; vielleicht muß die Noth noch allgemeiner werden und der Mangel noch fürchterlicher um ſich greifen, um die Bedrängniß einzelner Ländereien zur Sache des Ganzen zu machen und die geheimen Wünſche, die keimenden Vorſätze der Individualitäten zur That der Nation zu geſtalten. Zwar wagen ſich dieſe Hoffnungen für jetzt nur ſchüchtern hervor, und der Zukunft dichter Schleier bedeckt deren Erfullung; aber einſt kommt gewiß ein Tag der alle Zweifel zerſtreuet, den treubewahrten Glauben an die Leitung und den Schutz einer höheren Macht glänzend in uns rechtfertiget und die Ueberzeugung in uns befeſtiget, daß das Gute ewig ſiege, wie heftig angefeindet, wie ſtark umdrängt es auch wäre! Gern möchte ich ſolch eine Kataſtrophe noch erleben; aber wenn dieſer Wunſch nicht mit dem Willen meines Gottes übereinſtimmen ſollte, ſo tröſte mich der Gedanke, daß die Vaterhand, welche mir winket, das Schickſal meiner Mitmenſchen leitet, und daß Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe ſich dort in noch helleren Strahlen verkünden werden, als hier, auf dieſer erſten Stufe unſeres Daſeins! — "

Der Graf hatte richtig vorausgeſagt. Im Spätherbſt des Jahrs 1811 äußerte der alte Graf, ohne durch eine beſondere Veranlaſſung dazu bewogen zu werden, eine heftige Sehnſucht nach Buchenrode zu reiſen. Die Anſtalten zu dieſer Reiſe konnten ihm nicht eilig genug betrieben werden, und dieſe Ungewöhnlichkeit erfüllete Claudie mit einem ängſtlichen Vorgefühl. Kaum in Buchenrode angekommen, klagte Vater Hochſtein über ein leiſes Uebelbefinden und große Ermüdung. Er entzog ſich ſtill dem Kreiſe ſeiner glücklichen Kinder und jubelnden Enkel, und ſuchte ſein Lager auf, welches ihm die letzte Erquickung gewähren ſollte. Er entſchlief bald ſanft und ſüß, um nicht mehr zu erwachen.

Es dürfte wohl angenommen werden können, daß die Art und Weiſe, wie ein Verſtorbener betrauert werde, den Werth und das eigenſte Weſen deſſelben deutlich bezeichne.

Als am nächſten Morgen ſich in dem frohbelebten Hauſe Geſchäftigkeit und Freude wieder zu regen begannen, wankte Claudie todtenbleich aus dem Schlafzimmer ihres Vaters und ſagte leiſe und tonlos, indem ſie ſich ermattet an die Bruſt ihres Bruders lehnte: „Er iſt todt!“ Leopold ſchrie fürchterlich auf, aber Claudie legte die bebende Hand auf ſeinen Mund und ſprach: „O feiere ſanft und ſtill den heiligen Schlummer des geliebten Vaters! Wir ſehen ihn ja wieder! Laß uns dieſer Hoffnung gemäß ſein Scheiden von uns ertragen!“

Die Kunde von dem Tode des hochwerthen Gaſtes verbreitete tiefe, bange Stille durch das ganze Haus. Schweigend, mit Vermeidung alles Geräuſches, wurden die nöthigen Geſchäfte verrichtet, ſogar die Kinder ſaßen gruppenweiſe leiſe flüſternd bei einander und ließen ihre Spiele. In ehrfurchtsvollem Schweigen näherte man ſich dem Lager, auf welchem der würdige Greis den Schlaf der tiefſten Ruhe ſchlief. Kein Zug von Todeskrampf entſtellete ſein Geſicht, ein heiteres Lächeln ſchwebte um ſeine erblaßten Lippen, der Frieden des Himmels thronte auf ſeiner faltenloſen Stirne. Manon knieete an der geweiheten Stätte und bedeckte die kalte Hand des geliebten Großvaters mit Thränen und Küſſen, und Claudie ſtand zu des Bettes Füßen und hielt in ſtummen Schmerz die Blicke auf der theuren Leiche feſt. Heimfried hatte ſich in einen Fenſterbogen zurückgezogen und ſtützte gramerfüllt das Haupt in die Hand. Die Vergangenheit ging in dieſen ernſten Augenblicken an ſeiner Seele vorüber, und die Jahre der Jugend, Leopoldinens liebliches Bild, das Sterben der holden, lebenskräftigen Frau, der Jammer ihres nun auch vollendeten Gemahls, die Tage der Trauer und die erſten Verkündigungen der gewonnenen Beruhigung über dieſen betrübenden Verluſt tauchten aus den Tiefen der Gedankenwelt in ihm auf. Die herzliche Juſtine küßte in tiefer Bewegung eine der dünnen Silberlocken, welche das Haupt des Entſeelten ſchmückten, und ſagte unter heißen Thränen: „Ja, guten, frommen Seelen gewährt der Tod nur Glück. Was kann ſie weiter quälen? Sie ſehn befreit zurück. Der Erde Kümmerniſſe kennt jene Heimath nicht, und alle Finſterniſſe verwandeln ſich in Licht.“ Aber Leopolds unbezwungene Wehmuth ſtörte dieſe Seligſprechung aus dem Munde ſeiner Gattinn. Er ſchluchzte die Worte hervor: „O mein Vater! So mußteſt Du zu mir kommen, um Deine Kinder durch Deinen Tod zu betrüben?“

Claudie gab dem Zureden ihrer Verwandten nach und blieb mit Heimfried und Manon einige Wochen in Buchenrode. Endlich aber ward ihre Sehnſucht nach der Stille des Hochſteins und nach Olga's tröſtendem Umgange ſo groß, daß ſie jedem ferneren Dringen um noch längeres Verweilen feſt widerſtand und den Tag ihrer Abreiſe anſetzte. Wie herzlich auch Claudie ihre Schwägerinn liebte, wie wohl ſie ſich auch in dem häuslichen Leben derſelben gefiel, ſo war ſie doch zu ſehr an die einſame Ruhe ihrer Heimath gewöhnt, um dieſe nicht auch in den angenehmſten Umgebungen zu vermiſſen. Jedes Geräuſch war ihr fremd. Auch verletzte es ihr weiches, kindliches Gefühl, daß, nachdem die Beerdigung ihres Vaters vorüber war, und die erſten Tage nach demſelben ſeinem Andenken gewidmet worden waren, alles wieder den alten Gang zu nehmen begann, und Leopolds Aufmerkſamkeit zu ſeinen Pflichten und Angelegenheiten, welche ihm als Gutsherrn oblagen, zurückkehrte, und Juſtine ihre mütterlichen Freuden und Sorgen mit erneuertem Intereſſe umfaßte. Claudie tadelte zwar nicht, was zu begreifen ihr doch unmöglich war, aber ſie zog ſich mit ihrer ſanften Trauer ſtill in ſich ſelbſt zurück.

Die Erinnerung an den Verewigten begleitete ſie ſo traut und unausgeſetzt und ſchloß ſich ſo eng an ihr innigſtes Bedürfniß an, daß ſie vor dem Gedanken erbebte, ein Andenken jemals aufgeben zu können, das zu den Elementen ihres geiſtigen und gemüthlichen Lebens gehörte. Heimfried allein verſtand die Bewegungen ihrer Seele, und obwohl er den Aufenthalt in Buchenrode vorzüglich liebte, lag er doch Claudie heimlich an, daß ſie ihre Rückreiſe beſchleunigen möchte, feſt davon überzeugt, die Empfindungen der Leidtragenden würden in der gewohnten Stille milder werden.

Das Geſpräch der Reiſenden nahm die nächſte und ſtete Beziehung auf das fehlende Glied dieſer kleinen Geſellſchaft. Claudiens Thränen floſſen unaufhaltſam bei der Erwägung, daß ſie einen ihrer theuerſten Beſitze nun verloren habe. Heimfried wollte den Gram der Weinenden zerſtreuen und begann zu philoſophiren. Er ſagte: „Die meiſten Menſchen würden einen Verluſt ſolcher Art ſanfter betrauern, wenn ſie es verſtänden, den Schmerz zu würdigen und ſeiner Segnungen ſich theilhaftig zu machen. Aber da erſcheint nicht ſelten den Leidtragenden der Tod naher Freunde und Verwandten als ein finſterer Störenfried ihrer Fröhlichkeit, als ein unberufener Mahner an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, als ein läſtiger Zwingherr ihrer ſinnlichen Freuden. Sie erdulden die Gewalt, welche er übet, mit innerem Widerſtreben und äußerem Anſtande, und ſuchen, ſobald es ſchicklicher Weiſe geſchehen kann, ſich von jeder Erinnerung daran zu befrein. Klein nur iſt die Zahl der Geweiheten, denen ſich bei dem Heimgange eines Geliebten in dem Andenken an den Verſtorbenen ein Engel zugeſellet, der ſie in geheimnißvoller Wirkſamkeit auf dem weiteren Laufe ihrer Erdenpilgerſchaft begleite; der ihre thränenvollen Blicke tröhend zum Himmel lenket, in ihre bekümmerten Herzen Ahnungen der Ewigkeit flüſtert und die verklärenden Strahlen der unſichtbaren Welt über die Schatten irdiſcher Trübſal verbreitet! Wem könnte wohl ſolch eine Gemeinſchaft unwillkommen ſein? Wir, o theure Frau, wollen uns ihrer erfreuen. Wir haben den Unvergeßlichen nicht verloren, wenn wir ſeiner Vortrefflichkeiten eingedenk bleiben, wenn wir uns in dem ſteten Streben erhalten, ihm in jeder derſelben nachzueifern. Ach! und jeder Athemzug bringt uns ja dem erſehnten Ziele des Wiederſehens näher! Dürfen, können wir dies vergeſſen? Wir wollen die weinenden Augen auf die Herrlichkeit der einſtigen Erſtattung unſeres Verluſtes wenden, und vor dieſem Glanze werden unſere Thränen ſchnell trocknen; unſer Schmerz wird ſich in eine heilige Sehnſucht verwandeln, in welcher wir weit mehr die Wonne des Vorausbeſitzes, als das Weh der Entbehrung empfinden!«

Claudiens wundes Gemüth nahm dieſe linden Tröſtungen willig auf, ohne deren wohlthätige Einwirkung ihr der erſte Anblick des Hochſteins unfehlbar noch ſchmerzlicher geweſen ſein würde. Der Rittmeiſter und Fedor, welchen Heimfried von Buchenrode aus ſogleich den Trauerfall gemeldet hatte, waren, da ſie die Zeit von Claudiens und der Ihrigen Rückkehr nicht beſtimmt wußten, jeden Abend nach dem Hochſtein geritten, um den der Ankunft ihrer Freunde ja nicht zu verfehlen, und alſo auch heute anweſend, um die Heimkehrenden zu begrüßen. Claudie warf ſich mit der Hingebung eines Herzens, welches in der tiefen Betrübniß, die es empfindet, die Nichtigkeit aller äußeren Rückſichten fühlt, an Olgy's Bruſt, während Manon mit Freude und Wehmuth in Feders Armen hing. Die Mittheilungen über ein Ereigniß, welches die Intereſſen Aller mehr oder minder beſchäftigte, regten den Schmerz darüber aufs neue an und mäßigten ihn zugleich. Claudie fühlte ſich beruhigter, als ſie in Olgy's Augen Thränen ſchimmern ſah, die, ein ſtilles Todtenopfer dankbarer Liebe, dem Verewigten floſſen.

Aber der Tod des Grafen hatte doch große Veränderungen bewirkt. Es beſtanden dieſe weniger in der Umſtaltung der eben beſtehenden äußeren Verhältniſſe, als in der Aufhebung der ſchönen Seelenharmonie, welche Claudien ein Leben voll Prüfungen, Leiden und bitterem Entſagen hindurch beglückt hatte. Wie ſehr ihr Geiſt auch ſtrebte, ſeine Ueberzeugungen feſt zu halten, wie muthig ihre weiche Seele ſich auch gegen die Gewalt niederſchlagender Anſichten zu erſtarken bemühet war, ihre Anſtrengungen blieben dennoch ohne ſiegreichen Erfolg.

So lange Graf Hochſtein lebte, hatte Claudie ihre Vereinzelung nicht deutlich empfinden können, da der Schutz, welchen die Natur dem Weibe durch den Mann gewährt, der ihres Gatten beraubten Frau durch den Vater zu Theil ward. Das Bewußtſein dieſes Schutzes war in Claudie vorzüglich wirkſam auf ihre Gemüthsſtimmung, in Beziehung auf ihr Verhältniß zu dem Rittmeiſter geweſen. So lange Claudie ihrer Haltbarkeit an den reinen, ſtrengen, vorurtheilsfreien Jugendſinn ihres Vaters gewiß war, überließ ſie ſich ruhiger den unſchuldigen Aeußerungen ihrer Gefühle. Die Gegenwart einer Autorität, welcher ihr Herz ſo unbedingt huldigte, und die ihr Verſtand ſo demüthig anerkannte, war ihr gleichſam die Weihe eines Umgangs, welcher unter anderen Umſtänden entweder ihren inneren

Frieden untergraben, oder ihre Denkweiſe verändert haben würde. Es war ihr leicht geworden, auf das Glück, dem geliebten Olgy als Gattinn anzugehören, Verzicht zu leiſten, da ihr die Beruhigung ſeiner Nähe, der Genuß, ihn täglich ſehen und ſprechen zu können, geſichert blieb, und dieſe Freuden durch keine Verletzung ihres Zartgefühls geſtört wurden. Jetzt, da die Stütze geſunken war, an welche Claudiens Weiblichkeit ſich in kindlichem Vertrauen gelehnt hatte, erblickte ſie ſchaudernd die Unſicherheit ihrer Stellung. Sie fühlte die Größe des Opfers, welches ſie ihrer mütterlichen Pflicht gebracht hatte und die Natur, deren heilige Forderungen Niemand ungeſtraft unbefriediget läßt, nahm ihren Zoll von Claudiens ſanftem Herzen in heißem Schmerze, in unterdrückten Seufzern, in ſtillgeweinten Thränen.

Weder Heimfried noch der Rittmeiſter ahneten, daß Claudiens Thränen nächſt dem Verluſte des geliebten Vaters noch die Entbehrung anderer Beſitze umfaſſe. Wem von Beiden hätte ſie wohl das Weh ihrer Bruſt entdecken können? Heimfried würde Claudiens Empfindungen kaum verſtanden haben, und wäre dies dennoch der Fall geweſen, ſo hätte er ſie nach dem Gewicht menſchlicher und männlicher Beurtheilung erwogen und geſchätzt, nicht aber nach dem Verlangen eines zarten, weiblichen Bedürfniſſes gewürdiget, dem Rittmeiſter hingegen mußten die leiſen Regungen der reuigen Liebe um ſo ängſtlicher verborgen werden, als ſeine eigene Ruhe nur die Frucht jahrelanger Selbſtkämpfe und der Ueberzeugung war, daß Claudie durch kein Glück hätte beſeliget werden können, welches durch die Aufopferung einer Pflichterfüllung bedingt geweſen wäre.

So war denn die trauernde Claudie mit ihrem Grame allein und nur verſtanden von Dem, der den dämmernden Gedanken wie die Klarheit des Sonnenlichts durchſchauet und den Seufzer einer menſchlichen Bruſt nicht geringer achtet, als den Umſchwung einer Welt. Sie ſuchte in ihrer Bangigkeit Troſt und Rath bei dieſem zuverläſſigſten Freunde, und ſie empfand in Geduld und Ergebung, daß kein Hülfsbedürftiger ſich unbefriediget nach dieſen Höhen wendet. In einſamer Betrachtung ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Vieles erſcheinet mir jetzt ganz anders als ſonſt; ich quäle mich mit der Vorſtellung von Möglichkeiten, deren Verwirklichung vielleicht nie meinen Muth, meine Seelenſtärke prüfen dürfte. Ach! die Liebe zwiſchen Frau und Mann fordert unerläßlich die eheliche Vereinigung derſelben! Die Widernatürlichkeit jeder Verbindung anderer Art wird früher oder ſpäter von dem Schickſale gerächt! — Wenn nun Olgy krank würde? Wenn ein langes Schmerzenslager ſeinem Tode voranginge? Dürfte ich ihn pflegen, wie es die ſüße Pflicht der Gattinn iſt? Würden nicht Sitte und Anſtand mich hindern, ihn zu beſuchen, meiner Theilnahme in freundlichen Erweiſungen derſelben zu genügen, leidensvolle Nächte an ſeinem Bette treu und ſorglich zu durchwachen? — Die Vorrechte des Weibes ſtehen zu hoch über den Vergünſtigungen, welche das feſtgeſtellete Geſetz der Schicklichkeit, der Freundinn eines Mannes zugeſtehet, als daß ein liebendes Gefühl dieſen Unterſchied bei prüfenden Fällen nicht ſchmerzlich empfinden ſollte. Aber — empfände ich auch einſt meine Vereinſamung noch drückender, würde mir der Troſt ſeines Umgangs entriſſen, und müßte ich, wie ehemals, ihn leidend wiſſen, ohne ihm nahe ſein zu können: würde der Engel meines Bewußtſeins, der mir unſichtbar ſeinen Beiſtand verleibet, mich verlaſſen? Warum will ich mich ängſten und die Sorgen für die ungewiſſe Zukunft zu den läſtigen Eigenthum der Gegenwart machen? Nein! unbekümmert um das Geſchick künftiger Tage, nur für die Ruhe des Herzens beſorgt, welche dem frommen Glauben entquillet, will ich auch fernerhin den Weg meiner Pflichten gehen, und geſtaltete er ſich noch einſamer, noch dunkler, er führet dennoch ans Ziel, ans herrliche!“

O ſchöpfe Hoffnung, arme Claudie, aus dem Gedanken, daß da, wo unſere Kraft im Kampfe für einen edlen Zweck ermattet, ſich unſichtbare Hülfen wunderſam verkünden, und daß, wenn unſerem Auge die Dunkelheit unſeres Schickſals ſich ohne allen trügeriſchen Schein zeiget, und wir vor der grauenvollen Finſterniß, die uns umgiebt, zaghaft erbeben, die Stunde nahe ſei, in der das Morgenroth der Freude die nächtlichen Schatten erhelle! —

Der Rittmeiſter bemerkte mit Beſorgniß die veränderte Stimmung ſeiner Freundinn. Er empfand die erhöhete Innigkeit derſelben, er ſah, wie die Gewalt der Gefühle jetzt öfterer den Muth einer Seele gewältigten, welchen er für unerſchütterlich gehalten hatte, und er erkannte mit faſt anbetender Achtung für die Ermattende, daß ihre bisherige Haltung nur der Erfolg fortgeſetzter Pflichtanſtrengungen, nicht aber die Wirkung eines leidenſchaftloſen Gemüthes geweſen ſei. Er fühlte zart genug, um Claudiens Empfindungen wenigſtens theilweiſe zu verſtehen; deutlicher als jemals ging ihm jetzt die Erkenntniß auf, daß Claudiens Herz reichere Beſeligungen für den Gatten gehabt haben würde, als die fein berückſichtigten Gewährungen, welche ſie dem Freunde geſtattete, und der längſt niedergekämpfte Schmerz einer vielleicht überſpannten Anſicht vom Recht, das höchſte Lebensglück geopfert zu haben, regte ſich in ſeiner Bruſt im brennenden Flammenſpiel der Reue. So war denn auch durch den Tod des Grafen die mühſam errungene und behauptete Ruhe Olgy's geſtört, und ſo wie in der Bildung unſeres Schickſals Freude und Schmerz ſelten in einer Geſtalt vor uns erſcheinen, ſondern, vereiniget mit Ereigniſſen von gleicher Natur, geſellete ſich dem Aufleben eines im Laufe der Zeit beinahe erſtorbenen Wunſches die lebhafte Sorge um die zweckmäßige Wirkſamkeit ſeines Fedor bei.

Dieſer war ſo vielſeitig beſchäftiget an die Grenze ernſterer Jahre gekommen. Geiſt und Herz waren in ihm für jede höhere Thätigkeit, nicht für den enggeſchloſſenen Kreis einer Art des Wirkens gebildet worden, die Verhältniſſe, in welchen er lebte, gewährten dem Verlangen, der Sehnſucht ſeiner jugendlichen Bruſt ein ſo reines, ſtilles Genügen, daß er beinahe zwanzig Jahre alt geworden war, ohne den drängenden Wunſch zu fühlen, das liebe Dörfchen Lauterbach und die theuren Freunde zu verlaſſen, und irgend einen Platz der Gemeinnützigkeit einzunehmen. Der Gedanke, daß Fedor dies reizende Gütchen einſt bewohnen und im Geiſte von deſſen gegenwärtigen Beſitzer alle beſtehenden Einrichtungen ehren, alle begonnenen Anlagen vollenden würde, gab den Beſtrebungen des Rittmeiſters ein wärmeres Intereſſe. Leicht und zwanglos ſchloß ſich an dieſe Idee die Hoffnung an, daß die holde Manon als Fedors Gattinn, von der Güte ihrer Mutter beſeelt, dieſe Pflichten theilen würde, und einerſeits noch zu ſüß beglückt, um einer gänzlichen Reſignation fähig zu ſein, trug er ſeine unbefriedigten Anſprüche auf Claudiens vollen Beſitz auf den ſich in ihm feſthäkelnden Wunſch über, die

Tochter derſelben als das Weib ſeines Pfleglings zu wiſſen. Es war dieſer Plan ein Lieblingsgegenſtand ſeiner Träumereien, und Stunden lang fand er Genuß darin, dieſen Gedanken auszumalen mit der feinſten Kunſt der Phantaſie. Oft, wenn das Geſpräch zwiſchen dem Rittmeiſter und Claudie eine Richtung zu nehmen drohete, welche in die Tiefen ihrer herben Verzichtleiſtungen, in den Strom zurückgedrängter Gefühle leicht hätte führen können, fand Olgy in der Aufſtellung dieſes Lieblingsbildes den rettenden Stützpunkt für die ſinkende Gemüthskraft. Er machte ſeine Freundinn darauf aufmerkſam, daß ihr und ſein beſſeres Selbſt in Geſinnung und That, in der Vereinigung ihrer Kinder einſt ſegensreich fortleben könne, daß ja ſelbſt die Liebe, welche Fedor und Manon ſo zart und innig verknüpft, nur die Folge von der Herzensgemeinſchaft ihrer Eltern ſei, und daß der göttliche Funken der Sympathie, welcher die Seelen derſelben vereiniget habe, auch dann in der Bruſt ihrer glücklicheren Kinder fortglimmen werde, wenn Claudiens freundliche Hülle und ſein müder Körper ſchon längſt wieder zu Aſche und Staub geworden ſei. Er glaubte redlich, es ſei nur väterliche Zuneigung für Manon und Fedor, die genaue Kenntniß von der Eigenthümlichkeit dieſer Lieblinge, die reine Freude an ihrem Glücke, was ſeinen Gemälden von ihrem einſtmaligen Eheleben dieſe rührende Wahrheit, dies glühende Colorit gab. Ach! er täuſchte ſich ſelbſt. Es war ſeine Liebe, ſein Bedürfen, ſeine ſchöpferiſche Kraft, die Weiblichkeit in ihren zarteſten Forderungen zu beglücken, was er darſtellte. Die Urſache, warum er ſo gern bei dieſem Gegenſtande verweilte, war ihm ſelbſt fremd, aber Claudie ahnete mit klopfendem Herzen, daß der geliebte Schilderer in dieſen Bildern ſein eigenes Leben und Lieben zeichne. „Gott wolle es geben, daß Sie Recht haben, Olgy!“ ſagte ſie, und ſchüttelte mit naſſen Augen den Kopf; „es iſt in mir eine Stimme, welche dieſer ſchönen Hoffnung widerſpricht. Ich will verſuchen, ob ich Ihnen die leiſen Einflüſterungen dieſer Ahnung verſtändlich machen kann. Es giebt eine Liebe, deren Farbenton ihren himmliſchen Urſprung zu ſehr verräth, deren ſtärkſte Intereſſen ſich ewig nur an ein höheres Sehnen, aber nie an irdiſche Erwartungen knüpfen, deren reines Opferfeuer ſich jedoch nur in Herzen entzündet, die dem Entſagen geweihet ſind. Die Natur, ewig gerecht und mild, entſchädigte dieſe ihre ſcheinbar zurückgeſetzten Kinder durch eine ſtärkere Liebefähigkeit, durch eine feinere Empfänglichkeit für geiſtiges Glück, durch regere Ewigkeits-Hoffnungen, während die hienieden begünſtigten Liebenden mit dem Beſitz weniger Jahre abgefunden werden, der ſie nicht ſelten entzaubert oder gegen einander verſtimmt, und deſſen ſüßeſte Augenblicke noch keinen Vergleich mit der Wonne leiden, in welcher eine edle Reſignation das ſchmerzlich verlangende Herz ſättiget. Auch die Liebe unſerer Kinder ſcheint den Charakter der zuerſt gezeichneten zu tragen. Dünkt es Ihnen nicht auch ſo, Olgy? — Schon in früheren Jahren zeigte Fedor eine ſo opferwillige Gefälligkeit für Manons kindiſche Wünſche, ſeine Theilnahme war ſo ausſchließend nur mit ihr beſchäftiget, und das Mädchen vergalt dieſe Anhänglichkeit mit ſo zärtlicher Innigkeit, aber ſtets ohne alles Begehren der Selbſtſucht, daß ſich in meine Freude über dieſen Zuſammenhang unſerer Lieblinge doch immer die leiſe Beſorgniß miſchte, es ſei dieſe Liebe vielleicht nur darum ſo zart und geiſtig, weil ſie zu früher himmliſcher Vollendung, nicht aber für die Dauer eines langen Erdenlebens und für harte, irdiſche Verhältniſſe beſtimmt ſei. Die Verletzbarkeit von der Geſundheit meines Kindes mag wohl jene trübende Ahnung in mir verſtärkt haben, und wenn ich bedenke, daß ſeit den letzten zwei Jahren Manons körperliche Kraft eher ab- als zugenommen hat, ſo — — — —" Thränen erſtickten Claudiens Worte, und in heftiger Bewegung ſagte ſie: „O Gott! Was werde ich noch alles verlieren müſſen!"

Der Rittmeiſter hatte Claudie ſtumm, mit beinahe verhaltenem Athem zugehört. Seine Freundinn ſprach ein Gefühl aus und machte die Rechtfertigung deſſelben anſchaulich, welches auch in ihm, aber dunkel und unausgebildet vorgeherrſcht, und öfterer durch verborgene Einwirkung ſeinen liebſten Traum geſtört hatte. Nur von dem Drange, die bange Claudie zu beruhigen, beſtimmt und faſt gegen ſeine Ueberzeugung, war er bemühet, ſie zu widerlegen, indem er ſagte: es ſei eine gewöhnliche traurige Folge bitterer Erfahrungen, daß ſie den Menſchen der Hoffnung entfremde, und einer Erfahrung, mit welcher ihn ſein eigenes Schickſal bereichert habe, im Geiſte der Furcht und des Sorgens eine allgemeine Anwendung gebe. „Und doch, und doch," fügte er hinzu, „herrſcht in der moraliſchen, wie in der phyſiſchen Welt die bewundernswürdigſte Mannigfaltigkeit, und nur die Schwachheit unſeres geiſtigen wie des leiblichen Auges hindert uns die feinen Verſchiedenheiten in den Erſcheinungen der ſinnlichen, wie der überſinnlichen Natur zu bemerken. Warum ſollte eine edlere Liebe nicht auch hienieden ſchon ihr erſehntes Ziel, die Vereinigung mit dem geliebten Gegenſtande, erreichen können? Wäre ein Zweifel daran nicht eine Herabwürdigung der Menſchlichkeit? Iſt nicht auch dieſe Erde mit allem, was ſie fordert und gewährt, ein Schauplatz der ewigen Güte, ein Spiegel unſerer künftigen Beſtimmung? Sind Freude und Glück nicht eben ſo gut Bildungsmittel für ein höheres Leben, als Leid und Kummer? Nein, meine Freundinn! Wenn ich Ihre Anſicht, daß man aus dem Charakter und den Aeußerungen einer Neigung Folgerungen für das Schickſal derſelben ziehen könne, auch natürlich finde, ſo kann ich es doch nicht als Recht erkennen, daß Ihnen irdiſches Glück im Mißverhältniß zu dem geiſtigen Werthe dieſer ſchönſten Gemeinſchaft, zu der Reinheit dieſes höchſten Gefühles zu ſtehen ſcheint.“

Wenige Wochen nach dieſer Unterredung war der Rittmeiſter Ohrenzeuge eines Geſpräches zwiſchen Manon und Fedor, welches Claudiens Befürchtungen in ihm erneuerte, und bei allem Widerſtreben ihm die ängſtliche Ahnung aufdrang, daß in Beiden ein Vorgefühl zeitlicher Trennung vorwalte.

Eines Tages ging der Rittmeiſter mit Fedor wie gewöhnlich nach dem Hochſtein. Claudie war von Heimfried begleitet in das Dorf gefahren, wo ſie am äußerſten Ende deſſelben eine Kranke beſuchen wollte; die Ankommenden fanden daher nur Manon allein und beſchäftiget, einige große Mappen voll Gemälde und Kupferſtiche zu durchſuchen und zu ordnen. Der Rittmeiſter ging in ein Nebenzimmer, deſſen Thür offen ſtehen blieb, warf ſich daſelbſt in ein Tabouret, und überblickte ſinnend die einſame Gegend, während Fedor ſogleich mit regem Intereſſe die Mühen Manons zu theilen begann. Plötzlich ſtockte die Muſterung, und Manons Blicke verweilten auf einigen großen Kupferſtichen braun in braun, welche die Geſchichte des Orpheus und der Eurydice darſtellten. Fedor beobachtete ſeine ſchweigende Freundinn, deren ernſtes Geſicht ein ſeliges Lächeln verklärte. „Was ſieheſt Du, liebe Manon?“ fragte er endlich, und legte ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib. Sie hob die ſchönen, hinter einem leichten Thränenſchleier funkelnden Augen zu ihm auf, und entgegnete: „Meine Lieblingsfabel, Orpheus und Eurydice. Unter allen Darſtellungen der Mythe ſpricht keine, ſo wie dieſe, mit wunderſamer Gewalt an mein Gefühl. Es liegt für mich in dieſer Erzählung ſo etwas Tiefrührendes, ſo etwas wunderſam Tröſtendes, daß ich mich kaum von dieſen Bildern loszureißen vermag. Ach Fedor! Welch ein himmliſches Glück gewährt das Bewußtſein von der Treue eines liebenden Herzens! Wie leicht muß der Weg in das dunkle Schattenreich ſein, wenn man wie Eurydice geliebt iſt! Wie ruhig kann man die Freuden der Welt verlaſſen, wenn man darauf rechnen darf, das zärtliche Andenken der uns treuverknüpften Seele werde uns über das Grab hinaus begleiten! — Aber wer einſam und ungeliebt von hinnen ſcheiden müßte — wem kein weinendes Auge nachblickte, keine ſchmerzliche Erinnerung folgte, wie arm, wie unglücklich wäre der zu nennen!“ Manon erbebte von einem inneren Schauer; ein paar ſchwere Tropfen rollten langſam ihre blaſſen Wangen herab und benetzten die ſchwebende Geſtalt der Eurydice. Sie erhob die Arme wie zum Umfaſſen und ſagte, indem ſie tief und zärtlich ihre Blicke in Fedors verdunkelte Augen ſenkte: „Wenn ich einſt nicht mehr wäre, Fedor, Du würdeſt mich ja dennoch nicht vergeſſen! Dein Gedanke würde mich auch in einer fernen Welt umſchweben, Du würdeſt — —“ „Treu wie Orpheus ſein, meine Manon!“ entgegnete Fedor im hochaufflammenden Gefühle der Liebe, und ſchloß das theure Mädchen zum erſten Male mit Leidenſchaft an ſeine Bruſt. Er fügte in Begeiſterung hinzu: „Trennet uns das Verhängniß, o! mein Herz würde mich lehren, Dich wieder zu finden, und die Liebe mein Streben beſeelen, alle Hinderniſſe, welche ſich unſerer Vereinigung etwa entgegen ſetzen könnten, zu beſiegen; entriſſe Dich mir aber der Tod, ſo würde ich Dir früh genug folgen, denn was wäre mir das Leben ohne Dich?“ Da flammte ein ſeliges Entzücken in Manons Bruſt auf, der Wunſch zu leben und die Sehnſucht zu ſterben, vermählten ſich in einer ſchmerzlich ſüßen Wonne, die ihr ſchwellendes Herz bedrängte, und ſie ſtammelte in zitternden Tönen: „O Du, mein Orpheus!“

Fedor preßte ſeine Lippen feſt auf Manons zarten Mund; der aufgefaßten Vorſtellung folgend, ſagte er erwiedernd: „Meine einziggeliebte Eurydice!“ — Aber kaum vernahm ſein Ohr die leiſen Klänge dieſes Namens, als eine bange Ahnung ihn durchzuckte, er umſchlang Manon ſo eng und ängſtlich, als wolle und könne er in dieſer Umarmung die Theure ſich und dem Leben erhalten.

Endlich dämmerte der Morgen des blutigen Befreiungstages über Europa herauf. Der Brand von Moskau, die Schauerſcenen an der Berezina, empörten zwar das weiche, menſchliche Gefühl, aber hoben doch in Millionen Herzen die geſunkene Selbſtachtung und den Glauben an eine vergeltende Gerechtigkeit hoch empor.

Es iſt tief in der Natur des Menſchen gegründet, daß er ſich ſcheuet, ſein beſchränktes Vermögen an einer Perſon zu verſuchen, welche unter dem Schutze des Glückes zu ſtehen ſcheinet; er fürchtet ſich in den ungleichen Kampf mit einer höheren Macht einzulaſſen, wenn er den Abſichten ſolch eines Begünſtigten in den Weg tritt. Vielleicht war es ein ähnliches Gefühl, welches dem Tyrannen jener Zeit früher die glänzendſten Siege bereiten half, tapfere Schaaren fliehen machte, und den Muth mancher Heldenbruſt durch das dunkle Bewußtſein lähmte, die höchſte Anſtrengung der menſchlichen Kraft ſei ja doch vergeblich gegen die geheimnißvolle Gewalt unſichtbarer Mächte. Aber als nun eine große Nation das bewunderungswürdige Beiſpiel der freudigen Opferung alles deſſen gab, was dem fühlenden Menſchen theuer und werth iſt, als die Elemente ſich mit dieſem edlen Beſtreben vereinigten, den Weltbedrücker und deſſen ſtolze Heere zu vertilgen, da flammte ſelbſt in den Gemüthern der Schwachen Freiheitsluſt und Gottvertrauen auf; die kleinliche Rückſprache der Selbſtſucht verſtummte vor dem begeiſternden Gefühl, Theil zu nehmen an der Rettung des Vaterlandes, um mit Todesverachtung die Kränze der Ehre zu erringen.

Auch in die ſtillen Gebirge des Hochſteins drang der laute Völkerruf und die tönende Stimme der Zeit. In dem Rittmeiſter erwachte der ſchlummernde Heldengeiſt, und das natürliche, durch ſeine früheren Berufsverhältniſſe ausgebildete Intereſſe an großen Thaten. Seine Aufmerkſamkeit für die Veränderungen des Kriegsſchauplatzes war ſo ausſchließend, daß er darüber ſeine eigenen Angelegenheiten vergaß und das Nächſte zurückſetzte. Der Wunſch durchglühete ihn, die Anſtrengungen und Siegesfreuden der tapfern Kämpfer theilen zu können, und mit Wehmuth empfand er die Beſchränkungen ſeiner körperlichen Kräfte. Aber eine Befriedigung für dies männliche Verlangen ward ihm dennoch zu Theil; die, mittelbar für den allgemeinen Zweck wirken zu können durch ſeinen Zögling Fedor.

Wenn die Thaten der Vorwelt in der Seele eines edlen Jünglings ſchon den Trieb zur Nachahmung entflammen und die Sehnſucht nach den Freuden des Ruhmes und der Auszeichnung erregen, um wie viel ſtärker müſſen dieſe Wirkungen hervortreten, wenn die Mitwelt in erſtaunenswürdigen Beiſpielen die Blicke der Bewunderung auf ſich lenket und die Gegenwart mit tauſend und abermals tauſend Stimmen jede Großthat feiert, und zärtliche Thränen der Vergötterung den blutigen Lorbeer benetzen! — Fedors Empfindungen glichen dem Erwachen aus einem tiefen, aber ſüßen Schlafe. Die Menſchheit machte ihre Forderungen an ſeine Kraft geltend, und im freudigen Bewußtſein ſeines Vermögens war er entſchloſſen, dieſe Schuld zu entrichten. Er trat vor ſeinen Bruder hin, welchen er Vater nannte und ſagte mit blitzenden Augen: „Ich muß fort von hier und dem Rufe der Pflicht und Ehre folgen. Ich wäre wahrlich des Lebens nicht werth, wenn ich anſtehen könnte, es jetzt, wo es bedeutend und nützlich werden kann, einzuſetzen, um es entweder mit reichem Lohne zu gewinnen, oder um den höchſten Preis zu verlieren. Deutſchland ſprengt ſeine Ketten, und ich ſollte dem Rieſenwerke nicht willig auch meine Kraft leihen? Ich ſollte mit Manon Kränze flechten und ſüße Worte wechſeln, während im heißen Schlachtgewühl der Lorbeer mit Wunden und Todesnoth errungen wird, und der Donner des Geſchützes manches liebende Gatten- oder Vaterherz erbeben macht? — Nein, mein Vater, zögere nicht! Die Zeit iſt gekommen, in welcher die Augenblicke an Werth gewinnen; denn die Gelegenheit waltet in ihnen, Großes zu vollbringen, und ſie war es, welcher ſchon die Römer Altäre baueten.“

Der Rittmeiſter drückte den hochherzigen Jüngling befriediget an ſeine Bruſt. So mußte ſein Zögling denken und fühlen, und dieſe Ueberzeugung ſchloß die freudige Gewißheit, daß er, dieſen Aeußerungen entſprechend, handeln würde.

Fedor hatte von ſeinem Bruder einen ſehr ſorgfältigen Unterricht in jeder Art des Waffendienſtes empfangen, und es bedurfte keiner längeren Vorbereitung für ſein Eintreten in die militäriſchen Verhältniſſe. So wurde denn alles in unglaublicher Schnelligkeit geordnet, und der Tag ſeines Abganges von Lauterbach anberaumt.

Als der Rittmeiſter und Fedor an dem Tage, an welchem der Entſchluß des Letzteren zur Sprache gekommen war, die Frauen des Hochſteins beſuchten, machte der Erſtere dieſelben mit der bevorſtehenden Trennung bekannt. Claudie erblaßte, auch aus Manons Geſicht wich der zarte Anflug von Roſenfarbe, aber muthig ſagte ſie: „Ich fühle, Du haſt Recht, Fedor; und ich muß Dich dieſer Geſinnung wegen nur um ſo höher ſchätzen.“ Da trat Claudie näher, umſchlang Beide, und ſagte mit zitternder Stimme: „Meine theuren Kinder! Ihr fühlt Beide, das Opfer der Trennung *müſſe* gebracht werden! Darum bringt es freudigen Muthes! welchen Werth hätte es ſonſt vor Gott? Das edelſte Glück des Menſchen, das iſt *frei* zu ſein! Trügeſt Du Bedenken zu dem Entſchluß, den Du gefaßt haſt, Du trügeſt Ketten, Fedor. Und jede Feſſel, die ihn abhält, wo es auf ein ehrenwerthes Streben ankommt, iſt Schmach für den Mann. — Fürchte daher nicht für uns! Keine ſelbſtſüchtige Klage ſoll Dir Dein Vorhaben erſchweren.

Nicht wahr, meine Manon? Unſer Gebet ſoll Dich, als ein treuer Schutzgeiſt begleiten!“

Fedor beugte Herz und Kniee vor der innigverehrten Claudie, und der Rittmeiſter zog die Hand der Freundinn mit ſchweigender Inbrunſt an ſeine Lippen. Der Tag von Fedors Abreiſe erſchien. Manons Athemzüge wurden von einer nie gefühlten Bangigkeit unterdrückt, als ſie am Vorabende deſſelben den Geliebten an der Seite ſeines väterlichen Freundes zum letzten Male auf dem Hochſteine erſcheinen ſah. Aber Manon war Claudiens Tochter! Wie mächtig auch das Schmerzgefühl den jungfräulichen Buſen bedrängte, wie oft der Gedanke ſie in Wehmuth zu überwältigen drohete, es könne dieſer Abſchied wohl ſeine Gültigkeit für dies ganze Erdenleben haben, ſo hielt ſie doch mit rühmlicher Anſtrengung die einmal gefaßte Anſicht von der Unerläßlichkeit dieſes Opfers feſt und blieb ſich deutlich deſſen bewußt, was ihre Pflicht auch heute von ihr erheiſche. Endlich ſchlug die Stunde der Trennung. Manon erbebte, der Rittmeiſter ſeufzte tief und ängſtlich auf, und mit zitternder Hand griff Fedor nach ſeinem Hute. Jetzt erhob ſich Claudie, und indem ſie den geliebten Jüngling zu wiederholten Malen in ihre umfangenden Arme drückte, ſagte ſie mit leiſen, erſterbenden Klängen: „Lebe wohl, mein Sohn! Könnte ich meinen Gefühlen Worte leihen, Du würdeſt die ſtillen Segnungen meines Herzens verſtehen! — Wir ſehen uns wieder, gewiß! gewiß! ein Herz, voll dieſer Zuverſicht, hat die Zeit ſchon überwunden. Lebe wohl, Fedor! Sei ein Held, aber bleibe ein Menſch; mild, ſanft, hülfreich, verſöhnlich. — Der Ruhm iſt ein Schatten; ein Wölkchen nur ſchwebt zwiſchen Freund und Feind. Aber Alles, was in Dir lebt, fordert den Sieg über die

Leidenſchaft, ſie iſt nie Dein beſſeres Selbſt! — Und nun, mein Sohn, empfange mein letztes, heiligſtes Vermächtniß. Manon iſt Dein; ob als Deine Schweſter, Deine Freundinn, Geliebte oder Gattinn, iſt in der Bedeutung eins und daſſelbe, in welcher ich Dir mein theures Kind aneigne. Ich hege die frohe Ueberzeugung, Manon werde und müſſe ſtets den erſten Platz in Deinem Herzen behaupten, und ſo wäre denn die Form, unter welcher Eure innige Vereinigung darzuſtellen, das Schickſal Dir geſtatten möchte, wohl nur Nebenſache. Um Manons willen bleibe gut, Fedor, bleibe rein und treu! Sie würde ſelbſt den Unwürdigen, den Gefallenen in Dir, mit brechendem, mit einem an Ruhe uud Freude verzweifelnden Herzen lieben! Darum befeſtige die Hoffnung in uns, was uns die Zukunft auch rauben könne: nimmer würden wir des Troſtes entbehren, eines beſſeren Glückes werth zu ſein.“

Thränen erſtickten Claudiens Stimme; ſie ſchwankte erſchöpft in Fedors Arme. Dieſer drückte mit ſeiner Linken die ſegnende, mütterliche Hand feſt auf ſeine arbeitende Bruſt, während er die Rechte ausſtreckte, um die bleiche Manon an das ängſtlich ſchlagende Herz zu preſſen. Das Mädchen hing vergehend an ſeinem Halſe. Unter den Tönen des Weinens flüſterte ſie: „Orpheus!“ „Eurydice!“ ſtammelte kaum hörbar er. Sie umſchlangen ſich feſter. Nach langer Pauſe ſagte Manon: „Nicht wahr, Fedor, die Liebe folgt uns auch in das ſtille Reich der Schatten?“ „Durch alle Ewigkeiten, meine Manon!“ antwortete der Jüngling, „der Liebende, wo er auch wandle, befindet ſich unter göttlicher Geleitsſchaft; ſie ſchützet Dich und mich, meine Einzige!“

Als nun Claudie und Manon in immer leiſerem Verklingen die fernen Hufſchläge der Roſſe vernahmen, welche die ſcheidenden Freunde von hinnen trugen, da nahm Claudie ihre Tochter an die Bruſt voll Mitgefühl und Milde, und träufelte den Balſam der mütterlichen Zärtlichkeit in die blutenden Herzenswunden des trauernden Kindes.

Heimfried befand ſich ſchon ſeit mehreren Monaten in Buchenrode. Der Erzieher der Kinder jenes Hauſes, ein talentvoller junger Mann, war erkrankt, und das Siechthum deſſelben von einer Art, die ihn der Kraft beraubte, ſeine Pflichten erfüllen zu können und doch die Hoffnung auf ſeine völlige Geneſung auf eine ferne Zeit verwies. Juſtine und ihr Gemahl fühlten ſich dem braven Lehrer hoch verpflichtet, und wenn die Erſtere durch die treueſte Pflege und durch die freundlichſten Erweiſungen der Theilnahme dieſem Gefühle zu genügen ſtrebte, ſo handelte der Letztere in demſelben Geiſte, indem er mit der zarteſten Schonung den Kranken über die Verſäumungen des Unterrichtes zu beruhigen bemühet war. Aber der Zuſtand des jungen Mannes ward immer bedenklicher, ſeine Reizbarkeit erhöheter, und Graf Leopold fühlte ſich in der peinlichen Klemme, ſeine Kinder für eine längere, unberechenbare Zeit ohne Unterricht und Arbeit laſſen zu müſſen, oder die durch Annahme eines neuen Lehrers dem Kranken mit allen, ihm behutſam verſchwiegenen Befürchtungen für die Dauer ſeiner Leiden bekannt zu machen, welche letztere Erkenntniß der Arzt als höchſt gefährlich in ihren Wirkungen auf den Kranken angegeben hatte. Claudie, welcher Graf Leopold die Verlegenheit in der er ſich befinde mittheilte, fiel auf den Gedanken, daß Heimfried dieſelbe zur Zufriedenheit aller Theile endigen könnte. Der junge Lehrer kannte die Stellung des Candidaten in der Familie Hochſtein und liebte eben ſo ſehr den Menſchen in ihm, als er den Gelehrten hochſchätzte. Claudie meinte, die Vertretungen des alten Mannes würden den Kranken über die Sorge beruhigen, daß die Lücken in der Lehrzeit der Kinder allzu bemerkbar werden könnten und zugleich die tröſtende Hoffnung in ihm erhalten, daß ſein ſo ſehr geliebtes Berufsverhältniß in dieſem Hauſe ihm dadurch geſichert werde.

Heimfried ging ſogleich in dieſe Idee ein und ſchon nach wenigen Tagen nach Buchenrode ab, woſelbſt er wie ein Engel der Hülfe und des Segens aufgenommen ward.

Es hätte kaum der Vorliebe Heimfrieds für dieſen Ort bedurft, um ihm den Aufenthalt in Buchenrode höchſt anziehend zu machen. Der biederſinnige Hausherr hatte Heimfrieds Verdienſt um ihn und ſeine Schweſter ſo treu in dankbarer Erinnerung bewahrt, daß er in dem Gaſte nicht weniger den gegenwärtigen Wohlthäter ſeiner Kinder, als den Bildner ſeines eigenen Geiſtes ehrte, und mit beſcheidenem Anſtande ſein Urtheil der beſſeren Einſicht des Erfahrenern unterordnete. Die frohſinnige Juſtine verſtand die Kunſt dem alten Manne jede Lieblingsbequemlichkeit abzulauſchen und ſie auf eine Weiſe zu befriedigen, die nichts Beſchämendes für ihn hatte. Und nun der blühende Kreis liebenswürdiger, unverdorbener Kinder in allen Abſtufungen des früheren Jugendalters! Heimfried war den Kindern längſt kein Fremder mehr, aber als er jetzt in die Beziehungen des Unterrichts und eines faſt ſteten Beiſammenſeins zu der kleinen, fröhlichen Schaar trat, da ward ſie ihm mit inniger Liebe und Anhänglichkeit zugethan. Hier, wo Leopoldinens Schatten jedes Gemach, jede Gartenſtelle durch liebliche Erinnerungen weihete, fühlte Heimfried ſeine ermattende Kraft verjüngt, ſein Gemüth erwärmt und ſeine Leiſtungen, wie ſein ganzes Benehmen, trugen den Charakter dieſes Gepräges. So war ein Zeitraum von mehreren Monaten verſtrichen, und Heimfried dem Familienkreiſe in Buchenrode faſt unentbehrlich geworden. Man überließ ſich dort um ſo williger der Täuſchung, Heimfried werde ſich nie mehr von dieſer Familie trennen, als die Art und Weiſe ſeiner Anſiedelung daſelbſt weniger die Einrichtung eines befreundeten Gaſtes, als der Beſitznahme eines Eigenthümers von den Gütern und Vorzügen einer lieben Heimath glich. Störte je zuweilen bei Leopold oder Juſtine die Erwägung, Claudie und Manon könnten den geliebenen Freund wohl allzu ſchmerzlich vermiſſen, den heiteren Genuß ſeines Umgangs, ſo beruhigten ſie ſich durch den Gedanken, daß der Rittmeiſter und Fedor die Verlaſſenen zu keinem lebhaften Bewußtſein deſſen, was ſie in Heimfried entbehrten, gelangen laſſen würden.

Unterdeſſen welkte der kranke Lehrer dem Grabe zu, und alle Beſchlüſſe in Beziehung auf die beſtimmte Beſetzung ſeines Platzes, und Heimfrieds Rückkehr auf den Hochſtein wurden auf dieſen nahenden Fall verſchoben. Aber als er im Februar des Jahres 1813 nun wirklich erfolgte, waren die Intereſſen der dadurch leidenden Perſonen ſo feſt an ungleich wichtigere Gegenſtände geknüpft, daß die Nothwendigkeit für die Annahme eines anderen Lehrers zu ſorgen, für den Augenblick nur als eine Nebenſache erkannt ward, und die Bemühungen für dieſen Gegenſtand den erſchöpfenden Anſtrengungen für höhere Zwecke nachſtehen mußten.

Als Heimfried, welchen bisher keine Klage um ſeine Abweſenheit vom Hochſteine her beunruhiget hatte, die Nachricht von dort erhielt, Fedor ſei von Lauterbach abgegangen, um bei dem Regimente *** als Volontär den Krieg mitzukämpfen, fühlte er ſchmerzlich den Riß der Trennung, welcher kein Abſchied von ihm wehmüthigen Troſt gegeben hatte, und zugleich das dringende Bedürfniß, ſich über dies bedeutungsvolle Ereigniß gegen ſeine trauernden Freunde auszuſprechen. Aber dieſe Befriedigung ward ihm verſagt, und ein Brief von der betrübten Juſtine an ihre Schwägerinn Claudie möge unſeren Leſerinnen ſagen, wodurch? Er lautete alſo:

„Mit einem Herzen voll Weh und Angſt, voll Befürchtung und Sorge, wende ich mich an das Deinige, meine geliebte Schweſter, mit einer Bitte, von deren Erfüllung, welche mir Deine zärtliche Theilnahme verbürgt, ich Beruhigung für mich und ſchützenden Beiſtand in den Mühen der Erziehung meiner Kinder hoffe.“

„Ach Claudie! wie ſoll ich es Dir ſagen, ohne daß der fürchterliche Schmerz, der mich quält, meine Faſſung bezwingt, und Du durch die Thränen, welche unaufhaltſam aus meinen Augen auf das Papier herniederrollen, die Schriftzüge meiner zitternden Hand zu erkennen vermagſt, daß mein geliebter Leopold, Dein Bruder, uns bald verlaſſen werde, um als Führer eines Landwehr-Bataillons, dem Rufe des bedrängten Vaterlandes Folge zu leiſten? — Ich wage es nicht wider Gott zu murren, oder durch Flehen den gewiß unabänderlichen Entſchluß meines guten Mannes zu erſchüttern; obgleich bei jedem Blicke auf meine ſechs Kinder ich in dem Gedanken erbebe, ich könnte ſie wohl bald als Waiſen betrachten müſſen. Nein! Gott hat mich eines ſo überſchwänklichen Gatten- und Mutterglückes gewürdiget, daß jeder bange Zweifel an der Dauer ſeiner Vatertreue der ſchwärzeſte Undank wäre. Ich will es nicht vergeſſen, daß ſein himmliſcher Schutz in den Gefahren der Schlacht eben ſo gut wirkſam iſt, als in dem Frohgenuſſe der ſtillen Häuslichkeit, und weder Freude noch Schmerz, weder Vergangenes noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, weder Noth noch Tod ſoll mich jemals von ihm und ſeiner Liebe ſcheiden. —“

„Aber da bin ich ganz von meinem Anſuchen an Dich abgekommen. Die Gedanken ſind mir ſo ſchwach und matt, und bunte, phantaſtiſche Bilder faſeln vor meinen verweinten Augen, ſo oft ich ſie ſchließe. Sieh, liebſte Claudie! ſobald mein Leopold fort iſt, bin ich ganz verlaſſen, und habe außer dem Amtmann keinen Menſchen um mich, mit welchem ich mich über meine Angelegenheiten beſprechen könnte, und von dem ich Troſt und Rath in einer muthloſen, kummervollen Stunde erwarten dürfte. In dieſer Lage wäre mir nun unſeres Heimfrieds Anweſenheit in Buchenrode ein unſchätzbarer Gewinn. Seine reife Weisheit, ſeine Frömmigkeit entbehrt nie eines Beruhigungsgrundes für ein betrübtes Gemüth; zudem würde er mir die Kinder, welche ſehr an ihn gewöhnt ſind, in Zucht und Ordnung halten, und mein Kummer mir erträglicher ſein, wenn Jemand die Sorge mit mir theilte, meine Kinder im Gleichgewichte der Beſchäftigung und Ruhe und einer regelmäßigen Lebensweiſe zu erhalten. Doch ehe ich mir von Heimfried dieſe Erleichterung erbitte, muß ich zuvor wiſſen, ob Du, Liebſte, ihn auch ferner entbehren kannſt? Der Troſt ſeiner Gegenwart würde mir keiner mehr ſein, wenn Du den Beiſtand des bewährten Freundes in irgend einer Beziehung bedürfteſt und nur mit eigener Aufopferung ihn mir überließeſt. Darum, meine beſte Claudie, ſchreibe mir ganz aufrichtig Deine Wünſche im Betreff dieſer Angelegenheit. Du kennſt ja meine Liebe, meine Geſinnung für Dich, welche es als eine Todſünde verſchmähet, Dein Recht, Dein Wohl, Geliebte, ſelbſt in der kleinſten Anmaßung zu bekämpfen.“

„Küſſe die holde Manon von mir und grüße den edlen Olgy. Du aber bete für Deine tief bekümmerte Schweſter

Juſtine.“

Claudie las mit überwallendem Mitgefühl dieſen Brief. Stets daran gewöhnt, ſich ſelbſt und das eigene Bedürfen den Wünſchen Anderer nachzuſtellen, fand ſie, daß ihre Lage mit der Troſtloſigkeit und Hülfsbedürftigkeit von der Situation ihrer Schwägerinn gar keinen Vergleich aushalte, und ſo ließ ſie die leiſe Sehnſucht nach Heimfrieds Wiederkehr, welche ſich ſchon öfterer in ihrer ſtillen Bruſt geregt hatte, in dem Bemühen verſtummen, ihn ſelbſt zu Gunſten der armen Juſtine, für einen längeren Aufenthalt in Buchenrode zu gewinnen. Sie ſchrieb an Heimfried und bat ihn, ſich der verlaſſenen Frau in der ihr bekannten Kraft ſeiner ſanften Tröſtungen anzunehmen. Sie beruhigte ihn über ihr und Manons Ergehen, ſchilderte ihren Gemüthszuſtand als gefaßt und furchtlos, und unterließ nichts, was den angeſprochenen Freund in dem Entſchluſſe beſtimmen konnte, der trauernden Juſtine nahe und in heilbringender Einwirkung auf die des Vaters beraubten Kinder derſelben zu bleiben.

Während Zerſtörung, Tod und Verderben die Looſungsworte der empörten Menſchheit waren, beging die Natur ſegnend und belebend, reich und mild, ihre ſchönſte Frühlingsfeier. Zwar floh in den Gegenden, in welchen der Krieg wüthete, der ſchüchterne Sämann vor den mordluſtigen Schaaren, und die blutgedüngten Felder gaben dem trüben Auge des Beſchauenden nur die Erinnerung an verübte Grauſamkeiten, nicht die Hoffnung auf frohe, genügende Ernten; zwar verſtummten die lieblichen Weiſen der Sangvögel vor dem Donner des Geſchützes, und das ſcheue Wild zog ſich in ſtillere Waldungen; aber fern von dem Schauplatze des Schreckens, lächelte der Lenz, als athme die Natur überall ſchöpferiſche Liebe und Freude! Das Reich der Verwüſtung macht nur den Menſchen arm. —

Der Rittmeiſter wie auch Claudie und Manon empfanden jene bange Beklommenheit, welche ſich deſſen bemächtiget, der, entfernt von theuren Perſonen, die er von Gefahren umdrohet weiß, in der ängſtlichen Ruhe, die ihn umgiebt, alle denkbaren Möglichkeiten in Beziehung auf das Ergehen derſelben erwäget, und in ſolch quälenden Vorſtellungen die Foltergrade der Ungewißheit und Furcht durchleidet.

Fedor hatte ſeit ſeinem Abgange von Lauterbach zwar geſchrieben, aber der eine kurze Brief, deſſen ſich ſeine beſorgten Freunde erfreueten, gelangte ſo veraltet an ſeine Behörde und bezog ſich ſo oft und viel auf mehrere Vorgänger, welche wahrſcheinlich verloren gegangen ſein mußten.

daß dieſes Schreiben ihnen nur eine ſehr zweifelhafte Beruhigung über die gegenwärtige Lage des Abweſenden gab, und ihren Wunſch, etwas Näheres über ſeine bisherigen kriegeriſchen Erfahrungen zu vernehmen, gänzlich unbefriediget ließ. Von Leopold lauteten alle Nachrichten, welche Claudie durch ihre Schwägerinn erhielt, tröſtend, und der Zeitraum, in welchem das bekümmerte Schweſternherz der Erſteren über die Sorgen, die es ſtill, aber von ſanfter Ergebung gemäßiget, nährte, beruhiget wurde, war nie ſo lang, um dieſe leiſen Beſorgniſſe zu ängſtlichen Befürchtungen erſtarken zu laſſen. Ueberhaupt ſtellete ſich in Claudiens Benehmen auch in den prüfenden Aufforderungen der Gegenwart der Muth eines Gott vertrauenden Gemüthes, die Kraft einer durch Leiden gefeſtigten Seele dar. Obgleich ihr Herz mit liebender Innigkeit an dem entfernten Fedor hing, und ihre ſchönſten mütterlichen Hoffnungen für Manons Glück auf der Erhaltung ſeines Lebens ruheten, ſo waren doch ihre Wünſche in Beziehung auf den Jüngling demuthsvoll dem heiligen Willen der Allmacht untergeordnet, und ihre Kindeszuverſicht ſo unbedingt hingegeben an die Weisheit und Liebe des Ewigen, daß ſie zwar im tiefen Gefühle und mit manchem ſchweren Seufzer den Ernſt und die Wichtigkeit der herrſchenden Ereigniſſe erwog, aber die Erfolge derſelben in dem Geiſte echter Frömmigkeit den Beſchlüſſen Gottes anheimſtellete. So äußerte ſich in ihr Sorge und Wunſch um und für das Wohl der gefährdeten Gegenſtände ihrer Zärtlichkeit menſchlich ſchön und weiblich würdig.

Manons ſchwächere Gemüthskraft erwuchs und ſtärkte ſich, indem ſie ſich feſt, wie die zarte Rebe den Ulmbaum umſchlingt, dem Glauben ihrer Mutter anſchmiegte. Claudie überſchüttete nicht ihre Tochter mit Tröſtungen, welche den, der ſie empfängt, weit öfterer verwunden, als heilen, indem ſie nur in den ſeltenſten Fällen aus einem warmen Herzen hervorquellen und als nüchterne Reflexionen des kalten Verſtandes den Trauernden noch mit dem drückenden Bewußtſein belaſten, daß ſein Gram Thorheit oder Sünde ſei; nein! Claudie zeigte der ſtill betrübten Manon reges Mitgefühl; ſie würdigte ihren Kummer, aber benutzte ihn weiſe und ſorgſam zu einem Bildungsmittel für Manons Veredlung und gab dem Denken, Fürchten und Hoffen des ſanften Kindes unvermerkt eine höhere, himmliſche Richtung. —

Der Rittmeiſter bemerkte mit ſchweigender Bewunderung und leiſer Beſchämung die gemeſſene Haltung ſeiner beiden Freundinnen. Seine männliche Seele entbehrte doch die Faſſung, in welcher die für den Bruder wie für den jugendlichen Freund zitternde Claudie, die liebende Manon jeder Nachricht von der Armee entgegen harreten. Als Mann von der Natur zum Handeln beſtimmt, welche Anlage durch ſeine Erziehung und früheren Verhältniſſe für die militäriſche Wirkſamkeit ausgebildet worden, war ihm das ferne, müßige Zuſchauen eines Kampfes, an deſſen Entwickelungen ſich die Intereſſen von Millionen Menſchen knüpften, höchſt peinlich und zwangvoll für das Streben ſeines Geiſtes. Mit Mißmuth und Unzufriedenheit ward er ſich jetzt deutlicher als jemals des Mißverhältniſſes bewußt, in welchem die ungeſchwächte Thatenluſt ſeiner Seele zu der erſchütterten und ſehr geſchwächten Kraft ſeines Körpers ſtehe, und in dieſer Verſtimmung gerieth er in den Wahn, der Theilnahme ſeiner Freunde wohl zu viel nachgegeben, und durch die Vermeidung aller Anſtrengungen dem Gefühle des Unvermögens geſchmeichelt zu haben. Von dieſem Gedanken geleitet, und durch die leidenſchaftliche Spannung, welche fortdauernd ſein reizbares Gemüth beherrſchte, verhindert einzuſehen, wie falſch und trüglich dieſer Führer ſei — erprobte er jetzt oft zur Ungebühr das Maß ſeiner Kräfte, und gab die milde Schonung gegen ſich ſelbſt auf, welcher er großentheils die bisherige Erhaltung ſeines kränklichen Lebens verdankte. Zwar ward er durch ſtarke Erſchöpfungen und leichte Anfälle von ſeinem alten Uebel, dem Bluthuſten, gewarnt, aber er erkannte dieſe Winke der Natur nicht als Folgen ſeiner Unvorſichtigkeit, und als ernſte Hinweiſungen auf die von der Vernunft und Erfahrung vorgeſchriebene Bahn, in welcher ſich ſein Leben bewegen müſſe, wolle er anders nicht ein früh geſtecktes Ziel deſſelben raſch ereilen — ſondern als die verſtärkte Einwirkung einer Jahreszeit, deren Einfluß er, ſeit jener Kataſtrophe, welche ihn ſeiner Geſundheit beraubte, in leiſen Fieberſchauern, erhöheter Reizbarkeit und in zunehmender Schwäche und Mattigkeit verſpürt hatte.

Eines Tages ſtand Claudie am offenen Fenſter ihres Wohnzimmers und ſchauete bekümmert nach der Gegend von Lauterbach hin. Seit zwei Tagen hatte ſie den Rittmeiſter nicht geſehen; ſie beſorgte daher, er müſſe krank ſein. Eine ſeltſame, ahnungsvolle Bangigkeit erfaßte ſie in dieſem Gedanken. Die wechſelvolle Beleuchtung des Bergabhanges und der unter demſelben ſich ausbreitenden Fläche, welche bald im blendendſten Sonnenlichte glänzte, bald unter dem tiefen Schatten einer drohenden Gewitterwolke erſchien, dünkte ihr ein treffendes Bild des menſchlichen Lebens und ſeiner ſchnell wechſelnden Erſcheinungen von Glück und Unglück; ſie fühlte ſich von der weichſten Wehmuth bezwungen, und Thränen, die einer geheimnißvollen Quelle entſtrömten, rollten über ihre Wangen. Da ſahe ſie auf dem, einem ſchmalen Bändchen gleichenden Wege, der von Lauterbach nach dem Hochſtein zulief, einen Reiter im ſcharfen Trabe daher geſprengt kommen, und ſie glaubte den Rittmeiſter in ihm zu erkennen. In beflügelten Schlägen ſchlug ihr treues Herz dem erſehnten Freunde entgegen, und ſchon hefteten ſich die freundlich grüßenden Blicke an die Thür, durch welche er nun bald eintreten würde. Aber die Zeit war verſtrichen in welcher er angelangt ſein konnte; Minute auf Minute verrann, und noch immer blieb der Erwartete aus. Ob jene Erſcheinung der Rittmeiſter, ob er es nicht geweſen wäre? war die Frage, welche unter dem Gemiſche ängſtlicher Empfindungen Claudie beſchäftigte. Sie ergriff ihren Hut, um dem Zögernden ein Endchen Weges entgegenzugehen, oder um ſich zu überzeugen, ſie habe ſich getäuſcht; und als ſie über die Schwelle ihres Hauſes trat, vernahm ihr Ohr den langſamen Hufſchlag eines Roſſes. Doch welcher erſchütternde Anblick bot ſich jetzt ihr dar! Des Rittmeiſters Pferd kam im gemäßigten Schritt, welchen zu gehen der lebhafte Braune nie gewohnt war, herrenlos, mit blutbeflecktem Sattel, den Feldweg herauf, und blieb vor Claudie ſtehen, die großen, klugen Augen ſchüchtern nach der Seite gewendet. — Claudiens erblaſſendem Munde entglitt ein Schrei des Entſetzens, auf welchen Ausruf Manon und einige Domeſtiken herbeieilten. Alle waren davon überzeugt, dem Rittmeiſter ſei ein Unglück begegnet, und unverzüglich folgte Claudie mit zitternden Füßen ihren voraneilenden Leuten, und der vogelſchnellen Manon. — Laute der ängſtlichen Ueberraſchung verkündeten Claudien jetzt, daß der Gegenſtand ihrer Forſchungen aufgefunden ſei. Mit wankenden Schritten näherte ſie ſich der Schauerſcene, welche Manon bereits mit herzzerreißenden Klagen in Augenſchein nahm. Unter einer ſtarken Fichte lag bleich, mit geſchloſſenen Augen und ſchlaff herabhangenden Armen, in einer Stellung, welche er nicht mit Bewußtſein gewählt haben konnte, der Rittmeiſter. Sein grüner Leibrock war, wie die Raſen, auf welchen er ruhete, ganz mit Blut bedeckt; einzelne Blutstropfen hingen an den erſtorbenen, krampfhaft zuſammengepreßten Lippen. Ach! Claudie fühlte alle Schrecken des Todes durch ihr eigenes Herz zittern, als ſie den geliebten Freund in dieſem Zuſtande erblickte! Auf ihren Befehl nahmen die Bedienten den Ohnmächtigen auf und trugen ihn ſanft und vorſichtig die Höhe hinan. Man legte ihn einſtweilen in ein bequemes Sopha, und nun wurde in ſtürmiſcher Eile ein Wagen mit vier Pferden nach dem Arzte geſendet, und der alte Drommes, deſſen Zuverläſſigkeit, wie unſere Leſer von früherer Zeit her wiſſen, bei Claudie die lebhafteſte Anerkenntniß gefunden hatte, von dieſer zum Mitfahren beſtimmt, um durch dringende Vorſtellungen von der obwaltenden Gefahr den Arzt von jeder Säumniß abzuhalten.

Während alle Bewohner des Schloſſes Hochſtein in ängſtlich zerſtreueter Hülfswilligkeit ſtrebten, das entflohene Leben in dem Scheintodten zurückzurufen, ſaß Claudie erſchöpft, blaß wie eine Marmorbüſte, mit erloſchenen Blicken an ſeinem Lager, und lauſchte geſpannt, ob nicht ein ſchwacher Athemzug ſeinem Munde entfliehe? Manon, in Schmerz aufgelöſet, beugte ſich über den väterlichen Freund und drückte ſeine kalten Hände mit heißer Liebe an ihre Bruſt voll Angſt und Weh. Doch nun rief ſie in freudiger Beſtürzung, ſie hätte ein leichtes Zucken in den Händen des Kranken verſpürt, und jetzt bemerkte Claudie, daß er athme. Die Domeſtiken wichen alsbald ehrerbietig zurück, um den Aeußerungen des Auflebenden keinen Zwang anzulegen, und nur eine treue Kammerfrau blieb zu erforderlicher Hülfsleiſtung auf das Verlangen ihrer Gebieterinn in der Nähe. Mit einem tiefen Seufzer öffnete der Rittmeiſter die Augen, und ſein erſter Blick haftete auf Claudie. Ein wehmuthsvolles Vergnügen malte ſich in ſeinen entſtellten Zügen, der Verſuch eines Lächelns zuckte ein paar Mal um ſeinen blaſſen Mund, und Claudiens Thränen allein drückten ihr Gefühl aus. Mit ſchwacher Stimme begann er: „Gott! wo bin ich? Was iſt mit mir geſchehen? Hier iſt das rothe Zimmer des Hochſteins — hier meine gute Manon —“ als gehöre Claudie zu ihm, als dürfe er ſich nicht verwundern, bei ihr zu ſein, welcher er geiſtig doch ſtets nahe war, nannte er die theure Freundinn nicht. Claudie beugte ſich über den Sprechenden und ſagte mit leiſer, flehender Bitte: „Um des Himmels willen nicht ein Wort, Olgy! Ihr Leben, das Glück Ihrer Freunde, hanget davon ab, daß Sie ſich ruhig verhalten.“ Und zur Beantwortung ſeiner Fragen fügte ſie hinzu: „Wahrſcheinlich ſind Sie geſtürzt; Ihr Pferd, ein gottgeſandter Bote — nahm den gewohnten Weg, um uns auf die Vermuthung Ihres Unfalls zu leiten.“

In abgebrochenen Sätzen erwiederte der Kranke: „Nein! ich weiß es nun. Dunkel und dämmernd ſchwebten die Bilder der vergangenen Stunden vor meiner Seele. — Eine beklemmende Angſt trieb mich von hinnen — am Fuße des Hochſteins überraſchte mich der Blutſturz — eine Ohnmacht —“ erſterbend verſtummte der Rittmeiſter.

Manon jammerte laut, und Claudie rief in namenloſen Aengſten: „O Gott, er ſtirbt! Und kein Helfer iſt, um ihn zu retten, nahe!“ Da ſchlug der Ohnmächtige unter dem hülfreichen Bemühen um ihn, abermals die Augen auf.

aber nur, um ſie in fieberhaft unruhigem Schlummer bald wieder zu ſchließen.

Am Abende langte der Arzt an. Er verhehlte es Claudien nicht, daß der Kranke in dringender Gefahr ſei, doch gab er ihr den Troſt, daß er den Hochſtein nicht eher verlaſſen würde, bis eine Entſcheidung für das Leben oder den Tod erfolgt wäre, welche man im Laufe dreier Tage erwarten dürfe. Er habe daher auf den Vorſchlag des alten Drommes, die ſeiner Behandlung anvertrauten Kranken in ſeinem Wohnorte einem ſeiner Collegen übergeben, und ſei durch nichts verhindert, jede Erſcheinung der Krankheit ſeines perſönlichen Freundes genau zu beobachten und nach Pflicht und Vermögen für die Erhaltung deſſelben zu wirken.

Gegen den Morgen wiederholte ſich der Blutſturz, aber in kürzeren und ſchwächeren Anfällen. Der Kranke befand ſich während derſelben ſo geiſtig wohl, ſeine Gedanken entwickelten ſich in ſo reiner Klarheit, daß er dieſe überaus hellen Augenblicke dazu benutzte, dem Arzte einige mündliche Aufträge an Fedor, im Falle dieſer einſt glücklich wiederkehre, zu geben, und einiger getroffener Verfügungen in Beziehung auf ſein Abſterben gegen denſelben zu erwähnen. Claudie, welche im Nebenzimmer die Nacht kummervoll in Gebet und Thränen durchwacht hatte, trat jetzt ein, und forderte den Arzt auf, einige Stunden der ihm ſo nöthigen Ruhe zu pflegen. Sie verſprach ſeine Stelle einzunehmen und mit der pünktlichſten Treue für die Wartung des Kranken zu ſorgen.

Claudie und Olgy ſahen ſich nun allein. In der Fülle einer Liebe, welche die ſchwere Pflicht des Schweigens und Entbehrens durch den langen Lauf der Jahre geübt hatte und durch den nahenden Tod die Freiheit erhielt, Empfindungen und Hoffnungen auszuſprechen, deren Befriedigungen hinter den bald erreichten Grenzen dieſes Lebens lagen — breitete der Kranke die Arme aus, und Claudie in Wonne und Schmerz vergehend, ſank an die wunde Bruſt des Geliebten, und zum erſten Male hingen ihre Lippen an dem trocknen, heißen Munde des Sterbenden. „Claudie!“ ſagte er in überſtrömendem Gefühle, „meine einzig geliebte Claudie! Wir ſcheiden! Aber dieſe bangen Stunden ſind nicht ohne Seligkeit; denn ſie gewähren mir die Erfüllung meines heißeſten Wunſches, deſſen: in Deinen Armen ſterben, in Deiner Nähe ſchlummern zu können. Das Leben iſt ein Augenblick, ein Traum, ein vorüberfliehender Schatten, und freudig bin ich mir bewußt, es ſtets für nichts mehr als dies erkannt zu haben. Jetzt ſehe ich klar, Du, Theure, hatteſt Recht! Mein Abſchied von der Erde würde um nichts leichter, ja, meine Hoffnung auf die Entſchädigungen der Ewigkeit vielleicht weniger zuverſichtlich ſein, wäreſt Du mein Weib geworden. Du wareſt ja dennoch mein! Mein, mit Geiſt und Gemüth, mit Liebe und Leben! Du biſt im Tode noch mein, mit der himmliſchen Treue eines ſegnenden Engels! — Nicht wahr, Liebſte, Du gönneſt dem Schlummernden ein Plätzchen in den ſtillen Gewölben Deines Felſens? Und wenn Du mir nachfolgeſt, verlangeſt Du an meiner Seite zu ruhen? — Es ſollte aus unſerer Liebe kein holdes Kind erblühen; beraube mich des ſüßen Troſtes nicht, daß unſer Staub ſich vereinigen und in den zarten Blumen des Frühlings aufleben werde!“ Er preßte die Weinende mit überſpannter Heftigkeit an ſich. Dieſer Auftritt war der Tropfen, der das gefüllte Maß von Claudiens Leiden überſtrömen machte. Sie erlag.

Manon hatte eintretend die Bedeutung der Unterredung ihrer Mutter mit dem Kranken geahnet, und ſich ungeſehen von Beiden zurückgezogen, war aber von einem dunklen Gefühle der Nothwendigkeit dieſer Fürſorge geleitet, in der Nähe des Krankenzimmers geblieben. Jetzt ward ſie des Verſtummens der leiſen Stimmen in demſelben inne; die tiefe Stille waltete fort und ängſtlich öffnete Manon die Thür. Da lag Claudie leblos in den Armen des Verſcheidenden, und als erſt nach dem Verlaufe einer Stunde ihr Geiſt zurückkehrte, war der ihres Freundes ſeiner irdiſchen Hülle bereits entflohen.

Wer vermöchte es wohl Manons Schmerz zu ſchildern, in welchem das arme Kind bald mit zitternder Sorge an dem Krankenbette der geliebten Mutter weilt, bald mit trauernder Sehnſucht heimlich zu dem Leichname des verblichenen Freundes ſchleicht, um dieſen mit den Thränen zärtlicher Liebe zu benetzen, welche nicht weniger der eigenen Betrübniß, als der, des vielleicht ahnungsloſen, fernen Fedors fließen! Wer wäre fähig, die herzzerreißenden Klagen, deren jede eine rührende Lobpreiſung von den Tugenden des Entſchlafenen war, zu beſchreiben, mit welchen die Domeſtiken und Unterthanen deſſelben den Hochſtein erfülleten. Ach! Jeder Seufzer, jedes Wort, jede Thräne, trug das Gepräge der reinſten Verehrung und verkündete ſich als das einfache, ſchmuckloſe Denkmal eines Edlen.

Der alte Drommes erkannte in dem Obwalten der gegenwärtigen Umſtände eine Aufforderung an ſeine Einſicht und Thätigkeit und leiſtete derſelben mit der Erſchöpfung ſeiner Kräfte Folge. Er hatte bald nach Olgy's Verſcheiden einen Wagen nach Buchenrode abgeſendet und an Heimfried die Bitte geſchrieben, daß dieſer doch ja nach dem Hochſteine kommen möchte, indem er glaube, die Anweſenheit des treuen, vertrauten Freundes würde beruhigend auf das kranke Gemüth der tieferſchütterten Herrinn wirken. Er ſorgte für das Begräbniß und war dafür bemühet, jede vermeidliche Störung, jede bange Mahnung an den ſchmerzlichen Verluſt, welchen ſie erlitten, von der leidenden Gebieterinn entfernt zu halten, und dieſe durfte ſich der Beruhigung überlaſſen, daß die Umſicht des bewährten Dieners auch den geringfügigſten Gegenſtand umfaſſen werde.

Am Mittage des Tages, an deſſem Abende der Rittmeiſter beſtattet werden ſollte, langte Heimfried von Juſtine und derem älteſten Sohne begleitet an. Aber welch ein ſchmerzliches Wiederſehen ward gefeiert! Wie verödet erſchien Heimfried nunmehr dies Haus, in welchem ſtill und bleich, wie die Geiſter der Abgeſchiedenen, nur Claudie und Manon walteten! Claudie hatte alle ihre Kraft geſammelt, um die ſchwere Stunde, welche ihr bevorſtand, ertragen zu können. Aber als ſie nun tönte, dieſe Stunde, und mit ihr der Klang ferner Glocken erſcholl, als Claudie an das Fenſter wankte, durch welches mild und magiſch der Silberglanz des Vollmonds leuchtete, als nun der ſtattliche Sarg, dem leiſe Schritte und lautes Schluchzen folgten, vorüber ſchwankte, da zerriß ein ſcharfes, ſchneidendes Todesweh ihr Herz, und alle ihre Gedanken und Gefühle löſeten ſich in den Schmerz der Vorſtellung auf, ſie werde den geliebten Freund hienieden nimmer wieder erblicken; nie mehr ſein trautes Lächeln ſehen, den innigen Ton ſeiner Stimme hören!

Heimfried war unbemerkt an Claudiens Seite getreten;

er ſah, wie der fromme Leidensmuth dieſer weiblichen Heldenſeele der Gewalt dieſer herben Trennung erlag, wie aus den Tiefen ihrer Bruſt alle verſunkenen Schmerzen wieder erſtiegen, wie ſich in den Trauerton der herrſchenden Empfindung die Anklänge längſt verſtummter Klagen miſchten, und der drängende Wunſch, der ſanften Dulderinn helfen zu können, wie die Ueberzeugung des Unvermögens zu dieſer Leiſtung, ſprach ſich in den Worten aus, welche er mit zum Himmel erhobenen Augen ſagte: „Wenn Du das Liebſte von uns trenneſt, ſo zeige, daß Du tröſten könneſt! Verlaß uns nicht!“

„Verlaß uns nicht!“ flüſterte Claudie mit ſterbender Stimme nach und faltete die bebenden Hände über dem gebrochenen Herzen.

Eine tiefe, bange Stille folgte dieſen Tagen der angſtvollen Betäubung und zerſtreuender Anordnungen. Die Unregelmäßigkeiten der gewohnten Lebensweiſe, die Abweichungen von dem eingeführten Zeitgebrauche, welche ein unerwarteter und betrübender Todesfall wohl immer hervorbringt, gingen allmählich in die Bahn der alten Ordnung zurück. In Geſchäften, in der Sorge für das Bedürfniß der Gegenwart, in dem Treiben der Alltäglichkeit, erſchlaffte nach und nach in den Gemüthern der Leidtragenden die Trauer um den Verſtorbenen; aber glänzend, in überirdiſcher Klarheit, lebte ſein Andenken in Claudiens treuer Bruſt fort. Es war der Stern, deſſen himmliſches Licht ihr einſames, dunkles Leben mit dem Schimmer der Ewigkeit beſtrahlte.

Die Hülle des Entſeelten war einſtweilen unter einem Raſenhügel geborgen, aber ſobald Claudie ſich nur ein wenig erholt hatte, machte ſie Anſtalt, den letzten Wunſch ihres Freundes zu erfüllen. Sie ließ einen vorſpringenden

Winkel des Felſens, welcher ſich über einer natürlichen Grotte wölbte, zu einem Begräbnißplatze bearbeiten und dieſen ſchön und ſinnvoll ſchmücken. Hohe, ſchlanke Birken umſäuſelten das ſtille Gewölbe, duftige Blumen umrankten den Eingang deſſelben, Moosbänke zogen ſich an den äußeren Wänden hin, und eine ſchwarze, eiſerne Gitterthür ſchloß und ſchützte die der trauernden Liebe ſo heilige Stätte. — Hierher wurden die Reſte des Ruhenden verſetzt, hier wollte ſie an ſeiner Seite einſt den Schlaf des Todes ſchlummern.

In der Stille dieſes geweiheten Orts verlebte Claudie Stunden eines wehmüthigen Genuſſes. In dunkeln und hellen Bildern zog die Vergangenheit an ihrer Seele vorüber und Claudie ſah jetzt ſchon manchen dichtverſchlungenen Schickſalsknoten entwirret, manches frühere Räthſel gelöſet, manche Forſchung befriediget und das Weben einer allmächtigen, einer liebenden Vaterhand in den geheimnißvollen Fäden des Geſchickes. „Sie fühlte, wie des Himmels reine Leuchte im Hauch der Erde leiſ' verglimmt; und wie im Kelch, den ſüße Luſt ihr reichte, der Seele heil'ge Perle wankend ſchwimmt! Im ſtillen Flehen, daß ſich neu erhübe die Flamme, die ſie ſtrahlend ſonſt umfing, und daß ſie rein, wenn auch mit leiſer Trübe, die Perle rückgäb', die ſie einſt empfing!“ Wir wüßten, was in Claudiens tiefer Gemüthswelt vorging, nicht zarter auszudrücken, als durch dieſes dichteriſche Wort.

Das Laub falbte und welkte; aber der Lorber, welchen kämpfend und blutend ſich die Verbundeten errangen, ſproßte und grunte aufs neue in unverwelklicher Schöne. Die Waldſänger verſtummten; aber auf Wahlplätzen wie in Kirchen tönten Siegeslieder, fromme Weiſen des Dankes und der Anbetung. Manon war bisher ſo glücklich geweſen, in wenig unterbrochener Folge gute und erfreuliche Nachrichten von Fedor zu empfangen. Seine Briefe waren die Lichtpunkte in dem Leben des Mädchens, welches von der Sorge um das ſichtliche Hinſchwinden der Mutter verfinſtert wurde. Claudiens Lebensdocht glomm ſo ſchwach und matt, daß Manon fürchtete, der leiſeſte Krankheitsanhauch könne ihn erlöſchen.

Der Winter brach ein. Der Sturm heulte in den Schluchten des Felſens und entwurzelte Bäume; er trug auf rauhen Schwingen die Klagen jugendlicher Wittwen, die Seufzer jammernder Bräute. Der Schnee fiel und bedeckte mit leuchtender Hülle welke Blumenblätter und unbezeichnete Heldengräber. Umſonſt lagen die Gräfinn Hochſtein und Heimfried, (welcher auf Claudiens dringendes Verlangen die Erſtere hatte wieder nach Buchenrode begleiten müſſen), Claudie in der Bitte an, mit Manon nach Buchenrode zu kommen; ſie wollten dort die trüben Tage der Gegenwart in freundlichem Umgange und gemeinſchaftlicher Trauer verleben. Claudie fühlte, ſie könne den Hochſtein nicht mehr verlaſſen, und widerſtand daher mit ſanfter Feſtigkeit dem Andringen ihrer wohlmeinenden Freunde. Manons Briefe an dieſelben wurden in Beziehung auf das Befinden der theuren Mutter immer bedenklicher. Man vertröſtete die bekümmerte Tochter auf die günſtige Einwirkung des nahenden Frühjahrs, aber dies ſollte nur erſcheinen, um alle Befürchtungen für Claudiens Leben zu der betrübendſten Gewißheit zu bringen.

Gegen das Oſterfeſt hin ward Claudie völlig bettlägrig. Sie empfand keinen Schmerz, ſondern nur ein täglich zunehmendes Ermatten, eine vergehende Schwäche, ein ſanftes Auflöſen der Lebenskraft, und ſie bereitete Manon auf ihr nahes Scheiden vor. Eine himmliſche Heiterkeit glänzte auf ihrem blaſſen Geſichte, und in dem matten Auge ſpiegelte ſich der Frieden vorwurfsloſer Rückerinnerungen. Ungerufen langte Heimfried auf dem Hochſteine an. Der Kummer um Claudie, der Wunſch, die zarte Manon berathen und tröſten zu können, ließ ihn nicht länger in Buchenrode verweilen, er ſchied mit dem Verſprechen, wieder zu kommen.

Manon begrüßte den Ankommenden gleich einem hülfebringenden Engel. Sie weinte an ſeiner Bruſt die zurückgehaltenen Thränen aus, und führte ihn, als ſie ſich gefaßter fühlte, an das Lager ihrer Mutter. Claudie reichte dem ſich behutſam Nähernden die matte Hand, welche Heimfried mit Küſſen bedeckte, und lächelte ihm heiter zu. „O Gott! So muß ich Alles überleben, was mir lieb und theuer iſt!“ ſtammelte der Greis ſich in übermannender Wehmuth abwendend, und Thränen rollten in die Falten ſeiner Wangen.

Nach einigen Tagen fühlte ſich Claudie merklich ſchwächer. Sie ließ Heimfried zu ſich rufen und bat ihn in ängſtlicher Haſt, daß er ohne Säumen an den Baron Norwallen ſchreiben und dieſen nach dem Hochſteine berufen möchte. Heimfried glaubte dies Begehren ſei das Erzeugniß krankhafter Exaltation, und werde von der Kranken aufgegeben ſein, ſobald ſie ſich ruhiger befinde; er zögerte daher den Auftrag auszuführen. Aber er irrete. Claudie wiederholte in der klarſten Beſonnenheit ihr Verlangen, und entdeckte Heimfried den Zweck deſſelben, welcher nichts Geringeres als ihr theuerſtes Vermächtniß, ihr einziges Kind umfaßte.

Welche Worte, welches Bild wählt nun meine ſchwache Feder, um die Empfindungen darzuſtellen, welche ſich des

Barons bemächtigten, als er nach einem Zeitraume von ſiebenzehn Jahren den Hochſtein wiederſah. Nicht in freiwilliger, zwangloſer Entfernung, ſondern in ſchwerverſchuldeter Verbannung davon lebend, näherte er ſich dieſem Ziele ſeiner ſchmerzlichen Sehnſucht, ſeines Denkens und Träumens, nur, um Claudie, die Unvergeſſene, ſterben zu ſehen. Ach! wie ſchwoll ihm das Herz, als er in der Dämmerung eines milden Aprilabends das Felſenſchloß erblickte, in welchem Claudie das durch ihn getrübte Jugendleben ſo einſam vertrauert hatte! Wie gewannen ſo ſchnell die verblichenen Erinnerungen an eine ſchuldloſe und glückliche Vergangenheit Farben und Glanz, doch wie marternd fiel ihn auch die Reue an! Wie laut wurden die Vorwürfe ſeines Bewußtſeins! Aber dennoch hatte dieſer Schmerz etwas Süßes; er glich der Empfindung des Pilgers, welchen in der Nähe des heißerſehnten Wallfahrtsortes das Vorgefühl der Entſündigung mit lindem Himmelsodem anwehet. Heimfried empfing den Baron. Das verſtörte, bekümmerte Ausſehen des alten Bekannten erfüllte den Baron mit entſetzlicher Angſt, und kaum leiſtete die furchtſame Lippe ihm ihren Dienſt zu der Frage: ob Claudie noch lebe. Ein tröſtendes Ja, war Heimfrieds Antwort, aber er fügte derſelben die beſcheiden ausgeſprochene Bitte bei, daß der Baron durch ein ſehr bewachtes Betragen Claudiens überaus große Schwäche ſchonen möchte.

Zitternd wie ein Verbrecher, und doch von den leiſen Freudenſchauern einer heimathlichen Empfindung berührt, ging der Baron durch die Thür ein, durch welche er ehemals von heißer Liebe getrieben, in dem Gefühle des Rechts, das die erwiederte giebt, geſtürmt war. Er trat in das matterleuchtete Zimmer. Eine grünbeſchirmte Lampe warf ihr düſteres Licht auf das blendendweiße Lager.

„Biſt Du es, Ludwig?“ tönte eine ſchwache Stimme ſo traut und lieb aus den Kiſſen deſſelben hervor, als hätte der Gefragte die Fragerinn erſt vor einigen Minuten in der freundlichſten Vertraulichkeit verlaſſen.

„Claudie!“ antwortete der Baron, und in den leiſen Klängen dieſes Namens verkündete ſich ein in Liebe aufgelöſetes, in Leid zerriſſenes Herz. Claudie reichte ihm die Hand, und er ſank an dem Bette auf die Kniee, ſchluchzend ſein Geſicht in die dargebotene Hand bergend, von der Gewalt dieſes Eindrucks bezwungen. „Ludwig! Sei doch gut und ruhig, und verſichert, daß ich mich Deines Wiederſehens erfreue!“ bat Claudie, und war bemühet, den Gebeugten mit der anderen Hand empor zu heben. Er erhob jetzt das Auge, und ſah in Claudiens Geſicht, an deſſen durchſichtige Weiße ſich der zarte Faltenſtreif eines zierlichen Nachthäubchens ſchmiegte. Aber dies Auge blickte, obwohl in ermatteter Bläue, noch ſo himmliſchfreundlich als ſonſt; derſelbe Zug von Frieden und Güte, von Ruhe und Milde, welcher den Knaben Ludwig ſchon zu dem Kinde hingezogen hatte, und den Jüngling in Claudie die holdeſte Weiblichkeit bewundern und lieben ließ, ſchwebte auch jetzt noch um den blaſſen Mund der Kranken, und erneuerte in dem Baron die Kraft verjährter Eindrücke. „So habe ich das ſchwere Leben nicht umſonſt ertragen; denn ich darf Dich, meine einzige, himmliſche Claudie, noch einmal ſehen!“ ſagte der Baron mit gedämpfter, aber herzerſchütternder Stimme. „Ludwig.“ erwiederte Claudie in ſanfter Faſſung, „laß es gut ſein. Es iſt jetzt Alles vorüber. Deine Sinne hatten ſich verirret, Dein Verſtand war verblendet, Dein Herz war und blieb mir treu! Ich weiß es wohl. O Ludwig! nicht für die entzückendſten Erinnerungen gäbe ich das Bewußtſein hin, in Schmerz und Entſagung, Treue gegen die höchſte Pflicht geübt zu haben, welche unauflösbar mich Dir verantwortlich machte, die innigſte Sorgfalt für unſerer Manon Leben, Bildung und Glück. Ich eile jetzt einer Welt zu, in welcher es gleich ſein wird, ob Du Claudie oder Ludmilla gehörſt, wenn Du nur das höchſte Gute liebſt. Wo die Beſitze nicht, wie hier, ſcharf geſchieden ſein, wo wir Alle aus der Fülle einer Seligkeit ſchöpfen, und nach dem Maßſtabe unſerer Empfänglichkeit und unſeres Verdienſtes Gnade um Gnade hinnehmen werden. Dorthin begleitet uns keine ſelbſtſüchtige Trauer, kein eigennütziges Streben. Dort, Ludwig, werden wir im Licht erkennen, was uns auf Erden dunkel war! Dort werden wir vielleicht einſehen, daß Ludmilla uns hienieden für eine kurze Zeit trennen mußte, um uns geiſtig und ewig noch inniger zu vereinigen; daß die Vorſicht die Vorangegangene nur deshalb fallen ließ, um ſie auf immer über die Tiefen der Sünde zu erheben. Aus unſeren Erdenthränen entkeimen dann Himmelsblüthen, und jeder Zweifel löſet ſich in ſelige Ueberzeugung auf. Unſer Wandel ſollte hier ſchon im Himmel ſein! Dieſer Weiſung eingedenk, habe ich Dich nicht für mich verloren gegeben, als Ludmilla Dich beſaß, und habe mich der erlittenen Trübſale gefreuet, da ſie nur Deine beſſere Erkenntniß und Ludmilla's Veredelung zur Folge hatten.“

Claudie hielt jetzt einen Augenblick ermattet inne, und der Baron füllte die Pauſe durch den Ausruf aus: „Claudie! Theure! Kein menſchlicher Geiſt, nein, ein himmliſcher Engel bewohnte Deine liebliche Hülle, und kehret nun in ſeine Heimath zurück. Ach! Und dieſer ſeligen Gemeinſchaft habe ich freiwillig mich begeben?"

Claudie hatte ſich ein wenig erholt. Sie erhob ſich mühſam und legte den kraftloſen Arm um den Nacken des Barons. „Lieber, fehlt es Dir ſchon wieder an Muth?" ſagte ſie wie ſcherzend, und fuhr fort: „Und ſoll ich Dir wie einſt das Bild Chriſti zeigen, wo er vor ſeinen Richtern ſteht? Sei getroſt! Er vertritt Dich, wie mich!" —

Die Wehmuth dieſer Erinnerung, deren ſanfte Anklänge weder in dem Toben der Leidenſchaft, noch in den Stürmen des Schickſals verhallet waren, verſchmolz die Empfindungen des Barons in das Gefühl jener ſchuldloſen Kindheitstage, und in die begeiſternde Ahnung der göttlichen Verſöhnung. „Wir ſehen uns wieder, vor ſeinem Throne, meine Claudie!" ſagte er mit frommer Erhebung.

„In ſeinem Reiche, wo Frieden und Liebe walten!" antwortete Claudie, mit ſchwächer werdender Stimme.

Manon, welche von vielen Nachtwachen erſchöpft, dem Dringen Heimfrieds und ihrer Mutter nachgegeben und ein wenig geſchlummert hatte, trat jetzt in das Zimmer und begrüßte traurigfroh ihren Vater.

„Manon iſt mein Vermächtniß für Dich, Ludwig!" ſagte Claudie, noch einmal ihre ganze Kraft ſammelnd, und wollte Mehreres hinzufügen, als der Arzt anlangte, und mit nicht geringer Beſturzung ſeine Kranke in ungewöhnlicher Aufregung, mit ſtrahlenden Augen und glühenden Wangen fand. Er bat den Baron dringend, daß er ſich entfernen möchte, weil ſeine Gegenwart unleugbar gemütherregend auf die Kranke wirke, und der Baron, von Manon begleitet, genügte dieſem Verlangen.

Am Morgen der ſchlaflos hingebrachten Nacht trat der Arzt in des Barons Zimmer, um dem Harrenden die erbetene Kunde von Claudiens Befinden zu bringen. Die Kranke war nach Mitternacht, bis zu welcher Zeit ſie ſehr unruhig geweſen war, und, wie es dem Beobachter geſchienen, leiſe gebetet hatte, in einen Schlummer geſunken, der mit jeder Stunde ſanfter geworden war, und ſich wahrſcheinlich in ein kampfloſes Hinüberſchlafen verlieren würde. Ein Ausruf des Schmerzes entglitt dem Baron, und er fragte ängſtlich, ob es ihm nicht mindeſtens geſtattet ſei, Claudiens Sterben beizuwohnen; er wolle durch die ſtrengſte Beachtung ſeines Betragens gewiß Alles vermeiden, was den Aufſchwung von Claudiens Engel erſchweren könnte.

Betäubt, mit fliegendem Athem und ſtarren Blicken, folgte er dem Arzte in das Krankenzimmer, durch deſſen dichtgeſchloſſene Vorhänge das goldene Morgenlicht leuchtete und das Lager der Sterbenden verklärte. In dem ſanftbeherrſchten Schmerz des Chriſten, in der ruhigen Faſſung, welche wohl meiſt das Eigenthum des Alters iſt, ſaß Heimfried an des Bettes Seite und belauſchte in tiefem, ehrfurchtsvollem Schweigen, die erſten leiſen Erſcheinungen der ernſten Verwandlung. Manon knieete zu des Bettes Häupten und hob die zitternden Hände troſtflehend zu den Höhen empor, von welchen herab uns auch verſagend Erhörung gewährt wird — und der Baron ſtand zu des Bettes Füßen, und hätte gern mit den höchſten Martern und Qualen jede Thräne zurückerkauft, welche dieſe geſchloſſenen Augen jemals um ſeinetwillen vergoſſen hatten. Eine heilige Stille, durch welche das Säuſeln der Athemzüge und der Geſang lebensfroher Vögel hörbar ward, feierte den großen Augenblick! Da athmete Claudie ſchwer auf und öffnete noch einmal die blauen Augen, mit irren, unheimlichen Blicken um ſich ſchauend. „Bald, bald!“ ſagte ſie verſichernd, als Antwort auf einen geheimnißvoll an ſie ergangenen Ruf. Manon vernahm die leiſen Laute. Nichts, als das unſägliche Weh des Scheidens von der geliebten Mutter fühlend, mit dem Himmel erſchloſſenen, der Erde ertödteten Sinnen warf ſie ſich uber Claudie hin und rief in zitternder Heftigkeit: „O Mutter, Mutter! wird Deine Manon Dir vielleicht bald folgen? O ſage doch, Ja! Auf daß dieſe Verſicherung mir die Schwere des Abſchiedes von Dir erleichtern helfe, denn ohne Dich zu leben vermag ich nicht!“

Muhſam neigte Claudie das ſchwere Haupt, und ihre Augen verdunkelten ſich. Sie erhob die ſchon kältende Hand und reichte ſie dem Baron. — Der Empfänger ſtammelte mit ſchluchzender Stimme: „Du vergiebſt mir, meine Claudie, und ich darf hoffen, die verſöhnte Gattinn dort wieder zu finden?“ Da neigte Claudie abermals das Haupt, und ihre milden Augen fingen an zu brechen. Kalte Tropfen glänzten auf der marmorweißen Stirn, ein leichtes Zucken floh um den blaſſen Mund, und — die Engel jauchzten, als der ihnen verſchwiſterte Geiſt ſie in den Räumen des Himmels begrüßte.

Hier feiere meine Feder! Nur in ſchwachen Umriſſen, und daher ungenügend würde ſie darzuſtellen vermögen, wie Claudie beweint ward, wie ihr Bild ſich in den Herzen der ſie Betrauernden verklärte, wie ihr Andenken fort und fort in ungeſchwächtem Einfluß Diejenigen zu den ſanfteſten Tugenden, zu der lebendigſten Glaubensfreudigkeit begeiſterte, welche die Entſchlafene gekannt, geliebt, gewürdiget hatten.

Dies Büchlein könnte nunmehr geſchloſſen ſein, da die Heldinn deſſelben das Intereſſe unſerer Leſer nicht mehr beſchäftiget; aber vielleicht dürfte die Schickſals-Entwickelung einiger Perſonen, welche zu Claudie in naher- und enger Beziehung ſtanden, nicht ohne alle Theilnahme von ihnen in Erfahrung gebracht werden.

Ein ſpätes, herbſtliches Gewitter war vorüber. Hinter dem zerriſſenen Schleier grauer, vom Winde beflügelter Wolken blickte das reine Blau des Himmels ſchon wieder freundlich hervor, wie ein mildes Mädchenauge unter dem Trauerflor lächelt, mit welchem die Luft ſpielt. Die Bäume, deren Grün ſich hier und da ſchon in ein bleiches Gelb, oder in ein trübes Roth verlor, ſchüttelten bei jedem ſtärkeren Luftzuge ſchwere Tropfen herab, und in der weſtlichen Himmelsgegend ſtrahlte der Sonne Licht in die erquickte Natur, während nach Oſten zu ſich dunkles Gewölk in Bergeshöhe thürmte.

Eine jugendlich blühende weibliche Geſtalt ſchwebte mit leichtem Fußtritt und ſorglich emporgehobenem Gewande durch die Gänge des Gartens von Norwallen, und fühlte bald die Kälte des Tropfbades auf dem braungelockten Haupte, bald den Glanz und die Wärme der Sonnenblicke, in den geblendeten Augen voll eignen Sonnenfeuers. — Der Gärtner, deſſen verdoppelte Thätigkeit die zerſtörende

Gewalt des Gewitters in Anſpruch nahm, deren Wirkungen ſich an manchem verletzten Kinde ſeiner Pflege kund thaten, trat jetzt mit Arbeitsgeräth der holden Jungfrau entgegen, und ſagte: „Ei, ei! gnädiges Fräulein! Sie werden ſich die zarten Füßchen erkälten und ſich den Schnupfen holen! Zudem ſehen die Puppenſchuhe auch nicht waſſerdicht aus!“ Das Fräulein lächelte dem gutmüthigen Warner zu, und entgegnete: „Ich bin ja ein Landmädchen, lieber Alter, und eben nicht ſo zärtlich gewöhnt. Unmöglich aber wäre es mir in dem ſchwülen Zimmer zu bleiben, wenn jeder Baum und jedes Pflänzchen ſein Haupt freudig in der gereinigten Luft wiegt.“

Mit dieſen Worten hüpfte Gottliebe einem nahen Hügel zu, von welchem herab man eine Landſtraße, die ins Gebirge führte, überſehen konnte. Hier ſchauete ſie mit hellen Blikken um ſich, und labte ſich an dem friſchen Dufte des Regens. Rein, ohne die leichteſte Wolkenhülle, ſtrahlte die Sonne, aber aus dem ſchwärzlichen Blau ihres Gegenübers rollete dann und wann ein leiſer, allmählich verhallender Donner. Gottliebe drohete mit dem Finger in jene finſtere Gegend hin, und ſagte komiſch ernſt: „Ich werde mich deines Murrens wegen doch nicht furchten oder gar abhalten laſſen hier zu bleiben. Die Darſtellung der Natur erſcheint mir in dieſem Augenblicke als ein treues Bild der Stimmung meines Väterchens, wenn Gottliebe nicht artig, oder nicht ſo geſetzt war, wie ſie es immer ſein ſollte. Das Auge blickt ſchon längſt wieder Verſöhnung und Liebe, während der Mund noch Worte des Tadels und der Warnung redet!“

Ein leiſes Rauſchen im feuchten Graſe, wie von Fußtritten erregt, unterbrach dies Selbſtgeſpräch. Gottliebe ſah um ſich, und ein ſchöner, junger Mann in einfacher, aber anſtändiger Kleidung ſtand vor ihr. „Habe ich die Ehre das Fräulein von Norwallen vor mir zu ſehen?“ fragte er mit einer Stimme, aus deren Wohlklange jedoch eine innere Beklommenheit hervortönte. „Ich bin die Tochter des Landraths Norwallen;“ antwortete Gottliebe mit gefälliger Anmuth und einer leichten Verbeugung; „und Sie, mein Herr?“ — Der Fremde konnte eine ihn ſchnell erfaſſende Verwirrung nicht ganz meiſtern. Stockend erwiederte er: „Eine Aufforderung in den Zeitungen ſetzte mich von dem Wunſche Ihres Herrn Vaters in Kenntniß, nach welchem derſelbe einen Muſiklehrer für ſein Haus begehrt. Da ich mir nun, ohne mich der Anmaßung ſchuldig zu machen, zutrauen darf, die feſtgeſtellten Bedingungen erfüllen zu können, ſo bin ich in der Abſicht hier, mich Ihrem Herrn Vater in der gewünſchten Qualität vorzuſtellen.“ — Gottliebe klopfte mit kindlicher Freude in die kleinen Hände, und rief: „O ſchön, herrlich! ſo ſehen wir endlich unſern herzlichen Wunſch erfüllt. Und Ihr werther Name?“

„Orpheus,“ antwortete der Gefragte leiſe, und ein rührender Zug der ſinnigſten Wehmuth malte ſich in dem blaſſen Geſichte des jungen Mannes.

„Orpheus?“ wiederholte Gottliebe befremdet, und fügte mit ſchalkhaftem Lächeln hinzu, „ein anonymer Name wohl? Doch uns kann es gleichviel gelten, ob Sie ihn im Bewußtſein höherer Kunſtfertigkeit, oder in einem irrigen Vorbegriffe wählten, nach welchem Sie in der freundlichen Zurückgezogenheit unſeres häuslichen Stilllebens die düſtere Freudenloſigkeit des Orcus vermuthen. — Aber, da ſehe ich meine Schweſter kommen, welche mit dem Vater ſpazieren gefahren war. Ich eile ihn von Ihrem Hierſein zu unterrichten, will Sie indeß zuvor mit meiner guten Manon bekannt machen, die Ihnen eine viel liebere Schülerinn als ich ſein dürfte." — Mit dieſen Worten hüpfte ſie Manon entgegen, die mit matten, langſamen Schritten ſich dem dicht belaubten Verſtecke näherte, in welchem der Gegenſtand ihres ſchweigenden Harms, ihrer trauernden Liebe, in ängſtlich ſüßer Erwartung der langentbehrten Erſcheinung harrete. Das Schweſternpaar, Arm in Arm geſchlungen, Gottliebe der halb erſchloſſenen, glühenden, Manon der welkenden, weißen Roſe gleichend, trat vor den Fremdling, in welchem Manon mit dem Wonneſchreck des ſeligſten Entzückens den als todt beweinten Fedor erkannte. Diejenige Vorſtellung von ſchwärmeriſcher Treue, welche ſich in dem Bilde des Sängers Orpheus ihrer Phantaſie ſo feſt eingeprägt hatte, knüpfte ſich an das Wiederſehen, und mit halb emporgehobenen Armen und einer geiſterhaften Bläſſe lispelte ſie kaum hörbar: „Orpheus!"

Gottliebe, welche in lebendiger Regſamkeit fortſtrebend, um dem Vater die erfreuliche Kunde von der Ankunft eines ſo lange vergebens geſuchten Muſiklehrers zu bringen, die tiefe Bewegung überſah, in die Manon durch den Anblick des Fremden verſetzt ward, ſagte, den leiſen Ausruf vernehmend: „Du kennſt alſo den Herrn ſchon, Schweſterchen? Nun das iſt ſchön, ſo kannſt Du Zeugniß für ihn ablegen." Mit dieſen Worten hüpfte ſie davon.

Fedor und Manon ſahen ſich nun allein. — Herz an Herz feſt gedrückt, fühlten ſie die Seligkeit ihrer Wiedervereinigung nach langer, trüber, erfahrungsreicher Trennung. Aber die Augenblicke waren koſtbar, und Beide errangen ſich die Beſonnenheit zu dieſer Erwägung. „Meine Manon!"

flüſterte Fedor, und ſein Blick haftete ſcheu und erſchreckt an der gebrochenen Blüthe des geliebten Mädchens. „Du haſt wohl viel gelitten?“

„Viel! Aber es wird bald vorüber ſein,“ antwortete Manon mit Bedeutung, und Thränen füllten ihre Augen. Fedor faßte den Sinn dieſer Antwort in banger Ahnung auf. In natürlicher Ideenverbindung erwiederte er: „Du ſieheſt, ich folge Dir, Theure! Wohl mir, daß der Zufall meinen Entſchluß begünſtigte, und gefällig bildete! Wohl mir ferner, daß ich Dich zeugenlos begrüßen kann, um nicht durch Deine Ueberraſchung verrathen zu werden.“ „Aber Fedor,“ verſetzte Manon, und blickte tief und kindlich in des Jünglings Geſicht, welches das Ehrendenkmal einer breiten Stirnnarbe ſchmückte, „werde ich es vermögen, Dich fortgeſetzt verleugnen zu können? Kann ſich Dein edler Stolz zu ſolch einer Maske verſtehen? Und was wird am Ende — —?“ Mit leidenſchaftlicher Heftigkeit unterbrach Fedor das Mädchen: „O Manon! frage nicht, frage ſo nicht! Es iſt ja das ſchöne Vorrecht der Liebenden, daß ſie keiner Erörterungen bedürfen und ſich in Gedanken Gefühlen, Ahnungen verſtehen; daß ſie die Zukunft nicht fürchten, denn ſie ſind der Dauer ihres inneren Himmels gewiß! Nur in der Form dieſes Verhältniſſes war es mir möglich, Dir ſogleich und ſtets nahe ſein zu können. So kann ich mir leicht die Zuneigung Deines Vaters gewinnen, und alle feindlichen Beziehungen früherer Zeit in verſöhntes Wohlwollen auflöſen. Und endlich wird das Schickſal die treueſte Liebe nicht unbeſchützt laſſen und Fügungen herbeiführen, in welchen ſich die kurze Täuſchung zur beglückendſten Wirklichkeit entwickelt!!!“

Als nun der wiederkehrende Lenz die Natur mit zauberiſcher Schönheit ſchmückte und Millionen Leben erneuerte, aber auch manches frühe oder ſpäte Grab öffnete — erloſch auch Manons Lebenslicht, ſo ſanft und mild, als es geleuchtet hatte. Gram, Sehnſucht, Liebe, Schmerz und Entzücken hatten in ihren höchſten Gefühlen die überaus zarte Geſundheit des Mädchens erſchüttert, und wer dies ätheriſche Weſen gekannt hatte, wunderte ſich weniger darüber, daß es ſo früh ſtarb, als daß es ſo lange gelebt hatte. Aber Manons Tod brach das Vaterherz, welches mit glühender Zärtlichkeit an Claudiens Tochter hing, und in dieſer Mutter und Kind zugleich geliebt hatte, und verödete das Gemüth des ſeiner ſchönſten Hoffnungen beraubten Fedors.

Nach einer duftwarmen Mainacht, welche der trauernde Fedor an Manons Sarge verwacht hatte, und jetzt aus düſteren Betrachtungen aufſchauete, als der Fackeln Glanz vor den hellen Morgenſtrahlen erblich, trat der Baron, vom Schmerz geleitet, welcher ſich nach einer zeugenloſen Ergießung ſehnet, in den Trauerſaal und fuhr beſtürzt zurück, als er den einſamen Wächter erblickte. Dieſer erhob ſich, und ging dem Kommenden entgegen, indem er nach einer Pauſe, während welcher Beide zurück an den Sarg getreten waren, ſagte: „Herr Baron! an dieſer heiligen Stätte muß das von ihrer Bedeutung ergriffene Herz vor jeder, auch der verzeiblichſten Lüge erröthen. Ich bin nicht, was ich ſcheine, und ſelbſt mein Name iſt erborgt. Ich heiße: Fedor Olgy, und war der Verlobte Ihrer entſchlafenen Tochter. Wenn ich das Recht, welches mir dies innige Verhältniß geſtattete, auf dem der Segen von Manons verewigter Mutter und der meines theuren Erziehers ruhete nicht dazu benutzte, um mich Ihnen für die Gewährung meiner Anſprüche zu empfehlen, ſo unterließ ich dies nicht aus Mißtrauen in Ihre väterliche Geſinnung, nach welcher Ihnen jede Wahl, die Manons wahres Glück bedingt hätte, gewiß genehm geweſen wäre, ſondern ich wählte dies Incognito, um eine ſchwärmeriſche Idee zu realiſiren, und in der leidenſchaftlichen Heftigkeit eines Herzens, welches den kürzeſten Weg zu dem Umgange der Geliebten auch für den ſchönſten und ebenſten hält, wenn gleich die Bahn, die Vernunft und Sitte zeichnen, ſicherer noch zum glücklichſten Ziele führt. Ich dachte mir es ſo ſchön, ach entzückend! wenn ich einſt im vollen Bewußtſein Ihrer mir gewonnenen Gunſt, die dem unbedeutenden Jünglinge nur Rang und Gold wünſchte, um, ihn freudig als Schwiegerſohn aufzunehmen, hätte vor Ihnen erſcheinen und ſagen können: Ich bin reich und von edler Herkunft. Gieb, Vater, mir Dein Kind, das ich treu und herzlich liebe, und deſſen Glück ich, ſo weit es von mir abhängt, in Claudiens erkaltete Hand gelobte. Ach! es war ein Traum! Ein lieblicher Traum. Er iſt entflohen, und eine weite, grauenvolle Oede breitet ſich vor dem Erwachten aus.“ Fedor verhüllete das bleiche Geſicht, und fuhr nach einer Pauſe fort: „Unſerer Manon Schatten helfe mir Ihre Verzeihung erflehen, für eine Täuſchung, deren Bewegungsgründe ich Ihnen jetzt entwickelt zu haben glaube. Am Abend dieſes Tages, der dieſe theure Hülle unſeren Blicken entziehen wird, verlaſſe ich Ihr Haus. Meine reinſte Verehrung, meine wärmſte Liebe bleibt Ihnen zurück, während mich die ſüßeſten, ſeligſten Erinnerungen an die in dieſen Mauern verlebten Stunden durch das traurige Leben tröſtend begleiten werden.“

Der Baron hatte in tiefer Bewegung, und nur mühſam das ſich hervordrängende Wort zurückhaltend, Fedors Rede angehört. Jetzt ſchloß er den Jüngling feſt an ſein Herz und ſagte: „Nicht alſo, mein Sohn! Du wirſt, Du darfſt mich nie mehr verlaſſen! Ich ahnete längſt, was ich jetzt erfahren, doch wollte ich nicht mit neugieriger Hand ein Geheimniß enthüllen, welches zwei liebende Herzen beglückte, und das, wie ich in banger Furcht vorausſah — der Tod früh genug löſen würde. Es iſt geſchehen. Gebrochen iſt die ſchöne Blüthe, vernichtet meine Hoffnung auf die Freudenfrucht der Zukunft. Aber ich will nicht murren, denn Gott wollte es ſo. Manons Geiſt war gereift für ein höheres Leben, und ich ſollte in ſelbſtſüchtigem Schmerze, ihr die frühe Vollendung mißgönnen? Noch lebt mir eine Tochter, ein gutes, holdes Weſen, deſſen erhöhete Innigkeit meinen Gram um die Verlorene ſanft und wirkſam beſchwören wird. Aber — erliegen müßte ich demſelben, ſähe ich dieſe meine Einzige unglücklich, durch unerwiederte Liebe, durch unerfüllte Wünſche, durch unbefriedigtes Sehnen. Fedor! an dem Sarge eines blühenden Kindes erſcheint einem Vater nichts wichtig, als die Rettung des Lebens, oder des Glückes des noch übrig gebliebenen, und in dieſer ernſten Stimmung entdecke ich Dir, daß Gottliebe Dich, Fedor, liebe. — Entſcheide nicht ſchnell, mein Sohn! Gönne Deinem Herzen Zeit zur Heilung von der friſch geſchlagenen Wunde, und dann prüfe die Natur Deines Wohlwollens für meine Tochter. Sollte es ein Zufall ſein, daß Manons Lebensfunken nicht eher verglomm, bis er einem Leitſterne gleich, Dich in mein Dir ſonſt unbekannt gebliebenes Haus geführt hatte? Du folgteſt treu und zärtlich einem ſchwärmeriſchen Schattenbilde, aber das Leben fordert Dich zurück, und die Liebe eines ſchönen Herzens will Dir Erſatz geben für den herben Verluſt. Ach mein Sohn! Es iſt nichts Ungewöhnliches, daß der Menſch, das, was er ſucht, nicht finde — und findet, was er nicht ſuchte!«

Mehrere Jahrzehnd ſind nunmehr ſeit Manons Tode verſtrichen. Die ſchnellen Strömungen der Zeit haben, nächſt den großen Ereigniſſen jener Tage, auch dieſe natürliche Begebenheit in die Ferne der Erinnerungen geführt; gleichwie die Fluth auf ihren brauſenden Wogen den ſtolzen Bau eines Schiffes und das welke Baumblatt dem Auge entziehet.

In Buchenrode ruhet Graf Leopold auf den wohlverdienten Lorbeern aus, und ſiehet an der Seite ſeiner liebenswerthen Gattinn in ſeinen Kindern ein Geſchlecht guter und glücklicher Menſchen um ſich erblühen. Noch lebet der Greis Heimfried, obwohl in der Schwachheit hoher Jahre. Die Bilder der Vergangenheit erbleichen in ihm immer mehr vor dem Morgenſchimmer der ewigen Zukunft, aber noch weilt ſein Blick befriediget auf dem frohen Familienkreiſe in Buchenrode, wo er einſt in Leopoldinens Nähe zu ſchlummern wünſcht — und mit noch ſtillerem Genügen auf dem reinen Eheglücke des jungen Paares in Norwallen.

Gottliebe, im blendenden Reiz ihrer Mutter, aber von der frommen Juſtine zu Gott geführt, zu dem Guten und Würdigen erhoben, hängt mit glühender, aber züchtiger und zartgeregelter Liebe an dem jugendlichen Gemahl, welchen die leiſe, aber ihm wohl verſtändliche Anſprache von Manons Schatten vor jeder Ueberhebung warnt. Auch in den Armen der geliebten Gattinn gedenkt er mit ungeſchwächter Zärtlichkeit der ſanften Manon und die Sehnſucht, auch ihr einſt näher zu ſein, bebt in dem geſtillten Herzen auf. — So vermählten ſich in ihm irdiſche Befriedigung und himmliſche Hoffnung bei Gottliebens Küſſen und an Manons friedlicher Ruheſtätte.

Der Baron betrachtet das Glück ſeiner Kinder als einen hohen, aber unverdienten Segen der Vorſicht und als ein Unterpfand der verſöhnten Liebe des Richters über den Sternen. Seiner Erfahrungen eingedenk bewacht er ſorglich das Benehmen der jungen Frau, und ſein ſcharfer Blick und ſeine liebevolle Warnung hält die Fröhliche im ſchmalen Gleiſe weiblicher Pflicht und Sitte. Er freuet ſich der milden Charakterfeſtigkeit ſeines Schwiegerſohnes, an welche ſich Gottliebens anmuthsvolle Frauenſchwäche ſo traut und ſicher lehnen kann, und erwäget mit leiſen Selbſtvorwürfen, daß der Mangel jener männlichen Tugend es war, was das Unglück ſeines Lebens verbrach.

Alljährlich reget eine Wallfahrt auf den Hochſtein die tiefſten und heiligſten Gefühle ſeines Herzens an. Verödet ſtehet nun das Schloß, in welchem einſt die edelſten Menſchen walteten! Vereinſamt blühen die Plätze des Felſens, welche Claudie einſt mit zartem Sinne ſchmückte und belebte! Das Herz, in deſſen Schlägen Schmerz und Freude im Wechſel des Schickſals zitterten, iſt längſt zu Staub zerfallen, aber in ſanfter Herrlichkeit lebt das Andenken an Claudie fort und fort in den Tiefen manches liebenden Gemüthes. —

Von den Huldigungen, dem Werthe der Vollendeten dargebracht, zeigt der reiche Blumenſchmuck der Felſengrotte, in deren kühler Halle ſie an der Seite des vorangegangenen Freundes ruhet. Hier weilt der Baron nie, ohne mit Erhebung zu fühlen, daß dieſes Leben das Ziel unſerer Wünſche und Hoffnungen nicht ſei, daß die Ewigkeit die Dunkelheiten unſeres Erdendaſeins erhellen werde, und daß die Liebe der Engel ſei, der den Stein von dem Grabe wälzt und den Himmel öffnet! — Im regen Gefühle dieſer Ueberzeugungen, erhoben über kleinliche Leidenſchaften, ließ er über den Eingang der Grotte die Worte graben, welche den Leichenſtein des ehrwürdigen Klopſtocks und der neben ihm ruhenden Gattinn bezeichnen:

Liebe und Freundſchaft verband die verwandten Seelen im Leben, und ihr Sterbliches birgt dieſer gemeinſame Stein.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenzehnter Band.

Die Schwiegermutter. Erſter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Schwiegermutter.

Iſt das die Naemi?
Das Buch Ruth
am 1. Vers 19.

Die Glocken läuteten zum Friedensfeſte; von den Thürmen der Hauptſtadt tönte ihr feierlicher Hall und zog erſchütternd durch die ſtille Winterluft, die Kirchen ſtanden weit geöffnet, Schaaren walleten nach dem Heiligthume des Herrn.

Frau von Haag, die Gemahlinn des Oberlandforſtmeiſters, betrachtete vom Rande der ſilbern überblümten Fenſter, in tiefen und trüben Gedanken, den frommen Zug. Sie ging einige Mal das große Zimmer auf und nieder und blieb dann vor einem Bilde ſtehen, worauf ein holder Knabe mit kriegeriſchen Waffen ſpielte. In trauernder Sinnigkeit hing ihr Blick an dieſem ſchönen Gemälde; eine Wolke der Wehmuth verdunkelte den reinen Strahl ihrer Augen und ergoß ſich endlich in leiſen Thränen.

Da öffnete ſich die Mittelthür und der Oberlandforſtmeiſter, in der Uniform ſeines Standes, den ſchwarzen Adlerorden auf der Bruſt, trat heraus; ihm folgte ein reich gallonirter Lakai, das Geſangbuch mit goldenem Schnitte im Arme haltend.

Frau von Haag trocknete ſchnell die naſſen Wangen und reichte ihrem Gemahle die Hand; der Bediente ging auf den Fußſpitzen an dem herrſchaftlichen Paare vorüber, um im Vorzimmer zu warten.

„Aline iſt ſchon fort, die Schwägerinn holte ſie ab;“ ſagte Frau von Haag, als wolle ſie den Sinn des Gemahls, der tief hinab in ihr Inneres zu forſchen ſchien, nach Außen lenken.

„Und Du gehſt nicht mit, liebe Frau?“ fragte der Oberlandforſtmeiſter, und die Frage klang, als wäre dies doch gegen ſein Erwarten.

„Ich gehe nicht mit!“ antwortete Frau von Haag mit weicher Stimme.

„Wir feiern das Friedensfeſt, mein Kind!“ entgegnete der Oberlandforſtmeiſter mit dem nachdrücklichen Tone eines milden Vorwurfs, der die Abſicht hatte, der Gattinn gebeugte Seele zu erheben; „und,“ fuhr er fort, „eine deutſche Frau ſollte wie jene Spartanerinn ſagen können, der man den Tod ihres Sohnes auf dem Schlachtfelde kund that: Dazu hatte ich ihn geboren, daß er für das Vaterland ſterben ſollte!“ —

Ein ungläubiges Lächeln ſchwebte auf den Lippen der Frau von Haag. Sie ſagte ſanft: „Dieſer heroiſchen Kraft bin ich nicht fähig. Ich demüthige mich wohl unter Gottes gewaltige Hand und tröſte mich ſeiner weiſen Liebe; aber kein Stolz, auch der edelſte nicht — läßt mich aufrecht ſtehen über dem Grabe, das mein Liebſtes umſchließt — dem fernen, ſpurloſen Grabe! — Der Kranz meiner mütterlichen Freuden iſt zerriſſen, mein Herz auch — es blutet noch. So werde ich denn in der Stille dieſes Zimmers den Geiſt des Troſtes anſprechen und dem Geber des Friedens weinend danken, daß der Jammer dieſes unglückſeligen Krieges ein glorreiches Ende genommen hat; aber zur Kirche“ — hier ſchüttelte Frau von Haag den Kopf und ihre Miene und Geberde ward betheuernd, „zur Kirche kann ich nicht! der Pauken Donner würde mich zerſchmettern, das Brauſen der Orgel, der Strom ihrer Melodieen mich in Thränen hinreißen, mein Schmerz würde die hehre Feier entweihen; — doch Gott wird auch ein zerſchlagenes Herz nicht verachten!"

Der Oberlandforſtmeiſter war tief ergriffen; eine flüchtige Bläſſe lief über ſein ernſtes Angeſicht, er legte beide Arme um den Leib ſeiner Frau und ſprach ſehr gerührt: „Du arme Mutter!" Frau von Haag lehnte ihr Haupt an ihres Mannes Bruſt, und als ſie es nach einer ſtillen Minute wieder erhob, waren ſeine Augen naß, er ſprach mit bebendem Munde, indem ſeine Hand nach oben deutete: „Unſerm Max wehen heute ſchönere Palmen — und der Morgen des Auferſtehungstages wird ſich auch über dem Montmartre röthen! O, traure nicht ſo, Liebe! Du entmuthigeſt mich ſonſt. Dreißig wechſelvolle Jahre hindurch haſt Du mir das Vorbild eines gefaßten Muthes in manchem Unglücke und Verluſte gegeben, und ich muß bekennen, daß Du, ein ſchwaches Weib! gar oft die Stütze meiner ſinkenden Seelenſtärke geweſen biſt; und jetzt wollteſt Du dem Grame erliegen? Wer ſollte mich dann halten, da ich alt werde und matt? — Sage mit dem erhabenen Genius, dem Dein frommes Gemüth, meine gute Frau, mit begeiſterter Vorliebe huldiget, ſage mit ihm: Unter der unendlichen Reihe meiner Glückſeligkeiten ſoll dieſe obenan ſtehen, daß mein Herz geblutet hat! — Doch, ſie ſingen ſchon im Dom — da iſt es Zeit. Ein freies Volk giebt unſerm Gott die Ehre, es iſt ein Feſt des Sieges und der Freude! Unſer Max ſchläft auf dem Lorbeer; gönne ihm die frühe Ruhe! denn des Lebens Kampf iſt heiß. Ich aber will Lob und Preis Dem darbringen, der ſeines eingebornen Sohnes nicht verſchonte — Er wird den Vater verſtehen!"

Der Oberlandforſtmeiſter küßte ſeine Frau zum Abſchiede und ging. Frau von Haag war nun allein und dachte den Worten ihres wackern Mannes nach. Er hatte ſie geehrt und erhoben, und ſie rang den wunden aufgeregten Schmerz mit kräftigem Geiſte nieder.

Indeſſen war es auf den Straßen leer geworden, da die Kirchen und Bethäuſer voll waren. Jetzt ſchwieg der Geſang in der nahen Domkirche, die Predigt mochte beginnen; eine lautloſe Stille webte um das ehrwürdige Gebäude. Frau von Haag ſaß im Sopha und las in den Pſalmen; ihre beklommene Bruſt erweiterte ſich zu einem Tempel voll heiliger Ruhe und göttlicher Erbauung. Sie bemerkte den Lauf der Zeit kaum.

Da weckte ein Wirbel der Pauken ſie aus ſeligen Träumen: der koloſſalen Orgel tiefſter Baß erzitterte wie ferner Donner, die Glocken gingen betäubend, die Fenſterſcheiben erklirrten leiſe — das Te Deum nahm ſeinen Anfang.

Frau von Haag faltete die Hände und folgte in ſtummer Andacht dem Schwunge des hohen Liedes.

Da flog die Thür auf, und eine junge ſchöne bleiche Frau, von ſchlankem Wuchſe und ſchwarz gekleidet, trat, wie mit häuslichem Vorrechte, haſtig ein. Die Oberlandforſtmeiſterinn ging ihr erſchrocken ein paar Schritte entgegen und ſagte: „Um Gott, liebe Tochter! iſt etwas vorgefallen? Sie ſehen aus, blaß wie der Tod!“

„Das glaube ich wohl!“ antwortete Jene, welche eine Schwiegertochter der Frau von Haag war und im obern Stockwerk dieſes Hauſes wohnte. Sie ſank erſchöpft in die Kiſſen des Sophas und ſprach mit ſchweren Athemzügen: „Ach Mutter! welch einen ſchrecklichen Morgen habe ich verlebt! jetzt konnte ich es nicht länger aushalten. Seit Monden ſchon habe ich mich vor dieſem Tage gefürchtet und vorausgeſehen, daß er alle Wunden meines gebrochenen Herzens aufreißen werde — mein Leben ſtrömt aus — ich fühle es. Ich wollte beten, aber Gott wendete ſein Antlitz von mir. Und dem feſtlichen Geläute der Glocken, dem Vorüberrauſchen der wogenden Menge konnte ich mein Ohr nicht verſchließen. Als jetzt der Preisgeſang im tauſendſtimmigen Chor erſcholl, da hielt ich mich nicht mehr. Schauer auf Schauer rieſelten durch meine Glieder, ich mußte hinab zu Ihnen, meine Mutter! — Welch ein Friedensfeſt feiere ich! Die Altäre ſind geſchmückt zu religiöſer Weihe, die Tafeln zum Genuß, die Säle zu Tanz und Luſt; — mein Schmuck iſt das Gewand der Trauer, mein Kelch voll herber Thränen, mein Kranz verblüht, nur die Cypreſſe grünt mir noch!“ Sie rang die Hände, das Haar, nur loſe aufgenommen, entrollte dem durchſichtigen Kamme und fiel in der Fülle ſeiner dunkeln Schönheit an den ſchmalen Schultern lang hernieder. Die großen, ſchwarzen Augen voll quellender Tropfen, ein grauenvolles Lächeln um den trocknen Mund, der in ſolche Klagen ausbrach, erinnerte dieſe Troſtloſe, wenn auch in den gemäßigten Zügen eines weniger craſſen Schmerzes — an Bürgers Lenore.

„Liebe Adele!“ erwiederte Frau von Haag mit ängſtlich bittendem Zureden und ſtreichelte ihr die kalte Wange; „Sie bekümmern mich durch dieſen Ausbruch eines verzweiflungsvollen Grames, der bei Ihrer ſanften Gemüthsart und der Weiſe, wie Sie bisher den Verluſt des geliebten Mannes ertragen haben, kaum natürlich iſt. Gewiß! Sie ſind krank; wir wollen den Arzt rufen laſſen — die Kirche muß bald aus ſein. O! beruhigen Sie ſich, meine Tochter! auch ich habe mich in Gott gefaßt; denn es wollte mich anwandeln wie Schwäche, und der Stern des Glaubens, der meines Fußes Leuchte iſt, verfinſterte ſich mir einen Augenblick. Aber jetzt ſteht es wieder hell vor meinem Blicke: auch was beweint ward, kommt zurück! O Himmelshoffnung! lächle immer, wenn Gram und Leid das Herz bewegt, umglänze uns wie Morgenſchimmer, wenn Nacht auf unſern Pfad ſich legt.“ —

Die Stimme der Frau von Haag wankte, Thränen entſtürzten ihr — doch Adele blieb ſtill und regungslos: nur das langſame, hohe Heben ihres Buſens verrieth ein athmendes Leben noch. Nach einer Pauſe, in der die Oberlandforſtmeiſterinn ſich zu weiterer Rede erholte, fuhr ſie fort: „Die Todten ſchlummern in Frieden, in einem Frieden, deſſen ewige Feſte nie verklingen, der höher iſt als alle Vernunft! Wird unſre Sehnſucht ſie wach rufen, in dem wirren Streit dieſer Welt? — Bedenken Sie, mein Kind! wie viele Verlaſſene miſchen heute, gleich Ihnen, die einſame Klage in den Jubel des Vaterlandes und tragen in dem Centnergewichte der Sorge, woher ſie das tägliche Brod nehmen, ein ſchwereres Loos auf der niedergeſchlagenen Seele. Denn das Blut der Krieger, die auf dem Felde der Ehre ſanken, Saat von Gott geſäet — giebt nur eine dürftige Nachleſe für ihre Wittwen, und die volle Ernte ſammelt der Herr ein am Tage der Garben!“

„Aber, Mutter, warum ſprechen Sie nicht?“ fragte Adele ſchwach; „und jetzt ſchweigen auch die Glocken — ich höre nichts mehr. Es wird ſo düſter vor meinen Augen, das Licht erliſcht — der Boden ſinkt unter mir ein — meine Kniee zittern.“

Frau von Haag bewegte mit unſtäter Hand die ſilberne Klingel, ihre Kammerfrau, eine alternde Jungfer, erſchien.

„Den Eſſig-Äther vom Schranke, aus meinem Cabinet, und ein Glas Waſſer, aber ſchnell!“ befahl die Gebieterinn in gepreßter Kürze; Babette ſtarrte nach der Gruppe im Sopha hin, wo Adele ohnmächtig an der Bruſt ihrer Schwiegermutter lag, dann verſchwand ſie, das Nöthige herbeizuholen.

Der ſtarke ſpirituöſe Geruch ſchien lange ſeine Wirkungen zu verfehlen; endlich ſäuſelte der erſte leiſe Odemzug von den erſtorbenen Lippen über die Hand der Frau von Haag, welche Adelens lebloſes Haupt ſtützte. Die Zofe knieete zu den Füßen der jungen Dame und rieb ihr die ſchlaff herabhängenden Hände, die in ihrer todtenhaften Weiße, von feinem Geäder durchſchnitten, einem Bildwerke aus Marmor glichen.

„Gottlob! ſie kommt zu ſich!“ ſagte Frau von Haag, den Hauch von Adelens Athem empfindend: „Liebe Tochter, wie iſt Ihnen denn nun? Welche Angſt war das! Ich hoffe aber, es iſt vorüber.“

Adele ſchlug die Augen auf, in denen noch ein ſtygiſcher Schatten lagerte, der aber nach und nach im Glanze des aufgehenden Lebens zerfloß, und ſah ihre Schwiegermutter verwundert an. „Mir war ſo wohl!“ ſprach ſie mit matter Stimme, „der Tod kann nicht ſchwer ſein, wenn er dieſem Zuſtande ähnelt. Ein dichter Vorhang ſenkte ſich allmählich auf meine Sinne herab und verhüllte mir alles Sichtbare; eine kühle Tiefe nahm mich auf, und die müde Seele genoß für einige Minuten einer Ruhe, wogegen der erquickendſte Schlaf nur eine heiße Arbeit iſt. — O meine Mutter! ich freue mich auf das Grab!“

Frau von Haag unterdruckte eine aufwallende Rührung und antwortete ernſt: „Liebe Tochter, Sie nähren Ihren

Gram abſichtlich und verſündigen ſich dadurch an Dem, der uns ins Daſein rief, daß wir uns ſeiner Güte freuen ſollten. Ich bin die Mutter! aber einer Chriſtinn ziemt ſtilles Dulden und Hoffen — ja, Hoffen, Adele! denn Sie werden erfahren, daß dieſer Schmerz, der ihnen ewig dünkt, vergänglich ſei, wie Alles in der Welt. — Das menſchliche Herz — o wie mild hat Gott ſich unſerer angenommen! iſt vergeßlich, wie das Gedächtniß der Dankbarkeit — und die Zeit heilt alle Wunden. Sie aber, meine Tochter, ſind gut und vernünftig, duldſam und ſtillen Geiſtes, Ihnen muß es vor Tauſenden leicht werden, ſich in ein Schickſal zu ergeben, das nun einmal über ihre Jugend, wie über mein Alter verhängt war. Ich traue auf Gott! und ſeinen Schlüſſen die Wahl des Beſten zu.“

Adele entgegnete ſanft: „Sie haben noch mehrere Kinder, liebe Mutter; doch ich weine um meinen einzigen Mann; denn nie werde ich als Gattinn in den Armen eines Andern ruhen!“

Die Oberlandforſtmeiſterinn lächelte ſchmerzlich und ſprach: „Einer Mutter iſt das verlorne Kind ſtets das liebſte, das eine nur! und Max hat mich nie betrübt, ſein Tod war mein erſter Gram um ihn, und ſelbſt in dieſen miſchten ſich hochherzige Gefühle und verſüßten das bittere Leid; denn ſein Sterben war eine ruhmvolle und edelſinnige That. — Allein um ihre letztere Aeußerung, liebe Adele, zu beantworten, ſage ich Ihnen, es wäre wohl Jammer und Schade, wenn ſolch ein vorzügliches Geſchöpf ſich ſeiner Beſtimmung entziehen wollte. Sie ſind geſchaffen, um glücklich zu ſein und glücklich zu machen; den blühenden Reiz Ihrer Geſtalt, die Liebenswürdigkeit Ihres Weſens darf der Wittwenſchleier nur ſo lange verhüllen, bis dieſe blaſſe Wange ſich mit friſchen Roſen färbt und die ſtille Thräne ihres Harms getrocknet iſt; aber ein Grabtuch für die Schönheit, für unſchuldige Lebensluſt, darf er nicht werden. Denn — wenn einſt ein liebliches Kind an Ihrem Buſen ruht, wenn das Lächeln Ihres Säuglings Ihnen den Himmel öffnet, und Sie bei ſeinem Stammeln den zärtlichen Ruf eines lieben Mannes überhören — oder wenn ſein brechendes Auge Sie mit ſtummer Klage um Hülfe fleht, und Sie auch in den Armen Ihres Gatten, die ſich Ihnen tröſtend aufthun, zu verſinken wähnen, in Weh und Herzeleid: — dann gedenken Sie dieſer Stunde; dann kennen Sie den Unterſchied zwiſchen *Frauen-* und *Mutterliebe*!“

Adele ſah gerührt zu der Oberlandforſtmeiſterinn auf; dieſe ſprach, von ihrem Gegenſtande hingeriſſen, in großer Bewegung weiter: „Eine Frau liebt in dem Manne zur Hälfte ſich ſelbſt; die Mutter, aller Eigenſucht bar, nur ihr Kind! Fäden der Sinnlichkeit, wenn auch der feinſten, weben ſich in das Band, welches die Frau an den Mann zieht, die Eitelkeit leiht ihre Farben dazu her, und eine, höchſtenfalls *unbewußte* Zuverſicht auf den fürſorgenden Schutz des Gatten knüpft es feſt. Doch was Mutter und Kind verbindet, iſt anderer Art, ein Geheimniß, worüber, Gottes Hand bergend ruht. — Eine Frau kann ihrem Manne entſagen, wenn er ihr Peiniger war, oder ihre Rechte kränkte, und ſelten wird eine *liebende* Gattinn die offenkundige und bewieſene Untreue des Gemahls aufrichtig vergeben und vergeſſen können; eine Mutter würde ſelbſt dem Verrathe ihres Kindes noch mit Treue lohnen, noch ſegnen, wenn es ſie verſtieße — haſſen, aufgeben kann eine Mutter nimmermehr! — Das Mutterherz iſt ein dunkler

Spiegel der Gottheit, eine lebendige Verheißung ihrer ewigen, erbarmenden Liebe!“

Adele ſchmiegte ſich an die Bruſt ihrer Schwiegermutter, umſchlang die edle Frau mit weichen Armen und ſagte: „O Mutter! haben Sie Geduld mit der trauernden Adele! ich bin und bleibe Ihre Tochter, nicht wahr?“

„Meine liebe, traute Tochter!“ verſicherte Frau von Haag mit Innigkeit, und küßte Adelens reine Stirn.

„Auch leiſte ich Ihnen heute Geſellſchaft,“ ſetzte ſie hinzu; „Ihre Unpäßlichkeit giebt mir einen ſchicklichen Vorwand, von dem großen Balle wegzubleiben, für den meine Stimmung ohnedies nicht wäre.“

„Das iſt mir lieb,“ ſagte Adele und zog die mütterliche Hand dankbar an ihren Mund.

„Doch jetzt, mein Kind,“ rieth Frau von Haag mit fürſorgender Superiorität, „ruhen Sie ein wenig auf Ihrem Lager; Sie bedürfen der Erholung. Wir wollen Thereſe rufen laſſen, die leitet Sie langſam hinauf.“ Die Oberlandforſtmeiſterinn ſchellte.

Den Abend dieſes Tages, den prächtige Erleuchtungen, Trinkgelage, Bälle und Orgien aller Art und unter allen Ständen — aber auch Tauſende trauernder Herzen mit Seufzern und Thränen feierten — brachte Frau von Haag an dem Bette ihrer Schwiegertochter zu. Adele fühlte ſich wirklich krank und der Arzt hatte ihr die äußerſte Ruhe empfohlen. Die Oberlandforſtmeiſterinn verſtand ſich trefflich auf die zarte Pflicht der Pflege. Mit jener linden Theilnahme, die als Wohlthat gefühlt, aber nie als Laſt empfunden wird, vereinigte ſie beſonnene Ruhe und mancherlei Kenntniſſe der Erfahrung, als auch eines Studiums, ſo weit es der Umfang ihrer weiblichen Sphäre umfaßte und für den beſchränkten Kreis ihres Wirkens nützlich werden konnte. Ihre Geduld konnte als Vorbild dieſer Tugend gelten, das ſanfte tröſtende Wort, womit ſie den Schmerz des Leidenden anzuſprechen wußte, erquickte ſtets und beſänftigte ſelbſt die Wunderlichſten. Ihre Nähe gab ſchon Troſt und athmete ein ſtillendes Wehen aus.

Wie Wenigen unſeres Geſchlechts iſt dieſe himmliſche Gabe eigen! und doch thut gerade ſie am meiſten Noth! Die Töchter dieſer Zeit werden für die Freude, für den Glanz des Lebens gebildet, und man ſollte ſie, dem Bedürfniß der Menſchheit angemeſſener, zu hülfreichen Genien erziehen. Dann würden ſie den klugen Jungfrauen gleichen, deren Licht dunkle Stunden erleuchtet, und auch der irdiſche Bräutigam würde ſie wach für ſein Glück und geſchickt für ſein Haus finden.

So aber erfüllen ſie dieſen weſentlichen Theil ihres Berufes nur nebenher mit widerſtrebendem Geiſte, und wie der Drang natürlicher Nothwendigkeit es ſie eben lehrt. Die Hülfsleiſtungen thätiger Frauen werden oftmals durch den Ungeſtüm ihres Naturells ſo gewaltſam, daß der arme Kranke, an dem ihre Kraft ſich äußert, unter doppelter Angſt erſeufzt: denn er muß in ſeiner Ohnmächtigkeit alles dulden womit ſie ihn quälen. Dem Stumpfſinne träger Seelen bleibt es verſchloſſen, wie man ſegnend empfangen, opfernd genießen könne, wie man ſich aufgeben muſſe, um ſich ſchöner wieder zu finden; ſie ſind beſchränkt auf den eigenen, armen Genuß, ihr ſelbſtiſches Herz iſt keine Gnadenpforte — die Seufzer der Klage verhallen ungehört vor den leiſen Gängen des Ohres, die hinableiten ſollen zum Sitz des Erbarmens! — Solche endlich, die mit entartetem Gemüthe nur wilder Luſt zugewendet ſind, werden die Obhut ihrer Kranken, ihrer Kinder — für einen Raub ihrer Freuden halten und ſich dafür mit verbitterter Härte grauſam an den Unglucklichen rächen. Manchen von dieſen iſt es wohl, als wären ſie eher unter die Hände der Mörder, als der Helferinnen gefallen. —

Adele litt heute, wie öfter, an heftigem Kopfweh, und Frau von Haag ſorgte dafür, daß die möglichſte Stille ſie umgäbe, bereitete ihr dienliche Umſchläge und ein kühlendes Getränk. Endlich ließ die tobende Pein ein wenig nach, der milde Schlaf ſenkte ſich auf die zitternden Augenlieder, und der Hammer des Schmerzes ſchlug, der Seele unbewußt, mit immer ſchwächern Schlägen an die leidenden Nerven. „Der Puls hat ſich merklich gehoben!“ ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn leiſe zu dem treuen Mädchen, welches ihrer Schwiegertochter zu Dienſt und mit Liebe ergeben wgr, „ich hoffe, die Nacht wird ruhig ſein; doch im Falle ſich etwas ereignen ſollte, ſo rufe mich, Thereſe!“

„Ich wache und wanke nicht von dieſer Stelle; Ew. Gnaden können ſich auf mich verlaſſen!“ antwortete die Jungfer, und deutete auf einen Stuhl am Bette ihrer Dame.

Frau von Haag ſchlich nun ſacht aus der Thür und und ging in ihr Schlafzimmer hinab. Sie ließ ſich ſchnell auskleiden, dann verrichtete ſie noch einige kleine Geſchäfte, welche gewöhnlich den Beſchluß ihrer täglichen Ordnung machten. So zog ſie eine antike, ſehr künſtlich gearbeitete Stutzuhr auf, die ihr als ein Erbſtück werth und wegen ihrer beſondern Regelmäßigkeit vorzüglich lieb war.

Auch die Menge ihrer Schlüſſel zählte ſie durch, daß in der Noth irgend eines nächtlichen Unfalls ſie deren keinen ſuchen dürfe, und lagerte die klirrende Heerſchaar in die Nähe ihrer rechten Hand.

Erſchöpft von den angreifenden Scenen dieſes Tages, übergab ſie ihre müden Glieder nunmehr der Ruhe.

Die Uhr am Bette der Oberlandforſtmeiſterinn ſchlug die dritte Stunde der hellen Winternacht, und das feine Glockenſpiel erklang mit Silberlauten, gleich einer Engelsſtimme, in der Melodie: „Wie ſchön leucht' uns der Morgenſtern!“ da rieſelte die ſeidene Gardine mit leiſem Griffe gezogen, und ein Engel ſtand vor der Erwachenden. Aline, ihre einzige Tochter, das jüngſte ihrer Kinder, lächelte der Mutter zu, die geweckte Schläferinn konnte dieſer lieblichen Störung nicht zürnen.

Noch rauſchte das prächtige Ballkleid um die leichte Geſtalt, welche ein ſchwebender Schwung über gemeinem Boden zu halten ſchien, die franzöſiſchen Blumen der Garnitur hingen, zum Theil erdrückt und geknickt, als hätte ein nordiſcher Orkan ſie ſtrichweiſe getroffen. Die Brillanten in den weichen, blonden Locken funkelten bei dem trüben Schimmer der Lampe, wie der Thau auf einem Aehrenfelde, das die Wucht der Reife abwärts beugt und von heißen Winden zerwühlt iſt. Die vollen, wunderſchönen Arme waren in dem Reize der geſundeſten und zarteſten Friſche und kindlicher Ellenbogen-Grübchen vor den Augen der keuſchen Mutter entblößt, und nur der ſchwere Schmuck goldner Spangen feſſelte die zarten Gelenke an den Dienſt der Eitelkeit. In der linken Hand hielt Aline ein Glas Limonade, dem die rothen Lippen zuſtrebten, vor ihr ſtand auf einem Kryſtalltellerchen, noch unberührt, ein kleines Schichtwerk feiner Butterbrödchen.

„Sei nicht böſe, mein Mütterchen! daß ich Dich dem ſüßen Schlummer entriß!" ſagte Aline mit ſchmeichelnder Bitte, „aber ich bin ſo aufgeregt — und möchte für mein Leben gern noch ein wenig mit Dir plaudern! ſo Vieles, was ich Dir zu ſagen, zu erzählen habe, drückt mir ſonſt bis morgen, ja ſelbſt im Schlafe — das Herz ab. Und wie manche Nacht — wie das Lied des Herrn von Trenk ſagt, was Babette in empfindſamen Stunden zu ſingen pflegt — haſt Du mir ſchon zum Opfer dargebracht!"

Die Mutter lächelte. „Du ſcheinſt vergnügt, meine Aline!" antwortete ſie, und folgte mit ſtaunendem Blicke dem durſtigen Zuge des Mädchens. „Iſt aber der Vater wohlgemuth nach Hauſe gekommen? war Rudolph froh? und ſeine Hulda guter Laune? und iſt alles friedlich und fröhlich abgelaufen?" —

„Rudolph läßt dich grüßen, liebe Mutter!" entgegnete Aline, „ihm raunte ich es zu, daß ich Dich noch ſprechen würde; der Vater aber hätte geſcholten, wenn er es wüßte. Der arme Rudolph! ſeine Hulda war eine Hekate — jedes Löckchen eine Schlange, die Blicke Meſſer und Dolche; er aber, was mich freuete, gebahte ſich wie ein freier-Mann!"

„Du erſchreckſt mich, Kind!" ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn, und richtete ſich ſchnell im Bette auf, als duldete dieſe erregende Nachricht ihre ruhende Lage nicht länger.

„Nun, Mütterchen," verſetzte Aline mit leichtem, beſänftigendem Tone, „ich dächte, das ſollte Dich nicht mehr befremden; es iſt ja immer ſo! aber freilich am Friedensfeſte hätte die Schwägerinn eine Ausnahme von ihrer zänkiſchen Gewohnheit machen ſollen. Sie hatten ſchon vor dem Balle Streit gehabt; es iſt ihr nichts gut genug, und der Bruder giebt ſich arm an der unzufriedenen Frau. So hatte er ihr bei den Gebrüdern Sachs einen Blondenbeſatz gekauft, die Elle zu einem Ducaten, und in reichlicher Weite; allein ihre Stirne hatte doch noch mehr mißmüthige Falten. — Auf dem Balle nun ſcherzt der Präſident Sonnam mit Rudolph, daß er ein zahmer Ehemann wäre, weil er ſo früh der Tanzluſt entſagt habe; — das reizt den Bruder, er hatte ein paar Gläſer Champagner im Kopfe — und ſo tritt er mit Lilli Sonnam, auf welche Hulda immer ein eiferſüchtiges Häkchen hatte, zum Cotillon an. Hu! da brannte es lichterloh in dem Hitzkopfe der Frau Schwägerinn. Sie ſtand ihrem Manne gegenüber, der tanzte wie Veſtris — doch zum Unglücke bleibt eine Schmelzquaſte in dem Anzuge der Lilli an Huldas Blonden hangen, und richtet einen, obgleich ſehr unbedeutenden Schaden an. Da ließ ſie denn ihre Wuth aus. Ritz! ratz! ging es, und der ſchöne Beſatz flog in Stücken vom Kleide; es riß mir ordentlich am Herzen — die arme Lilli erblaßte, und ein zorniger Krampf zuckte über Rudolphs Geſicht. Die Tour war gerade an mir, und verwirrt durch dies Intermezzo, hole ich mir den unleidlichen Kammerherrn von Motte — dies widerliche Inſect wäre ſonſt nimmermehr zu dieſer Ehre gekommen.“

Die Mutter ſeufzte tief; der bekümmerte Gedanke an die launenhafte Verſchwendung ihrer Schwiegertochter leitete ſie auf das ökonomiſche Bemerken, daß Aline noch im vollen Putze wäre. „Warum machſt Du Dir es nicht bequem, mein Töchterchen?“ fragte ſie ſchonend, „iſt Babette nicht zu Deinen Dienſten?“

„Ich habe ſie ein für allemal abgewieſen, mir bei ſpätem Nachhauſekommen hülfreich zu ſein;“ erwiederte Aline mit lächelndem Spotte, „es iſt zwar Deine Favorite, meine Mutter; aber glaube mir, kein Sultan im ganzen osmaniſchen Reiche wurde ſie Dir ſtreitig machen und ihrer begehren. — Sie iſt ſo mechaniſch, ſo ſtill und ſtumm, eine menſchliche Maſchine, die ſich nach den Regeln ihrer Pflicht und empfangener Befehle regt. So finde ich mein kleines Nachtmahl gewiß beſorgt, da Babette weiß, daß ich nie etwas auf dem Balle genieße, der Glaçe-Handſchuh wegen, welche von den ſüßen Sachen klebrig werden. Ach! man bleibt ohnedies hängen — feſt genug!“ Hier ſchwellte ein komiſcher Stoßſeufzer Alinens ſchönen Buſen — dann fuhr ſie fort: „Doch Hand an meine Perſon legen, wenn es Schlafzeit iſt, ſoll ſie nicht mehr, denn nicht allein, daß ſie mir mit den Haarnadeln den Kopf zerſticht, als wäre er ein fühlloſes Polſter, ſondern, denke nur, was ſie neulich macht! Sie ſchnürt mich aus, da wird mir ſo enge und immer enger ums Herz — das wird mir jetzt manchmal ſo, es muß ein organiſcher Fehler ſein — aber endlich entgeht mir der Athem. Da wende ich mich um; Babette ſteht mit geſchloſſenen Augen hinter mir, und hat mich im Traume zugeſchnürt, daß das Schnürleib und ich dazu hätte platzen mögen. — Seitdem bediene ich mich ſelbſt, reißt auch manchmal ein Band, je nun, man knüpft ein anderes ein. So habe ich heute unverſehens eine Schlinge zugezogen, die ſich, wie ich denke, nicht mehr löſen läßt. — Es preßt, es drückt mich — ach Mütterchen, erleichtere mich doch! aber zerreiße das liebe Band nicht!“

Dieſer Vortrag in Alinens eigenthümlicher Manier ließ doch die Oberlandforſtmeiſterinn einige Momente in Ungewißheit, wie ſie die bildliche Rede ihrer Tochter deuten ſolle. Sie ſagte mit zweifelhafter Stimme, die aber der Furcht zufiel: „Nun ſo ſprich! wo ſitzt der Knoten?“

Aline faßte, leiſe druckend, der Mutter Hand, die übrige zitterte — und ſprach: „Ich habe dem guten Tomby erlaubt, Dich und den Vater um dieſe ſchwächliche Hand zu bitten, — die — Du fühlſt es ſelbſt — einer ſtarken Stütze bedarf. Und Tomby, obgleich noch jung, iſt eine Säule der Monarchie, ein ritterlicher Held, des beſten deutſchen Mädchens werth! Er iſt ſo gütig, Deine Aline dafür zu halten, und ſagte mir, daß er ſich heute die Myrthe in den Lorbeer flechten wolle. — Wer mag ihm das verdenken? Er flehete, er drang in mich, ich kann ſo ſchwer etwas abſchlagen — und hoffe, daß dieſe Eigenſchaft eine von mütterlicher Seite fortgeerbte ſei.“

„Um des Himmels willen!“ antwortete Frau von Haag beſtürzt, „da haſt Du Dich übereilt, Aline! Man heirathet ja nicht aus Höflichkeit!“

„So artig bin ich auch ganz und gar nicht,“ erwiederte Aline in einer ſeltſamen Miſchung von Humor und Gefühl; „ich nehme ihn nur allein aus Liebe, und bin meinem Tomby gut — über die Welt! Etwas Lieberes, als eine Soldatenfrau, könnte ich auch nicht werden, es war von jeher mein Wunſch; o meine Mutter, mache Dein Kind glücklich!“

„Dein Kind!“ wiederholte Frau von Haag, mit dem Betonen eines ſanften Vorwurfs, „dies Wort war treffend gewählt. Ich fürchte ſehr, Du weißt nach Art der Kinder nicht, was Du wünſcheſt und bitteſt. Haſt Du denn erwogen, was der Vater dazu ſagen werde? Haſt Du an das Schickſal der unglücklichen Adele gedacht und den armen Roſe ganz vergeſſen?“ —

Aline antwortete bedrängt: „O Mutter! Du machſt mir das Herz ſo ſchwer! Was könnte der Vater, der gegen Jedermann gerecht iſt, wohl gegen Tomby einzuwenden haben? — Und Krieg wird nun nicht bald wieder werden, die Waffen ruhen — und wenn dennoch — müſſen denn die feindlichen Kugeln immer Nummern auf unſere Familie bekommen? Roſe endlich, er dauert mich zwar, aber zwei Männer kann ich einmal nicht nehmen, ſo iſt es natürlich, daß ich mich für den entſcheide, der mir der liebſte iſt.“

Die Mutter entgegnete wehmüthig? „Roſe wäre dieſes Vorzugs ſo werth! Er iſt ein edler, ein ſehr edler junger Mann, und das Glück ſeiner Lage ſtehet in ſeltener Angemeſſenheit zu ſeiner humanen Tugend! ſo gleicht er einem koſtbaren Edelſteine in feinſter Faſſung und an dem würdigſten Platze. Wahrhaft beneidenswürdig ſind die Verhältniſſe, in welche er ſeine künftige Gattinn verſetzt. In fürſtlicher Unabhängigkeit herrſcht er auf ſeinem ländlichen Gebiete, und ſeine Unterthanen, längſt durch ſeine Milde jedes Dienſtzwangs los und ledig, drängen ſich zur Leibeigenſchaft dankbarer Liebe und Ergebenheit. An den Grenzen ſeiner Güter ſcheint ein ſchützender Engel zu wachen; die weißliche Hagelwolke zieht ſeinen goldnen Ernten vorüber und entladet ſich anderswo, der Blitz zündet nicht wenn er ſeine vollen Scheuern trifft, denn die Segensthränen der Armen löſchen ihn; keine Seuche dringt in die gedeihlichen Heerden ein, und ſogar die gefräßige Raupe ſchont ſeines Obſtbaums und ziehet ihre verwüſtende Spur weiterhin. — Ueberall umgiebt ihn die tauſendfältige Frucht, welche durch den Samen gewonnen wird, der an keiner irdiſchen Sonne reift — und die Fülle des Reichthums ſtrömt dem fröhlichen Geber, den Gott ſo ſichtbar lieb hat:“

Aline hatte ſich während dieſer Rede über die Mutter hingebeugt und Frau von Haag fühlte ihre Hände lau benetzt. „Ich habe ihn auch lieb, aber — wie einen Bruder!“ ſagte das Mädchen ergriffen und leiſe. „Das Herz läßt ſich jedoch nicht zwingen,“ fuhr Aline mit ſteigendem Tone, wie von dem Gefühle einer gerechten Sache gehoben, fort; „und das meine wallt dem braven Tomby und den Fahnen ſeines Standes zu. Die Wachtparade ergötzte mich ſchon im Flügelkleide, ein militäriſcher Zug reißt mich hin, und dieſer Verein zu Schutz und Trutz erſcheint mir ſo herrlich und ehrenwerth, wie kein anderer. Einer Officiersfrau, die ſich in Achtung zu ſetzen weiß, ſalutirt das ganze Regiment, jeder Camerad ihres Mannes hält ſich durch dieſen verbrüderten Zuſammenhang an die Pflicht gebunden, ſich ihrer in Fällen der Verlegenheit anzunehmen. Sie gehört dem Einzigen, und ein ritterlicher Kreis umſchließt in ehrerbietiger Ferne ihr häusliches Glück, und deckt es mit blankem Schilde. Nichts iſt gemein in dieſem Stande, und ſelbſt an ſeine düſtern Seiten lehnt ſich eine Stufenleiter erhebender Gefühle. Geht es zur Schlacht: — Muth und Muſik führen an; trifft der blitzende Stahl die geliebte Bruſt, ſo feiert der Donner der Kanonen den Fall des Helden, und die Brandflamme wird ſeine Leichenfackel!“

Alinens Wange brannte jetzt auch wie eine Fackel; aber der Genius des Lebens und der Liebe ließ ihren röthlichen Schein ſo reizend leuchten.

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſah die glühende Tochter nicht ohne mütterliches Wohlgefallen an, und ſagte: „Die Leidenſchaft ſpricht aus Dir, und dieſe läßt ſich von nichts Beſſerem überzeugen. Es mag indeß gut ſein, Aline! wir werden ein andermal weiter über dieſe Sache reden. Ich, meinerſeits würde Dich als Frau von Roſe am Ziele meiner treuen Wünſche geſehen haben und glauben, das Loos ſei Dir aufs Lieblichſte gefallen.“ —

Nein! nein!“ ſagte Aline heftig, „da irreſt Du ſehr, liebe Mutter! Die Landwirthſchaft — wenn ich offen ſein darf — iſt mir im Innerſten zuwider, und als Gutsfrau müßte ich mich ehrenhalber dafür intereſſiren. So war es mir recht aus der Seele geſchrieben, was ich jüngſt in einer drolligen Erzählung, die Flitterwoche, von Guſtav Schilling, las: Auf dem Lande herrſche das Thierreich vor. In Roſenwalde und den dazu gehörigen Ortſchaften nimmt es wenigſtens den erſten Rang ein. Es giebt wohl nicht einen begeiſterteren Schafzüchtler, als den guten Roſe, und ich bin gewiß, daß er eine blonde Locke meines Haars nicht halb ſo entzückt betrachten würde, wie das Gekräuſel eines Lämmleins von veredelter Race. Der Wollmarkt iſt der Schauplatz ſeines höchſten Vergnügens, und meine Nebenbuhlerinnen, wenn ich nämlich ſeine Frau wäre — könnte ich heerdenweiſe zählen.“ —

Wie ernſthaft die Stimmung der Oberlandforſtmeiſterinn in dieſer nächtlichen Stunde auch war; hierbei mußte ſie lachen. „Sie dürften deine Galle ſchwerlich reizen, Aline!“ entgegnete Frau von Haag, „und ſanft und friedſam, wie dieſer unſchuldige Geſchmack, würde das Geſchick deiner Ehe ſein!“

„Auch gönne ich ihm ohne Spott und Schmälen“ — erwiederte Aline ablenkend, „den Hirtenſtab ſeiner Herrſchaft und das goldene Vließ ſeiner berühmten Schäfereien; aber nur Capitain Tomby wird mein lieber Mann, wenn unſere gegenſeitige Liebe, ſein Verdienſt wie mein Vorurtheil für ſeinen Beruf, bei der elterlichen Entſcheidung in Anſchlag kommt! — O Mutter!“ fuhr das Mädchen mit ſüßem, zweifelloſem Vertrauen fort, „er wird mein Gemahl — ich habe ein Zeichen! In der Geſellſchaft des letzteren Sylveſter-Abends ward zu Ende des Soupés eine ſchöne Vaſe aufgeſetzt, von der General Dunſtan ſagte, es wäre die Schickſalsurne, und wir ſollten jetzt die Looſe unſerer Zukunft ziehen. — Du, mein Mütterchen, ſaßeſt mit den älteren Herren und Damen an einer obern Tafel, und dies kleine Schelmſtück ſpielte nur in unſerm jugendlichen Kreiſe. Wir faßten, ſo ſtark iſt die Einbildungkraft! mit einer Art von abergläubiſchem Schauer in den geheimnißvollen Inhalt, und Jedes bekam nun ein kleines Figürchen mit einer Deutung in Verſen. Es waren allerliebſte Allegorieen darunter. Ich zog — eine Trommel! In dem zierlichen Umſchlage ſtand: Sobald der Generalmarſch wird geſchlagen, folgſt Du als Hauptmannsfrau dem Pulverwagen. — Der General las die Deviſe laut vor, und ein Gelächter erſcholl rings um den Tiſch. O! wie ſchämte ich mich! Aber ich glaubte daran."

„Der General" — entgegnete die Mutter, „wird den Schickſalsgott wohl ſelbſt geſpielt und ſich an Deiner Freude über das Dir zugefallene Loos weidlich ergötzt haben. Selig aber" — hier ſtreichelte lächelnd Frau von Haag die heiße Wange ihrer Tochter, „ſelig ſind die Einfältigen!"

Aline fiel die Mutter liebkoſend an; doch blinzelten die klaren Aeuglein des Mädchens ſchläfrig, und Frau von Haag ſagte: „Lege Dich jetzt zu Bett, mein Kind! Wir bedürfen Beide des Schlummers, und auch ich bin erſt ſpät zur Ruhe gekommen!"

Es ſchlug vier, die Uhr ſang eine andere geiſtliche Weiſe, und Aline verließ mit müden taumelnden Schritten das Lager der Mutter.

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſchmiegte ſich in die ſchwellenden Kiſſen; die Bilder dieſer nächtlichen Mittheilung zogen an ihr vorüber und wechſelten durch die Magie des Schlafes ſchnell und immer ſchneller Farbe und Geſtalt. Endlich warf der Traum ihre vermiſchten Stoffe im Kaleidoſkop der Seele phantaſtiſch durch einander. Sie ſah den Kammerherrn von Motte im Cotillon um den großen Kronleuchter flattern, und raſchen Schwunges in dem flammenden Lichterſpiele ſeinen Namen verſinnlichen. Dann wohnte ſie der großen Wachtparade bei, und Huldas zerriſſene Blonden weheten von der Fahne, zu der Aline am Altare ſchwören wollte. Jetzt wirbelte der Generalmarſch durch die ſtillen Straßen, und wie der unabſehliche Zug, der zur Schlacht ging, näher kam, waren es nur die Heerden des Herrn von Roſe, die ihr Beſitzer anführte. Ein mit Blumen umwundener Hirtenſtab ruhete in ſeinem Arme, den er ähnlich der Action des Tambour-Majors gehabte; General Dunſtan ſchritt nebenher und rührte lautlos die Deviſen-Trommel. Es erfolgte ein fürchterlicher Knall — der Pulverwagen blitzte auf, Frau von Haag flog in die Höhe — aber es war nur der Kork einer ſchlecht gepfropften Flaſche, was die Träumende aus ſolcher Todesnoth weckte. Sie würde geglaubt haben, auch Alinens Geſtändniſſe in der verwichenen Nacht wären, gleich der Gefahr, woraus ſie ſich gerettet ſah, nur ein leeres Schattenbild geweſen; allein da ſtand der kleine Glasteller mit den Butterbrödchen noch, eine materielle Wirklichkeit, die das Mädchen, von ambroſiſcher Liebe und Luſt geſättigt, unberührt gelaſſen hatte.

Frau von Haag läutete an der kunſtreichen Klingelſchnur zwiſchen den Behängen, und Babette erſchien, ihr Amt zu verwalten. Als nun bald darauf die Oberlandforſtmeiſterinn in die Thür des Wohnzimmers trat, wo die Familie gemeinſchaftlich das Frühſtück einzunehmen pflegte, trat ihr Gemahl völlig gekleidet ihr ſchon entgegen. Ein reitender Bote, der ſehr zeitig gekommen war, wartete in dringenden Geſchäftsangelegenheiten der Expedition, und der Oberlandforſtmeiſter hatte ſich nur auf einige Minuten abgemüßigt, um ſeiner Gattinn einen guten Morgen zu wünſchen und ſich perſönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen. So mußte jede vertrauliche Zwieſprache bis auf eine gelegene Stunde der Muße verſchoben bleiben.

Frau von Haag ging nun erſt, um nach Adele zu ſehen; ein freundliches Lächeln empfing ſie, und Adele, obgleich noch ſehr blaß und ſichtlich matt, verſicherte doch, daß ihr heute um vieles beſſer wäre; ſie hoffe auch, wenn nur die Frühſtunden vorüber ſein würden, die ſie immer durch eine leidende Schwäche angriffen, den Tag in der Familie verleben zu können.

Aline ſchlief noch feſt; ſo ließ die Oberlandforſtmeiſterinn ſich den Caffee zu ihrer Schwiegertrochter bringen, um recht gemächlich bei ihr verweilen zu können. Sie erzählte vom Balle, von Huldas Benehmen, von Alinens Liebe für den Capitain Tomby, die ſie nunmehr der Mutter erklärt hatte, und welche heute zum Vortrage bei dem Vater kommen ſollte. Frau von Haag genügte auf dieſe Art dem Wunſche, die ſtille Adele zu zerſtreuen, und konnte, im begründetſten Vertrauen zu der Verſchwiegenheit der jungen tiefſinnigen Wittwe, ganz offen über dieſe neueſten Erfahrungen reden. Sie ſprach ſich im düſtern Geiſte des Kummers aus, und fürchtete nicht minder für die Zukunft von ihres Rudolphs Ehe, als ſie nur höchſt ungern dem Gedanken an eine Verbindung Raum zu geben ſchien, die ihre liebſte Hoffnung zerſtörte.

Adele ward durch dieſe Familienangelegenheiten doch abgezogen von dem Grübeln über ihren Gram. Die Mißhelligkeiten in ihres Schwagers ehelichem Verhältniſſe erinnerten ſie daran, daß den Menſchen kein vollkommenes Glück hienieden beſtimmt ſei, und daß da, wo die kalte Hand des Todes den leichten Bau ſeiner Freuden verſchone, er ſie ſelbſt zertrümmere; dem Kinde in Gellerts Fabeln gleich, welches den Einſturz ſeines kleinen Luſthauſes von Karten beweinte, und, als dies ſorgſam aufgeführt nun länger ſtand, es einriß, um wieder ſchaffen zu können. — Sie fand einen Troſt in der Vorſtellung, daß nur die Stärke einer höhern Macht und nicht die Schwäche und Unhaltbarkeit menſchlicher Gefühle und Vorſätze ihren irdiſchen Himmel vernichtet habe; die Blume ihres Glückes war im vollen Reize gebrochen worden, ehe ſie, wie alles Vergängliche, welken konnte. —

Auch Alinens Schickſal intereſſirte Adele ſehr. „Die arme Aline!“ ſagte ſie ſeufzend, „ſo ſchreckt doch kein Beiſpiel! und das meinige läge ihr in warnender Nähe an. — Wenn die Schweſter wüßte, was ich litt, was ich leide, ſie würde zittern, die Frau eines Mannes werden zu wollen, der zur Gefahr berufen iſt, und der den Gipfelpunkt ſeiner Beſtimmungen erreicht, wenn er den Tod des Helden ſtirbt. Sein Fall ſtürzt das Weib ſeines Herzens, ihm ewig nahe, wenn auch leiblich getrennt — in die Tiefe des Jammers, und dort verblutet die Arme ſich einſam.“ —

„Und wenn Sie nun erſt meinen Roſe kennen ſollten!“ lenkte hier die Oberlandforſtmeiſterinn ab, um Adele nicht weiter in dieſem traurigen Texte kommen zu laſſen, und der

Ausdruck ihrer Mienen gab dieſen Worten eine ſchätzende Bedeutſamkeit; „wenn Sie wüßten, welch ein Loos an der Seite dieſes Mannes Aline ausſchlägt gegen eine ungeprüfte Wahl, Sie würden dann meinen mütterlichen Schmerz darüber ermeſſen können! — Zwar habe ich nichts gegen Capitain Tomby, ſein Ruf iſt rein, und ich traue ihm eine wackere Geſinnung für meine Tochter zu; aber Roſe — Roſe iſt der Beſten einer, die je gelebt. Im Schooße des Friedens könnte Aline alle Blüthen dieſer Erde ſammeln und mit vollen Händen Segen ausſtreuen; allein ſie zieht die ſchimmernde Unruhe, den täuſchenden Glanz einer Lage vor, die ſie nur nach ihren Außenſeiten beurtheilt, und dieſe verbergen mit weiſer Berechnung ſo manche leere Stelle, die von vielen Seiten zu beſchreiben wäre. — Aline ſpottet jener einfachen und echten Freuden, und dies betrübt mich am meiſten.“

„Ach nein, Mütterchen!“ widerlegte mit fürbittendem Tone Adele die Klage der Schwiegermutter, „Aline meint es nicht ſo ſchlimm. Sie iſt heiter und offenherzig, und zählt und wägt die leichten, loſen Wörtchen nicht, welche ohne Hehl ſagen, was ihre ſchuldloſe Seele denkt. Abſonderlich läßt ſie ſich gegen die Mutter gehen, auf deren Milde ſie rechnen mag. — Sie nimmt die Anſicht ihres Glückes nach dem eigenen Standpunkte ihrer Individualität; thut das nicht Jeder, meine Mutter? Wir wollen ſie bedauern, wenn ſie den rechten verfehlte, aber die feſte Mitte der Wahrheit mag wohl auch ſchwer zu treffen ſein.“

Die Mutter verzieh dem Vorwurfe, der ihr geliebtes Kind entſchuldigte, gern. Sie ſagte: „Wohl haben Sie Recht, Adele! auch ich kann irren, wenn ich unbedingt vorausſetze, daß meine Aline nur als die Gattinn des Herrn von Roſe glücklich, oder doch am glücklichſten werden könnte und müßte; ich weiß es wohl, der Menſch läßt ſich ungern eine andere Anſicht aufdringen, als die der eigene Geſichtspunkt ihm vergönnt. Zudem wird das Verhängniß der Ehen aus ſo zarten Fäden gewoben, daß das ſterbliche Auge ihr Gewebe ſelten zu durchſchauen vermag, und ein äußerer Eingriff leicht mehr verletzt, als fördert. Allein weshalb dieſer Plan mir ſo theuer und lieb iſt, dies ſollen Sie jetzt erfahren! Bei dieſer Gelegenheit erzähle ich Ihnen einen Theil meiner Lebensgeſchichte; noch wiſſen Sie wenig davon; hören Sie mich alſo, meine Tochter!«

»Ich bin in der Provinz H*** geboren. Das einzige Gut, welches mein Vater beſaß, und deſſen rechtmäßiger Beſitz ihm durch einen proceßſüchtigen Verwandten ſtreitig gemacht wurde, lag in einer öden Gebirgsgegend. Mein Vater war ein ernſter Mann von ſtrengen Grundſätzen, ſchroff und ungeſellig, wie die Felſen meiner Heimath. Noch ſchwebt ſeine lange hagere Geſtalt vor meiner Seele! Die hohe gewölbte Stirn, auf der ſich oft drohende Gewitter zuſammenzogen, das dunkle Auge, das ſo zornig blitzte! — Dann war es ſchwül und ſtill im Hauskreiſe, und wir Kinder zitterten vor Furcht und Warten der Dinge, die da kommen ſollten.«

»Wenn ich mir jetzt alles überdenke, ſo möchte ich ſagen, das ganze Weſen meines Vaters, die zum Charakter gewordene Verſtimmung ſeines Gemüths ſei eine finſtere Ahnung ſeines Schickſals geweſen. — Meine Mutter war gerade das Gegentheil dieſer unbeglückenden Sinnesart; fromm und treu, gut und mild, konnte ſie nur lieben, dulden und ſterben — aber nichts ändern. Die Friedſamkeit der elterlichen Ehe war nur ihr Verdienſt, und nur ein einziger Zank hat Vater und Mutter in einer langen Reihe von Jahren entzweit. Dieſer Streit ward durch einen ſeltſamen Glauben meiner Mutter veranlaßt, nach welchem ſie überzeugt war, daß der Taufname beſonnen und achtſam gewählt werden müſſe, weil er eine geheimnißvolle Wirkung auf das Ergehen ſeines Führers übe — und ſie wußte dieſe Lieblingsmeinung durch mancherlei Beiſpiele zu belegen; doch mein Vater verlachte ſie als einen thörichten Wahn. Als meine Mutter nun ihren erſten Sohn gebar, wollte ihn mein Vater, einer Familien-Herkömmlichkeit treu, Wolf nennen; doch meine Mutter ſträubte ſich heftig dagegen, und zwar mit aller Energie, deren ſie ihr Vorurtheil und die Kraft der mütterlichen Liebe nur fähig machen konnte. Sie ſagte: Abgeſehen von meinem Glauben an den moraliſchen Einfluß des Namens, deſſen Richtigkeit Du mir vergeblich würdeſt beweiſen wollen — wüßte ich doch wirklich nicht, warum ich das Schauderhafteſte in der Natur, Mord und Fraß, mir in meinem lieben Kinde vorbilden ſollte? — Genug, ſie proteſtirte mit Erfolg; aber mein Vater, des Widerſtandes von der weichen, fügſamen Gattinn ungewohnt, that einen heftigen Schwur, jedes Kind, das ihm noch geboren wurde, ſo zu nennen, wie der Calender den Tag bezeichne, an dem es zur Welt käme."

„Dieſer Erſtling ſtarb frühzeitig, und das nächſte Kind war ein Mädchen, welches am Tage der Verklärung Chriſti das Licht erblickte. In ſchweigender Verlegenheit ſann mein Vater vor dem Calender, wie dies Feſt namhaft zu machen wäre; — aber die Deutung kam von Oben. In der folgenden Nacht wurde das ſchwache Kindlein verklärt, und der heilige Kinderfreund im Himmel berief es zu ſich. Nun ſchenkte der einundzwanzigſte April des andern Jahres meinen

Eltern einen kräftigen Sohn, der in der Taufe Fortunatus genannt ward. Meine Mutter ſeufzte, ſo oft ſie dieſen Namen ausſprach. Der Junge wird ein Glücksritter werden! ſagte ſie mit leiſer Vorausſorge, und gewiſſermaßen iſt dieſe bekümmerte Prophezeihung eingetroffen. Mein Bruder war unſtät und jeder planmäßigen Ordnung abhold. Er unterwarf ſein Leben dem Zufalle, die Sucht nach Abenteuern lockte ihn in die Ferne und auf manchen Irrweg, und nach wüſtem Umhertreiben endete er, wir haben nie genau erfahren können, wie? und wo? im amerikaniſchen Freiheitskriege. —

„Ich war das letzte Kind meiner Eltern, und mein Geburtstag am fünften December erfreuete meine Mutter doppelt, denn er gab mir den Namen Naemi! Sie nannte ihn nur mit einem ſtillen Vergnügen. Meine Mutter ging zu Gott, als ich bereits ein völlig erwachſenes Mädchen war. Wenige Minuten vor ihrem Tode winkte ſie mir. Ich beugte mich weinend auf ihr Lager, ſie legte die kältende Hand an meine Stirn und ſprach ſtammelnd und langſam: „Der Segen deines Namens ruhe auf Dir, meine Naemi! Sei geliebt! liebe! — dies iſt der Grund alles Glückes, das Geheimniß der Seligkeit! Du wirſt nie Mangel leiden — denn ich habe mit Thränen geſäet, und die Ernte rauſcht in goldener Reiſe für Dich, Du Verlaſſene!“ —

„Vom Scheitel bis zur Sohle durchrieſelte mich dieſe Verheißung; die Hand auf meiner Stirn ward ſchwer und ſtarr — der blaſſe Mund lächelte und zuckte — und ſein letzter Hauch nannte mich noch einmal!“

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſchwieg hier einige Minuten in feiernder Erinnerung, und trocknete ſich die überfließenden Augen; das tiefe Gemüth Adelens wollte bei dieſer Erzählung, die ihr, der Schwiegertochter der Geſegneten, Weihe und Verpflichtung gab, das Wort der ſterbenden Mutter zu erfüllen. Sie umſchlang die mütterliche Freundinn, und ſagte halb verſichernd, halb fragend: „Und jenes rührende Vermächtniß iſt Ihnen geworden, meine Mutter!“

Frau von Haag ſchlug den naſſen Blick zur Decke, und antwortete mit leiſem Tone: „O Gott! ich habe erfahren, wie ſelbſt die größte Noth die Bürgſchaft frommer Todten einlöſen muß, und werde es nie vergeſſen! Aber das Herz iſt zaghaft, wenn die Stunde der Angſt einbricht. — Doch hören ſie nun weiter, Adele!“

„Die Mitgift meiner Mutter hatte der Betrug verzehrt, ein größeres Vermögen meines Vaters war durch mancherlei Unglücksfälle verloren gegangen, doch als der Ruin ſeiner Wohlfahrt faſt über ihm zuſammenbrach, fiel ihm das Gütchen, welches er ſeit längerer Zeit bewirthſchaftet und bewohnt hatte, als ein Erbtheil zu und ward die Stütze einer ſinkenden Familie. Ein habſüchtiger Vetter glaubte ſich durch dieſe rettende Verfügung verkürzt, und brachte ſein vermeintliches Näherrecht klagbar vor Gericht. Der Proceß ward mit gegenſeitiger Erbitterung geführt, und mein Vater kämpfte um ſein beſtrittenes Eigenthum mit der Hitze ſeines Temperaments, mit der Kühnheit eines Rechtſchaffenen und mit dem Muthe der Verzweiflung; aber eben deswegen gab er der kälteren Hinterliſt ſeines Gegners ſtarke Blößen. Der entſcheidende Spruch der Geſetze hing wie das Schwert des Damokles an einem Haare über ſeinem Haupte, und der unglückliche Ausfall deſſelben ſchnitt in dem einzigen Mittel zu ſeiner Subſiſtenz ſein Leben ab; die Wage der richterlichen Gerechtigkeit ſchwankte lange, und eben ſo konnte mein Vater zu keinem Gleichgewichte der Seele kommen. Er hatte weder Schlaf noch Ruhe und Raſt. Oft ſprang er mitten in der Nacht, wenn der Gedanke, wie alles kommen werde, und wie bald — ihn geſpenſtiſch ſchreckte, von ſeinem Lager auf und weckte mich zur Theilnahme an ſeinen Qualen. Wenn der Poſtbote in unſern Hof trat, ſo ſchlotterten die Kniee meines Vaters, ich hörte das Stoßen ſeiner Zähne, und kraftlos ſank ſeine Hand, die nach den Briefſchaften langen wollte. O! mehr als hundert Mal habe ich den Todesſtreich unſrer Hoffnung gefühlt, ehe er dieſer martervollen Ungewißheit wirklich ein Ende machte. Der Zuſtand meines Vaters war eine unabläſſige Folter, und nur die Spannung auf die täglich erwartete Entſcheidung ſchraubte ſeine Kräfte bis zu der möglichſten Ausdauer. Es half nichts, daß ich ihn auf den ſchlimmſten Fall vorbereitete und auf die Hülfe Gottes verwies, die ſich unſerer gerechten Sache dann gewiß annehmen werde; ſeine Furcht war ſchon eine fixe Idee geworden. Endlich kam die Nachricht, daß unſer Proceß verloren wäre, und daß wir binnen Monatsfriſt das Gut räumen müßten. Verloren! ſagte mein Vater ſo leiſe, daß ich es kaum verſtehen konnte: ein Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen, grauenhafter, als der bleiche Geiſt des Todes — es ging in dieſem Momente beinahe ſichtlich ein großer Wandel in ihm vor. Seine leidenſchaftlichen Züge wurden ruhig, als wäre nun alles vorüber! —“

„Wie mir zu Muthe war, davon, meine Adele, laſſen Sie mich ſchweigen! Ich wagte es, am andern Morgen meinen Vater zu fragen, ob er irgend einen Plan für die Zukunft entworfen habe. Und er ſagte mir, daß er den Reſt ſeiner Habe zu Geld machen, das Land ſeiner Väter verlaſſen und jenſeit der öſtlichen Grenze deſſelben, den

Grafen Saba aufſuchen wolle, dem er einſt einen wichtigen Dienſt geleiſtet, und die damals ausgeſchlagene Belohnung jetzt in der Bitte einzufordern geſonnen ſei, ihn als Oekonomie-Inſpector, oder Rentmeiſter, oder in einer Forſt-Charge — mein Vater war jedem dieſer Fächer gewachſen — auf ſeinen Gütern anzuſtellen.“

„Mir ſchien dies wohl ausgedacht; zwar konnte ich mich nicht erinnern daß mein Vater des Grafen Saba jemals erwähnt hätte, der Name ſeines Stammgutes klang mir ſo fremd, wie aus einer dämmernden Vorwelt herüber — auch wunderte ich mich, daß mein Vater bei ſolch einem Hinterhalt ſich einer verzweifelnden Sorge für die Zukunft hatte überlaſſen können; aber ich hielt mich an den gegenwärtigen Troſt und unterdrückte einen ungläubigen Warner, der ſich tief in meinem Herzen flüſternd regte. — So athmete ich wieder auf, allein die Abgründe der Noth, im Leben der Geprüften, ſetzen nur zuweilen ab, um dann einen noch tieferen Stufengang zu zeigen.“

„Das Geſicht meines Vaters blieb fahl, wie der Augenblick des Entſetzens es entfärbt hatte; er ſprach wispernd mit ſich ſelbſt, er geſticulirte — und zuweilen äußerte er ſich ſo verworren und ſonderbar, daß auch der lächerlichſte Grad von Zerſtreuung dies kaum erklären konnte. Sein liebſter Wachtelhund ward durch ein Verſehen des Jägers erſchoſſen; zitternd und gefaßt auf die fürchterlichſte Rüge, denn er kannte den wüthenden Zorn ſeines Herrn — erſchien der Fehlſchütz, die unglückliche That zu bekennen. Er ſtarrte meinen Vater an, als dieſer ihm vergnügt auf die Schulter klopfte und ſagte: Es iſt recht gut ſo — ich bin mit Dir zufrieden! — Dieſe Scene machte mich gewiß, daß mein Vater geiſteskrank wäre. In unausſprechlicher

Angſt nahm ich meine Zuflucht bei einem erfahrenen Arzte, der in der Nähe unſeres Gutes ein Vorwerk mit einem netten Landhauſe beſaß, wo er die Sommermonate zubrachte, um in dieſer kräuterreichen Gegend ſeine bruſtkranke Tochter eine Molkencur gebrauchen zu laſſen. Im ruhigen Genuſſe eines erworbenen Vermögens trieb er die Praxis nicht mehr als erwerbenden Beruf, ſondern mehr aus dem Intereſſe des Wohlwollens, und unſere kleine Alpenwelt war des Lobes ſeiner Güte, wie ſeiner Einſicht voll.“

„Mit flüchtigen Füßen, wie ein geſcheuchtes Reh, floh ich über die Berge der lieblichen Villa des Doctor Volkmar zu und vertrauete ihm meine Beſorgniſſe. Er unterrichtete ſich fragend über die kleinſten Umſtände, dann ſagte er, die Zeichen wären allerdings vom Uebel; doch könne mein Vater noch gerettet werden, ſowohl hinſichtlich ſeines verſtörten Gemüths, als auch ſeiner ökonomiſchen Lage. Nur müſſe ich unverweilt darauf bedacht ſein, daß mein Vater fort von hier käme; blieben wir, — ſo würde er unfehlbar dem Wahnſinne verfallen. Er müſſe losgeriſſen werden von den Gegenſtänden, die ſich mit nagender Schärfe ſeiner Seele eingeprägt hätten, einige angemeſſene Beſchäftigung, wie mein Vater ſie mit der Ausſicht auf ein verſorgendes Amt zu finden hoffe, werde heilend auf dieſe wunden Stellen wirken. Auch gäbe es noch einen triftigen Grund, der uns hinwegzueilen triebe. Der Ausfall von dem Proceſſe meines Vaters eigne ſich ganz zu der Forderung einer Total-Reviſion, und dieſe müſſe uns ohne Zweifel ſchadlos halten; doch käme der zerrüttete Zuſtand meines Vaters zur Kenntniß der Gegen-Partei, ſo würde ſie dieſes Unglück für jenen Zweck und ihren Vortheil zu benutzen wiſſen, und jede Hoffnung auf Erſatz wäre dahin. — Mir leuchtete dies ein.

Der Doctor verſprach mir einen Beſuch bei meinem Vater und entließ mich mit mediciniſchen Verordnungen und dem treuen Rathe eines Freundes. Ich war zur ſchleunigſten Abreiſe entſchloſſen und bot alles auf, um meinen Vater dahin zu bewegen; es gelang mir.“

„Wir verkauften den größten Theil unſerer Sachen, freilich mit großem Verluſte, aber kein preiswürdiger Erlös konnte abgewartet werden. Der Drang von tauſenderlei Geſchäften, die mir allein oblagen, betäubte mich für das Weh des Scheidens von dem Wohnorte, der mir ſo lieb und durch das Grab meiner Mutter heilig war! Ich goß an der einfachen Urne ihres Hügels noch ein letztes Thränenopfer aus und freuete mich des tiefen Schlafes, der ihr Auge für das Dunkel meines Schickſals geſchloſſen hielt; — dann ging ich ermuthigt den ſchweren Pflichten entgegen, die mir oblagen; ach! ich wußte da noch nicht, *wie ſchwer*!

Die rüttelnde Bewegung des Wagens erregte meinem Vater körperliche Uebelkeit, auch bemerkte ich, daß es dann in ſeinem Geiſte durch einander gehe. So legten wir den weiten Weg meiſtens zu Fuße zurück. Wir beſchloſſen endlich, unſere Fuhre heim zu ſenden, das Gepäck der Poſt zu übergeben, und erſt von der letzten Station aus, die nach jener mir unbekannten Grafſchaft führte, uns einer fahrenden Gelegenheit zu bedienen. Es war ſchlimm, daß mein Vater, wie ſehr er ſich auch beſann, keine Auskunft über die gräflich Sabaiſchen Güter zu geben wußte; ich nahm mir vor, ihn nicht mehr anzuſtrengen und hoffte, ſie würden wohl über der Gränze zu erfragen ſein.“

„Mit Wehmuth ſtand ich an den Marken meines Vaterlandes und ſah mich noch ein Mal nach den heimiſchen Bergen um, die wie ein verſchwindender Nebelſtreif am

Saume des fernen Himmels dämmerten. Vor mir die allerfremdeſte Ferne! — Wir erreichten am Abend ein reinliches Wirthshaus, wo wir ubernachten wollten.“

„Mein Vater war den Tag über ungewöhnlich bleich und ſtill geweſen, er ſchien erſchöpft, genoß nur wenige Biſſen und duldete es, daß ich ihn auskleiden half, als er ſich zeitig zur Ruhe legte. Sein Rock kam mir ſchwer vor, ich faßte in die Taſche und war erſtaunt ein Buch darin zu finden, welches ich, bald nachdem wir die verſtörende Nachricht von unſerm Proceſſe erhalten, in jedem Winkelchen des Hauſes geſucht, da es in eine Leihbibliothek gehörte und mir nur durch die dritte Hand zugekommen war. Auch hatte ich es erſetzen muſſen — und hier ſteckte es nun! — Doch mit meinem unglücklichen Vater konnte ich dieſes Vorenthalts wegen nicht rechten. Ich legte es bei Seite, und da ich die Wirthinn allein ſah, ging ich zu ihr, mich zu erkundigen, welchen Weg wir einſchlagen mußten, um nach den Gütern des Grafen Saba zu gelangen. Graf Saba? wiederholte die Wirthinn kopfſchüttelnd und mit weiten Augen: Den Namen kenne ich nur aus der Bibel, wo ihn die Königinn führt, die von Mittag kommt; hier im Lande wüßte ich keinen Menſchen, der ſo hieße — und zumal ein reicher vornehmer Graf! der müßte mir bekannt ſein; denn unſer Wirthshaus zum Tafelberge liegt an einer Hauptſtraße, dem ſchiffen weder größere noch kleinere Leute vorbei, und es iſt wohl keine Herrſchaft im ganzen Kurfürſtenthume, die nicht ein Mal hier getafelt hätte. — Wenn Sie ſich nur nicht etwa irren! — Jedes dieſer Worte wälzte eine Centnerlaſt auf meine Bruſt; ich ſchlich mit ſchwerem Herzen an das Lager meines Vaters — der ſchlief, dann nahm ich das Buch und ging in ein kleines Blumengärtchen am

Hauſe, wo ich leſend mich für kurze Zeit dem preſſenden Drucke meiner Sorgen zu entheben gedachte. Aber die Gedanken ſchweiften mir in trüber Zerſtreuung umher, ich konnte ſie kaum zur Aufmerkſamkeit für das Titelblatt ſammeln. Es war ein Roman — dies Wort iſt mir ſeitdem ſehr bedeutſam geworden. Sinnend blättere ich in dem Buche, da erblickt mein Auge den Namen Saba, und ein Stich böſer Ahnung fährt durch mein Herz. Ich leſe nun, ich durchfliege die Seiten — o Adele! wie ſoll ich ihnen mein Entſetzen ſchildern! Graf Saba war eine erdichtete Perſon, ſeine Güter lagen im Reiche der Fabel — das Schickſal eines Freundes, der ihn einſt gerettet und dem er ſpäter mit idealer Dankbarkeit lohnte, hatte Aehnlichkeit mit dem meines Vaters, und dieſer Arme, gerade in die Lectüre dieſes Buches vertieft, als ihn jener ſeelentödtende Schlag traf, hielt nun in wirrer Imagination die Vergleichungspuncte beider Situationen ſo feſt, daß die erträumte Lage ihm als wirklich, als die ſeinige erſchien!“ —

„Gott im Himmel!“ rief Adele und hielt beide Hände vor das Geſicht, auf dem ſich der Schrecken malte, „das iſt kaum zu faſſen! o arme Mutter! ich bin ſehr geſpannt, das Weitere zu hören.“

Die Oberlandforſtmeiſterinn fuhr fort: „So war denn mein Unglück gewiß! und welches? es dürfte vielleicht einzig ſein in ſeiner Art! es ward finſter um mich, in mir — über meinem Haupte erglänzten die ewigen Sterne; aber kein Strahl der Hoffnung ging in der Nacht meiner Seele auf. — Die Wirthinn bat mich endlich in das Haus zu kommen, weil es geſchloſſen werden ſolle, und betäubt folgte ich ihrem Rufe. Doch die Natur hüllte mich wohlthätig in ſchlummerndes Vergeſſen und ſchützte mich vor mir ſelbſt.“

„Meines Vaters Stimme weckte mich: ſtehe auf, Naemi! es iſt Zeit, daß wir gehen, ſagte er mit ſeltſamer Haſt. Wohin, Vater? erwiederte ich troſtlos, denn heimlich zuſammenſchaudernd, beſann ich mich, daß wir auf einem mährchenhaften Irrwege wären. Wohin? wiederholte mein Vater? mit rügender Strenge; wie Du ſo fragen kannſt! an das Ziel. — Ich kannte nur eins — und dies lag meiner Jugend fern: das Grab! —“

„Allein es half nichts, ich mußte fort mit ihm; ich bezahlte die kleine Zeche und verließ mit zagendem Schritt die Herberge. Der ſchönſte Morgen — es war gerade die Roſenzeit — ging mit tauſend Lieblichkeiten auf. Das Korn hatte abgeblüht, aber der Geruch dieſer wallenden Breiten erfüllte noch die Luft und ſättigte Sinn und Gemüth mit dem feinſten Aroma. Die Glocken der Dorfkirchen klangen hier und da in die heilige Frühe, das wirbelnde Stimmchen der Lerche lobte den Schöpfer aller Dinge, die Befangenheit meines Herzens ließ nach — ich weinte leiſe für mich hin. Mein Vater ging ſtumm voran, ich wandelte, mich recht einſam fühlend, ihm nach, denn ſein zerrütteter Geiſt war mir unheimlich, und doch war es der Geiſt meines Vaters! Er durfte mir nicht fremd werden. Zwar konnte er ferner kein Schutz für mich ſein; ich aber war durch meine kindliche Pflicht zu dem ſeinigen berufen.“

„Die unabſehlichen Aehrenfelder, an denen wir langſam hinzogen, riefen mir das Bild des mütterlichen Segens zurück; in anſchaulicher Fülle beugte und neigte jeder Halm ſeine Spitzen vor mir. Du wirſt nie Mangel leiden — hatte die ſterbende Mutter geſagt; ich lächelte traurig, denn ich war nahe daran — aber Gott war mir doch noch näher! —“

„Wir mochten etwa anderthalb Stunden gegangen ſein, in denen mein Vater noch kein Wort geſprochen hatte, da dehnte ein ſtattliches Dorf ſich vor unſern Blicken aus. Von den Fenſtern des Schloſſes in alterthümlicher, jedoch prächtiger Bauart ſtrahlte die Sonne, und der Rauch aus den Schornſteinen ſtieg in gewundenen Säulen zu den Wolken. Dieſer häusliche Anblick regte mich ſchmerzlich auf; ich beneidete die Magd, welche unter dieſem ſchirmenden Dache diente — ich hatte keine Heimath mehr auf Erden!—“

„Wir kamen näher, der Weg führte ganz dicht an dieſem adeligen Sitze vorbei. Die Wirthſchaftsgebäude lagen ſeitwärts und eine tiefe Stille webte um das Schloß, über deſſen Portal ein Wappen in erhabener Arbeit prangte, das einen Löwen im Schilde führte, der mit einer Roſe ſpielte. Ein großer Raſenplatz breitete ſich vor demſelben aus, das geſchonte Gras wogte hier in üppiger Vegetation, wie ein grünes Meer in hohen Wellen, und blühende Linden umgaben es. In der Mitte ſprudelte eine Fontaine mit lockendem Geplätſcher unter dem Schatten wunderſchöner Roſenbäume, und vier Löwen von gelbem Marmor ſtanden an den Ecken. Die vollen Centifolien hingen abwärts und ſtreuten ihre hundert weichen Blätter auf die ſtarren Mähnen ihrer lebloſen Wächter nieder, die wohl ſchon ſo manches Jahr an dieſem reizenden Poſten ſtehen mochten, und fühllos, von kaltem Schnee und warmen Blüthen beſchüttet worden waren! —“

„Mein Vater hemmte ſeinen Schritt, als er dieſer Stelle anſichtig ward; der plaudernde Waſſerſtrahl ſprach ihn kühl und erquickend an. Naemi! ſagte er, und der Laut ſeiner Stimme dünkte mich verändert, — laß uns hier ein wenig ruhen; mich durſtet! auch fühle ich mich ſchwer und ſchläfrig.

Mit dieſen Worten ging er dem Springbrunnen zu, aber ſein Gang ſchwankte ſichtlich. Er wollte mit der Hand ſchöpfen, allein ſie ſchlug matt hin und her und die meinige zitterte, als ich ſie ihm zum Becher höhlte. Darauf ſtreckte er ſich in den Raſen hin und ſprach: Könnte ich es nur einrichten, ich ſtürbe hier; es iſt ſo ſchön! ſo friſch! draußen aber iſt es ſchwül! — Er ſchlummerte ſogleich ein, ſeine Athemzüge gingen ſtark und ſtöhnend und Schweiß triefte von ſeiner Stirn. Ich trocknete ſie ihm und ſchauete mit verzagender Seele um mich."

„Der Thau funkelte noch, als wäre der Raſenteppich mit Perlen beſäet, eine Bachſtelze pickte am Rande des Beckens ein Körnlein Futter auf. Da fielen mir die Strophen eines alten Liedes ein, welches ich oft von meiner frommen Mutter gehört hatte: Du tränkſt das Gras, Du ſpeiſ'ſt das Vögelein, ſollt ich, o Herr! von Dir vergeſſen ſein? —"

„Ich ſagte dieſe Worte laut und unter heißen Thränen, in denen ſich die dumpfe Angſt meines Gemüths in den Troſt des Vertrauens zu dem großen Verſorger der Menſchen auflöſte."

„Da ſtand plötzlich, wie die Erſcheinung eines Engels, ein junger Mann von anſehnlicher Geſtalt an meiner Seite; ein weißes Hündchen, deſſen Hals ein goldenes Halsband zierte, wedelte zu ſeinen Füßen und umſchmeichelte mich und den ſchlafenden Gaſt. Ich durfte nicht zweifeln, daß der fremde Jüngling Zeuge meines Ausrufs, wie meines Schmerzes geweſen wäre, denn der Blick des Mitleids verſchönte ſein Geſicht, indem er mich fragte: Warum ſo traurig, meine Liebe? Ihre Thränen fallen auf Grund und Boden eines Mannes, der gern die Quellen des Kummers verſchüttet; wenn es irgend in ſeiner Macht ſteht. —"

„So ſah ich denn in dieſem jugendlichen Menſchenfreunde den Herrn des Orts vor mir! und offenbar geſchah dieſe beſcheidene Vorſtellung nur, um mich auf den Umfang ſeiner hülfreichen Mittel aufmerkſam zu machen, doch keineswegs in der Abſicht, mir eine entfernende Scheu einzuflößen. Aber ich konnte nicht antworten und dankte nur ſchweigend mit einem Kopfneigen.“

„Der Mann iſt wohl krank? hob er nach einer Pauſe mit leiſerer Theilnahme wieder an, und auch Sie ſcheinen angegriffen; wollen Sie nicht in das Haus kommen und ſich dort bequemer erholen?“

„Ich nahm mich ſo weit zuſammen, um ihm zu ſagen, daß dieſer Mann, mein Vater — mehr am Geiſte als am Körper leide, und dieſes einladenden Ruhepunctes nur ein Weilchen habe genießen wollen; nun aber wäre er hier eingeſchlummert, und ſein tiefer Schlaf, das ſchwere Stöhnen ängſte mich. —“

„Der junge Mann verſchwand im Nu, ich wußte nicht, wo er geblieben — und nicht lange, ſo kam eine Dame vom Schloſſe her auf mich zu. Sie ſchien noch ziemlich jung, war aber klein, von ſchwächlichem Bau, und ihr Geſicht würde ſogar häßlich geweſen ſein, wenn nicht die ſchönſte Seele durch ein Paar große, geiſtreiche Augen geblickt hätte.“

„Die Dame, welche ſich eine Verwandte des Gutsherrn nannte, bot mir auf die zarteſte Weiſe alles an, womit ſie mir dienen könne, und gewann mir ſchnell das Zutrauen ab, daß ich ihr meine ganz eigene Lage zu entdecken beſchloß.“

„Jetzt kam auch der junge Edelmann wieder und ein ältlicher Mann mit ihm. Es war ein Arzt aus einem nahen Städtchen, der ſich zufällig bei der Frau des erſten

Beamten anweſend befunden. Der Doctor heftete einen prüfenden Blick auf meinen Vater, befühlte ſeinen Puls und die klopfenden Adern ſeines Halſes; dann ſagte er mit jener Kälte, worin die Erfahrung das Gefühl verhärtet, und ohne alle Umſtände, als wäre ſolch ein Wegelagerer keiner ſchonenden Rückſicht werth, die ſeiner Begleiterinn zu Theil würde: — Der Schläfer hier wird nicht mehr erwachen, in dieſer Welt! das Leben ſtrömt aus — ſein geiſtiger Theil iſt ſchon todt, aber die animaliſche Natur wird noch eine Weile kämpfen müſſen. Es ſcheint eine Combination des Blut- und Nervenſchlages. — “

„Auch mein Blut ſtockte bei dieſem Ausſpruche, und meine Nerven lähmte der Schrecken des Todes. Jammernd beugte ich mich über meinen Vater, der die Klage ſeines Kindes nicht mehr vernahm. Fräulein von Oſſien, ſo hieß die Dame — hob mich mit ſanftem Zuge vom Boden auf und bat mich, den Heimgang des Vaters nicht zu erſchweren, daß ich ihn nicht laſſen wolle, da ich es doch müßte — die Hand des Herrn leite ſo treu durch die Auen des Lebens, wie durch die Thäler des Todes; Ihm ſolle ich vertrauen! — “

„Auf den Wink des Edelmannes kamen vier Bediente herbei, die meinen Vater aufhoben und in das Schloß trugen, wo er in ein gewölbtes Zimmer zu ebener Erde gebracht wurde.“

„Man machte noch allerlei Verſuche, ihn zu beleben; aber vergebens. Nach Mitternacht wiederholte ſich der Schlag, der letzte Kampf trat ein — und das Morgenroth bekleidete ſeinen kalten Leichnam mit Purpur.“

„Der Arzt, ein Bedienter und eine Kammerfrau waren auf Befehl der Herrſchaft bei mir geblieben, und auch das Fräulein wie der Edelmann gingen noch ſpät ab und zu.

um zu ſehen, wie es, in dieſen bängſten Stunden um mich und den Sterbenden ſtehe. Noch hatten beide nach unſerm Namen und Herkommen nicht gefragt; ihre ſamaritiſche Menſchlichkeit nahm ſich des fremden Unglücks an, ohne mit roher Neugier nach ſeinen Umſtänden zu forſchen."

„Kaum war mein Vater verblichen, ſo trat das Fräulein im ſchneeweißen Nachtanzuge in das Zimmer und die Andern zogen ſich ehrerbietig zurück. Ich konnte kein Auge zuthun, ſagte die Gute, wie wenig ſonſt meine Schwächlichkeit des ſtärkenden Schlafes entbehren mag, und ich ſehe, dieſe hier — haben ſich nun für immer geſchloſſen. Ich weinte. O mein Gott! ſagte ſie weiter, welch ein Schickſal iſt dies! —"

„O! wenn Sie mein Unglück ganz kennen ſollten! — antwortete ich im heißeſten Gefühle des Leidens und ergriff ihre Hand."

„Das Fräulein ſprach: Rechnen Sie auf meine Theilnahme, wie auf meine Verſchwiegenheit! Ich bin mit dem Schmerze vertraut, und von meiner Wiege an in die Geheimniſſe des Kummers eingeweiht; und nur Solche können ein betrübtes Herz verſtehen."

„Dies Geſtändniß, begleitet von einem herzlichen Händedrucke, ermuthigte meinen ſchüchternen Gram, und ich erzählte der ſanften Oſſien meine Geſchichte. Sie unterbrach meinen Vortrag mit keinem Laute, obwohl ihr Geſicht das Steigen des Staunens durch alle Grade theilnehmender Empfindungen ausdrückte. Gegen das Ende überwältigte mich die Wehmuth, ich konnte nur in abgeriſſenen Worten ſchließen."

„Die verſtändige Oſſien ließ dieſe Jammertöne auszittern, ehe ſie antwortete: Mein Verwundern über dieſe Erzählung gleicht nur meinem Bedauern für Sie, armes Kind! Ein

Weiſer des jüdiſchen Alterthums ſagt zwar, es geſchehe nichts Neues unter der Sonne; das aber, was Sie erfahren, könnte leicht unter die wenigen Ausnahmen gehören, welche dieſer tauſendjährige Satz zuläßt. Doch faſſen Sie Muth! Sei das Dunkel, welches Ihr Leben verfinſtert, noch ſo greifbar dicht, und der Pfad Ihrer Jugend noch ſo labyrinthiſch verworren; Er, welcher der Weg iſt und das Licht, wird Sie leiten nach ſeinem Rathe und Ihres Fußes Leuchte ſein. Heißt es doch irgendwo: Er aber, der uns ewig liebt, Er führt uns, wo wir irren! — Und Sie haben nicht einmal geirrt, Sie ſind nur kindlichtreu dem Irrenden gefolgt. Zu einer fixen Idee war der Wandelſtern ſeiner Hoffnung geworden, und man fühlt ſich hiebei zu dem muhamedaniſchen Glauben verſucht, daß Wahnſinnige Inſpirirte ſeien. Der Todte da, dem der Herr geholfen, iſt auf einem Gebiete zu ſeinen Vätern verſammelt worden, welches Raum genug hat, zu einem ſtillen Grabe für ihn und zu einer ſchützenden Freiſtatt für ſein trauerndes Kind. Mein Vetter, ein Edler aus der Familie Roſe vom Löwen, wird gern für den Grafen Saba einſtehen. Ich bürge für ihn. Bis mein Vetter heirathet — und dieſer Zeitpunkt iſt noch unbeſtimmt, wenn auch Entſchluß und Wahl ihm vorangingen — bleibe ich hier, die Dame vom Hauſe vorzuſtellen, dies habe ich ſeiner verewigten Mutter, meiner Tante, verſprochen, die wir vor einem Monat beſtatteten. Sie ſollen mir eine liebe, traute Geſellſchafterinn ſein, die ich ſchonen und tröſten will, ſo weit meine Kraft reicht! Das Weitere wird ſich dann finden.“ — „O Adele!“ ſagte hier die Oberlandforſtmeiſterinn, nachdem ſie inne gehalten und ihr Blick ſchimmerte durch Thränen der Rührung, „hören Sie es, meine Tochter! und ihr Glaube an das

Walten der Vorſicht ſtärke ſich daran; ſo war mein Vater am Quell des Glückes für mich geſtorben! — Nur wenige Schritte weiter, und mein Schickſal geſtaltete ſich ganz anders.

Mein wundes Herz war demnach ſehr weich gebettet, und die Stille, welche hier in jedem Sinne herrſchte, ein heilender Balſam für meine zerriſſene Seele.

Meine unvergeßliche Oſſien ließ mich nie eine Abſicht, beruhigen zu wollen, empfinden, aber ihr ganzes Weſen athmete Troſt, ihr leiſes Kommen und Gehen, die Milde ihres Betragens bei ſo viel Würde des Charakters, die zarte Wahl ihrer Worte, die milden Farben, worin ſie ſtets gekleidet ging, ihre Stimme, der, wie ein Dichter ſagt, aller Lieb' und Treue Ton entfloß, — alles dies wirkte wohlthätig auf mich. Ach! man muß unglücklich geweſen ſein, um zu wiſſen, wie ſcharf ein greller Putz in verweinte Augen ſchneidet, welche Mißklänge ein lautes Lachen, ein hartes Urtheil in einem kranken Gemüthe weckt. — Die Oſſien ſelbſt wußte das wohl. Ihr Vater war Militär geweſen, und hatte als Commandant der Feſtung S*** keine Gelegenheit gehabt, ſeine früh verwaiſeten Kinder ihrer weiblichen Beſtimmung gemäß zu bilden; ſo gab er ſie in die Erziehungsanſtalt einer nahgelegenen herrnhutiſchen Colonie. Als die beiden Mädchen erwachſen ſind, nimmt ſie der Vater zurück, doch Wilhelmine, *meine* Oſſien, deren ſchwächlicher Körper ſich nur in dem Elemente geräuſchloſer, wenn auch beſchäftigter Ruhe heimiſch fühlt, und welche durch den Mangel äußern Reizes auf ihre innere Welt angewieſen iſt, bleibt mit Herz und Sinn an dem Geiſte der Gemeinde hangen, der das Stillleben ſanfter Seelen ſo ſehr begünſtigt. Sie beſchließt, ſollte ſie ihren

Vater überleben, ſich einſt ganz jener Verfaſſung anzuſchließen und ihre Tage in einem Gemeindeorte zuzubringen.

Die Schweſter der Oſſien, Henriette, ein ſehr ſchönes Mädchen, lernt in ihres Vaters Hauſe einen jungen Artillerie-Officier kennen und lieben. Der junge Mann iſt reich, geſund, brav, ein Muſter guter Sitten — und der Vater giebt freudig ſeinen Segen zu dieſer Verbindung, worin Henriette ihr ganzes Glück findet. Das nächſte Frühjahr ſoll die Hochzeit ſein — da tritt ein entſetzliches Geſchick vor dieſe frohe Ausſicht. Durch ein Verſehen des Commandanten, durch einen unglücklichen Dienſtbefehl — die genaueren Umſtände ſind mir entfallen — kommt der Bräutigam ums Leben, und ſtirbt, von Pulver verbrannt, unter Qualen. Der Commandant verliert ſeinen Poſten, zu dem er auch nicht mehr fähig geweſen wäre — und Henriette grämt ſich zu Tode; eine auszehrende Krankheit nagt wie ein giftiger Wurm an ihrer reizenden Blüthe, bis ſie der Erde zufällt. Was mag die weiche Wilhelmine in jener Periode gelitten haben! —

Ihre Tante, die Frau von Roſe, welche den Entſchluß der Nichte aus ihren Briefen ahnen mochte, beruft ſie zu ſich, und ſtellt ihren einladenden Wunſch unter die Geſichtspunkte der Pflicht, indem ſie ſagt, ſie bedürfe einer Pflegerinn, einer anſpruchsloſen Gefährtinn, welche die Einſamkeit einer kränklichen Frau theilen könne, ohne damit ein Opfer zu bringen. So geht nun Wilhelmine, als man ihre Schweſter neben dem Vater begraben, nach Roſenwalde ab, und verſchiebt ihren Zutritt zur Gemeinde, bis auch dieſe verwandſchaftliche Schuldigkeit in Liebe bezahlt ſein werde.

Dies war nun geſchehen, aber ein gegebenes Verſprechen hielt, wie ich Ihnen bereits geſagt, die treue Oſſien in Roſenwalde feſt. Ich gewann ſie unbeſchreiblich lieb! Sie gab mir die heiligen Freuden der Freundſchaft und ein Beiſpiel, welches noch jetzt in ſtiller Verklärung vor mir ſchwebt, denn ſie iſt längſt ein Engel im Himmel, wie ſie es ſchon in irdiſcher Hülle war. Eingedenk der Lehre: „An ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen“ — achtete ich die herrnhutiſche Gemeinde, welche die weit verbreiteten Wurzeln ihres Stammes in ferne Welttheile ſchlägt, für einen Baum des Lebens, unter deſſen Schatten ich mich wohl ſelbſt hätte bergen mögen, und wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn —

„Der Herr Regierungsrath wünſchen Ew. Gnaden zu ſprechen!“ Dieſen Abruf richtete der eintretende Bediente an die Oberlandforſtmeiſterinn.

„O das iſt Schade!“ ſprach Adele, „ich war ganz Ohr; jetzt kommt wohl grade eine Kataſtrophe? Wann wird ſich die Fortſetzung wieder einmal ſchicken?

„Heute noch Adele!“ antwortete Frau von Haag aufſtehend, und mit einem vertröſtenden Lächeln, „bei einer traulichen Theeſtunde, die ich mir für Sie erübrigen werde.“

„Ich halte Sie bei dieſem Worte, Mütterchen!“ ſagte Adele, und hielt küſſend die Hand der Schwiegermutter.

„Gewiß, ich löſe es aus!“ verſetzte dieſe im Abgehen, „wenn nämlich keine zufällige Störung mich deſſen entbindet.“

Der Regierungsrath maß mit geſtreckten Schritten das lange Wohnzimmer der Familie, als ſeine Mutter darin eintrat; bei ihrem Anblicke erheiterten ſich für einige Augenblicke ſeine verfinſterten Züge, er küßte ihr die Hand.

„Guten Morgen, mein Sohn!“ ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn, „ich freue mich, wenn Dir der Ball wohl bekommen.“

„Mutter!“ antwortete der Regierungsrath, und das übervolle Herz ſtrömte ſchon in den erſten Worten aus; „wenn Sie ihre Freuden von den meinen erwarten — arme Mutter! dann werden Sie deren wenige haben. Ich bin des Lebens ſatt. Hulda hat mich geſtern wieder einmal auf die erſinnlichſte Weiſe gequält und mir ein Friedensfeſt bereitet — ha! ha! ha! das Stechpalmen ſchmückten!“

Frau von Haag ſah ihren Sohn bekümmert an, und ſprach: „Thörichte Menſchen, die ihr Euch ſo um nichts das ſchöne Leben verbittert, ich gebe zu, Deine Frau läßt ſich manches zu Schulden kommen, ich ſelbſt bin nicht zufrieden mit ihr — aber, mein Sohn, Du haſt die einzige Möglichkeit, ſie zu behandeln vergeſſen, Du haſt die Liebe verlernt!“ —

„Es wäre kein Wunder,“ entgegnete der Regierungsrath hitzig; „ſie macht es danach. Aber zu meinem Unglücke liebe ich ſie noch, denn ich quäle mich jeden Tag mit der vergeblichen Hoffnung ab, herzuſtellen, was mich beglückte. O! mein Ideal iſt zum Zerrbilde geworden!“ —

„Das Glück der Ehen, mein Sohn,“ ſprach die Oberlandforſtmeiſterinn, „will ſehr zart und ſorgſam gepflegt ſein. Der Trieb ihrer Luſt verkommt gar leicht in der verzehrenden Gluth der Gefühle, wenn der Himmel ihm nicht Thau und Wachsthum giebt. Der Himmel! Rudolph! daran liegt es. Die Liebe und Liebenswürdigkeit Deiner Hulda aber iſt von dieſer Welt, und Deine Aufgabe wäre es, ſie zu veredeln. Ihr Herz iſt gut, ihr Verſtand fein, ihr Gemüth weich, ſie iſt ſchöner Eigenſchaften fähig — allein ſie iſt eine Frau nach modiſchem Schlage, und dieſer verbirgt ſeine zerſchmetternde Schwere unter den

Flittern des Scheins. — Erinnere Dich, daß ich Dir alles vorher ſagte; doch damals glaubteſt Du mir nicht, wie Du mir vielleicht jetzt nicht glaubſt, wenn ich Dir verſichere, es liegt auch an Dir, lieber Sohn, daß es nicht beſſer um Euch ſteht, und Ihr führt den Bau Eures Elends Hand um Hand auf!“ — Mit heftiger Selbſtvertheidigung fragte der Regierungsrath: „Thue ich nicht alles? Genüge ich nicht ihren wunderlichſten Einfällen, nur um Ruhe zu haben?“

„Du thuſt zu viel, mein Sohn, das iſt es eben!“ fiel ihm die Mutter ins Wort; „die Begehrlichkeit einer Frau, die nicht weiß, was ſie will, gleicht dem Faſſe der Danaiden: es füllt ſich nimmer!“ —

„Ja, und meine Caſſe wird leer — die ergiebigſte Quelle verſiegt bei ſolch unerſchöpflichem Verlangen;“ antwortete der Regierungsrath mit bitterm Lächeln; „doch hat meine Hulda eine Manier, einen zur Willfährigkeit zu bringen, eine Manier, die den ſtarken Gott bewegen müßte, der eitlen Schwäche eines Weibes nachzugeben. Man iſt endlich froh, um jeden Preis loszukommen.“

„Der ſtarke Gott!“ verſetzte Frau von Haag mit ſanftem Spott, „iſt nur ein beſſerer Erzieher als ein ungeduldiger Ehemann, der die Uebertreibungsſünden ſeiner Bräutigamstage büßt; denn alle Schuld, auch die verſchwenderiſcher Güte, rächt ſich auf Erden!“

„O! wenn ich jener Tage gedenke!“ ſagte der Regierungsrath, und ſein zürnender Groll ſchmolz in den weicheren Ton der Wehmuth, „wie ganz anders ſie mir da erſchien! Welch eine goldne Zukunft ich mir träumte! Das iſt nun vorbei. Jene Stunde, wo ich ſie zum erſten Male ſah, ſteht lebhaft vor meinem Geiſte! Auch weiß ich den kleinſten Umſtand noch. Ich begleitete als Aſſeſſor den Vater auf einer Geſchäftsreiſe: er hatte mit dem Forſtmeiſter von Moosbeck zu thun. Wir hielten vor dem einſamen Waldſchloſſe, im öden Hofraume ſtand ein Mädchen und fütterte das girrende Volk der Tauben. Ein milchweißes Pärchen ſchnäbelte ſich auf der zarten Schulter — das Mädchen glich der lächelnden Cythere!“

„Ich weiß, mein Sohn,“ fiel dem Begeiſterten die Oberlandforſtmeiſterinn in die Rede, und lächelte wie eine weiſere Göttinn, „Du haſt mir das ſchon manchmal erzählt.“

Aber dieſe mütterliche Mahnung irrte den Regierungsrath nicht, in der Extaſe ſeiner Erinnerungen fortzufahren: „Hulda! rief der Forſtmeiſter ſeine Tochter, und dieſer Name klang wie Muſik durch alle Saiten meines Herzens, er klang — und verhallte nicht mehr. Gefällig und beſcheiden, ſanft und hingebend, wie Hulda ſich damals zeigte, hielt ich ſie für ein einfaches Landmädchen; ach! ich wußte nicht, daß die ſtädtiſche Schule eine Meiſterinn an ihr gebildet hatte. Sie war arm — den Vater druckten Schulden, ich rechnete auf eine ſparſame Hausfrau, der Schluß war irrig; Hulda wirthſchaftet, als hätte ſie den großen Mogul zu beerben.“

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſeufzte. Sie ſprach: „Du warſt ein Neuling in der Erfahrungslehre, armer Rudolph! ſonſt hätteſt Du wiſſen müſſen, daß Sparſamkeit nur die Tugend der Reichen iſt; findeſt Du irgendwo in einer Ehe der großen, wie der gemeinen, Welt unverhältnißmäßigen Aufwand und Ueppigkeit, ſo forſche nach — die Frau iſt arm geweſen.“

Der Regierungsrath ſah ſeine Mutter mit dem Ausdruck innigſter Achtung an, und ſagte: „Aber Mutter, auch Sie waren arm!“

Frau von Haag blickte demuthsvoll zu Boden, und ſprach: „Auch ich war arm: allein der Ernſt des Schickſals hatte früh mein Herz von eitlen Wünſchen entwöhnt, und Gott erleuchtete mich, daß ich in dem Blendwerke des Reichthums nur einen Leitſtern ſähe, den größeren Umfang meiner Verantwortungen zu erkennen.“

„O meine Mutter!“ entgegnete der Regierungsrath gerührt, „Ihr Sohn hat freilich einen Maßſtab für weibliche Vortrefflichkeit, woran Alltagstugenden einer Frau nicht gemeſſen werden dürften, und Hulda — ich muß wieder auf ſie zurückkommen — unterwirft ſich gar keiner Regel. Sie hätte Schauſpielerinn werden ſollen: denn ſie weiß jede Rolle mit Erfolg durchzuführen. Als die Galatee einer Idylle lernte ich ſie kennen, und ſann, und ſann — o über den Thoren! wie ich ſie meinen Verhältniſſen anbilden würde, damit wir nicht das alte Stück: Lottchen am Hofe, zum Beſten gäben; und ſiehe da! ſie verſtand es, die Königinn der Bälle zu ſein! Als ich ihr den Verlobungsring anſtecken wollte, entwand ſie ihre Hand dem blitzenden Schmucke, und ſagte, ein goldener Reif mit meinen Haaren, ſei ihr theurer, als die koſtbarſten Steine. — Wie mich dieſe anſpruchsloſe Liebe entzückte! — jetzt — o jetzt könnte ich mich zum Kahlkopfe ſcheeren laſſen — ſie gäbe kein leoniſches Flimmerchen dafür; hingegen fordert Hulda nunmehr progreſſiv, und ich erlebe es nächſten Tages, daß ſie, wie die Prinzeſſinn eines Feenmährchens, ein Kleid von Sonnenſchein und einen Schleier aus Schneeflocken gewoben, von mir verlangt: denn an das Aeußerſte ſind wir gerathen!“

Die Oberlandforſtmeiſterinn antwortete mit dem Tone eines leiſen Vorwurfs: „Das Verſagen iſt eine wohlthätige Kunſt, mein Sohn!“

„Ja, es verſagt ſich wohl!“ ſprach der Regierungsrath, und der ſchärfſte Accent des Aergers grub ſich in jede Silbe dieſer Worte ein; im Erguß der gereizten Galle fuhr er fort: „Da bekommt ſie Krämpfe! — Mutter —“ hier drückte der Regierungsrath ſeiner Mutter Arm in einer Heftigkeit der Rede, die ſich ſchmerzend äußert, ohne es zu wiſſen, oder zu beachten; „das iſt eine vermaledeiete Krankheit! Wir können mit diverſen Sorten davon aufwarten; da giebt es Kopfkrämpfe, Halskrämpfe, Bruſtkrämpfe, Magenkrämpfe, Lachkrämpfe — Teufelskrämpfe! denn ſie dienen der Bosheit zum Behelf. Gott verzeih mir die Sünde! aber der vernünftigſte Mann muß zum Narren daran werden! — O dies heilloſe Uebel, was die gemißbrauchte Natur der Willkür böſer Leidenſchaften gehorchen lehrt! Die Aerzte müſſen mir das Räthſel löſen, daß ein Weib krank ſein kann, wenn es will. Oft fluche ich leiſe und knirſche zwiſchen den Zähnen: Gauklerinn! und in der folgenden Minute verwirrt mich die Angſt, weil ihrer Leiden Trugbild meine Sinne berührt. Das ſchöne Auge tritt gläſern hervor, die Hand iſt kalt wie Eis — ſie geberdet ſich wie eine Verſcheidende. Tauſendmal habe ich mir vorgenommen, gleichgültig zu bleiben, weil ich weiß, es geht vorüber; dann renne ich mich außer Athem ſelbſt zum Doctor, weil der Bediente, conſequenter als ſein Herr — ſich träge finden läßt. Der Arzt liegt wohl ſchon zu Bette, ich ſtürme in ſein Schlafgemach; liebſter Doctor, kommen Sie geſchwind! ich glaube meine Frau iſt an ihrer letzten Stunde — ein fürchterlicher Bruſtkrampf — —“

„Er gähnt und antwortet lächelnd: Da können Sie ganz ruhig ſein! Es hat nichts zu bedeuten; hat die Kranke vielleicht eine kleine Unannehmlichkeit gehabt? Wenden ſie nur die bewußten Mittel an. — Wenn ich ein Mittel wüßte, das dieſe unholden Unfälle von Grund aus höbe, ich wollte es mit dem höchſten Preiſe bezahlen und freudig ein Bettler ſein!" — Der Regierungsrath ſank auf einen Stuhl und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Seine Mutter trat tröſtend zu ihm heran; ſie ſchöpfte Odem aus tiefer Bruſt und ſprach: „Muth! Muth, Rudolph! In ſolcher Stimmung kannſt Du dein Schickſal weder ändern noch ertragen; doch beides wird bei einer beſonnenern Faſſung möglich ſein. Hulda iſt reizbar, wenig beſchäftigt, oder doch am wenigſten auf zweckmäßige Art. — Sie erhitzt ihre Phantaſie durch Lectüre, lebt nicht einfach genug — ich werde einmal gütlich mit ihr reden."

Der Regierungsrath ſchauete mit hoffnungsloſen Blicken zu ſeiner Mutter auf. Er ſagte: „Gute Mutter! welch eine Wunderkraft Ihre Rede auch ſonſt üben möge; an dieſem ſpröden Stoffe iſt ihre ſchmelzende Gewalt verloren! — Sie iſt eiferſüchtig wie Juno, und hat in mehr als einer Beziehung das Emblem der Tauben mit dem Pfau vertauſcht, — aber — daß ich es nur ſage — meine Frau iſt auf Niemand eiferſüchtiger als auf Sie! die Mutter!"

Die Oberlandforſtmeiſterinn lächelte; „das iſt gar nicht ſo etwas Befremdendes, mein Sohn! Wie ſelten dürfte ſich unter den Schwiegertöchtern dieſer Welt eine Ruth finden laſſen!"

„Aber auch wie ſelten eine Naemi!" antwortete der

Regierungsrath, indem er die Mutter umſchlang und den braun gelockten Kopf an die treue, eingeſunkene Bruſt ſchmiegte, die ihn einſt genährt. — Eine feiernde Pauſe trat ein, dann fuhr er auf, und ſprach: „Das — das iſt es eben, was mich ſo in Harniſch bringt! Mit mir mag Hulda verfahren nach den Gelüſten ihrer Laune: aber der Mutter heilige Perſon ſoll ſie mir nicht antaſten.“

„Die Unbill eines Kindes!“ verſetzte Frau von Haag mit der Ruhe philoſophiſcher Ueberlegenheit; „die Flecken verlaufen ſich, iſt nur der Stahl echt, und gegen ſolche Angriffe fühle ich mich geſtählt; Du aber, mein Sohn, würdeſt mir beſſer nützen, wenn Du einer Schwäche ſchonteſt, die Dir ſchmeicheln muß. Ich hoffe, deine Frau endlich noch zu überzeugen, daß ich es gut mit ihr meine.“

„Ich will es wünſchen!“ ſprach der Regierungsrath ſeufzend und kleinlaut, als ob ſein Glaube an den Erfolg nur ſchwach wäre. „Und mein Kind,“ fuhr er nach einer ſinnenden Weile fort, „meine arme kleine Dido! die muß dabei verkommen! Tage lang frägt die Mutter, wenn ſie den Paroxismus ihres böſen Weſens hat, nicht nach dem Kinde, welches der Miethlingstreue ſeiner Wärterinn überlaſſen bleibt. Heute iſt es ein Jahr! — und an dieſem Tage, Vater und Mutter in giftiger, grollender Stimmung gegen einander! Gott weiß es! Meine Schuld iſt es nicht; aber ich darf auch kein Schwächling ſein. Als ich mich voll Rührung über die Wiege beugte, um die kleine Schläferinn zu küſſen, lag ſie mit einem verbundenen Händchen darin; ich forſchte nach, da geſtand mir die Wärterinn, Dido hätte mit einer japaniſchen Taſſe geſpielt, ſie zerſchlagen und ſich dabei geſchnitten. Es iſt überall keine

Aufſicht — alles geht in Trümmern, und mein kurzes Glück, mein erträumtes, iſt in Scherben zerfallen!“ —

„Um elf“ — ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn bangathmend, und blickte ſeitwärts nach der Uhr, „habe ich den Wagen beſtellt, um zu deiner Frau zu fahren; ich will meiner Enkelinn doch den großmütterlichen Glückwunſch und ein Geſchenk bringen.“

Es war, als ob die bekümmernde Mittheilung des Sohnes den thätigen Drang in der Mutter angeregt hätte, ſich diesmal, gegen ihren weiſen Grundſatz — ſeiner häuslichen Lage anzunehmen. Aber ſie ſchwieg von dieſem Vornehmen.

„Sie werden Hulda ſehr übel aufgeräumt finden;“ antwortete der Regierungsrath, indem er ſich die Handſchuhe anzog und nach einer Rolle Schriften griff, die er auf einen Seitentiſch gelegt hatte; „der Geburtstag ihres Kindes den es zum erſten Male feiert, geſund und ſchön wie ein Engel! iſt dieſer Mutter nicht wichtig genug für die Freude; o! — Ich verſagte dieſen Morgen das Frühſtück, da ſprach meine Frau höhniſch, und Sie haben keinen Begriff, wie boshaft ſie ſein kann, — ach! Du verläßt Dich gewiß auf ein Klagebröckchen bei deiner Mutter? Nun wohl bekomm's! — Sie verdiente keine Antwort, ich würdigte ſie auch deren nicht, und ging. Aber, Mutter, lange halte ich es ſo nicht aus! entweder — oder —“

Mit ſichtbarer Aengſtlichkeit entgegnete Frau von Haag: „Die Ehe iſt ein Sacrament, mein Sohn! und was Gott zuſammenfügt, ſoll der Menſch nicht ſcheiden! Eine chriſtliche Geduld iſt ſehr langmüthig!“

Der Regierungsrath wendete ſich ergriffen ab — und ſeine Mutter ſagte noch: „Du fährſt auf das Collegium, nicht wahr? und wenn Du nach Hauſe kehrſt, und Hulda käme Dir friedſam und verſöhnlich entgegen, da würdeſt Du auch gut ſein, Rudolph?“

Der Regierungsrath lächelte ſchmerzlich zurück und ſprach: „Das wäre viel mehr, als meine bisherige Erfahrung mich erwarten läßt. Doch da ſchlägt es halb, nun muß ich fort; ich höre meine Pferde ſtampfen. Adieu, meine Mutter!“

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſah dem rollenden Wagen nach und ſagte, aus tiefen Gedanken erwachend, zu ſich ſelbſt: „Welch ein Uebermaß von Kummer laſtet doch auf einem Mutterherzen, ſelbſt wenn die Wohlgerathenheit der Kinder nichts zu wünſchen übrig läßt! Mein wackerer Rudolph, ein geplagter Ehemann — und daß er es zum Theil durch ſeine eigene Schuld iſt, mindert meine Sorge nicht. Max dahin — o ſtill! Er ſchläft und ihm iſt wohl! Doch Adele hat ſeine Rechte übernommen, und die Wunden des Grams wollen nicht heilen in der weichen Seele. Und Aline? die liebe, kleine Thörinn! Sie könnte mich ſehr glücklich machen — nun, wie Gott es fügt, ſo wird es gut ſein!“ —

Als Frau von Haag zu ihrer Schwiegertochter, der Regierungsräthinn kam, fand ſie dieſe am Schreibtiſche; doch ſchrieb Hulda nicht, ſie ſaß, die Feder in der Hand, das Köpfchen geſtützt, in einem ſo ſtarren Tiefſinn, daß ſie den Eintritt der Kommenden nicht bemerkte. Ein ſtarker Geruch von geiſtigen Wäſſern erfüllte das Zimmer. Die Thüre der Kinderſtube ſtand geöffnet, drinnen ſaß die kleine Dido, das bleſſirte Händchen ſchwenkte eine ſilberne Klapper hin und her, und wie die Glöcklein klingend anſchlugen, jauchzte das Kind mit einem Engelslächeln auf, und ein

Strahl von Verſtand leuchtete aus dem reinen Azur ſeiner Augen. Die Wärterinn waltete ordnend hin und her.

„Guten Morgen, Frau Tochter!“ ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn mit all der freundlichen Anmuth, welche ihr eigen war. Der Zweifel ihres Sohnes, daß ſeine Frau eines Beſſern belehrt und günſtiger geſtimmt werden könne, hatte ihren mütterlichen Wunſch, es zu verſuchen, gereizt.

Hulda ſchrak heftig zuſammen; das Mißvergnügen über dieſen Beſuch drückte ſich in jedem Zuge der ſchönen Frau aus, und machte die kühlen Worte des Empfangs zu einer leeren Form unwilliger Höflichkeit.

„Vergeben Sie, wenn ich ſtöre,“ ſprach die Mutter, ohne ſich durch die abſtoßende Miene der Schwiegertochter in ihrem Vordringen ſtören zu laſſen, „aber es iſt der Jahrstag meiner Enkelinn, und ſo wollte ich ihr doch ſelbſt den Segen der Großmutter bringen. Mein Mann wird ſpäter —“

„Sie ſind ſehr gütig!“ ſchob Hulda kalt ein, den Blick nur halb von dem Blatte gewendet, woran ſie ſchrieb, als wolle ſie zeigen, daß ihre Seele dabei geblieben ſei und nur mechaniſch einer Unterbrechung Gehör gebe, die nicht kurz genug für ſie ſein konnte. „Gott erhalte uns den kleinen Engel!“ ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn bewegt, „in ſolch einem Wunſche fühlt ſich die Verwandtſchaft!“ Sie ergriff die Linke der Tochter und drückte ſie ſanft.

Die Regierungsräthinn entzog leiſe ihre Hand dieſem Drucke; aber ihr Herz, lind und ſanft berührt, konnte ſie nicht ganz ſo willkürlich der beſänftigenden Liebe entziehen, wogegen ſie ſich mit dem Trotze der Erbitterung ſträubte. Die junge, eigenſinnige Frau mußte erſt zu ſich ſelbſt kommen. So ging die Oberlandforſtmeiſterinn in die Kinderſtube, und die kleine Dido, die Großmutter erkennend, lächelte ihr entgegen. Hulda folgte aus einem Triebe des mütterlichen Anſtandes und weiblicher Neugier auf das Angebinde, was ihrer Kleinen zu Theil werden würde; denn die Hand der Schwiegermutter war ſo mild als reich.

Frau von Haag küßte das liebliche Engelkind zu wiederholten Malen, und ein paar tröpfelnde Thränen ſalbten den lockigen Scheitel der kleinen Geſegneten und weiheten ſie, für das Glück und den Schmerz des Lebens. Dann enthüllte die Großmutter eine Puppe und ſtellte ſie prangend auf, und während Dido nach kindlichem Gefallen damit verfuhr und die Wärterinn das Püppchen tanzen ließ, um dieſe Luſt zu erhöhen, ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn, als gälte ihre Rede dem Kinde, da ſie doch nur der lauſchenden Mutter deſſelben verſtändlich ſein konnte: „Gern hätte ich Dir, meine Dido, Blumen zu deinem Wiegenfeſte gebracht; aber ſie liegen und ſchlafen in Stille, und der Winter haucht uns einen kalten Traum an die Scheiben. Der zerrinnt, wenn die liebe Sonne kommt, und dann erſt der Frühling! — Daß Du Dich, Du herzige Kleine, recht freuen ſollſt und in freier Luft gedeihen, wollen wir, der Großvater und ich, Dir mit unſerm tauſendfältigen Segen einen Spielraum dazu geben. Unſer Garten in der Vorſtadt ſei Dein, mein innigſt geliebtes Kind! Hier iſt die Schenkung. Dort laſſe Dich auf eigenem Grund und Boden hin und her fahren, dort wachſe und blühe mit Bäumen und Blumen um die Wette! Und ſollte es Gott gefallen, daß ich in der Reſidenz ſtürbe, und nicht in der abgeſchiedenen Stille unſerer Güter, ſo ſei die Baſalt-Halle mein Begräbniß, und harmlos ſpielſt Du einſt mit den Vergißmeinnicht, die um den Schwellenrand meines Grabmals ſprießen — und wärſt Du größer, dann dächteſt Du vielleicht: So treu würde mich die Großmutter anblicken, wenn ſie lebte!“ —

Nicht ohne Rührung antwortete Hulda: „Das Geſchenk iſt wahrlich zu groß, liebe Mutter! Laſſen Sie mich ſtatt meiner Dido Ihnen danken. Sie iſt durch die Puppe ſo vollauf beglückt, daß kein Raum für eine größere Freude in ihrer kleinen Seele wäre. — Jener Zeitpunkt aber, deſſen Sie erwähnen, möge fern ſein!“ —

Mit verhaltener Wehmuth und einem Lächeln, welches ein tiefes Gefühl verbarg, ſprach die Oberlandforſtmeiſterinn, und ihre Stimme wankte: „Er ſei auch noch ſo fern, er iſt uns nah! Die Sonne ſinkt — bald leuchten mir die Sterne — dieſe Strophen eines ſchönen Liedes, welches ich ſo gern höre, wenn Aline es auf Adelens Bitte zur Guitarre ſingt, wollen wir zur Antwort umſchreiben. Ach! und könnte ich für das Glück meiner Kinder das Leben laſſen, ich wollte heute ſterben!“ Sie ſah ihrer Schwiegertochter mit Innigkeit in die unſtäten Augen.

Hulda antwortete, und ein Stich des Gewiſſens gab ihren Worten eine ſpitze Schärfe: „Gewiſſe Leute wollen aber nicht glücklich ſein!“

Schnell zog Frau von Haag die Regierungsräthinn aus der Kinderſtube, und die Hand der jungen Frau feſthaltend, neben ſich in den Sopha und ſprach: „Dieſen freudenreichen Morgen ſollte keine Bemerkung dieſer Art ſtören, am wenigſten, wenn ſie Ihnen voller Ernſt wäre. O Frau Tochter! heute vor einem Jahre, gerade um dieſe Zeit, kam unſere Dido. Sie litten ſehr — eine Mutter kann das beurtheilen — doch Sie litten ſtandhaft. In welcher Todesangſt war mein Sohn! Dort, in jenem Winkel ſtürzte er auf die Kniee und betete: und als nun das Töchterlein da war

— da ſchwankte der ſtarke junge Mann wie ein ſchwaches Rohr; und erblaſſend vor Wonne taumelte er in meine Arme. Sie aber, liebe Tochter, lagen bleich in dem thronartigen Wochenbette und lächelten wie eine Heldinn, die ihren Preis errungen!“ —

Hulda war erſchüttert. Die Anerkennung der Schwiegermutter that ihren verzärtelten Gefühlen wohl, und die heilige Gewalt der Natur machte in jenen Erinnerungen ihr Herz erbeben; die Quellen dieſer verborgenen Tiefe öffneten ſich — Hulda brach in Thränen aus und ſprach: „Das iſt nun vorbei! Rudolph liebt mich nicht mehr; und wenn ich heute zehn Kinder bekäme, er würde ganz feſt ſtehen auf ſeinen Füßen. O! er macht mir mein Leben ſehr bitter! Seine ungeſtüme Hitze — kaum läßt ſie ſich ertragen; nur mein leidendes Befinden zügelt zuweilen ſeinen wilden Jähzorn.“

„O Frau Tochter!“ ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn in dem allermütterlichſten Tone, „das wäre eine traurige Zahmheit, deren keine Frau ſich freuen könnte! Die Männer ſind in der Regel Sclaven ſinnlicher Eindrücke; die liebenswürdige Schalkheit, der graziöſe Muthwillen einer jugendlichen, hübſchen, heiteren Frau übt einen unwiderſtehlichen Zauber auf ihre Störrigkeit; ſpielend laſſen ſie ſich am leichteſten feſſeln. Schade! daß ſo wenig Frauen im Beſitze dieſes weiblichen Geheimniſſes ſind; es iſt der Stein der Weiſen für unſer Geſchlecht; denn er verwandelt den Sand des Lebens, den Satz der Wirklichkeit in Gold, und prägt das Sinnbild unſerer höchſten Macht auf den Reichthum, worüber wir gebieten. — Die Weichheit aber, in die der Männer Trotz und ihr mürriſcher Gleichmuth am Krankenbette ihrer Gattinnen ſich auflöſet, ſchmelzt ihre Kraft, wie ihre Liebe weg.“

Die Regierungsräthinn erröthete. Sie ſprach gereizt: „Dieſe Stoffe ſind überhaupt ſehr verfliegender Art; ein Aether, der geſchwind zu Waſſer wird!“ —

„Es kommt darauf an, wie er bewahrt werde, Frau Tochter!“ verſetzte die Oberlandforſtmeiſterinn bedeutſam. „Doch,“ fuhr ſie fort, „laſſen Sie uns offen und traulich zuſammen ſprechen! die ältere Frau zur jüngeren — und ich will jenes poetiſchen Bildes eingedenk ſein, das die warnende Lehre anſchaulich darſtellt, daß nur der Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen ja nicht beleidige!“

„O geniren Sie ſich nicht, Mama!“ ſagte Hulda gereizt, „ich bin an ſolche Feinheiten gar nicht gewöhnt; mein Mann pflegt ohne Blume mit mir zu reden, doch dieſe orientaliſche Kunſt cultivirte er als Bräutigam meiſterlich.“

Ein leiſes Lächeln auf den Lippen der Frau von Haag ging ihrer Antwort vorher, welche lautete: „Das iſt in der Regel, meine gute Hulda! ein Bräutigam und ein Ehemann ſind zwei verſchiedene Weſen, und zum Unglücke iſt unſere Forderung an Beide nur eine. Der Letztere bleibt immer der Schuldner unſerer Wünſche, wenn der Erſtere der Gläubiger unſerer beſchämten Liebe und eines Aufwands von entzuckten Freuden war.“ —

„Ja wohl, ja wohl!“ ſagte die Regierungsräthinn mit grollendem Beiſtimmen; ſonſt, in jenen ſchönen, nur zu ſchnell entſchwundenen Tagen, quälte mich Rudolph, daß meine Wünſche zu beſcheiden wären; jetzt hängt er an das leichteſte Verlangen ein erſchwerendes Gewicht. Sonſt war ihm der ſchönſte Diamant nicht köſtlich genug für mich; jetzt redet er um einen Feuerſtein, wenn er ihn zu viel in meinem Ausgabebuche findet. Der Unterſchied iſt etwas grell!“

„Ueberzeugen ſie meinen Sohn von Ihrer Wirthlichkeit, liebe Tochter, und er wird ſich der Controle ſchämen, der er ſeine Hausfrau unterwirft,“ ſagte Frau von Haag ſehr ſanft; aber dennoch hatte dieſes ſachte Wort zu ſeiner Zeit den Kopf des Nagels getroffen, der tief und ſpaltend in das Glück dieſer Ehe eingedrungen war.

Heftig erwiederte Hulda: „Wie kann ich das? Die Männer wiſſen und verſtehen nicht, was ein Haushalt erfordert, und der meinige hat nun einmal das Vorurtheil, daß ich in Allem verſchwende.“

„Um ſo begründeter,“ meinte die Oberlandforſtmeiſterinn, „wird ſein Vertrauen ſein, wenn Sie ihn widerlegen; allein nicht durch Worte, liebſte Hulda! Weiſen macht wahr, ſagt ein altes Sprüchlein. Ich habe einmal geleſen — wo? kann ich mich in dieſem Augenblicke nicht beſinnen: Sparſamkeit ſei das größte Einkommen, und ich ſetze hinzu, ſie iſt eine Tugend, die recht eigentlich zu dem Weſen des Weibes gehört. Erwerben können wir wenig, und die Wenigſten viel — aber das Vorhandene wahren, die übrigen Brocken ſammeln, damit nichts umkomme. Es mag einem Gemüthe, das zur Ueberhebung hinneigt, leicht niedrig ſcheinen, auf Geringes zu achten, ein kleines Reſtchen ſorglich aufzuheben; aber die große Natur verſchmäht es nicht, den geringſten Staub, den Pfuhl des Würmleins zu benutzen, um etwas Schönes oder Erquickendes davon zu bereiten und aus ihren Vorrathskammern das Alte als ein Neues hervorgehen zu laſſen. Sie iſt das ewige Vorbild der Hausmütter! Geld vergeuden, es unnütz ausgeben, bloß weil wir es minder achten, als die habſüchtige Menge, iſt ein wüſtes Vergnugen, die Luſt der Thoren! Ach! ſie wird ſchwer geſühnt; denn früher oder ſpäter zwingt eine harte Nothwendigkeit ſie gewiß, den Werth der weggeworfenen Mittel einzuſehen.“

Mit einem inneren, ängſtlichen Sträuben gegen das Licht der Selbſterkenntniß, das ihr in dieſer Abhandlung der Schwiegermutter einleuchtete, antwortete die Regierungsräthinn: „Der Geiz iſt mir nun einmal nicht gegeben; es iſt eine Leidenſchaft, die mir Ekel erregt.“

Frau von Haag verſetzte mit ruhiger Würde: „Von Geiz war auch die Rede nicht, er iſt ſehr weit von der milden Sparſamkeit entfernt, und weit öfterer mit Verſchwendungsſucht gepaart. Die Extreme berühren ſich in dieſen verderblichen Neigungen.“

„Ach!“ ſagte Hulda von dieſem Gegenſtande ablenkend, „der verderblichen Neigungen giebt es mancherlei. Die Eiferſucht, zum Beiſpiel — darin thut es kein Türke meinem Eheherrn zuvor. Er nimmt es indeß eben nicht ſo genau, ich aber ſoll ſtets gut dazu ſehen, wenn er bald dieſer, bald jener Dame die Cour macht.“

„Das Vorrecht der Männer, galant zu ſein, deſſen ſich auch der murrſinnigſte Weiberfeind nicht gern begiebt,“ ſprach die Oberlandforſtmeiſterinn, und ſetzte lächend hinzu, „ſo wie wir gern noch gefallen mögen, wenn längſt unſere Perſönlichkeit mit dieſem abſoluten Rechte und ihren relativen Reizen einem Gatten zufiel. — Iſt meine liebe Tochter nicht auch dieſer Meinung?“

Erglühend antwortete Hulda: „Der Beifall, deſſen wir genießen, ſoll aber nur als ein Zins der Eitelkeit in das Ohr unſerer zwingherrlichen Beſitzer geraunt werden; die ihn verdienen, denen er gilt, gehen leer aus, wenn es nach ihnen geht. — Es iſt ja wohl ein hierarchiſcher Grundſatz, daß die Unwiſſenheit ſich am beſten regieren laſſe? O! die Männer ſind geborene Cardinäle! Sie verpönen den unſchuldigſten Scherz; das kleinſte Lichtlein der Freude, das unſere Seele erhellt, wird zum Bannſtrahl in ihrer gewaltigen Hand, während ſie ſelbſt ſich alles erlauben.“ —

„Welch einen Lärm erhob geſtern Rudolph, als mir der Ritter von Progue ein Räthſel in die Hand drückte, das er jüngſt in Geſellſchaft aufgab und das Niemand errathen konnte. Mein Mann behauptete tobend, alle Welt werde glauben, es ſei ein Billet doux geweſen, und dies ſetze meinen Ruf, wie ſeine Ehre aus. Und es war doch nur ein Räthſel! Da liegt es noch — ich ſann darüber nach, als Sie kamen, Mama!“

„Ein Räthſel!“ wiederholte die Oberlandforſtmeiſterinn mit Accent; „das Herz, liebe Hulda, iſt ein Problem, über deſſen geheimnißvollen Aufſchluß wir genug zu ſinnen und zu ſorgen haben. Laſſen Sie die Räthſel des Ritters! Ihm ſelbſt mag die ſchlaue Kunſt der Verführung keines mehr ſein —; Ihre ſcharfſinnige Mühe iſt jedoch einer beſſeren Aufgabe werth. — Aber es iſt gewiß ſchon ſpät! So ſind Sie wohl mit Rudolph noch nicht ganz ausgeſöhnt? Das iſt zum heutigen Tage doch wirklich zu bedauern! Wir wollten uns ſämmtlich bei Ihnen zu Abend einladen und haben uns lange ſchon darauf gefreuet. Auch dünkt mich, daß mein Sohn noch ein paar gute Freunde hat nöthigen wollen — nun iſt es nichts. Und vielleicht hat Rudolph die trotzige Unart, ein wenig zu ſchmollen? In Ihrem Weſen, Frau Tochter, liegt ſie nicht; ich traue Ihnen ein verſöhnlich Gemüth zu.“

Die Regierungsräthinn, deren finſtere Laune ſich vor der Ausſicht auf einen Geſellſchaftsabend, wobei ſie die Gaſtgeberinn, und alſo in ihrer Lieblingsrolle wäre — in plötzlicher Wendung erheiterte, ſagte: „Darüber könnte ich nun eben nicht klagen: es koſtet mir nur ein Wort —“

„O geben Sie es, liebe Tochter! rieth die Mutter inniglich, „geben iſt auch in dieſem Sinne ſeliger als nehmen! Sehen Sie! ich habe einen Gemahl, den ich liebe und ſehr hoch verehre, aber auch er hatte und hat unter manchen kleinen Wunderlichkeiten und Eigenheiten die, daß es ihm ſchwer ankommt, wenn es ihm überhaupt möglich wird — ein begangenes Unrecht einzugeſtehen. Sobald ich dies nun merkte, kam ich ihm damit zuvor. Er fühlte es, wenn ich ihn ſchonte, und vergalt mir warm und dankbar. Sollte ich nun einſt an ſeinem Grabe ſtehen, ſo möchte ich den Troſt dieſes Bewußtſeins nicht um eine Welt miſſen, die ich, fußend auf mein gutes Recht, behauptet hätte! Das hingebendſte Entäußern iſt zugleich der feinſte Egoismus; wir opfern, aber die Liebe, ein unſterblicher Phönix! entſchwebt der glühenden Aſche, worin unſere Selbſtſucht ſich verzehrte!“ —

Die Flügelthüren rauſchten auf, der Regierungsrath trat haſtig ein. Hulda flog an ihres Mannes Bruſt, und fragte mit den weichſten Lauten der ſüßen Stimme: „Rudolph! wollen wir das Friedensfeſt nicht nachträglich feiern? Vergiebſt Du, wie ich vergeſſe?“ —

„Von Herzen!“ antwortete der Ueberraſchte und trank einen berauſchenden Lethe von den Lippen ſeiner reizenden Gattinn. Die Oberlandforſtmeiſterinn lächelte mit naſſen Augen die Scene an, welche ihr gelungenes Werk war, dann ging ſie in die Kinderſtube, nahm die kleine Dido auf, und drängte das Kind in die engverſchlungenen Arme der verſöhnten Eltern. „Die Kleine gehört in euren Bund, lieben

Kinder!“ ſprach Frau von Haag ſehr bewegt, „ſie iſt das ewige Bindemittel Eurer Herzen, und ſo halte ſie Euch froh und friedlich zuſammen, immerdar!“

O meine Mutter, meine einzige Mutter! äußerte der Regierungsrath mit Inbrunſt, und drückte die Hand der ehrwürdigen Frau an ſein hochpochendes Herz; Sie aber verſtand den Sohn in dieſer zärtlichen Huldigung: Sie wollte den Gatten in der ſchönen Stunde, die ſie ihm bereitet, der Frau ganz und ungetheilt gönnen — und ſo ſchlich ſie geräuſchlos und beſcheiden hinter der Gruppe weg, des Himmels Frieden in ihrer Bruſt, und den Segen eines Engels zurücklaſſend!

Als die Oberlandforſtmeiſterinn auf der Heimfahrt ſich ihrem Hauſe näherte, ſahe ſie durch die angelaufenen Fenſter des Wagens einen Officier der Thüre entſchreiten. Die begoldete Achſel, die ſilberne Schärpe blinkten im winterlichen Sonnenſtrahl, der Officier machte eine grüßende Bewegung gegen die Equipage, deren ſchneller Vorüberflug nichts deutlich erkennen ließ; aber Frau von Haag errieth mit einem Seufzer den verſäumten Beſuch und ſeine Abſicht. Der erſte, kältende Tropfen fiel in den warmen Kelch ihrer Freude. Langſam ſtieg ſie die Treppe hinan, und als ſie auf der oberſten Stufe Odem ſchöpfte, trat ihr Gemahl aus ſeinem Zimmer in den Vorſaal.

„Du biſt es, liebe Frau?“ fragte er, und ihr Anblick erheiterte ſeine Züge, „das iſt mir recht! Ich habe Dir noch etwas zu ſagen, ehe wir zu Tiſche gehen.“

„Ich glaube es zu wiſſen;“ antwortete Frau von Haag mit trübem Lächeln, und wendete ihren Schritt von der Schwelle des Eßzimmers.

„Schwerlich, Naemi,“ erwiederte der Oberlandforſtmeiſter, und während er die Gattinn in ſein Cabinet führte, ſetzte er mit einem kleinen humoriſtiſchen Stolze auf den Beſitz ſeines Geheimniſſes hinzu, „diesmal mußt Du mir den Spaß, Dich zu überraſchen, ſchon gönnen. Sage an, was dachteſt Du?“

„Capitain Tomby iſt bei Dir geweſen, und hat Dich um die Hand unſerer Aline angeſprochen;“ verſetzte Frau von Haag offen, doch ohne Prätenſion.

Das Geſicht ihres Gemahls verlängerte ſich. Er ſprach: „O Du biſt doch eine wahrhaftige Welleda! Woher aber —“

Die Oberlandforſtmeiſterinn beſann ſich; das voreilige Wort gereuete ſie; denn es raubte dem Vater den Vorzug, dieſe wichtige Neuigkeit zuerſt gewußt zu haben; ein Umſtand, der, wie unweſentlich er auch ſcheinen möge — doch gar oft über das Schickſal einer Liebe entſcheidet. Der Referent wird in der Regel zum Fürſprecher. Sie ſagte leichthin: „Nun, ich merkte wohl, daß der Capitain Tomby ein Auge auf unſere Aline hätte — das Mädchen iſt auch ein wenig verdreht, ſo mag der geſtrige Ball vielleicht eine Erklärung herbeigeführt haben. Als ich jetzt nach Hauſe kam, ſah ich einen Officier raſchen Laufes unſere Thüre verlaſſen, und ſo viel mich der rollende Flug des Wagens und der Hauch an ſeinen Scheiben erkennen ließ, däuchte es mir, daß es Tomby's hohe Geſtalt ſei.“

„Er war es!“ antwortete der Oberlandforſtmeiſter in dem gewogenen Tone einer inhaltvollen Mittheilung, „Du haſt richtig gerathen — er begehrt unſere Aline zur Frau.“

„Nun und was haſt Du geantwortet, Väterchen?“ fragte Frau von Haag mit gepreßter Stimme.

„Die Antwort wäre zunächſt an der Aline,“ antwortete ihr Gemahl lächelnd, „und dieſe ſcheint ſie ihm bereits in das Herz geflüſtert zu haben. Er berief ſich auf des Mädchens Liebe.“

„Du aber haſt nichts gegen die Partie?“ fragte die Oberlandforſtmeiſterinn, und ihr Blick forſchte tief in die Seele des Gemahls hinab. Dieſer ſprach: „Nichts Erheblicheres wenigſtens, als daß ich das Mädchen nicht gern von uns laſſen möchte. Aline iſt noch ſo jung — ſie iſt unſere Freude, unſer Troſt, die arme Adele müſſen wir tröſten: und dort —“ er machte ein Zeichen nach der Gegend hin, wo der Regierungsrath wohnte, „iſt die Wetterſeite unſeres elterlichen Himmels. Die Frau Tochter geberdet ſich zuweilen wie eine Windsbraut — und Rudolph, nun ich will ihn nicht entſchuldigen.“

„Es gelang mir ſo eben Frieden zu ſtiften,“ ſagte Frau von Haag ohne Rühmens, nur, als wolle ſie durch dieſe Nachricht das Urtheil ihres Gemahls mildern.

„Waffenſtillſtand!“ ſagte er mit ſchwerer Betonung, und der ſanfteren mütterlichen Täuſchung überlegen. „Es geht wieder los — ich gebe Dir mein Wort. Doch jeder Tag hat ſeine eigene Plage, wir wollen dem künftigen nicht vorgreifen. Um alſo wieder auf unſere heutige Angelegenheit zu kommen, ſo wüßte ich kaum, was an dem wackern Tomby als Tochtermann auszuſetzen wäre. Er iſt von guter Familie, ein braver Officier, in finanzieller Hinſicht anſtändig ſituirt, er weiß zu leben und zu lieben — das beweiſ't ſich. Sein Antrag gefiel mir ſehr; ich mag die Leute gern, die etwas auf ſich halten.“

Das Bild ihres zurückgeſetzten Lieblings ſchwebte der Mutter vor, da ſie mit einem leiſen Anklange von Traurigkeit erwiederte: „Ich dachte immer, der edle Roſe würde unſer Eidam werden. Und warum ſollte ich es Dir verhehlen, Lieber? Dieſer Gedanke war meine ſchönſte Hoffnung: ich liebe den jungen Mann wie einen Sohn!“

„Der Menſch denkt — und Gott lenkt!“ ſagte der Oberlandforſtmeiſter, indem er mit dieſer chriſtlichen Philoſophie und einem ruhigeren Gefühle die aufwallende Wehmuth ſeiner Gattinn niederhielt, und zugleich darin kund that, daß er Alinens abweichende Wünſche als einen höheren Rathſchluß, und deshalb als abgeſchloſſen — anſehe.

Frau von Haag blickte ſchweigend zu Boden; der Gemahl ſtand in dieſem Momente ihrem Herzen fern — blaſſe Bilder der Vergangenheit drängten ſich vor und rührten und regten an ſeinen tiefſten und zarteſten Saiten.

Der Oberlandforſtmeiſter hob wieder an, als wolle er die Partei der Tochter gegen die Gattinn rechtfertigen: „Was Jeder für ſein Glück hält, das iſt es ihm auch. Jeder ſieht mit eigenen Augen, und deshalb Jeder ein anderes. In die hellen Aeuglein unſerer Aline mag wohl der ſchöne Mann ſein ritterliches Weſen, ſeine feine Courtoiſie, geſtochen haben! — Aeltere Leute ſind weitſichtiger als die verblendete Jugend, ſie ſchauen die Ferne. Du, liebe Frau ſiehſt vielleicht manches voraus, was Dich gegen dieſe Heirath bedenklich macht; die Zukunft aber iſt des Herrn!“ —

„Der arme Roſe!“ ſagte Frau von Haag mit weicher Empfindung, „er liebte Aline ſo ſehr! Bis zum nächſten Frühjahre hatte ich ſeine ſtürmiſche Sehnſucht hingehalten, nun aber erſtarrt ſeines Hoffens keimender Genuß im Eiſe dieſes Winters, und die Schneeglocken läuten ſeinen Kinderglauben zu Grabe, daß Aline ihm nur angehören könne!“

„Was iſt aber hiebei zu machen?" fragte der Oberlandforſtmeiſter mit einiger Unruhe, „daß ich des Mädchens Neigung zwingen, oder nur bereden ſollte, dafür ſei Gott, es wähle frei!"

„Laſſe dies Wort in ſeiner wahrſten Bedeutung gelten, lieber Mann!" antwortete Frau von Haag mit bittender Stimme, „ich fürchte, Aline iſt von Leidenſchaft befangen; gönne ihr Zeit — —" das durchdringende Auge des Gemahls beſchämte die erröthende Gattinn. Er ſagte: „Sei ehrlich, meine Naemi! Du haſt bei dem aufgeſchobenen Verhältniſſe dieſer Liebenden ein *aufgehobenes* im Sinne. Ein langer Brautſtand, eine Liebſchaft von längerer Dauer als die Blüthezeit, taugt jedoch nichts. Die Gewohnheit entblättert alle Roſen, ehe der Lauf der Natur dies zerſtörende Geſchäft übernimmt, und die bloßen Dornen ſtechender Erkenntniſſe ſtarren an der Brautkrone. — Wir aber wollen unſerer Aline den friſchen Kranz ihrer Myrthe nicht verkümmern! Ich gäbe ſie dem Tomby — doch ehre ich dein mütterliches Recht: verfüge danach!"

„Du biſt Vater!" ſprach Frau von Haag mit Reſignation, und indem ſie alſo ihren Anſpruch ſeinem Willen unterordnete, legte ſie einen ſo innig trauernden Laut in das Wort: Vater! als wolle ſie ihn zur dringendſten Sorge für das Glück ſeiner Tochter verpflichten. Sie ſtand auf, und ſtill gingen Beide nach dem Tafelzimmer.

Auf Alinens Wangen glühete die Erwartung, ihr Blick hing lauſchend und leuchtend an den Mienen der Eltern, die Reſultate der geheimen Conferenz zu erſpähen. Auch Adele war zu Tiſche erſchienen, blaß, aber belebter als ſonſt, und mit Sorgfalt gekleidet. Sie nahm ſogar, was man an ihr entwöhnt war, Theil an der Unterhaltung, welche die Anweſenheit der aufwartenden Bedienten im offenen Felde tagesgeſchichtlicher oder reflectirender Gemeinplätze hielt. Die Rede kam auf den heutigen Abend, und Adele entſchuldigte ſich ſanft, daß ſie nicht von der Geſellſchaft ſein werde, weil ſie ſich von dem geſtrigen Unwohlſein noch zu angegriffen fühle, und daher einſamer Ruhe bedürfe.

Der Oberlandforſtmeiſter redete ihr zu, ſich der kleinen Zerſtreuung im Cirkel der Familie nicht zu entziehen, den doch nur wenige Fremde, er nannte die Namen, unter denen Tomby's das roſige Geſicht der frohen Aline mit höherm Roth färbte — da ſein würden; doch als er das Auge vom Teller hob, traf er auf einen ſo rührenden Blick, daß er nicht den Muth hatte, noch weiter in ſeine Schwiegertochter zu dringen. Ein leiſer, lächelnder Wink der Frau von Haag gab ihr bei dem Aufſtehen von der Tafel eine entſchädigende Zuſage, dann ging man auseinander; Aline folgte der Mutter in ihr Cabinet.

Die Uhr vom Dome ſchlug fünf, die gezeitigte Theeſtunde bei Adele; das geſellſchaftliche Vergnügen dieſes Abends und die nicht zu beſtimmende Dauer von der Erzählung der Oberlandforſtmeiſterinn, welche ſie in dieſer traulichen Weile vollenden wollte, hatte es nöthig gemacht, ſie heute früher als gewöhnlich anzuberaumen.

Adele, die ſich den ganzen Tag darauf gefreuet, ordnete ſelbſt den Tiſch vor dem Sopha, und entfernte die ſtörende Zofe. Eine milde Wärme erfüllte das Zimmer und der würzreiche Duft feiner, aromatiſcher Spezereien, der Aushauch des Räucherpulvers. In bläulicher Flamme brannte der Spiritus unter der Theemaſchine von plattirtem Lack, und drinnen brodelte das Waſſer mit leiſer, ſingender Stimme. Die ruhige Helle der Wachslichter bedurfte dennoch einer Milderung, wenn ſie den dunkeln Augen Adelens, von vielem Weinen geſchwächt, nicht ſchmerzend werden ſollte, und ſo ſtellte ſie den ſchön gemalten Schirm davor auf, womit Alinens kunſtſinniger Geſchmack ſie am letzten Chriſtfeſte beſchenkt hatte. Es war eine Waſſergegend in herbſtlich ſtürmiſcher Zeit, wie der entlaubte Baum, welcher ſich über der Hütte des Strandwächters krümmte, vermuthen ließ. Der Pharus warf ſeinen leuchtenden Schein über das Gewoge der Wellen, auf deren Höhe ein Schiff ſchwankte, und am Saume der Perſpective erglänzte die volle Scheibe des Mondes und verklärte die brauſende See. Ein heimathliches Lichtlein ſchimmerte in dem Häuschen am Geſtade und winkte zur Sicherheit unter das niedere Dach, die erhabene Größe des Leuchtthurms warnte mit dunkelrother Gluth, und des Schiffes erhellte Fenſterchen ſtreckten ſchmale, lichte Streifen, wie Strahlen der Sehnſucht — in die grünliche Fluth hinaus. Die Wolken ſchienen in eilender Bewegung und der mürbe Stamm der kahlen Eiche vom Nordwinde durchwühlt; denn ihre einzelnen Blätter hingen nicht ſchlaff herab, ſondern ſtrebten ſeitwärts, ein Spiel von Aeols wildem Hauche.

Dies Gemälde des rauhen Herbſtes und der Gefahr erhöhete mit wohlberechnetem Effecte das behagliche Gefühl der Häuslichkeit unter ſicherm Schutze und Schirme. Adele vertiefte ſich oft in ſeinem ſinnenden Anſchauen, und ihre Schwermuth fand die Bilder des Unglücks, des Lebens überhaupt und inſonderheit ihres eigenen ſtürmiſchen, verödeten Schickſals darin.

Die Oberlandforſtmeiſterinn kam pünktlich, wie ſie verſprochen, aber ſie ſah bleich und angegriffen aus; doch enthielt ſich Adele dieſer Bemerkung.

„So wollen Sie wirklich nicht mit uns, liebe Tochter?“ fragte Frau von Haag, und die Frage klang wie ein bedauernder Wunſch, und nicht wie eine vorwurfsvolle Forderung.

„Ach meine Mutter!“ antwortete Adele, „wenn Sie wüßten, wie mir zu Muthe iſt, unter Menſchen, unter fröhlichen Menſchen; Sie würden mich laſſen. Die Welt hat für mich aufgehört, ich fühle es; ihr Geräuſch weckt alle Schmerzen meines Buſens, welche in einſamer Stille, wenn auch nicht ſchlafen, doch ruhen! Nein, ich kann es nicht beſchreiben, wie mir dann wird! — ich komme mir fürchterlich allein vor — eine unſägliche Angſt ergreift mich. Man kann ſich kaum mehr erinnern, was mich betrübte; wen kümmert es groß? Tauſende haben ja geblutet, und ſind geſtorben und vergeſſen — Sie wundern ſich, daß man nach Jahren noch ſich um etwas grämen könne. Die eitle Freude reißt ihr Herz mit ſich fort, es hängt an nichts. Die Stille nur mildert das Weh und verbindet leiſe meine Wunden. O! lebte ich in früherer Zeit, ich pilgerte von hinnen, und alles bliebe hinter mir zurück; oder zöge in eine Einöde und ſiedelte mich neben einer Capelle an, wo ein liebliches Walddunkel zur Andacht einlude und das bethränte Auge ſchonte. — Ich kann mir das über allen Ausdruck lieb denken! — Ach! ich möchte in die Ferne, um Ruhe zu ſuchen.“ —

„Wo aber wird ſie gefunden, Adele?“ fragte ihre Schwiegermutter mit Weihe, „im eigenen Herzen! Dort iſt auch ein heiliges Grab, wo die gekreuzigte Liebe in verklärter Geſtalt erſtanden, ein Zion, was der Glaube erbaut, niedere Wünſche überragend, ein Kirchlein, wo das Irdiſche verklingt und Gottesfrieden weht! Doch der Weg dahin iſt lang und wüſt, denn er führt durch den Gang des Geſchicks, durch den Lauf der Welt! — Sie ſind am Ziele, meine Tochter!“

Adele erſchauerte. Sie legte die Hand auf die Stelle des klopfenden Heiligthums, und ſprach: „So viel iſt gewiß, giebt es noch irgend einen Heilquell für mich, nur im Verborgenen rinnt er! Der toſende Strom der Luſt mag Vortheile tragen — ich begnüge mich, ein Vergißmeinnicht zu brechen. — Doch nun zu der Fortſetzung Ihrer Erzählung, liebſte Mutter! ſie ſpricht mich wunderſam an, es iſt mir, als lebte ich darin. Ich höre den Springbrunnen plätſchern, die Roſen nicken mir duftend zu, Ihre Oſſien ſteht leibhaftig vor mir! O daß ſie noch lebte! Doch Sie leben, theure Mutter, und in Ihnen jede Tugend, durch welche jene ſchöne Seele mir liebenswürdig erſcheint.“ Adele küßte in ſeltſamer Aufregung ihrer Schwiegermutter die Hand.

Frau von Haag fühlte ſich durch dieſe leidenſchaftliche Theilnahme zwar befremdet, allein mehr noch geſchmeichelt, und nachdem ſie der gaſtlichen Bewirthung kaum genügt, ſetzte ſie den am Morgen unterbrochenen Vortrag folgendermaßen fort:

„Ich führte nun in Roſenwalde ein Leben, ſchöner als der ſchwärmeriſche Reiz Ihrer Einbildungskraft, meine liebe Tochter, es ſich nur träumen kann. In der Mitte eines Paradieſes beſchützte der Edelſinn des Herrn von Roſe mich Verlaſſene mit zarter Achtung, und Wilhelmine von Oſſien nahm ſich meiner hülfreich an. In dem Hausleben waltete eine Regel, die, wie die Ordnung der Natur, frei, doch feſt, ſelbſt ausſchweifende Gefühle gebunden haben würde, und wenn ich auch bald bemerkte, daß die Oſſien die Seele des

Ganzen war, ſo entſprach doch der Charakter und das Benehmen des Herrn von Roſe dem Geſetze jener würdigen Ruhe vollkommen, welche wie ein kirchlicher Hauch — wenn ich ſo ſagen darf — hier wehte, und das Weben und Walten ſelbſt des dienſtbaren Perſonales von gemeinem Treiben unterſchied. Herr von Roſe ſetzte ein ehrerbietiges Zutrauen in ſeine Verwandte, wovon ſie jedoch nur einen ſehr beſcheidenen Gebrauch machte."

„Da ich nützlich zu werden ſuchte, um nur einigermaßen das drückende Gefühl meiner Stellung zu erleichtern, ſo theilte die Oſſien ihre Geſchäfte, ihre Arbeiten mit mir, wenn ſie gleich mehr noch für mein Vergnügen ſorgte. Ich las ihr vor, ſie lobte meine Stimme, meinen Vortrag, und indem ſie mich wiederholend verſicherte, welch einen Genuß ich ihr damit bereite und wie ſelten ihrem eigenſinnigen Geſchmacke eine Leiſtung dieſer Art genüge, ehrte ſie mich durch ihren Beifall; ſo war ſie ſtets bemüht, meine Niedergeſchlagenheit aufzurichten. Herr von Roſe beſaß eine auserwählte Bibliothek, er ſelbſt war ein ſehr wiſſenſchaftlich gebildeter Mann — und die geiſtreichen Urtheile der Oſſien über unſere Lecture holten in bewundernswürdiger Manier die meinigen aus. Sie leitete mich ſehr ſanft zur Wahrheit. Es war wohl natürlich, daß ich in meiner Lage den jungen Edelmann, der ſo zufällig mein Schutzfreund geworden, ſcharf auffaßte. Herr von Roſe ſchien mir bald von einer ungemeinen Charakter-Feſtigkeit zu ſein, ſein Gemüth tief und verſchloſſen, ſein Sinn mehr einem beſchaulichen Ernſte, als heiterem Lebensgenuß zuneigend. Die verewigte Mutter mochte er ſehr geliebt haben; denn ihr Andenken bewegte ihn jedesmal ſichtlich, und ich maß die ſchweigende Düſternheit, in der ich ihn kennen lernte, dem neuen unverſchmerzten Gefühle jenes Verluſtes zu. Aber dieſe Stimmung änderte ſich nur wenig, und die Oſſien ſagte mir, daß ſie der Grundton ſeiner Seele wäre, die, tief beſaitet und zu ſtark für das flache Spiel der Empfindungen, nur in langen, nachhallenden Accorden jeden Eindruck zurückgäbe. — So hatte ich mir es auch gedacht. Ich überraſchte mich bei dem Gedanken, daß die Liebe ſolch eines Mannes ein Glück ſein müßte, weil Kraft, Würde und Treue, dieſe Dreieinigkeit der weiblichen Zuverſicht, ſich in ſeinem Weſen, wie in der Ahnung meines Herzens offenbarten, welches das ſeinige begriff. In ſeiner Verlobten ſtellte ich mir ein Ideal vor — meine Phantaſie müdete ſich ab, ihr jede Vollkommenheit zu geben, er ſelbſt ſprach nie von ſeiner Braut und die Oſſien erwähnte ihrer nur ſelten.

„Herr von Roſe zeigte auf die allerzarteſte Weiſe ſehr viel Güte für mich, überall begegnete ich den Anſtalten ſeiner Theilnahme; doch er ſelbſt trat ſcheu zurück, wenn mein beſchämter Dank ſich ihm nähern wollte. Die Geſchichte meines Unglücks intereſſirte ihn ſehr, er prägte ſich die kleinſten Umſtände jenes Proceſſes ein, als werde er dieſe ſpeciellen Notizen referiren müſſen, dann unternahm er eine Reiſe, ohne das Ziel und die Abſicht derſelben zu nennen. Unter der Zeit ſeiner Abweſenheit wagte ich es einſt bei ſchicklichem Anlaß, die Oſſien nach ſeiner Braut zu fragen und mir eine kleine Beſchreibung von ihr zu erbitten. Mein Herz klopfte mächtig dabei. Die Oſſien erfüllte meinen Wunſch ſo willig und unbefangen, daß ich nicht glauben konnte, ſie hätte bisher mit Bedacht über dieſen Gegenſtand geſchwiegen. Sie ſagte: Es iſt ein gutes, liebes, einfaches Geſchöpf! zu einfach vielleicht; für den Sinn der Mutter gewiß, die eine verwittwete Oberſtinn von Loſtenberg und eine eigene, ſonderbare Frau iſt — ob für die Anſprüche meines Vetters? dies wage ich nicht zu behaupten. Die Oberſtinn und meine ſelige Tante waren von früheſter Jugend an Freundinnen, und ſpäter wohl nur deßhalb, weil ſo lange, — denn beide Frauen hatten ſich in höchſter Verſchiedenheit ausgebildet. Meine Tante war eine Stille im Lande, fromm und demuthsvoll und in all ihrem Thun weiblich! dennoch regierte ſie nach dem Teſtamente des Gemahls, als Obervormünderinn ihres Sohnes, bis zu deſſen Volljährigkeit die Güter mit klarem, beſonnenem Geiſte; aber die goldene Laſt des Reichthums drückte ſie wirklich, denn äußerſt mäßig in ihren Bedürfniſſen, gebrauchte ſie wenig, und ihre Wohlthätigkeit war weiſe. — Frau von Loſtenberg hingegen iſt eine raſtloſe Natur, oder eine raſtloſe Kunſt möchte ich lieber ſagen, ſetzte die Oſſien ſcherzend hinzu, denn das Triebrad der Eitelkeit hält ihre Kräfte in einem Schwunge, den man nur mit einer Art von Schwindel anſtaunt. Ich werde ſchwach davon. — Sie übt die meiſten lebenden Sprachen, ſtudirt Staatsgeſchichte und Botanik, lieſet Memoires und Romane, bringt die Hälfte des Jahres auf Reiſen zu, die andere auf der alten Burg eines Schwagers, wo ſie ſchriftſtellert; ich glaube, ſie ſchreibt dort an ihrer Biographie, und das dürfte ein reichhaltiger Stoff ſein! — Sie arbeitet fein und ſchön, kleidet ſich mit mehr Aufwand als ſchicklicher Angemeſſenheit, und iſt im Ganzen ſehr gutartig. Nur in ewiger Geldverlegenheit — und in immerwährenden Schulden und Schwindeln verſtrickt, ungeachtet ſie mit der artigen Penſion, welche ſie bezieht, nebſt den Renten eines nicht unanſehnlichen Vermögens, recht anſtändig auskommen könnte. — Ihre einzige Tochter Leonide iſt gerade das Gegentheil ihrer

Mutter; ein kindliches Weſen! das in unſchuldiger Selbſtgenügſamkeit der mütterlichen Schöngeiſterei lächelt! Leonide iſt eben nicht ſchön — intereſſant möchte ich ſie auch nicht nennen; aber ſie erregt gewiß nie andere als wohlwollende Gefühle, denen eine leiſe Beſorgniß noch etwas Zarteres beimiſcht. Man gönnt es ihr, daß ſie, wie eine kleine Libelle, nur um die Blumen des Lebens flattert — ihr Frühlingstag wird wahrſcheinlich kurz ſein. — Es ſind die hübſcheſten Partieen ihres Geſichtchens, welche mit gefährlicher Farbe dieſer Vermuthung Grund geben. Die bläuliche Perlenweiße ihrer Zähne, die kirſchrothen Lippen, das abgezirkelte Colorit — deuten auf einen Wurm in der Roſe. Dem Bauwerke der Geſtalt und vorzüglich der Bruſt nach hat Leonide ſich überwachſen! Sie iſt als Kind, des ſchnellen Wachsthums wegen, geſchont worden, und jeder Schulzwang, jede eitle Anſtrengung iſt ihr unerträglich. Frau von Loſtenberg iſt in Verzweiflung über die Natürlichkeit ihrer Tochter, wenn ſie ihr vergebens begreiflich zu machen ſucht, daß man nicht immer ein Kind bleiben könne. — Aber Leonide bleibt es dennoch. Sie haſcht einen Schmetterling, wenn ihre Mutter nach Witz, ſie ſucht das Glück in vierblätterigem Klee, wenn Jene in den Karten — ſie kleidet ſich in Weiß und Grau, wenn die Oberſtinn in feuergelber Galla einhergeht, ſie füttert die Perlhühner und Puter, deren neidiſchen Koller die Leibfarbe der Mutter reizt. — "

„Und Herr von Roſe? fragte ich ſchüchtern, denn wie intereſſant mir dieſe Schilderung auch war, ſie ſäumte meiner Neugier, etwas von ſeiner Liebe zu hören, zu lange."

„Nun, antwortete die Oſſien, und ein kleiner Seufzer entſchlüpfte ihr, das machte ſich ſo: Frau von Loſtenberg trank alle Frühjahre Maria-Kreuzbrunnen hier und verweilte dann ein paar Monate in Roſenwalde. Die jungen Leute waren immer vergnügt zuſammen und hatten ſich lieb, mich dünkt jedoch ohne alle Leidenſchaft. — Die Mütter fanden dies in der Ordnung und baueten einen Heirathsplan darauf, den die Oberſtinn meiner Tante ſo plauſibel zu machen wußte, daß dieſe dem Sohne die Verbindung mit Leonide von Loſtenberg als den liebſten und einzigen Wunſch ihres Herzens vortrug. Mein Vetter, ein ſo guter Sohn! weigerte ſich deſſen nicht — aber ich glaube, mehr kann ich auch nicht ſagen; ein anderer Ausdruck würde ſeine Geneigtheit überbieten. Er hatte noch nie geliebt — der Herr ſchütze ſeinen Frieden und mache ihn glücklich! — "

„Woran aber liegt es, daß die Heirath nicht vollzogen wird? fragte ich wieder, und zwar mit tiefer Aengſtlichkeit."

„Woran? wiederholte die Oſſien und ſchauete ſo ſpähend vor ſich hin, als müſſe ſie die Antwort weit ſuchen; dann ſagte ſie nach einer ſinnenden Weile: Die Prinzeſſinn Anna hatte großes Gefallen an der jungen Loſtenberg gefunden und ehe Leonide noch ſelbſt wußte, wie ihr geſchah, war ſie als Hofdame in Pflicht genommen. — Der Herr verzeihe mir, wenn mein Verdacht ein fälſchlicher wäre! aber ich denke immer, die Sache ſei eine heimlich angeſponnene Intrigue von der Oberſtinn geweſen, die ſich auf dieſem Schauplatze ungemein gefällt und die unverkünſtelte Leonide durch die Dreſſur des Hofes ihren Wünſchen anzubilden hofft. Es kommt mir ſo vor, als wolle man das Veilchen zwingen, ſich wie die ſtolze Pappelroſe zu blähen, man wird es nicht aufwärts ranken aus ſeiner beſcheidenen Tiefe — man wird es eher brechen! — "

„Und was ſagt denn Herr von Roſe? fragte ich, immer wieder auf ihn zurückkommend, zu dieſem Engagement ſeiner Braut? Er läßt ſie gewähren, verſetzte die Oſſien, und ſtellt es ihrer Neigung anheim, wann ſie das läſtige Ehrenamt niederlegen wolle; denn nur auf die Bedingung, daß ihr dies frei ſtehe, hat ſie es angenommen. Aber die Prinzeſſinn bindet den kleinen Flattergeiſt mit demantnen Ketten — ſie hat Leonide zu ihrer Freundinn erhoben, und ſeitdem dieſer Günſtling nie erhörte Vorrechte genießt, iſt die Natürlichkeit Mode geworden; mein Vetter aber gönnt der Verlobten dieſe fürſtliche Huld und ſpart ihr ſein treues Herz auf. — Das deutet aber auf eine gewiſſe Gleichgültigkeit — ſprach ich unbeſonnen. Auf eine Geſinnung vielmehr, berichtigte die Oſſien mich ſtrafend, die ſich ſelbſt vergißt, um Andern zu genügen. O mein Vetter iſt ein ſehr edler Menſch! Auch habe ich Ihnen ja wohl geſagt, daß kein Verhältniß der Leidenſchaft zwiſchen ihm und ſeiner zukünftigen Gattinn Statt finde. —“

„Hiermit endigte ſich dieſe Unterredung, aber ſie ließ eine Fülle von Gedanken in mir zurück.“

„Eines Abends, wo wir in traulichen Geſprächen lange tafelten und der Mond unſern Tiſch verſilberte, von dem wir Lichter und Bediente abgewieſen — überraſchte uns die Rückkehr des Herrn von Roſe. Er trat hehr und heiter ein und wendete ſich zunächſt an mich. Wo bin ich geweſen, liebes Fräulein? Rathen Sie einmal! Ich fühlte mich erröthen, die bräutliche Hofdame ſchwebte vor meiner Seele, aber um keinen Preis der Welt hätte meine Lippe den Namen Leonide ausſprechen können. Herr von Roſe bemerkte meinen innern Kampf und erließ mir die Antwort. Er ſagte: In Ihrer Heimath! die blauen Berge laſſen Sie grüßen, ſehen Sie mich nur an! Ich dächte, ein Abglanz dieſer herrlichen Alpen müſſe noch auf dem Finſterlinge ruhen.“

„Ich erhob mein Auge und ſah ein helles Lächeln in ſeinem Angeſichte; er aber fuhr fort: Zum Anwalt der Unſchuld fühlte ich mich berufen; doch ſie hat bereits ihren Rächer gefunden. Sie werden Wunderdinge hören! Der Gegner Ihres ſeligen Vaters zog alsbald in ſein erliſtetes Gut ein; doch in der dritten Nacht legte eine frevle Hand Feuer im Schloſſe an. Der Eigenthümer konnte faſt gar nichts retten, trunken vom Schlaf und verſtört vom Schrekken, war er dazu nicht fähig; ein glimmender Balken zerſchmetterte ſeinen rechten Arm, als er einen Stoß Papiere der lüſternen Lohe entziehen wollte. Man ſieht darin ein Strafgericht, denn der Förſter hat erzählt, daß es die Proceß-Acten geweſen ſeien.“

„Auch auf dem Kirchhofe war ich, man hatte die Sachen von Umfang, deren man habhaft werden konnte, darauf geſichert. Die Urne Ihrer Mutter lag umgeſtürzt, Trümmer und Hausrath bedeckten die ſtillen Wohnungen der Todten. Alles iſt hinter Ihnen in Schutt und Staub verſunken — das Paradies verwandelte ſich in eine Wüſte, als ſein guter Geiſt es nicht mehr bewohnte — Sie werden die Stätte Ihrer Erinnernngen nicht wieder finden! — O Adele! mir grauſ'te; erblaſſend und unter Schauern ſtarrte ich den Erzähler an. Aber ich bringe Ihnen doch etwas mit, liebes Fräulein! ſagte er mit fallender Stimme, öffnete das Weſtchen und zog ein feines Papier, noch lau von der Wärme dieſer heißen Bruſt, hervor, welches er mir mit den Worten überreichte: Ein Blümchen vom Grabe Ihrer Mutter!— Ich entfaltete es, meine Thränen ſtürzten auf den kleinen dürren Zweig, ich drückte die Blume und das Papier an meinen Mund. Dieſe kindliche Todtenfeier hob und heiligte ein Gefühl, das ich für mein eigenſtes Geheimniß hielt; die rührende Gewalt dieſes Augenblicks überwältigte mich jedoch, es ſo zu äußern. Ein funkelnder Blick des Herrn von Roſe drang tief durch alle Hüllen meiner Seele. Er wendete ſich ſeufzend abwärts — doch die Oſſien trat zu mir heran und ſprach: Laſſen Sie es gut ſein, arme Naemi! und weinen Sie um die verfallene Heimath nicht mehr; des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer, und Ihre ſterbende Mutter ſchauet die wallenden Saaten Ihrer Felder im Geiſte! — “

„Sie blühen jenſeits — erwiederte ich in einer leidenſchaftlichen Empfindung meiner irdiſchen, verlaſſenen Armuth, und ſuchte dann mein einſames Zimmer auf, um mich auszuweinen. Von dieſem Tage an wußte ich es, daß mein Herz getroffen war. Meine erſte Liebe rechtfertigte Herr von Roſe durch den Adel ſeiner Geſtalt, durch die Achtungswürdigkeit ſeines Charakters, doch vor allem durch ſeine grenzenloſe Güte; ſeine erſinnliche Sorge für mich, den verwundenden Eindruck auf das trauernde. Der feinſte Ueberfluß nährte, kleidete, ſchützte mich, ohne daß der Wohlthat kleinſtes Gewicht mein Zartgefühl auch noch ſo leiſe belaſtet hätte. Ach! ich durfte ja nicht dankbar ſein! Ich kämpfte redlich gegen die hoffnungsloſe Thorheit dieſer Leidenſchaft, ich entzog mich dem Anblicke des theuren Mannes ſo viel als möglich; aber ich drückte nur um ſo tiefer den widerhakigen Pfeil in meinen Buſen. Die Oſſien, eine jungfräuliche Heilige! merkte nichts; ſie hätte ſonſt ſicherlich nicht ſo offen über die Veränderung geſprochen, welche ihrem Bemerken nach ſeit Kurzem mit ihrem Vetter vorgegangen, ſie gab alle Merkmale davon an und entdeckte mir ſo in unwiſſender Verrätherei, daß meine Neigung nur eine Wechſelwirkung der ſeinigen ſei. Ich fühlte mich den Raub einer ſüßen Verlorenheit, ich rang ſchwächer zu Gott — allein er hörte mich mit deſto ſtärkerer Kraft!“

„Eines Morgens komme ich von einem einſamen Spaziergange zurück, wo ich über meine ungewiſſe Stellung in dieſem Hauſe nachgedacht und mir die Zeit vergegenwärtigt hatte, wo Leonide ſeine Herrinn ſein werde. Das Vorbild der Zukunft ging in dieſem langen Traume an mir vorüber, und wie ich daraus erwache, blitzt mir das gelbe Schildzeichen des Poſtboten in die Augen, welcher, das Ränzchen auf ſeinem Rücken, neben zwei Männern geht, die eine Kiſte in das Schloß tragen. Ein Bleigewicht ſank mir in die Füße, mein Gang ſtockte, es war mir, als ſähe ich die Braut einziehen, und wirklich war es ſo.“

„Kommen Sie, kommen Sie, Naemi! rief mir die Oſſien entgegen, als ich zögernden Schrittes eintrat, wollen Sie Leonide ſehen? Sie hat meinem Vetter ihr Gemälde geſendet, man packt es ſo eben aus. — Ich bebte und ſtrebte, das Bild dieſer Glücklichen zu betrachten. Der Haushofmeiſter zog vorſichtig die Nägel aus der Kiſte. Herr von Roſe, einen offenen Brief in der Hand, ſtand dabei. Wie ſchlug mein Herz, als nun der Deckel wich, als die Oſſien die letzte Hülle wegzog — ich wagte es nicht, den Bräutigam anzublicken, und mein Auge ſchloß ſich für den nächſten Moment. Sehr getroffen! nicht wahr, Wilhelmine? ſagte Herr von Roſe, und mich dünkte mehr in dem Tone eines kunſtrichterlichen Urtheils, als in der Verzückung, welche der verſinnlichte Gedanke an die Geliebte, ihre ſichtbare Gegenwart gleichſam — über einen Liebenden bringen mußte. Jetzt ſah ich die gemalte Leonide an. Ein feines

Geſicht! ſehr ſchön gefärbt. Dunkelblaue Augen, nicht ganz geöffnet, als lauſche ein kleiner Schelm daraus hervor, und um den Mund ein Lächeln, halb kindlich, halb ſpöttiſch; vielleicht galt der letztere Antheil dem ſteifen Pompe der Staatsrobe, worin ſie ſich des Spaßes wegen, wie ſie ſchrieb, hatte malen laſſen. Das lichtbraune Haar war kunſtreich geordnet und geſchmückt, ſchweres Geſchmeide bedeckte den ſchwachen Hals, und ſtarrer Seidenſtoff bauſchte um den zarten Wuchs; in der kleinen Rechten, deren roſenröthliches Fleiſch den dünnen ſeidenen Handſchuh durchleuchtete, ruhete ein aufgeſchlagener Fächer, worauf unter Flittern und Lahn aus der Silberfabrik des täuſchenden Pinſels Amor, an einen Baum gebunden, anſchaulich ward, den die Grazien mit Roſen geißelten.“

„Wenn ich mir meine Leonide denke — ſagte Herr von Roſe, indem er das Coſtüm' des Bildes muſterte und mit dem lächelnden Ausdrucke des Geſichts zu vergleichen ſchien, und ſehe ſie hier in dieſer Grandezza, ſo kommt ſie mir vor, wie eine Pſyche im Reifrocke. — Die meinige wollte entfliehen, als ich den Ausdruck, *meine Leonide*, vernahm. Ja, Adele! ich ſchäme mich nicht, Ihnen die jugendliche Schwäche meines Herzens zu enthüllen, ſpäter werden Sie finden, daß es dennoch Ihrer Achtung nicht ganz unwerth war!“

„Leichenblaß und mit entſchwindenden Gedanken ſank ich auf einen Stuhl; die Oſſten kam mir erſchrocken zu Hülfe, und Herr von Roſe verweilte mit beſtürzter Aengſtlichkeit an meiner Seite, bis ich mich erholt hatte. Ich nahm mich zuſammen, und verſicherte, die freie Luft würde mir friſchen Lebensgeiſt einhauchen. Die Oſſten wollte mich begleiten, Herr von Roſe ſtand unſchlüſſig, ob er es wagen dürfe — ich äußerte jedoch den Wunſch, allein zu ſein. Bei Tiſche, es war nicht weit von dieſer Zeit — that ich mir Gewalt an; Herr von Roſe genoß ſchweigend nur wenige Biſſen, ſein Blick hing bekümmert auf mir, als durchſchaue er meine Anſtrengung.“

„Nach Tiſche flüſterte mir die Oſſen zu, ſie hätte mir viel Wichtiges zu erzählen, müſſe aber, da einige dringende Briefe zur morgenden Poſt abgehen ſollten, ſich die mitzutheilenden Neuigkeiten bis zum Abende verſparen. Herr von Roſe ritt auf die Jagd, und ich freuete mich, daß ich mir ſelbſt überlaſſen war.“

„Es war ein wunderſchöner Herbſttag; ich ſetzte mich auf mein Lieblingsplätzchen am Brunnen. Das eintönige Geplätſcher des Waſſers wiegte mich in Träume der Vergangenheit, und auf dem blaſſen ſchrägen Sonnenſcheine zitterten alle Herbſte meines jungen Lebens an mir vorüber. Seit dieſem Morgen, wo Leonidens Bildniß im ſchönſten Zimmer des Schloſſes aufgehängt ward, fühlte ich meine Unhaltbarkeit in dieſem Hauſe, und eine innere, überzeugende Stimme ſagte mir, daß mein Verhältniß als Geſellſchafterinn eines unverheiratheten Mannes nicht geziemend wäre. Nur das Unglück, was mich auf ſeinem Gebiete traf, konnte einen kurzen Aufenthalt hieſelbſt entſchuldigen. Was auch die Oſſen dagegen ſagen mochte, dieſe jungfräuliche Autorität konnte ihr Urtheil nicht widerlegen, denn ſie gab es als ein geſchlechtsloſer Engel. Vielleicht würde ich unbedenklich dieſer Freundinn und dem Schutze ihrer reinen, hohen Seele vertraut haben, wenn ich für Herrn von Roſe nichts weiter, als die verdiente dankbare Verehrung empfunden hätte; aber meine leidenſchaftlichen Wünſche umfaßten ſein verſagtes Herz, und dies Bewußtſein beſchämte mich Arme und trieb mich von hinnen.“

„So nahm ich den Schmerz des Abſchiedes voraus; ich beneidete den fühlloſen Waſſerſtrahl um ſein Bleiben an dieſer lieben, geheiligten Stelle, und hätte mein Daſein gleich ihm hinrinnen mögen — aber nur in Thränen floß das Weh der Gewißheit aus, daß ich fort müßte. Mein müdes Haupt an einen der marmornen Löwen gelehnt, ruhete ich mit geſchloſſenen Augen, ohne zu ſchlafen, und hatte nicht geſehen, daß die Schatten länger würden, daß die glühende Sonne ſank; mein Geiſt wandelte in einer Ideenwelt, und der kalte, abendliche Hauch, welcher um die Quelle ſchauerte, beſtrich mein Gefühl, ohne daß ich davon wußte.“

„Da ſchlug ein Hündlein an, — ich fuhr empor, und Herr von Roſe, erhitzten Angeſichts, ſtand unter den entlaubten Bäumen ſeines Namens; ein Berghuhn ſchwankte in ſeiner Jagdtaſche. So traurig meine Liebe? fragte er mit denſelben Worten, ja, mit derſelben Stimme, als damals, wo er mich zuerſt an dieſem Platze fand. So einfach und ſtetig war das Herz dieſes Mannes!“ —

„Ich ſagte ihm, daß dieſer Ort wohl keine andere als wehmuthsvolle Betrachtungen in mir anregen könnte; da antwortete er mir: Die Roſen ſind längſt verſtäubt, die blühenden Zeugen jener Jammerſcene, Ihres Vaters Grab begrünt der Raſen, doch Sie, liebes Fräulein, ſind vergebens hier geweſen — und das ſchmerzt mich! mehr als Sie zeigen, leiden Sie! — Ich dachte heimlich, wie wahr er ſpräche — doch hob ich meine Hände zu ihm auf, und ſagte: O ewig werde ich Roſenwalde nicht vergeſſen! — Ein trübes Lächeln flog über ſeine Züge. Man gedenkt der guten Zeit nicht allein, erwiederte er zweifelhaft. Sie würden ruhiger ſein, wenn es Wilhelminen und mir gelänge, Sie von unſeren Wünſchen für Sie zu überzeugen. Ach Naemi! — Es war das erſte Mal, daß er mich bei meinem Taufnamen nannte — was wollte — was könnte ich nicht für Sie thun! — Mit einem kleinen Beweiſe davon hat dieſer Nachmittag mich beſchämt. Sie lobten jüngſt das Fleiſch des Berghuhns, als desjenigen, das ſie am zarteſten und ſchmackhafteſten fänden. Heute fliegt ein Berghuhn von beſonderer Größe vor mir auf, ich denke an Sie — ich muß es haben. Allein es neckt und lockt mich immer weiter, von manchem Fehlſchuſſe erhitzt, verfolge ich es, ohne darauf zu achten, wohin? und als es endlich getroffen ſinkt, trifft der Blick eines Mannes von vornehmen Anſtande auch mich, wie ein Geſchoß voll tödtenden Schreckens; denn ich ſtehe auf fremdem Revier, und vermuthete, daß der Herr deſſelben den Wildſchützen meſſe. Ich bekenne mich zu der unbegreiflichen Verirrung, liefere ihm das erlegte Huhn aus und nenne meinen Namen. Aber er verweigert es anzunehmen, ſcherzt fein über die Raubjagd, welche ihn mit einem Nachbar bekannt mache, den er morgen habe beſuchen wollen, und ladet ſich nun auf den ſtreitbaren Braten zu Gaſte. Dies ſolle meine Strafe ſein — ſagte er, und lächelte.“

„Und dieſer zu erwartende Gaſt war — hier muß ich meiner Erzählung vorgreifen, Adele — der Herr von Haag aus Burgſtein, mein lieber Mann, den Gott erhalten möge!“

„Dieſes Gut, wie Sie wiſſen, noch jetzt das unſrige — liegt eine Meile von Roſenwalde, und beherrſcht eine Anhöhe. Es war verſäumt und verfallen, weil ſeit einem halben Säculum betrügeriſche Dienſtlinge darauf gewirthſchaftet, bis es endlich fünf Jahre vor dieſem Zeitpunkte meiner Geſchichte einer alten adeligen Dame erblich zufiel, die mit ihrem großen Vermögen und einem noch größeren Geize bisher in einer kleinen Stadt gelebt hatte. Sie bezog es, um keines Vortheils verluſtig zu gehen; aber der höchſte irdiſche entging ihr dabei, die Geſundheit. Sie ward contract durch eine Erkältung, die ſie ſich auf niedern Geſchäftswegen zugezogen.“

„Ihr einziger Sohn war in der Welt gebildet worden und hatte ſich dem Forſtweſen gewidmet. Seine ausgezeichneten Kenntniſſe, ſeine praktiſche Tüchtigkeit in dem erwählten Berufsfache fanden ſchon früh ihre gebührende Anſtellung, und theils in amtlichen Verſendungen auf Reiſen, theils an den Ort ſeiner Beſtimmung gefeſſelt, beſuchte er jetzt ſeine Mutter in Burgſtein zum erſten Male.“

„Herr von Roſe erzählte mir dies flüchtig, und meine bewegte Seele ſtillte ſich indeſſen.“

„Jetzt kam die Oſſien vom Schloſſe her, und ſchalt, daß ich, meiner heutigen Ohnmacht uneingedenk, mich noch ſo ſpät der Abendluft ausgeſetzt hätte. Wirklich fühlte ich mich durchkältet und auch durchglühet — — wenn ich der Worte gedachte: o *Naemi! was könnte ich nicht für Sie thun!* Sie brannten flammend in meinem Herzen.“

„Nach der Abendtafel zog die Oſſien mich abſeits, während der Pfarrer des Orts mit Herrn von Roſe zu ſprechen verlangte.“

„Die Thüre des Paradezimmers ſtand noch geöffnet, der Mond beſchien Leonidens Portrait, und das magiſche Spiel ſeiner Strahlen lieh dieſen Zügen ein geiſterhaftes Leben. Angezogen davon ſagte die Oſſien: Kommen Sie herein, liebe

Naemi! Wir ſetzen uns auf den Divan, und ſehen, wie das Bild gegenüber ſich in mondlicher Beleuchtung ausnimmt. Auch ſucht uns hier Niemand, und ich möchte gerne ein Viertelſtündchen Ruhe haben, um ihnen Mehreres erzählen zu können. Nach den Briefen, die heute mein Vetter erhalten, iſt die Vermählung der Prinzeſſinn Anna im Werke, und Leonide hat dem Dringen ihrer fürſtlichen Freundinn widerſtanden, die ſie beſtürmte, bei ihr auszuhalten, bis dieſe Epoche vorüber wäre. Sie ſehnt ſich weg, ſie hat es ſatt — und ſetzt nun ſelbſt die Hochzeit zu Anfange des neuen Jahres feſt, wenn es dem Bräutigam alſo genehm wäre. Die Oberſtinn iſt mit einer kleinen Geſellſchaft von Schöngeiſtern und Kunſtfreunden nach Sicilien gereiſt und wird ſobald nicht wiederkommen. Ein Glück für meinen Vetter! Obgleich er Conſequenz genug beſitzt, um dieſer Schwiegermutter gewachſen zu ſein.“ —

„Der gute Conradin — (ſo hieß Herr von Roſe,) ſchien das Ziel ſeiner geduldigen Hoffnungen nicht ſo nahe erwartet zu haben; gewiß! er war betroffen. Es fiel mir auf daß er ſagte: er ſtelle nun ſein ganzes Vertrauen auf mich, und fürchte nicht, daß ich ihn zu einer Zeit verlaſſen werde, wo ſein Haus, wie ſein Herz — meines hülfreichen Beiſtandes mehr als jemals bedürften. Sein Herz! wiederholte Wilhelmine mit ſteigendem Tone, als ſei der Sinn dieſes Ausdrucks für ihren Begriff noch unfaßbar, und die Braut winkt ihm zum Altare! Leonide ſollte das gehört haben! — Er ſagte ferner: ich möge nur bedenken, daß Leonide als Hofdame den Obliegenheiten der Häuslichkeit entfremdet worden ſei, ja er müſſe bezweifeln, daß ſie jemals eine praktiſche Anleitung dazu erhalten — und ich könne mir ein großes Verdienſt um ihn erwerben, wenn ich die — er überſchätzte meine geringen Leiſtungen in ökonomiſcher Hinſicht durch viel ſchöne Worte — die Unerfahrne lehren wolle. Er hat ganz recht, der Conradin, mit dieſem Befürchten und der verbauenden Sorge, es bleibt mir nun nichts übrig als — zu bleiben; aber ich wußte doch wahrlich nicht, daß meines Vetters Herz an der Fuhrung des Haushalts gehangen hätte! — Ach! ich wußte, daß es an einer Unglücklichen hing! das meine ſchlug gepreßt, da ich antwortete: O theure Wilhelmine! verlaſſen Sie ihn niemals! ein guter Engel waltet dann in dieſen Räumen und ziehet Segen auf ſein Haus herab! — Die Oſſien umarmte mich gerührt, ich ſchmiegte mich an ihre Bruſt, und ſagte weiter: Ich aber muß weg von hier, und je eher, deſto beſſer; ſo bitte ich Sie, mir durch ihre Connexionen zu einer Stelle als Geſellſchafterinn zu verhelfen oder mich als Wirthſchafterinn zu empfehlen."

„Was aber treibt Sie denn fort, Naemi? fragte Wilhelmine in dem Tone der beleidigten Freundſchaft, Leonide doch nicht? Sie iſt gut, mildſelig, eine Taube an Gemüth und Sinn!"

„Ich erhob meine Augen zu dem Bilde — es ſchien dieſes Lobes zu lächeln. Eben deswegen! erwiederte ich, und dieſe Antwort war der Schluß abweichender Gedanken, in denen ich mir vornahm, nicht der Geier werden zu wollen, an dem ihre ſanfte Ruhe ſich verblute; doch, fügte ich, dies ſtille Gelubde verſchweigend, hinzu: Um ſo mehr iſt Fräulein Loſtenberg jeder achtungsvollen Rückſicht werth. Setzen Sie Sich in meine Lage, Wilhelmine! Ich appellire an Ihre weibliche und — laſſen Sie mich dies Wort brauchen — adelige Delicateſſe: welche drückende Rolle müßte ich, die aufgefundene Schutzgenoſſinn des Gemahls, im Beiſein der Dame vom Hauſe ſpielen! Dies Verhältniß würde mich nie einen Antheil an ihrem Herzen gewinnen laſſen, und wenn dies Herz das gütigſte, das umfaſſendſte wäre. Das Loos der Dienſtbarkeit kann nicht ſo demüthigend ſein! —“

„Die Oſſien ſchwieg überwunden, ſie verſprach mir ihr Verwenden und meinte, wir wollten jedoch nichts übereilen, der Herr werde wohl einen Weg bahnen, wo mein Fuß gehen könne, und ſie ſelbſt wolle mit harrender Seele auf ſein Geheiß an mich achten!“

„Am folgenden Mittage erſchien angekündigtermaßen der Herr von Haag: um folgerichtig zu erzählen, muß ich ihn jetzt noch ſo fremd nennen.“

„Ich dächte,“ unterbrach Adele ihre Schwiegermutter, „der Vater müſſe ein ſehr hübſcher Mann geweſen ſein! er ſieht ſelbſt als Greis noch ſo jünglingskräftig aus, obgleich er ſeit dem Tode meines Max merklich verlor.“

Die Oberlandforſtmeiſterinn antwortete: „Er war von ſchönerem Bau als Herr von Roſe, und als ich ihn kennen lernte, ſchon über die erſte Jugend hinaus. Er ſtutzte bei meinem Anblicke, eine jähe Röthe überlief ſein männliches Geſicht — mein Name mußte ihm zweimal genannt werden und ein verwirrender Eindruck, den ich auf ihn gemacht, konnte den Andern ſo wenig als meiner Achtloſigkeit auf den fremden Gaſt entgehen. Ich war froh, als die Tafel ein Ende nahm. Herr von Roſe und die Oſſien führten ihn nach dem Kaffee in den Wirthſchaftsgebäuden, die er zu beſehen wünſchte, und in den weitläufigen Partien des Gartens umher; ich blieb unter einem Vorwande zurück. Es war ſpät, als er mit der Bitte von uns ſchied, ſeinen Beſuch bald wiederholen zu dürfen.“

„Als er fort war, erzählte mir die Oſſien, daß Herr von Haag ſich durch eine auffallende Aehnlichkeit betroffen gefühlt hätte, welche ich mit einer jungen Dame haben ſolle, die kürzlich durch elterliche Despotie zu einer verhaßten Heirath gezwungen worden wäre. Er ſelbſt ſei ein verborgener Zeuge der Trauung und nahe daran geweſen, das rührende Opfer durch eine Gewaltthätigkeit zu befreien; aber er hätte es dennoch ſeinem Schickſale überlaſſen müſſen und alle Stärke der Vernunft vonnöthen gehabt, um ſich in die Unabänderlichkeit jener ehelichen Haft für ein Mädchen zu finden, in welchem die Oſſien eine heimliche Geliebte vorausſetzte. — Und jetzt erblickte er in mir, die Doppelgängerinn der Betrauerten, eine freie, kranzeswerthe Jungfrau! ſein Erſchrecken entſchuldigt ſich demnach. Er hatte ſich genau nach mir erkundigt, und ich kannte meine Wilhelmine! Gewiß hatte ſie das Licht in der Schilderung meiner Eigenſchaften nicht geſpart und den erforderlichen Schatten nur auf mein Geſchick fallen laſſen. Ach! es erſchien mir jetzt mehr als jemals ein Nachtſtück! ungeachtet ein vergleichender Gedanke an die arme Sclavinn, der ich ähnlich war, mich fühlen ließ, daß die Freiheit ein Glück wäre, welches viel Kummer aufwöge. Meine Verlaſſenheit, ſonſt die Urſache ſchmerzlicher Reflexionen und die Quelle meiner Thränen, ward mir jetzt ein tröſtender Grund, denn Niemand lebte auf Erden, der mir Ketten ſchmieden konnte für eine lebenslängliche Leibeigenſchaft: mein Wille war frei! Ich vergaß jedoch in dieſem Selbſtbewußtſein, wie abhängig mein Geſchlecht überhaupt ſei.“

„Das Glück, Adele, ich kann mich hierbei dieſer Bemerkung nicht erwehren — jedes Glück iſt doch wirklich ein tiefes Geheimniß: ſo lange wir es gleichſam unbewußt genießen und ihm den Schleier laſſen, unter dem es uns ſegnet, ſo lange bleibt es uns treu; der erſte Lichtſtrahl der Erkenntniß aber machte es entfliehen. —“

„Herr von Roſe ſchien mir niedergeſchlagen, ſinnig, wortarm, doch blieb er nicht unthätig und wenn auch ſeine Freude der Vermählung nicht voraus eilte, ſo bereitete doch ſeine Fürſorge der künftigen Gemahlinn eine ſchöne und ſchickliche Aufnahme.“

„Bauleute kamen in das Schloß, um einige nothwendige Veränderungen vorzunehmen, ein Stubenmaler mit ſeinen Gehülfen zog ein und legte dem Herrn von Roſe Zeichnungen vor. Er wählte ſeltſam; für eines der Zimmer ſuchte er das liebliche Fabelbild von Philemon und Baucis aus, welches auf allen Wandſeiten ſeine wechſelnden Scenen entfalten ſollte; hier die ländliche Hütte des greiſen Paares, und die pilgernden Fremdlinge aus dem Olymp vor der Thür; dort das Innere derſelben und die rührende Einfalt in der Uebung des Gaſtrechts. Dann Jupiter in ſeiner himmliſchen Hoheit, den Götterboten an ſeiner Seite, die anſchwellende Fluth, und zuletzt die Verwandlung der Hütte in einen Tempel und der beiden abgeſtorbenen Alten in friſche lebensvolle Bäume zum Schutze des Heiligthums. — Nach meinem eiferſüchtigen Bedunken enthielt die Wahl dieſer mythologiſchen Bilderſtoffe einen ſchmeichelhaften Sinn für die Braut, und ſollte den Wunſch andeuten, nach einem langen, ſtillen Leben in Liebe, beſeligt durch die Gegenwart eines Gottes, gleichzeitig vollendet zu werden. —“

„Für das zweite Zimmer wählte er den blinden Oedip, von ſeiner Tochter Antigone in die Verbannung begleitet. Dieſe claſſiſche Erinnerung ſchien meinem täuſchbaren Herzen einen Bezug auf mich zu enthalten. Vielleicht — dachte ich — ſoll die griechiſche Jungfrau, die mit rührender

Treue ihrem herumirrenden Vater in ein dunkles Elend ſolgt, ihn an Naemi mahnen, die ohne Heimath, wie Antigone, ihren lichtloſen Vater an die Schwellen des Todes führte! — “

„Das Klopfen und Hämmern der Maurer und Zimmerleute bröckelte zermalmend an der Kraft meines Herzens, jeder Pinſelſtrich des Malers, ob auch in leuchtende Farben getaucht, verwiſchte an dem paradiſiſchen Gemälde, worin Roſenwalde und ſeine Bewohner in dem Rahmen meiner Seele aufgenommen und ſo feſt darein gefügt war, als ſolle es ewig halten — es trieb, es drängte mich von dannen — und ſo oft ich im Vorübergehen einen flüchtigen Blick nach Leonidens Bilde warf, ſchien ihr Lächeln mich auszuſpotten, daß ich noch hier wäre. — “

„Es dauerte nicht lange, ſo kam Herr von Haag wieder, pour prendre congé, wie er ſagte; und die Finſterniß, welche bei der Meldung ſeiner Ankunft das helle Geſicht des Herrn von Roſe überlief, verſchwand, als er dies hörte. Ich war heute nicht ganz ſo unbefangen gegen Herrn von Haag, als wie ich ihn das erſte Mal ſah. Seit ich wußte, daß meine Perſönlichkeit eine theure und traurige Reminiſcenz für ihn ſei, machte mich ſein Blick erröthen, der mich immer wieder mit vergleichender oder unterſcheidender Schärfe aufſuchte. Aber es war ja eine Andere, die ihm in mir gefiel, und alſo mein jungfräuliches Intereſſe an dieſer Eroberung getheilt, durch einen kleinen, kühlenden Reiz auf die erſte Liebe dieſes würdigen Mannes und ihr fortglühendes Feuer.“

„Herr von Haag erzählte, daß ein unabweislicher Geſchäftsruf durch eine Eſtafette an ihn ergangen ſei und er morgen fort müſſe, doch bekümmert ſcheide, da die Geſellſchafterinn und Pflegerinn ſeiner Mutter, ein alterndes Fräulein, geſtern erkrankt, und ihr Zuſtand bedenklich wäre, ſeine unbehülfliche Mutter aber zu beklagen, indem nur eine ſtocktaube Matrone vorhanden, der das Amt der Schlüſſel, welches Jene mit Umſicht und peinlicher Ehrlichkeit geführt, anvertraut werden könne. — Er ſeufzte dabei, und ſein Auge ruhete auf mir, als hätte er mir allein dieſe Sorge mitgetheilt.“

„Drei Wochen waren nach der Abreiſe des Herrn von Haag vergangen. Die theilnehmende Oſſien hatte öfter nach Burgſtein geſendet, um ſich nach dem Befinden der Kranken und ihrer verlaſſenen Dame erkundigen zu laſſen, und immer übler lauteten die Nachrichten von dorther. Man ſah ihrer Auflöſung entgegen — ſie lag im Sterben — ſie war todt!“

„Der Reif lag nun auf den Fluren und die Natur war öde geworden; Blumen und Früchte aber einer ſüdlicheren Zone, der blühende und glühende Ueberfluß um Baucis gaſtliche Hütte, gingen farbig und golden unter des Künſtlers Hand hervor und mit Schöpferfreude ſah er, daß alles gut war. Auch Antigone war nun vollendet, in dem Sinne dieſes Ausdrucks, der ſie als Kunſtwerk ehrte. Herr von Roſe betrachtete die Führerinn des blinden Greiſes mit ſtiller Vorliebe, womit der Maler dieſe Geſtalt behandelt zu haben ſchien. — Er ſtand gerade verloren in ihrem Anſchauen, als der Jäger die Botſchaft von dem Tode des Fräuleins in Burgſtein an die Oſſien überbrachte und gleichzeitig ein Bedienter dem Herrn von Roſe meldete, ein Fuhrmann aus W*** lade im Hofe des Schloſſes Käſten ab, die laut dem Beizettel Ausſtattungsſachen von dem gnädigen Fräulein Braut enthielten.“

„Noch an demſelben Tage fragte ich Wilhelmine bedrängt, ob die Vacanz in Burgſtein nicht eine Stelle für mich wäre. Sie antwortete: Man ſoll zwar von dem Nächſten weder Böſes glauben, noch reden; aber ich darf ihnen nicht verſchweigen, meine Freundinn, daß die alte Frau von Haag in dem Rufe des Geizes, des lächerlichſten Hochmuths und wunderlicher Launen ſtehe. Sie würden keine Seide ſpinnen, arme Naemi, und für Ihren beſten Willen immer Werg am Rocken haben. — “

„Ich würde aber, entgegnete ich, den Troſt Ihrer Nähe genießen und der könnte mich in einer Hölle feſthalten! — “

„Die fromme Oſſien ſchauderte vor dieſer Hyperbel, in der nicht die ſanfte Freundſchaft, ſondern die Leidenſchaft ſich ausdrückte, deren ſcheue Gluth mit jener lautern Flamme zuſammenfloß; aber doch war ſie für Wilhelmine ein wohlgefälliges Opfer.“

„Sie küßte mich und ſprach: Gutes Kind! auf alle Fälle wäre ich zur Hand, wenn es Ihnen an irgend etwas gebräche; man müßte ſich freilich vorſehen — und ginge es nicht, wie es ſollte: nun, ſo wären Sie ja der Dame nicht angetrauet. — Bei dieſen Worten ſeufzte ich und die Oſſien verſprach mir, nach Burgſtein zu fahren und der Frau von Haag einen Condolenz-Beſuch zu machen, wo ſie denn gelegentlich das Terrain ein wenig recognoſciren wolle.“

„Sie mußte ihrem Vetter davon geſagt haben, denn als der Wagen fortrollte und ich den Mantel nahm, um den flüchtigen Sonnenſchein zu benutzen und einen Gang durch den lichten Garten zu machen, rauſchte es im dürren Laube hinter mir; Herr von Roſe war meinen Schritten gefolgt.“

„Sie enteilen mir, liebes Fräulein? ſagte er mit einem ſeltſamen Lächeln und zerſtörtem Blicke. Ich zitterte vor dieſem einſamen Geſpräche, doch mußte ich ihm Stand halten. Wir gingen nun langſam neben einander her. Sie wollen uns verlaſſen? fragte er mit dem Tone eines trauernden Vorwurfes; er ſchnitt mir in die Seele. Vielleicht, antwortete ich um deſto flacher, zu lange ſchon bin ich Ihrer Güte läſtig geweſen. O Naemi! ſagte er gereizt und ungewöhnlich erregt, kränken Sie mich nicht, daß Sie von läſtig ſprechen! Auch iſt dies nicht Ihr Ernſt — und für den Gebrauch herabſetzender Redensarten iſt Naemi zu wahr und edelſtolz. Sie wollen — meinte die Oſſien, meiner künftigen Frau kein Aergerniß geben; doch hätte Wilhelmine ſie Ihnen treu geſchildert, ſo würden Sie wiſſen, daß Leonide weder zu fürchten, noch zu fliehen ſei.“

„Die Furcht, erwiederte ich, iſt ſelbſt den göttlichen Geſetzen der Liebe beigeſellt, und ſo zittere ich davor, Ihrer liebenswürdigen Braut eine ſtörende Fremde zu ſein, denn die Wahl des Herzens iſt frei, und das weibliche ſträubt ſich gegen jede aufgedrungene. Und ſo, mein verehrter Freund! fuhr ich mit aufwallender Wehmuth fort, laſſen Sie mich ziehen, ehe die Roſen von Roſenwalde, welche Ihre — Freundſchaft in meine Erinnerungen pflanzte, zu ſtarren Dornen für mein Bewußtſein werden! Ein trüber Mond — denn mein Leben iſt vielleicht beſtimmt, durch eine lange Nacht zu ziehen — gehe ich am Himmel Ihres Hauſes unter, und mache der ſchöneren Sonne Platz, die einen heitern Tag verſpricht. — “

„Herr von Roſe ſah jetzt mit einem ſprechenden Blicke zu der winterlich leuchtenden auf, und las ich richtig in ſeiner Seele, ſo dachte er, ſie beſchreibt auch kurze Bahnen — wenn Gott es will. — O Naemi! ſagte er mit leiſer Klage, Sie ſind grauſam gegen mich und — gegen die

Oſſien, ſetzte er, um den letzten Reſt ſeiner Beſonnenheit ringend, hinzu. Eine wunderbare Führung giebt Sie in unſern Schutz. Wir halten Sie lieb und werth, wir möchten Sie nimmermehr miſſen — doch Sie zerreißen das Band dieſer zarten Verbindlichkeit ſo gewaltſam, als wäre es eine ſchneidende Feſſel geweſen, und ziehen die kärgliche Dienſtbarkeit bei einer verrufenen Matrone dem gebietenden Aufenthalte in einem Hauſe vor, deſſen hochgeſchätzter Schmuck Sie waren. Das muß mich ſchmerzen! Ich wollte reden — Er ließ mich nicht dazu kommen und ſagte noch: Verſchmähet Ihr ſtrenger Stolz etwa den Schein der Abhängigkeit, der von gemeinem Geſichtspuncte aus auf Sie fallen könnte, ſo iſt er zu beſeitigen. Leonide, von ſchwacher Geſundheit, zart gebaut und zärtlich gewöhnt, bedarf mehr, als einer Stütze. Alles bliebe im alten Gleiſe, und wenn — wenn einſt — ich ließ ihn nicht ausreden. In dieſem Augenblicke öffnete ſich mir ſein Herz und ich ſah in eine Tiefe der Leidenſchaft, die das Grab für die Ruhe dreier Menſchen hätte werden können.“

„Das iſt ein Traum, Herr von Roſe! gab ich ihm entſchloſſen zur Antwort, er würde ihre Hausfrau beſchämen, der ich am beſten durch meine Entfernung nützen kann, und die Ihnen Gott lange geſund und kräftig erhalten möge! — Geben Sie mich auf! und nur mit einem freundlichen Andenken der armen Naemi das Geleite, die zwar ſcheiden muß, aber dennoch, dennoch! hier bleibt! —“

„Er ergriff meine Hand, und drückte ſie an ſeine Lippen; eine heiße Thräne rollte über meine Finger und ihr brennender Fall ließ mich fühlen, wie warm ſein Herz für mich ſchlage. Es war gut, daß der Sturm in meiner Seele ſich legen konnte, ehe die Oſſien wiederkehrte. Sie kam zu mir auf mein Zimmer, und ich ſah an ihrer Miene, daß ſie nichts Gutes brächte. Ach Naemi! ſagte ſie vorklagend; es wird wohl nichts für Sie ſein drüben in Burgſtein; das wäre eine ſchauderhafte Reſſource! Mir iſt ein Grauen angekommen. —“

„Und Frau von Haag will mich nicht? fragte ich, indem bei dieſer niederſchlagenden Erklärung der gute Geiſt meiner Pflicht mich aufrecht hielt.“

„Gewiß! erwiederte Wilhelmine, die Noth zwingt ſie, ihre unmilde Hand nach Hülfe auszuſtrecken; aber dieſe Treiberinn ſtehet nicht hinter Ihnen, Sie in einen Ort zu jagen, deſſen Einrichtung jedem wohlgeordneten Gemüthe widerſtehen muß.“

„Wilhelmine! ſagte ich mit Reſignation, ich muß fort; glauben Sie mir das nur, mir bleibt kein Suchen und kein Wählen! In Burgſtein wäre ich doch aber nur eine Meile von Ihnen entfernt, ich könnte zuweilen ein Wort des Troſtes aus Ihrem lieben Munde vernehmen; meine Umgebung möchte dann ſein, welche ſie wollte, ſie würde nicht an die beruhigte Seele rühren. Meine Gedanken ſchwangen ſich höher, während ich ſo ſprach, die Gegenſtände ſchienen unter mir zu wanken, ein Tiſchchen, worauf Lichter in ſilbernen Armleuchtern brannten, und wo ein kleines Crucifix von getriebener Arbeit zwiſchen inne ſtand, mir wie ein Altar zu winken. Erfüllt vom reuigen Gefühle meiner Schwachheit, fuhr ich fort: Mir iſt wie einer Sünderinn, die ſich nach der Beichte ſehnt, und wo Zwei und Drei verſammelt ſind in ſeinem Namen, da will der Herr unter ihnen ſein; hören Sie mich, Gute!“

„Sie ſah mich erſtaunt und ängſtlich an; Demuth und Neugier miſchten ſich in ihren Blicken, als ſie erwiederte:

Der Heiland nur iſt unſer Hoherprieſter; ich aber bin ein ſündiges Weſen — doch wollen Sie ſich mir mittheilen, ſo — —“

„Wiſſen Sie denn, ſagte ich nun; ich Arme liebe Herrn von Roſe, das Eigenthum einer Anderen; doch das wäre nur mein Schmerz, aber er liebt auch mich, und das vergiſtet den Pfeil der Leidenſchaft, an dem meines Herzens Ruhe, wie der Friede ſeines Gewiſſens ſich verbluten würde. Ein unbewachter Augenblick verrieth ihn heute. Er denkt an die zarte Conſtitution ſeiner Braut, und führt vielleicht auf dem ſchwachen Gebäude der ahnungsloſen Leonide Wünſche auf, unter deren verbrecheriſcher Schwere ſie um ſo früher in das Grab ſinken könnte. — Ich aber will für ihr Leben wie für ihr Glück beten, und das meine Gott befehlen.“

„Der Herr ſegne und behüte Sie, Naemi! und gebe Ihnen Frieden! ſagte die Oſſien engelmild, und der Segensſpruch dieſer reinen Jüngerinn ſeiner Lehre, von einer Liebkoſung begleitet, abſolvirte mich. Armer Conradin! fuhr ſie fort, wie ſehr beklage ich ihn! Allein ich denke, es wird ſich alles wieder ausgleichen, wenn nur — jetzt ſehe ich ein, daß Sie Recht haben. Wir wollen es alſo fürs Erſte mit Burgſtein wagen; vielleicht fände ſich unterdeſſen ein beſſerer Platz für Sie, und ich ſelbſt will dafür bemühet ſein.

„Sie nahm ſich nun meiner mit einer Thätigkeit und Sorge an, wie deren nur eine Mutter für ihr Kind fähig iſt. So brachte ſie den Vergleich mit Frau von Haag zu Stande, und ihre beſonnene Klugheit ſicherte mir ſo viele Vortheile und Rechte, als nur irgend in dem Verhältniſſe, welches ich einging, zuläſſig waren. Herr von Roſe beſchenkte mich beim Abſchiede mit einem wunderſchönen Perlenhalsbande. Sie haben Thränen hier vergoſſen, Naemi! ſagte er mit erſtickter Stimme, nehmen Sie ein Andenken daran, und — an mich! — Als ich das Etui öffnete, fand ich ſein Wappen in einer Faſſung von kleinen Brillanten in dem Schloſſe, daß dieſe reichen Reihen zuſammenhielt.“

„Die Oſſien drang mir eine koſtbare Uhr auf. Sie ſagte ſehr gerührt, wenn Ihnen einſt die Stunde ſchlägt, welche ihre Leiden belohnt, dann, Naemi! erinnern Sie ſich meiner treuen Theilnahme; doch bis dahin zeige Ihnen dies kleine Geſchenk meiner Freundſchaft, wie flüchtig die Zeit, auch die böſe — ſei, wie ſchnell ſie verrinne, die nur der Tropfen am Eimer gegen das Meer der vergeltenden Ewigkeit iſt! —“

„Ich hatte Burgſtein noch nicht geſehen, da ich es von meiner Freundinn begleitet, als meinen künftigen Wohnort betrat. Es war, als öffneten ſich mir die Pforten des Todes, als die Thorflügel bei der Einfahrt in die einſame Bergfeſte knarrend aufgingen. Schon der äußere Anblick war wüſt; die Hofgebäude im gänzlichen Verfall und geſtützt, durch die ſchadhaften, ſchmutzblinden Fenſter des Flurs ſauſete der Wind.“

„Innen empfing mich ein gleich düſterer und unſauberer Geiſt. Alte Schränke, beſtäubt und morſch, mit großen Vorlegeſchlöſſern verwahrt, ſtanden den Hausraum entlang, und hoch und niedrig, ſchmal und breit neben einander, was meinem ſymmetriſchen Sinne von jeher ein Aergerniß war. Zerbrochene Gipsvaſen mit ausgeſtopften Lücken waren in eben ſo geſchmackloſen Verhältniſſen darauf geſtellt, und daneben Blumentöpfe von Thon voll dürren Erdbodens und vertrockneten Geſträuchen. Schießgewehre hingen an den Pfeilern, ein Schrecken für die Diebe, und drei Kettenhunde zu gleichem Zwecke gehalten, verwehrten mit gellendem Geheul, wie Cerberus, meinem Schattenbilde — denn dazu mochte ich, Angeſichts dieſer Schauerſtücke geworden ſein — den Eintritt in das Reich der Finſterniß. Die ſtocktaube Hausverwalterinn machte mit grämlicher Wortkargheit und ſcheelen Blicken die Honneurs, und wies uns in das Zimmer ihrer Dame. Dieſe ſaß in einem urväterlichen Lehnſtuhle zwiſchen Betten und Katzenfellen, dem Ofen nahe, deſſen ſpärliche Flamme ſie von Zeit zu Zeit mit einem Scheitchen nährte. Ein Korb voll geſpaltenen Holzes ſtand neben ihr, und auch während ſie mit uns ſprach, griff ihre knöcherne Hand, wie im Mechanismus der Sparſamkeit, ſtets nach dem kleinſten Spahne. Durch die Oeffnung des Thürchens ſpielte der röthliche Schein über ihr fahles Geſicht — ſie glich wirklich einer Höllenheizerinn! —“

„Das Zimmer hatte weder Vorhänge noch Tapeten, nur die Spinnen webten in allen Winkeln, und ihre graue Arbeit hing tief herab. Auf einer wurmſtichigen Commode prangte ein Antiquitäten-Cabinet von Porcellan, am Spiegel hing der vorjährige Calender, und eine mit ſtarken, meſſingenen Bänden verſehene Chatoulle diente der Frau von Haag als Fußbänkchen.“

„Gott im Himmel!“ rief Adele mit lächelndem Abſcheu, und machte ein wehrendes Zeichen, „welch ein Aſyl war dieſer Aufenthalt für den Flüchtling der Liebe aus dem Eden von Roſenwalde! — Ich wäre ſtehenden Fußes wieder umgekehrt, und denke mir die Frau Groß-Schwiegermutter ſo ungefähr wie die Hexe von Endor! — nicht?“

Frau von Haag lächelte auch, und nickte; dann fuhr ſie fort: „Ich hätte mich wohl verſucht dazu gefühlt — aber, was wir ſollen, meine Tochter, haben ſie das noch nie empfunden? Das wollen wir auch, und wäre es gegen unſer innerſtes Widerſtreben.“

„Doch weiter. Die Oſſien ſtellte mich meiner Patroneſſe vor, und ich bewunderte den berechneten Anſtand, wie die gewandte Feinheit, womit ſie der Dame zu verſtehen gab, daß ich noch fort und fort den Schutz und die Freundſchaft der Familie von Roſe genießen würde. Frau von Haag bot uns Caffee an, wir dankten — und freueten uns der einzigen modernen Ausnahme, die hier zu walten ſchien, ſie nöthigte nicht. Gott! wie ward mir, als die Oſſien nun aufbrach! —“

„Sie verſprach mir einen baldigen Beſuch, um ſich von meinem Ergehen zu überzeugen, und nun — es half nichts — mußte ich mich zuſammennehmen. Frau von Haag verletzte mich ſogleich durch eine Menge unzarter Fragen, als hätte ſie mit meiner Perſon auch ein Recht an meine Geheimniſſe; allein die Oſſien, mit dieſer unbeſcheidenen Neugier bekannt, hatte mir die Antwort in den Mund gelegt. Ich fand zwar nun auch, was ſie mich oft verſichert, daß die Dame vom Schloſſe Burgſtein ſehr viel Verſtand beſitze; aber nur um deſto mehr ekelte mich ihr ſchnöder Geiz und der gemeine Schmutz an, worin ſie ſich zu gefallen ſchien. Auch empörte mich ein gewiſſer Ton der Ueberhebung an ihr, der Einklang von adeligem Hochmuth und Geldſtolz; ein hochtrabendes Hinwegſetzen über jede edle Sitte.“

„Nachdem unſer Abendbrod, eine frugale Kümmelſuppe, bei dem dunſtigen Scheine einer übelriechenden Lampe verzehrt war, entließ mich Frau von Haag, und ich durfte mich nun in mein Zimmer, wenn es dieſen Namen verdiente — begeben. Ein ſibiriſcher Hauch wehete mir bei dem Eintritte entgegen und blies mir das dünne Licht aus. Seit dreißig

Jahren vielleicht und länger mochte dieſe Räume kein geſelliges Winterfeuer erwärmt haben, denn das eiſerne Oefchen war eingeroſtet. Einige Möbeln, morſch, wie alles in dieſem Hauſe, reichten eben zur Nothdurft hin; doch das breite Fenſter, dem eine ſtreifige Schürze zur Gardine angehängt war, entſchädigte mich; ich ſah nach Roſenwalde, und das Schloß wie die Kirche waren bei dem Glanze des Vollmonds in lichter Ferne deutlich zu erkennen. Mein Herz wie mein Auge labten ſich an dieſem Anblicke.“

„Ich fand meine Sachen vor, dabei ein leichtes Feldbett, das die Oſſten nebſt ſchönen Matratzen und Federbetten, ohne mein Wiſſen für mich hatte einpacken laſſen, und ein Kiſtchen, wovon ich eben ſo wenig wußte. Als ich es öffnete, erblickte ich ein kleines, compactes Magazin voll Vorräthe, deren gewohnten Genuß ich hier, trotz meiner ſtoiſchen Gleichgültigkeit gegen den Reiz des Wohllebens, doch vermißt haben würde. O wie mütterlich hatte meine gute Wilhelmine für mich geſorgt! Da war Caffee, gebrannt und gemahlen und eine Maſchine ihn zu bereiten, eine verſchloſſene Kruke voll Spiritus, eine gefüllte Theebüchſe, Zucker, ein chemiſches Feuerzeug, Nachtlichterchen, ein rieſenhafter Wachsſtock — und zwanzig ähnliche Dinge mehr, die, obwohl Kleinigkeiten, ich dennoch jetzt mit großer und freudigſter Schätzung betrachtete. Ja, Adele! das Bedürfniß iſt die richtigſte Wage für den Werth jedes Beſitzes; das lehrt uns Robinſons Geſchichte, das lehrte mich jener Augenblick; auch glich meine damalige Situation einer Robinſonade, denn der Sturm des Schickſals hatte mich an die unwirthbarſte Küſte geſchleudert. Das große Vermögen, das um eine kleine Zeit ſpäter meiner Armuth zufiel, wie ein Goldregen vom blauen Himmel — hat mich nicht ſo entzückt, nicht halb ſo reich gemacht, wie dieſer Fund! Und als ich nun in meinem Koffer noch einen kattunen Morgenrock mit Pelzwerk gefüttert fand, warme Schuhe und ein Stößchen Bücher von meinen Lieblings-Autoren, Lavater und Herder: — da blieb mir nichts mehr zu wünſchen übrig, als was die unſtillbare Sehnſucht meines Herzens mit reiner Liebe umfaßte. —“

„Ich richtete mich nun ein; meine Functionen waren ſehr einfach, wenn es gleich immer zu den ſchwierigſten Aufgaben gerechnet werden mag, die Geſellſchafterinn einer ſo ganz einzigen Frau zu ſein, wie meine Dame war.“

„Sie vertrauete mir die Schlüſſel zu ihrem Speiſegewölbe und den Vorrathskammern an, und ich ſtand erſtarrt vor den ungeheuern Maſſen von Lebensmitteln, denen ein jahrelanges Lager Kraft und Saft geraubt, oder den Schimmel des Alters angeſetzt hatte. Dieſe Unerſättlichkeit im Einſchaffen, und dieſe zitternde Kargheit im Gebrauche! O wie ſind dieſe Reichen ſo arm! Nur die Genügſamkeit lebt aus dem Vollen und genießt in Fülle!“

„Wir verzehrten alſo täglich von dieſen verdorbenen Sachen, und nur der äußerſten Enthaltſamkeit, womit ich genoß, konnte ich es zuſchreiben, daß ich bei dieſer Koſt geſund blieb. Doch dieſe ekle Mäßigung gewann mir den Beifall meiner Dame; auch ihren Caffee verſchmähete ich, weil ich ihn beſſer trank. Sie zählte jeden Abend funfzehn Bohnen zum Frühſtücke ab, die mit gebranntem Spargelſamen verſetzt wurden. Dabei ſagte ſie: Wer den Caffee zähle, werde nie banquerout, weshalb ſie denn dieſe ſchützende Regel beobachte. — Ich lächelte, und gab ihr zur Antwort: das laſſe ſich wohl erklären; denn dieſe kleinliche Mühe ſetze die größte Genauigkeit im Ausgeben voraus.

Sie aber wollte dies häusliche Wohlfahrtsgeheimniß nicht ganz ſo natürlich ergründen laſſen. —“

„Ich nahm mich ihrer Pflege an, in der ſie bisher verſäumt worden war, und ſie ſchien dies doch als eine Wohlthat zu empfinden. Ich aber fühlte es, ſie ward mir gut — und mehr wollte ich ja nicht. Unſer gemeinſchaftliches Leben hatte ungefähr folgende Ordnung: des Morgens las ich ihr zuerſt eine Betrachtung von Sturm, und dann die Zeitungen vor, die wir jedoch erſt um einen Monat verſpätet erhielten, wofür Frau von Haag denn auch nur halb ſo viel als andere Leute bezahlte. Dann beſchickte ich die Wirthſchaft, half ihr ſeidene Fleckchen zupfen, oder alte, vergilbte Schnüre aufdrehen und zu Näbgarn aufwickeln, Siegel von Briefcouverten ſchneiden, und roth und ſchwarz, goldfarben und braun, zuſammenſchmelzen“ — die Oberlandforſtmeiſterinn lachte; „es gab ein ſchönfarbiges Gemiſch, Adele! Ich ſage Ihnen, dieſe Arbeiten kamen mir wie Strafen der Unterwelt vor, in der ich mich bisweilen zu befinden glaubte.“

„Des Abends ſpielten wir Domino oder Triktrak, und ein Kaſten voll alter Bücher, welche Frau von Haag um ein Spottgeld als Schuld angenommen, hatte uns für dieſen und manchen Winter noch mit Unterhaltungs-Lectüre verſorgt. Der Geſchmack der Frau von Haag neigte ſich dem Sentimentalen zu. So entzückte und rührte ein Roman in Briefen, Geſchichte Carls von Burgheim und Emiliens von Roſenau, ſie oft bis zu Thränen, und ſie konnte ſich nicht ſatt daran hören. Auch die blaue Bibliothek aller Nationen und die Mährchen der Tauſend und Eine Nacht ergötzten ſie, wie mich, und ihre habſüchtige Phantaſie badete ſich gleichſam in den Diamanten-Strömen jenes zauberhaften Orients. Sie brach goldne Früchte mit den Töchtern des Morgenlandes, zitterte für die fahrenden Ritter, wenn ſie dem Kampfe mit Rieſen und Drachen entgegengingen, und erklärte mir zuweilen, von jenem magiſchen Lichterſpiele in ihren Vorſtellungen geirrt, ſie würde ſelbſt den Tod davon haben, wenn die erfinderiſche Scheherazade dennoch umkommen müßte. — So hatte denn meine Lage, für das erſte Abſehen ſchreckhaft genug, auch ihre kleinen, vergütenden Annehmlichkeiten!"

„Mein Oefchen ward ſogleich in heizbaren Stand geſetzt, und daß es mir an Brennſtoff nicht gebreche, auch dafür hatte meiner Oiſſen freundſchaftlicher Bedacht durch ein heimliches Abkommen geſorgt."

„Als ich am erſten Morgen in Burgſtein erwachte, fuhr ich erſchrocken vom Fenſter zurück, denn in der zweiten Hälfte der Nacht war ein tiefer Schnee gefallen und hatte einen Schleier über meine Erinnerungen gebreitet. Ich beachtete dieſen Wink der Natur und ſuchte meinen leidenſchaftlichen Schmerz in eine wohlthätige Vergeſſenheit zu hüllen, wobei mir zu Hülfe kam, daß ich gefängnißartig von Roſenwalde, meiner Welt — geſchieden war."

„Nach acht Tagen kam ein Brief des Herrn von Haag an ſeine Mutter. Sie ſchüttelte mehrere Male während des Leſens wie verwundernd den Kopf, und maß mich dann mit verſtohlenen Blicken; ich konnte errathen, daß er ihr über mich geſchrieben. Auch ſendete er ihr eine Schachtel voll theurer Erquickungen mit, die ſie, wie alles andere nach heimlicher Reviſion unter Schloß und Riegel bringen und dann, den Genuß ſich mißgönnend, umkommen ließ. Dabei fällt mir noch eine lächerliche Sonderbarkeit von ihr ein. Sie fühlte die Schmach des Geizes, und um ſie von ſich zu wälzen, ſchob ſie den Erbärmlichkeiten ihrer Kleidung und mancher dürftigen Außenſeite in ihren Umgebungen den Namen ihres Sohnes vor, der mit höchſtem Rechte ihr Stolz war.“

„So waren alle ihre Röcke wie die Bezüge des Sophas und der Stühle von grobem Schachwitz und orlean gefärbt; die großen Ranken und Blumen der Muſter traten in erhabener Arbeit hervor, und die Kanten der Tiſchgedecke, die Gitter und Streifen der Handtücher markirten ſich komiſch bei einer Anwendung, die zuweilen ſelbſt den tiefſchlummernden Satyr der Melancholie zu wecken geeignet war. —“

„Frau von Haag nannte dieſen Zwillich leinene Peruvienne, und ſagte mir, ihr Sohn habe ſie mit dieſem neueſten Fabricate der hauptſtädtiſchen Mode ſo überreichlich verſehen, daß ſie nicht wiſſe, wohin damit? Ich zitterte, daß ſie auf den Einfall kommen könnte, mir ſolch einen Zwillichballen zum Präſent zu machen.“

Hier ward Adele vom Lachreize angefochten; das niedliche Grübchen ihrer Wange bildete ſich, vielleicht zum erſten Male, ſeit man das Grab für ihren Max gehöhlt. Die Schilderung der Schwiegermutter regte den weiblichen Putz- und Modeſinn der jungen Frau zu einer lauten Bemerkung an und erſchütterte ihr Zwerchfell leiſe. Sie ſprach: „Nun, es war ein Glück, daß die gute Dame auf der Inſel Felſenburg wohnte, wohin das Journal des Luxus und der Moden ſich ſchwerlich verirrt haben würde; ſonſt hätte der feurige Einband einen ſchamröthlichen Wiederſchein auf das Geſicht der Färberinn werfen müſſen. Ihre milde Duldung, meine Mutter, belächelte wohl nur dieſe närriſche Lüge gleich den Mährchen der Sultaninn? — Das ökonomiſche Genie der Frau von Haag wäre eine gute Schule für die Schwägerinn geweſen!“ —

„Das weiß Gott!“ antwortete die Oberlandforſtmeiſterinn und erhob die Augen zu dem Himmel der gemalten Decke, und die Seele über die Grenzen des Wiſſens und der Darſtellung.

„Ich erhielt,“ fuhr nun die Erzählerinn fort, „ein Billet von Wilhelmine, worin ſie bedauerte, mich nur ſchriftlich anſprechen zu können, indem bald nach meinem Abgange ein unwillkommener, aber nie ausbleibender Wintergaſt bei ihr eingetroffen ſei, ein rheumatiſcher Zahnſchmerz, der durchaus keine Luft vertrage, und den ſich die Gute wahrſcheinlich zugezogen, da ſie mir das Geleite gab, was ihre zarte Schonung jedoch verſchwieg. — Sie geſellte dieſem liebevollen Schreiben neue Beweiſe ihrer Fürſorge bei, und beſchwor mich um ein aufrichtiges Bekenntniß, wie es mir ergehe und gefalle. Sie klagte mir, daß ſie jetzt viel um ihren Vetter dulde und leide, da er ſie mit Vorwürfen über meine Entfernung belaſte, durch ſeine verſtimmte Gereiztheit quäle und ihr alle Anordnungen für die künftige Einrichtung allein überlaſſe. Sie wolle alles dies gern ertragen, wenn ſie ſich nur der Furcht entſchlagen könne, ob auch Leonide die Veränderung ihres Bräutigams im Geiſte der Liebe richten, und ob ich ohne Gefahr für meine Geſundheit in Burgſtein aushalten werde. Sie ſchwebe in Angſt und Sorgen um mich.

„Ich beruhigte nun die treue Freundinn, und wir leiteten eine fleißige Correſpondenz ein. Auch Herr von Haag ſchrieb oft, und ſeine Mutter, welche nie den Inhalt ſeiner Briefe verlautbarte, ſchalt über das unnütze Porto. Zum Chriſtfeſte wollte er ſelbſt kommen; aber eine dringende Geſchäfts-Commiſſion hielt ihn ab.“

„Der Winter rückte vor, doch war er erträglich. Wie mir die Oſſien gemeldet, würde die Vermählung des Herrn von Roſe in den erſten Tagen des Februars ſein; er war der Braut entgegengereiſt — doch wollte ich nichts Näheres wiſſen, und vielleicht gab die Oſſien eben ſo abſichtlich die bevorſtehenden Ereigniſſe nicht beſtimmter an.“

„An Lichtmeſſe komme ich des Abends auf mein Zimmerchen; durch die ſternloſe Nacht leuchtet ein fernes Geflimmer, das Schloß in Roſenwalde war illuminirt, und deutlich konnte ich den Lichterkranz in der Kuppel des Thürmchens erkennen. Drüben war alſo Hochzeit! — Dieſer Anblick, und der Gedanke, welcher ſeine Bedeutſamkeit erklärte, regte mich unbeſchreiblich auf; ich bat Gott unter Thränen, daß er den edlen Mann glücklich machen möge, der mein ſtarres, tiefes Leid an ſeinem Herzen zur Liebe erwärmt und erhoben hatte! Mein glühender Dank war auf immer ſein eigen! Ich wurzelte an dem Fenſter feſt, der nächtliche Froſt durchſchauerte meine Glieder; aber ich ſtand und ſah, wie die Lampen nach und nach erloſchen, wie die Helle verſchwand, und ein ſtygiſches Dunkel den finſteren Vorhang vor die Scene der Freude niederließ. So erliſcht alles! jedes irdiſche Licht! ſagte ich laut zu mir ſelbſt, und dieſe Betrachtung des Vergänglichen war mir in dieſem Augenblicke tröſtend, ſie lenkte meine Seele zu dem Sonnenthrone des Ewigen. Aber, betete ich mit Inbrunſt, der Zukunft Dunkel ſchreckt mich nicht; der dunkle Pfad führt auch zum Licht. Drum ſei willkommen, ſtille Nacht! ich ſchlummre ſicher, denn Gott wacht! — — Darauf legte ich mich zu Bett, ich wußte mich geborgen — und der Schlaf beſtrich flugs meine müden und verweinten Augenlieder.“

„Allein kaum hatte ich ſeine erquickende Süßigkeit gekoſtet, als eine kalte Knochenhand mich weckte. Ich hatte heute vergeſſen mein Zimmer zu verſchließen, und ſo war denn Frau Gorgon, die taube Hausmeiſterinn, in mein Zimmer gedrungen, ohne daß Schloß und Riegel ſie aufgehalten hätten. Sie ſagte mir, daß unſere Dame erkrankt ſei und über heftige Leibſchmerzen klage; ich möchte nur aufſtehen, vielleicht wüßte ich Mittel und Rath, denn von ihr nähme die gnädige Frau nichts mehr an — ſie hätte ausgedient. Dies letzte ſagte die Alte mit beleidigter Bosheit. Sie glaubte ſich durch mich verdrängt und zurückgeſetzt, meine Vorgängerinn aber hatte mit ihr aus einer Karte geſpielt. Ich huſchte ſchnell in den Mantel, und eilte der Gorgon voran. Frau von Haag ſchien mir ſehr krank, meinem Dafürhalten nach hatten ſich die rheumatiſchen Stoffe, welche in ihrem Körper herumirrten, auf edle, innere Theile geworfen. Ich drang in ſie, mir zu erlauben, daß ich einen Arzt rufen ließe; aber ſie wollte lieber ſterben als dies zugeben. Da nach einigen Tagen die Krankheit noch immer ſtieg, und ein heftiges Fieber mit den Schmerzen wechſelte, ſo gedachte ich meiner Verantwortlichkeit vor dem Sohne der Patientinn und fertigte einen reitenden Boten mit einem genauen ſchriftlichen Berichte des Hergangs der Krankheit und der Bitte an ihn ab, ſobald als möglich ſelbſt zu kommen, weil das Schlimmſte zu fürchten ſtehe. Unter fünf Tagen konnte jedoch Herr von Haag auch bei der beſchleunigtſten Eile nicht in Burgſtein ſein, und ich unterließ bis dahin nichts Mögliches, ihr einen Doctor aufzudringen. Aber vergebens. Die Furcht vor einer Ausgabe war ſtärker, als das Gefühl ihrer Leiden, und wie wahr es ſei, was Gellert ſagt: Der Geizhals bleibt im Tode karg — dies beſtätigte ihr Sterben.“

„Am neunten Tage — ich hatte die Nacht wieder an ihrem Bette durchwacht — erſchrak ich, als ich die Fenſterläden öffnete, und das blaſſe Morgenlicht hereinbrach, vor dem hippokratiſchen Charakter ihres Geſichts. Ihre Züge waren tief entſtellt, die Augen umflort — ſie war ſichtlich ſchwächer und ſchlummerte viel. In unbeſchreiblicher Angſt ſaß ich an ihrem Bette, und lauſchte bald auf die Athemzüge der Kranken, bald, ob ich einen Wagen kommen höre, denn Herr von Haag konnte nun da ſein. Die Stunden ſchlichen wie Schnecken, ich zählte jeden Pendelſchlag. Wiederum dämmerte der Abend, aber noch immer tauchte mir kein tröſtender Stern auf. Da fuhr die Kranke aus ihrer Agonie empor und verlangte mit ſeltſamer Haſt einen Becher Suppe. Erfreuet über dieſen erſten Appetit, den unſere ängſtliche Täuſchbarkeit für ein gutes Zeichen nahm, ward ihr geſchwind ein Griesſüppchen gekocht, was ſich am ſchnellſten bereiten läßt, und ich brachte es ihr, indem die Gorgon ein Stümpſchen Licht dazu hielt. Sie ſah ſtier in die Oberfläche der vollen Taſſe, worauf kleine, bräunliche Inſeln von Muskatennuß ſchwammen, welche die Gorgon zur Stärkung des geſchwächten Magens darauf gerieben hatte, und ſagte mit ſchwerer, ſtammelnder Zunge, wenn die Gorgon mit den Muskatennüſſen ſo wirthſchaften will, ſo werden ſie bald alle ſein! — Darauf ſank ſie geärgert, und ohne daß ein Tropfen ihre bläulichen Lippen benetzt hätte, in die Kiſſen zurück.“

„Herr Jeſu! rief die Gorgon, welche nur die letzten Worte verſtanden hatte, ſie ſagt, es wird bald alle ſein — meint ſie das Licht oder das Leben? — Das Licht ging aus — meine Sinne erloſchen im Entſetzen. Ich werde gleich ein neues anzünden, ſagte die Gorgon erſchrocken, und tappte hinweg; doch die Kranke ſprach mit letzter Kraft, und kaum vernehmlich: Nein! ich kann im Finſtern ſterben. — Als die blaue Flamme des Schwefels ziſchend brannte, war der ſtille Genius mit dem trüben Funken ihres Geiſtes aufgefahren, der, ein Grubenlicht hienieden, nur die Schätze der Tiefe und ihre mühſelige Arbeit beleuchtet hatte!“

Adele ſchauerte. Vertraut mit den Dichtern, ſchaltete ſie ein: „Dabei muß ich des unſterblichen Milton gedenken, wenn er ſagt: Der Mammon ſei unter allen Geiſtern des Abgrunds der niedrigſte, und ſein Blick ſtets geſenkt, weil er im Schoße der Erde wühle, und nur nach Reichthum ſuche!“ —

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſchöpfte Odem und horchte dem Viertelſchlage der Uhr, die auf Sieben ging. „Ich muß nun zum Schluſſe eilen,“ ſagte ſie, „will ich nicht noch einen Abſchnitt machen. Das Schmettern eines Poſthorns,“ ſetzte ſie ihre Erzählung fort, „unterbrach die erſteſtarre Stille um dies Sterbebett. Er kommt! rief ich, als nahe ſich ein erlöſender Engel; auch war er es wirklich, der kam.“

„Herr von Haag trat ein; ſchon auf der Treppe hatte er erfahren, daß die Mutter eben verſchieden wäre.“

„Er beugte ſich ſtumm und in männlicher Rührung über die Leiche, dann ſagte er: Arme Mutter! O ich verſtand ihn! Nun wendete er ſich an mich, und dankte mir auf die wohlthuendſte Art für die Geduld und Aufopferung, womit ich mich der Verſtorbenen angenommen, was mein Ausſehen bezeuge, denn, mein Fräulein, ſetzte er hinzu: Sie ſelbſt ſind krank, verwacht — ich weiß alles.

Der Bote hatte ihm meine Angſt, wie meine Leiſtungen geſchildert, und zwar mit Vorliebe.“

„Die Gorgon ſchlich in ſtillem Grimme abſeits: der nunmehrige Herr des Hauſes verlor an ſie kein Wort, er mochte die Alte kennen; — aber ich fühlte mich unter dem Schutze eines Mannes, dem ich vertrauen durfte, und ſo empfand ich minder das Grauen, welches den Schritten des Todes folgt, und die Furcht vor einer ungewiſſen Zukunft, deren finſteres Nahen kein Lichtſtrahl irgend einer Hoffnung aushellte.“

„Obgleich mir nun ungeſtörte Ruhe vergönnt war, ſo konnte ich doch nicht ſchlafen; meine Pulſe hämmerten in jeder Fingerſpitze, ich hatte mich übernommen. In der Frühe des folgenden Morgens ging ein Wagen nach dem Arzte ab, der die Verſtorbene beſichtigen und mir etwas verſchreiben ſollte. Mit ihm zugleich kam meine geliebte Oſſien, voll treuer Sorge für mich. Sie forderte mich in ihrem und ihres Vetters Namen bittend auf, ſobald ich nur in Burgſtein abkommen könnte, nach Roſenwalde zurückzukehren, und dabei überreichte ſie mir ein Brieſchen von Leonide gleichen Inhalts und nur als Beglaubigungsſchein der mündlichen Bitte, die ſie mir mit dem Dringen der Freundſchaft, welche ſich bereits Rechte erworben, an das Herz legte. Die junge Frau ſchrieb einfach und edel, und dieſe zuvorkommende Güte rührte mich. Aber doch ſann ich auf einen Ausweg, der mir den Rückſchritt nach Roſenwalde erſparen könnte, denn jetzt ſtarrten dort nur Dornen für mich. — Herr von Haag entfärbte ſich, als er die Oſſien von meinem Hinkommen und Dableiben, wie von einer ausgemachten Sache ſprechen hörte, und da ſie fort war, benutzte er den erſten Augenblick, als wäre keine Zeit zu verſäumen, und ſagte, noch immer ohne ſeine gewöhnliche Farbe und Faſſung, indem er meine Hand ergriff und leiſe drückend zwiſchen ſeine beiden ſchloß: Dieſe Hand hat meine Mutter gepflegt; o! dürfte ſie der Sohn als ſein theuerſtes Vermächtniß halten, und nimmer, nimmer laſſen! — Naemi! Wollen Sie die Meine ſein? Und mir, einem Manne von Ehre und Redlichkeit angehören, der Ihnen einen unbefleckten Namen und ein Herz voll zärtlicher Zuneigung anträgt? — Ich bin kein Jüngling mehr, und dieſe bange Frage, die bängſte meines Lebens! iſt nicht die flüchtige Blüthe ſinnlichen Gefallens, ſondern die gereifte Frucht der Ueberzeugung, daß Ihr Seelenwerth den Formen, die mich bei unſerer erſten Bekanntſchaft anzogen und rührten, entſprechen müſſe.“

„Meine Mutter nannte Sie ihren Engel — und ich wußte, daß ſie ſparſam mit ihrem Lobe, wie mit allem war. Wenn Sie einſt mir die Augen zudrückten wie ihr, ſo würden Sie, und vielleicht weinend ſagen: ſie haben treu für mein Glück gewacht! — Dieſe Augen ſtanden jetzt voll Thränen, und bei ihrem Anblicke und dieſer Rede zerſchmolz mein Herz! Ich zitterte an allen Gliedern, und fiel taumelnd an ſeine Bruſt; die verlaſſene Waiſe hatte eine Heimath gefunden, und mein Verſorger war ein edler Mann! Die Weiblichkeit ſprach, zart und jungfräulich geregt, jetzt ſo dringend in mir an, daß alle Gefühle leidenſchaftlicher Liebe hinter dem Berufe verſchwanden, der das ſchwächere Geſchlecht dem Schutze des ſtärkeren anvertrauet.“

„Ich war nun verlobt! aber mein Brautſtand begann unter ernſten Umſtänden und düſtern Zeichen. Der Tiſchler kam, nicht um Beſtellungen zur Ausſtattung zu empfangen, ſondern um das Maß zu einem Sarge zu nehmen; ſtatt der Gratulanten füllten ſchwarzbemäntelte Träger den Flur, und den geiſtigbetäubenden Weihrauch, womit in der Regel eine Braut umduſtet und zu den Göttern erhoben wird — vertrat der bange Geruch des Wachholders, der mich mahnte, des letzten Looſes meiner ſterblichen Hülle zu gedenken.“ —

„Die Gorgon ſtand wie eine häßliche Bildſäule, als ſie hörte, ich ſei die Verlobte des Herrn von Haag; das übrige Hausgeſinde beglückwünſchte mich freudig. Mein Bräutigam nahm ſich wie ein geborner König in all ſeinen herrſchaftlichen Verfügungen; gebietend und unnahbar dem Troſſe gemeiner Anſprüche — großmüthig und milde ſeinen armen und redlichen Unterthanen oder Dienſtleuten. Nur gegen die Gorgon ſchien er mir zu ſtrenge; doch fand ich bald Urſache, ihm das ſtille Unrecht dieſes voreiligen Urtheils abzubitten. Sie trat zu ihm heran, und ſagte mit giftiger Beziehung auf mich: Da ſie die letzte Zeit ihrer langen, treugeleiſteten Dienſte von der Seligen zurückgeſetzt worden ſei, ſo dürfe ſie auch kaum hoffen, daß ihrer, einer vergeſſenen Magd, das Teſtament gedenken werde, wenn eines vorhanden; und ſo bäte ſie denn um ihre Entlaſſung, und um ein Andenken, jenes Sopha in der Wohnſtube, was altväteriſch und morſch, ja doch zu unſerer neuen und ſchönen Einrichtung nicht paſſen werde, und worauf ſie ſich zur Ruhe ſetzen wolle. Der Blick meines Bräutigams durchbohrte die Alte — er ſah ſie lange ſchweigend an, dann ſchlug er ihr das geringe Geſuch ab, und ich wagte nicht für ſie zu bitten. Ich dachte, die Gorgon rühre der Schlag auf der Stelle; ſie ſank faſt in die Kniee, und flehete nun erſt um eine kleine Penſion; die gewährte er ihr.“

„Wenn die Männer wüßten,“ flocht die Oberlandforſtmeiſterinn ein, „daß die Feſtigkeit, woran ſie ihr Wort knüpfen, auch die Hochachtung ihrer Frauen hält, ſie würden ſich der Conſequenz mehr befleißigen. Das Worthalten iſt eine Eigenſchaft, die wir um ſo höher ſchätzen, als ſie uns bei der leiſen und loſen Zungenfertigkeit unſeres Geſchlechts, bei der beweglichen Schwäche unſerer Gefühle, als etwas Großes und Schweres erſcheint, und die recht eigentlich den Mann repräſentirt. Sie wiſſen, meine Tochter, der Vater wägt noch heute ſeine Worte wie Gold — oft drückte mich ſein Schweigen wie Blei — aber ich mußte es dennoch ehren! —“

„Da mein Bräutigam ſich nicht lange in Burgſtein aufhalten konnte, ſo drängte ihn die Nothwendigkeit, den Nachlaß der Todten in Papieren und Documenten durchzuſehen. Ich ging ihm beiſtändig zur Hand, und wir fanden in Motten und Moder tauſend Zeugniſſe für die mißtrauiſche Kargheit der Verſtorbenen, aber nirgends, was der Erbe hauptſächlich ſuchte. Als wir die Truhen und Schränke erſchloſſen, da rauſchte ein verlegenes Sortiment von Zeugen zu Kleidern auf, die der Sohn ihr nach und nach zum Geſchenk gemacht, und die ſie nie angewendet hatte; zerfahren und fleckig fielen ſie an den Geber zurück. Da fanden wir ein ganzes Ablager von müllig gewordenem Zucker, gebleichtem Caffee, vertrockneten Früchten, ja ſelbſt der Marcipan, womit mein guter Mann ſeiner Mutter das einſame Chriſtfeſt verſüßen wollte, was ſie wie eine Hungerleiderinn gefeiert, war verſteint; ein Bild ihres Herzens! — Traurig blickte er mich an, und ſprach mit den Worten der Schrift: Der Geizige gönnt ihm ſelbſt nichts Gutes! —

„Obgleich wir in der Mitte jedes Behälters Käſtchen mit Gelde fanden, ſo vermißte mein Bräutigam doch eine große Summe in Staatspapieren, die ſich nirgends finden ließ, und welche ſeiner Rechnung nach vorhanden ſein mußte. Des Abends ſitzen wir auf dem Sopha und unterreden uns über die nächſte Zukunft. Im Eifer des Geſpräches klopft er auf den Sitz — hält inne und lauſcht: dann ſpringt er auf und bittet mich, den Bezug aufzutrennen. Es war ein ſchwieriges und ſtaubiges Geſchäft, doch es verlohnte ſich; denn das Sopha, worauf die kluge Gorgon ſich zur Ruhe ſetzen wollte, war mit zwanzigtauſend Thalern in Pfandbriefen gepolſtert.“

„Lächelnd deutete mein Mann auf die Unterlage der Peruvienne und ſagte: Da haben wir's! dachte ich es doch, daß es mit der Bitte unſerer beſcheidenen Hausmeiſterinn eine Bewandtniß hätte; das Geſuch war zu klein für die große Unverſchämtheit der Alten, die mir bekannt war, darum ſchlug ich es ihr ab. — Betrüger ſind in der Regel ihre eigenen Verräther.“

„Ich bewunderte ſeinen Scharfblick, und freuete mich, daß ich ihn hatte gewähren laſſen. Am vierten Morgen ward die Mutter ſtill, aber feierlich beigeſetzt; des Nachmittags begleitete mein Bräutigam mich nach Roſenwalde, wo ich einige Wochen bleiben ſollte, bis er mich als Gattinn heimführe. Ich hatte, die Oſſien zu überraſchen und von leiſen Gefühlen geleitet, deren Triebwerk mir ſelbſt verborgen war, drüben nichts von der wichtigen Veränderung gemeldet, welche unterdeſſen mit mir vorgegangen. Gott! wie hatte mein Schickſal ſich gewendet! — Mein Herz bebte vor den Eindrücken, die unzweifelhaft meiner warteten, doch daß ich als Braut dieſes Haus wieder betrat, gab mir einen Halt, ohne den mein Schritt gewankt haben würde, da er ſich der Schwelle deſſelben näherte.“

„Wilhelmine kam uns entgegen, ſie weinte Freudenzähren an meinem Halſe. Herr von Roſe war unpaß, ſein Geſicht beſtätigte dieſe Ausſage; allein ſeine freundliche Aufmerkſamkeit für mich hatte keinen Eintrag erlitten. Leonide hatte ich mir ganz anders gedacht: eine liebenswürdige junge Frau zwar, aber in den Formen des Hofes doch ein wenig ſteif geworden und verkühlt. Sie ſprach mit Intereſſe von jenen Verhältniſſen, ſchien noch ziemlich fremd in ihrer neuen Lage, und den Himmel auf Erden, der ihr zu Theil geworden, nicht ganz mit ſeliger Seele zu empfinden. Ihr Geiſt weilte noch in den glänzenden Cirkeln dort — hier wehte ihn das Bangen der Einſamkeit, gleich der Winterluft auf dem Lande an, und dies Gefühl ſprach ſich auf eine Art aus, die ihren feinſinnigen Gemahl ſchmerzen mußte.“

„Mein Verlobter ſagte mir gerührt Lebewohl! Noch vor dem Ablaufe eines Monats wollte er mich holen, ſich in Burgſtein mit mir einſegnen laſſen, von wo aus ich ihm dann nach der Reſidenz folgen ſollte.“

„Die Oſſien hatte mich in ihre Zimmer logirt: hier ſprachen wir uns aus. Sie war auch nicht ganz mit Leonide zufrieden und beklagte ihren Vetter. Das Herz ward mir ſchwer. Sie ſagte zuletzt: Hätte man den Troſt nicht, daß Ehen von einer höheren Hand geſchloſſen werden, ſo würde ich mich in Bezug auf dieſe Verbindung, welche mich ſo nahe angeht, mit gar nichts beruhigen können. So denke ich aber, es war Sein Wille, der geſchehe: dort werden wir im Licht erkennen, was uns auf Erden dunkel war! — Obgleich ich die Zeit, welche ich nun in Roſenwalde zubrachte, im traulichen Genuſſe der Freundſchaft verlebte, mit Herrn von Roſe unbefangener als ſonſt umgehen konnte und Gelegenheit hatte, Leonide günſtiger zu beurtheilen und lieb zu gewinnen, ſo war ich doch am Ende froh, als mein Bräutigam früher wiederkam, als er mir verheißen. Wir ließen uns in der Kirche zu Burgſtein trauen, die Oſſien ſetzte mir die Brautkrone auf das Haar und helle Thränen, Perlen der Wehmuth, rollten in meine Locken.“

„O Adele! Ich war nun wohl verſorgt und meiner Mutter Segen erfüllte ſich. Nicht die ſtürmiſche Gewalt der Leidenſchaft hatte mich an die Bruſt meines Mannes geworfen, ſondern der Achtung ſanfter Zug mich in ſeine Arme geführt, die ſich meiner Verlaſſenheit ſchützend öffneten. Er war mein Schutz im umfangendſten Sinne des Wortes, mein ſichtbares Gewiſſen! denn jeder dunkle Hauch, der vor mein inneres Licht trat, glitt in leiſen Schattirungen über ſeine reinen Züge. Seine Mienen waren mein Gericht und ſind es noch. — Jedes Mädchen ſollte beten: Erwecke mir doch einen Freund, der's treu mit meiner Wohlfahrt meint, mit mir in deiner Furcht ſich übt, mir Rath und Troſt und Beiſpiel giebt! — Ein ſolcher Freund ward mir gegeben, und ich würdigte ihn.“

„Burgſtein ward nun gebaut. Mein Gemahl nahm einen tüchtigen Beamten an, und die alten Ordnungen, oder vielmehr Unordnungen, wurden umgeſtoßen. Erſt in meinem zweiten Ehejahre ſah ich jene Gegend wieder. Der Arzt verordnete mir und meinem kleinen Rudolph die Landluft; denn das Stillen hatte mich angegriffen. Frau von Roſe, noch immer ohne mütterliche Hoffnungen, war, begleitet von ihrem Gemahle, nach Ems und dem Schlangenbade gereiſt, und die Oſſien beſuchte eine Freundinn in Neuwied. So war es öde dort drüben.“

„Wenn auch Burgſtein, die düſtere Feſte, nun zu einer reizenden Villa geworden war, und der Kunſtfleiß die verwilderten Gärten zu einem Tempe geſchaffen hatte, ſo ſprachen doch die Empfindungen wieder in mir an, die es zuerſt erregt, und nie, nie, Adele, habe ich dieſen Aufenthalt lieben gelernt, oder könnte ich ſagen, daß mir dort wohl und heimiſch geweſen wäre. — Gewiß! es kömmt nicht auf den Reiz, ſondern auf den Geiſt der äußern Gegenſtände an, wie ſie auf uns wirken ſollen!“

„Dagegen erklangen alle Saiten meines Herzens in den Tönen der Vergangenheit, als ich Roſenwalde beſuchte, das gerade damals in ſeiner herrlichſten Blüthe war. Ich ſetzte mich, mit meinem Kinde auf dem Schooße, an den Brunnen, es haſchte lächelnd nach den blitzenden Tropfen der Fontaine, die vollen Roſen ſchaukelten ſich leiſe und duftend über meinem Haupte; ich opferte dem Höchſten Dank und bezahlte ihm mein Gelübde, und des Vaters Schatten ſchwebte um die heilige Stelle, und freuete ſich des Glückes ſeiner Tochter und ihres Kindes. Auch des Schloſſes Zimmer durchging ich alle, und verweilte, wo eine verklungene Stunde voll Wonne und Weh nachhallte im Raume der Empfindung.“

„Wir blieben nicht bis in den tiefen Spätherbſt in Burgſtein, denn meinen Gemahl riefen Geſchäfte nach der Hauptſtadt ab.“

„Noch immer fand zwiſchen mir und Wilhelmine ein zwar mäßig gepflogener, aber ununterbrochener Briefwechſel Statt. Ich hatte ſie als Pathe meiner beiden Knaben in das Kirchenbuch eintragen laſſen, allein zu einem Beſuche bei mir in der Reſidenz konnte ich ſie nicht bewegen. Sie ſcheuete die Unruhe der Stadt, das Geräuſch der Welt. In allen ihren Briefen ſprach ſich die innigſte Sehnſucht aus, ſich ganz in die Stille der Gemeinde zurückziehen zu können, und namentlich nach Neuwied, was ihr ſehr theuer geworden war. Kann ich denn, ſchrieb ſie in einem dieſer Briefe — nicht leben, wo ich mich am heimathlichſten fühlen würde; ſo möge Gott mich dort ſterben laſſen, wo der Frieden des Herrn um die flachen Gräber weht, und wo man den Sinn des Todes am tiefſten erfaßt hat! — Und der Frommen geſchah nach dieſem Wunſche. Sie ſtarb einige Jahre ſpäter in Neuwied, als ſie jenen erſten Beſuch wiederholte.“

„Die Oberſtinn von Loſtenberg war von ihrer Reiſe nicht wiedergekehrt; ein Fieber hatte ſie in Livorno hingerafft und ihre Tochter ſich über den Verluſt einer Mutter zu tröſten gewußt, mit der ſie nie hatte übereinſtimmen können.“

„Endlich, nach fünf Jahren, gebar Frau von Roſe zur großen Freude ihres Gemahls einen Sohn. Das Kind war geſund, ſtark und ſchön, aber die Mutter blieb kränklich und der zarte Faden ihres Lebens ſpann ſich nur in leidender Schwäche fort.“

„Ich war den Sommer über, wo der kleine Bruno geboren ward, auf unſerm Gute und leiſtete durch Erfahrung befähigt und durch die Pflicht der Dankbarkeit berufen, meinen Freunden Beiſtand. Auf meinen Armen empfing ich den Neugeborenen, und die Thränen, womit ich ihn ſegnete, waren ſeine erſte Weihe. Ich liebte das Kind, wie ein eigenes, und es war mir anhänglicher als ſeiner Mutter, die ſich für die Mühen der Erziehung nicht ſtark genug fühlen mochte.“

„Mein gutes Glück ließ mich einen vortrefflichen jungen Mann ſinden, den ich zum Hauslehrer warb. Auch Bruno genoß, ſo lange wir in Burgſtein verweilten, ſeines Unterrichts.“

„Als nach einer längeren Pauſe meine Aline zur Welt kam, that das Kleeblatt der Knaben dem kleinen Püppchen ſchön; doch Bruno liebte es am meiſten. Die Brüder zügelten den wilden Muth zwar auch, um das Schweſterchen zu vergnügen; allein der Obhut Bruno's konnte ich die Kleine am ſicherſten empfehlen, wenn gleich er der jüngſte unter den Knaben war. Leiſe Wünſche bewegten mir die Bruſt, wenn mein Auge an der lieblichen Gruppe hing, welche die unſchuldsvolle Liebe dieſer Kinder in jedem ihrer Spiele bildete. Es war ein Traum, was ich damals hoffte — ein Schattenbild, gemiſcht aus blaſſen Farben der Vergangenheit und den glühenden Tinten eines Morgenroths, das dem jungen Tage dieſer Kinder leuchtete — es iſt verſchwunden!“ — Die Oberlandforſtmeiſterinn ſeufzte: nach einer kleinen Weile fuhr ſie fort: „Bruno war zwölf Jahr alt, als ſein Vater durch meine Fürſprache unſerm Hofmeiſter die erledigte Pfarrſtelle in Roſenwalde gab. Dieſer heirathete alsbald, und der Bruder ſeiner Gattinn, ein junger Theologe von großen Vorzügen und der dringenden Empfehlung ſeines Schwagers werth, kam als Bruno's Lehrer in das Schloß. Unſere Söhne hatten bereits das elterliche Haus verlaſſen, um ſich ihrer künftigen Beſtimmung gemäß zu bilden. Zwei Jahre ſpäter ſtarb Frau von Roſe; ihr Leben erloſch leiſe und langſam, wie ein Lämpchen erliſcht, das lange zuvor nur im nächtlichen Dunkel des Todes immer ſchwächer und ſchwächer geglommen. Ihr Gemahl überlebte ſie kaum einen Monat. Eine hitzige Krankheit entraffte ſein Daſein der Welt, die wenig Menſchen zählt, ſo edel, ſo hülfreich und gut, als er es war! — In tiefe trauernde Gedanken verſenkt, ſtand ich am Begräbnißtage vor Philemons und Baucis gemalter Hütte, und die beſeelten Bäume ſchienen mir zuzurauſchen, ein Geiſt der Ahnung habe ſie hierher verpflanzt! — O Adele! das Leben iſt ſinnvoll, bedeutſam, voll heiliger Wunder und geiſtiger Beziehungen! Doch nur wenn der Glaube unſer Auge berührt, geht es uns für das Höhere auf. Die meiſten Menſchen aber wandeln auf der Weide des Genuſſes, in genügſamer Thierheit, gebückt und erniedrigt dahin! In ihren gierigen Blicken ſpiegelt ſich der Himmel und ſeine ewigen Sterne nie! — —“

„Mein Gemahl ward des verwaiſeten Bruno's Vormund, und dieſer zog mit ſeinem Erzieher von nun an in das Pfarrhaus, wo der Paſtor gemeinſchaftlich mit ſeinem Schwager an dem Bildungswerke des zarten Jünglings arbeitete. Das ſchöne Schloß ſtand leer und harrete der Zeit, die es einſt beleben und erfröhlichen würde. Oft, wenn wieder ein neuer Beweis zu zeigen ſchien, daß günſtige Feen die Pathen des Knaben geweſen ſein müßten — ſagte der Hofmeiſter zwiſchen Scherz und Ernſt: Junker Bruno! ich rathe Ihnen, verſöhnen Sie die Götter durch Opfer der Jugend; denn ſie rächen das Glück der Sterblichen! — Und ein wunderbares Glück, der Schutz unſichtbarer Mächte, folgte wirklich ſeinen Schritten. Das Verlorene fand er, was Anderen Verderben brachte, konnte ihm nicht ſchaden; verwickelte Angelegenheiten löſete er in ſpielender Unſchuld, und ſeine Wünſche krönte überall das Gelingen!“

„Nur Aline macht hiervon eine Ausnahme;“ ſagte Adele, ſeltſam lächelnd.

„Ja, Aline nur, das iſt wahr!“ antwortete Frau von Haag beklommen. Sie ſprach weiter: „Ihr Herz iſt hart für ihn — ein Markſtein ſeines guten Geſchickes gleichſam, daran zerſchellt der Stab ſeiner Hoffnung, den er, meiner letzten Bitte nach, noch ein Stückchen Weges weiter ſetzen ſollte!“ —

„Und Aline ward alſo ſeit den Kinderjahren von Bruno geliebt?“ fragte die junge Wittwe mir reger Theilnahme.

Die Oberlandforſtmeiſterinn erwiederte: „Seine Liebe für die heitere, kindliche Aline wuchs und erſtarkte mit ihm; doch war dies Verhältniß zu geſchwiſterlich, als daß ein leidenſchaftlicher Hauch ſeine ruhige Reinheit hätte trüben können. Als nun der junge Roſe mündig ward, vertrauete er mir ſeinen Wunſch, Aline möchte bald die Seine werden. Aber das Mädchen war noch ſo jung und den ernſten Pflichten einer Gattinn auf keine Weiſe gewachſen. Ich bat ihn daher, noch zu warten; doch gegen Aline nichts zu äußern, wolle er anders ihres Umgangs, froh wie ſonſt, genießen. Selbſt die Freude über eines Mannes Abſicht, die ein Mädchen ahnet oder weiß, läßt es nicht harmlos mehr. Er gehorchte wie ein guter Sohn, und meine Tochter täuſcht nun ſein liebendes Erwarten! das ſchmerzt mich ſehr!“ —

„Da kam der Krieg,“ ſetzte Frau von Haag nach einem lang ausathmenden Seufzer hinzu, der ein leiſes Echo in Adelens Buſen weckte, „und der ritterliche Roſe vom Löwen trat mit einem ſtattlichen Häuflein, das er gerüſtet dem

Heere der Verbündeten zuführte, in die Reihen der Kämpfer und machte ſeinem Wappen Ehre. Schwer verwundet ward er zurückgebracht, doch glücklich geheilt, und die kleine Lähmung im rechten Arme hindert ihn nur wenig. Wir kamen ein paar Sommer hindurch nicht auf unſer Gut, und Aline hat ihn in den letzteren Jahren nur auf Tage geſehen. Als ich im vergangenen Herbſte in Burgſtein war, kam er herüber und ſchien verdüſtert. Ich fragte ihn um die Urſache; er ſagte: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei! wann wird Aline meines Lebens Freude, die Zierde meines Hauſes ſein dürfen? — "

„Er fragte dies mit dem vorwurfsvollen Tone der hingehaltenen Geduld. Noch einmal vertröſtete ich ihn: Auf den Frühling, mein Sohn! da kommen wir mit der erſten Schwalbe nach Burgſtein, da ſollen die Nachtigallen Alinen das Brautlied ſingen! — Nun denn, ſagte er, ſo will ich der Zeit harren, die Roſen bringt." —

Die Thüren flogen auf; Aline, im vollen Anzuge rauſchte herein. Die Grazien ſchienen ihr bei der Toilette geholfen zu haben, und Aphroditens Gürtel, worin des Zaubers Reize gefeſſelt, hielt ihren ſchlanken Wuchs augenſcheinlich zu feſt für das Wallen der Liebe in dem jugendlichen Buſen zuſammen. Sie warf Adelen einen flüchtigen Kuß zu und ſprach: „Aber, Mütterchen, hier ſitzeſt Du noch ganz häuslich und in guter Ruhe! Hulda wird ungeduldig werden —

„Und Aline iſt es ſchon!" verſetzte die Mutter aufſtehend, in zehn Minuten aber bin ich fix und fertig. Du haſt vermuthlich ein wenig länger vor dem Spiegel verweilt?"

Die Mutter verſteckte ihren Beifall in dieſem leiſen Spotte: ſie lächelte das Töchterchen an, das, hocherröthend, ſich ſeiner Schönheit ſchämte.

Auch Adele faßte die reizende Erſcheinung der Schweſter in die großen, ſchwarzen Augen; in ihrem ſeelenvollen Blicke malte ſich des Mädchens Verhältniß zu dem liebenswerthen Manne, der in der mütterlichen Erzählung ihr Herz gerührt, und indem ſie auf der leichten Wage der Gedanken ſeinen Schmerz wog, wenn er wüßte, daß die Geliebte ihm verloren wäre — und daneben Alinens Leichtſinn, die, unbekümmert um den treuen Jugendfreund, ſich heute für einen Anderen mit ſolch ſchlauer Sorgfalt geſchmückt hatte, verfinſterte ein Schatten des Mißfallens ihre Züge. Vielleicht beleidigte Alinens blendender Reiz ein Auge, das voll trauernder Thränen dem Glanze der Jugend abgewendet war, vielleicht nahm die Wittwe es übel, daß die Schweſter den Todten nun ruhen ließ — vielleicht zürnte ein kleiner Geſchlechtsneid unter der Maske des Mitleids für den edlen Roſe: wer aber vermag die tauſendmaltauſend Falten eines weiblichen Herzens zu entblättern? Selbſt eine Frauenhand, und wäre es die zarteſte und vertraut mit den Geheimniſſen der Draperie, vermöchte das nicht; nur die Strahlen der Allwiſſenheit finden jeden Staub, der tief und verborgen auch die reinſte Seele befleckt. —

„Biſt Du mir böſe, mein Schweſterchen, daß ich Dir die Mutter entführe? fragte Aline gutmüthig, als ſie die Schwägerinn anſah und reichte Adelen die kleine, runde Hand, über deren roſigen Grübchen Edelſteine funkelten und eine goldene Schlange ſich wand.

„Ich werde einmal Repreſſalien brauchen“ — antwortete Adele ſcherzend wie eine tragiſche Muſe und ſetzte mit einem vergütenden Lächeln hinzu: „Wir müſſen uns nun ſchon vertragen!“

„Meine Kinder!“ ſprach die Mutter und ihr Auge glänzte; „ich habe Euch Beide ſehr lieb! und gehöre Einer wie der Andern!“

„Heute Mütterchen,“ ſagte Aline, mit liſtigem Vorwurfe, der die dringende Abholung rechtfertigen ſollte, und leitete die Zögernde der Thür zu, „haſt Du Adele viel mehr angehört.“

„Nun Adieu; meine Tochter!“ ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn rückgewandt zu Adele, „könnte ich Ihnen doch gute Geſellſchaft wünſchen!“

„In dieſer werde ich ſein!“ verſetzte Adele: „ihre Erzählung läßt ſie mir zurück.“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtzehnter Band.

Die Schwiegermutter. Zweiter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Schwiegermutter.

Adele war nun allein und in aufgeregter, erhöheter Stimmung. Draußen ſauſete der Wind, welcher ſich erſt erhoben und durch die feinſten Fugen der Gebäude ſchlüpfend, die Gardinen wie die Flammen der Lichter leiſe bewegte, als ob Geiſter durch das Zimmer zögen, deren wehender Hauch ſichtbar würde. Die Geſchichte der Schwiegermutter ſammt allen darin handelnden Perſonen hatte das Gemüth der Zuhörerinn tief ergriffen; eine Sehnſucht nach jener vergangenen Zeit, nach jenen Menſchen, die ihr beſſer und liebenswerther erſchienen, als das lebende Geſchlecht, wallete in Adelens Buſen auf. Aber dieſe Edlen ſchliefen im Grabe — und der Jahre Strom war über die Tage von Naemi's Jugendblüthe dahin gerauſcht; die Woge des Gefühls brach ſich an dieſer Betrachtung. Nur Herr von Roſe, der jüngere, lebte; der Erbe geprieſener Vorzüge, und dennoch verſchmäht von Aline! Der Wunſch flog die ſchöne, ſinnende Frau an, den jungen Edelmann kennen zu lernen, den ſie ſich ſo ungefähr, wie den Landjunker in der unterbrochenen Whiſtpartie, dachte. „Nun ich werde es ja!“ ſagte ſie flüſternd zu ſich ſelbſt, „auf den Frühling, wenn wir auf das Gut gehen.“ Aber wie winterlich ſtürmte der Wind noch! Adelens Herz klopfte in einſamer Furcht. „O wäre der Mai doch ſchon da!“ ſagte ſie wieder, und wußte ſelbſt nicht, ob Bangen oder Verlangen dieſen ſehnſüchtigen Aufruf der tiefen Seele entlockte.

Da brauſete ein Poſtzug die Straße herab und hielt vor des Oberlandforſtmeiſters Hauſe. „Gäſte!“ dachte Adele erſchrocken, und eilte dem Fenſter zu. Die Laternen an dem prächtigen Reiſewagen brannten hell und beleuchteten die Geſtalt eines Mannes, der Befehle auszutheilen ſchien. Jetzt kamen Bediente mit Lichtern herbei, einige Klänge von der wohltönenden Stimme des Fremden trug die beflügelte Luft zu dem Ohre der lauſchenden Adele, und deutlich hörte ſie: Frau von Haag — nennen. „Gott! das gilt mir!“ rief ſie und fuhr zurück: „Wer kann nur kommen, der mir den ſtillen Abend ſtöre?“ Ein Geräuſch näherte; es war ein Lakai, welcher den Herrn von Roſe aus Roſenwalde meldete. Adelens blaſſes Geſicht färbte ſich in ſtiller Gluth, wie eine Frühlingsknoſpe. „Herr von Roſe?“ wiederholte ſie fragend und beſtürzt, wie wenn man über einen Namen erſchrickt, den man im Traume hörte und nannte, und deſſen Laut die Lippe des Erwachenden in die erſte Stille der Beſinnung ruft. „Sehr willkommen!“ ſprach ſie mit der Geiſtesgegenwart derer, welche vor den Augen untergeordneter Zeugen nie die Herrſchaft über ſich ſelbſt verlieren dürfen. „Iſt es möglich? rief ſie aus, und ordnete mit unſicherer Hand den nachläſſigen Fall der Locken und die Fältchen der Tiſchdecke, „kaum gedacht, ginge mein Wunſch in Erfüllung? oder wäre der lebhafte Gedanke nur eine Ahnung geweſen, daß er ſo ſchnell, ſo bald kommen würde?“ — Da nahete er ſchon der Thüre; ſie ging auf, und Herr von Roſe trat ein.

Die mittlere Größe nur ein wenig überragend, war ſein Bau voll Ebenmaß, gedrungen, doch ohne derb zu ſein. Den ſchön geformten Kopf hielt jugendliche Kühnheit hinten uber, das lichtbraune, kräuſelnde Haar bog ſich weich und maleriſch um Stirn und Schläfe, aus den blauen Augen ſprach ein offenes Gemüth, und der Mund ſchien für den Scherz, fur den Kuß der Liebe geſchaffen. Eine Gemme von großem Werthe faßte ſinnreich in Herkules Bilde die Bruſt voll Kraft und göttergleichem Muthe; der ganze Anzug, ohne alle Modekünſtelei, zeigte den ſeinen Geſchmack eines Reichen, in Angemeſſenheit zu den Bedürfniſſen der Jahreszeit wie der Reiſe, und die gefällige Wahl deſſelben ließ noch die Umriſſe von dem knappen Zuſchnitte und den Muſtern der militäriſchen Schule erkennen. — In dem rechten Arme hielt er einen verhüllten Gegenſtand. So trat er vor Adele, ſtumm, betroffen, wie ſie ſelbſt.

„Meine gnädige Frau,“ hob er endlich mit einer Verbeugung an, in der er nicht dem Zwange der Sitte, ſondern mit freier Seele der Anmuth ihres Anblicks huldigte, „verzeihen Sie, wenn ein Irrthum den Fremdling zu einem Störer macht! Ich glaubte Frau von Haag zu treffen — man ſagte mir“ — „keine Unwahrheit!“ unterbrach Adele mit ſüßem Lächeln ſein verlegenes Stocken, „dieſer Name iſt mein theuerſtes Eigenthum! Doch wahrſcheinlich haben Sie meine Schwiegermutter in mir vermuthet.“ —

„So wären ſie die Gattinn meines Freundes Max?“ fragte Herr von Roſe im Feuer überraſchter Theilnahme. „Seine Wittwe!“ berichtigte Adele mit wankender Stimme die Frage, welche in dem Anklange der Freundſchaft das verſtimmte Saitenſpiel ihres Herzens berührte. Sie ſchlug die großen ſchwarzen Augen voll Schmerz, voll Thränen auf, ihr Blick drang tief in ſein Inneres.

„O Gott!“ ſagte Herr von Roſe mit innigem Gefühl, „er war mein Jugendfreund — mein Bruder — ich betrauerte ihn ſehr. Wenn dieſe Verſicherung mir ein Anrecht gäbe, Ihren Kummer theilen zu dürfen — wenn Sie in mir einen Vertrauten Ihres Verluſtes ſähen.“ — Adele reichte ihm gerührt die Hand; hingeriſſen von dem Zuge eines ſympathetiſchen Mitleids wollte er die dargebotene ſchnell ergreifen, vergaß auf ſich zu achten, das rundliche Geheimniß, das er trug, entglitt ſeinem Arme, und unter tauſend Glasſplittern und Scherben, die umherfliegend im Brillantfeuer ihrer Geſchliffenheit die Lichter wiederſpiegelten, lag ein Blumenopfer zu den Füßen der erſchrockenen jungen Frau. Frühlingsduft quoll empor — als ob ein Engel unter Blitz und Klang erſchienen und verſchwunden wäre, und dieſe Gabe nachgelaſſen hätte.

Adele bückte ſich raſch, und ehe Herr von Roſe, betäubt und vernichtet von dieſem Unfalle, es hindern konnte, hob ſie einen Strauß der ſchönſten Centifolien auf, und ſog mit dem Athem der Blumen einen Strom von Luſt und Liebe ein. Eine ſchönere Welt, ein himmliſcher Lenz, umhauchte plötzlich ihre erſtorbene Seele! —

„Glück und Glas, wie bald bricht das!“ ſagte Adele, und ihre weibliche Feinheit traf mit dieſem Sprichworte einen Uebergang von ihrem einleitenden Geſpräche zu dieſer verſtörenden Scene, und nahm zugleich die Schuld der Unbeholfenheit von dem beſchämten Opferer in der angenommenen Erkenntniß, wie zerbrechlich das Verlorene wäre.

Herr von Roſe empfand die zarte Urbanität dieſes Benehmens; aber ſie drückte ihn nur um ſo mehr. „Wie bald bricht das!“ wiederholte er in glühender Verlegenheit, und wagte es nicht, den Blick von dem blitzenden Boden zu ihrem gütigen Auge zu erheben.

„Sie haben Sich den Frühling zeitigen wollen!“ ſagte Adele mit lächelnder Beziehung auf den ihr bewußten Grund dazu, indem ſie die Roſen, ſein Eigenthum, ihm darreichte.

Er faßte ihre Hand, drückte ſie leiſe zurück, und ſprach: „O meine gnädige Frau! dieſe Roſen ſind Ihnen zugefallen — ich aber gleichſam mit der Thüre in's Haus; möchte Ihre Erinnerung an mein Schamroth mindeſtens nicht länger dauern, als dieſe Blumen!“

„Die mir nicht beſtimmt waren“ — erwiederte Adele und friſchte ſie ein. „Was aber ging denn entzwei? Gewiß eine Vaſe! Dieſe Trümmer ſcheinen einer hetruriſchen Form angehört zu haben.“

„Einem Korbe!“ antwortetete Herr von Roſe, und ſtutzte vor dem Schalle ſeines eignen Wortes. Die feinſinnige Adele errieth, was in ihm vorging; ein ſchlauer Einfall blitzte aus dem Wölkchen, welches die ſtrahlenden Sterne der Augen trübte, ſie ſagte: „Ein Korb? gut, daß er in Stücken brach! Iſt Ihnen vielleicht das Epigramm von Kotzebue bekannt?“ —

Verwundert durch dieſe ihm unverſtändliche Frage, erwiederte Herr von Roſe beinahe unmuthig: „Ich bin kein ſonderlicher Verehrer dieſes Autors, und mag die Epigramme noch weniger leiden; das Kotzebueſche aber iſt mir fremd. Darf ich jedoch bitten, daß Sie, meine gnädige Frau, mir gefälligſt erörtern, wie es mit ihrer Frage zuſammenhängt, und welchen Bezug es auf meinen Korb hat?“

„Dieſer ominöſe Gegenſtand,“ verſetzte Adele, „giebt den Inhalt einer drolligen Scene in dem genannten Luſtſpiele ab, und warnt die Männer, ſich damit zu befaſſen.“ Sie ſchellte, die Jungfer kam, und erhielt einen Seitenwink, die Glasſcherben zuſammen zu leſen. Unterdeſſen offerirte Adele ihrem Gaſte das Sopha, und ſprach: „Meine Schwiegereltern ſind mit Aline“ — als ſie dieſen Namen nannte, ſchlug Adele die Augen nieder — „bei dem Schwager, der den Jahrestag ſeines Kindes in einer kleinen, gewählten Geſellſchaft begeht. Ich war geſtern unwohl, dies Feſt, für mich eine Todtenfeier — hatte mein Gemüth heftig erſchüttert; ein Geſicht wie das meine, erſcheint mir ſtörend in den Kreiſen der Freude, deßhalb blieb ich zu Hauſe.“

Herr von Roſe ſah dies Geſicht darauf an, ob es Fröhliche ſtören könnte, und verglich in Gedanken den blaſſen Liebreiz dieſer zarten Züge mit der Milde des Mondlichts, das ein ſanfter Sinn wohl auch zuweilen der hellen Sonne vorziehen mag.

„Wollten Sie vielleicht,“ fuhr Adele fort, „das Vergnügen dieſes Familiencirkels durch Ihre Ankunft erhöhen? ſo ſende ich hin und laſſe Sie anſagen.“

„Nein, nein!“ bat Herr von Roſe abwehrend, „Rudolph liebt den großen Styl in Allem — ich kenne ſeinen Geſchmack. Ich würde, wie Junker Fritz auf Reiſen, in eine glänzende Geſellſchaft treten, und das Wiederſehen, die ſchönſte Hoffnung des Einſamen — wäre mir verbittert. Doch wenn Sie es mir erlaubten — wenn ich Ihnen nicht läſtig würde, ſo möchte ich für mein Leben gern ein Stündchen bei Ihnen bleiben. Darf ich?“

Adelen ſchmeichelte dieſe naive Bitte mehr, als die feinſte Galanterie; ſie ſchlich ſich mit der Süßigkeit des Vertrauens in ihr Herz, ein Herz, das erwärmter Empfindungen voll, dieſen jungen Mann, der ihr durch die Erzählung ihrer Schwiegermutter werth geworden war, in dem Lichte des günſtigen Vorurtheils betrachtete. Die ahnungsloſe Eile, womit er dem Schickſale ſeiner Liebe entgegenkam.

rührte ſie ängſtlich und ſpannte ihr Gefühl auf einen Grad der Theilnahme, deren ſie ſich kaum mehr für einen fremden Gegenſtand fähig geglaubt hätte. — Sie ſagte ihm mit der holdeſten Anmuth, die dem Leiden noch ſeinen heiligenden Schleier gab; wie vorbereitet ſie auf ſeine Bekanntſchaft geweſen, wie lieb ihr ſeine Gegenwart wäre, auf welche ſie nun für den ganzen Abend Beſchlag lege, und dabei klingelte ſie ſcharf und beſtellte heimlich noch einen geſchwinden, ſchicklichen Zuſatz zu dem Souper, das bereits für ſie angerichtet werden ſollte.

Herr von Roſe fühlte ſein Geſicht entflammt; die auflodernde Hitze, welche er dem Nachwirken der rauhen Luft zuſchrieb, die er in raſcher Fahrt durchſchnitten, verhielt ihm den Athem. Er ſagte dies, um das Brennen ſeiner Wangen und die Befangenheit der glühenden Bruſt zu entſchuldigen.

„Und dieſe Reiſe hatte vielleicht eine beſondere Veranlaſſung?“ fragte Adele, weniger aus Neugier, als zu erforſchen, ob ihre Unbequemlichkeiten zu vermeiden geweſen wären.

„Die allerbeſonderſte!“ gab Herr von Roſe zur Antwort, und ein Lächeln, worin der Liebesgott lauſchte, ſchwebte auf ſeinen blühenden Lippen.

Adele ſchwieg, und ſeufzte leiſe. Hingeriſſen von der Idee ſeiner Abſicht und von dem Andrange lebhafter Gedanken, ſagte er weiter: „Die Welt hat nun Frieden — mein Herz ſehnt ſich auch danach, und meine unruhigen Wünſche, noch immer im ringenden Kampfe gegen die Hinderniſſe der Erfüllung, fordern ihn endlich. — Ich feierte das Friedensfeſt auch, aber auf meine Weiſe; denn ich mag es nicht leiden, daß mit einem ſo großen Worte ein kleines

Spiel getrieben werde. Für die Schauer und Schlemmer war es freilich nicht; allein das Auge Gottes ſollte mit Wohlgefallen darauf ſehen, und wir Alle wurden ſatt im Genuſſe einer Freude, wovon ſo Manche nicht wiſſen wollen. — Tages vorher ließ ich den Juſtitiarius nach Roſenwalde kommen, und was nur irgend ſtreitbar war in den Angelegenheiten meiner Unterthanen, mußte geſchlichtet und ausgeglichen werden.“

„Es koſtete etwas Geld, und das ſchonte ich nicht, weil mir der Verſöhnung Anblick lieber war. Das Amthaus wimmelte von Menſchen; denn leider! haben Hader und Habſucht viele ſtille und laute Bekenner! Doch als ich ihre verſchloſſenen Herzen mit harten Thalern geöffnet, und ſie des Beſſern mit Federſtrichen überzeugt, die ihnen eine vergütende Schenkung, oder einen Schulderlaß zuſicherten, da fielen die rauhen Hände friedfertig in einander, und jetzt fiel das Geld ſo tief in ihrer Schätzung, daß ſie ſich faſt ſchämten, es anzunehmen. — Sie überboten den Vermittler. Der Juſtitiarius ſiegelte das Geſetzbuch zu, und als ich fragte, wozu das? ſagte er: Ich brauche es nicht mehr! Die Liebe hat das Geſetz aufgelöſet, ſein todter und tödtender Buchſtabe iſt nicht für die, welche in ihrem Geiſte leben! — O! das war eine herrliche Victoria!“

„Geſtern wurden drei Paare getrauet, die ich ausſtattete; die ganze Kirchgemeinde war bei der Einſegnung zugegen. Die armen Bräute zitterten ſo bräunlich glühend, als ſtänden ſie, ſtatt auf den kalten Quadern dieſer Ehrenſtelle, auf dem heißen Steine — da wurde auch mir ganz warm und enge auf der linken Seite, ich kam mir recht einſam vor, obwohl eine jubelnde Menge das Schloß umgab. Die Traurigen verſammelte ich um meine Perſon, und ſann für Jeden derſelben nach meiner beſten Einſicht den paſſendſten Troſt und die rechte Stelle aus. Zwar konnte ich die Todten nicht erwecken, aber der Verſorger ihrer Wittwen und Waiſen ſein. Und das will ich redlich! dazu helfe mir Gott!“

Ein paar Thränen rannen in Adelens Schooß. Sie hob die ſchönen, naſſen Augen mit einem Blicke gerührter Achtung zu dem jungen Edelmanne auf, der im Feuer ſeiner Rede vergeſſen, daß er zu einer Wittwe, zu einer tiefgebeugten — ſprach. Es war, als ſagte dieſer Blick: „Sei auch mein Freund, Du Tröſter der Betrübten! Auch ich bin unglücklich und verlaſſen. Er iſt dahin, den ich liebte!“ —

Beſtürzt darüber, daß er den blutigen Schmerz dieſes wunden Gemüthes unachtſam geregt, gerieth Herr von Roſe in eine Verwirrung, worin er den Faden ſeiner Gedanken verlor. Mit ängſtlicher Gutmüthigkeit ſagte er, als ob er die Trauernde, welche vor ihm ſaß, in ſeine Heimath, die Freiſtätte der Kummervollen — einlade: „O meine gnädige Frau! es iſt ſehr hübſch in Roſenwalde, das ſeinen Namen mit Wahrheit führt! Schönere Roſen mögen etwa nur auf dem claſſiſchen Gebiete von Präneſte um den Tempel der Fortuna geblüht haben; die meinigen ſtreuen ihre Gerüche und Blätter auf die Landſtraße hin, zum Vergnügen der Reiſenden, zum Ergötzen der armen Wanderer, die nur in den Freuden der Natur fühlen, daß ſie auch Menſchen ſind! — Die Göttinn des Glückes, welche bisher ſo gütig war, meine Patroninn zu ſein, ſcheint alſo dieſe Blumen zu lieben. — Da denke ich manchmal des alten Liedes: Roſen auf den Weg geſtreut, und des Harms vergeſſen — ja, ja! das Vergeſſen mag wohl ſchwer ſein, ich glaube es; aber es giebt auch einen Schlummer für den Gram, welchen die Stille begünſtiget, und in deſſen Träume die Anmuth der

Umgebung hinüber ſpielt. Das tiefe Weh guter Seelen wird dann zu einer Himmelsleiter, und Engel ſchweben auf und nieder. —"

„Sie, meine gnädige Frau, kennen Burgſtein und ſeine Nachbarſchaft noch nicht? Sonſt würde ich wohl davon wiſſen."

„Ich war noch niemals in jener Gegend," antwortete Adele, „und harre mit Sehnſucht der Zeit, wo ich mich ihres einſamen Reizes freuen und die heilende Ruhe des Landlebens empfinden werde. Wir gehen mit dem Beginn des Frühjahrs auf das Gut, und verlaſſen es erſt im Spätherbſte. Der ſtille Genuß der Natur, wofür mir ein ſo empfänglicher Sinn gegeben, war mir bisher nicht vergönnt. Meine Mutter lebte nach dem frühen Tode meines Vaters in B***, weil ſie die ſtädtiſchen Vortheile und Gelegenheiten für meine Erziehung benutzen wollte. O! wie oft habe ich die Kinder meiner Amme beneidet, deren Mann, ehemals in unſern Dienſten, einen kleinen Meierhof unweit B*** beſaß. Sie machten mir draußen ein kleines Gärtchen zurecht, ſchenkten mir ein Lamm — o das beglückte mich unendlich! — Die Mauern der Stadt dünkten mir immer ein Gefängniß; aber ſie ſchloſſen mich mit meiner Liebe ein, und gern und willig trug ich ihre ſüßen Ketten. Jetzt" — Adelens Stimme wankte — „ſind ſie zerbrochen. —"

Herr von Roſe hatte ſtrahlenden Auges dieſe Worte vernommen. „Und als der gute Max nun todt war," fragte er mit biederer Traulichkeit, „da waren ſie vielleicht zu angegriffen, um ihren Aufenthalt verändern zu können?"

„Ich war ſehr krank," erwiederte Adele, „und konnte lange Zeit den täglichen Beſuch des Arztes nicht entbehren, obgleich ich ſeiner Mühe lächelte, mich einem Leben zu erhalten, das keinen Werth mehr für mich hatte. Zwei Jahre nach einander mußte ich ſtärkende Bäder gebrauchen, doch ich wandelte um ihre Quellen wie ein Schatten an dem Acheron.«

Der Bediente kam und meldete, daß angerichtet wäre. Adele gab Herrn von Roſe ihren Arm, und ging mit ihm in ein unteres Zimmer hinab, das mild erwärmt, hoch und geräumig, dies laue Klima bis zu einem Grade mäßigte, welcher der Eßluſt zuträglich ſein ſoll. Aus der offenen Schale wallete der würzreiche Dampf der Weinſuppe empor, die dem durchkälteten Gaſte zu Ehren, noch ſchnell bereitet worden war, — das ſüdliche Gewölk hüllete die zarte Geſtalt Adelens in einen geiſtigen Nebel. Sie legte häuslich vor. Beide ſaßen einander wie ein paar Eheleute gegenüber, und die frauliche Bläſſe der jungen Dame, welche den graziöſen Anſtand der Vornehmen mit dem Reize der Hauswirthlichkeit zu verbinden wußte, verſchwand vor dem feurigen Wiederſcheine des Burgunders.

»Wenn meine Schwiegermutter wüßte,« hob Adele mit verbindlicher Freundlichkeit an, »welch einen lieben Gaſt ihr Wunſch, womit ſie mich verließ, herbeigerufen, ſie würde ſich wundern; gute Geſellſchaft wünſchte ſie der einſamen Tochter, die ſie wie eine leibliche liebt!«

»Die theure Frau! Sie lebe hoch!« ſagte Herr von Roſe erregt, und neigte das Glas voll blinkenden Weines Adelen zu, die leiſe anklingte, und dieſer Geſundheit mehr mit dem Herzen, als mit dem Munde Beſcheid that.

»Und Vater Haag!« fuhr Herr von Roſe treuherzig fort, »ich darf ihn ſo nennen, denn er hat als ein ſolcher an mir gehandelt! Auf das Wohl des ehrwürdigen Mannes nun, meine gnädige Frau!“ Adele nippte noch einmal.

„Und die Geſchwiſter dürfen wir auch nicht vergeſſen!“ ſagte ſie mit möglichſter Unbefangenheit, indem ſie der verlegenen Scheu ihres Gaſtes zuvorkam, da ſie ſah, daß Aline ihm auf den Lippen ſchwebte, Rudolph denn und die kleine Königinn des Feſtes und Aline — —“

„Aline!“ wiederholte Herr von Roſe mit einem Seufzer, und die Gläſer klangen hell zuſammen.

In dieſer Minute trank man in der Geſellſchaft beim Regierungsrath auf das Glück der verlobten Aline! —

Ein Gefühl der Wehmuth, wie es mit jeder höheren Empfindung verwandt iſt, eine Ahnung vielleicht — beſchlich den edlen Roſe, als der Wein zu dem Gedächtniſſe der Geliebten in ſeine Adern floß. „Auch die Todten ſollen leben!“ ſagte er mit gedämpfter Stimme und leiſer Exaltation: ihr Anrecht werde nicht verkürzt. Nur die Menſchen machen den Tod erſt zum Tode, wenn, nachdem ſie den Leib ihrer Verſtorbenen begraben, ſie auch den geſchiedenen Geiſt, der, frei und verklärt, ihnen wohl näher iſt als ſonſt, ausſchließen von ihren Freuden, als gehöre auch er in die Tiefe der Vergeſſenheit. Nein! es kommt nur darauf an, wie wir lieben, und was wir glauben; ſo kann uns eigentlich Niemand ſterben! —“

Ein ſeliges Lächeln ging in Adelens Zügen auf: der Vielbeweinte ſtand im Lichte der Vollendung vor ihrer Seele, ſie fühlte ſeine Nähe. Die einfache Erklärung des Gaſtes hatte ſie innigſt von der Unverlierbarkeit deſſen überzeugt, den ſie in der Täuſchung des betäubenden Grames als verloren betrauert hatte.

Als die zehnte Stunde vorüber war hielt Herr von Roſe es für unſchicklich, noch länger zu verweilen, und ſeine gütige Wirthinn, die der erholenden Ruhe bedürftig ſchien, vom Schlafe abzuhalten. Er verließ Adele dennoch zögernd, und ihr Bild, wie ihr Beifall begleiteten ihn in die fremden Räume des Gaſthauſes, wo er logiren wollte. Morgen früh wollte er wieder kommen; aber er ging ſo ſchwer an das Fortgehen, und nahm ſo ernſt und langſam Abſchied, als gälte es die Trennung für eine vierzigjährige Nacht auf dem Uranus.

Jetzt, da er weggegangen war, fiel der Gedanke mit Centnerlaſt auf Adelens Bruſt, daß ſie ihn vielleicht in Betreff Alinens hätte vorbereiten oder enttäuſchen ſollen. „Nein! es war wohl nicht für mich,“ ſprach ſie, den innern Vorwurf zu beſchwichtigen, zu ſich ſelbſt, „es würde ihn beſchämt haben von einer Fremden zu erfahren, daß Aline ſein ſchönes Herz verſchmähe. Welch ein Herz! Ich hätte es um keinen Preis der Welt mit dieſer Nachricht brechen können! — Das iſt die Sache der Mutter; ſie wird ſanft mit ihm verfahren — ſie weiß verſtändig zu ſchonen, und das Herbeſte durch ihre Weiſe zu verlieblichen: ich aber wäre zu weich geweſen. Auch bleibt gewöhnlich der unangenehme Eindruck einer Kunde auf der Perſon haften, durch welche wir ſie erfahren, und ich möchte doch nicht gern, daß die Erinnerung an mich ihm verdrießlich wäre. — Doch der Mutter muß ich noch alles ſagen! — Arme Mutter! wie beklage ich dich, dieſer Aufgabe wegen! Aline! und was giebſt Du auf! —“

Nach dieſem Monologe ſchellte Adele ihrer Jungfer und ließ ſich ausziehen; dann befahl ſie Thereſen, Acht zu geben, wann ihre Schwiegereltern nach Hauſe kämen, und Frau von

Haag ſich in ihr Schlafgemach zurückgezogen hätte. Eine große Aufregung hielt ſie munter. Sie verſuchte zu leſen, aber es fehlte ihr an Sammlung dazu.

Nach Mitternacht fuhr der Wagen vor. Die Thüren gingen, — bald in dieſem, bald in jenem Zimmer wurde an den Klingelzügen geläutet. Endlich ward es ſtille, die ſpäte Unruhe verlor ſich in das Schweigen der Nacht. Thereſe kam mit ſachten Schritten, ihrer Gebieterinn zu ſagen, daß Frau von Haag in ihrem Cabinette wäre. Adele ließ das Zöſchen auf ſich warten, dann ging ſie leiſe hinab, und trat im weißen Nachtkleide, ein Licht in der Hand, wie Lady Macbeth, nur ſchöner und ſchuldlos — in das noch unverſchloſſene Zimmer ihrer Schwiegermutter.

Die Oberlandforſtmeiſterinn erſchrak vor der befreundeten Erſcheinung. „Gott! Adele!“ ſprach ſie geſpannt, „was führt Sie ſo ſpät, oder ſo früh zu mir? Iſt etwas vorgefallen, meine Tochter? Ihr Geſicht giebt indeß keinen ſchlimmen Vorbericht.“

„Verzeihen Sie, Mütterchen!“ antwortete Adele, und lauſchte nach der Wand hin, ob ein horchendes Ohr zu fürchten, „wenn ich Ihre nächtliche Ruhe ſtöre; aber ich mußte Sie noch ſprechen. Rathen Sie einmal! Wer iſt bei mir geweſen?“ Adele hatte den Befehl an die Leute erlaſſen, von der Ankunft des Herrn von Roſe nichts gegen die Herrſchaft zu ſagen.

„Wer bei Ihnen geweſen?“ fragte Frau von Haag zerſtreut und flüchtig ſinnend, „wie könnte ich es wiſſen, Kind? mein Kopf taugt heute nicht viel zum Treffen, weil mein Herz getroffen — ſagen Sie mir es, Liebe!“

„Nun denn,“ erwiederte Adele, „Herr von Roſe aus

Roſenwalde, den ganzen Abend! Er logirt im grünen Baume und will Ihnen morgen ſeine Aufwartung machen.“

„Iſt es möglich!“ rief die Oberlandforſtmeiſterinn, und ſchlug die Hände zuſammen, „armer Bruno! Ein Unſtern leitete dich her; denn wiſſen Sie, Adele! es iſt nichts mehr zu ändern; Aline iſt Braut. Rudolph ſchien im Einverſtändniſſe mit Tomby den Vater zu beſtürmen, der, ganz gegen ſeine charakteriſtiſche Art, ſich nicht einmal Bedenkzeit nahm, ſondern die einzige Tochter, ſein Schooßkind — ohne Weiteres zuſagte. Mein bedächtiger Wunſch, daß man nicht ſo eilen, ſo in uns dringen möge, ward überſtimmt. So muß ich nun geſchehen laſſen, was ich nicht ändern kann. — Dem Rudolph iſt jedoch eine gehörige Strafpredigt zugedacht; er ſollte, dünkt mich, am wenigſten den Eheprocurator machen. — Auch muß ich über mich wachen, daß ich kein ärgerliches Vorurtheil gegen Tomby faſſe, der mir meine Einwilligung gleichſam abgezwungen.“

„So wirbt der Soldat!“ ſprach Adele lächelnd, und in ihrer Miene malte ſich eine ſüße Rückerinnerung, „im Sturme erringt er den Minneſold! — kühn in der Liebe wie im Kampfe, erobert er, unbekümmert, ob er Wunden ſchlage, und behauptet das mit dem Trotze der Gewalt, woran Andere ein geheiligtes Recht haben. — Dem Schwager möchte ich aber das Wort reden, Capitain Tomby iſt ſein Freund!“ —

„Ich bin den Meinigen auch etwas ſchuldig,“ verſetzte Frau von Haag ein wenig gereizt, „und der edle Roſe iſt mir vor Allem theuer und lieb. Wie war er denn aber? Froh und vergnügt? Oder ahnungsvoll und befangen?“ —

„Heiter und herzlich!“ verſicherte Adele; „die Offenheit des Herrn von Roſe ſcheint neben der feinſten Delicateſſe des Gefühls zu beſtehen, und beides durchdringt einander. Wüßte ich nicht, daß eine Leidenſchaft für Aline in ihm vorherrſche, ich würde es kaum gemerkt haben, ſo zart und edel iſt ſeine Weiſe, ſich zu äußern. Er hat mir überaus wohlgefallen!"

„Das freut mich! o das freut mich, meine Tochter!" ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn, ſchnell erheitert durch das Lob ihres Günſtlings aus Adelens Munde, und drückte dankbar dafür die Hand ihrer Schwiegertochter. „Aber Ihre Hand iſt kalt wie Eis!" ſetzte ſie beſorgt hinzu, und faßte die kleine, kühle Linke noch einmal an, deren Lebenswärme dem Herzen zugeſtrömt war. „Gehen Sie zu Bette, liebe Adele! morgen ſollen Sie mir alles erzählen. Sie bedürfen Ruhe — ſchlafen Sie wohl! die Nachtbeſuche ſcheinen ſich bei mir einzurichten, in der vergangenen Nacht kam Aline zu mir. Doch noch Eins! Hören Sie, mein Kind! Ließ Roſe ein Wörtchen von der Abſicht ſeiner Reiſe fallen?"

„Fallen?" wiederholte Adele, und ein lachender Zug gab ihrem Geſichte den langentbehrten Reiz der Heiterkeit zurück, „er ließ zuerſt einen Roſenkorb mir vor die Füße fallen, der zerſprang — die Blumen, ein Opfer der Verlegenheit, blieben mir. — Gewiß waren ſie für Aline gezogen! Sie, meine Mutter, hatten die Hoffnungen des Sehnſüchtigen auf den Frühling verwieſen, und ſeine liebende Kunſt dem ſtarren Winter die blühenden Zeugniſſe der ſchöneren Zeit, die ſeine Wünſche krönen ſollte, abgewonnen. O wie rührte mich dieſer Gedanke! — Die zarte Bitte hätte Sie, meine Mutter, bewegen müſſen, wenn Aline" — —

„Still! ſtill, mein Kind!" ſagte Frau von Haag ſchmerzlich, „Gott nur weiß es allein, wie wehe das Mädchen meinem Herzen thut. — Ich werde jetzt dem armen Roſe ſchreiben und den Traum zerſtören, der ihn ſo lange beglückte; aber ich will ihn mit der Stimme der Freundſchaft wecken. Er darf Aline nicht wieder ſehen, bis ſie Frau iſt; ihr frohes, bräutliches Ausſehen, der Anblick ihres Verlobten, der ihm zufällig werden könnte, ſoll den herben Kelch der Verſchmähung, den ſie ihm reicht, auch nicht um einen Tropfen Wermuth mehr anfüllen. — Nun gute Nacht, Adele!" Sie küßte den Mund der Tochter, der ſich ungern zu ſchließen ſchien — dann ſchloß ſie, vorſichtig Geräuſch vermeidend, die Thür hinter der Fortgehenden.

Ueberreizt von den Eindrücken der beiden letzteren Tage, empfand die Oberlandforſtmeiſterinn kein Bedürfniß des Schlummers; in wacher Emſigkeit ging ſie an das Geſchäft, dunkel für ihre Seele, wie dieſe nächtliche Stunde! — Die argandiſche Lampe goß einen milden Schimmer über das Papier aus, doch die Augen der Schreiberinn bethränten, als ſie folgenden Brief aufſetzte:

Um halb zwei Uhr.

Mein theurer, lieber Freund!

Stets gewohnt, mich Ihrer Nähe zu freuen, iſt es nur ein Gefühl der Freundſchaft für Sie, rein von jedem ſelbſtiſchen Zuſatze — was mich jetzt über die Nachricht von Ihrer Ankunft erſchrecken ließ. O mein beſter Bruno! Sie kamen — wie früh und froſtig im Jahre es noch ſei — dennoch zu ſpät, um Ihren, um *meinen* ſüßeſten, mütterlichen Wunſch erfüllt zu ſehen. — Aline iſt für Sie verloren; das Mädchen liebt einen würdigen Officier, und mein Mann hat in den Stunden des verfloſſenen Abends unſere Tochter dem Capitain Tomby verlobt.

Mein Herz krankt an dem Vorwurfe, ich hätte zeitig einſehen müſſen, daß die Geſchwiſterlichkeit Ihres Verhältniſſes zu Aline der Liebe hinderlich ſein werde, welche ſich unter dem Reize der Fremdheit und des Widerſtandes entwickelt, und ihre Nahrung aus Schwierigkeiten zieht. Daß ich Sie hinhielt, daß ich zögerte, meine Tochter mit Ihren Wünſchen bekannt zu machen, war ein unbewußtes Gefühl hievon; aber es entſchuldigt die Täuſchung nicht, deren Auflöſen nunmehr Ihr treues Gemüth mit ätzender Schärfe angreift und ſich tief in die weichſte Stelle des meinigen einbrennt. Mein lieber Sohn! vergeben Sie der Mutter, welche unbelehrt von ihren Erfahrungen, dennoch glaubte, weil ſie es hoffte — die Liebe laſſe ſich anbilden, anpflegen, ſie ſei die nothwendige Wirkung der Liebenswürdigkeit und Tugend, da ſie doch der innerſte Lebenskeim des menſchlichen Herzens iſt, der nach den Geſetzen ſeiner Natur die zarten Triebe entfaltet, welche ſich nun hierhin, oder dahin wenden, ohne daß ihre Richtung ihnen gegeben werden könnte. —

Dieſe Kleinigkeit hatte mein mütterlicher Schwachſinn vergeſſen; aber ſie hätte Ihnen eine große Kränkung erſpart. Wie Sie dieſelbe überwinden werden, wie bald — davon hängt meine eigene Beruhigung ab.

Wenn es ewig wahr iſt, daß jede edle Liebe, wäre ſie auch nur auf die Empfindung beſchränkt, ihren entſprechenden Lohn habe, und vor Gott als That gilt — ſo wird der Himmel auf Erden, den Sie meiner Tochter bauen wollten, Ihnen bereitet werden von einer Hand, die Sie vielleicht noch nie berührten, welche aber zu dieſem ſeligen Werke mit Engelskräften ausgerüſtet iſt. — Aline liebt einen Bruder in Ihnen, bewahren Sie dieſer ſchweſterlichen Geſinnung ein warmes, unverbittertes Andenken! und entſchädigen Sie dadurch das Mädchen für die herbe Kühle, welche ſich unfreiwillig in die Gefühle miſcht, womit ich die eigenſinnige Wahl meiner Tochter beſtätige. Gott mache mein Kind glücklich! und Ihnen gebe er, was Sie verdienen, das beſte Herz, in einer Bruſt voll Liebe fur Sie! —

Mein theurer Roſe! die Wehmuth übermannt mich, und meine Schriftzüge werden zitternd; wie gern wäre ich bei Ihnen geſtorben! — Dem Laufe der Natur nach iſt es mir beſtimmt, meinen geliebten Mann mir vorangehen zu ſehen, in das ſtille Land, welches die ſichere Hoffnung aller Sturmbedroheten iſt. Dann wollte ich nach Roſenwalde ziehen, und die Erinnerungen meiner Jugend und die Schatten meiner Lieben hätten meine alternden Schritte an das Grab begleitet, das Sie mir neben meinem unglücklichen Vater gegeben haben würden. Dann ruheten wir zuſammen, gemeinſchaftlich, wie wir den Boden betraten, welchen ein edles Gaſtrecht, die ehrwürdige Sitte der Vorzeit, für uns zum Leben und Sterben geheiliget! In dem Zimmer, wo Antigone ihren Vater, den blinden Seher, zu dem Haine der Gutigen leitet — dies war Roſenwalde mir, in ſchönſter Bedeutung! Dort hätten ſich meine Augen für das Licht des Lebens geſchloſſen, und meine Kinder hätten ſie mir zugedrückt. — Gott wollte es anders! —

Leben Sie wohl mein Sohn! Ich bin ſo bewegt, daß mir die Feder entſinkt; aber wie auch das Schickſal noch ferner mein Herz erſchüttern möge, es wird mit der Stärke der Mutterliebe doch ewig feſt an Ihnen hangen und halten.

Naemi von Haag.

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſiegelte mit unſtäter Hand, uberſchrieb den Brief, und ſetzte eine Sphinx von Bronze darauf. So preſſen des Lebens Räthſel unſere Seele zuſammen! dachte ſie, zu höheren Betrachtungen in düſterem Geiſte geregt. Sie kleidete ſich fröſtelnd aus, das Bett rauſchte um ihre Glieder, durch die ſich übernächtige Schauer ergoſſen. Da ſchlug es drei; die Uhr flötete in frommer Weiſe: Wie hell leuchtet der Morgenſtern! Die kleinen Triller, welche dieſer einfachen Melodie zugeſetzt waren, erinnerten an den Geſchmack früherer Zeit, ſo wie die Wahl der Sangweiſe an den religiöſen Sinn der Vorfahren; das müde Ohr der Hörerinn lauſchte den Silberlauten der mechaniſchen Sängerinn, die mit unbewußter Kunſt und Lieblichkeit die ſchwärmenden Gedanken zur Ruhe lagerte, und das Ungeſtüm der Sorgen im ſanften Gefühle der Andacht ſtillte. Sie betete: „Und es preiſet Dich dies Saitenſpiel! ahnt denn mein heißer Wunſch zu viel, der an der Wallfahrt Ziel, dort über Sternen, in unbekannten Fernen, die Heimath ſucht? — Gott, mein Vater! Dir befehle ich mich! Ob mich auch Schmerz beſchlich — mein Herz vertraut auf Dich! Einſt fällt der Schleier, dann ſeh' ich freier Dein heilig Licht!“

Hier verlöſchte ihre Hand die Lampe; ſie ſchmiegte ſich in die Kiſſen, flammende Regenbogenkreiſe dreheten ſich vor den geſchloſſenen Augen, immer weiter und ſchwächer tauchten die bewußten Gedanken aus dem trübe wogenden Meere der Vorſtellungen auf, bis auch der letzte verſank, und der Schlaf ſeine dunkeln Fittige über ihre geheimnißvolle Tiefe breitete.

Der Wintermorgen ging auf, ſtill und klar. An der tiefen Bläue des Himmels hatten ſich Wolken und Winde verzogen, nur ein breiter, hochgelber Saum faßte den Horizont ein. Der nächtliche Sturm ſauſete nicht mehr, und der kommenden Sonne röthlicher Strahl malte zitternd blaſſe Roſen an den dünnen Silberflor der Fenſterſcheiben, daß die wirren Blumengewinde darauf hinter einem feuchten Hauche verſchwanden. — Herr von Roſe war ſpät eingeſchlafen. Er lag noch in glühendem Schlummer, mit tiefathmender Bruſt, in Träumen befangen; die linke Hand ruhete halbgeöffnet im braunen Gewühle der Locken, und ihre Pulſe klopften voll.

Da trat ſein treuer Jäger Diethelm, der Liebling des jungen Edelmanns, der mit ihm aufgewachſen und nicht gleich einem Diener gehalten war, leiſen Schrittes an das Lager ſeines Herrn, zweifelhaft, ob er ihn wecken ſolle, um den Brief, welchen er zu überbringen kam, und den er in richtiger Ahnung für dringend hielt, ſo früh als möglich — empfangener Ordre gemäß — abzugeben.

Ein lärmendes Geräuſch im Vorſaale ließ ſich jetzt vernehmen und rief die Neugierde des Jägers dahin ab. Er legte, ſolches Vorrechts ſich bewußt — den Brief in die Hand des Gebieters und eilte zu ſehen, was es draußen gäbe.

In demſelben Augenblicke erwachte Herr von Roſe. Er fuhr empor, und das fallende Blatt des Briefes, eine bittere Morgengabe! glitt auf die Bettdecke. Erſchrocken betrachtete es Herr von Roſe, und da er die Schriftzüge der Adreſſe erkannte, brach ein haſtiger Druck ſeiner Finger das Siegel. Er las, er ſtaunte, er hätte zuruckſinken mögen in ein ewiges Vergeſſen! —

„Ich träume wohl noch?“ fragte er ſich in der Betäubung des erſten Schmerzes. „O Aline!“ rief er, und ſtarrte die Wand an, worauf die goldenen Lichter des Morgens in wankenden Umriſſen ſpielten, „das konnteſt Du? Sieh hier dein Bild! So wären meine Hoffnungen nur glänzende Schatten geweſen, mit denen Du ein leichtes, loſes Spiel getrieben, gleich dieſen hier, die mit dem flüchtigen Scheine einer kalten Sonne verſchwinden!“

Ein lauter langer Seufzer folgte dieſer Anklage; dann fuhr er fort, und drückte im heißen Aufwallen dieſes Gedankens das verhangnißſchwere Blatt mit gramvoller Liebe an ſeine Lippen: „Und Du, Beſte der Frauen! Dich ſoll ich nun nicht Mutter nennen? Verſchwunden, wie das täuſchende Glück dieſer Nacht, was meine Seele zum Spotte der Wirklichkeit ſchuf, in den Stunden, wo dieſer Brief geſchrieben wurde — wäre der holde Traum, daß ich, ein mannhafter Sohn, der Schutz deiner Zukunft ſein könnte, und Dir vergelten, was Du an meiner Kindheit gethan? - Daß ich deine Wange, vom kühleren Striche des herannahenden Alters gebleicht, im Wiederſcheine der Vergangenheit ſich röthen ſähe? — O! Deine Güte, Du theure, verlorne Mutter! träufelt noch ſüße Milderungen in den Wermuth, welchen Aline mir ſtatt des Freudenweins reicht, in deſſen Vorausgenuſſe ich Thor! mich berauſchte.“

Ein paar Tropfen dieſes herben Kelches quollen in ſeinem Auge, und ſchnell entraffte er ſich dem Lager, das ihm ſeit wenigen Minuten mit Dornen gefüllt war.

Diethelm trat ein. „Unterthänigen guten Morgen!“ ſprach der Jäger in herkömmlicher Ehrerbietigkeit, und ſetzte, zur Freiheit der Rede begünſtiget, hinzu: „Es iſt heute vortreffliches Wetter! Heute, da die Reiſe vorüber iſt!“ —

„Wir können es noch brauchen, Diethelm!“ antwortete Herr von Roſe kalt und kurz, „beſtelle, daß ſchleunigſt angeſpannt werde! Es geht zurück nach Hauſe, und unſer Weg iſt der weiteſte.“

Der Jäger ſtand betroffen. Er glaubte nicht recht verſtanden zu haben; in beſcheidener Theilnahme und vertraut mit der Abſicht, in der ſein Herr hierhergekommen, fragte er: „Iſt es mit dieſem außerordentlichen Befehle Ew. Gnaden völliger Ernſt?“

„Diethelm!“ erwiederte Herr von Roſe finſter und heftig, „erſpare mir jedes unnütze Wort, und mache, daß wir fort kommen! Die Bruſt möchte mir zerſpringen, und die Mauern wollen mich erdrucken. Ein fürchterlicher Winter iſt eingebrochen in mein Leben, wie der Dieb in der Nacht, der würgend raubt, und eine grauſende Oede hinter ſich läßt!“ —

„O mein guter, gnädiger Herr!“ ſagte Diethelm ſehr beſtürzt über dieſen ungewohnten Ton, und hingeriſſen von ſeiner Mitwiſſenſchaft, „ich dachte es mir ja gleich, es wäre kein glückliches Vorzeichen, daß wir den Korb mitnahmen; aber ich fürchtete, gegen den Reſpect zu verſtoßen, wenn ich Ew. Gnaden dieſer abergläubiſchen Bedenklichkeit unterworfen geglaubt hätte. — Ich, meinerſeits, möchte ſolch ein verwünſchtes Ding nicht mit ſpitzen Fingern angreifen, wenn ich einmal auf Freiersfüßen ginge. Daß der ſchöne Glaskorb in tauſend Stücke zerſprungen war, hielt ich für gut, und die Roſen —“

„Die Roſen?“ — fragte Herr von Roſe zerſtreut, und eine liebliche Erinnerung ſchwebte ihm vor der düſtern Seele. „Nun, ſie ſind in gute Hände gerathen!“ ſagte er nach einer ſinnenden Weile leiſe zu ſich ſelbſt, indem ein trauriges Lächeln um ſeine flüſternden Lippen ſchlich, „der Zufall nahm ſich dieſer Blumen an, daß ſie nicht verſchmähet würden, gleich ihrem Pfleger.“ —

Während Diethelm die Anordnungen zur Abreiſe traf, ſtand Herr von Roſe am Fenſter, und das Leben der Hauptſtadt regte und bewegte ſich unter ſeinen Blicken, ohne daß ſein Geiſt davon wußte. Nur die äußern Sinne berührte der getümmelvolle Verkehr des Marktes.

Jetzt zog ein militäriſches Commando im Geſchwindſchritte vorüber, die Trommel wirbelte in kurzem Tact, ihre Schläge fielen auf ſein Herz; der ſchlanke Officier gemahnte ihn an ſeinen Verdränger. Von feindlichen Gefühlen angezogen und gehalten, ſah er dem Zuge nach, die Bajonette der Soldaten, der Säbel des Anführers blitzten im winterlichen Sonnenſtrahle, er fühlte der Waffen ſchneidende Spitze in ſeiner Bruſt. Der Marſch, den die Querpfeifer blieſen, klang luſtig, und faſt wie ein ruſſiſcher Walzer durch die frühe Laſt und Plage der arbeitenden Welt; mit unbekümmertem Stolze ſchritt das Militär einher, und wer auf der Straße ging, wich aus und machte Platz.

Herr von Roſe bemerkte dies, was er ſo oft unbeachtet gelaſſen, mit eiferſüchtiger Schärfe. „Ja, ja!" ſagte er bitter, „das glänzt! Das funkelt! Die blinkenden Quaſten und Troddeln geben der Eitelkeit eine bequeme Handhabe ab, an dem blanken Stahle bricht ſich auch die ſprödeſte Laune, die Trommel betäubt für einen bedenklichen Rath, und die lockende Tanzmuſik des Marſches hebt die Füße der Mädchen mit leichten Sprüngen in den Eheſtand. — O! es iſt natürlich, und ein Kind kann es begreifen! Darum fort mit Dir, armer Bruno! fort nach Roſenwalde! dort biſt Du geliebt, wenn auch auf andere Weiſe — dort wird Dir beſſer werden. Dort gehet der Schatten meines Vaters mit ernſtem Troſte durch die ſtillen Säle, die ich bald durch ein holdes Weib zu beleben gedachte, und ſpricht: „Was klagſt Du, Sohn? Auch ich war nicht glücklicher, als Du! Dort umſchweben mich die Bilder jener frühen, ſchönen Zeit, wo Aline meine kleine Braut war! Sie iſt dahin — alles gehet vorüber: auch der Schmerz, der jetzt meine Bruſt im heißen Kampfe der Empfindung zerwühlt?" — Er ſchüttelte zweifelnd den Kopf, aber eine Stimme flüſterte aus der Tiefe des Herzens herauf: „Auch der!"

Jetzt brauſte der ſchöne Poſtzug des Herrn von Roſe aus dem hallenden Flur des Gaſthofs; in erholter Kraft ſtampften die Pferde das Steinpflaſter, und ihrer Nüſtern dampfendes Gewölk ſtrömte in die heitere Friſche der Luft. Diethelm bediente ſeinen Herrn, und rüſtete ihn, der ſtumm und willenlos den treuen Jäger um ſeine Perſon walten ließ, zur Reiſe. Bald rollte der Wagen davon, und die Reihen der Häuſer entwichen vor ſeinem raſchen Fluge.

Nun donnerte er über die Brücken der Vorſtadt, die Gärten der Reichen mit ihren Sommer-Paläſten und Villen, geſchloſſen ruhend in der Oede des Winters, ſchwanden rechts und links; kleinere Gebäude und zuletzt ländliche Hütten folgten ihnen nach! Endlich ſpannte ſich die ſtarre Landſchaft in einem weiten Rahmen aus, und jetzt athmete Herr von Roſe freier.

Wir überlaſſen ihn ſeinen Gedanken und einer glücklichen Heimkehr, und gehen einſtweilen in das Haus des Oberlandforſtmeiſters zurück.

Frau von Haag fühlte ſich am Morgen ſehr erſchöpft. Die Spuren ſo ſtarker, als wechſelhafter Erſchütterungen der letzteren Tage, konnte der edle Wille, Alinens bräutliches Glück durch keine vorwurfsvolle Sorge zu ſtören, nicht verwiſchen; die Oberlandforſtmeiſterinn hatte in dem Briefe an Herrn von Roſe all ihren Muth zuſammengefaßt, das Schwerſte war überſtanden, aber jetzt behaupteten die Gefühle ihr unterdrücktes Recht. Die vernarbten Wunden der Vergangenheit brachen auf in wunden Schmerz, und ihr Herz blutete im Stillen.

Als Aline ihrer Mutter einen guten Morgen zu wünſchen kam, erzählte ihr dieſelbe, daß Herr von Roſe am verwichenen Abend hier geweſen wäre, und durch ſie von der Lage der Dinge ſchriftlich unterrichtet, wahrſcheinlich ſchon wieder abgereiſt ſein würde. Aline hätte dies doch einmal erfahren, und die Mutter wollte, daß alles klar und offen zwiſchen ihr und ihrem Kinde wäre.

Wie gleichgültig Frau von Haag dieſen Bericht auch zu geben verſuchte, ſo entging doch Alinens feinem Ohre ein leiſes Wanken in der mütterlichen Stimme nicht, welches die innere Bewegung verrieth, womit dieſes werthen, ungeſehenen Beſuchs gedacht würde.

Seine Ankunft gerade an ihrem Verlobungsabende, ſein jähes Verſchwinden beſtürzte Aline; ſie hätte ihn zurückhalten, ihm ein herzliches Lebewohl! zurufen mögen, aber er entwich dieſem Almoſen ihres Mitleids und nimmer, das fühlte ſie — würde er ihrem Rufe wiederkehren. Aline wendete ſich ab; ihre Augen, vor denen das Bild des Verſchmäheten in höherer Liebenswürdigkeit ſchwebte, als worin ſie ihn je erblickt, benetzten ſich; die Freuden der Kindheit, welche ſie ihm verdankte, gingen an ihr vorüber, und ließen dann den Raum der Seele für einige bange Momente leer; denn was ſonſt dieſe Seele ſo voll, ſo glühend erfüllte, war jetzt durch die Gewalt einer ſtarken Empfindung plötzlich in den Hintergrund der Gedanken gedrängt. Der Mutter ſanfte Schonung, das ſpurloſe Kommen und Scheiden des Freundes, der eigene kecke Bau ihres Glückes, dies alles belaſtete des Mädchens weiche Bruſt ſo, daß ſie ſich in einem heißen Erguſſe von Thränen Luft machen mußte.

„Was weinſt Du, Aline?“ fragte die Oberlandforſtmeiſterinn, „muß ich Dich darüber tröſten, daß Roſe Dir ſeinen Anblick erſparte? Was man gewollt, muß man auch den Muth zu ertragen haben. Sage, mein Kind! warum betrübſt Du Dich?“

„Nun,“ antwortete Aline in einem Tone, worin das Wehe eines leiſen Schuldbewußtſeins mit dem Trotze der beleidigten Eitelkeit zuſammenklang, „ſehen hätte er mich doch können! es liegt eine gewiſſe verachtende Härte in ſeinem Benehmen, die mich kränkt.“

„O mein Kind!“ erwiederte die Mutter ſchmerzlich, „verſtehe Dich doch ſelbſt recht! Deine Wünſche, deine

Gefühle äußern ſich nicht folgerecht. Du wollteſt unedelmüthiger Weiſe deines Triumphes über ein Herz genießen, das mit tauſend Banden der Anhänglichkeit an Dich gekettet, nun durch deine Wahl ſeine volle Freiheit zurück empfängt? Der Zauber deiner Perſönlichkeit ſollte ihn fortwährend in ſeine Kreiſe bannen und ſich nicht löſen, da Du Dich auf ewig losgeſagt von ihm? — Nein, meine Tochter, erkenne vielmehr den Zartſinn, womit er Dich ehrt. Es muß noch viel geſchehen und überwunden werden, ehe Ihr Euch wiederſehen dürfet. Ein edler, abgewieſener Liebhaber kann der Braut oder der Frau des ihm vorgezogenen Mannes nie fern genug ſtehen; denn die fortrückende Sonne der Zeit nimmt ihren verklärenden Schein von dem Gegenſtande unſeres Beſitzes hinweg und bekleidet Jenen damit, und je tiefer ſie ſinkt, um deſto heller ſtrahlt er in unſerm Andenken. So iſt es, mein Kind! Sei alſo eine fröhliche Braut, daß ich Dich ungetrübt glücklich ſehe — und für den guten Bruno klopfe der ſchweſterliche Wunſch in Deinem Herzen, daß er bald ein Weſen finden möge, welches ihm die erſte Liebe vergeſſen macht und werth des Vorzugs iſt, von ihm gewählt zu werden."

Aline ſeufzte verſtohlen; die erfahrene Mutter merkte wohl, daß es ihrer Tochter nicht ganz aufrichtiger Ernſt mit dieſem Wunſche ſein möchte; allein ſie wollte ihn doch als höhere Regel für das Gemüth des Mädchens aufſtellen.

Die Oberlandforſtmeiſterinn ging nun, um ſich mit ihrem Gemahl über Anordnungen zu berathen, die dringend waren, und Aline ſchlich zu der Schwägerinn hinauf, ob ſie vielleicht von dieſer etwas Näheres erfahren könnte, denn ſie wußte, daß Herr von Roſe ein paar Stunden bei Adele zugebracht hatte. Sie fand dieſe bereits in vollem Anzuge und einen freundlichen Gruß von ihr zuvor. In ſcheinbarer Unbefangenheit meldete ſie der Wittwe ihres Bruders, daß ſie nunmehr verlobt wäre mit Ring und Ja, und daß ſie ſich einer kleinen Beklommenheit nicht erwehren könne, ſo raſch am Ziele ihrer Wünſche zu ſein.

Adele ſah mit etwas ungläubiger Miene die Braut darauf an; aber die trüben Schatten, welche um Alinens ſonſt immer helle Augen düſterten, ein weinerlicher Zug um den lachenden Mund bürgten für den Ernſt dieſer Verſicherung. Nun fiel Adele der Schweſter, die ſie wirklich liebte, um den Hals und wünſchte ihr mit heftiger Theilnahme Glück. In das herbe, hierbei heißaufwallende Gefühl, wie früh ſie ſelbſt ein Glück verloren, deſſen längere, ſpäte Dauer ſie jetzt mit Wort und Wahrheit dieſer blühenden Braut anwünſchte, miſchte ſich ein leiſer Nachgenuß jener verſchwundenen Wonnen, und das Weſen der Wittwe ſchien leidenſchaftlich hingeriſſen; Aline wußte nicht recht, ob von erneuertem Grame, oder zurückgerufener Seligkeit. — Sie bemühete ſich, wie ſchwer es ihr auch ward — der unerwarteten Ankunft des Herrn von Roſe mit ſcherzhafter Leichtigkeit zu erwähnen, und fragte, wie er der Schwägerinn gefallen habe. Adele lächelte, und antwortete: „Ich dächte kaum, daß Herr von Roſe jemals einen mißfälligen Eindruck hervorbringen könnte. Er mag wohl zu den ſeltenen Glücklichen gehören die ſo viel Freunde als Bekannte zählen. Mich würde er auch bei einer geringern Gabe zu gewinnen, für ſich eingenommen haben; denn unſerer verehrten Mutter günſtiges Vorurtheil für ihn, der Drang ſeiner geſtrigen Situation öffneten ihm eine Freiſtatt in meinem Herzen. — Doch Du mußt mich nicht mißverſtehen, Aline — ſetzte Adele erröthend hinzu.“

„Was werde ich doch!" ſprach Aline wohlwollend und traulich, und die völlige Argloſigkeit, worin ſie den Gedanken weit wegwarf, die blaſſe Wittwe könne an ein zarteres Verhältniß zwiſchen ſich und Herrn von Roſe gedacht haben — beruhete mehr noch auf dem mädchenhaften Bewußtſein ihrer Reize und ſeiner feſten Neigung, die nicht ſobald einer andern weichen würde, als auf den Glauben an Adelens trauernde Treue.

Mit hervorbrechender Gutherzigkeit ſetzte ſie fort: „Ja, er iſt zum Loben und Lieben, der gute Bruno; aber auch Tomby iſt nicht minder ehrenwerth, und ich darf mich meiner Wahl nicht ſchämen. Ehen werden im Himmel geſchloſſen, das beruhigt mich, Adele. Der Zug, welcher mich mit Tomby verbunden, war unwiderſtehlich, wie jede höhere Macht. Und —" hier fiel Aline ſingend in die Strophen eines bekannten Liedchens ein: „Was kann man denn dawider, wenn man nun einmal muß?" Alinens Stimme klang leiſe und traurig, wie der Geſang einer Gefeſſelten.

„Sieh!" ſagte Adele und zog die Schweſter dem Spiegel zu, worin ſich das Bild dreier Roſen wiegte, die friſch und voll aus einer antiken Vaſe nickten; „dieſe herrlichen Blumen waren für Dich gezogen, und nun — ſo geht es im Leben! duften ſie mir. Ein verhängnißvoller Zufall —" Adele lächelte — „legte ſie nicht in meine Hände, ſondern zu meinen Füßen. Aber ich will nicht neidiſch ſein; nimm, Aline!" Sie gab ihr die ſchönſte.

Aline griff ſchweigend das Geſchenk, beugte ſich darauf und ſog mit dem Athem der Roſe einen Strom ſüßer Erinnerungen in das volle Herz, daß es in einen Tropfen bittern Thaues überfloß, der in den Kelch der Blume träufte.

und des Frühlings entzückender Duft nun ſtärker der purpurnen Tiefe entquoll.

Hätte Herr von Roſe Aline in dieſem Augenblicke geſehen, ihre Thräne wäre zum Balſam für ſeine brennende Herzenswunde geworden!

Indeß ſehr bald verdrängten die Unruhen, welche jeden Brautſtand mehr oder weniger zu begleiten pflegen, jene ſtillen Eindrücke, und die Anſprüche der Gegenwart traten vor das Bild des Entfernten.

Alinens Vermählung ſollte gleich nach Oſtern vollzogen werden, worauf die Familie von Haag auf das Gut gehen wollte, um bis in den ſpäten Herbſt in Burgſtein zu bleiben.

Die öffentliche Stellung des Oberlandforſtmeiſters, der ſolide Reichthum, den er beſaß, die Verbindungen ſeines Amtes und Ranges und vor allem das Vaterherz, das mit vorzüglicher Liebe an der einzigen Tochter hing, ließen es ihm als eine conventionelle Pflicht erſcheinen, daß er über die kurzen Tage von Alinens Brautzeit einen gewiſſen Glanz verbreitete. Sie war die Verlobte eines geachteten Officiers, den der Lorbeer noch friſch umgrünte, und die erſte Zeit des Friedens am geeignetſten für die Würdigung kriegeriſcher Verdienſte. Der Oberlandforſtmeiſter präſentirte ſeinen Schwiegerſohn mit einem väterlichen Vergnügen, das der beglückten Neigung ſeiner Tochter galt, und wozu ſich ein patriotiſcher Stolz auf die bewieſene Bravour des tapfern, jungen Mannes geſellte, der ihm mit kindlicher Ehrfurcht begegnete.

Es reihete ſich demnach Feſt auf Feſt, die Verlobten zu feiern, und Aline ſchwamm in einem ſeligen Taumel, der ſie von einer Welle der Freude zur andern wiegte. Deſto weniger konnte jener Freudenrauſch ihrer Mutter etwas anhaben, und die Beſonnenheit der Frau von Haag, durch mancherlei Sorgen wach erhalten, ließ ſich nicht betäuben. Sie achtete auf jede leiſe Veränderung, die ſich um ſie begab; ſie nahm die Bürden der Ihrigen auf das eigene, gütige Herz, daß dieſe freier athmen könnten; ſie handelte für Alle! So dünkte es ihr, als wäre die Friedensfeier der Wendepunkt von Adelens Schmerze geweſen, nach welchem er ſich abwärts neigte, da er den höchſten Grad erreicht. Die junge Wittwe war offenbar verändert ſeitdem. Zwar fiel ſie noch oft in düſtere Zerſtreuung zurück, und der Zwang geſellſchaftlichen Anſtandes war ihr anzumerken, als ſie nach langer, einſamer Trauer wieder in den Cirkeln erſchien, die ſich in und außer dem Hauſe ihrer Schwiegereltern um dies würdige Paar bildeten; aber ſie ſchloß ſich doch nicht mehr, wie ſonſt, ſo entſchieden davon aus, und eine gefällige Rückſicht auf das, was die Geſellſchaft von uns fordern darf, zeigte ſich in der Sorgfalt für ihre Geſtalt, für ihren Anzug, die dem Drucke des Trübſinnes bisher unterlegen war.

Frau von Haag ſah dieſe erſten Schritte von Adelens Wiederkehr in das Leben mit mütterlicher Zufriedenheit; doch hütete ſie ſich wohl, dieſe Bemerkung zu verlautbaren, eingedenk deſſen, daß ein zartes Gemüth die Güte der Natur, welche einen ewigen Schmerz nicht wollte, ſich als Leichtſinn anſchuldigen kann. Nur leiſe unterſtützte ſie die gebeugte Blume, die ſich im Reize des Daſeins zu heben begann, aber immer noch der achtſamſten Pflege bedurfte.

Adele ſprach oft und mit Sehnſucht von dem nahenden Frühjahre, als könne und werde es auch ihre verſtorbenen Freuden wieder beleben. Die Oberlandforſtmeiſterinn erkannte in dieſen Aeußerungen eines ſehnſüchtigen Verlangens nach einer Zeit, die ſie ſelbſt nur unter Seufzern kommen ſah, den Flügelſchlag des Heimwehs in tiefſter Bruſt, das ſich der ewigen Sonne entgegenſchwingt, dann auch den erwachenden Sinn für die Kränze dieſes Lebens.

Sie litt es gern, daß Adele die ſteigende Länge der Tage berechnete, die leuchtende Bahn der Sonne mit treibender Ungeduld verfolgte und Woche für Woche zählte — obgleich ihr Herz gepreßt dabei ſchlug; denn war der Frühling nun gekommen, ſo ging Aline aus der Eltern Hauſe in die Arme des Mannes, und nächſt dieſer Trennung ſtand der Frau von Haag ein Wiederſehn bevor, was ihr faſt eben ſo ſchmerzlich däuchte. Herr von Roſe ließ nichts, gar nichts von ſich hören; doch eine Sage, welche fernher aus Burgſtein kam, lautete, daß er kränklich wäre und einen Arzt gebrauche. Die Oberlandforſtmeiſterinn verſchwieg dies Gerücht ihrem Gemahl und Alinen, und äußerte nur gegen Adele ihren Kummer um den Jüngling, der ihr ſehr am Herzen lag. Adele theilte ihn mit der zärtlichen Mutter; ſie meinte indeß mit tröſtender Zuverſichtlichkeit, es werde vielleicht ſo ſchlimm nicht ſein. —

Nagender jedoch, als dieſe theilnehmende Sorge, zehrte ein anderer Wurm an der Ruhe dieſer edlen Frau und drohete ſie tödtlich zu vergiften, die ſtille Angſt um ihres Rudolphs eheliches Unglück, daß ſich immer deutlicher ausſprach. Die friedlichen Intervallen in dieſem häuslichen Kriege wurden immer kürzer und ſeltener, Hulda's Unbeſonnenheiten immer auffallender, und ein Verhältniß, welches Rudolphs heftige Eiferſucht in Flammen ſetzte und ſeine ſtrengen Grundſätze der Ehre angriff, trat zwiſchen die Herzen dieſer Eheleute.

Jener Ritter von Progne, deſſen unſere Erzählung ſchon einmal erwähnt, war ſeit längerer Zeit und für unbeſtimmte Dauer der Gaſtfreund ſeines Großoheims, des Stiftsherrn Grafen Oliva. Dieſer Großoheim, ein ſchwacher hinfälliger Greis, ſtammte aus einem alten Geſchlechte Italiens. Der Ritter, letzter Sprößling eines verkommenen Zweiges dieſer Familie, hatte ſich unter dem Wechſel der Umſtände in verſchiedenen Sphären des Lebens verſucht und eigentlich keine Heimath. Er harrete eines Wendepunktes noch, der über ſeine Zukunft entſcheiden ſollte, und um dieſes Ziel ſeiner begehrlichen Wünſche ſo nahe als möglich zu erwarten, war er anweſend bei dem Großoheim. Sobald der alte Stiftsherr, der an den Marken ſeiner Tage ſtand, die letzte Ausgabe gereicht, nämlich das Fährgeld an Charons Nachen bezahlt hatte — fiel ſein Vermögen, wovon der Ruf einen ungeheuren Anſchlag machte, dem Ritter zu, der den Beſitz dieſer Summen in üppigſten Genuſſe des Lebens voraus zu nehmen ſchien.

Der Ritter war von ungemein glänzender Geſtalt, kaum dreißig Jahre alt, und wenn die Blüthe ſeiner Kraft auch längſt in wüſten Freuden verwelkte, wenn er auch in mehr als einem Sinne verrufen war, ſo blieb er doch deſſenungeachtet ein gefährlicher Gegenſtand für die Frauen. Er ſchien die weiblichen Schwächen bis in die geheimſten Uebergänge ſtudirt zu haben und dieſe Wiſſenſchaft ſchlau für ſeinen Vortheil zu nützen. Eine Courtoiſie im neueſten Zeitgeſchmack, feine, vornehme Sitten, kecke Originalität, kühnes Selbſtbewußtſein, die Gabe, artig zu ſpotten und jeden Mann neben ſich in den Augen der Frauen herabzuſetzen; die Kunſt, mit Anſtand zu verſchwenden, eine verführeriſche Sprache endlich — dies waren die Eigenſchaften, welche den Ritter von Progne zu einer bedeutenden Erſcheinung in der Welt der Damen machten. Anfangs ſchmeichelte es dem Regierungsrath, wenn der Ritter, der für einen feinen Kenner weiblicher Schönheit galt, jedoch öfteren Verſicherungen nach nur einer geiſtreichen auf die Länge huldigen könne — ſeine Frau durch eine Aufmerkſamkeit auszeichnete, welche bei jedem Zuſammenſein mit ihr um einen leiſen Wärmegrad ſtieg.

Er trauete Hulda mit ungemeſſener Liebe und glaubte nichts fürchten zu dürfen, da ſie ſich ungünſtig über den Ritter und ſeinen Ruf geäußert hatte. Der gute Regierungsrath wußte nicht, daß die Frauen zuweilen hinter ausgeſprochenem Tadel empfundenen Beifall verbergen, und daß auch ein wahrhaftes Gemüth ſich oft gegen Gefühle, die es als pflichtwidrig verdammen muß, durch ein Urtheil, welches ihren Gegenſtand verwirft, ſchützen will. —

Der Ritter ward dreiſter, Hulda ſchien ihn wirklich anzuziehen, er war in ihre Nähe gebannt. Rudolph ſah finſter dazu, doch bat er ſeine Frau mit jenem herzlichen Vertrauen, welches das Intereſſe einer Ehe noch für gemeinſam hält, ſie möchte den Ritter in Schranken halten, da ſeine Annäherung die Grenzen zu überſchreiten anfange, welche eine Gattinn, das Eigenthum der Liebe und Ehre ihres Mannes — vor fremder Zudringlichkeit ausſchlöſſen.

Hulda warf empfindlich den ſchönen Mund auf und gab eine Antwort, die ihren Mann beleidigen mußte. Der Ritter hatte Rudolphs Eiferſucht, die er ihm als ein guter Phyſiognomiſt anſehen wollte, welche er aber nur in ſeinem Wunſche, ſie zu reizen, fühlte, im Voraus lächerlich gemacht. Hulda's liebloſe Rede auf ihres Mannes warnende

Bitte brachte Rudolph in Harniſch und er warf ſeiner Frau nun mehr vor, als ſie ſich hatte zu Schulden kommen laſſen.

Hulda glaubte ſich nun im volleſten Rechte: ſie machte den Irrthum ſeines heftigen Zornes in Puncten, worin ſie ſich rein wußte, auf eine Art geltend, die ihn ſelbſt wegen gerechter Anklagen beſchämte, und er hatte nun das Kind mit dem Bade verſchüttet; denn der Ritter trieb es ärger als zuvor, und Hulda duldete, daß er ſie ausſetzte.

Die Oberlandforſtmeiſterinn tadelte ihren Sohn ob jener Scene, wovon er ihr in der erſten Aufregung erzählte.

„Da haſt Du Dir ſehr geſchadet und dem Ritter alle Pforten in dem Herzen Deiner Frau weit geöffnet —“ ſagte ſie bekümmert. „Du mußteſt ganz anders verfahren, wenn Deine beſſernde Abſicht erreicht werden ſollte. Haſt Du denn vergeſſen, daß die Sünde und ihr Sold, der Tod — durch ein Verbot in die Welt kam, welches die unſchuldige Eva, rein aus des Schöpfers Händen hervorgegangen, und gleichſam noch umhaucht vom Athem der Gottheit, übertrat? — Mit ihrem Geſchlechte hat ſich auch ein Theilchen der Luſt, zu thun, was man nicht ſollte — auf alle Töchter der Erde vererbt, und bis die Welt ausſtirbt, wird die gleiche Urſache auch die gleichen Folgen haben.“

„O Mutter!“ antwortete der Regierungsrath mit leidenſchaftlichem Schmerze, „ja, das Paradies iſt verloren und das reine Verhältniß zwiſchen Mann und Weib war nur ein Göttertraum, den Abbadona zerſtörte. Viel lieber wollte ich aber die glatte Schlange hüten, die ſich am Lebensbaume hinaufwindet, als die Gattinn meines Herzens mit falſcher Liſt zu ihrer Pflicht anhalten!“

„Rudolph!" erwiederte Frau von Haag und blickte ihren Sohn mit ruhiger Hoheit an, „der, welcher wohl wußte, was im Menſchen war, lehrte: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falſch wie die Tauben! Beides kann alſo neben einander beſtehen. Die Klugheit, mein Sohn, iſt eine gar ſichere Führerinn und keinesweges der Tugend entgegen, ja ſie iſt zuweilen die Tugend ſelbſt! Denn es mag leichter ſein, wie es Deinem Temperamente gelüſtet, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, als langſam, durch zweckdienliche Mittel, ein Gebrechen unſeres Glückes zu heilen."

„O mein Gott!" ſagte der Regierungsrath, dem die Geduld, die er üben ſollte, ſchon jetzt ausging, „was ſoll ich aber machen? Ich kann doch unmöglich Hulda's Betragen lobenswerth finden, oder kaltblutig zuſehen, wie dieſer Herr Ritter von Progne an der Mauer bröckelt, die dies zarte, leichtverletzliche Weſen umgiebt — um ein galantes Dichterwort zu gebrauchen — und welche genau der jetzigen Bauart gleicht, die glänzend, aber unhaltbar iſt. —"

„Nein, Rudolph, das ſollſt Du nicht, doch auch nicht bitter werden, wie eben jetzt," verſetzte die Mutter mit einem beſänftigenden Verweiſe. „Mein Sohn darf kein Schwächling ſein; aber, um Gotteswillen! keine Vorwürfe mehr Rudolph! Zwinge Deine Frau, ſich ſelbſt welche zu machen. Sei ein Mann, im ſtrengſten Sinne des Wortes! Ueber einen Solchen können weder Reize noch Launen, weder ſchwache noch böſe Stunden etwas vermögen. —

Verhindere mit unbedingtem Willen, daß der Ritter nicht heimiſch bei Dir werde! Er ſtehet bereits auf der Schwelle der ſogenannten Hausfreundſchaft, womit der böſe Feind und ſeine heilloſe Schaar einziehen wurde. Dieſer feſte Entſchluß wäre ein tüchtiger Vorbau, und die Regel des guten Anſtandes iſt eine Schutzwehr für die Schwächen unſeres Geſchlechts. Beobachte Hulda, doch nicht wie ein Wächter, der mit finſterer Strenge die Aufſicht über ſie führt, ſondern als ein ſorglicher Hüter, welcher darauf achtet, daß die eitle junge Frau ſich nicht ſelbſt verliere. Sollte es, was Gott verhüten wolle! je dahin kommen, ſollte Hulda treulos an Dir handeln, — dann ſchrecke ein Ruf an ihr Gewiſſen ſie von dem Rande des Verderbens zurück; noch einmal nimmſt Du die Bethörte, wenn ſie der Reue fähig wäre, an Dein Herz, mit der Verſicherung, daß, wenn ſie ſich dieſes Platzes unwerth mache, Du Dich dann von ihr losſageſt auf immer. Dieſen innern Eid leiſte Dein Ehrgefühl und ſein heiliger Ernſt ſchwebe auf Deiner Lippe! aber" — dies ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn mit beſchwörender Stimme, „nur die unleugbarſte Hingeriſſenheit, nur die feſteſte Ueberzeugung entringe Dir dies letzte Wort! Ein voreiliger Mißbrauch beraubt es ſeiner rettenden Kraft und eine wiederholte Drohung wird verſpottet."

Der Regierungsrath verſprach, dem Rathe ſeiner Mutter zu folgen, doch ward dieſer Vorſatz auf ſchwere Proben geſtellt.

Der Ritter, durch ſeinen Umgang mit Frauen, an die Gefahr der Schönheit gewöhnt, hatte oft behauptet, man müſſe Amors Pfeilen nur zu begegnen wiſſen; ſo ſtreiften ſie nur leicht, im Falle der kleine Freiſchütz träfe, die Oberfläche der Empfindung. Der ſchlaue Gott läßt ſich nicht ungeſtraft verhöhnen — und als des Ritters ſichere Keckheit eine Blöße gab, verwundete er ihn tief — tief in dem Kerne des Herzens!

Niemand, wer den Ritter von Progne kannte, würde an die Möglichkeit eines wahrhaft leidenſchaftlichen Eindrucks auf ihn geglaubt haben; deshalb entging die eigentliche Urſache der auffallenden Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, ſeinen Bekannten und Beobachterinnen, und deren hatte er viele — lange. Er umſchwärmte Hulda nicht mehr wie ſonſt mit flatterhafter Galanterie; von Ferne ruhete ſein Auge auf ihrer ſtrahlenden Geſtalt, und ein einziger Blick voll Flammen ſagte ihr mehr, als vordem tauſend Worte. Sein Witz war verloren, ſeine Lippen, ſonſt ſtets dem Scherze geöffnet und eine freie Bahn für den Spott, preßte jetzt heftiger Mißmuth zuſammen, wenn er den Regierungsrath mit dem Rechte des Ehemanns, Hulda's ſchlanken Leib umfaſſen ſah. Man verwunderte, man beklagte ſich allgemein über ſeine verſtimmte Laune. „Was mag dem Ritter angekommen ſein?“ fragte man hier und dort, und dieſer oder jener erklärte dann: Er habe den Spleen, die Krankheit der Kummerloſen, die vor lauter Glück unglücklich wären, und zuletzt nicht wüßten, was ſie wollten.

Als einſtmals Aline geſprächsweiſe ſagte: „Den Ritter von Progne muß ein böſer Wind angewehet haben,“ antwortete ihre ſcharfſehende Mutter: „Ein Sirocco, mein Kind! Denn er hat ihn zu den Füßen einer Dame niedergeworfen, und, wehe uns! daß dies eine verheirathete Frau — daß dies unſere Hulda iſt! Sprich nie von dem Ritter in Gegenwart Deiner Schwägerinn, noch erwähne ſeiner Verſtörung. Wir aber wollen Gott bitten, daß er dieſen giftigen Samiel gnädig an uns vorüberziehen laſſe!“

Wenn auch der Regierungsrath mit beſonnenſter Entſchloſſenheit dem freien Eingange des Ritters in ſein Haus wehrte, den Hulda mit kleinen, ſchlauen Ränken durchzuſetzen verſuchte; ſo reizte er vielleicht durch jenen leiſen, aber feſten Widerſtand nur um ſo mehr die Leidenſchaft des Ritters, deſſen ſieggewohnten Schritten wohl häufig ſelbſt der Männer Vorſicht gewichen war.

Hulda lächelte der Schutzwache, die ihr Gemahl ſich zu ſtellen glaubte. Sie ſang zuweilen einige abgeriſſene Strophen aus einem alten Liede, deren richtigen Zuſammenhang mit ihren neueſten Gedanken — wie leicht und loſe auch, vom Zufalle den Tiefen des Gedächtniſſes entführt, ſie auf den Lippen der Sängerinn zu ſchweben ſchienen — der Regierungsrath gar wohl errieth, und welche lauteten:

„Sieh! die Nadel hier, mit der ich ſtricke, ſelbſt die Feder, die am Hute weht, dienen mir, daß ich Dich doch berücke, wenn der Blick der Liebe zu mir fleht. Drum, wenn ich nicht ſelbſt mein Herz bewache, o! ſo hilft kein Argus und kein Drache!“ —

Auch der Ritter ſang ſeines Herzens tiefinnerſtes Meinen und Gefühl der Angebeteten zu, und das konnte ihm Niemand verwehren. Rudolph ſtand dabei, wenn dieſer verrätheriſche Geſang zur Guitarre, die der Ritter meiſterlich ſpielte, in ſchmelzendem Wohllaut der Sehnſucht Qualen ſchilderte, oder zum hohen Liede von der Einzigen ward; dann hätte er in eiferſüchtigem Ingrimme das Saitenſpiel zertrümmern mögen, das Werkzeug des Verſuchers.

Der Ritter glich einem Troubadour, wenn er das Inſtrument im Arme, im lauſchenden Kreiſe der Damen ſaß, die kaum zu athmen wagten, daß ihnen keiner dieſer entzückenden Töne entgehe. Dann ruhete ſein ſchöner Kopf voll kurzer, blonder Locken an der vergoldeten Lehne des Armſeſſels, und in den Augen, tiefblau, wie der Himmel des Südens flammte die ſchwärmeriſche Gluth der Canzonette, die er eben vortrug; das azurfarbene Band der Guitarre umſchlang ihn mit ſeidenem Halt, leicht und luftig, wie die Gebundenheit der männlichen Treue — und das Ordenskreuz auf ſeiner Bruſt ſchien der Beifall eines Königs als Sängerlohn auf dieſe Stelle geheftet zu haben. —

So bezauberte dieſer Anblick die Zuhörerinnen, und Hulda's Augen weilten verdunkelt auf ihm. Ihr Mann ſtand in anſpruchsloſer Stellung, die ſogar in ſolchen Augenblicken etwas Gedrücktes hatte, daneben, und wenn Hulda's Blicke vergleichend von ihm auf den Ritter fielen, ſo warfen ſie dann noch ſtärkere Schatten auf ihn, dem es dann in jedem Sinne an Licht gebrach. —

Seitdem der Ritter Hulda einſt geſagt: Sie nur allein von allen Damen dieſer volkreichen Hauptſtadt verſtehe es, ſich zu kleiden, Andere könnten ſich höchſtens putzen; — ſeitdem überſtieg der Aufwand ihrer Toilette ihres Mannes vermögende Mittel und mehr noch ſeine gefällige Nachſicht. Unerſättlich in ihren Forderungen, verſchlang Hulda's nie befriedigte Eitelkeit für die flüchtigen Stunden eines Abends Summen, groß genug, um die beſcheidenen Wünſche der Genügſamkeit für ein ganzes Leben ſtillen zu können. Den Vormittag brachte ſie an ihrem Putztiſche zu, indeß die kleine Dido, in duftender Morgenfriſche, noch umblühet von den Roſen des Schlafes, der Mutter zulächelte, die nur Augen für das Bild im Spiegel hatte, und der das Lallen ihres Kindes nicht ſo lieblich klang, wie die Stimme des Verführers, nach deſſen ſchmeichelnder Bewunderung ſie ſtrebte.

Wann hätte es der Leidenſchaft je an Gelegenheit ſich kund zu geben gefehlt? Der Ritter war ein ſcharfſinniger Finder, und Hulda ließ zuweilen ſelbſt ein leitendes Fädchen fallen, an dem er ihren Spuren nachgehen konnte. Zwar trat manchmal der Gedanke ernſt und warnend vor ihren Geiſt, wie weit dies Verhältniß gehen, wohin es führen werde — der Engel ihrer Pflicht verhüllte traurig ſein Antlitz, wenn ihre Vorſtellungen an ihm vorüberſtreiften, und jene ſchnell verſchwundenen Tage, in denen ihres Rudolphs Liebe ſie beglückt, wo er ſie einer preßhaften Lage entriſſen, um ſie in den Schooß des Ueberfluſſes zu verſetzen, leuchteten noch einmal auf in ihrer Erinnerung, aber nicht mit Helios goldenem Strahle, ſondern mit den Fackeln der Rächerinnen; — doch nur zu bald erſtickten dieſe beſſeren Gefühle im Drange der inneren Unruhe, und jener Schein der Wahrheit, worin ihr Gewiſſen brannte, erloſch vor den Stürmen ihres Buſens.

Das Carneval begünſtigte dieſe widerrechtliche Liebe, indem es nicht nur öftere Zuſammenkünfte des Ritters mit Hulda vermittelte, ſondern auch in geräuſchvollen Freuden die leiſe Stimme des innern Gerichts betäubte, und mit Maskenfreiheit manches falſche Spiel gegen Pflicht und Treue rechtfertigte.

Jetzt gingen dieſe Luſtbarkeiten zu Ende und ſollten mit einer Privat-Redoute beſchloſſen werden, wozu ein vornehmer Herr die Elite der großen und ſchönen Welt eingeladen hatte.

Es war zu erwarten, daß dieſer fürſtlich reiche Gaſtgeber ſeinerſeits alles aufwenden werde, um dies Maskenfeſt zu der Krone aller bisherigen der Art zu machen, und die Geladenen wollten der vorauszuſetzenden Aufnahme entſprechen. Aber die Ideen dazu waren erſchöpft, man verwarf das Gewöhnliche und konnte nichts Neues, nichts Auffallendes mehr erſinnen. Der Ritter, das Muſter des Geſchmacks, ward zu Rathe gezogen; allein er erklärte, er wiſſe nichts, und werde ſelbſt nur als Fledermaus ſcheuchen.

Die Damen ſchalten ihn dieſer und jeder Laune wegen, womit er zeither ihre Gunſt verſcherzt, und ſagten ihm den beglückenden Vorzug derſelben für jetzt und ewige Zeiten auf, wenn er ihnen diesmal ſeinen hülfreichen Beiſtand verſage und ſie in ſolcher Verlegenheit im Stiche laſſe.

Obgleich mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln gab der Ritter doch dieſer Drohung nach, und ſein Gedächtniß ſchärfte ſich plötzlich für eine Erinnerung, die zu benutzen war.

Er hatte jüngſt ein ſehr ſchönes Gemälde geſehen, das die Königinn Eſther, umgeben von dem jüdiſchen Hofſtaate, vorgeſtellt.

Dies konnte verwirklicht werden. Er ſelbſt wollte den Ahasverus übernehmen, und Hulda, wer anders als ſie? ſollte die königliche Blume Zions ſein. Ein ſchlauer Wurf des Zufalls ſpielte ihr dieſe erhabene Rolle zu.

Hulda fühlte, welch ein Geſchick ihr dies ſchmeichelhafte Loos geworfen — der Purpur bedeckte ſchon jetzt ihre Wangen, ſie ſah ſich im Geiſte in orientaliſcher Pracht und Herrlichkeit.

Der Ritter machte eine Angabe des Coſtüms und Schmuckwerks, welches dazu erforderlich wäre; doch dieſer Entwurf war die Prachtausgabe eines Zaubermährchens, worin der Regen in Zahlperlen zur Erde fällt, welche die

Sonne mit den Dünſten des Meeres aus ſeiner Tiefe gezogen, wo indiſche Goldſtoffe in jeder Plunderkammer rauſchen, wo Brillanten gemein, wie der funkelnde Thau, Smaragden und Rubinen wie Glühwürmer zu haſchen, und der Amethyſt an jeder Veilchenpflanze blüht; denn des Ritters verſchwenderiſches Genie kannte keine ſparſame Rückſicht, und beſchränkender Mangel war ihm fremd, da er ſich zu helfen wußte.

Hulda lauſchte ihrem düſterſehenden Manne den hellſten Lichtblick ſeiner Laune ab, um ihm den Vortrag dieſes Planes zu machen; des Ritters ward natürlich dabei nicht erwähnt, doch Rudolph errieth ſogleich, daß ſeine geſchäftige Hand, die gerne im Vollen wühlte, dieſe Karte mit der Königinn Eſther angelegt hätte. Er ließ ſeine Frau ganz ausreden, ohne ſie durch einen vorzeitigen Laut zu unterbrechen.

Hulda, die das ſchweigende Gehör, welches ihr Anſuchen fand, für ein hoffnungsvolles Zeichen nahm, und dieſer guten Stunde wahrnehmen zu müſſen glaubte, um alles anzubringen, was ihr noch auf dem Herzen läge, beeilte ſich, in bittender Geſchwätzigkeit von ihrem Manne zu fordern, was ſie zu ihrer königlichen Galla bedürfte. Ein Diadem, der Hofjuwelier hatte einige köſtliche Stirnbänder in antiker Faſſung zur Auswahl liegen, welche ſie letzthin zufällig geſehen, ein Kleid von Samilis, ein äußerſt reicher Zeug, deſſen Aufzug von Seide, der Eintrag von Goldlahn iſt, und der ſonſt häufig in venetianiſchen Manufacturen gefertigt und nach der Türkei geführt wurde — der italieniſche Jude Zil Maccabäo beſaß noch ein Stück dieſes Zeuges zur Rarität; doch Hulda zweifelte nicht, daß es ihm feil ſein werde.

Jetzt hielt Hulda inne, und harrete des Wörtchens der Vollmacht, was ihr vorläufig genügte, um dieſe insgeheim ſchon behandelten Käufe abzuſchließen. Ein bitteres Lächeln, der Vorläufer einer noch herberen Rede, trat auf Rudolphs Lippen. Er ſagte: „Ich habe gegen dieſes israelitiſche Schauſpiel gar nichts, ſobald es Dir und Deiner Geſellſchaft — er betonte dies ſtark — möglich wäre, mit jenem Geſchlechte Judäas den Schatzmeiſter des Königs Artaxerxes, der über India und das Mohrenland herrſchte, in das Leben zu rufen, daß er Euch ſeine Truhen öffne und die verſtäubten Goldgülden zu eurem Bedarfe auszahle. — Hulda!“ hier zürnte ſein Auge in auflodernden Blitzen, und der kalte Hohn ſeiner Worte ward zu einem feurigen Schwerte, „wo denkſt Du hin? Mit dieſer Frage will ich mich ohne einen weiteren Vorwurf begnügen, den Du dieſes Anſinnens wegen von mehr als einer Seite verdient hätteſt. — Es mag darum ſein. Aber Du mißkennſt meine Lage, wie meine Sinnesart, und wie ſo manches andere noch. — Die Zinſen des Capitals, womit mein gütiger Vater meinen Hausſtand begrundet, reichen nicht aus für ſolche Wirthſchaft; mein amtliches Einkommen iſt ein Pappenſtiel für Deine ſtolzen Wünſche. Und Schulden machen? auf den Tod meines Vaters, den Gott noch lange, lange! erhalten wolle! Da ſchämte ich mich tief in die Seele hinein, wenn auch mancher edle Ritter dieſes erniedrigende Mittel ergreift, um ſeinen Hochmuth nicht ſinken zu laſſen, und es nicht für unadelig hält, ein Borger und ſomit des Schuldners Knecht zu ſein. So ſpricht ſich ſchlicht und recht ein Weiſer jener grauen Zeit darüber aus, und Du würdeſt wohl thun, Dir dieſen Sittenſpruch, da es mit der Königinn Eſther nichts iſt, nichts ſein kann — an die leere Stelle jener verſchwindenden Hoffnung einzuprägen; er würde Dir und mir reellen Gewinn bringen.“

Hulda weinte vor Unmuth; daß dieſer Beſchluß jedoch unabänderlich wäre, hatte ſie dem Tone ihres Mannes abgemerkt. Eſthers Bild zerrann in Thränen eitler Betrübniß.

Noch an demſelben Tage fand Hulda Gelegenheit, dem Ritter zu ſagen, daß er die Eſther nur immerhin einer andern Dame zueignen könne; ſie gäbe dieſe Maske, wie den ganzen Ball auf, und es ſei ihr nun einmal kein Vergnügen beſtimmt, wenigſtens hätte ſie noch nicht das kleinſte unverbittert genoſſen. Der Ritter ſtand verblüfft, dieſe melancholiſche Reſignation lag nicht in Hulda's Charakter — er bat, daß Hulda ihm die Urſache dieſer Abweiſung nenne, welche das ſchönſte Bild ſeiner Einbildungskraft auslöſche, oder vielleicht ſchlimmer noch, verzerre, wenn eine Andere die jüdiſche Königinn darſtelle — und die unbeſonnene Frau ſagte ihm in der Aufregung ihres Verdruſſes, ihrer beſtochenen Eitelkeit, Alles.

„O! dieſer kalte Actenmenſch!“ brach der Ritter los, „der nicht werth iſt, die Perle der Schönheit zu beſitzen, die ein blindes Glück ihm zugeſchleudert! Eine kleine, hübſche, häusliche Frau wäre ja tauſend gut genug für ihn geweſen. O! daß ich dürfte! Ich gäbe alles, was ich beſäße, um Dich, Du göttliches Weib, nur einmal im vollen Glanze Deiner Reize zu ſchauen, und wäre dann freudig ein Bettler und ſtolz auf meine Armuth; oder, wäre ich reich, wie der Kaufmann von Venedig, ich ließe mir willig ein Pfund Herzfleiſch ausſchneiden, um Deinen leiſeſten Wunſch zu bezahlen, und der Tod würde nicht ſchmerzen, litte ich ihn für ein Lächeln von Dir!“

Hulda verwies dem Ritter dieſe Sprache, welche ihr Herz in treuloſen Aufruhr brachte; aber eine Frau, die ſich über ihren Mann gegen einen anderen beklagt, hat die Achtung verwirkt, wodurch ſie in weiblicher Würde Schweigen gebietet, wenn eine fremde Liebe ſich ihr laut zu nahen wagt. —

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſah mit tiefem Kummer, den weder die ſanfte Ruhe, welche ſich über Adelens Gemüth zu verbreiten anfing, noch das bräutliche Vergnügen, das aus Alinens frohen Augen ſtrahlte, zu lindern vermochte, den Seelenzuſtand ihres Sohnes, der mit jedem Tage leidender ward. Obgleich Rudolph ſeit jener Unterredung mit ſeiner Mutter alles, was ſein Herz preßte und drückte, feſt in ſich verſchloß, und mit männlicher Kraft den Druck ſeines häuslichen Unglücks, der ſchwer auf ihm laſtete, ertrug, ohne zu klagen, ſo ſprach doch die Bläſſe ſeiner Geſichtsfarbe, der Blick voll finſteren Schmerz, womit er ein verlorenes Glück zu ſuchen ſchien, und der verſtörte Sinn, welcher ſich nur in der gewaltſamen Abſtraction ordnete, die ſeine Geſchäfte erforderten, das Gemüth der Mutter in den rührendſten Gefühlen an. Die Begriffe der Frau von Haag von der Heiligkeit der Ehe waren im höchſten Grade ehrfurchtsvoll, und religiöſe Ueberzeugungen hingen darin mit ſehr zarten Empfindungen der Weiblichkeit auf das innigſte zuſammen; deshalb war der Gedanke ihr ſchrecklich, eine Scheidung in ihrer eigenen Familie zu erleben, und ſie zitterte vor der Möglichkeit, daß die verblendete Hulda an ſolch einem unſeligen Werke geſchäftig bauen könne. Die Zeit der Oberlandforſtmeiſterinn war ſo vielſeitig und jetzt durch den Brautſtand ihrer Tochter mehr als jemals in Ausſpruch genommen, daß ihr wenig davon für eine ausſchließende Beobachtung Hulda's übrig blieb. Nur die Nacht hielt mit finſterer Sorge ihre Seele und Sinne wach, und mit düſtern Schwingen, wie der Flügelſchlag einer böſen Verkündigung, rauſchten ihr die ſchlafloſen Stunden leiſe und langſam vorüber. Dann flehete die fromme Frau mit Inbrunſt zu Gott, daß er das gefürchtete Schickſal von ihrem Hauſe abwenden und des theuren Sohnes verirrte Gattinn auf den Weg der Pflicht und des Heils zurückführen möge. Und hatte ſie alſo dem treuen Helfer betend ihren Kummer vertraut, ſo zerrann das Grauen vor der Zukunft, wie eine Nebelwolke, welche den Strahl des Himmels verbarg, ihr lichtumfloſſenes Auge ſchloß ſich zum Schlummer, und Engel des Friedens ſtiegen in ihre Träume nieder.

So ſchwanden die Tage zwiſchen Furcht und Hoffnung, getheilt in laute Freude und verſchwiegene Angſt dahin, und ihr verlängerter Lauf berührte bereits den Saum des Frühlings.

Alinens Hochzeitfeier war, wie ſchon geſagt, bald nach Oſtern feſtgeſetzt worden, doch wäre ſie in den April gefallen, und dagegen ſträubte ſich die Braut. Aline ſetzte nämlich in einer abergläubiſchen Einbildung, wozu das Geſchlecht der Frauen, beſonders in der Liebe, ſich hinzuneigen pflegt, — die Wechſelhaftigkeit dieſes Monats in einen einflußreichen Bezug auf den zu ſchließenden Bund, und fürchtete, ſeine Weihe unter ein böſes Geſtirn zu ſtellen, wenn ſie zu einer Zeit vollzogen würde, die als beſtandlos verrufen ſei.

Wie heftig Capitain Tomby dieſe Grille ſeiner Verlobten auch bekämpfte, die ihm das Glück ihres Beſitzes verzog, ſie blieb Siegerinn; und Aline bat ihn mit komiſchem Ernſte, der ſogar etwas Wehmüthiges hatte, er ſolle ihr nur diesmal ihren Willen laſſen, dann wolle ſie ihm ihr Leben lang folgen. Auch geſchähe, was ſie verlangte, ja nur zu ſeinem eigenen Beſten. — Eine Aprilbraut könne gar leicht launiſch, treulos und ungeſtüm werden, wie das Wetter, das über ihrem Kranze gewechſelt; denn wenn der Landmann ſogar genau die Zeit beobachte, in welcher dieſe oder jene Ausſaat geſchehen müſſe, ſo gäbe es gewiß eine höhere Wiſſenſchaft, nach welcher es nicht gleichgültig und unbedeutſam ſei, wie oder wann die Saat des Geſchicks dem dunkeln Schooße der Zukunft vertraut werde; und die geheimnißvolle Macht der Stunde, welche Segen oder Unheil an die fliehenden Minuten knüpfe, habe zwar Mancher erfahren, aber noch Keiner erforſcht. —

So ſollte denn die Vermählung den erſten Mai ſein, und dies waren Alle zufrieden. Aber der April war größtentheils ſo ſchön, daß der ungeduldige Bräutigam mit vorwurfsvollen Blicken, die ſeiner Sonne galten, in den warmen Glanz des klaren Frühlingshimmels ſchauete. Milde Lüfte, kein raubes Geſturm, weckte die Natur mit ſanft ſchmeichelndem Hauche, und ſtatt winterlicher Flocken, die ihre ſpäten Schauer oft in dieſer Zeit über ſchüchterne Knospen ausgießen, bedeckten ſich die Bäume mit Blüthenſchnee.

Acht Tage vor der Hochzeit ſagte Capitain Tomby zu ſeiner Braut, daß er noch eine kleine Reiſe machen würde. Aline war betroffen über dieſe Ankündigung. Sie forſchte ängſtlich in den Zügen des Geliebten, ob eine fatale Nothwendigkeit dieſe Entfernung heiſche; doch Tomby lächelte ihrer bangen Neugier. Er drückte die Holde ſchweigend an ſeine Bruſt, worin ein ſehr edles Gefühl für ſie klopfte — und Aline hatte von ihrer Mutter gelernt, das Recht des Mannes auch in ſeinen Geheimniſſen zu ehren.

An einem wunderſchönen Abende ſaß Herr von Roſe auf einer Anhöhe ſeines Gartens, ſeinem Lieblingsplatze, der einen weiten, entzückenden Blick auf die Anſicht der Landſchaft gewährte.

Die Sonne ſchwebte noch in glühender Unruhe am blaſſen Rande der fernen Gebirge, aber immer großer und dunkler zitterte ihre feurige Kugel in den Kreiſen der Regenbogenfarben. Den Oſten entflammte der Wiederſchein, und purpurne Wölkchen mit goldenen Säumen ſegelten durch den tiefen Azur des Luftmeers.

Leiſe ſtrich der Wind über die Saat und regte aus dem Erſtlingsgrün der Wälder und Fluren, aus Blüthen, Blättern und Knospen ſüße Düfte auf. Unter der Anhöhe rauſchte der Garten in friſchem Gewoge, und die Vögel in den Zweigen ſangen luſtig ihre Weiſe.

Nachtigallen miſchten wetteifernd ihr ſeelenvolles Lied in den großen Chor der Natur, und ihr liebliches Locken, ihr ſchmachtender Laut drang mit den Tönen der Liebe tief in die Bruſt des einſamen Hörers. An der Grenze des Gartens floß ein heller Bach hin, deſſen feuchte, von Erlen bekränzte Ufer ein verjährter Stammſitz der holden Frühlingsſängerinn waren, und manches Geſchlecht Philomelens hatte hier melodiſche Seufzer der Sehnſucht ausgeathmet. Am Rande des Bächleins, das mit verklärter Welle rann, weil der Abendſchein ſeine Gluth in die kühle Quelle tauchte, klapperte an einer geſchützten Stelle eine kleine Mühle, wie ſolche zur Luſt der Kinder erbaut wird, doch ſehr künſtlich in der genaueſten Nachbildung aller Theile, und der Getriebe ſchwaches Getändel ging ſo regelmäßig, als gälte es das ernſte Werk der Nahrung. — Herr von Roſe ſaß unter einem großen, tempelförmigen Schirme; die letzten Strahlen der Sonne ſpielten anmuthig auf ſeinem bluhenden Geſichte und färbten die ſchlanken Säulen von Holz, auf denen der leinene Baldachin ruhete, mit brennenden Tinten. Zu ſeinen Füßen lag ein weißer, ſchön gezeichneter Jagdhund, die melancholiſchen Augen in träumeriſcher Trägheit geſchloſſen, nur zuweilen durch den Tanz der Mücken geſtört, wild nach ihnen aufſchnappend.

Auf dem Tiſche, an dem der junge Edelmann ſaß, lag es bunt durcheinander. Riſſe, Schreibmaterial, Bücher und eine Schaafwollenkarte in großem Format, worauf die Proben der verſchiedenen Raçen in bewundernswürdiger Ordnung und unterſcheidender Feinheit, die ſich in dieſem zarten, ſchraubenähnlichen Gekräuſel, bis zu der Veredlung ſeltenſter Stufe hinauf wand — nach der Nummer angeheftet waren.

Herr von Roſe ſchien in der Wollkarte ſtudirt und den Reichthum ſeiner Heerden in einer ſummariſchen Ueberſicht gezählt zu haben; denn noch ſpielten ſeine Finger mit dem Bleiſtifte, den er gebraucht, um ſeine etwaigen Berechnungen zu notiren. Aber die Schönheit der Natur rührte zu mächtig an ſein Herz, das ihren Eindrücken offen war, als daß er nicht mit ganzer, hingebender Seele ihren Anblick hätte genießen ſollen.

Die Gedanken entflohen dem abſtracten Geſchäfte und ſchwärmten in weiten Räumen umher. Er lauſchte dem Geſange der Nachtigall, welcher an die weichſten Saiten ſeiner Empfindung ſchlug; er horchte dem murmelnden Geſchwätze des Baches und dem Geklapper des kleinen Mühlenwerks, und dieſe gewohnten Klänge wiegten ihn in den Traum vergangener Tage, worin er vergaß, daß die Stimme, welche ihm einſt ſo lieblich dünkte, daß er die ſchönſten Freuden ſeines Lebens nur von ihr vernehmen wollte, nun verhallt war für ihn — daß ſie einem Andern das Entzücken der Liebe tönte! —

Er ſchauete auf und ſah mit feiernden Gefühlen die Sonne untergehen; ſchöner ſah er ſie nie. Die Berge leuchteten in duftigem Violett, dort lag Burgſtein! Das Thürmchen des Schloſſes ſchimmerte in röthlichem Glanze aus dem Grau der Felſen hervor. Hier kehrte das ſchwerwandelnde Hornvieh der Roſenwalder Herrſchaft zurück von der Weide: voran der brüllende Stier, dann die geſleckten Schweizerkühe, deren harmoniſch geſtimmte Glöcklein bei der Wucht ihrer langſamen Tritte erklangen, und ein leiſes Heimweh in dem Beſitzer der Heerde anregten. Herr von Roſe gedachte der Wirkungen des Kuhreigens, und fand es in dieſem Augenblicke für ſehr möglich, daß man aus Sehnſucht ſterben könne; aber dieſer Tod — ſo dünkte es ihm — müſſe dennoch ſüß ſein. Er ſaß unter dem Schatten der Heimath, und fühlte, daß es eine andere gäbe, als die, worauf man geboren, die kleine, irdiſche Herberge unſerer Pilgerſchaft — ein ewiges Vaterland, beherrſcht von der erhabenſten Weisheit und heiligſten Ruhe — eine Liebe, von der wir nicht laſſen dürfen mit unſäglichem Schmerze, wie von der Liebe auf Erden. — Er ſeufzte aus voller Bruſt, und ein Schauer ahnenden Hoffens wehete ihn von jener unſichtbaren Grenze an und kühlte ſeine heiße Stirn.

Nachdem das Geläute der Heerde ſich fernhin zog, und endlich in den Ställen der Höfe verſtummte, erhob Herr von Roſe ſeinen Blick aus dem Tiefſinn dieſer Betrachtungen wieder zu äußerem Anſchauen empor, und ſah auf dem Wege von Burgſtein herüber zwei Männer zu Pferde daher kommen. Es ſchien Herr und Diener zu ſein, und zwar militäriſchen Standes.

„Wer könnte das ſein?“ ſagte er zu ſich ſelbſt, und ſchärfte ſein gutes Auge, ob er den Officier zu erkennen vermöge; doch der Reiter und ſein Roß waren ihm fremd, und die Wahrheit würde er wohl am wenigſten geahnet haben. Jetzt waren ſie ſeinem Blicke entſchwunden, er lauſchte nach den Hufſchlägen ihrer Pferde auf der Brücke von gegoſſenem Eiſen, welche die Wege nach der Straße und nach dem Schloſſe trennte, und ſein Herz klopfte ſtärker. Als er ſich nach einer kleinen, harrenden Weile zum Aufbruche von der Anhöhe rüſtete, und nur nach einem Blatt Papier ſuchte, was ſich verſchoben hatte, trat Diethelm athemlos vor ſeinen Herrn, und meldete: „Capitain Tomby, der eben in den Hof geritten, laſſe um die Erlaubniß bitten, ſeinen Beſuch machen zu dürfen.“

„Capitain Tomby?“ wiederholte Herr von Roſe in beſtürzter Verwunderung, und erglühete bei dieſer Frage, wie der Abendhimmel; doch faßte er ſich, und ſprach: „Sehr willkommen! Oeffne die Zimmer, ich werde ſogleich“ — —

„Er iſt ſchon im Garten“ — ſagte der Jäger in dringender Eile, und ſtand auf dem Sprunge; und Titan, der Jagdhund, als hätte er die Meldung verſtanden, lüpfte die langen Behänge der Ohren und bellte den Abhang hinunter, bis ein gebieteriſcher Wink ſeines Herrn ihn zu knurrender Stille beſchwichtigte. Herr von Roſe aber ging ſeinem Gaſte entgegen.

Eine hohe, ſchlanke Geſtalt ſtand vor ihm, deren ſtolze Haltung, durch den Ausdruck einer flüchtigen Verlegenheit gemildert, die Kraft des Bewußtſeins, des Verdienſtes wie des Glückes — ſo edel und frei aufgerichtet zu haben ſchien.

Der Capitain verbeugte ſich mit dem Anſtande der Achtung, und ſprach: „Herr von Roſe?“ ein kleines Fragezeichen im Tone, hing ſich dem Gruße dieſes Namens an. — „wie befremdend Ihnen mein Beſuch auch ſein mag, ich bitte, daß Sie ihn entſchuldigen! Kein Zufall, eine Abſicht führte mich hierher.“

Herr von Roſe betrachtete ſeinen Nebenbuhler mit hellen Blicken. Er reichte ihm die ſchöne Hand und antwortete: „Dieſe Abſicht ſei nun, welche ſie wolle, ich heiße Sie herzlich willkommen, Herr Hauptmann! und freue mich Ihrer Bekanntſchaft, welche einen ſtillen Wunſch von mir erfüllt. — Auch hätten Sie ein Recht an meine Freundſchaft, wenn ſolche von einigem Werthe für Sie wäre. — Sie ſind nunmehr der Sohn eines Hauſes, das ich ſtets als mein zweites Vaterhaus betrachten durfte.“ Er unterdrückte einen Seufzer.

Nicht ohne Rührung ſah der Capitain bei dieſer Verſicherung in das offene Auge des Herrn von Roſe, den klaren Spiegel einer reinen, wahrhaften Seele! Er fühlte einen Druck der Hand, welcher alle Pforten ſeines Vertrauens öffnete, er erwiederte ihn, und ſprach mit Wärme: „Dies eben war meine Abſicht; ich wollte Sie bitten, mein Freund zu ſein, ehe ich wirklich der Sohn jenes Hauſes würde, das Sie gleich einem theuren Verwandten ehrt und liebt! Denn noch iſt Aline nicht mein.“

„Nicht?“ fragte Herr von Roſe, indem eine dunkle Röthe ſich über ſein Geſicht ergoß und die Haſt ſeiner Frage verrieth, wie wichtig dieſer ungeahnte Verzug ihm ſei. Er begriff ſich indeß ſchnell, da er fühlte, er ſtehe vor einem ſcharfen Richter ſeiner Empfindungen, und ſetzte mit fallendem Tone hinzu: „Das iſt ganz gegen mein Erwarten; ich glaubte, die erſte Flitterwoche wäre Ihnen bereits verrauſcht.“ Er ſeufzte abermals leiſe.

Der Capitain machte den Vortheil des Verſchubs jetzt mit zartem Gefühle geltend. Er ſagte lächelnd, und in dieſem Lächeln malte ſich die Erinnerung an das ehemalige Verhältniß ſeiner Braut zu dieſem liebenswürdigen Manne: „Aline trauete ſich ſelbſt nicht, deshalb mochte ſie dem April nicht trauen, und ſcheuete es als eine böſe Vorbedeutung, unter veränderlichen Zeichen an den Altar zu treten. Auf den erſten Mai werden wir, ſo Gott will! den Segen der Kirche empfangen.“

In dem edelſten Selbſtvergeſſen gab Herr von Roſe zur Antwort: „Ich werde dieſen glücklichen Tag feiern und den Wunſch zum Himmel ſenden, daß Ihre Ehe einem ewigen Frühlinge gleichen möge.“

„Nun, die Tage, von denen es heißt, ſie gefallen uns nicht — werden wohl auch kommen; denn es iſt noch kein Herbſt mit ſeinen Stürmen ausgeblieben,“ entgegnete der Capitain mit Ruhe, um den neuen Freund zu ſchonen, während ſeine Phantaſie entzückt auf jenen Kränzen und Alinens Blüthen verweilte. „Ich bin Soldat,“ fuhr er fort, „ich bin es mit ganzer Seele, und Aline hat ſich mancher harten Nothwendigkeit, die mein Beruf auflegt, geweihet, da ſie mir ihr Herz ſchenkte. Sie begnügt ſich mit dem zweiten Range in dem meinigen: denn das Vaterland, der König, die Ehre, gehen vor der Liebe ſüßer Pflicht.“

Herr von Roſe erwog mit einem ſchweren Athemzuge, wie ein anderes Loos ihm geſtattet haben würde, Aline für ſein Höchſtes auf Erden anzuerkennen; denn Jugend und Liebe waren ihm gleichbedeutend. „Aber,“ ſagte er, „es iſt wohl nicht ſchicklich, daß ich meinen werthen Gaſt hier mitten im Laufe ſtehen laſſe. Es wird bereits zu feucht und kühl, als daß wir uns im Garten aufhalten könnten, und ſo erſuche ich Sie, mich in das Haus zu begleiten.“

Unter einem Geſpräche, wie es der nächſte Anlaß darbot, gingen Beide den Weg nach dem Schloſſe. Noch ruhete ein ſchwacher, röthlicher Schein auf dem Dache dieſes ſtolzen Gebäudes, und die obern Fenſter glänzten in einem matten, ſichtlich verblaſſenden Goldlichte, während die erſten Schatten der Dämmerung um das erhabene Wappen über dem Portale ſchwebten, und den Eindruck ſeiner ernſten Würde, ſeines grauen Alters vertieften.

Die Flur, eine prächtige Halle! war ſchon ſehr düſter, und ein Bediente im Begriff, eine große kryſtallene Lampe, die er ſo eben angezündet, zu ihrem Schwebepunkte in die Mitte der gewölbten Decke aufzuziehen.

Tomby's Schritt zögerte unwillkürlich; denn zwei Niſchen nicht weit vom Eingange, welche die Statuen der Penaten bargen, die, als Jünglinge gebildet, in römiſcher Tracht und ſitzender Stellung, mit Reiſeſtäben in den ſtarren Händen, wie ermüdet hier zu ruhen und ſichere Raſt gefunden zu haben ſchienen, zogen ſeine Blicke mit einem geheimnißvollen Zauber an.

Die Bildſäulen waren meiſterhaft gearbeitet, ein warmes

Leben der Kunſt ging durch den kalten Stein, und ſchmiegte ſich im weichen Faltenwurfe der Gewänder an die edle Form; aber mehr noch, als ihre künſtleriſche Schönheit, rührte den Capitain die Idee, der Geiſt des Sinnbilds. Ein religiöſer Schauer ſtrich leiſe über ſeine Nerven, ein heiliger Hausſchutz, der an dieſer gaſtlichen Schwelle wache, ſprach den Krieger, der den wüſten Drang des Lebens kennen gelernt, mit ſüßen Gefuhlen heimathlicher Sicherheit an. Ueber ſeine Lippe, halbgeöffnet vom Ach! des Beifalls ſchlich ein wehmüthiger Seufzer: er dachte, daß die Unruhe der Gefahr auch künftig ſein Loos ſein könne, wenn Aline ſeine Gattinn mit tiefen Aengſten ihres Buſens, woran vielleicht ein holder Säugling ruhe — ihn fernhin ziehen ſähe, in den Tod — und Hektors Abſchied, durch verwandte Vorſtellungen herbeigeführt, ſtand vor ſeiner Seele.

Herr von Roſe nahm mit wohlgefälligem Vergnügen das Opfer auf, welches der verſtummende Gaſt ſeinen Hausgöttern darbrachte. Dieſes Schweigen der Bewunderung, dieſer Ausdruck des ergriffenen Gefühls wog viele leere, artige Worte auf.

Er unterbrach es zuerſt, indem er ſagte: „Ich liebe die mythologiſchen Bilder der Griechen und Römer, obgleich ich, ohne Ruhm zu melden, ein guter Chriſt bin;“ bei dieſer Verſicherung lächelte er treuherzig, und fuhr fort: „Es liegt ein tiefer, poetiſcher Sinn in ihren Dichtungen, ein Hauch jenes lauen Himmels wehet aus ihnen und läßt die Blüthen des goldenen Zeitalters in unſere ärmern Tage niederfallen.“

„Meine Religion,“ entgegnete der Capitain, deſſen vorubergegangene Empfindung jetzt der Beſonnenheit wieder Raum gab, „iſt ziemlich einfach, und beugt ſich nur vor dem Throne der Wahrheit. Alles Fabelweſen iſt mir zuwider — aber dennoch muß ich geſtehen, daß der Anblick dieſer Hausgötter mich überraſcht, und eine tiefe Saite meines Herzens berührt hat.“ — Noch einmal wendete er ſich nach den Penaten um, die, vom magiſchen Schimmer der Lampe umfloſſen, aus ihrem dunkeln Hintergrunde ernſt hervorſchaueten; dann ging er mit dem Herrn des Hauſes die breite Stiege hinan.

Obgleich die Treppe mit weichen Teppichen belegt war, ſo hallten doch die Schritte der beiden Männer im weiten Raume des Hauſes wieder. Sie traten in einen ſchön decorirten Saal, dann in das Eßzimmer. Die Bedienten gingen leiſe, wie auf Socken, der Haushofmeiſter ſchlich mit leichtem Gange hin und her, Anordnungen für den Gaſt zu treffen. Ueberall herrſchte eine tiefe Stille, vornehm und einſam zugleich; nur die Gruppen trefflich hiſtoriſcher Kupferſtiche, welche, ohne das Auge zu überladen, die Wände ſchmückten, ſchloſſen einen ſtummen Kunſtkreis um den Beſitzer und ſeinen Beſuch, und miſchten ihr anziehendes Intereſſe in das von manchen Seiten zurückhaltende Geſpräch.

Der Capitain, noch an das Geräuſch der Campagne und ihren luſtigen Behelf gewöhnt, wogegen ihm das Leben des Friedens eine drückende Ruhe dünkte, wenn gleich es ihn im Wirbel der Hauptſtadt und cameradſchaftlicher Umtriebe in ſteten Zerſtreuungen fortriß — empfand die prächtige Oede dieſes Schloſſes, gleich einem zauberhaften Banne; und auch ein unnennbares Etwas, welches ihn innerhalb dieſer Mauern, da er ſich doch in einem fremden Elemente fühlte, mit heimlicher, wohlthuender Gewalt ergriff und ſchon bei ihrem fernen Anblicke, wie ein Geiſterhauch, angewehet hatte, — war er geneigt, einer höhern Macht zuzuſchreiben. Dieſe Vermuthung hatte Recht; doch nur in ihrem höchſten und wahrſten Sinne. — Capitain Tomby äußerte ſein Verwundern darüber, wie Herr von Roſe in dieſer Einſamkeit aushalten könne.

„Ich bin daran gewöhnt,“ antwortete dieſer lächelnd, „von Kindheit an. Mein Vater war ein Mann von wenig Worten, meine Mutter kränklich, ihre Nervenſchwäche vertrug kein lautes Treiben, nicht den fröhlichen Lärm kindlicher Geſelligkeit; ich habe frühzeitig lernen müſſen, mit mir ſelbſt umzugehen, und dieſe Uebung verlohnt ſich. Wenn es weiſe iſt, wie ein Dichter ſagt — mit unſeren vergangenen Stunden zu reden und ſie zu fragen, was für Botſchaft ſie dem Himmel gebracht haben, und wie ſie ihm angenehmere Nachricht hätten bringen können; ſo bin ich wirklich Minervens Schüler, ohne, gleich ihrer Eule, das ſcheue Dunkel der Verborgenheit zu lieben. Jede Höhe iſt einſam. Ich betrachte mich als den Statthalter über einen Strich Landes, welches man ein gelobtes nennt ſowohl in Bezug auf ſeinen geſegneten Boden, als auf den guten Schlag Menſchen, der es bewohnt. Und dieſe guten Menſchen ſind meine Unterthanen! Mein ſeliger Vater hat ſtets väterlich, auch an den Unwürdigſten unter ihnen gehandelt. Ich betrachte daher die Ehre ſeines wohlthätigen Namens als mein theuerſtes Erbtheil, und möchte nicht, daß ſie mit Blicken voll Klage und Kummer nach ſeiner Gruft ſähen. So verſammle ich denn ihre Sorgen um mich, und deren“ — hier lächelte Herr von Roſe, wie ein ſegnender Engel, dem die Arbeit des Wohlthuns himmliſcher Genuß iſt. — „ſind eine große Heerſchaar.“

Die Tafel war fein und gut beſetzt, köſtlicher noch war der Wein, den Herr von Roſe jedoch ſehr mäßig trank.

Entflammt vom Feuer der burgundiſchen Traube, brachte der Capitain ſeinem Wirthe das Glas, indem er ſagte: „Aline lebe hoch! Nicht wahr? unſere Aline! denn auch Sie, Herr von Roſe, liebten die Holde, und ich möchte nicht, daß die Geliebte meines Herzens Ihnen zu einem gleichgültigen, vergeſſenen Gegenſtande würde.“ —

Dieſe Worte ſollten, dem Sinne nach, der ſie in den Mund des Capitains legte, eine Schmeichelei für den ſein, an welchen ſie gerichtet waren, ein Beweis der Achtung, die jede eiferſüchtige Regung nieder halte; aber ſie verletzten Herrn von Roſe an einer wunden Stelle, die nun leiſe zu bluten anfing. Die freimüthige Kühnheit des Glücklichen, dem ſeine beſcheidene Liebe hatte weichen müſſen, griff ihn tief an, er aber unterdrückte männlich den heißen Schmerz, und indem eine höhere Gluth, als die des perlenden Weines, ſich über ſein Geſicht ergoß, antwortete er, die verdunkelten Blicke auf Tomby heftend, den ſeine raſche Rede ſchon gereuete: „Ich liebe Aline noch — ich werde ſie ewig lieben; doch nicht auf eine Weiſe, welche Ihrer Ehre, Herr Hauptmann, wie Ihrem Beſitze zu nahe träte. — Sie iſt Ihr Eigenthum! Dieſer Gedanke iſt ein Machtſpruch für die Leidenſchaft eines redlichen Mannes. Alinens Ruhe iſt mir zu heilig, als daß mein leiſeſter Seufzer ihre heitere Seele trüben ſollte. Sie war nur eines ſchweſterlichen Gefühls für mich fähig, das habe ich endlich einſehen gelernt. Machen Sie denn das theure Mädchen glücklich“ — ſeine Stimme wankte, — „bringen ſie zur That, was ich mit reinem Willen dachte, Aline ſollte an der Liebe Hand, die treu und feſt ihre zarte Schwäche hielt, auf Roſen bis zum ſpäten Grabe gehen. Ihnen, nicht mir, war der Vorzug dieſer ſchönſten Pflicht beſtimmt, und ich gönne Ihnen denſelben mit einem Herzen, das an eine Vorſehung glaubt.“

Dieſe rührende Sprache war von mächtiger Wirkung auf den Capitain. Ein feuchter Strahl ſtieg in ſein Auge, deſſen Flammen noch ſelten in Thränen erloſchen waren — er reichte dem Herrn von Roſe beide Hände über den Tiſch hinüber, und ſprach bewegt: „Edler, vortrefflicher Mann! Mit Scham und Scheu nehme ich mein Glück hin, das nur die blinde Gunſt der Liebe mir zuwandte, indem ſie es einem Würdigern entzog. Werde ich Alinen Erſatz ſein können für das, was ſie im holden Wahne der Leidenſchaft aufgiebt, für mein ärmeres, unruhiges Loos?“

„Die Liebe macht reich und ruhig“ — erwiederte Herr von Roſe mit einem trüben Lächeln auf dieſen beſcheidenen Zweifel, „ſie iſt der geheimnißvolle Schlüſſel zu den Schätzen des Lebens — zu den Pforten der Seligkeit! Nur wenn wir ihn verlieren, fallen die Thüren der Freude, jedem profanen Auge unſichtbar, zu auf immer — und wir ſtehen verlaſſen in der Welt, vom Himmel ausgeſchloſſen!“ — Eine lange, ſtumme Pauſe, der Capitain ſah in betroffenem Schweigen auf ſeinen Teller nieder, Herr von Roſe ſchlug den Blick in die Höhe, als ſuche er den Stern der Hoffnung — dann fuhr er in ſchwermüthigem Vertrauen fort: „Als ich die Reſidenz verließ, der ich mit den ſüßeſten Erwartungen zugeeilt, da war es wohl, als trieben mich die Furien nach Hauſe. Ich war verſtört; der Gedanke, Aline verloren zu haben, riß an den Fugen meines Lebens, und die Grundpfeiler der Ruhe, wie des Muthes, wankten in dem erſchütterten Gemüthe. Die hallende Leere rings um mich her gab jeden Seufzer meines Unmuths ſpottend zurück; ich war recht unglücklich! Aber wie ſchmerzſtillend die Einſamkeit ſei, das habe ich damals auch erfahren. Der Geiſt meines Vaters redete mir zu; ich trat vor das Bild meiner Mutter, ihr Lächeln, das der Tod ſo früh auslöſchte —

ſchien mitleidig auf den Sohn herabzuſehen und ſagen zu wollen: Was grämſt Du Dich? Man lächelt, man trauert nicht lange hienieden! Ich las ſchriftliche Aufſätze einer Freundinn meiner Eltern, die Bekenntniſſe der edelſten Seele. Die ſanfte Reſignation, welche ſich darin ausſprach, regte die Kraft zum Entſagen in mir auf, und der tugendhafte Starkmuth, womit die Vollendete ſich unter einem laſtenden Schickſale aufrecht erhalten, beſchämte mich. Ich faßte den Entſchluß, mich zu ermannen. In der erſten Aufregung über meine vereitelten Wünſche hatte ich mir vorgenommen, mit dem Beginn des Frühjahrs eine weite Reiſe anzutreten und Jahre lang von der Heimath entfernt zu bleiben; ſpäter verwarf ich dieſen Plan. Wäre ich denn dem Pfeile im Herzen entflohen? Ich zog ihn lieber mit einem ſtarken Vorſatze aus, und überließ es dann der Zeit, die Wunde zu heilen. So habe ich mich alſo anders beſonnen und bedacht, daß ich der Welt eine Gattinn, meinem Geſchlechte eine Mutter ſchuldig wäre. Der Name meiner Väter ſoll nicht verklingen in öder Vergeſſenheit, weil die Stunde verklang, worin ich aufhörte zu hoffen, daß Aline von Haag ihn führen werde, weil ſie mein vergaß. — Gott gebe ſeinen Segen dazu! aber heirathen will ich, ſo viel iſt gewiß.“

Der Capitain ſprang auf, er lag im Nu an dem Halſe des Herrn von Roſe. „Sei mein Bruder, Du wahrhaft Edler!“ ſagte er mit gebrochener Stimme, und drückte ihn feſt an ſeine ſchlagende Bruſt, von der eine Felſenlaſt geſunken war.

Dieſe hinreißende Minute knüpfte ein Band der Freundſchaft, und Herr von Roſe ſah ſich mit einem nie empfundenen Vergnügen erkannt und verſtanden, von einem Manne, der ihn durch die Sympathie des Geſchmacks anzog, und deſſen gewinnender Perſönlichkeit Alinens Liebe noch einen beſondern Werth, einen bedeutſamen Reiz ertheilte.

Auch war das Bild der holden Aline die unſichtbare Dritte an dieſem Bundestiſche. Herr von Roſe ſah ſeinen neuen Freund nur in der Verklärung ihrer ſüßen Huld. Dieſe brennenden Augen hatten ihre Neigung entzündet zu einer Wechſelflamme und die liebliche Geſtalt beleuchtet mit lodernder Sehnſucht; ſein Mund war geweiht durch ihren keuſchen Kuß; der Ring der Treue, die ſie ihm verpfändet, blitzte an ſeiner Hand, und ein köſtlicheres Kleinod, als dieſer prächtige Solitär, der Beſitz eines Mädchens, das ein Brillant des Geſchlechts war, zu dem es gehörte, machte den Capitain in der Anſicht des Herrn von Roſe, der vergebens danach gerungen — zu einem neidenswerthen Cröſus.

Waren auch die Empfindungen, mit denen der Capitain dem Herrn von Roſe gegenüber ſaß, ganz entgegengeſetzter Art, ſo war ihre Quelle doch nicht minder ſtark und tief. Das Glück ſtimmt weich, beſonders das Glück der Liebe. Der Verkürzte, Entſagende, erſcheint dem Begünſtigten ſtets in einer Glorie; die ſtille Ruhe eines Trauernden kann dem, den die Woge der Freude ſtürmiſch bewegt, ſogar ein beſſerer Zuſtand dünken, und das lebhafteſte Gefühl ſeiner Vorgezogenheit läßt ihn dennoch mit leiſen Wünſchen in das düſtere Gebiet des Kummers hinüber ſchauen, das die Geduld umfriedigt! — Ein Wehen der Ahnung, von Amors raſchen Schwingen erregt — ſagte ihm, daß der Gott des Augenblicks keine bleibende Stätte habe, und daß, wer im Glück ſei, den Schmerz lernen müſſe.

Wer eine heilige Gerechtigkeit, eine ewige Vergeltung auch in dem Gange der Dinge, in den Erfahrungen des Menſchen, verkennen möchte, der dürfte bei einem aufmerkſamen Blicke in das innere Leben ihren Ueberzeugungen ſchwerlich zu widerſtehen vermögen. Wie geheimnißvoll und genau wägt dieſe Themis, deren ſtrahlendes Auge keine irdiſche Binde verfinſtert, das Loos der Sterblichen! —

Manchem will es nicht ſo ſcheinen und tauſend ſtumme Klagen über ein parteiiſches Geſchick, dem der Menſch von ſeiner Wiege an unterworfen, werden täglich vor den Thron des Ewigen geſandt. Doch wenn Augen, die voll Thränen ſtehen, Blicke vom Grame getrübt, in die Bruſt ihrer Beneideten dringen könnten, wie ſchnell würden ſie den verſündigenden Gedanken zurücknehmen! — Wie arm iſt mancher Reiche durch Verſchwendung oder Geiz, wie erniedrigt mancher Hohe durch die Sclaverei laſterhafter Neigungen, wie beunruhigt mancher Glückliche in der Sicherheit erfüllter Wünſche! — Und die Unglücklichen? Gott weiß zu helfen, wie zu tröſten. Seine Engel werden Hüter an den Gefängniſſen, worin die Unſchuld ſchmachtet; ſeine ſchöpferiſche Hand, welche das Heer der Welten verſorgt, bricht der Armuth das Brot, daß ein Weniges für Viele reicht, und Alle ſatt werden. Dieſe allmächtige Hand hebt auch den gedrückten Tugendhaften empor und ſtellt ihn hoch über ſeine Feinde! Und wo die Hoffnung der Erde treulos entflieht, da tritt ein Traum des Himmels an die verlaſſene Stelle und füllt das öde Herz mit ſchöneren, ahnenden Freuden aus! —

Durfte auch der Capitain mit dem volleſten Rechte eines ſtolzen Selbſtgefühls ſich Alinens nicht unwerth halten, ſo mäßigte doch ein Blick auf die fürſtliche Lage des Herrn von Roſe im Sinne der edelſten Unabhängigkeit — auf das königliche Herz, das Aline um ſeinetwillen ausgeſchlagen, den Triumph ſeiner Eroberung und beugte die kühne Stirn dieſes Siegers unter den peinlichen Druck eigener Zurückſetzung.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Neunzehnter Band.

Die Schwiegermutter. Dritter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Schwiegermutter.

Der Capitain erzählte dem Herrn von Roſe offen und traulich, wie er Alinens Trübſinn, bald nach dem Tage, der ſie verlobt, ihr verdüſtertes Weſen bemerkt und ihr endlich das Geſtändniß der Urſache davon abgerungen habe. Wie ſie ihm nun eröffnet, was ſie heimlich quäle; der Gedanke, die treueſte Liebe mit Undank vergolten zu haben, und der verſchwiegene Kummer ihrer Mutter, die ſich um den Liebling ihres Herzens, der ſo ſehr verdiene, es zu ſein, ängſtige, weil ſie gehört, er wäre krank vor Gram. Da habe er denn das Mädchen zu beruhigen geſucht und ihr gelobt, Aline durch die fleckenloſeſte Treue das große Opfer zu lohnen, das ſie ihm gebracht, und deſſen ganzen Umfang er jetzt erſt überſähe; dazu ſich vorgenommen, den Mann, bei deſſen Lobe ihre Thränen ſelbſt vor den Augen des Geliebten ſo heiß gefloſſen, kennen zu lernen, und — fände er dieſe Schätzung gerecht — ihn ſelbſt zu bitten, daß er der Freund ſeiner Gattinn bleiben möge. Nun habe er ſich aber bei dem erſten Anblicke des Herrn von Roſe zu herzlichem Vertrauen hingeriſſen gefühlt, und der Zurückhaltung Zwang ſei ihm unerträglich geweſen. Darum habe er auch den ſchwierigen Knoten, worin ſich die Fäden ihres Schickſals verſchlungen, mit ſoldatiſcher Kürze behandelt, und wünſche nur, daß der neue Freund nicht allzuſehr dabei verletzt worden wäre. —

Herr von Roſe lächelte dieſer Beichte und antwortete: Er glaube wohl, hinſichtlich ſeiner geäußerten Geſinnungen gegen Aline, der Offenheit des Capitains genügt zu haben: doch halte er ſich nicht ſo ſtark, um plötzlich in ein ruhiges Verhältniß zu derſelben übergehen zu können, und ſo dünke es ihm beſſer, wenn er ſie wiederzuſehen, ſo lange als möglich, vermiede.

Es war bereits ſpät, als dieſe Zwieſprache ein Ende nahm und der Capitain dem vorleuchtenden Bedienten in die Reihe der Gaſtzimmer folgte. Der Schlaf umfing den Ermüdeten mit weichen Armen, aber der Geſang der Vögel, der zeitige Sonnenglanz weckten ihn früh. Er beſann ſich, er ſprang von ſeinem Lager und riß mit haſtiger Hand an der Schnur des Vorhangs, der mit blendendem Weiß, worauf die Lichter des Morgens hüpfende Schatten malten, eine reizende Ausſicht verhüllte. Das Schlafgemach lag in der Fronte des Hauſes und die Fenſter gingen auf den großen Raſenplatz, in deſſen Mitte der Springbrunnen quoll.

Der Waſſerſtrahl ſchoß in farbigen Funken empor und fiel in ſilberner Klarheit nieder in des Beckens feuchten Schooß; die friſche, grüne Fläche war mit Thauperlen beſäet, an jedem Gräschen hing ein Tropfen. Ein leiſes Rauſchen, der Odem des Schöpfers — ging durch die Wipfel der Bäume, welche ſich zart entfalteten, und hauchte um den verſchwiegenen Buſen knospender Blumen. Die Creatur, als fühle ſie die Nähe Gottes, feierte mit tauſend frohen Stimmen den Aufgang des Tages und den jungen Reiz des Frühlings.

Der Capitain geſtand ſich, die Natur ſei doch ſchöner in ihrer hehren, ſchaffenden Stille, als das Getümmel des zerſtörenden Krieges, der in grauſer Luſt der Menſchlichkeit entfremde — er gedachte mit weicher Liebe Alinens, um deren Schläfe vielleicht noch des Schlummers Träume gaukelten — und er wäre jetzt in der Stimmung geweſen, wie jener junge Kriegsheld, der als ein Ideal uns vorſchwebt, die lärmenden Freuden des Lagers, den Ruhm der Schlachten, des Dienſtes immer gleichgeſtellte Uhr hinzugeben für das erſte Veilchen, das der Lenz gebracht, das duftige Pfand der neuverjüngten Erde! —

Er zog die Klingelſchnur, nahm hurtigen Dienſt bei ſeinem Anzuge an, und gab auf die Frage, ob er das Frühſtück auf ſein Zimmer befehle, den Beſcheid, daß er ſich ausbitte, es in der Geſellſchaft des Hausherrn genießen zu dürfen.

Herr von Roſe kam ſeinem Gaſte in leichter Morgenkleidung entgegen; die offenen Augen ſtrahlten hell, wie die liebe Sonne, das Lächeln ſeines blühenden Mundes glich dieſer Frühlingshore.

Er pries mit ſanfter Begeiſterung die heitere Schönheit des Morgens und den ſüßen Schlummer, womit der Reſt der verfloſſenen Nacht ihn erquickt. Die Natur ſchien ſeinem tiefbeſaiteten Gemüthe Töne der Freude zu entlocken.

Man frühſtückte im Freien unter dem Concerte der Nachtigallen; ein Blüthenregen rieſelte von den Zweigen und goß ſeine duftigen Schauer in den feinen Trank der Levante.

Der Capitain wünſchte die Wirthſchaftsgebäude zu beſehen, die geſondert von dem Schloßbezirke lagen, damit das Treiben der Oekonomie die vornehme Ruhe der herrſchaftlichen Wohnung nicht ſtöre und ihres Anblicks ſtille Hoheit ſich nicht herablaſſe, den Drang roher Arbeit und die gemeine Handthierung der Knechte daneben zu dulden. Auch die Pferde, die Hunde dieſes ſtattlichen Edelhofes reizten den neugierigen Wunſch des jungen militäriſchen Mannes, der ein großer Liebhaber von beiden war. Herr von Roſe verſprach, den Capitain in dem Reiche ſeiner lebendigen Schätze umherzuführen. Es geſchah; Tomby fand ſein Erwarten übertroffen. Mit bewunderndem Neide ſtand er in der Mitte der Colonnade des räumlichen Stalles, und ſeine leuchtenden Blicke flogen mit den ſtolzen Roſſen in alle Lüfte, während Herr von Roſe ihm eine kurze Geſchichte ihrer Herkunft gab.

Nun kam die Reihe an die Jagdhunde. Auch dieſe fand der Capitain — ein Kenner von Dianens Geſchoß und Gefolge — ſchön und wohlgeeignet; freudeheulend ſprangen ſie an dem Gebieter empor, und der alte Titan, zu ſtäter Begleitung ſeines Herrn bevorrechtet, ſah ſich verdrängt. — Die Rede lenkte ſich auf den Wildſtand, und Herr von Roſe verſicherte, daß er in dieſen waldigen Höhen geſchont und vortrefflich wäre.

Nun ſollte der Weg nach dem Garten gehen, den der Capitain nur erſt theilweiſe kannte. Sie kamen an dem neuerbaueten Schafpallaſte vorüber. Der Capitain wunderte ſich über die colloſſale Länge dieſes Gebäudes, das ihm in ähnlicher Größe noch nicht vorgekommen wäre, und Herr von Roſe öffnete mit einladender Miene die Thür.

Der Capitain trat ein und ſtaunte; denn in unabſehlichen Reihen wogte die Heerde wie ein graues Meer, im feinen Gekräuſel ihrer beweglichen Wellen, und eine dunſtige Wärme, von der Milde der äußern Luft zu ſchwülen Graden geſteigert, ſtrich unter den Bögen des Gewölbes.

Die Schäfer grüßten ehrerbietig, und der perſönlichen Theilnahme ihres Herrn an ihrem friedlichen Berufe gewöhnt, naheten ſie ſich, unbekümmert um den fremden Officier, an ſeine Seite, ihm die jüngſten Neuigkeiten aus der Legion, die ihr Stab beherrſchte, vorzutragen.

Das Auge des Herrn von Roſe flog mit lächelnder Zufriedenheit über ſeinen liebſten Reichthum hin, er glich an dieſem Platze einem jugendlichen Hirtenfürſten der patriarchaliſchen Zeit, und Aline — hätte ſie ihn ſo geſehen — würde ſeines ſanften Geſchmackes nicht geſpottet haben.

Die Schafzucht in ihrem großartigſten Betriebe lieferte nun zudrängenden Stoff für die nächſte Unterhaltung; der Capitain, ein Laie hierin, lieh ſein Ohr gefällig den Erklärungen des Herrn von Roſe, wenn er auch höflich verſchwieg, daß er wohl nimmer ein empfundenes Intereſſe an dieſem ergiebigen und vielbebaueten Zweige der Landwirthſchaft finden würde.

Jetzt traten ſie durch eine ſchöngeſchwungene Thür von Eiſenguß in des Gartens weiten, blühenden Raum. Auch in dem Reiche der Blumen war der Capitain ein Fremdling, aber Herr von Roſe mit zarter Liebe darin heimiſch. Mit langſamen Schritten näherten ſie ſich der Anhöhe, dem Lieblingsſitze des Herrn von Roſe. Sie kamen von einer andern Seite und nicht in grader Richtung vom Schloſſe, und das Bächlein, welches den Hügel bewäſſerte, murmelte zu ihren Füßen. Die kleine Mühle klapperte in guter Ordnung und blaue Waſſerglocken, kaum erſchloſſen, ſchwankten an den ſchmalen Ufern, vom Gange der Räder leiſe bewegt.

Herr von Roſe wollte vorüber — allein der Capitain blieb ſtehen und ſchauete ergötzt, wie es ſchien, in das Getriebe des Spielwerks, bis er lächelnd ſagte: „Dieſe vergnügliche Kleinigkeit kommt mir, wie ein Göthe'ſches Mühlenbild im verjüngten Maßſtabe vor; ich kann mir die paſſende Müllerinn dazu ſehr niedlich denken.“

„Da hat die Ahnung gut getroffen“ — erwiederte Herr von Roſe, und in ſeinen Zügen malte ſich aller Zauber der Rückerinnerung.

„Aline,“ ſo fuhr er fort, „war die Müllerinn und dieſer Bach, um mit dem erwähnten Dichter zu reden, — ein Geſelle meiner kindlichen Liebesqual; denn ich würde mich mit dem Verſuche abgemüht haben, ihr einen hängenden Garten, gleich denen der königlichen Semiramis, zu ſchaffen, wenn Aline es verlangt hätte.“ —

Der Ton, in welchem Herr von Roſe dies ſagte, klang wie ein leiſer Nachhall jener hingebenden Knabenliebe, wie ein ſpottendes Echo früherer Zeit; aber doch hörte der Capitain mit aufhorchender Feinheit, daß die Saite des Herzens, der er entglitt, zerriſſen wäre. —

„O Aline,“ rief ihr Bräutigam und verſenkte einen zärtlichen Vorwurf im Blicke tief auf den klaren Grund der Quelle, deren Kieſel er zu zählen ſchien.

„Dieſe Mühle,“ unterbrach Herr von Roſe ſeines Geſellſchafters verſtummende Betrachtung, „iſt noch eine Kinderklapper ſchöner unſchuldiger Tage. Aline fand ſchon in zarter Kindheit ein beſonderes Gefallen an der mechaniſchen Regſamkeit der Uhr und Mühlwerke. Sie hatte zu wiederholten Malen geäußert, wenn hier an dieſem Platze eine kleine Mühle ſtände! und ich ruhete nicht, bis dieſe wirklich da ſtand. Das war eine Freude! Noch höre ich ihr frohes Händeklatſchen, ihren jauchzenden Dank — und noch heute plaudert mir der Bach, wie dies ſpaßige Mühlwerk, mit der Zunge jenes Augenblickes. Zu ſeinem Andenken iſt es ſtehen geblieben. Noch treibt der Räder leichter Bau die tanzenden Wellen, aber die Räder der Zeit ſind zermalmend über ſchleichende Erfahrungen hingerollt, und mein Hoffen, mein Streben ſtockte unter ihrem bleiernen Schwunge. — O wie vergänglich iſt Alles! Doch das Herz iſt es am meiſten und ſogar die Spiele des Menſchen überdauern den Ernſt ſeiner Geſinnung!“

Der Capitain bückte ſich, um eine blaue Glockenblume zu pflücken und ſeine Rührung zu verbergen: „Darf ich,“ ſagte er mit verbindlicher Zartheit, „Alinen dieſes Blümchen, das die Farbe beſcheidener Treue trägt, mitbringen von dem verlaſſenen Lehn? Es ſoll am Hochzeitstage den Buſen meiner Braut zieren, den wohl unter dieſem leichten Schmucke ein Seufzer der Erinnerung heben dürfte.“

Herr von Roſe erröthete. „O möchte dieſes feuchte Glöckchen ihr die ſchönſte Stunde des Lebens läuten!“ ſagte er mit einer Wärme, in der ſich ein unverkühltes Gefühl ausſprach.

Sie ſtiegen nunmehr langſam und ſchweigend aufwärts zum Ruhepunkte unter dem Schirme, auf der Höhe des Hügels; unter ihnen breitete ſich die Landſchaft im Glanze des Morgens aus.

Der Capitain genoß mit weitſchauenden Augen und tiefathmender Bruſt die jungen Reize des Frühlings. „Eine wunderſchöne Ausſicht!“ ſagte er und ſein Blick irrte geblendet, aber entzückt in der prächtigen Beleuchtung umher, die ein aufwallender, dünner Duft milderte, wie wenn ein flimmender Silberflor über ſtrahlendes Kerzenlicht herabhänge.

„Sie beherrſcht mein Gebiet“ — antwortete Herr von Roſe; „an jener blauen Waldſpitze dort — rechts liegt ein Meierhof, der die Markſcheide zwiſchen meinen Gütern und dem Territorium des Baron Ebſtland bildet. So weit iſt alles mein!“

Er umſchrieb mit zirkelndem Arme den fernſten Geſichtskreis dieſer Gegend, die felſichte Seite ausgenommen, wo Burgſtein lag. Obgleich Herr von Roſe dieſe Worte in dem unbefangenen Tone einer Nachweiſung ſagte, mit ruhiger Freude an dem Erbe ſeiner Väter; ſo erinnerten ſie den Capitain doch durch eine raſche Aſſociation der Ideen an ein erhabenes Gleichniß der evangeliſchen Geſchichte, das aus den Tiefen ſeines Gedächtniſſes auftauchte. Zwar ſtrafte er ſich der unwillkürlichen Sünde dieſes Gedankens wegen; denn Herr von Roſe hatte nichts mit dem Verſucher gemein, als den Reichthum der Fluren, die er von dieſem Standpunkte aus überſah, und Aline hätte ſich einem reinen Schutzengel vertraut, wäre ſie die Gattinn dieſes Geſegneten geworden; aber dennoch hatte ſie dem ruhigen Genuſſe dieſer paradieſiſchen Lage entſagt, um ein unſtätes Loos mit ihm, dem Geliebten, zu theilen! —

Tomby's Auge thränte bei dieſer dankbaren Erwägung; — er hatte in die Sonne ſeines Glückes geſehen. —

Als der Capitain nun zurückgekehrt in die Hauptſtadt, vor die harrende Braut trat und Aline mit einem Freudenſchrei in ſeine Arme ſank, da ließ er ſie zwiſchen Gruß und Kuß rathen, wo er geweſen wäre. Doch Aline rieth falſch, aller Scharfſinn war ihr verloren, ſeit die Liebe ihr Herz enträthſelt hatte. —

„In Roſenwalde, meine Aline!“ ſagte der Capitain, und ſeine Stimme legte ein beſonderes Gewicht in dieſen Aufſchluß; auch bringe ich Dir etwas von dorther mit, den Wunſch eines Freundes für Dich — ſeine gute Meinung von deinem Tomby, und dieſes Blümchen, welches ich an einer gewiſſen kleinen Mühle gefunden, die mir das Geheimniß deiner Kinderjahre ausgeplaudert hat. — Die Blume aber iſt bald vertrocknet, denn ich bewahrte ſie auf meiner Bruſt, deren Gluth dieſe Reiſe nur ſtärker anfachte.

Er zog den welken Leichnam des Blümchens von dieſer heißen, klopfenden Stelle und reichte ihn mit einer innigen Umarmung dem überraſchten Mädchen dar.

In Alinens Augen ſchoſſen Thränen; ſie griff haſtig nach der Blume, und hauchte einen leichten Kuß auf ihre eingeſunkenen Blätter.

„Ich mußte den Mann kennen lernen,“ fuhr der Capitain nach einer kleinen Pauſe fort, worin er die Geliebte mit ſprechenden Blicken betrachtet, „dem die Seligkeit Deines Beſitzes ohne Zweifel zugefallen wäre, hätte ich ſie ihm nicht geraubt. Herr von Roſe iſt in jedem Sinne vorzüglich, und ſeit ich bei ihm war, weiß ich erſt, wie ſehr, o Aline, wie ſehr Du mich liebſt!“

Aline vergalt ihrem Tomby dieſe beglückende Erkenntniß mit einem holden Lächeln, und die Oberlandforſtmeiſterinn warf ihrem Schwiegerſohne den freundlichſten Blick zu, den er noch von ihr empfangen; auch Adele, die zugegen war, ließ ihre Arbeit in den Schoß ſinken, und lauſchte mit leiſen, langen Athemzügen nach jener Scene hin.

Die Mutter trat der Gruppe näher, und erkundigte ſich nun, ob der Capitain den Herrn von Roſe wohl und geſund angetroffen, und wie weit das Gerücht ſeiner Kränklichkeit gegründet geweſen wäre.

„Ein Uebelbefinden von geringer Erheblichkeit, nur — ein flüchtiges Erkaltungsfieber, das ſpurlos vorübergegangen,“ beruhigte der Capitain die theilnehmende Sorge ſeiner Schwiegermutter. „Auch wird man einſt,“ ſetzte er hinzu und fixirte mit einem loſen Lächeln die geſpannte Miene ſeiner Braut, „die herzbrechende Inſchrift: Der Gram der Liebe hat ihn getödtet — nicht auf ſeinem Grabſteine leſen: denn er iſt wie ein Mann entſchloſſen — zu heirathen.“

„Zu heirathen?“ fragte Aline in heftiger Neugier, und ihre Wangen erglüheten.

Adelens bläſſeres Geſicht flog der Wiederſchein jener Flammen an, die das Fünklein einer märchenhaften Empfindung entzündet hatte. Sie fragte nicht — aber ihr Blick hing an der lächelnden Lippe des Capitains.

„Gott ſei gelobt!“ ſagte die Mutter, in froher Rührung erblaſſend, und in ihr Auge ſtieg ein Strahl der Freude, die immer wieder aufgehen muß den frommen Herzen.

„Und iſt ſeine Wahl ſchon entſchieden?“ fragte ſie mit ängſtlichem Befürchten, „es könnte Herr von Roſe ſich wohl übereilt haben.“

„Nein!“ verſetzte der Capitain, „damit hat es gute Wege. Ihm, auch Ihnen, theure Mutter, genügt vorläufig der ausgeſprochene Wille, welcher Bürgſchaft leiſtet, daß Herr von Roſe zwar gleich dem Löwen ſeines Wappens in edler Kraft mit der Roſe der Leidenſchaft ſpiele; aber von ihrem falſchen Dorne nicht zu Tode verwundet werde.“ —

Dieſe Verſicherung, in dem Tone der Wahrheit gegeben, war in der That! ein beruhigender Balſam für die bekümmerte Mutter, deſſen ſie jetzt, von allen Seiten angefochten — zu ihrer Stärkung mehr als jemals bedurfte. In wenig Tagen trat Aline an den Altar, und dieſer Schritt riß — das wußte die erfahrene Frau — eine trennende Kluft zwiſchen ihr und der einzigen Tochter, die ihr Troſt, wie ihre

Freude war. Die Hochzeit ſollte mit Pomp vollzogen werden, wie ihn der Rang der Eltern und manche zu beachtende Rückſicht erforderte. Ein glänzender Ball war Alinens und ihres Bräutigams Wunſch; ſie wollte ihre Kranzfreiheit zu Grabe tanzen — Tomby liebte dies Vergnügen, und der Gedanke ſchmeichelte ihm, die ſchöne Braut im Reize ihrer Myrte gefeiert und ſich von ſeinen Cameraden beneidet zu ſehen.

Aber dieſe Feſtlichkeiten heiſchten große Anſtalten, und nur Adele leiſtete mit Bedacht und Ausdauer ihrer Schwiegermutter einigen Beiſtand. Aline war zu nichts mehr fähig, und Hulda — anderweitig beſchäftigt. Auch würde die Oberlandforſtmeiſterinn, als eine muſterhafte Hausfrau, die Aufgabe ihrer Geſchäfte ſpielend gelöſ't haben, wäre ihr Gemüth weniger befangen geweſen. Das bleiche Geſicht des Regierungsraths ſcheuchte, gleich einem Geſpenſte, die Gedanken ſeiner Mutter von den tauſend kleinen Botſchaften zurück, zu denen ſie ausgeſandt waren, und ihre ahnungsvolle Phantaſie ſah einen geſchäftigen Mephiſtopheles auf den Ferſen ſeiner Gattinn. Es war ihr wunderlich bange zu Muthe, und ſie gab dieſer warnenden Stimme, die ſie als das Flüſtern ihres Schutzgeiſtes kannte, der ſie ſchon öfters durch den Wink des Gefühls einer drohenden Gefahr entzogen, Gehör.

Der herrſchenden Sitte gemäß ſollte Aline an ihrem Braut- oder Polterabende, an dem ſich eine große Geſellſchaft, wiewohl ungeladen, einfinden würde, mit Gedichten, Geſchenken, maskirten Aufzügen und Tableaux überraſcht werden. Dieſer gemeinſchaftliche Plan verbreitete die Unruhe eines frohen Geheimniſſes unter den Theilnehmern. Man verſammelte ſich bald hier, bald dort zu Berathungen, zu

Proben; man zog einen Maler, einen Dichter in das Intereſſe, denn man bedurfte Beider.

Zuerſt ſollte ein allegoriſcher Tanz aufgeführt werden, der jedoch mit ſinnreicher Kunſt, das Brautpaar in ſeine hieroglyphiſchen Züge und Windungen zu verflechten, daß es als der Schlußring dieſer anmuthigen Kette erſcheinen müſſe, ſtudirt und berechnet war; damit es nicht der Qual eines entſagenden Zuſehens bloßgeſtellt wäre, und ſtatt des Freudenweins des Mitgenuſſes nur den Weihrauch einer vergötternden Feier dargebracht bekäme. Dann ſollte der Cid, die Blume der Ritterſchaft, und ſeine Ximene, Tancred und Chlorinde in einzelnen Scenen auftreten, und in zarten Beziehungen auf den vorliegenden Vermählungsfall den Sinn des Gedankens entwickeln: wie zu allen Zeiten ſich die Tapferkeit der Schönheit anvermählt habe, oder doch von ihr beſiegt worden ſei. —

Darauf folgte, durch den tiefen Donner der Pauken angekündigt, das Prachtſtück der zugedachten Ueberraſchungen, eine Olympiade. Voran Merkur. Um den feinen Stab wand ſich eine goldene Doppelſchlange, und als er die Braut berührte, blieb dies Attribut an einem ihrer wunderſchönen Arme hangen, die es als Spangen zu zieren, beſtimmt war.

Dann Amor, ein Knabe, ſchön wie der Liebesgott! Der leere Köcher war eine Attrappe, und enthielt einen koſtbaren Pfeil, den ein Pariſer Juwelier zugeſpitzt hatte. Zeus, ein jovialer Ehemann, hatte für den Bräutigam eine alabaſterne Urne in petto, die im feinſten Basrelief ſeine Geſtalt, verwandelt und verſtrickt in loſe Abenteuer, darſtellte, und gefüllt mit Looſen des Segens, deren neckende, niedliche Form die Braut ſchamroth machen ſollten. — Juno wollte ihr das Dreigeſtirn der Ohrgehänge, hellſpielend, wie Homer es beſchreibt — bringen, Minerva einen ſelbſt gearbeiteten Teppich, Venus ihren Gürtel voll ſchimmernder Reize, die Grazien, drei ſchlanke Mädchen von Alinens näherer Bekanntſchaft, einen Schleier, die zarte Hülle der Anmuth; Mars ſeinem tapfern Schüler eine blitzende Waffe; Apollo, eine der Form einer Lyra möglichſt nachgebildete Guitarre, von einem Lorberkranze umwunden (der Capitain ſpielte dies Inſtrument mit großer Fertigkeit); Diana der Braut den vollſtändigen Anzug einer Amazone; Veſta eine ſilberne Lampe, worin ein leuchtender Strahl brannte; der hinkende Vulcan ein Paar Sporne gleichen Metalls für den Bräutigam und Bacchus einen Becher von Rubinglaſe, angefüllt mit dem Golde der deutſchen Reben. Flora wollte der befreundeten Aline ihre ſchönſten Gaben duften laſſen; denn die Blumen des Himmels blühen zu jeder Zeit — und Pomona die köſtlichſten Früchte des milden Südens in ihren Schooß ſchütten. Ein Chor von Amoretten — die hübſcheſten Kinderchen der Verheiratheten in dieſer Geſellſchaft — wurden von ihren Müttern dazu beflügelt, ſollte endlich den Zug der Götter umflattern. Dieſem heidniſchen Aufzuge ſollte dann ein chriſtliches Gemälde folgen, und in der ſtillen Weihe, welche die Kunſt, verſchwiſtert mit religiöſen Gefühlen, über das bewegte Gemüth ausſtrömt, den Beſchluß aller Scenen machen. Eine heilige Familie nach Raphael war dazu gewählt worden, und Adele hatte ſich auf inſtändiges Zureden zur Madonna entſchloſſen, der ihr liebliches Geſicht, die ſanfte Hoheit ihrer Züge vollkommen entſprach. Auch war der Ausdruck ihres großen, ſeelenvollen Auges nicht mehr ſo ſchmerzhaft, als durchwühlten ſieben Schwerter die weiche Bruſt. Seit kurzem hatte ſich ihr ernſter Mund wieder auf ein vergeſſenes Lächeln beſonnen, das wie ein Blick himmliſcher Liebe auf das Kind in ihrem Schooße niederſah. Die kleine Dido ſollte das Chriſtuskind vorſtellen; die Engel ſind geſchlechtslos — und Dido glich in ihrer zarten Lieblichkeit einem ſolchen.

Die Regierungsräthinn hatte es entſchieden abgelehnt, Theil an dem Tanze zu nehmen, und eben ſo der gepufften Flügelhaube der ſpaniſchen Ximene, wie dem Helme Chlorindens entſagt, obgleich man ſie als eine nahe Verwandte der Braut, und als die ſchönſte Frau dieſes geſelligen Kreiſes — Adele ausgenommen — beſtürmt, eine dieſer Ehrenrollen zu übernehmen. Sie wollte Diana ſein, unter dem Vorgeben, eine prächtige Maske in dieſem Charakter benutzen zu können, welche ſie zu der erſten Redoute des verfloſſenen Winters ſich machen laſſen und aus Aerger über einen vorzeitigen Verrath damals aufgegeben hatte.

Die Oberlandforſtmeiſterinn, welche verſchiedener Gründe und beſonders localer Urſachen wegen in das Geheimniß dieſer Anſtalten hatte gezogen werden müſſen, ſchüttelte bedenklich den Kopf, als Adele ihr von dem hartnäckigen Eigenſinne der Schwägerinn ſagte, womit dieſe den dringendſten Bitten widerſtanden, ſich nicht von dem allegoriſchen Ballet auszuſchließen. Sie kannte Hulda's leidenſchaftliche Tanzluſt, wie ihre Sucht, ſich durch fremdartige Coſtüme zu verſchönern; ſo mußte ſie denn die enthaltſame Wahl ihrer Schwiegertochter ſeltſam finden, und konnte ſich nicht entſchließen, an ein Motiv der Sparſamkeit, wovon ſie geleitet wäre, zu glauben.

Auch den Ritter, erzählte Adele der Mutter — klagte man der Caprice an. Er hatte den Tancred, wozu man ihn hatte preſſen wollen — mit harten Kämpfen von ſich geſchlagen, und ſelbſt die Rolle des Apoll, zu der ihn die Natur geeignet, ſchien er mehr aus leidender Gefälligkeit, wie eine aufgebürdete Nothwendigkeit, zu tragen, als daß er ſich ſeines Gottes gefreuet hätte. Er tanzte niemals — und für das Bild einer heiligen Familie war der Ritter von Brogne kein Gegenſtand; er konnte es nur mit frivoler Kritik betrachten. —

Schnell, wie ein dunkler Schatten aufſchwebt und verſchwindet, ſtieg, als ſie dies hörte, ein Gedanke des Verdachts in der Oberlandforſtmeiſterinn auf; aber ſie ſuchte ihn zu unterdrücken.

Am Morgen vor dem Hochzeittage ſollte die Generalprobe dieſer Aufzüge ſein, und zwar an Ort und Stelle; im Hauſe der Braut, in denſelben Zimmern, wo am Abend dieſes Tages die Scene des Vergnügens Statt haben ſollte. Alinens ſichere Abweſenheit war dazu günſtig. Sie war nebſt ihrem Bräutigam für jene Stunden zu einem Beſuche bei einer alten Dame verſagt, welche dem Capitain in entfernten Graden verwandt, und durch die Schwäche ihrer greiſen Jahre, die kein Geräuſch mehr vertrug, entſchuldigt, die an ſie ergangene Einladung zur Hochzeitfeier auszuſchlagen, ſich die ſtille Gunſt ausgebeten hatte, das Brautpaar in ihrer Wohnung zu ſehen, um es in häuslicher Bequemlichkeit beglückwünſchen und — wie ſich vermuthen ließ — beſchenken zu können; denn die Matrone war reich, freigebig und der Familie des Oberlandforſtmeiſters ſehr gewogen.

Die herrſchaftliche Schauſpielergeſellſchaft ſäumte alſo nicht, ſich berufenermaßen pünktlich einzufinden, weil keine Zeit zu verlieren war; nur der Ritter fehlte noch, deſſen Gegenwart bei dem Vorſpiele des Tanzes auch nicht erforderlich war, und Hulda, welche es überhaupt unter irgend einem Vorwande abgeſchlagen hatte, bei der Probe zu erſcheinen.

Während des Ballets verließ die Oberlandforſtmeiſterinn das Zimmer, welches die begleitende Muſik durchrauſchte, um einen vergeſſenen Auftrag, der ihr eben eingefallen war, an die Dienerſchaft zu ertheilen. Als ſie in den Vorſaal trat, kam ein Bediente des Regierungsraths die Treppe herauf, der eigentlich ihr gehörte, und welchen ſie dem Sohne nur ſo lange überlaſſen hatte, bis der ſeinige, der krank daniederlag, geneſen wäre.

„Du kommſt wie gerufen, Tilemann! ich bedarf Dein“ — ſagte ſie gütig, und indem ihr Blick auf ein Päckchen in ſeiner Hand fiel, ſetzte ſie hinzu, „doch was bringſt Du hier?“

Tilemann ſtand verlegen. „Ich ſuche den Ritter von Progne,“ antwortete er etwas ängſtlich, „dem ich dies Buch nach dem Befehle der gnädigen Frau — zu eigenen Händen übergeben ſoll.“ Er hielt es feſt.

So unbefangen als möglich, obgleich ihr bei den Worten, die ſie vernahm, ein Stich durchs Herz ging — verſetzte Frau von Haag: „Der Ritter wird noch erwartet; er muß bald kommen. Gehe doch indeß gleich einmal hinüber zu den Andern, und hilf ihnen ein wenig; ich werde die kleine Säumniß verantworten. Sie kommen mit dem Aufſchrauben der Eßtiſche nicht zurecht — Du aber weißt Beſcheid; ich werde dies Buch einſtweilen zu mir nehmen, hole es Dir hernach von mir, wenn Du hörſt, der Ritter ſei gekommen.“

Tilemann zögerte; allein in gewohnter Ehrfurcht wagte er es nicht, das anvertrauete Buch dem Verlangen der Oberlandforſtmeiſterinn zu verweigern, die, wie er mit ſcharfſinnigem Reſpect erwog — als die Mutter ſeiner Interims-Herrſchaft, als ſeine eigentliche Gebieterinn, wohl ein Recht auf ſein Vertrauen, wie auf ſeinen Gehorſam hätte. Schweigend reichte er ihr das Päckchen dar.

Der Oberlandforſtmeiſterinn war jetzt nichts ſo dringend, als ſich ohne Verzug zu überzeugen, ob ihre fürchtende Ahnung Hulda Unrecht thue. Der Drang des Augenblicks überwand das feine Gefühl ihrer Discretion, das Papier war überdies nicht verſiegelt, ſie verletzte alſo kein Geheimniß, wenn ſie den lockern Umſchlag aufbrach, und ein innerer Zwang nöthigte ſie, daß dies ohne Verweilen geſchehe. Mit raſchen Schritten eilte ſie in ihr Cabinet und entfaltete unter einem leichten Zittern das Päckchen. Voltair's Henriade, zierlich gebunden, lag darin. Sie durchblätterte das Buch flüchtig, und fing ſchon an, ſich des Argwohns zu ſchämen, als ſie, o! vor einer giftigen Schlange, die nach ihrer eigenen Bruſt gezüngelt, wäre ſie wohl minder erſchrocken! ein abgeriſſenes Blatt fand, das ſcheinbar als Zeichen hineingelegt zu ſein ſchien. Aber die ſchlaue Abgebrochenheit der darauf geſchriebenen Zeilen von Hulda's verſtellter Hand war ein Kunſtſtück weiblicher Verſchlagenheit; denn dies Fragment beſchied in verkleideten Worten und Wendungen den Empfänger zu einem Rendezvous, ſobald hier im Hauſe der Tanz angehen würde. Dieſe Kürze, die halbe Sprache gleichſam, deren ſich die Schreiberinn bedient hatte, deutete auf ein Verſtändniß, das keines einleitenden Wortes mehr bedurfte, und ſchien ſich gewährend auf einen glühenden Wunſch zu beziehen. Auch fehlte der Wink nicht, die gelegene Zeit zu haſchen und keine der ſparſam gemeſſenen Minuten zu verſäumen.

Das mütterliche Auge der Frau von Haag verdunkelte ſich, da es dieſe verrätheriſchen Züge durchlief; dann hob ſie es zum Himmel auf, und ihr betender Blick brachte eine ſchmerzliche Klage um den getäuſchten Sohn vor den Thron der Wahrheit und der Treue. Und Gott erhört auch die ſtummen, die unausſprechlichen Seufzer! Ein kuhner Entſchluß, wie eine tugendhafte Mutter ihn zu faſſen vermag, durchzuckte ihre Seele.

Sie veränderte in bebender Geſchwindigkeit die kleine, blaſſe Zahl der angegebenen Stunde, und kaum war es geſchehen, ſo kam Tilemann, um dem Ritter, der nun da ſei, das Buch einzuhändigen.

Tief erblaßt ging die Oberlandforſtmeiſterinn zur Geſellſchaft zurück.

Adele fragte ſogleich die Mutter erſchrocken und beſorgt, ob ihr etwas zugeſtoßen wäre. Worauf dieſe erwiederte: Die Muſik betäube ſie und ube eine angreifende Wirkung auf ihren Kopf; ſie fürchte, es werde ihr kaum möglich ſein, dieſen Abend auszuhalten, und deshalb wolle ſie ſich auch ganz unbemerkt zurückziehen, um den großen Anſprüchen des morgenden Tages an ihre volle, geſammelte Kraft ohne ſtörende Schwäche genügen zu können.

Adele verwunderte ſich ſtill darüber; ſie kannte die ſtarke Seele der Mutter und die Herrſchaft ihres Geiſtes. Das Spiel der Nerven bewegte wohl ſchnell und tief die Taſten ihrer Gefühle; aber doch ſonſt ohne Nachtheil für ihre Geſundheit.

Die Blicke der Frau von Haag ſuchten den Ritter; ſein Geſicht glühete freudeſtrahlend wie das Antlitz des Sonnengottes, in ſeinen Augen blitzte ein leidenſchaftliches Feuer, er entlockte ſeiner Guitarre volltönende Klänge; doch vermied er es ſichtlich, dem Regierungsrathe nahe zu kommen.

Das Herz der Oberlandforſtmeiſterinn ſchlug ſchwer und ängſtlich, je mehr die Sonne dieſes Tages ſich neigte; ihre Athemzüge gingen gepreßt, und für dieſen höchſt geſpannten Zuſtand waren die vielen zerſtreuenden Anordnungen eine peinliche Wohlthat. Endlich dämmerte der Frühlingsabend. Aline wußte, daß Geſellſchaft kommen würde; ſie ahnete vielleicht, daß man ſie nach üblicher Sitte überraſchen wolle — allein ſie war gefällig genug, nicht das Mindeſte gemerkt zu haben.

Der Saal füllte ſich allmählich mit Bekannten und Freunden; es wurden Erfriſchungen ſervirt — da rauſchte die Muſik im Nebenzimmer auf, und die tanzende Gruppe ſchwebte auf beflügelten Sohlen in den weiten Kreis der Gäſte, von lautem Beifall umringt.

Die junge Welt dieſer Geſellſchaft ſchwamm in einem Meere von Luſt, und die Welle der Freude umſpülte ſelbſt das Geſtade des Alters; die fröhlichſte Stimmung verbreitete ſich allgemein.

Nachdem das Ballet zu Ende war, kamen andere Scenen an die Reihe, tiefere Saiten der Empfindung ſchlugen an; doch ſie hatten Zeit auszuklingen, denn nun erfolgte eine lange, lange Pauſe. Den erwartungsvollen Zuſchauern verging die Geduld, und in dem Verſammlungszimmer der Olympier war das Reich uneins geworden.

Hulda fehlte, und auch der Ritter von Progne. Schon erhoben ſich hier und da flüſternde Stimmen über dies gleichzeitige Ausbleiben — und ein Spötter bemerkte, den Glücklichen ſchlüge keine Uhr. Man ſendete einen Wagen nach der Regierungsräthinn; ſie kam. Die Mondesſichel ſchwankte in zitternder Bewegung auf ihrem Haupte, zürnende Wolken liefen über ihre Stirn, das Auge hatte tödtendere Geſchoſſe, als der zierliche Bogen an ihrer Hüfte; ſie ſchien gereizt und verſtimmt.

Jetzt ſchickte man Boten nach dem Ritter aus; doch ſein Oheim wohnte entfernt, es dauerte lange, ehe ſie die Nachricht zurückbrachten, daß er bereits fort wäre, und zwar zu Fuße.

Man wartete noch eine Weile, man ſchalt dies anmaßende Säumen, man beſorgte einen Unfall; — doch endlich gewann die Ueberzeugung Raum, es müſſe dem Ritter etwas Verhinderndes begegnet ſein. So gab man, des Harrens müde, den Apoll auf, und nur die verfinſterte Luna leuchtete dem Götterzuge, als er am Himmel der Liebe aufging.

Sobald die Oberlandforſtmeiſterinn Hulda's Ankunft wußte, ſchlich ſie, durch Mantel und Schleier unkenntlich, aus der Thür ihres Hauſes.

Trotz der auf und abwogenden Unruhe in demſelben konnte ſie es dreiſt wagen, in dieſer Verhüllung den fremden Bedienten zu begegnen, die ſich im Vorſaale zuſammendrängten; denn Niemand hätte wohl in dieſer flüchtigen Geſtalt die Mutter der Braut, die Frau vom Hauſe, vermuthet, welche in dieſer Stunde, der feſtlich gefeierten! ſeinem anziehenden Jubel enteilte.

Auf der Straße war es nächtlich ſtill; nur der Mond malte gigantiſche Schatten in die weiten Räume der Stadt, und ſein mildes Licht deckte die Dächer, unter denen es nun ruhig geworden, mit Silber.

Die Oberlandforſtmeiſterinn überlief ein leiſes Grauen; doch der Engel der Mutterliebe ging im Scheine des Mondes vor ihr her, und ſie folgte ihm mit muthigen Schritten bis zu der nicht weit entlegenen Wohnung ihres Sohnes. Das Haus, deſſen erſtes Stockwerk der Regierungsrath bewohnte, war dieſen Abend zum Behufe ſeiner ungewiſſen Nachhauſekunft offen geblieben, und die Perſon, der die Aufſicht darüber anvertraut worden, hatte die verlaſſene Pforte in höheren Schutz geſtellt und war ausgeflogen. Frau von Haag paſſirte alſo ohne alle Schwierigkeit, auf die ſie gefaßt war, den öden Raum der Hausflur und die erhellte Stiege, und öffnete mit einem Hauptſchlüſſel das Wohnzimmer. Die Füße verſagten ihr den Dienſt, als ſie über die Schwelle ſchritt; erſchöpft ſank ſie in einen Stuhl.

Des Mondes kühler Strahl drang, wie ein himmliſcher Blick, durch die Falten ihres Schleiers und erfüllte das einſame Zimmer mit ſeinem trauten Glanze. Doch kaum hatte die Oberlandforſtmeiſterinn ſich erholt, da huſchte und rauſchte es die Treppe herauf, die Thür öffnete ſich, und der Ritter von einem weiten, weißen Mantel umwallt, der einen. Apoll verbarg, welcher wahrlich! durch Natur und Kunſt ein geglücktes Nachbild des Muſengottes war, flog wie in verfolgter, oder verfolgender Eile herein.

„Endlich, meine Hulda!“ ſagte er athemlos, endlich halte ich Dich in meinen Armen, Geliebte!“ Er umſchlang die bebende Frau, welche ſich bei ſeinem Eintritte von ihrem Sitze erhoben hatte. Sie entriß ſich ſeinem Ungeſtüm, der Schleier fiel zurück, hell ſchien der Mond auf ihr bleiches Geſicht voll Würde der Tugend, und die kalte Hand des Entſetzens verſteinerte den warmen Ritter; er ſtand wie vom Donner gerührt.

„Herr Ritter“ — begann die Oberlandforſtmeiſterinn mit leiſer, ſchwankender Stimme, „Sie finden nicht, die Sie ſuchen; aber dieſe Täuſchung iſt gegenſeitig; denn ich hielt Sie bis heute für einen Mann von Ehre, und ein ſolcher verſchmähet es, die Schwäche der Frauen zu benutzen, vielmehr beſchützt er ſie auch gegen ſich ſelbſt — und wenn mein Zutrauen zu ihrem beſſeren Gefühle mich hintergehen könnte, ſo ſähe ich nur einen gemeinen Verführer in Ihnen.“ —

„Gnädigſte Frau, ich bin — ich komme“ — — ſtotterte der Ritter in einem beleidigten Tone hervor; allein ſeine hohe Achtung vor der edlen Frau, der er in ertappter Blöße gegenüber ſtand, brach den Trotz der Schuld, womit er antworten wollte.

Ein leiſes, verachtendes Lächeln ſchlich bei der drohenden Haltung des Ritters über das Geſicht der Frau von Haag; aber es verſchwand ſchnell hinter einem ſtrengen Ernſte, indem ſie ſagte: „Ihr eigener Mund, Herr Ritter, hat Sie verrathen, wenn es nämlich noch eines Zeugniſſes bedurfte, in welcher Abſicht Sie hierher gekommen — jeder beſchönigende Verſuch würde Sie in meiner Meinung nur noch tiefer ſinken laſſen.“

„Herr Ritter,“ fuhr ſie fort, und hielt einen Augenblick lang inne, während ihre herzandringende Stimme in ſanftere Töne überging, „erwarten Sie keine Vorwürfe von mir! Selbſt mein Anblick ſollte Sie nicht demüthigen; deßhalb beleuchtet kein Licht Ihre Schamröthe, und nur das allſehende Auge Gottes und dieſer verſchwiegene Strahl ſieht uns. Nur die Bitte einer Mutter, nichts Härteres dürfen Sie fürchten, und kindliche Erinnerungen mögen Ihnen ſagen, wie weich eine Mutter zu bitten pflegt.“

Der Ritter ſeufzte tief auf, ſeine Bruſt arbeitete heftig;

aber er fand in dem ganzen Reichthum der Sprache kein einziges, armes Wörtchen, um dieſer Rede zu antworten.

„Daß ich an dem Brautabende meiner Tochter,“ ſprach die Oberlandforſtmeiſterinn weiter, „in der Stunde, die mit einer nie wiederkehrenden Freude unſer Haus erfüllt, mich ihrem frohen Genuſſe entreiße, um ein langes Elend zu verhüten; dies möge Ihnen ſagen, wie wichtig mir die Sache, wie theuer mir das Wohl meines Sohnes ſei. Mein armer Rudolph! Es iſt mein Einziger noch! Soll die Untreue einer noch immer geliebten Frau, die er gegen die Wünſche ſeiner Eltern, welche weiter ſahen, als ſeine blöde Leidenſchaft — aus der Schmach einer verſchuldeten Armuth zu ſeiner Gattinn erhob und ſie mit Ueberfluß umgab — ſoll dieſe treuloſe Undankbarkeit ſein Herz mörderiſcher treffen, als der Stahl, der das Leben ſeines Bruders durchſchnitt? Dann müßte ich um den Lebendigen noch heißere Thränen weinen, als um den Todten!“

Der Ritter entraffte ſich gewaltſam der vernichtenden Qual, welche ihn unter dem Drucke demüthigender Empfindungen niedergehalten, ſo daß er nicht vermochte, ſein Haupt zu einer Antwort zu erheben. „O! um Gottes willen, hören Sie auf!“ rief er in flehender Haſt, „ich gehe ja ſchon! Hätte ich dieſe Tücke des Zufalls oder Verraths ahnen können — — dieſe Minute zermalmt mich; ſie iſt die ſchwerſte, die ich je verlebte!“ — Er machte eine raſche Bewegung, der Mantel entglitt ſeiner Schulter, und die plaſtiſche Geſtalt, das ideale Gewand ward ſichtbar.

„Die ſchwerſte?“ fragte die Oberlandforſtmeiſterinn, und ein paar Thränen, die das Andenken an den Gefallenen in ihr hervorgerufen, tröpfelten leiſe über ihre blaſſen Wangen; ihr naſſes Auge ruhete auf dem Ritter, während ſie weiter ſprach, „es hängt nur von Ihnen ab, daß ſie zur ſchönſten werde. Eine Fabel ſteht mit Ihrer Erſcheinung vor meiner Seele — deren Sinn Sie in Wahrheit an ſich ſelbſt erfahren könnten.“ —

„Apoll war einſt in Liebe für eine Nymphe entbrannt; ſie floh vor ihm — und der glühende Gott umfing ſtatt der ſchönen Daphne den kalten, ſtarren Lorbeer. Ihre jetzige Situation, Herr Ritter, giebt einen Vergleichungspunct zu dieſer Mythe ab, und die verwandelte Geſtalt, welche ſich ihren Armen entwand, würde, wenn Sie wollten — einen Kranz auf Ihre Schläfe drücken, der bei weitem den ſchwerſten der Siege belohnt.“ —

„Sie ſind kein Böſewicht; o gewiß nicht! Nur irre geleitet von den Lockungen der Welt ſcheint mir dieſes Herz. O möchte es den rechten Pfad wieder finden! Hier fällt mir eine paſſende Stelle ein; ſie vertrete das Unvermögen meiner Rede. Young ſpricht zu ſeinem Lorenzo, auch einem Verirrten, der ſeinen Irrgang liebte: — Allein Du hältſt dieſe Wege zur Freude für traurig und düſter. — Niemals ward die wahre Freude gleich Anfangs im Sonnenſcheine gefunden; diejenigen, welche uns jetzt ſehr zu gefallen wiſſen, mißfielen erſt ſich ſelbſt, und nichts als ſaure Arbeit verſchafft uns geſunde Ruhe. Der Himmel verkauft uns alle Luſt, und ihr Preis iſt Mühe. Die Freuden des Menſchen ſind Freuden eines Eroberers, und die Ehre verbreitet ihren ſiegreichen Lorbeer über den reinen, beſtändigen und ſanften Strom des Vergnügens!“

Der Ritter glühete auf; aber in lauteren Flammen, nicht in ſolchen, wie Sturm der Leidenſchaft ſie hierher getrieben — dieſe lagen als todte Aſche, bereit der Buße zu dienen, in den Winkeln ſeines Herzens verſtreuet, und hatten nur einen brennenden Schmerz nachgelaſſen. Das geiſtigere Feuer, das über ihn gekommen, loſete ſeine Zunge. „Vortreffliche Frau!“ ſagte er dringend, „nein! bei dem ewigen Gott! Ich bin kein Böſewicht, und nie ſollen Sie es bereuen, mich durch dieſes Wort geehrt zu haben! — Ich fühle die ganze Größe Ihrer Denkart. Sie konnten mich in den Staub drücken, und Sie heben mich in meinen eigenen Augen. Ich erfrechte mich, das Eigenthum Ihres Sohnes anzutaſten, und Sie — Sie geben mir mein beſſeres Selbſt zurück, und wollen die Wunde heilen, in der ein verzehrendes Gift brennt. Doch hören Sie mich ganz, Verehrungswürdige! Ich liebe Hulda — ich liebte ſie;“ verbeſſerte er ſich ſchnell, „die reizende, intereſſante Frau zog mich an — das Spiel der Eitelkeit ward bald zum Ernſte des Herzens. Der Zwang, unter dem wir uns ſahen, ſchien mir eine verhaßte Strenge, nur eine Minute, die mein Gefühl forderte, erbat ich von ihr“ —

„Eine Minute!“ unterbrach die Oberlandforſtmeiſterinn dieſe ſtockende Beichte mit vorwurfsvoller Erwägung, „ſie hätte Jahre des Unglücks nach ſich gezogen! Und es bedarf nicht längerer Zeit, um die Ruhe eines Menſchen für immer zu zerſchmettern. Sie lieben Hulda, ſagen Sie,“ fuhr Frau von Haag mit leiſerer Stimme fort, als wolle ſie dies Geſtändniß ſelbſt ſo wenig wie möglich hören, „nun wohl! wenn Ihre Empfindung für meine Schwiegertochter wirklich dieſen Namen verdient, ſo wird Ihnen Hulda's Glück theurer ſein, als das eigene; denn die Liebe ſucht nicht das Ihre! — Mein Sohn iſt ein Ehrenmann! Von einer treuloſen Frau würde, mußte er ſich trennen, und wenn ſein Herz darüber bräche. Und Hulda's Schickſal dann? Wurden Sie es theilen, die Schmach der Verſtoßenen mit Ihrem Namen bedecken wollen? Ich zweifle, Herr Ritter! Die verachtende Kälte, womit ein braver Mann ſich von einer unwürdigen Gattinn losſagt, verkühlt auch ihre Liebhaber; dies iſt in der Ordnung. Der frivolſte Mann, wenn er nach Gunſtbezeugungen von der Frau eines Andern ſtrebt, wenn er die heiligen Bande der Ehe mit entweihender Hand anrührt und ſie locker zu machen ſucht, verlangt doch die Tugend der fleckenloſeſten Treue von ſeiner eigenen Gattinn; und der Vergeltung Geiſt will, daß der Samen des Leichtſinns, womit er Unkraut unter fremden Waizen ſäete, ihm, ihm ſelbſt die Früchte der Schande und des Kummers trage.“

„Ich habe,“ antwortete der Ritter mit finſter zuſammengezogenen Braunen, „mein Verhältniß zu der ſchönen Frau nie aus ſo ernſthaften Geſichtspuncten betrachtet, ich habe an gar keine Abſicht dabei gedacht; ihre Liebenswürdigkeit riß mich hin — ich folgte gedankenlos dem Zuge, der mich, ehe ich es nur für möglich hielt, umſponnen hatte. Mein Aufenthalt iſt ſehr precair — ich nahm jeden ſüßen Augenblick mit. Der Schmetterling, welcher um eine Blüthe flattert, zerſtört ſie ja nicht, wenn auch ein Stäubchen ihres Reizes an ſeinen Flügeln hängen bleibt. Sie duftet, ſie bleibt nur ihrem Eigenthümer, und nie iſt es mir eingefallen, Hulda's verſagten Beſitz an mich reißen zu wollen.“ —

„Das glaube ich wohl,“ erwiederte die Oberlandforſtmeiſterinn und lächelte; es lag ein trüber Spott in ihrer Miene. „Doch dieſe Grundſätze, Herr Ritter —“ fuhr ſie fort, „ſie tragen nimmermehr einen Bau des Segens! Der zarte Blumenſtaub — um Ihr gewähltes Bild beizubehalten — den das loſeſte Berühren abſtreift, und unter dem wir Beide weibliche Schamhaftigkeit und Sitte verſtehen, iſt der

Blüthe zum Schutze gegeben, und eine ihrer weſentlichſten Schönheiten! Der Glanz ihrer Farben erbleicht bald ohne ſie. —“

„Der Schmetterling folgt den Trieben ſeiner Natur, wenn er vom lüſternen Raube lebt, die Pſyche des Menſchen iſt für höhere Räume, für höhere Genüſſe beſchwingt. — Fliehen ſie dies Haus, Herr Ritter! auf daß der Friede ſeiner Schwelle wieder nahe; der Segen einer beruhigten Mutter wird Ihnen daraus folgen. Vielleicht führt dieſer rühmliche Rückzug Hulda, die ich für nichts Schlimmeres, als eine eitle Thörinn halten will, wieder zu ihrer Pflicht und an das Herz ihres Mannes. Sie liebte ihren — meinen Rudolph einſt mit heißer Leidenſchaft, und er hat es wohl um ſie verdient. Mein Sohn gehört nicht in die große Klaſſe derer, welche bei näherem Umgange verlieren; der echte Werth ſeines Charakters hält jede Probe aus. Dort, auf dieſer Stelle, wo Sie ſtehen, Herr Ritter“ — der Ritter trat ſogleich hinweg, als brenne der Platz in ſeine Sohlen, — „lag Hulda, eine Neuvermählte, an der Bruſt meines Sohnes, und nannte ſich unter Wonnethränen das glücklichſte Weib auf Erden! Und dieſer Mond,“ die Oberlandforſtmeiſterinn warf einen ſchmerzlichen Blick zum Himmel, „der Zeuge und das Bild der Wandelbarkeit — hat nicht gar zu oft gewechſelt, ſeitdem dies geſchehen. Ein liebliches Kind hat dies eheliche Band feſter geknüpft, eine neue mütterliche Hoffnung ſchläft an Hulda's Herzen, und dieſes treuloſe Herz klopft für einen andern, als für den Vater ihres Kindes! Und ſie entblödete ſich nicht“ —

Der Ritter erröthete ſehr ſtark; er legte ſeine heiße Hand beſcheiden an den verhüllten Arm der Frau von Haag, und ſprach: „Laſſen wir nun Alles, meine gnädige Frau — ich weiß genug. So gewiß ich dieſe Stunde nicht vergeſſen werde, ſo gewiß will ich vor Hulda verſchwinden. Nie findet ſie mich mehr in ihrem Gefolge, oder auf einem Gange, der den Weg ihrer Pflichten und meiner Ehre durchkreuzt! — Ich würde ſogleich von hier abreiſen; allein mein Oheim iſt ſehr kränklich, von Erbſchleichern umringt, die ihn zu benutzen wiſſen — ich darf den ſchwachen Greis nicht mehr verlaſſen, will ich nicht meine rechtmäßigen Anſprüche von fremder Habſucht verkürzt und geſchmälert ſehen. Aber ſorgen Sie nicht, meine gnädige Frau! Mein Wille iſt es, der fortan eine Ferne von mehr als tauſend Meilen zwiſchen mir und der Frau Ihres Sohnes, der Mutter Ihrer Enkel zieht. — Ihre Achtung würde mir ſehr theuer ſein — ich werde ſie zu verdienen ſuchen.“

Der Ritter hatte mit Wärme geſprochen, und ein Gefühl eiferſüchtiger Beſchämung erhitzte vielleicht ſeinen edelmüthigen Vorſatz. Jetzt beugte er ſich tief auf die Hand der Oberlandforſtmeiſterinn, und küßte ſie mit leiſen, ehrfurchtsvollen Lippen.

Frau von Haag erbebte in freudiger Rührung. „So ſegne Sie denn Gott für den Troſt, womit ich von Ihnen ſcheiden darf!“ ſagte ſie, und eine frohe Mutterthräne rann aus ihrem Auge. „Wenn einſt,“ ſetzte ſie hinzu, „alle Ihre Stunden in der ernſteſten an Ihnen vorüber gehen, und die luſtigen Freuden, die Ihnen ſo viel verſprochen und nichts gehalten haben, nun verſtoben ſind, wie Lügner vor der Wahrheit, dann wird dieſe Sie noch in letzter Erinnerung erquicken! — Wir wollen nun gehen; ich fürchte, es iſt die höchſte Zeit.“

Sie brach ſchnell auf. Der Ritter ging mit einem Seufzer aus der Thür dieſer Wohnung. Er fragte mit ehrerbietiger Scheu, ob er die Oberlandforſtmeiſterinn nach Hauſe führen dürfe? Sie nahm ſchweigend ſeinen Arm.

„Schleichſt du Diana zurück, und gönnſt dem Geliebten den Traum nur?“ Der Ritter erwachte nicht, wie Endymion aus dem ſeinigen. — O! wie anders kehrte er heim, als er erwartet hatte! in glühender Haſt war er einem verliebten Abenteuer zugeeilt, und — hatte unter Schauern der Scham eine Sittenpredigt vernommen. Aber, zur Ehre ſeines Herzens ſei es geſagt! ſie war nicht ohne eine ergreifende Wirkung auf ihn geblieben. Er fühlte die Gewalt der Tugend, und doch hatte ſie ſich ſeiner Anſichten, ſeiner Gefühle mit der ſanfteſten Milde bemächtigt; er ſah alles in einem andern Lichte, aber es war nicht mehr verblendend. Der Regierungsrath war von ihm gekränkt, dieſer ehrenwerthe Mann, in welchem er nun den Sohn einer Heiligen ſah, und der, um ſeinetwillen treulos getäuſcht, von der Gattinn, deren liebender Wohlthäter er geweſen, ihn nun vermieden, nie beleidigt hatte. Wie klein kam ihm ſein eroberndes Genie, ſein Talent, die Weiber zu bethören, worin er ſich ſo ſtolz gebrüſtet, neben dem anſpruchsloſen, beglückenden Verdienſte von Hulda's Gemahle vor! Seine erhöhete Geſinnung für den bisher gering Geſchätzten ging in einem Gefühle der Reue auf, welches mit bitterem Unwillen gegen Hulda vermiſcht war. Er zürnte ihr; ein einziges, beſſeres Aufſtreben hatte das Netz der Leidenſchaft zerriſſen. Was die Oberlandforſtmeiſterinn ihm geſagt, in Bezug auf die frühere Liebe ihrer Schwiegertochter zu dem edlen Sohne, eine Liebe, der kein berauſchendes Entzücken gefehlt hätte, und der die Natur nun zum zweiten Male ihre höchſten Weihen gegeben — hatte Hulda ihm plötzlich entfremdet. Sie gehörte einem Andern mit Sinn und Seele, mit Leib und Leben, auch mit dem Leben, das unter ihrem Herzen ſchlief. Und daß dies Herz vor wenig Stunden noch ſo warm für ihn geſchlagen, ließ ihn nunmehr feindlich kalt. Sein finſterer Unmuth argwohnte, von ihrer Coquetterie geäfft worden zu ſein; denn er ſchämte ſich jetzt der irrigen Meinung, die ſie ihm erweckt, daß Hulda die Hand ihres Mannes mit Vorbehalt ihres Herzens und nur, um verſorgt zu ſein, angenommen hätte. Er fühlte ſich ungleich mehr zum Rächer des verleugneten Gemahls, als zum Cicisbeo der ſchönen, falſchen Frau berufen, und es grollte ihm, daß er ſich ſoweit über die Grenzen einer flüchtigen Galanterie hatte verlocken laſſen, um ſich wie ein ertappter Dieb in dunkler Nacht zurückziehen zu müſſen.

Frau von Haag hatte durch dieſe Erwägungen ſeine Achtung für die Rechte ihres Sohnes, für Hulda's geheiligte Pflichten anregen wollen; ſie war dabei nur dem Drange ihres offenen Gemüths gefolgt, aber die feinſte Klugheit hätte den Effect nicht beſſer berechnen können.

Von Froſt geſchüttelt, ging der Ritter nach Hauſe. Er vermißte ſein Taſchentuch, und gedachte der Möglichkeit, es in Hulda's Zimmer verloren zu haben. Dieſer Gedanke war ihm beunruhigend; allein die peinliche Frage marterte ihn umſonſt; ſie ließ ſich nicht löſen.

Schon von weitem war dem Ritter eine, bei ſo ſpäter Zeit ungewöhnliche Helle in dem Hauſe ſeines Oheims aufgefallen, das abgeſondert lag. Lichter flackerten drinnen hin und her, es ſchien etwas vorzugehen. Der Ritter verdoppelte ſeine Schritte. Nicht ſo leiſe als ſonſt, zog er die Schelle, deren metallener Ruf bis in die fernſten Gemächer dieſes düſtern Gebäudes drang.

Sein Bediente öffnete die Thür, auf ſeinem Geſichte lag eine große Nachricht. „Was iſt's?“ redete der Ritter den Erſchrockenen an, „ſage geſchwind, und ohne Vorrede.“

„So wiſſen Sie es ſchon?“ fragte der Bediente in verwundertem Staunen; aber der befehlende Blick ſeines Herrn unterſagte jede weitere Eingangsſilbe. So ſprach er: „Der hochwürdige Herr haben wieder einen neuen Anfall vom Schlage gehabt, er war ſtärker als ſonſt — der Doctor iſt eben gekommen, er ſcheint ziemlich bedenklich. Hier heißt es wohl: Mathäi am letzten.“ (Der Stiftsherr hieß Mathias.)

Der Ritter erſchrak wirklich; aber wenn dieſer Schrecken ihn auf einer Seite des Gemüths erſchütternd traf, ſo erleichterte er ihn auf einer andern. Die plötzliche Krankheit des Oheims, ſein Tod, wenn er erfolgte, gab einen weiten Mantel für die letzteren Begebenheiten, für die nächſten Veränderungen ab, und ſeine Trauerfarbe konnte viel verhüllen, was beſſer dem Lichte der Sonne entzogen blieb. Auch öffnete ſich, obgleich in neblichter Ferne noch, die Ausſicht zum Fortkommen für den Ritter, und der ungeheuchelte Seufzer ſeiner Theilnahme an dem ſterbenden Greiſe war doch zugleich ein freieres Aufathmen.

In reißender Eile kleidete ſich der Ritter aus. Er warf die Lyra, die er nun nicht gebraucht hatte, mit einem Lächeln, welches ihrer Vergeblichkeit galt, auf einen Tiſch, daß ein lauter, hallender Klang durch die öde Nachtſtille ſchwirrte; der für Tomby beſtimmte Lorbeerkranz rauſchte traurig auf, wie ein herbſtlicher Sturm durch die Blätter der Daphne.

Jetzt wagte der Bediente zu erzählen, daß aus des Oberlandforſtmeiſters Hauſe mehrere Male nach dem Ritter geſchickt worden ſei. Der letzte Bote hätte am liebſten Hausſuchung nach ihm gehalten.

Der Ritter ſtarrte ſinnend vor ſich hin; er dachte dieſem verhängnißvollen Abende nach, deſſen vorbereitender Ernſt ihm für die anſchauliche Lehre der Nacht zu Statten kam; denn gegen den Morgen ſah er den Oheim in ſchweren Kämpfen ſterben.

Als die Oberlandforſtmeiſterinn, vom Zufalle begünſtigt, der ſie wie ein hülfreicher Zauberer in Unſichtbarkeit hüllte, ohne bemerkt worden zu ſein, wieder in ihr Cabinet zurückgekommen war, und ſich des Mantels und Schleiers entledigt hatte, klopfte es leiſe an die innere Thür. Sie öffnete, und Adele trat herein.

„Dem Himmel ſei Dank! ſagte dieſe, „Sie ſind ja nun auf, liebe Mutter! ich war ſchon zwei Mal hier und begehrte Einlaß; aber Sie hörten nicht, und laut wollte ich doch nicht werden. Gott weiß es! wie ich mich geängſtet habe! gewiß, Sie waren krank geworden! Sie ſehen blaß — und Ihr Athem iſt ſo kurz“ — —

„Es iſt mir ſchon beſſer.“ antwortete die Oberlandforſtmeiſterinn, und drückte ihrer Schwiegertochter die Hand. „Doch erzählen Sie mir, Adele! wie iſt der Aufzug abgelaufen?“ —

„Vortrefflich!“ erwiederte Adele, und ihre ſchönen ſchwarzen Augen ſtrahlten begeiſterten Beifall. „Es war,“ fuhr ſie in lebhafter Aufregung fort, „in der That ein impoſanter Anblick! nur geſtört durch den ewig langen Verzug, weil auf den Ritter gewartet wurde, dem etwas Außerordentliches begegnet ſein muß, denn er blieb aus. Doch ſonſt fiel alles nach Wünſchen aus. Die Gedichte waren gelungen, und wurden ohne Anſtoß vorgetragen; nur Hulda ſtockte ein paar Mal. Sie war ungemein reizend, aber doch glich ſie mehr einer Schweſter des wilden Jägers, als dem ferntreffenden Apoll.“

„Ja, ja!“ ſetzte Adele mit lächelnder Vertraulichkeit hinzu, „aus der Ferne getroffen, hatte er ſie! Hulda war todt für ihre Rolle, erſtorben für die Freude!“

Ein leichter Schmerz ging über die Züge der Frau von Haag, und ein ſchwerer Seufzer, der das Geheimniß des inhaltreichen Abends aufwog, hob ſich langſam aus tiefer Bruſt. Mit zärtlicher Stimme und mütterlichem Lächeln fragte ſie: „Nun, und Aline?“

„Aline?“ wiederklang Adelens Antwort, „nun, das Mädchen gleicht in der Mitte der empfangenen Schätze einer bräutlichen Fee, und ſitzt wie die Perle im Golde. Sie flüſterte mir einige Mal zu: Wo iſt denn aber die Mutter? Ich kann mich nur halb freuen, da ich ſie vermiſſe. Ich beruhigte ſie jedoch, ſo gut ich vermochte!“

„Das arme Kind!“ ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn in bedauerndem Tone, „ich konnte es dieſer kleinen Unruhe nicht überheben. — Auch werde ich nicht mehr zur Geſellſchaft gehen; es iſt Mitternacht, und ich höre bereits die Wagen vorfahren. Ueberdies fühle ich mich angegriffen, und bitte Sie, den Unſrigen eine gute Nacht von mir zu ſagen.“

Die erſte Maiſonne ſtand hoch am Himmel, als die Oberlandforſtmeiſterinn erwachte. Aline lauſchte hinter den Vorhängen ihres Bettes; ein ſchönerer Glanz, als die Frühlingshelle dieſes Morgens, der Glanz des Brauttages, verklärte ihr blühendes Geſicht, doch ein Wölkchen der Beſorgniß glitt darüber hin, als ſie ſagte: „Du haſt ungewöhnlich lange und unruhig geſchlafen, geliebte Mutter!

O Gott! Du biſt doch nicht etwa krank? Dein Weſen iſt ſeit geſtern ſo verändert, ſo ſeltſam!“

„Ich bin geſund!“ antwortete die Mutter verſichernd, „geneſen — befreit von einem bangen Traume. Guten Morgen, meine Aline!“ Sie ſtreckte beide Arme nach der Tochter aus, und Aline ſank auf das Lager ihrer Mutter. „Ich ſegne Dich am heutigen Tage, mein liebes, herzliebes Kind!“ ſagte dieſe, während ihre Hand Alinens ſchneeweiße Stirn berührte, „und ich habe die Freudigkeit zu Gott, daß er mein Gebet für Dich erhören werde. Glaube mir, Aline! es liegt eine göttliche Kraft, eine große Verheißung in dem Segen einer frommen Mutter — das habe auch ich erfahren. Und ſo möchte ich denn alle Gefühle meines bewegten Herzens, alle Gedanken der Liebe für Dich, in den Wünſchen ausſprechen, die ich jetzt über deinem jungfräulichen Haupte ſammle. Sei treu! ſei treu! Des Treuen iſt die Palme, die hoch im Paradieſe rauſcht! — O lächle nicht, Du glückliche Aline! und meine, daß dieſe ſchönſte Tugend des Weibes nur eine leichte Uebung der Liebe wäre, die Dir natürlich dünkt, wie der Athem deiner Bruſt. Sie iſt etwas Höheres; der vermählte Strahl der Liebe und des Pflichtgefühls, der Dir in jeder Dunkelheit des Lebens mit Troſt und ſicherem Lichte leuchten wird! Sei treu! und Du kannſt den Unbeſtand des Glückes ertragen. Deine Lage bringt Dich künftig oft in die Kreiſe der Männer, und wird deine Jugend mancher verführeriſchen Gefahr ausſetzen. Da halte feſt an dem Gemahle, den Du dir aus freier Neigung zum Freunde, zum Führer gewählt, und ſchmiege Dich mit hingebendem Vertrauen unter die Herrſchaft ſeines Willens nach Gottes Gebot. Dann wird es Dir wohl gehen, meine traute Tochter, und das Vollgewicht des Kummers, der dein Herz jemals belaſten könnte — denn das Schickſal nimmt uns alle in die Preſſe, und Thränen ſind keinem menſchlichen Auge erſpart worden — wiegt nicht den kleinſten Seufzer eines Vorwurfs auf, womit Du Dich ſelbſt anklagen müßteſt. — Und endlich, erlebe Freude an deinen Kindern, wie ich an Dir!“

Die Stimme der Oberlandforſtmeiſterinn verſtummte unter ſeligen, belohnenden Thränen, die ſich mit denen Alinens miſchten.

Mutter und Tochter hielten ſich ſtill, lange umarmt; und als Aline ihre Mutter verließ, daß dieſe aufſtehen könne, trug ſie den Himmel der Zukunft in dem erhobenen Herzen davon.

Als nun die Nachricht ſich verbreitete, der Stiftsherr Oliva ſei in verfloſſener Nacht geſtorben, war ein großer Theil der Geſellſchaft, die ſich vorgenommen, ſtrenge mit dem Ritter zu rechten, geneigt, ſein unbegreifliches Wegbleiben durch dies unerwartete Ereigniß zu erklären und zu entſchuldigen. Er war nun ein reicher Erbe — Grund genug, um nicht kritiſch über ihn zu werden. —

Die Oberlandforſtmeiſterinn erſchrak, da ſie den Tod des alten Grafen hörte. Sie gedachte der Worte des Ritters, und daß er nun fort könnte. Mit dieſem ſchwachen Greiſe ſchien auch eine ihrer drückendſten Sorgen geendet zu haben.

Allein eine neue Angſt folgte dem weichenden Kummer ſchon auf dem Fuße. Es kam ein Billet von dem Regierungsrathe, des Inhalts:

„Daß eine Klage von mir, Ihnen, geliebte Mutter!

dieſen ſchönſten Tag trüben muß! Nur meine Wünſche können die gute Aline an den Altar begleiten; ich ſelbſt gehorche einer unwillkommneren Pflicht. Hulda liegt, ſeit ihrer Rückkehr nach Hauſe, in den fürchterlichſten Krämpfen, ohne daß ich die Urſache davon wüßte, oder errathen könnte. Auf meine beſtürmenden Fragen erzählte mir ihr Mädchen, meine Frau habe bei dem Eintritte in ihr Zimmer ein Taſchentuch vom Boden aufgenommen, das ihr wahrſcheinlich entfallen war, es lange wie in irren Gedanken angeſtarrt, dann den ſuperfeinen Battiſt des Tüchleins in Stücke zerriſſen, und nun umſinkend das Bewußtſein verloren. — Daß mein Unglück vollkommen wäre, iſt unſer Doctor ernſtlich krank, und ſein Stellvertreter ein junger Mann von der neueren Schule. ein philoſophiſcher Mediciner, wie es mir ſcheint — beſteht darauf, einen magnetiſchen Verſuch mit meiner Frau zu machen, die ſich, ſeiner Meinung nach, ganz vorzüglich dazu eigne. Da drohet denn ein neues Unweſen meinem Hauſe. Der Arzt verſpricht ſich eine ſchlagende Wirkung von der Anwendung dieſer myſtiſchen Wiſſenſchaft auf meine Kranke, und ſagt: Hulda würde ſehr bald hellſehend werden. Ich bin es ſchon! — Gott im Himmel! die Thorheit meines Lebens — das Elend meiner Zukunft liegt klar vor mir. — Einen brüderlichen Kuß für meine Schweſter! iſt es mir irgend möglich, ſo komme ich, wenn auch ſpät. um zu ſehen, wie ſchön Alinen der Kranz läßt; aber als ein bleicher, ſteinerner Gaſt werde ich an der hochzeitlichen Tafel erſcheinen.“

„Wäre der Kirchhof erſt meine Heimath, und mein

Gedächtniß im kalten Marmor erſtarrt, dann hätte ich Ruhe gefunden.“

„Vergeben Sie, meine Mutter, dieſen Erguß ſeiner Seele voll Jammer,

Ihrem

Rudolph.“

Die Oberlandforſtmeiſterinn zitterte, als ſie dieß Billet las; auch die Hand, von der es kam, mochte gezittert haben, denn die Schriftzüge waren kaum lesbar. Sie erhob, wie geſtern, ihre Augen zu den Höhen, von denen aller Rath und Hülfe kommt, und im Gefühle ihrer Ohnmacht, den Leiden des theuren Sohnes abhelfen zu können, befahl ſie demuthsvoll ſein Schickſal Dem, der alles ändern kann. Still und ſtark in Hoffnung wollte ſie bleiben, dann hätte Gott ſchon jetzt über das Schlimmſte, die Furcht und das Zagen weggeholfen, und ſie vertrauete ſeinem ferneren Beiſtande, bis an das erlöſende Ziel.

Aber dem Gemahle mußte ſie doch ſagen, warum der Sohne an dem Ehrentage ſeiner Schweſter ſich ausſchließen müſſe von der Freude des Hauſes. Sie theilte ihm Rudolphs Brief mit. Der Oberlandforſtmeiſter las, und ſagte mit beſonnenem Gleichmuthe: „Sei ruhig, liebe Frau! Ich denke, der Anfall wird nicht gar viel zu bedeuten haben. Rudolph iſt ein wenig excentriſch, und jedenfalls ein ſchlechter Regierungsrath für ſeine Frau.“ — Er lächelte; aber eine große, moraliſche Kraft, welche die ſchwerſte Aufgabe nur als ein Spiel betrachtet, drückte ſich in dieſer Miene aus, indeß ein furchtbarer Ernſt in ſeinen Augen aufblitzte, da er weiter ſprach: „Dame Hulda von ihren Krämpfen herzuſtellen, welche die Vehikel ihrer Zierereien, ihrer Bosheiten ſind, die ſie auf dieſe Art mit kränklicher Grazie ausläßt — könnte noch anders geſchehen, als durch die magnetiſche Cur, die meiner ſchlichten Einſicht nach das Uebel nur ärger macht. Hellſehend ſollte ſie mir werden, im Sinne der Vernunft, und ſich dieſer Erbärmlichkeiten ſchämen lernen! — Ich werde mit unſerm Sohne ſprechen — ſo geht es nicht länger. Er muß als ein Mann handeln. Die Weiber ſind Kinder; ſie wollen gezogen werden, und die verzogenen ſtrafen die Schwäche ihr Erzieher. Nur Du, meine Naemi!“ ſchloß der Oberlandforſtmeiſter ſeine Rede, und die Gattinn in ſeine Arme, „biſt eine Ausnahme deines Geſchlechts, und warſt immer ein Engel! Dein Beſitz war mein Himmel auf Erden!“ — Frau von Haag verbarg ihr bethräntes Angeſicht und die menſchlichen Gefühle ihres Herzens an der Bruſt des Gemahls.

Wir überlaſſen es der Phantaſie unſerer Leſer ſich Alinens Hochzeittag auszumalen. Eine ſchöne vornehme Braut, ſtrahlend in Schmuck, von Reiz umfloſſen, in der Bläſſe ihrer Unſchuld, wenn die Kranzeswerthe den Segen der Kirche empfängt, den entzückten Stolz des Bräutigams, die wehmuthsvolle Freude der Eltern, den Jubel der Gäſte, den feſtlichen Prunk der Tafel; dies hat wohl ein Jeder von ihnen geſehen. Zwar ſchwebte der Schatten des Gebliebenen in banger, lautloſer Theilnahme auf und ab, und die Herzen der Seinigen beſchworen ihn abwechſelnd — zwar glich der lebende Sohn des Hauſes, als er ſpät noch erſchien, in ſeinem ſchattenähnlichen Ausſehen dem todten Bruder, und Einige meinten im Stillen, es wäre beſſer, wenn er daheim geblieben; — allein der Liebe Genius ließ weder den Tod, noch den Kummer ihrer Brüder Alinen zu nahe kommen, nur fern und flüchtig gingen dieſe dunkeln Geſtalten an ihr vorüber. Doch die leiſen Seufzer, womit die Mutter alle Forderungen der Erinnerung tilgte und die Sorgen der Zukunft voraus bezahlte, da ihre Gedanken an einer wichtigen Marke ausruheten, waren dieſem Tage ſtillgerecht, deſſen laute Anklänge der Freude gehörten. Dieſe hatte den Vorſitz bei dem prächtigen Mahle, und folgte dem kleinen Fackelträger zunächſt über die Schwelle des bräutlichen Gemachs.

Am folgenden Morgen unterredete Frau von Haag ſich mit ihrem Gemahle über die zu treffenden Anſtalten zur nahen Abreiſe nach dem Gute. Des Geräuſches müde und matt von erſchütternden Gefühlen ſehnte ſie ſich nach Einſamkeit, und Alinens Boudoir, der leere Platz am Tiſche war ihr ſchmerzlich anzuſehen. —

Der Oberlandforſtmeiſter ſchien ſonderbar bewegt, da er ſagte: „Packe nur alle meine Sachen ein, liebe Frau! Wir bleiben nun künftig zuſammen; ich habe meinen Abſchied genommen.“

„Wie?“ antwortete Frau von Haag in froher Betroffenheit, „wäre es möglich?“

„Es iſt!“ beſtätigte ihr Gemahl freundlich und weich, „und ich denke, es wird Dir lieb ſein, Naemi! Seit Neujahr war mein Entſchluß gefaßt, doch wollte ich nicht viel davon reden. Siehe!“ fuhr er fort, „die Vögel unter dem Himmel wiſſen ihre Zeit, der Menſch ſollte ſich von ihnen nicht beſchämen laſſen — ich fühle die meinige. Wer ſich gewöhnt hat, mit innern Sinnen aufzumerken, in welchen Zeichen das Leben wechſelt, auch das Leben der Seele, der hört den leiſen Ruf des Schickſals, und ein himmliſcher Lichtſtrahl fällt zuweilen tief in ſein Gemüth und auf die Pfade der Zukunft, daß ſie hell vor ihm werden und er ſich ſelbſt erkenne. Mein Forſchen war von jeher mehr nach Innen, als nach Außen gewendet; ich ließ mich nicht betäuben, noch verwirren durch das Getöſe der Welt, und darum hat Gott mich gewürdiget, die Stimme ſeines Willens in der Ahnung meines Herzens zu vernehmen. So habe ich Dich, geliebte Frau, gleich erkannt als die Gattinn, welche mich beglücken würde, und die der Lenker über den Sternen mir auf wunderbaren Wegen zugeführt hatte; ſo habe ich alsbald in Alinens Wünſche gewilliget, obgleich ſie von mancher Seite meinem Hoffen entgegenſtanden — ſo winkt es mir, da unſere Tochter ihrem ehelichen Freunde übergeben iſt, zur Ruhe. — Sieh mich nicht ſo traurig an, Naemi! ich darf deswegen nicht ſterben — und der Genuß des Feierabends nach einem heißen Tage iſt auch ſchön! Ich freue mich auf die ländliche Abgeſchiedenheit von Burgſtein, der ich nie ganz froh geworden bin, ſo lange der Drang meiner Geſchäfte mich unſtät machte. Es wehet mich recht erquickend von dem Gebirge herüber an, und es iſt mir, um bildlich zu reden — als ob mein Schutzgeiſt die weiße Fahne des Friedens auf die moderne Burg gepflanzt hätte, und aller Streit des Lebens wäre geſchlichtet, wenn ich meinen Einzug darin halten werde. — Bei dem Worte: Streit, denke ich an unſern Rudolph und ſeine unſelige Ehe, der alle Schutzengel entflohen ſcheinen. Glaube mir nur, liebe Frau, es iſt faſt beſſer für unſern Sohn, wenn er ſeinen eigenen Entſchließungen überlaſſen bleibt. Der Rath der Eltern, wie viel er auch an Einſicht und Erfahrung geben mag, ſtellt den männlichen Sohn doch allemal in ein kindliches Verhältniß, und raubt ihm die Kraft, mit charakteriſtiſchem Urtheil ſeine Angelegenheiten aufzufaſſen und handelnd darüber zu entſcheiden.“

Die Oberlandforſtmeiſterinn war zwar ſehr zufrieden, daß ihr Gemahl nunmehr die verdiente Muße genießen, und daß ſein Umgang ihr Alinens verlorene Nähe erſetzen würde; aber es regte ſich doch dabei etwas Trauriges in ihrer Seele. Seine Worte bewegten ihr Herz, ſie dachte darüber nach, ſie wog ihren Sinn auf der Wage der Gedanken, und da fielen ſie ſchwer in das Gewicht der Ahnung. Was ihr Gemahl in Betreff Rudolphs geſagt, beherzigte ſie durchaus nicht. Der Sohn ſchien ihr nun ganz verlaſſen, wenn er die nahe Theilnahme der Seinigen verlöre. Sie betrachtete ſeine Lage aus den Geſichtspunkten ihrer Weiblichkeit und als Mutter.

Am fünften Tage nach Alinens Vermählung war die Abreiſe der Familie von Haag nach Burgſtein angeſetzt; die junge Frau von Tomby blieb bei dem Manne zurück, um deſſentwillen ſie, dem Spruche der Bibel gehorſam, Vater und Mutter verlaſſen hatte. Adele war in ihre Stelle getreten und durch Wunſch und Pflicht zu der Begleitung ihrer Schwiegereltern vorbereitet. Sie liebte die Stadt nicht, und ihre Sehnſucht war, zumal bei dem unruhigen Drange der letzteren Wochen, ſchon lange der Reiſe vorausgeeilt.

Hulda hatte ſich in dieſen Tagen ein wenig erholt. Sie war außer Bett, aber feſt entſchloſſen, wie es ſchien, ihrer Schwiegermutter jede Unterredung ohne Zeugen zu vereiteln; ein Inſtinkt der Leidenſchaft, wenn man ſo ſagen dürfte — ließ ſie in der ehrwürdigen Frau, die ihr nur Segen zu bringen kam, eine Feindinn ihres vermeintlichen Glückes ſehen, fürchten und haſſen.

Aber als die Natur die weiten Thore ihrer Paradieſe vor der kleinen Reiſegeſellſchaft öffnete, zog ſie mit ſeliger Stille des Gemüths in dieſen blühenden Raum, und ein großer Theil ihrer Sorgen blieb zurück. O! wie untröſtbar wäre doch der Kummer, den die Natur nicht beruhigen könnte! den der Frühling insbeſondere in heiligen Bildern nicht anſpräche! — Der Hoffnung unſterblicher Keim, dieſe Blüthe der Ewigkeit, grünt dann in verjüngten Trieben auch in Herzen, welche jeder Freude abgeſtorben ſchienen; kein Fels iſt ſo ſtarr, daß er nicht weiches Moos zu einem Sitz der Ruhe trüge, oder daß ihm nicht ein labender Quell entflöſſe, oder daß die dunkle Tanne mit ausgeſtreckten Armen, von denen geſunder Duft hernieder träuft, nicht zu einſamer Betrachtung einladete. Und hat denn nicht auch das härteſte Schickſal die Wohlthat lindernder Thränen? Nicht einen höhern Standpunct für den beſchaulichen Sinn und eine reinere Luft, den Athem eines ſtärkenden Geiſtes für unſere ſchwache Bruſt, welche die Laſt der Leiden oft kaum zu ertragen vermag? — Unſere Todten ſchlafen unter Blumen— unter Blumen der Erinnerung, und der Frühling, ein Herold der Auferſtehung, in leuchtende Farben gekleidet, tritt an die Gräber und verkündet den großen Tag, wo die Roſen des Himmels ſich aus dem Staube der Erde antfalten werden! — Das Buch der Natur liegt aufgeſchlagen, ihre heilige Schrift iſt Allen gegeben; aber nur das Auge des Glaubens verſtehet den Sinn ſeiner Lettern, und faſſet die göttliche, verheißungsvolle Wahrheit ihres Inhalts.

Adele fand die Lage und Gegend von Burgſtein ungemein ſchön und ihrer romantiſchen Idee davon vollkommen entſprechend. Frau von Haag freuete ſich ſtill der erwachenden Theilnahme Adelens, welche dieſe in einem lebendigen Intereſſe an dem Aufenthalte verrieth, der in der Geſchichte der Mutter Epoche gemacht hatte. Sie erkannte darin den unzweideutigſten Beweis von der innigen Anhänglichkeit ihrer

Schwiegertochter. Doch auch dem Oberlandforſtmeiſter ſchmeichelte dies Leben in der Vergangenheit, die ja auch die ſeinige war — welches die holde, trauernde Tochter aus dem Seelentode ihres langen Grames weckte. Sie war vertraut mit der Oertlichkeit des Schloſſes, in wie fern dieſe durch die Erzählung der Mutter ihrem Gedächtniſſe bedeutend geworden; die düſtern Geiſter jener Zeit webten noch, an dieſe Plätze gebannt, um die Mauern des neueren Baues. Deshalb konnte auch der Frau von Haag nie recht wohl hier werden; das Vormals blieb ihr unvergeſſen, wie viel auch die Geſinnung ihres Gemahls und hellere Farben ihres Schickſals an dieſem Wohnſitze verändert und verſchönert hatten.

Noch an dem Abende ihrer Ankunft in Burgſtein genügte die Oberlandforſtmeiſterinn Adelens bittendem Verlangen, und führte ſie in das kleine Zimmer, wo einſt die arme Naemi zwiſchen kahlen Wänden, an denen der Winterfroſt blitzte, das Weh ihrer Verlaſſenheit ausgeweint hatte. Jetzt war es ein niedliches Gemach. Adele trat an das einzige Fenſter und öffnete es; der Luftzug bauſchte die rothe Seide der Gardine und webete Adelens Wange mit dem Purpur des Wiederſcheines an; ihre ſchönen ſchwarzen Augen, vom Weinen geſchwächt, wurden von dem Glanze der Ausſicht für einige Secunden zu Boden gedrückt. „Sehen Sie, Adele" ſagte ihre Schwiegermntter, „dort liegt Roſenwalde! dort! die Kuppel des Thürmchens brennt im ſchrägen Sonnenſcheine, und blendete ſie nicht, ſo könnte ein beſſeres Auge, als das meinige, die Fenſter des Schloſſes zählen."

Adele folgte mit geſchärfter Sehkraft der angegebenen Richtung und zählte — aber nicht die Fenſter, ſondern die Stunden, bis zu der, wo, wie ſie vorhin aus dem Munde des Vaters vernommen, nach Roſenwalde gefahren werden würde. —

„Seh' ich recht?“ fragte Frau von Haag, indem ihre Blicke ein wenig ſeitwärts ſtreiften, „ja, wahrhaftig! da kommt der gute Bruno ſchon, uns bald zu begrüßen! in welcher Flugſchnelligkeit reitet er! O mein liebſter Roſe! das muß ich dir doch verweiſen! Nein, nein! dein Roß iſt kein Pegaſus und deiner herzlichen Ungeduld müſſen wir ein wenig die Flügel beſchneiden. Ich möchte ein mir ſo werthes Leben keiner Gefahr ausgeſetzt wiſſen. Kommen ſie, Liebe! wir wollen es dem Vater ſagen.“

Adele ſah zitternd hin, ihr Buſen flog, zaudernd wendete ſie ihr Auge von dem Reiter und ſeinem Roſſe, das im ſchwebenden Galopp durch die Lüfte tanzte. Sie folgte der verkündenden Mutter.

Nur wenige Minuten, und Herr von Roſe trat ein.

Der Oberlandforſtmeiſter empfing ſeinen ehemaligen Mündel mit einer vergütenden Wärme, beſtimmt zu einem neuen Kitt für ihre Herzen, zwiſchen denen eine feſtgefugte Hoffnung ſich aufgelöſet hatte. Frau von Haag reichte in gerührter Freude dem jungen Edelmanne die Hand, der wie ein geliebter wiedergeſchenkter Sohn, in der Mitte zärtlicher Eltern ſtand. Doch in einer kleinen Verlegenheit beugte er ſich vor Adele, die ihm eine Bekannte und doch, ſo wie er ſie jetzt ſah, fremd war. Beſtürzt, vermied und ſuchte ſie ſein Blick, beides im Wechſel der Minute. Sie ſchien ihm auffallend verändert und es däuchte ihm, als ob auf ihre damals gebeugte Schönheit die Jahreszeit einen wunderbar belebenden Einfluß geübt habe. Auf ihrem zarten Geſichte blüheten im vereinigten Reize Lilien und Roſen, die Augen ſtrahlten in ihrem dunklen Glanze, frühlingskräftig, wie die

Sterne einer Mainacht, der weiche, ſchöngebogene Wuchs hatte ſich gehoben, wie eine kränkliche Pflanze, wenn nach langem Entbehren die Sonne ihr wieder friſcheres Gedeihen giebt. Sie waltete wie eine traute, einzige Tochter um die Schwiegereltern und ſchien Alinens Stelle eingenommen zu haben; man nannte ſie bei ihrem Vornamen und dieſer Klang war verwandt mit dem der Entfernten. Keine Erinnerung an die traurige Selbſtändigkeit der jungen Wittwe ſtörte den Begriff kindlicher Abhängigkeit und elterlicher Fürſorge zwiſchen Adele und dem Vater und der Mutter ihres verſtorbenen Gemahls, und nur die zärtliche Schonung, womit die ſchöne Frau von ihnen behandelt ward, deutete darauf hin, daß dies Gemüth, kaum geneſen von ſchweren Wunden, ſehr ſacht berührt werden müſſe.

Herr von Roſe empfand heute auf's neue und verſtärkt durch eine Täuſchung, die ſo natürlich war, da Aline und Adele ihre Rollen getauſcht, den Eindruck von der Anmuth der Letzteren, welche ihn mit leiſer Sympathie anſprach. Hatte ſein frohes Herz, da es noch voll Hoffnung auf Alinens Beſitz war, keinen ſtärkeren Zauber gekannt, als den Frohſinn, den Muthwillen der Geliebten, deſſen flatternden Flug doch die jungfräuliche Grazie am Faden der Sitte leitete — ſo fühlte er nunmehr, durch Reſignation ernſt und anders geſtimmt — die anziehende Kraft einer liebenswürdigen, weiblichen Natur, welche mit Leiden, Leiden der Liebe — vertraut ſei.

Der leiſe Tact in Adelens Betragen that ihm wohl, und der feine Schlüſſel des Verſtändniſſes ſeiner Gefühle, der ja auch zu den Geheimniſſen ihres eigenen Schmerzes paßte, ſchloß bald die erſte Fremdheit unter ihnen aus. Der beweinte Gemahl dieſer jungen Frau war der Bruder ſeiner verlorenen Aline geweſen, und die Geſchwiſterlichkeit der betrauerten Gegenſtände bildete einen Berührungspunkt zwiſchen dem Herrn von Roſe und der Wittwe ſeines Jugendfreundes.

Herr von Roſe rüſtete ſich ſpät und zögernd zum Heimritte, nachdem er ſeine Freunde für den folgenden Tag nach Roſenwalde eingeladen hatte. Wie lieblich der kurze Weg von Burgſtein dahin auch unterhielt, er kam Adelen dennoch ziemlich weit und langweilig vor. Frau von Haag ſaß ſtill, mit betrachtender Seele dem Orte zugewendet, der ihr theuer und merkwürdig war, wie kein anderer auf Erden. Sie athmete tief, im Vorgenuſſe der Erinnerungen an eine Zeit, die nun zum Traume geworden. Herr von Roſe kam ihnen entgegen. Adele trat hier, wo ihr Alles bewußt und bedeutend war, auf geheiligten Boden. Die Fontaine rauſchte, wie mit Waſſern der Weihe, um dies Schloß — Adele ſtaunte, wie ähnlich ihre Einbildungskraft gebauet hatte. Woher war der Riß dazu gekommen? Die Grundpfeiler der Idee ſenkten ſich in die geheimnißvollen Tiefen der Ahnung. —

Auch Adelens Fuß weilte, wie der ihres Schwagers, vor den Laren der Flur, und als ſie ihn nun weiter ſetzte, blieb, durch eine nähernde Bewegung ihres Hauptes, der grüne Florſchleier an ihrem Hute, deſſen Schleife aufgegangen war, an dem Reiſeſtabe des Penaten hangen, der ihn ihr ſo ſacht entzog, daß die Beraubte es nicht gewahr ward. Aber der Oberlandforſtmeiſter bemerkte es und winkte lächelnd mit der Hand, daß man dem ſteinernen Jünglinge die erbeutete Fahne laſſen möchte. Herr von Roſe ſah erröthend zurück nach dem wehenden Schleier, als freue er ſich des Opfers, das ſeine Hausgottheit genommen.

Auch in den obern Räumen des Schloſſes ging Adele in einer trauten Heimath ihrer Gedanken. Hier hing das Bild der Mutter des Herrn von Roſe, und Adele ſtand lange, verloren im Anſchauen, davor. Noch ſchwebte das Lächeln der Jugend um dieſen Mund, der ſich ſchon längſt in Seufzern des Todes geſchloſſen; dieſer höfiſche Anzug war veraltet und die Mode an ihm vorübergegangen, aber ihr tyranniſcher Scepter hatte einſt über dem ſtarren Zwange dieſer Formen geſchwebt.

Doch in ſüßer Freiheit der Natur, in unſterblicher Schöne, geißelten die Grazien auf dem Fächer der bräutlichen Hofdame den kleinen Amor, der fort und fort die Welt beherrſcht. Adele konnte ſich nicht ſatt an dem Gemälde ſehen, allein ſie ſah zugleich in den Spiegel der Vergangenheit. Der Tag, an dem dies Bild angekommen war, ging in ihrer Seele auf. „Leonide!“ hauchten ihre Lippen aus tiefathmender Bruſt hervor. „Sie wiſſen den Namen meiner Mutter?“ fragte Herr von Roſe, der unbemerkt an ihre Seite getreten war. „O ich weiß Alles!“ antwortete Adele überraſcht und in holder Vergeſſenheit, „und ich habe mich gleichſam in die Geſchichte dieſes Hauſes eingelebt, ſo weit —“ ſetzte ſie mit ſchneller Discretion hinzu —, „ſolche auf das Schickſal meiner Schwiegermutter Bezug hat.“

Dieſe Erklärung, welche Herr von Roſe mit ſtillem Vergnügen hörte, machte ihm Adelen plötzlich vertraut. Die Scheidewand der Zeit war eingeſunken und ihre Seelen fanden ſich nun, durch keine Schranke aufgehalten, in einem weiten, dämmernden Gebiete zuſammen.

Frau von Haag ſtand unterdeſſen in dem Antigone-Zimmer am offenen Fenſter und ließ die Luft ihre Thränen trocknen. Hier hatte ſie zu ſterben gewünſcht! Warum lebte denn dieſer Wunſch noch, da alles vorbei war, was ſeine

Erfüllung bedingte? Sie dachte über den räthſelhaften Eigenſinn ihres Herzens nach. Wie oft hatte der Blick ihres unvergeſſenen Freundes auf dieſer Geſtalt verweilt! Sie meinte, ihr Auge würde ſich leichter ſchließen, hier, wo auch ſein Geiſt aufgeſchwebt war zum ewigen Licht; wo ſie, gleich der Tochter des blinden Greiſes, ihre Kindespflicht treu erfüllt und ihrem Vater durch ein finſteres Verhängniß gefolgt war, bis er ſein Haupt zur Ruhe legte. Dieſes Bewußtſein ſollte in dieſem Bilde mit dem Glanze des Himmels den Augenblick noch aushellen, der die Scenen des Lebens entfärbt und alle unſere Freuden in ödes Dunkel hüllt. —

Die Oberlandforſtmeiſterinn wendete ſich traurig von dieſen Betrachtungen ab, bemühet, den Gedanken des Todes von den Träumen einer verſchwundenen Hoffnung zu ſondern. Auch die Ruheſtätte ihres Vaters beſuchte ſie in Adelens Geleit. In ſprachloſer Rührung beugte ſie ſich auf den Hügel, den ein einfaches Denkmal ſchmückte; goldene Würmer irrten durch den üppigen Raſenwald des Grabes, das mit Blumen umfriedigt war. „Es muß ſich hier recht friedlich ſchlafen, nicht wahr, Adele?“ ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn zu ihrer Schwiegertochter, und ihre Stimme wankte.

Adele ſah die Mutter wehmüthig an, und dieſe fuhr nach einer ſinnenden Weile fort: „Es iſt mir tröſtend, zu denken, daß der Schlummer der Todten ſo ſanft und tief und ohne beängſtende Träume ſei. Ein kranker, gequälter Geiſt iſt etwas Schreckliches für die, denen er im Lichte der Wahrheit, des Friedens und hellerer Erkenntniſſe vorleuchten ſollte! Ach, das iſt ein Grauſen ohne Gleichen! eine Marter für die Theilnahme! Ich denke mit Beben daran, aber mein Andenken verſtummt in Demuth und Dankbarkeit; denn der

Wahnſinn meines Vaters zeigte ſich als eine göttliche Inſpiration, und ſeit dieſer Erfahrung, der wichtigſten meines Lebens, habe ich — o Adele, ich geſtehe es Ihnen! hinſichtlich dieſes Punktes, den Glauben des Islams. — Es ſei nun, wie es wolle, ſo irren wir doch mehr oder minder, ein Jedes in ſeiner Art, und Gott leitet uns Alle ans Ziel!"

Während nun der Frühling und die Freundſchaft ihre ſanften Freuden den Frauen von Haag in Burgſtein und dem Schutzherrn derſelben gewähren, und der tägliche Umgang des Herrn von Roſe den Asbeſt, womit das Grab ſeiner Hoffnung geſchloſſen war, zu tauſend Fäden ausſpinnt, die immer anziehender werden — wollen wir nach der Hauptſtadt zurückkehren und ſehen, wie es Hulda ergehe, die ihrem Schickſale verfallen iſt.

Mit hochklopfender Bruſt hatte Hulda an jenem Abende ihres Ritters geharrt; günſtiger konnte, ſo meinte ſie — nie eine Stunde kommen, das Geſtändniß ſeiner Liebe mit dem Ausdrucke unbemerkter Leidenſchaft von ihm zu hören, es vielleicht zu erwiedern, je nachdem der Geiſt des Augenblicks gebieten würde. Ihr Gemahl war fort und hatte den Bedienten, deſſen er bedurfte, ſo auch die Wärterinn ſammt dem Kinde mitgenommen. Das hochzeitliche Haus hielt in dieſen Stunden, in thätiger Theilnahme oder ſchauluſtiger Neubegier, Jeden, der über die Schwelle deſſelben gegangen war, zauberhaft feſt; einen Ueberfall durfte Hulda demnach nicht fürchten. Die ſchlaue Zofe, welche ihrer launiſchen Herrinn unhold war, hatte dieſe mit einem Auftrage vorausgeſendet; nur ein Stubenmädchen, dem die unbeſonnene Frau ihre Ehre und dann die Schlüſſel zur Wohnung anvertrauete, wartete in ſpähender Ungeduld auf den Cicisbeo der Dame, um dann dem eigenen Rendezvous zueilen zu können.

Eine ausgeſtorbene Stille, in der auch der Sehnſucht leiſeſter Seufzer nicht ungehört verhallt wäre, war rings um Hulda her! Sie vernahm das Säuſeln ihres Athems. Der Spiegel warf ihr ein Götterbild zurück, und in das Bewußtſein ihrer Schönheit eingehüllt, ſah ſie mit verlangender Gewißheit einer vergötternden Bewunderung entgegen.

Aber nur der kalte Blick des Mondes verweilte auf ihren Reizen, und ſein leiſes Vorüberziehen mahnte an die verrinnende Zeit. Hulda's heftiges Gemüth ging durch alle Foltergrade einer peinlichen Erwartung. Endlich war die gegönnte Stunde verfloſſen, unwiederbringlich dahin! ſie kam nicht wieder — und jetzt kam der Wagen, der Hulda abholte. In zitterndem Unmuth über eine vereitelte Hoffnung, deren Gefühl um ſo herber war, je ſüßer es in ſeiner Täuſchung geweſen, vergaß Hulda ihre Rolle, jede Rückſicht ihrer Lage und nur die unwillkürliche Ehrfurcht vor ihren Schwiegereltern hielt während der feſtlichen Scene den Ungeſtüm ihres Temperaments in den Schranken des Anſtands und der Schicklichkeit.

Daß der Ritter auch hier nicht erſchienen zum Befremden der ganzen Geſellſchaft, miſchte Hulda's bitteren Empfindungen noch eine ängſtlich unbeſtimmte Furcht bei, und ein ſchneidender Wechſel von Verſtimmungen griff die Tonleiter ihrer Gefühle durch und riß an der erhöheten Spannung ihrer Nerven. Sie fror und glühete, ein krankhaftes Beben zuckte durch ihre Glieder, ſie konnte nicht ſchnell genug fortkommen, um wenigſtens daheim in dem

Nachhängen ihrer Vermuthungen durch keinen Tumult hochzeitlicher Freude mehr geſtört zu werden.

Als Hulda über die Schwelle ihres Zimmers ſchritt, ward ſie von einem Hauche der verſchwundenen Gegenwart des Ritters angewehet; ein weißes Tuch lag zu ihren Fußen. Sie nahm es haſtig auf und es war mit dem Wohlgeruche getränkt, den der Ritter vorzüglich liebte und welcher gleichſam der Odem ſeiner Nähe genannt werden durfte. Hulda raffte das Tuch dem Lichte entgegen und ſein flackernder Schein beleuchtete Namen und Wappen des Ritters. — So war er da geweſen! aber als ein Geiſt, der auf Mondſtrahlen ſchwebt und leicht wie die Luft durch geſperrte Thüren dringt? Sie trauete ihren Augen nicht; aber das Tuch, ein Zeugniß ſeiner Anweſenheit, lag wirklich in ihren Händen und konnte durch keinen Vernunftſchluß weggeleugnet werden. So hatte ſie ihn verſäumt, vielleicht beleidiget — gewiß mußte hier ein Irrthum obwalten. Das war zu viel für Hulda's ſchwaches Herz, für ihren wüſten Kopf; es ſchnürte ihr die Bruſt zuſammen, ſie wollte ſich Luft ſchaffen, ſo erfaßte ſie den äußern Gegenſtand, der ihr dieſe beengende Pein verurſacht und im Nu war das duftende Tüchlein in Stücke zerriſſen. Dann ballte ſie die feinen Batiſt-Fragmente in ihre kleine Hand, die der Krampf feſter, wie mit einem hermetiſchen Siegel verſchloß, und ſtürzte bewußtlos zu Boden.

Rudolph ſaß im Laufe dieſer ſchickſalsſchweren Nacht an Hulda's Bette und ſtarrte mit Augen, in denen eine vorwurfsvolle Frage an die Zukunft lag, in den flimmernden Heerzug der Sterne. Dort war es licht, friedlich und klar! ſeine Seele aber umlagerte mitternächtliches Grauen. Dort gingen die Sphären ihre angewieſene Bahn und ertönten in ewigen Harmonieen. Doch der Pfad ſeines Lebens war ein Irrweg geweſen, der ſich mit einer Klage der Verzweiflung enden zu wollen ſchien. — Eine dämoniſche Ahnung ſtieg in ihm auf und flüſterte Verrath. Er argwöhnte, daß Hulda's diesmalige Krankheit mit ihrer Leidenſchaft für den Ritter im genauen Zuſammenhange ſtehen müſſe, und ſein Geiſt brütete über finſtern Entſchlüſſen.

Er leiſtete mit ſchweigendem Ernſte der ſtöhnenden Gattinn Beiſtand, und inſtruirte den Arzt mit all' der Zartheit für Hulda's Geſchlecht und Individualität, welche er als Ehemann den Frauen, und insbeſondere ſeiner Frau ſchuldig zu ſein glaubte. Kein Zuſammenziehen der Augenbrauen, kein kaltes Wort verrieth dem Doctor, wie krampfhaft ſein eigenes Herz bei dem Anblicke dieſer Krämpfe gepreßt ſei, über die unſere Leſerinnen bereits früher ſchon ſein Urtheil vernommen haben. Er hielt bis an den Morgen wachend aus; doch nicht im freiwilligen Dienſteifer der Liebe, ſondern auf dem kalten Poſten der Pflicht.

Der Tag brach nun an; Alinens Hochzeittag! Aurora ſtreuete der Myrtenfeier des lieben Mädchens himmliſche Roſen vor. Rudolph blickte mit einem gramvollen Lächeln in die leuchtenden Wölkchen, auf denen die verheißenden Horen zu tanzen ſchienen. Ihn hatten ſie getäuſcht! So ſchön wie heute, war auch ſein Hochzeittag geweſen. Und wie ſchnell waren die Roſen ſeiner Ehe verblichen und verwelkt! Nur ihre Dornen zerfleiſchten noch ſeine Bruſt, und ſein Herz war todtwund von ihrer Schärfe, die er ſtill in ſich hineingedrückt hatte. Matt und müde wollte er ſich dennoch nicht eher zur Ruhe begeben, bis der Arzt, der früh wiederzukommen verſprochen, noch einmal da geweſen wäre. Den magnetiſchen Verſuch mit Hulda, wovon dieſer begeiſterte Anhänger Mesmers ſchon bei ſeinem erſten Beſuche geſprochen, gab Rudolph vielleicht nur zu, weil er all' ſein Glück aufgab. Sein feſtes Vorurtheil dagegen hatte ſich in einer ſchlaffen Gleichgültigkeit abgeſpannt; die Kraft, die Strenge ſeines Willens war gebrochen, wie ſein Lebensmuth.

Dieſen ganzen Tag brachte Hulda größtentheils in einem beſinnungsloſen Zuſtande hin, deſſen krampfhafte Erſcheinungen, durch magnetiſche Gewalt beſprochen, ſich indeß zu einem träumeriſchen Schlafe gemildert hatten.

Als gegen den Abend Rudolph dem Dringen der Seinen nachgab, und für einige Stunden nach der Eltern Hauſe ging, von deſſen feſtlicher Freude er, der ſich einen Sohn des Unglücks nannte, ſich ausgeſchloſſen fühlte, hörte Hulda in einem lichten Augenblicke ihre Pflegerinn von dem in der letzten Nacht erfolgten Tode des Stiftsherrn reden, und wie der freigebige Ritter, der ſich in Betreff der Trinkgelder an die Dienerſchaften der Häuſer, in denen er verkehre, wie ein fürſtlicher Herr erweiſen ſolle, nun ein reicher Erbe geworden. Das wirkte wie kein Reizmittel ſonſt gewirkt haben würde! Der Oheim war alſo jählings geſtorben? Das konnte den Ritter entſchuldigen! Und in der Auflöſung des Stiftsherrn löſeten ſich wahrſcheinlich alle Räthſel des vergangenen Abends auf. Der Ritter war nun reich, frei, unabhängig! Es lag eine Hoffnung für Hulda in dieſem Gedanken, welche ſie noch nicht ganz auszudenken wagte; aber ſie empfand den ſtärkenden Einfluß derſelben auf ihr Befinden.

Hulda erholte ſich zum Verwundern; der Arzt ſah in dieſem beiſpielloſen Uebergange von der gebundenſten Ohnmacht zu dem freieſten Gebrauch der Kräfte einen Triumph ſeiner Kunſt, wenn gleich einen unbegreiflichen. Zwar waren im Gebiet dieſer Krankheit und der angewendeten Heilmethode Zeichen und Wunder nichts Seltenes; aber die blutjunge Erfahrung des Doctors wußte doch noch von keinem ähnlichen Falle.

Hulda ſaß am zweiten Tage in einem reizenden Krankenanzuge auf, und ſchien auf theilnehmende Beſuche gefaßt; die Bläſſe ihres zarten Teints ließ ſchmachtend, und doch auch vornehm. — Nur die Schwiegermutter ſollte, ſo lautete die Ordre an die Zofe — auf jeden Fall, und unter welchem Vorwande es immer geſchehen möchte, abgewieſen werden. Scheinbar aus dem Bedürfniſſe der Zerſtreuung, ließ Hulda ſich die Nachfragen ihrer Freunde und Bekannten wiederholen; der Ritter von Progne ward nicht unter ihnen genannt. Gewiß! er zürnte. Hulda fühlte einen heftigen Drang, über die Urſache ſeiner Vernachläſſigung im Klaren zu ſein, und den Ritter von ihrer Schuldloſigkeit an dem Statt gehabten Mißverſtändniſſe zu überzeugen. Sie ſah ihn im Geiſte voll zärtlicher Reue zu ihren Füßen — ſie bauete auf ſeine leidenſchaftliche Ergebenheit goldne Schlöſſer in die Luft — allein ſie zerrannen, gleich den farbigen Paläſten einer Seifenblaſe.

Endlich war die Familie von Haag abgereiſet. Hulda dankte dem Himmel, — ach! wofür wird dir doch alles gedankt, du guter Gott! — daß ſie der Zwingherrſchaft ihrer Verwandten, die mehr in ihrem Gefühle, als in der Wirklichkeit lag, nun los und ledig wäre. Sie hatte ſich durch ihre getroffenen Maßregeln einen letzten, läſtigen Beſuch ihrer Schwiegermutter erſpart. Aber die Oberlandforſtmeiſterinn verſtand den erſten, abweiſenden Wink, und ſah ein, daß ihr treues mütterliches Wort hier, wie eine Stimme in der

Wüſte, verhallen würde; ſo ſtellte ſie den wohlmeinenden Wunſch, den ſie an Hulda's Herz legen wollte, der Zeit und dem anheim, der für alles, alles! die rechte weiß.

Der Ritter ließ ſich weder blicken, noch etwas von ſich hören. Nach dem Ablaufe einer Woche, die von dem quälendſten Harren und Hoffen zu einer endloſen Länge ausgedehnt worden war, erſchien Hulda zum erſten Male wieder in Geſellſchaft, und zwar, wo ſie den Ritter ganz gewiß anzutreffen hoffen durfte. Auch war er da — nur für Hulda nicht. Dieſelbe Gewandtheit, welche ihm ſonſt zu Gebote ſtand, ihre Aufmerkſamkeit zu erregen, ihr nahe ſein zu dürfen, ihr in der Mitte einer auflauernden Menge zarte Zeichen der Achtſamkeit, auf ſie, die ihm die Einzige unter den ſchönſten Frauen war, zu geben, diente ihm jetzt, ſich eines Anſpruchs, zu dem er die eitle Hulda berechtiget hatte, ohne einen auffallenden Schein zu entziehen. Er ſprach ſo natürlich mit ein paar alten Herren von dem Aſthma des ſeligen Oheims, erzählte in ausgeſponnener Rede den Tod deſſelben, und blieb ſo ungeſucht fern von dem Platze, wo Hulda wie auf glühenden Kohlen ſaß, als läge der Grund, warum er ſich dem Kreiſe der Damen nicht näherte, nur in gelegentlichen Anläſſen, und nicht in ihm ſelbſt. Die jungen Männer, welche ſich mit fröhlicher Gratulation an ihn drängten und auf einen lachenden Erben gerechnet hatten, meinten, die Farbe des Ritters (er war ſehr bleich), und ſein heutiges Benehmen ſähe noch nach dem Leichen-Conduct aus. Einmal konnte er es nicht vermeiden, Hulda anzureden, er wendete ſich an ſie; aber der Strahl der Liebe beſeelte ſein Auge nicht mehr, und mit unvermerkter Feinheit knüpfte er das Geſpräch los, ſobald es ſchicklicher Weiſe geſchehen konnte.

Hulda erſtarrte. Das war keine bloße Empfindlichkeit! hier waltete ein Geheimniß ob, das ſie um jeden Preis ergründen mußte. Sie wäre auf der Stelle umgeſunken, hätte die Spannung ihres Weſens auf jeden folgenden Moment ſie nicht im Gleichgewichte gehalten. Doch auch der Ritter blieb ſich gleich. Die Damen waren geneigt ſeine ungewöhnliche Zurückhaltung den ernſten Eindrücken der letzteren Zeit zuzuſchreiben, die ſich ja auch deutlich genug ſeinem Ausſehen aufgeprägt hätten, das auf ſein rührbares Gemüth ſchließen laſſe.

Hulda fand den einzigen Troſt für ihre heimliche Qual in dem matten Colorit des Ritters. So litt er doch auch! Es war ſichtlich. Aber auf ihren Wangen brannten die Flammen einer inneren, tief empörten Gluth. Sie verlor ſich ſo ſehr in dieſe leidenſchaftliche Angelegenheit, daß ſie jede Rückſicht auf den Gemahl darüber vergaß. Der Regierungsrath ſah ſich nicht nur von ſeiner Frau vernachläſſiget, ſondern ſogar übel von ihr behandelt, und er ertrug dies ganz gegen ſein hitziges Aufbrauſen, mit dumpfer Kälte.

Eine Frau, welche ihren Mann treulos verräth, wird ſich in der Regel um ſo zuvorkommender gegen ihn erweiſen, als ſie den Wegen der Untreue nachgeht, ſo wie die verſtimmte Laune, welche ſie an dem Ehegatten auszulaſſen wagt, von ihm als ein gutes Zeichen rückgängiger Bewegungen ſeines Nebenbuhlers angeſehen werden kann.

Aber Rudolph wollte in Hulda's widerwärtigem Betragen überhaupt kein gutes Zeichen finden. Sein Urtheil war frei genug von jeder ſelbſtiſchen Befangenheit, daß er einen leiſen Haß, womit Hulda ſich von ihm abwendete, ſchon in einem erſten Anſatze erkannte. Er ſah, — o mit welch brennendem Schmerze ſah er dies! — wie gefliſſentlich Hulda jedes trauliche Zuſammenſein mit ihm vermied, wie froh ſie ſeiner Entfernung war, wie wenig ſie ihr engelhaftes Kind beachtete. Seine verſtörten Züge zeugten von dem blutigen Kampfe ſeines Innern; aber der Frieden ſeiner Seele ſollte nur auf unumſtößlichen Ueberzeugungen beruhen.

Alle Mühe Hulda's, ihre ſcharfſinnigſten Berechnungen, den Ritter im Laufe der nächſten Zeit zu treffen, zu ſprechen, wurden, ſo ſchien es — von widrigen Zufällen vereitelt; doch hätte Hulda keine Frau und nicht leidenſchaftlich ſein müſſen, wenn ſie nicht hätte merken ſollen, die Paſſivität des Ritters bei ſolch einem folgerichtigen Mißgeſchicke ſei eine Maſke, und er noch immer der ſchlaue Meiſter der Gelegenheit, die er nur für andere Zwecke, als ſonſt, handhabte. Unzählige Male war Hulda Willens geweſen, ihm zu ſchreiben und ihn um eine Erklärung ſeiner Unbegreiflichkeit zu bitten; allein ſie fürchtete ſeine ſpottende Ueberhebung, und ihre gereizte Weiblichkeit fand in den letzteren Proben ſeiner Achtung für ſie keinen Grund, ihm eine Diſcretion zuzutrauen, die ſolch einen gewagten Schritt entſchuldigen und vor möglich nachtheiligen Folgen ſichern wurde.

An einem warmen Frühlingstage fuhr Hulda in einen öffentlichen, ausſchließend von der Nobleſſe beſuchten Garten, um Caffee dort zu trinken. Sie fand einen Verein bekannter Damen dort, und geſellte ſich zu ihnen. Die Unterhaltung durchlief die Novitäten des Tages, von denen nachſtehende die Theilnahme des kleinen Kreiſes vorzüglich beſchäftigte, und ſelbſt in der zerſtreuten Hulda ein beziehendes Intereſſe weckte.

Es war höheren Ortes eine große Commiſſion aus dem Regierungs-Departement ernannt worden, die in einer der acquirirten Provinzen ein Syſtem einführen ſollte, das der neue Landesherr durch den ganzen Staat verbreitet wiſſen wollte. In wenig Tagen ſchon ſollte dieſer erwählte Ausſchuß abgeben, da erkrankte die junge Gattinn eines der zu dieſer Geſchäftsſendung ernannten Regierungsräthe an einem hitzigen Fieber, und der Arzt gab wenig Hoffnung. Troſtlos, die geliebte Sterbende verlaſſen zu ſollen, ſuchte der betäubte Regierungsrath den Aufſchub der Abreiſe nach, doch ward er ihm abgeſchlagen, unter dem Beſcheide, daß man in Amtsſachen von ſolcher Wichtigkeit auf Familienverhältniſſe und Häuslichkeiten keine Rückſicht nehmen könnte; nur wenn er einen Stellvertreter fände, den das Collegium genehmigte, ſolle er aus beſonderer Berückſichtigung dieſer Dienſtpflicht entlaſſen ſein.

Aber dieſer Stellvertreter war ſo leicht nicht zu finden. Unter der Zahl der Herren Collegen, die ſich dazu qualificirt hätten, hielt Jeden ein Neſthäkchen, wenn auch verſchieden geſtaltet und benamt, in der Heimath feſt; zudem unterlag der Auftrag ganz eigenen Schwierigkeiten und der Wahrſcheinlichkeit einer langen Dauer, ehe er vollführt wäre. Der Regierungsrath mußte alſo wohl ohne Gnade und Barmherzigkeit fort, und das Weib ſeines Herzens, ohne den Troſt ſeiner Nähe, unter Fremdlingen ſterben laſſen! — Bei dem Schluſſe dieſer Erzählung ward Hulda von einem Gedanken durchblitzt, und der Wunſch entbrannte lichterloh in ihr, wenn Rudolph tauſchen möchte! Er war von den Behörden als ein tüchtiger Kopf geſchätzt, und ſeiner Nächſtenliebe, ſeiner warmen Würdigung fremder Leiden war ſolch ein Opfer, und — Hulda mußte es ſich mit ſchlagendem Gewiſſen geſtehen — dem Ueberdruſſe an ſeiner häuslichen Lage ſolch ein Entſchluß zuzutrauen. Dann hatte

Hulda freies Spiel für ihre Karte, dann konnte ſie alle Vortheile geltend machen, und der Gewinn war ihr unzweifelhaft.

Der nächſte Augenblick machte dieſe zuverſichtliche Hoffnung zu einer Ironie des menſchlichen Vorausſehens.

Eine andere der Damen nahm das Wort, und ſprach, während ſie Hulda fixirte: „Wie man hört, wird unſere Blume der Ritterſchaft, Herr von Progne, uns nunmehr auch verlaſſen auf Nimmerwiederſehen? — Frau von Haag wird uns vielleicht unter dem Siegel der Verſchwiegenheit etwas Näheres davon ſagen können. Der Ritter thut zwar ſehr geheim mit ſeiner Abreiſe, allein man weiß doch, daß er geſtern das ſogenannte Stiftshaus verkaufte, und bereits vor mehreren Tagen einen modernen Reiſewagen erhandelt hat. Seine Freunde wollen ihn mit einem feſtlichen Abſchiede überraſchen, und ihn des Holländerplanes wegen beſchämen. Ich bin im Geheimniſſe, und finde die Idee ganz allerliebſt.“

Hulda glaubte, einen tiefen, ihre Bruſt durchbohrenden Stich zu fühlen; der Schlag ihres Herzens ſtand ſtille, und erloſchen hingen ihre Augen an den geſchwätzigen Lippen der Dame, die ihren jüngſten Wünſchen das Todesurtheil geſprochen. Der Ritter wollte fort? Er traf ſchon Anſtalten dazu? Alle Kräfte ihres Weſens hielten ihn zurück. Sie glaubte es nicht ertragen zu können, wenn er jetzt reiſete, und ſie in dieſer marternden Ungewißheit, in dieſen Zweifelsqualen verließe. Hier war jedoch keine Minute mehr zu verlieren, und Vorwürfe, zu lange gezögert zu haben, zu bedenklich geweſen zu ſein, drückten mit bleierner Schwere auf ihr Gemüth. Hulda ſchützte eine jähe Unpäßlichkeit vor, die durch ihr entfärbtes Geſicht, durch das ſchlagende Zittern ihrer ſchneeweißen Hände glaubhaft war, und ſchwankte, von dem Arme eines gefälligen Mädchens geführt, das ſich ihr zur Begleitung aufdrang, dem Eingange zu, wo ihr Wagen hielt.

Es war ſchon öfterer gekommen, daß Hulda in einem ähnlichen Zuſtande ſich aus der Geſellſchaft entfernte; aber diesmal lag die Urſache ihrer Verſtörung zu offen da, als daß die chriſtliche Liebe der Damen dafür zugereicht hätte; ſie glich dem Mantel des Diogenes, doch nicht philoſophiſcher Stolz, ſondern die Blöße, welche Hulda ſich gegeben, blickte durch die Lücken der dürftigen Hülle.

Indeß war Hulda mit ihrem holden Beiſtande langſam an eine Wendung des Ganges gekommen, nach welcher nur noch einige Schritte bis zur Hauptthüre waren. Da knarrte das Gatterthor, der grüne Flügel flog auf, und eine Anzahl vornehmer Herren, vom Civile und Militär, traten laut und mitunter lachend ein. Hulda bebte erſchrocken zuſammen, daß ſie ſich ſo ausſetzen mußte. Sie verbeugte ſich, ohne das Auge vom Boden zu erheben, und ihre unſicheren Schritte wollten ſchneller vorüber gleiten —: da trat einer der Herren dieſer erſchöpfenden Eile in den Weg; es war der Ritter von Progne, und: „Sie ſind krank, meine gnädige Frau?“ hörte Hulda, der dieſe Worte ein Gnadenruf waren, ſich von ihm angeredet.

Sie hob den ſterbenden Blick zu ihm empor, ſeine Augen, deren blauen Himmel das Mitleid verdüſterte, ruheten mit Antheil auf ihrer leidenden Geſtalt, in dem Tone hallte ein leiſer, leiſer! Nachklang früherer Zeit; aber Hulda's Ohr hörte ihn doch. Sie nickte, keines Lautes mächtig, mit dem müden Haupte, wie eine gebrochene Schönheit; das Gefühl der bittern Schmerzen, die er ihr bereitet, kam über ſie, und ſie verſchluckte die Antwort in Thränen. Der Ritter faßte ehrerbietig ihren andern Arm und geleitete ſie ſchweigend an den Wagen. Als er ſie auf den Tritt hob, fühlte Hulda ihre Hand gedrückt, wie vormals, und doch auch anders; nicht, als ob der Liebende mit ſehnſüchtigem Drange ſein Glück ergreift, das er doch laſſen muß — ſondern, als ob der Freund dem Freunde ſagen möchte: „Verkenne mich nicht! Ich bin Dir doch noch gut!“ und indem er dieſe Verſicherung hinterläßt, jene treue Geſinnung ſcheidend mit ſich nimmt.

Die Liebe iſt die allerunterſcheidendſte Kraft! Hulda fühlte dieſen Accent in der Sprache des Händedrucks heraus, und obwohl er die Empfindung, welche ſie wünſchend in dem Ritter vorausſetzte, ein wenig falſch oder doch fremd betonte, ſo hoffte ſie wieder. Ihr Anblick hatte den Ritter getroffen, er war offenbar weich und verſöhnlich geſtimmt — ſo wollte ſie denn das Eiſen ſchmieden — zu einer Kette der Sünde, weil es eben warm war.

Der Wagen entrollte geſchwind; die Räder des Schickſals, das ihre ſtolzen Träume davon führte, gingen doch noch ſchneller.

Hulda's Buſen wallte. Sie ſetzte ſich in dieſer erſten Aufregung nieder, und ſchrieb dem Ritter einen Brief, in welchen ſie die ganze verhaltene Gluth ihrer Leidenſchaft hauchte. Ihre Stimmung an Alinens Brautabende, wo das verfehlte Rendezvous Statt haben ſollte, der Fund ſeines Tuches in ihrem Zimmer, worüber ſie krank geworden — ſein eiskaltes Verleugnen aller früheren Beziehungen zwiſchen ihnen von Stund' an, endlich die heute von Anderen erfahrene Nachricht, daß er fort wolle; dies alles ſetzte ſie in ein Licht, das ihm ſein begangenes Unrecht einſehen laſſen ſollte. Und wie zärtlich waren dieſe Vorwürfe! Wie dringend ihre Bitte um ſein Bleiben! Nur ſeine Gegenwart, ſagte ſie unter anderm, könne ihr das herbe Loos verſüßen, das ſie einſt zu raſch aus der verhängnißvollen Urne gezogen, die ſo viele Nieten enthalte, und welche für die Glückliche, welche einſt das ſeinige theilen wurde, einen Hauptgewinn bewahre. — Dies war nun freilich ſtark ausgedrückt, und der Ritter, wenn er um die Dame ſeines Herzens mit dem Regierungsrath, ihrem gebietenden Herrn, eine Lanze hätte brechen wollen, nicht in Zweifel, auf welchen Preis er rechnen dürfe. Noch einmal trat Hulda's Schutzgeiſt warnend zu ihr heran, und lenkte ihr Auge warnend auf dieſe Zeilen. „Verdiene ich das um Dich?“ flüſterte er mit Rudolphs Stimme in ihr Bewußtſein; aber Hulda achtete nicht auf den rettenden Genius, und trauernd überließ er ſie den dunkeln Schickſalsmächten. „Was ſchmelzen ſoll, muß heiß ſein —“ dachte Hulda, indem ſie das glühende Siegellack auf den Brief tröpfelte, den nun der Bediente ihres Mannes an die Behörde bringen ſollte. Die ſtotternde Angſt, womit Hulda ſich gegen den treuen Burſchen in dem unwahrſcheinlichen Gewebe einer Fabel verſtrickte, warum ihr Mann durchaus nichts von dieſer geheimen Depeſche erfahren dürfe, verrieth ihm den Verrath ſeines Herrn. Sein ehrliches, dankbares Gemüth ſträubte ſich gegen die Vorſtellung, wahrſcheinlich als Spion, wenn auch unfreiwillig — gebraucht zu werden, und alſo treulos an einem Herrn zu handeln, der ſich erſt während einer langwierigen Krankheit mit der großmüthigſten Güte des verlaſſenen Menſchen angenommen. Doch er konnte auch irren — und Gehorſam war ſeine Pflicht; zweimal trug er den Brief nach dem Hauſe, worin der Ritter wohnte, und fand es verſchloſſen. Dies kam dem

Burſchen, der noch ein wenig nervenſchwach war, faſt bedenklich vor, und er dachte, wenn ihn doch Gott eines Zeichens würdigte, wie er auf die redlichſte und beſte Weiſe mit dem Briefe verfahren ſolle.

Rudolph blieb an dieſem Abende ganz gegen ſeine Gewohnheit ſpät aus; endlich kam er, doch wie es ſchien, in großer Unruhe heim. Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb bis tief in die Nacht hinein. Hulda würde wohl gerne geſchlafen haben, denn es war etwas in ihr, was ſie das Vergeſſen ihrer Selbſt wünſchen ließ; aber der Schlaf floh ſie. Er ſenkt ſeinen lieblichen Mohn nur zögernd und flüchtig auf diejenigen hernieder, in deren Pfühl das Gewiſſen ſeine Dornen miſcht.

So früh, als es die Schicklichkeit nur immer geſtattete, ſendete Hulda am andern Morgen ihren Brief an den Ritter zum dritten Male ab. Rudolph war ſchon ausgegangen. Als der Bediente um die Ecke bog, erſcholl die Hausglocke bei dem Ritter, und der Regierungsrath, ein eben ſo ſeltener als zeitiger Gaſt an dieſer Thüre, ging leibhaftig durch die geöffnete!

Der Bediente ſtand bei dem Anblicke ſeines Herrn auf dieſer Schwelle, wie vom Blitze gerührt; aber es war ein erleuchtender Schlag. „Du ſuchſt mich?“ fragte der Regierungsrath den Erſchrockenen mit Vorausſetzung, und wendete ſich nach ihm um.

„Eigentlich nicht,“ ſtammelte der Burſche mit verblaſſenden Lippen: „es ſchickt ſich nur ſo.“

„Und dieſer Brief?“ fragte der Regierungsrath wieder, und ſtreckte die Hand danach aus, meinend, er ſei an ihn.

„Iſt von der gnädigen Frau an den Herrn Ritter,“ antwortete der Bediente mit vertrauender Stimme, und legte dies Schreiben und das Schickſal deſſelben in die Hand ſeines Herrn, der, nach dem ſchlichten Begriffe ſeiner Ehrfurcht vor dem Gebieter, ein unbedingtes Recht an ſeine Aufrichtigkeit, wie an die Geheimniſſe der Gattinn hätte. —

Es war jedoch, als ob der treue Menſch dem Empfänger mit dieſem leichten Brieſchen eine Felslaſt zu tragen gäbe; wie wenn er die Schwere des Inhalts gewogen, ſank Rudolphs Arm kraftlos nieder. Er heftete die Augen auf das blaſſe, offene Geſicht des Bedienten, dann ſagte er: „Es iſt gut. Du kannſt Dich auf mich verlaſſen! — Sage nur meiner Frau: die Antwort würde erfolgen.“ —

Der Regierungsrath ſah ſich nun allein in der einſamen Flur, und von dem Wunſche verſucht, dies Blatt zu eröffnen, das der Zufall ſeiner Willkür übergeben; das feine Siegel knickte und knackte unter ſeinen betaſtenden Fingern, es bedurfte nur eines leiſen Druckes, und die dunkeln Pforten des geheimen Verſtändniſſes, das ihm Freude und Friede ausſchloß, flogen weit auf. Die Lage dieſes Augenblicks hätte den Regierungsrath ſehr entſchuldigt, wenn er hätte Gebrauch von dem Vortheil machen wollen, den ihm die Gelegenheit gab; aber er that es nicht. Sein angeborenes Gefühl der Ehre und Rechtlichkeit offenbarte ſich auch in der Discretion, womit er ſich in ſeinen zarteſten Verhältniſſen zu benehmen pflegte.

Er ließ ſich bei dem Ritter melden, und ward angenommen; in einiger Verlegenheit, doch höchſt freundlich, kam der Ritter dem überraſchenden Beſuche entgegen.

„Verzeihen Sie, Herr Ritter!“ ſagte der Regierungsrath mit einem Seitenblicke nach dem aufwartenden Zeugen, der ſich ſogleich auf einen gebietenden Wink entfernte, „daß ich ſo früh komme — daß ich Sie überhaupt ſtöre; eine Angelegenheit, mir dringend, wie keine — zwingt mich, Ihnen läſtig zu werden.“

Der Ritter warf bei dieſer Einleitung einen betroffenen Blick auf den Regierungsrath, aus deſſen Aeußern ein Geiſt der Verſtörung und böſer Verkündigung ſprach, und bat verbindlich, daß ihn dieſer als Freund behandeln und keine Umſtände machen möge. Nach einer von beiden Seiten beklommenen Pauſe hob Rudolph das übernächtige Geſicht, voll tiefer Züge des Kummers, auf, und ſprach: „Wir waren nie Freunde, Herr Ritter! was man ſo *Freunde* nennt; doch habe ich auch keinen Grund, zu vermuthen, Sie könnten als Menſch, wie als Edelmann, mir die ehrliche Antwort auf eine Frage vorenthalten, zu der ich mich befugt glaube und durch eine entſcheidende Situation gedrängt fühle. Ich heiſche dieſe Antwort von Ihrem Herzen, und fordere ſie von Ihrer Ehre! Allein, weil ſie verhängnißvoll ſein dürfte, bitte ich Sie, jede Silbe mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit zu erwägen.“

„In der That?“ erwiederte der Ritter in bangender Ahnung, „Sie ſpannen mich auf die Folter!“

„Will ich doch auch ein Geſtändniß von Ihnen!“ antwortete tragiſch lächelnd der Regierungsrath; dann fragte er mit tiefdringender Schärfe in Blick und Ton, „*in welchem Verhältniſſe ſtehen Sie zu meiner Frau?* — O ſtill, Herr Ritter, halten Sie die raſche Erwiederung zurück, und gönnen Sie mir zuvor noch ein paar Worte! Sie ſcheinen oder *ſchienen* ſich für Hulda zu intereſſiren, ich bin ein gradſinniger Ehemann, und wenig geſchickt zu einem Frauenwächter. Vertrauen oder Losſagen! Dieſe Alternative iſt meinem Charakter in Bezug auf jede innige Verbindung geſtellt. Ich hatte Urſache, auf die Treue meiner

Frau zu hoffen, denn ſie wählte mich aus Liebe: und nicht ohne Rückſichten aufopfern zu müſſen, die mir ſonſt heilig ſind — entriß ich ſie dem Drucke eines gleißenden Elends und häuslichen Unfriedens, und bettete ſie ſanft an meine Bruſt, voll treuer Wärme für die Geliebte!“ —

Hier ward Rudolph von der Erinnerung, wie Hulda ihm vergolten — übermannt; alle Wunden ſeines Herzens öffneten ſich und bluteten leiſe. Noch einmal wehrte er der Entgegnung des Ritters, der hocherröthet ihm zu antworten ſtrebte, und behauptete, wenn auch mit matter Stimme, das Wort, indem er fortfuhr: „So hatte ich anfänglich kein Arges daraus, daß meine Frau ſich Ihrer galanten Auszeichnungen freuete. Man warnte mich; doch ich mißtrauete nur dem Warner. Allein, was ich für eitlen Scherz gehalten, nahm nur zu bald eine ſehr ernſthafte Wendung. Hulda's Herz hat ſich mir in einem Widerwillen abgewendet, den ſie. wie die Leidenſchaft, welche daran Schuld iſt, offen zu Tage legt. Seit einiger Zeit ſcheinen Sie, Herr Ritter, nicht mehr um Hulda's Gunſt zu buhlen; aber das Benehmen meiner Frau läßt nicht an eine aufgegebene Huldigung glauben. — Ich komme mir in der Rolle, die ich dabei ſpiele, ſehr erbärmlich vor, und muß aus dem Schiffbruche meines Glückes wenigſtens mein Selbſtgefühl zu retten ſuchen. Es bietet ſich jetzt eine Fügung dar, die mir die Trennung von meiner Frau erleichtern würde; aber ich will mir jeden Vorwurf der Uebereilung erſparen. So frage ich Sie denn am Schluſſe des langen Eingangs: Wie ſtehen Sie zu meiner Frau? — Doch ehe Sie nun ſprechen, leſen Sie zuvor noch dieſen Brief! Er könnte das Gewicht Ihrer Antwort um ein Quentlein verändern, und alſo ausſchlagend ſein.“

Der Ritter hatte dieſe Bekenntniſſe in einem ſehr erregten Gemüthszuſtande angehört; edle und beſchämte Gefühle, Achtung und Mitleid riſſen ihn für den Mann hin, dem er ſo wehe gethan. Seine Leidenſchaft für Hulda war verkühlt bis auf einen kleinen Reſt von Theilnahme, den er ihr in dieſem Momente vollends entzog, um ihn mit der Vollſumme vergütender Empfindungen ihrem beleidigten Gatten zuzuwenden. Der Regierungsrath ſah ſeiner Mutter ſehr ähnlich, und jener Abend, der den Ritter noch heute, wenn er daran gedachte, mit ſiedender Scham begoß, erneuerte ſich ihm, doch unter dem aufrichtenden Bewußtſein, daß er der würdigen Frau das gegebene Wort gehalten. Verwirrt von dem neuen Anlaß, riß er haſtig den Brief auf und überflog ihn, während ſeine Geſichtsfarbe wechſelte; dann blickte er ſprachlos vor Erſtaunen den Regierungsrath an, und fragte wie einer, der nur ſchwer zu faſſen vermag, „und dieſen Brief bringen Sie — Sie mir!“ —

„Warum nicht?“ antwortete Rudolph mit der Kälte eines Hoffnungsloſen; „der Zufall ſelbſt ſpottete meiner gefälligen Schwäche und machte mich zum Boten meiner Frau. Sie gab mir Schwereres ſchon zu tragen; doch diesmal hatte Hulda ſich in der Wahl ihres Postillon d'amour geirrt.“ —

Der klangloſe Ton, worin der Regierungsrath dieſe Worte ſagte, die wie Hohn für ſein Unglück lauteten, ſchnitt dem Ritter in das Herz. „Und Sie erbrachen ihn nicht?“ fragte er wie vorhin. Rudolph ſah ihn finſter an und erwiederte kalt: „Ich wollte den gewünſchten Aufſchluß lieber von Ihnen erwarten, — als ihn mir nehmen, wo kein anderes Recht, als das der Gewalt, auf meiner Seite geweſen wäre.“

„O wahrhaftig!“ rief der Ritter gerührt: „Sie ſind ein ſehr edler Mann! und eines dankbareren — — Schickſals, einer treueren Liebe werth! — Bei dem ewigen Gott! Sie ſollen alles von mir erfahren, wie weit ich gegen Sie gefehlt, und was mich in Ihrer verwirkten Schätzung wieder herſtellen kann.“

Nun erzählte der Ritter mit einer Offenheit, die verdienſtlich war, da ſie entgegenſtehende Gefühle überwinden mußte, den ganzen Hergang ſeiner Bekanntſchaft mit Hulda bis zu ihrer Kataſtrophe. Rudolphs brennende Augen wurden feucht, als er hörte, daß ſeine Mutter ihm ein ſchützender Engel geworden; ſeine Seele umfaßte ihr Bild mit heißem Danke. Er legte ſich im Geiſte trauernd an ihr treues Herz, das in echter Mütterlichkeit alle Sorgen der Seinen auf ſich nahm und ſtill trug, wie wahre Liebe immer trägt.

Der Ritter hatte ferner keinen Hehl, daß jener Abend einen unauslöſchlichen Eindruck auf ihn gemacht, und daß die ſanften Thränen, welche über die Wangen der edlen Matrone gefloſſen, nicht allein die unlautern Flammen ſeiner Bruſt abgekühlt, ſondern auch wie ein heilendes Tropfbad auf kranke Stellen ſeines Herzens gewirkt hätten. Von dieſer Zeit an laſte aber kein Vorwurf mehr auf ihm, ja, Hulda's reizender Anblick ſei ihm fortan ſogar — unangenehm, und ihre Nähe drückend geweſen, und er habe ſie auf alle Weiſe und Wege zu vermeiden geſucht.

„Und dieſer Brief?“ fragte der Regierungsrath mit einem Anfluge von Zweifel, obwohl er in ſich entſchieden war; denn eine Frau, welche einem andern Manne, der für ſie brannte, geheime Zuſammenkünfte bewilligte, konnte ſeine Gattinn ferner nicht ſein.

„Dieſer Brief?“ fragte der Ritter aufwallend zurück, „iſt das gültigſte Zeugniß für die Wahrheit meiner Ausſage, welches ich geltend machen würde, ſobald ich wüßte, wie viel Sie Ihrer Frau verzeihen können.“ —

„Oh! möge Gott ihr vergeben — ich verzeihe ihr!“ — ſagte Rudolph mit einer Reſignation, die der Ritter mißverſtand. Der Wunſch, dieſen tiefgekränkten Mann zu überzeugen, ſeine beſſere Meinung zu gewinnen, riß den Ritter zu einem Mißbrauche des Schreibens hin, das die härteſte Strafe über die Schreiberinn verhängte, und den Dolch, zu dem dieſe gewandte Feder für die Bruſt ihres Mannes geworden war, gegen ihren eigenen Buſen kehrte. Er reichte dem Regierungsrath Hulda's Brief.

Welch ein geringfügiger Unterſchied in dem Betriebe äußerer Umſtände iſt es oft, der unſere innere Welt aus ihren Angeln hebt, die Elemente unſerer Gefühle feindlich durch einander wirft, und uns ganz anders handeln läßt, als wir ſonſt wollten oder würden! Hätte der Ritter jenen Brief am vergangenen Abende erhalten, wo Hulda's bleiches Bild, wie er ſie geſtern geſehen, in der rührenden Schönheit des Leidens, noch lebendig vor ſeiner Seele ſtand, hätte er ihn allein geleſen: die hingeriſſene und hinreißende Sprache der klagenden Liebe würde kaum ihrer Wirkung auf die reizbare Eitelkeit des jungen, warmblütigen Mannes verfehlt haben. Jetzt hatte er ausgeſchlafen, und der nüchterne Morgen wäre an ſich ſchon für den beabſichtigten Eindruck ungünſtiger geweſen: die Nacht hatte die Umriſſe ihrer ſchwankenden Geſtalt, den Blick voll Vorwurf in ihre Schatten gehüllt und leiſe einen Schleier vor ſein Gedächtniß gezogen. Jetzt las er ihn in Gegenwart von Hulda's Gemahl, nachdem er ſo eben deſſen Anklage vernommen, eine Anklage, die ihn mit Reue und Schmerz gegen ſich ſelbſt erfüllte und ſeiner Stellung dieſem edlen Manne gegenüber etwas Demüthigendes gab. Ein unwilliges Gefühl gegen Hulda drängte ſich ihm auf — er las, doch aller Zauber war dem Inhalte des Briefes entflohen, und als er Hulda's Geheimniß ihrem Manne verrieth, und ſie ihm mit der ausgedrückten Leidenſchaft für einen Anderen auf Gnade und Ungnade übergab, hatte diejenige Geringſchätzigkeit, deren ein Mann ſich ſelten zu erwehren vermag, dem nach zurückziehenden Schritten die verſchmähete Liebe folgt, eben ſo vielen Theil daran, als der Wunſch, dem Regierungsrath eine unzweideutige Probe ſeiner verſicherten Geſinnung zu geben. Er gab Rudolh den Brief.

Aber dieſer brachte ihn nicht zu Ende. Er ſtand betäubt; ein Lächeln des Irrſinns trat auf ſeine entfärbten Lippen und erſtarrte dort, wie vom Tode berührt; ſtechende Gedanken durchkreuzten ſeine Stirne, ſein Athem ging ſchwer und langſam, wie der eines Sterbenden. Er merkte es nicht, daß der Ritter eine Karte ſchrieb und einſiegelte. „Wollen Sie vielleicht meine Antwort Ihrer Frau ſelbſt einhändigen?" fragte der Ritter, ſie ihm darreichend. Rudolph nahm das Couvert mit todter Gleichgültigkeit zu ſich. „Morgen reiſe ich ab" — fuhr der Ritter fort, und wir ſehen uns höchſt wahrſcheinlich nie — wieder. Laſſen Sie mich mit der Beruhigung ſcheiden, Sie mir verſöhnt zu wiſſen! und das Andenken an eine vorübergehende Selbſtentfremdung Ihrer Hulda, die wohl nur auf Rechnung der Schwäche ihres Geſchlechts kommt — ſei mit dieſem Briefe zerriſſen!" — Das Blatt zerflatterte in Stücke.

„Es iſt zerriſſen!" wiederholte Rudolph mit leiſen, ſchneidenden Tönen, wie wenn eine tiefe, geſprungene Saite nachſänge. Er dachte an das Band ſeiner Ehe. Dann aber entraffte er ſich dem ſchweren Taumel der Seele, der ihn niederzuwerfen drohete, und ſprach: „Sie irren, Herr Ritter! Die Treue — iſt doch kein leerer Wahn! und es giebt Frauen, welche ſie zu bewahren wiſſen. Möge die Erfahrung Ihrer Zukunft Sie den verlorenen Glauben an weibliche Tugend wieder finden laſſen! Dann werden Sie keine Ungeprüfte mehr verſuchen und mit geziemender Scheu an einem fremden Hausaltare vorübergehen. — Der meinige iſt umgeſtürzt, ſein heiliges Feuer erloſch. Doch ich vergebe Ihnen — leben Sie wohl!“ — Rudolph reichte dem Ritter die Hand, ſie war eiskalt, und der Ritter erſchauerte unter ihrem Drucke. Stumm und unruhig ſah er dem hinwegeilenden Zuſpruche nach.

Indeß hatte Hulda wohl nicht die leiſeſte Ahnung, welch eine unglückliche Conſtellation für ſie eingetreten ſei. Sie war mit ſüßen Erwartungen aufgeſtanden, ihre Bruſt klopfte ſtärker bei der Vorſtellung, daß der Ritter den Brief nun hätte. Sie kleidete ſich ſehr reizend, eine dunkle Hoffnung täuſchte ſie, es wäre ja möglich, daß der Ritter ſeine Antwort ſelbſt brächte. So durchaus nur mit ihm beſchäftiget, fiel es ihr kaum auf, daß Rudolph ſich den ganzen, langen Morgen nicht hatte ſehen laſſen, und auch, als er zum ſpäten Mittag nicht erſchien, glaubte ſie noch unbekümmert, Geſchäfte hielten ihn feſt. Aber dieſes einſame, endloſe Warten war für Hulda's Ungeduld nicht, und dennoch mußte ſie ausdauern; denn der Ritter oder ſeine ſchriftliche Erwiederung konnte in jedem Augenblicke kommen. Endlich, es war ſchon gegen Abend — fand ſie, aus ihrem Cabinette tretend, den Gemahl, der regungslos ſtand, und düſtern Blickes zum Fenſter hinausſchauete, und ein Briefcouvert, von bekannter Hand überſchrieben, auf ihrem Spiegeltiſche liegen. Sie erſchrak vor Rudolphs Erſcheinung und der Gefahr, welcher ihr Geheimniß durch ſeine Nähe ausgeſetzt war. Ach! ſie wußte nicht, wie viel näher noch es an ſein gebrochenes Herz gedrungen! —

Schnell beſeitigte ſie den Brief, und fragte im Tone gleichgültiger Erkundigung, warum er heute nicht zu Tiſche gekommen. —

„Ich war ſatt!“ antwortete er dumpf, „überſatt!“ —

Hulda horchte; es lag etwas in dieſer Verſicherung, und in der Art, wie dieſelbe gegeben ward, was ſie mit leiſer Gewiſſensfurcht erfüllte. Sie wollte, wie im Begriffe, ein kleines Geſchäft zu beſorgen, ſich entfernen. „Bleibe!“ ſprach der Regierungsrath mit gebietendem Ernſte, „ich habe mit Dir zu reden!“

Hulda fing an zu zittern und zu zagen.

„Hulda!“ hob er mit männlicher Würde an, „es iſt nicht meine Schuld, daß wir nun auf einem Punkte ſtehen, von wo ſich unſere Wege ſcheiden müſſen. Ich habe die unwiderlegbarſten Beweiſe, daß Du mich nicht mehr liebſt, daß Du mich vielleicht nie geliebt haſt — daß Du Dich unglücklich als meine Gattinn fühlſt. Ich gebe Dich frei! Du haſt mit meinem Herzen verfahren, wie es nicht recht von Dir war — Du haſt Dir Schritte gegen meine Ehre erlaubt. Das darf ich länger nicht dulden. Dieſe Ehre iſt das Eigenthum einer achtungswerthen Familie, deren Namen der Ruf noch nie befleckte und deſſen Reinheit ich als fortführender Erbe zu vertreten habe. Dahin, Hulda, dahin hat Dein Leichtſinn Dich gebracht, daß ich es bereuen muß, Dich gewählt zu haben, die Du Dich meiner unwürdig gezeigt, und von der ich mich losſage, um mir Frieden zu verſchaffen und mein Haus vor Schmach zu bewahren!“ —

„Und was habe ich denn gethan, daß Du ſo mit mir verfährſt?“ fragte Hulda erſchrocken und doch trotzig, wie eine Schuldige.

Ein verächtliches Lächeln umſpielte Rudolphs Lippen, über die ein Blutstropfen rann, den der Zähne ſcharfer Druck erpreßte, als der Schmerz tiefer noch in ſein Herz einſchnitt.

„Die Antwort findeſt Du in Deinem Buſen!“ erwiederte er, und traf mit dieſer Anweiſung auf ihr Bewußtſein die äußere Wahrheit wörtlich, denn Hulda hatte des Ritters Karte auf ihrer Bruſt verborgen. „Erwarte,“ fuhr er fort, „kein Aufzählen Deiner Verſchuldungen von mir! Meine gemeſſene Zeit würde dafür nicht zureichen, und unſere Rechnung ſei demnach geſchloſſen. Morgen, mit dem grauenden Tage, gehe ich für den Regierungsrath Valide mit der Commiſſion nach **** ab. O! wie beneide ich ihn, der das Weib ſeines Herzens doch nur ſterben ſieht! — Die Züge des Todes ſind lieblich anzuſchauen gegen die Züge der Treuloſigkeit! — mein Weggeben ſchont unſere Situation vor der Welt, und auch Du ſollſt abreiſen nach meinem Befehl; ich will kein Skandal! — Der Stab des Gerichts mag dann gebrochen werden, über Dir oder mir; nur der Schuldige fühlt das Schwert des innern Geſetzes, dem er fällt.“

„Nun bei Gott!“ entgegnete Hulda, und ihre Stimme wankte zwiſchen Zittern und Zorn, „das iſt unerhört! auf welche Feſtung willſt Du mich denn bringen, daß ich Dir ganz ſicher wäre?“ —

Die Nachricht, daß ihr Mann für den Regierungsrath

Valide abginge, ſöhnte Hulda mit den erſten Schreckniſſen dieſer Unterredung aus, nur gegen ihre eigene angedrohete Abreiſe ſträubte ſie ſich heftig — des Ritters wegen. Die Ungewißheit, ob ſeine Antwort ihren Wünſchen gemäß lauten werde, der jedoch die leidenſchaftliche Hoffnung, von der ſie bethört war, ein Uebergewicht gab, machte ſie dem Vorſchlage der Trennung geneigt. Die Wage der Gedanken ſchwankte nur einen Moment, dann ſank des Ritters Schale, denn die Sunde wiegt ſchwer, und gehört der Tiefe an — und Rudolphs Liebe, Großmuth, Tugend, Treue flogen hoch in die leere Luft, den leichten Aether ihrer Heimath auf. Auch bedachte Hulda's ſchlaue Klugheit ſchnell, daß, wenn ſie eine falſche Speculation erwogen, Rudolphs Plan noch immer rückgängig zu machen wäre; ſie kannte ſeine liebende Schwäche, und vertrauete der Gewalt ihrer Bitten, wie ihrer Reize.

„O Du irrſt!“ antwortete Rudolph mit geſteigerter Empfindung und aufwallendem Haſſe, „ich habe keinen Theil mehr an Dir, als die Pflicht, für Dich zu ſorgen, bis unſere Scheidung eingeleitet iſt, und dies kann erſt nach meiner Rückkehr geſchehen. Du wollteſt immer einmal zu Deiner Tante, der Baroninn Ballſtrong, nach Forſtbergen reiſen; dieſer einſame Aufenthalt, der häusliche Schutz dieſer ehrwürdigen Wittwe iſt jetzt ſchicklich für Dich. Ihre Tochter wird Dir in Fällen, wo es Noth thut, Pflege und hülfreichen Beiſtand angedeihen laſſen und Dir ein edles Beiſpiel weiblicher Pflichtübungen geben. Auch ſollſt Du den beſchränkten Umſtänden Deiner Verwandten nicht zur Laſt fallen; ich werde der Baroninn ein angemeſſenes Koſtgeld für Dich zahlen. Das Geld liegt bereit; unſere Wohnung iſt aufgekündiget, Dein Wagen beſtellt; die Abſchieds-

Karten für uns Beide ſind ausgegeben — triff nun Deine Maßregeln. Dido — Dido bleibt mir! ich ſende ſie mit ihrer Wärterinn nach Burgſtein. Du hatteſt nie ein Herz für Dein Kind, Du wirſt es nicht vermiſſen, ja, es könnte Dir ſogar in einem ſogenannten Glücke hinderlich werden. Ich aber bedarf der Erinnerung an meine Vaterfreude, um das Unglück meiner Ehe verſchmerzen zu können, der Anblick meines Kindes ſoll mich künftig mit dem Andenken an ſeine Mutter, mit dem Mißgriffe meines Schickſals verſöhnen.“

Hier traf der Regierungsrath die wunde Stelle, wo ſein losgeriſſenes Herz auf das innigſte mit dem ſeiner Gattinn verknüpft geweſen war. Die Nerven des innerſten Lebens zuckten, das Gefühl überwältigte ihn. Auch Hulda überflog ein mütterlicher Schauer. Sie ging in das Seitenzimmer und holte die kleine Dido heraus. Das Kind ſchmiegte die rothgeſchlafene Wange an die bleiche der Mutter, und lächelte engelhaft dem erſchütterten Vater zu.

„Ich bin Mutter!“ ſagte Hulda, ſich in dieſer Stellung fühlend, „wer will mir mein Kind entreißen?“ —

„Der das gleiche Anrecht hat, und die Verpflichtung, es in Abweſenheit ſeines geborenen Beſchützers den treueſten Händen zu übergeben,“ antwortete Rudolph entſchieden, und fuhr in richterlichem Tone fort: „Ich frage Dich aber, iſt dieſe deine Hand treu — treu?“ — Er erhob ihre bebende Rechte für einen Augenblick, und ließ ſie dann mit dem Blicke der Verurtheilung fallen.

Hulda erglühete. Sie wendete ſich abwärts, ſeinem Auge zu entfliehen, das Kind aber meinte, es ſolle fort; es ſtreckte beide Aermchen nach Rudolph aus, und ſchrie ängſtlich. „Vater! Vater! bei Dir bleiben!“ — Rudolph riß es heftig an ſich, wie einen geheiligten Raub: eine glühende Thräne rann von ſeinen Wimpern, und näßte den warmen Muſſelin von Dido's Kleidchen. „O mein armes, verlaſſenes Kind!“ ſagte er jammernd, und drückte es feſter an das blutende Vaterherz. „Thoren die!“ fuhr er fort, aus dieſem weicheren Tone in eine wilde Klage übergehend, „welche Waiſen bedauern, deren Eltern der Kirchhof umfängt: nur Liebe iſt Leben! Manches Kind wird aus dem Grabe eines kalten, erſtorbenen Herzens geboren und wandelt wie ein verwieſener Schatten durch das Dunkel der öden Welt! Die Bruſt ſeiner Mutter iſt eine Gruft von Marmor — und ihm verſchloſſen. Da muß es denn umherirren, an fremder Stätte anklopfen und um ein Almoſen des Wohlwollens bitten. O! wehe der Mutter, die ihres Kindes, wie ihrer Pflicht vergaß! Die beleidigte Natur wird ihrer auch vergeſſen und den verwirkten Segen in Fluch kehren.“ —

Er ging raſch, mit der kleinen Dido auf ſeinen Armen, hinaus.

Ein aufhaltender Ruf an Gemahl und Kind entfloh Hulda's Munde; aber er verhallte. Rudolph hörte den leiſen Schrei der Angſt nicht mehr. Hulda ſtand in ſtarrem Zweifel, was ſie thun ſolle, ihr Wille für das Beſſere, für die flehentliche Bitte um Wiederaufnahme an das Herz ihres Mannes, für ein reuiges Geſtändniß ihres Fehls, ſtieg und ſank auf dem wogenden Meere der Seele, wie die Antwort des Ritters auf den ſtürmenden Wellen ihres Buſens. Sie zog das Blatt hervor, es ſollte entſcheiden. Mit unſicherer Hand löſete ſie das Siegel und die Fugen des Couverts, eine Karte fiel heraus, und auf der Karte ſtand — „pour prendre congé!“ Da dunkelte es vor

Hulda's Augen, die kleinen zierlichgeſchlängelten Schriftzüge wurden größer und zu lebendigen Schlangen, die, ſchwarz wie die Falſchheit, in gekrümmten Windungen nach ihrem Herzen züngelten; das feine, glatte Blättchen in ihrer Hand ward ſchwer und kalt, gleich einer Tafel von Eis, unter der die leiſen Fingerpulſe ſtockten, es glitt zur Erde nieder, ihre Kräfte ſchwanden, und der giftige Natternbiß der Reue war ihr letztes Gefühl.

Während nun des Schickſals finſterſte Wetter ſich alſo über dem Haupte des armen Rudolph entladeten, und der Sturm in ſeiner Bruſt noch fort und fort tobte, ſeine matte Seele ſelbſt dann noch durchwühlte, als er von einer rettenden Strömung fortgeriſſen, der Urheberinn all' ſeines Kummers längſt entfernt war, ruheten die Seinen in Burgſtein im Schooße des Friedens. Herr von Roſe kam täglich herüber, und blieb nur dann aus, wenn die Familie von Haag ſeiner einladenden Bitte, nach Roſenwalde zu kommen, Gehör gab. Wie einfach der Anlaß dazu auch ſein mochte, dieſe Beſuche wurden immer zu einem kleinen Feſte, und der gütige Wirth bewies, daß Geiſt und Sinn die ewigen Schöpfer des Vergnügens ſeien, und daß zuweilen ein gewaltſames Erbeben des Herzens neue Quellen der Freude fließen mache.

Hier, im Genuſſe einer reizenden Natur, im ſtärkenden Weben der Landluft, in der Losgebundenheit von jeder Feſſel ſtädtiſcher Convenienz, erholte ſich Adelens zarte Schönheit von dem Drucke des Grames, der ihre Blüthen ſo lange niedergehalten.

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſah mit ſtiller Freude, und noch ſtillerem Danke zu Gott das Auſleben ihrer Schwiegertochter, und hütete ſich wohl als eine weiſe Mutter, den roſigen Anhauch von Adelens blaſſer Wange vor den truben Spiegel der Vergangenheit zu bringen. Sie dachte größer, als daß ſie ſich durch einen Harm hätte geſchmeichelt fühlen ſollen, der die junge Wittwe ihres gefallenen Sohnes einem langſamen, doch gewiſſen Tode überantwortet hätte. Um ſich ſolch eines heidniſchen Opfers grauſam zu freuen, war Frau von Haag zu echtchriſtlich geſinnt, und wußte, daß auch der ſubtilſte Selbſtmord ein Verbrechen an der Liebe iſt, die für uns ſtarb, und an der Schwelle des Grabes noch das ſanfte Gebot hinterließ: „Laſſet Euer Herz nicht voll Trauerns werden, denn es iſt Euch gut, daß ich hingehe!“ Ein ewig verheißender Troſt für Alle, die ihren Vorangegangenen nachweinen! —

So lebte das Familien-Dreiblatt auf Burgſtein in ſtiller Zufriedenheit und genußreicher Ruhe, und die Bande der Freundſchaft, welche den Herrn von Roſe dieſem würdigen Paare und den Angehörigen deſſelben verknüpften, ſchienen mit jedem Tage eine anziehendere Kraft zu gewinnen. Er war den Eltern, wie ihrer holden Schwiegertochter ſtets ſo innig angeſchloſſen, daß er das vierte Blatt ihres Vereins, ein glückverſprechendes, abgab.

Nur um ihren Rudolph trug die Mutter verſchwiegene Sorge; denn ſie hatte lange keine Nachricht, und ein ahnungsvolles Bangen drückte ſchwül wie Gewitterluft auf ihre Bruſt, ſo oft ſie des geliebten Sohnes gedachte.

Eines Tages, als die Oberlandforſtmeiſterinn dem Poſtboten entgegenſah, der, wie ſie diesmal gewiß hoffte, ihre ängſtliche Erwartung durch einen Brief von dem Regierungsrath beruhigen würde — brachte er ihr ein ſtarkes Brieſpacket, jedoch von fremder Hand. Ein ihr unbekanntes adeliges Wappen war auf dem Siegel abgedrückt. Frau von Haag ſah ſogleich nach der Unterſchrift des langen Brieſes, und ihre Neugier auf den Inhalt ward noch mehr geſpannt, als ſie den Namenszug eines Mannes erblickte, der ſich den Geiſtlichen einer Ortſchaft nannte, von der gehört zu haben ſie ſich nicht entſinnen konnte; aber dennoch ſollte jede Zeile dieſes Schreibens ihr Erſtaunen bei weitem erhöhen. In einer klaren, ehrerbietigen Sprache meldete ſich der unbekannte Correſpondent als geheimen Secretair und Bevollmächtigten der Patroninn jenes Gutes, deſſen Seelſorge ihm oblag, und nahm in kurzeinleitenden Worten die volle Aufmerkſamkeit der Dame, an die ſie gerichtet waren, in Anſpruch für ſeinen Auftrag, der in der That von beſonderer Wichtigkeit wäre, indem er eine ſpäte, bedeutſame Vergütung darbiete, und dagegen nur den heißerſehnten Troſt anſpreche, eine Sterbende in dem Frieden der verſöhnten Gerechtigkeit die Welt geſegnen zu laſſen. Sodann löſeten ſich die Räthſel dieſer Vorrede folgendermaßen auf: Jene Gutsherrſchaft, die ſich der Feder ihres Beichtigers bediente, war eine Tochter des Mannes, der den Vater der Frau von Haag mit Liſt und unter einem Scheine des Rechten um ſein ererbtes Eigenthum gebracht hatte. Aber der gelungene Betrug nützte ihm wenig, und das Gütchen, ſonſt ein Born des Segens für ſeine Beſitzer, war ſeltſam genug, eine Quelle des Unglücks für ihn geworden. Der Brand des Schloſſes verkrüppelte ſeinen Arm, und er überlebte jenen Unfall nur um wenige Jahre. Seine einzige Tochter verheirathete ſich einem Manne, dem Familienzwiſte und Erbſtreitigkeiten Leben und

Vermögen verkümmerten. Ein Sohn, der Stolz und die Hoffnung ſeiner Mutter, der Vater erfreuete ſich des Lieblings nicht lange — war dieſer getrübten Ehe entſproſſen. in ihm umfaßte die Wittwe ihr ganzes Glück. Aber der junge Edelmann war ein excentriſcher Kopf, und für ſeine brauſende Leidenſchaftlichkeit der Mutter warnender Rath ein zu ſchwacher Zügel. Er traf ſehr frühzeitig, ein Jüngling noch — die unbeſonnenſte Wahl, indem er ſich mit der Tochter eines vornehmen, aber berüchtigten Hauſes vermählte, deſſen weithinleuchtender Glanz ihn in jeder Beziehung geblendet hatte. Doch ſeine Illuſion war ein kurzer Traum, woraus er mit Kopfſchmerz und Herzweh erwachte. Nur zu bald bemerkte der Enttäuſchte die Flecken in den Sitten ſeiner Frau, die Mängel ihres Gemüths; ihre Geberde verſtellte ſich, und er erſchrak vor der Furie, die er für einen Engel gehalten, und die nun ſein Leben zu einer Hölle machen würde, worin er nicht aushalten könne. Aber nicht ſo leicht läßt ein böſer Geiſt ſeine Beute frei! Ein Eheſcheidungs-Proceß begann, der mit der erbittertſten Hartnäckigkeit geführt ward. Es gelang dem Familieneinfluſſe der Frau, die Entſcheidung für ſich zu lenken und ihre eigennützigen Abſichten durchzuſetzen. Der junge Edelmann bezahlte dennoch, wie ungeheuer der Koſtenbetrag und die abverlangte Entſchädigung auch war — einen höheren Preis. Er erlag dem Gefühle der zugefügten Kränkungen und des erlittenen Unrechts, und ſtarb an einem hitzigen Gallenfieber.

Während dieſes unſeligen Rechtshandels war es geſchehen, daß der Mandatarius des jungen Edelmannes, ein Juriſt, der nicht gar längſt zur Fahne der Themis geſchworen und im unverkühlten Feuer der Jugend noch glühend für die heilige Idee des Rechts — das Archiv jener Familie durchſuchte, um Belege, deren er bedurfte, aufzufinden. Es waren überall große Lücken, eingeriſſene Unordnungen — er vertiefte ſich in ſein Forſchen und Suchen, und der Eifer für ſein Amt ließ ihn mit Intereſſe bei manchem Fache voll Acten verweilen, das ihm nächſt den ſeltſamſten Streitfragen und ihrer Behandlung auch das ſtille Bemerken nachwies, daß der Großvater ſeines Mandanten ein verzweifelt proceßſüchtiger Mann geweſen ſein müſſe. Der Juriſt kannte die Dame vom Hauſe als eine würdige Frau und ſo durfte er es wagen, ihr am Abende dieſes Tages insgeheim zu ſagen, er hätte bei Gelegenheit ſeiner heutigen Nachforſchungen die klarſten Beweiſe gefunden, daß die Familie eines ihrer Güter mit dem entſchiedenſten Unrechte beſitze und er könne nicht leugnen, daß er durch die niedrigen Mittel, welche angewendet worden wären, den rechtmäßigen Eigenthümer zu berauben, ſich tief im Innerſten empört gefühlt habe, wenn auch verjährter Staub auf dieſem Schandflecke für die damalige Juſtiz-Verwaltung ruhe.

Die Dame, krankhaft und ängſtlich von Gemüth, erſchrak ſehr heftig über dieſe Mittheilung. Sie wußte ſogleich, von welchem Gute die Rede ſein könnte — und der Gedanke hatte ſie ſchon oft beunruhiget, es möchte damals mit jenem erſtrittenen Beſitz nicht ganz richtig zugegangen ſein. Die gute Dame litt zu viel in der Angſt um den Proceß ihres Sohnes, als daß ſie nicht zu einem raſchen Sühnopfer für die beleidigte Gerechtigkeit willig geweſen wäre, bevor der Ausſchlag jener Streitſache, ihn, den Unſchuldigen, träfe: aber dieſer Sohn war nun mündig, und ſie als ſeine Obervormünderinn hatte zwar eine Stimme in jeder Angelegenheit ſeines Vermögens, doch konnte ſie dieſelbe nicht mehr allein geltend machen. So begnügte ſie ſich, dem redlichen Juriſten aufzutragen, daß er die Acten über jenen mißlichen Beſitz genau durchſehen möge und ihrem Gewiſſensrath dies beängſtigende Geheimniß zu vertrauen, mit der Bitte, Erkundigungen einzuziehen, was aus dem von ſeinem Eigenthume vertriebenen Edelmanne und ſeiner Tochter geworden wäre. —

Indeſſen fiel der letzte Scheideſpruch dieſer aufgelöſeten Ehe ſo zum Nachtheile des Sohnes aus, daß er — wie wir bereits erwähnt — ſich darüber zu Tode kränkte. Die tiefgebeugte Mutter ſah dieſen zerſchmetternden Schlag als eine Strafe Gottes für die Sünde ihres Vaters an; ihre matte Seele hatte nur noch Kraft zu dem Wunſche, das ungerechte Gut erſtatten zu können. Eine finſtere Melancholie lagerte ihre Schatten um das Bette der kranken Schmerzensmutter und verdunkelte jede Hoffnung, die über den Gräbern leuchtet, durch religiöſe Zweifel. In dieſem bedauernswerthen Zuſtande hielt der Geiſtliche des Ortes, als ihr einziger Freund und Tröſter, treulich bei der Leidenden aus und ward ihr ein Bote des Himmels, da er ihr einſtmals die Nachricht brachte, daß die Spur der Emigranten aufgefunden wäre und die Tochter des heimathloſen Edelmannes, der bald nach jener Kataſtrophe zur ewigen Ruhe eingegangen ſei —, die Oberlandforſtmeiſterinn von Haag auf Burgſtein, eine Dame von großem Anſehen, deren Namen überall mit hoher Achtung und unter Segnungen der Liebe genannt werde. Die Kranke lobte Gott mit lautem Danke. Sie ließ die Documente über die Zurückgabe jenes Gutes gerichtlich anfertigen, ſehnte ſich aber heiß und heftig, dieſen Act der Genugthuung in der perſönlichen Gegenwart der Frau von Haag vollziehen zu können, deren Angeſicht ihr noch

Stärke geben würde für den letzten Kampf, welcher nicht mehr fern ſei.

Dies war nun der Inhalt von dem Berichte des Pfarrers, der ſeinem Briefe noch die ehrfurchtsvolle Bitte anſchloß, daß die Oberlandforſtmeiſterinn, wenn es ihr irgend möglich wäre — der Sterbenden die Wohlthat ihres Beſuches gönnen möge; doch mache er ſie auf die zunehmende Schwäche derſelben aufmerkſam und die unverzüglichſte Eile hierbei zur Pflicht; denn der glimmende Docht dieſes Lebens wolle erlöſchen.

Frau von Haag las dieſes wichtige Schreiben unter Schauern der Gottesfurcht, unter Gefühlen der unbeſchreiblichſten Rührung. Ihr Herz beugte ſich tief — tief! vor dem Unendlichen, der die Sünden der Väter heimſuchet, der aber auch den Kindern ſeiner Frommen wohlthut, von Geſchlecht zu Geſchlecht und ein Vergelter der leidenden Tugend iſt. — Das Gütchen ihrer Heimath tauchte auf aus dem Nebel trüber Erinnerungen, und der Schleier, den reichlichvergoſſene Thränen darüber gebreitet, zerriß vor dem Strahle der ewigen Sonne. So wird einſt, früh oder ſpät — jede dunkle Stelle unſeres Lebens in dem Lichte Gottes tagen! — Frau von Haag trat im Geiſte an das verſunkene Grab ihrer Mutter, an die Ruinen des Schloſſes, an den Schutt und Staub, der die Vergangenheit bedeckte, mit allem, was ihre ſchuldloſe Luſt, ihr jugendlicher Schmerz Theures umfaßt hatte. Sie gedachte unter frommen Bebungen der Stunde, wo ſie jenen Grund und Boden, den ſie einſt flüchtigen Fußes verlaſſen müſſen, wieder betreten würde, und fühlte, daß ſie auf der Grenze des wiedererlangten Eigenthums, wo ſie vor langer Zeit, die nun wie ein Traum verſchwunden war, troſtlos in die Zukunft ſchauete auf den wunderbaren Weg, welchen die Vorſehung ſie geführt, nur mit thränender Dankbarkeit zurückſehen könnte. Und der Ausruf: „Die Menſchen gedachten es böſe mit mir zu machen; aber Gott hat es gut mit mir gemacht!“ begrüßte im Vorklange demuthsvoller Freude den Schauplatz ihrer Jugendleiden.

Die Oberlandforſtmeiſterinn traf alſobald die ſchleunigſten Anſtalten zu ihrer Abreiſe und nahm ihre Kammerfrau Babette mit ſich, daß ſie nicht ſo ganz allein führe.

Nach glücklich hinterlegtem Wege langte Frau von Haag bei ſpäter Zeit auf dem Ritterſitze an, wohin ſie berufen war. Der Mond warf ſeinen bleichen Schein auf das ſtille, düſtere Schloß, das ſie mit bangen Empfindungen als ihren gaſtlichen Aufenthalt für einige Tage betrachtete. Die Domeſtiken kamen mit Fackeln herbei, deren flackernde Helle auf Trauerflöre fiel, die ſie um den kürzlich verſtorbenen jungen Herrn trugen. Die Vorſtellung einer Begräbnißfeier ſtieg in der Ankommenden auf, und ihre Bruſt war beklommen wie von der Ahnung des Todes.

Als Frau von Haag ihren Namen nannte, ward ſie einer freudigen Bewegung unter der Dienerſchaft gewahr, die ihr, einer alten Erfahrungslehre nach, der ſicherſte Beweis ſchien, wie erſehnt und hochwillkommen ihre Ankunft wäre. Man zeigte die erſinnlichſte Sorgfalt für dieſen werthen Gaſt. Obgleich die Oberlandforſtmeiſterinn bei dieſer nächtlichen Weile und ermüdet von der weiten Reiſe, der Ruhe bedurft hätte, ſo ließ doch die Dame vom Hauſe ſie noch um einen kurzen Beſuch bitten, mit dem Zuſatze: Da ſie nicht wiſſen könne, ob der Herr ſie in dieſer Nacht abzurufen gedenke. Frau von Haag folgte ohne Zögern. Das Krankenzimmer war mit dichten Teppichen belegt und nur der matte Schimmer einer Lampe goß ſein melancholiſches Halblicht in den dämmernden Raum und malte zweifelhafte Schatten auf den ſeidenen Umhang eines Bettes, an dem eine ältliche Frau in anſtändiger Kleidung, wahrſcheinlich die Krankenwärterinn, auf dem Poſten der Nachtwache ſaß, die ſich jedoch bei dem Eintritte der Fremden ſogleich entfernte.

Eine Hand, ſo abgezehrt und weiß, daß ſie den Griff des Todes verſinnlichte, raffte an dem Faltenwurfe der Gardine, und Frau von Haag ſchauete in ein Geſicht, das ſie, nächſt den Zügen der nahen Auflöſung, noch durch den Ausdruck des tiefſten Seelenleidens rührte. Sie bog ſich ſanft zu der Kranken nieder und ſprach Worte des Friedens und Troſtes. Was ein ſtärkender Labewein für die lechzende Lippe des Schwachen, dies war der Kranken dieſer milde Zuſpruch und die Verſicherung aus dem Munde der Oberlandforſtmeiſterinn, daß eben jener Dornenpfad des Trübſals der Weg zu ihrem Glücke geworden ſei, und daß der Himmel den Ausgang der Prüfung, die ſie und ihren Vater von Haus und Hof vertrieben, zum Beſten gelenkt habe, für ſie und ihn, denn ſein müder Geiſt hätte bald darauf die letzte Ruhe gefunden.

Die beiden Frauen theilten ſich nun, ſo weit es die Schwäche der Kranken und ihre Scheu, die Wunden des Gemüths zu berühren, erlaubte, ihre Lebensgeſchichte gegenſeitig mit, und es zeigten ſich Vergleichungspunkte darin, von denen aus Frau von Haag den Schmerz dieſer armen, ſterbenden Mutter würdigen und ihn an dem Maßſtabe des Gefühls ermeſſen konnte. Auch ſie hatte ja einen erwachſenen, geliebten Sohn verloren, der zweite lebte in einer unbeglückenden Ehe, die ihr des Kummers viel machte. —

die Beruhigungen, womit ihre theilnehmende Seele die Wehklage der Kranken zu ſtillen verſuchte, waren alſo der eigenen Erfahrung erſchöpft.

Am folgenden Morgen ſtellte ſich der Pfarrer, welcher an die Oberlandforſtmeiſterinn geſchrieben, derſelben vor, und ſeine perſönliche Bekanntſchaft erhöhete den günſtigen Vorbegriff, den ſie von ihm gefaßt hatte. Aber die Dame vom Hauſe fand ſich ſo ſchwach, daß die Verabreichung der Documente nicht aufgeſchoben werden durfte; die Erfüllung ihres noch einzigen irdiſchen Wunſches hatte den Reſt ihrer Kraft verzehrt, und ſie war nun am Ende.

Es war eine ergreifende Scene, die den Arzt und den Geiſtlichen zum Zeugen hatte. Die Kranke legte die Papiere in die Hand der Frau von Haag und bat ſie ſehr rührend um Vergebung, eines Beſitzes genoſſen zu haben, der ihr gebührt, und deſſen gewaltſamer Verluſt ihrer Jugend eine ſo herbe Erfahrung bereitet hätte. Sie zog bei dieſer Abbitte die Hand der Frau von Haag an ihre Lippen, doch dieſe drückte ſanftweinend den Kuß der Abſolution auf ihre Stirne. „Ach Herr Paſtor!“ ſagte die Sterbende mit kaum vernehmlicher Stimme, „warum fällt das Wort: Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne und litte doch Schaden an ſeiner Seele? — erſt mit dem vollen Gewichte der Wahrheit auf unſer brechendes Herz, und ſo leicht und luftig in die Furchen der Zeit, daß es von jedem Winde verwehet wird und nicht Früchte tragen kann für die Ewigkeit! Ich bitte Sie, dieſen Text ihrer Gemeinde recht oft auszulegen.“

Noch an dieſem Abende verſchied die fromme Dame, welche ihres Vaters Ungerechtigkeit ſo ſchwer gebüßt und ſo chriſtlich ſchön vergütet hatte. Frau von Haag war bei ihrem Tode gegenwärtig. Sie reichte der Tochter des Mannes die letzten Tröſtungen der Liebe, der ihrem Vater den Kelch des Haſſes zu trinken gegeben. Engel umſchwebten die heilige Gruppe!

Als der Zoll des Gefühls nun entrichtet war, verließ Frau von Haag die Leiche und das Sterbehaus, deſſen öde Stille jetzt durch mancherlei Anſtalten und Beſchickungen unterbrochen ward. Vom Hofe ſprengten Eilboten ab, den Hintritt der Erblaſſerinn ihren Verwandten zu melden und ſie oder ihre Bevollmächtigten zu rufen, wo ſie nun ein Recht zu gebieten hatten.

Es widerſtand der Oberlandforſtmeiſterinn und ihrer feinen Empfindung für das Schickliche, noch eine Stunde länger an einem Orte zu verweilen, deſſen Gaſtlichkeit nunmehr die Sache wildfremder Menſchen war, und von einer Dienerſchaft hätte gefordert und geübt werden müſſen, die nicht wußte, wo ihr der Kopf ſtand. Sie wollte die kühle, duftige Mondnacht nach den Erſchöpfungen dieſes heißen Tages für ihre Reiſe benutzen und ſehnte ſich fort und heim; ſo gab ſie den Befehl zum Vorfahren. Nach einem herzlichen Abſchiede von dem Geiſtlichen, der die Honneurs machte und Frau von Haag an den Wagen begleitete, ermahnte dieſe den Kutſcher, wachſam und nicht allzuraſch zu fahren, und ſah nun bald die Gebäude dieſes Gutes, das einen ſo ernſten Eindruck auf ſie gemacht, in der magiſchen Beleuchtung des Mondes verſchwinden.

Seit Luna die Nächte der Erde erhellt, hatte ſie kaum einer ſchöneren geleuchtet. Der fallende Thau beſprengte den Staub der Straße und netzte die trockenen Wieſen und Felder, daß ſie ſtärkeren Wohlgeruch ausathmeten. Frau von Haag überließ ſich dem erquickenden Gefühle der Ruhe, und die elaſtiſche Wiege des Wagens ſchaukelte ſanft ihre aufgeregten Lebensgeiſter in eine betrachtende Stille. Ein Sommernachtstraum ward der Oberlandforſtmeiſterinn die Erinnerung jetzt, und dämmernd ſchwebten die Geſtalten voriger Tage ihrer Seele vorüber, auf ſilbernen Wolken, wie Oſſians luftige Gebilde. Ihr Gemüth war weich und ſtill, wie der Lüfte linde Wellen, in denen ſich der keuſche Mondſtrahl badete. Der Duft der Aehrenblüthe zog leiſe über die wallenden Breiten und tief in die Bruſt der Oberlandforſtmeiſterinn ein; denn dieſer Geruch weckte ihr die Kraft des Gedächtniſſes für die traurigſte Reiſe ihrer irdiſchen Pilgerſchaft. — Jetzt bog der Weg in die dunkleren Schatten einer Waldſtrecke, es rauſchte, es regte ſich in dem Holze, ſcheue Nachtvögel flatterten auf mit unheimlichem Flügelſchlage und gellenden Tönen, und auf einem einſamen Meierhofe mitten im Gebüſche verkündete der Hahn mit heller Trompete den erſten Morgenruf. Hier und da glomm die bläuliche Leuchte eines Johanniswürmchens auf dem nächtlichen Grün; doch die Sterne flimmerten bläſſer und auch der Mond fing an zu erbleichen.

Frau von Haag hüllte ſich dichter in den ſeidenen Mantel und ſchloß die müden Augen: ihre Gedanken zerfloſſen allmählich in träumenden Trug, der Schlaf nahete ſacht und ſüß — da dünkte es ihr, das Rollen eines entgegenkommenden Wagens und eine klagende Stimme zu vernehmen: aber der Schlummer hatte bereits ihr Gehör berührt und die in ſich zurückgezogene Seele kümmerte der Schall des äußeren Geräuſches nicht mehr. Doch der heiſere Baß des Kutſchers öffnete ſchnell ihre Sinne wie ihr Herz, da er vor den Schlag trat und ſagte: es befinde ſich eine kranke Herrſchaft in jenem Wagen — der nun ſo nahe ſtand, daß die Oberlandforſtmeiſterinn das Schnauben der Pferde, und drinnen ein weinerliches Wehklagen hörte — die ſich mit der bittenden Frage an ihn gewendet: Ob die Inhaber der Equipage wohl ein wenig Wein oder Waſſer bei ſich führten, einer Ohnmächtigen damit beizuſtehen? —

Die gütige Frau langte ſogleich nach einer Caraffine voll Wein, den ſie einer vorſichtigen Gewohnheit nach auf Reiſen ſtets bei ſich zu führen pflegte; doch ihre menſchenfreundliche Theilnahme begnügte ſich nicht, den Bedarf der Hülfe mit dieſem Vorrathe abzufinden. Sie ſelbſt wollte zu helfen verſuchen, und den Geiſt der Nächſtenliebe nicht von dem Geiſte der Reben vertreten laſſen.

Schnell entſtieg ſie ihrem Sitze, denn es würde lange gedauert haben, ehe die träge Babette ſich für ſolch eine Sendung ermuntert hätte — und ging leichten Fußes dem fremden Wagen zu.

Als ihre Geſtalt auf dem hangenden Tritte erſchien, ward ſie von einem Freudenſchrei begrüßt; doch ihr Auge ſtarrte entſetzt, daß ſie faſt rückwärts ſchwankte; denn des Mondes ſchräger Strahl fiel auf Hulda's geiſterbleiches Geſicht, und ihres Sohnes Gattinn, die ſie wohlbehalten an ſeiner Seite wähnte, lag hier auf offener Straße bewußtlos in den Armen ihrer Zofe, welche in der Schwiegermutter ihrer Dame einen gottgeſendeten Engel erkannte.

„Allmächtiger!“ rief die Oberlandforſtmeiſterinn außer ſich vor Schrecken, „was iſt geſchehen, Mary? Sage! wie kommt Deine Herrſchaft hierher, und in dieſen Zuſtand? Und wo iſt mein Sohn und die kleine Dido?“

Das geängſtigte Zöſchen machte ſich heulend Luft, und ſprach: „Ach, Ew. Gnaden! ſo iſt es ja gegangen, ſeit wir die Stadt verlaſſen haben! Eine Ohnmacht nach der andern, und viel lieber will ich mit einem ganz todten Menſchen fahren, als mit Jemand, der mir unter den Händen abſtirbt, und in einem Verſcheiden bleibt. Nun, die gnädige Tante wird ſich über die Beſcherung freuen, welche ihr zuſteht!“ —

„Welche Tante denn? Sprich! wohin hat die Reiſe gehen ſollen? Und wo iſt mein Sohn geblieben?“ fragte Frau von Haag nicht ohne einen Anklang von Strenge und Stolz in dem auffordernden Tone, der jedes überflüſſige Wort unterſagte und der Relation ihre Grenzen anwies; dabei hatte die Oberlandforſtmeiſterinn ſich raſch in den Raum des Wagens geſchwungen, die Jungfer verdrängt, und Hulda's Haupt an ihre mütterliche Bruſt gebettet. Sie rieb die marmorkalte Stirn der Ohnmächtigen mit zitternden Händen, und goß ein paar Tropfen ſtärkenden Weines auf ihre Lippen.

„Ew. Gnaden Herr Sohn,“ erwiederte Mary kleinlaut, doch gereizt, als Mitwiſſerinn eines Geheimniſſes, das der Dame die Luſt benehmen ſollte, hier die Hoheit des gebietenden Anſtandes zu behaupten, „ſind für den Regierungsrath Valide mit der Commiſſion nach *** abgegangen, Hannah fährt die kleine Dido mit Extrapoſt nach Burgſtein; denn meine gnädige Herrſchaft iſt ja geſchieden!“ —

„Geſchieden?“ fragte die Oberlandforſtmeiſterinn mit bebender Stimme, und alle Kraft ſchied bei dieſem Worte von ihrem Herzen.

In demſelben Augenblicke athmete Hulda aus tiefer Bruſt. Sie ſchlug die ſchönen Augen auf, und ſtarrte ungläubig, was ſie ſähe, der Mutter hülfreiche Erſcheinung an, die leiſe und liebend um ihre Schwäche waltete. Frau von Haag hatte ſich ſchon in früher Jugend eine Geiſtesgegenwart angeeignet, welche das Fieber der Gefühle beſprach, und ein feſter Nothanker blieb, wie ſtark ihr Gemüth auch erſchüttert werden mochte, wenn das Schifflein ihrer Ruhe dem Sturme treulos zu weichen und zu wanken ſchien, — und die ihr in den ſchwierigſten Lagen des Lebens zu Statten kam. So auch jetzt.

Mit einer Gefaßtheit, welche der niederſchlagenden Nachricht dieſer Zofe keine Gewalt über ihre edle Seele einräumte, ſagte ſie: „Meine Tochter hier iſt krank, und bedarf dringend der Erholung; das ändert vorläufig den Plan dieſer Reiſe. Gehe, Mary! dort ſteht Babette! Setze dich zu ihr, an meinen Platz, ich werde bei deiner Frau bleiben und ihren Wagen umlenken laſſen. Noch anderthalb Meilen etwa, und wir kommen an ein Wirthshaus, wo wir ein Stündchen ausruhen und das Weitere bedenken wollen.“

Die beiden Kutſcher erhielten ihre Befehle, die Pferde zogen an, und als Hulda von der Bewegung des Wagens vollends zu ſich ſelbſt kam, ſagte ſie ſchwach: „Ich träume wohl? Wo bin ich — Gott! wo bin ich denn?“

„In den Armen einer Mutter!“ antwortete die Oberlandforſtmeiſterinn, und ſtreichelte mitleidig die Wange ihrer Schwiegertochter.

Da lag Hulda zu der Mutter Füßen, umklammerte ihre Kniee, und der Laut ihrer Worte drang aus dem Innerſten ihres zerrütteten Weſens, als ſie ſprach: „O Mutter! wäre es möglich, Sie? Sie? — da hätte Gott mich doch nicht ganz verlaſſen!“ —

Dieſer Ausruf rührte die Oberlandforſtmeiſterinn bis zu Thränen; er war ihr Beweis, wie ihr moraliſcher Werth und ihre Mütterlichkeit von Hulda anerkannt geweſen, wenn auch eitler Wahn und eine gewiſſe Verſtockung des Herzens nicht zugelaſſen, daß ſie ſich dem richtigern Gefühle einer unfreiwilligen Hochſchätzung gemäß, gegen die Mutter ihres Gemahls benähme.

Aber Frau von Haag hatte kein Gedächtniß für Beleidigungen, und weit entfernt die Zerknirſchung der hoffärtigen Schwiegertochter zu benutzen, um ſie fühlen zu laſſen, wie bedeutend und wichtig ihre verſcherzte Gewogenheit ſei, goß ſie vielmehr das volle Maß verzeihender Liebe, mit Balſam gefüllt, über die Wunden von Hulda's Gewiſſen aus.

„Beruhigen Sie ſich, armes Kind! es kann, es wird noch alles gut werden!“ ſagte ſie mit verſicherndem Troſte. „Sie werden mir alles aufrichtig erzählen und wahr, was ſich zwiſchen Ihnen und meinem Sohne ſo unglücklich begeben, und Ihr Gemüth bis auf dieſen Grad verſtört hat; doch jetzt nicht. Sie bedürfen der Ruhe, und ich dächte, Sie verſuchten ein wenig zu ſchlummern. Wir bleiben beiſammen.“

Aber Hulda fürchtete, wenn ſie entſchliefe, dieſer wohlthuenden Nähe wieder verluſtig zu gehen, wie dieſelbe im Zuſtande der Betäubung ſich zu ihr gefunden. Sie faßte die Hand der Oberlandforſtmeiſterinn, wie ein Kind, wenn es ſich unter den Schutz der Mutter begiebt. Als Frau von Haag ſtill blieb und jeder angreifenden Erklärung wehrte, nahm die erſchöpfte Natur ihr Recht, und milde ſchloß der Schlaf Hulda's verwachte und verweinte Augen.

Aber in welcher Sorge ſaß die Oberlandforſtmeiſterinn daneben, und belauſchte Hulda's unruhige Seufzer, ihr ſtöhnendes Athmen; ihre Bruſt war unſäglich bedrängt in Furcht und Warten der Dinge, die ſie erfahren ſollte, und die da kommen würden.

Im Oſten flammte das Frühroth auf, die Stimmen der

Vögel erwachten. Morgenſchauer ſtrichen über die thauige Heide.

Sie betete zu dem Herrn des Tages, daß er auch ſie erleuchten möge für ſeinen heiligen Willen. Die Trennung ihres Sohnes von ſeiner Gattinn dünkte ihr, im Lichte ihrer letzteren Erfahrungen beſehen, ein ſo furchtbares Ereigniß, daß ſie jetzt mehr als jemals entſchloſſen war, es aus allen ihren Kräften zu verhindern, in dem Falle, daß ſolch eine Wiedervereinigung ſich noch mit Rudolphs Ehre vertrüge. — Sie war alſo höchſt geſpannt, die Geſchichte dieſes ernſthaften Zwieſpalts zu vernehmen; und gefaßt auf ein Geſtändniß großer Thorheiten, die Hulda begangen, ſtimmte der Gedanke an ihr früheres Einmiſchen und an dies Zuſammentreffen auf offenem Wege, was die Oberlandforſtmeiſterinn für ein abſichtsvolles Fügen der Vorſehung nahm, ſie im Voraus verſöhnlich gegen die Schuld der Schwiegertochter.

Jetzt hielten die Wagen vor dem Wirthshauſe an der Straße; ſeine äußere Pforte war noch geſchloſſen, nur eine gähnende Magd ſtand an dem ſteinernen Brunnen des hintern Gehöftes und zog die raſſelnde Kette des Eimers. Es währte lange, ehe Frau von Haag ein Stübchen geöffnet erhielt. Endlich, von einem Frühſtücke erwärmt, das Babette ſelbſt bereiten mußte, forderte ſie Hulda ſelbſt zur Beichte auf, und dieſe geſchah ſo treu und wahrhaft, als vertraue die ſchöne Sünderinn ihre Verirrungen und jeden ſträflichen Gedanken ihrer Bruſt dem Stuhle der Kirche. Die Oberlandforſtmeiſterinn konnte ſehr genau die Wahrheit von der Ausſage ihrer Schwiegertochter in Bezug auf jenes vereitelte Rendezvous mit dem Ritter beurtheilen, und durfte demnach auch glauben, daß Hulda hinſichtlich der Erfolge ſie eben ſo wenig hinterginge; denn es giebt eine Sprache, welche die Gewähr für ihre Wahrhaftigkeit in ſich ſelbſt leiſtet, ohne eines äußern Zeugniſſes zu bedürfen. Als Hulda am Ende ihrer beſchämenden Bekenntniſſe in einem heißen Thränenguſſe verſtummte und ſich noch einmal mit gerungenen Händen vor der Oberlandforſtmeiſterinn niederwarf, das Angeſicht wie unwürdig des Blickes dieſer edlen, oft gekränkten Frau in ihren Schooß verbergend und ſie um Rath und Beiſtand anflehend, da brach das mütterliche Herz der Frau von Haag. Sie hob die tiefgedemüthigte Tochter ſanft vom Boden auf und ſagte: Mit Gottes Hülfe hoffe ſie, das verletzte Verhältniß dieſer Ehe wieder herzuſtellen, wenn anders Hulda ihren Sohn noch liebe, was freilich durch die Begebenheiten der letzteren Zeit als zweifelhaft erſcheine. —

Darauf erwiederte Hulda: Sie habe ſelbſt geglaubt, daß Rudolph ihr völlig gleichgültig geworden wäre, bis endlich jene Scheideſcene den böſen Zauber ihrer Leidenſchaft für den Ritter gelöſt, und ſie hell wie ſonſt erkennen laſſen, daß ſie ihr ganzes größtes Glück mit dem Gemahl verlieren würde, und wie ſie ſeiner Liebe, ſeiner großmüthigen Treue mit dem ſchnödeſten Undanke vergolten. Der Tod werde ihr Theil, und dann auch ein willkommener ſein, wenn Rudolph auf ſeinem Vorſatze beharre, ſie nicht wiederzuſehen.

„Und machten Sie denn Ihren Zuſtand, ich meine, Ihre neue, mütterliche Hoffnung — nicht geltend, um den Zorn meines Sohnes zu entwaffnen und ihn für mildere Maßregeln zu ſtimmen?“ fragte die Oberlandforſtmeiſterinn, befremdet über Rudolphs unbegreifliche Härte.

Hulda geſtand erglühend, daß ſie früherhin jene Erwartung gegen ihren Mann verleugnet hätte, um ſich nicht den Zwang pflichtmäßiger Rückſichten aufzulegen, der ſie im freien Bewegen ihrer leidenſchaftlichen Umtriebe würde gehindert haben, und daß ſie zuletzt über dieſen Gegenſtand geſchwiegen, weil die Karte des Ritters ihr noch irgend eine, ſie wiſſe nicht welche? Hoffnung enthalten habe, die ihr die angekündigte Trennung ſogar lieb gemacht, bis das Verſtändniß ihres Unglücks, wie ihres Unrechts, ſich ihr plötzlich mit jenem Siegel eröffnet hätte. —

„Sehen Sie, meine Tochter!“ ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn vorwurfsvoll, „ſo ſtraft die Sünde ſich immer ſelbſt! Der Punkt, den Sie in ſträflicher Abſicht verhehlten, hätte alles verändert. Mein Rudolph, dieſer weiche, väterliche Mann, konnte ſein ungeborenes Kind nicht verſtoßen, er würde der Gattinn geſchont haben, die Gott ſeines Segens würdigte. — Doch vielleicht — hoffen Sie, Hulda! Einer Mutter ziemt dies chriſtliche Gefühl. Ich wage es, Sie mit mir nach Burgſtein zu nehmen. Ihr leidendes Befinden, Ihre Lage fordert einen Beiſtand, wozu ich willig bereit bin, den Sie aber der Ihnen fremd gewordenen Tante, der kränklichen Couſine, nicht zumuthen dürfen.

Doch bleibt Ihr Aufenthalt bei mir noch ein Geheimniß, bis ich die Geſinnungen meines Sohnes kenne. Ich ſende deshalb ihren Wagen von hier aus nach der Stadt zurück, daß die Verleumdung Ihren Spuren nicht nachgehe.“

Jetzt kam Mary mit hochrothem Geſichte, um ihrer Dame eine Bitte vorzutragen, die, nach dem Eingange zu ſchließen, ſehr wichtig ſein mußte, und eine Bewilligung heiſchte, welche nach der hohen Meinung des Zöfchens von ſeiner Unentbehrlichkeit ein übermäßiges Opfer herrſchaftlicher Güte wäre.

Mary hatte nämlich in der jungen Gaſtwirthinn dieſes Hauſes eine weitläufige Anverwandte und Freundinn wiedergefunden, die ihr jedoch, als die Schweſter eines Liebhabers, mit dem ſie verſprochen geweſen, bis vor zwei Jahren eine Eiferſüchtelei das Pärchen entzweiete, ungleich näher noch ſtand. Das Weibchen war erſt ſeit drei Monaten verheirathet, und Mary ſehr überraſcht von dieſer Wendung in dem Schickſale ihrer Vertrauten, die ſie in den Dienſten einer weitentfernten, hochgräflichen Wittwe glaubte. Die Freude des Wiederſehens war alſo gegenſeitig groß, und ſteigerte ſich noch, als die Gaſtwirthinn auf Mary's Fragen, wie dieſe Heirath, von der ſie auch nicht ein Sterbenswörtchen gehört, ſich wohl ſo ſchnell gefügt hätte, antwortete: Sie wäre eigentlich durch ihren Bruder, der als herrſchaftlicher Jäger bei dem Edelmanne des Ortes conditionire — zu ihrem Manne, oder, was gleichbedeutend ſei — zu ihrem Glücke gekommen. Auch ihrem Bruder habe zeither, zur Entſchädigung dafür, daß Mary ihn verlaſſen und vergeſſen — Fortuna freundlicher, als ſonſt, ihre Gunſt zugewandt. So dürfe ſie es einen Glücksfall nennen, daß ſein Herr unlängſt auf der Jagd in Lebensgefahr gerathen, aus der ihn die Herzhaftigkeit des Jägers befreiet, wofür dieſem eine eben vacante Förſterſtelle geworden, welche Mann und Mäuschen ſattſam ernähre. Da ſei denn die alte Liebe in dem neuen Förſter erwacht, und er hätte ſeiner Schweſter geſtanden, wäre Mary jetzt zur Stelle, ſie und keine Andere würde ſeine Frau: worauf jene in Mary gedrungen, wenn ihr es möglich wäre, ſich eine augenblickliche Dienſtentlaſſung auszuwirken, bei ihr zu bleiben, auf daß durch ihre Vermittelung die Sache in völlige Richtigkeit kommen könnte.

Nichts konnte der Oberlandforſtmeiſterinn gelegener ſein.

als dieſes Begehren, ſie hatte Mary's Entfernung ſchon früher gewünſcht.

Hulda willigte auf ein fürbittendes Wort ihrer Schwiegermutter ſogleich ein, und Mary ſchwebte im dritten Himmel. Nun aber mußten die Sachen der Jungfer ab- und ausgepackt werden, dies machte einen etwas längeren Aufenthalt nothwendig, den Frau von Haag zu weiteren Erörterungen mit Hulda benutzte, da Babettens Gegenwart im Wagen den zarten Faden dieſes Geſpräches abſchnitt.

Als Hulda, nachdem Frau von Haag leiſe den folgenden Gegenſtand berührt, ihre Schwiegermutter aufrichtig verſicherte, ſie würde gewiß das Zurückziehen des Ritters mit ſtolzer Kälte und überbietender Vernachläſſigung ſeiner Perſon vergolten haben, wenn nicht die Begierde, den Grund davon, wie den Zuſammenhang ſeines Ausbleibens und doch Dageweſenſeins an jenem Abende zu erforſchen, ſie hingeriſſen hätte, ſeine Eroberung zu verfolgen; da hielt es die Oberlandforſtmeiſterinn ihrer Würde für angemeſſen, ſie mit dem wahren Hergange dieſer Kataſtrophe bekannt zu machen. Doch indem ſie der ſtaunenden Hulda ein Lichtchen nach dem andern aufſteckte, ſah die ſeelenkundige Frau zugleich ein, wie ſehr ſie ſelbſt in der Hauptſache gefehlt und in der beſten Abſicht das Uebel nur ärger gemacht hätte. Dies ließ ſie Hulda's leidenſchaftliche Schwäche mit beſcheidener Nachſicht beurtheilen und traurig fürchten, ſie werde nunmehr das Vertrauen derſelben verloren haben, und Hulda in ihrer Handlungsweiſe, die doch nur von den reinſten Wünſchen geleitet geweſen, eine ſchwiegermütterliche Hinterliſt erkennen wollen.

Aber — wie wenig iſt das Herz zu berechnen! Hulda hörte dieſen Aufſchluß mit ſichtlicher Erleichterung an. So war es doch nicht zufälliger Haß, kein geringſchätzendes Verachten ihrer Gunſt geweſen, was den Ritter von ihr entfernt gehalten! Er hatte vielmehr nothgedrungen weichen müſſen, wo ſeine Ehre wie ſein Gefühl aufgefordert wurde, eines Ehefriedens zu ſchonen, den er ſtörte. Er war der kummervollen Bitte einer Frau gewichen, deren ſanfte Sprache — dies wußte Hulda wohl — tief in das Herz zu dringen vermochte, und wenn es noch ſo widerſtrebend wäre — jene überraſchende Scene hatte ihn verſcheucht für immer, und alles war mit rechten Dingen zugegangen.

Als Hulda dies und Aehnliches äußerte, antwortete ihre Schwiegermutter: „Vergeſſen Sie auch nicht zu bedenken, daß mein Flehen, die vernünftigſten Vorſtellungen, die ganze bittende Gewalt der Mutterliebe den Ritter ſchwerlich bewogen haben würden zurückzutreten, wenn — er nicht eben am Ziele war. Er wußte nun, daß die ſtolze Schönheit, der er ſeine Huldigungen geweiht, ſchwach genug wäre, um die Sclavinn ſeiner Wünſche zu werden; ſeine Eitelkeit war befriedigt, und — irre ich mich nicht, ſo iſt dieſe vorherrſchend in ihm. Nein, liebe Tochter! der Himmel weiß! ich wollte Ihnen nicht wehe thun; doch iſt es wichtig für ihre Ruhe, daß Sie dieſe Erfahrung richtig anſchlagen. Und glauben Sie ja nicht, daß es irgend einen Mann auf Erden gäbe, der einer Frau Beweiſe der Liebe dankt oder vergilt, die ſie ihm gegen ihre Pflicht giebt; der Begünſtigte wird ihr ſtrengſter Richter ſein, und ihre Strafe von *ihm* ausgeben. — Unſer armes ſchwaches Geſchlecht hat daher keinen andern Schutz, als die reinſte Sittlichkeit, ein frommes Herz und einen züchtigen, enthaltſamen Schritt im ſchmalen Gleiſe des Wohlanſtändigen! Und ſollte die Strenge, womit eine pflichttreue Gattinn Näherungen abweiſet, denen ſie ſich nicht mehr hingeben darf, auch grauſam ſcheinen, und mit blutender Seele von ihr geübt werden, ſie wird belohnt dafür! Denn im Feuer jener Probe läutert ſich das Gefühl, die Leidenſchaft wird Hochachtung, und die bewährte Frau hat einen flüchtigen Liebhaber aufgegeben, um einen treuen Freund zu gewinnen.“ —

„Wenn ich alles,“ fuhr Frau von Haag fort, da Hulda mit niedergeſchlagenen Augen und betrübter Miene ſchwieg, „was Sie mir erzählt, zuſammennehme, ſo möchte ich vermuthen, es habe zwiſchen dem Ritter und meinem Sohne eine Verſtändigung Statt gefunden. Die Zukunft wird alles aufklären, und auch wie weit Ihnen zu viel geſchehen.“

Hulda ſaß die ganze noch übrige Reiſe ſtill und traurig. Sie hatte durch die belehrende Erläuterung ihrer Schwiegermutter reichen Stoff zum Nachdenken erhalten. Die Oberlandforſtmeiſterinn entwarf Plane für das Glück ihrer Kinder; doch war ihr das Mutterherz ſehr ſchwer, denn ſie konnte jetzt weder wiſſen noch erwägen, was ſie auf ſich genommen.

Am Abende langten die Reiſenden in Burgſtein an. Hannah, die Wärterinn, ſaß vor dem Schloſſe und hielt das Kind auf ihrem Schooße, das harmlos mit den Blumen der fremden Heimath ſpielte. Hulda ſchrie laut auf, als ſie ihr Kind erblickte, und verließ den Wagen ſo raſch, daß der herbeieilende Bediente zu ſpät kam, ſie zu unterſtützen. Sie riß die jauchzende Kleine an ihre Bruſt voll Angſt, voll Entzücken, und drückte die ſchwimmenden Augen in das weiche Gelock des kleinen, lieblichen Engels, und verſenkte ihr Herz in überwallende Liebe.

Hannah ſtand daneben und weinte bitterlich, doch vor Freuden, daß ihre gebietende Dame nun zum erſten Male Mutter wäre. Sie faltete die Hände, und ſprach in frommer Einfalt leiſe vor ſich hin: „Was Gott zuſammenfügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden!“

So dachte auch die Oberlandforſtmeiſterinn; ſo denken Mütter überhaupt, die ihre Kinder mehr lieben, als ſich ſelbſt.

Frau von Haag fand ihren Gemahl wie Adele bereits von Allem unterrichtet. Rudolph hatte der Hannah ein Schreiben an ſeine Eltern mitgegeben, worin er die Schritte rechtfertigte, zu denen er durch das Aeußerſte gebracht worden wäre, und ihrer Obhut ſein verlaſſenes Kind übergab.

Der Brief war in der erſten Aufregung geſchrieben, und trug das Gepräge eines erhitzten Gemüthes. Hannah lieferte einen Commentar dazu, ſo gut ſie ihn zu geben vermochte, und ergänzte in mündlicher Umſtändlichkeit die Lücken, welche der Regierungsrath, verſtört und verſchlungen in ſein Unglück, in dem ſchriftlichen Berichte gelaſſen. Der Oberlandforſtmeiſter war daher nicht wenig befremdet, die Schwiegertochter, gegen die er ſich aufgebracht fühlte, an der Seite ſeiner Frau zu erblicken, als wäre nichts vorgefallen, und das allerſeitige Vernehmen in beſter Ordnung. Obwohl ihn ihr mütterlicher Anblick rührte, empfing er Hulda doch mit einer Kälte, wie er ſolche, als ein Mann von ſtrengen Grundſätzen und ernſter Tugend, dem Leichtſinne der ſchönen Tochter entgegenſetzte, und als ein, in ſeinem Sohne beleidigter Vater, gegen die beſchuldigte Gattinn deſſelben fühlen und zeigen mußte. Dieſe Stunde war für Hulda ſehr bitter! Gewohnt, von ihren Schwiegereltern ſtets mit der zarteſten Achtſamkeit aufgenommen zu werden, ging ſie jetzt gedrückt und gedemüthiget unter das ſchützende Dach ihres Hauſes ein, ausgeſchloſſen vom Familienrechte dieſes kleinen Kreiſes, nur geduldet von dem Erbarmen, und gewärtig, wie man über ſie verfügen werde! Sie trat ſo leiſe auf, als ſei es ihr nicht mehr erlaubt, daß ihr ſchwebender Fuß dieſen Boden berühre; ſie hielt ſich an, als ob das innere Bedürfniß eines Stützpunktes das der äußeren Schwäche wäre, ſie wich dem Blicke der Bedienten ſchüchtern aus, als wüßten ſie um ihre Erniedrigung.

Nur in der Einſamkeit der ihr angewieſenen Zimmer fand Hulda eine heißerſehnte Zuflucht. Hier ergoß ſich ihr Schmerz, das Gefühl der verdienten Kränkungen in tauſend Thränen, die jetzt, als der Reue ſchöner Schmuck, einen Buſen bedeckten, den ſonſt unter blitzendem Geſtein, unter Perlen des Oceans, die Gluth der Zone, die den Diamant reift, der Sturm des Meeres, in deſſen Schooße die Muſchel ſchläft — erfüllt hatten. Hier erquickte ſie ſich an der Liebkoſung ihres Kindes, das in ſeiner himmliſchen Unſchuld die Mutter lächelnd umhalſete, als umſchlänge es eine reine Mutter der Gnaden! —

Unterdeſſen machte Frau von Haag ihren Gemahl mit den Motiven vertraut, nach welchen ſie ſich verpflichtet geglaubt hätte, ſich Hulda's anzunehmen und ihrem Sohne die mögliche Reue über eine doch vielleicht zu raſche Handlung zu erſparen.

Der Oberlandforſtmeiſter ſchien jedoch geneigt, das Verfahren Rudolphs eher, als das ihrige zu billigen. Er ſagte: „Du wirſt alle Folgen auf Dich nehmen müſſen, Naemi!“ —

Doch ward Frau von Haag auch durch dies tadelnde Bedenken ihres Gemahls, deſſen Urtheile ihr ſonſt eine Unfehlbarkeit hatten, die ſich auf tiefe Achtung und nachweiſende Erfahrungen gründete, für einen Augenblick zweifelhaft, ob ſie wohl gethan, ſo fühlte ſie ſich doch bald wieder in der

Hoffnung ermuthiget, die Jedem freudige Gewißheit giebt, der Gutes will und anſtrebt. Allein ſie hielt es doch nun für eine nöthige Vorſichtsmaßregel, über den Schutz, welchen ſie Hulda angedeihen laſſen wolle, gegen ihren Sohn zu ſchweigen, ſeiner gereizten Empfindung zu ſchonen und ſich zu begnügen, ihm ihr Vergehen unter milderen Geſichtspunkten aufzuſtellen.

Hulda's körperliche Schwäche und Angegriffenheit genoß nun hier der ſchonendſten Sorgfalt, die jedoch von der ſchreckhaften Theilnahme ſehr entfernt war, durch welche der Regierungsrath die Gefühle ſeiner Frau verzärtelt hatte; nicht minder ward ihre kranke Seele ſanft und heilſam gepflegt. Die Rückſicht, welche man auf ihren Zuſtand nahm, ließ Hulda fühlen, wie hoch eine Mutter hier gehalten werde; doch auch zugleich, wie ernſt man ihre Pflichten anſähe. Als Hulda ſich ſo weit erholt hatte, daß die Oberlandforſtmeiſterinn glauben durfte, ihre Schwiegertochter werde mit mehr Nutzen als Gefahr eine Reiſe unternehmen können, ging die ganze Familie in mehreren Wagen nach dem väterlichen Gute der Frau von Haag ab. Herr von Roſe, trauernd über dieſe Entfernung ſeiner Freunde, gab ihnen ein langes Geleite.

Mit welch unbeſchreiblichen Gefühlen ſah die Oberlandforſtmeiſterinn jene heimiſchen Gegenden wieder! Als die Berge aus dem blauen Dufte der Ferne auftauchten und ihre Höhen und Thäler die Eingeborene mit trauten Erinnerungen anſprachen, da erkannte, da fühlte ſie, daß die Zeit ein Traum ſei. Wo war der Jahre langer Raum geblieben? Wie ein dämmernder Schatten zog er an ihr vorüber.

Als wäre der Tag des Unglücks erſt geſtern geweſen, an dem ſie dieſen Ort verlaſſen müſſen, ſchlug ihr Herz in den Gefühlen jenes unvergeſſenen Abſchiedes. Nur das neue Schloß veränderte die Empfindungen alter Heimathlichkeit; um ſo ſehnſüchtiger ſuchte Frau von Haag das Grab ihrer Mutter auf. Es war verflacht; aber dieſelbe Blume blühete darauf, welche die von dieſer heiligen Stelle vertriebene Tochter hier gebrochen und auf einem Herzen verwahrt hatte, das ein ſchöneres Denkmal für die Vollendete enthielt.

Als Frau von Haag, die beiden Schwiegertöchter zu ihrer Seite, an dem eingeſunkenen Hügel ſtand, trat der Mutter verklärte Geſtalt vor ihre Seele. Sie gedachte des mütterlichen Segens, und wie ſeine Verheißungen ſich ſo herrlich und wunderbar erfüllt hätten. „Naemi!“ flüſterte es mit leiſer Geiſterſtimme um ſie her, da der Wind die Halmen ſäuſelnd bewegte. Dieſer Name, ihrer Mutter ſehr theuer und lieb, war ſtets von derſelben mit Beziehung genannt worden; doch jetzt erſt verſtand die Oberlandforſtmeiſterinn den vielbeſtrittenen Glauben ihrer Mutter von der Vorbedeutenheit der Taufnamen. Sie ſtand, eine Schwiegermutter, liebreich und gut, gleich der bibliſchen Naemi, zwiſchen den Frauen ihrer Söhne, und ihr Herz neigte ſich Adelen, der jungen Wittwe, zu, in der ſie eine Ruth beſaß; der Wunſch, daß dieſe treu anhängliche Tochter ihr einſt die Augen zudrücken möchte, beſchlich ihr erregtes Gemüth; denn dieſe Stätte erinnerte ſie, wie ſanft eine Mutter entſchläft, wenn die kindliche Liebe ihr dieſen letzten Dienſt leiſtet. — Auch Hulda war ihr werth, wenn auch auf andere Weiſe, als ein Gegenſtand ihrer mitleidsvollen Sorge und der Hoffnung, dem Himmel und ihrem Rudolph ein verirrtes Herz zuzuführen, als der Schützling ihrer Seelenmilde, ihrer Tugend! —

Als Frau von Haag ſich hinab beugte zu der Blume, deren kleine Pflanze ſich ſo oft verjüngt hatte und noch ſtand, da doch des Schloſſes ſtarker Bau ſeitdem in Aſche verweht, und manches kräftige Leben Staub geworden war, ſagte ſie in unendlicher Rührung: „Ja, die Natur iſt treu, liebe Kinder! treu wie Gott, der ſie erſchuf, und uns berufen hat!“

Hulda, welche ſich in ihrer jetzigen Situation von dieſer abgeſchiedenen Gebirgswelt ſehr angezogen fühlte, flehete ihre Schwiegermutter an, ſie hier zu laſſen, und ihr ein Aſyl auf dieſem Gütchen zu gönnen. Frau von Haag durchſchauete den tiefen Grund dieſer Bitte, und war geneigt, ſolche inſofern zu erfüllen, daß ſie ſelbſt noch einige Wochen über die zu dem hieſigen Aufenthalte beſtimmte Friſt mit Hulda hier bleiben wollte, während ihr Gemahl, begleitet von Adele, daß er nicht ganz alles häuslichen Umganges und der Anſprache eines liebenden Weſens entbehre, nach Burgſtein zurückkehren werde, wohin die Mutter und Hulda ſpäter nachfolgen würden. Doch war ſie ſtill entſchloſſen, dieſen ſchwermüthigen Geſchmack Hulda's an dieſem einſamen Orte für ihre Abſichten zu benutzen.

Nach vierzehn Tagen riefen den Oberlandforſtmeiſter Geſchäfte nach Burgſtein zurück, und Adele reiſete mit ihm. Sie ſchien den Beruf der Pflicht, den Vater zu erheitern, aus willigem Gemüthe zu erfüllen! Denn ein froheres Auge hatte er nicht an der Schwiegertochter geſehen, ſeit es die erſte herbe Thräne um den Tod ſeines Sohnes vergoß. Dies freuete den Oberlandforſtmeiſter ſehr, und die Reiſe ging vergnügt von Statten. Sie kamen über Roſenwalde, und hier wollte der Oberlandforſtmeiſter ein wenig ruhen und raſten, denn die Hitze des Tages war groß. Doch fanden ſie den Herrn von Roſe nicht daheim. Er war ſchon am Morgen nach einem anderen Gute geritten, wo ein landwirthſchaftlicher Vorfall ſeine Gegenwart forderte, und vergebens hatte man ihn zu Tiſche erwartet; die Speſſen brodelten noch, obgleich die Tafelſtunde längſt vorüber war, und die Sonne des Mittags in ſpäteren Strahlen brannte.

Der Oberlandforſtmeiſter erbat ſich ein Glas Waſſer mit Wein und Zucker, und ſchlug alles andere aus, was der alte Haushofmeiſter dieſem werthen Gaſtfreunde ſeines Herrn darzubieten vermochte; nur als der aufmerkſame Diener die Erſchöpfung des alten, ehrwürdigen Mannes wahrnahm, und ein kühles Zimmer zu ebener Erde mit der einladenden Frage öffnete, ob es dem Herrn Oberlandforſtmeiſter wohl gefällig wäre, hier einer kleinen Ruhe zu pflegen, da fühlte ſich dieſer von der labenden Friſche des grottenartigen Gemaches ſo erquicklich angewehet, und konnte dem Reize nicht widerſtehen, auf den ſchwellenden Polſtern eines türkiſchen Sophas Sieſte zu halten, wie der Hauch des Südens ſie der erſchlafften Kraft zum Bedürfniß macht.

Auch die zarte Adele war laß und müde von der ſengenden Luft und den Erſchöpfungen der Reiſe. Sie wollte ſich an der Quelle erfriſchen. Dieſe Mattigkeit lieh jedoch ihrem Weſen einen neuen Zauber der Anmuth, und hüllte das Leben ihrer reizenden Geſtalt wie in einen weichen Schleier ſchmachtender Sehnſucht, hingebender Schwäche. Sie ſchlich mit ſachten Schritten dem Brunnen zu und ſetzte ſich unter den Roſenbäumen nieder, den Kopf an die marmorne Lehne ſchmiegend, die einer der vier Löwen, ſtarr und unempfindlich für ſeinen ſchönen Dienſt, ihr gewährte.

Noch war die üppige Pracht dieſer Roſenblüthe nicht ganz vorüber, aber doch im Verwelken, und ſo oft ein Lüftchen durch die Zweige ſtrich, taumelten loſe Blätter herab, und beſtreyeten den Raſen und das klare Becken des Waſſers. Adele überließ ſich im träumenden Genuſſe der ſüßen Betäubung, worin der Duft der Roſen und das Geplätſcher der Fontaine ſie wiegte. Der Fall dieſer ſilberhellen Tropfen klang ihr wie ein melodiſcher Gruß der Najade des Brunnens, die anziehend ſein mußte, wie keine ihrer fabelhaften Schweſtern; denn dieſe feuchte Sphäre lockte ſanfte Seelen faſt unwiderſtehlich, ſie zu verſenken in ſinnende Stille und tiefe Betrachtungen, und im weiten Umkreiſe von Roſenwalde gab es kein lieberes Plätzchen.

Adele ſaß und ſeufzte; leiſe rieſelte das Geräuſch des Waſſers, leiſer noch ſpielte die Welle des Gefühls um ihren Buſen, der ſich in langen Athemzügen hob. Sie ſtreichelte, dieſer Liebkoſung unbewußt, die harte Mähne des Löwen, ſie zwängte dann, im Spiele abwärts ſchwärmender Gedanken, die kleine, weiche Hand in den Rachen des Ungethüms, der nun ſo lange ſchon geöffnet war, ohne daß er mehr als die leere Luft verſchlang. Sie war ſo ſehr in ſich ſelbſt verſunken, daß ſie nichts um ſich her ſah noch hörte.

Da berührte eine Hand ihren Arm, ein elektriſcher Blitz zuckte durch ihre Glieder — und eine Stimme, ihrem Ohre ſo nahe, daß mit dem Wohllaute des Entzückens, es der Worte ſäuſelnder Hauch zugleich erfüllte, rief: „Gütiger Himmel! Sie finde ich, Adele? O, das iſt ein Blick ins Elyſium! So wird uns einſt ſein, wenn wir am Quell der Seligkeit den Freunden begegnen, nach denen wir uns ſchmerzlich geſehnt, und die wir dann ewig nicht mehr laſſen dürfen!“ —

Es war Herr von Roſe, der zufällig abgeſtiegen war, um einen kranken Unterthan zu beſuchen, ſein Pferd dem

Reitknechte übergeben und dieſen entfernt hatte, dann zu Fuße den kurzen Weg nach dem Schloſſe antrat, wo er am Rande des Brunnens ein weißes Gewand ſchimmern ſah, und — o, mit welcher Freude! Adele fand. Adele zitterte im Aufruhr der Ueberraſchung, die Anrede des Herrn von Roſe durchklang Saiten ihres Gemüthes, welche lange geſchwiegen — der Schlag ihres Herzens bebte aber in den Schwingungen eines ſüßen, ſeligen Gefühls. Sie nannte mit dem lieblichſten Tone ihrer Stimme ſeinen Namen, ſie wollte ihm die Hand reichen, deren Arm er ſchon innig umſpannt hielt; doch der Löwe hielt ſeine ſchöne Beute feſt, und nicht ohne einen heftigen Ruck befreiete Adele die geröthete Rechte. Ihr Angeſicht glühete, und in den zarten Zügen malten ſich Schrecken, Wonne und ein leiſer Ausdruck von Schmerz.

„O theure Adele!“ fuhr Herr von Roſe fort, „wie ſehr habe ich Sie vermißt?“

„Man muß, merke ich,“ antwortete ſie in lächelnder Verlegenheit, „nie mit der Gefahr, auch ſelbſt in ihrem Bilde — ſpielen; ſie weiß ihren Raub zu faſſen.“

Herr von Roſe drückte einen heißen Kuß auf die erlöſete Hand, uber deren ſammtne Haut purpurne Streifen liefen, und ſprach: „Sie verſinnlichten in dieſer Stellung mein Wappen, die Roſe in der Gewalt des Löwen!“

„Eine verwelkte nur würde Ihr ſchmeichelnder Vergleich treffen,“ erwiederte Adele mit einem Seufzer, und ſetzte hinzu: „Doch nach erſtorbenen Blüthen haſcht weder Laune noch Begier — ſtill fallen ſie der Erde zu.“ — Ihr Blick verdunkelte ſich und haftete auf der Hand, welche Herr von Roſe noch immer hielt. Sie zuckte jetzt, entzog ihm plötzlich die geküßte, und fuhr haſtig nach dem Schlunde des Löwen, der ſich indeſſen verengt zu haben ſchien: denn vergebens mühete ſich Adele ab, die Hand, wie vorher, in die ſchmale Höhle zu fügen.

„Was thun Sie da, liebe, theure Frau?“ fragte Herr von Roſe, beſtürzt über dies Treiben Adelens, und wehrte ihr, daß ſie nicht grauſam gegen ſich ſelbſt verführe.

„Mein Trauring hat ſich abgeſtreift“ — antwortete Adele gepreßt, „und die Hand muß geſchwollen ſein, denn ich vermag nicht ſo tief einzudringen, daß ich ihn wiederfände.“

Da lächelte Herr von Roſe und ſprach: „Dann dürfte ſchwerlich einem Andern gelingen, was dieſem geſchmeidigen Händchen verwehrt blieb; oder ich müßte den Löwen zertrümmern, dafür, daß — er den Ring verſchlang, der Adelens ſüße Liebe an die Todten band. Ein Spiel des Zufalls ſcheint zuweilen, was der Wink höherer Mächte, und das Lebloſe muß ſich beſeelen, um ihn uns kund zu thun! — Adele, ich will Ihnen Erſatz geben! Einen neuen Trauring! Treue, vom reinſten Golde — ohne Anfang und Ende, wie die Ewigkeit der Liebe! — Sei mein, Du Theure! Ich liebe Dich, Adele! Verſchmähe mich nicht, wie — ich glaube, wir gehören für einander.“

Herr von Roſe hatte mit einer Exaltation geſprochen, in welche ihn das unvermuthete Wiederfinden der erſehnten Freundinn und dieſes erſte, einſame Begegnen verſetzt. Er legte ſeinen Arm mit dem Zuge der Zärtlichkeit, mit ſanftſchützender Stärke um ihren ſchlanken Leib, und drückte ihr geſenktes Haupt an ſeine hochklopfende Bruſt. Adele widerſtrebte nicht. In einer Hingebung, welche das holde Vertrauen der Frau, heilig durch ſich ſelbſt, dem Manne von edler Natur noch liebenswürdiger erſcheinen läſſet, als die jungfräuliche Zurückhaltung des Mädchens, ruhete ſie eine Minute lang auf dieſer Stelle, deren feſter Grund jetzt in der Ungewißheit des ausgeſprochenen Wunſches wankte; dann hob ſie das bethränte Geſicht zu ihm empor, nie war es ſchöner! und ſprach: „Lieber Roſe, wiſſen Sie auch, was Sie wünſchen? Ein armes, ödes, vertrauertes Herz, worin der Gram niſtet! Sie aber dürfen um ein frohes werben, das die Erſtlingsblüthen des Gefühls in Ihren Lebenskranz ſchlingt. Mein Frühling iſt dahin!“ —

„O Adele!“ ſagte Herr von Roſe weich und neigte ſich ihr zu, „der Himmel hat keine Zeiten! er wohnt in Deiner ſanften Seele. Soll ich ſeines Friedens, ſeiner ſtillen Freuden nicht theilhaftig werden?“ —

„Und Aline?“ fragte Adele, indem ſie ſchüchtern zweifelte, ſie ihm vergeſſen machen zu können.

„Aline“ — wiederholte Herr von Roſe, „wird mir immerdar theuer bleiben; aber der Platz in meinem Herzen, der ihr Bild bewahrt, iſt nun in Ruhe geſchloſſen, und keinem anderen Wunſche mehr zugänglich, als daß es ihr wohl gehen möge. Seit die Sympathie des Kummers, dann des Charakters — mich an Adele zog, fange ich an einzuſehen, Aline hatte mich minder beglückt. Ich liebe die Welt nicht, welche — der Tummelplatz ihrer liebenswürdigen Thorheit iſt — ſie aber ſchätzt die meinige gering, und lächelt meines philoſophiſchen Geſchmacks, wie ſie die Liebe zur Natur und Einſamkeit nannte, die ich dem rauſchenden Gewühle der Stadt vorziehe, das mich langweilt, und worin ich mich ſelbſt verliere. Dies Lächeln ließ ihr ſo gut! Mein Auge ergötzte ſich daran, während der Stachel des Spottes dem Gemüthe eine leiſe Wunde eindrückte. — Es iſt ſo beſſer! und meine Roſen — es war ein

Vorzeichen — haben Derjenigen gehuldiget, welche Gott, o er wird es geben! mir erwählte.“

Adele fühlte den Sieg dieſer Sprache über jedes kämpfende Bedenken, ob ſie ein Glück, wie dieſer Mann es verdiente, ihm auch würde gewähren können. Nur ein Zweifel regte ſich noch. Sie ſprach: „Und würde das Andenken meiner Trauer den Mann nicht kränken, der ein ſo bebegründetes Recht an den Frohſinn ſeiner Gattinn hätte?“ —

„Adelens Schmerz ſoll ihm heilig und die Bürgſchaft ihrer Treue ſein!“ verſicherte Herr von Roſe, „ihre Thränen dürfen nicht verborgen fließen, hier verſiege ihre Quelle, und der Freund wird zum Tröſter werden, wo der Gemahl vor dem Anſpruche der weinenden, der erſten Liebe zurückſtehen muß.“

Dieſe großmüthige Empfindung riß Adele völlig hin. Sie neigte ſich ihm zu, er drückte ſie feſt an ſeine Bruſt, und das Siegel dieſes Verſprechens in einem heißen Kuſſe auf ihre Lippen. Umfaßt von ſeinem liebenden Schutze, umſchlungen von den Banden dieſes Lebens, welche ſie mit der Seele des Entriſſenen gelöſet geglaubt hatte, fühlte Adele den mächtigſten Halt des Daſeins. Das Licht, welches immer wieder aufgehen muß dem frommen Herzen, ſtrahlte aus dem Dunkel ihres Schickſals hervor. —

Herr von Roſe, in Wonne berauſcht, ſagte nun: „O Adele! meine Adele! welch ein Augenblick! jetzt iſt alles, alles gut. Ich habe in dieſen vierzehn Tagen gefühlt, was Deine Nähe gewährt, was ſie mir geworden, und nicht eine Secunde wollte ich zögern, mich ihrer zu verſichern. Was wird die Mutter ſagen?“ —

Nach einer Weile, die ihnen nicht lange gedäucht hatte, ſprach Adele: „Dort ſehe ich den Vater kommen!“ Sie erhob ſich raſch von ihrem Sitze. Roſenblätter hingen ihr in den ſchwarzen Flechten und Locken, Thränen an den ſeidenen Wimpern, der Verlobungskuß brannte noch auf ihrem Munde, und beſchämt durch ihr Glück, ging ſie an der Seite des Geliebten dem Oberlandforſtmeiſter entgegen. Beide erſchraken vor ſeiner auffallenden Bläſſe, vor dem ſinnenden Senken ſeines Hauptes; mit langſamen Schritten bewegte er ſich vorwärts, ohne das Nahen des Pärchens wahrzunehmen. Jetzt begrüßte Herr von Roſe den werthen Gaſt: dieſer reichte ihm zutraulich die Hand, und ſprach: „Seid nicht böſe, Freundchen, daß ich ſo sans façon hier Herberge genommen! Aber ich war müde zum Sterben, und das grüne Zimmer iſt ein Grabſtübchen, worin man bis zum jüngſten Tage ſchlafen möchte. Ein Traum nur — ſeltſam! Ich träume ſonſt nie in einem Extraſchläſchen — weckte mich, und manches eingeſchlummerte Gefühl iſt mit mir erwacht; aber doch wollte ich dieſen Traum nicht miſſen. Hört ihn, Kinderchen! Max trat vor mich hin, im kriegeriſchen Waffenſchmucke, ein blutiges Tüchlein ragte aus ſeiner Uniform hervor, doch ſchien er es mir verbergen zu wollen. Sein Geſicht war bleich wie ein Schein, ſeine Augen glänzten verklärt, er glich dem Todesengel. „Vater“ fragte er mich mit einer Stimme, ſo lieb und traut, wie mein guter Junge ſie im Leben hatte, weint Adele noch? Sage ihr doch, daß ſie ſich tröſte! der Tod iſt ſo ſchön! ich möchte ihn nicht tauſchen — und die Liebe nimmt man mit von der Erde: den Trauring aber habe ich verloren.“

Ein Fröſteln durchrieſelte Adele. Sie empfand ein ſchnelles Erbluten ihres Herzens — wendete ſich ab, und weinte ſanft. Auch Herr von Roſe fühlte ſich ergriffen.

Er erzählte ſeinem ehrwürdigen Freunde, wie wunderbar derſelbe geträumt, und was in dieſer Stunde vorgegangen.

Da ſegnete der Oberlandforſtmeiſter die Verlobten gerührt, und erkannte in frommer Scheu das Walten der Vorſicht und einen Zuſammenhang der Geiſterwelt, die unſerer Sehnſucht Heimath iſt und Antwort giebt auf alle Fragen des Gefühls.

Hulda war der Abreiſe ihres Schwiegervaters und Adelens traurigfroh. Von dem Oberlandforſtmeiſter mit jener genaugewogenen Güte behandelt, die nur dem Mitleiden gereicht wird, drückte der kleinſte Beweis davon ihr Herz gleich einer Schuld. Adelens näherer Umgang war für Hulda eben ſo mehr eine vorwurfsvolle Laſt, als eine Erleichterung ſchweſterlicher Theilnahme geweſen. Sie neidete der Wittwe die reine, ruhige Stirn und das vorgezogene Verhältniß zu den Schwiegereltern, das auf gegenſeitiger Werthachtung und in dem Gefühle ihres gemeinſamen Verluſtes beruhete.

Adele war wohl zu jung, zu hoch von ihrem Schmerze getragen, und überhaupt einer idealen Welt zu ſehr eingebürgert, als daß dieſe hehre und höhere Sinnesweiſe ſich in dem umgänglichen Verkehre mit Hulda nicht als eine herablaſſende derſelben fühlbar machen ſollen. Hulda vergalt dieſen unwillkürlichen Stolz, der doch nur der Hochſinn einer edlen Weiblichkeit war, wie reichlich Adelens Beſtreben, ſich ihrer unglücklichen Schwägerinn freundlich und gefällig zu erweiſen, ihn aufwog, mit verſchloſſener Kälte, mit finſterem Zurückziehen in ſich ſelbſt. — Nur die Oberlandforſtmeiſterinn wußte die Würde ihrer reinmenſchlichen Tugend mit der Liebe zu verſchmelzen, welche ſich eines verlorenen Gemüthes mit rettendem Erfolge annimmt. Hulda, ſo trotzig ſonſt, war jetzt ein verzagtes Kind geworden, und nur die Gegenwart der Schwiegermutter, als deren Schützling ſie ſich wußte, hielt die böſen Geiſter der Furcht und Angſt von ihr ab.

Frau von Haag bemächtigte ſich indeſſen der Wirkſamkeit, die ſie täglich mehr auf Hulda gewann, mit der beſcheidenſten Vorſicht: es genügte ihr vorerſt, ſie für Hulda's leidende Geſundheit zu nutzen, in deren Verſäumung die ſeelenkranke junge Frau ſich zu gefallen ſchien.

Ein Brief, den der Regierungsrath auf einem Ruhepunkte ſeiner Reiſe geſchrieben, ward ſeiner Mutter von ihrem Gemahle zugeſendet. Dieſes Schreiben enthielt umfaſſender und geordneter, als das erſtere, die Geſchichte ſeiner letzteren mit Hulda zugebrachten Tage, und ſeine Entſchloſſenheit zur Scheidung, wie alle Gründe dafür. Er erwähnte ſeiner Unterredung mit dem Ritter und ſagte unter Anderm: Wenn er je daran denken könnte, Hulda zu verzeihen und ihrer Fehler gegen ihn zu vergeſſen, ſo müſſe ſie eine Wiedergeborne werden, und dies dürfe er bei der tiefen Verdorbenheit ihrer Neigungen, bei der Verſtocktheit ihres Herzens gegen das Pflichtgebot, weder hoffen noch erwarten. So ſei denn der Gedanke einer gerichtlichen Trennung, ſobald er zurückkehre, der einzige, welcher ſeiner Zukunft Frieden verheiße, wenn auch den eines Kirchhofs; denn alle Freuden ſeines Lebens, für immer erſtorben, lägen ihm tief in der Seele begraben.

Frau von Haag las dieſen Brief mit großer Bekümmerniß. Die hochwichtige Verantwortung, welche ſie auf ſich geladen, die ganze Schwierigkeit ihres Unternehmens trat ihr darin entgegen: aber was edle Abſichten hindert, erhebt ſie zugleich, und nur der Wille zur Sünde iſt ſcheu und ſchreckhaft.

Die Oberlandforſtmeiſterinn glaubte in dem Schreiben ihres Sohnes, neben jener erbitterten und umſtändlichen Anklage Hulda's und der Leiden, die ſie über ihn gebracht, noch einen Reſt von Liebe zu finden — ein verachtendes Aufgeben ſpricht ſich kurz und kalt aus — und darauf bauete ſie mit fleißigen, betenden Händen ihren Plan. Sie theilte Hulda dasjenige aus dem Inhalte des Briefes mit, was ihr zweckmäßig ſchien. Hulda ſchwamm in Thränen. Sie hoffte nicht mehr, daß Rudolph ſich verſöhnen laſſen werde.

Die Mutter verwies ihr ſanft dieſen Ungeſtüm des Schmerzes, als ihrer Geſundheit nachtheilig. „Auch hören Sie ja, meine Tochter,“ ſagte ſie mit tröſtendem Hinweiſen, „welch' eine Bedingung mein Sohn aufſtellt. Eine Wiedergeborene will er aufnehmen an ſein Herz, doch die Hulda nicht mehr, die das ſeinige treulos von ſich ſtieß. Es kommt nun lediglich auf Sie an, ob Sie Sich fähig halten, Ihren Sinn zu erneuern. Freilich kann ich Ihnen in keinem Falle mit Gewißheit verſprechen, wie mein Sohn fühlen und handeln werde, dies hängt von vielen Dingen ab, welche außerhalb alles menſchlichen Berechnens liegen: allein Sie hätten dann gethan, was an Ihnen läge, und dieſe innere Beruhigung würde Sie der Zukunft gefaßter entgegengehen laſſen, ſelbſt wenn Ihr Eheweg ſich für immer ſcheiden ſollte. Hulda!“ fuhr die Oberlandforſtmeiſterinn fort und benutzte dieſe geeignete Stunde für ihre mütterlichen Lehren, „vor Allem ſorgen Sie jetzt und immerdar für Ihre

Geſundheit! Sie iſt ein heiliges, anvertrauetes Gut, an dem Niemand freveln darf, ohne der Straſe körperlicher Schmerzen und der Ahndung künftiger Rechenſchaft zu verfallen. Unſer Geſchlecht, ausgerüſtet in ſeiner Schwachheit mit größerer Fähigkeit zum Dulden und Leiden, als die ſtarken Männer, verkennt und verkehrt die Ordnung der Natur, wenn es gehoben ſein will, von der Geduld des Gemahls und getragen auf ſeinen Händen, die ſich lieber thätig und rührig in das große Spiel der öffentlichen Wohlfahrt miſchen, als mit ſachtem Anfaſſen einer kranken, allzuzarten Frau pflegen. Das Mitleid mit dieſer Senſibilität entmannt den Gemahl und raubt ihm die Freude am häuslichen Leben, und wer immer für eine theure Geſundheit zittert, denkt endlich einmal daran, daß das ſchlimmſte Ende dieſer Furcht doch auch fortwährender Qual ein Ziel ſetze. — Das leichtbewegliche Spiel der Nerven darf nicht zu einer überſpannten Reizbarkeit ausarten, die nur elend macht, in einer Welt, wo der Schmerz viel öfterer rauh in die Saiten des Gefühls greift, als die Freude ſie berührt. Da thut die Stärke Noth und der Schwäche muß nachgeholfen werden. Das beſte Mittel dazu, das unfehlbarſte, iſt nutzliche Beſchäftigung und ein häusliches Wirken und Walten. Arbeit iſt des Blutes Balſam! Arbeit iſt der Tugend Quell! ſagt ſogar der berühmte Dichter Spaniens, welcher unter den Strahlen einer heißeren Sonne, hingegeben ſeinem dolce far niente, dennoch dieſe Wahrheit in ſeinem ſchönſten Gedichte anerkannte.“

„O! es iſt ſinnvoll, daß die kleine, emſige Biene, das Bild der Arbeitſamkeit, Honig ſammelt, den Inbegriff aller Süßigkeit! und auf leichten Schwingen von Blume zu Blume eilt. So beflügelt der Fleiß die Stunden und verwandelt das Feld unſerer Mühen, wo der Trägheit nur Diſteln und Dornen wuchern, in einen blühenden Fruchtgarten! — Der Unglückliche, welchem von allem, was er verlor oder entbehrt, noch die Wohlthat der Arbeit oder einer lieben Beſchäftigung geblieben wäre, hätte noch eine Tröſterinn, die ihn nicht verſinken ließe in die finſteren Abgründe der Verzweiflung: und mitten in der Oede des Grams würde ſie ihn ſanft auf den Weg der Ruhe leiten und an dem Quell der Zufriedenheit erquicken. Darum, o meine liebe Tochter, entſagen Sie den eitlen Kleinigkeiten, welche um die koſtbare Zeit betrügen und berichtigen Sie Ihr Urtheil über den wahren Werth der Dinge! Die Welt ſchlägt ihn nur zu oft falſch an — untrüglich aber iſt eine innere Stimme, die wir jedoch nur dann vernehmen, wenn unſere Leidenſchaften ſchweigen. Wenn wir ſtille wären, dann würden wir ſtark und uns geholfen ſein! Arme Hulda, Gott helfe Ihnen, daß Sie ſtille werden und hoffen lernen auf ſeine ewige Hülfe!" —

Hulda's Lage gewährte dieſen Worten ihrer Schwiegermutter einen offenen Eingang in ihr erſchüttertes Herz. Von allen äußeren Umſtänden zurück und an ſich ſelbſt gewieſen, lernte ſie zum erſten Male einſehen, daß der Menſch ſein eigener Freund ſein müſſe, um den Unbeſtand fremder Gefühle ertragen zu können. Alles, was ſonſt in gleicher Leerheit, die Leere in Hulda's Stunden ausgefüllt, fehlte hier, oder wäre völlig zwecklos geweſen; dagegen leitete die Ruhe dieſes Aufenthaltes und der beſonnene Ernſt ihrer Schwiegermutter ſie auf ein wirkſames Nachdenken über die Vergangenheit, wie auf Betrachtungen der Zukunft, die, mehr und mehr vom Standpunkte der Wahrheit genommen, ſie den wüſten Irrweg, der ſie von ihrer Pflicht, wie von ihrem Glücke getrennt, überſehen ließ.

Ihre Leidenſchaftlichkeit war abgeſpannt, nur ein Wunſch regte mit fieberhafter Heftigkeit die matte Seele auf, der, ihren Mann verſöhnt zu wiſſen und ihn von ihrer Reue zu überzeugen. Dann wollte ſie gern ſterben, und der Tod, den ſie in der bevorſtehenden Niederkunft finden würde, ward ihr eine fixe Idee. Die ſchwärmeriſche Hoffnung, womit ſie an ihr Erliegen glaubte, war jener grauſamen Wolluſt verwandt, die ſich früher an Rudolphs liebendem Schmerze, an ſeiner theilnehmenden Sorge, ſo oft ohne Noth geweckt und angeſprochen — geletzt hatte.

Es iſt nicht ſelten, daß die Ahnung des Zukünftigen ein trübes Bild in unſere Seele drückt, ohne daß wir es deutlich zu erkennen vermöchten; unſere Augen werden gehalten, daß wir nicht ſehen, wie nahe — in jedem Sinne — Gott uns ſei! —

Die Oberlandforſtmeiſterinn, welche ſehr wohl wußte, wie raſch ein jugendliches Gemüth den blaſſen Freund beſchwört, der dann doch unwillkommen erſcheinen würde — milderte die finſteren Vorſtellungen von Hulda's Phantaſie durch Farben des Lebens und der Liebe, und ſtellte heitere Ausſichten daneben auf. Aber dennoch legten ſich laſtend bange Vorgefühle auf ihr eigenes Herz, ein trauriges Sehnen zog ſie nach Hauſe. Der Gedanke, ihre Schwiegertochter könne ſehr leicht von Seelenſtürmen, unter denen ihr Körper ſichtbar gelitten, an ein frühes Ziel hingeriſſen, der Kraft ermangeln, die vorſeiende Kataſtrophe zu beſtehen — gab ihrem Benehmen gegen Hulda die rückſichtsvolleſte und verzeihendſte Sanftheit.

Vier Wochen waren vergangen und Frau von Haag konnte und wollte nun hier länger nicht verweilen. Hulda ging ungern nach Burgſtein zurück, doch wagte ſie den Wunſch nicht, noch länger, und wenn es ſein müßte, allein auf dieſem Gütchen wie in einem freiwilligen Exil leben zu wollen.

Noch wußte die Oberlandforſtmeiſterinn nicht, daß Adele und Herr von Roſe ſich während ihrer Abweſenheit verlobt hätten; auf Adelens herzliche Bitte war ihr die mündliche Anzeige von dieſem glücklichen Ereigniſſe an ihre Schwiegermutter vorbehalten worden. Frau von Haag ſtand froherblaßt, als die bräutliche Wittwe ſich mit dieſem Geſtändniſſe an ihre mütterliche Bruſt ſchmiegte. „O Gott!“ ſagte ſie und blickte glänzenden Auges gen Himmel, „verſagend ſelbſt erhörſt Du mich! — Deine Gedanken ſind nicht unſere Gedanken, aber“ — ihre Stimme erloſch in Thränen der Demuth nnd Dankbarkeit. Ein heißer Strom der Liebe wallte durch ihr Herz. Sie gedachte jener Unterredung, wo ſie Adelen ein neues Aufblühen ehelichen Glückes vorausgeſagt und eine vergütende Zukunft für die trauernde Tochter im Geiſte geſehen, wenn auch nicht dieſe; denn der Herr unſerer Tage giebt überſchwänglich mehr, als wir bitten oder verſtehen! Sie liebte Herrn von Roſe gleich einem leiblichen Sohne; aber nie hatte ſie den Tod des Erblichenen mehr gefühlt, als in dieſem Augenblicke. Sie empfand, daß einer Mutter nie Erſatz werden kann für das, was ihrem treuen Herzen entriſſen ward und warum die heiligſte Liebe dies innigſte Verhältniß in der Natur zu ihrem Sinnbilde erwählte.

Allein ſie ſegnete Adele mit einer Freude, die größer war, als der Schmerz ihrer Erinnerungen; dann ſchlich ſie ſtill in den Garten hinab und pflog leiſe Reden mit dem Schatten ihres Sohnes.

Die Vermählung des Herrn von Roſe war vorläufig auf den fünften December, den Geburts- und Namenstag der Oberlandforſtmeiſterinn, feſtgeſetzt worden, obgleich dieſe, von mancherlei Gründen bewogen, ſie gern bis zum nächſten Frühjahre verzögert geſehen hätte. Ihre Wünſche, in Betreff äußerer Angelegenheiten, waren jedoch ſtets weiſe genug, um ganz beſtimmt zu ſein — ſie ließ alſo geſchehen, daß Herr von Roſe den genannten Zeitpunkt als das Ziel der ſeinigen betrachtete.

Der Brautſtand ihrer Schwägerinn nahm Hulda's Eitelkeit von anderen Seiten, als denen, welche bereits unter der Feile der Prüfung waren — in eine beſſernde Schule. Herr von Roſe hatte nur Sinn für die beſcheidene Adele, und Hulda empfand, daß es noch Männer gäbe, welche eine edle Simplicität des Gemüths und ſogar das Gewand der Trauer, das den Reiz einer weiblichen Geſtalt und Seele verhüllt, dem ſchimmerndſten Prunke der Schönheit und ihrer Anmaßungen vorzuziehen wußten. Das glänzende und doch reelle Glück Adelens, die ſie ſtets ſo tief unter ihren ſtolzen Anſprüchen geglaubt, drängte ihr Vergleichungen auf, die heilſam, aber ſchmerzlich waren; ſelbſt Adelens Wange blühete, voller geründet, wieder auf, während die ihrige einſank und verwelkte — es hatte ſich alles um ſie her verwandelt. Und in dieſem für ſie ſo traurigen Wechſel der Umſtände fühlte Hulda einen ewigen Beſtand in ihrer Bruſt, der über alle ſchwindende Erſcheinungen beruhigen könnte und für deſſen warnende Anſprache ſie früher betäubt geweſen. Sein leiſes Tröſten ward jetzt weniger von ihr verſäumt. Doch als Mutter fühlte ſie den erhabenen Vorzug ſolch einer Geſegneten. Alle Hoffnungen, womit die Liebe Adelen ſchmeichelte, reichten nicht an dieſe Wirklichkeit und ihren entzückenden Beſitz. Sie umſchlang in ihrem zärtlichen Kinde ihre Freude, wie einen von der Vorſehung ſelbſt geſtellten Anwalt ihrer Schuld — ihren Sühnengel! Ein wenig Neid gegen Adele und der gewohnte Trieb, ſich geltend zu machen, miſchten ſich — o wie ſchwach und unlauter bleibt die menſchliche Tugend doch auch in ihren reinſten Aeußerungen! — mit geheimeren Antrieben in ihre mütterlichen Gefühle und in die nachholende Uebung ihrer Pflichten.

Der Oberlandforſtmeiſter blieb nicht unbewegt von der ausſchließenden Innigkeit, womit Hulda, losgeriſſen von allem, woran früher ihre vereitelte Seele gehangen, nur noch an ihrem Kinde feſthielt, um nicht in die Tiefen des Trübſinns zu verſinken.

Hulda's bleiches, troſtloſes Geſicht rührte ihn oft, doch meinte er, ſie bedürfe der harten Prüfung ihrer gegenwärtigen Lage und einen ſtarren Boden müſſe die Egge erſt durchwühlen, bevor er den Samen aufnehmen und entfalten könnte. Doch beſchloß er in ſeinem väterlichen Herzen, Hulda ſolle glücklich werden und ihre Thränen an der Bruſt ſeines Sohnes trocknen. Er machte Plane für ihre Wiedervereinigung, er ging ſtill damit um, wie alles auf das beſte zu bewerkſtelligen wäre — und hoch über allen Wolken der Erde hatte Gott den heiligen Entwurf gemacht, deſſen Zeit nunmehr gekommen war.

Im November ward der Oberlandforſtmeiſter krank, nachdem er den ganzen Sommer hindurch über mancherlei Beſchwerden geklagt hatte, welche die Seinen, wie er ſelbſt, für die begleitende Schwäche und Hinfälligkeit vorrückender

Jahre genommen. Adelens nahe Hochzeit mußte alſo aufgeſchoben werden. Jetzt in dieſen Tagen einer ängſtlichen Sorge um das theure Haupt dieſes Familienkreiſes lernte Hulda die ganze Ehrwürdigkeit ihrer Schwiegermutter kennen. Sie erſtaunte über die Stärke, welche in eine weibliche Seele gelegt ſein kann, ſie ſchämte ſich der Schwachheit ihrer früheren Begriffe und Leiſtungen. Obgleich hundert Hände den Kranken zu bedienen bereit geweſen wären, ließ dennoch die weiche Hand der Gattinn ſich das Geſchäft ſeiner Pflege nicht nehmen. Sie nur allein bettete ihn ſanft, wie die Liebe bettet, ſie reichte ihm die bittere Arznei mit verſüßenden Worten und wog die Entbehrungen, denen er ſich unterwerfen mußte, mit dem Vollgenuſſe ihrer innigſten Theilnahme auf. Konnte ſie auch ſeine Schmerzen nicht lindern, ſo blieben die ihrigen doch ſeinem Blicke entzogen, und mit höchſter Anſtrengung drückte ſie oft die Angſt des Mitleids in das vergehende Herz zurück, während ihre Miene ihm lächelnd die Gefahr ſeines Zuſtandes verbarg.

Hulda konnte nicht umhin, die Geiſteskraft ihrer Schwiegermutter zu bewundern, welche ſich in der ausdauerndſten Geduld gleich blieb; dies Muſterbild einer Gattinn war doch zu vollendet, als daß es ſie nicht mit Empfindungen hätte rühren ſollen, die ſie entflammten, ihm nachzuahmen. Als Hulda einſt, von einem ſchönen Gefühle aufwallender Hochachtung hingeriſſen, die wohlthätige Hand ihrer Schwiegermutter küßte und einige Worte ſtammelte, welche ausdrückten, was in ihr vorging, da ſagte die Oberlandforſtmeiſterinn, und ein himmliſches Lächeln hellte ihre traurigen Züge auf: „Ich erfülle nur meine Pflicht, den Schwur, welchen ich am Altare gelobte! — Das Gedächtniß einer Frau, liebe Tochter, ſollte doch immer bis an die Vorſchrift der Trauformel reichen, welche fordert, daß Eheleute einander nicht verlaſſen, in Glück noch Leid, weder in Noth noch Tod, bis der ſie ſcheidet — und doch auch nur ſcheinbar; denn das Band der Herzen, der geiſtige Zuſammenhang wird nicht gelöſet, auf Erden wie im Himmel!“ —

Die Krankheit des Oberlandforſtmeiſters verzog ſich in die Länge, und an ein Vermählungsfeſt konnte unter dieſen Umſtänden nicht gedacht werden. Herr von Roſe fühlte zu zart, um die leiſeſte Ungeduld über den Aufſchub ſeines Glückes zu äußern, und Adele war eine zu kindliche Tochter, um einen anderen Wunſch zu hegen, als dem leidenden Vater nahe, der theuren Mutter hülfreich bleiben zu können. Ihre unterſtützende Gegenwart konnte noch weniger entbehrt werden, als Hulda im Januar ſehr ſchwer von einem Knaben entbunden ward, und die erfahrene Mutter den Platz am Krankenbette ihres Gemahls verlaſſen mußte, um ihrer Schwiegertochter thätigen Beiſtand zu leiſten.

Hulda's Leben hing in der Schwebe der höchſten Gefahr, ihre Kraft war gebrochen; — aber das Kind regte ſich friſch und ſtark, und ſchien feſt in das Daſein wurzeln zu wollen. Die Wöchnerinn erholte ſich äußerſt langſam, und nur unter dem Drucke einer ſchweren Mattigkeit, der auf ihren Gliedern, wie auf ihrer Seele laſtete. Sie war ihr Schattenbild geworden, und ihr inneres Weſen hatte jene duldende Ruhe angenommen, welche die Ergebung des Gemüths durch die erſchöpfte körperliche Fähigkeit, noch länger anzukämpfen, erleichtert.

Nach Rudolphs letzten Briefen war ſeine Rückkunft bald zu erwarten, und ſeine Mutter hatte die Heimkehr des Sohnes dringend zu beſchleunigen geſucht, da ihr Gemahl ſichtlich ſchwächer ward, und der Arzt ſeine Beſorgniſſe länger nicht verbergen konnte. Daß Hulda einen Sohn geboren, und dabei am Rande des Grabes geweſen ſei, von dem ſie erſt mit ſchwachen Schritten der Geneſung wieder den Wandel eines neuen Lebens begonnen — dies hatte die Oberlandforſtmeiſterinn ihrem Sohne auch geſchrieben, und daß ſeine aufgegebene Frau ein Gegenſtand des Antheils ihrer Schwiegereltern geblieben, konnte er erſehen; doch eben ſo wenig auf die Art ihrer gegenſeitigen Verbindung ſchließen, als mit Gewißheit vermuthen, wo Hulda ſich aufhalte.

So war der Februar vorübergegangen, und Rudolph mit jedem Tage ſehnlicher, doch vergebens erwartet worden.

Auf die Nachricht, wie übel es mit dem Vater ſtehe, waren Tomby und Aline längſt gekommen; die Mutter, deren Schritte ohnmächtig ſchwankten, bedurfte des Anblicks aller ihrer Kinder, und das Ausbleiben des Entfernten ängſtete ſie ſehr. Sie rief ihn tauſendmal in Gedanken an das Lager des Vaters, ihre mütterliche Sehnſucht hätte ihm Flügel geben mögen.

Jetzt ſchickte der Tod ſeine bangen Boten, und Aller Herzen erzitterten vor ſeiner grauſamen Nähe.

Ein heller Frühlingsmorgen verſammelte den Hauskreis um das Bett des Kranken, der in träumendem Schlummer lag, woraus er oft auffuhr, als wäre er geſtört worden. Aber es herrſchte eine tiefe erwartungsvolle Stille, und leiſe ſäuſelten die beklommenen Athemzüge durch den weiten Raum des Zimmers. O! *wie* fühlen wir das Licht der Sonne, wenn unſeres Lebens Stern ſich verdunkelt, und die innere Welt in Nacht ſich hüllt! — ihre Strahlen drückten auch auf die weinenden Augen dieſer Familie.

Jetzt öffnete der Kranke die umflorten Augen, und heftete ſie ſtier auf die blaſſe Gattinn, in deren Armen ſein

Haupt ruhete. „Naemi!“ ſagte er mit veränderter Stimme, „meine liebe Frau! biſt Du es, die mich nicht ſterben läſſet? Ich bin müde und kann nicht einſchlafen — ich ſehne mich zur Ruhe und es hält mich auf, ich weiß nicht was?“ —

„Nein, Lieber!“ antwortete die Oberlandforſtmeiſterinn mit bebender Lippe, und ihre Thränen floſſen ſacht, „ich gönne Dir des Lebens beſte Wohlthat, den ſanften Tod! Mein Troſt iſt Gott! Keine Klage ſoll Dir den Heimgang erſchweren und Deinen Geiſt an die Schmerzen der Erde binden. Du gehſt ja nur voran, daß ich Dir folge — wir ſehen uns wieder!“ — Sie verſtummte im Gefühle der Trennung.

„Ja gewiß, meine Naemi!“ erwiederte der Kranke, und ein verklärendes Lächeln flog über ſein entſtelltes Geſicht, „der Tod iſt anders, wie wir ihn uns denken; ein Hauch der Unſterblichkeit webet vor ihm her!“ —

Jetzt rollte ein Wagen in den Hof, eine freudige Bewegung durchlief das Haus. Rudolphs Namen ward flüſternd genannt, und Frau von Haag hob einen dankenden Blick zum Himmel auf, daß er ihr heißes Gebet erhört hätte.

Sie fühlte ſich plötzlich in jene Stunde der Vergangenheit entrückt, wo ihr nun ſterbender Gemahl zu dem Abſcheiden ſeiner Mutter kam — (ſein Bett ſtand in dem nämlichen Zimmer und auf derſelben Stelle) ein heiliger Moment der Gegenwart verſchmolz mit jener düſteren Erinnerung.

Der Regierungsrath öffnete die Thür, die Arme der Seinigen hoben ſich, ihn zu empfangen; aber dies Wiederſehen war ſtumm und trauervoll, und geräuſchlos wichen ſie zurück, ihm den Zutritt zu gönnen. Da lag ſein Vater mit bleicher Todesmiene, aber ruhig, wie der Gerechte, wenn er den Lohn eines tugendhaften Lebens, die ſelige Vollendung nahe fühlt! Da ſaß ſeine Mutter, ihre ſchmerzerfüllten Augen begrüßten den Sohn, ihr Willkommen ward zu einem Seufzer; neben ihr weinte Aline. Tomby ſtand ernſt, aber gefaßt; er war dem Tode vertraut, und hatte ihn in den furchtbarſten Geſtalten des Krieges geſehen, hier erſchien er als ein heiterer Engel des Friedens. Zu des Bettes Füßen lehnte Adele, ganz in Wehmuth aufgelöſt, an ihrer Seite ſtand tröſtend Herr von Roſe, und ſah und fühlte mit tiefer Empfindung ſeinen zweiten Vater ſterben. — Und hier! in dieſem engen, verwandtſchaftlichen Kreiſe, gehalten von der Hand des Verſcheidenden, ihren linken Arm verſchlungen in den ſeiner Mutter, dem theuren Haupte zur Stütze leihend, das ſich nun bald neigen würde — ſaß Hulda, ſeine verwieſene Gattinn! bleich und ſtarr, wie aus dem reinſten Wachs geformt, verrieth nur das Heben ihres Buſens des Herzens furchtſamen Schlag, den der Entſcheidung, der nun fallen ſollte. Auf ihrem Schooße ruhete, in ſchneeweiße Linnen gehüllt, ein blühender Knabe, der in träumender Unſchuld des Todes lächelte, den er nicht ſah noch fürchtete. Die kleine Dido ſchmiegte ſchläfrig und ſchluchzend ihr naſſes Geſichtchen in das Morgenkleid der Mutter.

Rudolphs erſter Blick fiel auf ſein jungſtgeborenes Kind — der zweite auf ſeinen ſterbenden Vater; die ſtärkſten Gefühle der Natur erſchütterten ſeine Seele, und ihre Vorſätze wankten. Mit einem Rufe der bängſten Liebe bog Rudolph ſich über das Lager. Da öffnete der Oberlandforſtmeiſter die geſchloſſenen Augen, und ein Strahl des Bewußtſeins dämmerte noch einmal hinter den Schatten auf, welche tiefer und tiefer vor das Licht dieſer Welt ſanken.

„Rudolph!“ ſagte er, kaum noch vernehmlich, und legte mit ſchwerem Beſtreben die Hand ſeines Sohnes in Hulda's Rechte, welche wie ein Espenblatt bebte, dann drückte er dieſe vereinigten Hände auf ſeine Bruſt, und ſprach, „liebet euch, meine Kinder!“ Da umſchlang Rudolph die gebeugte Hulda und küßte ihre kalten Lippen, und ſegnete ſein Kind mit einer warmen Thräne der Verſöhnung! Eine himmliſche Freude miſchte ihre Stärkungen in den herben Kelch, der nicht vorübergehen konnte.

Auch die Männer, ſtärker gegen den Schmerz, waren von der Rührung dieſer Minute bis in das Innerſte ergriffen, und während die benetzten Blicke Aller auf dieſer Gruppe verweilten, entführte der Engel des Herrn leiſe das Leben von der Lippe des Kranken; ſie erblaßte, und athmete nicht mehr — das Herz klopfte ſchwächer und ſchwächer unter den zuſammengefügten Händen ſeiner Kinder, dann ſtand es ſtill. — Der Altar des Todes hatte ihrem erneueten Bunde ſeine unauflösliche Weihe gegeben!

Die Wünſche der Oberlandforſtmeiſterinn an ihren Sohn trafen mit den Forderungen der Umſtände dahin zuſammen, daß der Regierungsrath ſeine Dienſtentlaſſung nachſuchen und die väterliche Gutsherrſchaft übernehmen möchte.

„Es würde nicht gut thun,“ ſagte die weiſe Mutter, „wollteſt Du Hulda in die Welt zurückführen, deren gefährlichen Einfluß auf das empfängliche Gemüth Deiner Frau Du kennen gelernt haſt. — Im Schatten der Verborgenheit pflege an dem zarten Triebe des häuslichen Glückes, der neben dem tiefen Abſchnitte des verkommenen zu grünen beginnt! — Wie manche Fehler, die in dem Menſchen ſchlummern und mit ihm begraben werden, würden, von einer andern Lage geweckt, ſein Unglück geworden ſein und ihm den Ruhm der Trefflichkeit geraubt haben! — Freilich ſollte unſere Tugend unabhängig von äußern Verhältniſſen ſein; aber bei wie Wenigen iſt ſie es doch! Deshalb hat menſchliches Vergeben nur Zurechnung vor dem Allwiſſenden. Und ſollte Hulda Dich jemals wieder zum Zorne reizen, oder durch einen jähen Rückfall in ihre Lieblingsſünden betrüben; ſo frage nur: Wie oft muß ich vergeben, mein Gott? Die Antwort findeſt Du in dem Buche der Bücher, das Dir ſagt, wie langmüthig die Liebe ſei."

Rudolph beherzigte dieſe Worte, und behielt ſie im treuen Gedächtniſſe; nur zweifelte er, ob Hulda geneigt ſein würde, für immer auf dem Lande leben zu wollen. Allein zu ſeinem Erſtaunen kam ſie ihm mit dem bittenden Vorſchlage entgegen, der Stadt ganz zu entſagen. Er ſchloß ſie freudig gerührt an ſeine Bruſt, und fing an zu glauben, daß er ſeiner Hoffnung trauen dürfe.

Als der Mai ſeine Blüthen über die Gräber ſtreuete und die Knospen der Blumen entfaltete, führte Herr von Roſe Adele als ſeine Gattinn nach Roſenwalde. Der Hochzeittag ward in angemeſſener Stille begangen; nur die Unterthanen feierten in lautem Jubel und fröhlichen Tänzen das Feſt ihres geliebten Herrn, und Freude verklärte auch die dunkelſte Hütte.

Wenige Tage vorher ging die Oberlandforſtmeiſterinn mit ihrem Sohne weit hinaus in das Feld ſpazieren. Ihre Finger glitten ſpielend durch die wallende Saat, als ſie mit geſenktem Haupte davon ſprach, daß ſie nun mit Adele ziehen werde.

Rudolph ſchien betroffen, ja empfindlich über dieſe Erklärung, und meinte: Warum ſeine Mutter nicht in Burgſtein bleiben wolle, da ſie im beſten Vernehmen mit Hulda ſtehe, und deren frühere Vorurtheile glorreich beſiegt hätte? Es ſei ja wohl unmöglich, daß ſeine Frau jemals vergeſſen könne, welche Verdienſte die Mutter ſich um ſie erworben.

Darauf ſah ihn dieſe ſanft lächelnd an, und ſprach: „Ich hoffe Hulda überzeugt zu haben, daß ihr Wohl mein wahrer Wunſch ſei, und daß nicht jede Schwiegermutter in der Gattinn des Sohnes eine Nebenbuhlerinn ſieht und haßt, ſondern manche, gleich mir, ſich eine liebende Tochter in der Mutter ihrer Enkel anbilden möchte. Aber dieſe Ueberzeugung würde nicht vorhalten; die Lehre, welche der Kummer gegeben, wird in den Tagen des Glückes ſelten beherzigt, und ſoll eine Wohlthat fortdauernd als ſolche empfunden werden, muß der Wohlthäter verſchwinden. — Deshalb laß mich in Frieden ziehen! Ich bleibe Dir und Hulda nahe, und doch auch nicht zu nahe, daß die häusliche Eintracht verdrängt würde, welche Raum bedarf.

Rudolph ſann und ſeufzte. Er konnte ſeiner Mutter nicht Unrecht geben, wenn es ihn auch ſchmerzte, daß ſie den Vorzug ihrer Gegenwart einem andern Orte als ſeiner Heimath gönnen wollte. Indem er dies äußerte, bemerkte er zugleich: Adele ſei doch auch ihre Schwiegertochter, und die Gründe, welche ſie abhalten könnten in der nächſten Gemeinſchaft mit ihn und ſeiner Frau leben zu wollen, müßten, dünke ihm — noch gewichtiger ſein, die Mutter bedenklich zu machen, Adelens anhängliche Bitte und den Wunſch des Herrn von Roſe zu erfüllen. Gewiß werde ſie alles reiflich erwogen haben, wobei ſie auf den Gedanken habe gerathen müſſen, daß der künftige Gatte Adelens eine Störerinn anderer Art in ihr vorausſetzen dürfte, eine lebende Erinnerung an die erſte Liebe und Ehe ſeiner Frau. —

Das Auge der Oberlandforſtmeiſterinn glänzte auf, ihr blaſſes Angeſicht, geröthet von einem erhebenden Gefühle, ſtrahlte Zuverſicht und Frieden. „Du irrſt, lieber Sohn!“ ſagte ſie, „es iſt mit Adele ein Anderes. Meine Züge können ihr kein Vorwurf ſein, die den Todten nicht vergaß, noch vergeſſen wird. Daß ſie der Leitung einer gütigen Gottheit, dem Beruf zur Seligkeit in Liebe, Hoffnung und Glauben nicht in murrendem Grame widerſtrebte, muß ich billigen und loben. Den edlen Roſe erhebt ſein Selbſtgefühl, ſeine höhere Geſinnung über jede niedere Eiferſucht. Wäre das Bild Deines Bruders in dem Herzen ſeiner Wittwe erloſchen; ſo würde es ihr auch in ihrem äußeren Andenken erblichen ſein; lebt es aber unvergänglich dort, ſo ſpiegelt es ſich in allen Geſtalten des Lebens, und nicht in der meinigen allein. Und wiſſe denn, mein Sohn! ich heiße Naemi! der Segen dieſes Namens ruhet auf mir — ich habe ihn empfunden; er verheißt mir eine Ruth zur Schwiegertochter, welche mich auch dann noch kindlich liebt und ehrt, wenn ein zweiter wackerer Mann ihr den Entſchlafenen erſetzt. Dies iſt Adele! ſieh nicht ſo ſchmerzlich dazu, lieber Rudolph. Sie ſoll mir einſt die Augen zudrücken; in Roſenwalde, ich fühle es! werde ich ſterben und neben meinem Vater ruhen. Danach habe ich mich geſehnt, ſeit auf jenem Grund und Boden mein unglücklicher Vater die letzte Heimath für ſeinen müden Leib gefunden.

Die Oberlandforſtmeiſterinn ſah ihre ahnungsvollen

Wünſche befriedigt, als ſie in das Schloß zu Roſenwalde einzog, um es nicht mehr mit einem andern Wohnſitze zu vertauſchen, bis ſie in die Räume des Lichts abgerufen würde.

Sie lebt dort in frommer, beſchaulicher Stille mit den Geiſtern ihrer vorangegangenen Lieben, unter den Schatten der Vergangenheit.

Das Glück ihrer Kinder, größtentheils ihr mütterliches Werk, hält ihre ſehnende Seele mit Banden dieſer Welt umſchlungen, und ſie freuet ſich der reichen Ernte, welche jedem Samenkörnlein, das ſie liebend ausgeſtreuet, tauſendfältige Frucht trägt.

Adelens Tochterherz, das den einſamen Pfad ihrer Schwiegermutter ebnet und in die Oede des herannahenden Alters Roſen pflanzt, würdigt Frau von Haag als die vergeltendſte Segnung ihrer Mutter und ihrer Treue gegen den armen, irrenden Vater. So oft ihr Blick auf der jungfräulichen Geſtalt der Antigone ruht, zittert eine ſelige Freudigkeit durch ihr Gemüth, und der dunkle Weg, den ſie einſt gegangen, wird von einem überirdiſchen Lichte ausgehellt.

Die Urne des Brunnens rauſcht fort und fort — ſo rauſcht die Zeit in Tropfen des Augenblicks vorüber; doch ſtill wie der Thau der Nächte fällt, ſinkt Gottes Gnade auf die Tage ſeiner Menſchen herab, und das Leben der Geprüfteſten iſt ein Zeugniß von der Liebe des ewigen Erbarmers.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zwanzigſter Band.

Die Pflegetöchter. Erſter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung

P. o. germ. 571 s / 20-25

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Pflegetöchter.

Und etwas lebt noch in des Weibes Seele,
Das über allen Schein erhaben iſt —
— — — — — — — — es heißt:
weibliche Tugend!
Schiller.

Die Sonne ſank; ihre letzten Strahlen zitterten über die blühenden Felder und Wieſen, und der Abendglocke heller Klang fing an, weit über das Dörfchen hinaus zu tönen. — In der behaglichen Ruhe des Sonntags ſaßen die Bewohner von Eichenthal vor ihren Häuſern und Hütten. Die Väter ſprachen von Saat und Ernte, Krieg und Frieden, und dem Inhalt der Dorfzeitung; die Mütter von ihren Kindern, von dem Thun und Laſſen des lieben Nächſten — und die jungen Dirnen tummelten ſich im Freien umher, und flüſterten unter einander vom letzten Maientanz, oder woran ſonſt ihre ländliche Luſt und Liebe ſich gern erinnern mochte.

Jetzt blickten ſie mit ihren hellen, frohen Augen neugierig in die Ferne, als ein goldrother Punkt, aus Staubwolken hervorleuchtend, auf der Landſtraße ſichtbar ward. Ein ſchöner, engliſcher Reiſewagen, mit muthigen Apfelſchimmeln beſpannt, die ein reich galonirter Kutſcher regierte, entwickelte ſich daraus. Als der Wagen ſo nahe war, daß der Knäuel der Dorfſchönen davor zurückweichen mußte, fragte der Kutſcher höflich grüßend, wo er die Wohnung des Herrn Doctor Barden finden konne.

„Die Doctorwohnung?“ antwortete der jungfräuliche Chor, „o! die iſt noch weit von hier!“ erging es wie aus einem Munde.

„Ich will mitgehen und den Weg zeigen,“ ſagte das hübſcheſte der Bauermädchen, und der Kutſcher öffnete galant lächelnd den Wagenſchlag. Nach einem verſchämten Zögern hüpfte das Mädchen hinein, und brüſtete ſich dann auf den ſchwellenden Polſtern, ihren Geſpielinnen vornehm zunickend; pfeilſchnell ging die Reiſe weiter.

„Hier!“ rief das Mädchen, als der Wagen ſich einem geſchmackvoll angelegten Hauſe näherte, welches hohe Kaſtanien beſchatteten. Die Dirne verließ ihren Platz, wurde vom Kutſcher bedankt, zog an der Schelle des Hauſes und ſprang vergnügt davon.

Tiefe Stille herrſchte um die lieblich einſame Wohnung. Ungeduldig harrte der Kutſcher einer menſchlichen Erſcheinung; endlich rauſchten leiſe Tritte, ein ſchönes, blondes Mädchen in Trauer trat aus der Thür und fragte mit der Miene befremdeten Erſtaunens den Kutſcher nach ſeinem Begehr. Dieſer beugte ſich ehrerbietig vor der holden Fragenden und überreichte ihr einen Brief. Das Mädchen entfaltete ihn und las:

„Mein theures Kind!

Es iſt die Schweſter Deiner Mutter, welche dieſe Zeilen liebend, tröſtend, bittend an Dich richtet. Ein dunkles, unerklärbares Geſchick riß einſt unſere Herzen aus einander; das ihrige iſt in Staub zerfallen — und ruht. Das meinige ſchlägt noch in dem regen Gefühle geſchwiſterlicher Liebe und Pflicht; in treuem Wohlwollen wallet es Dir, Du Verwaiſte, Verlaſſene! entgegen. Ich will fortan Deine Mutter ſein! Mariens Geiſt verfolge mich zürnend, wenn ich dies Verſprechen nicht erfülle. Eile in die Arme

Deiner Dich ſehnlichſt
erwartenden Tante.
Roſalie,
Baroninn Lozzo,
geb. Gräfinn Goldin.“

Da ſtand Clara, (ſo hieß die ſchöne Trauernde) einer Bildſäule gleich; heftig zitternd drückte ſie den Brief, der, einem freundlichen Rettungsengel gleich, ſie aus der finſtern Einöde der Schutzloſigkeit und gänzlicher Verlaſſenheit zu führen verſprach, auf die hochklopfende Bruſt. Der bärtige Kutſcher ſah nicht ohne Rührung dem Falle der Thränen zu, die aus dieſen ſanften Augen floſſen und wie leuchtende Perlen an der düſtern Farbe des Anzugs hinabrollten.

Nach einer langen Weile fielen ihre Blicke wieder auf die ruhig harrende Geſtalt des Mannes, der ſchweigend vor ihr ſtand, ihre Befehle erwartend. Clara begriff ſich, und nach weiblicher Art, der es möglich iſt, tiefe Gefühle mit erhabenen Gedanken zu vereinigen, während die Oberfläche des häuslichen Lebens der Mittelpunkt ihrer ſorgſamen Aufmerkſamkeit bleibt — wies ſie ihm Dach und Fach an, und beſtimmte die Stunde zur morgenden Abreiſe.

Nun eilte Clara in das Haus zurück, um das bewegte Gemüth zur Ruhe zu ſtimmen und gefaßten Sinnes die letzten Geſchäfte zu vollbringen. Mühſam gelang es ihr, doch es gelang; denn die Mutter, an deren Grabe Clara jetzt das betrübte Herz noch einmal weinend letzen wollte, hatte ſie gelehrt, die Macht der Empfindung ſtets durch das ruhige Walten des Verſtandes und deſſen, was er als Pflicht erkennt und fordern mag, zu beherrſchen.

Mit wankenden Schritten trat Clara den Weg nach dem Kirchhofe an. Der Vollmond goß ſein Silberlicht auf ihren einſamen Pfad. Sie trat durch das kleine Pförtchen und zog es ſacht hinter ſich zu, als wolle ſie durch kein lautes Geräuſch die Ruhe der Todten ſtören. Da grünten die zwei theuren Gräber ihrer Eltern; ach! und das friſcheſte barg erſt ſeit wenigen Wochen die Hülle der beſten, zärtlichſten Mutter. In unausſprechliche Gefühle aufgelöſ't, ſank Clara an dieſem Hügel auf die Kniee und glaubte ſich jetzt der Vollendeten näher. — „O Mutter!“ flüſterte ſie leiſe, „Du ſagteſt wahr, als Dein ſterbender Mund des Segens heilige Weihe über mich ausſprach! Der Vater aller Waiſen ſorgt auch für mich. Dein armes Kind wird hinfort nicht mehr verlaſſen ſein! O Vater! Mutter! Erhaltet Euer Andenken rein und ungetrübt in meiner Seele! Es ſei mein Schutzgeiſt in der fremden Zukunft, der ich entgegen gehe, es leite mich treu durch Schmerz und Glück, auf daß ich die Hoffnung nie verliere, Euch wiederzuſehen im Himmel!“ —

So betete Clara, und drückte, zum letzten, ſchmerzlichen Lebewohl, ihren brennenden Mund auf die bethauten Grashalme der Gräber.

Jetzt ſchlug ein kalter Nachthauch die feuchten Flügel; locker gewordene Kreuze hörbar rüttelnd, durchrauſchte er auch die dürren Blätter des Kranzes, den Clara's kindliche Hand jüngſt gewunden und um das kleine, einfache Denkmal geſchlungen hatte, welches die Gräber ihrer Eltern bezeichnete. Die weißen Monumente der Vergänglichkeit, vom blaſſen Mondſtrahl verklärt, blickten rings umher, wie Markſteine der Geiſterwelt. Schauer durchrieſelten des Mädchens Glieder, und ſich dichter in ihren Mantel hüllend, eilte Clara nun raſch nach Hauſe.

Ein ſanfter Schlaf umfing die ermüdete mit weichen Armen, und der lieblichſte Traum gab ihrer Seele Frieden und ein himmliſches Vorgefühl. Es dünkte ihr nämlich, als ſtände ſie auf einer grünen Höhe und überſähe ein reizendes Thal, an deſſen hohen, grünen Wänden ſich ein langes, reiches Dorf hinzöge. Heerden weideten maleriſch im üppigen Graſe, und weißflockige Lämmer bedeckten die blumigen Höhen. In des Dorfes Mitte erhob ein ſtattliches Schloß die leuchtenden Giebel, und die Sonne ſtrahlte von den hohen Fenſtern wieder.

Da wollte Clara ihr Entzücken über den ſchönen Anblick theilen, und wendete ſich um, ob ſie nicht irgend wo ein mitfühlendes Weſen erſpähen könne — und ſiehe! die Mutter ſtand neben ihr mit ſanft verklärtem, lächelndem Antlitz, und ihr Gewand ſchimmerte in Glanz. Sie deutete mit dem Zeigefinger auf den Vorderpunkt der Gegend, und leiſe verhauchten ihre Lippen die Worte: „Dort wohnt Dein Glück!“ Clara wollte den geliebten Schatten umarmen; aber er zerrann in einem leichten Nebel, und Geſtalt und Traum waren verſchwunden.

Clara erwachte; in ihr reines, kindliches Gemüth drang zum erſten Male die Ahnung künftiger Glückſeligkeit. Ein theures, ach ſehr theures Bild, ſchwebte vor ihrer Seele. Doch erſchien ihr alles ſo dunkel, ſo unzuſammenhängend, und ſie dachte nicht, daß die höhere, alles leitende Hand der Vorſehung ſchon bereit war, den Schleier hinwegzuziehen, welcher ihr freundliches Schickſal leicht verhüllte. — Plötzlich beſann ſich Clara auf das Ereigniß des geſtrigen

Abends, dem zufolge ſie jetzt auf immer wegreiſen müſſe. Sie ſprang ſchnell von ihrem Lager auf und trat ans Fenſter, die liebe heimiſche Gegend noch einmal mit gerührtem Blicke zu erfaſſen. Da funkelten im erſten Strahle der Morgenröthe die Spitzen der Thürme des nahgelegenen Städtchens, in welchem ihr Vater Arzt geweſen, über das düſtere Kieferngehölz herüber. Auf dieſer Landſtraße, die ſich in die weiteſte Ferne verlor und von Roſenwolken begränzt ſchien, hatte Clara oft mit ihrer Mutter, welche Frühjahr und Sommer hindurch dies einſame Landhaus bewohnte, ſehnſuchtsvoll dem ſie beſuchenden Vater entgegengeſehen. Bis an jenen wilden Birnbaum, der eben in voller Blüthe prangte, gingen ihm Beide entgegen, und nun erblickten ſie den Erwarteten. Froh lächelte ihnen ſchon von weitem ſein heiterer Blick entgegen, und alle Sorgen des ſchweren Berufs vergeſſend, drückte er Frau und Kind innig erfreut an ſein für Pflicht und Treue ſchlagendes Herz. Hier — und Clara's Bruſt entſtieg ein tiefer Seufzer — hier unter dem Schatten dieſer Kaſtanien, hielt die Bahre, auf welcher jener junge Krieger lag, den das Erbarmen ihres Vaters unter den Todten hervorzog und in ſein Haus aufnahm, um ihn in der Ruhe des Landlebens und bei weiblicher, ſorgſamer Pflege um vieles eher und beſſer geneſen zu ſehen. Und dort — an jener Grenzſäule, welche ſeit dieſer Zeit Clara als die Scheidemark wehmuthsvoller Erinnerungen erſchien — nahm der Geſundgewordene von den beiden lieben Pflegerinnen Abſchied. Seine heißen dankbaren Thränen fielen auf die Hände der Mutter und in das Herz der Tochter, und ſein Mund drückte auf Clara's unentweihete, jungfräuliche Lippen den Kuß inniger Erkenntlichkeit, reiner Achtung und heimlich glühender Liebe.

Dies alles ſah Clara im Spiegel der Vergangenheit, und feierte mit ſehnſüchtiger Trauer die Trennung von dieſen Bildern ihres Jugendlebens. Doch ſäumte ſie nicht, ſich anzukleiden, und traf die letzten Verfügungen zur Abreiſe.

Jetzt öffnete ſie ein feſt verſchloſſenes Käſtchen, und nahm das Bild einer ſchönen, jungen Frau heraus, welches ihre Mutter immer getragen, und ihr ſterbend zu eben dieſem Zweck mit ganz beſonderer Bedeutung empfohlen hatte. — Clara betrachtete es einen Augenblick lang, ehe ſie es um den zarten Hals ſchlang, und fuhr erſchrocken zurück als ſie bemerkte, daß die Züge dieſes Bildes eine unverkennbare Aehnlichkeit mit denen jenes jungen Officiers hatten, an welchen ſie ſich ſo oft und ſo gern erinnerte.

„Sind es nicht die großen, milden, gewinnenden Augen? Iſt es nicht daſſelbe weiche anmuthige Lächeln um den ſanft gewölbten Mund?“ ſagte Clara zu ſich ſelbſt, in tiefes Sinnen verloren. „Wie iſt dies aber möglich?“ fragte ſie ſich beſtürzt. „Wer iſt das Original zu dieſem Porträt, und warum beobachtete meine Mutter, welche ſtets ſo offen gegen ihre Clara war, ein räthſelhaftes Schweigen über dieſes Gemälde? — Oder täuſcht mich meine Phantaſie? Trägt nur darum jeder Gegenſtand ſein Bild, weil ich es tief im Herzen trage? — — — Nein, nein! ich irre mich nicht, es iſt ſein Geſicht; nur bläſſer ſah der gute Reinhold aus, und weibliche Zartheit, ein Schatten der Schwermuth unterſcheidet dieſe Züge von den ſeinigen.“—

Clara drückte dies doppelt theure Bild in den Buſen, und die reichen Brillanten der Faſſung blitzten durch den Trauerflor, wie die Sterne der Nacht durch einen leichten Nebel.

Der Wagen fuhr vor. Clara entließ tief gerührt das weinende Dienſtmädchen, überſandte den Schlüſſel zum Landhauſe dem Prediger des Orts einſtweilen zur Verwahrung, und ließ den thränenſchweren Blick noch einmal grüßend über ihre Umgebungen gleiten. Dann ſtieg ſie in den Wagen, der ſchnell ihren naſſen Augen die befreundeten Gegenſtände entzog.

Der ſchönſte Frühlingstag lächelte unſerer Reiſenden. Mit Wonne ſog Clara den Balſamduft der Blüthen und Kräuter ein. Der ſchmelzende Geſang der Nachtigallen, welche aus dem grünen Dunkel der Gebüſche hervorflöteten und lockten, wie ein unſichtbares Sängerchor, das den Zug einer Braut empfängt und begleitet — der Jubelton wirbelnder Lerchen wiegten ihre aufgeregte Seele bald in ſüße Himmelsruhe. Sie vermochte jetzt über ihre Vergangenheit nachzudenken, und das neue nie geahnete Verhältniß zu erwägen, das ihr bevorſtand. Mit Befremden erinnerte ſie ſich daran, wie ängſtlich ihre Eltern, und beſonders ihre Mutter, von jeher fremde Bekanntſchaften vermieden, und ſich beinahe, ſo weit es nur der Beruf ihres Vaters geſtattete, allem geſellſchaftlichen Eindringen unzugänglich gemacht hatten. Clara glaubte die Urſache dieſer ſeltſamen Zurückgezogenheit in der hohen Abkunft ihrer Mutter ſuchen zu müſſen; doch ſann und grübelte ſie nichts heraus, und begnügte ſich damit, zu der anbetenden Liebe für ihre Verklärten noch eine hohe Bewunderung für ſo viel Selbſtverleugnung zu miſchen.

Vor Clara's Blicken lag die Zukunft glänzend ausgebreitet; der Schuldloſe fürchtet niemals das Loos der künftigen Tage, nur der Beladene, Befleckte geht mit Zittern jeder kommenden Minute entgegen, weil er fürchtet, ſie werde ihm als eine rächende Vergelterinn erſcheinen.

Die Sonne glühete hoch am Horizont, die Gegend wurde einförmiger, die Pferde ermüdeten im tiefen Sand — auch Clara's lebendige Regſamkeit fing an zu ermatten. Seit dem vorherigen Abend von unzähligen, wechſelnden Empfindungen beſtürmt, fühlte ſie endlich diejenige Abſpannung, welche jedem Ueberreiz unſerer Kräfte folgt. Sie drückte den kleinen Kopf in die weichgepolſterte Ecke des Wagens und ſchloß die blauen Augen. Bild an Bild zog an ihrem geiſtigen Blicke vorüber, die Geſtalten floſſen traumhaft in einander, es verſchattete ſich alles — ſie entſchlief.

Wir laſſen die gute Clara ſchlafen und bitten den Leſer, uns bei einem Gange in die frühere Zeit freundſchaftlich Geſellſchaft zu leiſten.

Der Major, Graf Goldin, ſchien einer von den Menſchen zu ſein, welchen das Glück mit nie ermüdender Hand täglich neue Gaben ſpendet. Geſund und kräftig an Körper und Geiſt, reich und durchaus unabhängig, geliebt von ſeinem Fürſten, geachtet von ſeinen Cameraden, ausgezeichnet von der Menge, kannte er keinen unerfüllten Wunſch, kein unbefriedigtes Verlangen. Alle Lebensblumen blüheten ihm, eine einzige verſchmähete er: die Myrte. — Sei es nun, daß er noch kein weibliches Weſen fand, welches ihn das Geheimniß des Herzens verſtehen lehrte, oder, daß ſeine lange und genaue Bekanntſchaft mit den Damen der großen Welt ihm überhaupt dies Geſchlecht verleidete —, genug, er hatte noch nie geliebt und ſchien ſich wohl dabei zu fühlen.

Umſonſt öffneten ihm töchterreiche Väter und Mütter die gaſtliche Thür: umſonſt wurden erobernde Künſte an ihm verſucht und erſchöpft; umſonſt drang ſelbſt der Fürſt in ihn, ſich endlich zu vermählen. Mit weiſer Vorſicht wich er den ihm gelegten Schlingen aus, und ging feſten Schrittes und frohen Muthes ſeinen einſamen Lebensweg.

Leiſe und giftig ziſchte die Spottſucht, wenn der Major auf Bällen und Aſſembleen die feurigen Blicke ſpähend umher ſchweifen ließ, um unter den Reihen der Tänzerinnen, nicht die blühendſte und ſchönſte, nein, die reizloſeſte, die vergeſſenſte aufzuſuchen. Mit innigem Vergnügen ſah er oft auf blaſſen Wangen die frohe Röthe der Beſchämung oder einer ungewohnten Auszeichnung, und die Achtung der Edeln war ſein Lohn. So war der Major ſechs und dreißig Jahre alt geworden, und man fing an, die Hoffnung ihn zu erobern aufzugeben.

„Aber lieber Sonderling,“ ſagte eines Tages die Baroninn Lozzo, eine Frau, die der Major vorzüglich ſchätzte, zu ihm, „haben Sie denn wirklich zu der finſtern Fahne der Hageſtolzen geſchworen? — Wahrlich! das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, welch hohes Eheglück einem liebenswürdigen Mädchen durch Ihren Eigenſinn und durch Ihre zu hoch geſpannten Forderungen an weibliche Vollkommenheit verloren geht. Auch Sie, Major, wie wenig Sie dies Mitleid verdienen, thun mir leid. Sie betrügen ſich ſelbſt um die meiſten Menſchenfreuden, und werden einſt, wenn der Nebel, den ein ſtolzer Irrthum um Ihren ſonſt ſo klaren Sinn gehüllt hat, zerronnen ſein wird, zu dem ſchmerzlichſten Alleinſein erwachen.“

Der Major küßte lächelnd ſeiner ſchmählenden Freundinn die Hand. „Sie werden gleich wieder freundlich ſein, meine ſchöne Zürnende,“ erwiederte er bedeutend, „wenn ich Ihnen jetzt alles Ernſtes ſage, daß es nunmehr mein feſter Wille iſt, mich nach einer Frau umzuſehen. Doch erſt muß die Revue, welche gleichſam vor der Thür iſt, vorüber; dann will ich meine Bruſt nicht mehr gegen Amors ſanfte Pfeile panzern.“

Er ſagte dies letzte ein wenig ſpöttiſch; doch in dieſem Augenblicke wendete er ſich um und gewahrte in einer Niſche das marmorne Abbild des kleinen Gottes, wie Cupido mit ſchlauer Miene, den Köcher voller Sieg, den zarten Pfeil grade auf ihn anlegte. Unwillkürlich fuhr der Major, von der noch nicht früher geſehenen Statue überraſcht, zuſammen, als ob er den Stich der Ahnung im getroffenen Herzen fühlte.

Die Baroninn bemerkte es lächelnd. „Sehen Sie, Major!“ ſprach ſie, „der kleine Schalk dort, hat Ihrer Rede gelauſcht und wird den Spötter bei dem Worte nehmen; denn der Menſch verſuche die Götter nicht!“ ſetzte ſie mit komiſchem Pathos hinzu.

Die Rede der Baroninn beſtätigte ſich. Als die Regimenter zur Revue auszogen, blieb Amor, den Major zu treffen, nicht fern und nahm ſein Hauptquartier in einem Paar lieben ſanften Augen. —

Zwei Wochen waren dem Major im Rauſch und Lärm des Lagers verſtrichen, als ſein wildes Roß mit ihm ſtürzte und den kunſtfertigen Reiter zu einer todtenähnlichen Erſcheinung machte. Geiſterbleich, mit geſchloſſenen Augen, lag er unter ſeinem Pferde, und in unaufhaltbaren Strömen entquoll das Blut ſeinem verblichenen Munde.

Der herbeieilende Regiments-Chirurgus erklärte, daß ſein Zuſtand die ſchleunigſte Hülfe, die tiefſte Ruhe heiſche; und da die Regimenter jetzt dem Platze zurückten, wo der

Major lag, ſo beſann man ſich nicht lange und nahm keinen Anſtand, den Ohnmächtigen einem nahegelegenen Schloſſe zuzutragen, das gothiſch und finſter aus einer ungeſelligen Wildniß uralter Bäume hervorſah und wohl ſchwerlich die milde Gaſtfreundſchaft ſeiner Bewohnerinnen verrieth.

Als der Major die Augen aufſchlug, glaubte er im Himmel zu ſein; denn ſein erſter Blick fiel auf einen Engel. An ſeinem Lager ſtand ein junges Mädchen, deſſen unbeſchreiblich liebreizendes Geſicht ſtarr auf ihn gerichtet war. In dieſen dunkelblauen Augen zitterten Thränen des Mitleids, wie wenn der Morgenwind Thautropfen in einem Veilchenkelch ſchaukelt. „O Gott ſei Dank!“ rief das Mädchen bei dem erſten Zeichen des Lebens, welches der Major gab, „er lebt!“ Und die Thränen zitterten nicht länger, ſie rollten ſchnell über die vor Freude erglühenden Wangen auf das blutbefleckte Lager des Kranken.

Der Chirurgus erſtaunte über den hohen Grad der Theilnahme, welche das Mädchen in himmliſcher Unſchuld ohne alle Rückſicht äußerte. „Kennen Sie den Officier, mein Fräulein?“ fragte er dreiſt.

„Muß man einen Menſchen kennen, um ſich ſeiner Rettung zu freuen?“ antwortete das Mädchen, ihn ernſt anblickend. Der Arzt erröthete nun.

Jetzt trat eine kleine, alte, gebückte Frau, ſehr fein und anſtändig gekleidet, von der Seite des Bettes hervor und ſprach: „Komm, Clara, komm mein Kind! Wir nehmen nun die Beruhigung mit hinweg, daß dieſe wunde Bruſt wieder athmet. Nochmals wiederhole ich Ihnen, Herr Doctor, mein Haus ſteht immer den Leidenden offen; und wie langwierig auch die Cur des Herrn Majors werden dürfte, er ſie dennoch mit Bequemlichkeit hier abwarten könne.“ Der Kranke warf einen dankbaren, gerührten Blick auf die menſchenfreundliche Wirthinn dieſes Hauſes, und beide Damen entfernten ſich.

Tiefe, wohlthätige Stille herrſchte durch den weiten Raum des Schloſſes. Die Thüren wurden leiſe geöffnet und zugezogen; ſelbſt der einzige alte Bediente ging die wenigen Gänge ſeines Berufes mit ſchonendem Fußtritt und ſchleichend. Einige Stunden hatte der Kranke dieſer Ruhe genoſſen, ſie hatte ſehr günſtig auf ſeinen Zuſtand gewirkt, und der Arzt war zufrieden mit ſeinem gegenwärtigen Befinden. Da erdröhnte mit einem Male das Schloß von Pferdegetrampel, Säbelgeklirr, von lauter Rede, Lärm und Gelächter. Es waren viele Officiere des Regiments, bei welchem der Major ſtand, die den kranken Cameraden zu beſuchen kamen. Seit langen, langen Jahren war kein militäriſcher Schritt in den öden Mauern dieſes Schloſſes ertönt; der bis auf die leiſeſte Spur verhallte Klang weckte ſchmerzliche Erinnerungen in dem Herzen der Frau von Barrov, ſo hieß die Beſitzerinn.

Sie hatte in den Jahren der blühendſten Jugend einen würdigen, leidenſchaftlich von ihr geliebten Gemahl verloren. Ein Duell, in welches den Mann von reizbarem Ehrgefühl der ſtete Verkehr mit dem Militär der nahen Garniſon gewaltſam zog, raubte ihm das Leben, und ſeiner Gattinn ein ſtilles, aber hochbeſeligendes Glück. Mit ſeiner Todeswunde öffnete ſich ihr ein Quell namenloſer Leiden, der ihr blühendes Daſein in eine Oede wandelte und auch im Sande des ſpäteren Alters nicht verſiegte, denn Frau von Barrov war traurig geblieben.

Die ſchnaubenden Pferde zerſtampften das hohe Gras des Schloßhofes; die Officiere donnerten die Treppe herauf und Clara ſah mit Aengſtlichkeit, wie das bleiche Geſicht ihrer geliebten Tante noch bleicher wurde, und wie ein ſchneidendes Weh zuckend darüber hinglitt. Sie ergriff den Krückſtock, und Clara machte Anſtalt, ſie zu begleiten. „Bleibe ruhig hier, liebe Clara!“ ſagte Frau von Barrod, die Nichte zurückweiſend, „Du kennſt die Welt, Du kennſt dieſe Art Männer nicht; ſie würden nur Dein natürliches Benehmen, Deine argloſe Unſchuld verſpotten. Ich werde ſie empfangen und willkommen heißen.“

Die Officiere ſtutzten, als ihnen die gebeugte Geſtalt der Dame vom Hauſe auf dem Vorſaal entgegentrat und ſie mit Würde begrüßte; ſie bückten ſich tief vor der kleinen, unanſehnlichen Frau, deren Worte einen Ausdruck hatten, welcher ihnen unwillkürlich Achtung abnöthigte.

Es wurde ein großes Zimmer neben dem Krankengemach geöffnet. Man brachte Erfriſchungen. Die alterthümlichen Meublen waren im richtigſten Verhältniß geordnet; eine freundliche Sauberkeit waltete ſehr anſprechend überall, und man ließ es ſich bei altem Rheinwein und trefflichem Obſt herzlich wohl ſein.

Jetzt kam der Doctor, welcher ſich für ſeinen Patienten jeden Beſuch als ſtörend und beunruhigend verbat, und den muntern Gäſten Geſellſchaft leiſtete.

Man wurde nach und nach wieder muthwillig und ſpottete gegen den Doctor über die gefährliche Fee des Schloſſes; doch dieſer legte dem Witzbold den Finger auf den Mund, ergriff einen ſchönen Pfirſich und ſagte mit Pathos: „Nichts iſt der Sammet dieſer Frucht gegen die Haut, von welcher das zarte Fräulein dieſes Hauſes geſchmückt wird; falb und verblichen dieſes ſchöne Roth gegen die aufblühende Roſe ihrer Wangen. — Doch weg mit Bildern und Vergleichen, die dem Manne des proſaiſchen Lebens nimmer gelingen. Genug, meine Herrn, dieſe gothiſche Wohnung birgt ein Mädchen, welches wohl unſere ſchönſten Damen verdunkeln würde, und wäre ich der Major, ſo wüßte ich, was ich thäte; ich faßte die kleine, weiche Hand des holden Weſens, um ſie niemals wieder los zu laſſen.“

Der Major, welchem die rauſchende Nähe höchſt unlieb war, und der von dem erſten Augenblicke des Beſuches an den Schlafenden geſpielt hatte, hörte durch die bloß angelehnte Thür die Worte des Doctors, und ein Gedanke neu und ſüß, durchbebte ſeine Seele. Das Engelsbild, das er dieſen Morgen nur wie im Traume geſehen, trat lächelnd vor ſeine Phantaſie, und wohlthuend hauchte ihm die Erinnerung ihren Ausruf: „Gott Lob! er lebt!“ ins Ohr. Die Mattigkeit, Folge des ſchrecklichen Sturzes und großen Blutverluſtes, gab ſeinen Gefühlen eine empfängliche Weichheit, die der geſunde, kräftige Mann nicht für möglich gehalten haben würde; tief und brennend drückte ſich daher die Vorſtellung des Doctors in ſein Gemüth.

Die Sonne ſank tiefer, und die Herren dachten an den Abzug. Mit Vergnügen ſah Clara ſie fortreiten.

Ihr ſelbſt unbewußt war es ihr angenehm, daß der Kranke zurückblieb, um vielleicht mehrere Wochen ihr Hausgenoſſe zu ſein. Heimlich wünſchte ſie, daß es ihr erlaubt ſein möchte, den Leidenden zu pflegen und mit ſanfter Hand ihm Erquickungen zu reichen; ihr gütiger Sinn, unbekannt mit den Regeln des Anſtandes, ehrte nur die Geſetze der Menſchlichkeit.

Clara ſchlief wenig; das Bild des Blutenden erſchreckte ſie in ängſtlichen Träumen, und das früheſte Morgengrauen fand ſie ſchon angekleidet, und einer Nachricht über des Majors Befinden lauſchend. Alles war noch ſtill; endlich hörte ſie eine fremde, männliche Stimme unten im Hofe. Sie riß raſch das Fenſter auf, es war der Reitknecht des Majors, der ſich auf ein Pferd ſchwang.

Clara erkundigte ſich im Tone der Beſorgniß, ob es mit dem Patienten etwa ſchlimmer geworden wäre. Und wie das Leuchten der Sonne wirkte ihr freundlicher Blick auf den rohen Soldaten. „Nein, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete er, „ich reite nur zum Herrn General, Rapport über dieſe Nacht abzuſtatten. Gott Lob! ſie ging beſſer vorüber, als wir glaubten. Mein Herr befindet ſich leidlich, und hat ein paar Stunden recht ſanft geſchlafen.“

Das war Muſik in Clara's Ohren. Sie mußte die frohe Nachricht belohnen; ſo ſprang ſie hinab, und reichte dem, der ſie damit erquickt, ein paar Gläſer Wein.

Nach einer Stunde kam der Reitknecht zurück. Er erzählte, daß der General in der vergangenen Nacht krank geworden ſei, weshalb der Regiments-Chirurgus ſchleunigſt zu dem Chef berufen werde. Dieſer ließ ſich bald darauf bei Frau von Barrov melden. Sie nahm ihn an. Nach einigen flüchtigen Wechſelreden über des Majors Ergehen, hob der Doctor, der Frau von Barrov einen Schritt näher tretend, an: „Noch habe ich eine Bitte, zu welcher mich Ihre humane Güte, meine gnädige Frau, ermuthiget.“

„Sprechen Sie frei,“ ſagte Frau von Barrov, „fordern Sie kühn, und mit Vertrauen! Es ſei Ihnen alles, was meine Kräfte nicht überſteigt, im Voraus zugeſichert.“

Der Arzt küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, und ſprach: „Die Unpäßlichkeit des Generals könnte mich wohl den ganzen Tag über entfernt halten. Der Zuſtand des Majors, noch nicht außer den Grenzen der Gefahr, bedarf eines wachſameren Auges, als das ſeines Bedienten; würde das Fräulein es wohl über ſich gewinnen können, dann und wann einmal nachzuſehen, daß nichts vernachläſſiget werde?"

„Meine Nichte," verſicherte Frau von Barrov, „wird ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, dieſe Pflicht der Menſchenliebe und Gaſtfreundſchaft zu erfüllen."

Clara's Wangen flammten, ihr Herz pochte; der leiſeſte Wunſch dieſes gütigen Herzens war nun erfüllt.

Sobald es die Schicklichkeit nur erlaubte, ging Clara in das Krankenzimmer. Des Majors mattes Auge funkelte hell auf vor Freude und Dank, als das holde Geſchöpf mit dem Geſicht voll milden Erbarmens und ſanften Troſtes an ſein Lager trat. In kindlicher Unſchuld bot ſie ihm die zarte Hand, welche der Major mit Heftigkeit an ſeinen heißen Mund zog.

„Mein theures Fräulein —" hob er mit ſchwacher Stimme an, doch Clara unterbrach ihn ſchnell: „Um Gotteswillen, nicht ein Wort! Der Arzt hat es auf das ſtrengſte verboten. Wenn es Ihnen lieb iſt, ſo bleibe ich ein wenig hier, und leſe Ihnen etwas vor; es wird Sie vielleicht zerſtreuen."

Der Major antwortete durch eine dankende Bewegung, und Clara langte ein Buch aus ihrem Strickkörbchen.

Clara las ſehr gut; ihre Stimme war melodiſch, ihr Ausdruck richtig und treffend, und der Major bemerkte, daß Clara ſehr viel vorgeleſen haben müſſe. Während ſein Ohr mit Entzücken ihren Worten lauſchte, irrte ſein Blick ungeſtört in den friſchen Reizen ihres blühenden Geſichtes umher; dann ſeufzte er tief auf, und Clara ſah ihn an, und fand, daß er in fieberhafter Gluth brannte. Sie ſprang erſchrocken auf, reichte ihm Medicin und bereitete ihm einen kühlenden Labetrank. Nach einiger Zeit entfernte ſie ſich, und verſprach bald wieder zu kommen.

Des Majors Auge blieb ſtarr auf die Thüre geheftet, durch welche Clara verſchwunden war, und der treue Georg ſchüttelte wohl zehnmal den Kopf über das ſeltſame Weſen ſeines Herrn.

Nachmittags kam Clara wieder; doch diesmal von ihrer Tante begleitet. Clara war ängſtlich, den Major, wie ſie glaubte, kränker zu finden; allein Frau von Barrov meinte, es ſei dieſes üblere Befinden ein unter ſolchen Umſtänden ſehr natürliches Wundfieber, und die erfahrene Frau verſuchte einige erprobte Mittel. Man hoffte auf die verſprochene Zurückkunft des Doctors; aber er kam nicht; die Mondesſichel blinkte ſchon ein Weilchen am reinen, wolkenloſen Himmel, und noch war er nicht da. Jetzt bemerkte Frau von Barrov, daß es für ſie und Clara hohe Zeit ſei, ſich zu entfernen; doch mußte ſie dieſe Bemerkung einige Male wiederholen, ehe Clara ihre Tante zu verſtehen ſchien.

„Gehe mein Kind,“ ſagte ſie dem Major hörbar, zu der zögernden Clara, „gehe noch ein wenig in den Garten, und erhole Dich. Der Abend iſt ſchön, die Luft wehet erquickend, auch wünſchte ich, Du ſpielteſt einmal mein Lieblingslied. Für unſern Kranken iſt geſorgt; der alte Thomas“ (ſo hieß der Bediente), „bleibt dieſe Nacht hier, auf den können wir uns verlaſſen. Und findet ſich der Arzt nicht ein, ſo doch vielleicht ein eben ſo heilbringender Beſuch: der Schlummer.“

Sie gingen, und Clara ſäumenden Schrittes in den Garten. Der mildeſte Sommerabend folgte dem heißeſten

Tage; duftiger Thau erfriſchte die lechzende Erde und die Jasminlaube, Clara's Lieblingsplätzchen, verſtreuete fernhin ihre ſtarken Gerüche. Clara's Bruſt hob ſich langſam und beklommen; ein nie empfundenes Sehnen, ſo weheroll, ſo ſüß, durchbebte ſie. Matt, doch das neue, ſchöne Leben mit Wonne empfindend, ſchlich ſie der Laube zu, und ihre Augen blieben träumeriſch auf den im Mondſtrahl zitternden Blüthen hangen. Ein harmoniſcher Ton bebte leiſe wie Geiſterruf in ihr Ohr. Sie fuhr zuſammen; es war der Abendwind, welcher die Saiten ihrer Harfe beſtrich, die ſeit dem geſtrigen Morgen in der Laube lag. Clara ſchloß die treue Freundinn einſamer Stunden in ihren Arm, und ſang, des Wunſches ihrer Tante gedenkend, ein Lied an die Ruhe. Ach! umſonſt beſchwor ſie mit ſanfter Stimme den friedſamen Geiſt ſtiller Seelen. Ruhe war Clara entflohen. Clara's lieblicher Geſang führte den kranken Lauſcher aus dem Gebiete labyrinthiſcher Träume in das Feenland der Gefühle. Der Nebel wich von ſeinen Augen, er erblickte die göttliche Geſtalt der Liebe, und beugte huldigend den ſtolzen Nacken. — Da lächelte Amor; ſiegreich betrachtete er ſein Geſchoß, und rauſchend ſchwang er die goldnen Flügel! —

Zwölf Tage waren verſtrichen, und die geſunkenen Kräfte des Majors fingen allmählich an, ſich zu heben. Zwar war er noch ſichtbar ſchwach, und die leidende Bruſt keiner großen Anſtrengung fähig; aber doch fühlte er ſich ſtark genug, um aus ſeinem Zimmer in das der Frau von Barrov hinüber zu ſchleichen.

Dort ſaß er ſtundenlang in dem bequemen Lehnſtuhle, welchen die Fürſorge der Frauen ihm angewieſen hatte. Seine Augen folgten unabläſſig Clara's Bewegungen, und ſein innigſter Beifall begleitete jede, auch die kleinſte ihrer

Handlungen. Er empfand jetzt deutlich, wie über alles werth ihm die ſanfte, reizende Clara geworden wäre, und daß ihn ihr Beſitz ſehr glücklich machen würde. Ein inneres Gefühl ſagte ihm, daß dieſe Empfindung von Clara erwiedert werde, und doch fehlte es ihm, dem Unerſchrockenen, an Muth, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, und Frau von Barrow um die Hand ihrer Nichte zu bitten.

Da kam der Doctor noch einmal, denn Tages darauf ſollten die Regimenter wieder in ihre Standquartiere rücken, die Revuezeit war vorüber. Er hatte den Major einige Tage nicht geſehen, und fand ihn nun im Zimmer der Damen. Nach den Fragen, welche der Arzt dem Patienten vorlegte, und die den Geſundheitszuſtand deſſelben betrafen, gab er ein Reſultat dahin ab, daß der Major ſich nun bald ohne Gefahr einem Wagen anvertrauen könne, und ein wenig boshaft lächelnd, freuete er ſich dieſer ſchnellen Geneſung.

Der Major erblaßte, auch auf Clara's zarten Wangen wandelten die Roſen ſich ſchnell in Lilien; der Tante Blick ruhete trübſinnig und forſchend auf Beiden. Der Major begab ſich mit dem Doctor in ſein Zimmer, und war des Alleinſeins froh, als dieſer ihn verließ. Hier ſaß er am Fenſter, den Kopf ſinnend in die Hand gelegt, und ließ das Auge nachdenkend in der vom Abendſonnenſchein beleuchteten Gegend umher ſchweifen. Lange ſaß er ſo, und bemerkte nicht, daß ſein treuer Georg hinter ihm ſtehend, ſich alle Mühe gab, die Aufmerkſamkeit ſeines Herrn auf ſich zu richten.

„Was willſt Du, Georg?“ fragte der Major mit mildem Tone, der den redlichen Diener ſchnell ermuthigte, ſeine klüglich bedachten, wohlgemeinten Worte vorzubringen.

„Herr Major,“ hob er an, „da ſehe ich nun ſchon ſeit mehreren Tagen Ihrem ſtillen, in ſich gekehrten Weſen zu, und wie Sie jetzt ganz anders ſind als ſonſt. Es geht mir wahrhaftig! ans Herz, daß Sie traurig ſcheinen, wo Sie fröhlich und guter Dinge ſein könnten. Da iſt hier im Hauſe das Fräulein — — —“ er ſtockte einen Augenblick —, „das ſieht grade ſo aus, als hätte der liebe Herrgott es auf die Welt geſetzt, daß es durch ſeinen Anblick die Kranken erquicken und die Traurigen vergnügt machen ſolle. Ach! eine ſolche Frau müßte wohl der Himmel auf Erden ſein! — Wenn wir dieſes Haus verlaſſen ſo, wie wir hereingekommen ſind, ſo will ich nur immer die Hoffnung auf ein Hochzeitgeſchenk, das ich zu Ihrem Ehrentage bekäme, aufgeben; denn ſolch einen Engel finden wir nirgends mehr.“

Der Major lächelte und ſprach: „Sei ruhig, ehrlicher Georg! Du darfſt keine Hoffnung aufgeben — und vielleicht freueſt Du Dich bald einmal.“ Mehr ſagte er nicht; doch für Georg war es genug. Froh küßte er die dargebotene Hand ſeines Herrn, und ging mit dem ſtolzen Bewußtſein, einen Gedanken in der Seele des Majors geweckt zu haben, der in der Ausführung nothwendig zum Heil und Segen zweier liebenswürdigen Perſonen führen müſſe. — Der gute Georg wußte freilich nicht, welch ein glücklicher Rathgeber er diesmal geweſen, inſofern als ſeine treuherzige Einfalt den liebſten Gedanken des Majors beſtätigte. Nur jene Schüchternheit, welche die Begleiterinn der erſten Liebe iſt, ob ſie auch in der zweiten Hälfte des Lebens ihre natürlichen Rechte an ein ſtarkes Herz behaupte —, hatte ihn verhindert, daß er ſich früher über ſeine Wünſche ausſpräche; doch endlich entſchied die nahe Abreiſe.

Trotz alles Strebens hatte der Major dem Zufalle die

Gunſt, Clara einige Augenblicke allein zu ſprechen, um ſich ihres Herzens verſichern zu können, nicht abgerungen. An dem zur Abreiſe beſtimmten Tage kleidete er ſich ſehr früh an, und ließ Frau von Barrov um ein kurzes Gehör erſuchen.

Er erhielt die Antwort, wenn ſein Anliegen dieſen Verzug geſtatte, ſo ließ Frau von Barrov ſich ſeinen Beſuch um eine Stunde ſpäter ausbitten. Sie ſei nicht wohl und noch ganz erſchöpft von einer ohne allen Schlaf hingebrachten Nacht. Nach ſieben Uhr werde der Major ihr jedoch ſehr willkommen ſein. Der Major erſchrak, und ſchämte ſich ſeiner Ungeduld und Selbſtvergeſſenheit. Es hatte wirklich kaum Sechs geſchlagen.

Jede ablaufende Minute ſank nun bleiſchwer auf ſein von Furcht und Hoffnung gleich ſtark gepreßtes Herz. Mit großen Schritten maß er den Raum des Zimmers, ſchwere Seufzer entſtiegen der beängſteten Bruſt, worin die Ungewißheit wogte. — Er trat ans Fenſter, den Blick himmelwärts gerichtet, flehete er den Erhalter ſeines Lebens um ein ſichtbares Zeichen des Beifalls mit ſeinem Unternehmen. Da zerriß die Sonne den Wolkenſchleier, der ſie verhüllte, und ihr erſter, befreieter Strahl ſpiegelte ſich im Auge des Fragers.

Endlich war es an der Zeit, und der Major ging. Er traf Frau von Barrov ſehr ſchwach. Sie ſaß kraftlos in einem Lehnſeſſel, die Gardinen des Zimmers waren niedergelaſſen. Ihr bleiches Geſicht, der weiße, feingefaltete Anzug gaben ihr das Anſehen einer Leiche, und dieſer Anblick beſtimmte den Major, ſeine Bitte ſo zart und ſchonend als möglich vorzutragen.

Als er eintrat, wollte Clara an ihm vorüber ſchlüpfen;

doch der Major ergriff ihre bebende Hand und führte ſie vor ihre Tante.

„Gnädige Frau," hob er mit gepreßter Stimme an, „welches Wort ich auch wählen möchte, Ihnen die Empfindung auszudrücken, welche Ihre unausſprechliche Güte und warme Theilnahme in mir erregt hat —, immer würde es doch nur ein Schattenbild von dem darſtellen, was in meiner Bruſt doch ſo lebendig glüht. Doch — nicht bloß zu danken, nein, auch das Glück meines neugeſchenkten Lebens von Ihnen, holde Clara! zu erbitten, Sie, gnädige Frau, zu beſchwören, daß Sie erlauben, dieſen Engel mein zu nennen, erſcheine ich jetzt hier. — Gott wolle nicht, daß Sie Beide von einer Unmöglichkeit abgehalten würden, mich zu beglücken! Ich darf mich einen Mann von Ehre nennen, auch in Bezug auf die Geſinnungen, welche in der Ehe zum Schutze einer jungen Gattinn genügen. Das ſchöne Gut, welches ich mein nenne, iſt frei von Schulden, wie mein Gewiſſen unbelaſtet von dem Vorwurfe, daß irgend ein weibliches Weſen Rechte an mich hätte. — Meine gegenwärtige Lage iſt in jeder Hinſicht angenehm, die Ausſicht in die Zukunft hell und freundlich; und endlich ſchlägt mein Herz voll unentweiheter, ungetheilter Liebe redlich und warm für Sie, theure Clara! Meine Unterthanen begehren eine Mutter — o! geben Sie mir dieſe liebe Hand!" Hier hielt der Major inne, indem er Clara's Hand ergriff, die wie ein Eſpenblatt bebte, und an ſein hochklopfendes Herz drückte. Clara aber ſank mit leiſem Weinen vor ihrer Tante nieder, und verbarg das Geſicht in ihren Schooß.

Die eingeſunkene Wange der Frau von Barrov färbte ſich mit einem ſchwachen Roth, dem Wiederſcheine ihrer inneren Bewegung.

Ihr Blick ſuchte mit einem unbeſchreiblichen Ausdrucke den Himmel. Nach einer langen Pauſe antwortete ſie ihm folgendermaßen: „Herr Major, ſo wie ſich in Ihrem ganzen Benehmen der edelſtolze, rechtliche Mann dargethan hat, ſo iſt auch in der Fügung der Umſtände, durch welche Sie in mein Haus und an dieſen Platz kamen, die Hand der Vorſicht nicht zu verkennen. Innig und feſt bin ich davon überzeugt, daß die höchſte Weisheit über uns die wichtigſten Schickſale der Menſchen oft an den dünnſten Fäden leitet, welche nur der Zufall zu ſpinnen ſchien; und ſo glaube ich nun, daß Sie nur darum den unglücklichen Fall von Ihrem Pferde thun mußten, um meine Hoffnung aufrecht zu erhalten, daß ich dies liebe Kind, meine gute Clara hier, vor meinem Tode noch verſorgt und glücklich ſähe. Seit einigen Tagen bin ich meinem Ziele um vieles näher gerückt; es iſt nicht mehr fern — ich fühle es. Clara's Herz ſpricht für Sie. Der Mutter, der Freundinn vertrauete ſie ihr Geheimniß. Deshalb alſo ſoll keine Zurückhaltung, keine unzeitige Bedenklichkeit das entſcheidende Wort verzögern. Eine Sterbende legt dieſe treue Kindeshand in die Ihrige, und wird ihr Glück einſt von Ihnen fordern.“

Frau von Barrov lehnte ermattet ſich in den Stuhl zurück, der Major umfaßte entzückt die knieende Clara, und die Liebenden küßten den Kuß der Verlobung.

Der Major war jetzt unendlich glücklich. Er ſchrieb an ſeinen General, und bat ſich Urlaub bis zu Ende des Herbſtes aus, in welcher Zeit er auf ſeine Güter gehen wolle, um dort ſeine völlige Geneſung abzuwarten und ſeinen Unterthanen die lang erſehnte Herrinn zuzuführen. Er meldete dem Fürſten ſeine Verbindung; doch der von Wonne berauſchte Sinn vermochte nur mit Mühe die Gedanken zu ordnen, und die freudezitternde Hand verſagte dem gewandten Briefſteller mehr als einmal ihren Dienſt. Auch ließ Frau von Barrov den Major erſuchen, daß er ſich höheren Orts die Erlaubniß auswirke, im Nothfall augenblicklich getraut werden zu dürfen, und der Major gehorchte nur zu gern dieſem Wunſche.

Georg, über allen Ausdruck glücklich, bekam den Auftrag, in die Reſidenz zu reiten; doch erſt nach langer Anſtrengung konnte ſich der Major ihm verſtändlich und ſeine Aufträge wichtig machen. Die Freude, ſeinen Plan gelungen zu ſehen und den geliebten Herrn als einen beglückten Bräutigam zu wiſſen, wovon er ſich als den alleinigen Urheber betrachtete, hatte den treuen Burſchen ſo verwirrt, daß er nicht wußte, wo ihm der Kopf ſtand. Als der Strom ſeines Entzückens wieder in ruhigeren Wellen floß, gab der Major ihm eine anſehnliche Summe Geld und ſprach: „Das Hochzeitgeſchenk, Georg, behalte ich mir noch vor; mache Deine Sachen in der Stadt gut, richte alles geſchickt aus, und eile wiederzukommen; doch reite mir die Pferde weder todt noch lahm.“

Während nun der Major und Clara auf der Himmelsleiter der Liebe Staffel vor Staffel zu der Höhe ihres Glückes empor ſtiegen — gingen die wankenden Schritte der Frau von Barrov ſichtlich abwärts, und ſchienen jenem dunklen Ruheplatze nicht mehr ferne zu ſein, wo wir entſchlummern, um in dem Lichte einer beſſeren Welt zu erwachen.

Seit dem Morgen, an welchem ſie ihres Lieblings Hand in die des Majors legte, ſchien ihr Leben abgeſchloſſen. Sie nahm nur wenig Antheil an dem Irdiſchen noch, ihr geiſtiges Auge war feſt und gläubig auf das helle Jenſeits gerichtet, von welchem ſie Belohnung für eine lange, ſchmerzerfüllte Vergangenheit, und unter Schauern unſterblicher Wonnen das Wiederfinden ihrer Lieben, und ein ſeliges Schauen erwartete.

An einem Morgen ließ Frau von Barrov ihre Nichte allein zu ſich rufen. Clara erſchrak, als ſie in den Zügen der mütterlichen Wohlthäterinn dem Bilde des Todes zu begegnen glaubte. Sie ſchmiegte das weinende Geſicht in die Decke des Bettes, und bethränte die welke Hand, von der ihre Kindheit und Jugend ſo treu geleitet worden war.

„Mein Kind, meine gute Clara,“ hob Frau von Barrov mit großer Sammlung ihrer Kräfte an, „es iſt mir leid um Dich. Meine Sterbeglocken tönen in Deinen Brautgeſang, und eine kindliche Zähre bethaut Deinen jungfräulichen Kranz. Doch Du fühlſt Dich ja glücklich, darum gönne auch mir mein Theil, und feſſele meinen Geiſt nicht durch die Klage der Wehmuth. Laß mich noch einige Worte — die letzten! zu Deiner Unerfahrenheit reden, und faſſe ſie auf und bewahre ſie in einem treuen Herzen. Du tauſcheſt nicht nur, wie jedes bräutliche Mädchen, die blühende Myrte gegen die hausfräuliche Haube, ſondern auch das leichte Gewand unſchuldiger Fröhlichkeit gegen das ſchwere, drückende Galakleid einengender Verhältniſſe, als worunter ich Deine künftige Stellung zur großen Welt verſtehe. Die Schutzgötter der Einſamkeit verlaſſen Dich, vielleicht auf immer, um den Leidenſchaften, welche Deine reine Seele bisher nicht kannte, Platz zu machen. O! möchten ſie Dich nicht durch trügeriſche Verheißungen in den verderbenden Abgrund locken! — Du trittſt nun in das Leben ein, welches Du nur aus den Ahnungen der Unſchuld kannteſt, ſchutzlos gegen die Schlangen, welche dort unter Roſen verborgen Deiner lauſchen. — Und ſo halte feſt und liebend und vertrauend an dem Manne Deiner Wahl, doch vor allem bedecke ſtets Deine weiche Bruſt mit dem allein undurchdringlichen Schilde gegen die Leiden der Erde, mit dem Glauben an einen ewigen Gott, an eine höhere Beſtimmung. Bleibe wahr und rein, und wende Dein Auge zürnend hinweg von dem Anblicke des Laſters, in welcher reizenden Geſtalt es Dir auch erſcheinen möge. Schmücke Deinen Körper, denn er iſt Gottes! und ein Tempel ſeines Geiſtes! Doch wende größere Sorgfalt auf Deine Seele, die das Eigenthum ihres Erlöſers iſt. — Lauſche freundlich der Rede Deines Gatten, auch wenn ſie einſt, minder ſchmeichelnd als ſonſt, über ſeine Lippen fließen ſollte; und freue Dich Deiner Jugendſchöne, wenn ihm einſt andere Wangen friſcher, andere Augen feuriger als die Deinigen, dünkten. Traure nicht zaghaft, wenn das Glück entflieht, wenn ſeine Monatsroſen erbleichen —: Dort träufeln lohnend ihre Kühle die Palmen Edens über Dich! —“

Hier ſank Frau von Barrov faſt entgeiſtert auf das Kiſſen zurück, doch ihre eine Hand drückte krampfhaft Clara's gefaltete, bebende beide.

Der Major freute ſich wenig, als Georg, der eine Stunde nach dieſer Unterredung eintraf, ihm nächſt der Bewilligung ſeiner Anſuchen auch das Patent zum Oberſtlieutenant, einem ſehr ſchmeichelhaften Briefe des Generals beigeſchloſſen, überbrachte; denn Clara's Augen ſchwammen in Thränen. Die Rede der Tante hatte auf das weiche Gemüth des Mädchens einen tiefen Eindruck gemacht; eine Ahnung künftiger, dunkler Tage ging leiſe und ſchreckhaft in ihrer Seele auf, ſie wähnte, die Worte der geliebten Sterbenden hätten ihr weisſagend Unglück verkündet. — So fand ſie der Major.

Obgleich ſeine Achtung für Frau von Barrov ſehr hoch, ſeine Dankbarkeit gewiß innig, ſeine Theilnahme bei ihren Leiden recht herzlich und unverſtellt war, ſo ſchien ihm doch der Tod einer Frau von mehr als ſechzig Jahren, nach lange vorhergegangenen, körperlichen Leiden, ein ſo natürliches Ereigniß, daß er den heftigen Schmerz ſeiner Braut wenn auch nicht laut, doch heimlich tadelte und übertrieben fand. Der gute Major kannte die Stärke jener liebenden Anhänglichkeit nicht, welche ein theures ſinkendes Leben erhalten zu können glaubt, und die Verdienſte der Wohlthäter öfterer als ihre Jahre zählt —; er wußte nicht, daß diejenigen Bande, welche ein reines Herz an ein anderes würdiges feſſeln, einen Geiſt an den andern binden, ſo feſt ſein können, daß ſelbſt die ſcharfe Senſe des Todes ſie nicht zu trennen vermag.

Die Verlobten ſaßen in der Jasminlaube und genoſſen der erquickenden Kühle des herannahenden Abends. Clara hatte vor wenigen Minuten die Kranke ſchlafend verlaſſen, und der Major verſuchte mit überfließender Beredtſamkeit und zärtlichen Liebkoſungen den trüben Geiſt der holden Braut zu erheitern. Da hörten ſie mit einem Male ängſtliches Geräuſch im Schloſſe. Sie ſahen das Dienſtmädchen in fliegender Eile über den Kirchhof nach dem Predigerhauſe ſpringen; in demſelben Augenblicke ſtürzte Georg mit dem Ausrufe: „Gott! Herr Major! Fräulein Clara! die gnädige Frau ſtirbt! kommen Sie! kommen Sie!“ auf Beide zu. Clara eilte mit Windesſchnelle voran, ihr folgte der Major auf dem Fuße. Da lag Frau von Barrov mit gebrochenem Auge; der Stirn entquoll der kalte Todesſchweiß in Strömen, dem Munde ein leiſes Röcheln. Jetzt kam auch der Paſtor. Er glaubte, daß ihm die Sterbende als Tröſter in ihrer letzten Stunde begehre, und räuſperte ſich zu einer langen, weit ausgeholten Rede; doch mit des Lebens letzter Kraft machte ihm die Hinſcheidende verſtändlich, daß er nicht tröſten — daß er trauen ſolle. „Ja, Sie ſollen uns trauen, Herr Prediger,“ rief Clara mit begeiſterter Heftigkeit, einen letzten Wunſch ihrer Tante erfüllen zu können, und ergriff die Hand des Bräutigams, welcher dem betroffenen Geiſtlichen den Erlaubnißſchein vorzeigte.

Da ſtand Clara, eine ſchmuckloſe Braut! Die kranzeswerthe Stirne, der jungfräulichen Myrte entbehrend, glänzte nur in reinſter Unſchuld, die keines Symbols bedarf; Thränen, welche über die blaſſen Wangen des Mädchens rollten, waren die Perlenzier des fliegenden Buſens, und ſtatt Seufzern der Freude miſchte ſich das leiſer und immer leiſer verſchwebende Geſtöhne der Sterbenden in die religiöſe Handlung. Schnell, und von innerem Grauen getrieben, ſprach der Geiſtliche die Worte der Einſegnung, und als er ſagte: „Friede ſei mit Euch!“ führte der Todesengel den kämpfenden Geiſt auf ſanftem Fittig in die Heimath zurück.

Als Clara aus der tiefen Ohnmacht erwachte, in welche ſie durch die ſchreckliche Trauungsſcene verſetzt worden war, fand ſie ſich in ihrem Zimmer in den Armen des Majors, von ihren Leuten tröſtend und helfend umgeben. Sie gab ſich Mühe, ſtark zu ſcheinen; doch gelang es ihr nicht, und der Blick des Bräutigams blieb umwölkt. —

Clara ſeufzte tief: ein Wort voll liebenden Troſtes, voll Mitgefühl von den Lippen, aus dem Herzen des Geliebten, wäre ihr, ſie fühlte es deutlich — Balſam in die friſch blutende Wunde geweſen.

Dies war die erſte Disharmonie, welche den reinen

Einklang ihrer Herzen ſtörte — der erſte Schatten auf dem Gemälde dieſer begonnenen Ehe.

Einige Tage nach dem Begräbniß der Frau von Barrov führte der nunmehrige Oberſtlieutenant Clara auf ſeine Güter.

Die Verſtorbene hatte dieſe zur Alleinerbinn ihres kleinen Beſitzthums gemacht; und Clara willigte nur ungern in den Vorſchlag ihres Mannes, dies Gütchen, welches viel zu weit von der Reſidenz und ſeinen Gütern entfernt lag, um mit Bequemlichkeit von ihm beaufſichtiget werden zu können, zum Verkaufe auszubieten. Mit tiefer Rührung, wie der Freund vom Freunde, ſchied ſie von dem lieben Orte, der ihrer Kindheit harmloſe Freuden, den makelloſen Wandel ihrer Mädchenjahre geſehen, den erſten Seufzer ſehnſüchtiger Gefühle vernommen hatte. Es war ihr ſo wehe und bang, als ſie zum letzten Male den Garten durchwandelte; jede Blume, jeder Halm ſchien ihr ein trauriges Lebewohl zuzuwinken. „Werde ich ſo glücklich bleiben, als ich bis jetzt es war?“ fragte ſie die prophetiſche Stimme im Innern, und die Hoffnung, welche einem furchtſamen Forſchen ſo gern beruhigend antwortet, ſchwieg. —

Als am Morgen der Abreiſe das junge Ehepaar bei der Gruft vorüberfuhr, in der Frau von Barrov beigeſetzt worden war, rief Clara mit bewegter Stimme: „Ruhe wohl! du beſte der Pflegemütter! Dein Geiſt begleite ſchützend, tröſtend, liebend, die dankbare Clara!“ Der Morgenwind verhauchte den Liebesruf, aber eine höhere Luft trug ihn über die Wolken.

Sie kamen in Wahlſen an, und wurden von ihren Unterthanen mit Jubel empfangen. Clara empfand bald, daß die zärtliche, liebevolle Aufmerkſamkeit ihres Gemahls, die Entfernung von den Gegenſtänden ihrer Trauer, die Neuheit der Lage, und ſelbſt das ſchmeichelnde Gefühl der hausmütterlichen Würde ſehr wohlthuend auf ſie wirkte, ihren Trübſinn zerſtreuete und eine in ihr vorherrſchende Empfindung unbeſtimmter Furcht unterdrückte.

Sie tadelte ſich nun ſelbſt ob ihres zu heftig geäußerten Schmerzes und ihrer trüben Ahnungen, und ſuchte ihren Gemahl durch verdoppelte Zärtlichkeit, durch eine ſeelenvolle Freundlichkeit zu überzeugen, daß er ihr das Theuerſte auf Erden ſei.

Die Liebe bekränzte nun ihre Tage, der Ueberfluß ſchüttete ſeine Goldkörner in ihren Schooß, die Achtung huldigte ihr, die begabten, erquickten Armen fleheten Segen auf ſie herab — Clara war glücklich.

Der Herbſtwind ſtürmte wild über die bereifte Flur, und wehete das letzte Laub von den Bäumen. Störche und Schwalben hatten ſchon längſt ihre Neſter verlaſſen, und eine winterliche Oede athmete in der Natur; da war es dem Oberſtlieutenant, als muſſe auch er fortziehen, aber nicht wie jene, nach dem wärmeren Süden, ſondern in die nordiſche Luft der großen Welt, wo unter dem erſtarrenden Hauche ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften die zarte Blüthe der Empfindung welket. Er fühlte einen inneren Schauer vor dem fortgeſetzten einſamen Aufenthalte in dieſer ländlichen Abgeſchiedenheit von allen geſelligen Freuden, das trübe Wetter drückte ſein Gemüth, und die immer kürzer werdenden dunklen Tage ließen ihn mit Verlangen in die feſtlich erleuchteten Salons blicken, wo die Vergnügungen des Winters ihren Anfang nähmen, und Graf Goldin ſich mit dem Stolze verdienter Würdigung ſtets einer Hauptrolle bewußt geweſen war.

Der ganz ungeſtörte Beſitz der geliebten Clara, das faſt ununterbrochene Beiſammenſein der jungen Eheleute hatte der Länge und Süßigkeit ihrer Flitterwochen einigen Abbruch gethan und die Abende, ſchon viel zu lang, um durch Clara's Harfenſpiel und Geſang, durch ihre einfachen Erzählungen, zu denen die Vergangenheit den Stoff lieferte und durch das Gekoſe der Liebe ausgefüllt werden zu können — regten in dem Oberſtlieutenant die Sehnſucht nach den Zerſtreuungen der Hauptſtadt auf.

Er liebte die Welt mehr, als er es ſich ſelbſt geſtehen mochte — die Schwingen ſeines Geiſtes glänzend darin zu entfalten, war ihm ein angeborener Trieb, und mit der vollen Kraft ſeiner erneuerten Geſundheit behauptete auch dieſer verjährte Hang ſein altes Recht.

Clara waren dieſe Neigungen völlig fremd. Sie kannte nur ſolche Freuden, welche ſie unter dem Schutze ihrer Hausgötter genoß, kein anderes Vergnügen, als was ihr in der Erfüllung leicht zu übender Pflichten blühete. Sie kannte keinen anderen Tanz, als den der ſummenden Mücken an lauen Sommerabenden, ſie hatte nie ein anderes Schauſpiel als das geſehen, welches ihr die aufgehende Sonne, der volle Mond, die düſtere Pracht des Gewitters, der Himmel mit Sternen beſäet, entfalteten. Sie hatte kein anderes Concert jemals gehört, als das die Chöre der Vögel zum Lobe ihres Schöpfers anſtimmten. Clara wußte nicht, daß es noch andere Freuden gäbe, als die, welche Natur, Tugend und Liebe uns gewähren, und nie hatte ein reineres, ſchöneres Gemüth den freundlichen Laren williger geopfert, als das ihrige.

Der Oberſtlieutenant kündigte Clara an, daß ſein Urlaub zu Ende wäre, weshalb ſie die Güter verlaſſen müßten. Er bat ſie die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe zu treffen.

Clara's Lippen entfloh ein kleiner Seufzer. Sie war hier ſo glücklich geweſen, und das ihr gänzlich unbekannte Leben in der Stadt gähnte ſie unheimlich an, wie den zufriedenen Bewohner der ſtrohbedeckten Hütte das öde, ſteinerne Haus des Reichen. Doch ſie reiſte ja mit dem von ihr angebeteten Manne; dieſe Vorſtellung erleichterte ihr den Gedanken der Trennung. Und am beſtimmten Tage reiſten ſie ab.

Beinahe vier Monate waren verſtrichen, ſeitdem der Oberſtlieutenant an der Spitze des Regiments die Hauptſtadt verlaſſen hatte.

Sein Schickſal, ein gütiges, freundliches! wie er mit inniger Ueberzeugung fühlte — hatte ihn binnen dieſer Zeit ereilt. Seit Clara die Seinige geworden, war ein beſſeres, helleres Leben in ihm aufgegangen, und er hätte nur ſeinen Abſchied nehmen und auf ſeinen Gütern bleiben dürfen, um in dem engen Kreiſe des häuslichen Glückes den Vollgenuß der Zufriedenheit zu finden, Clara, welche nur dort an ihrem rechten Platze war, das ſeligſte Loos zu bereiten, und alles zu vergeſſen, was ihm früher ſeines Strebens werth geſchienen hatte.

Jezt, da die Thürme der Reſidenz durch den grauen Abendnebel ſichtbar wurden, fiel es dem Oberſtlieutenant zum erſten Male ein, was ſeine Bekannten und Freunde zu ſeiner ſchnell getroffenen Wahl, zu Clara ſelbſt ſagen würden. Er blickte ſcheu nach ſeiner Gefährtinn, um ſie für dieſe Frage in das Auge zu faſſen, und mußte es ſich aufs neue geſtehen, daß nicht leicht ein Weſen holdſeliger ſein könne. Faſt dünkte es ihm unmöglich, daß Clara jemals eines beifälligen Eindrucks ermangeln durfte, und indem er ſich einiger kleinen Talente und Fertigkeiten ſeiner Gattinn bewußt ward, als hoffe er von ihnen für ſeinen ſtolzen, ehemänniſchen Wunſch Vortheil zu ziehen — erwog er nebenbei, daß Clara überhaupt erſt neunzehn Jahre alt, und folglich die Zeit noch nicht vorüber wäre, wo man für jede Art der Bildung empfänglich iſt.

Arme Clara! Warum legte Dein Mann in die Schale, in welcher er Deine Vollkommenheiten wog, nicht auch Dein ſchönes, engelmildes Herz, worin Liebe und Frieden, Geduld und Demuth wohnten? Warum vergaß er Deine ungeſchminkte Frömmigkeit, den ſtillen Fleiß, der ſo geräuſchlos nützte, die kindliche Genügſamkeit, mit welcher Du Dich jeder Blume freuteſt, die der Augenblick gab? — Er mußte wohl wiſſen, daß dieſe Tugenden himmliſchen Gepräges, ſelten nach ihrem vollen Werthe in einer Welt gelten, wo ſo oft mit falſcher Münze Tauſch und Handel getrieben wird.

Der Wagen rollte donnernd über die Zugbrücke, und Clara fuhr aus träumenden Gedanken empor.

„Wir ſind nun in den Mauern der Stadt,“ ſagte der Oberſtlieutenant vergnügt zu ſeiner Frau, als man an der Thorwache hielt. Der Officier trat heraus; bei dem Scheine der Laterne erkannte der Erſtere einen ſeiner genaueren Bekannten, und aus dem Tone, womit Graf Goldin den Hauptmann vom Dienſt begrüßte und raſch nach dem Ergehen aller ihm einfallenden Freunde fragte, ſprach eine dringende Theilnahme laut und hörbar.

Clara war dies — ſie wußte ſelbſt nicht, warum? — unangenehm. Ihr Gemahl hätte ſich, ſo ſagte ihr Gefühl, nicht ſo froh von einem Orte und einer Lage trennen ſollen, die ihm verſtatteten, ſeiner Clara allein zu leben. Es dünkte ihr, als ſei die Wärme, mit welcher er die Bewohner der Reſidenz zu umfaſſen ſchien, ein Raub an der Liebe zu ihr, die ſie ungetheilt und unverkümmert zu beſitzen wünſchte.

Der Wagen hielt vor einem ſchöngelegenen Hauſe, worin die Baroninn Lozzo ein großes Local für den Oberſtlieutenant in Miethe genommen, und es ſeinem Range und Vermögen angemeſſen, hatte einrichten laſſen. Georg und Röschen, das Kammermädchen der jungen Gräfinn, waren einige Tage voraus gegangen, um für die Bequemlichkeiten ihrer Herrſchaft zu ſorgen, und ſo konnten denn die Angekommenen nichts vermiſſen. Clara's Augen begegneten überall dem feinſten Geſchmack, den Formen der Mode und einer Eleganz, die auch das kleinſte Geräth zu einer Zierrath machte; aber auch ein fremder Geiſt ſprach ſie aus dieſen hohen Zimmern, aus dieſen ungebrauchten Meubeln an. Es war ihr nicht ſo heimlich wie einem, der nach langer Entfernung zur Heimath wiederkehrt, und nächſt der freudigen Schaar ſeiner Anverwandten auch in jedem Hausrath einen alten Freund, der ihm ſchon oft gedient hat, begrüßt.

Der Oberſtlieutenant hieß ſeine Frau nur flüchtig willkommen: denn er eilte, ſich zur Meldung umzukleiden und bat Clara, mit dem Eſſen nicht auf ihn zu warten.

Dieſe fand ſich alſo allein und trat, von dunkeln Ideen geängſtet, ans Fenſter. Das Rollen der Wagen, das Gehen und Rufen der Menſchen, der dumpfe Schlag ſo vieler Thurmuhren, das Brauſen des Windes, welcher klirrend die großen Fenſter beſtrich, alles tönte ſo bang und unheimlich in ihr Ohr, und ſie dachte mit einer dem Heimweh ähnlichen Empfindung an das trauliche Kniſtern der Caminflamme auf dem Gütchen der verſtorbenen Tante. Sie hatte ſich in den Tagen des beginnenden Herbſtes immer auf das erſte Caminfeuer gefreuet; das Geſchwätz der Flamme war gleichſam die dritte Stimme in der einfach herzlichen Unterhaltung geweſen.

Man lächle nicht über Clara; das Gemüth des Einſamen hängt ſich liebend an todte Dinge, indeß der Menſch, der unter ſeines Gleichen lebt, wo er die Liebe verlernt, Anhänglichkeiten dieſer Art nur verſpottet. —

Der Sturm brauſte heftig und mitternächtlich; die Glokken ſummten elf — und noch war der Oberſtlieutenant nicht zurück. Clara legte ſich endlich ermüdet und zum erſten Male allein — zu Bett. Sie ſtand am folgenden Morgen leiſe auf, um ihren Gemahl, der noch in tiefem Schlummer lag, nicht zu ſtören, und unter den mancherlei Anordnungen für das Leben des Tages, verſchwand der letzte Reſt des geſtrigen Unmuths, deſſen erſte Hälfte der ſchmerzſtillende Schlaf ſchon entführt hatte. Sie ging, niedlich gekleidet, ihrem Manne zum Frühſtücke entgegen.

„Guten Morgen, liebe Clara!“ rief dieſer ihr heiter zu. „aber was fehlte Dir geſtern? Du warſt ſo ſtill — beinahe verſtimmt.“

Clara erwiederte, daß ſie ſehr ermüdet geweſen wäre. Der Oberſtlieutenant erzählte nun ſeiner Frau, daß er geſtern bei ſeinem Chef einen Jugendfreund getroffen, der in einer andern Garniſon ſtehe, wie ihn der General gebeten, den Abend dort zuzubringen; wie er gezögert, die Einladung anzunehmen und ihn der General darauf mit dem Pantoffelregiment geneckt habe, ſo daß er endlich habe einwilligen müſſen.

Clara lächelte recht angenehm bei dieſer Erzählung ihres Mannes. „Heute, meine Clara,“ ſetzte er hinzu, „wirſt

Du Viſiten machen, und auf morgen ſind wir zum General zu Spiel und Ball eingeladen.“

Als Clara am zweiten Morgen, viel ſpäter als den Tag vorher, erwachte, blitzte ihr ein prächtiger Schmuck vom Spiegeltiſche entgegen, und Röschen winkte ſchlau nach der Garderobe. Die Schränke wurden haſtig aufgeſchloſſen; eine Menge der ſchönſten Anzüge von allen Farben und Stoffen für jeden Bedarf, wallten der Gräfinn entgegen, und Clara wußte nicht, was ſie zuerſt betrachten und bewundern ſollte. In den Auszügen fand ſich alles vor, was eine Frau von Stande zu der Vollſtändigkeit ihres Putzes brauchen könnte, nichts war vergeſſen — und ſogar ein paar alabaſterne Vaſen waren mit natürlichen Blumen gefüllt, daß dieſem Buſen, von blendenderer Weiße, die ſeltene Roſe nicht fehlen möge.

„O Du guter, beſter Mann!“ rief Clara freudig gerührt, als dieſer jetzt mit einem Geſicht, worauf die Freude des Gebens glänzte, hereintrat.

„Ich habe nur für Deinen Putz auf heute Abend geſorgt, liebe Clara, ihn gefällig anzubringen iſt Deine Sorge,“ entgegnete er freundlich ihrem Danke. Er wollte noch etwas hinzufügen; doch Liebe — Achtung — Furcht, Clara zu beleidigen, ſchloß ihm den Mund. Es war dem Oberſtlieutenant am Tage ſeiner Ankunft in der Reſidenz, mit einer gewiſſen Angſt der Gedanke gekommen, ob Clara ſich wohl gut zu kleiden verſtehe. Denn der nette Hausanzug, worin er ſie zuerſt erblickt, und der ihm ſchon deshalb reizend dünkte, weil der Begriff von ſo ſelten geſehener Wirthlichkeit ſich mit den Bändern dieſer niedlichen Schürze verknüpfte — und dann ſpäter das Trauergewand, durch welches zwar die hellblonde Clara nichts verlor; was aber in der einfachſten Form den Reiz dieſer Geſtalt mehr verhüllte, als hob —, konnten Beides nicht als Beweis für ihren Geſchmack gelten.

Dieſe Sachen, welche Clara jetzt erfreueten, waren durch die Baroninn Lozzo beſorgt worden. Betroffen vor entzücktem Schrecken, ſtand daher am Abend der Oberſtlieutenant, als er ſeine Frau abzuholen kam, und ſie völlig geſchmückt fand. Sie war unendlich ſchön, aber doch ein wenig anders gekleidet, als die Damen, welche er kannte; den Unterſchied wußte er jedoch nicht zu finden. Ein weißes, ſeidenes Kleid umfloß in ſchimmernden Falten wie glänzendes Gewäſſer, den ſchlanken Wuchs, und ließ nur eben die Spitze des kleinen Füßchens ſichtbar, welches der zierliche Schuh von gleicher Farbe bedeckte. Der Buſenſtreif von Kanten ward von ſanften Wallungen bewegt, und jede Ranke, jede Blume ſeines feinen Gewirks blühete unter einem Anhauche durchſcheinender Schamröthe. Ein ſtrahlendes Halsband hob und ſenkte ſich leiſe unter farbigen Blitzen, und ein Kreuz daran verſöhnte, gleichſam als das Sinnbild des Leidens und der Demuth, mit der Pracht der koſtbaren Edelſteine, aus denen es gefaßt war. Das ſchöne, reiche Haar von Röschens geübter Hand geordnet, ringelte ſich um Clara's ſchneeweiße Stirne und Schläfe, und eine Nadel von Juwelen neſtelte die vollen, ſeidenweichen Flechten zuſammen; der Locken blaſſes Gold bildete eine Glorie um das Madonnengeſicht der Gräfinn. Einige zarte Zweige Reſeda und Vanille wählte Clara unter ſtolzeren Blumen aus, ſie vor die keuſche Bruſt zu pflanzen, und ſie lohnten dieſem Vorzug, und hauchten einen leiſen Feenduft um die liebliche Geſtalt. Die Fülle der jugendkräftigen Arme ſpottete des einengenden Handſchuhs; vergebens bemühete ſich

Clara, das roſige Grübchen am Ellbogen war und blieb ſichtbar.

Der Oberſtlieutenant ſtörte ſeine Frau in dieſer fruchtloſen Anſtrengung, und ihre Blicke begegneten weiblich und ſelbſtgefällig lächelnd in den ſeinigen der Wirkung ihrer erhobenen Reize.

Sie fuhren vor das hellerleuchtete Haus. Schon in dem unteren Stockwerke hörte man das Geräuſch der Geſellſchaft. Clara pochte das Herz. Jetzt öffneten ſich die Flügelthüren, und der Oberſtlieutenant erfaßte die bebende Hand ſeiner Frau, um ſie in die Auswahl der ſogenannten feinen Welt einzuführen. Dieſe war größtentheils bei ihrem Eintritte bereits verſammelt. Aller Augen richteten ſich auf die Eintretenden, ein leiſes Flüſtern lief durch den Saal.

Die Dame vom Hauſe, eine ſehr achtungswürdige Frau in den höheren Jahren, ging den Kommenden entgegen und begrüßte ſie mit Auszeichnung. Clara beugte ſich tief vor ihr; nicht Kunſt, ſondern natürliche Grazie, und der ſprechendſte Ausdruck ihres Gefühls war in dieſer Verbeugung ſichtbar. Die Jugend beugte ſich vor dem Alter, die Unerfahrenheit vor der Erfahrung, und als Clara ſo das Köpfchen ſenkte, ſtrahlte der unzähligen Kerzen Licht vertauſendfacht davon zurück. Sie glich einer Lilie, welche das thauſchwere Haupt zu Boden ſenkt, die Sonne funkelt aus den Tropfen ihres reinen Kelches wieder, und die Unſchuldige weiß nicht, wie ſchön ſie iſt!

Es kamen neue Gäſte: die Generalinn verließ Clara, um ſie zu empfangen, und dieſe wurde nun von Neugierigen umringt, welche mit dreiſten Blicken, Fragen, Ausrufungen und platten Artigkeiten in die Beſchämte drangen.

Clara's ſinnvolle, doch mit leiſer Stimme geſagten Antworten gingen in dieſem Schwirren unter, wie das Säuſeln der Aeolsharfe bei dem Geſchmetter der Trompeten.

Die Geſellſchaft war nun vollzählig, und man eilte an die Spieltiſche. Auch Clara bot man eine Karte, ſie dankte. „Aber warum?“ fragte eine Dame ſchnarrend und nachläſſig Clara, als dieſe die Karte ablehnte. „Weil ich kein Spiel verſtehe,“ antwortete ſie freimüthig, und die Dame ſagte: „Mein Gott! Wie iſt dies möglich?“ — Der nachläſſige Blick, den ſie noch einmal über Clara's freundliches Geſicht gleiten ließ, wurde zum verächtlichen, und Clara war für immer ihrem Antheil, ihrer Werthhaltung entnommen.

Der Oberſtlieutenant trat hinzu. Er war immer in der Nähe geweſen, und hatte, obgleich ſcheinbar in einem anziehenden Geſpräche verſtrickt, dennoch genau bemerkt, was um ſeine Frau vorging. Dieſe Beobachtungen hatten jedoch ein Wölkchen auf ſeine Stirne gelagert, das zur Wolke ward, als nach geendigtem Spiel der Ball begann, und Clara die herbeiſtrömenden Tänzer mit der Verſicherung abwies, daß ſie gar nicht tanzen könne.

Man wollte dieſer Verſicherung nicht glauben, und beſchwor die reizende Frau ſich weigernd der Tanzluſt nicht zu entziehen; doch Clara blieb feſt und die Tänzer mußten weiter.

Da ſaß die arme Clara: rechts und links ein paar alte Damen, deren zudringlicher Unterhaltung ſie ſich gern entzogen haben würde, wenn ſie ein Mittel dazu gewußt hätte. Die ſchönſte Muſik tönte in den weichſten Schwingungen in ihr Gehör, und bewältigte ihre Gefühle; der Tanz ſchwebte in zauberhaften Kreiſen vor ihren geblendeten Augen, die gegen Thränen kämpften — es ward ihr warm und weh zu Muthe, und mit Schmerz dachte ſie daran, daß vielleicht weniger als eines Monats Unterricht dazu gehört haben würde, ſie einer ſo peinlichen Situation, als ihre gegenwärtige war, zu überheben.

Der Oberſtlieutenant fühlte mit noch ſchärferem Unmuth daſſelbe. Er erwog mit einiger Bitterkeit, daß Clara mit einem kleinen Talent mehr, wozu ſie mit einem Wuchſe, dem nur die Flügel fehlten, um zu dem dritten Himmel, der voller Geigen hing, aufzuſchweben — doch geeignet ſchien, die gefeiertſte Tänzerinn des Balles zu ſein.

Wenn es überhaupt eine der ſchmerzlichſten und das Weſen der Liebe zerſtörendſten Empfindungen iſt, einen Gegenſtand, den unſere zärtlichſte Neigung und reizbarſte Eitelkeit umfaßt, von der Bewunderung Anderer ausgeſchloſſen zu ſehen, ſo mußte dies insbeſondere auf unſern Oberſtlieutenant um ſo greller wirken, als er ſich bewußt war, durch ſein jahrelanges Verſchmähen der reizendſten Mädchen und Frauen, die Augen der Neugier und Empfindlichkeit auf ſeine endliche Wahl gezogen zu haben. Jeder Blick, welcher daher auf ſeine ſichtlich verdüſterte Frau fiel, ſchnitt wie ein Meſſer in ſein Inneres. Er trank in ſeiner Zerſtreuung einige Gläſer Wein mehr als gewöhnlich, und wollte, der Ruhe bedürftig, Clara jetzt auffordern, mit ihm nach Hauſe zu fahren, als er dieſe in tiefem, angelegentlichem Geſpräch mit einer Dame fand, in welcher er zu ſeinem größten Vergnügen die Baroninn Lozzo, ſeine ältere Freundinn, erkannte. Er zog ſich ſtill und von beiden Frauen ungeſehen zurück, um der Baroninn Zeit zu laſſen, ſeine Clara näher kennen zu lernen. Nach Verlauf einer Stunde kam die Lozzo zum Oberſtlieutenant und ſagte mit Begeiſterung: „Glücklicher

Mann! Sie haben einen Engel zur Frau! mir däucht, daß Sie dies holdſelige Weſen nicht hoch genug ſchätzen — nicht warm genug lieben können. Doch —" ein Hinzutretender hielt den Nachſatz zurück, und dieſes: doch wurde zum Dorn an der Roſe, welche die Baroninn in dem Beifalle, der ſeine Gattinn ehrte, ihrem Freunde bot.

Als Clara im Wagen ſaß, erleichterte ein ſchwerer Seufzer ihre beklommene Bruſt. Der Oberſtlieutenannt unterbrach die Stille, worin dieſer tiefe Athemzug hörbar ward, mit der Klage, daß ihn heftiges Kopfweh den ganzen Abend hindurch gepeiniget hätte.

Clara ſchwieg. Der erſte Morgenſtrahl fand ſie noch wachend; manch Thränchen hatte ſich im Laufe der vergangenen Nacht auf das Kopfkiſſen geſchlichen.

Sie war nahe daran, mit ſich ſelbſt zu zerfallen und fühlte deutlich, daß ſie durch ihre Erziehung und durch die Art ihrer Ausbildung auf immer für das Leben in der großen Welt untauglich gemacht worden ſei. Ein Schmerz des Heimwehs drang mit der Sehnſucht nach dem heiligen Frieden der Natur in ihre Seele. Sie betete mit ringender Inbrunſt um die Ruhe ihrer Zukunft; da ſtillte ſich das bewegte Herz, die verweinten Augen ſchloſſen ſich, und ein tröſtender Traum führte ſie in das Paradies ihrer Kindheit, in die dunklen Thäler und Haine zurück, wo die verklärte Geſtalt ihrer Tante ihr begegnete, von lächelnden Engeln umringt, welche die trauernde Schläferinn mit himmliſchen Roſen kränzten.

Der Winter brach nun herein. Aus dem farbloſen Gewölke rieſelte der Schnee auf den ſtarrenden Froſt, und der rauhe Hauch der Kälte malte ein regelloſes Blumenmuſter an die Scheiben. Die Buden des Chriſtmarktes flimmerten über den blendenden Teppich des Marktes, und das fröhliche Völkchen der Kinder jubelte den Freuden der nahen Weihnachtszeit entgegen.

Der Oberſtlieutenant drängte ſich eiligſt und ohne die ausgeſtellten Herrlichkeiten nur im mindeſten zu beachten, durch die gedrängten Reihen der Käufer und Zuſchauer, als der Ruf einer weiblichen Stimme ſeinen beflügelten Schritten plötzlich Einhalt that. Es war die Baroninn Lozzo, welche ihn bat, ſie auf dem glatten Schnee vor der Schmach des Fallens zu ſchützen und ihr ſeinen Arm zu reichen. Er lächelte doch, als er ſah, mit welchem Kaufe ſich die mütterliche Frau beladen, und die Baroninn ſprach gleichmüthig: „Ja, lachen Sie nur, mein Freund! über dieſe närriſchen Sachen; die Zeit kommt denn doch auch, wo man Sie um ein Püppchen feilſchen ſehen dürfte; denn die ſüße Thorheit der Natur ſpottet der grandioſen Würde, worin der menſchliche Verſtand ſich gefällt. — “

Graf Goldin erröthete bei dieſen Worten, in denen er ſich perſönlich getroffen fühlte, da die Baroninn ſie doch nur im Allgemeinen nahm.

Sie ſtanden jetzt am Hauſe der Baroninn und der Oberſtlieutenant wollte nun Abſchied nehmen; doch die Lozzo bat ihn dringend, ihr doch ein halbes Stündchen zu ſchenken und den Thee mit ihr zu trinken, der ihnen nach der kalten Luft eben ſo nöthig als angenehm ſein würde. Er gab der ſanften Ueberredung nach und folgte der einladenden Freundinn.

Victor, der Baroninn kleiner Sohn, war ein Liebling des Oberſtlieutenants, mit dem er gern herablaſſend tändelte; doch heute war ihm die anſchmiegende Vertraulichkeit des Knaben läſtig, und in dem ahnungsvollen Bedürfniſſe der

Mittheilung hätte er lieber mit Victors Mutter allein zu ſein gewünſcht. Der feine Inſtinct ihres Geſchlechts ließ die Baroninn errathen, daß die Stimmung des Gaſtfreundes ihrer Abſicht entſpräche, und mit weiblichem Scharfſinn war das einfache Mittel bald gefunden, was ihr holdes Kind beſeitigte, ohne es lieblos zu entfernen. Sie machte dem kleinen Victor nämlich mit der Hälfte ihres Einkaufs ein entzückendes Vorausgeſchenk, und verloren in das Anſchauen ſeiner neuen Beſitzthümer, in wiederndes Spiel, ſtörte er nicht weiter die Unterhaltung, welche ſich von Seiten der Baroninn mit der Frage eröffnete: Wie ſich die Gräfinn Goldin befinde, und ob ihre auffallende Bläſſe bei dem geſtrigen Balle vielleicht der Beweis einer hoffnungsvollen Kränklichkeit, oder nur Folge des Trubſinns geweſen ſei, den man an ihr bemerken wollen. —

Der Oberſtlieutenant leugnete Beides und ein Zug von Unmuth zeigte ſich in ſeinem Geſicht; aber mit ernſter Miene hielt die Baroninn das volle, forſchende Auge auf ihm feſt und ſprach: „Lieber Graf, erlauben Sie Ihrer Freundinn ein offenes Wort. Sie ſind nicht glücklich, Oberſtlieutenant — doch iſt es Ihre Schuld, daß Sie es nicht ſind. Jeder, der Ihre liebenswürdige Frau nur ein Mal ſah, preiſ't den Mann ſelig, deſſen Loos es iſt, an der Seite eines Engels zu wandeln, und dieſer Mann ſchätzt ſein Glück ſo wenig und gleicht in ſeinem Mißmuth dem unzufriedenen Kinde, welches die koſtbare Perl' wegwirft, weil ihr der Glanz des Brillanten fehlt!“

„Sie thun mir Unrecht, gnädige Frau,“ unterbrach ſie hier der Oberſtlieutenant. „Gewiß! ich liebe meine Clara über Alles; doch bin ich auch nicht ganz gleichgültig gegen die Freuden der Geſelligkeit und gegen das Urtheil der

Welt. Und wenn das Benehmen meiner Frau mir unwillkürlich die herbe Furcht aufgedrungen, daß ich gar leicht ein Gegenſtand des Spottes oder Mitleids werden könnte, ſo wäre ein bitteres Gefühl, lesbar von meiner Stirne, ſehr natürlich, wenn auch nur ein ſehr vorübergehender Eindruck geweſen.“

„Gegenſtand des Spottes oder Mitleids,“ erwiederte die Baroninn mit einem Anklange von Vorwurf in ihrer Stimme, „möchten Sie wohl nur in den Augen einiger Damen ſein, deren Rache für verſchmähetes Entgegenkommen die edle Einfachheit Ihrer Frau für Einfalt erklärt. „O!“ fuhr ſie mit innigem Tone fort, „wenn Sie den Muth hätten, die Ketten der Gewohnheit abzuſchütteln, dieſen trügeriſchen Freuden zu entſagen und die Vorurtheile der Convenienz zu belächeln, wo die Wahrheit der Natur Sie glücklich preiſt, welch ein beneidenswerther Mann wären Sie dann! — Jener unglückliche Sturz mit dem Pferde, der Ihre Geſundheit erſchütterte, könnte Ihnen zum Vorwand dienen, Ihren Abſchied zu fordern und auf Ihre Güter zu gehen.“

„Dort ſahen Sie Ihre Gattinn als die Mutter blühender Kinder und dankbarer Unterthanen an einem würdigen Platze, dort baueten Sie Sich ein Eden, außerhalb der mühſeligen Welt voll feindlicher Kräfte, und einſt käme der Augenblick, wo Sie, hingegeben wahrem Glück und wahren Freuden, beſchämt der Rolle dächten, die Sie geſtern Abend ſpielten.“

„Der Rolle?“ wiederholte der Oberſtlieutenant mit dem Accent der Empfindlichkeit.

„Ja, Graf, der Rolle!“ — ſagte die Baroninn noch ein Mal. „Ich nehme das Wort nicht zurück und möchte, bei meiner Freundſchaft für Sie, nicht glauben, daß das Ihr wirklicher Charakter ſei, den Sie geſtern Abend zeigten. Sie thaten nichts, die Verlegenheit Ihrer armen Frau zu verringern; ſchutzlos, verlaſſen von dem angetraueten Freunde, war die Aermſte den ganzen Abend hindurch, allen Zudringlichkeiten der Neugier und der unverſchämten Artigkeit einiger faden Herren bloßgeſtellt, während Sie nur einen Theil der Würde und des Anſehens Ihnen eigen, geltend machen durften, um ihre Clara dieſer Quälereien zu überheben. Um das Maß der Pein für Ihre Frau voll zu füllen, mußte ſie — ach! mit welchem Schmerze vielleicht! ſehen, daß Sie mit galanter Angelegentlichkeit befliſſen waren, Damen die Cour zu machen, deren bloßer Anblick hinreichend iſt, ein reines Gemüth zu überzeugen, daß in ihnen der Sittlichkeit nicht gehuldiget werde. — Ich ſaß, unglücklicher Weiſe, feſt an den Spieltiſch gebannt, ganz in der Nähe Ihrer Frau und ſah, wie tauſend ſchmerzliche Empfindungen auf dem lieben Geſichtchen rangen, wie ſich der Kampf ihres Innern in einer feinen, geiſterhaften Bläſſe ausſprach, und durch Thränen, die dieſen Augen mit dem Blicke der Sanftmuth den rührendſten Schimmer gaben. Sie ſelbſt, Oberſtlieutenant, ich glaube die Urſache Ihres Betragens errathen zu haben — wollten nur die Splitterrichterinnen verſöhnen und den Pfeilen des Spottes, welche theils auf Sie, den Wähler, theils auf die Gewählte abprallten, die Spitze abbrechen, und bedachten wohl nicht, daß Sie durch Ihr frivoles Benehmen den Contraſt zwiſchen ſich und Ihrer Frau in den Augen der Welt um ſo auffallender machten, und daß die Scheidewand, welche Ihre Gemüther ohnehin trennt, an dieſem Abende eine Höhe erreichte, die nur die alles überwindende Liebe wieder zu ſtürzen vermag.“

Hier ſchwieg die Baroninn und hielt das Geſicht voll ruhiger Hoheit auf ihren Hörer gerichtet, deſſen dunkler, unſicherer Blick dem ihrigen nicht zu begegnen vermochte. Der Oberſtlieutenant erwiederte gereizt und doch bemüht, das gekränkte Gefühl zu verbergen: „Der Geiſt inniger, wahrer Freundſchaft und reger Theilnahme an meinem Glück hat ſich von jeher in Ihrer Handlungsweiſe gegen mich ausgeſprochen und läßt ſich auch jetzt nicht verkennen, obſchon er mit der Stimme des Vorwurfs ſpricht. — Sie glauben, meine Clara leide allein — und durch meine Schuld: doch hören Sie mich erſt, und dann ſprechen Sie mein Urtheil, welches ungehört ſo hart für mich ausgefallen iſt. — Des Weibes Schönheit und Anmuth zieht den Mann an, der Geiſtes- und Herzenswerth der Geliebten feſſelt dieſe Neigung. Doch die Eitelkeit verwandelt dieſe Feſſeln in ein Blumenband, wenn die Welt der Liebenswürdigkeit ſeiner Gattinn huldigt und die einſichtsvolle, gelungene Wahl erhebt. Dann leuchtet ihm nach jeder geſellſchaftlichen Feier der bewunderten Frau das Geſicht derſelben noch hold und ſchön, wie das Antlitz der Braut, und ſeine Stimme ſpricht ſelbſt in den Tagen des rauheren Alters noch ſchmeichelnd wie die des Bräutigams. — Aber — o Gott! — wenn der Mann mit Zittern jeder Geſellſchaft entgegenſehen muß, weil nur Angſt oder Bedauern ihn dort erwarten, und was iſt wohl ſchwerer zu ertragen, als Mitleid! Wenn er jedes Wort, was etwa ein Vorübergehender mit der beſtändig einſam ſitzenden Frau wechſelt, als ein armſeliges Almoſen der Höflichkeit zu betrachten hat, wenn ſie, unfähig zu glänzen, ſich ſelbſt in den Schatten ſtellt und in den Reihen reducirter Damen ein Seitenplätzchen einnimmt, während Jugend und Schönheit überall den erſten Rang behaupten;

dann, wer dürfte ſich wundern, wenn der Blick des Mannes ſich verdunkelt, den er an den Altar zurückwirft? — Wenn er nach Hauſe kommt, und ſtatt heiterer Mittheilung und gegenſeitiger Unterhaltung nur Thränen ſieht, nur Seufzer hört, dann muß er wohl laut und bitter die Schwäche verwünſchen, welche ihn früher für die Unbildſamkeit oder den Eigenſinn der Gattinn blind ſein ließ; dann kann er wohl nicht anders, als in dem gemeinſamen Ehewege einen dornenvollen Irrgang ſehen, in den ihn die unſeligſte Leidenſchaft verlockte, und nur der Tod führt ihn an ein erlöſendes Ziel!“

Die Baroninn ſchauderte unwillkürlich zuſammen, Sie ſprach: „O! das ſagen Sie nicht, Graf! Ich wollte, ich hätte dies Wort nicht von Ihnen gehört! — Wie, wenn der erwähnte Führer die verkannte Gattinn zuerſt von Ihrer Seite nähme? — “

„O nein, das wird er nicht,“ erwiederte der Oberſtlieutenant, „mich nehme er als Opfer an, mich Unglückſeligen! der nur eine kurze, verzeihliche Täuſchung mit dem geheimen Elend eines langen, hoffnungsloſen Lebens büßt; denn ich habe in dem geſtrigen Abend den Spiegel meiner Zukunft geſehen, und es iſt hell vor meinen Augen geworden.“

Die Baroninn reichte ihm gerührt die Hand; der Freund that ihr in der Seele leid, der, verblendet von eitlem Wahn, ſein freundliches Geſchick nicht ſähe.

„Aber, liebſter Oberſtlieutenant,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „die Antwort auf eine Frage blieben Sie mir ja noch ſchuldig, und ich muß ſie wiederholen; können Sie Sich nicht entſchließen, auf Ihre Güter zu gehen?“

„Gnädige Frau,“ antwortete er mit widerwilligem Tone, „ich liebe das Landleben nicht, ich habe es nie geliebt, und ſeine ſchäferliche Idylle giebt mir keinen Erſatz für die bunte Schaubühne der Stadt. Nur der ausdrückliche Wille meines Vaters beſtimmt mich, das Gut zu behalten, deſſen Lage, entfernt von umgänglicher Nachbarſchaft, ſeinen Beſitzer iſolirt, oder höchſtens auf die Beſuche des Pfarrers beſchränkt. Soll ich denn,“ fuhr er bitter werdend fort, „nur deshalb geiſtig verſchmachten, weil es meiner Frau nicht beliebt, ihre Sphärenwohnung mit einem Standpuncte zu vertauſchen, den nur der Stolz der Unbeholfenheit — es muß heraus — ſie verachten lehrt?“

Die Baroninn ſchwieg und ſeufzte. Sie hoffte nach dieſer Unterredung wenig mehr für das Glück dieſer Ehe; doch wollte ſie in ihrem freundſchaftlichen Eifer noch einen Verſuch bei Clara wagen und ließ ſich durch den Oberſtlieutenant auf morgen bei ſeiner Gattinn anſagen.

Als die Baroninn am nächſten Morgen in Clara's Zimmer trat, erblickte ſie einen ſchwarzgekleideten Mann, den ihr die Gräfinn als den Prediger Waller von ihrem Gute Wahlſen vorſtellte. Der junge Mann hatte eine edle Geſichtsbildung, ſein Anſtand war beſcheiden, doch zuverſichtlich, und aus ſeinen hellen braunen Augen leuchtete ein ruhigherrſchender Verſtand neben einem begeiſterten Strahle, der das heilige Feuer verrieth, worin er für ſeinen Beruf glühete.

Clara war in einer ſeltſamen Spannung, auf ihren Wangen brannte ein höheres Roth, ihre Blicke glänzten, ihre Bewegungen waren beſtimmter als ſonſt, ihr ganzes Weſen trug heute den Charakter der Entſchiedenheit.

Die Baroninn fühlte ſich verlegen, ſie fand Clara anders, als ſie erwartet hatte. Der Prediger ging bald nach dem Eintritte der Baroninn ab, und dieſe ſuchte ſich nun den

Weg in das Vertrauen der Gräfinn durch eine Lobrede zu bahnen, welche ſie dem jungen Manne hielt, der ganz augenſcheinlich ſehr hoch in der Gunſt und Achtung ſeiner ſchönen Gutsfrau angeſchrieben ſtand. Clara ſtimmte freudig ein. Sie erzählte nun der Lozzo, daß Waller ſeine ehemalige Schülerinn, die reiche Tochter eines Banquiers, mit ſchweigender Leidenſchaft geliebt, daß dieſe von ihren Eltern gezwungen worden ſei, einen alten, geizigen Hageſtolz zu heirathen, daß nach vier unglücklichen Jahren, in denen der Banquier ſein Vermögen verlor und dann aus Gram ſtarb, der Tod die leidende Auguſte von ihrem Quäler befreiete; wie nun Waller unter dieſer Zeit durch die einträgliche Pfarre in Wahlſen verſorgt worden ſei; und er jetzt das frühere Recht des Liebenden geltend, ſeine Auguſte zur glücklichen Braut und ihren dreijährigen Sohn zu dem Kinde ſeines Herzens gemacht habe.

Die Baroninn hatte Clara mit Antheil zugehört und wünſchte ihr nun Glück, durch die muthmaßlich vortreffliche Wahl des Predigers eine Freundinn und Geſellſchafterinn gewonnen zu haben, ohne welche der ſchönſte, ländliche Aufenthalt doch gar zu einförmig werden dürfte.

Clara ſeufzte. „Der Vorzug,“ erwiederte ſie, „welchen mein Mann ganz entſchieden dem Leben in der Stadt zu geben ſcheint, wird mir vielleicht für immer dieſes Glück unnütz machen. —“

„Dann müßte der Oberſtlieutenant,“ verſetzte die Baroninn, „ſeine holde Gattinn weniger lieben, als mir noch geſtern ſein beredter Mund verſicherte. Liebe Gräfinn,“ fuhr die Baroninn näher rückend und Clara's Hand mit Wärme ergreifend fort, „Ihr Glück iſt mir theuer, ich fühle mich mächtig zu Ihnen hingezogen und würde mich freuen, wenn ich dieſen lieblichen Mund öfterer lächeln ſähe, als ſeufzen hörte. Und wie wenig würde dazu erforderlich ſein!“

„Wenig?“ fragte Clara mit ſchmerzlichem Tone und ein tiefer Athemzug wog die ſtillen Beſchwerden ihres Herzens und ſeine Gefühle, ungleich denen ihres Gemahls.

„Wenig!“ wiederholte mit Nachdruck die Baroninn. „Von Ihrer Seite, liebe Freundinn,“ fuhr ſie fort, „ein wenig mehr Bekanntſchaft mit der Welt und der Natur der Männer, ein wenig mehr guten Willen, ſich den neuen Verhältniſſen anzupaſſen, ein wenig mehr Muth und Anmaßung. Von der Seite Ihres Mannes ein wenig mehr Sinn für den Werth eines einſamen, ruhigen Familienlebens, etwas weniger Schätzung aller Scheingüter, und ein wenig mehr Aufrichtigkeit gegen Sie, theure Gräfinn. Da haben Sie das Recept zu einem Eheglücke, welches zu genießen, Sie doch Beide ſo ſehr verdienen!“

Clara's blaue Augen füllten ſich mit Thränen. „Sie mögen Recht haben, liebe Freundinn,“ entgegnete ſie, „und ich ehre dankbar die Güte, welche Sie zur Rathgeberinn einer Rathloſen macht. Aber was kann die Blume dafür, wenn die Hand des Gärtners ſie aus dem mütterlichen Boden riß, worin ſie gedieh, um ſie in einen ſandigen zu verſetzen, wo ſie in verſchmachtender Dürre keine Nahrung findet, deren ſie bedarf, und alſo langſam hinſtirbt? Hat die Natur nicht ſelbſt eine Blume in den Schatten gepflanzt, und die andere ſo gebildet, daß ſie ſich nur in der Gluth der Sonne entfalten kann? —“

„Das iſt allerdings wahr,“ antwortete die Baroninn, „und ich zweifle nicht, daß auch das menſchliche Gemüth ſeine angewieſene Sphäre habe; die Blume,“ fuhr ſie lächelnd fort, „kann freilich nichts dafür, denn ſie iſt willenlos;

aber ein Weſen Ihrer Art, gute Gräfinn, ausgerüſtet mit hoher Willenskraft für das Edle und Rechte, mit Liebe für den Gatten, unter welchem Sie doch wohl den grauſamen Gärtner verſtehen — kann mehr als in nutzloſem Grame verwelken, und den Göttern der Einſamkeit ein Leben zum Opfer bringen, aus welchem ein blühendes Geſchlecht hervorgehen könnte. Wenn Sie, Ihre wahrlich! zu weit gehende, üble Meinung von den Menſchen und Verhältniſſen der großen Welt für ein Weilchen aufgeben wollten, um mit vorurtheilsfreiem Blick ihre Erſcheinungen aufzufaſſen, ſo würden Sie bald finden, daß auch der Mund eines Spötters im öffentlichen Amte ein gerechtes und weiſes Urtheil zu ſprechen vermöge und inne werden, daß eine ſchleierloſe Bruſt, deren Blöße Ihrem ſittſamen Auge Aergerniß giebt, öfters ein liebendes, aufopferndes Mutterherz umſchließe. — Einſame Stille iſt die Pflegerinn des Genius; aber der Charakter — wie ein großer Dichter ſagt — bildet ſich nur in dem Strom der Welt, und es dürfte keiner der geringſten Lobſprüche ihrer Schulen ſein, daß ſie Toleranz und gefällige Selbſtverleugnung lehren.“

Clara erröthete. Sie fühlte die Wahrheit des Vorwurfs, der in dieſen Worten für ſie lag. Die Baroninn milderte ihn durch den freundſchaftlichen Händedruck, womit ſie eine empfindliche Regung niederhielt, und redete weiter: „Wie leicht wäre es für Sie, glücklich zu ſein, und glücklich zu machen! Sie leben im Winter in der Stadt, und verbergen Ihrem Manne die Langeweile, welche Ihnen unſere Geſellſchaften machen, dafür verbirgt er Ihnen die mangelnde Luſt, ein Hirt in Arkadien zu ſein.“

Clara ſchwieg nachdenkend; die Baroninn glaubte ſie überzeugt zu haben, und verließ ſie endlich. Clara fühlte ſich gerührt von der Güte dieſer Frau, allein der Beſuch des jungen Predigers hatte für den Zweck derſelben ſehr übel vorgewirkt. Waller, dem das leidende Ausſehen der Gräfinn aufgefallen war, machte ihr mit dem Feuer eines glücklich Liebenden eine Schilderung ſeiner Braut, und mit poetiſcher Begeiſterung, mit brennenden Farben entwarf er das Gemälde ſeines künftigen, häuslichen Lebens, worin Clara tief erſchüttert das zerſtörte Paradies ihrer eigenen Jugendträume erkannte. Der warme Redner ahnete nicht, daß jedes ſeiner Worte Clara's ohnehin wunde Seele verletzend traf, und er überzeugte ſich nur durch ihre unverkennbare Theilnahme, daß hier ein zartes, für den Genuß des Stilllebens geſchaffenes Gemüth nicht an ſeinem rechten Platze ſtehe.

Clara erblickte nun mit einem Male ihr Unglück, ihre Täuſchung klar und beſtimmt; der Gedanke verhüllte ſich ihr nicht mehr, daß das Herz ihres Mannes niemals in antwortenden Klängen an dem ihrigen ſchlagen würde, und daß ſie ſelbſt bei gänzlichem Verzichtleiſten auf eigene Lebensfreuden wohl nicht im Stande ſein dürfte, das Glück des Gatten zu ſchaffen, der, ohne Sinn für die ſtillen Tugenden des Weibes, nur diejenigen Eigenſchaften an ihm zu ſchätzen wußte, welche in geſelligen Verbindungen glänzen.

Clara dachte jetzt oft an die letzten, gewichtigen Reden ihrer Tante Barrov, und dieſe Erinnerungen gaben und erhielten ihr den Muth, lächelnd auf die Ruinen ihrer Hoffnungen zu ſchauen. — Ihr Betragen ward nun ganz anders eingerichtet. Ohne Widerrede begleitete ſie ihren Gemahl in jede Geſellſchaft, und nie verrieth ihm ein Zeichen der Abneigung, wie ſchwer ihr eine Lebensweiſe ward, die ihr ſo viele Opfer abdrang, ohne ſie durch einen Genuß dafür zu entſchädigen. Sie kleidete ſich ihrer immer mehr leidenden Geſundheit ungeachtet ſehr ſorgfältig, oft ſogar prächtig, und der Oberſtlieutenant war entzückt davon. Der Verblendete überſah bei der Farbenpracht ihrer Gewänder die erbleichende Wange der Gattinn, und die Strahlen ihrer Brillanten ließen ihn vergeſſen, wie täglich mehr und mehr die ihrer Augen erloſchen.

An den Tagen, wo Graf Goldin mit ſeiner Gemahlinn nicht auswärts war, ſahen ſie Geſellſchaft bei ſich, und die ſonſt ſo ſtill verlebten Morgenſtunden wurden nun mit Putz, kleinen Viſiten und Anordnungen für das Feſt des Tages hingebracht. Der Oberſtlieutenant, unfähig, die höhere Natur ſeiner Frau zu würdigen, betrachtete ſich als Sieger über ihren Alltagshang, und drückte die insgeheim Vergehende oft mit lauter, dankbarer Freude an ſeine Bruſt. Er pries ihr in ſolchen peinlichen Augenblicken die Vergnügungen der Geſellſchaft und eines heiteren Lebens, und blickte Clara's Zuſtimmung erwartend, und in der Abſicht, ſie völlig zu heilen, verachtend auf die Ruhe und Genüſſe der Einſamkeit, denen Clara's Seele ewig mit der ſchmerzlichen, unaustilgbaren Sehnſucht einer Verbannten zugewendet war.

Je inniger und treuer Clara ihren Gemahl liebte, um deſto tiefer und bitterer mußte ſie auch empfinden, daß die Verſchiedenheit ihrer Denkungsart ein nie zu beſiegendes Hinderniß vollkommener Harmonie zwiſchen ihnen ſein würde. Hatte ſie ſich bei ſeinem unverhehlten Mißvergnügen, bei ſeinen lauten und heimlichen Vorwürfen über ihre wenige Bildſamkeit für die große Welt beruhigen können, ſo fand ſie doch keinen Troſtgrund in ſich, als ihr die Lobſprüche ihres Mannes vorwarfen, wie falſch ſie gegen den Freund ihres Herzens ſei. — Es konnte nicht fehlen, ein ſo zart organiſirtes Weſen, als Clara, mußte einem ſolchen ungleichen Kampfe erliegen, und es geſchah.

Der Geburtstag des Oberſtlieutenants wurde von ſeiner Gattinn mit einem Feſt gefeiert, wobei es ſchien, als hätte der feinſte Geſchmack die Anordnung getroffen, und der Ueberfluß für das leiſeſte Bedürfniß jedes Einzelnen und der Menge geſorgt; die gewandte Wirthinn bewies ſich als ſolche zur Zufriedenheit ihrer Gäſte.

Als der Gefeierte ſich ſpät nach Mitternacht mit Clara allein befand, drückte er dieſe mit Liebestrunkenheit an ſein dankbares Herz. Seine Zärtlichkeit war ſo unverſtellt, der Ausdruck ſeines Dankgefühls ſo rührend und herzlich, daß Clara von widerſprechenden Empfindungen beſtürmt, vom langen heftigen Kampf ermattet, bewußtlos ſeiner Umarmung entglitt.

Als ſie ſich erholt hatte, beruhigte ſie den beſtürzten Gemahl durch die Verſicherung, daß ihr beſſer, und daß dieſer Zufall wahrſcheinlich nur eine natürliche Folge der Anſtrengung ſei, welche nun vorüber wäre. Sie beſchwor ihn, das Aufſehen zu vermeiden, und den Arzt erſt mit dem Morgen holen zu laſſen.

Als dieſer kam, ſchüttelte er wohl zehn Mal den Kopf, und prüfte ſorgfältig und wiederum den Puls der Kranken.

Dem Oberſtlieutenant wurde bei dieſer Unglück verkündenden Pantomine ängſtlich zu Sinne; er bat den Arzt um eine Erklärung. „Es iſt dies kein gewöhnlicher Zufall,“ hob der greiſe, gute Mann an, „und deutet auf eine große Erſchöpfung aller Lebenskräfte. Ruhe — tiefe, lang anhaltende Ruhe und öfteren Genuß der friſchen, reinen Luft bedarf die Kranke, um die heiße Stunde einſt glücklich zu überſtehen, welche Sie um ein geliebtes Weſen reicher machen wird.“

Dem Oberſtlieutenant rieſelte ein Wonneſchauer durch die Glieder. „Wie?“ fragte er haſtig, „ich dürfte hoffen? —“ Auch Clara's Auge hing, um eine Wiederholung ſo ſüßer Worte bittend, an dem lächelnden Geſicht des Alten. Da beſtätigte er die freudige Verheißung, und als die Gatten in eine lange, ſelige Umarmung verſanken, ſchlich er ſich leiſe und vergnügt hinweg.

In den letzten Tagen des Februars packte Röschen fröhlichen Sinnes die Koffer zur Reiſe nach Wahlſen. Der Oberſtlieutenant hatte ſeine Einwilligung dazu um ſo lieber gegeben, als er ſich ohnedies in ein paar Tagen von ſeiner Frau trennen mußte, weil eine Ordre des Fürſten ihn zur Ausführung eines langwierigen Geſchäftes auf unbeſtimmte Zeit fernhin verſandte. Liebevoll drückte Clara ſich noch einmal, und nun zum letzten Male an ſein Herz, und flocht die ſchönen Arme um ſeinen Nacken, und er fühlte ſich ergriffen bei dem Abſchiede von der Gattinn, deren Vortrefflichkeit er doch in jedem beſſeren Augenblicke erkannte.

Sie waren getrennt, und nun, da ſie es waren, da ſein Benehmen nicht mehr liebe- und friedeſtörend auf ſie wirken konnte, ſtattete ihn ihre Phantaſie wieder mit allen Vorzügen zu dem Idol ihres Herzens aus. Die Erfahrung war vergeſſen — ſein Bild ſchimmerte in idealem Glanze wie zuvor.

Aber Clara freute ſich doch, den Frühling mit ſeinen Blüthen, Nachtigallen und Entzückungen auf dem Lande feiern zu können. Sie fühlte ſich in ihrem Elemente, und ſog mit ſüßem Geize die friſche Morgenluft in die freier athmende Bruſt.

Clara ward in Wahlſen von ihren Unterthanen mit unverkennbarer Liebe aufgenommen. Noch an demſelben Tage ſtellte ihr der Prediger ſeine junge Frau vor, auf deren Bekanntſchaft die Gräfinn geſpannt war. Die Erwartete blieb — was ſelten der Fall iſt — nicht unter der Erwartung. Die junge Predigersfrau war nicht eben ſchön; ein überwundenes Leiden hatte ſeine leichten Schatten auf ihrem feingezeichneten Geſichte zurückgelaſſen, wodurch es aber nur um ſo anziehender wurde. Ihre Stimme hatte einen rührenden Wohllaut, und die großen ſchwarzen Augen ſagten etwas, wie tiefe Nacht es einſt in ihrem Schickſal geworden wäre, und von häufigem Thränenthau, der, wie ſie jetzt einſah — nur die Blüthe ihres Glückes erfriſcht hatte. In dem offenen Blicke lag ein Anſpruch an das Wohlwollen, der ſelten unbefriediget geblieben war. Clara genügte ihm ohne Weiteres. Sie ſchloß Auguſte in ihre Arme, und bat mit ſanften Worten um ihre Freundſchaft.

Waller und ſeine Frau waren nun täglich auf dem Schloſſe; die Gräfinn machte öfters im Pfarrhauſe einen freundlichen Beſuch, und das Band der zarteſten Achtung ſchlang ſich immer enger um die guten, verwandten Herzen.

Clara war jetzt Zeuginn einer Liebe — eines Glückes, welches aus gleicher Denkart und Empfindungsweiſe entſprang, wie ſie es ſich tauſendmal geträumt, ſpäter jedoch nur für einen Traum gehalten hatte. Sie ſah ohne Neid, aber mit ſtiller Trauer, daß der Wurf ihres Geſchicks verfehlt wäre. Eine Hoffnung blieb ihr —: die der Mutter! Mit heißer Sehnſucht dachte ſie, daß ein Weſen, ihr ganz eigen, und durch heilige Bande für immer und ewig an ſie geknüpft, bald in ihren Armen ruhen würde. Dann wäre die ſchmerzliche Leere der Täuſchung ausgefüllt.

Bei den einfachen Beſchäftigungen des Landlebens, bei gemeinſchaftlicher Lectüre und Muſik — Auguſte ſpielte das Clavier mit nicht gemeiner Fertigkeit, und Waller ſang ſehr ſchön — flohen Tage, Wochen ſchnell dahin, und Clara ſchmeckte wieder einen Theil jenes Friedens, der einſt ihr Leben beſeliget hatte. Die wunden Stellen des Gemüthes heilten unter dem Balſam der Natur und Zeit.

An ſchönen Frühlingsabenden ging die Gräfinn mit ihren Freunden durch das Dorf. Voran jubelte der kleine Benno, Auguſtens Sohn. Hier wurde ein Kranker gelabt, dort ein Weinender getröſtet; hier ein zorniger Sinn beſänftiget, dort ein gedrücktes Herz emporgehoben, und dankbare Blicke, Worte des Segens folgten den Gehenden nach.

Der Oberſtlieutenant hatte ſeiner Frau mehrere Male geſchrieben, ſeine Briefe verſicherten ſie von ſeinem Wohlbefinden. Clara's Antwort enthielt eine treue Schilderung ihrer einförmigen Lebensweiſe, der Waller's und Auguſtens Umgang den Reiz der Freundſchaft gäbe. Jetzt erhielt ſie wieder eine Zuſchrift von ihrem Gemahl; dieſe war von dem Ziele ſeiner Reiſe aus datirt, und ſagte ihr von dem langſamen Fortgange ſeiner Geſchäfte, weshalb ſich denn ſeine Zurückkunft gar nicht beſtimmen laſſe. Manch ſchmeichelndes Wörtchen war zwiſchendurch mit eingeflochten, auch die Bitte, ſich, wenn es noch nicht geſchehen ſei, mit der Familie des Baron Wollrand in Holzhauſen bekannt zu machen, weil die Nähe und Verzweigung ihrer Güter es nothwendig erforderten, gute Nachbarſchaft zu halten. Zuletzt war ein flüchtiger Gruß an den Herrn Paſtor und ſeine Frau, und gleich darauf ein Auftrag an den Verwalter. — Clara behielt den Brief lange in der Hand und las ihn wieder, und noch einmal, um die Verſtimmung, worin er ſie verſetzt hatte, hinweg, und etwas Beſſeres heraus zu leſen.

Das war kein Brief, wie er ihren Gefühlen entſprochen hätte! Kein zärtliches Vermiſſen der geliebten Gattinn, kein ſehnſüchtiges Verlangen nach ihr, ſprach ſich darin aus; nur geſchäftsmäßige Ungeduld ſich in den Aufträgen ſeiner Sendung behindert zu ſehen, und hier und da eine leiſe Verlegenheit — die Liebe combinirt ſehr fein — die von einem tieferen Intereſſe auszugehen ſchien. Der Wunſch, ſich mit Baron Wollrands bekannt zu machen dünkte ihr ganz richtig nur eine Mahnung an die Forderungen ihres Ranges überhaupt, den ſie über dem Umgange mit dem Prediger, den er fälſchlich für einen Pastore fido hielt — zu vergeſſen ſcheine. Und wäre Clara minder arglos, und durchdrungen von dem Begriff der Treue geweſen, ſie hätte eine verſteckte Spur von Eiferſucht darin gefunden.

„Das alſo,“ ſprach Clara bitter zu ſich ſelbſt, „war die Freude, die ich mir erſehnte! Drückte ich dich darum, fuhr ſie auf den Brief ſehend, fort, ſo ungeſtüm an dieſe hochathmende Bruſt, damit du den kaum gefundenen Frieden daraus nehmen ſollteſt? — Mit Baron Wollrands ſoll ich mich alſo bekannt machen, auf daß ich einen ſtandesgebührlichen Umgang habe, und die Langeweile nicht um ihr Stundenopfer komme! Und von meinen theuerſten Freunden, von dem würdigen Waller, von meiner ſüßen Auguſte, die ihr holdes Blumenleben zehnmal für eine Freude des meinigen gäbe — nichts! nichts, als dieſen kalten, kurzen Gruß, der dadurch, daß ihm der Auftrag an den Verwalter auf dem Fuße folgt, mich wahrſcheinlich an die Stufenfolge ihrer untergeordneten Verhaltniſſe erinnern ſoll —“

Thränen des Unmuths, die erſten ſeit langer Zeit, rollten über ihre Wangen. Es war ihr auf einmal, ſie wußte nicht wie? der Gedanke gekommen, daß jedes verknüpfende Band zwiſchen dem Gemahl und ihr, und wäre es auch nur ein ſchriftliches — unheilbringend für ſie ſei.

Sie bebte vor dieſem Gedanken, aber er ließ ſich nicht mehr verſcheuchen.

Am folgenden Tage fuhr Clara im vollen Schmuck zu der vorgeſchriebenen Staatsviſite nach Holzhauſen; ihrem Geſicht fehlte jedoch der reizendſte: ein heiteres Lächeln, womit ſie, des zu findenden Vergnügens gewiß, in den kleinen Garten der Pfarre zu eilen pflegte.

Die freiherrliche Familie von Wollrand, welche damals, als Graf Goldin ſeine junge Frau nach Wahlſen brachte, nicht auf ihren Gütern geweſen war — empfing die neue Nachbarinn zwar ungemein artig, aber doch etwas ſpitz über den ſpäten — erſten Beſuch. Man fand dieſen endlich um ſo ſchätzenswerther, da, wie man gehört, der genaue Umgang mit dem Paſtor Waller und ſeiner Frau der Gräfinn Goldin jede andere Geſellſchaft entbehrlich mache. — Clara fühlte den Stich, ohne daß er ſie ſchmerzte. Sie glaubte es ihren Freunden ſchuldig zu ſein, daß ſie ohne Hehl ſagte, was ſie ihr wären, und ſie that es mit einer Innigkeit und Achtung, welche die Galle dieſer ſtolzen Edelleute reizte. Der Baron lächelte höhniſch, ſeine Frau rümpfte die Naſe, und ihre Töchter warfen ſpottend den Mund auf; eine Schweſter des Barons aber ſagte: „Nun, das müſſen ja ganz vorzügliche Menſchen ſein! Freilich — wenn man es haben kann, geht man doch lieber mit ſeines Gleichen um."

„Meines Gleichen?" verſetzte Clara, „o! nur in meinen beſten Stunden, wenn ich, zum Beiſpiel, der Bosheit gegenüber ruhig und ſanft bleibe, halte ich mich für ihres

Gleichen, denn ſie überheben ſich nur in höherer Geſinnung über erniedrigende Vorurtheile, und ihr Leben iſt eine Kette der reinſten Tugenden.“

Das Geſpräch wendete ſich nun auf gleichgültige Gegenſtände, und nach ſchicklichem Verweilen verließ Clara dieſe Familie, von welcher ſie nunmehr als eine gemeindenkende Närrinn verſchrieen ward, die vermuthlich mit dem Seelſorger buhle, und ſein Gänschen von Frau bei jeder Gelegenheit für ihr gefällig zugedrücktes Auge belobe.

Der Abend fand die Gräfinn mit ihren Freunden in einer Laube des Schloßgartens. Clara ſpielte die Harfe, und die Diſſonanz ihrer Gefühle löſete ſich in Harmonie, und die verſtimmte Seele gab rein den höheren Ton empfindungsvoller Anklänge zurück. Waller ſang Klopſtocks: „Willkommen o ſilberner Mond!“ während das volle Geſtirn am Himmel emporſtieg und mit blaſſem Scheine die dunkle Erde verklärte. Bei den Strophen: „Ihr Edleren! ach! es bewächſt Eure Mahle ſchon ernſtes Moos! O wie glücklich war ich, als ich noch mit Euch ſahe ſich röthen den Tag, ſchimmern die Nacht! —“ ſchwoll der Gräfinn das Herz, und leiſe Thränen träufelten aus ihren Augen. Die Mondſtrahlen zitterten vor ihrem Blicke, und der Geiſt ihrer guten Tante umſchwebte ſie.

Der Frühling war vorüber, die Schwalbe trug zu Neſte, die Frucht der Aehre reifte, als die Gräfinn ſchwer, aber glücklich von einer Tochter entbunden wurde.

Auguſte empfing und begrüßte das kleine Abbild der hochgeliebten Gräfinn mit ſtürzenden Freudenthränen.

Sobald Clara dazu im Stande war, verlangte ſie nach ihrem Kinde; man reichte es ihr, und ſie weihete es mit einem Blicke voll unausſprechlicher Mutterliebe zu dem Leben ein, das, wie ſie fühlte — den Menſchen zu Schmerz und Kampf geboren werden läßt, wie die Vögel geſchaffen ſind, um empor zu fliegen!

„Ein Mädchen!“ ſagte die Gräfinn jedoch ſeufzend, mit der hinzugefügten Befürchtung, daß ihr Gemahl vielleicht auf einen Sohn gerechnet habe. Die Hebamme tröſtete, daß der künftige Erbherr wohl noch kommen werde.

Nach den letzten Nachrichten konnte man jetzt mit jedem Tage den Oberſtlieutenant erwarten. Er hatte ſeine Frau ſchriftlich gebeten, daß, wenn ihre Entbindung ſeiner Ankunft zuvorkommen ſollte, ſie die Kunde davon an die Baroninn Lozzo gelangen laſſen möchte. Clara trug daher dem Prediger auf, dieſer Dame das frohe Ereigniß zu melden. Waller that es ohne Verzug, und ſchrieb auch an den Oberſtlieutenant. Er ſchilderte ihm die Sehnſucht der Gräfinn, ihren Gemahl zu ſehen. In treuer Freundſchaft für Clara beabſichtigte er damit, daß der Graf ſeine Heimkehr möglichſt zu beſchleunigen ſuche.

Nach einigen Tagen kam die Baroninn Lozzo ſelbſt nach Wahlſen. Sie ſagte der muntern Wöchnerinn, daß der Oberſtlieutenant noch nicht in der Reſidenz angelangt ſei, aber in jedem Augenblick erwartet werde; daß ſie vierzehn Tage in Wahlſen zu bleiben gedenke, und ſich eine Pathenſtelle bei der Kleinen erbitte.

Der Gräfinn war der Beſuch dieſer geſchätzten Freundinn ſehr angenehm.

Eine Unpäßlichkeit des Kindes beſtimmte Clara die Taufe zu zeitigen, welche ſie gern bis zur Ankunft ihres Gemahls verſchoben hätte. Die Baroninn, der Prediger und ſeine Frau waren Pathen, und die Erſtere gab der Kleinen den Namen Roſalie.

Kaum war die heilige Handlung vorüber, als ein Wagen in den Hof rollte. Der Ruf, der Graf ſei angekommen, durchdrang ſchnell das Haus. Vor Freude zitternd, ihr Kind auf den Armen, ſah Clara dem eintretenden Gemahl entgegen. Stumm vor Entzücken, drückte er das Kind an ſeine männliche Bruſt, und küßte in überwältigender Rührung Lippen und Hände der Gattinn. Mit den weichſten Tönen, den zärtlichſten Liebkoſungen, überzeugte er Clara von ſeiner Liebe, ſeinem Vaterglück, und die Gräfinn meinte in dieſer ſeligen Stunde, dies wäre die einzig wahre Erfahrung ihrer Ehe. — Sie hoffte, die kleine Roſalie hätte ihr den Gatten aufs neue geſchenkt.

Nicht lange nach der Rückkehr des Oberſtlieutenants reiſte die Baroninn ab, und das gräfliche Ehepaar war nun auf ſich ſelbſt beſchränkt.

Es fiel Clara ſchwer auf das Herz, daß mit ihrem Gemahl eine augenſcheinliche Veränderung vorgegangen war. — Gefällig, zärtlich gegen ſie, ſehr freundſchaftlich mit dem Prediger und Auguſte, mild und ſanft als Gutsherr, ſtets zur Verzeihung eines Fehlenden geſtimmt, Stille und Einſamkeit aufſuchend —, ſchien er ganz das Gegenbild ſeines früheren Ichs zu ſein. Man würde ihn für krank gehalten haben, wenn ſeine Wange nicht ſo dunkel gebrannt, ſeine Geſtalt nicht in ſo kräftiger Fülle geblüht hätte.

Für die Gräfinn lag in dieſer Veränderung etwas Unheimliches. Sie wollte den fremden Geiſt, der ſie, ihr ſelbſt unbewußt, ängſtete, kennen lernen, und drängte ſich mit liebender Gewalt in das Vertrauen des Gemahls. Er mußte ihr von ſeiner Reiſe erzählen, von den Menſchen, die er kennen gelernt, von den Vergnügungen, welche er an jenem fremden Orte genoſſen; aber da waren große Lücken in ſeinen Erzählungen. Clara's Blick, durch einen leiſen Argwohn geſchärft, ruhete dann forſchend auf ſeinem Geſicht, und ſie gewahrte, daß ſchnell bei einem Wort, welches für ihn irgend eine geheime Beziehung hatte, ein Lächeln um ſeinen Mund flog, ſo ſchmerzlich, ſo verbergend, ſo ſonderbar, wie ſie es noch nie an ihm geſehen. Sie zitterte, fürchtete — und wußte nicht wofür? und zeigte ihm nur noch mehr Liebe. Allein dieſe verzeihende Güte machte den Grafen offenbar ſcheu. Er entwand ſich Clara's umſchlingenden Armen, und ritt, nachläſſig auf ſeinem Pferde hangend, einſam und ohne Zweck in den Forſten umher.

„Ja,“ rief Clara eines Tages mit ausbrechenden Thränen, „ich muß dich dennoch ertragen lernen, dich Gedanke! den ich früher mit Scheu entfernte, daß zwiſchen unſeren Herzen ein feindliches Weſen ſtehe, welches ihre Vereinigung ewig nicht zulaſſen wird! — Auch du,“ rief ſie, ihr Kind feſter umſchließend, das durch herabrollende Thränen erweckt, die Kornblumen ſeiner Augen öffnete und mit dem Tiefſinn der Unſchuld zu ſeiner Mutter aufſah, „biſt nicht fähig, ihn zu bannen, dieſen Dämon, der deinen Eltern einen Himmel voll Liebe raubt!“ —

Die Gräfinn verſank in trübes Nachſinnen. Nach einer Weile trat der Prediger in das Zimmer, er wollte den Grafen ſprechen. Clara ſagte ihm, daß ihr Gemahl ſchon ſehr früh allein auf die Jagd geritten ſei, und wahrſcheinlich erſt ſpät wiederkommen werde.

„Allein?“ fragte Waller wie verwundert, und mit beſorgtem Tone.

„Ganz allein,“ erwiederte Clara tiefathmend, „ich ſehe es ſelbſt nicht gern; aber mein Mann will nun einmal ſo. „Ueberhaupt,“ fuhr ſie mit ungewiſſer Stimme fort, „ſinden Sie nicht auch, daß mit dem Grafen eine Veränderung vorgegangen ſei? So gut, ſo weich war er noch nie — es iſt, als ob der brauſende Orkan zum ſäuſelnden Weſt geworden wäre, und dennoch kann ich mich nicht darüber freuen.« —

Des Predigers Blick ruhete theilnehmend auf den Zügen der Gräfinn, welche das Bangen vor ſeiner Antwort in ungewöhnlicher Spannung hielt.

»Ja,« erwiederte er, »mich will es auch bedünken, als ſei manches anders geworden; doch iſt mir bei dieſer Bemerkung eben nicht wohl zu Muthe. Für mich hatte von jeher der Anblick gelähmter oder unterdrückter Kraft etwas Wehmüthiges, ich möchte ſagen, Grauenhaftes — und wäre der Graf nicht in jeder Hinſicht glücklich zu nennen, ſo müßte man glauben, es nage ein gefährliches Geheimniß an ſeinem Herzen.«

Clara ließ ihn nicht endigen; mit Heftigkeit ſagte ſie: »O Gott! Sie haben Recht! Ihre Worte drücken meiner Befürchtung das Siegel der Gewißheit auf. Doch was kann ich dabei thun?«

»Sehr viel, theure Gräfinn!« entgegnete der Prediger. »Mit dem Scharfblicke der Liebe in des Gemahls verſchloſſenen Kummer dringen, und in dem Glauben forſchen und handeln, daß der Feind, deſſen Natur und Stärke man kennt, ſchon halb beſiegt ſei, weil man nun weiß, welchen Widerſtand, welche Waffen er erfordere. Die Ungewißheit iſt das ſchrecklichſte der Uebel.«

Waller entfernte ſich, und die Gräfinn beſchloß, ſeinem Rathe zu folgen.

»Mit einbrechender Dämmerung ſah ſie ihrem Gemahl entgegen. Ihr Auge ſtarrte in die dunkle Gegend hinaus, ihr Ohr lauſchte jedem Geräuſch, ihre aufgeregte Phantaſie malte craſſe Bilder. Sie riß haſtig an der Klingelſchnur; ihr Mädchen trat erſchrocken herein.

„Georg ſoll gleich nach meinem Gemahl ausreiten und ſich den Friedrich und noch ein paar andere Leute mitnehmen, der Graf iſt ohne alle Begleitung, ich fürchte, daß ihm ein Unglück begegnet ſein könne.“ Die Gräfinn gab jenen Befehl in ängſtlicher Haſt, ſie bebte ſichtbar, als ſie ihre finſteren Einbildungen ausſprach.

„Der Herr Graf,“ verſicherte Röschen, „wäre bereits wohlbehalten im Schloſſe. Das Reitpferd, die ſchnellfüßige Atalante, habe ſich das Bein vertreten, und der Herr ſich genöthiget geſehen, bei der Windmühle abzuſteigen, von wo er durch den Garten in das Schloß gekommen ſei; den Fuchs hole Georg aus der Mühle. —

O wie froh eilte Clara in das Zimmer ihres Gemahls! Wie heiß drückte ſie den Befremdeten an ihre erleichterte Bruſt! „Ich habe mich von Herzen nach Dir geſehnt, mein lieber Goldin,“ ſagte ſie mit ſchmeichelnder Lippe, die noch unter ſeinem Kuſſe krampfhaft zuckte. „Du warſt lange weg, mein Freund, und Dein Alleinſein ängſtete mich.“

„Bin ich allein,“ antwortete er doppelſinnig, „ſo finde ich mich am erſten wieder.“

„Komm doch in mein Zimmer,“ bat Clara nach einer Pauſe: „die feuchte Luft hat Dich ganz ſtarr gemacht, ich werde Punſch bereiten laſſen und dabei ſollſt Du mir die Abenteuer des Tages erzählen.“

„Laß mich, Liebe,“ erwiederte er, noch einen lauen, flüchtigen Kuß auf ihre brennende Wange drückend, „ich bin viel zu erſchöpft, um der Mittheilung fähig zu ſein, und werde mich ſogleich zu Bett legen.“

Der armen Clara rieſelte es eiskalt durch die Glieder — wie vom Tode berührt, trat ſie zurück. Sie fühlte ſich getrennt von ihm, den ihre Seele liebte, obſchon er lebend vor ihr ſtand. Erſt ſpät nach Mitternacht ſchloß der wohlthätige Schlaf ihr die heißen Augen zu.

Als der Oberſtlieutenant am folgenden Morgen zum Frühſtück erſchien, kam ihm ſeine Frau zwar freundlich, aber ſehr blaß entgegegen, und er äußerte Unruhe darüber.

„Ich habe ſchlecht geſchlafen," antwortete Clara, „es ſtörte mich etwas. — Es waren geſtern zwei Briefe an Dich eingelaufen, welche ich Dir bei Deiner Nachhauſekunft zu übergeben, in meiner Angſt um Dich vergeſſen hatte. Wenn ſie von Wichtigkeit waren —"

Der Graf ergriff ruhig die Briefe, ſetzte ſich zum Leſen derſelben in das Sopha zurecht, und Clara nahm an ſeiner Seite Platz. Er entfaltete den erſten, und legte ihn bald mit Nichtachtung abſeits. „Der war es nicht werth, meine Clara," ſagte er lächelnd, „daß Dir der Schlaf durch ihn verdorben wurde; er iſt in Angelegenheiten eines Pferdehandels geſchrieben. Der Graf erbrach nun den zweiten Brief. Clara's Augen hafteten, ſie wußte ſelbſt nicht warum? auf dem Geſicht ihres Gemahls, welches den Charakter leidenſchaftloſer Aufmerkſamkeit trug. Der Brief war beinahe zu Ende, da wendete er noch einmal das Blatt, und — alles Blut wich aus ſeinen Wangen, dann bedeckte eine dunkle Röthe die entfärbten, ſein Auge flammte, das feine Blatt ſchwankte in der heftig zitternden Hand. Clara war keiner Frage mächtig, das Erſchrecken ſchloß ihr den Mund, und ehe ſie ſich beſinnen konnte, war der Graf verſchwunden.

Nach einigen Stunden kam er aus dem Garten und ſagte ſeiner Frau, daß der Brief, welcher ihn erſchreckt habe vom Major Horſt geweſen ſei, der ihm die fortwährende Unpäßlichkeit des Generals gemeldet habe. Dieſe lege ihm nun die Verpflichtung auf, mit dem nächſten Morgen in die Reſidenz abzugehen. Die Gräfinn ſeufzte.

„Was Dich liebe Clara anbelangt,“ fuhr er fort, „ſo bleibt es Dir ganz überlaſſen, ob Du mich bald begleiten, oder den Spätherbſt noch auf dem Lande abwarten willſt; ich möchte Deiner Neigung nicht gerne Zwang auflegen.“

Clara war es für den Augenblick unmöglich, Wahlſen zu verlaſſen, man beſchloß alſo, daß ſie erſt in einiger Zeit ihrem Gemahl folgen ſolle.

Der Graf war kaum drei Monate auf ſeinem Gute geweſen, und als Clara den Wagen fortrollen hörte, der ihren Gemahl nach der Hauptſtadt brächte, dünkte ihr ſeine Anweſenheit wie ein unruhiger Traum, aus dem ſie erwacht wäre, um ſich wiederum allein zu finden. Sie eilte vom Fenſter, aus welchem ſie ihm nachgeſehen, hinweg in den Garten, um ſich unbemerkt auszuweinen, und in ſtiller Ueberlegung einen Theil der Ruhe zu gewinnen, die ihr bewegtes Gemüth ſo ſehr vermißte. Sie rang vergebens nach einer tröſtenden Hoffnung, und ſchmerzerfüllt hob ſie den ſchönen Blick zum Himmel. „Dies alſo iſt das Glück,“ ſagte ſie in leiſem Selbſtgeſpräch, „was mir mein liebeahnendes Gefühl verhieß! — O! nicht viel länger iſt es als ein Jahr, da glänzte mir die Zukunft noch im hellſten Roſenſchimmer entgegen, und keine Furcht, kein Argwohn ſtörte den tiefen Frieden meiner Seele. Das Grab ſtellte ſich mir als der ferne Endpunct eines langen, glücklichen Lebens dar, wo ich ermüdet von den Wonnen des Daſeins, ſanft einſchlummern würde, um neu geſtärkt zu einem noch ſeligeren Leben zu erwachen. Jetzt — erſcheint es meinem trüben, aufgeregten Sinne als der einzige Rettungshafen vor den Stürmen eines gefürchteten Unglücks, welches mich wie in verderbenſchwangern Wolken bedroht. — Ach! Wäre ich dieſem ſicheren Ziele nah! — Doch meine kleine Roſalie — Gott legte ſie vielleicht in meine kalten Mutterarme, an das gebrochene Herz!“ —

Sie faltete angſtvoll die zarten Hände, ihr Auge drang in die Weite, als ſuche es etwas: da gewahrte ſie bei einer entfernten Bank ein weißes Blatt, ſie ging darauf zu, und — o Himmel! da lag der geheimnißvolle Brief von geſtern am Boden; ein Streifen Papier, worauf Einiges notirt war, dabei, ein Beweis, daß der Graf hier geſeſſen und beides verloren hatte.

Clara hielt den Brief, das loſe Spiel der Luft, in der bebenden Hand, und zögerte, den leichten Vorhang zu lüften, welcher die Auflöſung jenes Räthſels bedeckte. Sie war bedenklich, ob ſie auch das Recht dazu hätte; aber ihr heftiger Wunſch, den Grund von der Erſchütternng ihres Gemahls zu wiſſen, bewog ſie durch den Gedanken, daß der Brief ja nachläſſig den Winden Preis gegeben wäre, und alſo ſchwerlich ein Geheimniß enthalten könne.

Die Gräſinn fand nun, als ſie den Brief las, die Ausſage ihres Gemahls beſtätiget, von einem Berichte über die zunehmende und langwierige Kränklichkeit des Generals. Dann folgten Urtheile, die jüngſten militairiſchen Ereigniſſe betreffend, Randgloſſen, welche in die Chronique scandaleuse gehörten, und zuletzt einige Neuigkeiten, als, daß Hauptmann Hadrian ſich ſcheiden laſſe, daß die Schweſter der Oberhofmeiſterinn, eine fremde Gräſinn Süden, mit ihrer wunderſchönen Tochter bei Hofe erſchienen ſei, und daß der würdige Rector Baum kürzlich das Unglück erlebt, ſeine holde Emilie bei einer Waſſerfahrt in die Fluth ſinken zu ſehen, ohne daß ſie habe gerettet werden können.

Neue Räthſel! Welche von dieſen Novellen war es nun, die den Grafen ſo ergriffen hatte? — Die bubletiſche Frau von Harrian hatte er nie der geringſten Aufmerkſamkeit werth gehalten, jene Gräfinn Süden war ja eine Fremde, und die Tochter des Rectors eine liebende Braut geweſen.

Die Gräfinn ſann, und ſann vergebens, kein Lichtſtrahl erhellte die Dunkelheit ihrer Vermuthungen; aber die Aufklärung war einem ſpäteren Tage vorbehalten, und die Frucht der Erfahrung fällt von ſelbſt, wenn die Zeit ſie gereift hat.

Das erſte Schreiben, welches die Gräfinn von ihrem Gemahl erhielt, und worin er ihr ſeine glückliche Ankunft in der Garniſon meldete, ſagte ihr zwar manches Artige und Schöne, aber kein einziges Wort, was den Wunſch ausgeſprochen hätte, ſie bald bei ſich zu ſehen; vielmehr deutete hier und da eine Wendung auf eine noch lange dauernde Trennung hin. Clara ſuchte ſich eines unbeſtimmten Argwohns zu erwehren, der ihr mit ſchwarzem Griffel jene leiſen Winkelzüge ganz beſonders bezeichnete; allein ſie hätte kein Weib ſein müſſen, um in ihrer Antwort den Punct der Wiedervereinigung nur mit einem Gedanken zu berühren.

Die Natur war nun verödet, und bereitete des Winters Ruhe vor. Clara war im tiefſten Herzen traurig, auch körperlich unwohl; ſie verließ ſelten das Schloß, als um ſich etwa im Garten an einem matten Sonnenblicke zu erquicken. Dann, wenn ihr Fuß mit leichtem Schritte über das aufgehäufte Laub hinrauſchte, ging ſie im Geiſte den Spuren verwelkter Freuden nach, und die Scene der Vergänglichkeit ſtimmte zu ihren Empfindungen.

Eine neue, mütterliche Hoffnung legte ihr doppelte Pflichten auf, und nicht ohne Beſorgniß konnte Clara an die Möglichkeit einer nahen Abreiſe in die Reſidenz denken, wo ihre Verhältniſſe eine Selbſtverleugnung forderten, deren ſie ſich jetzt kaum fähig hielt.

Allein die gute Gräfinn war dieſer Sorge überhoben.

Ein zweiter und dritter Brief vom Oberſtlieutenant erſchien: doch keiner ſofort gedachte nur mit einer Silbe des Verlangens nach Frau und Kind. Nun erwachte in Clara der ganze Stolz ihres Geſchlechts. Sie ſchrieb ihrem Gemahl ihren jetzigen Zuſtand, erinnerte ihn an die damit verbundene Schwäche, und bat ihn, daß er ihr vergönnen möchte, den Winter in Wahlſen zuzubringen, ſie erwarte, ſchrieb ſie, um ſo mehr, daß er dieſen Wunſch erfüllen werde, weil ihr, wie ihm bekannt ſei, die Stadtluft durchaus nicht zuſage. —

Nun ſah Clara in höchſter Spannung der Antwort ihres Gemahls entgegen; ſie erfolgte ſehr bald, und zu der Gräfinn ſchmerzlichſtem Erſtaunen willigte er mit vieler Leichtigkeit, ja ſelbſt mit einem nur ſchlecht verſteckten Vergnügen in ihr Begehren.

So war es denn alſo entſchieden, das, was ſie ſchon längſt ahnete und fürchtete, daß das Herz ihres Gemahls für ſie verloren ſei! Nur wußte ſie noch nicht, wem anders zugewendet? Sie verbarg ſorgfältig den Kummer, der ſie quälte, ſelbſt ihren Freunden; und körperliches Uebelbefinden diente ihrem Grame als Schleier.

So war Weihnachten näher gekommen, eine Zeit, die auch in ſelbſtſüchtigen Menſchen den Familienſinn weckt und den Zuſammenhang der Genoſſen eines Hauſes, wie loſe er auch wäre — in Friede und Freude feſter knüpft. Graf Goldin jedoch, ſchien ſeine Verheirathung vergeſſen zu haben, er klagte nicht über das getrennte Verhältniß ſeiner Ehe, da es an ihm geſtanden hätte, Herr ſeines Willens zu ſein.

Clara ſtarrte oft in die fallenden Flocken des Schnees, und der Gedanke beſchlich ihre Seele, daß unter dieſem kalten Leichentuche ihr heißes Herz ſtillſtehen möchte.

Eines Tages erhielt ſie einen Brief von fremder Hand und ſein Inhalt verſetzte ſie in nicht geringe Beſtürzung; er lautete folgendermaßen:

„Gräfinn!

Sie halten Sich entfernt von Ihrem Gemahl, zu einer Zeit, wo ihm ein Schutzgeiſt ſo nothwendig wäre! — Eilen Sie zu ihm und verhindern Sie, daß das ſchwankende Gebäude Ihres Eheglücks nicht vollends in Trümmer ſtürze und unter ſeinen Ruinen die argloſe Gattinn begrabe.“ —

Die Gräfinn ließ alſobald den Prediger zu ſich rufen.

Er erſchrak, als er in ihr verſtörtes Geſicht blickte, er erſchrak noch mehr, als ſie ihr blutendes Herz mit all ſeinen Schmerzen und Wunden vor ihm enthüllte. — Sie ſtrebte nach Faſſung und der verſtändige Freund unterſtützte ſie in dieſem Bemühen. Clara entdeckte nun Wallern den ganzen Gang ihrer kurzen Liebes- und Ehegeſchichte. Sie entdeckte ihm alles; zuletzt legte ſie ihm den eben erhaltenen Brief vor, und bat um ſeine offene Meinung, um ſeinen Rath.

Waller — der wohl früher ſchon bemerkt hatte, woher die Differenzen dieſer Ehe kamen — war vorerſt bemüht, die Achtung der Gräfinn für ihren Gemahl zu retten. Mit ſo viel Einſicht als Zartgefühl zeigte er ihr, wie dennoch der Graf unendlich mehr zu bedauern, als zu verdammen ſei, daß die Gattinn ſeiner Wahl, trotz allen Reizen und Vorzügen, von denen ſie geſchmückt wäre, ſeine Forderungen an ſie, hinſichtlich der Verhältniſſe zur Welt, niemals befriedigen könnte und würde. „Ja,“ fuhr er im Feuer ſeiner Rede fort, „das ſind die wahren Mißheirathen, die des Geiſtes, des Herzens, der Erziehung, der Vorurtheile, der Gewohnheit! — So wenig wie die ſanfte Taube ſich eignet zur Geſellinn des ſtolzen Adlers, der ſie nicht lieben, der ſie nur begehren kann — eben ſo wenig wird das Mädchen, dem in genußreicher Einſamkeit ſich der Jugend Blüthe entfaltete, und das von zarter Liebe, von ſchwärmeriſchen Ideen, mehr für den Himmel als für die Erde gebildet wurde, einen Mann auf die Dauer beglücken, der ein Zögling der Welt iſt. Er kann vermöge ſeiner Natur dies weiche Herz nicht behandeln, er kann es nur zerdrücken. — Doch, theure Gräfinn,“ nahm er nach einer Pauſe das Wort wieder auf, „Sie haben den Freund in mir aufgefordert, und ich ehre Sie zu hoch, als daß ich Ihnen die Wahrheit vorenthalten ſollte. Dieſer Brief und meine frühere Ahnung treffen genau zuſammen. Ich fürchte, der Herr Graf hat erſt verheirathet eine Bekanntſchaft gemacht, welche der abweſenden Gemahlinn gar leicht gefährlich werden dürfte.“ —

Die Gräfinn horchte ſeinen Worten, und ſah nachdenkend vor ſich hin. „Wenn Sie, lieber Waller,“ hob ſie, ſeine Hand ergreifend an, „mich lieb genug hätten, um mir eine Bitte zu gewähren, ſo würden Sie Sich ein großes Verdienſt um meine Ruhe erwerben.“

Der Prediger verſicherte, daß ſie über ihn gebieten könne.

„O!“ antwortete die Gräfinn, „nur über einige Ihrer koſtbaren Tage möchte ich das, die Sie zu einer Reiſe in die Reſidenz anwenden ſollen. Mit feiner Behutſamkeit werden Sie dort etwas von dem Leben meines Mannes zu erfahren ſuchen und mir bei Ihrer Rückkehr unverhehlt ſagen, wie viel oder wie wenig jener anonymen Nachricht zu glauben ſei. Nur Ihrer Ausſage würde ich trauen.“

Waller lächelte verlegen. „Ein Spion?“ erwiederte er mit zweifelhaftem Tone. Die Gräfinn aber drang ſo heftig in ihn, ihr dieſen einzigen Wunſch zu erfüllen, daß er nicht länger widerſtehen konnte. Er verſprach ihr, mit Anbruch des nächſten Morgens abzureiſen.

Die arme Clara ging während ſeiner Abweſenheit nicht auf Roſen. Ach! wie iſt der arme Menſch ſo unglücklich, der heftig zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankt! Von der einen wie von der andern angegriffen, verblutet er ſich, noch ehe die Entſcheidung ſeines Schickſals vor ihn tritt! —

Als der Wagen mit dem Prediger auf den Pfarrhof rollte, da ward das bleiche Geſicht der Gräfinn noch bleicher, und als er bei ihr eintrat, da ſah ſie an ſeinem mitleidigen Auge, da hörte ſie an der weichen Stimme, an der abgewogenen, ſchonenden Rede, daß er ihr nichts Gutes zu verkünden habe. Sie zwang den Mund, der ſich der Fragen ſcheuete, die doch auf den blaſſen Lippen ſchwebten, zu einem ruhigen Lächeln, und bat ihn, ihr nichts vorzuenthalten.

Waller ſagte ihr alſo, daß der Graf wohl und munter ſei, daß er aber wie das allgemeine Gerücht laute, einer jungen Gräſinn Süden ſehr ergeben ſcheine, und daß die Welt, aufgemuntert durch das Beiſpiel des Fürſten, welcher dieſe unrechtmäßige Neigung in beſondern Schutz nehme, hie und da ein Wort von Trennung fallen laſſe. „Ich ſelbſt,“ fuhr der Prediger fort, „habe den Herrn Oberſtlieutenant im Theater geſehen, und ohne meine eigene Ueberzeugung würde ich Niemand geglaubt haben. Es iſt wahr, die junge Süden iſt ſehr ſchön! Ihr dunkles Auge blitzt wie die Sonne am Mittag; das ganze Weſen iſt wie aus Gluth und Glanz gewoben. Sie ſcheint ihr perſonificirter Name zu ſein.“

„Süden!“ rief Clara, aus dumpfer Betäubung erwachend. „O! nun iſt alles, alles klar! Der Name war es alſo, der ihn ſo ſchnell forttrieb, aus den Armen der Liebe, von der Wiege des erſten Kindes! —“

Sie dachte ein wenig nach, und es war ihr bald unzweifelhaft, daß ihr Gemahl die ſchöne Fremde auf ſeiner Geſchäftsreiſe kennen gelernt hätte. Auch betrachtete ſie das Erſcheinen derſelben in der Hauptſtadt als eine Folge jener früheren Bekanntſchaft, oder wohl gar als Verabredung mit ihrem Gemahl. Clara wollte nun in der erſten gereizten Empfindung an den Grafen ſchreiben und ihm ſeine volle Freiheit geben; allein Waller hinderte dies mit feſtem Ernſt. Er beſchwor die Gräfinn, nicht in der Hitze der Leidenſchaft einen Entſchluß zu faſſen, ſondern erſt nach langer Prüfung und überzeugt, daß nichts Anderes noch Beſſeres geſchehen könne, ein Band zu löſen, welches durch das Daſein eines Kindes, durch die Hoffnung auf ein zweites — ſchon zu feſt geknüpft ſei. Er unterſtützte ſeinen Vortrag mit Gründen der Vernunft und Religion, und bewies ſich dann, als er die weibliche Aufwallung der Gräſinn zur Ruhe geſprochen, als Tröſter.

So zeigte er ihr, wenn ſie ausharren wolle, die Wahrſcheinlichkeit, den verirrten Gatten mit für immer geſicherter Treue reuevoll in ihre Arme zurückkehren zu ſehen, er lenkte dann ihren Blick auf ein vergeltendes Jenſeits und erhob und ſtärkte ihre bange Seele.

Der Gräſinn Geſicht verklärte ſich; ein himmelſüßes Ahnen durchzitterte ſie wie Frühlingsweben. Sie richtete ſich muthig auf. Wäre ihre Geſundheit nicht ſo ſchwach und angegriffen geweſen, ſie hätte jetzt ihren Widerwillen beſiegt und wäre zu ihrem Gemahl gegangen; ſo aber ſetzten ſich Waller und Auguſte mit aller Kraft der Freundſchaft dieſem Vorhaben entgegen.

Der Winter ging vorüber, ohne daß ſich in Clara's Verhältniſſen etwas Weſentliches verändert hätte. Der Graf, welcher jetzt Oberſt geworden war und das Regiment bekommen hatte, ſchrieb nur ſelten, ſeine Briefe waren kurz und zerſtreut.

Auguſte ſah mit ſtillem Harme, daß ein verborgener Gram die Geſundheit und Jugendblüthe der Gräſinn zerſtörte, wie ein nagender Wurm den Buſen der Roſe zerwühlt. Sie weinte dem Schickſal der Armen aufrichtige Thränen.

Eines Tages beſuchte Auguſte ihre Freundinn und fand dieſe mit irgend einem Gedanken ſehr beſchäftiget. Nachdem ſie Clara eine Weile beobachtet hatte, wagte ſie zu fragen, was der Verehrten wohl heute im Sinne liege. —

Die Gräſinn bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte ſie, ſie hätte dieſen Morgen in einem öffentlichen Blatte geleſen, daß in acht Tagen zu Ehren des fürſtlichen Geburtstages Ball in Masken für den Hof und die Stadt gegeben würde, und daß ſie beſchloſſen, dieſe Gelegenheit heimlich zu benutzen, um ihren Gemahl ſelbſt zu beobachten.

Auguſte entſetzte ſich. Sie beſchwor die Gräfinn, die Gefahr einer ſo weiten Reiſe in ihren jetzigen Umſtänden und bei dieſer rauhen, naßkalten Witterung zu bedenken, wie das Wagniß des kühnen Schrittes ſelbſt, wenn ihr Gemahl ihn erfahren ſollte.

Clara lächelte traurig, beharrend auf ihrem Vorſatz.

„Laſſen Sie mich immer, meine liebe Freundinn," ſagte ſie endlich, „es iſt feſt beſchloſſen, daß ich reiſe. Ich muß fort, unwiderſtehlich treibt es mich — ich kann nicht bleiben — vielleicht drängt mich der dunkle Geiſt meines Schickſals. Nur dann, wenn dieſes Auge ſelbſt ſehen, dieſes Ohr ſelbſt hören wird — werde ich glauben, daß ich den Gatten verloren habe, daß meine Kinder Waiſen ſind."

Da Auguſte nun ſah, daß alle weiteren Vorſtellungen fruchtlos ſein würden, ſo that ſie das Einzige, was in ihrer Macht ſtand, um unglücklichen Folgen dieſes Vorhabens zu begegnen, ſie bot ſich der Gräfinn zur Gefährtinn an. Clara nahm dies Erbieten freudig dankend auf und an.

„Auch habe ich meine Maske ſchon gewählt," ſagte ſie, ihr Auge mit einem unnennbaren Ausdrucke auf einem Kupferſtich erhebend, welcher den Herkules am Scheidewege vorſtellte.

„Wenn es zu kühn iſt," fuhr die Gräfinn fort, auf die Tugend deutend, die in nebelartiger, beſcheidener Verhüllung, einen Kranz von Lilien um das geſenkte Haupt, der lockenden Verführerinn gegenüber ſtand, „das Höchſte im Leben verſinnlichen zu wollen —, ſo möge ein Blick auf meine Lage mich entſchuldigen. Ob mein Gemahl noch ſchwankt, o Gott im Himmel! zwiſchen dem Rufe heiliger Pflichten und dem Reize der Sünde, dies wird ſich zeigen; und ein Mal noch ſoll meine Geſtalt ihm erſcheinen, ehe unſere Wege ſich ſcheiden für immer.“

Die Gräfinn ſah in unruhiger Erwartung, Auguſte mit ſtiller Aengſtlichkeit den Tag der Reiſe nahen — er kam.

Das mildere Wehen der Luft verkündete den nahenden Frühling. Schon ließ ſich der Geſang einzelner Lerchen hören, das Eis borſt und ſchmolz, die Wäſſer rauſchten in befreieter Kraft, Gräſer keimten aus dem feuchten Boden hervor, der helle Sonnenſtrahl löſete die ſtarren, düſteren Färbungen des Winters auf — und es ward Licht in des Menſchen Seele!

Aber der Gräfinn war weh um das Herz. Wenn die Natur erwacht, wenn tauſend jubelnde Stimmen der Freude und Liebe den Raum der Schöpfung erfüllen, und jede Blüthe, jeder Halm dem, der ſie ſchuf ein duftendes Opfer bringt, dann fühlt der glückliche Menſch ſeine Wonne tiefer und inniger; aber ſeine Seligkeit wird feiner und geiſtiger. Doch der Unglückliche, der über Gräbern weint, oder über den Verrath der Freundſchaft trauert, wird ſich ſeiner Schmerzen bewußter, ſeine Wunden brechen auf, und er empfindet ſchärfer, was er verlor und litt. Aber der Hoffnung himmliſche Knoſpe entfaltet ſich auch ihm! Sein Schmerz hebt ſich empor, und indem er die Fittige ſchwingt, verwandelt er ſich in eine zarte Sehnſucht nach jenem Frühling, der ein Auferſtehen iſt von allen Leiden der Erde!

Auguſte ſann vergebens den ganzen Weg auf ein Mittel, die Gräfinn von der Maskerade abzuhalten. Die Damen ſtiegen in einem Gaſthofe vor dem Thore ab. Ein Lohnwagen wurde beſtellt. Nun ſchmückte Auguſte die Freundinn zu dem Feſte, dem dieſe zitternd entgegenging.

Sie war doch ſchön, die holde Leidende; und wenn auch die glühende Roſe den Preis der Schönheit erhält, ſo darf man die weiße unſchuldige, doch auch unter die reizendſten Blumen zählen.

Auguſte nahm einen Domino, und fort rollte der Wagen.

Als Clara in den Saal trat und eine Feenwelt ihrem Auge blendend aufging, als die Muſik in den lieblichſten Melodieen ihrem Ohr entgegenrauſchte und eine Betäubung ihrer Sinne ſie bewältigte, da bedurfte ſie einer langen, langen Minute, um dieſen Zauber zu entkräften, und die zerſtreuten Gedanken auf einen Punct zu ſammeln, auf daß der Zweck ihres Hierſeins auch erreicht werden könnte.

Die Gräfinn nahm ſich zuſammen und beobachtete genau. Aber ach! da waren der weiblichen Göttergeſtalten ſo viele; wie ſollte ſie ihre Feindinn ausfinden? Wie unter dieſer Unzahl von männlichen ſchönen Masken ihren Gemahl erkennen? — Schon gereuete es ſie, dem Rathe der treuen Auguſte nicht gefolgt zu ſein, als ſie dicht neben ſich ſagen hörte: O! ſehen Sie doch, wie ſchlecht es dort der jungen Gräfinn Suden gelingt, zu täuſchen! Die Schönheit iſt immer ihr eigener Verräther.«

»Wo?« fragte der Andere. »Dort, die ſchöne rothe Maske war die mit einem Fingerzeige begleitete Antwort. »Geſtalt und Haar machen ſie vor Tauſenden kenntlich.«

Clara's Seele hatte ſich, als ſie dieſe Worte vernahm, in ihre Augen gedrängt. Sie ſah hin, und mit dem erſten Blicke auf dieſes Wunderbild, verſchwand der letzte Reſt ihrer Hoffnung. Die junge Suden war ſchlank von Geſtalt und doch füllreich; der plaſtiſche Körper hätte einen Künſtler begeiſtern können, wie er alle Männer in Lob und Luſt entflammte. Das dunkelbraune glänzende Haar, ſo ſchön, wie es die Natur nur ſelten hervorbringt, floß in Ringeln über die ſanfte Wölbung der Hüfte hinab, die ein blaßrothes, hochgeſchürztes Gewand leicht und loſe umflatterte. Nacken und Buſen von leuchtender Weiße hatten nur die unſtäten Locken zur Verhüllung, und um den kleinen Scheitel ſchlang ſich ein dichter Kranz von dunkeln Roſen, der dieſes ſeidene Lockennetz, worin ſich manch flatternder Blick gefangen, gleichſam krönte. Jede Bewegung war ſiegend und reizvoll. Hätte man die Wolluſt malen wollen, dieſe Geſtalt würde das ſprechendſte Urbild dazu geweſen ſein. Jetzt ward ſie von dem Gewühl der ſie umſchwärmenden Masken in Clara's Nähe gedrängt. Dieſe hörte nun den weichen Flötenton ihrer Stimme, die gewandte Sprache, die des treffenden Ausdrucks gewiß war. Sie ſchien ſich ein ſtilleres Plätzchen zu ſuchen, (Clara folgte ihr in einiger Entfernung,) da eilte eine große Figur auf ſie zu, es war ein Herkules — die unglückliche Clara erkannte ihren Gemahl.

Seltſam getroffen von der Uebereinſtimmung ihrer Gedanken, denn auch ſeine Maske war nach jenem Kupferſtich gewählt — ſah ſie mit tiefem Schmerz an der innig zu einander geneigten Stellung, an dem nahen Flüſtern, wie weit ihres Gemahls Traulichkeit mit dieſem Mädchen ſchon gediehen wäre. Der Graf legte ihre kleine Hand in ſeinen Arm und verſchwand mit ihr in ein anſtoßendes Zimmer. Clara ging ihnen mit zerriſſenem Herzen langſam nach. Still und heimlich war es in dem Gemach, wohin der Graf ſeine ermattete Schöne führte. Die Lichter waren herabgebrannt, nur ein düſterer Schein webte in dem einſamen Verſteck. Auf einem Seitentiſche ſtand eine offne Bowle Punſch, welche betäubende Gerüche ringsum verbreitete:

gedämpft und lieblich tönte die Muſik und jedes ſtörende Geräuſch ſchien entfernt. —

Die Gräfinn warf ſich in die elaſtiſchen Polſter des zweiſitzigen Sophas, und Graf Herkules nahm an ihrer Seite Platz.

Clara ſtand nicht weit davon, doch ohne von ihnen bemerkt werden zu können. „O warum,“ hob der Graf mit zärtlich klagender Stimme an, indem er den ſammtnen Arm ſeiner Dame mit Küſſen bedeckte, „warum mir heut' dieſe Kälte? Warum vermeidet mich meine göttliche Bianka ſo ſichtlich und verdirbt mir dadurch dieſen herrlichen Abend?“

„Und warum,“ erwiederte Bianka ihn parodirend, „warum mir heut' und immer dieſe Wärme? warum ſucht mich doch Graf Goldin ſtets ſo auffallend auf und ſtört vielleicht dadurch das Glück meiner Tage? —“

„Gott! Bianka!“ ſprach der Graf mit Emphaſe, „Spott für glühende Liebe! verdiene ich das? —“

„Ja, Graf,“ antwortete lächelnd die Verſucherinn, „wer ſeit Monaten von einer ſtürmiſchen, gewaltſamen Leidenſchaft ſpricht, ohne dieſe mit etwas anderem als leeren Verſicherungen beweiſen zu wollen, verdient wohl, daß man ſeine nichtsbedeutenden Tiraden mit Lachen ſo und nicht anders aufnehme.“

„Sie martern mich, Gräfinn! was ſoll, was kann ich thun?“ antwortete der Oberſt mit gekränktem Tone.

„Die Frage des Gebundenen,“ höhnte ihn Bianka, „der zu feig iſt, drückende Feſſeln zu zerbrechen, weil es ihn ſchmerzen könnte, und doch mit neidiſchem Unwillen ſieht, wie ſich andere freie Leute zu einer fröhlichen Reiſe anſchicken. Doch — was ſage ich Eitle? — drückende Feſſeln? es können doch wohl Roſenbande ſein. —“

„Nein, nein!“ rief der Graf heftig, „o ihre laſtende Schwere liegt ertödtend auf meinem Herzen. Wenn Sie meine Geſchichte wüßten, Gräfinn, wenn Sie wüßten, wie Ueberraſchung, Einſamkeit, krampfhafte Schwäche, Sonderbarkeit der Lage mich glauben machten, daß ich liebe und was ich gelitten, ſeit ich dieſes Gefühl wahrhaft und nur zu ſpät kennen lernte —; Sie würden dem Unglücklichen Ihr Mitleid nicht verſagen, deſſen heißeſter Wunſch es iſt, Ihnen bald mit ſeiner Hand ſein Leben und alles, was er iſt und hat, anbieten zu dürfen.“

Er ſprang auf, auch Bianka; Clara ſchwankte leiſe herzu und trat ungeſehen an ſeine Seite.

„Wenn meine Frau ſelbſt mich dieſer meiner Verpflichtungen entbände,“ fuhr er unruhig und leidenſchaftlich fort, „wenn eine Stimme vom Himmel mir zuriefe —“ hier trat Clara vor, ihre Arme hoben ſich unwillkürlich, den durchſichtigen Schleier über das blonde Haar zurückgeſchlagen, richtete ſie das Wachsgeſicht voll hoher Himmlsruhe auf den Erſtarrten, jetzt war die Gruppe vollendet — und mit dem herzerſchütternden Tone der tiefſten Reſignation rief ſie: „Herkules! ich verlaſſe Dich auf ewig!!!“ Der Graf trat erſchrocken zurück — er ſtieß gegen den ſchmalen Tiſch, der Punſchnapf fiel krachend zur Erde, die dampfende Fluth ſtrömte, eine gelbe Tiber! zwiſchen Trümmern über den getäfelten Boden; Bianka ſchrie auf, Menſchen ſtürzten herbei — die Gräfinn verlor ſich unter der Menge.

Auguſte war im Laufe dieſer Stunden nicht von der Seite ihrer Freundinn gewichen, ſie war ihr immer in einigen Schritten gefolgt, und Clara's ſchmerzliche Empfindungen hallten leiſer in Auguſtens treuer Seele nach. Jetzt — als die Gräfinn kaum mehr ihrer Sinne mächtig, aus dem

Cabinet wankte, eilte Auguſte auf ſie zu, und führte ſie ſchnell durch das Gewühl in den Wagen, der ihrer wartete.

Als ſie auf ihrem Zimmer angekommen waren, ſank Clara erſchöpft in einen Stuhl und Auguſte erſchrak vor den verſtörten Zügen, vor der Todtenbläſſe ihrer bedauernswürdigen Freundinn. Eine fürchterliche Angſt ergriff ſie, die möglichen Folgen dieſes Wageſtücks traten ihr vor Augen.

„O theure Gräfinn!“ rief ſie mit flehendem Tone, „ich beſchwöre Sie, faſſen Sie Sich! — Was ſoll ich Arme anfangen, wenn dieſer gewaltſame Schmerz, dem Sie Sich ſo ganz zu überlaſſen ſcheinen, Ihre Entbindung zeitigte? — O Gott!“ rief ſie mit emporgehobenen Händen, „wende dieſes Unglück gnädig und verſchonend ab! —“

Die Gräfinn ſtrebte ſich aufzurichten. „Beruhigen Sie Sich, meine liebſte Auguſte,“ ſagte ſie muthiger. „Mir iſt wohl; nur ſorgen Sie, daß wir hier wegkommen. Dieſer Ort umfängt mich mit eiſernen Armen — er wird mich erdrücken.“

Auguſte machte ſanfte Gegenvorſtellungen, ſie bat die Gräfinn, doch vorher einige Stunden der ihr ſo nöthigen Ruhe zu pflegen. Sie wolle an ihrem Bette wachen und mit dem anbrechenden Morgen die Pferde beſtellen.

Clara fügte ſich in Auguſtens Wunſch und ſchloß wenigſtens die Augen, um die angſtvolle Freundinn tröſtend zu täuſchen. Dieſe lauſchte ihren tiefen Athemzügen, und fromme Gedanken der Freundſchaft beteten um Troſt und Frieden für die unglückliche Frau.

Der erſte Hahnenruf ſcheuchte Auguſte aus einem kurzen Schlummer auf, der die Ermüdete beſchlichen hatte: doch ihr Erwachen war ein erſchreckendes. Das heitere Wetter hatte ſich während der Nacht furchtbar verwandelt. Der Sturm raſete heulend, klirrend ſchlug der Regen an die Fenſter, und weißgelbe Windeswolken flogen über den grauen Horizont. Neue Schwierigkeiten! So ſehnſuchtsvoll Auguſte auch nach der Heimath blickte, ſo wagte ſie es doch, die Gräfinn, welche ſchon reiſefertig war und nur den Sturm in ihrem Buſen fühlte, aufmerkſam auf die Unbilden der Witterung zu machen. Mit einem ſchattenartigen Lächeln ſagte Clara: „Was Sie betrifft, gute Waller, ſo wäre dieſe furchtſame Rückſicht vom Ueberfluß. Sie ſind geſund, Ihnen blickt die Liebe entgegen, und in den Armen ihres Mannes und Kindes werden Sie ſehr bald die Beſchwerlichkeiten dieſer Reiſe vergeſſen. Was mich anbelangt, ach! nur für den ruhigen Menſchen hat das Toben, der Aufruhr der Elemente etwas Grauſendes; wer aber im Kampfe mit ſeinem Innern lebt, der hat keinen Sinn für die Schreckniſſe der Natur.“

Unſere Reiſenden langten am folgenden Tage ſehr angegriffen und ermüdet in Wahlſen an. Clara drückte mit heißer Zärtlichkeit ihr Kind an die mütterliche Bruſt, und Auguſte ſank, inniger liebend als jemals, in ihres Gatten umfangende Arme. — Der Gräfinn mitleidswerthes Loos, mitten im Ueberfluß äußerer Güter, diente ihrem beſcheidenen Glück zur Folie, und feſt gedrückt an Wallers ihr allein ſchlagendes Herz, ward ihr Mitleid für die theure Gräfinn noch zarter.

Sobald der kleine Benno zur Ruhe gebracht worden war, ſetzte ſich Auguſte an ihres Mannes Seite, und ſchloß ſeine Hände in die ihrigen. Sie erzählte dem aufmerkſamen Hörer, die Geſchichte der letzteren Tage, und begegnete in ſeinem Geſicht nicht ohne Vergnügen der Wirkung ihrer lebhaften Schilderungen. So ſah ſie in ſeinen Mienen den Ausdruck höchſter Erwartung bei der Erzählung des Eintritts in den Maskenſaal, den Funken des Unwillens und Zorns bei der Beſchreibung von des Grafen Benehmen gegen die verführeriſche Bianka, und die Freude des befriedigten Gefühls bei Clara's entſcheidender Handlung.

Anders, und nicht ſo gut, ſtand es auf dem Schloſſe. Kaum ſah ſich die Gräfinn im Bereich ihres Hauſes, als auch die überforderte Natur ihre Rechte behauptete. Sie fühlte ſich krank, und verlangte zu Bett. Spät, nach langen, peinlichen Stunden breitete der Schlaf ſeine ſchmerzſtillenden Fittige über ihre matten Glieder aus, und als ſie am folgenden Morgen vom ſcharfen Hufſchlag eines Pferdes erwachte, fühlte ſie ſich um vieles geſtärkter.

Röschen lauſchte zur Thüre herein, ob ihre Gebieterinn wach ſei? Clara hob ſich empor, und das Mädchen kam näher, der Gräfinn einen Brief zu überreichen.

„Georg iſt hier, gnädigſte Frau!“ ſagte die Zofe erfreut. „Er muß fürchterlich geritten ſein, wie der Officier in Bürgers Lenore —, denn das Pferd iſt wie gebadet.“

Die Gräfinn erſchrak vor dieſem vergleichenden Bilde, wie vor dem übereilten Ritte, der ihr ein Unglück anzukündigen ſchien. Sie wog den Brief auf ihrer Hand, und dieſe Hand zitterte. Da trat Auguſte, der dieſes häusliche Vorrecht vergönnt war, in das Schlafzimmer, um ſich ſo früh als möglich nach dem Befinden der Gräfinn zu erkundigen. Auf den Wangen der Predigerfrau blüheten die Roſen der wiederhergeſtellten Kraft, und der gutmüthige Blick voll friſcher Flammen war mit aller Wärme der Freundſchaft von weitem auf die Gräfinn gerichtet.

Dieſe zeigte der vertrauten Auguſte ſchweigend das Schreiben, und Letztere ſprach beſtürzt: „Wie, theure Gräfinn? Sie wollten ihn nicht öffnen, dieſen Brief, der für Sie vielleicht die Taube mit dem Oelblatt des Friedens iſt? —“ Bei dieſen Worten hielt ſie der Gräfinn das Schreiben bittend entgegen, und Clara ſagte: „Nun, ſo öffnen Sie ihn. Liebe! ich vermag es nicht.“

Auguſte las. Ihr Auge ward immer ſtrahlender, es benetzte ſich ſanft, zuletzt rollten große Freudenthränen von ihren Wangen. Der Brief war das treue Gemälde eines beunruhigten, getroffenen Bewußtſeins und enthielt dringende Erkundigungen nach der vergeſſenen Gattinn, Verſuche das lange Stillſchweigen zu entſchuldigen, Beſorgniſſe, die nahe Niederkunft betreffend, Sehnſucht nach dem Kinde, und endlich den ſcheuen Wunſch, die gekränkte Mutter der kleinen Roſalie bald wieder zu ſehen in Wahlſen.

Auch der Gräfinn Augen waren feucht geworden; mit Wehmuth ſagte ſie: „Gott Lob! er iſt kein Böſewicht, der Mann, in dem ich einſt das Ideal meines Herzens zu finden glaubte! Nur ſchwach, nur der Sclave irriger Begriffe und mächtiger Leidenſchaften, bedarf er zu ſeinem Glück, zu ſeiner Aufrechthaltung ein anderes Weſen, und einer ſtärkeren Hand als der meinigen.“

Auguſte mißverſtand dieſe Worte. Sie faltete die Hände und ſprach: O! vergieb uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſern Schuldigern!“

„Von Herzen!“ antwortete Clara. „In mir iſt Sabbathſtille, iſt Friede; ich ahne, ich fühle die nahe Feier des großen Feſttags! —“

Nachdem ſich Auguſte, banger Beſorgniſſe voll, entfernt hatte, erwiederte Clara das Schreiben ihres Gemahls in wenigen, aber würdig abgefaßten Zeilen.

Von dieſer Zeit an war die Gräfinn völlig ruhig. Den ganzen Tag um ihr Kind beſchäftiget, verließ ſie es nur, um die höhere Aufſicht über das Hausweſen zu führen, und das Ganze in einen Stand zu ſetzen, daß es eine Zeit lang dieſer Aufſicht entbehren könnte, ohne unterzugehen. Wer die Gräfinn walten ſah, mußte glauben, ſie hätte eine lange, lange Reiſe vor. — So verging ein Tag nach dem andern, Wochen ſchwanden hin, die Stunde der Entbindung ſchlug.

In einer mondhellen, milden Nacht warf ſich Graf Goldin unruhig auf ſeinem Lager herum, und rief vergebens den Schlaf, der ſo willig iſt, den Schuldloſen zu erquicken. Sein Gemüth war in Aufregung, und die Stimmen der Nacht flüſterten ihm bange Gedanken in die Seele. Beinahe zwei Monate waren verſtrichen, ſeit er in einem Anfalle von Reue, durch jene Scene auf der Maskerade veranlaßt, das letzte Mal an ſeine Gattinn geſchrieben hatte. Seitdem waren ſeine beſſeren Gefühle verſtummt, und durch den nutzloſen Kampf mit einer übermächtigen Leidenſchaft nur noch mehr ermattet, folgte er endlich willenlos ihrem verderblichen Zuge. Seine Abreiſe nach dem Gute war von einer Zeit zur andern verſchoben worden, und er bemühete ſich, täuſchende Vorwände zu noch längerem Bleiben aufzufinden.

Heute war ihm ſo ſonderbar zu Muthe geweſen, eine ſeltſame Unruhe hatte ihn ohne Raſt umhergetrieben, und die Geſellſchaft ihm ſo wenig als die Einſamkeit zugeſagt.

Er ſprang auf von dem ruheloſen Lager, und trat ans offene Fenſter. Die Luft, erfüllt vom balſamiſchen Hauche der Blüthen, fächelte wohlthätig ſeine heiße Stirne, der

Vollmond ſchwebte in völliger Klarheit am tiefen Blau des Himmels, in der Ferne flötete leiſe und ſchmelzend eine Nachtigall. Alles athmete Frieden, ſüße, ſtille Ruhe um ihn her. Lange ſtand er ſo, und das ſtürmiſch bewegte Herz fing an, ſich nach gleicher Stille zu ſehnen; ſchon in dieſem Wunſche klopften ſeine Pulſe ſanfter. „Morgen will ich nach Wahlſen! ja, morgen, es bleibt dabei.“ Dies ſagte der Graf verſichernd zu ſich ſelbſt, und hüllte ſich nun fröſtelnd in die ſeidene Decke. Ein Traum ſpann den verworrenen Faden ſeiner Gedanken weiter fort. Es war ihm nämlich, als feierte er einen Abſchied, und der Schmerz des Scheidens dränge in die Tiefen ſeines Traumgefühls. „Lebe wohl!“ rief er jenem verſchwindenden Weſen nach, und noch einmal, „lebe wohl! —“ Und der Graf erwachte vom Schalle ſeiner eigenen Worte, erſchreckend über ihren Sinn. Da rauſchte — leiſe, wie von Kindeshand gezogen, die Gardine des Bettes — und der Graf fühlte, fühlte deutlich ein eiskaltes Berühren ſeiner Lippen, als hätte der Tod ihn geküßt. „Gott des Lebens!“ ſchrie er, daß es furchtſam laut durch die ſchweigende Nacht hallte, „träume ich?“ Aber nur der Mondſtrahl webte um die Behänge, der Seiger vom nahen Dome ſummte Eins, und die Flötenuhr im Zimmer ſpielte: „Gottes Güte leitet mich und dich ans Grab. —“

Dem Grafen trat ein kalter Schweiß in großen Tropfen auf die Stirne, der Fieberfroſt ſchüttelte ſeine kräftigen Glieder; in einem ſchrecklichen Zuſtande verbrachte er den Reſt der Nacht. Als er den erſten Schimmer des Morgens erblickte, ſchellte er. Georg trat augenblicklich und ganz gekleidet herein; doch verwundert zurück, als er das verſtörte Geſicht ſeines Herrn ſah. „Sie wiſſen es alſo ſchon, mein

Herr Oberſt?“ fragte er traurig. „Was ſoll ich wiſſen?“ entgegnete haſtig der Graf. „Daß die Frau Gräfinn ſehr ſchlecht — daß ein Eilbote —“ ſtotterte der beſtürzte Menſch hervor. „Willſt du mich raſend machen? unterbrach ihn der Graf mit bebenden Lippen, „was iſt's mit der Gräfinn? ſprich!“ „Alſo wiſſen Sie es noch nicht?“ fragte Georg wieder, „ich dachte, weil ich Sie ſo bleich —“

Ein tödtlicher Blick des Grafen ſchnitt der Weitläufigkeit Georgs das Wort vom Munde; er mußte ſich kurz faſſen, war ihm ſein Leben lieb. Er ſagte weinerlich: „Vor einer Viertelſtunde iſt ein Expreſſer mit der Nachricht angekommen, daß die Frau Gräfinn geſtern von einer Tochter entbunden worden, dem Tode aber ſehr nahe ſei, und daß der gnädigſte Herr eilen müſſen, wenn Sie — —“

„Pferde!“ ſchrie bei dieſem Vernehmen der Oberſt, „um Gotteswillen, ſchaffe mir ſchnell Pferde!“

Mit fliegenden Blicken las der Graf den Bericht des Predigers, der in eben ſo ängſtlicher Eile geſchrieben zu ſein ſchien, und ungefähr Folgendes enthielt:

Die Gräfinn habe Tages zuvor leicht und ohne großen Kampf ein ſchönes Mädchen geboren. Doch ſei dieſelbe bald nach der Entbindung in einen beinahe bewußtloſen Zuſtand gefallen, und nur auf Augenblicke daraus erwacht, in denen ſie ſehr dringend nach ihrem Gemahl verlangt habe. Der geſchickte Arzt, welchen man ſogleich aus der nächſten Stadt geholt, gäbe wenig Hoffnung, der Herr Graf würden alſo die höchſte Eile nöthig haben u. ſ. w.

Der Graf wiederholte ſeinen Angſtruf um Pferde. Er wollte bis zur nächſten Station die ſeinigen nehmen, und dann mit Extrapoſt weiter fahren. Georg konnte nur mit Anſtrengung ſeinem Herrn begreiflich machen, daß er doch ein paar Worte an den General zurucklaſſen muſſe; es geſchah. Der Wagen wurde hervorgeſchoben, nun war angeſpannt, und raſſelnd rollte er durch die ſtillen Straßen.

Obgleich die Reiſe wie im Fluge von Statten ging, und der Graf ſich kaum ſo viel Raſt erlaubte, eine kleine Erfriſchung zu ſich zu nehmen, ſo war doch als die Sonne hinter die fernen Gebirge ſank, noch eine ſtarke Tour zurückzulegen. Je ſtiller es unter dem Gewölbe des Himmels ward, an welchem ſich ein Licht nach dem andern entzundete, bis es endlich in voller Sternenhelle prangte —, deſto bänger ward unſerm Reiſenden zu Muthe.

Der Mond übergoß die Gegend mit ſeinem Feenlicht, die Geiſter der Finſterniß ſtiegen herauf, die Nachtluft hauchte ſchärfer, dem Grafen grauete. — Ein Meilenſtein nach dem andern blieb dahinten, und immer wollte der Weg noch kein Ende nehmen. Jetzt ging es durch ein Dorf. Der Hähne wiederholtes Rufen verkündete den nahenden Morgen, der Kirchuhr heiſerer Ton gab die zweite Stunde an. Nun war die letzte Anhöhe erreicht, und die dunkle Geſtalt des Schloſſes zu Wahlſen ſtreckte ihren Schatten unheimlich ſeinen ſpähenden Blicken entgegen. Ein Gebet — das erſte ſeit langen Jahren — daß er Clara noch lebend finden möge, drang aus ſeinem gequälten Herzen zu den Höhen der Gottheit.

Der Graf verbot dem Poſtillon zu blaſen; mit Schrecken erblickte er im großen Saale Licht, eine Ahnung durchrieſelte ihn, er ließ halten, und eilte durch den Garten in das Haus. Die Thüren waren offen und doch kein Menſch zu ſehen, eine düſtere Lampe brannte im Flur. Mit verſagenden Füßen ſchlich der Graf die Treppe hinan, ein ſchwaches Wein[illegible] ſchlug an ſein Ohr. Er öffnete ein Zimmer, und erblickte eine weibliche Geſtalt halb angekleidet nur, auf dem Sopha liegend. Die Lichter waren dem Verlöſchen nahe, der Graf nahm eines derſelben und leuchtete näher. Es war Röschen. Ihr Anzug war in der wildeſten Unordnung, ihr Geſicht roth und geſchwollen. Sie mußte nach einer großen Erſchöpfung hier eingeſchlafen ſein, denn ſie erwachte nicht, auch dann nicht, als der Graf mit einigem Geräuſch die nächſte Thüre aufmachte. Er trat in den Saal, nicht weit vom Eingange ſaß eine Frau, in welcher er die Gattinn des Predigers erkannte. Sie ſaß in der ſchwermüthigſten Stellung, das Geſicht in beide gefaltete Hände gelegt, an einem Seitentiſchchen, und fuhr, als ſie ihn erblickte, mit einem Jammerlaut in die Höhe. „Wo iſt meine Clara?“ rief der Graf, und ſeine Zähne ſchlugen an einander. Auguſte ſchmiegte ſich matt an die Wand und wies mit dem Zeigefinger in die Ecke des Saales. Der Graf eilte hin. Da lag — o allmächtiger Gott! die treue, liebende, beleidigte Clara todt auf einem Ruhebette; um den auf ewig geſchloſſenen Mund ſchwebte ein verzeihendes, himmliſches Lächeln. „Jeſus! Heiland der Welt erbarme dich!“ ſchrie der Graf, und ſtürzte ſinnlos danieder.

Der Graf erwachte aus einem langen, ſchweren Traume. Der verſchlungene Knäuel ſeiner Gedanken fing an, ſich nach und nach zu entwirren, und indem er nach dem Faden der Erinnerung haſchte, blieb er in richtiger Verknüpfung der Ideen, an dem ſchrecklichen Bilde von Clara's Leiche hangen. „Oder hätte ich vielleicht nur geträumt?“ ſagte er leiſe für ſich. Er fühlte einen warmen Hauch an ſeiner Wange.

wendete ſich um, und blickte in Auguſtens Geſicht, welche ſich nahe zu ihm hingebeugt hatte, und ihn jetzt fragte: Ob er wache? „Ja,“ ſprach der Graf, „aber ich habe ſehr ängſtlich geträumt. Sagen Sie mir, Liebe, iſt meine Frau wirklich — todt?“

„Die Frau Gräſinn wurde heute vor acht Tagen begraben,“ antworte Auguſte ſchmerzlich. „Doch Sie, Herr Graf, haben das Wehe dieſes Tages, der unſer aller Herzen in die tiefſte Trauer verſenkte, nicht empfunden: Sie lagen beinahe zehn Tage in den fürchterlichſten Fieberphantaſieen. Wie iſt Ihnen aber nun?“ „Sehr matt,“ erwiederte der Graf, „kaum fühle ich mich.“

Waller trat mit dem eben angekommenen Arzt herein, und Auguſte rief ihnen freudig entgegen, daß der Graf ſich bewußt wäre. Der Arzt unterſuchte das Auge und den Puls des Kranken, und erklärte ihn für gerettet. Alle drei prieſen die Barmherzigkeit Gottes, die den mutterloſen Waiſen den Vater erhalten.

Die Beſſerung des Grafen ging zwar langſam, aber glücklich von Statten; doch war ſie, wie auch natürlich, nicht von jenen frohen, unbeſchreiblichen Gefühlen begleitet, womit ſonſt gewöhnlich der Kranke den Rückſchritt von der dunkeln Todespforte in das Licht des Lebens feiert.

Wenn gleich die Krankheit und die ihr folgende Schwäche ſeinen heftigen Schmerz abgeſtumpft hatte, und der Graf in dieſem Zuſtande nicht fähig war, das ihn getroffene Unglück ſcharf zu empfinden, ſo blutete dennoch die Gewiſſenswunde tief im Innern fort. Die Täuſchungen der Leidenſchaft waren verſchwunden, er ſah auf einmal klar, und ſein erſter, freier Blick fiel auf das Grab der Gattinn, die ſeine Thorheit und Verirrung hinein geſtürzt hatten.

Waller ſtand dem Unglücklichen treu und helfend zur Seite, und bot ſeinem geſunkenen Geiſte die Religion als mächtige Stütze dar. Er ſuchte die aufrichtige Reue des Grafen nicht zu ertödten, ſondern war bemüht, ſie nützlich zu machen, indem er ihm die Pflicht vorſtellte, für ſeine Kinder zu leben, denen er durch eine weiſe Erziehung ein Glück ſichern könnte, das unabhängig von dem Einfluſſe der Welt und ihrer Meinung wäre.

Nachdem der Graf ſich erholt, ſchrieb er an den Fürſten, und bat in den beſtimmteſten Ausdrücken um ſeinen Abſchied. Er erhielt ihn mit dem Charakter als General. Nun faßte er noch einen Brief an die Baroninn Lozzo ab, worin er ſie erſuchte, den Verkauf ſeiner Sachen in der Stadt zu veranlaſſen. Er ſandte ihr ein Andenken an ſeine Frau, eine kleine Uhr, welche Clara täglich getragen, und der nächſtdem ein ſehr ſchönes Gemälde in der feinſten Miniature, die Mutter der Grachen, wie ſie der eitlen Römerinn die Schätze der Mutterliebe zeigt, den Werth eines niedlichen Kunſtwerks gab. Der ganze Brief ſprach eine tiefe Schwermuth aus, und athmete ſo unverſtellte Reue, den Warnungen der verſtändigen Freundinn nicht Gehör gegeben zu haben, daß die Baroninn, welche ihm ſeit langer Zeit gezürnt hatte, ſich verſöhnt fühlte und dem Schickſal des Schwerbeſtraften die wärmſte Theilnahme weihete.

Auch der treuen Auguſte, welche ſeit dem Tode der Gräfinn wie eine Träumende umherging, hatte der Graf ein Andenken zugedacht, und ſein feiner Sinn errieth den Wunſch wie das Bedürfniß der trauernden Freundſchaft. Er ließ Clara's ſehr ähnliches Portrait von einem geſchickten Künſtler copiren, und ſchenkte es ihr.

Die Zeit warf allmählich die erſten, leichten Schatten über den Gram des Grafen, er wurde nur eine, ſein ganzes Weſen läuternde und veredelnde Wehmuth. Er fand eine ſüße Zufriedenheit darin, ſie dadurch zu nähren, daß er ſich ſehr viel mit allem beſchäftigte, was Clara angehört hatte und in den Kreis ihres Wirkens geſchloſſen geweſen war. Er bewohnte ihr Zimmer, ſchlief in ihrem Bett, was auch Waller dagegen ſagen mochte. Eines Tages öffnete er ihren Schreibtiſch. Die zierliche Ordnung, welche darin herrſchte, die ſauber geſchriebenen, pünktlichen Berechnungen über Einnahme und Ausgabe, ihr Tagebuch, welches Bekenntniſſe einer ſchönen Seele enthielt; und das ſie bis zum Vorabend ihres Todes geführt hatte —, alles dies erregte ſeinen Schmerz auf das heftigſte.

Schon wollte er ſich das Durchſehen der noch übrigen Papiere auf ein ander Mal erſparen, als ihm ein ſchwarz geſiegelter Brief mit der Aufſchrift: „An meinen Gemahl, nach meinem Tode zu eröffnen,“ in die Augen fiel.

Wer aber beſchreibt die Empfindung des Grafen, als er in dieſem Briefe die freundlichſte Begrüßung fand, die je ein abgeſchiedener, ſeliger Geiſt dem trauernden Lebenden zurufen konnte? Clara, im Vorgefühle himmliſcher Wonne, emporgehoben auf den Flügeln der Ahnung über alles Leid der Erde, erinnerte ihn mit keinem Wort an das ihr zugefügte Weh, vielmehr war ſie bemüht, ihn zu entſündigen. Sie ſagte ihm, daß ſie es geweſen ſei, welche ihn auf jenem Maskenball belauſcht und erſchreckt habe. Sie bat ihn, es nicht für ſelbſtiſche Eiferſucht zu halten, wenn ſie um ſeines wahren Glückes willen wünſche, daß er ſich der Leidenſchaft für die ſchöne Fremde nicht hingäbe, ohne dieſe ſorgfältig geprüft zu haben. — Nun richtete ſie eine letzte Bitte an ihn, mit all der Innigkeit und Zuverſichtlichkeit, womit Sterbende zu bitten pflegen. Sie wünſchte, daß ihr Kind, (Clara ſprach nur von einem Kinde, wahrſcheinlich weil ſie glaubte, daß ihr letztgeborenes der Mutter bald nachfolgen würde), von dem Prediger und ſeiner Frau in aller Einfachheit ihrer beſcheidenen Verhältniſſe erzogen werden ſollte, und daß Waller und Auguſte uneingeſchränkte Rechte über daſſelbe hätten. Der Gedanke an die Gewährung dieſes Verlangens würde der Gräfinn, ſo ſchrieb ſie, das Sterben verſüßen. Nun folgten noch einige Worte des Friedens und Segens, und ein ewiges Lebewohl.

Clara's Namenszug zerfloß in Thränen, womit der Leſer jenes Blattes es bedeckte. „Der Menſch verfolgt mit ſtarrem Blick ein ihm entfliehend holdes Glück, und jammert um verlorne Freuden! Erſt wenn ſie flüchtig ſcheiden, erkennt und würdiget er ſie, doch was er hat, das ſchätzt er nie.“

„O Du ſüße, liebe, ſo ſchmerzlich von mir betrübte Seele!“ rief der Graf, und preßte ſeinen Mund auf die Züge ihrer Hand. Ein ergreifendes Gefühl, gemiſcht aus Reue, Scham, Selbſtverachtung und tiefer Anerkenntniß von dem unſchätzbaren Werthe eines Kleinods, das er nun verloren hatte, ſchärfte die brennenden Wunden ſeines Herzens. Doch plötzlich fiel ihm ein, daß er einen Wunſch der theuren Todten erfüllen müſſe, und er ſuchte einige Beruhigung darin, dies ſogleich und in der möglichſten Ausdehnung zu thun. Aber welches der Kinder? oder alle beide? — Warum nannte Clara nicht die kleine Roſalie?

Der Graf wußte ſich nicht herauszufinden, und ließ Wallers zu ſich bitten. Als ſie kamen, machte er ſie mit dem letzten Willen ſeiner Gattinn bekannt, und äußerte ſein

Bedenken, wie dieſer nach dem wahren Sinne und nach der Meinung der Vollendeten verſtanden und in Ausübung gebracht werden könne.

Als er ausgeſprochen hatte, eilte Auguſte hinweg und kam bald mit der kleinen Marie auf den Armen wieder. Dieſen Namen hatte das jüngſte Kind der Gräfinn in der Taufe erhalten. Sie ſagte: „Marie hier, iſt die mir Beſtimmte; nun erſt weiß ich, was die geliebte Verewigte mir andeuten wollte, als ſie mit ſchon kältender Hand die Kleine feſt an mich drückte. Höre, o Du Selige! meinen Schwur! Ich werde Deines Kindes treue Mutter ſein! und ſo lange ich athme, ſoll Marie, Tochter der Gräfinn Goldin, ſich keine Waiſe fühlen!“ —

So gelobte Auguſte und ſchloß in ſchöner Bewegung das Kind an ihren mütterlichen Buſen. Der Graf und Waller legten gerührt die Hände auf die Stirne der kleinen Schlafenden. Die Adoption war geſchehen, und noch an demſelben Tage zog die Amme mit dem Kinde in das Pfarrhaus.

Aller Bemühungen des Predigers ungeachtet, den Grafen für einen ſanften Troſt und erleichternde Mittheilung empfänglich zu machen, war es ihm noch nicht gelungen, dieſen ſeinem ſtumpfen Hinbrüten, ſeinem trübſinnigen Schweigen zu entreißen. Eines Tages, als Beide ſich nach einem ſchweren Gewitter im Garten befanden und ſich an der friſchen, gereinigten Luft erquickten, machte Waller den Grafen auf alle einzelne Schönheiten der verjüngten Natur aufmerkſam. Der Graf antwortete wenig, traurig ſenkte er den düſtern Blick zu Boden. Waller ergriff des Grafen Hand und drückte ſie mit Wärme.

„So,“ fuhr er zu ſprechen fort, „ſcheint nach den ſchweren Wettern des Lebens auch die Sonne der Freude wieder ſo klar; wie der Himmel über uns, wird unſere Seele, und die Erinnerung an überſtandenes Leid tritt, immer ſchwächer werdend, in den Hintergrund unſerer Gedankenbühne, gleich jenen fernen, blaßgrauen Wolken, die mehr und mehr am Horizonte verſchwinden. So freudig, wie jetzt unſere Bruſt dieſe balſamiſche Luft einſaugt, nimmt einſt das Gemüth des lang Bekümmerten wieder frohe Empfindungen auf. Jede Kraft des Geiſtes hebt ſich geſtärkt empor, wie dieſe Blumen, die ſich unter Sturm und Regen beugten, und gleich wie ihr friſcher Duft uns labt, ſo entquillt dem Unglück meiſt immer Segen, ein Hauch der Gottheit!“

Hier ſchwieg Waller; aber er bemerkte doch, daß der Graf dem Geſpräche höhere Theilnahme ſchenkte.

„Sie mögen Recht haben, lieber Freund!“ ſagte er endlich, „doch paßt ihr Gleichniß nur auf den Schuldloſen. Wen aber ſein Bewußtſein niederbeugt — —“

„Den,“ unterbrach ihn der Prediger, „richtet thätige Reue und die gläubige Zuverſicht auf, daß der Inbegriff aller Milde und Erbarmung dieſe ſtrafenden Schmerzen nur aus Liebe verhängte. Und nun, Herr Graf, muß ich noch hinzufügen, daß es edlen Seelen oft eigen iſt, ihre Fehler zu vergrößern und ſich ſelbſt ſtrafbarer zu finden, als ſie wirklich ſind. Dies iſt vielleicht Ihr Fall!“ —

„Sie ſollen ſelbſt darüber urtheilen,“ antwortete der Graf. „Hören Sie mein Geſtändniß, und halten Sie mit den richterlichen Ausſpruch religiöſer Unpartheilichkeit, er laute ſo hart als er wolle, nicht zurück. Die Art und Weiſe, wie ich meine Clara gefunden, ſo wie die Anfangsgeſchichte unſerer Ehe, iſt Ihnen gewiß aus den Erzählungen meiner Frau bekannt. Ich liebte meine Clara wirklich, zwar nicht mit leidenſchaftlicher Gluth; aber mit der vollſten Innigkeit eines Herzens, das bis dahin noch nie von einem weiblichen Bilde erfüllt worden war. O! wenn ich bedenke, daß, wäre ich hier geblieben, ſich dieſe Liebe bei zunehmender Kenntniß von Clara's Engelsgüte und Trefflichkeit nothwendig hätte erhöhen müſſen, ſo kann ich es nicht bloß eine Unbeſonnenheit nennen, daß ich wieder in die Stadt zurückkehrte, wohin meine Frau, wie ich wußte, oder hätte wiſſen können, doch niemals paſſen würde." Hier hielt der Graf einen Augenblick inne, ein ſchmerzlicher Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt.

Er legte ſeine Hand auf den Arm des Predigers und ſprach: „Die Sentenz einer Dame ſagt, *dem Manne ziemt es, der Meinung die Stirn zu bieten; das Weib muß ſich ihr unterwerfen* — aber — wie wahr dies auch ſein möge, ſo findet man doch unter unſerem ſtarken Geſchlecht häufig Sclaven jener unterjochenden Macht, während ein ſchwaches Weib, ein ſchüchternes Mädchen, nicht ſelten den Muth hat, ſich frei von ihrer befangenden Gewalt zu erhalten. Sie glücklicher Mann, der Sie vielleicht nie den Einfluß jener Stimme kennen lernten, die wir die öffentliche Meinung nennen, Sie werden mich mehr verdammen, als ich verdiene, wenn ich Ihnen ſage, daß die Liebe zu meiner Frau ſich in eben dem Maße verringerte, als Clara von der Welt überſehen wurde. Seit meine Begriffe ſich entwickelten, daran gewöhnt, dem Urtheile dieſer Menſchen Werth zu geben, betrachtete ich Clara auch mit ihren Augen. Ich fing an, mich meiner Wahl zu ſchämen, ich fühlte mich unglücklich. In ihrer ſüßen Beſcheidenheit erſchien ſie mir als blöde, ihre fromme

Demuth ſah ich Verblendeter! in jenen frivolen Kreiſen für die bigotte Einfalt eines Dorffräuleins an, ihr Fleiß, ihre ſtille Häuslichkeit dünkten mir Hang zu gemeinen Beſchäftigungen, und ihre wirklich reelle Geiſtesbildung war mir kein Erſatz für den Mangel einiger Talente. Dazu kam noch, daß meine Frau es keinen Hehl hatte, wie wenig ſie ſich in ihren neuen Verhältniſſen gefalle, und daß die Laſt meines Unglücks mir durch den Gedanken noch drückender wurde, auch ihren Frieden geſtört zu haben.“

„In dieſer Stimmung kam es mir erwünſcht, als der Arzt bei herannahendem Frühjahr meiner Frau die Landluft verordnete, und der Fürſt mich durch eine Geſchäftsreiſe der Pflicht entband, ſie begleiten zu müſſen.“

„Als ich am letzten Tage meiner Anweſenheit in der Reſidenz aus dem Zimmer des Fürſten kam, von welchem ich noch einige mündliche Befehle empfangen hatte, wartete ein Page auf mich, der mir ſagte: Die Oberhofmeiſterinn laſſe mich um einen Beſuch bitten. Ich eilte zu ihr. Die alte, kränkliche Dame kam mir mit vielen Entſchuldigungen, daß ſie mich bemühe, entgegen, ſuchte einen Brief hervor, und bat mich, ihn ihrer Schweſter, einer Gräfinn Süden, welche ſich an dem Orte aufhalte, wohin meine Ordre lautete, zu übergeben, und den Inhalt dieſes Schreibens, der in der Aufforderung beſtehe, daß die Gräfinn mit ihrer Tochter in dieſe Hauptſtadt ziehen möchte, durch eine mündliche Schilderung von dem leidenden Zuſtande der alten Hofdame zu unterſtützen. Nun erfolgte eine lange Litanei, womit ich als Referent inſtruirt wurde. Während dieſer Klagen, die den Beſchwerden des Alters, unter dem Zwange höfiſcher Etiquette galten, hafteten meine Augen auf dem Bilde eines Märchens, das im üppigſten Reize der Schönheit und Jugend, nur von einem idealen Gewande umfloſſen, gleichſam das Gegenſtück dazu gab. Die Oberhofmeiſterinn merkte endlich, daß mein Auge mehr als mein Ohr beſchäftiget wäre, und ſprach: Sie intereſſiren Sich für dieſes Bild, Graf Goldin? Es ſtellt meine Nichte vor und iſt ihr bis zur Täuſchung ähnlich. Meinen Sie nicht auch, das Original würde den Cirkel unſerer jungen Damen grade nicht entſtellen? — Meine Antwort mochte ihr genügen, denn ſie ſetzte das Geſpräch fort, und mich über die Verhältniſſe ihrer Schweſter und Nichte au fait. — Drei Jahre waren Mutter und Tochter in Paris geweſen, um die Erziehung der jungen Gräſinn zu vollenden. Früher ſchon hatte die Schweſter der Oberhofmeiſterinn davon geſprochen, daß ſie einſt vielleicht in die Reſidenz ziehen würde, und die alte, reiche Hofdame, deren Erbinn Bianca wäre, wollte mindeſtens den Vortheil einer aufheiternden und theilnehmenden Nähe davon ziehen.

Ich verſprach mit Freuden der Wortführer ihres Wunſches zu ſein, und wurde im voraus dafür bedankt. Die Oberhofmeiſterinn ſetzte noch mit einer feinen, verbindlichen Wendung hinzu, wie ſchade es ſei, daß ſie durch meine Verheirathung der Gelegenheit verluſtig gehe, mich durch die Hand ihrer Nichte für den übernommenen Auftrag belohnen zu können, — denn ſo viel Güte und Ueberredungsgabe, als ſie mir dabei zutraue, ſei auch eines hohen Preiſes werth. — Wie arglos dieſer Scherz auch gemeint ſein mochte, ſo verletzte er mich dennoch. Ich fühlte, die gute Dame würde ihn nicht gewagt haben, wäre es unbekannt geweſen, daß meine Ehe nicht glücklich ſei.

Ich reiſ'te ab, und fühlte mich leicht, als die Hauptſtadt hinter mir lag. Ich ſah einige Monate vor mir, in denen ich die ſonſtige, ſüße Freiheit genießen konnte, und ich nahm mir vor, dies ohne Einſchränkung zu thun. Die Reiſe ſelbſt war angenehm; der Frühling nahete mit leiſen Schwingen, und gelang mir das Geſchäft, zu welchem mich der Fürſt erwählt hatte, ſo war ſein Beifall und die Ehre dieſer Auszeichnung verdient. — Ob ich auch niemals ein eifriger Opferer an Amors Altären war, ſo hatte doch, ſeit das Gefühl der Liebe durch meine Clara in mir geweckt worden, mein Sinn für weibliche Liebenswürdigkeit ſich verfeinert, meine Sehnſucht nach einem gleichgeſtimmteren Weſen ſich erhöht. Es gab eine leere Stelle in meinem Herzen, und dieſen öden Winkel hatte eine Täuſchung eingenommen. — Glauben Sie an Ahnungen, lieber Waller? — Ich habe ſie durch mein ganzes Leben beſtritten; doch die Erfahrung der letzteren Jahre hat meinen Unglauben widerlegt. Seltſam durchdrang ein ganz neues Gefühl mich bei dem Anblicke jener Stadt. Eine freudige, unruhige Erwartung regte mich auf, jeder Gegenſtand war mir bedeutend, ich befand mich wie in dem Bereiche eines ahnungsvollen Zaubers, einer magiſchen Gewalt. — “

„Kaum hatte ich mich von den Ermüdungen der Reiſe erholt und ihre Zwecke eingeleitet, als ich mich auch des Verſprechens erinnerte, das ich der Oberhofmeiſterinn gegeben, und ich eilte ihre Schweſter aufzuſuchen. Man wies mich in eine ſehr ſchöne Wohnung; ein Bediente ſagte mir, die Frau Gräfinn ſei ausgefahren, die Comteß aber in dem Orangeriehauſe ihres Gartens vor dem Thore, wo ſie oft zu ſein und daſelbſt auch Beſuche anzunehmen pflege.

Ich überlegte einen Augenblick, was ich thun ſolle; ein innerer Zug riß mich hin, und ehe ich noch mit mir ſelbſt einig war, ſtand ich am Eingange des bezeichneten Gartens.

„Es war überall ſtill, einige entfernte Arbeiter bemerkten meinen Eintritt nicht einmal, und ſchon wollte ich umkehren, als ein Gärtnerburſche auf mich zukam, der mir ein Gebäude in einiger Entfernung als das Orangeriehaus zeigte, wobei er ſagte, ich würde dort einen Bedienten finden, der mich der jungen Herrſchaft melden könnte. Es mußte alſo meines Erachtens nichts Seltenes ſein, daß Beſuche hier angenommen würden. Ich folgte der erhaltenen Weiſung. Die Thüre des Gewächshauſes war angelehnt, doch nirgends ein Lakai zu erblicken. Ich verurſachte ein ſchüchternes Geräuſch und ging um einige Schritte weiter. Die innere Einrichtung des Gebäudes ſetzte mich außer Zweifel, daß ſie für einen geſelligen Nebenzweck getroffen ſei. Ein ſüßer Duft wehete mir entgegen, eine Sehnſucht nach jenem Lande, wo die Citronen blühn, ergriff mich, ich fühlte mich plötzlich erwärmt und meine Sinne wurden rege. In träumeriſcher Selbſtvergeſſenheit ſog ich den Odem jener ſüdlicheren Vegetation in mich, und jetzt bezauberte mich ein Anblick, wie man ſich die reizendſte Viſion eines Bildners oder Dichters denken mag.“

„In einer Niſche, welche von hohen, blühenden Myrtenbäumen eingefaßt war, deren Zweige ſich wölbend in einander rankten, lag auf einem Divan von purpurfarbener Seide ſanft ſchlummernd, in ſich geſchmiegt, unbewußt des Lauſchers, ein Mädchen, das ich ſogleich an der Aehnlichkeit mit jenem Bilde für die Nichte der Oberhofmeiſterinn erkannt haben würde. Ein Arm, wie aus Schnee und Morgenröthe gewoben, unterſtützte das kleine Haupt, der andere hing läſſig herab. Auf dem hochathmenden Buſen, den die Natur zu einem Thron der Liebe geſchaffen, wiegten ſich ſtolz die ſchönſten braunen Locken; zitternde Schatten der

Blätter ſpielten auf dem warmen Schnee ihres Halſes, auf der Pfirſichbluthe ihrer Wangen, und die Ranken der Myrte, das Gitter Cytherens! waren ein leiſer Schutz vor dem Strahl der Sonne, vor meinem brennenden Blicke.“

Hier zeigte ſich eine leidenſchaftliche Sehnſucht im Geſicht des Grafen: er fuhr nach einer kleinen Pauſe mit zum Himmel gerichteten Blicken fort: „O vergieb, Du beleidigte Verklärte! wenn ich dem Freunde offen mein Gefühl enthülle! Clara war auch ſchön, ſchön — wie ein ſanfter, mondheller Abend; aber — als ich jene Schläferinn erblickte, da war es mir, als ſähe ich zum erſten Male ein Weib! Ein Feuerſtrom ergoß ſich durch meine Adern, berauſcht im Anſchauen, ſtand ich lange, fürchtend, das ungeſtüme Klopfen meines Herzens möchte Bianca erwecken, und hielt den Athem an, der mir die Bruſt beengte. Sie lächelte im Schlafe wie ein träumendes Kind, ein kleines Inſect ſog an der Roſe ihres Mundes, ſie zuckte — und erwachte, noch ehe ich mich entfernen konnte. Voll Schrecken ſprang ſie empor, als ſie mich gewahrte; doch die Verlegenheit, in welcher ich mich ihr näherte, ließ die Ueberraſchte um ſo eher die geſuchte Faſſung gewinnen.“

„Ich ſtellte mich nun der jungen Süden als den Ueberbringer ſchriftlicher und mündlicher Nachrichten von ihrer Tante vor. Sie äußerte Vergnügen darüber, ordnete ihr Gewand und bat mich, an ihrer Seite Platz zu nehmen.“

„Ein paar genußreiche Stunden waren mir, ich wußte nicht wie? in Geſellſchaft dieſes zauberiſchen Weſens entflohen, als wir den Wagen der Gräfinn anrollen hörten. Bianca flog der Mutter entgegen und verbarg in einer Umarmung einige Worte, die ſie ihr ſchnell und heimlich zuflüſterte. Die Gräfinn, eine Frau vom feinſten Weltton, nahm mich mit all der Artigkeit auf, welche ſie meinem Stande und dem Beauftragten ihrer Schweſter ſchuldig zu ſein glaubte. Sie bat mich, während meines Aufenthalts in *** ihr Haus als das meinige anzuſehen, und daß ich von dieſer Erlaubniß nur zu gern Gebrauch machte, bedarf wohl keiner weiteren Verſicherung. Ich lernte nunmehr Bianca näher kennen, ich ſah ſie allein, und in größerer oder kleiner Geſellſchaft: immer war ſie an ihrem Platze, immer neu, immer liebenswürdig. Ihr Frohſinn, ihre Leichtigkeit, mit welcher ſie ſich in jedem Verhältniſſe bewegte, ihre Talente, ihr inniger Bund mit den Grazien —, alles dies waren Vorzüge, die mich um ſo mehr entzückten, da ich ſie an meiner Gattinn zu vermiſſen meinte. Blickte wohl manchmal ihr Wunſch zu gefallen, ein wenig zu ſichtlich aus ihrem Benehmen hervor, ſo ſchmeichelt doch dieſer Wunſch auch beſſeren Männern viel zu ſehr, als daß er von der willigen Neigung, ihn zu erfüllen, gerügt werden ſollte. Ich fand in Bianca's Liebenswürdigkeit Entſchuldigung für eine ſtürmiſch erwachende Leidenſchaft, und dachte die Pflicht der Treue gegen meine arme Clara gewiſſenhaft zu üben, wenn ich jenes ſträfliche Gefühl ſchweigend beherrſchte. Doch ach! eine Bianca bedarf der Worte nicht, um einen Mann zu verſtehen. Daß ich ſchwieg, während meine Blicke laut genug reden mochten, reizte ihren Stolz, den Sieg ihrer Eroberung vollſtändig zu feiern. Weder die Gräfinn und ihre Tochter, noch irgend Jemand in *** wußte, daß ich verheirathet wäre, und in dem abſichtlichen Schweigen hierüber liegt wohl eigentlich mein Hauptvergehen. Ich durfte ja nur bei meinem erſten oder zweiten Beſuche im Hauſe der Gräfinn mit guter Manier ſagen, daß ich Gatte, ein liebender, geliebter Gatte ſei, und bald

Vater zu werden hoffte, ſo waren für mein Verhältniß zu der ſchönen Freundinn die nöthigen Grenzen beſtimmt. Aus welchen kleinen Anläſſen iſt doch oft die Kette zuſammengefügt, welche den Menſchen an die Sünde feſſelt! — Daß ich jenes Porträt bei der Oberhofmeiſterinn ſah, unſer Geſpräch über dieſen Gegenſtand und beſonders jene ſcherzhafte Anſpielung, womit ſie mich entließ, gab, in lebhafter Erinnerung, meiner Bekanntſchaft mit Bianca ein Intereſſe, welches ohne alles Vorhergegangene weit gefahrloſer auf den Endzweck meiner Sendung gerichtet geweſen wäre. Als wäre der Verſucher ſelbſt Säemann geweſen, war jedes Samenkorn der Gelegenheit auf empfänglichen Boden gefallen und wucherte nun giftig empor. — Daß ich Bianca zuerſt ſchlafend im Gartenſaal fand und einige Stunden allein mit ihr blieb, ſetzte mich über eine Unzahl von Formen hinweg und auf einen Fuß der Vertraulichkeit, auf dem ich ſonſt wohl ſchwerlich ſo raſch an das Ziel gekommen wäre. Die Gräfinn war, ich wußte nicht wie? zu der Kenntniß gelangt, daß ich Vermögen hätte; mehrere ihrer Aeußerungen deuteten darauf hin, und ich widerſprach ihnen nicht.“

„Daß ich in meiner Lage nicht ohne Bedeutung lebte, bewies Beiden die ehrenvolle Auszeichnung, welche mir der Fürſt in dieſem Geſchäftsauftrage angedeihen ließ, und die Achtung, womit mich der daſige Hof behandelte. Was ich als Geſellſchafter galt, mußten ſie zu meinem Vortheil beurtheilen; denn es wollte mir doch zuweilen vorkommen, als ob man mich planmäßig anzöge, und es erregte mir ein unangenehmes Gefühl, zu bemerken, wie befliſſentlich Mutter und Tochter bemüht waren, die Blöße, welche ihnen meine Neigung gab, den Augen der Welt zu enthüllen.

Dies gelang ihnen auch zu meinem Verdruſſe nur zu gut, und die Angelegentlichkeit, mit der man mich überall mit Bianca in nähernde Beziehung zu bringen ſuchte, zeigte mir, daß die Schwäche meines Herzens ein öffentliches Geheimniß ſei. Nächſt der Furcht, daß ich meinen Ruf der Redlichkeit, meine moraliſche Ehre verlieren dürfte, wenn man endlich erführe, daß ich kein Recht mehr hätte, Hoffnungen auf meinen Beſitz zu erregen, war dies Betragen auch ſtörend für den Begriff weiblicher Delicateſſe und jungfräulicher Scheu, die ich doch ſo gern wie jede andere Vollkommenheit Derjenigen zugeſtanden hätte, die ich für eine Zierde ihres Geſchlechts hielt. Allein, wie ich jetzt einſehe, mochte der zarte Blüthenſtaub der Scham, welcher der Blume zum Schutze gegeben, längſt von Bianca's Schönheit hinweg geweht ſein! —"

„Da ich dieſen weſentlichen Reiz an ihr vermißte, konnte es nicht fehlen daß ich in beſſeren Augenblicken zu dem Entſchluſſe kam, die ſüße Gefahr zu fliehen, der zu widerſtehen, ich mich nicht ſtark genug fühlte. Ich ließ mich krank melden und hütete mehrere Tage hindurch das Zimmer. Ich ſchrieb an meine Clara — und ſtrebte, mir ihr ſanftes, ſittſames Bild vorzuſtellen; vergebens! Die beſtochene Phantaſie ſchob ein anderes unter, und meine Träume ſtanden im Solde der Gegnerinn. Wenn ich wieder in Geſellſchaft kam, und Bianca mit einem zärtlichen Vorwurfe, daß ich ſo lange unſichtbar geweſen, zu mir ſprach, wenn ich ſah, wie ſie aller Orten die Gefeierte war, wie ein Lächeln von ihr das Signal zur Freude gab, wie ihr Witz alles beſeelte, wie alle Männer ihr in freiwilligen Huldigungen den Preis der Anmuth zuerkannten —, dann, ja dann fühlte ich mich unglücklich, daß ſie nicht mein werden konnte. Der dunkle Wunſch beſchlich, einem Dämon gleich, meine Seele, daß damals bei jenem Sturze mit dem Pferde, der mich in das Haus der Frau von Barrov brachte, mein Leben mit meinem Blute ausgeſtrömt ſein möchte; denn bis zu dieſem Zeitpunkte war ich ruhig und glücklich geweſen. So oft ich über mein Verhältniß im Hauſe der Gräfinn Süden nachſann, raunte eine leiſe Stimme mir zu, daß der Vorzug, den Mutter und Tochter mir ganz augenſcheinlich vor allen Bewunderern gaben, die Bianca umſchwärmten, in dem Streben ſeinen Grund hätte, mich zum Geſtändniß meiner Leidenſchaft zu bringen. Nicht ohne große Wichtigkeit war es für mich, welchen Entſchluß die Gräfinn Süden in Rückſicht auf den Wunſch ihrer Schweſter faſſen würde; allein ſie wich ſorgfältig dem Geſpräch darüber aus, und als ich einſtmals danach zu fragen wagte, gab ſie mir die kurze Erklärung, daß ſie vor der Hand gar nichts beſtimmen könne; dieſer Schritt wolle reiflich erwogen ſein, und hinge überdies von Umſtänden ab, die ſich erſt ergeben müßten.“

„Meine Geſchäfte in *** waren nun beendet, zu meiner, und — wie ich mit Recht hoffen durfte — zu des Fürſten höchſter Zufriedenheit. Ich konnte nicht länger mit meiner Abreiſe zögern und traf ernſtliche Anſtalten dazu. Mit unterdrücktem Schmerz trat ich den letzten Gang in das Haus der Gräfinn an, um dem entzückendſten Weſen, das ich je gekannt, und tauſend ſüßen Freuden des Umgangs vielleicht auf ewig Lebewohl zu ſagen. Ich fand bei meinem Eintritte die Gräfinn in einer etwas geſpannten Stimmung, aber freundlich; doch Bianca's ſchwarze Augen ſchimmerten in Thränen, die ſie mühſam zurückzuhalten ſtrebte. Bei dieſem Anblicke, den ich zum erſten Male hatte, verließ mich alle Faſſung. Ich Raſender! wünſchte nichts ſehnlicher, als mit ihr allein zu ſein, um ihr alles geſtehen zu können, ihre Vergebung zu erringen und mit dem Troſte, daß ſie mir ihr Mitleid nicht verſage, mich unter mein ſchweres Verhängniß zu beugen. Kaum war ich mir dieſes Wunſches bewußt, als er ſich auch ſchon erfüllte. Die Gräſinn, unter dem Vorwande, daß eine Freundinn ſie erwarte, fuhr aus, doch verſprach ſie nach einer Stunde wieder zu kommen, wo, wie ſie ſagte, ſie mich noch zu finden hoffe.“

„Eine ganze Stunde des Alleinſeins mit Bianca war alſo mein! Vor freudiger Beſtürzung darüber war ich nicht einer Silbe mächtig. Bianca näherte ſich mir ein wenig, und hob mit zitternden Tönen an: Sie wollen uns verlaſſen, Graf Goldin? Ich ſah empor, und Thränen, die Zeugen ihrer Schwäche, die Perlen meines Glückes, langſam über ihre Wangen rollen, welche in einem holden Bleich entfärbt, minder ſchön waren als ſonſt, um von einem rührenderen Reiz für mich zu ſein. — Ein Muth, wie ihn nur die Verzweiflung giebt, ergriff mich, ich ſank zu ihren Füßen, und es linderte meine Qual, ihr mit meiner Liebe auch mein Vergehen geſtehen zu können. In dieſer entſcheidenden Minute, wo ich mich unwerth fühlte, den Saum ihres Gewandes zu küſſen, löſete ſich ein Centner von meiner Bruſt. Bianca wußte nun die Wahrheit, mochte ſie mich auch verachten; ich fühlte, daß ich ſie dennoch ewig lieben würde.“

„Denken Sie Sich daher meine Verwunderung, als ich ſtatt der Miene des Schreckens, der getäuſchten Liebe, ein hoffnungsvolles Lächeln um ihren lieblichen Mund erblickte! Sie raffte mich empor mit weichen Armen, ſie bat mich, ruhig zu ſein, und unterſtützte dieſe zärtliche Bitte mit einem warmen Händedruck. So wären Sie, wenn ich anders recht verſtanden habe, verheirathet, Graf? ſagte Bianca, und ein flammender Blick ihrer Augen drang dabei in das Innerſte meiner Seele. Ich beantwortete dieſe grauſame Frage nur mit einem ſtummen Seufzer. Freilich, fuhr ſie fort, war es wohl nicht hübſch von Ihnen, mich ſo auszuſetzen, und es wird lediglich auf Ihre nunmehrigen Entſchließungen ankommen, wie viel oder wie wenig mich dies ärgern darf. — Ich ſtarrte Bianca an, es war mir unverſtändlich, was ſie ſo eben geſagt hatte. Sie hob noch einmal an: Ihrer Liebe verſichern Sie mich? Nur Beweiſen werde ich glauben. — Noch immer begriff ich Bianca's Rede nicht; aber eine entſetzliche Aengſtlichkeit bemächtigte ſich meiner; der Athem verſagte mir, ich ſchnappte nach Luft, ich gab ein jähes Naſenbluten vor und entfernte mich, ohne wieder zu kehren."

„Aber nur mein Herz blutete, daß ich Clara verrathen hätte. — Den ganzen Heimweg beſchäftigten ſich meine Gedanken, Bianca's Worten die richtigſte Deutung zu geben. Es lag für mich eine Aufforderung, eine mir unbekannte Verpflichtung darin, und ſchaudernd wendete ich mich, o glauben Sie es mir! von der Idee, die mir als das Reſultat meiner Combinationen erſchien. Bei meiner Ankunft in der Hauptſtadt empfing mich die Nachricht von der Geburt meiner Roſalie. Ach! mit welcher Himmelsfreude würde ich ſie aufgenommen haben, wenn ich der Mutter meines Kindes Liebe und Treue bewahrt hätte. Ich mußte mir geſtehen, daß ich es nicht verdiente, das höchſte Glück, welches die Natur giebt, unverbittert zu genießen."

„Nachdem ich mein Portefeuille in die Hände des Fürſten gelegt hatte, und reichlich von ihm belobt und beſchenkt worden war, eilte ich zu der Baroninn Lozzo, und hörte dort, daß dieſe in Wablien ſei. Ich forderte und erhielt Urlaub auf eine unbeſtimmte Zeit.“

„Mit Entzücken ſchloß ich Clara und mein Kind an die ſtürmiſch bewegte Bruſt, und die ſtille Würde meines Weibes, erhoben durch die Verklärung, in welcher jeder Mann die Mutter ſeines Kindes erblickt, verdrängte — für einige Zeit wenigſtens — das Andenken an die verführeriſche Bianca. So verging einige Zeit. Nun fing ein heimliches Unbehagen an, ſich meiner zu bemeiſtern; ſehnſuchtsvolle Erinnerungen — erſt in blaſſen, dann immer helleren Farben, flogen zu Bianca hin, vergebens ſuchte ich ſie durch Mahnungen an meine Pflicht, an Clara's Engelsſinn zu verdrängen.“

„Je mehr ich in Clara ein Weſen höherer Art, in Bianka hingegen ein mängelvolles Weib mit allen Schwächen des Geſchlechts erkannte, um deſto elender fühlte ich mich, jene nur bewundern zu können, da dieſe zu lieben, zu begehren, der Trieb meiner Sinne, meines Herzens war. Jetzt erſt ſah ich, wie groß die Gewalt ſei, mit welcher Bianca als eine gefährliche Fee über mich herrichte, da mich ihr Zauberſtab ſogar in dem Gebiet meiner häuslichen Umgebungen erreichte. In dieſer Simmung ſuchte ich die Einſamkeit, ſie that mir wohl, und ſtillte die Stürme in meinem Gemüth; in Träumen des Tiefſinns fand ich dann ein Glück, das mir die Wirklichkeit verſagte. — Es konnte nicht fehlen, daß meine Frau auf meinen veränderten Zuſtand aufmerkſam werden mußte; doch handelte ſie dabei ſehr zart. Sie drängte ſich nicht in mein Vertrauen, ſondern zeigte wie eine treue Freundinn in leiſer Sorge, daß ſie meinen Kummer theilend empfinde, ob ich ihr ihn auch verſchwiege, und daß ihr Gefühl, von aller Selbſtſucht rein, das Mitleid eines Engels für mich wäre.“

„Vielleicht würde dieſe himmliſche Güte, und mein beſſerer Sinn dennoch geſiegt haben, wie heiß der Kampf der Leidenſchaft auch war —; aber — ich erhielt einen Brief aus der Hauptſtadt, der zufällig die Neuigkeit enthielt, eine Gräfinn Suden mit ihrer Tochter, die Furore mache, wie noch keine Schönheit des Hofes, ſei dort angekommen; da war es vorbei mit mir. Wie ein Blitzſtrahl traf dieſe Nachricht mein Inneres, entzündete mich in lichterlohen Flammen, und ertödtete alle guten Vorſätze. Ich mußte fort, Bianca's Triumphe zu theilen, ſelbſt ihr Sclave, glaubte ich doch Beherrſcher ihres Herzens zu ſein. Clara ließ mich ziehen, ohne mir den haſtigen Abſchied durch eine Klage zu erſchweren; die großmüthige Seele! Ihre heißen, ſtillen Thränen floſſen umſonſt — und ich habe ſie nicht wiedergeſehen! — — —“

„Aber welche Veränderung war mit Bianca vorgegangen, als ich ſie das erſte Mal in Geſellſchaft ſah! Alles um mich her vergeſſend, eilte ich auf ſie zu; doch ſie benahm ſich fremd und kühl gegen mich, und keine Spur jenes zärtlichen Intereſſes, das ſie ſonſt frank und frei für mich an den Tag legte, war an ihr zu finden. Ich trat beſchämt zurück, und näherte mich ihr den ganzen Abend nicht wieder. Bianca durfte dies Benehmen nur acht Tage lang fortſetzen, ſo war ich geheilt, und meiner Clara für immer wieder gegeben; allein ſchon am folgenden Abend, wo mich der Zufall mit ihr im Theater zuſammenführte, ſprachen ihre Augen die zärtliche Bitte aus, ihr die geſtrige weltkluge Verleugnung zu vergeben. Sie flüſterte ſüße Worte, und mein beleidigtes Gefühl unterwarf ſich auf's neue ihrem beſtrickenden Zauber.“

„Doch ich will Sie nicht zu ſehr ermüden, lieber Waller, durch die Aufzählung von Thorheiten, die Sie beſſer errathen mögen. Genug, ich handelte täglich unvorſichtiger, vergaß den nöthigen Bedacht auf Zeit, Ort, Lage und Umſtände zu nehmen, und gab der Welt das Schauſpiel einer verdammlichen Leidenſchaft.“

„Jetzt forderte Bianca mich auf, ihr durch die Trennung von meiner Gattinn den Beweis der ihr verſicherten Liebe zu geben; aber wahrlich! dagegen ſträubte ſich jedes beſſere Gefühl in mir! Sie kennen die Maskenballſcene durch Ihre Frau, aber Sie wiſſen nicht, welche heftige Erſchütterung mich damals retten wollte, wenn ich nicht dem Untergange geweiht geweſen wäre. — Alles Nachherige habe ich Ihnen früher erzählt, und jetzt ſprechen Sie mein Urtheil!“

Der Prediger hatte während der ganzen Erzählung dem Grafen mit ſtiller, aber reger Theilnahme zugehört. Als dieſer nun erwartend ſchwieg, hob Waller mit ſanftem Tone an: „Das Urtheil ſprechen, lieber Herr Graf, überlaſſe ich dem, der in die Tiefen des menſchlichen Herzens ſchauet, wie in den klaren Spiegel eines Sees, der die Verſuchung zuließ, daß wir geprüft würden, und jeden Umſtand, der unſere Fehler mildert, auf der Wage ewiger Gerechtigkeit erwägt. Er allein kennt die Gedanken, welche ſich unter einander verklagen und entſchuldigen. Er ſiehet Ihre Reue, Ihren Schmerz mit dem Auge des Erbarmers, das heilige Liebe auf alle ſeine Geſchöpfe herniederblickt! — Glauben Sie, daß dieſer gute Gott die Strafen des Irrthums, des Vergehens anders als zu unſerer Seligkeit verhängen konnte? — Er nimmt gewiß das Sühnopfer, welches Sie den

Manen Ihrer edlen Gattinn bringen, ich meine den Entſchluß, die junge Gräfinn Süden nicht zu heirathen, mit Wohlgefallen auf. —"

Hier ſeufzte der Graf. „Um ganz aufrichtig zu ſein," ſagte er, „muß ich Ihnen geſtehen, daß, ſo tief ich auch von der Unrechtmäßigkeit meines Verfahrens durchdrungen bin, ich doch nicht weiß, wie dieſe allzureizende Gefahr zu überwinden geweſen wäre?"

„Und was wäre denn die Tugend, wenn wir nicht kämpfen müßten? antworte ich Ihnen mit unſerm verehrten Gellert," erwiederte der Prediger. „Die ewige Weisheit ſtellte, in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt, neben Millionen Segnungen auch Gefahren auf, gab aber dem Menſchen die Einſicht, ſie zu kennen, zu vermeiden, zu überwinden. — Laſſen Sie mich hier ein Bild gebrauchen, lieber Herr Graf. Wer ſich auf dem Meere des Lebens bloß dem ſchwachen Fahrzeuge: die Ehre genannt, anvertrauet, ſich auf die beſchränkte Charte ſeines menſchlichen Verſtandes verläßt, und nur die öffentliche Meinung zum Steuermann hat, der wird ſicherlich keinen Sturm beſtehen! Wer aber an den Anker gläubiger Hoffnung gelehnt, die Religion zur Führerinn, dahin ſegelt, o! der kann kühn allen Orkanen des Schickſals Trotz bieten. Er bleibt, denn Gott iſt mit ihm! und er erreicht einſt bei heiterem Abendhimmel den Hafen der ewigen Ruhe. — Sie, Herr Graf, haben freilich jetzt Schiffbruch gelitten, Sie haben Zufriedenheit und Freude mit Ihrer vortrefflichen Gattinn verloren: aber holde Kinder ſind Ihnen geblieben. Dieſe zarten Knoſpen können ſich zu reichem Segen für Sie entfalten. So ſammeln Sie denn die Trümmer Ihres Muthes, Ihrer Kraft! Leben Sie Ihrer väterlichen Pflicht, ſo werden dieſe trüben Erfahrungen ſich zu einer reinen Quelle des Glückes für Sie läutern!“

Der Graf drückte ihm gerührt die Hand, und Beide ſchieden zufrieden mit einander.

Solche Unterredungen, öfterer wiederholt, ermunterten zwar die gedrückte Seele des Grafen auf Augenblicke, vermochten aber doch nicht, ſie durch Hoffnungen aufzurichten, die, weil ihr Ziel jenſeits dem Staube dieſer Erde liegt, den, der ſie vertrauend in das wunde Herz aufnimmt, über alles Irdiſche erheben.

Das Eremitenleben, welches der Graf jetzt führte, abgeſchieden von allen Menſchen, nur verſchloſſen in ſich ſelbſt, die Unthätigkeit, in der ſein ſonſt ſo reger Geiſt ruhete, die fixe Idee endlich, daß er Clara's Tod verſchuldet —, zehrten an ſeiner Geſundheit, und er konnte ſich nicht erholen. Nur Bilder der Trauer gingen an ſeiner Phantaſie vorüber, des Trübſinns ſchwarzer Flor verdüſterte ihm die ganze Welt, und eine krankhafte Reizbarkeit ließ ihn das Summen einer Fliege übel empfinden. Er hatte keine Lieblingsneigung mehr; ſeine Flinten roſteten, ſeine Reitpferde wieherten übermuthig im Stalle, und Caſtor und Pollux, zwei ſchöne Jagdhunde des Grafen, lagen zu den Füßen des ſtummen Gebieters auf langem Ruheſtand.

Mit Betrübniß ſah der Prediger ſeinen Freund, denn das war ihm der Graf geworden, in dieſer Apathie. Er drang in ihn, ſich zu zerſtreuen; aber der Graf gab dieſen theilnehmenden Vorſtellungen kein Gehör.

Die Kräfte dieſer robuſten Natur ſchwanden ſichtlich hin, ſtill und bleich, der Schatten ſeiner vorigen Geſtalt, ſchlich der Graf umher, und Waller legte ihm in der Befugniß ſeines Amtes und mit dem Vorrechte der Freundſchaft auf die dringendſte Art die Pflicht ans Herz, ſich ſeinen Kindern zu erhalten. Der Graf entgegnete hierauf: Wenn er den Leibarzt des Fürſten haben könnte, zu dem er allein Zutrauen hätte, ſo wollte er ſich ſeines Rathes bedienen: dies aber ſtände nicht zu hoffen, da die Entfernung von der Hauptſtadt zu groß, und der Wirkungskreis jenes geſchätzten Geſchäftsmannes wohl zu bindend für ihn ſei, als daß es ihm möglich werden dürfte, ſich auf ſo viele Tage loszumachen. Waller ſchwieg: doch als er nach Hauſe kam, ſchrieb er an den Leibarzt, und ſchilderte ihm die Gemüthskrankheit des Grafen, ohne ſich in ein verrathendes Detail, hinſichtlich der Urſachen, einzulaſſen. Er bat um Verhaltungsregeln, und legte ihm den Gedanken ſelbſt zu kommen, ſo nahe als möglich.

Der Graf ward kurze Zeit darauf ein wenig heiterer, und an einem ſchönen Tage beſtimmte ihn Wallers Vorſchlag auszureiten; es dämmerte bereits, als er heimkehrend, ſich dem Schloſſe näherte. Er blickte auf und ſah eine weibliche Geſtalt im halbzurückgeworfenen Schleier am Fenſter ſtehen.

Der Graf erſchrak, er ſtarrte aufwärts, konnte aber nichts deutlich erkennen. Jetzt winkte die Geſtalt ihm Grüße zu; ſein Gefühl regte ſich ſchmerzlich, indem er durch jenen Anblick lebhaft an Clara's Weiſe erinnert ward. — Doch wie angenehm löſete ſich dies Räthſel auf, als der Leibarzt dem Grafen entgegenkam, und die Baroninn Lozzo dieſem folgte! — Der Graf wußte nicht, wen er zuerſt begrüßen ſollte, den erſehnten Doctor, oder die willkommene Freundinn? Der Leibarzt verrieth das Freundſchaftsſtückchen des Predigers, und fügte hinzu, daß, ſobald er nach Empfang von deſſen Briefe den Fürſten um Urlaub angegangen habe, er dieſen nicht nur erhalten, ſondern ſogar befeſtigt worden ſei, weder Zeit noch Mühe zu ſparen, um Graf Goldin völlig herzuſtellen.

Nun ſagte die Baroninn Lozzo: „Und ich, mein liebſter Graf, hatte Ihnen ja noch Rechnung von dem Verkaufe Ihrer Sachen abzulegen. Ein Zufall ſetzte mich von der Reiſe des Hofraths zu Ihnen in Kenntniß, ich hatte Sie geneſen geglaubt — ſogleich ſchickte ich zu ihm, und meine ſchriftliche Bitte enthielt den Wunſch, daß er mich mitnehmen möge. Nächſt dem Verlangen, Sie zu beſuchen, hat mein Hierſein noch einen andern Zweck, den Sie jedoch erſt morgen erfahren ſollen. —“ Bei dieſen Worten entfernte ſich die Baroninn, um, wie ſie ſagte, nach ihrem Pathchen zu ſehen.

Kaum waren die Männer allein, als der Leibarzt ein mediciniſches Examen abhielt, deſſen Reſultat ein bedenkliches Kopfſchütteln war. „Ja, mein beſter Graf,“ fuhr er endlich auf, „ſo kann es nicht anders kommen, bei dieſer Art zu leben nicht. So müſſen Sie zu Grunde gehen. Ich habe zwar viele Ehemänner gekannt, die an dem Grabe einer geliebten Frau den Tod anriefen, ſie nur bald an die Seite der blaſſen Liebſten zu betten, und welche ſich einige Monate ſpäter zu einem viel angenehmeren Plätzchen, ich meine in den Arm einer roſenwangigen Braut, geflüchtet hatten, und nicht zürnten, daß der ernſte Schattenführer taub für ihren Ruf geweſen ſei. Zu dieſer Claſſe von Männern ſcheinen Sie jedoch nicht zu gehören. Für Sie iſt mein Rath dieſer, werfen Sie einen Blick voll redlicher Trauer auf die Gruft, welche die Hülle der Hingeſchiedenen birgt, einen zweiten nach Oben, mit dem tiefgefühlten Gedanken: Du, der Du ſie mir gabſt, haſt ſie mir genommen; für

Beides ſei Dein Name geprieſen! — Du wirſt ſie mich einſt wiederfinden laſſen, wenn die Jahre meiner Laufbahn um ſind. Aber ſoll ich den Weg, der noch vor mir liegt, in nutzloſem Grame dahin ſchleichen? den kleinen Waiſen auch die Vaterſtütze rauben? — Nein! dies wäre unrühmlich, unmännlich. Richten Sie Sich auf und entreißen Sie Sich dieſem verderblichen Zuſtande. Rüſten Sie Sich zu einer weiten Reiſe. Mögen Sie nun dieſes Vorhaben phyſiſch, oder philoſophiſch betrachten und nützen, immer bleibt es ein treffliches Heilmittel für Leidende Ihrer Art, Herr Graf. Reiſen Sie nach Frankreich, ſo werden Sie auf dem Boden der Revolution den Aufruhr Ihres Gemüths vergeſſen, und auf dem Platze, wo die Guillotine ſtand, nicht mehr daran denken, daß Ihr Herz geblutet hat. Gehen Sie nach Italien, ſo wird die alte Roma Ihnen das Geſetz der Vergänglichkeit anſchaulich machen, und beſuchen Sie die Schweiz, ſo werden Sie ſich vor der Größe der Natur des kleinen Kummers ſchämen lernen, der ſich gegen ihren Schöpfer auflehnt. Sehen Sie! an einem heitern Morgen rollt der Reiſewagen vor die Thüre; die Pferde ſtampfen und ſchnauben, ein friſcher Wind weht einladend von den blauen Gebirgen herüber. Die Unterthanen umgeben den Wagen, ſie wollen ihrem guten Herrn gern Glück auf die Reiſe wünſchen, und ihm Lebewohl ſagen. Dahin rollen Sie! Und nach ein paar Jahren, wie ſchnell ſind die entflohen! kommen Sie, mit mancher angenehmen und nützlichen Erfahrung bereichert, nach Hauſe, und der zerſtörende Schmerz hat ſich durch die ſtille Wirkung der Zeit in ein ſanftes Andenken verwandelt, in ein verklärtes Bild, welches Ihre Blicke nach dem Himmel zieht und Ihnen einſt in der Todesſtunde vorſchweben wird.“

Hier ſchwieg der Leibarzt mit gerührter Stimme ſtill. Das Geſicht des Grafen zeigte einen lebhaften Eindruck dieſer Rede. „Ja, ich will fort!“ rief er aus, „ich fühle deutlich, daß Sie Recht haben, Freund; mein innerſtes Bedürfniß iſt ausgeſprochen. Es wird mir in der Ferne wohler werden.“

„Glauben Sie mir,“ ſprach hierauf der Hofrath, „die Apotheken verdanken viele ihrer Geſchäfte dem Ungeſchick der Aerzte, welche die Uebel des Körpers nicht in ihren wahren Quellen aufzuſuchen verſtehen, und wo ſie mit einem vernünftigen, zweckmäßigen Rath ausreichen würden, das arme Opfer ihres Mißgriffs oder ihrer Habſucht den Qualen langwieriger, oft ſchmerzhafter Curen unterwerfen. — Da kränkelt jetzt zum Beiſpiel unſer gnädigſter Fürſt.“ Der Leibarzt rückte hier vertraulich näher. „Ein Wurm nagt an ſeinem Seelenfrieden, und er verlangt vergebens Hülfe für ein Leiden, welches augenblicklich durch einen kräftigen, tugendhaften Entſchluß zu heben wäre.“ Nachdem der Hofrath ſich ſchüchtern umgeblickt, ob dies Geſpräch belauſcht werden könnte, ſetzte er es mit leiſer Vorſicht fort: „Sie wiſſen, wie glücklich ſonſt unſer edler Fürſt mit ſeiner Gemahlinn lebte, und das Glück dieſer Ehe hatte einen ſehr weſentlichen Einfluß auf das Wohl des Landes. Denn die Fürſtinn iſt ein Engel an Güte, und unſer gnädigſter Herr hat eine ſo hohe Achtung vor ihrem Verſtande, daß er ſie nicht ſelten zu Rathe zog. Da ſie nicht ſchön iſt und ihren Gemahl bis zur Vergötterung liebt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſie zur Eiferſucht hinneigt. Zeither legte die kaltblütige Ruhe des Fürſten, ſein Phlegma, dieſe Leidenſchaft in Feſſeln; aber nun, Gott vergieb mir meine Sünde! kommt ſo ein ſchöner Satan, wie von einem böſen

Winde hergeweht, an unſern Hof; ich meine die junge Gräfinn Süden — o! daß ſie von den Blattern zerriſſen würde! — Der Fürſt, angelockt durch die feinſten Höllenkünſte, die jeder Andere, nur er nicht bemerkt, entbrennt für dieſe reizende Schlange, verſäumt nicht nur die tugendhafte Gemahlinn, ſondern auch die Geſchäfte des Staats; überſpringt ſchnell die ganze Stufenfolge nöthiger Rückſichten, die er als Ehemann, die er als Landesvater zu nehmen hatte, und ſteht jetzt auf einem Standpuncte, der zum mindeſten — ſeiner unwürdig iſt. Denn die Gräfinn, eine zweite Monteſpan an Intrigue und Verſchwendungsſucht, gilt nunmehr für die erklärte Geliebte des Fürſten, und bewohnt ein prächtiges Haus in der Nähe des Schloſſes, das er ihr angewieſen. Seitdem lebt die Fürſtinn auf ihrem Landſitze Schattenthal. Sie härmt ſich einſam, und iſt für Niemand ſichtbar. Man will ſie weinend geſehen haben. O! weine auch du, armes, verwaiſetes Land!“ Ob der Leibarzt dies abſichtlich erzählte? — So viel iſt gewiß, daß er die früheren Verhältniſſe des Grafen genau kannte.

Als die Baroninn Lozzo am folgenden Morgen mit dem Grafen zuſammentraf, und ſein Herz ſich ihr im innigſten Vertrauen aufſchloß, faßte ſie ſeine Hand und ſprach: „Werden Sie wohl, mein lieber Graf, mir die Bitte gewähren, welche nächſt dem Wunſche, Sie einmal wieder zu ſehen, mich über Berg und Thal geführt hat? — Wollen Sie ihre kleine Roſalie meiner Erziehung, meiner Sorge anvertrauen? — Stets war die Sehnſucht, eine Tochter zu beſitzen, rege in mir, der Himmel verſagte mir dieſen Wunſch, und je mehr Freude und Erſatz ich bis daher in meinem Sohne Victor fand, der nach dem Willen meines Mannes nun nächſtens in eine berühmte Anſtalt kommen ſoll, um deſto ſchmerzlicher würde ich mich dann ganz kinderlos fühlen. Mich dünkt, unſer Vortheil vereiniget ſich in dieſem Vorſchlage: denn in der Regel ſind frauenloſe Väter ſchlechte Erzieher ihrer Tochter. Solche zarte Pflanzen gedeihen nun ſchon am beſten unter der pflegenden Hand, unter dem wachſamen Auge einer Mutter; doch ich will Sie nicht überreden."

Der Graf ſchwieg einige Secunden vor freudiger Betroffenheit, dann rief er mit leuchtenden Blicken: „O meine gütige Freundinn! es iſt mir klar, daß, während Sie Ihrem ſchönen Herzen zu folgen glauben, Sie nur den Winken einer höheren Macht gehorchen. Dieſes Erbieten, grade zu einer Zeit, wo mir der Leibarzt räth eine Reiſe zu unternehmen, die augenblickliche Sorge für mein Kind — beweiſt mir, daß der Engel meiner Beſtimmung aus Ihrem Munde redet, und ich nichts Beſſeres thun kann, als Ihnen meine Roſalie mit der froheſten Zuverſicht zu übergeben."

Die Baroninn reichte ihm gerührt die Hand. „Sie ſollen Sich nicht in mir geirrt haben, theurer Freund!" ſagte ſie mit inniger Verſicherung, „ich werde alles thun, um Ihr Vertrauen zu rechtfertigen."

Der Prediger und ſeine Frau aßen den Mittag auf dem Schloſſe. Der kleine Cirkel wurde ziemlich heiter, nur Auguſte ſaß zuweilen in tiefen Gedanken, als ſie vernommen hatte, was über die Schweſter der kleinen Marie beſchloſſen worden war.

Der Graf war nun fort. Das Schloß ſtand öde, der vereinſamte Garten grünte und duftete ungenoſſen. Die Geiſter trüber Erinnerungen ſchienen das große, ſtille Gebände zu umſchweben, und Clara's Seufzer, nun ſelig verſtummt, noch in den Blättern dieſer Bäume zu ſäuſeln. Das kleine, von Linden umwölkte Pfarrhaus glich hingegen einem Tempel des häuslichen Glückes, an deſſen reiner Schwelle die Blume der Genügſamkeit blühete.

Auguſte und Waller hingen mit unausſprechlicher Liebe an ihrer kleinen Pflegetochter, und ihre Freude war groß, als ſie das Kind in kräftiger Geſundheit gedeihen ſahen.

Der Prediger entwarf einen Erziehungsplan, wozu ſeine Frau lächelte. „Daß ihr Männer doch alles ſo gern nach allgemeinen Regeln beurtheilt und behandelt! — Jedes Kind bedarf nach ſeiner Individualität eine andere Erziehung, und wenn das Herz der Mutter rein und unverdorben, der Kopf des Vaters hell und vorurtheilsfrei iſt, ſo bedürfen Beide gar keinen Plan, um das Kind auf den Pfad der Tugend und Glückſeligkeit zu leiten. Mich dünkt, der Eltern größte Sorgen müſſen darauf hinausgehen, ihr Kind mit all ſeinen Kräften, Anlagen, Fehlern und Mängeln genau kennen zu lernen, und es unausgeſetzt im Auge, das auf Wahrheit gerichtet iſt, zu behalten. Wie mancher verderbliche Keim ſchlägt tiefe Wurzel, weil er zu wenig bemerkt, oder zu geringfügig gehalten wird, um ihn auszurotten; wie mancher zarte Sprößling der Tugend kommt nicht auf, weil es ihm an Sorgfalt der Pflege gebricht. Und weißt Du wohl, was der Leibarzt ſagte? Leicht iſt die Cur, wenn man das Uebel kennt! — Gott ſegne unſere kleine Marie! Noch wiſſen wir nichts von ihr, als daß ſie lächeln kann.“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Einundzwanzigſter Band.

Die Pflegetöchter. Zweiter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Pflegetöchter.

Benno Barden, Auguſtens Sohn erſter Ehe, wuchs auch heran. Sein Geiſt entfaltete ſich auf eine Weiſe, die der ſanften Mutter ein ſtiller Kummer war. Nie hatte ſie ihm den wilden Ungeſtüm jugendlicher Luſt, oder eine knabenhafte Thorheit zu verzeihen; er war ernſt, ſtets für die Freude ſeiner Eltern bemüht, und bei dem weichſten Herzen, ſtark und beharrlich in der Ausführung einmal gefaßter Vorſätze. Es ſchien, als ob die Friedensengel, welche, ein himmliſches Geleit! Auguſte umgaben, ſich dem Dämon ihres erſten Mannes vermählt hatten, und aus dieſer Vereinigung wäre die ſinnige Seele Benno's und ein Gemüth hervorgegangen, deſſen melancholiſcher Hang ſchon in früheſter Kindheit zu bemerken war. Je älter Benno ward, deſto mehr zeigte es ſich, daß ihm das Leben nur als ein ſchönes Nachtſtück erſcheine; doch ſöhnten herrliche Eigenſchaften den Beobachter des Knaben wieder mit dem Mangel an Frohſinn und Lebensfülle aus. Mit ſchwärmeriſcher Liebe hing er an dem väterlichen Lehrer, und ein Lächeln ſeiner Mutter war ihm der ſüßeſte Lohn ausdauernder Mühen. Sein großes, ſchwarzes Auge ſchwamm oft während des Unterrichts in Thränen, wenn der Prediger, begeiſtert für ſeinen Gegenſtand, von der Größe und Güte Gottes, von der heiligen Schönheit der Tugend, oder von den Leiden ſprach, welche die Sünde bereite. Sang Waller ein frommes Lied, ſo zitterten tiefe Klänge durch Benno's Bruſt, und das zarte Saitenſpiel des Gemüths, für die reinſte Harmonie geſtimmt, ruhrten Geiſter der Wehmuth in Tönen, welche dieſe Welt nicht angehören. Das Mitleid war die herrſchende Empfindung ſeines Herzens, und unabläſſig führte er der wohlthätigen, immer zum Helfen willigen Mutter neue Gegenſtände des Erbarmens zu. Wenn nun wiederum einer Noth abgeholfen, ein Elend gemildert werden konnte, ſo glanzte Benno's Geſicht wie verklärt, ein Strahl der Freude glomm in ſeinen dunklen Blicken, und Auguſte ſchloß mit ſtolzen Gefühlen ihren Sohn an den mütterlichen Buſen. Oft unterredete ſie ſich mit ihrem Manne über Benno's Zukunft, und äußerte dann die bange Beſorgniß, daß ihm ſein Lebensweg wohl ſchwer werden dürfte, weil er des leichten, harmloſen Sinnes ermangele, der flüchtig über die Dornen der Pilgerſchaft hinweghelfe, während ein ſchwermüthiger Geiſt in das kleinſte Ungemach verſänke, und nichts als Wunden davon trüge. — Aber Waller tadelte dieſe Vorausſorge ſeiner Gattinn und ſprach: „Weißt Du, liebe Unzufriedene, denn nicht, daß die ewige Weisheit Jedem gab oder verſagte, wie und was ihm fromme? — Weißt Du ferner, wozu vielleicht unſer Benno beſtimmt ſei? — Die Nachtviole prangt nicht wie die Sonnenroſe, welche ſich dem Lichte zuwendet; aber ſie ſtreuet lieblichen Duft in beſcheidenes Dunkel aus. — Geduld, Beharrlichkeit und unerſchütterlicher Muth, Schwierigkeiten zu beſiegen, ſind Tugenden, welche viel entſchloſſene Kühnheit, raſches Zufahren und überſchätzte Kraft aufwiegen. Laß uns ihn gut bilden, meine Auguſte! und jeden edlen Trieb in ihm zur Vollkommenheit bringen, ſo weit wir es vermögen; ſein Glück aber wollen wir dem überlaſſen, der Freuden und Thränen mit gleicher Liebe, mit gleicher Gerechtigkeit vertheilt!“

Jahr an Jahr rollte vorüber. Die Schwalben niſteten an den Fenſtern des gräflichen Schloſſes und verklebten den Zierrath der Structur, die Spinnen webten ungeſtört in den Winkeln dieſer ſtolzen Mauern, und auch die Zeit wob ihre Schleier, womit ſie Wunden verbindet und traurige Rückblicke verhängt, daß ſie uns milder erſcheinen.

Graf Goldin hatte im erſten Jahre ſeiner Abweſenheit dem Prediger öfterer geſchrieben. Jeder ſeiner Briefe beruhigte Waller und Auguſte mehr über ſeine Seelenſtimmung. „Gott ſei Dank für unſer vergeßliches Herz!“ ſagte dann Waller, wenn er ein ſolches Blatt geleſen hatte. Wie ſehr die Freunde des Grafen nun auch hofften und erwarteten, daß der Lebensmuth deſſelben wiederkehren werde, ſo war ihnen dennoch die ſpätere Nachricht überraſchend, daß er ſich mit der Wittwe eines deutſchen Edelmannes verheirathet hätte. Dieſes Schreiben war von Neapel aus datirt, und enthielt noch mancherlei weit ausſehende Anordnungen, welche errathen ließen, daß Graf Goldin vorläufig nicht an ſeine Rückkehr gedacht haben könne. Im Hauſe des Predigers nahm man zwar dieſe Nachricht mit billigem Erſtaunen auf; aber auch als die ſicherſte Gewähr, daß der Zweck von des Grafen Reiſe erreicht ſei, und er das Kleinod der Ruhe wiedergefunden habe, um es vielleicht beſſer als das erſte Mal zu bewahren. Auguſte ſeufzte zwar über dieſe Fähigkeit, ſich zu tröſten, gönnte ſie ihm aber doch.

Da das Dorf ſeiner Gutsherrſchaft ſo lange entbehrte, ſo vergaß man es nach und nach ganz, daß Paſtors kleine Marie die Gräfinn Marie ſei. Sie war ſo ganz das verjüngte Ebenbild ihrer ſchönen Mutter, daß es ſchien, als ſei Clara noch einmal der Erde gegeben.

Den beiden Kindern, deren Seelen, rein wie Thautropfen, worin der Himmel wiederſtrahlt, in einander floſſen, ward eine Erziehung zu Theil, welche durch die heiligſte Liebe, das reinſte Beiſpiel, die ſtrengſte Wachſamkeit, zu den vortrefflichſten gezählt werden konnte. Das Pfarrhaus umſchloß eine kleine Welt voll Glückſeligkeit, und die Familie Waller führte ein genußreiches Stillleben. Mit der erſten Blüthe des Frühlings ſchloß ſich das gemeinſame Herz Aller dem Entzücken auf, welches eine Weihe der Natur zu nennen wäre; das göttliche Gedicht der Nachtigall ward von dieſen poetiſchen Menſchen gefühlt. Die tanzenden Schneeflocken erregten bei Benno und Marie eine reinere Freude, als die erſte Anzeige der Winterbälle bei den früh reifen Kindern der Stadt.

Der Beſuch einer Schweſter des Predigers, welche an einen Oberförſter verheirathet war, und dicht an der Grenze von ****** in einem waldigen Revier lebte, war das einzige Ereigniß, welches alljährlich die häusliche Einſamkeit der Familie unterbrach. Die Oberförſterinn, eine wackere, tüchtige Frau, die ihren Bruder und ſeine Auguſte herzlich liebte, und, ſelbſt kinderlos, Benno und Marie als die Kinder ihres Herzens hielt, warnte ihre Schwägerinn doch jedesmal, den Stand der kleinen Gräfinn nicht ganz und gar zu vergeſſen. „Bedenke, liebe Guſtel, ſetzte ſie dann hinzu, „daß unſer Töchterchen nur ein geliehenes Gut iſt, das geſchwind einmal — wer kann das wiſſen? — zurückgefordert werden könnte; und wenn Marie dann nur für eine beſchränkte, einſame Sphäre gebildet wäre, ſo könnte ſich das Trauerſpiel von ihrer Mutter Schickſal wiederholen, und das Engelskind dürfte zu beklagen ſein, dem wir doch jedes Glück des Lebens wünſchen.“ Dies leuchtete der verſtändigen Auguſte ein, und einige Tage nach der Abreiſe ſeiner Schweſter gingen dem Prediger und ſeiner Frau jedesmal in ſinnender Ueberlegung hin, wie Marie in den einfachen Verhältniſſen, denen ſie anvertrauet worden war, für eine anſpruchsvollere Zukunft vorbereitet werden könnte, ohne die himmliſche Unſchuld, die ahnungsloſe Reinheit ihres Herzens zu gefährden. Man ſann jedoch nichts heraus, als daß Waller mit um ſo größerem Eifer einige Talente Mariens auszubilden ſtrebte, zu denen ſie die glücklichſte Anlage hatte. Aber die Natur hatte ihr jenen Adel der Seele, der Sitte gegeben, welche ſeinen höheren Rang behauptet, ohne es zu wiſſen. So wenig wie die Sonne eine Lilie bräunt, vermochte ſie die blendende Haut des feinen Geſichtchens zu färben, und wie emſig ſich auch die kleinen Hände zur leichteren Gartenarbeit drängten, ſie blieben dennoch zart und ſchön.

Benno und Marie gaben ein holdes Bild geſchwiſterlicher Zärtlichkeit. Jedes Gefühl des Einen war die Empfindung des Andern, und die kindlichſte Sympathie machte ihre Freuden, ihre kleine Schmerzen gemeinſam. Rührend war es zu ſehen, wie ſo gern der ältere Knabe ſeine liebſten Beſchäftigungen aufgab, um die kleine Schmeichlerinn mit einem Spiele zu vergnügen, und wie ſie dann in dankbarer Fröhleichkeit ſeinen ruhigen Zügen ein heiteres Lächeln abgewann. Oft, wenn Auguſte ihre beiden Lieblinge betrachtete, ſtiegen in ihrem Herzen leiſe Wünſche auf, welche jedoch ihr klarer

Verſtand unterdrückte. — Waller ſprach zudem öfters von der hohen Verpflichtung, welche ſie hätten, Marie einſt ohne andere Bande, als die unverfänglicher Anhänglichkeit, ihrem Vater und ihrem Stande zurückzugeben, daß Auguſte wohl merken mußte, ſie wäre von ihrem Manne errathen.

Als Benno ſein funfzehntes Jahr erreicht hatte, verlangte Waller die Entſcheidung für ſeinen künftigen Beruf von ihm, und gab, um es reiflich überlegen zu können, ihm einen Monat Bedenkzeit. Am Schluſſe deſſelben erkärte Benno, er wolle Arzt werden. Auguſten war dieſe Erklärung entgegen. Sie hatte andere Hoffnungen gehegt, und geglaubt, er würde den Beruf ſeines Pflegevaters wählen, um einſt deſſen Stütze in alternden Tagen, und der Nachfolger ihres Gatten zu ſein. Auguſte hatte ſich dies unbeſchreiblich lieblich gedacht, Träume der Zukunft miſchten ſich in den Genuß der Gegenwart, ſie ſah ein künftiges Geſchlecht in den Räumen dieſes Hauſes, das ſo viel unbeneidetes Glück umfaßte.

Als der Prediger Benno's Entſchluß geprüft, und ihn, dem Charakter des Jünglings gemäß, feſt und unumſtößlich gefunden hatte, brachte er ihn auf die Hochſchule der Hauptſtadt, daß er dort ſeine eigentlichen Studien beginnen und vollenden könnte.

Schmerzlich war Benno's Abſchied aus dem väterlichen Hauſe. Waller ſegnete ihn mit frommem Ernſt, und gab ihm weiſe Lehren zur Geleitſchaft mit. Die Mutter war zu bewegt, um der Rede mächtig zu ſein; thränend blickte ſie zum Himmel auf, als übergäbe ſie ihm die Führung des Lieblings ihrer Seele. Lange ſtand Benno vor Marien, Hand in Hand gedrückt, ohne ſich losreißen zu können. Sein Bild zitterte in ihren Thränen, ihr Mund flüſterte leiſe, treue Worte der unſchuldigſten Liebe. Der Jüngling lächelte, als Marie ihn bat, daß er ihrer nicht vergeſſen möge. Der Prediger endete die Scene der Trennung mit dem tröſtenden Verſprechen, daß Benno zur Zeit der Ferien nach Wahlſen kommen könnte, und der Gedanke des Wiederſehens ließ einen verſüßenden Tropfen in den herben Kelch des Scheidens fallen.

Mit Benno's Entfernung entfiel das erſte Blatt aus dem vollen Kranze dieſer ſtillen Freuden, der, ach! nur zu bald ganz entblättert werden ſollte.

Wußte Marie auch, welchem Stande ſie angehörte, ſprach man ihr oft von dem abweſenden Vater und der Ausſicht auf ſeine endliche Rückkehr, ſo fühlte ſie ſich doch nur in den beſchränkten Verhältniſſen der Gegenwart heimiſch, und der Gedanke lag ihr fern, daß es jemals anders werden möchte. Sie kannte keine anderen Eltern, als diejenigen, von denen ſie ſo zärtlich erzogen worden war, und daß Marie eine Schweſter hätte, war ihr ein ſo entlegener Beſitz, als eine Verwandtſchaft in einer andern Hemiſphäre; denn nie hatte eine Annäherung, weder ſchriftlich noch perſönlich, zwiſchen beiden Kindern des Grafen Statt gefunden. Nur von ihrer Mutter trug Marie ein hehres Bild der Vollendung in ihrer Seele. Alljährlich, an Clara's Todestage brachte Auguſte eine der Wehmuth geweihete Stunde in dem Grabgewölbe der verſtorbenen Gräfinn zu. Hier, an dieſer ſtillen Stätte, nur von der Ruhe bewohnt, vernahm Marie, welche Tugenden ſie üben müſſe, um ſich würdig als Clara's Tochter zu beweiſen. Wenn Auguſte mit begeiſterter Wärme von der verklärten Freundinn ſprach, dann ergoſſen ſich Schauer der Ehrfurcht in Mariens kindliche Bruſt, und ſie fühlte das Wehen von dem nahen Geiſte ihrer Mutter. — Einſt, an ſolch einem Tage, ſagte Auguſte mit glänzenden Blicken, nachdem ſie lange über dieſen Gegenſtand geredet hatte: „Sieh, Marie! ſo war Deine Mutter! Deine Geburt, mein theures Kind, entriß ſie dem Leben, für welches ſie zu himmliſch geſinnt war, und Du begingſt, ſchuldlos zwar, einen Raub an der Menſchheit. Du biſt ihr in Dir einen Erſatz ſchuldig, den Du nur dadurch geben kannſt, daß Du gut werdeſt, wie die Selige war. Das Andenken an Deine treffliche Mutter veredele Deine Gefühle, lehre Dich Sanftmuth, ſtärke Dich im Dulden, wenn das Schickſal Dich durch Leiden prüfen ſollte, und lenke Deine Blicke nach dem Himmel, wo alle edlen, verwandten Seelen ſich eines ewig dauernden Vereins erfreuen werden. —“

Die Zeit näherte ſich, wo Marie confirmirt werden ſollte. Auguſte ſehnte ſich dem Tage entgegen, an welchem ſie die Tochter ihres Herzens als eine Braut Chriſti geſchmückt ſehen, und zum Bunde mit Gott einſegnen würde —; aber ſie erlebte ihn nicht. Sie erkrankte wenige Tage vor dem Feſte der Einſegnung, und ein leiſes, ſchönes Sterben, wie wenn ein Engel die Seele von ihren Banden gelöſet hätte, vollendete ihr ſanftes Leben.

Der Prediger heftete thränenlos ſein Auge auf die geliebte Leiche; er hatte keinen Ton, kein Zeichen für ſeinen Schmerz. Doch Gott verſtand ihn! Und der Geiſt vertritt mit unausſprechlichem Seufzen die Trauernden, welche betäubt von einer gewaltigen Schickung, den Helfer empfinden, der ſich in Dunkelheit verbirgt. Die göttliche Kraft der Religion bewährte ſich an dem armen Waller, und der Andere getröſtet, entbehrte des Troſtes nicht, der ihm von Oben kam. Sein Liebſtes auf Erden war ihm dahin, des Daſeins ſchönſte Freuden waren ihm mit der Gattinn geſtorben, die er den beſſeren Theil ſeines Weſens nannte; aber dennoch beugte er ſich vertrauend unter den Willen des Unerforſchlichen.

Marie fühlte an dem Sarge der geliebten Pflegemutter, die ihr das Vorbild weiblicher Vortrefflichkeit geweſen war, in deren mütterlichen Buſen ſie jeden Gedanken, jedes leiſe Befürchten, jeden keimenden Wunſch gehaucht hatte, ihr jugendliches Herz zerriſſen. Es war der erſte Verluſt ihres Lebens und zugleich der größte. Sie glaubte ihn niemals verwinden zu können. Waller mußte ſich über ſeinen Gram erheben, um das zarte Gemüth, des Kindes, das, gebeugt wie eine gebrochene Lilie, in tiefſinniger Schwermuth ſeinem Schmerze nachhing, in überirdiſchen Hoffnungen aufzurichten.

Der Tod hatte Auguſtens holde Formen nur ſanft berührt, und auch erblaßt war ſie noch ſchön. Den Sonntag nach der Beerdigung war Mariens Confirmation und das ganze Dorf war Zeuge von der Weihung der allgeliebten jungen Gräfinn. Das Mahl des Bundes aber ward Marien zur Stärkung ihres Glaubens an den, der die Auferſtehung iſt und das Leben! Und Thränen, der Thau einer Paſſionsblume — rollten in den heiligen Kelch.

Sowohl der Prediger als Marie hatten an Benno den Tod der Mutter geſchrieben, und wie beruhigend es auch für Beide geweſen ſein würde, wenn er für einige Zeit in die verödete Heimath hätte kommen können, ſo erlaubte die Regel ſeiner Studien doch dieſe freiwillige Unterbrechung nicht.

Ihn traf die Trauerpoſt, ohne daß er des Troſtes genoß, an ein gleich verwundetes, mitleidiges Herz zu fallen, und auszurufen: Ach! was haben wir verloren! —

Graf Goldin ſegnete den Rath des Leibarztes. Er erholte ſich ſchnell. Die milderen Lüfte Italiens webeten ihn an, und ſein erſtorbenes Gemüth öffnete ſich allmählich dem Hauch der Hoffnung wieder. Sacht träufelte die Zeit ihren wunderthätigen Balſam in ſeine Herzenswunden und ſie vernarbten, ohne daß er es merkte. Er athmete weit freier unter dem Strahl der fremden Sonne, und erwärmte ſich daran für die Schönheit der Natur und Kunſt. Nur etwas vermißte er ſchmerzlich, irgend eine vertraute Seele, der er ſich mittheilen könnte, von der verſtanden zu werden, er hoffen dürfte. Die Italiener, deren Sprache der Graf zwar mächtig war, zogen ihn nicht an, und überhaupt war das Talent, leicht bekannt zu werden, ihm verſagt. Eben ſprach das Bedürfniß der Mittheilung in ihm an, als er die erſten Merkwürdigkeiten Roms in Augenſchein genommen hatte. Da trat Georg ein, froh, ſeinem Herrn gute, erſehnte Botſchaft wie er wußte, bringen zu können. „Herr Graf,“ ſagte er, „es ſind Deutſche in unſerm Gaſthofe, ein alter kränklicher Edelmann mit ſeiner jungen, bildſchönen Gemahlinn. Auch haben ſie ein allerliebſtes Kammermädchen, mit dem ich ſchon ſeit einer Stunde recht gut bekannt bin. Die Herrſchaft iſt aus dem Reich, Herr und Frau von Ravens.“

Der Graf ſäumte nicht, ſich dieſe Bekanntſchaft ſo bald als möglich zu verſchaffen, und fand in dem Herrn von Ravens einen Mann nach ſeinem Wunſch. Die Frau — ein zartes Weſen, durch eine Miſchung von Sanftmuth und Frohſinn liebenswürdig, gewann dem Grafen ein flüchtiges Wohlgefallen ab — nichts mehr. Dieſe Bekanntſchaft ward nun ſehr lebhaft fortgeſetzt, man war faſt beſtändig beiſammen, und ein gemeinſchaftlicher Plan zur Weiterreiſe wurde entworfen, deſſen letzter Zweck Neapel ſein ſollte.

Je näher nun Graf Goldin ſeine neuen Freunde kennen lernte, deſto mehr fand er Urſache, den Zufall zu preiſen, der ſeinem heißen Wunſche nach einem verhältnißmäßigen Umgange ſo volle Genüge geleiſtet hatte.

Der Herr von Ravens und ſeine Frau waren wirklich ſehr ausgezeichnete Menſchen. Der Graf wußte nicht, was er mehr bewundern ſollte, die vielſeitige Bildung, den reichen Schatz der Kenntniſſe des Mannes; oder den Verein ſchöner Talente, welche die Frau nach und nach vor ſeinen erſtaunten Blicken enthüllte. Sie ſprach das Italieniſche rein und geläufig, ſie zeichnete ſchön, ſie ſpielte die Guitarre als Meiſterinn, und ihr Geſang tönte ſilberrein in die weichen Lüfte. Man hörte, daß künſtliche Singſchulen ihre Stimme gebildet hatten; und dennoch war und wollte Frau von Ravens nichts anders ſein, als eine holde, anſpruchsloſe Natur.

Man darf ſich nicht wundern, daß ſich der Graf in dieſer Geſellſchaft ſehr gefiel, ſo, daß ſie ihm bald unentbehrlich wurde. Allein bittere Erfahrungen hatten ihn mißtrauiſch gemacht, und je mächtiger er ſich angezogen fühlte um deſto vorſichtiger war er in den Aeußerungen ſeiner Freundſchaft. Doch mit inniger Freude fand er als ſtiller Beobachter, daß ſie ſeine Achtung nicht weniger wie ſeinen Beifall verdienten, und er erſetzte ſpäterhin durch vertrauenvolles Hingeben die frühere Zurückhaltung.

Ein zarteres, aber ſonderbareres Verhältniß als das, was zwiſchen dem Herrn von Ravens und ſeiner Frau waltete, hatte Graf Goldin nie kennen gelernt. Er, ein Funfziger bereits und ſehr kränklich, wurde von der kaum funfundzwanzigjährigen in Geſundheit und Lebensluſt blühenden

Frau mit einer zärtlichen Innigkeit geliebt, mit unausgeſetzter Aufmerkſamkeit geſchont und gepflegt. Die kleine Frau fühlte ſich weder gekränkt noch beleidiget, wenn er ihre lieblichſten Schmeicheleien mit der Miene, als gebührten ſie ihm, aufnahm, und mit nichts, als einem freundlichen Kopfnicken, oder einem Streicheln über die rothe Wange, oder über das braune, glänzende Haar vergalt. Es fiel dem Grafen auf, daß Herr von Ravens von ſeiner Frau nie anders ſprach, als: „Meine Clotilde!“ ſie ſelbſt nannte er: „Mein gutes Kind!“ und nur zu den Domeſtiken gebrauchte er die ſchickliche Benennung: „Meine Frau!“

Der Graf ſchüttelte oft bedenklich den Kopf, wenn er erwog, wie eine ſo reizende Frau als Clotilde, zu allen Anſprüchen durch Jugend, Schönheit und Geiſtesbildung berechtiget, ſo freudig und gern das Loos eines alten und ſiechen Mannes theilte, ohne für ſo große Opfer durch die Genüſſe des Reichthums entſchädiget zu werden; denn dieſe Ravens lebten, wenn auch anſtändig, doch ſehr eingeſchränkt.

„Es muß doch ſeinen eigenen Grund haben —“ dachte der Graf, und dabei kam er auf den Gedanken, daß Herr von Ravens mit ſeinem ehrlichen Namen vielleicht die Schuld und Schande der ſchönen Clotilde bedeckt hätte. —

„Ich muß es zu erforſchen ſuchen,“ ſagte der Graf am Schluſſe ſolcher Selbſtbetrachtungen, „und wäre mein Argwohn ungerecht, Clotilde eben ſo rein und ſchuldlos, wie ſie mir liebenswerth erſcheint — iſt Ravens nicht minder ein Mann von Ehre, als an die Beobachtung des feinſten Anſtandes gewöhnt, dann — ja dann ſoll mein ganzes Leben eine lange Huldigung für dieſe ſeltenen Menſchen ſein — dann hätte ich im Garten der Heſperiden die goldene Frucht echter Freundſchaft gefunden.“

Einſtmals war der Graf mit Herrn von Ravens allein. Das Geſpräch der Männer kam auf das weibliche Geſchlecht, und Graf Goldin äußerte Grundſätze, welche er ſo ſchlimm nicht hatte. Er glaubte an keine Tugend der Frauen; doch entſchuldigte er die Schwäche dieſer weichen, reizbaren Geſchöpfe, er entſchuldigte ſelbſt den Mann, der im Gefühle ſeiner Kraft und Ueberlegenheit dieſer Schwäche Nachſicht angedeihen laſſe. — Ravens ließ den Grafen ganz ausreden. Er heftete nur den erſtaunten Blick, worin ſich Tadel und Mitleid malten, durchdringend auf die Züge des Freundes. Dieſer ſenkte das Auge zu Boden. „Sie müſſen üble Erfahrungen gemacht haben, Graf Goldin!“ ſagte er endlich, indem er aufſtand und einen Gang durch das Zimmer machte. „Ich bin Ihrer Meinung nicht, Gottlob! ich darf es nicht ſein, denn meine Clotilde iſt ein Engel, ein reiner Engel des Lichts! — Freilich — auch Engel können fallen —“ hier horchte der Graf auf, „doch die Vorſehung wird ja, ſollte mein Leben ſinken, der Unſchuld einen Beſchützer erwecken! —“ Bei dieſen Worten wendete Ravens ſich in großer Bewegung gegen den Grafen. Thränen hatten ſich in ſeinen matten, halberloſchenen Augen geſammelt, er ergriff die Hand des Freundes und ſagte: „Graf! die Begriffe von dem Unwerth und der Charakterloſigkeit der Frauen, welche Sie vorhin äußerten, ſind Ihrer unwürdig! Ich wünſchte wohl, daß es mir gelingen möchte, Ihnen eine andere Anſicht davon zu geben. Sollte ein Beiſpiel wohl hinreichend ſein, Sie mit dem verlorenen Glauben an die Tugend dieſes geſchmäheten Geſchlechts zu verſöhnen? —“ Ravens ſetzte ſich, um zu erzählen. Er begann.

„Der Vater meiner Clotilde war ein ſehr angeſehener und reicher Mann; ihre Mutter eine edle Frau, welche ſich nicht glücklich in der Verbindung mit ihm fühlte. Ein ſtiller, heimlicher Gram zehrte an ihrem Leben und ſie ſtarb, noch ehe ihr einziges Kind den ſüßen Mutternamen ſtammeln konnte. Nach Jahresfriſt war ihre Stelle erſetzt; doch ihre Nachfolgerinn trat nicht in die Fußtapfen dieſer Gerechten. Clotilde ließ man einer Wärterinn. Sie wurde ganz überſehen, als nach einigen Jahren ihre Stiefmutter eine Tochter gebar. Der Vater hatte zum großen Verdruſſe der Dame eine unverkennbare Vorliebe für ſeine Erſtgeborene, und als er ſah, wie wenig Sorge auf ihre Erziehung verwendet wurde, vertraute er die verſäumte Kleine ſeiner Schweſter an, welche das Kind mit vieler Liebe in ihren Schutz nahm. Clotildens Tante war indeß ſehr kränklich, und da ſie Vermögen genug beſaß, um ihre Unternehmungen darauf einrichten zu können, ſo befolgte ſie den Rath der Aerzte und ging nach Italien. Seltſam! — jetzt fällt es mir zum erſten Male auf, daß die arme Clotilde beſtimmt zu ſein ſcheint, nur an der Seite eines Kranken dies ſchöne Land zu beſuchen! — Hier war es, wo Clotilde ſich jene Talente und Fähigkeiten aneignete, über welche ich Sie, mein beſter Graf, ſo oft erſtaunen ſah. Die Tante, deren Herzblatt Clotilde durch das innigſte Anſchließen, und die ihr eigenthümliche, unwiderſtehliche Zärtlichkeit geworden war, verwendete große Summen auf ihre Ausbildung, vergaß jedoch darüber nicht, ihr Herz mit den ſchönſten, weiblichen Tugenden zu ſchmücken. So blieb Clotilde demüthig und beſcheiden. In Neapel ſtarb die Tante, ehe ſie ihren Willen, Clotilden ihr ganzes Vermögen zu hinterlaſſen, ausgeführt hatte. Die großen Beſitzthümer der Erblaſſerinn fielen nun an eine andere Linie; denn Clotildens Vater war nur der Halbbruder der Tante geweſen.

„Meine Clotilde küßte dankbar den verblichenen Mund der heuren Wohlthäterinn und verließ nun, ſelbſt verlaſſen — n Begleitung eines alten Bedienten, das Land, in welchem ſie eine ſchönere Heimath gefunden hatte. Der treue Diener brachte das Fräulein wohlbehalten auf des Vaters Gut, und die achtzehnjährige Clotilde kam als ein Fremdling, um ein Almoſen der Liebe flehend, auf der Schwelle des väterlichen Hauſes an. Ihre Stiefmutter betrachtete die holde Erſcheinung mit Neid und ungewiſſen Blicken; doch ließ ſie dem Anſtande ſein Recht widerfahren. Der Vater Clotildens aber, der ſchon ſeit längerer Zeit kränkelte, nahm ſein Kind mit Freudenthränen auf.“

„Jetzt hob die gewöhnliche Geſchichte der Stieftöchter für Clotilde an. Sie war der Dame ein Dorn im Auge, und nach einem Jahre, worin Jene als der Gegenſtand des giftigſten Haſſes, der empfindlichſten Kränkungen alles erfahren, was auch ein lammfrommes Gemüth zur Gallſucht reizen mußte, ſank ihr letzter ſchwacher Schutz dahin, ihr Vater ſtarb.“

„Meine Güter gränzten an die Seinigen. Seit zwanzig Jahren war ich der Freund des Verſtorbenen geweſen, und war unſere Art zu denken, zu fühlen und zu handeln, ſich auch nicht immer gleich, ſo liebten wir einander vielleicht um deſto mehr. — Ich war gegen die Wahl ſeiner zweiten Frau; er aber hielt ſein Ohr meinen treuen Warnungen verſchloſſen, und büßte den Mißgriff ſeiner Ehe in ſtiller Verbitterung. Seit Clotilde wieder in die Heimath zurückgekehrt war, hatte ſich das Befinden ihres Vaters verſchlimmert. Der Schmerz, die beſſere, geliebte Tochter in der Gewalt einer böſen Fee zu ſehen, der ängſtende Gedanke an die hülfloſe Zukunft Clotildens, wenn er nicht mehr ſein würde —, beſchleunigten ſeinen Tod. Er ſtarb beruhigt, da ich ihm heilig gelobt, mich ſeiner Waiſe ſchützend anzunehmen, und er nahm dies Verſprechen mit in die Ewigkeit hinüber.“

„Am Tage des Begräbniſſes, mitten unter dem Gedränge und Gepränge der Trauer, fand ich Gelegenheit, Clotilden unbemerkt ein verſiegeltes Blatt zuzuſtecken, worin ich ſie bat, Vertrauen zu dem Freunde ihres Vaters zu haben, wenn ſie in den Fall käme, den Rath oder die Hülfe eines entſchloſſenen Mannes zu bedürfen. — Sie nickte mir nachher durch Thränen zu, als hätte ſie mein Brieſchen geleſen, oder, als wolle ſie den Inhalt beherzigen.“

„Ich hatte in meiner Jugend geliebt, heiß geliebt —; doch der Abgott meines Herzens war ein falſcher Götze und es ergab ſich, daß ich eine treuloſe Hetäre angebetet hatte. Der Pfeil der Verzweiflung zerriß mein Herz bei dieſer grauſamen Erfahrung. Graf! hätte je ein Mann das Recht, Ihrer Meinung zu ſein, ſo wäre ich es! Doch iſt darum nicht die Roſe die ſchönſte der Blumen, weil es viele unter ihnen gab und giebt, deren Buſen ein giftiger Wurm durchwühlt? — Als damals die täuſchende Binde von meinen Augen fiel, als mit der Erkenntniß einer Unwürdigkeit mein blinder Glaube an die Menſchen dahin war — ſah ich das Leben mir verleidet. Ich nahm Kriegsdienſte, den Tod zu ſuchen. Ich fand ihn nicht; aber Ruhm und Ehre, dieſen Orden und eine Bruſtwunde, welche unglücklich geheilt, mir Schmerzen und ein langes Siechthum bereitete, und mein Grab früher öffnet, als es vielleicht ſonſt der Vorſicht Wille geweſen wäre. — Ich kehrte auf meine Güter zurück, und beſchloß, unverheirathet zu bleiben, weil ich kein liebenswerthes, weibliches Weſen um die Freuden ſeiner Jugend betrügen wollte, wenn ich es an mein elendes Daſein knüpfte.“

„Von Clotilde hörte und ſah ich nichts mehr; bei einigen Beſuchen, die ich ihrer Stiefmutter machte, war ſie nicht zugegen, und als ich nach ihr fragte, wurde ihre Abweſenheit bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande entſchuldiget.“

„Jetzt ſah ich, daß mir die Dame auf der Spur war. — Eine Erbſchaftsangelegenheit nöthigte mich zu einer Reiſe, deren Dauer ich nicht beſtimmen konnte, und welche mir um Clotildens willen ungelegen kam. Aber es half nichts, ich mußte fort. Nach einigen Monaten kehre ich zurück und höre, ein junges Mädchen, welches einer meiner Leute als in Dienſten von Clotildens Stiefmutter erkannt haben will, habe mehre Male nach mir gefragt. Ich ahne Unheil, und beſchließe mit dem folgenden Morgen nach dem Gute der Dame zu reiten. Gedankenvoll gehe ich im Garten umher, und ſinne nach, wie Clotildens Schickſal zu erleichtern wäre — da rauſcht es hinter mir im Graſe, ich blicke zurück, und vor mir ſteht ſie ſelbſt, der holde Gegenſtand meiner mitleidigen Sorgen! —“

„Mein Erſtaunen über die Erſcheinung der ſchüchternen, zartfühlenden Clotilde auf meinem Gebiet ward durch ihren Anblick geſteigert. Todtenbläſſe bedeckte ihr liebliches Geſicht, die ſchwarzen Augen ſtanden voll quellender Tropfen, das braune Haar hing aufgelöſet herab, ihr ganzer Anzug war in Unordnung, ſie ſchien in einer ſeelenverwirrenden Stimmung entflohen zu ſein.“

„Gräfinn! rief ich tödtlich erſchrocken, ich beſchwöre Sie, faſſen Sie Sich! Es ſoll Ihnen kein Haar gekrümmt werden! — Bei dieſer Verſicherung hob Clotilde die kleinen ſchönen Hände wie dankend oder flehend zu mir empor. Sie wollte reden; aber nur ein Strom heißer Thränen brach hervor. Ich ſprach ihr Muth ein. Sie athmete tief, wie von einer Centnerlaſt befreiet, und mit dem Ausrufe: O! nun iſt alles, alles gut, da Sie nur wieder da ſind! ich fühle mich nicht mehr verlaſſen! wirft ſie ſich in meine offenen Arme. Dieſe hingebende Unſchuld, dieſes heilige Vertrauen rührte mich unbeſchreiblich.“

„Ich führte Clotilde in einen nahen Gartenſaal und nöthigte ſie, ein paar Tropfen Wein zu ihrer Stärkung zu trinken.“

„Nun erzählt mir Clotilde oft von Schluchzen unterbrochen, wie ihr Leben ſeit des Vaters Tode eine Kette ſchmählicher Sclaverei und täglicher Foltern geweſen ſei. Man hätte ſich nicht entblödet, ſie, um ihrer los zu werden, mit Bewerbern zu quälen, die ein Mädchen, das ſich ſelbſt und die Würde ſeines Geſchlechts achte, nie berückſichtigen könnte. Als ſie feſt bei ihrer Weigerung geblieben, habe die ganze Hölle des Unfriedens getobt. Aber auf einmal wendet ſich das Blatt. Man ſchmeichelt jetzt Clotilden, man behandelt ſie gütig, und dieſe zittert jetzt mehr als jemals. Auch rechtfertiget ſich Clotildens bange Ahnung; denn die Dame, von einer Reiſe zurückkommend, kündiget ihr an, daß ſie Hofdame werden ſolle an einem benachbarten Hofe, wo ihre Stiefmutter eine Schweſter hat, die eine einflußreiche Stelle bekleidet. Clotilde erſtarrt. Sie haßt das Leben in der großen Welt, und ſie ſagt es offen. Mutter und Schweſter ſchlagen ein Gelächter auf. Vernichtet von der Bosheit derer, die den ehrwürdigen Namen ihres Vaters führen, ſchwankt nun Clotilde auf ihr Zimmer und bricht hier in ſtilles Weinen aus. Sie ruft zu Gott in dieſer Noth und die Schatten ihrer Lieben umſchweben ſie wie gute Geiſter. Clotildens kleine Zofe, ein gutwilliges Landmädchen, kommt herbeigeſchlichen, und gerührt von der Bedrängniß und den Thränen ihrer Gebieterinn, entdeckt ſie derſelben ein erlauſchtes Geheimniß. Man hatte meine Clotilde zur Erreichung ſchändlicher Abſichten beſtimmt, denen ſie, ein unſchuldiges Werkzeug, überliefert werden ſollte. — Clotilde ringt die Hände; das Mädchen ſpricht: Haben Sie denn gar Niemand, gnädige Comteß, an den Sie Sich wenden könnten? — Da erinnert ſich Clotilde meiner Verſicherung, ihr Beſchützer ſein zu wollen. Sie wird ruhiger und will nur meine Zurückkunft erharren. Ohne zu wiſſen, daß ich da ſei, geht ſie nach einem beſtandenen Kampfe bis an die Grenze meines Gutes, ein Bauer, der ihr begegnet, verräth ihr meine Ankunft, ſie beflügelt ihre Schritte und — das Ende ihrer Erzählung erſtarb in Seufzern und Thränen.“

„Ich bemühete mich, Clotilde auf alle Weiſe zu beruhigen, ihr Vormund war ein Mann von Ehre, nur ſelten daheim und deshalb wenig geeignet für dieſe beaufſichtigende Pflicht. Ich verſprach ſeinem geängſteten Mündel, ihm ſogleich zu ſchreiben. Clotilde hoffte wenig von dem Einſchreiten ihres Vormundes, denn ihre Stiefmutter hatte ihn für ſich einzunehmen gewußt. Gott! Gräfinn, ſagte ich, indem ich ihre gefaltenen Hände faßte, aller Noth wäre auf einmal abgeholfen, wenn ſich ein Mann, Ihrer würdig — aber liebe Clotilde, wer wäre wohl Ihrer würdig? fände, und Ihr Herz ſpräche Ja! zu ſeinem Antrage. Dann — — Eine hohe Purpurröthe flammte über Clotildens blaſſe Wangen; ihr Buſen hob ſich, ſie antwortete mit geſenkten Blicken, während noch einzelne Thränen von den ſchönen Augenwimpern träufelten; ich kenne ſolch einen Mann, Herr von Ravens, dem ich mit Freuden mein Schickſal anvertrauen würde. Sein Glück ſollte mir theurer ſein als das meinige. — Wenn — wenn — Und Wer iſt dieſer Glückliche? fragte ich gepreßt, in Ahnung und Anſchauen verloren, haben Sie doch Vertrauen zu Ihrem wärmſten Freunde, meine theure Clotilde! — Da lag Clotilde an meiner Bruſt und ſtammelte kaum hörbar: Sie, lieber Ravens, Sie ſind es! — Graf! eine entzückende Freude, dem ein ſcharfer Schmerz folgte, durchſchnitt in dieſem Augenblicke meine leidende Bruſt.“

„Die Nemeſis forderte jetzt ihr Opfer, ich brachte es mit blutender Seele. Ich hatte im thörichten Schmerze um ein werthloſes Geſchöpf ein Leben verſchleudert, das ein Engel beglücken wollte; ich fühlte nun, es hätte eine Seligkeit für mich gegeben, wenn meine zerſtörte Geſundheit mich ein längeres Daſein hätte erwarten laſſen. — Innig, feſt und lange hielt ich das theure Mädchen an meinem Herzen. Clotilde fühlte mein heftiges Erbeben. Clotilde! geliebte Clotilde! rief ich: Ihr ſchönes Herz irret ſich; betrachten Sie mich! Mein Leben geht abwärts, das Ihrige iſt in der ſchönſten Blüthe. —“

„Clotilde ſeufzte. Sie werden mich verachten, Herr von Ravens, aber dennoch — — ich küßte ehrerbietig ihre zitternde Hand. Nun konnte ich nicht länger widerſtehen. Ein Gedanke blitzte in mir auf, er kam von dem Vater des Lichts! Clotilde ſagte ich —, wenn dieſe Aeußerung etwas mehr wäre, als das Erzeugniß einer drangvollen Stunde — wenn ich hoffen dürfte, daß Sie nie mit Reue dieſes Augenblicks gedenken würden — dann wäre ich der glücklichſte Mann auf Erden. Und könnte die treueſte

Freundſchaft Ihnen als Gattinn genügen, ſo würde auch Ihr Loos nicht zu beklagen ſein!“

„Ich ließ meine Jagdchaiſe anſpannen, hob die erſchöpfte Clotilde hinein, welche wie ein verfolgtes Reh vor dem Rauſchen eines Blattes erſchrak und ſich bebend in ſich ſelbſt ſchmiegte — und begleitete ſie bis an den Park. Hier küßte ich ihre Hand, ſprach ihr noch ein Mal Muth zu und verſicherte ihr, daß wir uns bald wiederſehen würden. In einer ſchlafloſen Nacht — Graf! ich lag nicht auf Roſen — ging ich noch ein Mal die ganze Gartenſcene durch, und war nun nicht mehr zweifelhaft, welchen Entſchluß ich zu nehmen hätte. Mein ödes, dürftiges Leben hatte nun eine ſchöne Beſtimmung erhalten; ich ſollte der Schutzengel eines holden, mir ſo ganz vertrauenden Weſens werden! Ich fühlte, meine ſpäten Tage würden freundlich ſein. Eine zarte, aber höhere Liebe als die, welche die Bruſt des Jünglings entflammt, belebte mit wohlthätiger Wärme meine faſt erſtorbenen Gefühle.“

„Am folgenden Tage begab ich mich zu Clotildens Mutter. Ich bat ſie um die Erlaubniß, Ihrer Stieftochter meine Hand anbieten zu dürfen. Die Dame ſah mich ſtarr an, als ob ſie mich nicht verſtanden hätte. Ich wiederholte. Da zuckte ein ſataniſches Lächeln um ihren Mund. Sie verbeugte ſich mit einigen giftigen Worten, die ich Gott ſei Dank! rein vergeſſen habe, und verwies mich an Clotilde, an den Vormund. Clotilde trat nun ein; ich machte ihr meinen Antrag in der Dame Gegenwart, und ſie erröthete dabei wie eine Braut. Sie reichte mir die ſchöne Hand und ſprach: Ich bin die Ihrige, Herr von Ravens! Mit ganzer Seele die Ihrige! — Die Stiefmutter ſtand bei dieſer raſchen Verlobung wie eine häßliche Bildſäule. — Es war der ſchönſte, aber auch zugleich der ſchmerzlichſte Tag meines Lebens, an welchem ich meine junge Frau in das Schloß meiner Ahnen einführte. Die widerſprechendſten Empfindungen beſtürmten mich. Ich hatte heute an Clotildens Hand vor dem Altare den Segen der Kirche empfangen — und nach ein paar flüchtigen Minuten, die wir Jahre nennen, ſtand ich, o! das fühlte ich — am offenen Grabe. Wollte ich nicht Clotilde glücklich machen? Wäre ſie es in meinen Armen geworden? — Hätte ſie als die Mutter kränklicher Kinder nicht die Stunde bereuen müſſen, die ſie vertrauend an den Buſen des Vaters derſelben warf? — Ich erhob mich; meine Blicke gingen über das Grab hinaus, und, o Himmel! da lag der kurze Kampf dieſer Erde hinter mir, der Frieden des Bewußtſeins geleitete mich, einem tröſtenden Engel gleich, durch das dunkle Thal des Todes. — Ich führte Clotilde in den für ſie eingerichteten Flügel meines Schloſſes; ihr Schlafzimmer, das ſchönſte von allen, war mit italieniſchen Gegenden, lauter Meiſterſtücken der Natur nnd Kunſt, decorirt. In einer Niſche, ihrem Lager gegenüber, ſtand die treffliche Statue einer jungfräulichen Göttinn, gleichſam als die Schutzwache ihres Schlummers. Die angränzenden Gemächer hatte ich ſo einrichten laſſen, daß Clotilde nichts vermiſſen konnte, was für ihre Talente, für den Grad ihrer Bildung ein Bedürfniß wäre. Sie fand muſicaliſche Inſtrumente, eine gewählte Handbibliothek und den vollſtändigſten Apparat des weiblichen Arbeitsgeräths. Von dem Mittelzimmer aus ging ein Balcon mit Orangerie beſetzt, welche ſüdlichen Duft verſtreuete. Hier biſt Du in Italien, meine liebe Clotilde! ſagte ich, da ſie an dieſer aromatiſchen Stelle ſüße Thränen vergoß. Sie fiel mir um den Hals und ſtammelte: O mein Gemahl! —

Dein Gemahl — wiederholte ich mit Accent, ja, geliebte Clotilde. Du haſt mich der Ehre dieſes Namens gewürdiget; aber Gott wolle mich bewahren, Gebrauch von den Rechten zu machen, welche er mir gewährt, und deinen Glauben an mich zu täuſchen. Du biſt meine gute Clotilde, mein Kind, meine Schweſter, meine Freundinn! und glaubſt Du mir ja etwas ſchuldig zu ſein — o! ſo gönne mir Dein Vertrauen und hauche einſt in meine Bruſt, in den Buſen der Treue, den erſten Seufzer der Liebe für den Mann, den Dir das Schickſal, um Dich in den reichſten Gefühlen der Natur zu vollenden, gewiß zuführen wird. Dann, Clotilde! dann ſoll es mein wichtigſtes Geſchäft ſein, Dein Glück zu befeſtigen. — Freund! es giebt einen Himmel auf Erden; ich habe ihn empfunden, obgleich mein Körper unter immerwährenden Schmerzen litt und ein nahes Ziel mir vorſchwebte. Clotilde erheiterte meine ſiechen Tage, ſie errieth meine leiſeſten Wünſche, ſie lebte nur für mich, und die Blüthen ihrer Jugend wurden ein Kranz, der ſich um mein hinwelkendes Leben ſchlang. Ich liebte ſie täglich mehr, und nie ſchloß der Schlaf mein Auge, ohne daß mein letzter Gedanke nicht ein Wunſch des Segens für meine Clotilde geweſen wäre.“

„Clotildens Schönheit war nun vollendet; die vollkommenſte Geſundheit gab ihren Wangen dunkle Roſen, ihren Augen heitere Blitze und ich war glücklich, daß ich ſie froh und zufrieden ſah. Mit jedem herannahenden Winter fragte ich meine Frau, ob ſie in die Stadt ziehen wolle; doch immer beſchwor ſie mich, ihr ſtilles Glück nicht zu ſtören und ſie auf dem Lande, wo ihr ſo wohl ſei, zu laſſen.“

„Wir hatten wenig Umgang. Meine Schwiegermutter war bald nach unſerer Verheirathung mit ihrer Tochter

Bianca nach Paris gereiſt." Hier zitterte der Graf; die höchſte Spannung drückte ſich in ſeinen Zügen aus.

Herr von Ravens bemerkte es nicht, er fuhr fort an den Schluß ſeiner Erzählung zu eilen. „Unter den Familien, mit denen wir in Verbindung ſtanden, waren nur wenig junge Männer, und dieſe wenigen ſo gehaltlos, daß Clotildens Ruhe nicht gefährdet wurde."

„So waren fünf glückliche Jahre vergangen. Jetzt glaubte ich eine Veränderung an meiner Frau zu bemerken. Sie war nicht mehr ſo heiter wie ſonſt, ich überraſchte ſie oft auf ſtillen Seufzern, in heimlichen Thränen. Sie heftete ſehnſüchtige Blicke in die Ferne, und ihre helle, klingende Stimme tönte unter dem Dämpfer einer inneren, ihr vielleicht ſelbſt unbewußten Klage. Da kam ihr Geburtstag. Ich erfreuete ſie mit Geſchenken, ich war gerührter als je. Mit naſſen Augen drückte ich Clotilde in meine Arme, und nannte ſie das Glück meines Lebens. Aber mein Herzenskind, ſagte ich, es iſt etwas mit Dir vorgegangen, Du biſt nicht mehr ſo munter als ſonſt — nährſt Du vielleicht einen Wunſch? — Ja, mein Gemahl, und einen recht heißen, antwortete ſie leiſe.

„Ich horchte hoch auf. O! nenne ihn mir, Clotilde! und wäre mein Leben der Preis ſeiner Erfüllung, er ſei Dir im Voraus verſichert! — So laß uns, ſprach ſie, nach Italien reiſen, laß mich noch einmal das ſchöne Land wiederſehen, das mich in ewig ungeſtillter Sehnſucht anzieht! Es iſt mein Gedanke am Tage, der Traum meiner Nächte. Ich möchte an dem Grabe meiner Tante ſtehen, und die Pinien rauſchen hören, unter denen ſie ſchläft. — Ach! ich ſah wohl, daß Clotildens Herz erwacht wäre! Die Täuſchung ihrer Sehnſucht war jedoch rein, rein wie die Seele eines Engels. Doch fühlte ich mich ruhig, denn ich wußte mich ſchuldlos.“

„In einem Monat waren wir auf der Reiſe. Wer vermag den Plan des Ewigen zu ergründen? Auch unſere Wünſche ſind oft die Boten ſeiner Macht und Güte; ſie leiten uns, wenn nicht zum Glück, wie wir es uns außerſehen; — doch ſtets an das Ziel, das ſein weiſer Rath beſchloſſen. — Seit ich die italieniſche Grenze betrat, bin ich merklich ſchwächer geworden; doch verhehle ich Clotilden den ſinkenden Zuſtand meiner Kräfte. Sie würde ſich Vorwürfe machen. Und ich fürchte, ich fürchte! ſie wird in Neapel, wohin wir jetzt gehen und uns lange aufhalten wollen, noch einmal kindliche Thränen weinen müſſen. — Wüßte ich ſie nur geſchützt und glücklich — dann, dann —; doch man ſagt: Blödſichtige ſehen vor ihrem Tode noch einmal hell, und eben ſo blickt das geiſtige Auge über den Geſichtskreis hinaus, welcher ſein irdiſches Daſein beſchränkt; und ſo fällt denn, da ich mich dem Dunkel des Grabes nähere, oft ein Strahl himmliſchen Lichtes in meine bange Seele. — — —“

Hier endigte Herr von Ravens und umarmte in großer Erſchütterung den Grafen, welcher nicht minder bewegt war. Die Erzählung des edlen Mannes, ſeine frommen Wünſche für Clotildens-Zukunft, ſeine letzte Aeußerung, welche der Graf wohl verſtanden hatte, knüpften von nun an das Geſchick der liebenswerthen Frau mit zarten Banden an das ſeinige

„Ich danke Ihnen, mein theurer Freund! für dieſen Beweis Ihres Vertrauens, den ich zu würdigen weiß!“ ſagte Graf Goldin, als Herr von Ravens ſchwieg; „doch wollten

Sie es vollenden und mir den Familiennamen Ihrer Gemahlinn nennen? —"

„Recht gern," erwiederte nach kurzem Beſinnen Herr von Ravens, „meine Clotilde iſt eine geborne Gräfinn Süden. Ihr Vater war Gerichtspräſident am *** Hofe; aber ſein Einfluß dauerte nicht lange, eine Cabale ſtürzte ihn."

„O Gott! o ewige Gerechtigkeit!" rief der Graf. Herr von Ravens ſah ihn erſtaunt an, und jetzt trat Clotilde in das Zimmer. Herr von Ravens eilte, ſeinen Freund vergeſſend, auf ſie zu, auch der Graf näherte ſich ihr und küßte mit einer tiefen Ehrfurcht zum erſten Male ihre Hand. Clotilde ſah beide Männer verwundert an, doch plötzlich rief ſie ängſtlich: „Mein Gott, lieber Ravens, Du biſt wieder ſo bleich!" und mit dieſen Worten führte ſie ihn mit zärtlich beſorgter Theilnahme einem nahen Lehnſtuhle zu. Der Graf entfernte ſich, ſein volles, gepreßtes Herz bedurfte der Einſamkeit.

Nach langem Umherſtreifen kam man endlich in Neapel an. Clotilde betrat mit einem prophetiſchen Schauer die geliebte Stadt. Es wurde ein Landhäuschen nahe am Geſtade des Meeres gemiethet, und unſere Reiſenden bezogen es gemeinſchaftlich. Herr von Ravens ward ſichtlich ſchwächer, und Clotilde bemerkte mit unausſprechlichem Jammer die Gefahr, worin der verehrte Gemahl ſchwebte. Sie ſah ſich als die Urſache ſeines Todes an; ſie glaubte, die Erſchütterungen der Reiſe hätten ſein Bruſtübel verſchlimmert, und der Kranke hatte alle Macht der Ueberredung vonnöthen, um die arme Clotilde zu beruhigen.

Der Graf verließ ſeinen Freund jetzt ſelten; er erzählte dem Kranken in Stunden, worin ſich dieſer erleichtert fühlte, die Geſchichte ſeines Lebens, und Herr von Ravens war ein aufmerkſamer und theilnehmender Hörer.

Eines Tages — Clotilde hielt ein Geſchäft entfernt, ſo wie ſie überhaupt bei dieſen Erzählungen nie zugegen geweſen war — endigte der Graf die Geſchichte ſeines Unglücks. „Armer Freund!“ ſagte Ravens mit ſchwacher Stimme und einem warmen Händedruck, „armer Freund! Doch die Vorſehung iſt gerecht. Die eine Schweſter nahm Ihnen ein Glück, welches Ihnen die andere beſſere zwiefach zurückgeben dürfte. Kann ich mit der Hoffnung ſterben, daß Clotilde nicht verlaſſen ſein wird? —“

Der Graf beugte ſich über den Kranken, und antwortete in tiefer Rührung: „Clotilde wird mein geliebtes Weib, wenn es Gott gefallen ſollte, uns durch Ihren Tod zu betrüben. —“ Da hob der Kranke die umflorten Augen zum Himmel, ſeine Lippen ſprachen ein leiſes Gebet, er machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über des Grafen Stirne, und ſank bald darauf in einen ſanften Schlummer. Einige Stunden ſpäter verlangte er nach ſeiner Frau. Sie war lange bei ihm, und verließ endlich weinend das Gemach, um ihren Thränen freien Lauf zu laſſen.

In der folgenden Nacht entſchlief der Kranke, um die Morgenröthe in den Gefilden der Ewigkeit zu ſehen.

Nach dem Verlaufe einer abgekürzten Trauerzeit reichte Clotilde dem Grafen ihre Hand, und ein Prieſter ihrer Kirche ſegnete den Bund dieſer Ehe. Graf Goldin gab ſeiner Frau das Verſprechen zum Mahlſchatz, daß ſie noch einige Jahre in Neapel wohnen bleiben würden. Er hatte das Landhaus am Meere gekauft, und ſo den liebſten Wunſch Clotildens errathen. Dieſe erwiederte das werthe Geſchenk mit der Verſicherung, daß die Sehnſucht nach Italien ſie nicht irre geleitet, daß ſie in ſeiner Liebe das höchſte Glück gefunden habe.

Der Graf war nun mit ſich und ſeinem Schickſal verſöhnt. Er fand in Clotilde Clara's Güte mit Bianca's Reiz gepaart, Clara's holde Demuth mit Bianca's Talenten vereiniget; und er blickte dankbar auf zu dem, der mild und erbarmend unſere Leiden und Verirrungen zu Quellen neuer und ſchönerer Freuden werden läßt.

Waller kränkelte ſeit Auguſtens Tode. Ein Uebelbefinden, welches ſich zwar nur leiſe andeutete, aber nur um ſo ſicherer ſeinen zerſtörenden Gang verfolgte, ſchien die getrennten Gatten bald wieder vereinigen zu wollen.

„Ich werde nicht lange um Auguſte trauern dürfen,“ ſagte er eines Tages zu Marie, „und während die Natur in den Schmerzen dieſes gebrechlichen Körpers ihren Zoll empfängt, läßt mich mein Geiſt ahnen, wie ſelig ein Wiederſehen dort oben ſei. —“

„O mein Vater!“ verſetzte Marie weich und wehmüthig, „Du ſprichſt mit Freudigkeit von Deinem Tode, der mich zu einer verlaſſenen Waiſe machen würde? — Der mir Vater heißt, weilt in der Ferne, unbekümmert um das Daſein oder das Glück ſeiner Kinder; die Schweſter iſt mir fremd. Sie würde, ohne mich zu kennen, an mir vorübergehen. Meine Mütter ruhen im Grabe, neigteſt Du nun noch, Dein Haupt, wo ſollte ich Schutz und Liebe ſuchen, die mir zum Athem des Lebens geworden? —“

„Bei dem Vater im Himmel, der ewig nicht ſtirbt!“ antwortete der Prediger mit Weihe. „Die höchſte Liebe ſchützt mächtig alle Verlaſſenen, die ihr feſt anhangen, daran halte Dich, meine fromme Marie! Doch möchte mir Gott noch den heißen Wunſch erfüllen und mein Leben ſo lange friſten, bis ich Dich ſelbſt Deinem Vater übergeben und das Glück Deiner Zukunft, ſo weit als ich es vermag, geſichert habe.“

Benno hatte ſeine Univerſitätsjahre nun zurückgelegt, und wurde in der Heimath mit großer Sehnſucht erwartet. Er ſollte dort einige Monate zubringen und alsdann eine Reiſe machen; ſo war des Vaters Wille. Wehmuth und Freude theilten ſich bei dem Eintritt in das Vaterhaus in des Jünglings Herz. Die Mutter fehlte — ach! wer eine gute Mutter beſaß und ſie verlor, der weiß, wie viel Schmerz dieſe drei Worte enthalten — und da ſtand Marie. Das holde Kind war zur reizenden Jungfrau geworden, und reichte ihm mit gefühltem Erröthen die ſchöne Hand zum Gruße. Benno ruhete lange in ſeines Pflegevaters Umarmung, und die Thränen, welche er an dieſer treuen Bruſt vergoß, feierten eine unvergeßliche Todte. — Mit Entzücken betrachtete er Marie, in ihrer aufblühenden Schönheit, die er damals nur in der Knoſpe geſehen; eine fremde Scheu regte ſich vor der hohen Jungfrau in ſeinem Herzen, und dieſes Herz klopfte ſtärker. — Als die erſten Tage vorüber, und die Empfindungen der drei herzlichen Menſchen ruhiger waren, ging der Prediger an die Unterſuchung, wie Benno die Zeit ſeiner Studien angewendet habe. Das Reſultat davon erfüllte ſeine väterlichen Hoffnungen und lohnte ihm die Sorgen der Erziehung. Der Frieden des Bewußtſeins leuchtete von Benno's Stirne, und die blühende Wange, das ſtrahlende Auge bewieſen, daß ihm die Reinheit ſeiner Sitten theuer geblieben. — Mit ſtiller Bekümmerniß ſah hingegen der Sohn, wie ſichtlich der ſonſt ſo rüſtige Vater dem Grabe zuwelkte, wie er in der Vollkraft des männlichen Alters ein ſchwächlicher Greis geworden zu ſein ſchien. Was ſollte, wenn die Befürchtungen, welche der leidende Anblick des Predigers weckte, nun wirklich eintrafen, aus Marie werden, die alsdann den Verhältniſſen ihres Standes zufiel? Dieſer Gedanke beſchäftigte Benno in trüben Ahnungen der Zukunft, und ſtörte ihm das Glück der Gegenwart. Er vergaß in der zärtlichen Theilnahme an dem Geſchick des geliebten Mädchens, wie viel er ſelbſt mit dem Leben des wackern Pflegevaters verlieren würde.

Die Gemeſſenheit der Zeit, welche Benno nach ſo langer Entfernung im Vaterhauſe zuzubringen hatte, die ſichere Vorausſetzung, daß, wenn er ſie einſt wiederſehen ſollte, Mariens Loos gefallen, und ſie ſelbſt in einer anderen Lage ſein würde, Wallers krankhafte Schwäche, Alles dies hielt den Prediger ab, irgend eine Maßregel der Vorſicht für den Umgang der jungen Gräfinn mit dem angehenden Mediciner zu nehmen. Er ließ die unſchuldige, anſchließende Neigung ſeiner Kinder gewähren; aber es war keine geſchwiſterliche mehr; er hoffte auf den raſchen Verlauf der, ſeinem Benno vergönnten Friſt; allein der Liebe Pfeil fliegt ſchneller als die Zeit. Er rechnete endlich auf die Stärke der Vernunft; doch die Natur iſt ſtärker als jede Einſicht. —

Der letzte Tag von Benno's Anweſenheit in Wahlſen erſchien. Beklommen athmete Marie, unruhig und ſchweigend ging Benno umher, und verweilte bei jedem werthen Plätzchen noch eine wehmüthige, ſinnige Minute. „Mir iſt,“ ſagte er zu Marie, „heute ſo ſchwer und bangſam zu Muthe, als ſollte ich dieſes liebe Haus, dieſen freundlichen Garten nie wieder ſehen. Es ſpricht mich alles ſo abſchiednehmend an, und ſcheint mir ein Lebewohl zuzurufen, und meine Bruſt iſt gepreßt vom Schmerze der Trennung, wie noch niemals.“

Als die Sonne zu ſinken begann, beſuchten Benno und Marie (Waller mußte die Kühle der Abendluft ſcheuen) noch einmal die reizenden Felſenpartieen unfern des Dorfes. Sie ſetzten ſich und betrachteten, in Anſchauen verloren, das große Schauſpiel. Die Sonne war nun hinter die Gebirge geſunken, ihr Wiederſchein entflammte den weiten Himmel und goß Verklärung über Mariens Geſicht.

Jetzt hob Benno mit traurigem Tone an: „Sie wird wiederkommen, jene ſchöne Feuerwelt, und morgen beleben, erwärmen, erfreuen wie heut! Aber ob mir hier an dieſem theuren Orte noch jemals der Strahl des Glückes leuchten werde? —“ Er ſchüttelte ſanft den Kopf, und fuhr nach einer Pauſe fort, „des Vaters Geſundheit iſt ſo hinfällig, daß ich für ihn fürchten muß — und ſollte ihn auch die Güte Gottes uns länger erhalten, und ich kehre einſt zurück, ſo finde ich Dich, geliebte Marie, doch nicht mehr unter unſerm friedlichen Dache. Dann thürmen ſich die Mauern dieſes Schloſſes, worin Du wohnſt, vor meinem Blicke auf, der Dich ſucht, weil er Dich daheim nicht mehr findet, dann trennt uns die Kluft der Verhältniſſe, ob wir einander auch noch ſo nahe wären. — Und vielleicht iſt es nur mein Beruf, der den Freund Deiner Kindheit einſt zu Dir führte, wenn Dein frühes Vertrauen ſich bewährt. Dann träte ich zitternd zu Dir heran, ob Du mich fremd anſäheſt, ob Dein Auge erloſchene Erinnerungen zeigte, und meine Hand würde beben, prüfte ſie Deinen Puls, ob er im Fieber des Hochmuths ſchlüge.“

„Benno!“ rief Marie mit weichem Vorwurf, „warum kränkſt Du mich ſo? Nur Wallungen der Liebe für Dich und die Deinigen werden mein treues Herz bewegen, ſo lange es ſchlägt, und ich dächte, es müßte ſich ſanft ſterben, wenn Du mir die Augen zudrückteſt. —“

Aber Benno, von ſeinem Gefühl hingeriſſen, drückte ſie an ſeine Bruſt. Wie oft hatte die kleine Marie ſich an dies vertraute Plätzchen geſchmiegt! Aber heute war es ihre letzte und liebſte Zuflucht. Benno's Grundſätze wankten, von einem Seufzer Mariens erſchüttert — die Stätte ihrer Zuverſicht bewegte ſich, und der Geiſt der Liebe vermählte ihre Lippen, ihre Seelen.

Als Benno fort war, fürchtete der Prediger, daß Marie traurig ſein würde. Es war ihm in der letzteren Zeit doch ſo vorgekommen, als ob das geſchwiſterliche Wohlwollen ſeiner Zöglinge leidenſchaftliche Färbungen annähme; aber dieſe Furcht verſchwand, und ſein Urtheil ward irre. Ein himmliſch frohes Lächeln ſchwebte auf Mariens Lippen, und Ruhe verſchönte ihr Geſicht, wenn ſie mit dem Vater von Benno ſprach. Sie trug die Gewißheit ſeiner Liebe, ein theures Pfand ihres Glückes! in ſtiller Bruſt. Marie rechnete nicht auf Benno's Beſitz; aber ihre jugendliche Liebe für den Freund ihrer Seele hatte Engelflügel, die ſie über die kleinlichen Schranken der Erde hinweg in den Himmel der Ewigkeit hoben. — Auch von Seiten Benno's fand Waller Urſache, ſich über ſeine verſchwiegenen Beſorgniſſe zu beruhigen.

Benno ſchrieb oft; bald an den Vater, bald an Marie; doch der Prediger las *jeden* Brief, und Marie verhehlte kein Blättchen. Guter Waller! Du wareſt kein Greis, und hatteſt doch vergeſſen, „die Liebe ſchreibt mit Thränen Zeichen in die Luft, und der Geliebte verſteht ſie zu leſen."

So verging ein Jahr, während dem der Prediger zwar kränklich blieb, aber durch das Bemühen eines geſchickten Arztes, wie durch die regelmäßigſte Lebensweiſe in Thätigkeit erhalten wurde. Mit dem herannahenden Frühlinge verſchlimmerte ſich ſein Befinden, und der Doctor verordnete den Gebrauch einer entfernten Heilquelle. Waller hielt nun höheren Ortes um die Erlaubniß an, ſein Amt auf zwei Monate einem Subſtituten anvertrauen zu dürfen, und dies Geſuch ward unverweigerlich gewährt. Marie, welche den Prediger unter dem Namen einer Tochter begleiten ſollte, traf die nöthigen Vorkehrungen zu der Reiſe, die Anfangs Juni von Statten ging. Die matten Glieder des Kranken erfriſchten ſich im freien Genuſſe der Natur, und der Born des Schöpfers! der klare blaue Himmel, unter welchem der Frühling tauſend Freuden ausſtrömte, labte ſeine fromme Seele.

Auch Marie öffnete ihr Herz den neuen Eindrücken fremder Anblicke. Es war die erſte größere Reiſe ihres Lebens, reizende Gegenden führten in maleriſchem Wechſel bis zu dem Badeorte, der im Keſſel eines tiefen Thales lag.

Ohne Unfall hatte der Prediger mit Marie ihn erreicht, doch dort angekommen, trat eine kleine Verlegenheit für ſie ein. Der Ort war ſo überfüllt mit Fremden, daß daſelbſt kein Quartier mehr zu finden, und nur nach vieler Mühe gelang es einem dienſtbaren Geiſte, ihnen eine ärmliche Wohnung in dem weit entfernten, ländlichen Häuschen einer Wittwe zu verſchaffen. Marien war dies ſogar lieb. Sie hätte ſich ungern auf dem Sammelplatze der vornehmen

Welt, in der Mitte jener rauſchenden Luſtbarkeiten geſehen, deren muſicaliſcher Hall in leiſen verſchwebenden Tönen bis in das kleine Gärtchen drang, worin ihr die Freuden einer idylliſchen Abgeſchiedenheit blüheten. In ſtille Träume der Sehnſucht gewiegt, rührte kein Verlangen nach jenen lauten, lärmvollen Vergnügungen an ihren ſanften Sinn, und ihre zarte Wange glühete gleich den wilden Roſen der Hecke, ob auch kein Tanz, keine Begierde zu gefallen, ſie höher gefärbt.

Auch Waller fühlte ſich hier in dieſer paradieſiſchen Gegend ſehr glücklich. Von den Arbeiten und Sorgen ſeines amtlichen Berufes weder bedrückt noch geſtört, gab er ſich der Hoffnung, noch einmal zu geneſen, an den Reiz des Lebens hin, und in ſeiner erſtorbenen Bruſt erwachten Gefühle, die er begraben glaubte. —

So wenig Marie auch öffentlich geſehen wurde, ſo blieb ihre Schönheit doch nicht unbemerkt. Der Prediger hatte dies vorausgeſehen, und um die ihm anvertrauete Tochter des Grafen Goldin frei von allen Bekanntſchaften zu erhalten, welche ihr in der Folge leicht hätten läſtig werden können, ſo hatte er Stand und Namen gegen den eines ſeiner Jugendfreunde vertauſcht, und ſich als den Profeſſor Moller aus einer entfernten Provinz in die Badeliſte eintragen laſſen.

Marie hielt ſich meiſt im Freien auf, und erſtieg in den Stunden, wo ihr Erzieher der nöthigen Ruhe pflegte, die romantiſchen Anhöhen der Umgegend. Ein Buch in der Hand wählte ſie ſich dann ein ſtilles, verborgenes Plätzchen, und genoß mit vollen Zügen das Glück, welches die Einſamkeit einem reinen, ſchuldloſen Herzen nie verſagt. Das leiſe Gemurmel klarer Forellenbäche, die wie Silberfäden den dunkeln Moosgrund durchſchnitten, ſtörte ſie nicht, ſich in tiefe Gedanken der Dichter zu verſenken, oder dem Fluge der Phantaſie zu folgen. Die Welt lag zu ihren Füßen — ſie war ſich ſelbſt genug in der Natur.

Als ſie eines Morgens auf der ſchmalen Höhe eines Felſens ſaß, ſah ſie eine Geſellſchaft von Badegäſten den Berg herauf ziehen, und ſich unter ihrem Sitze lagern. Marie vermuthete alsbald, daß es Perſonen vornehmen Standes wären; denn die Sonne ſchimmerte blendend in den reichen Livreen der Bedienten, welche ihren Herrſchaften das Frühſtück nachgetragen brachten, und Anſtalt machten, es zu ſerviren. Man ſchien hier ein feines Weilchen verweilen zu wollen. Marie war verlegen; es lief kein anderer Weg den Berg herab, als der mitten durch die Geſellſchaft führte, und dieſer wollte Marie ſich nicht gern zeigen, denn ſie war in dem einfachſten Morgenanzuge. Sie beſchloß zu warten, und hielt ſich ruhig in ihrem kleinen Verſteck. — Ein heiteres Geſpräch belebte den frohen Kreis unter ihr, und die ſtillen Felſen tönten wider vom Klange der Gläſer. Ein Rundgeſang wurde angeſtimmt, der in melodiſchen Seufzern der verbannten Echo aushallte. Auch Marie ſeufzte, während ſie mit verhaltenem Athem lauſchte. Eine der Sängerinnen hatte einen rührenden Wohllaut der Stimme für Mariens Ohr; ſympathetiſche Saiten ihres Herzens ſchlugen leiſe an, und bebten darin nach. —

Eine Stunde verſtrich nach der andern, die Geſellſchaft ſaß feſt, und Marie wie auf Nadeln. Mit ſteigender Unruhe dachte ſie daran, wie der Prediger ſich ängſtigen würde, wenn ſie ſo ungewöhnlich lange ausbliebe. Dieſer kindliche Gedanke überwand endlich ihre Scheu. Sie ordnete ihr Gewand, und trat den Rückweg an; ſchüchternen Schrittes ſchwebte ſie hinter den finſtern Tannen hervor, und mit einer leichten Verbeugung an den Herren und Damen vorüber.

Eine allgemeine Pauſe! Die eilende Marie hörte noch wie ein junger Mann in der Geſellſchaft ausrief: „Was war das? Bei Gott! Ihr Ebenbild, Gräfinn! Nie habe ich etwas Aehnlicheres geſehen! —“

„Es wird die Nymphe des Berges geweſen ſein —“ antwortete die Dame, an welche jener Ausruf gerichtet war, in ſpöttiſchem Tone; doch Marie vernahm nichts mehr davon. Wie ein verſcheuchtes Täubchen kam ſie zu Hauſe an, und erzählte ihrem Pflegevater, der ſich durch den erſehnten Anblick des lieben Kindes der Sorge um ihre Abweſenheit enthoben ſah, das kleine Abenteuer.

Am andern Tage erfuhr Marie, daß ein ſchöner, junger Herr in Uniform bei ihrer Wirthinn geweſen, ein Glas Milch gefordert, und während er dies getrunken, ſich ſehr angelegentlich nach ihr und ihrem Vater erkundiget habe. Derſelbe junge Mann kam nun jeden Morgen wieder; öfters begegnete er auch Marie auf ihren einſamen Spaziergängen, und nicht immer konnte ſie einer flüchtigen Unterredung mit ihm entrinnen. Dem Prediger, welchem Marie alles getreu mittheilte, war es nunmehr lieb, daß die Badezeit ſich ihrer Endſchaft zuneigte. Er würde ſonſt Störungen von dieſem nähernden Verhältniſſe gefürchtet haben.

Einige Tage vor der anberaumten Zurückreiſe befand ſich Waller ohne Marie in der Brunnenallee. Ihm fiel ein, daß er etliche Kleinigkeiten zu kaufen hätte, und er trat in die nächſte Bude. Er nannte ſeinen Begehr, man ſuchte das Geforderte herbei, und jetzt rauſchte eine ältere und eine junge Dame, begleitet von einem Officier, auf die

Bretter, welche zum Schutze zarter Füßchen gegen die Feuchtigkeit des Bodens gelegt waren. Die Verkäufer bückten ſich tief und ehrerbietig. Man ließ den Prediger einſtweilen ſtehen, dieſer wendete ſich um, doch ein ſtarres Schrecken erfaßte ihn, als er Marie, ſeine Marie, in dem Anzuge und der Haltung einer Fürſtinn zu erblicken glaubte. Aber der Blick der ſchönen Fremden ſtreifte kalt und achtlos an ihm vorüber. Waller ward nicht müde, dieſe Aehnlichkeit zu betrachten; es war Mariens edler Wuchs, daſſelbe feine Profil des Geſichts; nur Mariens Haare, vom ſanfteſten Blond, hatten nie einen anderen als den weichen Schmuck einer Blume getragen, und aus dieſen braunen Locken blitzten Edelſteine, funkelnd und feurig wie der ſtolze Strahl großer, dunkler Augen. Die Stimme des ſchönen Mädchens klang hell und ſilbern wie der Befehl einer Glocke, und die wenigen Züge dieſes Benehmens gaben für einen Beobachter wie Waller, das Bild vornehmer Art und Gewöhnung. Die Damen wühlten in den vorgelegten Waaren, verwarfen ohne Umſtände, und verließen dann raſch mit einer kaum merklichen Verbeugung die Bude. „Wer war die junge Dame?“ fragte der Prediger, ihnen nachſchauend, einen Ladendiener. „Dieſe?“ antwortete der junge Menſch, verwundert, daß es Jemanden am Orte gäbe, dem die Sonne des Badehimmels fremd ſei, „Sie kennen ſie nicht? Es iſt eine Gräfinn Goldin, Pflege- und muthmaßliche Schwiegertochter der Baroninn Lozzo, dies war die ältere Dame, und der Officier ihr Sohn.“

Des Predigers Herz war getroffen. Mariens Schweſter! Clara's Tochter! Seine Blicke folgten nun gerührt und wehmüthig dem ſchönen Mädchen, welches der ſchärfſte Gegenſatz zu dieſen beiden, theuren, demüthigen Weſen zu ſein ſchien.

Zum erſten Male ſtand das Mißverhältniß, das zwiſchen Mariens Range den Verhältniſſen ihres Vaters, und ihrer jetzigen Art zu leben und ſich zu zeigen, Statt fand, klar vor ſeiner Seele. Er rieb ſich die Stirne, eine gewiſſe Aengſtlichkeit ergriff ihn, und er überlegte, ob er Marien etwas von dem Hierſein ihrer Schweſter ſagen, ob er ſie ihr zuführen ſolle? — „Doch nein!“ entſchied er zuletzt, „Marie iſt auch ein Mädchen. Der Glanz und Flimmer, welcher ihre Schweſter umgiebt, könnte ſie blenden, und mit den einfachen Freuden, die ihr bisher genügten, unzufrieden machen. Auch iſt wohl hier der Ort nicht, wo die beiden Schweſtern, ohnehin durch eine ganz verſchiedene Erziehung weit aus einander geſtellt, ſich liebend finden würden; kommt einſt der Graf zurück, ſo möge er die wieder vereinigen, welche die Natur mit Fäden an einander knüpfte, die wohl zu verdünnen, aber niemals zu zerreißen ſind.“

Unter ſolchen Gedanken kam Waller in ſeiner Wohnung an. Er war zerſtreuet, und beantwortete Mariens unſchuldige Plaudereien einſilbig. Marie, welche daran gewöhnt war, ihren Pflegevater immer beſonnen zu ſehen, beſorgte, es müſſe ihm etwas Unangenehmes begegnet ſein; doch wagte ſie es nicht, danach zu fragen.

Der Prediger beeilte nun ſeine Abreiſe um ſo mehr, und erſt, als der Badeort weit hinter ihnen lag, gab er ſich einer freieren Unterhaltung hin. Er machte Marie aufmerkſam, daß das lange Außenbleiben der Briefe des Grafen als ein Zeichen ſeiner nahen Ankunft zu betrachten ſei; er zeigte Marien, welche Pflichten ſie alsdann erwarteten, wobei er Belege für ſeine Winke und Warnungen aus der Geſchichte ihrer Mutter zog. Und nun einmal im Zuge, theilte er der horchenden Tochter alles mit, was ihr in der

Folge nützlich werden konnte: die Schatten, welche dabei auf ihren Vater fielen, verbarg er ſo gut als möglich. —

Mariens Thränen floſſen reichlich. Ach! eine untrügliche Stimme in ihrem Innern ſagte ihr, daß ſie eben ſo wenig wie ihre Mutter für die große Welt taugen würde, daß nur ein unbemerktes, geräuſchloſes Leben ſie beglücken könnte.

Der lange Weg war endlich zurückgelegt. Schon konnten die Reiſenden das heimiſche Dörfchen aus der Ferne erſpähen, als Marie mit Verwunderung wahrnahm, daß aus dem Schornſtein des väterlichen Schloſſes eine bläuliche Rauchwolke emporſtieg. Sie ſchwieg, aber ſie ſchärfte ihren Blick, und als ſie näher kamen, bemerkte ſie, daß viele Fenſter des unbewohnten Gebäudes geöffnet waren. Ein Reitknecht ſprengte mit muthigen Pferden dem nahen Weiher zu. Jetzt ſah dies alles auch der Prediger. Mit einem tiefen Athemzuge ſagte er: „Unſer Geſpräch über dieſen Gegenſtand, liebe Marie, ſcheint zu rechter Zeit geweſen zu ſein; Dein Vater iſt, aller Wahrſcheinlichkeit nach, angekommen.“

Marie erblaßte. Waller fuhr fort, „es iſt ein *Vater*, mein Kind, dem Du entgegen ſiehſt; ſei nicht undankbar gegen Dein gütiges Geſchick! —“

Der erſte Menſch, der ihnen in Wahlſen begegnete, beſtätigte ihre Vermuthung; der Graf war geſtern angelangt. Stumm und zitternd ſtieg Marie aus dem Wagen, der Prediger hatte die volle Gewalt der Liebe und des väterlichen Anſehens vonnöthen, um ihr ein wenig Muth und Freudigkeit einzuſprechen.

Die Leute im Pfarrhauſe erzählten, daß der Graf bald nach ſeiner Ankunft hierher gekommen ſei und mit Bedauern erfahren habe, daß Waller und ſeine Tochter verreiſ't wären.

Marie kleidete ſich ſchnell um, die Grazien leiteten ihre unſichern Hände. Ehe ſie den Gang nach dem Schloſſe antraten, drückte der Prediger den holden Pflegling noch einmal innig, lange, aber ſchweigend an ſeine Bruſt. Er ſegnete in dieſer Umarmung die holde Blume, welche er ſorgfältig in heiliger Stille erzogen, daß ſie, dem Schatten der Heimath entnommen, nun im Prunke ihres Stammes blühe.

Auf dem Schloßhofe war alles in der regſten Thätigkeit. Bedienten und Mägde liefen gegen einander, Reiſegepäck ſtand und lag überall zerſtreuet umher, Roſſe wieherten, Hunde bellten, knarrende Thüren wurden auf- und zugeworfen. Mariens Herz klopfte ſtärker, als ſie die breite Treppe hinanſtieg. Der Leibjäger öffnete das Zimmer — und Graf Goldin erſchien auf der Schwelle. Eine ehrfurchtgebietende Geſtalt! Marie, von ihrem Gefühl überwältiget, machte eine Bewegung, als wollte ſie ihm zu Füßen ſinken, und kaum hörbar ſtammelte ſie: „Mein verehrter Vater! o! möchte ich doch ſo glücklich ſein, Ihre Liebe zu gewinnen! —“

Der Graf beugte ſich, die Tochter an ſein Herz zu ziehen, das in großer Rührung ſchlug — ihre leiſen, bebenden Töne drangen in die Tiefen ſeiner Seele, und ein längſt verſunkener Schmerz ging in ſeinen ernſten Zügen auf.

„Clara!“ ſagte er halblaut gegen den Prediger gewendet, und mit einem Ausdruck, den Waller wohl verſtand. „Clara!“ wiederholte er noch einmal, und küßte Mariens Stirne. Ein Bild der Vergangenheit ſchwebte ihm vor, und erſchütterte ſein ſtarkes Gemüth.

„Dein Glück, mein Kind, ſoll mir theurer ſein als das meinige!“ ſagte er verſichernd, und druckte nun die holde, neugeſchenkte Tochter mit Wärme und Wonne an ſeine Bruſt. Jetzt umarmte er den Prediger. „Wie viel, würdiger Mann, habe ich Ihnen und Auguſten — o! daß ich ſie nicht mehr finden ſollte! zu danken!“

„Dieſer Augenblick,“ entgegnete Waller, „iſt einer der glücklichſten meines Lebens; denn mit dem Bewußtſein treuerfüllter Pflicht gebe ich heute dies anvertrauete Pfand in Ihre väterliche Hand zurück, und die Freude, es zu können, erhebt mich weit über den eigenſüchtigen Schmerz, ein ſo innig geliebtes Weſen aus meiner Nähe, aus meinem genaueren Umgange zu verlieren. Möchte Sie, Herr Graf, Mariens Edelſinn und Sittenreinheit entſchädigen für manchen Flimmer, der ihr abgeht; mit einem Worte: möchten Sie mit Marie und auch mit mir zufrieden ſein! —“

Die Unterhaltung wurde nun ruhiger. Marie betrachtete ſchweigend ihren Vater, der ihr von Zeit zu Zeit liebkoſete. Sein Geſicht, von der Sonne Italiens gebräunt, verkündete einen nicht gemeinen Charakter. Die Spuren ſchwerer Seelenkämpfe und vernarbter Schmerzen hatten ſich ſeinen ausdrucksvollen Zügen tief eingegraben; doch die hochgewölbte Stirne ſchien der Sitz ruhiger Ueberwindung zu ſein.

Mit Wohlgefallen weilten die Blicke des Grafen auf der blühenden Geſtalt ſeiner Tochter, mitleidsvoll ſah er den Prediger als ein blaſſes Bild der Krankheit und des Leidens an. „Sie hatten Recht, mein Freund!“ ſagte er endlich, die Hand auf Wallers Schulter legend, „Ihre Vorherſagungen ſind eingetroffen, und oft habe ich an Sie gedacht. Meinem Grame zu entfliehen verließ ich Wahlſen, und die Vorſicht führte mich meinem Glück entgegen. Dieſer

Engel (hier ſchob der Graf die Weſte zurück, und ein liebliches Frauenbild lächelte von einem kleinen Medaillon), verſöhnte mich dem Leben, mit welchem ich durch Clara's Tod zerfallen war, und verſüßte es mir eine lange Reihe Jahre hindurch. Gott nahm mir meine Clotilde; aber ich blieb ruhig, denn keine Schuld gegen die geliebte Todte bedrückte das trauernde Herz. — Ich bin nun zurückgekehrt, um den Reſt meiner Tage meinen Kindern und meinen Unterthanen zu weihen, und mich nie wieder von ihnen zu trennen. Möchte es mir vorbehalten ſein, ihnen Freuden zu bereiten, wie ich ſie ſelbſt empfunden; Wehe zu verhindern — wie ich es auch gelitten! —"

Es wurde nun berathſchlagt, daß Marie vorläufig noch im Pfarrhauſe bleiben ſollte, weil der Graf in die Reſidenz reiſen, und ſeine älteſte Tochter Roſalie dort abholen wollte. Unterdeſſen ſollten die nöthigen Einrichtungen für die Aufnahme der jungen Gräfinnen getroffen werden. Marie war mit dieſer Anordnung ſehr wohl zufrieden. Sie gewann dadurch Zeit, ſich an den Gedanken der Trennung von ihrem väterlichen Freunde und von den ihr lieb gewordenen Umgebungen zu gewöhnen, und mit leichterer Bruſt ſchied ſie von ihrem Vater. Der Prediger fühlte ſich erſchöpft nach dieſer Stunde; doch blickte er dankbar auf zu Gott, der ſie ihn hatte erleben laſſen.

Marie genoß die Tage, welche ihr noch in der alten Heimath zu bleiben vergönnt waren, in wehmüthiger Freude, und Waller nützte jeden Augenblick dieſer kurzen Friſt, um ihr Anleitungen für ihr künftiges Benehmen zu geben. Täglich ging Marie einmal auf das Schloß, um die Einrichtungen, welche daſelbſt gemacht wurden, zu leiten, und dafür zu ſorgen, daß ihr Vater und ihre Schweſter alles wohl geregelt antreffen möchten.

Der Graf hatte ſeiner Tochter die Erlaubniß gegeben, ſich ihre Wohnung nach eigener Wahl einzurichten, und Marie wählte ſehr beſcheiden, doch mit Geſchmack. Ein paar Zimmer, die auf den dunkelſten Theil des Gartens hinaus ſahen, und von hohen Linden verdüſtert wurden. Großes Vergnügen gewährte ihr das Auspacken und der Anblick ſchöner Gemälde, Kupferſtiche und Statuen, welche der Graf aus Italien mitgebracht hatte; auch davon ſollte ſie ſich zum Schmucke ihrer Gemächer ausſuchen, was ihr gefallen würde. Mariens Gefühl, ihr Kunſtſinn leiteten ſie hierbei ſehr richtig. Sie wählte Weniges, aber ſie wählte Meiſterwerke. Eine kleine Madonna von großem künſtleriſchen Werthe, Johannis den Täufer am Jordan, eine heilige Familie, Minervens Büſte von Alabaſter auf ihren Bücherſchrank und eine marmorne Gruppe der Grazien von vortrefflicher Arbeit.

Tages zuvor, ehe der Graf zurück erwartet wurde, ließ Marie ihre Sachen nach dem Schloſſe bringen, und nahm, nach einem thränenvollen Abſchiede von ihrem guten Pflegevater, feierlich Beſitz von ihrem neuen Aufenthalt.

Sie ſchlief die erſte Nacht unter dem Dache des Schloſſes ſanft, wie die Unſchuld ſchläft; das Frühroth weckte ſie aus ſüßen Träumen. Sie trat ans Fenſter, und öffnete es. Der Morgenwind rauſchte in den Lindenzweigen, und ein hehres Gefühl, als ob ſie den Geiſt Gottes ſelbſt vernähme, ſchwellte Mariens Buſen. Ihre Gedanken waren Gebet, das leiſe Beben der Empfindung ſprach zu dem Herrn der Schöpfung und ihres Schickſals. Sie nahm ihre Harfe und ſang: „Wenn ich einſt von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, auferſteh' u. ſ. w.“ und dieſer fromme Geſang erfüllte ſie mit der Andacht heiligem Entzücken, mit ſeliger Hoffnung.

Der Tag verging Marien in unruhiger Erwartung. Sie ſollte heute ihre Schweſter kennen lernen, ihre Schweſter, die ſie nie geſehen, von der ſie aber ein Bild der Liebe und Anmuth im Herzen trug, welches nur der Abglanz ihrer eigenen ſchönen Seele war.

Der Abend war ſchon tief hereingebrochen, als endlich der erſehnte Wagen anrollte. Marie flog die Treppen hinab! Ein junges, elegant gekleidetes Mädchen eilte ihr entgegen, und ergriff ihre Hand, Marie küßte herzlich den Mund des fremden Mädchens, das beſchämt zurücktrat: es war Roſaliens Kammerjungfer.

Nun trat der Graf, Roſalie an ſeiner Hand, in den Flur; er führte die Schweſtern einander zu, und weidete ſein Auge an ihrer Umarmung.

Jede erkannte in der andern ihr ähnliches Bild, und Roſalie nach einem kleinen Beſinnen in Marie die Nymphe des Felſens aus jenem Badeorte. Als es zu Erklärungen kam, fand es ſich, daß Roſalie die Sängerinn geweſen, deren Stimme ihrer Schweſter ahnungsvoll an das Herz gedrungen war.

Der Graf betrachtete über Tiſche ſchweigend ſeine Töchter; er ſchien Beide mit einander zu vergleichen; doch mußte auch er, wie jeder andere Beobachter, neben der größten körperlichen Aehnlichkeit, die höchſte geiſtige Verſchiedenheit an ihnen wahrnehmen. Beide waren ſchön — Roſalie jedoch die Schönere; Beide waren liebenswürdig; doch ſollte ſich der große Unterſchied, welcher in ihrer ganzen Weſenheit herrſchte, und der wohl nicht allein das Werk der Natur, ſondern die Frucht der ganz entgegengeſetzten Erziehung war, erſt im Laufe der folgenden Begebenheiten erweiſen.

Als Marie ſich ſpäter auf ihrem Zimmer allein befand, wußte ſie nicht recht, ob ſie mit dem Gewinn dieſes Abends zufrieden ſein könne, oder nicht. Es waren noch unbefriedigte Empfindungen in ihr, ſo viel war ihr klar. Sie ſtellte in ihrer ſüßen Beſcheidenheit Roſalie viel höher als ſich, und ſuchte die Quelle ihres leiſen Unmuths in der Ueberzeugung, wie viel ihr noch fehle, um den Platz neben ihrer Schweſter würdig einzunehmen. Sie ſetzte ſich an ihr Clavier, und lockte antwortende Töne aus ſeinen Silberklängen, und jeder Mißlaut des Gefühls löſete ſich hier in Harmonie.

Man richtete ſich nun auf dem Schloſſe beſſer ein, die Schweſtern lernten einander näher kennen; doch jede von ihnen fand auf gewiſſe Weiſe etwas Anderes, als ſie erwartet hatte. So anziehend Roſalie auch war (und das mußte ihr der ſchwärzeſte Neid zugeſtehen), ſo ſehr ſie auch Marien mit Liebe entgegenkam, ſo lag dennoch etwas in ihrem Betragen, was dieſer das Vertrauen unmöglich machte.

Marie, bei aller Innigkeit ihrer Gefühle, war oft wortarm und ſcheu gegen die gewandtere Schweſter, deſſenungeachtet enthüllte Roſalie ihr jedes kleine Geheimniß der jugendlichen Bruſt, wenn dieſe offenen Mittheilungen auch größtentheils unerwiedert blieben.

Roſalie hatte vermuthet, daß ſie in Marie ein ſchlichtes Landmädchen finden würde; aber wie ſehr erſtaunte ſie, als, bei aller Gerechtigkeit, die ſie ſich ſelbſt widerfahren ließ, ſie ſich doch eingeſtehen mußte, daß ihr Marie an wahrer

Geiſtesbildung bei weitem überlegen ſei, und an Talenten zum mindeſten mit ihr wetteifere.

Mariens ganzes Weſen war ein Aushauch wohlwollender Güte. Demuth, Friedſamkeit, Geduld, dieſe ſchönen weiblichen Tugenden, die der Apoſtel Paulus als Früchte evangeliſchen Geiſtes nennt, und deren glänzende Reihe er mit der zarteſten, der Keuſchheit! abbricht, als gäbe es nach einem reinen Gemüthe, das die Verheißung hat, Gott zu ſchauen! nichts Höheres zu nennen — waren der Athem ihrer Seele. Marie übte Liebe, wie ſie lebte.

Roſalie hingegen war ſich ihrer Vorzüge bewußt, und eine ſtolze, wenn auch edle Abſichtlichkeit leitete jede ihrer Handlungen. Eine gewiſſe vornehme Grazie verlieh ihr Anmuth und Würde, indeß Marie nur durch das heilige Geheimniß der Unſchuld rührte. Roſaliens Wiſſen und Können war für die Forderungen der Welt berechnet; Mariens Bildung war ein ſorgfältig geſammelter Schatz, der ſie nie an ſtillen Freuden verarmen laſſen würde. Roſalie hatte viel geleſen, Marie auch; doch Jede von ihnen auf andere Weiſe. Roſalie kannte die beſten und neueſten Romane, und wußte ſie recht artig zu beurtheilen; Marie liebte und las die Dichter mit Entzücken, weil ſie in ihnen ihre eigenen dunklen Gefühle und Ideen oft ſo ſchön an das Licht gezogen, ſo wahr ausgeſprochen fand.

Roſalie ſprach mit einem angenehmen Organ ſehr geläufig, nie kam ein unpaſſendes Wort über ihre ſchönen Lippen. Sie wußte allerliebſt zu ſcherzen, und eine ergiebige Witzader ſtand ihr immer zu Gebot.

Marie redete wenig; aber wenn ſie ſprach, ſo hatten ihre Worte einen Ausdruck, der die innere Klarheit ihrer Gedanken gleichſam anſchaulich machte. Roſalie ſpielte den

Flügel meiſterhaft und ſang wirklich ſchön; aber ſie trieb die Muſik mehr wie eine Fertigkeit, worin ſie ſich bewundern laſſen könnte. Marien war ſie eine himmliſche Kunſt. Sie ſpielte die Harfe (das Inſtrument ihrer Mutter), das reinſte Naturgefühl begeiſterte ihre Stimme; gleich der Nachtigall, welche ſich im Schatten verbirgt, ſang Marie nur, wenn ſie ſich allein glaubte, und Seufzer der Sehnſucht ſchwebten melodiſch über ihre ſchüchterne Lippe. —

Roſalie zeichnete, malte in Oel, ſtickte vortrefflich, tanzte wie Terpſichore, und war eine geübte Reiterinn. Dieſe Talente zu erwerben, hatte es Marien an Gelegenheit gefehlt. Sie pflegte mit großem Glück des Gärtchens am Pfarrhauſe, und unter ihrer ſorgfältigen Hand traten die ſchönſten Blumen ins Leben, welche ihre Schweſter auf Papier oder Leinwand täuſchend hinwarf. Vertraut mit den Engeln der Natur, welche die Lilie kleiden, und das Auge des Vergißmeinnichts beſeelen — wandelte Marie wie Eva unter den Roſen ihres kleinen Paradieſes.

Graf Goldin nahm mit großer Freude die Vollkommenheiten ſeiner Töchter wahr, deren Erziehern er ſich hoch verpflichtet fühlte. Seltſam blieb es jedoch, daß er liebend ſich mehr zu Marie hinneigte, obgleich Roſalie ihm ähnlicher geſinnt war.

Noch immer war der Graf ein leidenſchaftlicher Nimrod, und Roſalie begleitete ihren Vater zuweilen auf die Jagd. Sein Blick ruhete dann mit väterlichem Wohlgefallen auf ihr, wenn ſie neben ihm ritt, und nie gab es eine reizendere Amazone. Ihr Geſicht, von der ſcharfen Herbſtluft hochgeröthet, mit dem Lächeln des Muthes, und Augen voll blinkender Pfeile, die braunen, flatternden Locken, ein loſes Spiel des Windes, denen der ſchwarze Hut mit wehendem

Gefieder eine anmuthige Keckheit auſdrückte — das edle Pferd, welches ſtolz auf ſeine ſchöne Laſt dahin tanzte, und von kleinen, ſchneeweißen Händen leicht regiert ward —, dies alles war dem Grafen ein Anblick, wobei ihm das Vaterherz vor Vergnügen wallte.

Die Stunden, in welchen Roſalie ihrem Vater auf ſeinen Jagdzügen folgte, waren auch für Marie genußreich. Mit beflügelten Schritten eilte ſie dann in das Pfarrhaus, um ihr kindliches Gemüth im Geſpräch mit ihrem geliebten Lehrer zu letzen, und jedesmal kam ſie geſtärkt und getröſtet zurück.

Es wurden nun große Zurüſtungen zum Empfange der Baroninn Lozzo und ihres Sohnes gemacht, welche in einiger Zeit nach Wahlſen kommen wollten.

Aus Roſaliens öfteren und unverhehlten Aeußerungen war es Marien endlich hell geworden, daß ihre Schweſter von der Baroninn, vielleicht auch von ihrem Vater für Victor beſtimmt ſei, und daß Roſaliens Neigung ſehr glücklich mit dieſer Abſicht zuſammentreffe.

Marie ſeufzte tief auf bei dieſer Bemerkung. Wie ſehr ſie auch ihrer Schweſter das Glück gönnte, die erſte Liebe durch entſprechende Verhältniſſe und durch die Billigung beider Eltern gekrönt zu ſehen, ſo dachte ſie doch mit Schmerz daran, wie ihr und Roſaliens ganz gleiche geſchwiſterliche Stellung zu Benno und Victor, doch in den Erfolgen ſo abweichend ſein würde. —

Je näher die Ankunft der Lozzos heranrückte, deſto unruhiger ward Roſalie. Sie drückte Marie zuweilen mit ungeſtümer Freude an ihre pochende Bruſt. Am Morgen des glücklichen Tages forderte der Graf Roſalie zu einer kleinen Jagdpartie auf; ſie zögerte einen Augenblick. „Du kannſt ganz ruhig mitreiten," ſagte der Graf mit errathendem Lächeln, „vor Sonnenuntergang können unſere Gäſte nicht hier ſein." Roſalie willigte ein. Es war ein ſchöner Septembertag. Die Luft wehete ſanft, der Aether war faſt durchſichtig klar; doch Marie fühlte ſich beklommen, wie in der Vorempfindung eines Gewitters. Eine Bangigkeit, zu der ſie ſich keines Grundes bewußt war, trieb ſie ohne Raſt und Ruhe umher. — Sie ließ ſich endlich ihre Harfe in den Garten bringen, und vor dem milden Zauber der Muſik flohen die finſtern Schatten, welche ihre Seele ängſteten. Das Haupt tief auf die Bruſt gelehnt, irrten ihre Finger regellos in den Saiten, und leiſe Töne begleiteten klagend und traurig die fernen Gedanken. So hörte ſie es nicht, wie männliche Schritte heranrauſchten, ſo merkte ſie es nicht, daß ein junger ſchöner Mann ſich ihr näherte. Er machte endlich ein Geräuſch, um geſehen zu werden, und Marie fuhr erſchrocken in die Höhe, als ſie aufblickte, und der Officier, welcher ſie in jenem Badeorte ſo angelegentlich verfolgt hatte, vor ihr ſtand. „Wahrſcheinlich bin ich ſo glücklich, die Gräfinn Goldin vor mir zu ſehen? —" hob er in froher Verlegenheit an.

„Ich bin Marie," antwortete die Beſtürzte in lieblicher Verwirrung, „ja, ich bin die Tochter des Grafen Goldin," verbeſſerte ſie ſich; „und Sie, mein Herr?"

„Ich bin der Rittmeiſter Lozzo," entgegnete der Gefragte, und Marie bewillkommte nun den Geliebten ihrer Schweſter mit all der Herzlichkeit, welche ſie ihm als ſolchen ſchuldig zu ſein glaubte.

Das Geſpräch begann mit einer Verſtändigung über den damals angenommenen Namen Moller, es lief, von Heiterkeit und Frohſinn unterhalten, einige Stunden fort, und der Nachmittag war dahin wie ein Augenblick. —

„Meine Mutter muß gleich hier ſein,“ ſagte Victor nach der Uhr ſehend, und eben jetzt ſprengten der Graf und Roſalie in den Schloßhof, gleichzeitig mit ihnen rollte die Equipage der Baroninn auf die Anfahrt.

Große Freude des Wiederſehens! — Graf Goldin ſtellte der Baroninn nun Marie vor, deren auffallende Aehnlichkeit mit Roſalie ihr im Voraus die Liebe der Baroninn erwarb. Sie wurde lebhaft an Clara, die ſie wirklich geliebt hatte, erinnert, und fühlte ſich tief gerührt.

Die Baroninn und ihr Sohn wollten einige Wochen in Wahlſen zubringen, und der Graf hatte alle Anſtalten getroffen, den Aufenthalt ſeiner Gäſte durch Annehmlichkeiten der erſinnlichſten Art zu feiern.

Marie begegnete der Baroninn mit ſo vieler Ehrerbietung und gefälliger Zuvorkommenheit, wie es ihr gegen die zweite Mutter ihrer Schweſter geziemend erſchien, und mit Victor, den ſie als den künftigen Bruder anſah, war ſie unbefangen, voll holden Vertrauens.

Roſaliens Stimmung hatte indeß eine auffallende Veränderung erlitten; die Stunde, worin die Lozzos, dieſer heißerſehnte Beſuch! angekommen, war ihre letzte heitere geweſen. Von jenem Tage an war ihr Benehmen ungleich, zuweilen ausſchweifend luſtig, dann wieder trübſinnig. Sie lachte hell auf, während ihre Augen in Thränen ſchwammen, und bitterer Spott drang nicht ſelten über ihre Lippen. Nur Marie, welcher überhaupt ſo Vieles räthſelhaft erſchien, bemerkte dieſe Seltſamkeit an ihrer Schweſter, und daß eine Umwandlung mit Roſalie vorgegangen wäre.

Victor ſchien ziemlich unachtſam gegen Roſaliens fein aufmerkendes Betragen zu ſein. Er war freundlich mit ihr wie ein Bruder; aber auch nur wie ein Bruder. — Roſaliens Augen, welche die Liebe ſchärfte, entging keine, auch nicht die kleinſte Vernachläſſigung.

Victor nahm nur zerſtreut an jedem Geſpräche Theil, in welches Marie nicht mit verflochten war; ein Wort von ihr ſeitwärts, wenn auch noch ſo leiſe, zu einem Andern geſprochen, brachte ihn um den ganzen Zuſammenhang.

Sein Blick war nur beſeelt, wenn er dem ihrigen begegnete; ein Herbſtblümchen, das an Mariens Buſen verblühete, war ihm ein Gegenſtand heimlich neidender Bewunderung; doch Roſaliens ſchönſten Putz bemerkte er kaum.

Zu gelegener Stunde machte die Baroninn den Grafen mit ihrem Lieblingswunſche vertraut, daß aus ihren beiden Kindern, Victor und Roſalie, ein Paar werden ſolle.

Der Graf ſchwieg einen Augenblick. „Und wird,“ hob er endlich an, „nicht etwa nur Victors Wille, ſondern auch ſein Herz dieſem Wunſche gehorſam ſein, meine theuerſte Freundinn? — “

„Es hat von jeher ein recht angenehmes Verhältniß unter den Beiden geherrſcht,“ erwiederte ſie ein wenig verlegen, „auch weiß Victor, daß es mein Tod ſein würde, wenn er eine Andere, als meine engliſche Roſalie, mir als Tochter zuführen wollte. — “

Der Graf küßte ihr die Hand. „Meine beſonnene Freundinn iſt eine leidenſchaftliche Mutter,“ ſagte er lächelnd, „und Roſalie?“

„Roſaliens Herzens bin ich gewiß,“ verſicherte ſie, „es hängt nur von Ihrer Erlaubniß ab, daß ſich Victor bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter bewerben darf.“

„Das wahre Glück meiner Kinder zu gründen, iſt mein letztes, eifrigſtes Beſtreben hienieden;“ antwortete der Graf ernſt und bewegt, „lieben ſich Victor und Roſalie genug, um dieſes Glück in ihrer Vereinigung zu finden, ſo könnte mir kein Schwiegerſohn willkommener ſein, als der einen Namen trägt, den die tiefſte Hochachtung, die wärmſte Dankbarkeit, mit unauslöſchlichen Zügen in mein Herz geſchrieben. Ich wüßte, welcher Tugenden Erbe der Gatte meiner Tochter wäre. —“

Die Baroninn umarmte nun thränenden Auges den Grafen. Man war vergnügt und überlegte alles Weitere! Victor ſollte vorerſt noch einige Jahre ſeine militäriſche Laufbahn verfolgen, ſich höheren Rang erwerben, alsdann den Abſchied nehmen und die Regierung ſämmtlicher Güter antreten. Alles war nun in Richtigkeit — bis auf die Hauptſache. Arme Roſalie! —

Die Zeit, welche die Baroninn in Wahlſen zubringen konnte, war verfloſſen. Sie beſtimmte ihre Abreiſe. Erblaßt ſtand Roſalie — erblaßt auch Marie an dem Wagen, in welchen die lieben Gäſte einſtiegen.

Es war Marien nun nicht mehr zweifelhaft, daß ſie Roſaliens unſchuldige Nebenbuhlerinn, daß ſie es ſei, welche der theuren Schweſter das Liebſte raubte, ohne Gewinn für ſich ſelbſt. Sie ſchauderte bei dieſem Gedanken, und näherte ſich von nun an nur furchtſam Roſalien; und dieſe fand darin den ſtärkſten Beweis für ihren Argwohn und für Mariens Schuld.

Als die Baroninn Lozzo die kleine Roſalie in ihr Haus aufnahm, wurde Victor auf eine entfernte Schule gebracht, wo er unter einer zwar ſtrengen, aber ſehr einſichtsvollen Leitung ſtand und die ſorgfältigſte Bildung erhielt. Höchſt ſelten, und nur auf kurze Zeit konnte er ſeine Eltern beſuchen; Roſalie blieb ihm daher ziemlich fremd, und es trat nie unter ihnen ein ähnliches, geſchwiſterliches Verhältniß ein, wie es zwiſchen Benno und Marie Statt fand. Wenn die Baroninn, deren Schooßkind Roſalie war, ſich gegen ihren Gemahl beklagte, daß es ihr nicht gelingen wolle, ihre beiden Lieblinge in holder Vertraulichkeit zu befreunden, woraus ſie denn einen befürchtenden Schluß für die Zukunft zog — und ſie hatte ſich die Idee feſt in den Kopf geſetzt, daß Victor und Roſalie ſich einmal heirathen ſollten —, ſo beruhigte der Baron ſeine Gattinn, verſichernd, daß dies grade ein gutes Zeichen wäre. Man fände in der Regel, daß ein ruhiger, geſchwiſterlicher Umgang jene Liebe verbanne, welche in Sehnſucht, doch nie in Sicherheit des Beſitzes erwacht. —

Im zarteſten Jünglingsalter trat Victor in das Militär ein, und kam in eine von der Hauptſtadt entlegene Garniſon. Hier hatte er das Glück, in einem würdigen Gelehrten einen alten Freund ſeines Vaters zu finden. Er wurde in der Familie dieſes angeſehenen Mannes, ſo oft er dieſelbe beſuchte, mit Freuden aufgenommen, und die Freundſchaft der Väter ging in einem noch wärmeren Grade auf die Söhne über.

Der junge Adler (dies war ſein Name), ein edler Enthuſiaſt, riß oft Victor, in deſſen Seele der Funken einer ſchönen Begeiſterung glomm — in gleichem Feuer mit ſich fort. Jede Stunde, welche Victor ſeinen militäriſchen Pflichten abgewinnen konnte, brachte er, den Spott ſeiner Cameraden nicht achtend, bei ſeinem Freunde zu, und die Jünglinge ſtrebten gemeinſchaftlich, ſich fortzubilden.

Der Baron Lozzo war entzückt, wenn die Briefe ſeines Sohnes ihm den Beweis gaben, daß dieſer Umgang der Ausbildung ſeines Sohnes förderlich ſei und wie ein ſchützender Cherub die Reinheit ſeiner Sitten bewahre. Die Briefe Victors wurden oft mit väterlichem Stolze bei Tiſche vorgeleſen und regten eine leiſe Bewunderung, ein zartes, jungfräuliches Intereſſe in Roſalie an.

Die beiden Freunde, welche im Frühlinge des Lebens ſtanden, wo die Natur auch knoſpende Gefühle entfaltet — unterhielten ſich oft in einſamen Geſprächen über die Liebe. Adlers Schwärmerei ſteckte Victor an, und er ſchuf ſich ein Ideal, woran ſeine Phantaſie träumeriſch arbeitete und welches ihn gegen Verderbniß des Geſchmacks, gegen fade Liebeleien ſchützte.

Der junge Adler ging auf Reiſen, und kurze Zeit darauf wurde das Regiment, bei welchem Victor ſtand, in die Nähe der Reſidenz verlegt. Bald nach ſeiner Ankunft im neuen Standquartiere nahm er auf einige Monate Urlaub, um ſeine Eltern, welche er mehrere Jahre nicht geſehen hatte, zu beſuchen. Unbeſchreiblich war der Triumph des Vaters, die Wonne der Mutter, als der Jüngling, der ihr Sohn war, mit dem Körper eines Antinous, in dem ein freier, edel gebildeter Geiſt wohnte, mit der anmuthigſten Leichtigkeit in Bewegung und Sitten vor ihnen ſtand. Roſalie erröthete bei ſeinem Anblick, der ihre hochgeſpannten Erwartungen übertraf, ſchön wie eine Braut.

Auch Victor beugte ſich ehrerbietig vor dem reizenden

Mädchen, das ihn an der Hand ſeiner Mutter begrüßte. Er würde Roſalie kaum wieder erkannt haben.

Ein feiner, jungfräulicher Tact ließ Roſalie ſehr bald inne werden, daß ſie Victor anders behandeln müſſe, als alle übrigen Männer, welche ihr, der ſchönen, geiſtreichen Erbinn eines anſehnlichen Vermögens, faſt ohne Ausnahme huldigten, und ſein ruhiges, ſich ſtets gleichbleibendes Betragen ſteigerte ihren Wunſch, ſeine Eroberung um jeden Preis zu machen, bis zur Leidenſchaft.

Victor konnte zwar Roſalien weder Beifall noch Achtung verſagen, ja, er fand ſogar bei näherer Bekanntſchaft einige Züge ſeines Ideals in ihr — aber das Ganze lebte doch unerreicht und unverwirklicht in dem Heiligthum ſeiner Seele.

Roſalie war jetzt nicht mehr ſo heiter und unbefangen als ſonſt. Sie fühlte zum erſten Male die Liebe; aber nicht in ihren Entzückungen, ſondern in ihren Qualen, und ſie entzog der vertrauten, mütterlichen Freundinn den Anblick ihrer Gefühle nicht. —

Der Baron hatte oft und mit Nachdruck ſeine Frau gewarnt, kein Wort von ihrem Lieblingswunſch gegen Victor zu verrathen, die jungen Leute ſich ſelbſt zu überlaſſen und ſich nicht geſchäftig in das Spiel der Natur zu miſchen; ja, er hatte ihr vorhergeſagt, daß ſie im entgegengeſetzten Falle ihrem Zwecke zuwider handeln würde. Aber die Baroninn achtete nicht auf dieſen verſtändigen Rath, und das kecke Schifflein ihrer Klugheit ſcheiterte an einer Klippe, die mit ſchweigſamer Ruhe zu vermeiden geweſen wäre. — So machte ſie einſt in einer traulichen Stunde ihren Sohn mit dem Beſchluſſe bekannt, daß er ſich mit Roſalien verbinden ſolle, wolle er ſeine Eltern in dem innigſten Verhältniß ſeiner Zukunft beglücken. Nicht als Wunſch, ſondern als Gebot, wie es in ihrem Innern feſt ſtand — trat dieſer Vorſchlag über ihre Lippen: doch kaum war das voreilige Wort geſprochen, als die Baroninn auch über ihre eigene Unbeſonnenheit erſchrak; denn Victors Geſicht war der Spiegel eines äußerſt widrigen Eindrucks, den ihre Rede in ihm hervorgebracht hatte. — Sie lenkte ſchnell ein und ſuchte dieſer ernſthaften Sache eine ſcherzhafte Wendung zu geben: lächelnd meinte ſie, die Verbindung mit Roſalie könne nur in dem Falle ihr Wunſch und Wille ſein, wenn ſeine Neigung nicht etwa ſchon auf einen andern Gegenſtand gerichtet wäre. Dies verneinte Victor beſtimmt. Sie werde, fuhr die Baroninn fort, ihm niemals Zwang anlegen, hoffe aber, daß er nicht grade deshalb, weil ſie ſich durch dieſe Wahl glücklich und für ihre mütterliche Sorge belohnt fühlen würde, ein Mädchen verſchmähen wolle, das die gefeierte Blume der Reſidenz ſei, das keines Vorzugs weder der Natur noch des Glückes ermangele, und das, gekannt von ihr, in dem größeren Werthe einer ſchönen Seele, eines zärtlichen Herzens, ihm nur allein ihre Mutterliebe gönnen möchte. Die Baroninn ſchwieg nunmehr unter Thränen, als hätte der weigernde Blick ihres Sohnes ſie ſchon gekränkt.

Victor war uneins mit ſich ſelbſt. Er überlegte ſtill für ſich; der Wunſch ſeiner Mutter rührte ihn, und für Roſalie ſprach kein wärmeres Gefühl in ſeiner Bruſt als das kindliche. „Es iſt auch wahr,“ ſagte Victor am Schluſſe ſeiner langen Selbſtbetrachtung und ſtrich ſich mit der flachen Hand über die krauſe Stirn —, „es iſt auch wahr! wüßte ich nicht, daß mir Roſalie beſtimmt ſei, und daß es mich keinen andern Gang, als den an den Altar koſtet, mich in ihren Beſitz zu ſetzen —, ſo würde ich mich vielleicht mit eben ſolcher Befliſſenheit um ihre Gunſt bewerben, als es mir jetzt gleichgültig iſt zu ſehen, daß ſie mir wohl will. — Ach! ſolch ein glänzendes, allbewundertes Weſen war es nimmer, was meine Seele ſucht und liebt!— Du holdes Bild meiner Sehnſucht! Du blickſt mit einer Engelsmiene und ſchmiegſt Dich voll ſtiller Anmuth in Dich ſelbſt! warum lebſt Du nur in meinen Träumen? — So gäbe es denn wirklich kein ſchönes Mädchen, dem die Künſte der Gefallſucht fremd wären und das nur der Liebe eines treuen Herzens bedürfte, um glücklich zu ſein? — Gieb es auf, armer Victor! gleich einem irrenden Ritter das Leben daran zu ſetzen, dies Blümchen Wunderhold zu finden! — Aber, wenn mein Daſein mir ſelbſt auch unbefriedigend wäre, ſollte es mir verloren ſein, da es theure Wünſche zu erfüllen vermag? — O meine Mutter! Dich kann ich erfreuen und ich zögere? — Sollte denn der kräftige Wille, der bleibende, nicht über ein Gefühl den Sieg davon tragen, welches ein flüchtiges Kind der Zeit iſt? — Wohlan! ich will mich Roſalien nähern, vielleicht wird mein guter Vorſatz belohnt, und ich lerne anziehende Eigenſchaften kennen, welche mir bisher entgingen.“

Victor hielt dieſem Entſchluſſe Wort. Die glückliche Roſalie glaubte, ihre kleinen Künſte hätten ihn gefangen; doch Victor machte ſie unvermerkt mit ſeinen Forderungen an weibliche Beſcheidenheit bekannt, die ihr überſpannt vorkamen. Aber Victor, ein Sonderling in ihren Augen, war es auch in der Liebe.

Ihr Betragen ward in dem Grade weiblicher und einfacher, als er ſich ihr näherte. Sie beſchränkte ſich täglich mehr auf ſeinen Umgang, und ward ihm dadurch immer werther.

Die Zeit des Urlaubs war nun zu Ende; man trennte ſich, von Seiten der Baroninn und Roſaliens mit ſüßen Hoffnungen — die Victor zu erfüllen gedachte.

Nach Jahresfriſt wurde Victor in die Hauptſtadt verſetzt, wobei er, begünſtiget durch die Verhältniſſe ſeines Standes, zum Rittmeiſter avancirte, obgleich er noch ſehr jung für dieſen Grad war. Nun glaubte alle Welt, ſeiner Verbindung mit der ſchönen Gräfinn Goldin ſtehe nichts weiter im Wege, man ſah Beide längſt für ein heimlich verlobtes Paar an; aber die erwartete Anzeige blieb noch immer aus.

Victors Empfindungen für Roſalie waren wirklich wärmer geworden. Er fand ſie liebenswürdiger als ſonſt; doch hielt ihn eine geheime Gewalt von jeder bindenden Erklärung ab.

Einer Kränklichkeit wegen mußte ſeine Mutter das Bad zu * * * * beſuchen. Victor und Roſalie ſollten ſie begleiten, um ihr den Aufenthalt daſelbſt zu verſüßen, und hier war es, wo Mariens holde Erſcheinung die Täuſchung ſeines Herzens verſchwinden machte, und die Plane der Baroninn, ſo nahe ihrem Ziele ſchon! durchkreuzte.

Als an jenem Morgen, wo die Geſellſchaft auf dem Felſen frühſtückte, Marie in glühender Scham an ihr vorüberſchwebte, traf zufällig ihr grüßender Blick Victors Auge. Er erſchrak; der tiefſte Funken ſeines Weſens entglomm an dieſem milden Strahle, und aus Roſaliens ihm nun liebgewordenen Zügen lächelte ihn der an ihr ſchmerzlich vermißte Geiſt ſanfter Demuth, ſchüchterner Weiblichkeit an. Er wurde zerſtreut, er fühlte ſich verletzt, als einige Herren aus der Geſellſchaft über die ſchöne Waldnymphe ſpotteten, und Roſaliens helles Gelächter, welches er ſo oft gehört hatte, ohne Arges dabei zu denken — dünkte ihm zum erſten Male unzart und frivol.

Er brachte den Tag in einer ſonderbaren Stimmung einſam und gedankenvoll hin und vermied es heute Roſalie zu ſehen. „Ich will dieſes Weſen näher kennen lernen!“ nahm er ſich vor, „vielleicht iſt es ein unbedeutendes Geſchöpf, dem die Ueberraſchung des Augenblicks Reize lieh, welche ich vergebens an ihm ſuchen würde.“

Schon am folgenden Morgen gelang es ihm, Mariens Aufenthalt zu erforſchen. Er trat in das Häuschen, wo ſie wohnte, und ein Glas Milch, welches er trank und reichlich bezahlte, gab ihm Gelegenheit, ſich mit der Wittwe ganz unbefangen, wie es ſchien, über ihre Hausgenoſſen zu unterhalten. Die Frau ergoß ſich in Wallers und Mariens Lobe. „Es müſſen Herrnhuter ſein,“ ſagte ſie geſchwätzig, „denn noch kein unſchönes Wort habe ich von ihnen gehört; das Mädchen aber iſt ein heiliger, himmliſcher Engel, man wird ſchon fromm, wenn man es nur anſieht.“

Victors Herz ſchlug heftig; mit halber Stimme fragte er nach dem Namen von Mariens Vater.

„Er läßt ſich Herr Profeſſor Moller nennen;“ antwortete die Bäuerinn, „doch das Töchterchen wird gehalten wie eine Gräfinn, und der Vater möchte ſein ſchönes Kind am liebſten in Baumwolle wickeln. Dafür hat auch die hübſche Kleine Händchen ſo ſuperfein und weiß, wie die wächſerne Mutter Gottes in der Sanct Annenkirche, und als ich neulich ſehr früh die Treppe hinaufſchleiche, weil ich denke ſie ſchlafen noch, und in eine Spalte der angelehnten Thür ſehe, ſteht ſie da und wäſcht ſich, und von ihrem Halſe blitzt ein Bildniß, mit ſolchem Gefunkel beſetzt, wie unſere gnädigſte Dame nur an hohen Feſttagen auf dem Kopfe trägt.“

„Ein Bildniß?“ fragte Victor erſchrocken.

„Ja,“ erwiederte die Wittwe, „es mochte wohl die Jungfrau Maria ſein; obgleich ich nicht mit Gewißheit ſagen kann, weß Glaubens ſie ſind.“

Dieſe Berichte ſpannten Victors Neugierde nun um ſo höher, und er ſparte weder Zeit noch Mühe, um Marie und ihren Vater näher kennen zu lernen. Der Erfolg ſeiner Beſtrebungen war zwar nicht ganz erwünſcht; doch was er von Marie ſah und hörte, überzeugte ihn immer mehr, daß er ſein Ideal gefunden habe. — Die Heftigkeit, womit er ſeinen Gegenſtand verfolgte, beſchleunigte Wallers Abreiſe, und Marie nahm Victors Ruhe mit.

Es konnte der Baroninn ſo wenig als Roſalien entgehen, daß es mit Victor anders geworden wäre; nur die Urſache von dem plötzlichen Wandel ſeiner Laune, blieb ihnen ein quälendes Räthſel. Stunden lang ſaß er in der tiefſten Zerſtreuung; die feinſten Neckereien Roſaliens gingen an ihm verloren, ihr Aufwand von Witz war umſonſt, ja, ihm oft ſogar zuwider. Unvermerkt hatte durch dieſe wunderliche Sinnesänderung ihres Freudenſchöpfers die Heilquelle eine ſchale Bitterkeit angenommen, ein Inſtinct der Eiferſucht trieb Roſalie von hinnen, und die Baroninn, eine ſtets folgſame Mutter ihrer Pflegetochter, beſchloß alſobald abzureiſen.

Kaum waren ſie in der Reſidenz angekommen, als auch Graf Goldin dort erſchien, ſeine Tochter abzuholen. Triumphirend in ſtolzer Freude, führte die Baroninn Roſalie ihrem Vater zu, und der Abend wurde ein ſchönes Familienfeſt. Mit einem ahnungsvollen Antheil hörte Victor den Grafen von ſeiner zweiten Tochter erzählen. „Es iſt meine

Clara!“ rief der Graf aus, „ſie iſt mir wiedergeſchenkt, o! möchte ſie nur glücklicher ſein als ihre Mutter! —“

Als Roſalie mit ihrem Vater abgereiſt war, machte die Baroninn, durch das ſchmerzliche Vermiſſen ihres Lieblings aufgeregt, ihrem Sohne oft Vorwürfe, daß er das liebenswürdige Mädchen durch Verſäumniſſe mancherlei Art gekränkt hätte. Mit ſiegender Beredtſamkeit hielt ſie ihm vor, was er an der unvergleichlichen Roſalie geſündiget, und ſetzte ihm ſtündlich die Vorzüge derſelben aus einander. Die Zeit bot ihr hülfreiche Hand, das abgewendete Herz ihres Sohnes Roſalien wieder zu gewinnen, und der Madonnenſchein ſeiner Badeheiligen erblaßte wirklich ein wenig.

Die Baroninn und Victor wollten nun verſprochenermaßen nach Wahlſen abgehen. Der Rittmeiſter, welcher nicht gern im verſchloſſenen Wagen ſaß, wirkte ſich bei ſeiner Mutter die Erlaubniß aus, ſie zu Pferde begleiten zu dürfen, und ſo kam es denn, daß er um einige Stunden früher dort eintraf, weil die Baroninn unterweges eine ihr bekannte Familie fand, mit der ſie ſich verweilte.

Victor ſprengte auf den Schloßhof; ein herzueilender Bedienter ſagte ihm: Der Herr Graf und Comteß Roſalie ſeien auf der Jagd; Comteß Marie aber werde er im Garten finden. Victor eilte mit ſchnellen Schritten bald dieſen Gang hinab, bald jenen hinauf; hier war ſie nicht, dort auch nicht. Endlich ſtand er ſtill und horchte. Der Ton einer Harfe ſchlug an ſein Ohr, ein leiſer, melodiſcher Geſang drang näher noch zu ſeinem Herzen — dieſe ſanften Silberglockenklänge leiteten ihn zu dem Eingang einer Laube, worin ein Mädchen ſaß. Der ganze Himmel ſenkte ſich in Victors Seele. Comteß Marie — war Marie Moller! —

Dieſe Entdeckung beglückte ihn unausſprechlich: ein mächtiges Gefühl hob ihn hoch über jeden Zweifel, jede Unruhe empor. Kein Gedanke, daß ſeine Mutter der Verbindung mit Marie durchaus entgegen ſein könne, ſtörte ſein reines Entzücken.

Reize und Vorzüge, deren ſich Roſalie erfreuen konnte, ſchmückten ja auch Marie, und der Graf ſelbſt gab dieſer Tochter das Zeugniß der Vortrefflichkeit. Eins mit ſich ſelbſt, ſtolz auf ſeine Wahl, verſchmähete er es ſich zu verſtellen, und die Liebe legte in jeden ſeiner Blicke, in jeden Athemzug eine Huldigung für Marie.

Roſalie war wie vernichtet. Bei aller Stärke der Eigenliebe, und trotz der langen Gewöhnung an den Gedanken von Victors Ergebenheit, konnte ſie es ſich nicht länger verhehlen, daß er für ſie verloren war, daß er ihre Schweſter liebe, Marie — welche ſie ſo tief unter ſich glaubte! — Es war das erſte Mißgeſchick ihres Lebens, und der Schmerz erfaßte ſie an der weichſten Stelle ihres Herzens.

Ihr jungfräulicher Stolz erwachte, ſie zog ſich allmählich von Victor zurück; er bemerkte es nicht einmal. Sie zwang am Tage die widerſtrebenden Lippen zu heiterem Geſpräch und Lachen, und weinte ſtill unter dem Schleier der Nacht. Sie ſpottete über die entfliehenden Roſen der Wangen, und kleidete ſich ſorgſamer als jemals.

Der Baroninn war oft unheimlich zu Sinne, wenn ſie das Treiben der jungen Leute beobachtete. Sie ſtreichelte dann wohl mit fragender Geberde Roſaliens blaſſes Geſicht; doch dieſe verbarg geſchwind die ſchwellenden Augen in einem Handkuß.

Tages zuvor, ehe die Lozzos von Wahlſien abreiſten, gelang es Victors unabläſſigem Bemühen, Marie allein zu treffen. Er fand ſie im Eßſaal, wo eine kleine Anordnung ſie noch beſchäftigte, während der Graf und die Baroninn in den Garten gegangen waren.

Den Werth dieſer koſtbaren Augenblicke erwägend, entdeckte er Marie die längſt genährte Liebe, und bat mit flehendem Tone, ſie möchte ihn nicht ohne ein Zeichen der Hoffnung von ſich laſſen.

Marie ſtand erſtarrt. Mit zitternder Stimme brachte ſie nur die Worte hervor: „Mich — mich lieben Sie?“ welche ihm alles hätten ſagen können, wenn Victor jetzt nicht für jede Erklärung taub geweſen wäre, außer der, die ſein Glück mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm forderte.

Ein Geräuſch in der Nähe ſtörte die für Marie ſo peinliche Unterhaltung, es war ihr, als hätte ſie einen tiefen, ſchweren Seufzer vernommen. —

Victor mußte abreiſen, ohne ſeiner Sache gewiß zu ſein.

Als die Baroninn auf dem weiten Wege zur Heimkehr Muße fand, ſich ihren Betrachtungen zu überlaſſen, drängten ſich ihr unerfreuliche Gedanken auf. Sie erwog und prüfte alles genau, und kam der Wahrheit ſo ziemlich nahe. Das Reſultat ihrer Combinationen war, daß es im ſchlimmſten Falle noch nicht das größte Unglück wäre, wenn Victors Wahl und Neigung die eine Schweſter mit der andern vertauſchte. Auch Marie Goldin war und blieb eine wünſchenswerthe Partie, wenn gleich durch dieſen Wechſel das liebſte ihrer Luftſchlöſſer zerfiel.

Wie reizend hatte ſie ſich das Verhältniß der Zukunft geträumt, worin Roſalie ihre Schwiegertochter ſein würde! Wie ſchrecklich war ihr die Möglichkeit, dieſen Liebling an einen andern Mann als Victor, verheirathet, vielleicht weit entfernt von der Hauptſtadt und außer allem Zuſammenhang mit der mütterlichen Freundinn, zu wiſſen! —

Die Baroninn kam ſehr verſtimmt und verdrießlich in der Heimath an, und Victor wagte es vorerſt nicht, ſich ihr zu nähern.

Als die Gäſte fort waren, kam in Wahlſen alles wieder auf den alten Fuß. Der Graf ging täglich, wenn es ihm das Wetter nicht allzuarg machte, auf die Jagd; doch Roſalie war jetzt ſelten geneigt, ihren Vater auf ſeinen Waidzügen zu begleiten. Sie ſelbſt fühlte den Pfeil im Herzen. Die Aermſte hatte in einem anſtoßenden Gemache jene Erklärung von Victors Liebe für ihre Schweſter gehört, und wie flüchtig dieſe Unterredung auch geweſen, ſie hatte dennoch das letzte Hoffen Roſaliens zerſtört, und ein langes, tiefes, wenn auch verſchwiegenes Leiden in ihr zurückgelaſſen.

Marie brachte jede ihr vergönnte Stunde bei dem Prediger zu, welcher merklich ſchwächer wurde, ſo daß er ſein Amt nicht mehr verrichten konnte. Der Subſtitut verſah ſeine Functionen, wenn er auch ſeine Stelle nicht erſetzte.

Victor hatte während ſeiner Anweſenheit in Wahlſen den Prediger oft beſucht, und dem Erzieher Mariens die tiefe Verehrung gezeigt, welche er in der That für ihn fühlte. Ohne daß es Waller auffallen konnte, wußte er geſchickt das Geſpräch auf Marie zu lenken, und dieſe Saite bedurfte nur der leiſeſten Berührung, um laut und lobtönend anzuſchlagen. So erfuhr Victor von dem argloſen Kranken die Geſchichte von Mariens Kindheit, den Gang ihrer geiſtigen Entwickelung, den Umfang ihrer Talente, welche ihre Beſcheidenheit ſorgfältig verbarg.

Waller war ganz bezaubert von Victors ſolider Denkart; er erſtaunte über die Kenntniſſe, den wiſſenſchaftlichen Geſchmack des jungen Officiers, und insgeheim dauerte es ihn, daß dieſe Perle des Adels und der Männer nicht ſeiner Marie zufallen ſolle. —

Als dieſe eines Tages bei dem Prediger war, nannte er zufällig Victors Namen. Marie erröthete, Waller bemerkte es. „Höre, mein Kind,“ begann er, „wie ruhig würde ich aus der Welt gehen, wenn es der Vorſehung gefallen hätte, Dir dieſen vortrefflichen jungen Mann zuzuführen und Dein Herz in Liebe für ihn zu ſtimmen. Ich weiß doch wirklich nicht, ob die kältere, künſtliche Roſalie ſeinem Charakter zuſagen werde. —“

Marie ſchwieg; ihr Blick ſuchte verdüſtert den Boden, und Waller nahm ein anderes Geſpräch auf.

Roſalie war jetzt das Spiel der quälendſten Empfindungen. Gekränkter Stolz, verletzte Eigenliebe, heftige Eiferſucht, empörte Scham über früheres Entgegenkommen wühlten ihr das ruheloſe Herz auf, und aus dieſem Chaos der Gefühle arbeitete ſich mächtig der Wunſch hervor, daß es ihr möglich ſein möchte, Victor und ſeine Mutter glauben zu machen, als habe ſie ihn nie geliebt, nie im Ernſt auf ſeine Hand gerechnet.

Ihr gewandter Geiſt unterſtützte ſie in dem Beſtreben der Täuſchung, und die Wunden der zerriſſenen Seele blieben ein Geheimniß. — Gegen die Baroninn empfand ſie die ſchärfſte Bitterkeit und ſprach oft im Gefühl ihres Unmuths zu ſich ſelbſt: „Hätte mich ihm die Mutter nicht gleichſam aufgedrungen, und ſo meiner Perſon allen Reiz und Werth genommen —, er würde mich geliebt haben, wie er Marie liebt, und ich wäre glücklich! —“

Die Erfahrung, daß Eltern und Erzieher höchſt ſelten von ihren Kindern oder Pfleglingen für eine Liebe, welche mehr den Charakter der Schwäche, als den der Würde trägt, ſich einer dankbaren Anerkennung zu erfreuen haben, beſtätigte ſich auch hier.

Roſalie gab der Baroninn und ihren geſchäftigen Operationen alles Leid ſchuld, was in dieſer rückgängigen Liebesgeſchichte über ſie gekommen war, während Victor noch einen Fürſprecher in ihrem Herzen hatte. Sie ſchrieb jedoch ſehr häufig an ihre Pflegemutter; ihre Briefe waren heiter und witzig, voll launiger Erzählungen. Sie ſcherzte auf die möglichſt unbefangenſte Weiſe über Victor. Die Thränen, auf die Hand niederrollend, welche die lügende Feder führte, ſah ja die Baroninn nicht. Nach und nach ging Roſalie in den fortgeſetzten Briefen mit einer Feinheit, wozu ihr innere Angſt die Fähigkeit verlieh, in einen Ton über, in welchem ſie ſogar die Idee der Baroninn, ſie mit Victor zu verbinden, erwähnen konnte.

Sie ſprach von dieſem Plane, wie von einem längſt verſchwundenen Traume, der bloß dazu gedient habe, ihrem Zuſammenleben mit Victor mehr Intereſſe zu geben — ſie ſpottete darüber. Dagegen erwähnte ſie mit ſteigender Wärme des jungen Baron Wollrand in Holzhauſen, der ſich angelegentlichſt um ſie bewürbe. Sie rühmte ſeine perſönlichen Eigenſchaften, den Glanz ſeiner Verhältniſſe, und deutete immer näher darauf hin, wie bald es ſein könne, daß dieſer ritterliche Freier ihr Ja davon trüge. —

Die Baroninn erſtarrte bei dem Leſen dieſer Briefe. Wie war es möglich, daß ein Zeitraum von einigen Monaten nur ein Gefühl gleichſam mit der Wurzel aus Roſaliens Herzen reißen konnte, welches, ſorgfältig genährt und gepflegt, das tiefe Leben in jugendlichen Trieben der Liebe, der Hoffnung entwickelt hatte? — Nein! ein giftiger Thau war auf die ſchönſte Blüthe ihrer Freuden gefallen, daß ſie verwelkte.

Die Mutter Victors fühlte ſich durch Roſaliens Unbeſtand beleidiget, und in ſolch einer erbitterten Stimmung war es, wo ihr Sohn ſein Glück zu verſuchen kam, ob er die Mutter ſeinen Wünſchen geneigt machen könne. Sein Genius flüſterte ihm Muth zu, der Stern dieſer Stunde ſtand ſeiner Abſicht günſtig. Er trug der Baroninn die Sache zwar mit kindlicher Ehrfurcht, aber auch mit dem Ausdruck einer entſchiedenen Neigung vor.

Die Baroninn war nicht unvorbereitet zu dieſer Erörterung; ſie hatte, laut Roſaliens eigenen Zeugniſſen, nichts mehr für ihren Plan zu hoffen, daher machte ſie zum böſen Spiele gute Miene und durch ihre freundliche Gewährung ſich ein Verdienſt bei dem Sohne. Das hatte Victor nicht erwartet! Das übertraf ſeine kühnſten Hoffnungen ſo weit, daß er ſprachlos ſtand. Endlich fiel er ſeiner Mutter um den Hals und verbarg das brennende Auge an ihren Buſen, wie er als Kind gethan, wenn er beſchämt ſich eines Fehlers gegen die Mutter bewußt war und ihr mildes Vergeben ihn rührte. — „O meine Mutter!“ rief er, „wie ſehr habe ich Sie verkannt! Wie wenig bin ich dieſer Güte würdig! Sie opfern mir in mütterlicher Selbſtverleugnung den liebſten Wunſch — —“

Die Baroninn gerieth bei der dankbaren Ekſtaſe ihres Sohnes in Unruhe. Sie fuhlte, daß ſie nicht ganz wahr gegen ihn ſei — ein offeneres Bekenntniß hätte einen ſchmerzenden Dorn aus Victors Gewiſſen gezogen; doch würde ſie ihm ihre Einwilligung jetzt nicht verſagt haben, ſelbſt wenn Roſalie treuer geweſen wäre.

In Wahlſen, wohin ſchon am folgenden Morgen Victor aufbrach, ſtand es nicht ſo gut. Wenn es auch Roſalien gelungen war, den Vater zu täuſchen hinſichtlich ihres Verhältniſſes zu Victor, ſo war ihr Bemuhen doch weniger erfolgreich bei der Schweſter geweſen. Marie, ſelbſt liebend und leidend, erkannte Roſaliens Liebe und Leid auch durch den Schleier, den die Verſtellung gewoben.

Ihrer genauen Beobachtung entging es nicht, daß ein nagender Kummer an Roſaliens Kräften zehre; ſie ſah, wie die Blüthe ihrer Jugend, als habe ein ſtarker Nachtfroſt ſie getroffen, hinwelkte, und litt nicht weniger dabei. Auch der Graf betrachtete zuweilen mit Blicken voll ſtiller Sorge ſeine vergehende Tochter; doch Roſalie beruhigte alsdann ihren Vater, indem ſie ſagte, der Winter ſei ihr niemals zuträglich geweſen, allein der Frühling laſſe ſie, wie eine Vegetabilie, ſtets von neuem wieder aufleben.

Victor langte auf den Flügeln der Freude in Wahlſen an. Dem Grafen, dem der junge Mann ſehr wohl gefiel, und in welchem ſich ein Bedürfniß nach häuslicher Unterhaltung regte, das ſeine Töchter nicht ganz befriedigten, war er ein willkommener Gaſt, Roſalien und Marien eine Erſcheinung des Schreckens. Victor ſah betroffen von der einen Schweſter nach der andern. Der Himmel von Mariens Augen hatte ſich getrübt, in ihren weichen Zügen lag ein ſchwerer Kummer, und Roſalie glich einer verblühenden Roſe, welche den Wurm im tiefſten Buſen trägt. Sein Blick ruhete verdunkelt auf dieſer ſchönen, leidenden Geſtalt, und ein leiſer Selbſtvorwurf legte den ſanfteſten Ton in die theilnehmende Frage, ob Roſalie krank wäre? Sie wollte lächelnd antworten, aber nur ein ſtummer Ausdruck des Grams ſchwebte auf ihren Lippen.

Am andern Morgen bat Victor den Grafen um die Erlaubniß, ſich um die Hand ſeiner jüngſten Tochter bewerben zu durfen. Graf Goldin glaubte nicht recht verſtanden zu haben. Er ſchwieg zweifelhaft, und faſt zu lange für den Beweis der Geneigtheit. Victor ward unruhig; er wiederholte ſeine Bitte, nannte Mariens Namen und gab nähere Umſtände ſeiner Liebe an. Jetzt begriff ſich der Graf; es tagte ihm vor der Seele. Eine dämmernde Vermuthung, daß zurückgeſetzte Zärtlichkeit, getäuſchtes Hoffen, das ſtolze Herz Roſaliens gebrochen, ließ ihn den Grund errathen, warum ſie ſich härme. Er öffnete den Mund, um die Vorausſetzung auszuſprechen, daß Victor unfehlbar einig mit Marie ſei.

Victor gerieth in Verlegenheit: er mußte dieſe Frage verneinen. Der Graf athmete auf. Er verſicherte den Rittmeiſter, dem er herzlich gewogen war, ſeines Segens, und verwies ihn an ſein gutes Glück.

Seit einiger Zeit war Marie an ihrer Schweſter irre geworden. Roſalie ſchien ſich wirklich für den nachbarlichen Baron Wollrand, deſſen ſie in den Briefen an ihre mütterliche Freundinn ſo bedeutſam erwähnte, zu intereſſiren. Die anziehende Freundlichkeit, mit der ſie ſich bei den öfteren Beſuchen des jungen Edelmannes ſeiner Unterhaltung hingab, die Art, wie ſie kleine Neckereien ihres Vaters über dieſen Gegenſtand aufnahm, ließen den Grafen wie Marien glauben, daß Roſalie bei einer ernſtlichen Bewerbung nicht Nein ſagen werde. Und dieſe Kataſtrophe ſchien — nicht ohne aufmunternde Schritte von Seiten Roſaliens — ſich ſichtlich zu nähern; denn Baron Wollrand kam und ging jedesmal verliebter.

Nach Mariens jungfräulichen Begriffen wäre ein ſolches Benehmen durchaus unverträglich mit der heimlich glimmenden Leidenſchaft für einen Andern geweſen. Sie hatte keine Ahnung von den argliſtigen Künſten der Coquetterie, ſie wußte nicht, daß die Verſündigung an der Ruhe eines edlen Mannes und das grauſame Spiel mit derſelben Roſalien nicht als ein Verbrechen, ſondern als Nothbehelf für ihren ſchwer beleidigten Stolz erſchien.

So hatte denn Marie, ihrer letzten Anſicht nach, nur mit ihrem eigenen Herzen Rückſprache zu nehmen, als Victor ihr noch einmal die heißeſte Liebe erklärte, und das weiche Mädchen, welches dieſes Geſtändniß mit Beben aufnahm, flehend beſchwor, die Seinige zu werden.

Marie hegte wohl nicht die leiſeſte Hoffnung, dem Freunde ihrer Jugend einſt als Gattinn angehören zu dürfen, beinahe zweier Jahre Entfernung hatte den Gefühlen für ihn etwas mehr Ruhe beigeſellt. Sie ſchätzte den edelmüthigen Victor ſehr hoch; ſie empfand ſeinen Werth. Der Prediger wie ihr Vater, die beiden höchſten Autoritäten ihres Vertrauens wie ihrer Hochachtung — ſtellten ihre Zuverſicht feſt, daß die Gefährtinn ſeines Lebens ſich einer ſicheren Führung überlaſſe, welchen Grund hätte Marie noch gebabt, die dargebotene Hand auszuſchlagen? — Daß ſie ihn nicht liebe? Daſſelbe würde auch bei allen folgenden Bewerbern der Fall geweſen ſein, und Victor war ein ſehr vorzüglicher junger Mann. So bat Marie ihn nur, ſie nicht zu drängen und ihr in der wichtigſten Angelegenheit eine kurze Friſt zu ruhiger Berathung mit ſich ſelbſt zu gönnen.

Marie war das Herz unſäglich ſchwer. Sie wollte in ihr einſames Zimmer ſich verſchließen, als eine Botſchaft aus dem Pfarrhauſe, daß der Prediger wahrſcheinlich ſeinem Ende nabe ſei, ihrem Streben eine andere Richtung gab. Sie fand den geliebten Lehrer weit anders, als ſie erwartet hatte. Der Engel der Vollendung lächelte ſie aus den bleichen Zügen an, ſein Auge ſtrahlte in wunderſamer Heiterkeit.

Er war mit Marie allein. Sie ſaß, ſanft weinend an ſeinem Bette und hielt die matte Hand feſt in die ihrigen geſchloſſen.

„O Marie!“ ſagte er mit ſchwacher, tröſtender Stimme, „weine nicht! und laß das Trauern. Der Tod iſt nicht bitter, wenn wir im Frieden Gottes ſterben. Drüben, wo das Grab hinter uns liegt, winkt ja Auguſte die Vorangegangene, und Clara, Deine Mutter und mancher liebe, treue Freund! — Eins nur hätte ich noch erleben mögen, die Entſcheidung Deines Schickſals, mein geliebtes Kind!“ Da beugte Marie ſich zu ihm und entdeckte ihm Victors Antrag. Waller ſchlug die halbgeſchloſſenen Augen auf, im letzten Lichtblick ſeiner Freuden! Er ſprach allzuſehr ergriffen, für den Reſt ſeiner Kräfte: „Siehſt Du, Marie, wie gütig Gott iſt? Auch dieſen Wunſch erfüllt er mir, ehe denn ich ſcheide.“

Der Affect, worin der Sterbende dieſe Worte ſagte, beſchleunigte die Annäherung des Fiebers. Er ſank ſchwerathmend in einen träumeriſchen Schlummer, ſeine wirren Gedanken ſchienen nur mit Marie und ihrem Schickſal beſchäftiget, und in dieſen flüſternden Phantaſien ſprach er die Trauformel über Benno und die theure Pflegetochter aus. Mariens Thränen floſſen unaufhaltſam. Sie dachte ſich dies Fieberbild verwirklicht, Benno, der einzig geliebte Benno! ſtand ihrer Seele nahe — ihre Sehnſucht rief ihn an dies Sterbelager. Alle Stimmen ihres Herzens hatten Ja und Amen zu der religiöſen Irrung des Predigers geſprochen.

Graf Goldin begegnete ſeiner Tochter, als ſie erſchöpft von dieſem Beſuch zurückkehrte. Marie ſagte ihm die Urſache ihrer Betrübniß und ihr Vater ehrte dieſen dankbaren Schmerz. Nach einem ſchicklichen Uebergange kam er auf Victor und ermunterte Marie recht väterlich, ganz aufrichtig gegen ihn zu ſein. Marie ſagte ihm, daß ſie entſchloſſen wäre, Victors Gattinn zu werden. Der Graf ſah forſchend Marien in das verweinte Geſicht, er hatte den Seufzer wohl gehört, womit ſie dieſe Erklärung gab. „Dieſer Entſchluß,“ ſagte er mit Accent, „iſt hoffentlich die Gewißheit der Liebe und nicht der bloße Wille der Vernunft? — “

Marie geſtand ihrem Vater, daß ſie ein ruhiges Wohlwollen für den Rittmeiſter Lozzo empfinde, daß ſie jedoch ſchwerlich glaube, mit einer wärmeren Empfindung, oder mit einem höhern Grade der Schätzung, ſpäter ein anderes Eheband knüpfen zu können, das dem Beifalle ihres Vaters gerecht wäre. Liebe — — — ein Purpur flog ihre zarte Wange an, verhaltene Thränen entträufelten den langen Wimpern und dies Wörtlein, dem kein Weiteres folgte, erſtarb in einem Seufzer ihres Buſens.

Graf Goldin hätte ein Neuling in der Erfahrung dieſes allmächtigen Gefühls ſein müſſen, um das Geheimniß dieſer jungfräulichen Bruſt nicht zu ahnen. — Er ſchwieg, dieſe ſanfte Reſignation ſeines Kindes rührte ihn unausſprechlich; doch eine innere Warnung hielt ihn ab, ſich näher mit Marien zu verſtändigen.

Marie hatte es ihrem Vater ferner keinen Hehl, daß ſie früher geglaubt, eine unerwiederte Neigung zu Victor verſtöre das Gemüth ihrer Schweſter und ſchade dieſer bluhenden Geſundheit; allein ſie ſei von dieſem Irrthum zurückgekommen. Der Graf theilte die Meinung ſeiner Tochter vollkommen. Er ſprach von den Fortſchritten, welche Baron Wollrand in Roſaliens Gunſt zu machen ſcheine, und von ſeinem Wunſche, daß beide Töchter an einem Tage Hochzeit hätten. Dann ſollte Victor ſo bald als moglich den

Abſchied nehmen, weil es mit Marie ein Anderes ſei, als mit Roſalie. — Eine Erinnerung an Clara ſchwebte vor ſeinem Geiſte.

Am folgenden Morgen nach dieſem Geſpräch war die kleine Familie zum Frühſtück verſammelt. Der Graf war vertieft in die Zeitungen, von denen Roſalie ein Blatt ohne zu leſen, hielt. Victor ſaß an Mariens Seite.

Marie ſtand auf, ihr hausmütterliches Amt zu verwalten. Sie verſorgte den Vater und reichte Victor eine gefüllte Taſſe. Dieſer faßte die ſchöne Hand mit einem leiſen, zärtlichen Drucke; er ſetzte die Taſſe nieder, welche ſacht erklirrte, ſchlug das Auge empor, und ſein traurig bittender Blick begegnete einem Lächeln der Güte in Mariens reizenden Zügen. Es war ihm, als müſſe er dieſen Sonnenſtrahl des Glückes haſchen. Er legte ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib, drückte die ergriffene Hand an ſein Herz, daß Marie die vollen, klopfenden Schläge fühlte und flüſterte: „Mein, Marie?“ Ihr feiner, biegſamer Wuchs hatte der liebenden Gewalt ſeines Arms nachgegeben; eine zuneigende Bewegung ihres Hauptes ſchien ihm zur Antwort auf dieſe Frage genug. Sein Auge ſuchte flammend das ihrige, Marie blickte hold und lächelte noch einmal.

Da hielt Victor ſich nicht länger. Er umſchlang die geliebte Geſtalt und rief: „Vater! ſegnen Sie uns, ein Brautpaar! Marie will mich zum glücklichſten Manne machen.“ Der Graf fiel wie aus den Wolken, keine Neuigkeit wäre ihm intereſſanter geweſen. Er vergaß der Politik über ſeiner Vaterfreude; er ſprach es aus, daß dieſe Partie ihm eine theure Hoffnung befriedige, wenn auch anders, als er gedacht hätte. —

Doch, als wären dieſe herzlichen Worte lauter unheilrolle Signale geweſen, ſo folgte der ſtillfrohen Scene des väterlichen Segens die Verwirrung des Schreckens.

Ein Bedienter trat ein und meldete, daß der Prediger ſo eben verſchieden ſei; ihm nach erſchien Roſaliens Jungfer mit weinendem Geſchrei, ihre junge Dame liege in tiefer Ohnmacht. Und jetzt ſchmetterte ein Poſthorn auf dem Hofe. Alles lief durcheinander.

Roſalie war bei dem letztern Auftritt nicht zugegen geweſen. Sie hatte ſich entfernt, man wußte nicht wie? — Marie eilte tödtlich erſchrocken zu ihr und fand ihre Schweſter mit geſchloſſenen Augen, kalt wie Marmor und eben ſo leblos, auf dem Sopha liegen.

Jetzt ſprang Victor herzu und rief: „Ich muß fort, Marie! *fort!* — Unſer Regiment iſt auf Feldetat geſetzt und hat Ordre zum ſchleunigſten Aufbruch erhalten.“

Es war, als ob dieſe Nachricht Roſalie erweckte. Sie ſchlug die Augen auf, athmete tief und fand ſich in den Armen ihrer Schweſter. „Mir iſt wieder wohl,“ lispelte ſie, „verlaßt mich nun.“

Marie mußte gehorchen. Sie war allein, da Victor die jähe Abreiſe beſchäftigte. Eine unſägliche Angſt ſchnürte ihr die Bruſt, ſie wollte ſich Luft ſchaffen und riß ein Fenſter auf. Da ertönte das Geläut der Kirche um den entſchlafenen Lehrer. Die Glocken gingen ſo friedſam und feierlich, und Mariens kindlicher Schmerz beweinte den Hingang dieſes Gerechten.

Victors Pferde wurden jetzt vorgeführt. Der Reitknecht pfiff ein luſtiges Liedchen, die Roſſe wieherten und ſtampften, Victor eilte geſpornten Schrittes hierhin und dorthin. Alles war nun bereit und er kam Abſchied zu nehmen.

„Treibt denn ein Kobold ſein ſchadenfrohes Spiel mit uns, daß er uns aus tiefer Ruhe wie in einen Wirbelwind reißt? — “ ſagte der Graf unmuthig, als Victor ſich ihm näherte. „Vor einer Stunde noch ſaßen wir froh und guter Dinge bei einander, und jetzt? — So gehen Sie denn mit Gott, mein Sohn! Unſere treuen Wünſche geleiten Sie!“ Er drückte den Jüngling mit Innigkeit an ſich. Dann umfing Victor die Verlobte. „Ja, Scheiden und Laſſen thut weh!“ ſprach der Graf mit lächelnder Wehmuth, als er das herbe Gefühl der Trennung in Victors edlen Zügen, und die ſittſame Marie unter dem erſten Kuſſe erblaſſen ſah, der nun auch der letzte war. Er wollte ſeinen Kindern über dieſe ſchwere Minute forthelfen und ſetzte hinzu: „Roſalie muß auch ein Lebewohl haben;“ damit öffnete der Graf die Thüre zu dem Zimmer ſeiner älteſten Tochter.

Roſalie hatte ſich etwas erholt. Sie reichte dem Eintretenden die Hand und ſagte ſchwach: „Sie verlaſſen uns, Victor?“

„Ja, liebe Roſalie,“ erwiederte er, „doch ich ſcheide von Ihnen mit dem ſüßen Anrecht auf den Brudernamen.“

Er ſenkte den Blick, als er dieſe Worte ſprach.

„So leben Sie denn wohl, Victor!“ antwortete ſie freier, „mein Bruder Victor!“ wiederholte ſie noch muthiger. Sie drückte ſeine Hand, er zog die ihrige an ſeine heißen Lippen. Durch dieſe Bewegung ſtreifte ſich ein goldner, einfacher Ring von ſeinem Finger und rollte in Roſaliens Schooß. „Der Zufall giebt mir ein Andenken an Sie, und ich darf es mir doch behalten? —“ ſagte ſie mit ſichtlicher Freude, und einem Blicke, der trotz ſeiner Trübſeligkeit ihn doch in die Tiefe ihres Herzens bis auf den Grund ihrer Leiden ſchauen ließ. —

Victor antwortete nicht; ein ſonderbares Gefühl berührte ihn. Er drückte nur einen ſtummen, warmen Kuß auf ihre Hand und wendete ſich dann zum Abſchied.

Schwerlich durfte wohl jemals einer Braut ſeltſamer zu Muthe geweſen ſein, als Marien im Laufe dieſer Stunden. Sie wußte nicht, wie ihr geſchehen war. Als erwache ſie aus einem ſchweren Traume, kam Marie zu ſich ſelbſt; doch fühlte ſie ſich erleichtert, daß Victor nun fort wäre. Mit dem Prediger war all ihr Muth geſtorben und zaghaft verſank ſie in Aengſten und Bangen. Sie fühlte ſich allein. Roſaliens Ohnmacht war ihr auf das Herz gefallen, und das letztere Benehmen ihrer Schweſter gab ihren früheren Vermuthungen neuen Raum.

„Gott! wenn es dennoch wahr wäre!“ ſagte ſie ſinnend zu ſich ſelbſt, „wenn Roſalie Victor liebte? Wenn ſie die Kraft, welche ihr blühender Körper einbüßte, im Wahn des jungfräulichen Stolzes darauf verwendet hätte, uns zu täuſchen? Wenn ich die Urſache dieſer Zerrüttung wäre? O ich Unglückliche dann! —“

Jetzt ergriff ihre Phantaſie eine andere Vorſtellung. Der Prediger war todt. Seine Effecten wurden mit Ausnahme der Bibliothek und einiger werthen Sachen aus dem Nachlaſſe der ſeligen Auguſte, nach dem letzten Willen des Verſtorbenen, verkauft, und der Ertrag dafür an Benno geſendet. Jede anhängliche Beziehung war alsdann gelöſt, und Benno dieſem Orte, dieſem Hauſe ein Fremdling, der kein anderes Anrecht, als das der Erinnerung daran hätte.

„So wäre Deine Ahnung alſo erfüllt, guter Benno!“ ſagte ſie bei dieſen Betrachtungen zu ſich ſelbſt, „und ſchwerlich dürfteſt Du Dich ſehnen, hierher zu kommen! Der Schauplatz unſerer jugendlichen Freuden, unſerer Liebe iſt verödet, und nur in dem Raume einiger theuren Gräber finden wir den Boden der Heimath noch. Und niemals ſollte ich Dich wiederſehen?" fragte ſie ſchmerzlich. „O doch! doch!" Marie hob das thränende Auge gen Himmel, als würde es erſt dort geſchehen.

Der Tag verging leidlich; doch gegen Abend fühlte Roſalie ſich kränker und mußte zu Bette gebracht werden. Graf Goldin wollte noch ſpät den Arzt rufen laſſen, allein Roſalie hinderte ihren Vater, es zu thun. Sie hoffte die Nacht nach der großen Erſchöpfung recht ſanft zuzubringen und drang darauf, daß die Ihrigen ſich zeitig entfernen möchten, des Schlafes zu genießen.

Als Marie ihre Schweſter ſchlummernd glaubte, ſchlich ſie leiſe herbei und vermochte die Jungfer ihr das Wachen zu überlaſſen. Roſalie lag in flammender Hitze; ihr Mund brannte trocken. Ihr ſchönes Geſicht verzog ein irres Lächeln, und haſtig flüſterte ſie Worte, welche der lauſchenden Wächterinn das verſchloſſene Geheimniß ihres Buſens enthüllten. — Sie redete Victor an, ſie ſchilderte ihm, was ſie leide. Sie ſagte ihm, daß ſie ſeinen Trauungstag nicht überleben werde — und machte ihm Vorwürfe wegen ſeiner Untreue. Alle ihre Gedanken kamen dahin zurück, daß Marie die Störerinn ihres Glückes geweſen ſei und daß das Daſein dieſer Schweſter ſie unglucklich mache. —

Mit unſäglicher Angſt hatte Marie jeden Laut von Roſaliens Lippen vernommen; in ihrer Seele war es fürchterlich hell, wie Feuerſchein geworden. Als das Frühlicht zu ſchimmern begann, ging Marie behutſam von dem Lager ihrer Schweſter hinweg und weckte das Mädchen. „Setze Dich nur wieder an Deinen Platz, Eliſabeth!" ſagte ſie, „die Kranke ſchläft — aber kein Wort von Dir, verrathe jemals, daß ich wachte." Die Zofe verſprach zu gehorchen.

Marie ſchlich mit wankenden Schritten nach ihrem Zimmer. Sie fühlte ſich ſelbſt todtmatt und müde. Der erſte, blaſſe Sonnenſtrahl zitterte an der Wand hin und beleuchtete eine Mater dolorosa. Auch Marie fühlte ihre weiche Bruſt von ſieben Schwertern durchbohrt, ihr Herz aus tiefen Wunden bluten. „Ach!“ jammerte ſie leiſe, „warum mußte doch mein Leben, mein ſtilles Leben, für Jemand, und noch dazu für ein ſo nahes, theures Weſen, als Roſalie mir iſt, verderblich werden? — So hat Victor denn früher Roſalie geliebt, und vertauſchte nur in männlicher Wechſelſucht die eine Schweſter mit der andern? — Warum mußte ich trennend zwiſchen Herzen treten, die ſich gefunden hatten? — Wäre ich jetzt noch im Pfarrhauſe und hieße Marie Waller ſtatt Gräfinn Goldin, ſo käme Benno, die verwaiſete Schweſter abzuholen. Sein ſchützender Arm umſchlänge mich — hier erfaßt mich die Sünde. Ich tödte die holde, freundliche Roſalie, ihre Krankheit iſt mein Werk. Wenn ich weit weg von hier könnte, würde ihr Ruhe und Freude wiederkehren.“

Jetzt hörte Marie den Glockenzug in dem Zimmer ihres Vaters. Sie trat gleichzeitig mit dem Kammerdiener ein, und gab Bericht über Roſaliens Befinden. Marie beſchwor ihren Vater nach dem Arzte zu ſenden, und der Graf gab ſogleich Befehl dazu. Er ſah ſeine Tochter befremdet an, deren Geſicht die Spuren der Nachtwache trug.

„Du ſelbſt biſt krank, meine Marie,“ ſagte er theilnehmend und gütig, und Marie, von dieſem Tone überwältiget, ſchmiegte das bethränte Geſicht innig an ſeine Bruſt. Er erſchrak, doch Marie nahm ſich zuſammen, und erinnerte ihren Vater an alles, was ſeit geſtern auf ſie eingeſtürmt ſei. —

Nach einigen Stunden langte der Arzt an. Als er aus dem Wagen ſtieg, ſprengte ein Reiter auf den Hof; es war Baron Wollrand, welcher den Grafen um eine geheime Audienz erſuchen ließ. Graf Goldin empfing den werthen Gaſt, und Marie begleitete den Doctor zu ihrer Schweſter. Roſalie ſaß, nachdem die niedlichſte Kranken-Toilette vorüber war, aufrecht im Bett; ihr Geiſt hatte ſeine Herrſchaft wieder erlangt, und ſie antwortete ſehr beſonnen auf die Fragen des Arztes. Als das lange Examen zu Ende war, der Doctor die nöthigen Verordnungen getroffen hatte, und ſich nun beurlaubte, folgte Marie ihm in ein anderes Zimmer, wo ſie ihn freundlich bat, ihr ſeine aufrichtigſte Meinung von der Kranken zu ſagen.

„Wenn meine Anſicht die richtige iſt,“ erwiederte der erfahrene, alte Mann, „ſo iſt das Gemüth der gnädigen Gräfinn kränker als ihr Körper, und bei meinem redlichſten Bemühen, die geſunkenen Kräfte des letzteren heben zu wollen, dürfte der Fortgang ihrer Beſſerung nur ſehr langſam ſein, wenn die innere Urſache nicht gehoben werden kann, was freilich außer dem Bereich meiner Kunſt und Wiſſenſchaft liegt.“

„Und könnte dies Uebel tödtlich werden?“ fragte Marie in ängſtlicher Spannung.

„Allerdings!“ entgegnete kaltblütig der Arzt, „wenn die Quelle des Grams der gnädigen Gräfinn nicht aufgefunden und verſtopft werden kann, ſo lebt ſie in einem halben Jahre nicht mehr; ihr Nervenzuſtand iſt ſehr zerrüttet.“

Marie erbebte; es war, als hätte ſie ihr eigenes Todesurtheil ausſprechen hören. Sie erſuchte den Arzt, dieſe Anſicht ihrem Vater zu verſchweigen, weil dieſer allzubeſorgt ſei, und der Arzt verſprach es.

Kurz darauf trat Graf Goldin in das Krankenzimmer. Er richtete lächelnd Roſalien Grüße vom Baron Wollrand aus, der eben bei ihm geweſen und gern ſelbſt mitgekommen wäre, wenn er (der Vater), dies nicht verweigert hätte, da Roſalie vor allem Ruhe bedürfte.

„Ja, die bedarf ich wirklich, mein Vater,“ ſagte Roſalie mit Nachdruck, „und am meiſten vor dem Baron. —“ „Er hat mich um Deine Hand gebeten —“ antwortete der Graf beſtürzt.

Roſalie verſicherte ihrem Vater ganz ruhig, ſie werde den Baron nicht heirathen und ſich niemals vermählen. Der Graf ſtutzte. „Wie, Roſalie? Du ſprichſt im Fieber! —“

„Nein, mein Vater,“ erwiederte Roſalie kalt, „niemals nehme ich den Baron.“

Marie gab ihrem Vater verſtohlen einen Augenwink, daß er ſchweigen möchte; der Graf entfernte ſich verſtimmt und mit unterdrücktem Aerger.

Roſaliens Krankheit blieb dieſelbe. Ein ſchleichendes Fieber, das täglich kam, nahm ihre Kräfte zuſehends mit. Marie fing an, dem Arzte zu glauben. Eine folternde Angſt bemächtigte ſich ihrer, ſie ſah ſich als Roſaliens Mörderinn an. Es war ihr oft, als riefen ihr hülfreiche Mächte, rettende Stimmen in der Ferne, als müſſe ſie hinweg, und alles würde ſogleich beſſer werden.

Sie hatte an die Baroninn Lozzo geſchrieben, und dieſe erſucht, nach Wahlſen zu kommen, weil ſie und ihr Vater ſich von ihrer Erſcheinung die günſtigſte Wirkung auf die kranke Roſalie verſprächen. — In dieſem ehrerbietigen Briefe bezog ſich auch nicht eine Wendung auf Mariens Verhältniß zu ihrer künftigen Schwiegermutter; jedes Wort drückte nur die herrſchende Sorge um Roſaliens Zuſtand aus.

Die Baroninn fühlte ſich davon gerührt, und es gefiel ihr ſehr, daß Marie in ſchweſterlicher Bekümmerniß ſo wenig an ſich ſelbſt dächte. Sie folgte ohne Verweilen dem Rufe nach Wahlſen. Bei ihrer Ankunft daſelbſt überreichte ſie Marien ein Schreiben von ihrem Sohne; doch Marie wagte kaum es zu leſen.

Aber wie erſchrak die Baroninn, als ſie Roſalie erblickte! Nur der Schatten des einſt ſo vollblühenden Lieblings ſtreckte ihr die welke Hand vom Lager entgegen. Sie ſchrie laut auf vor ſchmerzlichem Erſtaunen. Die Berichte über den Verlauf der Krankheit, der Umſtand, daß Roſalie beſtimmt und wiederholentlich den Baron ausgeſchlagen habe, ein einziger Fieber-Paroxysmus überzeugten die Baroninn ſehr bald, daß ſie Roſalien Unrecht gethan, und daß getäuſchte Liebe zu Victor dieſe ins Grab ſtürze. Sie zürnte heftig gegen ihren Sohn, ſie hätte am liebſten der armen unſchuldigen Marie Vorwürfe gemacht, wenn dieſe nicht ſelbſt ein Bild des Leidens geweſen wäre. Der Arzt vertröſtete auf das nahe Frühjahr, und verordnete, ſo bald die Jahreszeit es erlauben würde, den Gebrauch des nämlichen Bades, welches die Baroninn in Victors und Roſaliens Geſellſchaft voriges Jahr beſucht hatte.

So wenig auch Graf Goldin den wahren Grund der herrſchenden Verſtimmung in ſeinem Hauſe kannte, ſo ſehr empfand er ihn doch in dem Einfluſſe, den ſie auf ihn ſelbſt übte. Es war ihm unbehaglich zu Muthe, ob auch der düſtere Winter nun verſchwunden war, und der lieblichſte Sonnenſchein Gefühle des verjüngten Lebens weckte. Er folgte dem Zuge hinaus, ſein Pferd trug ihn in die Weite.

während er die Gedanken in jene Gegenden ſchweifen ließ, deren ſüdliche Milde die Wunden ſeiner Seele einſt geheilt, in denen er ein neues Glück gefunden hatte. Dort ruhete Clotilde! Und Myrten, die Blüthe der Liebe! beſchatteten ihr fernes Grab.

Er ſeufzte in tiefer Sehnſucht, und erwog ſinnend, wie wenig Freuden ihm doch von jeher der Aufenthalt in Wahlſen gegeben. „Es geht ein finſterer Geiſt durch dieſes Haus —“ dachte der Graf mit einem trüben Blicke nach dem Schloſſe; und — „ſchleunig will das Schickſal mit uns enden —“ dieſen Nachſatz jener Worte eines liebenswürdigen Dichters unſerer Nation fühlte der Graf in einer dunklen Ahnung des ſeinigen.

Eines Morgens befahl der Graf ſein Pferd zu ſatteln; er wollte einen Ritt in den Forſt machen. Marie hörte den Befehl, ſie drang ängſtlich in ihrem Vater, daß er heute daheim bleiben möchte. „Warum?“ fragte der Graf mit ſcharfem Tone, und blickte ſeine Tochter mit großen, klaren Augen an. Marie geſtand ihm erröthend, ihr ſei unſäglich bange, eine innere Stimme verkünde ihr Unglück, und ſie wiſſe vor Angſt ihres Bleibens nicht. Der Graf lächelte mitleidig dieſer krankhaften Einbildung und ſprach: „Gehe ein wenig in die freie Luft, Marie! Auch mir iſt es enge um die Bruſt, darum will ich fort. Und ſomit lebe wohl, mein Kind!“ Er küßte ſie flüchtig auf die Stirne, hob den Fuß in den Steigbügel und verſchwand; Marie ſah ihrem Vater traurig nach.

Noch war keine Stunde verſtrichen, als der Jäger, welcher den Grafen begleitet hatte, todtenbleich in den Hof ſtürmte und in verworrenem Geſchrei um Hülfe rief.

Marie ſtürzte hinab; die einzelnen Worte, welche ſie vernahm: Der Herr Graf — ein Schlagfluß — bei der großen Eiche — ein Wagen — ſagten ihr alles.

Das Geſinde eilte voran, der Wagen wurde in fliegender Eile beſpannt, und Marie, im leichteſten Morgengewand mit aufgelöſtem Haar, von dem alten, zitternden Verwalter hineingehoben. Man kam auf dem Platze an, wo den Grafen ſein Schickſal ereilt hatte. Da lag er, der in Geſundheit und Vollkraft noch vor einer Stunde ſein Roß beſtiegen, ſchon halb entſeelt in den Armen eines Bauern, der im Vorübergehen zu der traurigen Ehre kam, ſeinem Gutsherrn dieſen letzten Dienſt zu erweiſen. —

Sein treues Pferd ſtand unangebunden ſtill, und hielt die klugen Augen, als nähme es bewußten Theil an dieſer Todesſcene — unverwandt auf die bleichen Züge des Sterbenden gerichtet.

Marie warf ſich im Ausbruche des heftigſten Schmerzes über ihren Vater. Sie rief den entfliehenden Geiſt mit herzzerreiſſenden Tönen an; aber der Tod iſt taub für die Klagen der Liebe. Noch einmal regte der Graf die Hand, als wolle er ſie heben, vielleicht um Marie zu ſegnen — ſein Mund zuckte, ein leiſer Seufzer brach hervor. Er war hinüber, und die Eiche rauſchte über ſeinem Leichnam.

Unbeſchreiblich war die Verwirrung, welche durch dieſen unerwarteten Fall in Wahlſen entſtand. Selbſt die Baroninn, allzubetäubt von dem jähen Schrecken dieſes Verluſtes, fühlte ſich von der Geiſtesgegenwart verlaſſen, die ihr ſonſt in außerordentlichen Vorfällen ſtets zu Gebote ſtand. Sie ſendete ſogleich nach ihrem Gemahl, denn ſie ſah ſich und ihn bereits als die nächſten Freunde der beiden jungen Gräfinnen an, welche ihren Vater nur gefunden hatten, um ihn zu verlieren.

Roſalie war zu krank, Marie zu betrübt, um thätig in das ſtockende Getriebe der häuslichen Regierung eingreifen zu können. Auch waren ſie ihrer heimiſchen Lage noch immer fremd, und jene unbefeſtigten Fäden des geſchwiſterlichen Zuſammenhanges hatte nun der Tod ſchnell zerriſſen.

Seltſam war es jedoch, daß dieſes traurige Ereigniß eine gewiſſermaßen ermunternde Wirkung auf Roſalie hervorgebracht hatte. Ihr war dieſer Vater wenig mehr geweſen, als ein Störer ihrer ſchönſten Hoffnungen, um ihn mit aufrichtigen Thränen beweinen zu können.

Dazu kam, daß die Baroninn ihr jetzt ganz wieder die liebevolle Mutter war, welche ſie Roſalien ſtets geweſen; ein Augenblick der Schwäche hatte ihr das Geſtändniß ihrer Liebe, als die Urſache ihrer Leiden entlockt, und ſeitdem waren ſie inniger verbunden als jemals.

Der alte, ehrwürdige Verwalter, ein treuer Diener ſeines Herrn! hatte indeß für alles geſorgt, an alles gedacht. Er traf die erforderlichen Anſtalten zu der ſchicklichſten Beſtattung des Grafen, und erhielt durch zweckmäßiges Verfahren und durch ein ſtrenges Beiſpiel die Ordnung des Ganzen und der Dienerſchaft im Gleiſe ihrer Pflichten. Er ermahnte ſie zur ſtillen Uebung der gewohnten Weiſe, wie es ſich in einem Trauerhauſe zieme, und daß — nach den Worten der Schrift — kein Titel vom Geſetz ihrer treuen Schuldigkeit fallen dürfte, bis daß der junge Herr käme, unter dem er Victor, den verlobten Bräutigam der jüngſten Comteß, gemeint wiſſen wollte.

Doch Marie, die arme Braut, fühlte ſich allein in ihrem Schmerz. Der Tod hatte die ſtarke Säule zerbrochen, an welche ſie ſich liebend und ſchutzbedürftig gelehnt, und ſie empfand ihre wankende Stellung, ihre Verlaſſenheit in der öden, weiten Welt, worin ihr nur ein einziger Freund noch lebte, und dieſes mitfühlende Herz ſchlug fern. An Victor, oder vielmehr an eine Verbindung mit ihm, dachte ſie gar nicht mehr; dagegen ſtieg oftmals der Gedanke in ihr auf, wie in die, durch den Tod des Vaters entſtandene Lücke ſich nun Roſaliens Geſchick hätte fügen können, wenn ſie nicht dem Glück ihrer Schweſter hinderlich wäre. Dieſer Gedanke übte eine vertreibende Gewalt auf Marie. Sie hätte ſich wie durch einen Zauberſpruch hinwegrücken mögen. Dahin wirkte noch Roſaliens Benehmen und manche bittere Gloſſe der Baroninn, welche den Rand von Mariens Verhängniſſe beſchrieb; denn an das Aeußerſte war ſie gekommen.

Nach allen Stürmen ſeines vielbewegten Lebens ſchlief nun der Graf in Frieden; der Frühling erwachte über ſeiner Gruft, und feierte die große Auferſtehung der Natur. Die Bäume bedeckten ſich mit Laub, die Vögel ſangen luſtig in den Zweigen, der Buſen jeder Blume ſchwoll, und die Blüthen taumelten nach kurzem Prangen, verweht von den Lüften.

Mariens einſame Thränen rollten auch zur Erde. Ihr weckte das Lied der Nachtigall nur klagende Gefühle. Ein tiefes Leid wohnte in ihrer Seele, und gab keiner Hoffnung Raum.

In einer ſchlafloſen Nacht trat zuerſt die dunkle Vorſtellung an ihr Lager: wie, wenn ſie dieſen Ort heimlich verlaſſen und ſich frei machen könnte, von drückenden Beziehungen? Dann wäre ihr, dann wäre aber auch Roſalien geholfen. Rang und Reichthum hatten keinen bindenden Reiz für Mariens beſcheidenes Gemüth. Sie beſaß einen werthvollen Schmuck und eine kleine Sparcaſſe, hinreichend ſie vor dem erſten Mangel zu ſchützen; ſie war ſich einiger Talente bewußt, von denen im Nothfall ein ernährender Gebrauch zu machen wäre.

Zwar erſchien ihrem wohlgeordneten Sinne der Vorſatz zu entweichen, in welcher Abſicht er auch gefaßt würde, als ein verzweifeltes Unternehmen, das allerdings nur ein letztes Mittel ſein müßte: aber Marie ſah ſich nur zu bald auf dieſen Punct gedrängt. Sie ſeufzte oft zu Gott: „Leite, mein Herr und Hort! meinen Willen nach Deinem Wohlgefallen! Erleuchte mich, daß ich des rechten Pfades nicht verfehle!“ Doch der Gedanke zu entfliehen, wich dieſem frommen Anrufe nicht. Aber wohin ſollte Marie ſich wenden? Sie war ja ein Fremdling in der Welt. Da fiel ihr die Oberförſterinn, des Predigers Schweſter, ein. Die Einöde, in welcher dieſe Familie wohnte, dicht an der Grenze, war ganz geeignet für ſolchen Plan. Marie gedachte der Liebe dieſer guten Frau, ſie bewahrte jeden Beweis wohlwollender Güte in trauter Erinnerung und dankbarem Andenken. Marie wollte an die Oberförſterinn ſchreiben, ihr die peinliche Lage, worin ſie ſich befinde, aufrichtig entdecken und ſich ihrem Schutze empfehlen; aber der Brief konnte verloren gehen, und die Vorſicht rieth ihr, ein ſo wichtiges Geheimniß nicht dem Spiel des Zufalls anzuvertrauen.

So ſchwankte Marie in ihren Entſchließungen, indeß ihr Betragen gegen die Baroninn und Roſalie doch einen Haltpunct der Ruhe gewonnen hatte. Sie duldete mit Sanftmuth, daß man ihr kalt begegne, und ſie in manchem natürlichen Anſpruche zurückſetzte; wußte ſie doch, daß es in ihrer Macht ſtehe, ihnen verwelkte Hoffnungen wieder aufzurichten, und dieſe feindſelige Geſinnung zu beſchämen; denn Marie glaubte mit Zuverſicht, Victor würde ſich dem liebſten Wunſche ſeiner Mutter nicht weigern, wäre ſie (Marie) nur erſt ganz für ihn verloren. —

Die überaus günſtige Witterung, das Dringen des Arztes nebſt dem Bedürfniß der Erholung beſtimmten endlich Roſalie, ihre Abreiſe nach jenem Badeorte zu zeitigen.

Die Baroninn, welche ſich noch immer in Wahlſen befand und in dem Schloſſe dieſer verwaiſeten Töchter edler Herkunft die Ehren des Hauſes verſah, war entſchloſſen, ihren Liebling auch dahin zu begleiten. So dünkte es Marien nicht mehr Pflicht, daß ſie mit ihrer Schweſter müßte. Auch wurde von ihrem beliebigen Wollen keine beſondere Notiz genommen. Als ſie daher ſchüchtern äußerte, ſie würde, wäre es ihr vergönnt — lieber in Wahlſen bleiben — fand dieſer bittende Wunſch ein geneigtes Gehör. Man ließ Marie gewähren, ohne ſich weiter um ſie zu kümmern.

So kam der Tag näher, an welchem die Damen abreiſen wollten, und Marie wurde unruhig. Jetzt, nah am Ziele, erſchien ihr das Gewagte ihres Unternehmens unter allen Schreckniſſen einer ungewiſſen Zukunft. Dann wankte ihr Vorſatz, bis Roſaliens Bläſſe, der Baroninn Trübſinn und finſterer Kummer ihn aufs neue befeſtigten.

Als Roſalie ſich ihrer Schweſter zum Abſchied näherte, preßte Marie ſie krampfhaft in ihre Arme, und küßte mit trocknen, heißen Lippen den ſchönen Mund, der über ſie geſeufzt. „Lebe wohl, meine liebe Schweſter!“ ſagte Marie in Thränen ausbrechend, und mit einem Tone, der ein Anklang der Beſtimmung war, für immer zu ſcheiden.

Die Baroninn fühlte ſich ſeltſam davon ergriffen. „Mein Gott, Kinder!“ ſagte ſie, ſich dieſes ahnenden Schauers zu erwehren, „es iſt ja nicht für eine Ewigkeit, daß wir uns trennen. Auf Wiederſehen denn!“ Sie umarmte Marie, und trieb Roſalie fort, der ein warnendes Gefühl den Schritt über die heimathliche Schwelle erſchwerte. „Wir hätten Marie doch nicht ſo allein zurücklaſſen ſollen —“ ſagte Roſalie; da ſie mit bangem Zögern in den Wagen ſtieg. „Jetzt iſt es zu ſpät es zu ändern.“ antwortete die Baroninn, und der Wagen rollte dahin.

Nun ging Marie ernſtlich über die Art und Weiſe ihres Entkommens mit ſich zu Rathe. Sie wählte, ſie verwarf, ſie entſchloß ſich — ſie zagte wieder. Ein Tag nach dem andern ſchwand vorüber. Mariens Kammermädchen bat weinend um die Erlaubniß, ihre kranke Mutter, welche nach der entfernten Tochter verlange, beſuchen zu dürfen, und Marie bewilligte es ſogleich. Sie lehnte andere Dienſte mit der Verſicherung ab, daß ſie ſehr wenig Aufwartung bedürfe. Die betrübte Zofe ſolle ruhig ihrer Mutter pflegen bis ans Ende der Krankheit, oder jenes gefährdeten Lebens.

Jetzt war Marien ihre Flucht völlig frei gegeben; aber noch ſäumte ſie — bis mit der Entſcheidung ihr auch der Muth von Oben kam. Es langte ein Schreiben von dem Rittmeiſter an, worin er der Braut ſeine nahe Ankunft meldete. Ein Ereigniß hatte ſeine Wünſche begünſtiget und es ihm möglich gemacht, ſich einen Urlaub auf unbeſtimmte Zeit auszuwirken. Der Brief athmete Gluth — aber Marie erſtarrte unter dem Leſen. Sie blickte nach dem Datum — und am dritten Abend von dieſem Tage, wo ſie das Schreiben empfing, konnte Victor in Wahlien ſein.

Dies gab den Ausſchlag. Marie brachte die Nacht ſchlaflos zu, und rang im heißen Gebete zu Gott um Kraft und Stärke. Früher noch als die Sonne war ſie auf, und ordnete den Tag über ihre Angelegenheiten. Ihre Hände zitterten, jede Nerve bebte in höchſter Spannung. Morgen wollte Marie fort. Mit fliegender Hand ſchrieb ſie an Victor folgendes Billet:

„Mein theurer Freund!

Wenn Sie, anſtatt meiner, heute nur dieſe Zeilen finden, o! ſo beſchwöre ich Sie bei der Liebe, welche Sie mir weiheten, und die zu erwiedern nicht mehr in meiner Gewalt ſtand, verfolgen Sie eine Unglückliche nicht, die ein mächtig gebietendes Geſchick von hinnen treibt. — Fürchten Sie nicht, mein Freund, daß die Furien mit mir ſind; nein! ein Engel begleitet mich, der Engel des guten Bewußtſeins, der auf Gottes Geheiß die Pfade der Unſchuld ſchirmt. Leben Sie wohl, Victor! Möchten Sie einen heißen Wunſch, den Ihnen nur mein Geiſt zuhauchen, nicht aber meine Feder ſagen darf, in Erfüllung bringen, dann — würde meine Erinnerung an Sie nur froh und beſeligend ſein.

Marie.“

Haſtig ſiegelte Marie, denn ein innerer Drang trieb ſie zu eilen. Der ſchönſte Abend kam. Marie ging nach dem Kirchhofe, die Gräber der Ihrigen noch einmal zu ſehen. Hier kühlte ein Hauch der Ruhe ihre angſtheiße Wange. Sie vergoß ſanfte Thränen, ſie pflückte einen Strauß wilder Veilchen, dieſer theuren Aſche entblüht.

Die Feierglocke fing an zu tönen, fromme Schauer rührten an Mariens Gefühl; ihr war wie in der Kirche, und als ſegne ſie der Geiſt des geliebten Lehrers zum letzten Abſchiede von dieſer Stätte des Friedens.

Da rollte ein Wagen näher und näher, und hielt. „Wenn es Victor wäre!“ dachte Marie mit Entſetzen; es führte jedoch keine Straße an den Kirchhofe vorüber. Jetzt knarrte das Pförtchen — Marie trat in ſcheuer Erwartung hinter das Monument, ſie bebte ſo heftig, daß ſie ſich daran halten mußte. Sie glich in dieſer Stellung dem blaſſen Genius des Todes. Eine ältliche Frau im Reiſeanzuge kam mit langſamen Schritten grade auf den Platz zu, wo Marie bangte. Die Fremde ſtarrte das ſchöne, bleiche Bild an, das ihr doch wohl nicht von Marmor ſchien — Marie aber erblickte die Hülfe Gottes in ſichtbarer Geſtalt! — Es war die Oberförſterinn, welche von einer Geſchäftsreiſe zurückkommend, dieſen Umweg gemacht hatte, um die Grabſtätte ihrer hier ruhenden Lieben zu beſuchen.

Marie hing an ihrem Halſe, und brach in heftiges Weinen aus. „Mein großer Gott! Gräſinn! Sie — Sie ſind es wirklich? Gewiß iſt Ihnen ein Unglück geſchehen! —“ ſagte erſchrocken die gute Frau, welche nicht wußte, was ſie von dieſem Anblick denken ſollte.

„Gott wird mich retten — er ſendete mir Sie in dieſer Noth!“ ſtieß Marie ſchluchzend hervor.

Eine kurze Erklärung erfolgte, die freilich der Oberförſterinn nicht genügte, um ſich mit einer ſo großen Verantwortlichkeit zu befaſſen, daß ſie Marie heimlich mit ſich nähme. Aber das Flehen des geängſteten Mädchens rührte ſie tief in der Seele, und nach ihren Begriffen fürchtete ſie zuletzt, Marie könnte ſich wohl ein Leid anthun, wenn ſie dieſem verzweiflungsvollen Zuſtande überlaſſen bliebe.

So willigte ſie endlich ein, die junge Gräſinn zu entführen, und hoffte mittlerweilen bei ſich ſelbſt, es würde wohl ein Ausweg zu finden ſein. Sie verſprach Marien, hier zu warten, bis dieſe von einem flüchtigen Gange in das Schloß zurück wäre, wo ſie ſich ihre werthvollſten Sachen, die ſchon compendiös gepackt, bereit lagen, holen wollte. Marie wußte nun, daß ein ahnender Geiſt heute ihr Treiber geweſen wäre.

Die Oberförſterinn hatte indeß, als Marie fliegenden Fußes wiederkehrte, ihren Reiſeplan den eingetretenen Umſtänden nach geändert. Sie wollte einen anderen Weg einſchlagen, den größten Theil der Frühlingsnacht fahren, und erſt gegen Morgen ſich und ihrer Begleiterinn eine längere Raſt gönnen. Die ſtarken Pferde, welche nicht längſt ausgeruht, würden es ſchon aushalten, meinte ſie. Es dämmerte tiefer, der Mond ſtieg herauf, und goß ſein ſchimmerndes Silber auf die duftende Erde.

Marie ſaß ſchweigend, ſtarren Blickes ſah ſie nach dem Schatten des rollenden Wagens hinaus. Die Natur und ihre nächtliche Stille behauptete endlich auf Mariens erſchöpfte Kräfte ihr Recht. Sie ſchloß die Augen und entſchlief, ohne die Hand der Oberförſterinn, die ſie krampfhaft gefaßt hatte, loszulaſſen. Aber dieſer Schlummer war nicht ruhig. Marie ſeufzte ſchwer und zuckte oft auf, als erſchräke ſie im Traume. Der Oberförſterinn, ahnete nichts Gutes. Sie wollte das Mädchen aus dieſem unerquicklichen Schlafe wecken; doch Marie ſchlug das Auge auf, ohne einen Gegenſtand zu erkennen, und ſchloß es ſogleich wieder. So ging es fort, bis der Morgen tagte. Der Weg führte in das höhere Gebirge, in immer dichtere Waldungen hinein, und die Oberförſterinn, ſelbſt der Ruhe bedürftig, ließ vor einem einſamen Wirthshauſe halten. Mariens Wangen flammten wie die glühende Aurore, welche Purpur ſtrahlte, und die Oberförſterinn konnte nicht mehr zweifeln, daß Marie krank wäre. Sie trug die zärtlichſte Sorgfalt für das arme, liebe Weſen, und leitete Marie, die keines feſten Schrittes mächtig war, mit ſanfter Hand in ein oberes Stübchen des ländlichen Gaſthofes, wo ein hochgethürmtes Bett zur Aufnahme der Müden ſtand. So ſaß die Oberförſterinn in der bängſten Verlegenheit ihres Lebens, und betrachte Mariens fieberhaften Schlummer. Die Sonne war ſchon hoch am Himmel herauf, als die beſorgte Frau es nöthig fand, Marie zu ermuntern. Sie taumelte von dem fremden Lager, und trank mit Begierde und lechzenden Lippen einige Tropfen Wein; jeden anderen Genuß wies ſie mit Abneigung von ſich.

Dieſer längere Aufenthalt hatte jedoch die Reiſe ſo verzögert, daß dieſer Tag völlig hinſchwand, und der Abend merklich vorrückte, ehe das Ziel erreicht war. Die Oberförſterinn athmete aus gepreßter Bruſt, als ſie ſich im Schatten der heimiſchen Wälder wußte.

Die Luft war ſchwül, trübe Wolken verdunkelten die Helle des Mondes, ein leiſer Donner grollte von ferne. Auf einmal tönte raſcher Hufſchlag in das Ohr der Oberförſterinn. Sie ſpähete zurück, und nahm einen Reiter wahr, der ihrem Wagen folgte. Von Unruhe ergriffen, ſtrebte ſie Marie zu erwecken; es gelang ihr aber nicht. Jetzt trabte der Reiter neben dem Fahrgleiſe; die Oberförſterinn ſchauete ängſtlich aus dem Fenſter des Wagens, in dieſem Augenblick trat der Mond hinter einem Wölkchen hervor, und warf ſein volles Licht auf ihr Geſicht.

„Halt!“ rief die Stimme des Reiters, „halt doch!“ — aber der Kutſcher ließ die Pferde ausreißen. Es war jedoch kein Entkommen, und der Reiter blieb in dem kurzen Wettlaufe Sieger. Er ſprengte mit dem Rufe: „Martin! biſt Du von Sinnen? Du hältſt mich wohl für einen Räuber?“ ganz nahe herzu. Die Oberförſterinn ſchrie vor Freuden — ſie kannte dieſe ſonore Stimme. „Benno! Benno! wäre es möglich? Du ſelbſt?“ Sie ſtreckte die Hand, den lieben Neffen zu erfaſſen, der ihr wie ein Engel erſchien, zum Wagen hinaus. Er küßte dieſe Hand, welche ihm ſo oft voll der mütterlichſten Güte geweſen, und ſprach: „Liebſte Tante! wo kommen Sie her? Ich reiſe zu Ihnen.“

Sie zog ihn nahe, und raunte ihm leiſe Mariens Namen zu, auf eine dunkle Geſtalt neben ſich deutend, die regungslos zu ruhen ſchien. Benno erſchrak heftig. „Gott! Marie hier? Und wie geht dies zu? Sie ſchläft — will ich hoffen.“ Dieſe Worte eilten im unbewußten Drange des Erſtaunens von ſeinen Lippen. Er entledigte ſich ſeines Pferdes und ſtieg in den Wagen. Hier hörte er, was ſich begeben. Er nahm Marie in ſeine Arme, und nannte ſie mit ſüßen Namen. „Sie iſt ſehr krank!“ flüſterte er mit einem ſchweren Seufzer. Marie, betäubt von der Gewalt eines ausbrechenden Fiebers, erkannte ihn nicht, und wendete ſich von dem Angeſicht ihres geliebteſten Freundes.

Jetzt ſchimmerten erleuchtete Fenſter in der Oberförſter-Wohnung durch das Dunkel der Gebüſche; der Wagen langte am erſehnten Ziele an. Ein paar Jäger eilten mit Windlichtern herbei, ihre Hausfrau zu empfangen. Der Oberförſter war nicht daheim und wurde erſt morgen zurück erwartet.

Benno hatte Marie ergriffen und ſie auf ſeinen Armen über dieſe gaſtliche Schwelle getragen. Es gelang ſeinen Bemühungen, ſie zur Beſinnung zu bringen, ſie erwachte unter den Tönen der Liebe. „Du, bei mir, Benno?“ ſagte ſie ſchwach. „Wie iſt Dir, meine theure Marie?“ fragte Benno in Entzücken und Angſt. Marie verſuchte es, ihm ihren Zuſtand zu beſchreiben; aber ſie vermochte es nicht, der matte Strahl des Bewußtſeins war ſchon wieder erloſchen.

Die Oberförſterinn hieß den Jüngling ſich ein paar Minuten entfernen. Dann entkleidete ſie ſelbſt Marie, band ihr den blitzenden Schmuck von Bruſt und Armen, und brachte ſie zu Bett. Hier war ſie nun in Sicherheit! Unter dem Schutze der Freundſchaft und der Treue. Aber ach! es ſchien, als ſollte ſie ihn nur träumend genießen, um ſanfter zu ſterben. —

Marie verfiel in eine gefährliche Krankheit, und ihr ſchönes, jugendliches Leben war hart bedroht. Benno wich und wankte nicht von ihrem Lager, und Gott ſegnete ſeine Kunſt und ließ das Bemühen der treueſten Liebe gedeihen. Marie genas; wie ein wüſter verworrener Traum lagen die Verhältniſſe hinter ihr, durch welche ſie mit Benno wieder vereiniget worden war. Ihm gehörte ihr Leben! Er hatte ſich ein unleugbares Anrecht daran erworben. Sie fühlte nur das Glück, ſich nie mehr von Benno trennen zu dürfen.

Da ſitzen die Liebenden auf einer kleinen Anhöhe, wohin Benno die noch immer ſchwachen Schritte der geneſenen Marie geleitet hat. Sie blicken in die Zukunft, wie in die paradieſiſche Ausſicht, welche ſich vor ihren Augen ausbreitet. Sie verlieren ſich in dem Andenken an ihre idylliſch verlebte Kindheit und frühere Jugend; heiße, dankbare Liebe gegen die Verklärten wallt in ihren bewegten Herzen auf, und ſie geben den fliehenden Wolken Grüße an die theuren Gräber mit. Nichts, nichts fehlt zur Vollendung von Mariens Glück, als die Nachricht, daß der Zweck ihres Entfliehens erreicht ſei, daß Victor und Roſalie ein Paar ſind. Eher will Marie dem Geliebten ſelbſt nicht angehören. —

Benno hatte bereits promovirt und den Doctorhut empfangen. Er kam eben von dieſem Act, und wollte, in der Muße eines längeren Beſuches bei ſeinen Verwandten, mit ihnen über die Wahl ſeines künftigen Wohnortes rathſchlagen, als die Begegnung Mariens ihm Gelegenheit gab, die Kraft ſeiner Wiſſenſchaft an dem theuerſten Leben zu bewähren, und die Richtung ſeiner Wünſche beſtimmte.

So war der Sommer vergangen, die Jagd begann, und die einſamen Forſten waren nicht mehr ſo ſtill wie vorher. Da kam Benno's Geburtstag. Die Oberförſterinn ſchien ſchon ſeit mehreren Tagen ein frohes Geheimniß zu bewahren. Sie drückte zuweilen Mariens Hände, als müſſe ſie einer Freude Luft machen, die ſich gewaltſam hervordränge.

„Morgen wollen wir einmal recht vergnügt ſein, Marie," ſagte ſie, „ich werde, das Wiegenfeſt unſeres Doctors gebührend zu feiern, heute Kuchen backen. Sie helfen mir wohl? Denn eine Hausfrau muß auch das verſtehen." Marie legte freudig und geſchickt Hand an. Als der Kuchen bereitet war, formte die Oberförſterinn Bennos und Mariens verſchlungenen Namenszug von Myrten- und Orangenblättchen darauf, und Marie ſah mit feuchten Augen dieſer ſymboliſchen Verzierung zu.

Als am Morgen des folgenden Tages Benno erwachte, lag ein verſiegeltes Päckchen auf ſeinem Bett. Er riß es auf — ein Zeitungsblatt fiel heraus. Schnell durchlief er es, und fand — o Freude! die Anzeige von Victors und Roſaliens Verbindung. Jetzt erblickte er noch ein Blatt in dem Umſchlage. Es war ein Erlaubnißſchein zur Trauung mit Marie, welche unter dem Namen einer Anna Barden, einer Verwandtinn Bennos, aufgeführt war. Der Oberförſter hatte ſich dieſen Schein zu verſchaffen gewußt, ohne daß ein Verdacht ſeiner verborgenen Wohnung nahen konnte.

Benno eilte nun, Marie aufzuſuchen. Sie ſchwebte ihm entgegen, und ſank in ſeine ausgebreiteten Arme. Er erblickte den jungfräulichen Kranz auf ihrem Haupte und ahnete ſein Glück. —

Tief im Walde ſtand ein kleiner Tempel, welchen der Oberförſter im erſten Jahre ſeiner glücklichen Ehe hatte erbauen laſſen; ein Rund von majeſtätiſchen Eichen umgab ihn. Nur Freudentage waren hier gefeiert, nur der Eintracht geopfert worden. Nie hatten Waller und Auguſte, wenn ſie früher zum Beſuch hier waren, den Wald verlaſſen, ohne an dieſem lieblichen Orte einen ſtillſeligen Tag verlebt zu haben, und die Schatten heiliger Erinnerungen umſchwebten ihn.

Als die Sonne ſich zum Niedergange neigte, flüſterte die Oberförſterinn Marien zu: „Wir gehen nach dem Waldtempel.“ Die kleine Familie, Marie an Bennos Hand, trat den Weg dahin an. Da ſie näher kamen, erhob ſich eine ſanfte Feldmuſik, das Echo antwortete, und der Oberförſter intonirte mit den Worten: „Unſern Eingang ſegne Gott!“ Die Seelen der Liebenden wurden himmelwärts getragen. Der alte, ehrwürdige Geiſtliche des nahen Dörfchens ſtand amtlich angethan mitten im Tempel. Er empfing das Brautpaar mit einer kurzen, aber herzlichen Rede, und ſegnete es ein. Sodann fertigte er den Trauſchein aus, und brachte noch einige Stunden in vergnügter Theilnahme unter dieſen glücklichen Menſchen hin.

Benno und Marie führten nun einen längſt entworfenen Plan aus, und ſchickten ſich zu einer großen Reiſe an, die Benno auch für wiſſenſchaftliche Zwecke zu benutzen gedachte. Er wollte Marien, deren ganze Kenntniß von der Welt ſich auf die heimiſche Scholle und auf den Wald, worin ihr mit dem erneuerten Leben auch die ſchönſte Hoffnung aufgegrünt war, beſchränkte, dieſes Vergnügen, und ſich die Freude daran gewähren, ehe ſein Beruf ihn für immer bände. Die Summe, welche der Graf dem Prediger für Benno geſendet hatte, war noch unberührt, und anſehnlich genug, um mehrere Jahre auszureichen. Benno hatte überdieß eine kleine Erbſchaft von ſeinen Eltern in Rückhalt, und Mariens Schmuck blieb unveräußert.

Als der Reiſewagen vorfuhr, ſank die junge, ſchöne Frau der Oberförſterinn in die Arme; doch ihr Dank war ſtumm, nur ihre Thränen ſprachen ihn aus. Wie anders, als ſie gekommen, verließ ſie dieſe gaſtliche Schwelle! Ihr Geſicht, welches bei jener Kirchhofſcene ein Spiegel der Verzweiflung geweſen war, ſtrahlte heute wie die liebe Sonne unter einem Wölkchen der Wehmuth. Der biedere Oberförſter und ſeine tiefgerührte Frau entließen die Neuvermählten unter tauſend Segenswünſchen.

Ein Jahr war dem jungen Ehepaar auf Reiſen verflogen, als ein Brief des Oberförſters es mit der Nachricht zurückberief, daß der Arzt eines nahen Landſtädtchens, welches nicht weit von Bergwalden (ſo hieß der Wohnort des Oberförſters) entfernt lag, verſtorben ſei. Benno hatte früher davon geſprochen, daß ihm dieſe Stelle erwünſcht wäre. Er war dieſer Meinung geblieben, und beſchleunigte die Heimreiſe. Ihre Ankunft war ein Feſt des Wiederſehens und der Freude. Der Oberförſter war im Voraus für Benno thätig geweſen, und hatte ein bequemes Haus mit einem freundlichen Garten für ihn in Kauf. Benno fand hinſichtlich ſeiner Niederlaſſung an jenem Oertchen ihm Mehreres zu danken, und konnte bald darauf den neuen Wohnſitz ohne Schwierigkeit beziehen.

Marie beſchränkte ſich auf den Umgang ihres Gatten und auf die Familie des Oberförſters. Sie vermied ſorgfältig, beinahe ängſtlich, jede Bekanntſchaft. Man wurde es endlich gewöhnt, dieſe Menſchen außer allem Zuſammenhange mit der Welt ihr beneidenswerthes Stillleben führen zu ſehen.

Benno wirkte mit Segen in ſeinem Berufe, das Glück ſeiner Curen wurde weit und breit geprieſen, und in kurzer Zeit beteten ihn die Bewohner jener Gegend als ihren Schutzgott an.

Am vierten Jahrestage dieſer Ehe gebar Marie ihrem Benno eine Tochter, und nun hatten ſie keinen anderen Wunſch mehr, als daß ihr Glück von Dauer ſein möchte. Marie nannte ihr Kind Clara Auguſte. — Benno und Marie ſuchten die Götter, welche eine zu große, ungetrübte irdiſche Seligkeit der Menſchen als ein Verbrechen rächen, durch die Demuth, die furchtſame Stille, in welcher ſie es genoſſen, zu verſöhnen.

Achtzehn Jahre waren ſeit der Geburt Clara's verſtrichen. Die Rieſen des Waldes ſtanden noch; aber ein anderes

Geſchlecht waltete in des Oberförſters Hauſe. Mariens Blüthen waren verwelkt — doch ihr Liebreiz, der Abglanz ihrer ſchönen Seele, verklärte ſie dem Auge ihres Mannes noch immer.

Jetzt brach jener furchtbare Krieg aus, unter deſſen ſchwerer Geißel Millionen bluteten; auch Marie und Benno ſollten als ſeine Opfer fallen.

Jenſeits des Städtchens, nur durch ein kleines Gehölz davon entfernt, lag ein Dorf, Eſchenthal genannt. Am Ende deſſelben, in der lieblichſten Einöde der Natur, hatte Benno vor langen Jahren eine Beſitzung gekauft, und an die Stelle einer morſchen Hütte ein wohnliches Gebäude aufgeführt. Hier lebte Marie den größten Theil des Jahres, hier erzog ſie Clara, hier erholte ſich Benno von dem Mühſal ſeines Berufs. — Als nun die Furie des Krieges ſich auch dieſem friedlichen Aſyl verheerend näherte, flohen voll Furcht und Schrecken die meiſten Einwohner des Dörfchens; nur Marie und ihre Tochter blieben ruhig, dem Schutze Gottes und ihrem vorſichtigen Benehmen vertrauend. Benno zog jetzt ganz zu ihnen heraus, und fuhr des Tages mehrere Male zur Stadt, die Lazarethe zu beaufſichtigen. Ein hitziges Gefecht ereignete ſich nicht weit von Eſchenthal. Kaum waren die Sieger im Verfolgen des Feindes begriffen, als auch Benno mit den Chirurgen des Städtchens auf den Wahlplatz eilte, den Verwundeten beizuſtehen.

Unter den Todten lag ein junger Officier, an welchem Benno noch ſchwache Spuren des Lebens wahrzunehmen glaubte. Seine Wunden waren jedoch ſehr bedeutend. Er ließ ſogleich den gänzlich Bewußtloſen auf eine Bahre legen und nach ſeinem Landhauſe tragen. Marie und Clara ſahen den traurigen Zug kommen, ſie eilten ihm entgegen, und empfingen das blutende Vaterlandsopfer mit Thränen des Mitleids. Benno ließ die Bahre unter den hohen Bäumen vor ſeinem Hauſe niederſetzen, und ſchnell ein Zimmer für den ohnmächtigen Gaſt einrichten. Obgleich das hintenüberhangende Geſicht mit Leichenbläſſe bedeckt war, und ſein Auge von der bleiernen Hand des Todes geſchloſſen ſchien, ſo lag doch unverkennbar etwas ſehr Edles in ſeiner Bildung, und ſeine Züge waren nur erſchlafft, nicht verzerrt. Es wurden nun mit vieler Anſtrengung Verſuche gemacht, ihn ins Lebens zu rufen, Verbände angelegt und Kräfte gebraucht, den Officier auf ein gutes Lager zu bringen. Und hier ſtand Clara, wie einſt ihre Großmutter, am Bette des Fremdlings, und begrüßte wie jene, ſein erſtes Lächeln mit einem Freudenruf.

Er ſchlug ein paar große, ſchwarze Augen auf, und ſah mit Erſtaunen umher. Als ſein Blick auf Marie traf, fuhr er heftig zuſammen, und rief, die Hände nach ihr ausſtreckend: „Du hier, meine Mutter?“ Alle erſchraken, und glaubten, er rede irre; doch Marie, von einer wunderbaren Ahnung getroffen, neigte ſich mütterlich, liebreich und ſanft zu dem Kranken, und ſagte ihm, wo er ſich befinde. Kunſt, treue, liebende Pflege vereinigten ſich mit der Jugendkraft des Jünglings, ſeine Herſtellung zu befördern. Schon ſaß er aufrecht im Bett, und Marie und Clara laſen ihm vor, oder die Letztere plauderte in ſorgloſer Unbefangenheit. Er ſchien der aufmerkſamſte Zuhörer; doch ſah er oft nur die Bewegung der feinen Lippen, ſah, wie ſich in den zarten Wangen zwei tiefe Grubchen bildeten; bewunderte jetzt den Glanz der milchweißen Zähne, und dann eine blonde Locke, die ſich bei dem ſüßen Athmen des Mädchens, gewiegt von leiſer

Sehnſucht, hob und ſenkte. — Dann wußte er kein Wort, was Clara geredet hatte.

So erzählte ſie ihm einmal von der Stunde, in welcher er zu ihnen gebracht worden war, und beſchrieb in lieblicher Unſchuld ihre damalige Empfindung bei ſeinem Anblick. Sie malte ſein Erwachen, und fragte auf einmal ſich ſelbſt unterbrechend: Wodurch er wohl veranlaßt worden wäre, ihre Mutter für die ſeinige zu halten?

„O! dazu fühle ich mich auch jetzt noch oft verſucht,“ erwiederte er mit dem Ausdruck der Dankbarkeit, und ſtrebte Mariens Hand zu küſſen. „Nicht allein die Mutterliebe, welche ich hier gefunden,“ erklärte er ſich deutlicher, „erhält mich in dieſer Täuſchung, ſondern auch die erſtaunenswürdigſte Aehnlichkeit, die mir jemals vorgekommen iſt. Wüßte ich nicht gewiß, daß meine Mutter gar keine Verwandte hat, ſo würde ich glauben —“ hier ſtand Marie auf, und trat an ein Fenſter, von ihm abgewendet. In dieſer Stellung fragte ſie nach ſeinem Familiennamen. Sie hatte bis dahin ſeinen Taufnamen: Reinhold, dafür gehalten. „Meine Mutter,“ antwortete der junge Mann, „iſt die Baroninn Lozzo auf Wahlſen, und ſchon ſeit fünf Jahren Wittwe. —“ Eine lange Pauſe — endlich wendete ſich Marie; ihr Geſicht war erblaßt; aber es ſtrahlte in der Verklärung einer hohen Freude. Sie verließ ſchnell das Zimmer.

So war es alſo ihrer Schweſter und des, ihr immer werth gebliebenen Victors Sohn, ihres Vaters Enkel, den die Vorſehung in ihr Haus geführt, und ihr Gelegenheit gegeben hatte, etwas zur Rettung dieſes theuren Lebens beizutragen! — So konnte ſie nach langen Jahren wieder einmal etwas von der lieben Heimath erfahren! —

Auch Benno war entzückt, als Marie ihm entdeckte, wer ihr Gaſt ſei. Beide fanden ſich durch dieſe Fügung reich belohnt, für eine Menſchenfreundlichkeit, welche ſie nicht nur dem geliebten Blutsverwandten, ſondern, im Geiſte des barmherzigen Samariters, dem fremdeſten und geringſten ihrer Brüder, willig und gern angedeihen ließen.

Mit jedem Tage erholte ſich Reinhold mehr, mit jedem Tage fühlte er aber auch deutlicher, daß er dieſes Haus zwar körperlich geheilt, aber mit tief verwundetem Herzen verlaſſen würde.

Marie ſah mit Wehmuth in ihrer Tochter eine Neigung entſtehen und wachſen, welche ſich als natürliche Theilnahme an dem Leidenden in das unbewachte Gemüth des Mädchens geſchlichen hatte. — Nach zwei Monaten war Reinhold ſo weit hergeſtellt, um dieſen Aufenthalt verlaſſen zu können. Die Ehre rief ihn, die Pflicht, ſich den Reihen der Kämpfenden wieder anzuſchließen; männlich überwand er den bittern Schmerz der Trennung. Marie und Clara begleiteten den Scheidenden bis an die Grenze des Dörfchens, und Marie legte alle ihre Liebe für Benno, die ſtille Sehnſucht ihres Herzens nach dem Orte ihrer Geburt, in die Umarmung, mit welcher ſie den lieben Verwandten entließ. Auf Clara's unentweihetem Munde glühete noch lange ſein Kuß, in ihrer bebenden Hand fühlte ſie noch lange den Druck der ſeinigen, und in tiefe, traurige Gedanken verſenkt, ſchlich ſie neben ihrer Mutter nach Hauſe.

Gegen das Frühjahr 1814 erkrankte Benno an derſelben Seuche, deren Wuth er ſo viele Hunderte entriſſen hatte. An ſeinem Lager ſtand jedoch kein ihm ähnlicher

Retter, und der neunte Tag endete ein Daſein, welches für Niemand verderblich, für die Menſchheit wohlthätig und für die Seinen höchſt beglückend geweſen war.

Marie ging in ſtummer Trauer wie träumend umher. Sie fühlte wohl, daß ſie den Gatten, in welchem ſie mehr als in ſich ſelbſt gelebt hatte, nicht lange vermiſſen könne. Daher ihre ſcheinbare Ruhe. Nach einigen Wochen legte man ihre Hülle, auch im Tode noch lieblich, neben die ſeinige. Clara ſtand nun allein! allein, in einer Welt, welche ſie gar nicht kannte; allein, mit einem Schmerze, der als der erſte, zugleich der größte ihres Lebens war; allein, mit dieſer reizenden Geſtalt, in des Krieges rohen Gefahren.

Nachdem ſie der Ueberlegung nur einigermaßen fähig war, entſchloß ſie ſich mit dem Geiſtlichen des Ortes zu ſprechen, und ihn zu bitten, daß er ſie in ſeine Familie, in ſeinen Schutz aufnehmen möchte.

Eben wollte ſie dieſes Vorhaben ausführen, als ihr Schickſal jene unerwartete Wendung nahm, deren ſich die Leſer noch aus den erſten Blättern dieſes Büchleins erinnern werden.

Clara reiſte zu ihrer Tante, und auch wir wollen auf einige Zeit zu Roſalie zurückkehren.

Allen Nachforſchungen Victors ungeachtet blieb es ein undurchdringliches Geheimniß, wohin Marie ſich geflüchtet hatte. Der Himmel, welcher ſie ſichtlich in die Arme der Oberförſterinn und durch dieſe ihrem Glück zuführte, leitete die Schritte der Sucher irre, und Marie blieb unentdeckt. Victor gab endlich die Hoffnung auf, ſie zu finden, und erfüllte die Wünſche ſeiner Mutter. Auch hatte er Mariens letzten Wink wohl verſtanden. So ward Roſalie ſeine Gattinn. Er nahm den Abſchied, was auch ſeine Mutter, was auch Roſalie dagegen ſagen mochte, und lebte ununterbrochen auf ſeinen Gütern. Seinen Unterthanen war er ein gerechter und milder Gutsherr, und ſtiftete in dem emporblühenden Wohlſtande, in der Zufriedenheit ſeiner Kinder, wie er ſie nannte, der nie vergeſſenen Marie ein freundliches Denkmal der Liebe. So oft er das Pfarrhaus ſah, war es ihm der Blick in ein verlorenes Paradies.

Die Ueberzeugung, daß ſeine Gattinn ihn wirklich geliebt, und daß der Gram um ihn ſie beinahe in das Grab geſtürzt habe, führte ſeine frühere Neigung zu ihr zurück, und befeſtigte ſie für immer, als ihm Roſalie nach Jahresfriſt einen Sohn gebar.

In dem Vorüberrauſchen der Zeit, in der Erfüllung viel umfaſſender Pflichten, in Roſaliens geiſtvollem Umgange, in Vaterfreuden und ſanften Genüſſen der Freundſchaft (ſein Jugendfreund Adler lebte ganz bei ihm, und erzog den Sohn des Barons), verſtummte endlich die Stimme der Klage um Mariens Verluſt. Nur in ſtillen Stunden ſchwebte ihr Bild in der Verklärung ſeines Ideals ihm vor der Seele. Mit trauernder Sehnſucht, mit heißen Wünſchen begleitete er ſie auf dem dunkeln Lebensgange, hoffend, ſie würden ſich am Ziele wiederfinden, wo ein höheres Licht auf alle Pfade der Erde fällt.

Roſalie ſah ſich nach Mariens Flucht in dem ungeſtörten Beſitz Victors; aber um ihre Ruhe war es geſchehen. — Sie machte ſich die bitterſten Vorwürfe, durch liebloſe Kälte ihre Schweſter zu dieſem gewagten Schritte veranlaßt zu haben. Sie quälte ſich mit ängſtenden Vorſtellungen, wie es Marien gehen möge? — In ſchreckhaften Träumen forderte ſie der Schatten ihres Vaters ernſt und zürnend zur Rechenſchaft, oder ſie ſah den Geiſt ihrer Mutter, wie die ſuchende Ceres umher irren, und bangen um das geliebte Kind, das verſchwunden ſchien aus dem Leben.

Wenn Roſalie ſich die Frage vorlegte: Warum Marie entflohen ſei, und allen Vorzügen ihrer Lage dadurch freiwillig entſagt habe? ſo antwortete ihr der Wahrheit leiſe Stimme. Eliſabeths ſpäterer Verrath, wie oft die Gräfinn Marie am Krankenbette ihrer Schweſter gewacht, wie oft ſie dieſelbe in Thränen und Gebet angetroffen habe, beſtätigte allmählich Roſaliens Vermuthung, daß Mariens großmüthiges Herz ihr Glück gewollt, indem es ſich ſelbſt zerdrückte, und hülfreichen Mächten überließ. Roſalie hätte jetzt gern und willig die Hand des geliebten Gemahls gegen eine Beruhigung über Mariens Schickſal vertauſcht. Sie maß auch hinſichtlich der Entweichung Mariens ihrer Schwiegermutter die größere Schuld bei, und die ältere Baroninn Lozzo erkannte nur zu ſpät, daß man nichts ausſchließend und allzuheftig wünſchen müſſe. —

Alle Kraft von Roſaliens ſtarker Seele concentrirte ſich in dem Wunſche, daß ſie einſt noch ihre Schweſter wiederfinden und im Stande ſein möchte, ihr vergelten zu können. Die Einkünfte der Güter wurden getheilt, die Hälfte davon blieb zurückgelegt und wuchs im Laufe der Jahre zu einem bedeutenden Capital an.

Nach ihres Gemahls Tode behauptete Roſalie als Vormünderinn ihres Sohnes die Führung der Güter und des Geſammtvermögens. Reinhold, ihr Sohn, ein herrlicher

Jüngling! verließ das Schloß ſeiner Väter, als die deutſche Freiheit erkämpft werden ſollte.

Roſalie ſah den einzigen Liebling ziehen. — Sie dachte hochſinnig genug, ihn nicht zurückhalten zu wollen; aber ihre mütterliche Liebe zitterte doch täglich für ſein Leben, welches Gefahren aller Art bedroheten.

Der Feind kam Wahlſen näher, Roſalie ſah ſich genöthiget zu fliehen, und wurde nun von ihrem Sohne und jeder Nachricht von ihm gänzlich abgeſchnitten.

Doch der Schauplatz des Krieges veränderte ſich plötzlich. Als Roſalie zu Anfange des Winters in ihr Eigenthum zurückkehrte, fand ſie alles unverſehrt; denn die Verderber waren nicht herangedrungen und hatten ihre verwüſtende Spur weiterhin gezogen.

Mit dem Frühlinge ſollte Roſalien eine große Freude kommen. Das Regiment, bei welchem ihr Sohn ſtand, ging nicht weit von Wahlſen vorüber. Reinhold bat um einen kurzen Urlaub und erhielt ihn. Roſalie drückte mit Entzücken den geliebten Sohn an ihre Bruſt, und lobte laut Gott, den Erhalter, der ihn ihren theuerſten Hoffnungen aufgeſpart hatte.

„Mutter!“ ſagte Reinhold gerührt, „laß uns aber auch dankbar der trefflichen Menſchen denken, welche der Ewige zu Werkzeugen meiner Rettung machte. — “ Und nun erzählte Reinhold ſeiner Mutter von Benno und den Seinigen, ſein volles Herz erhob, was ſie an ihm gethan, und ſtrömte begeiſtert über. Er erwähnte auch der auffallenden Aehnlichkeit, durch welche ſeine gütige Wirthinn ihn an die entfernte Mutter erinnert habe.

Roſaliens Intereſſe an dieſer Erzählung ihres Sohnes wurde wärmer. „Du glaubſt nicht, meine Mutter, fuhr Reinhold, dadurch aufgemuntert fort, „wie täuſchend dieſe Aehnlichkeit war! Bis auf das Haar, welches die liebe Frau recht ſchön blond hatte, und eine etwas ſchmächtigere Figur als die Deinige, liebe Mutter.“ Roſalie zitterte. „Und waren die Leute reich?“ fragte ſie, fürchtend zu hören, Marie lebe in Armuth und Dürftigkeit.

„Reich?“ wiederholte Reinhold nachſinnend, das wohl eben nicht; aber mindeſtens doch ſehr wohlhabend, und wenn ich mich einzelner Gegenſtände erinnere, ſo dürfte ich auch ſagen: reich. So, zum Beiſpiel, ſah ich einſtmals, als ſich die Frau des Doctors zu mir herabbog, um mich beſſer zu verſtehen, ein Bildniß aus ihrem Halstuche gleiten, welches mit ſehr koſtbaren Steinen gefaßt war. —“

Roſaliens Blick funkelte; dieſer Bericht war ihr vom unſchätzbarſten Werthe. Sie wußte nun genug, um ſich der Hoffnung hinzugeben, daß Marie gefunden wäre. Doch ſchwieg ſie gegen ihren Sohn.

Als Reinhold fort war, ging die Baroninn mit Ernſt daran, Erkundigungen von Eichenthal einzuziehen. Der Erfolg entſprach ihrem Vermuthen. Eben wollte ſie zu ihrer Schweſter reiſen; und ſie in ihre vorigen Beſitzthümer einholen, als Roſalie zu ihrer größten Betrübniß erfuhr, daß Marie vor wenigen Tagen ihrem vorangegangenen Gatten in die Wohnungen der ewigen Freude gefolgt ſei und dieſer Welt Herrlichkeit nicht mehr bedürfe. Zugleich hörte ſie, daß eine Tochter Mariens den Verluſt der zärtlichſten Eltern beweine, und jung, ſchön und ſchutzlos, ganz verlaſſen ſtehe. Mit ſorgender Aengſtlichkeit, daß ihr auch Clara, und mit dieſer, die Gelegenheit zu vergüten, entriſſen werden könne, ſendete die Baroninn ſogleich ihren Wagen nach Eichenthal und ſchrieb an Clara, was wir zu Anfange dieſes Buches geleſen haben. Mit ungeduldiger Sehnſucht harrete ſie nun der unbekannten Nichte.

Wir ſind am Ziele, lieber Leſer! Die Geſchichte dieſes Buches iſt zwiſchen Anfang und Ende deſſelben gefaßt, wie in einen Einband, von dem es nicht füglich zu trennen wäre.

Clara's zweiter Reiſetag neigt ſich zu Ende; der Kutſcher verſichert, Wahlſen ſei bald da, und macht die junge Dame darauf aufmerkſam, wie ſie es von der Höhe des Berges, welchen ſie eben hinauf fahren, in aller Schönheit erblicken könne. Jetzt iſt die Anhöhe erreicht: der Kutſcher hält die Pferde an, auf daß Clara ſich umſähe, vor deren erſtaunten Blicken ſich daſſelbe reizende Thal ausbreitet, welches der Geiſt ihrer Mutter ihr als den Wohnplatz ihres Glückes im Traume zeigte. Sie irret nicht, es iſt die nämliche Gegend; eben ſo, wie in jenem Traumbilde, beherrſcht das anſehnliche Schloß die friedlichen Hütten, welche ſich in langen Reihen an den Bergen hinziehen. »Dort alſo ſoll ich mein Glück finden? —« ſprach Clara zu ſich ſelbſt. »O! Du Stimme der beſten Mutter, welche lebend nur Wahrheit für mich hatte, und vom ſtillen Jenſeits herüber mich noch mit Hoffnung tröſtet, Du wirſt Dein Kind nicht täuſchen! Ich will Deiner Verheißung trauen und mit froher Zuverſicht ein Verhältniß beginnen, in welches die Vorſicht mich ohne alle mein Zuthun führte.«

In ſolche und ähnliche Gedanken vertieft, kam Clara näher; ihr Herz ſchlug in banger Erwartung, ihre Bruſt war beklommen, ſie zitterte. — Als der Wagen auf den Hof rollte, erblickte ſie auf der ſteinernen Vortreppe des Schloſſes eine ſchöne Frau von mittleren Jahren, das ſtolzere Bild ihrer ſanfteren Mutter! — An der Seite der Baroninn ſtand ein ſtattlicher Mann, (es war Adler,) der in gleicher Spannung der näher Kommenden entgegenſah, und die Gefühle der Dame neben ihm, auf den noch unbekannten Gegenſtand gerichtet, lebhaft zu theilen ſchien.

Clara trat mit ſchwankendem Schritt herzu. Sie beugte Kniee und Haupt in holder Demuth vor ihrer Tante; doch war ſie keines Wortes mächtig. Thränen rollten von den Wangen der Baroninn. Sie ſprach: „Sei mir willkommen, meine Tochter, mein geliebtes Kind!“ und ſchloß das Mädchen innig an ihre Bruſt.

Bei dieſem Empfange athmete Clara freier. Sie hatte ſich die Tante anders gedacht; aber ein weinendes Auge flößte der blöden Clara ſanftes Vertrauen ein, und dieſes Auge, das ſelten Thränen vergoß, blickte ſie nur mit Liebe, mit Freude an.

Seit Jahren hatte man die Baroninn nicht ſo heiter geſehen, als ſeit der Ankunft der ſchönen, trauernden Nichte. Clara's Erzählungen von dem ununterbrochenen Glück ihrer Eltern, das der Tod nicht auf lange zu ſtören vermochte, nahmen endlich eine Sorge von ihr, welche ſie mehr als zwanzig Jahr hindurch belaſtet, und deren Druck ſchwer auf ihrem Gemüth gelegen hatte. Je näher die Baroninn Clara kennen lernte, je mehr ſich dieſe in aller Unſchuld und Liebenswürdigkeit ihr enthüllte, deſto lebendiger wurde in ihrer

Seele der Wunſch, daß Reinhold Clara lieben lernen und ihr Schickſal an das ſeinige knüpfen möchte. Sie fand in dieſer Idee heilenden Balſam für die nie ganz geheilte Wunde ihres Bewußtſeins, ein Sühnopfer für die beleidigten Manen ihres Vaters, Victors und Mariens. Sie würde einſt ruhiger ſterben — dachte ſie, wenn dieſe Verbindung zu Stande käme. „Wenn Reinhold —“ meinte die Baroninn ſtill für ſich, „das bürgerliche, mittelloſe Mädchen zu ſeiner Gemahlinn erhöbe, und Clara einſt gebietende Freifrau von Wahlſen wäre: dann, Marie — dann wäre Deinem Opfer vergolten, als Du dem Sitz Deiner Ahnen, Deinem edlen Namen, dem Reichthum und der Hand Victors entſagteſt, um mich zu beglücken. Clara ſoll in Deine Rechte treten, ſie ſoll genießen, was Du entbehrteſt und Reinhold wird ſich nicht weigern, ihr ſeine Hand und mir dadurch den lang entbehrten Frieden zu geben. —“

Solche Gedanken beſchäftigten ohne Unterlaß die Baroninn. Sie ſchrieb an ihren Sohn und meldete ihm, daß ſie in der Tochter einer frühverlorenen Schweſter eine liebe Nichte wiedergefunden und zu ſich genommen habe. Sie ſchilderte ihm Clara's körperliche und geiſtige Vorzüge und fügte hinzu, daß es ihr innigſter Wunſch ſei, Reinhold möchte ſein Herz frei erhalten, um es einſt an ſeine Couſine zu verlieren. Den Namen des Mädchens, und den Umſtand, daß ihr Sohn es bereits in traurigen Tagen kennen und ſchätzen gelernt, verſchwieg die Baroninn, um ſich eine Ueberraſchung vorzubehalten.

Die Antwort traf bald ein; doch war ſie nicht die erwartete. Reinhold ſchrieb ſeiner Mutter, wie ſehr es ihn betrübe, zum erſten Male in ſeinem Leben ihren Wünſchen entgegen zu ſein. Er habe bereits gewählt, und es ſtehe nicht mehr in ſeiner Gewalt, ſeine Liebe zu verſchenken. Doch wenn Schönheit und Sanftmuth, Verſtand und Talente, Beſcheidenheit und ein frommer, tugendhafter Sinn hinreichend wären, ſie (die Mutter), mit dem Mangel an Vermögen, wie mit einer bürgerlichen Herkunft auszuſöhnen, ſo hätte ſie mit ihrem Vorſchlage auch ſeiner Wahl das freundlichſte Urtheil geſprochen.

Die Baroninn erſchrak heftig über die kurzgefaßte Antwort ihres Sohnes. In der Verwirrung ihrer Wünſche, ihrer Plane, welche dieſer Brief durchkreuzte, wähnte ſie, das angedeutete Verhältniß Reinholds hätte ſich eben erſt entſponnen. „Es kann, es kann, nicht ſein!“ rief ſie, ſich ſelbſt tröſtend zu, „wenn Reinhold erfahren wird, daß nicht die Herrſchaft der Mutter über ſeine Hand verfügen, oder ſeine Freiheit in Feſſeln ſchlagen will, ſondern daß die Ruhe meiner Seele an dieſe Verbindung geknüpft iſt, ſo wird er einwilligen und eine flüchtige Neigung aufgeben, die vielleicht nichts mehr als eine Uebereilung ſeiner jugendlichen Gefühle iſt. —“ Sie ſchrieb wieder. Die Baroninn verſicherte ihrem Sohne, daß dieſer Fall kein gewöhnlicher, und daß ſie keine von den Müttern ſei, welche es als zu ihren Rechten gehörig betrachteten, über erwachſene Kinder in den wichtigſten Angelegenheiten ihres Lebens zu beſtimmen und ihnen ihre Anſicht aufzudringen. Doch würde er im Gewährungsfalle, eine früher von ihr gemachte, große Schuld tilgen, eine ſchwere Verbindlichkeit löſen und ſie am Abend ihres Lebens mit dem himmelſüßen Gefühl geleiſteter Gerechtigkeit erfüllen. Den verdienten Lohn würde er dann gewiß in dem Engelsſinn des Weſens finden, das ihre mütterliche Liebe ihm zur Gattinn erwählt.

Reinhold antwortete trauernd auf dieſen Brief. Er zürnte über die Tücke des Schickſals, welches ihn diesmal ſo feindlich der geliebten Mutter gegenüber ſtelle. Dieſelben Urſachen ihres Wunſches wären auch die Motive ſeiner Entſchlüſſe. Auch er hätte eine große Schuld zu entrichten, und wollte ſich, außer der Glückſeligkeit, welche er ſich im Beſitz der Geliebten verſpräche, auch noch das ſchöne Bewußtſein der befriedigten Dankbarkeit ſichern. Wie ehrerbietig, liebend und zart dieſer Brief auch abgefaßt war, ſo ging doch ein feſtgewurzelter Wille deutlich daraus hervor, und die Baroninn kannte ihren Sohn genug, um die drängende Correſpondenz für jetzt abzubrechen, und ſich mit der Hoffnung zu begnügen, daß die Zeit ſie vielleicht dennoch an das Ziel ihrer bis dahin fruchtloſen Beſtrebungen führen werde.

Clara lebte indeß, ohne eine Ahnung dieſer Verhandlungen um ihr verſchenktes Herz, in ſtiller Zufriedenheit. Die Gunſt ihrer Tante, wovon ſie täglich Beweiſe erhielt, der lehrreiche Umgang Adlers, das wehmüthige Andenken an ihre theuren Verſtorbenen, eine zartere Erinnerung noch an einen Lebenden, der ihr jedoch auch für immer verloren ſchien —, waren die Quellen, aus denen ihre unſchuldigen Genüſſe floſſen. —

Sie bewohnte die Zimmer ihrer Mutter. In dieſen Gemächern, wo ſeit Mariens Entfernung keine Veränderung vorgenommen worden war, glaubte ſie ſich der Unvergeßlichen näher, und fühlte ſich wohl und heimiſch in ihnen.

Die Baroninn ſah ihre Nichte ſtets ſanft und heiter, immer bereit, ihren Wünſchen zuvor zu kommen und glücklich durch das Errathen derſelben. Mit jedem Tage ward ihr Clara lieber und unentbehrlicher. So ſchwand ein Monat nach dem andern hin — ein Jahr war vorüber.

Jetzt erhielt die Welt den erſehnten theuer erkauften Frieden und Reinhold den geſuchten Abſchied. Ein Brief an ſeine Mutter, der die Baroninn näher von der Ankunft ihres Sohnes unterrichten ſollte, war verloren gegangen.

Eine Angelegenheit in Betreff ihrer Güter erheiſchte die perſönliche Gegenwart der Baroninn in der Hauptſtadt, und, wie ungern ſie ſich auch dazu entſchloß, ſie konnte der Reiſe dahin nicht entgehen. Clara blieb unter Adlers Schutz in Wahlſien zurück. Die Tage ihres Alleinſeins waren ohne alle Störung verſtrichen, noch ein einziger fehlte zur Rückkehr der Baroninn, als Clara am frühen Morgen dieſe Tages von einem Getümmel, welches plötzlich auf dem Hofe entſtand, an das Fenſter gezogen wurde. Sie ſah durch die herbeiſtrömende Menge des Hofgeſindes einen Officier in Adlers Armen liegen — Bruſt an Bruſt eng gedrückt. „Wer mag es ſein?“ dachte ſie gerührt, und angeſprochen von dem lebhaften Ausdruck der Freude des immer dichter werdenden Kreiſes. Jetzt machten ſich die Umarmenden Platz, noch konnte Clara das Geſicht des Officiers nicht ſehen, der an Adlers Hand ſich durch die Leute dem Hauſe zudrängte; doch ſie vermuthete nun, daß es der Sohn und nunmehr bald der Herr deſſelben wäre.

Schüchtern zog Clara ſich in ihre Zimmer zurück, aber die Schritte der Männer näherten ſich. Adler öffnete die Thür weit — und Reinhold ſtand dem erzitternden Mädchen gegenüber. Die breite Narbe auf ſeiner Stirne dunkelte röther in der frohen Gluth, die ſein Geſicht überflog; Clara aber erblaßte in ſüßem Schrecken, im Drange ahnender Wonne.

„Clara! theure Clara! Sie hier? und als meine Verwandte? o! wenn dies wäre — —“ ſagte der Jüngling in leidenſchaftlicher Bewegung, und drückte die kleinen, bebenden Hände, die ihn einſt gepflegt.

Doch Clara lächelte nur; ein Strahl von Seligkeit glomm in ihren Augen und Reinhold blickte in den Himmel ſeiner Zukunft. Es kam endlich zu Erklärungen. Reinhold war entzückt durch die Entdeckung, daß er in ſeinem eigenen Glück auch die Zufriedenheit der geliebten Mutter gründen könne.

Man rief Adler ab — die Liebenden blieben allein. Im Rauſche ſeiner Freude, berechtiget durch die Gunſt des Schickſals, hielt Reinhold mit dem Geſtändniß ſeiner Gefühle nicht zurück, und Clara lag in holder Verwirrung an ſeinem Buſen; ihr war, als hätte ſie Vater, Mutter, Heimath und alles Theure, was ſie je beſeſſen, nun wieder gefunden an dieſer treuen Stätte!

„Alſo heute, heute kommt meine Mutter zurück?“ fragte Reinhold ſeinen väterlichen Freund, der ihn dieſer Erwartung verſichert hatte, und weihete Adler in das Geheimniß ſeines Glückes und einer kleinen Ueberraſchung ein.

Als es zu dämmern begann, ſchwang Reinhold ſich auf ſein Pferd, der noch ausbleibenden Mutter entgegen zu eilen.

Kaum hundert Schritte vom Schloſſe entfernt, erblickte er den Wagen der Baroninn, und gab ſeinem muthigen Braunen die Sporen.

Die Baroninn trauete ihren Augen nicht; aber er war es wirklich, der theure, der einzige Sohn! Und in aufwallender mütterlicher Freude breitete ſie die Arme nach ihm aus. „Reinhold! mein Reinhold! ſeh' ich recht?“ rief ſie jauchzend.

Reinhold überließ das Pferd ſeinem Reitknecht und ſetzte ſich zu ſeiner Mutter in den Wagen. Hier küßte er ihre

Hände und ruhete an der Bruſt, die ſo mancher Seufzer um ihn gehoben. Dann ſchloß er die Hände, welche ſein Geſchick leiten wollten, da doch ein höherer Wille die Fäden der Verhängniſſe webt — zwiſchen die ſeinigen und ſprach: „O meine Mutter! möchte ihre Freude mich zu ſehen, doch recht groß, recht ſehr groß ſein! Vielleicht wären Sie dann geneigt, mir einen Schritt zu vergeben — — —“

„Welchen, mein Sohn? welchen Schritt?“ fragte ängſtlich die Baroninn.

„O Mutter!“ fuhr Reinhold fort, den es ſchon gereuete, ſie auf Minuten zu quälen; denn er hörte an ihrer gepreßten Stimme, welch ein Stein des Anſtoßes ihr der errathene Sinn ſeiner Andeutung wäre, „ſein Sie meine ſegnende Gottheit! und mir nicht böſe, wenn ich Ihnen ſage, daß ich gekommen bin, Ihnen meine liebe Braut vorzuſtellen! —“

Die Baroninn war einer Ohnmacht nahe. „O! mein Sohn! mein Sohn! warum haſt Du mir das gethan!“ rief ſie mit ſchneidenden Tönen, „hätteſt Du doch Clara erſt geſehen. —“

Jetzt hielt der Wagen am Schloſſe. Eine erwartungsvolle Stille herrſchte im Raum des Hofes. Adler hob die Baroninn aus dem Wagen, welche diesmal kein freundlich begrüßendes Wort für ihn hatte und ihn nur ſchmerzlich anblickte. Er führte ſie ſchweigend die Treppe hinan, Reinhold ging neben ihr — die Baroninn ſeufzte tief und ſchwer.

Adler öffnete die Thüre des erleuchteten Saales, die Baroninn trat ein. An einem Pfeiler lehnte eine zarte, verſchleierte Geſtalt, ſichtbar bebend, und der Spiegel warf ſeitwärts die ſchlanke Form zurück und täuſchte ein Doppelbild hervor, wie es noch in der Einbildung der Dame des Hauſes beſtand. Noch blieb die Baroninn ohne Bewegung, ohne handelnde Schritte; Reinhold trat an die Seite der Erwählten, Adler lüftete ihren Schleier — und nie ward eine Wahrheit reizender enthüllt.

Roſalie erkannte nicht allein ihre Clara, ſondern auch die weiſe Güte Gottes, der ſtets überſchwänglich mehr wohl thut und ſegnet, als wir bitten oder verſtehen.

Clara ward Reinholds ſehr glückliche Gattinn. Die Baroninn lebte bei ihren Kindern ſpäte Tage einer ungetrübten Ruhe. Das Schloß in Wahlſen blieb nun guten Geiſtern offen; jener finſtere Dämon, der es einſt zerſtört, war entflohen, und Liebe und Eintracht, Friede und Freude walten ſchützend über einem neu aufblühenden Geſchlecht.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiundzwanzigster Band.

Ich ſuchte.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahn'ſchen Hof-Buchhandlung.

Ich ſuchte!

Liebe.
Ich ſuchte wohl — es iſt ſo ſchön!
Und weiter weiß ich nichts zu nennen.
Göthe.

Graf Wolga ſaß in der Weinlaube des Landſchaftgartens, und hielt ſein Töchterlein auf dem Schooße. Im Hauch des Frühlings athmete das friſche Grün, die Bäume blühten üppig und der Duft des nahenden Abends ſchwebte mit ſanfter Betäubung über dem großen, ſchönen Garten. Nur das leiſe Schwirren der Inſecten, der rauſchende Flug der Vögel, oder ihr verbergendes Geflatter zwiſchen dem dichten Laube belebte die Stille der Natur — und die taktmäßigen Schläge einer fernen Holzart ſchollen aus der arbeitenden Welt in dieſe vornehme Ruhe herüber. Lind ſchaukelte ein ziehendes Lüftchen den feinen, ſchneeweißen Baſthut mit zurückgeſchlagenem Blondenſchleier; der Hut, an die Zweige des Weindachs gebunden, hing in der Schwebe, gleich einer Wiege, und die Blumen darin, welche die kleine Ida der Mutter geſammelt, ſchienen auch bereits eingeſchlafen zu ſein. Auf dem Tiſche, woran das Kind ſpielte, durch den Sitz auf dem Knie des Vaters dazu erhoben, breitete ſich auch ein Paradies aus, zwar nur im kleinſten Verhältniß und von gegoſſenem Blei; dennoch aber ein Eden für den kindlichen Geiſt, der ordnend darüber waltete. — Der Baum der Erkenntniß, ſtrotzend von purpurnen Früchten, wollte nicht recht ſtehen, Gott Vater, deſſen ſilbernes Gewand wahrſcheinlich das Licht, worin er wohne, andeuten ſollte, war mit rothen Pausbacken dargeſtellt, wie man etwa die Windroſe des alten Blaſius zu malen pflegt. Adam ſchämte ſich ſchon im Feigenblatte; doch Eva, mit langem, goldgelbem Haar, trug den verſuchenden Apfel noch in ihrer Hand. Der Cherub mit dem flammenden Schwerte lag — ein ſorgloſer Wächter! unter einem Roſenſtrauche, und engelhaft lächelte die Kleine den böſen Feind an, der das verführeriſche Zünglein aus dem geöffneten Rachen ſtreckte.

Gedankenvoll ſah Graf Wolga dem ſachten Treiben ſeines Kindes zu. Jetzt rieſelte es leiſe im Sande des Ganges, er merkte es nicht; es klirrte nahe und immer näher — da blickte er auf, und ſein liebſter Jugendfreund, der Ingenieur-Hauptmann von Malverin, ſtand vor ihm. Es war dem Grafen, als öffne ſich ihm auch ein Paradies, das ſeiner Kindheit, da er in das gebräunte Angeſicht, in das blitzende Auge des Freundes ſah, der mit geſpannten Mienen wartete, ob er erkannt werden würde. „Seh ich recht? bei Gott! Rudolph, Du biſt's!“ rief der Graf entzückt, und richtete ſich ſo raſch und heftig auf, daß der Freudenſturm dieſer Begrüßung alle Bäume von Ida's kleiner Unſchuldswelt durch einander rüttelte; ſeufzend, doch ohne Klage, begann das Kind eine neue Ordnung, der Hauptmann aber ſprach: „Du kennſt mich noch, guter alter Junge? Das iſt brav und ſchön von Dir! So hat Dein Herz ſich nicht verändert, wenn auch mein Geſicht —; man verwechſelt dies zuweilen.“

„Du ſprichſt wie ein Menſchenkenner,“ antwortete Graf Wolga in Malverins herzlicher Umarmung, und fuhr fort, „dies wird man jedoch nicht, ohne ein Honorar, das man nicht ſelten mit des Lebens beſtem Schatze bezahlt; allein ich will hoffen, daß Du wohlfeiler dazu gekommen!“

Malverin lächelte ſeltſam, und ein Paar Reihen der ſchönſten Zähne, welche jemals einen männlichen Mund zierten, traten in blendender Weiſe hinter den Lippen hervor, um welche flüchtige Züge von Ironie und unterdrücktem Schmerze ſpielten. „Davon nachher,“ ſagte er mit einem bedeutſamen Händedrucke, „jetzt laß uns zuerſt von Dir reden! Ich ſehe Dich zu meiner Freude ganz gut verſorgt, Freund Wolga! Dieſer ſchwankende Hut deutet auf die Nähe der lieben Frau, dieſes geſtickte Kinderhäubchen“ — er bückte ſich mit Anſtrengung, um das feine Garn, auf einen Goldſtern gewickelt, aufzuheben, das beſtäubt im Sande lag — „auf neue Hoffnungen, und hier, die kleine, waltende Gottheit des bleiernen Paradieſes,“ — Ida hob die blauen, wunderſchönen Augen in ſchuldloſer Neugier zu dem fremden Manne auf, — „preiſt den Vater glücklich, wenn ſie der Mutter ähnlich ſieht. — Doch ſage mir, Lieber, wie es zugehe, daß Du zu einer Zeit, wo alle Welt den Reiz des Landlebens ſucht und genießt, Deine Güter verläſſeſt, und mit Frau und Kind in der Stadt wohnſt? Du biſt Landſchaftsdirector, wie ich hörte; vielleicht feſſeln Dich Geſchäfte hier.“

Ein ſchneller Seufzer floh aus der Bruſt des Grafen, und mit verdüſtertem Blicke erwiederte er: „Noch nicht! Nur zu der Zeit unſerer halbjährigen Termine muß ich ex officio hier verweilen; doch daß ich meinen Haushalt hier aufgeſchlagen“ — er zeigte mit dem Finger nach dem prächtigen Landſchaftsgebäude, von deſſen Fenſtern die Abendſonne wiederſtrahlte, — „damit hat es eine andere, ganz eigene Bewandtniß. Meine Adolphine befindet ſich in weit vorgerücktem Segensſtande; ſie wird von mancherlei Befürchtungen geängſtet —, ſo wünſchte ſie ſich denn der Hülfe einer praktiſchen Hebamme und geſchickter Aerzte zu verſichern, und ich benutzte mein landſchaftliches Amt, um dieſem Wunſche zu genügen, indem ich die Herren Stände erſuchte, mir für den Zweck unſeres Aufenthalts einige Zimmer mehr, als über welche ich gebieten kann, und den eigenmächtigen Gebrauch unſeres gemeinſamen Wirthſchafts-Locales einzuräumen.“

„Praktiſch!“ wiederholte Hauptmann Malverin, als hätte er dieſes Prädicat aus dem zuſammenhängenden Vortrage ſeines Freundes geriſſen, um ſich daran zu ärgern, „dies iſt ein Wort, das ich vor den Tod nicht leiden kann! — doch damit hat es auch ſo ſeine eigene Bewandtniß.“ —

„Wo aber kommſt Du her, mein Brüderchen?“ fragte Graf Wolga, und zog den werthen Beſuch an ſeine Seite auf die weich gepolſterte Ruhebank nieder, welche dieſer Gartenlaube häusliche Bequemlichkeit gab. „Gott im Himmel! ſeit wir zugleich die Kriegsſchule verlaſſen, haben wir uns nun nicht mehr geſehen! Welch eine ereignißvolle Zeit iſt ſeitdem vergangen! Und wir ſind ein tüchtiges Stück Weges in das Leben hinein gekommen; alles ſieht anders aus als damals, und ich möchte Dich am liebſten, wie Carlos ſeinen Poſa, an die fröhlichen Stunden, die wir auf unſerm Alkala verlebt, an die trauliche Innigkeit unſeres Bundes und an manchen loſen Muthwillen, den wir verübt, mahnen, wenn ich nur wüßte, wo anfangen? Die Fülle der Erinnerungen drängt und wogt, und die Stelle des Ueberfließens iſt noch zweifelhaft.“

„Ich denke,“ entgegnete Hauptmann Malverin, „wir werden Muße haben, künftig dieſen Stoff ganz zu erſchöpfen, denn ich ſtelle mich Dir als interimiſtiſchen Landrath dieſes Ortes vor; ſo ſind wir wieder bei einander, und ich wäre es zufrieden, wenn wir uns niemals mehr trennen dürften, denn mit dem Thränenguſſe, den ich bei unſerm Abſchiede an Deinem Halſe weinte, hat das ſchlechte Wetter meines Lebens angefangen.“ —

„So haſt Du Deinen Abſchied vom Militär genommen?“ fragte der Landſchaftsdirector höchlich überraſcht.

„Ich habe ihn nur bedingungsweiſe erhalten,“ gab von Malverin zur Antwort, „man erzeigte mir die Ehre, mich höheren Ortes brauchbar zu finden, und wollte mich nicht losgeben; ich aber beſtand auf meiner Entlaſſung und bat um einen Civilpoſten. Da erhielt ich die Anweiſung, die Stelle des verſchollenen Landraths Uſedom zu verwalten, bis er aufgefunden und ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht wären, worüber leicht eine lange Zeit vergehen könnte. Von dem halben Gehalte, den ich als Ingenieur-Capitain ziehe, habe ich eine Wittwencaſſe für arme Soldatenfrauen unſerer Garniſon geſtiftet, bin aber obligat, und in der Erwartung, einſt mitten aus dem Schooße einer friedlichen Ruhe in das wild bewegte Leben geſchleudert zu werden, dem zu entrinnen, ich ſo ſehnlichſt wünſchte — wenn eine kriegeriſche Zeit mein Bischen Wiſſen und Leiſten zum Beſten des Staates, zum Schutze des Vaterlandes, in Anſpruch nimmt.“

Während dieſer Rede legte der Hauptmann ſeine beiden ſchönen Hände kreuzweis auf den Knauf des zierlichen Stockes, und als Graf Wolga einen Blick darauf geworfen, und einen goldenen Reif, der ein wenig weit geworden zu ſein ſchien, an der Rechten ſeines Freundes bemerkt hatte, ſagte er betroffen: „Iſt das ein Trauring, Rudolph! Um des Himmels willen! Du wirſt doch nicht verheirathet ſein? Da wüßte ich ja keine Silbe von!“

„Ich war es!“ antwortete Malverin, indem er den Ring abwärts gegen das volle Handgelenk ſchob, und der Ton dieſer Verſicherung klang wie die Stimme der Freiheit aus dem Munde eines Erlöſeten.

Graf Wolga ſah ihn mit wachſendem Erſtaunen an, und ſagte leiſe und kopfſchüttelnd: „Du ſcheinſt über den frühen Verluſt Deiner Frau getröſtet, wenn Du, was ich zu glauben fürchte — nicht etwa geſchieden wäreſt.“

„Nein, mein Freund!“ erwiederte der Hauptmann mit wehmüthigem Ernſte, „ich bin wahrhaft und wirklich ein Wittwer; mein Eheſtand dauerte nicht lange, das Sprichwort zu bewähren, daß geſtrenge Herren niemals lange regieren.“ —

„Aha!“ ſagte der Graf mit errathendem Lächeln, „nun begreiſe ich. Aber wie kamſt Du dazu, Dich in ſolch ein preſſendes Netz zu verwickeln? Du behielteſt doch ſchon in zarter Jugend den Kopf klüglich oben; das Herz mag Dich alſo gefangen gegeben haben.“

„Das Herz?“ wiederholte Malverin mit Nachdruck und Bewegung, „ja! nur nicht in dem Sinne, worin Du es meinſt. Ich wollte Dir wohl meine Heirathsgeſchichte erzählen, wenn es“ — hier wies der Hauptmann gegen die kleine Zeuginn hin, die mit leiſem Gewiſper vor ſich hin ſpielte — „zu wagen wäre.“

„Ohne Bedenken!“ antwortete der Graf! „die kleine Perſon verkehrt eben mit unſerm Herrgotte, der es dem Formſchnitzer in alle Ewigkeit verzeihen möge, zu welchem Zerrbilde der Gedanke ſeiner Herrlichkeit in deſſen gemeiner Seele geworden iſt.“

Lachend ſtreifte der Hauptmann mit halbem Blicke die bauſchige Göttlichkeit, dann begann er erzählend: „Du weißt, liebſter Graf, daß ich meinen Beruf mit entſchiedener

Neigung wählte. Ich hatte, meiner luſtigen Knabenſtreiche ungeachtet, doch etwas Tüchtiges gelernt, arbeitete nach meinem Eintritte in das Militär zur Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten, hielt, ohne zu lockern, gute Kameradſchaft, und würde ſo ſehr glücklich gelebt haben, wenn ich als Sohn zufrieden oder unbekümmert hätte ſein können. — Mein Vater war ein guter, prächtiger Mann; aber die hochnöthige Kunſt, ſein Geld einzutheilen, daß es für den Bedarf zulänglich ſei, verſtand er nicht; denn ſo weit meine Erinnerungen reichen, weiß ich, daß er ſtets mit ſeinen Finanzen über den Fuß geſpannt war. Die drückende Schuldenlaſt, unter welcher er jene Erbärmlichkeit zu behaupten ſtrebte, die man in der Sprache der Welt geſellſchaftlichen Anſtand zu nennen beliebt, erleichterte ſich nie, ja, ſie mochte wohl mit dem ſteigenden Luxus ſchwerer werden. Oftmals verwunderte ich mich, ein kindlicher Jüngling noch — über die ſcheinbare oder wirkliche Unbeſorgtheit, mit der mein Vater nach ſcandalöſen Mahnſcenen, die er mühſam beſchwichtiget hatte, den Wirth eines glänzenden Cirkels machte, und um der Langweile dieſer anſtrengenden Verpflichtung willen ſich die beſchimpfendſten Sottiſen pöbelhafter Gläubiger gefallen ließ. Jene Empfindungen der gekränkten kindlichen Achtung, jenes tief verwundete Ehrgefühl hat mir — ich ſchwöre es Dir! — für immer die honnette Art zu verſchwenden, verhaßt und mich zu einem haushälteriſchen Geldwirthe gemacht, der ich dies, auch ohne Ruhm zu melden, unter den Gefahren meines Standes und eines nie geträumten Reichthums geblieben bin.“

„Was man auch von der Gewalt elterlicher Beiſpiele ſagen mag, ich behaupte, ſie wirken umgekehrt; das klingt paradox, aber wahr iſt es doch, und die Pſychologen mögen es uns erklären. Geizhälſe erziehen Kinder, die den erwucherten Sparſchatz, den ſie erblich überkommen, luſtig in die Welt hineinkollern; Verſchwender bilden gute Wirthe, ausſchweifende Mütter züchtige Töchter, und findet man wo ein müßiges, unwiſſendes Jungfräulein, das eine Metze Hirſe zu einer Formſpeiſe für zwei Perſonen nimmt, oder den Pudding vier Stunden vor dem Rindfleiſche an das Feuer ſtellt, ſo kann man mit Gewißheit vorausſetzen, daß ſolch eine Prinzeſſinn Gans die Tochter einer rüſtigen, tüchtigen Hausfrau ſei.«

Graf Wolga lachte und ſprach: »Du haſt Erfahrungen geſammelt, Freund! Ich glaube, Du könnteſt ein Kochbuch ſchreiben.«

»Ja, ja!« antwortete Malverin in bitterer Erinnerung, »ich würde beſonders viel von Salz und Pfeffer ſagen können; aber Niemand würde es kaufen, denn zu Höllenbrühen fehlt friedlichen Leuten der Appetit. — Doch genug der Abſchweifung; ich komme nun wieder auf meine Geſchichte zurück.«

»Eine fatale Geldangelegenheit, die ich mir nie recht klar machen mochte, nöthigte meinen Vater, ſeine Dienſtentlaſſung nachzuſuchen, um ſich wenigſtens noch die Penſion zu retten. Je weniger nun das beſchämende Gerücht darüber ſchwieg, weshalb mein armer Vater aus ſeinen öffentlichen Verhältniſſen hatte zurücktreten müſſen, um ſo mehr war meine Mutter bemüht, den verdunkelten Glanz unſeres Hauſes, vor den hie und da der Schatten einer üblen Nachrede trat, weithin leuchten zu laſſen; ein Gaſtgebot jagte das andere; und ein unheimliches Gefühl ſagte mir ahnungsvoll, wer endlich die Zeche dieſes Wohllebens bezahlen werde. Ich dankte jedesmal dem Himmel, wenn ich nach kurzem Urlaube dem lauten Vaterhauſe, worin es ſo bunt über Eck herging, und wo mir immer das Herz von einer geheimnißvollen Angſt zuſammengepreßt war, den Rücken kehrte und meinem Standorte zutrabte.“

„Als ich einſtmals nach Hauſe kam, ſtellte man mir ein Fräulein Erdmuthe von Dallwig, eine weitläufige Verwandte unſerer Familie, als die Mündel meines Vaters vor. Dies unſchöne Weſen würde mich wenig intereſſirt haben, da gerade zu dieſer Zeit der erſte Anflug von Verliebtheit mir Seele und Sinnen verzückte —; wenn ich nicht ein neues Unheil für die Finanz-Verfaſſung unſeres Hauſes von dieſem Verhältniſſe gefürchtet hätte. Fräulein Erdmuthe war eine reiche Waiſe, doch dürftig von der Natur bedacht, und, wie mir auf den erſten Blick klar ward, noch ärmer an Seelenwerth und Herzensgüte. Wie mißfällig ich nun auch ihre Perſönlichkeit beurtheilen mochte, ſo hielt ich es auch für eine Anſtandspflicht, der Couſine artig und höflich zu begegnen, und obgleich die Ehrlichkeit meines Gemüths und der Pfeil im Herzen, an dem ich krankte, — mich vor jeder falſchen Courmacherei bewahrten, ſo hatte doch meine kühle Huldigung Gnade vor ihren Augen gefunden, und ich war ſo unglücklich geweſen, ihr zu gefallen.“

„Geärgert ſah ich, wie meine Eltern, beſonders meine Mutter, dem launenhaften Eigenſinne des Fräuleins ſchmeicheln, und ich konnte mich nicht enthalten, meiner Mutter Vorſtellungen dagegen zu machen. Sie vertheidigte ſich nur mit der Verſicherung, daß ſie und der Vater dieſe Vormundſchaft als das größte Glück betrachten müßten, und daß ſie, und wolle ich anders kindlich denken, auch ich, Urſach hätten, mit dem Fräulein auf die möglichſte Weiſe ſchön zu thun. — Dieſe reiche Erbinn gäbe unſerm Hauſe neuen

Luſtre und werde es zu einem Sammelpunkte junger Herren machen, die klug genug ſein würden, ſich um dieſe begüterte Hand zu bewerben. Daß ich Niemand berauben oder in den Weg treten wolle, verſicherte ich meiner Mutter mit zufriedener Verachtung ſolches Glückes und kümmerte mich nun noch weniger um das Fräulein.“

„Drei Jahre waren vergangen, unter welcher Zeit ich meine Eltern nicht beſucht hatte. Jetzt nahm ich Urlaub auf mehrere Monate und reiſte nach Hauſe. Mein Vater erſchien mir ſehr gealtert, ſeine Miene war verſtört, ſeine Heiterkeit erzwungen, und tiefe Furchen, in denen Kummer und Sorge niſteten, hatten ſeine freie Stirn durchſchnitten; ich erſchrak vor ſeinem Anblicke. Die Couſine war auch nicht ſchöner geworden; ein geheimnißvoller Schauer überlief mich, als ich ihr bei meiner Ankunft die magere Hand küßte. Bald gewahrte ich, daß Fräulein Erdmuthe der commandirende Hausofficier ſei, daß alles nach ihren Befehlen gehe, und es empörte mich, zu bemerken, wie unbedingt meine Eltern ſich der grillenhaften Herrſchſucht dieſes Mädchens unterwarfen, ſo daß meine Mutter jedes ihr zuſtehende Recht ſich erliſten oder erſchmeicheln mußte. Gegen mich zog das Fräulein gelindere Saiten auf. Sie mochte ſchlau und zeitig merken, daß ich nicht Luſt hätte, mich zu der Sclaverei unter ihre Launen erniedrigen zu wollen, ja, daß ich vielmehr geneigt ſei, die fremde Uſurpation unſeres Hauſes durch eine kräftige Handlung zu ſtürzen. Erdmuthe kam meinen Wünſchen zuvor, ſie gab mir Beweiſe ihrer ſteigenden Gunſt, durch welche ſie, — Gott verzeih mir die Sünde! — mir immer mehr zuwider wurde. Ich hatte das Fieber einer tiefen innern Abneigung zu überwinden, wenn ich ein freundliches Wort zu ihr reden ſollte. Nun höre, Freund!

in acht Tagen ſollte des Fräuleins Majorennitäts-Erklärung ſein; dann mußte mein Vater die Verwaltung über Erdmuthens Vermögen nachweiſen und die Documente vorzeigen.“

„Eines Abends ſpät ſitze ich auf meinem Zimmer und ſinge mir, vom ſchönſten Mondſchein begeiſtert, in meiner Seele vergnügt, ein fröhliches Liedchen zur Guitarre. Da tritt meine Mutter bei mir ein, das brennende Licht in ihrer Hand, beleuchtete grell die vertraute und mir doch jetzt beinahe unkenntliche Geſtalt. Seit meinen Knabenjahren hatte ich meine Mutter nicht im Negligee geſehen, auch das, was ſie ſo nannte, war bei weitem nicht von aller Toilettenkunſt entkleidet und nur eine zwangloſere Eleganz; jetzt ſtand ſie vor mir im leichten Nachtanzuge, ich erblickte ein Bild der Verſtörung, ein bleiches, greiſes Mütterchen, und wußte kaum, ob das Gefühl des Erſtaunens, oder des Mitleids reger in mir wäre.“

„Meine Mutter ſank erſchöpft in einen Seſſel und ſagte: Ich komme heute als eine Bittende zu Dir, mein Sohn, eine alte Schuld einzufordern. Ich war auf's äußerſte geſpannt. Sie fuhr fort: Als ich Dich gebar, Rudolph, — Du warſt mein ſchwerſtes Kind — hatten ſich bereits die Scheier des Todes um meine Sinne gelegt und dumpf, meinem Geiſte nur halbbewußt, wüthete der Schmerz, welcher Dich an das Licht des Lebens bringen ſollte. Da hörte ich durch die Betäubung die Frage an mein Ohr ergehen, ob ich Dich verloren geben wollte? Denn nur ſo könne ich gerettet werden. Ich liebte Dich, ehe ich Dich ſah, ſo inbrünſtig — und entſchloſſen antwortete ich, ich wolle mit Dir ſterben; um meiner Erhaltung willen ſolle dem ungebornen Kinde meines Herzens auch nicht ein Härchen gekrümmt werden. Noch eine Stunde tödtlichen Kampfes folgte dieſer Entſcheidung, dann half Gott uns Beiden. — Jetzt iſt der Zahltag gekommen, Rudolph! das Schickſal ſtellt Dir die Frage, und wenn Du mit kindlicher Geſinnung das Leben Deiner Eltern, ja etwas mehr noch, — retten willſt, ſo dürfte der Preis, um den es geſchehen kann, nur etwa Deiner jugendlichen Einbildung ein Opfer ſcheinen." —

„Ich war erſchüttert und beſchwor meine Mutter, mir zu ſagen, was ich für ſie und den Vater thun könne. So wiſſe! begann ſie, in acht Tagen iſt Erdmuthe mündig. Dein Vater muß die Vormundſchafts-Rechnung legen, und es dürfte mit den Ausweiſen darüber hier und da ein wenig hapern. — Wir haben zeither viel gebraucht, und dieſer Aufwand war nöthig, um den Läſterern über gewiſſe Geſchichten den Mund zu ſtopfen. Man würde es jetzt um ſo genauer mit dem Vater nehmen, als er damals mit einem blauen Auge davon kam. — Es giebt nur ein Mittel, die unausbleibliche Schmach von uns zu wenden, wenn Du Dich entſchließen könnteſt, Erdmuthen Deine Hand anzubieten. Sie will Dir wohl und ich habe Urſache zu glauben, daß kein Korb für Dich zu befürchten wäre." —

„Du armer Junge!" rief Graf Wolga mit erſchrockenem Blicke, „ich ſehe Alles kommen; nimm es mir aber nicht übel — es war eine heilloſe Zumuthung von Deiner Mutter!"

Hauptmann Malverin ſeufzte und ſprach: „Friede ihrer Aſche! Es liegt hinter mir, was mich ſchreckte; laſſe mich Dir jetzt weiter erzählen!"

„Die Couſine heirathen? fuhr ich entſetzt auf, lieber ſterben! So wäre ich doch, wie Gellerts Soldat meint und wählt — der Qual auf einmal los. Meine Mutter rang die Hände. Nun denn, ſagte ſie mit gebrochener Stimme, ſo ſind wir verloren, und leicht möglich kannſt Du, wenn Du einmal das Grab Deines Vaters ſuchſt, an der Mauer herumſchleichen, wo die Selbſtmörder unter Geſtrüpp und Neſſeln liegen.“ —

„Bei dieſer grauſen Vorſtellung ſchauerte mir die Haut, und ich wankte in meiner Widerſetzlichkeit. Dies mochte meiner Mutter nicht entgehen und ſie fuhr in milderem Tone fort: Rudolph! brich nicht ſo ſchnell und unbarmherzig den Stab über Deiner Eltern Wohl und Ehre! Sage, mein Sohn, was hätteſt Du denn eigentlich an der Couſine auszuſetzen? Es iſt wahr, ſie iſt gerade nicht ſchön; aber wenn Du ſie liebteſt und ich Dir meine Einwilligung verſagen wollte, weil Deine Erwählte keine Venus wäre; würdeſt Du ſolch einem Entſchuldigungsgrunde Gültigkeit zugeſtehen? Ich glaube nicht. Du ſchätzeſt das Geld, und Erdmuthe von Dallwig iſt immer noch eine reiche Partie, wenn wir auch das Maß ihres Vermögens ein wenig geſtrichen haben. Sie iſt ein geſcheutes Mädchen, beherzt in allen Fällen, überall auf dem Fleck, was Du ihr nicht abſprechen kannſt, für die Geſellſchaft gebildet, im Salon wie in der Küche, an ihrem Platze, eine tüchtige Wirthinn. Sie wird eine praktiſche Frau werden, und eine ſolche iſt ein Kleinod für einen Mann, der wie Du, halb über der Erde, in höheren Sphären lebt, und Jemandes bedarf, der auf feſtem Boden ſein Beſtes wahrnehme.“ —

„Gott im Himmel! das Geheimniß zu überzeugen, gegen eigenes Wiſſen und Wollen zu überzeugen, war ſeit Anbeginn der Welt einer Weiberzunge verliehen, und hier das Kleinbild der erſten Schwätzerinn auf Erden, welche der Sünde Elend und den Schaden des Irrthums über das Menſchengeſchlecht brachte, erinnert mich, daß dieſe

Fähigkeit mit all ihren unſeligen Folgen ſich fortgepflanzt habe, bis auf den heutigen Tag; gleichwie das Fruchtkörnlein dieſes verführeriſchen Apfels, ewigen Samen getragen.“ Bei dieſen Worten ergriff der Hauptmann, im Grimme jenes Andenkens, die winzige Eva von Blei, ein ſtrafender Druck ſeiner Finger und das Aepfelchen rollte den Tiſch entlang, gebrochen von der Hand der kleinen Urmutter. Das Kind ſchrie ſchmerzlich auf, der Graf lachte, und beſchämt und begütigend verſprach Malverin der weinenden Ida ein neues, ſchöneres Spielzeug.

„Nun Freund!“ ſagte Graf Wolga, „fahre in Deiner Erzählung fort; aber Ida's Paradies wollen wir nunmehr ex nexu laſſen, auf daß kein Geſchrei uns weiter ſtöre.“

Malverin hob alſo wieder an: „Wie meine Mutter ſah, daß ihre Rede nicht ohne Eindruck auf mich geblieben war, nahm ſie meine Hand und zog ſie, ehe ich es hindern konnte, an ihre Lippen. Rudolph! ſagte ſie flehend, und, lieber Graf, eine Tigerinn müßte Amme dem geweſen ſein, der eine Mutter vergebens flehen ließe, wenn die Gewährung von ihm abhängt, — in dieſe Hand iſt es gegeben, ob ſie mein alterndes Haupt weich und warm betten, oder in die ſpitzen Dornen der Schande legen will. Wofür wird mein Sohn ſich entſcheiden? — Es ſchellte in meines Vaters Zimmer und die Mutter ſprach: Der Vater iſt noch wach; komm Rudolph, wir wollen hinüber zu ihm gehen. Betäubt folgte ich ihr, die Mitternachtsſtunde ſchlug, als wir ſchweigend über den ſtillen Vorſaal gingen. Mit verſchränkten Armen, ſtarr vor ſich hinblickend, ſaß mein Vater in ſeinem Lehnſtuhle. Wir bringen Dir eine gute Nacht, Väterchen! ſagte meine Mutter, ich habe mit unſerm Rudolph geſprochen; er wird ſich hoffentlich entſchließen, der Retter ſeiner Eltern zu werden und ſein eigenes Glück nicht von ſich ſtoßen.“

„Mein Vater ſah mich an, und ein Blick des zärtlichſten Mitleids löſete ſeine ſtarren Züge in ein rührendes Lächeln auf. Mein Sohn Rudolph, wollteſt Du das? fragte er mich, und der Ton dieſer Frage, worin ein hoffnungsloſer Zweifel, ſich mit einer ſanften, väterlichen Bitte vermählte, ſchnitt mir durch die Seele. Aber, fuhr er kopfſchüttelnd fort, von einem andern Glücke, als was Dein Bewußtſein auf dieſe That legte, laſſe Dir nichts vorſchwatzen. Still, Mama! rief er laut und hart der Mutter zu, die ihm heimlich gewinkt hatte, ich will dem guten Jungen den Umfang des großen Opfers zeigen, womit er vor der Welt die begangenen Thorheiten ſeiner Eltern ſühnt. Du verſchreibſt Dich ein wenig dem Teufel, mein Sohn, wenn Du das Fräulein Couſine heiratheſt; aber der Segen eines verzweifelnden Vaters wird auf dieſem Bunde ruhen, und die Gewalt des böſen Dämons, dem Du Dich verbindeſt, brechen oder verkürzen. Sei nur von dem erſten Augenblicke an, ein echter Mann! an dieſer Rüſtung zerſchellen alle Waffen der Weiblichkeit. Die ſtärkſten, ich meine die der Schönheit und des bezaubernden Liebreizes, kann Fräulein Erdmuthe nicht gegen Dich führen; doch die ſtumpferen der Bosheit, der Launenhaftigkeit und wie die Wehr des Satans weiter heißen mag — könnte ſie vergiften, und Deine Ruhe daran ſterben.“

„Ich muß geſtehen, daß die großmüthige Aufrichtigkeit meines Vaters mich innigſt rührte; hingeriſſen von dieſer kindlichen Wallung, ſagte ich ihm, daß ich die Couſine heirathen wolle. Er drückte mich feſt an ſeine Bruſt, ich fühlte ſeine Thränen auf meiner Wange brennen, die erſten, welche ich ihn jemals vergießen ſah, und eine wunderbare Freudigkeit machte mir den grauenhaften Entſchluß ordentlich lieb. Der gute Geiſt dieſer Minute verwandelte die Couſine: er ließ einen Schleier über ihre Mängel und Flecken fallen, und ſtellte ihre ganze Perſon in ein Licht, das von dem Gefühle der Zufriedenheit in meiner Bruſt ausfloß, und ſie, wenn auch nur mit geliehenem Reize, ſchmückte.“

„Am Morgen nach dieſer verhängnißvollen Nacht erwachte ich, als ein halber Bräutigam, und acht Tage ſpäter war meine Verlobung mit dem Fräulein von Dallwig. Mein Vater aber ward nicht mehr heiter, er ging ſtumm und in ſich gekehrt, einher, und zog ſich von allen Geſellſchaften zurück, wie heftig meine Mutter dieſe hypochondriſche Laune, ſo nannte ſie die veränderte Gemüthsſtimmung meines Vaters — auch zu bekämpfen ſtrebte. Nach zwei Monaten ward unſere Hochzeit glänzend gefeiert, ſo wünſchte es meine Braut — und eine Woche darauf, als wir uns eben zur Abfahrt in meine Garniſon rüſteten, ſtarb mein guter Vater plötzlich, von einem Schlagfluſſe getödtet. Als ich vor ſeinem erblaßten Angeſichte ſtand, hätte ich es nicht um das ſchönſte, holdſeligſte Weib der Erde, nicht um eine ganze Welt voll Glück gegeben, daß ich als Sohn meine Schuldigkeit gethan, und ich gelobte in ſeine kalte Hand, daß ich auch als Gatte gerecht handeln wolle. Dies ward mir freilich nicht leicht. Ungern wühle ich die Gräber der Todten auf, welche ſich über ihren Schwächen und Fehlern geſchloſſen haben, bis der Engel des Gerichts ſie einſt öffnet; allein wir ſind einmal dabei, und ſo möge eine Skizze meiner ehelichen Situation hier ihre Stelle finden.“

„Gott behüte Dich, mein brüderlicher Freund, und jeden braven Mann, der da lebt, vor einer ſogenannten praktiſchen Frau, wenn man allgemein darunter verſteht, was Erdmuthe war, deren weibliche Vortrefflichkeit von meiner Mutter mit dieſem Beiworte bezeichnet worden. Seitdem iſt mir dies Wort verhaßt, und entſchlöſſe ich mich, wieder zu heirathen, ſo würde ich mir eine Unpraktiſche ſuchen, was das jedoch für eine ſei, weiß ich Dir ſelbſt nicht zu ſagen. — Es iſt wahr, meine Frau war eine durchaus proſaiſche Natur, und keine Genialität ſtand ihr bei der Ausübung hausmütterlicher Tugenden im Wege. Ich führte eine treffliche Tafel, und weit und breit her erbat man ſich Rezepte aus Erdmuthens Küche; aber mir quoll der Biſſen im Munde, wenn meine Frau während der Tiſchzeit mit dem Bedienten zankte, welche aus Achtung für mich ſchwiegen, obgleich den armen, gequälten Menſchen oft die Teller in den Händen zitterten. Ach! und auch ich mußte ſchweigen, wenn ich anders das Anſehen meiner Frau aufrecht erhalten wollte. Zwar glänzte von der unterſten Kellerſtufe an bis auf den Oberboden alles ſpiegelblank; dafür aber war mein ganzes Haus eine Polterkammer im wahrſten Sinne, voll wüſtem Lärmen, um Nichts! Mit finſtern Geſichtern und verweinten Augen ſchlichen meine Leute umher. Meine Frau häkelte den Teufel an Gretchens Arme in Fenſterpolſter, und ſtickte andere Scenen aus Fauſt in Schlummerkiſſen; aber ihre Unfriedlichkeit machte mir mein Leben zur Hölle und gönnte mir keine Ruhe. Sie las Zeitungen und Journale, aber keinen Wunſch aus meiner Seele. Von unſern gemeinſchaftlichen Spazierfahrten genoß ſie kein anderes Vergnügen, als daß ſie dem Kutſcher aufpaßte und ihn fahren lehrte. War er ja ſo unglücklich, ſich des kleinſten Verſehens ſchuldig zu machen, ſo konnte er bei der Zurückkehr, ſtatt des Trinkgeldes, auf ein paar derbe Ohrfeigen rechnen. Genug, ich war an der Seite dieſer praktiſchen Frau ſehr elend! — Tauſendmal dachte ich an den armen Sokrates, und überzeugte mich, daß Xantippe den Weltweiſen in ihm vollendet hätte; an ſolch einem Hauskreuze grünt mit gewaltſamem Triebe die Philoſophie auf! —

„Erdmuthens ſchlimmſter Fehler war der Geiz, und die ärgſte der Qualen, welche ſie über mich verhängte, ihre Eiferſucht. O welch eine Furie iſt dieſe Leidenſchaft! Ließ ich mir es einfallen, auf einem Balle zu tanzen, ſo wüthete ſie Wochen lang, und der gute Name, der unbeſcholtene Ruf der Damen, die meine hart gefeſſelte Hand ein paar Touren hinauf und hinabführte, wurde von Erdmuthens böſer Zunge in Stücke geriſſen. Sprach mich ein Kind um eine Wohlthat an, ſo war es mein Baſtard, den ich heimlich unterſtützte; hielt eine bettelnde Alte meinen Gang auf, ſo war es eine Kupplerinn, die auf offener Straße ihren Sündenlohn von mir einforderte. Gott weiß, ich mußte zuweilen lachen über dieſen erfinderiſchen Unſinn; aber öfterer wollte mir das Herz zerſpringen vor Angſt und Aerger, und ungeachtet der ſtoiſchen Unempfindlichkeit, womit ich mich gegen ſolche Unbill zu waffnen ſuchte, zwang mich Erdmuthe doch manchmal zu heftigen Ausfällen, die mir dann auf eine kleine Weile Ruhe verſchafften. Wenn ich mit mir ſelbſt Rath hielt, und der Gedanke, wie hoffnungslos das Schickſal meiner Ehe ſei, ſchwarz wie die Nacht in mir aufſtieg, ſo tröſtete mich die Vorſtellung, ich könnte doch ein glücklicher Vater werden! Und eine Stimme tief in meiner Bruſt ſagte mir, daß ich dies höchſte Glück, das die Natur zu geben hat, mir an meinen Eltern verdient hätte. Allein dazu war in den erſten Jahren unſerer Verheirathung keine Ausſicht.

„Meine Mutter, welche nach des Vaters Tode mit uns gezogen, hatte ſich keinen Augenblick mit Erdmuthe, ſeit dieſe meine Frau war, vertragen können. Sie beſtand darauf, im nächſten Frühjahre nach Thüringen zu reiſen, wo ihr eine Schweſter lebte, und von dort aus, erhielt ich einige Monate nach ihrer glücklichen Ankunft die Nachricht, daß meine Mutter an einer tödtlichen Krankheit danieder liege, von der ſie auch nicht mehr aufkam.“

„Vier Jahre waren dahin gegangen, und das ſcharfe, ſchneidende Gefühl meines häuslichen Unglücks hatte an der Gewohnheit ſeine Spitze gebrochen und war ein wenig ſtumpfer geworden. Da ſagte mir meine Frau, daß ſie ſich guter Hoffnung fühle; doch war ſie in dieſem Zuſtande zornmüthiger und gallſüchtiger als jemals, und es ward mir ſchwer, ſie zu ſchonen. Da heilte endlich ein kleiner Oelfleck, nicht größer als eine ausgelaufene Thräne, die Wunden meines Herzens.“

„Du ſiehſt mich an, weil ich Dir Räthſel ſpreche? Bald wird Dir meine Rede klar werden. — Erdmuthens Entbindung ging ſchnell und glücklich vorüber; aber ſie brachte ein äußerſt ſchwächliches Kind zur Welt. Die Wöchnerinn war munter, ohne überreizt zu ſein und wollte durchaus ihr Kind ſelbſt ſtillen, weil eine Amme ihr zu koſtbar käme. Alles ging gut. Der Arzt, welcher den Waſchteufel meiner Frau kannte, hatte das Scheuern des Wochenzimmers hoch verpönt; allein, ſo wie der Tauftag ſich näherte, ſetzte Erdmuthe ihren Willen durch und ließ heimlich eine Magd rufen, welche das reinliche Zimmer von eingebildetem Schmutze ſäubern ſollte. Von ihrem Bette aus leitete meine Frau dies Geſchäft, welches die zitternde Magd mit unſicherer Hand verrichtete. So konnte es leicht kommen, daß ein kleiner Oelfleck auf der Diele überſehen ward. Erdmuthens ſcharfes Auge erſpähete ihn jedoch. Sie ſchalt die Wäſcherinn und dieſe gerieth auf den unglücklichen Einfall, das Daſein des Fleckes leugnen zu wollen. — Da ſpringt meine Frau mit bloßen Füßen aus dem Bette und auf den feuchten Boden, reißt der Magd das Waſchzeug aus der Hand und unterzieht ſich ſelbſt der niedern Arbeit. Doch kaum iſt ſie beendet, ſo ſchüttelt ein heftiger Froſt die unbeſonnene Wöchnerinn; ein bösartiges Kindbetterinnen-Fieber ſtellt ſich ein und in dreien Tagen iſt meine Frau eine Leiche. Das arme, ſchwache Würmchen ſtarb der Mutter innerhalb zwölf Stunden nach, und der Spruch der Geſetze machte mich zu dem Erben meines Kindes und ſetzte mich in den Beſitz eines hübſchen Vermögens."

„Gottlob!" ſagte Graf Wolga, „nun lebe ich wieder auf. Deine Eheſtandsgeſchichte, Freund! hat mir den Athem verhalten. Nun gingen wohl goldene Tage für Dich an?"

Achſel zuckend antwortete der Hauptmann: „Es reift nichts Vollkommenes unter dem Monde! Auch in meiner veränderten Lage fand ich Gelegenheit, dieſe Bemerkung zu machen. Der Todesengel war in jedem Sinne als ein Bote des Friedens in mein Haus gekommen. Gezänk und Toben war darin verſtummt, es ging friedlich und ruhig her; freilich, ein Oelfleck mehr als ſonſt, mochte wohl paſſiren. — Mir war wie einem, der aus einem langen, ſchweren Traume erwacht, und ſich noch nicht recht in die befreiende Wirklichkeit finden kann. Der Moſchusgeruch wollte ſich nicht verziehen; er wehete mich wie mit Grabeshauch an, ſo oft ich mich den öden Zimmern meiner Frau näherte. Endlich genas meine kranke Seele, und die Wundenmaale meiner Ketten vernarbten. Auch machten meine Bekannten es ſich zu einer Angelegenheit, mich zu zerſtreuen; der Grad der Theilnahme, die ich als Wittwer fand, überraſchte mich ſogar. Man bat mich in Geſellſchaft, ich ſage Dir, man riß ſich um mich! — Nicht minder ward ich heimgeſucht. Man mochte mich vermuthlich für einen Cröſus halten; denn ſo wie der Morgen tagte, jagte ein Bittſchreiben um Vorſchuß, ein perſönlich vorgetragenes Anliegen dieſer Art das andere. Ich hatte offene Caſſe für den halben Garniſonſtand, und die Officiere von der Linie, ſo wie die von der Landwehr, hielten in dieſer Beziehung gute Cameradſchaft mit mir, dem Ingenieur. Sogar unſer Feldprediger, ein junger Mann, ſprach mich in den Worten der Schrift: Wende Dich nicht von dem Borger! um ein Darlehn an, auf daß er die Unkoſten zu ſeiner Hochzeit beſtreiten könnte. Ich gab es ihm mit Freuden, daß ich nicht an ſeiner Stelle war. Aber es wurde mir doch zu viel! Zwar hatte ich mir einen Plan gemacht, wie weit ich gehen wollte, und ohne an mir ſelbſt zu ſündigen, auch gehen konnte; allein es würde mich doch unangenehmen Verlegenheiten ausgeſetzt haben, wenn ich bis an die äußerſte Grenze meiner Hülfswilligkeit gekommen wäre. Zuweilen dachte ich: Wenn dies das Loos der Reichen und Bemittelten iſt, dann ſind ſie, bei dem ewigen Gott! nicht zu beneiden. Dieſer immerwährenden Plagen ſatt und müde, ſehnte ich mich nach einer Total-Veränderung meiner Verhältniſſe, und kam, wie ich Dir ſchon geſagt, um meinen Abſchied ein. Als ich das ehrenvolle Entlaſſungsſchreiben erhalten, bat ich das Corps meiner Schuldner auf ein Abendbrot zu mir, und den Feldprediger, ein fideles Haus, dazu. Wir waren fröhlich und guter Dinge, ich brauete eine Bowle, und als die erſte Auflage davon vergriffen war, eröffnete ich den Brüdern und Freunden, daß dies ein Abſchied ſei, und warf ihre ſämmtlichen Obligationen und Wechſel in den lodernden Spiritus der zweiten. Unſer Schuldbuch ſei vernichtet! ſtimmte der Feldprediger, ein braver Sänger, an, und ein brüllendes Vivat! trug meinen Namen bis an die Räume der Sternenwelt. Dies war das Ende meiner militäriſchen Laufbahn," ſchloß Malverin Odem ſchöpfend, „und jetzt bin ich nun hier, bin interimiſtiſcher Landrath, und ein wenig heirathsluſtig nebenher — wenn ich eine unpraktiſche Frau finden könnte: hilf mir ſie ſuchen, mein Brüderchen!"

„Dann wird es wieder ein anderes Aber geben;" ſagte lächelnd der Graf, „das beſte Weib bleibt immer nur ein Weib! Und Eva's Fall hat bis auf ewige Zeiten hinaus ihrem kommenden Geſchlechte ein ſchwaches Fleckchen geſchlagen."

„Nun, wenn es nur kein Wurmſtich iſt, ſo mag es gehen;" entgegnete der Hauptmann in guter Laune, und fuhr fort, indem er lachend ſich die knappe Halsbinde lüftete, „iſt uns doch auch das Kernhaus des Apfels ſtecken geblieben. — Doch jetzt Scherz beiſeite, lieber Graf! Man rühmt Deine Frau als einen Engel!"

„Das iſt ſie auch!" verſicherte der Graf mit dem Tone der Wahrheit, obgleich ein kleiner, leiſer Seufzer mit dieſem Zugeſtändniß über ſeine Lippen ſchlüpfte. Er hob das Töchterchen von ſeinem Schooße und ſagte: „Gehe, meine Ida, und ſage der Mutter, wir hätten einen lieben Gaſt bekommen!" Das Kind eilte mit dem Auftrage hinweg, und ſobald der Graf die kleine Zeuginn entfernt ſah, ſetzte er das Geſpräch folgendermaßen fort: „Meine Adolphine iſt gut und ſchön, ſanft und liebenswürdig, geſchickt und verſtändig, eine zärtliche Gattinn, eine milde Herrinn, eine treue Mutter.—"

„Nun, Du glückſeliger Menſch!“ unterbrach der feurige Malverin ſeinen Freund, „ſo nenne doch den kleinen Schattenſtrich an dieſem lichtvollen Gemälde der höchſten weiblichen Vorzüge und Tugenden!“

Der Graf ſah ernſt. „Ein Fehler,“ nahm er langſam das Wort wieder auf, „der tiefer in die Fugen meiner häuslichen Ordnung und Zufriedenheit eingreift, als es auf den erſten Blick augenſcheinlich iſt, ſtört mein Glück; meine Frau iſt abergläubiſch!“ —

„Abergläubiſch?“ wiederholte der Hauptmann erſtaunt, „Du treibſt Deinen Scherz mit mir! Wie könnte dieſe kleine, poetiſche Schwäche Dir jemals ärgerlich oder nachtheilig werden? Nur ein Lächeln, dächte ich, ſollte ſie Dir abgewinnen.“

Ein trübes Lächeln ging jetzt wirklich in dem Geſichte des Grafen auf; aber es verloſch ſchnell wie im Sturme eine Kerze, womit man Verlorenes ſucht. „Auch ich will Dir meine Heiraths-Fata erzählen,“ ſagte er nach einer Pauſe, „es wird Dir dann vielleicht einleuchten, woher dieſe ſeltſame Hinneigung meiner Frau komme, und weshalb ſie für mich eine Quelle bekümmernder Bedenklichkeiten iſt. —“

„Du weißt, Malverin, daß ich die Feldzüge gegen den Weltfeind mitgemacht habe. Der Drang dieſer ungeheuern Begebenheiten führte mich mit einem jungen Edelmanne, Namens von Forſter, näher zuſammen. Er rettete durch eine kühne That mein Leben, das den franzöſiſchen Barbaren bereits verfallen war, und liebte von nun an mich, ſeinen ewigen Schuldner, mit einer ſo freundſchaftlichen Inbrunſt, die ſogar das freie Regen meiner Dankbarkeit überflügelte. Bei unſerer Heimkehr aus dem Kriege nahm er mir das Verſprechen ab, daß ich ihn bald auf ſeines Vaters Gütern beſuchen möchte. Ich erfüllte es um ſo früher und lieber, als ich meinen Oheim in großer Verſtörung fand. Sein ſchönes Gut Mayringen war fürchterlich ruinirt worden, das herrliche Schloß bis auf die Grundmauern ausgebrannt. Auch ſämmtliche Hofgebäude waren in Aſche gelegt, und der neue Schafpalaſt mit ſeiner innern Colonnade —, denn Du mußt wiſſen, daß mein Oheim ein leidenſchaftlicher Schafzüchter war — ſtand da, ein ſchwarzes Brandmal roher Verwüſtung! Obgleich der Aufbau bereits im Werke war, ſo konnte er doch nur ſehr langſam vor ſich gehen, weil es an Arbeitern fehlte. Die junge Mannſchaft des Dorfes, eine willenloſe Heerde, war zur Schlachtbank geführt worden, und wie viele Opfer davon gefallen ſein mochten, dies zeigte die in Farben der Trauer erſcheinende Tracht ihrer Mütter und Weiber, Schweſtern und Bräute, und die harmvolle Stille um die öden, ausgeſtorbenen Hütten.“

„Mein Oheim wohnte, ſeit er vor der Wuth der Feinde hatte fliehen müſſen, drüben in Schönwerda, zwei Meilen von Mayringen, dem prächtigen Ciſterzienſerſtifte, welches ſeit der Aufhebung der Klöſter in den Händen eines königlichen Pächters war. Der alte Prälat, welcher aus Gram über dieſe Kataſtrophe geſtorben, war meines Oheims vertrauteſter Freund geweſen, und ich darf ſagen, daß die ſchönſten Tage meiner Kindheit ihre mir unvergeßlichen Erinnerungen an dieſen geweiheten Ort niedergelegt haben. Jetzt erregte ſein Anblick mir Wehmuth und Grauſen. Das Treiben der Oekonomie, in dieſen ſonſt heiligſtillen Mauern, rührte verletzend an mein Gemüth und kränkte das tiefe Gefühl der Verehrung, womit ich ſtets dieſe gottgeweihete Stätte betrachtet. Die ſchöne Kirche, ihrer beſten Kunſtſchätze beraubt, war ein Speicher geworden, und nur einzeln übriggebliebene, verſtümmelte Marmorbilder, oder defecte Gemälde der Heiligen ſchaueten, wie trauernd über dieſe Entwürdigung, von den gewölbten Bogengängen herab. Mein Oheim merkte, daß hier meines Bleibens nicht wäre; er ſelbſt rieth mir, eine Reiſe zu meiner Erholung vorzunehmen; denn ich war doch nach Leib und Seele angegriffen, und eine tiefe Kopfwunde, die meinen Schädel, wie Du ſiehſt, gezeichnet hat, war eher vernarbt, als ich den Verluſt von Blut und Kraft verwunden. So folgte ich denn der Einladung meines guten Forſter und reiſte zu ihm. Sein Vater, ein Mann von ungeheurem Vermögen, iſt die drolligſte Figur von einem Landjunker, die Du Dir denken kannſt; doch bieder und brav, ein treuer, deutſcher Degen! Ich hatte meinen beſten Spaß mit dem Alten. Das Forſterſche Stammgut Hedrich, ein geeigneter Aufenthalt für jede Art ländlicher Vergnügungen, hat beſonders ſchöne, geſchonte Waldungen, und da es grade zur Zeit war, wo die Jagd beginnt, ſo ſtreifte ich fleißig mit dem jungen Forſter, der ein tüchtiger Nimrod iſt, durch das weite Revier und half die gaſtfreie Tafel verſorgen. Eines Tages waren wir in der Verfolgung eines Rehbocks bis an die äußerſten Grenzen des Forſterſchen Gebiets gekommen. Ich fand mich plötzlich von meinem Freunde und der Suite ſeiner Schützen getrennt und am Abhange einer Buſchhöhe, welche die Ausſicht auf ein einſames Thal eröffnete, in deſſen Mitte ein ritterliches Schlößchen, öde und verfallen und von ein paar ärmlichen Hütten umgeben, lag. Säulengrade ſtieg der Rauch aus der Eſſe der kleinen Burg in die ſtille Abendluft empor, und der aufgehende Mond beſtrahlte das friedliche Bild.“

„Es zog mich wunderbar an — ich ſtand verloren in den Anblick, bis Forſters Handſchlag auf meiner Schulter mich aus meinen Träumen weckte. Nun Bruderherz! ſagte er, was ſiebeſt und ſinneſt Du, und ſtarreſt ſo durchdringenden Blickes auf die graue Villa dort, die bald nur noch eine Ruine ſein wird? Denn Wind und Regen bröckeln gewaltig an dem morſchen Bauwerk. Ahneſt Du vielleicht, daß jene Mauern eine verwünſchte Prinzeſſinn umſchließen, ſo ſchön und lieblich, wie die Heldinnen der Mährchen geſchildert werden, zwar bewacht und behütet; aber nur von einer närriſchen, nicht von einer böſen Fee? — Doch ich will deutlicher reden. Dieſer kleine Ort heißt ſehr angemeſſen Grauſchloß, und iſt der dürftige Ritterſitz einer alten, adeligen Jungfrau, welche ſeit vierzig Jahren darin um einen verſtorbenen oder ungetreuen Liebhaber trauert und eine verwaiſete Großnichte treu, aber verkehrt erzogen hat, indem ſie des Mädchens Seele mit dem Glauben an Geiſter und Wunder, Ahnungen und Zeichen erfüllte. Es iſt wohl recht erklärbar, wie der Einſame, Abgeſchiedene und beſonders ein unglückliches, weibliches Gemüth in ſolcher Lage die Anſprache der unſichtbaren Welt ſucht; allein Schade iſt es doch um das blühende Kind, daß es in dieſer Ueberſpannung für die Welt verloren gehen ſoll, in die es gehört. Wäre ich nicht verlobt — kann man das Mädchen nicht einmal ſehen? unterbrach ich Forſter. Schwerlich! antwortete dieſer, das alte Fräulein meidet allen Umgang, iſt ſo ſtolz als arm, und würde ſich eher von den Trümmern ſeiner herrſchaftlichen Größe begraben laſſen, als Schutz in einem Bauernhauſe, oder die unterſtützende Hülſe eines nachbarlichen Freundes ſuchen. Wen dieſe erbärmlichen Umſtände dauern, wer gern helfen möchte, der müßte dieſe wohlwollende Abſicht in einen Geiſterſpuk verlarven, wenn ſie Zugang finden ſollte. — Ich könnte Dir Geſchichten davon erzählen — hier ſtörten uns die Jäger und in tiefen Gedanken legte ich den Weg nach Hauſe zurück.“

„Der alte Forſter las eben einen Brief, als wir kamen, um ihm unſere Jagd-Abenteuer zu referiren. Gute Nachricht, Vater? Du lächelſt! Der Alte faltete den Brief zuſammen und ſprach: Es iſt nicht weit her mit dem Lächeln; das Herz blutet mir ein wenig dabei. Fräulein Suſanne von Grauſchloß bietet mir in dieſem Schreiben voll Höflichkeits-Formeln ihre Orangerie zum Kauf an. Die gute, jungfräuliche Dame iſt nun zu Ende mit dem Dismembriren, ſie müßte denn Seele und Leib noch trennen wollen; doch den letzteren mag nur der Tod und kein Lebendiger gäbe ihr für die ausgehungerte Perſönlichkeit einen rothen Heller! — Die Orangerie, Väterchen? fragte der jüngere Forſter, das iſt prächtig! Hörſt Du, Wolga? Nun reiten wir morgen hinüber, und der Vorwand, die ſchöne Adolphine zu ſehen, iſt gefunden. — Daß ich ſie kaufe, um jeden Preis, verſteht ſich, ſprach Vater Forſter drein, nämlich von der Orangerie redend. Lieber gäbe ich freilich das Geld, fuhr er fort, und ließe den armen Weiberchen die unſchuldige Freude; aber die Alte will es ja nicht beſſer haben. O über den verdammten Hungerleiderſtolz! Ich bin ſchon ein paar Mal in Verſuchung gerathen, ein Haustheater anzulegen und die Bühne mit dem Don Ranudo de Colibrados von Kotzebue eröffnen zu laſſen; bloß, um das Fräulein Nachbarinn dazu einladen zu können, auf daß es einmal in den Spiegel dieſer vornehmen Selbſtgenügſamkeit ſchauen möge. Der Teufel hole die Hoffahrt, wohinter nichts ſteckt, als ein glänzendes Elend und die bitterſte Armuth! Ich will Ihnen ein Stückchen erzählen, lieber Graf, ſetzen Sie Sich zu mir. — Er ſchellte nach Pfeifen und nahm mir, ehe er begann, zuvor mein Ehrenwort ab, daß ich das, was er mir mittheilen werde, an Niemand verrathen wolle, durch den es an die gefoppte Perſon gelangen könnte, bis er einſt todt ſei, dann könne ich einen Gebrauch von dem kleinen, gutmüthigen Schelmſtreiche machen, welcher mir nur beliebe. In unbeſonnener Neugier gab ich es; noch lebt der alte Forſter, und ich muß auch Dich, Freund Malverin, in die Pflicht der Verſchwiegenheit gegen meine Frau nehmen.“

„So hob er an: Da ich ſeit langer Zeit in genauer, nachbarlicher Kenntniß von des Fräuleins trauriger Lage war, die von Jahr zu Jahr kläglicher wurde, ſo erſchöpfte ich mich in den erſinnlichſten Wendungen und Feinheiten, um mit guter Manier dieſer Suſanna, welche zwar keuſch war, wie ihre Namensſchweſter in der bibliſchen Hiſtorie, aber in der Schönheit nichts mit ihr gemein hatte — mit ein paar ſilbernen Krücken unter die ſchwachen Arme zu greifen; doch vergebens! Mein ehrlicher Wille ward abgewieſen, wo nicht gar übel genommen. Mich jammerte nur das liebe Engelskind, die kleine Großnichte. Endlich erfahre ich, daß ein alter, invalider Major, ein Vetter im hundertſten Grade, der eine Schuldforderung auf dem Gütchen hat, ſich für das wahrſcheinlich verlorene Capital mit der Hand des blühenden Märchens bezahlt machen will, und dieſen Frevel an der Menſchlichkeit, dieſen heimlichen Sclavenmarkt, mußte ich zu hintertreiben ſuchen. Man fabelt in unſerm Waldgebirge von einem Berggeiſte, den alte Kräuterſammlerinnen und ſchläfrige Hirtenbuben geſehen haben wollen. Dieſes Mährlein ſollte meinem Vorhaben zu Statten kommen. Ich hatte gehört, daß Fräulein Adolphine täglich in das Dickicht ſpazieren gehe, und dort an dem Gemäuer einer alten Capelle, die im Schwedenkriege zerſtört worden — einſam ſitze, und ihr Brautweh ausſeufze. Dieſer Umſtand mußte mir zweckdienlich werden.

„Die Wallnüſſe fingen an zu reifen; ich ließ ein halbes Schock der größten ſorgfältig aushöhlen, nahm dann der Großmutter Schatzkäſtlein zur Hand, ſuchte eben ſo viel Goldſtucke mit altem Gepräge hervor, die ich in die hohlen Nüſſe füllte, und verſchloß dieſe mit einem feſten Kitt von gleicher Farbe. Es hatte der Tradition gefallen, dem Berggeiſte, deſſen Rolle ich einmal zu Gunſten der bedrängten Waiſe ſpielen wollte, die Geſtalt eines Zwerges zu geben, und wenn Ihr mich recht anſehet, Gräfchen, fuhr der alte Forſter höchſt poſſirlich fort, ſo begreift Ihr, daß ich keiner ſonderlichen Vorrichtungen bedurfte, um als ſolcher zu agiren. — Ich ließ mir alſo hinter Schloß und Riegel einen paſſenden Anzug machen, und wenn mir ja ein Scrupelchen durch den Kopf laufen wollte, ſo dachte ich: Tauſende von Menſchen gehen auf die Maskerade aus Eitelkeit, Mode oder Narrheit; warum ſollte ich denn nicht aus Liebe und Gutthätigkeit, mir für meine eigene Hand, einen kleinen Carneval im Grünen machen dürfen? — Wie alles fertig war, fuhr ich in den Wald, kleidete mich mit Hulfe des Kutſchers an, der im Geheimniß war, und ließ nun meine Equipage dahinten, während ich langſam der verfallenen Capelle zuſchritt. Da ſaß die arme Kleine ſchon, das Tuch vor den Augen. Wie ſie mich erblickte, erbleichte ſie wie ein Schneeglöckchen, und ſtieß einen Laut der Furcht aus; ich aber ſprach ihr Muth ein, und meine Rede im Geiſterſtyl floß mir wie Waſſer vom Munde. Ich warf das Säckchen mit den Nuſſen in den Schooß des zitternden

Mädchens, und ſagte: Hier ſchickte ich der Großtante einen Zeitvertreib, wenn ſie aber auf der Heirath mit dem invaliden Major beſtände, ſo würde der Berggeiſt ſie auf die kuppelfertigen Finger klopfen, und ihr allerhand Unheil zufügen. — Einſt würde ich dem Fräulein einen angemeſſeneren Freier zuſenden. Es hatte gewirkt; der Major nahm ſeinen Abzug, und das Gerücht, der Berggeiſt ſei wieder einmal erſchienen, und habe Fräulein Adolphine die Schürze voll Gold geſchüttet, lief ſcheu und leiſe in der Gegend umher, und gelangte auch zu mir. Ich wußte demnach, daß meine verborgene Spende gefunden worden.“ — „Dies Geſchichtchen erzählte mir der alte Forſter,“ ſetzte Graf Wolga in ſeinem eigenen Sprachtone fort, und am folgenden Tage ritt ich mit ſeinem Sohne hinüber nach Grauſchloß. Das alte Fräulein war heute unwohl und daher nicht ſichtbar; auf unſere Anmeldung aber eilte die Großnichte zu unſerm Empfange herbei. Es giebt im Menſchenleben Augenblicke —“ ſeinen Freund parodirend, fiel Hauptmann Malverin lächelnd ein, „wo er dem Weltgeiſt näher ſteht als je —“

„Ja,“ ſprach der Graf in begeiſterter Erinnerung, „wenn der Liebe erſter Strahl uns berührt, dann beſeelt ſich das todte Gebild der Menſchlichkeit, und erklingt in heiligen Accorden, wie die Memnonsſtatue bei dem Aufgange der Sonne — und was das Schickſal mit uns will, iſt uns plötzlich klar, wir verſtehen ſeinen geheimnißvollen Willen!“

„Dieſem poetiſchen Gedankenſpiele nach,“ entgegnete Malverin heiter, „iſt mir kein Zweifel übrig, Du habeſt auf der Stelle beſchloſſen, Fräulein Adolphine müſſe Deine Frau werden.“

„Eine kleine Geduld!“ gab der Graf ihm zur Antwort, „bald bin ich mit meiner Erzählung am Ende, die Dich zu langweilen ſcheint, weil Du ihren Faden gewaltſam abreißen möchteſt. — Die Anmuth des Mädchens, das ich jetzt kennen lernte, obgleich ohne alle Folie der Eleganz, rührte mich bis in das Herz meines Herzens, und dieſe reine Natürlichkeit ſprach mich in dem Gefühle, welches der Liebe am nächſten ſtehet, in dem wärmſten Mitleiden an. Auf die Bitte meines Freundes zeigte Adolphine uns die feilgebotene Orangerie; ſie machte ihrer vermuthlichen Gärtnerinn alle Ehre. Forſter äußerte ſeinen Beifall, und auf meinen Wink auch den Entſchluß, die Sammlung, welche größtentheils aus Zwergbäumen beſtand, für den geforderten Preis zu behalten. Da prägte ſich ein ſcharfer Schmerz in Adolphinens zarten Zügen aus; ſie neigte das blaſſe Geſicht abwärts, und ich ſah ein paar langverhaltene Thränen in die letzten Blüthen niedertröpfeln. Doch ſchnell ermannte ſie ſich im weiblichen Gefühle der Schicklichkeit und ſprach mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ſchnitt, wann ich künftig zur Frühlingszeit ſpazieren gehen und den Hauch der balſamiſchen Luft empfinden werde, dann denke ich gewiß, dieſe Bäume und ihre Blüthen grüßen mich aus der Ferne! —“

„Dieſe kindliche Schwärmerei ließ dem Mädchen ſo wohl! — Wir konnten uns ſchicklicher Weiſe nicht lange aufhalten, und bei unſerer Rückkehr ſagte ich meinem Freunde, daß er mir die Orangerie laſſen müſſe.“

„Tages darauf rief mich ein Eilbote an das Krankenlager meines Oheims, der ſeinen Tod fühlte, und mich, ſeinen Erben, in Bezug auf Pläne, Proceſſe und verborgene Schätze, geheim und perſönlich in Kenntniß ſetzen wollte. Er ſtand an den Marken ſeiner Tage, da er eben um das Stift Schönwerda gekauft hatte, und den Abſchluß von der

Regierung erwartete. Das Auge des guten Oheims war bereits gebrochen, als meine Hand das Rieſenſiegel dieſer Beſtätigung brach, und der väterliche Mann hatte von dieſem großen Ankauf nur den kleinen Raum für ſeinen Sarg, in der Kloſtergruft, zum Gewinn. Ich war alſo Erbherr von Mayringen und Schönwerda und den dazu gehörigen Vorwerken!“

„Nach einigen Wochen ſendeten mir Forſters die erkaufte Orangerie. Als der kleine, ſüdliche Garten angefahren kam, klopfte mein Herz in lebhafter Erinnerung an die ſchöne Adolphine auf, und es war, als ob die goldenen Früchte, welche zwiſchen den Blättern ſchwankten, mir ihre Grüße zunickten. —“

„Im Spätherbſt reiſte ich zur Hochzeit des jungen Forſter nach Hedrich; die Novemberſtürme hatten das alte Fräulein von Grauſchloß ins Grab geweht, das Gütchen verfiel den Gläubigern, und die holde, jugendliche Adolphine ſtand einſam, verlaſſen, ein Spiel des Zufalls und der Willkür, in der weiten Welt. Ich nahm ſie ſchützend an mein Herz, ſie ward die Meine. Bis zu unſerer Vermählung blieb Adolphine in Hedrich, und zu Neujahr führte ich mein liebes Weib heim.“

„Ich war glücklich, Rudolph! glücklich, wie der Seligen einer — o Gott! ich bin es noch — ich würde es im höchſten Grade ſein, wenn ich ein Mittel wüßte, den düſtern Geiſt des Aberglaubens in meiner Frau zu bannen, der ihr und mir das Leben trübt, und mit ſeinen finſtern Schatten das helle Licht ihrer Seele verdunkelt. Adolphinens Verſtand iſt nur durch ihre Phantaſie gebildet worden; ihre Einbildungskraft, ſtets mit ſich ſelbſt beſchäftiget, hat ſich in das Reich weſenloſer Träume verirrt, und das jungfräuliche, ahnungsvolle Herz war einer dunklen Gewalt anheimgefallen, ehe die Liebe es an ſich riß, und dennoch iſt ein Theil dieſes ſchönen, trefflichen Herzens jener furchtbaren Macht zurückgeblieben, welche ihren Raub feſthält. — Meine Frau iſt furchtſam — das möchte ſein, es iſt keine ſeltene Schwäche der Frauen; aber ſie quält ſich außerdem mit den Phantomen eines wunderlichen Wahnglaubens ab, und das darf ich nicht geſchehen laſſen. So bewacht ſie ihre Träume, und legt dieſem verworrenen Weben der Seele die tiefen Zwecke der Vorbedeutung unter. Sie belauſcht die kleinſten Zeichen des Zufalls, und hat ein erſtaunenswürdiges Talent, ſie in hindernde oder fördernde Beziehung auf ihr Thun und Laſſen zu bringen. Am frühen Morgen ſchlägt ſie verſtohlen die Karte, das hat ſie von der Alten gelernt, die vor einem halben Jahrhundert das Sinnen und Trachten ihres abtrünnig gewordenen Adorateurs, und dann ſpäter, um ihre Stundenleere doch mit etwas auszufüllen, den Geiſt jedes Tages in dieſem Zauberſpiel citirte —, und liegt nun die Treff Sieben, oder das Pique Aß bei der Dame, welche die Perſon meiner Frau repräſentirt — Du ſiehſt, mein Freund! ich habe ſchon etwas profitirt —, ſo iſt ſie den ganzen Tag über in geſpannter Erwartung, daß ihr ein Schrecken bevorſtehe, ein Unglück begegnen werde. Der frohe Genuß der Gegenwart, welche, weil ſie heiter iſt, auch unbekümmert um die Zukunft bleibt, iſt uns daher verſagt, und meine Adolphine empfindet ſtets die bange Scheu, womit man den Schleier eines verſagten Geheimniſſes lüftet.“

Die Gräfinn wäre alſo keine praktiſche Frau, meinte Hauptmann Malverin, und bohrte geſenkten Hauptes ſeinen Stock in den Sand des Bodens; aber doch hätte er ſich in dem Widerſpiele ſeiner Verſtorbenen einen anderen Gegenſatz gedacht. —

„Meine Frau erwartet täglich ihre Entbindung,“ fuhr der Graf bekümmert fort, „und die erhöhete Reizbarkeit ihres Zuſtandes legt mir die Pflicht der behutſamſten Nachſicht gegen ſie auf. Der große Schloßbau zu Mayringen macht meine Anweſenheit auf den Gütern äußerſt dringend. Schönwerda iſt in dieſer Jahreszeit himmliſch ſchön — und dennoch! wollte ich die Mutter meines Kindes mit Gattenliebe ſchonen, ſo mußte ich ihrem ängſtlichen Wunſche nachgeben, und mich hier niederlaſſen, bis die gefürchtete Stunde vorüber iſt. Und weshalb? O es iſt zum Beſchämen! Weil meiner Frau geträumt hat, da ſie Geburtswehen empfunden, ſeien die Mauern des Stifts über ihr zuſammengeſtürzt — und ſie ſteif und feſt an ihren Tod glaubte, wenn ſie ihre Niederkunft in Schönwerda abwarten müßte.“ —

„Das iſt aber doch, um die Geduld zu verlieren!“ ſagte der Hauptmann und ſein Blick flammte, „wahrſcheinlich hat eine Wallung des erhitzten Blutes, ein krankhaftes Spiel der Nerven, dieſen ominöſen Traum erzeugt, deſſen gaukleriſches Schreckbild Dich aus Deinem Paradieſe jagt, und von dem Schauplatze Deiner Thätigkeit hier in träger, erſchlaffender Ruhe entfernt hält.“

„Sage ſelbſt, was ſollte ich aber machen?“ verſetzte der Graf mit ehemänniſcher Reſignation, „meine Frau grübelte ſo lange über ihre träumeriſchen Vorſtellungen, bis ſie das Bild des Einſturzes in ſeiner Deutung mit der Wirklichkeit verwechſelte, und in dieſer Gedankenverwirrung davor zitterte, dies Gebäude, wie für die Ewigkeit aufgeführt, werde ſie, die Gebärerinn, verſchütten. Meine Frau lag des Nachts mit offenen Augen auf ihrem Lager, und geflohen von den

Erquickungen des Schlafs, horchte ſie in brennender Angſt, ob ſich etwas rühre. Wie oft weckte ſie mich, und ſprach: Eugen! hörſt Du nichts? Es prickelt und praſſelt über uns in der Decke! — Einbildungen ſtecken an, das merkte ich; Adolphinens fixe Idee fing an, auf mich überzugehen. Ich ließ einen Sachverſtändigen kommen und die Mauern unterſuchen. Nach ernſter Beſichtigung lächelte der Mann und ſprach: Dies Gebäude, Herr Graf, wird noch ſtehen, wenn die Generation unſerer Enkel in das Grab ſinkt, und manches Jahr wird über die Welt dahin rollen, ehe die Zeit die Fugen dieſes inneren Steinwerks löſet, wenn nicht eine abſichtliche, zerſtörende Gewalt ſie aus einander reißt.“

Gutmüthig tröſtend ſprach der Hauptmann, als hier der Graf eine Pauſe machte: „Dieſer Gemüthszuſtand Deiner Frau iſt unnatürlich, und wird gewiß mit der entſcheidenden Stunde vorübergehen.“ Graf Wolga ſchüttelte leiſe den Kopf, und während ein Zug wehmüthigen Spottes ihm um den vertrauenden Mund flog, erwiederte er: „Es iſt unglaublich, wie weit Adolphinens Seltſamkeiten gehen! — Jüngſt trete ich in ihr Ankleidezimmer, da höre ich die Zofe fragen, welche mich nicht gewahrte, befehlen Ew. Gnaden das Kopfſchmerzenkleid und das Beſuchhäubchen? —“

„Was, in aller Welt, haſt Du für eine Garderobe, Adolphine? fragte ich ſcharf, von Verdruß und Lachreiz zugleich angefochten. Sie erröthete, und ſagte mit ſchüchterner Stimme: Es iſt ſonderbar, aber gewiß! So oft ich das ſchöne, rothe Kleid trage, das mir ſo lieb und werth iſt, weil es ein Geſchenk Deiner Güte — hier küßte die Schmeichlerinn meine Hand —, ſo oft werde ich von Kopfweh gequält, und wenn ich Beſuch haben will, ſo darf ich nur das Blondenhäubchen aufſetzen, worin Du mich ſo gern ſieheſt.—

Ich ſah meine Frau lange mit feſten, durchdringenden Blicken an, ihr Auge wollte mir entſliehen — dann ſchloß ich ſie in meine Arme, legte meine Lippen auf ihre Stirne, und ſprach: Adolphine! wie kann ſich Licht mit Finſterniß ſo paaren? Dein Geiſt iſt geſchaffen, ſolch trüben Dunſt zu durchſtrahlen, laſſe ihn in freier Klarheit wirken. Irrlichter der Einbildungskraft ſind es, welche Dich vom Wege der geſunden Vernunft verlocken, der ſtets der Weg des wahren Glückes iſt.“

„Meine Frau fing an zu weinen; ſie trug das rothe Kleid, aber verſchwieg mir ſpäter den Kopfſchmerz, welchen ich ihr anſah, und der diesmal ſehr natürlich war; doch kaum konnte ich mich einer Verwünſchung des Ungefährs erwehren, als richtig, da Adolphine die Schleife des Blondenhäubchens zugezogen, und ſomit ihre Toilette beendiget hatte, ein Wagen mit Gäſten vor das Landhaus rollte.“

„Es iſt eine närriſche Welt!“ fiel Hauptmann Malverin in den Schlußſeufzer ſeines Freundes ein, „und der Witz der Klugen wird oft an der kleinſten pſychologiſchen Aufgabe zu Schanden. — Meinem Dafürhalten nach kann nur ein heiteres, geſelliges, thätiges Leben der Hinneigung Deiner Frau das hinlängliche Gegengewicht geben, und willſt Du meinem Rathe folgen, wirf dann und wann einen kleinen, ſatyriſchen Ausfall in die Waagſchale der Heilung, ſo wird ſie noch tiefer ſinken. Hätte ſie eine zartſinnige Freundinn — die Frauen verſtehen ſich leiſer in der Sprache des Gemüths —“

Hier trat der alte Kammerdiener des Grafen in die Laube, und das letzte Aufleuchten der Sonne röthete das Geſicht des greiſen Dieners, der ſeine Botſchaft an den gräflichen Herrn nur halblaut ausrichtete. Der Graf ſprang beſtürzt von ſeinem Sitze auf, und fragte: »Iſt die Hebamme ſchon da?« Der Kammerdiener bejahete ſchweigend, und entfernte ſich.

»Lucina ſtehe Deiner Adolphine bei!« ſprach Malverin, und langte haſtig ſeinen Hut von dem Gezweige. »Laſſe es mich in Zeiten wiſſen, wenn Dir ein Erbprinz geboren! Dann komme ich, um zu gratuliren; jetzt — bedauere ich Dich!« er drückte dem Grafen hiebei die Hand, die Freunde trennten ſich raſch. Graf Wolga verſchwand hinter dem klirrenden Flügel der Hausthüre, und der neue Landrath ritt wohlgemuth noch ein Stündchen in den geſangvollen Frühlingsabend hinaus.

Einige Wochen waren nun ſeitdem vergangen. Die Gräfinn Wolga wollte bereits einer frommen Sitte treu, ihre Kirchfahrt halten, und der kleine Rudolph, nach ſeinem Taufpathen, dem Landrath genannt, war ein Kind, ſo ſchön, ſo kräftig, wie es ſich der Wunſch und die Phantaſie ſehnſuchtiger Eltern nur träumen mag. Mit der Hausfreundſchaft des biedern Malverin war dem Landſchaftsdirector ein Heil wiederfahren, welches er zu würdigen wußte. Malverin erheiterte die Gräfinn durch ſeine ſtets frohe Laune, durch Scherz, unſchuldige Neckereien und muntere Erzählungen, und Adolphine, angenehm zerſtreut, vergaß, mit Spannung auf das Spiel des Zufalls zu achten, oder ein leiſes Gefuhl von Scham hielt ſie in ſeiner Gegenwart ab, ihrer Zeichendeuterei grübelnd nachzuhängen. Manchmal konnte der Landrath auch ernſt ſein; dann aber war es die Sprache der

Männlichkeit, ein Ausdruck von Seelenkraft, wie mild und melancholiſch auch gehalten — was ihre Lieblingsſchwäche niederhielt. Genug, jedenfalls wirkte ſein Umgang erhebend auf die ſchöne, abergläubiſche Frau. Graf Wolga konnte es jetzt zuweilen wagen auf zwei, oder drei Tage nach Schönwerda und Mayringen zu reiſen, und gewiß war es nur allein die höchſte Schätzung von des Landraths täglicher Geſellſchaft, was das gräfliche Ehepaar einmüthig zu dem Entſchluſſe bewog, bis zum nächſten Frühjahre in der Stadt zu bleiben.

Auch Malverins Bekanntſchaft mit der kleinen Ida, wie ungünſtig ſie begonnen — war in das beſte Vernehmen übergegangen, als er ihr ſchon nach einigen Tagen, zum Schadenerſatze für die entapfelte Eva, die Arche Noah im verjüngten Maßſtabe mitgebracht, auf daß ſie in der Weltgeſchichte fortſchreiten möge. Das Täubchen mit dem Oelzweige freute die Kleine vorzüglich, und dieſe wohlgewählte Gabe machte ſie zu der treueſten Anhängerinn des Gebers.

Das holde Bübchen aber war nicht weniger ſein Vergnügen. Wenn Malverin mit ſchmelzendem Tenor die Romanze zu der Gräſinn Guitarre ſang: „In der Väter Hallen ruhte Ritter Rudolphs Heldenarm,“ dann hing das zarte Kind mit den blauen Augen ſeiner Mutter, ſo verſtändig horchend an dem Munde des Sängers, als ob ſein ſchlummernder Geiſt den Sinn des Liedes träume.

Doch in dem Grade, worin der Landrath durch freundliche Geſinnung und herzliche Theilnahme, das Hausleben ſeiner Freunde erheiterte, ſchien ſein eigener Frohſinn abzunehmen. Dieſe Bilder ehelichen und elterlichen Glückes ſtellten mit ihrem leuchtenden Liebesglanze ſein eigenes Schickſal in den Schatten der Verödung, und es gab Stunden, wo die Sehnſucht nach einem gleichen, zärtlichen Zuſammenhange mit Weſen, ihm ſo innig angehörend, als Frau und Kind — ſein Herz mit ſchmerzender Gewalt ergriff. So ſagte er einſt zum Grafen Wolga: „Jetzt erſt ſehe ich, daß — wo habe ich dies doch geleſen? — ich auf die möglichſt wenigſte Weiſe verheirathet geweſen, und ſeit ich der nahe Zeuge Deines Glückes bin, mein Freund, möchte ich das ſchönſte Verhältniß der Natur wohl um ſo lieber aus eigener Erfahrung kennen lernen.“

Allein das verfehlte, oder ihm aufgedrungene Loos ſeiner erſten Ehe hatte ihn furchtſam zu einer zweiten Wahl gemacht, und obgleich ſein feſter Vorſatz, nur dann wieder zu heirathen, wenn er das grade Gegentheil von der Erblichenen finden könne — faſt wie ein komiſcher Aufruf an das Geſchlecht der Frauen lautete, ſo war es ihm doch voller Ernſt damit, und die Frage des einſamen Suchers, die wie ein ſpottendes Echo in die weite Welt oder in die Ferne der Zukunft klang, ſollte von einer Himmelsſtimme beantwortet werden. Eines Abends ging Graf Wolga in den Gängen des Landſchaftsgartens auf und nieder, und blies den feingekräuſelten Rauch einer Cigarre in die Roſengerüche der milden Luft. Da kam Malverin, der ihn geſucht hatte. Nachdem er ſich vorſichtig umgeſehen, ob irgendwo ein Lauſcher zu fürchten wäre, ſagte er im Tone des Geheimniſſes: „Ich habe heute ein intereſſantes, kleines Abenteuer beſtanden; das muß ich Dir erzählen! Die Feuersbrunſt zu Sorgau hatte mich dieſe ganze Nacht über in Amtseifer und Athem erhalten, und die Stadtuhren ſchlugen Sieben, als ich bei Grüners Garten vorüberritt, wo mir der hungrige Einfall kam, ein Frühſtück zu nehmen. Der Marqueur bringt es mir in den Hauptgang, ich genieße raſch, und jetzt überfällt mich eine Müdigkeit, ein Schläfern, als hätte ich Opium getrunken. Der Garten war einſam — und dort winkte mir der Pavillon, den Niemand mehr betritt, ſeit Grüners Bruder, ein wüſter Taugenichts, ſich darin erſchoſſen — auf der ruſſiſchen Bank, an der blutbeſpritzten Wand glaubte ich ein Viertelſtündchen ganz ungeſtört ſchlummern zu können. Doch denke Dir! Kaum bin ich eingetreten, und ſchmecke ſchon den Vorgenuß der Ruhe, da ſehe ich durch die hohen Fenſter ein paar elegante Damen ſchnurſtracks auf den Pavillon zukommen. Ich konnte mich, ſo wie ich war, nicht vor ſolchen Augen zeigen, denn meine landräthliche Activität hatte mir Kleidung, Geſicht und Haar mit Ruß und Rauch geſchwärzt, und mit einer Kruſte von Schmutz überzogen. In dem Schrecken meiner Eitelkeit fliehe ich pfeilſchnell die gewundene Treppe in das obere Stockwerk hinauf, und lege mich dort die Länge lang auf den Boden, das Auge feſt auf ein günſtiges Aſtloch gedrückt. Die Schlafluſt floh vor der Neugier. Meine Damen traten richtig ein, und die letztere derſelben ſchnappte das Thürſchloß ab, indem ſie ſagte: „Hier ſind wir allein, und vor jedem unberufenen Zeugen ſicher! O Du armes, getäuſchtes Kind! dachte ich, und beſchwor meine phyſiſche Natur, mich mit jedem Huſten oder Nieſen zu verſchonen. Die ſchlanke Schließerinn warf den grünen Florſchleier zurück, und ich ſah das Geſicht eines Engels! aber eines weltlichen —, denn aus den großen, ſchwarzen Augen blickte Klugheit, die feinen Züge trugen ein charakteriſtiſches Gepräge, und die klare, gewölbte Stirne war der blendende Schild eines Trotzes, der es mit jedem Angriffe des Geſchicks aufnehmen zu wollen ſchien. Die zweite, oder vielmehr die erſte, war eine blaſſe Blondine von ſchmächtigem Wuchſe und zartem Gliederbau. Ich erkannte durch mein Guckloch die junge Frau von Sonnenborde in ihr, ein gebornes Fräulein von Ribe, deſſen kürzliche Verheirathung mit einem begüterten und liebenswürdigen Edelmanne das neidiſche Urtheil der Menge, als einen unverdienten Glücksſtern für die arme, vaterloſe Waiſe pries.«

»Jetzt hatte ich Gelegenheit, die Trüglichkeit ſolch eines glänzenden Außenſcheins einzuſehen. Die junge Frau rang die Hände, und unter ſtrömenden Thränen vertrauete ſie ihrer Freundinn, daß ſie unwiderlegbare Beweiſe von einem ſtrafbaren Verhältniſſe habe, welches zwiſchen ihrem Manne und dem Geſellſchaftsfräulein ſeiner Mutter, und wahrſcheinlich ſchon ſeit geraumer Zeit — beſtehe. Sie befinde ſich nun in der peinlichen Wahl, entweder durch ihre Trennung von dem Treuloſen das Herz ihrer Mutter, oder durch ein ſchweigendes Aushalten ihr eigenes zu brechen; denn ſie könne die unwürdige Theilung des ſeinigen nicht ertragen.— Die kleine, todtenbleiche Frau dauerte mich in der Seele! Bei einem Haare hätte ich ihr mein Bedauern durch das Aſtloch herabgerufen. Aber die ſchwarzäugige Beichtſitzerinn vertrat den Geiſt meines Mitgefühls. Sie that ihren niedlichen Mund auf, und, bei meiner Ehre, Graf! beſſer redet kein Juſtizminiſter! Ich ſtaunte nur ſo. Die Kleine hatte einen Juriſtenkopf, ſage ich Dir; aber die Geſetzbücher der Erde wären das unnützeſte Papier, wenn jeder Menſch ſolch einen Rathgeber in ſich trüge. Mit der beſonnenſten Feinheit entwickelte ſie das ſchwierige Verhältniß ihrer Freundinn, und zeigte ihr, wie es zu löſen wäre, ohne daß das zarteſte Fädchen dieſer Gebundenheit zerriſſen würde. — Es lag ein wenig Freigeiſterei in dem Syſteme, worauf ſie die ſieghafte Behauptung der verrathenen Frau bauete; aber, mich dünkt, ein Ehemann müſſe ſich vortrefflich dabei ſtehen. Die Thränen der Frau von Sonnenborde fingen an zu verſiegen;

ſie wagte zu entgegnen, ihre Freundinn habe gut reden; doch in demſelben Falle würde ſie wohl inne werden, wie weit leichter Regeln aufzuſtellen, als zu befolgen wären. Ich werde nie heirathen! antwortete die Brünette entſchieden — und bei dieſer Verſicherung fühlte ich einen Stich in der linken Seite —, denn, fuhr ſie fort, ſichert das Teſtament der Tante mir meine Subſiſtenz nur irgend, ſo nehme ich mir ein Pflegekind an, und finde in deſſen Erziehung den Zweck meines Lebens und die beſte Anwendung meiner Kräfte. — Man wird dieß Kind für das Deinige halten, und nur eine jungfräuliche Mutter wird hienieden verehrt! ſagte Frau von Sonnenborde ſeufzend.“

„Ein Lächeln ruhiger Ueberlegenheit ſpielte um den ſüßen Mund der philoſophiſchen Braunen. Sie ſagte: Das Urtheil der Welt ſchlägt nur, wie der Hall des Sturmes, an die Außenwände meines Glückes; drinnen iſt es ſtill, ein heimliches Hüttchen, wo es fein fromm, aber vergnügt zugeht und die Vernunft darauf ſiehet, daß alles in Ordnung bleibe. —“

„Nachdem die Leidende getröſtet und berathen war, erhoben ſich die Damen und verließen den Pavillon und den Garten. Ich ſtürzte hinab und fragte einen Marqueur, wer die größere von Beiden, im blaßgrauen Morgenkleide geweſen?“

„Ein Fräulein von Sternof, gab er mir zur Antwort: des Kriegsraths Tocher, der neulich im alten Feldherrn ohnmächtig wurde; das gab ein Aufſehen!“

„Aha!“ ſagte Graf Wolga ſich beſinnend, „ich habe davon gehört; es iſt ein obſcures Haus, dieſes von Sternof! Der Kriegsrath, über deſſen polniſche Herkunft man zweifelhaft war, bis jenes Ereigniß im Schauſpielhauſe ſeine

Nationalität beglaubigte — kaufte vor zwei Jahren die niedliche Beſitzung Tempe, ein kleines Stündchen von der Stadt gelegen, was der verwittweten Staatsräthinn Landau gehörte. — Er hofft auf die Wiederherſtellung von Polen, wie die Juden auf ihren Meſſias — treibt derweilen ein wenig Alchymie, und ſoll in die Geſchichte des Landrath Uſedom verſteckt ſein. — Von ſeiner kranken Schweſter, Frau Staroſtinn titulirt, ſpricht das Gerücht mancherlei. Sie ſoll eine berühmte Schönheit, und die galante Freundinn oder insgeheim angetrauete Frau eines ruſſiſchen Großen geweſen ſein, und man leitet die reichen Goldadern, welche bis in das dürre Land dieſer herabgekommenen Familie fließen, aus dem Dunkel jenes Verhältniſſes ab. Seine drei Töchter —"

„Drei?" rief der Landrath erregt, nun, wenn die andern Beiden der reizenden Brünette gleichen, ſo iſt das Tempe des Kriegsraths der Grazien Wohnſitz!"

Der Graf ſprach lachend: „Wir wollen einen Vorwand erſinnen, ihre Bekanntſchaft zu machen; aber Du wollteſt ja keine Frau von Charakter, ſondern von Gemüth, und was Du mir erzählt." — „Ja, da haſt Du recht," unterbrach Malverin nachdenkend und mit ſinkender Stimme ſeinen Freund, „das Mädchen hat mir zwar unbändig gefallen; aber es wäre eine praktiſche Frau in anderer Manier, und ich will nun durchaus keine ſolche mehr!" —

Aber ehe noch Graf Wolga und ſein heirathsluſtiger Freund mit dem Plane fertig war, auf ſchickliche Weiſe nach Tempe zu kommen, um die Töchter jenes gelobten Ländchens in Augenſchein zu nehmen, begünſtigte der Zufall eine dritte Perſon zu dieſer näheren Bekanntſchaft.

Die Gräfinn fuhr ſpazieren und nahm ihre Kleinen und die Wärterinn mit; ihr Gemahl, von Geſchäften abgehalten, konnte die Seinen nicht begleiten. Als Adolphine ziemlich ſpät zurückkehrte, ſtand der Graf, ihrer Ankunft harrend, auf dem Vorplatze des Landhauſes, und an ſeiner Seite Freund Malverin. Der Wagen näherte ſich langſam, die Gräfinn ſtieg aus, ſie war bleicher als gewöhnlich, und nach dem erſten, grüßenden Blicke auf die beiden Männer, lüftete ſie den dünnen Mouſſelin, der über den kleinen Rudolph in der Wärterinn Armen niederhing und ſah ſorgſam nach dem ſchlafenden Kinde. Ida hing feſt und furchtſam an der Hand ihrer Mutter.

„Dir iſt etwas begegnet, meine Adolphine!“ ſagte der Graf errathend, und der Kutſcher ſtieß einen lauten Seufzer aus. Lächelnd antwortete Adolphine: „Wir hätten ein großes Unglück haben können; aber es iſt noch ſo gnädig abgelaufen, und ein Engel war zu unſerer Stärkung und Hülfe bereit.“

„Ein Engel?“ fragte der Graf dringend und faſt unmuthig über dieſe Bildlichkeit in der Rede ſeiner Gattinn, ſetzte er hinzu, „rede doch deutlich, Adolphine! was iſt geſchehen?“

„Wir haben umgeworfen,“ antwortete die Gräfinn, „allein Gottfried iſt ohne Schuld, dem Landrath nur müſſen wir den Vorwurf dieſes Unfalls machen.“

„Mir, meine gnädigſte Frau?“ rief dieſer in drolliger Betroffenheit, „da wäre ich doch begierig zu erfahren, wie ſo?“

Adolphine ließ ſich erſchöpft auf eine Blumenbank nieder und ſagte erzählend: „Ich hatte dem Kutſcher die Wahl des Weges überlaſſen; denn es war mir bloß um den Genuß der friſchen Luft und um die Bewegung des Fahrens für mich und meine Kleinen zu thun. Er meint es gut, der arme Schelm, indem er mich nach Tempe bringen will, um mich durch den zauberiſchen Reiz des Oertchens und durch die wunderherrliche Ausſicht vom Schloßberge herab zu überraſchen. Aber der Weg dahin iſt bodenlos, und das,“ ſetzte die Gräfinn mit einem anmuthsvollen Lächeln hinzu, „liegt dem Landrathe zur Laſt!“

Des Vergnügens hellſter Strahl leuchtete bei dieſer Anklage aus Malverins Augen, denn eine amtliche Beziehung zwiſchen ihm und dem Herrn jenes Grundſtückes war nunmehr gefunden, und zu dem Anknüpfen zarterer Fäden würden, meinte er in ſeinem Sinne, Glück und Geſchick wohl weiter behülflich ſein.

„Der ſtarke Duft eines Kamillenfeldes,“ fuhr Adolphine fort, „lenkte meine bange Aufmerkſamkeit von den tiefen, ſteinichten Löchern der ſchmalen Fahrſtraße ab, und ich ſah mit neugierigem Wohlgefallen, wie eine jugendliche Mädchengeſtalt, fein und weiß gekleidet, das Geſicht entzog mir der Strohhut — auf der Wieſe hin und her ſchwebte, die heilkräftigen Blümchen ſammelte, und über ihrer ſinnenden Betrachtung alles um ſich her zu vergeſſen ſchien. Da krachte es unter mir, der Wagen lag um, und ich verlor für einige Momente das Bewußtſein. Nur wie aus weiter Ferne vernahm ich den Schreckensruf des Kutſchers, Ida's weinendes Geſchrei und das Hülfsgekreiſch der Wärterinn. Ein würzreicher Geruch weckte meine Lebensgeiſter; die Kamillenſammlerinn, ein holdes Weſen, ſtand vor mir, und rieb mir ein Büſchel dieſer Blumen unter die Naſe. Dann nahm ſie das Kind, geſchickt wie ein Mütterchen, auf die Arme, indem ſie der Wärterinn zuſprach und Ida beruhigte. Es ergab ſich nun, daß wir alle, bis auf den Schrecken, ohne Schaden davon gekommen waren. Es war eine Tochter des Kriegsrath Sternof, auf deſſen Bereich wir uns befanden.“

Graf Wolga nickte dem Landrath bedeutſam zu, doch eine innere Säure hatte während Adolphinens Erzählung die offene, heitere Miene Malverins ein wenig finſter zuſammengezogen.

„Das liebe Märchen,“ redete die Gräfinn weiter, „hat mich nun mit einnehmender Herzlichkeit, es bis in ſeine väterliche Wohnung zu begleiten, die gar nicht weit von dem Orte unſeres Unfalls entfernt ſei, und mich ſammt den Kinderchen dort vollends zu erholen. Auch war etwas an dem Wagen entzwei, und Gottfried verſicherte, daß mindeſtens eine Stunde dazu gehören werde, um dieſen Schaden herzuſtellen. So folgte ich denn der willkommenen Einladung, und das Fräulein unterſtützte mich auf dem kurzen Gange. — Du, mein Eugen, kannſt Dir aber kaum etwas Hübſcheres denken, als dies Tempe! Es iſt ein wahrer Feenſitz! Der Garten, in ganz eigenthümlichem Geſchmack angelegt, blüht in zwangloſer Schönheit, und weder eine franzöſiſche, noch engliſche Regel hat ſeine edlen, einfachen Formen zugeſchnitten. Das Haus iſt nicht eben groß, allein ſehr nett angelegt. Nur faſt ängſtend wäre mir die Stille, welche darin herrſcht; ſie erinnert mich an mein ödes Grauſchlößchen. Die Dielen auf dem Flur und in den Zimmern ſind mit wollenen Decken belegt, daß kein Fußtritt hörbar werde, die Domeſtiken ſchleichen auf den Zehen, die Thürangeln ſind mit Fries umwickelt, alles deutet die Rückſicht auf eine Kranke an, und dies iſt die Schweſter des Kriegsraths, welche ich nicht zu ſehen bekommen. Eine Schweſter meiner gütigen Hülfreichen aber war da, die andere, denn ſie hat deren zwei — begleitete ihren Vater auf einer kleinen Reiſe.“

„War ſie brünett?“ fragte der Landrath haſtig.

„Und wenn ich ſterben ſoll,“ antwortete die Gräfinn und ſtrengte ſich an, in ihr Gedächtniß hinabzuforſchen — „das kann ich nicht ſagen. Ja, ſie hatte braunes — nein, ſie hatte doch wohl blondes Haar! Doch will ich es nicht gewiß behaupten. Ich nahm einige Erfriſchungen ein, verlebte ein paar Stunden ſehr angenehm, und ſchied, als nun der Wagen kam, mit dem Wunſche, mir in dem anziehenden Geſchöpfe, ich meine die Kamillenſammlerinn — eine Freundinn gewinnen zu können.“

„Kamillenſammlerinn!“ wiederholte der Landrath, welcher die Beſchreibung der Gräfinn in Bezug auf ſeine Heiraths-Idee gebracht, und den Gedanken bereits fixirt hatte, daß ſeine Wahl auf eines der ſchönen Mädchen von Tempe fallen werde —; er fuhr fort: „Dies eben ſtört meinen günſtigen Vorbegriff. Das Fräulein Kräuterinn muß entweder an Krämpfen leiden, oder — geizig ſein; hu! denn ich glaube, für einen Silbergroſchen bekommt man in der Apotheke ſoviel römiſche oder Feld-Kamillen, um eine lange Nervenkrankheit hindurch damit auszureichen.“ —

Adolphine ſtrafte den Hausfreund mit einem zürnenden Blicke und ſagte: „Was das nun gleich für Vorausſetzungen ſind! Die Männer ſind doch ſtets ſchnell fertig damit, über weibliches Thun und Treiben abzuſprechen. Ich wollte darauf ſchwören, daß der unſchuldigſte Geſchmack an dieſer idylliſchen Beſchäftigung, dem Fräulein Sternof dies giftige Urtheil zugezogen.“

Der Landrath erröthete; ſein Herz ſchlug im ſtärkeren Schlage des Vorwurfs, und dieſe Bewegung erregte ihn für das Bild der Unbekannten. Er nahm ſich nun vor, in den nächſten Tagen nach Tempe zu reiten, um vorgeblich mit dem Kriegsrath über die nöthige Verbeſſerung der Wege zu ſprechen, jedoch eigentlich zu ſehen, ob unter den Töchtern dieſes Mannes ihm eine als Gattinn wünſchenswerth erſchiene? Aber es war, als hätte der Zufall ſich gegen dieſe Abſicht verſchworen. Unaufſchiebbare, amtliche Geſchäfte, Beſuche, eine plötzliche Krankheit ſeines Secretärs vereinigten ſich, ihn abzuhalten. Endlich waren dieſe Hinderniſſe ſo weit beſeitiget, daß der Landrath beſchließen konnte, morgen, ja, morgen gewiß! nach Tempe zu eilen; doch heute war er zu Spiel und Ball im Harem, dem größten Hauſe der Stadt und dem Schauplatze der anſtändigſten öffentlichen Vergnügungen eingeladen. Ein Erinnerungsfeſt wurde alljährlich mit dieſer geſellſchaftlichen Feier begangen, und die Verheißung eines Bekannten, daß der Landrath daſelbſt die ſchönſten Mädchen und Frauen des Ortes und der Umgegend finden würde, ließ dieſen hoffen, auch die reizenden Töchter des Kriegsrath von Sternof dort zu ſehen, und hatte ihn beſtimmt, dieſer Aufforderung den erſehnten Beſuch in Tempe noch um einen Tag nachzuſetzen.

Es war ſchon ziemlich ſpät, der große Saal bereits wogend angefüllt und der Ehrentanz der Polonaiſe am Ende, als der Landrath von Malverin faſt unbemerkt in die glänzende Verſammlung trat. Er miſchte ſich unter die zuſchauenden Männer und ließ die Paare den letzten Rundgang des Polentanzes an ſich vorüberſchweben. Da fiel ihm ein ältlicher Mann von bedeutender Geſichtsbildung auf, welcher als der Tänzer einer Dame vom erſten Range ſich durch natürlichen Anſtand, wie durch die geſchmeidige Kunſt ſeiner Bewegungen ſehr vortheilhaft vor denen auszeichnete, die im bequemen Phlegma vorgerückter Jahre, an der Hand einer geputzten Tänzerinn, den trägen Umlauf des Saales ſchwerfällig genug, als eine Pflicht ballmäßiger Herkömmlichkeit zu vollziehen ſchienen. Die düſtern Geſichtszüge jenes Mannes contraſtirten ſeltſam mit der Verzückung in die wirklich ſchöne Muſik, die ſich in ſeinen Mienen, wie in ſeinem Geberdenſpiele ausdrückte — und der Landrath vermuthete alsbald, dieſer Mann müſſe der Kriegsrath Sternof ſein. Sogleich flogen ſeine blitzenden Augen den prangenden Blüthenflor der jüngern Damen raſtlos auf und nieder, um die braune Tröſterinn der Frau von Sonnenborde zu erſpähen: aber weder dieſe noch jene ließ ſich finden. Unmuthig darüber, ſtreifte ſein ſuchender Blick achtlos an manch reizvollem und reizloſem Geſicht vorüber, bis endlich eine kleine, der ſchaffenden Natur verunglückte Geſtalt dieſe unſtäten Blicke durch den Zug des Mitleids feſthielt. An den langen Seitenreihen der Stühle, welche der erſte Länder jetzt geleert, hielt eine zwar jugendliche, aber äußerſt mißgeſtaltete Figur die Wacht an dem oberſten Platze. Der Anblick dieſer kleinen, verputzten Geſtalt regte in dem Landrath ein Mißfallen eigener Art an; die ſchmerzliche, peinvolle Verlegenheit, welche aus dieſen Mienen ſprach, ſagte deutlich, daß ſie dieſem einſamen Poſten nur mit dem Gefühle herber Kränkung treu geblieben, und der Anzug zeigte, daß er für den Tanz berechnet geweſen. Das Ballkleid von farbigem Flor, mit Blumenguirlanden aufgezogen und geeignet, den Wuchs einer Hebe zu umwallen, hob dieſen äſopiſchen Bau, wenn auch in verweiblichter Form — grell hervor, ſtraff angezogene Perlen konnten den ſpitzen Dickhals nicht verſtecken, und zu dieſer Eitelkeit, die durch ihr vergebliches Streben lächerlich ward, ſtand ein ſanftes, verſtändiges Geſicht, ein geiſtvolles Augenpaar in dem ſchneidendſten Widerſpruch.

„Um Vergebung,“ hob der Landrath mit leiſer, höflicher Frage zu einem neben ihm ſtehenden Manne in feiner Civil-Kleidung an, können Sie mir vielleicht ſagen, wer die junge Dame ſei, welche hier an der Ecke —“

„Dieſe?“ unterbrach der Mann mit einer kleinen Verbeugung den ſtockenden Frager, indem er vorſichtig auf den Gegenſtand dieſer Unterredung hinwies und nach einem bejahenden Zeichen des Landraths fortfuhr, „den Namen — er ſchwebt mir auf der Zunge — kann ich im Augenblicke nicht nennen, obgleich ich ihn recht gut weiß. Es iſt eine junge Schweizerinn und Geſellſchaftsdame bei der Generalinn von Laſar; ein höchſt achtungswürdiges Mädchen von außerordentlicher Geiſtesbildung, das nur zu ſeinem eigenen Unglücke die Schwäche beſitzt, den Spiegel für unzuverläſſig zu halten. Der Kelch dieſes Abends iſt gewiß für die arme Kleine ſehr bitter — möchte er mindeſtens heilſam ſein!“

„Solch eine Selbſttäuſchung bei Verſtand und Einſicht iſt doch aber kaum zu faſſen;“ ſagte der Landrath ſeufzend.

„Sie gehört zu den Unbegreiflichkeiten,“ ſetzte der Andere achſelzuckend und lächelnd dies Geſpräch fort, „womit die gütige Natur das Unglück ihrer Kinder wohlthätig mildert.“

Hier endete dieſe Unterhaltung, der Landrath aber blieb ſofort in der Nähe der Verſäumten, als wolle oder könne er ihr durch ſeinen ſtillen Antheil die preſſende Scham der Verlaſſenheit erſparen, welche ſich in fliegenden Farben auf ihren Wangen malte.

Ein ſchönes Mädchen, unſtreitig die königlichſte Blume des Harems — flog nach geendigtem Tanz auf die kleine Schweizerinn zu, und die liebkoſende Stimme, der ſüße Blick, die holden Schmeichelwörtchen, womit dieſe angeredet ward, ſollte gewiß den Unterſchied ausgleichen, den die Natur und das Tanzglück zwiſchen dieſen befreundeten Damen gemacht und die Zurückgeſetzte verſöhnen.

Dem Landrath war dieſe ſchwebende Geſtalt ſchon während des Tanzes aufgefallen; jetzt faßte er ſie ſchärfer ins Auge. Dieſer zarte Grazienbau, von einer Schwungkraft gehoben, die das ſpielende Füßchen kaum den Boden berühren ließ, zeichnete ſich zu reizend aus, als daß er unbemerkt und unbewundert hätte bleiben können; dazu ſchien die leidenſchaftlichſte Tanzluſt jeder ihrer Bewegungen eine eigene Elaſticität zu geben. Drei Schritte nur ſtand das ſchöne Mädchen von dem Landrath entfernt, und er ſah den reinen Blick der Freude in einem Paar kohlſchwarzen Augen, deren Feuer das Lichterſpiel der Edelſteine überſtrahlten, welche dem matten Reize anderer Schönen zur Folie dienen ſollten. Sehr einfach, doch im edelſten Geſchmack, war der Anzug dieſer ſchlanken Geſtalt; ihr einziger Schmuck, einige Schnüre Perlen, durch die Nacht der Locken gezogen; ſie flimmerten ſo blaß und beſcheiden, wie der Thau im Mondſchein!

Ein neuer Tanz begann: in ſtürmiſcher Eile flogen die Herren auf ihre Damen zu, auch das liebliche Mädchen ward im Nu dem traulichen Zwieſprach mit ihrer ſchweizeriſchen Freundinn entriſſen, die wie das erſtemal einſam ſitzen blieb. Es war, als ob eine unſichtbare Gewalt den Landrath hinter ihrem Stuhle feſthalte; die ſtille Beobachtung genügte ihm zu ſeiner Unterhaltung. Als der dritte Tanz geſchloſſen war, trat eine längere Pauſe ein, um den Anlauf geſammelter Kraft zum Cotillon nehmen zu können, deſſen Stundenlänge ſie, wie vorauszuſetzen, erſchöpfen würde. Man drängte ſich im Nebenzimmer zuſammen, und hinter dem Rücken des Landraths ward ein Geſpräch laut, das ihm die Bruſt verſchnürte. Ein junger Mann von vornehmem, aber krankhaftem Ausſehen, der keinen andern Theil an dem Tanzvergnügen nahm, als daß er ſich mit witzelnden Bemerkungen umhertrieb, redete einen Huſaren-Officier im Tone des Spottes an: „Mon ami! tanze doch einmal mit der kleinen Gouvernante hier! Sie ſitzt ſo iſolirt, ſo ängſtlich verputzt da, als werde ſie für Geld geſehen, und Deine Tante, die Generalinn Laſar, ſchießt giftige Blicke im Saale umher, daß ſich keiner der undankbaren Tiſchfreunde ihres Hausfräuleins erbarme.“ Der Huſar ſchlug ein rohes Gelächter auf und erwiederte: „Mit der kleinen Bucklinska dort ſollte ich tanzen? Auf meine Ehre! da müßte ich mich zwingen. Die Schweizerinn trägt ja den Montblanc auf dem Rücken und den Jura am Halſe — wir würden nicht fortkommen, ſage ich Dir!“

Das Zittern des Zornes ſchlug dem Landrath in die Glieder; aber die geſpannteſte Theilnahme hielt ſeinen Blick nach Außen gewendet; denn die Schweizerinn, in innerſter Seele von der grauſamen Spottrede des Officiers getroffen, ſchwankte erbleichend auf ihrem Stuhl, und der Arm des blühenden Mädchens umfaßte ſie haltend.

In dieſem Augenblicke lockten die Töne des Cotillons vom Muſikchor herab, ſie wirkten ergreifend, wie das Horn

Scherasmins, und der Huſar trat mit kecker Zuverſichtlichkeit vor die beſte Tänzerinn und bat um ihre Hand. Da erhob ſich das Mädchen ſehr edel; mit glühenden Wangen und zitternder Stimme gab es zur Antwort: „Sie, Herr Graf, wünſchen, wie ich hörte, eine unbeſchwerte Tänzerinn; ich aber“ (bei dieſen doppelſinnigen Worten faßte es die bebende Hand der Freundinn) „trage die Jungfrau im Herzen und das Gefühl der beleidigten Achtung für mein Geſchlecht iſt mir wie Blei in die Füße geſunken; ich danke Ihnen!“ — Der Graf ſtand betroffen, ein leiſes: Bravo! flüſterte in den Gruppen der naheſtehenden Zeugen dieſer Scene, und der Landrath wendete ſich entzückt, und fragte jenen Mann, der ihm die erſte Auskunft gegeben: „Wer iſt das prächtige Mädchen? O ſagen Sie, mein Herr! Das war ein Wort zu ſeiner Zeit; ein güldner Apfel in ſilberner Schaale!“ „Ein Fräulein Sternof!“ antwortete der Mann mit lächelnder Ruhe, „der Kriegsrath iſt doch wirklich ein glücklicher Vater!“

„Ein Fräulein Sternof?“ wiederholte Malverin in ſteigender Ekſtaſe, und der günſtige Vorbegriff dieſes Namens erhöhete ihm die Bedeutſamkeit des holden Weſens und vertiefte den Eindruck, welchen dies geiſtesgegenwärtige Betragen auf ihn gemacht hatte.

Als der Landrath ſich wieder umſah, war Fräulein Sternof ſammt der kleinen Gouvernante verſchwunden, und die Erſtere brachte die ſichern Tanzfreuden dieſes Abends dem theilnehmenden Gefühle für die gekränkte Freundinn zu einem willigen Opfer.

Am andern Morgen trat Graf Wolga in das Zimmer des Landraths und forderte dieſen zu einer Luſtpartie für den Nachmittag auf. Malverin entſchuldigte ſich und geſtand ehrlich, daß er dem Zuge nach Tempe nun länger nicht widerſtehen könne, denn der geſtrige Ball habe ſeine Geſpanntheit auf die Familie Sternof noch um einige Grade erhöht. Und nun erzählte er treu, was er dort gehört und geſehen.

Der Graf zollte dieſer Mittheilung ſeinen vollen Beifall, dann ſagte er: „Irrt Adolphinens Urtheil nicht, ſo wäre Dir, lieber Freund, das Beſte, wie es auch recht iſt — bis zuletzt geblieben; meine Frau iſt ganz bezaubert von der anſpruchsloſen Liebenswürdigkeit der jüngſten Sternof!“

Ein kleiner Satyr lauſchte ſchlau aus Malverins Miene, da er mit einem loſen Lächeln erwiederte: „Ich mißtraue dem Lobe der Frauen —; ſie ſpenden es, wie die Erfahrung lehrt — nur gar zu gern der beſcheidenen Anmuth gutmüthiger, einfältiger Naturen und haushälteriſcher Verdienſtlichkeiten. Ich kann mich nun einmal von dem Gedanken nicht losmachen, daß die Kamillenleſerinn der Aſchenbrödel ihrer geiſt- und talentvollen Schweſtern ſei. Man findet in töchterreichen Häuſern es häufig ſo. Die Wirthſchaft ſoll doch auch beſchickt werden, und ſo iſt der Drang der Nothwendigkeit gewöhnlich die Schule, welche unter mehreren weiblichen Gemüthern eine Lenette bildet, daß ſie das wärmende Feuer des heimathlichen Muſentempels häuslich ſchüre und bewahre, und die ſeidenen Strümpfchen ſtopfe, welche eine ſchweſterliche Terpſichore zertanzt; denn weder dieſe, noch der kleine, braune Freigeiſt aus dem Pavillon ſcheinen mir ihre Anſprüche an Lebensglück, auf gute Ordnung in Küche und Speiſekammer und auf die ſubalterne Rolle einer ſparſamen Ausgeberinn zu beſchränken.“

„Nun ich denke,“ entgegnete lachend der Graf, „ſolch eine Frau ſuchſt Du eben! Du willſt keine ſorgfältige Wirthinn mehr, und begnügt mit dem Vortheile, der Dir aus dieſer Eigenſchaft Deiner Seligen erwachſen, wäreſt Du allenfalls entſchloſſen, den Gewinn dieſer Erfahrungen in der zweiten Ehe zuzuſetzen.“

Eine bittere Erinnerung wallte bei dieſem Scherze des Freundes in der Bruſt des Landraths auf. Er unterdrückte einen Seufzer, und ſprach: „Ja, das weiß Gott! Ich wollte, daß ich Dir ſagen könnte, was ich eigentlich ſuche! Ein Weſen, wenn auch nicht ſchön, doch anziehend, liebevoll, doch nicht eiferſüchtig, mir innigſt angehörend und anſchließend, aber nicht wie eine Feſſel, die man gern dem Kerker ließe, wenn man ihm entfliehen könnte —; gebildet, doch anſpruchslos, geiſtig, aber nicht zum Nachtheile des Gemüths und der zarten Weiblichkeit; gütig, doch nicht ſchwach, ſtark durch Sanftmuth und Geduld, der Erde zum Segen, aber mit Sinn und Seele dem Himmel zugewandt!“

„Armer Malverin!“ ſagte Graf Wolga, und klopfte mit der Geberde komiſchen Bedauerns ſeinen Freund auf die Schulter, „ich furchte Du wirſt ledig bleiben. Da habe ich vor einigen Tagen Rubens Frau gekauft, die ſchenke ich Dir. Das Gemälde iſt recht brav, und der Geiſt dieſer Züge wird Dir mindeſtens einige der Eigenſchaften vorſpiegeln, welche Du in der lebenden Welt ſchwerlich ſo zuſammengeſtellt, wie Du es eben gethan, finden dürfteſt.“

Kaum hatte Graf Wolga den Landrath verlaſſen, als ſich der Kriegsrath Sternof bei dieſem anmelden ließ. Der Landrath erſchrak; denn dieſer zuvorkommende Beſuch, der ein unbedeutendes Geſchäft zur Veranlaſſung hatte, beraubte ihn des Vorwandes, unter welchem er ſich heute in Tempe näher bekannt machen wollte, und ſchnitt ihm ſogar die Hoffnung ab, daß dies in der nächſten Zeit geſchehen könnte, indem der Kriegsrath mit verſtändlicher Beziehung davon ſprach, daß die leidende Geſundheit ſeiner Schweſter, ihre überaus große Reizbarkeit der Nerven ihn und ſeine Töchter faſt gänzlich vereinſame, da die geringſte Unterbrechung ihrer ſtillen Lebensweiſe, die kleinſte geſellige Aufregung, den nachtheiligſten Einfluß auf ihr Befinden übe. Sollte dieſer traurige Zuſtand ſich ändern — es war unverkennbar, daß der Kriegsrath den Tod der Staroſtinn meine —, ſo dürfe er ſich ſchmeicheln, das freundliche Tempe werde den Landrath wohlgefällig anſprechen, wenn dieſer es mit ſeiner Gegenwart beehren wolle.

Der Landrath war über die Vereitelung ſeiner ungeduldigen Wünſche ſehr verſtimmt; allein er mußte ſich darein ergeben. So oft er einſam ſpazieren ritt, leitete er unwillkürlich den Schritt ſeines Roſſes in die Gegend von Tempe, das ſeiner Sehnſucht unzugänglich, wie ein Zauberpalaſt der Gluth eines irrenden Ritters, im maleriſchen Reize des werdenden Herbſtes dalag, und in träumeriſcher Neugier wagte er es, das Schloß immer näher und näher zu umkreiſen. Eines Tages war er bis an das Spalier des herrſchaftlichen Parks gekommen; ein kleines Pförtchen, in den nahen Buſch führend, ſtand geöffnet, und der Landrath übergab ſein Pferd dem Reitknechte, mit dem Befehle, im waldigen Schatten ſeiner Rückkehr zu harren, er wolle ſich hier ein wenig umſehen.

Die Sonne ſtand noch hoch am Himmel; ſtill war die warme Luft, kein Blatt ſäuſelte — nur zuweilen ſchwirrte ein Waldvogel aus den tiefen, dunklen Gängen auf, und flatterte mit bangen Tönen der düſtern Heimath, dem nahen Kiefernholze zu. Den Landrath wiegte dies herbſtliche Schweigen, der ſtille Reiz dieſer lieblichen Einſamkeit, in ein ſüßes Selbſtvergeſſen; er ging gedankenvoll immer weiter, ſah manche ſchöne Anlage, ohne ſie geiſtig aufzufaſſen, und fand ſich endlich in der labyrinthiſchen Mitte einer Menge kleiner Fußpfade, deren Ausgang hier nicht ſichtbar war. Er ſtand und ſann, und wußte nicht, wo aus noch ein — da ſchreckte ihn aus dieſer wähligen Unentſchloſſenheit der volle Akkord einer Guitarre auf, an deſſen langen Nachhall ſich ein phantaſiereiches Spiel ſchloß; eine künſtleriſch geübte Hand ſchien die reingeſtimmten Saiten zu durchirren. Entzückt horchte Malverin dieſen Klängen, ſie däuchten ihm nicht allzuweit entfernt, und er folgte ihnen wie dem leiſen, melodiſchen Rufe eines guten Geiſtes.

Jetzt öffneten ſich die verſchlungenen Wege und zeigten ihren Zielpunkt. Noch im dichteſten Gebüſch verborgen, traf den Landrath ein Anblick, ſchön und wunderſam! ein Anblick, der ihn, den fremden Lauſcher, von jedem weiteren Schritte achtungsvoll zurückſcheuchte, und doch durch eine geheimnißvoll feſſelnde Gewalt wieder hielt.

Er erblickte nämlich auf einem runden, freien Platze von hohen Baumſchatten eingefaßt, eine Eremitage, an der Bauart, an dem krummen Kreuze von weißem Holze auf der Dachhöhe des niedern Häuschens, an den ſpitzwinkeligen Fenſtern von buntem Glaſe, an der gleichförmigen Thüre, deren weite Oeffnung die düſtere Moostapete des Gemaches bemerken ließ, als ſolche kenntlich. Der Purpur des wilden Weins, womit die Eremitage umzogen war, im Sonnenſcheine erglühend, warf ſeine brennenden Farben auf zwei weibliche Geſtalten, die auf einer rohen, mit geſtickten Polſtern belegten Bank vor der Eremitage ſaßen, und in dieſer Beleuchtung, wie in dem Sinne ihrer Eigenthümlichkeit, als ein Bild der Verklärung erſchienen. Rechts, ganz gegen das volle Sonnenlicht gewendet, ſaß eine bleiche Frau von mittleren Jahren, deren matte Lebenskraft ſich an den heißen Strahlen entzünden zu wollen ſchien; ihre Züge waren todtenhaft entſtellt, und dennoch rührte die leidende Schönheit derſelben. Ein weiter Mantel von ſchwarzer Seide verbarg den hohen, von Krankheit oder Kummer gebeugten Wuchs, und ein langer, faltenreicher Schleier hüllte das edle Haupt ein, und gab der ganzen Geſtalt etwas Nonnenhaftes.

Dieſer melancholiſchen Erſcheinung zur Seite ſaß ein Weſen, wie den lichten Räumen einer beſſern Welt angehörend, worin weder Schmerz noch Tod die Blüthe der Schönheit bricht! — Der überirdiſche Ausdruck dieſes ſanften, ſeelenvollen Geſichtes, die Glorie der hellblonden, ungekünſtelten Locken, das ätherblaue Gewand, welches wie die Klarheit der Luft, dieſe zarten, jugendlichen Formen umfloß, das Saitenſpiel im ſchneeweißen Arme, das ſtarre, ſilberne Band um die weichen Schultern geſchlungen, und endlich der Hintergrund, der dies lebende Bild verklärte, erhob den himmliſchen Reiz dieſes Mädchens weit über den Zauber der Schönſten ſeines Geſchlechts!

„Catinca!“ ſagte die Bleiche mit ſchwacher Stimme, und ſtreckte die hagere Hand verlangend aus, deren bläuliche Weiße der Farbe einer abgeſtorbenen Perle glich —, „ſinge mir ein Lied! ich ſehne mich danach.“

„Es wird Dich angreifen, Tante!“ erwiederte das Mädchen mit zärtlicher Beſorgniß, und hing forſchend mit den hellen, treuen Vergißmeinnichtaugen an den blaſſen Zügen der Kranken.

„Es wird mich erquicken, gleich der milden Wärme, in der ich mich ſonne;“ antwortete dieſe mit ſehnſüchtiger Entſchiedenheit.

„Wohlan, Du willſt es,“ ſprach Catinca gehorſam, und ſogleich begann ſie ein leiſes Vorſpiel, das in ein einfaches Accompagnement überging; ihr Blick ſenkte ſich ernſt auf die goldnen Saiten nieder; doch ihre Lippen umflog ein begeiſtertes Lächeln, ehe ſie ſich zu folgendem Geſange öffneten:

Ich ſuchte meiner Kindheit holde Träume,
Da öde mich die Wirklichkeit umfing;
Sie flatterten in ferne, ew'ge Räume,
An deren Saum mein Auge ſehnend hing.

Ich ſuchte meiner Jugendliebe Roſen,
Verſchwunden war ihr Reiz, ihr friſcher Scherz;
Nur Dornen ſtarrten an dem Kranz, dem loſen —
Ich fühlte ſie — zerriſſen war mein Herz!

Ich ſuchte nun der Freundſchaft feſte Treue,
Den ſichern Stab durch die Gefahr der Welt:
Er lag gebrochen da — mit herber Reue
Sah ich, er war am kleinſten Stein zerſchellt!

Ich ſuchte nun der Ehre eitle Krone,
Sie war ſo ſchwer! Mich drückte ihre Laſt;
Und bald fand ich, daß wo der Schimmer wohne,
Die Ruhe ſei ein fremder, ſeltner Gaſt.

Ich ſuchte nun der Hoffnung helle Farben,
Und wollte malen mir ein heitres Bild;
Zerfloſſen waren ſie — erbleichend ſtarben,
Die Züge hin, in dunkles Graun gehüllt.

Ich ſuchte Licht der Wahrheit; trübe Schimmer
Umgaukelten mit ungewiſſem Schein
Mein irrend Auge mir, und nimmer, nimmer!
Erblickt' ich ihren Strahl entwölkt und rein! —

Da ſucht' ich Gott! und ſeines Lichtes Sonne
Ging ſtrahlend auf in meiner öden Nacht! —
Anbetend ſank ich hin, und ſprach voll Wonne:
O hätt' ich früher, Gott! an Dich gedacht!

Warum vergaß ich in des Lebens Wüſte
Den Weg zu Dir, ins ew'ge Vaterland?
Der Ruhe Quell — im trüben Schlamm der Lüſte? —
Heil mir, o Gott! daß ich Dich ſpät noch fand!

Du ſtillſt dies Herz mit himmelſüßem Frieden,
Dies kranke Herz, ermattet von der Pein,
In der es wund gerungen ſich hienieden,
Da es in Dir doch konnte ſelig ſein!

Du giebſt mir meine Jugendträume wieder
Im lieblichen Gewand der Poeſie;
Aus meinem Leide werden meine Lieder,
Der Liebe Geiſt flieht reine Sänger nie! —

Du haſt mich wohl geführt auf dunkeln Wegen!
Bald fällt die Binde mir vom Auge ab —
Ich flehe, Gott, um Deinen letzten Segen:
Gieb mir ein leichtes, unvergeſſ'nes Grab! —

„O ich danke Dir, meine geliebte Catinca!“ ſagte die Kranke mit ſchluchzender, erſtickter Stimme, und trocknete ſich ein paar Zähren von den farbloſen Wangen. „Du haſt ſehr ſchön geſungen, und dem Schmerze meiner Seele eine Engelzunge gegeben! — Wenn dies Lied mein Schwanengeſang wäre, ſo würde der letzte Augenblick meines Lebens der ſchönſte geweſen ſein! — O hätt' ich früher, Gott, an Dich gedacht!“ — Sie faltete die Hände, und blickte mit flehender Inbrunſt zum Himmel auf. Während dieſer Ausrufungen ſtand der Landrath in ſtaunender Verzückung; dem Bewußtſein faſt entrückt, brach er hörbar in die Worte aus: „Auch ich ſuchte! — heiliger Gott! auch ich!“ — Beſtürzt wendete Catinca den naſſen Blick in die Gegend, wo ſich dies ſonderbare Echo verlautbarte; doch der verrathene Hörer war bereits entwichen, und die Tante hatte nichts vernommen.

„Aber was mag dem Landrath wohl fehlen? Er iſt ſeit einiger Zeit ein Träumer geworden, und ſelbſt vom Heirathen, ſonſt der liebſte und meiſt gewählte Stoff ſeiner Unterhaltung, redet er nicht mehr;“ ſagte Graf Wolga zu ſeiner Gattinn, die, ein kleines Billet in ihrer Hand, den Gemahl in ſeiner Morgenlectüre ſtörte.

„Vielleicht denkt er deſto mehr daran;“ erwiederte Adolphine lächelnd.

„Jüngſt fragte ich ihn," fuhr der Graf in Gedanken fort, als hätte er dieſe Antwort überhört, „was ihn ſo ſinnig beſchäftige? Da fiel er mir mit ſeltſamer Heftigkeit um den Hals, ſein Auge glänzte, und leiſe ſagte er: Ich habe den Himmel offen geſehen, und den Geſang eines Engels vernommen! — Mir ward ordentlich bange um ihn, und ich wünſche nun ernſtlich, daß er je eher, deſto lieber, ein Weib nehme, auf daß er bald wieder vernünftig werde." — Dieſen letzteren Worten gab der kleine Stich eines gutmüthigen Spottes eine neckende Schärfe: aber die Gräfinn, welche während deſſen zuweilen einen Blick in das zierlich gefalzte Billet geworfen, war diesmal unempfindlich dafür. Sie erhob jetzt das Auge, und ſprach bedeutſam: „Ich gedenke dem ſonderbaren Seher heute ein Geſicht vorzuführen, das, obwohl irdiſcher Natur, ihm doch hoffentlich gefallen, und der Erde wiedergeben ſoll, welcher er ſich enthoben zu haben ſcheint. — Ich hatte den Jäger in aller Frühe mit einem Einladungsſchreiben nach Tempe geſendet, und er bringt mir in dieſen Zeilen die erfreuliche Antwort, daß Catinca von Sternof mich endlich dieſen Nachmittag beſuchen werde; aber leider! kommt ſie allein, ihre ältere Schweſter, Fanny, verweilt ſeit einigen Tagen bei ihrer Freundinn, der Frau von Sonnenborde, die plötzlich ſehr krank geworden, und die zweite, Natalie, muß zu dem Beiſtande der Staroſtinn zurückbleiben, welche hinfälliger als jemals iſt, und deren Auflöſung man allem Anſchein nach ſehr bald erwarten darf. Die herzliche Catinca ſchreibt mir, daß ſie meiner Aufforderung um ſo lieber folge, als ihr, durch die ſchweren Leiden der geliebten Tante angegriffenes Gemüth einer Erholung dringend bedürfe. Es ſei nunmehr Deine Sorge, mein Lieber, daß Du mit dem Landrath wie zufällig in meinem

Beſuchzimmer einſprichſt: denn ich habe es mir in den Kopf geſetzt, daß Catinca eine Frau für ihn wäre, und eine liebenswerthere dürfte er ſchwerlich finden, wenn er auch bis an das Ende ſeiner Tage ſuchte. —“

Graf Wolga verſprach dies Verlangen ſeiner Frau zu erfüllen, und hielt richtig Wort. Der Landrath beugte ſich tief erröthend, wie im Gefühle einer leiſen Schuld, vor der holden Catinca, die in ahnungsloſer Natürlichkeit alle Grazien ihres Geiſtes und Gemüths entfaltete. Da es dunkelte, fuhr des Fräuleins Wagen vor; der Landrath bei dieſem Abſchiedsſignal ſo ängſtlich erſchreckend, als wären die Räder des Wagens ihm über das Herz gegangen, und Adolphine bemerkte es mit heimlicher Freude.

„Und dies war die Kamillenleſerinn, lieber Malverin!“ ſprach, als Catinca nun fort war, die Gräfinn mit Nachdruck und einem triumphirenden Vorklange in ihrer Stimme, indem ſie die zarte Hand auf des Landraths Schulter legte.

Malverin ergriff dieſe Hand, feurig drückte er ſie an ſein Herz, und erwiederte: „Ich war ein Thor! O glauben Sie es mir, theure Gräfinn! ein blödſichtiger Thor! — Auch ich wollte das Glück meines Lebens und den Werth des Herzens, dem ich es vertrauen und verdanken würde, aus einzelnen Blüthen nothdürftig zuſammenleſen, anſtatt die heilige Pflanze zu ſuchen, welche ewige Roſen treibt, und heilkräftig iſt für jeden Schmerz! — Ach! wo ſteht es doch? So Viele gehn umher und ſuchen, und ſuchen doch das Rechte nicht! — Dies war auch mein Fall; doch jetzt ſind mir die Augen aufgegangen, und ich habe mein Blümlein Wunderhold gefunden. O daß ich es nicht laſſen dürfte! daß es tief in meiner offenen, empfänglichen Seele Wurzel ſchlagen, und ſich in mein ganzes Daſein verzweigen könnte!“

Adolphine verſtand zwar den Landrath nicht ganz; aber der richtige Tact ihrer Weiblichkeit gab ihr den Commentar zu ſeiner Bilderſprache, wie zu dem Ausdrucke exaltirter Gefühle, in Blick und Geberde. Sie nahm ſich vor, ihn ſtill gewähren zu laſſen.

Der Landrath von Uſedom, deſſen Poſten Hauptmann Malzerin interimiſtiſch verwaltete, war als ein Mann von ſtrenger Redlichkeit und ritterlicher Ehre gekannt und geachtet geweſen. Er ſchien jedoch unter einem unglücklichen Geſtirn geboren; denn niederſchlagende Erfahrungen hatten ihn von je verfolgt, ihn ohne ſein Verſchulden eines anſehnlichen Vermögens beraubt, und ſeit Jahren auf das Einkommen ſeines Amtes, zur Verſorgung einer Familie von ſieben mutterloſen Kindern, beſchränkt. Die finſterſten Schatten der Hypochondrie gaben zuweilen dieſer düſterſten Lage eine ſo nächtliche Schwärze, daß der arme Landrath weder aus noch ein wußte — und ſeine Freunde die ſtille Beſorgniß hegten, er könne in ſolch einer dunklen Stunde wohl gar gewaltthätig ein Leben enden, deſſen wirklichen Druck die Laſt krankhafter Einbildungen oft unerträglich machten.

Ein ungeheurer Betrug des Kreisſecretärs, durch Unterſchleif und Verfälſchung wichtiger Documente begangen, kam an den Tag; doch der Thäter entfloh vor dem Strafgerichte, und Landrath Uſedom, ein überpünktlicher, gewiſſenhafter Geſchäftsmann, und grade jetzt bei leidender Geſundheit und verſtörter Gemuthsſtimmung, gerieth in einen verzweiflungsvollen Zuſtand, da die Verantwortlichkeit für dieſe Büberei auf ihm, dem Vorgeſetzten, haftete. Am dritten Morgen nach ihrer Entdeckung vermißte man auch den Landrath zum Schrecken ſeiner Freunde, zum namenloſen Entſetzen ſeiner verlaſſenen Kinder, die jammernd den Leichnam ihres Vaters ſuchten, wo die Wogen eines Fluſſes rauſchten, wo der ſtille Spiegel eines Teiches geheimnißvolle Tiefen bedeckte, wo ein tückiſcher Bach durch abgelegene Felsſchluchten rollte. Allein weder ein Zeichen ſeines Todes noch ſeines Lebens war aufzufinden, und allmählich gewann die Hoffnung Raum, daß der arme Hypochondriſt einen fremden, verborgenen Zufluchtsort gegen die Angſt ſeiner Seele und gegen die Schreckniſſe drohender Phantome geſucht haben könne. Man war von Seiten der Behörden geneigt, ihn wegen ſeines biedern Charakters, deſſen, was er wacker geleiſtet, und ſeiner das Mitleid anſprechenden Familienverhältniſſe, ſo viel als möglich zu ſchonen; und ſo ward der Poſten des Verſchollenen einſtweilen beſetzt, für ſeine Kinder geſorgt, und er ſelbſt in allen öffentlichen Blättern aufgerufen.

Der Winter war beinahe zu Ende. Graf Wolga und ſeine Gemahlinn hatten ihn im Genuſſe ungetrübten Wohlſeins und freundſchaftlicher Geſelligkeit ſehr glücklich verlebt, und als der Schnee ſchmolz, der Thauwind den ſtürmenden Nord ablöſete, und ſein milderer Hauch wie Frühlingsahnen wehete, da erwachte mit dieſem verjüngten Lebensreize auch die Sehnſucht nach der verlaſſenen Heimath in Adolphinens

Bruſt. Lächelnd und küſſend ſagte ſie zu ihrem Gemahl: „Sobald die Schwalben kehren, gehen wir nach unſerm lieben Schönwerda, und kein Traumbild ſoll uns künftig von dort vertreiben; ich gelobe es Dir, mein Eugen! mir iſt wie einer Geneſenen zu Muthe. — Könnten wir nur unſern Malverin und meine Catinca mit auf das Land nehmen, ſo wollte ich die leeren Freuden der Stadt gar gern vermiſſen.“

Der Graf umſchlang die blühende Gattinn mit Feuer, und hielt ſie lange an ſeinem Herzen, das hoch und froh aufklopfte; dann ſagte er in Bezug auf ihren geäußerten Wunſch: „Nun vielleicht, Adolphine! Zwar hält der Landrath mir über dieſen Punkt ſein Vertrauen vor, und ich mag es nicht voreilig brechen; allein ich hoffe, ſein Geſtändniß ſoll, eine gereifte Frucht — zu rechter Zeit mir dennoch zufallen, denn alle Zeichen müßten trügen, oder er iſt gegen die Liebenswürdigkeit Deiner Freundinn nicht gleichgültig geblieben.

„Das meine ich auch, antwortete Adolphine mit einer Miene, die hinter dieſer gefälligen Beiſtimmung die zweifelloſeſte Gewißheit verbarg. „Auch Catinca iſt ihm gut!“ fuhr ſie mit verrathendem Vergnügen fort, „ich habe es wohl gemerkt; dafür hat die Natur uns einen eigenen Sinn gegeben, und was das Geheimniß des Herzens anbetrifft, ſo wird die feinſte Maske der Klugheit das Antlitz der Liebe nicht vor dem Erkanntwerden ſchützen, und auch die blödſichtigſte Simplicitas unſeres Geſchlechts ſagt in ſolchem Falle laut oder heimlich jenes Verslein: Denn wer Dein Aug' erblickt, und ſieht ſein Feuer brennen, wird leiſ' und ſchalkhaft Dich beim rechten Namen nennen! — Und vollends Catinca! Sie, deren ganzes Weſen ein reiner Spiegel der lauterſten Wahrheit iſt!. Nur die Jungfräulichkeit hat ihn mit zarter Hand verſchleiert — aber die geweihete Freundinn lüftete die heilige Hülle.“ —

Als die erſten Schneeglocken über dem ſtarren Leichnam der Natur die Frühlingsfeier mit Geiſtertönen einläuteten; da erklangen in tiefem Trauerſchalle die Glocken vom hohen Dome der Stadt zu dem Begräbniſſe der Staroſtinn, ſie kündeten den ewigen Frühling der Dulderinn. Das Teſtament derſelben ſetzte Catinca von Sternof, als die jüngſte der Nichten, in den unbeſchränkten Vollbeſitz von dem beträchtlichen Vermögen ihrer verſtorbenen Tante. Der Graf erzählte dieſe Neuigkeit ſeiner Frau; doch wie aufrichtig er auch Adolphinens warmes Intereſſe für das Glück ihrer Freundinn theilte, ſo konnte er ſich doch nicht entbrechen. die letzte Verfügung der Staroſtinn, in Rückſicht auf den Vater und die Schweſtern der begünſtigten Catinca, hart und lieblos zu nennen.

Adolphine antwortete: „Die Tante, mein Lieber, wußte wohl, in weſſen Hand ſie den traurigen Reichthum legte, der ihr ſo wenig helfen konnte, und wir werden ſehen, wie Catinca dies Vertrauen rechtfertiget; nur fürchte ich, daß das ſtarre Gold der Erblaſſerinn eine blendende Scheidewand für Malverins zärtliche Wünſche werden könne.“ —

Da meinte der Graf: „Die Liebe überwinde Alles“ — doch das Lächeln, womit er dem Spruche des Apoſtels die Anwendung auf Adolphinens Sorge gab, war nicht frommer Art, ſondern der ſchlaue, ſpöttiſche Zug eines kleinen Neides, der ja auch wie ein lauernder Feind, nicht allein die Schwäche des Weibes, nein! auch das tapferſte Herz und die Stärke des Mannes — zuweilen beſchleichen ſoll.

Um dieſelbe Zeit beſtätigte ſich das Gerücht, daß Landrath Uſedom ſich wiedergefunden, und auf einem Grenzſchloſſe des benachbarten Landes dem Gnadenrufe zur Heimkehr entgegen harre.

Er hatte in einer mit völliger Geiſtesklarheit und in würdiger Geſinnung abgefaßten Eingabe an die hohe Gerichtsbarkeit, ein treues Gemälde ſeines Unglücks, ſeines bisherigen Aufenthaltes, wie aller Hinderniſſe, die ihn früher von der Erfüllung dieſer Pflicht abgehalten, geliefert und ſein Schickſal der milden Gerechtigkeit des Landesherrn übergeben.

Faſt ſinnenverwirrt und in äußerſter Verſtörung des Gemüths, hatte der Landrath damals eine Reiſe zu Pferde angetreten, die als eine Flucht, vielleicht aus dem Leben — gedeutet wurde, welche aber keinesweges als eine ſolche beabſichtiget war. Er wollte ſeinen vertrauteſten Jugendfreund, einen hochgeſtellten, einſichtsvollen Staatsbeamten der nachbarlichen Provinz, um guten Rath in dieſer Bedrängniß, oder um Mittel zur Hülfe anſprechen, denn jener Mann war ein Reicher. Aber ein böſes Geſchick ereilte den Landrath ganz nah über den Marken der Grenze. Die fürchterliche Aufregung, welche ſeit einigen Tagen alle ſeine Seelenkräfte in dumpfer Spannung erhalten, der forcirte

Ritt und nächtliche Erkältung wirkten zuſammen um einen Krankheitsſtoff zu entwickeln, der vielleicht längſt als ein Keim des Todes in ſeinem Innern ruhte. Das Fieber brach mit ſolcher Heftigkeit aus, daß er den Krug des nächſten Dorfes nicht mehr erreichen konnte, und in einer ärmlichen Schäferhütte ein wärmendes Obdach ſuchen mußte. Kaum in den Zuſtand der Ruhe verſetzt, die er ſich nur für kurze Zeit gönnen wollte, ſchwand ſein Bewußtſein, und in der verzehrenden Gluth eines hitzigen Fiebers ſchwankte ſein Leben mehrere Wochen lang in der Waagſchale der Gefahr. Der Schäfer war ſein Arzt, die betagte Hausmutter ſeine Pflegerinn; doch die einfache Cur ſchlug an, und der Kranke genas, wenn auch ſehr langſam. Als er den erſten Blick durch das kleine, niedere Fenſterlein warf, ſchrak er zurück; denn die arkadiſche Flur, worauf das Schäferhaus ſtand, war bunt beblümt, von den Bäumen hing das ſaftgrüne Laub in aufgeſchloſſener Fülle nieder, da, als er in dieſem dürftigen Raume den Schutz der Wärme gegen das Schütteln des Froſtes geſucht, nur zarte Grasſpitzen den feuchten Boden bedeckt und röthlichbraune Laubknospen den Trieb des jungen Lenzes angezeigt hatten.

Dieſe Veränderung belehrte ihn über die Zeit ſeiner Leiden, welche ihm als ein dumpfer Traum vorübergerauſcht war. Er wünſchte zunächſt ſeine armen Kinder über das Verſchwinden ihres Vaters zu beruhigen und ihnen ein Zeichen ſeines Daſeins zu geben; zu dem Ermeſſen ſeiner Lage überhaupt fehlte ihm jetzt noch die geiſtige Kraft So belohnte er die treuen Dienſte dieſer guten Landleute, wie es ihm unter dieſen beſchränkenden Umſtänden möglich war, verſprach, es einſt noch beſſer zu thun — und nahm einen rüſtigen Verwandten in Botenpflicht an ſeine Familie.

Auf ein ausgeriſſenes Blatt ſeiner Schreibtafel ſchrieb er mit Bleiſtift und in franzöſiſcher Sprache, was ſich in ſo gedrängter Kürze, und bei der nothgedrungenen Offenheit dieſer Zuſchrift nur etwa zur Beruhigung des geängſteten Mädchens ſagen ließ. Dann verließ er das ſamaritiſche Hirtenhäuschen, da er mit zunehmender Klarheit ſeiner Gedanken einſah, daß ſeine amtlichen Verhältniſſe nun noch mißlicher geworden wären, und er den Beiſtand eines fremden Kopfes jetzt dringender, als früher bedurfe.

Mit Reſignation vernahm der Landrath, daß der Freund, auf den ſein letztes Hoffen gerichtet geweſen, in Geſchäften verreiſt wäre und erſt in mehreren Wochen zurück erwartet würde; aber die gaſtfreie Gattinn deſſelben würdigte mit weiblicher Milde das Unglück des Fremdlings, und pflegte ſein mit den verfeinerten Genüſſen des Wohllebens, mit der zarten Anſprache eines gebildeten Geiſtes, wenn auch nicht mit willigerem Herzen und Sinne, als die Baucis der Schäferhütte.

Der Freund kam von dieſer Reiſe viel ſpäter zurück, als er erwartet worden, und durchſchauete hellen, aber erſchrockenen Blickes die unglückliche Lage des Landraths. Es gereichte dem armen Uſedom wenig zum Troſte, als ſein kaltblütiger Freund ihm bewies, daß er ſich ohne Noth, und nur gejagt von ſeinem ſchwarzen Dämon, in dieſen Abgrund geſtürzt hätte, da einige Maßregeln, ſchnell und beſonnen getroffen, hinreichend geweſen wären, ihn in ſeiner amtlichen Stellung ungekränkt zu behaupten. Doch mußte etwas zu ſeiner Rettung verſucht werden; ſo ſchrieb denn der Freund in die Heimath des Landraths, und erkundigte ſich bei einem zuverläſſigen Manne nach dem Stande der Dinge, während er ſeinen noch ſchwachen Gaſt zu überzeugen ſuchte, es käme jetzt auf ein paar Wochen des Ausbleibens mehr oder minder nicht an, da ſeine Kinder über ſein Leben und dermaliges Ergehen beruhiget wären, und ſo ſolle er denn die nächſte Zeit zur Kräftigung ſeiner angegriffenen Geſundheit anwenden. Dazu bot ſich ihm eine günſtige Gelegenheit dar, indem der Freund ſelbſt Beſitzer eines trefflichen Stahlbrunnens war, welcher, dem ländlichen Stammſitze dieſer Familie nicht ſehr entfernt, auf einem Gebirgsgute dicht an der Grenze entquoll. In willenloſer Apathie ließ Landrath Uſedom die Fürſorge ſeiner Freunde über ſich verfügen; aber er erholte ſich zu ſeinem eigenen Erſtaunen, und ſo wie ſeine körperlichen Kräfte ſich hoben, zogen auch Lebensmuth und Hoffnung in ſeine gebeugte Seele ein.

„Man hat Dich dort zu den Todten geworfen, armer Landrath!“ ſagte ſein Freund, ſich auf ſeine erhaltenen Nachrichten beziehend, und fuhr mit einem ermunternden Lächeln fort: „Doch ſollſt Du froh und fröhlich Deine Auferſtehung halten, zum Schrecken der Mißgünſtigen und Böſen, die wohl lieber den Stein des Vorwurfs auf ein Herz oder ein Grab wälzen, als daß ſie den Engel der Milde an ſolcher Stätte walten ſehen. — Meinem Rathe nach, wendeſt Du Dich direct an den Landesherrn, welcher der Familie Deines Namens ſtets wohlgeſinnt war. Aber erſt im Spätherbſt kann dies geſchehen, wenn dieſer fürſtliche Gönner aus P......... zurückkehrt; dann laufen wir in einer Eingabe, die uns der Geiſt des Glückes eingeben möge, Sturm auf die allerhöchſte Gnade; doch bis dahin gedulde Dich, mein Freund!“

Und ſo war es auch geſchehen. Die Verhandlungen zogen ſich jedoch bis tief in den Winter hinein, und wenn ihr endlicher Schluß den Landrath Uſedom auch inſofern befriedigte, als er ihn frei ſprach von der Verantwortung eines Vergehens, deſſen Zurechnung ihm nicht aufgebürdet werden konnte, ſo war doch aus beſonderen Urſachen — die Wiedergabe ſeines Poſtens, des einzigen Mittels ſeiner ferneren Subſiſtenz — an die Bedingung einer beträchtlichen Caution geknüpft.

Landrath Uſedom war über dieſen letzteren Punkt ſehr niedergeſchlagen; denn ſein Freund entſchuldigte ſich mit dem Etabliſſement ſeines Sohnes, mit der Ausſtattung ſeiner Tochter — und in der Heimath, wohin aus ſeiner freiwilligen Verbannung der Landrath jetzt mit ſehnſüchtiger Eile aufbrach, glaubte er noch weniger auf ſolch eine baare Gewährleiſtung rechnen zu dürfen.

Der wackere Malverin gerieth in große Unruhe, als er die näheren Umſtände hievon erfuhr. Wenn es ſeinem Zartgefühle ſchon drückend war, im Vortheil einer Lage zu ſein, um deſſen nur aus krankhafter Furcht verſcherzten Zuvorbeſitz ein bekummerter Familienvater kämpfte, ſo war es grade dieſer Colliſionsfall, was, nächſt der Kenntniß von der peinlichen Verlegenheit des Landraths, ſeinen großmüthigen Sinn aufforderte, dieſem mit dem geſuchten Vorſchuſſe der Caution hülfreich zu werden. Aber die Summe war nicht klein, und Malverin, trotz der milden Güte ſeines Herzens, ein beſonnener Verwalter ſeines Vermögens. Er verlor, ſobald er die Caution für ſeinen Vorgänger zahlte, , einen Poſten, der ihm lieb und angenehm geweſen, und ſein Gemüth war jetzt ohnehin in tumultuariſcher Aufregung, als daß er gleich hätte mit ſich einig werden können.

Eben jetzt hatte er ſich an Catinca erklären wollen, in welcher er ſein Ideal gefunden. Er hatte ſie den Winter über zuweilen im Landhauſe getroffen, wo ſeine ſchüchterne Liebe ihre Nahrung aus dem Anblicke des lieblichen Mädchens nur ſchweigend in ſich ſog, aber kein kühnes Wort, das ſeine heißen Wünſche an ihr Herz gelegt, über die zagende Lippe wollte — doch erſt dann, als das Feuer der Februarsſonne ihm gleichſam auf die Finger brannte, da er wußte, daß er das vermittelnde Glück von der Anweſenheit des Grafen Wolga und deſſen Gemahlinn, dem einzigen Halt ſeiner Hoffnung, bei dem Beginn des Frühjahrs verlieren würde — ſich zu dem Entſchluſſe ermannt, Adolphinen ſeine Leidenſchaft für ihre Freundinn zu entdecken, und die traute, herzige Frau als ſeine Fürſprecherinn zu gewinnen.

Da ſtarb die Staroſtinn, und mit der reichen Erbſchaft, welche ihrer Lieblingsnichte zufiel, ſank plötzlich ein Schlagbaum von gewichtiger Schwere vor Malverins ſtrebender Entſchloſſenheit nieder, und trennte ihn von der Erwählten. Sein männlicher Stolz wehrte ihm, daß er ſich um die vorgezogene Erbinn bewürbe, er verwünſchte ſein Säumen und Zögern und zürnte mit ſich und der ganzen Welt.

In dieſe Epoche traf nun auch der Kampf jener gewiſſenhaften Selbſtfrage, ob er nicht zum Retter des Landrath Uſedom berufen wäre. Es war ihm Bedürfniß, ſein vielſeitig beſtürmtes Herz durch den Beifall einer guten Handlung zu ſtillen, und ſo war er nach der Ueberlegung einiger Tage zum Siege über jede egoiſtiſche Bedenklichkeit gelangt, und bereits auf dem Wege, dem Landrath die geſuchte Hülfe anzubieten —; aber der Lohn für dieſe Edelthat ſollte ihm ſchon begegnen!

Auf der Treppe ſeiner Wohnung trat ihm ein Bedienter des Grafen Wolga entgegen, und erſuchte ihn im Namen der Gräfinn, ſich eiligſt nach dem Landhauſe zu bemühen, wo eine Dame ihn zu ſprechen wünſchte. Malverin erröthete in Ahnung, und ſchritt haſtig vor dem Bedienten her; er erröthete noch ſtärker, da er den goldbraunen Wagen von Tempe auf der Anfurth halten ſah, und als er die ſchöne Hand auf den Thürdrücker von Adolphinens Beſuchzimmer legte, preßte er ſie zuvor auf das heftig klopfende Herz, und ſprach: „Sei ſtandhaft, armes Herz! Du darfſt Dich nicht verrathen!“ — Auf dem Sopha, neben der Gräfinn, ſaß Catinca in tiefe Trauer gekleidet; doch bei Malverins Eintritte flogen ſanfte Roſen die zarte Bläſſe ihrer Wangen an, und erhöheten dieſe blonde Schönheit, der die düſtere Tracht, ihre Farben erhebend, einen neuen, melancholiſchen Reiz lieh.

Der ſtarke, männliche Malverin erbebte faſt ſichtbarlich in der Nähe der geliebten Geſtalt, ein verſtohlener Seufzer entſchlüpfte dem Munde, der ſonſt keck und leicht ſcherzte, und jetzt dieſe harmloſe Gewohnheit ſchon lange nicht mehr geübt hatte — und die Gräfinn, ſeine Beklommenheit ſchonend, leitete ein gleichgültiges Geſpräch ein, ehe ſie ſich unter einem ſchicklichen Vorwande entfernte.

„Herr von Malverin,“ begann Catinca mit etwas gepreßter Stimme, „ich muß Ihre Entſchuldigung anſprechen, wenn ich Ihnen ſage, daß meine Freundinn Sie auf meine Bitte rufen ließ; ich hätte ein Anliegen an Ihre Güte!“

Bei dieſen weichen, bittenden Lauten ergoß ſich eine dunkle Gluth über Malverins Züge, und färbte ſeine Stirne bis unter das krauſe Braun der kurzgeſchnittenen Locken. „O mein Fräulein!“ ſagte er frohbeſtürzt, „wie glücklich, wie ſehr glücklich macht mich dies Vertrauen!“

Catinca ſchlug die Augen nieder; mit einem tieferen Athemzuge ſetzte ſie ihre Rede fort: „Sie wiſſen, meine Tante iſt todt — ich habe an ihr eine zärtliche Mutter verloren;“ hier tröpfelten ein paar Thränen unter den gebogenen Wimpern hervor, und rannen langſam abwärts. „Die kleinen Mühen kindlicher Pflege,“ fuhr das Mädchen mit wehmüthiger Beſcheidenheit fort, „welche meine Schweſtern mit mir theilten, gehörten ſelbſt zu meinem Glücke, und der Gedanke, dieſer theuren Pflicht nun ledig zu ſein, giebt mir ein Gefühl öder Ruhe und banger Leerheit, das ich gern durch eine Handlung zur Ehre der Vollendeten ausfüllen möchte. Ach! ſie war nicht glücklich, die arme Tante! — Nur zuweilen gelang es mir, den böſen Geiſt ihres Trübſinns durch Saitenſpiel und Geſang zu verſcheuchen, und der empfundenen Wohlthat dieſes kleinen Talents muß ich es allein zuſchreiben, daß ſie mir vor meinen Geſchwiſtern einen Vorzug gegeben, der dieſen wehe gethan. — Allein der Vollendeten letzter Wille war eine andere Segnung für mich, als es ſcheinen möchte; der geiſtige Kern einer körperlichen Schale! ich habe ſie wohl verſtanden. Die ſelige Tante pflegte es ſtets ſo zu halten, daß ſie am Chriſtabend, oder auch zu anderer Zeit alle Gaben ihrer Liebe in meine Hand legte; ich theilte dann aus, ſie lächelte mir zu, und war es ſchweigend zufrieden, daß ich mir das Wenigſte behielt; denn ich war doch die Glücklichſte! — So will ich es auch mit ihrem Nachlaſſe machen, und es iſt mir, als ſähe ich die Tante vom Himmel herab, mir Beifall zulächeln!“ Catinca hob die ſchönen, ſchwärmeriſchen

Augen zur Höhe, ein engelhaftes Lächeln ſchwebte um ihre Lippen, welche ſich jetzt zu Worten des Vertrauens öffneten, das Catinca tief im unſchuldigen Herzen, für Malverin empfand.

Dieſer wagte kaum zu athmen, als fürchte er ſich, ein ſtärkerer Hauch der ſeligbedrängten Bruſt, werde ihn im Entzücken dieſer Augenblicke ſtören; nur ſein Blick voll leidenſchaftlicher Andacht zeigte ihr, wie geſpannt ihr Zuhörer ſei.

Catinca fuhr fort: „Meines Vaters verſtimmtes Gemüth krankt ſchon lange an der Sehnſucht, ein Fleckchen Erde auf dem Boden ſeines Vaterlandes wieder ſein zu nennen, und wäre es auch nur zu dem Raume eines Grabes. — Jetzt kann er dieſen geheiligten Wunſch befriedigen. Sobald das nahe Frühjahr gekommen, geht mein Vater nach Polen, um einen Ankauf zu ſuchen, und Fanny, meine ältere Schweſter, wird ihn begleiten. Natalie, die jüngere, liebt einen Offizier — eine Ballbekanntſchaft, aber nicht ſo leicht und luftig, wie ſolche gewöhnlich ſein ſollen. Es iſt ein edler, junger Mann, er wird meine Schweſter glücklich machen, und ich, o gute Tante! kann dieſe Liebenden vereinigen; denn eine unbemittelte Lage hinderte bisher ihre Verbindung. Doch nun, Herr von Malverin! o vergeben Sie! daß ich mich ſo zutraulich vergeſſen konnte! komme ich erſt auf mein eigentliches Anſuchen. Ich weiß, daß Sie von der Beziehung unterrichtet ſind, worin mein Vater mit dem unglücklichen Gewirre von der fatalen Geſchichte des Landrath Uſedom zuſammenhängt. Wie bedrängt und verſtört dieſer arme Mann auch geweſen, er hat die Ehre meines Vaters rückſichtsvoll geſchont, und dafür fühle ich mich als ſeine ewige Schuldnerinn. Er iſt endlich zurückgekehrt und wie ich hörte, um die Caution in Sorgen; ich aber, gelobt ſei Gott! kann ſie als ein Depot meiner Dankbarkeit nunmehr in ſeine Hände legen. Und ſo erſuche ich Sie, Herr von Malverin, mein Vermittler in dieſer Angelegenheit zu ſein und mir gelegentlich einen Empfangſchein zuzuſtellen, der die Verbindlichkeit meines Vaters bis auf ein gerührtes Andenken, was kein Federzug durchſtreicht — und jedes Wort über dieſe Kleinigkeit — quittire.“

Hiermit faßte Catinca an ihre linke Seite, wo eine zierliche Agraffe von Gold und Perlmutter eine Menge kleiner, blinkender Schlüſſel hielt; ſie erklirrten leiſe unter Catinca's wählender Hand, und jetzt öffnete ſie eine verſchloſſene Mappe und überreichte ihrem Beauftragten die Summe der Caution in Staatspapieren.

Starr und ſchweigend hatte Malverin dieſe lange Rede Catinca's angehört. Sein Herz ſchwoll — es wallte und wogte ihm in der vollen Bruſt, der Blitz ſeines Auges erloſch in einer aufſteigenden Thräne.

Da bückte er ſich ihr entgegen, und die Thräne, ein glühender Tropfen — träufte auf ihre darbietende Hand. In ſüßem Schreck zuckte Catinca, als hätte ſie ſich verbrannt, und Malverin hob das Geſicht voll dunklem Schamroth empor und ſah ihr mit Innigkeit lange in die tiefblauen Augen, ehe er ſprach: „O Catinca! — Gnädiges Fräulein! dieſe Thräne ſei die Dollmetſcherinn meiner Empfindung für Sie! Ich vermag nicht, es zu ſagen, wie ich Ihren Werth fühle; aber tauſend Stimmen in meiner Bruſt huldigen Ihnen! — Doch in Bezug auf den braven Uſedom kommen Sie mir zuvor. Hier,“ er klopfte auf die innere, bauſchende Taſche ſeines Rockes, „ſtecken die Papiere, mit denen ich auf dem Gange war, dem Landrath die Caution aus meinen Mitteln anzubieten. Wir werden uns vergleichen müſſen, theures, verehrtes Fräulein!“

Malverin rückte ein wenig näher, in ſteigendem Affect ergriff er Catinca's zitternde Hand und redete ſtammelnd weiter: „Catinca! da Sie für das Glück Anderer ſo treu geſorgt, haben Sie aber auch an Sich gedacht? — Es giebt keine lutheriſche Frauenklöſter — ſonſt fürchte ich, Sie wollten der Welt entfliehen und das Gelübde der Entſagung niederlegen, da Ihnen der Reichthum ſo wenig zu gelten ſcheint.“

„So wenig?“ wiederholte Catinca mit dem Tone eines milden Vorwurfs, „da irren Sie, Herr von Malverin! er gilt mir viel, und ich glaube nicht, Sie deſſen verſichern zu dürfen. Ich habe ihn, wie mich dünkt, auf die höchſten Zinſen angelegt, die er tragen kann. Der Welt entfliehen, möchte ich wohl gern, nur in einem anderen Sinne, als Sie es meinten. Auch iſt mir dies ja gewährt. So oft ich mich nach Frieden ſehne, einem Frieden, der höher iſt als alle Vernunft — öffnen ſich mir die Pforten einer unſichtbaren Kirche, wo ich den ſchwachen Geſang meiner Bruſt in die Chöre der Engel miſche. Und dieſe Lieder klingen nach in den Tiefen meiner Seele; jeder Mißlaut verſtummt vor ihnen. Ich bin reich, Herr von Malverin, ſehr reich, und wenn ich mich von der Arbeit meiner Hände ernähren müßte! Die gütige Gottheit hat mir eine Gabe verliehen, in welch geringem Grade ich ſie auch beſitzen mag — die wie mit einem Feenſtabe die Blüthen einer ſchönern Natur in meinen Beſitz ſtellt, und den gemeinen Sand der Wirklichkeit in Goldſtaub verwandelt. Dem

Dichter gehört die ganze Welt, und — erklingt ſein Saitenſpiel in frommem Liede, iſt auch der Himmel ſein!“

Malverin preßte des Fräuleins feſtgehaltene Hand an ſeine Bruſt, daß Sie das ungeſtüme Klopfen ſeines Herzens fühlte. Mit dem Flehen der Leidenſchaft ſagte er: „Catinca! gieb dieſen Himmel mir! Sei die Meine!“

Catinca bebte; eine leichte Bläſſe hauchte über ihr Geſicht und ängſtlich antwortete ſie: „Wir ſind allein, Herr von Malverin, ehren Sie mein Vertrauen!“

„O Catinca! Du meine Heilige!“ ſagte Malverin mit einem Tone, der das ſcheue Mädchen beruhigte, „Dich liebe ich, wie ein höheres Weſen. In Dir hat ſich die lohnende Vergeltung, der Segen meines Vaters verkörpert, das Traumbild meiner Wünſche, das Ideal meiner Seele ſteht vor mir in Deiner blühenden Geſtalt, ich laſſe Dich ewig nicht, denn Du biſt mir von Gott beſtimmt! — Komm an dies treue Herz, Du Einzige! es wird Dein Wohl ſchützen und ſchaffen, bis an ſeinen letzten Schlag! Es will Dich halten, als ſeinen Engel!“

„Malverin!“ ſagte Catinca gerührt; ſie lächelte ihm durch Thränen zu, und er hörte den Ton der Gewährung in ihrer Stimme. „Laſſen Sie mir Zeit“ — fuhr ſie bittend fort und ſtand auf.

„Zeit?“ wiederholte er mit ſtürmiſcher Sehnſucht, „die iſt vorüber, Catinca, und ich habe ihre peinliche Länge empfunden. Die Liebe wohnt über der Zeit!“

Er legte den kräftigen Arm um Catinca's ſchlanken Leib, er zog ſie zu ſich — ſie ſank an ſeine Bruſt, er hob das verſchämtgeſenkte, glühende Geſicht empor, und in dem erſten Kuſſe dieſer jungfräulichen Lippe nahm er auch das leiſe Ja der Braut.

Eine Stunde ſpäter hing Malverin am Halſe ſeines Freundes und ſprach: „Wünſche mir Glück, lieber Wolga! Catinca iſt mein! Ein wenig ſoldatiſch mußte ich zwar mein ſchüchternes Mädchen beſtürmen — aber die Braut iſt mir um ſo lieber. Fühle einmal her, alter Junge, wie das Herz lärmt! Jeder Schlag iſt eine Freudenſalve; doch ſchämte ich mich nicht, ſo weinte ich wie ein Kind das Gefühl meiner Seligkeit aus." Er verbarg ſein naſſes Auge auf der Schulter des Grafen.

„Alſo wirklich?" fragte Graf Wolga und ſein ſanfterer Sinn regte ſich in froher Theilnahme auf, „nun das freut mich in der Seele! Sie iſt für Dich geſchaffen. — Aber an die Trennung von Dir mag ich nicht denken."

„Ich auch nicht;" verſetzte Malverin mit dem Tone ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit, „und deshalb habe ich auch einen Plan entworfen, der uns dieſe bittere Nothwendigkeit erſparen würde, bis wir ſie in dem Kelche des Todes trinken müſſen. Ich zahle Dir die Hälfte auf Schönwerda, oder kaufe Dir Mayringen ab, wenn Dir dies lieber wäre. Aber als Familien-Eigenthum wirſt Du es nicht gern in fremde Hände laſſen wollen. So würde es wohl bei dem erſteren Vorſchlage bleiben. Wir bewirthſchaften das prächtige Gut zuſammen, verſteht ſich, in freundſchaftlicher Verträglichkeit und bilden eine Familie. Das paradieſiſche Tempe, das meiner Catinca gehört, ſoll dabei nicht vernachläſſiget werden; doch iſt es zu klein, als daß es mir genug Beſchäftigung gäbe.“

Hochvergnügt erwiederte der Graf: „Dies iſt ein köſtlicher Gedanke Deiner treuen Freundſchaft, und ich denke, er ſoll in gediegener Ausführung ein feſter Strebepfeiler meines häuslichen Glückes werden.“ — Und ſeltſam bewegt, fuhr er ſinnend fort: „Wenn ich mir die ganze Fügung der Umſtände überlege, die mich hier faſt gegen meinen Willen anſiedelten, Dich herführten und mit Catinca vereinten, in der meine Frau eine Freundinn gefunden: ſo denke ich, die Vorſicht habe damit recht wunderbar für uns Beide geſorgt. In dem reinen Lichte, wo die fromme Catinca wandelt, werden die Schatten verſchwinden, welche bis jetzt Adolphinens Sinnen und Denken — und zuweilen meine Zufriedenheit verdunkelten.“

Mit dieſer vertrauten Aeußerung kam ein volles, ſeliges Bewußtſein von dem Weſen der Geliebten über den glücklichen Malerin. „So wird es ſein!“ ſprach er in Exaltation, „Sie erhebt den Traum zum Liede — und ein heiterer Gottesfriede weht um unſer ſtilles Haus, dunkle Geiſter fliehen aus! — Sieh, Wolga! das iſt eine unpraktiſche Frau, wie ich ſie mir in dem Gegenſatze meiner erſten dachte; ich wußte es nur nicht zu ſagen. Catinca trägt einen Schatz in ihrer heiligen Bruſt, der ſie der niedern Leidenſchaften der Eiferſucht und des Geizes überhebt; ihr Gemüth iſt der reinſte Wohllaut, deshalb wird roher Zank nie mein Ohr, oder gar mein Herz zerreißen. — Und ich bin ihre erſte Liebe! Und wohin ich blicke, da geht mir meines Vaters ſegnendes Lächeln, wie ein Stern der Verheißung, aus finſterer Vergangenheit auf!“ —

„Du biſt ein guter Menſch, Rudolph!“ ſagte der Graf ergriffen; er drückte ihm beide Hände und ſetzte hinzu, „ein verdientes Glück wird ſtets als das höchſte gefühlt!“

Im Laufe deſſelben Jahres, als der Herbſt die Blätter vergoldete und kühler die Luft über die Berge ſtrich, ſtand Graf Wolga mit ſeinem Freunde auf einer Terraſſe des Gartens in Schönwerda, die mit Adolphinens Orangerie beſetzt war. Beide ſchaueten ſchweigend in das reizende Farbenſpiel der abendlichen Landſchaft hinaus, und in die Bruſt des Grafen zog jenes wunderſame Gefühl ein, womit dieſe Jahreszeit jedes weichere Gemüth erfüllt, und welches, gemiſcht aus Wehmuth und Sehnſucht, in einer tieferen Regung des Familienſinnes und der Häuslichkeit empfunden zu werden pflegt.

In der Nähe der Terraſſe, auf einem abgeblüheten Blumenſtücke, vom letzten Sonnenſtrahle beſchienen, ſaßen die Frauen. In Catinca's Arm ruhete die Guitarre, zu der ſie mit ſüßer, leiſer Stimme ein Wiegenliedchen ſang, wobei der kleine Rudolph in ſeiner Mutter Schooße entſchlummert war.

Malverin lauſchte den holden Tönen ſeiner jungen Gattinn; er gedachte mit ſtiller Wonne des Tages, wo er ſie zum erſtenmale vor der Eremitage in Tempe geſehen, und jenes unvergeßliche Lied erklang noch einmal, gleich der Hymne eines Seligen, in den zarteſten Saiten ſeiner Seele. Da legte er, von dieſer Erinnerung hingeriſſen, ſeine Hand auf des Freundes Schulter und ſprach: „Ich ſuchte ein Weib — und habe einen Engel gefunden.“

Graf Wolga lächelte. Er ſagte: „Der entgegengeſetzte Fall dürfte häufiger angetroffen werden; doch ich bin auch ein glücklicher Gatte und Vater!“ —

Bei dieſer innigen Verſicherung blickte ſein Auge liebevoll auf das Töchterchen nieder, welches, nach Art der Kinder, denen das zerbrochene Spielzeug das liebſte — in welcher Neigung ſie ſich ſeltſam von den Erwachſenen unterſcheiden — das ſehr defecte Paradies von gegoſſenem Blei unter einem Citronenbaume aufgeſchlagen hatte und flüſternd ordnete.

Malverin folgte der Richtung von den Blicken ſeines Freundes und ſprach: „Der Sturm der Zeit hat Ida's Paradieſe grauſam mitgeſpielt, und ſelbſt den kleinen angeſilberten Hergott nicht verſchont. Denkſt Du noch der Stunde, in der ich Dir meine Eheſtandsgeſchichte erzählte und im Grimme jener Erinnerungen den Sündenapfel von der Hand dieſer kleinen Eva brach? Das war ein Vorzeichen, ein glückliches! Es ſagte mir, daß keines Weibes Bosheit hinfort mein Leben vergiften würde — und wären wir nicht ſterblich, unſer Eden würde unverwelklich blühen!“ —

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreiundzwanzigster Band.

Die Verlobung.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Verlobung.

Wiſſe! daß es etwas Höheres gebe im Meere,
Als ſeine Wogen: nämlich einen Chriſtus,
Der ſie beſchwört!
Jean Paul.

Der Abend dämmerte heran. Noch war der blaſſe, matte Schein des Tages nicht erloſchen, nur leiſe ſtiegen die ſtillen Schatten herauf, und am öſtlichen Himmel trat der Mond aus lichtem Gewölke. Unter ſeinem ſanften Schimmer erglänzte die arme, dunkle Erde ſo verklärt, ſo friedſam, als wäre nie ein finſteres Werk auf ihr begangen worden. Die ſchöne, goldne Scheibe zog ihre magiſchen Kreiſe, und erfüllte Träume der Liebe. — Wo nun ein betrübtes Herz zu dem Geſtirn der Nacht aufſah — und wo ſchlüge jenes nicht, da, wo Menſchen leben? — war auch ein Strahl des Troſtes nicht fern. Ruhe, dieſes Mondlicht des Geiſtes! verbreitete Stille über jeden Kampf. Wer nun traurig war, dachte: „Alles geht doch vorüber, Freud und Leid.“ „Einſt wird Alles klar!“ tröſtete ſich ein zweifelndes Gemüth. Den Bedrängten wehete ſüßer Frieden an: dem Friedlichen ward ſtiller noch zu Sinne.

Den rechten Arm über die aufgeſchlagene Bibel gelegt, ſtand Hesper, Prediger am Armenhauſe zu Sanct Lazarus, verloren in das Anſchauen eines meiſterhaften Kupferſtichs, der über ſeinem offnen Schreibepult hing. Den Heiland auf dem Meere ſtellte dies treffliche Bild dar. Das Schifflein ſchwankte unſicher auf den ſchäumenden Wogen; mit verzagender Geberde und flehenden Mienen drängten die Jünger ſich nahe dem Herrn. Jeſus, im Vordergrunde, beſprach den Sturm. Man ſah das Grauſen entfliehen. Wie er den Arm gen Oſten erhob, ward es helle — die Finſterniß der Wolken entwich. Und dort, wohin der gebietende Wink gerichtet war, ging jetzt der Mond auf —; binnen einem Moment hatte ein Wunderſchein ſich über das Bild ergoſſen, und der goldne Rahmen glänzte auch wie eine Glorie. —

Die geiſtvollen Augen des jungen Mannes hingen mit dem Ausdruck unausſprechlicher Sehnſucht an der Geſtalt ſeines Meiſters, an dem Geſicht, von welchem die heilige Gewalt der Gottheit und ein ernſter Vorwurf blickte — und ein kühles Wehen vom Meer der Ewigkeit kam über ſeine glühende Seele. — Als er die erſten Töne einer fröhlichen Muſik vernahm, welche von dem großen Hauſe, das die Vorſteher der Anſtalt bewohnten, herüberdrang in das einſame Studierſtübchen des Predigers, ſchauerte Hesper zuſammen, jeder Ton regte einen tiefen Schmerz in ihm auf. Er legte die Hand auf das höher ſchlagende Herz, und mit gläubiger Zuverſicht ſprach er dieſe Worte: „Mein Erlöſer! Du allein kannſt den Sturm ſtillen, der hier tobt, und mein beſſeres Selbſt zu vernichten droht. Du wirſt mich nicht verſinken laſſen in dieſer tödtlichen Angſt. Und ich weiß wohl, wer an Deine Kraft ſich hält, o Helfer und Heiland! der geht nicht zu Grunde.“

Hespers Mutter, eines Geiſtlichen Wittwe, die bei dem Sohne lebte, der ihr einziger war, und ihm den Haushalt beſorgte, trat eben ein. Das Geſicht der Matrone ſprach heute den Frieden nicht aus, der ihre ſtille Bruſt ſonſt bewohnte. Der Trübſinn ihrer Augen verrieth Thränen, nicht längſt geweint — und eine ängſtliche Unruhe war in ihren Zügen. Sie ſetzte das Theezeug auf einen Seitentiſch, trat an das Fenſter, und ſchaute mit bekümmertem Blick über den geräumigen Hof nach der hell erleuchteten Wohnung des Inſpectors: dann ſeufzte ſie tief, und ließ leiſe den grünen Vorhang herab.

Jetzt reichte ſie dem Sohne die dampfende Taſſe, und ſagte mit beklommenem Athem: „Verſuche doch, lieber Heinrich! ich dächte der Thee wäre ſtark und ſüß genug.“

Hekper führte gefällig die Taſſe zum Munde, und antwortete: „Der Thee iſt gut, Mütterchen!“

Die Wittwe ergriff ſeine Hand, drückte ſie feſt zwiſchen den ihrigen, und ſagte mit zuckenden Lippen: „Ach! könnte ich Dir doch den Leidenskelch verſüßen!“ — —

In großer Rührung küßte der Prediger die mütterliche Hand und ſprach: „Das thun Sie ja, meine gute Mutter! — Schon dieſer Wunſch, aus wahrer Inbrunſt, aus Fülle zärtlicher Liebe für mich, träufelt ſüßen Troſt in den Wermuth dieſer Stunde. Sein Sie nicht bange um mich! — Ein gläubiger Aufblick zu dieſem Bilde — — — es iſt ein Abendſegen für mich geworden, und —“ ſeine Stimme wankte ein wenig — „ich bin nun ruhig.“

„Gott ſei gelobt! wenn dies ſo wäre —“ erwiederte die Wittwe, etwas zweifelhaft, „auch ich habe gebetet; aber als die Muſik da drüben begann — da konnte ich vor Thränen nicht weiter; doch ein Seufzer aus zerriſſenem Herzen wird von Gott ja auch verſtanden! — Schlage Dir es aus dem Sinne, lieber Heinrich! Nur in den Rathſchlägen Gottes iſt Weisheit; doch in den beſten Wünſchen der Menſchen kann Thörichtes verborgen liegen. Wir ſehen es nur nicht ein. Der himmliſche Vater iſt reich genug, Dir Erſatz zu geben. Es giebt der lieben, ſanften, häuslichen Mädchen noch viele auf der Welt.“ —

Heſrer ſchüttelte traurig den Kopf. — „Nein, meine Mutter,“ entgegnete er, „Emmy iſt und bleibt mir wohl lebenslang die Eine, Einzige, Unerſetzbare! — Sie erkannte ich als die zweite Hälfte meines Seins! — Jeder Gedanke meines Geiſtes ward klar von ihr verſtanden und liebend gewürdiget; jedes Gefühl meines Herzens fand eine Antwort in dem ihrigen! — Jede weibliche Tugend ſtellt ſie in lieblicher Vollendung dar und verhüllt den Glanz ihrer Vorzüge mit dem ſiebenfachen Schleier der zarteſten Beſcheidenheit. Ach! und die ſüße Schüchternheit, mit welcher ſie nur nach und nach ihre ſchöne Seele entfaltet — die holde Fremdheit in der Welt, in der ſie nur das Haus als den Schauplatz ihres Wirkens betrachtet, und ohne Wünſche in der geräuſchloſen Uebung ihrer Pflichten Glück und Genuß findet, wiegten mich in den entzückenden Wahn, daß der Himmel für die geliebte Emmy das beſcheidene Loos einer Predigerfrau beſtimmt habe. — Ich irrete. Sie iſt mir entriſſen. — Doch nur vergängliches Glück konnte mir der harte Vater rauben; das geiſtige, das ewige bleibt mir unverkümmert. — Emmy wird nicht mein Weib ſein, aber ſie wird mein Engel werden. Ich werde meine Freuden nicht mit ihr theilen können, aber meines Kummers Troſt werde ich in der treuen Erinnerung an ſie finden. Sie wird mich nicht als die Mutter lieblicher Kinder, meiner Kinder — o Gott! entzücken, aber ihr Andenken wird mich zu edlen Gedanken, zu würdigen Empfindungen begeiſtern; und wer ſie auch ſein nenne, ſo bleibt ſie doch ewig in des Wortes höherer Bedeutung meine Emmy!!!“ —

Die Matrone hatte ihren Sohn mit ſteigender Aengſtlichkeit angehört. Jetzt ſagte ſie mit der eindringenden Gewalt der Ueberzeugung: „Mein Sohn, verſuche doch Gott nicht!

Denn dem armen, ſchwachen Herzen, das doch, wie edel es immer ſein möge, nur ein menſchliches iſt — mehr zutrauen, als es zu leiſten vermag — heißt wahrlich Gott verſuchen! — Ach! das Höchſte, das Schwerſte dünkt der kühnen Jugend ein Leichtes! Aber das Alter lehrt Demuth; es weiß, wie nichtig und gebrechlich des Menſchen Wille ſei — auf welchem ſeichten Grunde ſein beſter Vorſatz ruhe. — Du willſt Emmy lieben, und in dieſer Liebe Dein Glück finden, auch dann, wenn ſie das Weib eines Andern und durch heilige Bande an ihn geknüpft iſt? — Mein Sohn, Du träumſt Dir Unmögliches! — Dein ſeliger Vater pflegte oft zu ſagen: Liebe ohne Ehe führt eben ſo ſicher zum Verderben, als Ehe ohne Liebe: nur wo beide ſich vereinen, da blüht das wahre Glück! — Dein Vater hatte Recht, lieber Heinrich. Auch dürfte die fernere ſchwärmeriſche Verehrung eines Gutes, welches die Vorſicht Dir verſagte, gegen Deine Pflichten ſtreiten. — Würde wohl Emmy im Stande ſein, ihren neuen Verhältniſſen auch nur eine freundliche Seite abzugewinnen, wenn ſie Dich in einſamer Trauer und bangem Alleinſein wüßte? Und wäre nicht der Erſatz, welchen Du in einem guten Weſen, in ſtillem, häuslichem Eheleben für die verſagte Emmy fändeſt, das Einzige, was dieſer Kraft zu geben vermöchte, dem ungeliebten Manne eine treue anhängliche Gattinn zu ſein?"

Der Prediger ging mit ſtarken Schritten auf und nieder: jetzt blieb er vor der Mutter ſtehn und ſagte mit einiger Heftigkeit: „Und ich ſollte das Mädchen, welches mir ſein Schickſal anvertrauete, betrügen? Und ich ſollte die Hand, in der noch Emmy's zitternder Abſchiedsdruck durch jede Nerve bebt, mit innerm Widerſtreben einer Anderen reichen? —

Das Herz, das aus tauſend Wunden blutet, worin Emmy's reines Engelsbild wohnt, — mit Falſchheit und Lüge beflecken? O meine Mutter! Liebe iſt Wahrheit! Dieſe werde ich nimmer verleugnen, und am wenigſten in dem Selbſtbewußtſein eines Gefühls, welches die Seele meines Lebens iſt.“ — Die Matrone entgegnete ſanft: „Die Zeit, mein lieber Heinrich, iſt ein guter Arzt, und das Verhältniß, in welchem Du künftig zu Emmy ſtehen wirſt, ein rauher, aber gewaltiger Tröſter. — Du darfſt nur die junge Frau einmal in der Geſellſchaft ihres Mannes, ihre Wangen voll und roth und um den Mund ein zufriedenes Lächeln erblicken, ſo wirſt Du klar empfinden, daß der geweihete Bund, deſſen Heiligkeit Du doch als Geiſtlicher vorzüglich anerkennen wirſt, fortan wie eine himmelhohe Mauer zwiſchen Dir und der Geliebten ſtehe. Der Mann, der gegen die Unmöglichkeit ankämpft, muß ſich als ein Thor erſcheinen. Was ganz entſchieden iſt, daraus entſteht Gewißheit, und dieſe macht ruhig. Dein Schmerz wird mit jedem Tage ſtiller werden; und endlich wird er ſich in eine ſüße Sehnſucht verwandeln, die — —“ Hesper unterbrach die gutmüthige Prophetinn. „Vielleicht, meine gute Mutter; laſſen wir das nun. — Ich werde thun, was in meinen Kräften ſteht, um gegen Emmy, ihren Verlobten und mich ſelbſt gerecht zu denken und zu handeln. Ein frommer, kräftiger Wille verſetzt Berge der Anfechtung.“ — „Wenn Du etwa glaubſt, mein Sohn,“ hob die Wittwe noch einmal an, „daß ich die Sache gleichgültig hinnehme, oder die ſittſame, wirthliche Emmy nicht ſeelensgern zur Schwiegertochter angenommen hätte, ſo irreſt Du ſehr. Ich will verſuchen, Dich davon zu überzeugen. Als ich heute früh vernahm, daß dieſen Abend Emmy's Verlobung mit Herrn Rellnau ſein würde, als ich

Dein blaſſes Geſicht ſah, und bei Tiſch Dein Leibeſſen unberührt hinwegnehmen mußte —, da fühlte ich mich plötzlich zu dem Entſchluß ſtark genug, noch den letzten Verſuch für Dein Glück zu wagen. Zwar bangte mir vor dem rauhen, haſtigen Inſpector und vor meiner Verlegenheit, in der ich nicht wiſſen würde, wie ich die Worte wählen und vorbringen ſolle, um den harten Mann zu rühren; aber da fiel mir auf einmal die Verheißung ein: Und es wird ihnen alles zu der Stunde gegeben werden, was ſie reden ſollen! — So bat ich um den Beiſtand des heiligen Geiſtes, kleidete mich an und ging nun muthig hinüber. — Aber als ich in das Haus trat, und alles geſäubert und geſcheuert und das frohe, geſchäftige Treiben der Dienſtboten erblickte: da brach mir das Herz und der Muth; meine Kniee wankten, und ich mußte mich ein paar Mal an das Geländer der Treppe halten. — So gelangte ich auf den Vorſaal. Die Thür zu des Inſpectors Zimmer ſtand offen; er ſaß am Schreibtiſch. — Jemand umfaßte mich; es war Emmy, die aus der Küche trat. — Wie erſchrak ich, als ich dem armen Kinde in das todtenbleiche, geduldige Geſichtchen, in die verweinten Augen ſah! Es war nur ein Blick; aber mehr braucht es nicht, daß ich Alles wußte. Da ich ſprechen wollte, legte Emmy mir den Finger auf den Mund und ſeufzte leiſe das Wort: Vergebens! — ſchlüpfte eiligſt in ihr Zimmer; denn ihr Vater regte ſich drinnen. — Ich trat ein; der Inſpector begrüßte mich freundlicher, als ich erwartet hatte. — Ah! ſieh da, Frau Nachbarinn, was führt Sie nach ſo langer Zeit wieder einmal zu mir? ſagte er ein wenig ängſtlich und verlegen. — Herr Inſpector, erwiederte ich, und die Thränen fielen mir auf die zitternden Lippen, ich habe vernommen, daß Sie Ihre gute Tochter heute

Abend verloben wollen, und ſo komme ich nur, Ihnen noch einmal vorzuſtellen, daß Sie das ganze Glück, ja vielleicht das Leben unſerer Kinder durch dies gewaltſame Ueberheben der väterlichen Rechte gefährden. — Der Inſpector entgegnete mit Haſt: Zu ſpät, Frau Nachbarinn, ich kann nicht anders. Ich ſchätze Ihren Sohn als einen braven Mann, aber mein Eidam kann er nicht werden. Von jeher war mir der Gedanke zuwider, mein einziges Kind einem Prediger zu geben. Ich habe nichts gegen den geiſtlichen Stand, wohl aber viel gegen deſſen Verhältniſſe. Ich will meine Emmy ſolid verſorgt wiſſen! Die Frauen der Paſtoren aber ſind nur für ein Weilchen verſorgt; denn — nehmen Sie mir es nicht übel, Frau Nachbarinn, daß ich rede, wie mir's ums Herz iſt — ſtirbt der Mann, ſo — weil in hundert Predigerhäuſern nichts erſpart wird, ſelbſt da nichts erſpart wird, wo es doch geſchehen könnte, — ſo, ſage ich, fällt die Wittwe der Sorge ihrer Verwandten oder der bittern Dienſtbarkeit anheim; beides iſt ſchrecklich, darum will ich mein Kind vor ſolchem Schickſal bewahren. — Ich fühlte mich gekränkt, mein Sohn, obgleich ich die Wahrheit dieſer unzarten Aeußerung innerlich zugeſtehen mußte. Ich erwiederte: Gott waltet ſchützend und ſegnend auch über den Wittwen und Waiſen derer, die das Evangelium verkünden, und ſeinen Rathſchlüſſen und Prüfungen kann ſich kein Stand, keine menſchliche Vorſicht entziehen. Und wenn es dem Höchſten gefallen ſollte, Ihre Tochter mit ſchweren Schickungen zu treffen, ſo würden Sie den Troſt entbehren, im ruhigen, feſten Vertrauen auf Gott, Ihr einziges Kind dem Manne gegeben zu haben, an deſſen treuer Bruſt es allein glücklich zu werden hofft. Der Inſpector trocknete ſich den Schweiß von der Stirn; er knöpfte ſich die Weſte in ängſtlicher Zerſtreuung auf, und antwortete: Ich kann nicht mehr zurück, liebe Frau Nachbarinn, glauben Sie mir das! Ich habe mein Wort gegeben; Emmy muß den jungen Rellnau heirathen."

„Entſchuldigen Sie, ließ ich ihn an, denn das Blut drang mir zum Herzen, ein gewiſſer Herr Leſſing ſagt: Kein Menſch muß müſſen — ich weiß es, Heinrich, noch vom ſeligen Vater her. Haben Sie jemals, fuhr ich fort, den Samen des Gerechten nach Brod gehen ſehen? — Er ſah mich zerſtreut an, und lächelte, aber ſo ſcharf, als ob ein Meſſer mir in die Bruſt dränge. Dann ſagte er: Gott verzeihe es ihm! Solche Broſamen von Gelehrſamkeit und heiliger Schrift ſind es häufig, was von dieſer Herren Tiſche für die Frau Wittwe abfällt. Sonſt bleibt ſelten ein Mehreres. Ich aber will nicht hoch hinaus und verlange nur, daß meine Tochter einen Mann nehme, der ihr Brod giebt. In dieſer Meinung habe ich, wie ſchon geſagt, dem Rellnau mein Wort gegeben. Vater und Sohn halten mich ſo feſt dabei, daß an kein Losmachen zu denken iſt. — Nicht mehr zurück? — fiel ich ein; o doch, Herr Inſpector. Ihre Tochter iſt noch nicht mit Ring und Ja verlobt; und wäre ſie es auch — ja, ſtände ſie ſchon vor dem Altare, ſo wäre es noch immer Zeit, ſie vor dem unabſehbaren Unglück einer liebeloſen Ehe zu retten. Auch dürfen Sie in dieſem Fall nicht fürchten, ein edles Herz zu brechen; denn wäre Herr Rellnau ein guter Menſch, wäre ſeine Liebe echt und wahr, ſo würde er nicht den Trauring an eine Hand ſtecken wollen, die vor Furcht und Widerwillen bebt. — Nein! ſolche Liebe iſt Selbſtſucht, und dies iſt noch der feinſte Name dafür. Wenn der räuberiſche Geier auf die ſanfte Taube herabſchießt, ſo nennt dies Niemand eine Neigung. — Danke,

danke in Rellnau's Namens für das ehrenvolle Gleichniß: meine Emmy wird, hoffe ich, der Geier nicht holen, wenn er ſie auch als ſeine Hausfrau heimführt, ſagte der Inſpector mit erzwungnem Lachen, und fuhr fort: Machen Sie mir, was doch geſchehen muß, nicht ſchwer, Frau Nachbarinn. — Eben ſchlägt es zwei Uhr; um ſechs Uhr kommen die Verlobungsgäſte. Ich würde ja vor der ganzen Welt lächerlich werden, wenn ich jetzt zurückgehen wollte. — Ich ergriff ſeine Hand, und ſagte: Beſſer, daß die Welt ein Stündchen lache, als daß Emmy ihr Leben lang weine. Laſſen Sie Sich doch meine Mutterangſt und Ihres Kindes Leiden ans Herz bringen! — Gehen Sie mit Muth ans Werk, der Herr der Stärke wird Ihnen Kraft verleihen!— Auch hat Gott ſchon deutlich zu Ihnen geſprochen, wenn Sie die Himmelsſtimme nur hätten verſtehen wollen. War es nicht wunderſam, daß, als die Verlobung vor ſieben Wochen das erſte Mal angeſetzt war, grade an dem dazu beſtimmten Tage, der alte Rellnau auf dem Frühgange zu Ihnen das Bein brach? — O! es geſchieht nichts umſonſt. Wenn wir nur auf die Winke der Vorſehung merken wollten! Dieſer Vorfall hat mich auch beunruhiget, und ich hatte ſo meine eigenen Gedanken dabei, entgegnete der Inſpector bedenklich. Aber würden nicht die Leute mit Fingern auf mich weiſen, wenn ich an der Schwelle des Altars Kehrt machte? Zur Umkehr von einem unſeligen Schritte iſt auch Raum im Hauſe des Herrn, wenn wir die Zeit nicht verſäumen, entgegnete ich nun dringender; denn es war mir, als ſähe ich eine kleine Spalte in ſeinem Herzen. Sie ſcheuen das Gerede der Leute, und einen Fingerzeig von Oben achten Sie nicht? Beherzigten Sie nun meine Vorſtellung, und könnten Sie Sich entſchließen, unſere Kinder glücklich zu machen, ſo würde mein Sohn gewiß alles thun, Sie zufrieden zu ſtellen. Er würde ſich um ein einträglicheres Amt bemühen; er hat ſo mäßig gelebt und ſeine Bedürfniſſe ſo beſchränkt, daß er ein kleines Capital erübrigt hat, welches er dazu anwenden wollte, Emmy in die große Wittwencaſſe zu kaufen. Und — forderte Herr Rellnau Abſtandsgelder, ſo — ich beſitze fünfhundert Thaler, es iſt mein ganzes Vermögen; aber mit Freuden würde ich es ſogleich hingeben, wenn ſie dadurch jenen Anſpruch befriedigen könnten. Die kleine Penſion von vierzig Thalern, welche mir des Dorfes Gutsherr, in welchem mein ſeliger Mann Paſtor war, ſeit deſſen Tode jährlich zufließen läßt, würde mich wohl vor Mangel und Allmoſen ſchützen. Und — hegten Sie etwa die Meinung, daß eine Schwiegermutter, von welcher Gemüthsart ſie auch ſein möge — das Hauskreuz für die junge Frau werde, ſo ziehe ich den Tag nach der Hochzeit hinaus auf mein Dörfchen und komme nur, wenn mein Beiſtand nöthig iſt, zu den jungen Eheleuten. Ich ſah, daß dem Inſpector Thränen in die Augen ſchoſſen, doch beugte er ſich abwärts, um mir ſeine Rührung zu verbergen. Da trat zu meinem bitterſten Verdruſſe der Buchhalter ein; der Inſpector hielt ihn feſt, um ſich vor mir und ſich ſelbſt zu retten — und ich ſchied ohne Hoffnung.“

Frau Hesper ſchwieg, erſchöpft von der langen Rede; ihr Sohn drückte in überwallender Dankbarkeit die Hände der Mutter an ſeine Bruſt, und ſagte tief ergriffen: „O meine Mutter! wie ſoll ich Ihnen dieſen ſauern Gang, dieſe ſchwere, wenn auch fruchtloſe Mühe genug vergelten? — Ach! wer ſolch eine Mutter beſitzt, der iſt reich geſegnet, auch wenn kein holdes Weib ſein Leben beglückt! — Die opferwillige

Liebe, mit welcher Sie für mein Glück zu ſorgen bemüht waren, legt mir die Pflicht auf, mich zu faſſen. Trauen Sie meiner Verſicherung! ich werde das Leben tragen können, ob mir auch die ſchönſte Blume des Herzens gebrochen iſt für immer. Vielleicht werde ich auch wieder einmal froh werden —“ Hesper lächelte ſchmerzlich, ein Schimmer war in ſeinen Augen. „Gott ſtärke Dich dazu, mein guter Sohn!“ ſagte die Mutter mit gefaltenen Händen, und bat ihn nun, ſich zeitig zur Ruhe zu begeben, weil morgen in aller Frühe der Wagen kommen würde, welcher ihn auf ein nachbarliches Dorf abholen ſolle, woſelbſt er für einen kranken Amtsbruder die gewöhnliche Wochenpredigt und Abendmahlshandlung zu halten verſprochen hatte. — Der Prediger ging jetzt noch einmal den Ideengang der entworfenen Predigt durch, und als dies mit Anſtrengung geſchehen war, folgte er ermüdet der mütterlichen Ermahnung. Die Ruhe breitete ihre ſanften Fittige über ſeinem ſtillen Lager aus. Wie erquickend iſt der Schlaf des Frommen, auch wenn ſein Herz bewegt von Schmerz und Sorgen war! Im Frühlicht des anbrechenden Morgens ward unſerm Hesper ein ſchöner, bedeutſamer Traum. Es war ihm nämlich, als ſähe er ſich auf ſtürmender See, und das Ruder in ſeiner Hand wäre ihm in den brauſenden Abgrund gefallen. Das kleine ſchwache Fahrzeug, auf dem er ſich allein befand, ſchien der gewiſſe Raub der wilden Wogen, und von aller Hülfe verlaſſen, erfaßte ihn die Furcht des Todes. Da richtete er das Auge flehend in das finſtere, fliehende Windesgewölk, und als er es ſenkte, blendete ihn ein lichter Schein, und ſtill war es umher. Auf einer ſilberklaren Welle ſtand der Heiland, den er ſogleich erkannte. Sein Gewand, zart und durchſichtig wie Blüthenblätter, leuchtete wie der Purpur des

Sonnenſaums; von ſeinem Antlitz ſtrahlte göttliche Huld, und mit einer Stimme, wie Frühlingsgeſäuſel und hell wie Harfenton, ſagte er: „Meine Gnade ſoll nicht von Dir weichen!“

Da verſtummte plötzlich der Sturm. Stille des Himmels war über dem Spiegel des Waſſers und im Herzen deſſen, der da träumte. Er hatte Gott geſehen; aber kein ſterbliches Auge vermag dieſen Glanz zu ertragen. Voll heiligen Grauens beugte er die Stirn in die kalte Fluth und erwachte. Tiefathmend ward er ſich des Traumes bewußt, der aus dem Born der Weisſagung geſchöpft ſchien, und eine erquickende Ahnung hatte ſich durch ſeine Seele ergoſſen.

Da trat Mütterchen ſchon wieder zur Thüre herein und ſchalt auf die Fahrläſſigkeit der Jugend; denn der Morgenwind hatte den Fenſterflügel aufgeſtoßen, und die Luft wehete rauh und ſcharf. Frau Hesper wickelte ſich ſchauernd in den warmen, kattunenen Morgenmantel, ſetzte ſich an des Sohnes Bett und ſagte: „Ich habe Dir viel zu ſagen, lieber Heinrich, und weiß kaum, wo ich anfangen ſoll. — Während Du ſanft ſchlummerteſt, hat der Herr für Dich gewacht, und das Ungewitter Deines Schickſals mit ſtarker Hand bedroht.“ —

Bei dieſen Worten durchrieſelte dem Prediger ein leiſes Fröſteln, in der Erinnerung an den verheißungsvollen Traum. Die Matrone fuhr fort: „Als ich Dich geſtern Abend verließ, konnte ich noch nicht ſchlafen gehen. — Ach! der kummervolle Seufzer eines Kindes hält ein Mutterauge wach und offen. Ich trat ans Fenſter und blickte betrübt nach dem Verlobungshauſe hinüber. Da gewahrte ich denn mit Befremden, daß das große Zimmer, worin die

Geſellſchaft verſammelt war, ſchon finſter ſei; — im Schlafgemach des Inſpectors aber war es hell — und doch hatte es erſt halb zehn geſchlagen, und ein ängſtliches Hin- und Herlaufen mit Licht ließ mich vermuthen, daß etwas vorgefallen. Die Thürſchelle an dem großen Hofthor läutete unaufhörlich; Menſchen kamen und gingen, und nach einem Weilchen begleitete Roſine den alten Johannes vor die Hausthür und ſchärfte ihm weinend ein, recht ſchnell zu ſein, und den Herrn Apotheker um die ſchleunigſte Abfertigung zu bitten. — Jetzt konnte ich es nicht länger aushalten. Ich öffnete das Fenſter und fragte, ob ein Unglück geſchehen ſei? — Ja wohl, liebe Frau Paſtorinn ſchluchzte Roſine herauf, aus dem Feſt iſt ein Jammer, aus der Verlobung ein Trauerfall geworden. Als der letzte Gaſt ins Zimmer trat, bekam unſer guter Herr einen ſtarken Anfall vom Nervenſchlage, und unſern Schrecken können Sie Sich denken. — Noch liegt er ohne Bewußtſein; Docter und Chirurgus ſtehen an ſeinem Bette, und Gott weiß, ob er den Morgen erleben wird. — Ich erſchrak, daß mir alle Glieder zitterten. — Leiſe ſchlich ich mich an Deine Kammerthür; da hörte ich Deine ſanften ruhigen Athemzüge. — Du warſt ſchon eingeſchlafen, und ich wollte Dir die ſüße Ruhe nicht ſtören. Aber um meinen Schlummer war es geſchehen. Ich ſann mit Ehrfurcht dem Walten der Vorſicht nach, und die Wahrheit des Sprichwortes ward mir anſchaulich: der Menſch denkt und Gott lenkt! — Vor einer Viertelſtunde kam der Wagen, der Dich abholen ſoll; der Kutſcher verzehrt ſo eben ſein Frühſtück, und auch das Deine ſteht bereit. — Nun guten Morgen, mein lieber Sohn!“ Hiermit blieb der junge Prediger dem Erſtaunen über dieſe Nachricht, und den theilnehmenden Gefühlen, die ſie in ihm gewirkt hatte, überlaſſen.

„Wie werde ich heute predigen können in dieſer Aufregung!“ dachte der Erſchütterte mit Angſt, und bemühete ſich, ſeine Gedanken zu ordnen. Mühſam gelang es ihm; doch als er die Thore der Stadt hinter ſich hatte, und die ſüße Morgenſtille und die blühende Natur ihn umgab, da begeiſterte ihn das heilige Lehramt, dem er aus inniger Neigung und mit ganzer Seele vorſtand; die reine Luft ſtrömte ihm Gedanken des Lebens zu, der Himmel ſchwellte ſein Herz. Sein Geiſt erhob ſich, und er empfand die Seligkeit des Gottvertrauens, zu welchem er ſeine Zuhörer heut ermuntern wollte.

Der Armenhaus-Inſpector Strenge war ein Mann von ganz gewöhnlichem Menſchenſchlage. Er ſelbſt hielt ſich für ziemlich religiös, weil er in ſeinem fünf und ſechzigſten Lebensjahre noch die fünf Hauptſtücke des kleinen Katechismus Lutheri Wort für Wort auswendig wußte; weil er an keinem Sonn- und Feſttage die Amtspredigt verſäumte, und öfters auf die immer mehr und mehr zunehmende Gleichgültigkeit gegen Uebungen chriſtlicher Geſinnung, wie er Kirchenbeſuche und Collectengaben nannte — ſchalt. Seine Religion war jedoch nur die Politik der Moral, womit er bei dem oberſten Regenten gut zu ſtehen hoffte. Das Wort: „Reich Gottes,“ war ihm nur der Begriff eines wohleingerichteten Staates, in der Vorſehung dachte er ſich eine Normal-Polizei, und die Hoffnung, dereinſt ein Himmelsbürger zu werden, reichte *nie* über die Höhe des Gedankens hinaus, alsdann der mangelhaften Einrichtungen hienieden, worunter er die läſtigen Anſprüche der Armuth rechnete, überhoben zu ſein. Bei der Welt galt er für einen rechtſchaffenen Mann, weil er ſeinem Amte mit Treue vorſtand, ſeine Bedürfniſſe bar und richtig bezahlte, und Niemanden betrog; für menſchenfreundlich, weil er ſeinen Nebenmenſchen denjenigen Grad von Achtung erwies, welchen er ihnen in Beziehung auf Rang und Vermögen ſchuldig zu ſein glaubte, und weil er auch mit dem Geringſten leutſelig, wenn auch herablaſſend, umzugehen verſtand. Er hatte ſpät geheirathet. Ein Mädchen, hübſch, gutmüthig, duldſam und eingezogen, aber beſchränkten Verſtandes und auf gleicher Bildungsſtufe mit ihm ſtehend, hatte ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, gefällige Umſtände hatten Freiwerberdienſte geleiſtet —; und ſo war er aus einem zufriedenen Hageſtolzen ein zufriedener Ehemann geworden, ohne daß das neue Verhältniß ſeine Lebensweiſe nur im Geringſten verändert, oder ihm ein Gefühl von Glück und Freude mehr gegeben hätte. Wenn er das entzückte, oft der Geſellſchaft zum Aergerniß gereichende Benehmen junger Eheleute vergleichend neben die ruhige Vergnüglichkeit ſtellte, in welcher er ſich ſelbſt in der erſten Flitterwoche mit ſeiner Frau in den geſelligen Cirkeln ſeiner Bekanntſchaft befand; ſo führten ihn ſolche Vergleichungen nur auf den Gedanken, daß er um ein gutes Theil verſtändiger und weiſer als jene Enthuſiaſten ſein müſſe; und wenn er im Gefühl der Selbſtzufriedenheit der jungen Frau ſeine Ideen mittheilte, ſo meinte die Gleichmüthige, er hätte Recht. — Doch, wo wäre eine menſchliche Bruſt ſo kalt und verſchloſſen, daß die Natur ihr nicht einen Funken ihres Urſprungs zu entlocken wüßte? — Die Stunde, worin dem Inſpector ein Töchterchen geboren ward, brachte das eintönige Uhrwerk ſeines Herzens aus dem Gleichgewichte. Er fühlte ſich durch den erſten Anblick dieſes Kindes wunderbar bewegt; allein dieſe Empfindung war ſchon nach Verlauf der nächſten Wochen ſo ruhig geworden, daß er die Sorge und Unbequemlichkeit, welche das Daſein des kleinen Weſens mit ſich gebracht, in vergleichender Beſonnenheit erwägen konnte. Aber größere Ungemächlichkeiten, als die ſüßen Plagen und Mühen, welche liebende Eltern ſo gern übernehmen, warteten auf dieſen bequemen Hausvater. Seine Frau kränkelte fortwährend, und obgleich ihr Uebelbefinden nicht den Grad erreichte, der ſie an der Erfüllung ihrer häuslichen und mütterlichen Pflichten gehindert haben würde, ſo war es doch ſo bedeutend, um Jedem, der ſie liebte, und dem ihre Erhaltung Werth hatte, die zarteſte Schonung, die feinſte Rückſicht auf alles, was ſie körperlich oder geiſtig hätte verletzen können, zur heiligſten Pflicht zu machen. —

Die Zartheit gehörte nicht zu den Tugenden des Inſpectors, und für Theilnahme, die er als Beſchwerde fühlte, war ſeine Organiſation nicht eingerichtet. Er meinte es herzlich gut; aber er ſagte derb heraus, was er dachte. Das leiſe Auftreten in jedem Sinne war ihm zuwider, und ſo führte ihn das Erdulden eines ſteten peinlichen Zwanges oft zu ſchmerzlichen Rückerinnerungen an die ungeſtörte Behaglichkeit des goldenen Junggeſellenlebens. — Nach einer fünfjährigen Ehe, die vielleicht von beiden Seiten manchen Tag gezählt, der an die Reue ſtreifte, in dies Verhältniß eingegangen zu ſein, ſtarb die Gattinn des Inſpectors an einer Auszehrung, und ihr Hingang war ſo gelaſſen und ſtill, wie der Gang ihres Lebens geweſen war.

— Der Inſpector hatte nichts verſäumt, was zur Erhaltung ſeiner Frau hätte dienen können, wenn ihr Lebensziel nicht von höherer Hand geſteckt geweſen wäre. Die Aerzte hatten ihn längſt auf ihren Tod vorbereitet, und ſo traf dieſer nicht unerwartet ein, und getröſtet durch den Gedanken, daß ſeine Frau durch längeres Leben nur längeres und ſchmerzlicheres Leiden erlangt haben würde, war die Sorge, wer nun die Erziehung der kleinen, vierjährigen Emmy übernehmen ſolle, der vorherrſchende Kummer ſeines Herzens.

Der Inſpector hatte in den vielen dunklen Stunden ſeiner kurzen Ehe die ſorgenfreie Ruhe des eheloſen Standes zu oft und zu tief erwogen, als daß man es nicht hätte natürlich finden ſollen, wenn er jetzt nicht die mindeſte Neigung zu einer zweiten Heirath in ſich verſpürte, ſondern mit erleichterter Bruſt daran dachte, künftig ſeine ehemalige Lebensordnung wieder einzuführen. Um dies jedoch zu können, mußte Emmy anderweitig verſorgt ſein, und er zog, in Beziehung auf dieſen Gegenſtand, ſeine Freunde zu Rathe. Eine Verwandte, deren Ausſpruch — ſie war reich und angeſehen — ihm vorzügliche Wichtigkeit hatte, ſchlug ihm vor, Emmy einer Erziehungs-Anſtalt in der Herrenhuther-Colonie zu B... anzuvertrauen. Ueberall hörte er das Lob dieſer Anſtalt preiſen, und die Ausſagen mit Beweiſen belegen, deren Gültigkeit er anerkennen mußte; und ſo beſtimmte er ſich denn, ſeine Emmy nach B... zu geben, und reiſte nach wenig Wochen dorthin ab, um ſich mit den Bedingungen, unter denen es geſchehen könnte, bekannt zu machen.

Der Inſpector fühlte ſich ergriffen und entzückt von der Freundlichkeit der Aufnahme, von dem Anblick der blühenden und geſitteten Kinderſchaar, von der einfachen, aber edlen Zweckmäßigkeit der Einrichtungen; und er ſchätzte ſich glücklich, Emmy ſolcher Obhut übergeben zu können. In kurzer Zeit brachte er die Kleine nach B…, und überließ ſie nun der Leitung fremder, aber vortrefflicher Frauen.

Mit frohem Herzen kehrte der Inſpector zurück; manche bequeme Einrichtung ward ſchnell vorgenommen, die Wirthſchaft wieder auf alten Fuß geſetzt, und nach dem Verlauf von acht Tagen lag die Geſchichte ſeines Eheſtandes mit ihren Leiden und Freuden, wie ein längſt verſchwundener Morgentraum, hinter ihm. — Seine Tage füllten Arbeit aus, ſeine Abende der Beſuch eines, ſeit zwanzig Jahren beſtehenden Clubs; und ſo lief in ununterbrochener Regel maſchinenmäßig ſein Leben ab, wie bei Tauſenden Seinesgleichen. Kein Pulsſchlag der Gewöhnlichkeit ſtockte — und eine geiſtige Ordnung der Dinge war für ihn nicht da.

Alljährlich reiſte der Inſpector zu der Zeit, wo Examen in der Anſtalt gehalten wurde, nach B…, und ſeinen Wagen füllten dann immer anſehnliche Geſchenke für die Vorſteherinnen der Anſtalt aus. Ein wunderſames Gefühl, gemiſcht aus Freude, Rührung und dem mächtigen Zuge der Natur, bezwang den unerſchütterlichen Gleichmuth des Inſpectors, als er das holde Kind zum erſtenmal wieder ſah, welches in der friſcheſten Geſundheit blühend dem Vater entgegenhüpfte, mit tiefer Ehrerbietigkeit ſeine Hand küßte, und mit kindlicher Unſchuld, in reiner, fehlerfreier Sprache ihn bewillkommte. Mit jedem Jahre fand der Inſpector mehr Urſache, ſich über Emmy zu freuen. Schön und lieblich wuchs ſie empor, und wie ſie durch den Zauber ſtiller Anmuth und zarten jungfräulichen Reizes ihre Geſpielinnen hoch, doch mild überſtrahlte, ſo war ſie auch durch ihre reichen Fähigkeiten und die Zierlichkeit ihrer

Arbeiten und die nachahmungswürdige Ausdauer in allem einmal Begonnenen der Liebling ihrer Lehrerinnen geworden. — Mit väterlichem Stolze zeigte der Inſpector ſeinen Bekannten, wenn ſie nach Emmy fragten, den wunderſchön gehäkelten Tabacksbeutel, welchen ſie dem Vater jüngſt zum Geburtstage geſendet hatte, oder den letzten ihrer Briefe, den er ſo lange bei ſich trug, bis ein neues Schreiben das ältere verdrängte. Die Correctheit der kleinen, niedlichen Handſchrift, die Reinheit des Stils, die feinen Wendungen wurden dann allgemein bewundert; und der Inſpector erzählte ſeinen horchenden Freunden, daß Emmy geläufig franzöſiſch ſpreche, ſehr hübſch zeichne, wie ein kleiner David die Harfe ſchlage und ſinge — ſinge! daß der Glockenton ihrer Stimme auch im gefüllten Betſaal unterſchieden werde.

Emmy hatte nun ihr ſechszehntes Jahr zurückgelegt, und der Zeitpunkt war gekommen, in welchem ſie die Anſtalt verlaſſen ſollte; da ſprach ſie gegen ihren Vater die ſchüchterne Bitte aus, daß er ihr erlauben möchte, noch einige Zeit in B... zu verweilen, und indem ſie ſich die Vergünſtigung erbitten wolle, den Lehrerinnen als Gehülfinn dienen zu dürfen, einen Theil der Schuld abzutragen, welche ſie in dem unberechbaren Capital reicher Liebe und unermüdeter Sorgfalt in zwölfjährigem Unterrichte empfangen hatte. — Obgleich Emmy ſich in kindlicher Demuth dem Ausſpruch ihres Vaters unterwarf, ſo ſah dieſer doch an dem hochgerötheten Geſicht ſeiner Tochter, an dem ſanftbenetzten Auge, ſo hörte er doch an den zitternden Klängen der leiſen, weichen Stimme, wie heiß, wie ſehnſüchtig dieſer Wunſch ſei; und er gab noch zwei Jahre zu. — Auch dieſe waren allgemach verſtrichen und der Inſpector ſchrieb an Emmy, um ihr den Tag zu melden, an welchem ſie ihn zur Abholung erwarten dürfe.

Es war einige Wochen vor Oſtern, als Emmy das von ihr nicht mehr gekannte Haus ihrer Geburt mit einem Herzen betrat, durch das noch der ſcharfe Schmerz eines thränenſchweren Abſchieds zitterte. Der ſtillen Welt, in der ſie mit allen Faſern ihres Weſens eingewöhnt und eingewurzelt war, nun für immer entriſſen, empfand ſie gepreßt und beklommen ein banges Fremdſein in der geräuſchvollen Stadt, wie in der einſamen Oede der väterlichen Wohnung. Die alte Haushälterinn des Inſpectors hatte von ihrem Herrn Befehl erhalten, alles auf das feſtlichſte ſäubern und einrichten zu laſſen, und die gute Roſine hatte es an nichts fehlen laſſen, dieſem Auftrag Folge zu leiſten. Die Gardinen, längſt nicht mehr von jenem zarten Weiß, welches ein Dichter zur Farbe ſeines Liedes erwählt, hatten ein beſcheideneres Grau angenommen, welches Emmy, wenn auch verſchwiegener Weiſe, gräulich fand. War auch Geräth und Diele blank und rein, und jeder alte Leuchter in das gefälligſte Licht geſtellt, ſo wendete ſich dennoch Emmy's an zierliche Einfachheit und große, edle Verhältniſſe gewöhntes Auge verletzt und unbefriedigt, von jedem Gegenſtande in der heimiſchen Behauſung ab. —

Unter heimlichen Seufzern machte ſie ſich mit dem Bereich und den Obliegenheiten ihrer künftigen Wirkſamkeit bekannt, und war bemüht, aus der Achtung für ihre Pflichten und dem Gedanken, daß ſie nun an dem Ort ihrer Beſtimmung ſei, ein heimathliches Gefühl zu leiten; aber dieſe Anſtrengung blieb ohne den gewünſchten Erfolg; nirgends fühlte ſie ſich befreundet angeſprochen. Ein kleines, für ſie eingerichtetes Stübchen, deſſen Fenſter die Ausſicht ins Freie gewährten, war das Einzige, was ſie mit einigem Vergnügen in Beſitz nahm. Die erſten Wochen verſtrichen der Tochter des Inſpectors in dem Streben, ſich einzurichten. Dies iſt nicht leicht da, wo inneres Sträuben ſich in das nicht zu fügen weiß, was uns äußerlich umgiebt. Hier nun kam der armen Emmy die Uebung ſtillen Gehorſams zu Statten. Der Gedanke, daß in dieſer unbehaglichen Lage der Dinge wenig oder nichts abzuändern wäre, war eben auch nicht ohne Wirkung, und die weibliche Fähigkeit, auch die ungünſtigſte Umgebung zu einem Bilde ihrer Seele, ihrer Neigung umzuſchaffen, blieb nicht müßig. So knüpfte denn die Gewohnheit Emmy allmählich mit leiſen Fäden an ihr neues Verhältniß; allein ihr Herz, an den ſteten Austauſch reiner, liebender Gefühle gewöhnt, fühlte ſich verarmt an ſeinen edelſten Freuden, und ſehr einſam. Ach! wie wahr iſt's doch: Das Herz iſt Wohnung!“

Der Oſter-Sonntag erſchien. Sein erſter Frühſtrahl traf Emmy ſchon am Fenſter. Mit Wehmuth gedachte ſie der erhebenden Feier dieſes Morgens in der Gemeinde, und das ſchmerzlichſte Heimweh, die Sehnſucht der Seele nach religiöſem Genuß ließ ihre Thränen hervorbrechen. „Wie war ich glücklich! als ich dort noch Oſtern hielt, wo das Herz mich ewig hinzieht —“ dachte ſie in tiefem Schmerz, blickte zum Himmel auf und ſprach: „Ich war Dein Kind! Mit Liebesarmen umfingſt Du mich von Jugend an; wie treue Mütter ſich erbarmen. — — —“ Emmy ſchluchzte; mit jenem Selbſtbeklagen eines kindlichen Gemüths erbarmte es ſie, daß die Mutter ſchlafe im ſtillen Grabe. Ihre Tochter fühlte ſich unſäglich verlaſſen, und als ſie die nächſte Strophe jenes Liedes dachte: „Das Vaterhaus ward mir zu enge — — —" brach ſie aufs neue in bitteres Weinen aus.

Der Inſpector bemerkte doch mit einer Art von Aengſtlichkeit das ſtille Weſen ſeiner Tochter. Zwar konnte er der geräuſchloſen Pünktlichkeit, womit ſie ihre Geſchäfte verrichtete, ſeinen geheimen Beifall nicht verſagen, und es gefiel ihm ſehr, wie bereitwillig ſie ſeinen leiſeſten Wünſchen zuvorkam und ſogar die Launen der alten mürriſchen Haushälterinn duldſam ertrug; aber eine innere Stimme ſagte ihm, daß Emmy ſelbſt ſich nicht glücklich fühle. Er beſchloß, ſie zu zerſtreuen, und wo möglich, ihren ſchlummernden Sinn für die Welt, die ſeine Welt war — anzuregen.

Der Club, welcher dem Inſpector der Born war, aus dem er Vergnügen und Unterhaltung ſchöpfte — war für den Winter in ein Caffeehaus, für den Sommer aber in einen öffentlichen Garten verlegt, und dahin brachten die Theilnehmer auch ihre Frauen, Töchter oder Schweſtern mit. Dem Inſpector fiel es nicht ein, zu glauben, daß ein Cirkel, der ſeine Forderungen an geſellige Freude ſeit einer langen Reihe Jahren befriedigt hatte, ſeiner Tochter nicht genügen, oder ihr etwas zu wünſchen übrig laſſen könne.

An einem milden Frühlings-Sonntage, an welchem ſich die Mitglieder des Clubs zum erſten Male wieder im Garten verſammelten, ging auch der Inſpector mit Emmy dahin. — Aller Blicke hefteten ſich neugierig auf das ſchlanke, erröthende Mädchen, deſſen feine, züchtige Kleidung die fremde, ſtrengere Sittenſchule verrieth. Man redete Emmy an; ſie richtete die frommen blauen Augen mit ruhiger Aufmerkſamkeit auf den Sprechenden, und antwortete beſcheiden, doch ſicher und verſtändig. Der Mädchenkreis umringte den holden Ankömmling mit neugierigen Fragen und verletzenden Lobeserhebungen. Man rühmte die Stickerei des Arbeitsbeutels, den hübſchen Fall des zierlichen Halskragens, den künſtlichen Rand des Strickzeugs, was ſich an Weiße und Zierlichkeit eben ſo vortheilhaft auszeichnete, wie Emmy vor den überläſtigen Lobrednerinnen; und die arme, bedrängte Emmy erröthete immer höher, erſeufzte immer ängſtlicher.

In der Geſellſchaft befanden ſich beide Rellnau's, Vater und Sohn, die reichſten Kaufleute der Stadt. — Der junge Rellnau war klein, ein wenig verwachſen, von blaſſer, kränklicher Geſichtsfarbe; und Emmy's Mitleid, mit welchem ſie dieſe verunglückte Geſtalt betrachtete, ward noch zarter und ſchonender, als ſie ſah, mit wie wenig Weisheit der junge Mann ſich benahm, und daß er als ein anmaßender und zudringlicher Geck ſich zum Gegenſtande der Neckereien aller Mädchen machte. Auch an Emmy ließ er ſeine faden Schmeicheleien ergehen; doch Emmy benahm ſich in ihrer Unſchuld und Beſcheidenheit ſehr gut. Dieſen erbärmlichen Witzbold aufzuziehen, wie die andern thaten, hätte ſie für die größte Sünde und unter ihrer jungfräulichen Würde gehalten; aber ſie ſchenkte ſeinem Anſpruch, ſo oft er ſich an ſie wendete, eine ſanfte und milde Theilnahme. Und Rellnau ward mit der höchſten Bewunderung für Emmy erfüllt.

Von dieſer Zeit an mußte Emmy ihren Vater öfterer in den Club begleiten, und Rellnau wich dann nicht von ihrer Seite. In ihrer Unkunde der Welt hielt ſie Alles, womit er ihr läſtig fiel, nur für gewöhnliche Galanterie eines Mannes, die er ſich gegen einen Neuling der Geſellſchaft erlaube. Und ſo gab ſie ſich Mühe, in ſeiner drückenden Nähe den Augenblick zu finden, wo ſie ihm entſchlüpfen könnte. Das gutmüthige Mädchen gab dieſem Vorzuge kein anderes Gewicht, als das, was mit dem Club für ſie verbunden wäre. Daß es ihr ganzes Lebensglück betraſe, davon hatte Emmy gewiß keine Ahnung. Indeſſen ſprach man allgemein von Nellnau, daß er des Inſpectors ſchönes Töchterlein heirathen werde.

Um dieſe Zeit kam der neue Prediger Hesper nach dem Armenhauſe, das Amt daſelbſt anzutreten. Ein guter Ruf war dem jungen Manne vorausgegangen, aber dennoch fühlte ſich Emmy angenehm überraſcht, als der Prediger den Tag nach ſeiner Ankunft bei dem Inſpector eintrat, um dieſem die ſchuldige Viſite zu machen. — Die edle Geſtalt des Predigers, ſeine beſcheidene, und doch würdevolle Haltung, der ausdrucksvolle Johanniskopf, das angenehme Organ und eine gewiſſe Innigkeit, welche ſeine Art ſich auszudrücken ſtempelte, und allem, was er ſagte, den Weg in das Herz des Zuhörers bahnte —, machten einen lebhaften Eindruck auf Emmy, und ein Zufall dieſen Eindruck tief und unauslöſchbar.

Emmy hatte auf einen Wink ihres Vaters Caffee beſorgt, und der Inſpector ſetzte ſeinen Gaſt ſo eben von den Verhältniſſen der Armenanſtalt in Kenntniß, als der alte Nellnau feſtlich gekleidet, eintrat und mit lächelnden Mienen und Geberden, welche die Veranlaſſung als eine ſehr wichtige ankündigten, den Inſpector um ein geheimes Gehör bat. — Der Prediger war nun mit Emmy allein. Er bewunderte zuvörderſt die geſchmackvolle Stickerei, über welcher ſie arbeitete, und fragte nach deren Beſtimmung; Emmy antwortete, daß dieſe Arbeit zu einem Lichtſchirm, als Erkenntlichkeitszeichen für die Vorſteherinn der P...ſchen Erziehungs-

Anſtalt beſtimmt ſei. Dieſe Antwort machte den Prediger im Verfolg des Geſprächs damit bekannt, daß Emmy daſelbſt erzogen worden ſei, und die Unterhaltung ſpann ſich fortan um dieſen Gegenſtand, der auf Emmy allemal begeiſternd wirkte. — Sie pries den ſüßen Reiz ruhiger Lebensſtille, die dort herrſche; die friedſamen Freuden der daſelbſt verlebten Jugend, die freundliche Zartheit des Umgangs unter Vornehmen und Niedrigen, unter den Brüdern der Gewerke, wie unter den Dienſtſchweſtern, weil Alle doch nur einen Herrn hätten. Mit einem Zuſammenklange von Wehmuth und Herzinnigkeit in ihrer Stimme, der ihren andächtigen Zuhörer im Innerſten der Seele rührte, ſagte Emmy: Den ſanften Ernſt und die chriſtliche Traulichkeit jener gottesdienſtlichen Verſammlungen, werde ſie ewig nicht vergeſſen, und nirgend könne das Lied: Wollt Ihr wiſſen, was mein Preis? ſo, mit erhebender Gewalt vorgetragen werden, als auf den Orgeln der Gemeinde. Dann ſchilderte ſie die übliche Begräbnißfeier, die Poeſie des Friedhofs, welche ſich in dem Worte: „Heimgehen!“ für „Sterben!“ ausdrücke.

Der Prediger war ganz Auge, ganz Ohr. Er wagte kaum, das Mädchen zu unterbrechen. Eben war Emmy mit leuchtenden Augen und einem Kinderlächeln um den ſüßen Mund, bei der Weihnachts-Beſcheerung am Sanct Thomas-Tage im Schweſternhauſe, wobei ſogar das mürbe Gebäck nicht unbelobt blieb, das nur zu dieſer Zeit dort zu haben ſei, als die Stunde des Alleinſeins, ſchnell wie ein Augenblick, verſchwunden war, zu früh für den Prediger, zu früh für Emmy. — Die beiden alten Herren traten ſtörend ein. Der alte Rellnau empfahl ſich, nach einem bedeutungsvollen Scherz mit Emmy; und auch Heſper, wie gern er noch geblieben wäre — hielt es jetzt für ſchicklich, ſich zu entfernen. —

Ach! ſind nicht unſere froheſten, ſeligſten Stunden faſt immer nur Stärkungsmittel für nahe, ſchwere Leiden? — In Emmy's Buſen zitterte noch der ſanfte Nachhall der verklungenen Stunde, als ihr Vater in vergnügter Eile ihr mittheilte, daß Herr Rellnau für ſeinen Sohn um ihre Hand bei ihm geworben habe. — Emmy tödtlich erblaſſend, ſtarrte den Vater an; „Wie? mein Vater,“ ſagte ſie mit gepreßten Athemzügen, „Herr Rellnau um mich angehalten? das iſt ja wohl nicht möglich!“ — „Warum denn nicht, mein Lämmchen?“ — antwortete der Inſpector, „einem ſo reichen Manne, wie Herr Rellnau, iſt alles möglich. — Ich hoffe, daß Du vernünftig ſein, und das Glück dieſer glänzenden Verſorgung dankbar anerkennen werdeſt.“ — „Ach mein Vater!“ entgegnete Emmy mit flehender Aengſtlichkeit, „ich will nicht glänzen, und um mich zu verſorgen, iſt wenig vonnöthen.“

„So ſpricht der jugendliche Unverſtand,“ erwiederte der Inſpector, „das Leben erfordert gar viel mein Kind, und Reichthum und Gemächlichkeit ſind wohl wünſchens- und dankenswerth; Nahrungsſorgen aber die drückendſten von allen. Was hätteſt Du an dem Ehrenmanne denn auszuſetzen? — Daß er nicht ſchön ſei? — zum Beiſpiel; ach lieber Gott! an ein hübſches Geſicht hat man ſich in acht Tagen gewöhnt; aber die Reize der harten Thaler veralten nie. Bedenke doch nur Emmy, das ſchönſte Haus in der Stadt wirſt Du künftig bewohnen; es wimmelt ſtets von Markthelfern, Hausknechten, Abladern, Fuhrleuten und Käufern, wie auf einem kleinen Jahrmarkt; der Präſident v. Weimar bewohnt den erſten Stock, und fährt er früh ins Collegium und begegnet Dir etwa auf dem Vorſaal oder der Treppe, ſo ſagt er höflich und herablaſſend: Gehorſamer Diener Frau Wirthinn! — Das klingt ganz angenehm. — Siehſt Du Dich bei Tiſche nach etwas um, ſo wetteifern ſechs Handlungs-Commis, Dir das Verlangte zu reichen; und willſt Du Kuchen backen, ſo darfſt Du den Zucker nicht wiegen und die Roſinen und Mandeln nicht zählen.“ — Emmy entgegnete betrübt: „Aber meinem Leben würde die Würze der Zufriedenheit fehlen“, und meine frohen Stunden würde ich zählen können, wenn ich Herrn Rellnau's Gattinn würde.“

Mit großer Mühe bewog Emmy ihren Vater, daß er Herrn Rellnau eine Antwort gäbe, welche die Verſicherung enthielte, daß ſie für jetzt noch gar keine Luſt zum Heirathen habe; — den Antrag ganz abzuweiſen, dazu brachten ihn weder die rührendſten Bitten, noch die heißeſten Thränen des geängſtigten Mädchens. Mit vieler Schlauheit kleidete der Inſpector die verlangte Antwort ſo ein, daß es ſchien, als wolle Emmy ſich nur erſt ein wenig mit den Weltverhältniſſen bekannt machen und befreunden, und die Schüchternheit überwinden, welche ihr gewiß nur anerzogen ſei, um künftig als die Frau des reichſten Mannes in der Stadt mit dem Eigengefühl aufzutreten, das dem Platze auf einer ſolchen Ehrenſtufe angemeſſen und anſtändig ſei. — Herr Rellnau ward durch dieſen Beſcheid und den Verzug der erſehnten Verbindung noch ſtärker für die kleine Herrnhuterinn entflammt, und ſetzte ſeine Bewerbung mit peinigender Angelegentlichkeit fort; und Emmy, die beklagenswerthe, empfand täglich ſtärkeren Widerwillen gegen einen Mann, der ſich ſelbſt ſo wenig ehrte, um fortgeſetzt nach dem Beſitz eines Mädchens zu ſtreben, deſſen tiefe Abneigung gegen ſeine Perſönlichkeit auch einem rohen Gemüth fühlbar werden müſſen. So erkannte Emmy, daß er in völliger Verblendung der Selbſtgefälligkeit befangen ſei; dennoch zitterte ſie nicht, daß aus dem Freier ein Feind würde. Was aber gab dem ſchüchternen Mädchen dieſen Muth? —

Nach einigen Tagen wiederholte der Prediger ſeinen Beſuch, um dem Inſpector und Emmy ſeine erſt angekommene Mutter vorzuſtellen. Emmy war allein; ſie begrüßte die Mutter mit anmuthiger Ehrerbietung, den Prediger mit holder Freundlichkeit, und dieſer betrachtete in ſinnigem Erſtaunen das liebliche Geſchöpf, das ſichtlich binnen dieſen wenigen Tagen eine große Veränderung erlitten hatte. Emmy's Wangen waren blaß, ihr Auge zeigte Spuren von Thränen — und oft ward ſie plötzlich von einer ſich ihr aufdringenden Erinnerung aus dem Zuſammenhang des Geſprächs geriſſen und in tiefe, ängſtliche Zerſtreuung verſetzt. Frau Heſper war entzückt von der neuen Bekanntſchaft, ſie konnte nicht aufhören, von Emmy zu ſprechen und nahm ſich vor, täglich ein Mal die junge liebe Nachbarinn zu beſuchen. Mütterchen hielt Wort. — Emmy ſchloß ſich mit dem liebe- und troſtbedürftigen Herzen kindlich und innig an die fromme, erfahrene Frau; und dieſes Freundſchaftsbündniß zog das Band immer feſter, womit ein geiſtiges Erkennen der verwandten Seelen, der gleichgeſtimmten Gemüther voller Einklang, von dem erſten Augenblick an, den edlen Heſper und die ſanfte Emmy verknüpft hatte. So waren zwei Monate verſtrichen. — Rellnau war dringender geworden, und der Prediger zu dem Entſchluß gekommen, in der erſten ſchicklichen Stunde dem geliebten Mädchen ſeine Neigung zu entdecken. Eines Tages, als Emmy ſich allein befand, trat Rellnau ein. — Sein Ton und Benehmen zudringlich und anmaßend, verletzte die zart empfindende, jungfräuliche Emmy, und im reinen Gefühl ihrer weiblichen Würde ſagte ſie ihm dies. — Rellnau erſtaunte, er entſchuldigte ſich mit dem Vorrecht, welches ihr Vater ihm mit der Zuſage ihrer Hand gegeben, und nun einmal im Zuge, ſagte er Emmy ganz unumwunden und ſchonungslos, wie ſich ihr Vater antwortend gegen ihn geäußert, und wie ſein Dünkel, ſeine Eigenliebe die Antwort aufgenommen und gedeutet hatten.

Emmy erſtarrte. So hatte ihr Vater ſie alſo hintergangen, und ſie durch dieſen ſtrafbaren Hinterhalt der rohen Gewalt eines ungebildeten, übermüthigen Menſchen überantwortet! — Emmy fühlte ſich durch dieſe Vorſtellung ſo gänzlich vernichtet, daß ſie, keiner Antwort mächtig, zitternd und zagend vor dem triumphirenden Prahler ſtand. Doch auch die Ueberzeugung, daß ihr Vater ſehr lieblos und unväterlich an ihr gehandelt habe, konnte ſie nicht zu der kleinſten Abweichung von der Treue gegen ihre Kindespflicht vermögen. Sie verſtummte, weil ſie ihren Vater nicht Lügen ſtrafen durfte; aber mit erloſchenen Blicken und bebender, klangloſer Stimme bat ſie den betroffenen Rellnau, daß er ſie augenblicklich verlaſſen möchte. — War es die heilige Gewalt der Wahrheit in Emmy's Schmerz, oder die blitzſchnelle Beleuchtung, welche dieſer Moment auf die Erbärmlichkeit der Freiersrolle fallen ließ, die er als Peiniger eines engelgleichen Weſens ſpielte — was den Beſtürzten ſchnell, wenn auch unfreiwillig, dieſer Forderung zu genügen zwang?

Kaum war Rellnau fort, ſo kam der Prediger, welcher das Fortgehen des Ueberläſtigen mit drängender Sehnſucht erharret hatte; er wollte Emmy heut ſeinen heißen Wunſch entdecken, ſie die Seinige zu nennen. — Es war der armen

Emmy, als erſcheine ihr ein Engel zum Troſt geſendet, als die freundliche Geſtalt des ihr ſo theuren Mannes vor ſie trat und mehr mit theilnehmenden Blicken, als ſchüchternen Worten das weinende Mädchen um die Urſach ſeiner Betrübniß fragte! — Emmy antwortete die Wahrheit; ſie fühlte ſich zu bedrängt, zu unglücklich, um die ſich ihr darbietende Theilnahme zu verſchmähen. Sie erzählte, und ihre ſanften Klagen drangen gleich der Schärfe des Schwertes in die Bruſt des Zuhörers, deſſen herzliches Bekenntniß ſeiner Gefühle, Wünſche und Abſichten endlich ihren Schmerz in Entzücken, ihr Zagen in Hoffnung, ihre Befürchtungen in die Gewißheit der Liebe verwandelte. — Sie enthüllete ihm das ſchöne Herz voll unſchuldiger Liebe; ſie bat ihn, mit ihrem Vater zu ſprechen und zweifelte keineswegs, daß dieſe Unterredung den gewünſchten Erfolg haben würde; — Emmy lebte noch in dem unſchuldigen Glauben, daß der Reichthum und die aus ihm hervorgehende Bedeutſamkeit in der Welt mit Geiſteswerth und Herzensgüte, als Schätzen, welche uns noch in den Himmel begleiten, in keinen Vergleich geſtellt werden könne. Genug, dieſer ſturm- und drangvolle Tag fand bei ſeinem Untergange Emmy getröſtet und im ſüßen Nachgenuß einer Seligkeit, die, wie ſie hoffte, ſich über ihr ganzes Leben verbreiten würde. — Am folgenden Morgen ging der Prediger zu dem Inſpector. Er bat ihn um die Hand ſeiner Tochter und ſagte dem Vater, daß er von Emmy geliebt ſei. — Mit hinreißender Beredtſamkeit und der Kraft, welche ein reiner Wille immer giebt, drang er in den Inſpector, ſeinem Glück kein Hinderniß entgegen zu ſetzen.

Der Inſpector war dem Prediger zwar gewogen, aber der Gedanke, daß Emmy Madame Rellnau würde, war ihm zu lieb geworden. Er ſchätzte den gediegenen Charakter, den vorurtheilsfreien Verſtand des jungen Mannes; aber der Wunſch, Emmy reich und beneidet zu ſehen, galt ihm noch mehr. Er war nicht ſo hart und kalt, um nicht von Herzen ſeines Kindes Wohl zu wünſchen; aber ſo gänzlich ohne allen höheren Sinn, daß er wähnte, dies beſtehe nur in dem ruhigen Beſitz irdiſcher Güter.

Dieſer Anſicht zufolge entgegnete er dem Prediger, als dieſer der entſcheidenden Antwort lauſchte: „Es thut mir recht leid, Sie kommen wahrhaftig zu ſpät, lieber junger Mann. — Meine Tochter iſt bereits an Herrn Rellnau verſagt. — Ich habe mein Wort gegeben, und auch Emmy hat halb und halb eingewilliget. Wäre das Mädchen früher mit der Sprache herausgegangen, ſo hätte ſich die Sache vielleicht machen laſſen.“ — „Zu ſpät?“ erwiederte der Prediger, „dies ſcheint mir nicht ſo, und wenn Herr Rellnau erfährt, daß Emmy einen andern liebt, ſo iſt der Augenblick noch früh genug gekommen, der ihn und das theure Mädchen vor dem Unglück einer liebeleeren Ehe ſchützt.“

„Ja, wer aber wird ihm das ſagen?“ warf der Inſpector ein, und der Prediger antwortete hierauf, „mich dünkt, dies wäre zunächſt Ihre Pflicht! Herr Inſpector. — Doch wenn Sie Sich aus irgend einem Grunde vor der Erfüllung derſelben ſcheuen, ſo überlaſſen Sie die Sache mir. Wahrheit und Liebe werden mich das Wort ſchon finden laſſen, woran er glaubt, indem er aufhört zu hoffen.“

„Nein, jede Einmiſchung muß ich verbitten!“ ſagte der Inſpector und fuhr mit begütigendem Tone fort, „laſſen Sie mir nur Zeit, liebſter Freund, vielleicht läßt ſich ein gelinderes Auskunftsmittel erſinnen. Doch die Sache möge ſich nun entwickeln, wie ſie wolle, wir bleiben deshalb gute

Freunde, nicht wahr, Herr Prediger?“ — Dieſer ergriff die Hand des Inſpectors, drückte ſie zwiſchen den ſeinigen und ſagte mit gepreßter Stimme: „Wenn Sie je geliebt haben — — —“ „Ja, leider! habe ich geliebt,“ unterbrach ihn der Inſpector, und ſchob das kleine, ſchwarze Sammetmützchen unruhig auf dem Kopfe hin und her. „aber ich habe es auch tauſendmal bereut; glauben Sie das mir. Man hat nichts, als Unluſt und Kummer davon! Sie werden einmal an mich denken. — In meinem kurzen Eheſtande habe ich keinen ſorgenloſen Tag verlebt, und ſeit Emmy wieder im Hauſe iſt, umſchwärmen mich die Sorgen ſo unverſchämt und ſtechend, wie die Waſſermücken; ſie ſtören mich in der Arbeit und ſcheuchen den Schlummer von meinen Augen.“ — Jetzt ward der Prediger abgerufen, weil Jemand ihn zu ſprechen wünſche, und der Inſpector erfuhr zu ſeinem größten Verdruſſe, daß Emmy, an welcher er ſeinen Unmuth auszulaſſen gedachte, in Geſchäften ausgegangen ſei. —

„Um Gotteswillen!“ ſagte er, und klopfte den feinen, porzellanen Pfeifenkopf mit ſolcher Heftigkeit aus, daß Blüchers martialiſches Geſicht in zwei Hälften zerfiel, welcher Unfall ſeinen Zorn nur noch ſtärker entflammte, „hat man nicht ſeine Noth und Plage mit einem einzigen Mädchen! — Wie ſehr bedauere ich die unglücklichen Väter, die deren mehrere haben! Wo iſt meine Ruhe geblieben? — Ach! wäre ich das Mädchen nur einmal los, ich wollte ja meinem Schöpfer danken! — Kaum weiß ich, wo mir der Kopf ſteht! Gebe ich meine Emmy dem Rellnau nicht, ſo habe ich die halbe Stadt auf dem Halſe. Man wird mich einen Thoren und meine Tochter eine Närrinn nennen, welche die Saiten zur Ungebühr hoch ſpanne. Und um mein

Vergnügen im Club iſt es für immer geſchehen. Die eine Hälfte der Theilnahme iſt mit Rellnau's durch das Blut, die andere Hälfte durch das leidige Intereſſe verwandt, und ſo würde ich künftighin dort mit Geringſchätzung behandelt werden. Verſage ich meine Emmy dem Prediger, ſo iſt mein Gewiſſen nicht ruhig; denn der Mann iſt ehrenwerth und gebildet, beſcheiden und liebenswürdig, und daß er dem Mädchen beſſer als Rellnau gefällt, finde ich natürlich, da Emmy nicht am grauen Staar leidet. — Aber was ſoll ich nun machen? — Ich will vorerſt auf meinem Wunſche, daß Emmy den Rellnau heirathe, beſtehen; ſo rette ich den Schein und bin bei den Leuten gerechtfertiget; weigert ſich das Mädchen ſtandhaft, nun ſo iſt es ja noch immer Zeit, es dem Prediger zu geben.“ — Hier trat Emmy ein. Sie ſah ſo fröhlich und klar aus, daß es den Inſpector faſt gereuete, ſie betrüben zu wollen, aber er blieb nach einem kurzen Kampf mit ſeiner beſſern Empfindung dem erſten Vornehmen getreu. „Höre, Emmy,“ hob er an, Du haſt den Prediger zu mir geſchickt; aber daraus kann nichts werden. Schlage Dir es aus dem Sinne; Du mußt Rellnau heirathen; ich habe einmal mein Wort gegeben, und die Rellnau's ſind nicht Leute, welche ſich ungerügt necken laſſen.“

Die erſchrockene Emmy ließ die Arme kraftlos ſinken, und ſagte in gebrochenen Tönen: „Wie, mein Vater, Sie könnten wirklich Ihr einziges Kind unglücklich machen wollen?“ — „Was ſprichſt Du doch, Mädchen!“ fuhr der Inſpector auf, „wo ſitzt das Unglück? — Daß Du künftig eine hochgeprieſene, ſteinreiche Frau ſein wirſt? — Nun ſolch Leid läßt ſich allenfalls noch ertragen! Sei vernünftig, Emmy! Vergleiche doch einmal Deine beiden Freier mit einander.“

„Ach Gott!“ ſagte Emmy mit zuſammengeſchlagenen Händen und einem ſprechenden Blick zum Himmel, „das thue ich ja eben!“ „Ich wollte ſagen,“ verbeſſerte der Inſpector, „vergleiche doch einmal die Verhältniſſe Deiner beiden Freier. — Sieh! der Prediger ſteht ſich Alles in Allem fünfhundert Thaler. Das wirft gar ſchmale Bißchen ab für das Kleeblatt, welches er zu verſorgen hätte, wenn er heirathete — und es dürfte nach gerade wohl ein vier- oder mehrblättriges werden.“

Emmy erröthete. — „Nur Genügſamkeit macht reich!“ entgegnete ſie ſanft, „und die Liebe iſt ſich ſelbſt genug.“

„Die Bedürfniſſe bleiben nicht aus,“ entgegnete der Vater. „Das Leben fordert viel, man mag es ſo knapp zuſchneiden, wie man will; und ich ſage Dir, ein knappes Schnittlein Brot würde Dir die Hand des Predigers reichen. Still, Mädchen! laſſe mich ausreden — betrachte dagegen Dein Loos als Madame Rellnau. Du würdeſt in einen Ueberfluß verſetzt —“ „Eine bittere Thräne könnte leichtlich aus dem vollen Herzen überfließen, weil ich an den edelſten Freuden darben müßte;“ fiel Emmy ein. — „Allen koſtſpieligen Vergnügungen müßteſt Du als Heſpers Gattinn entſagen,“ nahm der Inſpector das Wort wieder auf; „ſtatt deren läſe Dir Dein Mann ſeine Predigten und Begräbnißreden vor und befrüge Dich um Deine Meinung.“ — „Wie ſehr geehrt würde ich mich fühlen durch ein ſolches Vertrauen!“ war Emmy's Antwort. „Rellnau,“ fuhr der Inſpector fort, „beſitzt die ſchönſte Equipage in der Stadt. Sein Staatswagen iſt ein Londoner Meiſterwerk. Der meergrüne Lack iſt ſo klar und fein wie venetianiſches Spiegelglas; auf der einen Seite ſchwebt Mercur, das Sinnbild des Kaufmannsſtandes, auf der andern Seite prangt Rellnau's verſchlungener Namenszug. In dieſem Wagen nun — bedenke das Emmy! führeſt Du dann ſonntäglich zur Kirche!“

„Um ein bekümmertes Herz vor Gott auszuſchütten!“ ſagte Emmy leiſe.

„Als Hespers Gattinn hingegen,“ hob der Inſpector wieder an, „müßteſt Du Dich auf Fußpartien beſchränken; käme das Vergnügen recht hoch, ſo führeſt Du einmal mit Deinem Manne in einem Planenwägelchen, mit Ackergäulen beſpannt, auf ein nahe gelegenes Dorf, wo derſelbe für einen kranken Amtsbruder eine Taufe zu verrichten hätte.“

„O Gott!“ rief Emmy entzückt, „welch Gemälde ſtellen Sie wider Ihren Willen auf! An Hespers Seite durch die grünen, ſtillen Fluren — —“

„Die Fluren,“ unterbrach ſie der Inſpector, „kannſt Du als Madame Rellnau ſchöner haben. Du kennſt ja den prächtigen Garten vor dem Kreuzthore mit dem geſchmackvollen Badehäuschen?“ —

„In meinen Thränen würde ich mich bäden können,“ ſagte Emmy erſchöpft; und ſchon ergoſſen ſich die warmen Quellen. Jetzt riß dem Inſpector der Geduldfaden. „Daß Dich!“ rief er erbittert, „habe ich Dich darum in der Anſtalt erziehen laſſen, wo den Mädchen der Wille benommen wird, und Alles auf Gelaſſenheit hinausläuft, daß Du, kaum in das väterliche Haus zurückgekehrt, mir durch ſolchen Eigenwillen das Herz ſchwer machen ſollteſt? Biſt Du wohl um ein Haar vernünftiger, als alle andern Weltkinder? Bei Deinen, von Dir vergötterten Herrnhutern heirathet kein Chriſtenmenſch nach Liebe, und nirgends findet man gerathenere Ehen, als dort! — In der Welt ruft jedes Mädchen von ſeinem vierzehnten Jahre an: Liebe! Liebe! Liebe!

Und die Scheidebriefe machen täglich Papier und Siegellack theurer. Doch den Hauptgrund, warum ich wünſche, daß Du Herrn Rellnau, und nicht den Prediger heirathen mögeſt, habe ich Dir noch vorbehalten; vernimm ihn jetzt. Du weißt, ich habe kein Vermögen. Dasjenige, was ich hätte zurücklegen können, iſt auf Deine Erziehung verwendet worden; und ſo beſitze ich nur einen kleinen Nothpfennig. Beſtändeſt Du nun auf Deinem Willen, den Prediger zu heirathen, und würdeſt Du nach ein paar Jahren Wittwe, wovon ſollteſt Du alsdann leben? — Sieh, Emmy! ich müßte ja wahrlich als ein redlich ſorgender Vater zittern, wenn Dein Mann nur über Kopfweh klagte! — Bei Rellnau hingegen wäre die Sache anders; ich könnte und würde dann ruhig ſein, und wenn dieſer jede Woche einmal das Fieber bekäme. —" Dieſer letzte Grund war ſchlagend, aber nicht in dem Sinne, in welchem der Inſpector es wähnte. Emmy blieb an der Vorſtellung, Heſpers Wittwe! hangen, und dieſer ſchmerzliche Gedanke löſ'te ihren Muth, ferner gegen den Vater zu widerſtreben, in die weichſte Wehmuth auf.

Emmy's ſtiller Harm ließ den Inſpector nicht ungerührt. Er überlegte ängſtlich, wie die Sache zur Zufriedenheit Aller ausgeglichen werden könne, doch nirgends zeigte ſich ihm ein Ausweg. Tief in ſeinem Innern erhob ſich leiſe warnend eine Stimme gegen die Verheirathung mit Rellnau, und nicht immer konnte die Ueberzeugung, daß Emmy als Rellnau's Frau ſehr bald die flüchtige Liebe zu Heſper überwinden und ſich durch das Blendende der neuen Situation für die etwaige Abneigung gegen ihren Mann entſchädiget fühlen würde, jenen prophetiſchen Ruf an ſein Gewiſſen, überſtimmen. Der Inſpector, ſobald er den alten Rellnau wiederſah, nahm Gelegenheit, einen kleinen Zweifel, in Beziehung auf die Ausführung der projectirten Heirath anzubringen, und die Bemerkung fallen zu laſſen, daß er Emmy's Wahl und Neigung keinen Zwang anlegen wolle. Doch mit höhnendem, verletzendem Stolze antwortete ihm hierauf der alte Rellnau. Dieſer gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß der Inſpector und Emmy es ſich zur höchſten Ehre ſchätzen müßten, wenn ein Mann von den Eigenſchaften und Verhältniſſen ſeines Sohnes mit einem Heirathsantrage ſich ihnen nähere; er nannte zehn der reichſten und angeſehenſten Mädchen, welche alle ſeinen Sohn mit Freuden genommen hätten, wenn deſſen Wahl auf eine von ihnen gefallen wäre; ja, ſeine Worte enthielten zuletzt die verſteckte Drohung, ſich empfindlich an Emmy rächen zu wollen, wenn es dieſer etwa einfallen ſollte, ſeinen Sohn durch das Ertheilen eines Körbchens zu proſtituiren.

Der Inſpector kam betrübt nach Hauſe; er legte ſchweigend Hut und Stock aus der Hand, und ſagte: „Liebe Tochter, ich habe heut den Verſuch gewagt, Dich von der Heirath mit Rellnau loszumachen; er iſt mißlungen. — Glaube mir nur dies einzige Mal, Emmy, es iſt nicht mehr zu ändern. Du mußt ihn nehmen, und ich bitte Dich von Herzen, mein gutes Kind, finde Dich in Dein Schickſal.“

Der weiche Ton, in welchem dieſe Worte geſagt wurden, der dem Inſpector ſonſt nicht eignete, das Geſicht, dem die väterliche Bitte den ſeltenen Ausdruck des Gefühls gab, rührte Emmy unausſprechlich. Sie fiel dem Vater um den Hals, drückte die ſchwimmenden blauen Augen in die grauen Löckchen des Alten und verſprach, ſich zu bedenken.

Faſt mußte Emmy, durch das räthſelhafte Betragen des Inſpectors dazu veranlaßt, auf den Gedanken gerathen, daß zwiſchen ihrem Vater und Rellnau irgend ein geheimer Verkehr beſtehe, der von einer Art ſei, welche den Erſteren der Herrſucht des Letzteren fürchtend unterwerfe. Das ſanfte Mädchen, deſſen Gefühle ſo bedeutend erhöht waren, kannte noch nicht jenen Sclavenſinn, welcher aus dem Golde ſeinen Götzen macht, und ſeine zermalmende Kraft aus eitler Furcht anerkennt. Emmy, zwar zitternd vor der Entdeckung, aber ſie doch herbeiwünſchend, ging in ſchlafloſen Nächten alle denkbaren Möglichkeiten durch, um zu der Wahrheit zu gelangen; aber ihre Vermuthungen blieben ſchwankend und unſicher. Denn — daß Rellnau's bloß durch die Macht ihres Anſehens und ihrer Wohlhabenheit gebietend und einſchüchternd auf den Inſpector wirkten, davon hatte Emmy, die eine andere Rangordnung der Güter kannte, und höhere Begriffe von dem Selbſtgefühl des Menſchen hatte, keine Ahnung. —

Emmy ermattete allmählich im Kampfe gegen die Gewalt feindlicher Umſtände! Und in einer Stunde körperlicher Schwäche und gänzlicher Hoffnungsloſigkeit gab ſie das Verſprechen, ſich mit Rellnau zu verbinden; und alsbald ward die Verlobung nach dem Verlauf von vierzehn Tagen angeſetzt.

Emmy ließ Frau Hesper zu ſich bitten. Sie warf ſich mit heiß auflodernder Liebe für den Sohn an die Bruſt ſeiner Mutter und ſagte dieſer, daß und wie? ihr Schickſal nun endlich entſchieden ſei; die Bitte hinzufügend, daß Frau Hesper ihren Sohn von dem Untergange ſeiner Hoffnungen ſchonend unterrichten, und ihn in Emmy's Namen erſuchen möge, die für ihn Verlorene in Zukunft ſo viel als möglich zu vermeiden, um ihr dadurch die Schwere des Unabwendbaren einigermaßen zu erleichtern.

Emmy äußerte ſich bei dieſer Erklärung ſo räthſelhaft und unverſtändlich, ward ſo oft von ihrem Schmerz unterbrochen, und füllte die Lücken in ihrer Rede nur mit ſtummen Seufzern und ſchweigenden Thränen, daß die Matrone auch auf die Vermuthung geführt werden mußte, es walte hier irgend ein geheimer Umſtand gebietend vor; und ſie bejammerte troſtlos, aber in ängſtlicher Scheu vor der unbekannten Gewaltſamkeit, die es gefügt, das Unglück der beiden Liebenden.

Emmy hatte geglaubt, daß ihr Entſchluß ihren Vater befriedigen, und in die froheſte Stimmung verſetzen würde; aber es war nicht alſo. — Der Inſpector war nie unruhiger, nie ängſtlicher geweſen, als eben jetzt, wo er nach Emmy's Wahn der Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches entgegenſah. Er konnte keine Stunde bei der Arbeit aushalten; er warf beſorgte, fragende Blicke auf Emmy's blaſſes Geſicht, und fragte wohl zehn Mal des Tages, ob ſie ſich geſund und munter befinde. — Er ſuchte beſtändig nach etwas, das er nicht vermißte. Und er grüßte den Prediger, ſo oft er dieſen anſichtig wurde, mit der größten Freundlichkeit, auch wenn es der Trauernde nicht bemerkte — und Emmy ſah wohl, daß nicht alles ſo ſei, wie es ihr zuvor geſchienen hatte.

Machen denn erfüllte Wünſche glücklich? Ach! das Leben derer, die es wiſſen könnten, iſt nur eine ſtille Verneinung dieſer Frage. Nur ein Herz, worin der Wunſch ſchweigt, vor dem Vertrauen, iſt auch in ſeiner Betrübniß beneidenswerth, und wer ſein Glück auf die Thränen irgend eines lieben Weſens baut, dem wird es früher oder ſpäter zu Waſſer werden.

Der Inſpector fühlte ſich durch den erreichten Wunſch nichts weniger als glücklich. Der Tochter opferſchwerer Entſchluß hatte die Anſichten des Vaters verändert, und die gerühmten Herrlichkeiten, welche ſeiner Meinung nach der demüthigen Emmy künftiges Glück ausmachen würden, hatten einen Theil ihres Werths für ihn verloren. Jetzt, da er wohl täglich einmal zu Rellnau's ging, war ihm, dem an Ruhe, Stille und ſtrenge Ordnung Gewöhnten das früher geprieſene Geräuſch des Handelsverkehrs, das Rufen und Lärmen der Haushälter und Ablader, das raſtloſe Treiben, die ſcheinbare Zerſtörung — welches alles öfter in Handlungshäuſern gefunden wird, deren Vertrieb ein bedeutender iſt — im höchſten Grade zuwider.

Dem Präſidenten von Weimar, dem künftigen Hausgenoſſen Emmy's, war er jüngſt auf der Straße begegnet, und hatte in ſeiner ſorgenvollen Zerſtreuung vergeſſen, den Hut vor ihm abzuziehen, welches, wie ein erſchrockener Rückblick, ſobald er ſein Verſehen bemerkte — ihm ſagte, von dem ſtolzen Manne mißfällig aufgenommen worden war; denn auch der Präſident ſah zurück, und mit finſterer, verächtlicher Miene. Dieſe beſchämende Erinnerung verbitterte ihm den ſonſt ſo angenehmen Gedanken, daß ſeine Tochter zu einer Familie von ſolch hohem Range in Zukunft in nähern Beziehungen ſtehen würde. — Seit ihm der Eintritt in den ſchönen Garten vor dem Kreuzthore mit größerem Recht offen ſtand, war ihm ein Spaziergang in Gottes weite Welt viel lieber; und als am letzten Sonntage vor der Verlobung er auf eine beſondere Einladung des alten Rellnau in dem Londoner Mercur-Wagen mit zur Kirche gefahren war, hatte ihn, deſſen Geſchmack durch die vortrefflichen Vorträge des verſchmäheten Hespers verwöhnt war, die Langweiligkeit des hochbejahrten Amtspredigers ſchon bei dem Anfang des Eingangs in tiefen Schlummer gewiegt. — Um die Verſtimmung des Inſpectors zu vermehren, erſchien ihm der Bräutigam ſeiner Tochter immer widriger und abgeſchmackter. Die Prahlereien des jungen Gecken dünkten ihm täglich unverſchämter; die höhnende Anmaßung, womit dieſer auf jeden unbemittelten, wenn auch rechtſchaffenen Mann blickte, der Züchtigung werth; — und das ganze Betragen dieſes vom Glück Verzogenen ſo unerträglich, daß er ſich oft abwenden mußte, um nicht zu ſehen, wie Rellnau ſeinen dürren, ſchlaffen Arm um Emmy's ſchlanken Leib legte, und das ſich ſanft ſträubende Mädchen mit ekelhafter Zudringlichkeit an ſich zog. — Zu dieſen unangenehmen Wahrnehmungen bildeten die Bemerkungen, welche der Inſpector an dem von ihm gekränkten Prediger machte, den ſchärfſten Gegenſatz. Nie war ihm der junge Mann liebenswürdiger erſchienen, als eben jetzt. Obgleich ſein bleiches Ausſehen, ſein düſter blickendes Auge, der Ton ſeiner Stimme zeigten, daß er mit einem ſchweren Leiden ringe, ſo bewies doch der unveränderte Gang ſeiner Lebensweiſe, die pünktliche Erfüllung ſeiner Berufspflichten, und ſogar die nie vernachläſſigte Beachtung geſellſchaftlicher Förderungen — daß er männlichen Sinnes und ſeines Grames Meiſter ſei. — Die zarte Behutſamkeit, mit welcher Hesper die geliebte Emmy, ja ſelbſt deren Vater vermied, die unveränderte freundliche Achtung, die er dem Letztern erwies, wenn er ihm nicht entgehen konnte, erfüllten das Herz des Inſpectors mit immer größerer Werthſchätzung für den Prediger — und dann und wann mit leiſen Selbſtvorwürfen.

Wir wenden uns nun wieder zu Emmy, deren ſchmerzlicheres Leiden mehr noch, als ihres Vaters Mißbehagen und des theuern Freundes ſtiller Kummer, die höhere Theilnahme unſerer Leſerinnen verdient. Wenn der Inſpector den verſtimmenden Eindrücken, welche von Außen auf ihn eindrangen, ſeine kalte, tiefer Empfindungen unfähige Natur, der geheimen Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt die verhärteten Vorurtheile, in denen er das Glück, welches Liebe und Zufriedenheit gewähren, dem, das Rang und Reichthum ertheilen, weit unterordnete — entgegenſetzen konnte; — wenn Heſper in dem Weh, der Geliebten entſagen zu müſſen, und dies unvergleichliche Geſchöpf an einen Werthloſen verſchleudert zu ſehen, einigen Troſt in dem Gedanken fand, nichts zur Abwendung dieſes Unglücks unverſucht gelaſſen zu haben, das mit ſeiner Chriſtenpflicht, ſeinem Ehrgefühl und der ſchonenden Rückſicht auf Emmy vereinbar war: ſo war die arme Emmy dreifachem Schmerze preis gegeben, und nur kindliche Zuverſicht auf den Beiſtand des göttlichen Geiſtes ſtärkte ſie unter dem ſchwer laſtenden Druck deſſen, was ſie erduldete. Emmy hatte nicht allein ihren ſüßeſten Hoffnungen entſagen, ſondern ſich auch an die Vorſtellung gewöhnen müſſen, die Gefährtinn eines Mannes zu werden, der ihr Wohlwollen nicht beſaß und ihre Achtung nicht verdiente; und Emmy hatte zu ſtrenge Begriffe von den Pflichten einer Gattinn, als daß ſie nicht dadurch, daß ſie ihrem widerſtrebenden Herzen dieſe Empfindungen nicht abzuringen vermochte, in ängſtlichen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt hätte gerathen ſollen. Daß ſie nicht wußte, für welchen Zweck ſie ſich geopfert, trug dazu bei, ihre Bangigkeit zu vermehren; und der jetzige Unmuth ihres Vaters beraubte ſie des einzigen Lohnes, der die Pein der dunklen Stunden, welche ſie durchlebte, tröſtend hätte mildern können. In dieſer ängſtigenden Lage ſchmachtete Emmy nach Beruhigung, und ihr milder, reiner Sinn fand bald, daß ihr dieſe nicht fehlen würde, wenn ſie alle ihre Kräfte anſtrengte, das Opfer, zu welchem ſie ſich nicht beſtimmt, mit Muth, Würde und Freudigkeit darzubringen.

Der Verlobungstag erſchien. — Ach! Emmy erblickte ſeine erſten, goldenen Strahlen mit furchtſamen Grauen. Sie betete um Kraft und Stärke, und griff, da ſie fühlte das Gefühl ihres Unglücks wolle ſie übermannen, nach der Herrnhuter-Looſung, deren Gebrauch von der Anſtalt her ſie beibehalten hatte und heilig hielt.

Da trafen ihre Augen auf den Spruch: „Iſt meine Hand nun ſo kurz geworden, daß ſie nicht erlöſen kann? Oder iſt bei mir keine Kraft zu erretten?“ Jeſ. 50, 2.

Dieſe Worte ſtrahlten wie mit himmliſchem Glanze in Emmy's verweinten Blick. „Gott!“ ſagte ſie tief ergriffen, „darf die Hoffnung und der Glaube auch vermeſſen ſein? — Doch wohl öfterer ſchon hat ſich der Herr an denen, die ihm feſt vertraueten, offenbaret! — Und iſt denn nicht jeder Augenblick ſeiner Allmacht dienſtbar? Und bin ich nicht in dem bedrängteſten ſeines Schutzes, wie ſeiner Liebe gewiß? So geſchehe denn, was ihm gefällt und zu meinem Frieden dienet! In frommer Stille will ich glauben und hoffen, und für Errettung oder Prüfung ſeinen heiligen Namen preiſen!“ Emmy fühlte ſich wunderſam geſtärkt; ſie fühlte ſich, wenn auch matt, doch leicht und wohl, einer Siegerin gleich; auch war ſie eine ſolche. Muthig hatte ſie mit Angſt und Furcht gerungen und das ſchwache Herz bekämpft. Der Wiederſchein dieſes Moments glühete auf ihrer blaſſen Wange.

Der Inſpector ging in der Frühe des Morgens aus, um für den Abend, der in ſeinem Hauſe mit einer Geſellſchaft, ſämmtlich aus Verwandten der Rellnau's beſtehend, gefeiert werden ſollte — einige kleine Anordnungen zu trefſen. Er war kaum fort, als er auch in ungewöhnlicher Eile wieder zurückkehrte mit einem Geſicht, das halb wie eine Schreckenspoſt, halb wie eine Freudenbotſchaft ausſah, ſagte er auf Emmy zuſtürmend: „Denke Dir, Emmy! — Da komme ich auf den Markt und ſehe einen Auflauf von Menſchen. — Ich trete hinzu und erkenne mit Erſchrecken den alten Rellnau, der, wie ich vernahm, auf einem Gange zu mir begriffen geweſen, über ein kleines Steinchen geſtolpert und gefallen iſt, und aller Wahrſcheinlichkeit nach das linke Bein gebrochen hat. Man trug ihn ſo eben in ſein Haus; der Sohn lief zu meinem Aerger heulend und ſchreiend nebenher, und ward ausgelacht. Ich ſage Dir, Kind, das Steinchen, über welches der Alte gefallen war, iſt ſo winzig klein, daß ich geglaubt hätte, kein Sperling könne ſich ein Gliedchen daran verletzen. Und mit der Verlobuug iſt es heute nichts; ein paar Wochen werden wir nun wohl Ruhe haben.“ Dieſe letzten Worte goſſen ein freudiges Zittern durch Emmy's vor Schreck gelähmte Glieder; ſie glaubte darin eine Beſtätigung ihrer leiſen Vermuthung, daß ihr Vater die Heirath mit Rellnau eigentlich auch nicht wünſche — zu finden. Sie ſchlang in froher Beſtürzung mit liebender Heftigkeit die Arme um ihren Vater, und ſagte: „Mein guter Vater! — Alſo wünſchen und wollen Sie doch, daß ich glücklich werde?“

„Freilich, Kind!“ antwortete der Inſpector, gerührt Emmy's glühendes Geſicht ſtreichelnd; „ſei nur ganz ruhig, Emmychen! Wer weiß, wie alles noch kommt! — Das Sprichwort: Zeit gewonnen, Alles gewonnen! hat auch kein Narr gemacht.“

Da ſchlich ſich Emmy in ihr Stübchen; ſie warf ſich betend auf ihre Kniee — ſie empfahl ſich dem ferneren Schutze des

Allmächtigen und frohe Zuverſicht und leiſe Hoffnungen gaben dem geängſtigten Herzen Frieden und ſüße Stille zurück.

Der Inſpector beſuchte noch an dieſem Morgen den verunglückten Rellnau. Er fand dieſen im Bette, die geſchickteſten Wundärzte der Stadt um ihn beſchäftiget, und einen ſchreienden Chor theilnehmender Verwandten. Die Unterſuchung hatte ergeben, daß die kleine Röhre des linken Beines zerbrochen ſei.

„Ei! ei! Herr Rellnau!“ ſagte der Inſpector nach den erſten Beileidsverſicherungen, „das war ein ſchlimmes Omen! — Iſt es doch faſt, als ob der hinkende Bote nachkäme, da Sie Ihrem Sohne das Jawort zu holen dachten, als ſollte nicht Verlobung ſein! — Dergleichen Winke der Vorſehung ſind auch nicht allemal zu verwerfen.“ — Der junge Rellnau entgegnete hierauf mit höhniſchem Lächeln: Der Köhlerglaube an Ahnungen und ſchlimme Vorbedeutungen ſei bei gebildeten Leuten nicht mehr herrſchend, und nur noch im Volke zu finden. Er halte dieſe leidige Zeichendeuterei immer nur für ein Zeichen von beſchränktem Geiſt.

Der Inſpector erkannte blitzſchnell und empfindlich, welche enge Schranken die Achtung ſeines künftigen Schwiegerſohnes für ihn haben würde; doch begriff er ſich und ſchwieg. Einer der Wundärzte ſchwur hoch und theuer, daß Herr Rellnau nach dem Verlauf von vier Wochen völlig geheilt ſein würde; und der Inſpector ging mit geſunkenem Muthe und der Ueberzeugung nach Hauſe, daß Emmy doch wohl nicht zu retten ſein werde. — Der Wundarzt hielt Wort; fünf Wochen waren noch nicht völlig verſtrichen, als der alte Rellnau ſich wieder auf den Beinen und vollkommen wohl befand, und der Verlobungstag zum zweiten Mal anberaumt wurde.

Emmy verſank aufs neue in Jammer und Troſtloſigkeit. — Sie betrachtete an dem Morgen des entſcheidenden Tages die troſt- und verheißungsvollen Worte der Looſung, welche ihr vor fünf Wochen eine ſo dringende Anſprache des Geiſtes Gottes geweſen waren; doch heut war ihr Hoffen dem Erſterben nahe. Sie beugte in geduldigem Schmerze das Haupt — und ſchwere Thränentropfen bedeckten die gewichtigern Zeilen.

Als Emmy ihrem Vater das Frühſtück brachte, zog er ſie an ſeine Bruſt und ſagte: „Faſſe Muth, Emmy! — Und ſei nicht gar ſo ſtill, ſo duldſam — ſo ergeben! — Ich wollte, daß Du lieber ein wenig im Hauſe umher lärmteſt, mit den Schlüſſeln klirrteſt — Dir ſchon in früher Morgenſtunde die Tafel auf den Abend zu beſorgteſt; — Dein ſchweigſamer Harm, Dein blaſſes Geſicht, die Stimme ſo ſchwach und klagend, wie die einer jungen Wöchnerinn — die Tritte ſo leiſe und heimlich, als wollteſt Du einen Sterbenden nicht ſtören, dies alles ſchnürt mir die Bruſt gewaltſam zu und macht, daß ich vor Angſt keine Luft bekomme. Sieh, Mädchen! es iſt doch nun nicht mehr zu ändern! — Der alte Rellnau müßte denn heute das rechte Bein brechen; und dafür wird er ſich wohl hüten, denn er will ſich in der Sänfte bis vor unſere Zimmerthür tragen laſſen. — Er wollte überhaupt, um jedem Unfall vorzubeugen — die Verlobung lieber in ſeinem Hauſe feiern; und auch mir wäre dies eines gewiſſen Umſtandes willen erwünſcht geweſen; liebe Emmy, blicke nicht ſo betrübt! — Aber der Sohn gab es durchaus nicht zu, weil, wie dieſer ſagte, ſonſt der Präſident von Weimar, als Hauseinwohner dazu gebeten werden müßte, der in keinem, auch dem ernſteſten Augenblicke dem Reiz widerſtehen kann, den jungen Hauswirth zur Zielſcheibe ſeines Spottes zu machen.“

„O still, mein Vater!“ ſagte Emmy, beide Hände vor das erglühende Geſicht legend, das in den Flammen brannte, welche die Scham über die Erbärmlichkeit des ihr beſtimmten Gatten darauf entzündet hatte. —

„Was ich eigentlich ſagen wollte, iſt dies,“ fuhr der Inſpector fort, „ſollte bis zum Einbruch des Abends noch ein Hinderniß der Verlobung entgegenſtehen, ſo würde ich dies als ein ſichtbares Zeichen von Gott anſehen, daß nichts aus der Heirath werden ſollte; und in dieſem Falle gebe ich Dir mein heiliges Wort, daß nichts aus der Sache wird, und wenn der alte Rellnau, wie er gedrohet, mir auch alle Juriſten der Stadt auf den Hals hetzen ſollte.“

Dies Verſprechen, obgleich Emmy es dankbar und als einen Beweis aufnahm, daß ihr Vater ſie von ſeiner Sorge für ihre Zufriedenheit überzeugen wolle, war eine ſchwere Verſuchung für die Standhaftigkeit der armen Braut. — Wenn es Emmy's frommem Sinne dünkte, als ſei die Aeußerung des Inſpectors eine ſündliche Aufforderung an den Himmel, ſeinen heiligen Willen, deſſen unzerſtörbare Geſetzestafeln jeder Menſch und vorzüglich der Chriſt in Kopf und Herz bewahrt — in Zeichen und Wundern kund zu thun: ſo war doch ihre Liebe für den Prediger zu innig, ihr Wunſch, von der verhaßten Verbindung mit Rellnau errettet zu werden — zu heiß, als daß ſie dieſe letzte ſchwache Hoffnung nicht mit ſinkender Kraft hätte ergreifen und feſthalten ſollen. Ihr Zuſtand während des Laufes dieſes Tages war demnach ſehr peinvoll. Das Herz ſchlug in ſtarken ängſtlichen Schlägen, die Athemzüge gingen beklommen und in fieberhafter Schnelligkeit, das kleinſte Geräuſch ſchreckte ſie unruhig auf, und zögernd nur ging ſie an die nöthige Vorbereitung für die Feier des Abends. — Aber Stunde auf Stunde verrann. — Die Glockentöne verkündigten in ſeelenloſem Gleichmuth das Vorrücken der Zeit, und jeder Schlag der Uhr fiel mit erdrückender Schwere auf Emmy's zitterndes Herz, und verkürzte den kleinen Raum, der die Arme von dem gefürchteten Moment trennte. — Der Inſpector war an ſein Geſchäft gegangen, denn die Erfüllung ſeiner Pflicht war ihm ein unverbrüchliches Geſetz, welches auch nur um ein Haarbreit zu übertreten, weder Freude noch Schmerz, ſondern nur die Ohnmacht der Krankheit ihm als eine zureichende Entſchuldigung erſchien. Roſine tummelte ſich keuchend in froher Emſigkeit, und als die Sonne Mittag zeigte, ſchlug Emmy den Blick der blauen Augen troſtlos in die Wolken, und die bange Frage, die ſich in dieſen lieben Augen ſpiegelte, lautete: Herr! wo bleibet Deine Hülfe? —

Das wenig berührte Mahl war ſchon abgetragen worden, und jetzt konnte ſich Emmy den gewaltſamen Zerſtreuungen mannichfacher Beſorgniſſe nicht länger entziehen. — Da kam Frau Hedder, und unſere Leſer kennen ja bereits deren rührendes Beſtreben, den Inſpector zu einem Gewaltſchritte zu vermögen, und deſſen Kampf gegen ſeine eigne Erweichung und gegen die einfache, aber mächtige Ueberredungskraft der Matrone.

Die Sonne neigte ſich; auch Emmy's Hoffen war dem Sinken nahe, und nur noch ſchwach hielt die Ahnung ſie aufrecht, daß der Himmel ſich ihrer annehmen werde. Schon prangte in feſtlichem Schmuck die zierlich beſetzte Tafel; der Stadtmuſicus mit ſeinen Leuten, von Rellnau's geſendet, trat ein und ſchickte ſich an, die erwarteten Gäſte mit Tuſch zu empfangen; und jetzt ward der alte Rellnau wohlbehalten aus der Sänfte gehoben. — Er drückte einen ſchallenden Kuß auf Emmy's blaſſe Wange und nannte die Bebende ſein liebes Töchterchen.

Auch der Bräutigam preßte in widriger Verzückung die holde Duldſame an ſein leeres Herz und ſchwur hoch und theuer, daß dieſer Abend ihn zu dem Glücklichſten aller Sterblichen mache. Die Gäſte waren bereits verſammelt, nur einer derſelben, ein angeſehener Geſchäftsmann, war wider ſeinen Willen aufgehalten worden, und trat jetzt mit vielen Entſchuldigungen ſeiner Verſpätung ein. Emmy, in halber Betäubung, vernahm vielleicht zum zwanzigſten Male weitſchweifige Glückwünſche zu einer Verbindung, die ſie für ihr lebenslängliches Unglück hielt, als in der Thür des Nebenzimmers ein heftiges Geſchrei ausbrach. — Der Inſpector war bleich und leblos einem der Gäſte in den Arm geſunken. — „Heiland der Welt, mein Vater ſtirbt!“ rief Emmy, und glaubte in dieſem Augenblick ſelbſt den Tod zu empfinden. Aber nach wenigen Minuten ſchlug der Erkrankte die Augen auf; ein heftiges Zittern durchſchauerte ſeine linke Seite — und der alte Arzt des Armenhauſes, der ſich in der Geſellſchaft befand, erklärte den Zufall für ſchlagartig und von dringender Gefahr. —

Wie durch einen Zauberſchlag war plötzlich die Muſik verſtummt und die Geſellſchaft zerſtört, ja, theilweiſe verſchwunden. — Emmy ſaß furchtſam lauſchend, mit verhaltenen Athemzügen an des Vaters Bett, der zu ſchlummern ſchien; der Arzt ging ab und zu — Roſine räumte weinend das Deſert von der Tafel.

„Ich habe mich ſchwer verſündigt, und Gott mit meinen Wünſchen verſucht!“ ſagte Emmy leiſe für ſich. —

„Vielleicht bin ich gerettet, aber um welchen Preis? O Gott! um eines guten Vaters Leben! Wenn er geneſet, ſo will ich ja gern unglücklich ſein, und kein Seufzer von mir ſoll ihm fernerhin verrathen, daß ſein erneuetes Leben nicht jeden Wunſch meines Herzens befriedigte!“

Gegen den Morgen erwachte der Kranke. Er ſah um ſich und in Emmy's erſtaunten, prüfenden Blick. — „Wie iſt Ihnen, lieber Vater?“ fragte ſie ſanft. — „Recht wohl, mein Kind!“ erwiederte er, „ein milder Schweiß durchdringt mich; ich hoffe, das Schlimmſte wird nun wohl vorüber ſein. Aber aus der Heirath mit Rellnau wird nichts. Das iſt mit Gott beſchloſſen. Ich ſehe deutlich, es ſoll nicht ſein! Mag er mich meinethalben für einen Köhler halten und anſchwärzen, bei wem er will; ich mache mir nichts daraus. Die Reichen haben auch ihren Pöbel, und bei den Armen heißt es: Herr! ſiehe Dein Volk an! Die Gemeinheit Rellnau's habe ich längſt eingeſehen.“

Emmy ſah ihren Vater beſtürzt und forſchend an. Hätte er nicht im Zuſammenhang geſprochen, ſie würde dieſe entzückenden Worte für die Eingebung des Phantaſus gehalten haben. „Wie meinſt Du das, lieber Vater?“ fragte ſie ſo ängſtlich leiſe, als ſolle dieſer gute Geiſt nicht fliehen. „Iſt es wirklich Dein väterlicher Wille, daß ich den Rellnau nicht nehmen darf?“ „Mein feſter Wille!“ antwortete der Kranke. „Schon der Beinbruch des Alten hätte mich halb und halb wortbrüchig gemacht; doch da mich nun der Schlag beinahe rührt vor Angſt, daß meinem einzigen Kinde das Herz bricht, das bricht dem ganzen Verlöbniß den Hals; denn das Leben iſt mir lieber, als alle Freundſchaft. Auch habe ich meinen Geſchäftsführer in dem Abſagungs-Act ſchon gewählt, den Doctor. — Das iſt ein Kernmann, der das Geld verachtet und ſich vor dem Teufel nicht fürchtet. Den ſende ich dieſen Morgen zu Rellnau's; er wird mich und Dich ſchon vertreten. — Doch nun auch eine Bitte, Emmy. Du ſchreibſt heute an den Prediger, theilſt ihm das Vorgefallene und meine Entſchließung mit, läſſeſt etwas von Hoffnungen einfließen, und ſo weiter; — aber forderſt in meinem Namen, daß er dem Verlangen, nicht eher wieder zu uns zu kommen, bis er von mir ſelbſt dazu aufgefordert werde — unbedingte Folge leiſte."

Da ſank Emmy vor Wonne zitternd am Krankenbette nieder. Sie drückte die Hand des Vaters an ihre heißen Lippen, dann hielt ſie ihre Hände, welche die väterliche noch immer umſchloſſen, gefalten in die Höhe, und ſagte mit begeiſterter Innigkeit: „Du giebſt mir überſchwänglich mehr, als ich verſtehe, bitte und begehre!" —

Stephanie, die junge Wittwe eines erlauchten Herrn, der nicht längſt im Duell geblieben war — fuhr aus träumeriſchen Schlummer empor. Sie erhob das Haupt aus den elaſtiſchen Kiſſen des Wagens, der ſie nach ihrem Fürſtenſitz, Klagenfurth, führte, und ſtrich mit der ſeidnen Hand über die düſtere Stirne, als wolle ſie den Schatten eines finſteren Traumes hinwegwiſchen. Der Anblick ihres halbjährigen Sohnes, der, lächelnd wie die Liebe, in den Armen ſeiner Amme ſchlummerte, entlockte ihr ein ſchmerzliches Lächeln, Thränen füllten die ſchönen Augen, und ſie blickte in die lichte Bläue des Himmels, als ſähe ſie in einen unendlichen Schmerz.

Ein reizendes Thal, zu welchem der Weg, den die hohe Reiſende nahm, ſich in ſanften Abhängen ſenkte, beſchränkte die Ausſicht; aber gern gab ſich der Blick gefangen. Ein Reichthum von Laubholz, der auch in ſeinen Schatten den Schmelz der Freundlichkeit auf dieſe einſame Gegend ſtreute, regte den Sinn der Verborgenheit an. Im Schooß des Thales lag ein Dörfchen, deſſen letzte Häuſer ſich hoch an den Bergwänden hinaufzogen. Auch das alte graue Kirchlein lag erhöhet; von dem unſcheinbaren Thurme herab tönte Geläut, welches in leiſen Klängen das Ohr der noch entfernten Fürſtinn erreichte; die Glöcklein weidender Heerden miſchten ſich darein, klagend, wenn auch friedſam. Die ganze Landſchaft gab ein Bild heiterer Einſamkeit, tiefen Friedens. — Nichts ergreift ein ſturmbewegtes Gemüth, ein wundes, gedrücktes Herz gewaltiger, nichts vermag es mit ſchmerzenderer Sehnſucht zu erfüllen, als der Anblick der Ruhe, in welcher Form und Geſtalt ſie auch erſcheine.

Die junge Fürſtinn, welche in der ſanfteſten Stille ihre Kindheit und erſten Jugendjahre verlebt hatte, und nur durch den Ausſpruch elterlicher Verfügungen an einen Gemahl gebunden worden war, der in jeder Beziehung den ſchroffeſten Gegenſatz zu der ſanften, edlen, zarten Stephanie bildete, fühlte ſich von dem idylliſchen Bilde der Landſchaft lind und wohlthuend angeſprochen. — „O wie ſchön iſt es hier! wie ſtill, heimlich und verborgen!“ — ſagte ſie leiſe, den grünen Bergkeſſel mit verlangenden Blicken betrachtend. — „Hier möchte ich mit Edgar wohnen,“ fuhr ſie fort, „von aller Welt geſchieden und vergeſſen, und nur allein von der Natur getröſtet und verſtanden! Dies Geteshäuschen, ſo ohne Schmuck und Zier, umrauſcht von ehrwürdigen Bäumen, würde groß genug ſein, um mein gebeugtes Gemüth zum Himmel zu erheben; — hier würde ich den traurigen Glanz nicht vermiſſen, der mich nur doppelt fühlen läßt, wie arm ich ſei, da mir ein treues, liebendes, gleichfühlendes Herz mangelt.“

Die Fürſtinn kam dem Dörfchen näher; von mehreren, die Berge herablaufenden Fußwegen kamen ſchwarz und weiß gekleidete Landleute, welche die Richtung nach der Kirche zu nahmen; und die Fürſtinn vermuthete ein Begräbniß. — Sie befahl dem Kutſcher vor dem Wirthshauſe zu halten und den Pferden ein Futter zu geben. Es geſchah. Stephanie fragte die Wirthinn um die Urſache des Kirchganges der Landleute an einem Werkeltage; und ſie erfuhr, daß heut die gewöhnliche Wochenpredigt mit Communion gehalten werde.

Der Fürſtinn Gemüth war nun einmal für die Erhebungen der Andacht geöffnet; ſie fühlte einen mächtigen Zug, dem ländlichen Gottesdienſte beizuwohnen. Sie dachte ſich den Prediger als einen Patriarchen, deſſen ehrwürdiges Haupt, von Silberlocken umfloſſen, die Rede ſchlicht, doch herzeindringend, und ſie trat, von einem Bedienten begleitet, den Weg nach der Kirche an. — Der Lakai nannte dem Kirchenvater den Namen ſeiner Dame, und dieſer öffnete mit erſchrockener Ehrfurcht, unter tiefen Verbeugungen knarrend die lang verſchloſſen geweſene Thür der herrſchaftlichen Loge. — Aller Blicke wendeten ſich neugierig auf die Eintretende, deren rührende Schönheit durch die tief Trauer, in der ſie erſchien, noch mehr erhoben wurde. Auch Stephanie ſah um ſich. Die Landleute, aus deren Mienen Zufriedenheit und das Befremden über eine ungewöhnliche

Erſcheinung leuchtete, die Kirche, deren einziger Putz halbverblichene, ſchwachflimmernde Todtenkronen waren, der Altar nur mit blauem Tuch umhangen, welchen dürftigen Schmuck der ſcharfe Hauch der Zeit abgeblaßt hatte, ſo daß man nur in den tiefern Einſchnitten die Grundfarbe noch erkennen konnte, die ſchimmerloſe Kanzel, zwei defecte hölzerne Figuren zu beiden Seiten des Altars, den Moſes und Aron vorſtellend, welche ſeit länger als hundert Jahren die beſtäubten, ſeelenloſen Häupter ſtarr auf die ſich unter dieſer Zeit fünfmal verjüngte Gemeinde richteten, — alles dies trug das Gepräge grauer Verjährung und erfüllte die Fürſtinn mit dem befriedigenden Gefühl beſcheidener Genügſamkeit. — Leiſe und wohlthuend drängte ſich ihr die Vorſtellung auf, daß die Zeit allen Glanz auslöſcht, und auch die Thräne, die an ihren Gütern hängt; daß der Menſch wenig bedarf, aber Gott vor Allem! und daß es ein Unvergängliches giebt für unſere Liebe und eine ewige Hoffnung für unſern Schmerz. Dieſe Vorſtellung, verſchmelzend in das klare Bewußtſein vergangener und gegenwärtiger Leiden, ging in die reinſte, wenn auch wehmuthvollſte Empfindung über, als jetzt die Orgel ertönte, und, obſchon nicht in kunſtvoll durchgeführten Fugen, doch nach einem melodieenreichen Präludium der Organiſt im volltönendſten Baſſe den Geſang begann: „Weine nicht, Gott lebet noch, du betrübte Seele! u. ſ. w.“

Stephanie fühlte ſich wunderſam bewegt; dieſes alte preiswürdige Lied des gottſeligen Schmolke drang in den Kern ihres Herzens, und Thränen drangen aus ihren Augen. Hier, in dieſem unſcheinbaren Kirchlein öffnete der Glaube ſein ſtilles Heiligthum; die weinende Fürſtinn beneidete die Landleute, welche mitleidig nach ihr hinblickten, und dachte in Schwermuth: „Hier möchte ich begraben werden, und unter den traurigen Blicken dieſer Gemeinde eingeſenkt!“ Jetzt erſchien der Geiſtliche auf der Kanzel, und die Fürſtinn ſah mit Erſtaunen einen jungen, hochgewachſenen Mann in ihm, aus deſſen Phyſiognomie ein erleuchteter Geiſt redete, noch ehe er ſeinen Mund aufthat. Er begann mit dem Verſe: „Vergieb, Allgütiger! dem, der vor Dir noch weint!“

Wie rührte ſeiner Stimme Ton die Zuhörer! So nur ſtimmt das tiefſte eigenſte Gefühl die Saiten des Gemüths, daß ſie ſolchen Anklang finden. Auch das härteſte Herz bebte in Andacht auf, da er von den Segnungen eines echten Gottvertrauens ſprach, und wie dies ſich in den Tagen der Trübſal bewähren müſſe. Die Worte des Troſtes und der Weihe waren von ergreifender Wirkung auf das Herz der jungen Fürſtinn.

Der Vortrag des Predigers war einfach, aber ſchön, die Bilder zart gewählt, doch dem Vorſtellungsvermögen der Zuhörer angemeſſen, und ein begeiſterter Glaube webete mit Flammenodem aus jedem Wort der kraftvollen Rede. Immer ſtiller ward es in dem Kirchlein — immer leiſer gingen die Athemzüge — nur ein halbverhaltenes Schluchzen der erſchütterten Fürſtinn unterbrach zuweilen die tiefe Stille. Jetzt ſchloß der Prediger mit den Worten: „Faſſ im Glauben kühnen Muth, Kraft wird Dir Dein Helfer ſenden! — Mit der Hand, die Wunder thut, wird er Deine Leiden enden. — Er iſt gütig und erquickt jedes Herz, das Kummer drückt. Amen.“

Die Fürſtinn äuſſerte dem Bedienten den Befehl zu, ſich nach dem Namen des Predigers, und ob er des Ortes Pfarrer ſei, zu erkundigen, warf ein Goldſtück in den Armenkaſten und harrete vor der Kirchthür der Rückkehr des Geſendeten, deſſen Beſcheid ſie mit der innigſten Freude erfüllte. Der Bediente ward nun befehligt, hier zurückzubleiben, die Abendmahlshandlung abzuwarten, und dann den Herrn Prediger zu erſuchen, ſich auf einen Augenblick nach dem Wirthshauſe zu bemühen, woſelbſt ihn eine fremde Dame in einer dringenden, unaufſchiebbaren Angelegenheit zu ſprechen wünſche.

Nach Verlauf einer Stunde trat der Prediger, in welchem unſere Leſer doch gewiß keinen andern, als unſern Hesper vermuthen — vor die erlauchte Frau, die in einiger Entfernung von dem Wirthshauſe in einer ſchattigen Laube ſaß und dem Kommenden mit ungeduldiger Sehnſucht entgegengeſehen hatte. — „Ich bin die Fürſtinn von Klagen,“ ſagte ſie mit ſanfter Stimme und einer anmuthigen Beugung des Hauptes, „und nachdem ich Ihnen meinen Namen genannt, kennen Sie wohl auch mein unglückliches Schickſal. — Mein Gemüth, nicht ſtark genug, um ſich unter dem Druck eines ſolchen Schickſals aufrecht zu erhalten, erlag der Schwere dieſer Leiden; mein Geiſt verlor ſeine Schwungkraft — ich mich ſelbſt. — Da machte ein Zufall mich dieſen Morgen zu Ihrer Zuhörerinn; ich verdanke Ihnen eine ſelige Stunde der Erhebung, der Beruhigung. Mit dem Bemühen, die ſchöne, würdige Stimmung in mir zu erhalten, in welche mich Ihr Vortrag verſetzt hat, werde ich Ihr Andenken bewahren. Ihre Worte werden in meinem Herzen wiedertönen, wenn Gram und Kleinmuth mich übermannen wollen. — Doch, wie viel ſicherer würde ich meiner Ermuthigung, des feſten Fortſchreitens auf der Bahn zum Himmel, unter der ferneren Leitung eines ſolchen Lehrers ſein! — Vernehmen Sie demnach in Folge dieſes Wunſches einen Vorſchlag, der Ihnen den Beweis von meiner Achtung und der Tiefe des Eindrucks geben möge, den Ihre Rede auf mich hervorgebracht. — Mein alter Hofprediger liegt ſchon ſeit Monaten ſchwer krank danieder; es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ich ihn nicht mehr lebend antreffen werde, da die letzte Nachricht, welche ich in meiner dreiwöchentlichen Abweſenheit von ſeinem Befinden erhielt, mir den Bericht gab, daß man täglich ſeiner Auflöſung entgegenſehe. — Die Stelle trägt, außer der Wohnung in einem freundlichen großen Hauſe, freier Heizung, der uneingeſchränkten Dispoſition über zwei Wagenpferde und ein Reitpferd, noch jährlich an tauſend Thaler. Das Maß der Arbeit dieſer Stelle iſt nicht ſo groß, daß es demjenigen, der ihr vorſteht, nicht den Genuß ruhiger Muße gönnen ſollte; keine bindende Ruckſicht auf collegialiſche Verhältniſſe behindert meinen Hofprediger in ſeinen Verfügungen; und endlich iſt eine Stiftung vorhanden, nach welcher er die Seinen, wenn Gott ihn hinwegriefe — verſorgt und geborgen weiß. — Wollen Sie, Herr Prediger, nun dies Amt übernehmen und mit demſelben meine Freundſchaft und einſtens die Sorge für den Unterricht meines einzigen, geliebten Kindes, ſo ſein Sie meiner Anzeige von dem Todesfall, ſobald dieſer erfolgt, gewärtig.“ —

Wer möchte es wagen wollen, Heſpers Empfindungen, während er dieſe Worte vernahm, zu ſchildern? — Er erblaßte, das Entzücken bedrängte ihn. Vor ſeinen verdunkelten Blicken verklärte ſich die liebliche Geſtalt der holden Fürſtinn zu einer himmliſchen Erſcheinung; als leiſer Nachhall deſſen, was ſie ſagte, erklangen in ſeiner Erinnerung die verheißenden Worte des Herrn: „Und meine Gnade ſoll nicht von Dir weichen!“ — Und der Mund, welcher noch vor einer Stunde durch die Gewalt ſeiner apoſtoliſchen Redekraft ſo viel Herrliches und Gottgefälliges gewirkt hatte, ſtammelte jetzt von mächtiger Rührung und dem Schauen der göttlichen Gnade bezwungen, unzuſammenhängende Worte des Dankes und der Verſicherung, daß er mit vieler Freude dieſen Vorſchlag annehmen und ſein eifrigſtes Beſtreben darauf gerichtet ſein würde, dies ehrende Vertrauen zu rechtfertigen.

„Schön!“ ſagte die Fürſtinn innig befriediget, und reichte ihm die feine, weiße Hand, woran der Trauring blitzte, der ſie ſcharf verwundet hatte, „das iſt mir herzlich lieb! Nun aber noch eine Frage die Ihnen leicht ſonderbar vorkommen dürfte, deren Beantwortung mir aber von Wichtigkeit iſt. Sind Sie verheirathet?“ —

Der Prediger erröthete; „nein, Ew. Durchlaucht;“ antwortete er ſchnell, und fügte langſamer hinzu: „Noch nicht.“ —

„O, das iſt Schade!“ ſagte die Fürſtinn, und fuhr fort: „Aus mehr als einem Grunde hätte ich es gewünſcht. Doch — dies: noch nicht, läßt mich vermuthen, daß Sie dieſem Ziele vielleicht nahe ſind?“

„Auch dies kann ich nur unbeſtimmt beantworten,“ entgegnete der Gefragte, „ich liebe, werde treu wieder geliebt, aber der Vater meiner Geliebten verſagte mir bis jetzt ſeine Einwilligung zu unſerer Verbindung.“

„Nun denn,“ ſagte die Fürſtinn nach einem kleinen Schweigen, „ſo wird vielleicht die beſſere Verſorgung dies Hinderniß beſeitigen. Mich dünkt, jeder Vater müſſe ſich glücklich fühlen, ſein Kind einem ſolchen Manne anvertrauen zu können, und nur die Rückſicht auf das vielleicht kärgliche Amt kann ich mir einzig und allein als die Urſache dieſer

Verweigerung denken. — Doch, um Ihnen nicht räthſelhaft zu erſcheinen, ſage ich Ihnen jetzt, was den Wunſch, Sie möchten verheirathet ſein, in mir veranlaßt. Nur würdig, nur edel kann ich mir das Mädchen Ihrer Wahl denken; mir wüchſe in dieſem Falle eine Freundinn zu, die ich jetzt mehr als jemals bedürfte, und durch liebende Theilnahme mir innig verknüpfen wollte. Allein dieſe Berechnung iſt nicht der Hauptgrund meines Wunſches. — Ich bin zu jung, zu unglücklich, zu ſchutzlos — um nicht die Pfeile der Verleumdung auf mich gerichtet zu wiſſen. Würde man mir, die ich freies Wahlrecht habe, es wohl glauben, daß der geiſtige Werth des neuen Hofpredigers, und nicht deſſen angenehme Perſönlichkeit mich zu der Wahl beſtimmte, wenn dieſer unverehlicht nach Klagenfurth käme und künftig in nahen Beziehungen zu mir lebte?“ —

Der Prediger erröthete. „Die Reinheit des Willens, die Unſchuld der Gefühle haben himmliſche Beglaubigungen,“ ſagte er, die Fürſtinn mit Ehrfurcht betrachtend, welche die ſchönen Augen in anmuthiger Verwirrung zu Boden ſenkte, und fuhr fort: „Und erhebt die Schönheit, gleich dem Glücke, auch auf eine Höhe, auf welcher ſie den verwundenden Angriffen der Menge ausgeſetzt iſt, ſo haben Tugend und Unglück doch eine heilig abwehrende Gewalt, welche ſelbſt auf die roheſten Gemüther wirkt!“

Die Fürſtinn blickte den Tröſter mild und freundlich an; ſie zog ein Etui hervor, worin Schreibzeug befindlich war, und bat den Prediger, ihr ſeinen Namen und Wohnort nochmals zu nennen. — „Heinrich Hesper — Armenhaus zu St. Lazarus“ — wiederholte ſie leiſe flüſternd, während ſie ſchrieb; und huldvoll entließ ſie nun den Erfreuteten.

„Gottlob, daß Du kommſt!“ ſagte Frau Hesper, dem ausſteigenden Sohne die Hand entgegenſtreckend, „ich habe Dir viel und lauter Gutes zu ſagen. Du wirſt Dich wundern, mein Sohn!“ —

„Auch Sie, meine Mutter, werden Sich wundern!“ antwortete der Prediger, von der Wonne, die geliebte Mutter erfreulich überraſchen zu können, faſt ängſtigend befangen. —

„Zuvörderſt,“ hob die Matrone wieder an, und zog ein kleines Briefchen aus dem ſchwarzſeidenen Halstuche hervor, „iſt hier ein Briefchen von Emmy. Sie gab mir es ſelbſt, und ſagte mir dabei den Inhalt, welchen ihr Vater dictirt hat. — Emmy bittet Dich darin in ihres Vaters Namen, daß Du nicht eher zu Inſpectors herüberkommen mögeſt, bis eine Einladung von dort an Dich ergangen ſei; und die Abſicht dieſes Verlangens liegt klar am Tage. — Der Inſpector will nicht, daß man glauben ſolle, Deine Bewerbung auf Emmy habe Einfluß auf den Bruch mit Rellnau's geübt; denn mit dieſen iſt alles vorbei, der Doctor hat die Sache ſchnell, aber glücklich beendigt.“

„Wie? mit Rellnau's wäre alles vorbei?“ rief der Prediger in überwallendem Entzücken, und die ſüßen Erinnerungen an die liebreizende Fürſtinn und die herrliche Ausſicht, welche die Gnade und Milde derſelben ihm eröffnet hatte, verſchwanden im Nu vor dem Freudenglanze dieſer Nachricht.

„Ja ſo iſt es,“ beſtätigte Frau Heſper, ſich behaglich in der Wichtigkeit wiegend, mit welcher in der Regel Glücks-Botſchaften dem, welchen ſie zunächſt betreffen, mitgetheilt werden. „Nun höre weiter, was mir Emmy erzählte. Das gute Kind war ſo erſchöpft, und doch ſo froh — ſo matt, und doch ſo innig vergnügt, daß mich der Anblick des geretteten Opferlammes recht in der Seele rührte. — Den Inſpector hat ſein Unfall plötzlich erleuchtet. Aus dem Saulus iſt ein Paulus worden. Er hat dem Tode in das bleiche Geſicht geſchaut, darüber iſt ihm die Luſt vergangen, dem Reichthum die Pausbacken zu ſtreicheln. Er gab den Gedanken auf, daß Emmy Frau Rellnau würde, und durch höhere Eingebung fiel ſeine Wahl eines Geſandten in dieſer üblen Angelegenheit grade auf den rechten Mann. Er ſchüttete unſerm alten Doctor ſein volles Herz aus, und bat dieſen, das Mittleramt zwiſchen ihm und Rellnau's zu übernehmen. Der Doctor, welcher überhaupt dieſe Partie ſtets gemißbilliget hatte, verſprach es, und ging ſogleich zu Rellnau's, von wo er nach einem Stündchen, es mochte ungefähr elf Uhr ſein — zurückkehrte und folgenden Bericht gab. Er hatte beide Rellnau's in ſeltſamer Beſtürzung und ängſtlicher Verwirrung angetroffen; man hatte die Abſicht ſeines Beſuches nicht mit beſonderer Ueberraſchung erfahren, noch weniger die Willensänderung des Inſpectors mit Empfindlichkeit aufgenommen; vielmehr hatte der alte Rellnau, als er ſich einen Augenblick unbemerkt geglaubt, ſeinem Sohne zugeflüſtert: Es iſt eben ſo gut, daß ſie uns zuvorkommen — und beim Abſchiede den Doctor gebeten, daß er den Inſpector von ihm grüßen und dieſem ſagen ſolle, ſie blieben deshalb doch die alten guten Freunde.“ —

„Der Doctor konnte dem Inſpector keine wirkſamere

Arznei geben, als dieſe Mittheilung. Sie goß Kraft und Stärke in die matten Glieder des Kranken; er hat mit vielem Appetit ein Schälchen Taubenbrühe genoſſen und ſich von Emmy die Berliner Zeitung vorleſen laſſen; und Du, mein Sohn, kannſt nun der Hoffnung aufs neue Raum geben.“

„Dem Dankgefühl!“ erwiederte Hesper beklommen, faßte der Mutter Hände, drückte ſie innig an ſein, von ſeligen Empfindungen bewegtes Herz und ſagte mit halberſtickter Stimme: „Wohl mir, meine Mutter, daß ich dieſe troſtreichen Nachrichten mit nicht minder erfreulichen erwiedern kann. — Betrübt, von Schmerz und Gram bedrückt, verließ ich Sie am Morgen; erquickt durch eine wunderbare Fügung, hoch erhoben durch kühne Hoffnungen, kehre ich jetzt zurück. — Der Prediger am Armenhauſe zu St. Lazarus iſt dieſen Morgen nach Tiefenthal gefahren; und der Hofprediger zu Klagenfurth in spe — der künftige Beichtvater eines weiblichen Engels, der Günſtling einer gefürſteten Huldinn, iſt zurückgekommen.“ —

Frau Hesper zog angſtvoll ihre Hände aus den ſie feſtumſchließenden des Sohnes; ſie blickte ihm betroffen in das frohglänzende Auge, und er begegnete in ihren Zügen der ſprechenden Beſorgniß, daß das bisher erlittene Liebesleiden ihm zu Kopfe geſtiegen ſein könne. — Da löſte er der Erſtaunenden das Räthſel und beruhigte, entzückte ſie. Doch nach gegebener Erklärung nahm er auch ſeiner Mutter das Verſprechen ab, nichts von ſeinen glänzenden Ausſichten gegen Emmy zu erwähnen, weil der alte Hofprediger ja noch lebte, und deſſen Wiederherſtellung, wenn ſelbige auch nicht wahrſcheinlich war, doch im Reich der Möglichkeiten lag. Der himmelwärts gewandte Sinn der frommen

Matrone, ihre tiefgefühlte Anerkennung der fürſorgenden Güte Gottes ſprach ſich, ehe ſie noch mit einer Silbe der irdiſchen Annehmlichkeiten, denen ihr einziger Liebling entgegenblickte, erwähnte, in den Worten aus, welche ſie, während ihre Augen überſtrömten, langſam ſagte: „Aus des Jammers wilden Wogen hat Dich oft herausgezogen ſeiner Allmacht treue Hand. Nie zu kurz iſt ſeine Rechte; wo iſt einer ſeiner Knechte, der bei ihm nicht Rettung fand?“ —

„Amen! Auch ich habe ſie gefunden;“ fügte leiſe und erſchüttert der Prediger hinzu.

Frau Hesper hielt zwar Wort; ſie ſagte Emmy nichts von dieſem glücklichen Ereigniß; aber ſie that, was nur in ihren Kräften ſtand, um derſelben durch Mienen, Geberden und Augenwinken anzudeuten, daß ſich der Schickſalshimmel ausgehellet habe; und da Emmy zu dem Geſchlecht gehörte, welchem der Inſtinct des Errathens faſt ohne Ausnahme eigen iſt, ſo ward ſie ſchon nach der erſten ſtummen Fenſterunterhaltung dieſer Art inne, daß ſich etwas Außerordentliches, jedoch Erfreuliches begeben haben müſſe.

Ein unerwarteter Vorfall erleichterte indeß der guten Frau die ſchwere Aufgabe des Schweigens. — Am fünften Tage nach des Predigers Fahrt nach Tiefenthal rollten in früher Morgenſtunde ein verſchloſſener Lohnwagen, und ein geräumiger Packwagen vor die Inſpector-Wohnung. Zu dem höchſten Erſtaunen der ſchnell an das Fenſter eilenden Matrone wurden in den letzteren ein anſehnlicher Bettſack, ſchwere Koffer, ein gefülltes Flaſchenfutter, und allerhand Küchengeräth und kleine Victualien-Vorräthe gepackt; in den erſteren ſtieg der wohlverhüllte Inſpector, von Emmy geführt, welche noch einen ſehnſüchtigen Abſchiedsblick, ein zärtliches Kopfnicken der lauſchenden Schwiegermutter in Hoffnung bemerkbar zu machen ſuchte. — Dahin rollten die Wagen, und Roſine, die daheim geblieben war, um des Hauſes zu hüten, zog jetzt den Blick von der Straße und gewahrte nun die aus dem Fenſter ſehende Wittwe, ſelbige mit den Worten anredend: „Ei! ſchon ſo früh auf, Frau Paſtorinn? Nun, ſo kann ich ja wohl ausrichten, was mir befohlen worden.“

Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie zu Frau Hesper hinüber. „Der Herr Inſpector,“ hob ſie grüßend und begrüßt ſogleich an, „und unſere Emmy laſſen ſich der Frau Paſtorinn und dem Herrn Prediger zu tauſend Malen beſtens empfehlen und ſagen, daß ſie in das W...er Bad gereiſt wären, und nach dem Verlauf von ſechs Wochen wiederzukehren gedächten. Der Herr Inſpector fügten noch hinzu, ſie hofften in Geſundheit das Armenhaus wieder zu betreten und die lieben Freunde und Nachbarn bei erwünſchtem Wohlſein vorzufinden, wo ſie ſich alsdann zuſammen freuen und fröhlich und guter Dinge ſein wollten.“ —

Die alte Roſine begleitete dieſe Worte mit einem ſo vielſagenden Ausdruck in Blick und Ton, daß Frau Hesper wohl merkte, die Schlaue habe den eigentlichen Sinn derſelben richtig verſtanden. Eben trat der Prediger aus der Seitenthür, durch welche er die Zwieſprache deutlich vernommen hatte; er grüßte freundlich die noch freundlichere Roſine und öffnete den Mund zu einer Frage über des Inſpectors gegenwärtiges Befinden, als ein Geräuſch und raſcher Hufſchlag vor der Hausthür hörbar ward, und das

Befremden darüber das Wort auf der Lippe erſterben machte. — Der Prediger trat ans Fenſter, und ſah, daß der Wächter des Armenhauſes ein ſchönes erhitztes Pferd in dem großen Hofraume umherführte, und jetzt eilte ein flüchtiger Fuß die Treppe herauf. — Der Prediger ſtand erwartungsvoll in der Zimmerthür, und der Leibjäger der Fürſtinn von Klagen, ſich als ſolchen ankündigend, trat vor den Frohbeſtürzten und überreichte dieſem mit ehrerbietigen Verbeugungen ein ſchwarzgeſiegeltes Schreiben von ſeiner Gebieterinn. — Der Hofprediger war geſtorben, und die Fürſtinn wiederholte in den freundlichſten Aeußerungen nochmals das gemachte Anerbieten, und bat den erwählten Seelſorger, im Fall dieſer während der kurzen Zeit nicht anderes Sinnes geworden und noch Willens ſei, ſie durch die Annahme des gemachten Vorſchlages zu erfreuen — doch ohne Verzug nach Klagenfurth zu kommen, um ſich dort von dem, was die Umſtände zuerſt vorzunehmen erforderten, in Kenntniß zu ſetzen, und deshalb die nöthigen Verabredungen mit ihr zu treffen, die eine projectirte Badereiſe bloß deshalb um einige Tage verſchiebe, um ſein Erſcheinen abzuwarten.

Der Inſpector hatte ſich gern dem Willen des Doctors, daß er das W...er Bad beſuchen möchte, gefügt; er glaubte dem Ausſpruche des ſtrengen Arztes, daß das Bad ſeiner körperlichen Beſchaffenheit, die Ortsveränderung, häufigere Bewegung in friſcher Luft, Befreiung von den Laſten der Arbeit ſeinem Gemüthszuſtande wohlthun würden; und wagte um ſo weniger den geringſten Widerſpruch, je mehr er ſich dem Vermittler verpflichtet fühlte.

Der Arzt war in gleichem Alter mit dem Inſpector; ſie hatten ſeit dreißig Jahren zuſammengelebt, er wußte wohl, was er wollte. Daß der grämliche Geſchäftsmann, ohne dieſe gewaltſame Entfernung von allen gewohnten Umgebungen und Einflüſſen, noch lange im Kampf mit verfehlten Wünſchen, mit Entſchließungen, welche gegen tief eingewurzelte Vorurtheile ſtritten, mit der, bis zur Entwürdigung getriebenen Rückſicht auf die öffentliche Meinung, liegen — und bis zur Unerträglichkeit mit der, von ſo viel äußern und innern Stürmen aufs ſchwerſte ermatteten und der Erholung ſo ſehr bedürftigen Emmy grollen würde, war von Jedem, der ihn kannte, am meiſten wohl von dem ſcharfſichtigen Arzte vorauszuſehen; und wie er den Inſpector ferner kannte, als finſtern Polterer in der Arbeitsſtube, als geſelligen Humoriſten, ſobald die Hausthür hinter ihm zugefallen war — durfte er auch vorausſetzen, daß dieſer ſich den frohen Eindrücken des reizenden Aufenthalts hingeben würde, und in dieſer Ueberzeugung beſtand er mit eigenſinniger Beharrlichkeit auf der Ausführung der vorgeſchlagenen Badereiſe. Der Inſpector mußte ſich entſchließen; er theilte ſeiner Tochter den gefaßten Entſchluß mit, und forderte von ihr als einen Beweis ihrer Erkenntlichkeit für ſeine Erfüllung ihrer Wünſche Gehorſam und Achtung für ſeinen Willen, welcher erheiſchte, daß ſie den Prediger und deſſen Mutter nicht von der beſchloſſenen Reiſe unterrichten, und ihnen während der Zeit ihrer Abweſenheit nicht ſchreiben ſolle. Er verſprach ihr dagegen, daß das Ende der Badezeit auch das ihrer Prüfungstage ſein ſolle, und ſie bei der Nachhauſekunft Gelegenheit finden würde, ihn als einen liebenden Vater kennen zu lernen. Emmy wußte, wie unverbrüchlich ihr Vater Wort hielt, ſie betrachtete ſich daher jetzt ſchon als die Braut ihres Freundes, und nur der Gedanke, daß die Einwilligung zu dieſer Verbindung ihrem Vater ein ſchweres Opfer ſei, minderte ihr Entzücken, und miſchte in den ſüßen Freudenwein manch Wermuthströpflein der Bedenklichkeit.

Der Doctor hatte richtig vorausgeſehen.

Der Inſpector fühlte ſich von dem frohen Badeleben ungemein angeſprochen und erregt. Dazu kam, daß ihm der Gebrauch der Heilquelle ſo zuſagte, wie er es nicht beſſer hätte wünſchen können, und das Zuſammenfinden mit einem Jugendfreunde ihn in harmloſe Zeiten zurückverſetzte. Seit Jahren war er nicht ſo vergnügt geweſen.

Der guten Emmy ward deshalb leichter um das Herz. Sie fühlte ſich einſam, mitten in dem toſenden Gedränge der Menſchen; ſtets mit dem entfernten Freunde beſchäftiget, eilten ihre Gedanken, ihre ſchüchternen Wünſche der nächſten Zukunft voraus. Doch bald ſollte das Intereſſe der Gegenwart anziehend für Emmy werden, und — auf daß dieſer Ort ihr unvergeßlich bliebe — Alles, was ihr ſchlichtes Thun und Laſſen bisher in Verwirrung bringen können, ſich in Wohlgefallen für ſie auflöſen.

Das Zimmer, welches der Inſpector mit Emmy bewohnte, war in einem der größten Gaſthäuſer, deſſen unterer Stock bei ihrem Ankommen von einer polniſchen Gräfinn verlaſſen worden war, und jetzt geſäubert ward, um eine andere hohe Herrſchaft aufzunehmen.. Dieſe langte ſpäter, als ſie angekündiget war, an. Den Morgen nach der Ankunft der neuen Badegäſte, welche erſt bei einbrechender Nacht erfolgt war, kehrte Emmy von einem frühen Spaziergange zurück, und begegnete auf der Treppe einer jungen Dame in Trauer, welche, nach der flüchtigen Erwiederung von Emmy's ſtummer Begrüßung, plötzlich mit dem hellen Laut der Ueberraſchung ausrief: „Wie? ſehe ich recht? Emmy Strenge?“ — Emmy blickte der Fremden in das ſchöne Geſicht und ſagte nicht minder überraſcht: „Iſt es möglich? Gräfinn Stephanie Malvus?“ — „Noch immer heiße ich für meine Freunde ſo, obgleich ich ſchon ſeit zwei Jahren einen andern Namen führe, den leider! das ſchrecklichſte Ereigniß merkwürdig gemacht hat,“ antwortete die Leidtragende, indem ſie Emmy innig an ihre Bruſt zog, und das Mädchen zurück in ihr Zimmer führte, wo die beiden Freundinnen ſich zu traulicher Mittheilung zurecht ſetzten, und Stephanie, oft von Thränen unterbrochen, alſo begann: „Ich bin die Wittwe des Fürſten von Klagen, welcher vor ungefähr drei Monaten in dem berüchtigten, auf der Grenze von Z... vorgefallenen Duell mit dem General Helm, erſchoſſen ward. Mein halbjähriges Kind iſt eine Waiſe, doch wer weiß, ob grade deshalb beklagenswerth! Ach, meine Emmy! welches Unmaß von Leiden erlebte ich, ſeit ich unſer glückliches B..., unſere friedliche Anſtalt verließ! Die Bruſt voll ſüßer Ruhe, das Herz erfüllt mit Frieden und Liebe, kehrte ich vor drittehalb Jahren auf das Gut meiner Mutter zurück, welche mich ſchon in den erſten Tagen nach meiner Zurückkunft damit bekannt machte, daß eine frühere Uebereinkunft meines ſeligen Vaters mit dem Fürſten von Klagen mich zu der Braut des letzteren beſtimmt habe, und daß ich der Ankunft meines Verlobten mit jedem Tage entgegenſehen könne. Ich erſtarrte: mein Blut ſtockte in ſeinem Laufe ob dieſer Unglück verkündenden Eröffnung; doch überzeugte mich die weitere Erklärung meiner Mutter ſehr bald, daß jener Vertrag nicht aufgelöſet werden könne, ohne meinen Vater im Grabe der Schmach preiszugeben, und meine Mutter aller ihr unentbehrlich gewordenen Genüſſe, ja, ihrer einzigen Hoffnung, ihres letzten Troſtes zu berauben; und daß daher ſanfte Ergebung das Einzige ſei, was mir die Schwere meines Unglücks erleichtern könne.“ —

„Wäre der Fürſt ſelbſt jung und mit äußern Annehmlichkeiten begabt geweſen, ſo würde ihn dennoch die rohe Wildheit ſeines Charakters, die ungezügelte Wuth ſeiner Leidenſchaften, ſtets von meiner innigern Neigung ausgeſchloſſen, und ihn nie zu einem Gegenſtande meiner Wünſche gemacht haben.“

„Die Herrſchaft Klagenfurth, welche der Fürſt zu ſeinem Wohnſitze gemacht, ſeitdem er das Militär verlaſſen hatte — lag weit entfernt von dem Gute meines Vaters, doch dicht an daſſelbe grenzte eine kleine Beſitzung, welche der Fürſt, um ihrer waldigen, wildreichen Umgebung willen, um einen unverhältnißmäßigen Preis an ſich gekauft hatte, und als ein leidenſchaftlicher Jäger in dieſen wilden Holzungen Vergnügen und Genuß fand. Da dieſe Beſitzung kein anſtändiges Wohnhaus für den Fürſten trug, und ich weiß nicht, aus welchem Grunde, auch keines bekam, ſo logirte er jedes Jahr bei Anfange der Jagdzeit einige Monate in unſerm Hauſe; und mein Vater war aus gleicher Neigung der ſtete Genoſſe des Fürſten bei dieſen rüden Freuden.“

„Ich erinnere mich, daß mir als Kind das rohe Treiben der Jagdluſtbarkeiten recht innerlich zuwider war; daß ich mich, wenn der lärmende Troß in unſern Hof einritt, ſchüchtern in ein fernes Zimmer verbarg, und den Fürſten nur mit tiefer Abneigung betrachten, oder ein Wort zu ihm ſprechen konnte. Deſſenungeachtet hatte dieſer rauhe Mann ein warmes Wohlwollen für mich gefaßt; er konnte ſich Stunden lang mit mir beſchäftigen, war höchſt ſinnreich im Erfinden kleiner angenehmer Zeitvertreibe für mich, und bekämpfte ſo den Widerwillen, welchen mir ſeine abſchreckende Perſönlichkeit und die Rauhheit ſeiner Sitten faſt unwillkürlich aufgedrungen hatten. Ich kam ſehr früh in unſere liebe Erziehungsanſtalt; doch mußte es ſich ſonderbar fügen, daß, ſo oft ich von dort aus meine Eltern beſuchte, ich jedesmal den Fürſten fand, und dann auch wahrnehmen konnte, daß er ſeiner vorzüglichen Neigung für mich treu geblieben, bis dieſe endlich mit meinem Ueberſchritt in das Jungfrauenalter in ſtürmiſches Begehren überging.“

„So viel, Liebſte, zur Erklärung meiner Bekanntſchaft mit dem Fürſten; Ihr Scharfſinn ergänze, was mir Kindespflicht und Zartgefühl weiter zu erörtern verbieten. Ich übergehe die kampf- und thränenvollen Tage meiner kurzen Brautzeit. — Ich ward vermählt. Ach! gute Emmy, jetzt empfand ich den Segen meiner Erziehung. Der fromme Aufblick zu Gott, dem Lenker meines Schickſals, ſtärkte, kräftigte mich, und weckte in mir den erhebenden Gedanken, daß ich vielleicht erkoren ſei, die erſtorbenen Gefühle des Guten und Edlen in dem Herzen meines Gemahls wieder zu beleben. Alle meine Beſtrebungen waren nun auf dieſen Zweck gerichtet; ich bemühete mich, ſeine Achtung zu verdienen, und ſeine heftige Leidenſchaft für mich in reinere Liebe zu veredeln. Meine Beſchäftigungen waren künſtliche

Arbeiten, die Anordnungen kleiner Bauten und Gartenanlagen und Uebungen der Wohlthätigkeit; meine Freuden, die Liebe meiner Unterthanen, und ſo verfloß mein Leben ziemlich ruhig, wenn auch in ſeinen edelſten Forderungen unbefriediget. Doch jetzt fühlte ich mich Mutter. Alles, was ich entbehrte, ward durch dies eine Gefühl aufgewogen, alles, was ich gelitten, ward durch dieſe Hoffnung vergeſſen gemacht. Auch bemerkte ich mit unausſprechlicher Freude, daß dieſe Ausſicht meinen Gemahl gleichſam vermenſchlichte, und ihn empfänglicher für mein Bemuhen machte, ihn für ſanfte und edle Empfindungen zu erwärmen. — Wahrend der Zeit meiner Schwangerſchaft ſtarb meine Mutter, und wie ſehr mich auch dieſer Verluſt betrübte, ſo übte dies doch keinen nachtheiligen Einfluß auf meinen Zuſtand; denn zu rechter Zeit gebar ich leicht und glucklich ein holdes Knäbchen, meinen Edgar! Ach, Beſte! wie ſoll ich Ihnen nun weiter erzählen? Mein Kind war drei Monat alt, als ein dringendes Geſchäft meinen Gemahl auf einige Tage in die Hauptſtadt rief. Bei einem großen Gaſtgebot, das wohl hauptſächlich ſeinetwegen gegeben ward, und wo er vermuthlich berauſcht geweſen, glaubte er ſich durch einen Scherz des General von Helm beleidigt; — böswillige Zuflüſterer fachen den Funken der Empfindlichkeit zu lichten Flammen an, der General wird von meinem Gemahl auf Piſtolen gefordert, und die Grenze zum Schauplatz des fürchterlichen Acts beſtimmt. Die blutende, verſtümmelte Leiche des Fürſten ward mir entgegengefahren, als ich mit meinem Kinde auf dem Schooß, auf einem blumigen Hügel nahe der Landſtraße ſaß, und beunruhiget des Ausbleibenden harrete. Hinweg von dieſem grauſenerregenden Bilde, deſſen Totaleindruck mich an den Rand des Grabes führte! Meine Jugendkraft rettete mich.

und dieſe Badecur ſoll meine geſunkenen Kräfte heben, und durch die Zerſtreuungen, welche ein ſolcher Aufenthalt ſelbſt denen, die ſich ihnen entziehen wollen, aufdringt, meine Phantaſie von der einen Vorſtellung befreien, die mich am Tage verfolgt, und mich in meinen Träumen ängſtiget!« —

Hier ſchwieg die Fürſtinn, von Wehmuth und Thränen überwältiget; auch Emmy weinte ſympathetiſch mit, und erwog mit Beſchämung, daß zu dem rieſenhaften Unglück, welches ſie ſo eben vernommen, ſich ihr bisher erduldetes Herzeleid als ein unbedeutendes Kummerzwerglein verhalte. Sie drückte ihr reges Mitgefühl ſtumm, aber unverkennbar aus, und Stephanie hob nach einer langen Pauſe wieder an: »Nun aber ſagen Sie mir auch, gute Strenge, wie es zugeht, daß wir uns hier zuſammenfinden, und wo? in welchen Verhältniſſen Sie jetzt leben? — Denn unſer ehemaliges Leben in unſerer lieben Anſtalt gemahnt mich nun, wie eine Vorſchule des Himmels, in welchem es, wie uns damals, wohl gleichviel ſein wird, welch Standes und Ranges, aus welchem Wohnort die Mitgenoſſen deſſelben ſind?« —

Emmy lächelte, beifällig nickend. — »Mein Vater,« erwiederte ſie, »iſt der Inſpector des Armenhauſes zu St. Lazarus in H...; um der Wiederkehr eines kürzlich erfolgten Schlaganfalles entgegenzuwirken, rieth ihm der Arzt den Gebrauch der hieſigen Quelle an, und ich begleitete ihn, um meiner Pflicht als Tochter zu genügen.«

»Wie? rief die Fürſtinn aufhorchend, »das Armenhaus zu St. Lazarus? das iſt ja, dünkt mich, daſſelbe, dem mein neuer Hofprediger bisher als Prediger vorſtand!«

Emmy erglühete in ahnender Erwartung. — „Heſper? — wie ſollte der —“ fragte ſie leiſe, und kaum athmend. —

„Ganz recht!“ unterbrach ſie die Fürſtinn, „Heſper, dies iſt ſein ſchöner Name! Als ich kürzlich von einer Reiſe auf das, von meiner Mutter ererbte Gut zurückkehrte, ward ich von der reizenden Lage eines Thaldörfchens ſo angezogen, daß ich ein Stündchen daſelbſt verweilte. Ein geheimer Zug nöthigte mich, nach dem kleinen Gotteshauſe zu gehen, wo eben Kirche gehalten ward. Niemals in meinem Leben hat mich eine Rede ſo tief ergriffen, ſo innig gerührt, als die, welche ein dort auftretender junger, liebenswürdiger Mann hielt. Wenn ich auch die Stimmung, in der ich mich befand, dem Einfluß der Umgebungen zuſchriebe, die Weihe der Gemüthsſtille, welche ſeit dem Ihnen geſchilderten Schreckensmomente zum erſten Mal über mich gekommen war, in Erwägung zöge, ſo bliebe mir doch immer ein begeiſterndes Andenken an dieſen Mann, wo ich ihn auch gefunden haben möchte. Ich empfand den Wunſch, mir dieſen ſanften Johannes als Seelſorger anzueignen. Er folgte meiner Einladung! Ich ſagte ihm, daß der ſtündlich zu erwartende Tod meines alten Hofpredigers, baldigſt die einträgliche, von mir allein zu vergebende Stelle frei machen würde; und fragte ihn, ob er alsdann ſein bisheriges Amt damit vertauſchen wolle. — Er nahm freudig, wie es ſchien — dies Erbieten an, iſt, als wenige Tage darauf der Sterbefall wirklich erfolgte, meinem Rufe nach Klagenfurth gefolgt, und hat dort von mir das feierliche Verſprechen der Hofpredigerſtelle empfangen und angenommen.“

Emmy ſtaunte in ſtummen Entzücken die Fürſtinn an.

„Wäre es möglich?“ ſtammelte ſie mit bebender Stimme, und Gluth bedeckte ihr holdes Geſicht.

Wie ſchön iſt ein Geſicht, worin Freude aufgeht, Freude eines frommen Herzens! Die aufgehende Sonne verliert ihren Schein dagegen; denn der Geiſt der Liebe blickt aus dem Schönſten, was Gott gebildet hat, und das Auge iſt der Spiegel einer ſeligen Seele.

„Auch ſprach er,“ fuhr die Fürſtinn, welche Emmy's heftige Bewegung wahrnahm, und mit weiblichem Schnellblick den Grund derſelben errieth, fort, „von einem Mädchen, das er liebe, und welches bis jetzt des Vaters harter Wille ihm verſagte; — wer dieſes Mädchen ſei? weiß ich nun, und freue mich ob der Wahl meines Günſtlings.“ — Da neigte ſich Emmy der fürſtlichen Freundinn näher, und ihr ſchüchternes, jungfräuliches Geſtändniß erfüllete dieſe mit der reinſten Freude. „Wohl mir,“ rief ſie mit trugloſer Innigkeit, „daß mir auf fremdem Gebiet Blumen der Freude blühen, die der ſtrenge Schluß des Schickſals meinem Eigenthum nicht entſprießen ließ. Mitleid heiliget ein gutes Herz; aber Mitfreude beglückt es ſelbſt dann, wenn es traurig iſt und voll Schmerz!“

Die Fürſtinn verlangte nun in ihrem Beglückungseifer, daß Emmy, ſobald als möglich ihr den Vater vorſtellen ſolle, bei dem ſie die Freiwerberinn ihres neuen Hofpredigers machen wolle. Doch Emmy war ein Mädchen. Gleichzeitig mit den Gefühlen, welche ihre Bruſt hoben, war ein feines Plänchen in ihren Kopf gedrungen. Sie theilte es der hohen Gönnerinn mit. In ſechs Tagen fiel ihres Vaters Geburtstag ein; zu dieſem wollte ſie ihn mit der frohen Nachricht überraſchen. Aber die Fürſtinn war eine Frau;

ſie überbot die feine Emmy im Planmachen. Doch verſchwieg ſie, welchen Stoff dieſer Art ſie zu weiterer Verarbeitung in ſich aufgenommen; auch im Verſchweigen der glücklichen Veränderung waren die Freundinnen einverſtanden.

Als Emmy jetzt mit fröhlicher Behendigkeit ihrem Zimmer zueilte, fand ſie den Vater, der, am Fenſter des Vorſaals ihrer harrend, die Erwartete mit Scheltworten begrüßte, weil dieſe den Zimmerſchlüſſel zu ſich geſteckt, und keine Rückſicht auf den ausgeſperrten Vater nehmend, ihr Kommen ungebührlich verzögert hatte. Emmy entſchuldigte ſich mit dem unerwarteten Wiederfinden einer werthen Jugendgeſpielinn. Sie erzählte warm und wahr, was ſie eben gehört, und wußte das Intereſſe des horchenden Vaters für die Perſon der Fürſtinn und deren unglückliches Schickſal zu gewinnen.

Auf der Fürſtinn ausdrückliches Verlangen ließ er ſich ihr noch an demſelben Tage vorſtellen. Er war entzückt durch das huldvolle, anmuthige Weſen der ſchönen Frau, und auch Stephanie gewann den guten, alten Mann lieb, in welchem der Anblick lieblicher Frauen allemal ein ganz eignes Talent poſſirlicher, altmodiger Galanterie entwickelte. Zudem hatte ſie ihm, zwar ohne Wiſſen und Willen, aber dennoch durch die beſſere Verſorgung ſeines künftigen Schwiegerſohnes, mittelbar wohlgethan, und dies Bewußtſein machte ihn zu einem Gegenſtande ihrer wärmeren Theilnahme. Ach! giebt es wohl ein ſichereres, unfehlbareres Mittel die Menſchen lieben zu lernen, als daß man ſie ſegne — ihnen wohlthue? —

Die Bekanntſchaft ward fortgeſetzt; täglich mehrere Male kamen die Hausgenoſſen zuſammen und immer freundlicher und herzlicher wurden die Beziehungen zwiſchen ihnen. — Die Fürſtinn unterrichtete ohne den Schein von Abſichtlichkeit den Inſpector von ihren Obliegenheiten in Beziehung auf die Regierung der Herrſchaft Klagenfurth, welcher ſie größtentheils allein vorſtand. Durch eine ſehr natürliche Ideenverbindung kam ſie auf die ſchwierigſte ihrer herrſchaftlichen Pflichten, auf die weiſe und zweckmäßige Beſetzung der Aemter. Der Verfolg des Geſpräches brachte ſie auf das, erſt erledigte und auch ſchon wieder beſetzte Hofpredigeramt.

Die Fürſtinn ſchilderte die Vortheile und Annehmlichkeiten dieſer Stelle mit den lebhafteſten Farben, und wußte das, was nach der Eigenthümlichkeit des Inſpectors dieſen am meiſten einleuchten mußte, in das hellſte Licht zu ſtellen, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben; und der Inſpector ward immer nachdenkender und ſeufzte immer tiefer, bis er zuletzt in die Worte ausbrach: „Und dieſe Prachtſtelle iſt ſchon wieder vergeben? O das iſt ewig Schade! Sonſt hätte ich Ew. Durchlaucht ein ſehr taugliches Subject dazu vorſchlagen können. Ein wahres Rednergenie! Ein Mann, warm und vollherzig wie Petrus, begeiſtert wie Johannes, rein und keuſch wie Joſeph — und weiſe wie Salomo!“ —

Die Fürſtinn lächelte befriediget; ſie brach das Geſpräch ab; doch ihre Abſicht war erreicht.

Als der Inſpector am Morgen ſeines Lebensfeſtes erwachte, lag auf ſeinem Bette eine zierliche, mit allem Nöthigen verſehene Tabackspfeife. — Das feine, glänzende

Rohr, die künſtlich geknüpfte Schnur von brauner Seide mit Silberfaden, die reichen Quaſten und nun endlich der klare Porzellan-Kopf, deſſen feines Gemälde ſeinen Lieblingshelden, den alten Blücher, darſtellte, machten dies Geſchenk zu einem dankenswerthen, und verrieth die Geberinn.

Emmy lauſchte des Eindrucks, welchen ihre Liebesgabe auf den Vater machen würde, und als dieſer Eindruck der erwünſchteſte ſchien — trat ſie näher, und wünſchte mit frohleuchtenden Augen und kindlichen Liebkoſungen dem Gerührten Wohlſein und langes Leben, ſich ſeine fernere Liebe und Geduld, und vom Himmel die Gewährung ihres heißeſten Wunſches, ſeines Alters Troſt und Freude zu ſein. Dies Geſchenk aber möchte er zum Erſatz für jenen zertrümmerten Kopf, der ſeinen Untergang durch eine Wallung des Unwillens über ihre Heirathsgeſchichten erlitten — und den guten Willen für die That annehmen.

Des Inſpectors Geſicht ward von einem gerührten, ſeltenen Lächeln verklärt.— „Ich danke Dir von Herzen, mein gutes, treues Kind!“ ſagte er mit weicher Stimme, „und verſichere Dich meiner väterlichen Zufriedenheit mit Deinem Betragen. Auch will ich ein Gegengeſchenk, welches ich Dir bis zu dem heutigen Tage aufſparte, nicht eine Minute länger vorenthalten. — Ich gebe Dir meine Einwilligung und meinen Vaterſegen zu Deiner Verbindung mit dem Prediger. Ja, ja! es iſt gewiß und wahrhaftig mein väterlicher Wunſch, daß Du ihn heirathen ſollſt, daß du ihn heirathen ſollſt, und keinen Andern. Freilich hätte ich Dir wohl ein gemächlicheres, genußreicheres Loos gewünſcht; aber Gott kann ja, wenn es ſein heiliger Wille iſt, die irdiſche Zuthat der Liebe beifügen und den Prediger beſſer verſorgen. Ach! Die Hofpredigerſtelle in Klagenfurth, die reuet mich in der Seele! — Wenn wir früher mit der Fürſtinn zuſammengetroffen wären, wer weiß, ob ſie nicht rückſichtlich Deiner ein Uebriges gethan hätte?“ —

Emmy's Bruſt ward von den ſeligſten Empfindungen gehoben; es drängte ſich gewaltſam, dem Vater durch die Entdeckung deſſen, was ſich in Beziehung auf Hesper's Verſorgung begeben hatte, dieſe Stunde zu der vergnügteſten ſeines Lebens zu machen, aber ſie hatte noch geſtern der Fürſtinn das Verſprechen geleiſtet, ihr dies als ein Gunſtrecht zu überlaſſen — und nicht beleidigen wollte ſie die Gütige.

Die Fürſtinn gratulirte dem Inſpector in einem niedlichen Briefchen; ſie bat ihn und Emmy, für dieſen Mittag ihre Gäſte in der Waldhütte zu ſein, und fügte hinzu, ſie nehme keine Entſchuldigungen an.

Der Geſchmeichelte dankte für dieſe gnädige Aufmerkſamkeit und nahm ohne Weiteres die Einladung an.

Die Waldhütte war eine der vielen Luſt-Partieen des Badeortes; aber nicht ausgezeichnet durch die Gunſt und den häufigen Beſuch der Badegäſte. Doch wer den einfachen, ſchmuckloſen Tempel, der dieſen Namen führte, in ſeinen düſtern, melancholiſchen Umgebungen ſo einſam und unbeſucht erblickte, den gemahnte er, wie ein aus der menſchlichen Geſellſchaft verbannter, doch in hoher Ruhe lebender Weiſe! — Dieſen Ort nun hatte die Fürſtinn am angemeſſenſten für ihren Zweck gefunden und gewählt. Die Fürſtinn war zu Emmy's Befremden ſchon am Vormittag nach der Waldhütte gefahren; zur beſtimmten Stunde holte ihre Equipage den Inſpector und Emmy ab. Sie ſtiegen aus und gingen den Fußpfad, der ſich durch bemooſte Felſen bis zu der Waldhütte krümmte, hinan. Die Fürſtinn ſtand vor ihnen. Sie wiederholte den Glückwunſch und ſagte: ſie habe Urſach zu glauben, daß ſein innigſter Wunſch bereits erfüllt ſei; auch hoffe ſie, er werde das Ergebniß des folgenden Augenblicks als einen Beweis anſehen, wie ſehr es ſie freue, etwas zu ſeiner und Emmy's Zufriedenheit beitragen zu können. Der Inſpector verſtand nicht, was die Fürſtinn ſagte, doch dünkte es ihm, als hätten ihre Worte Verbindliches enthalten, und er dankte unter tiefen, ſtummen Verbeugungen. Emmy war einige Schritte zurückgeblieben; die Fürſtinn ſtand mit dem Inſpector vor der zugemachten Thür des Tempels und flüſterte dieſem jetzt ſchnell und heimlich zu: „Auch haben ſich noch ganz unerwartet ein paar Gäſte eingefunden; mein neuer Hofprediger und deſſen Mutter.“

Der Inſpector machte ein ſaures Geſicht, und — da flog die Thür auf, und Frau Hesper und ihr Sohn hingen freudeweinend in den Armen der Ueberraſchten.

Der Inſpector taumelte faſt und rief athemlos: „Großer Gott! mir geht ein Licht auf! — Wäre es wohl möglich? Sie, lieber Hesper, der Hofprediger?“ —

Die Fürſtinn erzählte in gedrängter Kürze den Hergang der Sache, und als Emmy nun unter der Weihe des väterlichen Segens dem Geliebten den Verlobungskuß gewährte, trocknete ſie verſtummend die überfließenden Augen, nahm ihren Edgar aus den Armen der Wärterinn — und drückte ihn an ihr ſchönes Herz, in welchem ein Anklang ſchmerzlicher Sehnſucht nach verſagtem Liebesglück leiſe ertönte.

Als nun die kleine heitere Geſellſchaft bei dem Mittagsmahle ſaß, hob der Prediger, zu dem Inſpector gewendet, an: „Noch eine Neuigkeit aus der Stadt, an der Sie, lieber Vater, Intereſſe nehmen werden. Wenige Tage nach ihrer Abreiſe, brach bei Rellnau's ein ungeheurer Bankerott aus. Vater und Sohn haben ſich einſtweilen über die Grenze geflüchtet; das Wehklagen iſt allgemein, denn die halbe Stadt iſt bei dieſem Falle betheiliget.“

Eine tiefe Erſchütterung malte ſich bei dieſen Worten in den Zügen des Inſpectors, er ſetzte das erhobene Glas wieder nieder, reichte Emmy die Hand und ſagte matt und weichmüthig: „Der Herr hat Großes an uns gethan, des wollen wir fröhlich ſein! — Jetzt ſehe ich deutlich, es ſollte nicht ſein! damit Du unſchuldiges Lamm nicht die Sünden des Uebermuthes tragen durfteſt. — Ich aber bin der Gnade unwerth, die mir widerfahren iſt!!!“ —

Nach einigen Monaten feierte das beglückte Paar ſeine Verbindung, und auf ausdrückliches Verlangen der Fürſtinn in Klagenfurth. Der Inſpector kehrte höchſt vergnügt von dort zurück; erfreuete die treue Roſine mit einem gewichtigen Geldgeſchenk, und ſtellte mit Beihülfe und in genauer Uebereinſtimmung mit der alten Dienerinn die früher beſtandenen Einrichtungen ſchnell wieder her.

Als der erſte einſame Tag ihm ſtill verſchlichen war, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Gottlob! nun meine Hofpredigerinn nach Wunſch und Willen verſorgt iſt, wird wieder Ruhe und Frieden in mein Haus einkehren. An die beiden Lebens-Perioden, in denen Frau und Tochter in dieſen vier Pfählen walteten, will ich denken, bis mir der Athem entgeht.

— Bei Lebzeiten der Frau verſtimmte mich der peinliche, koſtſpielige und faſt ununterbrochene Verkehr mit dem Arzt, dem Apotheker, dem Chirurgus; bei dem Hierſein der Tochter erſchöpfte der beſtändige Kampf gegen troſtloſe Liebhaber und ſtürmiſche Freier meine Geduld und meines Geiſtes Kraft. — Da lob' ich mir die Roſine! — Die verſieht mich mit allem, was ich bedarf, hat die geſundeſte Natur und nicht den mindeſten Verdrang. — Das Einzige, womit ſie mich zuweilen behelliget, ſind ihre mürriſchen Launen, die ich jedoch dadurch unwirkſam zu machen ſuche, daß ich ſie gänzlich unbeachtet laſſe.“

Hierauf ſtopfte er ſich in zufriedener Behaglichkeit die Blücher-Pfeiſe und ging in den Club.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierundzwanzigſter Band.

Der Ring.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Ring.

Du ſollſt nun das verlorne
Kleinod finden —

Der Mai, der diesmal bis in die Hälfte ſeiner Dauer trüb und kalt geweſen war, ſtrömte die Fülle aller vorenthaltenen Frühlingswonne erſt bei ſeinem Abſchied aus, der an einem Sonntage traf, ſo wie ein Freund ſich zuweilen am liebenswürdigſten und in aller Wärme zeigt, dann, wenn er ſcheiden muß. Durch das zarte, ſaftige Grün der Bäume ſchimmerten noch friſche Blüthen, welche die milde Luft mit ſüßen Düften durchwürzten; aus feuchten Schatten flöteten Nachtigallen um ſo mit innigerer Luſt und unendlichen Athemzügen, als der harte Froſt ihnen eine unwillkommne Pauſe geweſen war. Die prophetiſche Stimme gab wißbegierigen Fragen Antwort und alles, was Leben hatte, regte ſich in verjüngter Kraft, Freude und Sehnſucht.

Die Großſtädter benutzten das himmliſchſchöne Wetter mit jener Luſtgier, womit gewöhnlich der Menſch nach langem Entbehren den endlich gewährten Genuß erfaßt. Nach allen Gegenden hin rollten Equipagen, galoppirten junge Elegants, wallten Fußgänger. Die geräuſchvolle Stadt war ſtill und leer geworden, nur hier und da ſaß ein lebensmüder Greis, ein neugieriges Mütterchen vor der geſchloſſenen Hausthüre, um ſich an der Sonnenwärme zu erquicken, oder den leeren Sinn mit den bunten Erſcheinungen der Alltagswelt zu erfüllen.

Der nahende Abend fing bereits an, ſeine Lieblichkeiten zu entfalten, da ging der Major Sillfort, ſein fünfjähriges Töchterchen an der Hand, bei der Promenade vorüber, welche von Spaziergängern wimmelte, und, einem ſtilleren Ziele zuſtrebend, richtete er die langſamen Schritte nach dem fernen Friedhofe, wo er den Todestag der frühverlorenen Gattin durch einen Beſuch an ihrem Grabe weihen wollte. Der Schmerz jenes herben Trennungswehes erneuete ſich dem Trauernden jetzt um ſo ſchärfer, als die überſchwengliche Anmuth und Milde der Natur das Widerſpiel zu ſeinen Empfindungen bildete, und ein heißes, ſehnſüchtiges Verlangen erhob ſich in ſeiner Bruſt nach Ruhe, Mitgefühl und Erſtattung.

Wer die verſtorbene Frau von Sillfort gekannt hatte, welche durch ſeltenen Körperreiz und durch noch ſeltnere Seelenſchöne ihrem Gemahle für einige Jahre den Himmel auf Erden gebauet hatte, fand die Betrübniß des Vereinſamten gerechtfertiget, die, ſeitdem das Auge der Sterbenden und das Herz ihres Gatten brach, nur in ſich ſelbſt Troſt und Genuß ſuchte und eigenwillig jeden mannigfaltig dargebotenen Erſatz verſchmähete. Doch die Güte des Schöpfers ſchuf den Schmerz vergänglich, wie ſeine Weisheit der Freude Flügel gab, und wie ſehr der Menſch bald genußſüchtig, bald leidvoll und trotzig ſtreben möge, beide zu feſſeln, er muß dennoch dem ewigen Geſetze der irdiſchen Wandelbarkeit huldigen.

Still ging der Major dahin auf dem unbeſuchten Pfade; die geiſtvollen Augen hafteten düſter am Boden, und in der Bruſt, die ein wohlverdienter Orden ſchmückte, regten ſich tiefe Wehmuth und ein leiſes Sehnen. Voran hüpfte das holde Clärchen; am runden Aermchen hing ein

Blumenkranz zum Todtenopfer beſtimmt, in dem kleinen Engelsgeſichte ſpiegelte ſich das reinſte, kindliche Entzücken.

„Wohin gehen wir, Vater?“ fragte das Kind ſich plötzlich rückwendend, als es das offene Kirchhofsthor gewahrte. Der Gefragte erwiederte: „Zu Mütterchen, die heute vor zwei Jahren ein Engel ward.“

„Ein Engel?“ fragte die Kleine ferner, „werde ich auch einmal ein Engel werden? „Du biſt es ſchon!“ antwortete das Vaterherz; der ernſte Mund aber verleugnete dieſe Anerkennung und ſagte: „Wenn Du gut und fromm biſt, wie Deine Mutter es war; dann!“

Clärchen machte ein trübſeliges Geſichtchen, und fuhr fort zu fragen: „Väterchen, wirſt Du heute wieder weinen, wie ſonſt, wenn wir auf dem Kirchhofe waren? Da wird mir allemal ſo angſt und bange, ich muß gleich mit weinen. Wenn nun die Mutter ein Engel geworden iſt, ſo freue Dich doch lieber!“

Der Major blickte mit ſchmerzlichem Lächeln in die Wolken; dann liebkoſete er die kleine Tröſterin und flüſterte kaum vernehmbar die Worte: „Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das übt in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Doch jetzt traten ſie durch die ſtillen Pforten. Hinter einem einfachen Denkmal von weißem, carariſchem Marmor von ſchlanken Akazien umſchattet, erhob ſich der Hügel, welcher die werthen Reſte barg, dem der Beſuchende unter Schauern der Rührung nahete. Die kleine Clara legte mit ehrfurchtsvollem Schweigen das Kränzchen in die Mitte des Grabes, und, wie ſie es vom Vater geſehen, küßte ſie die kühle Erde zu mehreren Malen.

Der Major ſtand an die Urne gelehnt, und ſchauete ſinnend in die Vergangenheit, wo dieſer Staub noch beſeelt und das Glück ſeines Lebens war. Mit Anſtrengung war er bemühet ſich die ſchönen Formen, das Lächeln, den Taubenblick der Seligen zu vergegenwärtigen, aber die Zeit hatte ihre erſten, zarten Nebelſchleier vor dieſe Bilder der Erinnerung gezogen, und ſchnell und geiſterhaft zerrannen die hervorgerufenen Erſcheinungen. Hier an dieſer Stätte fühlte er zum erſtenmale, daß dies wehmüthige Spiel ſeiner Phantaſie die Kraft zum Handeln ihm erſchöpft und ſein Bedürfniß nach Liebe nicht zu ſättigen vermöge. Dieſe Erkenntniß erhob den geſunkenen Willen in ihm, ein neues Glück ſich zu gründen, und das verlorne durch ein Andenken zu feiern, welches ihn fernerhin zu der Erfüllung ſeiner Pflichten ermuntern, ſtärken würde, nicht aber, wie bisher, ihn für die Freuden des Lebens ertödtete. Mit dieſem Gedanken erwärmte ein freudiges Wehen ſein mattes Gemüth; es war ihm, als ob eine ſchwere Feſſel von ſeinem Herzen ſpränge, und höher auf klopfte das befreiete. Sein Auge traf jetzt die Inſchrift des Denkmals, welche wahr, aber prunklos alſo lautete:

Den Schlaf des Friedens
ſchläft hier:
Laura von Sillfort.
Geliebt! Beweint!
Den Ihren unvergeſſen!

*

„Ja wohl!“ ſagte der Major, das ſtille Gedankengeſpräch laut fortſetzend: „Unvergeſſen wirſt Du, meine Einzige, mir dann und ewig ſein, wenn ich auch dem Rufe der

Natur nicht länger widerſtrebe und mein einſames, freudenloſes Daſein durch Liebe wieder zu beglücken ſuche. Erſcheinen uns doch ſtets theure Todte im Schimmer der Verklärung, während geliebte Lebende ſich uns in einem Lichte darſtellen, welches immer ſeinen tieferen oder ſchwächeren Schatten wirft.“

Clärchen hörte den Vater ſprechen, ohne zu verſtehen, was er ſagte, und fragte lauſchend: „Väterchen, mit wem ſprichſt Du denn?“

„Mit Deiner Mutter;“ antwortete betroffen der Major.

„Wo iſt mein Mütterchen?“ fragte ſcheu um ſich blickend die kleine, unermüdliche Fragerin. Der Vater ſah wehmüthig in die Höhe, und entgegnete: „Bei Gott, mein Kind, der ſie zu ſich genommen hat.“

Die Kleine umſchlang des Vaters Kniee, und mit einem Engelslächeln an der hohen, kräftigen Geſtalt aufſehend, ſagte ſie: „Laſſe es gut ſein, Vater! Der liebe Gott wird uns eine andere Mutter geben. Weißt Du wohl? Wie mir neulich der garſtige Felix die ſchöne Roſe abgebrochen hatte, und ich ſo weinte, da ſagteſt Du: Der liebe Gott wird Dir eine andere Roſe geben. Du mußt nur ein wenig warten; und da dauerte es nicht lange, ſo war, aus der Knospe eine Roſe geworden, die noch ſchöner war als die erſte. Du mußt auch ein wenig warten, Vater, und nicht mehr traurig ſein.“

Tief gerührt hob der Major das Kind zu ſich auf, küßte es mit feuchten Augen, und ſagte: „Bitte, mein Clärchen, den Vater im Himmel um eine gute Mutter, er erhört gern das Gebet der Unſchuld.“

Mit gänzlich veränderten Empfindungen verließ der Major die heilige Erinnerungsſtätte. Es giebt Augenblicke im menſchlichen Leben, in denen durch geheimnißvolle Urſachen, welche wir theils in der Einwirkung unſichtbarer Mächte, theils in den nie gelöſeten Räthſeln des Herzens vermuthen dürfen, plötzlich eine hochwichtige Verwandlung in unſerm Innern vorgehet. Bald erſtirbt ein ſorglich gepflegtes Lieblingsgefühl, bald geben wir einen theuren Wunſch auf, und ſträuben uns gegen die früher erſehnte Erfüllung; bald eröffnet ſich unſerm geiſtigen Auge eine nie geahnte Ausſicht in das Gebiet der Freude, bald giebt ein neues, ſchönes Ziel unſerem Streben eine andere Richtung.

Ein ſolcher Augenblick war dem Major an dem Grabe ſeiner Laura gekommen. Er fühlte jetzt auf einmal, daß er die Anſprüche, die Leben und Selbſtpflicht an ihn hätten, im trotzigen Beharren ſeines Grames unbefriedigt gelaſſen, und in den leiſen Regungen der Reue beſchloß er, die verſäumte Schuld zu tilgen.

Die Sonne war indeß geſunken. Noch glühete ihr Nachſchein am weſtlichen Himmel, und das zahlloſe Heer kleiner Silberwölkchen ſchwamm mit roſigem Saum im Azur. Jeder ſchüchterne Reiz der Natur wagte ſich nun dreiſter hervor, und der mildere Abend gab jeder ſanften Schönheit Werth und Gehalt. Der Liebe Athem durchwehete die Schöpfung, und der Major fühlte mit Schmerz, daß er allein ſei, doch auch mit dem tröſtenden Vorſatz, es nicht länger bleiben zu wollen.

Vielleicht war es die erſte Wirkung dieſes Entſchluſſes, was ihn bei ſeiner Rückkehr leitete, die Promenade zu beſuchen, welche doch ein wenig leerer geworden war. Hier wendete er das Auge unbefriedigt von einem ſeelenloſen Geſichte, von einer verputzten Geſtalt hinweg, dort ward ſein verwöhntes Ohr von unzarter Rede, von rohem Gelächter verletzt, und willig gab er Clärchens Bitte Gehör, welche, über heftige Ermüdung klagend, den Vater erſuchte, in einem nahen Pappel-Rondeau auszuruhen. Der Mond ging auf: wie magiſche Blitze ſpielten ſeine blaſſen Lichter auf den leichtbewegten Blättern, und zitterten in ſchnellwechſelnden Schatten auf dem röthlichen Sande des Bodens.

Der Major, mit dem Rücken an einen der ſchlanken Stämme gelehnt, betrachtete ſinnig das Treiben der Wandelnden, während die kleine Clara, nachdem ſie kaum einige Minuten geſeſſen hatte, nach Kinderweiſe die vorgegebene Erſchöpfung vergaß, und bald vor- bald rückwärts hüpfte, doch jetzt hinter einem Baumſtamm ein zuſammengedrücktes Papier aufnahm, dies neugierig entfaltete und dem Vater einen Ring mit dem Freudengeſchrei überreichte: „O ſieh doch, Vater, was ich gefunden habe!“ Der Major erfaßte mit Erſtaunen den Fund. Es war ein ſchmaler, goldener Reif, der nur für einen ſehr zarten Finger gemacht ſchien: ein herzförmig geſchnittener, ſehr ſchöner Rubin, von kleinen Perlen eingefaßt, funkelte in deſſen Mitte.

„Wo haſt Du den Ring gefunden, mein Kind?“ fragte der Major ſchnell. „Hier in dieſem Papier lag er;“ antwortete das glückliche Clärchen, und reichte das zerknitterte dem Vater dar. „Laß ſehen, Kleine!“ ſagte der Major, und ergriff, einen Aufſchluß erwartend, das feine Blättchen. Es war ein Brief, ohne Umſchlag und Aufſchrift, die Handſchrift deſſelben jedoch ſo fein und blaß, daß der kurzſichtige Major bei der eingetretenen Dämmerung kein Wort zu unterſcheiden vermochte. Er glaubte, daß Brief und Ring erſt in den letztverfloſſenen Stunden verloren gegangen ſei, und der Beſitzer ſich bald als ein Sucher kund geben würde.

Doch die bunte Menge der Luſtwandelnden zog an ihm vorüber, ohne daß irgend Jemand etwas zu vermiſſen ſchien.

Als der Major längere Zeit ohne Erfolg gewartet hatte, ſchlich er mit dem ſchläfrigen Clärchen langſam der Stadt und ſeiner Wohnung zu. Sein Intereſſe war auf den Inhalt des Briefes geſpannt, den er ſchon deshalb leſen zu müſſen glaubte, weil er auf eine Weiſung, in wem? und wo? der Eigenthümer zu ſuchen ſei, rechnete.

Er kleidete ſich eiligſt aus, gab ſeinem Kinde flüchtiger als gewöhnlich den Gutenacht-Kuß, und ſetzte ſich nun zum Leſen zurecht. Das Schreiben war von Frauenhand, dies zeigte der Augenſchein. Kleine, zierliche Schriftzüge, die jedoch in drängender Eile, oder vorwaltender Gemüthsbewegung entworfen zu ſein ſchienen. Was ſie ſagten, war Folgendes:

> „Wenn Du, mein lieber Guſtav, dieſen Brief mit der gewohnten Freude öffneſt, womit Du ſtets eine Nachricht von mir aufgenommen haſt, und mit Betroffenheit darin das an Dich zurückerfolgende Pfand Deiner Treue erblickeſt: o! ſo verurtheile nicht ungeprüft Deine Freundin, welche an dieſe Zurückgabe ein wehmüthiges Abſchiedswort knüpft, Dir aber nicht verhehlen mag, daß ſie dies mit blutendem Herzen ausſpreche. Doch das Bewußtſein, Recht zu thun, ſtärkt den Bekümmerten, wie Wein den Kranken, und mein Gemüth wird ſeinen Frieden wieder finden, wenn kein leiſer Vorwurf die Regungen deſſelben ſtört.“
>
> „Ich liebte Dich, mein Guſtav! Noch einmal darf ich ſo Dich nennen — ich liebte Dich warm, zärtlich und treu. Ich fühlte mich beglückt, durch die Billigung, welche die geliebten Meinigen dieſem Gefühle geſtatteten.

und keine Ahnung, daß irgend ein ſanftes, edles Herz durch mein Glück benachtheiliget würde, kam in meine frohe Seele.“

„Da beſuchte uns eine Freundin meiner Mutter, eine treffliche Frau von klarem Verſtande und zartem Gemüthe. Ich war überzeugt, daß ſie mein theuerſtes Geheimniß nicht wiſſe, auch durfte ich meiner Mutter vertrauen, die raſche, und überhaupt Mittheilungen dieſer Art nicht liebt. Eines Tages wird zufällig Dein Name genannt. Unſer Gaſt nennt ſich eine Freundin Deiner Mutter, und ſagt, daß ſie dieſelbe genau kenne, innigſt ſchätze und oft ſehe. Auf einen bittenden Blick von mir, erkundiget ſich meine Mutter ungeſucht und behutſam nach der Lebensweiſe und den Eigenthümlichkeiten der Deinigen. Unſer Gaſt erzählt nun, daß Deine gute Mutter durch ihre ſchweren körperlichen Leiden von jeder geſelligen Freude ausgeſchloſſen ſei und faſt klöſterlich lebe; daß aber dieſe verjährten Qualen ihr durch die treue, kindliche Pflege und zärtliche Theilnahme einer jungen Verwandtin erleichtert würden, welche Deine Mutter an Kindes Statt bei ſich aufgenommen. Die Aufopferung, mit der dieſe ſanfte Julie ſich dem Dienſte dankbarer Liebe weihe, die Zartheit und Leichtigkeit, mit welcher ſie dieſe ſchwerſten Pflichten erfülle, ſei wahrlich! rührend und beiſpiellos. Aber — aber —“

„Mit dieſem bangen bedingenden Worte ſtockte unſere Erzählerin. Ein ahnendes Gefühl verhielt mir den Athem, mit zitternder Stimme bat ich um den Nachſatz. Die reinſte Tugend iſt nicht ſelten die unbelohnteſte in Beziehung auf irdiſches Glück; ſo hob unſer Gaſt wieder an, und fuhr fort, der Sohn meiner Freundin — (o Guſtav, wie ſchlug mir das Herz!) ein ſonſt guter Menſch, aber leidenſchaftlich, ein wenig leichtſinnig, nach der Weiſe ſeines Standes, und nach Männerart eben nicht ſtreng gewiſſenhaft, einer ſtillen Mädchenbruſt den Frieden zu rauben, wäre dieſer auch das einzige Gut derſelben — findet ſeine ſchöne Pflegeſchweſter ſehr reizend, und in der Vortrefflichkeit des lieben Mädchens die Rechtfertigung für die ſchnell erglühende Neigung. Seine Mutter, allzuglücklich, den liebſten Wunſch ohne alles Zuthun erfüllt zu ſehen, verräth in ihrer Freude das Daſein deſſelben, und Julie überläßt ſich dem Entzücken einer erſten, innigen, warmerwiederten Neigung.“

„Der Sohn muß endlich ſeiner Beſtimmung wieder folgen, die ihn weit entfernt. Binnen Jahresfriſt werden ſeine Briefe ſelten und kühl, ein leiſes Gerücht ſpricht von einer neuangeknüpften Verbindung mit einem Mädchen aus edler Familie, und Juliens Liebe weiß ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß ſie vergeſſen ſei. Sie ringt durch Bitten und Flehen der Mutter das Verſprechen ab, dem Sohne keine Vorwürfe zu machen, und bedeckt den tiefen Gram über dieſe kränkende Erfahrung mit einem geduldigen Lächeln. Aber die Wirkungen des verborgenen Schmerzes zeigen ſich bald; denn Julie fängt an zu kränkeln, der friſche Reiz des Mädchens verblüht, und meine bedauernswerthe Freundin ſieht ihren Liebling, die Stütze ihrer Schwachheit, den Troſt ihres einſamen Lebens, dem Grabe zuwelken.“

„Dieſe Erzählung hatte mein Inneres durchbohrt. Ein Thränenſtrom drang aus meinen Augen, taumelnd verließ ich das Zimmer. O Guſtav! das konnteſt Du? Ein Herz brechen, das Dich ſo treu liebt? — Dem zärtlichen Gemüthe unheilbare Wunden ſchlagen, welches die Leiden Deiner Mutter ſo ſanft und mild zu lindern bemühet iſt? Nein! Ich darf ſagen, daß keine Regung der Eitelkeit und Selbſtſucht den Schmerz beſänftigte, welchen mir das Bewußtſein erregte, auf Koſten der Ruhe einer ſchönen weiblichen Seele glücklich geweſen zu ſein. Guſtav! lieber Verirrter! Soll ich in Zukunft nicht davor erröthen, Dich geliebt zu haben, iſt Dir meine Achtung, mein herzliches Andenken theuer, o ſo vergüte, was Du verſchuldeteſt, und ſäume keinen Augenblick, dies zu thun."

„Ich ſende Dir beikommend den Ring zurück, das Geſchenk Deiner Liebe, er gehört an eine andere Hand, als die meinige. Sein funkelndes Roth würde mich fortan erinnern, daß ich ihn nur mit Schamroth tragen könne, ſeine Perlen mich nur an Juliens Thränen mahnen. Die öffentliche Anzeige Deiner Verbindung ſei die Antwort auf dieſen Brief, und mir die Bürgſchaft Deines Werthes, wie Deiner Freundſchaft für mich. Lebe wohl, Guſtav! Lebe ewig wohl!

G * * *."

Der Major erwachte aus tiefem Träumen. Er erhob das naßgewordene Auge von dem Briefe, und vor ſeiner Phantaſie ſchwebte das Bild eines holden Mädchens in der Märtyrerkrone ſchwerer Entſagung. In etwas weiterer Ferne erblickte er die blaſſe, lächelnde Julie in dem Heiligenſcheine ihrer ſtillen, opferwilligen Liebe. „Iſt es möglich?" rief er ergriffen, „ſolche Herzen ſchlügen noch auf der Erde? Solche Tugenden würden noch auf dieſem Schauplatze der Sünde und Thorheit geübt? So hätte meine Laura noch Schweſtern hienieden? So wären meine Forderungen an weibliche Würdigkeit nicht überſpannt, und die Möglichkeit denkbar, ſie noch einmal befriediget zu ſehen? — Welch ein ſeltſamer Zufall! Dieſer Brief entſchleiert mir eine weibliche Seele, und zeigt mir in der Klarheit derſelben eine ſeltene Innigkeit des Gefühls, eine Gerechtigkeitsliebe, die fremden Anſpruch ehrt und ihm genügt, ſollte er auch mit dem Theuerſten bezahlt werden müſſen; eine Selbſtloſigkeit, welche gern mit dem eigenen Weh Anderer Thränen trocknet, und eine Hoheit der Geſinnung, die dann noch zu lieben vermag, wenn ſie auf den Beſitz des Geliebten verzichtet. Doch — um mich einer ſonderbaren Qual preis zu geben, der, zu wiſſen, es giebt ſolch ein himmliſches Gemüth, und doch der Kenntniß zu ermangeln, wo es zu ſuchen ſei, — iſt in dem ganzen gehaltreichen Briefe auch nicht die geringſte Beziehung auf die Perſönlichkeit und die Verhältniſſe der Schreiberin zu finden. Dies G., als Unterſchrift, welchen Namen mag es bezeichnen ſollen? Gottliebe? Gertrude? Es giebt meines Wiſſens wenig weibliche Namen, welche mit dem Buchſtaben G beginnen.“

Der Major zermarterte ſeinen Scharfſinn, um aus dem Schreiben eine nähere Weiſung auf den erſten Eigenthümer deſſelben und auf die entſagende Braut, oder auf die verlaſſene Julie zu erſpähen. Aber vergebens. Der Brief war auf das feinſte Velinpapier geſchrieben, und roch ein wenig nach Biſam; dies, wie die Sprache des Briefes überhaupt und die Stelle der Erzählung, wo die Familie des Mädchens eine edle genannt wird, beſtätigte den Major in der

Vermuthung, daß die Schreiberin höchſt wahrſcheinlich von Adel ſei. Hier und da war ein Wörtchen ganz erloſchen, die Tinte in kleinen Flecken ausgelaufen. Vielleicht waren dies Thränenſpuren, und des Leſers Auge betrachtete mit Blicken des Mitleids dieſe ſtummen Verräther tiefer Schmerzen.

Mitternacht war bereits vorüber, als der Major ſich zur Ruhe begab, doch ohne die Geſuchte zu finden. Erſt ſpät beſchlich der Schlummer den Erregten, aber die Bilder, welche ihn ſo lebhaft beſchäftiget hatten, verwebten ſich ſelbſt in ſeine Träume. Bald folgte er mit Angſt und Wehmuth Juliens offnem Sarge, bald ſteckte er ihrer großmüthigen Nebenbuhlerin den gefundenen Ring an den kleinen Roſenfinger; dann forderte er jenen treuloſen Guſtav auf Piſtolen; er fühlte den empfangenen Schuß, doch ſtatt der Kugel hatte jener zuſammengerollte Brief ſein Herz getroffen, und raſch und voll klopfte dies, als er erwachte.

Er kleidete ſich ſogleich an, um auf die Promenade zu gehen; es war doch möglich, daß er erfahre, ob Jemand das Verlorene geſucht habe? Auf dem Hausflur begegnete ihm ſeine Wirthin, die Commerzienräthin Müllner. „Ei, guten Morgen, lieber Herr Major!“ ſagte die gutmüthige alte Frau, „ſchon ſo früh auf? Haben der Herr Major wohl geſchlafen?“ „Nicht ſonderlich! Mir träumte verworren,“ entgegnete der Gefragte, und bot der freundlichen Schwätzerin die Hand.

Das Mütterchen fragte weiter: „Nun, und was denn zum Beiſpiel? Die Schrift ſagt zwar: Träume ſind Schäume, doch nicht alle möcht' ich verachten. Laſſen Sie doch hören!“

„Mir träumte,“ erwiederte der Major, ich folgte dem Leichenzuge eines lieben Mädchens, welches aus Gram um einen Ungetreuen ſtarb. Das ging mir denn natürlich nahe."

„Der Traum iſt gut, und deutet auf Hochzeit!" entſchied die Commerzienräthin, „binnen Jahr und Tag wird die Leiche zur Braut; nichts iſt gewiſſer, oder alle Traumbücher müßten lügen."

Der Major lächelte ein wenig. „Dann —" fuhr er fort, „ſchenkte ich einer Lebenden einen Ring, und —"

„Das iſt auch im Traume ein Verlobungszeichen, und wird, ſo Gott will, in Erfüllung gehen!" unterbrach ihn die ſilberhaarige Joſephine. „Haben Sie doch die ſelige Frau lange genug betrauert, und ſind, ſo zu ſagen, ein wahres Muſter für die vergeßlichen Wittwer geweſen. Aber Alles hat ſeine Zeit, und nimmt der Tod, ſo muß man wieder nehmen."

Der Major war erröthet; er enteilte der Fortſetzung, welche ſeine Empfindungen im Gleichlaut berührte.

Behutſam erkundigte er ſich bei einigen der Promenade nahe wohnenden Perſonen, ob in den letzteren Tagen Etwas verloren gegangen ſei. Doch Niemand wollte von einem Verluſte gehört, oder einen Sucher bemerkt haben.

Der Major ward von Tage zu Tage verliebter in ſein Gedankenbild, und immer ſehnſüchtiger der Wunſch in ihm, das Original deſſelben zu finden. Aber die Erſcheinungen des Alltagslebens zogen in ihrer matten Gewöhnlichkeit an ihm vorüber, ohne daß irgend ein Gegenſtand, ein Ereigniß, ſeiner ſtill geſpannten Erwartung entſprochen hätte. In einem nie ermüdenden Streben, welches jedoch keine eigentliche Richtung hatte und in jeder kommenden Stunde ſein Ziel zu finden glaubte, fühlte der Major in aller Stärke die Pein der Hoffnungsloſigkeit, und gemahnte ſich wie einer, vor deſſen ſehnenden Blicken ein Eden ſich ausbreitet, von dichten, labyrinthiſchen Gehegen umgränzt, durch welche den Weg zu finden, auch der kühnſte Muth verzweifeln müßte.

Seine Kameraden neckten ihn zuweilen mit der Zerſtreuung, welche den beſonnenen Mann jetzt oft ſelbſt in der heiterſten Geſellſchaft überwältigte, und verſicherten ihn, die Urheberin derſelben ſchon ausfindig machen zu wollen. „O! vermöchtet ihr das!“ dachte der Major mit leiſer Beſchämung.

In mancher einſamen Stunde zog er den Ring hervor, ſpiegelte den verdunkelten Blick forſchend in dem kleinen Gluthherzen, und ſagte dann: „O warum haſt du keine Sprache, ſchöner, flammender Stein? Warum kannſt du mir die nicht nennen, an deren Hand du einſt glänzteſt? Gewiß Sehnende, Liebende, Unglückliche waren es, deren Phantaſie Feenwelten erſchuf, und dem Lebloſen Wunderkraft und Zaubermacht verlieh. Doch wenn ich glauben darf, auch der kleinſte Zufall ſei ein Glied in der Kette der Schickſalsfügungen, ſo kann ich auch vorausſetzen, daß dieſer Ring nicht umſonſt in meine Hand gefallen ſei, und früher oder ſpäter ſeiner Beſtimmung dienen werde.“

So war der Juni vergangen. Mit dem Ende des Juli waren die militäriſchen Uebungen vorüber, und der Major nahm Urlaub auf ſechs Wochen, um das W.......er Bad zu beſuchen, woſelbſt er ſeinen liebſten Freund, den Baron von Haller, antreffen würde.

Die Reiſe war ſchön, Clärchens kindlicher Frohſinn höchſt anmuthig, und der Major öffnete das empfängliche Herz den Einflüſſen höherer Naturſchönheiten und wohlthuender Zerſtreuung. Es war ſchon ziemlich ſpät, als er in W...... anlangte, aber dennoch eilte er ſeinen Freund aufzuſuchen.

welcher den gegebenen Notizen zufolge im ſchwarzen Adler Nro. 8 logiren ſollte. Er fand die bezeichnete Wohnung, und klopfte, den Freund zu überraſchen, leiſe und ſchüchtern an die Thüre. „Nur herein, Du ſpäter Gaſt!“ ſagte eine ſanfte, lieblichtönende Stimme, und eine kleine, weiße Hand langte zur geöffneten Thüre heraus. Der Major trat beſtürzt einen Schritt zurück, aber der Hand folgte eine ſchlanke Mädchengeſtalt, und ein paar zart gerundete Arme erhoben ſich, den Erſtaunten zu umfaſſen. Doch jetzt gewahrte die Begrüßende ihren Irrthum, und flüſterte eine ängſtliche, von dem Major nur halbverſtandene Entſchuldigung. Dieſer zog nur widerſtrebend den Blick von dem blaſſen, aber ſchönen Geſichte der Fremden, welches ihn mit wunderſamen Intereſſe anſprach. Gedankenvoll ſtieg er die Treppe hinab, und fragte den Hauswirth, welcher ihm auf derſelben begegnete, nach dem Baron von Haller. Der höfliche Mann antwortete: „Wenn ich die Ehre habe, den Herrn Major von Sillfort vor mir zu ſehen, ſo liegt für Sie ein Briefchen bei mir im Depoſito, welches der Herr Baron einem an mich gerichteten Schreiben beigeſchloſſen haben. Ich eile es Ihnen zu holen.“ „Wer logirt in No. 8?“ fragte der Major dringend. „Die Oberſtin von Wallos nebſt ihrer Schwiegertochter,“ war des Wirthes Antwort. Wallos? Dieſen Namen hatte der Major ſchon irgendwo gehört. Nach kurzem Beſinnen erinnerte er ſich, daß ein Huſarenlieutenant, welcher vor einigen Monaten Rittmeiſter geworden war und in H..... garniſonirte, ihn führe.

Der Brief des Baron Haller benachrichtigte den Empfänger von dem ſchnell erfolgten Tode ſeines Bruders, welcher betrübende Umſtand den verabredeten Badebeſuch durchaus verhindere. Wie theilnehmend der Major auch dieſen Unglücksfall bedauerte, ſo war es ihm doch jetzt lieb, daß der Baron ausblieb. Von dem Warum? vermochte er nicht, ſich Rechenſchaft abzulegen.

Mechaniſch verließ der Major den ſchwarzen Adler, ſeine Seele blieb darin zurück. So wie die junge Fremde ihm erſchienen war, hatte er ſtets jene Julie ſich gedacht. „Sollte ſie es vielleicht geweſen ſein?“ flüſterte eine Stimme leiſe und ahnungsvoll in ſeinem Innern, aber zürnend gegen ſich ſelbſt, verwarf er die prophetiſche Eingebung als Trug und Täuſchung. Obgleich zurückgedrängt, kehrte dieſe Vermuthung immer wieder, und der nächſte Morgen ſchon fand den Major auf dem Wege zum ſchwarzen Adler, wo er einen aufgefundenen Behelf gebrauchte, um den Wirth über die Oberſtin Wallos und ihre Umgebungen auszufragen.

Der Wirth erſtattete den verlangten Bericht mit mehr Weitſchweifigkeit, als zu dem Genügen des Fragers. Er ſagte: „Ja, mein Herr Major, heut' früh um fünf Uhr ſind die Frau Oberſtin abgefahren; mit Sack und Pack, wie ich Ihnen ſage.“ Der Major erſchrak. „Und wohin?“ fragte er ſchnell.

Mit angenommener Gleichgültigkeit verſetzte der Wirth: „Kann Ihnen nicht dienen. Unſer einer bekümmert ſich um ſo etwas nicht. Das iſt im Gaſthofe wie im Leben, ein ewiges Kommen und Gehen. Einige Minuten ſpäter als Sie, kam geſtern der Frau Oberſtin Sohn, ein ſchmucker Herr! der Gemahl oder Bräutigam der jungen Dame. Das war eine Freude! Er kam die beiden Frauen abzuholen.“

„Und welche von Beiden war die Kranke?“ fragte der Major in erhöheter Spannung weiter. „Die alte Dame, Ihnen aufzuwarten;“ antwortete der Wirth mit einem kleinen Bucklinge, „ganz contract, ſo zu ſagen. Die junge war wohl zart und fein, wie ein Nürnberger Püppchen, aber doch geſund. Ach! und eine wahre Samariterin an Liebe! eine Seele von einem Frauenzimmer! ein Lamm an Geduld!“ „Das iſt Julie!“ dachte der Major mit froher Ueberzeugung; die erſte Spur zu jener unbekannten Briefſtellerin war gefunden, er durfte nunmehr hoffen, ſie verfolgen zu können.

In dieſem Augenblicke ging die Wirthin vorüber; ſie vernahm die Heiligſprechung aus dem Munde ihres Mannes, und zog die Stirn kraus. Der Lobredner bemerkte es, und verſtummte, doch plötzlich fand er die Sprache wieder, und fragte: „Weißt Du vielleicht, mein Schatz, wohin die Fremden aus Nro. 8 gegangen ſind?“

„Nach S....., dächte ich, wo ſie die Brunnencur brauchen wollten,“ antwortete grämlich die Wirthin, und zog vorüber.

Als der Major des folgenden Tages im Wagen ſaß, der pfeilſchnell auf der Straße nach S..... dahin rollte, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Wie ſeltſam iſt der Menſch! Wie unergründlich ſeines Herzens Tiefen! Wie räthſelhaft ſein Wollen, wie geheimnißvoll bedingt ſein Handeln! O daß doch keiner glaube, der Herrſcher ſeines Schickſals zu ſein! — Wir Alle ſind, wie ein großer Dichter ſagt, ja ſeine Diener nur. Es verkündet ſeinen Willen in unſeren Wünſchen, unſerem Sehnen, unſerem Streben! Wehe uns, wenn wir dieſe höchſte Berufung unbefolgt laſſen! Auch ich gehorche dem geheimen Zwange ſeiner Macht, und wenn der unzulängliche Verſtand mein Beginnen ein thörichtes nennen mochte, ſo tröſte mich der Ausſpruch meines Schiller: „Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme!“

Am Abend des zweiten Tages langte der Major in S..... an. Auf ſeine Nachfrage ſagte man ihm, daß in dem großen Brunnenhauſe noch eine Wohnung frei ſei. Der Major fuhr vor, ſchloß mit militäriſcher Kürze die Bedingungen ab, und war nach zehn Minuten eingerichtet. Er legte ſich ans Fenſter, und ſeinen geblendeten Blicken ſtellte ſich eine entzückende Ausſicht dar. Ueber die lachenden Thäler hatte der Sommerabend ſchon ſeine erſten blaſſen Schleier ausgebreitet, während die Häupter der Berge, welche in maleriſcher Kette um die lieblichen Gründe ſich reiheten, noch im goldenen Schimmer des Spätroths glüheten. Ein bläulicher, durchſichtiger Duft ſäumte dieſe purpurnen Höhen, und hüllte dämmernd die Schönheiten der Natur ein, ſo wie die Sanftheit eines Gemüths das Allerheiligſte der Seele verbirgt. — Von einem nahen Berge herüber tönte in leiſe verſchwebenden Klängen Feldmuſik, welche eine fröhliche Geſellſchaft dorthin mitgenommen hatte, und durch die Stille des Abends ward das Rauſchen der Waſſer und das Rieſeln der reich ſtrömenden Gebirgsquellen hörbar.

Auf einer breiten ſteinernen Bank vor dem Brunnenhauſe ſtand Clärchen, eine perſonificirte Idylle im verjüngten Maßſtabe. Die Zwangloſigkeit des niedlichen Reiſeanzuges zeigte die Kleine in allen Reizen der Kindlichkeit; das italiäniſche Strohhütchen, mit einem dichten Kranze von Wieſenblumen geſchmückt, hing rückwärts auf dem blondgelockten Köpfchen. Dieſe ganze Bank lag voll Blumen, aus denen das Kind mit ausdauernder Befliſſenheit Sträußchen und Kränze wand. Des Vaters Auge ward von ſeinem Abgott gefeſſelt, freudeglänzend ruhete es auf dem einzigen Clärchen.

Doch jetzt rollte ein ſtattlicher Reiſewagen vor das Haus. Ein Jäger ſprang vom Bock und öffnete den Wagenſchlag. Ein junges Mädchen hüpfte heraus, ein zweites folgte; zuletzt kam eine ältliche, und wie es ſchien, kränkliche Frau. Tiefe Reiſehüte entzogen dem Major die Geſichter der Ankommenden, weniger verbargen die zurückfallenden Staubmäntel von grauem Battiſt die Zierlichkeit der beiden jugendlichen Geſtalten, welche faſt von gleicher Größe und Fülle waren. „O ſieh, Schweſterchen, welch ein Engel!“ ſagte das Eine der Mädchen, auf Clärchen deutend, welches den Fremden Küſſe zuwarf. Das zweite Mädchen trat näher, küßte des Kindes Hand und fragte mit ſehr weicher Stimme: „Wie heißeſt Du, liebe Kleine?“ „Clärchen!“ antwortete die Gefragte mit einem hellen Lächeln. „Und wo iſt Deine Mutter?“ fragte die Erſte mit lautem, klingendem Tone, den, wie zu vermuthen, kein Herzweh modulirte. „Im Grabe,“ erwiederte Clärchen mit einem kleinen Seufzer; unbewußt daran gewöhnt, ein wehmüthiges Gefühl an dieſe Vorſtellung zu knüpfen. „Im Grabe? Armes Kind!“ ſagte die Zweite und ein zärtliches Mitleid ſprach aus dieſen Worten. Clärchen ſchüttelte fröhlich den Kopf und verſetzte: „Bin nicht arm; Vater iſt reich und gut!“

Die Erſte lachte. Mit komiſchem Zweifel in der Miene, ſagte ſie: „Das findet man ſelten beiſammen. Doch — Kinder reden die Wahrheit. Wer iſt Dein Vater, Kleine?“ Clärchen antwortete: „Major Sillfort, ein Huſar.“ Die Erſte blickte der Zweiten ſchelmiſch unter den Hut und entgegnete: „Vor Solchen hüten wir uns, nicht wahr?“ Aber die Zweite hatte den Kopf geſenkt und ſuchte in dem Maroquin-Köfferchen. Jetzt hielt ſie ein großes Bonbon mit franzöſiſcher Deviſe dem Kinde vor die Augen, und fragte ſchmeichelnd: „Möchteſt Du das, mein holdes Clärchen?“

„Oder das?“ fragte die Erſte und zeigte der Kleinen eine Apfelſine, welche ſie ſchnell aus dem Arbeitskörbchen hervorgeholt hatte. „Beides, bitte!“ antwortete Clärchen, das in der Unſchuld dieſes zarten Alters noch jedes Begehren verlautbarte.

„Nun, Du ſollſt Beides bekommen, aber Du mußt auch Jeder von uns einen Kuß geben,“ ſagte die Erſte, und Clärchen hatte die annehmliche Bedingung kaum vernommen, als ſie alle Blumen fallen ließ und die freundlichen Mädchen mit dankbaren Küſſen erſtickte.

Jetzt kam die Aufſeherin des Kindes, um es in das Zimmer abzuholen, weil es kühl zu werden begann. Die fremden Fräulein folgten ihrer vorangegangenen Mutter.

Der Major hatte ſich bei dem Anfange dieſer Scene ein wenig vom Fenſter zurückgezogen, doch ohne die Gruppe aus den Augen und nur ein Wörtchen der kurzen Unterredung zu verlieren. Wenn jede Liebkoſung, einem theuren Kinde erwieſen, das Vater- oder Mutterherz wohlthuend berührt, und ſelbſt den fremdeſten Gegenſtand ſchnell zum Freunde den gewonnenen Eltern nähert, ſo mußte dies jetzt bei dem Major um ſo mehr der Fall ſein, als die Liebenswürdigkeit der beiden Mädchen einem Gefühle begegnete, welches ſchon ſeit längerer Zeit in erhöheter Reizbarkeit für jede fremde Erſcheinung war. Er fühlte ſich ſo lebhaft für die Angekommenen intereſſirt, daß er erſt ſpät an den eigentlichen Zweck ſeiner Reiſe, an die muthmaßliche Julie dachte. Am nächſten Morgen las er die Badeliſte; eine Oberſtin Wallos war jedoch nicht darauf vermerkt.

Auf ſeine Erkundigung erfuhr der Major Namen und Stand der Fremden von geſtern Abend. Es war die Forſträthin von Ceder mit ihren Töchtern. Mit Vergnügen erwog er, daß das Recht der Hausgenoſſenſchaft ihm die nähere Bekanntſchaft der Damen erleichtern würde, und Clärchen erſchien ihm als Mittlerin in dieſer Angelegenheit.

Wie ſchön der vorige Abend auch geweſen war, ſo hatte doch der Lauf der Nacht das Wetter unfreundlich geändert. Ein kalter Wind wehete aus Norden, die Berge waren grau umzogen, immer tiefer hüllte ſich der Himmel ein, Regen ſtrömte herab. Dem Major war dies ziemlich gleichgültig, im Gegentheil ſogar lieb; er konnte nun ſicherer darauf rechnen, die gewünſchte Bekanntſchaft einzuleiten. Er ſtudirte dem gelehrigen Clärchen die Meldung ein, und ſendete die kleine Geſandtin über den Saal in die Zimmer der Forſträthin. Roth geküßt, mit Zuckerwerk beſchenkt, kehrte das Kind zurück und brachte zur Antwort: Vater werde willkommen ſein.

Einige Minuten ſpäter trat, ſein Clärchen an der Hand, der Major bei der Forſträthin ein. Die Dame begrüßte den Eintretenden mit anſtändiger Freundlichkeit, aber auch mit jener ſtrengen Gemeſſenheit und Würde, welche ſtets eine gewiſſe Scheu einflößt und das Betragen ſelbſt der kühnſten und anmaßendſten Männer in den Schranken der zarteſten Achtung feſthält. „Meine Töchter,“ ſagte ſie, auf ein Paar reizende Blondinen deutend, welche ſich zum Verwechſeln ähnlich geweſen wären, wenn nicht ein anderer Geiſt dieſe anmuthigen Geſichter beſeelt hätte. Die Aelteſte warf die wunderklaren blauen Augen leuchtend um ſich, oder bedeckte ſie ſchalkhaft mit den Schatten der gebogenen Wimbern. Der kleine Mund verzog ſich unwillkürlich zu einem Schelmenlächeln, und in der hochgerötheten Wange zeigte ſich dabei ein Grübchen, das den Amor auszulachen ſchien. Das kleine Oval des Geſichts war von der Freude überſonnt, und in dem feinem Mienen- und Geberdenſpiele verrieth ſich die leichteſte Beweglichkeit. Aus den Augen der Jüngeren blickte mild, wie Mondlicht, ein ſtilleres, inniges Gemüth. Um die ſchöngeformten Lippen ſchwebte ein Zug von ſehnſüchtiger Trauer, welcher dieſem Geſichte, das nur ein ſehr ſanftes Roth überſchimmerte, einen höchſt anziehenden Ausdruck verlieh. Aber Seelenfrieden ſtrahlte von dieſer reinen Stirne, und in der Haltung der edelgebogenen Geſtalt verkündete ſich die Herrſchaft des Geiſtes über die Schwäche des Körpers und Gefühls. Wenn der Lebensſinn des Majors ſich von der Eigenthümlichkeit der Aelteſten angeſprochen fühlte, ſo ward jedes höhere Verlangen in ihm um ſo mehr ſympathetiſch von dem Weſen der Jüngſten angezogen, je weniger dieſe ſolch eine Wirkung erwarten oder veranlaſſen zu wollen ſchien.

Clärchen lieferte den Stoff zu den erſten Fäden des Geſpräches, welches bald mit gegenſeitig ſteigendem Intereſſe ſich um wichtige Gegenſtände der Gedanken- und Empfindungswelt wob. Die Aelteſte ſchob dann und wann ein ſchlagendes Witzwörtchen, eine komiſche Bemerkung ein, und neckte ſich dazwiſchen fortwährend mit dem Kinde, das, den gegebenen Anreizungen zufolge, ſich auf die drolligſte Art äußerte.

„Georgine!“ ſagte die Mutter mit leiſem Vorwurfe, „daß Du doch das Necken nicht laſſen kannſt! Du wirſt auf dieſe Weiſe das Kind von Dir entfernen!“ „Nicht doch, Mütterchen!“ entgegnete Georgine, „das Schickſal verfährt auch ſo mit uns. Seine Neckereien wecken unſere Kräfte und wir fühlen uns ihm verſöhnt, wenn ſein ſcheinbar feindliches Walten ſich in Liebe auflöſet."

„Georgine!" wiederholte der Major kaum hörbar; er dachte dabei an ſein: G, doch war der Gedanke ihm fern, jene Briefſtellerin in dieſes Namens Führerin vorauszuſetzen.

Die Forſträthin hatte den Nachhall ihres Zurufs doch vernommen; ſie ſagte: „Der Name dünkt Ihnen ungewöhnlich, nicht wahr, Herr Major? Auch iſt er es. Meine Tochter verdankt ihn einer Seltſamkeit ihres Vaters, welcher über die Wahl der Taufnamen nicht einig mit ſich werden konnte und die Beſtimmung derſelben zuletzt einem Buchſtabenorakel unterwarf. Mit ſonderbarer Conſequenz beharrte dies Orakel dreimal auf dem G, und ſo heißen meine Kinder: Gebhard, Georgine und Gabriele."

Schüchtern ſuchte des Majors Auge die Letztgenannte. Vielleicht wollte ſein Blick, der forſchend auf den Zügen der emſigen Stickerin weilte, erfragen, ob er dieſe durch die Vermuthung ehren dürfe, ſein Brief-Ideal in ihr gefunden zu haben? Aber ſeltſam! Obgleich Gabrielens ſanfte Anſpruchsloſigkeit und ein, dem Menſchenkenner bemerkbarer Anſtrich von ſchwärmeriſcher Hingebung den Major in dem Mädchen die Hauptzüge ſeines Phantaſie-Bildes hätten finden laſſen können, ſo war doch ein Etwas in ihm, das ihn hinderte, jene Lieblingsvorſtellung an Gabrielens Perſönlichkeit zu knüpfen.

Georgine durchbrach ſeine ſtille Gedankenreihe indem ſie ſagte: „Lebte Väterchen noch, und wäre er überall geneigt geweſen, auch über wichtigere Angelegenheiten das Loos und den Zufall verfügen zu laſſen, ſo hätten wir wohl gar unſere einſtigen Männer nach dieſem Buchſtabenausſpruche wählen müſſen."

Die Mutter drohete der Leichtfertigen mit dem Finger, und der Major entgegnete lachend: „Das dürfte am Ende ſo übel nicht ſein. Wir Männer würden in dieſem Falle vielleicht ſeltener Urſach finden, die Härte des Geſchicks anzuklagen, als wir veranlaßt werden, die eigenen Mißgriffe zu bereuen. Und das Geſchlecht der Frauen, welches nun einmal zur Abhängigkeit verurtheilt iſt, würde um ſo williger dieſer Zufalls-Tyrannei ſich unterwerfen, als es doch nur in auszeichnend glücklichen Situationen zu freier Herzenswahl begünſtiget iſt. Doch, was ſagen Sie dazu, mein Fräulein?" Mit dieſen Worten wendete der Major ſich zu Gabriele.

Dieſe war hold erröthet. Mit freundlichem Ernſt ſagte ſie: „In Bezug auf dieſen Gegenſtand denke ich ein wenig reformirt, und glaube demnach an eine Beſtimmung, die ſich in der Wahlverwandſchaft der Herzen, wie in trennenden Ereigniſſen ausſpricht und oft die geringfügigſten Zufälle zu Werkzeugen ihres Willens gebraucht. Dieſer Glaube ſchützt mindeſtens vor unzeitiger Sorge, oft auch vor Reue; denn er richtet den nutzlos fragenden Sinn einzig auf den rechten Gebrauch des gegenwärtigen Augenblicks."

Ein ſüßer Frieden wehete den Major aus dieſen Worten an; ſolch eine fromme Zuverſichtlichkeit, ſolch ein reiner Kindesglaube konnte nur in einem Herzen wohnen, das des Glückes ſich werth fühlt, und um ſeiner Tugenden willen der treuen Fürſorge einer höheren Macht vertraut. Er antwortete: „Mit dieſer Ihrer Geſinnung, mein theures Fräulein, ſtehet ein Ausſpruch unſeres Schiller in Harmonie, welchen auch ich mit voller Ueberzeugung beherzige: Der Zug des Herzens iſt des Schickſals Stimme!"

Georgine verzog den Mund zu leiſem Spott und ſagte: „Ich habe den Wallenſtein auch geleſen, und eine andere ſeiner Prachtſtellen der Erinnerung noch werther gefunden. Sie lautet: „Nicht jeder Stimme muß man immer glauben, die warnend ſich im Herzen laßt vernehmen. Uns zu berücken, borgt der Lügengeiſt nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit, und ſtreut betrügliche Orakel aus.“

Betroffen blickte der Major ſeine Gegnerin an, und Gabrielens Augen ſuchten verduſtert den Boden. Die Forſträthin aber nahm das Wort auf und ſprach: „Die Wahrheit eines Satzes kann uns nur durch die richtige Anwendung deſſelben auf das Leben und auf unſer eigenes Herz kund werden. Wer thörichtes Träumen und Irren und die Forderungen einer verdammlichen Leidenſchaftlichkeit für höhere Eingebung und himmliſche Berufung zu halten geneigt wäre, dem dürfte Deine Warnung, Georgine, recht kommen. — Wer jedoch von ſolcher Verblendung ſich frei zu erhalten bemühet iſt, weſſen Geiſt mit dem Lichte der Wahrheit die Welt und ihre trüglichen Erſcheinungen beleuchtet, wem im Gemüthe die reine Flamme der Liebe lodert, der kann ruhig der unfreiwilligen Hinneigung ſich überlaſſen, welche ihn mit magnetiſcher Kraft zur Ausführung einer Idee treibt, oder an wahlverwandte Gegenſtände zieht; ſolch ein Geweiheter darf kühn Ihren Wahlſpruch führen, Herr Major, und Deinem tröſtenden Glauben ſich überlaſſen, meine Gabriele!“

Der Major fühlte ſchon nach den erſten Tagen ſeiner Anweſenheit in S....., daß ſeine Stunde geſchlagen habe. Brief und Ring, die Oberſtin Wallos, und Julie waren rein vergeſſen, und ſeine Seele nur von der neuen Bekanntſchaft erfüllt. — Bei jedem neuen Sehen und Sprechen erſchien ihm Gabriele holder und liebenswerther, und obgleich ihre Schweſter ungleich freundlicher mit ihm war, ſo blieb Georgine, wie wohl ſie ihm auch übrigens gefiel, doch von ſeinem Begehren unberührt, während ſich der heiße Wunſch in ihm entzündete, Gabrielens wohlwollende Aufmerkſamkeit gewinnen zu können. „Gabriele oder Keine vermag Dir Erſatz zu ſein für die Verlorene!“ ſagte er in ſtiller Erwägung zu ſich ſelbſt. „Die zarte Innigkeit des Mädchens würde mein verwöhntes Bedürfniß an weibliche Herzlichkeit befriedigen, und ſeine Anmaßungsloſigkeit freundlich geſtatten, daß ich der erſten Gattin mit dankbarer Anerkennung gedächte. Die ſtille Sorglichkeit, welche ſich in dem Walten und Weben der Lieblichen verkündet, würde meinem Clärchen zu Gute kommen, und dieſer leiſe Anklang von Reſignation, der aus Wort und That hervortönt und auf überwundene Schmerzen deutet, trauernde Reminiſcenzen zu würdigen wiſſen. Was ſoll ich länger zögern? Wäre ich es werth, ſolch ein Juwel gefunden zu haben, wenn ich es unbeachtet ließe, um ferner einem Traumbilde zu huldigen, das ſich ſchwerlich meinem angeſtrengteſten Suchen verwirklichen dürfte. Und frage ich mich aufs Gewiſſen, würde ich dieſer Huldigung auch dann noch treu bleiben und ſie durch unbedingte Wahl bethätigen, wenn jene Briefſtellerin edler als anmuthsvoll wäre und in Verhältniſſen lebte, die meinen Wünſchen nicht entſprächen, ſo muß ich mir, obgleich erröthend, ein Nein antworten.“

Nach mehreren Regentagen hellte ſich endlich der Himmel wieder auf. Die hohen Gebirge zeigten ſich enthüllt unter dem reinen Aethergewölbe, und die gefangenen Brunnengäſte ſtrömten der Löſung froh, die Gefahr einer kleinen Fußerkältung nicht ſcheuend, ins Freie. Der Major, welcher in der Forſträthin und deren Töchter Geſellſchaft in einem Gartenſaal Caffee trank, machte die Damen aufmerkſam auf die mitunter komiſchen Maßregeln, welche die Spaziergänger getroffen hatten, um ſich gegen den üblen Einfluß der Näſſe zu ſchützen. Die Mädchen lachten, die Mutter lächelte ein wenig und ſagte: „Wie ſehr ich auch wünſchte, daß Du, liebe Gabriele, Deiner Brunnencur durch die nöthige Bewegung volle Wirkung geben könnteſt, ſo wollen wir doch lieber warten, bis dies ohne anderweitigen Nachtheil für Deine Geſundheit geſchehen kann.“

Den Major überraſchte die Entdeckung, daß die Forſträthin um Gabrielens willen nach S..... gekommen ſei. Er ſah die Letztere darauf an, ob ihr Ausſehen Kränklichkeit verriethe, und nahm zum erſten Male wahr, daß eine ſanfte Mattigkeit in ihren Blicken, in ihren Zügen ruhe, die im Widerſpruch zu ihrer Jugendfriſche ſtehe, und auf ein Körper- oder Gemüthsleiden ſchließen laſſe. Seinen regen Antheil an dem Märchen beunruhigte dieſe Bemerkung, doch Georgine unterbrach ſchnell die in ihm aufſtrebenden Folgerungen und ſprach: „Sagen Sie mir doch, Herr Major, und es iſt recht ſonderbar, daß ich das nicht früher gefragt habe — weshalb ſind Sie denn eigentlich hier? Dem Anſcheine nach ſollte man glauben, daß Ihre Geſundheit keiner Kräftigung bedürfe?“ Der Major blickte mit einiger Verlegenheit der ſchönen Fragerin in die hellfunkelnden Augen, und erwiederte: „Wenn ich Ihnen die Wahrheit antworten ſoll, mein holdes Fräulein, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß ich hierher gekommen ſei, um ein Paar Damen aufzuſuchen, die ich jedoch nicht gefunden habe.“

Gabriele erröthete und bückte ſich ſeitwärts zu Clärchen herab, Georgine aber entgegnete: „Eine Herzensangelegenheit alſo! Nun das war zu vermuthen. Sie Armer! Ich bewundere nur die Faſſung, mit welcher Sie den Schmerz der Täuſchung ertragen.“

Der Gedanke, hier und in ſolcher Beziehung mißverſtanden zu ſein, war dem Major widrig; er beantwortete daher Georginens leichte Spottrede nicht auf gleiche Weiſe und ſagte: „Wie das wohl öfterer im Leben gehet, man findet Schöneres und Lieberes, als das iſt, was man ſuchte.“ Er begleitete dieſe Worte mit einer anmuthigen Geberde, die den Commentar zu dem Sinne derſelben lieferte, und fuhr fort: „Welche Art von Intereſſe Sie jedoch für jene beiden Damen in mir vorausſetzen, dürfte ein Irrthum ſein, und als dieſer Ihnen erſcheinen, ſobald ich Ihnen ſage, daß die eine der erwähnten Frauen bejahrt, ſiech und nur dem Namen nach von mir gekannt, die andere verheirathet ſei, oder doch auf dem Puncte ſtehe, es zu werden, mir nur durch die Kenntniß ihres Charakters werth ſei, und nur als Mittelsperſon zur Erreichung eines theuren Zweckes wichtig war.“

Georgine zeigte in komiſcher Pantomime ein Erſtaunen; Gabriele lauſchte geſpannt, aber ſchweigend, und ſelbſt die Forſträthin verrieth eine wärmere Theilnahme an dieſer Wendung des Geſpräches. Da ſagte Georgine: „Ei! das klingt räthſelhaft und reizt meine Neugier aufs äußerſte. Wollen Sie, mein Herr, nun eben ſo gütig als galant ſein, ſo werden Sie Sich ſchon entſchließen mäſſen, mir zu dieſer Mittheilung einige erläuternde Notizen zu geben.“

Der Major erwiederte hierauf: „O gern, mein gnädiges Fräulein! Vorerſt erfahren Sie Namen und Stand meiner Damen. Dieſe ſind: Die Oberſtin von Wallos und ihre Schwiegertochter, welche — er ſtockte und gerieth in Verwirrung; denn er bemerkte, daß bei dem Schalle dieſes Namens die zarte Roſenfarbe auf Gabrielens Wangen ſich plötzlich zum brennendſten Purpur verdunkelte, und dann in die tiefſte Bläſſe ſich wandelte, daß Georginens lachendes Geſichtchen ein geheimnißvoller Ernſt überzog, und daß die Blicke der Mutter und Schweſter ängſtlich Gabrielens Augen ſuchten. welche im Schimmer einer zurückgehaltenen Thräne gen Himmel ſtrebten.

„Dir iſt gewiß wieder nicht wohl, mein gutes Kind?“ ſagte die Forſträthin, und beugte ſich in liebender Beſorgniß zu der Angeſprochenen herüber. Gabriele umſchlang die Mutter; ſie drückte das Köpſchen zuverſichtlich an dieſe treue Bruſt und erwiederte: „Mir iſt in dieſem Augenblicke recht wohl, mein Mütterchen!“

Der Major glaubte in dieſem „recht wohl,“ eine ungewöhnliche Bedeutung zu vernehmen; er ſah beſtürzt, wie Gabriele ſich jetzt unter einem ſchicklichen Vorwande entfernte und die Mutter bald darauf ihr folgte. Eine entzückende Ahnung wehete ihn an, daß Gabriele die ſein könne, welche die ihm bewußte Beziehung dem Namen Wallos mit ſolch außerordentlicher Theilnahme verknupfe. Die Freude, welche in der Vermuthung dieſer Möglichkeit für ihn lag, übertönte bei weitem das leiſe Weh, das die Wahrnehmung ihm erregte, wie innig Gabrielens weiches Herz noch an der erſten

Liebe hange, wie ſehnſüchtig ihre ſtille Trauer ſei, wie entfernt von jedem Anſpruche auf ein zweites Glück ſie erſcheine.

Georgine hatte ſich während einer längeren Geſprächspauſe aus ſichtlicher Zerſtreuung geſammelt, ſie bat den Major um den Nachſatz ſeiner Erzählung. Dieſer aber, nunmehr unfähig zu dieſer Leiſtung, erzählte unzuſammenhängend ſein kleines Abenteuer im ſchwarzen Adler zu W....... die Aeußerungen des Wirths daſelbſt über die Schwiegertochter der Frau von Wallos, verſchwieg jedoch, aus welchem Grunde der weitere Verfolg dieſer Bekanntſchaft ihm ſo wünſchenswerth geweſen ſei. Ein Beſuch trat ein und hinderte Georginens weitere Forſchungen.

„Sie iſt es!“ rief der Major in freudiger Erregung, als er ſich auf ſeinem Zimmer und allein befand. „Ein günſtiges Geſchick führt mir die Ferngewähnte, Unerreichbargeglaubte entgegen, und welche früher, ungekannt von mir, meine Achtung, meine Bewunderung auf ſich zog, feſſelt jetzt durch den Zauber ihrer Perſönlichkeit mein Wohlgefallen, meine Neigung. Doch, wie gelange ich zur Ueberzeugung von der Gründlichkeit meiner Vermuthung? Gott! wenn ich dennoch irrete? Nein, nein! mein ahnendes Gefühl verbürgt mir die beglückende Gewißheit!“

Mit einer ganz von dieſem Gegenſtande erfüllten Seele ſann der Major den übrigen Theil des Tages darauf, wie er dieſe Beſtätigung ſich verſchaffen und dann an das Ziel ſeiner Hoffnung gelangen könne? Aber Beſonnenheit und Ueberlegung hielten den mächtigſchwellenden Empfindungen kein Gleichgewicht, und ſo blieb die Ausführung ſeiner dunklen, unausgebildeten Entſchließungen dem Zufalle überlaſſen. In dem Drängen dieſer Unruhe zog er den Ring hervor, preßte ihn mit einiger Anſtrengung an den kleinen Finger der linken Hand, und beſchloß, ihn als Probierſtein für die Echtheit der gefundenen Briefſtellerin zu gebrauchen.

Der folgende Tag war ſchön, ſonnenhell und warm. Ein gemeinſchaftlicher Spaziergang nach einer romantiſchen, am Abhange eines nicht allzuweit entfernten Berges neugemachten Anlage für die ſpäteren Nachmittagsſtunden ward beſchloſſen, und zu der beſtimmten Zeit vereinigte ſich die kleine Geſellſchaft.

Dem Major erſchien Gabriele heute in liebenswürdiger Heiterkeit und in dem Glanze einer Verklärung, welche die Stimmung ſeines Herzens über dieſe liebliche Geſtalt ausgoß. Es dünkte ihm, ſie ſo unbefangen froh noch nie geſehen zu haben, als habe irgend die Beſeitigung eines Kummers, einer Sorge, ihrem Gemüthe ſeine Ruhe und Freiheit, dem Geiſte ſeine natürliche Schwungkraft zurückgegeben. Dieſe Beobachtung wirkte ſehr wohlthuend auf den Major zurück; er überließ ſich dem reinſten Vergnügen und allen erhöheten Gefühlen für die Freude des Tages.

Jetzt führte der Weg durch eine kleine Thalſchlucht, die ein rauſchender Wildbach durchſtrömte, welcher ſonſt ſchmal und ſeicht, durch den anhaltenden Regen bedeutend angeſchwollen war. Ein ſchmaler Steig nur führte über das ſchäumende Waſſer, und ſelbſt die Kühnſten in der Geſellſchaft ſtutzten bei dem Anblicke dieſes bedenklichen Ueberganges. Aber der Reiz der Gefahr weckte den Muth und die Entſchloſſenheit; ſchon ſtanden einige weibliche Wagehälſe, unter ihnen Georgine, triumphirend am jenſeitigen Ufer; beſchämt folgten die Männer, mit ihnen einige ältere Frauen, und nur Gabriele weilte noch diesſeits, ſchüchtern und zagend in die brauſende Tiefe blickend. Der Major ſtand neben ihr, bemühet, ſie mit ſanften Worten zu ermuthigen. Da wiederholt dringendes Rufen von drüben herübertönte, ſagte er: „Wenn Sie, mein theures Fräulein, mir doch gefälligſt Ihre Hand reichen wollten!“ Er ſtreckte ihr ſeine Rechte entgegen, während er mit der Linken ſich gegen die brennenden Strahlen der Sonne ſchützte. Gabriele blickte ihn mit dankbarem Lächeln an, aber plötzlich ſtarrte dies freundliche Auge, und blieb erſchrocken an dem Ringe haften, welcher in dem Feuer ſeines Rubins das kleine Spiegelbild der Sonne war, und in eigenthümlicher und geliehener Gluth an dieſer ſchönen, männlichen Hand loderte. „O laſſen Sie mich, lieber Herr Major! Ich vermag es nicht, hinüber zu gehen!“ ſagte ſie endlich, ſich zuſammennehmend. Der Major bat mit ſüßen, flehenden Worten um ihre Erlaubniß, ſie tragen zu dürfen, und als Gabriele dieſen Bitten nur ſchwach widerſtand, umfaßte er ehrfurchtsvoll das bange Mädchen, und trug es kräftig und ſchwindelfrei über die ſchwankende Brücke. Ein lautes, einſtimmiges: Bravo! empfing jenſeits die Ankommenden. Erröthend machte Gabriele ſich von dem Major los; er fühlte einen leiſen Druck ihrer Hand, der ihm durch Mark und Bein drang, und bemerkte mit hochſchlagendem Herzen, daß ihr Blick noch einmal und forſchender ſeinen Ring ſuchte.

„Sie iſt es! Sie hat in meinem Ringe das verlorene Kleinod erkannt, welchem ſie großmüthig entſagte!“ rief die Alles glaubende Liebe in ſeiner Bruſt. — „Wer weiß aber auch? Vielleicht bebte ſie nicht vor der geträumten Entdeckung, ſondern vor der Gefahr zurück, welcher ihre anmuthsvolle Schwäche ſich nicht gewachſen fühlte; vielleicht ſuchte ihr Blick nur abermals den Ring, weil ihr die Schönheit des Steins, die Zierlichkeit der Faſſung gefiel!« flüſterte freudeſtörend der Zweifel. Jetzt gewahrte der Major, daß Gabriele im leiſen Geheimgeſpräch mit ihrer Schweſter den kleinen Zug der fröhlichen Wanderer beſchloß, und er vermuthete im Geiſte jener erſten Stimme, daß Georgine von dieſer räthſelvollen Wahrnehmung in Kenntniß geſetzt werde.

Endlich war das Ziel der Wallfahrt erreicht. Ein kühles Schattenplätzchen nahm die Erhitzten auf, und gewährte in ſicherer Geborgenheit den Anblick auf ſteile Felſenklippen, auf ſtürzende Waſſerfälle, auf gefahrdrohende Abhänge. Dies Widerſpiel regte das Gefühl behaglicher Sicherheit noch ſtärker in den Anſchauenden auf, und Scherz und Lachen belebte die Unterhaltung. In Georgine ſprudelten die Quellen der Freude reich und voll; das Mädchen erſchien in dieſem liebenswürdigen Muthwillen als die Seele der Geſellſchaft, und wenn die Forſträthin durch einen warnenden Blick dem Zuviel dieſer roſigen Laune wehren wollte, ſo entwaffnete ein witziger Ausfall der Bedroheten die mütterliche Gegnerin.

Major Sillfort, welcher anfänglich mit beſonderer Ausnahme von den Neckereien des kleinen Schadenfroh verſchont geblieben, und demnach im Stande geweſen war, ſich einer ſehr anziehenden Unterhaltung mit ſeiner Nachbarin Gabriele ungeſtört hinzugeben, ward von Georgine jetzt in das Geſpräch und allmählich in einen ſcherzhaften Streit verwickelt, der bald die Aufmerkſamkeit und geſpannteſte Theilnahme ſämmtlicher Anweſenden auf ſich zog. Der Major opponirte ſehr ruhig, und mit dem nur halbverſteckten Beſtreben, des Kampfes ſelbſt um den Preis, beſiegt zu werden, los und ledig zu ſein. Aber Georgine focht gleich einer zweiten Johanne von Arc, und machte eben ſo wenig Gebrauch von den dargebotenen Friedensvortheilen, als ſie Luſt bezeigte, die Schwäche des Feindes zu benutzen. Sie ſchlug endlich eine Wette vor. „Angenommen, lieber Major! Sie dürften ſchwerlich etwas dabei wagen!“ rief einer aus der Geſellſchaft.

„Nun denn, ſo beſtimmen Sie den Preis, meine ſchöne Engländerin!“ fügte der Major hinzu. Georgine ergriff die linke Hand des Majors, erfaßte den kleinen Finger derſelben, an welchem der Rubin flammte, und ſagte: „Dieſer Ring wäre mir als ſolcher genehm; ich, —“ (hier deutete die Sprecherin auf ihre Tuchnadel, welche in kleinen, aber ſchönen Brillanten einen zierlichen Pfeil bildete), „ſetze dieſe Nadel dagegen, und darf als eine verſprochene Braut ein loſes Wagſpiel mit Ringen und Steinen treiben, ohne daß ich Anſtand nehmen müßte, Dinge von ſo verjährter Bedeutung als Preis einer Wette zwiſchen einem unverheiratheten Manne und mir, einem Mädchen, aufzuſtellen.“

Strahlen des Entzückens entglommen in den Augen des Majors; Blitze der Freude zuckten über ſein ausdrucksvolles Geſicht, und mit einem ſeelenvollen Lächeln blickte er die Liſtige an, indem er ſagte: „Wie glücklich ich mich auch fühlen würde, meine beſten und liebſten Beſitzungen in ſo ſchöne Hände zu verlieren, ſo macht doch dieſer Ring eine Ausnahme von der, Ihnen mein gnädiges Fräulein jetzt verſicherten Geſinnung. Es iſt dies nicht ein Ring von gewöhnlicher Art, und mir unſchätzbar, weil die Gunſt unſichtbarer Mächte, ihn mir, dem Trauernden, durch der Unſchuld Hand als Unterpfand erſehnter Entſchädigungen vertrauete. Es iſt dieſer Ring ferner ein Talisman, welcher mich ſtillverborgene Schätze erblicken ließ, die, wenn es mir gelänge, mich in ihren Beſitz zu ſetzen, mich mit unverlierbarem Reichthum, mit ewigdauernden Gütern beglücken würden; und endlich iſt er ein Zauberſpiegel, in welchem ich das Bild meiner Zukünftigen erkannt habe. Nur dieſer Erwählten darf ich ungeſtraft ihn zurückgeben; nur ihr allein gehört er.“

Bei dieſen letzten Worten tönte die ſonore Stimme des Majors in bewegteren Klängen.

Georgine war durch dieſe Erklärung total geſchlagen. Sie war ungewiß in ihrer Muthmaßung und verlegen über das Mißlingen ihres ſchlauen Plans geworden, hatte nächſtdem ihren Zweck aus den Augen und ihre ſichere Haltung verloren. Schmollend ſagte ſie, nun wolle ſie lieber gar nicht wetten.

Aber Gabrielens ſtille Bruſt hob ſich hoch und in ſüßer Bedrängniß. *Sie* war geliebt, gemeint! Dies ſagte ihr die Sprache, welche ohne Worte und Zunge vom liebenden Herzen zum geliebten redet, und obgleich ihr das: „Wie?“ des angedeuteten Zuſammenhanges unerklärbar war, ſo war ſie doch keinen Augenblick zweifelhaft über ſeinen Sinn, und im richtigſten Verſtändniß von deſſen Deutung. Eine ahnungsvolle Beklommenheit färbte ihre Wangen mit bräutlichem Incarnat.

Noch einige Tage vergingen, ohne daß der Major dem Ziele ſeiner Wünſche näher kam. Die gewöhnliche, von keiner Unbill der Witterung geſtörte Lebensweiſe der Bade- und Brunnengäſte hinderte überdies ein längeres Beiſammenſein, und mehrere neuere oder ältere Bekanntſchaften theilten jetzt mit dem Major zu deſſen bitterſtem Unmuthe das Vergnügen, von der Forſträthin und ihrer reizenden Töchter Geſellſchaft.

In der Abenddämmerung des dritten Tages ſtand er ſinnend am Fenſter, und hatte, die Qual der Ungewißheit zu endigen, eben beſchloſſen, den nächſten Morgen über ſein Schickſal entſcheiden zu laſſen, und Gabrielen ſeine Wünſche zu entdecken. Dieſe war mit ihrer Mutter und einigen anderen Damen in ein nahes Städtchen zum Jahrmarkt gefahren. Da hüpfte Clärchen herein, und umſchlich lauernd und ſchmeichelnd wie ein junges Kätzchen den Vater. „Du möchteſt wohl gern etwas haben? Geſtehe es einmal, kleiner Schalk?“ ſagte der Major, ſeinem Kinde liebkoſend. Das Blondchen nickte und drückte ſich in des Vaters Hand, die es ſtreichelte. „Gutes Väterchen! ſchenke mir etwas für Gabriele; es iſt morgen ihr Geburtstag, Georgine hat es mir heimlich geſagt. Die ſchenkt ihr viel! Ach! und Schönes! Aber ich darf es nicht ſagen, ſie hat es mir verboten.“

Der Major war freudig überraſcht. Der Zufall kam ſeiner Schüchternheit zu Hülfe, und ließ ihn die ängſtlichgeſuchte Form für die beabſichtigte Eröffnung finden. Er küßte das blühende Engelskind, und entgegnete: „Ja mein Clärchen! Du ſollſt Gabrielen etwas ſchenken, und ſie zugleich um etwas bitten. Ach! bitte herzlich! Es betrifft Dein und Deines Vaters Glück!“ Mit kindiſcher Wichtigkeit verſetzte Clärchen: „Werde ſchon, Vater. Du darfſt Dich nicht ängſtigen. Sie kann mir nichts abſchlagen, das hat ſie geſtern geſagt, und nannte mich dabei ihr einziges Herzblatt.“

Der Major gönnte dem freundlichen Kinde dieſe Auszeichnung von der Gunſt ſeiner Holden, und in dem Aberglauben, welchen Liebe und Hoffnung ſo leicht auch ſtärkeren Seelen aneignet, erkannte er in derſelben ein glückverſprechendes Zeichen für die Erfüllung ſeiner Wünſche. Als die kleine Schwätzerin eingeſchlafen war, warf er ſich an den Schreibtiſch und ſetzte einen Brief an Gabriele auf. Er ließ das volle, ſchwellende Herz reden, aber das Bewußtſein ſeiner Würdigkeit verlieh dieſer rührenden Sprache den Adel der Geſinnung und die Ruhe des Selbſtgefühls.

Wenn man mit Recht annehmen darf, daß die Wahl der Gattin Zeugniß liefere von der Denkart des Mannes, von dem, was er zu ſeinem Glücke bedarf, von den Götzen, welchen er im ſtillen Heiligthume der Seele opfert, ſo iſt es nicht weniger gewiß, daß die Weiſe ſeiner Bewerbung der Spiegel ſei, welcher ſein tiefſtes, eigenſtes Weſen zurückwirft.

Die Anſprache des Majors in der bewußten Angelegenheit möge unſeren Leſerinnen, wenn ſelbige ſie aus Gabrielens Munde vernehmen werden, das Bild unſeres Helden vervollſtändigen. Sehr natürlich hatten die Beziehungen dieſes Schreibens den Major in die Roſenzeit ſeines erſten Bündniſſes zurückgeführt. Die gewährende Laura ſchwebte vor ſeinem Geiſte in aller Innigkeit ihrer liebenden Hingebung, und die beruhigende Ueberzeugung, die Vollendete beglückt zu haben, vermählte unvermerkt dieſen Schatten dem Gedanken an die lebensvolle Gabriele; ſo wie Vergangenheit und Zukunft dem ſtets ſanft in einander fließen, der die Erſtere nicht bereuen, die Letztere nicht fürchten darf.

Wie er den Brief ſiegelte, vernahm er das Anrollen des Wagens, welcher die kleine Jahrmarktsgeſellſchaft zurückbrachte; er horchte auf den Klang von Gabrielens ſüßer Stimme, und ein Gefühl, das in höher organiſirten Menſchen ſehr oft prophetiſch die Erfolge ſtiller Unternehmungen verkündet, nannte die Liebliche ſein Eigenthum.

Der Major verbrachte die Nacht in jener Unruhe, welche die ſtete Begleiterin einer freudigen Hoffnung iſt, und erſt ſpät gewältigte der Schlummer die regen Gedanken. Das ſtrahlende Frühlicht weckte den Erwachenden zu dem Bewußtſein von der Wichtigkeit dieſes Tages. Die Schönheit des Morgens, deſſen Friſche von den leuchtenden Höhen herüberwehete, dünkte dem Major eine gottgeſchenkte Feier für Gabrielens Lebensfeſt und eine Verheißung der Natur für die Erfüllung ſeines ſehnlichen Wunſches.

Er klingelte ſeinem Bedienten; dieſer, der mit dem Beobachtungstacte ſeiner Claſſe wohl gemerkt haben mochte, welch Intereſſe ſein Herr für die Familie Ceder fühle, erzählte demſelben ganz unabſichtlich, wie es ſchien, daß die Felſengrotte am Hochberge von den Leuten der Forſträthin bei dem früheſten Morgengrauen ſehr ſchön geſchmückt worden ſei. Das jüngſte Fräulein feiere heute den Geburtstag, und da wolle, wie die Kammerjungfer geſtern erzählt habe, die Mutter mit ihren Töchtern draußen in aller Stille frühſtücken, um den läſtigen Gratulations-Viſiten zu entgehen.

Der Major faßte die gegebene Notiz mit Vergnügen auf. Er gab ſogleich Befehl, daß die Wärterin ſein Clärchen wecken und ſchnell ankleiden ſolle. Alle Zufälligkeiten ſchienen ſeinen Plan begünſtigen zu wollen, wie das wohl immer der Fall iſt, wenn unſere Entwürfe mit dem Willen der Unſichtbaren übereinſtimmen. Fröhlich, wie ein junges Reh, hüpfte das Kind an des Vaters Hand durch die thauigen Fluren, die oft wiederholte Inſtruction überhörend. So gelangten Beide an die Felſengrotte, welche eine der reizendſten Partieen des Brunnenortes war.

Tief in dichtes Waldgehege hinein, unter dem mooſigen Bergrücken wölbte ſich die kühle Halle. Die Rauhheiten der Natur waren hier von der ſanften Hand der Kunſt gemildert worden, ohne daß dieſe düſtere Schöpfung in einem, ihrem Charakter widerſprechenden Gewande erſchien. Dicht an der Grotte vorüber rieſelte ein klarer Forellenbach, deſſen murmelndes Geſchwätz in gebrochenen Lauten die Stille dieſer Einſamkeit unterbrach. Um den Eingang her zogen ſich ſchwellende Raſenſitze, die dem Auge des Ruhenden die Lichtpuncte dieſer herrlichen Gegend zeigten. Es war dies Plätzchen Gabrielens Lieblingsaufenthalt, und in der Kenntniß davon hatte die liebende Mutter daſſelbe zum Schauplatze einer Herzensergießung gewählt, deren feſtliche Veranlaſſung durch die Erfahrungen des letztverfloſſenen Jahres eine noch tiefer gefühlte Bedeutung erhielt.

Mit hochſchlagendem Herzen und ſteigender Beklommenheit trat der Major in den Eingang, und ſah, wie duftende Blumengewinde, ſäulenartig geſchlungen, die Grotte zum Tempel bildeten. — Auf dem runden, ſteinernen Tiſche in der Mitte ſtand ein zierlich geordneter Frühſtück-Apparat. „Dort kommen ſie!“ ſagte Clärchen jetzt, mit den hellen Aeuglein in die Ferne blinzelnd, in welcher drei weibliche Geſtalten ſichtbar wurden. Der Major ſchärfte der Kleinen noch geſchwind auf das dringendſte ein, die gegebene Rolle gut zu ſpielen, dann ſchlüpfte er ungeſehen in einen Verſteck hinter die Wölbung des Geſteins.

Unter herzlichem Geſpräch waren die drei Damen an die Schwelle der Grotte gekommen. Gabriele warf nur einen frohüberraſchten, dankbaren Blick auf die zarte Schmückung derſelben; denn im Vordergrunde ſtand, einem Genius gleich, Clärchen, weiß gekleidet, einen Blumenkranz um das üppig gelockte Köpfchen gewunden und redete im Freimuth der Unſchuld die Gefeierte mit den Worten an: „Meine liebe Gabriele! Ich wünſche Dir von Herzen Glück zu Deinem Geburtstage, und auch mir; denn es iſt mir doch gar zu lieb, daß Du lebſt und Deinem Clärchen gut geworden biſt. Der liebe Gott, welcher Jedem giebt, was ihm gebührt, reicht Dir durch meine Hand Dein Eigenthum zurück. Auch ſoll ich dieſen Brief Dir übergeben, und iſt es Dir möglich, ſo gewähre, was mein Vater darin von Dir begehrt, und was ich im Namen meiner Mutter von Dir erflehe, die im Himmel iſt!“ Am Schluſſe dieſer Rede umſchlang die Kleine mit dem linken Arme Gabrielens Kniee, und hielt mit dem rechten ein Körbchen in Duodez von künſtlich gearbeitetem Stahlſchmelz empor, deſſen Oberfläche der Brief bedeckte, unter welchem das Ring-Etui ruhete.

Thränen entſtürzten Gabrielen; die Bläſſe einer heiligen, ahnungsvollen Rührung bedeckte ihr ſchönes Geſicht. Sie hob das Kind empor, drückte es an die von Wonne und Weh bedrängte Bruſt, und ſagte: „Du, mein einziges, liebholdes Clärchen! die Engel ſind keine Waiſen! Sie ruhen im Mutterarme der ewigen Liebe! Doch, was werde ich erfahren?“

Mit zitternden Händen erfaßte ſie den Brief, und gewahrte nun das Etui; ſie öffnete es, und mit beſtürztem Erſtaunen haftete ihr Auge auf dem Ringe, der ihr wehmüthige Erinnerungen und das tröſtende Bewußtſein einer Edelthat in die bewegte Seele blitzte. „Gott! was iſt das? Wie kommt der Major zu dieſem Ringe?“ rief Gabriele in ängſtlicher Neugier, und Mutter und Schweſter theilten ihre Befremdung. Clärchen hatte den fragenden Ausruf vernommen, und antwortete: „Ich habe den Ring gefunden, ich! auf der Promenade. Ich habe ihn aber dem Vater geſchenkt, und Väterchen ſchenkt ihn wieder Dir, weil ich ihn geſtern darum gebeten habe.“

Gabriele hörte nur halb, was die Kleine ſagte; ſie erbrach den Brief, entfaltete ihn, und las ihn leiſe für ſich, während welcher Zeit die Forſträthin ſich mit Georgine auf einem äußeren Raſenſitze niederließ, und Clärchen die beiden Gönnerinnen mit anmuthigem Geplauder vergnügte. Wir, meine lieben Leſerinnen, wollen aber mit Gabriele den Brief leſen, deſſen Inhalt folgendermaßen lautet:

„Meine innigſt verehrte Freundin!

„Wenn es Ihnen als eine Kühnheit erſcheint, daß ich es mir erlaube, Sie, Theure! mit einem Namen anzureden, welchen ſonſt nur eine verjährte Bekanntſchaft oder erworbenes Verdienſt rechtfertiget, oder, der von einem Gunſtrecht unterſtützt wird; wenn es Sie ferner verletzen ſollte, daß ich, ein Fremdling, es wage, die ſtille Feier einer Familienfreude zu unterbrechen, deren Gegenſtand Ihr Lebensfeſt iſt, und mich ſtörend in die heilige Enge eines liebenden Verwandtenbundes dränge, o! ſo laſſen Sie in Ihrem erſten Urtheile über dieſe Vermeſſenheit die Milde vorwalten, welche als ein Hauptzug wieblicher Vortrefflichkeit Ihnen — Ihnen! vor Allen eigen iſt.“

„Vielleicht gelingt es mir, Sie zu überzeugen, daß ſchon vor unſerer perſönlichen Bekanntſchaft eine geheimnißvolle Verknüpfung zwiſchen uns Statt fand, in welcher ich Befugniß finde, die Sprache der Herzlichkeit gegen Sie zu führen. Unter tauſend Männern befindet ſich wohl nur ſelten einer in dem glücklichen Falle, daß er die reine Seele der Geliebten, ihr Herz mit ſeinen zarteſten und edelſten Gefühlen früher kennen lernt, als ihn der Zauber ihrer Perſönlichkeit und ihres Benehmens für jene höheren Vorzüge eine beſtochene Wahrnehmung giebt. Mir ward dieſe ſeltene Gunſt von der Vorſicht verliehen zur Entſchädigung für herben Verluſt, zur Bürgſchaft für ein neues Glück. Beikommenden Brief und Ring, welche Kleinodien mein Clärchen am letzten Mai dieſes Jahres auf der Promenade unſerer Hauptſtadt fand, ohne daß es meinem ſorgfältigen Beſtreben gelungen wäre, den Eigenthümer zu erkunden, zeigten mir das Weſen, welches geeignet ſei, meine hohen Anſprüche an mein künftiges Glück zu befriedigen, im klaren Seelenſpiegel ſeiner Denkart und Handlungsweiſe. Ich opferte Ihrem Bilde in ſtiller Verehrung, obgleich ich die Hoffnung, Sie jemals aufzufinden, als einen abenteuerlichen Traum zu unterdrücken bemühet war. Doch der Himmel hat dieſe ſchüchterne Erwartung erfüllt und mir durch dieſe wunderbare Fügung ſeine Abſicht gedeutet.“

„Empfangen Sie, theure Gabriele! Ihren Ring zurück, den, wenn Sie Sich entſchließen könnten, meine geliebte Gattin, die Mutter meines Kindes zu werden, Sie zum zweiten Male als ein Bundeszeichen betrachten dürften, das keine verletzte Treue, keine gebrochene Pflicht, Ihnen jemals rauben würde. Nein! ſelbſt das Andenken an meine ſanfte Laura, welches nie in meinem Herzen erlöſchen kann, wird der Innigkeit keinen Eintrag thun, mit der ich ihre Nachfolgerin lieben werde, und dieſe Unvergänglichkeit meiner treuen Geſinnung für die erſte Gattin verbürge der zweiten die Dauer gleicher Zuneigung.“

„O Gabriele! Was ſollte ich es Ihnen verhehlen? Die Rührung dieſes Augenblicks iſt groß. Es iſt mir, als fühlte ich das Wehen der Vollendeten, die mir mit dem Geiſtergruße einer unnennbaren Empfindung Erſatz verheißt in Ihnen, Liebenswürdige!“

„Aber fern ſei es von mir, Ihrem lieben Herzen Gewalt anzuthun, oder Sie durch Gefühlsregungen für mich zu ſtimmen, wenn etwa Ihre Neigung, oder der Rath Ihres Verſtandes gegen meine Wünſche ſpräche. Ich ehre Ihre Entſcheidung, ob ſelbige mich beglücke oder betrübe, und will Ihre Entſchließung durch kein Dringen übereilen. Sollten Sie mich durch ein Ja entzücken; ſo iſt Ihr Wiegenfeſt, zu welchem ich Ihnen die reichſten und ſchönſten Segnungen der Vorſehung erflehe, für mich die Geburt eines neuen Lebens, eines Lebens in Liebe und Freude. Heitere Stunden, frohe Tage, würden ſich mir von dem heutigen an datiren, und mein letzter Augenblick mich in der treuen Zärtlichkeit finden, mit welcher ich mich nenne

Ihren
ewigen Verehrer
Richard von Sillfort.

Warme Thränen, die immer reichlicher floſſen, tröpfelten auf dieſen Brief und deſſen Inlage. Der Inhalt des Schreibens ſprach Gabrielens tiefſte Empfindungen an und erweichte ihr Gemüth in jener unausſprechlichen Wehmuth.

mit welcher zarte, weibliche Herzen, an den Grenzſcheiden wichtiger Lebensereigniſſe ſtehen, wenn nicht die Leidenſchaft ſie ſtürmiſch vorüberführt. Eine hohe, reine Achtung für den Major, zu der die Weiblichkeit etwas wärmere Zuthat miſchte — machte ihr den empfangenen Antrag ehrenwerth und annehmbar: der Hinblick auf Clärchen zeigte ihr das mütterliche Verhältniß zu der kleinen Waiſe als eine heilige Pflichtleiſtung, zu der die Vorſicht ſie auffordere, und in den ſanften Schauern, welche Gabriele bei dem Gedanken an die verklärte Mutter überrieſelten, empfand ſie die Nähe von Laura's Schatten, der für Kind und Gatten zu bitten ſchien. Endlich erſchien ihr die wunderſame Zufallskette, in welcher der Major Brief und Ring fand, dem erſteren eine ſo gewaltige Wirkung auf ſich geſtattete, dieſen Anſichten und Gefühlen folgte, und zuletzt durch die Führung unſichtbarer Gewalten an das Ziel ſeiner Beſtrebungen gelangte, als ein Band, das der Himmel geknüpft habe. So betrachtete ſie ſich als die Verlobte des Majors, und das befriedigte Selbſtgefühl, mit dem ſie den Ring an ihren Finger und jenen Brief an Guſtav auf das warme Herz ſchob, in welchem die erſte Liebe der zweiten zu weichen begann, gab dieſem Reſultate ſchnell abgeſchloſſener Erwägungen Stille und Feſtigkeit.

Gabriele reichte ihrer Mutter den offenen Brief hin und ſagte: „O meine Mutter! welche Ueberraſchung! Doch leſen Sie ſelbſt; ich bin zu bewegt.“ Georgine wendete ſich um, und ſprach: „Wer zwei helle Augen im Kopfe hat, und zeither den Major in Deiner Geſellſchaft bemerkte, weiß den Inhalt, ohne den Brief geleſen zu haben. Der Gratulant erklärt ſich als Freier; iſt's nicht ſo, mein Schweſterchen?“ „So iſt's!“ antwortete Gabriele erröthend, und umſchlang die Loſe. — Mit ſchlauen Blicken entgegnete Georgine: „Die erſte Vermuthung war alſo richtig, vielleicht iſt's die andere auch, Du nimmſt ihn?“ „Ich nehme ihn!“ verſicherte Gabriele, und verbarg das glühende Geſicht an den ſchweſterlichen Buſen. Jetzt ſchlug die Forſträthin den geleſenen Brief zuſammen. Sie trocknete die überfließenden Augen und umarmte ihre Tochter mit erhöhetem Muttergefühl, indem ſie ſagte: „O mein Kind! welch ein edler Mann iſt der Major!“

Gabriele antwortete mit Herzlichkeit: „Das iſt er; und mein Loos demnach auf das Lieblichſte gefallen, denn ich werde ſeine Frau.“

Clärchen, welches während der kurzen Verhandlung mit Blümchen und Würmern geſpielt hatte, vernahm dieſe Erklärung, und rief, freudig ſich an Gabriele emporrankend: „Willſt Du mein Mütterchen ſein? Das wäre herrlich! Ich will Dir auch folgen wie ein kleines Lamm!“ Das Herz ſchwoll Gabrielen. Sie drückte die Kleine in die geöffneten Arme, aber Worte nicht, nur ein heißer Kuß redete die Sprache der mütterlichen Liebe.

„Jetzt will ich nur den Vater holen; der wird gewartet haben!“ ſagte Clärchen, mit kindiſcher Haſt aus der Grotte eilend.

„Iſt denn der Vater hier?“ fragte Gabriele beſtürzt, und jungfräulich vor der Gegenwart des Mannes erbebend, welchem ſie nun angehören würde. Aber Clärchen hatte die Frage nicht mehr vernommen, und kehrte nach einigen Minuten an der Hand des Majors zurück. Dieſer nahete ſchüchtern der Forſträthin, an deren Seite die erblaſſende Gabriele ſtand; ergriff die zitternde Hand der Letzteren, und ſagte:

„Darf ich es wagen, Sie, gnädige Frau, um dieſe theure Hand zu bitten? Könnte ich hoffen, daß Sie mich des Glückes nicht unwürdig fänden, der Gemahl Ihrer liebenswürdigen Tochter zu werden?“

Eine heftige Rührung überwältigte die Forſträthin, und bezwang ihren ſonſt ſo ſicher behaupteten Gleichmuth. Ach! nur Mütter vermögen es, die Wichtigkeit ſolcher Augenblicke zu erwägen! Sie allein kennen die Sorgen, Schmerzen, Mühen, Entſagungen, welche dem Ja der Gewährung folgen: ſie bejammern nicht weniger die Täuſchung, in welcher auch ſie einſt in der Ehe ein unwandelbares Glück erwarteten, als die zweifelloſe Gewißheit, daß die bräutliche Tochter, nach dem Verlaufe zweier Jahrzehnde, nach mancher ſchmerzlichen Erfahrung, mit tief herabgeſtimmten Forderungen an das, was die Welt gewährt, gleich ihnen eingeſtehen werde, es reife nichts Vollkommenes unter dem Monde!

Die Forſträthin legte ihre Hand auf die des Majors, welche noch immer Gabrielens zarte Rechte umſchloſſen hielt, und ſagte: „Mögen immerdar kleine Seelen und Förmlichkeitsmenſchen es als ungeziemend und die weibliche Würde zurückſetzend erkennen, daß einem Ehrenmanne die erwünſchte Erklärung auf ſolch eine Anfrage ſogleich gegeben werde: mir erſcheint das Gegentheil als Pflicht. Sie, Herr Major, haben als ein ſolcher Ihre Wünſche mit Offenheit und Zartſinn ausgeſprochen, und ſo freue ich mich, Ihnen ſagen zu können, daß meine Tochter geneigt ſei, ihr Schickſal Ihnen anzuvertrauen.“

„Gott, Gabriele! Wollen Sie die Meine ſein? Wollen Sie dieſem verarmten Herzen ſein verlorenes Glück zurückgeben?“ rief der Major in frohem Schrecken, und umſchlang mit ſtarkem Arme das Mädchen. Gabriele ſchmiegte das mit Roſengluth übergoſſene Geſichtchen an ſeine Bruſt, hörte hier den raſchen, vollen Schlag dieſes begehrlichen Herzens, und flüſterte kaum vernehmbar: „Ich will.“ Doch das Gefühl, mit welchem ſie dieſe beiden Worte auf dem Altare der Liebe ausſprach, weihete ſelbige zum Schwure der Treue.

Der erſte October war zur Hochzeitfeier beider Schweſtern feſtgeſetzt worden, welche auf dem Landgute der Forſträthin in einem kleinen, gewählten Familien- und Freundekreiſe begangen werden ſollte. Auch jene Freundin der Mutter Gabrielens, welche, wie ſich unſere Leſerinnen erinnern werden, durch ihre Mittheilungen von Guſtavs Treuloſigkeit ſo entſcheidend auf die Umwandlung der beſtehenden Verhältniſſe eingewirkt hatte, erſchien auf angelegentliches Bitten der ihr kindlich anhänglichen Bräute ſchon acht Tage vor der anberaumten Feſtlichkeit. Mit unverkennbarer Theilnahme wünſchte ſie den holden Jungfrauen Glück; vorzüglich ſchien ſie ſich für Gabrielens Verbindung zu intereſſiren, die ſtets ihr Liebling geweſen war.

Als die kleine Damengeſellſchaft am Abend traulich beiſammen ſaß, fragte Gabriele nach dem Befinden der Oberſtin von Walloe. Die Gefragte antwortete: „Dies iſt das beſte, und nunmehr vor jedem Wechſel, jeder Gefahr geſichert, denn vor drei Wochen vollendete ein ſanfter Tod die vielgeprüfte Dulderin. Die falſch berechnete Wirkung des

W......er Bades hat wahrſcheinlich dies letzte Ziel gezeitiget: doch hat die Erfüllung ihres höchſten Wunſches das Haupt der Sterbenden auf ein weiches Ruhekiſſen gebettet."

„Bald darauf, als ich zu Anfang des letztverfloſſenen Mai's von meinem Beſuche bei Ihnen hieſelbſt zurückgekehrt war, erzählte mir die Oberſtin mit lebhaftem Vergnügen, daß ihr Guſtav reumüthig an Julie geſchrieben, ſeine Verirrung eingeſtanden, und durch dieſe edle Selbſtanklage, wie durch die ſchmerzliche Büßung, die durch den wehmuthsvollen Ton des Schreibens anklinge, das aufgelöſete Band wieder feſter geknüpft habe. Auch fand ich Julie merklich erholt; die Verſöhnte erwartete ihren Begnadigten in den nächſten Tagen. Mehrere Wochen vergingen, ehe ich meine Freundin wiederſah. Meine gute Wallos hatte ſich unter dieſer Zeit auffallend verändert. Der Arzt rieth den Gebrauch des W......er Bades; mir wollte er bei den Umſtänden dieſer Krankheit höchſt gewagt erſcheinen, doch mußte ich meine Laienanſicht dem Urtheil des Kunſtverſtändigen unterordnen. Ich fragte Julie, ob Guſtav dageweſen ſei? Und vernahm, daß er mehrere Tage bei den Seinigen verweilt habe, welche Zeit Julie ganz ungetrübt glücklich vergangen wäre, wenn den Geliebten nicht ein Verluſt bekümmert hätte, den er auf einer jüngſtgemachten Reiſe gehabt, und deſſen Gegenſtand er, ihrer zärtlichſten Bitten ungeachtet, eigenſinnig verſchwiegen habe. Sie erzählte mir ferner, daß er zum Rittmeiſter avancirt ſei, und daß ihre eheliche Einſegnung gleich nach der beendigten Badecur der kranken Mutter geſchehen würde. Ich freuete mich aufrichtig dieſer unerwartet glücklichen Wendung, welche das Geſchick des guten Kindes genommen."

„Was ich jedoch gefürchtet, geſchah es auch. Die Oberſtin war in W...... viel kränker geworden. Der daſige Badearzt hatte ihr den Brunnen zu S..... angerathen, und die arme Wallos ſich beſtimmt, auch dieſen letzten Verſuch zu ihrer Erleichterung zu machen. Der neue Rittmeiſter ſollte ſeine Mutter und Braut dorthin escortiren. Er erſcheint verſprochenermaßen zur Abholung. Doch wie ſie kaum zwei Meilen gefahren ſind, bekommt die Kranke einen ſchlagartigen Zufall, der ſie darauf beſtehen läßt, von der Stelle aus in die Heimath zurückzukehren, wo ſie in den befreundeten Umgebungen ruhig ſterben wolle. Die geängſtete Julie willfährt der theuren Leidenden, und dankt Gott inbrünſtig, daß Guſtav, ihr Troſt und Schutz in dieſen bangen Stunden, anweſend ſei."

„Obgleich die gute Oberſtin ſich nach ihrer Heimkehr ſcheinbar beſſerte, ſo trug ſie doch ein lebhaftes Vorgefühl ihres nahen Todes in ſich, und beſtand auf der baldigen Vollziehung der Verbindung ihrer Kinder. Ein Garniſonwechſel des Rittmeiſters trat noch einmal verzögernd dazwiſchen; doch endlich war auch dieſe Einrichtung geſchehen, und die erſte Proclamation vorüber. Da wiederholte ſich jener Schlaganfall; ein Eilbote rief den Sohn an das Sterbebette ſeiner Mutter; ihr Beichtvater ſegnete die Liebenden ein, und die nun brechenden Augen hatten den Vermählten noch einmal zufrieden zugelächelt."

Die Erzählerin machte hier eine kleine Pauſe, welche nur ein leiſer Seufzer Gabrielens unterbrach, und fuhr dann fort: „Juliens Thränen floſſen mild, denn ein reines Bewußtſein und der Segen ihrer Wohlthäterin trockneten ſie. Wunderbar genug hatte die Vorſicht ihr ſtilles Wünſchen erhört, nach welchem ſie ſich ſtets die Beruhigung erflehet hatte, die leidende Pflegemutter nicht eher verlaſſen zu dürfen, bis ſie dieſe in treuer Obhut wüßte. Gute Julie! Dein frommes Verlangen iſt erfüllt! Er, der alle Kranken heilt und alle Schwachen unterſtützt, hat ſie aufgenommen! Heil ihr, und Ruhe ihrer Aſche!"

Tief bewegt, wie damals, nur von jener erſten Erſchütterung ganz entgegengeſetzten Gefühlen, verließ Gabriele das Zimmer. Die Forſträthin folgte ihrer Tochter in den Garten. Hier warf ſich Gabriele mit ſchimmernden Augen an die Bruſt ihrer Mutter, und ſagte mit froh zitternder Stimme: „Ach, meine Mutter! wie überſchwenglich reich belohnt mich dieſe Stunde für die Uebung meiner Pflicht. Eine edle, unglückliche Frau verließ das Leben, beruhiget über die Verhältniſſe ihrer Theuerſten und erfreut durch die Erfüllung ihrer liebſten Hoffnung; ein engelgutes Mädchen iſt gerettet und verſorgt, und ein liebenswerther, obgleich ſchwacher Mann ſeinem Genius zurückgegeben, und durch die Verbindung mit dieſer himmliſchen Julie vor jeder ähnlichen Verirrung geſchützt. Und dieſe Befriedigungen habe ich durch einen Schmerz erkauft, der, wie jeder tugendhafte Schmerz, doch ſein Süßes hatte; durch Thränen, die in der Freude verſiegten, gerecht gehandelt zu haben; und jetzt — bin ich ja wieder glücklich!"

Die Forſträthin war ſehr gerührt. Sie ſagte: „Sieh, mein Kind! So hangen, wie in den Gärten des Paradieſes, am Baume der Tugend Blüthe und Frucht zugleich. Du handelteſt aus reinem Antriebe, von keinem Nebenzweck beſtimmt, mit heldenmüthiger Ueberwindung einer mächtig gewordenen Neigung; und dieſe ſtille That ward von Gott durch die beabſichtigten Erfolge geſegnet, und die Veranlaſſung Deines gegenwärtigen Glückes. Du biſt die Erwählte eines Mannes von ſeltenem Verdienſt, und nächſtdem im Beſitze der unverlierbaren Achtung des Aufgegebenen. — Doch nicht immer, meine Gabriele, reifen die Früchte des Guten in dieſem Leben! Laſſe uns deshalb nicht müde im Pflanzen werden: denn einſt werden wir ernten ohne Aufhören!«

Die Commerzienräthin Müllner empfing den Major und deſſen junge Frau, mit einer ſehr förmlichen, aber doch herzlich gemeinten Gratulation, und erbat ſich von Beiden das Vergnügen, ſie mit einem Gerichtchen Gernegeſehn bewirthen zu dürfen, weil ja doch die junge Frau, an dem erſten Abende ihrer Ankunft, ſich unmöglich mit Küche und Keller befaſſen könne. Der Major, ſo wie Gabriele nahmen die Einladung dankbar an, und Mutter Müllner ließ dem Gerichtchen Gernegeſehn noch vier ausgeſuchte Schüſſeln folgen, deren treffliche Zubereitung der neuen Hausfrau den kräftigſten Beweis liefern konnten, wie viel ſie von der älteren noch gewinnen könne.

Während des Eſſens erinnerte die Commerzienräthin den Major an ſeinen prophetiſchen Traum von dem Ringe, und meinte, nun werde er doch endlich an Träume glauben lernen, da der Erfolg die Wahrhaftigkeit ihrer Bedeutung gerechtfertiget habe. Der Major lächelte, und die Commerzienräthin fuhr fort: »Wer weiß, ob nicht auch jenes

Mädchen, deſſen Leichenzuge Sie in derſelben Nacht mit ſo vieler Betrübniß folgten, in Kurzem Braut wird?"

Gabriele ſah ihren Mann fragend an, dieſer aber erwiederte: „Sie hatten Recht, Mamachen. Das Mädchen hat vor einiger Zeit geheirathet, doch feiert es ſeine Flitterwochen im Trauerſchleier; denn es ward am Sterbelager einer geliebten Pflegemutter getraut."

Die Commerzienräthin ſchlug voll Verwunderung die Hände zuſammen. Sie ſagte: „Seh einer! Sie, Herr Major, träumen ja wie der König Pharao, und ſind dabei ungläubiger als ein Thomas! Nein! So bin ich nicht. Alle Träume ſind nicht zu verwerfen, und Gott laſſe den in Erfüllung gehen, welcher mir gegen den Morgen des heutigen Tages ward. Ich hatte mich zeither mit der Sorge beſchäftiget, Ihre Zimmer ſäubern und lüften zu laſſen, auf daß die Frau Majorin nirgends Anſtoß fänden, und glauben dürften, wir wüßten hier auch, was zur Sache gehört. Dieſer Gedanke mochte mich auch in den Schlaf begleitet haben, denn es war mir, als müßte ich der jungen Frau eine Ankunftsfreude bereiten, und ſo trug ich das große Roſenbäumchen in dem weißen Porzellan-Napfe, die Treppe herauf in das Eckzimmer. Wachend wurde ich dieſer Laſt nicht gewachſen ſein, aber was man gern thut, kommt einem auch im Traume nicht ſchwer an. Wie ich den Napf aufſetze, und ihn nun anſehe, ſiehe! da iſt aus den Roſen eine Palme geworden, gar lieblich und heilig anzuſchauen. Das Frühgeläute erweckte mich, und vergnügt dachte ich, das deutet auf Frieden. Guter Gott! gieb den jungen Eheleuten dieſes höchſte Glück! Thörichte Liebe vergeht, und zu ſtraff angezogene Saiten ſpringen endlich; aber

Frieden bleibet in Ewigkeit, und ziehet des Himmels Segen hernieder, der da entſliehet, wo Uneinigkeit ſich einniſtet.“

Die gute, alte Frau trocknete ſich die Augen, erhob das Glas, und ſagte: „Nun noch eine Geſundheit, meine wertheſten Gäſte! Ehefrieden und Eheſegen!“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfundzwanzigſter Band.

Der letzte Wille.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der letzte Wille.

Ein ſchweres Wort: allein!
Hippel.

An einer Wegſcheide, im obern Theile von S........ und dicht an der Landſtraße, liegt einſam, doch einladend ein ſchönes Wohnhaus von ſtarken Bäumen umrauſcht. Die Morgenſonne ſpiegelt ſich in den vordern Fenſtern und vergoldet das blanke, meſſingne Thürſchloß, ihren mittägigen Strahl mildert ein Rebengitter — die Abendröthe gießt ihre liebliche Kühle über ein paar grüne Laubenplätze aus — und die Nachtſeite erhebt den Blick zu dem geheimnißvollen Chor der Gebirge, unter denen die Silberhalle, ein ergiebiges Bergwerk, ihr reiches Geäder treibt. Und von hieraus — wie auch das Auge in jener anmuthigen Gegend umherſchweife und auf manch reizendem Fernpunkte verweilen mag —, fällt ein Silberblick in die dunkeln Nächte eines ſtillen Mannes.

Johann Jacob Grille, ein alter Junggeſelle, von kleinem ziemlich grillenhaftem Anſehen, war ſeit einem halben Menſchenalter im Beſitze jenes Hauſes, deſſen iſolirte Lage der ganzen Richtung ſeines Weſens und Treibens angemeſſen ſchien. Es war, bevor er es käuflich an ſich gebracht, zu einem Inſtitut beſtimmt geweſen, welches nicht zu Stande kam: dies freiſtehende Gebäude ward nun anders benutzt, und zwar in einer Weiſe, die es zu einem Sammelpunkte aller gebildeten Männer der Umgegend machte. Allgemein hielt man dafür, es ſei zu einer Art von Tabagie angelegt;

doch war die Einrichtung ſo eigenthümlich, daß dieſe Benennung nicht durchaus paſſend befunden wurde. — Zwar fand man in dieſem Hauſe wie in andern Häuſern, welche der Geſelligkeit der Männer offen ſtehen, ein Billard und Zeitungen, Karten und Journale, in ſeinen Kellern lagerten feine, alte Weine, von denen nie ein verfälſchter Tropfen auf der Zunge eines Gaſtes war — und der Kaffee, den Frau Urſula Webentraum, die Haushälterin, für einen baren und billigen Preis den Gäſten vorſetzte, war von anerkannter Vorzüglichkeit; aber dennoch unterſchied es ſich in mancherlei Dingen ſehr weſentlich von einem gewöhnlichen Kaffeehauſe. Es war zu einer freundſchaftlichen Reſource, zu einem häuslichen Muſeum geworden, und Jeder der vielen Beſucher des Herrn Grille fand für ſein Lieblingsfach an dieſem feinen Mann und in deſſen Hauſe volle Weide für ſein Steckenpferd.

Die Frauen dieſer Männer, einem Bündniſſe gram, von dem ſie gänzlich ausgeſchloſſen waren, und gegen eine Anhänglichkeit gereizt, an der ihre abziehende Liſt oder Gewalt ſich ohne Erfolg verſuchte, nannten dieſen Club in böslichem Spotte den Grillenſchwarm. Dieſer Name ward endlich ein beſtehender, ohne daß der Wirth und das Kränzchen ſeiner Freunde ſich nur im Geringſten darum gekümmert hätte. Sie ſchwärmten fort und fort bei ihm aus und ein, und ließen ihre Frauen daheim — Grillen fangen. In der That war Herr Grille unbewußt zu einem Dämon für die armen Ehefrauen geworden, der nicht nur ihre Männer in einem zauberhaften Bann gefeſſelt hielt, ſondern auch ihre Ruhe außerhalb deſſelben ſtörte. Jenes verhaßte Haus wurde ihnen nämlich als eine Norm des wirthſchaftlichen Betriebs aufgeſtellt, und hier und da den jüngeren

Frauen oder heranwachſenden Töchtern wohl gar zugemuthet, der alten mürriſchen Urſula die Künſte des Sparofens abzulernen. Denn nicht allein, daß Alles, was ſie auftiſchte, ſo ſchmackhaft war, wie man es ſonſt nirgends fand, ſo brauchte ſie auch verhältnißmäßig ſehr wenig dazu. Sie hielt vortrefflich Haus — und dennoch nicht aus dem Vollen. Und dabei waltete überall die größte Sauberkeit! Es blinkte und blitzte von den Wänden und Geſimſen, daß der Blick des Wohlgefallens ſich in jedem Geräthe hell ſpiegeln konnte.

Die Küche glich einem niederländiſchen Gemälde. In dieſer ihrer Werkſtätte regte Frau Urſula ſich rüſtig, wenn auch in ſtiller Geſchäftigkeit, als eine Künſtlerin eigener Gattung. Der Schein des Feuers malte ihre bräunliche Wange, in glühendem Fleiße ſtanden ihr dienſtbare Geiſter bei; ihre Leute mit einem Winke fliegend zu machen, darauf verſtand die alte Haushälterin ſich meiſterlich. Und Jahr aus, Jahr ein, einen Tag wie den andern, ging dies Geſinde ab und zu, ohne daß ein fremdes Geſicht den Gäſten aufgefallen wäre.

Die lieben Ehemänner unter dieſen ſuchten dem Geheimniß dieſer ſtummen Regierung auf den Grund zu kommen, zu Nutz und Frommen ihrer eigenen Häuslichkeit: wenn ſie heimlich ſeufzend daran dachten, wie oft ſie behelliget würden durch widerwärtiges Gezänk und den wüſten Tauſch der Dienſtboten, der — wie ſelbſt der vornehmſte Dichter bemerkt —, nur Fehler im Fehler wechſeln läßt. Den guten Wirthinnen dieſer Gegend war demnach — da die Männer dergleichen Bemerkungen zuweilen laut werden ließen — und da die Frauen, gleich den jüdiſchen Schriftgelehrten, ſich nicht bedeuten laſſen, und nie ohne Groll —, die Wetterſtange an dem Kaffeehauſe des Herrn Grille ein Pfahl in ihrem ſüßen Fleiſche. Sie richteten manchen Blitz nach jenem Ableiter, und warfen einen tödtlichen Haß auf dieſen Ort des Vergnügens, der ihre Männer unzufrieden mit der Heimath machte. So oft ſich nun die Damen jenes Kreiſes zu einem großen Kaffee oder Thee verſammelten, gaben auch gemeinſame Klagen über dieſen Gegenſtand den Stoff der Geſpräche ab. Man beſchwerte und tröſtete ſich gegenſeitig, und lüftete den verſchloſſenen Unmuth, ſo weit es möglich war.

„Wenn man nur,“ ſagte dann die Eine, indem ſie die geleerte Taſſe niederſetzte, und das ſchmeichelnde Lächeln, womit ſie den genoſſenen Kaffee belobte, ſchnell zu einem höhniſchen verzog, „den levantiſchen Nektar drüben bei Herrn Grille einmal koſten könnte, wovon ſolch Rühmens gemacht wird! — Mein Mann hat ſich die Düte zeigen laſſen — der Kaffee iſt ſehr lind gebrannt, beinahe noch grünlich. Da müßte ich denken, das iſt ein Mittel gegen das Fieber.“

„Nun ich denke,“ antwortete eine Zweite in verächtlichem Tone, „Frau Urſula wird ihren Kaffee wohl auch nur mit Waſſer kochen wie andere Leute.“

„Die Stärke des Vorurtheils giebt ihm vermuthlich den klaren Geiſt, der unſere Männer für ſein Lob berauſcht;“ ſagte eine Dritte, die ſich für eine Philoſophin und dem neidiſchen Aergerniſſe der Schweſtern überlegen hielt. „Es wäre kläglich, wenn man nichts zu denken hätte, als was dieſen Gourmands — und das ſind ſie mehr oder minder Alle — gut, oder ein wenig beſſer ſchmeckt.“

„Bedenken Sie auch,“ nahm eine jüngere Frau mit begütigender Billigkeit das Wort, „daß der weite Gang, die friſche Luft den Appetit reizen, dazu die erholende Ruhe nach der Arbeit, die fröhliche Geſellſchaft —"

„Ja, ja, die Geſellſchaft!" unterbrach eine alte Dame dieſe verſtändigere Rede. „Das iſt es alleben! Bei ihren Picknicks möchten ſie einander lieber aufeſſen vor purem Vergnügen. Zu Hauſe hingegen wird von den beſten Schüſſeln nur ein wenig gekoſtet, und wir führen doch auch grade keinen ſchlechten Tiſch."

Die augenſcheinliche Fettſucht dieſer Dame beſtätigte die letztere Ausſage, und ließ vermuthen, daß ſie ihren Gemahl, den ſie als einen wähligen Koſtverächter geſchildert, mit tüchtiger Eßluſt übertrage.

„Wenn Blicke zünden könnten, jenes vermaledeite Haus läge längſt in Aſche," ſagte eine hagere Fünfte, und rollte die pechſchwarzen Augen, die einen gelblichen Teint beleuchteten, umher. „Unſere Männer tragen alle ihre Fonds von guter Laune hinein, und bringen nur Mißmuth heraus, den ſie dann in kleiner Münze wieder ausgeben, womit ſie die Mühe und Plage ihrer Frauen bezahlen. — Allein ſie ſind auf dieſen Gang wie verſeſſen! Am Ende iſt der kleine Mann gar ein Berggeiſt, der es ihnen angethan — Gott verzeih mir die Sünde. Alle Morgen ſieht man das Grillenmännchen der Silberhalle zuſchleichen, und im Dickicht der Gebüſche verſchwinden. Was treibt es dort? — Niemand weiß es."

Die Damen ſchauerten. „Wenn er ein Kobold wäre!" „Sein Reichthum war mir immer unheimlich —" „Daß er den Drachen habe, ſagte man längſt —" ſo riefen Einige mit Haſt, und warfen ohne Weiteres einen Mann an die Pforten der Hölle, der ihnen nie etwas zu Leide gethan. Jene choleriſche Brunette, welche die anſpruchsloſe Perſönlichkeit des Herrn Grille in ſpukhaften Verruf gebracht, las in den entſetzten Mienen der Zuhörerinnen, daß ſie den Apfel der Erkenntniß abgeſchoſſen.

Sie fuhr befriedigt fort: „Auf ſolche Gedanken muß man wohl kommen, wenn man ſieht, wie gewaltſam der Zug iſt, der unſere Männer nach dem Kaffeehauſe zieht. Stürmt das Wetter einmal ſo arg, daß mein Mann, deſſen Weg vom Städtchen aus der weiteſte iſt, nicht fort kann, ſo iſt kein Stecken grade, er mag ſeinen Unmuth kaum bergen. Selbſt an Geburtstagen und hohen Feſten, wo er Ehren halber in der Familie bleiben muß, iſt ihm ein langweiliger Zwang, ein Fortſtreben anzumerken. Soll das die Frau nicht verdrießen?“

Ein junges Weibchen, lieblich von Geſtalt und Weſen, das ſich bisher ſtill verhalten, ſagte jetzt: „Was mich betrifft, ſo gönne ich meinem Manne herzlich gerne eine Aufheiterung, deren er nach dem abſpannenden Tagewerk ſo ſehr bedarf. Auch kann ich nicht leugnen, daß Herr Grille und ſein Haus mir ein bewunderndes Intereſſe abgewonnen, und daß ich dieſen Sonderling wohl näher kennen lernen möchte.“

Dies würde der Mühe nicht verlohnen, meinte eine Letzte voll Gift und Galle, und der ganze Kreis, durch jenes abweichende Urtheil aufgebracht, fiel nun ſtechend über die junge, liebenswerthe Frau her, welche ſich mit der einzigen Waffe vertheidigte, die ihrem Geſchlecht anſteht. Das heißt: Sie ſchwieg.

Aber gewiß! es verlohnte ſich ſchon der Mühe, Herrn Grille näher kennen zu lernen, der durchaus kein Menſch gewöhnlichen Schlages war. Er mochte in dem Zeitraume, worin dieſe kleine Erzählung anhebt, etwa gegen ſechzig Jahre zählen, und hatte, trotz ſeiner dürftigen Geſtalt, ſich nie über ein Krankheitsübel beklagt. Seine Kleidung war ſchlicht, aber ſehr fein, das dunkle Braun ſeiner Röcke, das ſchwarzſeidene Halstuch, was er ſtets zu tragen pflegte und welches ſein ſchmales Geſicht noch farbloſer zeigte, würden ihm das Anſehen eines Mitglieds der herrenhutiſchen Gemeinde gegeben haben, wenn nicht ein koſtbarer Solitär an ſeinem Finger ihn mit flammender Zunge von dem Anhange an jene ſchmuckloſe Verbrüderung freigeſprochen hätte. Was Herrn Grille aus der Welt, die er doch genau zu kennen ſchien, einſt in dieſen ſtillen Landwinkel verſchlagen, war, ſo wie die Geſchichte ſeiner Herkunft und ſeines früheren Schickſals, nie bekannt geworden; kein Gerücht, wahr oder fabelhaft, hatte den Schleier gelüftet, der die Vergangenheit des kleinen Mannes bedeckte, der ſeinen eigenen Gang zu gehen ſchien.

Nicht allein der ſcharfe, durchdringende Verſtand, der aus den kleinen, tiefliegenden Augen ſchaute, um, gleich einer prüfenden Sonde, den letzten Grund der Seele zu erreichen — nicht das ſchlagende Urtheil, womit er allemal den rechten Punkt traf, war es, was ihm dieſe einzige Gewalt über die Menſchen gab, zu denen er in näherer Berührung ſtand. Die ruhige Gemeſſenheit ſeines Betragens, der Ausdruck einer durchaus unabhängigen Geſinnung, endlich eine gewiſſe ſtolze Wortkargheit, keine fremde Gunſt jemals anſprechend, gaben einem traulichen Blick der kleinſten Freundlichkeit von ihm ungemeinen Werth.

Wenn nun dieſer überlegene Geiſt ſolchergeſtalt Manche, ja, die Meiſten, die ihn kannten, beherrſchte, ſo gab es doch auch Einige, die ſein Gemüth begriffen. Zuweilen ſtrich der Hauch einer milden Wehmuth über die erſtorbene Flur ſeiner Gefühle, ſo daß ein Schauer ahnungsvollen Mitleids dieſen

Freunden an das Herz ging. In jedem Augenblick, wo er einſah, daß ſie ihn für weiſe, für wiſſenſchaftlich, fur glucklich hielten, war ein dunkler Zug auf ſeiner Stirne, der den Gedanken: Grau, theurer Freund! iſt alle Theorie! doch grün des Lebens goldner Baum — erſcheinen ließ.

Dieſer Baum des Lebens war dem kleinen Mann entblättert, oder hatte ihm wohl nie geblüht! Er ſtand allein in der Welt. Dennoch war vielleicht unter ſeinen zahlreichen Gäſten keiner, der ihn nicht heimlich oder laut beneidet hätte: wenn nicht um die Mittel, welche ihn des Joches uberhoben, worin die Meiſten ihre Pflicht verkennen, ſo doch um die einſame Ruhe, die ihn ungeſtört für ſich ſelbſt leben ließ. Er galt für einen Glücklichen, und er lächelte dieſes Rufes; dieſes Lächeln war manchmal ſogar ſchmerzlich — immer aber ohne Widerſpruch.

Daß Herr Grille ein großes Vermögen beſitze, ergab ſich aus Allem, wie ſtrenge das Stillſchweigen auch war, was er hierüber beobachtete. Bei Gelegenheit äußerte er, daß es eine Regel der Klugheit ſei, nie ſich bloß zu geben, wie man mit ſeinen Finanzen ſtehe. Die Unberechbarkeit gewähre eine Menge Vortheile, erſpare vielen Verdruß und hindere vor allen Dingen, daß der Werth des Menſchen nach einem metallenen Maßſtabe veranſchlagt werde. Was Jeder wirklich ſei, nicht was er habe, muſſe er dann auch Andern gelten.

Dieſe Maxime leuchtete den Gäſten des Kaffeehauſes ein, und ſonach ward darin niemals von Geldangelegenheiten geſprochen, als wenn Einer oder der Andere zum Behuf der Geſchäfte ſich nach dem Cours des Goldes, oder dem Stand der Staatspapiere erkundigte, woruber Herr Grille ſtets ſo beſtimmte Auskunft zu geben wußte, als ſtände ſein einſames Haus am Wege dicht neben der Hamburger Börſe.

Aber den Schatz ſeiner Kenntniſſe und Kunſtſachen konnte der ſonderbare Kaffeewirth nicht eben ſo verleugnen, wie ſparſam er ſich auch enthielt, ſich deſſen zu rühmen. Er beſaß ein Naturalien-Cabinet, eine Sammlung ſeltner Kupferſtiche und Gemälde, worunter koſtbare Exemplare waren; ſeine Bibliothek war auserwählt und zahlreich, Inſtrumente aller Art zeigten, daß Phyſik, Mathematik, ja ſelbſt Aſtronomie nicht außer ſeiner Sphäre liege. Kam die Rede auf Juwelen und Pretioſen, ſo wies Herr Grille, ohne prahleriſches Hervorthun und nur wie zum Belege des Geſprächs, ein Sortiment von Edelſteinen, Gemmen und Antiken vor, was die ſtaunende Bewunderung ſeiner Gäſte bis zum Begehren ſteigerte, ſo, daß ſie komiſch dringend den ruhigen Eigenthümer anlagen, ſich vor dem Einbruche der Diebe noch beſſer als ſonſt zu verwahren, zu denen auch ehrliche Leute werden könnten, wenn die Lockung unwiderſtehlich wäre.

Die ſchönſten Blumen in der ganzen Gegend hatte Herr Grille: die ſeltenſten gewiß! vom zarten Dijon-Röschen an bis zur vollen Camelie, an der jeder Blick glänzend hing zum Preiſe des Schöpfers! Ein kleiner Gartenſaal an der Sonnenſeite des Hauſes vereinte die Freunde der Natur, während in den ſpätern Nachmittagſtunden auch mancher Gaſt einzeln zu finden war. Hier ſaß ein gebundener Geſchäftsmann und ergötzte ſich an einer Reiſebeſchreibung; ein Anderer, der die Feſſel der Verhältniſſe nicht minder fühlte — verweilte ſehnſüchtig vor dem kleinen Colibri, und ſchwebte auf den ſchillernden Fittigen in das Paradies hinüber, wo die Unſchuld Gottes Werke ſchöner ſchaute — oder betrachtete die glatten Muſcheln, ließ das Meer an ſeinem

Ohren rauſchen und ſich Wunderdinge erzählen von den Geheimniſſen der feuchten Tiefe.

Dort ſpielten ein paar ältliche Herren Schach, ſtill wie Geiſter. Die leiſe Sinnigkeit, der langſame Bedacht, womit ſie die kleinen Könige von ihrer Stelle rückten und die Züge veränderten, beſchämte die kühne Eile, wie ſo manches Beiſpiel der Geſchichte zeigt — worin durch raſches Wagen Thron und Krone verloren ging.

Sobald jedoch der Marqueur, Job mit Namen, ein alter Aeſop von Geſtalt, wenn auch ſchwerlich zum Dichter geſchaffen, die ſchwebende Lampe anzündete, fanden ſich die zerſtreuten Gäſte um einen großen Tiſch zuſammen, an dem der Hausherr in einem gepolſterten Lehnſtuhl den Vorſitz nahm.

Der junge Arzt des Städtchens, ein muſikaliſches Talent höheren Grades, daneben ein Bergofficier der Silberhalle, der mit dem Doctor in gleicher Virtuoſität wetteiferte — öffneten alsdann den ſchönen Flügel, der zu allgemeinem Gebrauch und Vergnügen in dem Verſammlungszimmer ſtand. Ein geſellſchaftliches Lied ward angeſtimmt, wobei die andern den Chor ſangen, und die zitternde Bäſſe der Alten, und die abweichenden Töne derer, welche das feine Organ des Gehörs für die Muſik entbehrten, ſtörten auch nicht um den leiſeſten Tonfall die Harmonie der Freude wie der Freundſchaft unter den Gäſten.

„Brüder lagert Euch im Kreiſe!“ ſang der Doctor mit hellem Tenor, wenn die umhertreibende Geſellſchaft ſich nicht bald zuſammenfand. Er vergaß der philiſtröſen Ketten, in die er ſich früh hatte ſchmiegen müſſen, über dem Geſange, der ihn in die goldne Zeit der Freiheit zurückverſetzte.

Gedankenfreiheit herrſchte am gaſtlichen Tiſche des Herrn

Grille, das mußte man ihm nachſagen. Ueber was wäre hier nicht geſtritten worden! und doch lief alles fröhlich und friedlich ab. Ueber die Grenzen der Länder und Geiſterwelt — über Schiller und Göthe — über Liszt und Mozart — über — es iſt nicht aufzuzählen. Der Doctor, ein Jünger der Neueren, gerieth in Eifer, wenn ein alter Muſikfreund der Meinung war, zu Mozart's Zeiten ſei die Tonkunſt noch eine Kunſt, dem Himmel entwandt — geweſen; jetzt ſei ſie, auf die Spitze geſtellt, zur Kunſtfertigkeit geworden; aber trotz allem Beifall rauſchen die Flügel nicht mehr himmliſch, als ſonſt. Die Muſik, einſt heilige Sprache des Herzens, drücke jetzt nur noch die Kraft aus, das Höchſtmöglichſte zu können, und verhalte ſich zu jener, wie die Eitelkeit zur Liebe. —

An kalten Abenden dampfte eine Bowle auf einem Seitentiſch, und der mißgeſtaltete Mundſchenk ſtand und ſchöpfte, und bediente die Gäſte pünktlich.

Ward die Thür geöffnet, ſo hörte man das Feuer in der nahen Küche knattern und praſſeln; lockende Dämpfe zogen herein, und nicht ſelten ließ ſich einer, der da redete, durch die lüſterne Vermuthung irren, was Frau Urſula da draußen nur bereiten möge. —

Endlich mahnte die Gemälde-Uhr, welche einzeln an der breiten Wand hing, an den Aufbruch. Mit ſilberhellem Klange bewegte ſie ſich in einem Kloſterthurme, der auf einem öden Berggipfel ragte. Der bleiche Mond, der dort glanzlos über den Felſen ſchwebte, erinnerte die Gäſte, daß der Mond am Himmel nun wohl aufgegangen ſei, und ihnen heimwärts leuchte. Und ein Blick auf die dunkeln, wilden Geſtalten des Bildes erregte die Vorſtellung, es könne ihnen irgend eine Gefahr auf dem nächtlichen Wege begegnen. So gingen ſie mit muthigen Schritten treu und luſtig ſelbander nach Hauſe.

Obgleich Herr Grille anſcheinend keinen Unterſchied zwiſchen ſeinen Gäſten machte, und Jeden derſelben mit ſchicklicher Würdigung behandelte, ſo war doch einer unter ihnen, den ſein Herz auszeichnete, wie wenig dies auch den Andern fühlbar wurde. Dieſer geheime Günſtling war der Bergfactor Roland in der Silberhalle, ein Mann, bereits über die Mitte der Jahre hinweg, aber ein Jüngling an Kraft und Sinn. Sein Poſten, einträglich zwar, doch umfaſſend und verantwortlich, war ſchon von Roland's Vater mit rühmlicher Treue verwaltet worden, und ein gleicher Ruf ehrte auch den Sohn. Dieſer hatte ſich den Wiſſenſchaften widmen wollen, wozu Talent und Fleiß ihn von frühester Jugend anleiteten; doch ein gewaltſames Geſchick wendete den Plan, dem er mit Luſt und Liebe bis an den Scheidepunkt ſeiner akademiſchen Laufbahn gefolgt war. Als er von der Univerſität kam und für langere Zeit in das heimiſche Gebirge zurückkehrte, um dort im Kreiſe der Seinen liebend zu raſten, und ſich in bequemer Stille vorzubereiten für das Examen, dem er ſich nun unterwerfen mußte, fand er das Vaterhaus in tiefem Jammer; denn einige Stunden vor ſeiner Ankunft hatte ein Schlagfluß den Vater gelähmt, und mehr noch das geiſtige Leben dieſes tüchtigen Mannes, wie das körperliche getroffen.

In Thränen zerfließend, bewillkommeten die Mutter und ihre drei Töchter den Jüngling als einen Boten des Himmels, ihnen von Gott in dieſer höchſten Noth geſendet; der Vater aber ſtarrte mit entgeiſtertem Blicke den ſtummen Schmerz des Sohnes an, und das Lächeln, womit ein dumpfes Gefühl väterlicher Freude in die ſeelenloſen Züge trat, zuckte krampfhaft. — Der junge Roland, ein guter Sohn, wollte nicht zurückbleiben, wo ſeine Mutter und Schweſtern ſich in den aufopferndſten Hülfsleiſtungen verzehrten, ſo verſah er einſtweilen die Geſchäfte ſeines Vaters, mit deren Betriebe er von Kindheit an vertraut war.

Endlich erklärte der Arzt, daß der Kranke noch Jahre in dieſem Zuſtande verbringen könne, ohne daß zu hoffen, er werde jemals wieder zu einem freien Gebrauche ſeines Geiſtes kommen; dieſer bliebe erſtorben für den Reſt ſeiner Tage. Die Mutter ſtand gebeugt, Gottes Hand ruhete ſchwer auf ihrem gedrückten Herzen; die Töchter hoben troſtlos die Augen zu den Höhen auf, von denen alles Licht und jede Hülfe kommt.

Die Lage der Familie war jetzt wirklich ſehr preßhaft: das Amt, das ſie ſo lange ohne Sorgen ernährt, ihnen aber nichts übrig gelaſſen hatte, da der alte Roland jeden erſparten Groſchen auf die Zinſen der Wohlthätigkeit anlegte — konnte, der eingreifenden Ordnungen wegen, nicht verſäumt oder lückenhaft verſehen werden. Die Penſion, worauf dieſer pflichttreue und nun geſchlagene Mann Anſpruch machen durfte, wäre jedenfalls nicht zureichend geweſen für den Bedarf, in deſſen verringerten Etat doch die Rubriken für den Arzt, die Apotheke und Miethzins künftig eingeſchaltet werden mußten; denn die Factorei war Amtswohnung, und hätte dann für den neuen Beamten geräumt werden müſſen, und Rolands hingen mit ganzer Seele an dieſen Räumen, welche ihr ſtilles Glück umſchloſſen hatten.

Der Berghauptmann, welcher in einem freundlichen Verhältniſſe zu der Familie Roland ſtand, beſuchte ſie in ihrer Betrübniß, und fand den Sohn an dem Facturbuche beſchäftiget.

„Es giebt hier,“ ſagte er mit der Kürze eines entſchloſſenen Mannes, der ein Wort zu reden hat, „nur einen Rath: den, daß der Herr Pathe da — er deutete auf den jungen Roland — dem Dienſte der Muſen entſagt, und ſich für den Beruf ſeines Vaters geſchickt zu machen ſucht; dann will ich es bei dem Oberbergamte dahin bringen, daß ihm dieſer Poſten vergönnt bleibt, und damit wäre meinem Bedünken nach Allen geholfen.“

Der Sohn ſtand finſter, unſchlüſſig; die Mutter warf flehende, fürchtende Blicke bald auf ihn, bald auf den Vater, der mit halboffenen Augen im Großſtuhle ſchlummerte und keinen Theil an dieſer Scene nahm, welche ihn ſo nahe anging. Die Schweſtern ſahen erblaſſend und verſtohlen nach dem Bruder hin, denn das Loos ihrer Zukunft lag auf der Wage dieſes Augenblicks. —

Der Berghauptmann ſchwieg und harrete der Antwort; aber nur die Seufzer der Erwartung ſäuſelten durch die horchende Stille. Endlich hob er lächelnd wieder an: „Nicht wahr, armer Junge, es fällt Dir ſchwer, die neun Schweſtern zu verlaſſen, und vom Parnaſſe herab in die Grube zu ſteigen?“

Der junge Roland hielt dieſe Frage für Spott, da ſie doch nur ein mitleidiger Scherz war, der den ſtummen Kampf des Jünglings zu einem muthigen Entſchluſſe reizen ſollte; eine Thräne trat in ſein Auge, das Geſicht glühete ihm dunkelroth. Die Mutter ſah in banger Angſt die Flamme ſeines Zornes ausbrechen, und der Berghauptmann, ein wackerer, aber hitziger Mann, durfte nicht beleidiget werden. Sie wendete ſich zu ihrem Sohne, und ſprach mit rührender Geberde: „Mein Sohn! ſei der Verſorger Deiner irdiſchen Schweſtern, ſo wirſt Du Dir eine Stufe in den

Himmel erbauen, ob Dein Stand auch viel niedriger wäre, als der, welcher Deinem Vater Brod und die Ehre der Nützlichkeit gab. — Ich werde nicht mehr viel brauchen auf Erden," — ſie verſchluckte Thränen, und das erſtickte Schluchzen ihrer Töchter tönte durch die wankende Stimme der Mutter, „aber wenn Du Vaterſtelle vertrittſt an Deinen Geſchwiſtern, die außerdem unter fremde Leute müſſen, und weich und zärtlich erzogen, der harten Dienſtbarkeit anheim fallen, ſo werden die Engel Dir dienen Dein Leben lang, wie Jedem, der ſich ſelbſt überwindet! — Die Liebe, mein Sohn, iſt die höchſte Wiſſenſchaft, und unſer vornehmſter Beruf! Gott ſelbſt treibt ihn von Ewigkeit zu Ewigkeit!"—

Der junge Roland fühlte ſich von einer wunderbaren Freudigkeit zu dem verlangten Opfer durchſchauert. Er reichte der Mutter die Hand, küßte die ihre, welche heftig zitterte, und ſprach: „Dieſe Hand ſoll für Sie und Ihre Kinder arbeiten! Ich gelobe es Ihnen, meine geliebte Mutter!"

Der Mutter wunde Empfindung ward ſchneidend berührt, daß der Sohn in williger Hingabe ſeiner freien Neigung, ſich ſclaviſch an ein mechaniſches Geſchäft gefeſſelt glauben könnte, was ſie aus ſeinem Ausdrucke zu errathen meinte. Sie antwortete zuverſichtlich, und ihre trüben Augen erglänzten dabei, als ſchaue ſie die Ferne der Zeit, und das Geheimniß der göttlichen Vergeltungen ginge hell vor ihr auf: „Du, mein Sohn, wirſt den Genuß nicht entbehren dürfen, nebenher für Deinen Geiſt leben zu können, und die Muſen, wie der Herr Berghauptmann ſagt, werden Dir treu bleiben immerdar und einſt noch Dein Alter verſchönern! Dann ſchlafe ich längſt im Grabe, an des armen Vaters Seite. Dir aber gehet es wohl, denn was Kinder an den Eltern thun, wird ihnen vergolten, und die ſchwerſte Pflicht belohnt ſich am herrlichſten.“

Der Berghauptmann trat an das Fenſter und trocknete ſich die Augen; das Herz wallte ihm. Er pries den Jüngling ſelig, der eben ſeiner liebſten Hoffnung entſagt hatte.

So kam Roland in das Amt ſeines Vaters, und man erleichterte ihn von allen Seiten. Seine Obern liebten ihn, er genoß von Jedermann einer wohlwollenden Achtung, und die aufmerkende Pünktlichkeit, womit er ſeine Geſchäfte verſah, der rege Geiſt, in dem er ſie betrieb und ihren Umfang erweiterte, ohne auf die vermehrte Arbeit zu achten, gereichte ihm um ſo mehr zum Verdienſte, da es bekannt war, daß nur das Pflichtgebot ihn dieſem Berufe geweiht, und die Wahl ſeiner Neigung ihn für eine höhere Sphäre gebildet hatte. Eine ſüße Ruhe verbreitete ſich über ſein Leben, dem ein zufriedenes Gemüth, der ſtille Beifall ſeines Gewiſſens und die Liebe zu der Natur und den Wiſſenſchaften, denen er, ſo viel es nur immer möglich war, oblag — einen poetiſchen Reiz gaben. Er folgte auch im Sinne des Erbarmens ſeinem Vater nach, und gab den Armen mit Milde, was er für ſein Vergnügen zurückgelegt hatte. Deshalb führte auch ſeine Büchercaſſe den Namen nur, ohne daß je ein Buch aus dieſem kleinen Sparfond wäre angeſchafft worden; denn ſtets fand ſich der Anblick fremder Noth noch eher, als die Gelegenheit, das gewünſchte Werk zu erhalten.

Innerhalb zweier Jahre verheiratheten ſich ſeine drei Schweſtern ſehr vortheilhaft, und zogen in die Weite, dem Ausſpruche der Bibel gehorſam, die das Weib Vater und Mutter verlaſſen und dem Manne folgen heißt; die geborenen Freunde, die Heimath und mit ihr jede traute Gewohnheit gegen ein ungewiſſes Glück aufgebend! —

Nachdem die jüngſte Tochter dieſes Hauſes verſorgt war, erloſch der ſchwache Lebensfunke des alten Roland, der, ſorgfältig unterhalten, nur ſchwach geglommen, und ſelten noch in einem klaren Gedanken aufgeleuchtet hatte. Die Mutter trieb nun dem Sohne die Wirthſchaft und fühlte ſich geſund und kräftig dazu, nur daß ſie über ein unnatürliches Abnehmen ihres Augenlichtes klagte, und oft durch die ausgeſprochene Furcht, gänzlich zu erblinden, den Sohn bekümmerte.

Jetzt war es aber ſehr einſam in der Factorei geworden; der Töchter munterer Umtrieb fehlte, ſogar das leiſe Geräuſch der Krankenpflege war mit dem Vater verſtummt; ſachten Schrittes, in ſtiller Bedächtigkeit, beſchickte die Mutter den Haushalt. Roland ſah und fühlte überall eine Oede, eine Leere, in deren bangendes Empfinden ſich eine tiefere Sehnſucht miſchte. Er beſchloß zu heirathen, und er trug das Ideal ſeiner Liebe in ein ſanftes Mädchen über, das unter dem verklärenden Schimmer, den ſeine Leidenſchaft auf die Geliebte ſtrahlte, wenigſtens ein Herz voll echter Güte, voll reiner Unſchuld barg. Zwei Jahre nur beglückten ihn die Freuden einer Ehe, die als Muſter dieſes ſchönſten, und doch ſo oft mißkannten Verhältniſſes gelten konnte — da ſtarb die junge Gattin; eine mütterliche Hoffnung ward mit ihr begraben, doch ein liebliches Kind blieb zum Troſte des trauernden Roland ihm von der Hingeſchiedenen. Die alternde Mutter nahm ſich nun der kleinen Victorine ſo ſorglich und verſtändig an, daß Roland ſich der Nothwendigkeit überhoben fühlte, um des zarten Töchterchens willen an eine zweite Wahl zu denken. Das Kind wuchs, gedieh, und erfüllte das wieder ſtill gewordene Haus mit fröhlichem Lärmen, und ſcheuchte den Gram aus jedem Winkelchen in dem Herzen des Vaters.

Einige Zeit vor der Epoche, welche die erzählten Ereigniſſe in Roland's Familie umſchreibt, war auch Herr Grille Anwohner dieſer Gegend geworden, und der Ruf erzählte mancherlei Seltſamkeiten von ihm. Es war jedoch, als ob mehr der Zufall, oder ein geheimer Plan dies Haus zu einem öffentlichen gemacht, als daß ſein Beſitzer es mit erwerbſamen Abſichten dazu angelegt hätte.

Die Nachrichten hierüber verloren ſich ins Ungewiſſe, und liefen wirr durch einander; aber ſie erregten Intereſſe für den Fremdling, der ſich an den Weg geſetzt hatte, nicht, daß ein Jeder, der die breite Straße zöge, bei ihm einkehre; — denn ſein Haus war ohne Schildzeichen und Ueberſchrift — ſondern daß er ein Gaſtgeber im höheren Sinne wäre und Auserwählte zu ſich einlüde.

Auch Roland hatte viel von Herrn Grille gehört, er wollte aber nur dem eigenen Urtheile trauen. Dabei dachte er — und der einfachſte Gedanke kommt der Wahrheit wohl immer am nächſten — Herr Grille könne vielleicht als ein vermögender Mann, von Leiden oder Launen aus der Welt vertrieben, auf die Art, wie er es that, ſich in geſellige Verbindungen mit Männern, die auf einen gewiſſen Grad gebildet wären, bringen wollen, ohne ſich den läſtigen Formen und den zwangvollen Umſtändlichkeiten kleinbürgerlicher Hausfreundſchaften unterwerfen zu dürfen. Denn es war auffallend, daß der Kreis ſeiner Gäſte, ob er ſich auch zufällig und freiwillig zuſammenfand, doch ein von dem Wirthe ſelbſt erkorener ſchien, und daß Herr Grille ſein abhängiges Verhältniß gebietend überſchauete und beherrſchte.

Weder wunderndes Befremden, noch neugierige Grübeleien ſtörten das Entzücken, womit Roland ſich bei ſeinem erſten Gange nach dem Kaffeehauſe dort in einem Muſentempel fand. Mit leuchtenden Augen ſtand er vor der Bibliothek und las gefeierte Namen, und ſein Herz klopfte hoch auf. Die Barden aller Zungen und Zeiten, von Vater Homers Sonne an, vereinigten ihre Geſänge hier zu einem Chore, worüber Roland, der die Dichter vorzugsweiſe liebte, in ein begeiſtertes Staunen gerieth. Hier winkten Philoſophen in denkende Stille zu tiefſinniger Contemplation, dort rollte die Geſchichte ihre beſtäubten Blätter auf, und gab Kunde, wie Gott von Anbeginn der Welt Gerechtigkeit geübt, und die Herzen der Völker gelenkt, daß ſie nur Seinem Willen dienen mußten. Dort ſtanden, abgeſondert von ihrer Claſſe — Rouſſeau und Voltaire — Roland wendete ſich ſchnell ab, dies waren nicht die Genien, denen ſein frommes in Wahrheit freies Herz huldigte.

„Gott! welch ein glücklicher Mann ſind Sie, lieber Herr Grille!“ ſagte Roland, ohne ſeinen Blick von der Bibliothek losreißen zu können, und drückte mit Wärme die dürre Hand ihres Eigenthümers, indem er hinzuſetzte: „Mit dieſer Geſellſchaft wollte ich in eine Einöde ziehen und wenig vermiſſen, was die Welt an Freude auszutheilen hat.“

„So wähnte ich einſt auch,“ erwiederte Herr Grille, und ein leiſer Seufzer entſchlupfte mit dieſer Antwort ſeinen Lippen, deren Lächeln den Traum jener Täuſchung zu bedauern ſchien, „aber,“ fuhr er fort, „wie viel ich auch den Wiſſenſchaften zugeſtehe, der Menſch bedarf des Menſchen zu ſeinem Glücke, und das Leben gehört den Lebendigen."

Roland ſchwieg, und dachte dieſer Aeußerung nach, welche ihn in ſeinem erſten Vermuthen über die Seltſamkeit dieſes Mannes noch mehr beſtärkte. Als ein leidenſchaftlicher Blumenfreund theilte Roland die Genüſſe ſeiner Feierabende im Kaffeehauſe zwiſchen dem Bibliothekenzimmer und der Gartenſtube; doch zog er beiden eine Unterhaltung zu Zweien mit dem geiſtreichen Wirthe vor, für den er eine Zuneigung empfand, welche nicht bloße Achtung, ſondern ein gefühltes Geheimniß, und viel zarter und wärmer, als das Wohlwollen war, womit ein gutartiger Charakter freundliches Erweiſen ſo leicht vergilt.

Die kleine Geſtalt des Herrn Grille ſchien ſo hinfällig und hülflos, ſeine Abgeriſſenheit von allen Familienbanden ließ ihn, ein welkes Blatt, einſt der Erde zufallen, ohne daß die Liebe ſich die Stelle merken würde, um eine Thräne darauf zu weinen.

Wenn ſolche Betrachtungen in Rolands Gemuth das Mitleid regten und rührten, ſo verſchmolz es mit der Bewunderung für die ſeltnen Seelenkräfte, welche die Natur in dieſe ſchwächliche Form gegoſſen, und wer mit den Stürmen vertraut war, die das Herz in ſeinen Untiefen empören, ahnete, daß ein höherer Geiſt in ihm das ſeinige zu dieſer Ruhe, zu dieſer Reſignation geſprochen.

Roland überraſchte ſich zuweilen auf dem heimlichen Wunſche, Herrn Grille in ſeinem Hauſe hegen und pflegen zu können, doch dieſer beſuchte Niemanden: fand ſich jedoch Gelegenheit, ihm einen kleinen Dienſt zu leiſten, ſo ergriff Roland ſie mit einem ſichtlichen Vergnügen. Und dies geſchah ohne den geringſten Eigennutz. Der einzige Anſpruch, den der beſcheidene Roland an Herrn Grille hätte machen wollen, würde darin beſtanden haben, daß er ihm dann und wann ein Buch leihen möge; allein man wußte, Herr Grille borgte nie etwas, weder ſich noch andern, und ſo begnügte er ſich mit der Vergünſtigung, ſeinen Leſedurſt an der Quelle befriedigen zu können, wenn er auch nicht für ein leeres Stundlein daheim ſchöpfen durfte.

Ob alſo auch der Bergfactor in keiner Beziehung eines äußeren Vorzuges begehrte, noch ſolchen erfuhr, ſo ſagte ihm doch eine innere Stimme, welche ſelten trügt, daß Herr Grille deſſenungeachtet einen Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinen übrigen Gaſtfreunden machte, wenn gleich er nicht hätte angeben können, worin dieſe Auszeichnung eigentlich beſtehe; genug, er fühlte ſie.

Eine Reihe Jahre war vergangen, ohne daß der Lauf der Zeit etwas Weſentliches in dieſem Verhältniſſe verändert hätte.

Roland's Tochter ſtand jetzt in dem Alter, wo die Jungfräulichkeit ſich in reizender Blüthe aus der Kindheit Knospen entfaltet und glühendere Farben und vollendete Umriſſe gewinnt. Victorine war ein ſchönes Mädchen geworden, eine helle, heitere Blondine, deren fröhlicher Spiritus der Großmutter oft zu Kopfe ſtieg, daß ſie ihn mißbilligend ſchüttelte. Dem matten Ernſte der Matrone, dem die Begriffe ihrer Zeit beiwohnten, dünkte das Mädchen zu lebhaft und zu vorlaut, und ſie nahm ein ſtilles Aergerniß daran, daß ihr Sohn mit ſeinem Kinde auf Du und Du umging: ſie ſelbſt hatte ſich dieſe Vertraulichkeit, welche ſie für ungeziemend hielt, ſtrenge verbeten. Doch ſtand Victorine mit ihrer Großmutter ſtets im beſten Vernehmen, ob dieſe auch die Grundſätze bei weitem mildernd, worin ſie ihre Töchter erzogen — der Enkelin eine Nachſicht angedeiben ließ, die manche Unart in dem Märchen hatte aufkommen laſſen. Ihre Vorwürfe hatten immer noch einen Anklang von beifälliger Zärtlichkeit, und ihr Schmählen war nur ein verſtecktes Schmeicheln. So behauptete ſie, Victorine habe als eine echte Tochter des Bergwerks, Jungfern-Queckſilber in den Adern — doch Victorine hielt deshalb um nichts länger an dem Arbeitstiſchchen aus, oder brachte den tanzenden Schritt, der ſie ſchwebend in Küche und Keller trug und manche Stufe überſpringen ließ, auf die gemeſſenen Regeln alterthümlicher Sittſamkeit zurück. Allein, dieſer kleinen Verwilderung ungeachtet, verſprachen doch Victorinens Anlagen reiche Früchte der Freude für ihren Vater, und ihr Herz war vortrefflich. Roland, der ſein einziges Kind mit väterlicher Innigkeit liebte, war nicht blind gegen Victorinens Fehler, und nur die Ehrfurcht und ſchonende Rückſicht auf die betagte Mutter hielt ihn bisweilen ab, wirkſamer durchzugreifen, wo es eben nöthig geweſen wäre. Aber er bemerkte auch manche löbliche Eigenſchaft ihrer Mutter, welche ſich mit den Zügen derſelben auf Victorine vererbt hatte; nur daß dieſe feinen Liniamente zu ſeinem Troſte Luſt und Liebe zum Leben andeuteten, während der blaſſe Griffel des Todes in jene ſein frühes Recht — an eine Blume, zu zart für dieſe rauhe Welt — geſchrieben.

Es war zur Zeit des Herbſtes, als Roland in Angelegenheiten der Factorei nach einer entfernten Schmelzhütte reiſen mußte. Victorine hatte ihren Vater gebeten, daß ſie ihn begleiten dürfte, und Roland erlaubte es gern, da das Mädchen noch wenig von der Welt jenſeits der heimiſchen Berge kannte. Doch Tages vorher that die Großmutter einen böſen Fall, ſo daß ſie nicht von der Stelle konnte, und Pflege bedurfte. Victorine mußte alſo zu Hauſe bleiben.

und Roland ſelbſt würde die Reiſe verſchoben haben, wenn ſie nicht dringend geweſen wäre. Victorine hatte ſich ſo ſehr auf dieſe kleine Zerſtreuung gefreuet, daß ſie ihren Unmuth über die vereitelte Hoffnung kaum mäßigen und noch weniger verbergen konnte. Den Vater ſchmerzte dies um ſeiner Mutter willen, die ihren Unfall jetzt zehnfach empfand, da das Töchterchen darunter litt. Als er am Abend Abſchied von Victorine nahm, die bei der Großmutter ſchlief, welche er in der dunkeln Frühe des kommenden Morgens nicht ſtören wollte, gewahrte er Thränen in ihren Augen, und ſagte zwiſchen Zürnen und Tröſten: „Du ſollteſt Dich ſchämen, Victorine, daß Du der Großmutter zu Liebe nicht auf ein Vergnügen verzichten kannſt! Sie hat ſechszehn Jahre für Dich gelebt und gewacht, und ihre größte Freude in den Opfern gefunden, welche die Erziehung erfordert. Es iſt eine kleine Vorſchule für Dich, denn wiſſe, mein Kind! Dein Geſchlecht iſt zum Entſagen beſtimmt, und ein völliges Hingeben an Andere iſt ſein Beruf! — Sei alſo,“ fuhr er fort, „meine gute Tochter, und pflege die Großmutter, wie ſie es um Dich verdient; ich werde Dir auch etwas mitbringen, was Dir Freude machen wird.“

Victorine ſeufzte mit abgewendeten Blicken ein „Ach!“ aus, welches ziemlich gleichgültig gegen eine Hoffnung klang, die ſie nun einmal für die aufgegebene nicht entſchädigen konnte.

Roland wollte dieſen verſchmähenden Seufzer nicht bemerkt haben. Er ſprach, in einen ſcherzhaften Ton übergehend, weiter: „Mit dieſem Verſprechen gemahne ich mich, wie der Kaufmann in dem Mährchen: Azor und Zemire, und fordere Dich wie jener auf, wähle Dir etwas! Du ſollſt es haben; nur darf es, wie Zemire verlangte, keine

Roſe ſein, die ich unter Furcht und Grauen pflücken mußte; denn draußen rauſcht der Wind durch dürre Blätter, und dieſes Jahres Blumen ſind verblüht."

Des Vaters Güte ſprach doch an dies verſtimmte Herz. Victorine war zu ſich ſelbſt gekommen, nur mußte ſie ſich durch ausbrechende Klagen noch eine Genugthuung geben nach weiblicher Weiſe, die ſelten ſtille Größe in ſich faßt, um ſchweigend verſchmerzen zu können. So ſagte ſie: „Ich will Dich mit nichts bemühen, Vater! Mein Vergnügen iſt dahin; doch wollte ich, Zemiren gleich, etwas Unmögliches wünſchen, ſo ſpräche ich, bringe mir eine Schweſter mit, die des Hauſes Plage und Mühe mit mir theile. Es iſt recht ſchwer, ſo einzig und allein zu ſein! — Die Großmutter iſt alt und grämlich, vor ihr ſoll ich mich weder regen noch rühren. Von vielen Dingen kann ich gar nicht mit ihr ſprechen. — Des Abends nickt ſie ein, dann iſt es ſo ſchauerlich ſtille, daß man den Holzwurm picken hört, wovor ich mich immer fürchte. Du kannſt es mir alſo nicht verdenken, lieber Vater, daß ich mich einmal wegſehnte."

Wirklich konnte das der Vater nicht. Er erwog flüchtig Victorinens kindliche Beſchwerde, und mußte ihr das Gewicht der Wahrheit zugeſtehen. Daß der Gehorſam unter den faſt klöſterlichen Zwang ſeines Hauſes für Victorine ein Pönalgeſetz wäre, daß des Mädchens lebendige Jugend ihrer fröhlichen Freiheit und tauſend kleiner und unwiederbringlichen Freuden verluſtig ginge, da ſie ſich dem müden Alter der Großmutter und all dem ſchleichenden Gefolge von Schwächen und Wunderlichkeiten unterwerfen müßte, hatte er nie ſo deutlich, wie in dieſem Augenblicke eingeſehen. Aber jetzt war keine Zeit zur Ueberlegung, wie dieſer

Uebelſtand zu ändern; ſo ſtellte Roland ſeine Tochter mit dem anerkennenden Ausſpruche zufrieden, er würde dafür ſorgen, daß ſie künftig bisweilen einer Aufheiternng genöſſe — dann entließ er ſie mit einem väterlichen Kuſſe.

Die einſame Reiſe gab ihm vollkommene Muße, über dieſen Gegenſtand nachzudenken. Er ſann jedoch nichts heraus, denn Victorine konnte der kindlichen Wartung ihrer Großmutter, wie der thätigen Theilnahme an dem Hausweſen auf keine Weiſe überhoben werden. So blieb nichts übrig, als, ihr eine Gefährtin im Hauſe, oder einen ſchicklichen Umgang außerhalb deſſelben zu geben, was er denn weiteren Beſchlüſſen, oder dem Fügen des Zufalls vorläufig anheim ſtellte. Dieſer, oder vielmehr die leitende Hand über den Wolken unſerer Erkenntniß — übernahm auch den Faden väterlicher Sorge, den Roland jetzt fallen ließ, weil, je näher er dem Ziele des weiten Weges kam, eine frohe Erwartung ſein Herz beſchäftigte. Er ſah nämlich dem Wiederſehen eines Jugendfreundes entgegen, der bei jenem Hüttenwerke angeſtellt war. Dieſer Freund, welcher Rüdiger hieß, hatte eine ſeltſame Laufbahn gemacht, aber das Glück war ſeinen Ferſen gefolgt, bis es ſich ſeit einigen Jahren von ihm wendete, und ſchmerzliche Erfahrungen mancherlei Art ihn nun in raſcher Folge trafen. Zwei liebenswürdige Knaben ſtarben ihm gleichzeitig am Scharlachfieber, ſeine Gattin grämte ſich den Kindern in Kurzem nach, und als ſie auf der Bahre lag, und der Tod ihm das Liebſte entriſſen, beraubte ihn ein gewaltſamer, nächtlicher Einbruch, der auf die Verſtörung im Sterbehauſe berechnet war, eines großen Theils ſeiner Habe, ohne daß der Thäter und mit ihm irgend ein Erſatz aufzufinden geweſen wäre.

Wie warm auch Roland's Herz bei dem Gedanken ſchlug, daß er nun bald ſeinen Freund Rüdiger nach langer Trennung umarmen würde, fühlte er es doch von einer ganz eigenen Beklommenheit gepreßt, die er dem Drucke der dicken Luft zuſchrieb; denn ein herbſtlicher Nebel zog wie eine breite Wolkenſäule vor ihm her, und hüllte den freundlichen Hüttenort in düſtern Flor.

Rüdiger hatte ſich ſehr verändert in ſeinem Aeußern, und betroffen ſuchte Roland in dieſen tiefen, verfallenen Zügen nach den Spuren des üppigen Frohſinns, der blühenden Laune, die von den Gräbern der Seinen verſchüttet worden war, für immer; doch treu und bieder, wie ſonſt, erfreuete er ſich der unvermutheten Ankunft Roland's, und wenn ſich dieſer auch in Rückſicht auf ſeine Geſchäfte, die eine gänzliche Ungebundenheit erheiſchten, genöthiget ſah, das Logis im Gaſthofe, der Bitte des Freundes, bei ihm fürlieb zu nehmen, vorzuziehen, ſo verſprach er doch, jeden Augenblick, den er ſich abmüßigen könnte, bei ihm zuzubringen. Schon dieſer erſte Abend ſollte ihm ganz gehören. Hier ſah nun Roland Rüdiger's einzige Tochter Gretchen, und ſtellte ſie in Gedanken neben ſeine Victorine, die etwa um zwei Jahre jünger war, als Jene. Roland bemerkte jedoch bald, daß beide Mädchen nicht mit einander zu vergleichen wären. Er ſtutzte vor der holden Erſcheinung, die ihm hier entgegen trat, und ihn mit dem liebenswürdigen Anſtande einer jungen Hausfrau begrüßte, welche die Pflicht der Wirthin mit beſcheidener Grazie verſieht, ohne merklicher Weiſe einen Fehler zu begehen.

Gretchen, ſchlank und von ſchmächtigem Wuchſe, hatte etwas Edles in ihrer Haltung, in ihren Geberden, das als freier Ausdruck der Natur den jugendlichen Reiz dieſer

Geſtalt erhob. Und wenn man Victorinens Geſichtszüge und Farbe ſchöner nennen durfte, ſo gaben ein Paar große, ſchwarze Augen, die ein ſehr ſanftes Mienenſpiel beleuchteten, dieſem blaſſen Colorit, das etwa nur dem Kelche der weißen Roſe glich, ein ſeelenvolles Intereſſe. Um den feinen Mund ſchwebte zuweilen ein entzücktes Lächeln, wie der Blick eines Engels, wenn er aus ſeinem ſtillen Himmel ſieht.

Roland konnte ſein Auge von Gretchen nicht abwenden. Er folgte achtſam jeder ihrer kleinſten Bewegungen, und ſah, wie ſie ſtillen Geiſtes die Anſtalten zur Bewirthung traf, und doch dabei manche Minute der Aufmerkſamkeit für den Freund ihres Vaters übrig hatte.

Es lagen Bücher da, Gretchens Eigenthum, wie der eingeſchriebene Name bewies — welche für den Grad ihrer Bildung, für ihren reinen Sinn zeugten. Eine Guitarre lehnte im Winkel, aber nicht verſäumt, wie ſich aus den aufgethürmten Muſikalien ergab, die daneben lagen. Bei Tiſche erzählte Rüdiger die Geſchichte ſeines Mißgeſchicks, und wie ſeiner Tochter Geſundheit unter jenen Schlägen des Unglücks gelitten hätte, ſo daß er gefürchtet, auch ſie, ſein einziges — noch zu verlieren. So habe er es denn für räthlich erachtet, ſie auf eine längere Zeit von dem Schauplatze ihrer gemeinſamen Trauer zu entfernen, und auf eine dauernde Art zu zerſtreuen, indem er ſie nach N....... zu einer ihm verwandten Familie in die Koſt gegeben, daß ſie dort Unterricht in der Muſik, und beſonders im Geſange, wozu ſie Talent gezeigt, wie in andern weiblichen Geſchicklichkeiten, nehmen könne. Und jetzt ſei es ihm überaus lieb, daß er dies gethan; denn Gretchen könne nur ihre häusliche Einſamkeit mit dieſen kleinen Künſten ſchmucken: doch einzig nur auf dieſen Selbſtgenuß angewieſen, trage ſie auch kein Verlangen nach geſellſchaftlichen Freuden, und wäre gerne ſtill für ſich.

Roland unterdrückte einen Seufzer. Er dachte an ſeine Victorine, und wünſchte, ſie möchte dies gehört haben. Auch blieb ihm nicht der Troſt, daß ſeine Tochter Talente, deren ſie ermangelte, durch wirthſchaftliche Thätigkeit übertrage, die dem kunſtſinnigen Gretchen vielleicht abgehen möchte: daß beides ſehr wohl vereinigt ſein könne, bewies ſich hier. Das Eſſen war vortrefflich, und überall walteten Ordnung und Sauberkeit.

Rüdiger war doch, erwärmt von ein paar Gläſern Punſch und von dem Austauſche froher Erinnerungen an eine ſchönere Zeit, ein wenig heiterer geworden. Er ſagte: „Singe uns ein Lied, Gretchen!“ Sie erröthete; ihr Blick flehete den Vater an, daß er ſie verſchonen möchte. Aber Roland hätte ſie ſo gerne gehört, er drang in das beſchämte Mädchen, und Gretchen holte das Inſtrument herbei. Es war verſtimmt — und die Accorde gingen in ſchneidenden Klängen zerreißend durch Roland's Seele. Endlich ſang Gretchen mit ſchüchterner Stimme, deren ſchmelzendes Silber nach und nach heller tönte:

Es dampft der Berg, es glimmt der Schacht,
Der Sterne Heer zieht durch die Nacht:
Und in des Herzens Tiefe flammt
Ein Fünklein, das vom Himmel ſtammt.

Es glüht ſo ſtill, es glüht ſo ſacht,
Vom Hauche Gottes angefacht!
In ſeinem warmen Wunderſchein
Glänzt jedes Dunkel hell und rein.

Ob alles fällt, ob alles bricht, —
Es liſcht die keuſche Lampe nicht!
Und ruhig noch ihr leiſer Strahl
Sich durch den Graus von Trümmern ſtahl. —

Einſt kommt ein Engel, oft verkannt —
Auf Vaters Wink herab geſandt;
Und fähret dann in raſchem Lauf
Mit dieſem Grubenlichtlein auf.

O Licht der Liebe! heil'ges Licht!
Das jede Düſternheit durchbricht,
Du kehrſt zur Sonne einſt zurück —
Und dunkler Schmerz wird helles Glück!

Ein nachhallender Laut verſchwebte langſam in der horchenden Stille am Tiſche, und ſäuſelte, wie das letzte Lebewohl eines rufenden Freundes, immer ferner und leiſer. Rudiger blickte ernſt, ja düſter in die trübe Flamme der Lichter, welche ungeputzt geblieben waren, doch Roland's leuchtende Augen ſagten dem Mädchen Dank und Beifall für das Lied, ihm aus der Seele geſungen. Er hatte nebenher ſeine ſtillen Betrachtungen über die Wahl dieſer Verſe, welche Gretchen mit einer Art von trauernder Begeiſterung vortrug, die mit dem Lächeln ihres Mundes und dem ſchwärmeriſchen Feuer ihrer myſtiſchen Augen einen Urſprung zu haben ſchien. Roland wußte, daß die erſte Liebe den Tod verkläre — auch die letzte ſollte dies; aber dann mußte ihren reinen Glanz kein Hauch der Leidenſchaft trüben! —

Es ward für den Bergfactor jetzt plötzlich klar und gewiß, daß der Tochter ſeines Freundes ein höheres Verſtandniß aufgegangen, was Victorinens harmloſer Unſchuld noch verſchloſſen wäre, und er fand ſich in dieſem Gedanken für die väterliche Unluſt beruhiget, ſein Kind ſo weit übertroffen zu ſehen. Aber der raſche Fluß des Geſprächs war durch den Geſang nicht nur unterbrochen, ſondern wie abgeſchnitten.

Rüdiger erwähnte, daß er morgen früh, einer Extra-Unterſuchung wegen, mit in den Schacht fahren müſſe, und Roland fühlte ſeine Ermüdung, und wollte auch den Freund nicht länger abhalten. So brach er auf. Rüdiger machte Roland noch einige freundſchaftliche Vorwürfe, daß dieſer ſeinem Dringen, bei ihm zu logiren, widerſtanden, und begleitete ſeinen Freund bis an die Thür. Als ſich der Riegel ſchon zwiſchen ihre kurze Trennung geſchoben hatte, riß Rüdiger ihn noch einmal auf, und rief dem Fortgehenden eine gute Nacht zu, deren heftiger Ton laut und ſeltſam durch das Schweigen des ſpäten Abends klang. Roland erwiederte dieſen Wunſch mit leiſer Beachtung der Oeffentlichkeit, und ein unheimliches Gefühl beſchlich ihn, welches er dem Bemerken zu entnehmen glaubte, daß die Weiſe ſeines Freundes ihm doch faſt fremd geworden wäre.

Am folgenden Morgen ging Roland ſeinen Geſchäften nach, und vollſtändig dabei, vergaß er an Rüdiger und deſſen dunkeln Berufsweg zu denken. Endlich, da die Mittagsſtunde ſich näherte, wollte er ſich nach dem Hauſe ſeines Gaſtfreundes begeben, als er den Straßenlärm von einem Auflaufe vernahm. Es währte lange, ehe der verworrene Knäuel des Geſchreies ſich in einer vernehmlichen Auskunft öffnete; doch endlich hörte man deutlich, daß ein Theil der Grube zugegangen ſei, und mehrere der Arbeiter verſchüttet hätte. Eine böſe Ahnung flog durch Roland's Herz. Er dachte an Rüdiger, und der geſtrige Abſchied ſtand, durch ein Vorgefühl erklärt, vor ſeiner Seele. Fortſtürmend eilte er ſeiner Furcht entgegen. Langſam bewegte ſich ein Zug Menſchen von der Grube her — Rüdiger, den ein rollender Stein aus dem Geklüfte tödtlich getroffen, wurde bewußtlos nach Hauſe getragen.

Betäubt, mit zerbrochenem Herzen, eilte Roland voran, um das unglückliche Gretchen, falls dieſe das Schickſal ihres Vaters noch nicht wüßte, möglichſt ſchonend vorzubereiten. Aber die Geſchwindigkeit der Fama war dieſer theilnehmenden Sorge zuvorgekommen. Todtenbleich, wie eine Bildſäule des Schreckens, lehnte Gretchen am Eingange des Hauſes, unfähig einer Bewegung; doch als ſie den Vater erblickte, deſſen lebloſes Haupt hin und wieder ſchlug, ergriff ein krampfhaftes Zittern ihre Glieder, ſie ſank in die Kniee und brach in jammernde Wehklagen aus. Ein hundertſtimmiges Echo beantwortete ihren kindlichen Schmerz. Roland griff thätig ein. Er beſchwor das Mädchen, daß es ſich faſſen möge, um dem Vater, deſſen Blut ja noch fließe, die letzten Dienſte erweiſen zu können.

Das wirkte. Der Wundarzt zuckte die Achſeln, und erklärte leiſe auf die Frage des Freundes, daß Rüdiger nur noch Stunden zu leben hätte. Roland verließ den Sterbenden nicht mehr, und als dieſer ſchwächer und ſchwächer athmete, beugte er ſich über ihn, weinend, daß er zu dieſem Tage des Unglücks hätte hierher kommen müſſen — faßte die ſchon kältende Hand wie gelobend, und flüſterte heimliche Worte, die in Thränen erſtickten.

Da ſchlug Rüdiger die gebrochenen Augen noch einmal auf, ſie ſtarrten in das ſchmerzliche Geſicht Roland's — in einem Lächeln nahete der Tod — ein Moment noch — und er war nicht mehr!

Roland nahm Gretchen an ſeine erſchütterte Bruſt und ſprach: „Du biſt von nun an meine Tochter! Ich habe dieſe Zuſage Deinem Vater mit in die Ewigkeit gegeben. So verſtehe ich den Willen Gottes, nach welchem ich aus weiter Ferne herkommen mußte, um ein Zeuge dieſes traurigen Vorfalls zu ſein.“ —

Gretchen ſchluchzte und blickte troſtlos zum Himmel auf. Sie ſtammelte einige Silben, die weigernd klangen, als wolle ſie den Ort ihrer Heimath nicht verlaſſen; aber ſie wurde überſtimmt. Man erkannte es als eine höhere und preiswerthe Fügung, daß Roland, der ſolche Geſinnungen zu bethätigen bereit wäre, grade anweſend ſein müſſen, als Rüdiger ſein Verhängniß traf. Nachdem nun über den Nachlaß des Verſtorbenen die nöthigen Veranſtaltungen geſchehen, der Todte beſtattet, und Roland mit dem Abſchluſſe ſeiner Geſchäfte fertig war, wozu er aller Anſtrengung ſeines Geiſtes bedurfte, — wollte er keine Stunde länger verweilen.

Als der Wagen vor der Factorei hielt, ſprang Victorine in froher Eile vor die Thür, den Vater zu begrüßen; allein betroffen hemmte ſie den raſchen Schritt auf der Schwelle, als ſie eine Tieftrauernde an ſeiner Seite erblickte.

Roland half ſeiner jungen Begleiterin ſorgſam über den Tritt, und ſagte, indem er ſeine Tochter küßte: „Ich bringe Dir eine Schweſter mit, Victorine! Unſer Scherz iſt ſchwerer Ernſt geworden, denn auch ich verdanke die Möglichkeit, Deinen ahnungsvollen Wunſch erfüllen zu können, einem ungeheuern Schickſal!“ —

Gretchen brach, als ſie dies hörte, in ein heftiges Schluchzen aus, und Victorine weinte ſympathetiſch in die Thränen des fremden Mädchens, noch ehe ihr des Vaters dunkle Rede klar ward.

Gretchen, mit ihrem wunden Herzen, war nun hier ſehr gut aufgehoben. Sie bezeigte der Großmutter eine kindliche Ehrfurcht, welche der Matrone das ziemlich neue Vergnügen gewährte, die Würde ihres Alters zu fühlen; denn der trauliche Ungeſtüm Victorinens verſagte ihr bisweilen die gebührende Achtung. Dafür nun gewann die alte Frau das junge Mädchen ſehr lieb, und ſuchte das betrübte Kind in dem frommen Vertrauen zur Vorſehung zu beruhigen und zu tröſten, deren ewigtreue Güte ſich in ihrem erfahrungsreichen Leben bewährt hatte. Ein Spruch der Bibel, einige Strophen aus einem kernhaften, geiſtlichen Liede, paſſend angebracht, verfehlten ſelten ihrer ſtärkenden Wirkung auf dies weiche Gemüth, und ſo kam es denn, daß Gretchens Thränen nach und nach ſanfter floſſen, und daß ſie allmählich empfänglicher ward einzuſehen und zu empfinden, was ihre jetzigen Verhältniſſe ihr ſein würden, und was in ihrer neuen Lage beſſer, als in dem nun verödeten Hauſe ihrer Heimath wäre. Dahin gehörte Roland's gleichmüthige Ruhe, ſein freundlicher Sinn, ſein zufriedenes Herz, voll von einer väterlichen Zärtlichkeit für ſeinen Schützling, der friedſame Geiſt dieſes Hauſes und ſein geſichertes Loos. Gretchens Vater war bei vielen Vorzügen doch heftiger Gemüthsart geweſen, die ſeit dem Tode der Mutter, welche als ein ſanfter Schutzengel um ihn gewacht und gewaltet, bei geringfügigen Anläſſen ſehr leicht in eine verbitterte Reizbarkeit ausarten konnte. Gretchen hatte daher nicht nur dulden, ſondern auch vergüten müſſen, was in ſolchen Stimmungen an ihr und Andern verſchuldet ward. Seinen Beruf hatten oft Gefahren begleitet, welche Gretchen in banger Vorahnung zittern gemacht, und endlich hatte ihr klarer Ordnungsſinn nie ihres Vaters Haushaltungsſyſtem gebilliget, ohne daß es ihr möglich geweſen wäre, einen ändernden Einfluß auf ihn üben zu können. Hier war es anders; ein wohlgeordneter Plan umfaßte das Ganze, und die Mäßigkeit, womit Gottes Gaben genoſſen und verwendet wurden, erzeugte einen Ueberfluß, der den Armen zu Gute kam; hier lernte Gretchen den Reichthum der Genügſamkeit kennen, und ſeufzend gedachte ſie ihres Vaters, der ſie oft durch ſchwindelnde Entwürfe, auf jähen Gewinn gerichtet, durch hochfliegende Projecte geängſtet hatte.

Alles kam nunmehr wieder ins alte Gleis, Roland's unterbrochene Beſuche im Kaffeehauſe, der tägliche Gang des häuslichen Lebens unter ſeinem eigenen Dache.

Victorine, welche anfänglich über die neue Schweſterſchaft ſehr glücklich geweſen war, fühlte ſich doch durch die gramvolle Stille, in welcher Gretchen das erſte Bangen des Fremdſeins zu ertragen ſuchte, einigermaßen bedrückt und in den Aeußerungen ihrer fröhlichen Laune geſtört. Viel zu gutherzig, als daß ſie vor dieſem traurigen Geſichte, vor dieſen trüben Augen, aus denen ſo leicht Thränen hervorbrachen, ſich einem Erguſſe ihres fröhlichen Sinnes hätte überlaſſen mögen, erregte ihr dieſer mitleidige Zwang ein gewiſſes peinliches Beengen, worin ſie ſich zuweilen noch ſchlimmer daran glaubte, als ſonſt. Auch blieben die beiden Mädchen einander länger innerlich fremd, als dies unter jungen Perſonen ihres Geſchlechts gewöhnlich der Fall iſt; indeſſen knüpfte doch das Bedürfniß, ſich anzuſchließen, der Zug der Gewohnheit und das Zuſammenleben mit ſeinen tauſend umſchlingenden Fäden nach und nach ein Band herzlicher Anhänglichkeit zwiſchen ihnen feſt, das, wie Roland in vertrauender Gewißheit hoffte, ſeine Tochter an Gretchens edles Beiſpiel binden und von mancher jugendlichen Thorheit abhalten würde.

So war der Winter in feiernder Ruhe vergangen; geſchäftig, ſtill, gleichförmig war ein Tag dem anderen gefolgt, und Gretchens wunde Seele, von keinen verletzenden Anregungen berührt und in Liebe geſchont, fing an zu heilen. Da kam der Frühling. Victorine begrüßte ihn mit Jauchzen; das erſte Blümchen betrachtete ſie ſtets mit kindlichem Entzücken, der Geſang der erſten Lerche weckte Töne des Jubels in ihrer Bruſt, ihr zur Freude geſtimmtes Gemüth ſtand im Einklange zu der Hymne der verjüngten Schöpfung. Gretchen hingegen empfand die Wiederkehr der ſchöneren Zeit tief, aber ſtill. Eine unendliche Sehnſucht bewegte ihren Buſen, theure Bilder gingen vor ihr auf und zogen in ſchnellwechſelnden Geſtalten, wie lichte Wölkchen am Frühlingshimmel hin, in eine dämmernde Ferne — vergangene Freuden bluhten auf in ihrer Erinnerung, alles hatte eine Stimme der Liebe für ſie, einen leiſen Ruf, der jedes ſchlummernde Gefühl in ihr wach rief.

Victorine machte Gretchen, als die Wege nur gangbar waren, mit der umliegenden Gegend bekannt und auf die ſchönſten Nähen und Fernen aufmerkſam. Gretchen wollte ihr dieſes Vergnügen gönnen, doch erklärte ſie gelegentlich, daß ſie zuweilen eines einſamen Spazierganges bedürfe, um ſich ſelbſt zu genügen. Nach Roland's ausdrücklichem Willen ſollte Gretchen in ihrer Freiheit ganz unbeſchränkt in ſeinem Hauſe ſein, und da er ihr zur Aufhülfe ihrer Geſundheit, die, zart beſaitet, doch durch jene erſchütternde

Erfahrung und ihre Nachklänge im Gemüthe gelitten hatte viel Bewegung in friſcher Luft dringend anrieth, ſo ließen die Großmutter und Victorine Gretchen ohne irgend einen Einwand gewähren, wenn ſie faſt jeden Morgen ins Freie ging, um mit ſich in der Natur allein zu ſein.

Auf einer Anhöhe, welche den ſchroffen Bergwänden gegenüber in ſanften Schwingungen ſich nach der Flächenſeite erhob, ſtand eine kleine halbverfallene Capelle mit einem ſchlechtgemalten Chriſtus unter dem Kreuze.

Ein Bänkchen, von rohen Zweigen zuſammengebogen, gab einen willkommenen Ruhepunkt für den Beſchauer, den die herrliche Gotteswelt, die ſich hier in maleriſchem Reize vor ſeinen Blicken ausbreitete, gewiß ungleich mehr zur Andacht ſtimmen mußte, als jenes Zerrbild der Kunſt, die ſich in frommer Einfalt an dem erhabenſten Gegenſtande vergriffen. Deſſenungeachtet genügte des Heilands entſtelltes und verblichenes Bild Gretchen, um ſich hier betend ihrem Gott näher zu fühlen. Dies Plätzchen war ihr überaus heimlich und lieb. Sie trug ihre Wünſche und Bitten dem Vater im Himmel vor, ſie redete mit den Geiſtern ihrer Lieben, ſie rief ſich das Glück verſchwundener Tage in das Gedächtniß zurück und ging der Zukunft voraus. Die einſame Stille dieſes Orts, unter dem die Silberhalle mit ihrem verborgenen Getriebe lag, wie das tiefe Herz mit ſeinen Schätzen und Schlacken unter der Region des Gedankens — begünſtigte Gretchens Träumereien, und ſie ſah ihn gleichſam wie ihren eigenen Beſitz an, da ſie noch keine menſchliche Seele hier angetroffen, die ihre Vorliebe für dies beſchauliche Plätzchen getheilt hätte.

An einem Frühlingsmorgen unternahm Gretchen, wie gewöhnlich, ihre Wallfahrt nach der Capellenhöhe, ſo nannte man ſie. Dunnes Gewölk überſchleierte die Sonne und milderte den warmen Glanz ihrer Strahlen; ein feuchtes Lüftchen ſchaukelte den Thau in dem tiefen Gewühle der Kräuter und durchſchauerte die blühenden Pflanzen, die aufgebrochenen Laubknoſpen. Ein balſamiſcher Hauch wallte in leiſen Düften zu den Wolken auf, an deren leuchtendem Saume der Lerchen ſchwirrender Schlag hinſtreifte. Die Natur war unausſprechlich ſchön! Gretchen empfand dies mit aufgehendem Herzen. Sie ſtand während des allmählichen Hinanſteigens mehrere Male ſtille, und blickte nach der Silberhalle zurück, die mit ihren Gebäuden, Gärten und Anlagen hell und freundlich dalag. Der Rauch aus den Schornſteinen, von flüchtigen Sonnenblicken vergoldet, ſtieg in gewundenen Säulen empor und verrieth das Walten und die Bedürfniſſe der Menſchen. Gretchens Bruſt ſchwoll in ſeligen Gefühlen; ihr Geiſt dehnte ſeine Flügel. Sie hätte ſich über Berg und Thal hinwegſchwingen mögen und ſuchen, wonach ihr Herz ſich in Wonne und Wehmuth ſehnte. Mit geſenkten Augen hatte ſie die Höhe vollends erreicht, nun ſchauete ſie auf, und bebte erſchrocken zurück; denn auf dem Bänkchen, ſeitwärts der Capelle, ſaß ein kleiner, ältlicher Mann, bleich, mit geſchloſſenen Augen, wie ſchlafend oder ohnmächtig. Die eine Hand hing ihm ſchlaff herab, die andere ruhete auf ſeinem Kniee, eine offene Brieftaſche haltend, der mehrere Blätter entfallen waren: die Lüfte hatten ein leichtes Spiel damit getrieben und ſie weit hinab geweht, bis das Gras eine biegſame Schranke vor ihren tieferen Fall gezogen, oder wo ein ſproſſendes Blümlein ſie weich umrankt hielt. Zu ſeinen Füßen lag der Krückenſtock, die entglittene Stütze, und der goldene Griff.

ein ungemein künſtliches Nachbild des ſterbenden Fechters — blinkte mit antiker Schönheit im Mooſe.

Gretchen dachte mit Entſetzen, wenn dieſer Mann todt wäre — ſie näherte ſich ihm mit ſachten Schritten, und bemerkte, daß er athmete. Sie faßte leiſe an ſeine Stirne, da ſchlug der Mann die Augen auf und ſtarrte nach der hülfreichen Erſcheinung hin, die vor ihm ſtand und ſich jetzt ſchüchtern zurückzog.

„Das war ein böſer Anfall!“ ſagte er ſchwach, und nach ſchwerem Beſinnen, „er hat Sie beſtürzt, mein liebes Kind! Darf ich fragen, wem ich dieſen Schrecken zugefügt?“

Mit einer kaum merklichen Verbeugung antwortete das Mädchen: „Der Bergfactor Roland iſt mein Vormund; ich lebe in ſeinem Hauſe, und heiße Gretchen Rüdiger.“ —

„Aha! ich weiß“ — fiel Herr Grille, denn unſere Leſer werden bereits errathen, daß er es war — in den Seufzer ein, womit Gretchen den Namen ihres unglücklichen Vaters nannte, und faßte nun die holde Geſtalt mit einem Blicke ins Auge, worin ſich Mitleid und Wohlgefallen malten. „Doch,“ fuhr er fort, „Sie zittern, mein gutes Kind! Ich will nicht fürchten, daß der Anblick eines alten Mannes, den ein plötzlicher Schwindel befiel, Ihnen ſchaden wird.“ —

„O nein!“ erwiederte Gretchen zutraulich, „ich war nur nicht vorbereitet, hier oben, wo ich mich ſonſt immer allein fand, Jemanden anzutreffen.“

„Und zumal in ſolchem Zuſtande“ — ſprach Herr Grille und lächelte mit blaſſen Lippen. „Nun,“ fuhr er fort, „wir wollen uns künftig vertragen; denn auch ich liebe dieſen Ort vorzugsweiſe, und beſuche ihn oft.“

Gretchen erröthete und ſchwieg. Jetzt warf Herr Grille einen Blick in die Brieftaſche und beugte ſich betroffen abwärts, um zu ſehen, wo die fehlenden Blätter geblieben wären. Gretchen kam ſeiner Bewegung zuvor, und ging ſchnell einige Schritte den ſich ſenkenden Weg zurück, duckte ſich auf den Boden, und ſchickte ſich an, die zerſtreueten Kleinigkeiten zuſammen zu leſen. Sie wollte ſo raſch wie möglich dieſe verlorenen Erinnerungsſchätze, Fragmente einer jugendlichen Zeit, ſammeln, denn etwas anderes ſchienen dieſe Blättchen nicht zu enthalten, als ihr bei dem Umwenden eines gelblich gewordenen Täfelchens das Miniatür-Portrait eines Frauenzimmers in die Augen fiel und ihren Blick unwiderſtehlich feſthielt. Es war eine ſehr reizende Phyſiognomie! Der Jugend friſcher Zauber ſchwebte auf den feinen, blühenden Lippen, ein reiches, geiſtiges Leben ſchien aus den offenen braunen Augen mit den ſchöngeſchwungenen Bogen darüber zu ſtrahlen, die Umriſſe des Geſichts waren zart, und um den verführeriſchen Mund ſpielte ein charakteriſtiſcher Zug von Witz und Schlauheit. Die Farbe des Haars war jedoch nicht zu unterſcheiden; denn der Puder einer längſt verſchwundenen Mode bedeckte ſeinen veralteten Lockenbau; um den weißen Hals reiheten ſich Granatenſchnüre, und ein erbſenfarbiges Kleid in altmodiſchem Schnitt umſchloß die nach der Schnürbruſt geformte, knappe Taille. Die rundlichen Gelenke des erhobenen Armes ſchmückten Bänder, die eine glühende Rubinroſe zuſammenhielt. Unter dem Bildchen ſtand mit ungemein zierlichen, aber ſo verblaßten Zügen, daß die Schrift kaum mehr lesbar war: „Namen nennen Dich nicht! Dich bilden Griffel und Pinſel ſterblicher Künſtler nicht nach! Wie Du lebeſt und biſt, ſo trage ich einzig im Herzen, theure Geliebte, Dein Bild!“

Purpurröthe hatte unter dem Anſchauen dieſes Bildes

Gretchens Geſicht überzogen. Sie betrachtete es ergriffen, mit brennenden Blicken, ſie konnte ſich nicht losreißen davon. Der wohlerhaltene Glanz dieſer jugendlichen Schönheit ſtand zu den alten Formen des Anzugs, zu dem vergelbten Elfenbein und zu den erblichenen Zügen dieſer Verſe, deren Geiſt ſo rührend zu Gretchens Herzen ſprach — in einem Contraſte, welcher tiefe und wehmüthige Empfindungen in ihr anregte. Die Stimme der Liebe, welche, ſeit die Sphären tönen, durch die Räume aller Zeiten klang, weckte mit dieſen Strophen ein Echo in ihrer verſchwiegenen Bruſt, und der Abglanz Gottes, den dies Conterfei nach Jahren noch ſo wunderlieblich darſtellte, wo vielleicht das Original ſchon längſt Staub und Aſche war — bewegte Gretchen in dem Gedanken, wie er ewig ſich verjünge, und theure Erinnerungen wallten auf in dem jungfräulichen Buſen. Auch die Stelle, worauf das Bildchen ruhete, war ſtoffreich für dieſe flüchtige Betrachtung; denn es lag auf dürrem, überwintertem Laube, und die Halme des Frühlings, die erſten Blümchen der Haide bedeckten es mit leiſem Wehen.

„O! Sie ſind ſehr gütig, mein liebes Kind, daß Sie Sich meinetwegen ſo bemühen!“ ſagte Herr Grille, indem er ſich emporrichtete und die Hand ausſtreckte, um ſein Eigenthum in Empfang zu nehmen; glühend und zögernd reichte es ihm Gretchen dar, und ſprach mit ſtockenden Worten: „Dies Portrait hat mich überraſcht; eine Aehnlichkeit — wenn es keinen beſondern Werth für Sie hätte“ — — — Gretchen beſann ſich. Die Scham, daß ſie ſich von einem raſchen Einfall zu dieſer Aeußerung hatte hinreißen laſſen, beſchüttete ſie mit ihren dunkelſten Roſen. Sie ſtand ſcheu, verſtummt, mit niedergeſchlagenen Augen vor Herrn Grille.

der das Mädchen voll Erſtaunen anſah, wartend, ob es noch etwas hinzuſetzen wolle. „Mein gutes Kind!“ hob er nach einer langen, harrenden Weile an, und ſeine Stimme wankte, — „dies Bild iſt mein Liebſtes auf der Welt, und es gäbe keinen Preis, um den ich es von mir ließe; ſonſt — würde ich Sie dankbar für Ihre Freundlichkeit damit vergnügen. Ein bloßer, kindlicher Bilderſinn iſt es jedoch wohl nicht, was Ihnen dieſe Kleinigkeit wünſchenswerth macht, und ſo — ſollen Sie das Portrait einſt von mir erben. Sie werden ſehen, liebe Kleine, daß ich Wort halte!“ Er reichte Gretchen die Hand, welche ein wenig zitterte, wie verſichernd.

Ein Strom von Thränen ſtürzte aus Gretchens Augen; ſie floſſen aus ſehr gemiſchten Quellen. Dieſer Fremdling war ihr mit einem Male vertraut geworden, und ſie fühlte einen geheimnißvollen Bezug der Freundſchaft zwiſchen ſich und ihm. Er nannte ihr nun ſeinen Namen und zeigte ihr ſein fernes Haus, deſſen beſonnte Fenſter weithin flimmerten.

Endlich mußte Gretchen fort; ſie ſchieden wie alte Bekannte, und mit dem gegenſeitigen Verſprechen, ſich wieder hier zuſammen zu finden. Morgen vielleicht ſchon — hoffte Herr Grille, wenn ſeine Kräfte es zuließen.

Gretchen trat nun den Rückweg an und ſann dem kleinen Abenteuer nach, von dem eine Ahnung ihr ſagte, es werde erfolgreich ſein. Ohne daß ſie ſich den Grund hätte angeben können, nahm ſie ſich vor, es zu verſchweigen; ſie fürchtete dunkel, ihr reines Intereſſe daran könne durch neugierige Fragen, durch die Einwürfe oberflächlicher Urtheile, durch unzeitiges Einmiſchen getrübt werden. Auf einſamer Höhe war dieſer ſeltſame Freundſchaftsbund geſchloſſen worden, und für niedere Begriffe zu hoch, und erhaben über jedes krittelnde Taſten ſollte er auch ferner ſein und bleiben.

Von dieſer Zeit an ſah Gretchen Herrn Grille faſt alle Tage auf der Capellenhöhe. Die Großmutter ſchüttelte wohl zuweilen den Kopf, wenn das Mädchen ſich ſelbſt von einem drohenden Gewitter oder einem Strichregen nicht in der Regel dieſer Spaziergänge ſtören ließ: aber ſie wagte es nicht, ſich ihnen und damit dem Willen ihres Sohnes zu widerſetzen. Gretchen kam ſtets verklärten Angeſichts von dem Berge heim, und holte dann durch häuslichen Fleiß, durch gefällige Aufmerkſamkeit und kluge Eintheilung ihrer Zeit die verſäumte Stunde nach, worin ſie ſich ſelbſt lebte. Auch war ihr damit jeder Anſpruch an Vergnügen, wie es den Neigungen der Jugend angemeſſen iſt, befriedigет. Sie ſchien, wie vertraut mit einem geheimnißvollen Umgange, jeder profanen Luſt und den Freuden ihrer Jugend erſtorben, aber höherer Entſchädigungen zu genießen; denn eine heitere Ruhe wohnte auf ihrer reinen Stirne, und es ſprach zuweilen ein Geiſt aus ihr, über den Roland erſtaunte.

Der Bergfactor behauptete oft gegen ſeine Mutter, es ſei mit dieſer Waiſe ein ganz beſonderer Segen in ſein Haus gekommen. Seine Wünſche gingen faſt wunderbar in Erfüllung. Kaum ſei ein Wort über ſeine Lippen gegangen, daß er dieſes oder jenes Werk ſich wohl anſchaffen möchte, wenn es nur nicht zu theuer käme, ſo währt es nicht lange, da kommt ein Packet Bücher franco aus der nächſten Stadt, drinnen liegt das Werk in der beſten Ausgabe, und die anliegende Note iſt quittirt. Dann blühe eine ſeltene Lieblingsblume, wonach er lange vergebens geſtrebt, grade an ſeinem Geburtstage im Garten, und Niemand weiß, oder hat geſehen, wer ſie dahin gepflanzt — und als er jüngſt in Geldverlegenheit gerathen, da er dem Oberſteiger eine Summe vorgeſtreckt, die ihm dieſer nicht, wie er gewollt, zur beſtimmten Friſt hätte wiedergeben können, ſei derſelbe Betrag in einer alten Schuld an den verſtorbenen Vater, von der gehört zu haben, er ſich nicht zu entſinnen wiſſe, durch die Poſt an ihn eingegangen.

Die Großmutter ſchüttelte den Kopf, und ſprach: „Es iſt mir immer ein bischen unheimlich, wenn ich nicht weiß, wie es eigentlich mit einer Sache zugeht.“

Roland lächelte; „aber Mutter,“ erwiederte er, „das wiſſen wir ja bei der kleinſten nicht! Das Brod, was uns nährt, das Feuer, was uns wärmt, das Licht, was uns leuchtet, ſind lauter Wunder für uns, und dennoch nehmen wir ſie täglich hin, umbekümmert um die unerforſchlichen Kräfte, die ſich darin offenbaren.“

„Ja!“ ſagte die Großmutter, „das ſind göttliche Unbegreiflichkeiten, davor verſtummt die Wißbegierde in Demuth und heiliger Scheu; doch was mir von Menſchen kommt, das muß ich wie, und warum es geſchieht, einſehen können. — Allein wir ſprachen von Gretchen, und da wollte ich nur noch ſagen, es iſt ein liebes lenkſames Kind, dem ich herzlich gut bin! Doch wenn man Victorine und Gretchen zuſammen ſchmelzen könnte, ſo würde es die rechte Maſſe geben. Was jene zu laut, iſt dieſe zu ſtill; Victorine iſt oftmals widerſpenſtig, wenn man auch ihr Beſtes beabſichtiget, ſie verſchweigt kein Wörtchen, und das Ei will ſtets klüger ſein, als die Henne; — Gretchen könnte wohl ſelbſt das ſchwerſte Unrecht, was man ihr anthäte, gelaſſen ertragen. Victorine iſt mehr, als für ein häusliches Mädchen geziemend, nach Außen, Gretchen, da ſie nicht Nonne werden kann — viel zu ſehr nach Innen gewendet. Sie iſt jung, und man iſt nur einmal jung: der Ernſt der Sorgen und des Alters kommt noch frühzeitig genug, warum ihn voraus nehmen?“

„Sie vergeſſen, gute Mutter,“ antwortete Roland, „wie ſchmerzhaft ein dunkles Schickſal in Gretchens Jugend eingegriffen hat!“ Gretchen trat ins Zimmer. Roland ſang das Liedchen von Gellert: „Verwünſcht ſei doch die Kunſt, es Allen recht zu machen!“ bei den Strophen des letzteren Verſes: „Und wenn Du engliſch wärſt, gefielſt Du doch nicht Allen! Man ſpräch', Dir wär's allein zu ſchlecht, ein Menſch zu ſein“ — legte er zu einer bemitleidenden und liebkoſenden Bezeichnung den Goldfinger unter Gretchens Kinn, und ging zur Thüre hinaus.

Mit jenen kleinen Ueberraſchungen aber, die der Großmutter wegen der verborgenen Triebfedern, welche ſie bewirkten, nicht ganz ſo erfreulich waren, wie ihrem Sohne, ging es jedoch in natürlicher Ordnung zu.

So oft Gretchen mit Herrn Grille zuſammenkam, ſprach ſie von nichts lieber, als von ihrem Pflegevater Roland. Sie pries ſein Lob mit naſſen Augen und einer faſt leidenſchaftlichen Dankbarkeit. „O! könnte ich ihm lohnen, was er an mir und Andern gethan!“ ſagte ſie dann bewegt, „denn ſein ganzes Leben war eine Folgereihe von Opfern, die er in Liebe brachte!“ Und nun erzählte ſie ihrem aufmerkſamen Zuhörer, wie Roland Bergfactor geworden, was ſie durch die Großmutter wußte, und zog mit leiſer verrätheriſcher Hand den Vorhang von Roland's häuslichen Tugenden, von ſeinem wohlthätigen Sinne und dem Entſagen ſeiner genügſamen Wünſche, wenn er irgend einer fremden Noth mit den Erſparniſſen abhelfen könnte, die zu dem Genuſſe eines wiſſenſchaftlichen Vergnügens beſtimmt geweſen wären.

Herr Grille lieh dieſem Lieblings-Capitel Gretchens, wobei ſie, ſonſt von wenig Worten, ſtets beredſam ward, ſtill ergötzt ſein Ohr, und ſchrieb ſich Roland's anſpruchsloſes Verdienſt, und was dieſer liebte und wünſchte, hinter daſſelbe, auch in das Herz, das den Bergfactor ſchon längſt geſchätzt hatte.

Es wird unſern Leſern daher nicht ſchwer zu errathen ſein, von wem jene geheimnißvollen Gaben gekommen. —

Der Winter endlich verſchneiete den Pfad zur Capellenhöhe und machte in den Zuſammenkünften Gretchens mit ihrem alten Freunde eine lange, feiernde Pauſe. Vielleicht wäre es ihr kaum möglich geweſen, ſo lange unbelauſcht und ungeſtört dem Zuge zu folgen, der ſie dieſen Weg gehen hieß, wenn Victorine ſeit dem verfloſſenen Frühjahre nicht ausſchließend mit einem Gegenſtande beſchäftiget geweſen wäre, der ihre ganze Seele an ſich geriſſen hatte. All ihr Sinnen und Denken nur dem Intereſſe ihres Herzens zugewendet, fiel es ihr nicht ein, wie wohl ſonſt in müßiger Neugier geſchehen wäre, ſich um die einſamen Gänge ihrer ſchweſterlichen Gefährtin zu bekümmern, oder auf Gretchens ſtilles Treiben zu achten. Victorine hatte mit ſich genug zu thun, ſo daß ſie kaum fertig ward.

Sie hatte zu jener Zeit in dem Haidebrinkner Pfarrhauſe zu Gevatter geſtanden, und der Bruder der Predigerfrau, ein junger Officier, war ihr ſehr liebenswerth erſchienen. Er blieb einige Wochen auf Urlaub in Haidebrinken, und der Paſtor, wie ſein ſchnell erholtes Weibchen ſuchten ihrem brüderlichen Gaſte, auf den ſie ſtolz waren, den ländlichen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Jeder dieſer gezählten Tage wurde daher einer gemeinſchaftlichen Partie, einem kleinen Vergnügen gewidmet, und der zwangloſe Scherz dieſer geſelligen Freuden, der freie Genuß einer reizenden Natur ſollte dem jungen Oliver. (ſo hieß der Officier.) die ſtädtiſchen Luſtbarkeiten vergeſſen machen. Aber es gab noch etwas anderes, worüber Oliver wohl mehr noch vergeſſen hätte, als die vornehmen Fêten bei ſeinem General, deſſen Günſtling er war, Victorinens anmuthige Nähe. Das Mädchen hatte einen ſchnellen und dennoch tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und er geſtand ſich ſelbſt, er möchte immer um die Holde leben. Victorinens Herz klopfte ſtürmiſch, wann ſie an der Seite des jungen Mannes ſaß, der im Geiſte wahrhafter Liebe keinen Hehl aus ſeiner Neigung machte, und nach jedem der ihm nur noch ſpärlich zugemeſſenen Augenblicke haſchte, worin er ſie ſehen und ſprechen konnte. Aber ehe der Tag kam, an dem ſeine Pflicht ihn von hinnen rief, hatte ſich doch ein Stündchen gefunden, was ihn begünſtigte, das Wort der Liebe anzubringen. Victorine hörte es unter Wonneſchauern; ſie gelobte ihm Treue, aber es rann ein Thränlein in den Schwur; denn Victorine konnte auf keine bare Mitgift rechnen, und auch Oliver war arm, und verdankte ſeine Anſtellung nur ſeiner entſchiedenen Brauchbarkeit im Büreau und der Gönnerſchaft des Generals, der ihn, den frühverwaiſeten Sohn des Feldpredigers, für eine militäriſche Laufbahn hatte heranbilden laſſen.

Mit verdüſtertem Auge las Roland den Brief, welchen Oliver dem Vater ſeines Mädchens zurückgelaſſen hatte. Er machte ſeine Tochter väterlich mild auf die Schwierigkeiten aufmerkſam, die ihrer Verbindung mit dieſem Manne entgegen ſtehen würden, und auf ſein gänzliches Unvermögen ihnen abzuhelfen. Victorine aber hatte eine Fülle von Geduld und Kraft in ihrer Bruſt, um ſie bis an das fernſte Ende ertragen zu können.

Die Großmutter, mit der ſchriftlichen Bewerbung um ihre Enkelin vertraut, ſchalt Victorinens Liebe eine thörichte, und machte ihr das Herz durch Vorwürfe ſchwer.

Des Märchens lachendes Auge ward jetzt kaum mehr trocken. Bald füllten es ſüße Thränen der Sehnſucht, bald weinte die Angſt daraus, daß Oliver wanken werde. Victorine floh nun an Gretchens verſchwiegenen Buſen, und hier fand ſie Troſt, wenn auch einen andern, als den ſie ſuchte. „O Victorine!“ ſagte ſie, und ihr Blick ſchimmerte, „es iſt ſchon ein Glück, zu lieben, wenn auch hoffnungslos! Um der Treue des liebenden Freundes gewiß zu ſein, bedürfen wir kaum, ihn zu beſitzen. Wir fühlen, daß er uns unverlierbar zugehört. Die Welt kann ihn uns entreißen, das Herz hält ihn ewig feſt. Beruhige Dich doch, Victorine! Dein Schmerz kommt mir wie ein Zweifel vor.“

Victorine ſtand auf einer Stufe des Begriffs und der Empfindung, die ſie Gretchens tröſtendes Wort nicht vollſtändig faſſen ließ.

Die Unruhe der Leidenſchaft verſtörte nun Roland's ſtilles Haus. Victorinens Frohſinn war dahin. Sie ſchlich ſeufzend und ſinnig umher, und die Großmutter beklagte ſich häufig über die Unluſt, womit Victorine ihre wirthſchaftlichen Obliegenheiten ſo ſchnell und ſo ſchlecht wie möglich von der Hand ſchlage, um nur ihren verliebten Gedanken nachhängen zu können. „Wenn Gretchen nicht wäre“ — ſo fuhr die Matrone fort, „ich wüßte nicht, wie es gehen ſollte. Und was ſoll am Ende daraus werden?“ — Dieſe Frage war der Refrain des täglichen Klageliedes. Auch

Roland legte ſie ſich mit geheimem Kummer vor. Er hätte den wackern, jungen Mann, der ihm ſo wohl gefiel, mit Freuden Schwiegerſohn genannt, und noch lieber ſein einziges Kind durch eine freie Herzenswahl beglückt geſehen: aber die Umſtände ließen ſich nicht zwingen, und das Gewähren lag außer ſeiner Macht.

Zum erſten Male in ſeinem Leben bedauerte er es, nicht reich zu ſein; doch ließ er ſich nicht merken, wie nahe ihm der Tochter betrübtes Geſicht gehe. Warf ſie ſich einmal, allzuſehr bedrängt, in ihres Vaters Arme, ſo ſtreichelte er ihre naſſe Wange, und ſprach: „Iſt Dein Wunſch nach Seinem Willen, o ſo wird ihn Gott erfüllen, und gewiß zu rechter Zeit.“ Und dann beruhigte ſich Victorine in frommer Hoffnung.

In dieſer Gemüthsſtimmung nun, nur für ihre Liebe lebend, in einer Traumwelt befangen, die der Theilnahme für einen fremden Gegenſtand nicht zugänglich war, fiel es Victorinen nicht ein, ſich um Gretchens unſchuldiges Geheimniß zu bekümmern. Sie war hingegen froh, wenn man ſie nur nicht bemerkte und in dem Andenken des Geliebten ſtörte. Victorine erhielt öfters Briefe von Oliver, beantwortete ſie prompt und in übertreffender Länge — und nächſt dieſem ſchriftlichen Zuſammenhange war die Pfarrfrau von Haidebrinken ein verknüpfendes Band zwiſchen den getrennten Liebenden. Zu ihr, der Schweſter, die ihm ſo ähnlich ſah, eilte Victorine, ſo oft es nur mit Schicklichkeit geſchehen konnte, und ſchüttete das übervolle Herz am Buſen ihrer künftigen Schwägerin aus. Sie liebkoſete ihn in der Schweſter. Sie täuſchte ſich mit den traulichen Beziehungen einer vorausgenommenen Verwandtſchaft.

Der Winter war in trüber Einförmigkeit vergangen.

jetzt ſchmolz der Schnee, die Bäche rauſchten feſſelfrei, und murmelten endlich leiſe durch ſchmale, begrünte Ufer hin.

An dem erſten, heitern Morgen, bei trocknem Wege, ſchickte Gretchen ſich zu dem Gange nach der Capellenhöhe an: ſie fand richtig ihren alten Freund, Herrn Grille, ſchon dort, und ihr mit herzlichem Verlangen entgegenſehend.

Es wollte Gretchen bedünken, als ob er trotz der Helle, welche ihr Anblick in ſeine tiefen Züge ſtrahlte, ſehr übel ausſähe und verändert; aber ſie verſchwieg dieſe Bemerkung. Er ſagte ihr, daß er den Winter hindurch leidend geweſen wäre und nicht geglaubt hätte, daß er ſie und den Frühling noch einmal ſehen würde; „ſeine Blüthen“ — fuhr er fort, und ein verklärendes Lächeln ging über ſein eingeſunkenes Geſicht, „wären doch auf mein Grab gefallen, und vielleicht eine Thräne aus dieſen lieben Augen!“ — Schon jetzt rann ein heißer Tropfen der Rührung auf die magere Hand, welche den ſterbenden Fechter umſchloſſen hielt.

„O mein theurer Freund!“ ſagte Gretchen mit Wehmuth und Inbrunſt, „Gott erhalte Sie noch lange! Ich mag den Tag nicht denken, an dem ich Sie ſterbend wüßte! — Ihre Güte für mich, ein fremdes, verlaſſenes Geſchöpf, Ihre Weisheit, der ich ſo reichen Troſt, ſo unſchätzbare Lehren verdanke, Ihre Geſinnung für den guten Roland, die mich die Freuden der Dankbarkeit verſtohlen, aber ſelig genießen läßt“ — —

„O ſtill! ſtill!“ winkte Grille, und hob warnend den Stock zu dem Baume auf, der ſich in üppigem Gezweige über dem kleinem Sitze wölbte, „das Laub horcht und rauſcht geſchwätzigen Verrath. Das Glück und der Gott des Schweigens ſind treue Verbündete.“—

Gretchen verſtummte ſcheu, bis ſie endlich, durch eine freundliche Frage aufgefordert, von Roland's väterlicher Sorge für die Zukunft ſeiner Tochter ſprach, und Victorinens Leidenſchaft, wie ihres Vaters unterdrückten Schmerz, daß er nicht im Stande ſei, ihrem Wunſche zu genügen, ſchilderte.

„Wer weiß," ſagte Herr Grille, und wog jedes dieſer Worte mit den Gewichten der Erfahrung, „welch eine Wohlthat der Mangel des Reichthums für Roland iſt! Ach, mein Kind! Geld macht ſelten glücklich — viel öfter unglücklich, indem es ſeine Dienſte unſern Thorheiten verkauft. Mich hätte es elend machen können" — er ſchwieg erſchüttert.

Der Frühling wie der Sommer verging Gretchen im ruhigen Genuſſe dieſer Freundſchaft, welche ein Geheimniß blieb, worüber Engel wachten, und deren Seltſamkeit nicht leicht begriffen worden wäre, weil für den flachen Sinn der Menge jedes höhere Verhältniß unfaßbar iſt. — Jetzt hatte der Herbſt ſeine Schönheiten ſchon hinter ſich, und fing an, rauh zu werden, als Gretchen an einem Tage, wo helle Sonnenblicke in die öde Natur leuchteten, noch einmal nach der Höhe ging. Es war in den erſten Nachmittagſtunden, wo Gretchen nach einer Woche, in der tobende Winde und Regenſchauer keinen Spaziergang zugelaſſen hatten, von Roland ſelbſt aufgefordert, ſich Bewegung zu machen, den gewohnten Weg antrat, und der Heitere des Wetters wegen ihren alten Freund anzutreffen hoffte. Sie fürchtete, es werde wohl das letzte Mal ſein für dieſes Jahr — und ein banges Vorgefühl gab dieſer vorauszuſehenden Trennung eine beklemmende Wichtigkeit. Um dieſe Zeit, wann die herbſtlichen Nebel ſich erſt ſpät theilten und hoben, und ihr feuchter Schleier Morgens und Abends mit dichter Schwere um die Gebirge niederhing, hatte Gretchen, aus Sorge für ihre und eine andere ihr theure Geſundheit — ſich nur nach

Tiſche zu dem Rendezvous eingefunden, das ihre Seele mit himmliſcher Speiſe ſättigte und den Durſt ihres Herzens ſtillte.

So auch heute. Die leichten Füße verſagten ihr den Dienſt, leiſe und langſam erſtieg ſie die letzten Schritte. Da ſaß Herr Grille ſchon, in einem warmen Mantel gehüllt und ſo in Gedanken vertieft, daß er die junge Freundin nicht kommen hörte. Die Luft ſpielte ſcharfen Hauches mit ſeinem dünnen Haupthaar, abgewendet ruhete ſein Blick auf den kahlen Feldern, über welche matte Streiflichter zitterten. Gretchen berührte grüßend ſeinen Arm — er fuhr zuſammen.

„Wir werden uns wohl heute zum letzten Male ſehen, lieber Herr Grille!“ ſagte das Mädchen traurig, und gab in ängſtlicher Eile den beſſernden Zuſatz, „ich meine für dieſen Herbſt. Die Großmutter klagt ſchon ſeit einigen Tagen, daß ihr nicht wohl ſei, ſie ſcheint mir fieberhaft, und kommt ſie zum Liegen, ſo kann ich die gute, alte Frau nicht mehr verlaſſen.“

„Zum letzten Male!“ wiederholte Herr Grille mit tiefſinniger Bedeutſamkeit, „das kann wohl ſein, Gretchen! ich dachte eben darüber nach. Allein wenn auch ein längerer Winter zwiſchen unſerm Wiederſehen läge — es kommt der Frühling doch! ein Auferſtehen für alles, was erſtorben war! — Wird nicht die Erde bald auch ein ſtarrer Leichnam ſein, über den der Schnee ſein weißes, kaltes Tuch breitet? Und doch keimt ein neues Leben darunter!“

„O mein verehrter, väterlicher Freund!“ ſprach Gretchen mit bittendem Schmerze, „dieſe Vorſtellungen deuten mir, was in Ihrem Geiſte vorgehe.“

„Und in meinem Körper“ — antwortete Herr Grille.

ich fühle mich. Deshalb ſei heute nicht ſo kurz mit mir, Gretchen! Deine Liebe, mein gutes Kind, war die ſchönſte Blüthe eines dürren Stammes, der unter dem wilden Geſtürme des Schickſals früh verkam; und ich denke, war dieſe ſpäte Blüthe auch die einzige nur, — ſo ſoll ſie dennoch tauſendfältige Frucht tragen! — Wenn der Ewige meinem Segen Kraft giebt, ſo wird es Dir wohl gehen, und Du wirſt Dich der Erfüllung Deiner unſchuldigen Wünſche erfreuen!“

Gretchen ſaß zu ſeinen Füßen; bei dieſen Worten legte ſie das Haupt auf ſeine Kniee und weinte bitterlich; die ſegnende Hand aber ruhete lange auf ihrer Stirne.

Nach einem inhaltreichen Geſpräche von ziemlicher Dauer, denn die Sonne warf ihre letzten, ſchrägen Strahlen — mußte Gretchen nun aufbrechen. Sie ging ſehr ſchwer an den Abſchied, den Herr Grille zwar kürzte, aber doch zu einem unvergeßlichen Moment machte. Gretchens Thränen floſſen auf ihren Rückweg.

Es war an einem Sonntage; noch glühete der Abendſchein um die Spitzen der Berge, aber im Thale dämmerte es ſchon, und die Schatten des Abends hüllten die Häuſer der Silberhalle in ihr erſtes blaſſes Düſter ein. Als Gretchen ſich der Factorei näherte, ſah ſie das Dienſtmädchen des Hauſes feiernd an der Thür ſtehen. Fernher erſchallte Muſik von den Bergknappen, der die junge Dirne ſichtlich erregt zuhörte. Sie ſagte Gretchen: Die Großmutter habe ſich um ihr langes Ausbleiben geängſtet. Victorine ſitze oben und ſchreibe — die Magd lächelte ſchlau — und der Herr wäre nicht daheim. Gretchen erſchrak, daß die Großmutter alſo allein geblieben. Sie zog im Flur den kalten Mantel aus, und ſchritt in dem weißen Kirchenkleide geräuſchlos in das dunkelnde Zimmer, wo die Großmutter in einem Zuſtande zwiſchen Traum und Wachen ſaß, der ein geiſtiges Zwielicht zu nennen wäre. Die Matrone ſchlug die blöden Augen auf, wie Gretchen ſchwebenden Schrittes ſich ihrem Schlummerwinkel näherte, und rief heftig erſchrocken: „Gott! was ſehe ich! einen Engel! Er ruft mich ab, der Bote des Himmels — Herr! ich bin bereit.“

„Liebe Großmutter!“ ſagte Gretchen, indem Schauer der Furcht durch ihre Glieder rieſelten, „ich bin es ja! Kennen Sie mich nun? Es hat Ihnen geträumt, und mein Eintritt weckte Sie.“

Die Großmutter ſtarrte Gretchen zweifelhaft an. „Gretchen, Du biſt es?“ fragte ſie mit zitternden Lippen, „ſo ſchön wärſt Du! Gretchen erglühete in heiliger Scham — aber die Großmutter fuhr fort und ſchauete mit krankhafter Haſt in der Stube umher, „der ſchwärzliche Flor vor meinen Augen iſt zerriſſen! ich ſehe hell, wie einſt in den Tagen meiner Jugend. Siehe! hier ſteckt die Stecknadel noch im grünen Tuche des Lehnſtuhls, welche wir dem ſeligen Vater aus der Halsbinde nahmen, da ihn der Schlag rührte, und dort in der Ecke hängt ein kleines Spinnengewebe, das ich wohl friſcher geſehen haben würde, hätte Gott nicht meine Augen gehalten, bis auf dieſe Stunde, wo ich ihn erkenne in ſeiner Gnade, womit er über den Seinen waltet früh und ſpät!“

Gretchen konnte ſich dieſes Lichtblicks kaum erfreuen; ſie ahnete, daß es das letzte Aufflackern der Lebenskraft geweſen.

Ein heftiger Froſt ſchüttelte bald darauf die mürben Gebeine der Matrone, ſie phantaſirte die Nacht hindurch, und nach drei düſtern Tagen, in denen ſie ſelten zu einem klaren Bewußtſein kam, entſchwebte ihr frommer Geiſt, um dort im höheren Lichte zu erkennen, was ihm auf Erden dunkel war.

Roland betrübte ſich unausſprechlich über den Verluſt ſeiner Mutter; Gretchen beweinte und betrauerte den Hingang der edlen Frau mit aufrichtigem Leide. Auch Victorine ward durch den ernſten Ruf des Todes einmal aus den Träumereien ihrer Liebe geweckt, und Olivers Bild trat, für die erſten Tage wenigſtens, in den Hintergrund ihrer Gedanken, um der Gedächtnißfeier ſo vieler Tugenden Raum zu geben, welche die Verſtorbene mit mehr als Muttertreue an der zarten Kindheit und Jugend ihrer verwaiſeten Enkelin geübt hatte. Es war ſo ſtill und lautlos im Hauſe, daß man die Thräne fallen hörte, welche an dem aufgebahrten Sarge niederfiel, worin die fromme Todte mit dem Frieden des Himmels in dem Lächeln des erblichenen Angeſichts ruhete. Das ſpätherbſtliche Wetter ſtimmte verſtärkend zu den Eindrücken dieſer trüben Erfahrung. Ein naßkalter Wind ſtürmte die letzten Reſte des Laubes vom dürren Gezweige der Bäume und Stauden, der graue Nebel wich kaum mehr einer flüchtigen Tageshelle, die erſtorbene Natur war von einer undurchdringlichen Wolke eingehüllt, welche auch Roland's heitere Seele umzogen hielt.

Er fühlte eine Welt auf ſeiner freien Bruſt laſten. Seit dem letzten Athemzuge der Mutter war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Sie war nicht mehr! für welche er willig und opferfroh das Glück ſeines Lebens, die Freuden der Wiſſenſchaft und einer ſeinen Neigungen entſprechenderen Wirkſamkeit dahin gegeben. Sein kindliches Herz hatte ihn den Zwang der ungeliebten Amtspflicht nie fühlen laſſen, die Achtung dafür hing zu genau mit den ehrfurchtsvollen Gefühlen für ſeine Mutter zuſammen; aber ſeit das irdiſche Band dieſes heiligen Zuſammenhanges zerriß, fiel ſein Beruf ihm ſchwer, und er empfand ihn als eine eiſerne Kette, deren Druck los zu werden er ſich herzlich, doch heimlich ſehnte.

Gretchen bemerkte mit ſtillem Kummer den anhaltenden Trübſinn ihres Pflegevaters. Sie lag ihm dringend an, daß er ſich zerſtreue und wieder einmal nach dem Kaffeehauſe ſähe, wo er ſo lange nicht geweſen wäre. Nächſt der ausgeſprochenen Sorge für Roland's Erheiterung beunruhigte ſie der verſchwiegene Wunſch, erfahren zu können, wie es ihrem alten Freunde ergehe.

Die ſchlau eingezogene Nachricht verlautete nichts Beſonderes. Herr Grille war leidlich geſund und ſehr beſucht, wie immer. —

Gegen Weihnachten trat ein heiterer Winter ein; die Bäume trugen blitzende Blüthen, an den Fenſtern rankten ſich ſilberne Blumen empor, und der Bogen des Himmels, unter dem die Kälte wie ein flimmernder Duft blendete, umſpannte in tiefer Bläue das ſtarre Erdreich.

Victorine freuete ſich wie ein Kind, und auch für den Gram vergeßlich wie ein ſolches — auf den heiligen Chriſt, der ihr diesmal die Anweſenheit des Geliebten einbeſcheeren ſollte. Die Paſtorin hatte nicht reinen Mund gehalten und es verrathen, daß ihr Bruder ſein trauriges Mädchen zur Feſtzeit überraſchen wollte. — Victorine mußte ſich alſo zu einem artigen Geſchenke, wozu ſie eine Arbeit ihrer Hand für ſchicklich hielt, zur Erwiederung für ein zu erwartendes fertig halten; der Vater ward nebenher auch bedacht. Aber Gretchen wendete um ſo ungetheilter Mühe und Geſchicklichkeit auf ein Werk, womit ſie dem biedern

Roland Freude zu machen und ihre dankbare Ergebenheit zu bezeigen gedachte. In wetteiferndem Fleiße ſaßen die Mädchen an den langen Abenden beiſammen und nützten die Zeit, wo Roland im Kaffeehauſe war. Draußen ſauſete ein nächtlicher Wind, oder webte der Schnee mit leiſen Flocken um die geſchloſſenen Fenſterläden, nur die Flamme im Ofen miſchte ihr kniſterndes Gepraſſel in den traulichen Zwieſprach der Jungfrauen. Dann malte ſich dies häusliche Bild in wankenden Umriſſen an der Wand, und es war Gretchen zuweilen, als ſähe ſie den Schatten der Großmutter um die leere Stelle ihres Sitzes ſchweben, der, gleich einem geheiligten Stuhle, nur dem väterlichen Oberhaupte zugeeignet war.

In ausdauerndem Froſte war der December und Januar verſtrichen; jetzt kam Lichtmeſſe, und Gretchen dachte mit aufathmender Sehnſucht daran, daß dies Feſt, nach dem Glauben des Landmanns, auch die Rückkehr der Lerche ſei. Die Luft ſtrich an dieſem Tage in ſo gemilderten Graden unter der ſtrahlenden Sonne, daß die kleine, gefiederte Botin des Frühlings ihre Verkündigung nicht unter dem harten Pfühle eines Steins hervorzwitſchern durfte.

Gretchens Herz ſchwoll, da ſie der Zeit gedachte, die nun kommen würde. Sie ſah dem Frühlinge ſo heiß, ſo ſehnſuchtsvoll entgegen, wie noch nie, und zählte die Tage, bis ſie Herrn Grille wiederſähe, für den ſie viel Wichtiges zu Gunſten Roland's im Vortrage hatte; aber früher noch hatte Gott die Tage ſeines Lebens gezählt! —

An einem der nächſtfolgenden Abende fanden die Beſucher des Kaffeehauſes den Wirth unpaß, und nur auf ihr ausdrückliches Verlangen erſchien er in ihrer Mitte, obwohl im Coſtüme eines Kranken. Schweigſam und ſichtlich

lich leidend, ſaß er unter den luſtigen Gäſten, die ſeinen Zuſtand vielleicht minder ſchonten, weil ſie keine Klage aus ſeinem Munde vernahmen. Er zeichnete mit den ſchmalen Fingerſpitzen Hieroglyphen in den türkiſchen Schlafrock, der ein chriſtliches Herz umſchloß, das verkannt und gebrochen, auch vormals jugendlich friſch, nur in wohlthätigen und keuſchen Wünſchen geſchlagen. — Vor ihm ſtand ein Becher mit Kräuterthee, der ſeinen ſtarken Dampf mit dem aufwallenden Broden der gefüllten Punſchgläſer miſchte, und Frau Urſula ſchlich mit bekümmerter Miene umher, und vergaß in ihrer ſorgenvollen Zerſtreuung manchen Auftrag, der ihr ertheilt worden war.

Die Rede kam auf Erbſchaften, und der Syndicus des Städtchens, ein jovialer Mann, erzählte ſeltſame Geſchichten, die in dieſe Rubrik gehörten. „Ja, mein lieber Herr Grille,“ wendete er ſich am Schluſſe einer reichhaltigen Erzählung von Erbfällen, unerwartet für die Betheiligten in Betreff des Gewinns oder der Täuſchung, nun zu dieſem, „weil wir doch nun alle einmal davon müſſen, und uns nichts gewiſſer iſt, als ein letztes Stündlein, ſo werden Sie uns, Ihre lieben Getreuen, doch im Teſtamente bedenken, da es noch Zeit iſt? — Wir rechnen ſämmtlich auf ein Andenken, und ich nenne Ihnen das meine: Jenen Salvator Roſa dort, der mich ſo oft erinnert, daß die Uhr keinem Glücklichen ſchlägt; denn es verdroß mich jedes Mal, wenn ich heimwärts ſollte.“

Herr Grille hob, ohne zu antworten, das trübe Auge zu der Gemäldeuhr auf, als wolle er ſich dieſen Gegenſtand merken, und lauſchte ihrem eben ertönenden Schlage; doch hatte der Syndicus hiermit das Signal zu einem Vortrage gegeben, den Mancher in der Geſellſchaft benutzen zu müſſen glaubte. In ſteigender Lebhaftigkeit, welche die Rückſicht für den kränklichen Wirth ganz außer Acht ließ, und weit mehr noch die Grenze zarter Sitte überſchritt, die ein Lebender fordern darf, wenn Andere in ſeinem Beiſein von den Verfügungen nach ſeinem Tode reden — theilte man ſich nun, ſpaßhaft ſtreitend, in die Schätze des Erblaſſers, der, ohne irgend ein Zeichen von ſich zu geben, wie er dieſen Scherz aufnehme, lange ein ſtummer Zeuge der ſeltſamen Verhandlung geblieben war; jetzt ſtand er auf, und ging, betäubt und angegriffen von dem wüſten Lärmen, in das Nebenzimmer, deſſen Thür er ſacht hinter ſich zuzog. Roland hatte an ſeiner Seite geſeſſen, verletzt in innerſter Seele von der Gäſte roher Unbill gegen den Mann, den ſie genug kannten, um zu wiſſen, daß er kein beleidigendes Wort vertrage, und der heute überdies krank und daher in erhöheter Empfindlichkeit war. Vorerſt bemüht, dieſem unglücklichen Geſpräche eine andere Wendung zu geben, mattete Roland ſich vergebens ab, und ſchwieg endlich in ſtillem Aerger; denn die habſüchtige Phantaſie der meiſten unter den Gäſten fing an dem Anſinnen Feuer, welches der Syndicus gleich einem gefährlichen Zündſtoffe darein geworfen, und der wiederholte und warnende Verſuch des Bergfactors, von dieſem Gegenſtande abzubrechen, war die Anſtrengung eines Predigers in der Wüſte.

Jetzt aber ſtutzte der laute Erbrath doch, als die Hauptperſon ſich leiſe fortgeſchlichen.

„Er hat doch den harmloſen Scherz nicht etwa gar übel aufgenommen?“ fragte einer unter ihnen, dem das Gewiſſen ſchlug. „kranke Leute haben ungleiche Launen. Lieber Bergfactor, der Ihr auch heute ſitzet, wie der ſteinerne Gaſt — ſeht doch einmal zu, wo der alte Herr geblieben, und ſo es nöthig wäre, redet der Sache das Beſte!"

Der Abgeſandte erhob ſich ſogleich, eines Auftrags froh, der ſeinem eigenen Wunſche entſprach. Er fand Herrn Grille in ſeinem Schlafcabinette, den Kopf in die Hand geſtützt, auf einem kleinen Sopha ſitzend, das nur Raum für zwei Perſonen hatte. Ein milder Lampenſchein erhellte ſchwach das heimliche Stübchen, das durch mehrere Gemächer von dem großen Gaſtzimmer und ſeiner Unruhe geſchieden war.

Bei Roland's ſchüchternem Eintritte und Näherkommen ſah Herr Grille auf, und ſobald er den Zuſpruch erkannte, reichte er ihm freundlich die Hand, was noch niemals geſchehen — und zog ihn neben ſich. Aber dieſe kleine, kraftloſe Hand brannte in Roland's markiger Rechte gleich einer glühenden Kohle, und der Bergfactor ſagte, ſie mit leiſer Theilnahme drückend: „Sie ſind krank, Herr Grille! ſehr krank! Ihre Hand iſt heiß, wie glimmende Aſche — der Puls ſchlägt hart — gewiß hat Ihnen das fröhliche Durcheinander drinnen den Kopf wüſte gemacht! Sie thaten wohl daran, ſich zu Ruhe zu begeben, doch waren Sie uns im Umſehen entwichen, und ich ſoll nun ſehen, ob etwa der Lärmen Ihren Zuſtand verſchlimmert habe." —

„Ich bin an den Tumult einer lauten Unterhaltung gewöhnt," antwortete Herr Grille mit gepreßter Stimme, „und er hat mich nie, und auch heute nicht geſtört, ſtille Beobachtungen zu machen. So bemerkte ich vorhin, daß Sie, Herr Roland, ſich von den Prätendenten an meinen Nachlaß ausſchloſſen. Wie kam das? Iſt nichts in meinem Beſitze, was Ihnen wünſchenswerth dünkt?" —

Dieſe Frage ſchnitt dem Bergfactor in das Herz; ſie ward mit der Ruhe eines Sterbenden geſprochen, der ſeine irdiſche Habe nicht mehr bedarf, und die kurzen Athemzüge, die hüpfenden Adern des Kranken ließen fürchten, daß er bald ein ſolcher werden könne.

„O Herr Grille!“ erwiederte Roland mit ſchmerzlichem Tone, „Sie thun mir wehe! Ich wünſche, daß Sie noch lange leben mögen geſund und froh! Trüge man Sie hinaus zur ſtillen Pforte, dann wäre es um meine liebſte Aufheiterung geſchehen! Ich ſage es Ihnen vielleicht heute zum erſten Male, wie viel mehr als die Ergötzlichkeiten Ihres Hauſes, mich von jeher Ihr perſönlicher Umgang anzog; aber ich ſage es Ihnen mit dem vollen Ernſte der Hochachtung, und Sie werden mich deshalb für keinen Schmeichler halten. Der Himmel weiß es, wie ich Ihre Bücher, Ihre Blumen liebe — allein mit dem ſchönſten Theile meiner Freude daran wäre es vorbei, wenn ſie einem andern Beſitzer zugehörten, und wenn ich ſelbſt auch dieſer Beſitzer wäre! — Sie ſind der Geiſt Ihrer Schätze, die ein vollendetes Ganzes ausmachen; es hieße eine klägliche Zerſtückelung, wenn man eitlen Wunſches dies oder das davon an ſich reißen wollte, und nur ein todter Beſitz, dem die belebende Seele entflohen, würde ſolcher Habgier zufallen. — O! ich habe es in der letzteren Zeit gefühlt, der Tod iſt bitter! nicht für den, der ihn leidet, wenn ein Gerechter entſchlummert, ſondern für die, welche ihn nahen ſehen; kein Erbe, klein oder groß, könnte mir jemals ſeinen herben Anblick verſüßen, wenn er ein mir theures Leben bedroht. — Gott erhalte Sie! das iſt mein Wunſch, das vorige Geſpräch hat mich gekränkt und ſtill ergrimmt; denn ich mag es nicht leiden, daß Freund Hain zum Spaße citirt wird. Aber halten Sie jenen unzarten Scherz nur für nichts Anderes, als einen Ausdrucks üppigen Frohſinns, und damit Ihren Gäſten zu Gute!“

Ein ſeltſames Lächeln hatte, während Roland mit offenem Muthe und treuem Herzen alſo ſprach, die düſtern Züge des Kranken aufgehellt; jetzt fühlte der Bergfactor einen Händedruck ſein Gemüth durchſchauern, worin er empfand, daß er verſtanden worden ſei. „Ich danke Ihnen, wackerer Mann!“ antwortete Herr Grille mit gerührter Stimme, „ich danke Ihnen für Ihre Liebe! Ich kenne Sie und auch die Andern ſeit länger, als heute! — — Heil Ihnen und Allen, die in dem Geheimniſſe der Genügſamkeit den Stein der Weiſen gefunden haben! Sie bedürfen keines Goldes mehr. — Ach! es iſt ſchwer, reich ſein und gut! — Davon ſagte der Erlöſer wohl, als er dem Jünglinge im Evangelio trauernd nachſah, der viel Güter hatte, und ſie nicht für das Reich Gottes aufgeben wollte. Die metallnen Ketten, welche uns an den Dienſt der Erde feſſeln, zerbrechen im Tode, und je enger ſie uns umſchloſſen hatten, um deſto ſchwerer löſen ſie ſich; ſelbſt die edelſten Freuden verlaſſen uns in jener dunkeln Stunde, nur eine bleibt uns, ein reines Herz! Das folgt uns treu durch den engen Raum des Grabes in das Licht der Ewigkeit. Und die Liebe, die wir übten, um die wir litten“ — die Stimme brach, und bebte lange, wie im Nachhalle einer inneren Bewegung, ehe ſie des weitern Wortes ſicher war, „bindet die Welt, welche wir verlaſſen, mit der Seligkeit einer künftigen zuſammen. Sie werden einſt ein leichtes Sterben haben, guter Roland! Der Segen Ihrer Mutter, der Sie bisher geleitet, ruft Sie mit freundlichem Winke hinüber, und das Bewußtſein wird Ihr Haupt ſanft betten! Dann iſt es gleichviel, ob Sie Theologe waren, oder Schulmann, Juriſt oder Arzt, Sie waren ein Menſch! und ſegneten durch Wohlthun, lehrten durch Beiſpiel, thaten das Rechte, und heilten durch Liebe! — Nun gute Nacht denn, mein Freund! wir ſehen uns wieder und wollen einander nicht vergeſſen!“

Roland ſtand tief erſchüttert; dieſer Abſchied dünkte ihm faſt wie ein letzter. Er zögerte zu gehen.

„Mich verlangt nach Ruhe“ — ſagte Herr Grille leiſe und abgewendet, um ſeine heftige Rührung zu verbergen.

„So gebe Gott, der aller Müden Stärke iſt, ſie Ihnen! Und möchte mein Wunſch ein Engel werden, der an Ihrem Lager Wache hielte!“ erwiederte Roland, und drückte die Hand, welche Grille ihm noch einmal reichte, an ſein heißes Herz; dann riß er ſich gewaltſam los, und ging in trüber Ahnung nach Hauſe.

Am folgenden Morgen verbreitete ſich die Nachricht, Herr Grille ſei in der vergangenen Nacht kränker geworden, und es würde heute im Kaffeehauſe kein Beſuch angenommen. Eine dumpfe Stille ſchwieg um das Gebäude, über welches die warmen Strahlen der erſten Frühlingsſonne ihren fröhlichen Glanz ausgoſſen. Ein reitender Bote war in grauender Frühe dieſes Tages abgeſendet worden, doch Niemand wußte, wohin? Am Nachmittage, zur Zeit, wo ſich ſonſt die Gäſte verſammelten, hielt eine ſchöne Equipage vor dem Kaffeehauſe, und man wußte eben ſo wenig, woher? Ein ſtattlicher Mann ſtieg heraus, der Gefährte, untergeordneten Anſehens, folgte ihm, und erſt am nächſten Morgen fuhr der Fremde ſammt ſeinem Begleiter wieder ab.

Nach einigen Tagen, in denen die Berichte über das Befinden des Kranken nur um wenige Grade der Hoffnung geſtiegen oder gefallen waren, erklangen die Glocken rings umher, und ihr eherner Mund verkündete, daß Herr Grille verſchieden ſei. Roland erblaßte bei dieſer Nachricht, er ſtand in ſprachloſem Schmerze; Gretchen ſchwamm in Thränen.

„So werde ich ihn nicht mehr wiederſehen auf dieſer Welt!“ ſprach Roland betrübt und leiſe, und ſeine Augen benetzten ſich. „Aber — wir wollen einander nicht vergeſſen! dies war ſein letztes Wort an mich, und es geſchehe alſo! denn ich werde ſein gedenken mein Leben lang. Friede ſeiner Aſche! Man trägt mir manche Freude meines Lebens, eine liebe, lange Gewohnheit mit dem guten Grille zu Grabe. Nun habe ich nur Euch noch, meine Kinder!“ Roland wendete ſich vom Fenſter, an dem er geſprochen, und gegen die Arbeitsplätze der beiden Mädchen, wo Gretchen nur allein, vom Schrecken dieſer Todespoſt feſtgehalten, weinend ſaß. „Aber, Gretchen,“ ſagte er befremdet, „ſprich, was bewegt Dich ſo? — Du haſt den Mann ja nicht gekannt, um deſſen Hingang meine Seele trauert.“

„Nicht gekannt?“ fragte Gretchen mit neuen, unaufhaltſamen Thränen, und alle Fülle ihrer Liebe für den Greis, der nun vollendet war — und das ganze ſelige Geheimniß ihres Umgangs mit ihm drängte ſich in dieſe beiden Worte. „Der Todte war mein Freund!“ ſetzte ſie mit wehmuthsvollem Stolze hinzu, „er hat ein heiliges Recht an dieſe Thränen, wie an meine dankbare Erinnerung, die nie erlöſchen ſoll in mir!“

Roland konnte ſich von dem Erſtaunen über dieſe Erklärung kaum erholen, da er überhaupt noch zu beſtürzt war, um ſich über das Abſterben des alten Freundes und deſſen geheime Bekanntſchaft mit Gretchen faſſen zu können. Er fragte, er drang in das Mädchen, ihm Aufſchluß zu geben; der Schmerz öffnet wie die Freude das Herz — und wenn Gretchen auch nur die erſten Hüllen von dem entſchlafenen Verhältniſſe zwiſchen ihr und Herrn Grille zog, und die letzten zarten Schleier darauf ruhen ließ, ſo erfuhr Roland doch genug, um ſeine Pflegetochter für ſehr ausgezeichnet zu halten ſowohl durch ihren Werth, als durch die ihr widerfahrene Gunſt, und ſie von nun an mit einem unwillkürlichen Gefühle vertrauter Hochſchätzung zu betrachten. Sie war eingeweiht in das verſchloſſene Heiligthum jenes Mannes, über das der Tod nunmehr den finſtern Vorhang hatte fallen laſſen: ſie redete mit Roland von dem Verſtorbenen, und dies erleichterte ſeine Bruſt wie ihren Schmerz.

Nicht weit von dem Bezirke des Kaffeehauſes war ein bogenförmiger Teich, der, wie ein dunkler Spiegel, von grünen Ufern eingefaßt lag, und auf der einen Seite den halben Kranz eines lieblichen Gehölzes bewäſſerte, während er auf der entgegengeſetzten den Boden der Ebene fruchtbar machte. Dieſen Platz nun hatte Herr Grille vor Jahren gekauft, ihn ausbauen und ſeiner Abſicht gemäß anpflanzen laſſen. Hierher wollte er begraben ſein, und die hohen, ſchlanken Plantanen, in deren Mitte ſich eine reizende Ausſicht eröffnete, ſollten ſeinen einſamen, prunkloſen Hügel beſchatten. Ein ſchriftlicher Aufſatz, der dies Verlangen enthielt, hatte eine Gerichtsperſon, der er übergeben worden, für die Vollziehung dieſes Auftrags verantwortlich gemacht.

Alle ſeine Freunde gaben ihm das letzte Geleit, und eine große Menſchenmenge von nah und fern ſchloß ſich dem Leichenzuge an, den das heiterſte Wetter begünſtigte. Wir können nicht umhin, hiebei eines Gedichtchens zu gedenken, welches hier ſeine geeignete Stelle finden mag. Es heißt:

Des Todten Freunde.

Sie hatten den Freund zur Ruhe gebracht,
Und gingen nun Alle nach Haus.
„Der iſt jetzt daheim!“ hat der Eine gedacht,
Der Andre: „Sein Leiden iſt aus.“
Der Dritte ſprach: „Es macht doch Schmerz,
Verlieren ſo ſchnell den Freund —“
Der Vierte: „Ade! Du wackeres Herz!
Biſt nun mit den Deinen vereint!“
Der Fünfte: „Auf Erden iſt's nun ſo —“
Der Sechſte: „Ruh' über ſein Grab!“
Der Siebente: „Wir waren zuſammen ſo froh,
Weiß nicht, wo ich's wieder ſo hab'.“
Der Achte nur ging ſtumm bis zur Schwell',
Der hat nichts geſagt, noch gemeint —,
Dem blinkte im Aug' eine Thräne hell,
Der war ſein beſter Freund! — — — —

Wer unſerm Verſtorbenen dieſer beſte Freund geweſen: Wir wiſſen es.

Gretchen ſtand ſchwarz gekleidet auf der Capellenhöhe und hörte fernher den feierlichen Schall der Poſaunen und den melancholiſchen Einklang des Geläutes. Hier hatte ſie ſo oft mit ihm geſeſſen und Worte der Weisheit und Güte von ſeinen Lippen vernommen, die ſich nun auf immer geſchloſſen! Noch rauſchte das dürre Laub um ihre Füße, worauf ſein müder Schritt geruht, und er war nun ein erſtorbener Leichnam, gleich dieſen Blättern!

Dieſe Betrachtungen löſeten Gretchens Herz in unendliche Wehmuth auf. Sie ſah troſtlos nach der Gegend hin.

woher die Trauerklänge kamen, denn mit dem werthen Freunde begrub man ihr eben eine theure Hoffnung. Sie hatte Herrn Grille bitten wollen, dafür zu ſorgen, daß Roland ſein Amt niederlegen könnte: dies Anſinnen wäre nicht geringfügiger Art geweſen, aber Gretchens Vertrauen durfte ſo zuverſichtlich ſein. —

Wie ſehr nun auch Gretchen ſich ihren ſchmerzlichen Empfindungen überließ, ſo war es ihr doch, als-ob ſie das Wehen eines tröſtenden Geiſtes empfände hier, an dieſer Stätte, die ſie nie ungeſtärkt verlaſſen. Sie knieete nieder und betete zu dem Freunde, der nimmer ſtirbt. Das kleine, bemooſete Dach der Capelle ward zum Dom, das verblichene Bild zum leuchtenden Altarblatte, die gläubige Inbrunſt des Mädchens hörte Stimmen der Engel, welche ſangen: Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben; denn keine Qual rühret ſie fürder an! Die Hallen des Himmels öffneten ſich Gretchens fromm entzücktem Blicke, und ſie ſah den beweinenswerthen Freund eingehen zu ſeines Herrn Freude!

Indeſſen war es ſtill über der Landſchaft geworden. Gretchen ſah ſchwarze, wandelnde Pünktchen, Heimkehrende vom Begräbniſſe — nach allen Richtungen der Gegend ſich bewegen; die Sonne ſank in das purpurne Meer der Abendröthe unter, und über dem aufgeworfenen Grabe dämmerte es zum erſten Male.

Da ſchlich Gretchen unter leiſen Schauern nach Hauſe.

Die Zeit, auf welche die Frauen der Gegend ſo lange als auf eine erlöſende gehofft, war nun erſchienen, ohne daß ſie ſich dieſes endlichen Verhängniſſes hätten freuen können. Ihre Männer blieben nun zwar daheim, aber eine unmuthige Leere ließ ſie die Stunden, welche ſie ſonſt im

Kaffeehauſe zugebracht, mit allen üblen Launen der Langeweile ausfüllen. Sonſt hatten die fröhlichen Abende im Kaffeehauſe die Roſen ihres Niederganges noch dem folgenden Tage zugeworfen und ſeine Mühen und Plagen verklärt; jetzt machte die verdüſterte Stimmung über entbehrte Genüſſe, in denen ſie ſammt und ſonders ihre einzige Erholung verloren zu haben meinten — ſie zu grämlichen Tadlern der kleinen Welt ihres Hauslebens, die ſie ſonſt in der Nach- und Vorfeier jener geſelligen Freuden, denen dann und wann ein Bachusfeſt berauſchende Poeſie gegeben, wie Optimiſten beurtheilt hatten.

Die armen Frauen ſeufzten, wie die Mädchen in Gellert's Fabeln, als der Hahn der Baſe geſchlachtet war, und ſie ihr Schickſal noch verſchlimmert ſahen; mancher dieſer leiſen Seufzer rief den verhaßten Grille in das Leben zurück, das er ihnen noch nach ſeinem Tode verbitterte. Allein er kam nicht wieder — auf daß ſie einſähen, wie wenig der Menſch ſein Glück kenne, und wie ſelten wiſſe, was er wünſche! —

„Was wollt Ihr drüben?“ fragte der Doctor die Conſorten jenes geſelligen Kränzchens, als ſein Zuſammenhalt dem Grabe zugefallen war, und einige unter ihnen äußerten, man könnte doch einmal nach dem Kaffeehauſe gehen und eine Partie Billard oder Schach ſpielen; dazu bedürfe es ja keines Wirthes, und ein paar Flaſchen Wein könnten der Erbmaſſe noch in Rechnung kommen. „Ich ſage,“ ſprach er weiter, „Ihr würdet Euch wenig Freude holen. Vor dem Keller liegt ein Rieſenſiegel, und alle Zimmer, außer der Blumenſtube, die der Pflege geöffnet bleiben muß, weil Gott der Herr ſeine blühenden Kindlein zur Freiheit erſchaffen — ſind in gerichtliche Sperre gebracht. Das Billard ſteht verhüllt, es herrſcht eine Stille in dem großen

Hauſe, wie in der Kirche, wenn die Nachmittagspredigt aus iſt. Nur der waſſerſüchtige Huſten des armen Job ballt und ſchallt drinnen — ich habe ihm heute etwas verſchrieben; aber ich denke, marquiren wird er nicht mehr viel hienieden, denn der Tod zielt nach ihm, und unſer kleiner Huckepack fliegt ins ſchwarze Loch, ehe ein Jahr umläuft. In der Küche lodert keine luſtige Helle mehr; wo biſt Du Sonne geblieben? fragte ich die Frau Urſula, als ich für einen Augenblick zu ihr an den düſtern Herd trat. Sie goß die ſchwachen Fünklein Feuer, woran ſie ſich ein ſchmales Bißchen bereitete, mit ihren Thränen aus, und blickte traurig zum Himmel. Mich ſoll nur wundern, wem das ſchöne Erbe zufallen wird! Der ſelige Grille ſchien ſo fremd in der Welt zu ſtehen, als wäre er aus einem Steine entſprungen.“ —

Dieſe Frage blieb nicht lange zweifelhaft, und löſete ſich auf eine Art, die über alle Erwartung war.

Der biedere Roland, wie tief er auch den Verluſt ſeines alten Freundes empfand, und wie hart der Riß einer verjährten und gleichſam zur anderen Natur gewordenen Gewöhnung ſeinem anhänglichen Gemüthe auch zuſetzte, gehörte nicht zu denen, welche dieſen Beſchluß der Vorſicht den Ihrigen auf eine drückende Weiſe fühlbar machten. Er verarbeitete ſtill in ſich, was nun einmal verſchmerzt werden mußte, und ſchloß ſich inniger ſeinem kleinen Hauskreiſe an.

Zwölf Tage nach der Beerdigung des Herrn Grille erhielt der Bergfactor ein großes Briefpacket von der Poſt. Er erſchrak über die Depeſche und ihr Gewicht, welches das Porto angab, da er ſich nicht bewußt war, in irgend einer Geſchäftsbeziehung zu der Gerichtsbarkeit des Ortes zu ſtehen, von wannen ſie datirt war. Aber der Brief wog ſchwerer, als er vermeinte.

Er erbrach ihn, las ein leichteres Anſchreiben, während das innenliegende Heft auf ſeine Kniee glitt, und ſank entfärbt und betäubt zurück in den Lehnſtuhl, worauf ſein Vater geſtorben war. Victorine und Gretchen ſprangen hinzu; ſie fürchteten, es ſei ihm ein Unglück kund geworden, und äußerten dieſe Vermuthung laut und ängſtlich.

„Ein Glück! Kinder,“ ſagte Roland matt, „ein überſchwängliches! Ich erliege faſt meinen Gefühlen. Der ſelige Grille hat mich zu ſeinem Univerſalerben eingeſetzt; man ſendet mir das Teſtament.“

Victorine taumelte, erglühend in Entzücken; über Gretchens Wangen hauchte die Bläſſe der Rührung, ſie faltete die Hände, wie zu ſtummem Danke — Roland aber ſprach aus tiefer Herzensfülle: „Mein Gott! womit habe ich dieſen Vorzug verdient?“

Da ging das verklärte Bild ſeiner Mutter ihm auf in der bewegten Seele; ſie lächelte ſelig, wie Mütter lächeln — und die Stunde, in der er ſein Liebſtes ihrer Zufriedenheit geopfert, ſchlug ihm noch einmal, aber in Klängen des Himmels. Unhörbar, wie Geiſter ſprechen, doch verſtändlich dem Herzen, ſagte ſie ihm, die Arbeit ſei nunmehr gethan, ihre Feſſel rolle zur Erde, der ſie zugehöre. Ihn erwarte der verheißene Lohn, und die Muſen, welche ihr Segen ihm einſt zugeſellt für die Tage des Alters, winkten ihm von ferne und öffneten den ſtillen Götterkreis, ihn zu empfangen! Auch Gretchen, an der er ſo väterlich gehandelt, ſtand vor ihm mit leuchtenden Augen voll Freudenperlen, und blickte, wie ein vergeltender Engel; denn ſie war ſich ihres Antheils an dieſem Ereigniſſe, ihrer dankbaren Mitwirkung dafür wohl bewußt. O heilige Gerechtigkeit des Himmels, welche die Wage in der menſchlichen Bruſt hält! Wie wir gewogen, wägt ſie uns zu, und unſere That prägt unſern Lohn, wie unſere Strafe aus! —

Es dauerte lange, ehe Roland ſich ſo weit faſſen konnte, um das Teſtament zu leſen; es lautete alſo:

Mein letzter Wille.

Da ich mich meinem Ziele nahe fühle, und nächſt dem Wunſche um ein ſanftes, ſeliges Ende nur noch die Sorge mein mattes Herz bewegt, daß mein irdiſcher Beſitz zum Segen eines Andern werde, und keine Zwietracht darüber entſtehe, ſo ſtelle ich eine hohe Obrigkeit zum Bürgen, daß mein letzter Wille pünktlich vollzogen werde.

Demnach ſetze ich aus freiem Antriebe, wie aus beſondern Gründen, den Bergfactor zur Silberhalle, Herrn Auguſt Roland, zu meinem Univerſalerben ein.

Meine ganze Verlaſſenſchaft, in was ſie auch beſtehe, iſt ſein unbeſtrittenes Eigenthum, ſobald ich meine Augen geſchloſſen habe: mit Ausnahme eines kleinen Päckleins, der Jungfrau Margarethe Rüdiger zugedacht, welches ſich unter dieſer Ueberſchrift in meinem Schreibtiſche vorfinden wird. Auch ſoll dies namhafte Päcklein beſagter Jungfrau unentſiegelt eingehändiget werden.

So gebe denn Gott, daß auf dieſem meinem Nachlaß Friede und Freude für Herrn Roland ruhe! Daß, indem er an zeitlichem Gut gewinnt, ihm ſein beſter Schatz, das Glück der Zufriedenheit, nicht abhanden komme; daß unter der Veränderung ſeiner äußern Umſtände ſein innerer Wunſch weder Wandel noch Wechſel erfahre, und daß meine wohlwollende Abſicht kein Fallſtrick werde, ihm die frohe, freie Seele zu fahen — wie Luther ſagt.

Noch ein Vermächtniß habe ich für meinen Erben. Mit vollem Zutrauen lege ich die Pflicht in ſeine treue Hand, daß er diejenigen nicht verlaſſen werde, welche meinem Sarge nachweinen: Meine Haushälterin, Frau Urſula Webentraum, deren gewiſſenhaftes und unermüdetes Walten ich rühmen muß; ſo auch meinen treuen Diener, Halix Tok. Die Armen der Gegend werden ihre milde Gabe nach wie vor empfangen. Ich weiß es. Und ſo ein Herz um mein einſames Leben und Sterben trauerte, wird es ihm — mit dieſer Hoffnung ſchließe ich mein Teſtament und den Lauf meiner Tage — für ein blutsverwandtes gelten.

Johann Jacob Grille.

In meinem Hauſe an der Straße
nach ...... den 12. Februar 18—

Roland hatte laut geleſen, als er an den Schluß kam, wankte ſeine Stimme, ſo daß er kaum enden konnte; das Blatt entfiel ſeinen zitternden Händen, einzelne Zähren tropften aus ſeinen Augen darauf, er breitete die Arme aus, Gretchen ſank hinein. Sie verſtanden ſich ohne Worte — und das Teſtament erfüllte ſich.

Victorine drängte ſich an ihres Vaters Hals. „Jetzt iſt mir auch geholfen!“ rief ſie jubelnd, „was wird nur Oliver ſagen? Du aber, Gretchen, biſt unfehlbar eine reiche Erbin, ich möchte das Päckchen Pfandbriefe ſchon heben, womit der alte Herr Dich bedacht haben wird!“ —

Ein leiſes Kopfſchütteln Gretchens verneinte dieſe Vermuthung. Sie antwortete: „Er hat mich an den Vater gewieſen, und dies würde wahrſcheinlich nicht geſchehen ſein, wenn er mir hinſichtlich des Eigenthums eine gewiſſe Selbſtändigkeit zugedacht hätte. Ich bin verſorgt — o! er wußte wohl, wem er vertraute! Er wollte Ihren Willen, mein Vater, nicht binden, und Ihnen das Verdienſt freier Güte gönnen.“

Die Nachricht von der letzten Verfügung des Herrn Grille ging wie ein Lauffeuer durch die Gegend, und entzündete manchen heimlichen Funken grollender Mißgunſt. Sämmtliche Stammgäſte des Verſtorbenen fanden ſich hintangeſetzt und durch Roland's Vorgezogenheit beleidiget, und obgleich ſeinem Benehmen weder Eigennutz, noch der leiſeſte Schein von Erbſchleicherei zur Laſt gelegt werden konnte, ſo ſagten ſie doch, er habe im Trüben gefiſcht, und trafen, als hitzige Sucher, auf Spuren ſchlauer Berechnung in ſeiner offenen, argloſen Handlungsweiſe.

Roland fühlte die ſchwierige Stellung, auf die ſein Glücksfall ihn verſetzt, gar wohl. Durch die Gunſt der Schickſalsmächte und der Menſchen erhoben zu werden über Andere, deren ſtrebender Anſpruch ein zurückgewieſener iſt, gehört gewiß zu den herbeſten Tropfen der Erfahrung für eine edle Seele, welche ſich mehr oder minder in jeden Kelch der Freude verbitternd miſchen. Er hoffte indeß, daß es ihm gelingen werde, Neid und Argwohn ſeiner Mitgeſellſchafter zu verſöhnen.

Roland dachte uberhaupt zu gut von den Menſchen, als daß er fürchten ſollen, ſie würden ihm dieſer Auszeichnung wegen auf die Dauer übel wollen, und eine kleine, gereizte Empfindlichkeit glaubte er ihnen verzeihen zu müſſen: ſo billig dachte Roland, er, der in dem Falle ſeiner Neider nur ein wohlwollendes Vergnügen über fremdes Glück empfunden haben würde, wenn der ſelige Grille in dem freien Rechte ſeiner Gunſt auch anders über ſeinen Nachlaß verfügt hätte! — Auch drängten jetzt ſo viele Geſchäfte auf den Bergfactor ein, daß er nicht Zeit fand, ſcrupulöſen Gedanken nachzuhängen. Er ſuchte ſeine Amtsentlaſſung nach, und erwartete in den nächſten Tagen die gerichtliche Commiſſion, welche im Kaffeehauſe entſiegeln würde.

Mit unbeſchreiblichen Gefühlen ſchritt Roland über die Schwelle dieſes Hauſes, das nun ſein war: es kam ihm anders vor, als ſonſt, da er es in dieſer Beziehung betrachtete. In weinender Demuth ſtanden Frau Urſula und der keuchende Job vor ihrem neuen Herrn, von dem ſie ihre Zukunft erwarteten. Roland verſicherte ſie der gemächlichſten, und äußerte ihnen, wie lieb es ihm ſein würde, wenn ſie bei ihm blieben. Damit war er denn den liebſten Wünſchen Beider entgegengekommen.

Roland fand den Grund, worauf der fromme Wunſch des Erblaſſers ruhete, daß dies Erbe ihn eines beſſeren Theils nicht berauben, noch ſeiner geiſtigen Freiheit gefährlich werden möge, in der Beträchtlichkeit des Nachlaſſes. Ein großes Vermögen, wohlgeordnet und geſichert, fiel in ſeine Hand; unter Schauern einer freudigen Scheu empfing er den reichen Gottesſegen, und ein Blick nach Oben, von woher alle gute Gabe kommt, flehete um die Kraft, es gerecht und weiſe verwalten zu können, um es auf himmliſche Zinſen anzulegen.

Auch Gretchens Päckchen, mit Siegel und Ueberſchrift verſehen, fand ſich an beſagter Stelle, und Roland trug es erwartungsvoll ſeiner Pflegetochter heim. Sie löſete in ſeiner Gegenwart den Umſchlag, und das bewußte Frauenbild fiel aus einem beſchriebenen Hefte, das ziemlich neu zu ſein ſchien. „Aus meinem Leben.“ ſtand auf der erſten Seite.

„Alſo weiter nichts? o!“ ſagte Victorine mit dem beklagenden Tone getäuſchter Erwartung, „Du thuſt mir leid, Gretchen!“

„Nimm vielmehr Theil an meiner Freude,“ erwiederte Gretchen, „dieſe Blätter, dies Bild — ſind für mich von großem Werthe!“ — ihr Auge glänzte, und hing mit Innigkeit an ſeinen Zügen.

„Du biſt wie mein Kind gehalten, Gretchen!“ ſagte Roland betheuernd, „und wer weiß,“ ſetzte er hinzu, „ob ich Dir nicht mittelbar nur allein mein Glück zu verdanken habe?“ —

Gretchen erröthete, und ſchwieg beſcheiden, der Stunde ſehnſüchtig harrend, wo ſie im Schlafſtübchen ſich zum Leſen der Biographie ihres alten Freundes in ungeſtörter Stille würde niederſetzen können.

Der Abend ſchlich in zögernder Langſamkeit vorüber, weil Gretchens Seele ſeinem Schluſſe vorauseilte, und Roland, in die Durchſicht der vorgefundenen Papiere vertieft, nur dann und wann ein mittheilendes Wort fallen ließ, Victorine aber dem Geliebten die Reſultate der Entſiegelung ſchriftlich meldete, ſo weit Roland's väterliche Vorſicht für gut gefunden, ſeine Tochter damit bekannt zu machen.

Endlich ſchlug die Bürgerglocke; der Wächter trat mit hellem Horne pfeifend, ſein Amt an; Roland, müde und erſchöpft von den Eindrücken ergreifender Gefühle, küßte ſeinen Kindern den Gutenachtkuß; der Betrieb des Hauſes verſtummte, und Victorine ſchlüpfte behende in das jungfräuliche Bettchen, worauf ſie, geſund und glücklich und in träumender Sehnſucht, bald entſchlief. Doch Gretchen, regen Sinnes, verſagte ſich dem keuſchen Lager, um bei der Lampe düſterm Schein ein dunkles, nun erloſchenes Leben an ſich vorübergehen zu laſſen. Sie las folgenden Aufſatz:

„Wenn Deine Hand, mein geliebtes Kind! dieſe Blätter faßt, dann bin ich nicht mehr, und ein Müder hat Ruhe gefunden im Grabe, wonach er ſich ſo lange ſehnte. Nahe daran, hat die liebenswürdige Unſchuld Deines Weſens, Dein reines, wahrhaftes Gemüth, Dein kindliches Vertrauen mir noch einmal den Glauben an menſchliche Tugend und Treue zurückgegeben, und ich ſterbe in dem Troſte, daß ich nicht ganz umſonſt lebte und liebte. — Wie ſeltſam Dir, mein jugendliches Mädchen, dies Wort auch aus dem erblichenen Munde eines Greiſes lauten mag, es ſteht doch an ſeiner rechten Stelle. Das Herz altert nicht, während die Zeit an den Wänden ſeines Kerkers bröckelt, und Gefühle, welche der Gottheit ſelbſt entſtrahlen, läutern ſich nur in der Prüfung vollendeter Jahre. Ach! der Sehnſuchtsruf meines Herzens weckte nur einen ſpottenden Wiederhall hienieden, bis endlich, an der Schwelle meiner Gruft bereits, die ſanfte Stimme Deines Gemüthes meiner verſtummten Empfindung noch eine ſpäte, ſüße Antwort gab.“

„Ich danke Dir dafür, mein theures Kind! Ich danke Dir für jede Minute, die Du mir geſchenkt! Sie haben mir trotz ihrer Kürze langen Schmerz vergeſſen gemacht. Vergieb mir, liebes Gretchen, wenn ich das einzige Glück, was ich jemals rein genoſſen, auch Dir in unverfälſchter Erinnerung bewahren möchte! Baut Dein Gedächtniß mir ein Monument, ſo iſt dies mir in ſeiner ſtillen Einfachheit genug, ohne daß der äußere Glanz, den ich über Dein Leben verbreiten konnte, zu einer Prunkſäule der Dankbarkeit wird.“

„Ich hinterlaſſe Dir alſo weder Geld noch Gut, ſondern meinen Segen, der Deinen Schritten folgen ſoll, treu, wie der Schatten Deiner Geſtalt! Dann vermache ich Dir das Bild, was ich Dir einſt verſprach, als wir uns kennen lernten; der todähnliche Zuſtand, worin Du mich damals fandeſt, gab es in Deine Hand, aber nur im Tode wollte ich es laſſen, denn es war mein Liebſtes auf der Welt! Wenn ich es anſah, ging mir ein erſtorbener Frühling auf, und es ward wieder licht und warm in der trüben Seele. — Endlich ſollſt Du mein Schickſal kennen lernen, und dieſe Kenntniß dürfte Dir vielleicht nützlich, gewiß aber nicht unwerth ſein. Das feſtverſchloſſene Herz öffne ſich noch einmal, ehe ſeine Schläge ſtocken, und Dein theilnehmender Blick wende ſich dann getröſtet auf meinen Hügel, deſſen grüner Raſen verfehlte Wünſche und getragene Leiden bedeckt. — Daß dieſe Bekenntniſſe nicht für Jedermann geweſen, wirſt Du einſehen, und wenn ich überhaupt ſtets der Meinung war, man könne nicht ſtill genug ſein mit ſeinen Erfahrungen, ſo gilt dies insbeſondere von den kummervollen. Der Schmerz gehört nur vor Gott, der ihm allein abhelfen kann, und wenn die Theilnahme der Menſchen, die wohlthuend empfunden wird, durch etwas bedingt iſt, ſo iſt es das

Schweigen der Geduld, worin man ihn erträgt. Jede Klage iſt ein Anſpruch, und am liebſten giebt, wem nichts abgefordert wird. Und ſo laſſe denn der ſtumme Gott — mich nun den Vorhang aufrollen, der die Tragödie meines Lebens verhüllt!“

„Als ein ſchwächliches, unſchönes Kind kam ich zur Welt, und dennoch war meine Wiege eine Stätte der Vergötterung für die zärtlichſte Elternliebe. Mein Vater war Kaufmann; doch wenn ich meine dämmernden Erinnerungen zuſammennehme, um ein Urtheil über ſeine Individualität abzugeben, ſo möchte ich ſagen, er wäre wohl am allerwenigſten für dieſen Stand geeignet geweſen. Er war ein wohlgewachſener Mann von feinem Anſehen, und ſehr geſucht und beliebt als Geſellſchafter; ſein Geſchmack war luxuriös, ſeine Laune ein gutmüthiger Satyr, er liebte Zerſtreuungen, Muſik und Spiel — und jede heitere Muſe. Entſchieden widrig war ihm jedoch ſeine erwerbende Beſchäftigung; deshalb blieb ihm auch der Segen verſagt, welcher die Berufstreue belohnt, ſelbſt dann belohnt, wenn das Glück unſere Mühen nicht krönt.“

„Meine Mutter, eine zarte, blaſſe Frau, mag wohl von dem Gewichte häuslichen Kummers ſo früh in das Grab gedrückt worden ſein. Sie litt und liebte! Dies iſt das Lob ihres Lebens, und die ganze Schilderung ihrer ſanften Seele. Vielleicht hätte meinem Vater eine weniger engelhafte Gattin beſſer gefrommt, die mit ſpeculativer Sorge ſich des gemeinſamen Nutzens angenommen; meine Mutter hatte nur Kraft im Dulden. Sie liebte meinen Vater überſchwänglich, und ließ ihn gewähren, wenn auch ſein Hang zum Vergnügen, ſeine Arbeitsſcheu einen ſchweren Stein nach dem andern auf ihr weiches Herz ladete, und einen Bau des Elends in die düſtere Zukunft hinaus begründete. —“

„An dem Orte meiner Geburt — der Name thut nichts zur Sache — lebte ein Verwandter meiner Mutter, den ich auch nur den Oheim nennen will. Dieſer Oheim, eine Hauptperſon in meinem Schickſalsſtücke! war ein alter, ſehr reicher Hageſtolz, und trieb Wechſelgeſchäfte. Seine Schweſter, gleichfalls unverehlichet, führte ihm die Wirthſchaft. Die Geſchwiſter vom Geſchlechte der Harpare, dem meine mildgeſinnte, wohlthätige Mutter aus der Art geſchlagen war — theilten die finſtern Genüſſe des Geizes, und an ihrer Schwelle wies Mammon, der niedrigſte von den Geiſtern der Hölle, der den habſüchtigen Blick ſtets zur Tiefe ſenkt, das Erbarmen wie die Freude zurück.“

„Beide waren demnach gemüthlos, und wenn in dem Bruder der vorherrſchende Verſtand ſeine beſondere Schärfe auf das Abſehen jedes zu gewinnenden oder erſparenden Vortheils richtete, und ſehr ſpitzfündig war, wenn es darauf ankam, die Kargheit als ein Princip der Selbſtpflicht darzuſtellen, ſo war die Urtheilskraft der Schweſter am ſchneidendſten, wo es die Ehre und den guten Namen des Nächſtens zu verkürzen galt. Leer und arm im eigenen Herzen, ſuchte ſie Genuß und Befriedigung in der Neugier, womit ſie ſich um fremde Angelegenheiten kümmerte, und arme Sünder und Sünderinnen, wie wir es doch allzumal vor Chriſto, dem Reinſten, ſind, an dem kein Fehl erfunden ward — mußten ohne Gnade und Ausnahme vor das haarſcharfe Richtſchwert ihrer Zunge.“

„Obſchon nun dieſer Oheim äußerſt ſelten in unſer Haus kam, ſo war ſein Erſcheinen doch, gleich dem eines Wettermännchens, nur das Zeichen von dem Eintritte bitterer Thränentage für meine arme Mutter. Wenn ich auch in meiner kindlichen Unſchuld nicht begriff, wodurch der Oheim dieſe herben Quellen fließen machte, ſo war mir doch ſein böſes, erdfahles Geſicht, ſein ärgerndes Reden, wie ſein grollendes Schweigen ſehr zuwider, und ein Gefühl der Abneigung gegen ihn ſetzte in meinem Gemüthe an, da die Triebe des Haſſes wie der Liebe noch in den zarteſten Keimen ruheten.“

„Er mochte meiner Mutter mit harten Vorwürfen zuſetzen, und in wiefern er ein Recht dazu hatte, iſt mir ſpäter erſt klar geworden; nur wenn ſein ſcheltendes Wort die Verſchwendung in meinen Spielſachen traf, lehrte mich der Inſtinct für mein Eigenthum ihn zu verſtehen. Schnell, und in fürchtendem Schmerze brachte ich dann die Kunſtausſtellung meiner kleinen Schätze in Sicherheit, als wolle man ſie mir entreißen.“

„Mein Vater ließ ſich ſo wenig als möglich vor dem Oheim ſehen; die Mutter verleugnete ihn ſogar zuweilen. Sie nahm im Geiſte der chriſtlichen Liebe die Qual des Vorwurfs ſeiner Schuld auf ihr Herz, damit er Friede hätte. — Ein paniſcher Schrecken ging vor dem Oheim her, und ſelbſt unſere Leute theilten die Scheu vor dieſem verſtörenden Zuſpruche, und kündeten mit warnenden Geberden ſeine Näherung an. Das kecke Hündchen floh knurrend in eine Ecke, wann es hieß: der Oheim kommt! Und nur die Katze ging ihrem Gönner ſchmeichelnd entgegen.“ —

Bei allem dem hatte dieſer Oheim doch eine Art Wohlwollen für mich, und der geheimnißvolle Zug der Blutsverwandtſchaft zog ihn, ſo oft ich krank war, über unſere Schwelle, wenn auch der Bann ſeines zürnenden Unwillens grade auf unſerem Hauſe laſtete, was eben auch nicht ſelten geſchah. Er trug dann eine gewiſſe Sorge für meinen Zuſtand, ſo weit dies ohne koſtſpielige Beweiſe möglich war; an ſolchen fand ſeine Theilnahme eine ſtrenge Grenze.“

„So hatte ich nunmehr mein ſechstes Jahr zurückgelegt, und mich im Verhältniſſe zu dieſem zarten Alter mehr geiſtig als körperlich entwickelt. Ich fing an, den Stern, unter dem mich die Vorſicht geboren werden ließ, zu erkennen, und ein Lichtlein nach dem andern über den Gram meiner Mutter, über den Sinn des Vaters, über die Lage unſeres Hauſes ging in der kleinen, dämmernden Seele auf. Mein Vater hatte ſich ſeit einigen Jahren dem unſeligen Hange zum Spiele ergeben, wodurch er ſeine zerrütteten Umſtände herzuſtellen gedachte; er brachte ganze Nächte außer dem Hauſe zu, während die Mutter ſchlaflos lag und zu Gott um Rath und Hülfe flehete. Ich hörte ihre einſamen Seufzer, ihr heißes Gebet, und das meinige verſtummte im ſüßen Schlummer der Kindheit. Da bekam ich die Blattern, deren verheerende Peſt in unſerer Stadt wüthete. Meine Mutter war in tauſend Aengſten; denn die Blattern waren in ihrer Verbreitung bösartig geworden, und die Pforten des Kirchhofs ſtanden täglich offen, um Kinderſärge in ſeinen bergenden Schooß aufzunehmen.“

„Das Fieber brach heftig aus, ſein Phantaſus ſetzte mir gewaltig zu. Die lieben Eltern wichen nicht von meinem Bette; das blaſſe, verwachte Geſicht meiner Mutter ſchauete mich ſo liebreich und tröſtend an, daß dieſer mütterliche Blick das Toben der Krankheit beſchwor, und ich meine Leiden weniger fühlte. Mein Vater redete mir hoffnungsvoll zu, er ſprach von heiteren Tagen der Zukunft, erzählte mir artige Geſchichten, erſann allerhand kleine Zeitvertreibe, und übte, um mir über dieſe ſchlimmen Stunden wegzuhelfen, einige Talente, welche ihrer ergötzenden Wirkung nie auf mich verfehlten.“

„So hatte er eine angenehme Tenorſtimme, die Gabe, täuſchend nachzuahmen, und ein bewundernswürdiges muſikaliſches Gedächtniß. Text und Melodie der alten, damals neuen Operetten, die mein Vater leidenſchaftlich liebte und fleißig beſuchte, als da waren: der Herbſttag, Lottchen am Hofe, die Jagd, die Liebe auf dem Lande — hatte er vollkommen inne. Unter andern war ein Liedchen — ich weiß nicht genau anzugeben, aus welchem dieſer Stücke — woran ich vorzüglichen Gefallen fand. Sein Stoff berührte extreme Empfindungen, und indem es ein tragiſches Gefühl in mir anregte, weckte es am Schluſſe meinen Lachreiz.“

„Ach! es ſollte eine ernſte, eine grauſende Erinnerung für mich werden! Sein erſter Vers lautete ungefähr ſo: Der gute Herr! er ſchläft ſchon lange; es war ein altes, deutſches Blut! ganz ſchlecht und recht, kein Freund vom Zwange, ihm waren alle Leute gut. Der Thaler mit dem wilden Mann iſt auch von ihm — da ſeht ihn an! — dabei zeigte mir der Vater ſtets einen Wildemannsthaler, um dieſer Scene ſoviel Anſchaulichkeit wie möglich zu geben. In den Endſtrophen des zweiten Verſes wird die Klage des Sängers übermannend, und wo ſie ſich in den Worten ſchließt: Und als man ihn begraben ließ, da weint' ich, daß der Bock mich ſtieß — da ahmte mein Vater das hervorſtoßende, taktmäßige Schluchzen ſo treffend und poſſirlich nach, daß es mir immer höchlichen Spaß machte, und ein kindlich ſympathetiſches Gefühl mir Lachthränen in die Augen trieb.“

„In den erſten Tagen meiner Krankheit beſuchte mich der Oheim, der lange nicht bei uns geweſen, weil er das letzte Mal mit heftigem Verdruſſe geſchieden war. Er brachte mir die verkehrte Welt auf einem Bilderbogen mit, und ſolch einer Güte hatte ich mich noch nicht von ihm rühmen können. Doch ſchob ich nach einem blinzenden Ueberblicke das Blatt, worauf die Bäuerin von ihren Gänſen zu Markte gefahren wurde, der Ochſe den Fleiſcher ſchlachtete, und dergleichen rohen Unſinns mehr — abſeits; denn meine angegriffenen, bedroheten Augen verſchmäheten die Schauluſt an dieſen buntgekleckſten Zerrbildern. Der Geiſt der Widerwärtigkeit und eines krankhaften Eigenſinnes kam über mich; ich legte mich in die Kiſſen zurück, und bat meine Mutter, deren Hand ich mit brennenden Fingern feſthielt, worin Fieber und Blatterngift prickelten, ſie möchte mir ſingen: Nun, matter Leib, gieb dich zur Ruh, und ſchlafe ſanft und ſtille!“ —

„Meiner Mutter entſtürzten Thränen; ſie mochte meinen Wunſch für ein trauriges Omen halten; denn dieſer Vers eines Abendliedes, womit ſie mich zuweilen eingeſchläfert, wurde häufig bei dem Einſenken der Leichen geſungen. Als ich die Mutter ſo weinen ſah, empfand ich eine ungeſtüme Angſt, ſie beruhigen zu wollen, und kam auf den Einfall, meinen Vater, der eben in die Thür trat, um das Lied vom Thaler mit dem wilden Manne zu bitten, indem ich meinte, was mir noch jederzeit beluſtigend geweſen, müſſe auch die Mutter erheitern.“

„Mein Vater, der, wie ich ſpäter erfahren, todesbleich ausgeſehen, und über Schwindelanfälle geklagt hat, weigerte ſich, der kranken Laune ſeines Kindes, in Gegenwart des ſtrengen Oheims zu genügen. Allein meine Bitte ward nur um ſo dringender, und endlich gab er ihr nach. Seine ſchöne Stimme klang ſeltſam hohl, er vergaß es, mir den Wildemannsthaler zu zeigen, und wollte mit dem erſten

Verſe enden: doch ich erließ ihm nichts, gar nichts. Er langte den Thaler hervor, den ich, obgleich ſo oft geſehen, doch mit mattem Vergnügen betrachtete.“

„Der Oheim lächelte dazu; er verzieh der eitlen Kunſt des Vaters, weil nur ein Geldſtück in dem Singſpiele vorklang, das ſein metallnes Herz wohllautend berührte.“

„Jetzt begann mein Vater den zweiten Vers; er ſang langſam — o Gott! vielleicht mit gewaltſamer Anſtrengung — und als er an die ſchluchzenden Strophen kam, hörte ich einen ſonderbaren Ruck in ſeinem Tone, den fallenden Klang des Thalers, einen lauten Schrei meiner Mutter und ein wiederholtes, ſehr ängſtliches Rufen von dem ſchweigſamen Oheim.“

„Tumult erfüllte das Zimmer, meinen Vater hatte der Nervenſchlag gerührt; noch war er nicht todt, aber ſein Ende erfolgte nach einigen kämpfenden Stunden. Meine Sinne verwirrten ſich in derſelben Nacht, ich lag, unbewußt des ſchweren Verhängniſſes, was mich betroffen, in Fieberträumen. Auf Augenblicke nur lichtete ſich der phantaſtiſche Umhang meiner Gedanken, und in einem ſolchen vernahm ich den Geſang des Schulchors vor unſerm Hauſe, man trug den Vater hinaus; aber es kümmerte mich nicht. Der Todesengel war an mir vorüber gerauſcht, und eine längere Zeit vergangen, ehe ich aus dem betäubten Zuſtande erwachte, ohne meine Augen öffnen zu können, welche die Blattern ſchmerzhaft geſchloſſen hielten. Mein Kopf war fürchterlich wüſte; ach! wüſter noch war der Pfad meines jungen Lebens geworden! Eine grauenvolle Oede!“ —

„Da ſang es wieder vor dem Hauſe; ich lauſchte der feierlichen Melodie, in die ſich der Hall der Glocken miſchte. An meinem Bette ſchluchzte es leiſe; aber nicht zum Scherze, wie der gute Vater mir zu Liebe gethan, ſondern taktlos, in convulſiviſcher Wahrheit.“

„Mutter!“ rief ich, mich aufrichtend, „biſt Du es? Was weinſt Du denn noch immer, da ich ſchon wieder beſſer bin?“

„Eine ſanfte Stimme antwortete mir tröſtend, aber ſie war mir fremd. Guter Gott im Himmel! meine Mutter war während meiner Krankheit an den Blattern geſtorben, die nicht ausbrechen konnten, und jetzt eben begrub man ſie. Eine junge Freundin von ihr wartete der hülfloſen Waiſe in jener bangen Stunde.“

„Es dauerte lange, ehe ich meinen Verluſt erfuhr; man hielt meine Sehnſucht nach der Mutter bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande hin. Die Augen gingen mir endlich in jedem Sinne auf; ich ſah, was mich umgab in Farben der Trauer, ſogar der Oheim, welcher mich oft beſuchte und Anordnungen in Betreff meiner Pflege gab, trug ſtatt des zimmtfarbenen Röckleins, womit er geboren zu ſein ſchien, da man ihn nur darin geſehen — einen ganz ſchwarzen Anzug. Endlich mußte ich es doch wiſſen, daß mein liebendes Verlangen nicht mehr geſtillt werden würde hienieden. Ich war troſtlos, aber nur das Mitleid meiner Wärterin nahm ſich meiner an; vor dem Oheim, der täglich die Fortſchritte meiner Geneſung beobachtete, ſchwieg mein Jammer ſchüchtern; denn man hatte mir geſagt, ich würde nun in ſein Haus kommen. Die außerordentliche Schwäche meines ohnehin dürftigen Körpers ward eine Wohlthat für mich; ich vermochte es nicht, meinen Schmerz ſtark zu empfinden, und mein kindlicher Gram hüllte wie ein ſchwerer Nebel die junge Seele ein, der ſich nur ſelten in erleichternde Thränen auflöſete.“

„Sobald der Arzt meinte, daß ich ohne Gefahr mich der Luft ausſetzen könnte, führte er mich ſelbſt aus meinem väterlichen Hauſe, das zuſammt ſeinem Inhalte den Gläubigern verfallen war, in das des Oheims; wahrſcheinlich wollte der menſchenfreundliche Mann dem Zuchtmeiſter, von dem ich nunmehr abhängen ſollte, mich an das Herz legen. Der kleine Fidel, der Gefährte meiner glücklichen Tage, machte Miene, mir in das Elend zu folgen. Der Arzt rieth mir, das Hündchen zurückzulaſſen. Ach Herr Doctor! ſagte ich mit weinendem Schmerze, und drückte den Hund feſt an meine kleine Bruſt, eine liebende Seele muß doch der Menſch um ſich haben!“ —

„Der Arzt wendete ſich ab — dieſe Worte hatten einen tieferen, gleichſam prophetiſchen Sinn, als den der Unverſtand eines verlaſſenen Kindes hineinlegen wollte. Er verſprach mir, der Doctor nämlich — fürzubitten, daß ich den Hund behalten möchte.“

„Das Haus des Oheims war mir faſt fremd, vielleicht war ich nicht zweimal in meinem Leben drinnen geweſen. Es ſtand auf einem entlegenen Platze, war vor Zeiten ein Kloſter geweſen und hatte ein düſteres Anſehen. Die ſchmalen, trüben Fenſter des unteren Geſchoſſes, mit eiſernem Gitterwerk verwahrt, erregten mir Schauder, wie vor einem Gefängniſſe. Die Thür war am hellen lichten Tage feſt verſchloſſen; wir zogen die Klingel, ſie gab einen klöſterlichen Hall. Eine alte, grämliche Magd klappte herbei und empfing das zitternde Opfer mit ſtechenden Blicken. Der Arzt fragte, wo er den Herrn des Hauſes finden würde, und die finſtere Perſon wies ſeitenwärts nach der Schreibſtube zu ebener Erde. Wir traten ein in ein ödes Reich. Wo das Geld vorherrſcht, da iſt es immer dunkel. — Der Oheim ſaß und ſchrieb, ihm gegenüber ſein alter Buchhalter, gebuckt, hager und finſter wie er ſelbſt; ja, ich möchte ſagen ihm ähnlich, was, wie die Erfahrung lehrt, durch die bildende Gewalt eines verjährten Zuſammenlebens möglich wird.“

„Eine Unzahl verbrauchter Comtoir-Kalender hing reihenweiſe an den übertünchten, ſchwärzlich gewordenen Wänden hin, die, nachdem die Zeit ſie ihres Dienſtes entlaſſen, doch noch hier die fehlende Zierrath vertreten mußten, weil ihr Eigenthümer ſich nicht entſchließen konnte, ſich jemals eines, wenn auch völlig unnützen Beſitzes an Sachen zu entäußern. Ungeſtört wob hier die Spinne ihre Schlingen für räuberiſchen Fang, und lauerte voll Gier — ein treues Bild der habſüchtigen Argliſt, welche in dieſen ſchmutzigen Räumen Netze für die Einfalt oder den Leichtſinn in Gedanken fertigte, und dann ihre wehrloſe Beute ausſog.“ —

„Der Oheim ſtand von ſeinem Sitze auf, und kam die Stufen herab, denn der wie ein doppeltes Pult geformte Schreibtiſch ruhete auf einer Erhöhung. Ich küßte ihm die dürre Hand und ſtammelte einige Worte, die der gütige Arzt mich auf dem Hingange gelehrt hatte. Dieſer redete meinen Oheim lateiniſch an, worauf der Letztere in derſelben Sprache, aber kurz und abfertigend, wie es ſchien, antwortete. Doch im derben Deutſch ſprach er alsbald dem Hündchen das Verbannungsurtheil. Der Hund kroch wedelnd zu den Füßen des Arztes, als verſtände er die Fürbitte des würdigen Mannes — ich hob meine Hände flehend zu dem Oheim empor, und verſprach, recht wenig zu eſſen, um das Nöthige für meinen zottigen Freund zu erſparen — ein Reſt von Scham mochte ſich in dem Oheim regen, und Fidel war erkämpft!“ —

„Jetzt entfernte ſich der Arzt, traurig ſah ich ihm nach.

Der Oheim führte mich nun zu ſeiner Schweſter, die häufig und eben wieder an gichtiſchen Beſchwerden litt, und nicht von der Stelle konnte. Es war düſter in der Wohnung dieſer alten Eheloſen, wie in ihren Seelen, und mein Auge, an die edlen Verhältniſſe des Geſchmacks und anſprechender Ordnung gewöhnt, floh ſcheu und furchtſam von den großen, eirunden Familiengemälden zu den verblichenen Schauerſtücken auf der ſpaniſchen Wand, hinter welcher des Oheims Jungfer Schweſter, wie er ſie nannte — ächzte. Dort auf den gebrochenen Feldern, verſchmachtete Ismael in der Wüſte, vollbrachte Judith ihr blutiges Werk, ward Joſeph von ſeinen Brüdern verkauft. Die uralten Möbeln entſprachen dieſen Schildereien. Eine Kuckucksuhr rief ihren heiſeren Frühlingsruf in dieſe öde, winterliche Vergangenheit. Statt der dünnen, wallenden Schleier an den Fenſtern meines väterlichen Hauſes wehrten hier buntbemalte, hölzerne Fenſterladen dem Morgenlichte; der kleine Spiegel hing — zum Glücke viel zu hoch, als daß der Oheim oder ſeine Schweſter ſich hätten darin beſehen können — unter demſelben prangte ein Chriſtus von gegoſſenem Zinn. Blind und roh, gleich dieſem Gottesbilde, war auch die Religioſität der Beſitzer, die nur dem Baal opferten.“

„Die Jungfer Muhme hielt mir eine Anrede, dabei mir Hören und Sehen verging. In der Angſt und Bangigkeit dieſer Stunde, welche ich nie habe vergeſſen können — fiel mir ein, daß alle Menſchen ſterben müßten, und alſo auch ich — und eine Felslaſt ſank von meiner Bruſt. Es ſchien mir ein Kleines, das Ende meines Lebens geduldig zu erwarten, und ich war noch nicht volle ſieben Jahre! — Vor dem ärmlichen Abendbrode plärrte der Oheim ein langes Tiſchgebet, dann ſtimmte ſeine Schweſter in zitternder

Fiſtulation einen geiſtlichen Vers an, wobei die magere Waſſerſuppe verkühlte. Mir quoll das harte Brod im Munde, ich erweichte es für mein Hündchen mit verſtohlenen Thränen."

„Bis ich um einige Jahre älter wäre, ſollte ich bei dem Oheim ſchlafen; ich fand mein Bettchen in der dunkeln, mit aufgethürmten Käſten und Truhen überfüllten Kammer, und ſein trauter Anblick entzückte mich hier, wo alles eine peinliche Fremdheit für mich hatte."

„Am folgenden Morgen verkündete man mir, daß ich mit Anbeginn der neuen Woche in die öffentliche Schule gehen ſollte, der Oheim hätte meine Aufnahme ſchon beſorgt. Ich war ſeit zwei Jahren privatim unterrichtet worden, weil meine Eltern der Meinung waren, öffentliche Schulen hätten für die Weichheit dieſes zarten Alters ſowohl in phyſiſcher, als moraliſcher Hinſicht, welche jeden Eindruck aufnimmt, ſo manche Gefahr. Und da die Mehrzahl der Kinder den niederen Ständen angehöre, ſo gäbe das Beiſpiel gemeiner Sitten den Ton des Verkehrs an; auch wäre ein gewiſſer Schlendrian des Lehrens und Lernens faſt unvermeidlich."

„Meine Erfahrung rechtfertigte dies Vorurtheil vollkommen. — Das Gewühl der Schule, der Lärmen und rohe Zank der Kinder, unter denen ich ein Fremdling war und blieb — griff meine ſchwachen Nerven an. Die Lehrer unterſchieden mich um meines Eifers, wie um meiner Lage willen — ich machte gute Fortſchritte, und meine Zeugniſſe belobten mich."

„Fidel begleitete mich richtig jedes Mal bis zur Schwelle des Schulhauſes; dort blieb er liegen, und wartete meiner Rückkehr; ſeine Freudenſprünge zog ich den Balgereien meiner Cameraden vor, von denen das furchtſame Gefühl meiner Schwäche mich fern bleiben ließ.“

„Naturgeſchichte und die ihr verwandte Religion waren meine liebſten Lehrſtunden. Je mehr ſich meine Begriffe von der Gottheit läuterten, um ſo widriger ward mir die Art der Verehrung, der leere Lippendienſt, womit meine Erzieher das höchſte Weſen abzufinden ſuchten, während ihr Herz keinen Theil daran nahm. Die Andacht des Oheims und ſeiner Schweſter war, Gott verzeih mir die Sünde! gräulich wie ſie ſelbſt. So erinnere ich mich eines Abendliedes, das die Jungfer Muhme beſonders gern und oft ſang, und welches eine zufriedene Betrachtung der Sicherheit, deren man genöſſe, anregen ſollte. Aber die dankbare Freude über empfangenen Schutz war ein wunderliches Miſchwerk von Furcht und Grauen, und die Seele ward durch eine gräßliche Bilderreihe unter Schauern des Entſetzens in Jeſu Arme und in den Schooß der Ruhe getrieben. Mein Gedächtniß hat dies Lied notirt; es lautet an einigen Stellen folgendermaßen: Wie Mancher muß den Flammen nackt entlaufen! Wie Mancher See und Waſſer in ſich ſaufen! Wie Mancher wird verjagt von Hab' und Gut! Wie Mancher liegt und ſchnaubt in ſeinem Blut! — Der bricht den Hals, und Jener wird erſchlagen; ein Anderer ſieht Geſpenſter, die ihn jagen, und Dieſer ſteigt durch tödtliche Gefahr dem Monde nach, und wird es nicht gewahr. — Nun hieß es weiter: Viel' läßt der Geiz und angefüllte Kaſten, Viel' Hungersnoth und große Schuld nicht raſten; viel Andern läßt ein widerwärt'ger Traum und ängſtlich Herz zum Schlafe keinen Raum!“ —

„Bei Anfang dieſes Verſes bekam die Jungfer Muhme ſtets den Huſten; ſie ließ ihn gewöhnlich aus.“ —

„So waren mir auch die Gewitterlieder fürchterlich, die der Oheim und ſeine Schweſter bei dem erſten Donnerſchlage anſtimmten; ſo oft ein Blitz die Wolken theilte, ſchrien ſie beide fürchterlich auf, während ich, ein Knabe, mich an dem erhabenſten Schauſpiele der Natur weidete, und ruhig in Gottes Obhut wußte.“

„Die Kirche verſäumte der Oheim nie, ſeine Schweſter las daheim in einer Poſtille.“

„So verging die Zeit, in trauriger Gleichförmigkeit zwar, aber doch nichts deſto weniger ſchnell. Die Freuden der Kindheit hatte man mit meinen Eltern begraben. Ich ſtand im dreizehnten Jahre, und ſollte eben confirmirt werden, als die Jungfer Muhme ſtarb. Der Oheim ſeufzte mehr über die Koſten des Begräbniſſes, als über ihren Verluſt.“

„Wie unvollſtändig der Unterricht auch ſein mochte, welcher mich zu der heiligen Handlung vorbereitete, die nach dem damaligen Gebrauch dem frühen Alter, worin ich mich befand, erlaubt war, ſo fühlte ſich doch mein Herz dadurch gehoben und geſtärkt. In dem ſchwächlichen, zurückgebliebenen Körper reifte der Geiſt eines Jünglings.“

„Jetzt kam ich auf das Gymnaſium; der Oheim entließ mich der Schlafcameradſchaft, und wies mir ein kleines Hinterſtübchen im obern Stockwerke an.“

„Wie glücklich fühlte ich mich in der Einſamkeit dieſer engen Wände! Ich nahm ſie, wie ein Gefangener ſeine Freiheit, in Beſitz. Dieſe kleine, kahle Zelle war meine ganze Welt, und die gütige Vorſehung verwandelte ſie zu einer Zeit, wo ich mein Glück faſſen konnte, in eine reiche Schatzkammer für mich, worin ich mich ein Cröſus dünkte, und deren ruhigen Genuß mir weder der Neid mißgönnte, noch die Habſucht verkümmerte.“

„Daß ich allein ſchlief, war mir vor allem lieb. O mein Gretchen! wie unruhig ſchläft ein Geizhals! Wahrlich! er genießt die mildeſte Wohlthat der Natur nur halb: denn die Furcht vor Dieben hält ſein Auge wach und verfolgt ihn ſelbſt in ſeinen Träumen. Der Gedanke, daß er in der Bewußtloſigkeit des Schlummers ſeinen Mammon in der Gewalt böſer Mächte laſſen müſſe — gönnt ihm die ſüße Labe der Müden nicht. Er liegt und lauſcht, fährt empor bei dem kleinſten Geräuſch, unterſucht Riegel und Schlöſſer — während der zufriedene Arme ſich in ſanften Athemzügen mit erquickender Ruhe ſtärkt, und ein Geſicht des Himmels den träumenden Sinn, die vertrauende Seele verklärt!“

„Meinem beſchaulichen Sinne war es von jeher vorzüglich intereſſant, zu bemerken — wie das wird, was wir unſer Schickſal nennen, und aus welchen Einflüſſen äußerer Umſtände ſich die Charakter-Eigenthümlichkeit und Lebensweiſe der Menſchen entwickeln. Wie reichhaltig iſt dieſes Feld der Betrachtung! Ich habe manche heilſame Lehre darauf geſammelt.“

„Da ich nun mein eigener Biograph zu einer Zeit bin, wo meine Jugend in die Ferne gerückt iſt, welche mir einen richtigen Geſichtspunkt gewährt, ſo kann ich auch überſehen, wodurch manche meiner Seltſamkeiten entſtanden ſeien, und wie ich der Sonderling geworden bin, als wofür ich in dem Urtheile der Menge — in Deinem nicht, meine Tochter! ich weiß das — ſtets gegolten.“

„Die beengende Verſchloſſenheit aller Umgebungen meines Oheims, die eingeſperrte Haft, worin er alles hielt, was er hatte, weckte ſchon frühzeitig den Wunſch in mir, einmal frei, wie der Vogel in der Luft, wohnen zu können.

Der Ekel, womit ich meinen Hunger und Durſt ſtillte, da alles Genießbare in des Oheims Hauſe ſchlecht war, und wo möglich — in Surrogaten aufgetiſcht wurde — ſetzte einen krankhaften Abſcheu gegen jeden verdorbenen Genuß in mir an, und ich faßte den Entſchluß, mich einſt der Gaben Gottes zwar mäßig, aber in ihrer beſten Güte zu freuen, oder ſie lieber bis auf die äußerſte Entſagung zu entbehren. Und ſo habe ich es denn auch gehalten."

„Ein kritiſcher Punkt ward es für mich, als ich an die Wahl meines künftigen Berufes gelangte. Daß ich ſtudiren wollte und ſollte, darüber waren meine Wünſche, wie die Urtheile meiner Lehrer, entſchieden. Aber was? Theologie? dazu war meine Bruſt zu ſchwach. Medicin? der Doctorhut kam meinem Oheim zu theuer, und zu den Rechtswiſſenſchaften fühlte ich keine rechte Neigung. Ich befleißigte mich der alten Sprachen, erwarb mir Kenntniſſe in allen Fächern; beſonders intereſſirte mich die Mathematik, und mein Lehrer darin meinte, ich möchte doch einſehen, daß dieſe abſtracte Wiſſenſchaft meine größte Stärke ſei, ich würde mich und mein Glück erkennen, wenn ich dabei verbliebe und mich zu einem künftigen Profeſſor der Mathematik weiter fortbildete. Mein Entſchluß blieb jedoch ſchwankend, und ich behielt mir ſein letztes Feſtſtellen ſo lange als möglich vor. Da ich durch meine Schwächlichkeit jünger ſchien, als ich wirklich war, ſo blieb ich in den beiden erſten Claſſen des Gymnaſiums zwei Jahre über die Zeugniſſe meiner Reife für Prima und für die Univerſität, weil mir vor dem Sturme bangte, der mir von dem Oheim bevorſtand, wenn ich meinen liebſten Plan, den, eine entfernte zu beſuchen, durchſetzen wollte. Ich dachte: Kommt Zeit, kommt Rath! Und er kam; doch anders, als ich gehofft hatte.“

„Der Oheim verlangte nämlich, ich ſolle auf der Hochſchule des Ortes ſtudiren, um Koſten zu erſparen: das aber wollte ich nicht, ich ſehnte mich fort, ich wünſchte, endlich frei zu ſein.“

„In dieſer Zeit geſchah es, daß mein Oheim mir eines Tages ankündigte, er müſſe ein paar Kaſten voll Sachen, die er für eine Schuldforderung hätte annehmen müſſen, in meinem Stubchen unterbringen, weil es ihm anderweitig an Raum fehle.“

„An drückendere Beſchränkungen gewöhnt, fand ich mich leicht in dieſen beengenden Beſchluß. Als die Laſtträger mir die beiden ſchweren Kaſten, über deren Inhalt der Oheim geſchwiegen — zugetragen brachten, und ich ſchon bereit ſtand, ihnen den Platz dazu anzuweiſen, entglitt der eine Kaſten ihren Händen, das Schloß ſprang auf — er war voll Bucher, wovon der Oheim mir nichts geſagt, weil er wahrſcheinlich fürchtete, ich möchte Gebrauch davon machen, wobei die koſtbaren Einbände leiden könnten, ſo kleinlich war der Geiz dieſes Mannes!“

„Aber Gottes Hand war es, welche die des Laſtträgers ſinken machte, daß eine claſſiſche Bibliothek in die meinige käme. O mein Kind! die Augen ſtrahlten mir vor Freude, als ich lauter unſterbliche Namen las! Mein kleines, nun noch mehr geſchmälertes Stübchen erweiterte ſich zu einem Tempel, der die Weiſen Griechenlands, die Helden Roms, die Barden der alten wie der neuen Zeiten verſammelte.“

„Ich ließ heimlich einen Schloſſer kommen, der mir den zweiten Kaſten öffnete; er enthielt einige Magazine für Prediger, kriegsgeſchichtliche Werke, geographiſche und militäriſche Karten. Meine Neugier erwachte, ich wünſchte zu wiſſen, wer der Beſitzer geweſen; wie ſehr bedauerte ich ihn, daß er ſich dieſer Schätze, welche mir Achtung vor ſeinem Geiſte einflößten, vielleicht im Drange einer herben Nothwendigkeit hatte entäußern müſſen! Aber die koſtbaren Bände und die Prachtausgaben vieler dieſer Bücher zeigten doch einen luxuriöſen Geſchmack an.“

„Von dem Oheim ließ ſich jedoch nichts erfragen, noch erfahren. Er war auch ein Sparer mit Worten, und was ſeine Geſchäfte betraf, taubſtumm für die, welche ſich aus irgend einer andern, als thätigen, oder berechtigten Theilnahme an denſelben darum zu bekümmern wagten. Ich las bis ſpät in die Nacht hinein, ich las mit flammender Begeiſterung, wie trübe und ſpärlich das kleine Lämpchen auch brannte, das mich in eine große Vergangenheit ſchauen ließ. Die Lehren der Weltweiſen fanden einen empfänglichen Sinn bei mir, der ich durch die Schulen der Trübſal gegangen: der Druck meiner Lage, die Armuth, unter der ich darben mußte, beſchämte mich nicht mehr, ſeit ich in Sokrates Kerker, in Diogenes Tonne heimiſch war, und der Mann von Sinope machte mich vor dem Wunſche erröthen, es beſſer zu haben. Jetzt erſt war ich fähig, mit eigener, gereifter Denkkraft den Geiſt jener Philoſophen, zu faſſen. Die Geſänge der Dichter ſchlugen an Saiten meines Herzens, in die der erwachende Frühling meines Lebens Wohllaut hauchte: jeder Ton war eine Seele der Sehnſucht und Ahnung. Ich ging wie ein Träumender umher, und verſchmähete, göttlicher Befriedigungen voll, oft ſogar das Wenige, was die Kargheit des Oheims mir darreichte, und dieſe ſchwärmeriſche Stimmung war vorbereitend für eine wichtige Epoche meiner Jugend, die nunmehr eintreten ſollte.“

„Mein Oheim hatte ſeit langen Jahren das zweite Stockwerk ſeines Hauſes zum Abſteigequartier an einem reichen Baron vermiethet, der einige Meilen entfernt auf ſeinem Stammgute lebte, und nur halbjährlich einmal auf Stunden zur Stadt kam, um landſchaftliche Zinſen zu erheben. Der alte, ſchwerfällige Landedelmann incommodirte daher ſeinen Hauswirth ſehr wenig, und benutzte die gutbezahlte Räumigkeit des Locals etwa nur, um Wolle einſetzen zu laſſen, wenn ihm der Preis dafür nicht hoch genug dünkte.“

„Eben ſo waren die Gemächer des dritten Stockwerks zu Depots vermiethet. Jetzt war der alte Baron geſtorben, und mein Oheim um einen neuen Miether verlegen, doch aus ſehr begreiflichen Urſachen nicht minder bedenklich in der Wahl deſſelben.“

„Einſt befand ich mich in ſeinem Comtoir, als ein beamteter Juriſt, den ich ſchon öfterer bei meinem Oheim geſehen, eintrat. Das kleine Geſchäft, um deswillen er zu kommen vorgab, war bald abgeſchloſſen. Schon halb im Gehen ſchien ihm ein vergeſſenes einzufallen. Er fragte, ob es wahr ſei, was er erſt gehört, daß das Quartier in unſerem Hauſe vacant geworden? Der Oheim bejahete es.“

„Da hätte ich Miethsleutchen für Sie im Vorſchlage! ſagte der Juriſt; die Mutter meiner Mündel, Madame Lorbber, die Wittwe des Garniſonpredigers, von dem Sie — — ein Augenwink meines Oheims, den ich zufällig bemerkte, machte die genauere Nachweiſung des Juriſten ſtocken; er begriff ſchnell, und fuhr mit ſchlauer Wendung fort, gehört haben werden. Die Vormundſchaft, welche mir die

Pflicht auflegt, die Kleine einmal gut unter die Haube zu bringen, macht mir viel Plackerei. Ich habe andere Geſchäfte, als einen Mädchenhüter abzugeben; aber doch will ich mein Möglichſtes thun. Das Mädchen wächſt heran, und wird ſchön wie ein Engel, da hätte ich Mutter und Tochter gern in ein ſtilles Haus von gutem Rufe, das nicht wie ein Gaſthof Tag und Nacht offen ſtände. Und ſo wäre mir das Ihrige, werther Herr — ganz geeignet für meinen Wunſch. Sie wohnen jetzt am Markte, und die jungen Officiere ſcheinen lieber Fenſterparade bei dem hübſchen Kinde, als ſonſt wohl Kirchenparade bei dem Vater zu machen, obgleich er ein gelehrter Mann und guter Redner war.“

„Mein Oheim ſtand unentſchloſſen; endlich äußerte er mit einem Lächeln, das mir beziehungsreich ſchien, Madame Dorbber möchte wohl keine pünktliche Zahlerin ſein; der Miethezins müſſe ihm aber zur Stunde liegen.“

„Dafür laſſen Sie nur mich ſorgen! antwortete der Juriſt mit Gewährleiſtung, ich halte ſcharfe Controle, und meine Schutzbefohlenen am Bändel, ohne daß ſie es merken. Meine Bürgſchaft wird Ihnen doch gültig ſein?“ —

„Er eröffnete dem Oheim noch ſchließlich die Ausſicht auf ein einträgliches Negoz, wozu er ihm behülflich ſein wolle, und ſchied dann, das Verſprechen mit ſich nehmend, daß der Oheim ſich die Sache überlegen wolle.“

„Ich hatte dieſer Verhandlung in großer Spannung zugehört; mein Herz klopfte ſtärker, ob der Oheim den Vorſchlag eingehen würde. Die todtenhafte Oede unſeres Hauſes ſollte künftig durch einen Engel belebt werden, ſo hatte der Juriſt ſeine Mündel genannt — dieſer Gedanke regte eine leiſe, himmliſche Hoffnung in meiner Bruſt an.

Aber trotz dieſes aufwallenden, ſtillfreudigen Gefühls war mir doch eine gewiſſe verſchmitzte Abſichtlichkeit in dem Benehmen des Geſchäftsführers nicht entgangen. Der Oheim ſchien ihm indeß eine größere Rückſicht angedeihen zu laſſen, als er ſonſt gegen irgend Jemand zu nehmen pflegte, und ich vermuthete, es müſſe eine gewiſſe Verbindlichkeit des Intereſſes zwiſchen ihnen walten.“

„Zwar ließ der Oheim nach ſeiner Weiſe ſich nicht aus, was er zu thun Willens; allein ich hörte dennoch, daß der Miethscontra[illegible]geſetzt worden ſei, und daß Madame Lorbber in einem Monat bei uns einziehen werde. Die Zimmer wurden gelüftet, der Wolleſtaub ausgefegt; fortan ſollten nur Weihrauchwölkchen die Wohnung einer jungen Schönheit umdüſtern.“

„Der erwartete Termin war nun da. Die Predigerwittwe ſchien nicht mit überflüſſigem Hausrath verſorgt zu ſein, denn das läſtige Einräumen ging ungemein ſchnell vorüber; aber die Möbeln, welche ich ſah, waren modern und elegant. Ich erklärte mir dieſe Leichtigkeit des häuslichen Bedarfs aus der Mobilität, welcher der verſtorbene Gatte der Madame Lorbber durch ſein Amt unterworfen geweſen; allein die Wirthlichkeit der Damen, mit denen ich nunmehr unter einem Dache leben würde, war nicht der Begriff, den das flüchtige Anſchauen ihrer Sachen in mir hervorbrachte.“

„Der Oheim verſäumte an dieſem Tage ſeine Geſchäfte. Er ſtand wie ein Viſitator, Stück vor Stück betrachtend, was in ſein Haus gebracht wurde, und ſchüttelte häufig den Kopf, als ob er verdächtige Waare paſſiren laſſen müſſe. Endlich kamen die Frauen ſelbſt. Madame Lorbber, in den letzten dreißiger Jahren, hatte noch eine ſchöne Geſtalt und ein angenehmes Geſicht. Sie wußte ſich ſehr gefällig zu erzeigen, und ihre Freundlichkeit gegen meinen Oheim war äußerſt zuvorkommend. Ihre Tochter Florentine fand ich im erſten Augenblicke nicht ſo ſchön, als ich ſie mir gedacht hatte; doch gefiel mir ihr ſchüchternes Weſen, das holde Lächeln ihres Mundes, das tauſend Worte vertrat, weit beſſer, als die dreiſte Artigkeit der Mutter. Bei aller offenen Unſchuld ihrer Augen, über die ſich die ſchönſten Bogen wölbten — vergleiche das Bild mit dieſer Schilderung, mein Gretchen — lag doch ein Pfeil der Liſt, der Liebe darin, der mich reizte, die Wonne ſeiner Gefahr zu verſuchen. Ach! mein Glück, mein Leben hat ſich langſam an ihm verblutet!“ —

„Wie ſchweigſam es auch ſonſt bei unſeren Mahlzeiten zuzugehen pflegte, ſo gab die neue Hausgenoſſenſchaft und ihr Mobiliar doch an dieſem Tage Anlaß, ein paar Worte zu wechſeln. In ärgerlicher Aufregung, wie es ſchien, ſagte der Oheim: Ja, ja! ich hatte ſo meine eigenen Gedanken, wie ich den ſchönen, blanken Kram ſah; es mag noch manches davon in Rechnung ſtehen!!! Aber ſolcher Leichtſinn iſt jetzt an der Mode, und ehrliche Leute, die ihr bißchen Hab und Gut zu Rathe halten, werden für geizig ausgeſchrieen. Doch denke ich, ein roher Tiſch, der bezahlt iſt, und worauf man einen Sparpfennig zu zählen vermag, ſei beſſer, als ein polirter Schreibſecretair, an dem man ſich ſetze, um Mahnzettel zu beantworten. Und was hilft ein großer Spiegel, wenn er ein Geſicht voll Kummer über drückende Schulden zeigt? Er vergrößert nur die Scham. — Ich fürchte, ich habe mich hier einmal übereilt, und von dem Herrn Vormund bereden laſſen. Nun, an ihn halte ich mich auch. Doch hätte ich wiſſen können, daß die Ordnung nicht in dieſem Blute liege. Der ſelige Garniſonprediger war ſonſt wohl ein ganz guter Mann; aber er ſteckte Geld und Gold lieber in Bücher und Bücherſchnitte, als in die Sparbüchſe, und ſein Gehalt war immer vorgegeſſenes Brod. Einmal mußte ich aus größter Noth helfen, ich that es auch aus chriſtlicher Liebe — und er verſchrieb mir ſeine Bibliothek, von der er ſagte, ſie wäre ſein Leben. — Bald darauf ſtarb er, und ich mußte mich mit den verpfändeten Büchern bezahlt machen. Da habe ich nun den todten Plunder auf dem Halſe! Mit dem Antiquaren will ich mich nicht einlaſſen und lieber warten, bis ſich ein Liebhaber dazu findet, der ein gelehrter Thor iſt, wie der Prediger, der im Herrn ruht — einer war.“

„Alſo an mich dachte der Oheim gar nicht! Er hatte mir ſogar aus vorſichtiger Mißgunſt, den Schatz verſchwiegen, den ich hüten ſollte. Es wallte etwas in mir auf, wie Zorn, wie Vergnügen. — Mir ſchauderte vor der chriſtlichen Liebe, die das Leben des leidenden Bruders hingenommen zum Pfande für harte Thaler, womit eine härtere Hand dem preſſenden Bedürfniß abhalf. Ich haßte ihn in dieſem Moment! — Dann freuete es mich, nun endlich zu wiſſen, wem meine theueren Bücher angehört hätten — das Räthſel ihrer Miſchung war mir nun gelöſt, und auf eine Art, wodurch ich mich in einer gewiſſen Vorausbeziehung zu der Wittwe und Waiſe eines Mannes betrachtete, der die göttlichen Gaben der Weisheit und des Geſanges nicht hoch genug zu ehren wußte. Ich fühlte mich dieſem edlen Todten verpflichtet und den Seinen ſtill ertraut; doch Vorſicht und Zartgefühl hießen mich gegen en Oheim, wie gegen die Damen, über dieſen Gegenſtand chweigen.“

„Madame Lorbber ſchien es ernſtlich darauf abgeſehen zu haben, in ein gewiſſes Umgangsverhältniß mit meinem Oheim zu kommen: allein, wie fein ſie auch auftrat — die Schroffheit ſeines Charakters war für jede Näherung unzugänglich, und das Mißtrauen, nach welchem er in den Menſchen entweder Borger vermied, oder Betrüger fürchtete, ließ ihn, gleich einer Schnecke, die Fühlhörner bei ihrem leiſeſten Berühren einziehen.“

„Eine beſſere Aufnahme dieſer entgegenkommenden Güte fand Madame Lorbber bei mir, und nachdem ſie ſich überzeugt hatte, der Oheim ſei kein Mann für die Speculation einer Frau, in welchem Sinne man dies auch nehmen will, ſo gab ſie ihn auf, und ſich deſto mehr Mühe, mich, den unerfahrenen Jüngling, anzuziehen, der die Anſprache des Wohlwollens mit ganzer, voller Seele erwiederte.“

„Ich fing an, mir in der Nähe unſerer Hausgenoſſen ſehr zu gefallen, und gab der Einladung derſelben, ſie oft, ja täglich zu beſuchen, ein williges Gehör.“

„Madame Lorbber gehörte unter die Frauen, welche zwar von einem Leichtſinne nicht freigeſprochen werden können, der oftmals die Quelle großer Vergehungen wird — dabei aber durch viel Liebenswürdigkeit die Strenge des Urtheils entwaffnen. Sie hatte ihren verſtorbenen Gatten in die Campagne begleitet, wußte viel Intereſſantes aus dieſen Feldzügen zu erzählen, und ſprach mit Entzücken von jener Zeit, die eine Anhänglichkeit an das Militär in ihr begründet zu haben ſchien, welche fortdauerte, obgleich der Tod das Band ihrer Ehe und den amtlichen Zuſammenhang aufgelöſet hatte, wodurch ſie dieſen Stand, als den, der ſie ſchützte und nährte, ehren durfte.“

„Das Weſen der Tochter ſchlief noch in der Blüthe der Jungfräulichkeit, welche ſich erſt entfaltete. Florentine hing zärtlich an ihrer Mutter, war harmlos, oft muthwillig — und mehr für die Freude, als für den Ernſt des Lebens geſchaffen und erzogen. Ihr Gemüth war weich, aber nicht tief, ihr Herz gut, aber ſchlaff in ſeinen Vorſätzen, nur einer Wallung, doch keiner tugendhaften Stärke fähig. Nachläſſig in der Erfüllung ihrer kleinen Pflichten, in der Bildung ihres Verſtandes, in der Uebung ihrer Talente, ſelbſt oft in der Achtſamkeit auf ihre kleine, reizende Perſon, war Florentine im Geheimniſſe der zauberhaften Kunſt, Wohlgefallen zu erregen, wo die Vernunft ſich zum Tadel gezwungen ſah. Man mußte ſie wider Willen lieben, ſelbſt ihre Fehler ließen ihr allerliebſt, und jede Unart — ich geſtand mir dies mit Beſchämung — lieh ihr einen eigenthümlichen Reiz.“

„Madame Lorbber ſprach einſt in Gegenwart ihrer Tochter davon, als dieſe ein fremdländiſches Wort falſch ausſprach, daß Florentine noch Unterricht im Franzöſiſchen bedurfte, den ihr ſeliger Mann angefangen, der Eigenſinn des Vormunds aber zu ihrem höchſten Bedauern nicht fortzuſetzen geſtattet. Auch im Deutſchen hätte das Mädchen noch einen Sprachmeiſter nöthig, namentlich im Briefſtyl und in der Orthographie. So habe Florentine kurz vor des Vaters Tode an eine Freundin von ſeiner Krankheit geſchrieben, und der ſchmerzhaften Mittel erwähnt, welche gewaltſam ſeinen Zuſtand erleichtern ſollten. Als ſie das Briefblatt dem Vater mit einer Frage zugereicht, ſieht er, daß ſie Pflaſter mit dem F — geſchrieben, und ſagte lächelnd: Wenn das ſo fortgeht, Florentine, — ſo wirſt Du Deinen Vater am Ende noch zu einem Farren machen. —“

„Bei dieſer ſchonungsloſen Erzählung ihrer Mutter glühten die Roſen der Scham auf Florentinens Wangen; ich betrachtete dieſen Incarnat mit brennenden Blicken. O! wüßten die Ueberbildeten Deines Geſchlechts, mein Kind, was ich damals ſo lebendig empfand, daß der weibliche Reiz nicht im Wiſſen und Können beſtehe, ſie würden in natürlicher Anmuth, in holder Anſpruchsloſigkeit, ungleich beſſer gefallen und die Bewunderung der Männer nicht auf Abwegen ſuchen. —"

„Ich fühlte meine geiſtige Ueberlegenheit, und an dieſem Seelenſtrahle entzündete ſich ein Gefühl der Liebe für die gedemüthigte Florentine; das ſchlafende Fünkchen meines Herzens loderte in heller Flamme auf. Mit ſtockender Stimme bat ich die Mutter, ſie möchte mir erlauben, dieſen Unterricht ihrer Tochter zu übernehmen, wodurch ſie mir eine Gefälligkeit erweiſen würde, indem ich dieſe erwünſchte Gelegenheit als eine nützliche Uebung für mich ſelbſt anſähe."

„Die Mutter nahm mein Erbieten ohne alle Umſtände an; die Tochter ſchwieg. Sie warf einen verſtohlenen Blick auf mich, und ich ſah ein loſes Lächeln um ihre Lippen ſpielen."

„Ich gab Florentinen von nun an Stunde, und ſchloß nicht immer mit dem Punkte. — Sie mußte täglich ein kleines Briefchen ſchreiben, wozu ich ihr das Thema gab. Dieſe Themata, aus allen Lebensverhältniſſen entlehnt, erlaubten mir, meine Geſinnungen anzudeuten, und ihre Ausarbeitung ließ mich die ihrigen erkennen. Dieſe Aufgaben waren alle im verſchiedenſten Gewande, die eine Frage nur: Wer biſt Du? Darf ich Dir trauen, und das Glück meines Lebens von Dir erwarten? Würde Dein Herz in den Prüfungen, welche das echte Gold der Tugend und der Treue bewähren, und im Streite der Pflichten beſtehen? —«

»Florentine ſtrengte ihren Scharfſinn an, mir zu genügen: doch ihr Herz beſtand nicht immer in der Probe. — Indem ich nun bei aller Nachſicht der Liebe nicht ſtets mit den Ergebniſſen meiner umſchriebenen Gewiſſensfragen zufrieden war, hielt ich hoffnungsvoll an dem Gedanken feſt, daß ich nun doch einen bildenden Einfluß auf meine geliebte Schülerin gewonnen hätte.«

»In dieſem Morgenroth einer Zukunft, die wie ein Frühlingstag vor meiner Seele aufdämmerte, ſchien der Lebensſtern meines Oheims erbleichen zu wollen. Er kränkelte, und obgleich er nur wenig klagte, zeigte ſein Ausſehen doch den Verfall ſeiner Geſundheit an. Sein kleines, vertrocknetes, braungelbes Geſicht, glich dem einer Mumie. Er litt an einem Magenübel, welches ihm nicht erlaubte, mehr zu genießen, als was die Natur unerläßlich forderte; aber auch dieſen äußerſten Tribut nahm der leidende Körper nur mit Schmerzen auf. Deſſenungeachtet war er nicht zu bewegen, einen Arzt anzunehmen. Ich entſchloß mich endlich, den Doctor, jenen Arzt, der mich in das Haus des Oheims gebracht, im Stillen um Rath zu fragen. Ich fand ihn nicht allein; der Rector der Univerſität, der ein intimer Freund des Doctors und ein Mann war, welcher meine höchſte Verehrung beſaß, wie er die Achtung einer ganzen Welt verdiente, war bei ihm. Freundlich hieß der Arzt mich willkommen, und fragte um die Veranlaſſung meines Beſuchs; ich ſagte ſie ihm, und der Rector blieb dabei zugegen. Der Doctor vernahm meinen Bericht mit bedenklichen Mienen, und ſagte: Ei! das ſind böſe Zeichen! Ihr Oheim hätte früher dazuthun ſollen. — Ich habe in dieſen Tagen ohnehin ein kleines Geſchäft bei ihm, da will ich Gelegenheit nehmen, ihn zu ſondiren, und ihm einmal an den Puls fühlen.« —

»Nun wollte ich mich entfernen: da hielt der Rector mich mit der Frage auf: Wo und was zu ſtudiren ich noch geſonnen wäre? Dieſe Frage ſetzte mich in einige Verlegenheit; ich ſchämte mich, zu antworten, daß ich es ſelbſt nicht wüßte; denn obgleich ich dicht an der Entſcheidung ſtand, war ich weniger, als jemals, einiger mit mir. Von einem raſchen Vertrauen zu dem würdigen Manne hingeriſſen, ſagte ich ihm alles, was meinen Entſchluß ſchwierig machte, und der Doctor, mit dem Charakter meines Oheims und mit den Verhältniſſen, worin ich lebte, bekannt, konnte die Wahrheit meiner Ausſagen bezeugen. Hocherröthend ſtammelte ich, daß es nun vorbei wäre mit meinem Wunſche, dem ſich mein Oheim früher widerſetzt — dieſem, auf eine entfernte Univerſität zu gehen. Ich wolle lieber da bleiben, und fürchte nur, in finanzieller Hinſicht allzuſehr beſchränkt zu werden, um meine Liebe zu den Wiſſenſchaften in allen ihren Zweigen befriedigen zu können, und nicht allein auf einen Brodbaum propfen zu müſſen.«

»Der Rector lächelte. Er bezog meinen veränderten Entſchluß, den er für ein großes Opfer hielt, da das Motiv dazu — mein reizendes Lehramt bei Florentine ihm verborgen war — auf meine perſönliche Achtung vor ihm, und auf den Drang unſeres Zuſammentreffens und ſeiner Erkundigung. Mit Güte ſagte er: Es freut mich, wenn Sie bei uns bleiben! Rechnen Sie auf meine Unterſtützung, wo ich Ihnen nur irgend damit dienen könnte. Die Muſter des Fleißes und der guten Sitten ſind rar, wir müſſen ſie feſtzuhalten ſuchen.« —

„Ein Sterbender, mein Gretchen, und als einen ſolchen achte ich mich — darf von ſeinem Lobe erzählen; er hat den Werth des Ruhms vor den Menſchen dann erkannt, und weiß ihn richtig anzuſchlagen. — Alſo weiter. Was Ihre Beſorgniß anbelangt, fuhr die Magnificenz fort, ſo entſchlagen Sie Sich derſelben. Die Univerſität wird Ihnen mit Vergnügen creditiren, und als Erbe Ihres Oheims werden Sie einſt im Stande ſein, dieſe Ehrenſchulden mit Bequemlichkeit abzutragen.“

„Als der Rector dieſe letzteren Worte ſprach, lächelte der Doctor bedeutſam, und wiegte den Kopf hin und her, als wöge er meinen künftigen Reichthum. Ein freudiges Gefühl durchbebte mich, und mein Herz ſollte in einer nicht minder ſchönen Hoffnung auszittern, die mir der Rector eröffnete.“

„Da geht mir ein Plänchen durch den Sinn! hob er wieder an, nachdem ich ihm dankend geantwortet hatte; ich erhielt heute einen Brief von dem Grafen Selina aus .... wir waren Jugendfreunde. Er empfiehlt mir ſeinen Sohn, der zum nächſten Semeſtre äſtivum ſeine Studien hier beginnen und nach vollendetem Curſus ein paar Jahre reiſen ſoll. Das Zutrauen des Vaters ehrt mich und unſer ehemaliges Verhältniß in dem Auftrage, dem Sohne einen Freund, einen Begleiter, einen Gouverneur, unter den Tauſenden ab- und zugehender Studenten für jenen Zweck auszufinden, der dann von der erkenntlichen Großmuth des Grafen eine Verſorgung, oder einen andern entſprechenden Dankbeweis zu erwarten hätte. In Ihnen, ſetzte der Rector ſchließlich hinzu und heftete ſein freundliches Auge feſt auf mein beſchämtes Geſicht, vereinigen ſich viele Eigenſchaften, die ich vor allem an dem jugendlichen Mentor meines anvertraueten Telemach ſuchen muß. Nun, Sie werden Zeit haben, Sich mit Graf Selina zu befreunden, und ich ſelbſt will es mir angelegen ſein laſſen, Ihre beiderſeitige Bekanntſchaft einzuleiten.“

„Ich eilte mit ſtürmender Bruſt nach Hauſe, frei heraus wollte ich bald — jetzt mit dem Oheim reden; die Hoffnung hatte mich ermuthiget, die Gewogenheit des Rectors mein Selbſtgefühl belebt.“

„Der Oheim ſaß im Zwielichte der Dämmerung in ſeinem Lehnſtuhle, und ſtöhnte leiſe; ſeine Schmerzen mußten groß ſein, denn als ich ihm ſagte, daß ich ſeinetwegen mit dem Doctor geſprochen, billigte er dies eigenmächtige Fürſorgen durch ein ſchweigendes Kopfnicken. Er fragte mich, nachdem ich es ihm ſchon geſagt, ob der Arzt einmal zu ihm kommen würde. Daß er ſeinen Beſuch erwarten dürfte, ſchien ihm alſo lieb zu ſein.“

„Nun kam ich auf meine eigenen Angelegenheiten. Ich erklärte dem Oheim, wie ich bereit wäre, mich ſeinem Willen, daß ich an der heimiſchen Univerſität ſtudiren möchte, zu fügen, wozu mich beſonders ſeine Kränklichkeit beſtimme, da er meiner dankbaren Pflege, oder etwa meines Beiſtandes in ſeinen Geſchäften bedürfen könnte.“

„Sein Aechzen verſtummte; er ſchwieg verſtockt. Geizige ſträuben ſich gegen Gefühle und Gedanken der Hinfälligkeit, ſie ſtemmen ſich gegen den Tod, wenn der Starke kommt, ſie von dem Götzendienſte zu erlöſen. Der Oheim mochte in meiner Theilnahme nur den Antheil des wartenden Erben ſehen. Er antwortete mit einem Anklange von Hohn in der ſchwachen Stimme: Du biſt in der That ſehr beſorgt um mich! Aber ich hoffe, es wird wieder beſſer mit mir werden. Man ſtirbt nicht gleich, und ich habe eine zähe Natur. Was nun Dein Hierbleiben anbelangt, ſo wünſche ich nur, daß es auch wirklich mein Wunſch und meine Perſon ſei, wodurch Du Dich an mein Haus und an Deine Pflicht gebunden fühlſt. Irren iſt menſchlich.“ —

„Ich erglühete. Er hatte mich errathen; aber dennoch war mein Vorgeben keine Lüge; denn der Zuſtand meines Oheims hieß mich bleiben und mich ſeiner annehmen, wie er ſich meiner verlaſſenen Kindheit angenommen hatte. Daß ich gern und freudig blieb, war das Geheimniß meines Herzens.“

„Am Abend fühlte ſich der Oheim etwas munterer, und ging ſogar, was ſelten geſchah, in ein Geſpräch ein. Er war übel auf Madame Lorbher zu ſprechen, die ihn ſchriftlich mit der Bitte angegangen, ihr auf halbe Koſten einen neuen Ofen ſetzen zu laſſen, weil der alte einzufallen drohe. — Ja, ſagte er im Eifer des Aergers, den Damen da oben kann nun einmal nichts neu genug ſein, und ſie ſelbſt gehören doch leibhaftig in das alte Teſtament. Die Mutter iſt eine Potiphar — und wäre Joſeph's Tugend nicht faſt ausgeſtorben in dem Sodom der argen Welt, ſie wurde diverſe Sorten von Mänteln, beſonders mit rothen Kragen — aufzuweiſen haben. Die Tochter iſt eine Herodias, die nach der Pfeife ihrer Mutter tanzt, und die Leute, ob auch ohne Blutvergießen — um den Kopf bringt.“ —

„Dieſe Rede voll Groll und Gift kränkte mich tief, da ſie mir die innerſte Geſinnung des Oheims offenbarte, nach welcher er nicht nur von meinen Freundinnen ſo entwürdigend wie möglich dachte, ſondern auch einen gefangenen Thoren in mir vorausſetzte. Bald aber machte mir Florentinens ſüßes Geplauder ſeine bittere Kritik vergeſſen.“

„Ich lebte jetzt ſehr glückliche Tage. Madame Lorbher war ausnehmend gütig gegen mich, und Florentine fing an mich lieb zugewinnen. Sie gab mir tauſend kleine, unſchuldige Beweiſe einer herzlichen Zuneigung. Es ſtörte mich nicht, daß dies Wohlwollen mehr die Phyſiognomie der Freundſchaft, als der Liebe trug; das ſchüchterne Bewußtſein, daß mir aller äußerer Fond für die Leidenſchaft eines jungen, ſchönen Mädchens abgebe, ließ mich Florentinens unbedeutendſte Gunſt als eine Großmuth ihres lieben Herzens empfinden und mit dankbarer Freude aufnehmen.“

„Ich nahm mir vor, ſobald mein Oheim die Augen geſchloſſen, und ich in Betreff der Erbſchaft über meine Zukunft gewiß wäre, mich und meine Abſichten auf Florentine ihrer Mutter zu entdecken.“

„Die Blüthe meines Glückes, an der ich ſorgſam pflegte, entfaltete ſich zwar ſehr langſam; allein ich hoffte, ſie ſolle eine Frucht anſetzen, die mich für mein ganzes Leben erquicken und Samen für die Ewigkeit tragen würde.“

„Zwei Jahre waren mir in dieſer ſeligen Täuſchung vergangen. Mein Oheim hatte dieſe Zeit unter tantaliſchen Qualen verlebt. Er konnte faſt gar nichts mehr zu ſich nehmen, und der Arzt vertrauete mir, es könne nicht mehr lange mit ihm dauern. Ich bemühete mich, meiner Pflicht gegen ihn zu genügen. O heilige Vorſehung! Dieſer unglückliche Mann, der lebenslang ſeinen Genuß im Darben geſucht, mußte nun verſchmachten! Die Natur verſagte ihm jede Labe; früher hatte ſein Geiz nicht vergönnt, daß er ſähe und ſchmeckte, wie freundlich der Herr in ſeinen Gaben iſt! — Ach Gretchen! es überlief mich oft ein frommes Grauen bei der Betrachtung, wie ernſt es mit der Gerechtigkeit des Himmels gemeint ſei! Jeder Seufzer von den lechzenden Lippen des Oheims war eine Beſtätigung ihrer ewigen Urkunden. Der Oheim litt meine Nähe gern. Angſt und Todesfurcht fielen ihn an, ſo oft er allein war. Ich opferte ihm daher faſt alle meine freien Stunden, und vertröſtete mein murrendes Herz auf die nahende Zeit der Erlöſung, die mich dem Umgange der holden Florentine, welche ich jetzt nur auf Augenblicke ſah, wiedergeben würde, bis ich einſt immer um ſie wäre.“ —

„Während mich nun ſolchergeſtalt der Oheim als einen Engel betrachtete, der die böſen Geiſter ſeiner Einbildungen abhielt, trat der Verſucher zu Florentine und zerſtörte mein Glück.“

„Florentinens Vormund hatte einen einzigen Sohn, aber der Ruf nannte ihn einen verlorenen. Die wüſte Lebensart des Sohnes, der auch angehender Juriſt war, verleugnete die ſtrengen Grundſätze des Vaters, welcher dieſe bei der Erziehung nicht praktiſch genug angewendet haben mußte. Mehr als einmal hatte das väterliche Anſehen und Vermögen den jungen Libertin von öffentlicher Schande gerettet, und jetzt war es ſogar den Connexionen des geachteten Beamten gelungen, ſeinen Sohn, der bisher an einem entfernten Cammergericht als Referendarius gearbeitet hatte, die Auditeurſtelle an dem Regimente zu verſchaffen, wo der Gatte der Madame Lorbeer als Feldprediger geſtanden.“

„Noch einmal löſte der Vater die Wechſel des Sohnes ein, tilgte ſeine andern Schulden und leiſtete die verlangte Caution; dann verwies er ihn künftig auf ſein hübſches Einkommen, und ſchärfte ſeine Ermahnungen durch den Schwur, daß er nun nicht einen Heller mehr für ihn bezahlen wolle.“

„Der neue Auditeur trat nun ſein Amt an, und wußte ſich beſſer in die knappe Uniform, in die Honneurs der

Parade und in die Geſellſchaften der Officiere, als in weſentlichere Functionen ſeines Berufes zu finden.

„Er machte Viſite bei Madame Lorbher, und ich fand dies in der Ordnung; aber er ſchien ſeine Aufmerkſamkeit für die Mündel des Vaters noch weiter treiben zu wollen. Er kam wieder, kam oft — erſt *mit*, dann *ohne* Vorwand. Ich traf ihn dort, als er vielleicht zum dritten Male da war, und erſtaunte über den vertraulichen Fuß, auf den er ſich mit einer alle Formen des Anſtandes überſpringenden Schnelle zu den Damen geſetzt hatte, denen ich in einem Zeitraume von drittehalb Jahren nur in ehrerbietiger Ferne mich näherte.“

„Aber dieſe Kühnheit machte Glück; ich bemerkte dies mit einem Schmerze, der tiefer war, als eine trübe Wallung der Eiferſucht, denn es ſtörte meinen Begriff von Florentinens jungfräulicher Selbſtachtung und der Würde und Klugheit ihrer Mutter. Der Auditeur ſah mich über das flimmernde Achſelband an — und maß meine unbedeutende Länge mit einem geringſchätzenden Blicke. Er nahm nicht die mindeſte Notiz von meiner Gegenwart, eben ſo Florentine; nur die Feinheit der Mutter ließ mich nicht gänzlich außer Acht. Der Auditeur ſchäkerte mit der Tochter und ſchmeichelte der Mutter; Florentinens Benehmen war aufmunternd für ſeine zudringliche Galanterie, und Madame Lorbher ſchien mit einem heimlichen Vergnügen dieſen erſten coquetten Verſuch ihres Töchterchens wahrzunehmen. Sie ſchien zerſtreut, und lauſchte lächelnd nach der Unterhaltung hinüber, die nicht ganz laut geführt ward. Ich enthob ſie dem Zwange einer getheilten Aufmerkſamkeit, und ging; aber ſeufzend ging ich. — Florentine war heute eine Andere geweſen, und als hätte eine müßige, ſchadenfrohe Hand mir mein liebſtes Bild verwiſcht, bemühete ich mich, dem Gedanken an Florentine ſeinen reinen Glanz wieder zu geben; aber er blieb entſtellt, und ein Schatten zog verdunkelnd an der Ausſicht meiner Zukunft vorüber.“

„Dieſe Bekanntſchaft ward nun fortgeſetzt, und zwar mit raſchen Schritten. An welches Ziel? ich wußte es nicht; doch war dem Auditeur wohl nirgend ein grader Weg und die Tendenz eines rechtſchaffenen Mannes zuzutrauen.“ —

„Ich fühlte mich verdrängt, und ſah, daß ich ſtörte. So ging ich denn ſehr ſelten nur hinauf zu Madame Lorbber, wo ich nicht mehr, wie ſonſt, mit herzlichen Vorwürfen über mein längeres Ausbleiben empfangen ward. Man hatte mich nicht vermißt. Die Unterrichtsſtunden ſchliefen allmählich ein, ſeit jene unſelige Leidenſchaft für einen Unwürdigen in Florentinens Herzen erwacht war. Sie hatte vollauf mit den Lehren der Liebe zu thun, worin er ſie übte, er, der ein Meiſter in jeder Kunſt der Verführung war!“ —

„Florentine behandelte mich mit kalter, vergeßlicher Ruhe, nur auf einen ſtrafenden Wink ihrer Mutter richtete ſie zuweilen ein paar freundliche Worte an mich.“

„Noch ſchwankte Madame Lorbber zwiſchen mir, den ſie durch die präſumtive Erbſchaft als eine Reſerve-Partie für ihre Tochter berückſichtigte, und dem Auditeur, welcher ſie in der zweifelhaften Hoffnung zu erhalten verſtand, daß er ſich Florentinen mit reellen Abſichten nähere. Dieſe Vorſtellung entzückte die thörichte Mutter. Sie ſah im Geiſte die Tochter in den Verhältniſſen ihrer Vergangenheit, und bauete in Gedanken das Feldlager, wohin Florentine ihrem Manne einſt unverzagt zu einem luſtigen Leben folgen und ſie in die Fußtapfen ihrer mütterlichen Vorgängerin treten würde. Sie dachte nicht daran, daß dies Luftſchloß, gleich dem leichten Gebäu einer Kartenſtadt, von einem Hauche des Schickſals einſtürzen könnte! — Florentine war entſchieden, die Leidenſchaft hatte ſich ihrer bemächtiget; mein Herz blutete — trauernd empfand ich die Losgeriſſenheit des ihrigen von meiner treuen Seele.«

»Die Krankheit des Oheims, welche nun bald ihre Endſchaft erreicht zu haben ſchien, gab mir einen gültigen Vorwand, mich zurückzuziehen. Er ſchlief viel, auch des Tages über — und manche Stunde, die ich ſonſt im Umgange mit Florentine und ihrer Mutter angenehm ausgefüllt, blieb leer für melancholiſche Grübeleien. Ich war nicht ruhig genug für die ſinnigen Freuden der Wiſſenſchaft; denn ſtill muß es ſein, wo die Muſen mit leiſem Troſte ſegnen ſollen!«

»Zum erſten Male empfand ich das Bedürfniß der Zerſtreuung, mein Sinn ſtreifte nach Außen. In dieſer Stimmung lag ich bisweilen an dem einzigen Fenſter meines Stübchens, was mich ſonſt eine weite Ausſicht, wenn auch ſtrichweiſe nur, genießen ließ. Jetzt war ſie mir verbauet. Ein Fremdling, den Farbe und Dialekt als einen gebornen Italiäner, wofür er ſich ausgab, beglaubigten, hatte vor einem Jahre den wüſten Platz in jener Stadtgegend gekauft, um ihn zu dem Aufbau eines Kaffeehauſes zu benutzen. Oft hatte ich von meiner Warte aus dem Bauwerke zugeſehen, welches in bewundernswürdiger Eile von Statten ging, da es von einem tüchtigen Meiſter und ſeiner wimmelnden Geſellenſchaar gefördert wurde, und Signor Modetto, ſo hieß der Bauherr — kein Geld ſparte.«

»Nun ſtand das prächtige Haus ſix und fertig, und

Sonne und Mond ſpiegelte ſich in den klaren, hohen Fenſtern. Ein Täfelchen über dem Portale nannte es: Zur Levante. Der ungemeine Zulauf, welchen das neue Kaffeehaus erhielt, bewährte den Speculationsgeiſt des Signore, welcher ſich nicht durch die Warnung einiger Herren des wohlweiſen Raths hatte irre machen laſſen, die behaupteten, der erwählte Platz wäre zu abgelegen für ſolchen Zweck. Modetto hatte dazu gelächelt und gemeint, dieſe öde Abgelegenheit ſei es grade, was ihn beſtimmt, dort, und nicht anderswo zu bauen; denn Manche, die Meiſten wohl — welche ſich von den Plagen des Lebens in Freude und Fröhlichkeit erholen wollten, gingen lieber ein Stück Weges, als durch die Zungenhechel aufpaſſender Nachbarn.“

„Obgleich ich nun in gewiſſem Sinne zu dieſen Letzteren gehörte, ſo war ich doch ein eben ſo ſtummer, als unſchädlicher Beobachter. Ich hatte von meinem Standpunkte aus den freien Blick in das Hauptzimmer, und es gewährte mir eine ſtille, ich möchte ſagen, philoſophiſche Schauluſt, ſein reges Leben und Weben zu betrachten, ohne daß ich perſönlichen Theil daran nähme. Dieſe Ausſicht war überaus ſtoffreich für einen beſchaulichen Sinn. Oft, wenn es düſter in meiner Seele war, wie in der Krankenſtube, wo nur ein dunſtiges Lämpchen brannte, eilte ich hinauf an mein Fenſter, um friſche Luft zu ſchöpfen, daß meine gepreßte Bruſt freier athmen könnte. Drüben in der Levante war es hell, wie zur Weihnacht, die Wachslichter des Kronleuchters flimmerten wie ein Chriſtbaum, nur daß den jubelnden Gäſten kein Heiland geboren ward, ſondern ſie ſich vielmehr manchmal im Taumel wilder Luſt dämoniſcher Mächte erfreuen mochten. — Ich dachte bei mir ſelbſt, Signor Modetto hätte Gelegenheit, ein beſſerer Menſchenkenner zu werden, als irgend Jemand, da die Freude in bachantiſcher Geſtalt ohne Schleier erſcheine und keine Hülle dulde. Ich fühlte lebhaft, wie die Zufriedenheit des armen, täuſchbaren Menſchen und das Glück, das er von Andern erwarten darf, auf der richtigen Löſung pſychologiſcher Räthſel beruhe.“

„Das Kaffeehaus hatte demnach ein vorbedeutungsvolles Intereſſe für mich; es zog mich ab von einem gefährlichen Hinbrüten, worin ich in einſamer Stille verſank, und ſein fröhlicher Tumult, das laute Gelärm ſeiner luſtigen Kreiſe ſprach manchen Aufruhr in meinem Innern zur Ruhe, und regte theilnehmende Gefühle der Geſelligkeit in mir an.“

„Seit einiger Zeit war es mir, als hätte ich den Schritt des Auditeurs ſeltner, als ſonſt, auf der Treppe vernommen. Die ſterbende Hoffnung meines Herzens erholte ſich wieder. Wie langſam iſt der Tod der Liebe! Sie ſtirbt wohl tauſendmal, ehe ſie endet!“

„Ich ging einmal zu Madame Lorbher hinauf. Mein Beſuch ſchien eine willkommene Ueberraſchung für Mutter und Tochter zu ſein. Der Ton des Empfangs klang aus der vorigen Zeit herüber. Mir war, als hätte ich aus dem Lethe getrunken. Alles vergeſſen! Madame Lorbher ſchien mir jedoch verſtimmt, und ſeufzte zuweilen ängſtlich auf; auch Florentinens heitere Blicke hielt ein trübes Wölkchen verſchleiert. Sie war ernſthaft, mir aber nur um deſto lieber.“

„Die Mutter erkundigte ſich nach meinem Oheim; ſie bedauerte ihn, daß er weder leben noch ſterben könnte — und auch mich, daß ich meine jugendlichen Tage an einem Krankenbette vertrauern müßte.“

„Es hat alles aufgehört! unſere Briefſtunden, unſere Vorleſungen — ſagte Florentine, als hätte jene düſtere Pflicht mich von dieſen ſüßen Uebungen abgehalten, als trüge ich allein die Schuld, daß es anders zwiſchen uns geworden. Dieſer Vorwurf entzückte mich. Ich ſah die kleine Ungerechte mit einem Blicke an, der ihr antwortete, ich könne dennoch nie aufhören, ſie zu lieben. Sie ſchlug die Augen nieder."

„Ich glaubte Sie in guter Uebung, liebe Florentine, oder anderweitig beſchäftiget — ſagte ich: das Glück dieſer Minute machte mich ſo dreiſt, dieſe Anſpielung zu wagen."

„Nein, nein! verſetzte ſie darauf, ich bin ein vergeßliches, ſaumſeliges Geſchöpf, bei mir hält nichts lange an; fragen Sie nur die Mutter, ob dies nicht wahr ſei. Die Mutter lächelte."

„O Gott! dachte ich, wenn die Neigung zu dem verſchollenen Auditeur, die mir ſo viel ſtillen Kummer verurſacht, auch nur eine flüchtige, vorübergehende Mädchenlaune geweſen wäre, wenn ich alles zu ernſt genommen, und Florentine und mit ihr die ſchönſte Hoffnung meines Lebens wiedergewonnen hätte. — — Ich lebte eine ſelige Stunde, die letzte! ehe dieſer Traum zerrann."

„Der Doctor war bei meinem Oheim, doch dieſer lag in ſeiner gewöhnlichen Agonie, und ſchweigend ſaß der Arzt, und harrte mein. Ich hatte ihn an dieſem Morgen um ſeinen Beſuch bitten laſſen, weil ſich in voriger Nacht ein Schlucken bei dem Kranken eingefunden, der ihn periodiſch aus ſeinem träumeriſchen Halbſchlummer aufſtörte. Ein wenig verlegen darüber, daß der Arzt mich nicht an meinem Platze getroffen, ſagte ich: Vergeben Sie, Herr Doctor, wenn Sie gewartet hätten! Ich war auf einen Augenblick zu Madame Lorbber gegangen, die ich ſeit ewiger Zeit nicht geſehen. Die Damen waren ſo gütig, mich nicht bald fortzulaſſen. Der Doctor machte eine ironiſche Miene und ſprach:

Das will ich wohl glauben; eine kleine Zerſtreuung muß ihnen angenehm geweſen ſein, denn es hat Fatalitäten geſezt. Die Verſtimmung der Mutter, Florentinens getrübte Augen fielen mir ein; erwartungsvoll ſah ich den Arzt an, das Herz ſchlug mir gewaltig — doch nahm ich mich zu einer möglichſt unbefangenen Frage zuſammen.“

„Der Vormund — erzählte nun der Doctor, — hat ein ernſtes Wort mit der Frau Wittwe geſprochen, und ihr in Betreff der Hausfreundſchaft ſeines Sohnes die Wahrheit geſagt. Daß nie etwas aus einer Heirath mit ihrer Tochter werden könne, weil er, der Alte — nicht Willens wäre, in Zukunft eine ganze Familie zu erhalten, da ſein Sohn, dieſer Bruder Lockerling, mit ſeinem ſchönen Gehalte nicht für ſich ſelbſt auskäme. Wonach ſich alſo die Mutter zu richten. Es hat eine Scene gegeben, und der klare Wein, den er ihr noch über manches Andere eingeſchenkt, mag herbe genug geweſen ſein; denn der Vormund iſt ein rauher Mann.“

„Der Doctor hatte durch dieſe Mittheilung, für welche er in mir nur das Intereſſe der Hausgenoſſenſchaft vorausſezte, eine Laſt von meiner Bruſt gewälzt. Sie ſchlug frei und hoch. Ich ſegnete ihn heimlich. Er hatte dem Geſunden beſſer, als dem Kranken geholfen. — Der Oheim war am Nachmittage dieſes Tages auffallend munter für ſeinen Zuſtand. Er bat mich, daß ich bei ihm bleiben möchte, und ich verſprach es ohne Weigern, obgleich das herrliche Frühlingswetter zu einem Gange in das Freie lockte.“

„Der alte Buchhalter, welcher ſeit geraumer Zeit nicht ausgekommen war, äußerte, da es ſo hübſch mit dem Herrn ſei, ſo wolle er einmal friſche Luft ſchöpfen, und in Grünſchechen, einem Dörfchen in der Nähe — eine Flaſche Märzbier trinken.“

„Dies war die einzige, langentbehrte Recreation des armen Gebundenen, der ſeines Lebens größte Hälfte in dem vergitterten Käfich der Schreibſtube meines Oheims an Zahlen verſchrieben hatte — und ich mochte ſie ihm nicht wehren."

„Auch die alte Magd, als ſie die Augen ihres Brodherrn offen ſah, meinte, die ihrigen, matt und brennend von langem Wachen, fielen ihr zu, und ſie müſſe ſich ein paar Stunden niederlegen. Ich war es zufrieden, und blieb allein mit dem Kranken."

„Als ich mir ein paar Bücher aus meinem Stübchen zu holen ging, begegnete mir Madame Lorbher, wie zu einem Beſuche angezogen, auf der Treppe. Sie war in den Garten einer Freundin geladen, und Florentine, von heftigem Zahnſchmerz befallen, fürchtete den kühlen Strich der Luft im Freien, und wollte, wenn ihr beſſer wäre, ſpäter nachkommen, wo die kleine Geſellſchaft nach der Stadt zurückkäme, um bei jener Dame den Abend über zuzubringen."

„Eine ausgeſtorbene Stille umgab mich nun. Nur der Holzwurm pickte eintönig, und der Wandzeiger ſchien mir hurtiger zu gehen; die raſchen Schläge der Uhr erregten mir ein ahnungsvolles Grauen. Es war etwas in mir, was mich mit einem geheimen Schauer auf den ſchnellen Ablauf der Zeit merken ließ."

„Als die Sonne abwärts ſchwebte, und ihre ſchrägen Strahlen ſacht und mählich aus der Krankenſtube zurückzog, die nun ihrem eigenthümlichen Düſter überlaſſen blieb, ergriff den Oheim eine heftige Unruhe. Er warf ſich in dem Bette hin und her, da er ſonſt kaum im Stande war, ein Glied zu regen. Dann ſetzte er ſich auf, ſtierte mich mit umflorten Augen an, und ſagte mühſam: Höre, Hänschen! Ich danke doch Gott, daß ich Dich zu mir genommen habe! — Dieſe Verſicherung rührte mich innigſt. Sie war als ausgeſprochenes Bewußtſein einer guten Handlung ſein Troſt im Sterben, und zugleich ein Zeugniß für mich, daß ich mich ſeines Erbarmens nicht unwerth gezeigt. Ich faßte ſeine kältende Hand und ſprach: Der Ewige wird Ihnen vergelten, was Sie an mir, einer Waiſe, gethan! Er hat es einſt verheißen, und treu iſt Er, der uns berufen hat!“ —

„Der Oheim wollte lächeln, aber ſeine blaſſen Lippen konnten nur krampfhaft zucken, denn der Tod trat ſchon in ſeine Züge. Gieb mir ein wenig Wein zu trinken! ſagte er, und in zitternder Eile reichte ich ihm ein kleines Glas voll. Er letzte ſich — doch hörte ich die paar Tropfen in eine polternde Tiefe fallen. Mit merklich veränderter Stimme hob er wieder an: Wenn ich noch ſterben ſollte, dann laß, verſprich mir das, liebes Hänschen, die Handhaben zu meinem Sarge, wenige nur! bei dem Schloſſer Eſſnert machen — er iſt mir noch ſchuldig.“

„Traurig wendete ich mich von dem Sterbenden ab — er ſah es nicht mehr. Nach einer bangen Pauſe, in der ich mein Herz klopfen hörte, fuhr er mit ſchwerer Zunge und tiefſchöpfenden Athemzügen fort, indem er nach einer großen eiſernen Geldkiſte ſtarrte, die ſeitwärts von dem Bette an der Mauer ſtand, ſo daß er ſie ſtets im Auge hatte: Geſtern um dieſe Zeit ſah ich eine dunkle Geſtalt an dem Kaſten dort — ich dachte, ſie würde ihn erbrechen — ich wollte ſchreien; aber ich konnte nicht. Das war ein böſer Traum!“ —

„Mir grauete. O wie wahr iſt, was der fromme Gellert ſagt: Der Geizhals bleibt im Tode karg! Zween Blicke wirft er auf den Sarg — und hundert wirft er mit Entſetzen nach den mit Angſt verwahrten Schätzen: u. ſ. w.“

„Er lag nunmehr ſtille, nur die matte Bruſt arbeitete noch. Der Mond ſtieg mit ſanftem Strahle über die Häuſer empor und verklärte des Todes bleiche Scene. In der Neige Wein, welche der Oheim übrig gelaſſen, ſchwamm ein kleines, glänzendes Mondbild. Ich entrang meiner bebenden Seele ein Gebet, das inbrünſtigſte meines Lebens! Die aufgehenden Sterne blinkten mir der Andacht heilige Ruhe herab. Der Oheim hatte geendet; ich war geſtärkt, daß ich ihm die Augen zudrücken und ſo die letzte Pflicht bezahlen konnte. Dann aber for[illegible] die Natur ihr Recht; ich konnte nicht bleiben. Vielleicht war Florentine nicht gegangen. Ihr durfte ich mich jetzt zuverſichtlicher nahen, wenn ich auch wußte, daß ſie allein war. Die Furcht entfernte mich aus der ſchauerlichen Einſamkeit des Sterbezimmers — die Liebe, welche man in jeder Scheideſtunde ſtärker empfindet, zog mich hinauf, Florentinen den Tod des Oheims zuerſt zu verkünden, und mein krankes Herz in ihrer trauten Nähe zu heilen.“

„Leiſe ſchloß ich die Thüre ab, daß ich die Magd und ihr Klagegeſchrei nicht erweckte, und ging ſachten Schrittes mit verſagenden Füßen die Treppe hinauf. Der Vorſaal ſtand offen, ich konnte in das Wohnzimmer der Wittwe ſehen, worin der Mondſchein mir einen Anblick erhellte, auf den ich nicht vorbereitet war, und der mich in meinem weiteren Laufe erſtarren machte. Wie ein Marmorbild lehnte ich an der Mauer, und athmete kaum, während ich ſah und hörte.“

„In zärtlicher Vertraulichkeit ſaß Florentine mit dem Auditeur, nur die klare Scheibe des Mondes hielt wachſam ihre reine Leuchte über dem Mädchen, daß nicht in beſſerem Schutze war, als die Taube in den Krallen des Geiers. — Florentine trocknete ſich mit einem weißen Tuche die Augen, der Auditeur liebkoſete ihr, und ſprach mit dem Wegwerfen des Leichtſinns: So beruhige Dich doch, meine Geliebte! Warum ſo troſtlos denn? Mein Vater muß ſich Dir ſehr furchtbar gemacht haben, weil ein paar ſtrenge Worte von ihm ſo ſchwer auf Dein Herz fallen, daß es brechen möchte. Seine Maßregeln lehren uns Vorſicht — eine Zeit lang muß unſer Umgang als aufgegeben erſcheinen, bis der Alte des Auflauerns müde und glücklich eingeſchläfert iſt. Oder möchteſt Du mich lieber ganz los ſein?« —

»Florentine lehnte ſich an ſeine Bruſt, voll böſer Tücke, und ſprach mit ſchluchzenden Tönen: O! dann verblutete ſich meine Seele; ich kann nicht mehr leben ohne Dich! Doch der Verſtellung bin ich eben ſo wenig fähig. Auch kommt es mir wie Unrecht vor, wenn ich Deinen Vater hintergehen ſollte. Er hat doch für mich geſorgt, und auf ſeine Weiſe Vaterſtelle an mir vertreten. In der vergangenen Nacht träumte mir von dem meinigen. Er ſtand im Schlafrocke vor mir, blaß und mildſelig, wie bei Lebzeiten, und ſagte mit aufgehobenem Finger: Habe Gott vor Augen und im Herzen, daß Du in keine Sünde willigeſt! — Ich wachte auf, mich fror — und den ganzen Tag über, wo ich ging und ſtand, vernahm ich dieſe Stimme.«

»Ei! Du träumſt ja, wie eine echte Predigertochter, mein Liebchen! ſprach der Auditeur, und lachte frivol. So wären wir alſo geſchiedene Leute, wenn Du die Fortdauer Deiner Liebe an mein tägliches Herkommen, an mein öffentliches Bekenntniß knüpfeſt, denn ich habe Urſache meinen Vater zu ſchonen. Er iſt ein Sicherheits-Commiſſarius, und verlangt nun einmal durchaus, daß meine künftige Frau wenigſtens ſechstauſend Thaler haben muß, die ſie bei ihm deponirt. Ich hatte eigentlich ein Plänchen, das uns zwar ſpäter, aber auf gebahntem Wege zum Ziele geführt haben würde. Doch Du biſt bedenklich — Du träumſt ſogar gewiſſenhaft — und ſo iſt es nichts.“

„Er ſtand raſch auf, daß der leichte Degen an ſeiner Seite erklirrte, und wollte gehen.“

„Florentine hielt ihn flehend zurück. O gehe noch nicht! ſagte ſie mit hörbarer Leidenſchaft, wenn ich Dich zum letzten Male hier ſähe! ich könnte es nicht ertragen. — Bleibe, und nenne mir Deinen Wunſch! Kein Opfer ſoll mir zu groß ſein, ihn zu erfüllen; wenn es anders in meinen Kräften ſteht — fügte ſie ahnungsvoll hinzu.“

„Der Auditeur ſetzte ſich wieder, und nahm das Mädchen auf ſeinen Schooß, ſich der wehrloſen Liebe durch die Gewalt ſeiner ſchmeichelnden Bitte beſſer bemächtigen zu können. Ich zitterte am ganzen Leibe, da er jetzt traulich dringend fragte: Antworte mir einmal ganz aufrichtig, mein Engel! nicht wahr, das junge Herrlein hier im Hauſe iſt Dir wohl nicht gram?“ —

„Florentine ſtutzte; dann erwiederte ſie zögernd und ſchamhaft: — Ich glaube es ſelbſt — doch wozu dieſe Frage?“

„Nun, ſo kirre den ſcheuen Liebhaber, und heirathe ihn, dann iſt uns geholfen! ſagte der Auditeur faſt freudig.“

„Und das räthſt Du mir? entgegnete Florentine, ſchwankend zwiſchen beleidigter Jungfräulichkeit und kaltem Staunen.“

„Warum nicht? lautete die kecke Antwort, dieſer kleine ſchwächliche Unmann wäre nur ein Schatten für die Eiferſucht, ich wußte Dich gut aufgehoben in ſeinen Armen. — Mäſter Harpagon hier unten ſoll, wie man ſagt, in den letzten Zügen liegen; dann beerbt ihn der blaſſe Vetter, der in nicht gar langer Zeit noch bläſſer wird. Dann beerbſt Du ihn, und machſt mich in jedem Sinne glücklich durch dieſe niedliche Hand. Und wollen wir großmüthig ſein, und dem armen Bücherwurme ein paar Jährchen länger gönnen, ſo ſind wir Beide ja noch jung, und der Freund einer reichen Frau iſt allemal beſſer daran, als der Mann einer armen.«

»Florentine ſtand auf. Sie entwand ſich ſeinem Kuſſe, und ſagte ſchmerzlich: Nein! das muthe mir nicht zu! Das allein vermag ich nicht. Obgleich der gute Menſch, der Dir nie etwas zu Leide gethan, daß Du ihm übel wollen konnteſt, nicht grade von liebenswürdigem Aeußern iſt, ſo wäre ich doch im Stande geweſen, bevor ich Dich kennen lernte — ihn zum Manne zu nehmen, wenn er mich verlangt, und er hätte ein treues Weib an mir gehabt. Aber ihn betrügen? Nimmermehr! es käme mir wie ein heimlicher Todtſchlag vor. Aus Liebe, was man ſo Liebe nennt — nimmt ihn Keine — doch ſein Geld dürfte Hunderte locken, ihm dieſe zu heucheln. Ich möchte ihn warnen, denn er verdient unſere Freundſchaft, und der Gedanke ängſtet mich, daß ſein treues, edles Herz einmal gemißbraucht werden könnte.«

„Ich wußte genug! Betäubt griff ich mich an den Treppenwänden hinunter; ich fühlte mein Herz von einem tödtenderen Tode getroffen, als den der Oheim überwunden. All meine Furcht war weg! Ich ſtand an dem Leichnam, der zu erſtarren anfing, und beneidete ſeine fühlloſe Ruhe, ſeinen tiefen Schlaf.«

„Nun kam der Buchhalter nach Hauſe; ich warf mich an ſeine erſchrockene Bruſt, und weinte laut. Gewaltſam mußte ich mich zu einigen dringenden Beſorgungen ermannen.“

„Ich ward nun wirklich ein reicher Erbe! Aber, o Gretchen! das Gefühl einer Armuth, worin der Menſch an dem Edelſten darbt, beſchämte mich peinlich, und ließ mich an den vorgefundenen Schätzen keine Freude haben. Der Nachhall jener Worte: Aus Liebe nimmt ihn Keine — machte mich taub für den Klang des Goldes. Jene Mondſcheinſcene, an die ich nicht ohne ein inneres Erbeben denken konnte, kam mir wie ein warnender Spiegel der Zukunft vor, worin ich mein Schickſal ſahe, wenn ich mir einfallen ließe, um ein holdes Mädchen zu freien. Ich entſetzte mich vor der Gefahr, der mich der Ruf meines Vermögens ausſtellen könnte, und nahm mir vor, Dein Geſchlecht, meine Tochter, wie das Haupt der Meduſe zu fliehen.“

„Mein akademiſcher Curſus war geſchloſſen, und die Erklärung meiner Majorennität ſetzte mich in den Stand, über den Nachlaß meines Oheims, als über mein unbeſtrittenes Erbtheil, ohne alle Umſtände und nach freiem Gefallen zu verfügen. Nur den gerichtlichen Formen mußte ihr Recht geſchehen. Ich nahm mir einen Mandatarius an, der ihren trägen Gang beſchleunigen ſollte.“

„Der junge Graf Selina, mit dem ich durch die Vermittelung des Rectors näher bekannt geworden, war vor einigen Wochen an den Maſern geſtorben, und eine Hand voll Erde deckte die ſtolzen Entwürfe ſeines Vaters. Aber den Plan zu der großen Reiſe, die wir gemeinſam machen ſollten, und worauf ich eigentlich ſtudirt und gewartet, ließ ich nicht mit ihm begraben. Ich konnte dies Project nunmehr aus eigenen Mitteln durchführen, und noch dazu einen

Glücklichen machen. Der Famulus des Rectors, ein hochtalentvoller Menſch, und von jenem Reiſeplane unterrichtet, hatte mich oft um eine Ausſicht beneidet, die den Inbegriff ſeiner Wünſche umfaßte: ihn beſchloß ich mitzunehmen. An ſeinem Vergnügen wollte ich den ſchwachen Strahl des meinigen entzünden, denn nur ein heißer Drang, das Kleinod der Ruhe zu erjagen, trieb mich von hinnen. Ich wollte der Welt entfliehen — nicht ſie kennen lernen. Endlich war alles geſchehen; ich konnte fort — nachdem ich meine Angelegenheiten, als den Verkauf des Hauſes und ſeiner enthaltenden Effecten, einem zuverläſſigen Manne übergeben, und mit dem Chef einer großen Handlung wegen der Anweiſung meiner Gelder Rückſprache genommen hatte.“

„Der letzte Tag war den Empfindungen der Wehmuth und des Scheidens geweiht — guter Gott! ich dachte wohl nicht, daß dieſer Abſchied mir den ſeligſten Augenblick meines Daſeins geben würde, einen Engel der Erinnerung gleichſam zur Begleitung auf den langen Weg des Lebens!“ —

„Ich ging auf den Kirchhof; die Gräber meiner Eltern waren eingeſunken. Ich pflückte eine blaue Glockenblume, welche dieſer theuren Aſche entblüht war, und meine Thränen tröpfelten warm in ihren Kelch. Dieſe Feldglocke klang mir eine heilige Gedächtnißfeier der Kindheit an, die frommen Weiſen der Mutter — den Schwanengeſang des Vaters. Ich weinte mein verlaſſenes Herz recht aus, an dieſer Stelle, die ich nimmer, nimmer! wiederſehen würde.“

„Auch unter dem abgeblüheten Fliederbaume im Hofe meines Hauſes, wo ich als Knabe mit dem Gefühle ſchmerzlicher Leidtragung den Fidel begrub, verweilte ich mit Rührung. Wer jemals einen geliebten Mund von ſich ſagen hörte: Aus Liebe nimmt ihn Keine — der hat auch für eine hündiſche Treue ein dankbares Andenken.“

„Aber, o mein Kind! es giebt eine richtende Vergeltung, eine Nemeſis, der auch der kleinſte Ausſpruch unſeres Mundes, der Hauch eines Seufzers, unterworfen iſt! — Florentine ſelbſt mußte noch an dieſem Abende den Pfeil aus der tiefen Seelenwunde ziehen und mit Balſam verbinden.“

„Am Nachmittage rollte ein leichtes Wägelchen vor das Haus, und Madame Lorbber fuhr eilig, doch allein davon. Ich hatte ſie und ihre Tochter ſeit dem Tode des Oheims wenig, oder faſt gar nicht geſehen, und mir, bevor ich abreiſen würde, noch eine Unterredung mit Florentine vorgenommen. Mein Herz verlangte, aus mancherlei Bewegungsgründen, vielleicht auch dem einer großmüthigen Rache, danach.“

„Die Mutter war in zuvorkommenden Schritten gegen mich nicht müde geworden, obgleich ſie merken konnte, daß ich ihr entfernt bleiben wollte; die Tochter hatte ſich in jedem Sinne leidend verhalten. Florentinens blühende Geſtalt verfiel, ſie ſah blaß und trübe aus, und hing das Köpfchen, gleich einer kranken Blume. Ich ſchrieb dieſe Veränderung ihrer unglücklichen Liebe zu, und der Gedanke ſtärkte mich nicht immer genug gegen das gefährliche Mitleid, welches mich bei ihrem rührenden Anblicke entwaffnen wollte.“

„Es war mir lieb, daß ich Florentine allein ſprechen könnte, allein der Zufall ſchien ſich verſchworen zu haben, meinen Beſuch bei dem einſamen Mädchen durch eine Reihenfolge drängender Hinderniſſe bis zum Abende hinzuhalten.

Jeder Pendelſchlag fiel mit bleierner Schwere auf mein Herz: — endlich war ich frei!“

„Wie damals, als ich ein verborgener Zeuge von Florentinens liebenden Geſtändniſſen war, goß der Mond ſeinen Silberſchein auf die Treppe, die mich diesmal den Stufengang ganz anderer Gefühle hinanleitete. Der Vorſaal, das Zimmer, glänzte in magiſcher Helle, und Florentine ſaß von Lichtwellen umfloſſen, auf demſelben Plätzchen, wo ich ſie in den Armen des Auditeurs geſehen. Froh beſtürzt, wie es ſchien, fuhr ſie bei meinem Eintritte aus tiefen Gedanken auf, und reichte mir die ſchöne Hand, — welche — vielleicht vom Schrecken — ein wenig zitterte.“

„So iſt es wahr, fragte ſie in ängſtlicher Haſt, daß Sie uns morgen verlaſſen wollen?“ —

„Ich antwortete, daß ich gekommen wäre, um Abſchied zu nehmen.“

„Florentine ſeufzte aus voller Bruſt. Sie wendete ſich ab — ihr liebes Geſicht ſchien mir ſehr bleich. Meine Mutter, hob jetzt Florentine an, als wolle ſie entſchuldigen, daß ich Madame Lorbber nicht angetroffen, mußte fort, um der jungen Paſtorsfrau in Sebnitz, die ihre Pathe und Verwandte iſt, Beiſtand zu leiſten in der Entbindung, welcher — Florentine ſtockte — ſich die Couſine ganz nahe fühlt. Vielleicht iſt alles ſchon vorüber, und dem ſchriftlichen Berichte des Paſtors nach glaubte die Mutter vor dem tagenden Morgen noch wiederzukommen, um ſpäter mit mir auf einige Wochen heraus nach Sebnitz zu ziehen, auf daß die Wöchnerin Pflege hätte, und ich mich im Genuſſe der friſchen Landluft erholen könnte. Ich wartete auf ein Lebewohl von Ihnen; dies, hoffte ich, würden Sie mir nicht verſagen, wenn Sie Sich auch zeither gänzlich von uns losgeriſſen haben, ohne daß wir die Urſache wüßten. O! es hat mir ſehr, ſehr! wehe gethan!“ —

„Ein glühender Tropfen rann aus ihrem geſenkten Auge auf meine Hand und beſiegelte dieſe Verſicherung. Florentine! rief ich, und der verſtimmten Liebe rein gezogener Accord mochte wohl in den Tönen dieſes Namens an die Saiten ihres Gemüths rühren, ich wollte mein Herz ſchonen und das Ihre!“ —

„Mein Herz? fragte Florentine, und ſchauete mich mit naſſen Augen an, o! das iſt gebrochen; es nagt ein heimlicher Wurm daran.“ —

„Ich bezog dieſe troſtloſe Aeußerung auf die hoffnungsloſe Liebe des Mädchens, und ſagte mit Selbſtvergeſſenheit: Theure, liebe Florentine, ich möchte Sie fröhlich wiſſen, Sie glücklich machen! Doch ich kann nur das, was die Erfüllung Ihrer Wünſche bedingt, Ihren Händen anvertrauen, und muß Sie dann Ihrem guten Engel überlaſſen. Der iſt mit Ihnen! ich weiß es. Des Vaters fromme Stimme warnt Sie im Traume — und flüſtert in der Tiefe Ihres Herzens. O! folgen Sie ihr immerdar! Gottes Friede wird dann Ihren Schritten folgen, und keine Verſuchung wird Macht über Sie gewinnen. Gewähren Sie mir aber die himmliſche Freude, Sie auszuſtatten! Dieſe ſechstauſend Thaler in Pfandbriefen gönnen Ihnen eine freie Wahl, und er, deſſen Gedanken nicht unſere Gedanken ſind, wolle Ihnen Sinn und Seele lenken, daß Sie ein wahrhaft beglückendes Loos wählen mögen!“

„Florentine ſtand wie eine Bildſäule; nur an dem Heben ihres Buſens ſah ich den wogenden Kampf dieſes Gemüths. Bei dem Anfange meiner Rede hatte eine ſtarke Erſchütterung ihres Weſens, gleich einem elektriſchen Schlage, ihre Hand der meinigen entriſſen; jetzt ſchlang ſie plötzlich die weichen Arme um meinen Hals, und verſtrickte ſie in einem Knoten, der mich unauflöslich an ſie feſſelte: ihr heißer Mund brannte lange auf meinen Lippen. Der Himmel ruhete in dieſer Minute! Ich hatte ihren Kuß, und alſo aus dem Kelche der Seligkeit getrunken. Die göttliche Liebe iſt nicht in den engen Raum der Zeit eingeſchloſſen — mir war genügt für dieſes Leben. Ich gab Florentine den Anſprüchen ihres Herzens zurück, um ſie einſt ewig zu beſitzen.“

„Sie hatte ſich jüngſt malen laſſen, und ein Zufall mir ihr ſprechendähnliches Bildniß gezeigt. Jetzt bat ich ſie darum, und ſie gab es mir mit einer ſo innigen Hingegebenheit ihrer Selbſt, daß ich nicht zweifeln durfte, Florentine gehörte in dieſen unvergeßlichen Augenblicken mir und jeder beſſeren Empfindung an.“

„Aber dieſe überirdiſche Blüthe konnte nicht verpflanzt werden in den rauhen Boden der Erde. Wohl mir! daß ich dies mit Ueberzeugung fühlte. Wir ſehen uns wieder, Florentine! ſagte ich, drückte die Geliebte noch einmal an meine Bruſt, und ging, von der Gewißheit unſerer unſterblichen Fortdauer wonneſelig durchſchauert.“

„Je mehr ich die Welt kennen lernte, um deſto weniger empfand ich Luſt, künftig in ihr leben zu wollen. Man kommt nur in die fremde Weite, um einzuſehen, welch ein nahes Eigenthum die Zufriedenheit und jene ſtille Freude ſei, deren leuchtendes Schattenbild wir ſo raſtlos verfolgen, da wir ſie weſentlich empfinden und beſitzen könnten.“

„Die Menſchenkenntniß wird theuer bezahlt, meine Tochter! Wir ſetzen zuweilen das ganze Capital unſerer Seelenruhe daran. Mit einer Art von Scheu verbarg ich meinen

Reichthum, weil ich fürchtete, er könne mich ſchmerzlichen Täuſchungen ausſetzen.“

„Da ich mich ſeit des Oheims Abſterben und der ihm folgenden, niederſchlagenden Erfahrung ſchwach und kränklich fühlte, und die Worte des Auditeurs, welche mir ein kurzes Ziel ſetzten, gleich dem Hall einer Todtenglocke in meiner Erinnerung nachklangen, ſo wollte ich mich nicht an ein Amt binden, ſondern beſchloß, mich in irgend einem freundlichen Winkel der Erde anzukaufen, dort den Wiſſenſchaften und dem Wohlthun zu leben, bis Gott mich abriefe.“

„Nachdem ich des Reiſens müde war, und Gelegenheit geſucht und gefunden hatte, meinen Begleiter zu verſorgen, kam ich in dieſe Gegend, deren Reiz mich wunderbar anzog. Ich ſah dies Haus vom ſchönſten Abendroth verklärt, ein inneres Gebot hieß mich davor verweilen, mir war, als ſähe ich den Genius des Friedens von ſeiner Schwelle winken. — Es fügte ſich alles ſo, wie es zu geſchehen pflegt, wenn der Vorſicht Rath erfüllt werden ſoll.“

„Ich kaufte dies Haus und richtete es nach meinem Geſchmack und Bedürfen ein. Darüber verging die erſte Zeit. Die friſche Bergluft, die ſtille Ordnung meiner Lebensweiſe ſtärkte mich indeß, und der Trieb nach Geſelligkeit, den die Gottheit ſo tief in die menſchliche Natur pflanzte, daß er ſelbſt die giftige Spinne umſchlingt, welche die Kerkerwand des Gefangenen beſucht —— regte ſich in mir. Modetto's Kaffeehaus, dieſe pſychologiſche Schule — ſtand vor meinem Geiſte. Der Zufall begünſtigte meine Abſicht, eine ähnliche anzulegen. Dies Verhältniß zerſtreuete, erheiterte mich, ich befreundete mich mit dieſer Gaſtgeberei, wenn ich auch keinen Freund unter meinen Gäſten fand.“

„Da lernte ich Deinen Pflegevater kennen, und mein Herz erkannte ihn. — Ich wußte um ſein tugendhaftes Opfer, und es ward mir allmählich ein ſüßer Gedanke, ihn einſt dafür zu belohnen. Des Gerechten Wunſch wird wohl gerathen! ſagt die heilige Schrift, und dieſe Verheißung erfüllte ſich ihm in der Geſinnung, in der ich ihn von den Uebrigen unterſchied. Und Roland nahm Dich auf an Kindesſtatt, daß, o wie wunderbar ſind die Verkettungen der Vorſehung! mir ein ſpätes Heil widerfuhre. In einem Schwindel ſchwanden mir die Sinne, und als der Nebel zerrann, ſtand ein Engel, ſtandeſt Du vor mir! Du warſt meine liebſte, meine letzte Freude auf Erden! — Das Gefühl irdiſcher Liebe, gereiniget von allen vergänglichen Stoffen, war zu einer himmliſchen Flamme geworden, worin ich brannte, Dich für das einzig wahre Glück, die Tugend! zu erwärmen. Du wirſt mein Andenken ehren, ich weiß es; Du wirſt meinem Vermächtniſſe nicht zürnen, wenn es Dich auch im Sinne der Welt nicht reich macht. Es ſoll Dich reich machen, in einem höheren Sinne, indem es Dich Silber und Gold gegen den Schatz eines weiſen, frommen Herzens, eines guten Gewiſſens gering achten lehrt. Nur Liebe iſt der Liebe Preis! Nicht ſelten aber wehrt das ſtarre Metall dem ſüßen Tauſche der Seelen, und oft zerdrückt es ein zartes Gefühl, oder verhärtet eine weiche Bruſt.“ —

„Florentinens Bild ſei warnend vor Dir aufgeſtellt! Daß ſie mich liebte, ohne es zu wiſſen und zu wollen, fühlte ich in der Minute unſeres Scheidens. Sie wäre vielleicht mein glückliches Weib geworden, wenn nicht eine Täuſchung ihres Leichtſinns mir ſie geraubt hätte.“

„Ich habe ſie nicht wiedergeſehen, und nimmer gehört, was aus ihr geworden, denn auch meinen Namen weihete ich dem Vergeſſen, und nahm einen fremden an; ſo konnte keine Kunde, die ich nicht ſelbſt einziehen wollte, an mich gelangen. Der gute Menſch bedarf wenig heimlicher Klugheit; doch ganz kann ihrer Niemand entbehren. Von tauſend Regeln, die ich zu Deiner Sicherheit Dir geben könnte, wünſche ich, daß Du eines Dichters Wort beherzigen mögeſt. Nichts iſt wahrer, als die Warnung, die es enthält. Willſt Du es wiſſen? Soll man Dich nicht aufs ſchmählichſte berauben, verbirg Dein Gold — Dein Weggehn, Deinen Glauben!“

„Und ſo ſegne Dich Gott, mein geliebtes Kind! wie ich Dich ſegne, bis wir uns im Himmel wiederfinden!“

Johann Jacob Grille.

Die Sterne erblaßten bereits, und den Oſten ſäumte ein Purpurſtreif, als Gretchen dieſe Lectüre endigte. Manche Thräne war während des Leſens von ihren Wangen gefloſſen. Das edle Leben ihres Freundes war, begleitet von dieſer weinenden Liebe und beleuchtet von des Mädchens jugendlicher Phantaſie, an Gretchens Seele vorübergegangen, und ſie hatte alle ſeine Schmerzen nachgelitten. Jetzt war er aufgenommen in die Wohnungen des Friedens. Getröſtet blickte ſie zum Himmel auf, der, ein ewiger Wall! die Seinen ſchützt gegen den rohen Krieg der Erde, gegen die wilden Leidenſchaften der Menſchen. Sie ſah den verklärten Geiſt, vom Lichte Gottes umfloſſen; der ſchwächliche Leib, um deßwillen ihm die Liebe verſagt blieb, die ihn beglückt hätte, blieb dem Staube, und verwandelte ſich in Blumen des Frühlings.

Jetzt betrachtete Gretchen Florentinens Bild mit ganz anderen Empfindungen, denen ſich das Intereſſe, was ſie zuerſt daran nahm, verſchmolz. Die Frage: was aus dem Original geworden ſein möge? beſtürmte in ihr mit leiſem, doch unabläſſigem Drange die Pythia des Schickſals; aber die Antwort mußte erwartet werden.

Lange ſtand noch Gretchen mit träumeriſchen Blicken am Fenſter, deſſen Vorhang ſie ſacht aufgezogen, um den dämmernden Tag zu ſehen, und ſann. Endlich ſuchten ihre müden Augen das Lager, und ſie entſchlief, während die Morgenröthe ſie ſanft mit Roſen bedeckte.

Am folgenden Morgen legte Gretchen die Biographie ihres gemeinſchaftlichen Freundes mittheilend in die Hand des Pflegevaters, indem ſie ſagte, wie ſehr ſie dadurch gerührt worden wäre, und daß ſie ſich durch dieſes koſtbare Document und durch das anliegende Portrait reich und wohl bedacht fühle.

Roland lächelte, und ſprach: „Dies Vermächtniß gemahnt mich wie das Teſtament in Gellert's Fabeln — und dieſer letzte Wille frommt Dir gewiß! Wozu? das wird ſich zeigen.“

Als nach einiger Zeit der neue Bergfactor angeſtellt und erſchienen war, bezog Roland ſein Erbhaus, und nahm Beſitz von den darin enthaltenen Schätzen; aber es war ſtill und öde in dieſen ſonſt ſo geſelligen Räumen, denn die Freunde blieben aus und ſchienen alle wie verſtoben. Vergebens ladete der gemüthliche Roland, den dies kalte, ja faſt feindliche Entfernen als der Beweis einer bekränkten Geſinnung drückte, den ganzen Cyclus ein, ſein Haus noch ferner als ein gemeinſames zu betrachten, und für alles, was es vermöge, und was jederzeit den ſtets willkommenen Gäſten zu Dienſten ſein ſolle, keinen anderen Preis zu zahlen, als ein freundliches und frohes Herz. Sie ließen den vorgezogenen Erben mit ſeinem Glücke, mit ſeinem Golde allein. Dies machte ihn ſehr traurig.

„O Gretchen!“ ſagte er betrübt zu dieſer ſeiner kindlichen Vertrauten, „wie ſchwer iſt es doch, daß ein Reicher Glauben an die Menſchen behalte! Ich hätte es nimmer gedacht.“ —

Gretchen war es lieb, daß der Neid nicht über dieſe geheiligte Schwelle durfte. Sie zog das häusliche Stillleben, welches ſich da zu ordnen begann, wo es ehemals ſo laut und oft recht luſtig hergegangen, bei weitem dem fröhlichen Tumult täglicher Gäſte vor. Indeß ward Roland doch durch die ſanfte Anſprache der Muſen nach und nach wieder heiterer, denen er ſich jetzt zu gelegener Zeit und in geeigneter Stimmung weihen konnte; auch zerſtreueten ihn die Anſtalten zu Victorinens Hochzeit, die keinen Aufſchub geſtattete, weil Oliver des Manövers wegen ſpäterhin nicht hätte abkommen können, und der Herbſt für die Sehnſucht der Liebenden ein zu entferntes Ziel war.

Der Paſtor aus Haidebrinken (auch ein Mitglied des aufgelöſeten Kreiſes) machte das Recht der künftigen Verſchwägerung zuweilen in einem Beſuche bei Roland geltend, und nahm dort mit einem Gläschen Hochheimer fürlieb. Er trug Nachrichten und Aeußerungen ab und zu, bis Roland ihn mit offener Herzlichkeit erſuchte, ihm von denen, die nichts mehr von ihm wiſſen wollten, jedoch ſtets nur Gutes und Liebes von ſeinem Andenken an ſie erfahren ſollten, nichts Verbitterndes mehr zu ſagen. —

Der Brauttag ſeiner Tochter ward in einem kleinen, verwandtſchaftlichen Cirkel zwar ſehr fröhlich gefeiert, aber durchaus ohne alles Gepränge. So wollte es Roland nun einmal. Victorine, weniger eitel, als verliebt, ließ ſich dieſen Beſchluß ohne Widerſpruch gefallen, und der entzückte Bräutigam meinte, die friſchen Reize ſeiner ſchönen Braut könnten durch keinen Schmuck der Welt erhöhet werden. Glücklich in ihrem Beſitze und hochbefriediget, kannte er den ſtolzen Wunſch nicht, ſie als die ſtrahlende Königin einer kritiſchen oder neidenden Menge bewundert zu ſehen.

Der wehmüthige Abſchied ward durch Olivers entſchloſſene Stärke verkürzt, der ſein junges Weibchen in den Wagen und über einen Schmerz hob, welcher nun doch unerläßlich war. Er bat die ſchluchzende Victorine, ſich ſchon jetzt als die Frau eines Soldaten zu beweiſen; denn eine ſolche müſſe tapfer zu ſcheiden verſtehen. Dabei umarmte er ſie zärtlich, und küßte ihr die feuchten Augen.

Aber in Roland's erſchütterter Seele hallte dieſe Trennungsſtunde lange nach. Er vermißte Victorinens heiteres Geſchwätz, ihr unbeſetzter Platz am Tiſche trübte ſeinen Blick, die Stelle, worauf ihr jungfräuliches Bett geſtanden, dünkte ihm todtenhaft leer und öde.

Gretchen bot alles auf, das vereinſamte Herz ihres väterlichen Freundes mit Freude zu erfüllen. Sie verſtand es, ihn zu behandeln, und ihre holde Stimme war geſchaffen für den Troſt. Roland fühlte tief, welchen Erſatz er in dieſer Pflegetochter beſitze. Eine Reiſe, Ende September, zu dem jungen Ehepaare war beſchloſſen, und Gretchen wußte die Bilder des Wiederſehens mit ſanft täuſchender Kunſt auszumalen und den traurigen Roland durch den Vorgenuß ihrer Verwirklichung zu vergnügen, wenn grade ſein Gemüth der Hoffnung bedurfte.

Es iſt ſeltſam, aber durch die Erfahrung beſtätiget, daß ein unerkanntes und tiefempfundenes Glück ſich oft wie das Gegentheil äußert: der Thränen Quelle iſt nicht die Wehmuth allein, auch der freudigen Rührung können ſie entfließen. Des Entſetzens kalter Hauch entfärbt die Wange; aber auch der glücklichſte Umſchwung unſeres Schickſals kann wie ein Fall auf uns wirken. So war es mit Roland. Sein weiches Gemüth war durch den Wechſel von Freude und Schmerz, der ſich in einem kurzen Zeitraume zuſammen gedrängt, ſehr angegriffen. Der Tod ſeiner Mutter, ſeines alten, liebſten Freundes, deſſen Vermächtniß, der Abſchied vom Vaterhauſe und von der Gewohnheit ſeines Berufs, der kränkende Verluſt ſeines ganzen bisherigen Umgangs, das Vermiſſen der geliebten Tochter, dies alles hatte Eindrücke in ihm zurückgelaſſen, unter denen nicht nur ſein unbefangener Frohſinn, ſondern ſogar ſeine Geſundheit zu leiden ſchien.

Gretchen bemerkte es mit heimlicher Sorge. Sie dachte bei ſich ſelbſt, daß dem Vater jetzt zerſtreuende Beſchäftigung, wäre dieſe auch untergeordneter Art, dienlicher ſein würde, als der ſinnige Verkehr mit den Muſen, und daß die verſtimmten Saiten ſeines Herzens erſt wieder ihren reinen, ſtraffen Zug haben müßten, ehe eine höhere Harmonie in ſein Leben kommen könnte. Sie mußte dies der Zeit überlaſſen, und konnte nur mit leiſer, liebender Hand ein wenig nachhelfen.

Die Blätter fingen an zu fallen, und die erſten Schauer des Herbſtes ſtreiften über die abgemäheten Felder. Roland war nach der Silberhalle gegangen, wohin ein kleines Geſchäft ihn rief, und Gretchen lag am Fenſter, ſeiner Heimkehr harrend. Er kam, und ſah auffallend bleich aus. Gretchen äußerte die beſorgte Frage, ob der Vater nicht ganz wohl, oder doch vielleicht zu raſch gegangen wäre. Roland lächelte ſonderbar und ſprach: „Sei ruhig, gutes Kind! es wandelte mich nur eine Schwäche an, welche ich nicht zu bemeiſtern vermochte. Als ich mich der Factorei näherte, ward grade der gute, alte Birnbaum gefällt, der uns ſo oft erquickt: ich hörte den Stamm unter den Streichen der Axt erſeufzen und als der ſtarke Baum nun ſtürzte, rauſchte es wie der Fittig des Todes in den fallenden Zweigen, und die Laubkrone ſank nicht weit von meinen Füßen nieder. Dieſer Anblick drang tief durch meine Seele; es war mir, als hörte ich das letzte Aechzen der ſterbenden Dryas, als hätte ſie mich um Hülfe und Rettung angefleht, und erſchüttert wendete ich mich ab." —

Roland bedeckte mit der Hand die überfließenden Augen; er ſchämte ſich der Thräne, die dem Baume floß, der ſeiner Kindheit ſchon Früchte getragen, und konnte ihr doch nicht wehren.

„O mein Vater!" ſagte Gretchen ſanft, „Sie ſind krank — und es wäre beſſer, Sie gingen ſeltener nach der Silberhalle, bis die neue Heimath Ihnen die alte etwas entfremdet hätte. Ich wünſchte, Sie nähmen, thätig und regſam wie ſonſt, irgend ein zerſtreuendes Werk vor; dies würde von wohlthätiger Wirkung für Sie ſein."

Des Mädchens Wunſch erfüllte ſich zwar, aber die Idee, mit deren Ausführung Roland ſich zu beſchäftigen anfing, entſprach ſeiner melancholiſchen Stimmung. Er hatte wohl täglich die kleine Begräbnißinſel, worauf die Aſche ſeines Freundes ruhte, beſucht, und da war er auf den Gedanken gerathen, ein Tempel in antiker Bauart möchte hier gut angebracht ſein, und dem Orte eben ſo gut zu einer würdigen Auszeichnung, als denen, die mit liebendem Herzen nach dieſer Grabesſtelle wallfahrten und dort verweilen wollten, zum Schutze der Blöße gegen das Wetter gereichen. Roland gewann dieſe Vorſtellung ſo lieb, daß er alles Ernſtes einen Plan dazu entwarf, und ſobald er nach der Stadt käme, deshalb mit einem Baumeiſter ſprechen wollte.

Der heiterſte Himmel begünſtigte dieſe Reiſe, die unter einem glücklichen Sterne geſchah. Victorine empfing jauchzend die Ihrigen. Die Augen der jungen Frau ſtrahlten der Liebe reinſtes Glück, ihre Wohnung gab ein ſo heiteres Bild gefälliger Ordnung und eines innigen Zuſammenlebens, daß Vater Roland eine Freudenthräne vergoß, und dieſe Libation eines demüthigen Dankes dem Gott weihete, der ihn auch durch väterliches Wohlgefallen an ſeinem Kinde ſegnete. Die Woche, welche Roland mit Gretchen bei Victorine und ihrem Manne zubringen wollte, war nun unter abwechſelnden Vergnügen ſchnell wie ein Traum verſchwunden. Roland hatte nächſtdem alte Bekannte aufgeſucht, allerlei Einkäufe vorgenommen und manches Geſchäft, das er nöthig erachtete, beſorgt und abgethan. Er kehrte heiterer zurück, und erzählte unterweges Gretchen, daß er des Tempels wegen mit einem Baumeiſter geſprochen, der ihm dringend empfohlen worden wäre. Der junge Mann, deſſen Name ihm auf der Zunge ſchwebte, ohne daß er ihn augenblicklich auszuſprechen wußte — hätte ihm außerordentlich wohl gefallen, und wolle nächſtens auf einer Berufsreiſe den Umweg nach Roland's Villa nehmen, um die Inſel ſelbſt zu ſehen, und den Riß zum Baue des Tempels an Ort und Stelle zu entwerfen. Ferner ſann Roland nach, wem dieſer ſehr hubſche Mann wohl ähnlich geſehen; denn ſein Geſicht ſei ihm wie ein bekanntes vorgekommen. Aber Roland's Gedächtniß war im Drange der letzteren Zeit mit ſo vielen und mehrentheils fremdartigen Bildern überfüllt worden, als daß es ihm möglich geweſen wäre, ſeine Erinnerungen ſogleich zu ordnen.

Etwa acht Tage nach Roland's Zurückkunft ging Gretchen bei wunderſchönem Herbſtſonnenſchein nach der Silberhalle um der kranken Frau eines alten Bergknappen ein Labſal zu bringen. Sie war kaum aus dem Geſichtskreiſe Roland's, der ihr mit freundlichen Blicken nachſah, verſchwunden, als eine nette Equipage die Straße herauf blitzte, und jetzt vor Roland's Hauſe hielt. Der Baumeiſter ſprang heraus, und Roland freute ſich ſeiner Ankunft. Er drang in den Gaſt, heute hier zu raſten, und die Weiterreiſe, welche der Baumeiſter nach genommener Anſicht gegen den Abend noch um einige Meilen fortſetzen wollte, bis zum andern Morgen aufzuſchieben. Der Baumeiſter gab dieſer gaſtfreundlichen Bitte Gehör.

Zum erſten Male genoß Roland das Vergnügen, ſein Haus mit allem, was es Schönes und Köſtliches enthielt, fremden Augen, aus denen ein erſtaunter Beifall leuchtete, zu zeigen, und es verſetzte ihn in einen fröhlichen Rauſch. Der Baumeiſter, ein enthuſiaſtiſcher Künſtler in ſeinem Fache, bewunderte laut die Verhältniſſe dieſes inhaltreichen Hauſes, die Regelmäßigkeit der Einrichtung, und der Kunſtſinn, welcher überall waltete, entzückte ihn dergeſtalt, daß Roland, geſchmeichelt und vergnügt, eine Thür nach der andern öffnete.

Sie ſtanden jetzt in Gretchens kleinem Zimmer, demſelben, worin Herr Grille geſtorben war. Die Heilige dieſer

Capelle der Jungfräulichkeit, Florentinens Miniatur-Gemälde, hing an der Wand, in einem Rahmen von Vergißmeinnicht, die dem Grabhügel des Mannes entblüht waren, welcher das Andenken ſeiner Freundin ſo treu bewahrt hatte. Vertrocknet und farblos faßte dies Kränzchen das Bild einer Schönheit ein, die gleich ihm verwelkt, vielleicht längſt zu Staube geworden war! —

Der Baumeiſter ſtarrte nach der Wand, und ſein blühendes Angeſicht erblaßte. „O ſagen Sie!“ rief er, und ergriff Roland's Arm, „wie kommt dies Bild hierher?“

„Dies Bild?“ antwortete Roland, betroffen über die heftige Frage des jungen Mannes, „auf die natürlichſte Weiſe von der Welt, lieber Herr Baumeiſter. Es iſt eine Reliquie meiner Tochter — (Roland war ſchon längſt gewöhnt, Gretchen ohne einen entfremdenden Zuſatz ſo zu nennen,) und wie ſehr von der frommen Liebe des Mädchens verehrt, ſehen Sie ſelbſt!“ Er berührte das Kränzchen, und die Blätter entſanken dem loſen Gewinde und ſtäubten leiſe herab.

„Nun, bei Gott! das iſt wunderbar!“ ſagte der Baumeiſter, „es iſt das Conterfei meiner Mutter, und die Aehnlichkeit kann kein Zufall ſein, denn auch der Anzug trifft zu.“

Der Baumeiſter zog haſtig eine Brieftaſche hervor, in deren innerem Gehäuſe von ſchwarzem Sammet ein zum Verwechſeln ähnliches Gemälde befeſtiget war. Roland warf nur einen Blick hinein — es flirrte ihm vor der Stirne. „Sie ſind dieſem Zwillingsbilde wie aus den Augen geſchnitten!“ antwortete er froh beſtürzt, „o Himmel! wo habe ich denn die meinen gehabt? Ich hätte das ſogleich ſehen müſſen. Und Ihre Mutter, nicht wahr — hieß Florentine? — Wer aber war — Sie verzeihen mir eine Frage gewiß, die keine bloße Neugier iſt! Ihr Vater?“

Eine düſtere Wolke verfinſterte des Junglings helles Antlitz. „Er verwaiſete mich, als ich noch im Schooße der Mutter ſchlief“ — antwortete der Baumeiſter mit verhaltener Stimme, „ich bin indeß höchlich geſpannt, zu erfahren, woher“ — — —

Roland ließ ihn nicht ausreden. „Mein werther Herr Baumeiſter!“ unterbrach er ihn faſt zitternd vor Freude, „auch dieſer Tag bewährt mir das alte Sprichwort, daß man mit der Zeit alle Briefe zu leſen bekomme. Es war keine zufällige Fügung, die uns zuſammenführte; ein Band beſtehet zwiſchen uns, das aus dem Herzen, unter dem Sie für das Licht des Lebens reiften, ſich leiſe hervorſpann, einen edlen Dulder in ſtiller Zurückgezogenheit feſt hielt und mich an die Pflicht der Dankbarkeit knupfte. Sie ſind in Freundes Hauſe!“ Roland umarmte den Baumeiſter gerührt. Dieſer wußte nicht, wie ihm geſchah. Er ſprach: „Zwar dämmert es“ — — — er meinte das Licht eines Gedankens, welcher ihm das Dunkel von Roland's Rede aufklären würde — allein Frau Urſula, welche eintrat, um die Herren zum Kaffee abzurufen, verſtand dieſen bildlichen Ausdruck wörtlich, und ſagte: „Ach nein! das kommt Ihnen nur ſo vor; in einer Stunde erſt gehet die Sonne unter.“

Roland und der Baumeiſter konnten nicht umhin, dieſen Mißverſtand zu belächeln, wurden aber durch ihn daran erinnert, daß zu dem Gange auf die Inſel keine Zeit zu verlieren wäre. Roland druckte dem neuen Freunde die Hand, und ſprach: „Die Fortſetzung folgt;“ er hob ſie fur Gretchens Beiſein auf.

Die Gegenwart von des Baumeiſters Schreiber, der ein Buch mit Zeichnungen und eine Meßkette trug, hielt das Geſpräch in offenem Felde der Gemeinplätze und von jeder vertrauten Erklärung ab.

Der Sonne letzter Strahl hing röthlich noch am Haine, als Roland mit ſeinem Gaſte zurückkehrte. Gretchen war, ſo lautete der heimliche Bericht, den Roland einzog — vor einigen Minuten nach Hauſe gekommen und befand ſich in ihrem Zimmer. Der Vater durfte es wagen, ſie dort aufzuſuchen; er bemerkte kaum, daß ſein Begleiter ihm zerſtreuet und mechaniſch auf dem Fuße folgte. Die Thür öffnete ſich, der glühende Abendhimmel drappirte die Wand des kleinen Heiligthums mit flammendem Golde. Gretchen ſtand in verklärtem Reiz, von den Blumen ihrer Schönheit, wie von einem friſchen Kranze umſchlungen, ein lebensvolles Bild der Liebe, vor — dem Geliebten!!! —

„Gretchen!“ ſprach der Baumeiſter, und der Ton des Entzückens, womit er dieſen Namen rief, drang aus tiefſter Seele, „endlich — hier finden wir uns wieder?“ —

„Mein Gott und Herr!“ redete Roland zwiſchen den erſchrockenen Gruß ſeiner Pflegetochter, „ſo iſt Gretchen wohl auch eine alte Bekannte von Ihnen? Dies hübſche Gemach wäre demnach eine wahre Fundgrube für Sie! es zeigt Ihnen das Bild der Mutter — eine liebe verlorene Freundin — und wer weiß, welchen Gewinn noch?“ —

Die Herzen der drei glücklichen Menſchen bedurften nicht langer Aufſchlüſſe; aber ſie wurden zur höchſter Befriedigung gegeben und genommen. Gretchen hatte den Baumeiſter damals in R...... kennen gelernt, wo er Hausgenoſſe jener Familie war, bei der ſie ſich aufhielt. Die erſte Liebe dieſer beiden jungen Leute, ehrfurchtsvoll von Seiten des Jünglings, ſchüchtern und ſchamhaft von der des Mädchens, war nur erſt durch Seufzer und Blick, nicht durch ein zärtliches Wort ausgeſprochen, als ein Ruf der Pflicht den jungen Baukünſtler entfernte, ohne daß er zu Gretchen von ſeinen Gefühlen, von ſeinen Geſinnungen und Ausſichten für die Zukunft hatte reden können, und Gretchens Glauben an ſeine Wiederkehr, an ſeine Treue, hatte keine andere Gewähr, als ihr eigenes Herz voll unendlicher Liebe für ihn.

Er blieb lange aus, fügte ſich aber um ſo williger dieſer Nothwendigkeit, als er hoffte, dadurch früher zu der Freiheit zu gelangen, Gretchen mit ſeiner Hand ein gemächliches Loos anbieten zu können. Als er nun endlich jenen bindenden Halt abgeſtreift hatte, und los und ledig jeder Verhinderung dem Orte ſeiner Sehnſucht zueilte, fand er all ſein Glück zertrümmert. Jenes Haus, der Schauplatz ſeines jugendlichen Schäferſpiels, war verödet, die trauten Verhältniſſe waren zerſplittert und zerriſſen, und eine falſche Kunde täuſchte ihn über Gretchens Schickſal. Er betrauerte ſie als eine Todte, und jetzt ſtand ſie lebend und liebend, dies ſagte ihr Auge — vor ihm!

„Aber, liebes Gretchen," ſagte der Baumeiſter, als der Taumel der erſten Ueberraſchung vorüber war, „damals hießen Sie Rudiger." —

„So heiße ich auch noch," antwortete Gretchen mit einem holden Lächeln, „dieſer edle Mann," fuhr ſie fort, und reichte Roland die ſchöne freudezitternde Hand, „erſetzte mir nicht nur den Namen nach, ſondern in Sinn und That den Vater, in deſſen jähem Tode mich ein ſchweres Schickſal traf." —

Wie ſehr glücklich ſich Gretchen nun auch fühlte, den Mann ihrer Liebe, den Gegenſtand ihres ſtillen Sehnens und Grämens, wieder zu ſehen, da ſie es am wenigſten vermuthete, ſo berührte er doch als Florentinens Sohn nicht minder eine tiefe Saite ihres Herzens. Die Beziehung kam zur Sprache, in der Roland wie Gretchen ſich für des Baumeiſters Herkunft intereſſirten, und er nahm keinen Anſtand, ſich vor dieſen Geweiheten ganz auszuſprechen, nachdem er ſie im Beſitze ſeiner Familiengeheimniſſe wußte, und das theure Gretchen, wie ihren väterlichen Freund, ſeinem eigenen Geſchick verhängnißvoll verkettet ſah.

Florentine hatte richtig noch den Auditeur geheirathet; ihre rüſtige Mutter war in Sebnitz erkrankt und geſtorben, und die junge Wöchnerin, zu deren Pflege und Wartung Madame Lorbher berufen war, mußte die Leiche ihrer hülfswilligen Verwandte beſchicken. Die verlaſſene Florentine fiel nunmehr mit ihrem kleinen Ausſtattungsſchatze dem Vormunde anheim, und als Gattin ſeinem wüſten Sohne zu, da das Hinderniß ihrer Armuth gehoben war. Aber nur ein Jahr hatte dieſe unglückliche Ehe gedauert, da ging der Auditeur mit einem beträchlichen Caſſenraube über die Grenze, ſein Name wurde geächtet, und die beweinenswerthe Frau, eine mütterliche Hoffnung unter dem verzweifelnden Herzen, fand in ihres Schwiegervaters Hauſe eine Freiſtatt für die Thränen einer unfruchtbaren Reue. Der väterliche Gram über die Schmach, welche ſein verworfener Sohn auf ihn und das arme, betrogene Weſen gehäuft, für das er nun ſorgen mußte, war dem alten Manne zu ſchwer, er drückte ihn ins Grab. —

Die junge Mutter, durch den Tod ihres Schwiegervaters ganz verwittwet und verwaiſet, hatte nur noch einen Wunſch: die alte Wohnung in jenem Hauſe, worin ſie glücklich geweſen war, ohne ihr Glück zu erkennen. Jetzt ſah ſie es ein; aber nun war es verſchwunden, doch hoffte ſie mit dem Glauben der Liebe, nicht für immer: denn der ſcheidende Freund hatte ja geſagt: „Wir ſehen uns wieder, Florentine!“ —

Ihrem geduldigen Bemühen gelang es endlich, ſich in den Wiederbeſitz jener Wohnung zu ſetzen. Hier lebte ſie in der Vergangenheit und einzig nur mit der Erziehung ihres Kindes beſchäftiget. Jung, lebhaft, reizbar, unglücklich und gänzlich einſam, mußten ſich Florentinens Gedanken auf eine Weiſe überſpannen, welche der Menſch ſelten lange, und niemals ohne Gefahr für ſeinen Geiſt auszuhalten vermag. Eine fixe Idee, das verſprochene Wiederſehen ihres Freundes — ach! wie ſo ganz anders gemeint von ihm! — hielt ſie in lauſchender Erwartung. Jeder Zug der Klingel am Hauſe, der ſie mit trauten Erinnerungen an ein unwiederbringliches Vormals täuſchte, brachte ihre Gefühle in eine zitternde Schwingung. Sie lebte nur ſo lange, um ſich der Anlagen ihres Kindes zu freuen, von dem die Lehrer ſagten: Es ſtecke ein mathematiſches Genie in dem Kleinen — dann ſtarb ſie in einem langſamen Hinſcheiden.

Am Abend ihres Todes, wo ſie zu ſchlummern ſchien, zog es leiſe an der Klingel des Hauſes. „Das war Er!“ ſagte ſie, wie träumend, lächelte ſelig — dann erloſch ihre Stimme, ihr Leben in einem Seufzer. Am Hauſe aber hatte ſich Niemand gefunden, der Einlaß begehrte. —

Als der Baumeiſter dieſe kleine, traurige Erzählung geendigt hatte, feierte eine empfindungsvolle Pauſe ſeine kindlichen Erinnerungen. Dann ſagte Roland: „Guter Gott! ſo ſind die Menſchen! ſie warten auf das Heil, und kommt es ſtill, wie der Thau der Nächte fällt — dann können ſie es nur verſtoßen! — Die Juden harreten auf ihren

Meſſias — und als der verheißene Retter nun erſchien, da tödteten ſie den Geſalbten Gottes, und hoffen noch auf Ihn! — Auch Florentine konnte dem Freunde, der ihr Engel geworden wäre, nur das Kreuz der Entſagung auflegen, dann erſt erkannte ſie ihn, als ſein Herz geblutet hatte! — Jetzt ſind ſie vereiniget!"

Roland trat ans Fenſter und ſah in die Wolken, die das blaue Meer des Aethers ſchwebend durchſchifften. Er dachte den Wegen der Vorſicht, der Irrfahrt des menſchlichen Lebens, dem Hafen der Ruhe nach, und es ward ſtill und licht in ſeiner Seele.

Der Baumeiſter mußte zwar am folgenden Morgen fort, kam aber bald wieder, um den Tempel auf der Begräbnißinſel zu erbauen. In ſchlanken Säulen erhob ſich die ſchöne claſſiſche Form, und eine lateiniſche Inſchrift aus dem Horaz: „Selbſt unglücklich einſt, lernt' ich Unglücklichen beiſtehn!" bezeichnete dieſen Ehrenbau als ein Denkmal für die milde Güte und Humanität eines vollendeten Dulders. In ſanfter, erhabener Schönheit, wie reine Gedanken über die wogende Tiefe der Seele, ziehen Schwäne über den kleinen, ſtillen See, an dem der gute Grille begraben liegt.

Der junge Architekt hatte nebenbei, oder hauptſächlich — ſich einen Tempel in Gretchens Herzen nach der Liebe heiliger Regel erbauet, und dieſes gelungenen Werkes durfte er ſich mehr noch freuen, denn es war für die Ewigkeit begründet: klare Gefühle, in denen ſich der Himmel ſpiegelt, umwallen es, und der Unſchuld ſilberreiner Schwan, das Sinnbild weiblicher Würde, fluthet auf und ab.

Als das Frühjahr wiederkam, legte Roland Gretchens Hand in die des Baumeiſters. Sie wurden vor dem Bilde der Mutter getrauet, und Gretchens Buſen ſchmückte ein Vergißmeinnichtſtrauß von dem Grabhügel ihres alten Freundes, wo dieſe Blümchen im feuchten Schatten jener Uferſtelle ſo üppig wuchern, wie ſein Gedächtniß im Andenken derer, die ihn kannten und liebten.

Es ward nun gemeinſam beſchloſſen, daß der Baumeiſter jeden Sommer hindurch auf Roland's Landhauſe zubringen und von hier aus ſeine Geſchäftsreiſen unternehmen ſollte; Vater Roland aber für den Winter mit und zu ſeinen Kindern in die Stadt ziehen würde.

»O wie glücklich bin ich, mein Vater!« ſagte Gretchen im Laufe ihres ſtillen Hochzeittages, und warf ſich mit zärtlicher Dankbarkeit an ſeine Bruſt.

»Siehſt Du?« ſagte der beſcheidene, der kindliche Roland, und drückte das bräutliche Mädchen feſt an ſein Herz, »ſo macht Gott alles, alles! gut, auch das, was uns noch ſo böſe ſcheint! — Dieſe Erkenntniß entſchwebt, ein leuchtender Phönix! der Aſche unſerer Freuden, und trägt uns auf des Glaubens Flügeln zum Himmel! — Einſt kehrt zur Sonne er zurück, und dunkler Schmerz wird helles Glück!«

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechsundzwanzigſter Band.

Die Wittwen. Erſter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

P. o. germ. 171 5/1 (26-32

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Wittwen.

Die Liebe hat weder Anfang noch Ende!
. . . .
Wiſſe! auch was verwelkt war,
kann wieder erblühen!
Friederike Lohmann

Pauline Platon, die Geſellſchafterin der Wittwe des Banquier Weihland, ſaß an einem hellen Wintermorgen am Fenſter. Nur in Gedanken beſchäftiget, ließ ſie die ſonſt ſo fleißigen Hände, denen die Arbeit entſunken ſchien, läſſig in ihrem Schooße ruhen. Die Kälte, womit der Februar ſein Recht ſtreng behauptete, flimmerte noch an den Scheiben, wie auch der ſäulenförmige Ofen ſprühete und glühete; draußen aber warf die Sonne funkelnde Blicke auf die weißen Dächer und vergoldete den Rauch der Eſſen. In ſilbernem Geſtäube löſete ſich der Schnee aus ſeinen feſten Lagen, zitterte ſchwebend um den Höhenrand der Gebäude und miſchte ſich mit dem klaren Blau der Luft. Mit betrachtendem Tiefſinn ſchauete Pauline in das blendende Spiel, leuchtend umfloß der Wiederſchein die beſcheidene Geſtalt, in ihren Augen von ſchönſter dunkler Aetherfarbe glänzte ein feuchter Schimmer, und vor dem ſanften Hauche ihres Mundes ſchlich ein Tröpflein nach dem andern leiſe an dem Froſt des Fenſters nieder.

In dem räumlichen Wohnzimmer athmete Stille, und obgleich der Weiſer der Uhr die zehnte Stunde als bald verfloſſen zeigte, war es doch ſichtlich, daß die Ordnung des Tages hier noch nicht begonnen hatte. Ueber dem antiken Stuhle hing ein modernes Ballkleid, deſſen feine Ranken und Zweige, wirr und bleich wie die Blumen des Winters, dem Staube verfallen ſchienen; eine Palatine von Zobel war über das luftige Gewebe hingeworfen. Noch ſtand eine große Toilette, beſäet mit einer Menge Putzſachen und eleganter Kleinigkeiten, neben dem hohen Spiegel; blitzend wühlten die Sonnenſtrahlen in dem bunten Geſchmeide des offnen Schmuckkäſtchens und reflectirten auf einen prächtigen Strauß von Aehren, gefaßt in Silber und Diamanten und gehalten durch eine Schleife von Rubinen.

Vor dem Sopha war ein kleiner runder Tiſch mit dem Apparat zum Frühſtück einladend beſchickt, und eine Mundtaſſe, worauf niedlich gemalt jene Scene aus dem bekannten Mährchen von der Wittwe zu ſehen, wo das Bild des todten Stephan aus dem Fenſter ſeines Hauſes fliegt — füllte nur mit Scherz ihren Platz aus, doch viel zu hübſch und klein, um ihn durch das Aergerniß der Satyre zu verbittern.

Jetzt kündete ſcharrendes Geräuſch vor der Thür einen Kommenden an, der Juſtizcommiſſarius Weihland trat ein. Pauline grüßte ihn ſchweigend, und ein Wink ihrer aufgehobenen Hand nach einer halboffnen Tapetenthür bedeutete ihn, ſich ſanft zu verhalten. Doch ſchon war es geſchehen; er hatte ein Volumen Acten ſo laut auf den Flügel gelegt, daß die Reſonanz ſingend tönte. Betroffen, ein Störer geweſen zu ſein, hemmte er nun den rüſtigen Anlauf ſeiner Schritte und unterdrückte die ſonore Stimme, als er fragte: „Die Schwägerin ſchläft wohl noch?“ Pauline faßte ſchnell nach dem Drücker der Tapete und ſprach gedämpft: „Der Schlummer iſt ihr ſehr zu gönnen, ich möchte ſie nicht wecken, und wenn ſie bis an den Mittag ſchliefe. Die Nacht gab wenig Ruhe, oder vielmehr gar keine. Sie kamen ſpät vom Balle, Franzisca in Mißmuth verſtört — und dies

Wort dürfte zu gelinde ſein, um ihren aufgeregten Zuſtand richtig zu bezeichnen. Sagen Sie, Freund! iſt ihr dort etwas Unangenehmes paſſirt?“

Der Juſtizcommiſſarius ſtrich ſich den Bart und antwortete gleichmüthig: „Nichts, das ich wüßte; außer vielleicht — der Erfahrung, eine paſſirte Tänzerin zu ſein.“

„So tanzte Franziſca gar nicht?“ fragte ihre Freundin dringender. „Nun ja,“ erwiederte Jener, „hier und da ein paar Mal, aber mäßig, in geſetztem Tempo und keineswegs ſo wie ſonſt. Sie ſaß geziemender Weiſe, als die jungen Mädchen im ſauſenden Galop vorüberraſeten; ich ſtand neben ihr und ſah im Geiſte lauter Todtenbräute an das Kirchhofgitter fliegen.“

Pauline nickte und ſchwieg, als wüßte ſie nun genug; nach einer kleinen Pauſe, die der Juſtizcommiſſarius dem Grauen dieſer Vorſtellung überließ, fuhr er fort: „Das aber weiß ich nun, es giebt keine läſtigere Aufgabe für einen Mann, der die Ruhe liebt, als einen Ball! Man wird zum Opfer galanter Pflichten, und wie ein Fang der Laune gleichſam hin und her geworfen. Ich bin müde zum Sterben, nicht eben vom Tanzen, denn ich habe keinen Fuß gerührt, ſondern vom Dienſt meiner Dame. Franziſca hat mir was zu ſchaffen gemacht und mich in Athem erhalten! Ich keuchte nur ſo vor Angſt und Artigkeit. Sie forderte bald dies, bald das, und nichts brachte ich ihr zu Danke. Der Thee kam ihr wie Braunbier vor, das Zuckerwaſſer ſchmeckte zu ſüß, wobei ſie in einer Ironie des Geſchmacks den Mund ſo herbe verzog, als hätte ſie Wermuth getrunken — der Wein, verſicherte ſie, hätte einen Stich; ich aber dachte bei mir ſelbſt, der wäre nur auf ihrer Zunge; denn ſie theilte ſpitze Repliken aus. Doch wünſchte ich mit heiler

Haut davon zu kommen, und ſo hütete ich mich wohl, jene Meinung zu verlautbaren. Zuletzt verlangte ſie, erhitzt vom Walzer, ein Glas Limonade; die Bitte klang wie ein im Zorne gegebener Befehl, wie die Sehnſucht nach Gift. Da ermannte ich mich und ſprach: „Nein, mein Schweſterchen, dies muß ich verſagen; ich würde mich wie der Herr von Rumpelmeier gemahnen, wenn ich Dir die heilloſe Kühlung credenzte. Sie ſchmollte wie ein verzogenes Kind, ſaß ſtumm neben mir im Wagen, als ich ſie heimführte, und — ich bin nun gekommen, dieſen undankbaren Groll zu verſöhnen. Ach!“ ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, indem er die Spitze der blanken Nähnadeln an dem ſtraffen Kiſſen verſuchte, „mit dieſen Nadeln möchte ich meinen ſeligen Bruder aus der Erde graben! Ich ſtellte ihn in der verwichnen Nacht vor Minos Richterſtuhl — auch dachte ich Ihrer heiligen Geduld, edle, platoniſche Seele! Und eine zweite Abſicht meines frühen Beſuchs iſt, Sie meiner höchſten Achtung zu verſichern.“ Er küßte ihr mit komiſchem Ernſt die Hand. Pauline mußte doch ein wenig lächeln. „Sie dauern mich, armer Weihland!“ ſagte ſie, und milder Spott, daß er ſich ſo gebeugt fühlte — hellte ihre ſinnende Miene auf.

„Klingt mein Name ſelbſt von ſo ſchönen Lippen nicht wie ein Leichenſtein, oder wie das Formular einer Abkündigung?“ fragte der Juſtizcommiſſarius, „warum nennen ſie mich nicht Ludwig, wie die Schwägerin? Ich würde es lieber hören. Und billig ſollte Franzisca ein ſo geringes Vorrecht mit Ihnen theilen, da Ihre Güte ſie ſo mancher Sorge, mancher Pflicht überhebt.“

Unter einem Anflug von Erröthen antwortete Pauline: „Ich aber würde ſolch eine trauliche Gewohnheit für ein

Ueberheben meines Verhältniſſes halten, und mich ihr einmal unbedacht vor fremden Ohren zu überlaſſen fürchten." Sie lauſchte nach der Wand, der Juſtizcommiſſarius horchte ſympathetiſch mit — im Schlafgemache aber blieb es ſtill. Die Pauſe war lang genug zu einer vollen Wendung des Geſprächs. Pauline, indem ſie aus dem Sonnenſchein rückte, und dadurch dem Schwager ihrer Freundin um eine Spanne näher kam, hob zuerſt wieder an: „Ich war wirklich beſorgt, Franzisca würde uns krank werden; denn ſie befand ſich nach ihrer Heimkehr vom Balle in einer Art von Seelenfieber. Ich hatte das Mädchen zu Bette gehen heißen und wollte ſie ſelbſt auskleiden helfen; aber ſie wehrte meinem Beiſtande, den ſie ſich doch ſonſt gern gefallen läßt. Sie entledigte ſich der ſchönen Halskette ſo mit Ungeſtüm, als gelte es, einer drückenden Haft zu entkommen; manches Band, das füglich gelöſet werden konnte, wurde in Haſt zerriſſen. Sie warf den Putz verachtend ab, — und ſich mit ausbrechenden Thränen an meine Bruſt."

Ein Schatten lief flüchtig über Weihland's frohe Stirn. „Hm!" fiel er ein, als wollte er ſich ſelbſt eine kleine Beſorgniß ausreden, „es wird nicht viel auf ſich haben. Ein hyſteriſches Wölkchen am Untergange des Ballhimmels — ein unſchuldiges Schauerchen, das hoffentlich heiteres Wetter verſpricht."

Pauline ſah ihn an und ſchüttelte unmerklich mit dem Kopfe, ein Ausdruck bekümmerten Zweifels ſprach aus ihrem Blick. Sie fuhr fort: „Franzisca wollte ſprechen; aber nur ein ſchmerzlicher Krampf bewegte ihre Lippen, und ich dachte, das heftige Schluchzen würde ihr das Herz abſtoßen. So ſagte ich denn: Komm ſchlafen, Liebe! morgen wirſt du mir Alles erzählen. Sie ließ ſich von mir zu Bette bringen, willenlos wie ein krankes Kind. Ich hüllte ſie in die wärmende Decke, die Arme fror und bebte, und ich hörte ſie noch lange leiſe in die Kiſſen weinen. Da griff ich zu einem Mittel, was ſchon öfters gut gethan, und welches ſich auch diesmal bewährte; ich langte nach einem Buch und fing an vorzuleſen. Es war ein Trauerſpiel und wie für meinen Zweck geſchrieben. Franzisca athmete ſtill, da ich inne hielt; doch las ich noch eine Weile fort, um ſie nicht durch jähes Aufhören aus der erſten Betäubung zu wecken.«

»Sie treuer Engel!« ſprach der Juſtizcommiſſarius gerührt, »dafür mögen gute Geiſter über Ihrem Schlummer wachen. Und Preis allen Schriftſtellern, denen ſolcher Mohnſaft aus der Feder tröpfelt! Schlechte Verſe ſcheuchten ſchon zu Gellerts Zeiten das Geſpenſt in ſeinen Fabeln, und mehr als eine eitle Einbildung wird hier ſchwerlich zu verbannen geweſen ſein. Der gewohnte Schutzgeiſt fehlte der armen Franzisca auf dem Balle — darum hatte der Dämon übler Laune Macht über ſie. Weshalb aber, liebe Theuerſte, weigerten ſie ſich eigenſinnig, meine Schwägerin auch dahin zu begleiten?«

»Es iſt ein feſtes Abkommen zwiſchen uns,“ erwiederte die Geſellſchafterin, »daß ich von der Theilnahme an Tanzpartieen freigeſprochen bin; ich fühle mich dort nicht an meinem Platze, ich war es nie. Ihnen darf ich es wohl geſtehen — daß, trotz aller Reſignation, Gefühle in mir aufgeſtört werden, die beſſer ruhen, die Tanzmuſik erregt mir Wehmuth; während ſie Andere hebt, muß ich Thränen unterdrücken, und ſo iſt demnach der Ball ein Vergnügen, wovon meine innerſte Eigenthümlichkeit mich ausſchließt.“

»Freilich, entgegnete Weihland, »auch falſche Edelſteine ſchimmern zu ihrer Zeit bei gehöriger Beleuchtung, da hingegen die echte Perle nur wenig glänzt und ihr ſtiller Werth einen Kenner fordert. — Solch ein Ball könnte überhaupt eine optiſche Täuſchung genannt werden. Und manche brillante Tänzerin, ſo gefeiert wie bewundert, giebt am Tage und im Dunkel häuslicher Verhältniſſe einen Vergleich zu dieſer ab" — hierbei hob der Juſtizcommiſſarius einen Lichtſchirm von der nahe ſtehenden Commode, hielt ihn gegen die Sonne, die ſchwebende Geſtalt der Madame Hoguet erſchien in der todten Maſſe des Bisquits —, „und iſt nichts mehr als ein bleiches Bild, eine ſeelenloſe Form, eine auf den Effect berechnete Kunſt." Pauline ſchwieg. Weihland ſtellte den Schirm an ſeinen Ort, und beſeitigte zugleich den Gegenſtand der Unterhaltung, indem er fragte: „Wie brachten Sie den einſamen Abend hin, wenn anders man ſich danach erkundigen darf?"

„Warum nicht?" antwortete Pauline mit einem offenen zufriedenen Lächeln, „er verging mir ſehr gut und ſchnell, ob auch bis ſpät in die Nacht hinein verlängert. Ich hatte mir vorgenommen, an eine entfernte Freundin zu ſchreiben, es war ein Brief, der Muße und Sammlung erforderte. Wir wuchſen als Kinder zuſammen auf, unſere harmloſen Spiele waren kaum durch die kleinen Geheimniſſe der erſten Jugend verdrängt, als der Ernſt des Lebens ſcheidend zwiſchen uns trat. Meine Freundin ward Braut eines Mannes, den ſie über Alles liebte, und ſie gewann die Zuſtimmung der Eltern an demſelben Tage, wo ich meinen guten Vater verlor. So weinte ich meine bitterſten Thränen allein; doch gönnte ich ihr das errungene Glück, und ſie überließ mich meinem Schmerz. Ihre leidenſchaftlichen Hoffnungen hatten ſich jedoch nicht erfüllt, die Ehe meiner Freundin ließ viel zu wünſchen übrig. Mancher Zwieſpalt, Enttäuſchungen, Sorgen der Nahrung löſchten die Gluth ihrer Liebe nur zu zeitig aus. Mir hatte ſich indeß der liebe Gott als ein treuer Verſorger, als der beſte Freund bewährt, und mein ſtilles Flehen um ein Herz, das ihm vertraue, erhört. Ich ging bis hierher ohne heftige Wünſche, ohne Anſprüche durch das Leben; es gelang mir, hier und da mich nützlich zu machen, und dies befriedigte mein Selbſtgefühl. Vor einiger Zeit erhielt ich eine Zuſchrift von meiner Freundin, voll Jammer über eine hülfloſe Lage. Sie war Wittwe geworden, und ein Häuflein Kinder, verwickelte Angelegenheiten und eine üble Stellung zur Familie des verſtorbenen Mannes ihr als ſein Nachlaß verblieben. Dies traurige Schickſal dauerte mich in der Seele! Ich wollte ihr nicht leeren Troſt ſenden, die arme Trauernde nicht mit kurzen Worten abfinden — und ſo hatte es denn ſeine Urſachen, daß ich nicht ſogleich antwortete. Dieſer verſpäteten Pflicht nun war der geſtrige Abend gewidmet, und ich denke die Säumniß vergütet zu haben. — Die Stunden ſchlugen, mir däuchte der Seiger ginge beſchleunigt, und mein Herz ſchlug in Erinnerungen, die mich über einen verhängnißvollen Zeitraum, über jene wüſte Stelle des Kummers hinweg in das Eden der Kindheit verſetzten. Die Welt außer mir, weit und öde für ein einzelnes Weſen, verſchwand, jene liebende Enge, die nichts kennt als die Freude der Gegenwart, umſchloß mich wieder. Ich ſaß mit meiner Geſpielin in der Bohnenlaube des Gärtchens an meines Vaters Hauſe, und der Frühling blühete um uns her. Wir nähten emſiglich, als thäte es noch ſo noth, für die kleine Familie der Puppen, die in lederner Blöße vor uns lagen. Der Wind verwehte die ſeidnen Läppchen und tändelte mit den hellen blonden Locken, die um das glühende Geſichtchen meiner Freundin niederhingen. Ich ſah dies Alles noch lebendig vor mir. Wie vorbildlich für die traurigſte Wahrheit war nun jener ſüße Traum, jener kindiſche Fleiß geweſen; jetzt ſaß die unglückliche Frau blaß, erſtorben für jedes frohe Gefühl, mit der Binde des Harms um die kummervolle Stirne, unter ihren vaterloſen Waiſen, und arbeitete, um ihre Kinder kleiden zu können. Ich mußte ihr helfen wie damals, wie hätte ich an mein eigenes Bedürfniß denken mögen? — Als ich das Briefpacket für die Poſt zurecht machte, träufelte mir Siegellack auf die Finger; ich empfand es kaum und dachte, die Freudenthräne meiner armen Freundin würde brennender noch ſein."

Der Juſtizcommiſſarius hatte dieſer kleinen Erzählung Paulinens mit einem Antheil zugehört, den er ſtumm am ſchönſten verſicherte. Jetzt ergriff er abermals ihre Hand, wollte reden — doch die Stimme des Gefühls ging plötzlich in eine andere Tonart über, als er ſeine Schwägerin in der langſam aufgehenden Tapetenthür erblickte.

Madame Weihland, der Stern ihres Hauſes! erſchien ſehr verdüſtert, ihr ſchönes Geſicht war auffallend bleich, ein Häubchen von Battiſt verhüllte noch den Saum der leuchtenden Stirne, und die ſtrahlenden Augen blickten, wie unter einem Schleier von Trübſinn, verwundert in das heitere Beiſammenſein jener Beiden.

„Nun guten Morgen, Franzisca!" rief Pauline, entzog raſch ihre Hand dem Drucke warmer Hochachtung und ſtand auf.

„Mein Gott, biſt Du ſchon da, Ludwig?" wendete Jene ſich an den Juſtizcommiſſarius, und ein kleines Kopfnicken dankte der Geſellſchafterin. Die kränkliche Unluſt dieſer

Frage reizte den Humor des Schwagers, worin ein weiches Gefühl ſich auflöſete. „Ich bin ſo frei mit Deiner gütigen Erlaubniß, meine holde Schweſter, und dieſer freundliche Empfang entzückt mich!“ antwortete er, ſtieß den Stuhl zurück, und faßte mit brüderlichem Vorrecht ihren ſchlanken Wuchs in ſeine Arme, wobei er ſang: „Heute, mein Fränzchen, wollen wir alle auf einem Balle fröhlich ſein!“

Franzisca entwand ſich ihm mit ſichtbarem Widerwillen und ſprach: „Ja das fehlte mir noch! Ich habe an dem geſtrigen genug.“ Ein verſchmähendes Lächeln bitterer Genüge ſchwebte um den aufgeworfenen Mund.

„Und ich wähnte Dich Wunder wie vergnügt, da ich Dich ſo reizend tanzen ſah —“ ſagte der Juſtizcommiſſarius treuherzig; aber der Schalk lauſchte aus ſeiner Miene.

„Oh! ich bin außerordentlich vergnügt geweſen, beſonders bei jenem Walzer —“ entgegnete Franzisca ſpöttiſch und lächelte noch einmal mit gekränkten Zügen.

„Es iſt doch ein ſchönes Talent, der Tanz!“ ſprach der Juſtizcommiſſarius hierauf, als ob es ihm voller Ernſt mit dieſer Bemerkung wäre; „ich ſchämte mich geſtern meiner Schwerfälligkeit, meiner bleiernen Proſa. Der Tanz iſt die Poeſie der Freude, die Schwungkraft der Liebe und Luſt; man ſieht es gleich, wer ſich nur um des Anſtands willen und wie in einem langweiligen Gelegenheitsgedicht abmüdet. — Wahrlich nur Glückliche ſollten tanzen.“

Mit der entſchiedenſten Ausgeſchloſſenheit verſetzte Madame Weihland: „Dann würden wir höchſtens ein Solo und auch das nur ſelten ſehen. Wie aber ſollte ein Cotillon jemals zu Stande kommen? —“

Mittlerweile war das Frühſtück gebracht worden; Pauline ſchenkte ſchweigend ein und verſorgte mit anmuthiger

Handreichung die Dame, welche ſich auf das Sopha niedergelaſſen hatte, und an den Dienſt der Freundſchaft gewöhnt, dies gefällige Mühewalten wenig zu beachten ſchien. „Trinke doch, liebe Franzisca!“ bat Pauline, indem ſie beide Hände um die blanke Kanne legte, „der Caffee iſt ohnedies nicht mehr ganz warm, er hat doch zu lange geſtanden.“

Franzisca hob die volle Taſſe empor, ihr Blick weilte finſter und ſtrafend auf dem kleinen ſpaßhaften Bilde, ſie benetzte die Lippen, und ſeufzte dabei ſo tief, als ſehnte ſie ſich Lethe zu koſten. — Der Juſtizcommiſſarius machte einen Gang durch das Zimmer, blickte ſeitwärts nach der Straße und ſprach: „Wiſſen ſie Damen es ſchon? dieſe Nacht iſt auch der Major Gardemer geſtorben.“

„Geſtorben? wirklich?“ fragte Pauline in erſchrockener Theilnahme an dieſer Nachricht.

„Ja, er iſt wirklich geſtorben, liebe Platon,“ beſtätigte Weihland mit Accent, und ſetzte hinzu: „Seine Frau wäre in Wahrheit zu beklagen, wenn der Major von einem Scheintode erwachen ſolle.“

„Da iſt wieder ein Quäler zur Ruhe gebracht und ein freies Herz erlöſet,“ ſagte Franzisca mit einem Tone, der verrieth, daß ſie eine feindſelige Beziehung an den Gedanken der Ehe knüpfe. Doch Paulinens Milde ließ die Todten in Frieden, ihr Mitleid gehörte den Lebenden. Sie ſprach bedauernd: „Die liebenswürdige Frau hat viel gelitten und mir innigſt leid gethan. Wie oft habe ich ſie, wenn wir ſpät nach Hauſe kamen, oder Geſellſchaft bei uns hatten, einſam, ruhelos hinter den Gardinen wanken und weinen geſehen! Auch gleicht ſie einem Schatten, und iſt ſeit Monden nicht in die Luft und von dem Krankenbette ihres Mannes weggekommen.“

„Er ſoll ein wunderlicher Heiliger und bis zum Exceß eiferſüchtig geweſen ſein —“ ſagte der Juſtizcommiſſarius zu ſeiner Schwägerin, als wüßte nur ſie hierauf Beſcheid zu geben.

Pauline nahm an der Freundin Statt das Wort und ſprach: „Die Beklagenswerthe! Dieſe fürchterliche Leidenſchaft zu fühlen, oder ſich als ihren Gegenſtand zu denken, ich weiß nicht, was ich für ſchlimmer halte.“

„Dieſe Foltergrade mögen auch ſchwer zu beſtimmen ſein,“ entgegnete Weihland; doch ſo viel iſt gewiß, daß eine Furie dieſe Martern verhängt, der wir doch ja nicht einen Namen geben wollen, den nur die Himmel tönen. Liebe iſt Sicherheit! und die völlige Liebe — dies ſagt ſchon die Schrift — treibt alle Furcht aus. Nur wer zittert, iſt grauſam gegen ſich und Andere.“ Als er dies geſagt, horchte er aufſchauend und ſprach: „Da ſchlägt die Glocke, die mich von hinnen ruft. Ich muß auf das Gericht zum Termin, um eine famöſe Diebsgeſchichte zu verhandeln, und der Länder aus Fra Diavolo brummt mir noch vor den Ohren, der Ball wirbelt mir noch im Kopfe, ſo werde ich denn gewaltſam fortgeriſſen. Adieu, meine Adorablen! Ich gehe, ich gehe!“ er legte die Hand auf die linke Seite und ſchritt zur Schwelle, „aber ach! mein Herz bleibt hier.“ Und ſomit war er zur Thür hinaus.

„Ich bin froh, daß wir ihn los ſind,“ ſagte Franzisca, und begann ihre Pretioſen über die Seite zu räumen, wobei Pauline ihr half; „dieſe unverwüſtliche Laune kann, wenn man nicht geſtimmt iſt, ärgerlich werden, und ſeine Phraſen mag ich dann vollends nicht hören.“

„Er meint es doch gut,“ erwiederte Pauline begütigend.

„und wir dürfen nicht vergeſſen, über wie viele ſchwere Stunden uns ſein leichter Sinn geholfen.“

Als hätte dies dankbare Lob den Vertheidigten zurückgerufen, ward ſeine Stimme auf dem Vorſaale wieder hörbar, wechſelnd mit einer weiblichen, in Complimenten der Begegnung. Eine junge Dame von der Bekanntſchaft der Wittwe trat ein, Fräulein von Buchs. Der Juſtizcommiſſarius eilte, nachdem er die Thür geöffnet, die Treppe hinab.

„Guten Morgen, liebe Weihland, beſte Platon!“ grüßte das Fräulein, und ſchlug den ſchwarzen Schleier zurück, die Damen zu küſſen. „Erſchrecken ſie nur nicht, ich komme auf Execution. Sie ſind wohl erſt aufgeſtanden, wie ich ſehe? Es war ein deliciöſer Ball! Ich wüßte bald nicht, wann ich mir beſſer gefallen. Sie waren himmliſch angezogen, engliſche Frau! Die blitzenden Aehren in dem dunkeln Gelock machten ſich göttlich. Sie glichen einer Ceres!“

Der Gedanke, wie wenig Früchte der Freude ihr jener belobte Schmuck getragen, wallte in Franzisca's Buſen auf. Sie vergalt die ſchönen Worte nur mit einem ſauerſüßen Lächeln. Ein verletztes Herz wird ſelbſt ſchmeichelnd nur ſchmerzlich berührt.

Das Fräulein fuhr geſchwätzig fort, ohne eine Erwiederung abzuwarten: „Was ſagten Sie aber zu dieſer Fluth von Damen? Unzählbar wie der Sand am Meere! Die Tänzer reichten bei weitem nicht aus; denn alles will tanzen, und die Frauen ſind es grade, welche die meiſten Anſprüche machen.“

Das Fräulein ſtockte betroffen; denn es begegnete in Franzisca's Geſicht dem empfindlichen Eindruck dieſer unbeſonnenen Rede, und ſetzte haſtig hinzu: „Mit Ihnen, liebſte

Weihland, iſt dies ganz ein Anderes. Die verheiratheten Frauen haben ihre Männer, ſo haben ſie doch Etwas, und könnten ſich daher begnügen. Eine junge Wittwe Ihrer Art tritt aber in die Vorrechte der Mädchen zurück.“

„Sie haben Recht,“ antwortete Franzisca beleidigt und mit ſtolzem Verzichten; „dieſe tritt zurück. —“

Das Fräulein merkte, daß es Uebel angerichtet hätte, es ließ dieſen verfänglichen Stoff fallen und ſprach: „Denken Sie nur! vor einer Stunde kamen Forſtmeiſters aus Roſtleben. Wir hatten ſie ſchon lange erwartet; doch gerade heute nicht. Sie baten um das Vergnügen ihrer Geſellſchaft, und meine Mutter bittet ebenfalls darum. So bin ich denn beordert, nicht eher von bier zu weichen, bis Sie und Ihre Freundin mich begleiten.“

Madame Weihland brachte einige weigernde Gründe vor, ſie hatte offenbar nicht Luſt, die Einladung anzunehmen. Aber das Fräulein war nicht abzuweiſen, und fuhr dringend fort: „Keine abſchlägliche Antwort, liebe Goldne! Nach Tiſche fährt der Forſtmeiſter uns um den Wall zu Schlitten, und iſt die gute Platon ängſtlich, ſo bleibt ſie bei den Frauen.“ Bei dieſen Worten gab ein heimliches Blinzeln mit den Augen der Wittwe zu verſtehen, daß dieſer Wink nicht umſonſt gegeben werde. Dann ſprach das Fräulein weiter: „Ich ſage Ihnen, wir werden in der neuen Equipage Furore machen. Es iſt eine ſilberne Muſchel, von broncirten Tritonen getragen, voran ein kleiner allerliebſter Delphin mit ausgeſpannten Flügeln. Eine Decke von Fiſchotter hängt ſchillernd und glänzend über den Sitz, und die Schimmel, ein ſtolzes Geſpann! ſind weiß wie Schwäne. Wir werden durch die Lüfte ſchwimmen und ſchweben.“ Dieſe Beſchreibung wirkte doch erregend auf Franzisca's wunde

Eitelkeit; gleichgültig ließ ſie ſich endlich durch fortgeſetzte Bitten des Fräuleins beſtimmen. Die Klingel berief das Mädchen zum Ankleiden, auch Pauline entfernte ſich in dieſer Abſicht. Sobald die Damen das Zimmer verlaſſen hatten, ſchlug Fräulein von Buchs den Flügel auf und probirte einige Tanzſtücke nach dem Gehör, die ihr noch im Gedächtniß ſummten. Wo der Verſuch mißlang, half ſie trällernd nach; doch war dieſe Uebung eben kein Beweis für einen glücklichen Tonſinn.

Das Werk der Toilette war ſchneller als ſonſt zu Ende gebracht, und das Fräulein, der Vollziehung des empfangenen Auftrags froh, führte die erbetenen Gäſte nach der mütterlichen Wohnung, die von dem Hauſe der Madame Weihland nicht weit entfernt lag. Am geſtirnten Himmel lächelte ſchon die Sichel des Mondes, und die Schauer der abendlichen Kälte hauchten ſchneidender, als Franzisca und ihr zweites Ich — wie man die treue Pauline nannte, von dieſer Zuſammenkunft aufbrachen, da der fremde Beſuch ſich zur Heimfahrt rüſtete. Durch die ſcharfe Luft klangen fernher die Glocken von des Forſtmeiſters Schlitten, und dieſes harmoniſch klingelnde Getön weckte ein ſehnſüchtiges Gefühl in der Wittwe, Jenen gleich, durch den blinkenden Abend zu fliegen, je weiter, je beſſer, und wäre es bis an den Nordpol hin, nur bis an die äußerſte Grenze jeder verfolgenden Möglichkeit, um allen quälenden Erinnerungen zu entfliehen.

Pauline hatt jedoch bemerkt, daß die kleine Zerſtreuung von guter Wirkung auf die verſtimmte Freundin geweſen, und als ſie nach Hauſe gekommen waren und in behaglicher Wärme es ſich bequem gemacht, da empfand auch Franzisca die Wohlthat, daheim und in Ruhe zu ſein. Die Lampe verbreitete milden Schimmer, das Neulicht webte traulich, geiſterhaft auf dem Parquet, in ſchwacher Eintönigkeit ging der goldne Pendel hin und her und mahnte an den leiſen Schritt der Zeit; Stille waltete ringsum. Franzisca ſaß den Kopf in die Hand geſtützt und blickte düſter in den ſanften Schein. Pauline faßte theilnehmend ihre Hand und ſprach: „Jetzt laß es mich wiſſen, meine Freundin, was Dich in der vergangenen Nacht ſo ſehr betrübte. Wir ſind ungeſtört, und Du biſt nun ein wenig ruhiger geworden.“

Bei dieſer Vorausſetzung ſtieg ein melancholiſches Lächeln auf die verſchloſſenen Lippen der jungen Wittwe, die ſich mit einem Seufzer öffneten. Sie ſprach: „Beſſer wäre es vielleicht, ich redete niemals davon, wenn nur mein Herz ſchweigen könnte; das Geſtändniß, das Du verlangſt und zu fordern ein Recht haſt, muß mich jedenfalls beſchämen.“

„Ich will es Dir erſparen, wenn ich die Urſache Deiner Kränkung errathe,“ antwortete Pauline, „nicht wahr, Felice hat ſich auf dem Balle nicht ganz nach Deiner Erwartung benommen?“

Franzisca nickte, ihre ſchönen Augen füllten ſich mit Thränen, ſie ſah die forſchende Vertraute mit einem Blicke an, der dieſe in der Wahrheit tief empfundener Schmerzen innigſt rührte. Sie ſagte kleinlaut: „Er hat vielmehr jeder Erwartung für immer ein Ende gemacht.“

„Ob ich es mir nicht dachte!“ äußerte Pauline hierauf, „ich habe es Dir nicht ſagen mögen, weil er der Mann iſt, den Dein geneigtes Vorurtheil begünſtiget, und weil, laß mich offen ſein, liebe Franzisca! Du mir dann leichtlich Dein Vertrauen hätteſt entziehen können; aber ſein Benehmen war mir durchaus niemals klar, und daß er auch in der redlichſten Abſicht Dein Glück ſein werde, konnte ich nicht hoffen.“

„Sprich es nur aus ohne Schonung,“ forderte Franzisca, gewiß, der Stachel, der in ihrer Bruſt wühle, könne nun nicht mehr geſchärft werden, „rede frei, daß ich mir alles nur eingebildet habe, und nichts weiter als eine eitle Thörin geweſen ſei. Du triffſt damit den Nagel auf den Kopf; aber es iſt der Nagel zu meinem Sarge; denn dieſes Verhältniß grämt mich zu Tode.“

„Franzisca!“ rief die Platon beſtürzt, und mit einem Ausdruck in Blick und Ton, als riefe ſie ihr beſſeres Selbſt auf, „Du wollteſt Dein blühendes Leben um einer verzeihlichen Täuſchung willen hinopfern?“

„Mein blühendes Leben!“ wiederholte Franzisca mit ſchmerzlichem Hohn, „wähle Deine Worte beſſer, gute Pauline. Jede Hoffnung iſt mir verwelkt, mein Stolz iſt gebrochen wie mein Herz; ich habe eigentlich nie gelebt, und die Blüthe meiner Jugend war nur beſtimmt —“ hier ſchwieg ſie beklommen, und ihr Auge ſenkte ſich traurig zu Boden.

Pauline hatte die Freundin verſtanden. Von dieſer Klage in der mitfühlenden Seele erſchüttert, ſagte ſie zart zurechtweiſend: „Und wie biſt Du doch zu tauſendmalen beneidet und als eine überglückliche Frau geprieſen worden, wie wirſt Du es noch!“

Franzisca trocknete die rollenden Thränen und ſprach: „Mein ſeliger Mann war gut, und ich werde ſein Andenken dankbar verehren, ſo lange ich bin. Es war nicht ſeine, aber auch nicht meine Schuld, daß ſein Beſtreben, mich glücklich zu wiſſen, nur dadurch belohnt werden konnte, daß ich ſeine liebevolle Sorge für mein Wohl ſtets erkannte.

Das Gefühl der Befriedigung liegt außer dem Bereich eines guten Willens. — Nur als er zu meinem letzten Geburtstage, den Weihland erlebte, vielleicht in einer Ahnung ſeines nahen Scheidens, Dich, um mir eine heimliche Freude zu machen, durch lange vorhergegangenen Briefwechſel vermocht hatte, Deine früheren Verbindlichkeiten zu löſen und zu uns zu kommen, als ich Dich ſo unerwartet und geſchmückt wie ein Präſent unter meinen Blumen ſitzend fand, und Du mir ſagteſt, Du würdeſt bei uns bleiben, da Pauline! da hatte er mit dieſem Angebinde meinen liebſten Wunſch getroffen.«

Auch aus Paulinens Augen brachen jetzt Thränen einer doppelten Rührung. Sie gedachte des vortrefflichen Mannes, der ihr mit jener geheimen Berufung einen Beweis ſeiner höchſten Achtung, wie ſeines Zutrauens gegeben, ſein Bild, bleich, leidend, ſchon umſchwebt vom Tode, ſtand vor ihrem Geiſte, und die Freundſchaft ſeiner Wittwe bewegte ihr das tiefſte Herz im Buſen. Ueberwältigt hing ſie an Franziſca's Halſe und ſprach: »Ich bin Dir treu! Ich meine es ewig gut mit Dir und werde Dich niemals verlaſſen. Doch wenn Du mich lieb haſt, ſo wirſt Du Dich beruhigen und mir nunmehr in Kürze erzählen, wodurch der Landſchafts-Syndicus Dich beleidiget hat. Wir wollen uns dann über dieſe Angelegenheit weiter ausſprechen. Vielleicht ſaheſt Du einmal in erhöheter Stimmung ſein Betragen aus einem zu ſtrengen Geſichtspuncte an, und warſt zu geſpannt, um den rechten Ton für das Deinige zu finden. Eines erklärt ſich aus dem andern.«

Franziſca, ohne dieſe mildernde Vermuthung zu beſtreiten, hob mit gelaſſenem Vortrage an: »Du weißt, daß nur Felice es war, der mir dringend zuredete, auf den Ball zu kommen; nicht minder iſt Dir bewußt, daß ich ſeit dem Tode meines Mannes keine größere öffentliche Geſellſchaft beſucht habe, und als ich mich diesmal entſchloß, bewog mich ein geheimer Grund, den ich Dir nun aufrichtig geſtehen will, mehr dazu, als der Reiz des Vergnügens, als die Bitte des Freundes. Ich wollte ſehen, ob Felice ſich dort zu mir bekennen würde, und aus ſeinem Benehmen vor der Welt Folgerungen ableiten, wie ich mir ſeine Geſinnung eigentlich denken dürfte und müßte. Daß er mir ſolch ein Reſultat bisher ſchwer, wo nicht unmöglich gemacht, iſt Dir eben ſo gut bekannt.“

„Arme Franzisca!“ unterbrach Pauline ihre Freundin, „ſchon dieſe fragliche Probe beweiſt, daß ein innerer Zweifel — —“

„Störe mich nicht, liebe Pauline, hernach ſollſt Du mir dein Urtheil ſagen,“ fiel ihr die Wittwe ein und fuhr fort, „ich bat den Schwager, mich zu begleiten, und er war gern dazu bereit. Schon bei meinem Eintritte in den Saal konnte ich mich eines verwirrenden Eindrucks nicht erwehren. Ich fühlte mich befangen, ängſtlich, meine Schritte ſchwankten, als ob ihnen die ſichere Stütze fehlte, als dürften ſie dort keinen feſten Fuß faſſen. So gerieth ich, ohne zu wiſſen, wie es zuging, in einen Kreis alter Damen, die mich mit dreiſten Blicken und Fragen beſtürmten. Ich ſage Dir, es war nicht zum Aushalten; die Ankunft eines Mitgliedes dieſer Elite rettete mich, ich entſchlüpfte und ſuchte mir einen Platz weit weg von dem läſtigen Schwarme. An meiner Seite ſaßen ein paar blöde junge Mädchen, ſtumm und glühend; die Stühle linker Hand waren noch leer. Ich erblickte den Landſchafts-Syndicus unter dem Gedränge der Männer und nahm wahr, daß auch er mich bemerkt hatte.

Seine Geſtalt ragte hervor, und die Staatsuniform ließ ihm ſchön. — Endlich kam er auf mich zu und begrußte mich fein, doch fremd. Noch immer entſchuldigte ich ihn und meinte, dieſe Zurückhaltung ſei ein Opfer, was er der Decenz bringe. Jetzt begann der Ball, die Paare reiheten ſich zuſammen; ich ſah auch Felice antreten und ſich angelegentlich mit ſeiner Tänzerin unterhalten. Die bangen Kinder neben mir wurden aufgezogen, ich ſaß nun allein, bloßgeſtellt — o Pauline! wie mir zu Muthe war; ich könnte Dir es nicht beſchreiben. So rückte ich hinauf, und kam neben die Gouvernante bei der Generalin von Moir zu ſitzen. Sie redete mich franzöſiſch an, alles war mir fremd, nirgends fand ich Anſprache für mein gedrücktes Gefühl. Felice ließ mich völlig außer Acht; ſein unſtätes Weſen, ſein Auge, das ſuchend umherſtreifte, verrieth zwar, daß er noch nicht Befriedigung gefunden, aber ich war es nicht, die ihm noch fehlte. Auf einmal ſah ich einen Glanz über ſeine Züge verbreitet, wie wenn die Sonne aufginge. Ich wendete mich um, woher ihm die Verklärung käme? und ſehe den Landſchafts-Director von Unſtern mit ſeinen Töchtern und ihrer Tante eintreten. Felice flog auf ſie zu, er führte ſie auf die von ihm beſorgten Plätze, und trat alsbald mit einer der beiden Fräulein an. Die jüngſte Unſtern iſt ſehr ſchön! Doch würde ich ihre Stiefſchweſter vorziehen. — Des Zufalls Tücke wollte es, daß ich zu den erſten Tänzen von ſolchen aufgefordert wurde, die mir in jeder Beziehung unleidlich waren; ich lehnte das Engagement unter einem Vorwande ab. Doch unmöglich konnte Felice mein Entſchuldigen gehört haben, der, weit entfernt von mir, nur mit jener Familie beſchäftiget war. Ein langſamer Walzer ward angeſtimmt, die flotten Tänzerinnen ruheten aus — Rückſichten der Convenienz richteten ihr Augenmerk auf manche vergeſſene oder ältere Dame, und — vor mir ſtand Felice. Sein Anblick überraſchte mich, ein frohes Lächeln ſchmückte ſeine angenehmen Züge; was ich ſeit Stunden gelitten, ſchien mir plötzlich unwahr, ich ſtrafte dieſe Gefühle, und ehe ich mich beſann, lag meine Hand in der ſeinigen. Doch nur zu bald ergriff mich der Gedanke, ich hätte nicht mit ihm tanzen ſollen. Ich wußte nun, wie er mich rangirte — ich las in ſeiner Seele, und mein Irrthum lag offen vor mir. Ich wollte nun den Ball ſogleich verlaſſen; aber eine räthſelhafte Gewalt zwang mich, daß ich bleiben mußte. So hielt ich ziemlich lange aus. Es war mir, als ſollte ich warten, ob ſich nicht irgend etwas ereignen werde, was mich anders entließe; doch Felice blieb ſich gleich, und an mir iſt es nun, alles zu ändern. — Ach Pauline! wenn der liebſte Freund uns verleugnet vor den Menſchen, die nur darauf lauern, wie ſie unſeres argloſen Vertrauens ſpotten mögen, dann iſt die Ehre mit der Liebe zugleich gekränkt, und tiefere Wunden können nicht geſchlagen werden.“ Franziska ſchwieg, ihr blutete das Herz, und der Schmerz floß aus ihren Augen.

„Sie werden heilen durch die Kraft des Bewußtſeins!“ ſagte Pauline lind und leidſam, denn die Kränkung der Freundin that ihr ſehr weh. „Felice iſt wohl überhaupt der Liebe nicht fähig, welche ein armes unruhiges Herz zu ſtillen vermag, und die Du ihm überſchwenglich vergolten hätteſt. Urtheile ich nicht zu hart, ſo halte ich ihn für eitel, berechnend und doppelſeitig; Treue aber und Wahrheit und Wärme ſind nicht in ihm. Wie willſt Du Frieden ſuchen bei dem, der uneins mit ſich ſelbſt iſt? Woran ein falſches Spiel erkennen? Was ſoll Dir Bürgſchaft leiſten, daß Deine Hoffnung, die Du auf ihn ſetzteſt, nicht trüglich ſei? — Arme Franzisca! das Bild war höher, als ſein Gegenſtand. Felice verdient nicht, daß Du um ihn weinſt.“

„Und wenn Du alles wüßteſt —“ entgegnete die Wittwe, und ſchlug das naſſe Auge an die Decke, als kenne der Allwiſſende ihre Gedanken, ihr Dulden allein.

„Ich kann es mir recht gut denken, wie dies Verhältniß entſtanden iſt,“ ſagte Pauline. „Felice nimmt ein, er iſt eines günſtigen Eindrucks mächtig, ſobald er ihn beabſichtiget. Er hat Dir nicht allein geſchmeichelt, ſondern Dir auch reell beigeſtanden, und für Dienſte, die uns in trüben Tagen geleiſtet worden, iſt ein edles Herz am innigſten dankbar.“

„Du ſprichſt ſehr wahr, Du ſiehſt es richtig ein,“ antwortete Franzisca, indem ein erleichternder Seufzer, womit ſie Muth ſchöpfte, die Anſicht der Freundin gelten zu laſſen, ihren Buſen hob.

„Dazu wohnt er hier im Hauſe,“ fuhr Pauline fort, „Du athmeſt in ſeiner Nähe, und kannſt in jedem Augenblicke ſeines Beſuchs, ſeiner Begegnung gewärtig ſein. Dies reicht hin, ein geſteigertes Gefühl für ihn, den Jedermann für Deinen Bewerber hält, und der viel gethan, dieſe Meinung zu beſtätigen, natürlich zu finden.“

„Ach!“ verſicherte Franzisca, als hätte ſie kein Gedächtniß für die Schuld des Freundes, ſondern nur Empfindung ihres Unglücks, „dieſe Nähe reibt mich auf. Wenn ich die Thüren im obern Stockwerk gehen hörte, dann ſchlug das Herz mir ſtärker; wenn ich ſeinen Schritt auf der Treppe vernahm, dann dachte ich: Er kommt! „und meine Seele eilte ihm entgegen. Doch öfter als ſonſt, beſonders in der letzteren Zeit, führte ſein Fuß ihn gleichgültig an dieſer einſamen Schwelle vorüber.“

„Ich glaube es Dir," ſagte Pauline nach einer kleinen Pauſe leiſe, „wenn die Nähe geliebter Perſonen im Mißverhältniß zu unſern Erwartungen ſteht, dann fühlen wir uns ihnen ſchlimmer entfernt, als ob tauſend Meilen zwiſchen uns lägen. Es iſt ihr freier Wille ſodann, der die Täuſchung zerſtört, daß wir anziehende Kräfte für ſie haben, daß unſer Umgang das Streben und die höchſte Befriedigung ihrer Sehnſucht ſei, und drückend fühlbar wird uns der Mangel ihrer Liebe."

„Wenn ich ihn nur nicht mehr ſehen dürfte! Ich würde dies als eine Wohlthat erachten!" ſprach Franziſca, und ſann und ſuchte nach einer Auskunft.

„Ihm die Miethe aufzuſagen," antwortete Pauline, „jetzt, wo Dir jeder glaubhafte Grund dazu fehlt, und der einzigwahre Dich gegen ihn nur verkleinern könnte, würde ich Dir nimmer rathen. Ertrage daher die kleine Spannung, bis ſie ſich ſchicklich löſe, und mache Dein Herz von jedem weitern Anſpruche an ihn frei. Behandle ihn kühl, daß er ſo ſelten als möglich komme; es giebt eine Art, durch Artigkeit zu verſcheuchen. Vor Allem möchte ich Dich bitten, ihn keines Vorwurfs zu würdigen, wenn dieſer auch nur in einer trüben Miene beſtände; der Wankelmuth trägt ſeine Strafe in ſich ſelbſt."

„Zum Glück," erwiederte Franziſca, „iſt der Landſchafts-Syndicus nicht viel am Orte; ſeine Geſchäfte halten ihn die meiſte Zeit abweſend. Dieſe Reiſen waren ſonſt ſchon Pauſen für mich, in denen ich zu einem flüchtigen Genuſſe von Ruhe kam. Denn — laß es mich Dir nur ganz offen ſagen — als ich ihn noch für meinen wärmſten Freund hielt, wirkte doch ſtets ſeine Gegenwart eine geheime Angſt in mir, die ich mir nie erklären konnte. Ein leiſer Warner, den ich läſtig fühlte und zu verbannen doch nicht im Stande war, lauſchte tief in meines Herzens Grunde, und hielt mich ab, mich dem Vertrauen, wie der Freude, in ſüßem Selbſtvergeſſen hinzugeben.“

„O, hätteſt Du ihn doch gehört!“ verſetzte Pauline, „ſolche Stimmen trügen ſelten. Es iſt ein übles Zeichen, wenn wir nicht fröhlicher, nicht reicher und mittheilender durch den Gewinn der Liebe oder der Freundſchaft werden, und ein Verhältniß, welches unſern Muth niederſchlägt, ſtatt ihn zu erheben, läßt nie auf glückliche Erfolge hoffen, ſondern iſt vielmehr als ein Unfall zu betrachten, dem wir uns nicht ſchnell genug entziehen können. Wie gern, liebe Franzisca,“ fuhr Pauline mit Innigkeit fort, „wie gern möchte ich meinen Frieden in Deine Seele hauchen! Zwar bin ich ungeliebt —“ die rührende Stimme wankte hier unmerklich — „aber Stille und Genüge füllen meine Bruſt. Und wenn ich die ſogenannten Glücklichen ſehe, die in enger Gemeinſchaft und heiligen Bündniſſen ſelig durch Liebe ſein könnten, und es doch nicht ſind, dann klage ich nicht, daß Gott mich einſam geſtellt hat.“

„Du biſt nicht einſam,“ entgegnete Franzisca, „aber beneidenswerth in dieſer frommen Ruhe. Ich fühle, was ich an Dir beſitze, und erkenne Dich für meinen guten Engel; mein Mann ſchätzte Dich unendlich, und auch Ludwig hat Dich ſehr lieb. — Wenn wir mit Anbeginn des Frühjahrs auf das Landhaus gehen, wonach ich mich ſehne —“

Pauline ſchauete auf, eine ſanfte Röthe war über ihr Geſicht ausgegoſſen.

„Du freueſt Dich darauf?“ fragte Madame Weihland, ohne weiter auszuſprechen, was ſie eigentlich hatte ſagen wollen, „auch mir iſt dieſer Gedanke eine Zuflucht.“

Um den Ideengang der Wittwe auf dieſer ablenkenden Richtung zu leiten, entwarf Pauline Plane des Landlebens, wie ſie es künftigen Sommer führen wollten. Dabei beſchlich der Sandmann die ſchweigende Zuhörerin. Sie lehnte ſich fröſtelnd in die weichen Polſter der Ecke, Pauline beſtreuete das Schlummerkiſſen ihrer Freundin mit Blumen, die in Hoffnung blüheten, und bald deckte der Schlaf mit bleiernem Gefieder ihr die müden Augen zu.

Einige Zeit war nach den Scenen dieſes Tages verſtrichen, als die Majorin von Gardemer, deren die obige Unterhaltung erwähnt, ſich zur Stunde des Zwielichts allein in dem weiten Gemache befand, deſſen Fenſter die nahe ſchräge Ausſicht nach der Fronte des Weihlandſchen Hauſes hatten. Tieftrauernd, in Gedanken verſunken, merkte Frau von Gardemer es nicht, daß nun völlige Dämmerung eingebrochen ſei, denn dunkler, als ein irdiſcher Abend werden kann, war es in ihrer Seele, und eine troſtloſe Oede lag rings vor ihrem Blick. Der Mond, von einer goldnen Glorie umgeben, ſtieg hoch und hehr am Horizont empor; ein lichter Streif, der grell gegen das unheimliche Düſter im Zimmer abſtach, ſpiegelte ſich in der ſchwarzen Politur der Bildrahme, die unter einer trefflichen Gallerie aus Shakeſpeare's dramatiſchen Stücken den Othello umfaßte, und blinkte zitternd leiſe im Porte-Epee, das mit der ausgedienten Waffe in einem Winkel lehnte. Jetzt fuhr ein Wagen vor, und hielt; bald darauf öffneten ſich die Hausthürflügel, die Hufe der Pferde dröhnten auf den Bohlen der Flur, und ſchwerfällig rollten die Räder ihre Laſt herein.

Dieſes Geräuſch, eine Ahnung, was es bedeuten könne, zerſtreute ſchnell die Träumereien der einſamen Wittwe. Sie nahm ſich zuſammen und ſchritt dem Vorſaale zu, wo ihr die ſchmächtige Zofe, leidtragend wie ihre Dame, nur in untergeordnetem Verhältniſſe, mit einem Paar lodernder Kerzen entgegenkam.

„Ach Gnädigſte!“ rief das Mädchen, „es wird wohl die Frau Geheimeräthin ſein, ich glaubte, ſie an der Stimme zu erkennen.“

Ein Schauer der Ueberraſchung, der Freude erſchütterte die zarte Geſtalt der Frau von Gardemer. Sie wollte die Treppe hinabeilen; doch ſchon leitete der Bediente eine Dame in mittlern Jahren, welche vermummt, ſtarr und unbehülflich vom Froſt der Reiſe, nur langſam die Stufen erſteigen konnte, in die Arme ſeiner gnädigen Frau. Die Schweſtern hielten ſich lange ſchweigend umſchlungen. Endlich ſagte die Geheimeräthin: „Gott ſei Dank! So finde ich Dich doch leidlich geſund; ich fürchtete ſehr, Dich krank anzutreffen.“ Sie waren während dieſer wenigen Worte in das Zimmer eingetreten, und nun ohne Zeugen.

„Du kommſt mir wie vom Himmel geſandt, zum Troſt in meinen bängſten Tagen,“ ſagte Frau von Gardemer, und ein Strom heißer Thränen brach aus den ſchönſten Augen, die je geweint.

„Arme Schweſter!“ antwortete die Geheimeräthin, welche füglich für die Mutter der jungen Wittwe hätte gelten können, haſtig bemüht, ſich aus mehr als einem Shwal zu ſchälen, und all des fürſorgenden Wuſts los und ledig zu werden, „Sorge um Dich hat mir ſtill und drückend auf der Seele gelegen, und nicht jetzt erſt, meine Lucie. Dein letzter Brief ließ mich den Tod des Majors als nahe vermuthen, ich wußte Dich leidend, verlaſſen von einem treuen Beiſtand, und deſſen doch mehr als jemals benöthigt; nun hatte ich weder Raſt noch Ruhe mehr. Wir haben in voriger Woche Leontinens Verlobung gefeiert; aber meine Freude war getrübt, denn ich ſehe Dich doch auch wie mein Kind an. So überließ ich die glücklichen jungen Leute der Aufſicht des Vaters, beſtellte mein Haus, und machte mich auf den Weg, der mir jedoch ſehr lang geworden, da meine Sehnſucht, bei Dir zu ſein, unruhig vorauseilte. Auf meinem zweiten Nachtquartier träumte mir, ich ſähe den Major in einem weißen Schlafanzuge, und freundlich, wie er es niemals war. Er legte einen kleinen Uhrſchlüſſel in meine Hand und ſprach: Meine Uhr ſteht nun ſtill, ſie ging nicht richtig; ſorgen Sie dafür, daß Lucie künftig beſſere Stunden habe, denn verlorene Zeit kommt nicht wieder. — Da erwachte ich, ein Grauen kam mir an, und es war mir gewiß, daß er vollendet hätte.“

„Das ſteht ihm ganz ähnlich,“ ſagte Frau von Gardemer mit einem ſchmerzlichen Lächeln und aufſchauendem Blick, wie wenn der blaue Himmel unter fallenden Tropfen ſichtbar wird, „ſo würde ſein Geiſt reden, pünktlich wie er auf Erden war, und doch in höherer Erkenntniß, daß die Zeit uns nicht zu ſterblicher Qual, ſondern zu ewigem Glück gegeben ſei. Ich traue es ihm zu, daß er mir von Oben herab ein beſſeres Theil gönnen möchte, als — —; aber mein einziger Wunſch nur iſt Ruhe. Du glaubſt nicht, wie tief das Bedürfniß der größten Stille in mir iſt! Jedes Geräuſch regt mich peinlich auf, jeder Sonnenſtrahl ſcheint in die Wunden meines Herzens, ein lautes, luſtiges Wort von der

Straße herauf betäubt mich mit einem Drucke von Schmerz; ſo iſt, was ich empfinde, ein unſägliches Weh. Selbſt zur Arbeit fühle ich keine Kraft in mir, denn auch das kleinſte Werk ſetzt den Trieb voraus, den Faden des Lebens nützend fortzuſpinnen; ich aber kann mir keine Zukunft denken, und möchte am liebſten mit Hamlet ſagen: Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und alles wär' vorüber.“

„Das wird ſich geben, Schweſterchen,“ antwortete die Geheimeräthin mit verſicherndem Tone, ohne dieſem Ausdruck von Lebensſattheit einen bleibenden Grund oder eine ängſtende Wirkung einzuräumen, „für jetzt bedarfſt Du Ruhe, Dein Gemüth, krank und erſchöpft, will geſchont ſein, und es kommt zumeiſt darauf an, daß die gute heilſame Zeit das Ihrige thue. Mit jedem nächtlichen Schlummer legt ſich auch leiſe ein Schleier über den Gram und hüllt ihn ein; ſo daß er endlich wie eine Laſt, die man nicht länger zu tragen braucht, in die Kammer der Erfahrung aufgehoben wird, um ſie einmal, wenn mit neuem Kummer alte Dinge zum Vorſchein kommen, aus wüſtem Verſteck hervorzuſuchen.“

„Wenn ich nur dieſer Wohlthat genöſſe,“ ſagte Frau von Gardemer, „aber der Schlaf, deſſen ich mich entwöhnt, um für die Pflege meines Mannes wach zu ſein, flieht mich nunmehr. Es webt und wispert um mein Lager, ich höre jenes Stöhnen, das ſo oft tief in mein Erbarmen drang, und ein verſcheidendes Bild ſchwebt mir vor, wohin ich mich auch wende. Dumpf rührt die Trommel im Trauermarſch an meine Sinne, das Herz ſchlägt bange, die geſpannten Nerven beben, und fallen mir ſpät die brennenden Augen zu, ſo weckt mich das Geſchütz über dem offenen Grabe.“

„Ihm iſt wohl, der drinnen ruht!“ erwiederte die

Geheimeräthin, „gönne ihm doch den Frieden, den er auf Erden nimmer fand. Sein beſtes Erlebniß war der Tod. Du haſt viel gelitten, gute Lucie, mehr als Du Dir vielleicht ſelbſt bewußt ſein dürfteſt, denn die Gewohnheit macht auch die härteſte Feſſel erträglich. Nur unklar und getrübt durch tauſend bittere Zähren, ſiehſt Du die Vergangenheit nun — und ein Pſalm ſagt: Wenn der Herr ſeine Gefangenen erlöſen wird, dann werden ſie ſein wie Träumende.“

Lucie blickte bei dieſen Worten in den Traum ihrer Jugend zurück, und ein Seufzer rang ſich los aus ihrer Bruſt; die ſtärkſte Gewalt, der nichts widerſteht, hatte die Mauern ihres Kerkers gebrochen, dahinter lag ein verlornes Paradies — aber noch konnte ſie ſich ihrer Freiheit nicht freuen.

„Glaube mir nur,“ fuhr die Geheimeräthin mit der offenen Berechtigung einer mütterlichen Geſinnung fort, „Dein Schickſal an der Seite dieſes Mannes hat mich mehr bekümmert, als ich ſagen kann. Und ich vermochte doch nicht, es zu ändern; ſo ſtellte ich es denn Gott anheim, der für Alles die rechte Zeit und Stunde weiß. Gardemer war gewiß einer der unglücklichſten Menſchen, die mir jemals vorgekommen. Sein Daſein war ihm eine Plage und Andern auch. Temperament, Vorurtheile der Erziehung, Hirngeſpinnſte ſeines Standes hatten ſeinem Charakter jene unſelige Richtung gegeben, die ihn unzugänglich für ein mildes, menſchliches Glück machte. Dennoch eignete ihm die Fähigkeit, liebenswürdig zu ſein, ihr verdankte er Deine Hand, und damit einen Segen, den er wohl nicht ganz zu würdigen wußte. Doch Du, Lucie — Du warſt geopfert. Wie ein ſühnender Engel ſtandſt Du zwiſchen ihm und dem Leben, womit er zerfallen war, und biſt Deiner Pflicht treu geblieben bis ans Ende.“

Ein lohnendes Bewußtſein, wenn auch voll Wehmuth, wallte in Luciens Buſen auf. Sie ſprach: „Und dennoch härmt mich der Gedanke, ich hätte manchmal noch mehr thun können, meinen Mann zu beruhigen, der doch auch ſein vieles Gute hatte!“

„Ich möchte wiſſen, wie Du das hätteſt anfangen wollen!“ entgegnete die Geheimeräthin, und der rührende Anblick ihrer Schweſter, dies holde Geſicht mit tiefen Spuren des Leidens, die Sanftmuth, womit Lucie ihres Peinigers erwähnte, ließ die beſonnene Frau vergeſſen, daß der Todte bereits vor ſeinem Richter ſtehe. „Quäle Dich doch ſelbſt nicht ſo,“ redete ſie weiter, „und fange einmal an, gegen Dich gerecht zu ſein. Siehe! an dem Major war ein Großinquiſitor verdorben. Zitternd vor ſeiner Strenge, die Dir durch den Schwur am Altare doch geheiligt ſchien, legte Dein gutes Gewiſſen falſches Zeugniß gegen Dich ab; aber Du wirſt inne werden, daß nur ein Wahn Dich ängſtete, denn die Stimme der Wahrheit ſchweigt nicht immer. Wer kann Dich irgend einer Schuld anklagen? Du haſt himmliſche Geduld geübt, und Dein Wille hätte ſeinem finſtern Sinne am liebſten die Sonne zuneigen mögen.“

Solchergeſtalt blieb die Lage und Stimmung Luciens jetzt und vormals der Inhalt aller Geſpräche zwiſchen dieſen Schweſtern. Frau von Gardemer genoß das längſt entbehrte Glück, ſich einmal ganz einer vertrauten Seele eröffnen zu können, und ein preſſendes Band nach dem andern löſ'te ſich von ihrem Herzen. Sie fühlte ſich verſtanden, ſogar in dem, was ſie zart verſchwieg — ähnliche Gedanken antworteten den ihrigen, der leiſeſte Anklang reichte hin, eine Verſtimmung anzugeben, welche dies Gemüth erſchüttert hatte, und die Frau, welche mit der Ruhe gereifter Jahre über dem Wechſel der Gefühle ſchwebte und mit klarem Blick in die Tiefen dieſer ſchmerzbewegten Bruſt ſchaute, war von Lucie kindlich geehrt und geliebt.

Aber ſo hatte ſich die Geheimeräthin das Loos ihrer Schweſter doch nicht gedacht, ſo ſchlimm nicht. Sie entſetzte ſich vor mancher Möglichkeit, die wirklich werden können, wenn Garbemers Gattin um ihrer frommen Treue willen nicht unter dem Schutze höherer Mächte geſtanden hätte. Wie ein Lamm in der Höhle des Löwen kam ihr die duldſame Lucie vor. Sie zitterte ob der Gefahr, wovon ſie nur eine ſchwache Ahnung gehabt, und der Feind der Ruhe dieſes ſanften Weſens lag doch nun, verzehrt von der Hitze des Jähzorns und furchtbarer Leidenſchaften, kalt und ſtill im Grabe. — Allein um das Vertrauen ihrer Schweſter nicht ſcheu zu machen, ließ die Geheimeräthin den Eindruck von Luciens Mittheilungen nicht merken, der ihr in die Seele ſchnitt. Einſt ſagte die Majorin: „Ja, es iſt wahr, mein Mann hatte die ſeltſamſten Anſichten, und ſeine Begriffe von weiblicher Ehre reichten über das Aeußerſte hinaus; eine Heilige ſelbſt würde ihm nicht genügt haben. Gewohnt, jedem harmloſen Gefühle zu folgen, ließ ich mich anfänglich gehen; ich kannte keine Richtſchnur der Schicklichkeit, als die mich unbewußt leitete. Der Unſchuld Genius darf der Formen und Regeln entbehren, er wird ewig für das erkannt werden, was er iſt. So dachte ich; doch anders war die Meinung Garbemers. Er wüthete mit mir nach den erſten Geſellſchaften, wohin er mich führte; wahrſcheinlich wollte er mich einſchüchtern, und dies gelang ihm vollkommen. Schon der dreiſte Blick eines Mannes, ſagte er, entehre eine Frau von Stande, und ſo wagte ich denn kaum mehr aufzuſehen. O! dieſer Werth, den er auf ſeinen Adel legte, hat mich zu tauſend Malen gebeugt! Warum wählte er mich und nicht ein hochgebornes Fräulein? — Dieſer noble Stolz, der ihm eine fixe Idee geworden war, ließ mich nur zu oft der anſpruchsloſen Bürgertugend unſers elterlichen Hauſes gedenken, die ſich des Vorzugs einer edlen Denkart nie überhob. Jedes freundliche Wort zu einem Untergebenen war mir ſtrenge unterſagt, nur ſchweigend durfte ich vergüten. Er ſpottete meiner weichherzigen Humanität, als einer niedern Neigung, die mir noch anhänge. Das ſchmerzte mich unendlich.“ Hier ſchwieg Lucie, nur ein herber Zug um ihren Mund drückte die volle Schale der Bitterkeit aus, die ſie in dieſen Erinnerungen leerte.

„Und dennoch hatte ihm die Liebe einen Streich geſpielt, daß er ein bürgerliches Mädchen heirathen mußte, obgleich er kein Jüngling mehr und dem Alter der ſchwäbiſchen Klugheit ziemlich nahe war,“ ſprach die Geheimeräthin, nicht ohne einen kleinen Triumph der Rache an dem Hochmuthe ihres verſtorbenen Schwagers.

Von dieſer Rede ihrer Schweſter auf einen andern Klagepunct gebracht, erwiederte Lucie: „Das Gefühl der Jugend ward zeitig in mir erdrückt. Was bei den Römerinnen jede verheirathete Dame, auch die jüngſte, hieß, dies war ich, eine Matrone; reſignirt auf jede Luſt des Lebens und der Liebe. Gardemer ſuchte mich zu überzeugen, daß nur ein Unterſchied von zwanzig Jahren, die der Mann voraus hätte — dies war gerade unſere Differenz — eine Frau in das richtige Verhältniß zu ihm ſtelle.“

„Welche Uebertreibung!“ rief die Geheimeräthin, „warum nahm er nicht lieber bald ein halbes Jahrhundert? Unſere

Mädchen dürften eine nach der verſchrobenen Meinung des Majors weniger ſchickliche Wahl doch mehr der Natur gemäß finden, und mit ſolcher Ordnung ſchwerlich zufrieden ſein.“ —

Frau von Gardemer ſeufzte und ſprach: „Die jungen Männer vom Militär und Civil hielt mein Mann keiner Erwähnung werth, und konnte er es nicht umgehen, ſo redete er geringſchätzend, achtlos von ihnen, wie es von Knaben geſchieht, die ins Gelag hinein ſchwatzen. Und als ich ein paar Mal dem unbedeutenden Geſpräche mit einem oder dem andern Officier ſeines Regiments nicht ausweichen konnte, verurtheilte er dieſe kleine Höflichkeit als eine arge Verletzung des Anſtandes und meiner Würde. In keiner Geſellſchaft konnte mir demnach ein unbefangenes Vergnügen zu Theil werden. Mein Mann wollte mich zwar ausgezeichnet und bewundert wiſſen, er rügte jeden Mangel an Aufmerkſamkeit; aber ſie ſollte mir nur in ehrerbietiger Ferne widerfahren. Niemand wagte es, ſich mir zu nähern, denn wenige Schritte von meinem Sitze entfernt, wo ich mich auch befand, ſtand Gardemer auf ſeinen Sarraß geſtützt, wie eine Ehrenwache, und hütete den Raum meiner Umgebung. Er lehnte jede Partie ab, wie gern er ſonſt auch ſpielte, um dieſen Poſten, der meinen Ruf ausſetzte, zu behaupten. Die Neckereien einiger Spottvögel, die ſich ſeiner Eiferſucht zum Trotz an mich drängten, gingen in blutigen Ernſt aus. Gardemer ſuchte beleidigend an den Officier zu kommen, der ihn am meiſten gereizt, und ich mußte um ein armſeliges Nichts für das Leben meines Mannes zittern. — So griff ich denn jeden Vorwand auf, mich der Welt ganz zu entziehen. Jetzt quälte Gardemer mich mit vorwurfsvollen Fragen, welch ein geliebtes Gedankenbild mich beſchäftigen müſſe, weil ich keiner Zerſtreuung mehr bedürfte? Ich ſagte ihm, daß die Sorge für den Hausſtand, Arbeit und Lectüre meine Zeit ſo ausfüllten, daß ich damit begnügt wäre. Doch konnte ich nicht hindern, daß Thränen über meine Wangen rollten, denn ich glaubte, mir ſeine Zufriedenheit verdient zu haben. Er ſah mich beſtürzt an, ſein Auge blitzte Argwohn, daß ich verſchwiegener Weiſe unglücklich ſein könnte, durch eine frühere Liebe oder durch ſeine eheliche Tyrannei, die ich ohne Klage ertrug. Daß mir alle Männer gleichgültig ſchienen, daß ich ſo ganz eingezogen lebte, nur ringend danach mit manchem Kampf der Seele, daß es ſtill und immer ſtiller in mir würde, — dies ſchärfte mehr ſeinen Verdacht, ich hege treulos das Andenken an einen unvergeſſenen Gegenſtand, als daß er es hätte meinem Wunſche zuſchreiben mögen, meiner Pflicht und ſeiner Ruhe auch die kleinſte ärmſte Freude zu opfern! Jener Mohr, der Würger dort! hat mir manchen Schauer eingeflößt; denn mein Mann wäre wohl im Stande geweſen, zu thun wie er. Ein mißtrauiſcher Wahn hatte ihn einſtmals, und noch dazu am ſpäten Abend, in ſolche Wuth verſetzt, daß ich unwillkürlich flehete: mich aber rette ein Gott aus dieſer fürchterlichen Hand! Und es war Gefühl der Todesangſt, das jene Strophen in mein Gedächtniß rief.«

Die Geheimeräthin ſaß erblaßt bei dieſer Erzählung ihrer Schweſter. „Wer das gewußt hätte!« ſagte ſie mit furchtſamer Stimme, „Gott im Himmel! warum ſchwiegſt Du aber ſo ganz und gar gegen uns? Wir würden uns Deiner angenommen haben. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mein Blut zu Eis gerinnt. Du haſt nun überwunden; ſo ſei getroſt, denn jede ſtill getragene Pein macht himmliſch froh und engelrein.«

Frau von Gardemer ſchwieg, ein paar Thränen träufelten von den geſenkten Wimpern; aber ein Hauch der Hoffnung, ſie könne noch einmal froh werden, ſchwellte dieſe beladene Bruſt.

Nach einer Pauſe, worin die Geheimeräthin ihre Schweſter mit gleichem Antheil von Mitleid- und Wohlgefallen betrachtet hatte, fuhr ſie fort: „Du biſt noch ſo jung“ — Lucie lächelte — „und es giebt eine Vergeltung, Lucie! Entziehe Dich daher der Welt nicht länger, oder verſchließe Dich unempfänglich für ihre Annehmlichkeiten; Du biſt es Dir ſchuldig, nichts abzuweiſen, was Dich erheitern könnte, denn Du haſt viel, viel! zu verſchmerzen.

Lucie dachte, wie wahr ihre Schweſter ſpräche, und daß ſie wohl am beſten den tiefſten Sinn dieſer Worte fühle. Sie entgegnete: „Ich bin des Umgangs mit Menſchen ſo ganz entwöhnt, daß ich viel Zeit brauchen würde, um wieder einer geſelligen Freude Geſchmack abzugewinnen. Man verlernt nur zu bald ſich leicht bewegen, und noch drückt eine Laſt von Bangigkeit mich nieder.“

Die Geheimeräthin bemerkte jedoch mit ſtiller Befriedigung, daß ihre Anweſenheit in dieſem Hauſe der Trauer nicht ganz vergeblich wäre. Die vertraute Nähe wirkte wohlthuend auf Luciens gedrücktes Gemüth, und wie eine kranke Blume unter liebender Pflege ſich leiſe hebt, fing Frau von Gardemer langſam an, ſich körperlich zu erholen. Sie entdeckte ihrer Schweſter einen Plan, nach welchem ſie eine natürliche Tochter ihres Mannes, von deren Exiſtenz er ihr, ſeinem Ende nahe, geſagt, zu ſich nehmen wolle. Dieſe Tochter ſei ein bereits erwachſenes Mädchen; doch wiſſe Lucie nicht, wie der Vater für ſein Kind geſorgt habe, und woſelbſt dies ſich aufhalte. Sie hoffte, das Nähere hierüber vom Erecutor des Teſtaments erfahren zu können.

Die Geheimeräthin war durchaus dawider aus mehreren Gründen, deren triftigſte ſie indeß für ſich behielt. Sie beſchwor ihre Schweſter, keinen übereilten Schritt zu thun; es wäre denn, daß Lucie ſolch ein Verſprechen dem Major auf dem Todtenbette geleiſtet hätte.

Dies verneinte Lucie, und beruhigte jene durch die Verſicherung, daß es nur ihr eigener Antrieb geweſen wäre.

„So bitte ich Dich um Gotteswillen, es nicht zu thun!“ ſagte die Geheimeräthin mit aller Inſtändigkeit, die ſie in den Ton dieſer Warnung zu legen vermochte, „ſolch ein Verhältniß — glaube meiner Erfahrung — wenn es ſich gegenſeitig würdig geſtalten ſoll, will begründet ſein. Du weißt nicht, ob dieſe Tochter Deines Mannes ein unverdorbenes oder mißrathenes Geſchöpf ſei, Dir iſt ſie fremd. Und die Liebe ſetzt ſich nicht an wie ein Mineral, ſie wächſt, ein Trieb der Lebenswurzel, von innen heraus. So könnte das letzte Uebel ſchlimmer ſein, als das erſte. Willſt Du, kaum befreit und noch todeswund von der eiſernen Feſſel, Deine Ruhe aufs neue gefährden? Ich darf es nicht zugeben, Lucie, da mir Dein Wohl am Herzen liegt.“

Frau von Gardemer konnte das Wahre in der Anſicht ihrer Schweſter nicht verkennen, wenn gleich ihr die Idee lieb geworden war, Milde an einem verlaſſenen, verſäumten Weſen zu üben, und es ſich liebend anzueignen. Mit dem edelſten Stolze ihres Geſchlechts wollte ſie eine Sünde ihres Gemahls ſühnen, und alles Böſe, das er ihr zugefügt, in Güte vergelten. Dieſer verzeihende Stolz iſt der Triumph der Engel über ſterbliche Schwächen; aber, o Lucie! auch die reinſte Tugend darf nur menſchlich ſein. Ob nun Frau von Gardemer, um nicht allein zu ſein, und ihren trüben Gedanken überlaſſen, eine andere Maßregel nehmen, ob ſie in dieſem Wohnorte bleiben oder nach der Heimathſtadt ihrer Schweſter ziehen wolle, darüber wurde nun viel hin und her geſprochen. Der Major war nur Miether des Hauſes geweſen, worin er lange gewohnt, und der Contract lautete noch auf ein Jahr. Bis dahin, meinte Frau von Gardemer, hielten ſie eine Menge finanzieller Beziehungen, in die ſich ihr Mann trotz ſeiner großen Vorſicht verwickelt geſehen, und welche in Eile nicht ohne bedeutenden Schaden zu löſen wären, hier zurück, und unterdeſſen würde ſich ja wohl ein Entſchluß für die Zukunft ermitteln laſſen. Während der Anweſenheit der Geheimeräthin ward das Teſtament des Majors eröffnet. Es fand ſich, daß er ſeine Wittwe nur mit einer Erbrente bedacht, die an den Eigenthümer des Grundſtücks fiele, worauf das Capital haftete, ſobald Lucie ſtürbe oder einen andern Namen führe, als den ihres Gemahls.

Die Geheimeräthin fühlte ſich empört, Lucie hingegen zeigte kein Merkmal einer getäuſchten Erwartung.

„Es iſt entſetzlich!“ ſagte Erſtere, „er ſtreckt wahrhaftig die ſtarre Hand noch aus dem Grabe, um Dich von einer zweiten Heirath abzuhalten, und daß er an Deinen Tod gedacht, iſt mir ganz abſonderlich fatal. Er ſollte Dich vielmehr in den Stand geſetzt haben, Deines verkümmerten Lebens erſt froh zu werden.“

Mit einem Lächeln ſchwermüthiger Gleichgültigkeit antwortete Lucie: „Ich ſterbe deshalb nicht um einen Augenblick früher, und mein Daſein hat nicht Werth genug für mich, als daß ich, was auch Gardemers Meinung dabei geweſen ſein möge — ängſtlich erwägen ſollte. Ein kleines

Legat, worüber ich jetzt und einſt nach meinem Gefallen disponiren könnte, wäre mir freilich lieber geweſen. Die Abhängigkeit, in welche ich mich nun zu dem Rentirer, einem Manne, der mir kein Zutrauen abgewonnen, verſetzt ſehe, könnte mir viel Verdruß verurſachen, und mir graut vor jeder gerichtlichen Verhandlung.“

Bekümmert um das Verhängniß ihrer Schweſter, verließ die Geheimeräthin ſie nach einem Aufenthalte von zehn Tagen. Die Bitte, daß Lucie ihre Verwandten bald auf längere Zeit beſuchen möchte, hatte dieſe ſanft, doch beſtimmt abgelehnt. Sie wollte durch ihre traurige Erſcheinung die Stimmung des Hauſes nicht ſtören, worin eine glückliche Braut ſich befand. Der Zeitpunct der Hochzeit aber, nach welcher Frau von Gardemer den Wunſch ihrer Schweſter zu erfüllen gedachte, konnte aus verſchiedenen Urſachen noch nicht anberaumt werden.

Als die Geheimeräthin ſcheidend Lucie umarmte, flüſterte ſie ihr zu: „Der Faden unſerer Schickſale läuft durch Gottes Hand, und herrlich löſet ſich einſt Alles auf. Dieſen Gedanken halte feſt, meine Lucie! Und ſo lebe innigſt wohl!“

Frau von Gardemer hing ſtumm am Halſe dieſer mütterlichen Schweſter, und als die Geheimeräthin ſich endlich losgeriſſen hatte, ſah Lucie thränenden Blickes dem Wagen nach, der ihr den Troſt der Theilnahme entführte.

Um ſich zu zerſtreuen nahm Frau von Gardemer die Durchſicht von ihres Mannes Schreibtiſche vor, ein Geſchäft, was nicht füglich länger zu verſchieben war. Noch hatte ſie ihn nicht geöffnet, ſeit der Major ſeine Augen geſchloſſen. Die darin herrſchende Ordnung rief ihr dieſe ſtrenge Eigenſchaft des Verſtorbenen zurück, ſein Geiſt war ihr gegenwärtig, und mit jener heiligen Scheu, welche ein zartes Gemüth empfindet, wenn es den Beſitz Derer an ſich nimmt, die dem Irdiſchen nicht mehr gehören, rührte ſie ſacht und ehrerbietig nur Weniges an, und ſuchte in der bezeichneten Rubrik die Papiere hervor, deren ſie bedurfte.

Eine kleine Geldbörſe in Perlen geſtrickt, bunt und phantaſtiſch, und ſo, als wäre es die Arbeit eines Kindes, regte doch ihre weibliche Neugierde an. Die Schnur der kleinen Börſe, die jemals geſehen zu haben ſie ſich nicht erinnerte, war in einen Schub geklemmt, Lucie zog ihn auf, drinnen lag ein einzelner Brief auf der Rückſeite mit offenem Siegel. Sie mußte ihn beſehen, und folgte dabei nur einem geheimen Zuge; aber ihr Blick ſtarrte betroffen die Adreſſe an, von der weißen Roſe ihrer Wangen verſchwand auch der Farbe zarteſter Anhauch und ſie erbleichten kalt zu Schnee. Dieſe Zuſchrift war von einem Verwandten der Frau von Gardemer, dem liebſten Freunde ihrer früheren Jugend, Troja ſein Name. Er war Ingenieur-Officier, und — was Lucie mit nicht zu beſchreibendem Schrecken las — von der fernſten Grenze des Landes als Capitain in dieſe Feſtung verſetzt worden. Sie wollte ihren Augen nicht trauen; doch da ſtanden ſie ſchwarz auf weiß, wie eine geſetzliche Unumſtößlichkeit, die ſchönen Züge einer Hand, welche voll der Genüge ihr einſt ſo viele ſchuldloſe Freuden bereitet und die Fülle des Glücks gegeben haben würde, wenn ein hartes Schickſal dieſer jugendlichen Liebe nicht Trennung geboten hätte.

Lucie überflog den Brief mehrere Male, ohne ſeinen

Inhalt völlig faſſen zu können. Der Datum war einen Monat alt. Capitain Troja wendete ſich an den Major in einer militäriſchen Angelegenheit, welche dem feinen Blicke Luciens nur Vorwand ſchien; jedoch war die Veranlaſſung ſolcher Art, daß ſie eine Antwort heiſchte. Dieſe hatte nun nicht erfolgen können, denn der Major lag ſterbenskrank und ſeine Wittwe ſuchte und fand in jenem Zuſtande Entſchuldigung dafür, daß er ihr den Empfang des Briefes gänzlich verſchwiegen, wenn es ihr gleich unbegreiflich blieb, wie und warum er ihn ſo heimlich verwahrt hätte. Eiferſucht konnte hierbei wohl nicht im Spiele ſein, denn Sterbende empfinden dieſe ſelbſtiſche Marter nicht mehr, die den Qualen des Lebens angehört. Ferner hatte Lucie den theuren Namen, der jetzt tauſend ſchmerzlichſüße Gefühle in ihr weckte, nie vor dem argwöhniſchen Zwingherrn genannt; auch erwähnte Troja ihrer und der bekanntſchaftlichen Beziehungen zwiſchen ihnen nur formell, und traurig verweilte Luciens Auge auf den kurzen, kalten Worten, die ihr Andenken enthielten. Dagegen gedachte er weit wärmer und bedeutungsvoller der Familie des Landſchafts-Director von Unſtern, deſſen älteſte zugebrachte Tochter ſeine Freundin wäre.

Lucie legte all ihr Denken und Sinnen in den kleinen Gedankenſtrich, der dahinter folgte. Dieſe Unſtern, deren Ruf auch in ihre düſtere Clauſur gedrungen, war alſo ohne Zweifel Troja's Braut! Hier, in dieſer Stadt, würde er nun in dem zärtlichen Verhältniß einer Liebe auftreten, die einſt mit jugendlicher Gluth und leidenſchaftlichem Schmerze ihr geweiht geweſen, und — dies fühlte ſie in dieſem Augenblicke, als ob ſie es verlöre — das ſtille, einzige Glück ihrer Erinnerung war. Eine Reiſe, wozu der

Capitain Urlaub genommen, bevor er in ſeinem neuen Standorte einträfe, müßte, wie Lucie in ängſtlicher Eile berechnete, nun bald zurückgelegt ſein; dann würde er es als eine ſeiner erſten Pflichten erachten, ſich dem Major dankbar für die von ihm erbetene Notiz vorzuſtellen. So durfte Frau von Gardemer vielleicht ſehr bald ein Wiederſehen erwarten, das ſie erſt von den Freuden einer beſſeren Welt gehofft hatte, die uns auf ewig mit denen vereinigen wird, die wir hienieden laſſen mußten; denn die Liebe iſt das Band der Vollkommenheit. Dieſe himmliſche Anweiſung verwandelte ſich plötzlich in einen Schein von Glück, der Lucien nirgend eine ſichere Gewähr leiſtete, dies arme beraubte Herz könne nicht noch mehr verlieren.

In unbeſtimmten Umriſſen ſchwebte ihr die neue Lage vor, ſie fürchtete, ihren Glauben an den Freund einzubüßen, den beſten Schatz, den ſie in ihrer treuen Bruſt bewahrt. Jetzt ward Lucie ſich bewußt, daß, während ihre Tage in trüber Einförmigkeit verfloſſen wären, der Drang des Lebens ihn fortgeriſſen, und ſie meinte, es ſei Pflicht, ſich darauf vorzubereiten, daß ſie ihn in jeder Hinſicht verändert finden werde.

Noch hielt Frau von Gardemer den Brief in ihrer Hand und ward nicht müde, ihn zu betrachten, als wolle ſie die Zukunft aus dieſen charakteriſtiſchen Schriftzügen leſen, da hörte ſie den Vorſaal öffnen, und zwiſchen dem kenntlichen Gange ihrer Zofe fremde Schritte. Das Herz ſtockte in ihrer Bruſt, ihr Auge heftete ſich ängſtlich auf die Thür. Cordelia trat ein und meldete: Ephraim Moſchel laſſe unterthänigſt um die Gunſt bitten, der gnädigen Frau vorgelaſſen zu werden. „Er bringt ſein Töchterchen mit —" ſagte die Jungfer mit einem ſeltſamen Lächeln. Schon ſchwebte ein abweiſendes Wort auf Luciens Lippe, bedrängt von aufregenden Gedanken, fühlte ſie ſich nicht ſonderlich geſtimmt, ein Klagelied Jeremiä anzuhören; doch ſchnell beſann ſie ſich eines Andern, und erlaubte mit gütigem Tone, daß der Jude und ſein Kind hereinkommen dürfe.

Ephraim Moſchel, ein echter Iſraelit jener gedrückten Claſſe, die ein mühſames Brod umhertreibendem Handel und kleinen Negozen abgewinnt, war ein Hausgenoſſe der Frau von Gardemer. Der Major hatte, wie ſchon geſagt, das ganze große Gebäude inne, und obgleich viel Platz darin übrig, und wie oft er auch deßhalb angegangen worden, doch aus leicht zu errathenden Gründen an Niemand vermiethen mögen. Nur ein paar Stübchen im Hinterhauſe über der Stallung waren der kleinen jüdiſchen Familie eingeräumt, deren Haupt ihrer gnädigen Patronin jetzt aufzuwarten begehrte. Als Lucie, eine neuvermählte Frau, von dem Major heimgeführt worden, hatte ſie dieſe Einrichtung ſchon vorgefunden, und den Schutz, den ihr Gemahl ſolchergeſtalt dem armen Ephraim und den Seinen angedeihen ließ, ihm als einen Zug von Humanität angerechnet, um ſo höher, da er ſonſt gegen den Stamm der Juden mit offener Verachtung ſprach, und ihre Ausbreitung in allen Zweigen der Induſtrie ihm ein Gräuel war. Luciens Achtung vermehrte ſich, und der Sieg freuete ſie ſehr, den ihres Mannes beſſere Natur über ein gehäſſiges Vorurtheil errungen, als ſie erfuhr, Ephraim dürfe zinsfrei wohnen, und der Major beweiſe ſich noch außerdem als ſeinen Wohlthäter. Er gab nicht allein der Armuth, ſondern auch dem Elend eine milde Herberge. Die Frau des Juden war lebenſiech und ſchwachſinnig — wie Lucie ſagen hörte. Seit ihrem erſten Wochenbette hatte es ſich leiſe ſpüren laſſen, daß ihr

Geiſt zerrüttet ſei; doch war ſie fähig geblieben, in Stille und Ordnung häuslich zu ſchaffen und zu walten und ihrer Kinder zu pflegen. Aber weder eine überredende noch zwingende Gewalt würde die arme Jüdin auf die Straße und unter Menſchen gebracht haben; eine tödtliche Furcht vor dem Militär ſchien der Grund ihrer Krankheit, und ein bleibender Eindruck dieſes verſtörten Gemüths zu ſein. Ein blinkendes Gewehr brachte ſie zu Krämpfen, der Anblick einer Uniform verſetzte ſie in ſchneidende Angſt. Ephraim war zuweilen in Geſchäften abweſend, dann blieb ſeine Frau mit den Kindern allein, ohne einen bemerklichen Zuſammenhang mit ihren Glaubensverwandten, und Niemand, als eine alte jüdiſche Laufmagd ging bei ihnen aus und ein. Obgleich Frau von Gardemer, ihren Gemahl zu beobachten, viel zu arglos war, ſo fiel es ihr doch im Verfolg der Zeit als ſeltſam auf, daß zwiſchen ihm und dem Juden irgend ein geheimer Verkehr Statt finde. Die Ahnung von Etwas, das ihr, aus welchem Grunde, ließ ſie auf ſich beruhen — verborgen bleiben müſſe, ſtreifte flüchtig ihrem Sinn vorüber. Ephraim war als ein rechtlicher Mann bekannt, und arm genug, dieſen Ruf zu bewähren, und wenn auch der Major eines erlaubten Vortheils wahrzunehmen wußte, ſo dachte er doch zu honett, um ſich mit ſchnödem Wucher einzulaſſen. Jedenfalls war und blieb Lucien dies Verhältniß räthſelhaft. Spielten die Kinder der Juden, gelockt vom Frühlingsſonnenſchein, harmlos im Hofraum, und ſchmiegten ſie, wenn der Major ſich blicken ließ, ſich in hündiſcher Unterwürfigkeit um ſeine Füße, ſo konnte er ihnen mit einer Härte begegnen, die Lucien das ſanfte Herz empörte; wiederum handelte er gegen die unglückliche Mutter ſo mild und rückſichtsvoll, wie es ſeinem Charakter ſonſt nicht eigen war. Die kränkliche Jüdin auf keine Weiſe zu beunruhigen, waren die gemeſſenſten Befehle gegeben. Er bezahlte alljährlich den Arzt und die Apotheke für ſie, und ſandte zuweilen eine Flaſche alten Wein in den ärmlichen Haushalt, deſſen Schwelle er jedoch nie betreten.

Frau von Gardemer ſchenkte in ihrer Abgeſchiedenheit der Familie, die ihr ſo nahe und doch ſo fern lebte, einen Antheil von Mitleid, in das ſich ein wenig Neugier miſchte. Gern ſah ſie Freitags vom hintern Saalfenſter in den dämmernden Hof hinaus und den meiſſingenen Kronleuchter zum beginnenden Schabbas in der Wohnung des Juden anzünden. Wenn die Lichter durch die Wipfel des hohen Nußbaums wankend fielen, der tiefe Schatten auf die blanken Quadern ſtreute, ein leiſer Geſang in melancholiſcher Weiſe herübertönte, und die Sterne mit hehrem Glanze in den kleinen Gottesdienſt nieder ſchaueten, den eine Seele feierte, deren Strahl erloſchen war, und in welcher nur noch ein ſchwaches Fünklein in todter Aſche glomm — dann beſchlich ein heiligruhiges Gefühl von Sabbathsſtille Luciens Buſen, es ſchien ihr fromm und friedlich drüben, und es gab Momente in ihrem Leben, worin ſie die Gattin Ephraims beneiden konnte. Als einſt ihr Gemahl zu einem Manöver entfernt, und auch der Jude nicht zu Hauſe war, geſchah es, daß ſein Sohn, ein zarter Knabe noch, ſich am Feuer verletzte. Die Leute des Majors machten groß Geſchrei von dieſem Unglück, und Frau von Gardemer hielt es für ihre Pflicht, ſich perſönlich zu überzeugen, ob das Kind wirklich ſo bedeutenden Schaden genommen. Es war nicht ſo arg, wie man es ihr geſchildert hatte; dagegen erſtaunte ſie angenehm. ihre Erwartung in anderer Art übertroffen zu finden. Es ſah ſehr nett und ſauber in der kleinen Wirthſchaft aus, der eine blöde Hausfrau vorſtand. Die Jüdin ſaß erſchöpft an die Wand gelehnt, ein ſchlankes, halbwüchſiges Mädchen, ihre älteſte Tochter, die Lucie vorher noch nie geſehen, war um die Mutter bemüht, der kleine Brandſtifter hockte mit verbundenem Kopfe im Winkel. Die Ordnung, welche Frau von Gardemer erblickte, verbannte ſchnell den ſcheuen Begriff von einem wüſten Geiſte, der hier regiere. Sie verbreitete durch ihre Schönheit, durch ihre freundliche Zuſprache den Glanz und die Hülfe eines Engels in der kleinen heimlichen Stube, dunkel verhangen vom breitblättrigen Nußbaum, durch deſſen Zweige das Abendroth leuchtete und die edle Geſtalt in verklärenden Schein hüllte. So ſtand ſie vor der Jüdin, welche bleich wie ein geſpenſtiſches Bild im Schatten ſaß, und bei ihrem Anblick in Thränen zerfloß. Lucie nahm ſich dieſen Erguß für eine Nachwirkung des gehabten Schreckens, für die Schwäche des gereizten Gefühls. Sie betrachtete die weinende Frau mit wallendem Herzen. Die Jüdin mußte offenbar ſehr ſchön geweſen ſein, und war, wie ſich aus den Spuren ihrer Verſtörung erkennen ließ, unverhältnißmäßig jünger als ihr Mann, ſo daß Ephraim füglich für den Großvater dieſer Kinder hätte gelten können.

Lucie redete ihr freundlich tröſtend zu, die Kranke ſchien dieſer melodiſchen Stimme mit ſtummer Innigkeit zu horchen, und ihre Tochter haſchte verſtohlen nach dem Kleide der Dame, um leiſe einen Kuß der Ehrfurcht in die Falten zu drücken.

Dieſer gütige Beſuch war der erſte und letzte dieſer Art, den Frau von Gardemer wagen durfte, denn als ſie ihrem Gemahl davon ſagte, meinend, er als Protector der jüdiſchen Hausgenoſſenſchaft werde die herablaſſende Theilnahme ſeiner Gattin billigen, die ihn hätte vertreten wollen, fuhr der

Major hitzig auf, und unterſagte es ihr ſtreng, daß ſie mit dieſen Leuten ſich befaſſe. Lucie hielt dies Verbot für einen der ſeltſamen Widerſprüche, von denen dieſer wunderliche Charakter voll war; doch gewöhnt, ſich ihm zu fügen, begnügte ſie ſich hinfort, Erkundigungen nach dem Befinden der Jüdin und ihrer Kinder mittelbar einzuziehen und ihnen dann und wann einen kleinen Beweis, daß ſie ihrer wohlwollend eingedenk ſei, durch die Hand ihrer Zofe zukommen zu laſſen. Durch Cordelia erfuhr ſie nun auch, daß Ephraim's älteſte Tochter, die ſie geſehen, gar nicht bei den Eltern lebe, ſondern in weiter Ferne von den Ihrigen bei ganz fremden Menſchen; und als Frau von Gardemer äußerte, warum die kranke Mutter dieſer nöthigen Unterſtützung beraubt werde, wußte die Jungfer keine Antwort hierauf zu geben.

So waren Jahre ſtill und einförmig vergangen. In der langen Krankheit des Majors, bei dem Anblick ſeiner Leiden, bei ihrem eignen herzpreſſenden Gefühl, hatte Luciens Intereſſe für jene Familie ein wenig nachgelaſſen. Sie ſah den Tod ſich nähern, und alles ſchwand aus ihrem Gedächtniß, nur nicht, daß ſie gelobt, ihre Pflicht treu zu erfüllen bis zum letzten Augenblicke. Als der Major, zu ſpät für ſeine aufgelöſ'ten Kräfte, teſtirte, hinderte ein Anfall von Bruſtkrampf ihn, ausführlich zu ſein; der Athem verſagte, man glaubte ihn am Ende — ſo mußte denn dieſer wichtige Act in aller Kürze zuſammengezogen und zum Schluß gebracht werden. Der Teſtator aber erholte ſich nicht mehr, und als ſie ihn ſchon hinüberwähnte, deutete er Lucien in ſterbender Schwäche an, daß er ihr noch etwas ſagen wolle. Sie legte das Ohr an ſeinen kalten Mund, und kaum verſtändlich bat er, ſie möchte den Ephraim und die Seinen nicht verlaſſen. Mit dieſem Hauche erloſch ſein Leben.

Sobald Frau von Gardemer nur zu ſich ſelbſt kam, erinnerte ſie ſich dieſer letzten Bitte ihres Verſtorbenen. Sie ſendete in die Wohnung des Juden; Ephraim aber war verreiſt, und wurde erſt in acht Tagen zurückerwartet; mit dem Befinden der Kranken, lautete der Bericht, gehe es leidlich, und die älteſte Tochter, welche ſchon lange hier ſei, leiſte ihrer Mutter die möglichſte Pflege.

Jetzt, wo Lucie, beſtürmt von einem Aufruhre in ihrem Gemüthe, den jener Brief in ihr erregt hatte, ſich kaum noch ſammeln konnte, kam ihr Ephraim ſehr ungelegen; dennoch ließ ſie ihn vor. Der Jude trat ein. Eine alternde, gebückte Geſtalt mit einem maleriſchen Kopfe. Ihm zur Seite ging ein ſchönes, ſchüchternes Mädchen von etwa funfzehn oder ſechzehn Jahren. Der feine Wuchs hielt die knospende Schönheit noch in kindlichen Formen verſchloſſen, das reizende Geſicht, nur ſchwach gefärbt, ſah abgehärmt aus und hatte keinen orientaliſchen Schnitt. Die Kleine trug in dem linken Arme einen Scherben, worin eine rothe einfache Hyazinthe in wenigen Glocken blühete, halb verborgen von braunem Lockenhaar, das in reicher Fülle über die ſchmalen Schultern herabfiel und gleich einem Vorhange von dunkler Seide das ärmliche Blümlein drapirte. Ein geiſtvolles Augenpaar blickte bedeckt von langen gebogenen Wimpern, wie unter dem Schleier der Beſcheidenheit, mit Liebe darauf nieder.

Ephraim bückte ſich zweimal ſehr tief, es war der Ausdruck demüthiger Hochachtung vor dem Stande, wie vor dem Schmerze der Dame vom Hauſe, der ihn beugte. Er ſprach: Zu Ew. Gnaden Befehl komme ich; aber der Jammer geht mit mir über dieſe Schwelle. Darum will ich auch meinem Munde nicht wehren; ich will reden von der Angſt meines Herzens, ich will herausſagen von der Betrübniß meiner Seelen. Meine Geſtalt iſt dunkel worden vor Trauern. — Wir Beide, Ew. Gnaden, haben viel verloren.“ — Hier ſchwieg er mit einer Geberde ſchmerzlichen Staunens, als könne er ſein Unglück nicht überſehen.

Frau von Gardemer, weit entfernt, in dem naiven Plural des Juden einen Anſtoß zu finden, fühlte ſich vielmehr dadurch in eine traute Stellung zu ihm verſetzt, der dem Todten verpflichtet und nahe genug geweſen war, um ſeinem Andenken Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. „Ja, Ephraim,“ antwortete Lucie mit düſterem Blicke, „es hat ſich viel verändert, ſeit wir uns nicht geſehen — —“ der Gedanke, daß ſie den völligen Umſchwung ihres Schickſals noch nicht kenne, machte ihr das Herz ſchwellen und ihre Augen floſſen über. Die Kleine fing mitfühlend an zu ſchluchzen, die Blume trank hellen Thau und athmete Duft aus.

„Ew. Gnaden!“ rief Ephraim, und unterdrückte ſein Beileid, um ſich als Tröſter vernehmen zu laſſen, „wo ſoll das hinaus? Ich bitte Ew. Gnaden doch um Gotteswillen, an die Vernunft zu denken. Traurigkeit tödtet viel Leute, und der Gram iſt das Schädlichſte auf der ganzen Welt. Was die Erde bedeckt, das muß der Menſch vergeſſen; alſo, wer in die Hölle hinunterfährt, kommt nicht wieder herauf, und der Todte kehrt nimmer in ſein Haus. Ew. Gnaden können, wenn das ſo fortgeht — am Ende raſend werden.“ —

Lucie lächelte doch unter ihren Thränen. Sie hielt der Erfahrung des Juden dieſe draſtiſche Beſorgniß zu Gute.

„Mein ſeliger Mann hat auch an Dich gedacht, ehrlicher Ephraim, erwiederte Frau von Gardemer.

Des Juden Geſicht ward wie Sonnenſchein. „Das verhoffte ich zu Gott, Ew. Gnaden,“ ſagte er in frohlockendem Tone, „er war ein edler Herr, von dem ich rühmen darf: Leben und Wohlthat hat er an mir gethan, und ſein Aufſehen bewahrete meinen Odem. — Wann, Ew. Gnaden, iſt denn das Teſtament eröffnet worden?“

Lucie merkte, daß Ephraim ſich in einem Irrthume befände. Sie mußte ihm denſelben bald benehmen und ſprach: „Im Teſtamente nicht, aber ſterbend gegen mich hat der Major mit einem gütigen Wunſche Deinen Namen genannt, und ich denke, Du wirſt es mir zutrauen, Ephraim, daß mir ſein letzter Wille heilig ſein werde.“

Der Hauch dieſer Worte hatte den Juden entfärbt, ſein Angeſicht war fahl wie Aſche geworden. Er kämpfte ſchwer, ſeiner Betroffenheit Meiſter zu werden, und ſprach: „Ew. Gnaden wollen einem Manne, der viel erfahren hat, dieſe unſchickliche Beſtürzung gnädiglichſt verzeihen. Ich bin wie Einer, von dem geſagt iſt: Was er höret, das ſchrecket ihn, und wenn's gleich Friede iſt, fürchtet er ſich. Ich zweifle nicht, behüte! Ich zweifle nicht im mindeſten an der Geſinnung Ew. Gnaden; aber vergänglich ſind wir Alle, und die beſten Gedanken löſchen manchmal geſchwinde, wie der Wind ein Licht ausbläſt. Doch was geſchrieben ſteht, das bleibt geſchrieben. — Na, was zupfeſt Du mich am Rocke, einfältiges Kind, und zitterſt und zagſt? Die gnädige Frau laſſen mit ſich reden.“

„Sei ruhig, liebe Kleine,“ wendete Lucie ſich zu der Tochter des Juden, die wie mit Purpur begoſſen da ſtand, und in ängſtlicher Verſchämtheit ſichtlich bebte, „der Kummer Deines Vaters entſchuldiget ihn bei mir. Wie heißeſt Du, mein Kind?“

„Perle!“ antwortete das Mädchen leiſe.

„Dieſer Name iſt bei uns Brauchmode, Ew. Gnaden,“ ſetzte Ephraim mit beklommener Stimme hinzu, „die Zweite heißt Blume, wie die Mutter. Weh mir! Die Blume meines Hauſes iſt verwelkt, der morſche Balken meines Glückes liegt gebrochen im Staube. Meine Freunde ſind meine Spötter, und mein Auge thränet zu Gott!“ Dabei rannen ein paar Tropfen langſam in das Gekräuſel des grauen Bartes.

„Faſſe Dich doch, alter Ephraim!“ ſagte Lucie, von dieſem Anblick gerührt, „Du haſt Dein Unglück bisher ſtandhaft ertragen, wie ein Mann, und Du ſollſt künftig, ich verſpreche es Dir, eine Stütze an meinen ſchwachen Kräften finden. Ich will, wenn es Dich zu beruhigen vermag, Dir dieſe Verſicherung ſchriftlich geben. Sieh! Du biſt doch ein glücklicher Vater; dieſe Perle hier wird das Kleinod Deines Alters werden.“

Perle ſchaute mit funkelnden Augen auf, dieſer Blick bürgte für den Werth ihres Herzens. Sie ergriff die Hand der Frau von Gardemer und neigte ſich darauf; ihre Athemzüge ſäuſelten heiß und hörbar, ſtumm reichte ſie ihr die Hyacinthe dar, die rothen Glöcklein bewegten ſich, und es war, als ob ſie in Seufzern erklängen.

„Du bringſt mir die Blume?“ fragte Lucie freundlich und labte ſich an dem Geruche. „So danke ich Dir, gute Kleine! Du machſt mir Freude, denn ich liebe Hyacinthen vorzüglich.“

Sei es nun, daß der Jude durch die empfangene Zuſage getröſtet oder in ſeinem väterlichen Stolze geſchmeichelt war, genung, ſein Blick erheiterte ſich, und ein Lächeln der Befriedigung ging in den tiefen Furchen ſeiner Wangen auf. Er ſagte: „Ew. Gnaden mögen es glauben, das Mädchen hat an der Blume gezogen mit Luſt und Sorgfalt, wie manche Mutter nicht an ihrem Kinde, die es aufwachſen läßt wild und wüſte, wie den Pilz im Walde. Sie iſt zwar nur ſchlecht und hohl, aber tauſendfältig gefüllt mit gutem Willen. Meine Perle lebt und ſtirbt für die gnädige Frau.“

Lucie nahm den Beweis einer ihr bisher unbewußten Ergebenheit gütig auf, und fühlte ſich durch das Zeugniß des Vaters bewegt. Sie ſprach: „Kennſt Du mich denn aber, Kleine?“

„O ja!“ antwortete Perle, „wie Ew. Gnaden die Mutter beſuchten, als der kleine Bruder ſich verbrannt hatte. — Wer einmal einen Engel ſähe, würde ihn nie vergeſſen.“

Frau von Gardemer erröthete; wohl war ihr in manchem Worte des Beifalls, der Bewunderung und Liebe gehuldigt worden; aber kein menſchlicher Mund hatte ihr ein Höheres geſagt. Sie ſagte und legte den ſüßeſten Ton in ihre ſanfte Stimme: „Du biſt ein frommes, liebes Mädchen! Aber Perle, Du ſcheinſt ſehr gedrückt geweſen zu ſein, weil Du ſolch eine kleine Gütigkeit ſo tief empfunden. Willſt Du Deiner kindlichen Pflicht nachkommen und Segen verdienen, ſo dürfteſt Du auf wenig Freuden rechnen können. Ich werde Dich bisweilen zu mir rufen laſſen, und dafür ſorgen, daß Du ſo viel als möglich Deiner Jugend genießeſt.“ Sie begleitete dieſe dankbare Verheißung, welche dem armen jüdiſchen Kinde einen Himmel der Hoffnung öffnete, mit einem Seufzer, der zu ſagen ſchien: Des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder!

Ephraim nickte ſehr freundlich dazu, wie wenn das, was er ſagen würde, von beſonderem Gewicht wäre und ſprach: „Meine Perle wird der gnädigen Frau die Zeit ſchon vertreiben. Sie ſpielt die Harfe und macht ſich die Verſe und Liederchen ſelbſt, und Niemand hat es ihr gelehrt. Da ſitzt ſie, wie der kleine David, vor der kranken Mutter und ſingt — und der finſtere Geiſt fährt aus. Die Mutter lächelt jetzt zuweilen und iſt auch nicht mehr gar ſo ſtumm.“

Cordelia kam, ihrer Dame einen Hauſirer zu melden, der Waaren feil trüge, welche — die Zofe wiſperte ihr etwas zu.

Der Jude ward unruhig, es koſtete ihm Gewalt, ſich hierbei ſchweigend und leidend zu verhalten. Frau von Gardemer ließ die Jungfer nicht ausreden. Sie gab abwehrend kurzen Beſcheid und ſprach: „Gut, daß ich daran erinnert werde; ich habe ein Geſchäft für Dich, Ephraim. Von Trauerzeug iſt nur das Nöthigſte für mich und meine Leute gekauft worden, weil Du nicht da warſt; Du wirſt mir, was noch fehlt, verſchaffen; ich weiß, Du biſt zuverläſſig und wirſt dieſen Auftrag beſtens beſorgen. Auch möchte ich gern einige modiſche Muſter in bunter Seide ſehen, hellfarbig, verſtehſt Du? Ich hätte meiner Nichte, die Braut geworden iſt, ein Geſchenk zu machen.“

Ephraims Augen leuchteten Vergnügen. Ein noch ſo anſehnliches Vermächtniß im Teſtamente des Majors hätte ſchwerlich eine belebendere Wirkung auf ihn haben können, als dieſe Ausſicht auf einen kleinen Profit, den er in ſeinem Elemente finden würde. Das Zutrauen der Frau von Gardemer, das ſie ihm als Handelsmann bewies, entzückte ihn.

er fühlte es als die größte Ehre, die ſie ihm erzeigen könnte. In dienſtfertiger Haſt erkundigte er ſich nun nach dem ungefähren Preiſe der begehrten Waaren, und überſchlug in Gedanken, wie viel er abdingen wolle.

„Es hat nicht ſo große Eile, lieber Alter,“ Du magſt Dir immerhin Zeit nehmen,“ ſagte Lucie lächelnd.

Aber der Jude hatte nun keine Ruhe mehr. Er beurlaubte ſich, ob auch Perle ſäumte, dem Winke des Vaters zu folgen. Noch einen ſehnſüchtigen Blick warf ſie im Zimmer umher, dann verließ ſie es zögernd.

„Wir ſehen uns bald wieder!“ ſagte Frau von Gardemer und ſtreichelte dem Mädchen die feine Wange, welche unter der leiſen Berührung flammte. Sie ſah der kleinen Jüdin wohlwollend nach, die in der Armuth ihrer Gabe wie ihrer Worte Lucien das Herz abgewonnen. Mit gemiſchten Gefühlen dachte ſie daran, die Liebe dieſes anmuthigen Weſens zu belohnen. Durch eine natürliche Ideen-Verbindung kam ihr der Gedanke an die unbekannte Tochter ihres Gemahls. Ein Bild mit ſeinen charakteriſtiſchen Zügen ſchwebte ihr vor, ſtolzer Anſprüche voll. Sie ſah im Geiſte die ſchnöde Miene, womit ſie der Wittwe des Vaters nicht zur Seite, ſondern gegenüber ſtehen würde. Doch Frau von Gardemer ließ dieſe Idee plötzlich und für immer fallen. Ihr Geſichtspunct war ſeit einer Stunde nicht mehr derſelbe; ſo läßt ein Sandkorn Zeit uns Alles in verändertem Lichte erblicken!

Madame Weihland hatte ihren Hausgenoſſen ſeit jenem Balle nicht wieder geſehen, und der Lauf einer Woche war beinahe vorüber. Der Sturm des Gemüths hatte ſich gelegt; die empörten Wellen der Gefühle grollten zwar noch, aber Franziſca ſah das Schifflein ihrer Hoffnung zertrümmert, und der Liebe Gut, den Reichthum ihres Herzens, verſunken im tiefſten Schmerz. — Ihr Glaube an den Freund war dahin, ſie zweifelte an allem Glück, ihr Selbſtvertrauen war erſchüttert. Gegen die vertraute Geſellſchafterin beobachtete ſie eine dumpfe Stille; doch, wie Pauline wohl einſah, weniger aus dem Wunſche, den Gegenſtand, über den ſie ſich ausgeſprochen hatte, nicht mehr zu berühren, als in einer Spannung, die ſich unausgeſetzt mit ihm beſchäftigte. Dem Zartſinne und Geſchicke der verſtändigen Platon gelang es, die Schwäche ihrer Freundin bei dieſem Wendepunkte zu leiten; der Zufall ſorgte für Zerſtreuung, geſellige Anläſſe verſchiedener Art drängten ſich in dieſen Tagen, und nicht alle waren abzulehnen.

Der Juſtizcommiſſarius kam, die Damen zu einem Spaziergange abzuholen, denn das ſonnenheitere Wetter lockte in die Luft. Pauline, die in Folge einer Erkältung leicht an der Roſe litt, fühlte ſeit der verwichenen Nacht einen ſtechenden Dorn in der linken Seite des Kopfes und ihre Wange war entzündet. Sie mußte ſich daher zu Hauſe halten, und Franziſca ging mit dem Schwager allein.

Kaum waren ſie fort, ſo flog ein kühner Schritt die Treppe herab, es klopfte flüchtig, und Felice trat in das Zimmer.

Beinahe hätte Pauline ſich verlegen gefühlt, ihn zu ſehen, denn Empfindungen der Weiblichkeit theilen ſich mit. Ein Liebhaber, der wie Petrus die Liebe verleugnet, ſteht dem ganzen Geſchlechte zu Gericht, und wird früher oder ſpäter gekreuzigt. Hier aber gaben Mitleid und Freundſchaft für die getäuſchte Franzisca Paulinen eine leiſe Beklommenheit gegen ihren Beleidiger. Dieſer ſchien ſich jedoch keiner Schuld bewußt. Seine Haltung war vielmehr ſo unbefangen, als drücke ihn auch nicht ein Quentlein Beſchämung, indeſſen Franzisca zeither wie unter einem Centner geathmet hatte. — Er kam frank und frei auf Pauline zu und ſprach: „Endlich einmal finde ich dieſe Thür offen! Sie war verſchloſſen, ſo oft ich auch klopfte."

„Sollte dies wirklich ſo oft der Fall geweſen ſein?" ſagte Pauline nach vorhergegangener Begrüßung; doch ließ ſich ein Anklang von Spott in der Frage hören.

„Der Janustempel in Rom," antwortete der Landſchafts-Syndicus, „war zu Friedenszeiten geſchloſſen; es kam mir ſo vor, als ob ein umgekehrtes Verhältniß hier Statt fände — doch will ich dies nicht fürchten, denn ich wüßte mich nicht in der Offenſive."

Pauline ſah ihn hierauf mit einem Blicke an, der tief in ſeine Seele drang und ſagte: „War Janus nicht der Gott mit zwei Geſichtern? — So viel ich weiß, trägt er als Pförtner des Himmels einen Schlüſſel in ſeiner Hand."

Felice erröthete; mit einer kleinen Verbeugung küßte er ihre Hand und ſprach: „Sie wiſſen in dieſem und jenem Falle mehr als ich, mein Fräulein!" Er ſah liſtig und liebenswürdig dabei aus, und Pauline dachte, wie der kalte Vorſatz ihrer Freundin vor dieſen feurigen Augen, dieſer gewinnenden, ſiegesluſtigen Miene beſtehen würde? — „Und," ſetzte er hinzu, „Madame Weihland iſt wieder nicht zu treffen? Dies Glück macht ſich rar."

Die Platon lächelte; ihre Antwort lautete: „Sie geht mit dem Juſtizcommiſſarius ein wenig ſpazieren, ich ſelbſt habe ihr zugeredet."

Der Landſchafts-Syndicus ſchob ſich einen Stuhl dicht an Paulinens Seite, und begann mit dem Tone der Vertraulichkeit: „Sagen Sie, was iſt mit der ſchönen Frau vorgegangen? — Sie ſieht ſich nicht mehr gleich. Empfindlich über die Maßen, beſtändig gereizt, den ſüßen Mund bitterer Worte voll, zeigt Franziska ein ewiges Mißbehagen, und man weiß wahrhaft nicht, wie dieſer ſteten Verſtimmung zart genug zu begegnen ſei. Sie nimmt Alles ſehr genau und den kleinſten Scherz übel auf. Jene holde Anmuth des Umgangs, die nicht rechnet noch rechtet, iſt ganz aus ihrem Benehmen verſchwunden. Wir verſtehen uns nicht mehr und werden uns — das fühle ich — mit jedem Tage fremder. Das iſt mir nun ſehr leid. Ich habe den ſeligen Weihland, als einen Freund meines Vaters, wie ein Sohn verehrt und geliebt, und ſeiner Wittwe all die dankbare Hochachtung zu beweiſen geſucht, die ich Beiden ſchuldig zu ſein glaubte. Ich habe viel Gutes und unzähliche frohe Stunden in dieſem Hauſe genoſſen, und ich werde mich der Dankbarkeit dafür nicht entbunden erachten, ob auch Madame Weihland geſonnen ſcheint, jede Verbindlichkeit zwiſchen uns aufzulöſen. So bin ich ſchon auf den Gedanken gekommen, ob es unſerer Freundin in ihrer jetzigen Lage vielleicht unangenehm ſei, mit einem Garçon zuſammen zu wohnen, und ſie aus Rückſicht auf die Vergangenheit Anſtand nähme, aufrichtig gegen mich zu ſein. Wenn dies wäre — o Fräulein! ſo genügt ein Wort —“

Pauline merkte, wo er hinaus wollte; ihr Herz klopfte ſtärker, das Ende eines verwirrenden Verhältniſſes konnte ſchnell gefunden ſein. Sie ſah ihn ſo feſt an, als ſolle der Faden, woran ſeine Gedanken ſich reiheten, ihr nicht entſchlüpfen; aber er ſtockte und ſchien zu erwarten, was ſie ſagen würde.

„Wenn Freunde ſich nicht mehr verſtehen,“ entgegnete Pauline, „dann iſt es beſſer, ſie trennen ſich. Franziska, Herr Landſchafts-Syndicus, hat eine ähnliche Klage gegen mich geführt. Sie fühlt ſich von Ihnen überſehen, vernachläſſigt. Meine Freundin darf Anſprüche machen, an deren Befriedigung ſie gewöhnt iſt.“

Von dieſem Vorwurfe betroffen, hatte Felice Mühe, ſich zu behaupten. Er ſagte mit einem feinen Lächeln: „Die Prätenſionen einer ſchönen Frau zu honoriren, iſt gewiß eine willkommene Pflicht für Jedermann; allein ſie müſſen nicht offen, nicht auf den Wechſel launenhafter Gefühle ausgeſtellt ſein. Dieſe ſteigen und fallen. — Aber laſſen wir das nun. Ich kam eigentlich, Madame Weihland eine Bitte vorzutragen; doch wie wir jetzt zuſammen ſtehen, weiß ich in der That nicht, ob ich es wagen darf.“

„Laſſen Sie doch hören, wenn Ihre Bitte kein Geheimniß iſt —“ ſagte Pauline, beſorgend, es könnte irgend eine Zumuthung, wodurch die angegriffene Ruhe ihrer Freundin aufs neue gefährdet würde, darin enthalten ſein.

„Der Landſchafts-Director von Unſtern,“ hob Felice mit ſichtbarer Befliſſenheit an, ſeinen Wunſch unter zureichende Motive zu ſtellen, daß die eigentliche Triebfeder dazu verhüllt wäre, „mein gütiger Gönner, iſt, wie Ihnen vielleicht bekannt, nach der Stadt gezogen. Seine Schwägerin, die Stieftante ſeiner Töchter, lebt bei ihm, was er nur duldet, daß ſie bei ihm ſterbe; denn ſie iſt eine wunderliche Frau, voll ſeltſamer Einfälle und Marotten, und eigenſinnig im höchſten Grade. Es giebt jedoch Rückſichten, um derentwillen ſie geſchont werden muß, denn ſie iſt leicht zu beleidigen und ſchwer zu verſöhnen, beſitzt ein ungeheures Vermögen und den Uebermuth der Freiheit, unumſchränkt darüber ſchalten und walten zu können. So fordert ſie denn unbedingt ihren Willen, wenn der letzte zu Gunſten ihrer Verwandten ausfallen ſoll. —“ Hier hielt Felice einen gedankenvollen Moment inne, und Pauline konnte ſich nicht enthalten, zu ſagen: „Wie unglücklich kommt mir Ihr Chef in dieſen Beziehungen vor! Wahrlich, ein Tagelöhner iſt ein Freiherr dagegen. Und die Erfahrung beweiſt, daß ſolch eine häusliche Sclaverei zuletzt doch unbelohnt bleibe.“

Der Landſchafts-Syndicus antwortete auf dieſe Schlußbemerkung mit einem zuverſichtlichen Lächeln, welches verrieth, daß er an eine Ausnahme glaube. Er ſprach: „Frau von Elban, ſo heißt die Dame — beehrt mich außerordentlicher Weiſe mit ihrer Gunſt. Sie findet Geſchmack an meiner Wenigkeit und äußert dies ganz unverhohlen. Worin der Talisman liegt, der auf ihre ſpröde Seite wirkt, daß ſie ſich einer andern Meinung fügt, und fähig wird, in kleinen Gefälligkeiten nachzugeben, weiß ich nicht; genug, daß ich ihn beſitze, und entſchloſſen bin, zu Nutz und Frommen der Familie von Unſtern Gebrauch davon zu machen.“

Pauline, welche ſich durch die Ruhmredigkeit dieſes Vortrags in dem feinen Gefühle für die Würde ihres Geſchlechts verletzt, und durch das abſichtsvolle Intereſſe für jenes adelige Haus in die Seele ihrer Freundin gekränkt fand, ſagte mit hörbarem Dringen im Ton, daß er zur Sache kommen möchte: „Noch immer begreife ich nicht, wie die Gewogenheit der Frau von Elban mit etwas, das Franzisca zu gewähren hätte, Zuſammenhang in einem Wunſche von Ihnen finden könne? —“

„Sie ſollen es ſogleich erfahren,“ entgegnete Felice nicht ohne merkliche Verlegenheit; denn er empfand einen leiſen Widerſtand ſeines Anliegens in dieſer vorgreifenden Frage der Geſellſchafterin. Das Blut ſtieg ihm in die Wangen, da er ſeine Worte künſtlich ſetzte; „Frau von Elban, unſtät und veränderlich in Allem, was ſie treibt, nur nicht in dieſer beſtandloſen Neigung, hat ſchon während der kurzen Zeit ihres Aufenthalts hierſelbſt mit ihrem Logis in mehr als einem Gaſthofe gewechſelt. Sie iſt überall unzufrieden. Mangel und Mängel der Quartiere in dieſer großen Stadt iſt der nie ausgehende Stoff der Unterhaltung; denn der alte Unſtern hat den Baugeiſt — und die Tante kann nirgends einwohnen. So rühmt der Landſchafts-Director meine Zimmer als die ſchönſten und bequemſten, die er hier kennen gelernt habe, und fängt an, die Vorzüge dieſes Hauſes zu preiſen. Nun ſah ich kommen, was darauf folgen würde. Frau von Elban will meine Wohnung ſehen, ſie verliebt ſich in den Einfall, mir durch ihren Beſuch eine Ehre zu erweiſen. Der alte Herr giebt mir einen Wink, und ich muß die mir zugedachte Gnade gebührend anerkennen. Die ganze Familie war daher den Tag nach dem Balle bei mir.“

Pauline nickte. Sie wußte um dieſen Beſuch. Felice fuhr fort: „Frau von Elban gerieth in Ekſtaſe. Sie fand alles unvergleichlich. Hier würde ihr wohl ſein! ſagte ſie, und die Nichten warfen einander Blicke voll ſpöttiſchem Zweifel zu. Die Ausſicht war ihr auch recht, für Thürme hätte ſie eine wahre Leidenſchaft — und der alte graue Gegenſtand ihrer Liebe ſähe mit Hoheit herüber, und ſchlug mit ſtarken Schlägen an dieſe Schwäche ihres Herzens. Ohne Weiteres fragte ſie mich nun, ob ich mich wohl würde entſchließen können, der Familie — denn ſie ſetzt die Genehmigung derſelben in allen Fällen voraus — meine Wohnung, ſammt allen Möbeln, für die Zeit ihres Aufenthaltes in der Stadt zu überlaſſen, und Madame Weihland um ein Zimmer zu bitten, welches mir einſtweilen eingeräumt würde? —“

„In der That,“ ſagte Pauline, durchaus nicht fähig, ihre Empörung länger zu verbergen, „dieſes Anſinnen von Seiten der Dame iſt ſo groß, daß es nur durch die größere Luſt, jene Familie zu verpflichten, übertroffen wird, und ich weiß nicht, worüber ich mich mehr wundern ſoll.“

Felice ward glühend roth, ein zündender Funke blitzte in ſeinem Auge, und das ſcharfe Geſchoß einer treffenden Antwort war auf die Gegnerin gerichtet; aber der Muth verſagte ihm vor ihrem Blick, und ſo erwiederte er mit beherrſchter Stimme: „Sie nehmen das zu ſchwer, mein werthes Fräulein. Ein Garçon findet in dieſer Zumuthung nicht ſo etwas Großes. Allerdings darf der Landſchafts-Director auf meine Ergebenheit rechnen, ſo wie ich hoffe, daß Madame Weihland mir dieſes geringe Geſuch nicht abſchlagen werde.“ Es lag ein empfindlicher Trotz in dieſen letzten Worten, die Verſtocktheit eines Schuldbewußten gegen das billige Bedenken ſittlicher Delicateſſe.

Pauline hatte ſich indeſſen gefaßt. Sie ſagte: „Ich werde dieſe Ihre Angelegenheit meiner Freundin mittheilen, verlaſſen Sie ſich darauf. Franziska möge Ihnen alsdann ſelbſt ihren Beſchluß kund geben, und bis ſie kommt, wollen wir die Sache dahin geſtellt ſein laſſen! —“ Und wie ruhig dies Pauline auch ſagte, ſo zitterte ſie doch heimlich vor dieſer Entſchließung.

Es klopfte an die Thüre, Pauline öffnete, ein Aufwärter ſtand draußen, der den Landſchafts-Syndicus zu ſprechen verlangte. Felice eilte herbei, Pauline zog ſich beſcheiden zurück. Nach einigen Augenblicken kam er, um ſich zu empfehlen und ſprach: „Ein Fremder, der mein Freund, und auf ſeiner Durchreiſe im Gaſthofe zum goldenen Becher abgetreten iſt, ſchickt nach mir.“ Er entfernte ſich ſchnell, und dieſer Abruf ſchien ihm erwünſcht gekommen zu ſein.

Ein unerfreulicher Eindruck blieb Paulinen von ſeiner Gegenwart. Die Art, wie er ſich über Franzisca geäußert, ſein ausgeſprochenes Verlangen, ſetzten es ihr außer allen Zweifel, daß Felice niemals wie ein Liebender für die Freundin gefühlt und die Idee gehegt hätte, ihre Hand zu erhalten, nachdem er ihr das Herz geraubt, um es achtlos, wie entwendetes Gut, das ohne Werth und Nutzen für ihn ſei, dem Zufalle zu überlaſſen. Die reiche ſchöne Wittwe war nicht ſeine Wahl, und ihr Beſitz auch früher nie ſein Wunſch geweſen. Jetzt ſchien er ihr ſogar abgeneigt, dies ſah Pauline nunmehr klar ein. Er hatte mit der Ruhe eines verlierbaren Herzens ein frevles Spiel getrieben, und die arme Franzisca gab all ihr Glück verloren. Und wie leidenſchaftlich war dieſer Undankbare von ihr geliebt worden! Sie hatte ſeinetwegen den Verluſt eines muſterhaften Gatten leichter verſchmerzt, als dieſer es um ſie verdient, und ſeitdem mehr als einen ſchätzenswerthen Mann, der ſich um ſie beworben, unbedenklich abgewieſen. Paulinens Gedanken kreuzten ſich hin und her. Und warum verſchmähte Felice die liebenswürdige Frau, welche bei mancher kleinen Eigenheit dennoch gut und edel war? Der Reiz ihrer Geſtalt rührte ihn nicht oder nicht mehr, und das ſchöne Vermögen ließ ihn gleichgültig, ob auch Felice unbemittelt, und nur auf das Einkommen ſeines Amtes angewieſen, mit dem Ertrage deſſelben für ſeine luxuriöſen Bedürfniſſe nicht reichte. Pauline geſtand ſich, daß dies Verhältniß eine große Demüthigung für den eitlen Stolz ihrer Freundin wäre. Sie konnte nicht umhin, dieſe Prüfung herzlich zu bedauern, wenn ſie auch überzeugt war, Franzisca würde mit Felice nicht glücklich geweſen ſein.

Indem die gute Platon vor dem unvermeidlichen Bericht bangte, den ſie abzuſtatten hatte, und darüber ſann, auf welche Weiſe ſie ſich am beſten ihres Auftrages entledigen könne, trat Madame Weihland, begleitet von dem Juſtizcommiſſarius, ein; mit heitern, lufterfriſchten Geſichtern kehrten ſie zurück. „War Jemand bei Dir?“ fragte Franzisca, und ſah forſchend im Zimmer umher, als flüſterten dieſe Umgebungen ihr das Geheimniß der geahnten Nähe zu.

Pauline beſchloß, auf der Stelle zu ſagen, was ihr obliege, und die Anweſenheit des Schwagers, vor deſſen Scharfblick Franzisca ſich Gewalt anthun müßte, zu Hülfe zu nehmen. So ſchonend als möglich theilte ſie die vernommene Zumuthung mit. Aber Franzisca erbleichte doch zu einer Büſte. Sie ſtarrte Pauline wie ungläubig an, während Weihland nur ſchweigend mit einem befremdeten Lächeln den Kopf ſchüttelte, als wenn ihm die Sache nicht hinein wollte. Jetzt bekam der blaſſe Marmor Leben, in den feinen Adern ſchwoll das Blut, und, ein Ausbruch leidenſchaftlicher Selbſtvergeſſenheit, ſagte ſie mit zornzitternder Stimme: „Meinetwegen kann er die ganze Familie ſich auf den Schooß nehmen! Ich werde mich nicht darum kümmern. Felice irrt ſich, wenn er das hofft.“ Pauline blickte beſtürzt nach dem Juſtizcommiſſarius hinüber; dieſer ſchien jedoch die Blöße, welche ihm Franzisca's Heftigkeit gab, nicht ſcharf aufzufaſſen. Mit gelaſſener Ironie warf er ein: „Bedenke doch, Fränzchen! das müßte dem Landſchafts-Syndicus, der von ſchmächtigem Bau iſt, ſehr unbequem ſein; und die Tante, Du hörſt es wohl, pflegt ſich breit und unnütz zu machen. Am Ende gilt die ganze Liebedienerei der alten Matante, die in den Thurm verliebt iſt, ein Beweis, daß ihr der Sinn hoch ſteht.“

„Liebedienerei! Du haſt das rechte Wort gewählt Ludwig.“ ſagte Franzisca, ſchwer gereizt, „ſo muß dieſe armſelige Servilität heißen, wodurch ein Mann von Ehre ſich herabſetzt. Wie klein erſcheint mir Felice! — Er mag die Folgen tragen; ich kann ihm nicht angemeſſener für den Mißbrauch meiner Güte beſtrafen, als daß ich ſeinen Wunſch gewähre.“

„Du wirſt es Dir noch überlegen, Franzisca!“ warnte Pauline ſanft, doch mit Nachdruck.

„Nein, nein!“ entgegnete Madame Weihland, „es iſt beſchloſſen, ich habe meine guten Gründe, mich dieſer Forderung nicht zu weigern. Ich ſehe mir die Einquartierung an, ſo lange es mir gefällt; bin und bleibe ich nicht Herrin meines Hauſes?“ Die arme Franzisca ſagte dies mit ſchwankendem Tone, mit unterdrückten Thränen — um ihre ganze Herrſchaft ſah es in dieſem Moment übel aus; und indem ihr jedes Glied bebte, fuhr ſie fort: „Beſtelle daher, meine gute Pauline, die blaue Eckſtube für Felice. Du ſiehſt mich an, daß ich ihm das beſte Gaſtzimmer gebe? Laſſe alles darin, wie es ſteht und liegt. Auf dem ſeidnen Sopha kann er ſich in ſtolze Träume der Hoffnung wiegen, mit dem Fuß am Ziele auf den Blumen des Teppichs ruhen — er iſt ja gewöhnt, in ſeinen kühnen Fortſchritten manche ſchöne Blume zu zertreten. — Für die Bequemlichkeit des Herrn von Unſtern und der Seinen mag er ſelbſt ſorgen, ich will ihn dieſes Vergnügens nicht berauben.“

„Unſtern!“ ſagte der Juſtizcommiſſarius, der, während ſeine Schwägerin ſprach, ſtill vor ſich hingeſehen, „ein ominöſer Name! Ich möchte mich nicht damit befaſſen. Auch ſieht, der ihn führt, gerade ſo aus, als beuge das Verhängniß ihn nieder. Nun, das Hauskreuz, das er an der Tante überall mit herumſchleppt, mag ſchwer genug drücken. — Der Landſchafts-Director würde es nicht tragen, wenn ihn die Noth nicht dazu zwänge. Er ſoll in zerrütteten Umſtänden ſein. Er hat gebaut, raſtlos gebaut — darüber iſt ſein Wohlſtand geſunken, manches Unheil iſt über ſeinem Haupte eingebrochen — ſeinen Finanzen droht gänzlicher Ruin. Nun iſt er in die Stadt gezogen, um ſich einen Schwiegerſohn zu ſuchen, der ihm aufhelfe; doch Felice dürfte dieſe Stütze ſchwerlich ſein.“ Er belächelte die Thorheit dieſer Einbildung.

„Er denkt es doch aber,“ verſetzte Franziska haſtig und heftig wie vorher, „er haſcht nach dieſem Glücke, das ihn gewaltig trügen wird. Das Erbtheil der Tante will er nach der Männer Weiſe erliſten und erraffen, und dazu eine feine Hand, um die er ſich in aller Devotion bewirbt, und welche ihm mit dem Trauringe eine Gnade zu ertheilen dächte.“

„Wehe dem Manne,“ antwortete Weihland, aufrichtigen Ernſt in der Miene, „der ſie annehmen möchte, der nicht vornehm genug denkt, ſeiner Gattin Bedeutendheit zu geben, anſtatt ſie von ihr zu empfangen! Ich kann dem Landſchafts-Syndicus kaum ſolch eine Selbſtverblendung zutrauen. Er ſcheint doch ſonſt einen praktiſchen Blick zu haben.“

„Das jüngſte Fräulein,“ nahm Pauline das Wort, „Adelaide hörte ich es nennen, iſt ſchön, aber von ungemein ſtolzem Anſehen; ich möchte es daher nicht geneigt halten, ſeine hochadelige Sphäre zu verlaſſen. Aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz — ließe ſich mit unſerm Schiller ſagen, und ein Herz iſt es, das Felice vor allem bedarf, weil es ihm ſelbſt an Gemüth fehlt.“

Franzisca ſeufzte bei dieſer Rede. Sie fühlte an dem ſtarken Klopfen ihres Buſens, daß es ihr an dieſer Mitgift für den treuloſen Freund nicht gemangelt hätte.

„Die älteſte Unſtern —“ entgegnete der Juſtizcommiſſarius, „ich habe ſie auf dem Balle in Betracht genommen — iſt eine höchſt intereſſante Erſcheinung. Sie muß jedoch um viele Jahre mehr zählen, als die jüngere, auch ſind ſie, wie ich weiß, nur zugebrachte Schweſtern. Sie iſt ein vollendet reizendes Charakterbild. Ihre Haltung iſt feſt, doch graziös, und in den weichen Linien des Geſichts drücken Geiſt und Muth ſich aus. Und ihre Augen, potz Tauſend! dieſe Augen — aber ſie glimmen düſter und ein wenig feindſelig, und ich möchte nicht unter dem Einfluſſe dieſer dunkeln Geſtirne ſtehen. Ihr Name iſt Claudine, das heißt die Verſchloſſene, Heimliche, ſo ſieht ſie mir auch aus. Unter dem Neſte der ſchönen braunen Haare mag mancher Gedanke ausgebrütet ſein, und wenn man mit dem kleinen goldnen Uhrwerke, das ſie trägt, ihre linke Seite repetiren laſſen könnte — —“

„Du haſt das Fräulein ſehr genau in das Auge gefaßt, wenn nicht gar in das Herz —“ unterbrach Franzisca, hörbar geärgert, ihren Schwager, „ich merke, die Begeiſterung des Beifalls ſteckt an wie ein hitziges Fieber. Man erlebt es noch, daß Du mit Felice rivaliſirſt.“

„Nein, nein, mein Schweſterchen!“ antwortete er mit der kaltblütigſten Ruhe, „unſer Geſchmack iſt himmelweit unterſchieden, ich kenne den ſeinigen, und möchte daher behaupten, daß Claudine Unſtern kein Gegenſtand für ihn ſei! „Nun?“ fragte Franzisca verlangend, und auch Paulinens Blick bat ihn um nähere Erklärung.

„Es war im Weinhauſe bei Posca,“ ſprach Weibland, „wo wir einſt — ein luſtiges Convivium — über dieſen Punct offenherzig wurden. Der Gerichtsrath Händel hatte eben ſeine Verlobung angezeigt, und man ubergab mir feierlichſt die Junggeſellenlade. Immerhin! ſagte ich, das Vorſteheramt kann auch an einen Andern kommen; denn es wechſelt mit uns wunderbar. Nun ward ein langes Capitel über den Eheſtand abgehandelt, Jeder ſagte ſeine Forderungen an die von ihm zu Erwählende aus. Mein Himmel! welche diverſen Sorten von Geſchmack, welche närriſchen Widerſprüche kamen da zum Vorſchein! — Eine kluge Frau — es waren Unſerer neune — wollte nur einer, und dieſen einen brauche ich nicht zu nennen.“

„Und Felice?“ fragte Franzisca in äußerſter Spannung.

„Er verlangt,“ antwortete der Juſtizcommiſſarius, mit Nachſinnen im Blick, während ein Zug von Spott um ſeine Lippen ſpielte, „die erſte Jugendblüthe an ſeiner künftigen Gattin, und ein roſige Geſundheit zum Aufplatzen; auch müſſe dieſe Geſundheit Dauer verſprechen, denn Kränkeln und Klagen ſei ihm in den Tod zuwider. — Da mußt Du Dir einen Bürgen ſuchen, ſchrieen die Andern betäubend auf ihn ein. Er aber ließ ſich nicht aus dem Context bringen, und fuhr fort, „ferner müſſe er das Mädchen, das er heirathen ſolle, nicht lange kennen und weſentlich erſt gar nicht. Der Reiz der Fremdheit nur würde ihn mit anziehenden Kräften zu einer unauflöslichen Verbindung bringen können; und Mühe müſſe ihm die Erfüllung ſeiner Wünſche koſten, wenn ſie ihm um den Preis der Freiheit werth und theuer ſein ſollten. Der Nachbar des Felice verſicherte hingegen, nur ein freundſchaftlicher Umgang, der ihn mit der Gefährtin ſeines Lebens genau bekannt und deſſen gewiß gemacht, was er von ihr erwarten dürfe, werde ihm die Baſis der Ehe ſein. So ungleich iſt der Menſchen Art und Sinn!"

Franziska verſchwand, da ihr Schwager ausgeredet, durch die Tapetenthüre. Weihland ſah ihr ſtill verwundert nach, und Pauline ſagte mit Göthe: „Eines ſchickt ſich nicht für Alle, ſehe Jeder, wie er's treibe, ſehe Jeder, wo er bleibe, und wer ſteht, daß er nicht falle."

Der Juſtizcommiſſarius ſtand auf. „Es iſt heut Loge," ſprach er, wie aus einem flüchtigen Traum erwachend, „vorher habe ich noch eine kleine Verrichtung, und ich vergeſſe mich hier wie immer. Grüßen Sie die Schwägerin. Gute Beſſerung, arme, liebe Platon! Ihre Wange wirft Strahlen — ſie brennen mir in das Herz. —"

Pauline blickte ihn dankbar an; ihre Augen wollten ein klein wenig unter Waſſer treten, weil der empfundene Schmerz durch des Freundes Beklagen in ihr aufgerufen ward. „Das Mitleid kleidet Sie!" antwortete ſie mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Dafür iſt es auch die wärmende Hülle für ein verhältnißmäßiges Gefühl, und jeder edlen Regung gerecht —" erwiederte Weihland nicht ohne einen kleinen Anflug von Stolz auf die gerühmte Theilnahme. Er wickelte ſich in ſeinen Mantel, verbeugte ſich zum kurzen Abſchied, und die Thüre ſchloß ſich hinter ihm.

„Was war das?" fragte ſich Pauline, „er ſpottete mein wohl?" Sie ſtand noch auf derſelben Stelle wie feſt gebannt, ihr Blick wurzelte am Boden, als Franzisca, durch die eingetretene Stille aus ihrem Schmollzimmerchen gelockt, dieſe tieſen Gedanken ſtörte.

Pauline ſchaute auf, das blaſſe Geſicht ihrer Freundin war der Spiegel einer Seele, worin das Verſcheiden der Liebe den ganzen Haushalt der Empfindung verſtörte.

„Was habe ich hören müſſen!“ brach Franzisca in vorwurfsvolle Klagen aus, „jetzt, Pauline, iſt es auf ewig vorbei, ich kann Felice ſogar nicht mehr achten. O! er hat mir ſeine innerſte Geſinnung geſchickt entzogen, und ich ließ mich täuſchen. Wie wird er die kränkliche, hinwelkende Wittwe verlacht haben, welche ſeines Herzens ſicher zu ſein glaubte. Du aber haſt ihn erkannt! Ich trauete Deiner einſichtsvollen Warnung nicht, doch ihm, dem Falſchen, ungemeſſen.“

„So traue mir nun deſto mehr,“ redete ihr Pauline beſchwichtigend zu, indem ſie ſich für das Bedürfniß der leidenden Freundin zuſammennahm, und das eigene Herz vergebens um Antwort auf jene Fragen pochen ließ, „wenn ich Dich dringend bitte, Dich nicht zu übereilen. Das Wort der Genehmigung, hätteſt Du es dem Landſchafts-Syndicus einmal gegeben, könnte nicht zurückgenommen werden, und ich bin überzeugt, Du wirſt die Nähe einer Familie, welche in Dein inneres und äußeres Leben ſtörend eingreift, auf die Länge nicht zu ertragen vermögen. Du kannſt es auch bei aller Umſicht nicht beurtheilen, in wie weit Du Dich mit dieſen Unſterns beläſtigen würdeſt, und möchteſt einen Entſchluß zu ſpät bereuen, dem meine freundſchaftliche Sorge um Deine Ruhe vorbauen will.“

„Da Felice,“ antwortete Franzisca mit jenem Eigenwillen einer leidenſchaftlichen Frau, der eher das Herz als der Sinn zu brechen, „dieſe Familie in mein Haus einführt, wäre es auch nur auf die kürzeſte Zeit, ſo zieht er eine Scheidewand zwiſchen uns, die für immer vorhält.“

„Alſo eine Schutzmauer gegen einen möglichen Rückfall in die Schwachheit für Felice ſoll dieſe bewegliche Hausgemeinſchaft Dir ſein?“ fragte Pauline in einem Tone, der, was er tadeln müßte, lieber unbegreiflich finden mag, „ſo wenig wäreſt Du Deiner jetzigen Anſicht ſicher? Liebſte Franziska! Du ſtützeſt Dich auf ein wankend Rohr, Du mußt verſinken in Trübſinn, und meine treue Hand könnte Dich nicht halten. Suche Feſtigkeit in Dir ſelbſt. Überlaſſe Felice ſeinem Schickſale, und das Deinige der Führung des Himmels. Wer Liebe verdient, wird ſie finden früher oder ſpäter, und jeder getäuſchten Zuverſicht wird einſt vergolten.“

Franziska wandte ſich ab unter entſtürzenden Thränen. Sie blieb eine Weile ſtumm, und ſagte dann mit erſtickter Stimme: „Du haſt in dieſem Troſte mein Herz ſchwer getroffen; es erliegt eben dem Gefühle, wie Gott vergilt.“

Pauline blickte ihre Freundin beſtürzt an, ängſtlich, ihr wohlmeinend Leides zugefügt zu haben; doch Franziska fuhr fort, und ihre Seele ſtrömte in dieſer Erleichterung aus: „Ich gedenke meines guten Mannes, und möchte ihm die Miene, womit ich ihn jemals beleidigt, das kleinſte Wort, das ihn von mir gekränkt, tauſendmal abbitten. Sieh! als er das erſtemal um mich warb, wies ich ihn ſchnöde ab, und achtete nicht auf den Rath der Freunde und der thränenden Bitte meiner Mutter. Ich war ein armes Mädchen, aber jung und lebensfroh, und die Thore der Hoffnung ſtanden mir weit, weit! offen. Meine Mutter konnte das Glück nicht verſchmerzen, das ihre Tochter leichtſinnig von ſich geſtoßen. Sie hatte aus Neigung geheirathet, und wohl zu lange mit Sorgen um das liebe Auskommen gekämpft, um dem entſchloſſenen Ernſte, womit ich den reichen Banquier ausſchlug, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Sie legte nunmehr den Druck ihrer beſchränkten Umſtände mir zur Laſt, manchen Vorwurf, der mir das Leben verkümmerte, mußte ich ertragen, bis der letzte, der ſchwerſte, ich hätte ihre Tage durch Freude an meinem Wohlergehen verlängern können, mit ihrem Sargdeckel auf mein Herz ſiel. Nun ſtand ich einſam in der Welt, und war aus eitlen Träumen erwacht, da meine Mutter die Augen geſchloſſen. Ein Verwandter, der noch eine kleine Forderung an die liebe Selige hatte, drängte mich hart. Es war umſonſt, daß ich ihn durch die Schilderung meiner Lage zu rühren ſuchte, und flehend bat, er möchte mir noch eine kleine Nachſicht ſchenken. Er warf mir vor, ich könnte es beſſer haben, wenn ich nicht die Koſtbare geſpielt und die redliche Abſicht ehrenwerther Männer verachtet hätte. Ich verging faſt vor Scham und Schmerz, daß der rohe Menſch ſich dies gegen mich erlaubte. Das Herz war mir beklommen, daß ich nicht athmen konnte, es wallte mir ſiedend heiß in der Bruſt — in Angſt und Haſt reiße ich das Fenſter auf, und ein Thränenſtrom begoß die Raute, welche es vergitterte. Da — o Pauline! ich werde dieſen Moment nicht vergeſſen, ſo lange ich einer Erinnerung fähig bin — kommt Weihland gegangen und ſtutzt als er den Klang des Fenſters hört. Gott leitete ſeinen Schritt in jener drangvollen Stunde auf dieſe Straße, er lenkte ſein Herz, und wendete das meinige mir im tiefſten Buſen. — Beſchämt verbarg ich das verweinte Geſicht, aber mein Blick war dem ſeinen ſchon begegnet. Er trat in das Haus. Der unbarmherzige Vetter machte große Augen, und erſchrak wie ein Beſchwörer, wenn der Geiſt, den er keck citirte, nun wirklich erſcheint. Ich nahm keinen Anſtand, gepreßt wie ich war, ihm meine Noth zu klagen, und um ſeinen Schutz gegen die gierige Härte des Vetters zu bitten; doch im Nu war dieſer Gläubiger wie verwandelt. Weihland tilgte auf der Stelle dieſe Schuld, und verpflichtete mich mehr noch durch die edle Weiſe, womit er ſich dabei benahm. Damals hatte ich ein Gefühl von der Sicherheit und dem Muthe, welche der Reichthum einflößt, wie von dem Beiſtande, den die Frau eines würdigen Mannes an ihm hat, daß ich meinte, es gäbe keinen Angriff für die Gattin eines Bemittelten.“

„Von dieſer Zeit an lernte ich den ganzen Edelſinn meines Mannes kennen. Er handelte für mein Beſtes, und ſchonte mich doch in den Vortheilen, die ihm meine Lage gab; und als er mir endlich ſeinen Antrag erneuerte, hatte die Dankbarkeit mich ihm ſchon unauflöslich verknüpft. Ach Pauline! warum konnte ſich der Gedanke, daß ich in ihm meinen größten Wohlthäter lieben und ehren müſſe, nicht in gleicher Stärke erhalten? — Die zärtliche Güte meines Mannes verwöhnte mich, ich zeigte mich nicht immer ſo erkenntlich dafür, wie ich geſollt, und hätte ihm manchmal die beunruhigende Sorge erſparen können, wie er mich fröhlich ſehen möge. Was er auch that, die Freuden des Beſitzes um mich zu häufen, ich betrübte ihn nur zu oft durch den unbewachten Ausdruck von Unzufriedenheit.“

„Franziſca,“ ſprach Pauline, als Jene mit einem krampfhaften Seufzer inne hielt, „richte Dich doch auch nicht zu ſtrenge! Du haſt es nie an Beweiſen innigſter Achtung für Deinen Mann fehlen laſſen, und Dein Blick war ſeines Lebens Strahl. Es mag zudem in der Natur der zeitlichen Güter liegen, daß ſie ſchnell ſättigen, und ein junges Herz bedarf noch einer andern Liebe, als welche die Pflicht lehrt. Bedenke auch den Unterſchied der Jahre zwiſchen Dir und ihm, und den Standpunkt, welchen der ſelige Weibland durch den ſoliden Ernſt ſeiner Denkart einnahm, der Deinem jugendlichen Sinne entgegen und ſo überlegen war, daß nur die Hochſchätzung und kein gleichartigeres Gefühl in Dir vorherrſchen konnte.“

„Woran mahnſt Du mich!“ rief Franzisca beklommen, „dieſen Unterſchied habe ich nur zu ſehr bedacht, hingegen das Verdienſt meines Mannes nicht genug erwogen, wenn ich mein bischen Reiz und guten Willen in die Wagſchale legte, die das Gleichgewicht der Ehe hält. So ſank ich zu der Meinung herab, ich hätte ihn beglückt mit dieſer armen Hand, die ſonſt ihr Brod durch Fleiß hätte erwerben müſſen. Ich war es, die ohne Argliſt den Gedanken in ihm erregte, den Landſchafts-Syndicus in das Haus zu nehmen, auf daß wir einen freundſchaftlichen Geſellſchafter an ihm hätten. Er that nach meinem Wunſche — nun geſchieht mir eben ſo. Ich bin noch ziemlich jung, und dennoch zu alt für Felice. Mein Umgang genügt ihm nicht mehr, und in dieſelben Zimmer, welche ich für ihn ſchmückte, nimmt er Menſchen auf, die mir fremd, ja feindlich ſind, weil ſie mich aus dem Antheile ſeiner Berückſichtigung verdrängten, den ich noch mein Eigenthum nannte. So kommt mir nun dies Verhältniß als eine Buße vor, der ich mich, willig oder nicht, unterziehen muß.“ Hier endete Franzisca's lange Erklärung.

Während Madame Weibland alſo ſprach, angehört von Ihrer Freundin mit allen Zeichen naher Theilnahme, gingen betrachtende Gedanken durch Paulinens Seele, und ein religiöſes Gefühl bewegte ihr Gemüth bei Franzisca's letzteren Worten. Sie gedachte der zahllos wunderbaren Täuſchungen, unter denen das Herz ſchlägt, ſo wie des geheimen Zuſammenhanges, den der innere Richter, als Repräſentant der ewigen Wahrheit, zwiſchen unſere Thaten und unſere Leiden und Freuden verhängt. — Daß Franzisca bei widerſtrebender Geſinnung dennoch entſchloſſen war, die Familie von Unſtern in ihr Haus aufzunehmen, und ſie in nächſte Gemeinſchaft mit Felice zu bringen, der, allzuempfänglich für jede Neuheit, ſeinen alten Umgangsverhältniſſen dadurch entſchieden verloren gehen würde, kam ihr nicht allein wie ein verzweifeltes Sicherheitsmittel, ſondern ähnlich der Neigung derer vor, welche in einer Miſchung von Neugier und Grauen gern Geiſtergeſchichten in Anregung bringen, denn die Eiferſucht iſt ja auch eine Art der Geſpenſterfurcht. Daß endlich die Wittwe in ihrer erſten Anordnung den abtrünnigen Hausfreund, ſtatt ihn zu verbannen, wie er es verdient hätte, in ihr beſtes Gaſtzimmer logirte und ihn mit Glanz und Geſchmack umgab; dieſe Großmuth — ob es auch einem edlen Sinne ziemen mag, ſich ſo würdig zu rächen — ſchien doch der feinbemerkenden Geſellſchafterin nur ein Verſteck für die Liebe, und ſie bedauerte Franzisca, daß ſie, unbewußt der Gefahr, den Feind ihrer Ruhe noch hegen und pflegen wolle.

„Wie magſt Du Dich nur ſo quälen, Du arme Liebe!“ ſagte Pauline mit dem Tadel der Freundſchaft. „Du würdeſt Dir und mir viel Unruhe erſparen, wenn Du den Muth hätteſt, gütig gegen Dich ſelbſt zu ſein. Aber Du biſt eigenſinnig, Franzisca! Du giebſt nichts auf meinen treuen Rath, und ich muß Dich der Erkenntniß überlaſſen, wie viel beſſer Du gethan, wenn Du mir diesmal gefolgt hätteſt. Noch wäre es Zeit, Dich eines Andern zu beſinnen —“

„Nein, nein!“ unterbrach Madame Weihland ihre Rathgeberin in Haſt, als fürchtete ſie, die milde Überredungsweiſe Paulinens könnte Sieg gewinnen über ihren voreiligen Entſchluß: »es iſt einmal beſtimmt, rede nichts darein Pauline. Morgen laſſe ich den Landſchafts-Syndicus zu mir rufen, und ſage ihm, daß er ſich immerhin dem Herrn von Unſtern — oder den Töchtern vielmehr — auf die nachgeſuchte Weiſe gefällig machen möge. Ich habe nichts gegen dieſe Verbindlichkeit, noch etwas dawider, daß eine Verbindung daraus werde. Ich verſichere Dir, Felice iſt mir in dieſem Augenblicke völlig gleichgültig.«

»In dieſem Augenblicke,« wiederholte die Platon, »ja, ich glaube es Dir.«

»Ich ſchätze keinen Mann mehr!« ſetzte Franziska mit geſteigertem Tone, unähnlich dem, womit die ſpaniſche Königin dies geſagt haben möchte, hinzu. Pauline ſchwieg lächelnd.

Frau von Gardemer gebrauchte die Freiheit ihres Willens, um der Familie des Ephraim ihre Fürſorge perſönlich zu beweiſen. Sie ging täglich einmal hinüber, und ihr Anblick wirkte wie Frühlingsmilde auf den erſtorbenen Sinn der Jüdin. Perle mußte die Harfe ſpielen und dazu ſingen. Die ſilberne Stimme des Mädchens zitterte zwar anfänglich in Blödigkeit; aber ihr ſchmelzender Wohllaut und die einfache Poeſie der Verſe ging aus tiefinnerſter Gluth hervor. Lucie hörte in warmer Rührung dieſem kindlichen Geſange zu. Die ſeelenkranke Mutter horchte, während Tropfen aus ihren Augen fielen, die der Saiten heller Klang ihr entlockte; wie eine Rebe, welche ſtarr und unbewußt weint, als würde ſie noch einmal die Frucht des Geiſtes tragen, in Friede und Freude.

So war die Wittwe des Majors eines Tages drüben in der Wohnung der jüdiſchen Hausgenoſſen, und weilte vor den Tönen der Tochter und den Thränen der Mutter. Die Sonne ſchien freundlich, die Harfe rauſchte verborgen und doch laut, die Zweige des winterlichen Stammes ſchütterten im Winde, als wär's der ſingende Baum, der dieſe melodiſchen Klänge in die Luft hauchte; — da ſchritt ein Officier durch die Flur des Hauſes, den Eingang der Treppe zu ſuchen, welche vom innern Hofraume nach dem vordern Gebäude führte. Er ſtand betroffen von dem unerwartet muſicaliſchen Empfange und blickte verwundert umher; doch nicht lange. Sein ſtrebſamer Fuß fand ſich bald zurecht: er hätte überdies die Harmonie der Sphären, wenn ſie ihm hörbar geweſen, hinter ſich gelaſſen, um einem ſeligen Moment zuzueilen. Es war der Capitain Troja, der die Geſpielin ſeiner Kindheit, die Geliebte ſeiner Jugend, nach langer ſchmerzlicher Trennung wiederzuſehen kam. Er hatte den Vorſaal erreicht, ohne einer dienſtlichen Seele zu begegnen, die ihn der Dame des Hauſes hätte melden können. So ſtand er abermals zweifelhaft und wartend; er hörte den Schlag ſeines Herzens in der klöſterlichen Stille dieſer Umgebung, und es war ihm, als würde Lucie im ſchwarzen Schleier — ſeine Phantaſie vermengte die Begriffe ihres Verluſtes — aus einer der weißen Thüren, deren er mehrere hier ſah, entgegentreten. Mechaniſch griff er an den blanken Drücker der nächſten — ſie war offen: der Capitain lehnte den Flügel weit auf, und der erſte Blick nach Innen überzeugte ihn, daß er das Wohnzimmer ſeiner Freundin getroffen. Ein häusliches Mirakel hielt die Domeſtiquen der

Frau von Gardemer im oberſten Stockwerke verſammelt, und Cordelia, welche das Amt der Schluſſel verwaltete, hatte, getrieben vom Drange der Neugier, und ſicher, daß ihre Dame nicht beſucht, oder ſonſt angegangen würde, leichtſinnig ihre Pflicht verſäumt. Der Capitain maß mit leiſen Schritten, als hätte er hier kein Recht, ſtark aufzutreten, die Länge des Zimmers, er zog tiefen Athem aus der beklommenen Bruſt, denn der Athem einer theuren, lieben verlernten Nähe ſäuſelte hier, wie wenn Lüfte der Heimath um den Fremdling wehen. Er war dieſer Minuten froh, und der Gedanke, wie er Lucie finden werde, eilte dem Wunſche zuvor: ſie möchte kommen. Alles, was er hier ſah, hatte eine ſprechende Stimme für ihn, war berührt von ihrem Geiſte; doch als er ihr Portrait erblickte, da hatte er für nichts Anderes Sinn und Sehkraft mehr. Um den Rahmen von echter Bronze war ein Immortellenkranz geſchlungen, womit die Zofe den Geburtstag der Gebieterin in ſentimentaler Überraſchung gefeiert, und die gütige Frau, dankbar für jeden kleinſten Beweis der Ergebenheit, hatte den Kranz ihrem Bilde gelaſſen.

Capitain Troja ſtand mit trunkenen Augen davor, in Schauen verſunken; ſeine Bruſt arbeitete heftig gegen die ſüße Gewalt dieſes Anblicks. Dies war Lucie, wie ſie leibte und lebte! Eben der unbeſchreibliche Zug um den ſüßen Mund, der ihn zu tauſend Malen entzückt und angezogen; auch jetzt fühlte er die magnetiſche Kraft dieſes kleinen, halben Lächelns, deſſen vollen Reiz der Maler empfunden haben mußte, weil er es ſo treu wiedergegeben. Der blaue Himmel dieſer Augen, ſo klar! ſo ſtrahlend! als hätte kein Wölkchen ihn jemals getrübt — das lichte, bräunliche Lockengeringel, ſich anſchmiegend den feinen Schläfen und der ſchönen

Form des Scheitels, die Perlen in blaſſem röthlichem Schimmer, beſchämt vom Schnee des Halſes, die Beugung des Hauptes, worin doch, bei aller Friſche der Jugend, die Ahnung eines ſchweren Schickſals lag; dies Alles bildete ein Ganzes, was den Capitain aus ſich ſelbſt ſetzte, und in die ſchönſte Zeit ſeines Lebens, in eine Welt der Erinnerung entrückte. Wie ward das Vergangene ihm ſo gegenwärtig! Die täuſchende Kunſt des Pinſels, ſo lebendig und ſo wahr! Jener göttliche Hauch, der Pygmalions Werk belebte, gab Luciens holdem Geſicht Seele, eine Seele der Liebe. Sie ſchien zu athmen, zu lächeln — das Bild wankte wie im Beben der Gefühle hinter einem feuchtem Schleier — die männlich blitzenden Augen, welche es unverwandt anſtarrten, um es in ſich aufzunehmen, ſtanden voll Thränen. In dem unſterblichen Kranze, der ſein Idol umfaßte, drängten ſich Blunten aus Eden, und Paradieſe voll Lebensfülle blühten um ihn auf.

Wir überlaſſen den Capitain für eine kleine Zeit ungeſtört dieſer Wonne der Rückerinnerung, um in Kürze unſeren Leſern die einfache Geſchichte der frühern Bekanntſchaft Troja's und Luciens mitzutheilen.

Der Vater der Frau von Gardemer, Rath Clarburg, war vormals, als ein geſchickter und geſchätzter Juriſt, im Criminal-Senat angeſtellt geweſen. Einer ſeiner Unterbeamten, dem er blindes Vertrauen ſchenkte, zeigte ſich deſſen ſo unwerth, daß er den argloſen Gönner durch eine ungeheure Veruntreuung in eine peinliche Lage brachte, und ihm nicht allein großen Schaden zufügte, ſondern ihn auch jede ſchwere Folge der Verantwortlichkeit empfinden ließ. Der Verdruß, ſich an der Ehre ſeiner Einſicht gekränkt zu ſehen, nagte an ſeiner Geſundheit und verleidete ihm ſein Amt.

Da der Rath doch ſo viel Vermögen beſaß, um nöthigenfalls auch ohne ſein Einkommen beſtehen zu können, ſo faßte er den Entſchluß, darauf zu reſigniren. Er kam um ſeine Entlaſſung ein, und kaufte ein hübſches Landgütchen, nicht weit von der Hauptſtadt entlegen, Kloſtergarten genannt, vermuthlich deshalb, weil das Schloßgebäude vor grauen Zeiten ein geiſtliches Stift geweſen, und noch Spuren ſeiner ehemaligen Beſtimmung zeigte. Uralte Eichen, bemooſ'te Linden, die düſtern Ahnen des Gartens, an welche keine unheilige Art ſich gewagt, ſtanden noch, während ſo manches Geſchlecht der Menſchen an das irdiſche Ziel gelangt war. Die Kirche, noch kenntlich an vielen Abzeichen ihrer urſprünglichen Geſtalt, war ein Kornboden, und an der gewölbten Decke ließen ſich deutlich Bilder aus der Offenbarung Johannis unterſcheiden. An den vier Ecken lehnten die Engel, welche die Winde der Erde aufhalten, aber ach! ihre Kraft war ſchwach geworden, denn der alte Aeol lugte pfiffig durch die Spalten des Daches und blies auf das hohe Meer des Getreides, daß es abwärts rieſelte. Ein anderer Engel füllte das goldne Rauchfaß mit Feuer vom Altare der Emporkirche; blaſſe Blitze zuckten dahinter und finſtere Wetter ſchienen über der myſtiſchen Stätte zu ſchweben. — Die Corridors im Schloſſe waren als vormalige Kreuzgänge nicht zu verkennen, und über der Bruſtwehr eines Ziehbrunnens im hintern Hofe erhob ſich ein ſteinernes Crucifix, das mit rohem Schmerz in den runden Waſſerſpiegel niederſchaute.

Der Rath Clarburg zog mit leichtem Herzen nach Kloſtergarten. Er ſchüttelte den Actenſtaub von ſeinen Füßen, der Veränderung froh, woran eine Lieblingsneigung, die ihn beherrſchte, vielleicht eben ſo viel Theil gehabt, als die Kränkung, der ſein Muth erlegen war. Er beſaß eine

Schmetterlingsſammlung, und hoffte, in der Freiheit des Landlebens dieſen unſchuldigen Freuden erfolgreicher als bisher nachjagen zu können. Kein Kriegsminiſter in ſeinem Cabinet überläuft die Liſten der gemachten Eroberungen und zählt die Gefangenen mit gleichem Stolz, wie der Rath die ſeinen; die türkiſchen Executionen, denen er ſie unterwarf, machten ihn die widrigen Eindrücke des hochnothpeinlichen Halsgerichts vergeſſen, dem er Beiſitzer geweſen war. Genug, der neue Gutsherr war ſeelenvergnügt, und nur zwei Dinge fehlten ſeinem Glücke, die Nähe ſeiner Tochter erſter Ehe, welche an den Regiments-Quartiermeiſter Lerſe verheirathet war, und der Umgang ſeines liebſten Freundes, des General-Stabsarztes Troja.

Ein kleines Gütchen, welches jedoch nicht zu der Domaine des Raths gehörte, und durch ein altes Grundrecht geſondertes Eigenthum war, ſtand den herrſchaftlichen Gebäuden zunächſt. Ein hageſtolzer Edelmann, Namens von Roſt, war dermaliger Beſitzer davon. Er hielt keine Gemeinſchaft mit Clarburgs, und der Rath bedauerte ſehr, eines umgänglichen Nachbars zu entbehren. So oft der General-Stabsarzt ſeinen Freund beſuchte, führte dieſer ihn an die Grenze des Gartens, von wo ſie in das nahe Gebiet des Herrn von Roſt ſchauen konnten, ſprach mit ihm vom ſcheuen Weſen dieſes Finſterlings, und ſetzte dann jedesmal mit Sehnſucht hinzu: „Wenn Du da drüben wohnteſt, Troja! Wie glücklich wollten wir leben. Die Stadt iſt nicht weit, und Du haſt ja ſchon manchmal davon geſprochen. mit der Zeit Deinen Abſchied nehmen zu wollen. Wir riſſen das morſche Gebälke ein, ein hübſches Landhaus wäre bald aufgeführt —“ ſie bauten ein Schloß in die Luft. „Was meinſt Du, Alter?“ ſetzte der Rath in ſeiner frohen Aufregung hinzu, „wenn der Eiſenfreſſer dort einmal zuſammenbricht — darf ich —“ der General-Stabsarzt drückte ihm lächelnd die Hand, und Clarburg meinte, die Vollmacht empfangen zu haben.

Es gefiel der Vorſehung, dieſe Träume zu verwirklichen; kein Wort fällt umſonſt. Ein halbes Jahr war ſeitdem vergangen, da hieß es, der Herr von Roſt ſei geſtorben, und der Rath handelte ſchnell, ſich des Freiguts im Namen ſeines Freundes zu verſichern. Der General-Stabsarzt erſchrak, als er Meldung von den für ihn geſchehenen Schritten erhielt. Er hatte dieſen Plan für nichts mehr als eine freundliche Idee gehalten, und nun, da es zur Ausführung kam, ſtanden ihm Schwierigkeiten entgegen. Der General-Stabsarzt bezog einen großen Gehalt, und wenn ſein Poſten ihm auch manche Beſchwerde auflegte, worüber er ſich in überhäuften Stunden voll Unmuth beklagte, ſo ließen ſie ſich dennoch bei rüſtigen Kräften ertragen, und Troja war kein Mann weder für die Ruhe, noch für die ländliche Oekonomie. Er hätte zudem auf ſeinen Einfluß nicht verzichten mögen, ſchon um ſeines Sohnes willen, der für das Militär beſtimmt war. Außer den Geſchäften ſeiner Charge hatte der General-Stabsarzt eine ausgebreitete Praxis im Civil, die ihm viel eintrug, und wovon er großmüthig eine Anzahl armer Verwandten unterſtützte. Alle dieſe Verpflichtungen wären nun ſchwer zu löſen geweſen; er gerieth daher in nicht geringe Verlegenheit, als der Kaufbrief ihn nolens volens ſeines Amtes entſetzte. Faſt wäre er dem raſchen Zufahren ſeines Freundes böſe geworden.

Die Gattin des General-Stabsarztes, eine verſtändige Frau, redete ihrem Manne zu, und ſagte: „Ich denke, die Sache wird eine Ausgleichung zulaſſen. Es giebt keinen

Grund für Dich, wie ihn Clarburg hatte, Deines Poſtens ſatt und müde zu ſein. Wir ſind nicht reich genug, daß Du Deiner ehrenvollen Wirkſamkeit und der Hoffnung entſagen könnteſt, etwas für unſern Rudolph zu erübrigen. Wie viele ſchätzbare Menſchen, die Dir ihr Zutrauen ſchenken, würden erſchrecken, ſollten ſie Dich, den General-Stabsarzt! an ein ſo eingeſchränktes Verhältniß verlieren. Es iſt ein wenig ſelbſtiſch von dem guten Clarburg gedacht, daß er Dich gern nach ſich ziehen möchte, denn Eure Situation leidet keinen andern Vergleichungspunkt, als den der Freundſchaft. Das Gütchen iſt jedoch kein ſo bedeutendes Object, daß wir es nicht behalten könnten; es wird ſich Jemand finden, der es bewirthſchaftet, meiner Kränklichkeit und Schwäche dürfte die Landluft den Sommer über dienlich ſein, und Rudolph bringt die Ferien in Kloſtergarten zu. Du beſuchſt uns, ſo oft es angeht, und dem Rath iſt auch genügt.“

Auf ſolch überredende Weiſe gab die Gattin Troſa's ſeinen ſchwankenden Entſchließungen den Ausſchlag; denn außer der Treuloſigkeit eines Mannes giebt es nichts, was das Ehrgefühl einer Frau tiefer ſchmerze, als wenn er ſich vor der Zeit in den Ruheſtand ſetzt. Sie iſt die Gattin eines Todten, ob er auch lebe, und wohllebe. — Das Anſehen ſeines Nachfolgers drückt ſie mit einem Gefühle betrübter Scham und zurückgeſetzter Würden, während die Wittwe ſich nicht ohne jenen tröſtenden Stolz, womit wir uns der erlittenen Trübſale rühmen, unter die Hand Gottes beugt.

Ob auch die Aeußerungen des General-Stabsarztes, wie er es mit der Annahme des Gütchens halten wolle, um das Bedürfniß der Freundſchaft mit ſeinen amtlichen Pflichten zu vereinen, der Vernunft gemäß waren, ſo fand der Rath doch ſeine Erwartungen dadurch getäuſcht. Selbſtſucht war in der That ſein Fehler. Er hätte den geachteten Freund ſeiner Reſignation, der doch andere Motive unterlagen, gern theilhaftig ſehen mögen zu ſeiner eigenen Genugthuung. Er nahm hierbei keine Rückſicht auf den Unterſchied ihrer Verhältniſſe, und ſomit die Weigerung des General-Stabsarztes, ſeine Stelle niederzulegen, übel. Schatten liefen durch ſeine Seele. Der kluge Bedacht des Freundes kam ihm wie Falſchheit vor, er zieh ihn der Ehrſucht, der Geldliebe, wo nicht gar des Geizes — die Muße, welche ſich der wackere Geſchäftsmann nur zur Erholung gönnen wollte, war ihm ein bedingter Genuß; er freute ſich der Stärke, womit er ſolchen Zwang gelöſ't, und einer drückenden Abhängigkeit entronnen wäre —; doch ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten. —

Wenn es auch der offenen Sprache des General-Stabsarztes gelang, den Rath anſcheinend eines Beſſern zu überzeugen, ſo blieb doch eine Lücke in dem Vertrauen deſſelben zurück. Während er nun thätig und tüchtig den Bau des Landhauſes leitete, bröckelte die feſte Mauer der Zuverſicht auf wankendem Grunde, und indeß er Blumen pflanzte für das Vergnügen ſeines Freundes, wurzelten leiſe verderbliche Keime der Mißgunſt in ſeinem Gemüthe. Wer in das Innere der Menſchen ſehen könnte, der würde finden, wie wenig ſie nach ihren Handlungen beurtheilt werden dürfen.

Als die Einrichtung des Gütchens vollendet war, nahm der General-Stabsarzt an ſeinem Geburtstage feierlich davon Beſitz. Der Rath gab ein großes Familienfeſt, und auch die armen Kloſtergärtner nahmen ihr beſchieden Theil Speiſe und Freude hin.

Der Held des Tages fand auf ſeinem Teller folgenden Vers: „Ich wünſch' Dir Weisheit, wenn der Tod den Kranken, die Dich rufen, droht; viel Gold, wenn Du ſie ihm entriſſen, und ſterben ſie — ein gut Gewiſſen.“ — Wenn auch der wackere Troja, als der Mann für ſeinen Beruf, den ganzen inhaltvollen Reichthum dieſer Strophen empfand, ſo galt der Glückwunſch doch nur dem Arzte, der Freund war leer dabei ausgegangen, und fühlte ſich verletzt. Er ahnete damals nicht, wie wichtig und folgenſchwer dieſer Wunſch einer Freundſchaft werden ſollte, die in ſo mancher ſcheidenden Probe ſich als echtes Gold bewährt hatte.

Während dieſe verjährte Anhänglichkeit nun von Seiten des Raths lockerer geworden war, ſo daß es dem nächſten Zufall überlaſſen blieb, ſie mehr noch oder ganz zu löſen, knüpfte ſich ein anderes Band um ſo feſter. Die Räthin und Troja's Gattin, ein paar Frauen, ſo liebenswerth als ſchätzbar, ſchloſſen ſich in nahem und zwangloſem Umgange innigſt an einander; Lucie und Rudolph waren ein Herz und eine Seele. Die Gärten hatten freien Zugang, die jungen Leute waren ſo viel, ſo ungehindert zuſammen, als ſie nur wollten, und genoſſen dieſes Glückes in ſeligem Unbewußtſein. Seit der Rath Clarburg auf dem Lande, und mehr als ſonſt ſeinem Vergnügen lebte, hatte ſich ſein Schmetterlings-Cabinet bedeutend vermehrt. So machte ihn der Fang des berühmten Todtenkopfes, eines Exemplars von außerordentlicher Schönheit, cröſusreich. Er zeigte es triumphirend, und konnte der Betrachtung nicht müde werden. Auch Rudolph drängte ſich mit Theilnahme und jugendlicher Neugierde hinzu, äußerte Freude darüber, und den lebhaften Wunſch, ſolch ein Kleinod ſelbſt zu beſitzen. Mißtrauiſch, als wäre dadurch ſchon ſein Schatz gefährdet, eilte der Rath ihn in Sicherheit zu bringen, und verwahrte den Schmetterling indeſſen in einer bunten Schachtel mit vergoldeten Leiſten, woraus er ein Perlenhalsband ſchüttelte, das als Erbtheil von einer unverehelichten Schweſter auf ihn gekommen war, und welches nun einer Koſtbarkeit von größerem Werthe für ihn, den Liebhaber und Kenner, weichen mußte.

Am dritten Tage war die zierliche Schachtel ſammt ihrem Inhalte aus dem Wandſchranke verſchwunden, worin freilich der Schlüſſel ſtecken geblieben. Der Rath tobte wie ein Unſinniger; der erſte Verdacht haftete auf Rudolph, der Abends zuvor allein in dem Zimmer des Raths geweſen war, um Lucie aufzuſuchen, die dort ein Geſchäft für ihren Vater verrichten ſollte. Und jetzt, in dieſem Augenblicke, trat der junge Menſch ein, einen Brief von dem ſeinigen zu bringen. Lucie begleitete ihn wie immer. Der Rath brach auf ihn los; außer ſich vor Zorn, mit ſprühenden Blicken, faßte er ihn an die Bruſt, und kreiſchte: „Geſtehe, Bube! Du haſt mir meine Sphinx Atropos entwendet!“

Rudolph ſtand wie vom Donner gerührt; eine Flamme ſchlug in dem Geſicht des Jünglings aus, Stolz und Unſchuld leuchteten aus ſeinen Augen, und mit entrüſteter Stimme antwortete er: „Das durften nur Sie mir ſagen! Beſinnen Sie ſich, Herr Rath! Sehe ich denn aus wie ein Dieb? —“

Dieſer Vorwurf traf den Rath auf der empfindlichſten Stelle, indem er ihn an eine gröbliche Irrung entgegengeſetzter Art erinnerte. Aber Niemand hat Vortheil davon, wer einen Andern ſeines Unrechts überführt. Der Rath vermaß ſich hoch und theuer, den Thäter, der ihm ſeine liebſte, ſeine einzige Freude geraubt, nach Maßgabe dieſer

Verſchuldung zu züchtigen. „Und," ſetzte er hinzu, „findet dieſe Atropos ſich nicht wieder," bei dieſem Gedanken gerieth er in eine krampfhafte Wuth, ſo daß er ſeine Tochter, die zitternd ihres Freundes Hand gefaßt hielt, weit weg von Rudolph ſchleuderte —, „ſo iſt ſie ein Todtenvogel für Dich geweſen, mein Junge, und der Faden Deiner Hoffnung, in ſo weit ſie zu erfüllen von mir abhinge, verſtehſt Du mich? bleibt zerſchnitten in Ewigkeit, denn der Verluſt dieſer Sphinx geht mir ans Leben."

Wer das Benehmen des Raths übertrieben fände, erwäge nur, welche ungeheure Macht Lieblingsneigungen auf das menſchliche Gemüth üben, daß es gerade oft nur die Kleinlichkeit eines Gegenſtandes ſei, der die größte Wirkung hervorbringt, und wie hart eine geahnte Ungerechtigkeit macht, zu der die Leidenſchaft hinreißt.

Rudolph empfand die ihm zugefügte Schmach mit aller Reizbarkeit eines angeborenen und ſeinen künftigen Verhältniſſen entgegenreifenden Ehrgefühls. Luciens ſanfte, verſöhnende Thränen konnten dieſen Unglimpf nicht von ſeiner Seele waſchen, und er betrat die Schwelle des Raths nicht wieder, was dieſer für ein Zeichen von Schuld nahm. Die Räthin müdete ſich in unabläſſigen Nachſuchungen ab; das ganze Hausgeſinde wurde verhört, und es ergab ſich nichts weiter, als daß der Gärtner in der Dämmerung des Abends, worauf am folgenden Morgen die Schachtel vermißt worden war, ein fremdes Frauenzimmer, wie in ein Regentuch gehüllt, aus dem Hauſe habe ſchleichen ſehen. Dieſer Umſtand erſchien der guten Clarburg wichtig, und ſie ſagte ihrem Manne davon. „Ach geh mir," ſprach der Rath, hoffnungslos in dieſer Unterſuchungsſache, und auf der vorgefaßten Meinung beharrend, „der himmliſche Schmetterling war nicht für einen, der da gewöhnlich ſtiehlt; ein ſolcher hätte die Perlen genommen, die daneben lagen.“

Das Räthſel dieſer Sphinx blieb ungelöſt. Dieſes Ereigniß, welches die Ruhe und das freundliche Vernehmen der beiden Familien ſtörte, trat in die Zeit, wo Rudolph ſein väterliches Haus verlaſſen und zum Geniecorps übergehen ſollte. Die Worte des Raths hatten wie ein zündender Blitz in ſein Inneres geſchlagen. Er erkannte ſich ſelbſt. Tief beleidigt mied er den Anblick des erzürnten Vaters, und nur der milde Mondſchein von Luciens Geſicht beſänftigte ſeinen feindlichen Schmerz. Das Mädchen litt viel bei der ſchweren Anklage des jugendlichen Freundes; auch Lucie war ſich ihrer Liebe bewußt geworden — das Paradies war ihnen verloren. Sie fanden ſich ſpät am Abend im Garten, klagten dann um ihre ſchuldloſen Freuden, und tröſteten ſich gegenſeitig, daß ſie nichts verbrochen; der Wind, der durch die Blumen ſäuſelte, trocknete manche Thräne von Luciens Wange. „Wenn dieſer Nachtfalter ſich widerfände, und er muß ſich einmal finden —“ ſagte ſie im frommen Glauben der Unſchuld, „dann Rudolph melde ich es Dir durch einen reitenden Boten.“

Der Jüngling lächelte verſtört und ſprach: „Hoffe das nicht, gute Lucie. Und wenn auch, das Vertrauen iſt weg, das findet ſich nicht wieder — wir ſind um unſer Glück. Ich bin ſchon auf den Gedanken gekommen, dieſe heilloſe Sphinx Atropos, ein Geſchöpf der Nacht, die keines Menſchen Freund iſt, ſei ein böſer Dämon geweſen, und in das Reich der Finſterniß zurückgekehrt. Gieb nur Acht, ob er nicht dunkle Spuren nachlaſſen werde.“ Lucie ſchauderte bei dieſer Vorſtellung.

Der General-Stabsarzt, an den dieſer fatale Vorfall geſchrieben worden, kam ſelbſt auf das Gut, um mit dem Rathe zu ſprechen und die Seinen nach der Stadt abzuholen. Er behandelte die Sache mit der Ueberlegenheit eines Mannes, der ein Wort in fliegender Hitze geſprochen, wie eine Rakete anſieht, und den in Frage ſchwebenden Grund dieſes Zwiſtes keiner Bedeutung würdigt, wie nur ein überſpannter Begriff ſie ihm beilegen könnte. Dennoch hielt auch er es für gut, nachdem er gehört, wie der Rath ſich benommen, daß Rudolph entfernt würde. Seine Frau wünſchte ihre Abreiſe von Kloſtergarten unter ſolchen Umſtänden beſchleunigt. Sie nahm trübe Abſchied von der Räthin, eine ernſte Rührung miſchte ſich in dies Lebewohl, als wäre es für lange Zeit geſagt, und Trojas Gattin wollte doch nur warten, ehe ſie wiederkäme, bis die Wunde der Freundſchaft ſich ein wenig verblutet hätte.

Nicht lange nachher wurde die Räthin krank, und zwar bedenklich; ein reitender Bote jagte nach der Stadt.

Rudolph, der ſich gerade bei ſeinen Eltern befand, erbleichte, da er ihn kommen ſah. Er dachte an Luciens Verſprechen, und daß der Todtenkopf gefunden wäre.

Der General-Stabsarzt eilte baldmöglichſt hinaus, aber er hatte zu derſelben Zeit viele Patienten, die gefährlich lagen, und deren Zuſtand ſeine Gegenwart erforderte. So fuhr er hin und her, genoß im Fluge nur die nöthigſte Stärkung, und gönnte ſich kaum Zeit, das Bedürfniß der Ruhe zu befriedigen, die ſeine erſchöpfte und viel angeſprochene Kraft doch ſo dringend bedurfte. Dennoch ertrug der Rath in ſeiner Eigenſucht die Theilung der amtlichen Sorgfalt des Freundes für ſeine Kranke nur zwiſchen

Angſt und Groll. Er glaubte allein ein Recht an die tröſtliche Gegenwart des Helfers zu haben. In der Abweſenheit des General-Stabsarztes trat plötzlich die Kriſis ein, welche über das Leben der trefflichen Frau entſchied. Sie war geiſtig ſchon hinüber, da er beſtürzt an ihrem Lager erſchien.

Der Rath überhäufte ihn mit ſchmählichen Vorwürfen, daß er zu ſpät käme. Er ſagte, die Sterbende wäre zu retten geweſen, wenn der General-Stabsarzt ſich ihrer ausſchließend angenommen. Er hielt ihm Mangel aufrichtiger Anhänglichkeit vor, der ſich in allen Fällen kund gegeben, und rechnete ihm die Beweiſe davon her, und rechtete alſo mit ihm, während der Beſchuldigte, ſchwerathmend und ſchweigend, die letzten Pulsſchläge der verſcheidenden Freundin zählte. In dieſem innerſten Ausbruche öffnete ſich ihm die ganze Tiefe verſchloſſener Geſinnungen. Der General-Stabsarzt wendete ſo erſtaunt, als empört ſeinen Blick hinweg, und heftete ihn feſt auf das brechende Auge, das — er hatte die reine Seele ja gekannt, die nun in ihre Heimath kehrte — dieſe kränkende Erfahrung beweint haben würde. Der Kampf der Gefühle ward ſichtbar in ſeinen Zügen, und über dieſes blaſſe Antlitz breitete der Tod den ſtillſten Frieden aus.

Endlich ſtand er auf und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Ich vergebe Dir, Clarburg! wie Gott Dir verzeihen wolle; bin ich wiſſentlich an dieſem Schmerze Schuld, der Dich ungerecht macht, ſo möge dieſer Mund, der nun nicht mehr athmet, einſt gegen mich zeugen. Ich habe — was Du mir gewünſcht, ein gut Gewiſſen, da mir die liebſte Freundin geſtorben, und dies ſoll mein Geleit über dieſe Schwelle ſein.“ Hier ſchwieg er, von ſeiner Empfindung überwältigt, und näherte ſich der Thür.

Vor dieſen Worten blieb der Rath ſprachlos ſtehen. Er hob die Arme, als wolle er den Freund halten, den er ſo erſchüttert noch nie geſehen. Aber der General-Stabsarzt ſchritt weiter. Das ſtarke Herz war ihm gebrochen, er fühlte den Riß dieſer Stunde als unheilbar. Noch einmal wendete er ſich um. „Lebe wohl, Clarburg!“ ſagte er mit ſchmerzlichem Tone, „wir ſehen uns nun nicht mehr. Ich ſcheide. Doch ſollte jener ernſte Ruf, dem wir früher oder ſpäter alle folgen müſſen, an Dich kommen, und ich lebe noch, dann ſende zu mir; meine treue Hand ſoll Dir die Augen zudrücken, und durch das Dunkel des Todes wirſt Du den verkannten Freund noch erkennen.“

Der Rath verhüllte ſein Geſicht. Er merkte bald, wie ſehr es dem General-Stabsarzt mit dem, was er geſagt, Ernſt geweſen. Das Gütchen wurde verkauft, die Verbindung der Gärten aufgehoben. Der herbe Schleedorn ſtarrte ſpäter an der grünen Wand, wo einſt die Blume der Glückſeligkeit für Lucie geblüht, und jeder Blick auf dieſe theure Stelle zerriß ihr weiches Herz.

Das arme Mädchen fühlte ſich ſehr unglücklich. Gebeugt von dem Verluſte der geliebten Mutter, mußte es gleichzeitig jede zärtliche Gewohnheit des Umgangs verſchmerzen. Lucie wankte wie im Traume umher, nur froh, wenn ihr die einſamſte Stille und ein verborgenes Plätzchen für ihren Gram gegönnt war. Ihre älteſte Schweſter würde ſie auf längere Zeit zu ſich in die Stadt genommen haben, wenn der Vater Lucie jetzt hätte entbehren können. Er war ihrer in der Wirthſchaft benöthigt, muthlos, ohne Troſt, und mit ſich ſelbſt zerfallen; ſo konnte ſie ihn nicht verlaſſen.

Der Herbſt war ſchon weit vorgerückt, als Lucie eines Abends an dem Geländer des Gartens ſtand und beklommen nach dem nachbarlichen Gute ſchaute. Die letzte Ladung Möbeln war an dieſem Tage gepackt worden, die Fenſter des Wohnhauſes ſtanden weit offen, alles war leer und wie ausgeſtorben. Eine Unpäßlichkeit des Vaters hatte Lucie abgehalten, Augenzeugin der Ausfuhr zu ſein, der ihr ſchmerzlich, wie ein Leichenzug, geweſen wäre. Es war der Reſt ihres Glückes, der hinweggebracht wurde, die Seele ihrer Freuden war früher ſchon entflohen. Der Garten lag wüſte hinter ihr, der Mond ſchien hell auf die falbe Blätterſchütte am Boden; Luciens Gefühl war traurig öde, voll Weh, voll Sehnſucht.

Eine Kutſche rollte in den Hof des Gutes. „Sollte der neue Beſitzer ſchon da ſein?" dachte Lucie und horchte hinüber. Der Wind rauſchte durch die Bäume und beſtreute die zarte Geſtalt mit fallendem Laube. Schritte näherten ſich. Sie wollte entfliehen; aber ihre Füße waren wie feſtgewurzelt. Ein Mann ſtand vor Lucie, von einem weiten Mantel, vom Lichte des Mondes umfloſſen, der in dieſem Moment aus einer Wolke hervortrat, um dem betrübten Kinde einen vollen Silberblick zu gönnen. Es war der General-Stabsarzt. „Guten Abend, Lucie!" ſagte er väterlichtraut, und ſtreckte die Hand nach ihr aus. „Was machſt Du hier Mädchen? ſo leicht gekleidet! Du wirſt Dich erkälten."

Dies war ein Ton aus ſchöner, verklungener Zeit, und Lucie hörte ihn mit Entzücken. „Gott! Gott!" rief ſie, wand ſich durch das Geſtrüpp und verſtummte an der Bruſt des verehrten Mannes in heißen Thränen. Der biedere Troſa hatte Mühe, ſich zu behaupten. „Lucie!“ ſagte er, „faſſe Dich doch! Wir ſind und bleiben die alten guten Freunde. Du glaubſt gewiß nicht, daß ich Deine Mutter getödtet und meine Pflicht als Arzt verſäumt habe? —“

Lucie ſchluchzte heftig, bedeckte ſeine Hände mit Thränen und ſtammelte: „O, dieſe unverdiente Kränkung — könnte ich ſie austilgen, ich wollte dafür ſterben. Mein Vertrauen iſt wie meine Liebe ewig, unerſchütterlich Ihr Eigenthum.“

Der General-Stabsarzt ſtrich Lucien die feuchten Locken aus der Stirne und ſprach: „Gieb Dich zufrieden, Kleine, und weine nicht ſo ſehr. Sieh! Deine Mutter hätte nur länger gelebt, um länger zu leiden, und ihre Kräfte waren am Ende. Sei ſtark, mein Töchterchen! Du wirſt es brauchen. Das Leben heiſcht einen geſtählten Muth. Geduld macht unüberwindlich, und Sanftmuth iſt eine ſiegreiche Waffe Deines Geſchlechts; aber ſei nicht allzuweich. Es taugt nicht. Du möchteſt ſonſt in Thränen zerfließen. Und ſo lebe nun wohl! Ich muß fort, dort hält mein Wagen. Ich habe, was ich wünſchte, Dich noch ein Mal geſehen; ich ſegne Dich, mein Kind!“ Er drückte Lucie innigſt an ſein Herz und flüſterte: „Bleibe auch dem Rudolph gut!“ — dann riß er ſich los, und Lucie breitete noch lange ihre Arme in die leere Luft, bis ſie die anſehnliche Geſtalt im ſilberblauen Schein des Mondes verſchwinden ſah. Doch war ihr Herz voll Troſtes geworden.

Auf einer Winterreiſe, die der Rath, begleitet von Lucie, zu ſeiner Zerſtreuung vornahm, lernte er eine junge Verwandte ſeiner erſten Frau kennen, die ſich ſeiner Gunſt mit ſolchem Erfolg bemächtigte, daß er ihr vor Ablauf der Friſt, welche dieſem Beſuche geſetzt war, einen Heirathsantrag machte. Er zog bei der Eile, womit er in dieſer wichtigen Angelegenheit zu Werke ging, nichts in Betracht, als ſein beſtochenes Wohlgefallen an dieſem Mädchen, das, eine gewiegte Kokette, und durch einen eben erſt aufgelöſ'ten Liebeshandel wie durch einen geſunkenen Ruf in dem Falle war, die dargebotene Hand als eine rettende zu ergreifen.

Rath Clarburg, der hiervon nichts ahnte, entdeckte ſeinen Entſchluß und das bereits empfangene Jawort ſeiner Tochter erſt auf dem Heimwege. Lucie erſchrak; aber es war nicht mehr zu ändern. Sie fühlte, ſie könne kein Herz zu ihrer künftigen Stiefmutter haben, denn troß ihrer Unerfahrenheit hatte ihre reine Seele, fremd den Künſten der Gefallſucht, die Abſichtlichkeit in dem Benehmen derſelben durchſchaut.

In dieſer Epoche fiel die Verſetzung von dem Schwiegerſohne des Rath Clarburg. Der Regimentsquartiermeiſter Lerſe hatte ſeine zeitherigen Verhältniſſe aufgegeben und einen Poſten im Civil angenommen, von dem er ſpäter bis zum Geheimerath emporſtieg. Seine Frau war dieſer Veränderung mehr als froh. Sie, als die älteſte Tochter, durch den Vorſprung der Jahre, wie durch Umſicht und reifern Verſtand mütterlich über Luciens Jugend geſtellt, wagte es, dem Vater von der Wichtigkeit des Schrittes zu ſprechen, den er offenbar in Uebereilung gethan, und deſſen Folgen ſeine Kinder, wie ſeine alten Tage treffen würden. Sie hatte es ihm keinen Hehl, daß ſie ſeine Wahl für verfehlt halte. Sie bat ſich Lucie von ihm aus, wenn das Mädchen unter dem Stande der Dinge leiden ſollte.

Sie redete die Sprache der Vernunft in geziemender Ehrerbietung: aber der Rath fühlte den Vorwurf, der darin für ſeine Thorheit lag, zu ſehr, um nicht ergrimmt zu werden. Er trennte ſich kaum freundlich von ſeiner Tochter.

Jene Verbindung wurde vollzogen, und Lucie reiſete bald nach der Hochzeit des Vaters zu ihrer Schweſter. Sie blieb ein Jahr von Kloſtergarten weg, nach welcher Zeit der Rath in einem verlangenden Briefe ihre Rückkehr forderte. Sie erſchrak vor dem erſten Anblicke ihres Vaters. Er ſah bekümmert und ſehr gealtert aus. Lucie fand noch mehr Urſache, ſich in bitterem Erſtaunen zu verwundern. Sie war eine Fremde in der Heimath geworden. Alles war verändert. Die Gewalt der Schlüſſel, der ſchwache Gemahl war ganz in den Händen der jungen Frau, die mit unumſchränkter Eigenmächtigkeit herrſchte. Lucie konnte ſich eines ſchmerzlichen Vergleichs, mit einem Vormals nicht erwehren, wo jeder Wunſch und Wille ihrer ſeligen Mutter der Genehmigung des Hausherrn und ihrer Pflicht als Gattin ſtets untergeordnet geweſen war. Ihr Vater, ſonſt ein häuslicher Despot, war jetzt der Sclave von den Launen ſeiner Frau, und furchtſam, in ihrer Gegenwart ein Glas Waſſer zu fordern. Ueberall verdrängt, und wie ein veralteter Anſpruch abſeits geſchoben, war ſein Cabinet die einzig geduldete Freude, die ihm übrig geblieben. Er brachte ſeine meiſte Zeit darin zu.

Lucie ſah dies tief empört. Sie that einen Blick in ihres Vaters Herz; es war voll Reue und Mißmuth, die Liebe für ſeine Kinder hatte ſich in einen verſteckten Winkel geflüchtet, und Lucie nahm in beſcheidener Stille Beſitz davon. Dennoch gährte ein finſterer Haß gegen das Mädchen in der Bruſt der Stiefmutter auf. Luciens aufblühender Reiz, ihr unbeſtreitbares Recht war ihr ein Dorn im Hauſe, und ſie wünſchte, ſich dieſes Aergerniſſes entledigen zu können. Und nicht allein als Tochter war Lucie ihrer Stiefmutter läſtig — es gab noch andere Verhältniſſe, in denen ihres Vaters Frau eine Zeugin drückend empfand, deren reinen Sinn ſie ſcheute.

Das Separat-Gut in Kloſtergarten gehörte nunmehr einem invaliden Officier, deſſen linker Arm an den Ufern der Saale begraben lag. Er entblödete ſich jedoch nicht, den rechten nach einem Unrecht auszuſtrecken. Der ganze Ort wußte um die Liebſchaft zwiſchen ihm und der bubleriſchen Nachbarin, und die Schmach des Raths war auf allen Zungen. Man bedauerte die Schwäche ſeines Alters, doch mehr noch ſeine Kinder.

Lucie machte dieſe Entdeckung mit einem Schmerze, der ſchwerlich zu beſchreiben wäre. Sie hätte blutige Thränen weinen mögen über den Verrath des greiſen Vaters, über den entweihten Garten, der ihr heilig, ein Tempel der Erinnerung geweſen war. Der Engel ihrer reinen Liebe hatte dem Verführer Platz gemacht, und Lucien grauete vor ſeinen Spuren. Es war ihr unmöglich, das verachtende Gefühl zu bemeiſtern, welches gegen die unwürdige Stiefmutter in ihrem Buſen ſchwoll, und wenn ſie es auch gekonnt hätte, Lucie würde nicht gewollt haben. Die Räthin las daher das ſichtliche Urtheil über ihre Strafbarkeit in jedem dieſer klaren Blicke, und die Schuld iſt eine ſcharfſinnige Auslegerin. So waren zwei der ſchönſten Blüthenjahre getrübt und ſchwül für Lucie vergangen. Oft glaubte ſie ihre peinliche Lage nicht länger aushalten zu können. Sie ſtrebte fort, doch ihr Vater wollte ſie nicht laſſen. Er hatte binnen dieſer Zeit etwas von dem Einverſtändniſſe ſeiner Frau mit dem Invaliden gemerkt, war aber zu ſchwach, wehrend einzugreifen. Eben ſo wenig vermochte er ſeine Tochter vor den feindſeligen Angriffen ihrer Stiefmutter zu ſchützen.

Nun geſchah es, daß eine militäriſche Abtheilung nach Kloſtergarten in Cantonirung kam; der Führer des kleinen Corps, Hauptmann von Gardemer, wohnte auf dem Schloſſe. Dieſer ſtattliche Officier war, wie früher ſchon bemerkt worden, nicht ohne das Talent, einnehmend zu ſein, wenn er eine günſtige Vormeinung nur gewinnen wollte. Und hier hielt er es des größten Aufwands jeder gefälligen Mühe werth, einen günſtigen Eindruck hervorzubringen. Er entbrannte in heftiger Leidenſchaft für die liebenswürdige Lucie. Die liſtige Stiefmutter ſchürte ſchlau das Feuer, welches ihrem häuslichen Heerde nützlich werden und einem Zuſammenſein den Garaus machen konnte, das ſie mit ſiedender Scham begoß.

Sie ſtrebte, das Mädchen um jeden Preis los zu ſein. Gardemer entdeckte Lucien ſeine Liebe, wie ſeine redliche Abſicht. Sie war ſichtlich betroffen über dieſes Geſtändniß, und ſchützte in der ausbeugenden Antwort ihren Vater vor, dem ſie zur Pflege, zum Troſte ſeines Alters nahe zu bleiben wünſchte. Was ſie ſagte, ließ ihn errathen, was ſie verſchwieg. Der verliebte Hauptmann ward dadurch nicht abgeſchreckt, ſeine Bewerbung nur um ſo eifriger fortzuſetzen. Er ging endlich ſo weit, Lucien zu ſagen, daß, wenn ſie die Seinige werden wolle, er das Gut des Nachbars zu kaufen geſonnen ſei, wo ſie, ihrem kindlichen Wunſche zu genugen, den größten Theil des Jahres verleben würden. Und er habe bereits gegen den Invaliden ein paar Worte davon fallen laſſen.

Dieſes Mittel wirkte. Lucie erwog, wenn auch mit ſchweren Seufzern, welche Erleichterungen für den alten Vater, für ihr eigenes gedrücktes Herz in dieſem Vorſchlage lägen. Sie verkannte auch die reelle Liebe nicht, welche zu dieſem Opfer bereit wäre; denn für ein Opfer, und für ein gewichtiges noch dazu, mußte ſie den Ankauf eines Grundſtücks halten, welches den Hauptmann, der mit Leib und Seele Militär war, zu ganz fremdartigen Angelegenheiten verpflichtete. Eine Welt voll Gedanken lag in dem gerührten Blicke, den ſie auf Gardemer und auf die Möglichkeit warf, ihm als Gattin anzugehören. Die nächſte Veranlaſſung zu einem Verhältniſſe, das ihr Abſcheu einflößte, ward dadurch aufgehoben. Lucie blieb ihrem Vater nahe, ſie ward endlich Beſitzerin eines Eigenthums, das einſt ihr ganzes Glück enthalten, und noch mit allem Zauber der Erinnerung ihre Wünſche anzog. Rudolph — ſie wagte nicht, ſein Bild auszudenken; mochte es doch verhüllt in Schmerzen in ihrer Seele ruhen. Auf ihn durfte ſie nicht hoffen. —

Lucie ſprach mit ihrem Vater. Der Rath ſah ſeine Tochter fragend an, bis ein Strahl von Freude in ſein mattes Auge ſtieg. Sie zeigte ſich geneigt, unter jener Bedingung die Hand des Werbers anzunehmen. „So geh denn,“ ſagte er, „und erlöſe mich. Du reines Lamm, das fremde Sünde trägt. Ja, Lucie, ich habe mich ſehr vergangen und büße nun dafür. Den Freund verſtieß ich, den redlichen, in der Todesſtunde Deiner Mutter, auf daß der böſe Feind mich in Geſtalt eines Weibes berücke, und an die Stelle Jenes träte. Ich habe mein Schickſal verdient.“

Dieſe Zerknirſchung des harten Vaters, das Andenken jener erſchütternden Scenen, und alles deſſen, was Lucie in dem Conflict derſelben gelitten, zermalmte ihr Herz. Sie brach in Thränen aus, und hätte ihr Leben nicht zu theuer erachtet, dem Vater die kleinſte Beruhigung damit zu erkaufen.

Hauptmann Gardemer war nun geſchäftig, ſein Glück weiter zu gründen. Der invalide Camerad ſchien willfährig den Kauf einzugehen, nur konnte der Abſchluß nicht ſobald erfolgen, weil ein Verwandter, der das Gut zu haben wünſchte und berückſichtigt werden mußte, der letzten Entſcheidung im Wege ſtand, doch zweifelte der Invalide nicht, der Vetter würde zu beſeitigen ſein, und ſie wurden vorläufig Handels einig. Der kluge Gardemer ahnete nicht, daß die Liſt der Stiefmutter ihn durch den Mund ihres Buhlen täuſchte, und Lucie legte vertrauensvoll ihre Hand in ſeine.

Ein anderer Befreier trat zu dem Rath. Er ſtarb ſchnell am Schlage, nicht lange darauf, als Lucie dem Hauptmann vermählt worden war. Von dem Ankaufe des Gutes war nun keine Rede mehr. Die Wittwe des Raths blieb, nach ſeinem Teſtamente, das *ſie* dictirt, in Kloſtergarten, die Töchter wurden demnach auf das Pflichttheil zurückgeſetzt, und mit ihren Anſprüchen an die Stiefmutter gewieſen, welche verſchmitzt und durchtrieben alle Ränke aufbot, dieſe natürlichen Erben, ſo weit es gehen möchte, zu verkürzen und um den väterlichen Nachlaß zu bringen.

Ein langwieriger Proceß begann, unterdeſſen die ſtreitbaren Summen verloren gingen. Die verwittwete Räthin heirathete den invaliden Officier und führte eine heilloſe Ehe. Sie wirthſchafteten übel auf dem Gute und trennten ſich nach wenigen Jahren. Kloſtergarten bekam einen Sequeſtor. Luciens Schickſal kennen unſere Leſer, und wir ſind nun in dem Gange dieſer Erzählung an den Augenblick zurückgekommen, wo ſie den Freund ihrer Jugend wiederſehen ſoll.

Ein leiſer Ausruf der Ueberraſchung brachte den Capitain zu ſich ſelbſt. Lucie ſtand an ſeiner Seite, ungeſehen, wie der Genius der Gedanken, war ſie zu ihm getreten; erſchüttert wich er einen Schritt vor dieſer Geſtalt zurück, in der ſich das liebſte Traumbild ſeiner Seele verkörperte. Einen Augenblick ſtarrte er ſie an, dieſes Gewand der Trauer, dieſe tiefe Bläſſe war ihm fremd; aber dieſe Augen ſtrahlten ihm wie einſt, und unverändert, wie der Thau des Himmels, tropften ſüße Thränen der Freude, die ſeinem Anblick galt, aus ihrer Bläue. Der ſchlanke Wuchs war nur ein wenig größer, nicht völliger geworden; doch ruhete eine gewiſſe Hoheit, die des edelſten Selbſtbewußtſeins, auf dem zarten Bau der Glieder.

„Gnädigſte Frau —" ſtammelte der Capitain außer Faſſung, und führte ihre Hand, die heftig zitterte, an ſeinen Mund.

„Rudolph —" ſagte Frau von Gardemer leiſe in äußerſter Verwirrung, „ich bin noch immer Lucie, wie viel ſich auch zwiſchen uns verändert haben möge."

Dieſer Ton der geliebten Stimme, die ſeinen Taufnamen mit demſelben innigen Accent wie ſonſt ausſprach, obgleich ihn die dunkle Idee eines matronenhaften Vorrechts, vermengt mit jugendlichen Gefühlen, auf ihre Lippen führte, da der Capitain ſie ſchicklich anredete, verſetzte dieſen in einen berauſchenden Affect. „Lucie!“ rief er aus vollem Drange des Herzens, „ſo finden wir uns wieder? Nach langer, ewiger Trennung? Und ich bin nicht ganz vergeſſen? — Ja, die Zeit iſt ein ſterblicher Begriff! ſie verſchwindet vor dem innern Gotte. Mir iſt, als hätte ich nicht gelebt, ſeit wir uns nicht geſehen, als wären dieſe Jahre nun nicht geweſen. Guten Morgen, liebe Lucie, möchte ich ſagen, und des Geſtern nicht mehr gedenken, wo wir betrübt, wie der regnichte Abend um uns her, der unſere Stimmung zu theilen ſchien, ſcheidend an der Buchenwand in Kloſtergarten uns die Hände reichten. Die Sonne ſcheint mir wieder!“ Er ſchloß die kleine Rechte der Frau von Gardemer ſammt dem Trauringe, feſt in ſeine beiden und drückte ſie leidenſchaftlich an ſeine Bruſt. Das ungeſtüme Pochwerk drinnen ſchlug elektriſch an ihre Finger. Lucie erſchrak vor der Heftigkeit des Freundes; er war der Alte noch. Sie faßte ſich zu einer Frage, und ſtrengte ſich an, ein ruhiges Geſpräch einzuleiten. Es koſtete jedoch Mühe. Während Troja ſprach, Luciens Theilnahme ihm durch den Lauf der Jahre folgte, und ihr Blick nur auf den Wechſel der Begebenheiten gerichtet ſchien, die er ihr erzählte, betrachtete ſie mit der Schärfe des weiblichen Auges, wenn es zumal von einer höheren Intelligenz bewaffnet iſt, die äußere Veränderung, welche mit ihrem Freunde vorgegangen war. Der Capitain war wirklich ein ſchöner Mann, in der vollen Blüthe entwickelter Kraft. Sein gebräuntes Geſicht hatte regelmäßige Züge und einen charakteriſtiſchen Ausdruck. Seine Miene war frei und offen, der wohlgeformte Mund, dem die Glaſur vollkommener Zähne einen ſchimmernden Reiz gab, bildete ſich zu angenehmer Freundlichkeit; der Blitz des Auges verkündete die feurigen Elemente dieſer Natur, mit lauter elektriſchen Stoffen geladen — und das krauſe Haar deutete auf einen Sinn, der ſich ſchwerlich einer glatten Klugheit bequemen möchte. Sein Anzug war echt militäriſch, ein Ordensband verſteckte ſich im Knopfloche, das er, wie ſeinen Grad, außer der Anciennität dem Zufalle verdankte, durch einen Coup, den er mit Gefahr ſeines Lebens ausgeführt, eine ungeheure Exploſion verhindert zu haben. Der Monarch hatte ihm zur Belohnung dafür den Adel geben wollen.

„Ich ſchlug ihn aus,“ ſetzte Troja hinzu, „und zog mir einen andern Beweis der königlichen Gnade vor, daß ich als Capitain hierher verſetzt würde. — Eine Veranlaſſung fand ſich für mich, den Suchenden, an den Major von Gardemer zu ſchreiben, die ich benutzte, um mir den Weg zu meiner Freundin zu bahnen, die ich doch gern einmal wiedergeſehen hätte, und von der man ſagte, ſie ſei jeglichem Zugange verſperrt, und werde einer Gefangenen gleich gehalten, bei Thränenwaſſer und der harten Koſt einer rauhen Behandlung. O Lucie! ich will hoffen, man hat übertrieben. Ich konnte es länger nicht aushalten, und träumte von nichts, als wie dieſe unwürdige Haſt zu ſprengen wäre. Der Major flog jede Nacht in die Luft — indeſſen hatte ihm der Tod die Mine gegraben.“

„O! laſſen wir ihn ruhen!“ bat Lucie ängſtlich für das Andenken des Verſtorbenen. „Mein Mann,“ fuhr ſie fort, „war wohl beſſer, als ſein Ruf, nur ſehr unglücklich durch einen kränklichen Körper, und mehr noch durch ein verſtörtes Gemüth; daß ich eingezogen lebte, geſchah freiwillig, ich war nie gewöhnt, viel mit Menſchen zu ſein. —“

Der Capitain ſchwieg einige Minuten und ſah finſter zu Boden. Er ſchien fertig mit ſeinem Bericht. Lucie unterbrach dieſe verrätheriſche Stille mit einer Frage nach dem letzten Ergehen ſeiner Eltern, von denen ſie wußte, daß Beide todt wären. Der General-Stabsarzt hatte ſeine Gattin nur kurze Zeit überlebt.

Jetzt wäre die Reihe, Bericht zu erſtatten, an Lucien geweſen; aber der geiſtige Rapport, worin ſie zu dem Freunde ihrer Jugend ſtand, ließ ihn in ihrer Seele leſen, und ſagte ihm, daß ſie damit verſchont werden müßte. Wozu auch die Wiederholung ſchmerzlicher Erfahrungen? Sie waren auf dieſe reine Stirne geſchrieben, und in den Lettern der Phyſiognomie deutlich ausgedrückt. Jeder ihrer Züge war ein Auszug trauriger Gebundenheit, jeder Seufzer, der ihr unbewußt entſchlüpfte, das Bruchſtück eines gebrochenen Herzens, jeder Blick ein Fragment aus der Geſchichte ihrer Leiden.

Mittheilungsvoll, doch ungemeſſen, wie Stunden, die den Glücklichen nicht ſchlagen, war eine geraume Zeit zwiſchen ihnen verplaudert worden. Mittag war längſt vorüber, des Eſſens wurde nicht gedacht; denn die Liebe hat eine Speiſe, wovon Niemand weiß. Jetzt mahnte ein jähes Beſinnen den Capitain an die Länge ſeines Beſuchs. Er bat deshalb um Verzeihung, wie um die Erlaubniß, bald wiederkommen zu dürfen, und ging. Als er fort war, fiel es Lucien mit einer Art von Schrecken ein, daß ſie ſeiner Freundin, Claudiens von Unſtern, gar nicht erwähnt, und dieſes Verhältniſſes ganz vergeſſen hätte.

„Seine Freundin?“ fragte Lucie ſich. Sie allein hatte dies zu ſein geglaubt. Und beſchwert von dieſem Gedanken, der von ſo großem Gewicht für ihr Herz war, ſah ſie ſeinem nächſten Kommen entgegen, da er kaum die Schwelle dieſes Hauſes verlaſſen.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenundzwanzigſter Band.

Die Wittwen. Zweiter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Wittwen.

Der Einzug der Familie von Unſtern war nun vorüber. Die Ruhe der ſtillen Platon hatte ſehr unter dieſem Rumor gelitten; nie war ihr der leidenſchaftliche Eigenſinn Franzisca's ſtörender geweſen, und ſie ertrug ſchweigend, doch ſichtlich ſchwer, die ihr aufgebürdete Laſt von Ungelegenheit. Obgleich die Einrichtung des Landſchafts-Directors nur mobil war, ſo hatte doch das Bringen und Tragen von Coffres und andern Sachen kein Ende. Die Bedienten benahmen ſich dabei lärmend und nicht eben höflich, als widerführe in der Aufnahme ihrer Herrſchaft und dieſer beweglichen Güter, vom Geiſte des Adels berührt, dem vornehmen bürgerlichen Hauſe, das ſeine Thüren in gaſtlicher Gefälligkeit öffnete, eine beſondere Ehre.

Madame Weibland befand ſich in einem Zuſtande höchſter Spannung; ihre Aufmerkſamkeit war fortwährend nach Außen gerichtet. Sie ſchien keiner Selbſtſammlung fähig, und den freien Aus- und Eingang fremder Leute, das kecke Reden und Lachen auf ihren Vorſälen mit reizbarem Unwillen zu dulden. Schneller, als Pauline es geglaubt, erfüllte ſich ihr warnendes Wort, und Franzisca fühlte nur zu bald, wie viel beſſer ſie gethan, wenn der Rath dieſer verſtändigen Freundin befolgt worden wäre. Ihre Erwartung hinſichtlich Felicens hatte ſich zudem abermals tief getäuſcht. Sie hatte auf einen beſchämenden Eindruck gerechnet, auf die Macht ihrer Vergünſtigung, wovon einen ſo großen Beweis zu geben, ſie Willens war; ihr Stolz weidete ſich an der Idee, ihn, der ſie durch ſchnöde Hintanſetzung gekränkt, in reuiger Verwirrung zu ſehen, doch nichts von dem allem. Die Art, wie der Landſchafts-Syndicus ihre Genehmigung aufnahm, zeigte, daß er ſie unbedingt vorausgeſetzt, als etwas, das er in herkömmlicher Gütigkeit zu fordern gleichſam ein Recht gehabt hätte. — Das Intereſſe jener Familie war von jetzt der Mittelpunkt ſeiner Gedanken, und ſo richtete der nächſte Augenblick, als das Wort der Gewährung aus Franzisca's Munde gegangen, ſeinen Sinn darauf, wie er unverzüglich dieſe erwünſchte Nachricht der hohen Gönnerſchaft ergebenſt zutragen wolle; kein Blick fiel auf das Opfer, welches Franzisca in dieſer neuen Verbindlichkeit einer beinahe aufgelöſ'ten Freundſchaft zu bringen im Begriff ſei. Nach flüchtigem Verweilen entfernte Felice ſich ſtehenden Fußes, und ſo wie er die Thüre hinter ſich zuzog, ging die Ueberzeugung durch ihre Seele, daß an eine Rückkehr zu der alten Richtung ſeiner Gefühle nicht mehr zu denken ſei.

„Es iſt ja nicht für ewig, und muß endlich aufhören!“ dachte Franzisca mit einem Schmerze, der ihr dennoch unnachlaſſend ſchien. Und dieſer Ausruf geſchah zwiſchen Abend und Morgen des erſten Schöpfungstages ihrer neuen häuslichen Welt.

Der Herr von Unſtern hielt es für ſeine Schuldigkeit, ſich der ſchönen Hauswirthin vorzuſtellen, und ihr für die gegebene Zuſtimmung perſönlich Dank zu ſagen. Er kündete den Beſuch ſeiner Töchter und ihrer Tante für eine ſpätere Stunde an, und benahm ſich wie ein Mann, der, trotz dem Ernſte vorgerückter Jahre und der Würde ſeines Standes, noch galant gegen Frauen zu ſein verſteht. Franzisca fand ihn artig und Pauline nicht übel; doch waren Beide froh, das Ceremoniell nicht länger dauern zu ſehen, als der Anſtand es forderte.

„Welch eine leere Förmlichkeit iſt ſolch eine Staatsviſite!“ ſeufzte Franzisca aus vollem Herzen, als nach dem Schalle der letzten Redensart eine Stille eintrat, in der ſie den Landſchafts-Director die Treppe hinabgehen hörten, „es iſt eigentlich gar nichts damit geſagt, und meine Kraft zur Repräſentation iſt ſchwach. Du haſt ein beſſeres Talent dazu — ich möchte es die Grazie der Convenienz nennen.“ Die Platon lachte und ſprach: „Sieh es vielmehr als die Fertigkeit an, ſich fügen zu können, welche vom Zwange der Umſtände angeeignet wird. Aber um wieder auf die läſtigen Viſiten zu kommen, von ihnen gilt es, was ich einſt eine Dame in wahrſter Meinung ſagen hörte: Wer mich beſucht, erzeigt mir eine Ehre, und wer mich nicht beſucht, der macht mir ein Vergnügen. — Ich fürchte, Franzisca, wir haben das Schlimmere noch zu überſtehen.“

Madame Weihland ſagte nichts zu dieſer Bemerkung, der ſie ſchweigend beiſtimmte; doch legte ſie leiſe eine Waffe der Standhaftigkeit nach der andern an, bis ſie gerüſtet war, die Damen zu empfangen. Dieſe Vorſicht war auch nöthig geweſen; denn ihre Wehr von feſtem Willen ſollte einen ſtarken Angriff aushalten.

Frau von Elban ließ länger auf ſich warten, als es nach dem Gebrauche der Zeit ſchicklich war. Endlich rauſchte es draußen wie ſeidenes Gewäſſer, ein galonirter Bedienter ſagte ſeine Herrſchaft an, die gnädige Tante und ihre Nichten traten ein. Die Erſtere, eine kleine, ſeitwärts geſenkte Figur, nicht unähnlich einem Bildſtock, der, behangen mit Fahnen und Geflimmer, ſich in den Wurzeln der Zeit abwärts neigt, von etwas breitem Umfang, zeigte in der Ueberladung ihres Anzugs, wie übel angebracht der Putz den Häßlichen ſei. Nächſt der Maſſe Schmuck, worin ſie ihre prunkende Eitelkeit zur Schau trug, belaſtete die ängſtliche Sucht, ſich vor jedem Lüftchen zu ſchützen, dieſe kurze Geſtalt mit viel entbehrlichem Wuſt. Ihr Geſicht hatte ſcharfe Züge, und jene Farbe von fahlem Gelb, das auf eine krankhafte Galle ſchließen läßt. Die Augen der Frau von Elban, ſchwarzbraun und feurig wie Kohlen, verriethen eine leicht entzündliche Bosheit, und nebenbei einen verliebten Funken, der in der kühleren Atmoſphäre ihrer Jahre noch nicht verglommen war. Der Mund in ſeinen Umriſſen war eine Skizze des Hochmuths; ein frommer Phyſiognomiſt würde es ihm angeſehen haben, wie ſchwerlich ſeine Redſeligkeit einſt vor dem Richterſtuhle beſtehen dürfte, deſſen Ausſpruch über jedes unnütze Wort verwerfend entſcheiden wird. So oft ſie ſprach, trat ein kleiner ſpitzer Dickhals unter einer modiſchen Bajadere ſtörend hervor.

Aber hinter dieſem Bilde, welches ſchon an die Carricatur ſtreifte, und grelle Schatten warf, erſchienen, wie auf dem Goldgrunde der Schönheit, ein paar anmuthige Geſtalten, die Töchter des Landſchafts-Directors. Die jüngſte, eine aufknospende Roſe, mit den hundertblättrigen Reizen der Jugend und dem Athem der Freude auf den glühenden Lippen. Die Kunſt des Schneiders hatte das Ebenmaß des jungfräulichen Körpers in ſo knappe Form gezwängt, daß die Taille des Fräuleins wörtlich zu umſpannen war. Dies, und die einfache Toilette, deren Aufwand hier auch vom Ueberfluß geweſen wäre, ſtand in dem ſchärfſten Gegenſatz zu dem bizarren Geſchmack der Tante, welche ſtolz auf das

Vermögen, Alles bezahlen zu können, nichts geſpart hatte, um ſich zu überladen.

Claudine, die älteſte Tochter des Herrn von Unſtern, war ihrer Schweſter durchaus ungleich. Dieſer Wuchs, ſchlank wie eine korinthiſche Säule, und edel getragen, entzückte durch die feinſten Verhältniſſe, durch eine ſeltene Harmonie der Glieder. Dem Geſicht des Fräuleins, obſchon verblüht, gab eine durchſichtige Haut, rein und makellos, etwas ungemein Zartes und Schönes, und jener anziehende Reiz, der den Blick wider Wiſſen und Willen feſthält, beſeelte es in jedem Zuge. Ein roſiges Fleckchen grenzte die bleiche Blume der Wange gegen den Schlaf zu ab, als hätte feine Schminke ſich dahin verſchoben — eine bittere Falte zog ſich leiſe um den ſchönen Mund; doch ein bezauberndes Lächeln ſchwebte auf dem Incarnat dieſer Lippen, welche die Süßigkeit eines Kuſſes geſchmeckt, aber auch den herben Kelch der Erfahrung gekoſtet haben mochten. — Das Fräulein war in echt vornehmer Manier höchſt einfach gekleidet, nur ein paar brillante Ohrgehänge von großem Werthe ſpielten ſtrahlend unter dem dunklen Haare, und der Puls am Gelenk der Hand ſchlug unter eiſernen Armbändern, bewunderungswürdig durch die künſtlichſte Arbeit, und gefaßt in Gold. Dieſe Spangen ſchienen eine magnetiſche Kette — und mit den Strömungen des Lebens in enger Verbindung zu ſtehen. Wie die Locke ſich ringelte, und wie das Fräulein die Hand bewegte, Alles zeugte von dem Beſitze geheimnißvoll wirkſamer Kräfte.

„Sie erlauben, Madame," ſagte Frau von Elban mit dem Weſen der Herablaſſung und verneigte ſich kaum merklich, „daß wir uns das Vergnügen Ihrer Connaiſſance geben."

Franziska freute ſich der Ehre, und ſtellte den Damen ihre Freundin vor. Das älteſte Fräulein ſprach einige artige Worte zu Pauline, das jüngſte rückte ſich nach dem kleinen Complimente zurecht, und warf ſtolze Blicke voll heimlicher Neugier im Zimmer umher. Die Tante nahm auf dem Sopha Platz, wohin Madame Weihland ſie führte, und ſprach: „Ich bin ganz charmirt von Ihrem Hauſe, meine Gute, und denke, mir es eine Weile darin gefallen zu laſſen. Sie wohnen excellent! Doch würde ich die obere Localität der Ausſicht wegen noch vorziehen.“

Franziska antwortete hierauf: „Frau von Elban würde doch, an den weiten Raum eines Schloſſes gewöhnt, hier noch manche Bequemlichkeit vermiſſen, wie ein precairer Aufenthalt, ſie zu gewähren, nicht und nirgend geeignet ſei.“

„Es macht ſich wohl,“ entgegnete die Gnädige mit vornehmer Genügſamkeit und wiegte den ſchweren Kopf, „wie iſt es in den Bädern? Man muß verſtehen, ſich zu behelfen. Hier iſt uns das Talent und die Geſellſchaft Ihres Miethsmannes, zu dem, beiläufig geſagt, Ihnen zu gratuliren iſt, Madame, ein Argument, das uns völlig ſchadlos hält. Er weiß für Alles Rath. Ein nobler Menſch, dieſer Felice! Er verliert ſich unter den Ständen, man begreift gar nicht wo der Landſchafts-Syndicus die ſublimen Nüancen des Umgangs nur her hat.“

Franziska entbrannte, gemartert im feurigen Ofen dieſer Unterhaltung. Pauline, welche nur mit halbem Gehör bei dem Fräulein war, warf einen mitleidigen Blick auf die arme Geängſtete, und ſann, ihr zu helfen. Sie knüpfte ein Geſpräch mit der Dame an, und griff den Stoff dazu aus der Luft. Frau von Elban antwortete ihr mit nachläſſiger Stimme, und hielt den dünnen Faden der Rede ſo loſe hin, daß er bald genug enthuſchte. Nach einigen Minuten war ſie wieder bei dem Landſchafts-Syndicus, wendete ſich an Madame Weihland, die Geſellſchafterin außer Acht laſſend, und ſprach: „Er hat es mir gerühmt, wie väterlich und mütterlich Sie und Ihr ſeliger Gatte ſich ſeiner angenommen haben; es macht Ihnen alle Ehre. O! er hat ein unvergleichlich treffliches Gemüth!“

Franzisca lächelte dieſes Lobes mit zuckenden Lippen, denen ein ſchlagendes Wort der Erwiederung ſich verſagte; ihr Gefühl war in dieſem Moment das einer Rabenmutter. Sie hätte ihm die Augen aushacken mögen. Die Platon ſah die blaſſe Kränkung in den Zügen ihrer Freundin, und fühlte ſich abermals zu ihrem Beiſtande berufen. So antwortete ſie ſchnell: „Felice hat ſich dagegen auch, um den Vergleich der gnädigen Frau beizubehalten — wie ein zärtlicher, oder richtiger geſagt, wie ein verzärtelter Sohn benommen; doch nur einem Verhältniß der Freundſchaft, welcher der Landſchafts-Syndicus allerdings viel verdankt, und deren treue Beweiſe es nur billig anerkennt, kann zwiſchen ihm und Madame Weihland die Rede ſein.“ Frau von Elban ſah die Geſellſchafterin, welche dieſe dreiſte Bemerkung wagte, und dem Günſtlinge darin zu nahe trat, überzwerch an. Sie lauerte auf eine Eingebung des böſen Geiſtes; ſie rümpfte die Naſe, eine Giftpille ründete ſich auf der bläulichen Lippe — doch Fräulein Claudine, die bisher theilnahmlos für das, was geſprochen worden, am Fenſter ſtand, kehrte ſich haſtig zu Pauline, fragend, ob da drüben in dem lichtgelben Hauſe nicht die Majorin von Garremer wohne. Und ſchnitt ſomit ihrer Tante die Tücke vom Munde ab.

Mit Alteration, die mehr den Grundton verſchluckten Aergers, als der theilnehmenden Beſorgniß hatte, rief Frau von Elban dem Fräulein zu: „Mein Gott! wie ſiehſt Du wieder aus, Claudine? Dein Geſicht wirft ordentlich einen weißen Schein, daß einem angſt und bange wird. Und die Stimme zittert Dir wie eine zerriſſene Saite. Du biſt krank, geſtehe es nur! Großer Gott! was man doch für Noth hat!“

Pauline heftete ihr Auge voll Bedauern auf den Wechſel von des Fräuleins Farbe, der allerdings auffallend geweſen war. Kaum hatte Claudiens Ohr jene unzarten Aeußerungen der Tante vernommen, welche die Blicke der Zeugen auf ſie lenkten, als es wie die Purpurſchnecke ein leuchtendes Hochroth über das tieferblaßte Geſicht ausgoß; ihr Auge blitzte Zorn, und eine Thräne, die darin funkelte, löſchte dieſen Brennſtoff nicht. Sie betheuerte mit unterdrückter Stimme, wohl zu ſein, und es wäre nur eine kleine Anwandlung von Herzklopfen geweſen, woran ſie öfters leide.

„Das ſind Vorboten vom Schlage,“ ſagte Frau von Elban der Nichte auf den ſchönen Kopf zu; „aber Du nimmſt Alles auf die leichte Achſel.“ „Ich bin nicht conſtituirt zur Apoplexie,“ verſetzte Claudine mit lächelnder Beziehung, „ſonſt hätte mich der Schlag ſchon längſt gerührt.“

„Dieſe Anfälle ſind aber doch zu berückſichtigen, mein Fräulein,“ ſprach Franziska, „wären Sie nicht geneigt, einen Arzt deshalb zu conſultiren?“

„Das iſt es eben!“ entgegnete Frau von Elban hierauf anſtatt Claudinens, „wir haben kein rechtes Zutrauen. Die Doctoren kochen doch auch nur mit Waſſer, und ich ziehe mir ein probates Hausmittelchen der lateiniſchen Küche vor. Da iſt der Hofrath Breeſt, der mit dem Ehrenzeichen — ich glaube, ein Arzt von Renommée, und doch hat er das Kind der Gräfin Wendelin ſterben laſſen. Wenn nun ein erfahrner Medicus ſolch einer Kleinigkeit nicht aufhelfen kann, was ſollen große Leute von ihm erwarten?“

Madame Weihland und ihre Freundin ſtarrten die Dame an, welche im quellenden Schwall der Rede einen tiefen Odemzug, wie über die Oberflächlichkeit des mediciniſchen Wiſſens holte, und dabei ſo bedeutſam um ſich blickte, als hätte ſie aus dem Born der Weisheit geſchöpft. Es war der Frau von Elban jedoch voller Ernſt mit dieſer Frage geweſen. Sie fuhr fort: „Man ſetzte voraus, daß die Doctoren ſich in den Familien von Standesperſonen mehr Mühe geben, als mit den eklen Gebrechen des Plebs. Wie hat ſich das Volk! Es iſt dort jedenfalls eine anſtändigere Maladie, und die Aerzte können eine feinere Kunſt darauf verwenden.“

Hier konnte Pauline ſich länger nicht halten. Sie ſprach: „Wenn der Arzt ein rechtſchaffener Mann, ja wenn er ein Menſch iſt, ſo gilt ihm jedes Leben, jedes Leiden gleich. Er iſt zum Dienſt der Menſcheit berufen. Auch hat wohl Niemand gleich ihm Gelegenheit, zu bemerken, wie die Natur die Unterſchiede des Schickſals aufhebt. Sie bringt wie eine gute Mutter ihre Mittel gegen den Schmerz aller ihrer Kinder hervor. Nur für den Tod läßt ſie kein Kraut wachſen, — Gottlob! weil wir einmal ſterben ſollen.“

Dieſe Worte, welche die Platon mit tiefem Mißfallen geſprochen, ſchienen der Dame doch imponirt zu haben, und es war, als ob die Ruhe, womit Pauline der letzten irdiſchen Beſtimmung erwähnt, ihr ein Gefühl der Achtung für das Mädchen aufgedrungen hätte. Sie antwortete mit verzogener Miene: „Gottlob? Dies kann ich nicht mit Ihnen ſagen, Mademoiſelle, wenn vom Sterben die Rede iſt. Der Tod iſt bitter! Und ich fürchte mich entſetzlich davor.

So dächte ich denn, der Schöpfer hätte es beſſer eingerichtet, wenn man von gar nichts wüßte. Man lebte ſeinen guten Tag, und wäre um die Zukunft unbekümmert. — Aber um nochmals auf das Vorige zu kommen, wird hier viel Homöopathie getrieben? Ich bin außerordentlich für dieſes Syſtem der Heillehre. Es wird gleichſam mit Nichts curirt, und die Diät iſt die Hauptſache. Dies wäre eine Behandlung für Dich, Claudine, und wir wollen heute mit Felice darüber reden. Du machſt Dir ja nichts aus Eſſen und Trinken, als ſollte unſer Herrgott Dir etwas Apartes braten. Ja, ich halte ſehr auf Diät! beſonders bei jungen Leuten und Dienſtboten. Sie bleiben bei nüchternem Verſtande, und achtſam auf ihre Pflicht und Schuldigkeit.“

Fräulein Liddy, welche ſich bis dahin ganz ſtill und untheilnehmend gezeigt hatte, konnte ſich hierbei eines Lächelns nicht enthalten. Dieſer ſpöttiſche Zug des ſchönen, ſchweigenden Mundes, der wie ein kleines Winkelmaß die Lehrſätze des berühmten Hahnemann mit dem Umfange ihrer Tante zu vergleichen ſchien, verrieth doch, daß ſie auf das Geſpräch achte. Sie warf ihrer Schweſter einen vielſagenden Blick zu. Frau von Elban merkte nichts von dieſer Augenſprache. Sie erhob ſich, ohne Franziſca's Antwort abzuwarten, und ſprach: „Dabei fällt mir ein, daß es Zeit zur Tafel ſein wird. Sie, Madame, eſſen wahrſcheinlich ſchon früher, und ſo hätte ich mich zu entſchuldigen, wenn ich abgehalten haben ſollte.“

Eine ſtumme gegenſeitige Verbeugung, und nach dieſem Abſchiede in vornehmſter Kürze öffnete ſich die Thüre den abgehenden Damen. Franziſca blieb wie verſteinert zurück. Mit der Miene und Geberde des Erſtaunens ſchlug ſie die Hände in einander, blickte ihre Freundin mit weiten, offenen

Augen an und ſprach: „Was ſagſt Du nun, Pauline? Mir bleibt der Verſtand ſtill ſtehen. Es rappelt mit der Tante, ſo viel iſt gewiß. Ihr verwirrtes Geſchwätz geht mir im Kopfe herum, wie wenn Jemand eine Chorde dreht. Die Alte iſt toll verliebt in den Landſchafts-Syndicus, das müßte ein Tauber hören.“

Pauline lächelte ganz leiſe.

„Du glaubſt es nicht?“ fragte Madame Weihland gereizt, „ihr zweites Wort war ja er, und immer er und ſein Lob! Gott weiß, ich habe wie auf Nadeln geſeſſen.“

„Ich räume es ein,“ antwortete die Platon, „ſo wie ich überhaupt der Dame jede höchſt mögliche Thorheit zutraue. Sie iſt eine Närrin durch und durch, und zwar von der ſchlimmſten Art. Ich ſchäme mich, daß dieſer Unſinn mir Aerger verurſachen konnte.“

„Um dieſe Frau zu leben —“ ſagte Franzisca, „das kann ich mir ſchauderhaft denken; ich hielte mich in Gefahr, ſelbſt verrückt zu werden.“

„Ich dachte mir,“ erwiederte die Platon, wie bemitleidenswerth das Loos der Nichten wäre, ſolch einer Verwandtin beigeſellt und ihren Schrollen untergeordnet zu ſein. Beſonders dieſe Claudine. Ich mag es Dir nicht bergen, daß ich ſie innigſt bedauere. Sie ſcheint ihr Schickſal ſchwer zu empfinden, doch trägt ſie es mit Anſtand.“

Es war, als ob Franzisca dieſen Grad der Theilnahme für das Fräulein übel nähme; er reichte mindeſtens über die Linie eines unparteiiſchen Zugeſtändniſſes hinaus, deren ihr leidenſchaftlich aufgeregtes Gemüth jetzt nicht fähig war. Madame Weihland entgegnete daher mit verhaltener Heftigkeit: „Ich muß Dir aufrichtig ſagen, daß ſie mir bei allem Intereſſe, welches ihre Geſtalt unwiderſprechlich erregt, doch unheimlich vorgekommen iſt. Es liegt Etwas in ihrem Auge — ich habe an die neuliche Bemerkung des Schwagers denken müſſen. Und dieſe jähe Bläſſe! Es war, als ob ein innerer Aufruhr, gewaltſam unterdrückt, ſie ſo gänzlich entfärbte. — Auf welche von Beiden mag Felice es wohl gemünzt haben? Wie findeſt Du denn die Kleine? Ihr ſchönes Geſicht hat eine völlig geiſtloſe Ruhe, und ob ſie reden kann, weiß ich bis dieſen Augenblick noch nicht.“

„Betäuben dürfte ſie ihn ſchwerlich,“ antwortete Pauline mit gelinder Ironie, „doch was die Stille nicht wirkt, wirkt die Rauſchende nie, ſagt unſer Schiller. Es wäre dieſer Schweigſamkeit ungeachtet möglich, daß ſie ihn entzündet hätte. Sie ſelbſt ſchien ziemlich gleichgultig. Ein ſchönes Bild, dem die belebende Seele fehlt.“

Dieſes Urtheil über Fräulein Liddy genügte der, die es gefordert, beſſer. Sie ſtimmte ihm lebhaft bei.

„Sie wollten,“ ſprach Madame Weibland,“ immer wieder auf die Axe ihrer Ideen zurückkommend, „den Landſchafts-Syndicus ſogar zu Rathe ziehen, auf welche Art die kränkliche Claudine ärztlich zu behandeln wäre; ein Beweis —“

„Daß er zu Allem ſein Votum geben muß,“ fiel ihr Pauline lächelnd ins Wort, und fuhr fort, „ich zweifle dennoch, wenn ich es auch nicht begreife, wie ein Mann von Geiſt und Geſchmack, und Beides wollen wir Felice zugeſtehen — zwiſchen dieſen Schweſtern ſchwanken könnte — ich zweifle dennoch, wie ich ſagen wollte, daß ſeine Neigung auf Claudine gerichtet ſei.“

„Was aber könnte ihm denn an dem jüngſten Fräulein ſo ausnehmend gefallen haben?“ fragte Franziska, und gab dadurch unwillkürlich zu verſtehen, daß ſie Claudine, trotz ihres verblühten Lenzes, für ein ſo anziehendes Weſen halte, daß ſelbſt die Schönheit in ihrer Morgenfriſche dagegen nicht in Betracht komme.

„Jugendreiz!“ antwortete die Platon, „er genügt Männern dieſer Claſſe. Und für Felice insbeſondere, daß Fräulein Liddy die Tochter ihres Vaters ſei.“

Dieſe Erörterungen hatten alle Schmerzen und Kämpfe der jüngſtvergangenen Zeit in Franzisca's Innerſtem aufgewühlt. Sie fühlte ſich empört, woran Frau von Elban vielleicht die wenigſte Schuld trug, obgleich ihr alle beigemeſſen wurde.

„Und nicht eine Sylbe des Dankes ſagte ſie mir, es wäre doch artig geweſen!“ hob Madame Weihland aufs neue an, indem ſie die Gedächtnißreihe der ganzen Converſationsſcene durchging, „als hätte, was ich aus Gefälligkeit bewilliget, ſo ſein müſſen.“

Pauline erwiederte: „Ich würde Dich bedauern, wenn Du dies erwartet hätteſt. Vornehme Leute — obgleich ich Frau von Elban nicht die Ehre erzeigen möchte, ſie dazu zu zählen — ſehen die Dienſtleiſtungen Bürgerlicher ſtets als eine Vergünſtigung ihrerſeits an.“

Mittlerweile war angerichtet worden. Die Damen ſetzten ſich zu Tiſche. Franzisca rührte das Eſſen kaum an, und auch Pauline genoß, wie immer, äußerſt wenig. Der Juſtizcommiſſarius kam. Er blieb verwundert in der geöffneten Thüre ſtehen, und ſprach: „Ich war zwei Jahre in Paris! Aber ſo ſpät ſah ich noch keine Wittwe eines Banquiers tafeln. Wie geht das zu, mes Dames?“

Man ſagte es ihm. Er legte den Hut und Stock ab, kam näher, beugte ſich in den lockenden Dampf der Speiſen, und fand ſein Leibgericht, köſtlich bereitet, hier verſchmäht. Auf Franzisca's Einladung langte er ohne Umſtände zu, und meinte, ein Nachtrag käme in allen Rubriken des menſchlichen Lebens vor, und ein ordentlicher Mann halte auch, nach einer eben erſt eingenommenen Mahlzeit, ein leeres Plätzchen für mögliche Fälle offen.

Während er es ſich ſchmecken ließ, erſtattete ihm Franzisca Relation, und zwar mit derjenigen Uebertreibung, die einer Phantaſie eigen iſt, welche Alles in erhöheter Potenz erblickt. Die heftige Gemüthsart der jungen Wittwe, jetzt noch durch leidenſchaftliche Triebfedern geſchwellt, machte den Bericht, ihr ſelbſt unbewußt, bei aller Liebe für die Wahrheit, dieſer doch auf kleinen Abwegen ungetreu. Pauline ſchaltete dann und wann ein berichtigendes Wörtchen ein. Sie rechnete darauf, daß der Juſtizcommiſſarius die Weiſe ſeiner Schwägerin kenne.

Er ſtillte zuvor ſeinen Appetit, dann wunderte er ſich.

„Nach dem, was ich hier erfahre,“ erwiederte er, „gehört die Tante in eine Irrenanſtalt, wo ſie gut behandelt würde, die bleiche Niece in das Krankenbett, und die kleine ſtupide Schöne in eine Bildergallerie. Es muß dem Felice eine Entäußerung ſeiner beſten Beſitze plötzlich angekommen ſein. Das Herz hat er verloren, ſeine Zimmer abgetreten, die Freundſchaft verwirkt, eine gediegene Hoffnung verſcherzt — und den Verſtand höchſt wahrſcheinlich verpachtet, daß er ſich mit ſolch einem Enſemble befaſſen konnte. Am Ende macht ihn der Herr von Unſtern noch zu ſeinem Financier, und daß dies ein Ehrenpoſten ſei, wobei Dank und Ruhm zu verdienen, davon ſchweigen alle officiellen Nachrichten.“

„Ich fürchte ſehr,“ ſprach die Platon, „wir werden die Familie ſobald nicht wieder los werden. Es ſcheint der Dame bei uns zu gefallen.“

„Nun, ſo wird dem Landſchafts-Syndicus gekündigt.“ entgegnete der Juſtizcommiſſarius mit dictatoriſchem Tone, als müſſe er in männlicher und amtlicher Befugniß hierbei den Ausſchlag geben, „ein Miethscontract iſt kein Sacrament, worüber der Geiſtliche den Segen geſprochen hätte.“

Franzisca ſtrich ſchweigend mit dem ſilbernen Miniatur-Schaufelchen den geſtoßenen Pfeffer glatt und glätter, und verwünſchte in Gedanken ihr ſchönes Haus ſammt ſeinen dermaligen Inwohnern, von denen die Rede war, in das Land, wo er wächſt.

An einem der ſpäteren Märztage, der, frühlingshell und ſonnenwarm, einer Zeit voll ſtürmiſchem Geſtöber und graulicher Näſſe folgte, ſah Frau von Gardemer die Leute aus der Faſtenpredigt nach Hauſe gehen. Es rührte ſie, wie der erſte freundliche Blick des Jahres in der Ahnung des neuen Lebens, das nun bald erſtehen würde aus dem langen Schlafe der Natur, überall die Luſt weckte, an das Licht zu kommen. Kinder ſpielten auf der Straße, hier und da erquickte ein matter Greis, eine gekrümmte Alte ſich an dem wohlthätigen Strahle, und die Sonne ſchien mit gleicher Huld auf die vollen goldnen Locken pausbackiger Buben, wie in das dünne Silber eines ehrwürdig grauen Haares nieder. Aus der Ferne vom Markte her tönte eine Drehorgel den Marſch der Alpenſänger, und in der Höhe verhallte der Schall der Glocken, welcher das Ende des Gottesdienſtes anzeigte.

Langſam bewegte der Zug der Frommen ſich von der

Kirche herauf, welche ihre gefüllten Bänke heute größtentheils dem ſchönen Wetter verdankte. Die Bürger und Patricier der Stadt ſchritten in geiſtlicher Gravität einher, die älteren Frauen in andächtiger Schicklichkeit; nur die jüngeren Pfleglinge der Seelſorge ſchienen den ernſten Gang der Paſſions-Betrachtung bei den weltlichen Anklängen zu verflüchtigen, denen ſie ein willigeres Ohr und einen empfänglicheren Sinn liehen, als der vernommenen Kanzelrede, obgleich der, welcher ſie gehalten, mit vieler Salbung ſprach.

Lucie blickte mit ſanften Gefühlen in die heimkehrende Heerde jenes Paſtors am Orte. Sie dachte des Gleichniſſes vom Worte Gottes, und bei wie Vielen oder wie Wenigen unter dieſer Menge ſolch ein Samenkörnlein auf guten Boden gefallen ſei, daß es hundertfältige Frucht trüge? — Bei dieſen Gedanken ſchwellte ſolch ein ewiger Keim ihr Herz; die Vergangenheit blieb, ein düſterer Wintertraum! zurück, das Leben verklärte ſich um ſie her, und der Frühling zog wie mit heiligem Odem in ihre Seele ein.

Frau von Gardemer hatte, ſeit ihrer erſten Zuſammenkunft mit dem Freunde ihrer Jugend, den Capitain nicht wieder geſehen. Er begleitete ſeinen General auf einer Unterſuchungsreiſe, und war, erſt in ſeinem neuen Standorte angelangt, ſo ſchleunig dazu berufen worden, daß er kaum Zeit gefunden, Lucie in einigen Zeilen Anzeige davon zu machen. Seine Rückkehr hing von hindernden oder fördernden Umſtänden ab, und war demnach durchaus unbeſtimmt.

Lucie bemühete ſich, dieſe Schickung gut zu finden, was auch jene Stimme in der linken Bruſt dagegen ſagen mochte, die ſich nicht ſelten erlaubt, anderer Meinung zu ſein, als der altkluge Verſtand, und auf ihr gutes Recht zu pochen pflegt. — Frau von Gardemer überlegte, ſie gewönne nunmehr Zeit, ruhiger zu werden, ehe Troja wiederkäme, was ihr bei der empfundenen Wirkung jenes Beſuchs auch nöthig ſchien. Wie ihr Verhältniß zu dem Capitain ſich künftig geſtalten werde, darüber mochte Lucie gefliſſentlich nicht nachdenken. Froh des Sonnenblicks, den ein trübes Schickſal ihr gegönnt, wie der hellen Heitre dieſes Tages, wollte ſie ſich das, was darauf folgen könnte, nicht klar machen. Auch war jede Ausſicht in die Zukunft ihr durch das Dunkel verdüſtert, wo nicht gar benommen, was über der Beziehung Troja's zu Claudine von Unſtern ſchwebte, und wovon, dies fühlte Frau von Gardemer in der zarteſten Achtung für ihr Geſchlecht, wie für die Rechte einer Neigung ihres Freundes, es allein abhing, wie flach oder wie feſt das Band der alten Anhänglichkeit geknüpft werden dürfte.—

Vertieft in Grübeleien über jenes fragliche Bündniß der Freundſchaft oder der Liebe? hatte Lucie es überhört, daß eine ſchüchterne Stimme mit ſchwachem Tone ihre Aufmerkſamkeit zu fordern wage. Es war ihr wohl geweſen, als hätte Jemand ſie aus weiter Ferne angeredet; aber ſchon zweimal hatten jene beſcheidenen Laute das Zimmer durchſäuſelt, ohne zu der Audienz, welche Frau von Gardemer ihren Gedanken gab, gelaſſen zu werden. „Gnädige Frau!“ tönte es jetzt wiederum, und Lucie erwachte aus ſüßen Träumen. Sie wendete ſich um — da ſtand Moſchels Perle ehrerbietig von Weitem und glühend vor Verlegenheit, ſich der Dame ſo wiederholentlich bemerkbar machen zu müſſen.

Lucie ſchämte ſich dieſer gänzlichen Abweſenheit. Sie winkte die Kleine gütig zu ſich heran, und ſprach: „Was bringſt Du mir, mein Kind? Aha! ich ſehe, Du willſt mir

Deine Arbeit zeigen. Wie fleißig Du geweſen biſt!“ Sie rühmte die Sauberkeit der Stickerei, und daß ſie ſo weit ſchon gefördert wäre. Lucie ſtreichelte die rothe Wange der lieblichen Perle, und der Anlaß dieſes Lobes ſchien ihr ſchicklich und willkommen, der kleinen Jüdin liebkoſen zu dürfen. Denn Frau von Gardemer liebte das Mädchen, welches gleich einem zertretenen Blümchen in der Sonne ihrer Gunſt ſich zu heben ſchien.

Perle athmete tief. Sie ſenkte das glühende Auge, und Freude verbreitete ſich über ihr Geſicht. Frau von Gardemer ſah dieſe feine Geſtalt mit einem langen lächelnden Blicke an. Sie ward ſich ihrer Macht über Ephraims Tochter bewußt, und ein Wunſch für des Mädchens Glück, halb Gefühl, halb Vorſatz, regte ſich in ihrem Innern. — Wie Lucie die junge Jüdin, welche mit gänzlicher Hingebung ihrem Anblicke ſtand, ſo anſchaute, als wolle ſie die Anatomie dieſer zarten Züge ſtudiren, war es, als ob vergleichende Erinnerungen ihr deutlich zu werden ſtrebten. Es ging etwas in ihr vor, wie in der Seele des Dichters, wenn er einen tiefen Gedanken in das Gewand der Sprache kleiden will. — Und doch war Perle mehr als ein anmuthiges Bild der Phantaſie; es lag irgendwo, wenn auch verwiſcht, ein Original, dem ſie ähnelte, in dem Raume von Luciens Gedächtniß. Sie ließ es einſtweilen ruhen, und dachte, es wird mir ſchon noch einfallen, wohin das Mädchen eigentlich gehört.“

„Bleibe ein wenig bei mir, Perle,“ ſagte Frau von Gardemer mehr bittend als erlaubend, „wenn Deine Mutter nämlich Deines Beiſtandes entbehren kann.“

Die Miene des Mädchens drückte einen Moment des Entzückens aus; doch in der Antwort: „Sie hat ihn entbehren müſſen zu einer Zeit, wo er der Armen nöthiger war als jetzt“ — ſchien ſich ein herbes Andenken hervorzudrängen —

„Wie geht es Deiner Mutter jetzt?“ fragte Frau von Gardemer theilnehmend.

„Sehr erträglich, gnädigſte Frau!“ erwiederte Perle, „ich kann nicht genug dankbar dafür ſein. Ich verlaſſe ſie auch nimmer, außer — wenn — — ich blaſe ihr gleichſam die Gedanken mit Liebe ein, und es iſt, als ob ſie ſich dabei zurecht fände.“

„Die Mutter gab Dir das Leben, ſprach Frau von Gardemer gerührt, „und Du theilſt Deine Seele mit ihr; jeder Odem Deiner Bruſt, den Du für dieſen Zweck verwendeſt, iſt ein Hauch aus Gott. Du biſt ein Kind des himmliſchen Vaters, Perle! und gieb Acht! es wird Dir wohl gehen auf Erden!“

Unter dieſer Weihe ihrer kindlichen Tugend ſchlug Perle die Augen auf zu der von ihr angebeteten Frau, die ſolche ertheilt; ſie ſtanden voller Thränen. Lucie wollte die ſchwermüthige Reizbarkeit dieſes jugendlichen Gemüths ſchonen. Sie winkte auf einen nahen Stuhl hin und ſprach: „Setze Dich doch, liebes Mädchen. Arbeitszeug kann ich Dir auch geben; doch wollte ich lieber Deine Harfe holen laſſen, daß Du mir ein Liedchen ſängeſt.“

„O gnädige Frau!“ ſtammelte Perle betroffen, „ich kann nichts Luſtiges, denn meine Jugend war ſehr trübe.“

Frau von Gardemer lachelte dieſes Einwands. Die Neigung, eine gereimte Poſſe zu hören, lag ihr fern, und es kam ihr drollig vor, daß dieſe Sängerin das Imperfectum gebrauche, da ſie von ihrer Jugend ſprach. Sie ging an den Klingelzug und ſchellte. Cordelia kam und erhielt den Befehl, den Bedienten nach dem Inſtrumente zu ſenden. Es ward gebracht; Perle handhabte es ſehr geübt. Sie freute ſich des Klanges, der in dem hochgewölbten Zimmer volltönend hallte; es war, als ob das eigene Spiel ihr ein Neues wäre. Die Harfe war überdies ſehr ſchön und in guter Stimmung. Das Inſtrument vorzüglicher Art und der Grad dieſer Fertigkeit, damit umzugehen, der nicht ohne Koſten des Unterrichts hatte gewonnen werden können, ſtand in auffallendem Widerſpruche zu Ephraims ärmlichen Umſtänden und erregte eine flüchtige Verwunderung in ſeiner Gönnerin nächſt der Anerkenntniß, in die ein leiſer Tadel ſich miſchte, daß dieſer dürftige Vater das Ueberſchwenglichſte auf ſein Kind gewendet, während er ſelbſt mit ſeiner unglücklichen Gattin und den kleineren Kindern faſt Mangel gelitten.

Perle erröthete im feinſten Carmin, da ſie beginnen ſollte; ihr Herz ſchien ſtärker zu ſchlagen als die Saiten, welche ſie mit leiſem Accent berührte. Frau von Gardemer lehnte ſich in ihrem Armſeſſel zurück und ſchlug die Augen nieder, als lauſche ſie nach innen und gebe nur ſich ſelbſt Gehör, um das Mädchen durch fixirte Aufmerkſamkeit nicht zu befangen. Aber Perle war ſchon durch die Melodie im einfachen Gange der Begleitung jeder verwirrenden Rückſicht entführt. Sie ſang:

„Die heil'ge Palme träufelt Kühle
In meines Stammes Vaterland!
Du warme Wiege! ach, ich fühle
Der Heimath ſchuldlos mich verbannt! —
Hier ſchleicht mein Fuß auf fremdem Boden,
Gedrückt und einſam ſchlägt dies Herz —
Zum Seufzer wird der Freude Odem:
Denn tief iſt der Verachtung Schmerz.

Dort raget ſtolz der Cedern Wipfel
Hoch über menſchlichem Bemüh'n;
Wo auf des Horebs altem Gipfel
Des Himmels ew'ge Flammen glüh'n.
Jehovah! Eins laß mich begehren,
Es iſt nicht wider Dein Gebot —:
An jenen himmliſchen Altären
Möcht' ich Dir klagen meine Noth! —

Soll in der Wüſte ich verſchmachten?
Gott meiner Väter! ich bin Dein.
Du wirſt auf meine Thräne achten,
Mein Auge weinet Dir allein.
Schon theilet golden ſich die Wolke,
Es rauſcht der Hülfe heil'ger Quell —
Ein Waiſenkind von Deinem Volke
Sieht ſeines Retters Antlitz hell!" —

Perle ſah bei dem Schluſſe dieſer Strophen wirklich verklärt aus, als ſchwebe eine hehre Erſcheinung ihr vor der Seele.

Frau von Gardemer ſprach: „Dein Geſang iſt ſchön, aber traurig, zu traurig für Deine Jahre. Sage, mein Kind, welcher Schmerz hat dieſes Lied Dich gelehrt? Man muß in der That ſchlimm mit Dir verfahren ſein!

Dieſer ſilberne Ton war der Schlüſſel zu dem Vertrauen des armen Kindes und öffnete mit magiſcher Kraft alle Zugänge dieſes mißhandelten Herzens. Perle antwortete: „Ich war bei böſen Leuten, gnädigſte Frau, und werde es wohl nie verwinden, was ſie mir Leides gethan." — Ein zuckendes Weh in dem Geſicht voll erhabenen Ausdrucks und eine heftige Bewegung, als Lucie, wenn auch ſacht und ſanft, an dem Geheimniſſe dieſer Erfahrung rüttelte, zeigte, wie tief der Haß gegen dieſe Unbilden gewurzelt ſei.

Frau von Gardemer war im Begriff, dies verletzte Gemüth mit dem linden Oele eines chriſtlichen Troſtſpruches heilen zu wollen; aber ſie beſann ſich, daß die jüdiſche Jungfrau an den Mittler nicht glaube und nur den zürnenden Richter gegen ihre Feinde anrufe. Lucie betrachtete das Mädchen eine Minute mit entfremdetem Gefühl. Sie ward ſich aller Kränkungen ihres eigenen Lebens bewußt, jedes überwundenen Kampfes; doch der Siege göttlichſter, das Vergeben! hatte ſie Frieden finden laſſen für ihre Seele. So empfand ſie den Segen ihrer Religion, zugleich Mitleid für das arme Weſen, das ihn entbehrte; frei von Geringſchätzung, und wohl eher geſinnt, von dem Reichthume der Beruhigung mitzutheilen.

Frau von Gardemer hob an: „Ich habe es mir niemals erklären können, warum Dein Vater, als ein verſtändiger und guter Mann, Dich entfernt hielt, da Deine Mutter einer kindlichen Hand zu ihrer Pflege wohl bedurft hätte, und öfters ohne alle Wartung war.“

„Daß ich dies wußte, war nicht die kleinſte Zuthat meines Elends in der Fremde,“ erwiederte Perle: „aber beſſer iſt es doch, getrennt von denen ſein, die zu ehren und zu lieben, unſere natürliche Pflicht iſt, als aushalten müſſen in der Nähe ſolcher, die zu verabſcheuen man ſich gezwungen fühlt.“

„Und war dies wirklich Dein Fall, liebe Kleine?“ fragte Lucie zweifelhaft, „oder hätteſt Du vielleicht den Zwang Deiner Lage mit dem Widerwillen gegen die Menſchen verwechſelt, deren Schutze Du anvertraut warſt?“

Ein Lächeln der Verachtung ſpielte um die Lippen des Mädchens, ehe ſie ſich zu folgender Antwort öffneten: „Der Mann, welcher Vaterſtelle bei mir vertreten ſollte, war Steueraufſeher in B — und ehemals Soldat geweſen. Er trug die Ehrenmedaille — auf ſeiner Bruſt, die der Sitz der Schande war. Ja, es iſt ſo, wie ich ſage, bei dem wahrhaftigen Gott! die Frau war, wo möglich, noch ſchlimmer; doch galten Beide für Stille im Lande und zählten ſich zu der Gemeinde der Frommen. Sie liehen auf Pfänder und trieben ſündhaften Wucher, deſſen ein armer Jude, wie mein Vater, ſich ſchämen würde. Der Steueraufſeher, vereidet für ſeinen Dienſt, lebte nur vom Betrug. Er drückte ehrliche Leute unter der härteſten Befugniß ſeines Amtes, wenn ſie es für unredlich hielten, ihn zu beſtechen, und half ſchlechtem Geſindel durch, das ihm die Hand verſilberte, oder ſeinen Haushalt mit Victualien verſah. — Kein Iſraelit würde jemals einen winſelnden Hund ſo in Sturm und Wetter auf die Straße ſtoßen, wie dieſe Leute mich, ein ſchwaches Kind! umher gejagt und auf jede Weiſe grauſam behandelt haben. Und doch wurde ihnen meine hungerleidige Koſt gut bezahlt. Sie bekamen Geld für mich geſchickt, und auch nicht wenig.“

„Wie ſoll ich mir dies aber denken?“ fragte Frau von Gardemer mit dem Tone der Unbegreiflichkeit. „Wie hätte Dein Vater Summen erſchwingen können,“ fuhr ſie fort, „zu dem Entzwecke, daß es ſeinem Kinde in der Fremde übel ergehe?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Perle, „aber es iſt ſo, wie ich Ihnen ſage, gnädigſte Frau, doch meinte ich, das Geld wäre hauptſächlich der Betrag für die Privat-Lehrſtunden, welche mir im Hauſe des Steueraufſehers gegeben wurden; denn nie habe ich eine öffentliche Schule beſucht.“

In ſtiller Verwunderung über Moſchels ſeltſames Erziehungsprincip ſchüttelte die Majorin leiſe den Kopf, und ſeine Tochter ſetzte ihre Erzählung folgendermaßen fort: „Wie ſcheu ich auch war, jenen Leuten nur mit dem mindeſten Vergehen zu nahe zu treten, ſo traf ich doch ihre Meinung nimmer. Den ganzen Tag ſchmälte die Frau, und ſtieß verwünſchende Reden gegen mich aus; ſie vermaledeite mich und meine unehrliche Geburt, läſterte die Meinigen und trat mich wie einen verachteten Wurm in den Staub. Und an ihrem Halſe, in welchem kein böſes Wort jemals erſtickte, trug ſie ein goldenes Crucifix, und mit derſelben ſchnöden Zunge, die mir das Aergſte ſagte, und wie ein zweiſchneidig Schwert mein Herz unzählige Male geſpalten hat, rief ſie im Beten und Singen den Stifter ihrer Religion an. Und der Mann ſegnete ſich am Abend und Morgen mit der Hand, mit welcher er mich ohne Urſache ſchlug, nur um ſein Müthchen zu kühlen, und mit der er den ſauern Schweiß verſchämter Armen zuſammenſcharrte. O gnädigſte Frau! Ihnen muß ich es ſagen — ich fühlte mich gegen das Chriſtenthum empört, das eine ſo unmenſchliche Begegnung geſtattet. Sah ich ein Kreuz, ſo wendete ich mich ſchaudernd hinweg, eine Kirchenglocke konnte mich bis zur Ohnmacht betäuben, der Ton einer Orgel preßte mir Thränen aus. Mein Herz iſt nicht gebildet zum Haſſe, deßhalb mußte es unter der Laſt dieſer Gefühle zerbrechen.“ —

Frau von Gardemer ſah die überwältigende Bewegung, worin das jüdiſche Mädchen zu ſprechen aufhörte, und ſagte mit mildem Zureden: „Sei vorerſt ruhig, liebes Kind, und ſuche Dich dieſen Erinnerungen, ſo gut es gehen mag, zu entſchlagen. Glaube mir, jene Leute waren keine Chriſten. Der Feueranbeter, der Wilde, der in der Sonne ſeine Gottheit verehrt, iſt in ſeiner rohen Andacht religiöſer, als ſie. Ich kann nicht darüber hinaus, daß Dich Dein Vater in ſolche Hände gegeben. Dieſe Unmenſchen hätten Dir Leib und Seele verderben können. O gute Perle, wüßteſt Du, wie der Blick, der ſich auf das Kreuz heftet, an dem ein heiliges Leben für die Sünde der Menſchen verblutete, über jede irdiſche Schmach erhebt, wie edel ein Chriſt verzeiht, und ſeinem Beleidiger Böſes mit Gutem vergilt: Du würdeſt den himmliſchen Geiſt der göttlichen Lehre empfinden, für welche Dein Herz empfänglich iſt, obwohl es Dir anders ſcheinen möchte. — Sieh, liebes Mädchen, ich habe viel Bitteres, wenn auch in anderer Art, als Du, erfahren; aber ich weiß dennoch keinen Feind, keinen, dem ich im Sinne dieſes gehäſſigen Namens übel wollte. Du haſt ſehr recht, der Haß macht unglücklich, die Liebe hingegen ſelig. Die Liebe iſt das Element der chriſtlichen Religion, der Athem des ewigen Lebens und alles Geſetzes Erfüllung.“

Perle ſah die Majorin unter Thränen an. Sie zitterte ſo heftig, daß ſie ſich lange nicht erholen konnte. Endlich ſprach ſie ſchüchtern: „Der Steueraufſeher ward, da meine Abreiſe nach Hauſe beſtimmt war, wegen einer herausgekommenen Veruntreuung ſeines Amtes entſetzt, und verlor den größten Theil ſeiner Habe als Einbuße für Koſten und Strafe. Es geht ihm ſchlecht, und er hat den Vater erſuchen laſſen, ſich um eine Unterſtützung für ihn, ich weiß nicht bei wem? zu verwenden. Der Vater war zu ergrimmt, um bald dazu geneigt zu ſein, ich aber ließ nicht ab mit Bitten, bis er es mir verſprach. Und jetzt iſt er in dieſer Abſicht verreiſt.“

„O Kind!“ ſagte Frau von Gardemer mit Rührung und Freude. „Du biſt nicht fern vom Reiche Gottes!“

Der verſtorbene Banquier Weihland hatte auf einem Rittergute, deſſen Beſitzer ihm hoch verpflichtet war, ein Landhaus gebaut, wo ſeine Frau ſich einen Theil der ſchönen Jahreszeit aufzuhalten pflegte. Dieſes Gut, Ebersdorf genannt, lag anderthalb Stunden von der Stadt und am Fuße des anſteigenden Gebirges. Aber eben dieſe reizende Lage ſetzte das Oertchen einer beſondern Gefahr aus. Mehrere Bäche bewäſſerten die Wieſen des Dorfes und ſchienen, ſchmal und ſtill, nur beſtimmt, durch das üppige Grün zu fließen, um dieſer Landſchaft größere Anmuth und ihrer Vegetation ſolche Friſche zu verleihen; doch zur Zeit, wo die Quellen der Berge anſchwellen, machen jene unſchuldigen Wäſſerchen ſich breit und furchtbar, und die Bewohner von Ebersdorf waren an die Schreckniſſe öfterer Ueberſchwemmungen gewöhnt. Dieſer Uebelſtand war es auch, der Herrn Weihland dem Wunſche ſeiner Gattin vorerſt widerſtreben ließ; aber für immer hielt er dagegen nicht aus. So that er, was er konnte. Er legte das Landhaus mit äußerſter Vorſicht an, und ſtellte es unter höchſtmöglichen Schutz. Aber Franziſca liebte das Waſſer, als einen Spiegel ihrer Schönheit wie ihres Trübſinns, als lauteres Element, als ein Geheimniß der Natur. Sie hörte es für ihr Leben gern rauſchen, deßhalb durfte die Villa nicht allzuweit von dem Wehr der Mühle entfernt ſein, ob auch der Banquier den Standpunkt dieſes Grundſtücks nach ſeinem Gutachten anders beſtimmt haben würde.

Der Bau ſtieg ſchnell und leicht empor; denn das Geld iſt überall ein förderndes Mittel. Nachdem das Haus vollendet war, richtete Herr Weihland es zweckgemäß ein, zog ein Blumen-Parterre rings umher, und gab nun das ländliche Sorgenfrei einem alten Diener in Obhut und Pflege, den er mit dieſem Poſten in Ruhe verſetzte, und zugleich nicht minder benutzte als belohnte. Denn auch der Kaufmann edelſter Art — zu der wir unſern Banquier mit Recht zählen dürfen — zieht ſich von den Beweiſen ſeiner Großmuth noch ein Procent ſpeculativen Intereſſes ab.

Dieſelbe Liebe, welche das Innere der neuen Wohnung mit ſinnreichem Geſchmack ausſchmückte, daß der jungen Frau darin wohl wäre, ſchuf auch ein kleines Eden in den Umgebungen bis an den Bereich ihrer Grenze, und ſorgte dafür, daß Alles gut erhalten würde. Allein es iſt das Loos des zärtlichſten Willens hienieden, verkannt zu werden, und keinen ſüßeren Dank zu ernten, als womit die Liebe ſich ſelbſt belohnt. Madame Weihland war um nichts heiterer als zuvor, da ſie auch einen ihrer liebſten Wünſche gelungen ſah. Von dem Glücke angelächelt, blieb ſie doch ernſt und wenig froh. Sie ging ſtill und ſinnig unter ihren Blumen umher, betrachtete die Kinder der verjüngten Sonne mit einem abgeblüheten Gefühl von Lebensluſt, dem kein Trieb mehr entſprießen zu wollen ſchien — und neidete manche Roſe, die den tiefen Buſen dem vollen Strahl öffnen durfte. Das Weben des Frühlings, der Schlag des Finken, das geſchäftige Sumſen der Biene, das Spiel der Farben, die Schatten der Bäume, die magiſche Beleuchtung des Abendſcheins, das Geläute am Morgen und zur Feier des müden Tages, dies Alles regte eine matte Schwermuth in Franzisca's Gemüth an. Sie fühlte ſich mehr als ſonſt allein, ob ſie auch an der Seite ihres Gemahls ging, der ſie mit verſtändiger Rede zu unterhalten ſtrebte. Nur den Ton eines leiſen Seufzers miſchte ſie in die Harmonie der Schöpfung; die Saiten ihrer Seele waren nun einmal verſtimmt.

Am Abend, wenn der Banquier, weil er die Kühle ſcheute, ſich in ſeinem Gemach hielt, um ſich vor Anfällen von Rheuma zu hüten, an welcher Plage er öfterer litt — ging Franzisca mit ungeſtörter Wonne, für ſich zu ſein, einſam ſpazieren, oder lag bis in die ſpäte Nacht am Fenſter, und ſchaute in die mondhelle Gegend hinaus. Die kleinen Füße ſtreiften ziellos den blinkenden Thau vom Raſen, und gingen gewöhnlich am Ufer eines Bächleins entlang, auf deſſen murmelndes Geſchwätz die junge ſtille Frau in genießender Ruhe horchte. Dieſe Stimme der Natur war ihrem Ohre Muſik; ihr Geiſt verlor ſich dabei in feenhafte Träume. Sie ſah in dem ſilbernen Schimmer, der auf den Wellen hüpfte, den Tanz der Elfen, ſie hörte auf dem tiefen Grunde die Waſſerorgel erbrauſen und den Geſang der Nixen.

Bei ſolcher idealen Fülle der Gedanken war die Wirklichkeit für die arme Franzisca nur um deſto leerer. Die Gemächer der Villa waren weit und geräumig, und beſtändig in Ordnung. Der gemeinſamen Sorge für das Hausweſen, der kleinſten Mühwaltung war Madame Weihland durch die Güte ihres Gemahls überhoben. Weich und warm wie in Baumwolle gewickelt, durfte die geliebte Frau ſich niemals eines anſtrengenden Geſchäfts unterziehen. Aber mit dieſer bequemen Schonung war ihr nichts Gutes geſchehen. Ruhe verwöhnt und muß verdient werden, ſoll ſie als Wohlthat empfunden ſein. Die Kräfte des Menſchen verlangen ein Feld zur Uebung, um ſich im Gleichgewicht ihrer Beſtimmung erhalten und in angemeſſener Wirkſamkeit entwickeln zu können. Der Drang des Lebens iſt jedenfalls ein Antrieb zum Heil.

Franzisca beſchäftigte ſich gewöhnlich nur mit feineren Arbeiten, die, ein Zuckerbrod für den Fleiß — nur den Reiz des Geſchmacks in Anſpruch nehmen, ohne die Geſundheit der Seele durch das Gefühl der Nützlichkeit zu ſtärken. Sie ward bei der unruhigen Heftigkeit ihres Temperaments ſolcher niedlicher Tändeleien bald ſatt, und ſo kam es denn, daß eine Menge Anfänge liegen blieben. Um ſo ausdauernder arbeitete ihre Phantaſie an dem Bedürfniß des armen, unbefriedigten Herzens. Madame Weihland beſaß keine Talente, denen ſie die müßige Zeit widmen konnte. So ſchlichen ihr die ſchönſten Stunden langſam und faſt unerträglich in bleierner Schwere vorüber, wie flüchtig auch der goldne Weiſer vor ihren Augen rückte. Und ſo geſchah es wohl, daß Franzisca, ehe noch die Nachtigall verſtummt war, gegen ihren Gemahl die Bitte laut werden ließ, ſie in die dumpfe Stadt zurückzuführen. Blickte Franzisca auf einem Gange durch das Dorf in das enge Gewühl einer ſchmutzigen Hütte und ſah darin eine Bäuerin in der Mitte ihrer Kinder, etwa das Jüngſte an nährender Bruſt, voll Ueberfluß des mütterlichen Segens, und die andern ſtrotzend von Geſundheit um ſie her; kam ihr eine Henne unter ihren Küchlein im ſtolzen Pfotenſchritt entgegen, ſo wendete ſie das Auge traurig ab. Madame Weihland meinte dann, die Natur hätte allen ihren Geſchöpfen ein Glück gewährt, das nur ihr allein verſagt wäre, und ſpottend gedachte ſie des Reichthums, um den armſelige Menſchen ſie beneiden könnten. Es half ihr nichts, daß ſie daheim den Blick ſtarr auf die ſtummen Wände richtete. Dort hing ein wunderſchönes Gemälde einer Savoyarden-Familie. Die Färbungen des ſüdlichen Himmels leuchteten über einer anziehenden Gruppe fröhlichen Leichtſinns und ſorgloſer Armuth. Die glückliche Idee jenes Bildes und ſeiner Kunſt, die nach Brod geht, entzückte durch den Reiz der Wahrheit, und weckte in jedem empfänglichen Sinne das Verlangen, frei zu ſein und ſingen zu dürfen, wie der Vogel, der in den Zweigen wohnet.

Franziska fand ſich dagegen in ihren Umgebungen wie in einem vergoldeten Käfich, und es diente ihr nicht, daß ſie ſich in den Anblick dieſes Meiſterſtücks und in vergleichende Betrachtungen vertiefte. Wie wenig ihr Gemahl auch die Abſicht hatte ſeine junge Gattin zu beſchränken und ihr irgend einen Genuß des Lebens zu verſagen, ſo fühlte ſie doch das Band der Hochachtung für ihn als eine Kette, die ſie leiſe hemmte, ſich nach Luſt und Laune zu regen und zu rühren. Der verſtorbene Banquier Weihland war ein Mann, dem, bei aller Liberalität der Geſinnungen, kleine Eigenheiten ſeines Standes anhingen, eines Standes, den Franziska durchaus nicht liebte. Pünktlich, reell, ein Mann von Wort in der gewiſſenhafteſten Strenge gegen ſich ſelbſt, jeder Unbeſtimmtheit abgeſagt, bewegte er ſich in einem feſtgeregelten Leben, und hatte keinen Begriff davon, wie es außerhalb ſolch abgeſchloſſener Grundſätze ein Gefühl von Zufriedenheit geben könne. Wie ſehr nun auch Madame Weihland ihren Gemahl aufrichtig zu ſchätzen ſich gezwungen fand, und jenen Eigenſchaften Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußte, denen er ſeinen Wohlſtand und mithin die Möglichkeit verdankte, den Verhältniſſen ſeiner Frau ſo manche Annehmlichkeit zu gewähren, ſo pries ſie doch das Lob ihres Mannes und die Vorzüge ihrer Lage nur mit ſeufzendem Munde. Eine tödtende Langweiligkeit ging ihr aus ſeinem Berufsſache hervor. Geſpräche über Geldangelegenheiten, wenn die Anweſenheit eines Fremden, der zu Gaſte blieb, ſie über Tiſch herbeiführte, waren ihr zuwider; ging die Rede über den ſtehenden Münzfuß, ſo wendete Franziſca wo möglich ihren Schritt; ward vom Steigen der Papiere geſprochen, ſo fiel ihr ſogleich der Muth. Das Comptoir ihres Mannes, wie ſchön und großartig auch für ſeinen Zweck eingerichtet, war ihr doch der unheimlichſte Ort im Hauſe. Das totale Schweigen der Commis, die wie Automaten ſchrieben, und ſich nicht ſtören ließen, wenn auch die junge reizende Principalin in einem dringenden Falle ihren Gemahl zu ſprechen kam, die Geſchäftsmiene des Banquiers, ſein erhöhter Sitz, worauf er ein Anderer ſchien als ſonſt, und bei aller Zärtlichkeit für die liebe Frau, dieſe doch mit ernſter Kürze abfertigte, erregte in Madame Weihland jedesmal eine verſcheuchende Empfindung und machte ſie beklommen.

Es iſt gewiß, daß leidenſchaftlichen Gemüthern nicht ſelten die Tugenden drückend werden, welche der Ordnung verſchwiſtert ſind und mit ihr im engſten Bunde ſtehen. Ihre Anerkenntniß ſetzt ſchon einen geübten Sinn für die Regel voraus, ein weiſes Herz, das die edelſte Freiheit darin findet, ſich jenen Pflichten unbedingt zu ergeben.

Doch es iſt Zeit, daß wir von dieſen charakteriſtiſchen Bemerkungen über das Weihlandiſche Ehepaar zu dem Landhauſe in Ebersdorf zurückkehren, in ſo weit dies in den Gang unſerer Erzählung gehört.

Nur zu bald ſah Franziſca ein, wie viel beſſer ſie gethan haben würde, wenn ſie den Rath der Freundin befolgt und ihre Warnung nicht in den Wind geſchlagen hätte. Es kam Alles, wie Pauline es zuvor geſagt. Die Familie des Landſchafts-Directors machte ſo viel zu ſchaffen und die Tante insbeſondere ſo ungeheure Zumuthungen an die Gefälligkeit der Frau vom Hauſe, daß Madame Weibland zeitig genug Geduld und Langmuth verlor, ſich um nichts und wieder nichts bis zu dieſem Grade der Unerträglichkeit beläſtigen zu laſſen. Auch ſchien dies auf etwas mehr als auf eine vorübergehende Einquartierung abgeſehen. Die Tante richtete ſich völlig ein, es kamen Sachen vom Gute an, die auf die Abſicht eines langen Aufenthaltes ſchließen ließen. Die Leute der Madame Weibland beſchwerten ſich über die Domeſtiken der adeligen Herrſchaft, und meinten, es ginge jetzt bei ihnen zu wie zur Franzoſenzeit, und Frau von Elban wirthſchafte auf fremdem Eigenthume in der Manier eines feindlichen Generals. Franzisca glaubte vor Verdruß zu ſterben. Sie ſchämte ſich nicht, der Platen ein lautes Bekenntniß ihrer Reue abzulegen, und die treue Freundin war fern davon, ſich deſſen zu überheben.

Felice ließ ſich nicht blicken; auch der Juſtizcommiſſarius, mit Geſchäften überhäuft, war jetzt ſelten zu ſehen. So blieb der Wittwe ſeines Bruders Muße übrig, ſich zu ärgern und die Folgerung zu ziehen, wie wenig haltbar leidenſchaftliche Motive ſeien zu einem Stützpunkte für das ſchwache Herz. Franzisca fühlte ſich ſo beengt, daß ihre einzig rettende Zuverſicht darauf hinaus lief, das Haus zu meiden und ihren Landſitz zu beziehen. Dann wollte ſie ihrem Schwager die Beendigung dieſer drückenden Verhältniſſe übertragen. Aber es war noch allzufrüh im Jahre, die Witterung kalt und wechſelhaft, und auf ſchwüle Luft und Sonnenſtiche folgten eiſige Schauer. In einer Stunde, wo Madame Weibland ſich vom Drange des Unmuths überwältigt fühlte und dieſe preßhafte Lage nicht länger aushalten zu können dachte, nahm ſie ſich vor, ohne Verzug nach Ebersdorf zu ſchreiben und dem daſigen Haushüter zu melden, daß er eheſtens ihre Ankunft erwarten dürfte. Kaum gefaßt, kam dieſem Entſchluſſe ein Schrecken entgegen. Ein expreſſer Bote erſchien, der einen Brief von dem Verwalter der Villa in die Hände der Beſitzerin legte. Das Schreiben war in erſchrockener Eile abgefaßt und enthielt eine Hiobspoſt. Die angeſchwollenen Gebirgsgewäſſer hatten wiederum großen Schaden in Ebersdorf angerichtet. Am vorgeſtrigen heißen Tage, wo es über den kahlen Buſch gedonnert, war bei dem kurzen aber fürchterlichen Gewitter ein Wolkenbruch gefallen, der die noch nicht beruhigten Bäche in eine Sündfluth verwandelt. Das Landhaus habe wie eine Arche aus dieſem See hervorgeragt und ſei ſo mitgenommen worden, daß es einen koſtbaren Bau erfordern werde. Die Blumenanlagen lägen wüſte, voll Schlamm und Schutt, in trauriger Verödung. Es ſei demnach nicht daran zu denken, daß Madame Weihland ihr Sommerlogis würde benutzen können, wovon ſich ſpäter ſelbſt zu überzeugen, der Hausverwalter von Ebersdorf die Wittwe ſeines Brodherrn in Ergebenheit erſuchte. Nur innerhalb der nächſten Woche wollte er nicht dazu rathen, weil der Bote nur mit Gefahr des Lebens über die Marken des Dorfes gelangt ſei, um dieſe Nachricht an die Behörde zu bringen. — Nun ſchilderte dieſer redliche Diener die ausgeſtandene Angſt, rühmte den Beiſtand der Landleute, welche ihm zu Hülfe gekommen wären, und empfahl die thätigſten derſelben Madame Weihland zu gutachtlicher Belohnung.

Franzisca war von dieſer Unglücksbotſchaft höchlichſt betroffen. Der Schaden des Landhauſes, der ihr beträchtliche Koſten verurſachte und wie ein Querbalken ihren ſehnſüchtigen Wunſch ſperrte, nach jenem Aſyl zu fliehen, würde ihr ſonſt ziemlich gleichgültig geweſen ſein, jetzt dünkte ihr dieſes Mißgeſchick ein Zubehör des böſen Verhängniſſes, das ſie befangen hielt. Sie erlag dieſer Vorſtellung, weinte heftig, und die weiſeſten Troſtſprüche der guten Platon vermochten nicht, den Ungeſtüm dieſer Betrübniß zu mäßigen.

Da trat der Juſtizcommiſſarius mit heiterer Miene ein. Pauline ſah ihn ſo erleichtert kommen, wie ein verlaſſener Kämpfer freundlichen Beiſtand. Sein Blick fragte beſtürzt, was hier vorgefallen ſei. Franziska reichte ihm ſchweigend den Brief. Er las ihn mit Ruhe und ſagte dann: „Du machſt mir den Wolkenbruch, von dem der Alte hier ſchreibt, recht anſchaulich, Fränzchen. Ich bitte Dich, ſtille Deinen Schmerz! ſonſt reißt mich dieſe Thränenfluth hin, obgleich meine Standhaftigkeit auf ſo gutem Grunde beruht, wie das Landhaus in Ebersdorf. Ich weiß einen Ausweg! ſage ich mit Cato, und zwar einen außer dem Tode, den jener meint. Ich erſcheine hier als deus ex machina, der die Verwirrung Deines lieben Gemüths in Wohlgefallen auflöſen wird. Hören Sie mich an, meine hochzuverehrenden Damen! Und ich bitte nochmals, faſſe Dich, liebe Schwägerin.“

„Und ich bitte Dich, faſſe Dich kurz,“ antwortete Madame Weihland, indem ſie ſich mit allen Zeichen der Unruhe niederließ und Pauline an ihre Seite zog, „denn ich bin nicht in der Stimmung, einen langen Sermon anzuhören.“

„Guter Gott! Gieb mir Geduld, dieſen Undank zu ertragen,“ erwiederte der Juſtizcommiſſarius, wobei er ſich zwiſchen die Damen ſchob und auf dem mittleren Raume des Sophas Platz nahm, „dieſer Vortrag ſoll ja nur die

Leichenpredigt für Deine Traurigkeit ſein und wird ex tempore gehalten.“

„Nun zur Sache alſo,“ drängte Madame Weibland, und ihr Schwager hob an:

„Geſtern werde ich in einem artigen Billet zu der Majorin von Gardemer beſchieden, welche in einer wichtigen Geſchäftsſache mit mir zu ſprechen wünſchte; gehorſam dieſem Befehle von ſchöner Hand, gehe ich zur anberaumten Stunde zu ihr, und finde eine Frau, welche ich die liebenswürdigſte ihres Geſchlechts nennen möchte, wenn ich nicht das Glück genöſſe, zwei Damen zu kennen —“ hier bückte er ſich galant rechts und links — „welche dieſen Rang in meiner Hochachtung bereits einnehmen, und in deren Mitte ich wie die Perle im Golde ſitze, ſo gleicher Weiſe in ihre treuen Herzen gefaßt zu ſein, ich mir ſchmeichle.“

Pauline lächelte ſchweigſam; doch Franzisca konnte nicht umhin, zu erwiedern, ihr Schwager ſchlüge ſeinen Werth nirgends zu niedrig an; — worauf der Juſtizcommiſſarius ſagte, er wünſche nach dieſer Selbſtſchätzung auch bei Andern zu gelten. — Nach dieſer kleinen Epiſode ſetzte er ſeine Erzählung alſo fort: „Kurzum, Frau von Gardemer iſt ein Engel, wenn es nämlich ſolche giebt, die in ſchwarzem Crepp das Leid der Erde tragen. Sie machte mich bündig und folgerecht mit der Geſchichte eines Gutes ihrer Eltern bekannt, das durch unerhörte Betrügereien bis jetzt ſeinen rechtmäßigen Erben vorenthalten worden. Der Sequeſter hat ſich als ein unredlicher Mann bewieſen, der General-Mandatarius iſt nun geſtorben, und Frau von Gardemer war ſo gütig, mir die Adminiſtration über Kloſtergarten anzutragen, und zwar aus beſonderem Zutrauen, wie ſie ſagte. Ich ſchützte die weite Entfernung vor — das Gut liegt doch wohl eine Tagereiſe von hier — als eine Schwierigkeit, der mir anvertrauten Pflicht genügen zu können; doch Frau von Gardemer ließ dieſen Einwand nicht Statt finden. Sie entgegnete mir, der vorige Bevollmächtigte ſei auch nicht in der Nähe geweſen, und es käme allein darauf an, daß dieſe Angelegenheit den wackern Händen eines expediten Mannes anvertraut wäre. Ein kräftiger Wille wirke ja auch in die Ferne. Dieſer Zuverſicht, welche mit dem liebreizendſten Weſen von der Welt geäußert wurde, konnte ich nun nichts weiter entgegenſetzen, als daß ich mir die Sache in Ueberlegung ziehen wollte. Frau von Gardemer ſchien keinen Zweifel zu hegen, daß ich ihrer Bitte willfahrig ſein werde, und ich fange an einzuſehen, der Glaube dieſer Holdſeligen hat ihr geholfen, und nun auch Dir, mein Schweſterchen. Sieh! ich muß öftere Reiſen nach dem Gute machen, das nach der Beſchreibung ein ſehr anmuthiger Ort iſt. Einſam, romantiſch gelegen und doch wohnlich bequem, wäre es ſo recht für Dich geeignet, Franzisca. Und ich denke, die Intereſſenten würden es mir mit Vergnügen bewilligen, daß meine liebe Schwägerin, begleitet von Fräulein Platon, ſich dort ein paar Monate aufhielten, um Brunnen zu trinken, wäre es auch nur Kloſterbrunnen und ſtärkende Bäder zu nehmen, wenn auch nur Luftbäder. Was meinſt Du dazu, Fränzchen? Ich brächte Dich und Deine Freundin hin, beſuchte als ein pflichteifriger Vorſtand meine Schutzbefohlenen allda, und holte ſie zur beliebigen Zeit von Kloſtergarten ab.“

„Ich dächte, dieſer Vorſchlag hätte viele Annehmlichkeit,“ wagte Pauline beſcheidentlich zu bemerken.

„Warum hält Frau von Gardemer ſich denn nicht ſelbſt dort auf, da ſie das Gut doch halb und halb als ihr Eigenthum betrachten darf?“ fragte Madame Weihland ihren Schwager, als fände ſie darin ein Bedenken.

Dieſer antwortete: „Bisher konnte ſie nicht frei über ſich verfügen, und wer weiß, welche geheime Gründe ſie davon abhalten mögen? — Sie ſprach davon, es nicht eher wiederſehen zu wollen, bis Alles ausgeglichen wäre. Nun, ich will mein Möglichſtes fur dieſe Mandantin thun.“

„Und wie weit liegt Kloſtergarten von hier?“ fragte Franzisca abermals.

„Ich habe mich nicht genau danach erkundigt,“ ſprach der Juſtizcommiſſarius, „etwa acht oder neun Meilen.“

Plötzlich rief Madame Weihland, als wäre nun ein inneres Widerſtreben beſeitigt: „Ich fühle mich für Deine Idee gewonnen, Ludwig, und wir ernennen Dich zu unſerm Chargé d'affaires — nicht wahr, Pauline? Der Einfall war recht brüderlich. Du gutes altes Haus!“ Sie küßte ihn herzlich, eine Gunſtbezeugung, die Franzisca's Schwager als eine Seltenheit, wie um der heitern Aufwallung willen, in der ſie ertheilt wurde, zu ſchätzen wußte.

„Wie aber ſoll es nun hier werden?“ fuhr ſie fort, „mein Haus wird uſurpirt, und ich ſehe vorher, es dürfte darin zugehen, wie im polniſchen Kriege.“

„Das überlaſſe nur mir,“ verſetzte der Juſtizcommiſſarius mit angriffsfertigem Tone, und ſein Auge funkelte auf, „ich fühle eine barbariſche Luſt, Frau von Elban in die Flucht zu ſchlagen und ihrem Unweſen ein Ende zu machen. Ich ſage Dir, ich werde mit dieſer Tante fertig, und wenn ſie des Teufels Großmutter ſelbſt wäre. Doch denke ich, ſie wird ſich wohl in Acht nehmen, mit mir anzubinden.“

„Und wie ſteht es mit den Nichten?“ fiel ihm Pauline ſchelmiſch in die Rede.

„Die Nichten?“ wiederholte er mit fallender Stimme, als ſänke ihm vor dem Bilde dieſer zarten Schönheiten der kecke Muth; doch mit ſcherzender Unempfindlichkeit ſetzte er hinzu: „Nun, die müſſen auch über Bord, und es kommt nur auf einen herzhaften Schwung an.“

Die Damen freuten ſich insgeheim dieſer Conſequenz.

„Du giebſt mir doch Vollmacht, dem Landſchafts-Syndicus zu kündigen?“ wendete ihr Beſchützer ſich jetzt an Madame Weibland.

Eine halbe Minute, doch vollwichtig, lag zwiſchen dieſer Frage und Franzisca's Antwort; allein mit dem Seufzer, worin ſie das kleine, verhängnißvolle Wörtchen ausſprach, was da bindend iſt, und hier trennend werden ſollte, war auch die letzte Bedenklichkeit gehoben. — „Er würde auch ſelbſt nicht bleiben wollen,“ ſetzte ſie kleinlaut hinzu, „wenn wir die Familie los zu ſein ſtreben, zu deren Schleppenträger er ſich nun einmal herabgewürdigt hat.“

„Dies wollen wir auf ſich beruhen laſſen,“ erwiederte der Juſtizcommiſſarius, und das Gewiſſeſte fürs Beſte nehmen. Felice taugt nicht mehr für das alte Verhältniß, und Du biſt es Dir ſchuldig, ihm mit der Auflöſung deſſelben zuvor zu kommen. Er hat die Linie der Discretion überſchritten, und darüber hinaus giebt es kein Heil in den Beziehungen des Umgangs, von welcherlei Art ſie auch wären. Dumme Streiche verzeiht der Menſch wohl leichtlich ſich ſelbſt, denn die Eigenliebe iſt verſöhnlich, — aber niemals dem, der darunter gelitten.“

Franzisca fühlte wohl, daß ihr Schwager Recht hatte, aber die ausgeſprochene Wahrheit verletzte ſie doch; dennoch konnte ſie in dem dankbaren Gefühle ſeiner ſchützenden Fürſorge ihm die Geradheit der gemachten Bemerkung nicht übel nehmen.

Wenn ein Starker einen Schwachen unterſtützt, kann es wohl geſchehen, daß er das empfindliche Fleckchen ſchmerzend anfaſſe.

Der Juſtizcommiſſarius verließ die Damen, zufrieden mit ſich ſelbſt und ſeinem Einſchreiten. Franzisca hätte nicht geglaubt, daß die beweinte Ueberſchwemmung ihr einen Gedanken zuführen würde, den ſie mit einem ihr ſelbſt unerklärbaren Vergnügen ergriff. Wie wenig auch Pauline dazu ſagte, es war doch ſichtlich, daß dieſe Vermittlung ihr auch gefallen. Die Neuheit dieſes Plans gab nun reichhaltigen Stoff zum Geſpräch, und beſchäftigte das Sinnen und Denken der jungen Wittwe. In Franzisca's Phantaſie kreuzten ſich die Kreuzgänge von Kloſtergarten, aus den Blenden der Mauer des ehemals geiſtlichen Wohnhauſes ſchimmerte ihr ein geheimnißvolles Licht, alle Heiligen von Stein und Mörtel ſchienen ihr zu winken. — Ihr Blut trieb ſchneller durch die feinen Adern, ſie hörte Waſſerfluthen um die Villa rauſchen, ſah das bildliche Schifflein ihres Muthes auf wüſten Wellen treiben, und den Schwager als Steuermann, wie er den Ballaſt auswarf, auf daß es nicht verſinke.

Die ruhigere Einbildungskraft Paulinens hatte mit dem Rechtsſtreite der Frau von Gardemer zu thun, für welche ſie ſich nun einmal lebhaft intereſſirte. Sie dachte befriedigt daran, wie gut die liebenswerthe Wittwe ihren Sachwalter gewählt und welch ein tüchtiger Juriſt der wackere Weihland wäre. Daneben ſtellte ſie ihr eigenes Geſchick und jeden innern Zwieſpalt, deſſen auch das beſte Herz von der Welt nicht entrathen iſt, unter den Schutz des höchſten Friedensſtifters.

Capitain Troja war nun auch von ſeiner Reiſe zurückgekommen. Er meldete noch an demſelben Abend der Frau von Gardemer ſeine Ankunft, und bat um Erlaubniß, ſie den Tag darauf beſuchen zu dürfen. Lucie bewilligte dieſe Gunſt in einigen Zeilen, bei denen ihr die Hand vor Freude zitterte.

Der folgende Morgen hatte eine endloſe Länge. Frau von Gardemer war früh aufgeſtanden, und zeitig gefaßt, den Freund zu empfangen; doch er kam zur ſchicklichen Stunde, dann aber ſo haſtig, als fürchte er, eine Minute nur zu verſäumen. Er fragte mit dem lebhafteſten Intereſſe, wie Lucie während ſeiner Abweſenheit gelebt; und ſah ihr dabei ſo tief in die ſchönen Augen, als ſollten ihm dieſe von jeder vergoſſenen Thräne Rechenſchaft ablegen, und als wollte er auf den Grund ihrer Seele blicken. Sie erzählte ihm, wie es um die Angelegenheiten von Kloſtergarten ſtehe, und unverſehends waren Beide mitten in den alten Geſchichten der Jugend. Troja erkundigte ſich, wo Vater Clarburgs Schmetterlings-Cabinet geblieben ſei. Er erwähnte jener kränkenden Erfahrung, lächelnd zwar, doch ſichtlich mit einem herben Nachgefühl dieſer Kataſtrophe.

Lucie wallte das Herz in Wehmuth auf. „Ach!“ ſagte ſie, „ſo oft ich einen Nachtfalter ſah, ward es mir ſchwarz vor den Augen. Das Räthſel dieſer Sphinx blieb ungelöſt — und koſtete, wenn nicht das Leben, doch all unſer Glück. Es war ein dunkler Geiſt böſer Verkündigung, und von der Zeit ſeines Erſcheinens und Verſchwindens ſchreibt ſich jedes Unheil unſerer Familie.“

Der Capitain ſchwieg und ſah düſter zu Boden.

Frau von Gardemer fuhr mit einem Seufzer fort: „Es giebt Dinge, die man nie vergeſſen kann; mein Gedächtniß iſt überhaupt treuer, als mir frommen mag. Dazu bin ich ſo viel allein — nichts ſtört mich, in die Vergangenheit zurückzukehren. So fühle ich denn die Verkettung der Umſtände, welche auf mein Schickſal einwirkten, Glied vor Glied durch. Es iſt mein Roſenkranz,“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „den ich täglich und ſtündlich abbete; lauter ſchwarze Kügelchen, in denen das Loos meines Lebens geworfen wurde.“

Aber das Lächeln, womit Frau von Gardemer dies ſagte, ſchnitt ihrem Freunde durch die Seele. Er ſprach: „Gewiß, meine Theuerſte! Sie ſind zu lange einſam geweſen, im wahrſten Sinne dieſes Wortes; dieſem Nachtheile muß hinfort abgeholfen werden. Ideen, an denen Kummer und Schmerz haften, bleiben ſonſt fix und verſtören das Gemüth, und die Natur will, daß Alles an uns vorübergehe. Ein wichtiger Punkt unſerer Glückſeligkeit iſt an Theilnahme und Mitgefühl geknüpft. Gönnen Sie ſich daher die zerſtreuenden Freuden des Umgangs, und mir den Troſt, zu Ihrer Erheiterung beizutragen. Ich darf doch wiederkommen, meine Freundin, und oft? O verbannen Sie mich nicht! Ich wüßte nicht, wie ich leben ſollte in Ihrer Nähe, ohne Sie zu ſehen. Die Luft, worin Ihr Athem weht, iſt meine Heimath, der ich niemals wieder fremd werden möchte.“

Am Schluſſe dieſer Rede, welche der Capitain, ob er auch ſcheinbar ruhig begonnen, doch mit ſteigender Leidenſchaftlichkeit geſprochen, hatte er Luciens Hand gefaßt und hielt ſie feſt, als wolle er ihr das überzeugende Gefühl einflößen, wie dringend dieſer Wunſch ihm ſei. Frau von Gardemer erglühete. Dieſer bittende Händedruck durchſchauerte ſie vom Scheitel bis zur kleinen Sohle hinab. Sie war durch eine Laſt von Verpflichtungen willkürlich erſchwert, zu lange gedrückt geweſen und gänzlich abgeſchnitten von dem liebſten Freunde, den ſie auf Erden beſaß, um dieſen Uebergang zu der Freiheit, zu der Freude, ihn ungehindert ſehen und ſprechen zu dürfen, ſogleich faſſen zu können. Sie ſaß an ſeiner Seite, kein äußerer Eingriff in das trauliche Recht dieſes Zuſammenſeins ſtörte ihnen den Genuß deſſelben. Seine Worte waren nur an ſie gerichtet, ſein Beſuch galt ihr allein. Und dieſes Glück ſollte ihr auch ferner gewährt ſein? — Dieſer Gedanke leitete einen Strom von Wonne und Weh in ihr Gemüth. Ein zartes Gefühl der Schicklichkeit ſprach in ihr an, jener feine Tact, der die Frauen das richtige Zeitmaß lehrt. Nur ein matronenhaftes Vorrecht ſchien ihr der Zutritt eines jugendlichen Hausfreundes, und Luciens Herz klopfte noch warm. Sie dachte der ſchroffen Vorurtheile ihres Gemahls; ſein Bild ſchwebte ihr vor, ſein ſtrenger Blick, ſein finſterer Sinn. Sie richtete eine leiſe, leiſe Frage an ihn, was er wohl dazu ſagen würde? Und ſein Schatten zürnte und verſchwand.

„Lieber Troja,“ begann Frau von Gardemer, und indem ſie ihre Hand zu löſen ſuchte, drückten ihre zarten Finger die ſeinen, „wir wollen noch einmal als die Kinder jener früheren Zeit zuſammen reden, und eben ſo wahr als offen ſein. Wird es ſich auch ſchicken, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage,“ — ein verjüngendes Erröthen überflog das liebliche Geſicht — „die Beſuche eines unverheiratheten Officiers annehme? Wie rein, wie berechtigt ein Verhältniß auch ſei, die Welt urtheilt nur nach dem Scheine. Der weibliche Ruf iſt zudem ſo zart, daß er kaum einmal Lob verträgt, ohne zu leiden, der Tadel, dem er ſich ausſetzt, befleckt ihn gewiß. Ich habe es für mein Beſtes gehalten, daß Niemand von mir ſpräche. — Die öffentliche Meinung war meinem Gemahl ein Phantom, das er mehr ſcheute, als ein Mann dies jemals ſollte. Sein Haar ſträubte ſich in geſpenſtiſcher Furcht, wenn er wähnte, es träte ihm zu nahe. Ich bin ruhig; aber aus Bewußtſein, nicht aus Freigeiſterei. Dieſe Ruhe wäre mir jedoch dahin, wenn ich nicht ſtill meinen Weg wandelte wie immer; ein Gefolge glücklicher Stunden erregt Aufſehen und Geräuſch. — Laſſen Sie mich zeigen, daß Gardemers Ehre ſeiner Gattin theuer iſt, ob ihr Schützer auch im Grabe ruht, daß ich mit jener Pietät, wie ſie dem Weibe ziemt, auch ſeiner Schwächen ſchone. Würde man nicht ſagen, der Major hätte wohl nöthig gehabt, mir den Daumen auf das Auge zu drücken? Es ſteht ja noch in Thränen. Ich bin nun beglückt geweſen,“ fuhr Frau von Gardemer inniger fort, doch hörbar, daß dies Geſtändniß im Geiſt der Reſignation geſchähe, „und will zufrieden ſein. Wüßten Sie, mein Freund, wie ich mich danach geſehnt, daß ich Sie einmal noch wiederſähe, daß Alles klar würde zwiſchen uns, was unerörtert geblieben, daß ich von Ihnen hörte, ich wäre ſchuldlos an jeder Unbill, die — —; Sie würden mich in meiner Weigerung nicht verkennen. Dann könnte ich leichter ſterben, habe ich, wie oft! gedacht. Wenn Sie einſt — —“ Lucie ſtockte.

„Ich weiß ein Mittel,“ fiel der Capitain nach einem inneren Kampfe ſeiner Freundin in die Rede, „Ihre Begriffe von Anſtand mit meinen Wünſchen zu vereinigen; es würde zugleich einem dritten Zwecke hülfreich dienen. Eine junge Dame von Stande und gefälligen Eigenſchaften wünſcht Ihnen als Geſellſchafterin genehm zu ſein: Claudine von Unſtern.“

Es war, als ob der Capitain mit dem Geſagten ein Glas kaltes Waſſer in Luciens warme Aufwallung geſchüttet hätte. Sie fragte plötzlich kühl: „Die Tochter des Landſchafts-Directors? Unmöglich! Das Fräulein kennt mich gar nicht.“

„Es muß doch ſein,“ entgegnete Troja, und wenn auch nur dem Rufe nach,“ ſetzte er lächelnd hinzu.

Während dieſes flüchtigen Wechſels von Worten war Frau von Gardemer ſich bewußt worden, daß der Capitain nichts Anderes meine, als, wenn ſeine Verlobte oder doch Geliebte in ihrer Nähe lebte, der freundſchaftliche Umgang mit der jungen Wittwe Niemand zum Anſtoß gereichen würde. Seine Stellung zu ihr trat vor der Oeffentlichkeit jenes Verhältniſſes in den Hintergrund, und Lucie fühlte ſich in einer Nebenrolle, doch nichtsdeſtoweniger ihre Aufgabe als ſehr ſchwierig. Einen Augenblick beleidigte ſie der Verdacht, Troja wolle es ſich und ſeiner Liebe nur bequem machen. Sein Vorſchlag erſchien ihr daher wirklich und jedenfalls als ein letztes Mittel.

Frau von Gardemer ſtrebte nach Faſſung und antwortete in bewegtem Tone: „Ihre Freundin, lieber Troja, ſoll auch die meinige und mir willkommen ſein. Doch vergeben Sie, wenn ich nicht ſogleich begreife, wie die Verwandten des Fräuleins ſolch einen auffallenden Schritt gut heißen werden.“ —

„Dieſe Claudine,“ entgegnete der Capitain, doch immer noch mit bemerklicher Zurückhaltung, „iſt ein unglückſeliges Geſchöpf, verloren — verlaſſen. Der Wind treibt kein leichtfertigeres Spiel mit dem fallenden Laube, als dies Blatt vom Baume des Lebens willenlos den Launen dieſer Familie Preis gegeben iſt. Der Landſchafts-Director iſt nur der Titular-Vater des Fräuleins, die Tante, Gott ſteh uns bei! die geweſene Pflegemutter, gegen welche die allerſchlimmſte Stiefmama nur etwa die Verſündigungen der Affenliebe zu verantworten hätte, die Schweſter? in der Kälte und Glätte dieſes Marmors dürfte wohl keine geſchwiſterliche Ader zu finden ſein.“

„O hören Sie auf!“ rief Lucie, von dieſer Schilderung gerührt, „ich weiß mehr als genug. Claudine von Unſtern bedarf einer liebevollen Begegnung, und ich will ihr herzlich entgegenkommen. Wir wollen freundlich und friedlich mit einander umgehen, fröhlich? dafür kann ich meinerſeits nicht ſtehen, das muß die Zeit erſt geben.“ Sie ſagte dieſe letzten Worte mit einer gewiſſen Ironie der Hoffnung.

„Und ich bin nicht aus dieſem Hausfrieden verwieſen?“ fragte der Capitain, im Begriff, die Hand der Frau von Garbemer dankbar zu küſſen.

Lucie zog ſie ſanft zurück, und ſagte: „Wie können Sie fragen? Claudinens wärmſter Freund!“

Troja ſtutzte vor dem ungewöhnlichen Tone dieſer Antwort, und dem Sinne, der darin zu liegen ſchien. Er ſprach ernſt: „Ich habe eine heilige Pflicht gegen das Fräulein — —“

Doch ſchon ſiegte Luciens beſſeres Gefühl. Sie legte den Finger auf ſeinen Mund, als wolle ſie einer vorzeitigen

Eröffnung wehren, und ſprach: „Ich freue mich, Ihnen dadurch, daß ich mich dieſer Verbindlichkeit anſchließe, einen Beweis meiner Freundſchaft geben zu können. Claudine ſoll mir beſtens empfohlen ſein.“ Sie ſagte dies mit aufrichtig treuem Tone, doch bemüht, ihm ihr Auge zu verbergen.

„Lucie!“ rief der Capitain, und eine ganze Welt der Empfindung offenbarte ſich in dem Klange dieſes Namens; aber Frau von Gardemer war zu betäubt, um für dieſen Ausdruck empfänglich zu ſein. Sie reichte ihm mit abgewendetem Geſicht die Hand, Troja nahm es für ein Zeichen der Entlaſſung. So ging er ſchnell und ſchweigend hinweg, und Lucie hatte nicht das Herz ihn aufzuhalten.

Frau von Gardemer blieb wie eingewurzelt ſtehen, und ſtarrte vor ſich hin; es dauerte lange, ehe ſie völlig wieder zu ſich ſelbſt kam. Welche Veränderung war innerhalb der jüngſten Stunde mit ihr vorgegangen! Lucie drückte die Hand auf das unruhige Herz, das nicht ſchweigen wollte, ob auch jene Stille an der Zeit war, worin die Stimme der Vernunft zu Worte kommen ſollte. Sie ging, möglichſt beſonnen, das ganze Geſpräch mit dem Capitain noch einmal durch, um den Verſtand darüber entſcheiden zu laſſen, kein Zweifel fand Gehör, daß Claudine von Unſtern die verſprochene Braut Troja's wäre, wenn er auch nur von ihr mit jener Theilnahme geredet, welche aus der Kenntniß einer mitleidswerthen Lage hervorgeht. Befremdend traten ſeine Aeußerungen vor ihr Gedächtniß. „Verloren?“ nannte er das Mädchen, „welches er ſeiner zärtlichen Achtung werth hielt? Verlaſſen? ein Weſen, das ſeine Liebe beglückte?“ Hierüber war der Ausſpruch ſchwer, und ein Geheimniß, das wohl nichts mit dieſer Verbindung gemein hatte, ſchien auf dem Schickſale des Fräuleins zu ruhen. „Doch warum blieb dieſe Heirath noch unvollzogen, und ihr Project geheim? Hinderten pecuniäre Umſtände daran, oder welche Unzuläſſigkeit ſonſt? Der Schleier ließ ſich nicht lüften, der über dieſem Verhältniſſe lag. Lucie kam darauf zurück, daß die Geliebte des Capitains ihrem Schutze übergeben ſein ſolle. Rudolphs Braut mir!“ In dieſen drei Worten lag viel Erfahrung. Sie kam ſich um drei Decennien älter vor, die ſchroffen Maximen ihres Gemahls ſchienen ihr plötzlich der Gipfelpunkt der Wahrheit und richtigen Anſichten des Lebens. Geſtürzt aus ihrem Himmel, wo keine Jugend verblüht, keine Liebe altert, ſank ſie in Trübſinn; ein Gemiſch von Reue, Scham und Schmerz wallte in ihrer Bruſt auf, und Lucie verſchluckte eine herbe Thräne. „Hätte ich das je gedacht! nimmer! nimmermehr!“ ſagte Frau von Gardemer zu ſich ſelbſt. „Sein Vertrauen alſo habe ich nicht verloren, und würdig ſoll er ferner von mir denken. Ich will ſeine Claudine ſanft und ſacht halten, wenn auch ein wenig mit Beben; ich werde die Zeugin eines Glückes ſein, das einſt — — o arme Lucie! du warſt noch wenig geprüft.“ Sie gegedachte ihrer Leiden, wie der Schüler einer höheren Claſſe jener leichten Aufgaben, in denen er die erſten Proben ſeiner Fähigkeiten abgelegt. „Und iſt es denn ſo ſchwer,“ fuhr Lucie fort, „Selbſtverleugnung zu lernen, und Wünſchen abzuſterben, die in unſere Glückſeligkeit einbedungen ſind, wie der Athem in die Dauer unſers Lebens? — Der Tod kommt mir zwar leichter vor, als wenn das Herz ſich vom Herzen löſet, um ein neues Daſein der Gefühle zu beginnen; aber die Liebe iſt ewig, und gehört keiner Zeit, keiner Perſönlichkeit an.“ Bei dieſer Vorſtellung erweiterte ſich Luciens Geſichtskreis, die Unendlichkeit lag vor ihrem Blicke, im Lichte ſeliger Ahnung dämmerte die Ferne. Sie ſchöpfte freier Athem, getroſt und gewiß, das Geſchick irdiſcher Tage tragen zu können.

Der Nachmittag war ſchön und ſehr heiter. Frau von Gardemer ſehnte ſich in die frühlingsreine Luft und fühlte ſich hingezogen, das Grab ihres Gemahls zu beſuchen. Cordelia folgte mit dem Mantel, wenn es ihrer Dame auf dem Heimwege etwa zu kühl werden ſollte. Der Militär-Kirchhof lag weit ab von der Stadt in einem öden Bezirke. Abgeſondert von dem Treiben des Lebens, von der Wirkſamkeit der Menſchen, ruhte das ſtille Saatfeld des Todes. Ueber der eiſernen Pforte prangte die Armatur des Krieges zwiſchen Inſignien der Sterblichkeit, und in erhabenen Lettern winkte der Spruch: „Mir nach! ſpricht Chriſtus, unſer Held.“ Die Sonne ſchien warm, das junge Gras keimte friſch unter dem winterlichen Raſen hervor; geſchäftig wühlten die Würmer im Staube. Der Wind ſtrich über die grünen Gräber, deren wellenförmige Tiefe kein Sturm mehr aufregt.

Frau von Gardemer ſchritt auf den Hügel zu, der die Reſte des Majors bedeckte. Sie ſtand lange in traurigen Gedanken davor.

Der regſamen Zofe war bei dieſer Ruhe rings umher, bei dieſem Schweigen, bange zu Muthe. Die beſchauliche Seite war nicht Cordeliens ſtärkſte, und wie leidenſchaftlich ſie auch das Theater liebte, Kirchhof-Scenen ſagten ihrem Geſchmacke nicht zu. Sie wendete ſich hierhin, dorthin, die ſeidene Hülle glitt von dem Arme der Jungfer. Durch eine naheliegende Aſſociation der Ideen mochte ihr das Mantellied einfallen, und ſie ſprach: „Ach gnädige Frau! wie mancher brave Soldat, der ein rechter Eiſenfreſſer war, liegt hier fein ſtill und muckt nicht mehr! Wenn einſt der himmliſche Appell geblaſen wird, dann dürfte es ein hübſches Regiment geben.“

Die ſchwarzen Augen der muntern Cordelia funkelten vor Freude bei dieſem Hinblicke auf das ewige Leben.

Frau von Gardemer aber dachte: „Wie viele Wunden haben ſich hier geſchloſſen, und bluten nicht mehr! Die Erde heilt auch den brennendſten Schmerz, und begräbt tauſend ſtille Kämpfe in Frieden.“

Der Juſtizcommiſſarius Weihland war jetzt thätig dafür bemüht, ſeinen Plan wegen Kloſtergarten zur Ausführung zu bringen. Er wußte ſich etwas damit, ſeiner Schwägerin einen weſentlichen Dienſt zu leiſten, was Franzisca auch mit größerer Dankbarkeit zu erkennen ſchien, als der Bruder ihres Mannes ſich deren je zu rühmen gehabt. — Sonſt faſt immer in einem kleinen Streite befangen, weil Jener eher Alles über ſich vermochte, nur nicht einen luſtigen Einfall unterdrücken, freilich öfters gegen Franzisca gerichtet, weßhalb ſich auch dieſe für die Zielſcheibe ſeines Spottes hielt, waren ſie nun Seelenfreunde. Diesmal hatte er ihren Eigenſinn nach Wunſch getroffen, ein feiner Punkt! —

Der Juſtizcommiſſarius brachte ſeiner Schwägerin die Nachricht, daß die Majorin ſeinen Entſchluß wie ſeine Bitte mit Vergnügen aufgenommen. Sie habe ſich zugleich für ihre Schweſter verbürgt, daß die Geheimeräthin Lerſe nicht minder gern ſo liebe Gäſte auf dem verlaſſenen Gute ihrer

Eltern wiſſen werde. Weihland war aufs neue entzückt von der einnehmenden Geſtalt und Sitte der Frau von Gardemer, nur bedauerte er, ſie bei ſeinem letzteren Beſuche auffallend betrübt und niedergeſchlagen gefunden zu haben. —

Franzisca fand es nun für ſchicklich, ſich, wie auch die Platon, der Majorin nächſtens vorzuſtellen, und die Erlaubniß zu einem Aufenthalte in Kloſtergarten für die ſchönſte Jahrszeit in Perſon nachzuſuchen. Dieſe Forderung der Höflichkeit machte heimliche Neugierde ihr um ſo dringender, ſich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob die begeiſterte Schilderung des Schwagers auf einem blinden Vorurtheile beruhe; denn Madame Weihland war hinſichtlich der göttlichen Erſcheinungen, welche die Männer von weiblicher Schönheit und Anmuth haben wollten, eine Sinnverwandte des ungläubigen Thomas, als ob ſie in gerader Linie von ihm abſtamme.

Die Abreiſe wurde nun in aller Stille vorbereitet, obgleich ſie einiger unabſtellbarer Hinderniſſe wegen vor Ende Mai nicht anberaumt werden konnte. Franzisca hätte ſehr gewünſcht, daß es früher geſchehen könnte, und ſie dachte ſich für dieſe Verzögerung dadurch zu entſchädigen, daß ſie im Spätherbſte erſt wiederkehren wollte; jedenfalls ſo ſpät als möglich. „Dann finde ich Ruhe im Hauſe!“ ſagte ſie; doch dieſer Troſt, den Madame Weihland ſich ſelbſt zuſprach, klang leer und tonlos, und war kaum viel ernſtlicher gemeint, als der Wunſch derer, die das Leben anficht, nach dem Frieden des Grabes. —

An einem Sonntagsmorgen, der eine Frühlingsfeier hätte genannt werden dürfen, denn das Jahr hatte ſich an keinem ſchöneren Tage noch verjüngt, war Franzisca allein, während ihre Freundin in die Kirche gegangen war. Madame Weihland, um ein Nöthiges zu ordnen, in der Durchſicht wichtiger Papiere begriffen, befand ſich in einem Seiten-Cabinet dicht unter der Wohnung Felicens. Er ſelbſt war verreiſ't.

Auf den Straßen herrſchte ſonntägliche Stille. Das verworrene Sauſen des Marktes ſchwieg, nur die emſige Biene ſummte um den Blüthenbaum und trug den ſüßen Vorrath zur heimiſchen Zelle; die Gewerke waren geſchloſſen, ausgeſpannt vom Joche der Pflicht die armen Fröhner, und den heiligen Genuß des Ruhetags ſchien ſelbſt die Natur zu theilen. Der Dom des Himmels leuchtete hehr und herrlich, die Luft athmete Wohlgeruch aus, und der kleine Canarienvogel drüben am offenen Fenſter der alten Nachbarin ſchmetterte mit heller Kehle ſein Morgenlied in den ſchwirrenden Flügelſchlag der Schwalben, in das Geläut der Glocken.

Auch heute hatte nur die Beunruhigung, ein Document verlegt zu haben, ſie davon abgehalten, die Platon zu begleiten; doch es war der Genius dieſes Tages, der ſie zurückhielt. Das Papier fand ſich gleich, als Pauline kaum fort war, dagegen wurde Franziska heimgeſucht. Es dünkte ihr, als vernähme ſie im obern Stockwerke ein lärmendes Getöſe, Thüren wurden auf- und zugeſchlagen; Madame Weihland hörte heftig ſprechen, wie im Zank. Sie unterſchied deutlich die kreiſchende Stimme der Tante im Furioſo, dazwiſchen ſchluchzende Töne. Der Klingelzug rief das Stubenmädchen herbei. „Ob nur oben etwas vorgefallen ſein mag?“ fragte Franziska, „es kam mir ungewöhnlich laut vor.“

„Ach Madame!“ antwortete das Mädchen mit Unwillen, „das iſt ein ſchöner Spectakel hier im Hauſe, zum lieben

Sonntage. Was würde der ſelige Herr nur zu dieſem Unfuge ſagen? — Frau von Elban hat das böſe Weſen und raſet nur ſo. Wir haben Wunder gehört. Während der Pfarrer auf der Kanzel ſteht, hält die ungnädige Tante den Anderen eine Gardinenpredigt, wobei ihnen die Ohren gellen. Und das will Nobleſſe ſein! Gott ſei es geklagt!" — Der Bediente ſagte: „Wenn nur der Herr Landſchafts-Syndicus hier wäre — der allein könne ſie beſänftigen. Es iſt eine rechte Schande für die alte Frau. — Der Herr von Unſtern rennt gegen alle Wände, als wolle er ſich den Kopf einſtoßen, die Fräulein weinen, daß es einem Steine in der Erde erbarmen möchte."

„Was es nur geben mag?" fragte Madame Weihland zwiſchen Abneigung und Theilnahme.

„*Geben?*" wiederholte das Mädchen, und betonte das kleine Wörtchen ſo ſtark, daß ihre volle Geringſchätzung gegen den Geiz der Tante dadurch ausgedrückt wurde, „nein, Madame! ich weiß nur ſo viel, daß die Rede vom Gegentheile iſt. Frau von Elban iſt nicht von Gebersdorf. *Haben* will ſie partout eine Summe, die der arme alte Herr nicht ſchaffen kann. Sie quäſtionirt ihn entſetzlich; wenn er ſich nur kein Leides anthut! Robert der Jäger ſagte zu mir: Denken Sie an mich! diesmal giebt es ein Unglück. Ich bat ihn, die Piſtolen zu verſtecken; denn daß ein Vornehmer ſich hängen ſollte, dies kommt mir wohl nicht ein."

Franziska machte dieſem Geſchwätz dadurch ein Ende, daß ſie das Mädchen fortſchickte, um ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen. Sie warf einen ſcheuen Blick in das Labyrinth dieſer Familienverhältniſſe, froh, nichts von ſolcher Verworrenheit zu wiſſen. Der Landſchafts-Director dauerte ſie, doch ſeinen Töchtern ſchenkte ſie nur ein halbes Mitleid, und dachte: „Wer weiß, ob die Tante nicht auch manchmal Recht hat?. Man müßte beide Theile hören, um darüber zu urtheilen, und was geht es am Ende auch mich an!“

Die nächſte Minute zog Franziska jedoch in das Intereſſe dieſes Streites. Herr von Unſtern und Fräulein Claudine ließen um die Erlaubniß bitten, Madame Weihland auf einen Augenblick allein ſprechen zu dürfen. Franziska wollte ſich entſchuldigen, ſie wäre noch nicht angezogen, und bäte ſich dieſen Beſuch ſpäter aus; — aber ſchon öffnete der Landſchafts-Director die Thüre, blickte mit verſtörtem Geſicht herein und bat nochmals, ihn und ſeine Tochter vorzulaſſen; die Angelegenheit, in der ſie zudringlich werden müßten, ſei dringend und dulde keinen Aufſchub.

Franziska fühlte ſich bei dieſer Vorrede, die auf etwas Wichtiges ſchließen ließ, von einem unwillkürlichen Zittern ergriffen. Sie theilte die ängſtliche Stimmung ihrer Gäſte, voll Furcht und Warten der Dinge, die da kommen würden. Der Landſchafts-Director konnte troß der angenommenen Faſſung die Gemüthserſchütterung, welche noch in ihm fortwirkte, nicht verbergen; die gezwungene Miene, das höfliche Lächeln druckten eine Art von Seelenqual aus und die Entſchloſſenheit, ihr abzuhelfen. Das Fräulein, verſchönt von den Flammen des Zorns, ſchien bis zu einem Zuſtande geiſtiger Zerrüttung erregt. Aus den Formen des Anſtandes, welche Claudine, ihrer ſonſt ſo ſicher bewußt, nur mechaniſch beobachtete, blickte ein zerfallenes Gemüth, ein zuſammenbrechender Muth. Sie ſchwankte auf ihren Füßen. Das ambroſiſche Haar war reizend geordnet, als wäre es auf eine ſorgfältige Toilette angelegt geweſen; doch dem unvollendeten Anzuge des Fräuleins hätte Franziska, als eine feine Kennerin dieſer graziöſen Kunſt, ſchon ohne Weiteres den Sturm des Morgens abmerken können.

Der Landſchafts-Director nahm nur genöthigt einen Platz auf dem dargebotenen Sopha an; es war, als ob eine ſtachelnde Unruhe ihn vom Sitzen abhalten wollte. „Madame!“ hob er, zu Franzisca gewendet, an, in dem Tone innerſter Bedrängniß, doch mit verhaltener Stimme, wie etwa ein Flehender, der die Nähe eines Zeugen ſcheut, ein Gnadenbild angehen möchte, von dem er Hülfe in Angſt und Nöthen erwartet, „es giebt für einen Mann von Ehre und Egard ſchwerlich einen härteren Zwang als den der Indiscretion, namentlich gegen eine ſchöne, gütige Frau. Ich bin daran. — Sie haben mit liebenswürdiger Liberalität uns Ihr Haus geöffnet; ich muß Sie dagegen in einen Verſteck meines Vertrauens einführen, wo —“ dies ſagte Herr von Unſtern mit einem unheimlichen Lächeln — „es Ihnen kaum ſo angenehm vorkommen möchte, wie uns bei Ihnen. Ein herbes Familienverhängniß — —“ hier brach das Fräulein in ein erſtickendes Schluchzen aus. „Claudine!“ rief ihr Vater, von dieſem Anblick erſchüttert, doch männlich; allein dieſer überwältigende Schmerz ſeiner Tochter hatte den Landſchafts-Director ganz aus dem Context gebracht.

„Was ich doch ſagen wollte?“ fuhr er verwirrt und beklommen fort und eine lange Zeit inne haltend, als ob er ſich beſänne. „Ja! ein wunderliches Gewebe von Umſtänden hat mich und meine Töchter in eine Art der Abhängigkeit von meiner Schwägerin verſetzt, welche — ich meine nämlich dieſe Abhängigkeit — mit nichts zu vergleichen iſt, als dem Schweben am Kreuze. Ich bin in der That ein armer Schächer, Madame, und der geplagteſte Ehemann dürfte gegen mich ein lebensluſtiger Springinsfeld genannt werden. —

Jetzt fällt ihr ein, die Zahlung einer Summe von mir zu fordern, die ich erſt künftigen Herbſt zu leiſten im Stande bin. Sie beſteht darauf mit ſolch einer hölliſchen Beharrlichkeit, daß ich wahnſinnig darüber werden möchte. Ich fühle, es könnte eine finſtere Stunde für mich geben. — So wie ich meine Schwägerin kenne, beabſichtigt ſie wohl minder den augenblicklichen Empfang des Capitals, den ſie vielleicht ſelbſt für unmöglich hält, als mich empfinden zu laſſen, daß ich in ihren Händen bin, auf daß ich die Meinigen nicht in irgend ein unſinniges Spiel miſche, das ſie zu karten denkt. — Sähe ſie die Möglichkeit ſchneller Gewähr, ſo würde ſie Reſpect vor meinen Mitteln bekommen, der Credit, den ich anderweitig fände, würde mich in dem der Frau von Elban befeſtigen, und, willig oder nicht, müßte ſie mir die Macht zutrauen, daß ich etwas durchzuſetzen vermag. — Sodann dürfte ſie für immer abgehalten ſein, mir in Zukunft ein Aehnliches zu bieten. Und ſo enthält dieſe Mittheilung, Madame, zuletzt nichts Geringeres, als das Anſuchen um ein Darlehn von zweitauſend Thalern gegen übliche oder auch höhere Zinſen bis zum diesjährigen Michaelistermine, wo ich es mit Bequemlichkeit und Dank an meine ſchöne Gläubigerin zurückzahlen kann.“ Hier ſchwieg der Landſchafts-Director ſtill, den Blick mit ſolcher Schärfe und eindringenden Gewalt auf Madame Weibland geheftet, als ſolle ſich ihm das Herz der Wittwe öffnen, und mit ſolcher Spannung in ſeinen Zügen, als wolle ihm die Bruſt zerſpringen.

Das Fräulein ſchlug die thränenden Augen tief nieder und athmete ſo bang und ſchwer, als hätte der Vortrag des Vaters das Gewicht dieſer zweitauſend Thaler in Scheidemünze auf den Buſen ſeines Kindes gehoben.

Franziska befand ſich in einer peinlichen Verlegenheit. Sie hatte bald genug gemerkt, wo dieſe Eröffnung des Herrn von Unſtern hinaus wollte. Nicht der Rang oder die Bittweiſe des adeligen Borgers flößten ihr Scheu vor einer verneinenden Antwort ein, ſondern ſeine Zuverſicht, daß ſie ihm aushelfen werde. Vielmehr noch als dieſe bewegte ſie in ängſtlicher Unſchlüſſigkeit der ſtumme Schmerz der Tochter. Bei dem Eintritte Claudinens glaubte Madame Weihland das Fräulein nie ſo ſchön geſehen zu haben als heute; aber dieſer ungewöhnliche Glanz der Schönheit erloſch unter tauſend Thränen, nur der bleiche Schein des Leidens rührte noch in dieſer Geſtalt. Dieſe blaſſen Züge, dieſe überfließenden Augen, welche in eine troſtloſe Tiefe von Unglückſeligkeit ſchauen ließen, die ſichtlich erſchöpfte Kraft des Fräuleins regten in der gutmüthigen Franziska ein wohlwollendes Mitleid an, und daneben das überzeugende Gefühl, daß dies kein Zuſtand einer hoffnungsvollen Liebe ſei. Sie wünſchte aufrichtig, der armen Claudine helfen zu können.

Doch dieſen nachgebenden Eindrücken widerſtand ein feſter Grundſatz ihres Mannes, den Madame Weihland von ihm angenommen, und nächſtdem der unwillige Gedanke, daß dieſe Hausgenoſſenſchaft in dem Mißbrauche ihrer Gefälligkeit offenbar zu weit gehe. Franziska war ſich mit Reue bewußt, ſie hätte dieſe bittern Augenblicke ſich erſparen können, ſo ſollte es nun doch genug ſein. Sie faßte ſich daher ein Herz und ſagte: „Es thut mir leid, Herr Landſchafts-Director, daß ich Ihrem ſchätzbaren Zutrauen nicht entſprechen kann. Ich würde gegen die Wahrheit reden, wenn ich ſpräche, daß eine Summe von dem Betrage, die Sie zur Befriedigung der Frau von Elban bedürfen, mir nicht disponible wäre: aber nach einem Grundſatze meines ſeligen

Mannes, der ungleich mehr Erfahrung als Vermögen zu ſammeln Gelegenheit gehabt, leihe ich nie Geld, und am wenigſten an Perſonen, denen ich Freundſchaft bewahren möchte oder Hochachtung ſchuldig bin. Die Rückſicht auf dergleichen Verbindlichkeiten verſchiebt jedes Verhältniß, und ſo ziehe ich den geraden Weg dieſer offenen Meinung einer Ausflucht vor, indem ich hoffe, daß Sie mich entſchuldigen werden.“

Das Mienenſpiel des Landſchafts-Directors hatte, indeß Madame Weibland ſprach, den ſtärkſten Wechſel der Empfindungen ausgedrückt. Das Blut ſtockte ihm in den Adern, ſein Auge ruhete ſtarr auf der Bewegung ihrer feinen Lippen, ſelbſt dann noch, als ſie ſich ſchon in der abweiſenden Rede geſchloſſen. Ein Schatten der Verzweiflung verfinſterte ſein Geſicht, doch zugleich ſpielte ein blitzartiges Lächeln über die gelbliche Hautfarbe deſſelben, wie wenn eine falſche Helle durch Gewitterwolken bricht. Mit gezogenem Tone, der etwas Ueberhebendes hatte, antwortete Herr von Unſtern: „Glückliche Menſchen, denen es erlaubt iſt, nach ſolchen Subtilitäten zu handeln! Ich ſtimme Ihnen vollkommen bei; doch jede Regel leidet ihre Ausnahmen, und ein Sprichwort: Bisweilen iſt das größte Recht das größte Unrecht — dürfte hier ſeine volle Anwendung finden. Ihr verſtorbener Herr Gemahl, Madame Weibland, mag ein ſpeculativer Kopf geweſen ſein, aber in der Sicherheit einer behaglichen Lage hat er den Drang des Lebens wohl kaum gekannt oder ihn nur von dem Standpunkte ſeines Berufs aus beurtheilt. Es iſt den Günſtlingen des Glücks eigen, daß ſie der Klugheit einen zu hohen Platz einräumen, und das Mißgeſchick Anderer ſtets als eine Schuld anſehen, die zu vermeiden geweſen wäre. Ich kenne das. Allein — —“

Franzisca war während dieſer Entgegnung hoch erröthet, die zu nichts führte, als den Groll über die Verworrenheit finanzieller Verhältniſſe hochtönend auszuſprechen und die Vorſicht des Banquiers auf den niedern Geſichtspunkt eines kleindenkenden Egoiſten herabzuſetzen. Sie antwortete mit zitternder Stimme, noch ehe er ausgeredet hatte: „Mein ſeliger Gemahl, Herr Landſchafts-Director, war ein ſehr edler Mann, dem das pecuniaire Intereſſe keineswegs das höchſte war, und der es nie vergaß, wie die Vorſehung ſeines Fleißes Anſtrengungen geſegnet habe, denn Gott muß das Haus bauen helfen, ſonſt arbeiten die Maurer umſonſt — dies pflegte er oft zu ſagen. — Sein Herz war der Menſchenliebe durchaus fähig und jener Opfer, die ſie fordern mag, um ſich als thätig zu beweiſen. Doch eben darum, weil er gern diente und rettete, borgte er faſt nie, denn damit wäre, nach ſeiner Meinung, nur in den allerſeltenſten Fällen geholfen."

„O Gott im Himmel!" rief Claudine, die, in ſtilles Hören verſunken, gemerkt, daß Madame Weihland in den Manen des Gemahls von ihrem Vater beleidigt wäre, und wie Franzisca in aller Unwiſſenheit ihm vergolten, indem ihr frommes Citat den Baugeiſt berief, deſſen wüſtes Treiben ihrem Vater verderblich geworden, „uns würde durch Ihre Güte weſentlich geholfen ſein! — Koſtet es Ihnen nichts mehr als eine kleine Ueberwindung jenes mißtrauenden Princips und einen Griff in die Caſſette, ſo ſehen Sie die Summe, um deren Vorſchuß wir Sie erſuchen, als den Preis an, womit Sie mich Arme von einer Sclaverei loskaufen. Noch heute verließe ich dann Ihr Haus — mein Vater hat endlich eingewilligt — die Majorin von Gardemer will ſo gütig ſein, mich bei ſich aufzunehmen. Ich glaube, die Tobſucht der Tante wird ſich legen, wenn ich entfernt bin, und Du, Vater, wirſt Ruhe haben, denn alles Unheil folgt ja nur meinen Ferſen. —“

Dieſe Worte und der dunkle Blick, der ſie begleitete, drangen tief in Franzisca's Seele, es zerſpaltete ihr Herz, daß dieſes jugendliche Weſen alle Pfeile des Geſchicks auf ſich gerichtet wähnte und an der Hoffnung verzagte.

Der Landſchafts-Director legte die Hand vor die Augen, als könne er die Vorſtellung ſeiner Tochter nicht ertragen.

„Bei dem wahrhaftigen Gott!“ betheuerte das Fräulein mit geſteigertem Tone, als ahne es, daß Franzisca ſich über ihre Bedenklichkeiten zu erheben beginne, „das Darlehn iſt Ihnen nicht verloren, Madame. Nehmen Sie mich als die Bürgin meines Vaters an und erlauben Sie, daß ich mich für ihn verpfände.“

„Was wollen Sie machen, Fräulein?“ fragte Madame Weibland erſchrocken, als ſie ſah, daß Claudine in bebender Haſt die Handſchuh auszog, wobei das feine, feucht gewordene Leder mitten von einander riß, und im Begriff war, die brillantnen Ohrgehänge abzulöſen, welche mit den hellen Thränen um die Wette funkelten, die noch unaufhaltſam über des Fräuleins Wange floſſen. Claudine antwortete nicht und häkelte noch an dieſem Schmucke, zwiſchen den ein Löckchen ſich hindernd und haltend geſchlungen; der Vater ſah ihr trüben Blickes zu.

Madame Weibland ſtand auf. Sie ging in ihr Cabinet, eine erwartungsvolle Stille herrſchte unterdeſſen im Zimmer. Eine innere Nothwendigkeit trieb Franzisca, ſich der Angſt des Fräuleins anzunehmen, und forderte von ihr, dies beträchtliche Capital auf ein Wagniß zu ſetzen, das ihr ſelbſt nicht viel beſſer als gewiſſer Verluſt erſchien. Aber Madame

Weibland konnte nicht anders als dieſer gebietenden Stimme gehorchen — Sie kehrte nach einigen Minuten zurück und legte ein Pergament in Claudinens Schooß. „Hier, mein Fräulein,“ ſagte die Wittwe in edler Weiſe, „iſt ein Pfandbrief von zweitauſend Thalern, den ich zu Ihrer Verfügung ſtelle. Machen Sie dies nun mit Ihrem Herrn Vater aus.“

Claudine blickte tiefathmend auf und ſah in ein ſchönes Lächeln. Ein ſtolzes, ſüßes Gefühl bewegte ſich in Franzisca's Bruſt. Durch ihr Verhältniß zu Felice bis zur Demüthigung gedrückt, konnte ſie denen, welche mittelbar die Schuld davon trugen und durch einen vornehmen Nimbus, der doch oftmals nur ein glänzendes Elend iſt, ihre reellen Vorzüge in den Schatten geſtellt hatten, einen großen Dienſt leiſten und einen Beweis wahrhaft edler Denkungsart geben. Vielleicht rechnete Franzisca darauf, daß der Landſchafts-Syndicus davon erfahren würde — doch wiſſen wir dies nicht genau. —

Fräulein Claudine neigte das Haupt und ließ die Pretioſen in die offene Hand der Madame Weibland gleiten, und viele Thränen rollten hinein und miſchten ihre Tropfen mit dem reinen Waſſer des Brillants. Aber Franzisca lehnte das prachtvolle Geſchmeide ab, und ihr Blick ruhte ſo ſinnreich und bedauernd in der kleinen Höhlung, als hätten die köſtlichſten Perlen ſich darin aufgelöſt.

Dieſe Großmuth der bürgerlichen Wittwe beugte den Stolz wie den Gram des adeligen Fräuleins tief. Mit unterdrückter Stimme und einem halben Seitenblicke auf ihren Vater, der wie verſteinert ſaß, bat Claudine, daß Madame Weibland die Verſicherung doch nicht verſchmähen möchte.

Franzisca lächelte abermals und ſprach: „Ein Pfand nehme ich wohl, doch muß ich es mir ſelbſt wählen dürfen. Dieſes Armband hier.“

Es war dieſes Armband eins derſelben, welche Fräulein von Unſtern immer zu tragen pflegte, nur von Eiſen, doch ſehr fein gearbeitet. Ein mythologiſches Bild, Hercules am Spinnrocken der Omphale, nahm ſich auf dem ovalen vordern Schilde des einen äußerſt zierlich und doch beziehungsvoll aus, da auf dem andern in ſeltſamer Gegeneinanderſtellung und dunklem Ernſt Lacheſis den ſtarren Lebensfaden zog.

Daß Madame Weihland dieſen Schmuck von Eiſen, ohne Werth und Glanz und noch dazu getheilt, begehrte, nachdem ſie, ſonſt eben nicht gleichgültig gegen den Schimmer des Putzes, die Edelſteine ausgeſchlagen, ſollte wohl darauf hindeuten, daß es ihr, das Fräulein zu befriedigen, nur um ein Zeichen der Verpflichtung zu thun ſei, wie wenn man ein Kind mit ſchwachem Zwirn in Gefangenſchaft bindet; es lag nächſtdem etwas Zartes darin, daß Claudine das andere Armband behalten ſollte. —

Aber die Tochter des Landſchafts-Directors wurde todtenbleich und fragte mit erlöſchenden Blicken und ſterbender Stimme: „Dies Armband hier — Madame Weihland?“

Doch Franzisca, welche ſich nun einmal in der großmüthigen Idee dieſes Verlangens gefiel, verkannte die ſchmerzliche Betroffenheit dieſer Frage und hielt den ängſtlichen Zweifel in ihrem Ton für den Ausdruck ungläubiger Beſchämung. Sie beſtätigte das Geſagte und zeigte zugleich, welches der beiden Armbänder ſie meine. Madame Weihland liebte die häusliche Kunſt nicht, welche das Sinnbild der Parze iſt, doch an dem kleinen Halbgott gefiel ſie ihr als eine Huldigung für ihr Geſchlecht, und ein leiſes Gefühl weiblichen Triumphs, mit den Empfindungen verwandt, welche dieſe Stunde in ihr geweckt, das Schickſal ſelbſt leitete ihre Wahl. —

Mit verſagenden Händen und einem tiefen Seufzer löſ'te Claudine die Spange, und reichte ſie abgewendet an Franziſca, ſtill, ſtumm, wie ein Opfer gebracht wird. Madame Weihland fügte ſich das Armband ſogleich an. Den Landſchafts-Director ſchien dieſe Scene zu beklemmen. Er raffte ſich empor, als wollte er die übernommene Verbindlichkeit, durch Güte gehäuft, abſchütteln; das Fräulein blieb in gedrückter Stellung ſitzen, dann erinnerte es den Vater mit leiſer Stimme, die Verſchreibung auszuſtellen. Er ließ es ſich zweimal ſagen.

„Du biſt ja mündig!“ ſprach er zu ſeiner Tochter mit ſeltſam abweiſender Art, wie wenn die Sache ihn nun nichts mehr anginge. Aber Claudine warf ihrem Vater einen Blick zu, worauf der Landſchafts-Director ſich anſchickte, dem Verlangen des Fräuleins und der Forderung deſſen, was in ſolchem Verkehre üblich iſt, zu willfahren. Madame Weihland öffnete den kleinen Schreibtiſch, Herr von Unſtern ſetzte ſich mit großer Manier daran, war aber in Kürze mit dem Schuldſcheine fertig. Er ſchien in dieſer Form geübt. — Jetzt ſtand er auf und winkte ſeiner Tochter zur Unterſchrift. Claudine näherte ſich, ihres Vaters Platz einzunehmen. Allein die Hand bebte noch ſehr, und eine Thräne fiel von der ſchönen Wimper in den Namenszug, daß er auslief und beinahe verlöſchte. Erſchrocken fuhr Claudine zurück, doch Franziſca entzog ihr das Blatt und ſprach: „Laſſen Sie — es genügt mir ſo. Ich kenne das Geheimniß dieſer unſichtbaren Tinte —“ ſetzte ſie leiſe und lächelnd hinzu.

Da hielt das Fräulein ſich nicht länger; es ſchlang beide Arme um Madame Weihland und drückte einen heißen Kuß auf den Mund der Wittwe. Franzisca fühlte das Siegel brennen auf ihren Lippen, welches ſie für dieſe Angelegenheit verſchloß.

Der Landſchafts-Director griff nach ſeinem Hute. Er nahm höflich Abſchied. Nun, da ſein Zweck erreicht war, behauptete er ſich in gewohntem Anſtand und erwähnte der Verhandlung dieſes Beſuchs mit keinem weitern Worte. Von Franzisca verſtanden, ſagte Claudine tauſend Dank, ohne einer Silbe mächtig zu ſein. Sie gingen, und Madame Weihland blieb mit der Erinnerung an dieſen Auftritt allein, beunruhigt durch ein reges Widerſpiel von Gedanken und Gefühlen. Obgleich Franzisca nicht bereute, was ſie gethan, ſo überſah ſie doch nun erſt die ganze Größe des an ſie gemachten Anſpruchs, und ſie kam ſich wie in der Gewalt dieſer Menſchen vor, da jene auf gewiſſe Weiſe in der ihrigen waren. Sie blickte tiefſinnig auf das Armband, und dachte, welch einen Conſtellationsring ſie wohl darin trüge? — Nicht minder als den lauten Tadel des Schwagers, ſeinen ſtrengen Vorwurf, fürchtete ſie das mißbilligende Verſtummen der Platon, wenn dieſe erführen, wie gütig Franzisca geweſen; und ſie beſchloß, gegen Beide zu ſchweigen. Jetzt war die Kirche aus und Pauline kehrte heim. Die Ruhe der Unwiſſenheit hat für den, welcher einen aufregenden Vorfall in ſich verbirgt, ſtets etwas Rührendes. Madame Weihland vermied das klare Angeſicht der Freundin mit ſcheuem Blick, als könne dieſe den empfangenen Schuldſchein über die dargeliehenen zweitauſend Thaler ihr aus den Augen leſen. Pauline rühmte die Kraft der Predigt, das Kernlied von Paul Gerhard, das ihr das

Herz geſtärkt, die friſche Heitre des gottesdienſtlichen Frühlingstages.

„Du aber ſcheinſt verſtimmt, Fränzchen, ſetzte ſie hinzu, als ſie bemerkte, daß Madame Weibland zerſtreut zuhörte, „es geht ein finſterer Geiſt durch unſer Haus —"

„Deßhalb wollen wir es auch ſo bald als möglich verlaſſen," entgegnete Franziska mit fortſtrebender Sehnſucht, und wünſchte ſtill: Das Schickſal wolle Alles enden.

Den Juſtizcommiſſarius Weihland führte das übernommene Mandat jetzt oft zu der Majorin von Gardemer, und öfterer noch benutzte er einen kleinen Anlaß, der nicht ſo dringend geweſen wäre, um ſich in ihrer ſanften Nähe wohl zu fühlen. Gewohnt, mit Frauen umzugehen, fand er ſich angezogen, ohne ein anderes Intereſſe für die liebenswerthe Frau, als das der Theilnahme an ihrem mit Würde getragenen Kummer und eines Wohlgefallens, wie es das Weſen echter Weiblichkeit auf jeden wahren Mann wirkt. Er brachte manches Stündchen in verlängerter Unterhaltung bei Frau von Gardemer zu, und konnte nicht umhin, ſie unwillkürlich mit ſeiner Schwägerin, mit Pauline Platon in Vergleich zu ſtellen. Wenn die erſtere ſeiner brüderlichen Liebe allzu nahe ſtand, um ſie durch dieſe Parallele zu verkürzen, ſo nahm die zweite einen zu begründeten Platz in ſeinem Herzen ein, als daß die eine oder die andere dabei hätte verlieren können.

Pauline übte jenen geheimnißvollen Zug der Sympathie, jene innerſte und innigſte Befriedigung auf ihn, welche nicht immer, wie es hier der Fall war, durch Eigenſchaften vornehmſten Ranges gerechtfertigt zu werden braucht, um ſich als wahr und wirklich zu erweiſen. Weibland ſah die reellen Vorzüge der trefflichen Platon im hellſten Lichte der Hochſchätzung, er hatte ein Herz für ihren beſcheidenen Werth, und nur die Gewißheit, daß ihr täglicher Umgang ihm durch die Gunſt der Verhältniſſe vergönnt ſei und bleibe, daß es ihm frei ſtehe, ſich ihr zu nähern, hielt ihn ab, einen entſcheidenden Schritt zu thun; auch durfte Franzisca für jetzt nicht vereinſamt werden. — Er liebte treumüthig die Wittwe ſeines Bruders, und geſtand ſich, daß ſelbſt ihre kleinen Fehler nicht ohne Anmuth wären. Die aufbrauſende Heftigkeit ihres Temperaments ergötzte ihn ſogar, er ſetzte ihr eine ſtarke Doſis Phlegma und die Ruhe des Komiſchen entgegen. Bei Frau von Gardemer fand das Gegentheil Statt. Die ſtille Tiefe ihres Gemüths regte ihn an, ſo Manchem was ihm dunkel war, auf den Grund zu kommen. Mit pſychologiſchem Blicke forſchte er danach, den Zuſammenhang ihrer Beziehungen zu erkunden, und ging dabei mit freundlichem Ernſte zu Werke. Es gelang ihm einigermaßen, und an einem Tage, wo er dem zarteſten Geheimniſſe der Frau von Gardemer auf die Spur gerathen zu ſein glaubte, kam er von ihr zu ſeiner Schwägerin. Es war kurz vor der Abreiſe nach Kloſtergarten. Franzisca hatte die letztere Zeit nicht entgehen können, mit dem Landſchafts-Syndicus zuſammen zu kommen. Die alte Leidenſchaft, ſchon im Verglühen, war noch einmal aufgelodert. Sein Betragen ſeit jener Kataſtrophe, ſchnöde, gemeſſen und kalt, hatte wiederum einige Wärme verrathen, und Franzisca, von dieſem Anſcheine in eine Zeit verſetzt, wo ihr die Hoffnung auf Felice's Liebe untrüglich ſchien, wendete den entzündeten Funken gegen die Störer ihres Friedens und ihrer Freuden.

Der Juſtizcommiſſarius fand ſeine Schwägerin in großer Aufregung, und Pauline, welche ſich vielleicht abgemattet hatte, das wallende Blut der erhitzten Freundin zu beſchwichtigen, ſchien über die Dazwiſchenkunft dieſes Dritten ſichtlich erfreut. Er faßte Poſto, und begann gemächlich ein Geſpräch, deſſen Gegenſtand Frau von Gardemer war. Ihr Anwalt erſchöpfte ſich im Lobe der Mandantin. Er ſprach davon, daß er auch heute, wie ſchon öfter geſchehen, den Capitain Troja daſelbſt getroffen, rühmte die Perſönlichkeit dieſes Officiers und ſeine einnehmenden Sitten, und wollte ein zartes Vernehmen zwiſchen ihm und der Wittwe des Majors bemerkt haben. „Ich würde," fuhr er in ſeiner Rede fort, „daraus Folgerungen ziehen, die meinen Wünſchen, das Glück dieſer verehrten Frau betreffend, und den einzig möglichen Erſatz für eine hingeopferte Jugend, angemeſſen wären, — wenn man den Capitain nicht als den Verlobten Claudinens von Unſtern nennte. Ich aber glaube es nicht," ſetzte er beſtimmt hinzu, „obgleich die Anweſenheit des Fräuleins bei der Majorin dafür ſpricht. Es liegt durchaus nicht Selbſtiſches in dem Benehmen der Frau von Gardemer, um die Liebe darin zu erkennen, welche keine Theilung verträgt — der ſeinſollende Bräutigam verſchanzt ſich, um ſeine Stellung zu ſichern, hinter eine feſte Decenz, und das Fräulein, ich muß geſtehen, habe ich nicht ſo genau beobachtet; doch ſcheint es ziemlich vertraut mit dem Capitain."

„Und doch zweifelſt Du?" fragte Franzisca mit vorwerfendem Spott im Tone. Sie glaubte leicht, was ſie gern glaubte, und war, gereizt und verſtimmt, mit einem ſtörriſchen, zurückſetzenden Gefühle im Herzen es müde, die feinen Diſtinctionen des Schwagers anzuhören. „Woran,“ fuhr ſie mit erbitterter Stimme fort, und alle Täuſchungen, durch welche ſie gelitten, ſchwebten ihr wie blauer Dunſt des luftigen Himmels vor der Seele, „willſt Du denn die Wahrheit eines Vorzugs erkennen, den der Mann einer unſeres Geſchlechts giebt? — Die Liebe der Männer iſt ja überhaupt nur die Fabel, wo der Fuchs die Taube würgt, das alte Lied vom Meiſter Reinecke, der die Einfalt und die Treue überliſtet, und der kleine goldene Kern von all' dieſem Bombaſt iſt das dreiſilbige Sprüchelchen: Trau, ſchau, Wem?“

„Das iſt hart, Schweſterchen!“ fiel der Juſtizcommiſſarius wie überwunden ein, als ſtrecke er vor dieſem Angriffe das Gewehr ſeiner Zunge.

Pauline lächelte von ihrer Arbeit zu ihm hinüber.

„Du verdirbſt mir ordentlich,“ wagte er kleinlaut weiter zu entgegen, „den Geſchmack an meiner Lieblingsdichtung. Fabeln mag ich für mein Leben gern, und Dein craſſes Bild erinnert mich an eine allerliebſte, die muß ich Dir ſagen.“

Doch in dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und das Stubenmädchen, ein Schuldbekenntniß auf dem ſchreckenblaſſen Geſichte, ein paar blinkende Scherben in der Hand, trat furchtſam ein. Die arme Sünderin hatte die Mundtaſſe der Hausfrau zerbrochen, und machte Miene, ſich ihr zu Füßen zu werfen.

Madame Weihland ſchaffte ihrem verhaltenen Unmuthe Luft, und ſagte zürnend: „Du weißt, wie lieb und werth mir dieſe Taſſe war; doch was mich freut, das muß in Trümmer gehen!“

Das Mädchen entfernte ſich, ſelbſt vernichtet von dieſem Ausſpruch, und ließ in der betrübten Eile des Rückzugs die Fragmente des Gellertſchen Wittwenbildes liegen.

Der Juſtizcommiſſarius küßte ſeiner Schwägerin die Hand, und ſprach: „Du biſt gut und ſchlimm zu gleicher Zeit, Franzisca! ich hätte nicht geglaubt, daß Du mein Geſchenk ſo hoch in Ehren halten würdeſt. Aber verzeihe nun auch mir zu Gefallen der Unachtſamkeit, die Dich deſſen beraubte.“

„Dein Geſchenk?“ fragte Franzisca gezogen, und wie aus den Wolken gefallen.

„Nun weſſen ſonſt? fragte ihr Schwager zurück, „ich meinte, Du hätteſt den Geber an der Gabe erkannt.“

„Ja, das hätte ich allerdings geſollt,“ antwortete Madame Weihland anzüglich, und über dem abgebrochenen Hauſe des ſeligen Stephan ſchien ihr ein Licht aufzugehen, „ſo aber hielt ich nur für einen harmloſen Scherz, was ein ſkoptiſcher Einfall von Dir war.“ Sie ſchob mit verwerfendem Blick die Bruchſtücke bei Seite.

„Darüber mußt Du mit dem Schatten Gellerts rechten,“ erwiederte der Juſtizcommiſſarius mit ironiſcher Kälte, „ich will es in Geduld ertragen, daß Dich aus meiner Hand verdrießt, was Du von einer andern günſtiger betrachteſt. — Die Dichter wie die Weiber haben ihre Launen. Freilich — das Mährchen von der Wittwe klingt allzu fabelhaft, und welcher vernünftiger Mann wird an die Möglichkeit ſolch einer Hiſtorie glauben? — Eine Frau, die, gehüllt in Schmerz und Trauer, das Bild des Wohlſeligen im Herzen trägt, kann darüber lachen, daß Dorindens hölzerner Ehegatte aus dem Fenſter fliegt, und Du ſiehſt nun ein, daß ich Dich habe erheitern wollen.“

Madame Weihland ſchwieg, und ſah ihren Schwager ſeitwärts mit ſcharfem Mißtrauen an. Pauline drohte ihm heimlich mit dem Finger; der Juſtizcommiſſarius aber verzog keine Miene.

„Doch um wieder auf das Vorige zu kommen,“ ſetzte er ſeine Rede fort, „die Fabel, welche Du ſelbſt in mein Gedächtniß gerufen, muß ich Dir noch ſagen, ehe denn ich ſcheide.“ Er ſtand ſchon auf dem Sprunge, und begann mit erhobener Stimme:

„Zwei Ariadnen, eine Turteltaube
Und eine Dohle, hauchten ihren Schmerz
In den vertrauten Schooß der himmelhohen Laube
Des Waldes aus. Der Dohle ſchwoll das Herz
Von wildem Ingrimm; ſie verfluchte den Gatten,
Der ſo ſchändlich ſie verließ.

Der Taube Gram war ſchmelzend; ſie verſuchte
Den Falſchen, der auch jetzt noch ihr Geliebter hieß,
Vom Schickſal ſtill zurückzuflehn.

„Ihr rührt mich,“ rief ein Weih den beiden Wittwen zu,
„Doch tröſtet Euch, ich kann Euch rächen. Wo find' ich ſie?
Ich will den Mördern Eurer Ruh fürs erſte bloß die Hälſe
brechen.“

„Auf jener Ulme thront mein Böſewicht,“
Verſetzt die Dohle, „ſchone ſeiner nicht!
Doch laß mir ja ſein Kebsweib nicht entwiſchen,
Ihr Blut muß ſich mit meinem Blute miſchen.“

Das Täubchen ſchwieg. „Wo hauſet,“ ſprach der Weih,
Dein Ungetreuer?“ — „Spare Deine Fragen;

Ich weiß es nicht. Doch ſei er, wo er ſei!
Wenn ich es wüßt, würd' ich es nicht ſagen."
So ſprach es, und ergriff die Flucht.
Ihm graute vor dem Hühnerdiebe.

Der Dohle Schmerz war Eiferſucht,
Der Gram des Täubchens wahre Liebe."

„Nun Adieu, meine Damen! den Ehrenſold für meinen Vortrag fordere ich mir ein andermal," ſagte der Declamator und verſchwand zur Stelle. Franziſca ſtarrte ihm betroffen nach. „Die Fabel hat der Ludwig wohl eben erſt ſelbſt gemacht?" fragte ſie mit einem Tone, der ihm kein ſonderliches Honorar verhieß.

„Du traueſt ihm jedenfalls zu viel zu," antwortete die Platon. „Die Fabel iſt von Pfeffel, und ich erinnere mich, ſie jüngſt in einem Almanach geleſen zu haben."

„Ach! es geht ſich doch nicht gut mit dem Schwager um —" ſprach Madame Weihland zwiſchen Scham und Verdrießlichkeit, „man weiß nie, wie man mit ihm daran iſt. Ich gratulire ſeiner künftigen Frau, wenn er noch heirathen ſollte. Sie dürfte ihre liebe Noth mit ihm haben. Er zieht, in Ermangelung eines Andern, ſich ſelbſt auf, darum — ſitzet nicht, wo die Spötter ſitzen! ſagt die Schrift."

Pauline ſtimmte dem höhniſchen Glückwunſche ihrer Freundin ſtill, doch in vollem Ernſte bei, und ſagte mit begütigender Stimme: „Sein Scherz iſt aber niemals böſe gemeint, und ein wenig Humor würzt das Leben der Ehe. Ich möchte lieber die Gattin eines Solchen, als eines Finſterlings ſein, den die Geiſter der Freude fliehen."

Ich weiß es ſchon„ entgegnete Franzikca mit leiſem Unmuth, „Du hilfſt ihm immer, und ich glaube, der Ludwig weiß es auch. Deßhalb läßt er ſeinen Witz beſtändig auf unſere Koſten ſpielen, und ich muß Deine gutmüthige Schwachheit für dieſen Fehler des Schwagers tragen helfen, der ſich deſſen überhebt, Hahn im Korbe zu ſein.“

Bei dieſen Worten nahm Madame Weihland ihr Arbeitskörbchen und ging in ein anderes Zimmer. Pauline ließ die Schmollende gewähren, indem ſie dachte: „Und doch hatte er Recht — wie immer.“

Die Parodie dieſer ſchweigenden Anerkenntniß lag in dem Vorwurfe Franzisca's und machte ſich gleichſam von ſelbſt.

Der Tag zur Reiſe nach Kloſtergarten kam, und Madame Weihland war ſeines Erſcheinens herzlich froh. Sie ließ ihr Eigenthum mit all' ſeinen Annehmlichkeiten und den tauſend Kränkungen, die es in der letzten Zeit für ſie enthalten, hinter ſich, und ſtampfte in ſtillem Trotz, ihnen enthoben zu ſein, das nette Füßchen auf den Tritt des Wagens.

Frau von Elban lag im Fenſter und nickte vornehm herunter. Sie betrachtete ſieghaft den Abzug der Damen vom Hauſe, wie etwa ein Feldherr bei einem feindlichen Einfalle die bedrängten Anwohner in die Flucht geſchlagen ſieht. Fräulein Libby ſtand am andern Fenſter und ſah mit ſichtlichem Intereſſe den letzten Einrichtungen dieſer Abfahrt zu. Ihr theilnehmender Blick half das Gepäck ordnen und unterbringen, und ſchaute für die kleine Geſellſchaft nichts als Vergnügen in der Ferne, außerhalb dieſer beengenden Mauern.

Reiſende, bei ſchönem Wetter und bequemer Gelegenheit, werden wohl faſt immer von einem fliegenden Neide derer begleitet, die, durch Umſtände feſtgehalten, nicht fort können. Ein ſtrebſamer Wunſch, gemiſcht mit einem ſchmerzenden Gefühle des Bannes an Ort und Pflicht, weht den Gebundenen an, der Klang eines Poſthorns weckt den tiefen Ton der Sehnſucht auf in der ruhigſten Bruſt, und dies iſt in der innerſten Natur des Menſchen begründet, denn wir haben hienieden keine bleibende Stätte, und die zukünftige ſuchen wir.

Der Landſchafts-Syndicus ließ ſich gar nicht ſehen; Franzisca wußte nicht einmal, ob er anweſend wäre. Er hatte Tags zuvor den Damen einen letzten Beſuch gemacht. Sie waren in Kürze und Kälte von einander geſchieden.

Pauline freute ſich als eine echte Platonide, den falſchen Freuden der Welt entrinnen zu können. Ihr ſtiller Sinn fand im Genuſſe des Landlebens vollere Befriedigung. Sie wollte ſich und der Freundſchaft leben, der armen Franzisca, die an den Buſen der Natur flüchtete, um von dem Weh der Täuſchung zu geneſen, und in der balſamiſchen Luft Stärkung für das wunde, matte Herz zu finden.

Madame Weihland hingegen, in der Stadt geboren und erzogen, und durch ihre ganze Individualität an den Umgang mit Menſchen gewieſen, wenn auch häufiger verletzt als beglückt, war weniger empfänglich für die leiſe Anſprache der Einſamkeit, deren wohlthuender Reiz einen aufgeſchloſſenen Sinn fordert. Sie kannte den ſeligen Gewinn nicht, welchen die traute Uebung gewährt, ſich ſelbſt genug zu ſein. Franzisca fühlte ſich bange allein, und Pauline bedauerte ihre Freundin deshalb, ob ſie es auch erklärbar fand. Wen das Glück gewiegt, wäre auch ein Stillſtand eingetreten, der wird im Schwanken und Schweben dieſes Nachgefühls ſelten im Schooße der Natur Ruhe ſuchen und finden. Dieſe Mutter iſt treu — jene Wärterin aber unſtät. Sie wendet den unbeſtändigen Schritt, und ihre verlaſſenen Lieblinge erwachen weinend aus unruhigen Träumen. —

Der Juſtizcommiſſarius ſchüttelte den Actenſtaub von ſeinen Füßen und ſprang behende auf den Rückſitz des Wagens, welcher Platz zweiten Ranges ihm heute als ein Vorzug erſter Größe erſchien. Er zeigte ſich ſo fähig als Willens, ſeinen Befugniſſen als Reiſemarſchall der Damen die möglichſte Ehre zu machen. Der köſtliche Sonnenſchein, die ganze Wunderherrlichkeit dieſes Frühlingstages, ſpiegelte ſich in ſeiner hellſten Laune. Er gab ſich den friſchen zerſtreuenden Eindrücken der ſchönen Fahrt völlig hin, ſang mit den Vögeln um die Wette und ſtimmte manches herzige Lied der guten alten Burſchenzeit an. Pauline hörte ihn mit Vergnügen. Sie belächelte die komiſchen Stoffe der Studentenpoeſie, vom Schaume des aufſprudelnden Lebens geſchöpft, und hier und da auch tiefer — die zwangloſen Reime, fröhlich extravagant, über alle dichteriſche Licenz hinaus; der Ausdruck lebendiger Freiheit und Luſt, dünkte ihr, die ſich in manche ſtarre Nothwendigkeit hatte fügen müſſen, und nie laut werden dürfen mit dem Zuſammenklange ihrer Gefühle, ein neidenswerthes Vorrecht akademiſcher Jünglinge. So dachte Pauline heimlich zur Belobung des Sängers daran, daß er, obgleich längſt ein ſtricter Geſchäftsmann, doch ewig kein Philiſter werden würde. Franziſca, ziemlich ſchweigſam, ließ den Schwager gewähren. Sein ſilberner Tenor rührte an das verſtimmte Gemüth, und als er ſang: „Ade! mein Liebchen, ade! Scheiden und Laſſen thut weh!“ da hallten alle Saiten ihrer Empfindung das Valet nach, welches ſie der gekränkten Liebe auf immer ſagte.

Wie raſch der Wagen auch auf der ebenen Straße dahin flog, die Gedanken der Madame Weibland glichen der Schnecke, die das Haus mit ſich trägt. In einem beklommenen Gefühle der Genugthuung ward Franziſca es ſich bewußt, daß jede Secunde ſie mehr und mehr von dem aufgegebenen Freunde und all' ſeinen Schritten entfernte. Mochte es ihm doch nun gehen, wie es wollte! was ginge es ſie noch an? Sie wünſchte ihm nichts Böſes; doch wenn Felice einſt oder bald — dahin käme, die zurückgeſetzte Freundin zu vermiſſen, zu bereuen, daß er ſie beleidigt und verſcheucht hätte; dies würde ſie ihm gegönnt haben. — Und hinſichtlich dieſer Art der Schadenfreude, wir fragen auf das weibliche Gewiſſen, dürfte eine von Franziſca's Schweſtern minder ungroßmüthig denken? — Doch wollen andererſeits die Männer gerecht ſein und aufrichtig bekennen, daß jenes ſchwerſte Gebot der chriſtlichen Geſinnung, die Feindesliebe! vorzugsweiſe unſerem ſchwachen Geſchlechte am Herzen liegt. —

Es war ſpät am Abend, als unſere Städter das Ziel ihrer Reiſe erreichten. Sie hatten ſich unterwegs durch einen Beſuch aufgehalten, der nicht zu umgehen, weil der Juſtizcommiſſarius einen Geſchäftszweck damit verband. Der Mond ſchien klar und voll, der Himmel, mit funkelnden Sternen beſäet, umſpannte den thauigen Nebelglanz der Gegend, und friedſam, in halbdunkeln Umriſſen, ruhte das klöſterliche Dörfchen, wie in den Rahmen eines Lichtſchirms. Kein Laut regte ſich um die nächtliche Stille der Hütten und Höfe, nur hier und dort ſchlug wachſam ein getreuer Phylax an. Das düſtere Wohnhaus, verſteckt hinter dem Baumſchlage hoher Linden, hatte etwas romantiſches, und das ragende Thürmchen, magiſch angeleuchtet, ſchimmerte wie aus Silber gegoſſen. Um das ſogenannte

Schloß herrſchte todte Ruhe, als lägen ſeine Bewohner im Schlummer des Grabes. Ein melancholiſches Lichtlein, gleich dem wankenden Hoffnungsſtrahle des Trübſinns und der Schwermuth, ſtreckte aus einem der ſpitzwinkeligen Fenſter des Hausflurs einen ſchmalen, ſchwachblinkenden Streif über den Raſen des Schloßplatzes hin, der wohl eher einem Kirchhofe glich, denn ein großes Kreuz ſtand an ſeinem Thore. Madame Weihland hatte ſeit der Einfahrt in Kloſtergarten kein lautes Wort mehr geſprochen. Von einem reuigen Gefühle beſchlichen, ihren Sommeraufenthalt ſo unbekannter Weiſe gewählt zu haben, dünkte es ihr hier öde und ängſtlich; mit ſchwerem Herzen ſtieg ſie die kleine Freitreppe hinan, es war ihr furchtſam zu Muthe geworden. Die verſpätete Ankunft ließ die Verhältniſſe dieſes Orts in der finſtern Farbe der Nacht erſcheinen, und bedeutſam, geiſterhaft ſtand das Geſchick künftiger Tage vor Franzisca's Seele.

Der Verwalter, welcher auf dem Schloſſe wohnte, um es in Aufſicht zu haben, hatte nun nicht mehr darauf gerechnet, daß die erwarteten Gäſte kommen würden und ſich ſammt ſeinen Leuten zur Ruhe begeben; der Wächter bei der Leuchte am Fenſter war ſorglos eingeſchlafen. So entſtand denn ein gewaltiges Getöſe im Hauſe, als die Equipage dröhnend hielt, ein zweiter Wagen mit dem Gepäck, dem Schreiber und dem Mädchen der Madame Weihland angerollt kam, und die ſtillen Mauern der ehemaligen Kloſterwohnung wiederhallten.

Der Verwalter war im Nu in den Kleidern, das Geſinde wurde wie mit der Stimme des Gerichts geweckt, ſeine Schweſter, eine kleine mißwachſene Perſon, welche die Wirthſchaft führte, aus dem erſten Schlafe aufgerüttelt. Sie ging wie im Traume, mit taumelnden Schritten und halbgeſchloſſenen Augen, und öffnete gleich dem Geſpenſt einer zwerghaften Schließerin die Zimmer, welche nach herrſchaftlichem Befehl den Fremden eingeräumt werden ſollten. Es ſah ziemlich wüſt und leer darin aus; doch Franziſca's Jungfer, die der Actuarius ſo gut unterhalten, daß ſie bedauerte, wie dieſer ſchöne lange Tag doch ſo geſchwind ein Ende genommen, ſchaffte in ihrer frohen Aufregung die Gemächer der Damen bald wohnlich um, und half thätig und theilnehmend auch für den Herrn des artigen Scribenten ſorgen. Der große Wagen, gelenkt von allmächtiger Hand, vollendete die Laufbahn des Himmels, und ſeine glänzende Spur erblich, als Franziſca, Pauline und der neue Mandatarius von Kloſtergarten ſich zu Bett verfügten. Das Rad des Schickſals aber, leuchtender noch als jenes hehre Sternbild, hatte ſeinen Umſchwung genommen, und im Lichte der Zukunft ſollte es offenbar werden, wie herrlich Gott Alles hinausführt. —

Madame Weihland erwachte nach einem tiefen, ſtärkenden Schlummer. Sie mußte ſich lange beſinnen, ehe ihr Bewußtſein ſich in der fremden Umgebung zurecht fand. Ihre Pulſe klopften voll von der abmattenden Arbeit eines wüſten Traumes, der ſie drangſelig in die Lage, welcher ſie ſich entzogen, zurückverſetzt hatte; hier aber war es heimlich und ruhig. Das Schlagen der Uhren, das Läuten der Glocken, das gewohnte Geräuſch der Stadt betäubte ſie nicht in der frühen ländlichen Stille; lautlos rückte der Sonnenzeiger — kein Störer der Glücklichen. Eine Henriette Sonntag unter den Nachtigallen jenes Frühlings ſaß, wie beſtellt, in dem Blätterthron einer koniglichen Linde vor Franziſca's Fenſter und ſang mit halber Stimme leiſe und lockend das ſüßeſte Lied, welches der große Capellmeiſter der Natur ihr gelehrt. Geſchäftig zeichnete der Schatten ein wankendes Muſter an die einfarbige Tapete, milderte lieblich den Glanz, der über das Lager gebreitet ſchien, daß dieſer das ſchöne Auge nicht blende, ſtreute wie zur Feier und Freude der lieben Gäſte auf jede Geräthſchaft, auf jedes Kleidungsſtück grünes Laub und malte, ein reizendes Vorbild! ſelbſt auf die Stelle am Boden, wo Franzisca's kleine Schuhe ſtanden, einen Strauß magiſcher Roſen.

Pauline Platon öffnete vorſichtig die Thüre, um zu ſehen, ob ihre Freundin wach wäre. „Nun guten Morgen, Du liebe Langſchläferin!“ ſagte ſie munter und näherte ſich. „Du liegſt in lauter Schimmer und Purpur, als hätte eine Fee Dich gebettet.“

Madame Weihland blickte die Geſellſchafterin freundlich, doch verwundert an und ſprach: „So im vollen Anzuge ſchon? Du beſchämſt mich, meine Pauline. Dein Auge ſtrahlt. Du ſcheinſt erhitzt —“ unter dieſen Worten hatte Franzisca ſich raſch des Nachthäubchens entledigt, als wäre nun kein Säumen mehr mit dem Aufſtehen und der Toilette.

„Ich bin,“ unterbrach Pauline jene bemerkende Rede, indem ſie ſich, hinderlich für Franzisca auf einen Stuhl an ihrem Bette niederließ, „wohl über eine Stunde mit Deinem Schwager ſpazieren gegangen. Ach Fränzchen! welch ein Paradies iſt dieſer Garten und der ganze Ort! Herrlichere Baumpartieen habe ich nie geſehen. Man geht wie unter einem grünen Dom, der Thau ſtieg duftig empor, ein Weihrauch, dem Schöpfer aller Dinge angenehm — mir war ſo kirchlich zu Sinne. In dem hintern Hofe iſt ein geräumiger ſteinerner Brunnen; wir ſaßen nicht weit davon und ſahen ein allerliebſtes Mädchen aus dem Dorfe Waſſer ſchöpfen. Die rüſtige Dirne erſparte einem Greiſe dieſe Mühe, welche ſeinen ſchwachen Kräften ſchwer geworden wäre, und füllte ihm dienſtfertig den irdenen Krug. Das freundliche Bild erinnerte mich an Rebekka, der Alte ſah ehrwürdig wie der treue Elieſer aus. Weihland hatte an Hermann und Dorothea gedacht. Er ſagte es mir. Als das Mädchen den vollen Eimer herauf wand und Tropfen daran hingen, die in der Sonne funkelten, da erinnerte ich mich jenes erhabenen Vergleichs: Der Tropfen am Eimer — ich fühlte die Unendlichkeit in meinem Herzen,“ ein Tröpflein, auch eine Welt voll Liebe — hing in Paulinens Auge und wollte überfließen.

Madame Weihland ſchwieg einen Augenblick, dann erwiederte ſie mit einem feinen Lächeln: „Und in dem Brunnen quillt Champagner, nicht wahr, Pauline?“

Die Platon errieth und erröthete; dennoch fragte ſie mit noch immer bewegter Stimme: „Wie meinſt Du das, Franziſca?“

„Nun,“ entgegnete dieſe, „meine beſonnene Freundin ſcheint begeiſtert und berauſcht. Doch vergieb,“ fuhr ſie bereuend fort, „dieſer nüchternen Neckerei! — Ach! ich wüßte wohl, was ich wünſchte, daß Lethe in dem Brunnen quölle; ich wollte nicht müde, noch laß werden zu ſchöpfen.“ Sie ſchöpfte dabei aus tiefer Bruſt; aber es war der Seufzer eines treuen Gedächtniſſes.

„Hier wirſt Du ein neues Daſein beginnen und vergeſſen lernen, was Dich kränkte,“ verſicherte Pauline mit prophetiſcher Zuverläſſigkeit, „wo die Menſchen unſern Gram nicht kennen, da wird er uns zuletzt ſelbſt fremd. Wir leben nun einmal mit der Gegenwart, das Geſchehene verdämmert — es iſt vorüber. Rufe Dir keine Qualen zurück! Wozu auch? Es ſind Schatten nunmehr, die der dunklen Ferne zufliehen; die Hoffnung aber iſt unſer innerſtes eingebornes Leben, und durch Stille, ſagt ein frommer Weiſer der Vorzeit, würde uns geholfen."

„Hoffnung!" wiederholte Franzisca, hörbar in leiſem Spott und Schmerz, „ein erquickendes Wort, es zerfließt weich und mild wie Kinderzucker auf der Zunge. Schade! der Getäuſchte traut ſeinem Glück wenig mehr. Wer nur die Wahrheit ſieht, hat ausgelebt."

„Hat ausgeſchlafen! dem Himmel ſei Dank!" rief der Juſtizcommiſſarius, indem er ſtark an das Fenſter klopfte. „Aber Franzisca philoſophirſt Du im Traume? Ich habe Dich bei dem Kaffee beſtens entſchuldigt, er ziſchte nur ſo, da ich an der Küche vorbei kam. Das lange Warten verdrießt Jedermänniglich, ich nehme mich ſelbſt davon nicht aus. Was hilft es mir," fuhr er fort, und ging jodelnd in die bekannte Weiſe des Tyroler Waſtle über; „wenn ich des Morgens früh aufſteh', und zu meiner Schwägerin geh — — Sie ſchläft — iſt das erlaubt?"

„Sage ihm nur, daß ich gleich komme, und ſchicke mir das Mädchen," flüſterte Franzisca lächelnd und drängte die Freundin von hinnen.

In Eile war ſie gekleidet und trat nun flugs und friſch unter die Lebensbäume von Kloſtergarten. Sie geſtand ſich und Paulinen, daß es hier wirklich ſehr ſchön wäre, nur etwas düſter — ſetzte ſie hinzu.

Die Platon waltete ordnend um den Frühſtückstiſch, der unter der Orangerie bereitet worden war, der Juſtizcommiſſarius hielt eine glimmende Cigarre im Munde. Der Wind ſtrich geſellig um die heitere Gruppe und ſtreute

Blüthen wie Floſkeln in das einfache Geſpräch: eine Biene verließ den aromatiſchen Kelch, um luſtern von der fetten Sahne zu naſchen, ein Vogel pickte die Krumchen der Semmel auf. Weihland deutete darauf hin und ſprach mit drolliger Empfindſamkeit: „Wie entzückt mich dieſe Gütergemeinſchaft der Natur! Ich fühle mich in Eden.“

„Gewiß,“ antwortete Franziska ſchnell, ihm eins verſetzen zu können, „wir ſehen den alten Adam leibhaft in Dir.“

Der Juſtizcommiſſarius lächelte und ließ es diesmal hingehen. Seine Antwort lautete: „Er wird bald ausgetrieben werden. Ich muß in die Canzlei, und meine Damen würden die Arbeit, welche dort auf mich wartet, ſchwerlich mit mir theilen mögen. Ein weites, wüſtes Feld! Die Diſteln und Dornen auf dem Acker des Menſchenvaters waren eine Luſt dagegen, ein Blumenpflücken.“

Die Platon ſah ihn theilnehmend darauf an, ob er in Wahrheit ſpräche; Madame Weihland hingegen dachte, es werde wohl ſo arg nicht ſein. Sie traute ihrem Schwager ſelten und hielt ihn ſelbſt dann für einen Schalk, wenn er ernſthaft wie ein Magiſter docirte.

Der Juſtizcommiſſarius verweilte, anhaltend beſchäftigt, nur einige Tage in Kloſtergarten, dann mußte er die Damen der ländlichen Einſamkeit überlaſſen, verſprach jedoch, bald wieder zu kommen.

Pauline war in ihrem Elemente. Sie ſtrebte, das Gefühl des innigſten Wohlſeins der Freundin mitzutheilen, die in jener Apathie, welche leidenſchaftlichen Zuſtänden zu folgen pflegt, ſich der Natur hingab, ohne ihre Schönheit, ihren ſanften Einfluß lebendig zu empfinden. Ihr ganzes Weſen löſte ſich in Weichheit und Sehnſucht auf. Sie wünſchte zu ſterben. Vergebens ſuchte die weniger glücklich geſtellte Platon ihr anſchaulich zu machen, wie ſchön die Welt, und welch ein theures Gut das Leben ſei. Franzisca lächelte ſchwermüthig zu den Bemühungen dieſer treuen, zufriedenen Seele. Sie ſchwieg, wenn Pauline mit tröſtender Beredſamkeit von Freuden der Zukunft ſprach. Sie klagte nicht mehr, obgleich die Bläſſe ihres Ausſehens, der matte Blick, der müde Gang tiefe Erſchöpfung anzeigte, und ihre verzärtelten Gefühle daran gewöhnt waren, ſtets bemitleidet zu werden.

Madame Weihland, welche unter ihren näheren Bekannten für einen liebenswürdigen Trotzkopf galt, und den Starrſinn ihrer Wünſche zu behaupten gewußt, hatte keinen Widerſpruch, keinen Willen mehr. Eine traumhafte Ruhe beſchlich ihre Geſtalt, die Kraft ihres Weſens ſchien im gebrochenen Muthe der Eitelkeit und Liebe zu verwelken.

Dieſe Zeichen eines kranken Gemüths bekümmerten die gute Platon ſehr. Franzisca war zu ſolcher Reſignation nicht geſchaffen, und Pauline wußte nicht, wie dieſem Uebelſtande wirkſam zu begegnen wäre. Felicens Name wurde hier nicht genannt, die Bäume rauſchten andere Geheimniſſe, als die eines zärtlichen Verhältniſſes, deſſen abgeſtorbener Reiz eine taube Blüthe geweſen; nur wenn ein Schmetterling um Blumen gaukelte, ſchwebte ſein flatterhaftes Bild der jungen Wittwe in Gedanken. Mit faſt ängſtlicher Befliſſenheit, der ein überlegener Geiſt und die Würde der Selbſtbeherrſchung etwas Mütterliches gab, ſtrebte die Geſellſchafterin, ihrer Pflicht und dem Bedürfniſſe der Freundſchaft zu genügen. Sie ſuchte die ſchweigſame Franzisca möglichſt zu zerſtreuen. Pauline las ſehr ſchön vor, und für gewählte Lectüre war reichlich geſorgt. Sie wußte ferner hübſch zu erzählen und auch Kleinigkeiten durch ihren Vortrag ein anmuthiges Intereſſe zu geben. Die Platon machte dies belohnende Talent zu Gunſten ihrer Freundin geltend, auch wenn ſie wahrnahm, daß Franziska nur aus Gefälligkeit zuhörte. Sie richtete die Aufmerkſamkeit derſelben auf den geringſten Gegenſtand, und ihre feine Beobachtungsgabe verſtand es, ihm eine anziehende Seite abzugewinnen.

Eines Tages ſaßen ſie im Garten, Angeſichts der geraden Ausſicht auf das nachbarliche Freigut. Die Fenſter des Wohngebäudes waren ringsum durch Jalouſien geſchloſſen, der Hof ſchien in ſtrenger Ordnung gehalten, und eine Frau von vorgerückten Jahren ſaß in der Mitte eines allerliebſten Gärtchens, und ſtrickte emſig Filet. Die ſchönſten Blumen blühten in üppiger Frühlingsfülle nahe, doch unbeachtet von ihr, dem Sitze der Matrone, die nur Sinn für ihren Fleiß zu haben ſchien. Es war ein räthſelhaftes, aber rieſiges Werk, was ſie förderte, die fertige Arbeit, ſchon hoch angeſchwellt, lag auf dem Raſen, weißer Bindfaden rollte von großen Spulen zu ihren Füßen, und die meſſingne Filetnadel, blank abgegriffen, blitzte bei dem tactmäßigen Schwunge der Hand blendend im Scheine der Sonne.

„Was die Frau nur ſtricken mag?“ fragte Pauline, als ſie bemerkte, daß Franziska's Blicke an dem Netze da drüben hangen blieben. „Die alternde Geſtalt,“ fuhr ſie lächelnd fort, „nimmt ſich ſeltſam gleichgültig unter jenem prangenden Kranze aus, und ſcheint, in ſich ſelbſt vertieft, nichts darauf zu geben.

Die Schweſter des Verwalters ging eben vorüber.

Pauline rief ſie an. „Wollen ſie mir wohl ſagen, meine Liebe, wem das Freigut dort gehört?“

„Heute Dem, morgen Jenem,“ antwortete die lebendige Chronique scandaleuse, „die Beſitzer ſterben oder verderben im Umſehen, ich möchte es nicht geſchenkt haben —“ fuhr Jungfer Chriſtel in verſchmähendem Tone fort, dem ſie eine geheimthuende Bedeutſamkeit zu geben wußte, „das Gut hat alle Augenblicke einen andern Herrn, es iſt, als ob kein Bleiben darin wäre.“

„Woran könnte dies liegen?“ fragte die Platon, und ihr klarer Blick ſchaute nach dem wohnlichen Gütchen hinüber, als wolle er die vertreibende Urſache erforſchen.

„Das weiß man ſo eigentlich nicht,“ erwiederte Jene und zuckte die ſchiefen Achſeln. „Jedes Ding in der Welt hat ſo ſein Schickſal; manches kann man nicht los werden, manches nicht behalten, und ob man auch Leib und Leben daran ſetzte. Das Freigut hat eine einſame Laune, es duldet nicht, daß Jemand ſich auf die Länge darin einrichte.“

Den Lippen der Madame Weihland entſchlüpfte ein kleiner Seufzer.

„Und wer iſt der jetzige Beſitzer?“ fragte ſie mit ſichtlichem Intereſſe.

„Ein Pächter wohnt darauf, Namens Loth,“ entgegnete Jungfer Chriſtel, „aber er ſpielt den Herrn, und geht fein gekleidet wie ein Cavalier. Die dort drüben iſt ſeine Frau. Sieht ſie nicht aus wie eine Dame? Es läßt hochmüthig, daß eine Pächterin ſitzt und Filet ſtrickt; beſſer ſchickte es ſich, ſie nähme die Milchkanne zur Hand, und führte die Mägde zu Rande. Die Leute dünken ſich etwas. Sie leben ganz für ſich, halten mit Niemand Umgang, und von getreuen Nachbarn und dergleichen mag in ihrem Catechiſmus nichts geſchrieben ſtehn. Der Edelmann — oder Gutsbeſitzer wollte ich ſagen — ja, doch ja, ich komme! Da ruft der Bruder ſchon wieder.“

Die Stimme des Verwalters erſcholl abermals und zwar aus der Ferne donnernd laut, wie ein Nothſignal — Chriſtel gehorchte ihr unverzüglich, und der Faden des erzählenden Berichts war für diesmal abgeſchnitten.

„Was ſich auf irgend eine Art abſondert,“ hob die Platon an, nachdem Jungfer Chriſtel ſich entfernt hatte, „iſt doch gleich dem gemeinen Urtheile verfallen.“

Franzisca antwortete nicht; ihr Auge hing unverwandt an der Matrone. Sie ſprach: „Die Frau dort oder ihre Beſchäftigung vielmehr erinnert mich an meine ſelige Mutter. Du glaubſt nicht, Pauline, wie rührend mir dieſer Anblick iſt! Er verſetzt mich in meine Kindheit. Die gute Mutter gab ſich viele Mühe, mir jene Arbeit zu lehren, welche damals ſchon aus der Mode war; aber ich konnte den Mechanismus der Schleife nicht begreifen. So langmüthig meine Mutter nun auch war, der Geduldfaden riß ihr doch endlich, und es ſetzte mitunter einen Puff. Jetzt ſieht es mir ſo leicht und luſtig aus, ich fühle ein Zucken in den Fingern, zu verſuchen, ob ich nunmehr geſchickter dazu wäre.“

Von nun an war dieſer Platz für Madame Weibland der liebſte, der einzige im Garten. Sie ſtand oft allein an der Hecke, wo Lucie Clarburg, die Frau von Gardemer, ihrem jungen Freunde gewinkt, trauliches Geſpräch mit ihm gepflogen und heiße Thränen der Trennung und des Kummers vergoſſen — der Geiſt der Liebe weilte noch an dieſer grünen und blühenden Stelle. Mit einem ſehnſüchtigen Antheile, den Franzisca ſich ſelbſt und Paulinen erklärt zu haben glaubte, blickte ſie in das Gärtchen des Guts, wo Frau Loth mit jedem neuen Morgen die alte Arbeit förderte, der kein Ende abzuſehen war. Der gänzliche Mangel alles Umgangs, der Werth, den dieſe ſchlichten Leute durch ihre Zurückgezogenheit auf ſich ſelbſt zu legen ſchienen, gab dieſer Nähe in den Augen der Wittwe den Reiz des Verſagten. Franzisca war eine Tochter Evens, und hatte ihr mütterliches Erbtheil, Neugierde, überkommen; Langeweile niſtet zudem gern in paradieſiſcher Ruhe. So ward der Wunſch in Madame Weihland rege, in dem Bezirke des Freiguts und mit der anſtändigen Wirthin deſſelben näher bekannt zu ſein. Ein Zufall führte die Gelegenheit dazu herbei. Franzisca redete die Pächterin freundlich an, pries den Blumenflor ihrer Pflege, und ſagte auf die einnehmendſte Weiſe, aus welchem Grunde ſie ſich für ihre Arbeit intereſſire, und wohl wiſſen möchte, zu welchem Zwecke dieſe beſtimmt wäre.

Frau Loth fühlte ſich von dieſer Anrede geſchmeichelt; es überraſchte ſie, daß ihr anſpruchsloſer Fleiß dieſer jungen ſchönen Dame bemerkenswerth geweſen. Daß Franzisca die Uebung in dieſer weiblichen Fertigkeit bewundert, und der Matrone die Ehre einer Meiſterin gab, während ſie ſich ſelbſt ungelenk dazu bekannte, lieh dem vornehmen Anſtande der Madame Weihland eine ſchülerhafte Anmuth und erfriſchte das blöde Selbſtgefühl der Pächterin dergeſtalt, daß ſie es wagte, Franzisca einzuladen, den kleinen Blumengarten in näheren Augenſchein zu nehmen, und ein Knötchen Filet unter ihrer Anweiſung zu ſchürzen, was Madame Weihland auch bald zu thun verſprach. Die Platon war bei dem erſten Anknüpfen dieſer Bekanntſchaft nicht zugegen. Sie ſchrieb am folgenden Morgen einen Brief, als Franzisca ihr Alleinſein benutzte, dieſe höfliche Bitte nachbarlich zu erfüllen. Es war ein Inſtinct in ihr, der ſie die Mitwiſſenſchaft der Vertrauten bei dieſem an ſich ſo unſchuldigen Schritte ſcheuen ließ. —

Frau Loth, ſorgfältig gekleidet, wie immer, ſchien auf den Beſuch der Dame gehofft zu haben.

Madame Weihland erſtaunte wirklich über die ſeltene Pracht der Blumen, die Pächterin band ein ſchönes Bouquet und reichte es ihr. Dann ſetzte Franzisca ſich an den Filetſtock, nahm die gelbe gabelförmige Nadel, und probirte langſam eine verhängnißvolle Schlinge — die gelang.

„Sehen Sie doch, es geht ja!“ rief Frau Loth mit übertroffener Erwartung, und die Wittwe, kindlich erfreut durch das Gelingen des Verſuchs, hielt ein Weilchen damit an, dann war ſie befriedigt und ließ ihn fallen.

„Wozu iſt denn aber dieſes ungeheure Netz beſtimmt, Frau Loth?“ fragte ſie aufſtehend.

„Es ſoll —“ antwortete dieſe, indem ſie die Wucht der Arbeit zuſammenraffte, „um unſerm Gutsherrn eine kleine Freude zu machen — über das Rebengeländer an der Mittagsſeite des Schloſſes zu Gimle drüben. Herr Admont ſagt, es ſei eine ſüße feurige Beere; ſo ſoll ſie denn geſchützt ſein, und die Vergitterung den loſen Vögeln ſpaniſch vorkommen.“

„Gimle? Herr Admont?“ wiederholte Madame Weihland fremd und fragend, „ich habe dieſe Namen noch niemals vernommen.“

„Nun, Madame ſind unbekannt in hieſiger Gegend,“ antwortete Frau Loth. „Herr Admont, unſer lieber gnädiger Herr, iſt Beſitzer von Gimle, zwei kleine Stündchen von Kloſtergarten, und ihm gehört auch das Freigut hier. Wir erwarten ihn in einigen Tagen, und es iſt gut, daß ich daran denke, heute noch will ich die Zimmer lüften.“

„Ein alter Mann wohl, dieſer Gutsherr?“ fuhr Franzisca mit halber Stimme zu fragen fort, als hätte ſie, laut der abgeſchloſſenen Rechnung mit dem Geſchlechte der Männer, kein volles Recht zu dieſer Erkundigung mehr.

„Alt?“ ließ ſich die Pächterin im Echo der Antwort aus, und ein Lächeln, wie Ironie der Zeit, verdrängte für einen Moment den tiefen Ernſt ihrer Züge; doch alsbald ging es in den Ausdruck des Mitleids über, da ſie ſprach: „In gewiſſem Sinne, ja! Der Taufſchein iſt nicht immer ein vollgültiges Zeugniß, die Jahre abzuſchätzen, es kommt vielmehr auf die Erfahrung an. So hat der gute Herr denn lange gelebt und iſt der Welt abgeſtorben. Die Menſchen flieht er und mag Niemand ſehen, außer uns; die Blumen liebt er und hat eine geſegnete Hand dafür. Sie ſollten den Garten in Gimle ſehen, Madame! Das iſt eine wahre Luſt! göttlich blühen ſie da. Man hat ſolche aparte Sorten noch nie geſehen. Eine Wildniß von Burgunder Röschen, als hätte es dem lieben Gott gefallen, der alten Roſe einen kleineren Schnitt zu geben, um die ewige Mode einmal zu verändern. Das Herz im Leibe lacht einem dabei.“

Aber die hellen Thränen ſtanden der Frau Loth in den Augen, und die Lippen zitterten ihr leiſe bei dieſer Beſchreibung.

„Schade!“ verſetzte Franzisca mit niedergeſchlagenem Blicke, „daß Herr Admont all' dies Schöne für ſich allein behält. Obgleich ich nicht wiſſen kann, was er für Urſachen dazu habe, ſo will es mir doch nicht an ihm gefallen; es ſieht der Mißgunſt ähnlich.“

„Mißgunſt?“ rügte die Pächterin mit beſcheidenem

Nachdruck, „nein, Madame, da irren Sie wahrhaftig. Unſer Herr iſt die Güte ſelbſt. Er will nur, daß man ihm Ruhe gönne. Eine Freude muß der Menſch doch haben. —“ Frau Loth beſann ſich, verſchluckte, was ſie noch ſagen wollte, und ſchwieg.

Madame Weihland ſchien in einer Pauſe zu erwarten, die Schutzrednerin des Herrn Admont würde in ſeiner Apologie fortfahren; allein das Geſpräch wendete ſich anders. Franzisca erfuhr nur noch, daß der Ehemann der Frau Loth einſt als ein armer Hirtenknabe auf dem Freigute gedient, und hier, wo er nun eigenmächtig ſchalten und walten dürfe, eine ſclaviſche Behandlung habe erdulden müſſen. Seine Gattin äußerte ſich mit dankbarer Wärme über dieſe vergeltende Fügung. Eben trabte der ſogenannte Pächter rüſtig und ritterlich auf einem muthigen Gaule in den Hof. Madame Weihland blieb nun nicht länger, und ging, ehrerbietig von der Frau Loth begleitet.

Der Miſanthrop in Gimle beſchäftigte ihr Denken und Sinnen. Franzisca fühlte ſehr wohl, wie man zu dieſer Stimmung gelangen könne. Sie ſah ihn in jener Wildniß der Burgunder Röschen einſam umherirren — ſein Herz von tauſend Dornen zerriſſen. Sie dachte ſich einen finſtern, frühzeitig gealterten Mann in ihm, und ihre Phantaſie ſchuf ſich ein düſteres Bild von ſeinem Ausſehen, von ſeinem Schmerze.

Einige Tage ſpäter äußerte die Platon ihr Bedauern, daß dieſer herrliche Garten ſo wenig Sorgfalt genieße. „Der Gärtner,“ fuhr Pauline fort, „verwahrloſet ihn unverzeihlich, und ich habe mir vorgenommen, Deinen Schwager, ſobald er kommt, darauf aufmerkſam zu machen. Wenn ich mir dagegen das Gärtchen am Freigut anſehe —

es iſt ein wahrer Charme. Wir haben nicht eine ſolche Blume hier.“

Franzisca antwortete: „Jenes Gärtchen iſt gleichſam nur eine kleine Commandite, und ſeine Pfleger handeln im Auftrage ihres Herrn, des Eigenthümers von Gimle, wo ein überaus ſchöner und ſeltner Blumenflor zu finden. Und dieſer Ort iſt gar nicht weit von hier, wie ich mir habe erzählen laſſen.“

„Gimle? Gimle?“ fragte die Geſellſchafterin, und ein helles Beſinnen ſchwebte auf ihrer Stirne, da ſie ſprach: „Ein poetiſcher Name! So heißt ja, wenn ich nicht irre, in der nordiſchen Mythologie der Wohnſitz der Ruhe und Seligkeit!“

„Ach! wer doch in Gimle wäre!“ antwortete Madame Weihland mit einem tiefen Seufzer.

„Mir hat jeder ländliche Aufenthalt, er heiße, wie er wolle, dieſe Bedeutung,“ erwiederte Pauline: „ein Stillleben in der Natur — ich kenne nichts Lieberes, nichts, was mir wünſchenswürdiger erſchiene; aber ich weiß auch, daß dies unbeneidete Loos mir ſchwerlich beſchieden ſein dürfte. — Und ich würde es gewiß zu ſchätzen wiſſen. Mit Dir, Franzisca, iſt es ein Anderes; dies reizende Einerlei ermüdet Dich. Du biſt an immerwährenden Wechſel der Zerſtreuung gewöhnt, und könnteſt ihn auf die Länge nicht entbehren. Ja, wollteſt Du aufrichtig ſein, ſo möchte ich erfahren, daß Du Dich ſchon jetzt fortſehnſt in die Stadt.“ Bei dieſen Worten heftete die Platon ihr Auge, das eine bedauernde Frage ausdrückte, feſt, doch freundſelig auf das Geſicht der Wittwe.

Madame Weihland hielt dieſem Blicke Stand. Sie gab ihn mit leiſem Stolz, nicht beſſer gekannt zu ſein, zurück, und ein herbes Lächeln um dieſen ſchönen Mund höhnte die Vorausſetzung ihrer Freundin.

„Du irrſt, Pauline," ſagte ſie, „wenn Dein Scharfſinn bis auf den Grund meines Herzens ſähe, ſo würdeſt Du finden, daß ich den Gedanken an meine alten Verhältniſſe kaum zu ertragen vermag; er widert mich an, und ich weiß nicht, wie es werden ſoll, wenn der Herbſt kommt, der uns von hier vertreibt. Ein tiefer Ekel hat mir den Reiz des Lebens benommen; jene falſche Süßigkeit, die nur den Geſchmack verdirbt und über Nacht umſchlägt, lockt mich nicht mehr, ich werfe den ſchalen Reſt dieſer Freuden hin. Müßte ich Dir die innerſte Wahrheit meiner Wünſche bekennen —, ſo — ich möchte am liebſten ſterben, und manchmal iſt mir danach. Ich traue Niemand mehr auf der Welt — Dir — ja Dir — ſei nur nicht böſe, gute Pauline, ich wollte Dein redliches Herz nicht kränken. Doch Liebe und Freundſchaft ſind veränderlich, und der arme Menſch, den mit ihrem Wandel auch die Selbſtachtung verläßt, hat nur den Gott im Buſen ſich zu halten."

„Nur? ſagſt Du," antwortete die Platon, und ihre ſchöne innige Stimme legte einen tiefen Accent auf dieſes Wörtlein. „O, Franzisca! wen ſein Genius nicht verläßt, dem iſt doch viel geblieben, wie groß ſein Verluſt ihn auch dünke. — Aber dieſe Deine Erklärung macht mich traurig. Sei doch ein wenig heiter, damit ich es auch ſein kann! — Wenn wir dann nach einem Sommer, der Dir, Dich körperlich und geiſtig zu erholen, förderlich war, zur Heimath wiederkehren, die Bekannten ſehen — —"

„Schweige mir davon!" unterbrach Madame Welhland das Zureden Paulinens mit abweiſender Heftigkeit, „mein liebes Haus iſt mir fremd und fatal geworden, ich trete im

Geiſte nur mit Schauder über ſeine Schwelle. Und finde ich es auch leer, wofür Ludwig ſorgen will, ſo zieht der Dämon, der mich hohnneckte, doch nicht mit aus, und wo Dame Kobold einmal ihr Weſen getrieben hat, da iſt es nicht heimlich mehr. Es kommt mir überall wüſt darinnen vor, ein Grauen, als wäre ich ganz allein in der weiten Welt — vergieb! ſtößt mich aus, ich fürchte mich vor mir ſelbſt.“

„Du biſt krank, Franzisca!“ ſagte Pauline, und faßte ängſtlich theilnehmend die Hand der Wittwe, „ſeelenkrank — es kann nicht anders ſein.“

„Ja wohl,“ beſtätigte dieſe mit Apathie, „ich fühle jetzt erſt, wie unterdrückter Ärger und aufreibende Gefühle aller Art meine Kräfte angegriffen haben.“

„Wir wollen uns mehr Bewegung machen,“ entgegnete Pauline ſinnend und ſorgend, „ein Bischen Fahren alle Tage würde Dir gut thun, Fränzchen! Du hätteſt Dir die Pferde hier behalten ſollen, wie gern ich es auch dem Ludwig gönnen mag, daß er ſie nütze. A propos! haſt Du geſtern die ſuperbe Equipage vor dem Freigute geſehen?“ —

Madame Weihland verneinte es. Sie erhob die Augen und ſah hinüber. An der ſchattigen Stelle, wo ſonſt die Pachterin Filet zu ſtricken pflegte, ſtand ein moderner Armſeſſel, auf dem ein ſchönes Windſpiel ſich in träumeriſcher Ruhe gütlich that. Die obern Fenſter waren offen, der Zug tändelte luſtig mit wehenden Gardinen von Purpur, die Tiefe des Zimmers ſchien von Roſenlicht ausgehellt. Ein Wiederſchein dieſer Farbe zeigt ſich in jähem Anflug auf Franzisca's blaſſen Wangen. Sie neigte das Haupt nach flüchtigem Aufſchauen.

„Sieh, Pauline,“ ſagte ſie leiſe und haſtig, „wir werden bemerkt.“ „Wo? von wem?“ fragte die Platon erſchrocken, und ſah hierhin, dorthin in die Gebüſche. Franzisca wagte es noch einmal das Auge verſtohlen zu erheben — aber ſie ſenkte es nicht wieder.

„Sage, was Du haſt?“ fragte die Geſellſchafterin dringender, als ſie Niemand gewahrte; und ſetzte hinzu: „Ich habe nicht übel Luſt zu glauben, Du ſäheſt Geiſter am hellen lichten Tage.“

Franzisca ſchwieg zerſtreut. Sie hatte am Fenſter drüben die Geſtalt eines Mannes geſehen, den ihr Blick verſcheuchte. „Ob es der Gutsherr von Gimle ſein mag?“ dachte ſie, „ſein ſchnelles Verſchwinden, als ich ihn anſichtig wurde, läßt es vermuthen.“

Aber das flüchtige Bild, das ſie hatte auffaſſen können, ähnelte ihrer Vorſtellung nicht.

Am nächſten Morgen waren die Jalouſieen im Freigute wieder geſchloſſen, dunkle Stille ſchwebte um das Gebäude, Frau Loth ſaß einſam am Filetſtock unter ihren Blumen.

Nicht lange nach jener Unterredung wurden dem Verwalter von Kloſtergarten ein paar junge Pferde zum Kauf angeboten. Er fand das Geſpann preiswerth, und war geneigt, den Handel einzugehen, nur äußerte er, es thue ihm leid, dieſe ſtolzen Falben, welche eine Kutſche zieren könnten, der niedern Beſtimmung zum Feldbau unterwerfen zu müſſen.

Madame Weihland hörte davon; der neulichen Rede Paulinens eingedenk, ſchlug ſie dem Verwalter vor, die Pferde gegen ein Abſtandsquantum, das ihm zu Gute käme, ihrem Gebrauch zu überlaſſen. Der Verwalter ließ ſich den Vortheil dieſes Anerbietens nicht entgehen. Er zeigte ſich als ein thätiger Agent der ſplendiden Wittwe. Eine alte

Chaiſe war noch vorhanden welche auf Koſten der Madame Weibland hergeſtellt wurde; aber freilich kein anderer Kutſcher, als ein junger Stallknecht vom herrſchaftlichen Hofe in bäuriſcher Livree, konnte die Ehre erfahren, Führer der beiden Damen zu ſein; einen ſtattlicheren hatte der Verwalter ihnen nicht zu empfehlen, und Franziſca war mit dem handfeſten Phaëton zufrieden, dem ſie, wenn auch nicht Geſchick, doch Stärke zutrauen durfte, der Zügel mächtig zu ſein.

Franziſca, an eine prächtige Equipage, an Reiſen mit Extrapoſt gewöhnt, hatte ſich nie einer Fahrt mehr gefreut als dieſer, obgleich dem Fuhrwerk ſo viel zu wünſchen übrig blieb. Die Platon lächelte dieſes genügſamen Behelfs. Sie dachte ſich ihre Freundin im Genuß der erſinnlichſten Bequemlichkeit, vom Glanz des Reichthums umgeben, durch den kleinſten der Mängel verdüſtert und unzufrieden. In roher Mundart fragte der Kutſcher, welchen Weg er einſchlagen ſolle: „Nach Gimle zu —“ entſchied Madame Weibland. Sie wollte die Wundergärten dieſes gelobten Landes, wenn auch nur von ferne ſchauen. Die Falben ſtanden wie Lämmer, ſie zogen an, und die ſchwerfällige Kaleſche bewegte ſich langſam wie ein überladenes Fuder von hinnen. In träger Gewohnheit leierte der dörfliche Wagenlenker ein Wäldchen entlang, doch durch eine gütige Frage Franziſca's nach der Urſache dieſes Unmuths der jungen Pferde aufgerüttelt aus ſeiner Indolenz zu dem Bewußtſein der Erhebung auf den Bock, hieb er nun wie ein Eſeltreiber auf die edlen Roſſe ein, und mit beleidigtem Wiehern ſchienen ſie ein Flügelpaar zu entfalten. Im Nu verſchwand der Kutſcher, ohne daß ein Laut von ihm hörbar geworden wäre. Franziſca ſtieß einen dumpfen Schrei aus.

als ſie den Sitz leer, und die zügelloſen Pferde über Stock und Stein dahinfliegen ſah. Stumm, todtenblaß ſtarrte die Platon vorwärts, welche Richtung die wilden Renner nehmen würden. Das Entſetzen in der Gewalt der Roſſe zu ſein, lähmte ihre Zunge, und ſelbſt in der Furcht noch beſonnen, hielt ſie die gerungenen Hände der Freundin feſt, als wolle ſie dieſer in dem krampfhaften Drucke, die Gefahr der kleinſten Regung zu verſtehen, und ihre Theilnahme zu fühlen geben.

Aber Madame Weihland lag halb betäubt hinten über. Sie ſah ihr Ende vor Augen und befahl ihre Seele Gott. Vor ihren ſchwindelnden Blicken ſchwebten Bäume und Sträucher, Felder und Wieſen, Wolken und Häuſer vorüber, wie wenn man eine Chorde dreht. In einem Mittelzuſtand zwiſchen Ohnmacht und Bewußtſein erwartete ſie jeden Moment, daß ihr der letzte Stoß zum Herzen dränge — und es ſtand ſtille.

Als Franzisca zu ſich kam, lag ein dichter Schleier über ihren innern Sinnen, der nur ein dämmerndes Licht der Gedanken zuließ. Ein langes Geweſenſein, ein öder Traum dunkelte chaotiſch um ihren Geiſt; ihr äußeres Gefühl war eingewickelt in Schmerz und Schwere. Sie konnte ſich weder regen, noch ihren Zuſtand deutlich empfinden. Nach und nach tauchten Ideen ihrer Perſönlichkeit auf. Sie beſann ſich auf ſich ſelbſt. Die Arme erhob — für ihre Schwäche ein Erhebliches — die zarten Augenlieder ein wenig. Sie befand ſich an einem unbekannten Orte. Sie lag, es däuchte ihr, ſie wäre auf einer Folterbank eingeſchlafen, und dies der letzte matte Rückblick in das martervolle Leben. Das Zimmer war ſchön, ſchonend verdüſtert, und mit einem ſtarken Geruch von Eſſig und geiſtigen Eſſenzen erfüllt. In dieſe krankhafte Atmoſphäre ſtreifte zuweilen ein lindes Lüftchen zum offnen Fenſter hinein, als ob es über die Auen des Himmels wehe. Das Fenſter war mit einer grünſeidenen, geſteppten Bettdecke verhangen, die ihren entfärbenden Schein auf das Geſicht eines Mannes von feinem Anſehen warf, der in tiefſinniger Stellung an Franzisca's Lager ſaß. Vom Sopha entgegengeſetzter Seite ſäuſelten unter leiſem Stöhnen Athemzüge einer Schlafenden.

Madame Weihland ſah die fremde Geſtalt ohne Verwundern, ohne irgend einen Begriff faſſen zu können; es war ihr wie eine träumende Erinnerung. Sie ſeufzte. Der ſtille Krankenwärter wendete ſich um, beugte ſich näher, und blickte in die ſchwarzen Augen voll ſtygiſcher Schatten zwar noch; aber doch dem Licht des Lebens wieder geöffnet. Aber zu geſchwächt, dieſen leuchtenden Blick, leuchtend im Strahl der Freude! auszuhalten, ſanken ſie zu. Ein Schritt rauſchte behende über die kniſternde Diele, und bald darauf hörte Franzisca ſich von einer bekannten Stimme angeredet. Frau Loth, die Pächterin vom Freigute bei Kloſtergarten, ſtand vor ihr. „Liebe Madame," flüſterte die gute Frau „ſind Sie denn wirklich bei ſich? Wenn dem ſo iſt, o! ſo geben Sie uns doch nur ein einziges Wörtlein zu verlauten, und fordern Sie irgend etwas! Wir wollen ja nicht zu viel verlangen."

Dieſe Bitte in flehendem Tone rührte die Kranke. Sie regte die trocknen Lippen, und ſprach kaum hörbar: „Mich dürſtet!"

„Gleich, gleich!" antwortete die Pächterin, „unſer Herrgott ſei gelobt! nun wird es beſſer werden." Sie wollte fort, ein Getränk zu holen.

Franzisca verſuchte den Kopf aufzurichten, der wie von einem Bleigewicht niedergehalten war. Bei dieſer vergeblichen Anſtrengung ſah ſie den Strohhut der Platon entſtellt und zerknüllt in einem Winkel liegen, und das blaue Band daran mit Blut befleckt, verknüpfte ſchnell ihre zerfahrenen Ideen im richtigen Zuſammenhange deſſen, was mit ihr geſchehen war. „Pauline!“ rief ſie mit der Angſt eines Kindes, das erwachend ſich allein fände, und in dieſem Laute concentrirten ſich die Schreckniſſe der jüngſten Vergangenheit, und alle Kräfte eines Lebens, das noch zwiſchen Gefahr und Rettung ſchwebte.

Dieſer Ruf der Freundſchaft weckte die Platon aus der ſchmerzlichen Betäubung, der ſie todtmatt eine Weile unterlegen war. Sie raffte ſich empor, ſtützte den müden fiebernden Kopf, und eilte wankenden Fußes dem Lager zu, worauf Madame Weihland ruhete, oder vielmehr litt. „Was möchteſt Du von mir, Fränzchen?“ fragte Pauline mit erſchöpfter Stimme, ſich jedes Ausrufs vorſichtig enthaltend als wären ſie in häuslicher Ordnung daheim.

„Sage mir erſt,“ ſprach die Kranke, „wo ich mich befinde? Und wie? Ich vermag nicht, es zu unterſcheiden. Ein brennendes Gefühl tobt in meinem Arm, das linke Bein — es iſt, als ob es nicht mein eigen wäre. Auch Du trägſt die Stirne verbunden und die Hand in ein Tuch gewickelt. Welches Unglück haben wir denn genommen? laß mich alles wiſſen — es geht mich ja nichts mehr an.“ Sie ſagte dieſe Worte, wie in bewußter Auflöſung.

„Ach Franzisca!“ entgegnete die treue Gefährtin, „wie Du mich ängſteſt! Ich will Dir nichts verſchweigen, Du weißt, ich liebe das nicht; auch däucht es mir ſogar nöthig, daß Du Deinen Zuſtand kenneſt. — Du haſt bei dem Umſturz des Wagens, wir wurden ein Stück Weges geſchleift“ — Pauline zitterte in ſich zuſammen — „den

Fuß am Knöchel gebrochen, zweimal, arme Franziska! Und eine bedeutende Quetſchung am Ellenbogen davon getragen. Doch hoffe ich zu dem Allgütigen, das Schlimmſte wird überſtanden und Dein Leben uns erhalten ſein, wenn Du Dich nur hältſt.“ Paulinens blaue Augen floſſen in Wehmuth über, als ſie dies ſagte. Sie trocknete die naſſe Spur der Thränen mit der verbundenen Hand, ſchob die geſenkte Bandage um die Schläfe zurecht, und gedachte der eigenen Schmerzen und Beſchädigungen mit keiner Silbe.

Madame Weihland ſchien die zermalmende Nachricht mit jener Gleichgültigkeit aufzunehmen, die einen bedenklichen Grad der Krankheit verräth. „Wo ſind wir denn aber? fragte ſie dumpfig, „ich will es endlich wiſſen. Du verheimlichſt es mir, Pauline; aber ich kenne das Freigut ſchon. Mein Athem iſt ſo heiß, deßhalb ſind alle Blumen verblüht, und ſo oft ich die Augen ſchließe, ſtrickt die Wächterin Filet; ich aber fahre immer daneben.“ Die Finger von Franziska's rechter Hand bewegten ſich in nervöſem Spiel — die Linke war geſchwollen.

„Bleibe ein wenig munter, Fränzchen! hörſt Du?“ bat die Platon aus gepreßter Bruſt, und ſchaute mit zagender Miene auf die kranke Freundin nieder. Eben trat Frau Loth mit einer Erquickung ein.

„Nun bringe ich ein labendes Tränkchen,“ ſagte ſie willfährig, „ich habe es nach Vorſchrift bereitet.“ Sie reichte es der Patientin dar.

Wenn es Bier wäre, und ich ſähe es ſchäumen!“ erwiederte Franziska mit lechzendem Munde im Gelüſt der Fieberhitze, und ihr dunkler Blick hing ſehnend an dem vollen Glaſe.

Frau Loth winkte Paulinen heimlich zu und ſprach:

„Es iſt ja Weißbier, Madame! Der Brauer hat nur die Farbe nicht recht getroffen; trinken Sie, und wohl bekomme es Ihnen!“ Damit entfernte ſie ſich, ein kleines Geſchäft zu beſchicken.

Franzisca that einen tiefen Zug, und ſchien erfriſcht. Die Platon nahm dieſen Augenblick der Stärkung wahr und ſprach: „Meine liebſte Franzisca, ich hätte wohl nicht geglaubt, als Du ſagteſt: Wer doch in Gimle wäre! daß dieſer Wunſch auf ſolche Weiſe erfüllt werden würde. — Wir ſind in Gimle! Herr Admont hat ſich wie ein Engel benommen, und unſerm Unglück jeden Anſpruch auf ſeine Güte eingeräumt. Du liegſt auf ſeinem Bett, und er ließ es nicht zu, daß man Dir, die Lagerſtätte zu verändern, das leiſeſte Weh verurſache. Ein reitender Bote iſt fort zu Deinem Schwager; Weihland könnte bereits hier ſein, und ich ängſte mich um ſein Ausbleiben. — Gott erhalte mich aufrecht!“

Während Pauline alſo ſprach, war Franzisca's Haupt mit der Schwere der Krankheit tiefer in die elaſtiſchen Kiſſen geſunken. Sie antwortete träumeriſch: „Bin ich in Gimle, ſo bin ich ja in Ruhe — und ein Lächeln, ergreifend wie die unbekümmerte Zufriedenheit des Irrſinns — gab dieſen Worten einen Ausdruck von Phantaſie, deſſen bedeutſame Wahrheit Pauline gar wohl verſtand. Dann breitete der Schlummer ſeinen Gleichmuth über die verſtörten Züge der Kranken. Stille herrſchte im Zimmer, wie vorher, und die arme Geſellſchafterin fand ſich grauenhaft allein. Von ihrem Gefühle überwältigt, ſchlich ſie hinaus, ſetzte ſich auf das Piedeſtal einer marmornen Minerva, in einer Niſche des kühlen Flurs, und weinte bitterlich. Sie lehnte den glühenden Kopf an die kalte Statue, und das Bild der

isheit blickte mit ſtummer Würde auf dieſen menſchlichen
merz herab. Eine Thür ging auf, Herr Admont, eine
Figur von ſchöner männlicher Größe, trat heraus. Der
iſt ſeiner Phyſiognomie milderte ſich bei der betroffenen
ge: „So traurig, Fräulein Platon? Es ſteht doch nicht
immer als vorhin?“

„Ach,“ antwortete Pauline, „ich fürchte, es ſteht ſchlimm
ug. Ich kann es mir nicht verhehlen, daß meine Freun-
noch immer in großer Gefahr iſt. Es war nur ein
ter Moment. Sie delirirte bald darauf wieder. O Gott!
n Franziska ſtirbt —“ die Stimme erſtickte im Krampfe
es Gedankens.

„Nicht doch, mein Fräulein,“ ſprach der Eigenthümer
Hauſe leutſelig zu der Gebeugten, „dieſer Furcht Raum
geben, wäre vorzeitig, und das Aeußerſte käme noch im-
zu früh. Madame Weihland iſt zudem noch jung, und
Menſch kann viel überſtehen.“ Hier ſeufzte Herr Ad-
nt tief. „Die Aerzte,“ fuhr er fort, „haben uns noch
e Hoffnung benommen. Ein heftiges Wundfieber ent-
t wohl ſehr natürlich bei ſolchem Anlaß und in Folge
ßer Alteration. Wie leicht iſt nicht ein zarter Knöchel
rochen und das Nervenſyſtem einer reizbaren Natur er-
ttert! Doch ſollte ich meinen, der ſubtile Bau biegſamer
ieder müſſe weniger ſchwierig herzuſtellen ſein, als die
uſte Maſchine eines Simſons, der die Thorheit der gan-
Welt auf ſeinen Schultern trüge. Himmel! welch eine
ſt!“ — Herr Admont lächelte ſchwermüthig vor ſich hin.

Pauline ſah beklommen zu dem Tröſter auf; der Schluß
ner Rede war ihr in einer abweichenden Vorſtellung auf
s allzuſehr gedrückte Herz gefallen. Er aber ſchaute mit-
ig zu ihr nieder und ſprach: „Faſſen Sie Muth, liebes

Fräulein! Sie ſind ſich dies ſelbſt ſchuldig. Verwundet, verwacht — fordert Ihr eigener angegriffener Zuſtand, daß Sie ſich möglichſt ſchonen. Jede Aufwallung muß vermieden werden. — Sehen Sie, hier dringen ein paar Blutstropfen unter der Compreſſe hervor. Erlauben Sie, daß ich Ihnen ein wenig helfe.“ Herr Admont wiſchte behutſam das rinnende Blut von Paulinens blaſſer Wange, und bemühte ſich, ihr die Binde ſtraffer zu ziehen. Dieſe theilnehmende Sorgfalt hatte etwas Vertrauliches, und löſ'te das Gefühl fremder Verbindlichkeit, welches Paulinens bange Bruſt beengte. Sie athmete tief auf, ergriff ſeine Hand und ſprach: „O Herr Admont! wie freundlich ſind Sie mir! Glauben Sie nur, daß ich es ganz empfinde, wie befangen mein Gemüth auch iſt. Meine arme Freundin empfängt, leidend, unbewußt, die Wohlthat des Gaſtrechts, das Sie, obgleich es Ihre Ruhe ſtört, doch mit größter Selbſtverleugnung üben. Ich werde es Ihnen nie vergeſſen, nie! Und ich will Gott bitten, daß Ihr ſtilles Haus, welches jetzt um unſertwillen mit Pein und Plage erfüllt iſt, künftig zu einem Wohnſitz der Freude werde.“

Herr Admont zog ſeine Hand mit leiſe erwiederndem Drucke zurück, und lächelte düſter. Eine dunkle Vergangenheit, ein Zweifel an ſeinem Glücke offenbarte ſich in dem Schatten, den dieſes Lächeln warf. „Fräulein Platon,“ antwortete er mit dem Tone der Aufrichtigkeit, „Sie ſchlagen meinen guten Willen zu hoch an; ich wünſchte nur, Ihnen Ihr Ungemach erträglich machen zu können. Was ich thue, würde Jedermann leiſten, ſo fern er ein Menſch wäre. Gebieten Sie über mein Haus, über alles, was ich vermag. Ich bin zu perſönlichem Beiſtande bereit, wenn Sie ihn nur annehmen wollen. So erlauben Sie mir, daß ich heute die Nachtwache bei Madame Weihland übernehme. Frau Loth iſt eine wackere Krankenpflegerin, aber für dieſe Pflicht, um ſie ihr allein anzuvertrauen, nicht zuverläſſig. — Und Sie, mein Fräulein, dürfen ſich keiner Anſtrengung dieſer Art mehr unterziehen. Ihre Kräfte ſind erſchöpft, und ich kann nicht zugeben — die Aerzte haben mich dafür verantwortlich gemacht — daß ſie allnächtlich in dem Zimmer Ihrer Freundin bleiben. Sie ſehen,“ fuhr Herr Admont fort, indem er dieſer Sprache fürſorgender Superiorität einen Anklang von Scherz gab, „daß ich mein Hausrecht zu brauchen weiß.“

Pauline geruhte demnach, ſich dieſem Beſchluſſe zu fügen. Sie hatte hingegen den Aengſten jener Stunde, welche die Zuverſicht dieſer gefaßten Seele in Zittern und Zagen bewältigte, den Kelch der nächſten vorausgenommen. Der reitende Bote, welcher nach dem Juſtizcommiſſarius geſendet worden, brachte die Nachricht, daß er an den modificirten Blattern danieder läge; zwar nicht gefährlich, aber doch außer Stande, ſelbſt zu ſchreiben, wie der Actuarius meldete. Es giebt ein Maß von Unglück, daß unſern Vollbegriff von dem, was auch dem ſtärkſten Muthe zu tragen möglich, überſteigt. Pauline war daran. Die Vorſtellung, daß der rüſtige Weihland ein Opfer dieſer böſen Krankheit werden könnte, vermochte ſie nicht zu faſſen. Sie ſah den Freund leidend unter jenem anſteckenden Uebel, vereinſamt, verlaſſen von ſchweſterlicher und freundſchaftlicher Sorgfalt, wo ſie ihm am nöthigſten wäre, abhängig von der Pflege, welche die rohe Unbehülflichkeit ſeiner Schreiber und gemiethete Treue ihm gewährte. Und hier lag Franzisca tödtlich zerrüttet an fremdem Orte, und ihr Aufkommen war noch unverbürgt! — Dieſe Zuſtände bewegten Paulinens Seele.

wie in einem wüſten Traume, auf deſſen dunklem Grunde die Sehnſucht ringt, davon befreit zu ſein. Sie blickte zum Himmel und ſagte matt: „Gott helfe ihm wie uns! Es iſt ein hartes Schickſal.“ Und ihr Gedanke beugte ſich vor dem, der da hilft und vom Tode errettet.

Herr Admont trat gegen die zehnte Stunde Abends ſeinen Wachtpoſten an, zu dem er ſich als Freiwilliger erboten hatte; doch in der That! manche kriegeriſche Batterie, die da behauptet werden ſoll, möchte minder gefährlich ſein. Im Schloſſe zu Gimle, wie im Krankenzimmer, herrſchte die allertiefſte Stille; Frau Loth pflegte ſchlummernd in einem Armſeſſel der Ruhe. Der Herr und Wächter, welcher ihre Pflicht verſah, ſaß dicht an dem Lager der Kranken, die heute ſeit jenem Unfalle zum erſten Male eines erquickenden Schlafes genoß. Eine Bewegung hatte Franziſca's Haupt an den äußerſten Rand des Kiſſens gebettet, und ſie ruhte in der anmuthigen Lage einer jungen Ehefrau, die über dem Flüſtern einer guten Nacht in geliebter Nähe entſchlafen iſt, ohne ſich eine bequemere Stellung geben zu wollen. Angeweht von ihrem Athem, zog ſich Herr Admont dennoch nicht zurück. Er ſchaute vielmehr mit betrachtendem Genuß in das ſchöne Geſicht. Der Mond ſchien hold dieſem Anblick. Der Reiz wie der Schmerz dieſer Züge war in die weichſte Ruhe aufgelöſ't, von den halbgeöffneten Lippen ſäuſelte der Hauch des Lebens, und die verſchonte Hand ſtützte in plaſtiſcher Form den kleinen Kopf, wie im unbewußten Bedürfniß der Schwäche. Eine Lampe verbreitete myſtiſches Dämmerlicht im Zimmer und ließ nur einen ſchwachen Schimmer in den Winkel gelangen, wo die Wächterin von den Tagen der Jugend träumte — doch der Strahl des Vollmonds, der zu einer Lücke des Fenſtervorhanges hereinſah und magiſch auf Franziſca's Lager verweilte, beleuchtete die Lieblichkeit dieſes Schlummerbildes mit Erfolg, und klärte Herrn Admont über das eigene Herz auf. —

Vielleicht war es ſein fixirter Blick oder die ſilberne Helle des Mondſcheins, was Franziſca's Erwachen zeitigte. Sie öffnete die Augen, ſah eines Mannes Geſtalt an ihrem Bette, halb in Dunkel gehüllt, und ſprach mit zärtlichem Tone: „Biſt Du es, Ludwig? Es iſt brav von Dir, daß Du endlich gekommen! Ich habe mich ſehr nach Dir geſehnt, und fühle nun, daß ich nicht ſterben werde.“ Madame Weibland reichte dem Vergnügten die feuchte Hand.

Herr Admont, der auch Ludwig hieß, hatte ſich nie von einer ſüßeren Stimme nennen gehört. Er legte die männlich ſchöne Rechte in Franziſca's Hand, ſo daß ein paar ſeiner Finger ihren Puls berührten, fühlte ſtumm die Innigkeit ihres leiſen Drucks, wie das gemäßigte Hüpfen der Ader, und gab ſich einige Momente dem Zauber einer Täuſchung hin, die er ſelbſt zerſtören mußte. Dann ſagte er: „Mein Name iſt — Admont, verehrte Frau! Zürnen Sie mir nicht, daß ich habe den Abweſenden vertreten wollen. Iſt meine Gegenwart Ihnen läſtig, ſo bedarf es nur eines Winkes, und ich entferne mich ſogleich.“ —

„Guter Gott, Herr Admont, Sie? Sie wachen bei mir?“ fragte Franziſca gerührt, und ihr ſchüchternes Erſtaunen über ſolch einen Beweis von Theilnahme an ihrem Unglück oder an ihrer Perſönlichkeit trat unter dem Schutze der Nacht in dieſer Frage hervor, und zeigte, wie wenig ſie geübt ſei, einen Freund zu erkennen.

Sie fuhr mit leiſem Accent fort, als wolle ſie ihm ihr Gefühl deutlich machen: „Wie ſoll ich Ihnen dies je verdanken, mein Herr? Sie verpflichten mich zu Ihrer ewigen Schuldnerin. Aber warum mag nur mein Schwager nicht fort können? Und Pauline — ſie iſt doch nicht etwa kränker?"

Herr Admont wagte es, den ſchwierigen Bericht von jener unerfreulichen Botſchaft zu erſtatten. Er that es mit der äußerſten Vorſicht, und Franzisca war wohl noch zu ſchwach, um einer lebhaften Angſt, die ihr ſchädlich werden können, überhaupt fähig zu ſein. Auch daß er ſich dictatoriſch gegen Pauline benommen, verſchwieg er nicht, und Franzisca wußte es ihm Dank, daß er die aufreibende Sorge der Freundin einmal durch einen Machtſpruch zur Ruhe verwieſen.

Unter dieſem Geſpräche war Frau Loth erwacht. Sie reichte der Kranken Medicin, lockerte den ſeidnen Pfühl und lüpfte den Behang am Fenſter, um nach dem Stande des Mondes zu ſehen. Dann bat ſie Herrn Admont, ſich nun hinweg zu begeben, weil Madame Weihland ſonſt zu munter werden möchte. Sie würde nun wachſam auf dem Platze ſein, die Nacht wäre ſchier hin, und der Hüter könne ſich ſchlafen legen.

Von dieſer Zeit an beſſerte es ſich mit Madame Weihland. Wenn auch die Heilung des gebrochenen Fußes nur langſam von Statten ging und gehen konnte, ſollte ſie anders an das erwünſchte Ziel führen und der hinkende Bote nicht nachkommen, ſo half doch Franzisca's jugendliche Natur und die Geſundheit ihrer Säfte dem Verfahren des Wundarztes, und ihre innere Geneſung unterſtützte die äußere Cur. Die Gewalt des Fiebers war beſiegt, und damit zugleich jene reizbare Heftigkeit, jene erhöhte Stimmung der Nerven, die ſchon längſt an Franzisca auf einen zerſtörenden Keim in ihrer Organiſation, auf einen krankhaften Zuſtand des Gemüths gedeutet hatte. Sie ertrug in Geduld die Beſchwerde des Zwanges, dem ſie ſich unterwerfen mußte, hielt ohne Murren ihren Schmerzen ſtill, und fügte ſich gelaſſen in ein Verhängniß, das nun einmal nicht zu ändern war. Eine Ruhe war über ihr Weſen gekommen, die mehr als bloße Abſpannung, nicht von Schwäche, ſondern von dem Gefühle wieder gewonnener Stärke auszugehen ſchien, und jene wahre Reſignation, die von ſich ſelbſt nichts weiß, und am wenigſten als ſolche gelten will.

Von dem Juſtizcommiſſarius kamen hoffnungsvolle Nachrichten. Sein Befinden war leidlich den Umſtänden nach. Sein erſter Brief ward mit Entzücken geleſen. Er ſchrieb an die Platon, und bemerkte gegen den Schluß: Ihr Eremit von Formentera, deſſen gaſtliche Gütigkeit meine Freundin nicht hoch genug rühmen kann, dürfte doch am Ende ſingen oder ſagen: „Ziehet hin, ziehet hin in, Frieden! wenn es möglich wird, daß der Transport nach Kloſtergarten vor ſich gehe. Sie erwähnen, er ſei anrüchig als Miſanthrop; ich denke mir eine Edition von Meinau in ihm — was meinen Sie, liebwertheſte Pauline? — Aber ſo ſind die Weiber! Einem Manne, der zu ſeiner Abſonderung vermuthlich gute Gründe haben mag, mindeſtens unzweifelhaft das Recht ſeines freien Willens, der ſeine Blumen für ſein eigenes Vergnügen zieht, und nicht, daß ſie an ſchönen Buſen verduften — , einem ſolchen Manne den feſten Sinn zu brechen, brechen ſie im Nothfalle ſelbſt das Bein.

Aber Ehre den Frauen! Dies Wort iſt mein Ernſt. In der Epoche dieſer meiner Leiden habe ich den Werth eines guten Weibes daran ſchätzen gelernt, daß ich es vermißte. Mein Gelubde iſt gethan, und ich denke, der Stifter der Ehen hat mich nur um der gläubigen Inbrunſt willen, womit ich es vor die heilige Behörde gebracht, am Leben erhalten. Sollten die rothen Flecken ſich zu einem Guß der Schamröthe über meinen ſpäten Entſchluß verlauſen, ſo hoffe ich doch für eine gute Haut zu gelten.“

Pauline ſah, indem ſie dieſen Brief zuſammenfaltete, ungefähr ſo aus, als hätte ſie ſelbſt erſt die Blattern überſtanden, doch als wenn es gutartige geweſen wären. Geſicht, Hals und Hände waren wie mit Purpur geſchminkt, aber nirgends die kleinſte Narbe zu erblicken.

„Dem Himmel ſei Dank!“ ſagte Franziska, „daß es ſo weit mit ihm iſt!“

Die Geſellſchafterin, wie fein ihr Ohr auch ſonſt für die Unterſcheidung war, blieb diesmal in Zweifel, ob ihre Freundin mit dieſem Ausrufe den angedeuteten Vorſatz oder die beſchriebenen Fortſchritte der Beſſerung im Sinne gehabt. Allein Pauline ließ ſich deßhalb nicht irren, ihre Freude, daß der wackere Weihland einer großen Gefahr entgangen, unverhohlen gegen Franziska zu äußern.

„Ja, Fränzchen,“ antwortete ſie, und das Metall ihrer Stimme zitterte ein wenig, wie von tumultuariſchen Gefühlen bewegt, „wir wollen ſeiner Rettung innigſt froh ſein. Wäre uns der brüderliche Freund ſo hingeſtorben, da wir, fern von ihm, außer Stande geweſen, ihm etwas Liebes und Gutes zu erweiſen, und ſein Verdienſt um uns, ſeine treue Geſinnung nur einigermaßen durch thätige Theilnahme oder durch — Thränen zu vergelten; es hätte unſere Herzen tief, tief! betrübt, und wir würden einen Verluſt dieſer Art und auf dieſe Weiſe kaum jemals verſchmerzt haben. — O Franziska! laß uns daher ein neues Leben beginnen! In Zufriedenheit und ſtiller Genüge mit dem, was Gottes Güte uns giebt und was ſie uns verſagt. Du ſiehſt, die Vorſicht hat tauſend Mittel und Wege, eine richtige Würdigung der Erforderniſſe des menſchlichen Glücks zu lehren. Du wirſt vielleicht, arme Franzisca, Dich auf keinem Balle mehr tanzend zeigen, oder ſitzend kränken; aber Dein geheilter Fuß kann über den gemeinen Boden ſolcher Erfahrungen ſchweben und unbemerkt den Pfad der Freude gehen. Felice — —“

Madame Weihland legte einen Finger auf Paulinens Lippen und ſprach: „Still, ſtill, Du Liebe! Wir ſprechen nicht mehr von ihm, nimmer! — Die Dankbarkeit, ſchrieb einſt ein Taubſtummer, ſei das Gedächtniß des Herzens; dem ſeinigen fehlt dieſe Memorie. Er kann die Liebe nur vergeſſen, doch niemals bewahren. Ich tilge im Merkbuche der Erinnerung ſeine Schuld wie ſeinen Namen, und wünſche ihm nichts Böſes. Dieſes Verhältniß war ein Irrthum meiner Seele, eine Krankheit des Gemüths — ich geneſe nun. Der Landſchafts-Syndicus könnte mir jetzt reuemüthig ſeine Hand anbieten; ich ſchlüge ſie aus, gewiß, daß er der Mann nicht wäre, geeignet, mich auf die Dauer zu beglücken.“

„Höre ich auch recht?“ rief die Platon, und ihr ſanfter Blick funkelte bei der vernommenen Erklärung, „wäre es möglich, Franzisca! Du ſprächſt in vollem Ernſt?“

Die Wittwe lächelte dieſes Unglaubens. Sie ſagte: „Es iſt ein Vorwurf für mich, daß Du Dich ſchwer von meiner Sinnesänderung überzeugſt; aber Du darfſt in Wahrheit daran glauben. Meine thörichte Leidenſchaft hat Dir viel Kummer verurſucht, viel heimliche Sorge — o ich weiß es wohl; aber ich werde künftig beſſer einſehen, was zu meinem Frieden dient.“

„So hätte uns denn kein größerer Segen widerfahren können, als dieſes Unglück,“ erwiederte die Platon mit ſchwellendem Gefühl. Sie küßte die Geſegnete, und in dieſer innigen Umarmung fiel eine Freudenperle, zu koſtbar, als daß eine Königin ſie hätte bezahlen mögen — aus Paulinens Augen auf den Mund, der jene Worte geſprochen, und Franzisca trank den Reichthum der Freundſchaft, in Wonne aufgelöſt.

„Sieh!“ fuhr ſie fort im Ausbruche froher Offenherzigkeit, „nun biſt Du mir eine weſentlich Wiedergeborne! Es war, als ob ein böſer Zauber Dich befangen hielte; er iſt entkräftet, und das Urtheil Deines Verſtandes befreit. Wenn nur kein Rückfall zu befürchten! Jede Leidenſchaft iſt — ich möchte Dich um Alles in der Welt nicht beleidigen, Franzisca — in gewiſſen Graden einer geiſtigen Verſtörung verwandt, und man ſagt, der Wahn, welcher überwunden ſchien, bemächtige ſich an dem Orte, wo er zuerſt entſtand, leicht wieder der Seele. Die Macht der Gewohnheit, die Täuſchungen der Sinne ſtehen dann dem reinen Wirken der Vernunft entgegen.“

„Das Ideal von Liebenswürdigkeit,“ entgegnete Madame Weihland mit beruhigender Miene und jenem Moderato im Tonfall der Stimme, das am ſicherſten auf innere Uebereinſtimmung ſchließen läßt, „das ich in dem Manne ſah, von dem die Rede —, war eine fixe Idee, die der Phantaſus des Fiebers in ſeine wüſte Maſſe gemengt hat. Ich ſehe jetzt nur einen gewöhnlichen Menſchen in ihm, und erkenne ſeine Fehler, wie die meinigen in unſerer gegenſeitigen Beziehung.“

„Doch vergiß auch nicht, Fränzchen,“ antwortete die Platon, „daß ſolch ein kühler Abſpruch ſich leicht in der Ferne geben läßt. — Stände Felice Dir ſtatt meiner gegenüber, ſo dürfte es ſchwerer ſein, dieſe Anſicht zu behaupten;

denn er iſt im Beſitz verblendender Kunſt, und hält eine kleine Spiegelfechterei, namentlich gegen unſer Geſchlecht, allezeit für erlaubt"

Franziſca ſchüttelte leiſe den Kopf. Sie ſprach: „Er würde hier ſehr im Schatten ſtehen, und ich wäre geſchützt, daß mein Auge jemals wieder ſeinetwegen thränte. Welch ein vortrefflicher Mann iſt dieſer Admont! Doch ſcheint er nicht glücklich, und ich möchte ſeinen Kummer kennen. — Er kommt mir wie ein Großwürdenträger des Schickſals vor. Und wie edel — Pauline, das mußt Du ſelbſt ſagen — hat er das Drückende unſerer Situation in ſeinem Hauſe erleichtert! Man kann ſich nicht zarter benehmen, als er es gethan. Ich muß ihm ewig, ewig dankbar dafür ſein."

„Sieh!" ſagte die Platon, „ſo gleicht ſich alles aus. Dieſer Fremde überträgt die Schuld des undankbaren Freundes, und die Hoſpitalität, deren wir in unſerm großen Unglücke genoſſen, vergilt die Großmuth, womit Du die leidigen Unſtern's aufnahmſt, nicht, weil es eben nothwendig geweſen, nein! bloß weil ſie gegen das göttliche Gebot des Nächſten Haus begehrten, und Alles, was ſein war!" —

Madame Weihland ſeufzte und dachte heimlich: „Wenn Pauline erſt Alles wüßte!" Sie ſchob die feine Manſchette des Nachtjäckchens zurück, das eiſerne Armband fehlte.

„Wo iſt mein Armband hingekommen?" fragte Franziſca mit ſolch ſtrenger Stimme, als zöge ſie eine abgefeimte Spitzbubenbande zur Verantwortung um eines ungeheuren Raubes willen.

„Dein Armband? welches? Beſinne Dich doch, Fränzchen! Du trägſt ja keine!" antwortete Pauline, von dieſer Heftigkeit erſchrocken, und viel fehlte nicht, ſie hätte gefürchtet, ein jäher Paroxismus wäre über die Reconvaleſcentin gekommen. Frau Loth trat in das Zimmer, auch an ſie richtete Madame Weihland die verhörende Frage.

„Das ſchwarze Armband?“ erwiederte jene, wie wenn dies eine bewußte Sache wäre, „das hat der gnädige Herr verwahrt und hält es wie ein Heiligthum. Ich habe ihn ſchon oft überraſcht, wie er daſteht und es tiefſinnig betrachtet, als wäre ganz etwas Abſonderliches daran zu ſtudiren, und ſich nicht ſatt ſehen kann. Dann verſchließt er es ſorgfältig wieder. Es iſt aber auch ein allerliebſtes Ding! Das feine eiſerne Gitter ſieht wie ein niedliches Gefängniß aus, und auf der Platte ſitzt ein kleines Mannsbild und — ſpinnt! Ich hielt es für den Simſon, weil eine Keule am Rocken lehnt. — Als Madame wie eine Leiche dem gnädigen Herrn in den Armen lag, und den erſten Verband um den Ellbogen empfangen ſollte, nahm der Chirurgus zuvor die künſtliche Spange ſelbſt ab, denn der Knöchel ſchwoll vor unſern ſichtlichen Augen, und das Eiſen fing ſchon an zu preſſen.“ —

Franzisca nickte erröthend; dieſe Ausſage ſchwellte ihr das Herz. Ein flüchtiges Lächeln, voll Anmuth und Beifall ſtaunte die Frau Loth an, deren ſchlichte Einfalt ſo richtig zu deuten wußte.

Unbekannt mit dem Typus der griechiſchen Mythologie, hatte ſie das Sinnbild der Stärke dennoch ausgefunden, und es ihren Begriffen gemäß in die Hiſtorie des alten Teſtaments übertragen; eben ſo war ihr die Schwäche des Gutsherrn nicht entgangen, der, ihrer Achtung hochgeſtellt, ein Heros an chriſtlicher Seelengröße und himmelweit von der Neigung entfernt, das Putzſtück einer Dame gleich einer Reliquie zu verehren, dieſes Armband doch zu dem Spiel ſeiner einſamen Muße gemacht hatte. —

Madame Weihland ſagte kein Wort mehr über dieſen Gegenſtand, und auch Pauline ſchwieg aus einem feinen Gefühle der Discretion.

Die gute Frau Loth hatte nun zwar durch ihre Ausſage die Unterſuchung ſchleunigſt aufgehoben; aber nur um ein heimliches Feuer damit anzuzünden, und Inquirentin vor das Gericht der Gedanken zu ſtellen, welche ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen. Sie ſah ſich ſelbſt in tiefer Ohnmacht an der Bruſt des Herrn Admont liegen, gehalten von ſeinen Armen, unempfindlich für Alles, was um ſie geſchah. Ihr Armband in ſeinem Gewahrſam rührte ſie noch mehr, und der männliche Ernſt ſeines Weſens, der beinahe bis an die Linie der Melancholie ſtreifte, lieh dem verſtohlenen Intereſſe, womit er es hehlte und oftmals vor ſein Auge hielt, eine Bedeutſamkeit, die Franzisca wohl empfand, doch fern davon war, einen andern Grund dafür anzunehmen, als über den das Gefühl der weiblichen Eigenliebe ſie verſtändigte. Und dieſe Kleinigkeit, an der ſein Herz hing, und die er ſich vermuthlich zum Andenken behalten wollte, ſollte ſie ihm abfordern, ihm, der ſich ein Recht an ungemeſſenem Lohn und Dank erworben? Unmöglich! geſtehe es nur, Franzisca, hier war Dir der Verluſt ein größerer Gewinn. — Aber das Armband, überlegte Madame Weihland ängſtlich, wäre ja nicht das ihrige und nur ein Unterpfand; und über ein Pfand darf Niemand verfügen, ſo lange bis es nicht verfallen iſt. Franzisca meinte zwar, gegen eine mögliche Rechenſchaft durch die Verſicherung gedeckt zu ſein, es wäre der Inhaberin in der Verwirrung jenes Unglücks ohne Wiſſen und Willen abhanden gekommen; allein — eine ſcrupulöſe Unruhe blieb ihr doch deshalb zurück. Und während das bedächtige Gewiſſen die ewigen Urkunden nachſchlug, um zu entſcheiden, hatte der flüchtigſte Geheimſchreiber in der Canzlei der Gedanken über jene zweitauſend Thaler ſchon quittirt. —

Herr Admont konnte vielleicht jünger, als der verſtorbene Banquier Weihland, und älter als Felice ſein, den der frühere Wunſch der Wittwe zum Nachfolger des Wohlſeligen erkieſet hatte. Die Perſönlichkeit des Gutsherrn von Gimle nahm jedoch ein tieferes Intereſſe, als das der äußeren Berechnung in Anſpruch, und man achtete zu ſehr auf ihn, um ſeine Jahre zu ſchätzen. — Die Hoheit dieſes Wuchſes und jener Adel der Geſtalt, der auf keinem Vorurtheile beruht, ſondern einer edlen Natur entſtammt iſt, war es wohl nicht allein, das ihn eines gebietenden Eindrucks mächtig machte, deſſen er ſelten verfehlte. Wer die Menſchen entbehren kann, dem unterwerfen ſie ſich. Er hätte die Rolle eines Königs ſpielen können, in der Befugniß eines alten Sprüchleins: „Die Krone auf ſeinem Haupt, die hat ihm Gott der Herr erlaubt.“

Aber Herr Admont benügte ſich, ein Selbſtbeherrſcher zu ſein. Verſenkt in ſein inneres Leben, merkte er wenig auf das, was um ihn her getrieben ward, froh, in dem einfachen Gange ſeiner Beſchäftigungen durch nichts geſtört zu werden. Er war entſchieden jeder Unruhe feind, und mied das Geräuſch, als könne eine kranke Stelle in ſeinem Gemüth es nicht ertragen. Daß dies ſeine Untergebenen wußten, gab ihren Dienſtleiſtungen, wie den Beweiſen ihrer Anhänglichkeit eine ehrfurchtsvolle Scheu. Herr Admont war genau mit Worten, ſparſam mit Befehlen, karg mit Verweiſen; dennoch lag ein Etwas in dieſer Zurückhaltung, was ſeinem Willen eine vollſtreckende Gewalt über Andere gab, und man fühlte, er dürfte ſelten Widerſpruch oder Beleidigung erfahren haben. Sein Blick regierte.

Sein Geſicht war nicht eben ſchön, aber bedeutend, und dies wie ein echtes Kunſtwerk der großen Bildnerin, um ſo mehr, je länger man es anſah. Ein denkender Ernſt war der Charakter ſeiner Phyſiognomie; in dem Auge von dunklem Aetherblau flammte ein Strahl aus der Tiefe ſeines Geiſtes, jede Miene war voll Ausdruck, voll Seele, ein Zug von Güte um den wohlgeformten Mund ſprach zum Gefühl, und wem er ein Lächeln zeigte, der hielt ſich für beſchenkt. Seine Kleidung war äußerſt ſimpel, aber vornehm, er ſchien im Geheimniß jenes eingebornen Anſtandes, der ſelbſt in kleinen Nachläſſigkeiten ſichtbar wird.

Er hielt in der Aufſicht über Gimle und das Freigut die Prüfung neuer Theorien über den Landbau für eben ſo erforderlich, als die Nutzanwendung der Erfahrung, und übte praktiſch das erprobte Beſte. Doch welch ein weites Feld die Oekonomie und ihr Studium auch darbietet, Herr Admont ſchien nicht geneigt, ſich darauf zu beſchränken. Er liebte die Wiſſenſchaften, las viel, und ſchrieb ſelbſt ein abſtractes Werk, woran er mit großem Fleiße arbeitete, und gerade dann am anhaltendſten, wenn eine düſtere Stimmung ihn meiſtern wollte. Eine einzige Leidenſchaft regte ihn auf und ließ die tragiſche Ruhe, in der er der Welt entſagt zu haben ſchien, nicht in Apathie ausarten. Er war ein begeiſterter Gartenkünſtler, und die Blumen waren ſeine Poeſie. Niemand verſtand ſie ſchöner zu ziehen, als Herr Admont, die Natur vergalt dieſe reine Hingebung. Seine Freuden blühten in ihnen.

Als jener Tag des Unglücks, wo der Wagen mit den ſchäumenden Pferden an einem Gemäuer in Gimle zerſchellte, und der Ortsherr zufällig daher geritten kam, um Zeuge des Sturzes der beiden Damen zu ſein, ihn ſchon durch den Anblick dieſer tödtlichen Gefahr zum thätigſten Beiſtande aufforderte, ſah Herr Admont ſich plötzlich in eine Lage verſetzt, die er kaum für möglich gehalten.

Eine fremde junge Dame ward für todt auf ſein Bett getragen, um es in langer Zeit nicht wieder zu verlaſſen, denn die ſchleunigſte Hülfe war nöthig und kein Verzug zuläſſig. Die Gefährtin führte Herr Admont ſelbſt der Ohnmächtigen nach, ließ ſich von dem Blute beträufeln, das aus ihrer Stirne floß, und Pauline ſchwankte vergehend an ſeinem Arme. Sein ſtilles Haus gerieth nun in Allarm und weibliche Contribution. Franzisca's Mädchen ward aus Kloſtergarten nach Gimle berufen und die Frau Loth dazu, um die Verunglückten pflegen zu helfen. Der Wagen lag in Trümmern, und der Kutſcher war mit einem blauen Auge davon gekommen. Der Arzt, welcher aus dem nächſten Städtchen in dringender Eile herbeigeholt wurde, ſchüttelte den Kopf und geſtand, daß hier wohl wenig Hoffnung ſei. Die Kräfte dieſer Dame ſchienen ſo tief geſunken, daß ſie ſchwerlich die nöthigen Operationen aushalten dürften, und dieſer todtähnliche Zuſtand erſpare ihr zwar den bewußten Schmerz der Verbände, verſage aber zugleich die Unterſtützung der Lebensgeiſter, welche das ihrige dazu beitragen müßten, dem Körper wieder aufzuhelfen.

Während der Doctor dieſe Wechſelwirkung in lateiniſchen Phraſen demonſtrirte und das Licht mediciniſcher Gelahrtheit in dieſer dunklen Stunde leuchten ließ, legte der Chirurgus loci, ein Mann von wenig Worten, ſchon Hand an dieſen ſchönen gebrochenen Fuß. Schweiß troff von ſeinem glühenden Geſicht, er hielt den Athem an und behandelte den zarten Knöchel, deſſen Function für immer aufgehoben ſchien, mit ſtraffen Muskeln, doch möglichſt ſacht und ſanft. In ſchweigender Emſigkeit verfolgte er die Procedur, die ſeines Amtes war. Blaß, wie das Bild einer Märtyrerin, denn nur Pauline empfand Franzisca's Leiden — ſtand die Platon dem Chirurg zur Seite. Sie bebte — und blieb. Nichts brachte ſie dahin, ſich zu entfernen. Sie glaubte an die Wirkung ihrer treuen Nähe, wollte aushalten in Noth und Tod, und die geliebte Freundin entweder aufleben oder ſterben ſehen. Wir wiſſen, daß Madame Weihland hierauf von einem nervöſen Fieber ergriffen, nicht ſobald an die entſcheidende Kriſis kam. Herr Admont ſah mit Wehmuth auf die geknickte Lilie, welche ſein einſames Lager ſchmückte. Er bedauerte das frühe und gewaltſame Ende einer Frau ſolcher Geſtalt und Jugend. Der unbezwingliche Schmerz Paulinens, ihre ſelbſtverleugnende Theilnahme überzeugten ihn, die Sterbende müſſe dieſer Freundſchaft werth geweſen ſein. Mitleid und Achtung ließen ihn das Möglichſte aufbieten, daß die Kranke gerettet, und, während dieſer Erfolg in Gottes Hand lag, ihre Freundin beruhigt würde. Und wie ein guter Menſch, wenn er nicht helfen kann, doch die Angſt des Bedrängten theilt und dadurch mindert, ſo war Herr Admont oft im Krankenzimmer zugegen, und Pauline fand einen Troſt in ſeiner Gegenwart. Er ſaß am Bett Franzisca's, und der Platon war es dann, als würde ſeine ruhige Geſtalt den Tod abwehren. Franzisca phantaſirte. Sie klagte ihm, den ſie nicht kannte, den Verrath der Liebe, ſprach bittere Kränkung aus und den Wunſch, eines Daſeins quitt zu werden, das ſie, lebensmüde, wie eine Laſt trüge. Sie flüſterte mit rührend leiſer vertraulicher Stimme dem fremden Zuhörer die Schuld der Falſchheit zu, welche ihr das Herz gebrochen; doch ſeltſam! wie in ſpottender Vorſicht — ohne je den Namen des Mannes zu nennen, der ſo übel an ihr gethan.

Das weibliche Zartgefühl Paulinens litt viel dabei. Sie hätte gern jedes Wort dieſer redefertigen Lippen aufhalten und Franzisca vor ſich ſelbſt ſchützen mögen; aber ſie konnte nichts hindern, und mußte Alles leiden.

Herr Admont ſaß bei dieſen unwillkürlichen Bekenntniſſen einer ſchönen Seele, ernſt wie ein Beichtiger, der über die Sünde der Menſchen trauert, und ſeine Miene zürnte. Der Irrſinn des Fiebers hat ſelbſt für die rohe Pſychologie gewöhnlicher Menſchen einen mit Grauen gemiſchten Reiz, weil er den Schleier der Wahrheit hebt; — hier regte er einen leiſen Schauer der Sympathie an, und Franzisca redete wie im magnetiſchen Schlafe. Wenn es dem Manne — nach dem Urtheile dieſes Geſchlechts — ſchon Gefahr bringt, daß ein liebenswürdiges Weib ſich ahnungslos vor ſeinen beobachtenden Blicken entſchleiere, ſo dürfte ſie, ein höheres Verlangen zu entzünden, nicht geringer ſein, wenn die Schönheit des Gemüths, und ein Herz, der Liebe ſo fähig als verluſtig, ſich im wüſten Alleinſein vor ihm enthüllt. —

Endlich beſſerte es ſich mit Madame Weihland, der Paroxismus hörte auf; doch Herr Admont fing ganz leiſe an, ein ſchleichendes Fieber zu ſpüren. Wenn er innig leidſam die matte Geſtalt der ſchönen Frau betrachtete, die nun dem Grabe entriſſen wäre, nicht ohne Beihülfe der Kraft ſeines Wunſches und Willens, dann ward ihm weh und enge um das Herz. Es dünkte ihm, er hätte damit die Pflicht übernommen, ihr das Leben lieb zu machen. Franzisca war ihm äußerlich nun wieder fremd geworden; aber er hatte einmal in ihrer tiefſten Seele geleſen, um dieſer

Geheimſchrift der Erfahrung eingedenk zu bleiben. Ein Bund der Vertrautheit, wunderbar und faſt ähnlich einem magnetiſchen Rapport, war durch jenen wüſten Schlaf zwiſchen ihnen geſtiftet.

Der Tag erſchien, an welchem Madame Weihland, nach der Erlaubniß ihrer Aerzte, die erſten ſchwachen Schritte in den Garten verſuchen ſollte. Es war ein Lebensfeſt für das ganze Haus. Herr Admont hatte eine Blumenpforte vor dem Eingange des Krankenzimmers anbringen laſſen, geſchmackvoll geordnet, mit niederhangenden Dolden, und er und Pauline wollten die Geneſene leiten. Aber Franzisca ſchritt nicht ſtolz, nicht triumphirend durch den ſchönen Bogen. Daß ſo viele köſtliche Blumen dazu abgeſchnitten worden wären, dieſe Güte ſchnitt ihr in das Herz.

Das Gefühl der Rettung hat etwas Beugendes; es läßt empfinden, wie groß Gott ſei. So wankte Franzisca mehr aus Rührung, als aus Schwäche, und die Hand, welche ſich auf Herrn Admonts Arm ſtützte, zitterte ſehr. Sie hatte den Garten noch nicht geſehen. So werden, die im Schmerz der Erde aufhörten zu ſein, unter den Palmen Edens erwachen. Roſenlauben blühten noch paradieſiſch, wie im ewigen Frühling, der Himmel breitete ſich in glänzender Unermeßlichkeit aus, und lichte Wolken ſchienen die glühende Seele in ihre Heimath emporheben zu wollen.

Franzisca empfand die Freude einer Seligen. Die Platon merkte ihr das Bedürfniß an, einen Augenblick einſam zu ſein. Man ließ ſie gewähren. Franzisca ſank zwiſchen den hohen Malven auf ihre Knie. Sie trank den Athem der Blumen, die Stärkung der Natur, die Süßigkeit des Lebens aus dem Kryſtall der Luft mit Inbrunſt, mit Entzücken, und dem Schöpfer iſt dieſes Gefühl gewiß das ſchönſte

Gebet. Sie konnte die Allmacht Gottes nicht denken; ſie fühlte ihn nur unausſprechlich in unſterblicher Liebe.

Pauline weinte ſanft von ferne. Sie wußte am beſten, wie vielem Leid der Höchſte abgeholfen. Gimle würde ſie nie vergeſſen, gelobte ihre Dankbarkeit. Franzisca baute — wie behende räumten ihre Gedanken den Schutt zertrümmerter Hoffnungen hinweg — dem Ortsherrn eine Capelle in dem heiligen Dunkel der Seele, und zündete ein ewiges Licht darin an, jenes Licht, das immer wieder aufgehen muß dem frommen Herzen.

Herr Admont lehnte in der Nähe des Springbrunnens am Stamme eines breitäſtigen Apfelbaums, der die edelſte Calville trug, und ſchaute in die Weite ſeiner Felder, welchen überſehenden Blick ihm dieſer Standpunct gönnte. Der Aquäduct der kleinen Fontaine war in antikem Zuſtande und wartete erſt ſeiner Reparatur; nur ein ſchwacher Strahl plätſcherte eintönig. Der Wind ſchlich leiſe durch das wogende Getreide und bewegte die Zweige voller Früchte in Hoffnung und werdendem Genuß; es war, als ob der Baum der Erkenntniß über ihm rauſche. — Mit einem Tiefſinn, der nicht an der goldnen Oberfläche haftete, glitt ſein Auge über das wallende Meer der Ernte, eine Fülle des Segens! Aber Gedanken anderer Art ſtrömten auf ihn ein. Er gedachte des armen, elenden Schiffbruchs, den ſein Lebensglück erlitten. — Sollte er es noch einmal auf ein ungewiſſes Element wagen? — „Ancora!“ flüſterte er, die Lüfte verwehten das Wörtlein; aber ſein Herz ſchwellte davon.

Morgen wollte Madame Weihland und ihre Geſellſchafterin nun Gimle verlaſſen, begleitet von dem Doctor, dem Wundarzt und Herrn Admont. Unter ſolchem Comitat und bei dem vorgeſchrittenen Befinden der Reconvaleſcentin, war die kleine Reiſe ſchon zu wagen. Der Juſtizcommiſſarius hatte ſich in ſeinem letzten Briefe gewundert, daß die Rückkehr ſeiner Schwägerin nach Kloſtergarten ſich ſo lange verzögere; aber ſeit Franzisca zu dieſer Möglichkeit gelangt war, hatte jeder Tag ein neues Hinderniß in den Weg gelegt, die Aerzte waren bedenklich im Zulaſſen, und Herr Admont ein Gaſtfreund, wie es wenige giebt. — Morgen alſo!

Am Abend vorher kam der Doctor und Wundarzt noch einmal, um Madame Weihland völlig loszuſprechen von der Cur; das morgende ſollte nur ein Schutz- und Ehrengeleit ſein. Der erſtere dachte der reichen Wittwe eine gehörige Liquidation, Franzisca aber dem Chirurg einem beſcheidenen Forderer, der die überaus billige Rechnung ſchon eingereicht hatte, außer dem doppelten Betrage ein ſchönes Reitpferd zu, was ſein ſehnlichſter Wunſch war. Der Mann, der ihren gebrochenen Fuß ſo meiſterhaft geheilt, ſollte ſeiner eigenen Füße ſchonen und ſchnell zur Hülfe Anderer ſein können.

Der Doctor, der ein Pfifficus war, ſcherzte mit Herrn Admont, daß nun das fremde Regiment ein Ende hätte und Ruhe wieder einkehren würde im Hauſe. Er ſah liſtig und ein wenig ſchadenfroh aus bei dieſer Bemerkung.

Herr Admont unterdrückte einen Seufzer. Er verſicherte dem Doctor arglos, es würde ihm recht unheimlich vorkommen. „Man wird ſo leicht abhängig von der Gewohnheit," ſetzte er mit einem Seufzer hinzu. „Mein Bereich iſt dann eine unumſchränkte Oede, und dieſer tödtende Friede, dieſe einſame Ordnung hat etwas ſchauerlich Banges. Daß ich allein bin, unterwirft mich jeder kleinlichen Gewalt; ich fürchte mich vor meinem eigenen Willen und binde mich ſelbſt. Das Wetter übt Einfluß auf meine Stimmung, ich lebe nach der Uhr und zähle die Stunden. — Niemand iſt glücklich, der dies thut.“

Hierauf antwortete der Doctor mit einem lächelnden Seitenblicke nach Madame Weibland: „Divide et impera! ſagen wir Lateiner!“ Und Herr Admont meinte, er hätte einen kategoriſchen Imperativ damit ausgeſprochen.

Der Herbſt war ſchon weit vorgerückt. Sauſend half der Wind die letzten ſchrumpfen Pflaumen ſchütteln und bröckelte kalt an den verlaſſenen Wohnungen der Schwalben. Frau von Gardemer ſaß allein. Die Scheiben des Fenſters waren fein angelaufen. Draußen zeigte der alte blaſſe abnehmende Mond die optiſchen Künſte ſeiner Laterna Magica, und warf auch ein wenig Schattenſpiel in das dunkelnde Zimmer. Lucie aber wendete den düſtern Blick nach der Wand, woran der Schein des Feuers im Ofen in ſeltſamen Bildungen flackerte. Sie hörte auf das Singen der Flamme, träumeriſch hingegeben dem Gefühle der Wärme und dem Knalleffect der praſſelnden Scheite. Doch ein jäher Froſt lief über ihre Nerven, als ſie den Schritt des Capitains auf der Treppe zu ſo ungewöhnlicher Zeit vernahm. Es klopfte, und Troja trat raſch ein.

Lucie konnte ihre Verwirrung kaum bergen. „Vergeben Sie mir dieſen Beſuch,“ ſagte der Capitain mit beklommener Stimme, indem er ihre Hand küßte und eine Weile hielt, bis Frau von Gardemer ſie ihm ſacht entzog, „zu dieſer Stunde. Ich wußte Sie jedoch zu Hauſe und — ‚allein,‘ und konnte der Sehnſucht nicht länger widerſtehen, Sie einmal, einmal wieder! ohne Zeugen zu ſprechen.“

„So haben Sie mir gewiß ein Geheimniß zu vertrauen?“

fragte Lucie wie im Scherz; aber der befangene Ton, die Miene voll ängſtlicher Erwartung, ſpotteten des Bemühens, jene Anrede in leichtem Sinne zu erwiedern, und das arme Herz pochte gewaltig ernſthaft bei der Frage.

„Vielleicht!“ antwortete der Capitain, und entledigte ſich, während Frau von Gardemer klingelte und Lichter zu bringen befahl, des Tſchakko's und der Waffe. Sie ſetzten ſich zuſammen auf das Sopha, nur durch ein paar Springfedern getrennt; — aber Frau von Gardemer fühlte ſich ihm nichts deſto weniger weit entrückt, und der Capitain empfand dieſe Zurückhaltung. Er ſaß wie auf Kohlen, brennend vor Ungeduld in der Gluth des Verlangens, ſich ausſprechen zu dürfen. Sie ſchwiegen beide eine peinliche Minute. Endlich unterbrach Lucie die Stille durch einige Worte, welche ein gleichgültiges Geſpräch einleiten ſollten. Der Capitain zögerte darauf zu antworten; dann ſagte er wie zu ſich ſelbſt: „Dahin wäre es alſo mit uns gekommen, daß wir nichts mehr mit einander zu reden wüßten, als ſolche Gemeinplätze? — Verzeihen Sie, gnädige Frau! Ach ich vergaß, daß die Zeiten ſich ändern, wie die Menſchen. Es iſt nicht Lucie mehr, die ich höre, jene Lucie, die einſt, geſcheucht von dem kommenden Schritte des Vaters, mit einem Blicke, in einer Silbe, mir wie im Fluge zugeworfen, tauſend ſüße, liebe Worte ſagte. Ich verſtand den Wink der Blume auf ihrem Hute und las entzückt die Zeichen, welche die Spitze ihrer Stricknadel in die Luft ſchrieb. Dieſe Sprache — ich habe ſie verlernen müſſen. Bei unſerm Wiederſehen täuſchte ich mich noch. Ein Ton jenes unvergeßlichen Einklanges war noch in der traurigen Stimmung, worin ich Sie zuerſt fand. In welche Bewegung gerieth meine Seele! Ich wußte nun erſt, was mir immer gefehlt, was ich ſtets vermißt hätte. Die Zeit, welche ich ohne Lucie gelebt, kam mir leer und bedeutungslos vor. Ihr Anblick zauberte mich in ein Vormals, das meine Wünſche ſtillte, und jener Augenblick ließ mich ahnen, auf welche Weiſe allein mein Gefühl zu befriedigen, mein Daſein zu vollenden wäre. — Doch ehrte ich Ihren Schmerz, mir genügte der leiſe Ausdruck von Freude, der mir ſagte, Sie wären Lucie Clarburg, meine Freundin noch, wie viel ſich auch mit dem Tauſche Ihres Namens für uns geändert hätte. Ich wollte die Saiten meiner Hoffnung nicht zu hoch ſpannen und all' mein Glück der Zukunft überlaſſen — ſie hat mich grauſam betrogen. Sagen Sie, was habe ich denn verbrochen, daß Sie mir ſo fürchterlich fremd geworden? Womit habe ich dieſe ſtrafende Kälte verdient? — Sie vermeiden mich geſchickt — o Lucie! Der Sie ſucht, dem kann dies nicht entgangen ſein. Ich nehme mir jedesmal vor, ſeltner zu kommen; doch kaum iſt ein Tag vorbei, ſo möchte ich mich überreden, meine Sinne könnten irren, nur mein Herz nicht. Und dieſes Herz glaubt an Sie, Lucie! obgleich Sie es allzu ſchmerzlich prüfen. Sie ſind es, Ihr ganzes holdes Selbſt, und doch auch nicht, als hätte ein anderes Weſen Beſitz genommen von dieſer Geſtalt, von dieſen Zügen. Ich kenne Sie nicht mehr, und dieſe Angſt verfolgt mich wie ein böſer Traum. Würdigen Sie mich eines Vorwurfs, und thäte er mir das härteſte Unrecht an, ich will ihn tragen. Ihr Zorn würde Wohlthat für mich ſein, denn ich fühle die Kraft in mir, ihn zu verſöhnen. Nur dieſe ſchnöde Ruhe, dieſe freundliche Indifferenz kann ich nicht aushalten, und ſo will und muß ich wiſſen — gnädige Frau, Sie werden mir dieſe letzte Bitte nicht verſagen — woran ich bin.“ Der Capitain ſprach dieſe Worte mit einer Entſchloſſenheit, welche das Aeußerſte anzudeuten ſchien.

Frau von Gardemer konnte dieſer herzandringenden Rede nicht ausweichen; ihre Faſſung war dahin. Sie hätte nicht ſtärker überwältigt werden können, wenn Troja ihr geſagt, er wolle ſich jetzt gleich das Leben nehmen. Seine Worte: „Letzte Bitte!“ waren ihrem Ohr der Ton eines Sterbeglöckchens geweſen; doch unter dieſem Kampfe der Seele regte ſich ein entzückendes Gefühl in ihrer Bruſt. Sie wußte ſich geliebt; allein ſie zitterte, ihn zu verlieren oder ſchon verloren zu haben. Mit bezwungener Stimme und dem letzten Reſte von Beſonnenheit antwortete Lucie: „In der That, lieber Troja, ich verſtehe Sie nicht. Sie ſehen, ich bin wie aus den Wolken gefallen. Doch hoffe ich, wir wollen immer recht gute Freunde bleiben.“ Sie reichte ihm die ſchöne Hand, und das Weinen war ihr nahe.

Aber der Capitain nahm dieſe Hund, die doch ſein einziges Streben war, nicht an. „O Lucie!“ ſagte er tief gekränkt, „Sie ſpotten mein. Sagen Sie es nur frei heraus, daß ich Ihnen nichts mehr bin, als ein alter läſtiger Bekannter, daß ſie mich gern los ſein wollen; ich gehe ja ſchon.“

Dieſe Heftigkeit, die preſſante Art, ſie zu äußern, erinnerte Lucie lebhaft an den Trotz des Jünglings und an ſo manche ähnliche Scene in Kloſtergarten. „Gott!“ ſagte ſie, klagender Weiſe, aber mit dem Klange der alten Liebe, „Sie ſind doch ganz derſelbe Rudolph von ſonſt, kurz angebunden.“

„Sagen Sie lieber: Feſt angebunden,“ antwortete Troja, und ergriff und drückte ihre Hand an ſein Herz; dies tobte in ſtarken Schlägen gegen die zarte ſchwache

Linke. „Wollte der Himmel,“ fuhr er fort, „ich könnte Ihnen dieſen Vorwurf zurückgeben! Aber die ſanfte Lucie iſt allzu bedächtig geworden.“

„Die Erfahrung reift,“ entgegnete Frau von Gardemer ſchmerzlich, „es ſtände übel um uns Frauen, wenn wir nicht reſigniren könnten.“

„O nennen ſie dieſes Wort nicht!“ rief der Capitain, „es iſt mir in den Tod fatal. Reſignation iſt eine Tochter der Verzweiflung; die Hoffnung dagegen ein Kind der Liebe und des Muthes. Lucie! Laſſen Sie mich hoffen, daß ich glücklich ſein werde!“

„Ich? —“ fragte Frau von Gardemer mit tiefem Accent, „Claudine —“

„Von Claudine hängt mein Glück nicht ab,“ unterbrach ſie Troja mit bündigem Tone, „aber ich fürchte, ſie könnte es ſtören, wenn ſie es nicht ſchon gethan. Das Fräulein iſt weder meine Wahl noch meine Liebe, und wird es niemals ſein. Ein ſterbender Freund, dem dieſe Claudine theuer war, hat die Beziehung zwiſchen mir und ihr geknüpft, welche Sie irrig beurtheilen. Wie aber konnte Lucie dies? Sie allein von allen Menſchen auf der Welt hätten mich beſſer kennen ſollen. Ein Bild, ein Gedanke füllt meine ganze Seele. Ich habe ihr Zartgefühl, Ihre Lage geehrt, und ein halbes Jahr gewartet, ehe ich dieſen meinen einzigen Wunſch ausſprach; nun iſt es an der Zeit, wenn ich nicht ſchon zu lange geſchwiegen, weil Ihr abweiſendes Betragen es mir an jeder Ermunterung fehlen ließ; denn ſelbſt auf die Gefahr hin, daß meine Freundin mich für eitel halten könnte, muß ich die Beſorgniß äußern, der Gegenſtand einer unſeligen Neigung geworden zu ſein. — Ich will mich nicht verſündigen, auch nicht an mir ſelbſt; und ſo frage ich, wenn noch ein wenig Liebe für mich dies ſchöne Herz bewegt, Lucie! Wollen Sie mein ſein? mein Weib? mein Alles? —“

Ach! dies arme Herz war nur wenig bewegt; die volle Gewalt der Liebe ſtürmte in ſeinen lauten Schlägen. Frau von Gardemer erblaßte in einem Wonneſchauer; der ſüßeſte Moment ihres Lebens war gekommen, der die Träume der verſchwundenen Jugend erfüllte. Das blaue Auge ſchwellte in zärtlichen Tropfen und funkelte den Freier an; mit jenem Wanken in der Stimme, was ſchon halbe Hingebung iſt, und mit den unnachahmlichen Tönen der blöden Liebe antwortete Lucie: „So hätten Sie mich wirklich noch ſo lieb, daß dieſe Täuſchung möglich wäre? — O Rudolph! das iſt viel — es iſt Alles — und ich habe keine Worte, Ihnen meine Gefühle auszudrücken.“

Sie wendete das Geſicht, jetzt lieblich erröthet und ganz mit Thränen begoſſen, ab. Der Capitain hatte Mühe, die holde Geſtalt nicht an ſich zu reißen. Lucie legte inniglich ihre Hand in ſeine, drückte ſie und ſprach: „Laſſen Sie uns ruhig wie Freunde mit einander reden, von denen Einer des Andern Glück will; das meinige liegt in dieſem Augenblicke — ich habe nun gelebt. Meine Zeit iſt vorüber, Sie, lieber Rudolph, ſtehen in ſchönſter männlicher Blüthe. Ich bin ſogar ein Jahr älter als Sie — damals ſchadete, o wie kindlich unbekümmert gleicht die Jugend aus! dies unſerm unſchuldigen Bündniſſe nichts; jetzt würde eine ernſte Verbindung zwiſchen uns ein Mißverhältniß ſein, deſſen Folgen wir Beide, wenn auch in verſchiedener Art, ſchmerzhaft empfinden dürften. Ich muß es beſſer einſehen, ich, die Aeltere. Die Phantaſie der Freundſchaft, der Eigenſinn Ihrer Anhänglichkeit, wenn ich ſo ſagen möchte, ſpielte Ihnen einen böſen Streich. Sie hielten ein Gedankenbild umfangen, und hätten eine alte Frau.“ —

Eine Ahnung, wie brennend ſolchergeſtalt die Hochzeitfackel für ihr Selbſtgefühl werden könnte, und glühende Scham, daß ihre innerſte Ueberzeugung dieſem Prognoſtikon widerſpräche, hauchten die feinſte Feuerfarbe auf Luciens zarte Wangen, und die ſeidene Wimper bedeckte mit reizendem Vorhang den Blick, welchen Frau von Gardemer in die Zukunft warf. Dieſer Incarnat, der deſſen, was ſie geſagt, zu ſpotten ſchien, das blöde Sinken ihrer Augenlieder, ließ der Seherin ſo wohl, daß Troja bei ſich ſelbſt meinte, Lucie wäre nie ſo ſchön geweſen, als eben jetzt. Er ſprach: „Iſt es möglich, daß auch Lucie ſich nicht über ihr Geſchlecht erheben kann, um die Liebe höher zu würdigen, als nach gewöhnlichen Begriffen? Das hätte ich nicht gedacht. Iſt ſie nicht ein göttliches Gefühl, an das die Zeit kein Recht hat? Mag die ſinnliche Menge in der Liebe nur eine vergängliche Blüthe ſehen, welche die Luft verweht, ſobald der Frühling zu Ende —, wir, meine Freundin, wollen ihre himmliſche Erſcheinung im wahrſten Sinne für ewig halten. Und iſt ſie es nicht? Guter Gott! Jean Paul hat Recht, wenn es keine ewige Liebe gäbe, ſo gäbe es ja gar keine.“

Lucie lächelte ihm zu; was er geſagt, war ihre ſeligſte Gewißheit. Auch ſie beherzigte den Dichter, und der Widerſpruch des Freundes entzückte ſie heimlich. Dennoch entgegnete Frau von Gardemer: „Mein guter Rudolph —“ und dieſe Anrede, welche etwas matronenhaft lautete, ſollte vielleicht die Gleichartigkeit ihrer Anſicht verbergen, und in mütterlich überhebendem Tone den Standpunkt andeuten, von wo aus das folgende Urtheil abgegeben würde; „die

Liebe beſteht, nach des Schöpfers Abſicht, aus Leib und Seele, und was Gott zuſammenfügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden. Sie thun es mein Freund. Der Liebe Geiſt iſt es, von dem der Dichter ſagt, von dem Sie reden. Troja; ihr körperliches Theil aber iſt jene Blüthe, die dem Lenz gehört und mit ihm verſchwindet, deren flüchtigem Reiz Sie keinen Einfluß auf das Glück der Ehe zugeſtehen, und welche doch gemeinhin für das Weſen derſelben genommen wird. Shakeſpeare — und den werden Sie als Autorität doch gelten laſſen — warnt irgendwo: Wähle doch das Weib ſich einen Aeltern ſtets! ſo fügt ſie ſich ihm an, ſo herrſcht ſie dauernd in des Gatten Bruſt.“ Lucie athmete tief; in dem Erkenntniß, das ſie mit feſtem Munde abgegeben, war der Proceß der Liebe ihr entſchieden und — verloren.

„Nun,“ erwiederte der Capitain, „ſo bin ich mit meinem Gefühle allein. Ich haſſe die Berechnungen des Alters, dieſe Zahlen der Zeit, welche ſchlimmer tödten, als der Buchſtabe des Geſetzes. Nur darum, weil nach dieſem trügeriſchen Maßſtabe die Liebenswürdigkeit und ihr armes kurzes Hoffen auf Erden gemeſſen wird, daher kommt es, ſage ich, daß ſelbſt die klügſten Mädchen und Weiber ſich für jünger ausgeben. Jedes verſchwiegene Jahr gönnt ihnen einen Anſpruch mehr. Sie zittern, man wiſſe, wie lange ſie lebten, damit ſie noch glücklich leben können. — Die armen Bethörten! Wahre Liebe fragt danach nicht. Da ſitzen die Damen in der Runde, ein Höllenkreis! den Dante vergeſſen hat — und dieſe Verdammten, vom Himmel Ausgeſchloſſenen, richten und rechten über die Jahre ihres Geſchlechts, außerhalb dieſes Cirkels. Satan beſoldet mit teufliſcher Freude dies Finanzcollegium, dem nur Verfall wuchert, und welches, wie es in der Canzlei des Vaters der Lügen gebräuchlich iſt, mit falſcher Kreide ſchreibt. — Ich gerieth in eine fieberhafte Wuth, als ich einſt Zeuge davon war, daß eine Dame, der das Präſidium dieſer infernaliſchen Sitzung gebührt, einem jungen Officier, der ſich für ein ſchönes, aber verblühtes Kind lebhaft intereſſirte, nicht nur das Alter dieſes Mädchens, und zwar mit beträchtlichem Zuſatz nannte, ſondern bald eine Lebensliſte der ganzen weiblichen Welt in aufſteigender Linie, nebſt einem Anhange von Conduiten-Zetteln, gab. Mein Camerad konnte ſich kaum enthalten, die Hände über dem Kopfe zuſammen zu ſchlagen. Er glaubte ſich in einen Ort verſetzt, wo eben ſo wenig Jugend als Tugend zu finden wäre. Triumph der Hölle ſprühte aus den grünen Augen, daß jenes verbrauchte Kunſtſtück wieder einmal geglückt wäre. Mich empörte dieſe Bosheit; die Frau kam mir über allen Ausdruck widrig und wie eine häßliche alte Hexe vor. Ich trat auf ſie zu und ſagte der Dame etwas ſehr Bitteres. Sie ſchwieg verblüfft.

Frau von Gardemer ſchwieg auch; aber befriedigt. Sie ſagte dem Freunde, der ein ſo tapferer als ſeltener Anwalt eines hauptſächlichen Intereſſes der Weiblichkeit war, ſtillen Dank im Namen ihres Geſchlechts. Doch der Capitain, im Eifer, Lucie zu überzeugen, und nicht merkend, wie weit ab von dem Zwecke ſeiner Rede ihn dies dringende Beſtreben führe, kam ihrer vorläufigen Antwort zuvor, und ſprach weiter: „Eben ſo und aus dem nämlichen Grunde ſind mir die Entſagungs-Romane ein Greuel, und ich leſe jede Recenſion mit Vergnügen, welche wie ein ſcharfes Edict gegen dieſe literariſchen Klöſter lautet. Die Frau von vierzig Jahren — die letzte Liebe — und wie ſie heißen mögen, die tauſend, ähnlichen Inhalts, was wollen ſie anders ſagen, als, es müſſe ſich alles ſein zuſammenſchicken? — Jede Liebe, über dieſe ſinnliche Ordnung hinaus, iſt ihnen ein erſtaunliches Wagniß, ein mathematiſches Problem. Der Liebe heiliges Verſtändniß iſt keine Sache für den Verſtand, und das Geheimniß der Zuneigung beruht auf jener ewigen Sympathie, welche die Seelen wie die Sphären verſchwiſtert. — O Lucie!“ fuhr er begeiſtert fort, „dieſer Glaube hält ſich an die Offenbarung in meinem Gemüth, und meine Liebe iſt Hoffnung. Lucie wird die ſentimentale Prüderie dergleichen gedruckter Regeln für die Glückſeligkeit der Ehe, oder ſolch ein verächtliches Gericht, wie ich geſchildert, doch nicht ſcheuen, wenn es darauf ankommt, der höchſten Forderung ihres Freundes zu genügen, und ihm mit Ihrer Hand das liebſte Glück zu gewähren?“

„Nein!“ antwortete Frau von Gardemer, „ich fürchte Gott, thue Recht, und ſcheue Niemand — Niemand, Rudolph, als — mich ſelbſt. Laſſen ſie mich nun auch aufrichtig reden, Lieber! Es iſt das Bild der Jugend, die Erinnerung jener frohen Tage und Ihrer damaligen Gefühle, das Sie mit meinen Augen täuſcht, die arme Lucie aber iſt verblichen. Der Glanz, der Sie für dieſe matte Geſtalt verblendet, der Ihnen den Gegenſtand ihres Wunſches, dem ich mich weigern muß, verklärt, iſt nur der Widerſchein jener Roſenzeit. Ach! ich würde troſtlos elend ſein, wenn eine Stunde käme, in der dieſe Beleuchtung verſchwände, und ſie würde kommen, Troja! denn jede Täuſchung, auch die edelſte, wird endlich als ſolche erkannt. — Die Sonne ſtrahlt länger auf den Gipfeln der Berge: aber einmal geht ſie doch unter. Einſt wäre ich des Vertrauens fähig geweſen, ich könnte Sie beglücken; jetzt bin ich es nicht mehr. Mein Mann hat mich bedenklich gemacht; ihm war keine Jugend jung genug. Er hat mir geſagt, wie bitter ſein Geſchlecht welker Kränze ſpottet, und mir die Thorheit manches Irrthums unſererſeits in ein grelles Licht geſtellt. Ich bin dadurch ſehr ſchüchtern geworden, und denke mich völlig abgefunden mit der Welt, den Reſt meines Lebens in eingezogener Stille hinzubringen.«

»Den Reſt Ihres Lebens!« wiederholte der Capitain, hörbar indignirt. »Lucie! welch einen Reichthum wollen Sie vergraben! und wer iſt Schuld daran?« fuhr er in der Scala der Leidenſchaft fort. »Werfen ſie dies Vorurtheil zu den Todten, deren Nachlaß es iſt. Jener heidniſche Holzſtoß, worauf die Thränen der Wittwen trocknen, iſt kaum ſchlimmer, als dieſer Vorſatz. Und wenn Sie, Liebſte, ich kann mir nicht helfen, von dem Major, als von Ihrem Manne reden, und wie Ihr unbefangener Sinn ſich den beſchränkten Meinungen gefügt hat, deren Grund in der Enge ſeiner Selbſtſucht zu ſuchen war, dann — ein berühmtes Buch drückt hier vollkommen mein Gefühl aus — iſt mir wie einem, der aller ſeiner Ehren entſetzt und dem der Degen genommen wird.«

Frau von Gardemer ſah den Capitain mit einem flehenden Blicke an. »Er war doch einmal mein Mann,« ſagte ſie leiſe.

»Er war!« erwiederte Troja, »und ich wünſche es zu werden, und der Lebende hat Recht. Und ich ſollte umſonſt gelitten haben, daß ich Dich leidend wußte? o meine Lucie! Was hindert unſer Glück? Ein eitler Wahn! — Wenn die Liebe nur dem Lenze des Lebens einbedungen wäre, ſo würde die Natur, welche eine gar gute Haushälterin iſt, ſich die beſten Jahre des Menſchen haben erſparen können. Nein, nein! dies ſoll mich nicht überreden, und dieſer ſüße Mund am wenigſten. Der Schöpfer kann nicht grauſam ſein gegen ſein ſchönſtes Werk, und man müßte ihn deſſen anklagen, wenn das Daſein der Frauen, eine Hand voll Blüthentage ausgenommen, in jene lange trübe Leere, die der Jugend folgt, verſtoßen wäre. O Lucie! rette Dich an mein Herz! Ich will Dich ewig lieben. Laß die Zeit in Scherben brechen, was ihr gehört; der Spiegel Deiner Anmuth iſt mein treues Auge, und wann dieſes bricht, bleibt Dein Bild meiner unſterblichen Seele doch, und die Liebe begleitet mich in Deiner Geſtalt in eine ſchönere Welt.“

Der Capitain hatte während dieſer Rede Frau von Gardemer mit ſanftem Arm an ſich gezogen. Sie neigte das Haupt an ſeine Bruſt, und er berührte mit leiſem Kuß ihre Stirne.

„Wir nehmen Kloſtergarten an,“ flüſterte er in dieſer zärtlichen Stellung, als wäre in der Wonne jenes Gedankens und dieſer Annäherung nun jeder Zweifel verſtummt, „wenn ich auch den Dienſt nicht quittire. Dort holen wir unſer getrenntes Leben nach. Wir haſchen uns in den grünen Gängen, wie einſt, als wir noch glückliche Kinder waren. Wir pflanzen dieſelben Bäume auf die alten Plätze, und vergangene Freuden blühen uns mit ihnen auf. Jeder Schmetterling, den wir einfangen, wird in das Cabinet des Vaters getragen, als ob er noch da wäre, und das dunkle Schickſal, welches einſt mit ägyptiſcher Nacht über uns einbrach, Deinen Vater, deſſen Herz gleich dem des Pharao verſtockt war, mit Blindheit ſchlug, — iſt nur ein Nachtfalter geweſen, der uns vereinigt hat.“

Dieſe Reminiſcenz mahnte Lucie an ein Hinderniß ihres Glücks. Mit dem Andenken jener finſtern Erfahrung ſchwebte ihr auch der Schatten ihres Vaters vor. Sie fühlte den unverſöhnten Fluch noch auf ſich laſten, das Herz ward ihr unſäglich ſchwer. Sie hörte ſein zürnendes Drohen im Geiſte, wenn ſie es hingebe dem, der es ſchon beſaß; aber ſie fühlte auch, daß dem betheiligten Freunde jeder Erſatz gebühre.

In dieſem Zwieſpalt der Empfindung kam ihr Claudinens Ankunft zu Hülfe. Frau von Gardemer hatte nur noch ſo viel Zeit, dem Capitain die Bitte zuzuflüſtern, daß er ihrer vor dieſen Augen ſchonen möchte. — Dieſe Rückſicht that Noth. Die gütige Lucie wollte auch des Fräuleins ſchonen, denn die Eiferſucht blickt ſcharf, und ein Glücklicher, der die Leiter ſeiner Hoffnung noch hinanſteigt, fällt leicht aus der Rolle.

Madame Weihland kehrte im October mit ihrer Geſellſchafterin von Kloſtergarten zurück. Der Juſtizcommiſſarius, von ihrer Ankunft unterrichtet, erwartete ſie an der Thür ihres Hauſes. Sein Geſicht glühte nicht allein von dem Nachſchein der überſtandenen Krankheit — er gehabte den Stock mit blinkendem Knopf, gleich dem Tambour-Major, da er ſie kommen ſah, und ſein Herz ſchlug einen Freudenwirbel. Franziſca warf ihrem Schwager ſchon von weitem einen Kuß zu, und dann den Blick an das obere Stockwerk — dort aber war nichts zu ſehen. Im Zimmer angelangt, fiel Madame Weihland dem Bruder ihres Mannes ſo inniglich um den Hals, und äußerte ſich, da er eine lange, klägliche Hererzählung gefürchtet, ſo froh und vergeſſend alles Leides, daß der Juſtizcommiſſarius ſeine Schwägerin nicht wieder erkannte und weder ſeinen Augen noch Ohren zu trauen wagte. Franziska ſchien ihm ſogar verſchönt, eine Andere — vielleicht daß die Aufregung der Reiſe und des Wiederſehens das reizbare Gemüth in dieſen ungewöhnlichen Ton geſtimmt hätte. Es drängte ihn, von ihrem Unglück zu ſprechen, da ſie ſelbſt davon ſchwieg: er that es in ſeiner Manier. „Auch Du warſt in Arkadien," ſagte er, „doch Thränen gab der kurze Lenz Dir nur!

Madame Weibland ſah ihn mit großen Augen an, in denen ein paar helle Thränen ſtanden. Sie lächelte leiſe; doch war keine Reſignation in dieſem Lächeln, und ſprach: „Ich bin noch ſehr zufrieden, Ludwig. Es konnte ſchlimmer kommen, und ich kann dem Himmel nicht genug dankbar ſein. — Auch Du lebſt, meine treue brüderliche Liebe! Wir haben uns ſehr um Dich geängſtet. Gott weiß es!" Sie küßte ihn noch einmal.

Dabei ward dem Juſtizcommiſſarius ganz weich zu Muthe. Er wehrte der Rührung, die ihn meiſtern wollte und ſprach: „Nun ich denke dieſen ſüßen Dank verdient zu haben, und Du darfſt mich loben, Fränzchen. — Das Haus iſt leer —" Franziska fuhr einen Moment zuſammen — „denn das Maß der Unbilden, womit Deine Güte erſchöpft worden, war nun voll. Es hat jedoch etwas geſetzt. Der Landſchafts-Syndicus mit ſammt der adeligen Sippſchaft iſt nun gegenüber gezogen, und das konnte ich nicht hindern, und wenn ich ſelbſt Viertelsmeiſter geweſen wäre. Er wird Dir nun in die Fenſter ſehen — ich traue ihm dieſe Effronterie zu.

Madame Weibland nickte; auf ihrer offnen Stirne war der Gedanke zu leſen: „Und wenn auch! Mein Herz iſt ihm nun doch verſchloſſen."

„Und wie nahm Felice die Kündigung auf?" fragte Franziska.

„Wie er ſie aufnahm?“ antwortete der Juſtizcommiſſarius,“ gar nicht, Beſte! Er ließ ſie ohne Widerrede fallen. Nur Frau von Elban wollte groß Aufhebens machen. Das iſt ein odiöſes Weib! — Jetzt hat die Alte den Thurm im Rücken, die Zeit liegt wie die Liebe hinter ihr. Ich weiß überhaupt nicht, was dieſe Unſterns ſo ewig in der Stadt wollen, und was aus dem Verhältniß zu Felice noch werden ſoll. — Die älteſte Tochter lebt bei der Frau von Gardemer, und ſcheint dort auch nicht durch ihre Nähe beglückend auf die ſanfte Wittwe zu wirken — die jüngſte wird, wie man ſagt, den Lieutenant von Haag heirathen; dieſe Verbindung iſt im Galop geſchloſſen. Der reiche Huſar hat das Fräulein, welches träge zum Denken und im beſten Falle einſilbig iſt, flink zu dem Ja gebracht, und der Director ſein Votum zu dieſer Partie vermuthlich noch lieber gegeben.“

„Adelaide Braut?“ fragte Madame Weihland überraſcht, und rief im Drange ihrer Vorſtellungen aus: „Nun was wird Felice dazu ſagen? Ich glaube doch, es war auf Liddy gemünzt. Aber — man redet wohl durch einander — ſage doch Ludwig, welchen Grund gabſt Du ihm an, daß ich wünſchte, er möchte ausziehen?“

„Ein Gott legte mir ihn auf die Lippen!“ antwortete der Juſtizcommiſſarius, indem er ſeine Schwägerin lauſchend fixirte; „ich weiß nicht, wie es geſchah, daß ich ihm verſicherte, ich würde heirathen, und Deine ſchweſterliche Güte hätte mir das Quartier angetragen, was gegen ein angenehmeres zu vertauſchen ihm unfehlbar nicht ſchwer fallen werde. Er ſah mich darauf an — ein verachtender Unglaube an mein Wort oder an mein Glück? lag in der hoffärtigen Miene — und war höflich, aber kurz mit mir.“

„Nun, ich danke Dir, lieber Bruder,“ erwiederte Franzisca mit Wärme, denn das Blut, welches ſie einſt für den Gaſtfreund, der ſie ſo kalt aufgab, willig hingegeben haben würde, begann ihr doch ein wenig zu ſieden. „Du haſt mir,“ fuhr ſie in dieſer Wallung fort, „einen großen Dienſt erzeigt, und mein Haus wie mein Herz — ja Ludwig, es iſt vorüber, und Du magſt es nun wiſſen — von einer drückenden Laſt befreit. Ich wünſche mir, daß jene Eingebung ſich als eine göttliche bewähre. Du würdeſt mir Freude machen.

Der Juſtizcommiſſarius drückte ſeiner Schwägerin die Hand, und damit die entſchloſſenſte Geneigtheit dazu aus. „Zeit bringt Roſen, auch für den Spätſommer“ — antwortete er harmlos, „wir wollen die Zukunft gewähren laſſen.“

Noch an demſelben Tage wurde eine Karte, welche die Verlobung anzeigte, von der Franzisca durch ihren Schwager erfahren, an Madame Weihland abgegeben. Sie las die altdeutſchen Lettern dieſer intereſſanten Neuigkeit wiederholentlich; bei dem Gedanken an Felice, den ſie gedemüthigt wähnte, beſchlich das leiſe Vorahnen eines näheren Triumphes, der ſacht einherzöge durch der Hoffnung goldne Thore, ihr Gefühl.

Die Vermählung des Fräuleins von Unſtern ſollte noch vor dem Advent und zwar in aller Stille vollzogen werden; nur der üblichen Sitte des Polterabends ihr Recht geſchehen zu laſſen, wurden große Anſtalten getroffen. Die Feier der Hochzeit concentrirte ſich in dieſem Zweck. Es war die Angelegenheit der ganzen ſchönen Welt, das Geſpräch jeder Geſellſchaft. Franzisca nahm keine Notiz davon, vielmehr ſtörte dieſer Polterabend und ſein ewiger Stoff ſie in der ruhigen Beſchäftigung mit ſich ſelbſt. „Ich wollte nur, er wäre ſchon da!“ ſagte ſie zu Pauline, „denn es iſt kaum mehr zum Aushalten.“

Madame Weihland lebte jetzt ſehr ſtill, unbekümmert, was ihre Freunde und Bekannten dazu ſagen möchten. Mit Widerwillen nur fügte ſie ſich dem nöthigen Zwange eines Beſuchs, der gegeben oder empfangen werden mußte. Die Platon machte ihre Freundin ſelbſt zuweilen aufmerkſam, wie dies Abſagen ihrer früheren Geſelligkeit ſie gar manchem mißdeutenden Urtheil bloß ſtellen würde; aber Franzisca hatte nur die eine Antwort: „Es gilt mir völlig gleich.“ Pauline ſeufzte dann leiſe, daß Franzisca bei ſo richtigem Gefühle doch die Mitte der Mäßigung nicht zu treffen wüßte; dieſes Glück war ihr verſagt. Ihre Neigungen ſtreiften ſtets an das Aeußerſte. Franzisca vergötterte die Menſchen, um ſie dann haſſend zu fliehen, während die Platon ſie langſam lieben lernte, um ſie dauernd ertragen zu können. Allein ob auch Madame Weihland deßhalb eben ſo oft zu tadeln als zu bedauern war, bei ihrer gegenwärtigen Sinnesart, hinſichtlich des Umgangs, dem ſie ſich entzog, ſchien ſie ſelbſt, wie ihre Geſellſchafterin gewonnen zu haben. Der guten Pauline war manches Opfer erſpart, und die Uebereinſtimmung des Geſchmacks verſchwiſterte dieſe muſterhafte Freundſchaft noch inniger. Sie waren ein Herz und eine Seele. Franzisca's ſchönes Geſicht, vormals nicht ſelten durch Mißmuth und Prätenſion entſtellt, rührte jetzt in dem Ausdrucke der liebenswürdigſten Zufriedenheit. In ihren Zügen lag zuweilen eine heimliche Freude, ein frohes Nachſinnen, als hoffte ſie, der heilige Chriſt würde ihr den liebſten Wunſch beſcheeren. Pauline befand ſich daher trotz den Tagen, von denen es heißt, ſie gefallen uns nicht — wie im Himmel. Auch was ſie anfänglich gefürchtet, Feliciens

Nähe, ſein Gegenüberwohnen, erneuerte keinen ſeiner alten Siege. Franziska hatte dieſe Leidenſchaft überwunden. Mochte der Landſchafts-Syndicus durch kleine Künſte männlicher Coquetterie ihre Aufmerkſamkeit erregen wollen, es gelang ihm nicht mehr. Der elegante Wagen, in den ein graziöſer Schwung ihn verſetzte, prallte wie ein Pfeil vom Hauſe ſeiner Wohnung ab und ſauſ'te durch die Lüfte. Madame Weihland ſaß, unbeſorgt, wohin ſein Weg ihn führe; der Weg zur Rückkehr ihrer Gunſt war ihm verſperrt. Umſonſt courbettirte ſein Reitpferd noch ſo kühn, ihr Herz blieb im ruhigem Gange.

Der Juſtizcommiſſarius traf die Geſellſchafterin einige Zeit nach ihrer Ankunft allein. Franziska, welche außerhalb des Zimmers ein Geſchäft anordnete, konnte jeden Augenblick kommen, das Geſpräch, deſſen Gegenſtand ſie war, geſchah deßhalb nur halblaut und nur wie im Fluge. Pauline hatte ihres Sommeraufenthaltes erwähnt, und mit Vorliebe, ſo daß ſie auf dieſem unglücklichen Zeitpunkte gern zu verweilen ſchien; denn wir rühmen uns auch der Trübſale — wie der Apoſtel ſagt.

„Die Götter ſegnen Kloſtergarten!“ ſprach Weihland mit Pathos, „ich nenne das Oertchen wie einen Born des Heils. Meine Schwägerin ſcheint dem Betheſda entſtiegen zu ſein. Sie iſt bis zur Unkenntlichkeit verändert, und zwar auf die holdeſte Weiſe; dieſe Metamorphoſe geht über meinen Horizont. Sagen Sie, liebe Platon, wo ſind Franziska's Launen hingeflogen; dieſes ſcheue Geſchlecht, das ſo leicht aufzuregen war, hat ſich wohl in jene alten Linden dort zu tief geniſtet, um in das warme Neſtchen zurückzuflattern, worin es ausgebrütet worden? — Wo iſt die allerliebſte kleine Bosheit geblieben, die ſchnell gereizt, keinen Widerſpruch vertragen konnte? Franzisca iſt ein Lämmchen, das vor dem Scheerer verſtummt. Sonſt wollte ſie um eines Mückenſtichs willen beklagt ſein, und der leiſeſte Mangel an Beachtung entzündete den niedlichen Hitzkopf; jetzt verſchmäht ſie die billige Theilnahme, und macht, mit Mühe nur vom Tode erſtanden, einen Unfall ſolcher Enormität, der ihr widerfahren — kinderklein. Sie ſagte jüngſt, ſie könne den Himmel nicht genug dafür danken — daß es ſo abgelaufen, nämlich, ich verſtand es wohl; aber ich habe doch ein ähnliches Wort nicht von meiner Schwägerin gehört, ob ſie auch gar manches Glück erkennen mögen. —. Wir leben nunmehr ſanft und einmüthig, wie eine kleine verbrüderte Quäkerfamilie; kein Neid! kein Streit! nichts als Friede, nichts als Liebe. Die wunderthätigſten Quellen ſind gegen den Brunnen von Kloſtergarten dennoch nur kaltes Waſſer. Hören Sie, liebe Theure! wir wollen aber zum Dank für die geübte Gaſtfreundſchaft dieſe außerordentliche Wirkung nicht veröffentlichen; denn würde es bekannt, ſo fürchte ich, wie groß der Garten auch iſt, künftigen Sommer könnte kein Apfel mehr darin zur Erde. —“

Pauline drohte ihm lachend mit dem Finger, und der Juſtizcommiſſarius fuhr fort: „Nein, es iſt mir Ernſt, Freundin meiner Seele. Der Schaden, den die gute Franzisca genommen, diene zum Exempel; es iſt der Bruch, der mir nichts zu wünſchen übrig läßt, und die Rechnung all meiner Beſorgniſſe geht in der goldnen Regel aus, daß auch das Schlimmſte zu etwas gut ſei.“

„Franzisca fühlt ſich jetzt befreit,“ antwortete die Platon, „ſie iſt ſich ſelbſt wiedergegeben. Wir ſtehen feſter auf einem ſchwachen Fuße, als auf einer ſchwankenden Hoffnung.“ Nachdem Pauline dies in aller Unbefangenheit geſagt, erſchrak ſie vor ihren eigenen Worten. Sie ſuchte ängſtlich nach einem ſpeciellen Anhalt für den allgemeinen Satz, den ſie ausgeſprochen, und wollte in tiefer Verlegenheit ſchnell über dieſe gefährliche Stelle hinweg; doch der Juſtizcommiſſarius kam ihr zuvor.

„Ich glaube es ſelbſt,“ entgegnete er treuherzig, „die wüſten Geiſter ſind ausgetrieben, und die Luft, ſo ſchwül und ſchweflig in der letzteren Zeit, iſt wieder rein. Da athmet es ſich leichter. Wie wird es erſt ſein, wenn — wenn —“ eine wichtige Bedingung ſchien ihm auf den Lippen zu ſäumen, er rückte den Stuhl näher, aber der Muth rückte ihm weiter fort, und Pauline athmete jetzt nichts weniger als leicht. Da trat Franziska ein, und das reizende Bild, welches ihm vorgeſchwebt, ſchwand ins Künftige. Die rechte Stunde war noch nicht gekommen.

Der Mond war voll am Abend vor Fräulein Liddy's Hochzeit; feuchte Schauer, blaſſer Dunſt füllten die trübe November-Atmoſphäre, und mit bangem Odem wehete die Luft. Die aufgehende Scheibe wechſelte die Farbe hinter dem grauen Schleier ziehender Gewölke, und nur hier und da tauchte ein Sternlein in bleichem Flimmer aus den Nebeln der Höhe auf.

In dem Hauſe, deſſen erſtes Stockwerk Felice und der Landſchafts-Director gemeinſchaftlich inne hatten, flackerten geſchäftig Lichter hin und her, das obere Local, welches der Wirth für dieſe Feſtlichkeit überlaſſen, war ſchon hell erleuchtet, man hörte das Stimmen der Inſtrumente durch die dumpfe Stille der Straße bis in den Zimmern der Madame Weihland.

Franziſca hatte Beſuch. Einige Damen, deren Neugier ſchon eine Befriedigung darin fand, den Ort, der heute ſo manche Augenweide darbieten würde, von Außen zu beobachten, waren ihr ſeit mehreren Stunden läſtig. Jede gleichgültige Geſtalt, die ſich am Fenſter zeigte, ein unkenntlicher Schatten an der Wand, verhüllte Gäſte, die aus dem Wagen ſtiegen, eine Bewegung unter den Leuten, Alles war ihnen bedeutend und wurde bemerkt und beſprochen. Man errieth, in welchem Coſtüm Dieſe oder Jene erſcheinen würden, man vermuthete die Geſchenke, auf welche die Braut ſich zu freuen hätte, man redete ſelbſt von den Bedienten des Bräutigams mit einer gewiſſen Achtung.

Madame Weihland verwünſchte dieſen Polterabend. Sie wußte ſelbſt nicht, warum ihr die höfliche Marter, in dieſem Geſchwätz aushalten zu müſſen, heute ſo unerträglich wäre. — Die Damen bedauerten endlich, den angenehmen Obſervationspunkt verlaſſen zu müſſen, und Franziſca dankte Gott für dieſe erlöſende Ausſicht. Sie ward nun plötzlich freundlich und geſprächig. Aber jetzt erſchien drüben ein neuer Aufzug, das Volk an der Thüre drängte nach innen, und die Zuſchauer im erſten Range wurzelten wieder feſt. Madame Weihland verſtummte, je lauter ihre Gäſte beobachteten, und die Platon zagte, daß ſie dieſer drückenden Gegenwart nicht ſobald los werden würden.

Während die Aufmerkſamkeit der Bewohner dieſer Straße die ungetheilte Richtung nach den Vorgängen in jener Wohnung nahm, ſchlüpfte eine weibliche Geſtalt vermummt, doch ungeſehen, in das Haus der Madame Weihland. Es war Claudine von Unſtern. Sie wollte ſich verſprochenermaßen den beiden Damen in ihrer Maske zeigen, was bei der Nähe der Nachbarſchaft von Frau von Gardemer aus leicht geſchehen konnte. Sie hatte den Anzug einer Pilgerin gewählt, und dies Gewand ſagte ihrem düſtern Sinne jetzt vor allen zu; denn Claudine hätte wohl eher zum heiligen Grabe wallen, als der Hochzeit ihrer Schweſter beiwohnen mögen, wo es luſtig hergehen ſollte.

Das Fräulein fand den Vorſaal leer. Die Leute der Madame Weihland waren ſämmtlich von dem Poſten ihrer Pflicht entwichen, um drüben aufzupaſſen, und die Kritik der Soubretten ſpottete mit naiver Gemeinheit mancher erhabenen Rolle. Dieſer plebeje Chor ſpielte heute die Nemeſis, und ſprach über die Braut und ihre Verhältniſſe ab; denn auch die niederen Götter ſind gerecht, und dulden nicht, daß einem Sterblichen zu viel Ehre widerfahre. Das Fräulein hörte in Franzisca's Zimmer ſprechen, ſcheuete fremde Augen, und ſo ſah es ſich vergebens nach Jemand um, den es hätte fragen können, wer der Beſuch drinnen ſei, und ob er wohl noch lange verweilen dürfte.

In dieſer unſchlüſſigen Minute haftete Claudinens Blick an einer Thüre, die nicht verſchloſſen ſchien. Sie öffnete vorſichtig — es war Niemand in dem erwärmten Gemach. Hier beſchloß das Fräulein zu warten, es eilte eben nicht zu ſeinem Ziel. Eine heimlich dämmernde Stille umfing Claudine in dieſem Verſteck, der an Franzisca's Schlafcabinet ſtieß, und ein Schlupfwinkel war, wohin die Platon ſich zuweilen vor der Geſellſchaft geflüchtet hatte, die früher ihrer Freundin willkommen geweſen: ſicher, keine unfreiwillige Zuhörerin abgeben zu dürfen, deſſen, was in dem Wohnzimmer geſprochen wurde; denn der Laut verſtärkter Stimmen flüſterte zwar durch die dünnen Tapetenwände, aber auch das leiſeſte Ohr hätte nicht ein Wort deutlich verſtehen können. Auch der Juſtizcommiſſarius nannte das Stübchen ſeine Retraite; deshalb war es ſtets von Außen zu öffnen, und wurde nach herkömmlicher Gewohnheit das kalte Halbjahr hindurch täglich geheizt, wenn auch ſelten benutzt.

Ob auch das Fräulein hier im Hauſe gewohnt hatte, ſo war es doch mit dieſer netten Zuflucht unbekannt; es glaubte im Bereich des Stubenmädchens zu ſein. Der Mond trat jetzt hinter einer Wolke hervor, und machte ein ſchwaches Licht in dem dunkeln Raum. Das Fräulein entledigte ſich des Mantels und der weiten Capuze, und ſtellte den gebogenen Pilgerſtab zur Seite, der eine Attrape war und ein feines Geſchenk enthielt, eine Arbeit dieſer zarten und kunſtvollen Hände. Claudine wollte dieſe der Braut überreichen und den Stab an der Schwelle ihres Glückes niederlegen. Aber nichts deſto weniger fühlte Claudine, wie ſehr ihr ſinkender Muth einer Stütze bedürfe. Sie hatte keine Heimath mehr — und die nächſten Ihrigen waren ihr in den letzteren Monaten faſt völlig fremd geworden.

Claudine ordnete den Faltenwurf des härenen Gewandes, lächelte düſter an ſich hinab, und lüftete den Gurt unter dem Buſen. Schwermuth preßte ihn, und ein unſichtbares Gewicht ſchien an dem Hange jener ſchmucklos weißen Schnüre befeſtiget. Das Fräulein ſchob den breiten Muſchelhut zurecht, der einen tiefen Schatten über das bleiche, ſchöne Geſicht warf. Luna beäugelte verſtohlen die einſame Toilette. Claudine ließ furchtſam den Spiegel außer Acht — ihr grauete, ſich ſelbſt zu ſehen. So ſchlich ſie auf Sandalen hin und her und recitirte die Verſe, welche ſie der Schweſter ſagen wollte. Doch war dieſe Uebung nur mechaniſch; denn die Gedanken gingen weit über die nächſte

Stunde hinaus. Der Sand der Diele kniſterte unter dieſem ſachten Schritte, und die Zeit verrann. Mit fernem Geräuſch murmelte das Geſpräch jenſeit dieſer Wände, und wollte nicht verſiegen in den Strom der Abſchiedscomplimente. Dieſes ſtille langweilige Warten, worin die Phantaſie vollen Spielraum gewann, verſetzte Claudine in das Gebiet ihrer Darſtellung. Sie fühlte ſich als Büßerin, die nicht in die Kreiſe der Freude gehöre. Sie hätte fortziehen mögen auf immer, und die Welt und ihre heimlichen Qualen hinter ſich laſſen. — Das Fräulein trat ans Fenſter, hier war die Ausſicht freier. Der ſilberblaue Schein des Mondes machte die Luft gleich einem Meere, und wie hohe Wimpel flatterten zerriſſene Wölkchen am Horizonte hin. O! wie drängte Claudine der Wunſch, dieſen Ocean zu durchſchiffen! Sie mochte es ſich nicht geſtehen — aber ſie ſehnte ſich mit der beladenen Bruſt in die kalte Tiefe hinab. Dort wäre der Schmerz des heißen Herzens begraben, in ewiges Vergeſſen — meinte ſie.

Der Mond enthüllte ſich in voller Klarheit, und Claudine ſtand von Verkärung umfloſſen; es war ihr, als ob ſie in eine Glorie ſähe. Eine Ahnung von dem Heile der Verſöhnung kam in ihre Seele. Der Wind aus Abend ſauſete; aber Claudine hörte nur die Palmen von Paläſtina rauſchen.

Drüben im Hochzeithauſe ſchallte lockend die Muſik — doch in dem Fräulein ward nur das Heimweh der Verbannung rege. Thränen entſtürzten Claudinen. — Sie fühlte ſich gebeugt und doch getragen von einer wunderbaren Beruhigung. Gott und ſein Frieden iſt ſtets nahe denen, die an ihn denken und aus innerſtem Sehnen ſein bedürfen.

Da ging die Thüre auf und leiſe und langſam ſchritt ein Mann von edler Geſtalt herein. Der Mantel hing nachläſſig über ſeinen rechten Arm. Das Fräulein, in ſelige Träume entrückt, merkte nicht ſogleich, was ſich wirklich begab. Der Fremde ſtand nun dicht vor Claudine. Sie erſchrak, doch nicht allzuſehr; denn dieſer Geiſt war ein berufener. Ihre Blicke begegneten ſich, und wie von einem Wetterſtrahl getroffen, die feurige Schlange im Buſen, ſank Claudine vor dem Fremden auf die Knie. „O Admont!“ ſtammelte ſie vernichtet.

Herr Admont öffnete die Augen weit, um die Möglichkeit dieſer räthſelhaften Erſcheinung zu faſſen; aber trotz ihrem myſtiſchen Reize zog ſich ihm das Herz erſtarrend zuſammen.

„Claudine!“ ſprach er tödtlich beſtürzt, doch kaum hörbar, als fürchtete er ſich, laut zu werden, und in dem Tone, womit er dieſen Namen nannte, hallten verklungene Stunden der Liebe und die Stimmung einer zerriſſenen Seele wie ein fernes Echo nach. „Du hier? Und in dieſer Tracht? Seltſam! Was ſoll das? Kommſt Du mein Glück zu ſtören, wie Du mich unſäglich elend gemacht haſt?“

Claudine beugte mit einem tiefen Seufzer das Haupt, und die Muſcheln am Saume ihres Hutes berührten kalt ſeine Hand.

„Admont!“ ſagte ſie flehend, „Du zürnſt noch immer? Ich bin ſehr unglücklich. Verzeihe mir doch, daß ich einen einzigen Troſt habe! dann will ich gern ſterben.“

„Stehe doch auf, Claudine!“ ſagte Herr Admont und faßte ihren Arm, ſie zu unterſtützen. „Ich glaube,“ fuhr er fort, „es iſt ein Traum, der mich befangen hält. Wie kommen wir beide in dieſe finſtere Clauſe hier zuſammen; — Dein Anblick — —“

„Ich bin nicht werth, daß mich die Sonne beſcheint, deßhalb ſchont der gütige Gott meiner blöden Freude, Dich noch einmal zu ſehen —“ antwortete Claudine, und ihre ſchöne Geſtalt, der das fremde Gewand den rührenden Zauber der Demuth gab, erhob ſich langſam. Sie ſchien ihm eine verkörperte Legende. Er glaubte Wunder zu ſchauen.

„Es iſt kein blindes Ungefähr, Admont,“ fuhr Claudine fort, da er ſie ſchweigend betrachtete, „ſondern die Vorſehung, die uns hier einander finden läßt. Der Himmel hat meinen bängſten Wunſch erhört. Selbſt dieſe Verkleidung iſt nicht zufällig gewählt, ſie drückt mein Schickſal aus. Sieh! Du edelmüthiger, Du beleidigter Freund! unter dieſem Rocke ſchlägt ein wahrhaft büßendes Herz. — Ich habe keine Heimath der Liebe, das Leben iſt mir öde, mein Weg eine brennende Wüſte, in der ich einſam verſchmachte. Nur Thränen der Reue ſind mein Labſal, und dieſe Quelle iſt bitter. —“ Sie ſchluckte den heiß aufwallenden Schmerz in ſich hinein.

„Du dauerſt mich,“ ſprach Herr Admont milder, und ich vergebe Dir von ganzem Herzen. Sei ruhig, meinetwegen. Gott weiß zu vergüten. Und ſo lebe wohl!“

„O mein Heiland!“ rief Claudine ſchwach, und ſtreckte die gefalteten Hände nach ihm aus. Im Begriff zu gehen, wendete er ſich um, der Schein des Mondes fiel auf ihr Geſicht, es war blaß wie der Tod. Sie glitt im Sinken auf einen nahen Stuhl. Sein Fuß ſtockte. Er war menſchlich genug, dieſe meineidige Hand zu faſſen. „Claudine —“ ſagte er ſehr ſanft, „hörſt Du mich?“ Sie blieb ſtumm.

„Jeſus Chriſtus!“ rief er aus geängſteter Bruſt, und beſchäftigte ſich um die Ohnmächtige. Die Pilgerin lag leblos an ſeinem Herzen, der Stab fiel tönend zu Boden — und Herr Admont fürchtete, ihre irdiſche Wallfahrt ſei zu Ende.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtundzwanzigſter Band.

Die Wittwen. Dritter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Wittwen.

In einer ſchönen, doch einſamen Gegend fern der Stadt, welche das Epheſus unſerer Wittwen iſt — lebte Herr von Elban auf ſeinen Gütern. Er war ein Mann nicht eben vorzüglichen Geiſtes, aber doch von gutem Willen. Er wollte redlich der Vorſtand ſeines Hauſes und der Vater ſeiner Unterthanen ſein, aber es fehlte ihm an Thatkraft dazu. Er liebte die Jagd und die Ruhe, wie unvereinbar dieſe Neigungen auch ſcheinen mögen. Die Welt, außerhalb der grünen Feldmarken ſeiner Dörfer, Halde und Rohrlach, war ihm völlig gleichgültig. Zufrieden mit der Scholle ſeines Eigenthums, dem Erbe ſeiner Ahnen, beſchränkt in ſeinen Wünſchen auf die Enge dieſer angeſtammten Verhältniſſe, machte er ſchwerlich Anſpruch als Kosmopolit zu glänzen, und wenn dieſe einfache Geſchichte der Welt, die man mit einer Hand bedecken kann — ſeinem unberühmten Namen ein Epitaphium ſetzt, ſo dürfte es nur in Gellert's Worten geſchehen: „Er lebte, nahm ein Weib und ſtarb! —“ Sein Phlegma, womit er das Spiel des Lebens heiter betrachtete, ohne den Schatz der Weisheit in ſich zu tragen, vertrat die Philoſophie, welche mit höherem Sinne in beſchauender Ferne dem Drange der Menſchen zuſteht. Herr von Elban genoß mit leichter Mühe das Glück der Zufriedenheit und einer wohlwollenden Achtung von Jedem, der ihn kannte. Ein Größeres noch ſchien ihm beſtimmt zu ſein.

Ein Demarcationsgeſchäft führte ihn zu dem Landrath des nächſten Kreiſes, der dieſen Poſten ſammt dem Ritterſitze, auf dem er ihn verwaltete, vor nicht langer Zeit erſt angenommen hatte. Die eine der beiden reizenden Zwillingstöchter dieſes Edelmannes war eben Braut geworden mit dem Herrn von Unſtern, nachmaligen Landſchafts-Director, und das ganze Haus noch in lauter Bewegung über dies Ereigniß, denn das Jawort einer glücklichen Braut ſchafft die einförmigſte Stille in frohen Tumult und die, welche es gegeben, für eine kleine Weile zur Königin deſſelben um, deren Krönungsfeſt mit tauſend Freuden zu erwarten ſteht.

Der Landrath war zerſtreut, er faßte die Bewilligung, welche Herr von Elban nachſuchte, äußerſt gefällig ab, um ſich in Kürze faſſen zu können; dann lud er ihn zu Gaſte und brachte ihn ſelbſt in das Familienzimmer, denn das Herz war ihm voll Vaterfreude und drängte dahin.

Die beiden Fräulein waren ſehr liebenswürdige Weſen. Sie blühten wie zwei Roſen an einem Zweige. Herr von Elban ward ihnen vorgeſtellt. Auf dem Geſicht der Braut lag noch ein Abglanz des geſtrigen Tages (ihrer Verlobung), ihr Auge ſchimmerte — das der Schweſter blickte ein wenig trübe. Herr von Elban gratulirte, etwas linkiſch zwar, denn er fühlte ſich befangen; aber doch recht herzlich.

Es dauerte wohl noch eine Stunde bis zur Tafel, der Landrath ward abgerufen, und ſeine Töchter unterhielten den Gaſt, den er ihnen zugeführt. Unvermerkt leitete ſich ein trauliches Geſpräch ein, der Faden riß nicht ab, ein Wort gab das andere. Die Zwillinge ſcherzten hold zuſammen, und Herr von Elban hörte es mit Vergnügen. Die Braut pochte in dieſem anmuthigen Streite auf das Vorrecht der Erſtgeburt. „Ach! eine Stunde, in der Du früher als ich zur Welt gekommen,“ entgegnete die Zweite mit verſchmähendem Tone, „was will die ſagen? Ich gebe Dir keine Zinſe dafür!

„Eine Stunde,“ ſagte Herr von Elban, und legte den Accent ahnungsvoller Bedeutung auf jenes Zeitmaß, „mein gnädiges Fräulein, es vergeht zwar geſchwinde, aber ihre kurze Dauer kann unendlich wichtig werden!“ Und die verhüllte Pythia in ſeinem Herzen hatte das Orakel dieſer Antwort abgegeben. Ihm ſelbſt dampfte es vor dem Kopfe. —

„Ich weiß es beſſer,“ verſetzte das jüngſte Fräulein mit neckendem Trotze, „der Brautſtand iſt es, deſſen Du Dich überhebſt;“ und ein leiſes Gefühl der Zurückſetzung miſchte ſich doch in den Scherz dieſer Rede.

Die Braut ward plötzlich ernſt. Sie blickte ihre Schweſter wehmüthig an und ſprach, in geſchwiſterlicher Unſchuld jede Rückſicht auf den unverheiratheten Gaſt aus den Augen ſetzend: „Das iſt das Einzige, was mein Glück ſtört, daß wir nicht mit einander zum Altar treten ſollen.“ Wir waren von jeher in Allem gleich, in Allem, Herr von Elban. Unſere Kleider, Hüte, ein Blümchen, welches wir uns in das Haar ſteckten, die Farbe der Bänder, mußte Eins wie das Andere haben, nichts durfte abweichend ſein. — Wir theilten von Kindesbeinen an das Herz. Ein Erbring unſerer ſeligen Mutter — er war ziemlich maſſiv im feinſten Golde gefaßt, und hatte zwei große gute Steine — ward dieſer Eintracht zu Liebe doppelt gemacht; ſehen Sie wohl? Sie ſtreckten ihm Beide die roſigen Zeigefinger vor, und Herr von Elban ſah in dem reinen Waſſer dieſer Solitäre zwei mütterliche Freudenthränen, die ihm ſtrahlend in die geöffnete Seele floſſen. — „Und nun,“ fuhr das Fräulein, das eben geredet, fort, „ſoll ich den Brautkranz und den Trauring allein tragen! das iſt doch wirklich betrübt!“ Die Jüngere erglühete, und gab der Schweſter, in ein Lächeln verſteckt, einen halben Augenwink zu ſchweigen. Herr von Elban verglich dieſen anfliegenden Purpur jungfräulicher Verſchämtheit mit dem bläſſeren Wangenroth der Braut, und ihre Schweſter ſchien ihm die Schönere.

Das Fräulein war ſehr hübſch, und Herr von Elban ſehr gutmuthig. Jener Wunſch hatte ihn gerührt, und bald fühlte er ihn als den ſeinigen. Er kam ſchnell genug wieder — und ehe ein Vierteljahr verging, wurde eine fröhliche Doppelheirath im Schloſſe des Landraths vollzogen.

Doch von nun an hatte das Loos dieſer guten Zwillingsſchweſtern keine Aehnlichkeit mehr. Frau von Unſtern, die ihren Gemahl unbegrenzt liebte, ſah kein Glück irgend einer Art in ihrer Wahl. Der flüchtige Rauſch ſeiner Leidenſchaft war zeitig verflogen, und was übrig war, ein ſchales nüchternes Gefühl, ein ſäuerlicher Nachgeſchmack weniger ſüßen Stunden.

Frau von Unſtern bekam keine Kinder, ihre Geſundheit litt unter einer leiſen Hyſterie. Sie ſuchte in dieſen beiden Urſachen den Grund, daß ihr Gemahl ſie kühl behandelte und verſäumte. Ein Anverwandter von ihm gleiches Namens in der Nähe ſeines Gutes hatte eine berüchtigte Coquette geheirathet. Die Dame fand den Eheſtand langweilig, ihren Mann fade, nur ein weites, ſtilles ländliches Feld rings um ſie her, doch keines für ihr eroberndes Genie; und ſo richtete ſie die ſchwarzen Augen voll unſtäter Gluth wie zum Zeitvertreibe auf den Gemahl der Frau von Unſtern, und dieſer brennbare Stoff fing alsbald Feuer. —

Beide entblödeten ſich nicht, dies gefährliche Spiel ſo frei und offen zu treiben, daß Jeder es merkte. Die Welt ſprach laut über dieſes ärgerliche Verhältniß und tadelte es ſtreng. Wie unfähig Frau von Unſtern nun auch war, an eine Schlechtigkeit überhaupt zu glauben, und insbeſondere an die des noch immer geliebten Mannes, wie lange ihr Vertrauen ihn gegen den Argwohn des eigenen Herzens und gegen zuthätiges fremdes Einflüſtern vertheidigte, ſo leuchteten ihr doch endlich die Beweiſe ein, daß er treulos ſei, und ſie bezahlte ſeine zweifache Schuld mit Millionen Thränen. Entfernt von den Ihrigen, verlaſſen von der Liebe, die der Halt ihres Lebens geweſen war, konnte ſie es weder faſſen noch tragen, und der einſame Gram ward ihr zu ſchwer. Dabei drückten Sorgen der äußern Lage ſie heimlich nieder. Es konnte ihr nicht entgehen, daß die Finanzen ihres Gemahls nicht im beſten Zuſtande wären. Und doch führte er raſtlos große Bauten auf, wenn auch nicht durch, und bauete ſich damit ein Labyrinth von Verlegenheiten, daß er ſelbſt nicht wußte wo hinaus. — Frau von Unſtern machte ihrem Gemahl beſcheidene Vorſtellungen dagegen. Sie wollte ſeine Ariadne ſein, und ihm den leitenden Faden der Aushülfe an die Hand geben; allein er achtete ihrer nicht — das Herz war ihm einmal abgewendet.

Wie viel beſſer hatte das Schickſal der Ehen für Frau von Elban geſorgt! Sie hatte ihrem Gemahl mit jener ruhigen Zuneigung die Hand gereicht, welche ihre Dauer verbürgt, und ihr Erwarten in jeder Hinſicht übertroffen gefunden. Herr von Elban verſtand die Kunſt nicht, ſich wie ſein Schwager geltend zu machen, aber er hielt mehr, als er verſprach, und ſeine junge Gattinn ſchätzte ihn höher, ſo wie ſie ihn näher kennen lernte. Sie hatte anfänglich ſeinen Gradſinn gefürchtet, und ihn ſeinen ſimpeln Außenfarben nach für blöde, vielleicht ärmlich beſtellt mit ſeinen Renten, wo nicht gar für geizig gehalten, und wenn ſie ihn in Gedanken einem rohen Diamant verglich, ſo gab ſie ihm wohl nur deshalb den Rang eines Edelſteins, um eine etwaige Ungeſchliffenheit, auf die ſie ſich gefaßt machte, möglichſt vornehm entſchuldigen zu dürfen; aber wie irrig waren dieſe Vorſtellungen geweſen! Herr von Elban begegnete ſeiner Frau zart, zuvorkommend allen ihren Wünſchen: denn die Liebe iſt die Lehrerin jeglicher Feinheit, und erräth, was ihren Gegenſtand erfreuen könne. Seine Güter waren unbeſchwert und ergiebig, geſchont und verborgen; kein Zuſtrömen von Gäſten ſchwemmte die Ernten ſeiner Felder hinweg, keine Schmarotzerpflanzen ſogen das Mark angeſtammter Fruchtbäume aus. Und dennoch war Herr von Elban ein liberaler Gaſtfreund, und gab, wie eine gute deutſche Eiche, gern Schutz und Schatten. Daß er einſam ſtand, war ja nicht ſeine Schuld.

Frau von Elban fügte ſich in das Stillleben wie in jede Gewohnheit ihres Gemahls; ihr Geſchmack verſchmolz mit dem ſeinen. Sie wohnten auf Halde; in Rohrlach, das tief in den Forſten lag, war nur ein verwittertes Jagdſchloß, und das Erbbegräbniß der Familie. Die Laune eines Ahnherrn hatte die Domaine Freund Hains mitten in den Wald verſetzt, und die grünen Thürme ragten hoch um den düſtern Bau; es war, als ob Rieſen Wache hielten am Staube.

Frau von Elban gebar ihrem Gemahl einen Sohn, und die Vaterfreude vollendete ſein häusliches Glück, das ſeit einiger Zeit durch den Zuſatz eines willkommenen Umgangs geſtiegen war. Unweit von Halde hatte ſich ein invalider Oberſt von Blandovsky angekauft, der das Bedürfniß guter

Nachbarſchaft zu fühlen ſchien. Er war ein gewaltiger Nimrod, und fand daher bei dem Herrn von Elban volle Weide; ihre Reviere ſtießen zuſammen, und das Wild im Inſtinct jener Verträglichkeit ſcheuete nicht, die Grenzen zu überſpringen.

Auch Frau von Elban mochte den Oberſten wohl leiden. Er war jovial, geſprächig und ſogar galant; trotz ſeines heranrückenden Alters ſcherzte er mit der jungen Frau in jenem Ton anſtändiger Schäferei, der noch ein Nachklang des Waffenſtandes war, welcher oftmals dadurch ſieghaft wird bei dem ſchwachen Geſchlecht. —

Herr und Frau von Elban beſchloſſen einmüthig, den Oberſten zu Gevatter zu bitten; außer ihm ſollten der Landrath und Frau von Unſtern Pathe ſtehen. Der Oberſt nahm die Aufforderung zu dieſer chriſtlichen Ehre und Pflicht mit Vergnügen, doch unter der Bedingung an, daß er einen Namen einbinden dürfte. Prinz Eugen war ſein Held, ſo ſollte das Kindlein heißen.

Bei dieſer Gelegenheit kamen die Schweſtern ſeit ihrer Verheirathung zum erſten Male zuſammen. Frau von Unſtern ſah bleich und abgehärmt aus, ſie hatte den Erbring der ſeligen Mutter ſtark mit Seide umwickeln müſſen, das Brautkleid paßte nicht mehr und ſchlotterte weit um die ſchmalgewordenen Formen. Sie war noch ſtiller als ſonſt.

Die junge Mutter war viel zu glücklich, um dieſe Veränderung ſogleich zu bemerken; aber als ſie einſt allein waren, Frau von Elban das Geſchick ihrer Ehe als einen unverdienten Segen pries, deſſen Gott ſie hatte theilhaft werden laſſen, und die Güte ihres Mannes bis in den Himmel erhob, da fühlte Frau von Unſtern mit brennendem Schmerz die Hölle, in der ſie ſchuldlos leide, und da ſie weinte, gingen ihrer Schweſter die Augen auf. Frau von Unſtern erleichterte auf zärtliches Zureden ihr Herz, und ſchüttete es in dieſen vertrauten Buſen aus. Sie nahm den Troſt des Wohlergehens und der Theilnahme ihrer Schweſter mit ſich von Halde fort; aber ein verbitternder Tropfen war in den Quell gefallen, woraus Frau von Elban ihre milden Freuden ſchöpfte. Sie trennten ſich traurig mit heißen Thränen. Doch die Zeit vermiſchte die herbe Sorge der Frau von Elban wohlthätig mit der Hoffnung, daß ſich noch alles beſtens ändern könne. Sie vergaß den trüben Abſchiedsblick ihrer Schweſter über einem Lächeln des kleinen Eugens, womit er das Leben hell anſtrahlte.

Der Vater horchte der Sangweiſe eines Wiegenliedes, und ließ die Hörner tönen, die ihn zur Jagd riefen. Der Knabe war ſein größtes Glück.

Oberſt Blandovsky ſchäkerte mit dem Pathchen und ſchwor, der Junge werde einmal ein tüchtiger Dragoner werden. Er ließ ſich den Schnurrbart von ihm zerzauſen, und wollte einen künftigen Raufbold aus dieſer Kraftäußerung folgern. Am Jahrestage des Kindes beſchenkte er es mit einer ganzen Kriegs-Armatur im kleinſten Verhältniß und einem großmächtigen Türken. „Da Prinz Eugen!“ ſagte er, und verſtärkte die Stimme, als ob das Kind ihn um ſo beſſer verſtehen würde, „laß den Sultan über die Klinge ſpringen!“ Und dabei ſchwenkte er. den Hampelmann hin und her, ſo daß der Knabe laut aufjauchzte.

Frau von Elban ließ die Männer gewähren. Mit friedſam weiblichem Sinne ſchob ſie andere Spielſachen unter. Eine Schäferei — zum Beiſpiel, das Kind ſaß wie in der Wolle, und weidete ſtill vergnügt ſeine Lämmer auf den blanken Auen des Tiſches, oder ſtieß mit wahrer Virtuoſenluſt, die helle Kehle zu verſuchen, in eine kleine Trompete von Holz.

Einförmig, aber nur um ſo geſchwinder, waren ſechs Jahre hingerauſcht, als Frau von Unſtern ſtarb, und ihrer Schweſter den Vorwurf hinterließ, daß die Todte vielleicht ein Opfer ihrer Verhältniſſe geworden, und für die Lebende viel zu wenig geſchehen wäre. Aber wer hätte eingreifen dürfen? Die Verſtorbene hatte ihren Kummer ſtill getragen, der Landrath war todt, und Herr von Elban kein Mann der Entſchloſſenheit; ſo kam dieſe Erwägung zu ſpät. In fruchtloſer Reue trauerte Frau von Elban, ſo lange als ſie lebte; doch ihr Schwager ſchien ſehr getröſtet. Er vermählte ſich früher als die Achtung für die Manen der vortrefflichen Gattin geſtattete, die er verloren, und der er eine unwürdige Nachfolgerin gab, die geſchiedene Frau ſeines Verwandten, gegen deren Töchterchen Claudine, das ſie ihm zubrachte, er wie ein leiblicher Vater geſinnt war.

Herr von Unſtern hatte eine Schweſter, die er unterdeſſen hatte zu ſich nehmen müſſen. Schon zu Lebzeiten der ſteinalten Großmutter, die nun zu ihren Vätern verſammelt worden war, hatte das Fräulein, die Schutzbefohlne der Matrone, ſich oftmals bei dem Bruder aufgehalten, der die Schweſter nun zu ſich berief, und ſich dieſer Pflicht, gleich einem nothwendigen Uebel nicht weigern konnte. Sie führte ſein Hausweſen, nicht zu leugnen, daß es am Schnürchen der Ordnung lief —; aber ſie leitete auch den Bruder ſelbſt nach ſchlauer Abſicht. Sie hatte das Band jener geſchiedenen Ehe aus bloßer Neigung zur Intrigue lockern und löſen helfen, und das unſelige Verhältniß, welches der nun ſeligen Frau Thränen, Trübſal und zuletzt den Tod gegeben, war größtentheils ihr zuſammengeſponnenes Werk.

Die Frau von Unſtern hatte nie Jemanden gehaßt, ſelbſt die nicht ſo ſehr, welche ſie verkürzt in ihren geheiligten Rechten, als nur allein die eigentliche Stifterin dieſes Unheils. Fragt nun der Leſer, welche Urſachen das Fräulein haben konnte, ſich in jene Ehe zu miſchen, und das ſanfte Herz ihrer Schwägerin alſo zu kränken, ſo antworten wir: Ein Weib — dies Wort gelte im Sinne des Geſchlechts — welches von dem Himmel der Liebe ausgeſchloſſen iſt, wird, als ein gefallner Engel, den böſen Geiſtern zugehören, die ſich der Qualen freuen, welche ſie bereiten. O Ihr armen Ungeliebten! wie ſchwer iſt es für Euch, gut zu ſein, und Glück zu ſchaffen! — Wir wollen euch bedauern, aber nicht verdammen, die Nemeſis wollte, was ſo emſig gefördert worden, gelingen laſſen zu des Fräuleins Strafe, zu der Wiedervergeltung der Mitſchuldigen. Die Schweſter des Herrn von Unſtern war kaum ſo bemüht geweſen, die jetzige Frau einzuſchwärzen in das Haus und Herz ihres Bruders, wie ſie nunmehr als eine wahre Höllenheizerin dafür ſorgte, ſie anzuſchwärzen bei dem Gemahl. Sie blies geſchäftig das kleinſte Fünkchen von Unzufriedenheit zu lichter Lohe auf, und ſchürte die Flamme der Eiferſucht; denn welcher Mann hätte jemals einer Frau getraut, die er um ſeinetwillen treulos gefunden? — Sie neidete der kleinen Claudine die Gunſt des Stiefvaters und gönnte ihr nicht die Luft. Das Kind athmete Gift in der Nähe dieſer Tante, die ihm Liebe heuchelte, und mit Schlangenkünſten ſich der kleinen Unſchuld zu bemächtigen wußte.

Herr von Unſtern fühlte zwar den drückenden Einfluß, den ſeine Schweſter auf ihn und ſeine Ruhe übte; allein er wußte weder ihrer zu entbehren, noch dieſen zu entkräften. Das Fräulein hatte neben dieſen gehäſſigen Fehlern nützliche

Eigenſchaften. Frau von Unſtern wirthſchaftete übel, ihr Gemahl mußte ſogar wünſchen, die Schweſter zu behalten, damit ſeine Hausfrau von ihr übertragen würde; aber er wünſchte es mit Zähneknirſchen.

Der große Leichtſinn der Frau von Unſtern half ihr dieſes Hauskreuz tragen. Sie hielt ſich ſchadlos auf ihre Weiſe, und verachtete die Tücke der Schwägerin, die ſie unwirkſam zu machen, doch ein Mittel fand. — Wenn ihr Gemahl die Pfeile abdrückte, welche das Fräulein mit der Schärfe der Zunge geſpitzt hatte, ſo behauptete Frau von Unſtern, ſeine Schweſter hätte einen Schuß. Sie behauptete es ſo oft und ſo keck, daß Herr von Unſtern mit leiſem Troſte gegen die fixen Ideen, welche ihm jene beizubringen ſuchte, Gedanken, die ihn peinigten, zu glauben anfing, ſeine Schweſter wäre ein wenig verrückt, oder würde es noch werden.

Zwei Jahre hatte dieſes unbeglückende Zuſammenleben gedauert, da zerriß der Tod ein beſſeres Bündniß, die Frau von Elban folgte ihrer Schweſter in das Grab. Herr von Elban trug dieſen Verluſt in troſtloſer Stille, der Knabe Eugen weinte ſich krank um die Mutter, und die Sorge um ſeines Kindes Leben machte den ſtummen Schmerz des Vaters thätig, und zu einem ableitenden Mittel. In dieſer bangen Zeit hielt der Oberſt von Blandovsky treulich bei ihm aus, und bewährte die Freundſchaft froherer Tage. Sein alter Leibhuſar Huß, der ſeinen Herrn auf Schritt und Tritt begleitete, nahm ſich des Kleinen an, der ſein Liebling war. „Du heulſt?“ fragte ihn der Alte, und preßte ihn zwiſchen die ſteifen Kniee, daß der Knabe ſeinem Blicke ſtehen mußte, „pfui, ſchäme Dich, Prinz Eugen! Die liebe Mutter hat unſer Herrgott zu ſich genommen, und, was Gott thut, das iſt wohlgethan — ſingen Chriſtenleute hinter einem Begräbniſſe her. Du wirſt einmal ein rechter Soldat werden, kleine Memme, und ſtatt der Standarte muß man Dir ein breites Schnupftuch in die Hand geben." „Ich weine nicht mehr!" ſagte Eugen mit Trotz, ſchluchzte innerlich und ſprach, „ich werde meine Fahne ſchon halten."

„Sieh! das iſt brav von Dir!" antwortete der Leibhuſar, und ſtreichelte das glühende Geſicht, indem ihm ſelbſt Thränen in den überbuſchten Augen ſtanden, „mache Deinen Eltern und dem Herrn Pathen Ehre, und Deinem Namen! Das Waſſer aber pumpe ab, was ſo unaufhörlich aus dieſen blauen Rinnen lief, als ob Du Dich wie ein kleiner Röhrmeiſter verſucht hätteſt — und ſchlage eine tapfere Brücke über Alles, was darunter liegt. — Komm, Kleiner, ich werde Dir Dein Lied ſingen!" Der Vater hob den Knaben auf ſeinen Schooß, und ſtimmte an: „Prinz Eugen, der edle Ritter," u. ſ. w. Eugen vergaß ſeinen Schmerz über dieſem Lieblingsgeſang, der einen Zauber auf die kindliche Einbildungskraft übte, die kleine Bruſt hob ſich ſtoßweiſe, und dehnte ſich aus für den Ruhm. Durch den ſtillen Abend hörte das lauſchende Ohr des Kindes den Tumult der Schlachten in der Melodie, welche mehr ein Summen als ein Singen war, und an der himmliſchen Moſchee zog der Halbmond glänzend herauf, weiße Wolken wallten um ihn her wie das Lager der Muſelmänner; Eugen ſah mit feuchtem Blick hinauf, und fühlte den gigantiſchen Muth des Feldherrn ſeines Namens. Seine Sehnſucht ward ein kriegeriſcher Traum.

Herr von Unſtern bezeigte ſich in einem Condolenzſchreiben an ſeinen Schwager ſo theilnehmend, und würdigte den Werth der beiden vollendeten Frauen ſo beruhigend für Herrn von Elban, daß dieſer ſich ihm verſöhnte, und im Drange des Mitgefühls den Vorſatz faßte, ihn ſpäter zu beſuchen, weil er doch einmal ſein Verwandter bliebe. Der Oberſt ſelbſt, obgleich er ein Vorurtheil gegen den Herrn von Unſtern hatte, redete ſeinem Freunde zu, ſich durch die vorgenommene Reiſe zu zerſtreuen. Da der Herr von Elban nichts weniger als unternehmend war, und in der Ruhe ſeines Temperaments, die durch ſeine letzte ſchwere Erfahrung zu einem lähmenden Phlegma geworden, jeden Entſchluß ſcheuete, ſo geſchah es, daß er erſt nach einem Vierteljahre an die Ausführung denken mochte. Er meldete ſich bei dem Herrn von Unſtern an, und dieſer ſchrieb ihm ein freudiges Willkommen entgegen; nur halte er es hinſichtlich des lieben Neffen für Pflicht, anzuzeigen, daß in ſeinem Dorfe die Maſern epidemiſch wären, und zwar ſehr bösartig.

Herr von Elban wußte ſeinem Schwager dieſe Anzeige Dank. Er wollte ſein Liebſtes nicht gefährden, und ließ den kleinen Eugen für die kurze Zeit ſeiner Abweſenheit unter der Obhut des Oberſten.

Herr von Unſtern empfing den ſeltnen Gaſt mit offnen Armen. Männer ſind in der Regel nachſichtig im Urtheil über coquette Frauen, und ſo ließ Herr von Elban die Gnade, welche die neue Schwägerin vor ſeinen Augen fand, für Recht ergehen.

Das Fräulein ſtrengte alle Kräfte an, dem friſchen Wittwer zu gefallen. Die Tafel war excellent, und Herr von Elban kein Verächter der Tiſchfreuden. Wie wenig er auch ſonſt zu Beobachtungen taugte, ſo bemerkte er doch, daß die Hausfrau in dieſer Function eine Null wäre, und das Fräulein viele Eigenſchaften zählte, die dem Hausſtande zu Gute kommen, ja, daß es gleichſam Eins in Allem in dem des

Bruders ſei. Herr von Elban war jetzt grade in der Stimmung, ſolche Talente vorzugsweiſe zu ſchätzen, denn er hatte, ſeit die Wirthin des Schloſſes von Halde im Grabe ruhete, viel Verdruß gehabt. Das häusliche Uhrwerk ſtockte, ſeine Leute ließen ſich träge gehen, in ewigen Verſäumniſſen, die zu rügen ihm ſehr läſtig fiel, hörte die Zeit pflichtmäßiger Ordnung für ſie auf, und dem Herrn von Elban grauete davor, in dies verworrene Getriebe der Nachläſſigkeit mit Energie einzugreifen.

Wittwer, die eine gute Frau begruben, ſind am leichteſten geneigt, ſich wieder zu verheirathen. Sie vermiſſen in ihrer Vereinzelung die treue Gefährtin zu ſehr, um nicht auf Erſatz zu denken, ſie fürchten in der Sicherheit des gehabten Glückes keinen Mißgriff in dem Lotto der Ehe, ſie haben endlich keine Vorſtellung von dem Elend einer verfehlten Wahl, für den Mann doppelt ſchwer zu ertragen, weil er der Wähler war.

In einer gottverlaſſenen Minute — armer Elban! trat der Verſucher zu ihm, und hauchte den Gedanken in ſeine Seele, das Fräulein werde eine Frau für ihn ſein. Die Schwägerſchaft mit dem Herrn von Unſtern war ſchon einmal heilbringend für ihn geweſen — der gute Elban hatte eine erſtaunliche Vorliebe für alles bequem Gewohnte — er dachte, die Erneuerung dieſes Verhältniſſes könne nicht anders als gut für ihn ausſchlagen. Er entdeckte ſich dem Bruder des Fräuleins. Herr von Unſtern war über dieſe Erklärung augenſcheinlich betroffen. Ein Reſt von Rechtſchaffenheit, und jenes Gefühl, womit das Vertrauen eines Argloſen rührt, bewogen ihn, der Fehler ſeiner Schweſter zu erwähnen. Herr von Elban lächelte dazu, in der gutmüthigen Täuſchung, der Schwager wolle das Factotum gern behalten, und verleumde aus Werthſchätzung. Herr von Elban dachte es ſeiner einzufädeln, indem er ſich an die Dame vom Hauſe wendete, um ſie ſchlau, wie er meinte, über das Fräulein auszuholen. Die Frau von Unſtern war doch liſtiger, als dieſer Naturforſcher auf Freiersfüßen. Sie merkte ſeine Abſicht ſchon von weitem. Die Schwägerin war ihr ein Dorn im Auge, und es funkelte bei dem erſten leiſen Rucke der Hoffnung, ihrer los zu werden, freudig auf im Lobe ihrer Verdienſte. Sie gönnte dem Herrn von Elban, den Frau von Unſtern mit Unrecht für einen Simpler hielt, die verwelkte gelbe Klatſchroſe, und machte ſich kein Gewiſſen daraus, den ſchädlichen Wurm eines böſen Herzens, den das Fräulein im Buſen trug, zu verſchweigen.

„Da ſieht man!“ ſagte Herr von Elban zu ſich ſelbſt, „die Frauen laſſen ſonſt einander ſelten Gerechtigkeit widerfahren; das Fräulein muß ein wahres Kleinod ſein. Und es iſt unverkennbar, wie viel die Schweſter im Hauſe des Bruders gilt, ſo daß man ſich nicht wundern dürfte, wenn Frau von Unſtern ein Wörtchen mehr als billig gegen ſie geſagt — und dennoch, welches Zeugniß! Dieſe unparteiiſche Anerkenntniß macht der jungen Frau alle Ehre, und manche Leichtfertigkeiten wieder gut, die ihr ſonſt zur Laſt gelegt werden können.“ Er bot dem Fräulein noch vor der Abreiſe die Hand.

Der Oberſt wunderte ſich nicht wenig, ſeinen Freund als Bräutigam zurückkommen zu ſehen. Er ſchüttelte den Kopf zu dieſer Partie, und brummte einen derben Fluch ſich in den Bart. Als Herr von Elban ihn fragte, was er eben geſagt, antwortete der Oberſt: „Ich meinte nur, zu geſchehenen Dingen müſſe man das Beſte reden.“

Dem Herrn von Elban kam die Furcht unheimlich an, daß er ſich übereilt hätte; aber es war nun nichts mehr zu ändern, das Fräulein hatte ſein Wort. Die Hochzeit wurde nicht lange verſchoben. Eugen ſah ſeine Stiefmutter mit auffallender Abneigung an — Kinder ſind gute Pſychologen — und die erſte vermittelnde Handlung des Vaters war eine Strafe, die er über ſein Herzblatt verhängen mußte. Frau von Elban hätte es, wenn ſie gedurft, gern in Stücke zerriſſen. Aber es wurde noch ſchlimmer.

Die Einnahme von Halde und wie Frau von Elban ſich darin einrichtete, erinnerte an die Zerſtörung Jeruſalems. Nichts blieb an ſeiner Stelle, kein Stein des Damenſpiels auf dem andern. Frau von Elban kehrte das Haus um, und zwar mit Donner und Bliꜩ. Die Domeſtiken, welche von einer beſſern Zukunft geträumt hatten, erwachten mit Schrecken, ſahen das Ende aller Dinge, und glaubten, der jüngſte Tage wäre im Anzuge; für Eugen war es der Untergang ſeiner Welt. Der kindliche Menſch kann die Verhältniſſe ſeiner Umgebung nicht ändern ſehen, ohne daß ſein Innerſtes angetaſtet werde. Der Geiſt der Unſchuld giebt auch todten Dingen ein Recht an die Liebe, und ein heiliges Gemüth ſchont das Beſtehende. Frau von Elban drang nun auch mit ordnender Gewaltſamkeit in die Kinderſtube. Es entſtand ein heftiger Lärmen, Herr von Elban kam herbei und ſah die ſeltſamſte Scene. Eugen ſtand auf einem Stuhle, und vertheidigte flammend, wie ein Cherub, ein kleines Bild an der Wand gegen den Angriff der Stiefmutter. Er hatte den Säbel von Blech gezogen, und die Wehr, nicht zu blutigem Ernſt beſtimmt, bliꜩte in der Sonne. Der Rahmen des kleinen Palladiums war bekränzt. „Was ſoll das?“ fragte der Vater, von dieſem Anblick entwaffnet. Seine Frau klagte mit blauen Lippen, bebend vor Bosheit an allen

Gliedern, den Knaben der Widerſetzlichkeit an: doch Eugen ſagte: „Vater, höre mich! Die Stiefmutter wollte das Bild hier wegnehmen, ſie nannte es ein ärmliches Ding — und es war der Mutter ſo lieb! Ich laſſe es nicht von mir.“ Zornige Thränen flammten in ſeinen Augen.

Es war dem Herrn von Elban, als hätte eine glühende Hand in ſeine Seele gegriffen. „Behalte es meinetwegen!“ entſchied er mit unterdrückter Stimme, und faßte den Arm der Dame, ſie hinwegzuführen; aber die Furien ſind nicht anſtändig zu behandeln. Sie riß ſich wüthend los, in ſchweigendem Grimm den Knaben zu verderben, der ihrer nun ſpotten würde, und gegen den ihr Anſehen auf immer vernichtet war. Allein unbekümmert ſteckte dieſer Engel des Gerichts ſein kleines Schwert in die Scheide, und flocht einen neuen Kranz für ſein Idol.

Dieſe Pietät war nicht nur die Religion der Kindesliebe, ſondern ein aufdrängender Sinn für die Kunſt, denn das Bildchen war das rohe Conterfei eines Raphaels aus Loretto, doch wir wiſſen nicht, wie die ſelige Frau von Elban eigentlich dazu gekommen. Madonna ſitzt mit dem heiligen Kinde auf dem Schooße, und hebt einen grünen Schleier, um dem kleinen Johannes, der von Ferne ſteht und die Hände andächtig aufhebt, den ſchlafenden Jeſus zu zeigen. Dieſe Copie, vielleicht des reizendſten Gemäldes, welches zum Entzücken der Welt ihr von der Weihe jenes aufgeſchwebten Genius geblieben — hing wie ein frommer Schutz in dem Kinderſtübchen Eugens. Das Auge der jungfräulichen Mutter ſchien ihn ſelbſt zu bewachen, und er tobte niemals wild und unhold, weil die Verſtorbene ihm geſagt, er ſtöre ſonſt den Schlaf des göttlichen Geſpielen und die Betrachtung ſeines kleinen Freundes. Doch der Friede des Schloſſes in Halde war von nun an geſtört, und Herr von Elban konnte nur ſein Unglück betrachten und — verſtummen.

Frau von Elban führte ein ſcharfes Pantoffelregiment und den Stab Wehe. Ihr Gemahl ertrug mit Indolenz ſein Geſchick, ſein, im Sinne des Schaffens. Er tröſtete ſich, daß er mit ein wenig Duldſamkeit gegen die Tobſucht ſeiner Frau aller Sorgen und anderweitigen Verdrießlichkeiten überhoben wäre, und der Mitleidenſchaft konnte er ja entfliehen. Er ging ſpazieren oder auf die Jagd, wenn die Dame wie ein Sturmwind raſete, daß alles zu Winkel flog — und ſo geſchah es denn, daß Herr von Elban faſt wie ein Botenläufer beſtändig auf den Füßen, und dieſer häufigen Motion wegen meiſt bei guter Geſundheit war.

Oberſt Blandovsky ließ ſich jetzt ſehr ſelten in Halde ſehen. Nur in Rohrlach fand er ſich mit dem Jagdgenoſſen zuſammen. Einſt ritten ſie ſpät, von einem Waidzuge heimkehrend, an dem Erbbegräbniß vorüber. Das Mondlicht ſtahl ſich durch die feuchten Gitter des Waldes, ſchlich auf dem falben Moſe und glänzte mit blaſſem geiſterhaften Scheine an den Fenſtern der Capelle. Die tiefſte Abendruhe herrſchte rings um die Wohnung des Todes, und der Mond wandelte in kühlen Schauern, im Geleit von Schatten, mit dem Schimmer der Verklärung leiſe an den grauen Mauern hin.

Herr von Elban hatte eben, als ſie ſich dieſem Orte näherten, davon geſprochen, daß der Oberſt beinahe gar nicht mehr nach Halde käme. „Gute Nacht, meine Freundin!“ ſagte dieſer jetzt, und hielt das ſchnaubende Pferd vor der Gruft an, „mit Dir, Du liebe Frau, iſt der Hausfriede und die beſte Freude der Freundſchaft ſelig verſtorben. Ich meine es gut; nehmt es mir nicht übel, Alterchen, daß ich ehrlich rede, es gefällt mir nicht mehr bei Euch. Donner und Wetter! welch ein gewitterſchwüler Sommer voll Hagel und heißer Stürme iſt auf den milden Frühling gefolgt, der hier ſchläft. Ihr Freund! ſeid ein armer Blitzableiter geworden, und ich an Eurer Stelle, führe wohl eher in die Grube, als daß ich mich dazu hergäbe. Eure kaltſinnige Ruhe hält der hitzigen Frau die Stange; das ſollte nicht ſein.“

„Herr von Elban entladete hierauf ſein Herz, und klagte dem biedern Freunde ſeine Noth; doch rühmte er mitunter die häuslichen Verdienſte der Dame Kobold, mehr, um Gerechtigkeit für ſein Schweigen, als für ihre lärmende und zänkiſche Gewohnheit anzuſprechen.

„Der Teufel hole die zweiten Heirathen!“ platzte der Oberſt ingrimmig heraus: „ſie taugen all' nichts. Ich wüßte auch ein Liedchen über dieſen Text zu ſingen, wozu die Noten ſchwarz genug in meinem Gedächtniſſe ſtehen — aber meine Kehle iſt zu rauh. Was hilft es, daß die Frau für gutes Eſſen ſorgt, wenn ſie mit Aergerniß den Appetit verdirbt, und Gift und Galle kocht? daß ſie Ordnung im Keller hält, wenn ſie es danach macht, Daß der Wein wie hölliſches Feuer auf der Zunge brenne? Seid ein Mann, wackrer Elban! und duldet ſolchen Unfug nicht.“

Aber die phlegmatiſche Männlichkeit des Herrn von Elban konnte gegen ſeine Xantippe nicht aufkommen, und mit philoſophiſcher Gelaſſenheit ließ er ſie gewähren.

Beſſeren Stand gegen die Unbilden der Stiefmutter hielt Eugen, und die Dame fühlte eine Art Reſpect vor dem Knaben; vielleicht haßte ſie ihn eben deshalb nur um ſo mehr. Doch, als hätte ſie mit zwingenden Mächten im Bunde geſtanden, fand ſich ein Mittel in ihre fürchterlichen

Hände, ſich dies tapfre junge Blut ohne Wehr und Willen zu unterwerfen.

Wir haben früher ſchon bemerkt, daß die zweite Ehe des Herrn von Unſtern wo möglich noch unglücklicher war als die erſte — und keinen unſerer Leſer, der bei dem eingeborenen Gefühl der Gerechtigkeit, Erfahrung, wenn auch ein wenig nur, beſäße, dürfte dies wundern. Gewiß wäre Frau von Unſtern abermals auf dem Wege der Geſetze geſchieden worden, wenn es ihr nicht beliebt hätte, dem langſamen Gange der Juſtiz durch einen gewagten Schritt zuvorzukommen. Sie entwich mit einem jungen Förſter, und ließ die kleine Claudine, welche ihr bei dieſer leichtſinnigen Flucht ein unnützer Anhang geweſen wäre, dem böslich verlaſſenen Gemahl zum Andenken da. Herr von Unſtern ſuchte die Verlorne nicht, und wenn ſie ſelbſt zu ſeinen Füßen gelegen hätte — ſondern nur die gerichtliche Trennung nach, die auch alſobald erfolgte. Er belächelte mit bitterm Hohn die Täuſchungen der Leidenſchaft. Sein Herz war wie eine ausgebrannte Kohle, worin nur noch ein Funken glomm, der für den Wunſch glühte, ſeine ehemänniſche Ehre, zugleich mit ſeinen zerrütteten Finanzen wieder herzuſtellen; für die Liebe war dieſes Herz todt und kalt. Seine dritte Wahl fiel nun auf eine reiche Erbin, die ihm für dieſe Zwecke geeignet ſchien. Das Fräulein hatte Vermögen, einen makelloſen Ruf, verwandtſchaftliche Verbindungen, von denen ſich Vortheil ziehen ließ, und eine gute Doſis Indifferenz, welche auf eine erregbare Natur wie ein niederſchlagendes Pulver wirkte, das bekanntlich aus Krebsaugen gemacht wird. Indeß mußte dieſe gewöhnliche Wirkung doch für den Bewerber mit einem anderweitigen Beiſatz vermiſcht geweſen ſein, denn er verſah ſich keiner rückgängigen Bewegung, da er die

Abſicht an den Tag legte, dieſe jungfräuliche Feſte zu erobern. Und wirklich machte er zum Erſtaunen aller derer, welche die ſpröde Sinnesart des Fräuleins kannten, raſche Fortſchritte in ihrer Gunſt, und trug zuletzt den Sieg ihrer Hand davon.

Nicht die große Frage, wie ihre Zukunft als Gattin dieſes Mannes ſein werde, noch die Vergangenheit ihres Verlobten, nur eine kleine liebenswürdige Gegenwart war der Braut ein Anſtoß — Claudine. Sie ſagte es dem Bräutigam ohne Scheu, indem ſie keine andere Theilnahme an dem verlaſſenen Weſen vorausſetzte, als die eines ſeiner Pflicht enthobenen Pflegevaters. Herr von Unſtern verſprach das Kind fortzuſchaffen. Er ſchrieb in dieſer Angelegenheit an ſeine Schweſter, bat ſie im Tone der Berechtigung, die Kleine zu ſich zu nehmen, wobei er nicht vergaß, ſich auch an ſeinen Schwager zu wenden und ein beträchtliches Koſtgeld für Claudine auszuſetzen. Frau von Elban war dieſem Verlangen ihres Bruders geneigt; ihr Gemahl hatte, wie immer, keine Stimme. So kam Claudine nach Halde, und Eugen zu einer Geſpielin.

Frau von Elban merkte bald, daß ſie das Mädchen wie eine Geißel zu behandeln hätte für den Buben, der ſo kühn war, ihrer ſtiefmütterlichen Tyrannei Trotz bieten zu wollen. Jeder, auch der kleinſte Ungehorſam des Knaben ward nun mit großer Härte an dem zarten Kinde vergolten, und dem Eugen blutete das Herz, wenn er Claudine um ſeinetwillen Thränen vergießen ſah. Dies allein zähmte den jungen Löwen.

In der kleinen Claudine regte ſich ſehr frühzeitig ein weiblicher Inſtinct der Liſt. Sie wußte ſich und ihrem brüderlichen Freunde geſchickt zu helfen, und der übermüthigen

Gewaltſamkeit, womit die Tante in roher Laune gegen Beide verfuhr, tauſend kleine vereitelnde Streiche zu ſpielen. Sie kannte nichts Süßeres, als die arge Aufſeherin zu hintergehen, welche es freilich nicht beſſer verdiente. Aber nichtsdeſtoweniger war es traurig, daß dem Himmel, worin die Wahrheit wohnt, eine Seele verloren ging. Claudine übte die zarten Kräfte des Gemüths an der Verſtellung, heuchelte ihrer Tante, die ſie innerlich verabſcheuete, Gehorſam und Liebe, und machte Eugen mancher Lüge theilhaft, gegen die ſein offner Sinn ſich ſträubte. Es ging ihm im Pardieſe der Unſchuld wie dem Ahnherrn ſeines Geſchlechts, ſein Loos war ein ſaurer Apfelbiß.

Frau von Elban konnte kraft ihrer dämoniſchen Natur die Liebe nicht leiden, womit die beiden jungen Seelen ſich gegenſeitig zu durchdringen ſchienen; ihr Gemahl hingegen fand Freude an dieſer Verträglichkeit, der einzigen, die ſein Haus beglückte.

Eugen kam auf die Kriegsſchule, er war zum Militair beſtimmt; Claudine fiel der ſchrecklichen Tante mehr noch anheim. Sie ſollte die Wirthſchaft im Großen wie im Kleinen lernen, um einſt eine tüchtige Hausfrau zu werden; aber ſie war nur eine Novize der heiligen Geduld, und hätte wohl eher den Schleier nehmen mögen, als das Heil der Ehe, von dem ſie überdies einen ſcheuen Begriff hatte — um den Preis ſolcher kleinlichen, läſtigen, niemals aufzuhörender Mühen erwerben. Sie verachtete die genügſamen Freuden der Häuslichkeit. Claudinens Gemüth entbehrte jener weichen Elaſticität, welche ſich unter dem ſchwerſten Drucke nur höher hebt; aber ſie hatte Muth, und dieſer Muth wuchs mit den Jahren. Ein Charakter, wie ihn ſonſt nur die Welt zu bilden pflegt, reifte hier an der Nothwendigkeit;

Claudine hatte keinen Schutz als ſich ſelbſt. Ihr Vater bekümmerte ſich nicht um ſie, die Mutter war ihr ſchlimmer noch als todt; denn ſie fürchtete, in jeder Bettlerin der lebenden zu begegnen. Daß Claudine ihre Familiengeſchichte wüßte, dafür hatte Frau von Elban geſorgt. Sie wollte die Tochter durch die Schmach der Mutter demüthigen; aber ſie hatte nur den Stolz der Jungfrau erregt. Dieſe wollte lieber ſterben als die Sclavin eines Mannes ſein, oder einer Leidenſchaft fröhnen, durch welche ſie ihrer ſittlichen Freiheit beraubt werden könnte. — Claudine war nicht einmal eitel, und doch im Geheimniß gefälliger Grazie; ihr Benehmen war voll Anmuth, der Strahl ihres Auges hell und heiter, wenn ihr auch das Herz über ein erlittenes Unrecht in brennenden Schmerzen loderte. Eine unbezwingliche Sehnſucht frei zu ſein — dem Weſen der Weiblichkeit entgegen, die ſich gern beſchränkt ſieht, in weiten Blicken ſich zu verlieren fürchtet, und in dem engen Kreiſe, den das häusliche Verhältniß umſpannt, Raum genug für ihren Himmel findet — ſtörte Claudinen den Genuß heimathlicher Ruhe. Jedes denkbare Glück wohnte ihr in der Ferne. Schon als Kind ſah ſie verſunken in Tiefſinn dem Strömen der Waſſer zu, und folgte mit leuchtendem Auge dem Fluge der Vögel, dem Zuge der Wolken. Hoch über der Erde hätte ſie ſchweben mögen, unerreichbar jeder ſchnöden Anmaßung. Sie fühlte mit wunder Seele die Feſſeln der Abhängigkeit, und zitterte ſie ewig tragen zu müſſen; ihr Gemüth war wohl ſtarker Empfindungen fähig, aber der ſchönſten nicht, der Liebe, der Hingebung! und das Herz eines Mannes zu rühren, fehlte ihr nur das Herz eines Weibes.

Herr von Unſtern ſchrieb in einer ökonomiſchen Veranlaſſung an ſeinen Schwager, und ließ am Schluſſe des Briefes ein Wörtchen davon fallen, daß Claudine einmal zum Beſuch zu ihm kommen ſolle. Frau von Elban faßte die leichte, loſe Einladung haſtig auf, und den Entſchluß, Claudine ſo bald wie möglich an ihren Vater zu ſenden. Sie gönnte ihr das Vergnügen der Reiſe, und wußte wohl warum, denn ſie entzog ihr ein größeres dadurch. Eugen hatte langen Urlaub genommen und ſeine nahe Ankunft den Eltern verkündet; doch Frau von Elban, ſobald ſie dies wußte, die Einlage an Claudine neidiſch unterſchlagen. Das Mädchen ahnete nicht, welcher beſſeren Freude des Wiederſehens es den Rücken kehre, da es unter bänglichen Gefühlen der Erwartung dem Gute des Vaters zurollte. Frau von Elban hatte es ihrem Gemahl ſtreng unterſagt, von Eugens Heimkehr etwas gegen Claudine zu verrathen, weil der Vater doch auch ſeine Rechte hätte und nicht verſäumt werden dürfte, zumal da er ſo ſparſam mit dem Wunſche geweſen, die Tochter einmal bei ſich zu ſehen. Herr von Elban gehorſamte als ein wohlgezogener Ehemann dem Willen ſeiner Frau.

Claudine kam auf dem Gute ihres Vaters an. Sie war in ſeinem Hauſe, in ſeinen Familienbeziehungen völlig fremd. Allmählich belebte ſich ihr der öde, todte Prunk des Schloſſes mit Bildern aus früherer Zeit, ihre Puppenſpiele, kleine ſüße Freuden blickten ſie mit Kinderaugen aus jedem Winkel an, und rührten ihr das Herz, die harmloſe Geſtalt der Mutter ging ihr im Traume der Erinnerung auf. Jetzt ſchien ein finſterer Geiſt dieſe Räume zu bewohnen. Claudine war unſäglich bange hier. Die Ehe ihrer Vaters kam ihr wie ein marmornes Grabmal vor, worin jeder Lauf der Liebe verſtummt wäre — das Geſicht der Stiefmutter war wie aus Stein gehauen, ſtarr und ſtill. Der Blick der Frau von Unſtern ruhete mit dem Stolze der Unempfindlichkeit, wie mit richtender Strenge auf der beſeelten Schönheit Claudinens, deren aufblühende Reize ihr gehäſſig waren, weil ſie der Mutter ſo ähnlich ſah. Sie konnte von der erſten Stunde an, dieſe Tochter ihres Mannes durchaus nicht leiden; ihr Geſichtskreis umſchrieb einen Cirkel der Verbannung für Claudine, ſie legte in jedes gewogene Wort einen verurtheilenden Sinn. Die Frau ihres Vaters nannte Claudine nicht anders als: „Fräulein“ und „Sie.“

Die kleine Adelaide — das einzige Kind dieſer dritten Ehe, galt für das einzige überhaupt, in ſeiner Art wie in ſeinem Recht, und war in Folge der Erziehung vornehm, blöde, ſtolz und ſtumm geworden. Liddy durfte nach einem unbedingten Verbot ihrer Mutter von Niemand geküßt werden, daß die Haut, welche wie Milchſchaum zum Wegblaſen war, nicht verdorben würde. Selbſt der Vater mußte ſich in Acht nehmen, das zarte Püppchen zu liebkoſen. Claudine, obgleich ihr Teint nicht minder ſchön zn nennen — wußte von ſolcher Vorſicht nichts. Sie überließ ſich dem natürlichen Wohlwollen für das Töchterchen ihres Vaters, und wenn Liddy mit ungewöhnlicher Zuneigung in den Armen ihrer Schweſter hing — welchen Namen Claudine zu geben, heimlich verpönt war — ſo ſtierte das große, gebietende Auge der Mutter ſo ängſtlich beſchützend in die geſchwiſterliche Gruppe, als hielte eine Schlange ihr liebes Kind umzingelt.

Herr von Unſtern ſah ſeine Tochter wieder, die er kaum noch kannte, das Knöspchen war zur Roſe geworden. Die Natur klopfte an ſeine unter Bauſteinen und Geldſorgen verhärtete Bruſt, und er fühlte das Vaterherz laut ſchlagen. Claudine glich vollkommen ihrer Mutter. Eine andere Zeit ſtand mit dieſem holden Anblick vor ſeiner Seele; doch dieſe Zeit war nun längſt nicht mehr. Er betrachtete Claudine in einer Empfindung, worin ſich aufnehmende Liebe und abweiſendes Mißtrauen miſchten. Er fühlte wie dieſe ſüße täuſchende Geſtalt ſich in ſein Innerſtes ſchlich — es gerieth in Bewegung, er erſchrak davor, und bedachte, wie weit dies führen könnte. Er war klug genug, ſeine Grenzen zu kennen, denn Frau von Unſtern hielt ihren Gemahl kurz —; und ſo warf er unter einem feſten Entſchluſſe die Herzensthüre zu.

Claudinens Vater ſah wohl ein, daß er ſeine Tochter niemals würde anerkennen dürfen, und, wenn er dies ernſtlich gewollt, er doch damit zu lange gezögert hätte. Jetzt war es zu ſpät dazu, und das Mädchen zu groß und zu hübſch, um dieſe Legitimität einzuleiten, welche von dem häuslichen Throne aus, der neben dem Arbeitstiſche ſeiner Frau ſtand — wie er voraus wußte, nicht ſtatuirt worden wäre. Und aus eigener Macht zu wollen, daß man Claudine für ſein Kind anſähe, dazu fehlte es ihm an Muth der wahren Ehre. So ſetzte er dann die arme Aelteſte, die nichts verbrochen, auf ein kümmerliches Pflichttheil der Fürſorge zurück.

Claudine fühlte ſich einer Verſtoßenen gleich. Sie kam ſich hier ſo einſam, ſo darbend und waiſenhaft vor, obgleich es im Schloſſe ihres Vaters hoch und geſellig herging. Sie ſehnte ſich nach Halde, wo niemals Gäſte einſprachen, und hielt es für leichter, unter den hitzigen Ausfällen ihrer Tante, als bei dieſer höflichen Kälte, dieſer froſtigen Zurückhaltung auszudauern.

Das Aufſehen, welches Claudine im väterlichen Hauſe erregte, verdroß die Dame deſſelben. Frau von Unſtern hatte Claudinens Mutter noch gekannt, und wußte ſich ſo genau auf ſie zu beſinnen, daß die ähnlichen Züge der Tochter Claudinen in ihrer Vormeinung ſchadeten. Sie ſah ſcheel, wenn die Herren alt und jung ſich um das ſchöne Mädchen drängten und es über Gebühr erhoben. In jeder Geſellſchaft war große Cour für Claudine; alle Höflinge huldigten ihr, und das regierende Haupt vermerkte dieſen Abfall ſehr übel.

Frau von Unſtern nannte Claudine gegen ihren Vater eine Coquette.

„Sie hat das Glück ihrer Mutter um die Männer —“ antwortete der beleidigte Gemahl in allem Ernſt und wohl wiſſend, daß er kein kränkenderes Wort ſagen könnte.

Claudinens Coquetterie — wenn anders ihre anziehenden Kräfte dieſen verrufenen Namen verdienten — war nicht Gefallſucht, wie die ihrer Mutter, ſondern Verachtung, und dies gab ihrem Betragen den Reiz unbefangener Freimüthigkeit. Sie kannte das ſtarke Geſchlecht von ſchwachen Seiten nur. Wie unmännlich hatte Herr von Elban ſich die Hände binden laſſen! der Vater? nun er trug ſeine Ketten mit Anſtand. Der Oberſt war ein tapferer Degen, und bramarbaſirte ſogar; aber ſein Leibhuſar commandirte ihn dennoch. Eugen machte freilich eine muthige Ausnahme; aber Claudine fühlte ſich ihm doch ein wenig überlegen.

Herr von Unſtern nahm ſeine Tochter allein. Er hatte ſich vorgenommen, ihr reinen Wein einzuſchenken; aber in dieſen aufrichtigen Erguß miſchte ſich Wermuth und Galle für die arme Claudine, und eine bittre Zähre floß hinein. „Mein Kind,“ begann er, „wir wollen einmal über eine Sache zuſammen ſprechen, die mich nahe angeht: Dein Glück. Du machſt Furore, wie ich ſehe, das freut mich, auf meine Ehre! aber verſäume nun auch die Gunſt der

Gelegenheit nicht, Dich ſo früh als möglich zu verheirathen. Ich fürchte nicht, Du werdeſt mir von Liebe reden wollen; ich halte Dich für viel zu vernünftig dazu. Liebe iſt eine charmante Idee — die aber keine Realität hat. Denke daher in Zeiten auf eine ſolide Partie — auf eine ſolide, hörſt Du? ich wüßte eine für Dich.“

Claudine ſah ihren Vater mit großen ängſtlichen Augen an. Sie hörte geſpannt. Er aber hielt den Namen noch zurück, der, wie er wußte, keinen guten Klang geben würde, und glaubte, die Saiten dieſer jungen hochmüthigen Seele ein wenig herabſtimmen zu müſſen. „Sieh!“ fuhr er fort und wich mit einem ſcheuen Blicke dem ihrigen aus, indem er unter der Maske des Selbſtvorwurfs erröthete; „Deine Eltern haben ſchlecht für Dich geſorgt — die Natur allein hat Dir eine hübſche Mitgift und eine Ausſteuer an Mutterwitz gegeben. Ich kann nichts für Dich thun, Claudine, aus dem einfachen, aber zureichenden Grunde, weil ich ſelbſt nichts habe noch vermag.“

Claudine ſah in dem Prunkzimmer umher, wo dieſe Unterredung vorfiel, und lächelte leiſe, doch ſo ſtolz, wie über eine unverſchämte Lüge. Sie ſchwieg. Ihr Vater ſetzte ſeine Rede weiter fort: „Ich verſtehe die Sprache Deiner Blicke, aber — es iſt nicht alles Gold, was glänzt; das Sprichwort kennſt Du doch, Töchterchen? und ſo wiederhole ich, Du magſt es mir nun glauben oder nicht, ich bin reducirt, und hange gänzlich von meiner Frau ab, die ich deshalb ſehr berückſichtigen muß. —“ Er ſagte dies mit ſtarkem Accent. „Meine Frau,“ ſprach Herr von Unſtern nach kurzer Pauſe, mit einem Piano der Stimme, als fürchte er ihr feines Ohr; — „hat noch ein paar Erbſchaften zu erwarten, daran hält ſich meine Hoffnung

— der Strohhalm eines Verſinkenden. Was Frau von Elban hinterläßt, kommt im Falle ſie nicht teſtirt, meiner Tochter zu, Du biſt arm, Claudine.“ Und jetzt nannte er einen alten reichen Baron, der ſich um ſie bewürbe.

Claudine war plötzlich wie mit Pupur bedeckt; ihr Auge flammte fürſtlich, da ſie ſprach: „Ich bin arm, ja! aber nicht ſo elend, um dieſen erbärmlichen Lüſtling nehmen zu müſſen. Dieſe Hand, welche er begehrt, iſt geſchickt zur Arbeit, und dann habe ich auch noch Freunde.“ Sie dachte an Eugen und den Oberſten.

„Die Freunde der Schönheit,“ antwortete Herr von Unſtern mit dem Lächeln der Erfahrung, „ſind in der Regel ſelbſtſüchtig und unzuverläſſig. Du biſt ein Mädchen, Claudine, eine Frau aber iſt, wenn ſie Verſtand hat, unter allen Verhältniſſen ſelbſtändig. Erwäge das, Kind!“ Hiermit verließ er ſeine verlaſſene Tochter.

Claudine kämpfte noch, nicht mit ihrem Herzen, ſondern mit Thränen, die fluthend ausbrechen wollten, als die Dame des Schloſſes in das Zimmer trat, worin ſie ihren Gemahl im Geſpräch mit ſeiner Tochter vernommen. Frau von Unſtern war argwöhniſch im höchſten Grade, und eiferſüchtig auf das reizende Weſen, welches ein verführeriſches Bild, das von dem Reichscammergericht des Hauſes verworfen worden, in reinem Glanze und friſchen Farben vor die Augen deſſen brachte, der einſt davon verblendet geweſen war. Claudine lehnte im beugenden Gefühl ihrer Unhaltbarkeit an einem Pfeiler, und ihre gramvolle Stellung zeigte der Dame den rechten Moment, ein Wort anzubringen, das ſie ſchon längſt im Sinne hatte. Sie ſchlug Claudinen eine andere herabwürdigende Partie vor. Frau von Unſtern eröffnete die Heiraths-Präliminarien wie zu einem Friedensſchluſſe mit ihr ſelbſt. Sie that es in jener unbedingten ſteilen Manier, für welche es ſo ſchwer ein Entkommen giebt.

Claudinen bebte das Herz. Sie fühlte ſich tief gedemüthiget und geängſtet. Vor ihrem Blicke voll entfliehender Sehnſucht, voll überfließender Thränen, zitterten die Wände, welche ihr plötzlich gefängnißartig ſchienen, wankte jede Hoffnung auf den Schutz dieſes Hauſes, das Schlüſſelbund, welches Frau von Unſtern in der Hand hielt, klirrte ihr gleich einer Kette.

Claudine raffte ihren Muth zuſammen, und wendete gegen den Vorſchlag alles ein, was ſich beſcheidentlich ſagen ließe. Frau von Unſtern ſah mit wegwerfender Miene Claudine darauf an. Sie warf als eine echte Abkömmling rühmlicher Ahnen dem jungen Blute, das ſich ſolches Widerſpruchs erkühnte, die Mutter vor, und führte die Tochter dieſer verlaufenen Sünderin auf ihre Lage zurück. Claudine antwortete ſchwer gereizt — ſie trennten ſich in offnem Kriege.

Claudine eilte zu ihrem Vater, und drang heftig in ihn, ſie baldigſt fortzuſchaffen. Er ließ ſich erzählen, was eben vorgefallen, nnd ſagte dann: „Ja freilich! nach dem Korbe, den Du meiner Frau für ihren Protegé gegeben haſt, dürfte Deines Bleibens hier nicht mehr ſein. Das Brauthemd wäre Dir von Neſſelgarn geweſen. — Sie ſpinnt gern mit Feinheit etwas zuſammen und ſtiftet Ehen; — aber ſelten Segen.“ Herr von Unſtern ſeufzte, und beſtimmte auf wiederholtes Bitten ſeiner Tochter den folgenden Tag zu ihrer Abreiſe.

Claudine zählte die Stunden, welche noch übrigten. Sie fürchtete mit Beklemmung in dieſer kurzen Friſt viel ſchmähliche Blicke und Pein des Schmollens aushalten zu müſſen: doch der Zufall half über dieſe Spannung hinweg, und erleichterte das beengte Zuſammenſein.

Ein Wagen fuhr vor. Man meldete eine Dame, welche, wie Frau von Unſtern gegen einen ſchon anweſenden Gaſt bemerkte, kürzlich Wittwe geworden war. Claudine machte ſich auf ein ältliches betrübtes Geſicht gefaßt, auf traurige Reminiſcenzen. Sie hörte im Geiſte Klagelieder und das Bimmeln und Bammeln einer Stimme, die das Sterbeglöckchen nachläutete. Aber herein trat eine Dame in voller jugendlicher Friſche, mit roſenrothen Wangen, und vergnügt wie eine Königin — würden wir ſagen, wenn das Sprichwort paßte. An ihrer Hand hing ein idealiſch ſchönes Kind, ein Mädchen von drei Jahren. In blühende Farben war die Dame ſelbſt, und was ſie ſprach, gekleidet. Sie ward mit großer Auszeichnung empfangen, die Dienerſchaft flog auf ihren leiſeſten Wink. Frau von Kleiſt — ſo hieß die reizende Wittwe — nahm die Ehren der Aufnahme leicht hin, und machte wenig Umſtände mit der Dame vom Hauſe, die unbehülflich ſteif einen ſtarken Gegenſatz zu jener ſchlanken Grazie gab, ſo daß es war, als ob Pſyche neben einem Reifrock ſäße.

Ueber Tiſche entſpann ſich ein anziehendes Geſpräch. Frau von Kleiſt entwickelte ſo viel Scharfſinn, Verſtand und Kenntniſſe, daß nur der weibliche Ton ihrer Wortführung und die anſpruchloſe Artigkeit, womit ſie auch zuhörte, die hochmögenden Herren der Geſellſchaft bei Gutem erhielt, der Liebenswürdigkeit ein wenig Geiſt zu verzeihen. Die ſchöne Wittwe war eine Ausnahme ihres Geſchlechts, und machte ſie auch im Urtheil der Männer.

Frau von Kleiſt redete von einer großen Reiſe, die nächſtens ausgeführt werden ſollte. Der Plan dazu ward von ihr dargelegt, und in der That! ein kleines Meiſterſtück zu nennen. Die Orte, welche ihre Tour berühren würde, in geographiſcher Ordnung genannt, die Zwecke, welche ſie bei ihrem Aufenthalt beabſichtigte, das Ziel und die Dauer der Reiſe, alles dies war in dem ſchönen Köpfchen auf das genaueſte verzeichnet und bewies, daß Frau von Kleiſt die den Frauen ſo ſelten eigene Kunſt verſtehe, eine Reiſende zu ſein. Ihr Vortrag war ſo lebendig und hinreißend, der Odem der Freude, die ſie verſprach, wehete ſo erregend von dieſen beredten Lippen, daß die ganze Tiſchgenoſſenheit in Gedanken mit in den Wagen ſtieg, Eſſen und Trinken vergaß und den Genuß in Hoffnung theilte.

Des verſtorbenen Gemahls war noch mit keiner Silbe gedacht worden. Er ſchien ſchon bei Lebzeiten ein Nonens in der Welt dieſer intereſſanten Frau geweſen zu ſein. Nach aufgehobener Tafel zogen ſich die Herren zurück, die Unterhaltung ward von den Damen allein fortgeſetzt. Die Rede kam auf weibliche Arbeiten, und Frau von Kleiſt ſagte, daß ſie ſich ein ganzes Ameublement mit Plattſtich in Seide geſtickt hätte.

Ein anſpielendes Lächeln ſchlich ſtatiös über die harten Züge der Frau von Unſtern, indem ſie ſprach: „Dieſer enorme Fleiß hat vielleicht einen ähnlichen Grund, gleich jenem der Fürſtin von Ithaka? Ich will es wohl glauben, daß man um dieſe kunſtfertige Hand zu gewinnen, Ihnen läſtig werden mag.“

Das Geſicht der Frau von Kleiſt, ſtrahlend in Heiterkeit, ward bei dieſer Frage eine kleine Sonnenfinſterniß; ihr Auge ſchien verdunkelt, da ſie zur Antwort gab: „Es würde vergeblich ſein, obgleich es mir nicht der Mühe verlohnt, einen Stich darum zu trennen. Ich heirathe nie wieder.“ Sie ſtreichelte die vollen goldnen Locken hinter die zarten Schläfe ihres Kindes, das an der Mutter empor ſtrebte, und drückte einen Kuß auf ſeine Stirne, als legte ſie die ausgeſprochene Verſicherung hiermit unter Siegel.

Frau von Unſtern entgegnete: „Dies wäre unendlich Schade!“ — Sie nahm der ſchicklichen Gelegenheit wahr, der ſchönen Wittwe einige Flatterien zu ſagen, eine Sprache, in der ihre Zunge ſonſt wenig geübt war; zuletzt meinte ſie, die Männer würden nicht dulden, daß dieſer Vorſatz Stand hielte, und Frau von Kleiſt früher oder ſpäter davon abzubringen ſein.

„Nimmermehr!“ erwiederte dieſe und lächelte ihres Sinnes und Sieges gewiß. „Meine Freiheit —“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „war theuer genug erkauft, als daß ich ſie nicht zu ſchätzen wiſſen ſollte. So kann ich überhaupt nicht begreifen, wie Frauen ſich zu einer zweiten Heirath entſchließen mögen, es wäre denn um der lieben Verſorgung willen.“ Die reizende Miene der jungen Wittwe ſprach den Stolz des Reichthums aus. Sie warf den feinen Mund auf, wie einen Damm der Kälte gegen die volle Ader des Gefühls — und Claudine, in ihren Anblick verloren, ſchämte ſich der Armuth und der Liebe.

„Nein!“ fuhr Frau von Kleiſt fort, „ich will meines Lebens froh werden, im Fluge ein Stückchen von dieſer ſchönen Erde ſehen, und nicht wie ein brütendes Weibchen daheim das Neſt hüten. Und hören Sie einſt, daß es einem Manne gelungen, mich häuslich einzuſperren, ſo glauben Sie, daß es nur auf dem Sonnenſtein geſchehen ſei.“ Frau von Unſtern entſetzte ſich und ſchwieg; es lag ein vermeſſener Schwur in dieſer Aeußerung der beſonnenen jungen Frau.

Gegen den Abend fuhr Frau von Kleiſt fort, und ließ einen angenehmen Eindruck zurück. Ihr Bild und jedes Wort, was ſie geſprochen, war tief in Claudinens Seele gedrungen. Sie glaubte heute zum erſten Male eine Glückliche geſehen und gehört zu haben.

Claudinens Abſchied von den Eltern war ziemlich kurz und kühl; der Vater wagte nicht, Angeſichts ſeiner erzürnten Gattin der ſcheidenden Tochter liebreich zu begegnen. Ihr Auge blieb ſonach trocken, nur Liddy weinte ein paar Tröpfchen Liebe, daß es der armen Claudine möglich wäre, ſich einer frommen Warnung gemäß vor dürrem Herzen zu hüten.

Niemand in Halde hatte Claudine ſo bald zurück erwartet, und der Lieutenant, da er ſie nicht fand, noch wie ſeine Stiefmutter ihm verſicherte, auf ihre nahe Wiederkehr rechnen durfte, ſeinen Urlaub abkürzen wollen; nur der Vater hielt ihn noch, der ſich kränklich klagte.

Claudine kam daher wie vom Himmel gefallen, ein Stückchen Seligkeit für Eugen, der ſie jauchzend mit offenen Armen empfing, und den großen Wurf gelungen wähnte.

Frau von Elban ließ die ganze Hölle, das wilde Heer ihrer Launen los. Sie wüthete, daß ſie um ihrer Schadenfreude und Claudine, aller hindernden Anſtalten ungeachtet, nun doch da wäre. Die ungeheuchelte Rührung ihrer Pflegetochter verwirrte ſie zwar; aber ein böslicher Mißmuth, daß Claudine ohne vorherige Ankündigung gekommen, blieb auf dem ſchwarzen Grunde ihres Herzens.

Claudine weinte laut an Eugens Halſe; jetzt erſt löſeten ſich alle Bänder der Angſt, womit ihr die Bruſt zugeſchnürt geweſen. Frau von Elban war wohl ſchlimm — das wußte Gott! aber gegen jene ſtiefmütterliche Meduſa war keine Selbſtvertheidigung möglich, der Blick der Gorgo wandelt das Leben in Stein. Claudine that, was ſie der Tante an den Augen abſehen konnte; aber ſie merkte bald, daß dieſer ſchüchterne Gehorſam, dieſes befliſſene Werben um ihre Gunſt auch nichts hülfe, und daß ein feindliches Gemüth gar nicht zu verſöhnen wäre.

Der Nachſchmerz des Heimwehs, der endlich entdeckte Betrug ihrer Entfernung, die Ueberzeugung, in Fällen der Noth auf keinen Vater, auf keine Heimath rechnen zu dürfen, nach verlorenem Muthe die unverhoffte Anweſenheit Eugens, der entzückte Freudenrauſch des heißen Freundes, dies alles drängte Claudine inniger an ſein Herz. Die geſchwiſterliche Wärme ihrer Zuneigung ward Leidenſchaft, die beſänftigende Ruhe des Mädchens goß nur Oel ins Feuer, ſtatt dies flammende Gefühl abzukühlen. Eugen liebte wie er haßte, ohne Maß — und Claudine mußte ſchwören, ihm ewig anzugehören.

Frau von Elban weckte ihren Gemahl aus einem ſorgloſen Mittagsſchläfchen. Sie trat hart auf und ſprach: »Wer doch auch ſo den lieben lichten Tag verſchlafen könnte! Du träumſt ſelbſt mit offenen Augen; wenn ich nicht wachte ſo ſpät als früh, wie würde es um alle Ordnung ſtehen? Es giebt ſchöne Geſchichtchen hier im Hauſe. Die Liebſchaft zwiſchen dem Herrn Sohn und Claudine iſt im völligen Gange. Sie küſſen ſich, daß man es ſchallen hört. Eine ſaubere Wirthſchaft! Ich ſage Dir, Eugen iſt wie toll in das Fräulein von Habenichts verliebt. Wozu ſoll dieſer Unſinn führen? Heirathen können ſie einander doch nicht“

„Und warum denn nicht?“ fragte Herr von Elban gelaſſen, als wäre ihm gar nichts Neues erzählt worden. Die gütigſte Bewilligung dieſer Liebe lag im Tone ſeiner Frage.

„Warum nicht?“ fragte Frau von Elban entrüſtet zurück. „Man höre! Weil ſie einander zu nahe ſind, im Alter, in der Gewohnheit, ſie ſind ja wie Geſchwiſter zuſammen aufgewachſen, und — in der Verwandtſchaft — daß Du es nur weißt. Ich gebe Dir das Geheimniß meines Bruders Preis, um Deinen ſchwachen Faſſungskräften zu Hülfe zu kommen.“

Herr von Elban war noch ein wenig verwirrt. Er konnte ſich nicht ſogleich auf das angedeutete Verhältniß beſinnen; aber der Ton ſeiner Frau war danach, daß er faſt gefürchtet hätte, Claudine wäre ganz ohne ſein Wiſſen die leibliche Schweſter ſeines Sohnes. Als er aber die trägen Gedanken in richtigen Zuſammenhang brachte, ſagte er: „Nun, ſo ſind ſie höchſtens nur in einem Grade verwandt, der nicht verboten iſt.“

„Höchſtens!“ wiederholte die erboßte Echo, „das iſt doch gleich um den Schlag zu kriegen! Wir leben ja nicht mehr im Paradieſe.“ —

„Nein, da leben wir nicht, mein Schatz.“ unterbrach Herr von Elban ſeine Frau mit Reſignation. Sie ſtutzte, von dieſer Ironie der Uebereinſtimmung verblüfft, wetzte einen Moment lang an dem Steine des Anſtoßes, den der Gemahl ihrer geläufigen Rede in den Weg geworfen, das Schwert ihrer Zunge, und fuhr dann fort: „wo Geſchwiſter und Geſchwiſterkinder einander nehmen mußten, weil noch kein Ausſuchen war auf der Welt. Mädchen giebt es jetzt, Gottes Segen! und an Männern fehlt es auch nicht, die ſich in ein glattes Lärvchen vergaffen. Eugen muß ſich zu pouſſiren ſuchen, und kann unter Jahren nicht ans Heirathen denken; für Claudine aber iſt die Lockbeere des Eheſtandes alle Tage reif. Sie trägt das Näschen hoch und mag ſich vorſehn, denn ſie würde ſchwerlich ſagen wollen: Herr Lieutenant, Dir leb' ich, Herr Lieutenant, Dir ſterb' ich! — Hochmuth aber kommt vor dem Fall. Claudine denkt ſehr frei — von mir hat ſie das nicht. Als ich ſie vornahm, betheuerte ſie, an einem Manne, er heiße, wie er wolle, hänge ihr Glück gar nicht, wenn ſie nur ein Kind hätte! — Ich alterirte mich darüber, ſage ich Dir. Und ſo will ich denn dies Engagement nicht haben, weil ich nicht will!“

„Der Grund genügt —“ antwortete Herr von Elban, und verſprach, mit ſeinem Sohne über dieſen Punkt zu reden. Da Herr von Elban die Vermahnung an ſeinen Sohn jedoch nicht für ſo dringend hielt, und mit phlegmatiſcher Gemächlichkeit die beſte Zeit dazu abwarten wollte, Eugen und Claudine aber auf der Himmelsleiter der Liebe täglich eine Sproſſe höher ſtiegen, ſo konnte Frau von Elban dies länger nicht mit anſehn. Sie mußte die Hoffnung der jungen Leute ſtürzen. Das ſchnäbelnde Pärchen ahnte den Geier nicht, der unter dunkeln Wolken über ſeinen Küſſen ſchwebte, und nun niederſchoß, voll würgender Gier.

Es gab eine heftige Scene mit dem Stiefſohne. Eugen vertheidigte ſeine Leidenſchaft aus allen Kräften, mit der Genehmigung ſeines Vaters, mit menſchlichem Recht, mit Claudinens erwiederndem Herzen; allein Frau von Elban räumte ſo leicht nicht das Feld, und als ihr Odem zum

Ruckzuge blies, da mußte ſie noch tödtliche Wunden ſchlagen. —

„Ich ſage Dir aber,“ behauptete ſie, Claudine iſt zu alt für Dich.“

Eugen ſchlug ſpottend eine Lache auf. „Zu alt? o göttliche Hebe!“ rief er aus, „höre dieſe Schmähung nicht.“

„Deine Hebe,“ verſetzte ihm die Gegnerin giftig, „wird dich der Erfahrung nicht überheben, daß die Frau mit dem Manne nicht in gleichen Jahren ſtehen darf. Dir ſproßt der erſte Flaum ums Kinn — ihre Brautbetten ſind ſchon längſt geſchüttet; ich muß ſie öfters lüften, denn in heißen Sommern ſchwärmen die Motten.“

Die Wange des Jünglings glühete beleidiget wie eine Fackel; die ſchnöde Rede der Stiefmutter kränkte das Gefühl der Männlichkeit in ihm, und warf einen glimmenden Brand in ſeine Phantaſie. Er verſtummte — und Frau von Elban ſchickte dieſer treffenden Wirkung, noch ehe er mit einem Worte aufkommen konnte, eine zweite nach. „Dann —“ ſetzte ſie hinzu, „ſeid Ihr verwandt —“ Eugen lächelte — „näher als Du glaubſt —“ fuhr ſie fort, „jetzt laſſe mich ſchweigen und gehen.“

Eugen blieb mit Entſetzen allein; es war ihm ein Grauſen angekommen. Sein Haar ſträubte ſich, er dachte der geheimnißvollen Warnung nach. Claudine wäre zu alt für ihn — ſein Blut ſtieg nach dem Kopfe, leidenſchaftlicher Wahnſinn packte ihn in der Furcht, er könne am Ende wie Oedip, ſeine leibliche Mutter heirathen wollen. Aber als Claudine vor ihm ſtand, ſchüttelte er den wirren Traum kräftig ab, und glaubte nur an ſeine Liebe. Er umfaßte ſie, und ſprach: „Meine Claudine! Du ewig meine Holde! ſage mir, wer biſt Du eigentlich?“

Dieſe ſeltſame Frage, welche jeder Menſch zu Zeiten an ſich ſelbſt, wie an ſeine Abgötter richten ſollte — erſchütterte Claudine; ein dunkler Geiſt, der in ihrer Seele ſchlief, erwachte davon.

In Thränen des bängſten Bewußtſeins antwortete ſie: „O Eugen! und das fragſt Du? Ein unglückliches Weſen bin ich, und verlaſſen — wenn Du mich nicht mehr kennen willſt.“

Er preßte ſie an ſein Herz, und zerdrückte den Zweifel.

Aber Claudine war nicht geſchaffen, dieſer Leidenſchaft zu entſprechen; ihre Gefühle konnten ſich auf ſolcher Höhe nicht halten. Sie war heimlich froh, ob ſie es ſich auch nicht geſtehen mochte, als Eugen von ſeiner Abreiſe ſprach. Die Liebe empfindet auch die leiſeſte Kälte; doch dieſe wird viel ſeltener, als ihr Gegentheil, dem Mädchen im Herzen des Mannes ſchaden. Der Mann ſtrebt gegen das Unmögliche an — ſo hofft er auch, den jungfräulichen Schnee zu erwärmen.

Eugen begehrte in zunehmender Gluth Gewißheit über Claudinens Beſitz. Sie mußte ſich ihm mit den heiligſten Eiden verloben, und ein Schwur, der weibliche Freiheit ausſchließt, reicht hin, die uralte Schlange zu wecken. —

Um dieſe Zeit war es, wo in der Nachbarſchaft von Halde eine Veränderung vorging, die — Einfluß auf das Schickſal dieſer Familie haben ſollte. Der Oberſt von Blandovsky konnte ſich nicht mehr in die Oede des Alters finden, da er ihrem Ausgange nahe war; ſeiner lieben ländlichen Einſamkeit überdrüſſig, ſehnte er ſich hinweg, und doch wollte es nicht mehr fort mit ihm. Er pfiff die Retraite, trommelte den Todtenmarſch an den Scheiben, und gab alle Zeichen innerer Unruhe, wie Vögel im Herbſt gegen ihr kleines Gefängniß ſchlagen, wenn ſie den Zug der Schaaren dem Frühlinge des Morgenlandes zuſchweben ſehen, und den Froſt der nordiſchen Nacht vorfühlen. Der Menſch weiß ſelten ſeine Zeit; doch der Oberſt empfand ſie. Er bedauerte jetzt öfterer als jemals die Kugel, welche ihn gelähmt, ein Zucken, das er im rechten Arme ſpürte, hielt er für den eingefleiſchten Reiz, die Waffen zu führen, ſeine Luſt am Reiten lebte wieder auf; doch ſchwerfällig half der Leibhuſar ihn in den Steigbügel.

Als der Oberſt einſt ein Commando Cavallerie, das durch ſein Dorf zog, und gaſtlich von ihm bewirthet worden war, mit blinkenden Augen begleitete, und das blanke Häufchen, nachdem es ſalutirt, in Staubwolken verſchwinden ſah — ſprach der Leibhuſar: „Nichts geht doch über Reiterei, auf Seele! der Mund wäſſerte mir, mit aufzuſitzen. Das Winterquartier auf dem langen Faulbette kommt einem ledern dagegen vor — mit Vermiß, mein Herr Oberſt; aber Soldat bleibt doch Soldat.“

„Ja, das ſage ich auch —“ antwortete ſein Herr.

„Und ſo,“ fuhr der Leibhuſar fort, indem er den Schnauzbart verzog, „finde ich es ſo gar lächerlich nicht, daß jener alte Ziethner, dem die Gedanken im Trott geblieben, den Glauben, der in der Kirche abgeorgelt wird, auf ſeine Weiſe änderte und ſang: Die ganze Chriſtenheit zu Pferde! das dürfte eine Cavalcade ſein!“

Der Oberſt blickte zu dem blauen Marsfelde empor. Er ſah das Kreuzheer unter dem Regenbogen des Friedens in die Stadt Gottes einziehen, und ſeine Seele ſchwang ſich auf.

Oberſt Blandovsky hatte einen Bruder gehabt, der in heſſiſchen Dienſten geweſen,, doch nicht mehr am Leben war. Der einzige Sohn deſſelben, mit einem Herzen, das für die heilige Sache der Menſchheit ſchlug, theilte den Kampf der Griechen, und war in türkiſche Gefangenſchaft gerathen. Davon benachrichtiget, hatte der Oheim alle Anſtalten für ſeine Befreiung getroffen, und große Summen verwendet, um ihn zu löſen. Da aber eine Zeit nach der andern verging, ohne daß der Neffe kam oder von ſich hören ließ, ſo vermuthete der Oberſt, er wäre im Elend geſtorben. Auf einmal langte der junge Blandovsky unvermuthet bei dem Oheim an, der ſeinen Erben, den er ſtill betrauert, nun lebend vor ſich ſah; aber der Neffe war bleich und ſichtlich erſchöpft, große Erfahrungen laſteten ſchwer auf ihm. Als der Arm des Schickſals ſeine Rückkehr hemmen wollte, ſo hatten wunderbare Ereigniſſe ihn aufgehalten; doch kam er zur rechten Zeit.

Die tiefe grüne Einſamkeit des waldigen Gutes ſagte ihm zu, und ſtärkte ſeinen ermatteten Geiſt. Er erzählte wenig, nur zuweilen ſtillte ein kurzer, wortkarger Erguß aus der herben Ueberfülle der Vergangenheit die Wißbegierde des Oheims.

„Die Menſchen ſind fürchterlich, Oheim!“ ſagte er, und was er ſprach, rang ſich unter einem Seelenſchauder von dem vollen Herzen los; „wer ſie kennt, in ihrer barbariſchen Wildheit, die das Gelüſt des Tiegers überbietet, der doch nur würgt, um ſeinen Hunger zu ſtillen, — dem wird es begreiflich, wie das geſelligſte Geſchöpf der Erde ſich vor ſeiner Gattung flüchten, und losſagend von der Welt, in wüſter Einöde bergen mag. Das iſt keine Bravour, keine tapfere Gegenwehr, ſondern Mordluſt, was ihre Opfer grauſam hinſchlachtet. Ich habe Greuel geſehen — o daß ich ſie vergeſſen könnte! — Ein Ekel, für den mir jeder Ausdruck fehlt, hat mir das Leben verleidet, ich athmete mit Widerwillen unter Henkern und verabſcheuete mein Geſchlecht.“

„Das wird ſich geben, Admont,“ antwortete der Oberſt betrübt, „Dein Gemüth iſt noch krank, die Zeit aber wird Dich heilen.“

Der Neffe lächelte. „Und dieſes milde Klima,“ fuhr er heißer werdend fort, „das ſonſt Göttliches zeugt in Kunſt und Wiſſenſchaft, ſcheint verpeſtet! der claſſiſche Boden, der mütterlich die Weisheit nährte, die Poeſie raucht von Blut und in Trümmern; die Oede eines Kirchhofs wohnt in Griechenland, und ſeine Denkmale des Ruhms ſind abgebrochne Säulen. — Das trojaniſche Pferd iſt zu dem fahlen Roß geworden, worauf der Tod ſitzt, und die Hölle folgt ihm nach; die Leichenfackel flammt durch alle Städte, ein Thränenmeer wogt um die heiligen Inſeln, ſie wanken auch —“ hier wankte Admonts Stimme. Er wendete ſeine Augen abwärts, und ſtarrte mit träumeriſchen Blick in den dunkeln Wall des Schloſſes.

Der Oberſt verſtand den Schmerz des Neffen wie ihn ſelbſt nicht ganz. Er ließ ihn jedoch gewähren. Admont liebte die Blumen, und ſeine Hand war glücklich in ihrer Pflege. Er hatte die früher geſammelten Kenntniſſe dazu in den Gärten von Konſtantinopel vermehrt, wo die Roſe, die Ranunkel in ihrem ſchönſten Flor zu finden, und — da ihm der türkiſche Weizen nicht geblüht — ſich Samen mitgebracht, der ihm auf der heimiſchen Scholle Früchte der Freude tragen ſollte.

Später, als es für gute und getreue Nachbarſchaft ſchicklich geweſen wäre, ſtellte der Oberſt ſeinen Neffen in Halde vor. Er hatte ihn nur mit Mühe dazu vermögen können. Das bleiche Ausſehen des jungen Blandovsky entſchuldigte ihn jedoch, der Oheim ſprach mit Kummer von dem Siechthum des Jünglings, der ſich an Seele und Leib noch nicht erholen könne, und übertrieb es ſogar ein wenig — im Voraus dafür ſorgend, daß ſeine Freunde dem Neffen jede Sonderbarkeit nachſähen, denn mit Sterbenden rechtet man nicht ihrer Ungeſelligkeit wegen.

Es gehörte zu den wenigen guten Eigenſchaften der Frau von Elban, daß ſie ſich für Kranke intereſſirte, ſo weit dies der Egoismus ihrer Einbildung zuließ, denn jede vernommene Kränklichkeit fühlte ſie im nämlichen Augenblicke ſelbſt. Blandovsky klagte jedoch über nichts, ſein bleiches Bild rührte vielmehr durch edle Ruhe. Er ſchien nur das Geſpräch ihn perſönlich betreffend, vermeiden zu wollen, und überhaupt ein iſolirter Charakter zu ſein. Frau von Elban häufte bei dieſem Beſuch ein volles gerütteltes Maß von gaſtlicher Artigkeit und theilnehmender Güte für den jungen Edelmann. Sie hatte den beſten Tag im Jahre. Dabei trat ihr in dieſer kränklichen Geſtalt der Umſtand vor Augen, daß, wenn der Neffe ſtürbe, das Vermögen des Oheims in fremde Hände käme; darum ſchafften heute die Ihrigen ſehr freundſchaftlich etwas Gutes — und lebte er wieder auf — je nun! Der Gedanke an eine Heirath iſt jeder Frau der nächſte.

Herrn von Elban, der ſich wie immer aufrichtig und wohlwollend zeigte, dauerte der Oberſt in der Seele, daß er den letzten Zweig der Familie hinwelkend überkommen.

Er verſetzte ſich mit ahnungsvollem Mitleid in die Lage des überlebenden Alten, und war trotz dieſes bewegenden

Gefühls doch heilsfroh; denn in der böſen Sieben ſeines Hauſes war ihm heute eine heilige Zahl und ein Geſtirn aufgegangen, das ſelten mit ſolchem Silberblick leuchtete. Claudine verhielt ſich ziemlich ſchweigſam, der Philhellene imponirte ihr. Er war ſo ganz anders als alle Männer, die ſie bisher gekannt, und ſchien wenig auf ein junges ſchönes Mädchen zu geben. Sie faßte ihn in das blitzende Auge; aber vor dem ſeinigen hatten griechiſche Geſtalten geſchwebt, und mancher cirkaſſiſche Schleier ſich gelüftet — er bemerkte das ſchlanke Fräulein kaum. Daß er ſo gar nicht von den Gefahren ſprach, die er getheilt und deren Spuren ihm ſo ſichtlich eingedrückt waren, dies regte Claudinens zarteſte Achtung für ihn an. Wie bedeutend konnte er ſich zu machen wiſſen, wenn er die große Kriegsſcene, der er beigewohnt, hätte ſchildern wollen! Aber er ſtellte ſich in ſeinem Urtheil über die Zeitverhältniſſe ſo einfach und anſpruchlos dar, wie Phidias ſich ſelbſt auf dem Schilde ſeiner Minerva, nämlich als einen alten Mann, der einen Stein wirft. „Und wem wenig daran gelegen ſcheint, ob er reizt und rührt, der beleidigt —“ o wie tief ſind dieſe Worte aus der weiblichen Natur geſchöpft! — Claudine ſah mit ihrem holdeſten Blicke zu dem jüngeren Blandovsky auf, das Herz blutete ihr in leiſer Empfindung, wenn Herr von Elban mit tölpiſchen Fragen dies angegriffene Gemüth betaſtete und alte Schmerzen aufwühlte — aber ihre Eitelkeit war auch verwundet, daß ihm ihr Antheil ſo durchaus nichts galt.

Nach einiger Zeit ward dieſer Beſuch wiederholt, ohne daß Claudine befriedigter davon geweſen wäre. Nur ein einziger, aufmerkſamer Blick des Neffen war ihr geworden, als eine kleine Teufelei der Tante gegen die Nichte beiläufig hervorguckte. Zwar ließ Frau von Elban den Faltenrock der Decenz ſchnell über den Pferdefuß fallen; aber Admont hatte ihn doch bemerkt, und wenn er auch geneigt war, ihn als einen Naturfehler zu entſchuldigen, ſo konnte er nicht umhin zu denken, Claudine dürfe hier grade nicht auf Roſen gehen. Um ſo mehr bewunderte er nun den feinen Tact ihres Schrittes, und die ſanfte, ſichere Weiſe, in der ſie auftrat.

Dem Fräulein genügte jedoch dieſer ſtille Beifall nicht. Durch den Inſtinct der Weiblichkeit, wie durch das mütterliche Erbe mit jener Coquetterie begabt, die zu gefallen fordert, ſelbſt wenn ſie nicht Liebe begehrt — ſah ſich Claudine bei der achtloſen Haltung des jungen Blandovsky in ihrem natürlichſten Anſpruche gekränkt.

Eugens vergötternde Leidenſchaft, die Huldigungen, welche Claudine im Hauſe ihres Vaters empfangen, hatten ſie daran gewöhnt, ihre kleine Perſon für einen wichtigen Reflexions-Punkt zu halten, und Admonts Auge hätte auf einen Haubenkopf nicht kälter fallen können. Dies reizte ſie, ihres Zaubers Kräfte zu verſuchen, und regte zugleich einen leiſen Haß gegen den Verſchmäher in ihr an. So ſchürte ſie, ihn zu entzücken, zu entzünden — ungleichartige Funken, wie ein Kind mit glimmendem Feuer tändelt, bis die Flamme des Verderbens um ſich greift. Es ſchien keine Gefahr dabei; denn Blandovsky, bleich wie Aſche, mit erloſchenen Blicken, war offenbar ein Mann des Todes.

In Halde ging es ſo einförmig her — Claudinen ward die Zeit mächtig lang, und dieſe Intenſion übte ihren Scharfſinn, und bewegte ihre Wünſche zwiſchen Gefühl und Berechnung wie die Figuren eines Schachbretts. Sie wollte ſiegreich im Gewinnſt ſein, wenn Admont matt würde.

Wie oft iſt die Ruhe eines Herzens, das Glück der Seele nichts mehr, als das Spiel müßiger Stunden! —

Der Leibhuſar Huß war dem Neffen ſeines Herrn nicht ſonderlich gewogen; er hielt ihn für hochmüthig. Vielleicht daß Admont kurz mit ihm war und der Cordialität ſeines Oheims ermangelte, vielleicht daß der alte Huſar in ſeinem Ton militäriſche Anklänge vermißte, und den Eugen, der ihm über Alles ging, nun in der Gunſt des Oberſten verdrängt glaubte — da ein altes Herz, verengt vom Leben, ſelten Raum für zwei Lieblinge hat —, genug er mochte ihn nicht leiden. So lag er dem Oberſt heimlich an, ſein Teſtament zu machen.

„Wozu aber erſt?“ fragte dieſer, den jede gerichtliche Form anwiderte, „es gehört ja alles, wie es ſteht und liegt, meinem Neffen. Was Dich anbelangt — —“

„Das ſollte mir leid thun, mein Herr Oberſt!“ brummte der Alte ihm in das Wort, „ich habe durch Ihre Güte ſo viel, daß ich ruhig leben und ſterben kann — und brauche nichts weiter. Es wäre nur um des Eugens willen, der doch einmal Ihr Pathe iſt!“

Der Oberſt ſah aus, als beſänne er ſich; dann ſchüttelte er zweifelhaft den ſchneeweißen Kopf und ſprach: „Hm! mit dem hat es wohl keine Noth. Der einzige Sohn — und den Admont kann ich nicht verkürzen. Ein Anderes wäre es, er ginge mir voran; es müßte nur ein Andenken, oder dieſer Fall, den Gott verhüten wolle, beſtimmt ſein. — Indeß will ich, Du haſt Recht, Alter! da morgen der Juſtitiarius kommt, meine Diſpoſition machen. Jetzo weißt Du den Beſchluß, gute Nacht, Hieronymus!“

So pflegte der Oberſt den Leibhuſar in ſpaßhafter Laune zu nennen, und als wollte er einen Gedanken, vor dem ihm grauete, mit dieſem Scherze abſchütteln, machte er ſich los von dem Geſpräch. Allein er hatte den Anwalt der Ewigkeit citirt, und ſein letzter Wille war geweſen. Man fand den Oberſten am nächſten Morgen todt im Bette, vom Schlage gerührt.

Dieſer tiefe Schlummer des guten Oheims weckte den Neffen aus ſeiner Lethargie. Er mußte nunmehr das Gut übernehmen, und es gab mancherlei zu beſorgen und viel Verſäumtes nachzuholen.

Der Schmerz des Leibhuſaren war Ingrimm, daß der geliebte Herr früher als er geſtorben. Er blickte mit verbiſſener Wehmuth auf das Grab, und dann ſo finſter grollend zum Himmel auf, als wolle er dem lieben Gott dieſen Streich ſchon gedenken. Beinahe hätte er ſich den Vorſchlag des Teſtaments zu Gemüthe gezogen, und dieſer ſtille Vorwurf war auch die einzige Urſache, weswegen er ein großmüthiges Geſchenk des Erben ſtandhaft ausſchlug. Er bat, daß er fort dürfe.

„Du willſt mich nun auch verlaſſen, Huß?“ fragte Blandovsky, als hätte er dies weder erwartet, noch verdient. Der Huſar hielt den Blick geſenkt. „Bleibe bei mir, Alter!“ fuhr Admont fort, nachſichtig gegen die Schwachheit des Greiſes, der dem Gefühl ſeines Verluſtes zu entkommen wähnte, wenn er das Weite ſuchte. „Du biſt ja frei,“ ſetzte der junge Edelmann hinzu, „und kannſt thun und laſſen, was Du willſt. Unter fremden Menſchen könnte Dir ein Unglück begegnen, ich wüßte nichts davon — mir biſt Du ein werthes Vermächtniß, und Du wirſt mich des Vorzugs nicht berauben wollen, den Freund meines ſeligen Oheims in Ehren zu halten.“

Huß fühlte glühende Kohlen auf ſeinem Haupte. Er ſchämte ſich des Widerwillens gegen den jungen Mann, der ſo zu ihm ſprach, und ſich auf jede Weiſe edel benommen. Aber man liebt nicht, welche uns beſchämen! -- Der Leibhuſar blieb einſtweilen, wenn auch nur wie auf Feld-Etat geſetzt und marſchfertig.

Für die Frau von Elban war nun der neue Gutsherr ſehr wichtig geworden, und ſie wendete alle Mittel der Gaſtlichkeit an, ihn herüber nach Halde zu locken. Allmählich hatte Blandorsky ſich an dieſen Umgang gewöhnt, er fühlte ſich langſam, aber um ſo bindender von Claudine angezogen. Noch war das Intereſſe, welches ſie ihm einflößte, nicht Liebe; nur ein leiſer magnetiſcher Zug. Ein tiefer Eindruck mußte erſt ganz verwunden werden, dann war Admont noch immer kränklich — die Kraft ſeiner Jugend rang mit den Folgen klimatiſcher Einflüſſe und ſchwerer Erfahrungen, und ſchien hinzuſchwinden, ſo daß er ſelbſt an ſeinen frühen Tod glaubte. Und endlich lag ihm die Möglichkeit zu nahe, Claudinens Beſitz zu erreichen, — Frau von Elban legte ihm dieſe Hoffnung in den Mund -- als daß er hätte raſch ſein mögen, einen Entſchluß zu faſſen, von dem das Glück ſeines Lebens abhing. Eine Unheimlichkeit, die ihm räthſelhaft war, ſtand dem Vertrauen entgegen, daß Claudine jener Hingebung fähig ſei, die er für unerläßlich hielt an der Gattin ſeines Herzens.

Frau von Elban hatte jetzt keine angelegentlichere Beſorgniß, als daß Eugen nach Halde kommen und ihre künſtlichen Machinationen, die Heirath Claudinens mit Herrn von Blandorsky zu Stande zu bringen, vernichten werde. Wirklich hatte Eugen von einem langen Urlaub geſchrieben, den er nehmen wolle. Frau von Elban ſtellte ihrem Gemahl vor, daß ſein Sohn jetzt der Ruhe des Hauſes, ein

Störenfried ſein würde und ihrem Plane auch. Claudine wäre ſchon ſo hübſch zur Vernunft gekommen — nun aber müſſe, wenn Eugen hieher käme, ein Rückfall der alten oder vielmehr jugendlichen Thorheit zu befürchten ſtehn. Sie ließ auf das Project einer Verbindung der Nichte mit dem Neffen des ſeligen Oberſten ſo viel Licht fallen, als ihres Mannes ſchwaches Auge nur vertragen konnte. Sie pries ferner die dann geſicherte Freiheit Eugens, und deren Vortheile —, die Muſe der Beredtſamkeit war gegen dieſe Suada gleichſam nur die Stumme von Portici.

Herr von Elban willigte ohne Widerrede in den Vorſchlag ſeiner Frau, daß ſie Beide nach der Garniſon Eugens reiſen, und den Beſuch des Sohnes bei den Eltern durch den ihrigen verhindern wollten; mit Ausflüchten, ihn dann für eine längere Zeit abzuhalten, war die Dame hinlänglich verſehen. Doch in Halde, und am ſtrengſten gegen Claudine ſelbſt, ſollte die Tendenz dieſer Reiſe verſchwiegen und ihr eine maskirte Abſicht vorgeſchoben werden. Und ſo geſchah es auch.

Claudine lächelte ſchlau. Sie hatte die Tante längſt errathen. Herr und Frau von Elban fuhren ab — die Nichte war unter einem ſchicklichen Grunde von ihrer Begleitung ausgeſchloſſen worden — und kamen vergnügt wieder. Der Jäger ſteckte dem Fräulein insgeheim einen Brief zu. Eugens ward nur wie nebenher erwähnt, beſonders hütete ſich Frau von Elban ſeiner in Gegenwart des Nachbars zu gedenken.

Jetzt fing Claudine an, zuweilen über Bruſtſchmerzen zu klagen. Sie erzählte, daß der alte Licentiat, welcher der Arzt eines benachbarten Städtchens und Hofmedicus in Halde war — in Abweſenheit des Oheims und der Tante zugefragt, wie es um das hohe Befinden ſtehe, ihr gerathen, von der mineraliſchen Quelle in Rohrlach Gebrauch zu machen, wobei ſie den Duft des Nadelholzes einathmen könne; für ſchwache Lungen gäbe es nichts Stärkenderes als dies. Sie ſolle nur mit der gnädigen Tante darüber ſprechen, die ſehr verſtändig in dergleichen Maßregeln und ein halber Doctor ſei.

Frau von Elban war durch dieſes liſtige Lob für jenen Rath ganz gewonnen. Wer ſich ihrem Willen unterwarf, hatte den ſeinigen. Sie war ſich zudem falſcher Karte gegen die Nichte bewußt, und fürchtete mit hyſteriſcher Aengſtlichkeit, Claudine könnte etwas gemerkt und ſich die Schwindſucht an den Hals geärgert haben. Auch iſt bereits früher bemerkt worden, daß Frau von Elban, obgleich gewiſſenlos, Schmerzen der Seele zu verurſachen, doch nicht ohne theilnehmende Sorgfalt für körperliche Leiden war.

„Mein Gott!“ ſagte ſie unruhig, „das kannſt Du ja bequem haben, Kind! Meinte er, Du ſollteſt trinken oder baden?“

„Wohl beides —“ antwortete Claudine mit dem kurzen Huſten der Verlegenheit, und ſchlug die Augen nieder. Frau von Elban ſah ihre Nichte bedenklich an und ſprach: „Wenn Du Dich nur in dem Eulenneſte drüben nicht fürchteſt! — Man ſagt, es gehe um in dem Schloſſe, und die wilde Jagd ſoll nächtlich durch die Haide ſauſen. Die alte taube Charitas kann Deine Brunnenmeiſterin ſein. Sie ſieht das Waſſer fließen, wenn ſie es auch nicht rauſchen hört. Nur wünſche ich nicht, und habe meine guten Urſachen dazu — daß es erſt auskommt. — Es ſchadet einem Mädchen, wenn es hüſteln und Nadeln riechen muß. In Deinen Jahren konnte ich Schwefel und Pech vertragen.“

Claudine lächelte boshaft, und ſprach mit verſtellter Treuherzigkeit: „Ja, ja! die Naturen ſind verſchieden — jede hat ſo ihr eigenes Element.“

„Und dieſe weißen Zähne,“ fuhr die Tante ungekränkt der Worte ihrer Nichte fort, indem ſie den blendenden Schmuck ſtarr im Auge hielt, den dieſer reizende rothe Mund zeigte, „bläuliche Perlen, die man nur gleich einfädeln möchte — ſind mir ſchon längſt ein übles Zeichen geweſen. So auch Deine Farbe, Claudine, welche wie die feinſte Schminke gefährlich iſt. Deshalb ſollſt Du mir nach Rohrlach; doch dies bleibt ganz unter uns, Du verſprichſt es mir. Meinem Manne muß ich leider! davon ſagen — er iſt ſo unbehülflich für ein Geheimniß.“ Sie ſeufzte, nickte der Nichte abgehend zu, und Claudinens Geſicht war wie mit Purpur begoſſen.

Frau von Elban traf mit dieſem Vortrage eine verdrießliche Stunde bei ihrem Gemahl. „Ich weiß nicht, mein Schatz,“ ſagte er unmuthig, „Du biſt ſeit einiger Zeit ſo für die Verſchwiegenheit portirt, daß ich über einer heimlichen Sache die andere vergeſſe und furchtſam bin, ich könnte mich bei dem erſten beſten Worte verſchnappen. Gieb mir nicht ſo viel zu hehlen — es genirt mich. Was iſt denn nun dabei, wenn Jemand ſeiner ſchwachen Bruſt wegen eine Cur gebraucht? Das ſehe ich doch wirklich nicht ein.“ Frau von Elban erboßte ſich ob dieſer Rede. Sie kollerte: „Das dachte ich wohl! mein Gedanke iſt für Dich zu ſublim — Du kannſt nur in den Brunnen, den Claudine trinken ſoll, hinein plumpen, und möchteſt dem Mädchen lieber die Auszehrung andichten. Begreifſt Du denn nicht — Gott gieb mir Geduld! daß Blandovsky nichts davon erfahren ſoll? — Er könnte denken, Claudine wäre hektiſch. Nun wird Dir doch ein Licht aufgehen? Kein Mann, der bei geſundem Verſtande iſt, begehrt eine kranke Frau zur Ehe.“

„Hm! antwortete Herr von Elban mit niederhangendem Kopfe, „eine ſtarke Lunge iſt auch nicht immer dem Glücke des Eheſtandes zuträglich — — und was die Geſundheit anbelangt, ſo dürfte Herr von Blandovsky ſeiner Zukünftigen ſchwerlich etwas vorzuwerfen haben. Er iſt ja auch kein Rieſe.“

„Ebendeswegen!“ erwiederte Frau von Elban, „was man ſelbſt nicht iſt noch hat, ſucht man zumeiſt bei Andern.“ Sie ging hierauf, und warf die Thüre ſo heftig zu, daß ihrem Gemahl die Luſt verſperrt war, ein unbedachtſames Wörtchen fliegen zu laſſen. Das Geheimniß von Claudinens Cur lag nun feſt bewahrt hinter Schloß und Riegel.

Das Jagdſchloß in Rohrlach war ſtark im Verfall und nur von einer harthörigen Perſon allein bewohnt, zu dem Ende, daß es eine Aufſicht hätte, und eine Wirthin da wäre, die für das Nöthige ſorge, wenn Herr von Elban zur Wildzeit dort zu frühſtücken beliebe, oder bei üblem Wetter daſelbſt eine Zuflucht nehmen müßte. Frau von Elban kam gar nicht hinüber. Sie war überaus furchtſam, vor Dieben ſowohl wie vor geſpenſtiſchem Spuk — und jener Aufenthalt ganz geeignet, dieſe Schwäche anzugreifen,“

Das Gebäude lag ſehr einſam, doch nicht ohne Reiz; es trug Spuren veralteter Zier und Herrlichkeit. Ueber dem Portale war ein fürſtliches Wappen in beſchädigtem Basrelief zu erkennen, das Schloß und ſeine abliegenden Vorwerke hatte einſt zu den Krongütern von * * * gehört. Die Zimmer, nun wüſt und leer genug, zeigten noch Ueberreſte im Geſchmack einer früheren Zeit. In den Fenſterſcheiben, welche blind in trüben Farben ſchillerten, gähnten

Luftlöcher, die letzten Rudera der Draperie wehten im Athem des Windes, die Malerei war verblichen und theilweiſe durch Kreuz- und Querſprünge entſtellt; durch das Täfelwerk der Wände ſchlich der Wurm und ließ die Todtenuhr picken. An der Decke des hallenden Flurs hingen Hirſchgeweihe und andere Inſignien der Jagd. Die Ahnen des Waldes waren in ſtolzer Ruhe zu ſchauen; nur wenn der Sturm die alten Stammbäume rüttelte, und das morſche Haus erſchütterte, wankten ſie leiſe. Unten wohnte die taube Charitas in lautloſer Stille; ihr kleiner Haushalt erſchien wie die Proſa wirthſchaftlichen Betriebs mitten in der Poeſie der Vergänglichkeit. —

Der Garten mochte einſtmals ſchön geweſen ſein; jetzt war er verwildert. Einige alte Statuen ſtanden unter Pyramiden von Taxus, auf dem ſteinernen Sonnenzeiger wuchs friedliches Moos, und drängte grüne Schatten zwiſchen die lichten Stunden. Daneben waren ein paar Beete mit dürftigem Gemüſe bepflanzt, und die Wildniß des verſäumten Bodens blühete auch hier, wie überall, zu ihres Schöpfers Ehre. Eine kleine Fontaine tröpfelte nur noch — doch am Ende des Gartens nahe der bröckelnden Mauer quoll ein köſtlicher Waſſerſtrahl in ein ovales Becken — und dieſe Quelle deren Kräfte ihm bekannt, hatte der Licentiat dem Fräulein empfohlen. — Es war ein liebliches Plätzchen! Von dunkelm Geſträuch üppig überwölbt, floß dieſer unberühmte Segen und verbreitete Kühle. Eine Nymphe in dienender Stellung wartete ſeit manchem Jahr der naſſen Pflicht, das hetruriſche Gefäß zu leeren, welches, gleich dem Oelkruge der Wittwe von Sarepta, voll ewigem Erguß war; ihre Füße, ſchon ein wenig verſtümmelt, bargen ſich in fettem Unkraut, ein offener Kranz von Neſſeln, die

Toilette der Natur! hing von dem römiſchen Scheitel nieder, und brannte ohne Schmerz auf dem kalten Buſen. Eine Bank, um das kleine Baſſin bequem zu genießen, war an der linken Seite der Laubwand angebracht, und von dieſem Sitzpunkt aus konnte man die Kuppel des Erbbegräbniſſes ſehen. —

Claudine hatte die grüne friſche Einſamkeit dieſes verſteckten Ortes von jeher geliebt. Oft, wenn Herr von Elban auf der Jagd war, geleitete ſie den Pflegevater unter einem Vorwande hierher, um an dieſer Stelle zu ſitzen. Das Plätſchern des Waſſers labte wie erquickender Thau die heiße Blume ihrer Jugend, und wiegte die immer aufgeregte Seele in linde Träume. Das Tönen der Hörner weithin im fernen Echo war ihrem Gefühl ein Alpenlied. Sie ſehnte ſich nach einer Heimath, die ſie nirgends wußte — und weinte ſehr. Die Vergißmeinnicht, mit denen das Becken umbordet war, ſchienen in ihrer ſanften Sprache zu ſagen: daß der Herr des Weltalls wie des kleinſten Blümleins, keines Lebens, das er geſchaffen, keines! jemals vergäße; der blaue Himmel in der Höhe, in der Tiefe war ſo klar — ſelbſt die ſteinerne Najade, die ſtumme Zeugin dieſer wehmüthigen Regung ohne Gegenſtand, ſtrömte Troſt aus. Der ſeelenloſe Gleichmuth, womit dieſe verſchwiegene Vertraute heimliche Thränen fließen ſah, gab dem ſchmerzbewegten Gemüth eine ſtete, ſtärkende Empfindung, und flößte Claudinen ein Bedürfniß der Feſtigkeit ein. Sie hielt dieſe ſtarre Ruhe für ein Glück.

Claudine eilte, nach Rohrlach zu kommen, ehe die Tante, welche launiſcher war, als das Wetter im April, die gegebene Erlaubniß gereue. Sie fügte ſich gern der Bedingung, daß ſie jeden Mittag in Halde zubringen wolle; den Abend könnte ſie dann nach dem Jagdſchloſſe zurückkehren, um Bad und

Brunnen in der Frühe zu gebrauchen, und Niemand, Niemand! Claudine wußte, wer damit gemeint ſei — ſollte davon erfahren.

Die Equipage der Tante ſtand für dieſe Zwecke zu ihrer Verfügung. Und das mußte die Nichte ſich hoch rechnen! denn die Pferde der Frau von Elban wurden ſonſt bis zur lächerlichſten Uebertreibung geſchont. — Das wohnlichſte Zimmer im Schloſſe war ſchnell für das Fräulein in Stand geſetzt worden. Claudine, die ſich wie eine verwünſchte Prinzeſſin gemahnte, ſchlief ohne Bangen in dem unförmlichen Himmelbette mit grünen Behängen von verſchoſſenem Sammt, und weidete erwachend das blitzende Auge an dem Plafond, auf welchem Cephalus, über dem Leichname der erblaßten Prokris gebeugt, in die getödtete Liebe verloren ſchien — obgleich Aurora täglich mit wiederkehrender Gunſt das Bild ihres Lieblings und ſeiner Verzweiflung beleuchtete.

Zu der Zeit, wo der Sommer ſich ſeinem Ende neigt, ritt Herr von Blandovsky bei dem Beginn eines ſchönen, aber heißen Tages, durch den Forſt von Rohrlach. Sein Weg führte ihn weiter, und er war, um die ſpäter drückendere Hitze zu vermeiden, ſo früh ausgeritten.

Die Sonne ging eben auf, der Wald glomm noch im erſten Morgenlichte. Die Nacht war lau und mondhell geweſen, es hatte ſtark gethaut, der dünne Nebel ſtieg verdüftend auf, und mit dem Aroma der beſprengten Holzungen und Harze miſchte ſich ferner die Luft, welche über reife Ernten ſtrich; denn die Sichel ging bereits zu Felde.

Es war ſo ſtill im Walde — daß Admont tief in ſein Innerſtes hinab hörte, und die Gedanken verſtand, die ihm manches entfallene Wörtlein von geſtern zuflüſterten, wo er in Halde geweſen. Er meinte bei ſich ſelbſt, Claudine noch nie ſo liebenswürdig gefunden zu haben, ungeachtet ſie weniger als ſonſt geſprochen.

Indem er das Auge aus tiefem Nachſinnen von dem Sattel erhob, ſah er das Erbbegräbniß der Familie von Elban vor ſich. Er entſetzte ſich faſt, denn er hatte jetzt wohl eher an den Altar als an die Gruft gedacht — und ſeine Phantaſie gerieth bei ihrem Anblicke in ſchwingende Bewegung, wie eine Glocke, die verkündigend klingt, oder zur geheiligten Schwelle ladet.

Die Sonne blendete — es däuchte ihm, die Thüre der Capelle ſtände offen; und eine von jenen geheimnißvollen Triebfedern der Seele, denen der Wille mechaniſch folgt, wenn er für einen an ſich gleichgültigen Gegenſtand regſam wird, bewog ihn, ſein Pferd an einen Baum zu binden und zu unterſuchen, ob er recht geſehen. Die eiſerne Thüre war wirklich nur angelehnt; es zog ihn wie mit Geiſterhänden — Admont wagte hinein zu gehen.

Das Gewölbe war ziemlich weit, und gleich einer ordentlich aufgeräumten Kammer. Die Särge ſtanden gereiht wie Truhen, darin man Köſtliches aufbewahrt, und außer der eigenthümlichen Atmoſphäre eines vergitterten Aufenthaltes mitten im feuchten friſchen Walde, kein Dunſt der Verweſung zu ſpüren; denn es fehlte nicht an Luft.

Wer aber beſchreibt Blandovsky Erſtaunen, als er auf der breiten Oberfläche einer Todtenkiſte von Erz, einen Jüngling in ſeinen Mantel geſchmiegt, ſanft wie auf dem weichſten Dunenlager ſchlummern ſah! — Das lichtbraune Gelock der Haare glänzte im Morgenſtrahl, der, durch eine der obern Oeffnungen fiel, ein helles Lächeln ſchwebte auf den halbgeöffneten Lippen. So lächelt die Liebe — der Traumgott beglückte ihn gewiß. Der Odem dieſes Lebendigen ſäuſelte durch die tiefe Stille der Todten.

„Wie einſam iſt der heilige Schlaf!“ dachte Admont, und ein Schauer ſtrich über ſeine Nerven. Er bewunderte den herzhaften Jüngling, dieſe Ruhe, dieſe Umgebung zeugte für den Muth einer ſtarken Seele. Dort blickte eine Waffe — ging eine goldene Uhr in dem Raume, wo die Zeit aufhört. An den Zeigefinger der linken Hand, die unter dem Mantel hervor kam, hing ein eiſernes Armband loſe, und dieſer Finger pulſirte ſichtbar; und neben dem Schläfer, als wäre er über einem Abendbrod harmlos entſchlummert — ſtand, Admont wollte ſeinen Augen nicht trauen — eine angebrochene Flaſche Wein mit dem Zeichen ſeines Kellers, und ein mit Laub ſorgfältig bedeckter Teller. Er hob das Blatt mit ſpitzen Fingern, eine halbe Semmel und eine Keule deſſelben Berghuhns, wovon Blandovsky geſtern zu Mittag geſpeiſt, waren die Ueberreſte der unterirdiſchen Tafel. Von ambroſiſcher Koſt geſättigt, Gluth in den Adern und berauſcht, war dem Schlummernden der feurige Wein und der kleine, leckere Braten übrig geblieben — nur dürſtend nach dem Nektar des Schlafes, den er nun in vollen Zügen genoß.

Der Jüngling athmete tief — Admont fand keinen Behuf ihn zu wecken. Als er ſich gebeugt hatte, um den Inhalt der verdeckten Schüſſel kennen zu lernen, war durch die Erſchütterung der Luft, obgleich es die allerleiſeſte war, das Armband abwärts und grade in ſeine Hand geglitten. Admont hielt es gegen das Licht, erkannte das dunkle Figürchen einer Parze, und fand dieſes ernſte Sinnbild hier ganz an ſeinem Orte.

Wenn ſeine Reiſe nicht ſo dringend geweſen, er würde auf der Stelle umgekehrt ſein, um dieſes Räthſel zu erforſchen; der Leibhuſar, welcher das Aemtchen eines Küpers verſah und die Hälfte des Haſelhuhns geſtern bekommen, da der dankbare Neffe jeden Biſſen mit ihm theilte, der täglich ſein Fläſchchen erhielt, daß dem Alten das Gnadenbrod nicht trocken vorſchmecke — hatte unfehlbar den Schlüſſel dazu.

Admont ſtand, und zögerte zu gehen. Gedanken, nur ſchwach beleuchtet vom Verſtande, ſtiegen in ihm auf, wie der düſtere Staub, der im Sonnenſcheine ſichtbar ward; aber im Grunde ſeines Herzens blieb ein unheimliches Gefühl gelagert. Und als er in den lichten Streifen blickte, der leuchtend wie mit Gottesfinger auf den Schlummerer zeigte, fielen ihm die Worte jenes ſterbenden Juden ein, die er ſeinem Mörder nachrief: „Der Sonnenſtaub wird Dich verrathen! —“ Ein unausſprechliches Grauen wie vor heimlich böſer That, vor einer ſtummen Sünde, faßte den Edelmann. Er zog ſich ſacht zurück, um ſeinen Weg, bleibend geſtört, fortzuſetzen. Das Armband war — Admont wußte nicht, wie ihm geſchehen — noch in ſeiner Hand; aber umkehren hätte er um keinen Preis können. Er hoffte wenn ſich alles gelöſt haben würde, es an die Behörde zu erſtatten.

Bei ſeiner Heimkehr am Abend war Admonts erſte Frage nach Huß. Er war, ſo ſagte man dem Gutsherrn den ganzen Tag über auswärts geweſen. Niemand wußte wo? Der Leibhuſar hatte vollkommene Freiheit, und gab, meiſtens mürriſch, über ſein Thun und Laſſen ſelten Rechenſchaft. Diesmal jedoch forderte Herr von Blandorsky eine Auskunft, und der Ton, womit er es that, war von ſolcher Art, daß der Alte ſich verantwortlich fühlte. Der Leibhuſar ſchien merklich betroffen; doch nach einer Minute des Bedenkens ſagte er wie mit dem Trotze eines ertappten Diebes: „Die Sache iſt ganz ſimpel, gnädiger Herr. Der Officier, den Sie im Begräbniß geſehen —“ Admont erinnerte ſich der militäriſchen Abzeichen des jungen Mannes nicht — iſt der junge Elban drüben aus Halde. Mein guter Special von früherer Zeit her, denn er war doch der Pathe —“

„Ich weiß, ich weiß.“ unterbrach ihn Admont dringend, „ich kenne das Verhältniß, Du haſt mir ſchon manchmal davon erzählt.“

Huß zog die Braunen finſter zuſammen, und fuhr fort: „Nun, der bringt jährlich den Sterbetag ſeiner Frau Mutter ſeliger an ihrem Sarge zu, und will nicht, daß man erſt im Hauſe der Eltern davon wiſſe. Es iſt nur der Stiefmama wegen, die wie der ſchönſte Drache Feuer ſpeien würde, wenn ſie es erführe. Eugen nehme es wohl mit ihr auf, denn da wüßte ich Stückchen aus ſeiner Kinderzeit —“ die ſtrenge Miene des Zuhörers hielt den Huſaren in Kürze und ließ ihn nicht weitläufig werden, in dieſem Lieblingsthema, worin er ſelten ein Aufhören fand — und ſo ſetzte er hinzu: „Aber der ſchwache Vater hätte dann bei Leibes Leben keine Ruhe mehr vor ihr. So kam er, meldete ſich bei mir — ich hatte meine Portion noch ſtehen, und gab ſie ihm.“

Admont ſchüttelte zu dieſer Seltſamkeit den Kopf; eine leiſe flüchtige Zeitrechnung, als hätte der Huſar die geſparte Mahlzeit für die bewußte Ankunft aufgehoben, mengte ſich verwirrend in ihren Begriff.

Er ſprach: „Wäre es nicht ſchicklicher geweſen, alter Freund, Du hätteſt mich in dies Geheimniß gezogen? Der

Lieutenant konnte bei mir wohnen, und ich würde ſicherlich nichts geſagt haben. Das Jagdſchloß iſt auch nahe und geraum genug zur Herberge. Ein wunderlicher Einfall, fürwahr! in der Halle ſeiner Väter zu ruhen und ſich auf Moder zu betten!" Ein ſtechender Blick aus den tiefliegenden Augen des Leibhuſaren traf den Fehlſchützen. Er ſtrich ſich den Bart, und ein ſarcaſtiſches Lächeln lief drunter hin. Er antwortete: „Hm! das thut ihm nichts; es iſt ein tapferes Blut — der Eugen!"

„Dieſe Todtenfeier," nahm Admont wiederum das Wort, als könne er nicht drüber weg, „will mir nicht recht zu Sinne. So warm für den Himmel! und ſo kalt gegen die Hölle, worin wie Du ſagſt, der Vater leben ſoll, denn ich habe bereits noch nicht Urſache, Frau von Elban für ganz ſo ſchlimm zu halten. Es muß jedenfalls eine eigene Bewandtniß haben mit dieſem einzigen Sohne, der in der Uebung einer heiligen Gedächtnißpflicht vergißt, wie ſehr ſein Anblick den alten Vater erfreuen müßte, und ſich nahe der Heimath, gleich einem ſcheuen Verbrecher, vor ihr verſteckt hält. — Konnte er ſich nicht dem Fräulein vertrauen? Claudine iſt klug genug, etwas ſchicklich zu ermitteln. —"

Huß kniff die Unterlippe, und ſagte mit Grimaſſe: „Die Weibſen ſchweigen nicht — das iſt es alleben."

Blandovsky lächelte hierauf beruhiget und ſprach: „Dein Buſenfreund, mein Alter, — ich kann mir ſchon nicht helfen, ob Du auch denken magſt, die Eiferſucht rede aus mir — iſt einerſeits ſo äußerſt behutſam für einen jungen Springinsfeld, und dann wieder ſo unvorſichtig! Eine ſüperbe Cylinderuhr in goldenem Gehäuſe lag am Boden, ein Holzhüter oder Wilddieb, denen der Eingang in die Gruft ſo gut offen ſtand wie mir, hätte ſie ſchwerlich liegen laſſen; ich begnügte mich doch nur mit ein wenig Eiſen, etwas Gold iſt zwar auch daran — dafür, daß Herr von Elban mein Gaſt wäre. — Sieh her, Alter, dies Armband!" Blandovšky zog es hervor.

Der Leibhuſar griff haſtig danach, betrachtete es und ſprach: „Es wird ein Andenken von der Seligen ſein — ja, ja! es ſieht ganz todtenmäßig aus — wie ein kleines Gitter um ein Grabmal. Und hier die kleine allerliebſte Spinnerin — das erinnert einen, wie häuslich, fromm und fleißig die gute Dame war. Die Jetzige — nun, die hat Werch am Rocken —" und während ſein Blick, finſterer noch als dem dunkeln Bildchen der Parze, darauf ruhete, dachte er, es ſei nichts ſo fein geſponnen, endlich kommt es an die Sonnen.

„Es kann auch ein Pretium affectionis ſein," fiel ihm Admont, indem er es wieder an ſich nahm, in die Rede, daß Huß nicht in Eifer gerathen ſollte: „Wer weiß? ich gebe es zurück, das verſteht ſich."

„Der Lieutenant iſt fort, gnädiger Herr!" entgegnete der Huſar beſtürzt.

„Nun einmal wird er doch wieder nach Halde kommen —" erwiederte Blandovšky, „und bis dahin behalte ich dies Pfand in meiner Hand; mein Vorſatz reimt ſich ſogar."

Der Alte ſeufzte ſchwer, und murmelte im Abgehen einen beſcheidenen Fluch Der Zufall fügte es, daß Admont länger als ſonſt von Halde ausblieb. Man empfing ihn, da er nun kam, mit größter Freude, er wurde überzeugt, daß ſein Beſuch höchſt willkommen wäre.

„Ich fürchtete ſchon, Sie wollten gar nicht mehr zu uns kommen —" ſagte hocherröthend Claudine, als er ſie begrüßte.

„Und das fürchteten — Sie, mein Fräulein?" fragte Admont mit einer Intonation, für welche die Weiblichkeit ſehr zart beſaitet iſt. Claudine ſchwieg. Selbſt Herr von Elban machte dem jungen Edelmanne einige freundſchaftliche Vorwürfe über ſein ungewöhnliches Ausbleiben.

Admont lenkte das Geſpräch gefliſſentlich auf den Sohn des Hauſes. Er hätte kürzlich geſchrieben und eine Reiſe vor — äußerte ſeine Stiefmutter. „Doch hierher?" erkundigte ſich Blandovsky, und ſetzte hinzu, daß es ihn freuen würde, die Bekanntſchaft des Lieutenant Elban zu machen.

„Nein," erwiederte der indolente Alte, „wir haben uns ja nicht längſt zur Genüge geſehen. Sie müſſen wiſſen —"

„Nun ja," unterbrach die Dame, der dieſer in Rede gebrachte Gegenſtand fatal zu ſein ſchien, mit einem unterſagenden Winke ihren Gemahl, „Herr von Blandovsky weiß es ſchon, daß wir in R—. waren. Eugen wird mit ſeinem Chef auf deſſen Güter an der Grenze gehen, die Geſtüte dort in Augenſchein zu nehmen; das iſt etwas für ihn. Vielleicht iſt er ſchon fort. Was ſollte er bei uns? mein Mann iſt von wenig Worten —" Herr von Elban machte hiezu eine ſprechende Pantomime — „ich habe vollauf zu thun, und könnte mich nicht um ſeine Unterhaltung bekümmern; ſo würde ihm, der an ein luſtiges Leben gewöhnt iſt, die Zeit bald lang werden, und dies bringt auf unnütze Gedanken."

Claudine bückte ſich mit einem ſuperfeinen Lächeln auf ihre Näharbeit, der Faden riß entzwei, das Geſpräch war nun auch abgebrochen und knüpfte ſich an einen andern Stoff.

Bei dieſer Rede der Frau von Elban, die ihm nicht minder als Claudinens Schweigſamkeit auffiel, ahnete Blandovsky etwas der Wahrheit Aehnliches; aber er mochte nicht klar darüber werden, viel lieber gab er ſich einer ſüßen Täuſchung hin. Claudine war heute ſo freundlich mit ihm — und doch zurückhaltender als ſonſt; ein blöder Reiz in dem ſchönen Geſicht, das ſonſt ſiegreich um ſich ſchauete, ein Ausdruck anmuthiger Furchtſamkeit, zog Admonts Blicke unwiderſtehlich an, und das Herz folgte ihnen nach. Der Klang ihrer Stimme rührte tief an ſeine Seele; denn es war ein Nachtönen beglückter Liebe darin. —

Später entfernte ſich Herr von Elban unvermißt, um ſeine Abend-Promenade zu machen, der Gaſt ſaß bei den Damen. Ein Zeitungsblatt lag auf dem Tiſche, Admonts Auge fiel auf die Anzeige einer Verlobung, er las ſie laut und bemerkte, daß die Unterzeichneten gleiches Namens wären.

„Ich kenne die Braut und den Bräutigam,“ ſagte Frau von Elban mit ſchnödem Tone, „es ſind Geſchwiſterkinder, die Väter waren Brüder. Auch ich bin von Seiten der Unſtern mit ihnen verwandt, doch ſehr entfernt; vom zehnten Gebäcke das Endchen etwa. Die verbetenen Glückwünſche könnte das Pärchen brauchen.“

„Wie ſo?“ fragte Blandovsky, „wird dieſe Verbindung unter ungünſtigen Zeichen geſchloſſen?“

„Nun, ich dächte!“ antwortete Frau von Elban, „jede Ehe unter nahen Verwandten wird das. Es iſt kein Heil dabei, ſchon ein alter Volksglaube lehnt ſich dagegen auf.

Ich habe noch keine der Art geſehen, die gerathen wäre — was meinen Sie dazu, Herr von Blandorsky?“

„Ich bin auch nicht dafür,“ entgegnete Admont lebhaft, „obgleich ich das herkömmliche Vorurtheil auf ſich beruhen laſſe. Es iſt nur eine individuelle Anſicht, wenn ich glaube, daß eine Heirath zwiſchen nahen Anverwandten, oder ſolchen, die wie Geſchwiſter zuſammen aufgewachſen, ein größeres Wagniß ſei als jede andere, und nebenher ein ſicherer Verluſt.“

Claudine ſchlug das ſchwarze Auge ängſtlich bittend zu ihm auf, der Tante waren dieſe Worte goldne Aepfel in ſilbernen Schalen. Sie wünſchte, daß er ſich deutlicher erkläre.

„Nun, ich denke mir es ſo,“ ſagte er, ſeine Worte an Frau von Elban richtend, „ein Verhältniß, das der Innigkeit des geſchwiſterlichen am nächſten kommt, und ſo zarte Treue der Freundſchaft hat, löſet ſich dann in ein anderes auf, welches außer dieſem beſtehen und beglücken könnte. Der Gewinn iſt zweifelhaft — ja! einige Grade von Liebesglück, die gewiß zu den entzückendſten gehören, gehen entſchieden und ohne Erſatz dabei verloren. Dahin rechne ich die werdende Vertraulichkeit, das Sichfinden unter Tauſenden, als Herzen, als Seelen, die für einander geſchaffen und gebildet, wie zwei Hälften eines Ringes, der das Symbol der Ehe und der Ewigkeit iſt. — Dieſes Räthſel der Sympathie zu löſen, vermag die seligſte Freiheit nur, und Bande des Blutes halten enge zuſammen. Welch ein Zauber liegt nicht allein in dem Du! der Liebenden, das, wenn es mit leiſer Lippe zum erſten Male geſagt wird, alle Fremdheit hinweghaucht, und welches Verwandte gleichgültig geben und nehmen, ohne ſich des ſüßen

Vorwurfs bewußt zu ſein. Wie theuer iſt die Gunſt, das Geliebte bei ſeinem Taufnamen nennen zu dürfen! Anverwandte denken ſich nichts bei dieſem Vorzug, den ſie mit einer ganzen Sippſchaft theilen. Jeder Kummer iſt ihnen ſchon gemeinſam, die Liebe darf ihn nicht erſt tauſchen, wobei ſie viel entbehrt; denn man nimmt mit Wolluſt die Laſt der Theilnahme auf ſich, daß ein geliebtes Herz erleichtert werde. Jedes räudige Schaf der Familienheerde — vergeben Sie, meine Damen, den Vergleich! drängt ſich mit in den heiligen Stall, wo Könige anbeten, wenn die göttliche Liebe Segen und Heil gebiert. — Und anſtatt jener blöden Scheu, die ein zärtliches Einverſtändniß den neidiſchen Blicken der Welt entziehen möchte, welche das Glück nie erlauben wird — tritt das Verlöbniß derer, die da dem Hauſe der Eltern anverwandt und zugethan ſind, wie ein keckes Recht auf, wogegen Niemand etwas haben könnte. Die ſchöne Zeit der jungen Liebe iſt gleichſam ein alter Eheſtand — und die Stufen der Natur werden nicht ungeſtraft überſprungen.“ Admont, leidenſchaftlich bewegt, hielt inne, und Frau von Elban, kirſchroth vor Vergnügen, nahm der Pauſe wahr, um ihren Beifall anzubringen. „O Herr von Blandovsky!“ ſagte ſie ſchadenfroh, „Sie haben da ganz aus meiner Seele geſprochen. Es freut mich ausnehmend, mit einem Manne von ſo vernünftigen Maximen gleicher Meinung zu ſein. Eine Heirath unter Verwandten oder zugebrachten Geſchwiſtern fällt gleichſam mit der Thür ins Haus; da iſt kein beſcheidenes Werben, keine Etiquette in der Zärtlichkeit. Und Liebe und Ehe erfordern wie das Militär und der Hof ihr eigenes Ceremoniel, das mir wie eine weiſe Schutzwehr vorkommt. Damals, als der Ehemann es nicht geziemend hielt, ſich vor ſeiner

Gemahlin im Schlafrocke zu zeigen, war auch dem gemäß ſein ganzes Verhalten illuſtrer Art. Man gab ſich keine Blöße, wie heut zu Tage. Er redete ſeine Frau im Plural an, und dieſe Sie war doch nur ſeine Einzige; jetzt iſt es umgekehrt der Fall. — Mann und Frau, Eltern und Kinder, Tante und Nichte, alles dutzt ſich unter einander gemein, als wäre der Reſpect eine abgelegte Mode, und die Nobleſſe gleich wie zuſammengewürfeltes Zigeunervolk; ich fürchte, es kommt noch ſo weit, daß ſich dieſer Unſinn auf Herrſchaft und Geſinde erſtreckt. Erlebe ich es jedoch, daß mich der Großknecht dutzt — Gott mir ſchwindelt! ſo iſt dies mein letzter Augenblick; der Schlag rührt mich, wenn ich nur daran denke. Nein! ich lobe mir den Anſtand; aber die jetzigen Männer kennen ihn nur auf der Jagd. Sans façon gehen ſie mit der ſubtilſten Frau um, auf das Vorige zu kommen —; genug, einen nahen Verwandten als Ehemann, kann ich mir gar nicht anders, als ſtark ausfallend denken — wobei mir etwas einfällt. Ein drolliges Kind, welches ein ſogenannter Bruder ſeine kleine Braut zu nennen beliebte, kam einſt geſprungen, und rief: Der Bruder kommt! er iſt ſchon da! Nicht möglich! ſprach die Mutter, woran hätteſt Du ihn denn erkannt? Das kleine Mädchen flüſterte der Mutter zu, doch ſo, daß wir es Alle hören konnten: An der Grobheit.«

Armont lächelte — Claudine hatte, während die Tante ſprach, auch ein wenig in ſich hinein gekichert. Jetzt erhob ſie das Geſicht, es flammte; die feurigen Augen ſtanden voll heller Tropfen — wir zweifeln jedoch, daß es lauter Lachthränen geweſen.

Blandovsky heftete einen langen heißen Blick auf das Fräulein; dann ſprach er wie zum Schluſſe der Abhandlung: „Wir müſſen aber mit Bürger ſagen: Iſt denn dieſe Flammenliebe freier Willkür hingeſtellt? Nein! den Samen ſolcher Triebe ſtreut Natur ins Herzensfeld! — Die Gluth der Gefühle zerſetzt nur leider! gleich einem chemiſchen Ofen ihre Stoffe ſelbſt, ſondert die reinen Subſtanzen und präparirt nicht ſelten ſüße Thränen, den Thau der Seele —" er blickte nach Claudinens träufender Wimper —, „zu tödtendem Scheidewaſſer."

Blandovsky ſtand raſch auf, Frau von Elban ſah ſich ungern durch dieſen Aufbruch geſtört im Zuge, Claudine zu quälen. Sie fragte, warum er denn ſchon fort wolle?

„Es wird kühl, meine gnädige Frau," antwortete Admont, und trocknete ſich die Stirne. Von Claudine erhielt er nur einige kurze Worte zum froſtigen Abſchied; der Thermometer ihrer Stimmung ſchien plötzlich tief gefallen, und Admont fand einen empfindlichen Unterſchied zwiſchen ſeinem Empfange und dieſem Entlaſſen. Daß dieſes Geſpräch, bei welchem Claudine eine ſtumme Zuhörerin geweſen, ſie zu kränken von Frau von Elban eingeleitet worden, unterlag wohl keinem Zweifel; doch ob Blandovsky im Vermerken einer Abſicht, oder arglos aus innerſter Ueberzeugung darauf eingegangen, blieb zu errathen.

Was Admont geſagt, war Waſſer auf der Tante Mühle und Feuer auf Claudinens Buſen. Mit dem Geſchütz der Wahrheit traf er das Geheimniß der Gegenpart, und ſchlug einem Herzen, das ihm heute gefühlvoll vorgekommen war, manche Wunde. Claudine, von leiſem Schmerz beklemmt, war zu einem unbefangenen Worte nicht im Stande. Es war ihr, als wäre ſeine Meinung nur gegen ſie allein gerichtet. Sie verhielt ſich alſo ſtill, und trotz dem Widerwillen, womit wir uns ohnmächtig zur Vertheidigung angegriffen fühlen, und einen Gegner unſerer Perſönlichkeit in dem erblicken, den wir als ſchätzbar kennen, war Claudinens weiblichſtes Intereſſe in dieſer Unterhaltung angeregt worden. Blandovsky kannte die Liebe — ſein Vortrag hatte ſie deſſen belehrt. Und wenn jeder junge Mann durch dieſe Wiſſenſchaft einem Mädchen bedeutend wird, ſo war Admont in ſeiner Kritik der Liebe Claudinen ein größerer Philoſoph geworden, als der große Kant in ſeiner Kritik der reinen Vernunft. —

Von nun an lag der blaſſe Hausfreund und ſein Glaubensbekenntniß der nachdenkenden Claudine im Sinne. Sie rief ſich jenes Geſpräch zurück, und dieſer Stein des Anſtoßes war ein Asbeſt, den das Fräulein in tauſend feinen feſten Gedanken ausſpann. Jede Reform, auch die innerſte, verlangt ihre gereifte Zeit.

Vier Wochen früher hätte Claudine ein Wort der Warnung, und wäre es von Engelszungen an ſie ergangen, in den Wind geſchlagen; jetzt fand ſie, daß man alles prüfen und das Beſte behalten müſſe. Sie behielt es für ſich, was ſie damit zu thun gedächte.

Dieſer kurze Zeitraum war eine Epoche in ihrem Leben. Sie hatte ungeſtört das Glück genoſſen, mit ihrem Freunde Eugen zuſammen zu ſein, ohne mehr dadurch zu gewinnen, als einen zweideutigen Sieg über die Widerſacherin dieſer Liebe; denn wenn die Erinnerung die Probe jedes Genuſſes iſt, ſo dürfte das Fräulein beſſere Freuden, ob auch dürftigere — gekannt haben. Die Tante war zwar überliſtet; aber wir fürchten — nur durch Claudinens Selbſtbetrug. —

Sternenhelle Nächte, Mondſchein, Waldeinſamkeit, das heimliche Logis in der unwirthbaren Gruft, die Wohnung der verſchwiegenen Najade unter dem grünen Dach, dieſe

Decorationen des verliebten Geheimniſſes hatte ſeine Illuſion erhöht, und jetzt war der Vorhang gefallen. Claudine fühlte ſich in der Wirklichkeit. Eugen liebte ſeine Jugendfreundin wohl zu leidenſchaftlich, als daß Claudine dieſe ungeſtüme Neigung nicht ungleich gemäßigter und mit einem gewiſſen Gefühl ſeiner Unverlierbarkeit hätte erwiedern ſollen. Der Beſitz macht ruhig, ja, oftmals gleichgültig — und Claudine wußte, wie ſo ganz Eugen mit Sinn und Seele ihr Eigenthum war. Eugen hingegen ward fort und fort von dem Verlangen gemartert, ſich Claudinens zu verſichern; der Zweifel an ihrer Liebe, an ſeinem Gluck, ſchwieg ſelbſt in ihren Armen nicht. Ihr ſüßeſtes Wort berührte nur wie ein luftiger Schall ſein Ohr, die betheuernde Thräne in ihrem Augen ließ ihn fürchten, ſie werde ſich auflöſen gleich einer Undine in eine Quelle ewigen Schmerzes für ihn, und die Treue ein Mährchen ſein — er preßte ſie ſo feſt, ſo angſthaft an ſich, als wolle er ſich von ihrer Wahrhaftigkeit überzeugen, und die zarte Geſtalt in den Kern ſeines Herzens verſenken.

Es liegt in der Ordnung der Dinge, daß, was wir an uns reißen wollen, uns grade dadurch verloren gehen wird. Nur das Himmelreich leidet Gewalt — und Eugen hielt den völligen Beſitz ſeiner Claudine dafür. Aber ſie war nur ein ſchönes irdiſches Mädchen, unvollkommen wie alles, was der Mond beſcheint, wandelbar wie dieſer nächtliche Zeuge der menſchlichen Schwachheit, und nicht geſchaffen, die Glückſeligkeit des Einen zu ſein, der ſie anbetete.

Eine Coquette der feinſten Art — und zu dieſer wollen wir das Fräulein zählen — gleicht der Statue Pygmalions, die jedem Manne kraft ſeiner ſchöpferiſchen Einbildung beſeelt erſcheint; doch unausbleiblich kommt der Augenblick, wo er ſeines Irrthums inne wird. Dieſe Adern täuſchen nur, kein Puls der Empfindung klopft in ihnen, dieſe Bruſt, gebaut zu einem Thron der Liebe, iſt kalt — kein Herz ſchlägt drinnen, das Leben ſchweigt in dieſem Marmor. Ein göttliches Kunſtwerk iſt dieſe Galatee, die ſo reizend lächelt — Alle zu entzücken! aber Lebensfülle wird nimmer aus ihr emporblühen. Du erſtarreſt zuletzt, Du ſchauderſt zurück, Du Armer! der Du Dich zum Gott träumteſt, welcher ihr den lebendigen Odem einhauchte; ein todtes Bild iſt Deine Liebe.

Claudinens Wünſche hinſichtlich Eugens waren überſättiget. Sie hatte durch den Inſtinct ihrer Natur ſich ſeiner zu bemächtigen geſucht, und der Zauber, deſſen Kräfte ihr zu Gebot ſtanden, war ihr nun ſelbſt zu mächtig geworden. Sie fürchtete ſich vor ihren eigenen Wirkungen und hätte gern Einhalt gethan — aber kein guter Geiſt kam ihr zu Hülfe. Sie fühlte ſich unfrei und verwechſelte die innere Kette mit ihren äußern Beſchränkungen. Dieſer los zu ſein, war ihr einziges Wünſchen, Unabhängigkeit in jedem Sinne dünkte ihr das höchſte Glück. Und überall lauerten nur drückendere Bande auf Claudine, ihre Ausſicht, wohin ſie auch blickte, war eine Gefangennehmung. Selbſt als Eugens Zukünftige — ach! dieſe Hoffnung ruhete wahrlich in der Zukunft — drohete ihr das Schickſal, ihm, *ihm* allein ausſchließend angehören zu müſſen. Wir ſagen: *drohen*, denn ſeine Eiferſucht hatte keine Grenzen, und Claudine ein vielumfaſſendes Herz. —

Eugen war ein heftiger Jüngling, von heißblütigem Temperament; bald der Sclave der Geliebten, dann wieder ihr Tyrann. Ein kindliches Weſen hätte ihn ohne Widerſtand auf die ſchmale Mittelbahn des Glückes gelenkt; aber Claudine war dieſes Weſen nicht.

Wenn Frau von Elban einſt geſagt, Claudine ſei zu alt für ihn — eine Behauptung, die ihr Stiefſohn verlachte —, ſo gründete ſich dies — und wir finden jene Meinung nicht ganz ſo lächerlich — wohl mehr auf ihr gegenſeitiges individuelles Verhältniß, als auf das ihrer Jahre. Ruhe iſt in der Regel keine Eigenſchaft der Jugend, und Claudine war ruhig, ziemlich kalt, beſonnen, über flüchtige Täuſchungen hinaus, und ihr eigenes Selbſt nie vergeſſend; Eugen hingegen von vorherrſchendem Gemüth und jener liebenswürdigen Unbedachtſamkeit, die an ihren Vortheil niemals denkt und ein reelles Glück leichtſinnig wegwirft, um ſich knabenhaft an dem Spiele einer Minute zu vergnügen. Dennoch — o wie häufig iſt dieſe Erfahrung! daß die Klugheit als Ironie des Verſtandes gleich einem bethörbaren Kinde erſcheint, das ſich nicht zu behüten vermag vor Schaden in jedem Falle — während im Wahnſinn der Gefühle eine begeiſterte Idee richtig durchgeführt wird, und die Thoren vor der Welt Schützlinge Gottes heißen dürfen.

Die Sperre, welche Frau von Elban auf den Umgang der beiden jungen Leute gelegt, ihr tückiſches Verfahren dabei, hatte in Eugen den Entſchluß erzeugt, das Fräulein um jeden Preis zu ſehen; die Begier, ſich an der Stiefmutter zu rächen, war faſt eben ſo ſtark, als die Sehnſucht nach Claudine. Der Haß miſchte ſein Gefühl zu denen der Liebe. —

Der Zufall, diesmal ein williger Kuppler, half die heimliche Zuſammenkunft fügen, und beſchirmte ſie auch; doch der Reiz der Intrigue war durch die gelungene Liſt befriediget, der romantiſche Traum war ausgeträumt, und

Claudine erwachte mit einem übernächtigen Schauer. Wald, Gras und Kräuter kamen ihr nun anders vor, die Bäume waren wirklich nur von Holz. Sie dachte an das Bad der Najade — der heilige Geiſt hatte nicht darüber geſchwebt. — Der Gruft erinnerte ſie ſich wie der alten Fehme, und ihr Geheimniß ſchlief dort unter dem Mantel des Todtenrichters.

Claudine war froh, wieder am Lichte und in dem Hauſe der Plage zu ſein. Sie hatte ſich von dem ſchwelgeriſchen Mahl der Liebe hinweg, und zu der ärmlichen Koſt ihres Tagewerks zurück geſehnt. Es iſt gewiß die höchſte Würdigung eines Lebens voll Unſchuld und Ehre, das offen wandelt und keines Menſchen Auge oder den Strahl der Sonne ſcheuen darf, jenes Gefühl nämlich, welches denen nachſchleicht, die ihre Freuden ſtehlen, ob auch der Eigenſinn ſie ihnen vorenthielte.

Claudine, wenn auch ſich deſſen kaum bewußt, nährte den Wunſch, ſich vor ſich ſelbſt zu retten und vor den ungenügſamen Klagen des Geliebten; die häusliche Schranke, innerhalb der die Tante ſie beſchäftigte, war jedoch keine Schutzmauer. Ihr Bedürfniß war das der Hochachtung, und Eugen nahm andere Gefühle in Anſpruch. Sie hatte die Herren ihrer Bekanntſchaft größtentheils ſehr ſchwach gefunden, und Claudine empfand dunkel, daß nur eine unbezwingliche Feſtigkeit, ein Mann, über deſſen Grundſätze die Macht der Schönheit ſogar nichts vermöchte — ſie weiblich geſchmeidigen könne.

In die Zeit dieſer Stimmung traf jenes Geſpräch mit Blandovsky. Sie fand in ſeinen Anſichten eine Rechtfertigung für den leiſe abgeneigten Sinn, ein Verhältniß länger fortzuſetzen, das bis auf dieſen Punkt geſtiegen war. Der bewegtere Laut ſeiner Rede war ihr eine Lockung, den Verſuch mit ſeinem Herzen zu machen, ob es wankend werden könne in jener Liebe, der Admont unzweifelhaft ſein unterſcheidendes Urtheil verdankte. Claudine faßte ihn ſofort ins Auge. Er hatte aufgehört zu ſprechen, die erhöhete Farbe ſeiner Wangen war jener tiefen Bläſſe gewichen, er athmete ſchwer und lehnte ſich zurück in den Armſeſſel, während ſein halbgeſchloſſener Blick in die Vergangenheit zu ſchauen ſchien. Wie manches theure, verdunkelte Bild mochte ſeinem Geiſte vorübergehen! Vor Claudinens Seele aber ſchwebte in heller Erinnerung die Geſtalt der jungen lebensfrohen Wittwe, welche ſie bei ihrem Vater hatte kennen lernen. Ihr Geſicht glühete bei dieſer Vorſtellung. Sie trauerte bereits in Noth um den Gemahl, der es noch werden und dann ſterben ſollte.

Jetzt wurde das Regiment, bei welchem der Lieutenant Elban ſtand, weit verſetzt für unbeſtimmte Zeit in eine der acquirirten Provinzen. Als Adjutant, was er erſt geworden, wagte Eugen nicht, einen Urlaub zu fordern, der ihm bei der Eile, womit der Abmarſch beordert war, verweigert werden müſſe. Er ſchrieb dieſe Nachricht ſeinen Eltern beſtürzt, der Brief an das Fräulein war troſtloſen Inhalts. Er entwarf abenteuerliche Plane für das künftige Frühjahr, die heimlichen Freuden dieſes Sommers zu erneuen, der in luftigen Fäden dahinflatterte, als wäre all ſein Glück nun aufgelöſ't. — Claudine lächelte dazu, indeß ein leiſes Zittern der Angſt vor ſeiner Kühnheit ihre ſchönen Glieder durchflog.

Die Stiefmutter konnte ihre Freude kaum bergen; der Vater ſegnete den Sohn und ließ ihn ziehen — ſeinen ſtumpfen Gefühlen war dieſe Verſetzung Eugens nur ein

Schlag, der ihn wenig rührte. Er fand ſich gemächlich in Alles.

Blandowsky kam zwar wohl öfterer nach Halde, hielt ſich aber deſſenungeachtet in den ehrerbietigſten Schranken dem Fräulein entfernt, ſo daß Claudine ſich ihm ſo viel näherte, als die Linie der Weiblichkeit nur immer erlaubte. Armont blieb ſich gleich, und Claudine mußte ſich geſtehen, dieſe Eroberung werde ihr nicht leicht. Endlich — ſchmolz dieſes Eis vor den ſteigenden Graden ihrer Wärme, der Blitz der Liebe brach aus ſeinen Augen, und Claudine erſchrak — erſchrak nun wie ein Kind, das den Funken, womit es geſpielt, plötzlich auflodern ſieht. Es leuchtete ihr ein, daß nun kein Rückſchritt mehr möglich ſei. Das Geſtändniß ſeiner Zuneigung drückte vollkommen aus, daß nur ihre ausdauernde Theilnahme, die zarte Güte, womit ſie ihn behandelt, ihn zu der Hoffnung ermuthiget hätte, Claudine werde ſich entſchließen können, die Gattin eines kränklichen Gemahls zu werden, und mit den Wunderlichkeiten, welche ein leidender Zuſtand herbeiführe, liebevolle Geduld haben. Das Gefühl der langwierig geſtörten Geſundheit und der Gedanke an einen zeitigen Tod ſei es allein, was ihn abgehalten, ſich früher zu erklären. „Indeß“ fuhr er fort, und die männliche Stimme klang unter dem Dämpfer der Wehmuth, „ſollten es auch nur wenige Jahre ſein — und ſo lange hoffe ich doch zu leben — in denen dieſe theure Hand mich beglückt, ſie reichen hin, mich mit der Kürze eines Lebens und einer Jugend zu verſöhnen, die nicht glücklich für mich war, der bittern Erfahrungen mir aber viele gegeben.“

Thränen ſtürzten aus Claudinens Augen, der herbe Erguß einer Schale, die dem getäuſchten Blandorsky aufs neue bereitet ward.

Armont nahm es für die Rührung der Gegenliebe. Mit einem Lächeln, welches dem Fräulein das falſche Herz zerſchnitt, ſagte er: „Weine nicht, mein geliebtes Mädchen! ich fühle mich ſeit einiger Zeit beſſer. Wie wahr iſt, was ein Dichter ſagt, den ich hoch verehre *): Den wahrhaft Liebenden macht Liebe ſtark; das Bildniß der Geliebten, ihre Schönheit verdoppelt ſeine Seele; muthig wird er zu jeder Unternehmung; jede Mühe verſchwindet.“ Claudine duldete ſeinen beſcheidenen Kuß. Sie hatte kaum Ja geſagt. Er hielt ihr leidſames Gewähren für die blöde Zurückhaltung der Braut und freuete ſich darüber.

Als Blandorsky die Maßregeln für dieſe nun gemeinſame Angelegenheit mit ihr verabredete, wünſchte ſie ſchüchtern, die Hochzeit möchte ſo bald als möglich ſein, eine Bitte, die den Bräutigam entzückte.

Frau von Elban triumphirte, die Stimme, womit ſie dem ganzen Hauſe alsbald dieſe Neuigkeit verkündete, war ſo laut und tönend, daß Jeder ihr die Victoria abhörte. Ihr Gemahl hingegen verhielt ſich neutral. Er gab der ſchicklichen Bewerbung Armonts den Beſcheid, daß der väterliche Conſens zu dieſer Verbindung bei ſeinem Schwager, dem Herrn von Ulſtern, nachzuſuchen ſei.

Sobald der alte Elban allein mit dem Fräulein war, fragte er: „Nun, Claudine, was wird denn aber der Eugen dazu ſagen? Er dauert mich doch, mein armer Junge!“

„Es iſt zu ſpät —“ antwortete ſie gepreßt, „wir würden einander doch nicht zu Theil geworden ſein, die Mutter hätte dies immer und ewig nicht zugegeben.“

---

*) Herder.

„Ewig nicht!“ ſagte der alte Elban, und ſein Ton drückte einen Tadel über den Mißbrauch dieſes Wortes, zugleich eine lange Erfahrung aus, „kaum immer; denn meine Frau iſt wie man eine Hand umdreht. Das muß ich wohl am beſten wiſſen. — Aber ich will Dir keine Vorwürfe machen, behüte! Ehen werden im Himmel geſchloſſen, manchmal wohl auch in der Hölle — wo — Gott verzeih mir die Sünde! der Teufel ſein Spiel Mariage treibt.“

Bei dieſen Worten ſagte Claudinen ein brennendes Gefühl von Scham und Schmerz, in welcher Werkſtatt ſie den Schmied ihres Glückes ſuchen müſſe. In ſchwacher Selbſtvertheidigung entgegnete ſie: „Er durfte ja nicht einmal herkommen — das war das ganze Unglück.“ Sie brach in convulſiviſches Weinen aus.

Dem alten Elban ward angſt und bange, daß er Uebel angerichtet hätte. Er ſagte tröſtender Weiſe: „Nun, nimm es Dir nur nicht ſo zu Herzen, mein Töchterchen! ich denke doch, der Eugen wird Vernunft annehmen, wenn man es ihm gütlich beibringt; und Dich darf Deine Wahl nicht gereuen. Herr von Blandovsky iſt ein eſtimabler Mann, in guter Situation, wenn er nur geſünder wäre. Doch alles finden wir in der Welt nicht beiſammen, und es kommt mir vor, als finge er an ſich merklich zu erholen.“

Dies hatte ſeine Richtigkeit. Armont ſchien von friſchem Lebensodem angeweht. Der matte Druck, der ſeine Kräfte ſo lange niedergehalten, war verſchwunden. Er tummelte rüſtig ſein muthiges Roß, wenn es nach Halde ging, und ſeine Augen funkelten frühlingskräftig, wie die Sterne einer Mainacht, der Geliebten entgegen, und den Tagen, wo ſie ganz ſein wäre.

Wie kurz dieſer Brautſtand auch war, er reichte hin, dem Fräulein einen Vorbegriff von der ihm folgenden Ehe zu geben. Claudine lernte den Charakter des Mannes nun erſt kennen, den ſie ſich durch langes Bemühen zu eigen gemacht, und ihr Gefühl dabei war der Art, als gingen ihr die Augen auf, und ſie ſähe einen Rieſen in ihrem Schooße ſchlummern, den ſie mit Roſen an ſich gebunden. O armer Blandovsky, daß Du nie erwachteſt! —

Wenn Eugens Liebe, die ihren Gegenſtand mit verzehrender Inbrunſt umfaßte, Feuer und Flamme geweſen, ſo brannte in Armonts Seele der Strahl des Gefühls ſo ruhig, ſtill, ein wenig düſter ſogar — wie das ewige Ampellicht eines Tempels. Auch waren ſeine Geſinnungen einer feſten Säulenordnung zu vergleichen. Das Fräulein zagte, daß dieſer Mann zu ziehen wäre. Er behandelte ſeine Braut mit keuſcher Achtung, mit einer Zuverſicht, die eben ſowohl auf männlichem Selbſtbewußtſein, als auf der hohen Meinung begründet war, wie Claudine die Ehre ihres Geſchlechts in jeder Hinſicht zu wahren wiſſe. Auch nicht der leiſeſte Verdacht ſtellte ihr eine Wache, er wähnte ihre Liebe, an die er glaubte wie an das Heil des Himmels, wäre in freier Wahl des Herzens ihm zugeneigt, ihm allein.

Seltſam! daß dieſer großmüthige Irrthum eine Art von Widerwillen in Claudinen erzeugte. Nichts ſchadet der Empfindung für Andere mehr, als wenn wir uns nach dem Urtheil des unbeſtecklichen Gewiſſens, des Vertrauens unwerth fühlen, das ſie für uns hegen.

Als das Fräulein ihm einſt eine Verſicherung geben wollte, daß er hinſichtlich ihrer Treue ruhig ſein dürfte, legte er lächelnd ſeinen Finger auf die ſchönen Lippen und ſprach: „Ich bin es, meine Claudine. Wehe mir, wenn ich es nicht wäre! die Liebe vertraut.“

Claudine aber hielt ihn für kalt, und ihr wandelte ein Fröſteln an vor dem Loos an ſeiner Seite. Eugens ungezähmte Eiferſucht, ſein Trotz, ſein Toben, wenn dieſe wilde Leidenſchaft mit dem Verſtande durchging, war ihr ſchmeichelhafter und ein größerer Beweis ſeiner Liebe geweſen.

Blandovsky urtheilte ſtets billig; nur etwas verwarf er unter allen Bedingungen mit Strenge, die Falſchheit. Dieſem Abſcheu war ſeine Antipathie gegen Katzen verwandt. Als Frau von Elban ihn eines Tages deswegen ſcherzhaft ſchalt, ſprach er: „Es läßt ſich nicht ändern, gnädige Frau, wie gern ich auch wollte. Meine Mutter zürnte oft darum, und prophezeite mir, ich würde einmal größere Falſchheit zu leiden haben, als das Streicheln und den Kreel eines unſchuldigen Kätzchens. Die gute Mutter! es war eine reſpectable Frau, und ihr einziger Liebhaber Murner in der Hölle. Das iſt wörtlich zu verſtehen; denn ein grauer, grünäugiger Hinz, und der Dichter Zachariä theilten ſich, unbeſchadet der Pflichten einer Ehegattin, in ihre Gunſt. Ich verließ mich auf meine Idioſynkraſie.“ Er ſchauderte, indem er weiter ſprach: „Welches Schwert, ſeit Waffen geſchliffen werden, ſchlüge wohl ſchärfere Wunden, als eine doppelſeitige Zunge? Welcher Schlund wäre ſo ſchwarz, als eine Seele voll heimlicher Tücke und lauerndem Verrath? Was iſt ein ehrliches Morden gegen heimliches Würgen und das Schleichen nach Raub bei der Nacht, die eine Freundin der Sünde?“

Claudine bebte am ganzen Leibe. Sie athmete ſo eng und beklommen, als würden ihr Schnüre um den weißen Hals gelegt. Sein Auge ruhete auf ihr, als wolle er ſich von dem widrigen Bilde der Rede an dem Gegenſtande ſeines innigſten Wohlgefallens erholen; aber Claudine fühlte ſich von dieſem Blicke durchbohrt. Ein tiefer Seufzer entrang ſich der Angſt ihres Herzens.

„Und ſo iſt,“ ſetzte Armont hinzu, indem er einen Moment anſchauend auf dem Roſenmunde der Braut verweilte, ohne deſſen leiſes Stöhnen zu beachten, „der Kuß des Judas für mich das Grauenvollſte in der evangeliſchen Geſchichte. Meiner Empfindung nach muß das große Herz des Meſſias ſich ſchon verblutet haben, als der Iſcharioth die heilige Lippe berührte. Der Sohn Gottes vollendete nur am Kreuz.“

Eine lange Pauſe trat hierauf ein; im Zimmer war es wie Charfreitag. Endlich unterbrach Herr von Elban die Stille mit einer gutgemeinten, aber trivialen Bemerkung über die Lobenswürdigkeit eines offenen Gemüths. Was er ſagte, war von gewöhnlichem Klang, und ein wenig auf das Fräulein gemünzt.

„O gewiß, Sie haben Recht!“ rief Armont mit Wärme. „Aufrichtigkeit iſt eine der ſchönſten Tugenden, die Bürgſchaft des Vertrauens und der Beweis für ein edles Gemüth. Was könnte ich einem unverhehlten Geſtändniſſe nicht verzeihen! welches Recht einer ehrlichen Bitte nicht opfern! — Meine Leute wiſſen dies auch; ſie kennen meine Schwäche für das offene Buch der Schuld, und wie gern ich eine dargelegte Rechnung auf Nachſicht quittire. Dagegen findet mich jeder Hinterhalt hart, und ein krummer Weg, kann ich ihn anders überſehen — wird ewig bei mir ſein Ziel verfehlen.“

Claudine verlor bei dieſer Rede den Muth, das ihrige zu verfolgen. Sie warf ſich im Geiſte zu den Füßen dieſes Mannes, ihm alles zu bekennen, und wie ſie ſelbſt der Mutter ſcherzhafte Drohung wahr gemacht. Doch nicht immer reden die Gedanken deutlich genug, um dem Gemüthe klar zu werden: dies leiſe innerſte Verſtändniß geſchieht nur durch das Organ der Liebe, und der Conductor, der die Kräfte des Himmels herniederzieht, fehlte der geängſteten Seele Claudinens, der Glaube, daß ihr überall noch zu helfen ſei.

Das Fräulein hielt es, je näher der Brauttag heranrückte, bei ſich ſelbſt für unmöglich, die Frau des jungen Edelmanns zu werden, obgleich Herr von Blandowsky zu der Minderzahl der Menſchen gehörte, die bei genauerer Bekanntſchaft nur gewinnen können; hier war es anders. Claudine ließ ihn bei ſeinem Werth, um ihn ganz und gar laſſen zu können, wenn es nicht zu ſpät geweſen wäre; denn die Spanne Zeit bis an den Traualtar war ſehr klein, und Claudine war es, die nach einem Mädchenſchritt gemeſſen. Sie ſah jetzt ein, was es heißt, mit dem Glück des Lebens ſcherzen, und Kurzweil treiben mit dem Herzen eines ernſten Mannes.

In Halde wurden, ungeachtet des die Braut ohne Theilnahme dabei verharrte, Anſtalten zu einer ſtillen Hochzeit getroffen. Claudine machte ſich ſchleunigſt los und zwängte Thränen zurück, wenn man ſie in das Intereſſe von Angelegenheiten zu ziehen ſuchte, deren Hauptperſon ſie war. Frau von Elban hatte ihre liebe Noth mit dem Fräulein, das durch den Brautſtand aller kindlichen Folgſamkeit, von der mütterlichen Zwingherrin vor wie nach gefordert, abgeſagt zu haben ſchien, wogegen die Tante unter andern Sittenſprüchen auch den chriſtlichen im Munde und Claudinen zu Gemüthe führte, daß Gehorſam beſſer denn Opfer ſei. —

Claudinens einziger Troſt war, daß Admont ſich nicht zärtlicher bewies. Sie freuete ſich der anſcheinenden Ruhe, in der er ſich ſeither gegen ſie benommen, jener Ruhe, die, das Ergebniß der Erfahrung, ſelbſt ſeinen Liebkoſungen, ſeinem innigſten Annähern etwas Gehaltenes gab. Aber auch dieſe arme Beruhigung ſollte ſchwinden. Das Roth auf Claudinens Wangen entwich, während die Farbe der Geſundheit ihrem Verlobten wiederkehrte, ihr Gang, wenn auch immer ein leichtes Schweben, war jetzt über das Nöthige hinaus flüchtig wie geſcheucht, als wähne ſie dem Unglück zu entkommen, welches doch gleichen Schritt mit ihr hielt — hingegen waren ihre Bewegungen ſo langſam, wie von einer unſichtbaren Bürde unterdrückt. Sie wechſelte häufig den Platz, zerſtreut in Gedanken, und nicht ſelten ſuchte ſie etwas, das nicht zu finden war. —

Blandovšky mochte die Veränderung, welche er an Claudine wahrnahm, für das bräutliche Fieber halten, von dem ſie, wie er lächelnd hoffte — ſchon geneſen würde; doch regte dieſer Zuſtand der Geliebten ihn nichts deſtoweniger auf, und ſtimmte den feſten Tact ſeines Betragens in eine weichere Tonart um; wie man ja mit Kranken anders und vertraulicher umgeht als mit Geſunden, die Stimme dämpft und ſich ſanft ihrer Schwäche zuneigt. Aber wenn Armont ſeine Hand um Claudinens ſchlanken Wuchs legte, ſie an ſich zu ziehen, ſo zitterte dieſer Leib und alle ſeine Glieder, ihr Angeſicht wendete ſich vor ſeinem Kuſſe. Sie rief unbewußt zu Gott, ſo oft er ſie mit ſüßen Namen nannte und vermeinte, nicht allein jedes Glück des Lebens, ſondern auch ihren Geiſt in ſeinen Armen aufgeben zu müſſen! —

Und dies waren Claudinens Gefühle für einen Mann, deſſen Ruhe, mühſam errungen, ſie untergraben, ſeine ſchwer erkämpfte Reſignation mit dem erſinnlichſten Bemühen geſtört und in eine Leidenſchaft verwandelt hatte, die zu erwiedern, dieſes vereitelte befangene Herz weder jetzt noch jemals fähig war. So lange Herr von Blandorsky ſich kühl und ſtandhaft gegen die Batterien behauptete, welche Fräulein Claudine aus feurigen Augen und mit allen entzündenden Kräften ihres artilleriſtiſchen Geſchlechts ſpielen ließ, ihn einzunehmen, ſo lange dauerte der Wunſch, auf den erſtürmten Wällen dieſer Feſte eine kleine Fahne, nur hinreichend zu einer Frauenhaube — aufzupflanzen. Der Augenblick, wo dies blockirte Herz Chamade ſchlug, vernichtete den Reiz der Eroberung, und Admont, als er ſich mit zärtlicher Herablaſſung, wenn wir ſo ſagen dürften — ihren coquetten Launen beugte, war ihr faſt widerwärtig geworden.

Der Gedanke an Eugen drückte ihr Bewußtſein in den Staub. Sie hatte eine Liebe ohne Beiſpiel dem Gelüſt geopfert, zu ſehen, wie Admont ſich als Liebhaber benähme. Nun wußte ſie es — aber „Chriſtum lieb haben,“ ſagt die Schrift, „iſt beſſer, denn alles Wiſſen.“

„Darum alſo,“ ſprach das Fräulein zu ſich ſelbſt, „daß ich dieſe lebendige Uhr aufzöge, (Admonts Pünktlichkeit, die er ſchweigend beobachtete, war Claudinen eine ärgerliche Eigenſchaft an ihm) deren Triebräder ins Stocken gerathen, und in Bewegung brächte, wie das Maſchinenwerk eines Automaten — daß ich einen herben trocknen Mund überfließen hörte, nicht minder ſüßlich und fade wie jedes verliebten Mannes — habe ich Dich, Du unvergleichliches Herz! den Martern Preis gegeben, mich als eines Andern Eigenthum zu denken! — Was habe ich gethan! und wie wird noch alles enden? —“

Mit ſolchen Fragen erwachten auch Erinnerungen im ſtillen Lager der Seele, und drangen zermalmend auf die unglückliche Claudine ein. Die ſtummen Wände fingen an zu reden, mit tauſend Zungen ſprach alles zu Gunſten des Betheiligten an ihr Herz, was ſie umgab. Im Winde hörte ſie den Geliebten aus der Ferne ſeufzen, oder den Flügelſchlag eines böſen Geſchicks heranrauſchen. Wie betäubt und von Furcht und Selbſtverachtung zu Boden geworfen, glaubte ſie dieſem Gefühl zu erliegen; und ſtrebte daher ſich durch eine energiſche Handlung, ob dieſe auch den Faden gewaltſam zerriſſe, der dieſe Verkettungen zuſammenhielt — unter der Laſt eigener Vorwürfe aufrichten zu können. Sie wäre dann frei geweſen, wenn auch elend —; doch die Schuld macht feige, und jegliches Vergehen reißt nach den erſten Schritten willenlos hin. Wenn Claudine es auch zu vermeiden geſucht, daß ſie das Jagdſchloß wieder beträte, ſo konnte ſie doch ohne auffallend zu ſein, länger nicht anſtehen, mit dem Bräutigam hinüber zu fahren, der das Schloß von Rohrlach in liebſter Geſellſchaft zu ſehen wünſchte. Sie erwiederte den vertrauten Gruß der tauben Charitas furchtſam fremde, bedeutete hinter Armonts Rücken ihre ehemalige Bademeiſterin mit einem Wink der Augen zu ſchweigen, für den der Aermſten Blick taub war wie ihr Ohr, ſo daß ſie das Fräulein anſtarrte, es zu verſtehen. Claudine eilte der Schließerin voran, die Gemächer zu durchſtreifen, gönnte Blandovsky wenig Raſt — und athmete etwas leichter, als ſie hinaus in den weiten Raum des Gartens trat, worin der Frühling zu ſprießen begann.

Armonts Sinne, zur Melancholie geneigt, der die Liebe nur ſanftere Färbungen gegeben — ſagte dieſe einſame Ruine vormaliger Anlagen zu, in der ſich die Natur wie überall verjüngte.

Blandovsky wendete ſeinen Blick rings umher und begegnete manchem verdorrten Baum, todt für den Lenz, der nun bald kommen würde, mancher erſtorbenen Schönheit. Die Fontaine weinte ganz ſacht im Stillen, wie über den Verfall des grünen Reichs, mit ihrem fröhlich aufſteigenden Strahl war es vorbei. Admont lächelte die grauen Götter an, welche ſchwerlich die Meißel eines Praxiteles geformt, und die hie und da ihrer Attribute verluſtig waren; mit Rührung, die eine vergleichende ſchien, betrachtete er die Pyramiden von Taxus, in deren kahlen Lücken ſich keine andere Hieroglyphen offenbarten, als die des Aufhörens aller endlichen Dinge. Und „die Sonne Homers“ leuchtete freundlich wie in den Tagen der Iliade; doch der Weiſer der Zeit ſtand unbeweglich, und nur die Vergangenheit warf ihren Schatten in das Licht der gegenwärtigen Stunde. —

In ſinnigem Geſpräch, die Braut an ſeinem Arme, die ihm mit geheimem Sträuben folgte, gingen ſie die Gänge entlang, und ſtanden jetzt vor der Najade des Brunnens. Mit welchem Gefühl Claudine! Das Kryſtall der feuchten Rinne begoß die Verlobte des Herrn von Blandorsky wie mit Blut, und in ihre Augen ſchoſſen Thränen. Sie bückte ſich, das Bild im Waſſer ſchwankte verdunkelt — und der ſteinerne Blick der Nymphe ſchien zu ſagen: Ich waſche meine Hände in Unſchuld.

Admont hatte die ſeltſame Wallung Claudinens zwar geſehen; aber ohne ſie mehr als oberflächlich zu bemerken. Wohl ihm! wohl uns allen, daß der Schöpfer die Tiefe der menſchlichen Bruſt dem kurzen Blicke der Sterblichen verſchloſſen. Sähen wir hinab, ihre Quellen würden unſer Leben öfter vergiften als heilen! —

Claudine von Unſtern hatte ihr Verlöbniß mit dem Neffen des Oberſten ſelbſt an Eugen geſchrieben, und dieſer Brief dürfte mit vollem Rechte für ein kleines Meiſterſtück in ſeiner Art gelten. Eine ſchwierige Aufgabe war darin zu löſen, der Widerſpruch zwiſchen ihren Worten und ihrem Thun, und doch ſollte der hintergangene Eugen trotz dieſer Trennung, die keine war, welche Gewalt oder Noth geboten hätte, nur feſter an ſeine Liebe gebunden werden. Das Fräulein hoffte dieſen Zweck erreicht zu haben. Die Feder, womit Claudine mehrere Nächte hindurch dieſe lange Epiſtel ſchrieb, gehörte keiner edlen Schwinge an, ob ſie auch mit den Zügen der Wahrheit täuſchte. Sie meldete ihm, was geſchehen, doch freilich nicht ganz genau; ihre Mittheilung glich vielmehr einem hiſtoriſchen Roman, wo einige Facta den Blumen der Erfindungskunſt zur Unterlage dienen, und diesmal war es ein Korb, der Claudinens Floskeln einrahmte. Sonach war Blandovsky als Held der Novelle unabweislich dringend geweſen, die Tante eine Seelenverkäuferin, ſelbſt der milde Vater, der Fürſprecher ſeines Sohnes — ein Barbar zu Gunſten der Wünſche des ihm befreundeten jungen Edelmannes. Beide hätten ihr gedroht, ſie im Weigerungsfalle ihrem Vater zu überantworten, der jetzt in mißlicher Lage nicht anſtehen würde, die Perſon der Tochter für einen Speculationsartikel zu halten, der ihm feil ſei, und den er um den Preis ſeiner Rettung losſchlüge, dem Erſten, dem Beſten. Die Eltern in Halde wären nun einmal hartnäckige Gegner ihrer Wünſche, und frei würde ſie nimmer wählen dürfen, den ſie einzig, den ſie ewig liebe — ſo lange Claudine von Unſtern dieſen verhängnißvollen Namen führe. In dieſer drangvollen Situation ſei ihr der Antrag des Herrn von Blandovsky, der wohl mehr eine Pflegerin als eine Ehefrau begehre, nicht ganz verwerflich, wie frühere Heirathsvorſchläge, ſondern als ein Wink von höherer Hand erſchienen. Sie ſchilderte den Freier ſo hinfällig und hohläugig, daß unter der Fülle der Einbildungskraft, die ſie dabei in Anſpruch nahm, ein Gerippe hervorſah, und das Sparrwerk dieſer Geſtalt nur beſtimmt ſchien, um eine Hoffnung neu und höher darauf zu erbauen, die jetzt in Trümmer gebrochen war. —

Was würde der Lieutenant Elban wohl geſagt haben, wenn er in dem fürchterlichen Augenblicke, da er dieſe Zeilen las, ſeinen Nebenbuhler mit dieſer Beſchreibung vergleichen können! — Ein ſchöner Mann, wiederum erkräftiget, nur etwas Weniges blaß noch und grade ſo viel, um ſeinem ausdrucksvollen Geſicht ein Intereſſe mehr zu geben — küßte er eben begeiſtert vom Anſchauen und dem Wechſel der Blicke die Augen des Fräuleins, die ihn für einen Jünger des Todes angeſehen haben wollten; und Leben ſtrömte in ſein Herz, und Liebe ſchwellte ſeine Pulſe! —

So beſchwor denn Claudine in rührbarer Weiſe Eugen, ihr zu glauben, daß nur die Liebe zu ihm, dem ſie mit Sinn und Seele angehöre, ſie zu der Entſchließung gebracht, die Hausfrau des Blandovsky zu werden, wodurch ſie ſich für ihn in Sicherheit bringe. Nur den freien guten Willen, den Reſt eines frühgealterten ſchwindſüchtigen Daſeins durch theilnehmende Sorgfalt zu erheitern, werde der Gatte an ihr beſitzen; ihr Herz, der Liebe ſüße Gunſt bleibe ſein. Und ſo ſolle Eugen ihr dieſen gerechtfertigten Schritt, wofür ſie ſich dereinſt ſattſam zu entſchädigen denke, doch ja um Gotteswillen weder erſchweren noch verbittern! Claudine eilte über die nächſte Zeit hinweg, um auf der ſchöneren Zukunft zu verweilen. Wir wollen billig einräumen, daß Schreiberin dieſes etwas all dem Aehnliches dachte und fühlte. Der liebenswürdige Officier, an den die Sprache dieſes Briefes in rührender Bittweiſe erging, commandirte jedenfalls ihre Reſerve — nur der Gang dieſer Partie war ein verdeckter, und die Motive einer Heirath, die um treu zu bleiben, treulos geſchloſſen ward, verleugneten ſich dem Geliebten, und waren ein Geheimniß des Betrugs für den Bräutigam.

Mehreres noch, wenn auch von geringerer Wichtigkeit für ihn, blieb dem Herrn von Blandovsky verborgen. Dahin rechnen wir, was unſern Leſern vielleicht weniger ein Räthſel ſein wird — die Urſache von dem jähen Verſchwinden des Leibhuſaren. Bald darauf, als die Verlobung des jungen Gutsherrn mit dem Fräulein aus Halde den Leuten jenes kund geworden, war der alte Huß ohne Abſchied zu nehmen, auf und davon gegangen.

Admont forſchte betroffen, ob ein Grund zum Mißvergnügen den Greis, vergeſſend jeder erkenntlichen Schuldigkeit, ſo plötzlich vertrieben; doch Niemand wollte von einem ſtreitbaren Vorfalle wiſſen, und die Dienerſchaft ſagte einſtimmig aus, wie bei dem Jubel, den die frohe Neuigkeit in dem Hauſe erregt, der Leibhuſar weder Speiſe noch Trank mehr berührt, ein kleines Felleiſen in Haſt geſchnürt, und ohne ein Wort zum Valet zu ſagen, die Freiſtatt ſeines Alters, die Wohnung der Güte verlaſſen habe, zu derſelben Zeit, als der gnädige Herr nach Halde geritten ſei.

Ein Töchterchen des Pachters wollte dem Huß auf dem Weg nach dem Gottesacker des Dorfes begegnet ſein, wohin er gegangen, vielleicht — dort lag der Oberſt begraben — um ſich den Todten höflicher als gegen die Lebenden zu beweiſen.

Obgleich man auch mancher Sonderbarkeit an dem mürriſchen Soldaten gewöhnt war, den Admont aus Achtung für ſeines Oheims Andenken keiner andern Verpflichtung unterwarf, als der, welche die edelmüthige Behandlung des Herrn von Blandovsky ihm fühlbar machen mußte, ſo ging doch dieſer ſchnelle und ſchweigende Abmarſch über den Begriff deſſen, der ihm ausgedehnte Freiheiten eingeräumt, und ſeine Nachſicht war an ihrer Grenze. Der alte Iſegrimm war zwar nie der Freund des jungen Gutsherrn geweſen, und ſeit jener den Gaſtwirth der Gruſt gemacht, hatte ein unbeſtimmtes Mißtrauen ſich in Admonts Seele geregt; aber er war ſich nichts als Gutes und Liebes gegen ihn bewußt, und der Stolz ſeiner Großmuth nunmehr beleidiget.

Blandovsky erwehrte ſich bei dem Bericht ſeiner Leute eines bittern Lächelns nicht. Die Flucht des Leibhuſaren, zu dieſer Zeit und auf die genommene Weiſe — glich dem Groll eines Gekränkten, einer Ironie der Eiferſucht gleichſam. Oder rückte der alte Kriegsmann, gewöhnt ſein rauhes Weſen offen zu treiben und mit dem Vorurtheil behaftet, daß, wo nur ein zierlicher Damenſchuh fuße, ſich dem Pantoffelregiment Jeder ſubordiniren müſſe — vor der jungen Gebieterin ſo hurtig ins Feld! — Blandovsky konnte es nicht ergründen. Er ſprach: „Fahr hin, alter Trotzkopf! ich hätte Dir damals Deinen Willen laſſen ſollen, dem ich mich aus Pietät widerſetzte. Auf Dank habe ich zwar nie gerechnet; aber ſolche Vergeltung thut doch weh!“ Ein ſchwarzer Tropfen Undank fiel vergällend in den Kelch, den Admont in ſüßem Wahn für einen Becher, gefüllt mit Wonne, hielt.

Auf jenen Brief, der Claudinen eine flüchtige Beruhigung gewährt, da ſie hoffte, Eugen würde in ihre Ideen eingehen, war keine Antwort erfolgt, und die Angſt des Fräuleins ſtieg von Tag zu Tage. Jetzt kam der Braut des Herrn von Blandorsky zuweilen der Gedanke, Eugen könnte doch eine andere Anſicht von der Sache haben, und nicht geneigt ſein, ihr die ihm geleiſteten Eidſchwüre gutwillig zu erlaſſen. Ihre Pulſe ſtockten, wenn ſie dieſer Möglichkeit Raum ließ. Eine andere Vorſtellung war ihr noch ſchreckhafter, die, der jüngere Elban möchte ſelbſt nach Halde kommen, was einen nicht unwahrſcheinlichen Vorwand in der Unpäßlichkeit ſeines Vaters gefunden haben würde, wovon dem Sohne ſchriftlich Nachricht ertheilt worden war.

In den Vorkehrungen gegen das unzeitige Erſcheinen dieſes Hochzeitgaſtes durfte Claudine keinen Schutz mehr gewärtigen, da es weder einem ſehnlichen Wunſche des Fräuleins, noch den Planen der Frau von Elban ferner ſtörend war. So ließ, wovor Claudine zitterte und bangte, ihre Tante ziemlich gleichgültig, ja wir thun der Dame ſchwerlich Unrecht in der ohnmaßgeblichen Vorausſetzung; ſolch ein qui pro quo würde nach ihrem pikanten Geſchmack geweſen ſein, und den alten Haß, der auf dem Stiefſohn und ſeiner Liebe ruhete, wie auf dem Gedanken manch liſtigen Streiches, der ihnen Hand in Hand gegen die ſtiefmütterliche Schlauheit gelungen, befriediget haben.

Die Krankheit des Herrn von Elban, die der Patient mit der nämlichen phlegmatiſchen Geduld ertrug, womit er unter dem Aſthma eines drückenden Eheſtandes gelitten, fing an ſich bedenklich zu geſtalten, und Claudine verbarg unter der äußern Unruhe, die das Schloß von Halde für den Herrn deſſelben bewegte, ihre innere geſchickt. Herr von Elban verlangte jetzt nach ſeinem Sohne, dieſer Wunſch, wie der letzte Wille eines Sterbenden zu erachten, ſollte ihm geſchrieben werden, und der Bräutigam des Fräuleins war erbötig, ſich dieſem Auftrag zu unterziehen.

Der armen Claudine war bei dieſem Beſchluß zu Muthe, als wäre ihr ein letztes Urtheil geſprochen; allein gegen das geheiligte Recht des Vaters, mit dem es wahrſcheinlich auf die Neige ging, konnte keine Rückſicht auf ein Verhältniß in Betracht kommen, das nunmehr als ſtrafbar anzuſehen war, und, wenn irgend noch — nur als geſchwiſterliche Freundſchaft fortan beſtehen durfte.

Als Admont, um an Eugen zu ſchreiben, ſich an den Schreibtiſch ſetzte, und in ſinnender Verlegenheit, weil ihm der Jüngling auf dem Sarge von Erz vorſchwebte — den Spalt der Feder, die er ſchnitt, größer machte als eben nöthig, dann die Seele der Poſe im träumeriſchen Gedankenſpiel mit dem ſcharfen Inſtrument wie ein Anatom zerſetzte, däuchte es Claudine bei dem kleinen praſſelnden Geräuſch, als bräche der Stab über ihrem Haupte, ein unheilbarer Riß geſchähe durch ihr Leben, daß es unnütz würde, und das Meſſer wühle in ihrer eigenen Seele.

Sie wußte nun alſo, daß Eugen kommen würde, ſo gewiß wie der Menſch ſeinen Tod weiß, und mit nicht viel leichterem Gefühl der Erwartung.

Claudine wünſchte nichts mehr, als daß die Hochzeit beſchleunigt würde, von deren Aufſchub bei dem verſchlimmerten Befinden des Herrn von Elban mehrmals ſchon die Rede geweſen. Sie hoffte in der Unmöglichkeit die Stärke zu finden, deren ſie nur zu ſehr ermangelte. Sie ſtrebte fort, ehe Eugen käme, unter welchen Umſtänden es auch wäre. So vergaß das Fräulein, das in der Angſt ſeines Herzens hier ſeines Bleibens nicht mehr ſah, ſich denn ſo weit, dem Bräutigam heimlich anzuliegen, daß er in den

Begehr der Tante, hinſichtlich einer Verzögerung, nicht willige, weil, wenn der Kranke unterweilen ſtürbe, die Decenz der Trauer nicht geſtatte, daß die Verbindung vor dem Ablauf eines Vierteljahres vollzogen würde, denn als eine Leidtragende könne ſie doch unmöglich an den Altar treten.

Mit verletzter Delicateſſe vernahm Herr von Blandovsky dieſen Wunſch ſeiner Braut. Er fühlte etwas Unſchickliches, ja er ahnete etwas Unheimliches darin. — Das Verlangen der Frau von Elban, daß unter ſolchen Aſpecten die Hochzeit aufgeſchoben werde, erſchien ihm ſo billig und geziemend als je eines; ja, es wollte ihn bedünken, ob auch dieſe Meinung ſich nur leiſe hervorwagte — als hätte Claudinens Zartgefühl ſich von ſelbſt dazu verſtehen ſollen.

Wenn nun Admont die wachſende Beſtürzung des Fräuleins für die Mitleidenſchaft zunehmender Beſorgniſſe um den werthen Kranken hielt, den Claudine immerdar kindlich verehrt und geliebt hatte, wenn er die kühlen Schauer, welche ihn anwehten, ſo oft er ſich ihr liebend näherte, für eine Wirkung der finſtern Wolke nahm, die über dieſem Hauſe ihrer Heimath ſchwebte: ſo konnte er andererſeits nicht faſſen, daß dieſe anhängliche Pflegetochter jetzt, in dieſer bangen kritiſchen Zeit, von dannen zu ziehen geſonnen ſei. Wie ſehr, wie heiß er auch gewünſcht, Claudine ganz die Seinige zu nennen, er wollte doch, daß es mit Freude geſchähe, und daß ſeine Braut bei dem Antritt ihrer neuen Pflichten die alte Schuld der Dankbarkeit zuvor bezahlte. Indeſſen war es mit Herrn von Elban ein wenig beſſer geworden. Der Arzt hoffte wieder, und Admont freuete ſich aufrichtig, den Wunſch ſeiner Liebe mit Rückſicht auf die vereinigen zu können, denen er Claudinens nächſte Theilnahme entzog, um ſelbſt dadurch glücklicher zu werden. Der Tag der Einſegnung war beſtimmt, und auch, daß ſie ohne andere Zeugen außer der Frau von Elban, dem Doctor ihres Gemahls, wie ihm ſelbſt, in dem Krankenzimmer Statt fände.

Blandovsky bedauerte mit einer Art von zärtlichem Spott, dem Claudine eine ſchmerzliche Gleichgültigkeit entgegnete, daß ſeine ſchöne Braut in ihrem Schmuck nicht öffentlich bewundert werden ſollte. „Und doch,“ flüſterte er ihr alles Ernſtes zu, „beneide ich den Spiegel, der Dein Bild — Dein reizendes Bild, Geliebte! zurückſtrahlt.“ Claudine verlor bei dieſen Worten vollends den Muth, in den Spiegel ihrer Zukunft zu blicken.

Admonts Auge hing flammend an der Myrte, die das Fräulein mit unſichern Händen losband, ſo daß ſie wie die Zweige einer Dornenkrone aus einander ſtarrte, für den Bräutigam war es der Kranz am Ziele.

Er äußerte ſich im Geiſte einer Leidenſchaft, welche ſich dieſem nun nahe glaubt. Die letzte Nacht in Halde verging Claudinen völlig ſchlaflos. Sie blickte mit wachen Augen in den ruhigen Schimmer der Sterne — der ihres reinen Glückes war hinab. Ihre Stirn glühte fieberiſch, und unter der leichten Decke fror der zarte Leib, den morgen das Brautkleid erwartete. In ihren Adern ſtockten die Strömungen des Lebens, oder ſchwellten mit Ungeſtüm an, zugleich der Ebbe und Fluth in dem dunkeln Meer der Seele; doch die Pulſe der Natur klopften ſanft unter dem nächtlichen Frühlingshimmel.

Die Kinder des Gärtners hatten den Tag über Begraben geſpielt; die bange Weiſe des Liedes, das ſie harmlos und unaufhörlich geſungen, ob man ſie auch dieſes ominöſen

Zeitvertreibs wegen ſchalt, tönte in Claudien nach, im Chor ſchwarzer Ahnung. Ihre Phantaſie war ängſtend aufgeregt. Sie lag und lauſchte, und das geheimnißvolle Dunkel der ſogenannten goldnen Nacht düſterte und wisperte um das Lager der Braut.

Ein Reiter kam daher geſprengt, Claudine meinte, das Roß von weitem ſchnauben zu hören, dreimal pochte es an die Pforte des Schloßhofs. — „Er iſt's!“ dachte Claudine, und das Blut in ihren Adern gerann zu Eis. Bürger's Leonore fiel ihr ein; der Wilhelm jener ſchaurigen Romanze nahm Eugens Geſtalt und Rolle an. Nein! es war ja nur das Herz, was ſo ſtark gegen die gewölbte Wand des Buſens ſchlug, der Wind, welcher ſauſete. —

Claudine ruhete eine Weile; doch konnte ſie nicht ſchlafen. Jetzt ſchreckte ſie der Schall eines Poſthorns in der Ferne auf. Sie raffte ſich empor. „Er kommt gefahren —“ nein! es iſt nur der Hahn, der mit heller Trompete den erſten Morgenruf verkündet. Die Horen ſchirren das „flammenhufige“ Geſpann, und Helios Wagen rollt ſtill aufwärts am blauen Bogen der Höhe.

Als Claudine nach einem kurzen unerquicklichen Schlummer erwachte, fühlte ſie ſich ſehr erſchöpft. Das Mädchen, ihrem Dienſt geeignet und von treuergebenen Herzen, gratulirte dem Fräulein zu ſeinem Ehrentage.

„Mein Ehrentag!“ wiederholte Claudine und lächelte ſeltſam, „ach! glaube mir, Gottliebe, ich wünſchte, ich könnte heute ſterben.“

Das Zöſchen, die Vertraute der unglücklichen Liebe des Fräuleins, ſchluchzte leiſe in die Schürze.

Nun kam die Tante und rief Claudine ab in das Krankenzimmer; ihr Gemahl wolle der Nichte Glück wünſchen. Herr von Elban ſah heiter aus, ja wie verklärt, und doch erſchütterte ſein Anblick die Braut. Er hielt eine kleine Anrede aus dem Stegreif, mehr zu ſeiner eigenen Erbauung als zu der Claudinens; denn er genoß, vielleicht zum erſten wie zum letzten Male — die Genugthuung, daß ſeine Frau ihn ſchweigend anhören mußte, da er ihres Bruders Tochter zu allen Tugenden einer Ehefrau ermahnte, deren Gegenſätze ihm ſelbſt empfindlich geworden, und wir haben Grund zu vermuthen, daß er um dieſer außerordentlichen Herzenserleichterung willen nur allein ſo ſanft und ſeliglich verſtorben ſei.

Nach dieſer kleinen Vorfeierlichkeit ſprach er: „Heute kommt der Eugen; gebt nur Acht! mir hat erſtaunlich viel von ihm geträumt.“

Claudine vernahm dieſe Prophezeiung mit einem wahrſagenden Grauen. Zu Mittag, kurz vor Tiſche, ſollte die Trauung ſein. Schon glänzte weiße Seide in ſilberſchillerndem Ueberfluß um Claudinens wellenförmige Geſtalt, ſchon funkelte der koſtbare Schmuck, mit welchem Admont ſeine Braut beſchenkt, von Seufzern gehoben, auf dem blendenden Halſe und Buſen, als wolle er den Trübſinn des Fräuleins und den Mangel hochzeitlicher Freude überſtrahlen, die nur mit einem dürftigen Broſamen des Selbſtgefallens die Eitelkeit der reizenden Claudine befriedigte — ſchon ſtarrte widerſtrebend die Myrte um das ſchöne Haupt und die adelige Jungfrau, gleichgültig gegen alle Ehren dieſes Tages — zeigte ſich ſo empfindlich bei der bräutlichen Krönung, als wäre jedes Haar dieſer braunen Flechten und Locken unmittelbar ein Fühlfädchen der Seele —; ſo daß die arme Kranzjungfer nicht wußte, wie ſie mit dem Kopfe der Braut, der heute nach der Meinung des Zöſchens zur

Ungebühr ſchief ſtände, ſacht genug verfahren ſollte. So oft Gottliebe das grüne Symbol einer heiligen Blüthe zurecht rückte, äußerte ſich das Fräulein, als würden Dornen zu Spott und Hohn in dieſe zarte Schläfe gedrückt, und wo ſie eine Nadel ſteckte, die ſpröden Zweige zu befeſtigen, zuckte Claudine, als würde ſie mit der Spitze eines Dolches tief in das Herz getroffen. Vielleicht war es das Bedürfniß, ſich von dem Dienſt dieſer hochnothpeinlichen Toilette zu erholen, was die junge Kammerdienerin ihr Amt im Stiche zu laſſen trieb, ehe der Anzug des Fräuleins ganz vollendet war. Es eilte Claudine nicht damit, und ſo wartete ſie, unbewußt des längern Verzugs, bis Gottliebe wieder käme. Auch kehrte dieſe nicht mit leeren Händen zu ihrer Pflicht zurück. Eine größere Neuigkeit in den großen Augen, mit fliegenden Athem und verſtohlner Geberde drückte ſie einen Brief in die des Fräuleins, den ſie draußen dem Poſtboten abgenommen. So hatte ein vorſichtiger Inſtinct das Mädchen hinausgeführt, dem Briefträger entgegen, und das aufgefangene Schreiben kam durch die kleine Mittelsperſon zwar an die rechte Behörde; doch wahrlich! nicht zur rechten Zeit.

Claudine entfärbte ſich noch mehr, als ſie einen Blick auf die Adreſſe geworfen; es war Eugens Handſchrift und war es auch nicht. Mit verſagenden Fingern zerbrach ſie das Wappen des Siegels, erlöſchende Blicke glitten an den wenigen Zeilen hin und wieder auf und ab; aber es mußten inhaltvolle ſein, denn das feine Papier ſchwankte ſtärker und ſtärker wie das Blatt der Eſpe im Sturme. Unter einem convulſiviſchen Beben des ganzen Körpers rauſchte das Brautkleid leiſe, Froſt rieſelte der Braut durch alle Glieder, ein entgeiſtertes Lächeln flog über das blaſſe Angeſicht, dann ließ ſie es ſinken, und in einem flüchtigen Dunkel ſchienen ihr die Sinne zu ſchwinden.

„Jeſus Maria!“ rief Gottliebe bei dieſem Anblick außer ſich, „gnädiges Fräulein! um Gotteswillen! was fange ich nun an? Wo haben wir denn den Salmiak?“ Claudine machte eine verneinende Bewegung, und das Mädchen ſprach weinend: „Nicht? ach allerliebſtes Fräulein! ſo ſind Sie wieder bei ſich? und hören auch, was ich rede? Ich habe Ihnen wohl in aller Unwiſſenheit einen wahren Uriasbrief gebracht? — Das iſt ein Todtſchlag von Schrecken am Hochzeittage! Mir zittert das Herz im Leibe. Wie eiskalt Sie ſind, gnädiges Fräulein! Es ſind Krämpfe, und wenn Sie dem Krampfe angetraut werden —“

„Dem Tode!“ hauchte Claudine mit ſterbender Stimme.

„Mein Herrgott!“ jammerte bedrängt das Mädchen, „ich hole Hülfe;“ ſprach's, und verſchwand, die Tante in Athem zu ſetzen. Die Nichte drückte ihr Geheimniß zermalmend in die hohle Hand und verſchloß das Entſetzen.

Frau von Elban kam ſogleich und folgte mit eiligen Schritten ihrer raſchen Vorläuferin. Es iſt bereits ſchon öfter erwähnt worden, wie zu den wenigen guten Eigenſchaften dieſer unholden Dame eine regſame Theilnahme für Krankheitsvorfälle gehörte. Und heute war es mit dieſem löblichen Eifer ernſtlicher als je gemeint, denn eine Braut, und noch dazu in vollem Staat, iſt ein geheiligter Gegenſtand für ihr ganzes Geſchlecht. Ihre ſchreckhafte Beſtürzung bei der Nachricht, Fräulein Claudine ſei unwohl geworden, auf eine Höhe zu treiben, welche dem Vorübergehen einer Ohnmacht beinahe unnatürlich war, müſſen wir erwähnen, daß Frau von Elban ſtets von einer unbeſtimmten

Furcht beunruhiget geweſen, dieſe Verbindung werde doch am Ende nicht zu Stande kommen.

Weder Claudinens Entſchloſſenheit, noch Eugens Stillſchweigen in der ſtufenweiſe erreichten Abſicht dieſer Heirathsſache hatte jene Angſt in ihr zu ſtillen vermocht. Aus dieſem geheimen Grunde hatte ſie nachgegeben, daß die Hochzeit unter Umſtänden, welche einem Freudenfeſte nicht günſtig waren, vollzogen würde; kaum eine Stunde noch fehlte, bis der Segen über das Paar geſprochen wäre, und ſomit der Bann jedem Hinderniß —, und jetzt ſtörte das Geſchrei der Jungfer jene halbbeſchwichtigte Ahnung auf und forderte den Beiſtand der Tante für einen Zufall; denn die jugendliche Unerfahrenheit der lebhaften Gottliebe, welche ſich für die, wenn auch uneigentliche — Urheberin deſſelben hielt, in erhöheter Potenz erblickte und ausſagte.

Frau von Elban konnte ſich kaum auf den Füßen halten, da ſie in des Fräuleins Zimmer trat. Claudine ſaß wie eine aufgerichtete geſchmückte Leiche in einem Armſeſſel. Dieſer bange und doch ſchöne Anblick rührte die Tante. „Du biſt krank, Claudine?“ ſagte ſie mit hörbarer Alteration, „ſage doch, was iſt Dir denn auf einmal geſchehen? Großer Gott! welch ein Elend iſt das! Der Vater ſterbenskrank — die Braut ein Kind des Todes; da müſſen die Hochzeitgäſte wohl Leid tragen.“ Sie ſeufzte bedrängt und faßte die Hand des Fräuleins, welche den Brief verwahrte. Die Hand war kalt wie die einer Bildſäule von Marmor.

„Sieh! das iſt der pure Krampf;“ fuhr Frau von Elban fort, „man bräche wohl eher die Finger, ehe man ſie aus einander brächte.“

Claudine aber dachte, ihr bräche das Herz. Sie fühlte ſich kraftlos, doch entſchloſſen, das Eigenthum ihrer Verzweiflung gegen jeden, auch den gewaltthätigſten Angriff zu vertheidigen. —

„Beſorge ſchnell eine Taſſe Thee,“ herrſchte die Dame dem zagenden Mädchen zu, „und hole mir den Lebensbalſam herüber, Du weißt ja, wo er zu finden.“ Das Fräulein lächelte mit ſtarrem Geſicht. „Lebensbalſam!“ wiederholte gleich einem fernen Echo Claudine mit ſchwachem Laut; aber dieſer leiſe Ton war von herzandringender Schärfe, der Spott einer Geſtorbenen, das Mitleid einer abgeſchiedenen Seele mit dem Athemzuge, mit den Wunden dieſer Welt.

Aber Frau von Elban für dieſen Accent nicht zart genug organiſirt, antwortete: „Der wird Dir gut thun, nicht wahr, Claudinchen?“

Gottliebe flog mit dem Arcanum herbei. Alsbald tröpfelte die Tante die hellrothe Eſſenz auf Zucker und ſprach langſam und tiefathmend: „Eins — zwei, drei —“ der Medicinlöffel ſchwankte in ihrer ſonſt ſo feſten und harten Hand. Da fielen Claudinen die Strophen aus der Geiſterinſel ein: „Traurige Corallen, zählen ſoll ich euch?“ In dieſer Erinnerung löſete ſich der Zauber eines regungsloſen Schmerzes; ein Strom von Thränen drang aus ihren Augen, und fiel wie ein befruchtender Regen in den ſeidenen Schooß der Braut.

„Möchteſt Du doch weinen,“ ſagte Frau von Elban, welche bei dieſem Erguß und dem Weiterzählen der Mixtur Fünfe grade ſein ließ, „denn darauf wird Dir beſſer werden; wenn nur das ſchöne Brautkleid nicht verdorben würde. Wie Schade! es ſieht ſchon wie ein angeſprengtes Plättetuch aus. Die Freundlichkeit, welche einer Braut ſo artig ſteht, wird weggeſchwemmt, das Geſicht bleibt wüſte — der Zucker in der Miene zerweicht, Blandorsky wird ſehr fürlieb nehmen müſſen. — Nimm nur geſchwind! da ſehe ich ihn kommen.“ Sie ſchob die Arznei zwiſchen die ſchmalen Lippen, und Claudine verſchluckte viel Bitteres damit.

Trotz der vorbereitenden Mühe, welche Frau von Elban angewandt, dem Bräutigam die Ohnmacht ihrer Nichte, um mit Jean Paul zu reden — als das warme weinende Gewitter bräutlicher Entzückung zu erklären, ſo daß, was ihn hätte betroffen machen können, zur Schmeichelei des Selbſtgefühls für ihn würde — erſchrak Admont doch nicht wenig, als er in die entſtellten Züge Claudinens und ihre offenbare Verſtörung ſah. Er fragte in zärtlicher Unruhe und mit einem Vertrauen, das dem Fräulein marternder als alles war, nach der Urſache dieſes Zufalls. Claudine gab einen leichten Grund an, während ein Centnergewicht auf ihrem Herzen lag; und Blandorsky ſtellte ſich halb und halb zufrieden.

Die Güte der Natur, welche nach weiſem Maß die menſchliche Kraft gemeſſen, läßt auf jeden Schmerz eine Abſpannung folgen, die im Verhältniß zu ſeinem Grade ſteht. So oft, ſo heftig der Menſch an Körper oder Seele leidet, tritt nach erſchöpften Kräften ein Zuſtand der Ermattung ein, der die Wohlthat empfindungsloſer Ruhe mit dem feinſten Stärkungsmittel der Hoffnung miſcht.

Claudine war nach Verlauf einer Stunde ein wenig ruhiger geworden, mindeſtens unfähig, ihr unſeliges Geſchick in ſeiner Folgenſchwere zu faſſen. Wie ein furchtbarer Traum, deſſen man ſich nicht zu entheben vermag, ängſteten verworrene Vorſtellungen das Fräulein von dem, was Eugen geſchrieben, und Claudine bebte zweifelnd, daß ſie ſich der ſchauderhaften Wahrheit bewußt werden könnte.

In der Sprache der Verzweiflung, die nichts ſchont, keinen Schleier der Entſchuldigung duldet und das Aeußerſte nennt und will — hatte ihr Eugen mit ſeinem Tode gedroht, und dieſen letzten Act in einen wechſelwirkenden Zuſammenhang geſetzt, mit dem Schluß der Rolle, die Claudine ſo meiſterlich zu ſpielen verſtehe, daß er wirklich geglaubt, ſie ſei es ſelbſt. In der Gardine ihres Brautbetts ſolle ihm der Vorhang des Lebens fallen, und mit dem verletzten Eidſchwur, der ſie doch ewig an ihn bände, werde das Band irdiſcher Anhänglichkeit ihm zerreißen. Er würfe es ſchnöde hinweg. Sein Daſein wäre durch ſie vernichtet. Aus dem Himmel geſtoßen, den der Glaube an die Liebe erwirbt, fühle er mit vorahnender Flammenpein, wie eine fernere Exiſtenz, worin er Claudine, ſeine Claudine! als das Weib eines Andern wüßte, ihm eine Hölle ſein würde. So möge denn Gott ſich ſein erbarmen, und Sie, die er ſündhaft abgöttiſch geliebt, für ihn beten, denn auch jenſeits würden ſie ſich nicht wieder finden; ihre Trennung ſei auf ewig, und dies ihre Schuld allein!

Aus der dunkeln ſinnverwirrten Sprache des Briefes war nicht klar zu erſehen, ob der Lieutenant Elban ſich krank gefühlt, oder im Wahnwitz eines böſen Vorſatzes. Die Schriftzüge waren unkenntlich, als hätte der wilde Lauf des Blutes im Bett des Fiebers ihm die Hand bewegt, oder die empörte Leidenſchaft, welche nach einem tödtlichen Werkzeug zu greifen Willens, die ſchreibende Rechte unſtät gemacht.

Claudine mußte dieſe Alternative für jetzt auf ſich beruhen laſſen, der Augenblick drängte; im Innerſten ermattet, hoffte ſie jedoch, Eugen werde ihr in der erſten Aufwallung geſchrieben haben. Sie kannte ſeine Hitze, aber auch das ſchnelle Verrauchen derſelben; und ſo tröſtete ſie ſich, das

Bild von der Hölle und der Funken, worin ſie die Piſtole a la Werther losbrennen ſah, werde nur in der vom Zorne angefachten Gluth ſeines Temperaments entſtanden und mit Gottes Hülfe ohne nachbleibende Wirkung — die auf ihr brennendes Gewiſſen ausgenommen — erloſchen ſein.

Der Geiſtliche kam. Er hielt in ceremoniöſer Würde ſalbungsvoll eine langweilige Rede, wovon das Fräulein nur ſehr wenig hörte. In dieſer religiöſen Stille war es, als hätte der Paſtor Opium verſtreut. Herr von Elban war darüber eingeſchlafen, und als dieſer paſſive Trauungszeuge aufwachte, war Blandovsky mit Claudine copulirt.

Der Prediger blieb nebſt dem Doctor zum Eſſen. Die Tafel — nicht die des Geſetzes — iſt oftmals der Horeb der Geiſtlichkeit, wo ſie in Begeiſterung länger verweilt als erwartet wird, ſo daß ihr Volk in der Irre ſeine Führer ganz aus den Augen verliert. Schwerlich war Moſis Angeſicht glänzender, da er vom Sinai herabſtieg, als das des guten Paſtors, als er ſatt der Speiſe und des Trankes vom hochzeitlichen Mahle aufſtand.

Claudine war dem Bräutigam, der wie auf Kohlen geſeſſen, abhanden gekommen. Frau von Elban hielt ihn auf, als er die bräutliche Gattin ſuchte, und fragte mit dem Tone mütterlicher Befugniß: „Wo wollen Sie hin, Admont? Claudine ſchläft ein wenig. Das arme Kind hatte die ganze Nacht kein Auge zugethan, heute früh hielt mein Mann — ich weiß nicht, wie ihn die ſeltſame Luſt anwandelte, — einen Sermon, der kein Ende nahm, und nun die Trauung — lieber Gott! ein Redner iſt der Paſtor grade nicht —, kein Wunder, daß Claudine ein Schläfchen anwandelte. Sie wird auf den Abend um ſo munterer ſein.“

Admont nickte freundlich und ſchritt leiſe von der Thür ſeiner jungen Frau.

Claudine erwachte; ihr Beſinnen war ein dämmernder Schmerz, der im ſtarken Schlage des Herzens, im Pochen der Pulſe den Gedanken an alles, was ihr bevorſtand, weckte. Sie erſchrak, und meinte wohl allzulange geſchlummert zu haben, denn die Sonne warf durch finſtere Wolken einen grellen abendlichen Schein, und im Zimmer war es ſchwül zum Erſticken.

Da trat Frau von Elban haſtig ein. „Nun Claudine,“ ſagte ſie dringend, „ermuntere Dich, mein ſchwacher Geiſt! es iſt Zeit.“

Dieſe Worte faßten die ſträubende Claudine. Von dem röthlichen Blendwerk der Gewitterſonne umſpielt, glich die Erſcheinung der Tante der eines unheimlichen Weſens, das ihre Seele forderte.

„Der Vater verlangt nach Dir,“ fuhr Frau von Elban fort, „dann aber beſtehe ich darauf, daß Du mit Deinem Manne nach Hauſe fährſt.“

Claudine raffte ſich empor. Sie taumelte wie trunken.

Blandovsky und der Doctor ſaßen am Bett des Kranken, der ſich in einer Aufregung befand, deren Ausdruck als ein böſes beſchleunigendes Zeichen in der Miene des Arztes lag.

Herr von Elban faßte die Hand der geliebten Pflegetochter und hielt ſie feſt, und reihete in fieberhafter Heftigkeit Wort auf Wort, als fürchte er, daß es nun zum Scheiden gehe. Umſonſt ermahnte der Arzt mit bittendem Gebot zur Ruhe, rückte Admont in ſichtbarer Ungeduld den Stuhl. Die Sonne ging unter, draußen ward es dunkel, und in der Weite ließ der Donner ſich murrend hören. Noch immer zögerte Claudine. Jetzt fuhr der Wagen vor. Der

Doctor rieth, es mit dem Abſchied kurz zu machen; doch dreimal rief der Kranke die junge Frau zurück, bis endlich Herr von Blandovsky unter entſcheidender Autorität ſein Eigenthum vor jedem weiteren Anſpruche in Beſchlag nahm und mit ſich fortführte.

Wenn Admont von Blandovsky ſeine Empfindungen durch die Kraft eines geſtählten Charakters auch zu beherrſchen vermochte, ſo folgt daraus doch nicht, daß es keine Grenze gegeben, über welche hinaus er ſich ſtärker als ein anderer Mann gefühlt. Und ſolch ein Punkt mag für den Helden dieſer Epiſode, wie billig, der Abend ſein, an dem er mit kanoniſchem Recht die Geliebte heimführt, daß ſie ſeine Hausfrau, ſein eheliches Gemahl, ſein Ein und Alles werde.

War es Ahnung des Gemüths oder eine Warnung des Verſtandes, oder die Mittelſtimme eines Zweifels an ſeinem Glück geweſen, daß Admont ſich ſeinem Gefühl für Claudine nie ganz überließ, ſelbſt dann nicht, als er ihrer Gewährung ſchon gewiß war? — Wir wagen nicht dies zu beſtimmen: genug, daß Admont durch einen innern Zwang abgehalten wurde, ſich hingeriſſen von dem Reiz ſeiner Braut, von ihrer Gewalt über ſein Herz zu zeigen. Allein dies zurückgedrängte Feuer mußte doch einmal elektriſch wirken, und dieſe Zeit war nun da.

Der Hochzeittag macht in der Regel durch ſeine Feier, durch das Vorwalten der Rührung wie durch den unantaſtbaren Putz, die Braut zu einem Noli me tangere für den Bräutigam. Nur ſelig in Hoffnung, ſacht in ſeinem Kuß, gönnt er ſie der Schönheit, in der ſie prangt, und ſeine Liebe iſt ein heiliges Gefühl.

Bei Admont mußte dies um ſo mehr der Fall ſein, da die ihm räthſelhafte Unpäßlichkeit Claudinens ein kältendes

Befremden in die heiße Regung ſeiner Freude miſchte, und der Blick voll Flammen, der ihm die reizende Geſtalt in bräutlicher Verklärung zeigte, zu einer ſcheuen Rückſicht auf die Umſtände wurde, die jenen blaſſen Freund erwarten ließen, der auch verklärt, aber mit der Fackel, die er ſtürzt. Dieſes hochzeitliche Feſt, ſo prunklos und ſo ſtill, die religiöſe Handlung im Krankenzimmer, die heilige Zahl der Zeugen, dies ließ die Weihe des ehelichen Bundes gleich einer Nothtaufe anſehen, wobei der Tod unſichtbar zugegen iſt und ernſte Achtung ſich geziemt.

Doch jetzt lag Halde hinter ihnen, jetzt gehörte Claudine dem glücklichen Admont, der Gott dankte, daß dieſer ſchwüle Tag nun endlich ein Ende genommen. Der Horizont, finſter umzogen, fing an, ſich ſeines Feuerſtoffs zu entladen; Admont athmete befangen — das verſchloſſene Element der Leidenſchaft blitzte dunkel aus ſeinem Auge, Claudinens Nähe, die kniſternde Seide ihres Brautkleides rührte ſeine Elektricität in leiſen Schlägen an, die ihm durch Herz und Adern gingen.

Doch — Claudine, ſobald ſie in den Wagen ſtieg, war geſchmiegt in die weichen Polſter der Ecke, in die tiefſte Traurigkeit verſunken; feuchte Materien ſind ſchwer zu entzünden, ja, eine einzige kleine Thräne iſt oft groß genug, den Funken des Verlangens zu löſchen. —

Bei dem trüben Schweigen, worin ſie verharrte, beſchlich den glühenden Bräutigam ein unbehagliches Gefühl; allein ein Laie im Urtheil über die Weiblichkeit, war er noch immer geneigt, dieſe faſt beleidigende Stimmung für ein Ergebniß der Situation zu halten, für ein Nachweh des Anfalls am Morgen, wie der Trennung zuletzt, und endlich für das Zagen der Verſchämtheit, die in jungfräulichen

Seelen von ſenſitiver Zartheit, ſich bis zum bängſten Schmerze ſteigern kann.

Die Liebe, welche der Commentar göttlicher Urkunden iſt — die Liebe allein giebt das Verſtändniß jener Worte: „Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen, und Deinem Manne anhangen!“ Doch in der leidſamen Stille, der jeder zärtliche Ausdruck fehlte, worin Claudine ihrem Gemahl zur Seite ſaß und zwar ſo fern von ihm als möglich — zeigte ſich nichts von ſolcher Hingebung, und Admont wußte ſich die Angſt ihres Betragens nicht zu deuten. Doch wirkte ſie abweiſend auf ihn. — Er begnügte ſich ihre Hand zu faſſen, und dann und wann mit leiſer Wärme zu drücken; aber dieſe ſchmächtige Hand lag wie todt in der ſeinen und zuckte nur zuweilen zitternd zuſammen. Er bezwang jedoch ſein Herz und verhielt ſich ganz ruhig.

Indeſſen war es völlig Nacht geworden, kein Stern blinkte am Himmel. Sie fuhren durch den Wald. Die Wipfel der Bäume rauſchten im nahenden Sturm, das junge Laub athmete den kommenden Regen; Windſtöße theilten die greifbar dicke Luft, der feurige Strahl ſchlängelte ſich im hurtigen Zickzack durch das Chaos des Gewitters, Schwefeldampf, die Parfumerie des böſen Princips — erfüllte die Atmoſphäre, und wie ein dumpfer Böller begleitete der ferne Donner in feierlichen Pauſen die Heimholung der Braut.

Admont befahl dem Kutſcher die möglichſte Eile, er dachte dem Aeol vorzufahren. Sie ſauſeten bei dem Erbbegräbniß vorüber. Eine wetterleuchtende Wolke that ſich auf, dieſer Moment zeigte die düſtere Halle in weißem Schein — dann ward es finſterer als vorher.

Claudine lehnte ſich aus dem Schlage und fuhr geblendet zurück; eine heftige Erſchütterung ging durch ihr Weſen, als hätte dieſer kalte Blitz ſie getroffen, und das weinende Auge thränte nur noch ſtärker. Admont war gütig genug ſich auch dieſe auffallende Bewegung zur Ehre ſeiner Braut zu erklären, täuſchender Weiſe ſo, als hätte Claudine daran gedacht, wie dieſer Ort der Ruhe in dem guten alten Elban nun bald einen neuen Bewohner aufnehmen werde.

Sie hielten vor dem Schloſſe; der Herr deſſelben hatte jeden Empfang ſtreng unterſagt; aber die weibliche Hälfte der Dienerſchaft in der widerſpenſtigen und kranzluſtigen Natur ihres Geſchlechts, zumal bei ſolchen Gelegenheiten — hatte es ſich nicht wehren laſſen, das Portal mit einer großen Blumenkette zierlich geſchlungen, zu umhängen.

In der Minute, als der Wagen hielt, fuhr der Orkan daher, zerriß mit wildem Geheul den Triumphbogen, verwüſtete die Kränze und jagte mit ſeinem Raube auf und davon. Ja, ſelbſt der Kranz der Braut, die einen ſo ſtürmiſchen Einzug hielt, hing nur noch bei einem Haar — und kaum konnte Admont ſie in den erleuchteten Flur retten.

Claudine ſchien erſchöpft, und dieſe Helle ihr weh zu thun. Sie hielt die Hand vor ihre Augen, wie ein Kind, das ſich ſchämt.

Ehrerbietig geleitete Herr von Blandovsky die Königin ſeines Herzens und dieſes Hauſes, mit entfallner Krone — die Treppe hinan und öffnete eine Thür. Sie traten in ein ſchönes Zimmer. Hier nun wich jede Schranke der Zurückhaltung, Admont ſchloß die Geliebte mit leidenſchaftlicher Inbrunſt in ſeine Arme, die ſonore männliche Stimme tönte in weicher Ruhrung, als er ſprach: „Sei mir willkommen, meine Claudine, in Deinem Eigenthume, mein Weib! mein ſüßes, ſchönes Weib! Du biſt nun ganz mein —“

ſein Kuß glühete lange auf ihrem Munde. Doch, als hätte er die Geduld auf einem Grabmal geküßt, ſo war Claudine keines erwiedernden Wortes, keines Seufzers fähig. Sie fühlte im Feuer dieſer Umarmung die Kälte des Todes in ihrer Bruſt, daß ſie fälſchlich gehofft, ſich mit eines Andern Bild im Herzen einem lebensmatten Schwächling anzuvertrauen, und daß ſie an dieſes Mannes Kraft unrettbar verloren ſei.

Aber Blandovsky ward inne, daß Claudine in die Kniee ſänke, daß dem Glück, was er ſein eigen wähnte, die Seele fehle; es war ihm, als hätte er einen Schatten umarmt, der ihm weſenlos entſchlüpfte und den Wunſch ſeiner Sehnſucht leer ließ. Kein geiſtiger Wiederklang antwortete dem Accord, der im ſchönſten der menſchlichen Gefühle durch alle Saiten der Empfindung bebte. Erſchrocken ließ er die Geliebte fahren. „Du biſt krank, Claudine,“ ſagte er heftig und ſein Ton klang wie halber Zorn: „Du ſiehſt wie eine Büſte aus — geſtehe es mir, Liebe!“

„Nein,“ antwortete Claudine gepreßt: „ich bin nur ſehr beengt. —“ Sie deutete auf den ſchmalen Gürtel, der ſichtbar einſchnitt, und zog einen ſchweren tiefen Athem aus der Bruſt.

„Gleich ſollſt Du ausgekleidet ſein, mein Engel,“ ſprach Admont erleichtert, „ich hole ſelbſt das Mädchen und entferne mich ſo lange.“ Er eilte hinweg. Mit wankendem Fuß ging Claudine ein paar Schritte weiter, ihr Kleid rauſchte in dieſer einſamen Stille; mechaniſch öffnete ſie eine Mittelthüre und ſtand — nach Innen gedrängt — in dem Schlafgemach. Eine Lampe von mattem Milchglas goß Mondſchein von der blauen Decke herab über das Brautbett, das in antiker Form mit aller Pracht der Decoration auf einer kleinen Erhöhung hochzeitlich prangte. Auf einem Seitentiſchchen rechts lag das Nachtzeug der jungen Frau, weiß wie unbefleckter Schnee, mit blaßrothen Schleifen und Bändern. Links, nur geſehen von der Lampe Schimmer — ſtand Admonts Schutzgeiſt mit glänzenden Schwingen, ein himmliſcher Hüter ſeiner Ruhe! —

Claudine ſchauderte. Nur einen Blick warf ſie nach dem Torus — ſo mag der zum Tode-Verurtheilte das Hochgericht ſehen, dann wendete ſie ſich abwärts. Auf einer Conſole unter dem Spiegel ſtand ein Potpourri von Alabaſter, an dem Knopf der Vaſe hing jenes uns bekannte Armband. Claudine hob den Deckel ab und nahm die eiſerne Spange in ihre Hand, die mit dem Gefäß von gleicher Maſſe ſchien. Der ganze vergangene Sommer des vorigen Jahres war in den getrockneten Blumenblättern des Inhalts aufbewahrt, und dieſer Duft quoll nun empor, und leitete einen Strom der Erinnerung in Claudinens Seele.

Jetzt kehrte Admont zurück, wollte ſprechen und verſtummte betroffen, da Claudine nicht mehr im Zimmer war. Er folgte dem Magnet der Liebe — und fand ſie an ihrer Stelle. „Welch ein ärgerlicher Zufall!“ ſagte er athemlos: „das Mädchen, welches Dich bedienen ſoll, bis Gottliebe morgen kommt, hat ſich in die Hand geſchnitten und blutet ſehr. Ich frage Dich daher, Liebſte, ob Du der Frau meines Bedienten die Ehre gönnſt, oder ob Du vielleicht erlaubteſt, daß ich ſelbſt —“ Er machte lächelnd einen Verſuch, ſich ihr zu nähern.

Claudine wehrte ihm. Betäubt und fremd fragte ſie: „Wie kommt denn aber mein Armband hierher?“

Es blitzte ſtark durch die Jalouſieen der Fenſter, grünliches Feuer erfüllte das Cabinet, und in geiſterhafter Bläſſe ſtanden die beiden Eheleute einander gegenüber.

„Dein Armband?“ fragte Admont noch befremdeter. Ein Blitz, die Schlange des Argwohns, fuhr durch ſein Innerſtes. Er erzählte in gebrochener Kürze, wie er dazu gekommen.

Claudine ſtieß einen leiſen Schrei aus. Sie ſah den ſchlafenden Eugen unter den Todten, jetzt wahrſcheinlich ein Todter ſelbſt. Sein Bild, ihr dräuend, tauchte geſpenſtiſch aus dem Spiegel auf, und doch hatte ſie nur ihr eigenes geſehen. Der ſchnöde Verrath ſeiner Treue, die Gewalt der alten Liebe, die nicht roſtet und wie ein rächender Stahl ihr Herz zerſchnitt; die Stunde, wo Eugen das Armband mit ſich genommen, die jetzt mit allen Glocken des Gedächtniſſes läutete, die gefühlte Unmöglichkeit, Admont anzugehören, der Gedanke an ſeine Großmuth und endlich der Achtung drückendſtes Gefühl warf ſie an der Schwelle des Brautgemachs danieder. Sie ſtürzte zu ſeinen Füßen, flehend: „O Admont, erbarme Dich mein und tödte mich; ſei mein Würger und Du biſt mein Wohlthäter; Du würdeſt doch nur eine Leiche umarmen: denn wiſſe! ich kann Deine Gattin nicht ſein! nie! nimmer — nimmermehr!“ Bei dieſem geſteigerten Ausruf ließ ihre Stimme mit einem gellenden Laut nach, wie wenn eine überſpannte Saite ſpränge.

„Claudine!“ rief Admont; das Entſetzen ſträubte ſein Haar. Er wich von ihr zurück. Sie rang die ſchönen Hände. Eine innere Folter höchſter Grade preßte ihr ein wahrhaftiges Geſtändniß ab. Sie entdeckte ihm ihr Verhältniß zu Eugen und bekannte ihm alles, Alles! — Dann beugte ſie die Stirne in den Staub. Und die Donner rollten furchtbar, wie wenn das Weltgericht nahe wäre: der Boden wankte unter Admonts Füßen. „Allmächtiger Gott!“ ſagte er nach einer langen ſchweren Pauſe, die ein Stillſtand des Bewußtſeins geweſen war, „ſo lohnſt Du mir, Unglückliche? ſo war Deine Meinung, nicht mein Weib — nur meine Wittwe zu werden? Deshalb kirrteſt Du mit der ſüßen Lockbeere mich, den ſcheuen Todtenvogel? Und ein Leben, welches alle ſeine Kräfte in den Wunſch drängte, Dich zu beglücken, war Dir nur gut genug, damit es ſchleunigſt ende? — Wehe Dir, Unglückſelige! Ihn haſt Du verrathen, mich betrogen und Dich ſelbſt gerichtet. Gott! — O! warum ſpaltet nicht ein mitleidiger Strahl dies zerſchmetterte Herz vollends! Ich werde keinem Menſchen mehr trauen. Die arme Liebe, beſtohlen von der Falſchheit, wohnt nur dem Elend bei, und das Leben iſt eine Laſt — ich weiß nicht, ob ich es ertrage. —“

Claudine hörte nichts von dieſem allen. Sie lag in tiefer Ohnmacht. Admont ging nach der Thüre, langſam, ungewiß, wie der Gang eines, der im Finſtern tappt. Es rauſchte unter ſeinem Schritt — er hatte auf den Brautkranz getreten und ihn geſchleift.

„Schon recht!“ ſagte er mit einem vernichtenden Lächeln, und ſeine Ferſe ſtampfte die unſchuldige Blüthe, „dir widerfährt nach Gebühr. Der Baum, der dich trug, verdorre zum Zeugniß der Lüge!“

Er riß mit unſtäter Hand an der Klingel. Die Frau des Bedienten, eines Rufes bereits gewärtig, kam. „Der Dame da drinnen iſt nicht wohl geworden. Man trage Sorge für ſie;“ lautete der Befehl.

Die Frau ſtarrte den Gutsherrn erſchrocken an. Sie glaubte, er hätte den Verſtand verloren. Beſtürzung verbreitete ſich durch das ganze Haus.

Admont ließ ſein Pferd ſatteln, gab ſeinem Jäger geheime Ordres, dann ſprengte er, daß die Funken ſtoben, in die beruhigte Nacht hinaus, und Niemand durfte ihm folgen.

Der Sturm hatte ausgetobt; mit ſchwächerer Kraft grollte das Gewitter, in Oſten kühlte ſich die Hitze. Die ſchwarze Wolkendecke war zerriſſen, in lichter Glorie trat der Mond hervor, und die Sterne funkelten heilig und hehr in die verſöhnte Natur. Aber kein himmliſches Licht ſtrahlte in Deine Seele, o Admont! Das wogende Meer in Deiner Bruſt trug keine göttliche Geſtalt, die es beſchwor, und Dein Gefühl war ein Verſinken. O! warum zagen wir Kleingläubigen, wenn der Nachen ſchwankt, worin wir das Leben erfahren? — Der Herr iſt uns nahe. Wir aber glauben nur, er ſchläft. Er hebt die allmächtige Hand — dann wird es ganz ſtille.

Admont jagte wild durch den Wald. Er blickte aufwärts — der blaue Ocean des Himmels wallte ruhig, drinnen ſchiffte der kleine Silberkahn und zog langſam die glänzende Furche, darunter lag eine Welt des Glückes in Trümmern; der Hoffnung Anker war im tiefſten Abgrund begraben, und zertrenntes Gewölk, ſeltſam beleuchtet, ſchwebte im Raume der Luft — die Faſern vom Schönfahrſegel der Liebe.

Hinter den alten Stämmen, grell abgeſchattet in der bleichen Helle, ſchien ein Faun zu lauſchen, die Bäume ſchüttelten ſich vor Hohnlachen. Und doch tropften im Wehen des Windes tauſend Thränen von den Aeſten nieder. Admonts Auge war trocken, ja es brannte; den heißen Athem ſeines Mundes erquickte die thauende Friſche nicht, er ſchmachtete nach Kühlung für die verzehrende Gluth; wo aber quillt das Labſal für den brennenden Schmerz der Qual? — Die ſchlanke Atalante, eine flüchtige Schöne ſeines Stalles und der Liebling ihres Herrn, flog wie der Pfeil von der ſkythiſchen Senne; doch den Reiter ſtachelte größere Eile, und die goldnen heſperiſchen Aepfel hätten ihn ſchwerlich aufgehalten. Ihn lüſtete nach nichts, er verachtete alles — und wünſchte nur geſchwind, geſchwind! das Meſſer aus dem Zwieſpalt der vergifteten Wunde zu ziehen, daß ſein Herz ſich verblute.

Es war um die mitternächtliche Stunde dieſer Brautnacht, als Admont in Halde anlangte. Die tiefſte Ruhe herrſchte, der Mond ſchien friedlich auf den Hof, die Fenſter des Krankenzimmers waren nur ſchwach erhellt und die Gebäude in ſtummer Ordnung verſchloſſen. Claudinens Viſion der vorigen Nacht ward nun zur Wahrheit. Ein bleicher Gaſt, donnerte Blandovsky an das Thor; der Wächter bebte vor ſeinem Anblick zurück, als käme dieſer Bräutigam ſo eben aus der Hochzeitkammer, deren genügſame Enge kein Lebender theilt. — Er verlangte Frau von Elban zu ſprechen. „Sie wacht bei dem gnädigen Herrn,“ entgegnete der Mann auf dem Poſten der Nacht. „Um ſo beſſer —“ erwiederte Admont und beſtand darauf, daß es ohne Zögern geſchehe.

Der Wächter gehorchte. Das Schloß ward geöffnet, und bald darauf trat Frau von Elban wie Lady Macbeth mit einem Licht in der Hand in den Saal, wo Admont ſie erwartete.

„Herr Jeſus! rief die Dame äußerſt beſtürzt: „Blandovsky Sie? und wie ſehen Sie aus? Großer Gott; Claudine iſt todt!“

„Nicht ſo ganz, gnädige Frau, ein wenig nur;“ antwortete Admont mit fürchterlicher Ruhe und erloſchenem Blick, während ein Lächeln um ſeine bleiche Lippe ſpielte; „es iſt ſogar möglich, daß ſie lebe.“ Ein Grauen, wie das des Irrſinns, webte Dunkel um ſeine Geſtalt und Worte.

„O Himmel!“ ſchrie Frau von Elban ohne Faſſung, „es muß ein entſetzliches Unglück geſchehen ſein! Sagen Sie mir, ich beſchwöre Sie! nur lieber die reine Wahrheit.“

„Die *reine*?“ fragte Admont mit dem Ekel der Verachtung; „nein, gnädige Frau, *rein* iſt ſie nicht.“

„Hilf Gott! er iſt von Sinnen —“ jammerte Frau von Elban in Seelenängſten. „Ich muß zu Claudine hinüber. Und hier — ich wache bei meinem Mann —“ ein jäher Halskrampf, die Folge des Schreckens und erſtickter Angſt, verhinderte ſie weiter zu reden.

„So ſetze ich mich an Ihre Stelle,“ erwiederte Admont tonlos, „o! ich bin gar nicht ſchläfrig, ich habe nur wachend geträumt.“ Er ging taumelnd zu dem Kranken.

Schleunigſt und in Verwirrung wie zur Rettung bei Feuersgefahr geſchirrt wird, rollte die Equipage der Frau von Elban vor; erwartungsvolle Stille blieb hinter ihr zurück. Gegen den Morgen ritt Admont hinweg. Der Kranke ſchlummerte, und die Sterne am Himmel waren auch ſchlafen gegangen, weil der Tag anbrach.

Der Wagen der Frau von Elban kam nun wieder, langſam, wie wenn er hinter einem Leichen-Conduct führe. Man hob Claudine heraus. Sie ſchien unbewußt deſſen, was mit ihr vorging.

Eine Weile darauf erwachte Herr von Elban geſtärkt; er ließ ſeine Frau zu ſich rufen. Sie kam und wollte anbeben, mußte ſich aber gefallen laſſen, daß ihr Gemahl ihr zuvorkäme. Er ſagte frei und kurz, wie ſolche reden, denen die letzten Körner aus dem Stundenglaſe rinnen, daß Blandovsky und Claudine geſchiedene Leute wären und auch warum. — Dann erhob er ſich und ſprach mit veränderter Stimme: „Wenn Du aber, liebe Frau! jemals ein Wort von dem Zuſammenhange dieſer unglücklichen Begebenheit verlauten läſſeſt, oder Claudinen den kleinſten Vorwurf machſt: ſo — bei dem Gott, der meiner Seele gnädig ſein wolle! erſcheine ich Dir!“ Woher kam, ſterbender Elban! Dir die Kraft dieſes Gedankens? —

Nach dieſer Anſtrengung ſank der Kranke wie ein Held mit dem Bewußtſein des Sieges auf ſein Kiſſen zurück, und der Wirrwar menſchlicher Verhältniſſe, der Irrthum der Leidenſchaften, die in einem Seufzer enden — zerrann in träumenden Nebel vor ſeinem müden Geiſte.

Seine Frau ſaß ſtumm und ſtarr; ein ſiebenfaches Siegel hatte ihre Lippen verſchloſſen, denn ihre Geſpenſterfurcht war fabelhaft, und ihr Gemahl bewies in jener Drohung, daß die Kenntniß der ſchwachen Seite dieſer Ehegatten gegenſeitig geweſen wäre.

Nach einigen Tagen ſtarb der Gutsherr von Halde ruhig, wie er gelebt, und ſeine irdiſchen Reſte wurden in der Gruft von Rohrlach beſtattet. Claudine lag lange tödtlich krank; nur ihre Jugend rettete das gefährdete Leben. Man trug den Schloßherrn die Treppe hinab, während das nervöſe Krampffieber noch ſtieg, das ſie unwiſſend dieſes Trauerfalles ließ. Vor den Augen war ihr alles ſchwarz, ſie achtete daher der düſtern Farbe nicht, in der ſie ihre Umgebungen erblickte. Sie ſchien gefaßt.

In kurzer Zeit, nach dem Tode des Herrn von Elban, ließ ſich ein fremder Herr bei ſeiner Wittwe melden, eine Juſtizperſon. Die geheime Unterredung Beider dauerte lange. Der Fremde wurde mit großer Achtung bewirthet, und nach ſeiner Abreiſe verbreitete ſich das Gerücht im Schloſſe, der Lieutenant Elban wäre auch geſtorben. Man bejammerte den jungen Herrn, der ſehr geliebt geweſen; doch ſeine Stiefmutter befahl mit geheimnißvoller Aengſtlichkeit: Niemand ſolle über dieſe Sache reden; man munkelte aus Schonung für das Fräulein, wie man Claudine noch immer nannte.

Admont kehrte nicht nach ſeinem Gute zurück, ſondern wendete ſich dem größten ſeiner Vorwerke zu, wo ein Mann als Verwalter wohnte, der dem Bruder ſeines Oheims, dann dieſem ſelbſt, in der Oekonomie gedient hatte, und der in der adeligen Herrſchaft derer von Blandovſky gleichſam eingebürgert, und mit ihnen familiariſirt war.

Loth und ſeine Frau, ſtets treu erfunden, beſaßen Admonts Zutrauen. Er ſchätzte dieſe guten Leute, bei denen er jetzt Zuflucht ſuchte, da es ihm unmöglich war, das Schloß wieder zu betreten, wo ihm der Eindruck einer unſeligen Stunde erinnert worden wäre.

Er gab dem Loth Vollmacht, an ſeiner Statt zu handeln und ſchickte ſich zu einer Reiſe an. Unſere Leſer wollen ſich erinnern, daß der Pachter Loth ein Eingeborner von Kloſtergarten war, und daß die Anhänglichkeit an dieſen Ort ſeinem Herrn Veranlaſſung gegeben, das Freigut zu kaufen, um den wackern Landwirth nach Wunſch zu verſorgen, und um ſich ſelbſt ein Aſyl zu ſichern. Die Gelegenheit fand ſich günſtig, jene Grundſtücke des Oberſten anzubringen, und Admont tauſchte das ſchöne Gimle dagegen ein. Er vermied jeden Umgang, verleugnete ſogar ſeinen

Adel, um als Herr Admont ſchlechtweg in bürgerlicher Zurückgezogenheit leben zu können. Wir wiſſen das Uebrige.

Claudine erhielt eine juridiſche Erklärung, daß ihr Gemahl die Scheidung anhängig gemacht. Herr von Blandovsky mußte Mittel gefunden haben, den trägen Rechtsgang zu beſchleunigen, denn es dauerte nicht lange — da zumal Claudine in alles willigte und nichts forderte — ſo kam das Erkenntniß, das die Copulation löſte. Er hatte ſich dabei ſehr discret und edel benommen, denn es wurden großmüthiger Weiſe Claudinen Anerbietungen gemacht, die ſie jedoch ausſchlug. Sie nahm nichts an, ſelbſt ſeinen Namen gab ſie zurück, und ließ ſich vor wie nach Fräulein von Unſtern nennen.

Der Vater Claudinens hatte bereits vor der Zeit dieſer Begebenheit ſeine dritte Frau verloren und ſich in einer entfernten Gegend angekauft, weshalb wir auch bei der Verheirathung ſeiner Tochter nicht allein das volum decisivum der väterlichen Autorität, ſondern ſeine theilnehmende Gegenwart vermißt haben. Jene ſchimmernde Ausſicht auf große Erbſchaften, welche die hochſelige Dame zu erheben dachte, war längſt dahin, bis auf eine Niftel-Gerade, die Adelaiden verblieb; ein geringer und unveräußerlicher Erſatz fur den Nachlaß einer ſteinreichen Tante, die zu Gunſten einer Nebenlinie teſtirt hatte. Eine andere Verwandtin der Frau von Unſtern heirathete in ſpätem Alter einen jungen Mann; ein Exempel der Thorheit, das die Algebra von Fräulein Liddy's Mutter zu nichte machte.

Der Herr von Unſtern hatte demnach auf Sand gebaut, und ſein Vermögen war im Verfluß der Jahre mit dieſen Hoffnungen zerronnen. In der Verlorenheit ſeiner Lage ſuchte er ſich durch einen kühnen Ankauf zu retten, wenn auch nur, daß die Welt über ſeine pecuniären Verhältniſſe getäuſcht würde. Umſonſt warnten verſtändige Freunde ihn, ſich nicht zu überkaufen: „Denn gewiſſen Leuten,“ ſagt der Dichter des Titan, „geht ein Sturm nach, und ſie müſſen die Schritte, die ſie thun, wider Willen ſchneller machen.“

Herr von Unſtern ſah ſeinen unvermeidlichen Ruin; aber er fand in der Gewandtheit ſeines Geiſtes Mittel ſich hinzuhalten. Durch benutzte Connexionen ward er Mitglied der Societäten jener Kreiſe, und dann als Director der Landſtände erwählt; denn er beſaß das Geheimniß zu imponiren, die Gabe der Repräſentation und einen ſpeculativen Blick, der aber wie die Brille des Alters weitſichtig war, und ihm leider! verſagte, wo es darauf ankam, ſeinen eigenen und nächſten Vortheil zu erkennen.

In der Nachricht von dem Hintritt ſeines Schwagers faßte der Landſchafts-Director den Gedanken gierig auf, es könne ihm eine Hülfe daraus erwachſen, wenn ſeine Schweſter zu ihm zöge. Frau von Elban war ihrem Bruder in finanzieller Praktik überlegen, und er hatte nach dem Ausweis der Erfolge einen ſo großen Begriff von ihrer Sparkunſt, daß er meinte, ſie wäre wohl noch im Stande, mit barer Zuthat ihrerſeits ſeinem zerrütteten Haushalt und geſunkenen Credit aufzuhelfen. Der Herr von Unſtern hielt nur dieſe Hoffnung im Auge; die Schattenſeite ſeiner Schweſter, welche doch wie ein Oelgemälde recht ſtark nachgedunkelt hatte — war ihm ein wenig ins Vergeſſen gekommen. Wie angenehm ward er daher überraſcht, als Frau von Elban mit Zuvorkommenheit ſeinen Wünſchen entgegenkam! Daß aus jener Partie Claudinens nichts geworden, wovon er nur oberflächlich Kenntniß erhielt — war ihm ganz recht. Er dachte mit der Schönheit dieſer Tochter dem Namen ſeiner Familie Glanz zu geben und einen reichen Schwiegerſohn zu gewinnen.

Frau von Elban konnte in Halde nicht mehr ausdauern. Die Ereigniſſe der letzteren Zeit hatten ſie wirklich angegriffen; die Krankenpflege ihres Gemahls und Claudinens, deren ſie ſich löblich angenommen — zu ihrer Ehre ſei es um ſo lieber geſagt, als wir wenig zu dem Ruhme dieſer Dame ſagen können — war nicht ohne Nachtheil für ſie geblieben. Wir erwähnen noch, daß Frau von Elban hyſteriſch war, und die Erfahrung beſtätigte, daß dieſe unglückſelige Maladie des ſchwächeren Geſchlechts zwar oftmals in Gefahren und Nöthen einen Starkmuth zuläßt, der die kernige Kraft der Geſündeſten beſchämt, wohl aber niemals einen Zuſtand der Ruhe verträgt. So bald nun dieſe in Halde eintrat, meldeten ſich tauſend Uebel bei der herrſchaftlichen Dame. Ihr Gemahl, immer weichend ihrem Widerſpruch, hatte ſterbend das letzte Wort — und ſeiner Wittwe war das Leben verleidet. Sie durfte nicht reden von dem, was ihr das Herz abdrückte. Die Furcht vor ſeiner Erſcheinung war ihr eine fixe Idee. Frau von Elban dachte dieſer Erwartung zu entkommen, wenn ſie den Bereich des Verſtorbenen verließe. Sie hoffte, die Scheu, welche ihr nun ſeliger Gemahl bei ſeinem Leben vor der kleinſten Reiſe gehabt, werde ihn auch nach dem Tode abhalten, ihr in die Ferne zu folgen. Er hatte ja immer die Ruhe geliebt, die ſie ihm nun gönnte. Dieſe Begriffe von der Fortdauer unſerer geiſtigen Exiſtenz ermangelten ſehr der ätheriſchen Schwinge und klebten dem Irdiſchen an; denn wie der Menſch, ſo iſt ſein Glaube.

Nächſtdem war Frau von Elban klug genug einzuſehen, Claudine könne nach dem, was geſchehen, hier nicht bleiben. Ein menſchliches Erbarmen regte ſich in ihrer Bruſt, wenn ſie dieſes zerſtörte Geſchöpf anſah, an deſſen Unglück ſie große Schuld hatte. Claudinens Herz war gebrochen, ihre Liebenswürdigkeit eine entblätterte Blume; aber jenes erhebende Gefühl, womit die Reue aufrichtet, ſelbſt die zu ſpäte — ließ ſie nicht elend zu Boden ſinken. Ihr Gram geſtaltete ſich edel und ward ein ſtolzer Charakter. Sie verſchloß ſich in ſich ſelbſt. Mit heißem Schmerz gedachte Claudine an den Freund ihrer Jugend und früherer Tage, Armonts Bild füllte ihr mit Wehmuth die Seele. Beider Andenken koſtete ihr manche bittere Zähre. Sie vermochte nicht klar zu ſondern, wie ſie gegen den Einen und den Andern gefehlt, und hielt alles nur für ein unſeliges Verhängniß. Ein gemiſchtes Gefühl zwiſchen Haß und Hoffnung hielt ſie an ihrer Tante feſt. Claudine verlernte die Liebe. Sie ſtand allein mit ihrem beladenen Gemüth — und wir müſſen ſie bedauern.

Frau von Elban kündigte ihrer Nichte an, ſie würde Halde nun in Kurzem verlaſſen; es war, als hätte ſie einen Ruck ihrer Anhänglichkeit an dieſen Ort empfunden. Sie ſtarrte gedankenvoll vor ſich hin, dann ſagte ſie: „Eines, Tante, Eines möchte ich wiſſen.“

„Und das wäre?“ fragte Frau von Elban, im Begriff zu gehen.

„Iſt Eugen todt — wirklich todt? o Tante! ich bitte —“ flehete Claudine.

„Frage nicht,“ antwortete Frau von Eban, „ſelten frommt Wiſſen, und es iſt gut, man denke ſich das Schlimmſte.“

„O! nun weiß ich es!“ ſprach Claudine, tief in der Seele betrübt.

Den Tag vor der Abreiſe von Halde fuhr Claudine noch einmal hinüber nach Rohrlach; es war ihr einziger Wunſch geweſen. Sie fiel der tauben Charitas um den Hals und ſchenkte ihr ein goldnes Kreuzchen, es daran zu tragen. Sie weinte einſam in das Becken der Najade, es würde ihr jetzt ein Bad der Wiedergeburt geworden ſein. Sie nahm auf ewig Abſchied von dem Garten. Auf ewig? Claudine! der Gott der Liebe, der Unendliche, iſt auch der Herr unſerer Zeit.

Schon der Transport des Gepäckes ſeiner Schweſter hätte den Landſchafts-Director zeigen können, womit er ſein Haus belaſte; kaum waren acht Tage nach ihrem Einzuge vergangen, ſo geſtand er ſich ſelbſt, er hätte dem Teufel in tiefſteigner Perſon Thor und Thüren geöffnet. Es war kein Auskommen mit der gnädigen Wittwe, und wenn es je einen ſeligen Mann gab, meinte ſein Schwager, ſo müßte es der Herr von Elban ſein. —

Der Director von Unſtern merkte bald, ſeine Schweſter wäre weſentlich noch die Alte, nur in veränderter Manier. Der Eheſtand hatte ihre Herrſchſucht geſteigert, und die letzte Erfahrung ihr Mißtrauen geſchärft. Sie quälte die Ihrigen mit unerhörten Einbildungen. Vor der unglücklichen

Claudine ſtand einzig ſchützend der Geiſt des Gutsherrn von Halde. Sie würde ſonſt ſchwerer Ahndung verfallen ſein: ſo aber hielt ein Gefühl der Scheu, gemiſcht mit ein wenig Schonung ſie ab, ihr Müthchen an dieſer leidenden Geſtalt, einer Schutzbefohlnen der Todten — zu kühlen. Furcht und Gewiſſensbiſſe ſchloſſen ihr über die bewußte Sache den Mund.

Wenn ſonſt der Betrieb der Wirthſchaft in allen Abtheilungen ihr Fach geweſen, ſo war dies jetzt für ihr Intereſſe verſchloſſen; dagegen ſtudirte ſie die Oekonomie der Geſundheit, belauſchte jede kleine Unregelmäßigkeit, jede träge Function ihres Körpers, und tadelte mit hyſteriſchem Hochmuth den weiſen Schöpfer, an deſſen Statt ſie alles anders und unmaßgeblich beſſer eingerichtet haben würde. Bei dieſer ſteten Unzufriedenheit ärgerte ſie ſich und Andere aus müßigem Verdruß zum Zeitvertreibe. Die ihrem Bruder und ſeiner Tochter fehlgeſchlagenen Erbſchaften waren ihr ein reichhaltiger Stoff, den Scharfſinn des Mißmuths daran zu üben. Sie wühlte geſchäftig mit kränkenden Händen auf, was der Landſchafts-Director männlich reſignirt in tiefes Vergeſſen begraben. Frau von Elban verſetzte ſich nie billiger Weiſe in eines Andern Stelle, es wäre denn auf Minos Richterſtuhl geweſen, der ihr bequem wie ein Großvater im dunkeln Winkel der Ofenhölle vorkam. Beſonders hart verurtheilte ſie die Thorheit jener alten Tante, welche einen jungen, hübſchen Mann geheirathet, und der vernünftelnde Eifer, womit ihr kritiſches Auge an dieſem Verhältniß haften blieb, hätte auf den Gedanken bringen können, ſie werde ohne Zweifel in gleiche Verdammniß kommen.

Wir erinnern hierbei an die beiden Knaben von Gellert; eine Dichtung, die den frommen Fabuliſten als guten Pſychologen erweiſt.

Der Landſchafts-Director lebte aus ſpeculativen Grundſätzen vornehm und geſellig. Es kamen viel der jungen Männer in ſein Haus, und Herr von Unſtern gefiel ſich in einer gaſtlichen Urbanität, welche den Adel nicht allein berückſichtigte; denn er fühlte ſeine Lage, die eine gute bürgerliche Hülfe auch nicht verſchmähen durfte. Einem Sinkenden iſt jeder Arm willkommen. — Die Dame, welche die Mutter ſchöner Mädchen vertritt, findet in dieſer Qualität, auch bei dem mindeſten Geſchick zu repräſentiren, die Männer in der Regel artig und galant. Es gäbe noch eine ſprichwörtliche Erklärung, warum Jeder, der ſich der Frau von Elban näherte, zwei Kerzen für eine aufſteckte, ſein Licht leuchten zu laſſen. — Sie hatte zu wenig mütterliche Liebe für ihre Nichten, und eine zu große Meinung von ſich ſelbſt, um einzuſehen, daß dieſer Vorzug, deſſen man ſie in der Geſellſchaft würdigte, nur ein mittelbarer ſei; der Glanz der Huldigung, der auf ihre alten Tage fiel, verblendete vielmehr die verwittwete Matrone dergeſtalt, daß ſie auf die Idee gerieth, dem ſeligen Herrn ein Opfer mit ihrer Hand gebracht zu haben, wofür ſie ſich eine, ob auch ſpäte Vergütung — ſchuldig wäre.

Durch dieſen allmählich entſtehenden Gedanken ward ihr ganzes Weſen aus ſeinen Fugen gehoben. Sie fand nirgends einen Halt mehr; die Ordnung der Natur verkehrte ſich; denn das Herz einer Frau von höhern Jahren ſoll die Wohnung der Ruhe ſein. Hier war es ein Durchzug wüſter Wünſche, und der Kampf eitler Täuſchungen begann von neuem. Frau von Elban fand nirgend Beſtand, nirgend Befriedigung.

Der Landſchafts-Director, um der raſtloſen Neigung ſeiner Schweſter zu willfahren, die ihn durch kleine Aushülfen von ſich abhängig gemacht hatte, zog in die Stadt und von einem Gaſthofe zum andern, bis Felice ſie fixirte. Er war der Mann ihrer Gunſt.

Claudine hatte ihre Tante nie geliebt; jetzt aber ward dieſer Kaltſinn beinahe Verachtung. Und doch mußte ſie aushalten, um ſich über dieſe Verwandtſchaft zu grämen und zu zittern; denn wie leicht war für die Exaltation einer alten verliebten Thörin der ſchwache Riegel der Geiſtesfurcht geſprengt und ihr Geheimniß verrathen! — Sie hatte es ihrem Vater längſt entdeckt; doch Herr von Unſtern wußte mehr zu verſchweigen als dieſe Geſchichte ſeiner Tochter, in der er die Mutter wieder erkannte und an den Fluch der Sünde wieder erinnert ward. Als aber der Aufenthalt im Hauſe der Madame Weihland Colliſionen herbeiführte, indem Frau von Elban in den beiden Nichten ihre Nebenbuhlerinnen, wenn auch nur paſſive — ſah, und eiferſüchtig auf die Tochter ihres Bruders, die Mädchen unleidlich quälte, der Landſchafts-Director als Mann indignirt, als Vorgeſetzter beſchämt, als Vater in der Klemme, und noch außerdem ſich in einem Zuſtande ſtiller Verzweiflung befand, wo er aufhörte, den äußern Anſtand zu ſchonen, da erlangte es Claudine von ihrem Vater, daß er ſie frei ließe.

Frau von Elban war heimlich ihrer Entfernung froh.

Das Band der alten Gewohnheit zerriß, die Tante, los und ledig inniger Beziehungen, dachte an ein neues. Sie ſchürzte geſchäftig die Fäden der Intrigue; aber Felice war ein glatter Stoff, und die nächſte Zeit löſte die lockern Knötchen alternder Mühe; denn nur Jugend, Liebe und Wahrheit haben Kräfte feſter Bindemittel.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Neunundzwanzigſter Band.

Die Wittwen. Vierter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Wittwen.

Am erſten Januar nach jener Kataſtrophe, welche Claudine von Unſtern, das verwittwete Fräulein, die geſchiedene Braut, im Cloſet der neuen Liebe, mit ihm zuſammenführte, deſſen Namen zu nennen, im Gefühl ſeiner unwerth zu ſein, ſie nie mehr gewagt — finden wir die Geſellſchafterin der Madame Weihland auf ihrem Plätzchen am Fenſter des Wohnzimmers.

Sie ſchauete jedoch weder hinaus noch hinab, ſondern in irgend eine Ferne der Zeit, oder in die Tiefe der Betrachtung. Der laute Neujahrstag verdämmerte bereits in den werdenden Abend; das Feſtgeläute war verſtummt, die Kirchen geſchloſſen, ihre Kerzen ausgelöſcht. Dagegen öffnete ſich in beginnender Erleuchtung die Thüren des Vergnügens, von kleinen Thorthürmchen tönte der metallene Mund, welcher die Sperre verkündete, ein wenig heiſer, wie der Tremulant einer alten Stimme, welche zur Ruhe ermahnt — und das ſonore Glöckchen am italiäniſchen Keller bei Petrelli erklang fort und fort durch die Stille des Marktes, ein verlockender Ruf für Eingeweihete, zu den Orgien der Nacht.

Der feierliche Anſtand der Kirchgänger und Gratulanten war allmählich dem raſcheren Schritte derer gewichen, welche, indem ſie die reißende Schnelle des Lebens begreifen, zu dem Genuſſe ſeiner Freuden eilen. Aber Pauline Platon ſaß einſam und allein. Ihr war dieſe ruhige Sammlung ſehr lieb, denn Pauline hatte vieles zu bedenken, und die Schwelle des Jahres war einem Gemüth wie das ihrige, das in Wahrheit vor dem Herrn der Zeiten wandelte und im Sinne religiöſer Chriſtlichkeit nimmer vom Tempel kam — wohl zu heilig, um in geräuſchvoller Luſt darüber hinzutaumeln. Sie hatte heute mit dem Morgenkuſſe auf die Lippen ihrer Freundin, die an einem Wendepunkte ihres Schickſals ſtand, den Glückwunſch ausgeſprochen, der ihr aufrichtigſter Ernſt war; doch dabei den Zweifel verhehlt, ob es gut gethan ſein dürfte, ferner bei einander zu bleiben, denn Pauline hielt weislich die Ehe, ſolle ſie anders völlige Einheit des Herzens und der Geſinnung werden, für ein Bündniß das jedes Dritte ausſchließe, mit Ausnahme Eines oder Mehreren, worin die Liebe der Eltern ſich inniger noch vereine. —

Seit der geſtörten Ankunft Herrn Admonts von Gimle und ſeiner wenn auch kurzen Anweſenheit im Hauſe des verſtorbenen Banquier war die Wittwe deſſelben ſeine Verlobte; doch ſollte aus manchen Gründen die Anzeige hievon noch nicht öffentlich gemacht und die Vollziehung dieſer Heirath bis zum nächſten Sommer verſchoben werden.

Franziska wollte von einer Trennung nichts hören, deren die Platon zunächſt erwähnte. Ich erkaufe mein Glück nicht, daß ich mich der alten bewährten Treue begebe —" hatte die liebe, heftige Frau mit dem Eifer eigennütziger Freundſchaft geſagt — und Pauline vorläufig dazu geſchwiegen, mit leiſem Schmerz in der Miene, wie Franziska faſt beleidiget zu bemerken glaubte.

Das anmuthige Luſtſchloß, welches die nachmalige Gutsfrau von Gimle von ihrem gemeinſamen ländlichen Zuſammenleben entwarf, ließ daneben einen Traum, der ſich im Aether dieſer ſtillen Seele, im ſchönſten Farbenſpiel der Hoffnung gebildet, gleich dem feuchten Hauche einer Seifenblaſe verſchwinden. Und wirklich zweifelte Franzisca, daß der Juſtizcommiſſarius die Abſicht hätte, ſich die von ihm verehrte Platon als Gattin anzueignen; ihr Schwager würde — ſo folgerte Madame Weihland — für eine nahe liegende Gelegenheit doch kaum ſo lange gezögert haben. Frauen glauben überhaupt um ſo ſchwerer an die Heirathsentſchließung der Männer, als dieſe in ihr eigenes Intereſſe eingreift. Und Franzisca verlor, wenn jener angehende Hageſtolz ſeiner öden Kaſte abtrünnig würde, einen halben Liebhaber an dem Bruder ihres ſeligen Mannes, und ward ihre Geſellſchafterin die ſeinige, die ganze ungetheilte Ergebenheit eines Herzens, das in jeder Probe als gediegenes Gold beſtanden; kein Wunder alſo, daß die ſchöne Wittwe zweifelte; denn der Glaube, auch der an das Glück unſerer Freunde — fordert ein unbedingtes Gemüth, und wo er wohnhaft iſt, darf keine Selbſtſucht bleiben, auch die feinſte nicht.

Der Gegenſtand von Paulinens Gedanken trat jetzt plötzlich unvermuthet ein, da er um einige Stunden hatte ſpäter kommen wollen, wie es in beinahe täglicher Gewohnheit geſchah, und der Juſtizcommiſſarius heute ausnahmsweiſe beſtimmt verſprochen hatte. Die gute Platon, ſich keines Zuſpruchs verſehend, erſchrak ob dieſer Anticipation der Zeit. Sie gerieth in Verwirrung; der Schlag des innern Uhrwerks ging zuerſt beſchleuniget, dann und wann ſtockten ihre Pulſe während des Laufes des Geſprächs. — Genug. dieſer Beſuch ſchien als eine Störnug, wie gern geſehen auch — zu kommen; doch ſelbſt froh, keine vorzufinden.

„Vergebung, liebe Theure!“ ſagte er mit befangener Stimme — vielleicht vom ſchnellen Steigen — und hing den abgeworfenen Pelz ſo haſtig an den blinkenden Haken, daß die Oeſe zerriß, und er nun lange nicht damit fertig werden konnte, „daß ich wohl zutrittsfähig, doch, ſo zu ſagen, mit der Thüre ins Haus falle, wo Sie in frommen Alleinſein unſichtbare Kirche oder Loge halten. — Sie, Verehrteſte! ſind Meiſterin von jeder Stelle, ſo auch von dieſem heiligen Stuhl —“ hier rührte der Juſtizcommiſſarius mit leiſer Ehrfurcht den hölzernen Arm des Seſſels an, — „und ich küſſe Ihnen in Demuth den Pantoffel.“ Er legte auf das letzte Wort unmerklich den Accent der Ironie.

Pauline zog ſchnell den kleinen Winterſchuh zurück, lächelte und ſprach: „Die Päpſtinnen ſind anrüchig — ich aber habe gar kein hierarchiſches Talent.“

„Das wird ſich finden —“ antwortete der Juſtizcommiſſarius im zuverſichtlichen Tone eines verbindlichen Spottes; „doch dabei fällt mir ein, daß ich etwas vergeſſen habe, weshalb ich auch gekommen. —“

„Ihren Stock etwa?“ fragte die Platon, und ihr helles Auge flüchtete ſich, das ſeine meidend, von einem dunkelnden Winkel zum andern.

„Nein, nein! laſſen Sie nur, meine Gütige!“ antwortete Weihland, indem er einen Sitz dicht neben Pauline ſchob und ſich darauf niederließ, „ich ſorge nicht um ein Stäbchen zum Weitergehen — und ſtöckiſch komme ich mir zuweilen ſelbſt vor. So jetzt, zum Beiſpiel; ein Bambus gleichſam! Ihre zarte Hand könnte mit magnetiſcher Wiſſenſchaft die Knoten zählen, welche mich hindern, biegſam und geſchmeidig zu ſein; aber ſtandhaft bin ich doch und darf als eine treue Stütze mich ſelbſt empfehlen.“

Es lag etwas rührend Verſicherndes in dieſer Rede Weihland's und eine ſeltſam weiche Modulation in der männlichen Stimme, die ſich ungelenker Härte anklagte. Paulinen ging ein Licht auf.

Der erſte Strahl jener Lebensſonne, die alle Ewigkeiten durchleuchtet, blitzte in ihre Seele; die Memnonsſäule gab einen ſchönen Klang. Sie athmete tief, ihn auszittern zu laſſen in der ſeligen Bruſt, und ihr Blick weilte unter dem Schleier der Dämmerung eine halbe Minute auf dem Freunde.

„Sie hatten etwas vergeſſen, lieber Weihland?" ſagte die Platon mit erinnerndem Ernſt, ihn wo möglich in ein ruhiges Gleis zurückzuführen.

„Weihland!" wiederholte der Juſtizcommiſſarius wie mit abſprechendem Nachdruck, „ich muß dafür ſorgen, daß Sie mich hinfort anders nennen; länger ertrage ich es nicht, ſchon manchmal habe ich mich desfalls geäußert — daß, wenn mein Name von Ihren Lippen tönt, ich wie ein Geweſener verlaute. Und wenn das Geſchlecht der Menſchen mich zu den Todten würfe und mein vergäße, immerhin! Ihnen aber, Ihnen, Pauline! möchte ich ein Künftiger ſein. Doch ad vocem, vergeſſen! ein guter Wunſch an Sie, den — heute früh —"

„Sie waren dieſen Morgen ſchon ſo gütig —" fiel ihm die Geſellſchafterin in das Wort, lächelnd zwar, doch förmlich, wie es oft geſchieht, wenn ein weibliches Herz in ſüßer Schwachheit dem ſchwellenden Gefühl die geziemende Schranke geben will.

„Man kann des Guten nicht zu viel thun, zumal des Beſten!" erwiederte der Juſtizcommiſſarius mit Beziehung. „Sagen Sie, Liebſte," fuhr er fort, während er mit einer gewiſſen Scheu um ſich blickte und nach der Nebenthüre lauſchte, „iſt meine Schwägerin nicht daheim?“

„Franzisca,“ lautete die Antwort, „ging auf ein Stündchen zu Frau von Gardemer hinüber, die arme Claudine zu beſuchen, welche noch immer leidend iſt.“

„Das iſt ſchön von ihr, von Franzisca nämlich,“ ſprach Weihland ſchnell. „Ein Stündchen!“ tönte es ſodann von ſeinem Munde mit fallendem Gewicht, als erwöge er, ein Kenner der goldenen Zeit, wie theuer die Minuten wären. „Und Franzisca iſt hoffentlich noch nicht lange fort?“ ſetzte er dringend hinzu.

„Ein Weilchen doch,“ antwortete anſcheinend gleichgültig ihre Freundin.

„Und das Heer der Gratulanten hat nun wohl auch ſeinen Umlauf vollendet?“ fragte der Juriſt, in dieſem Augenblicke ein Vorſichts-Commiſſarius, „der Abend bricht ja nun herein.“

„Einer nur,“ verſetzte Pauline ſcherzend und winkte ihm ein wenig zu, „hat ſich verſpätet, und ich gehe ſogleich zu beſtellen, daß die Lampe angezündet werde.“

Sie ſtand auf. Weihland hielt die Geſellſchafterin zurück und drückte ſie ſanft auf ihren Seſſel nieder, indem er ſprach: „Das heißt: Sie wollen ihm heimleuchten. Ich aber liebe das Zwielicht, es begünſtiget ein trauliches Geſpräch und manchen Vortrag insbeſondere. — Wenn Sie mir nur erlauben wollten, ich möchte Ihnen für mein Leben gern etwas erzählen.“ —

„Nun, ſo laſſen Sie doch hören!“ erwiederte die Platon geſpannt und leiſe. „Es war einmal ein Mann“ begann Weihland, und Pauline bemerkte: „Ihre Geſchichte fängt ſich wie ein Mährchen an — ſo recht einfach und gemüthlich.“ Dieſer kleine Stein des Anſtoßes, ſchalkhaft geworfen, flog dem Redner, der heute kein Demoſthenes war, in den Mund, und hemmte den ſilbernen Fluß der Sprache, der ohnehin nur ſchwach wie eine alte Sage, in den verrinnenden Sand dieſer Stunde ſickerte, bis er allmählich ſtärker und ſtärker aus dem vollen Herzen ſtrömte.

„Ich bitte, meine Freundin!“ antwortete der Juſtizcommiſſarius gelaſſen, „keine vorgreifliche Einrede! Am Schluſſe der Mittheilung erſuche ich Sie um Ihr Urtheil, und die Claſſification ergiebt ſich dann von ſelbſt. Alſo, es war einmal ein Mann, der hatte ſich vorgenommen, entweder eine Frau zu heirathen, wie er ſie ſich wünſchte, oder gar keine. Er hatte der Ehen viele beobachtet, aber wenige gefunden, die da glücklich wären und auch dieſe ein wenig nur. Das beſtärkte ihn denn in ſeiner Einbildung. Er begehrte nicht, was die Menge reizt, wonach die Meiſten ſtreben. Sein Wunſch gehörte ihm allein. Es ging ihm wie jenem Prinzen, der eine Schöne ſuchte, von der ihm geträumt, die zum Zeichen ihrer Unſchuld und königlichen Abkunft eine goldene Lilie in ihrer Stirne trüge, worauf jeder Tropfen Regen oder Thau zu einem prächtigen Edelſtein würde, und deren Stimme jedes Wort, auch das rauheſte — in die Melodie eines ſüßen Liedes verwandelte. — Zwar ſah mein Prinz — die Perſon thut nichts zur Sache — manches Mädchen von verblendenden Gaben, deſſen Rede auch lieblich klang; aber der rechte Wohllaut fehlte doch, und der Schimmer, welcher ihn gelockt, war kein eingeborner Glanz reiner Hoheit, denn ein Tropfen, der aus den Wolken fiel, dieſe jungfräuliche Blume zu bethauen, blieb Waſſer — und wurde ewig kein Diamant.“

„Ein Tropf ſelbſt, wer daran glaubt! dachte er; aber das Traumbild war doch zu ſchön, und er faßte es ſtill in ſein Herz. Nun hatte der Mann meiner Geſchichte — wir laſſen den Prinzen einſtweilen — einen Freund, der ſich vor mehreren Jahren vermählt hatte und zwar aus raſender Liebe. Im Eheſtande aber war er außerordentlich vernünftig geworden, ſo daß man denken konnte, er hätte Philoſophie ſtudirt; denn er ſprach wie ein Buch in Sentenzen über die Vergänglichkeit der Leidenſchaften und die Täuſchungen, denen der Menſch unterworfen wäre. Sehr natürlich, daß jener Freund den Träumer ſolch eines Schatzes von Weisheit und Erkenntniß theilhaft zu machen wünſchte, und ſo lag er ihm dringend an, dem Weg zum Traualtare je eher deſto beſſer einzuſchlagen.

Wie es kommen mag, daß grade, wie man häufig finden wird — die Sokrates unter den Männern Zuredner der Ehe ſind, dieſe Frage, Theuerſte! heften wir mit manchem andern ſeufzenden Warum an die Sterne; niedriger möchte ſie uns ſchwerlich gelöſt werden. Der Freund hatte ein herrliches Landgut mit ſchönen Gärten und Wieſen, Forſten und Teichen; dies alles freute ihn aber wenig. Er jagte nur dem Frieden nach, einem Hochwild, das ſich rar machte — und lag mit größerem Erfolge dem Grillenfange ob; Satan ſäete mitlerweile Unkraut unter den Weizen, und ſeine Gattin — nicht die des Säemanns — fiſchte im Trüben. Streitigkeiten in und außer dem Hauſe verbitterten ihm das Leben, und ſo bedurfte dieſer arme Oreſtes ſeines Pylades, der ein Rechtsfreund war. Nun geſchah es, daß dieſer Getreue ein ſchwieriges Geſchäft für ſeinen Freund zu ordnen hatte, das ihn gewiſſer Ausgleichungen wegen an Ort und Stelle berief; es traf, zum Glück für den Actenwurm, zur ſchönſten Zeit des Jahres. Der Freund verſprach ihm grüne und goldene Berge, wenn er käme, und eine Ausſicht bezaubernder Art. Er würde eine weibliche Bekanntſchaft machen, die ihn ſicherlich, der Freund ward Bürge dafür — nicht los und ledig ließe. Ein verwandter und was mehr noch ſei, wahlverwandter Beſuch, der den Brunnen auf ſeinem Gute trinken wolle, würde gleichzeitig mit dem Doctor Juris erwartet, und dieſer wäre alsdann an der Quelle. — Und wie nun Niemand lieber Heirathsvorſchläge hört, und bereit iſt, fremde Mädchen kennen zu lernen, als wer in der Heimath für einen Hageſtolz gilt, den die Töchter und Mütter ſeiner Stadt aufgegeben haben —: ſo las der Freund des Andern Brief mit beſonderem Vergnügen. Es lag etwas in der Verheißung desſelben, was überzeugend auf jenen Ungläubigen wirkte, und ihn faſt wunderbar ſeines Heils gewiß machte. Er hoffte zum erſten Male der Schöpfer ſeines Glückes zu werden, und als ſein Herz ſich in der blühenden Natur weit öffnete, da zog die Ahnung der Liebe wie eine ätheriſche Quartiermeiſterin darin ein, dann Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe Drei! die Liebe aber iſt die Größeſte unter ihnen; ſie erweitert den Blick ins Unendliche und die arme enge Bruſt zu dem Raume eines Weltalls.“

Ein Seufzer Paulinens ſäuſelte hinter der Gardine hervor; ein Lüftchen dieſer Sphäre. Das ſanfte Heben ihres Athems ſchien den Juſtizcommiſſarius aus dem Gleichgewicht des Vortrages gebracht zu haben, der Faden der Erzählung ſchwankte, er hätte ihn im Nu verkürzt — doch mit zuſammengenommener Stimme fuhr er fort: „Die Reiſe des Beiſtandes war demnach eine beſſere Präparation für das Nebengeſchäft als für das Hauptſächliche. Angekommen, fand er Niemand zu Hauſe. Der Herr des Schloſſes war verreiſt, ſeine Mutter lag ſehr krank; man erwartete ihn jedoch ſtündlich zurück, oder doch Nachricht von ihm. Die Damen — dem Heiraths-Candidaten pochte ſtärker das Herz, da Referent alſo pluraliter ſprach — machten in Geſellſchaft eine Partie nach einem Waſſerfalle und würden erſt ſpät heimkehren. Daß die Frau eine Luſtfahrt anſtellte, jene Cascade zu ſehen, während der Mann vielleicht in ungetheiltem Schmerz kindliche Thränen vergoß, war ein genugſamer Beweis für den Stand dieſer Ehe. Dem Rechtsgelehrten genügte er, ſeinen Freund zu bedauern und ein Vorurtheil gegen die Wirthin des Hauſes zu faſſen. Und dennoch — wie ſeltſam iſt das Herz, welcher Widerſprüche voll! beſchäftigte ihn unabläſſig der Gedanke, hier eine Frau zu finden. Man wies ihm ein ſchönes Zimmer an und daneben die Regiſtratur. Er ließ die Pandecten ruhen und jede Aufgabe, die ihn erwartete, recitirte lieber die Erwartung von Schiller, und da der Abend ſo wunderſchön und ſo einſam für ihn war, ſo machte er zuletzt ſelbſt ein Gedicht.“

„Sein Logement war par terre und zwar an der Morgenſeite dieſer Villa; doch ein dichtes Rebengitter verdunkelte es zu dem nöthigen Ernſt, deſſen das Geſchäft und ſein Anwalt bedurfte. Nach einem geſunden Schlafe drehete er die Schraube am Fenſter und öffnete damit einen Flacon voll Frühlingsäther und Wohlgeruch. Er ſteckte den Kopf zwiſchen das grüne ſaftige Geringel und kränzte ſich mit Weinlaub — wie Bachus, würde ich ſagen, wenn der gute Mann nicht mundnüchtern geweſen wäre.“

„Da ſah er in der Orangerie, in deren weitauslaufende Allee die Ausſicht ſeines Zimmers führte, zwei weibliche Geſtalten in lebhaftem Geſpräch auf und nieder wandeln.

Beide waren von gleicher Größe, gleichem Wuchs, nur verſchieden gekleidet. Die Eine trug einen Oberrock von dunkelm Zeuge, den ſchwarze Knöpfchen von geſchliffener Kohle vom weißen Halſe an bis zur niedlichen Stieflette herab zuſammenhielten. Das braune volle Haar war geſcheitelt und nachläſſig aufgeſchlagen. Ein intereſſantes Geſicht! Doch trotz der jugendlichen Feinheit dieſer Züge, trotz der zierlichen Taille — verrieth jenes Etwas, das ſich ſchwer beſchreiben ließe — auf den erſten Blick die Frau. Man ſagt, der Gang des Menſchen ſei charakteriſtiſch; wenn dies wahr wäre, könnte behauptet werden, der Gang einer Frau habe etwas Müdes, Schleppendes an ſich, ſo daß man ſieht, ſie iſt am Ziele; indeß ein Mädchen in zurückhaltendem Tact, oder ſchwebend in Hoffnung einherſchreitet. —“

„Der Platon ſchwebte ein Wort, vielleicht ein Widerſpruch auf den Lippen; der Juſtizcommiſſarius aber forderte nur und gönnte kein Gehör, bis er fertig wäre. So ſetzte er ſeine Rede hurtig fort: „Die Andere war demnach augenſichtlich ein Mädchen und ein ſehr hübſches noch dazu. Das weiße Kleid flatterte wie Taubengefieder um den ſchlanken Leib, das runde Geſichtchen glich einer Apfelblüthenknospe nur eben zum Aufplatzen — in den blonden Locken ſteckte eine Narziſſe, und dieſe unſchuldige Eitelkeit ließ allerliebſt. Dieſe perſonificirte Geſundheit hielt ein kleines Brunnenglas in der Hand, und in dem Sande des Bodens ſtand eine irdene Flaſche. Der Mann am Fenſter wußte nun, woran er wäre. Er nickte dem Vorſchlage ſeines Freundes Beifall zu, blieb und lauſchte. Sie wandelten in den Wellenlinien der Schönheit, duftumfloſſen vor ihm auf und ab. Die ſchwarzen Knöpfchen an der Braunen blitzten dämoniſch bei jedem dieſer zarten Tritte, das Gläschen der Andern funkelte in der Sonne, und in dem Grübchen der rothen Wange war eine kleine Elektriſir-Maſchine von großer Wirkung angebracht; der verſteckte Lyäus, der wirklich bei dieſem Anblicke etwas Berauſchendes in ſich verſpürte — fühlte dies an den Schlägen ſeines Herzens. Als die Promenade nun beendet war und ihr ſtiller Begleiter zum Frühſtück eingeladen worden, fand er die Dame vom Hauſe im braunen Rock, die ihm die Blonde als ihre Schweſter präſentirte. Ein paar Couſinen waren noch anweſend, die jedoch gegen dieſe weiße und rothe Roſe ſich gleichſam nur wie Gänſeblümchen verhielten. Nun wußte der arme Sachwalter der Themis nicht, wie er ſich galant genug benehmen ſollte. Er verfitzte ſich, ſonſt ein logiſcher Mann! in zierliche Redensarten, denn er war in den Locken der Blondine, einem Geſpinnſt vom blaſſem Golde, mit Sinn und Seele hangen geblieben, und wußte nun vor Verlegenheit nicht, wo aus noch wo ein. Dann hatte er ſich in ihre Augen vertieft, und Augen, ſo von der Bläue des tropiſchen Himmels, worunter die Palme gedeiht —“ Pauline ſchlug die ihrigen nieder und Weihland nach einem kleinen Innehalten vollendete ſeinen Satz mit Wärme; „die waren von jeher ſein Geſchmack. Doch um kurz zu ſein, denn ich fürchte, die Zeit wird Ihnen ſchon lang — während nun der Mandatarius ſich anſtrengte früh und ſpät, daß der Freund die ſchwebenden Proceſſe gewönne, verlor er ſelbſt ſein Herz. — Nur die Rückkehr des Freundes wollte er abwarten, ehe er ſich gegen die Schwägerin deſſelben erklärte. Dieſer kam, aber traurig. Er trug einen ſchwarzen Flor um den Arm, die Mutter war geſtorben, welche er ſehr geliebt. Das ganze Zuſammenſein war dadurch verdüſtert. Er ſchien alles vergeſſen zu haben und gekränkt von der Gleichgültigkeit ſeiner

Gattin, ſich in ſeinem Schmerz einſam zu fühlen. So däuchte es dem Verweſer ſeiner Geſchäfte unzart, ihn in ſolcher Stimmung das in Anregung zu bringen, wozu vorzugsweiſe Luſt und Liebe gehört. — Es fiel dem Gaſte auf, daß der Leidtragende keine Notiz von den Grazien nähme, die ſich, während er verreiſt geweſen, ſeiner Hausgöttin zugeſellt. Er erſtaunte ſogar, ſie anzutreffen, und ſeine Verwunderung über das Ausbleiben einer alten verehrten Tante aus der Stadt, die eine Frühlingscur bei ihm hatte brauchen wollen, war ungleich gaſtfreundſchaftlicher.“

„Die Anweſenheit des ihm verbrüderten Juriſten, die Maſſe vorgefundener Geſchäfte zerſtreueten den Freund. Er faßte ſich männlich, und der Rechtsanwalt ließ ihn nach den Acten nun auch in ſein Herz ſehen. Sie ſaßen im Garten, eben ging die Blonde vorüber. Die — die meinſt Du? Und liebſt ſie? fragte ihr Schwager höchlichſt betroffen, was ſoll das heißen? — Der Andere wußte nicht, was er von dieſer Frage denken ſollte. Er bedauerte in ſtillem Grimm, daß der Freund über dem Gedächtniß der Mutter das ſeinige verloren hätte. — Er dachte durch einen dichteriſchen Schwung ſich in dieſem Falle zu helfen, und antwortete mit Shakeſpeare: Was lieben heißt? es heißt, aus nichts beſtehen als Phantaſie, aus nichts als Leidenſchaft, aus nichts als Wünſchen, ganz Demuth, ganz Geduld und Ungeduld. — Hierauf ſah der Freund den Citator an, als fürchte er es rapple im Oberſtübchen bei ihm. Er lächelte wie mitleidig und ſchwieg, dann bat er ihn, auch zu ſchweigen, einige Tage noch, was Jener verſprach, ob auch nicht gern, denn ſeine Zeit war nun bald um, und es dünkte ihn, er hätte ſie bereits verſäumt.“

„Denſelben Abend noch in ſpäter Stunde rollte eine ſchwerfallige Reiſekutſche in den Hof. Der Schein der Laternen fiel durch die Rebenſtöcke in die Clauſur des Juriſten, wo ſchon das Nachtlicht brannte; doch konnte er nichts unterſcheiden. Es ward regſam um den Wagen, er hörte weibliche Stimmen und ein lautes Willkommen, das der Herr des Schloſſes ſprach, einen froheren Ton hatte ſein Freund noch nicht von ihm gehört. Er vermuthete, es wäre die bewußte Tante und erwartete in dieſer Gefeierten mindeſtens ein Seitenſtück zu der von Frau von Schopenhauer. Doch am folgenden Tage, der regentrübe war, blieb die Tante auf ihrem Zimmer; es hieß, ſie wäre angegriffen von der Reiſe und müſſe ſich erſt erholen. Die Dame vom Hauſe ſchien nach guter Frauen Weiſe ihrem Manne die Freude über dieſen Beſuch ganz allein zu vergönnen. Sie nahm mit einem ſchlechten Stückchen dabei vorlieb. — Eine triſte Stille hatte ſich plötzlich über das Schloß verbreitet; der Neffe ging ab und zu. Die Grazien waren ausgeflogen zu einem Beſuch in der Nachbarſchaft, und der Rechtsfreund arbeitete ſo emſig, als ob unſichtbar ein Treiber hinter ihm ſtände. Gegen den Abend klärte ſich der Himmel auf. Die Sonne ſank heiter, ob auch mit verweinten Spuren, in den Purpurſchooß der Wolken, balſamiſche Lüfte durchſchauerten den Garten, das Silberhorn des Mondes fing an zu blinken, hier und da zitterte noch eine Thräne an den Zweigen, und in ſanfter Feier endete der Tag. Der Abend war zu ſchön, um ihn zwiſchen vier Wänden hinzubringen. Der Juriſt, ſeinen Freund an die Pflicht frei gebend, der Tante Geſellſchaft zu leiſten, ging ſpazieren und mit ſich ſelbſt zu Rathe. Er ſuchte das Weite. Ein melancholiſcher Friede ruhete auf der Landſchaft, der Wind ſtrich durch die Saat, und der Held dieſer Geſchichte, der eben keiner war; denn ſeit dem Zwiegeſpräch mit dem Freunde fühlte er ſich feige, ſein Glück zu verfolgen — durch die grünen Felder. Ermüdet kehrte er zurück in den Garten, worin bei magiſchen Decorationen und himmliſcher Beleuchtung große Philomelen-Oper war. Der Spiegel des Baſſins verdoppelte den Sternenbogen der Nacht und das Bild der ſchimmernden Selene; im Schilfe ſeufzte es vor Entzücken. Er ſetzte ſich in ſchwelgendem Genuß an die Liedertafel der Natur und bewunderte mit ſtillerhobner Seele den Künſtlerverein in der Welt der Töne. Jede dieſer grauen Sängerinnen war eine weiße Dame, eine Armide von Gluck, eine kleine Zauberflöte.“

„Da rauſchte es näher wie Schritte, ein Paar Luſtwandelnde kamen Arm in Arm in traulicher Unterhaltung verſtrickt, der Herr des Schloſſes mit einer jungen Dame — eine alte hätte ſich ſchwerlich der feuchten Abendkühle ausgeſetzt — und dieſes Frauenzimmer war nicht ſeine Frau. Sie ließen ſich unweit der Stelle, wo der Andere unter dem Schatten einer hangenden Akazie ſaß, am Fuße einer Terraſſe nieder und ſetzten ihr Geſpräch mitten in einer leidenſchaftlichen Klage über Unbilden, die der Freund von Seiten der Gattin erführe, fort. Er zog einen Vorhang von dem häuslichen Gemälde ſeiner Ehe, das wahrlich! kein Stillleben war. Es war, als hätte Jenen der Geiſt ſeines Schickſals nicht allein unſichtbar gemacht, ſondern auch unfähig, ſich während dieſer Scene zu regen. Und wie viel, ſprach der Ehemann mit unterdrücktem Schmerz, verſprach ich mir von ihr und der Zukunft! Wie heiß war mein Wunſch, ſie zu beſitzen! Mit welcher Gier haſchte ich nach jeder Minute, wo ich ſie ſehen konnte! Ich hätte ſie auffreſſen mögen vor Liebe — und nun — nun reuet es mich manchmal, daß ich es nicht gethan habe. — Dieſer Ausdruck von reuigem Grimm und Gram war der Humor eines Währwolfs. Doch nun, o Pauline! ertönte eine Stimme, eine ſüße ſeelenvolle Stimme, im Wohllaut des Troſtes, und die Nachtigallen verſtummten vor der melodiſchen Weiſe, in der die Vertraute den Unmuth des Klägers zu beſänftigen ſuchte. —“ „O Weihland!“ lispelte die Platon mit halbem Ton. „Still, ſtill um Gotteswillen!“ bat der Erzähler, indem er ihre Hand mit dem vollen Accent des Gefühls drückte und in der ſeinigen behielt, „der Klang der Erinnerung muß erſt auszittern. Die unvergeßliche Stimme war das Wunderglöckchen, was mein Prinz ſuchte, der Einklang des Gemüths, die Harmonie der Liebe. Sie entſchuldigte die ſchwer angeklagte Gattin und redete mit einer Engelzunge zur Sühne. Wie heilig erfinderiſch iſt ein reines Herz, Gutes an einer ſchlimmen Sache zu entdecken! Die ſchöne Seele, von der ich rede, hob, eine Columba gleichſam, aus dem wilden grollenden Meere der Klagen Jenes einen neuen Welttheil voll Palmwälder hervor! — Der Freund fühlte ſich ſchwächer und vertheidigte ſich daher ſtärker. Er wollte die ſanfte Vermittlerin der ſtreitbaren Mächte in ſein Intereſſe ziehen, und dachte es zu thun bei einer ſchwachen Seite ihres Geſchlechts. Ach! ſagte er, Sie ſind überall zu gut, deshalb können Sie nirgend an eine bösliche Abſicht glauben. Ich habe einen Freund — der Unſichtbare bückte ſich hier ein wenig — dem ich wohlwollend das Beſte zudachte, was ich kenne, Sie! zwar iſt er dieſes Glückes nur theilweiſe würdig — Wer wäre es ganz? — Was meinen Sie, Pauline? Der Erzſchelm von einem Eheprocurator! Aber ich wüßte Sie doch an einen wackern Mann verſorgt. Sie werden ihn kennen lernen, denn er iſt hier und ich will Ihnen vorläufig eine

Charakteriſtik von ihm geben. Begieriger dürfte ſchwerlich ein junger Autor auf die erſte Recenſion ſeiner Werke ſein, die ihm vor Augen liegt, als der Mann unter der Akazie der Schilderung lauſchte, ſeinem Ohr ſo nahe. Sein Aeußeres, begann der Criticus, wird morgen Ihrem Urtheil ſtehen; doch darauf ſieht ein ſo geiſtiges Weſen wohl kaum zunächſt. — Die Kapſel dieſer Worte, welche das Conterfei meines Prinzen umſchloß, ward demnach nicht mit ſchmeichelhaften Hoffnungen eröffnet. Er iſt, fuhr er fort, von ſchroffer Denkart und einer faſt alterthümlichen Strenge in ſeinen Grundſätzen; allein der Epheu, dieſe weiche Ranke, welche die Dichter gern als Symbol anſchmiegender Treue, als den Kranz des Verdienſtes anwenden, wächſt ja auch um Felſen und Mauern. Ein Uebelſtand iſt es, daß er nicht früher geheirathet hat, denn er iſt nun ſchon ein wenig vermuckt. Sie werden dieſen Ausdruck gewiß verſtehen, meine Freundin, ſchaltete der leidige Portraitirer ein, obgleich ich nicht genau weiß, daß Adelung ihn legitimirte; ich wüßte jedoch keinen andern für den hageſtolzen Eigenſinn, in dem er auf ſeiner vorgefaßten Meinung zu beharren pflegt. Ein nicht geringer Grad von Intoleranz dürfte Sie daher nicht Wunder nehmen an ihm. Er kann nicht alle Leute leiden, verſtößt in ſeiner graden Manier, oder ſchwingt die Geißel der Satyre. So braucht er, Sie ſehen es ſelbſt, nothwendig eine Frau, die mild und weltklug zwiſchen ihm und den Fehlern der Menſchen ſtände, bei Zeiten ausbeugt, Colliſionen zu vermeiden, und hier und da ein engliſches Pfläſterchen auflegt. An einem witzigen Einfall, dürfte er ihn nicht ſagen, würde er erſticken — dieſer ſchwarzblaue Tod drohete dem Zuhörer vor Bosheit — und er wüſche wohl, ſetzte dieſer Unparteiiſche hinzu, ſelbſt den Kopf der Cythere mit ſcharfer Lauge anſtatt mit Roſenwaſſer, falls er ein Fleckchen daran verſpürte — dieſer muntere Seifenſieder! — Und wenn nach Pockels die Kunſt des Umgangs darin beſteht, daß Jeder bei möglichſter Vollkommenheit ein Loch im Strumpfe laſſe, das eine kleine Blöße zeigt, ſo zieht er in Ermangelung eines Andern ſich ſelber auf. Dies war nun kein feiner Ruhm, und die Nymphe im Schleier mochte eben nicht lüſtern werden, dieſen Faun zu erobern. Sie ſagte jedoch mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit, das attiſche Salz des Witzes ſei als die Würze der Geſelligkeit nicht zu verachten, und Heiterkeit, wie die Schrift ſage, ein täglich Wohlleben. Dieſe fromme Deutung führte den argen Lobredner auf ein verwandtes Capitel. Wohlleben! ſagte er und ich hörte es dem Tone an, daß er dazu lächelte, ja, darauf hält der Mann meiner Empfehlung etwas. Ein wenig Feinſchmeckerei wird ihm ſeine Hausfrau ſchon zu Gute halten müſſen. Wenn das Weiblein im Feuer der Küche beſteht — nur kein Rübchen darf es ihm ſchaben — ſo zeigt er ſich bei Gelegenheit ſtandhaft, wo eine Batterie von Flaſchen aufgepflanzt iſt. — Als der Verborgene dies vernahm, fühlte er Appetit ſeinen Freund zu zermalmen. Hierauf legte der zweideutige Protector allen dieſen Mängeln noch einige vergütende Eigenſchaften bei und erwähnte auch des ſchönen Vermögens, das der Juriſt erblich überkommen, der Einnahme, die er ſeinem Berufe verdanke, und ſomit einer Lage, die ihn in den Stand ſetze, ſeiner künftigen Gattin ein angenehmes Leben zu bereiten. Und dieſer Mann, fuhr er tiefathmend fort, ſollte meinen Wünſchen nach der Ihrige werden. Thörichter Weiſe hatte ich ſchon vor längerer Zeit ein Wörtchen davon fliegen laſſen. Was thut aber meine Frau? Sie ſchreibt heimlich an ihre Schweſter und läßt dieſe während meiner Abweſenheit kommen. Und wie ſie mir einen Strich durch die Rechnung meiner Lebensfreuden gemacht, ſo iſt es ihr ein tückiſches Vergnügen, mir einen Plan zu hintertreiben, der das Glück meiner Freunde beträfe. —“

„Dieſe Schwägerin iſt nun eine Flocke — aber nicht von Schnee. Ein leichtſinniges Ding, das nach einem Dutzend baarer Liebeshändel gern einen wohlhabenden Mann hätte. Das Füllhorn des Ueberfluſſes, das er ausſchütten würde über der üppigen Blondine, würde ihm ſchon analog dieſem Bilde vergolten werden. — Sie iſt wie raſend auf den Tanz, und mein Freund, der dieſe Ergötzlichkeit nur den Mücken und Horen erlaubt, macht nur Gedankenſprünge und ſtets ein ſaures Geſicht, ſo oft er dem wirbelnden Kreiſe eines Balles von ferne ſteht. Ferner iſt ſie flink, wie ein lockerer Fähnrich, Schulden zu machen; etwas haſſenswertheres an einem Mädchen kenne ich aber nicht. Dieß darf nur Glauben, aber keine Gläubiger haben, und nichts borgen als den Gürtel, der die Gabe der Anmuth verleiht. Mein Freund, ich weiß es, denkt in dieſem Punkte grade ſo wie ich. Und nun — er ſitzt richtig auf der Leimruthe feſt! Ich aber kann nichts thun als ihn beklagen, weil ich zu ſchwach zum Helfen bin; denn wo wäre ein Verliebter von ſeinem Unglück zu überzeugen? — Dies war nun in aller Stille und Geſchwindigkeit geſchehen. Und nun antwortete die ſüße Stimme und ſuchte den aufgeregten Freund auch von dieſer Seite zu beruhigen. Sie ſagte, daß ſie nicht daran denken dürfe, die gütige Frau, welche wie eine Mutter an ihr gehandelt, bei dem immer blöder werdenden Geſicht zu verlaſſen. Der hinter der Akazie merkte nun, daß die Vertraute des Neffen die Geſellſchafterin der Tante und das Licht ihrer Augen wäre, die der Fittich des ſchwarzen Staars allmählich verfinſterte. Dem Freunde im Dunkel der Verborgenheit ging jetzt auch ein Licht auf. Dann, ſprach dieſe Hellſehende weiter, ſei ihrem Dafürhalten nach jede Führung Gottes unhintertreiblich, und ſo müſſe es wohl nicht des Himmels Wille geweſen ſein, daß die freundſchaftliche Abſicht des Herrn vom Schloſſe gefördert würde. Eheſtiften erſcheine ihr jedenfalls als ein gewagter Verſuch den Meiſter des Schickſals zu ſpielen, das ſich ſeine geheimnißvollen Künſte zu Geſellen allein vorbehalte. Herzen, für einander geſchaffen, fänden ſich früher oder ſpät gewiß. — Der Unſichtbare ſtreckte hier die Hand aus, ſuchend, griff aber nur in die Zweige der Akazie, und drückte die zarten Blätter innigſt. Der Arm, der Sie umfaſſen ſoll, iſt leer — kein Schattenglück wird dieſen Buſen kühlen — dachte er claſſiſch. Aber dieſer lyriſche Seufzer endete nun alles. Das leiſe Geräuſch, welches die Beiden vielleicht vernommen, mahnte ſie an den Aufbruch. Sie wandelten nach dem Schloſſe, ein Strahl von Hoffnung blieb Jenem zurück. In der Nacht kam ein reitender Bote, der den Rechtsfreund eines wichtigen Vorfalls wegen, ſchleunigſt nach Hauſe berief. Er reiſte mit dem dämmernden Morgen ab."

„Die Folgezeit drückte die Augen jener würdigen Matrone zu, und ihr beſter Schatz, ein frommes, weiſes Herz, das ihr in der Perſon der unvergleichlichen Geſellſchafterin ſo treu beigeſtanden, kam wie der Segen des Gerechten auf den dritten Erben. Ein wunderbarer Zuſammenhang von Umſtänden hatte die Fäden verknüpft, die ein innig anhängliches Band geworden. Die Herzen haben ſich gefunden und

— nicht wahr, Pauline? — binden ſich noch enger und halten an einander für Zeit und Ewigkeit?“

Der Juſtizcommiſſarius hielt die Geliebte eine lange ſelige Minute an ſeiner Bruſt. Pauline verſicherte ihn leiſe ihrer Liebe, ihres Glückes. Er nahm Beſitz von ſeinem neuen Recht, und dieſe Verſicherung unter Siegel. „Und hier,“ rief Weihland und küßte die ſphäriſche Stirne der Braut, vom Monde und der Freude verklärt, „blüht meinem Prinzen am Neujahrstage die goldene Lilie auf, die Blume der Blumen! Hier hängt der Thau, aus der Morgenröthe ſeines Glückes geboren —“ ein paar Thränen ſchlichen wonneſchwer an Paulinens Wange herab — „und dieſe funkelnden Tropfen, ſchöner als Perlen und Edelſteine, machen dieſen Cröſus noch reicher.“

In welchen überſchwänglichen Gefühlen klopfte das Herz unſerer Platon! Die Weisheit iſt ein Kindertraum gegen das Bewußtſein der Liebe.

Pauline wollte, ihre Rührung abzuleiten, von der Erzählung anheben, die noch in manchem Punkte zu vollenden wäre. „Ach!“ ſagte er aus beſchwingter Seele, „meine Geſchichte iſt aus, ſie flog übers Haus —“

„Und das Ende lautet gleich dem Anfang, wie ein Mährchen;“ antwortete Pauline.

„Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte,“ entgegnete der Juſtizcommiſſarius; „ein guter Erzähler aber hütet ſich zu ausführlich zu ſein, und läßt etwas zu errathen übrig.“

Die ernſte Pauline lächelte hier liebreizend und ſprach zärtlich: „Somit wäre mir manche gute Lehre gegeben, und ich bedürfte kein Mehreres über die Fehler, welche ich zu dulden oder zu vermeiden hätte? — Nun, ich werde mir alles gehörig ad notam nehmen.“

Weibland rief: „O meine Pauline, Sie reden ſchon wie eine Juriſtenfrau — das entzückt mich!“ Darauf küßte er ſie ſo lange und herzlich, daß die platoniſche Jungfrau erſeufzte, und in dieſem Ungeſtüm die männliche Gewaltſamkeit erkannte, welche künftig Macht über ihre zarteſten Gefühle üben werde. Aber hingegeben ihr Lebenlang den Launen und Leiden ihres Geſchlechts, war der Gedanke an die Superiorität eines trefflichen Mannes der Stolz ihrer Liebe.

Franzisca kam. Der Juſtizcommiſſarius ſtellte zu ihrer unausſprechlichen Freude ſeiner Schwägerin ein Paar Verlobte vor, und beſtätigte das Wort dieſer Offenbarung ſofort durch mitfolgende Zeichen. Mit welcher Innigkeit hing die bräutliche Wittwe an dem Halſe ihrer Freundin, und der verſchämte Schmerz, der oft getheilte, und dankbare Wehmuth, die Weihe des Glückes, floß in Freudenthränen zuſammen! — Auch der biedere Schwager bekam ſeinen Antheil. „Du, mein alter Ludwig,“ ſagte Franzisca, und klopfte mit ihrer weißen Hand ſeine bärtige Wange, „biſt, wie jener orientale Tatarchan, klüger als wir dachten und vernünftiger als wir vermutheten.“ Der Juſtizcommiſſarius verbeugte ſich tief, und Madame Weibland fuhr fort: „Manchmal zweifelte ich doch an Dir, und jetzt zuletzt, ſeit Admont ſich gegen mich erklärte, am meiſten. „Du konnteſt früher glücklich ſein, Bruder.“

„Von Dir, Fränzchen,“ entgegnete der Bräutigam, „hätte ich dieſen Vorwurf am wenigſten erwartet. Wem kam mein Harren und Hoffen denn zu Gute? Auch mußte Pauline mich zuvor beſſer kennen lernen, als mein Freund mich ihr geſchildert.« Die Platon warf ihm einen Blick zu — er ſah in den blauen Himmel eines unbegränzten Zutrauens und ſtiller Lobeserhebung.

Die Gegenwart Franzisca's, dieſer Dritten in ihrem Bunde, lenkte das Geſpräch nun mehr nach Außen. Der Juſtizcommiſſarius ſollte das Haus ſeines Bruders übernehmen und die Wittwe des Banquiers nur ein Abſteige-Quartier darin behalten.

Das Comptoir würde zur Expedition benutzt werden, wo ein Weibland wiederum die Feder führte im Dienſt der Gerechtigkeit, mit Fleiß und Ordnung, gleich dem Vorigen. In der Bel-Etage änderte ſich wenig alsdann; nur eine *beglücktere* Hausfrau als die ehemalige wäre an ihrem Platze. Oben, wo Felice ſchnöde Ausflüchte geſucht, führte künftig ein Beſſerer die entſchädigte Franzisca ein, daß für den Aufenthalt der Wintermonate das Herz im Genuſſe der Freundſchaft und an ihrer himmliſchen Flamme erwarme. Und wie ſelige Geiſter die Wohnung ihrer irdiſchen Leiden nur beſuchen, um mit unſterblichem Blick in die trüben Tage der Vergangenheit zu ſchauen — kehrten ſie dann nach *Gimle* zurück. Wie viel hatten die guten Seelen mit der neuen Einrichtung zu thun, ſo daß für die Geſchäftigkeit ihrer Hoffnungen der lange Abend kaum ausreichte! Pauline Platon, welche die Athene dieſes und jedes Verhältniſſes, worin ſie gelebt, geweſen war, dachte auch in Zukunft ſich des Oelzweigs nicht zu begeben, aber den Wetteifer in künſtlichen Arbeiten gab ſie auf; und freudig legte ſie das Amt der bürgerlichen Hofdame nieder, um, eine ſtille Cammerherrin ihres Gebietenden bisher, die kleinen goldnen Knöpfchen zur Antichambre ſeines Herzens in höherer Befugniß als Schlüſſeldame des Hauſes zu tragen.

Franziſca wandelte im Geiſte unter den Roſen und Ranunkeln von Gimle, und ſtrickte Gedanken-Filet für den Weinſtock ihrer Freuden, der jetzt im Frühling ſeiner Anlage noch weinte. — Kein Unſtern ſollte ferner mit falſchem Licht ihr und Admonts Leben noch täuſchen, nur die Sonne der Zufriedenheit es beſtrahlen. Die ſchöne Landſchaft jener Gegend werde ſie die Stadt nicht vermiſſen laſſen, und der Syndicus einer andern könne der Wortführer ſeiner kalten Wünſche bleiben, bei wem er wolle. Die Liebe, göttlich reich, tilge alle Schulden, und mache den Egoismus mit ſeiner kränkenden kargen Härte vergeſſen.

„Nur Eins,“ ſagte Franziſca am Schluſſe dieſer Vorſtellungen mit einem Vorausſeufzer, „Eines wird mir immer fehlen.“ „Und das iſt?“ fragte die Platon mit jener Theilnahme, die jedem Bedürfniſſe der Freundin ſo treu begegnet war.

„Du, meine gute Pauline!“ antwortete jene mit einem Tone, der das Verdienſt der Genannten würdigte, und worin die dankbare Innigkeit eines längeren Zuſammenlebens lag.

„Dann laß uns mit dem Dichter denken,“ ſprach Weihlands Braut zu Weihlands Wittwe, und Beiden wallte das Herz: „Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.“

Seit jenem Zuſammenſein der Frau von Gardemer mit ihrem Freunde, wobei eine gegenſeitige Erörterung Statt gefunden, war dieſes Verhältniß dem Gefühl nach ein beſtimmtes, doch ohne äußerlich dafür zu gelten. Troja, mit der ſeligen Gewißheit, die Geliebte überzeugt zu haben, fühlte ſeln genug, Lucie ſich ſelbſt zu überlaſſen; er trug den Schatz ſeines Glückes im Herzen. Es war jedoch, als ob der Wittwe des Majors noch ein trüber Schleier von Gram anhänge und Clarburgs Tochter nur mit Furcht und Zittern daran denken könne, dem Mann ihrer erſten, ihrer ewigen Liebe anzugehören. Die ſcheuen Empfindungen vergangener Zeit ſcheuchten ihr die Hoffnung hinweg, daß ſie es ohne Verſündigung dürfe, und der Schatten ihres Vaters, mit dräuender Geberde wie damals gegen den ſchuldloſen Rudolph gewendet, drängte ſich zwiſchen ſie und ihn.

Das ſeltſame Zuſammentreffen Claudinens von Unſtern mit ihrem geſchiedenen Gemahl, im Hauſe ſeiner nunmehrigen Verlobten, war der Punkt geweſen, von wo aus ſich die Beziehung des Capitains zu dem Fräulein erklärte, und ſo, daß Lucie ſeinerſeits zufrieden geſtellt ward. Man hatte Claudine ohne Bewußtſein in Admonts Armen gefunden und zu nicht geringer Verwunderung erfahren, wie nahe Beide ſich angingen. Manches Räthſel wurde bei dieſer Gelegenheit gelöſt, von verſchiedenem Intereſſe für die Betheiligten. Madame Weihland zeigte ſich um ſo eher geneigt, ihrer Vorgängerin in der Wahl des Herrn von Blandovsky, alle mögliche Hülfleiſtung zu gewähren und Claudinens Vergehen, in was es auch beſtehen mochte — mit Nachſicht zu beurtheilen, als ſie im Vortheil der Gegenwart war. Der Ohnmächtige hat überdies für ein zartes Gemüth etwas todtenheiliges, und der Schauer, den ein entflohenes Leben nachläßt, ſelbſt wenn es wiederkehrt — ſchwebte lange um dieſe bleiche, ſchöne Geſtalt. Nur das

Mitleid, kein ſittenrichterlicher Tadel, gab der ängſtlichen Sorgfalt der Frauen eine Stimme, laut genug, ſo lange als Claudine nicht erwachte, und auch leiſe noch, da die Arme eine geraume Zeit hindurch leidend blieb. Das Haus der Wittwe des Banquier bot unter den obwaltenden Umſtänden keinen ſchicklichen Aufenthalt für das Fräulein, und ſobald Claudine nur eines Erkennens ihrer ſelbſt und der durch ſie verurſachten Störung fähig war, wünſchte ſie entfernt zu ſein. Man ſendete zunächſt in die hochzeitliche Verſammlung hinüber, entſchuldigte das Ausbleiben des Fräuleins bei den Verwandten deſſelben beſtens, und leitete ſpäter die ſchwachen Schritte der Erkrankten, welche ſich Aufſehen zu vermeiden über Macht anſtrengte, nach der Wohnung der Frau von Gardemer. Lucie übernahm mit der zarteſten Theilnahme ihre Pflege, und bei der Stille dieſer Gaſtfreundſchaft, und der Discretion, welche von Seiten der Weiblands über dieſen Vorfall beobachtet wurde, blieb er im Dunkel und es ward nur wenig davon geſprochen.

In ihrem Wohnzimmer mit Admont allein empfing nun Franziſca jede genügende Erklärung von ihm ſowohl in Bezug auf das Sonſt, als auf das Jetzt. Die Liebe ließ ihren glänzenden Strahl in die aufgeregte Seele der bräutlichen Wittwe fallen, ſo daß ſie bei dem Blicke dieſer Offenbarung das Ende des Knäuels, der in Wahrheit auf einen Unſtern gewickelt war, ſchon abſah, als Admont die Fäden der Geſchichte zu löſen begann.

Pauline Platon befand ſich unterdeſſen mit dem Juſtizcommiſſarius, der auch ein hinzugekommener Zeuge jener verſtörenden Scene geweſen war, noch in dem Gemache, dem Schauplatze derſelben. Mit Gefühlen, die noch in Staunen gefangen waren, raffte ſie den Muſchelhut vom Boden auf, und betaſtete ihn mit leiſe zitternden Händen; denn die Erſchütterung des Schreckens und der Angſt wirkte noch fort. In dem Cloſet lag alles durch einander, der Geruch ſtarker Eſſenzen, der an Schwäche wie an Schmerz erinnert, erfüllte es ganz, und dieſe krankhafte Atmoſphäre umhüllte den klaren Sinn der guten Platon wie mit dem Nebelduft trauriger Geheimniſſe. Das Mädchen der Madame Weihland lief mit dem Pilgerſtabe in der Hand hin und her mit all dem geſchäftigen Lärm, den Leute dieſer Claſſe ſich erlauben, ſobald ein Wirrwarr die Ordnung der Gewohnheit aus ihren Fugen hebt. Dem Juſtizcommiſſarius war dieſer zweckloſe Umtrieb ſtörend, mit der Freundin ſeiner Seele über jenen Vorgang zu ſprechen. Er ſagte zu der Pilgerin im Spencer: „Wenn Du mit dieſem Stabe gleich ausgegangen wäreſt, ſo müßteſt Du unfehlbar nicht mehr weit von Paläſtina ſein. — Sage, was ſuchſt Du denn eigentlich?“

Im Nu hatte das Mädchen den Grund dieſer Frage gefunden; es entfernte ſich.

Wie verdammlich auch unſer Geſchlecht zu Gericht ſitzt, wo eine abgeſchiedene Sünde unter dem Schatten der Schönheit vor ihm erſcheint, ſo hatte doch Claudine — von dem dunkeln Genius jener Stunde an die Grenze des Lebens und unter dem Einfluß verurtheilender Strenge geführt — eine größere Schonung, als zu hoffen ſtand, gefunden. Ein unglücklich weibliches Weſen wird ſich gewiß der aufrichtigſten Theilnahme ſeiner Mitſchweſtern zu erfreuen haben in dem Grade, als ſein Leiden kein ſelbſtiſches Intereſſe derſelben in Anſpruch nimmt. Denn wir Frauen ſind wohl gut; aber niemals geneigt, unſere wichtigſten Güter zu theilen, als worunter wir anerkennender Weiſe die lieben Männer verſtehen, es mögen nun Liebhaber oder Freunde.

Brüder oder Ehegatten ſein. Aus jenem Grunde nun, und aus einem edlern noch — denn Franzisca hatte der Tochter des Landſchafts-Directors wohlgethan — war ihr Antheil an dem Schickſal der armen Claudine innig und ehrlich gemeint; und je mehr die Braut Herrn Admonts von Gimle durchdrungen war von dem Werth ihres Verlobten und beſeelt von dem Vertrauen, an ſeiner Seite das bisher verfehlte Glück des Lebens zu finden, deſto mitleidswürdiger mußte ihr Claudine erſcheinen. Ein kleiner Stolz auf den Beſitz ſeiner liebenden Achtung, ein geſicherter Standpunkt, gab den Beweiſen ihrer Zuneigung für das Fräulein etwas Herablaſſendes, und Claudine, in mehr als einer Hinſicht die Schuldnerin der Wittwe, war wohl zu gebeugt, um das nicht in den Tiefen einer wunden, ſtolzen Seele zu empfinden.

Pauline hingegen war auch bei dieſem traurigen Vorfalle ganz ſie ſelbſt und mild wie immer. Wir wollen jedoch den verdienſtlichen Gleichmuth unſeres Lieblings nicht überſchätzen, und erwägen daher, daß die gänzliche Neutralität des Freundes und eine ſanfte Gemüthsart es ihr wahrſcheinlich leicht machten, ſich mit unbedingter Güte und jener ſtill helfenden Drangſeligkeit einer ſamaritiſchen Geſinnung, die nicht fragt noch forſcht, nicht wägt noch weilt, des Fräuleins anzunehmen. Sie hob die arme Gefallene auf, legte ſie an ihre weiche Bruſt, und als der ſchöne Kopf, die Büſte einer Leiche, leblos mit ſtummen Mienen daran ruhete, blutete ihr gefühlvolles Herz. Sie rieb das kalte Geäder der Schläfe mit geiſtigem Waſſer, ſchlug Eſſig um die ſtehenden Pulſe, ließ die ſchmalen Fußſohlen mit ſcharfen Bürſten reiben, und löſete mit keuſchen Händen die Bänder des Buſens.

Auch Admont, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt! war thätig bemüht, ein Leben wiederum zu wecken, welches das ſeine vergiftet hatte; doch als Claudine die Augen öffnete, entzog er ſich tiefathmend ihrem Blick, und überließ ſie der Sorge Anderer.

Ein kränklicher Zuſtand, die Folge eines heftig erſchütterten und langſam unterwühlten Gemüths, war auf dieſe Ohnmacht gefolgt. Die Veranlaſſung dazu konnte der Frau von Gardemer unmöglich verborgen bleiben, und großmüthig, wie Claudine zu fühlen fähig war, vergalt ſie ihrer Gaſtfreundin mit offenem hingebenden Vertrauen, worin nur ein einziger Vorenthalt lag. — Auch Lucie, wenn gleich ſehr bewegt von der Erzählung, welche jetzt mit tauſend Thränen in ihre Seele überfloß, fühlte ſich von der Befürchtung befreit, Troja hätte Claudine jemals geliebt.

Sie verſuchte zu tröſten, ließ jedoch den glühenden Ausbrüchen eines Schmerzes, der aus innern Flammen quoll, freien Lauf, und fand nur unbegreiflich, wie Claudine nicht nach dem letzten Schickſale Eugens von Elban forſchen möge, um ſich Gewißheit darüber zu verſchaffen.

„Ich konnte nicht —" verſicherte Claudine mit dem Ausdrucke der Unmöglichkeit, „es war mein einziger Troſt, woran ich mich hielt, der ſchwache Halt meines Herzens. Den Augenblick hätte ich nicht ertragen, der Eugens Todtenſchein geweſen wäre; glauben Sie mir das, Frau von Gardemer!"

Lucie ſchwieg ſinnend. Sie nahm ſich vor, den Capitain insgeheim darum zu befragen. Ob auch Troja der Mann war, der das Geheimniß eines Freundes zu bewahren wußte, ſo widerſtand er doch der bekümmerten Innigkeit nicht, womit Lucie ihn bat, ihr Aufſchluß über das Verſchwinden des jungen Elban zu geben, als über etwas, wovon die Ruhe eines zerrütteten Gemüths, wenn nicht gar Claudinens Leben — abhange. Er durfte zudem der Behutſamkeit ſeiner Freundin vertrauen, und er that es mit der Zuverſicht eines Liebenden, wie in der bereitwilligen Eile eines, der ſich mit Fug und Recht von einem ihm anklebenden Verdacht reinigen und zugleich zeigen kann, daß auf dem blanken Stahl ſeiner Ehre auch alte Liebe nicht geroſtet ſei. —

Ein Auszug aus Folgendem genügte der Frau von Gardemer für ihren Wunſch, die unglückliche Claudine einigermaßen beruhigen zu können.

Die directe Nachricht von der anſcheinenden Untreue Claudinens — Eugen hatte früheren Gerüchten von der Verbindung des Fräuleins mit Herrn von Blandovsky keinen Glauben beigemeſſen — brachte ihn ſo völlig außer ſich, daß er einen finſtern Gedanken faßte; der Tod war ihm lieber als die aufreibende Qual der Vorſtellung, Claudine als das Eigenthum eines andern Mannes zu denken. —

In dieſer Stimmung war jener Brief geſchrieben worden, den Claudine an ihrem Hochzeitstage erhielt. Doch die Freundſchaft trat zwiſchen jenen tödtlichen Vorſatz und deſſen Ausführung. Das männliche Wort des biedern Troja war bemüht, den Freund über dieſe ganz gewöhnliche Erfahrung zu erheben, und als es ihm nicht gelang, und der unglückliche Jüngling in eine Art von Geiſteszerrüttung verblieb, zog der Erſtere den General, einen väterlichen Gönner Eugens, zu Rath und Hülfe. Auch dieſer verſuchte ſein Heil umſonſt an dem Liebekranken; der Lieutenant Elban ſprach gegen ſeinen Chef nur den Wunſch aus, den Dienſt ſo bald als möglich zu quittiren. Darauf der General erwiederte: „Nicht gern, mein junger Camerad, verliere ich Sie vom Regiment; doch würde ich es mehr noch bedauern, wenn Sie den Ruhm bei Ihren Cameraden verlören, dem Ungemach in jeglicher Geſtalt gewachſen zu ſein. Wechſeln Sie die Farbe immerhin, wenn ein ſchönes, theures Mädchen Ihnen untreu wird, dies iſt einem Neuling in dem Laufe der Welt erlaubt; doch wollen Sie ihre Verhältniſſe aufgeben, ſo oft dieſe Erfahrung ſich wiederholt, ſo wird das Chamäleon wandellos gegen die Formen Ihres Lebens ſein. Doch bin ich ſelbſt der Meinung, Sie müſſen fort, Elban. Wir wollen für den Abſchied ſorgen. Ovid, der alte Schulmeiſter in der Liebe, ſagt: Man lege Länder und Männer zwiſchen Liebende, die ſich vergeſſen ſollen.“

Eugen nahm ein beträchtliches Capital zu einer großen Reiſe auf, und ſtellte die Verſchreibung auf das Gut ſeines Vaters aus, der den letzten Nachrichten zufolge vielleicht ſchon todt war. Der wackere Rechtsgelehrte, welcher dies Geſchäft vermittelte, ward mit geheimer Vollmacht von dem Sohne des präſumtiven Erblaſſers verſehen, und für den Fall, daß Eugen nicht wiederkehre, als Executor Testamenti von ihm eingeſetzt.

Der Leibhuſar, der ſich richtig zu ihm gefunden, ſchickte ſich an, ihn zu begleiten, wohin es auch wäre, und dieſe rohe Treue rührte den jungen Elban doch. Er hielt die an ſeinem Nebenbuhler begangene Undankbarkeit zwar für nicht recht, doch ſie dem alten Huß zu Gute. Eiferſucht und Selbſtliebe ſind niemals competente Richter über eine zweideutige Handlung.

Der Haß gegen ſeine Stiefmutter, die er die Urheberin ſeines Unglücks nannte, war ſo mächtig, um das beſſere Gefühl der Sehnſucht zu unterdrücken, daß ſein Vater ihn noch einmal ſähe und ſegne. Ich fühle, ich könnte nicht für mich ſtehen, wenn ich nach Halde käme. Ein wilder Trieb dieſes Weib zu ermorden, das Schuld an all dem Elend iſt, zuckt durch mein Herz. So iſt es beſſer, der Vater entſchlafe in Frieden, wie er ſchwächlich gelebt und aus Liebe zur Ruhe ſein einziges Kind fern gehalten von ſeinem Angeſicht.“ Und als der junge Elban dieſe Worte zu ſeinem alten Vertrauten ſprach, war ſein Vater ſchon geſtorben.

In dem Zeitpunkt dieſer Ereigniſſe, der etwa einige Monden umſchrieb, war der kräftige Jüngling ſo verfallen, daß Troja in der ſchmerzlichen Ueberzeugung Abſchied von ihm nahm, er ſähe ihn nicht wieder. Die Stunde der Trennung erweichte das in furchtbarer Kälte verkrämpfte Gemüth Eugens. Er bat ſeinen Freund, dem Vater ſeinen letzten Gruß zu bringen und Claudine nicht zu verlaſſen, im Falle dieſe unglücklich würde, was ihm in ahnungsvollem Gefühl für die Gerechtigkeit höherer Mächte unausbleiblich ſchien. Troja hatte es ihm zuſchwören müſſen. Ich war ihr Schützer von Kindheit an, und hätte dieſe Pflicht mit tauſend Leben bezahlt — doch ſie hat ſich in eines Andern Arm geworfen, um vielleicht bald genug, o Gott im Himmel! allein zu ſtehen und verlaſſen.“ In dieſen Worten drückte Eugen die Vollſumme ſeiner Geſinnung für dieſe Ungetreue und ſeinen Schmerz aus. Nach drei Jahren — und dieſer Blick in die Zukunft geſchah mit einem ſchwermüthigen Lächeln — wollte er wiederkehren, wenn anders jenes Band, das Claudine, um es zu löſen, nur ſtraffer angezogen, ihn nicht erwürgt hätte; doch werde ihm Halde nimmermehr ein Ort der Heimath ſein, ſo lange die ſchnöde Gegenwart der Frau von Elban dort zu fürchten ſtehe. Lieber wohne er bei den Todten in der Gruft ſeiner Väter — und nach dieſer leidenſchaftlichen Verſicherung hatte er nur noch ein dumpfes Lebewohl für ſeinen Freund.

Frau von Gardemer zögerte nicht, aus dieſer Relation eine gute Doſis ſchmerzſtillender Quinteſſenz für ihre Schutzbefohlene zu entnehmen, und mit verſüßender Hoffnung zu miſchen; zu ihrem Verwundern verſagte jedoch die erwartete Wirkung. Claudine hörte mit melancholiſcher Gelaſſenheit den freundſchaftlichen Bericht über geſchehene Dinge, als fände ſie es in der Ordnung, daß man das Beſte davon rede. Als aber Lucie in ihrem liebevollen Troſteifer äußerte, Claudine dürfte ſich hienach entſündigt fühlen und gutes Muthes ſein, weil ja Eugen gewißlich noch lebe, da man keine Nachricht ſeines Todes vernommen — und ſie werde einſt noch glücklich ſein; — da ſchüttelte das Fräulein den Kopf und ſagte mit trauriger Stimme: „Nein, theure gütige Freundin! das hoffe ich nicht, und es iſt beſſer, ich verzichte durchaus. Admont iſt mir zwar nun verſöhnt, und ich denke, aufrichtig — es war mein heißeſter Wunſch! ein vergütender Erſatz für ein armes zerrüttetes Geſchöpf, das ihn nie hätte beglücken können, wird ihm in der herrlichen Frau zu Theil, die Gott auf dem Wege des Unglücks ihm zugeführt; ich weiß ferner, daß die Zuverſicht, ohne welche ich verzweifelt wäre, mich nicht getäuſcht, daß Eugen kein Selbſtmörder geworden; — aber ich kann mich doch nicht freuen. Eine Laſt von Gram liegt noch auf meiner Bruſt und bindet mir den Athem in Seufzern. Ich habe Zeit gehabt, ernſtlich über mich nachzudenken; doch kann ich den Unterſchied zwiſchen meiner Schuld und meinem Verhängniß nicht ausfinden, ein Gefühl von Selbſtverachtung drückt mich in der Maſſe meiner Leiden. Ich bin vorwurfsfrei, wo man mich verdammt, und was die

Welt für mein Unglück hält, das empfinde ich als mein Verbrechen. — Admont dachte, ich *hätte* ihn betrogen und doch *wollte* ich ihn nicht betrügen — die Wahrheit war es, was uns ſchied, ihn elend machte und mir nur den ſchwachen Troſt gewährt, ſie, ob auch zu ſpät, bekannt zu haben. Und dieſes Bekenntniß, Gott weiß es! war nicht leicht. So hielt Eugen mich für ungetreu, während ſich Sinn und Seele in mir ſträubte, die Gattin des Mannes zu ſein, den er im Beſitz meiner Liebe wähnte. Ein Warner im Buſen ließ mich Zuflucht ſuchen im Heiligthume der Ehe vor der tollkühnen Leidenſchaft eines liebetrunkenen Jünglings, ich ſelbſt mußte ſein Götzenbild zertrümmern: *mich*!“ Claudine hielt bei dieſen Worten inne. Ein Ausdruck ſchmerzlichen Bewußtſeins zeigte ſich in ihren blaſſen Zügen und Luciens Blick verweilte betrübt auf ihr. Doch ſchwieg Frau von Gardemer und das Fräulein wie abſtrahirend, fuhr nach einer kleinen ſchweren Pauſe fort: „Ein unſeliges Geſchick waltete ſchon um meine Wiege, eine Mutter hatte ich nie — und in der Hölle lernt man nicht lieben. Den heiligſten Namen in der Natur durfte ich nicht nennen im Hauſe meines Vaters. O! hätte ich eine Mutter gehabt, die meine zarte Jugend behütete! — Wohl denen, die dieſes Segens genießen, wäre es auch vom tiefen Grabe aus! Das Grab einer Mutter, Frau von Gardemer, iſt, ob auch ein kleiner Hügel nur, doch ein heiliger Berg für die Wallfahrt eines Kindes, es ſteht dort dem Himmel näher, bringt fromme Gelübde dar und erreicht knieend eine ſittliche Stufe nach der andern. *Die* mich geboren, hatte mich ausgeſetzt. Ich beneidete frühzeitig Waiſen, die auf dem Kirchhofe weinten; *meine* Thränen floſſen ſchamhaft in verlaſſener Stille um die Verirrung der

Mutter. Ich hatte Niemand, der meine junge Seele wahrte, ihrer mit verſündigendem Groll zu gedenken. Das Schickſal hatte ſich dieſe Lehre vorbehalten. — So reifte mein jungfräulicher Stolz an einer Empörung gegen die natürlichſten Gefühle. Ich verachtete die Liebe, ſchuf mir ein Traumbild von Glück außerhalb ihrem magiſchen Kreiſe, und fühlte mich jeder Verſuchung und jedem Mann überlegen — Jedem!“

Der zitternde Accent dieſes Wortes durchbrach den Damm von Claudinens Faſſung, eine Thränenfluth ergoß ſich und hemmte ihre Stimme. Ein weibliches Gefühl fragte Lucien wann und in wem? Claudinens getroffenes Herz ſeine Ausnahme gefunden —; doch hielt ſie es für Zeit, dieſen ſtrömenden Schmerz in Ruhe abzuleiten. Und ſo ſprach Frau von Gardemer: „Das Streben nach Selbſtändigkeit, liebe Unſtern, iſt für unſer Geſchlecht wohl immer mit Gefahr verknüpft. Wir ſollten nun einmal abhängig ſein; in unſerer Schwäche liegt auch unſer Schutz, und die Liebe iſt des Weibes Leben.“

Ein erloſchener Blick aus Claudinens naſſen Augen ging ihrer Antwort vorher. Sie trocknete das betropfte Geſicht, ballte das feine feuchte Tüchlein in der weißen Hand, lächelte mit zerdrückter Seele und ſprach: „Ich aber wollte nur frei ſein — weiter nichts, und dieſer losſagende Wunſch war mein Verderben.“

„Auch Engel ſind in ſolchem Aufſchwunge gefallen —“ entgegnete die Wittwe des Majors ſanften Ernſtes, „doch auf dem Thron der Ewigkeit herrſcht nur die Liebe allein. Sollte denn der Herr des Himmels nicht Geduld mit menſchlicher Schwachheit, mit einem armen Mädchen haben, das ohne einen mütterlichen Schutzgeiſt war? Erheben Sie

Sich zu Ihm, gute Claudine! dann neigt er ſich nieder. — Wir Alle ruhen ja am Herzen Gottes.“

Claudine vermochte lange nicht zu ſprechen. Lucie fuhr in leiſer Rührung fort: „Der Menſch, überall ein Geſchöpf der Gnade, iſt ſo bedürftig, daß ihm ſelbſt verziehen werde, als durch höhere Kraft fähig, Andern zu verzeihen und ein gutes Herz vergißt des Böſen gern. Das Gefühl der Verſöhnung iſt ein göttliches Geheimniß, es erlöſt!“

Beide ſchwiegen eine volle Minute der Weihe, in der Frau von Gardemer ihren Schuldigern vergab. Dann ſagte Claudine: „Ich empfinde es. Seit ich Admont wiedergeſehen und früher noch — ſie ſtockte — iſt es anders mit mir geworden. Die Welt liegt meinen Wünſchen fern — weh mir! daß ich nicht immer ſo dachte. Mögen die Glücklichen ſich ſonnen — mich blendet nichts mehr, und ich ſehne mich nur einſam zu ſein. So kann ich auch Ihre Güte, edle Frau, ferner nicht beläſtigen; ich hoffe jedoch, es wird ſich ein Ausweg für mich finden laſſen. Auf meinen Vater darf ich nicht rechnen, er fragt wenig nach mir; ich zürne ihm aber nicht, denn ſeine labyrinthiſche Lage macht ihn befangen. Dagegen denke ich um ſo öfter an meine Mutter und mit Wehmuth. Ach! fände ich ſie, eine Bettlerin, in hülfloſer Geſtalt, ja ſelbſt in Schmach, ich wollte an ihre Bruſt fallen und ſagen: Hier, meine Mutter, iſt Deine Tochter, das Kind des Unſterns — erkenne mich! o! daß ich von neuem geboren würde, um wieder Freude am Leben zu lernen!“

Nach dieſer Unterredung, welche Claudine ſo ſichtlich bewegt hatte, daß Frau von Gardemer es für räthlich fand, ein Geſpräch ſolcher Art zu vermeiden, um dieſes reizbaren Gemüths zu ſchonen, waren einige Tage vergangen, als

Lucie einen Brief von ihrer Schweſter, der Geheimeräthin Lerſe erhielt. Das Schreiben war guter Nachricht voll und erheiſchte baldige Antwort. Es hatte ſich nämlich in kurzem Mehreres ereignet, was für die endliche Ermittelung jener ſtreitbaren Erbangelegenheiten der Töchter des Raths Clarburg zu benutzen war, und die nahe Ausſicht eröffnete, das väterliche Gut von jedem fremden Anſpruche befreien zu können. Die Geheimeräthin mußte deshalb die Willensmeinung ihrer Schweſter einziehen und Frau von Gardemer ſchrieb mit erfreuetem Herzen bis tief in die Nacht hinein. Sie ſchlief daher am andern Morgen länger als gewöhnlich, da Lucie ſonſt früh auf zu ſein pflegte. Cordelia ſtand an dem Lager ihrer Dame, welche vor dem Glanze der winterlichen Morgenſonne die Schatten eines lieben Traumes ungern, wie es ſchien, zerfließen ſah. Sie war in Kloſtergarten geweſen. Des Vaters Stube zu ebener Erde, in alter Heimathlichkeit vor die träumende Seele gerückt, zeigte die verbrauchten Möbeln und jedes Geräth an gewohnter Stelle. Er ſelbſt im bequemen Schlafrock mit verbleichtem Geblüme, den er ſich durch keine Neuerungsſucht ſeiner Frau und Töchter abdisputiren ließ, ſtand vor dem Wandſchranke, worin er ſeine Schätze verwahrte und woraus einſt der uns bewußte Nachtfalter verſchwand. Es däuchte Lucien, er ſuche noch immer, oder räume auf. Doch nun auf einmal wendete er ſich mit frohbeſtürzter Geberde, als hätte er ein Kleinod gefunden, zu ſeiner Tochter, und zeigte ihr Perlenſchnüre in der aufgehobenen Hand. Seine Miene glänzte — doch die Berührung der Zofe verſchüttete dieſen Silberblick einer pſychiſchen Tiefe im Nu.

„Warum weckſt Du mich, Cordelia?“ fragte Frau von

Gardemer vorwurfsvoll, „ich träumte ſo ſchön! Doch Perlen bedeuten wohl nichts Gutes?“

„Man ſagt, Perlen bedeuten Thränen —“ antwortete die Jungfer, unwiſſend in berühmten Worten; „auch würde ich mich nicht unterſtanden haben, den Schlaf der gnädigen Frau zu ſtören, wenn —“

Frau von Gardemer ſah fragend auf und bemerkte eine gewiſſe Trübſeligkeit in dem Geſichte des Mädchens. Sie fuhr erſchrocken empor und ſprach: „Es iſt etwas vorgefallen, ſprich, Cordelia!“

Die Jungfer verſetzte raſch und beruhigend: „Nein, nein! nichts Wichtiges. Moſchels Perle iſt ſchon zweimal hier geweſen, ihre Mutter liegt nur im Sterben, und ſehnt ſich, die gnädige Frau noch einmal zu ſehen vor ihrem Verſcheiden.“ War nun auch der Tod dieſer Jüdin als eine Wohlthat zu betrachten, ſo erſchütterte die Nachricht der Zofe Lucie doch. Sie nahm Theil an der kleinen iſraelitiſchen Familie, und Jahre der Gewohnheit, das Gefühl der Nähe, ein ahnungsvolles Intereſſe und endlich die Innigkeit der liebenswürdigen Perle hatten das Band menſchenfreundlichen Mitleids für dieſe Hausgenoſſenſchaft an ihr Herz geknüpft.

„Die armen Kinder!“ ſagte Frau von Gardemer bedauernd, und kleidete ſich mit Cordeliens Hülfe eiligſt an, „iſt Ephraim ſchon anweſend?“

„Seit dieſer Nacht,“ entgegnete die Jungfer, „ich hörte ihn kommen. Das war ein Wimmern und Wehklagen! Ich konnte es deutlich in meinem Stübchen vernehmen. Darauf ward es ganz ſtille; der Jude betete mit großer Inbrünſtigkeit laut und lange, Perle weinte und unterbrach ihren Vater zuweilen mit einem ſchluchzenden Wörtchen.

Die gnädige Frau mögen es glauben, es ging mir durch die Seele; man iſt doch gleichſam auch ein Menſch.“

Die Majorin ſäumte keinen Augenblick, den verlangten Troſt ihrer Gegenwart zu gewähren. Sie ſchlüpfte auf Socken hinüber nach Ephraims Wohnung. Ein Schauer beſtrich ihre Nerven, da ſie die Thüre öffnete, über deren Schwelle vielleicht ſchon der Tod geſchritten war, denn drinnen regte ſich nichts. Sie trat ohne Geräuſch ein. Die Jüdin ſchlief, Perle ſaß mit brennenden Augen und dem Incarnat kindlicher Angſt auf den Wangen achtſam an ihrer Seite, die kleineren Kinder hielten ſich in geduckter Stellung fern und ſtill. Ephraim ſtand an dem erſten Fenſter und ſtarrte mit bekümmerten Blicken in den öden Nußbaum hinaus, das gefurchte Geſicht, der verworrene Bart trug die Spuren der Nachtwache. Das andere Fenſter war verhangen doch unzulänglich, und ein Strahl der Morgenſonne fiel ſchräg auf das Lager der Sterbenden und verbreitete ein ätheriſches Licht über ihre letzten dunkeln Augenblicke auf Erden.

Die Athemzüge der Kranken ſäuſelten ſchwer durch das lange Schweigen der Ihrigen. Ein Engel hätte in dem Raume, der ſolch ſtummen Jammer in ſich ſchloß, nicht anders begrüßt werden können als Frau von Gardemer. Moſchel küßte bis zur Erde gebeugt mit einem Klagegemurmel der Lippen, die an Thränen ſchluckten und rafften, den Saum ihres Kleides; er ſchien Lucien in den wenigen Wochen, daß ſie ihn nicht geſehen, um ein Jahrzehend gealtert zu ſein. Die Kinder lächelten auf bei der Erſcheinung der hohen Dame, den Gedanken des Todes, den ſie gefürchtet, verdrängte der Anblick der Schönheit und die Noth, von der ſie keinen vollſtändigen Begriff gehabt, war ihnen vorüber. Perle empfing ihr Idol mit einem traurig-frohen „Ach! Gnädige Frau,“ flüſterte die Kleine mit einem größeren Muthe, als worin ſie ſonſt ein Wort an ihre verehrte Beſchützerin wagte, „wie gütig ſind Sie doch! Nun aber ſchläft die Mutter.“

Frau von Gardemer winkte, dieſen Schlummer ja nicht zu ſtören.

„Sie hat ſich ſo nach Ihnen geſehnt,“ fuhr Perle fort, „die ganze Nacht. Wie oft ſchickte die Mutter mich hinaus, die gnädige Frau zu holen; es wäre dringend mit dem Vermächtniß, meinte ſie. Dann ging ich vor die Thüre, weinte mich aus, kam wieder und tröſtete, Ew. Gnaden würden bald kommen. Ein Weilchen war ſie nun ruhig und ſprach von einem großen Schatze“ — dieſe ſachte Rede begleitete Perle mit einem troſtloſen Lächeln, worin ſie das Bewußtſein der Armuth nicht ohne den Stolz ausdrückte, worin der Schmerz die Güter dieſer Welt verachtet, „den ſie der gnädigen Frau noch übergeben müſſe.“

„Und warum haſt Du mich nicht rufen laſſen, armes Kind?“ fragte Lucie im Vorwurf der Güte, „ich würde ſogleich bereit geweſen ſein, den Wunſch Deiner Mutter zu erfüllen.“

„Verzeihen Ew. Gnaden,“ antwortete Ephraim anſtatt ſeiner Tochter, und vergaß in ſeines Herzens Traurigkeit, daß der Ausdruck ſeiner reſpectvollen Schonung gröblich werde, „das wäre ja Unvernunft von uns geweſen; das Vermächtniß aber, der Schatz —“ der Jude erwog dieſe phantaſtiſchen Ideen ſeiner ſterbenden Frau mit einem tiefen Seufzer und einer Pantomime gegen die Stirne —: „das war nur eine bloße Einbildungskraft.“

Perle ſah ihren Vater mit gekränktem Blicke an und ſprach, abgewendet von ihm, zu der Majorin: „Die Mutter war ſeit einigen Tagen ganz bei ſich. Mir war es wie Muſik, da ich ſie ſo im Zuſammenhange reden hörte. Sie hat uns getröſtet und ermahnt, fromm zu bleiben und dem Vater zu folgen, daß er doch Freude an ſeinen Kindern hätte, weil er eine ſo betrübte Ehe hätte führen müſſen — — “

Dies überwältigte den alten Ephraim. Seine Augen traten unter den buſchigen Brauen voll Waſſer, er wand die harten Hände und rief in kläglichen Worten der Jeremiade: „Schauet doch und ſehet, ob irgend ein Schmerzen ſei, wie mein Schmerzen, der mich troffen hat! ach Herr! gedenke doch, wie ich, ſo elend und verlaſſen, mit Wermuth und Gallen getränket bin!“

Frau von Gardemer ſchritt während dieſer kurzen Litanei leiſe an das Bett der Kranken. Sie betrachtete dieſe tiefen todesbleichen Züge, über welche in der Ruhe des Schlafes noch ein ferner Schimmer von Schönheit ausgegoſſen ſchien, nur einen Moment lang; doch er reichte hin, dies ſtille ſterbende Bild in Luciens Seele zu drücken. Denn war es die Nähe der erſehnten Geſtalt, oder der Jammerlaut, welcher bis an die dunkle Pforte drang, „wo irdiſche Seufzer verklingen —, die Jüdin ſchlug alſobald die umflorten Augen auf, ſah irrend umher und ſprach: „Weinſt Du, Ephraim? Es war alles nur ein Traum — weine nicht, Lieber! mir iſt recht wohl!“

Ephraim trat näher. Er verwiſchte die Wehmuth ſeines Angeſichts, lächelte in gutmüthiger Grimaſſe und antwortete: „Nein, mein Engelchen! Du ſiehſt, ich bin recht vergnügt, daß ich Dich ſo wohlauf ſehe; es wird beſſer werden, herzliebe Frau“ — aber hier ward der Gedanke der Täuſchung dem ehrlichen Ephraim doch zu ſchwer. Seine rauhe Stimme wankte — und ein entgeiſtertes Lächeln flog über die hippokratiſche Miene ſeiner Gattin. Sie ſtreckte die Hand, weiß wie Leinen, nach ihm aus und zog die braune Rechte ihres Mannes an die blaſſen Lippen: „Du guter Vater!“ ſagte ſie ſehr leiſe, „ich begehre nicht mehr zu leben, und der Geiſt muß zu Gott, von dem er gegeben iſt. Er iſt der Waiſen Helfer, wenn er die Mutter bettet in des Todes Staub. Ich ſorge nicht um die Kinder, Ephraim. Du aber haſt mich nicht verachtet, noch verſchmähet das Elend der Armen — das werde ich Dir danken ewiglich.“ Hier verlöſchte die ſchwache Stimme, und dem Juden brach das Herz. Er wendete ſich ab, und hob ſtumm den Blick zum Himmel auf. Sein Gebein zitterte und die Knie, welche Perle in convulſiviſchen Schluchzen umſchlang, ſchlotterten ihm. Die jüngeren Geſchwiſter, durch das Geſetz des Gehorſams an Stille gewöhnt, heulten in einem gemäßigten Uniſono, und Frau von Gardemer konnte ſich der Thränen nicht enthalten. Dieſes armſelige Sterbebett ſchien ihr ein Thron göttlicher Ehre. Nach einer Weile weckte ihre ſachte Ermahnung, Perle ſolle ſich faſſen, die Jüdin aus ihrer Lethargie; es war, als ob ſie erſt jetzt erkenne, wer vor ihr ſtehe. Ein Strahl des Bewußtſeins, der Freude zerriß die Nebel des Todes. Sie raffte haſtig unter dem Pfühl, worauf das Haupt ruhete — die Umſtehenden hielten dieſe krampfhafte Bewegung für ein nervöſes Spiel, für eine Zuckung der letzten Lebenskräfte — und zog wirklich etwas ſorgfältig Eingewickeltes hervor, welches ſie Lucien mit den mühſamen Worten überreichte: „Da, da! es hat mich ſehr gedrückt.“

Die Ihrigen nahmen dies wörtlich, denn Frau von Gardemer enthüllte mit Beben aus dem grauen Papiere eine kleine ihr wohlbekannte Schachtel. Sie blickte ſtarr auf das hölzerne Depoſitum, illuminirt mit vergoldeten Leiſten, und wollte den Deckel abheben. Aber auch die Sterbende fing an zu erſtarren; ihre Hand, ſchon halb entlaſſen von dem Willen der ſcheidenden Seele und nur mit größter Anſtrengung zu jenem letzten Dienſte gebraucht, fiel auf die Decke. Sie winkte mit dem ſinkenden Augenliede der Majorin, und dieſe neigte ſich zu ihr herab, um ein inhaltſchweres Wort zu vernehmen. Als Frau von Gardemer ſich aufrichtete, war ſie ganz entfärbt, und Perle beugte ſich lange über ihre Mutter.

Lucie, durch alle Tiefen des Gemüths erſchüttert, trat hinweg. Ein Seufzer lüftete ihre Bruſt, geſchwellt von einem aufgelöſten Geheimniß. Sie öffnete das bunte Schächtelchen — drinnen lag die Sphynx Atropos, welche ihrem Vater einſt abhanden gekommen. Und eben jetzt entſchwebte die gebundene Pſyche einer Unglücklichen, und die Parze zerſchnitt leiſe den Faden wirrer Verhängniſſe. Der Mund der Todten hatte ſich unter dem Kuſſe ihres Kindes lächelnd geſchloſſen, und aus den zugedrückten Augen floß eine einzige Thräne, das verſiegte Leben — die Quinteſſenz vieler tauſend heißen Schmerzen! —

Doch nun brach ein lautes Wehklagen aus. Ephraim Moſchel war an der Leiche ſeiner Gattin nur der Mann ſeines Volks. Er raufte den grauen Bart, zerriß ſeine Kleider und warf ſich weinend und greinend zur Erde nieder. Die Kinder überboten das Geſchrei ihres Vaters, nur Perle trauerte anders als ſolche, die keine Hoffnung haben. Ephraim, der in ſeiner Betrubniß zwiſchen altteſtamentariſchen Klagen und der Poeſie eigenen Jammers abwechſelte, ſchien befremdet über die Haltung ſeiner älteſten Tochter. Die ergriffne Stille, worin Perle das Hinſcheiden ihrer Mutter beging, wehete wie ein Hauch der Chriſtuslehre unter dem wüſten Leid und Lärm der iſraelitiſchen Todtenfeier. Doch ihr Vater hielt es für fromme Pflicht, das Gefühl des Verluſtes in ſeinem Kinde anzuregen. Er rief: „Wofür ſoll ich Dich rechnen, Du Jungfrau Tochter Zion? Wem ſoll ich Dich vergleichen, damit ich Dich tröſten möchte? Denn Dein Schade iſt groß —“ Perle aber antwortete: „Vater! laſſet uns unſer Herz ſammt den Händen aufheben zu Gott im Himmel!“

„Perle,“ ſagte Frau von Gardemer gerührt, „wenn Du mich lieb haſt, bleibe dabei. Wer Gott vertraut, wird nie verlaſſen ſein. Die Kinder Deiner Mutter bedürfen einer Stellvertreterin. Gönne Ihr, die ſo viel gelitten, die Ruhe und traure ſtill. Würdeſt Du einen Gefangnen bedauern, welcher frei geworden iſt? oder einen Müden, der da ſchläft? Und Du, Ephraim —“ ſo wendete die Dame des Hauſes ſich an den Juden und reichte ihm die vornehm ſchöne Hand, „ſtehe auf! ſei ſtärker als Dein Stamm! Du darfſt getroſt ſein, denn Du haſt an der unglücklichen Frau brav gehandelt, und Du weißt auch, daß der Herr mit tauſendfältigen Zinſen die Schulden der Vergeltung bezahlt.“

Dieſes Bild der Verheißung wirkte auf den gebeugten Juden gleich einer unmittelbaren Verſicherung des Himmels. Er raffte ſich empor und ordnete ſeine zerrüttete Geſtalt; die Kinder verſtummten, wie vor einem Engel des Troſtes. „Sobald der Leichnam beſtattet iſt,“ ſagte Lucie im Begriff zu gehen, „dann kommſt Du zu mir, aber ohne Säumen, alter Ephraim! hörſt Du? denn wir haben Wichtiges mit einander abzureden.“

Frau von Gardemer fühlte ſich noch ganz betäubt von den Eindrücken dieſer Scene, als ſie ſich in ihrer Wohnung wiederfand. Sie hielt die Schachtel in ihrer Hand, und die Sonne funkelte ſo hell in der blanken Einfaſſung, als freue ſie ſich, daß dieſer Gegenſtand ſo vielen Suchens und Sinnens nun dem Licht des Tages wiedergegeben ſei. Es war Lucien, als hätte ſie damit ein Pfand ihres verſöhnten Schickſals überkommen. Die dunkle Stunde, welche nun vorüber war, hatte mehr noch und faſt wunderbar aufgeklärt; doch blieb noch manches Räthſel übrig. Wie kam dieſer Nachtfalter unter den Sterbepfühl der Jüdin? Sie ſchien ihn wie ein Heiligthum bewahrt und trotz ihres Blödſinns ſeinen Werth für Lucie gekannt zu haben. Ob Frau von Gardemer auch kein großes Vermögen beſaß, eine Tonne Goldes hätte ihr dies Vermächtniß nicht aufgewogen. Sie gedachte an ihren Traum, und was Troja zu dem Allen ſagen würde? Gewiß wußte der Geiſt des Vaters, den ſie in der verwichnen Nacht ſo geſchäftig geſehen, um dieſen Fund. Sie durfte ihren Rudolph lieben, und ein Gefühl jener glücklichen unſchuldsvollen Zeit, verſcheucht von den kleinen finſtern Schwingen, an denen ihr glänzender Blick haftete, löſchte eine lange dunkle Vergangenheit aus. Sie war im Himmel mit ihren Gedanken, und die Seligen nahmen Theil an ihrer Freude.

Luciens Geduld, eine ihrer geübteſten Tugenden, wurde jetzt auf eine harte Probe geſtellt. Ephraim, von dem ſie Aufſchluß erwartete, war gegenwärtig in einer Lage, welche Schonung forderte, ſein verſtörtes Gemüth mußte ſich erſt ſammeln, und das Recht der Todten durfte nicht beeinträchtigt werden. Der Capitain befand ſich unpäßlich, und der Arzt hatte ihm verboten auszugehen. Frau von Gardemer wollte ihm ſchreiben; aber nein! Sie mußte ſein Auge ſehen, den Strahl der Hoffnung, welche über ein Andenken ſchwarz wie die Nacht triumphirte, und auf ſeinen Wangen die Morgenröthe ihres Glückes. Und aus den verachteten Verhältniſſen dieſer jüdiſchen Familie bauete ſich dieſer ſchöne ſtolze Bogen hervor zu dem Thor der Freude. —

Cordelia wußte nicht, was ſie von ihrer Dame denken ſollte. Sie traf Frau von Gardemer mit verweinten Augen, aber in einem Zuſtande an, der wie Entzückung ausſah. „Du ſagteſt wahr, Cordelia,“ ſprach Lucie, „Perlen bedeuten Thränen — ich habe deren ſchon vergoſſen.“ Und ihr Herz ruhete dabei wie die unberaubte Muſchel in einem Meere von Wehmuth und Wonne.

Nach hebräiſchem Gebrauch iſt den Todten kein Bleiben unter den Lebendigen vergönnt, bis die Verweſung ſich deſſen bemächtiget, was ihr gehört; die Opfer der Sterblichkeit werden ihr entgegengebracht. Auf die Vorbitte der Frau von Gardemer jedoch — und wir wollen geſtehen, ſie unter dieſen Umſtänden für verdienſtlich zu erkennen — zögerte man ein wenig länger als ſonſt mit dem Begräbniß der Jüdin. Ephraim Moſchel ließ ſich die geſetzpredigenden Vorwürfe des Rabbiners gefallen, um die milde Menſchlichkeit Luciens zufrieden zu ſtellen. Das erſte Zeichen der Auflöſung trennte ihn von der entſeelten Hülle ſeiner Gattin, und mit dieſem Verzuge hatte der fromme Iſraelit, den Sitten ſeines Glaubens gehorſam, ſeiner chriſtlichen Patronin den größten Beweis unterwürfiger Ergebenheit abgelegt.

Die Ceremonie war nun vorüber. In den Hofraum, wiederhallend von dem Geſchrei der Klageweiber, war, ſeit man den Leichnam der Jüdin hinausgetragen, ſchauerliche Stille eingekehrt, wie wenn die Welt dieſes Hauſes ausgeſtorben wäre. Der Wittwer, kommend von der Pflicht des letzten Geleits, erſchien befohlenermaßen vor ſeiner Dame. So, als hätte man mit der Gefährtin ſeines Lebens den Schmerz um ihren Hintritt verſenkt, ſtand er gefaßt und weinte nicht mehr; doch war ſein Anſehen binnen dieſen wenigen Tagen greiſenhaft geworden.

„Sei willkommen, Ephraim!“ begrüßte ihn Frau von Gardemer, „wie geht Dir's, armer Mann? Du ſiehſt übel aus —“

Der Jude zuckte die Achſeln und ſprach: „Was denn anders, Ew. Gnaden? Wo ſollte die Stärke herkommen? Ich bin mit Bitterkeit geſättiget und mit Wermuth getränkt — ich muß des Guten vergeſſen.“

„Nein, Moſchel,“ antwortete die Majorin mitleidig, doch nicht im Tone einer Gönnerin, „das ſollſt Du nicht. Vertraue Gott, ſo wird er Dir aushelfen. Setze Dich doch! Du ſcheinſt erſchöpft.“ Sie winkte auf einen Platz, doch Ephraim nahm in ehrerbietiger Scheu nur den Rand des Seſſels ein.

„Wir ſind allein —“ fuhr Lucie tiefathmend fort und blickte nach der Thür, „ich habe Befehl gegeben, daß man uns nicht ſtöre. Deine ſterbende Frau hat mir entdeckt, was ich früher hätte erfahren ſollen. —“

„Ew. Gnaden wollen es doch ja nicht ungnädig nehmen —“ erwiederte der Jude mit blöder Stimme. Er ſchaute auf — ſeine kleinen matten Augen funkelten, und er begegnete dem ſanften Lächeln vertraulicher Mittheilung; doch nichts, was dem Ausdruck eines entrüſteten Gefühls ähnlich geſehen hätte.

„Auch entſchuldige ich Dich, Ephraim —“ ſprach Frau von Gardemer weiter, „Du hatteſt zu ſchweigen gelobt.

Doch nun, da ich ohne Dein Zuthun wiſſend um ein Verhältniß geworden bin, das mich ſo nahe angeht, hindert Dich nichts, mir Rede zu ſtehen. O! hätte die Verſtorbene nur einige Minuten noch mit Beſonnenheit gelebt, mir eine Frage zu beantworten —" „Eine Frage!" wiederholte Ephraim; tauſend Antworten ſchwebten ihm auf der dienſtfertigen Zunge.

„Sage," begann Lucie, und das Heben ihres Buſens unter dem Gewicht dieſer Erkundigung war ſichtbar zu bemerken, „wie iſt dieſes hier unter das Kopfkiſſen Deiner Frau gekommen?" Sie hob die gemalte Schachtel vor ſeinen Blick.

Ephraim verſtummte zunächſt in hölzerner Verlegenheit; dann aber ſchlug er ſich vor die Bruſt, daß dieſer Geſtus ängſtlicher Betheurung brettern klapperte und ſprach: „Ich, ein alter gebeugter Mann, will vollends verkrümmen, wenn ich es weiß! und kehrte ich meine Seele um wie einen Sack, ich könnte nicht ſagen, es fällt mir ein. Da ich die verſtorbene Frau heirathete, nahm ich ein großes Pack Sorgen unter mein Haupt, ſie aber ſteckte das bunte Döschen unter ihr Kopfkiſſen. Ich meinte, es wäre eine Ringelein drin, oder ein verwelktes Sträußchen, oder ſonſt eine verſchämte Spielerei der alten Liebe, keinen Deut werth. Ein Ehemann thut nicht gut zu fragen danach. Nun, was war dabei? Einer ſchläft auf Daunen, der Andere auf Schachteln — ein unſchuldiges Vergnügen! dachte ich, und gönnte es ihr. Ja, ich hätte auf dieſen meinen Armen ein Felsſtück in das Bette getragen, wenn die arme Frau Ruhe darauf finden mögen."

Lucie war beſtürzt über das Fehlſchlagen ihrer Erwartung; doch konnte ſie nicht zweifeln, daß der Jude aufrichtig wäre.

Der Nachtfalter behauptete ſich im Dunkel ſeiner heimathlichen Sphäre, und die Gedanken der Frau von Gardemer flatterten ſcheu im Raume der Möglichkeiten hin und her. Noch im tiefen Nachſinnen ſagte ſie: „Vielleicht, wenn ich wüßte, wie mein Mann mit Deiner Frau bekannt geworden — und doch geſchah jenes Ereigniß viel früher — erzähle mir alles ausführlich, Ephraim. Es iſt mir unbegreiflich! Der Major, Du weißt es ſelbſt — er haßte Deinen Namen."

Der Gram in des Juden Geſicht wandelte ſich in ein gekränktes Lächeln. Mit einer Miene, die jene feindliche Geſinnung höhnte und den Spott eines gebrochnen Herzens ſchneidend ausdrückte, antwortete er: „Und doch verſchmähete er die arme Blume nicht! die Roſe im Thal, die ſo lieblich blühete! Der Wurm hat ſie zernagt vor der Zeit. Meine Freude war ein welkes Blatt, und meine Seele von lauter Dornen zerriſſen."

Frau von Gardemer ſeufzte. „Beruhige Dich, Ephraim," bat ſie ihn, „es iſt ja nun vorbei; und laſſe mir zu Liebe, keine gehäſſige Erinnerung in Dir aufkommen."

„Nein, nein!" entgegnete der Jude, bereit ſeinen Schmerz zu unterdrücken, „eher thäte ich mir wohl ſelbſt ein Leides, als daß ich der gnädigen Frau ſollte mit einem Worte zu nahe treten. Wir alle ſind Menſchen. Daß der hochſelige Herr Major dies nicht vergäße, mußte er ſein eigen Fleiſch und Blut in einem Judenkinde ſehen."

Lucie fühlte in ſtiller Unparteilichkeit, daß Ephraim mit dieſer Anſicht Recht hätte; doch ablenkend ſagte ſie: „Du wollteſt mir erzählen —" „Ja, Ew. Gnaden," hob Ephraim mit einem tiefen Athemzuge an, „der Vater meiner Frau war auch ein armer Jüd, Levi Aſcher geheißen."

„Levi Aſcher?“ unterbrach ihn Frau von Gardemer und in ihrem Gedächtniß tönte ein ſchwaches Echo dieſen Namen zurück, „ich habe,“ fuhr ſie fort, „einen Mann gekannt, den man ſo nannte. Er handelte mit alten Kleidern, verbogenem Silber und Pretioſen, die nicht mehr in der Mode, und kam bisweilen nach Kloſtergarten, dem Gute meiner Eltern. Dort kannte man ihn als einen ſehr ehrlichen Mann, und er ſchien ſich dieſes Rufes mit Stolz bewußt zu ſein. So war er bald der Garderobier der Armuth, dann wieder der Mäkler wohlhabender Leute, denen antike Sachen, Erbſtücke und dergleichen — der Beſitz häuft ſich doch im Laufe der Jahre — um ein Billiges feil waren.“

Ephraim hatte während dieſer Rede der Dame in Einem fort wie eine Pagode beſtätigend genickt, und als er nun ſagte: „Deſſelbigen Eidam bin ich —“ da dämmerte die Ahnung in Lucie auf, der Verluſt des Nachtfalters könne zu der Art, worin jener Trödeljude Gewinn geſucht, in irgend einem Zuſammenhange ſtehen. „Noch eins, Ephraim,“ hinderte Frau von Gardemer die Fortſetzung ſeiner Erzählung, „beſinne Dich, hatte Dein Vater wohl ein kleines Naturalien-Cabinet?“

„Nicht daß ich wüßte, Ew. Gnaden,“ ſprach Ephraim und ſetzte in jüdiſcher Ironie hinzu, „ſeine Sammlung war zunächſt für Leute in Naturalibus.“

Lucie erröthete. Sie winkte dem Juden, ſeinen Vortrag weiter zu beginnen.

„Ich war,“ ſo leiſtete er Folge, „ein armer Meſchores geweſen, hatte mich dürftig umher placken müſſen, und Levi Aſcher, der Herr ſegne ihn in der Ewigkeit dafür! gab mir einen Brocken von ſeinem Brote zu verdienen. Er war

Taxator, ich ging mit ihm, in den Auctionen ſtand ich an ſeiner Seite und ſchleppte mich todt, ihm einen kleinen Vortheil zuzutragen. Das gefiel dem Levi; es wird Dein Schade nicht ſein, ſagte er zu mir. Seine Tochter, meine verblichene Blume, war damals ein junges Kind, und wie ein Röslein auf der Haide. Sie ſaß in ihres Vaters Vendite, die er häuslich hielt, wie eine lebendige Neuheit, und kam mir jeden Morgen ſchöner vor. Du ſollſt die Blume haben — ſprach ihr Vater, als ich ihm einſt zu dem Schacher einer Demantſchleife verholfen hatte — mir fehlte das Geld, ſie zu kaufen — und dieſe Worte waren wie mit dem Edelſteine in mein Herz gegraben; — ich merke, ſagte er, Du haſt ein Auge auf das Kind. Aber erwirb noch ein Weniges — der Eheſtand iſt kein Schwalbenneſt für den flattrigen Sommer, und auch zu dem lehmernen Vogelhüttlein gehört Zuthat. Wer nicht von geſtern iſt und vernünftig, muß an den Winter denken. Denn die Liebe iſt ein Ofen, der, wenn ihn der Mangel heizt, Rauch giebt, daß man kein Glück ſehen kann — und beißendnaſſe Augen. So ſagte der Levi Aſcher, der gar ein erfahrner Mann war. Ich flog nun mit Luſt an den Erwerb, war emſig und rührſam ſpät und früh, der Bienenweiſel ſäße dagegen nur wie auf Penſion. Ich nahm mir nicht Zeit, die Blume anders als im Fluge anzuſehen, vor lauter Liebe machte ich mir nichts aus der Liebe. Aber die Mädchen ſchätzen ſelten einen Sparer. Ich legte ein Sümmchen zuſammen, und wenn ich einen Lug hatte, zählte ich meine Thaler — die Blume zählte täglich meine Jahre; ich hatte immer noch zu wenig, und die Blume meinte, ich hätte deren zu viel. Doch war ſie mir gewogen. Ich durfte ihr Geſellſchaft leiſten, wenn der Vater daheim war. Meine Tochter kann Dich leiden

— ſagte er manchmal, das hörte ich ſo gern, als hätte mir der Waiſenknabe das große Loos in der kleinen Lotterie ausgerufen; denn ich will nicht übertreiben, daß ich von Hunderttauſenden ſpräche — es iſt alles Grund der Wahrheit, was ich Ew. Gnaden erzähle."

Lucie lächelte dem armen Ephraim gläubig zu, und er fuhr in aufregenden Erinnerungen fort: „Wenn Levi Aſcher — zu Zeiten mußte Blume ihren Vater auf ſeinen Reiſen begleiten — zu Hauſe war, dann ſchlief er des Abends wie ein Dachs; wir aber ſpielten zur Kurzweil Comödie aus dem Stegreif. Blume vermaskirte ſich aus dem Trödelkram, hing ſich lange Bommeln in die kleinen Ohren und ſchottiſche Perlen um den Hals, ſetzte ein Casquet oder eine polniſche Mütze auf und nahm einen angoriſchen Muff in die Hände, darinnen ſie die runden Arme verſteckte. Ich war der Buffo, und konnte durch die Fiſtel ſingen, ſo fein! daß ein Glasfenſter davon ſpringen mögen. Der Vater ſchnarchte im Winkel den Contrabaß zu unſerer Luſtbarkeit. O! das war eine glückliche Zeit!" —

Frau von Gardemer ſah den Helden jener häuslichen Poſſe mitleidig an, der ein Tragiker geworden; ihr Antheil an ſeinem Schickſale wuchs. Sie vergaß, wie nahe das ihrige dabei betheiligt ſei.

Ephraim aber feierte Reminiſcere; ſeine fahlen Züge, hager von den Faſten der Freude, hellten dieſe Rückblicke auf, da er fortfuhr: „Vor Allem ſah ich die Blume in einer kleinen güldenen Haube gern, wie unſere Frauen ſie ehemals trugen. Das jugendliche Geſichtchen guckte ſo altklug unter der geſteiften Spitze hervor. Es war ſolch eine Haube von ihrer Mutter noch vorhanden, und ein grünſtoffner Mantel mit Föh verbrämt — Levi Aſcher mochte beides nicht verkaufen. Seine Tochter gab ſich manchmal ein ehrwürdiges Anſehen damit. So ſpielten wir einmal, Blume wäre das Leihamt in Geſtalt einer jüdiſchen Matrone, und ich bald dieſer, bald jener aus der großen Familie der Gebrüder Liederlich. Ich wechſelte die Stimme, brachte meine Pfänder und ſolchen Unſinn zu Markte, daß Blume immer lauter lachte, und der Vater davon aufwachte. Er ſchalt uns der Narrenthei wegen. Ephraim, ſagte er warnend, halte die Blume hart, daß ſie nicht ihren Muthwillen treibe; ſie wächſt Dir ſonſt über den Kopf. — Wir erklärten ihm das Spiel, Levi aber blieb mürriſch und ſprach: Du haſt viel auf das Leihamt getragen, Ephraim, doch ich fürchte, den Verſtand haſt Du daneben auch verpfändet.“ —

Bald darauf hatte die Blume ſchlimmern Zeitvertreib. Gegenüber von Levi's Wohnung auf der Gerberbrücke zog ein Officier ein.“ Hier bückte ſich der Jude, ein Seufzer ſtreifte am Boden hin, und ein leichtes Zucken flog durch Luciens Glieder, ſie wußte nun, daß der Verfolg der Erzählung ſie näher, noch berühren werde.

„Die Straße iſt eng,“ fuhr Ephraim fort, „und dem Herrn Officier wurde die Zeit lang. Er ſpielte die Flautravere, ſchnellte Kirſchkerne ab, wie ein geſchickter Scharfſchütze, und traf die Blume ins Herze hinein. Der Herr Hauptmann war auch nicht mehr der Jüngſte, und der Stolz macht alt — die gnädige Frau halten zu Gnaden — aber Mühe und Plage machen noch älter. Ich mußte wie ein Laſtthier tragen, und der Herr Hauptmann konnte ſich mit Galanterie einheben. Das war der Unterſchied. Er verkaufte dem Vater neue Sporen, Epauletten und Borden, Schärpen und Schnüre um ein Spottgeld, dafür drückte Levi Aſcher ein Auge zu, wenn das Fenſter drüben den ganzen Tag über offen ſtand, und der Officier einen kleinen Tauſchhandel mit der Tochter in verliebten Blicken trieb. — Wir ſpielten nun nicht mehr; der Vater wollte es nicht, ſagte Blume, wenn ſie des Abends gedankenvoll ſaß, und ich ſie an unſere vergnügten Stunden erinnerte. Das Mädchen härmte ſich, und Levi Aſcher ſagte bekümmert: Gieb nur Acht, Ephraim, die Blume geht uns ein; es iſt dem Kinde ein Gift angeflogen. Eines Abends traf ich ſie allein, ich wollte nur etwas bringen und gleich wieder gehen. Blume aber hielt mich auf, und ſprach: Thäteſt Du mir wohl etwas zu Liebe, Ephraim? Das iſt keine hübſche Frage, ſagte ich, fordere mein Blut, und gieb Acht! Du wirſt es fließen ſehen. — Nun verlangte ſie, ich ſollte mit ihr auf die Redoute gehen. Sie hätte ihr Lebtag noch keine geſehen und ich wüßte ja, welch ein Vergnügen ihr ſchon unſere kleinen Maskeraden gemacht hätten; jetzt wäre ſie wenig froh, und wünſchte, ſich einmal zu erheitern. Die güldne Haube, welche mir ſo gefiel, wollte ſie aufſetzen und den grünen Stoffmantel dazu anthun. Ich ſollte, in einen alten Mauſchel vermummt, ihr einen Carton mit Schatten (Fächer) nachtragen; dieſe lagen ſchon bereit, ſie hatte ſolche aus der Großmutter Beilädchen hervorgeſucht, diverſe Sorten! von wohlriechendem Holz und elfenbeinernem Geſtäbe mit atlaßnen Gemälden und Flämmchen beflittert. Blume, ſagte ich, der Vater würde grauſam böſe ſein. Eine Judin iſt auf dem Balle ſo wenig angeſehen wie in der Welt, und Wind machen ſich die Leute ſelber. Schlage Dir die Sache aus dem Sinne — wir wollen Domino ſpielen daheim.“

„Aber ich hatte ſchon verſpielt und Levi Aſcher wahr geprophezeihet.“

„Wir gingen auf die Redoute, und hier ſah ich wohl, daß Perle viel mit einem prächtigen Spanier verkehrte, und daß es eine abgeredete Karte wäre, zu der ich mich mit ein paar ſüßen Worten hatte fangen laſſen. Ach! damals — der Tanzboden wankte unter mir, denn ich merkte nun, wie es um mein Glück ſtände. Ich trug mich mit Schatten — und hatte dies ſchon länger gethan als dieſen Abend, ohne es zu wiſſen. Ich kam lange nicht zu Levi Aſcher. Die Leute redeten wunderlich von dem Herrn Officier und der Blume; der Alte kam ſelbſt und fragte mich. Seine Geſtalt ſchien verfallen, er ſchien ſchweren Kummer zu tragen. Vater Levi, ſagte ich, heiß mich nicht kommen! die Blume iſt anders worden, ich kann es nicht mit anſehn. Nun klagte der alte Mann, daß es einen Stein in der Erde erbarmen mögen. Er ſagte, der Bewußte hätte ſeiner Tochter den Kopf verrückt. Sie gedächte ſich, ihres Glaubens abzuthun und eine vornehme Officiersdame zu werden. Er nannte ſie eine Närrin — das Wort hat wie ein Fluch getroffen. Die Zunge eines Vaters ſollte zittern, daß ſie den Ausſchlag gebe eines Urtheils über ſein Kind, denn ſie bewegt die Wage der Verheißung! — Mein Odem iſt ſchwach zu reden von der Betrübniß meiner Seelen, ſagte Levi Aſcher und ſeine Augen floſſen mit Waſſer; meine Tage ſind abgekürzt, das Grab iſt da. Wenn nun die Blume, mein einzigliebes Kind! wird verſpottet werden in ihrer Thorheit, wenn ihre Einbildung wird ſein ein verachtetes Lichtlein vor den Gedanken der Stolzen: dann verlaſſe Du ſie nicht, mein Sohn Ephraim. Ich verſprach es ihm — und habe es auch gehalten. Nach geraumer Zeit gehe ich über die Gerberbrücke, da ſehe ich an dem Hauſe von Levi Aſcher grade über ein Täfelchen angeſchlagen: Allhier iſt eine Wohnung zu vermiethen; mit ſchwarzen Lettern zwar nur, ſie dünkten mir aber golden. Der Wirth ſtand an der Thüre, ich ſtellte mich, als wüßte ich einen Miether und ſo gab ein Wort das andere. Ich erfuhr, der Herr Officier wäre ausgezogen und auf langen Urlaub verreiſt. Er hatte ein anderes Quartier, weit weg von jenem Platze im Anſchlage gehabt.“ Mit aufleuchtender Begeiſterung in der Miene fuhr Ephraim fort: „Bei dieſer Nachricht that ſich das Fenſter meines Herzens weit auf, eine Nachteule gleichſam flog aus meiner Bruſt, die Hoffnung ſchien hell in alle Winkel meiner Seele. Ich wäre alsbald hinübergegangen, aber Levi Aſcher war ſammt ſeiner Tochter über Land. Am andern Morgen in aller Frühe kommt ein Bote, der mich zu ihm beruft. Ich möchte es nur nicht übel nehmen, ſagt athemlos der Junge, der Schlag hätte ihn gerührt — den Vater der Blume nämlich. Ich ſtürzte fort — da ſaß der alte Levi Aſcher, er lebte noch, konnte aber nicht ſprechen; die linke Seite durchlief vom Wirbel an ein bläulicher Streif, als wie geſchwefelt bei der Gewitterwäſche. Der Arm ſchlug gleich einem Zitteraal. Da ich eintrat, bekam die Perle den Lachkrampf; der Vater ſah mit halbgebrochenen Augen, wie der zarte Körper ſeines Kindes ſchütterte in ſolch gräulicher Luſtigkeit. Ich meinte, das Herz zerſpränge mir im Leibe. Ein Arzt von unſern Leuten war da, der verſchrieb ein Recept, der Alte winkte auf ein Schiefertäfelchen, darauf vermerkte er etliches — — — was ſoll ich weiter ſagen?“ ſetzte Ephraim mit einem ausathmenden Seufzer hinzu, „das Ende der Geſchichte iſt kurz, mein Elend aber dauerte lang. Ich bat

Gott den Herrn, daß er mich gleich einem Joſeph möge handeln laſſen an dem Vater und der Tochter. Ich hob die Blume aus tiefer Schmach — die rechte Liebe ſucht auch im Staube noch, was ſie verloren. Ich freuete mich jämmerlich, daß ich ſie wieder hätte, ob auch zerdrückten Geiſtes, und pflegte ihrer in meiner Armuth. Wir wurden Eheleute, der Vater ſchrieb ſeinen Segen auf das Schieferblatt, und am ſelbigen Abend ſtarb er. Mit aller Vergnüglichkeit war es vorbei, auf immer; denn Ew. Gnaden, eine Frau zu haben, die nicht bei Troſte iſt, das nimmt einem rechtſchaffenen Manne Muth und Kräfte und mergelt ab vor der Zeit.“

„Ich glaube es Dir, armer Ephraim,“ ſagte Frau von Gardemer mit ergriffner Stimme, „Du trägſt deshalb einen großen Anſpruch in Deiner öden Bruſt.“ Lucie konnte ſich hiebei eines ſchmerzlichen Vergleichs nicht erwehren. Wie edel war die Liebe dieſes Juden! Wie ſchnöde dagegen die Handlungsweiſe deſſen, der ſeine Blume brach! — Sie gedachte der Parabel vom armen Manne, dem der Reiche ſein einziges Schäflein ſtahl. Sich ſehnend die Eſſigſäure dieſer Gefühle zu mildern, fragte Frau von Gardemer: „Wie aber, ſage mir, benahm ſich mein Gemahl fernerhin? Und war Deine Frau von jener Zeit an blödſinnig?“

„Ich weiß es nicht, gnädige Frau,“ entgegnete Moſchel, „wie man es kaum merkt, wenn es anfängt finſter zu werden. Das Wochenbette mit der Perle aber —“ der Jude ſann nach —, „das hatte ihre Augenlieder verdunkelt, und ihre matte Seele ganz geſchwächt. Sie ſchrie auf, ſo oft ſie einen Officier erblickte, eine militäriſche Waffe erregte ihr Krämpfe. Es ging mir faſt eben ſo, Ew. Gnaden, und ich bin doch, dem Ewigen ſei es gedankt! trotz aller Angſt und Noth bei gutem Verſtande geblieben und habe nicht Wochen gelegen wie die Blume. So oft ich einen Degen ſah, fuhr er mir mitten durch das Herze. — Im Uebrigen war meine Frau ſanft und lenkſam wie ein Lamm: doch ſcheu vor eines Menſchen Angeſicht. Jetzt ſteht ſie vor Gott!“

„Und der Major? fragte ſeine Wittwe leiſe.

„Der hochſelige Herr,“ antwortete der Jude, „kam zu mir, that große Güte an uns im Stillen, und als er ſpäter das Gebäude miethete, um für ſich zu ſein, ließ er nicht ab, bis ich die Wohnung im Hinterhauſe hier annahm, wo Blume ungeſtört leben ſollte, und Niemand ihr ein Leides zufügen würde. Er that einen entſetzlichen Schwur, dies nicht geſchehen zu laſſen und die Frau ſelber nicht durch ſeinen Anblick zu kränken. Er hat den Eid gehalten, wie ein Cavalier, das muß wahr ſein, den Doctor bezahlt und die Apotheke — und den Fehler, der nun einmal geſchehen war, ſo viel als möglich gut gemacht. Freilich — ein Gefäß zur Ehre Gottes, iſt es zerbrochen, läßt ſich nicht kitten wie ein thönerner Scherben, und für den Riß im Gemüthe giebt es kein Heftpflaſter.“

Die Majorin ſah traurig vor ſich nieder. „Und Perle?“ fragte ſie abermals. „Von den Kindern, die meine Frau geboren,“ erwiederte der Jude, „iſt Perle mir das liebſte — ſo hoffte ich denn, der hochſelige Herr würde, da er ſo viel gethan, das Mädchen im Teſtamente bedenken.“

„Perle iſt mein —“ entgegnete Frau von Gardemer raſch, „um die ſei unbeſorgt, alter Ephraim. Du aber wirſt eine Entſchädigung für den vergeſſenen Artikel im letzten Willen meines Mannes von mir erhalten.“ Beſtürzt trat Ephraim einen Schritt zurück und ſprach: „So war es nicht gemeint, gnädige Frau, ſo nicht. Ich bin ein armer Handelsmann, aber kein Seelenverkäufer, und die Perle iſt mir nicht feil für ein Stück Geld, oder einen Klumpen Goldes. Auch wäre es ein himmelſchreiend Unrecht, wenn Ew. Gnaden die Buße bezahlen ſollten für ſolch *eine* Verpflichtung. — Ich will des Kindes Vater bleiben, ſo wahr mir Gott helfe!"

„Das iſt rühmlich von Dir," ſagte Lucie, „doch wirſt Du dem Glück des Mädchens nicht im Wege ſtehen, wenn Du es wahrhaft lieb haſt. Sieh, Moſchel! ich habe Gutes mit der Kleinen im Sinne, und auch mit Dir — höre mich nur erſt. Perle iſt zu jung und zu zart, um Deinem Haushalt vorzuſtehen. Sie würde als die Wärterin der kleineren Geſchwiſter ſelbſt verkommen, und Du bedarfſt einer rührigen Wirthin, die ſich der verſäumten Waiſen tüchtig annehme. Sie hat kein Talent für Dein Gewerbe und könnte Dir darin wenig nützen. Ich gedachte daher unſere Perle bei einer Dame meiner Bekanntſchaft unterzubringen, wo ſie des vortrefflichſten Beiſpiels genießen würde und einer Behandluug heilſamer Art, für dies hartangegriffene, zerquetſchte Herz."

Das Geſicht des Juden drückte ſauerſüße Dankbarkeit aus, und der Seufzer, womit ſein Athem ſtieg, ſchien einen beſcheidenen Widerſpruch zu heben. Doch Frau von Garhemer ließ ihn nicht aufkommen. Sie ſprach: „*Dir*, Ephraim, wollte ich, da mein Miethscontract zu Ende läuft, und ich an eine Aenderung denken muß" — hier ſchon trat ein reizender Farbenwechſel auf den Wangen der Wittwe ein —, „das Häuschen kaufen an der rothen Ecke, das, wie Du weißt, der alten Websky gehörte, welche vor einigen Tagen geſtorben iſt. Die einäugige Frau ſah ſehr achtſam auf ihr

Geſchäft, und dies zu einem gewiſſen Grade von Wohlſtand wachſen. Ein kaufmänniſcher Segen ſchien darauf zu ruhen. Der kleine Zwirnhandel ging wie am Schnürchen, ſie verſtand es, ein gutes Vorurtheil an ihre Waaren zu knüpfen — und die Lage iſt frequent.“

„Die Lage iſt ſchön —“ rief Ephraim überwältiget von dem Genius ſeines Standes, dem *Nutzen* Schönheit iſt —, „allmächtiger Gott! das Häuschen ſoll mir? es ſteht dicht an der Seite des Marktes.“ Ephraim Moſchel ſah im Geiſte das Gewühl der Käufer wimmeln, und dieſer Anblick in weiter Vorſtellung entzückte ſeine mercantiliſche Seele. Doch, obgleich hoch von einer nie geahnten Hoffnung getragen, ſetzte er auf einmal kleinmüthig hinzu: „Das Häuschen an der rothen Ecke iſt prächtig, gleich einer Krebsſchale voll Zwirn zur Zeit des Herbſtes — dieſer gnädige Gedanke wird wohl rückgängig für mich werden; denn wie ſollte ich ein Sortiment von Schnittwaaren erzwingen? Der Arme findet wenig Credit, Ew. Gnaden.“

Lucie lächelte und ſprach: „Ich gebe ihn Dir, ehrlicher Ephraim, und leihe Dir ein Capital auf mäßige Zinſen. Du fängſt zwar ſpät an und klein, aber die Großhändler ſind auch nicht immer glücklich. Ich ſelbſt gehe alsdann auf Kundſchaft für Dich aus, und trage keinen andern Zeug, als aus Deinem Laden.“ Frau von Gardemer dachte ſich künftig mehr zu putzen als ſonſt. Der Liebe Wunſch und das Gefühl des Wohlthuns theilte ſich in dieſe Regung der Eitelkeit. „Zu Weihnachten,“ fuhr Lucie fort, „gebe ich meinen Leuten kein Geld mehr, wie bisher, weil mein Gemahl die perſönliche Sorge für den Geſchmack der Domeſtiken nicht gern hatte — ſondern ich kaufe für ſie bei Dir ein. Auch wäre es möglich — fügte ſie zögernd zu —, „daß ich zunächſt eine Braut auszuſtatten und Hochzeitgeſchenke zu wählen hätte. —“ „O! o!“ ſtöhnte Ephraim, betäubt von dem Seidengeräuſch dieſer Worte. Er maß ſein Glück nach der Elle, und machte eine Bewegung, als wollte er die Knie der Frau von Gardemer umfaſſen. Lucie wehrte ihm. „Biſt Du nun zufrieden mit mir?“ fragte ſie mit Engelsfreude in der Stimme.“

Der Jude weinte. Er blickte thränend auf zum Himmel. „Gotteslohn, gnädige Frau,“ ſtammelte er und ſchluckte an der aufquellenden Fülle des Dankes. „Nun geh und ſchicke mir die Perle, ich habe mit ihr zu reden,“ ſagte Frau von Gardemer gütig; „Deine Tochter wird Dich oft beſuchen und Dir kindlich behülflich ſein. Die Kleinen haben nicht weit zur Schule — und auch Perle bleibt Dir nahe. Gehe nun, Ephraim, und erhole Dich.“

Der wackere Moſchel bedurfte dies in der That. Er ging mit taumelnden Schritten. Die Unterredung mit der Majorin war erſchöpfend für ihn geweſen. Er hatte die Bilder der Vergangenheit, die hinter einem düſtern Vorhange ruheten, aufgerollt; aber vor der Ausſicht, die Lucie ihm eröffnete, näßte ſich ſein Auge. An dunkle Geſichtspunkte für ſeine Verhältniſſe gewöhnt, blendete ihn der Glanz einer beſſeren Zukunft, der Morgenſtrahl, worin Nächte voll Mühe und alle Belohnungen tagen, ausgehend vom Vater des Lichts! — Sein getragenes Leiden war ihm nunmehr lieb, es däuchte ihm ſogar, die Sorgenbürde würde ihm fehlen, welche Luciens Milde ihm abnehmen wolle. Und doch entzückte ihn die Idee bürgerlicher Selbſtändigkeit, und daß er kein Hauſirer mehr ſein dürfte. Sein Schritt war müde, denn er war manchen ſauern Weg gegangen und keinen ſchwereren als heute, wo er vom Grabe ſeiner Gattin kam. Doch ehe er noch die Thüre des Zimmers der Frau von Gardemer erreichte, hatte er ſchon in Gedanken Credit-Verträge mit den Fabrikherren geſchloſſen; die Hoffnung ſeiner Handelsſeele ſpielte in Farben des Regenbogens vor ſeiner Phantaſie. Ephraim ſuchte bunte Muſter aus und hatte gegenwärtig nichts im Sinne als ſein künftiges Ladengewölbe; er trieb die Kinder und die Käufer zu Paaren.

Lucie blieb mit ſich allein in einer Stimmung, die ſchwer zu beſchreiben wäre. Sie dachte der Erzählung nach. Weder parteiiſche Leidenſchaft für ihren Gemahl, noch eiferſüchtige Ungerechtigkeit gegen die Jüdin miſchte ſich in das Urtheil ihrer Gefühle. Was auch der Major gethan an Ephraim und den Seinen, es empörte ſie, daß es ſo wenig wäre nach Maßgabe ſeiner Verſchuldung — ein bettelhaftes Almoſen für den Raub großen Vermögens — und daß er in der Nähe der blöden Blume und ihres verſtörten Lebens nur eine Stunde des ſeinigen hätte froh werden mögen. Nicht ganz ohne Bitterkeit erinnerte ſich ihre reine Seele der ſcharfen Meinung von ihrem Geſchlecht, womit er auf den Schein von Ehre hielt. Daß Ephraim, der moraliſchen Repräſentant des Majors von Gardemer, hinſichtlich jenes Verhältniſſes — von ihm, wie von ſeinem Wohlthäter ſprach und mit dankbarem Lobe ſeine Güte rühmte, zerriß ihr das Herz. Der Jude kam ihr ehrwürdig vor in dieſer demüthigen Selbſtverleugnung, in ſeinem Schmerz. Sie ſchauderte bei dem Gedanken an ein Unglück, das die Schuld ihres Gemahls und worin ſie durch eheliche Beziehungen verwickelt geweſen wäre, wie über den Verrath ihres eigenen Vertrauens. Frau von Gardemer hielt in geſteigerter Empfindung das Höchſtmöglichſte, was an Ephraim zu vergüten nur in ihren Kräften ſtände, für ihre Pflicht.

Wenn wir auch Lucie unter allen Umſtänden edler Geſinnungen fähig halten dürfen, ſo waren es jetzt zarte Gefühle weiblicher Großmuth und weiblicher Schwäche, welche in dieſem Falle ihre Handlungsweiſe beſtimmten. Daß ſie ſich mütterlich mit dieſer Perle befaßte, war eine Sühne für die Manen der Mutter — und daß Frau von Gardemer das Kind dieſes Vaters fremder Leitung anvertrauen wollte, geſchah meiſt aus Vorſicht. Sie fürchtete, ihr künftiger Gemahl könnte wie der vorige, auch ein Judenmädchen ſchön finden. — Lucie konnte trotz Troja's Verſicherung ſich noch nicht von dem bangen Zweifel befreien, ihm auf die Dauer zu genügen. — So wollte ſie ihr bleiches Bild nicht ſogleich gegen den aufblühenden Reiz des Mädchens in Schatten ſtellen, noch den jugendlichen Capitain zum Pflegevater einer erwachſenen Tochter machen. Wir preiſen Lucie deshalb weiſe, und glauben, daß ihr zukünftig eheliches Glück, das uns durch die Geſinnung dieſer Liebenden verbürgt ſcheint, nur etwa ſolche Klugheitsmaßregeln zu ſeinen Mängeln zählen dürfte; denn kein irdiſcher Beſitz iſt ſicher. — Es giebt zudem ein Vollgefühl von Befriedigung aller unſerer Wünſche, was einem zarten Gemüth jedes Opfer der Menſchenliebe als eine Löſung abfordert für den Freibrief der Glückſeligkeit, den die Götter ſchreiben in den Zügen der Liebe. Die That der Tugend iſt ein Pfand, welches wir niederlegen auf den Altar des Schickſals, daß wir ein Recht haben, ſeiner Gaben in Freude und Ruhe zu genießen.

Nach einer Weile ſendete Ephraim ſeine Tochter. Perle ſchien noch ſehr angegriffen und niedergeſchlagen, und ihr

Geſicht druckte jenen ſtillen Schmerz aus, der ſich tief in das Innerſte hinein jeder tröſtenden Berührung entzieht. „Mein gutes Kind,“ redete Frau von Gardemer ſie mit leidſamer Stimme an, „haſt Du Dich ein wenig beruhigt?“

Das Mädchen lächelte traurig zu dieſer Frage, und antwortete: „Es iſt mir, als könnte ich nie mehr froh werden. Das Gefühl einer herzzerreißenden Sehnſucht,“ die Augen der armen Perle füllten ſich bei dieſen Worten —, „das Bild der ſterbenden Mutter — der Gedanke ihrer Leiden — ich werde nie — —“ ihre Rede erloſch.

„Die Zeit thut viel, liebe Kleine,“ ſagte Lucie von dieſem Anblick gerührt; doch ein leiſes Lächeln der Erfahrung über die jugendliche Täuſchung des Kindes ſchwebte dabei um ihren Mund. Auch ſtand Frau von Gardemer nunmehr auf den Standpunkt des Glückes, von wo der Blick nicht in die Tiefen einer ſchmerzbewegten Seele dringt; „denn nichts ſcheint Denen trübe, die gewinnen —“ ſagt Shakeſpear.

„Eine Mutter,“ fuhr Lucie fort, „iſt nicht zu vergeſſen und eine unglückliche zumal. — Du, Perle, biſt ein Neuling in der Schule des Lebens und weißt daher nicht, daß die Jugend ihr Recht an die Freude auch unter den drückendſten Umſtänden geltend macht.“

„Ach, gnädige Frau!“ entgegnete Perle, „zur Freude ward ich wohl nicht geboren; ich habe wenig frohe Tage noch geſehn. Doch was ich in der letzteren Woche gelitten, überſteigt die Kräfte eines ſchwachen Weſens, das kindlich empfindet. Mein Herz iſt krank. —“

„Es wird geneſen, liebe Perle,“ ſprach Frau von Gardemer zuverſichtlich, „ſei nur muthig, mein Mädchen! Wie iſt Deiner Mutter nun ſo wohl! Der Funke ihres Geiſtes war verglommen in irdiſcher Aſche, im Wuſt von Angſt und Qual! jetzt ſteigt er auf in gereinigter Klarheit, ein unſterblicher Strahl!“

„Es iſt ſeltſam,“ ſagte die Tochter der Jüdin, „daß die Mutter zuletzt faſt durchaus beſonnen war, lichte Stunden hatte ſie zwar ſtets; aber ihr Zuſtand, wie er ſich dem Tode näherte, war ein immer ſtärker aufleuchtendes Bewußtſein. Ich wüßte Ihnen, gnädige Frau, ein ſonderbares Beiſpiel davon zu erzählen. In ihrem verfinſterten Gedächtniſſe waren einige helle Punkte geblieben; kleine Geſchichten aus ihrem Jugendleben, die ſie wörtlich wiederholte, wenn der Geiſt der Rede über ihre ſtummen, blaſſen Lippen kam. Doch nie gelangten wir an einen Schluß; die arme Mutter ſtrengte ihr Nachſinnen ſichtbar an, ſtockte — und das nächſte Mal war es eben ſo. Das Ende der einen Erzählung fand ſich unmittelbar vor ihrem eigenen.“

„O! laß doch hören, das intereſſirt mich!“ ſagte Frau von Gardemer in ahnungsvoller Spannung.

„Gewiß, gnädige Frau! denn es betrifft Sie ſelbſt —“ antwortete Perle und ſprach, „meine Mutter hatte zuweilen mit ihrem Vater, Levi Aſcher —“

„Himmel!“ unterbrach Lucie lebhaft den Vortrag des Mädchens, „jetzt fällt es mir ein. Du, Perle, ſiehſt Deinem Großvater ähnlich, auf den ich mich recht gut beſinnen kann. Er kam öfters nach Kloſtergarten —“

Perle nickte, und Frau von Gardemer hielt eine volle Minute ihren Blick auf der Enkelin des Levi Aſcher feſt, um die Abkunft dieſer Züge zu ſtudiren. Ein dunkler Vergleich, der lange in Lucie gelegen, trat an das Licht —

und die nächſten Augenblicke der Erzählung wendeten aufklärenden Sonnenſchein auf ein Geheimniß nächtlicher Art.

„Der Vater meiner Mutter," hob Perle abermals an, „war auf den Edelhöfen zehn Meilen in der Runde bekannt und gelitten, und ſeine Tochter mußte ihn da oder dorthin begleiten und leichtere Waaren tragen helfen. Einſt hatte er Perlen von einem Gutsbeſitzer erhandeln wollen, war aber des Kaufs nicht einig geworden. Der Gutsherr, erzürnt über ein ſchmähliches Gebot, hatte die Unterhandlung in haſtiger Kürze abgebrochen; dies gereuete nun den Levi Aſcher ſehr. Wenn ich die Perlen nur noch einmal ſehen könnte — dieſen Wunſch äußerte er gegen ſeine Tochter. Sie kamen nächſten Abends durch denſelben Ort. Der Großvater bleibt draußen vor dem Schloſſe, und ſchickt ſeine Tochter hinein, daß ſie an ſeiner Statt mit dem Herrn des Halsbandes rede. Das Wohnzimmer zu ebener Erde iſt leer, Niemand zu hören und zu ſehen. Dort in dem Schranke, ſpricht Levi Aſcher, der am offnen Fenſter wartet — der Schlüſſel ſteckt; doch meine Mutter zögert, ihn zu drehen. Man wird mich für eine Diebin halten, flüſtert ſie bange. Man kennt mich als einen ehrlichen Mann — ſagt der Großvater, reiche mir die Schachtel nur zu, ich werde es ſchon verantworten. Da thut die Tochter, wie ihr geheißen, aber Angſt befällt ſie und Zittern, auch der Vater, da er Geräuſch vernimmt, wird beklommen um das, was geſchehen, er weicht zurück. Er öffnet das kleine Schmuckkäſtchen, die Perlen ſind nicht darin. Es hat mich genarrt, ſagt er beſtürzt, und die Schachtel werde ich zurückgeben, wenn ich wiederkomme. Unterdeſſen ging der Großvater den Weg alles Fleiſches, die Krankheit der Mutter ſchreibt ſich von jener Zeit an; ihr war zu Muthe, als hätte ſie wirklich etwas von Werth entwendet. Hier war die Geſchichte nun aus. Sie hatte kein Gedächtniß mehr, und ich vermuthe beinahe, daß meine Mutter in der abergläubiſchen Hoffnung das Schächtelchen unter ihr Kopfkiſſen genommen, es werde ſich ihrer Erinnerungskraft ſomit einprägen, wem es gehöre. In der Nacht vor ihrem Tode winkte ſie mich zu ſich und ſprach: „Ich weiß es nun. Ein Engel hat mir auf den Namen geholfen. Sie nannte den Ihrigen, gnädige Frau.“ Ein frommes Beben der Freude ging durch Luciens Nerven.

„Gott!“ rief ſie in Staunen befangen, „Du weißt nicht, Mädchen, welch ein köſtliches Geſchenk Du mir mit dieſer zufälligen Erzählung machſt. —“

In welch einfachem Element löſete ſich nun der räthſelhafte Zuſammenhang jener Begebenheit auf! Wie geringfügig war die Urſache ſo großer Wirkungen geweſen! Der Tauſch eines ſo kleinen Behältniſſes für einen Inhalt von ſehr verſchiedenen Werth hatte den Umſturz aller Familienverhältniſſe zur Folge gehabt, und die Ehrlichkeits-Renommiſterei eines Trödeljuden ſo viele treffliche Menſchen an Ehre, Ruhe, Liebe und Leben gekränkt! —

Frau von Gardemer fühlte das Bedürfniß, der Tochter Ephraims das Gefühl der erleichterten, frohaufathmenden Bruſt zu vergelten. Sie ſprach: „Noch einmal, meine Perle, ſage ich Dir, Du haſt mir eine unausſprechliche Beruhigung gewährt. Ich möchte Dir dagegen auch etwas Angenehmes mittheilen. So wiſſe denn, Dein Vater hat meinem Wunſche nachgegeben, Dich mir zu überlaſſen.“

Perle ſah Lucie mit großen glücklichen Augen an. Frau von Gardemer ſchauete in des Mädchens Seele und gerieth in Verwirrung. „Das heißt,“ fuhr Lucie beklommen fort und ließ den ſchweren Schlagbaum, der vor die ſtrebende Hoffnung des armen Kindes fiel, ſo ſanft als möglich niedergleiten, „meiner Fürſorge, wenn ich auch durch Verhältniſſe behindert, ſie nicht perſönlich übernehmen kann; ich verlaſſe ſelbſt dies Haus — aber eine beſſere Stelle ſteht Dir offen.“

Perle ſchüttelte verſchmähend den Kopf; die blaſſe Täuſchung ſchattirte ihr Geſicht, und in dem dunklen Blicke, der zu Boden ſank, glimmte ein Funke von Trotz im Gram und zurückgewieſener Liebe.

„Nicht?“ fragte Frau von Gardemer, und in dieſer beleidigten Silbe war das ganze volle Recht einer guten Meinung ausgedrückt und der Anſpruch an ein unbedingtes Folgen und Vertrauen. Das Gefühl der Hingebung, über die wir gebieten, macht fordern. „Sei doch vernünftig, Kind!“ ſprach Frau von Gardemer in zuredendem Tone, „ich habe, dünkt mich, ſehr gut für Dich geſorgt. — Pauline Platon — Du kennſt die liebenswürdige Geſellſchafterin der Madame Weihland — heirathet den Schwager ihrer Freundin, welche ſich nun auch wieder vermählen wird. Dahin ſollſt Du, zu der trefflichen Platon nämlich. Sie iſt gut wie ein Engel, ein Muſter unſers Geſchlechts, dabei verſtändig wie ein Mann, wiſſenſchaftlich gebildet und vor allem geübt in der Kunſt, mit jedem Gemüth angemeſſen zu verfahren. Ihr künftiger Gatte, ein heiterer beneidenswerther Menſch, hat in ſpielendem Humor dieſen Juwel von einer Frau gewonnen; doch daß er auch ernſte Vorzüge beſitzt, daß er ſeines Glückes würdig iſt und ſchützend denen, die ihm vertrauen, dies weiß ich aus eigner Erfahrung. Du wirſt dort wie in Abrahams Schooß aufgehoben ſein.“

Die kleine Jüdin ſchlug einen thränenſchweren Blick zum

Himmel; der Wunſch, bei dem Gott ihrer Väter zu ſein, funkelte darin.

„Sieh, meine Perle,“ ſprach Lucie, indem ſie mit ihrem Finger ein von der Wimper des Mädchens entglittenes Tröpfchen zärtlich mit dem Finger abwiſchte, „ich war voll ſüßer Hoffnung, Dich meines Vorſchlags froh zu ſehen — denn ich bin nun glücklich, und möchte gern, daß die, welche ich liebe, es auch wären. Dann aber müßte keine Thräne auf mein Herz fallen.“

Ein jähes Roth ſchlug auf den Wangen von Ephraims Tochter aus. Sie ergriff Luciens Hand, welche geſchäftig war wie tröſtende Engel jenſeits, und drückte ſie heftig an ihren heißen Mund, als ſollte nun jede Klage verſtummen.

„Ich weiß, Du biſt ein gutes Mädchen, und gönnſt mir eine *ungetrübte* Freude an meinem Glück. Du wirſt daher meinen Wunſch erfüllen und ein wenig froh ſein, wenn es Dir möglich iſt.“

Perle lächelte wie im Verſuch eines guten Willens. Frau von Gardemer fuhr fort: „Gieb nur Acht, es wird Dir drüben ſehr gefallen — doch dieſer Ausdruck iſt flach — es wird Dir innigſt wohl bei dieſen herzlichen Menſchen ſein. Wenn nun die künftige Madame Weibland einige Zeit des Sommers bei ihrer Schwägerin in Gimle zubringt, dann kommſt Du zu mir nach Kloſtergarten.“

Das Geſicht der bewölkten Perle ward wie eine Sonne, die über dem Eden der Zukunft aufging. „Du liebſt die Blumen,“ ſetzte Lucie hinzu, „hilſt Herrn Admont gärtnern und blühſt dabei mit ihnen um die Wette. Seine Roſen, auch die von Jericho, ſind ſo berühmt, daß ich fürchte, die Mauern der Zurückgezogenheit werden von dieſem ausposaunten Rufe ſtürzen. Du, eine Tochter Judäas, würdeſt dort unter den Balſamſtauden ihrer Heimath wandeln.“

„O gnädige Frau,“ erwiederte Perle erregt, „ich wüßte einen Balſam für mein Herz — aber er muß erſt reifen. Der Tod meiner Mutter hat mich ein Bedürfniß des Troſtes kennen gelehrt, was nicht geſtillt wird durch das Geſetz, man müſſe des Geſtorbenen vergeſſen. Ihr Andenken iſt mir eine zu tiefe Wunde — ſie braucht einen Heiland.“

„Mädchen!“ rief Frau von Gardemer überraſcht, „wäre es möglich, Du ſelbſt —“

„Ja, gnädige Frau,“ antwortete Perle, „aus der Erde von meiner Mutter Grab iſt mir der Keim dieſes Glaubens gedrungen. Der Haß hat meine Jugend erdrückt, die Sünde der Menſchen machte mich elend und traurig, da ich noch zart und klein war. Soll ich mich freuen und hoffen der Rache des Herrn? Ach! ich kann Niemand etwas Böſes wünſchen oder gönnen. Die Religion der Chriſten lehrt die Feinde lieben und für die Brüder das Leben laſſen. Das macht ruhig und labt die Seele wie im Himmelsthau. Ich möchte gern ein Kind meines himmliſchen Vaters ſein.“

„O!“ ſagte Lucie, hingeriſſen von dieſem Bekenntniß, „Du biſt getauft mit göttlichem Geiſt!“ Sie drückte einen Kuß auf des Mädchens Stirne. Perle ſah verklärt aus, als hätte ſie die höhere Weihe ſchon empfangen.

„Deshalb eben,“ fuhr Perle fort, „hatte ich gehofft und gewünſcht, in Ihrer Nähe zu bleiben, gnädige Frau. Ihr frommes Beiſpiel war es zuerſt, was mich für den Gedanken ergriff, eine Chriſtin zu werden. Auch hoffte ich, Sie würden meinen Vater dahin bewegen, daß er mich gewähren laſſe, denn um alles in der Welt möchte ich ihn nicht kränken wollen.“

„Pauline Platon iſt echt religiös und doch frei von Schwärmerei. Mein bisher ſo trübes, trauriges Leben war nur ein Spiegel chriſtlicher Geſinnung, von Seufzern angehaucht; in jener klaren Seele wirſt Du Dein Glück heller einſehen. Der Glaube wurzelt zwar im Gemüth; aber er bedarf der Kraft des Geiſtes, ſich in ſeinen Ueberzeugungen zu entwickeln. Pauline wird Dich lehren, wie hoch ein Herz, das Gott vertraut, über jeder ſchmerzlichen Erfahrung ſtehe, und daß, der den Erlöſer zum Freunde habe, keines Menſchen Angriff fürchten dürfe; denn Ihm allein iſt alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden. So ſei denn ruhig, von heute an. Wäret Ihr ſtill, ſo würde Euch geholfen — ſagt einer unſerer Apoſtel ſehr wahr. Nur in der Stille habe ich Stärke gefunden, mein Schickſal zu ertragen. Stille iſt die Bedingung des Glückes, die Blüthe jeder Hoffnung — ein vorlautes Wort reicht oft hin, ſie zu verwehen. — Deines Vaters Einwilligung nehme ich auf mein Theil. Und nun gehe, liebes Mädchen; dieſer Morgen hat mich in ergreifenden Gefühlen ſo ſehr bewegt, daß ich mich ſammeln muß. Auch Dir wird es nöthig ſein. Lebe wohl, mein Kind — eine Pathenſtelle denkſt Du mir wohl zu, wenn wir ſo weit ſein werden? Dann nenne ich Dich Debora, und dieſer hebräiſche Name, der Deinen Vater nicht mißfallen dürfte und an ſchöne poetiſche Charaktere erinnert, bezeichnet ein Vorbild der Weiblichkeit.“

„O gnädige Frau! Ich kenne das meinige —“ ſagte Perle und küßte in leidenſchaftlicher Verehrung die Hand der Frau von Gardemer. Lucie drückte das Mädchen an ihr

Herz: dies hatte ſie noch nie gethan. Eine Schranke der Zurückhaltung war durch die eröffnete Abſicht gefallen — Frau von Gardemer hatte einen Blick gethan in den innern Tempel dieſes kindlichen Weſens und den Schwur auf heiligem Altar niedergelegt, der Tochter Ephraims lebenslang mütterlich geſinnt zu ſein. Sie dachte jetzt darüber nach, wie es am beſten anzufangen, daß der Taufſtein kein Stein des Anſtoßes für den altgläubigen Pfleger unſerer Perle würde. Wir überlaſſen Lucie hiebei ihrem begründeten Einfluß auf den Iſraeliten und jeder Hülfskraft ihres Geſchlechts — dieſen Umſtand zu heben — und wenden uns einer andern Seite dieſer Erzählung zu.

Seitdem der Landſchafts-Director das Haus der Madame Weihland verlaſſen, hatte kein Umgang zwiſchen beiden Familien mehr Statt gefunden. Selbſt ſich für die liberale Aufnahme zu bedanken, hatte Frau von Elban bisher verſäumt.

Franzisca war eben nicht beleidigt darüber. Sie war vielmehr im Stillen froh, jeder perſönlichen Behelligung von dieſen Menſchen überhoben zu ſein, welche mit unerhörter Prätenſion nur Anſprüche machen konnten, ohne jemals ein Gefühl der Verbindlichkeit ſchicklich zu äußern. Die Braut des Gutsherrn von Gimle dachte jetzt oft, wie richtig ihre Freundin über dieſes Verhältniß geurtheilt und die Folgen deſſelben vorausgeſagt hätte: aber Franzisca fühlte ſich zu reich entſchädiget, um anders als mit verachtender Gleichgültigkeit jener Erfahrung zu gedenken und die Koſten ihres Herzens zu bereuen, womit ſie einen Beitrag zur

Menſchenkenntniß bezahlt — jener zweitauſend Thaler zu geſchweigen, von denen nun nicht mehr die Rede war. Obgleich ſie ſich ſo nahe wohnten, daß jeder Blick nach Gegenüber die ehemaligen Hausgenoſſen in ihr tägliches Leben und Weben gegenſeitig verſetzte, und das Licht jener neuen häuslichen Welt die Schatten dieſer abgeſchiedenen Seelen an die Wände der Zimmer von Madame Weihland malte: ſo war es doch wirklich, als ob in der rauſchenden Frequenz dieſer Straße die ſtille Lethe zwiſchen ihnen flöſſe. Franzisca fand ſich daher nicht wenig verwundert, als ihr eines Tages — der Januar näherte ſich ſeinem Ende — die Meldung ward, Frau von Elban bitte um Erlaubniß, ihre Aufwartung machen zu dürfen und wünſche Madame allein zu treffen. Die Wittwe erröthete, ein verrathendes Lächeln umſchlich Paulinens Lippen. „Ich weiſe ſie ab —" ſagte Franzisca heftig: „wem Du zuwider biſt, der braucht mich auch nicht zu ſuchen."

„Nicht doch, entgegnete die Platon und legte mit Ruhe ihre Arbeit nieder, „das hat ſeine guten Wege. Frau von Elban erzeigt mir die Ehre, mich für Dein leitendes Prinzip zu halten, deshalb möchte ſie mich entfernen, da ſie vermuthlich mit einem Anliegen kommt. Aber, Fränzchen, der Bediente wartet —"

Franzisca ging im Sturmſchritt nach der Thür. Sie nahm die Viſite in einem Tone an, der die Dame, die ſich melden ließ, auf den Blocksberg wünſchte.

„Den Zweck dieſer gütigen Herablaſſung," ſagte die Wittwe, als ſie zurückkam, kann ich mir denken. Frau von Elban will wahrſcheinlich Geld borgen." Dabei fühlte Franzisca nach dem Schlüſſel der Chatulle, ob ſie ihn bei ſich trüge — und verſchloß ihr Herz.

„Wo denkſt Du hin?“ fragte Pauline, „Frau von Elban iſt reich und geizig, ſolche Leute gehen nicht auf Vorſchuß aus.“

„Sie hat ſchon einen Schuß —“ entgegnete Madame Weihland, „allein man muß ſich eben deshalb vorſehen. So viel weiß ich nur, umſonſt erzeigt die Gnädige dieſer bürgerlichen Wohnung die Ehre ihrer Gegenwart nicht.“

Dabei warf Franziſca einen ſtolzlächelnden Blick in den Trümeau, rückte das Häubchen zurecht, dann die Meublen grade und bereitete ſich innerlich auf den Empfang des Beſuchs. Dieſer ließ eine feine Weile vornehm auf ſich warten. Pauline war unterdeſſen ausgegangen, und Franziſca ging die Reihe der Möglichkeit durch, was Frau von Elban wollen könne, ohne auf die Abſicht der Dame zu kommen. — Endlich wankte die Geſtalt der Frau von Elban, igelförmig in einen tüchtigen Pelz geballt, über die Straße. Madame Weihland trat alſobald vom Fenſter zurück. Sie ſchritt vorwärts — der Bediente öffnete die Entrée, und Frau von Elban, in einem merklichen Aſthma befangen, ſchob ſich langſam über die Schwellen des Zimmers. Sie hatte heute — wie man zu ſagen pflegt, das gute Jäckchen an. In den Zügen ihres Angeſichts war eine Bittſchrift leſerlich geſchrieben, der hochfahrende Ton ihrer Stimme verlautete wie ein Supplicant. Der Anzug war nicht darauf berechnet zu imponiren, und über das ganze Weſen der Dame hatte der innere Kummer eines ſchwermüthigen Anliegens ſichtbar beſcheidene Färbungen ausgegoſſen.

„Ach, meine Vortrefflichſte!“ ſagte ſie, umarmte Madame Weihland wie eine Herzensfreundin, und fiel gleichſam mit der Thür eindringender Zärtlichkeit in das Haus der Wittwe, „wie ſehr hat mich verlangt, Sie einmal wiederzuſehen!

Aber man iſt ja ewig occupirt. Die Hochzeit meiner Nichte — Weihnachten — das rauhe Wetter bisher —"

Bei dieſer letzteren Entſchuldigung konnte Franzisca ſich nicht enthalten, an jenen Geiſtlichen zu denken, der in vierzig Jahren keinen ſchönen Tag zu einem Beſuch auf dem Lande hatte finden können. „Es iſt zwar nicht weit herüber," erwiederte Madame Weihland und der Spott in ihrem Munde zählte die zehn Schritte, „aber wer die Winterluft nicht gut verträgt —" Frau von Elban keuchte noch immer.

„Ich bin nur ein wenig enrhümirt," erwiederte ſie darauf und hüſtelte in Verlegenheit, „ſonſt darf ich meine robuſte Geſundheit loben. Welch einen Unfall haben Sie gehabt —" Franzisca mußte ſich beſinnen — „wie habe ich Sie bedauert! Sie hätten ja wenigſtens den Hals brechen können."

„Nun, dies wäre wohl ſo ziemlich das Meiſte geweſen," entgegnete Madame Weihland in Laune; „indeß hatte jenes große Unglück, welches ich beinahe vergeſſen habe, auch ſein Gutes." Ihre Miene drückte eine dieſer beſten Seite zugewendete Empfindung aus.

„Ich gratulire —" hob Frau von Elban an, „daß es ſo abgelaufen —" Franzisca war bei den erſten Worten der Dame hoch erröthet — und dann auch dazu, „man ſagt, Sie ſeien Braut, Madame."

Frau von Elban fixirte die liebenswerthe Frau.

Franzisca ſprach: „Ich mag es nicht leugnen, daß ich die Verſprochene eines würdigen Mannes bin."

„Das iſt recht —" ſagte Frau von Elban überaus freundlich, „eine Wittwe von Stande oder Vermögen muß heirathen, um einen Mann glücklich zu machen." „Mein Verlobter," erwiederte Madame Weihland und der Stolz auf ihre Erwähnung intonirte dieſe Antwort, „iſt in dem Verhältniß, mir beides mit ſeiner Hand bieten zu können. Er begehrt daher die meinige, ohne irgend ein Neben-Intereſſe, und dies iſt, was mich weſentlich beglückt.“

Dieſe Erklärung, in dieſer Stunde gegeben, war doch für die neidiſche Schwäche der Frau von Elban zu ſtark. Sie maß die Glückliche mit einem langen Blicke, den gerühmten Vorzug zu verkürzen, und ſprach gedehnt: „Ihr Bräutigam. Madame, heißt, Herr Admont — ſchlechtweg?“

„Bitte um Verzeihung!“ antwortete Franzisca gereizt, „Admont von Blandorsky iſt ſein Name.“

Frau von Elban ſchrak zuſammen und verrieth einen ſchlagenden Eindruck. Ein Anflug von Saffranfarbe wechſelte mit Gallenbläſſe auf ihrem Geſicht. „Blandorsky!“ ſagte ſie mit verhaltener Stimme, „das geſteh ich! —“ Sie wollte noch mehr geſtehen; aber der Schatten ihres Gemahls ſchwebte warnend dem Blicke ſeiner Wittwe vorüber.

„Nun ſo wünſche ich Ihnen Glück, Madame,“ fuhr Frau von Elban in erſtickten Tönen fort, „ich kenne dieſen Admont und könnte —“ der Geiſt des Herrn von Elban ging wieder über die Bühne des Zimmers. Das Auge der Dame fiel ſcheu zu Boden. Sie ließ den boshaften Wunſch zu ſchaden fallen, weil Franzisca ihrer Abſicht nützlich werden ſollte. Und ſo fragte ſie nur: „Wird Ihre Verbindung bald ſein, Madame? Ich möchte Ihnen dazu rathen. —“ Dieſer Rath, und der Tropfen Gift darin war zwar von Ueberfluß; aber Frau von Elban mußte die beengte Bruſt lüften. Franzisca lächelte und ſprach: „Es eilt nicht damit, vor dem Spätfrühjahr werde ich die Stadt ſchwerlich verlaſſen.“

Während dieſer Antwort ſuchte Frau von Elban nach einem Uebergange zu ihrem Zweck. Sie legte ihn in einen hämiſchen Hinterhalt und entgegnete: „Eine Hochzeit, die unmittelbar auf das Verlöbniß folgt, erachte ich nach meinen Erfahrungen für beſſer. Ich habe daher trotz dem, daß mein Bruder opponirte und ich die Ausſtattung über das Knie brechen mußte, darauf gedrungen, daß mit der Verbindung Adelaidens nicht lange Federleſens war. Wozu auch? Lange Liebſchaften taugen nicht.“ Frau von Elban ſeufzte kläglich und fuhr dann fort: „Freilich, die Liddy war noch ein pures Kind — aber die Männer der jetzigen Zeit haben nun einmal dieſen unreifen Geſchmack. Man wird es noch erleben, daß ſie ſich die Braut aus der Wiege heben, und ihr ſtatt des Bildniſſes des Geliebten einen Wolfszahn um den Hals hängen.“

„Der iſt Dein Brautgeſchenk geweſen —“ dachte Franzisca, und zugleich ſchien ein verbindliches Lächeln, die mimiſche Falſchheit der Convenienz — das Geſagte zu beſtätigen.

„Dann aber, fuhr Frau von Elban eifernd fort, „müſſen die Männer auch die Folgen tragen. Sie haben ein Püppchen, ein Putzdöckchen; aber keine Frau, keine Wirthin. Was meinen Sie wohl, Madame? Den erſten Tag, an welchem Liddy die Küche beſtellt, läßt ſie für ſich und ihren Mann zehn Pfund Rindfleiſch an das Feuer ſtellen; ma chère, ſagte ich, das iſt ein ochſiger Fehler für eine noble Hausfrau.“

Franzisca lachte und erwiederte, unter der Leitung ihrer Tante würde die Frau von Haag unſtreitig bald beſſere Wirthſchaft lernen.

„Ach!“ verſetzte Frau von Elban reſignirt, „das junge Volk folgt ſeinem eigenen Sinn, und glaubt ſich dem Gängelbande entwachſen; es überlegt nicht, wie gut dem Gemahl eine Frau thut, die etwas verſteht. Späterhin werden dem Neveu die Schneebälle in einer feinen Milch lieber ſein, als die, welche ihm ſein Weibchen jetzt mit kindiſcher Luſtigkeit an den Kopf wirft. — Man vermag nichts und trägt den Unmuth und die Verantwortung allein. Mein Bruder hat ſeine Geſchäfte — Claudine —"

Madame Weihland fragte mit ernſtem Antheil nach des Fräuleins Befinden.

Frau von Elban zuckte die Achſeln; auch ihr Gefühl ſchien reizbar bei der Berührung dieſes Gegenſtandes zu zucken. Sie ſah ſich offenbar ungern durch dieſe Epiſode, welche ſie doch ſelbſt herbeigeführt, in dem Vorſchreiten zur Hauptſache aufgehalten und antwortete eilig, als wünſche ſie ſo ſchnell als möglich davon loszukommen: „Die Aerzte ſagen, es ſei eine Verſtimmung der Nerven und man müſſe gelinde Saiten aufziehen. Sie haben gut reden dieſe Herren, von denen nichts anſchlägt. Ich bin nun grade für die entgegengeſetzte Methode und daß man es mit Härte angreiſe. Und ſo habe ich, bloß aus zärtlicher Liebe — einen ſtreng verweiſenden Ton gegen Claudine angenommen. Welche Noth macht ſolch ein überſpanntes Geſchöpf! — Claudine — ich weiß, was ich mit ihr ausgeſtanden habe, und bin es nun ſatt. Der Vater kann auch etwas für ſeine Tochter thun; doch mein Bruder iſt gewöhnt, mir alle ſeine Sorgen aufzubürden, und deshalb iſt es nöthig, daß ich auf eine bleibende Unterſtützung denke."

Franziska hörte es dieſer Wendung an, daß ſie annäherend wäre. Sie horchte und hielt das Auge auf Frau von Elban feſt. Dieſe hielt einige Momente inne und fuhr dann fort: „Solcherlei Fatalitäten in der Familie haben mich endlich zu einem Entſchluſſe bewogen, gegen den ich mich langſträubte; ich ſehe die Nothwendigkeit einer zweiten Heirath ein, und meine Wahl iſt auf einen Mann gefallen, der durch ſeine Attention für mich dieſen Vorzug verdient, Felice — und Sie, Madame, ſollen ihm ſein Glück ankündigen.“

Franzisca trauete ihren Ohren nicht. „Ich? Frau von Elban?“ fragte ſie, und in dieſer kleinen individuellen Silbe war die ganze Unbegreiflichkeit ſolch einer Mittheilung enthalten.

„Ja, Madame,“ ſprach die in dem Irrgarten der Liebe herumtaumelnde adelige Wittwe mit herablaſſender Würde. „Sie ſind eine feine Perſon, und ich kenne das freundſchaftliche Verhältniß, worin Sie ehemals zu dem Landſchafts-Syndicus geſtanden.“ Das Kopfnicken, womit Frau von Elban dieſe Worte begleitete, führte ſchnell, wie durch einen Mechanismus der Seele, die Reihe der Kränkungen, welche Franzisca in jenem Verhältniß erfahren, ihrer Erinnerung vorüber, und der ſtechende Blick der Dame, von Franzisca's Bewußtſein geſchärft, drang wie ein Dolch in den Buſen von Felicens einſt wärmſter Freundin. Der Gedanke, welch ein Schickſal über dem Haupte des Schuldigen ſchwebe, befriedigte jedoch das weibliche Gefühl, welches ihn ſeinem Verhängniſſe anheimfallen ſah; und ob er ihr auch ſehr weh gethan, und ob ihre gegenwärtige Empfindung für ihn nur ein ſchmerzliches: Vorbei! war —, ſo wallte dennoch eine Regung des Bedauerns bei dem Anblick ſeiner alten Bewerberin in ihr auf. Sie ſagte in wörtlicher Erwiederung: „Geſtanden, ganz recht, Frau von Elban; jetzt aber ſtehe ich in keiner Beziehung mehr zu ihm. Er ſelbſt hat ſie alle gelöſt. — Ich kann daher Ihrem ſchmeichelhaften Vertrauen nicht entſprechen.“ Aber warum wollen Sie, daß er aus fremden Munde erfahre, er ſei der Wahlkönig Ihrer Gunſt? —" Die Krone aus verwelkten Blättern, das Spiel einer Geiſteskranken — und der goldene Reichsapfel, den die Eris würfe, ſchwebte dabei vor Franzisca's Phantaſie. Sie gönnte ihrem ehemaligen Liebhaber die ſtrafende Angſt ſolch einer directen Erklärung.

„Ach, meine Beſte!" entgegnete Frau von Elban in gütigem Schmerz verſunken, „er meidet mich; das iſt mir eben das Zeichen ſeiner unglücklichen Leidenſchaft, die auf nichts mehr hofft. So würde der verſtimmte Ton, den er gegen mich angenommen, faſt beleidigend ſein, wenn er mir nicht in dieſer ſtummen Weiſe ſagte, daß ſein Herz zerriſſen iſt. Er macht ſogar hier oder da einem Backfiſchchen fade die Cour, um Andere über ſeinen Geſchmack zu täuſchen, er ſtürzt ſich in Geſchäfte, um ſich zu zerſtreuen. Seit der Hochzeit meiner Nichte, der arme Menſch war damals ſo aufgeregt — weicht er mir aus. Wie konnte er auch denken, daß ich geſonnen ſein würde, mich ſo vieler Vortheile zu begeben! Aber eben dieſe ſchweigende Liebe hat mich gerührt. Wenn ich den Verhältniſſen ein Opfer brachte, als ich mir meinen ſeligen Gemahl nahm, ſo will ich jetzt nach meinem Herzen wählen."

Bei dieſem Jetzt, auf das Frau von Elban den Nachdruck der Freiheit legte, konnte Franzisca die an einem Faden von Glanzgarn zupfte, der aus der bleichen Blumenfülle ihres Kragens niederhing, ſich eines flüchtigen Lächelns nicht erwehren. Es war, als ob die Sonne ſpottend auf den flatternden Sommer ſchien.

„Aus den paar Jahren," fuhr Frau von Elban fort, „die der Landſchafts-Syndicus weniger hat als ich, mache ich mir gar nichts. Er iſt ein ſolider Mann. Daß er nicht von Familie iſt, genirt mich in meinem Entſchluß auch nicht: ſein Poſten ſetzt ihn in Collegialität zu den erſten Edelleuten des Landes, und ich laſſe ihn nobilitiren. Das Geld dazu liegt ſchon da. Ich habe mir geſtern Abend in aller Stille einen Brouillon gemacht zu dem Schreiben, worauf der Adelsbrief als Antwort erfolgen ſoll. Ein Paar ganz göttliche Pferde ſind auch ſchon halb und halb im Anſchlage; denn ich halte dem Felice Equipage und einen Jäger dazu. — Wofür hätte ich Vermögen? Er ſoll es genießen. Ich habe den Willen, meinen Freund in den Ehepacten ſo zu bedenken, daß er nicht mehr an meiner Liebe zweifeln wird.“ Frau von Elban ſchwieg hier, als ließe ſie einem ſummariſchen Ueberblicke Raum.

„In der That!“ ſagte Franzisca, „dieſe Geſinnung iſt ſehr großmüthig; doch Felice wird ſie auch verdient haben.“ Ein ſchnöder Zug verzog bei dieſen Worten den Mund der Wittwe, der ſichtlich etwas Herbes unterdrückte.

„Ja, Madame,“ entgegnete Frau von Elban mit feurigem Lobe, „das hat er! dieſe zuvorkommende Aufmerkſamkeit, dieſes noble Benehmen — er war glücklich, wenn er nur meine Hand küſſen konnte — und ſo ſoll er ſie auch haben.“

Franzisca biß ſich in die Unterlippe; ihr Auge funkelte zwiſchen Zorn und Hohn. Sie ſprach: „Wie ſchon geſagt, Frau von Elban, dieſer Auftrag iſt für mich zu überſchwänglich, und ich muß Ihnen danken für die mir zugedachte Ehre, eine vermittelnde Rolle in dieſer Herzensangelegenheit zu übernehmen. Ich habe nie begehrt, mich in ſolche zu miſchen und wäre froh geweſen, wenn Andere eben ſo gedacht hätten. — Sie ſind eine Dame von Erfahrung —“ das Alter der Frau von Elban nach ungefährer Angabe, durchklang unwillkürlich dieſen Ausdruck —, „und werden daher dieſen zarten Punkt am beſten ſelbſt zu behandeln wiſſen; ich würde ungeübt dazu ſein."

Frau von Elban, alſo entſchieden abgefertigt, ſchwieg einen Moment verblüfft; die Weigerung der auserkorenen Vermittlerin ſchien ſie wie ein böſes Omen anzuwehen. Dann ſagte ſie: „Nun denn, Madame, ſo bitte ich wenigſtens um das tiefſte Stillſchweigen über dieſe Sache."

Franzisca erröthete und ſprach: „Das verſteht ſich! Sie können ganz auf meine Discretion rechnen. Die Freude der Ueberraſchung darf Ihnen nicht verdorben werden."

Dieſem Abſchluſſe der ſo wichtigen Unterredung noch drei Worte in höflicher Indifferenz hinzuzuſetzen — und wäre es die des Abſchieds geweſen — würde weder die Eine noch die Andere der Damen vermocht haben; aber ein ſchweres Schickſal half ihnen diesmal aus der Verlegenheit. Der Bediente des Landſchafts-Directors kam ſonder ſervile Zurückhaltung in das Zimmer der Madame Weihland, und rief mit der ſtotternden Haſt einer Hiobspoſt: „Ach Ew. Gnaden! der gnädige Herr — wir alle ſind des Todes — der Schlag hat ihn gerührt."

Frau von Elban hatte jetzt Fug und Recht, außer ſich zu ſein und unter dem Vorwand ſchweſterlicher Angſt und Liebe einer andern Luft zu ſchaffen. Der Schrecken macht ſonſt blaß; alles Blut aber ſchoß der Frau von Elban nach dem Kopfe, den ſie verloren — was ſie leider! nun zu ſpät einſah. Die Zinnoberröthe, unter der die Adern ihrer Schläfe, wie das Geäſte vom Auswuchſe des Halſes pulſirte, war die Toga praetexta, das mit Purpur verbrämte Oberkleid, welches die Blöße verhüllte, die ſie ſich gegen Madame Weihland gegeben. Der Schlag, der den Bruder gerührt, war offenbar erleichternd für die Schweſter, und die Thüren ihres Herzens, krampfhaft geöffnet, klappten davon zu, wie — die Mundſperre von einer tüchtigen Ohrfeige.

Sie wankte fort, auf den Arm des Boten gelehnt, und ſchlich langſam in ſchleppender Ohnmächtigkeit über die Schwelle, hatte jedoch ſo viel Bewußtſein, um heimlich die Uebereilung zu vermaledeien, mit der ſie dieſen Gang vor einer Stunde angetreten. Rückgewendet in das Zimmer, murmelte ſie mit entkräfteten Lippen den Zauber eines böſen Wunſches; aber der Geiſt des Guten wachte, daß nur Segen ſich hier fortan erfülle — und Frau von Elban müſſen wir nunmehr ihrem Dämon überlaſſen.

Betäubt von dem Schlage, der den Herrn von Unſtern getroffen, blieb Franziſca allein, noch unfähig zu faſſen, was ſie vernommen. Der Weiſer der Uhr, ſeit dem Eintritt der Dame um dreißig Minuten nur gerückt, umſchrieb eine halbe Welt der Erfahrung. Sie dachte, bis zu dieſem Gipfelpunkt der Thorheit hätte Felice die verſchrobene Tante getrieben, und er wäre nun geſtürzt aus den Himmel ſeiner Hoffnung — oder würde noch wie aus den Wolken fallen. —

Die Braut Herrn Armont's war ſehr geſtört und bei der ſchwankenden Bewegung ihres Gemüths ſich dieſes Standpunktes kaum bewußt, der ihre Ruhe unerſchütterlich hätte befeſtigen ſollen. Der Beſuch der Frau von Elban hatte Madame Weihland in eine peinliche Vergangenheit verſetzt, und Erſtaunen, Indignation, ein Chaos gereizter Gefühle fluthete dunkel durch ihre Seele. Sie ſtand am Fenſter und ſah, ob auch innerlich nur mit ſich beſchäftiget, hinuber nach der Thüre, wo Aerzte, Chirurgen, Lakaien aus- und einflogen, daß ein ſtockendes Leben wieder Umlauf gewinne. Die Nachbarn gruppirten ſich zuſammen und gafften hinauf. Noch athmete der Landſchafts-Director und ſchon ſummirte die Meinung ſeine Schulden. Das Buch ſeines Lebens hatte freilich große Zahlen und hier und da Blätter, welche eine ſchonende Hand hätte bedecken mögen —; aber die Menſchen ſchonen ihrer Brüder nicht. Nur der himmliſche Vater überträgt ſeine Kinder, und Engel laſſen Thränen heiliger Tilgung auf das Minus der Sterblichen fallen; die Schrift verliſcht — und auf dem glänzenden Weiß der gereinigten Seele fängt die Rechnung der Ewigkeit an.

Es war bereits tiefdämmernd, und immer noch ſollte Pauline wiederkehren. Franzisca, der das Herz vom Drange der Mittheilung ſchwoll und von Ahnungen der verhüllten Todesſcene da drüben — fing an unruhig über das verſpätete Ausbleiben ihrer Freundin zu werden. Endlich kam die Platon. Der Abend trat mit ſeinem breiten Schatten vor ihr Geſicht; doch Madame Weihland hörte es dem Tone dieſer ſanften Stimme an, daß ſie tiefer bewegt wäre als vom Gehen. „Was wirſt Du ſagen, Fränzchen," kam Pauline dem Entgegenrufe der Wittwe zuvor, „daß ich ſo lange geblieben? und Dich im Stich ließ — im Stich einer böſen Zunge? Ich habe geſprochen — rathe nur, mit wem?"

Franzisca's Neugier überwand ihren Wunſch, die Neuigkeiten, welche ihr Herz drückten, ſchleunigſt abzuſtoßen; aber eine Andeutung von Wichtigkeit mußte ſie doch in ihre Antwort legen, und ſo ſprach Madame Weihland: „Ach!

mein Kopf ſummt in einem Schwarm von Ideen, mir ſelbſt iſt räthſelhaft zu Muthe — ſage es nur lieber bald!"

„Mit dem Landſchafts-Syndicus!" ſo leiſtete die Geſellſchafterin ihrer Aufforderung Folge, „den ich bei Dorthals traf. Er ſchoß, als er mich erkannte, auf mich zu, faßte meine Hand und bezeigte eine unverſtellte Freude, mich zu ſehen. Er vergaß ſich ſo herzlich, daß ich ihn erinnern mußte, wir hätten Zeugen. So nannte er mich, wie ſonſt, liebe Pauline — und wünſchte mir in einem Tone Glück, der mich fühlen ließ —" die Platon ſtockte — „er halte das ſeinige für verfehlt. Er ſagte mir, wie hoch er Deinen Schwager ſtets geſchätzt hätte. Was macht Madame Weihland? fragte er mich dreimal hinter einander. Grüßen Sie Franziſca von mir! bat er mich ſo inbrünſtig, als ſollte ich das Heil ſeiner Seele damit retten. Niemals, ſo verſicherte Felice, würde er die in unſerm Umgange verſchwundene Zeit vergeſſen, und die ſchönſten Stunden wären ihm verlebt. — Ich muß Dir geſtehen, Fränzchen, er that mir doch leid!" —

Die Platon bewies, daß ſie doch auch nur ein weichherziges Mädchen wäre. Und bei weitem ſagte Pauline noch nicht alles. Felice hatte ſein Herz voll Reue und Leid gegen ſie ausgeſchüttet, ſich einer unſeligen Verblendung angeklagt, denn nur der gewiſſe Verluſt eines Beſitzes giebt den rechten Maßſtab ſeiner Schätzung — und ſomit die Sittenrichterin auf ſeine Seite gezogen, denn die Vertraute wird Partei.

Franziſca entbrannte. „Wer iſt denn aber Schuld? Wem anders als ſich ſelbſt kann er es beimeſſen, daß ich nicht gern ſeinen Namen hören mag?" fragte ſie wie zürnend, und zugleich tönte dieſer Name ſo laut in den Nachhall der erwähnten ſchönen Stunden, daß Franzisca ihr eigenes Wort davor kaum verſtand. Sie ſagte es um ſo mehr mit Hitze; denn im Gefuhl einer neuen Liebe iſt man härter im Urtheil gegen die alte. Pauline, im friſchen Eindruck ſeiner verſöhnenden Aufrichtigkeit, entſchuldigte ihn mit Milde und Zurückhaltung. Sie hatten Beide die Rollen gewechſelt. „Nun denn," ſagte Madame Weihland in gekränktem Tone, „das Blatt hat ſich gewendet. Du warſt ſonſt nicht ſo gütig für Felice geſinnt, oder geneigt, ihn gegen mich in Schutz zu nehmen; es beweiſt grade nicht, daß Du meine Gefühle theilſt, wie die Freundſchaft dies ſollte."

„Franzisca," antwortete die Platon mit leiſem Schmerz eines unverdienten Vorwurfs, „Du thuſt mir weh — und Unrecht, bei Gott im Himmel! wenn Du ihn gehört hätteſt —" der Wunſch, die Freundin eines Beſſeren zu überzeugen, entriß ihrer weiblichen Seele einen Theil von Felicens Geſtändniſſen und nur ein kleiner gefährlicher Reſt blieb noch verſchloſſen. Madame Weihland ſchwieg, und die Platon fuhr fort: „Macht es Dich glücklicher, wenn Du den Mann dauernd verachten müßteſt, der Dir einſt lieb und werth war? Ich hoffe, die Ruhe meiner Franzisca hat eine feſtere Stütze. Du achteſt gewiß den Gegenſtand Deiner nunmehrigen Wahl hoch genug, um die rechte Anſicht von dem Irrthume Deiner früheren Gefühle zu haben, und Dich zu freuen, daß Felice, der Dich doch nie beglückt haben würde, zur Vernunft und zu einer dankbaren Würdigung verſcherzter Vorzüge zurückgekehrt iſt. Wir wollen wünſchen, daß es ihm wohl gehe."

„Er ſteht an einem Wendepunkte —" antwortete Franzisca mit unterdrückter Stimme, „der Landſchafts-Director hat einen apoplektiſchen Zufall gehabt und iſt vielleicht in dieſer Minute ſchon todt. Was aber meinſt Du wohl, was Frau von Elban bei mir wollte?“ —

Unſere Leſer, welche ſich in dieſem Augenblicke an das Verſprechen der Verſchwiegenheit erinnern, was Franzisca der heirathsluſtigen Wittwe gegeben, wollen erwägen, daß die Discretion eines Frauenzimmers, wir können nicht wider die Wahrheit — nie ohne den Inbegriff mindeſtens einer vertraulichen Eröffnung ſei. Madame Weihland fuhr fort: „Die Gnädige will von der Höhe ihres Ranges und einiger anſtändigen Stufenjahre herabſteigen, um die Gattin ihres Günſtlings zu werden, und ich — ich, Pauline! ſollte der Engel dieſer Verkündigung ſein. Sie legte mir ſein Glück in den Mund.“

Pauline Platon blieb der ihrige offen. Sie ſprach: „So wird Felice es denn erfahren, was es auf ſich hat, den Adorateur einer alten Thörin zu ſpielen; ich fürchte, ſeine Strafe hebt nun erſt an.“

Hier trat das Stubenmädchen ein und meldete, der Landſchafts-Director wäre eben verſchieden. Die Nachricht von dem ſchleunigen Ende eines Mannes, den ſie noch kürzlich in voller Lebenskraft geſehen, erſchütterte die beiden Bräute. Die Platon ſprach von dem Zuſammenſturze der künſtlich finanziellen Haltung, worin der Verſtorbene ſich behauptet. Sie bedauerte die arme unglückliche Claudine von ganzem Herzen.

Franzisca dachte darüber nach, wie ihr eigenes Schickſal vielleicht ganz anders geworden, wenn dieſer Tod um ein Jahr früher erfolgt wäre. „Es ſollte, es muß ſo kommen!“ ſagte ſie zu ſich, und Admonts Bild in ſeiner ſtillen Sphäre tauchte wie der Mond aus dem Dunkel auf, worin die Vorſehung waltet, und ſtrahlte Frieden in ihr Herz. Es füllte ihre Seele mit Wehmuth, daß Felice eine vereitelte Hoffnung mit weſentlicher Einbuße hatte bezahlen müſſen; doch daß er zu dieſer reellen Erkenntniß gekommen, und den Werth deſſen fühle, was er um ein nichtiges Streben aufgegeben, dies befriedigte ihr Gefühl. Sie wünſchte ihm ein wenig Reue noch, damit es tiefer eindringe — und dann Heil und Gutes in der Zukunft.

Unſere Geſchichte ſchweigt davon, ob dieſer Wunſch erfüllt worden. Wir glauben jedoch mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß jene warnende Erfahrung ein Weilchen vorhalten werde.

Am andern Tage ſtrömten Condolenzen, am meiſten ſolche, die ſich ſelbſt beklagten — in die Wohnung, worin der Landſchafts-Director kalt gegen den heißen Anlauf ſeiner Gläubiger lag. Er ward mit Pomp beerdigt, und hinter dem Grabhügel ging ſein Unſtern unter. —

Franzisca ſah, wie ſeine Schweſter mit bewundernswürdiger Faſſung ihre Trauerhaube aufprobirte, die wie eine Gewitterwolke der andern im Spiegel gegenüber ſtand. Frau von Elban würde dem Bemerken, ſie ermangele ſichtlich der herkömmlichen Betrübniß und gehöre im Aufruhr des Schmerzes zu den Gemäßigten, wie jener Franzoſe, haben antworten können, der bei dem Vorwurfe, er trüge zu wenig Leid um einen ihm naheverwandten Todten, die Hand auf ſein Herz legte und ſprach: „Wenn's hier nur ſchwarz iſt!“

Nicht lange nach dem vornehm feierlichen Geräuſch der Beſtattung des Landſchafts-Directors geſchah es, daß die Flügel derſelben Hausthüre ſich wiederum öffneten, um unter plebejem Tritt und ordinairem Lärm der Träger Felicens

Sachen, das Gehäuſe ſeiner Umgebung, auszulaſſen. Madame Weihland machte weite Augen, als ſie ein wohlbekanntes Möbelſtück nach dem andern forttragen ſah. Die Urſache dieſer plötzlichen Veränderung war jedoch ſo undurchdringlich, wie die dichte Doppelſeide der Rouleaux, die im Grillenſtübchen der Frau von Elban niederhangen blieben. — Zuletzt kam Felice ſelbſt in Uniform, ein Refügié, der ſeiner angeborenen Galanterie den Rücken kehrte. Er grüßte hinauf an das Fenſter, wo Franzisca ſich ihres Lauſchens ſchämte — in ſeinem Blicke funkelte ein heroiſches Gefühl der Freiheit; er bog den Nacken bei dieſem Gruße ſo ſtolz zurück, als hätte er ein ſchmähliches Joch abgeſchüttelt. Da die Seele dieſem Blick in ſeiner Richtung folgte, ſo bemerkte er den Hofrath Breeſt nicht, den Doctor mit dem Ehrenzeichen, deſſen Frau von Elban im erſten Bande dieſes Buches erwähnt, der in amtlicher Gravität an ihm vorüberging, um der Dame, die wir genannt, berufnermaßen einen Beſuch abzuſtatten. Sie lag auf einer Bergère, zum Verſcheiden ſchlecht, mit verbundenem Kopf und offnen unſichtbaren Herzenswunden! Der Hofrath, ein alter Practicus, theilte nach einem langen Regiſter von Klagen, dieſe Krankheit den Vapeurs zu, verſchrieb etwas Unſchädliches — irrte aber, wie es menſchlich iſt; denn die Viper der Bosheit und verſchmäheter Liebe nagte giftig an ihrem Leben.

Eine Woche mochte nach jenen Ereigniſſen verfloſſen ſein, als Claudine allein in ihrem Zimmer war. Capitain Troja befand ſich bei Frau von Gardemer, das Verhältniß dieſer Liebenden war kein Geheimniß mehr, und Claudine hatte ſich, um nicht ſtörend zu ſein, in ihr einſames Gemach, in ihren öden Schmerz zurückgezogen. Die Zuflucht, welche die arme Claudine zu ſich ſelbſt nahm, gab keinen Raum für irgend einen Troſt der Hoffnung. Sie war auf jenen Punkt gänzlicher Verlaſſenheit gekommen, wo die Hand, welche unſer Leben leitet, ſichtbar durch die Wolken greift, daß wir nicht irre werden an uns und an Gott.

Der Landſchafts-Director war nun geſtorben, und der Concurs eröffnet worden. Die Tante, erbittert über den abtrünnigen Felice, hatte ſich von jeder Pflicht an der Nachlaſſenſchaft ihres Bruders losgeſagt.

Frau von Haag, kalten Andenkens, bedauerte nur, daß der Tod des Vaters dem Flittergolde ihrer Ehe hier und da ein Trauerfähnchen anhänge, und ſie, die ſich als die Frau eines Huſaren mit dem Querſattel über die kleinen Schritte weiblicher Beſchränkung hinwegſetzte, zu einer Art von Anſtandsrolle nöthige. Liddy, welche den Eheſtand für einen harmoniſchen Galopp hielt, wozu Leichtigkeit gehöre, kümmerte ſich um ihre ſogenannte Schweſter nicht, und überließ Claudine dem ſchweren Grame.

Sonſt, wenn ein Familienhaupt in das Grab ſinkt, ſchließen ſich die Glieder inniger an einander, die große Lücke durch Liebe auszufüllen; hier war es anders. Der Spalt des Todes gähnte offen vor jedem fremden Blick, und die Form verwandtſchaftlicher Verhältniſſe ohne weſentlichen Zuſammenhang fiel auseinander.

Claudine empfand die ganze Zerriſſenheit ihres Schickſals. Ihr beſtes Herzblut war in andern Wunden vergoſſen — nur wenig Thränen, die letzten Tropfen Schmerz aus dem bittern Kelch, der nun geleert war — konnten um den Vater fließen. Sie hielt ſein Sterben für ſein Glück.

Unſere Leſer, denen wir das Verhängniß Claudinens von Unſtern dargelegt haben, jenes unglückliche Gewebe von Zufall und Abſicht, an welchem die weiſe Vorſehung mit der Falſchheit um die Wette arbeitete, daß Claudine eine arme verwandelte Gefangene darin wäre — wünſchen gewiß, daß ſie frei gegeben würde an ein verſöhntes Loos. Und doch wiſſen ſie noch nicht alles. Claudinens Ruhe, ihre weibliche Kraft, war in der Leidenſchaft Eugens vernichtet worden, einem Gefühle, deſſen Wärme — wenn dies mäßige Wort auf eine ſolche Gluth angewendet werden mag — ſie mit mehr Innigkeit als Feuer beantwortete. Sie war in ihr eigenes Netz gegangen und hatte ſich in die Fäden der Liſt unentreißbar verwickelt. „Die Klugen fahen ſich ſelbſt —“ ſagt die heilige Schrift. Was ſie ſpäter an der Ruhe des edlen Admont geſündiget, war größtentheils Nothwehr einer drängenden Lage geweſen. Der Wittwenflor, den ſie im Sinne trug, verdunkelte ihr helles Auge und ließ ſie in die Grube fallen, welche ſie für den künftigen Gemahl gegraben glaubte. Der Wunſch nach Freiheit war bis dahin ſtärker als das Bedürfniß der Liebe, und das bewegte Herz der Thätigkeit ihres Verſtandes untergeordnet. Claudine war zudem geſättiget von der Göttertafel, an welcher Eugen ſchwelgte, von der Nahrung, die Admont ihrer Eitelkeit gegeben. Sie ſah die Nothwendigkeit ein, den Erſteren durch einen unumſtößlichen Grund von ſich entfernt halten zu muſſen; ſie hatte ihren Zweck bei dem Letzteren erreicht, und über dieſes Aeußerſte hinaus geht ein coquettes Streben nie. Daß der künſtliche Bau ihres Glückes unter der Laſt, welche die hohe Achtung für

Armont von Blandovsky auf ihre Seele wälzte, und mit dem zerquetſchten Herzen Eugens zuſammenbrechen werde, daran hatte Claudine freilich nicht gedacht. Sie kannte die Macht des Gefühls nicht, welches dem matten Seufzer, der aus der Ferne herweht, Kräfte des Orkans giebt, daß er die ſtillen Tiefen des Gemüths aufwühlt und unſere feſteſten Vorſätze niederreißt.

Jede Hoffnung war verſchüttet, der ſtolze Jugendtraum eine traurige Ruine geworden. In dieſer vernichteten Stimmung lernte Claudine den Capitain Troja kennen. Er benahm ſich zart und ſchön gegen die Geliebte ſeines Freundes, und zeigte die übernommene Pflicht am meiſten in der ſchonenden Art, womit er die Beziehung feſthielt, welche an wunde Stellen des Gewiſſens geknüpft war. — Claudine hätte Keine ihres Geſchlechts ſein müſſen, um dieſe Feinheit nicht dankbar zu empfinden. Sie wünſchte ſich ihm von einer beſſeren Seite zu zeigen, und ließ einige bleiche Farben vom Prisma der Coquetterie auf ihn ſpielen. Der Capitain bemerkte ſcharf, aber doch nur wie ein Mann, das heißt: wie Einer, der ſich nie dem Einfluſſe weiblicher Verſuche entziehen kann, ihm gefallen zu wollen. — Er hatte ein ungünſtiges Vorurtheil gegen die Grauſame gehabt, welche den treuen Elban zum Tode verurtheilte, und, als ſich die Freundſchaft ſeines Lebens annahm, ihn verbannte aus dem Kreiſe bisheriger Freuden und Freunde und von den Marken ſeines Vaterlandes; und er fand ein ſchönes, intereſſantes mildes Weſen in Claudine, unfähig einen Wurm zu kränken, mit leidender Miene die ihn entwaffnete, und einem Lautenton in der Stimme, flehend wider Wiſſen und Willen, wie das Tönen tiefer Angſt aus dem Innerſten der Seele —

vor welchem die Anklage verſtummte, ſie hätte unverantwortlich gehandelt.

Troja wußte nicht, was er eigentlich von Claudine denken ſollte. Er hielt endlich dieſe verkannte und getrennte Liebe für ein Opfer der Verhältniſſe; ein weiter Begriff, der da erlaubt, daß ſich ein Umfang von Vermuthungen in ſeine Falten hülle. Eine benutzte Connexion ließ den Capitain der ehemaligen Braut und Couſine ſeines verlorenen Freundes auf den Gütern ihres Vaters und zwar für längere Zeit ſich nähern; veränderte Umſtände führten ſie ſpäter an einen Ort zuſammen und — aus einander.

„Freundſchaft iſt immer die Emballage der Liebe —“ ſagt der Dichter des Hesperus. Ob auch Claudinen die Bruſt zugeſchnürt war, ſich dem Capitain hinſichtlich Eugens zu entdecken, ob auch Troja es behutſam vermied, dies Geheimniß zu lüften, ſo war es doch gut, daß ſein Herz unter höherem Schutze ſtand. Neugier, Mitleid und der letzte Wunſch ſeines Freundes würden ihn ſonſt vielleicht zu weit geführt haben; ſo aber hielt Sanct Lucie ihn wunderwirkſam mit der verſagten Hand zurück.

Claudine empfand dies leiſe. Sie blieb ihm ſcheu entfernt, wenn auch wachſam, ihn anzuziehen —; doch der Augenblick, wo Troja gewankt hätte, kam nimmer. Sein männlicher Charakter führte Claudine auf das Gefühl der Weiblichkeit zurück. Sie meinte, es wäre ein unnennbares Glück, von ſolch einem entſchiedenen Manne geliebt und beſchützt zu werden. Sie lernte jetzt erſt die Anfangsgründe der wahren Liebe kennen; ihre frühere war ein falſches Buchſtabiren von Empfindungen geweſen, was die fertige Schülerin nie dahin kommen ließ, das ewige Geſetz der Natur und Geneſis zu leſen: „Er ſoll Dein Herr ſein! und der

Wille des Weibes ſoll dem Manne unterthan ſein!“ Jetzt glänzten ihr die goldenen Lettern dieſer Urſchrift Gottes in jeder Minute, worin Troja's Sorgfalt, ſie zu erheitern, ihr verfinſtertes Daſein aushellte.

Eugen, dieſe lebendige Flamme, dieſer Salamander hatte verzehrend die Blume ihres Lebens weggeſengt und ſeine Feſtigkeit in Trotz verhärtet. An ihn dachte Claudine mit ſchmerzender Seele, mit Vorwurf. Sie hatte die Feuerprobe der Unſchuld und der Treue nicht beſtanden.

Admont hatte ihr kalt geſchienen wie der Stern einer Winternacht. Er war es nicht geweſen, nur hoch und hehr, eine ſtille wandelnde Welt und gemeinem Blick nicht zugänglich. Doch ſo oft der Strahl dieſer Erkenntniß in ihr Herz fiel, erſchauerte Claudine im Froſt der Selbſtverachtung, und ſo erſtarrte ſie bei ſeinem Andenken, ob auch der Löſeſchlüſſel der Vergebung ihr verſchloſſenes Gemüth dem Frieden wieder öffnete.

Capitain Troja, ohne es zu wollen und zu wünſchen, erreichte ihr Ideal eines Mannes. Claudine empfand wohl, er könnte nach jener Normal-Forderung an die menſchliche Kraft, der Leidenſchaften zugleich *fähig* und doch *mächtig* ſein. Sie hatte eine unbegrenzte Hochachtung für ihn, und dieſes kältere Gefühl, welches die Luft zu dem Athem des Umgangs verfeinert, wie die auf dem Gipfel der Berge — ließ Claudine überſehen, wie weit Troja ihr doch entfernt wäre; ihre Wünſche rückten über die große Kluft zuſammen, welche die tiefſte Stelle ſeines Herzens war. —

Claudine hatte zwar von dem Gerücht einer unglücklichen Liebe gehört, die der Capitain noch zu einer verheiratheten Frau fortſetze; aber ſie glaubte nicht daran. Keine Liebende, wäre ſie dies auch in der leiſeſten Art — wird dies jemals. Claudine ſtrafte ihre Augen Lügen, wenn ſie die ſeinigen im träumeriſchen Rückblick auf eine ſchönere Vergangenheit entglimmen ſah, ſie mißtraute ihrem Ohr, wenn Worte daran ſchlugen, die wie das Grabgeläute der Hoffnung klangen aus der Ferne: er werde wieder einmal glücklich ſein.

Wir haben Claudinens innere Erſchütterung bemerkt, als ſie vom Fenſter der Madame Weihland aus den Capitain geſehen, gehend in das Haus der Frau von Gardemer.

Der Landſchafts-Syndicus war Claudinen völlig gleichgültig; der Liebling ihrer Tante und ſo befliſſen, derſelben zu ſchmeicheln, war durchaus kein Gegenſtand für die Nichte. Er erregte nichts in ihr als geringſchätzenden Verdruß über ein Verhältniß, das ihren Stolz wie ihr Zartgefühl empörte. Ihr Haß gegen die Tante, der früher nur Selbſtvertheidigung war, hatte ſich in Verachtung umgewandelt, ſeit Frau von Elban ihre hyſteriſchen Launen in eine Neigung ausarten ließ, welche dem grauen Haar einer alternden Dame die Würde nimmt, die es damit trägt, und die tyranniſchen Fehler ihres Charakters wie ihrer alten Tage auf das Beſtreben einſchränkte, einen jüngern Mann feſſeln zu wollen. Das Betragen der Tante in einer andern Schattirung von Fehlern, als ſolchen, woran man gewöhnt war, flößte Claudinen einen Widerwillen gegen Felice ein, der dieſe Veränderung, gleichviel mit welchen Mitteln, bewirkt hätte. — Sie fühlte die Unmöglichkeit, in dieſem Verhältniß ausdauern zu können, und konnte länger keine Zeugin der Folter ſein, auf die ihr Vater von den Forderungen ſeiner Schweſter geſpannt würde, um ihn für eine mögliche Gegenwehr zu entkräften, womit er ſich ihren erobernden Abſichten widerſetzen könnte.

Frau von Elban expreßte jedoch nichts dadurch, als Claudinen heiße Thränen und kalten Angſtſchweiß, der in ihre Stirne perlte, hinter deren ſphäriſchem Bogen nur ſchwermüthige Träume wohnten. Wir wiſſen, was Claudine für ihren Vater gethan und wie ſie dem Engel ſeiner Rettung vorgegriffen, der ihn bald genug von der Marterbank einer Lage hinwegnahm, in der er ſich über ſeine Decke ſtreckte — und auf das Kiſſen der Ruhe legte.

Als Claudine den Capitain ſchriftlich um eine Zuſammenkunft gebeten, worin ſie ihm dann, wenn auch mit einiger Umſchreibung — von dem Conflict Kunde und Klage gab, dem ſie ſolcher Weiſe ausgeſetzt wäre, war er ſelbſt dafür, daß ſie das Feld räume, um ſich in dieſer allſeitigen Angegriffenheit zu behaupten, und der einzigen Hülfskraft nicht zu berauben, der ſie geböte, nämlich ihrer eigenen. Er wollte dieſen Rückzug, der am Ende ein Sieg zu nennen, mit den Waffen der Freundſchaft beſchützen, und verſprach, auf eine Stellung für ſie, außerhalb dem Bereich der Tante und den vier Pfählen des Weihlandſchen Grundſtücks, bedacht zu ſein. Claudine nannte den Namen der Frau von Gardemer, hinhorchend, ob Troja ſagen würde, die Genannte ſei ſeine Braut, worauf ſie ihm dann Glück wünſchen und für immer ſchweigen wollte über dieſen Punkt, der eine Periode ihres Lebens beſchloß. Aber der ſeufzerleiſe Schall dieſes Namens wie zum Verſuch ſeines Echo — hatte eine Lawine geweckt, die ſpäter Claudinens warmes ſchlagendes Herz unter einem Eisgebirge begrub. Der Capitain ſagte gar nichts. Er äußerte nur: Claudine könne ſich gratuliren, wenn die Wittwe des Majors ſie zu ſich nähme. Dies hätte Claudine beinahe übel genommen.

Wir wiſſen noch, bei welcher Gelegenheit der Capitain des Wunſches der bedrängten Claudine gegen Lucie eingedenk war, und finden endlich ſeine beiden Freundinnen von einem Irrthume ihrer Gefühle zuſammengeführt. Eine Zeitlang blieb Frau von Gardemer in Ungewißheit, ſo auch Claudine. Lucie zog ſich in trüber Reſignation in ſich ſelbſt zurück, während Jene im Reize dumpfer Gefahr, der die Anziehungskraft des Unglücks iſt, und verleitet von dem herzlichen Entgegenkommen Troja's, der unter den Augen der Geliebten den Muth des Vertrauens hatte und hierin nichts ſah, als ein zartes Ableiten, den Gang, welcher der Liebe die Wege weiſt und ihr auf eine richtigere Spur hilft — einige Schritte über die bisher geachtete Gränze wagte. Claudine ſah, an welchem Abgrund ſie ſtände. Sie fand ſich grauenhaft allein.

O wie anders war der Capitain geworden, ſeitdem ſeine Verſtändigung mit Lucie erfolgt war! — Er konnte ſein Glück nicht bergen und hatte nur Sinn für die Geliebte. Claudine ging mit ſchwerem Schweben — ihre Fittige waren gelähmt — durch das Zimmer, wo die Gegenwart Luciens, wie die Allnähe einer Gottheit, den Raum dieſer Umgebung und ſeiner Seele ganz erfüllte. Er hörte das Vorüberrauſchen von Claudinens Kleide nicht, er merkte nicht auf ihre Worte und den Gang der Zeit.

Claudine war längſt nicht geiſtreich mehr. Die feinſte Pointe ihres Geſprächs ging dem Capitain verloren, wenn von Luciens Arbeit ſacht eine Nadel glitt.

Der kräftige Mann war weich wie ein Kind, hingegeben dem Spiel von Kleinigkeiten. Sein Ernſt ſchmolz in zärtlichem Getändel; denn die Liebe iſt ewig nur ſie ſelbſt.

Claudine konnte ſich eines leiſen Haſſes gegen die glückliche Lucie nicht erwehren. Sie hielt die Mäßigung ihrer Gefühle für Phlegma, jenes weibliche Anſichhalten, was einen Mann, der ſich ſelbſt ehrt, nur feſter anziehen muß, für Apathie, und durchaus unverträglich mit dem lebendigen Weſen der Liebe, der Leidenſchaft. Sie begriff die Stille dieſer Seele nicht, welche die Fülle des Glückes voll Aether gegoſſen; Claudine dachte, durch ihren Himmel würden Freudenchöre brauſen — aber wer ſelig iſt, iſt ſtill. O! — wir unterſchreiben es in Anwendung auf Claudine; es iſt ein namenloſes Gefühl, einen Freund lieben zu wollen aus Erinnerung, und ihn fliehen zu müſſen aus Ehre —! Welcher Winkel der Gedanken wie der Gemächer war heimlich genug, daß Claudine ſich vor dieſem beſchämenden Schmerze hätte dahin flüchten können? — War ihr ein Tag in quälenden Anblicken vergangen, und hatte das müde Herz, das ſeine Wunde während des Kampfes nicht fühlte, umſonſt gehofft, es werde ausruhen auf dem Lager und ſein Weh verrinnen in Schlaf, in träumendes Vergeſſen — dann wünſchte ſie ſich eine tiefere Ruhe, eine dunklere Stelle. Die ſchönſte Jugend mußte Claudine verwinden, ihre Zukunft aufgeben. Das Bild ihrer Kindertage glänzte ſie mit unſäglicher Wehmuth an aus der trüben Vergangenheit, wo es in Nebel aufging. Sie dachte jetzt öfterer als jemals an Eugen. „Er liebte mich doch!“ ſagte ſie traurig zu ſich ſelbſt; „er hätte ſein Blut für mich vergoſſen. —“ Bei dieſer Vergegenwärtigung ſchauderte Claudine.

Zu ſolchen Leiden in der Idee geſellte ſich jetzt eine reelle Noth. Claudine war faſt ganz ohne Geld. Der Schuld bewußt, von der Madame Weihland bei dem Aufſtand der Gläubiger ihres Vaters großmüthig verſchwiegen, peinigte ſie der Wunſch, das preſſende Gefühl drückender Verhältniſſe mindeſtens um dieſe Verpflichtung erleichtern zu können. Nach dieſer kleinen Abweichung finden wir Claudine, wie zu Anfange dieſes Abſchnitts, einſam ſinnend und ſorgend. Die werthvollen Ohrgehänge, ihr Brautgeſchenk, welches Admont nicht wieder genommen, lagen ſchwer in ihrer Hand bei der Erwägung, ob Franzisca ſich wohl würde entſchließen können, dieſe Koſtbarkeit anſtatt der Zahlung gelten zu laſſen; wenigſtens für jetzt, um den redlichen Willen der Schuldnerin einleuchtend zu machen. Ungern trennte Claudine ſich davon; denn das funkelnde Glockenſpiel am kleinen Ohr in ſchimmernden Farbentönen hatte ſich in unvergeßlichen Stunden unter ſtarken Schlägen ihres Herzens bewegt. —

Jeder dieſer erleſenen Solitaire erinnerte Claudine an den Edelſtein, den ſie in ſeiner abgeſonderten Größe nicht erkannt, den ſie verloren hatte, daß Franzisca ihn fände und er Erſatz in ihr.

Sie gönnte ihn zwar der liebenswürdigen Frau, und ſeltſam! obwohl Madame Weihland die Braut des Mannes war, dem Jene einſt angetrauet geweſen, ſo regte ſich doch kein Gefühl der Mißgunſt in Claudinens Bruſt, im Vergleich zu denen, die ſie gegen Lucie zu bewältigen hatte, wenn auch Troja ihr nie ein Recht an ſeine Liebe gegeben. Sie zweifelte jedoch, daß Franzisca grade dies Geſchmeide würde tragen wollen. Claudine hatte zu Ephraim, dem Hofagenten dieſes Hauſes mit der Bitte geſendet, ſobald ihm ein Augenblick Zeit übrig ſei, zu ihr zu kommen. Sie wollte ihn erſuchen, die Ohrringe durch einen Juwelier taxiren zu laſſen.

So ſtand ſie am Fenſter ihres Zimmers, wie in Erwartung; der blaſſe Strahl des Abendſterns tauchte aus der blauen Höhe durch den ſilbernen Duft der ſchwindenden Tageshelle nieder in das Geſlimmer der Diamanten. Sie wog den Schmuck mit Seufzern auf ihrer Hand, und die Thräne, die da abwärts blitzte, war nach dem Karat ſolcher Perlen nun auch gewogen. — Es klopfte beſcheiden an die Thüre. Claudine glaubte, es wäre der Jude. Sie legte daher zuvor die Ohrgehänge in dem Sammt des Etui — es klopfte abermals — und ging dann zu ſehen, ob Moſchel draußen wäre. Doch nicht er, ſondern eine weibliche Geſtalt in dunkeln Gewändern, reiſemäßig angethan und beſchattet von einem kleinen, tiefen Hute, ſtand unter der Wölbung eines Pfeilerbogens im Vorſaal, der den Eingang von Claudinens Zimmer wie im Hintergrunde einer Niſche barg, und fragte mit banger, bebender Stimme: ob Fräulein von Unſtern hier ſei, und allein? —

Claudine erſchrak; der Unglückliche erſchrickt vor allem, was ihn befremdet. Er fürchtet das Nächſte und hofft in Niemand einen Freund. Sie vermuthete zuerſt ein Anliegen verſchämter Armuth, ſchon wollte ein herbes Gefühl, wie Spott über eigenes Unvermögen in ihr auffallen, da ſahe ſie eine goldene Uhr unter dem Mantel der Fremden hervorblicken. Die Uhr, wenn auch unhörbar, ſchlug einen andern Ton der Antwort an; Claudine bekannte ſich zu dieſem unheilvollen Namen wie zu der Gunſt, die geheime Audienz bewilligen zu können. Die Dame trat, ſichtlich ſchwankend — es war ſo dunkel ſchon — über dieſe Schwelle. Claudine ſchellte ſogleich nach Licht. So viel ſich noch im düſtern Beginn des Abends erkennen ließ, war die Unbekannte von großer, aber hagerer Figur. Sie ging ein wenig geduckt, als trüge dieſer Nacken eine ſchwere Bürde, oder wie wenn der Anſtand frommer Demuth ihn beuge. Der Schnitt ihres Anzuges war nicht nach der Mode, und den Außenfarben nach die fremde Frau überhaupt keine Bürgerin der eleganten Welt.

Das Licht wurde gebracht, es goß einen langen blendenden Schimmer durch das Gemach — die Fremde, ohne gaſtlich genöthigt zu ſein, ſank wie mit irgend einem Vorrecht, Claudine nahm es für das der Erſchöpfung — in einen Seſſel, und warf einen ſchnellen ſcheuen Blick auf die Dame des Zimmers, womit ſie die Verhältniſſe dieſer zarten Geſtalt wie für irgend eine Maßregel zu meſſen ſchien. Claudine begegnete unter beklommenen Gefühlen den Augen der Fremden, und ſah in ein feines verlegenes Geſicht, das einſt ſchön geweſen ſein mochte. In dieſen Zügen, halb verwiſcht von einer gleißenden Miene, auf der gilblichen Glätte der Haut, lag die Fractur von Liſt und Leichtſinn, das phyſiognomiſche Fragment einer ungebundenen Ausgabe —; doch um den Mund hatte ſich eine tiefe ängſtliche Falte gebildet, ein Depot der Jahre und des Kummers.

„Mit wem, Madame, habe ich die Ehre zu ſprechen?“ fragte Claudine von Unſtern ſchüchtern und ſtehend.

„Ich bin die Wittwe, eines Edelmanns, Namens von Gorſe,“ antwortete die Dame nach einem kleinen Zögern, „ich bringe Ihnen Grüße von Ihrer Mutter.“ „Von meiner Mutter?“ fragte Claudine beſtürzt und haſtig; „Allmächtiger Gott! Frau von Gorſe, welche Mutter?“

„O!“ entgegnete die Wittwe, wie mit beleidigtem Gefühl, „in dieſer Frage liegt ein ſchwerer Vorwurf; eine Mutter iſt nur eine, welche Andere ſich auch dieſen Namen zueignen mag.“ Die Sprache zitterte.

Bei dieſer Antwort wachten alle Schmerzen des Waiſenthums in Claudinens Seele auf. Sie ſagte laut und leidend und gleichſam ihre Fremdheit zu entſchuldigen: „Ich hatte nie eine Mutter. Der mich Gott an das Herz gelegt, ſie vergaß mein und legte mich in Dornen. Dennoch wollte ich das verblutende Herz gern an das ihrige drücken und dann ſterben!“

Frau von Gorſe erhob ſich. Sie ſtreckte den Arm aus der Hülle hervor und ſprach: „Ich bin Deine Mutter, Claudine!“

Aber Claudine zweifelte in unausſprechlicher Angſt. Sie fiel nicht an die mütterliche Bruſt, der die Töne dieſer wenigen Worte einen langen Seufzer und die letzte Kraft gekoſtet, ſo daß ihr Athem, ihre Pulſe ſtockten. Sie trat zurück und ſagte: „Woran ſoll ich die Wahrheit dieſer Ausſage erkennen?“

„Weh mir!“ rief Frau von Gorſe, „wenn die Stimme der Natur Dich nicht überzeugt. Eugen glaubte mir — und war doch nur mein Sohn durch Deine verlorene Liebe. Er läßt Dich grüßen, Claudine!“

Dieſes aufgedeckte Wundenmaal machte Claudine über die Wahrhaftigkeit dieſer Erſcheinung gewiß. Sie ſah, Gott offenbarte ſich ihr ſichtbarlich bei dem Einbruch der Nacht wie der Noth.

„Eugen —“ ſtammelte ſie mit ſchluchzenden Lauten, ihre Seele zerfloß in Dank. Er lebte, er hatte liebend ihrer gedacht. An dieſem Gefühl des Entzückens erkannte Claudine die Mutter, die ihr eine himmliſche Freude mitbrächte, welche ihr das Leben wieder gab.

„Ja Du biſt's!" rief ſie und faßte die gefalteten Hände der Frau von Gorſe, und drückte ſie an ihre ſchlagende Bruſt, an ihre Lippen. „Wo aber kommſt Du her, meine Mutter? und wie haſt Du mich ſobald auffinden können?"

„Der Herr hat mich geführt," antwortete die Mutter mit dem Pathos der Folgſamkeit, in prahleriſcher Kürze.

„Sprich! welcher Herr?" fragte ihre Tochter.

Frau von Gorſe ſeufzte. Sie legte eine leiſe tadelnde Betrübniß in den Ton dieſer Zurechtweiſung, als ſie ſagte: „Welche Mutter! welcher Herr! welche Fragen! laß mich hinzuſetzen, mein Kind. Wir haben nur einen Herrn: Chriſtum unſern Heiland."

Claudine ſchwieg beſchämt. Sie bat: „Laß mich nun, liebe Mutter, Dein Angeſicht ſehen, auf daß ich es mit der dunkeln Erinnerung vergleichen kann, die mir von Dir geblieben iſt. Ach! wie ſchön, wie hold blickte mich Dein Bild aus meinen früheſten Kindertagen an! Es löſchte nimmer aus —"

Frau von Gorſe löſete mit unſichern Händen die Schleife des Hutes, ſchob ihn abwärts und ſchauete mit thränentrunkenen Blicken in die Seele der Tochter. Aber ein kältender Hauch durchdrang Claudinens Gemüth und miſchte ſich in ihre heiße Sehnſucht. Sie kannte die Mutter gar nicht mehr. Nur aus den ſchwarzen Augen, von Rührung überſchleiert, glimmte noch ein Fünkchen Gedächtniß für die erkaltete Kindesliebe, ein Strahl der Schönheit und des Feuers der ehemaligen Frau von Unſtern.

Sie ruheten lange innigſt an einander. Endlich richtete Claudine ſich auf in den Armen der Mutter und ſagte tiefathmend: „Jetzt iſt alles, alles gut! ich weiß, wohin ich gehöre. Ich habe eine Pflicht, die mich an das Leben bindet.

Wir trennen uns nicht mehr, und ſollte ich für Dich betteln gehen, meine Mutter.“

Frau von Gorſe lächelte und ſprach: „Das wirſt Du nicht nöthig haben — ich bin verſorgt.“ Es lag viel Verſicherung in dieſem Lächeln, in dieſen Worten. Die Mutter merkte aus den Aeußerungen Claudinens, wie ſchlimm die Lage ihrer Tochter geweſen, und ſtreichelte mitleidig die bleiche abgehärmte Wange, über die unaufhaltſam Thränen rollten.

„Es iſt mir lieb,“ fuhr Frau von Gorſe fort, „daß Du bereit biſt, mich ohne Weigern zu begleiten. Wir gehen nach Rohrlach — —“

„Nach Rohrlach!“ erwiederte Claudine, übergoſſen von einem glühenden Lavaſtrom, und hörbar erſchüttert. Doch die Mutter ſchien in ihrem Entſchluſſe befeſtiget zu ſein. Sie ſprach: „Eugen Elban wünſchte wohl ſehr, ich möchte in Halde bei ihm wohnen; aber ich ziehe jene Einſamkeit vor. Es wird nur von Dir abhangen, Claudine, für welchen Ort Du Dich in Zukunft entſcheideſt. —“ Claudinens Herz klopfte heftig bei dieſer Rede; die Hoffnung begehrte Einlaß in eine Seele, die ihrem tröſtenden Zuſpruch verſchloſſen geweſen war.

Mit verhaltener Stimme fragte Claudine: „Und rechnet mein Vetter darauf, daß ich mit komme?“ Sie legte unwillkürlich einen leiſen Accent auf dieſes verwandtſchaftliche Wort, als finde ſie in dieſer Beziehung Grund, das alte Band wieder anzuknüpfen.

„Er hofft wie einer, der viel gefürchtet hat —“ antwortete die Mutter bedeutſam.

Nun verlangte Claudine von ihm zu wiſſen, und von ſeinem Verhältniß zu ihrer Mutter. Während Frau von

Gorſe nun erzählt, oft unterbrochen von den Fragen ihrer Tochter und ſtockend in dem Bemühen, die Selbſtbiographie ein wenig zu umſchreiben und in dem Fluß des Vortrages kleine Anſtößigkeiten in geſchickten Wendungen zu vermeiden — verſchweigen wir unſern Leſern kein Wort, was zur Geſchichte gehört, und gehen dem graden Lebenslaufe der Frau von Gorſe nach ohne Krümmung.

Unſere lieben Leſer wollen ſich erinnern, daß die zweite Frau des Landſchafts-Directors von Unſtern, rechtskräftig geſchieden von ihrem erſten Gemahl, den Nachfolger deſſelben aus eigener Befugniß verließ, und mit einem Förſter auf und davon ging. Dieſe wilde Ehe konnte natürlich keine andere als herbe Früchte tragen. Eine Zeit lang zehrten die Flüchtlinge von der mitgenommenen Barſchaft und einigen veräußerten Pretioſen, dann ſtellte ſich der Mangel ein, und die vogelfreie Liebe flatterte in alle Lüfte.

Das Glück, öfter die Schutzgöttin derer, die einem rächenden Schickſale verfallen ſind, als der Unſchuldigen, die es verfolgt — bot dem Förſter und ſeiner Gefährtin eine Zuflucht dar. Durch eine ſeltſame Vermittelung von Zufällen erhielt der Förſter eine Anſtellung auf dem Gute eines Edelmanns, der an der ***ſchen Grenze einſam und unverheirathet lebte.

Die Wohnung mitten in den Forſten war bequem, der Gehalt eben nicht gering und zuverläſſig; doch ein ungeſelliges Dickicht, eine waldige Oede umgab rings das Förſterhaus, welches als der Schauplatz wüſter Scenen, keine Ausſichten eines idylliſchen Stilllebens gewährte.

Die ehemalige Frau von Unſtern, hoch und zärtlich gewöhnt, vermißte ſehr bald bei dem niedern Standpunkte ihres dermaligen Beſchützers, bei ſeinen rohen Sitten, die Vorzüge ihrer Geburt und früheren Lebensverhältniſſe. Seine überſpannte Leidenſchaft für die adelige Dame, ein Gefühl, das auch eine gemeine Natur aus dem Troß erhebt und zum Ritter ſchlägt — war erkaltet bis zu jenem Eis, das den tiefſten Mittelpunkt der Dantiſchen Hölle bildet. Die ſogenannte Förſterin fand ſich ewig unglücklich. Ihre Thränen ſchwellten nur das Moos der Haide, doch kein mitfühlendes Herz. Die Bäume grünten ſtill um ſie her; doch in ihrer Bruſt tobten Stürme und der Hoffnung Trieb war darin verkommen.

In ſolcher Einöde, entbehrend jedes Umgangs, heimhütend ſtets wie in einem mit Zweigen vergitterten Käfich, war es der Frau Förſterin eine erwünſchte Abwechſelung, wenn ſie am Sonntage in die Kirche des Dorfs gehen konnte, und ſie verſäumte gewiß keine Predigt. Es war doch wöchentlich einmal Geſellſchaft, wenn auch in der Gemeinde der Frommen. Freilich — das große Wort, das der Redner führte, war nur Gottes Wort — aber ſie hörte es doch mit Aufmerkſamkeit des angenehmen Vortrages wegen; denn der Geiſtliche war ein junger hübſcher Mann mit einem ſchönen Organ. Der Wohllaut ſeiner Sprache, die Collecte mit dem Friedensgruß an die Verſammlung, machte ihr die Mißtöne in den rauhen Vorwürfen des Förſters nur fühlbarer, und ſie vergoß wirklich zuweilen Thränen, welche ihre Zuſchauer rührten und etwas mehr waren als ein theatraliſcher Schmerz. So oft Claudinens Mutter ſich zum Kirchgange rüſtete, empfand ſie das Vergnügen eines ſorgfälti[illegible] Anzugs, wogegen der Förſter, wenn er in der Haide nicht ganz zum Heiden geworden, nichts einwenden durfte. Die ſtarren Blicke der Bauern, mit denen ſie ihrem feinen Gange folgten, der zum Geſange möglichſt weiter noch geöffnete Mund, den nicht allein der heilige Geiſt des Liedes, ſondern das Staunen über die fremdartige Anmuth der Frau Förſterin füllte — gaben ihr eine ſchwache Analogie anderer Bewunderungen, deren Zeit nun vorüber war. Aber auch höheren Beifall entbehrte ſie in dieſer untergeordneten Stellung nicht. Gegenüber dem kleinen Geſtühle, worin die Förſterin ſaß, war die herrſchaftliche Loge. Der Edelmann, ein Pietiſt erſten Ranges, ein finſterer Hageſtolz, auch an dieſem Platze allein, bemerkte die zierliche Geſtalt, das öfters weinende Geſicht der ſchönen Büßerin, die ihm wie ein anziehendes Gemälde erſchien, und der orthodoxe Proteſtant ward nicht ſelten durch ſolchen Bilderdienſt von der reinen Lehre des Lutherthums abgezogen.

Allein der Förſter fing doch gegen das Intereſſe der Andacht zu murren an. Er legte ein ſchweres Interdict auf die kirchliche Uebung — Grund genug, für eine Frau, wie dieſe, feſt an ihrer Frömmigkeit zu halten.

Der Förſter gewöhnte ſich an den Trunk, eine Neigung, der er früher ſchon gefröhnt hatte, nur daß Frau von Unſtern, was die Ekſtaſe vom Glaſe war, für den Taumel der Liebe, für den Champagnerrauſch ihrer Reize hielt, aus deſſen Schaume ſie gleich einer zweiten Anadyomene ihm in den Kopf geſtiegen wäre. Er vergeudete ſein Einkommen, die arme Frau war oft beängſtet um das Dringendſte.

In der Noth, auch den dringendſten Groſchen nicht aufbringen zu können, kam ſie ſich ſelbſt wie jener Paraboliſche vor, den die göttliche Liebe auf dieſem Wege ſuchte, bis ſie ihn gefunden hätte. Aus Bedürfniß ward ſie zuerſt ſparſam, dann geizig. Die Coquetterie artet leicht dahin aus und iſt nur eine andere Habſucht. —

Der Förſter behandelte ſeine Frau ſehr übel. Er, um deſſentwillen ſie ſich an Gemahl und Kind vergangen, trat als Rächer gegen ſie auf. Zweimal hatte ſie ihre Ehen getrennt, aus keinem andern Antriebe, als weil ein neues widerrechtliches Verhältniß das beſtehende verdrängte — in dem dritten, durch kein geheiligtes Band gehalten, dauerte ſie aus, und zwar mit büßender Geduld. Dies reizte den Förſter, der ihrer gern los geweſen wäre, ohne ſich einer Urſache ſeines Widerwillens bewußt zu ſein, es bis zum Aeußerſten zu treiben.

Nach einem heftigen Auftritt, in einem Anfalle von Lebensſattheit, erſchoß er ſich. Man fand ihn in der Höhlung einer zerſpaltenen Eiche angelehnt.

Dieſe blutende Geſtalt ſchwand nie aus der Seele der Frau, die ſein unſeliges Loos eine Zeit lang getheilt hatte. In der Angſt ihres Gewiſſens warf ſie ſich dem Erlöſer in die Arme. Sie legte ſich ganz auf die fromme Seite.

Der Geiſtliche des Ortes beſuchte ſie zuweilen und ſprach ihr Troſt ein; doch ihre Beruhigung verließ ſie jedesmal mit ſeinem Beſuche. Sie las fleißig in der Bibel, die er ihr geſchenkt — ohne das ewige Leben darin zu finden. — Sie lag früh und ſpät auf ihren Knieen vor einem kleinen Crucifix, rang die Hände hinauf, rief den Gegenſtand ihrer Anbetung mit zärtlichen Namen an und verſicherte ihn ihrer gänzlichen Hingebung. Doch ihr erſter Wunſch, ihr innigſtes Beſtreben war nicht, Gott würdig zu erheben —, ſondern, zuvor eine niedliche Toilette zu machen, als wäre der Herr Jeſus eine gewöhnliche Mannsperſon, der mit ſolchen weiblichen Künſten beizukommen ſei. Wie himmelweit war ſie in ihrem Gefühl von jener Gereinigten entfernt, welche die Füße, beſtimmt durchbohrt zu werden, mit Thränen ſalbte und mit ihrem Haar trocknete, und in deren Bilde Guido Reni die Reue als eine göttliche Schönheit dargeſtellt hat! —

Ach Du Heiliger! der Du geſagt, die da Gott gefallen wollen, kreuzigen ihr Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden — der Du für die ſündige Menſchheit geſtorben biſt; für die Schwäche unſeres Geſchlechts iſt Dein Mitleid im ſeligen Himmel gewiß ein apart verzeihendes. Mit einem Lächeln voll Gottheit blickeſt Du auf die Klöſter der Erde, auf jede einſame Stätte herab, wo das Bedürfniß der Liebe ſich in den Schleier der Weltentſagung hüllt! —

Der Geiſtliche, eifrig in der Seelſorge dieſer Beichttochter, wie nebenher auch bedacht für ihr zeitliches Wohl, brachte ihr die Nachricht, der Gutsherr habe ihn zu ſich entbieten laſſen, und ihm den Auftrag ertheilt, der Wittwe des Förſters von ſeiner Abſicht zu ſagen, ſie als Wirthſchafterin im Schloſſe anzuſtellen. Er wünſche daher ſelbſt mit ihr zu ſprechen, wozu eine ſchickliche Stunde genannt worden, in welcher der Edelmann ſich von der Ausübung des Gebots: Bete und arbeite! für dieſen häuslichen Zweck abmüßigen wolle.

Der Drang der Umſtände ließ dieſer Berufung keine Wahl. Von dem Geiſtlichen noch in einigen Regeln unterrichtet, die ſie zu befolgen hätte, trat die Dame von Unſtern mit weniger Gedächtniß für dieſe wohlgemeinten Rathſchläge, wie ſie ſich demüthigen ſolle unter die Hand der Vorſehung, als in der Erinnerung, wie ſtolz ſie einſt den Beamten ihres Gemahls Audienz gegeben — den Weg nach dem Bergſchloſſe an, worauf der Eigenthümer des Ortes reſidirte, um ſich als Haushälterin vorzuſtellen! Seufzend blickte ſie zum Himmel, unter dem das Zwielicht dämmerte und dachte: Wo biſt Du Sonne geblieben? Doch aller Tage Abend — ſo tröſtete ſie ſich, wäre doch noch nicht gekommen.

Der Gutsherr erhob ſich aus dem Halbſchlummer erbaulicher Betrachtungen und ſprach: „Willkommen, Frau Förſterin! Ich beklage Sie. Doch — weine nicht, Gott lebet noch, Du betrübte Seele! Ihre fromme Traurigkeit in der Kirche hat mich gerührt, und dieſes ſtille andächtige Weſen gefiel mir über die Maßen. So iſt mir nun ein Licht aufgegangen, und der Herr hat mir den Gedanken eingegeben, daß ich Sie zu mir nähme und wir zuſammen lebten in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit.“ Vielleicht, meine Leſer, war es eine optiſche Täuſchung, daß ein großes Chriſtusbild an der Wand den blaſſen Kopf mit der Dornenkrone zu dieſen Worten in leiſer Verneinung ſchüttelte.

Man kann aber nicht Gott dienen und dem Mammon. Claudinens Mutter wendete ihres Herzens Liebe dem letzteren zu. In ihrer untergeordneten Function liebäugelte ſie mit Souverainen, und verehrte, trotz der Pflicht für den fanatiſch-lutheriſchen Brodherrn, die Maria auf dem Golde der Ducaten. Sie zählte nicht leichte Siege wie ſonſt, ſondern ſchwere Säcke voll Geld, und häufte nicht mehr Schulden, ſondern Schätze. Im Uebrigen war ſie fleißig und fromm und verſäumte niemals die gewinnſüchtigen Speculationen, welche ihre Wünſche beſchäftigten, unter die Aſſecuranz eines brünſtigen Gebets zu ſtellen. Die Vergangenheit trat zuweilen wie eine Rieſin gegen ſie auf, und ließ die Hausverwalterin den kleinſten Fehler fürchten, den ſie begehen könnte.

Doch der oberſte Münzwardein kennt Werth und Gehalt ſolcher Gepräge wohl, denen die Schläge des Schickſals einen andern Stempel gegeben. —

Nach Verlauf eines Jahres erſchien der Tag, an dem der Geiſtliche zu ſeiner größten Freude die verwittwete Förſterin mit dem Herrn von Gorſe trauete. Und es mag dieſer Zeitpunkt jedenfalls als die Culmination ihres erobernden Genies betrachtet werden.

Nach dieſer düſtern Hochzeit dehnte ſich ein langer öder Raum von Jahren aus. Gäſte kamen faſt niemals zu der Herrſchaft dieſes Dörfchens, das an keiner Hauptſtraße, wohl aber an einem Fluſſe lag, der an dieſer Stelle ziemlich breit war, und deſſen Paſſage von Reiſenden oft benutzt war, den Umweg der Chauſſee zu erſparen.

An einem ſchaurigen Herbſtabend kam die Frau eines Schiffers vom Ufer auf das Schloß, und bat um ein wenig Wein für einen Kranken, der im Fährhauſe liege. Der Tag war ſo unendlich langweilig geweſen — Frau von Gorſe griff daher dieſen Umſtand begierig auf, der eine Wohlthat gewährte, indem er ſie forderte, und ſogleich zu den Kellerſchlüſſeln. Unterdeſſen erkundigte ſie ſich näher nach dem Patienten, und die Ausſage der Schifferin lautete ſo erregend, daß Frau von Gorſe auf den Gedanken gerieth, ſich, ob es auch ſpät ſei — noch eine kleine Zerſtreuung der Menſchenliebe zu machen, und ſelbſt zu ſehen, wie es um dieſen Fremdling ſtehe und was für ſeine Pflege geſchehen könne. Im Mondſchein, gehüllt in ihre Tugend, da es ſtürmte, ging ſie mit der Schifferin nach dem Fährhauſe, und fand einen jungen Mann von edler Bildung in einem mitleidswerthen Zuſtande. Dieſe lehmerne luftige Hütte, durch die der Wind die naſſen Schauer des Waſſers wehete, war kein Aufenthalt für einen Fieberkranken, und ſo nahm Frau von Gorſe es auf ſich, als ſie einigen rüſtigen Bootsleuten befahl, ihn hinauf in das Schloß zu tragen. Sie ging voran als der Engel, welcher ihm den Weg bereitete. Zwar war der alte Herr, der ſonſt die Vorſchriften der Apoſtel in Ehren hielt, diesmal nur gaſtfrei mit Murren; aber ſeine Ehehälfte ſchlug ihn mit ſamaritaniſchen Waffen, und er konnte es nicht hindern, daß der Erkrankte länger als einen Monat der Hospitalität ſeines Hauſes genoß. Um nur einen ſcheinbaren Vorwand für ſeine Unzufriedenheit aufzufaſſen, behauptete Herr von Gorſe, der Kranke habe ſeine Frau angeſteckt — was gewiſſermaßen ſeine Richtigkeit hatte. Denn die Dame des Schloſſes war ſeit dieſer Zeit blaß, verſtört und ſichtbar leidend. Die Phantaſien des fremden Jünglings hatten einen Brand in ihre Seele geworfen.

Während ſie als ſeine Wärterin bei ihm wachte, nannte er unaufhörlich einen Namen, der alle unterdrückten Gefühle der Mutterliebe in ihr emporrief, den ihrer Tochter, Claudine. Sie hatte nie um Etwas ſo wahrhaft zu Gott gefleht, um das Leben dieſes jungen Mannes. Und er genas.

Frau von Gorſe entdeckte ſich ihm zuerſt, und Eugen vergalt dieſes gewagte Vertrauen mit einem heißen Erguſſe ſeines Herzens. In welchen Regungen hörte Claudinens Mutter von dem Schickſale ihres Kindes, dem ſie ſo ganz fremd geworden! — So mag einem Verbannten zu Muthe ſein, wenn er von dem Fremdling, den ein Sturm an die unwirthbare Küſte verſchlägt, etwas von dem Lande ſeiner Jugend erfährt, und von den Seinen, die ihn geſtorben wähnen. Ihr verhärtetes Gemüth ſprengte ſeine Rinde und wallte auf in Sehnſucht, in Selbſtvorwürfen, in ſtrömenden Thränen! — Dem jungen Elban hingegen war es die erſte erquickende Erfahrung ſeit jener unglücklichen Kataſtrophe in dieſer ſeiner Wohlthäterin Claudinens Mutter zu finden, und die Dankbarkeit, welche er ihr unleugbar ſchuldig war, zu einem Gleichgewicht der Gefühle in die Wagſchale legen zu können, worin die Verſündigung der Geliebten an ihm tief ſchwankte. Claudine hatte ihn der Verzweiflung überliefert und in den Tod gejagt — ihre Mutter ihn in Haus und Herz aufgenommen und ihm unter Gottes Beiſtand das Leben erhalten. Sie war ihm eine theure Verwandte, eine Freundin ſeiner Liebe.

Frau von Gorſe war von dieſen Eröffnungen ſo ſehr erſchüttert, daß der Berg unter ihr zu wanken ſchien, und das alte Schloß auf ſeinem Gipfel. Sie hatte keine bleibende Stätte mehr. So gelobte ſie dem jungen Elban, daß, wenn das morſche Leben ihres Gemahls ins Grab ſänke, ſie mit ihm ziehen wolle in ſeine Heimath, um ihn nie zu verlaſſen. Darauf ſetzte er ſeine Reiſe fort.

Nach zwei Jahren kehrte Eugen zurück und fand Frau von Gorſe als Wittwe. Sie war bereit, das ihm gegebene Verſprechen zu erfüllen.

Der Verſtorbene hatte das Gütchen einem Neffen vermacht, und ob er auch ſeiner Frau, welche dieſen Gegenſtand öfterer in Anregung brachte, feierlichſt zugeſagt, er wolle ſie gut bedenken in ſeinem Teſtament, ſo hatte Frau von Gorſe doch das Gewiſſe fürs Beſte genommen und die Erbſchaft vorausgenommen.

Der Neffe mochte etwas von der Vorſicht der ſchlauen Wittwe gemerkt haben; denn das nachherige Zuſammenleben mit ihm und ſeiner jungen Frau führte ſo viele unangenehme Reibungen herbei, daß Frau von Gorſe den Entſchluß mit einem Schwur bekräftigte, in Zukunft jede Hausgenoſſenſchaft zu vermeiden, ſelbſt die ihres liebſten Freundes, weil die Eintracht Raum begehre. Nur in ſeiner Nähe, doch ihm nicht allzunah — wolle ſie leben und ſterben.

Von Halde aus, wo Eugen von Elban blieb, ging Frau von Gorſe nach der Stadt, die der Schauplatz unſerer Erzählung iſt. Hier hörte ſie von dem Tode des Landſchafts-Directors. Sie durfte nun nicht mehr fürchten, ihm hienieden zu begegnen.

Wir haben der Scene des Wiederſehens beigewohnt und wollen nun Claudine Abſchied von ihren Freunden nehmen laſſen, um ihrem Schickſal an ein unbeſtimmtes Ziel zu folgen.

Wie erſtaunte, wie freute ſich Lucie, ein Stein fiel von ihrem gütigen Herzen, daß Claudine nun aufgehoben wäre. Sie ließ ſogleich die Sachen der Frau von Gorſe aus dem Hotel, wo dieſe abgeſtiegen war, nach ihrem Hauſe holen. Das Gaſtbett der Mutter wurde auf den Wunſch Claudinens an das Lager ihrer Tochter geſchoben. Sie ruheten Beide Hand in Hand. Claudine zum erſten Mal unter dem Schutz der mütterlichen Nähe. Sie ſchlief bald ein, wie ein geängſtetes verweintes Kind, das ſich nun geborgen weiß; doch Frau von Gorſe wachte noch lange.

Am andern Morgen ging Claudine zu Madame Weihland hinüber. Sie legte, zitternd vor Freude, ein Staatspapier von dem uns bewußten Betrage in die Hände der bräutlichen Wittwe. Franzisca nahm es wie ein aufgedrungenes Geſchenk. Sie hatte dieſen Saldo längſt geſtrichen.

Franzisca erwähnte hierauf des Armbandes, und geſtand beſchämt, daß Armont es in Verwahrung hätte.

„Nun, ſo laſſen wir es ihm —“ ſagte Claudine erröthend und mit ſchmerzlicher Stimme, „der edle Armont darf ein ſichtbares Zeichen beſitzen an meine ewige Schuld. —

Einſt — wenn alle Räthſel ſich löſen — —“ Claudine vermochte nicht auszureden. Sie umarmte Madame Weihland mit Innigkeit und ſetzte erſtickt hinzu: „Der Glückliche erläßt gern — Sie werden für mich einſtehen.“

Franzisca ward ſich bei dieſer Forderung der ganzen Fülle ihres Vermögens bewußt. Sie hielt es für höflich, Claudinens Zutrauen ſtumm zu beantworten; doch ihr Lächeln leiſtete Gewähr, und in ihrem Herzen regte ſich zwiſchen Güte und Selbſtſucht der Vorſatz, an ihr ſolle es nicht liegen, wenn Admont Claudine nicht gänzlich aus ſeinem Gedächtniß tilge. — Sie ſchieden nun wehmüthig und wahrſcheinlich für immer. Pauline miſchte in ihre herzlichſten Segnungen den aufrichtigſten Wunſch, Claudine möchte das Leben wieder lieb gewinnen.

Die Abreiſe der Frau von Gorſe und ihrer Tochter war auf den dritten Tag beſtimmt. Claudine ſagte dem Capitain mit freimüthigfunkelnden Blicken Dank und Lebewohl. Ihr heißes Gefühl für ſeinen Werth war nun, da ſie ihn meiden durfte, ein entſündigtes, ein Gefühl der Ehre. Sie wußte gewiß, daß ſie ihn nie mehr ſähe.

Troja aber ſtand trübe. Er empfand dieſes Losſagen von einer Anhänglichkeit, der er keinen Raum geben durfte, weil ſein Herz nicht mehr frei und der Freundſchaft verpflichtet war. Er ſagte, wie ſehr er ſich über ſeines Elbans Wiederkunft freue — er ſagte es aber mit traurigem Geſicht, denn kein Mann, auch der edelſte nicht — verliert gern die Liebe eines ſchönen Weibes, ſelbſt an den, der ein früheres Recht darauf beſaß, und wie ſein Herz auch anderweitig befriedigt wäre. Der Augenblick, wo ſolch ein Verhältniß zerreißt, knüpft Fäden von dem Intereſſe der Erwiederung an eine verletzte Stelle.

Die Welt, die Inſel der Glücklichen — lag nun hinter Claudine; mit dem geretteten Reſt ihres Glückes eilte ſie dem Port der Ruhe zu.

Der Mond entglimmte über der Gegend von Halde; die Bäume um das Erbbegräbniß von Rohrlach rauſchten leiſe in den Wellen der Luft. Sie fanden im Jagdſchloß, daß für ihren Empfang geſorgt war. Frau von Gorſe nahm Beſitz von ihrem künftigen Aufenthalte.

Claudinens Genius trat frühzeitig an ihr Lager und weckte ſie. Vom Fenſter aus ſah ſie in den Garten hinab — da ging Eugen ſchon in den unbelaubten Gängen auf und nieder. Er mußte mit dem erſten Morgenſtrahl auf geweſen ſein. Claudine war noch im Schlafrock, ihr Haar in nächtlicher Unordnung, um die ſchönen Sterne der Augen zerrannen erſt träumeriſche Wölkchen —; aber ſie vergaß jede eitle Rückſicht auf ſich ſelbſt und eilte hinunter.

Eugen erblickte ſie, da er um die Buchenecke bog. Sie ſtanden einander gegenüber. Er war männlicher geworden und ſehr viel älter. Sein Geſicht war gebräunt und doch blaß — ſeine Geſtalt hatte an Feſtigkeit gewonnen, Ruhe und Reſignation hatten ihren ſtillen Ernſt auf ſeine Züge, auf jede ſeiner Bewegungen verbreitet und den Ausdruck unſtäter Gefühle verdrängt, der ihm früher eigen geweſen.

„Eugen —“ ſagte Claudine mit zerrinnenden Tönen, „haſt Du mir vergeben? —“

Dieſe geliebte Stimme, in leiſem Flehen, behauptete die alte Gewalt über ſein Herz. „Ach, Claudine!“ antwortete er, „Gott hat auch mir viel zu verzeihen. — Verkenne mich nicht! Ich war wohl immer Dein Freund.“

Dieſe Verſicherung, mehr der Vergangenheit angehörend, genügten jedoch Claudinen nicht; einer vergütenden Gegenwart eigneten ihre Wünſche. „So biſt Du mir noch gut?“ fragte ſie bange und reichte ihm die Hand, da er ſich nicht rührte. Eugen legte langſam die ſeinige hinein und drückte ſie ſanft. „Jene Leidenſchaft,“ erwiederte er und ein Lächeln verklärte ſeinen Blick, „der Du entfliehen wollteſt, war ein wüſter wilder Traum, woraus ich erwachte. Fürchte Dich nicht mehr vor mir — ich bin nun ruhig.“

Claudine weinte; ihre Thränen thaten ihm wohl.

„Warum betrübſt Du Dich ſo?“ fragte Eugen, nach einer ſchweigenden Minute dieſes Anblicks mit dem Anſehen bekämpfter Gefühle. Du ſtehſt von nun an unter meinem Schutz, und ich will Deine Zufriedenheit mit meinem Leben vertheidigen.“

Claudine wendete ſich ab — ihre Hände lagen innig in einander, eine Brücke der Herzen über einer tiefen Kluft —, eine Zugbrücke! Claudine machte eine Bewegung, als wollte ſie ſeine Hand an ihre Lippen ziehen, Eugen zog mit haſtigem Ruck die männliche Rechte von dieſem ſüßen Munde — und Claudine lag an ſeiner Bruſt. Ihre Arme ſchlangen ſich in einander, in dieſer ſchmerzlichen Innigkeit verſank ihnen die Welt, die Welt der Angſt und der Trennung. Und Niemand war in dieſer Morgenſtille um ſie, als der Geiſt der Natur und der Liebe.

Um dem Titel dieſes Buches treu zu bleiben, wollen wir unſere Witwen nicht an den Traualtar begleiten. Indem wir uns dem Schluß dieſer Geſchichte nähern und das Ganze überſchauen, verſammeln wir das Perſonale noch einmal vor unſerm Blick, und ſehen uns um, wen darunter wir etwa noch kürzlich ſterben oder verderben laſſen könnten —, finden aber, in Wahrheit! Niemand des Todes ſchuldig. So bitten wir den geneigten Leſer um Verzeihung, daß faſt Alle glücklich werden, mehr oder weniger. Die poetiſche Gerechtigkeit verlangt zwar, daß ihr genügt werde auch im Werke der Erfindung —; allein ein gütiges Herz, und dies ſetzen wir bei unſern Leſerinnen voraus — ſieht nicht ſcheel, wenn das Schickſal dieſer Erzählung kein ſtrenges Fatum, ſondern eine verſöhnende Vorſehung im Kleinen iſt, welche es der großen gern nachthun möchte, die doch am Ende alles herrlich hinausführt. Es ſteht einer Schriftſtellerin wohl an, ſich nach den höchſten Muſtern zu richten. Die Götter, die das Glück der Sterblichen rächen gleich einer Schuld, fordern dennoch ihre geheimen Opfer, und die Erde, ſo lange Menſchen auf ihr wandeln, ſorgt dafür, daß auch dem glückſeligſten Verhältniß ein irdiſches Theil Unvollkommenheit ſich beimiſche, und zieht ihren Wolkenkreis dichter oder dünner um jeden häuslichen Himmel. Wir wollen daher freundlich ſcheiden von der Geſellſchaft dieſes Buches, und ohne Anſehen der Perſon und des Glaubens, Allen Gutes wünſchen und den Beſten das Schönſte.

Lebe nun wohl, Franzisca! An Dich, die Wittwe und Wirthin des Hauſes, das nun in ehelichen Beſitz kommt, und worin wir unſere Leſer anfänglich einführten, wenden wir uns wie billig zuerſt. Trage das gute heftige Herz, geheilt vom Dornenſtich der alten Liebe, in die Roſen von Gimle, und dieſer Ort ſei Dir immerdar ein Wohnſitz der Ruhe und Seligkeit. Wir hoffen, da Deine Wange wieder aufblüht wie in früheſter Jugend — die Natur, um Dich weſentlich geneſen zu laſſen, werde Dir auch etwas zu pflegen und zu ziehen geben; denn die Mutterliebe iſt für Frauen von kränklichen Gefühlen ein göttliches Arcanum. — Der ernſte, mitunter etwas trübe Sinn Deines Gemahls wird Dich das Bedürfniß der Heiterkeit lehren, und indem Du Dich beſtrebſt, ihn auf die Lichtſeiten des Lebens aufmerkſam zu machen, findeſt Du ſie ſelbſt. Sein edler Geſchmack zeigt Dir, daß keine unholde Laune ihm jemals gefallen könne, und die wiſſenſchaftliche Richtung ſeines Geiſtes weiſet Dich an Deinen weiblichen Beruf. Du ehrſt ſeine Beſchäftigungen und liebſt die Pflichten, welche uns geziemen. Du wirſt die Stadt ſchwerlich vermiſſen, deren Freuden Dein empfindliches Gemüth aufreizten, ohne es zu befriedigen. Die Zeit kommt gewiß, wo Du des Walzers lächelſt, der Dir einſt Thränen der Zurückſetzung erpreßte; denn die Zukunft berichtiget immer die thörichte Vergeblichkeit unſerer Schmerzen und dem Irrthum leidenſchaftlicher Gefühle.

An Dich, Admont von Blandovsky, kommt nun die Reihe und der Wunſch, daß Deinem ſtillen Paradieſe ſich niemals die uralte Schlange nähern möge! Du haſſeſt die Falſchheit, und haſt ein Recht dazu. Aber Franziska, ob auch eine Tochter Evens, iſt von wahrhafter Seele und keines Truges fähig. Traue alſo ihr und Deinem Glück!—

In welchem Vergleich ſtände Deine Freude an der Ranunkel der Konſtantinopolitaniſchen Gärten zu dem Anblicke der tauſend kleinen Reize jenes lieblichen Kindes, die ſich in der Blume aus dem Eden der Liebe zart zuſammenfügen! daneben die mütterliche Roſe. — — Ein warmer, griechiſcher Himmel ſchütze Deine Tempel, Deine Götter, o Admont! gebe Deinem erſtorbenen Glauben an die Menſchen, an Dich ſelbſt, ein beſeelendes Klima und zaubere einen ewigen Frühling um Dich her! —

Lucie von Gardemer! die Du dieſen Namen nun bald mit einem geliebteren tauſcheſt, und im Vorgefühl zärtlicher Freuden, das kleine Von nicht vermiſſeſt, das Dich lange von ihnen ſchied, Dich laſſen wir im Arme eines Mannes, des Vorzugs werth, der Deinige zu ſein — und wiſſen Dich geborgen. Du wirſt künftig nicht mehr vor dem Kampfe zittern, den jedes Morgenroth erneuete, und der Dich ängſtlich all Deinen Muth ſammeln ließ, ſo oft Dein Feind aufſtand, der Krieg im weiten Felde, von dem man jedes Frühjahr ſpricht, wo friedliebenden Leuten die Zeit mit dem Tage länger wird, iſt in Zukunft die große Angelegenheit Deiner Furcht. Dann gilt es Blut vergießen und nicht wie vormals — Thränen; dann wird nicht nur Dein Herz verwundet in hitzigen Angriffen, die Seele Deines Lebens iſt in Gefahr, und wir geben Dir daher den Segenswunſch des Friedens zum Abſchied.

Du wirſt fortan nicht vor dem Bilde des Othello beben — aber ein Schatten dieſer ſchwarzen Leidenſchaft dürfte dennoch Deinem Glück verblieben ſein, ſo daß Du mit gemildertem Andenken jener Krankheit gedächteſt, die ein organiſcher Fehler iſt, eine falſche Conſtruction des Herzens, deren Keim wohl immer im Boden des Bewußtſeins ruht. Bei Dir, gute Lucie, ſchläft er unter der harten Scholle von Begriffen, welche die Liebe noch nicht ganz heben konnte — in der Tiefe eines beſcheidenen Gemüths, das ſeine reine Fülle nicht für zureichend hält, den Mann ſeiner Wahl auf die Dauer zu befriedigen. Darum, ziehe nach Kloſtergarten, liebe Lucie! Umringe Dich dort mit allem Zauber der Erinnerung, banne den Geliebten magiſch in Deine Kreiſe. Wir Alle ſtehen unter dem Einfluß von Ort und Stunde. Dir, wackerer Troja, erhalte ſich fort und fort der Enthuſiasmus, womit Du Dir das Weib Deines Herzens errungen, um Dich in dem Beſitz der ſchönſten treueſten Seele glücklich zu fühlen; die Vorſicht bewahre Dich davor, daß er erkalte! — Lucie bleibe immer Deine erſte Freundin, wie ſie Deine erſte Liebe war. Vergieb es ihr, wenn ihr Mund, ſich weigernd Deinem Bräutigamskuſſe, wahr geredet haben ſollte — wir aber wollen es nicht fürchten. Keine Täuſchung der Sinne, kein heißer Traum der Phantaſie leiht Lucien verſchwundene oder ſchnell verſchwindende Reize; es iſt die Poeſie der Liebe, welche Dich an ihrer Geſtalt entzückt und ſie auch dann, wenn ihre Farben einmal verbleichen, mit Roſenlicht für Dich bekleidet. Denn keine Zeit zerſtört, was der Abglanz des innern Engels iſt.

Wenn Du die Communication an den grünen Marken von Kloſtergarten eröffneſt und ihren Bogen im triumphirenden Gefühl, die Zeit habe die Scheidewand Deiner Wünſche geſtürzt, hoch mit Blumen überwölbſt, ſo erinnere dieſer Paß im umgekehrten Verhältniß an die offenen Tempelpforten des Janus, der nach der Mythe Oberthürhüter im Himmel und auf Erden war, und unter deſſen Schutze jeder Ein- und Ausgang ſtand.

Pauline Platon — Dich hatten wir vorzüglich lieb; deshalb gaben wir Dir dieſen Mann; denn ein fröhlicher Gefährte verſchönt die Lebensreiſe. Wir halten ihn glücklich, daß er Dich liebt und preiſen ihn weiſe, da er Dich wählte. Du wirſt mit jenem ſanften ſtillen Geiſte, der da köſtlich vor Gott, der Schmuck ſeines Hauſes und der beſte Schatz ſeines Lebens ſein.

Nie wird Weihland, den Du künftig Ludwig heißeſt, ſich in Deiner Nähe einſam fühlen; in der Kunſt geübt, eine liebenswürdige Geſellſchafterin zu ſein, machſt Du dieſe

Vollkommenheit nicht in glänzenden Kreiſen, nicht im Schimmer der Salons, nein! nur im traulichen Zuſammenſein mit Deinem Manne geltend, dem jede Kraft Deines Geiſtes, jedes Beſtreben Deines Herzens gehört. Du biſt das Muſter einer trefflichen Ehefrau — wir müſſen es Dir anticipando nachſagen. Dein Bild in allen gefälligen Reizen des Umgangs iſt unſichtbar an den Arbeitstiſch Deines Mannes befeſtiget; es begleitet ihn, da er es im Herzen trägt, in ſeine auswärtigen Geſchäfte. Die Herren vom Collegio, denen die Weisheit — ſie iſt weiblicher Natur und hat demnach auch ihre Launen — zuweilen den Rücken kehrt, ſehen nicht, daß eine verſtändige Frau ſtets mit dem Anwalt vor Gericht erſcheint, denn ſie kommt weiblich verſchleiert und gehüllt in die Falten ſeiner Seele; aber ihre Stimme miſcht ſich dennoch leiſe in ſeinen Vortrag, wenn er Bedrängte vertritt und das Recht vertheidigt. Er möchte gern im Sinne der Liebe, daß allen Menſchen geholfen würde, und für dieſen humanen Wunſch haſt Du, Pauline, ihn in der Vollgenüge ſeines Glückes begeiſtert! — Wenn der Menſchheit Schutzgeiſt, der Tod! Dich einſt, o ſpät! in beſſere Welten und vor den höchſten Richter führt, dann werden dort, wo die meiſten Tugenden nur vergeben werden, die Deinigen ihre Belohnung finden!

Wackerer Weihland! der Du für die heilige Idee Deines Berufes lebſt und ſtirbſt, wir ſcheiden als Freunde. Es wird nicht an luſtigen Leuten und bereitwilligen Gäſten fehlen, Dich zu tadeln, daß Du kein Haus machſt, obgleich das Deinige ein Wohnſitz der Rechtſchaffenheit und Ehre und eine tägliche Verſammlung ſtiller Freuden darin ſei, und von der Tafel Deiner Genüſſe mancher Lucull noch ſchwelgen könnte. Man wird nicht verfehlen, Dir Deine Einkünfte nachzurechnen, mit denen Du es Deinen Collegen gleich, wo nicht zuvor thun könnteſt; Du aber zählſt einen frohen Tag um den andern und ziehſt am Abend die Summe Deines Glückes. Du ſetzeſt keine prunkende Größe in zahlreiche Domeſtiken; Dein Hausſtand iſt klein — wer aber wäre jemals beſſer bedient als Du? Die Handreichung der Liebe, der geflügelte Scherz und ein Einfall ſtehen Dir ſtets zu Gebot, und wo Du hindenkſt, da iſt Pauline ſchon geweſen. Solch ein Auge für Deine leiſeſten Bedürfniſſe, ſolch ein Errathen Deiner heimlichen Wünſche, ſolch eine Allgegenwart und Allmacht, ſie zu befriedigen — zwei Eigenſchaften, welche die Liebe von der Gottheit entlehnt — däuchte Dir fabelhaft, und doch beglückt Dich die Wahrheit. Der Himmel hat Dir das göttliche Talent verliehen, Dich niemals zu ärgern. Wir könnten Dich deshalb beneiden. Du nimmſt die Menſchen, wie ſie ſind, und beſtrafſt die Thorheiten, womit ſie einander beläſtigen, wie jeden Ausfall, der auf Dich ſelbſt geſchieht, nur mit der Geißel der Satyre, doch ſo, daß Niemand je darunter blute und ihr Schwung mehr gefürchtet als gefühlt werde.

Gehüllt in weiches Phlegma wie in Watte, trifft ſelten ein Stoß des Zufalls Dein Herz, und verſchiebt nur die bequeme Hülle Deiner äußern Verhältniſſe ein wenig. Du nimmſt Dich in jeder Lage zuſammen. Und ſo finden wir folgendes Verslein auf Dich anwendbar: „Wer Engel ſucht in dieſes Lebens Gründen, der findet nie, was ihm genügt. Wer Menſchen ſucht, der wird den Engel finden, der ſich an ſeine Seele ſchmiegt.“ Wohl Dir! Du haſt ihn gefunden für Zeit und Ewigkeit.

Und Du Perle! Tochter des Jammers! gebrochen aus der Muſchel des mütterlichen Herzens, das in kalter Tiefe ſchläft — vergiß die Thränenfluth Deiner Heimath, den dunkeln Urſprung Deines Lebens, jede Wohlthat früherer

Weggeworfenheit über die Aufnahme in eine Lehre, welche die Erde mit dem Himmel verknüpft. Selig ſind, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden; dieſe Verheißung iſt es nicht allein, was Dir die Bergpredigt zu dem liebſten Capitel des Evangeliums macht. Jenes Gebot, von der heiligen Höhe des Chriſtenthums herab gegeben, Böſes mit Gutem zu überwinden, iſt es, das Deinem innerſten Bedürfniß entſpricht. Deine junge Seele iſt nicht für den Haß gebildet, für Gefühle rachſüchtiger Vergeltung, deshalb nahm ſich die ewige Liebe Deiner an! Du wirſt ein Kind des himmliſchen Vaters ſein. Er kann wohl tauſend Wege finden, wo die Vernunft nicht einen ſieht — die Seinen auch irdiſch zu verſorgen. Wir überlaſſen Dich dieſer unfehlbaren Leitung getroſt.

Ephraim Moſchel! echter Iſraelit, in dem kein Falſch wohnt — der Du demüthig von ferne ſtehſt und den phariſäiſchen Dünkel gar manches Chriſten beſchämſt, auch Dich übergehen wir nicht. Der Reichthum der Welt war Dir verſchloſſen; aber nicht das Geheimniß, entbehren zu können. Du haſt Dich nie in den Freuden des Lebens berauſcht — ach! nur einen tiefen Zug aus dem bittern Kelch der Armuth und Verachtung gethan, nur die Schmerzen der Liebe gekoſtet, die Pflicht der Treue war Dir herbe — dennoch haſt Du ſie erfüllt. Dein gekränktes, verſtoßenes Herz war jeder Stärke, jedes Zartgefühls fähig. Selbſt der Geiſt der Geliebten, der das Licht Deiner Seele war, hatte ſich verdunkelt, Du aber hielteſt ſeinen Schatten noch werth — welchen Lohn wird das ewige Weſen für Dich haben? — Mit jedem Käufer gehe Gottes Segen ſichtbar über die Schwelle Deines kleinen Ladens, und Dein Erwerb ſei künftig Deine Luſt. Einſt wirſt Du jenem Kaufmann gleichen, der nach der bangen Winterreiſe ſeine erſehnte Blume, eine unſterbliche Roſe! in den Gärten Edens findet, und mit ihr eine Fülle ſeliger Freuden.

Wir wenden uns nun von dem lauten Markt der Stadt den ſtillen Wäldern und Bergen von Halde und Rohrlach zu. Prinz Eugen! was ſtarrſt Du auf Deinen einſamen Jagdzügen ſo vor Dich hin, und fehlſt das Ziel? Du haſt einſehen lernen, man könne es erreichen, ohne ſich deſſen zu freuen. Du warſt lange der Ritter von der traurigen Geſtalt, und die beflorte Rüſtung, welche Du auf dem narbenvollen Herzen trägſt, das geſchloſſene Viſir, hinter dem ein ernſter Blick ſich verbirgt, die Waffen der Trauer — ſchließen Dich für immer von der Tafelrunde der Fröhlichen aus. Wer einmal der Schlafgenoſſe der Todten war, erwacht ſelten mehr zu harmloſer Lebensfreude. Du haſt Deine Siege mit Wunden bezahlt — und es giebt eine Erfüllung unſerer Wünſche, die zu theuer erkauft wird um den Preis der Ruhe. Der Ringende zerdrückt nicht ſelten ſeinen Kranz — Du haſt ein zerdrücktes Herz Dir errungen. Lebe wohl, Eugen von Elban! und die Zeit, die alte Wunderthäterin, heile Dir den Schmerz der Erinnerung.

Claudine! Du bedarfſt unſere Wünſche am meiſten, und wir laſſen ſie Dir von ganzem Herzen. Jüngſt fanden wir in einem ſchönen Buche einen Gedanken, der hier eine geeignete Stelle finden möchte: Reue ſei die Göttin der Fehlenden — der Frühling der Tugend! — Aus der Saat von Thränen wird Freude ſprießen, früh oder ſpät! Du wirſt wieder einmal glücklich werden, in höherem Sinne; und dieſe Hoffnung erquicke Dich.

O Claudine! eine rauhe Hand hat Dich berührt, und Deine Anſichten verwandelt. Der Freund Deiner Jugend iſt der Vorige nicht mehr, und ſeine Leidenſchaft wie ein Schatten verſchwunden, denn nichts iſt treu, als die Wahrheit. Die

Macht Deiner Reize, der Zauber Deiner Anmuth, die Gewalt der Schönheit vermag nicht, ein armes kleines Gefühl von geſunkenem Vertrauen aufzuheben. Wie wichtig iſt es doch, daß die Liebe ehrlich ſei! — Doch faſſe Muth zu Dir ſelbſt! Was Menſchen hienieden zerreißen, zerbrechen, darüber Engel die Weihe ſprechen!

Bevor wir das Jagdſchloß und zugleich den Ausgang dieſer Geſchichte verlaſſen, werfen wir noch einen Blick in das Wohnzimmer der Frau von Gorſe daſelbſt, welche ſo eben beſchäftiget iſt, ſich eine kleine Stubencapelle mit Betpult und Kniebank und andern Inſignien der Religioſität in düſterm Geſchmack zu decoriren. Gute Dame! Du weißt damit Beſcheid, Deinesgleichen ſind geweihete Prieſterinnen ſolcher Eremitagen. Einſt ſtürzteſt Du Deinen Hausaltar und das heilige Feuer verloſch. — Wer die ebene Bahn der Sitte verließ, und freie Wege für ausſchweifende Neigungen ſuchte, den iſolirt ſein Ruf, auch wenn er verklungen iſt. Jede Wildheit, auch die der Leidenſchaften, gehört in die einſame Wildniß; die Welt fordert bezähmte Gefühle. Geiz und Frömmelei ſind ungeſellige Eigenſchaften, welche auch mitten unter den Menſchen abſondern. Wir wiſſen daher Frau von Gorſe an ihrem Platze, und ſehr wohl aufgehoben.

Hier in dieſer ehemals fürſtlichen Solitüde gaukeln Bilder verliebter Abenteuer um ihre andächtigen Träume und beſchäftigen ihre Phantaſie, die einzig arbeitende Kraft ihres Weſens. Bei Fleiß und Pflicht könnte Frau von Gorſe nicht ausdauern.

Und nun, lieber Leſer, lebe auch Du wohl! bis wir uns einmal andern Ortes wiederfinden. Wir danken Dir für Deine Ausdauer. Indem wir bitten, Du wolleſt nicht allein unſere, ſondern alle Wittwen Deinem Andenken freundlichſt empfohlen ſein laſſen, berufen wir uns auf eine heilige Autorität.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreißigſter Band.

Geliehenes Gut und eigener Beſitz.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Geliehenes Gut
und
# eigener Beſitz.

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
Was er ſein nennen kann:
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundſchaft halten kann.
Simon Dach.

Im blaſſen Schein des Herbſtes ward es licht am Michaelismorgen. Ein feuchter Nebel wand ſich langſam aufwärts, ſchaurig erhob ſich ein kalter Wind, den grauen Dunſt zu verwehen, auf daß es Tag werde. Noch lag die Stadt, welche der Schauplatz dieſer Erzählung iſt, in Stille und Schlummer, und nur hier und da regte ſich das Leben wieder. Hier zog eine Bäuerin ihre kleine Milchfracht zu Markte, dort rollte ein Reiſewagen durch die öden Straßen; hier ward ein dampfender Bäckerladen aufgethan, dort eilte ein frühfleißiges Dienſtmädchen an den rauſchenden Brunnen.

Feſtlich gekleidet, in der rechten Hand die Clarinette, in der linken eine große Rolle Noten, ging im Tact des Schrittes der Stadtmuſicus Stark der anſehnlichen Zahl ſeiner Gehülfen voran; zuletzt kamen die jüngſten Lehrlinge der heiligen Kunſt, welche glühend und ſchnell athmend die ſchweren Pauken trugen. Der Zug hielt vor dem ſchönſten Hauſe der Stadt, welches einem allgemein geachteten Manne, dem Commerzienrath Michael Stephany, gehörte, deſſen fünf und ſiebenzigſter Geburtstag heute gefeiert werden ſollte. Der Stadtmuſicus vertheilte, ſich räuſpernd, die Noten, dann, nach einigen verſuchenden Lauten, begann mit ſanften, ſäuſelnden Tönen die Melodie des Liedes: „Dir dank ich für mein Leben.“ –

Der Gefeierte erwachte, die müden Hände, welche ſo viel Nützliches gewirkt, ſo viel Segen empfangen und gegeben hatten, falteten ſich, und mit leiſen Lippen betete er voll Inbrunſt den Vers aus. Der Commerzienrath war ein frommer Mann. Er hatte der Huld ſeines Gottes nicht vergeſſen, die ſo Großes an ihm gethan. Mit ſchwellenden Herzen gedachte er daran, wie die höchſte Güte ihn aus dem Nichts vorgezogen; Thränen tiefer Rührung drangen in ſeine alten Augen, vor denen das halberloſchene Bild der Vergangenheit aufzitterte. Wo war das liebe lange Leben denn nun hin? Alles war vorüber und zum Traum geworden. Die Freude durchgefühlt — das Leid durchgelitten! — Manche Hoffnung erfüllt — wie ſo mancher Gram verſchmerzt, ach, ſo mancher! — Wie eine Welle die andere begräbt, hatte ein Ereigniß das andere verdrängt. Die Freunde der Jugend waren längſt heimgegangen. Sie winkten aus der Ferne — und Vater Stephany blickte mit unendlicher Liebe in eine ſchönere Welt, wo er diejenigen wiederfinden würde, die auf dieſer armen Erde ſein Auge beweinen und laſſen mußte.

Da theilte eine kleine, weiße Hand die Gardine des Bettes; ein anmuthiger Mädchenkopf lauſchte durch die Spalte, und eine liebe ſüße Stimme fragte: „Schon wach, lieber Großvater? So hat der gute Stark Dich doch erweckt? Aber lieblicher Weiſe iſt es geſchehen, das wirſt Du zugeſtehen.“

Bewegt reichte der Greis dem Lieblinge die Hand, und ſprach: „Mein liebes Mädchen! meine gute Jucunde! Dich entführte gewiß der Wunſch, die erſte zu ſein, welche mir ihren Morgengruß und Glückwunſch brächte, den Armen des Schlafes?“

„Ja, ſo iſt es!“ erwiederte Jucunde lächelnd, indem ſie die faltenreiche Wange des Alten ſtreichelte. „Gott wolle Dich uns erhalten in Geſundheit und Kraft, und Deinen Jahren noch viele zuſetzen! Ach, Großvater, ſtirb noch lange, lange nicht! Wie verlaſſen und rathlos wäre ich ohne Dich — —“ hier erloſch die Stimme des Mädchens in Wehmuth; helle Thränen in den ſchönen, dunkelblauen Augen redeten in der Sprache des Herzens, und der Großvater verſtand ſie.

„Wie Gott will!“ antwortete er; „verlaſſen, mein Kind, und rathlos iſt nur, wer ihn verläßt. Wir wollen in dieſer ernſten Stunde ein Wort, was Noth thut, mit einander ſprechen. Es iſt mir heute wunderſam zu Muthe. Ich habe in dieſen feierlichen Augenblicken ungeſtörter Morgenſtille gleichſam den Abſchluß meines Lebens gemacht, und das Facit iſt, Dank ſei Dir, Herr, geſagt! zu meiner Zufriedenheit ausgefallen. Zwar habe ich im Hauptbuche des Gewiſſens viele unbezahlte Schulden, manches verſäumte Gute gefunden; aber weiß ich doch, daß ich dem langmüthigſten und erbarmungsreichſten aller Gläubiger verpflichtet bin, vor dem auch der redliche Wille als That gilt.“

Dringend fiel hier Jucunde ein: „O mein Herzensväterchen! die Wohlthaten, welche Du erzeigt, die Opfer, welche Du gebracht, ſprechen für Dich am Throne Gottes! Und die tauſend Freudenthränen derer, die Du begabet, erfreuet, verſchonet, gerettet haſt, löſchen die wenigen Mängel aus, die Deinem Leben nur deshalb anhingen, weil Du ein Menſch warſt.“

Der Greis ſchüttelte leiſe das ſilberweiße Haupt, und ſprach: „Glaube mir, liebe Tochter, je näher wir dem

Grabe kommen, deſto unerläßlicher erſcheinen uns die Forderungen unſerer göttlichen Natur. Die Schleier fangen an zu fallen, die Sinne befangen nicht mehr; und vor uns ſtehet, was wir geleiſtet, in all ſeiner dürftigen Unvollkommenheit, und ſelten erreicht von dem beſſeren Willen. Dort — heißt es, werden unſere ſchönſten Tugenden uns nur — vergeben! Ach! nähmen wir ſtets das Urtheil unſerer Todesſtunde zur Richtſchnur unſerer Handlungen, die Menſchen würden anders handeln.“

„Doch wir ſind von unſerm Geſpräch abgekommen, mein Kind. Wenn ich die Stimmung meiner Seele, die ernſtere Prüfung, der ich im Aufblicke zu dem höchſten Richter, mein Leben unterwarf, als eine Vorahnung des nahen Todes betrachten dürfte, ſo würde mein ſorgenvollſter Blick, der den ſcheidenden Geiſt abwärts zöge — auf Dich, meine theure Jucunde, fallen. Man nennt Dich reich; das iſt nur um ſo ſchlimmer, denn die reichſten Mädchen ſind oft am ärmſten, wo es auf mehr als Glück, wo es auf Liebe und Vertrauen ankommt. Die Unentſchiedenheit Deines Schickſals, die genaue Kenntniß der verwickelten Verhältniſſe, in denen Du Dich fortan behaupten müßteſt, beunruhiget mich, ich mag es Dir nicht leugnen. Du, mein gutes Mädchen, könnteſt mir daher wohl kein erwünſchteres Angebinde geben, als wenn Du mir ſagteſt, daß Du Dich endlich entſchließen wolleſt, Dir eine Lebensſtütze zu wählen. Das Herz, das Du umfaßt hielteſt, iſt gebrochen — willſt Du ferner beharren im Gram um den verſtorbenen Bräutigam? In Wahrheit, das wäre Sünde. Gieb Dich zufrieden, mein armes Kind! und gieb Deine Hand einem der Männer, die ſich anſtändig um Dich bewerben, und welche es verdienen, daß Du ihre Wünſche in Betracht zieheſt. Wenn ich wüßte, für welchen von ihnen Dein Herz am lauteſten ſpräche — — —“ der Commerzienrath hielt inne, und ſchwieg, als erwarte er die Antwort.

Jucunde ſchlug die Augen nieder, und mit leiſem Vorwurf in Blick und Ton entgeznete ſie: „Großvater! ich bitte Dich! muß ich denn aber heirathen? Ich bin ja auch ſo recht glücklich!“

Dieſe Verſicherung klang jedoch betrübt.

„Dein Herz frage!“ ſprach der Greis in aller Milde. „Das Herz hat die Stimme über das, was wir müſſen. Die Frage muß aber grundehrlich ſein; dann wird die Antwort aufrichtig ausfallen. Du biſt Deinem Schöpfer ein gutes Weib, der Welt eine Mutter ſchuldig, die in ihren Kindern fortlebt; und ſo würde ich der Meinung ſein, Du müßteſt heirathen. Es iſt auch ſchwer für Dein ſchwaches Geſchlecht, einſam durch das Leben zu gehen, Jucunde!“

„Wie aber finde ich den Mann aus,“ entgegnete das Mädchen, „der mich liebt, mich! und nicht den Schein der Zuneigung borgt, weil er mein Erbe begehrt?“

Der Commerzienrath lächelte. „Der quälende Zweifel aller reichen Mädchen! Nur innere Schätze beglücken. Jeder weiß es, und am Ende ſcheint es doch keiner zu wiſſen. Wer, wie Du, etwas Beſſeres beſitzt, als Geld, mag es getroſt mit einem Freier wagen, der nur irgend reell iſt.“

„O guter Großvater!“ ſagte Jucunde in einem Tone, als wüßte ſie es beſſer, „bis zum Zweifel, wie Du vorhin ſagteſt, ließen es meine Bewerber nicht kommen; ich wußte beſtimmt, weshalb meine Hand ihnen wünſchenswerth ſei, und an wahre Liebe war bei ihnen nicht zu denken.“

„Wahre Liebe!“ wiederholte der Alte mit dem Ausdruck von Mitleid und Mißbilligung, „wie ſchnell iſt doch die Jugend mit einem Worte fertig von ſo unendlicher Bedeutung! — Wahre Liebe iſt nur bei Gott im Himmel zu finden. Jede Liebe hienieden, auch die innigſte, die treueſte, hat ihren irdiſchen Zuſatz, und bewährt ſich ſelten im Feuer der Prüfung. Schon gut, wenn nur der kleinſte Theil ſich als echt zeigt.“

„Das klingt allerdings ſehr niederſchlagend,“ erwiederte traurig das Mädchen. „Wenn es Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu ſchätzen wüßten — — — denen das, was ich bin, von größerem Werth wäre, als das, was ich habe —“

„Es kommt nur darauf an,“ fiel hier der Commerzienrath ein, „was Du darunter verſtehſt. Du fühlſt nichts als Geringſchätzung für einen Mann, der ſich aus Eigennutz um Dich bewirbt; aber Du würdeſt denjenigen vielleicht günſtiger beurtheilen, den Dein intereſſantes Aeußere, Deine blühende Geſtalt, Deine goldne Stimme anzöge?“

Jucunde erröthete. „Nun ja,“ antwortete ſie verwirrt, „das wäre auch etwas Anderes. Wenn ich ein wenig hübſch bin, ſo iſt es das Eigenthum meiner Perſönlichkeit.“

„Wie denn ſo, Jucunde? Das möchte ich doch wiſſen — — —“ ſagte der Greis, indem er ſich im Bette aufſetzte; nach einer kleinen Pauſe, während ihm der Blick ſeiner Enkelin beſchämt auswich, fuhr er fort: „Wie biſt Du da im Irrthum, mein Töchterlein! Alles, was körperlich erſcheint, gehört der Zeit, und kann heute oder morgen von ihr genommen werden; kein Titelchen fällt von dieſem Geſetz. Ja, wir wiſſen in tauſend Fällen nicht, in wie weit wir abhängig ſind von unſerer Natur. Ein Sturm kann meine Schiffe zertrümmern, und ein tückiſcher Zufall den zierlichen Bau Deiner Glieder zerbrechen. Der Krieg kann mich meines Vermögens berauben, und der Kampf einer heftigen Leidenſchaft, welche tief in Deinem Herzen ſchläft, den zarten Reiz Deines ſanften Geſichts vernichten. Gold ſehen wir in der Flamme ſchmelzen; aber auch der Silberton, der im ſeelenvollen Geſange die Herzen rührt, ſchmilzt gar leicht in der Gluth eines böſen Fiebers, in den heißen Wehen des mütterlichen Berufs. Die Schönheit iſt die flüchtige Zuthat einer ſchönen Seele, die ihrer nicht bedarf. Nur ein Herz, was Gutes liebt, nur ein frommer, ſtiller Geiſt, der da köſtlich iſt vor Gott — dieſes Eigenthum iſt Dein, im vollen Sinne des Wortes! und der Mann, den dieſe Eigenſchaften an Dich feſſeln, der liebt Dich wahrhaft, der liebt Dich ewig!“

Jucunde weinte ſacht. Wie der Thau auf eine Lilie fielen ihre Thränen auf das weiße Morgenkleid. Ein zärtliches Andenken, ſchwärmeriſche Trauer, das rege Gefühl ihrer unverletzten weiblichen Würde und eine ſanfte Wallung der Jungfräulichkeit verklärten ihr Geſicht. — Mit bebender Stimme ſprach ſie: „Nun denn, ſo vernimm, mein Väterchen, ein Geſtändniß, welches ich Dir, dem Bildner meines Herzens, vor Allen ſchuldig bin. — Der Mann, deſſen Liebe von der Art war, daß ſie mein Selbſtgefühl erhob, ohne meine Eitelkeit anzuregen, und mich veredelte, indem ſie mich beglückte, der ſchläft in Frieden. — Er war zu rein, zu hoch geſinnt für dieſes Leben, darum nahm ihn der himmliſche Vater auf in die Reihen der Engel, als deren einer er ſich hienieden kund gethan. — Ob überhaupt mein Herz noch einer zweiten Liebe, und welches Grades derſelben fähig ſei, darüber muß die Zeit, die Liebenswürdigkeit und der innere Gehalt des Mannes entſcheiden, dem ich mich einſt anvertrauen werde. Daß unter allen den Männern, welche ſich bisher um mich beworben haben, keiner ſei, der eine zartere Theilnahme, ein ſchöneres Gefühl, als dasjenige Wohlwollen iſt, auf welches jeder Menſch, ohne Ausnahme — Anſpruch machen darf, in mir zu erwecken verſtände — dies glaube meiner Verſicherung. Aber — außer dieſem Kreiſe kenne ich zwei junge Männer, von denen geliebt zu ſein, ich zu glauben berechtigt bin. Beide werden durch aufrichtige Achtung von mir ausgezeichnet; Beide verdienen und genießen Deine volleſte Werthſchätzung. Dies wäre nun Aufmunterung für Beide, ihre Wünſche gegen mich auszuſprechen — aber ſie ſind Beide unbemittelt, und zu ſtolz, um eine der reichſten Erbinnen zu freien. —“

„Ich kenne die Originale dieſer Portraits;“ ſagte der Commerzienrath ſichtlich erheitert, „es ſind unſere Hausgenoſſen; Capitain Carry und unſer Fernau. — Ich freue mich herzlich, daß Du die beiden trefflichen jungen Männer Deiner beſonderen Aufmerkſamkeit werth hältſt; und ſo wäre wohl nur allein noch die Frage übrig, welcher von Beiden Deinem Herzen am theuerſten, und durch ſeine Eigenthümlichkeit und die höhere Zuneigung für Dich am fähigſten ſei, Dir den möglichſten Erſatz für den hingeſchiedenen Bräutigam zu gewähren?“

Jucunde ſeufzte tief. „Die Antwort auf dieſe Frage dürfte mir ſchwer, recht ſehr ſchwer werden,“ erwiederte ſie, gedankenvoll vor ſich hinblickend, und nach einem Weilchen alſo fortfahrend,“ beide Männer verdienen es, daß der Ruf mit freundlicher Achtung ihre Namen nenne, aber Jeder von ihnen durch andere Eigenſchaften; Beide lieben mich, oder die Wahrnehmungen mehrerer Jahre müßten mich täuſchen, und die zuverläſſigſten Merkmale der Liebe mich betrügen, und für jeden von ihnen fühle ich ein warmes Wohlwollen, welches ſich bald mehr auf die Seite des Einen, bald mehr auf die Seite des Andern neigt, je nachdem mich die mannigfachen Berührungen, in denen ich mich gegen Beide befinde, anſprechen, oder gleichgültiger laſſen. Schnell, und für immer, würde dieſer ſchwankende Zuſtand in Entſchiedenheit durch die Ueberzeugung übergehen, welcher von Beiden mich am wahrſten, treueſten und innigſten liebe. —“

„Und dies zu erforſchen, ſollte einem Mädchen ſchwer werden!“ fiel ihr der Commerzienrath mit gutmüthiger Ironie ein.

„O doch!“ verſetzte Jucunde mit Wichtigkeit, und fuhr fort, „erlaube, mein Väterchen, daß ich, indem ich Dich zu einer hellern Anſchauung meines Herzenszuſtandes veranlaſſe, ein wenig weit ausholen darf. Du weißt es ja, daß mein ſeliger Auguſt ſelbſt den erſten Faden einer wärmeren Theilnahme für Sarvy, ſeinen vertrauteſten Freund — in meinem Gemüthe anknüpfte, feſtigte und mit liebender Emſigkeit fortſpann. — Oft unterhielt er mich von den Geſinnungen ſeines Freundes, pries mir die Milde ſeines Herzens, die Klarheit ſeines Verſtandes, den Umfang ſeiner Kenntniſſe, die Feſtigkeit ſeines Charakters, öfterer noch ſprach er, im rührenden Vertrauen auf meine Treue — von der tiefen, wenn gleich ſchweigenden Verehrung, welche Sarvy für meine Wenigkeit hege. — Um mich für ſeinen Freund zu gewinnen, um mir Freude zu machen, entwarf mir Auguſt zuweilen einzelne Züge von dieſem, aus denen deutlich hervorblickte, daß der Capitain eben ſowohl meine unbedeutende Perſönlichkeit durch das verſchönernde Glas beſtochener Vorliebe, als all mein Thun und Laſſen aus dem günſtigſten Geſichtspuncte betrachtete. Dieſe gute Meinung gewann jedoch erſt ihren volleſten Werth durch die Art und Weiſe, wie Sarvy ſelbige gegen mich äußerte. Seine Achtungserweiſungen trugen das Gepräge zarter Gemüthlichkeit und eines reinen Sinnes, und ſtets fühlte ich mich in ſeiner Gegenwart gehoben, ohne daß meine Beſcheidenheit verletzt wurde. — Monate, in denen ich die genußreichſten, ſeligſten Stunden durchlebte — waren verſtrichen, und Auguſt ſprach jetzt mit Bekümmerniß davon, daß Sarvy gar nicht glücklich ſei. — auch mir war es ſchon lange ſo vorgekommen. — Eines Abends, an welchem ich mit Auguſt ſpazieren ging, ſagte mir dieſer: Ich weiß nun die Urſache von meines Sarvy's ſtillem Grame; er liebt Dich, Jucunde! — Ich erſchrak, er aber drückte mich feſt an ſein Herz und ſagte mit Blicken, aus welchen das Vorgefühl des Himmels ſchimmerte, ein Mädchen gewöhnlicher Gattung würde nun den Beklagenswerthen vermeiden, ihm kalt und froſtig begegnen — und glauben, ihre Pflicht erfüllt zu haben, wenn ſie ſeine Leidenſchaft in Geringſchätzung und Kälte verwandelt ſähe, aber meine Jucunde wird nach einem höheren Triumphe ihrer Weiblichkeit ſtreben, ſie wird es verſtehen, Sarvy's Liebe in Freundſchaft, ſeinen Schmerz in ſanfte Ruhe, ſeine hoffnungsloſe Sehnſucht in reine Befriedigung zu veredeln! — Ach theurer Großvater! welche Kräfte ruhen in dem ſchwachgeglaubten Menſchenherzen! — Und iſt nicht das ehrende Vertrauen eines andern Herzens die Sonne, welche jeden edlen Keim in uns entwickelt und zu den ſchönſten

Blüthen treibt? — Das ſchwere Unternehmen gelang, ich fühlte mich durch Sarry's nach und nach zurückkehrende Heiterkeit belohnt und empfand ein zufriedenes Bewußtſein, als Sarry dem Rufe ſeines Standes folgen und uns verlaſſen mußte. — Die Ueberzeugung, daß er mich achte, daß mir das Andenken eines Freundes zurückbleibe, war mir genug. Als nun mein Auguſt ſtarb, gab der Tod dieſer überwundenen Neigung neue Stärke. — Er ehrte zart meinen Schmerz, er erwog meine nunmehrige Freiheit, aber er achtet auch ſein Selbſtgefühl, welches ihm, dem Unbegüterten, nicht geſtattet, ſich um ein Mädchen zu bewerben, deſſen einſtmaliges Erbe von der irrenden Menge, wie es gewöhnlich der Fall iſt, verdoppelt oder wohl gar verdreifacht angenommen wird, und er berechnete mit ſeiner Unterſcheidung mein bisheriges Benehmen gegen ihn, welches ihn zwar in die Reihe meiner geſchätzteſten Freunde, aber nicht auf den Platz des Geliebten ſtellt. — So ſchweigt er demnach, wie das Grab, und wie möchte ich ſo unweiblich ſein wollen, eine Veranlaſſung zu der Erklärung ſeiner Gefühle herbei zu führen? —"

Der Commerzienrath hatte Jucunden mit lebhaftem Intereſſe zugehört. Jetzt ſagte er lächelnd: „Nun der Capitain kann mit Deiner Anerkennung deſſen, was er iſt, war und für Dich fühlt — ganz wohl zufrieden ſein. Mich ſoll nur wundern, was Du jetzt noch über Fernau zu ſagen haben werdeſt? —"

Jucundens holdes Geſicht ward von einem Anfluge ſchnellerwachender Heiterkeit verſchönt. — „O unſerm Fernau bin ich herzlich gut," ſagte ſie verſichernd, „ſein fröhlicher Muth, ſeine lachenden Lebensanſichten, ſein Geſchäftseifer, ſein feiner Geſchmack leiſten mir Bürgſchaft, daß ich geſchützt und froh an ſeiner Hand durch das Leben gehen würde Auch verhehlt er mir viel weniger als Sarvy, was ich ihm gelte, und wenn mir bis jetzt nur ſein Auge und Benehmen ſagte, daß er mich liebe, ſo hinderte ihn an einer mündlichen Erklärung nichts, als die Scheu vor der Anmaßung, ſich um die Erbin ſeines Gönners und Wohlthäters zu bewerben, den man den reichen Stephany nennt.“

Der Commerzienrath erwiederte hierauf: „Nun aber, liebſtes Kind, was weiter? — Du ſinnſt mir etwa doch nicht an, einen Comödien-Bankerott zu ſpielen, um die Liebe Deiner Verehrer zu erproben?“ —

„Nein, Großvater! das fällt mir nicht ein,“ antwortete Jucunde, „nur Deinen Vorwurf wollte ich entkräften, daß ich durch verwerflichen Eigenſinn das Glück von mir entfernt halte, und Deinen Rath, ſo wie Deine Theilnahme für die Angelegenheiten meines Herzens in Anſpruch nehmen.“

„Du haſt Deine Abſicht erreicht,“ ſagte der Commerzienrath, indem er Jucunde liebkoſete, und alſo fortfuhr, „erwarte ruhig von der Vorſicht, welche das ſchönſte Glück oft am langſamſten reifen läſſet, die Beantwortung jener Frage und die Kenntniß der Empfindungen, die Deinen einſtmaligen Entſchluß beſtimmen werden. Beobachte mit frommem Blicke, prüfe mit Einſicht und entſcheide ohne Vorurtheil, von Verſtand und Gefühl geleitet! — Doch höre, Jucunde, wie rauſchend der ehrliche Stark ſeinen wohlgemeinten Tuſch durch die feierliche Frühſtille ſchallen läſſet! — Werden mir doch die Nachbaren geſtöret werden! — Gehe, Kind, und ſende ihm dies verſiegelte Röllchen, nebſt meinem beſten Danke. — Dann, mein Töchterchen, bringe mir den Kaffee, denn es iſt hohe Zeit, daß ich aufſtehe.

Der Commerzienrath Michael Stephany galt in den Augen der Welt für den beneidenswertheſten Mann auf der Erde. — Auch war er in der That als glücklich zu preiſen, und da ſein Glück mehr in einem feſt begründeten Charakter und in einem Bewußtſein, welches keine quälende Erinnerung an begangene Schuld und gröbliche Pflichtverletzungen beunruhigte — als in ſeinen übrigen Gütern, dauerhafte Geſundheit, häuslicher Frieden, blühender Wohlſtand, öffentliche Achtung — beruhete, ſo war ſein ganzes Weſen von einem ſo freundlichen Gleichmuthe, einer ſo zuverſichtlichen Gewißheit des ſteten Beſitzes dieſer unverlierbaren Güter geſtempelt, wie man dieſe ſchätzenswerthen Eigenſchaften gewiß nur höchſt ſelten bei ausgezeichnet glücklichen Perſonen wahrnimmt. Er war durch die Schule des Unglücks gegangen, darum war er frühzeitig weiſe, die Noth war ſeine Erzieherin geweſen, darum war er ſtark am Geiſte geworden.

Der Vater Herrn Michael Stephany's, welcher Poſtmeiſter in einer kleinen Landſtadt geweſen war, hatte ſich durch einen großen Verluſt im Spiel, dem er ſich mit ſträflicher Leidenſchaft ergeben — verleiten laſſen, bedeutende Caſſen-Defecte zu machen. Die Unterſuchung hatte ihn übereilt, er war gefänglich eingezogen, und nach einem langwierigen Proceſſe zu mehrjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt worden. — Wenige Tage vor dem Ablauf der Strafzeit hatte ihn ein plötzlicher Tod dem Kummer um eine hülfloſe Zukunft entriſſen. — Tief drückten ſich in des Knaben zartes Gemüth die Bilder der Schande. Seine Mutter erlag dem Grame und dem Drucke des Mangels; ſie ſtarb, und rohe Verwandte nahmen den kleinen Michel auf, und reichten ihm das tägliche Brod mit harten Vorwürfen.

Der arme Kleine, deſſen überfließende Augen ſich oft klagend und flehend in die Wolken richteten, fand für die verſagten Freuden ſeines Alters Entſchädigung in einem regeren Hoffnungsgefühl und in einem helleren Hinblick auf die Zukunft, als man ſonſt gewöhnlich im Gebiete der Kindheit, deren Glück in der Gegenwart liegt, und deren Wünſche nur ſelten die nächſten Erwartungen überflügeln — zu finden pflegt. — So oft er unter der Laſt unverdienter Schmach erſeufzte, ſo oft tröſtete ihn der Hoffnung lächelnder Engel mit leiſen Verſprechungen zukünftiger Vergeltung. — Der Genuß bürgerlicher Achtung, der Beſitz einer ruhigen Unabhängigkeit von den Launen der Menſchen, als die Gegenſätze zu den tiefen Leiden, die er jetzt erduldete — dünkten dem Knaben als die höchſten, irdiſchen Güter, und ſchon des Kindes Blick wendete ſich gleichgültig von den intereſſanteſten Gegenſtänden jugendlicher Neugier und Beſchauungsluſt, und hob ſich träumeriſch einem Ziele zu, das in weiter Ferne als der Gipfel erreichbaren Glückes vor ihm lag.

Ein nachbarlicher Kaufmann bemerkte den ſtillen, beſcheidenen Knaben, er ſah aus den Augen deſſelben, aus denen Unſchuld und Ehrlichkeit blickten, oft Thränen rinnen, welche die Härte liebloſer Verwandten ihm erpreßte, und die ein Geſicht benetzten, das von unverſchuldeten Schlägen geröthet worden war — und er fühlte ſich davon gerührt. — Nachdem er ſeine Bemerkungen eine Zeit lang fortgeſetzt hatte, machte er dem Schutzherrn Michaels den Vorſchlag, daß er den Knaben als Lehrling unentgeltlich zu ſich nehmen wolle, und mit Freuden ward darein gewilliget. — An dem Tage, an welchem Michael Stephany vor ſeinen nunmehrigen Lehrherrn trat, und auf deſſen Vorſtellungen, was hinfort von ihm gefordert werden würde, das heilige Verſprechen leiſtete, redlich, treu und folgſam zu ſein, empfing er von ſeinem verſöhnten Schickſale die erſte Weihe des beginnenden Glückes. Eine Behandlung, ernſt, doch mild, heilte nach und nach die Wunden, welche Unglück und Liebloſigkeit ſeinem weichen Herzen geſchlagen; und je mehr der biedere Kaufmann ſich davon überzeugte, daß er an dem jungen Stephany den treueſten, lernbegierigſten und geſchickteſten Lehrling beſitze, deſto mehr verwandelte ſich ſein Ernſt in Güte, ſeine Milde in väterliche Liebe.

Gottes Segen war mit Michael in das Haus des Kaufmanns gezogen. Eine unerwartete Erbſchaft, welche dem guten Manne zufiel, ſetzte ihn in den Stand, ſeinen Handel erweitern zu können, faſt alle ſeine Speculationen glückten, die Geſchäfte vermehrten ſich von Jahr zu Jahr — und er ſah ſich genöthiget, noch einen Gehülfen anzunehmen. — Um ſeinen Günſtling Stephany nicht einem Fremden, noch Ungeprüften nachſetzen zu dürfen, verkürzte er um ein Anſehnliches die Lehrzeit deſſelben, und der neu angekommene Diener nahm den zweiten Rang unter dem Commis dieſer Handlung ein.

Nach damaliger Sitte erhielt jeder Handlungslehrling am Tage ſeiner Freiſprechung ein ſogenanntes Herrenkleid, welches in einem feinen, vollſtändigen Anzuge nebſt Hut, Stock und Degen beſtand. Dieſer Sitte blieb auch Michaels Prinzipal getreu. Er überreichte dem Gerührten die erſtgenannten Sachen mit einer einfachen, aber inhaltſchweren Belobung des bisher geübten Fleißes und der ihm bewieſenen Anhänglichkeit und Treue, fügte noch ein Geſchenk von zwanzig Friedrichsd'or hinzu, mit der Ermahnung, daß ſelbiges von Michael gut angewendet werden möchte, —

dann ging er mit dieſem, es war an einem Sonntage — in die Kirche. Der junge Stephany fühlte ſich unausſprechlich bewegt; er dankte Gott ſtill, aber feurig für die väterliche Führung ſeines Schickſals. Er vergegenwärtigte ſich das Leid der Knabenzeit, um deſto lebhafter die Vorzüge ſeiner jetzigen Verhältniſſe zu empfinden. Der Prediger verlas nunmehr das Evangelium, welches die Bergpredigt Chriſti enthielt. Als er die Worte ſagte: „Liebet Eure Feinde, thut denen wohl, die Euch haſſen u. ſ. w.,“ gedachte Michael ſeiner ehemaligen Peiniger, welche ihren Wohlſtand bald nach deſſen Entfernung aus ihrem Hauſe durch mancherlei Unglücksfälle verloren hatten, und jetzt in einem kleinen Stübchen lebten, mühſam durch Handarbeit ihren Unterhalt erwerbend, und eine edle Wallung durchloderte des Jünglings Bruſt. — Er ging nach geendigtem Gottesdienſt in die ärmliche Wohnung ſeiner Verwandten. Dieſe erſtaunten, als ein ſtattlich gekleideter, junger Mann bei ihnen eintrat, und erſt nach einigen Minuten erkannten ſie in ihm den einſt von ihnen ſo hart behandelten Vetter. Die Frau ſuchte nun mit ängſtlicher Scheu die Zeugen ihrer Armuth zu verbergen, der beſſere Mann hingegen ſchien das eigene Unglück ganz über der freudigen Theilnahme an Michaels blühendem Ausſehen und der glücklichen Entwickelung von deſſem Schickſale zu vergeſſen. — Als aber Michael mit wohlwollender Freundlichkeit ſagte, er habe nicht ermangeln wollen, an dem heutigen, für ihn ſo feſtlichen Tage ſich ihnen vorzuſtellen, und bitte ſie nun, ihm zu erlauben, ihnen das erſte Geldeigenthum, welches er beſitze, als einen Beweis ſeiner Erkenntlichkeit für das von ihnen empfangene Gute anzubieten — als die Frau nach ſeiner Hand haſchte, um ſie zu küſſen, und der Mann ſchluchzend ſagte: „O nein, Vetter Michael, das haben wir nicht um Dich verdient!“ — da fühlte Michael den bisherigen Widerwillen, die ſcharfe Empfindung des Haſſes gegen dieſe Leute aus ſeinem Herzen verſchwinden, und einen ſüßen, ſeligen Frieden, wie ihn die Welt nicht giebt — darin Platz gewinnen, und der befriedigte Genius der Tugend eröffnete ihm das Verſtändniß jener heiligen Worte: „Auf daß Ihr Kinder ſeid Eures Vaters im Himmel! —“

Acht und zwanzig Jahre zählte Michael Stephany, als ſein Prinzipal ſtarb. — Das Teſtament deſſelben ward eröffnet, und es fand ſich, daß Stephany Univerſal-Erbe des ganzen anſehnlichen Vermögens ſei, welches durch Beſtimmung einiger Legate nur etwa um ein Fünftheil verringert wurde. — Mit dem rührendſten und ehrendſten Zeugniſſe, das, weil es allgemein bekannt ward, die öffentliche Achtung, welche ſich der junge Mann durch ſein ſtrengſittliches Betragen ſchon erworben, um Vieles erhöhete und für immer feſt begründete — äußerte der verewigte Kaufmann in ſeinem letzten Willen den Wunſch, daß Stephany künftig die Handlung unter deſſen eigener Firma, und genau ſo, wie ſie gegenwärtig beſtehe, fortführen, und keinen der Arbeiter, denen er ſo lange Brod gegeben, verabſchieden ſolle. Obgleich Michael aus vielen Aeußerungen des Verſtorbenen hätte die Hoffnung auf ein ſolches Glück ſchöpfen können, ſo verſetzte ihn doch die Gewißheit davon in eine ungemeine Beſtürzung, ſo daß er längere Zeit bedurfte, um ſich an den Gedanken zu gewöhnen, er ſei in ſo jugendlichem Alter ein wohlhabender, durchaus unabhängiger Mann, und dazu auf die rechtmäßigſte Weiſe gelangt. Sein tiefes Dankgefühl verlangte Befriedigung; er fand ſie in dem Beſtreben, die Handlung im Geiſte ſeines Wohlthäters fortzuſetzen, jeder

Einrichtung in derſelben unverbrüchlich treu zu bleiben — und in dem Entſchluſſe, durch einen exemplariſchen Lebenswandel die ungemeine Gunſt, deren er gewürdigt worden war, vor den Augen der Welt zu rechtfertigen.

Unter der Verlaſſenſchaft des Kaufmanns fand ſich ein kleines ſchlechtgemaltes, aber wohlgetroffenes Bild von ihm. Dieſer Fund verſetzte den dankbaren Stephany in ein freudiges Entzücken. Er ließ das Bild von einem berühmten Künſtler ins Größere malen, und betrachtete es mit feuchten Blicken, als er ſah, daß das Genie des Malers die Aehnlichkeit dadurch erhöht hatte, daß er es verſtanden, die todten Züge durch ein rührendes Leben zu beſeelen. — Das Bild ward nun in einen ſchönen, goldenen Rahmen gefaßt und in der Mitte des Comtoirs aufgehängt, wo es mit freundlich ernſtem Blick auf den nunmehrigen Herrn des Hauſes, der an dieſer Stelle ſeinen Platz genommen — unwandelbar herabſchaute. Unwillkürlich hefteten ſich Stephany's Augen, wenn er eine kühne Speculation gewagt oder Nachrichten von dem Gelingen irgend eines Unternehmens erhalten hatte, auf das liebe ehrwürdige Geſicht; es dünkte ihm dann, als nähme der Begründer ſeines Glückes noch Theil an dieſen irdiſchen Angelegenheiten; — ja, es dürfte ſogar behauptet werden, das Bild habe einen weſentlichen Einfluß auf das Verhalten ſämmtlicher Comtoiriſten geübt; denn wie hätte ein Läſſiger, Unfleißiger ohne Erröthen zu dem Manne aufblicken können, der ſtets von ſeinem Nachfolger als das würdigſte Vorbild ſtrenger Ordnung und unermüdeter Handelsthätigkeit gerühmt wurde? —

So wie Stephany ſeine Angelegenheiten völlig geordnet ſah, erwachte in ihm der Wunſch nach ſüßeren Freuden, nach einem holden Weibe, für deſſen Glück zu leben, er ſich bewußt wäre. — Auch bei der Wahl einer Gattin ging Stephany mit der ruhigen Beſonnenheit zu Werke, welche das Schickſal ihm angeeignet hatte. Unbeſcholtenheit, frommer Sinn, Liebe zur Häuslichkeit waren die Forderungen, welche er an die künftige Lebensgefährtin machte; und manch flüchtiges Wohlgefallen, manche entſtehende Neigung brachte er der Unerläßlichkeit dieſer Bedingungen zum Opfer. Endlich ward ſein vierjähriges Suchen durch das herrlichſte Finden gekrönt. — Die Tochter eines armen Schulmannes ſtellte die verlangten Eigenſchaften in ſich dar, und verband mit denſelben eine ſo natürliche Anmuth, nebſt einer ſo ſtill begeiſterten Leidenſchaft für ihren Erwählten, daß Stephany ſich höchſt glücklich fühlte. — Niemals verſtand wohl ein Mann es beſſer, als er, ſich die zärtlichſte Liebe ſeiner Frau zu erhalten, und dabei doch ein faſt gebietendes Anſehen gegen dieſelbe zu behaupten. — Ein, obgleich milder, doch durchaus entſchiedener Charakter, ruhige Unerſchütterlichkeit des Willens und das Bewußtſein, der Verſorger der Seinen im erſchöpfendſten Sinne des Wortes zu ſein — waren die Grundpfeiler der Höhe, auf welcher er als das Haupt des Hauſes, als Ehemann und als Brodherr, in Ehrfurcht erregender Würde ſtand. — Frau Stephany blickte zu ihrem Manne, wie zu einem höheren Weſen auf; mit ſchweigender Pünctlichkeit wurden ſeine Befehle erfüllet, und mit einer Demuth und Unterordnung, die manche junge Frau, welche nicht erwäget, wie tief ſie ſich entehre, wenn ſie ſich des Triumphes freuet, den Gatten zum Sclaven ihrer Launen herabgewürdigt zu haben — belächeln und unglaublich finden würde, nannte ſie ihren Mann: „den Herrn.“ —

In genußreicher Einförmigkeit lief das Uhrwerk des Familienlebens in Herrn Michael Stephany's Hauſe ab; deſto wechſelvoller, vielſeitiger ward ſeine Thätigkeit wie ſeine Theilnahme von ſeinem Geſchäftskreiſe angeregt, der ſich mit jedem Jahre erweiterte. — Michael Stephany hatte ſein vierzigſtes Lebensjahr noch nicht erreicht, als Göthe's Wort: „Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle;“ ſchon an ihm in Kraft trat, denn, ſein Bürger- und Kaufmannsruf war makellos; ſeine Wohlhabenheit gediegen, und ſo richteten ſich ſeine Wünſche und Hoffnungen von dieſen erworbenen Schätzen auf die beiden Söhne, mit denen ſeine Ehe geſegnet worden war.

Herrmann, der ältere, ſchien in ſeiner unruhigen, heftigen Gemüthsart, in einem raſtloſen Streben nach unerreichbaren Dingen, in unbefriedigten Wünſchen, den ſtillen, friedlichen Sinn ſeiner Eltern zu verleugnen; doch feſſelte der wilde Knabe diejenigen, welche ſein ſtürmiſches, kampfähnliches Treiben von ihm entfernte, wieder durch die ungemeine Lieblichkeit ſeiner äußern Bildung, durch die Schärfe ſeines Verſtandes und durch das lebendige Weſen, womit er jeden Gegenſtand erfaßte.

Eine Erſcheinung ganz anderer Art, war ſein jüngerer Bruder Ewald. — Weniger lieblich gebildet als Herrmann, zog er dennoch die Blicke des Wohlwollens mit unwiderſtehlicher Gewalt auf ſich. Weichheit des Gemüths, Tiefe des Gefühls und ein ſich früh in ihm entwickelnder Kunſtſinn ließen keine gemeine Regung in dem Knaben aufkommen, und verbreiteten über ſein Weſen die Klarheit einer höheren Natur.

Vater Stephany erſetzte den Mangel eigener, wiſſenſchaftlicher Bildung durch reiche Menſchenkenntniß, und einen ſehr geübten Blick, womit er die Eigenthümlichkeiten der Menſchen auffaßte; die Verſchiedenheiten ſeiner Kinder konnten daher um ſo weniger unbemerkt von ihm bleiben, je mehr er wünſchte, ſie in gleichen Neigungen, gleichem Streben aufwachſen zu ſehen, und es dünkte ihm die ſchwerſte, aber lohnendſte Aufgabe für ſein Talent, Andere ſeinem Willen freudig geneigt zu machen — die Anlagen ſeiner Kinder ſo auszubilden und zu leiten, daß ein Endpunct, die zu entgegengeſetzten Richtungen hinſtrebenden Gemüther dennoch einſt vereinige. Oftmals, wenn der liebende Vater das kräftige Leben, die harmloſe Fröhlichkeit ſeiner Kinder ſich in heiteren Spielen äußern ſah, gedachte er in traurigen Vergleichungen ſeiner eigenen verkümmerten Jugend; — doch ſtets knüpfte ſich an dieſe trüben Erinnerungen die dankbare Erwägung, daß der Druck jener Tage nur die enge Knospe geweſen ſei, aus welcher ſich ſein nachheriges Glück reich und vollblühend entfaltet habe. Eigene Erfahrung hatte ihm die Ueberzeugung aufgedrungen, daß Ungebundenheit, allzuzärtliche Behandlung, ungeſtörter Genuß aller Freuden des Wohlſtandes gar ſelten der Jugend fromme; daß hingegen die Nothwendigkeit der Stachel ſei, der die Funken des Geiſtes ſchlage, und daß Entbehren beſſer für das Leben ſtärke, als Genießen. Dieſem Grundſatze zufolge, behauptete er bei inniger Liebe für ſeine Kinder ſtets eine weiſe Strenge gegen ſie, und drang auf unverbrüchlichen Gehorſam, um ſie zur Freiheit zu erziehen.

Beide Knaben erhielten vortrefflichen Unterricht. Obgleich nichts verabſäumt wurde, was im Allgemeinen zu der Bildung eines jungen Mannes erforderlich iſt, ſo wurde doch insbeſondere die meiſte Zeit und Sorgfalt auf diejenigen Kenntniſſe verwendet, welche ihnen zu dem Berufe, wozu ſie beſtimmt waren, dem Kaufmannsſtande — unerläßlich waren.

Nur bei Ewald ward eine kleine Ausnahme gemacht. Sein Talent zum Zeichnen ſtrebte ſichtlich hervor, ſo daß ſein Vater es als recht und pflichtgemäß erkannte, dieſem ſchönen Triebe Pflege und Wartung zu geben.

Herrmanns liebſtes Studium war Geographie; Reiſebeſchreibungen ſeine, mit unerſättlicher Gier verſchlungene Lectüre. Die Vorſehung gebrauchte ſpäterhin die Lieblingsneigungen beider Knaben, welche mit ihnen erwuchſen, um ſie ihrem Schickſal zuzuführen.

Es liegt in der Natur des Menſchen, daß das Gewerbe, der Beruf, die Kunſt, welches alles er mit Begeiſterung treiben und zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit gebracht ſieht, den Nachahmungstrieb in ihm anreget; und dies um ſo mehr, wenn das Glück dieſe Bemühungen unterſtützt und die Erfolge krönt. —

Die Handlung Herrn Michael Stephany's, ſeine großen Fabriken, ſein Hausleben, war ein Bild des regeſten Fleißes, der muſterhafteſten Ordnung und eines richtigen Maßes in jedem Sinne. Das Anſehen, deſſen der Principal bei den Seinen genoß, war auf die perſönlichſte Würde gegründet, und erſchien dennoch als ein freundliches. Das kleinſte Wort von ihm hatte Gewicht, keines wäre jemals in den Wind geflogen. Sein Beifall ſtand im höchſten Werthe; um keinen Preis hätte auch der geringſte ſeiner Untergebenen eines gewogenen Wörtleins verluſtig gehen mögen.

Dieſe wohlgeregelten Einrichtungen übten einen ſtillen, aber mächtigen Einfluß, und man fand nichts bewundernswürdiger, als daß ſolch eine großartige Wirkſamkeit ſo einfach regiert würde.

Die beiden Knaben fühlten ſich in immer ſtärkeren Graden in die Kreiſe der ſie umgebenden Thätigkeit gebannt, und für die Zwecke derſelben intereſſirt, ſo daß keinem von Beiden nur von fern der Gedanke beikam, ihre Wünſche nach einem anderweitigen Ziele zu richten; es verſteht ſich jedoch von ſelbſt, daß Herrman von der Zukunft träumte, ſie könne und werde ſeine Reiſeluſt befriedigen, und dies zu Nutz und Frommen des väterlichen Gewerbes, und Ewald glaubte, die Uebung ſeiner Lieblingskunſt könne einſt recht füglich neben der Erfüllung ſeiner Berufspflichten beſtehen.

So wirkte nichts Herrn Stephany's erſtem Wunſche, ſeine Söhne zu Kaufleuten heran zu bilden, entgegen, aber um ſo ſtärkeren Widerſtand ſollte ſein zweiter, die zu Männern gereiften Knaben bei der Wahl ihrer Gattinnen von Forderungen, denen gleich, die ihn einſt ſo glücklich geführt hatten, geleitet zu ſehen — erfahren.

Zu den hauptſächlichſten Erforderniſſen einer glücklichen Ehe rechnete Herr Michael Stephany, außer den uns bekannten Bedingungen — Gleichheit des Standes und ein richtiges Verhältniß des Alters der beiden Ehegatten. Ferner behauptete er, würden die Freuden und Intereſſen einer Ehe dadurch gehoben und vervielfältigt, wenn Eheleute aus einem Orte wären. — „Denn,“ vertheidigte er ſeinen Satz, „kommt die Frau als eine Fremde in den Wohn- und Geburtsort des Mannes, ſo hat der Letztere einen großen Aufwand von Feinheit, Beſonnenheit und Darſtellungsgabe von Nöthen, um die Frau für ihre neuen Umgebungen zu gewinnen, und ihr das bange Gefühl des Fremdſeins zu erſparen. — Zu gleicher Zeit iſt er in dem Falle, den Vertheidiger der Gattin gegen ſeine Mitbürger und Mitbürgerinnen machen zu müſſen; denn mit wie viel Rückſichtnahme ſie auch die erſten Schritte auf der neuen Bahn beginne, ſo wird ſie doch überall gegen Pflichten, die ihr unbewußt obliegen, verſtoßen. — Sie wird es hier verabſäumen, mit Auszeichnung der Dankbarkeit Zoll gegen einen zu entrichten, der nicht ihr, ſondern ihrem Manne oder deſſen Eltern einmal einen kleinen Dienſt erwieſen. Sie wird ihren Umgang lieber nach ihrem Geſchmacke, als nach den Erwartungen anmaßender Vettern und Baſen wählen; und der Mann befindet ſich in der peinlichen Klemme zwiſchen liebevoller Schonung gegen die junge Frau und der angeſtammten Achtung für verjährte, wenn auch drückende Verhältniſſe. —

Als Herrmann und Ewald Stephany in den Jahren waren, in welchen ihr Vater ſie zu Theilnehmern ſeiner Handlung erheben wollte, erfüllte er dies Verſprechen, und ſetzte die Bedingungen, unter denen es geſchehen ſollte, mit väterlicher Liebe und Großmuth feſt. — Herrmann ging nun auf Reiſen. Sein Bruder blieb daheim, und wenn er das Comtoir verließ, erholte er ſich im Gebiet der Kunſt.

So waren einige Jahre in ununterbrochener Ruhe vergangen, in deren letzterer Zeit Herrmann von einer großen Reiſe zurückgekehrt und jetzt nach Hamburg abgegangen war, woſelbſt ein bedeutendes Handlungsgeſchäft ſeine Anweſenheit auf längere Zeit erheiſchte. — Ein anſehnliches Kaufmannshaus, mit welchem Herr Michael Stephany ſeit langen Jahren in Verbindung ſtand, ließ es ſich nicht nehmen, den Sohn eines ſo ſehr geachteten Geſchäftsfreundes als Gaſt bei ſich aufzunehmen. — An den Bericht hievon knüpfte ſich in Herrmanns Briefe eine begeiſterte Schilderung der Familie jenes Hauſes; beſonders hervorgehoben war die Liebenswürdigkeit der älteren Tochter Meta. — Vater Stephany las den Brief zweimal mit immer ſtärkerem Kopfſchütteln, und überlegte ängſtlich, wie das Geſchäft, welches ſeinen Sohn dort feſthielt, wohl zu fördern ſei. — Doch ſeine Beſorgniß ward durch einen bald einlaufenden zweiten Brief Herrmanns gerechtfertiget und vermehrt, in welchem er jene leiſen Andeutungen in die offene Erklärung übergehen ließ, daß er die ſchöne Meta leidenſchaftlich liebe, die Ueberzeugung habe, daß dies Gefühl von ihr erwiedert werde, und nächſtdem auch hoffen dürfe, von Meta's Eltern begünſtigt zu werden, wenn anders die Erlaubniß der ſeinigen, welche er ſich hiermit kindlichſt erbitten wolle — ihn dazu berechtiget habe, ſich um die reizende Hamburgerin zu bewerben. —

Vater Stephany ward nach Leſung dieſes Schreibens höchſt unruhig; eine Heirath dieſer Art lag gar nicht in ſeinen Planen; doch ehrte er die Menſchenrechte ſeines Sohnes zu ſehr, war ſo fern von der Ueberhebung der eigenen, daß er ſich in ſeiner Antwort an Herrmann bloß auf die ernſte, väterliche Ermahnung beſchränkte, ſich nicht zu übereilen, nicht mit dem Auge allein zu wählen, ſondern dem Verſtande die erſte Stimme bei der Wahl zu gönnen. — Sollte jedoch dieſe Ermahnung zu ſpät kommen, ſo dürfe er ſich in dieſem unerwünſchten Falle des mütterlichen Segens und der väterlichen Einwilligung immer getröſten. — Vater Stephany beruhigte nun ſeine Frau, welche ſchwer den Gedanken aufgab, ein Kind ihrer Vaterſtadt zur Schwiegertochter zu erhalten, und lenkte ihr Sinnen und Denken von dieſem verfehlten Wunſche ab auf die Veränderungen, welche nun im Hauſe zu treffen wären.

Der eine Flügel des großen, prächtigen Gebäudes, in welches ſich das kleine Häuschen des Kaufmanns, der Herrn Michael Stephany's Glück gegründet, verwandelt hatte, ward nun zur Wohnung für Herrmann und deſſen junge Frau eingerichtet. —

Gediegene Wohlhabenheit, freundliche Bequemlichkeit, beſcheidene Einfachheit waren die Grundzüge der Einrichtung; überall verweilte das Auge darin auf Gegenſtänden, welche zur Verannehmlichung des häuslichen Lebens beſtimmt waren; nirgends aber ward der Prachtliebe geſchmeichelt — nichts verrieth die Sucht zu glänzen, ſich auszuzeichnen.

Frau Stephany wagte es, ihrem Eheherrn einige ſchüchterne Vorſtellungen zu machen, welche die Beſorgniß enthielten, ob auch der jungen, vielleicht an Glanz und Schimmer gewöhnten Frau dies oder jenes gut genug ſein und deren Erwartungen entſprechen werde; aber Vater Stephany furchte die Stirn, und ſagte mit dem Tone, gegen welchen niemals ein Widerſpruch hervortrat: „Wollen wir uns auch den Teufel des Luxus, der Modeſucht, des verderblichen Zeitgeiſtes bei einem Haare faſſen laſſen, auf daß er unſer ganzes Weſen ergreife und uns verderbe? — Nein! es bleibt alles ſo, wie es iſt, und die junge Frau wird es ſich gefallen laſſen; ich ſtehe Dir dafür, Mütterchen! — Laſſe uns ihr ſtatt Prunkgeräth und entbehrlicher Zierden reiche Liebe und freundliche Duldung im vollſten Maße geben, und wir werden das Vergnügen genießen, ſie die Unſrige werden zu ſehen; das heißt, wir werden ſie nicht bloß für unſer Herz gewinnen, ſondern ſie auch empfänglich für unſere Denkart und Handlungsweiſe machen. —“

Herrmanns Verbindung ward nun in möglichſter Geſchwindigkeit vollzogen; der Tag, an welchem ihn und ſein junges Weib die Seinigen in der Vaterſtadt erwarten durften, war bereits anberaumt; er erſchien. — Das Stephany'ſche Comtoir blieb für heute geſchloſſen; ſämmtliche Commis, feſtlich gekleidet, ritten den Erwarteten bis in das nächſte Städtchen entgegen; an ihrer Spitze Ewald, der das innige Verlangen fühlte, den theuern Bruder und die unbekannte Schwägerin, von welcher er ſich das lieblichſte Bild entworfen — ſo früh als möglich, zu begrüßen. —

Bei dem herannahenden Abende rollte der Wagen, von der ſtattlichen Cavalcade umſchwärmt, vor das Vaterhaus. — Hermann öffnete in liebender Haſt den Wagenſchlag und hob ſeine Frau heraus, die in ſtolzer Schönheit an ſeiner Hand den tiefbewegten Eltern entgegentrat. —

Während Herrmann am Halſe ſeiner Mutter hing, die dem Sohne ſchluchzend Glück wünſchte, nahm Vater Stephany die Schwiegertochter in ſeine Arme und ſprach: „Der Herr ſegne und behüte Ihren Eingang bei uns, Frau Tochter! — Er laſſe Ihren erſten Schritt über die Schwelle dieſes Hauſes den Ueberſchritt in ein Leben voll Liebe, Frieden und göttlichen Segens ſein! — Treten Sie getroſt ein! Sie ſind unter liebenden Verwandten, die, ſollte Ihnen hier irgend etwas nicht gefallen, dies gern, in ſofern es nicht wider unſere Pflicht und Grundſätze ſtritte, abändern werden. —“

Die ſchöne Meta erwiederte in ſeltſamer Betroffenheit die rührende Begrüßung, und jetzt ward ſie von der Mutter an das überſtrömende Herz gedrückt. — „Willkommen! tauſend Mal willkommen, liebe Tochter!“ ſagte die würdige Frau, und küßte mit Lippen, die in heftiger Rührung zuckten, Meta's blühenden Mund. — „Sie werden,“ fuhr ſie fort, „in unſerm Kreiſe Ihre Heimath zwar nicht vergeſſen, aber doch entbehren lernen; und mein Herz wird ein Mutterherz für Sie ſein! —“

Jetzt bemerkte Vater Stephany, der alles Aufſehen haßte, daß die Nachbarn Zeugen der herzlichen Scene geweſen; er nahm ſchnell die junge Frau aus den Armen der Mutter, und führte ſie in das Haus. —

Alles, was Meta hier ſah, hörte und empfand, war ihr neu, erſchien ihr wunderſam, und wirkte befangen auf ſie ein. — Zimmerverzierungen, Meublen, Haus- und Tafelgeräthe, Kleidung, ja ſelbſt Speiſe und Trank, alles ſtand in vollkommener Harmonie und kündigte einen gediegenen, mit weiſer Sparſamkeit verwalteten, ohne verletzenden Dünkel gezeigten Reichthum an. — Da war nichts, was unnütz oder überflüſſig geweſen wäre; nichts, was hätte blenden ſollen, alles ladete zu heiterem Lebensgenuß, zu freundlicher Familiengeſelligkeit ein, und dieſe todten Umgebungen ſprachen beredtſam genug den Geiſt ihrer Beſitzer aus. — Gewinnende Herzlichkeit, ſtille Pflichtanerkennung, geräuſchloſe Uebung derſelben charakteriſirte die Mitglieder des Hauſes — und Meta fühlte ſich von der Gewalt dieſer fremden, aber wohlthuenden Eindrücke ergriffen und bezwungen. —

Es iſt eine Beglaubigung der menſchlichen Fähigkeit zur Tugend, daß, wo das Gute erſcheint, es nie ohne Wirkung bleibt, ſelbſt nicht auf einen widerſtrebenden Sinn. Auch bei Meta ſollte ſich dies bewähren. — In dem Glanze eines alten, reichen Kaufmannshauſes aufgewachſen, das die beſcheidenen Sitten der Vorzeit gegen modernen Luxus, prahleriſche Ueppigkeit und ungezügelte Aufwandsluſt umgetauſcht hatte, war Meta in dem drückenden Stolze, womit dieſe Claſſe, ſich die Erfolge des Fleißes und der Sparſamkeit ihrer Vorvordern als eigenen Werth beilegend, nicht ſelten auf andere erwerbsfleißige, aber unbemittelte Menſchen herabblickt — erzogen worden. — Außer der Aneignung der Geſchicklichkeiten und Talente, welche das Geſellſchaftsleben erfordert, hatte ſich Meta mit ihrer Ausbildung wenig Mühe gegeben, und war den Beſtrebungen ihrer Lehrer nicht ſonderlich zu Hülfe gekommen; ſie hatte dies um ſo weniger nöthig zu haben geglaubt, je deutlicher ſie ſich bewußt war, von der Natur mit ungewöhnlicher Gunſt ausgeſtattet worden zu ſein. — Jetzt ſah ſich Meta nun plötzlich durch die Verheirathung mit einem Manne, der mit Recht ihre erſte Liebe genannt werden konnte — in eine ihr ganz fremde Sphäre verſetzt. Es war ihr hinlänglich bekannt, daß ihr Schwiegervater ein ſehr reicher Mann ſei, und doch bemerkte ſie, daß hier die Güter des Wohlſtandes ſo vorſichtig, nützlich und gewiſſenhaft verwaltet wurden, als ſeien dieſe Schätze nur anvertrauete und nicht eigene Beſitzthümer. — Die hohe öffentliche Achtung, in der die Familie Stephany ſtand, konnte ihr nicht zweifelhaft bleiben; und doch ſah ſie, mit wie vieler Beſcheidenheit man dieſen Vorzug genoß, und wie man jeden der geringſten Arbeiter des Hauſes mit leutſeliger Würdigung behandelte. — Es konnte nicht fehlen, Meta mußte durch den Unterſchied zwiſchen einem ſolchen Benehmen und dem, welches ſie in ihrem väterlichen Hauſe kennen gelernt hatte, zu Folgerungen geführt werden; und mehr noch ein dunkles Gefühl, als ein heller Begriff ſagte ihr, daß nur allein ein ſo edler Gebrauch den Beſitz irdiſcher Gaben ſichere, ja, gleichſam heilige, und ſie gab ſich faſt willenlos dem Zuge des Beiſpiels hin. — Endlich erleichterte ihr die leidenſchaftliche Liebe für ihren Mann, die Selbſtverleugnung, mit welcher die neue Art, ſich zu geben, für ſie verbunden war, und verklärte die Entzwecke derſelben, und als der ſcharfe Hauch der dahinrollenden Jahre den Glanz dieſer Verklärung abgeblaßt hatte, war Meta ſchon längſt mit den unzerreißlichen Banden der Gewohnheit an ihre nunmehrige Lebensweiſe gefeſſelt worden. — Vater Stephany bemerkte wohl bald, daß Meta weder ſeiner Frau einfachſchönes, genügſames Herz, noch deren hausmütterliche Tugenden beſitze, doch, der Meinung lebend, daß es nicht gut und zweckmäßig ſei, in ein beginnendes Verhältniß tadelnd und belehrend einzugreifen, vertrauete er der Kraft des Beiſpiels, die ſich an neuen Ankömmlingen in ſeinem Hauſe ſchon oft hatte bewährt finden laſſen, und dies Vertrauen ward von der Zukunft größtentheils gerechtfertiget, und ſein regeſtes Intereſſe bald von einem nicht minder naheliegenden Gegenſtande angezogen. —

Während Herrmann in den Roſenmonden der Ehe lebte, war für ſeinen Bruder der Frühling der Liebe auch gekommen. Vater Stephany hatte unlängſt einen Weinberg gekauft, der eine Meile von der Stadt entfernt lag. Er beabſichtigte, auf den Grund eines dort baufällig gewordenen Hauſes ein neues, ſchönes Gebäude aufführen und zu einem Sommerſitze einrichten zu laſſen. Solch eine Villa hatte der Familie bis dahin gefehlt. Vielleicht waren noch geheime Gründe zu dieſer Anlage vorhanden. Wir wollen es auf ſich beruhen laſſen. — Der Commerzienrath ertheilte ſeinem jüngeren Sohne den Auftrag, dieſen Bau zu leiten, wozu Ewald die nöthigen Kenntniſſe beſaß. Vermuthlich hatte der Vater auch hiezu ſeine weiſen Urſachen. Der talentvolle junge Mann, deſſen Geſundheit durch angeſtrengtes Arbeiten ein wenig gelitten hatte, fand auf dem Weinberge ein Feld, um mit Luſt regſam zu ſein; der gute Vater wollte ſeinem liebſten Sohne die göttliche Freude gönnen, die Freude am Schaffen!

Gegen die Mitte des Septembers zeigte ſich der Bau beinahe fertig; nur das Innere des Gebäudes war noch nicht vollendet, und Ewald, welcher ſeinen Vater gebeten hatte, nicht eher heraus zu kommen, bis daß alles gethan ſein würde, gedachte die Seinigen mit einem kleinen, häuslichen Feſte zu überraſchen, welches zu Ende der Weinleſe gefeiert werden ſollte, und wünſchte zu dieſem Zwecke die Anfertigung eines Familiengemäldes in der Manier, wie ſein Vater ſie liebte. —

Ewald äußerte gegen einen ſeiner Kunſtfreunde dieſen Wunſch, und zugleich die Beſorgniß, ihn unerfüllt zu ſehen, weil ſich ja wohl ſchwerlich in ſo kurzer Zeit ein Maler hier einfinden würde, der dieſem Bedürfniß abhelfen könnte. — Der Freund, höchlich verwundert darüber, daß Ewald noch nicht wiſſe, daß ſich bereits ſeit Monatsfriſt der berühmte Künſtler Hell hier aufhalte, gab ihm die erfreuliche Kunde davon, und ermahnte ihn, keine Zeit zu verſäumen und ſogleich zu dem Maler zu eilen, weil die Aufträge, welche derſelbe von nah und fern erhalte, ſich mit jedem Tage anhäuften. — Er nannte ihm die Wohnung des Malers, und Ewald folgte erfreut und dankbar der Weiſung.

Die bezeichnete Wohnung war in dem Eckhauſe einer unbedeutenden Nebenſtraße. — Ewald gelangte auf einen dunklen Saal, und fand glücklich die rechte Thüre. — Er pochte, man rief: „Herein!“ er öffnete die Thüre. — Der Maler, ein ſchöner, kräftiger, junger Mann ſtand unbeſchäftiget, wie es ſchien — vor ſeiner Staffelei, und betrachtete das darauf befindliche Bild mit ſo großer Aufmerkſamkeit, daß er den Gruß des Eintretenden nur flüchtig und ohne das Auge davon abzuwenden — erwiederte. —

Ewald, ſelbſt Enthuſiaſt für die Kunſt, hatte ſich im ſteten Umgange mit den Jüngern derſelben daran gewöhnt, dieſe Menſchen nicht nach dem Maßſtabe allgemeiner Regeln zu beurtheilen, und ihnen manche Abweichung von der gewöhnlichen Sitte zu verzeihen; aber dennoch ſetzte des jungen Mannes, unſern Ewald gänzlich unberückſichtigendes Betragen dieſen in einige Verlegenheit. — Er glaubte ſich der Aufmerkſamkeit des Malers, der noch immer die ſtarren, verzückten Blicke auf dem Bilde feſthielt — nicht beſſer bemächtigen zu können, als wenn er das Intereſſe des Künſtlers für den Augenblick theile, und ſo trat er an die Seite deſſelben, das Bild gleichfalls in Augenſchein nehmend.

Siehe! das holdeſte, lieblichſte Märchengeſicht, das Ewald jemals geſehen, ſchaute ihn von der Leinwand an. Der Unſchuld heitere Ruhe blickte aus dem Himmel dieſer ſeelenvollen blauen Augen, über dieſen feinen Zügen ſchwebte Friede des Herzens, und ein Lächeln um den zarten Mund, wie wenn Kinder im Traum lächeln, ließ einen Engel ſichtbar werden. Eine kleine Beugung des Halſes ſchien der Ausdruck der Schüchternheit, der Demuth; die Farben waren lebhaft, doch äußerſt zart, und das ganze Bild nur der durchſichtige Schleier eines liebenswürdigen Weſens.

Ewald verrieth ſeine Bewunderung durch einen leiſen Ausruf des Entzückens — und er war plötzlich dem Maler kein Fremder mehr, er war ſein Freund geworden. — „Nicht wahr,“ ſagte der Maler, und legte vertraulich die Hand auf Ewalds Schultern, „man wird unwillkürlich hingeriſſen? — Es iſt dies aber auch mein gelungenſtes Bild, um keine Erdenſchätze möchte ich es miſſen! Und je mehr ich es anblicke, je mehr verkündigt ſich mir der liebenswürdige Geiſt, der dieſe ſchöne Form beſeelt. —“

Ewald hatte in einer kleinen Zerſtreuung dieſe letzten Worte überhört; er beantwortete nur die erſtgeſagten, indem er entgegnete: „Ein ähnliches Gefühl mag es geweſen ſein, welches einſt die Bruſt des Pygmalion in glühender Leidenſchaft für das Gebilde ſeiner Kunſt entflammte.“

Der Maler ſchüttelte den Kopf. „Nein,“ erwiederte er, „Pygmalion liebte ſein eigenes Gebilde, ich hingegen verherrliche durch meine Freude an dieſem Gemälde den großen Schöpfer, der die ſanfteſte weibliche Seele mit dieſer ſchönen Hülle ſchmückte. Mein Wohlgefallen an dem Urbilde iſt rein geiſtiger Natur und darf ſelbſt meine Braut nicht beleidigen; es iſt nur die gerechteſte Huldigung für die frömmſte Unſchuld und die ſüßeſte Unbewußtheit eigener Holdſeligkeit, wie ich dieſe Himmelsblüthen ſo noch niemals mit der Schönheit Roſe gepaart geſehen habe. —“

„Alſo lebt ein Orginal zu dieſem Bilde?“ fragte Ewald freudig erſtaunt, und fuhr fort, „ich glaubte, es ſei dies nur ein Kind der Begeiſterung. Die tiefe Ruhe, welche mit mildem Glanze das ganze liebe Geſicht überſchimmert, und noch von keiner üblen Weltangelegenheit berührt ſcheint, dies Lächeln der Kindlichkeit, welches wie ein Hauch des Paradieſes auf den feinen Lippen ſchwebt — beſtimmte mich, dies zu vermuthen.“

Der Maler nickte. „Sie ſollen das Mädchen kennen lernen,“ ſagte er, „ich werde,“ fuhr er fort, „mich Ihnen am beſten als einen Freund der Wahrheit empfohlen haben, wenn Sie mit eigenen Augen ſehen, wie wenig ich geſchmeichelt.“

Jetzt brach der Maler ſchnell ab von dieſem Gegenſtande, und fragte nach Ewalds Namen und Begehren. — Nachdem die Mittheilung geſchehen, alles gehörig beſprochen und bedungen war, und Ewald von dem Maler das Verſprechen erhalten hatte, daß dieſer das verlangte Bild zu der beſtimmten Zeit liefern werde — ſagte der Letztere: „Kommen Sie morgen Nachmittag um drei Uhr hierher; ich werde dann nicht zu Hauſe ſein, Sie aber pochen an die nächſte Zimmerthür, welche zu der Wohnung des invaliden Majors von Norden führt, deſſen Tochter Chriſtine das Original jenes Bildes iſt. — Sie ſagen dort, daß Sie um dieſe Zeit von mir beſtellt worden ſind, und ich darf wohl vermuthen, daß man ſie nöthigen werde, daſelbſt mein Erſcheinen abzuwarten. Ich werde dies um ein halbes Stündchen verzögern, damit Sie Zeit gewinnen. Vergnügt dankte Ewald dem Maler und verſprach ſich einzufinden.

Die Begeiſterung iſt anſteckend, wie das Fieber. Ewald fühlte ſeit ſeinem Beſuche bei dem Maler ſich ſelbſt und ſeiner ruhigen Empfindungsweiſe entrückt. Wo er ging und ſtand, jenes Bild war wie feſtgebannt vor ſeinen Augen. Was der Maler mit Innigkeit geſprochen, Ewald wiederholte es ſich tauſendmal, und ſeine Phantaſie war durchaus vorbereitet auf einen Anblick, dem er in unruhiger Erwartung mit ſehnſüchtigem Verlangen entgegenſah.

Am folgenden Tage zu der bezeichneten Stunde ging Ewald, zierlich gekleidet, in das bewußte Haus. Der Athem ſtockte ihm, als er die Stiege hinaufging, und nun vor der angegebenen Thür ſtand. — Eine klare, ſüße Stimme las Zeitungen vor; ein rauher, tiefer Huſten tönte zuweilen ſtörend zwiſchen durch. — Endlich pochte er mit zitterndem Finger, und trat nach dem darauf erfolgenden Aufruf ein.

Ein großes, helles Zimmer, an welches ein Alkoven ſtieß, nahm ihn auf. — Die Einrichtung deſſelben, obwohl ſehr einfach, ermangelte jedoch nichts, was zur Anſtändigkeit einer Wohnung erforderlich iſt, eben ſo wenig des Schmuckes netter Reinlichkeit und Ordnung. — Ein Mann in abgetragener, brauner Huſarenuniform, der, obgleich noch in den ſpätern Mitteljahren ſtehend, dennoch ein greiſiges, verdrießliches Anſehen hatte, welches ihm vielleicht langgetragener Körperſchmerz oder der Druck eines ſchweren Schickſals aufgedrungen — ſaß, Taback rauchend, in einem bequemen Lehnſtuhl, ſein geſundes Bein ruhete auf einem Fußbänkchen, auf deſſen beſchränkter Hälfte die Vorleſerin ſaß, die das väterliche Knie zum Ruhepuncte ihrer Hand und des Zeitungsblattes benutzte, der Stelzfuß war feſt in den Boden geſtemmt, und behinderte das augenblickliche Aufſtehen des Verſtümmelten. — Verwirrt, und in ſichtlicher Beklommenheit ſtammelte Ewald ſeine Entſchuldigung, und ſenkte die ſchuldverrathenden Augen tief vor des Mädchens hellen, fragenden Blicken, welche es mit unſchuldiger Eindringlichkeit auf ſeinem glühenden Geſichte feſt hielt. — „Ganz recht, mein Herr!“ ſagte der alte Huſar, „unſer Nachbar Hell wollte um drei Uhr wieder nach Hauſe kommen. Er hat uns erſucht, daß, wenn unterdeſſen Jemand nach ihm fragen ſollte, wir verſichern möchten, daß er nicht länger ausbleiben werde, und ſo muß er denn gleich kommen; die Glocke hat bereits drei geſchlagen. — Wollen Sie nicht ſo lange bei uns verweilen und ein wenig Platz nehmen? —“ Ewald bat zuvörderſt um die Vergünſtigung, daß man ihm ſage, mit wem zu ſprechen er die Ehre habe? —

„Ich bin der Major Norden, und dies iſt meine Tochter, und Sie, mein Herr? —“ antwortete der Invalide.

Ewald nannte ſeinen Namen. Des Majors düſtere Stirn entwölkte ſich in lichter Heiterkeit. „Es freuet mich, lieber Herr Stephany, Sie kennen zu lernen, in der That, es freuet mich ſehr! —“ ſagte er mit dem Ausdrucke eines natürlichen Vergnügens, und fuhr fort, „was es doch für ein herrliches Ding um einen guten Namen iſt! Der Ihrige ſteht in ſo allgemeiner Achtung, daß Sie ihn nur nennen durfen, um auf das günſtigſte empfohlen zu ſein. — Vor Ihrem Herrn Vater habe ich oft, ohne ihn zu kennen, demüthig die Mütze abgenommen. Das iſt ein Kernmann! Ein wahres Muſter für Bürger und Kaufleute, — und gewiß einer der wenigen Reichen, welche in das Himmelreich eingehen werden, weil er nach des Herrn Sinne mit dem anvertraueten Pfunde wuchert.“

Dieſe Aeußerungen rührten wohlthuend Ewalds Gemüth. Er fand in ihnen eine geheime Rechtfertigung ſeines neugierigen Andringens, und fühlte ſich dadurch ermuthiget, während er ein ruhig fortlaufendes Geſpräch mit dem Vater beſonnen fortſpann — den verſchüchterten Blick wieder zu dem eigentlichen Zwecke ſeines Hierſeins, zu der ſchönen Chriſtine — zu erheben. Dieſe hatte ihren niedern Sitz mit einem höheren, das Zeitungsblatt mit dem Strickzeuge vertauſcht, und gab ihre rege Theilnahme an der Unterhaltung, welche ſich in einem Kreiſe bewegte, von dem Weiblichkeit und Kenntnißmangel ſie ausſchloſſen — nur durch ein leiſes Lächeln, ein faſt unmerkliches Kopfnicken, womit ſie manche Bemerkung, manchen Ausdruck Ewalds auszeichnete — zu erkennen. — Es ſchlug vier Uhr. Die Stunde war unſerm Ewald gleich einem ſüßen Augenblicke entflohen. Auch würde er, wäre er minder beſcheiden geweſen — es nicht als zufällig angeſehen haben, daß Chriſtine, gerade als die Uhr zu ſummen begann, ein kleines Geräuſch erregte, als ſolle er nicht hören, daß er ſchon eine ganze Stunde hier auf den Maler gewartet. — Dieſer erſchien jetzt. Er brachte gegen Ewald, wie gegen den Major und Chriſtine einige ſcheinbare Entſchuldigungen vor, und heimlich nickte er dem Erſteren liſtig und ſchelmiſch zu; darauf entfernten ſich die beiden Männer, nachdem Ewald von dem Major erſucht worden war, wieder einmal bei ihm einzuſprechen. —

Die Natur mag es verantworten, warum Ewald, deſſen Seele klar und rein, nie auf trübem Grunde Heimlichkeiten verbarg, heute ſich eines Verbergens der ahnungsvollen, ſeligen Stimmung, in welcher er ſich befand, ſchuldig machte; warum er mit erzwungener Gleichgültigkeit dem Maler verſicherte, daß ihm die neue Bekanntſchaft ganz wohl gefalle, er das Gemälde ſehr ähnlich gefunden und ſich ihm für die verſchaffte Augenweide verpflichtet fühle. —

Der Maler war kein Mann von Wort, es war ihm unmöglich nach regelmäßiger Zeiteintheilung zu arbeiten, und da dies die einzige Bedingung iſt, unter welcher ein großes Maß von Arbeit bezwungen werden kann, ſo geſchah es denn oft, daß manche an ihn gemachte Forderung ſchneller, als man gehofft, befriediget ward, während dringendere Aufträge liegen blieben, und dieſe Verſäumniß denjenigen, der auf ihre Erfüllung wartete, durch alle Foltergrade der Verzögerung und Ungeduld gehen ließ. — In dem letzteren Falle würde ſich Ewald befunden haben, wenn er nicht für vergebliche Beſuche bei dem Maler durch öftere Einſprache bei dem Major und deſſen holder, ſich immer lieblicher darſtellenden Tochter — reiche Entſchädigung gefunden hätte.—

Der Sommer, in welchen dieſe Sonnenwende eines bis dahin ruhigen Herzens fiel, war nicht heiß, vielmehr kalt und trübe. Der Frühherbſt, dieſe ſchöne, milde Jahrszeit mit ihrem warmen Himmel und ihren lauen Nächten war überaus feucht und düſter. Die Natur hatte nun einmal nicht ihren ſchönen Tag, wie man von einer weiblichen Erſcheinung zu ſagen pflegt — Es war die Geſammtwitterung dieſes Jahres ganz beſonders der Weinfrucht nachtheilig geweſen, und einer ſpärlichen Ernte derſelben konnte man nah und fern entgegenſehen. — Das Niederſchlagende dieſer Ausſicht ward für Ewald noch durch die Wahrnehmung vermehrt, daß der innere Bau ſeiner Weinberg-Villa einer thätigen, raſchen Förderung ermangele und durch manche verdrießliche Zufälligkeit behindert werde; und um ſeinen Mißmuth darüber in einen Entſchluß zu verwandeln, mußte Ewald bemerken, wie bei dem Vorrücken des Octobers das beſtellte Familiengemälde, welches ihm doch ein weſentliches Erforderniß zu dem Schmucke des projectirten Einweihungsfeſtes dünkte — noch immer unbegonnen blieb. — Mit liebenswürdiger Beſcheidenheit ſtellete Ewald ſeinem Vater die beiden erſten Uebelſtände als die Motive der Bitte dar, daß das benannte Feſt für dieſes Jahr unterbleiben, und vorläufig bis zu dem vierten Mai des künftigen hinausgeſchoben werden möchte, an welchem Tage das Jahresfeſt der Verbindung ſeines Bruders einfalle. — Doch da er den Wunſch hege, das, was er bei Anordnung und Leitung der ganzen Anlage geleiſtet, den Seinigen in möglichſter Vollendung, verſchönt von freundlichen Naturumgebungen, verlieblichet durch lichte Witterungslaune darzuſtellen, ſo füge er der erſteren Bitte noch das Erſuchen bei, daß ſich die Neugier ſämmtlicher Familienglieder bis dahin beſcheide und vertröſten laſſe. — Vater Stephany, nunmehriger Commerzienrath — befriedigte gern ein billiges Verlangen, und das vorgetragene erſchien ihm natürlich und gerecht; er war zufrieden damit, daß das kleine Feſt einen würdigen Gegenſtand zu verherrlichen beſtimmt würde, und gab dem geliebten Sohne das Verſprechen, daß weder er, noch einer ſeiner

Angehörigen die neue Anlage früher in Augenſchein nehmen ſolle. — Da nun Ewald den Endpunct ſeines bisherigen Sorgens und Strebens weiter hinausgerückt ſah, und die, ſich ihm in Maſſe aufdringenden, Bezug darauf nehmenden Obliegenheiten nun mit Gemächlichkeit ſondern und vereinzeln konnte, ſo nahm er auch die mächtigen Empfindungen um ſo freier und ungeſtörter auf, welche ihm die ſüße Chriſtine einflößte. — Der Zeitraum eines Monats war hinreichend geweſen, Ewalds Bekanntſchaft mit derſelben und ihrem Vater ſo auszubilden, daß er, der anfänglich nur zuweilen um den Maler zu erwarten, dort einzutreten gewagt hatte, jetzt faſt täglich ohne alle Veranlaſſung hinging, und auch dann ruhig blieb, wenn er den Maler zu Hauſe und allein wußte. —

Ewald hatte von der früheſten Kindheit an, den hohen, weiblichen Tugenden ſeiner Mutter, welche ſo ſtill und anſpruchslos von ihr geübt wurden — eine innige Verehrung gezollt, und dies um ſo natürlicher, als er das Segenbringende dieſer Tugenden in ſeinem eigenen Wohlbehagen empfand. — Wie bedeutend der Einfluß ſei, welchen der Sinn und das Gemüth der Frauen auf die Geſtaltung des häuslichen Lebens, auf die Stimmung und den Charakter der Männer übe, dies erkannte Ewald erſt dann, als der Eintritt ſeiner Schwägerin gewiß viele unangenehme Veränderungen und manche bittere Mißſtimmung herbeigeführt haben würde, wenn das Hausherrn-Anſehen ſeines Vaters nicht ſo durchaus gegründet und ſeiner Mutter Denk- und Handelsweiſe weniger mild und beſonnen geweſen wäre. —

Meta, von Natur ſelbſtſüchtig, nicht eigentlich gutartig, und in Dingen des Herzens ziemlich indifferent, ward zwar für eine ſchöne Frau erkannt, aber weder mit Wärme gelobt, noch in Wahrheit geliebt. Ja, was das Schlimmſte war, ſo verlor der flüchtige Vorzug ihrer Schönheit allzufrüh wirkſame Kraft auf ſeinen leidenſchaftlichſten Bewunderer, auf Herrmann. Bald dieſes, bald jenes Steckenpferd, welches derſelbe ſich anſchaffte, die raſtloſe Emſigkeit, womit er ſich in die mercantiliſchen Geſchäfte verſenkte, die Benutzung jeder freien Stunde zu geſellſchaftlichem Verkehr außer dem Hauſe — alles dies lieferte den Beweis, daß Meta es nicht verſtehe, den regen, lebendigen Geiſt ihres Gatten zu befriedigen, ſich ſeiner Neigung neu und reizend zu erhalten, und nicht mit weiblicher, gemüthlicher Magie auf ihres Mannes Ruheloſigkeit zu wirken wiſſe. —

So wie man nur dann ſich dieſes oder jenes Körpertheiles bewußt wird, ja, gleichſam erſt zu dem Gewahrwerden deſſelben gelangt, wenn ein Schmerz daran das Wohlgefühl des Ganzen ſtört — ſo ward Ewald durch das Beobachten von Meta's Betragen zum erſtenmal zu einem helleren Ueberblicke der weiblichen Eigenſchaften veranlaßt, welche er als erforderlich, ja unentbehrlich zu dem Glücke des Mannes, zu ſeinem Glücke — erkannte, und als die ſchwankenden Umriſſe ſich zu einem Ideale gebildet hatten, führte ihm die Vorſehung die Verwirklichung deſſelben in Chriſtine zu. — Wenn dies liebe Mädchen ihn heut' durch die ſanfte Geduld rührte, mit welcher es die Unleidlichkeit des oft mürriſchen Vaters entwaffnete, ſo fand er es morgen durch die ſtrenge Wirthlichkeit, mit der es das knapp zugemeſſene Haushaltungsgeld verwaltete, und immer noch etwas davon zu einer kleinen Freude für den Vater zu erübrigen wußte — ſeiner volleſten Achtung werth. — Wenn Chriſtine ihn in der einen Stunde durch ihre kindliche Frömmigkeit entzückte, ſo fühlte er in einer andern unter den ſüßen Schauern der Wonne, welch ſtiller Frieden von dieſem ſchuldloſen, warmwohlwollenden Weſen ausſtröme; und dieſe Vorzüge waren von ſo viel jugendlichem Reiz umblühet, von ſo viel zarter Beſcheidenheit überſchleiert, daß Ewald, im Widerſtreben gegen die heiß aufflammende Liebe für dies herrliche Geſchöpf, ſich an dem Urbilde des Guten und Schönen zu verſündigen geglaubt haben würde. —

An einem ſpätherbſtlichen Sonntag, an welchem Tage der Major jedesmal die Parade beſuchte, eilte Ewald, von drängender Sehnſucht getrieben, zu Chriſtine, die er länger als ſonſt, nicht geſehen hatte. Er fand die Geliebte einſam am Fenſter ſitzend, das blonde Köpfchen kummervoll auf die kleine Hand geſtützt. An den roſigen Grübchen rannen friſche Thränen nieder, und Ewald ſtand beſtürzt.

„So traurig, mein liebes Fräulein?“ fragte er auf das herzinnigſte theilnehmend, „wenn ein Freund, der es treu mit Ihnen meint, der einen Willen, eine Welt,“ er ſtockte, „für Sie hat, Ihnen irgend worin nützlich ſein könnte; ſo gebieten Sie über mich! Gut und Leben ſteht zu Ihrem Dienſt.“

Da quoll ein warmer Strom dankbarer Thränen unter den dunkeln Wimpern hervor; die arme Chriſtine lächelte, und ſprach mit zitternder Stimme: „Ich habe ſo eben eine üble Nachricht erhalten, die mich weit weniger um mein ſelbſt willen betrübt, als meines Vaters wegen. Ich ſinne eben nach, wie ich ihm dieſe Nachricht werde mild und ſchonend genug beibringen, oder auf welche Weiſe ihn überzeugen können, daß auch dies Unglück am Ende zu verſchmerzen ſei. —“

„Wenn es kein Geheimniß betrifft,“ entgegnete Ewald, mit immer dringenderem Antheil.

„Nein,“ erwiederte Chriſtine, „ich dachte ſchon daran, Sie um Ihren Rath zu bitten, der uns nützlich werden kann. Achthundert Thaler, unſer größter Geldbeſitz, ſtehen in B...., dem Geburtsorte meiner Mutter, in einem Handlungshauſe von großem Ruf. Seitdem wir jenen Aufenthalt mit dem hieſelbſt vertauſcht haben, iſt ein Freund allda ſo gütig geweſen, dies kleine Geldgeſchäft in Ordnung zu erhalten. Dieſer Freund nun giebt mir in einigen Zeilen, die ich dieſen Morgen erhielt, Kunde von der allgemeinen Vermuthung, daß jenes Haus falliren werde, wobei denn auch unſer kleines Capital verloren ginge; er machte es mir zur Pflicht, den Vater, deſſen zornige Reizbarkeit er kenne, auf dieſen Schlag behutſam vorzubereiten. — Es war dieſes Capital zu meiner Ausſtattung beſtimmt; und um deswillen wird mein guter Vater keine beruhigende Vorſtellung annehmen. Ich ſelbſt bin ſehr gefaßt, denn, ſo lange mein Vater lebt, wird unſere kleine Penſion wohl hinreichend ſein, und ſollte er ſterben — nun — ſo bin ich ja mit Arbeit und Entbehrung vertraut und befreundet. —“

Es läßt ſich nicht beſchreiben, welchen Eindruck dieſe Mittheilung auf Ewald hervorbrachte. — Liebe, Bewunderung, Mitleid, Drang zu helfen — wogten und ſtürmten in ſeiner Bruſt; ein leidenſchaftliches Vergeſſen ſeiner ſelbſt und aller auf ihn einwirkenden Verhältniſſe riß ihn hin; er legte ſeinen Arm um Chriſtinens ſchlanken Leib, und ſagte: „O Chriſtine, Einzige! Himmliſche! Die Engel haben Dich ausgeſtattet, und die Natur hat ſich arm an Dir gegeben! — Warum alſo auch darüber trauern, daß ein geringfügiges, entbehrliches Gut verloren gehe? —“

Die ſchüchterne Chriſtine entwand ſich ängſtlich Ewalds umſchlingenden Armen. „Lieber Stephany,“ ſagte ſie, halb bittend, halb vorwerfend, „nicht wahr, Sie denken beſſer von mir, als daß Sie glauben ſollten, ich liebe Schmeicheleien? — Oder," fuhr ſie furchtſam fort, „wäre vielleicht etwas in meinen Worten geweſen, was Sie hätten mißverſtehen können? —"

„Nein, reine Seele;" betheuerte Ewald, „doch, auf daß auch Du mich nicht mißverſteheſt, ſage ich Dir, daß all mein Träumen und Denken, Dichten und Trachten, Wollen und Handeln nur aus einer Quelle fließen, und dieſe Quelle iſt treue, heiße, unendliche Liebe für Dich!"

Da erblaßte Chriſtine; ihre Kraft ſchwand in einem ſeligen Ermatten — ihre leiſeſte Sehnſucht war erfüllt — und ſie ſank entzückend und entzückt in Ewalds ausgebreitete Arme.

Es ſchlug drei Viertel auf Zwölf, und die Glücklichen mußten aus den Räumen des Himmels, wohin der erſte Wechſelkuß ſie verſetzt, wieder zu den Angelegenheiten der Erde zurückkehren. — Ewald bat Chriſtine, daß ſie ihrem Vater jene betrübende Nachricht ganz und gar verſchweigen möchte; er verſprach ihr dagegen, daß er binnen acht Tagen ſelbſt nach B.... reiſen, und zur Rettung des gefährdeten Geldes einen Verſuch wagen wolle; und Beide trennten ſich nun im Bewußtſein ihres geſicherten Glückes. —

Dem Commerzienrath Stephany konnte die Veränderung, welche ſich ſeit einem Vierteljahre mit Ewald begeben, unmöglich entgehen; er vermuthete ganz richtig eine Herzensſache als die Urſache davon. — Da jedoch die Wahl ſeines älteſten Sohnes nicht allein manchen ſeiner liebſten

Wünſche geſtört, oder unbefriedigt gelaſſen hatte, ſondern auch noch öfters verſtimmend auf die allgemeine Behaglichkeit des Hauſes wirkte, ſo fürchtete er ſich gleichſam vor der Entdeckung, daß ſein Sohn Ewald ſich einer ähnlichen Ausweichung der väterlichen Plane ſchuldig gemacht habe, und vermied gefliſſentlich jedes Geſpräch, welches zu einer Erklärung hätte führen können, die er ſcheute. — Doch die Vorſehung gebrauchte einen ſonderbaren Zufall als Mittel, den Vater mit den Empfindungen des Sohnes bekannt zu machen, dieſe zu rechtfertigen, und der lieblichen Chriſtine die Gunſt des Erſteren zu gewinnen.

Ein wahrſcheinlicher Vorwand zu der Reiſe nach B.... bot ſich Ewalden ungeſucht dar. — Am erſten Morgen nach Ewalds Abreiſe ward im Stephany'ſchen Comtoir ein wichtiger Brief vermißt, den man eben dringend bedurfte. — Es kam, der dort herrſchenden Ordnung wegen, ſehr ſelten vor, daß etwas geſucht werden mußte; und da man wußte, wie ſcharf der Commerzienrath jede Nachläſſigkeit rüge, ſo war alles in ängſtlich geſchäftiger Bewegung, dem Unmuthe deſſelben vorzubeugen. — Endlich erinnerte ſich einer der Commis, gedachten Brief noch geſtern Abend in Ewalds Händen geſehen zu haben; und der Commerzienrath ergriff ſchweigend den Hauptſchlüſſel, um in dem Zimmer ſeines Sohnes nachzuſehen, ehe er dieſem einen reitenden Boten nachſendete. — Ewald, wohl wiſſend, daß weder ſein Vater noch ſeine Mutter jemals ohne die wichtigſte Veranlaſſung ſein Zimmer betrete — hatte nicht die mindeſte Vorſicht zu dem Verbergen der Beſitzthümer angewendet, die in Beziehung auf die Geliebte noch Geheimniſſe ſein mußten. — Auf dem offenen Schreibtiſche lagen Gedichte an Chriſtine, die zerſtreuten Blätter eines Tagebuchs, welches er von dem

Tage dieſer Bekanntſchaft an geführt, und über ſeinem Lager hing des Mädchens Bild, das er dem Maler abgeſchmeichelt hatte. — Die Aufmerkſamkeit des Commerzienraths ward zunächſt von dieſem Gegenſtande angezogen. Das Gemälde blickte ihn ſo unſchuldig, liebreizend und begütigend an, daß Vater Stephany das Auge nicht abzuwenden vermochte; der Ausdruck zarter Weiblichkeit und milder Demuth, der ſo unverkennbar in dieſen weichen Zügen lag, erweckte in ihm das innigſte Wohlgefallen. Unter dem Bilde ſtand, mit Bleiſtift geſchrieben: „Chriſtine von Norden. —“

Der Name war dem Commerzienrath unbekannt. — „Vielleicht nur ein Büchergeſchöpf;“ dachte er, doch in demſelben Augenblicke gewahrte er an dem Rande des Bildes einen feingeſchriebenen Vers, er las:

„Deiner Augen lieblich frommes Leuchten
Strahlen nur von innerer Liebesgluth,
Die im friederfüllten Herzen ruht —
Und der Wange zarte Purpurblüthe,
Und der Stimme reiner Silberklang,
Und des ſchönen Herzens Engelsgüte,
Alles dies verdienet Dichterſang! —
Doch Dein Bild, wie ſehr es auch erfreut,
Iſt der Schatten nur von Deiner Lieblichkeit!“

Der Commerzienrath ſeufzte tief und ſchwer. „Alſo doch eine wirkliche Perſon, und noch dazu eine Adelige! —“ ſagte er beklommen, einen vorwerfenden Blick auf dieſe Zeilen heftend, und fortfahrend: „So darf ich auch wohl nicht zweifeln, daß das Original der Gegenſtand von meines Sohnes Liebe und ſeiner öfteren körperlichen und geiſtigen Abweſenheiten ſei! — Lieber Gott! wie gehet mir doch alles mit meinen Kindern verkehrt! Und meine Plane bezweckten ja nur ihr Glück, und waren auf die Reſultate langer Erfahrungen gegründet! —“ Traurig wendete er ſich ab und trat zum Schreibtiſche, ſich der Abſicht ſeines Hierſeins erinnernd. — Doch hier ward er noch dringender von den Geheimniſſen des Sohnes angeſprochen. Er wußte nun ſchon zu viel, um nicht den Wunſch zu fühlen, alles wiſſen zu wollen, und ſo las er die Blätter des Tagebuches von Anfang bis zu Ende. — Eine flammende Leidenſchaft, doch geweiht durch Aeußerungen kindlicher Liebe und einer ſteten Rückſichtnahme auf die Zufriedenheit theurer Eltern, verkündete ſich darin; und der Commerzienrath fühlte ſich ſchon nach Leſung der erſten Blätter für den armen Invaliden-Major und deſſen fromme Tochter warm intereſſirt.

Die Schilderung glühender Gefühle berührte in leiſen Anklängen die längſt beſchwichtigten Empfindungen des Alten, und die heiße Sehnſucht warf einen blaſſen Wiederſtrahl in die väterliche Bruſt, als er die Worte las: „Wie bin ich doch ſo matt, ſo ohne Ruh und Freude, ja ohne mich ſogar, wenn ich nicht bei Dir bin! —“ welche Ewald unter die kurze Darſtellung eines Tages geſchrieben hatte, an dem er die Geliebte nicht geſehen. — Als er die Erklärungsſcene, Chriſtinens ihm gegebene Eröffnung, die Beſchreibung ihres Benehmens dabei, deſſen hinreißende Anmuth, die Erſtere eigentlich herbeigeführt — geleſen hatte, ſagte er mit männlicher Reſignation: „Nun, ſo wäre ja alles in Ordnung, und mir kein anderes Wort als: Ja zu ſagen mehr übrig; deñ, einem rechtlichen, ſtillen Mädchen, das man nicht zu heirathen denkt, Liebe einflößen, ihm die eigene, ſtrafbare Leidenſchaft ſogar geſtehen und es dann dem Schmerze der Täuſchung überlaſſen, iſt ein Schurkenſtreich, deſſen mein Sohn ſich nicht ſchuldig machen ſoll! — Ich will durch eigenſinnige Beharrlichkeit in meinen Anſichten ihn nicht zwingen, ſchlecht zu handeln; und je mehr ich das ſtille Glück meines Hauſes bedroht ſehe, deſto mehr muß ich den Frieden mit mir ſelbſt zu ſichern ſuchen. —“

Jetzt kam einer der Commis die Treppe heraufgeſtürmt, welcher dem Principal die Nachricht brachte, daß der vermißte Brief gefunden worden, und zufällig zwiſchen ein anderes Papier geſchoben geweſen ſei. — Der Commerzienrath hatte dieſen erſten Zweck ganz aus dem Geſichte verloren.

So wie Vater Stephany den Entſchluß in ſich aufgenommen, Ewalds heimliche Liebe durch ſeine väterliche Einwilligung zu rechtfertigen, und jenes Mädchens anſpruchloſe Tugenden durch die Hand des Geliebten zu belohnen, ſo fühlte er ſich auch mit dem Gedanken innerlich befreundet und das Verlangen in ſich entſtehen, Chriſtine zu ſehen, für welche er durch die Anſchauung ihres Bildes und durch Ewalds dichteriſche Malerei ihrer Seelenzüge einen ſehr günſtigen Vorbegriff gefaßt hatte.

Er entſchloß ſich, Ewalds Abweſenheit zu der Erfüllung dieſes Wunſches zu benutzen.

In der Dämmerungsſtunde eines kalten Februartages ging der Commerzienrath, in einem warmen Ueberrock gehüllt, die anſehnliche Pelzmütze tief in die Stirn gedrückt, nach dem uns bekannten Eckhauſe. — Eine gewiſſe Unruhe wollte ſich ſeiner bemeiſtern, und er erklärte ſich dieſe fremdartige Erſcheinnng dahin, daß er ſich bewußt war, in der erſten Heimlichkeit ſeines Lebens begriffen zu ſein. —

Die Thür des Malers, den aufzuſuchen er einen glaubwürdigen Vorwand in Bereitſchaft hatte, war verſchloſſen, und er pochte an die nächſtfolgende. Ein junges Mädchen öffnete ihm, und der Commerzienrath zweifelte nicht, daß die zarte blühende Geſtalt, auf welche er freundliche, wohlwollende Blicke richtete, Chriſtine von Norden ſei.

„Um Verzeihung, mein ſchönes Kind,“ hob er an, „wohnt hier der Maler Hell? —“ „Dicht neben an,“ erwiederte das Mädchen, und machte eine kleine Verbeugung; „doch,“ fiel ſie ſchnell ein, „irre ich mich nicht, ſo habe ich ihn vor einem Weilchen fortgehen hören. —“

„Und doch ward ich um dieſe Zeit von ihm hierher beſchieden!“ ſagte mit angenommener Verdrießlichkeit der Commerzienrath. — „Wenn das iſt,“ entgegnete Chriſtine beſtimmt, „ſo kann er nicht lange ausbleiben, und ſo biete ich Ihnen an, in dieſem Zimmer auf ihn zu warten.“

Der Commerzienrath nahm ſchnell das beabſichtigte Erbieten an; er trat ein, und Chriſtine rückte mit einer einladenden Geberde gegen den Commerzienrath des Vaters Lehnſtuhl näher an den Ofen, deſſen Wärme zu ertragen war.

Unverwandten Auges folgte der Commerzienrath Chriſtinens Bewegungen, deren jede einen eigenthümlichen Reiz enthüllte. Jetzt ſetzte ſie ſich vor einen großen Tiſch, den ein ſchneeweißes Kochbrett bedeckte, in deſſen Mitte ein kleiner Hügel Teltower Rüben emporſtieg. Chriſtine begann mit Emſigkeit die Rübchen zu ſchaben, und dieſe Beſchäftigung gab dem Mädchen ein ſo eigenes, neckendes Anſehen, daß Vater Stephany es mit immer ſichtlicher werdendem Vergnügen betrachtete. — „Ermüden denn die feinen Händchen nicht bei dieſer langweiligen Arbeit? —“ fragte er, um ein Geſpräch einzuleiten. —

„Was man gern thut, kommt nicht ſchwer an, beſonders, wenn es einem guten Vater zu Liebe geſchieht;“ antwortete Chriſtine, und fuhr fort, „und da dieſe kleine Verrichtung dem Leibeſſen des meinigen zu Gute kommt, ſo gereicht ſie mir zur Luſt und Freude. —“

„Gutes Kind!“ ſagte der Commerzienrath ergriffen, und dieſe Zutraulichkeit gleichſam entſchuldigen wollend, fügte er hinzu: „Gute Kinder ſind wohl unſtreitig der höchſte Gottesſegen! Ich habe oft Gelegenheit, mich davon zu überzeugen; namentlich in dem Hauſe meines alten Freundes, des Commerzienraths Stephany.“

Das Rübchen fiel Chriſtinen aus der Hand. „Der Commerzienrath Stephany iſt Ihr Freund?“ fragte ſie mit lebendiger Theilnahme und frohglänzenden Blicken.

„Ja, meine Liebe,“ antwortete der ſich ſelbſt Verleugnende. „ſo kennen Sie wohl den alten Stephany? —“

„Nicht perſönlich, aber aus der genauen und öfteren Beſchreibung von Jemand, der ihm nahe verwandt iſt,“ war Chriſtinens Antwort. „Ich glaube, fuhr ſie fort, daß ich ihn nach dieſer Beſchreibung in jeder Geſtalt erkennen würde, wenn der Zufall mir je einmal ſo günſtig wäre, mich in ſeine Nähe zu bringen. —“

Der Commerzienrath lächelte. „Nun, wer weiß?“ ſagte er, mit dem Stockbande ſpielend, „oft füget ſich die Erfüllung unſerer Wünſche wunderſam und früher, als wir es hoffen konnten. — Doch, liebes Kind, Sie ſprachen von einer Beſchreibung, welche Ihnen Jemand gegeben habe, fiel dieſe zu Gunſten meines Freundes aus? —“

Die Gefragte warf den Kopf ein wenig zurück, und mit leichtem, ſie ungemein wohlkleidendem Spotte antwortete ſie: „Wie mein Herr? Sie nennen ſich einen Freund des Commerzienraths und können ſo fragen? — Wer würde Böſes oder nur Unfreundliches von einem Manne zu ſagen wagen, der ein würdiger Gegenſtand allgemeiner Verehrung und Liebe iſt? —“

Niemals hatte dem Geſchmeichelten ein Lob ſüßer geklungen als dieſes. — „Ei, mein Fräulein, ein jeder hat Freunde und Feinde, und ſelbſt der beſte Menſch kann nicht Allen gefallen,“ ſagte der Commerzienrath im Tone der Belehrung. —

„Nun, Derjenige, der mir von ihm erzählt hat,“ nahm Chriſtine das Wort wieder auf, „war ſein geborner Freund, ſein Sohn. —“

„Aha!“ ſagte der Commerzienrath, „vielleicht Ewald, ein guter braver Junge, Gott gebe ihm Glück zu ſeiner Verheirathung! —“

Dieſe Worte hauchten die Farbe des Lebens von Chriſtinens Wangen. Mit erloſchenen Blicken und ſterbenden Tönen fragte ſie: „Er heirathet? —“

Den Commerzienrath erfaßte das Mitleid. „Nun ſo ganz gewiß iſt es wohl noch nicht,“ beruhigte er ſie und fuhr fort, „man ſagt, er liebe ein Fräulein; und der Vater, ein entſchiedener Feind ungleicher Verbindungen, wolle die ſeines Sohnes nicht genehmigen. —“

Chriſtine hatte ſich während dieſer Worte ein wenig erholt. „Du, lieber Gott,“ ſagte ſie wehmüthig, „ſo iſt doch der klügſte Mann nicht ganz frei von Vorurtheilen! — Was haben denn die armen Fräulein dem Commerzienrath zu Leide gethan? — Iſt dies nicht ein wenig Kaufmannsſtolz? — Ich will wohl zugeben, daß Mißheirathen ſelten heilbringend ausfallen; aber in Beziehung auf den vorliegen- Fall kann von keiner die Rede ſein. — Was ein Fräulein an dem kleinen Wörtchen: Von, einbüßte, würde reichlich durch die hohe Achtung, in welcher der Name Stephany ſtehet, aufgewogen werden; und zögen wir den ſittlichen Werth von Ewald Stephany, die Liebenswürdigkeit deſſelben in Betracht, ſo dürfte ſich ſelbſt eine Grafentochter, wenn ſie von ihm gewählt würde — noch erhoben fühlen. —"

„Ich will Ihnen wohl ſagen, mein liebes Mädchen," nahm der Commerzienrath das Wort wieder auf, „von welchem Geſichtspuncte mein Freund ausgeht. Ich kenne deſſen Geſinnungen über dieſen Gegenſtand genau. — Er liebt einfache, beſcheidene Sitten, ein anſtändiges, häusliches Leben, ohne prahleriſches Hervorthun; er ehrt ſeine eigene, wie anderer Menſchen Würde, doch verachtet er den Hochmuth und findet den Stolz lächerlich. — Nun fürchtet er, daß, wenn ſein Sohn ihm ein Fräulein als Schwiegertochter zuführte, daſſelbe ſich für den verlornen Rang durch alle, den genannten Geſinnungen entgegenſtehende Fehler zu entſchädigen ſuchen und den Frieden des Hauſes ſtören würde. —"

Chriſtine lächelte mitleidig. „Da irret der gute Mann gar ſehr," antwortete ſie, und fuhr fort, „und wird vielleicht einmal mit dem Verluſte ſeiner häuslichen Zufriedenheit die Erfahrung erkaufen müſſen, daß Bürgermädchen und Dörferinnen ſehr oft die höheren Stände an Prahl- und Verſchwendungsſucht übertreffen; daß die ärmſten Mädchen ſich zuweilen am wenigſten darin finden können, wenn ſie plötzlich in die Fülle des Reichthums verſetzt werden, und es nicht verſtehen, ein ſolches Gück ſich und Andern zum Segen zu benutzen. — Nein! ich weiß einen andern Maßſtab, um das ſichere Glück eines geliebten Sohnes abzumeſſen. Eines, o mein Herr! iſt nur in dieſer Beziehung des Prüfens, des Erwägens werth, die Liebe des Mädchens! — Wahre Liebe ſchließt den Wunſch zu ſchimmern aus; ihres inneren Reichthums ſich bewußt, äußert ſie ſich gern in ſchmuckloſer Einfachheit; ſie fühlt ſich erhaben über Welt und Zeit, darum iſt ſie ſo demüthig! — Die eigenen Wünſche in das Wohl des Geliebten verſenkend, kennt ſie kein ſüßeres Beſtreben, als ihn zu beglücken, zu beſeligen; darum iſt ſie ſo freundlich und geduldig, läſſet ſich nicht erbittern, leidet Alles, duldet Alles! —“ Thränen rollten bei dieſen Worten über die glühenden Wangen des holden Mädchens, und auch des Commerzienraths Augen waren feucht geworden. „Sie haben Recht, gutes Kind,“ ſagte er bewegt und leiſe.

Chriſtine fuhr in liebender Vergeſſenheit fort: „Sähe ich einmal den Commerzienrath zufällig, und ſchickte es ſich, daß ein Mädchen ſo zu ihm ſpräche, ich würde ihn gewiß von der Richtigkeit meiner Anſicht überzeugen. —“

„Ich glaube es ſelbſt,“ ſagte der Commerzienrath mit einem vielſagenden Lächeln, und ſtand auf. — „Ich muß jetzt fort, liebes Mädchen, aber wir ſehen uns wieder, und meine herzliche Achtung bleibt bei Ihnen zurück. —“ Hiermit war er der erſtaunten Chriſtine entſchwunden. —

Chriſtine befand ſich nun in einem ſeltſamen Zuſtande. — Hatte die Nähe einer, für die Entſcheidung ihrer Liebe ſo wichtigen Perſon in ahnungsvollen Anklängen ihr Herz berührt? — Genug, ſie war ſich bewußt, kaum je einmal ſo reizbar und geſpannt geweſen zu ſein, wie in der vergangenen Stunde. — Schattenſchnell floh der Gedanke an ihr vorüber, daß der Fremde vielleicht der Commerzienrath ſelbſt geweſen ſei; — aber ſie verwarf dieſe Vermuthung ſogleich als einen abenteuerlichen Traum. — Mit Beſonnenheit ging ſie noch einmal jedes Wechſelwort der gehabten Unterredung durch, und konnte es ſich nicht verbergen, daß ſie durch ihre Aeußerungen dem fremden Manne einen tiefen Blick in ihr Innerſtes geſtattet habe. — „Und wenn auch!“ ſagte ſie am Schluſſe der langen Selbſtbetrachtung, „es ſoll mich dies weder gereuen noch beſchämen! — Die Liebe zu Ewald iſt mein höchſter Stolz, mein ſüßeſtes Glück! — Und wenn er längſt einer Andern angehören wird, ſo ſoll ihn dennoch mein zärtliches Andenken, mein heißes Gebet für ſein Wohl durch das Leben begleiten, welches liebend mit ihm zu theilen, mir von der Vorſicht verſagt war. —“

Von einer gebietenden Empfindung dazu beſtimmt, beſchloß ſie den wunderbaren Beſuch gegen ihren Vater und Ewald zu verſchweigen. Gegen ihren Vater, weil ſie im Voraus wußte, daß er ihre Aufrichtigkeit gegen einen Fremden mißbilligen würde; gegen Ewald, weil ihre Jungfräulichkeit es nicht erlaubte, daß ſie mit dem Geliebten von deſſen Verheirathung ſpräche. —

Froh und heiter kehrte Ewald nach einigen Tagen von ſeiner Reiſe zurück. — Er konnte der betrübten Chriſtine die fröhliche Nachricht bringen, daß jenes Capital vollkommen geſichert ſei, und das Verlangen, das liebe traurige

Geſichtchen durch die glückliche Botſchaft aufzuhellen, beflügelte ſeine Schritte zu ihrer Wohnung. —

Die ſchöne, menſchliche Freude, das, was wir lieben, glücklich machen, erlöſen zu können von irgend einer Angſt der Welt, iſt ein Zug von Gottes Ebenbilde, der ſich im Licht der Liebe offenbart.

Ewald konnte es kaum erwarten, bis er der ängſtlichen Chriſtine ſagen könne, daß ſie ruhig ſein dürfe. Die Anweſenheit des Majors hinderte ihn daran; aber die Liebe redet allein, auch in der Gegenwart Eines, vor dem ſie nicht ſprechen darf.

Der Commerzienrath war jetzt für die Seinigen ein wahres Räthſel. — Er nahm Veränderungen in ſeinem Hauſe vor, deren Zweck Niemand errathen konnte. So ward der zweite Stock des anſehnlichen Gebäudes wohnlich eingerichtet und mit allen großen und kleinen Erforderniſſen zu einem Haushalte ſo verſehen, als ſolle des Nächſten ein Familie dort einziehen. Weder ſeine Frau, noch einer ſeiner Söhne wagte es, den Hausherrn um eine Sache zu befragen, welche er mit einem vergnüglichen Schweigen behandelte; und Ewald fürchtete ſogar im Stillen, ſein Vater werde, wenn alles Uebrige in Ordnung ſei, ihn mit einem unwillkommenen Heirathsantrage überraſchen, gegen den er, auch wenn ſeine Liebe zu Chriſtine kein Hinderniß deſſelben geweſen wäre — doch eine große Abneigung gefühlt hätte, indem die Erwägung, daß ſein Vater allzu eigenmächtig handele, und den erwünſchten Entſchluß des Sohnes als eine, in dem kindlichen Gehorſam bedungene Pflicht gleichſam vorausſetze — ſein Selbſtgefühl aufregte und ſeinen männlichen Stolz verletzte. — Er hatte es ſich ſchon längſt vorgenommen, ſeinen Eltern die Erklärung, daß er ein edles

Mädchen liebe, und die herzeindringende Bitte um die Einwilligung derſelben zu der erſehnten Verbindung an dem vorſeienden Weinbergsfeſte zu geben; er hoffte, der Vater würde durch die heiteren Naturumgebungen, durch das wohlthuende Gefühl, welches der erſte Anblick eines neuen, erfreulichen Beſitzthums gewährt, und die gerührte Stimmung, die jedes Familienfeſt ſeinen Theilnehmern mehr oder minder giebt, mild für des Sohnes Wünſche vorbereitet und geneigter als ſonſt ſein, dieſe Wünſche rein menſchlich zu beſchauen, und nicht nach verjährten Vorurtheilen darüber zu entſcheiden. — Es ward demnach für Ewald eine Angelegenheit von Wichtigkeit, alles, was den beabſichtigten Eindruck auf das Gemüth des Vaters hervorbringen könnte, zu ſammeln und zu vereinigen. —

Die Natur fing an zu lächeln. Veilchen dufteten im friſchen Graſe, hier und da brachen die erſten zarten Blüthen hervor, der Hauch des Frühlings ſchauerte um jede Knospe, und das Herz, das arme Herz! ſo oft im Winterſchlaf durch Stürme gewiegt, hienieden, ehe es für immer ruht — ſchwellend, lebensvoll regte es ſich im tiefſten Buſen der Menſchen.

Die Schwalben waren gekommen und ſchwirrten um die alte Stelle des kleinen Neſtleins; Ewald ſahe ihnen mit verlangendem Blick zu. Und der Tag, der ſeiner Liebe einen Hausſtand und des Vaters Segen geben ſollte, kam näher und näher.

Chriſtine hatte ihren Ewald in der letzteren Zeit ſeltener geſehen, als ſonſt. Ihr gegenwärtiger Zuſtand gab einen Beleg zu der Wahrheit jenes Satzes: „Die erwachende Liebe iſt in einem Nichts reich; die wachſende iſt in den Wünſchen beſcheiden, nur die glückliche Liebe hat nie genug.“

Wenn Chriſtine im Anfange ihrer Bekanntſchaft mit Ewald die Befriedigung ihres höchſten Wunſches darin fand, den Geliebten nur täglich einmal zu ſehen, wenn ſie ſpäter innigſt wünſchte, zu wiſſen, ob ſie von ihm geliebt ſei, und dies Geſtändniß aus ſeinem Munde zu vernehmen, ſo fühlte ſie jetzt klar und deutlich, daß ſie lebenslang unglücklich ſein würde, wenn ſie ihn nicht als Gattin beſitzen könnte. Dieſer Zuſtand höchſter Spannung, worin Chriſtine ſich befand, drückte ſich in ihrer Geſtalt aus. Sie war oft ſehr niedergeſchlagen, und der Major ſah mit banger Beſorgniß die einzige Stütze ſeines Lebensmuthes, die heitere Zuverſichtlichkeit ſeiner Tochter täglich mehr zuſammenſinken.

Eines Tages, als der Major mit Chriſtine bei dem frugalen Mittagsmahle ſaß, und die Letztere, ſtatt zu eſſen, gedankenvoll auf ihren Teller blickte, brachte ein Mann, der ſich den Haushälter aus dem Gaſthofe zum ſilbernen Anker nannte — dem Major ein Billet, und verſchwand, ſobald er es abgegeben hatte. — Das Billet, an den Major überſchrieben, enthielt in wenigen lakoniſchen Zeilen die Einladung, um 5 Uhr Nachmittags deſſelben Tages in den angegebenen Gaſthof zu kommen, woſelbſt den Major Jemand zu ſprechen wünſche. — Keine Unterſchrift gab der Neugierde des Empfängers irgend einigen Aufſchluß über die Abſicht dieſes Begehrens.

Wie ſehr ſich auch der Major von dieſem Augenblicke an bis zu der beſtimmten Stunde, mit den verſchiedenartigſten Vermuthungen beſchäftigte, ſo kam er doch der Sache auf keinen Grund, der ſich als haltbar wies. Den Aufſchluß mußte er erwarten.

Um ſo gleichgültiger war Chriſtine dabei. Sie glaubte, das räthſelhafte Stelldichein würde ſich in einem ſehr unbedeutenden Erfolge auflöſen. Mit dem Glockenſchlage fünf ging der Major in den ſilbernen Anker.

Es iſt noch nicht an der Zeit, daß unſere Leſer erfahren dürfen, was ihm dort begegnet ſei, — und wir kehren einſtweilen zu Chriſtine zurück, welche, des Alleinſeins froh, am Fenſter läſſig ſaß und ſich in ſehnſüchtigen Träumereien, in unausführbaren Planen verlor. — Beinahe zwei Stunden waren verſtrichen, noch immer blieb der Major aus, und ſchon fing Chriſtine an, des langen Ausbleibens wegen, beſorgt zu werden — als der Erwartete zurückkehrte. — Sein Geſicht glühete, als wäre er zornig, und ſeine männliche Stimme tönte wie das verhaltene Weinen eines Kindes. — Er trat Chriſtinen näher, ſchlang ſeine Arme um das beſtürzte Mädchen und ſagte laut ſchluchzend: „Chriſtine! Liebes Herzenskind! Gott bezeuget ſich an uns gnädig und barmherzig! Er hat mein heißes Gebet erhöret und belohnet Dich überſchwänglich für Deine Kindestreue, mit welcher Du den lahmen Vater ſchon ſo lange gepfleget und deſſen Launen geduldig ertragen haſt! — O freue Dich in dem Herrn, Du Geſegnete! Nun will ich gern ſterben! —“

„Gott im Himmel! Was iſt geſchehen, lieber Vater? —“ fragte auf das höchſte geſpannt die bebende Chriſtine. —

Da faßte der Major ſeine von dem Entzücken gehemmte Kraft zuſammen, um dem theuren Kinde das Erlebniß der letztverfloſſenen Stunden mitzutheilen. Das Bewußtſein der armen Chriſtine verſchwand vor dem vollen Strahle ihres Glückes. In Freudenthränen erkannte ſie das Walten Gottes; und als ſie ſich unter den Liebkoſungen des Vaters wiederfand, fühlte ſie den Himmel in ihrer Bruſt.

Der vierte Mai erſchien; ein wonnereicher Frühlingstag! Ewald war ſchon in aller Frühe auf den Weinberg gefahren; die Familie wollte in den Nachmittagsſtunden dahin folgen. — Um drei Uhr ward das Comtoir geſchloſſen; denn der Kommerzienrath betrachtete ſeine Geſchäftsgehülfen als Familienmitglieder und erkannte es als ungerecht, diejenigen, welche ſeine Mühen theilten, von ſeinen Freuden auszuſchließen. — Befremdend war es Allen, daß der Kommerzienrath erklärte, er wolle zuletzt und allein fahren; als noch ſonderbarer fiel es auf, daß er ſich dazu den Staatswagen beſtellte, der nur an hohen Feſttagen zu Kirchfahrten gebraucht wurde. Die Geſellſchaft, aus der Commerzienräthin, Herrmann und Meta, ſämmtlichen Commis, einigen Verwandten und dem geſchätzteſten Freunde des Stephanyſchen Hauſes, dem Senior Lichtner — beſtehend, langte auf dem Weinberge an und ward mit rauſchender Feldmuſik empfangen. Ewald, deſſen reine Heiterkeit heut' durch eine ahnungsvolle, gewaltig andringende Unruhe, wo nicht getrübt, doch geſtört ward — vermißte betroffen die Hauptperſon: den Vater; doch beruhigte er ſich, als man ihm ſagte, derſelbe würde bald nachkommen. —

Der Weinberg prangte licht und freundlich in dem ſanften Hoffnungsgewande der Natur; alle Gänge waren ſorgfältig gereinigt. — Die Partieen der Anlage, nicht großartig, wie dies von dem Raume und von der Lage des Weinberges unmöglich gemacht wurde — aber lieblich und einladend zu traulichem Freundſchaftsgenuß, gaben Zeugniß von dem richtigen Gefühle und feinem Sinne des Anordners. — Das geſchmackvolle Gebäude, deſſen Mitte ein geräumiger Saal einnahm, erhob ſich auf einem Platze, der eine reizende wechſelreiche Ausſicht gewährte. — Zu beiden Seiten des Saales führten Thüren in kleine Vorzimmer, an welche ſich eine Reihe heller, wohleingerichteter Gemächer ſchloſſen. — Die Möbeln waren leicht, bequem, geſchmackvoll; der Schmuck der Zimmer in werthvollen Gemälden, feinen Kupferſtichen, Büſten und Vaſen beſtehend, befriedigte den Schönheits- und poetiſchen Sinn der Bewohner; die ganze Einrichtung trug das Gepräge des Geſchmacks und einer edlen Einfachheit. — Vorzugsweiſe ſtelleten ſich dieſe Eigenſchaften in dem Zimmer dar, welches Ewald zur Wohnung für ſeinen Vater beſtimmt hatte. — Jenes Familienbild, welches Ewald zuerſt Veranlaſſung gegeben, ſeine Chriſtine kennen zu lernen — war darin aufgeſtellt und zeigte das Fünfblatt des kleinen Familienkreiſes in ſprechender Aehnlichkeit und in charakteriſtiſcher Weiſe. — Jetzt kam der Commerzienrath. Eine reine Freude leuchtete von ſeinem Angeſichte, und weiche Rührung ſpielte um den ernſten Mund. — „Sein Sie mir willkommen! Tauſendmal willkommen, mein Vater! Hier in dieſem Ihrem Eigenthume!“ ſagte Ewald, den Eintretenden zu wiederholten Malen umarmend, und fuhr fort: „Möge Ihnen dieſer Ort lange, lange Jahre ein freundliches Aſyl der Erholung, der Ruhe ſein! Möge er Zeuge heiterer, häuslicher Feſte, reiner, geſellſchaftlicher Freuden ſein und kein trauriges Erlebniß ſeine frohe Bedeutung entweihen! — Möchten ſtets mit ſo vieler Freude ſeine Früchte genoſſen, ſeine Annehmlichkeiten empfunden werden, als mit Liebe und herzlichen Wünſchen dieſe Anlage benutzt und ausgebildet worden iſt! —“

Hier ſchwieg Ewald, und der Commerzienrath drückte ihn an ſeine Bruſt und ſagte: „Mein Sohn! Mein guter

Sohn! —“ Nun nahm Vater Stephany an Ewald's Hand das Innere des Gebäudes in Augenſchein und bezeugte überall die vollſte Zufriedenheit. — Zurückkehrend in den Saal forderte er nun die Geſellſchaft auf, den Weinberg gemeinſchaftlich zu beſehen, und obgleich dies von der Mehrzahl der Anweſenden ſchon geſchehen war, ſo leiſteten ſie doch ſämmtlich der Aufforderung Folge.

Der Commerzienrath entfernte ſich noch auf einen Augenblick, und als er zur Geſellſchaft zurückkehrte, die, auf ihn wartend, vor der offenen Hausthür ſtand, machte er dieſe zu, welche Sorglichkeit Keinem auffiel, der ihn kannte.

Der Umgang war nun vollendet, und die Geſellſchaft, zufällig einen Halbkreis bildend, ſtand wieder vor der verſchloſſenen Thür des Hauſes. Da ergriff der Commerzienrath Ewalds Hand, trat mit ihm in die Mitte des Halbrunds und ſprach: „Ich habe es als billig erachtet, daß, während Du, mein Sohn, mir und den Meinigen einen Ruheplatz bauteſt, ich Dir ein Hüttchen gründe, worin Liebe, Eintracht, Frieden wohnen können; während Du mir Freuden bereiteſt, ich für Dein Glück ſorge — während Du hier das Nützliche zu dem Schönen geſellteſt, ich die Roſen pflanze, welche Deinen Lebensweg ſchmücken ſollen. Da! nimm Deinen Lohn und meinen Segen! —“

Ein Druck am Schloß — die Flügelthüren ſprangen auf — und welcher überraſchende Anblick zeigte ſich den Augen der Erſtaunten? — An der rechten Seite des breiten, wandhohen Spiegels, welcher den Weinberg verdoppelte, ſtand Chriſtine, in weiße Seide gekleidet, blaß und zagend, wie eine junge, ſchwankende Lilie, doch auch ſo ſchön wie dieſe. — Zur linken Seite ſtand der Major in ſeiner Staats-

Uniform; ſein Geſicht zeigte die Schauer der väterlichen Rührung und der Ehrfurcht vor der großen Minute. — Auch der gute, jovialiſche Maler war anweſend. — Als nun Ewald, nachdem er einen Blick in den Saal geworfen, faſt taumelnd zu den Füßen ſeines Vaters ſtürzte — als dieſer ihn aufhob, ihn der ſtillentzückten Braut zuführte, und dann die weinende Mutter in ſeine Arme nahm und dieſe auf die rührendſte Weiſe bat, ſie möge um ſeiner guten Abſicht willen ihm vergeben, daß er ſo heimlich geweſen — da tönte ein leiſes Schluchzen durch den Saal; halberſtickte Glückwünſche gingen flüſternd vom Munde zum Herzen — und eine heilige Stille feierte minutenlang dies Feſt der Liebe. —

Jetzt führte der glückliche Ewald ſeine Chriſtine der verehrten Mutter zu, während der Commerzienrath den Major umarmte, den er vom ſilbernen Anker her, wohin Erſterer den Letzteren beſchieden — was unſere Leſer bereits errathen haben werden — ſchon recht gut kannte. Wie nun die Empfindungen Aller und beſonders die der Hauptperſonen ſo weit gemäßiget ſchienen, um der freien und würdigen Aufnahme einer ernſten Idee nicht hinderlich zu ſein, winkte der Commerzienrath ſeine Frau an einen Seitentiſch, und alsbald trat das freundliche Mütterchen mit einem ſilbernen Teller, worauf eine Brautkrone lag, Chriſtinen näher. — Dieſe nahm, ahnend, was hier geſchehen ſolle — das Symbol der Unſchuld an, welches Meta's kunſtgeübte Hand ſogleich auf dem blonden Haare der Jungfrau befeſtigte. —

Noch zeigte ſich ein Papier, vom Kranz bedeckt, und die Mutter bot dies dem Bräutigam dar, damit auch er beſchenkt würde. Er erbrach das Siegel und entfaltete das

Papier; ein Erlaubnißſchein zu einer Trauung ohne vorhergegangene Proclamation ſiel heraus; und aufs neue warf ſich der Beglückte an den Hals des ſeligſten der Väter.

Nun empfing auch der Senior Lichtner ein Päckchen, worin die jetzt erforderliche Amtstracht nebſt der Agende lag. — Nach einigen Minuten der Sammlung und Erholung trat der würdige Mann vor, um die heilige Handlung zu vollziehen. So wie Chriſtine die Worte des Trautextes vernahm: „Die Liebe gläubet, hoffet, duldet Alles! —“ durchdrang eine unbeſchreibliche Empfindung ihr ganzes Weſen. — Sie wußte nun, welchen Geſinnungen ſie ihr Glück verdanke, zu welchen Leiſtungen ſie ſich verpflichtet erklärt, wenn das, was damals ihr noch unerreichbar dünkte, ihr zu Theil würde; und von der Liebe geweihet und erhoben, traf der Ausſpruch des Apoſtels genau mit ihrer innern Ueberzeugung zuſammen; und alles, was das Leben bedrücken, verfinſtern und ſeiner Freuden berauben könnte — verſchwand vor ihrem Blicke, in welchem ſich nur das Bild des Geliebten und das Unendliche ihrer Seligkeit abſpiegelte. —

Wenn der Commerzienrath oft bei der lebhaften Empfindung, wie ſehr ſein häusliches und eheliches Leben ſeinen edelſten und dringendſten Bedürfniſſen genüge und angemeſſen ſei, bei der Ueberſicht des reichen Gottesſegens, der alle ſeine Geſchäftsunternehmungen begleite und fördere, ſich den Gedanken deutlich und klar gemacht hatte, daß ſein Glück keines bedeutenden Zuwachſes fähig ſei: ſo mußte er ſich doch ſeit ſeines Sohnes Verheirathung eingeſtehen, daß er ſich früher geirrt habe.

Mit der lieben, herzlichen Chriſtine waren neue, bis dahin noch fremd gebliebene Freuden in das Haus des Commerzienraths gedrungen. — Dieſer liebte in dem gemüthlichen Weſen zuvörderſt ein von ihm beglücktes; und wie ſehr ein ſolches Bewußtſein uns ſelbſt widrige Perſonen verannehmliche, die unerträglichen ertragen mache, und liebenswürdige verkläre, wird Jeder wiſſen, der die Erinnerung, erfreuet, beglückt zu haben, in ſich trägt; und da ferner liebende Eltern die Zuſtände ihrer Kinder ſtets verſtärkt empfinden, ſo fühlte Vater Stephany für die holde Frau, welche ſeinem geliebteſten Sohne ein neues und ſchöneres Daſein gegeben, die zärtlichſte Vaterliebe. Auch der guten Mutter ward die neue Erſcheinung bald lieb und unentbehrlich; doch ruhete das wohlwollende Gefühl für Chriſtine theils in dem durch ſie ſpät befriedigten und in den Blüthentagen des Ehelebens verſagtem Wunſche, eine Tochter von der Art, wie jede Mutter ſich dieſe gern denkt, liebevoll, traulich, kindlich-ſchmeichelnd — zu beſitzen; theils in der Anerkennung der erfahrenen Hausfrau, in der zweiten Schwiegertochter eine wohl vorbereitete, praktiſchgeübte, lernwillige Schülerin erhalten zu haben. —

Chriſtine beſaß das ſchöne Talent, ſich, ohne ihrer Selbſtändigkeit etwas zu vergeben, der Eigenthümlichkeit eines Jeden gefällig zu zeigen; und dies Talent kam ihr beſonders in dem ſchwierigen Verhältniſſe, worin ſie ſich zu ihrer Schwägerin befand — zu Statten. — Neidlos, gleichmüthig und ſanft, von jedem Anſpruch fern, fand ſie ſehr bald das Benehmen heraus, welches das paſſendſte für die ſelbſtſüchtige, launenhafte, anmaßende Meta ſei; und indem ſie die Zufriedenheit des Ganzen nie aus den Augen verlor, wußte ſie beſonnen und geſchickt jede Berührung zu vermeimeiden, die verſtimmend auf den einen oder den andern Theil hätte einwirken können. — Herrmann, deſſen ohnehin nicht tiefer Sinn für das Hausleben durch die Kälte und Geiſtesarmuth ſeiner Gattin noch mehr ertödtet worden war, fand den Reiz des Lebens und ſeine liebſten Freuden in der Außenwelt. Daheim, bei den Seinen, war ihm nicht wohl. Er nahm daher den Eintritt einer ſo liebenswürdigen Natur, wie Chriſtine, in den Familienkreis mit mehr vorgegebenem Intereſſe, als wahrer Theilnahme auf; auch war jeder Eindruck, den Chriſtinens weibliche Anmuth auf ihn hervorbrachte, damit begleitet, daß er die Erwägung in ihm erweckte, wie tief Meta in jeder Hinſicht unter ihr ſtehe. —

Der Mann, wenn er auch ſelbſt nicht mehr die Gattin in dem erſten, friſchen Glanze jugendlicher Täuſchung und Liebe erblickt, ſtehet doch nur mit Unmuth und Schmerz, die von ihm Gewählte von Andern verdunkelt! — Mitleid für die Bekränkte, und verletzte Eigenliebe erſchweren fremder Lieblichkeit den Eingang in das befangene Herz! —

Auch der gute Major von Norden, der, wie wir vermuthen durften, ſeine Wohnung in dem Hauſe des Commerzienraths gefunden, damit Chriſtinens Pflege ihm bequem nahe ſein könne — trug zur Erhöhung der geſelligen Annehmlichkeit bei. — Er war ein unterrichteter, vielerfahrener Mann, und Vater Stephany mochte ſich gern von der lebhaften Darſtellung des Invaliden in die drangvollen Situationen jenes Feldzuges führen laſſen, der den Major in den

Jahren des kräftigſten Mannesalters von jeder weitern militäriſchen Thätigkeit ausgeſchloſſen hatte. —

In den erſten Einrichtungen von Ewalds und Chriſtinens neuem Hausſtande war Frühling und Sommer genußreich und angenehm verſchwunden. — Mit dem vorrückenden Herbſte lenkten ſich die theilnehmenden Blicke Aller, welche ſich bis dahin auf dem jungen Ehepaare und deſſen Ergehen und Treiben concentrirt hatten, auf eine nahe, wichtige Erwartung: Meta's erſte Niederkunft. — Wenn an rauhen, früh-dunklen October-Abenden, deren ſtürmiſche Unfreundlichkeit das düſtere Zimmerleben in dem Lichte ſicherer Behaglichkeit und heiterer Geſelligkeit erſcheinen läßt — die Familie um den großen, mit feinem grünem Tuche behangenen Tiſch ſich verſammelte, die ehrwürdige Hausmutter Winterſtrümpfe ſtrickte, Meta mit ihrem Manne Schach ſpielte, während Chriſtine, oft von des neben ihr ſitzenden Ewalds liebevollem Tändeln geſtört, für die feiernde Schwägerin hülfreich Kinderzeug nähete — wenn der Commerzienrath ſich mit dem Major in die Unterſuchung politiſcher Streitfälle, oder in Erinnerungen an die Tage der Jugend verlor, wenn die dampfende Bowle die Stimmung der Geſellſchaft erfröhlichte und Chriſtine mit gerührter Freude bemerkte, wie bewußt ſich ihr Vater des Genuſſes erhalte, welchen ihm der feine Varinas-Knaſter gewährte: o! dann fragte ſie ſich oft, ob ſie nicht allzu glücklich, ob dieſes ihr Glück vielleicht ein Traum ſei. — Dann dachte ſie zurück, in welcher beſchränkten, ja kümmerlichen Lage ſie erzogen worden; wie wenig ſie auf eine ſo glänzende Zukunft habe jemals rechnen können; und dieſe Erwägungen löſ'ten ſich allemal in dem ſtillen Gelübde auf, ſich durch Demuth und

Dank gegen die Vorſehung, der ſich zu edler That geſtalten ſolle — ſolch hoher Segnungen würdig zu machen. —

An dem Morgen des Martini-Tages erſcholl durch das Haus die frohe Kunde, daß Meta von zwei Knaben entbunden worden ſei, und ſich in Angemeſſenheit der Umſtände leidlich wohl befinde. — Die theilnehmende Freude darüber war allgemein; doch ward ſelbige ſehr ſchnell in Befürchtung gekehrt, als man wahrnahm, daß der letztgeborne der Knaben nur ſehr ſchwach athme. — Es ward dieſe Bemerkung der Wöchnerin verborgen, und eiligſt nach dem Senior Lichtner geſendet, damit das Kind die Nothtaufe erhalten könnte. —

Der Gerufene erſchien ſogleich; allein ſo wie man das Kind aufnahm, um ihm die heilige Weihe zu ertheilen, ſah man, daß ſein Leben bereits entflohen ſei. — Chriſtine, welche es zuerſt bemerkte, winkte leiſe und beſtürzt ihre Schwiegermutter herbei, man verſtändigte ſich mit den Anweſenden durch Blicken über den betrübenden Vorfall, und damit Meta, die in einem ſchlummerähnlichen Ermatten lag, nichts gewahren ſolle, ward ſchnell und übereinſtimmend beſchloſſen, daß man das andere Kind taufen laſſen wolle. — Es geſchah. Die Großmutter, der Major und Chriſtine waren die Taufzeugen. Der Kleine erhielt die Namen: Fürchtegott Auguſt, erſterer ihm von der Großmutter ertheilt, letzterer von Chriſtine beſtimmt. — Als man ſich endlich genöthiget ſah, Meta von dem Tode ihres Kindes in Kenntniß zu ſetzen, nahm ſie dieſe Nachricht mit größerer Gleichgültigkeit auf, als zu erwarten geweſen wäre. Man rechnete dies befremdende Benehmen ihrer großen Schwäche und Abſpannung zu; um ſo mehr, als man ſah, daß ſie auch dem lebenden Kinde nur einen ſehr geringen Grad mütterlicher Aufmerkſamkeit und Liebe widmete. — Mit Schmerz bemerkten dieſes beſonders die Frauen, mit tiefen Unwillen nur ſtand die Großmutter von der ſanften Vorſtellung ab, daß Meta ihre tadelnswerthe Scheu vor dem ſüßeſten Muttergeſchäfte, dem Stillen, überwinden, und da die Natur ſie dazu tüchtig gebildet, dem ſchwächlichen Kinde Kraft und Gedeihen geben möge. — Doch Meta's ſelbſtſüchtiger Eigenſinn beharrete darauf, das Kind einer fremden Amme anzuvertrauen. — So entbehrte das heilige Verhältniß, in welchem die jugendliche Mutter zu ihrem Kinde ſteht, des erſten, höchſten, wonnereichſten Genuſſes! — Und die üppigen Quellen der mütterlichen Nahrung verſiegten ungenoſſen, während der kleine, ſchwächliche Auguſt nur kümmerlich das matte Leben an der leeren Bruſt einer kränklichen Amme friſtete. —

Tief fühlte ſich die zartfühlende Chriſtine von dieſem gefühlloſen Verſtocken gegen die natürlichſte, weibliche Pflicht empört. — Mit mitleidigen Thränen nahm ſie oft das kleine Würmchen auf ihre Arme, und ihre treue, liebende Sorglichkeit ſuchte und fand Mittel, der Schwächlichkeit deſſelben aufzuhelfen. — Dadurch ward ihr aber auch das Kind täglich theurer; ja, indem ſie ihm faſt mütterliche Liebe ſchenkte, waren alle rührenden Schwächen einer Mutter ihr Eigenthum geworden. — So bemerkte ſie öfters eine neue Schönheit, einen helleren Zug von Verſtand an dem Kinde, wobei ihr oft von Meta widerſprochen ward. — Wie ſehr Chriſtine durch ein ſolches Betragen in den Augen ihrer Schwiegereltern gewann, bedarf wohl keiner Verſicherung, und Ewald ſchloß ſeine kleine Frau, die ihr herzliches Empfinden, wie eine ſeltene praktiſche Tüchtigkeit, auch in dieſem neuen Verhältniſſe auf das liebenswürdigſte an den Tag legte — oft mit Entzücken an ſein Herz, welches in dem Frohgefühle der Ueberzeugung ſchlug, daß Chriſtine ſich als Mutter würdiger und pflichtgemäßer als Meta benehmen werde. —

Doch dieſer Segenszuſtand wollte ſich noch nicht ankündigen. — Meta ward wieder, und noch einmal Mutter geſunder Knaben, und noch immer konnte Chriſtine keine gleiche Hoffnung faſſen. — Als Chriſtine das dritte Kind ihrer Schwägerin über dem Taufwaſſer hielt, rolleten ein paar Thränen in daſſelbe, die der Befürchtung floſſen, daß Mutterglück ihr wohl für immer verſagt ſein werde, — und kurze Zeit hierauf fing Chriſtine an zu kränkeln. — Wer aber beſchreibt ihr und Ewalds Entzücken, als der Arzt dieſe Kränklichkeit für die Vorbotin jener ſchon halb aufgegebenen Hoffnung erklärte. — Jetzt erſt empfand Chriſtine mit unausſprechlichem Genügen, wie ſehr ſie von Allen geliebt ſei. — Das ganze Haus bewegte ſich in Vergnügen und erhöheter Regſamkeit, als man wußte, welche Erwartungen die theure Chriſtine nähre. — Ihr eine Beſchwerlichkeit zu erleichtern, eine kleine Mühe zu erſparen, wetteiferten alle Hände; und als dies Beſtreben einmal vorzüglich ſichtbar geworden, ſagte ſie, indem ſie ſich an die Bruſt ihres Mannes ſchmiegte, und Thränen in den hellen Augen blinkten: „Ach, lieber Ewald! Werde ich auch vielleicht bald ſterben? — Man behandelt mich ſo zart und leiſe, wie es bei dem Tode geweiheten Menſchen zu geſchehen pflegt, ich werde durch nichts hartberührendes, rauhergreifendes mehr an die unvermeidlichen Mängel des Lebens erinnert! —*

In der That war bei dem wichtigen Acte Chriſtinens Leben höchſt nahe bedrohet. — Manches und Vieles hatte die letzte Zeit vor ihrer Entbindung beängſtigend auf ſie eingewirkt. — Meta's blühendſchöne, jüngſten beiden Kinder waren faſt gleichzeitig von einer bösartigen Ausſchlagskrankheit befallen worden, und die Beſorgniß der Mutter, ganz ausſchließend den leidenden Lieblingen zugewendet, hatte es verſäumt, den kleinen Auguſt von ſeinen Geſchwiſtern zu entfernen, wodurch allein die Anſteckung verhindert werden konnte. —

Chriſtine, ſtets gewöhnt, zuerſt an Andere, zuletzt an ſich ſelbſt zu denken — wollte freundlich den Kummer ihrer Schwägerin und das beſchwerliche Amt der Pflege theilen, aber auf das ernſtlichſte ward ſie davon abgehalten, indem man ihr mit eindringenden Gründen vorſtellete, welche Pflichten ihr von der Rückſicht auf ihren Zuſtand vorgeſchrieben ſeien. — So ſah ſich nun Chriſtine von der näheren Theilnahme an einem Ereigniſſe ausgeſchloſſen, welches die Familie fortwährend in ängſtlicher Spannung erhielt, und dieſe unbehagliche Vereinzelung ward durch die Sorge noch drückender gemacht, in der ſie um das ihr ſo werthe Kind, den kleinen Auguſt, ſchwebte. —

Nachdem die größte Gefahr vorüber ſchien, und Eltern, Großeltern, die dienenden Perſonen des Hauſes und beiſtehende Freunde ſich nach vielen Tagen und Nächten der Angſt einer wohlthätigen und bedürftigen Erholung überließen, trat plötzlich eine nicht mehr befürchtete Kriſis ein, und beide Kinder waren binnen zwölf Stunden dem Leben entriſſen. — Es würde ein vergeblicher Verſuch ſein, beſchreiben zu wollen, mit welcher wilden Leidenſchaft Meta dieſen Schlag des Schickſals aufnahm, wie ſie frevelnd der Vorſehung Vorwürfe machte, daß dieſe ihr die blühenden, geſunden Kinder geraubt und das ſieche, weniger anmuthige Kind ihr, gleichſam ſpottend, zurückgelaſſen habe! — Auch des Vaters und der Großeltern Schmerz war groß, aber würdiger, und Ewalds und Chriſtinens Mitgefühl drang aus der Fülle zärtlicher, reiner Herzen. — In der Stunde, in welcher das Geläut der Glocken das Signal zu der Beerdigung der beiden, in einen Sarg gelegten kleinen Leichen gab — ward die Großmutter von der vergehenden Meta hinweg und eiligſt und heimlich zu Chriſtine — welche ſich nicht wohl befinde — gerufen. —

Nach zwei fürchterlich kampfvollen Tagen, während welcher der Schmerz um den Tod der holden Kinder von den Schreckniſſen der Gefahr, in denen die geliebte Chriſtine ſchwebte, verdrängt worden war — gebar dieſe ein liebliches Mädchen. Die leichteſten Lebensbilder ſtanden nun den düſteren Schatten des Todes gegenüber. Ein ödes, ängſtliches Schweigen herrſchte in Meta's Zimmern. In finſterem, hoffnungsloſen Gram verſenkt, nährte die beklagenswerthe Mutter den am Herzen freſſenden Wurm durch das Anſchauen der Gegenſtände, welche ihr das Daſein der Hingeſchiedenen ſchmeichelnd lügen ſollten. — Ganz im Gegenſatz zu der Erfahrung, daß die durch den Tod Beraubten ſich feſter und inniger an die Lebenden ſchließen, und die Liebe, welche ſo tief verwundet worden, auch zarter und geiſtiger ſich gegen dieſe äußert, verſchloß Meta gewaltſam ihre Bruſt jedem ſanften, beſcheidenen Troſte, mit dem ihre Verwandten ſich ihr näherten, und der kindlich wehmüthigen Zärtlichkeit des kleinen Auguſt.

Als eines Tages Herrmann, der die ſchwere Bürde des eigenen Schmerzes und der Unzufriedenheit über das unwürdige Benehmen der Gattin nicht mehr allein zu tragen vermochte, ſich in einer ſtillen Stunde des Alleinſeins klagend gegen ſeinen Vater äußerte, und nun ſo manches zur Sprache kam, über das bisher ein ſchonendes Schweigen war beobachtet worden — hob der Commerzienrath, zwar bekümmert, aber doch mit männlicher Faſſung an: „Ich will Dir keine Vorwürfe machen, mein Sohn! denn Dein zeitheriges Eheleben mit Meta und deſſen Geſammtereigniſſe ſind ſelbſt ein einziger, langer, rauher Vorwurf Deiner unüberlegten, leidenſchaftlichen Wahl. — O lieber Herrmann! wie dankbar preiſe ich jetzt die Vorſicht, daß ſie Dir weniger Sinn und Empfänglichkeit für die ſtillen Freuden des Hauslebens gegeben, als Deinem Bruder; daß ſie Dein Streben, wie Deine Sehnſucht mehr nach Außen gerichtet. — Du wirſt deshalb Dich nie ganz ſelbſt verlieren, und wenn Du auch an den ſüßeſten Menſchenfreuden darbeſt, und, anſtatt im Arme eines Dir gleichgeſinnten, gleichfühlenden Weibes von den Mühen des Tages, den Anſtrengungen der Arbeit, friedlich auszuruhen, Dich im ſteten Kampfe gegen die Verſchrobenheit Deiner Frau ermattet findeſt: ſo bietet Dir doch ein liebes Kind und die treue Theilnahme Deiner Eltern und Geſchwiſter manchen Troſt dar. Du findeſt in Deiner Thätigkeit Genuß und erwünſchten Erfolg. Darum trage mit Muth die ſelbſtgewählte Laſt. Setze dem Eigenſinne

Meta's, in ſofern er ſich ſtörend für die Ruhe der Familie äußert, feſten, männlichen Willen entgegen, und handle in der Ueberzeugung, daß an dem echten Geiſte der Männlichkeit jede Unbill weiblicher Störrigkeit kraftlos zerſchellt. — Glaube mir, Herrmann, die Ausartungen der meiſten Weiber geſchehen nur in Folge von der Unmännlichkeit der Männer. — Doch für jetzt laſſe Meta gewähren, der Schmerz, und vor allem der Mutterſchmerz hat heilige, unantaſtbare Rechte! — Sie wird ſich wiederfinden, und dann biete ihr freundlich die helfende Hand. — Wer weiß es, ob nicht ihr hartes, verſchloſſenes Herz dieſer ungeheuern Erſchütterung bedurfte, um fruchtbar an ſanften Tugenden zu werden? — Lockt nicht auch der ſchwere, gewaltige Sturm, indem er die vertrocknete Rinde des Erdreichs ſprengt, duftende Blüthen und erquickende Früchte hervor? — Faſſe Muth, mein Sohn! — Die Fehler der Erziehung, die Unvollkommenheiten der Behandelung verſäumet niemals der Höchſte mit bedeutenden und wirkſamen Schickſalen auszugleichen. —

Wir kehren nun zu Chriſtine zurück, um das lieblichſte Bild eines reinen, menſchlichen Glückes ins Auge zu faſſen. — Da ſitzet die junge Mutter aufgerichtet in dem ſchneeweißen Bette, und ein Wonnegefühl, für welches die Sprache keinen Ausdruck hat, läßt ſie nicht daran denken, wie ſchwach, wie angegriffen ſie ſei. — An ihrer lebensvollen Bruſt ruhet das Kind, für welches ſie Todesſchmerz gelitten. — Chriſtine, indem Thränen des Entzückens ihre Augen füllen und auf das zarte Püppchen niederrollen — hat es nie ſo lebhaft wie in dieſem Augenblicke empfunden, daß es die höchſte, daß es die ewige Liebe ſei, welche Mutter und Kind ſo heilig ſüß verbunden und die Bande der Natur ſo weiſe, als unauflöslich geſchlungen. — An des Bettes Seite ſteht der jugendliche Vater, verloren in das Anſchauen der himmliſchen Gruppe. — Eine wunderſame Veränderung iſt mit ihm vorgegangen, er fühlt ſich in göttergleicher Kraft, wenn er daran denkt, daß er künftig für Weib und Kind ſorgen, arbeiten, ſchaffen werde! — Die Geliebte ſeines Herzens iſt ihm eine Heilige geworden. Der unſchuldige Reiz, der ſie ſchmückte, hat ſich in eine ſtille Glorie verwandelt, die ihm ehrfurchterregend dies blaſſe Geſicht, dieſen trunkenen Blick voll Mutterſeligkeit umſtrahlt! —

Zu des Bettes Füßen ſitzt ſchweigend der Major, die freudigen Blicke dem einzigen Kinde, das ſo glücklich iſt und ſo glücklich macht, zugewendet. — Er gedenkt mit Wehmuth jenes Tages, an dem Ewalds gegenwärtige Empfindungen die ſeinigen waren — und leiſe, aber inbrünſtig bittet er Gott, daß die kleine Jucunde ſeiner Tochter Chriſtine an Sinn und Gemüth einſt gleichen möge.

Jetzt kommt die Großmutter, den weinenden, dreijährigen Auguſt an der Hand, von Meta. — Sie iſt ſo erſchöpft von einem mehrſtündigen Widerſtande gegen Meta's ſtürmiſchen Schmerz, daß ſie ſich in dieſer Friedensſtätte, wo lind und wohlthuend der Hauch der Liebe wehet, nur langſam zu erholen vermag. — Sie ſchlägt vor, dem betrübten Kleinen das Kind zu zeigen, damit er ſich beruhige und zerſtreue, und man thut es ſogleich. — So wie der kleine Auguſt das Mädchen erblicket, welches die blauen, ſchönen Augen recht verſtändig zu ihm aufſchlägt, lächelt er unter ſeinen Thränen, ergreift und küßt die wunderkleine Hand, mit welcher das Kind in die Höhe ſtrebt, und bricht in Laute des Entzückens aus, während ſich ſeine Bruſt ſchnell und unwillkürlich in halbverhaltenem Schluchzen hebt. —

„Ich rathe Dir, Chriſtinchen,“ (das Du hatte ſich dieſe zu erſchmeicheln gewußt) hob die Großmutter mit dem Ausdrucke tiefen Kummers an, „daß Du den kleinen Auguſt, ſo viel es nur irgend ſein kann, an Dich feſſelſt, ſonſt muß das arme Kind zu Grunde gehen. — Nichts iſt für das Gemüth eines Kindes von größerem Nachtheil, als wenn es täglich Zeuge von Ausbrüchen heftiger Leidenſchaft iſt, beſonders wenn die Mutter ſich deren ſchuldig macht. — Im Gegentheil erziehet Ruhe und Gleichmuth die beſten Menſchen. — Stützen ſich dieſe beiden Eigenſchaften auf wahre Frömmigkeit, ſo äußern ſich ihre Wirkungen dergeſtalt, daß ſie das Wachsthum jedes Guten in dem Herzen des Kindes fördern, wie Sonnenſchein und Himmelsthau das Emporkommen zarter Pflanzen.“

Chriſtine gelobte, denn das Kind war ihr ſelbſt ſehr theuer. — Sie fragte jetzt mit dringender Theilnahme nach dem gegenwärtigen Zuſtande der Schwägerin, und die Großmutter gab ein Bild davon. — Chriſtine bat nun um Tinte, Feder und ein Blättchen Papier. — Sie ſagte, daß ſie ſich gedrungen fühle, einige Zeilen an Meta zu ſchreiben; denn dieſe hatte es noch nicht über ſich vermocht, die glückliche Chriſtine zu beſuchen. Sie ſchützte vor, ſie wolle dieſe und ihr Kind nicht der Gefahr der Anſteckung ausſetzen. — **Chriſtine** ſchrieb:

Meine liebe, theure Meta!

Da Dich mein Auge nicht mit tröſtenden Blicken erreichen kann, meine Stimme nicht mit herzlicher Zuſprache in Dein Ohr dringen darf, ſo erlaube mir wenigſtens, daß ich Dich ſchriftlich, obgleich mit einer Hand, die noch vor Schwäche bebt — in Deinem Grame liebevoll und ſchweſterlich grüße. — O Meta! Liebſte! verzweifle nicht. — Ein Dichter ſagt: „Wen der Vater im Himmel liebt, der hat einen kurzen Tag und wenig Mühe! —“ Er liebt Deine Kinder; denn ſie werden nicht unter den Mühen dieſer Erde erſeufzen, und das kurze Blüthenleben in der Ewigkeit fortſetzen. Vielleicht wirſt Du ſagen: Ein Glücklicher hat gut tröſten; aber Meta ſage ſo nicht. Zwar bin ich glücklich, jeder meiner Pulsſchläge klopfet in heiliger Luſt, aber eben dieſe unnennbare Seligkeit, welche meine Bruſt erfüllt, weihet mich ein zu dem Verſtehen Deines Schmerzes, und iſt mir das Pfand unſerer Unſterblichkeit, unſeres Wiederfindens. — Würden nicht ſonſt die Wünſche und Gefühle eines Mutterherzens des Allerſchaffers ſpotten? — Nein, Liebe! — Denke Dir, Deine Kinderchen ſind entſchlafen, und wenn das Licht des Morgens erſcheint, werdeſt Du ſie heiter lächelnd erwachen ſehen. — Das Band, welches, Dein Herz umſchlingend, Dich mit ihnen verbindet, berührt die Erde nicht, in der die lieben, freundlichen Hüllen ruhen; es ſchlinget ſich hoch und unſichtbar bis in die Chöre der Engel, wo Du Deine Lieblinge einſt ſuchen darfſt!

Chriſtine.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Einunddreißigſter Band.

Geliehenes Gut und eigener Beſitz. Zweiter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Geliehenes Gut
und
# eigener Beſitz.

So wie die erſten Strahlen des Frühlings durch die Dämmerzeit des abziehenden Winters brachen, trat Herrmann mit ſeiner Frau, deren Geſundheit bedeutend gelitten hatte, eine Zerſtreuungsreiſe nach Hamburg an. — Auguſt blieb unter Chriſtinens Aufſicht, die mit den beiden Kindern auf den Weinberg gezogen war, zurück, und tummelte ſich geſund und fröhlich unter Schmetterlingen, Blüthen und Käfern umher. — War nun die Arbeit des Tages vollbracht und die ſechste Nachmittagsſtunde herangekommen, ſo ritt Ewald hinaus und ward mit frohglänzenden Blicken von ſeinem trauten Weibe, von Auguſt mit Jubelgeſchrei, und von der kleinen Jucunde, die des Vaters Stimme ſchon kannte, mit Jauchzen empfangen. — Jeden Sonnabend Abend fuhren die Großeltern mit dem Major auf den Weinberg, und der Sonntag ward in heiterer Stille, in genußreicher Erholung auf der lieblichen Beſitzung verlebt. —

Eine lange Reihe von Jahren verſtrich nun der Familie Stephany in ungeſtörter Ruhe. — Der Commerzienrath ſah ſeinen Wohlſtand allgemach zu Reichthum werden; er blickte auf ein reines, nützliches, wohlthätiges Leben zurück, und dies Bewußtſein verklärte ihm den Abend ſeiner Tage, und erhellete ihm den Blick in das verhüllete Jenſeits. —

Herrmann, in dem vollen Gefühle ſeiner Kraft, fand Genuß in dem raſtloſen Umtriebe ſeiner Handelsthätigkeit, in dem Gelingen kühner Speculationen, in der Bedeutung, welche er in der bürgerlichen Welt gewonnen, in geſellſchaftlichen Freuden und endlich in der Ausbildung ſeines Sohnes, die, war ſie gleich nicht in ſeinem Sinne geſchehen, ihn doch mit gerechter Vaterfreude erfüllen konnte. —

Meta ſuchte das Glück bald auf Reiſen, bald in tiefer Zurückgezogenheit von der Welt, bald in Auszeichnung durch Pracht und Flimmer, dann wieder in dem Wechſel der Geſellſchaft, und nur dahin, wo es allein zu finden iſt, in treuer Pflichterfüllung, in Herzenserhebung und Gemüthsſtille, richtete ſie das umherſchweifende und ſtets unbefriediget zurückkehrende Auge nicht; doch, als ſie einſtmals einem ſchönen, warmaufflammenden Gefühle ihres Herzens folgte, ſpann das Schickſal einen Faden aus dieſer Handlung, von welcher wir ſpäter mehr ſagen werden — der Meta mit innigen und würdigen Intereſſen dem Leben verknüpfte und ſich bedeutſam in die Ereigniſſe der Folgezeit verwebte. — Ewald lebte noch immer ſein genußreiches Stillleben fort. — Welche herzliche Zufriedenheit, welche ſanfte Stille in ſeiner Bruſt wohne, ſagte ſein heiteres Auge, ſein wohlwollender Blick, die liebende Geſinnung, mit der er die ganze Welt umfaßte. — Regelmäßige Arbeit, das Beſtreben gemeinnützig zu ſein, erhöheten den Genuß ſeiner Mußeſtunden, welche dem Umgange mit den Seinigen, der Natur, der Kunſt, deren wärmſter Verehrer er geblieben — geweihet waren. —

Der Commerzienrath liebte dieſen Sohn vorzugsweiſe, obſchon er Herrmanns größerer Betriebſamkeit, deſſen angeſtrengteren Fleiße ſeine gerechte Anerkennung nicht verſagen konnte. — Er nannte zuweilen gegen ſeine Frau die beiden

Söhne ſcherzweiſe: „Martha und Maria;“ „doch,“ ſagte er, und heftete den Blick voll zärtlicher Liebe auf Ewald, „Maria hat wahrlich das beſte Theil erwählt! —“

Chriſtine war eine von den Frauen, deren Reizen die Zeit nichts anhaben kann, weil ſie der Abglanz einer ſchönen Seele und darum unzerſtörbar ſind. — Ihr Auge ſtrahlte noch ſo lebendig, ihr Mund, obwohl deſſen friſche Purpurblüthe ein wenig abgeblaßt war — lächelte noch ſo mild und wonniglich, als damals, wie dieſer Glanz und dieſes Lächeln den Maler begeiſterten, und das Morgenroth der Liebe in Ewalds Herzen hervorriefen. — Jede herrliche Tugendknoſpe, die ſo beſcheiden und lieblich in dem Kranze der Jungfrau prangte, hatte ihr Verhältniß als Gattin und Mutter zur Reife gebracht und in den erquickendſten Früchten entwickelt. — Wer ihr Walten bemerkte, den ſtillen, himmliſchen geduldigen Sinn, mit dem ſie unermüdet Gutes zu ſchaffen, Schmerzen zu lindern, Segen zu verbreiten, bemühet war — das weiche Herz, bedeckt mit dem demantfeſten Schilde des Glaubens gegen die Angriffe des Unglückes und der noch härteren Menſchen: o! der erkannte, daß die Erde zu roh und hart ſei, um ſolch ein geiſtiges Weſen auf die Dauer zu beſitzen. — Chriſtine war die Gottheit beider Kinder, die Freude ihrer Schwiegereltern, der Stolz ihres Mannes und das Vorbild des ganzen Hauſes in allen ſanften Tugenden. — Der kleine Auguſt, deſſen geiſtiges Leben ſeine meiſte Nahrung aus Chriſtinens Leitung und Lehren ſog, ſpiegelte in ſeinem Benehmen den Geiſt derjenigen ab, die ihn gebildet hatte. — Doch war ſeine Gemüthsähnlichkeit mit Chriſtine, ſeine Hinneigung zu der liebenswerthen Frau und zu der kleinen Jucunde vielleicht der Grund, warum Meta nie ganz den Widerwillen beſiegen konnte, der von der Geburt des Knaben an den natürlichen Empfindungen der Mutterliebe entgegengeſtanden hatte. — Von Jucunde ließ ſich noch nicht viel ſagen, als daß es ein idealiſch=ſchönes Kind, Chriſtinens Tochter und das Herzblatt der Familie war.

Die Zeit war nun herangekommen, wo Auguſt confirmirt werden ſollte. — Die Familie Stephany war eine von den jetzt noch ſo ſelten zu findenden, in denen jeder Act des Chriſtenthums ſtille, hohe Ehrfurcht erweckte, und in dieſem Geiſte ward der zarte Jüngling jetzt als ein Geweiheter betrachtet, dem keine Störung nahen dürfe, welche ſeine würdige Stimmung verwirren und ſeine Aufmerkſamkeit von der bevorſtehenden heiligen Handlung entfernen könnte. —

Der feierliche Tag erſchien. Auguſt ging als ein Geſegneter von Thränen der Rührung bedeckt, unter Schauern der Andacht, in die feſtlich geſchmückte Kirche, wohin ihm alle ſeine Verwandten, mit Ausnahme Chriſtinens, welche von einer leichten Unpäßlichkeit mehrere Tage hindurch an das Zimmer gefeſſelt wurde — nachfolgten.

Die dem Commerzienrath zugehörige Kirchenloge war in der Nähe des Altars, welchen die Kinder in dichten Kreiſen umſtanden. —

Mit tiefer Empfindung und der wehmuthsvollen Betrachtung, daß die Zukunft hinter ihrem verhüllenden Schleier für jedes der Kinder ein anderes, ach! für manches derſelben vielleicht ſehr ſchweres Schickſal verberge — überblickte der Commerzienrath die jugendlichen, blühenden Geſichter, von denen das eines hohen, ſchlanken Knaben, der neben Auguſt ſtand, ein lebhafteres Intereſſe, als die übrigen, in ihm erweckte. —

Die äußere Bildung des jungen Menſchen war edel und angenehm; doch drückten ſeine Züge einen gewaltigen Schmerz, der noch nicht mit Ergebung in das Innere des Herzens aufgenommen worden, aus; das Auge blickte ſtarr und furchtſam, als wolle es ſich an eine ſchreckliche Geſtalt gewöhnen, und der kräftige Wuchs ſchwankte oft ermattet, als bedürfe er einer Stütze. — Es war dieſer Ausdruck innerer, heftig arbeitender Leidenſchaftlichkeit ſo ſehr bemerklich und verſchieden von der ſanften Bewegung, welche religiöſe Rührungen in den Mienen und Geberden der andern Kinder hervorbrachten, daß jener Unterſchied ſich jedem Beobachtenden aufdrang. —

Der Commerzienrath wollte eben fragen, wer dieſer Knabe ſei, als er dieſelbe Frage von Meta an eine Nachbarin richten hörte, und folgende Antwort vernahm. — „Du lieber Gott! das arme Kind! — Es iſt der Sohn des Canzeliſten Fernau, den man an dieſem Morgen todt, vom Schlage gerührt, im Bette gefunden hat. — Nun iſt der Knabe ganz verwaiſet! — denn ſeit Jahren ſchon ruhet die Mutter, die auch eine brave Frau war — im Grabe.“

Die Bruſt des Commerzienraths wallte in heißem Mitleid auf. — Auch er hatte ja das Weh des Waiſenthums, den Schmerz der Verlaſſenheit empfunden; auch er hatte einſt Brod gegeſſen, von Thränenſalz gefeuchtet, von Vorwürfen verbittert. — Dieſer hochfeierliche Tag, an welchem ſein erſter Enkel das Bekenntniß des Chriſtenglaubens öffentlich ablegte, bot ihm die Gelegenheit dar, das Erbarmen zu vergelten, welches ihn einſt aus der Marterkammer der

Härte und Liebloſigkeit, in die freundliche Wohnung heiterer Thätigkeit, der Gerechtigkeit, des Wohlwollens verſetzte. — Sein Entſchluß war gefaßt. —

Jetzt begann der Gottesdienſt, während des Geſanges kehrten des Commerzienraths und auch Meta's Blicke immer wieder zu dem Verwaiſten zurück, der nur zuweilen eine Strophe ſchluchzend und in irren Tönen hervorſtieß. —

Der Senior Lichtner trat vor den Altar. Nach einer kurzen Hauptprüfung der, den Kindern bisher beigebrachten Religionsbegriffe hielt er die Einweihungsrede mit begeiſterter Innigkeit. Im Schluſſe derſelben, wendete er ſich an den jungen Fernau. — „An Dich, mein Sohn,“ ſo hob er an, und ſeine Stimme wankte in Wehmuth, „ſei ein beſonderes Wort gerichtet! — Du haſt von dem tiefſten Schmerze, den das Leben hat, die Weihe für dieſen großen Augenblick erhalten, und die Stunde, welche Dein heiligſtes Gelübde empfängt, fordert Dich auch ſchon zu der Erfüllung deſſelben auf. — Du ſageſt, daß Du ein Chriſt ſeieſt, beweiſe Dich als ein ſolcher vor dieſer Gemeinde. — Das heißt, beweiſe Dich ſtandhaft in dem ſchrecklichen Schickſale, was Dich getroffen; beweiſe Dich hoffnungs- glaubensvoll! — Richte Dich auf, mein Sohn! — Hebe den thränenſchweren Blick vom Boden in die Höhe, zu dem Kreuze, an welchem der himmliſche Dulder vollendet ward! — Von dorther wehet Dir Frieden zu; von dorther tönen Dir Worte troſtvoller Verheißungen, und das Blut Jeſu Chriſti träufelt Balſam in die tiefen Wunden Deiner Seele! — Zwar iſt die Vaterhand erſtarret, im Tode erſtarret — welche Dich heute zum Bunde mit Gott weihen ſollte; zwar iſt das Mutterherz ſchon längſt in Staub zerfallen, an welchem Du Deine Empfindungen ausſtrömen laſſen möchteſt, und das ſo treu in Liebe und Sorge für Dich ſchlug, aber verlaſſen biſt Du dennoch nicht! — Noch lebet Dir ein Vater, deſſen Leben kein Tod berühren, deſſen Lieben keine Zeit erkalten, deſſen Macht und Güter kein Zufall rauben — deſſen Langmuth keine Schwachheit erſchöpfen kann; erkenneſt Du, wen ich meine? Den Vater im Himmel! — Er verläſſet Keinen, der ihm wahrhaft vertrauet; Er vergalt noch ſtets mit überſchwenglichen Segnungen Alles, was in ſeinem Geiſte gewollet, gethan, gelitten ward! — Auch haſt Du noch eine Mutter, die Religion! — Sie hält Dir ſtets die treuen Arme geöffnet; an ihrer ſanften Bruſt findeſt Du weiſen Rath, ſüßen Troſt, lebendige Hoffnung und die Fülle der Seligkeit! — Sie umſchwebet Dich leitend und unſichtbar; ſie trauert, wenn Du ſtrauchelſt, ſie unterſtützet Dich, wenn Du wankeſt, ſie erquickt Dich, wenn Du ermatteſt, und führet Dich, biſt Du verirret, auf den verlorenen Pfad zurück. — O mein Sohn! erkenneſt Du Deinen Reichthum? — Mache Dir ihn eigen durch das Nachtmahl der Liebe, durch würdige Entſchließungen, durch Muth und Glaubenstreue! — Ein großer Schmerz hat Dich gebeuget; an dem Vertrauen auf Gott erhebe Dich wieder! — Weißt Du denn, ob nicht vielleicht ſchon in dieſem Augenblicke hier oder da in einem edlen Herzen der Entſchluß wurzelt, ſich Deiner anzunehmen? — Hier oder da die ſchöne Wallung des Erbarmens eine menſchenfreundliche Bruſt durchlodert? — Wir Alle wollen einſtimmig jetzt den Herrn anrufen, daß dies für Dich geſchehen möge. — Liebe iſt ja ſein erſtes, ſein höchſtes Gebot, und dieſes Flehen ein Erguß der Liebe! —“

Dieſe letzten Worte erſtarben in leiſem Weinen, ein heftiges Schluchzen tönte durch die Verſammlung — und als der Senior in frommer Erhebung die Worte geſprochen hatte: „Ach laß uns Dich erblicken in Deiner Freundlichkeit, ſo willig zum Beglücken, zum Segnen ſtets bereit! Die Liebe bleibt, die Liebe ſiegt, wenn Alles ſchwindet und erliegt, — ſie iſt aus Gott geboren! —“ taumelte der junge Fernau, doch nicht er, ſondern Auguſt, der Gewalt der Erſchütterungen erliegend, ſank ohnmächtig zuſammen.

O ahnungsvoller Augenblick! — Meta rief ängſtlich auf, ſie drängte ſich aus der Loge zu Auguſt hin, der von vielen Hülfeleiſtenden umgeben, ſich ſchon wieder frei und muthig aufgerichtet hatte. Sein Geſicht, obſchon bleich, ſtrahlte in einem geiſtigen, überirdiſchen Entzücken.

Der Senior Lichtner ging nach einer langen Pauſe wieder auf das Allgemeine der heiligen Handlung über. — Nach Beendigung derſelben eilte Meta haſtig in die Sakriſtei, und der Commerzienrath, welchen dies befremdete, glaubte, ſie wolle, da die Kirche mit Menſchen überfüllt und das Hinausgehen durch den Zudrang der Menge gehemmt war — den kürzeren und freieren Weg durch die Sakriſtei nach Hauſe nehmen. Auch ſeine Schritte nahmen dieſelbe Richtung. So wie er in die ſtille Halle trat, erblickte er Meta, welche mit dem Senior Lichtner in tiefem Geſpräche ſich verloren hatte, an ihrer Seite ſtand Auguſt und der junge Fernau, zuſammen leiſe flüſternd. Der Commerzienrath trat hinzu. „Ich wollte Ihnen nur ſagen, lieber Senior,“ hob er an, nachdem er Meta und den Kindern freundlich zugenickt hatte, „daß ich geſonnen ſei, den jungen Fernau zu mir zu nehmen, um für ihn zu ſorgen. Es ziemt dies mir vor allen meinen Mitbürgern, indem ich nur hierdurch einen geringen Zoll der Dankbarkeit gegen Gott abtrage und das Recht der Vergeltung übe. —“

Des Seniors Augen ſchimmerten. „Nun ſo hätte ich ja wohl vorhin im Geiſte der Prophezeihung geſprochen,“ ſagte er gerührt, dem Commerzienrath die Hand bietend und alſo fortfahrend, „denn es hat ſich bereits auch eine Mutter für den armen Kleinen gefunden: Ihre Frau Schwiegertochter.“

Der Commerzienrath umarmte Meta. „Dies iſt der froheſte Tag meines Lebens,“ erwiederte er in Tönen, die vor Rührung zitterten, „nun wir wollen vereiniget für die Waiſe Sorge tragen. Keine Selbſtſucht, auch nicht die der Wohlthätigkeit, ſoll ſtörend auf unſere Beſtrebungen wirken und uns den reinen Genuß, welchen die Erfüllung einer jeden chriſtlichen Liebespflicht gewährt, verkümmern. Gott ſegne dazu Sie und mich, liebe Frau Tochter! —“

Jucunde hatte nun bereits ihr funfzehntes Jahr zurückgelegt, und ihre Erziehung konnte als vollendet angeſehen werden. — Vielleicht werden unſere Leſer die Vermuthung hegen, als ſeien große Summen auf die Ausbildung derſelben verwendet worden, und die ſorgfältige Entwickelung aller Talente und Kunſtfertigkeiten ſei mit Zeit und Koſtenaufwand und gänzlicher Hintanſetzung der Uebung häuslicher Pflichten bezweckt worden, allein es war nicht alſo. — Wie hold und lieblich auch Jucunde in ihrer reinen, jungfräulichen Blüthe prangte, wie innig ihre Liebenswürdigkeit auch jedes fühlende Herz anſprach: ſo war doch der Zauber, der ihr Alles liebend unterwarf, weder von ihrer Schönheit, noch von einem künſtlich einſtudirten Benehmen, oder einer für das Weltleben berechneten Bildung abhängig, ſondern einzig nur der helle, erwärmende Ausſtrahl eines kindlichen, in ungetrübten Frieden lebenden Gemüthes.

Chriſtine hatte ihre Tochter allein, und ohne alle Beſchränkungen durch Anderer Anſichten oder Anderer Willen erzogen. Jeder, der in näheren oder ferneren Beziehungen zu der trefflichen Frau ſtand, war ſo tief von dem ſeltenen Werthe derſelben durchdrungen, als daß es Einer oder der Andere hätte wagen ſollen, der Leitung, welche ſie ihrer Tochter gab, eine andere Richtung anzuweiſen. Nur als Jucunde ſich dem Jungfrauenalter näherte, fragte Ewald ſeine Gattin, ob ſie es denn gänzlich verſchmähe, die Bildung ihres einzigen Kindes mit Talenten und Kenntniſſen zu ſchmücken, denen das Mädchen ſich ungehindert widmen zu laſſen, ſie durch einen anſehnlichen Wohlſtand begünſtiget wären. — Da lächelte Chriſtine, ſie ſchlang den Arm um ihres Mannes Hals, und ſagte, „Laß mich doch gewähren, Lieber! — Ich will verſuchen, Dir meine Begriffe von der weiblichen Erziehung anſchaulich zu machen; höre mich mit Aufmerkſamkeit und gutem Willen an. Wenn der weiſeſte und heiligſte der Menſchen einſt ſagte: Keiner wird jemals das Himmelreich ſchauen, der nicht ein Kind an Gemüths- und Sinnesart iſt, ſo hatte dies bedeutungsvolle Wort wohl den nächſten Bezug auf unſer Geſchlecht. — Je unentweihter der Geiſt der Kindlichkeit das Weib beherrſcht, deſto beglückender wird es wirken! — Ein Kind liebet und vertrauet, kennt weder Argliſt noch Tücke, iſt genügſam mit Wenigem, und allezeit fröhlich; es unterordnet ſich gern, und hängt treu und zärtlich an der Heimath und an denen, die ſie bewohnen; möchteſt, könnteſt Du Deiner Tochter noch beſſere Eigenſchaften wünſchen? — Wenn dieſer freundliche Geiſt nun das Mädchen über die Grenze der Puppenzeit begleitet, wenn er der Jungfrau ſich anſchmiegt, der Gattin treu bleibt, in den Lehren der Mutter athmet: o! dann fliehen den glücklichen Hauskreis die Dämonen der Glanz- und Scheinſucht, der Zwietracht und Feindſeligkeit, und der Kindheit goldener Frieden ſtrahlet noch erquickend in die trüben Tage des gebrechlichen Alters. — Aber ich frage Dich, mein Geliebter! was verſcheuchet dieſen ſanften Geiſt? — Iſt es nicht die Sucht unſerer Zeit, das Weib aus dem engen Kreiſe, den die Natur ihm angewieſen, in Räume zu verſetzen, wo es gleichſam planlos, ohne Stütze, ohne Stab, jedem Zufalle preisgegeben, umherirret? — Möge der Mann ſich in dem weiten Gebiete des Forſchens und Wiſſens luſtig ergehen, und das Auge prüfend und ſuchend in die Ferne richten, das Weib aber ſchmiege ſich traut in die ſanften Bande der Häuslichkeit; und drängt der Kummer hart, ziehen Angſt und Sorge die treue Bruſt krampfhaft zuſammen, will es einmal todesdunkel werden in der bangen Seele: dann fliehe es an das Herz ſeines Gottes! Dort iſt Licht, Freude, Kraft, Ruhe — die tiefſte!"

Tief ergriffen umſchlang Ewald die liebe Frau, welche ihm aus der Seele geſprochen, und preßte ſie an ſeine freudewallende Bruſt. „Chriſtine! himmliſches Weib! ſüßer Engel! — Ja, ſo biſt Du! — In holder Unbewußtheit haſt Du Dein eigenſtes Weſen gezeichnet! —" ſagte er, und blickte ihr tief und zärtlich in die frohleuchtenden Augen.

Chriſtinens Geſicht ward von der Gluth der Beſcheidenheit verklärt. — Ablenkend erwiederte ſie: „Ich glaube, es iſt jetzt der rechte Augenblick gekommen, wo wir, um in der Kaufmannsſprache zu reden — einmal die Hauptſumma von dem, was Jucunde verſtehet und weiß, ziehen können. — Sie ſpricht ihre Mutterſprache vollkommen rein und ohne Fehl. Keine Verwechſelung des Sie mit Ihnen, oder des Sich mit Uns, wird jemals den Mund eines kritiſchen Zuhörers in das Lächeln des Spottes verziehen. — Sie lieſt richtig und mit Ausdruck vor, und beſitzt das Talent, ſehr anmuthig und folgerecht zu erzählen, zwei Eigenſchaften, welche ihrem einſtigen Gatten ſehr angenehm ſein dürften; denn die Männer ſind ſo bequem als wißbegierig. Sie ſchreibt correct und zierlich; Du könnteſt ſie, wenn ein Commis fehlte, ſogar auf dem Comtoir gebrauchen, und im Rechnen erweiſet ſie ſich als eine echte Kaufmannstochter; denn in meinen Haushaltungsbüchern, welche Jucunde unter meiner Aufſicht ſchon ſeit zwei Jahren führt, trifft Alles auf ein Haar zu, und Du würdeſt Dir ein Vergnügen an der Reinlichkeit und Pünctlichkeit, die darin herrſcht, erſehen. — Was aber gleichet dem Wohllaut ihrer Kehle, der rührenden Weichheit ihrer ſilberreinen Stimme? — O! wenn ſie in den ſtillen Dämmerſtunden am Flügel ſitzend ſpielt und ſingt, dann vermählet ſich in meiner Seele Vergangenes und Zukünftiges, Sehnſucht und Hoffnung in ahnungsvollen Gefühlen, und die Wellen des Geſanges umſpielen mich mit dem Flüſtern der Geiſterſprache. — Und was Jucundens wirthſchaftliche Kenntniſſe anbelangt, ſo kann ich, ohne von mütterlicher Vorliebe beſtochen zu ſein, wohl mit Wahrheit ſagen, daß mein Mädchen darin ein Muſter für ihresgleichen genannt werden kann. — Sie beſitzt neben einer gewiſſen praktiſchen Tüchtigkeit für alle Fälle der häuslichen Wirkſamkeit noch eine Eigenſchaft, welche man unſerm Geſchlecht nicht genug rühmen und empfehlen könnte, und die man leider ſelbſt bei den vortrefflichſten Frauen recht ſelten findet, ich meine jene ſanfte Stille, jene beſcheidene Schweigſamkeit, welche, über hausmütterliche Unternehmungen und Leiſtungen verbreitet, denſelben erſt vollen Werth giebt, ihren Reiz und Nutzen erhöhet und die verdiente Bewunderung erwirbt. — Es iſt ein gewöhnlicher Fehler der Frauen, daß ſie ihre Geſchäfte mit Klagen und Geräuſch treiben, und ſich ſelbſt des Genuſſes berauben, ihr Walten von des Mannes Blick mit Wohlgefallen begleitet zu ſehen. —“

„Deßhalb habe ich von jeher große Sorgfalt darauf verwendet, es Jucunden recht anſchaulich zu machen, wie ſehr ruhige Stille jedes Geſchäft fördere, und ein lobverſchmähendes Schweigen über die Schwere häuslicher Mühen und Laſt erſt des Lobes würdig macht. Da haſt Du nun, mein guter Mann, das Regiſter von den Kenntniſſen und Geſchicklichkeiten Deiner Tochter. Es iſt wahr, Modeartikel ſtehen nicht darunter. Sie ſpricht keine fremden Sprachen, dafür hoffe ich, wird ihr Mund immer nur die Sprache der Liebe und Sanftmuth reden; ſie zeichnet nicht, ſie malt nicht, aber ihr Herz, ſo wie ihr Leben, wird nur ein lichtvolles Gemälde des Friedens, der Treue ſein, wie viel Schatten auch das Schickſal über daſſelbe verbreiten möge. — Jucunde weiß und verſtehet viel mehr, als ich damals wußte und verſtand, wie Du mich zum erſten Male die Seele Deines Daſeins nannteſt. — Nun ſage, Lieber! haſt Du es ſchon einmal bereuet, mich, und nicht eine Andere gewählt zu haben? —“

„Nein, meine Chriſtine!“ rief Ewald, das traute Weib zum zweiten Male in ſeine Arme ſchließend, und alle Stimmen ſeines Herzens tönten in dieſem Zuruf, „niemals, Theure! Du biſt mein geliebtes Weib, jetzt und für alle Ewigkeiten! —“

Eine lange Reihe ruherfüllter, freudenreicher, ſegensvoller Jahre war der Familie im ungeſtörten Wohlſein vergangen. Der Commerzienrath, durch ſeine gereiften Erfahrungen im ſteten Bewußtſein davon erhalten, wie unablösbar die Erſcheinungen dieſes Lebens dem Wechſel unterworfen ſeien — ſah mit banger Beſorgniß in der Stille, welche in den Ereigniſſen ſeines Hauſes waltete, die Vorbotin eines nahen, ſchrecklichen Sturmes; und die Folgezeit rechtfertigte dieſe düſtere Ahnung. —

Gegen das Ende des Jahres Achtzehnhundertzwölfe ſtarb die Commerzienräthin, und ihr Tod zu dieſer Zeit war ihr letztes Glück auf Erden.

Ein ſanfter heiliger Schmerz, voll Ergebung und chriſtlicher Faſſung, feierte würdig das Hinſcheiden der verehrten Todten, und bald lenkte der Anbruch des blutigen Befreiungstages, der mit dem neuen Jahre über Europa zu dämmern begann, alle Augen und Intereſſen auf die ungeheuern Gährungen, aus denen ſich rieſenhaft und gewaltig das Unglaubliche und Unmöglichſcheinende entwickeln ſollte. —

Auguſt, nunmehr ein edler Jüngling von neunzehn Jahren, war für den Beruf ſeines Vaters und Großvaters gebildet worden. — Obgleich er die Pflichten dieſes Berufes mit Treue erfüllte, und niemals eine Aeußerung von ihm kund that, daß nicht eigene Wahl und Neigung, ſondern nur Gewohnheit und der Ausſpruch des elterlichen Willens ihn auf dieſe Geſchäftsbahn geführt und darauf feſthielt, ſo war es doch Jedem, der ihn kannte, einleuchtend, daß der echte Kaufmannsgeiſt nicht vorherrſchend in ihm walte. — Seine zwar zarte, doch glückliche Körper-Organiſation hatte die frühere Kränklichkeit und Schwachheit beſiegt, allein eine Seele, mächtig emporſtrebend nach dem Höchſten, Gefühle, welche hochlodernd für alles Gute und Schöne brannten, und eine geiſtige Regſamkeit, welche im Mißverſtändniß zu den Kräften ſtand, denen ſie gebot, machten ſeine Geſundheit verletzbar, und ließen ſeinen Körper nicht zu jenem kräftigen Gedeihen kommen, deſſen ſich in der Regel Menſchen zu erfreuen haben, deren Geiſt bei ihrem irdiſchen Daſein eine Nebenrolle ſpielt. —

In mehrfacher Beziehung konnte man Eduard Fernau als das Gegenbild von Auguſt betrachten. — Dieſer junge Mann war, von dem Begräbnißtage ſeines Vaters an, in das Haus des Commerzienraths eingegangen, um aller Vorrechte eines Sohnes darin theilhaftig zu werden. — Als Meta's beſonderer Schützling ward er von dieſer kaltſinnigen Frau mit einer Gunſt und Auszeichnung behandelt und verſorgt, die oft ſogar auf Koſten und zum Nachtheil ihres eigenen Kindes ihm zu Theil ward; welche mütterliche Ungerechtigkeit wohl zunächſt die herzliche Eintracht beider Knaben hätte ſtören können, wenn nicht die Vereinigung ihrer tiefſten und innigſten Gefühle ſchon frühzeitig durch die Verſchiedenheit ihrer Denkweiſen und Gemüthsarten wäre behindert worden. — Allein je mehr Beide fühlten und ſich davon überzeugten, daß ihre Anſichten von verſchiedenen Geſichtspuncten ausgehen, und ihre Empfindungen nie im harmoniſchen Einklang tönen würden, um ſo ſorgfältiger ſuchten auch Beide Alles zu entfernen, was dieſes innere Auseinanderhalten dem Bemerken der ſie umgebenden Perſonen hätte ſichtbar machen können; und man hielt ſie für gleichgeſtimmte Freunde, während ſie nur Einer gegen den Andern gerecht waren, und Beide liebende und dankbare Rückſicht auſ die Zuſriedenheit ihrer Eltern und Erzieher nahmen. —

Indeß bei Eduard Fernau ein freundlicher Lebensſinn mit tauſend Verzweigungen in das Daſein Wurzel ſchlug, nahmen Auguſts Gedanken, Wünſche und Hoffnungen ſtets und unabwendbar eine höhere Richtung. — Eduard ging mit Lebendigkeit und Jugendeifer in alle Unternehmungen ein, überwand durch Muth und Ausdauer die vorkommenden Schwierigkeiten, und freuete ſich, wenn ſich ſeine Kraſt und Kühnheit an bedeutenden verſuchen konnten. — Bei Auguſt war es anders. — Dieſer achtete zwar keinesweges die Arbeiten ſeines Berufes für gering, behandelte jeden Bezug darauf nehmenden Gegenſtand mit Ernſt und Würde, und ließ ſich von keiner Lockung des Vergnügens zu der kleinſten Verſäumniß ſeiner Geſchäftspflichten verleiten; aber — ein ſchöneres, ein wärmeres Leben beſeelte ihn, wenn er außer den Mauern des Comtoirs ſich befand; — wenn die Natur ihn entzückte, die Kunſt ihn begeiſterte, die Phantaſie ihn in Götterträume wiegte, die Sehnſucht nach Thaten ihn entflammte, die Einſamkeit ihn mild beſchwichtigte, und die Liebe ihm ihren ſtillen Himmel gab.

Fernau liebte die Geſelligkeit, die Freuden ſeines Alters, die Genüſſe des Reichthums; Auguſt, obgleich er die wohlwollendſte Geſinnung für alle Menſchen hegte und ungleich mehr als Eduard geliebt wurde, fand nur in ruhiger Stille ſein Element, verſchmähete lärmende Kreiſe, laute Vergnügungen — und höchſt einfach und genügſam in ſeinem Lebensbedarf, war er durchaus unabhängig von den Gütern des Wohlſtandes. — Fernau legte an ſein und Anderer Thun und Laſſen den Maßſtab der bürgerlichen Geſetze, als Repräſentanten der göttlichen, das Gefühl der Ehre und die kluge Berechnung des eigenen und fremden Vortheils. — Auguſt dachte daran nicht. — Er kannte nur ein Gebot, das der Tugend; nur einen Willen, den des Himmels. — Klugheit, angewendet für den eigenen Nutzen, ſchlaues Beherrſchen der Umſtände, um ſie dieſem oder jenem Zwecke dienſtbar zu machen — war ihm nicht eigen; aber deſto mehr leiſe, ahnungsvolle Wahrnehmung alles deſſen, was einen Andern ſchmerzlich berühren oder verletzen könnte; und indem ſein Zartgefühl ſich unabläſſig darin übte, ſolches zu vermeiden und zu umgehen, fand es ſich zuletzt, daß dies der richtigſte Weg zu ſeinem eigenen Vergnügen geweſen ſei, und er nicht beſſer als ſo, für ſeine Zufriedenheit hätte ſorgen können. —

Jucunde, welche nicht allein durch ihre Perſönlichkeit, ſondern auch durch das, was ſie in Geiſt und Gemüth darſtellte, zwiſchen beiden Jünglingen ſtand, war der freundlichſte Berührungspunct für Beide. — Von früher Kindheit an verband die innigſte Liebe Jucunde mit Auguſt. Sie waren durch Erziehung, Gewohnheit und die hundertfältigen Beziehungen des Zuſammenlebens gleichſam zu einem Weſen geworden. — Ohne daß man jemals den Plan, die Beiden einſt durch eine eheliche Verbindung unauflösbar an einander zu ketten, gemeinſchaftlich entworfen und beſprochen hatte, ward doch das Verhältniß Auguſts mit Jucunde von Allen angenommen, und keinem Zweifel unterworfen. — Die Wünſche aller Familienglieder vereinigten ſich in dieſer Ausſicht, die verſchiedenartigſten Intereſſen Aller waren an dieſen Fernpunct geknüpft. —

Jucunde lächelte oft, wenn ſie Beſchreibungen des ſturmähnlichen Zuſtandes las, worin ein weibliches Gemüth durch eine entſtehende, oder in ihrem Fortſchreiten unglückliche Leidenſchaft verſetzt worden war, und indem ſie das ſanfte Mondlicht ihrer gleichmäßigen Zärtlichkeit für Auguſt und die treue, innige Erwiederung deſſelben gegen die flammende Leidenſchaft erwog, welche der Verfaſſer im üppigſten Sprachaufwande darſtellte — bezüchtigte ſie den Schilderer der Uebertreibung — Sie ſprach oft in heiterer Unſchuld von den Tagen, wo ſie Mann und Frau ſein würden. — Keine Furcht, daß es jemals anders mit ihnen werden könnte, miſchte ihrer Neigung nur das mindeſte Leidenſchaftliche bei, und die ungeſtörte Sicherheit ihres Glückes erhielt dies Verhältniß klar und rein von jeder niederen Wallung. —

Eduard Fernau, der, ſeitdem er in dies Haus gekommen war, der damals noch im kindlichen Alter lebenden Jucunde liebende Hinneigung zu ihrem Vetter kennen und ehren gelernt hatte, und in dem erwachſenen Mädchen die Braut ſeines Freundes, die Nichte ſeiner zweiten Mutter, die Enkelin ſeines erſten Wohlthäters betrachtete — ſtand in angenehmen und zarten Beziehungen zu der ſchönen Hausfreundin. — Jucunde fühlte herzliche Achtung und warmes Wohlwollen für den jungen Mann, der ihr, nächſt ihrem Auguſt, als der Würdigſte und Liebenswertheſte in ihrem Bekanntenkreiſe erſchien. — Ihm gegenüber empfand ſie die Bedeutung ihrer Jungfräulichkeit, ward ſie ſich mit mädchenhafter Freude des Zaubers ihrer Anmuth bewußt. — Wenn Auguſt öfterer, ſelbſt in Geſellſchaft, in ſüßer Vertraulichkeit gegen Jucunde die kleinen Vorrechte behauptete, welche ihm Blutsverwandſchaft, Liebe und die Beſtimmung dieſer gegenſeitigen Neigung geſtatteten, und er ſich gleichſam wie ein wohlgeſinnter, aber abgekühlter Ehemann gegen die reizende Verlobte betrug, ſo ſpiegelte ſich in Fernau's Betragen die ſcheue, ehrerbietige Huldigung eines ſchweigenden Verehrers ab. — Das Vergnügen ſtrahlte aus ſeinen Blicken, wenn ſich Jucunde im Geſpräche an ihn wendete, einen kleinen Dienſt von ihm begehrte, oder ihm einen Auftrag ertheilte. — Wenn nun Jucunde die Gewalt, welche ſie über Fernau übte, dankbar und mit angenehmen Empfindungen wahrnahm, ſo pflegte ſie wohl zuweilen ſcherzend zu Auguſt zu ſagen: „Wäre Fernau nicht, ſo würde ich gar nicht fühlen, daß ich ein Mädchen bin. — Ich war ſchon eine Braut als die Puppe noch an meiner Bruſt ruhte; im Brautſtande groß geworden, habe ich eigentlich nie die ſchöne Zeit der Vergötterung gelebt, welche dem armen Mädchen Erſatz für den darauf folgenden lebenslangen Stand der Erniedrigung gewähren muß, und nur Fernau's Benehmen giebt mir eine Ahnung davon. Denn leider! ſind die Männer ſo ſelbſtſüchtig, daß eine Braut ſo gut wie gar nicht für ſie in der Welt iſt. —“ Da lachte Auguſt, im Herzen die Wahrheit dieſer Bemerkung zugeſtehend — der Klagenden in das unmuthige Geſichtchen und verſicherte ihr mit Händedruck und Kuß, daß ihr Eheleben eine deſto höhere Feier ihrer Weiblichkeit, Verdienſte und Vorzüge ſein ſolle.

Noch trauerte die Familie Stephany über den Tod ihrer geliebten Hausmutter, als im Februar des Jahres Achtzehnhundertdreizehn der Aufruf des Königs von Preußen an die Jünglinge des Vaterlandes erging. Auguſt und Eduard, edlen Muthes, glühten für die Idee, mit in den Kampf zu ziehen. Sie legten die erwerbende Feder nieder und griffen zu den Waffen.

Dieſer Entſchluß erfüllte aufs neue das ganze Haus mit bitterm Leide. — Der Commerzienrath ſchüttelte bang und beklommen das ſilberlockige Haupt und ſagte zu den vor ihm ſtehenden Jünglingen: „Es beginnt eine große, eine opferſchwere Zeit, meine Kinder! — Nur der vereinten Anſtrengung, welche eine ſo natürliche Begeiſterung überſpannet, nur der Geſammtkraft vieler Tauſenden, und abermals Tauſender, wird der Druck, unter dem wir ſchmachvoll erſeufzen, weichen. — Dem Ehrenmanne ziemt es nicht, in ſolcher Zeit an ſich und ſeinen Vortheil zu denken, und ich müßte Euch tadeln, obgleich, ich kann es Euch nicht verhehlen, mein Herz in menſchlichem Schmerz und Befürchtungen ſchlägt — wolltet Ihr nicht freudig Euer Leben einſetzen, für die theuerſten Güter des Menſchen, des Mannes, für Freiheit und Vaterland! — So gehet denn hin, meine Söhne! — Ihr nehmet einen guten Schild mit Euch, das Bewußtſein, für die gerechte Sache zu fechten, dieſen Schild, er wird Euch ſchirmen, und ſolltet Ihr fallen, ſo habt Ihr Euer Leben um den höchſten Preis verloren, und wir dürfen nicht trauern, wie die Heiden, welche keine Hoffnung haben. — Kehret Ihr aber von Gott beſchützt und uns erhalten zurück, ſo wird die Erinnerung an dieſe ereignißvollen Tage einen heitern Glanz über das ſtille Bürgerleben werfen und manche trübe Stunde des Mißmuths freundlich erhellen, und Ihr habt Euch das gerettet, was allein der Menſch nicht ververlieren darf: den Beifall Eures inneren Geſetzgebers! —“

Schon waren mehrere Wochen ſeit dem thränenvollen Tage verſtrichen, an welchem die Jünglinge des Orts, und unter ihnen Auguſt und Eduard die Stadt verlaſſen hatten, um ihrer weiteren Beſtimmung zuzueilen. — Ein tiefes, dumpfes Schweigen, ein fürchtendes Zurückhalten deſſen, was Jedem die Bruſt beklemmte, war in der Familie Stephany an die Stelle froher Mittheilung getreten. — Obgleich der Commerzienrath diejenige Ruhe zu behaupten ſuchte, welche wohl immer das Eigenthum des Alters iſt und von einem ungetrübten Rück- und gläubigem Aufblick verliehen wird, ſo bewieſen doch die öfteren Abweichungen von ſeiner ſtrenggeregelten Geſchäftsordnung, unfreiwillige Aeußerungen und mancherlei ſtille Anordnungen, mit wie ſchweren Sorgen ſeine Seele ringe. —

Jucunde, welche ſich nach dem Wunſche ihrer Verwandten einige Tage vor Auguſts Abgang feierlichſt mit demſelben verlobt hatte — ging wie träumend, wie aus ſich ſelbſt geſetzt, umher. – Jetzt, da ſie den Umgang des Geliebten zum erſten Male in ihrem Leben entbehrte, fühlte ſie, wie weſentlich er zu ihrem Glücke gehöre; jetzt, wo er von Gefahren bedrohet war, empfand ſie, daß ſeine Erhaltung die Bedingung ihres eigenen Wohlſeins ſei. — Wenn ſie in der Dämmerungsſtunde ſich an den Flügel ſetzte und das Lied begann: „Der König rief, und Alle, Alle kamen, u. ſ. w.“ ſo löſ'te die Strophe: „Und manchen Braven deckt ein fremder Hügel —“ ihre Empfindungen jedesmal in Thränen auf, und ſie endete dann in leiſen, klagenden Accorden.

Chriſtine, die Gefaßteſte, die Muthigſte unter Allen, ſah bekümmert, wie Jucunde blaß und gedankenvoll umher ſchleiche, wie nur mechaniſch ſie die gewohnten Beſchäftigungen treibe; ſie bemerkte, wenn des Abends die Familie verſammelt war, die Männer Zeitungen vorlaſen, die Frauen Charpie zupften und zuhörten, wie ängſtlich geſpannt Jucunde auf die Berichte horchte, wie manch heimliches Thränchen die feinen Fäden netzte und die Finger bei der Arbeit zitterten, deren Anwendung Leiden, Schmerzen, Verſtümmelungen, vielleicht dem theuern Entfernten beſtimmt — vorausſetzte. —

Chriſtine ſprach mit ihrer Tochter. — Die Weinende in ihre Arme ſchließend ſagte ſie: „Mein trautes, liebes Kind! was erhebet uns hoch über Angſt und Furcht? Der Glaube! — Himmliſche Ruhe, ein ſüßes, heiliges Vertrauen, erfüllet das Herz, welches dies höchſte Kleinod verwahrt. Was zitterſt Du? Der Herr des Lebens, deſſen Athem in der fallenden Blüthe ſäuſelt, regieret auch den Lauf der mörderiſchen Kugel und lenket die verderblichen Streiche der Schwerter. Nicht wahr, Du würdeſt freudig Dein Leben wagen für Auguſt's Erhaltung, kein Opfer ſcheuen, durch welches Du Noth und Elend von ihm abwenden könnteſt? — Nun denn, wenn Du, deren Lieben nur ein menſchliches iſt, deſſen fähig wäreſt, was darfſt Du von der göttlichen, von der ewigen Liebe erwarten? — Wohlan! verſenke Deinen Gram in Zuverſicht, Dein Zagen in freudiges Hoffen! — Erhalte Dein Auge klar für die jetzt gefaßte Anſicht und laſſe keine Furchtſamkeit es trüben. Wende größere Beſonnenheit, als ſonſt, auf die Erfüllung Deiner Pflichten, und waffne Dich gegen das Andringen ängſtigender Vorſtellungen. Schwer iſt der Kampf, aber lohnend der Sieg; und die Erinnerung flicht Dir Lorbeeren, wenn Du Dich als Heldin in den Stunden der Anfechtung bewieſen. —“

Der Frühling erwachte. Die Lüfte weheten lind und ſchmolzen den letzten Schnee hinweg. Ströme von Menſchenblut ſollten fließen, tauſende von Todesloosen wurden in der dunkeln Urne gezogen, während die Natur, was da erſtorben ſchien, ins Leben rief und Blüthen auf die arme Erde ſtreute, die den größten Schmerz ertragen muß. Sanft und lieblich tönte der Geſang der Nachtigall in die Stimmen der Verwirrung, des Tumults, und ſtärker regte in jedem fühlenden Herzen der ſcharfe Contraſt, welchen der ſüße Frieden der Natur mit dem kampfluſtigen, rachewüthigen Treiben der Menſchen bildete — die Sehnſucht nach der fernen Zeit an, wo die äußeren Erſcheinungen nicht mehr im Widerſpruche zu unſeren Wünſchen und Empfindungen ſtehen, und im Einklange der Harmonie die Diſſonanzen der Gegenwart ſich löſen würden. —

Unfern dem Hauſe des Commerzienraths befand ſich ein ehemaliges Minoritenkloſter, welches nun verödete Gebäude von der Polizei zu der Aufnahme eines Lazareths beſtimmt worden war. — Wähnend, daß es zu dieſem Zwecke nicht alſobald benutzt werden dürfte — ließ man ſich Zeit zu den zu treffenden Einrichtungen, als die Nachricht von dem ſchleunigen Ankommen eines anſehnlichen Transportes Kranker und Verwundeter die Säumenden beeilte und großen Schrecken unter den Einwohnern der Stadt verbreitete. —

Es war an einem ſonnigen Frühlingsmorgen, als das Gerücht, der erwartete Zug nahe, erſcholl. — Chriſtine, auf ihres Mannes Arm geſtützt, blickte mit naſſem Auge der unabſehbaren Wagenreihe entgegen, die theilweiſe Blutſpuren hinter ſich zurückließ. — Der Weg führte dicht an dem Hauſe des Commerzienraths vorüber, und ſchon die mittleren Wagen mußten halten, da die Seitenſtraße, deren eine Wand das Kloſter bildete, nicht Raum für die volle

Anzahl hatte. — Chriſtine ward durch den Anblick, der ſich ihr hier aufdrang, in allen Tiefen ihres Weſens erſchüttert. — Ihr weiches Herz blutete, und mit zitternder Heftigkeit ſann ſie darüber nach, was ſie wohl thun könne, um ſo ſchreckliche Leiden, ſo große Schmerzen, wenigſtens auf Augenblicke zu lindern und zu beruhigen. —

Welche ernſtliche Vorſtellungen der beſonnenere Ewald ihrem Vornehmen auch entgegenſetzte, welche andere Vorſchläge er ihr auch, um ihrem Gefühle des Erbarmens zu genügen, machte, ſo blieb er doch diesmal ungehört; und Chriſtine, von Jucunde und ihren weiblichen Untergebenen begleitet, ging herab, um den Unglücklichen Erquickungen, warme Getränke, Geld und weiches Leinen zu reichen. — Ihr himmelmildes Angeſicht wendete ſich nicht ſchaudernd hinweg von dem ekelhaften Anblicke gähnender Wunden und verſtümmelter Glieder; ſie blickte zarten Troſt in die verzerrten Züge der Kranken und Sterbenden; — und ihr freundlicher Mund flüſterte wohlthuende Worte der Theilnahme. —

Nach einigen Tagen klagte Chriſtine über einen leiſen Kopfſchmerz. Dieſer Schmerz verſtärkte ſich von Stunde zu Stunde, und jenes furchtbare Fieber, deſſen Wüthen Hand in Hand mit den Schreckniſſen des Krieges ging — gewältigte dies theure Leben. —

Wie ein Schmerzensbild, aus Marmor gehauen, ſaß Ewald am Bette des geliebten Weibes. Starr hing ſein Blick an Chriſtinens himmelan-rollenden Augen, nur zuweilen verſchloß ſein leiſeſter Kuß den flammenheißen Mund, der einzelne, irre Worte ſprach. — Der Arzt ſchüttelte den Kopf; er drang vergebens in Ewald, ſich einige Ruhe zu gönnen; und bereitete den Commerzienrath darauf vor, daß

Chriſtine nicht zu retten ſein würde. — Da erkrankte auch Ewald; ſein Bewußtſein verſchwand bis auf das entfernteſte Dämmern, und die Krankheit legte mitleidig ihre dichteſten Schleier um ſeine Sinne, damit er die Arbeit des Todes nicht wahrnähme. — So ſah er nicht, wie Chriſtinens Lippen der letzte matte Hauch entfloh, ſo vernahm er nicht die herzeindringende Klage ihres alten Vaters, den tiefen, aber ſtilleren Jammer des ſeinigen, Jucundens Angſtruf, den lauten, ungemeſſenen Jammer der übrigen Hausgenoſſen. — Sein kräftigeres Leben leiſtete der Gewalt des Todes geringeren Widerſtand, als Chriſtinens zarteres, und nach vierundzwanzig Stunden folgte ſein verwandter Geiſt dem ihrigen in die lichten Auen des Himmels. —

„Großer, heiliger Gott! mußte ich dies erleben? —“ ſtammelte der Major Norden, als der Commerzienrath ſchwankenden Schrittes zu ihm trat und leiſe und bebend ſagte: „Unſere Kinder ſind nun wieder vereinigt; auch mein Ewald iſt zu Gott gegangen! — Wir tragen *einen* Schmerz — *eine* Liebe, *eine* Hoffnung wird ihn uns lindern und einſt in Freude, in Wonne verkehren! — Wir ſind glücklich geweſen, lange, ungetrübt, vielleicht allzuglücklich. — Die Vorſehung verſetzt unſere liebſten Schätze nun dahin, von wo ſich unſere Blicke nie abwärts verirren ſollten, in den Himmel; damit wir nicht vergeſſen, daß nicht die Erde, ſondern er, unſere Heimath ſei. — Dort finden wir unſere Vorangegangenen wieder, wenn die wenigen Augenblicke, die wir Jahre nennen, verronnen ſein werden. Dann wird unſere Traurigkeit in Freude verwandelt werden; ſie wird ewig währen, und Niemand wird ſie von uns nehmen! —“

Bei dieſen Worten fühlte ſich der Commerzienrath von unausſprechlicher Wehmuth überwunden, der Major fiel laut ſchluchzend an ſeine Bruſt, und die Thränen beider Alten vermiſchten ſich. —

Am Vorabende des Begräbnißmorgens war die Familie in Chriſtinens Wohnzimmer verſammelt. — Abgebrochene Geſpräche, einzelne Ausrufungen, unterbrachen zuweilen die düſtere, gramvolle Stille, welche in der kleinen, traurigen Geſellſchaft waltete. — Jucunde lag in großer Erſchöpfung und halber Betäubung auf dem Sopha; Meta ſaß ihr zur Seite, ſie mit Aufmerkſamkeit beobachtend, ob ſie einer Zuſprache, einer Handreichung bedürfe. —

Da ertönte vor der Thür des Hauſes eine ſanfte Trauermuſik, und in demſelben Augenblicke trat der Bediente ein und meldete, daß ſo eben der Sarg, der zur Aufnahme beider Ehegatten beſtimmt war — zugemacht werden würde. — Schnell erhob ſich Jucunde, ging auf den Commerzienrath zu und flüſterte ihm etwas ins Ohr. — Er nickte, ergriff ein Licht und verließ, das ſchwache Mädchen unterſtützend, mit demſelben das Gemach. — Jucunde hatte gegen ihren Großvater den Wunſch geäußert, die Hüllen ihrer Eltern noch einmal zu ſehen, ehe dieſe ihr auf immer entzogen würden; und der Commerzienrath der Meinung treu, daß der Schmerz nicht nur am ſicherſten geheilt werde, ſondern auch nur dann ſeine Beſtimmung erfülle, wenn er ſich in des Herzens Tiefen zu dem Edelſten geſtalte, fand ſich geneigt, dieſen Wunſch zu erfüllen. —

Sie traten in das kühle Gewölbe, wo die lieben Entſeelten, dicht neben einander ruhend, aufbewahrt waren. — Sie wankte mit leiſen, ungewiſſen Schritten näher; lange betrachtete ſie ſtumm die theuren Reſte, dann ſagte ſie im brennenden Gefühle ihres Verluſtes, indem ſie einen ſanften

Kuß auf die vereinigten Hände ihrer Eltern drückte: „Ach! ihr Einziggeliebten! warum kann meine glühende Sehnſucht nicht den Raum überflügeln, der mich von Euch trennt? — Könnte ich doch bei Euch ſein! — Was ſoll ich noch auf der Erde, da ich nicht mehr in des Vaters treuem Arme, an der Mutter zärtlicher Bruſt ruhen darf? — O ich Unglückliche! —"

Der Commerzienrath umfaßte Jucunde und ſagte: „Nicht alſo, meine Tochter! — Komm, mein liebſtes Kind!" fuhr er fort, indem er ſich ſetzte und die Tiefbetrübte auf ſeinen Schooß zog, „wir wollen uns ausſprechen über das, was wir verloren, und noch beſitzen. — Glaube mir, Jucunde, ein chriſtlicher Sinn iſt das einzige Unüberwindliche in uns. — Es bezwinget die Aengſte des Lebens, es bekämpfet die Schrecken des Todes, es widerſtehet dem Grauen der Vernichtung. — Sieh! wie freundlich Chriſtine lächelt, welche Ruhe aus Deines Vaters Zügen ſpricht! — Scheint es nicht, als ob der Engelsfrieden, der von den Geſichtern dieſer Todten ſtrahlt, Dir vorwerfe, daß Deine Trauer einer Chriſtin unwürdig ſei? — Warum, o ſage doch, iſt uns denn der Tod ſo ſchrecklich? — Weil er uns von denen trennet, die unſer Herz ewig nicht laſſen möchte? — Nur ſcheinbar iſt dieſe Trennung. — Wenn wir uns daran gewöhnt haben, das Leben diesſeits und jenſeits des Grabes als ein Leben zu betrachten und unſer gegenwärtiges Daſein in ſtetem und genauem Zuſammenhange mit der Ewigkeit zu denken, ſo werden wir bei dem frühen Scheiden unſerer Geliebten, zwar ihr ſichtbares Walten wehmüthig vermiſſen, aber niemals der Verzweiflung zum Raube werden. — Dieſe Theuren, ſie ſind uns entnommen worden, um früher als wir zu einer Herrlichkeit, zu einem Frieden einzugehen, deſſen ſie ſo werth waren! — Aber ihr Andenken, ihre Geſinnung iſt uns, ein unverlierbares Gut — zurückgeblieben, und je mehr Du an ſanfter Güte Deiner Mutter, an Muth und Treue Deinem Vater ähnlich zu werden ſtrebeſt, deſto mehr beſitzeſt Du die Vollendeten in ihrem wahrſten Leben. — Wenn nun Dein lauter Schmerz, Dein tiefes Wehe, in ſanfte Wehmuth und ſtilles Sehnen übergegangen ſein wird, wenn für die Freuden dieſes Lebens Dein Herz wieder empfänglich geworden iſt, wenn Dir im Umgange guter und geliebter Menſchen wohl wird: dann befriedige und entzücke Dich der Gedanke, daß Deinen Vollendeten noch wohler ſei, daß ſie im Verein mit ſeligen Geiſtern Freuden genießen, von denen unſer ſüßeſter Lebensgenuß nur ein bleicher Schatten iſt. — So wird das Andenken an ſie Dich gegen die Gewalt der Sinnlichkeit ſicher ſtellen, Dein Gemüth heiligen, und die Strahlen der Ewigkeit in jede Dunkelheit Deines Daſeins leiten! —

Als Auguſt und Eduard dem Commerzienrath, als dem Haupte des Hauſes, zuerſt ihren Entſchluß bekannt gemacht, für das Vaterland zu kämpfen, und der Greis, indem er ſie ermuntert, ganz frei und offen ihre Wünſche zu ſagen, ſie gefragt, unter welche Truppen ſie zu treten gedächten, hatte Erſterer ſich für die Infanterie, Letzterer für die Cavallerie entſchieden.

Wie gern es auch der Commerzienrath geſehen hätte, wenn die Jünglinge zuſammengeblieben wären, wie tröſtend ihm auch der Gedanke geweſen wäre, daß Einer der Schutz und Retter des Andern in den drangvollen Stunden der

Gefahr werden könnte, ſo ließ er ſie dennoch gewähren und dem Rufe ihres Schickſals folgen. Schwerer ſchon verſtanden ſich Herrmann und Meta zu der Einwilligung in die Trennung der beiden jungen Leute, aber der Commerzienrath wußte ſie auf die überzeugendſte Weiſe für den Willen derſelben zu gewinnen. So gingen zu der beſtimmten Zeit die Jünglinge an ganz entgegengeſetzte Plätze ihrer Beſtimmung ab.

Beider Berichte lauteten erfreulich. Vorzüglich ſchien ſich Fernau in der neuen Situation ſehr gut zu gefallen, die ſeine Lieblingsneigungen befriedigte und ſeinem kühnen Jugendmuthe eine glorreiche Wirkſamkeit darbot. — Auch ſchmeichelte ihm das Glück mit ganz beſonderer Gunſt. Die angenehmſten Standörter, die beſten Quartiere, die glänzendſten Darbietungen der Gelegenheit waren ſein; und als er ſich in der Schlacht bei Bautzen durch beſonnene und ausdauernde Tapferkeit das eiſerne Kreuz erwarb, bezahlte er den Ruhm dieſes denkwürdigen Tages nur durch die unbedeutenden Schmerzen einer leichten Geſichtswunde.

Nicht ſo verhielt es ſich mit Auguſt. — Obgleich die flammende Begeiſterung in ſeiner Bruſt ihn auf einen Standpunct ſtellte, wo er ſich unverletzt von allen Chicanen des Zufalls behauptete; ſo griffen doch die Strapazen des Krieges, die rohen, ungewöhnlichen Nahrungsmittel ſeine zarte Geſundheit merklich an, und er empfand zum erſten Male mit leiſem Grollen gegen die Vorſicht, wie abhängig er von ſeinem ſchwachen Körper ſei. — Aber die Himmelsblüthe treuer Freundſchaft ſollte ihm auf dem blutigen Boden des Kampfplatzes unter rauchenden Trümmern emporſproſſen und ihn reich für alles Entbehrte entſchädigen.

Ein junger Edelmann, Namens von Sarzy, bei demſelben Regimente dienend, in welchem Auguſt ſtand, ward bald von dieſem als Wahlverwandter erkannt, und die Jünglinge brachten, ſo viel es anging, ohne der Cameradſchaftlichkeit gegen ihre übrigen Kampfgenoſſen Eintrag zu thun, manche genußreiche Stunde in ſtiller, traulicher Mittheilung zu. — Auch ſchien das Schickſal dieſen Bund beſchützen und feſter knüpfen zu wollen. —

In den erſten Stunden des Treffens bei Bautzen traf eine feindliche Gewehrkugel Auguſts Bruſt; ſein Bewußtſein entwich, doch mit dem letzten Blicke, den ſchon der Ohnmacht dichter Schleier umflorte, ſah er, daß auch Sarry ſiel. — Als er aus langer Betäubung erwacht und die irren Erſcheinungen eines heftigen Wundfiebers vor dem erſten, matten Gedankenſtrahle verſchwanden, fand er ſich in einem großen, hellen Zimmer. — Er richtete ſich ein wenig empor, und da legte ſich ein Männerarm über ſein Bett, und die Hand, welche mit innigem Drucke die ſeinige faßte, trug Sarry's Siegelring. — „Sarry, Du lebſt! —“ rief Auguſt mit ſchwacher, aber freudiger Stimme; und aus einem naheſtehendem Bette blickte mit verbundenem Kopfe und blaſſem Geſichte der Angeſprochene herüber. — „Nicht wahr, lieber Stephany,“ antwortete dieſer, „die Hand des Todes ſchloß unſere Augen und die Freude öffnt ſie uns wieder, denn wir erwachen im Himmel. Wiſſe wir ſind in Herrnhut! Geborgen unter den Taubenflügeln des friedſamſten Geiſtes, wo die Liebe, die Milde ſelbſt uns verbinden und unſerer warten; und das neugeſchenkte Leben iſt mir um Vieles theurer, da ich auch Dich gerettet ſehe. —“

Die Sorglichkeit der Pflege, welche den Verwundeten zu Theil wurde, der Genuß kräftiger und koſtbarer Stärkungsmittel zeitigte deren Herſtellung, daß ſie in der Schlacht an der Katzbach die leichtbenarbte Bruſt und Stirn dem Feinde bieten konnten. — Hier war es, wo Sarvy's Löwenmuth den, von langer, heftiger Anſtrengung ermatteten Auguſt den mörderiſchen Händen der Franzoſen entriß, und aus mehreren Wunden blutend, Schmerz und Erſchöpfung überwand, um mit Gefahr des eigenen Lebens das des Freundes zu ſchirmen. —

Als der blut- und regenſtrömende Tag ſich nun in Dunkelheit verlor, als der Kanonendonner nach und nach verſtummte, und die Nacht mit ihren ſchwarzen Schleiern die Grauen des Schlachtfeldes verhüllte: da knieete Auguſt unter einem Baume, an ſeiner Bruſt ruhete Sarvy, den er ſo gut, wie es möglich geweſen, verbunden hatte, und er flüſterte in das Ohr des Retters den Schwur ewiger Dankbarkeit und Treue. — Der Morgen dämmerte trüb herauf. Die Verwirrung der Geflohenen, die Schreckniſſe des geſtrigen Tages, die Leiden der gefallenen Opfer — Alles dies wurde dem Auge des Beſchauenden ſichtbar. — Auguſt, welcher ſich krank fühlte, wendete den naſſen Blick ſchaudernd von dieſen Jammerſcenen hinweg, und fragend in die Wolken. — Mit dem letzten Reſte ſeiner Barſchaft gewann er einen Bauer zur Fortſchaffung ſeines verwundeten Freundes, und der Bauer vermochte weniger der flehenden Bitte des Jünglings, der, an Bläſſe und Entſtellung einem Grabbewohner gleichend, nur für den Zuſtand ſeines Freundes zu leben ſchien, und ſich ſelbſt nicht die mindeſte Beachtung weihte — als der Gabe, die ihm geboten wurde, zu widerſtehen. — Nach dem Verlauf einer Stunde kam der Bauer verſprochenermaßen mit einem ärmlichen Fuhrwerke, nur von einem Ochſen beſpannt, zurück, und als Auguſt mit vieler Anſtrengung den ſchwachen Sarvy in daſſelbe befördern half und keine Miene machte, es ſelbſt zu benutzen, ſagte der Bauer: „Nun, Herr Officier, ſetzt Euch nur mit hinein; Ihr ſeht mir nicht danach aus, daß Ihr weit laufen würdet;“ und Auguſt folgte der gutmüthigen Einladung. — Der Bauer brachte die Leidenden nun nach dem Städtlein Jauer, woſelbſt ſie von einer hülfswilligen Bürgerfamilie theilnehmend aufgenommen und bis zu ihrer völligen Geneſung liebreich beherbergt und verpflegt wurden.

Von dieſer Zeit an waren ſie weniger von Noth und Gefahren umdrängt als bisher; und obgleich ſie mehrere glänzende Siege erkämpfen halfen, ſo blieben ſie unverſehrt und konnten im Triumph der Ueberwinder dem Einzuge in Paris beiwohnen.

Von der Stunde an, in welcher Auguſt und Sarvy ſich kennen gelernt, hatte ein herzliches, ſich immer deutlicher äußerndes und tiefer geſchöpftes Vertrauen ſie gegenſeitig erfüllt und feſter an einander gekettet. — Dieſes Vertrauen that ſich in ſeinen erſten Aeußerungen in der rückhaltloſen Mittheilung ihrer Orts- und Familienverhältniſſe kund, ſpäterhin enthüllte es die theuren Geheimniſſe ihrer Herzen, die Schätze ihrer Geiſter.

Sarvy war das einzige Kind einer vortrefflichen, aber unglücklichen Frau. — Er hatte keine Erinnerung an ſeinen Vater, der im Zweikampfe gefallen war, als Sarvy noch in der Unbewußtheit der früheſten Kinderzeit lebte. — Seine Mutter wendete die ganze Kraft ihres durch Leiden geläuterten Gemüthes auf die Erziehung ihres Sohnes, und die vielverſprechenden Anlagen dieſes liebenswürdigen Knaben ließen ihr gebrochenes Herz nicht ohne den Troſt ſanfter Hoffnung. — Da Frau von Sarvy kein Vermögen beſaß und nur von dem ſpärlichen Ertrage eines kleinen Gütchens kümmerlich lebte, ſo ſah ſie ſich genöthigt, den Vorſtellungen des Vormunds ihres Kindes nachzugeben, welche ihr deutlich machten, daß ihr Sohn für den ihr ſo verhaßten Stand ihres Gemahls gebildet werden müßte. Als er ſie überzeugt zu haben glaubte, ſagte er ihr, daß er bereits für die Aufnahme des Knaben auf der Cadettenſchule Sorge getragen habe und denſelben binnen Monatsfriſt dorthin abholen würde. — Frau von Sarry mußte einwilligen; und obwohl ſie ihren Sohn auf jedem Schritte ſeiner ferneren Laufbahn mit ängſtlicher Wachſamkeit und bangen Beſorgniſſen begleitete, ſo gelangte ſie doch durch ſein ſtrengſittliches Verhalten allmählich zu der beruhigenden Ueberzeugung, daß ſein Charakter auf dem unerſchütterlichen Grunde reiner Geſinnungen und veredelter Gefühle ruhe.

Ein junges, ſchönes Fräulein aus einem begüterten Hauſe, welches entfernt verwandt mit der Familie Sarry war, lernte den jungen Sarry, bei einer längern Anweſenheit deſſelben, auf dem Gute ſeiner Mutter kennen und lieben. — Obgleich die friſchblühenden Reize der ſchönen Cöleſtine ihre Wirkung nicht verfehlten, und Sarry's Bruſt mit den angenehmſten Empfindungen erfüllt ward, als er wahrnahm, welchen heftigen Eindruck er auf ſeine Muhme hervorgebracht, ſo ermangelte doch das Benehmen derſelben zu ſehr jener zarten Jungfräulichkeit, welche das ſinnliche Wohlgefallen des Mannes erſt in edlere und geiſtige Liebe verſchmilzt — als daß Sarry ſich willig einem Gefühle überlaſſen hätte, das ſeine Vernunft nicht durchaus billigte. — Er beobachtete nun Cöleſtine genauer, und fand, daß ſie zwar zu allem Guten fähig, aber höchſt leichtſinnig ſei; daß, daran gewöhnt, jeden aufwallenden Wunſch, von ſchwachen, thörichtzärtlichen Eltern augenblicklich befriedigt zu ſehen, ſie die belohnenden Genüſſe der Selbſtbeherrſchung nicht kannte; und wenn in Folge dieſer Betrachtungen, ſeine Neigung ruhig und beſonnen und in feſtgeſteckten Grenzen blieb, ſo entflammte dies Betragen Cöleſtine nur ſtärker für ihn. — Sie entdeckte endlich ihren Eltern, daß ſie ihren Vetter beſitzen müſſe, oder niemals einem Andern angehören würde; ja, ſie ließ ſogar verſteckt die Drohung fallen, daß, wenn man ihrer Liebe entgegen ſei, man für ihr Leben fürchten dürfe, — und ihr Vater, verblendet für die Ungebührlichkeiten, welche ſich die verwöhnte Tochter zu Schulden kommen laſſe, und in dem ſtolzen Bewußtſein, den armen Vetter Lieutenant mit dem Verſprechen, ihm die ſchöne, und ſteinreiche Tochter zur Frau geben zu wollen — überſchwänglich zu beglücken, beruhigte das eigenwillige Kind durch die Zuſage, zu gewähren. —

Der junge Sarry fühlte ſich nicht wenig überraſcht, als Cöleſtinens Vater ihm in dieſer Beziehung entgegenkam. — Es fehlte ihm der Muth, des Mädchens inniges Anneigen mit kränkender Undankbarkeit zu erwiedern; ſeine beſſere Ueberzeugung wich dem Andringen drückender Verlegenheit und der zuvorkommenden Güte ſeiner Verwandten; — und ehe er noch wußte, wie ihm geſchehen ſei, war er der Verlobte ſeiner ſchönen Muhme geworden. —

Die kleine Beſitzung der Frau von Sarry grenzte dicht an die Güter, welche Cöleſtinens Eltern gehörten, und die Liebenden ſahen ſich täglich unbehindert. — Der Gedanke, daß dies Geſchöpf, deſſen leidenſchaftliches Gebehrden, wenn auch nicht von dem feinen Gefühle der weiblichen Würde, doch von der nunmehr erfolgten Erklärung und der elterlichen Bewilligung, als gerechtfertigt erſchien — nun für immer an ihn gebunden ſei, hatte plötzlich ſeine Anſicht und

Beurtheilung deſſelben verwandelt. — Mit der Vorneigung, welche ſich bei ſo vielen Menſchen an den Begriff des Eigenthums knüpft, erwog und überſchätzte er nun jeden natürlichen Vorzug ſeiner Braut; und ihre Mängel, welche ſein Zartgefühl unangenehm berührten, hoffte er mit liebender Zuverſichtlichkeit als Ehemann, in die liebeswürdigen Gegenſätze derſelben verkehren zu können. —

So ſchlang die Liebe ihre zauberiſche Binde um ſein helles Auge und ſeinen freien regen Geiſt in die engen Bande der Leidenſchaft. Mit Cöleſtinens Bilde im ſehnſüchtigen Herzen — mit dem träumeriſchen Andenken an die ſüßen Stunden, welche ſie ihm gegeben, kehrte er nun endlich nach halbjähriger Abweſenheit in ſeine Garniſon zurück.

Die Erlebniſſe der letzteren Vergangenheit dünkten ihm ein Traum, und indem er ſich jede Scene derſelben zurückrief, dachte er auch mit ruhiger Beſchämung an ſeine erſte, kühle Beurtheilung und Behandlung der nun ſo heißgeliebten Cöleſtine. Ganz leiſe flüſterte ihm ſein verſcheuchter Genius die Frage zu, ob jene Beurtheilung wohl vielleicht die richtigere geweſen ſei. — Und jetzt, da die Nähe der Geliebten, der Anblick ihrer holden Geſtalt und ihrer glühenden Leidenſchaft für ihn, nicht mehr ſinnlich und verwirrend auf ihn wirken konnte, verdunkelte ein immer tiefer werdender Schatten das Gedankenbild ſeiner Entfernten. —

Der Briefwechſel mit ihr, ſo hoffte er — würde ihn zerſtreuen und ſeine unruhige Liebe befeſtigen. Ihr erſtes Antwortſchreiben langte an; Sarry erröthete, als er es las. — Die Handſchrift war ungebildet, der Styl unbeholfen, der Ausdruck mangelhaft und unzart. — Wenn auch Cöleſtine nicht beſſer ſprach, als ſchrieb, ſo war doch Sarry früher durch das feine Spiel der lächelnden Purpurlippen und den beredten Ausdruck ihrer funkelnden ſchwarzen Augen gehindert worden, ihre geringe Sprachfertigkeit zu bemerken. — Doch die Aufforderung ſeines Gewiſſens, als Mann von Wort und Ehre handeln zu müſſen, die Ermahnung ſeines Verſtandes, ſich durch öftere Aufzählung aller vorwaltenden Uebelſtände in Bezug auf das Weſen ſeiner Braut — nicht mit Befürchtungen für die Zukunft zu erfüllen und den ſchönen Genuß der Brautzeit zu verkümmern — beſtimmten ihn endlich, ſich gegen jede Einflüſterung der Unzufriedenheit mit Cöleſtine zu verſtocken. — So war der Spätherbſt und Winter vergangen, als bei Annäherung des Frühjahrs Cöleſtinens Briefe allmählich ſeltener, kürzer und kälter zu werden begannen. — Schon glaubte Sarvy, die Geliebte ohne Wiſſen und Willen beleidiget zu haben, als er ein langes, ausführliches Schreiben von ſeiner Mutter erhielt, das ſeine umherirrenden Vermuthungen auf eine Weiſe beſtimmte, welche weit außer dem Kreiſe ſeiner Erwartungen lag. — Cöleſtine, ſo lautete der Bericht, hatte ihre erſte Liebe gegen eine zweite, für einen benachbarten, jungen, wüſten Edelmann, der oft in dem Hauſe ihrer Eltern ſei, umgetauſcht. — Frau von Sarvy machte ihrem Sohne bemerkbar, wie ſehr Cöleſtine ſich jedem augenblicklichen Eindrucke überlaſſe, wie mächtig ſie von der Gegenwart beherrſcht werde — und wie ſo gar keine Ahnung die Wechſelſüchtige von dem Feſthalten an einer Verbindung habe, die zu höheren Zwecken geweihet ſei, als die vergänglichen Blumen ſinnlicher Freuden in die Leere eines unbeſchäftigten Herzens zu flechten. — Frau von Sarvy ſchrieb ferner, daß ſie ſchon vor längerer Zeit von einem ungeziemenden Einverſtändniſſe ihrer künftigen Schwiegertochter mit dem genannten Edelmanne gehört, daß ſie jedoch, da anhaltende Kränklichkeit ſie davon abgehalten, jenes ſtrafwürdige Verhältniß ſelbſt zu bemerken, dem Gerüchte keinen Glauben geſchenkt, bis endlich eine geſtern an ſie ergangene Erklärung von Cöleſtinens Vater jeden Zweifel hierüber gelöſt habe. — Die gedachte Erklärung ſei dahin ausgefallen, daß Cöleſtine durch das Betragen ihres jetzigen Verehrers zu der Kenntniß gelangt ſei, daß Sarvy's Neigung zu ihr, nur ein dürftiges Surrogat der Liebe, nur Mitleid mit ihrer leidenſchaftlichen Schwäche und ſchonende Rückſicht auf verwandtſchaftliche Verhältniſſe geweſen wäre; daß ſie, von dieſer Schwäche nun geheilt, ihn ſeines unfreiwillig gegebenen Wortes entbinde, und in dem Gefühle, wahr und warm geliebt zu ſein, Erſatz für die abgemeſſene und ſtrenggewogene Zärtlichkeit zu finden hoffe, mit welcher er ihre innige Zuneigung erwiedert habe. — Schließlich wünſchte Frau von Sarvy ihrem Sohne Glück, ohne die Anwendung von Gewaltſchritten eine Verbindung aufgehoben zu ſehen, die ihr ſo viel ſtillen Kummer verurſacht habe. —

Die gemiſchteſten Empfindungen bemächtigten ſich Sarvy's Bruſt bei Leſung dieſes Schreibens. — Bald ſiegte die Wehmuth, welche ihm der Gedanke erregte, einen ſo lange genährten Gedanken aufgeben zu müſſen, bald die Bitterkeit über den Unwerth der Geliebten, bald die Scham, ſeiner beſſeren Ueberzeugung nicht treu geblieben zu ſein — bald der Zorn, ſo unedel behandelt zu werden; doch dieſe ſtreitenden Gefühle waren bis auf einen leiſen Nachhall verklungen, als die Zeit erſchienen war, in welcher Sarvy dem neu gefundenen Freunde dieſe Mittheilungen machte. —

Sarvy lauſchte mit ſichtlichem Vergnügen Auguſts erwiedernden Erzählungen von deſſen Familie. — Wie beſcheiden dieſer Letztere auch die Charactere zeichnete, ſo ſtrahlte doch das mit ſtrenger Wahrheit ausgeführte Gemälde den entzückten Sarvy in dem ſanften Glanze ſtiller Bürgertugend, männlichen Hochſinnes und weiblicher Milde an. Vorzüglich intereſſirten ihn die Schilderungen von dem Commerzienrath, von Chriſtine und Jucunde. Mit einfachen Worten, jeden Redeſchmuck verſchmähend, ſchilderte Auguſt dem Freunde das Weſen der Verlobten. Er ſprach von ihr zwar mit unverkennbarer Zärtlichkeit, aber mit ſo vieler Ruhe, mit einer ſo gewiſſen Sicherheit ihrer Treue, ihres Beſitzes, daß es Sarvy oft dünkte, als ſei die Liebe des Erzählers von der Art, wie ſelige Geiſter ſie fühlen mögen, die über jede Wallung der Furcht, über die Qualen des Zweifels erhaben ſind. —

Der beiden Reconvaleſcenten Abreiſe von Herrnhuth war ſchon angeſetzt, als ein ſchwarzgeſiegelter, veralteter Brief von Hauſe an Auguſt gelangte. — Dieſer erſchrak ſo heftig, daß er Sarvy erſuchte, das Schreiben zu erbrechen, und er wartete nun in peinlicher Stimmung, unter ſtarken Herzensſchlägen den Inhalt. — Der Brief war von Jucunde, welche ihm den Tod ihrer Eltern meldete. — Auguſt vernahm dieſe Nachricht mit tiefer Erſchütterung. — „Ein paar Engel haben die Erde verlaſſen! Nie haben hienieden edlere Herzen geſchlagen! —“ ſagte er jammernd, ſein bleiches Geſicht vor Schmerz verhüllend. — Auch Sarvy fühlte ſich getroffen. Ewald und Chriſtine waren ihm nicht fremd; Auguſts öftere Darſtellungen hatten Sarvy's Begriffe von ihnen auf das freundlichſte geſtaltet. — Auguſt war ſo ſehr in das Ereigniß verſunken, daß die Art und Weiſe, wie die

Geliebte ihn davon unterrichtete, ihm nur als Nebenſache erſchien, doch ein um ſo lebhafteres Intereſſe widmete Sarvy dieſem Briefe, der ihm zuerſt den Beweis geben konnte, ob Auguſt treu geſchildert, oder mit Bräutigamsfarben das Bild der Geliebten aufgetragen habe. — Obſchon mit blutender Seele geſchrieben, war das Schreiben dennoch der Spiegel eines reinen, frommen, weiblichen Gemüthes. — Da, wo der Schmerz über die Beſonnenheit ſiegte, zeigte er ſich ſo würdig, ſo von ſanfter Ergebung gemäßiget, daß Sarvy mit tiefer, unnennbarer Achtung für die Schreiberin erfüllet ward. — Von der zarteſten Natur erſchien ihm ihre Liebe für Auguſt, und alles was Jucunde von dem Zuſtande und Betragen jedes Einzelnen in der Familie bei dieſem betäubenden Vorfalle ſagte, beſtätigte Auguſts frühere Erzählungen, und gewann das Herz des Leſers immer mehr für dieſe ausgezeichneten Menſchen. — Die Handſchrift des Briefes, klein, regelmäßig, charakteriſtiſch; der Styl ungezwungen, aber edel; der Ausdruck natürlich, aber fein und treffend, drängte dem aufmerkſamen Sarvy unwillkürlich Vergleichungen mit einer minder fertigen Briefſtellerin auf. Er las ſeufzend das Schreiben mehrere Male; immer anſprechender wirkte dieſer Ausfluß einer ſchönen, weiblichen Seele auf ihn; ein leiſer Neid beſchlich ihn — aber unwillig verdrängten warme Theilnahme und herzliche Freundſchaft die fremde, unwürdige Regung. — Oefter als ſonſt, und faſt immer, wenn auch unmerklich, von Sarvy veranlaßt — bezogen ſich nun die Unterredungen der beiden Freunde auf Jucunde. Sarvy war nie aufmerkſamer, als wenn das Geſpräch ſich um dieſen Gegenſtand wendete; er ſog mit ſo geſpannter Erwartung jedes Wort von Auguſts Lippen, daß dieſer, welchem der lebhafte Antheil des Freundes wohlthat, ſich oft das Vergnügen von dem Anblicke deſſelben gewährte, und nur als warmes Mitgefühl erkannte, was bereits Sarvy's eigenſtes Intereſſe geworden war.

In dem toſenden Strudel des Krieges gingen jedoch die Bewegungen leidenſchaftlicher Perſönlichkeiten ſpurlos unter, und das Schickſal der Nationen entwickelte auch in der engſten Bruſt den Weltbürgerſinn, und ließ jede ängſtliche Sorge um Herzensangelegenheiten als kleinliche Selbſtſucht erſcheinen. —

Mehrere Briefe, welche Auguſt in ſeine Heimath geſchrieben hatte, waren verloren gegangen. Auguſt, dies vermuthend, bezog ſich und wiederholte gedrängt in jedem folgenden Schreiben den Inhalt des Vorhergehenden, bis eine endlich erfolgte Antwort ihn dieſer Mühe erhob, und ihm geſtattete, in der Beſchreibung ſeiner Erlebniſſe unaufgehalten weiter fortzufahren. Auf dieſe Weiſe blieben die Seinigen in genauer Kenntniß deſſen, was ihm ſeit ſeinem Austritte aus dem väterlichen Hauſe begegnet war; und ſo kannten ſie auch den edlen Sarvy, und die Entſtehung, wie den Gang einer Freundſchaft, welche Allen, deren Zufriedenheit mit Auguſts Wohlergehen feſt und innig zuſammenhing, zur Beruhigung und Freude gereichte. —

Als bei dem Aufenthalte in Jauer Auguſt Krankheit und Erſchöpfung abermals ſo weit überwunden hatte, um einer klaren Mittheilung fähig zu ſein, erſtattete er ſeinen Verwandten einen langen und weitläufigen Bericht von jenem unvergeßlichen ſechs und zwanzigſten Auguſt. Mit begeiſterter Dankbarkeit ſchilderte er ſeine Rettung durch den geliebten Freund. Er verſicherte, daß ihm fernerhin kein Glück gedenkbar ſei, wenn es ihm verſagt ſein ſollte, es mit ſeinem Retter zu theilen; alle Empfindungen ſeines erkenntlichen Herzens ſchienen ſich nur in dem Wunſche zu vereinigen, Sarvy glücklich, und durch ihn belohnt zu wiſſen.

Die Erwiederung auf dieſes Schreiben erfolgte ſchneller, als zu hoffen geweſen wäre. — Ein langer Brief von ſeinen Eltern, ein noch längerer von Jucunde, woran ſich ein herzliches Poſtſcript des Großvaters ſchloß, ſprach das Entzücken über Auguſts Erhaltung aus. — Allein, was ihn jedoch mehr noch als dieſer Beweis von Liebe erfreute, war ein inliegendes Briefchen Jucundens an Sarvy, worin ſie dem Retter ihres Verlobten höchſt zartſinnig ihren tiefgefühlten Dank ausſprach, und als ein ſichtbares Zeichen deſſelben eine einfache Geldbörſe, welche nur durch die Sauberkeit der Arbeit und den, in Goldſchrift prangenden Namen Jucunde geſchmückt ward — mit der Bitte beifügte, dies unbedeutende Geſchenk durch den Gebrauch zu ehren, und der Geberin ein freundliches Andenken dabei zu weihen. —

Sarvy erröthete in froher Beſtürzung, als Auguſt ihm in ſtrahlender Heiterkeit Brief und Börſe überreichte. — Er überlief mit dunklen Blicken das Schreiben mehrere Male, ehe der Sinn deſſelben ihm deutlich wurde, und die zierliche Arbeit, eine Schöpfung ihrer geübten Hand — feſſelte ſeine unſtäten Gedanken. —

So knüpfte ſich ein zarter Faden nach dem andern zwiſchen Sarvy und der Familie ſeines Freundes an, und beide Theile waren liebend auf ihre nähere Bekanntſchaft vorbereitet, als dieſe im Herbſt des Jahres nun wirklich erfolgte. — Nach einer wiederholten Einladung des Commerzienraths, ſeinen Enkel in die Vaterſtadt zu begleiten, um eine längere

Zeit in einem Hauſe zuzubringen, deſſen Beſitzer ihm ſo hohe Verpflichtungen hatten — wirkte ſich Sarvy, deſſen Regiment weit von H.... garniſonirte, einen unbeſtimmten Urlaub aus. — Der glückliche Tag erſchien endlich, an welchem Auguſt an des Freundes Seite mit einer Rührung ohne Gleichen in die Thore der Vaterſtadt einritt. — Ungern durch die freudigen Begrüßungen ihm bekannter Bürger aufgehalten, eilte er raſcher dem lieben, heimathlichen Hauſe zu. — Da ſtand harrend der theure Kreis der ſo lange Entbehrten; und Alles drängte ſich herzu, und die Commis, ja ſelbſt die Domeſtiken eilten herbei — dem erſehnten Ankömmlinge bewillkommend die Hand zu reichen. — Dem Commerzienrath preßte der Gedanke, daß die unvergeſſenen Vollendeten an dieſem fröhlichen Tage fehlten, Thränen in die alten Augen; doch er ermannte ſich, um Sarvy die verdiente Achtung zu beweiſen. —

Dieſer ſtand mit mächtig emporſchlagender Bruſt, und heftete leuchtende Blicke auf die blühende Geſtalt des lieblichen Mädchens, das in trunkener Seligkeit in Auguſts Armen hing, und als Meta den Sohn in die ihrigen ſchloß, ſich mit hinreißender Freundlichkeit ihm näherte, die weichen Arme um ſeinen Nacken legte und einen leiſen Kuß auf ſeine bebenden Lippen hauchte. „O Sarvy!“ ſagte ſie, (jede Form der Höflichkeit bei dieſer erſten Anrede an den Freund ihres Freundes wäre ihr Entweihung des ſchönen Gefühls geweſen, welches ihr Herz drängend erfüllte), „Ihnen danke ich meines Auguſts Leben! — Möchte es mir vergönnt ſein, die Empfindungen, welche dieſer Gedanke in mir erregt, Ihnen auszudrücken! —“

Tage der Ruhe und Freude begannen nun für die auf ihren Lorbeeren ruhenden jungen Helden. Nach einiger Zeit kam auch Fernau zurück. Sein Aeußeres, obgleich ſein Geſicht von der Sonne ſtark gebräunt war, und einige Narben es bedeckten — hatte dennoch gewonnen, und mehr noch ſein Benehmen, welches freimüthiger, gewandter, beſtimmter geworden war.

Stärker, als in Sarvy's und Augusts zarter beſaiteten Gemüthern, halleten die Ereigniſſe der Vergangenheit in ſeiner frohen Seele nach; und nicht ohne einen leiſen Widerwillen gegen die ſanften Ketten der bürgerlichen Ordnung ging er in das ehemalige Geſchäftsleben wieder ein. —

Vater Stephany war ſehr vergnügt, ſeine Kinder wieder um ſich zu haben. Er zählte Sarvy, den er ſehr lieb gewonnen, unter dieſe — und ſann, ohne ſich darüber auszulaſſen darauf, wie er dieſen jungen Mann in eine Wirkſamkeit verſetzen könne, die dem ſanften Charakter deſſelben angemeſſener wäre, als diejenige, in welcher er ſich befinde.—

Jucunde ſtand in den verſchiedenſten Verhältniſſen zu jedem der drei jungen Männer, in deren Gemeinſchaft ſie gegenwärtig lebte; doch jede dieſer Beziehungen berührte ihre Weiblichkeit auf das angenehmſte. — Wenn ſie ſich der reinſten Achtung jedes dieſer drei Männer bewußt ſein konnte, ſo ward dieſe Achtung in Augusts Herzen durch eine mit ſeinem Leben erſtarkte, ſein ganzes Weſen beſeelende Liebe verklärt; die Aeußerungen derſelben trugen weniger das Gepräge drängender Sehnſucht und ſchmeichelnder Huldigung, als das inniger Befriedigung und des begeiſterten Strebens, ſich im Vereine mit der Geliebten zu höherer Vollkommenheit zu bilden. — Bei Fernau hingegen war die aufrichtige Hochſchätzung für Jucunde mit brüderlicher Traulichkeit, mit einer drolligen Unbefangenheit, die ihn ſehr wohl kleidete, gemiſcht: nur zuweilen wich dieſes Benehmen einem gewiſſen Ernſte, der faſt wie Trauer ſich äußerte, und dann wollte es den Beobachter bedünken, als würfe eine lebhaftere Anerkennung der Liebenswürdigkeit Jucundens über die helle Heiterkeit deſſen, der ſie nicht beſitzen konnte, einen trüben Schatten. — Bei Sarry endlich war die faſt anbetende Verehrung für die Verlobte ſeines Freundes mit einer ſo tiefen Sehnſucht nach einem ähnlichen Herzen verſchmolzen — er wähnte ſich in mehrfacher Beziehung ſo fern von Jucunde, daß ſein Betragen niemals die Grenzen der zarteſten Ehrerbietung überſchritt. — Dennoch bemerkte Jucunde, o ſie war ja ein Mädchen! daß ſeine düſtern Augen in Entzücken ſtrahlten, wenn ſie ihn tiefere Blicke in das ſchöne, unſchuldige Herz thun ließ, wenn ihre ſüße Stimme tief, tief! in ſeine bewegte Seele drang; wenn ſie an ſeinem Arm den Friedhof beſuchte, und mit ihm an dem Doppelgrabe der Eltern ſtand, die unter Blumen ſchliefen. — Nach und nach dämmerte in ihr die ſpäterhin von Auguſt beſtätigte Ahnung auf, daß ſie von ihm geliebt ſei. —

So wie Sarry die inneren Verhältniſſe des ehrenwerthen Hauſes, in welchem er ſich gegenwärtig befand, näher kennen lernte, erſchien ihm auch manches als räthſelhaft, das ſich zu erklären, er die Vergangenheit hätte kennen müſſen. — Dahin gehörte die Stellung des jungen Fernau in der Familie. — Obgleich er früher durch Auguſt von dem Ereigniſſe, durch welches Fernau Aufnahme, Schutz und Liebe in demſelben gefunden, unterrichtet worden war, ſo hatte doch der feinfühlende Auguſt einen Umſtand verſchwiegen, der Sarry ein ungünſtiges Vorurtheil gegen ſeine Mutter hätte einflößen können; nämlich den, daß Fernau mehr Liebe und Theilnahme in dem Herzen gefunden, unter welchem der zurückgeſetzte Sohn zu dem Leben erwacht ſei — als dieſer Letztere ſich jemals habe erfreuen können.. —

Jetzt machte Sarvy mit Mißbilligung dieſe Wahrnehmung ſelbſt. — Meta hatte zwar dem Lebensretter ihres Sohnes einen ſehr koſtbaren Ring geſchenkt, ſie zeichnete wohl den jungen Gaſtfreund durch ein ehrendes Betragen aus, aber dennoch vermochte dies nicht das verletzte Gerechtigkeitsgefühl des edlen Sarvy zu verſöhnen, der bald bemerkte, wie viel mehr der angenommene, als der leibhaftige Sohn der Mutter ſeines Freundes galt. — Wenn ſich auch Meta bei der Ankunft ihres Sohnes gefreut hatte, ſo hielt doch die ruhig begrenzte Empfindung dieſer Freude keinen Vergleich mit dem ſtürmiſchen Vergnügen aus, welchem ſie ſich bei Fernau's unerwarteter Ankunft überließ. — Er bemerkte ferner, wie feurig ſie jede gute Eigenſchaft Fernau's überſchätzte, während ſie die edelſten Handlungen ihres vortrefflichen Sohnes nur mit kalter Gerechtigkeit beurtheilte, und Sarvy's Herz würde in weicher Theilnahme für den Freund geblutet haben, dem die eigene Mutter eine liebeleere Fremde war — wenn er dieſen nicht in Jucundens beglückender Liebe überſchwenglich für alles Entbehrte entſchädiget und hoch und dauernd beſeliget geglaubt hätte. — Wie große Mühe ſich auch Sarvy gab, für Fernau, dem er Werthſchätzung nicht verſagen konnte, etwas der Freundſchaft Aehnliches zu empfinden, ſo widerſtand doch ein unbekanntes Etwas hartnäckig dieſer Anſtrengung. — Sarvy wähnte, die, zum Nachtheil ſeines Freundes, an Fernau verſchwendete mütterliche Gunſt ſei der Bewegungsgrund ſeiner inneren Verſtimmung gegen den Begünſtigten, allein noch andere Urſachen, die zu enthüllen Sarvy Scheu trug, lagen verſteckt in den tiefſten Falten ſeiner Bruſt. —

Herrmann hatte den Menſchen über dem Kaufmanne vergeſſen. — Der brauſende Ungeſtüm, das raſtloſe Umhertreiben ſeiner früheren Jahre, hatte ſich in lebendige Handelsthätigkeit, in leidenſchaftliches Intereſſe für Erwerb und Gewinn verloren. — Der mehr oder minder rege Kaufmannsſinn ſeiner Mitarbeiter und Mitbürger war der Maßſtab für den Grad ſeiner Achtung. — Wenn daher, obgleich ſein Herz nicht verhärtet genug war, um nicht warme Zärtlichkeit für den einzigen Sohn, der ihn nie betrübt hatte, zu empfinden — er doch wahrnehmen mußte, wie wenig die Neigung und Gemüthsbildung ſeines Sohnes dem ihm beſtimmten Berufe entſpreche, und er in Folge dieſer Wahrnehmung ſich in ſeinen liebſten und ſtolzeſten Hoffnungen getäuſcht ſah: ſo gewann hingegen Fernau, der für-den kaufmänniſchen Verkehr geboren ſchien, jeden kühnen Entwurf mit Feuereifer umfaßte, ein jedes Unternehmen mit eben ſo viel Beſonnenheit als Wagniß einging — täglich mehr Raum in ſeiner Zuneigung, in ſeinem Vertrauen; und ſo mußte es einem Beobachter wie Sarry, der mit dem geheimen Gedanken- und Empfindungsſpiel der handelnden Perſonen nicht genau bekannt war, erſcheinen, als ſei Fernau ſo hier als dort der Vorgezogene, der Mehrgeltende. —

Allein wenn auch Herrmann und Meta nicht alle Forderungen an eine richtige Würdigung ihres Sohnes nicht befriedigten, und dies in Beziehung auf ihre geiſtige Natur nicht konnten, da ſie Auguſts vollen Werth weder ahneten noch zu faſſen vermochten: ſo leiſtete doch das höchſt weiſe, unterſcheidungsvolle Betragen des Commerzienraths jedem gerechten Verlangen Genüge. — Er, der in Herrmanns Verirrung ſah, wie nahe jede Tugend an den entgegengeſetzten Fehler grenzt, und in Beziehung auf den vorliegenden Fall bemerkte, wie leiſe und unmerklich die Uebergänge vom Fleiß zur Gewinnſucht, von der erlaubten Benutzung kaufmänniſcher Vortheile zu dem tadelnswerthen Anſichreißen deſſen, was der Reiche entbehren kann und der Aermere mit ſchweren Sorgen vermißt — von der lobenswerthen Treue gegen das erwählte Geſchäft zur ſtraffälligen Vernachläſſigung aller Pflichten gegen die eigene Geſundheit, gegen die Rückſichten auf Familienſinn und Geſelligkeit führen — hatte nie verlernt, den höheren Beruf des unſterblichen Geiſtes von dem untergeordneten des Menſchen, des Bürgers zu unterſcheiden. — Nur das Herz, welches warm und treu für das Wohl der Brüder ſchlug, und bei dem Leiden Anderer die Wünſche der Selbſtſucht vergeſſen konnte — nur der Geiſt, welcher mehr nach Wahrheit und höherer Befriedigung, als nach den vergänglichen Gütern des Staubes rang — ſchien ihm der Liebe, der Achtung werth. — Nach dieſer Geſinnung erblickte er Jucunde und Auguſt als die Erſten des Hauſes, und wenn dieſe gerechte Anerkennung noch durch die Erwägung, wie wenig Auguſt ſich derſelben von ſeinen Nächſten erfreuen könne, für dieſen den Zuſatz des zarteſten Mitleids erhielt, ſo war ſie für Jucunde mit der dreifachen Liebe für Eltern und Kind verſchmolzen. — Doch auch bei dem Commerzienrath waltete tief in ſeinem Innerſten eine geheime Macht, welche in ſein Betragen gegen Fernau höhere Bedeutung legte. — Es war ihm nämlich von dem erſten Tage an, wo dieſer junge Mann in ſein Haus eingetreten war, deſſen Verhältniß in demſelben ganz dem ähnlich erſchienen, in welchem er einſt zu dem Begründer ſeines Glückes lebte. — Der Commerzienrath hatte ſo wenig ſeine dürftige, ſchmachvolle Abkunft vergeſſen, und trug ein ſo lebhaftes Gefühl ſeiner Erhebung durch den Edelſinn ſeines Wohlthäters und durch Gottes Segen in dem dankbaren Herzen, daß er gegen Fernau die Pflicht der Vergeltung mit der erſchöpfendſten Treue übte. — Ahnungsvoll, wie das Flüſtern eines prophetiſchen Geiſtes, raunte ihm zuweilen eine leiſe Stimme zu, ob vielleicht das Schickſal den ihm gegebenen Reichthum wieder in die Hand eines Fremdlings, in Fernau's Hand legen wolle, und deshalb dem Jünglinge einen ſchärferen Eigenthumsſinn und mehr Erwerbsluſt, als Auguſt beſaß, der vor Allem nach dem Reiche Gottes trachtete und feſt der Verheißung lebte, daß ihm das Uebrige von ſelbſt zufallen werde — gegeben habe. — Aber da ſtanden ja Auguſt und Jucunde als die natürlichen Erben dieſer Güter, und ihre Vereinigung machte jede Vereinzelung derſelben unmöglich. Doch, wie oft auch verſcheucht, kehrte jener ſtörende Gedanke in ſtillen Stunden immer wieder, und geſtaltete ſich zu einer beziehungsvollen Berückſichtigung Fernau's. —

Ganz natürlich mußte Sarry, der nur die Wirkungen ſo verſchiedener Urſachen in der ehrenden Stellung ſah, welche Fernau in dem Hauſe des Commerzienraths behauptete, nicht aber deſſen innerſtes Getriebe kannte — auf den Gedanken gerathen, daß, wäre Jucunde nicht Auguſts Eigenthum geweſen, ſie keinem Anderen angehören würde, als dem beliebten Fernau, deſſen perſönliche Vorzüge und Eigenſchaften, nächſt ſeinem Standpunct in der Familie, ihm ein Recht an das treffliche Mädchen gaben; und ſo ſprachen denn Pflichtgefühl und Klugheit ein verwerfendes Urtheil über die erwachende Leidenſchaft in Sarry's Herzen aus.

Doch ſchon Bürger ſagte: „Iſt denn dieſe Flammenliebe freier Willkür heimgeſtellt? — Nein, den Samen ſolcher Triebe ſtreut Natur ins Herzensfeld' —“ Auch Sarry wollte dies alſo bedünken; denn, wie ſehr er ſich auch in der Freundſchaft für Auguſt, gegen den Zauber zu ſchützen ſuchte, mit welchem die ſüße Jucunde ihn täglich ſtärker umſtrickte, ſo ſpottete doch die Feenmacht ihrer Anmuth und Unſchuld ſeinen angeſtrengteſten Bemühungen. —

Stundenlang ſaß er allein; die dunklen Blicke an den Boden geheftet, malte er ſich das Glück an der Seite eines Weibes, welches Jucunden gliche. — Auguſts gleichmüthige Zärtlichkeit gegen dieſelbe erſchien ihm als Kälte; Fernau's freundliche Herzlichkeit als dreiſte Zudringlichkeit; er nur allein, ſo fühlte er, verſtehe es, dies ſeltene Geſchöpf zu lieben und zu ehren. —

„O warum," ſo ſeufzte er oft im tiefen Gefühle ſeines Unglücks, „haben nicht die Kugeln der Feinde wohlthätig dieſe Bruſt durchbohrt, ehe ſie von tauſendmal ſchmerzenderen Qualen zerriſſen würde? — Jucunde! Du Inbegriff weiblicher Lieblichkeit und Güte! — Könnte ich wenigſtens für Dich ſterben, da es mir nicht vergönnet iſt, für Dich zu leben! — Der Tod, für Dich erlitten, muß die reinſte Opferungswonne gewähren! —" Wie bemühet Sarry auch war, den inneren Kampf ſeiner Empfindungen hinter anſcheinender Ruhe und Fröhlichkeit zu verbergen, ſo konnte er doch Auguſts helles Auge nicht für den wahren Zuſtand ſeines Herzens verblenden. — Auf einem einſamen Spaziergange drang Auguſt ſanft, aber angelegentlich in ihn, ihm doch zu ſagen, was ihn ſeit längerer Zeit ſo ſichtlich verdüſtere und zerſtöre. — Sarry erröthend wollte der Frage entſchlüpfen. — „Und wenn ich es nun errathen hätte? —" hob Auguſt, ſeinen Arm um Sarry ſchlingend, wieder an, „würdeſt Du anſtehen, meine Vermuthung zu beſtätigen? —" Sarry, in der ſichern Vorausſetzung, die Urſache ſeines Kummers ſei dem Frager verborgen geblieben — ſchüttelte ſchweigend mit dem Kopfe. — „Nun denn,“ ſagte Auguſt leiſe, „Du liebſt meine Jucunde! —“

Sarry ſtand, wie vom Donner gerührt; die erkannte Schuld malte ſich in den finſteren Blicken, welche in den Boden wurzelten — in dem ſchmerzlichen Beben, das um den verſtummenden Mund zuckte. — Aber in Augenblicken wie dieſer, wo die tiefſten Gefühle hervortreten, zeigt ſich der Adel einer ſchönen Seele. Sarry fühlte ſich feſt an die Bruſt ſeines Freundes gedrückt. — „Sei doch nicht ſo ſeltſam, lieber Sarry,“ ſagte Auguſt begütigend zu dieſem, und fuhr fort, „kein Unrecht laſtet, wie Du wähnſt — auf Deiner treuen Seele! — Daß Jucunde einen tiefen Eindruck auf Dich hervorgebracht hat, iſt der Triumph ihrer Liebenswürdigkeit und die Feier meiner Wahl und Liebe. — Nur dann, wenn dieſer Eindruck ſich bis zur Leidenſchaft verſtiege, die mit räuberiſcher Hand das Glück des Freundes zu zertrümmern vermöchte, um das eigene darauf zu erbauen — wenn Du verlaſſen von dem Genius der Treue die Geliebte ſelbſtiſch begehrteſt, ſtatt ſie entſagend zu beglücken, nur dann würdeſt Du ſtrafbar ſein. — Aber ſo iſt es nicht mit Dir, mein Sarry! Du gönneſt mir ja die Theure, die Dir wahrlich auch gehört, wie ein edles Gemüth dem andern; und dieſe geiſtige Gemeinſchaft, die ewig dauernde, ſchließt kein Liebes- oder Eheband aus. — Darum faſſe Muth, Lieber! Die Vorſehung ſtellt ihre Lieblinge bald vor den Feind im offnen Felde, bald gegen den, der in uns ſtreitet: welcher Kampf heißer iſt, weiß Gott! Doch der Sieg iſt's, der das Herz beſänftiget — und Du biſt tapfer, Sarry!“ Ach, wüßten die Menſchen doch, wie unwiderſtehlich das Vertrauen ſei, wie manches Edle, Große nur darum geleiſtet wurde, weil es vorausgeſetzt ward, ſie würden ſich nicht ſo ſelten dieſer dringenden Anſprache bedienen. Es war dem edlen Sarry, wie er dieſe Worte vernahm, als ſchwände ein Nebel vor ſeinen Augen, als fielen drückende Feſſeln von ihm ab, und klar ſchauete ſein Blick durch den zerfloſſenen Dunſt der Leidenſchaft, und frei und hoch erhob er ſich aus den zerſprengten Banden der Sinnengewalt. — Er drückte einen heißen Kuß auf Auguſts Lippen, und ſagte ſtill begeiſtert: „Du edler Menſch! Du haſt mich geheilt, und damit Du ſieheſt, was Du mit dieſer reinen Zuverſichtlichkeit gewirkt, ſtehe ich ab von einer Bitte, welche ich Dir ſchon längſt habe eröffnen wollen, der: daß Deine Freundſchaft meine ſchnelle Entfernung aus Deinem heimathlichen Hauſe durch irgend eine Entſchuldigung vertreten möge. — Jetzt bleibe ich, um Dir zu zeigen, wie viel theurer und wichtiger mir das Bewußtſein Deiner Zufriedenheit, als mein eigenes Glück ſei; denn ginge ich, nachdem ich Dir mein unglückliches Geheimniß geſtanden, ſo würde mich, nächſt dem Vermiſſen Deines Umgangs, an den Du ſo lange gewöhnt warſt, noch Deine bittere Sorge um meinen verſchmerzten Frieden begleiten und den Deinigen ſtören. —“

Wir wiſſen bereits aus Jucundens Munde, welche Mittel der edle Auguſt gewählt habe, um die Braut zur Heilung einer Wunde zu vermögen, die ſie dem Freunde geſchlagen, wir haben erfahren, wie wirkſam die Anwendung derſelben geweſen, und wollen nun zu der Geſchichte zurückkehren. —

Die Nachwehen körperlicher Anſtrengungen und gewaltiger Gemüthserſchütterungen äußerten ſich bei Auguſt in einer ſchleichenden Kränklichkeit, die ſich bald nach ſeiner Rückkehr in das väterliche Haus in bekümmernden Zeichen kund that. — und gegen welche die Kraft ſeiner Jugend, das Bemühen eines geſchickten Arztes und die Sorgfalt liebender, Pflege vergebens ankämpften. — So wie alle ſeine Angehörigen leiſe, aber bange Beſorgniſſe für ſein Leben nährten, das in den feinſten Wurzeln angegriffen zu ſein ſchien, ſo erduldete er gelaſſen die Beſchwerden dieſer Unpäßlichkeit, ohne ſich einer aus derſelben erfolgenden Befürchtung hinzugeben, und eben die vorher an ihm nie gekannte Lebensluſt, dieſes befremdende Planmachen, die Unbewußtheit der Gefahr, in der er ſichtlich ſchwebte, erfüllte die ihn Umgebenden mit der ängſtigenden Ueberzeugung, daß er an einem Auszehrungsfieber leide. — Man überließ ſich zur Hälfte der Hoffnung, daß der wärmere Hauch des Sommers und die Quellen von Pyrmont, welche die Familie Stephany mit Ausnahme Herrmanns und Fernau's beſuchen wollte, Heilkraft und friſcheres Gedeihen in Auguſts hinwelkenden Körper gießen würde. —

Plötzlich erging an Sarry der Befehl, ſich auf das ſchleunigſte bei ſeinem Regimente einzufinden, weil Napoleons Entweichung von Elba aufs neue den unwillkommenen Waffentanz beginnen machte. — In halber Betäubung und drängender Eile rauſchte Sarry's Abſchied von einer Familie vorüber, die ihm zu der ſeinigen geworden war; nur der Commerzienrath verſchaffte ſich bei dem Fortſtürmenden, der ihm vorzugsweiſe werth geworden, ein längeres Gehör, indem er demſelben das Verſprechen abnahm, ſobald Sarry zurückgekehrt ſein würde, ſein Haus wieder auf längere Zeit zu beſuchen, oder noch beſſer, die Verfügung zu treffen, daß er ſodann zu einem in H.... ſtehenden Regimente verſetzt würde. —

Unverletzt, von gutem Glücke beſchützt, zum Capitain avancirt — und durch eine Zufallsfügung erfreut, daß das Regiment, bei dem er ſtand, einer neuen Einrichtung zufolge nach H.... zu ſtehen kam, eilte Sarvy ein halbes Jahr ſpäter, um einige Tage ſeinem Regimente voraus, weil er ſo früh als möglich ein Wiederſehen feiern wollte, welches um ſo ſüßer ſein mußte, als die Trennung durch keinen einzigen Bericht von dem Ergehen der theuren Freunde erleichtert worden war. —

Es war an einem düſtern, regnichten Octoberabend, als Sarvy durchnäßt und erfroren durch die finſtern Straßen von H.... ſprengte, und bei dem Erblicken des wohlbekannten Hauſes, deſſen Wohnzimmer nur erleuchtet war, von der Gluth heiliger Erinnerungen und freudiger Erwartungen bis zur Wallung erwärmt ward. — Er zog mit zitternder Hand ſo heftig die Schelle, daß der Ton, durch die pfeifende Luft getragen, weithin durch die trübe Abendſtille hallete. — Ein fremdes Dienſtmädchen öffnete, und erſtaunte nicht wenig, einen jungen Officier, deſſen triefender Mantel es ſchaurig berührte, mit flüchtigem Gruße an ſich vorüber und die Treppe hinan ſtürmen zu ſehen. — Mit hochaufklopfendem Herzen ſtand Sarvy nun vor der angelehnten Thüre des Wohnzimmers und blickte blinzelnd durch die kleine Spalte. — Sie ſtand in Gedanken, und — erſchreckend fiel es dem Lauſcher auf — in Trauer! Das himmliſche Geſicht ſah bläſſer als ſonſt aus, und ihr Blick hing trübe an einem Kranz von Immortellen, womit ihre Hände ſich beſchäftigten. — Eine entſetzliche Ahnung berührte ihn, und zu gleicher Zeit loderte ein Gefühl, welches Pflicht und Zerſtreuungen ſo lange unterdrückt hatten, in lichten Flammen auf. — „Jucunde!“ rief er, „liebe, theure Jucunde!“ und das Entzücken zitterte in dem Klange dieſes Namens. —

Jucunde ſah um ſich, ſchrie auf, und hing, einer Ohnmacht nahe, in ſeinen umſchlingenden Armen. — „Wiſſen Sie es ſchon Sarvy?“ ſagte matt und tonlos die Erſchrockene, „er iſt todt! —“

„Wer? rief Sarvy in Aengſten und Ungeduld, „doch nicht Auguſt? O ſagen Sie nein, Jucunde! —“

„Ja,“ hauchte Jucunde leiſe, und ihr müdes Haupt ſank an ſeine Bruſt. — Sarvy fürchtete eine neue Anwandelung von Ohnmacht; er zog die bis zum Aeußerſten Erſchöpfte auf den Sopha, und Jucunde ließ es willenlos geſchehen. — Sarvy's Thränen brachen hervor, doch für Jucunde ſchien dieſe Quelle verſiegt zu ſein, ſie heftete den ſchweren Blick zu Boden und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Sein Tod war wie ſein Leben, ſanft, göttlich! — Ja ich dürfte ſagen, er habe den Tod nicht geſehen; denn die Hoffnung des Lebens verließ ihn nur mit dem letzten Athemzuge. —“

Nach und nach erfuhr nun Sarvy von Jucunde, daß Auguſt in Pyrmont an immer zunehmender Schwäche geſtorben ſei, daß der in Jucunde ſo lange verborgen gehaltene Gram endlich über die erſchöpfte Natur geſiegt, und das Mädchen bald nach dem Verſcheiden des Geliebten in eine langwierige Krankheit gefallen ſei, deren Gewalt und die darauf folgende Erſchlaffung das Andringen des erſten Schmerzes über dieſen erſchütternden Verluſt abgewehrt habe. — Daß Herrmann den Tod des einzigen Sohnes tief und ſchmerzlich empfinde, und Meta in eine Art von Melancholie verſunken ſei, in welcher ſie eine heftige Sehnſucht nach Hamburg geäußert, wohin man ſie gebracht habe, und woſelbſt ſie ſich gegenwärtig noch befinde, und auch ſo bald noch nicht zurückzukehren denke. — Daß der Commerzienrath dieſes beugende Geſchick mit der chriſtlichen Faſſung trage, welche ihm ſtets in Leid und Freude eigen geweſen; daß jedoch der Großvater Major noch heute nicht ohne Thränen von dem entriſſenen Lieblinge zu ſprechen vermöge. —

Sarvy vernahm mit den ſchmerzlichſten Empfindungen dieſe, in abgebrochenen Sätzen und oft von Seufzern erſtickten Berichte. — Ein halbes Jahr war erſt vergangen, ſeitdem er dies Haus verlaſſen, und wie verödet war es jetzt! Wie gramvoll zerſtreuet und vereinzelt der damals ſo freundlich geſchloſſene Familienkreis! — Jetzt trat, mit einem Lichte in der Hand, der Commerzienrath in das Zimmer. — Er begrüßte den Angekommenen mit wehmüthiger Freude, und bat dieſen, das Zimmer, welches unbeſetzt und in der Einrichtung, in der er es verlaſſen, geblieben ſei, wieder auf ſo lange in Beſitz zu nehmen, als ein höherer Ruf ihn entferne. — Sarvy ſchwieg verlegen; klar ſchwebte vor ſeinem Geiſte das Peinliche der Situation, in welcher er ſich fortan Jucunde, der nun freien Jucunde — gegenüber befinden würde; und eine Ablehnung des herzlichen Erbietens trat zögernd auf ſeine Lippen. — Aber da faßte Jucunde ſeine Hand; mit bittendem Blicke und weichem Tone ſagte ſie: „Sie wollen nein ſagen, Sarvy! aber thun Sie es nicht! Ihr Verſagen würde uns zu ſchmerzlich daran erihnern, daß Auguſt fehle. —“

Und Sarvy blieb. — Sein Aufenthalt in dieſem Hauſe trug viel zu der allmählichen Erheiterung der Leidtragenden bei, aber er ſelbſt ward, ehe er es vermeint, der hülfloſe Raub einer verzehrenden Leidenſchaft für Jucunde. — Dieſe zeigte ihm die zarteſte Theilnahme, die aufrichtigſte Freundſchaft, und zuweilen überraſchte ihn ſogar ein gegenſeltiges Verſtehen ihrer geheimſten Gedanken und tiefſten Empfindungen, welches nur der Liebe eigen iſt — aber dennoch wagte er es nicht, ſich bis zu einer Hoffnung zu erheben, die in Hinſicht auf einen Nebenbuhler, wie Fernau, auf den Reichthum und die Vorzüge des geliebten Gegenſtandes, in ſeinen Augen zu den allerkühnſten gerechnet werden konnte. — Und ſo lebte er ein Leben, welches von der Erinnerung bewegt, von der Gegenwart mit wonnigen Qualen, von dem Gedanken an die Zukunft mit zweifelnden Befürchtungen, die nur zuweilen der lichte Strahl einer frohen Hoffnung durchbrach — erfüllet ward.

Wir haben nun den langen Weg zurückgelegt, auf welchem wir die Familie Stephany und deren Ereigniſſe kennen lernten. Wir ſind auf dem Puncte wieder angelangt, auf welchem dieſe Erzählung beginnt, und wollen nun unaufgehalten die weitere Entwickelung derſelben verfolgen.

An dem Abende des gedachten Michaelistages, als der Commerzienrath in Geſellſchaft ſeiner Familie und einiger werthen, unaufgefordert erſchienenen Hausfreunde, unter denen ſich auch der alte Senior Lichtner befand — der Vergangenheit, und hervorgehoben jenes Tages gedachte, an welchem bei Einweihung des Weinbergs Ewald das ſchönſte Glück, deſſen Beſitz er noch in weiter Ferne wähnte — auf die überraſchendſte Weiſe zu Theil ward — ſagte Jucynde: „Und dieſe heilige Erinnerungsſtätte ſo reiner Freuden, dieſer reizende Weinberg iſt ſeit dem Kriege ſehr von uns vernachläſſigt worden; wie wäre es, lieber Großvater, wenn wir die Weinleſe, welche dies Jahr ergiebig zu werden verſpricht, dort feſtlich begingen? — Wir haben ohnedies den heutigen Tag ſo werkelartig verlebt, daß wir der Achtung, welche Du verdieneſt, ſo wie der Theilnahme unſerer ſchätzbaren Freunde und Hausgenoſſen nur eine Schuld abtrügen, wenn wir die verabſäumte Feier bei dieſer heiteren Gelegenheit nachholten! —“

Der Commerzienrath, welcher in dieſer Aufforderung Jucundens ein erfreuliches Zeichen ihres wiedererwachenden Lebensſinnes ſah, gab bereitwillig das begehrte Verſprechen, und ladete vorläufig die kleine Geſellſchaft zu der projectirten Luſtpartie ein, und der Senior Lichtner fragte ſcherzend und mit ſichtlichem Bezug Jucunde, ob er ſich etwa den Talar und die Agende mitbringen ſolle. — Sarvy, der dieſe Worte vernommen, ſeufzte tief und ſchwer; und Jucunde ward der verneinenden Antwort durch Fernau's Eintritt überhoben. — Fernau hatte nebſt Herrmann noch im Comtoir verweilt, um einige dringende Geſchäfte für den morgenden Poſttag zu ordnen, und war jetzt dem Pflegevater vorausgeeilt, um der Familie die Nachricht zu bringen, daß eben eingelaufene Briefe aus Hamburg die angenehme Anzeige von Meta's völlig wiederhergeſtellter Geſundheit und ihrer, den letzten October zu erwartenden Ankunft enthalte. — Er ſei von der Gönnerin befehligt worden, ihr mit der Equipage des Hauſes bis nach W. . . ., eine Tagereiſe von H. . . . entgegen zu kommen, woſelbſt er ſie nebſt ihrer Bruderstochter, welche ſie auf längere Zeit nach H. . . . begleite, ganz gewiß vorfinden würde. — Dieſe Nachricht wirkte beklemmend und verſchüchternd auf die fröhliche Stimmung Aller. — Mit Meta, es war nicht zu leugnen, kehrten unruhige Geiſter wieder in das Haus zurück, worin es bis dahin, wenn auch traurig, doch ſtill und friedſam hergegangen war. — Die zartfühlende Jucunde erwog ſehr ſcharf und ſchnell, wie befremdend die, durch dieſe Nachricht veränderte Stimmung der Hausbewohner den übrigen Anweſenden werden, und welch einen Schatten dies auf Meta werfen müſſe — und das Geſpräch raſch wendend, erzählte ſie ihrem Nachbar, dem Senior, ein kleines Abenteuer, nach welchem ſie bei einem, an dieſem Morgen gemachten Ausgange verkannt, und von dem Kaufmann Wagner als die Gemahlin des erſt angekommenen Präſidenten, Grafen von Liewald, angeredet worden ſei. — Eine Verwandte, welche dies angehört, ſagte: „Die Aehnlichkeit unſerer Jucunde mit der Präſidentin iſt aber auch wirklich ſehr auffallend; und ſelbſt diejenigen, welche die ſich Gleichenden näher kennen, dürften, wenn die Art, wie ſich Beide tragen, nicht ſo unterſcheidend wäre — dann und wann einer flüchtigen Täuſchung ausgeſetzt ſein. —“

Fernau, der ſich durch die Aufmerkſamkeit auf dies Seitengeſpräch mitten in dem Laufe einer beantwortenden Rede an einen der Anweſenden ſtören ließ, fiel ſchnell ein: „Ich kann dieſe Aehnlichkeit nicht finden. — Durch das allgemeine Gerücht von derſelben neugierig geſpannt, eilte ich geſtern, als ich den Wagen der Gräfin nach dem Schauſpielhauſe fahren ſah, dorthin, und poſtirte mich ſo, daß ich die Dame unbemerkt und frei fixiren konnte. — So iſt es mir nun erſchienen, als hätte die Farbe der Augen und Haare, der Umriß des Geſichts, die Größe, die Zartheit der Geſtalt der Präſidentin, einiges an Fräulein Jucunde Erinnernde; allein der Ausdruck ihrer Züge und Geberden verſcheucht ſogleich die Vergleichungsluſt; denn dort wehrt kühne Anmaßung und verletzendes Eigengefühl der Bewunderung, welche hier der ſanfteſten Beſcheidenheit ſo willig und ungetheilt dargebracht wird. —"

Die Belobte erglühete in den Flammen der ſo eben gepriesenen Beſcheidenheit; ſie erhob die geſenkten Blicke, mit welchem Sarvy ſie lange betrachtet hatte. — Ein feiner, weiblicher Tact belehrte Jucunde darüber, daß Sarvy von der Art, wie Fernau ſie jetzt erhoben, auf den Schluß geleitet werden könne, daß Letzterer nunmehr durch ihre Gunſt berechtigt worden ſei, ſie dergeſtalt huldigend vor der Geſellſchaft zu ehren. — Es war ihr ſchmerzlich, wenn Sarvy dies dächte. — Mild und begütigend wendete ſie ſich an ihn und ſagte mit ſüßer Stimme: „Mich dünkt, lieber Sarvy, als wären Sie vor einigen Tagen in der Geſellſchaft des Präſidenten und deſſen Gemahlin bei dem General von Hillner geweſen; finden auch Sie die beſprochene Aehnlichkeit als unbedeutend und nicht der Rede werth? —"

Sarvy erwiederte mit leuchtenden Augen: „Ich habe jüngſt der Gräfin ziemlich nahe geſeſſen, und ſie lange im Auge gehabt, aber meiner Meinung nach findet zwiſchen ihr und Ihnen gar keine Vergleichung ſtatt."

Jucunde mißverſtand den Capitain. — Freundlich entgegnete ſie: „Ich danke Ihnen für dieſe Aufrichtigkeit, und fühle mich dadurch befriediget. Die Gräfin iſt ſchön, doch Jucundens Roſen ſind verblüht, der Gram verwehte ſie. —"

Sarvy ſchüttelte den Kopf. — Erwiedernd ſagte er: „Die Gräfin iſt ſchöner, blendender, als Jucunde, doch dieſe iſt viel liebenswürdiger, und im Beſitz eines Reizes, über welchen die Zerſtörungen des Grames und der Zeit keine Macht üben können! —"

Da entrollte Jucunden der Zwirnknäul, Sarvy bückte ſich, um ihn aufzuheben, und als er ihn der Beſitzerin überreichte, ſtreifte ein leiſer, dankbarer Druck ihrer Hand die ſeinige. —

Meta's ſich immermehr nähernde Ankunft nach einer ſo langen Abweſenheit erforderte mancherlei Vorbereitungen. — Ihre Zimmer ſollten in Stand geſetzt, ſie ſelbſt durch manches neu Vorzufindende angenehm überraſcht und erfreuet werden. — Auch brachte ſie ja eine Geſellſchafterin mit, die, wenn man Meta's Anſprüche zum Maßſtabe der Forderungen nehmen durfte, welche die Nichte machen würde, im höchſten Grade verwöhnt und durch einen nicht gewöhnlichen Aufwand zu befriedigen war. — Jucunde leitete mit umſichtiger Thätigkeit, feinem Sinne für die erhöheten Bedürfniſſe des Luxus, der ihr, einer Prieſterin edler Einfachheit, doch ſo fremd war — und zartem Geſchmacke alle dieſe Anordnungen; und da auch die Zeit herannahte, in welcher das Feſt der Weinleſe, deſſen Einrichtung Jucunden allein überlaſſen worden war, gefeiert werden ſollte, ſo beſchäftigten alle dieſe Verfügungen Jucunde dergeſtalt, daß ſie weniger als ſonſt Muße für den geſelligen Verkehr mit den Hausfreunden übrig behielt. — Indem ſich Jucundens Sorgſamkeit damit beſchäftigte, die Zimmer für die erwartete fremde Verwandte freundlich auszuſchmücken, fühlte ſie ſich von einer unangenehmen, ahnungsvollen Empfindung erfaßt, wenn ſie ſich die künftigen Beziehungen zu der Erwarteten und deren vielleicht ſtörendes Einwirken auf die gegenwärtige Hausſtille lebhaft vorſtellte, ſo wie ein dunkles Vorgefühl ſie in dem bevorſtehenden Weinbergsfeſte etwas Angenehmes erwarten ließ. —

Eines Morgens, als ſich Jucunde allein in den Zimmern befand, welche zur Wohnung für die junge Hamburgerin beſtimmt waren, und in tiefen Gedanken die ſinnvollen

Schildereien betrachtete, mit welchen ein geſchickter Maler in der letzteren Zeit die Wände geſchmückt — hörte ſie einen flüchtigen Schritt und den Klang von Sporen über den Saal ſchallen, und ſich ihrem einſamen Verſtecke nähern. — Jucunde trat in die Thür; Sarvy im militäriſchen Reiſeanzuge ſtand vor ihr. — „Vergebung, theure Jucunde, für dieſen frühen Ueberfall.“ ſagte er, ihre Hand an ſeinen Mund führend. — „Aber der Drang der Umſtände,“ fuhr er fort, „erlaubt mir nicht eine ſchicklichere Zeit abzuwarten, in welcher ich Ihnen mein Lebewohl ſagen könnte. —“

„Lebewohl?“ ſtammelte ſie leiſe und erſchrocken, und eine feine Bläſſe überzog ihr zartes Geſicht. — „Auf lange? auf immer?“ ſetzte ſie in ſteigender Verwirrung hinzu. —

„Davor ſei Gott!“ erwiederte Sarvy, der mit dem Beben des Entzückens Jucundens ängſtliche Betroffenheit wahrnahm, und dankbar dafür es wagte, die kleine, geküßte Hand noch einmal und inniger an ſeine Lippen zu drücken. Jucunde begriff ſich; ſie entwand ſanft dem ſcheidenden Freunde die zitternde Rechte und fragte ſcheinbar gefaßt: „Und was ruft Sie ſo ſchnell von hinnen? —“

Sarvy antwortete: „Eine Ordre meines Generals, welche mir gebeut, mit einem anſehnlichen Commando ſchleunigſt nach dem höheren Gebirge aufzubrechen, wo in der vergangenen Woche ein Aufſtand der Bauern viel Unheil angeſtiftet hat und größere Gährungen vorbereitet. —“

Jucunde unterdrückte einen Seufzer, halb trauernd, halb ſcherzend ſagte ſie: „Nun und unſere Weinleſe? Ich weiß Jemand, der mir bei den Anordnungen dazu helfen wollte, auf deſſen Beiſtand ich mich verließ, und der mir in jeder Beziehung recht ſehr fehlen wird. —“

Sarvy betrachtete das Mädchen mit düſtern Blicken. Er hatte geheime Wünſche, ahnende Erwartungen an dieſe Weinleſe geknüpft; dieſe Hoffnungen, ſie waren vor dem ſtrengen Pflichtgebot entflohen, ein ſcharfes Gefühl ſeiner Gebundenheit kam über ihn — und er antwortete in Schillers Worten: „Ohne Heimath muß der Soldat auf dem Erdboden flüchtig ſchwärmen, darf ſich am eigenen Heerd nicht wärmen; er muß vorbei an der Städte Glanz, an des Dörfleins luſtigen, grünen Auen, die Traubenleſe, den Erntekranz muß er wandernd von ferne ſchauen! —“

Jucunde zerdrückte eine Thräne. Sie entgegnete: „Möchte mein werther Freund jedoch nicht vergeſſen, daß die Entbehrung das Organ des Genuſſes iſt. — Wie tief empfindet der Soldat das Erquickende häuslicher Ruhe, den Zauber heimathlicher Freuden! — Wie ſpurlos verſchwindet aus der Seele des Kriegers die Erinnerung an vergangene Ungemächlichkeiten, wenn die Gegenwart ihm am eigenen Herde die verdienten ſanften Genüſſe und Belohnungen gewährt! —“

Ein Ausdruck der Wehmuth, des Verzichtleiſtens — glitt über Sarvy's edles Geſicht; in der Stellung des Hinwegeilens ergriff er Jucundens Hand mit heftigem Drucke, und ſagte abgewendet: „Noch einmal muß ich Ihnen mit meinem Schiller antworten: O! daß Sie von ſo ferner, ferner Zeit, und nicht von morgen, nicht von heute ſprechen! —“

Der zur Weinleſe beſtimmte Tag erſchien. Der Weinberg wimmelte von Arbeitern, die ſich in froher Emſigkeit tummelten, um das Vergnügen am Abend zu verdienen.

Jucunde war ſchon vor einigen Tagen heraus auf den Weinberg gezogen, und regte durch ihre holde Nähe den Fleiß und die Fröhlichkeit an. Nun kamen die beiden Großväter, Herrmann, Fernau, ſämmtliche Commis und diejenigen der Verwandten und Hausfreunde, welche an feſtlichen Tagen niemals in der Familie fehlten, und Jucunde war die liebenswürdigſte Wirthin der Geſellſchaft.

Nachdem der Kaffee vorüber und der Weinberg durchſtrichen war, wurden ein paar Spieltiſche geordnet; einige Frauen ſetzten ſich zu geheimen Mittheilungen zurecht, während Fernau ſich nebſt den Commis in der Mitte der Fleißigen umhertrieb, bald ſich mit den naiven Winzermädchen neckend, bald den kräftigen Aeußerungen ihrer Väter oder Brüder lauſchend. — Jucunde, welcher ihr heutiges Amt die Erlaubniß, ſich zu entfernen, gewährte, und Entſchuldigung dafür bei den Frauen zukommen ließ, ging, da die Unterhaltung derſelben ſie nicht anzog, hinaus ins Freie und am Abhange des Weinberges nach der Abendſeite zu hinunter. — Der Tag war ſchön und klar, die Luft ſtill; der Sonne milde Wärme zauberte den ſchon geſchiedenen Sommer zurück, in ihrem purpurfarbenen Scheine erglänzte golden das gelbe Laubwerk und des Herbſtes ſchillerndes Farbenſpiel. — Ein bläulicher Duft verhüllete die fernen Gebirge, und weiße, zarte, flatternde Fäden, die fliehenden Freuden des Sommers, webten ſich in die Locken der einſamen Spaziergängerin. Jucunde, von tiefem, ſchmerzlichem Sehnen beſchlichen, fühlte ſich allein. Die ſeligen Tage der Vergangenheit zogen leiſe und geiſtig an ihr vorüber. Sie gedachte der geliebten Menſchen, die kein irdiſcher Jubel mehr erwecken konnte. Jucunde fühlte ſich unſäglich verlaſſen. Die flammenden Abendſtrahlen ſpielten zitternd in den Thränen, welche unbewußt über ihre Wangen rollten, und der Wunſch, dies verwaiſ'te, blutende Herz endlich einmal an ein treues, erprobtes, gleichfühlendes retten zu können, wallete auf in ihrer Bruſt, die ſich in bangen, ſchweren Seufzern hob. — Da hörte ſie hinter ſich flüchtige Tritte, ſie wendete ſich um, und erblickte Fernau, der ihr nachgeeilt war, um ſie an ein Vergeſſenes, an dies und das, was noch beſorgt werden ſolle, zu erinnern. — Obleich er ſich freundlich und liebevoll, wie immer, gegen Jucunde äußerte, ſo fühlte dieſe ſich doch unangenehm durch ihn geſtört. — Als wenn ein Nebel plötzlich vor den Augen ihrer Seele zerriſſe, ſo erkannte ſie auf einmal hell und klar, daß Fernau's Weiſe zu ihrer Empfindungsart nicht paſſe, daß ſie Beide in ganz verſchiedene Gemeinſchaft gehörten. — Ein Gedanke an den entfernten Sarvy, die ſchnelle Erwägung von deſſen höherer Geſinnung, berührte prophetiſch ihr Weſen und befeſtigte die Stimmung, in welche Fernau's jähes Erſcheinen ſie verſetzt hatte. —

Die Sonne war jetzt hinter die Berge geſunken; tiefſchattend umwallete der Dämmerung grauer Schleier die entzauberten Gegenſtände. Die Winzer und Winzerinnen trockneten ſich den Schweiß von der Stirn und blickten befriediget auf das fröhlich vollendete Tagewerk. — Nachdem ſie mit Speiſe und Trank erquickt worden waren, gingen ſie, ſich zu dem Tanze umzukleiden, der ſie auf einem freien runden Platze des Weinberges, einige Stunden des hellen Mondabends vergnügen und für getragene Laſt und Mühe belohnen ſollte. — Die Clarinetten und Oboen tönten lieblich durch die halbentlaubten Gebüſche; bleiches Laternenlicht, und das hellere des Vollmondes, der, von zarten Silberwölkchen umfloſſen, vom tiefblauen Nachthimmel herab leuchtete, beſtrahlte den kühlen Tanzplatz, auf welchem ſich flinke Burſchen und feurige Dirnen in wilder Luſt tummelten, und Fernau, von jedem Ausdrucke jugendlichem Wohlbehagens angezogen, konnte dem Drange nicht widerſtehen, gleich den Commis, dann und wann eine der runden Tänzerinnen im raſchen Walzer umherzudrehen. —

Jucunde ſorgte mittlerweile für die Bewirthung der zahlreichen Gäſte; ſie kredenzte dampfenden Ananaspunſch, und ladete freundlich zu dem Genuß wohlgewählter, der Jahreszeit angemeſſener Speiſen und Erfriſchungen ein. — Sobald es geſchehen konnte, ohne Aufſehen zu erregen, gab Jucunde dem Zuge ihrer Sehnſucht nach, und verließ den Geſellſchaftsſaal, um die vom Mondglanz erhellten Gartengänge noch einmal einſam zu durchirren. — Die Abendluft wehete mit leiſem Rauſchen durch das dünnbeblätterte Gezweige, und ſpielte kältend um Jucundens glühende Wange, des Mädchens Blick hing düſter an den zitternden Schatten des Mondes — die weiche Tanzmuſik berührte ſchmeichelnd ihr Ohr, und rief alle ſchlummernden Schmerzen ihres Herzens wach. — Thränen benetzten ihre Augen, ſie fühlte ſich verlaſſener, als jemals in ihrem Leben. — Sich ſelbſt entfliehen wollend, bog ſie in einen Seitengang, der ſie auf kürzerem Wege in das Haus zurückführte. Da bewegte ſich darin eine hohe Geſtalt und näherte ſich dem furchtſamen Mädchen; der Mond trat jetzt hinter der verhüllenden Wolke hervor — und Sarvy ſtand vor Jucunde. — „Gott im Himmel! Sarvy, Sie hier?“ rief Jucunde mit gepreßter Stimme und einem heftigen Erbeben. — „Dies Erſchrecken ſcheint kein freudiges zu ſein,“ erwiederte Sarvy betroffen, und ließ ſchnell die kleinen Hände fahren, welche er mit ſanftem Drucke gefaßt hatte. — „Und doch iſt es ein ſolches,“ ſagte Jucunde begütigend und fuhr fort, „nur wird mein Vergnügen durch die Vermuthung gemäßigt, daß Sie wahrſcheinlich ohne Urlaub hier ſeien und ein gewagtes Spiel ſpielen, um ihre Freundin zu erfreuen. —“ Sarvy entgegnete hierauf: „Wenn dieſe Vorausſetzung mir auf der einen Seite beweiſet, daß Sie meinem Beſtreben, für Ihre Wünſche zu leben, freundliche Anerkennung ſchenken, ſo zeigt ſie mir auf der andern Seite, daß Sie meiner Achtung für die mir obliegenden Pflichten weniger Gerechtigkeit widerfahren laſſen, als ich es verdiene. — Nein! ein ſo reines Weſen als Jucunde, darf und kann durch nichts geehrt werden, als was würdig und durch keinen Schatten des Unrechts entſtellt iſt! —“

Jucunde erwiederte beſchämt: „O Vergebung, mein theurer Freund, wenn ich Sie verletzte! — Ein inniges Gefühl iſt wohl ſtets von zarter Sorge für den Gegenſtand derſelben begleitet! —“

Dieſe Worte berührten in ſüßen Klängen wohlthuend Sarvy's tiefſte Empfindung; eine entzückende Ahnung dämmerte leiſe in ihm auf — der Gedanke, er ſei Jucunden theuer, erfüllete ihn mit ſtürmiſcher Freude, und ließ ihn jede Befürchtung, jeden heiliggefaßten Vorſatz vergeſſen. — Er legte zum erſten Male ſeinen Arm um Jucundens ſchlanken Leib und ſagte, indem er ſo mit ihr dem Hauſe zuging: „Ihr Lebewohl, Theuerſte! welches eine ſanfte Klage darüber enthielt, daß ich bei dem nahen Weinbergsfeſte von Ihnen vermißt werden würde — zitterte in meiner Seele nach, und erkräftigte mich in der Anſtrengung, jene Unruhen, die beizulegen mein Auftrag lautete, eben ſo ſchnell als befriedigend zu beſeitigen. — Wie wirkſam die Kraft des Andenkens an Ihren

Wunſch geweſen, erhellet daraus, daß weit früher, als zu vermuthen ſtand, es theils meiner Beredtſamkeit, theils Maßregeln des Ernſtes und der Strenge gelungen iſt, die Quelle jenes Aufſtandes zu verſtopfen. Die Anführer ſind in gefänglicher Haft, die Minderſchuldigen zur Ruhe verwieſen und von ihrem Unrecht überzeugt, alle Streitigkeiten ſind geſchlichtet, und das Dorf wieder im Beſitze der tiefſten Ruhe. — Vor zwei Stunden brachte ich bereits dieſen genügenden Rapport meinem Chef, der mich dafür einer ehrenden Belobung würdigte, und erwarte nun von der Gebieterin meiner Handlungen meine verdiente Belohnung! — Jucundens Herz klopfte faſt hörbar; bemüht ihre heftige Bewegung zu verbergen, ſagte ſie mit unterdrückter Stimme: Nehmen Sie einſtweilen meinen Dank, lieber Capitain, auch die Belohnung ſoll Ihnen werden, nur gönnen Sie mir Zeit, auf die angemeſſenſte und willkommenſte zu denken. —"

Als Sarvy am folgenden Morgen nach kurzem Frühſchlaf, der eine ruheloſe Nacht beſchloß, erwachte, bemächtigte ſich die Erinnerung an den geſtrigen Abend und deſſen Erlebniſſe ſeiner erſten Gedanken. — Die ganze Nacht hindurch hatte ihn die quälendſte Reue darüber gefoltert, daß er Jucunden das liebeglühende Herz enthüllt, und ihr ſeine Wünſche und Anſprüche auf ihre Gegenliebe ſo deutlich zu erkennen gegeben. Jucundens ſanfte Freundlichkeit gegen ihn, ihre ungeheuchelte Freude bei ſeinem unerwarteten Wiederſehen, hatte ihn am vergangenen Abend ſeiner klaren Beſonnenheit beraubt, alle ernſten Entſchließungen vergeſſen gemacht, alle früheren Opferungen vernichtet — und das Mädchen von einer Leidenſchaft in Kenntniß geſetzt, deren ſtilles Flammenſpiel ſogar die Erfüllungen ſeiner Berufspflichten verklärte. — Jetzt, da das helle Morgenlicht ihn umfloß, und die Schattenbilder, welche ſeine bange Seele geängſtet, vor dem Glanze des Tages entflohen, kam ihm alles ganz anders vor. — Sein Benehmen am geſtrigen Abend dünkte ihm nun weniger verrätheriſch und beſchämend, aber Jucundens Aeußerungen erſchienen ihm auch nicht mehr als die Verkündigung einer zarten, geheimen Neigung für ihn — ſondern nur als der Ausſtrahl ihres himmliſchen Gemüthes, welches liebend die ganze Welt umfaßte. — Wenn ihm bei öfterer und näherer Beleuchtung jener Wiederſehnsſcene ſeine vermeinte Verſchuldung auch im milderen Licht erſchien, ſo konnte er ſich doch nicht länger darüber täuſchen, wie wenig Anlaß dazu gehöre, um ihm ein Geſtändniß zu entlocken, welches er in langen und muthigen Kämpfen bewahrt und treu und gewiſſenhaft in den lockendſten Verſuchungen geſchützt hatte. — Er erkannte, daß er ſchwächer geworden ſei, und ſo wie er zu dieſer Erkenntniß gelangte, war der Entſchluß auch gefaßt, einer Gefahr zu entfliehen, die zu überwinden er nicht mehr den Muth in ſich fühlte. — Indem er nun dieſen Vorſatz feſtſtellte, und die Mittel, um ihn ins Werk zu ſetzen, wählte, prüfte und erwog, trat der Bediente ein, und meldete den Verwalter von dem kleinen Gute, welches Sarry von ſeiner Mutter ererbt und der Verwaltung dieſes alten, redlichen Mannes überlaſſen hatte. — Dem Capitain erſchien dieſer Zufall als eine Schickung des Himmels; er wollte den Beſuch ſeines Verwalters als Rechtfertigung gegen ſeine Freunde und Hausgenoſſen für ſeine ſchleunige Entfernung benutzen; aber als der alte Mann ihm zwar beſcheiden, doch eindringend eröffnete, daß mehrere Vorfälle auf dem Gute die perſönliche Anweſenheit des Beſitzers nunmehr dringend erheiſchten, da erkannte er dieſe Aufforderung, welche ihm in entſcheidender Stunde gekommen war, als den Wink einer höheren Macht, war ſogleich bereit, dieſem Winke Folge zu leiſten, und empfand Beruhigung in dem Gedanken, gegen die argloſen Freunde keiner Täuſchung zu bedürfen.

Er kleidete ſich raſch an, ging, ſobald es der Anſtand nur erlaubte, zu ſeinem General und bat um Urlaub für den ganzen Winter. — Der General, deſſen Liebling Sarvy war, maß den Bittenden mit langen, lächelnden Blicken. — „Für den ganzen Winter, Capitain? — Iſt dies auch Ihr wahrſter Ernſt? — Wenn nun Ihre wirthſchaftlichen Verfügungen gemacht, alle nöthigen Einrichtungen getroffen ſind, womit wollen Sie ſich alsdann in dieſer ſchauerlichen Gebirgsöde unterhalten? — Oder ſchmollt vielleicht die ſchöne, junge Hausfreundin? Welchem Feind will ein ſo wackerer Officier entfliehen?“

Sarvy erröthete. — „Schon gut,“ hob ſcherzend der General wieder an, „wir wollen Ihnen ein wenig zu Hülfe kommen. Sie haben Urlaub auf unbeſtimmte Zeit, Capitain, und können, wenn Sie wollen, den ganzen Winter über ausbleiben, oder auch, ſollten die Urſachen, welche Sie zu Ihrer Forderung beſtimmen, gehoben werden, ſchon nach einigen Wochen wiederkehren. —“

Als Sarvy in das Wohnzimmer trat, um Abſchied von ſeinen Freunden zu nehmen, traf er die Familie beim Frühſtück, welches durch den Umſtand, daß Stephany's erſt nach Mitternacht wieder zu Hauſe angelangt und ſpät zur Ruhe gekommen waren — außer der Regel, das heißt, nicht ſo früh als ſonſt, und gemeinſchaftlich gehalten wurde. —

Sarvy's unerfreuliche Ankündigung, daß er, dringender Veranlaſſungen wegen, auf ſein Gütchen gehen und den Winter über dort bleiben werde, verſetzte die fröhlich Plaudernden in nicht geringe Beſtürzung. — In Jucundens leiſe zitternder Hand ſchwankte die Kaffeekanne; in ihrer Zerſtreuung ergoß ſie den braunen Quell ſo häufig in des Großvaters Mundtaſſe, daß die gemalte Landſchaft der Untertaſſe bereits in der dampfenden Fluth ſtand. — Wie Sarvy ſich nun Jucunden näherte, um ſcheidend ihre Hand zu küſſen, ſagte ſie mit trübem Blick und beklommener Stimme: „Sie gehen ſo ſchnell, als ſie gekommen, lieber Sarvy, man kann ſich Ihrer Anweſenheit nicht mehr mit Sicherheit erfreuen. —“ Sarvy ſeufzte tief und ſchwer; unwiderſtehlich hingeriſſen von der Empfindung, welche ſeine Bruſt zu zerſprengen drohete, und doch mit Zartheit dieſe Empfindung verſchleiernd, ſagte er: „Und doch erfüllet und begleitet mich kommend oder ſcheidend nur ein Gedanke und ein Gefühl, der Wunſch, daß es meinen Freunden wohl gehen möge, und die innigſte, dankvolleſte Verehrung für dieſe Theuern! —“

Sarvy war nun fort, und Jucunde in einer höchſt peinlichen Gemüthsſtimmung. — Wenn ſeine erſte Abweſenheit ſie ſchon zu der Erkenntniß davon hätte gelangen laſſen, wie werth er ihr, wie unentbehrlich er zu ihrem Glücke ſei; wenn ſein unvermuthetes Wiederſehen die ſchmerzliche Sehnſucht ihres Herzens ſo vollgenügend befriediget und ihren Empfindungen für ihn die letzte Hülle entzogen hatte: ſo mußte es ſie jetzt doppelt verletzen, daß er ſie ſcheinbar ſo kalt und auf ſo lange Zeit verlaſſen konnte, und das Wehgefühl, den verſtändigen theilnehmenden Freund für den Winter und zu einer Zeit entbehren zu müſſen, wo ſie des tröſtenden, entſchädigenden Umgangs deſſelben mehr als jemals bedurft hätte, um den ängſtigenden Erwartungen, welche ſich an Meta's Zurückkommen und deren Begleiterin fremdartiges Einwirken auf die beſtehende Verfaſſung der häuslichen Geſelligkeit knüpften, das nöthige Gegengewicht zu geben — ward durch den beſchämenden Gedanken noch ſchmerzender gemacht, daß ſie ſich gegen ihn verrathen und ſich ſeiner zarteſten Achtung beraubt habe; daß er mit dieſer Reiſe nicht mehr ſich ſelbſt, ſondern ihrer Leidenſchaft zu entrinnen ſuche. — Dieſe Vermuthung erpreßte ihr Thränen, welche ſie ſeit Jahren nicht bitterer vergoſſen hatte. Was ihr längſt eine liebe Gewißheit geworden war, die Ueberzeugung ſeiner Liebe — das ward jetzt von Zweifeln und Befürchtungen aller Art bekämpft; und je unwahrſcheinlicher es ihr ward, daß ihr Beſitz das Ziel ſeiner höchſten, wenn auch geheimſten Wünſche ſei, deſto deutlicher fühlte ſie auch, daß nur der ſeinige ihr Erſatz für das verlorne Glück gewähren könne. — Sie wollte ſich dem Großvater Commerzienrath entdecken, aber ſie erinnerte ſich mit Erglühen daran, dieſen erſt vor einigen Wochen von Sarvy's ſtillglühender Leidenſchaft für ſie, zu der ſeine gegenwärtige Entfernung doch den auffallendſten Widerſpruch bildete, geſagt zu haben; und ſo drängte ſie die wogenden Empfindungen in ihre Bruſt zurück, und ward bald darauf von einem Ereigniſſe, das die Schale ihrer Gunſt tief auf des verſäumten Fernau's Seite ſenkte, von der Erinnerung an den Entfernten abgezogen. —

An dem nächſten Sonntage feierte einer der angeſehenſten Kaufleute des Ortes ſeine Silberhochzeit, und die ſämmtliche Kaufmannsſchaft von H.... nebſt vielen Honoratioren waren dazu geladen. — Der Commerzienrath liebte ſolche Feſte, und obwohl ihm die Anordnung des gegenwärtigen als zu prunkvoll erſchien, ſo ſagte er doch ſeine Gegenwart dabei zu und munterte auch Jucunde auf, ſich von dieſer Geſellſchaft nicht auszuſchließen. — Seit Auguſts Tode hatte Jucunde keine größeren Cirkel beſucht; die Luſt zum Tanze war für immer in ihr erſtorben, und überdies fühlte ſie bei dem Gedanken an die geräuſchvolle Feierlichkeit ein inneres, ahnungsvolles Widerſtreben; und ſo konnte ſie nur durch den wiederholt ausgeſprochnen Wunſch ihres Vaters und Großvaters und durch die Vorſtellung, daß ſie die Veranlaſſer des Feſtes durch eine abſchlägige Antwort beleidigen würde — zu dem Entſchluſſe bewogen werden, der Geſellſchaft beizuwohnen. — Aber Jucundens Vorgefühl war ſehr richtig geweſen, und dieſer Abend, welcher ſchönen und erhebenden Zwecken geweihet ſein ſollte, diente zur Ausführung einer niedrigen Rache. — In der Geſellſchaft befand ſich eine reiche Kaufmannswittwe nebſt Sohn und Tochter. — Alle drei waren durch den unerträglichen Stolz auf ihr Habe, durch die verſchwenderiſche Ueppigkeit ihrer Lebensweiſe und das kränkende Herabblicken auf jeden, der nicht auf gleichem Grade des Reichthums mit ihnen ſtand — faſt allgemein verhaßt, und nur die Rückſicht auf Berufsverhältniſſe hatte den Wirth dazu vermögen können, dieſe ſo wenig geachteten Gäſte einzuladen. — Der junge Großthurn, ein verächtlicher Geck, welchen ſeine Mutter zu ihrem Compagnon erhoben, hatte bald nach Auguſts Ableben eine förmliche ſchriftliche Bewerbung um Jucundens Hand, welche er allein als eine, ſeinen Anſprüchen in Beziehung auf Schönheit und Wohlhabenheit angemeſſene Partie erkannte — ergeben laſſen. — Jucunde, deren Gemüth noch zu tief verwundet war, als daß es dieſe unſanfte Berührung nicht hätte ſchmerzlich verletzen ſollen, wies den Antrag kurz und kalt ab, und der beleidigte Freier und deſſen erbitterte Mutter ſchwuren der armen Trauernden die planmäßigſte Rache. — Doch — iſt es nicht ſchwer, ſich an dem Tugendhaften zu rächen? — Der Quell ſeiner ſüßeſten Freuden fließt dem Auge des Weltlings unſichtbar; ſeine edelſten Beſitzthümer ſind der Macht des Böſen unangreifbar, ſein innerer Frieden wird von Glauben, Hoffnung und Liebe bewahrt! — Aber auch der edelſte, der geiſtigſte Menſch hängt, ſo lange er hienieden wallet, zu genau mit der äußern Welt zuſammen, als daß es der ſpähenden Bosheit nicht gelingen ſollte, ihn an dieſen zarten Fühlfäden zu verwunden. —

Madame Großthurn, vereint mit ihrem Sohne und der gleichgeſinnten Tochter, hatte bereits länger als ein Jahr über Racheplanen gegen Jucunde gebrütet. — Noch hatte ſich jedoch ihrer Böswilligkeit jeder Gedanke verſagt, der ausführbar geweſen wäre. — Sie konnten ſich trotz aller Erbitterung nicht ganz dafür verblenden, daß gegen eine ſo höchſt geachtete Familie, als die Stephany'ſche, kein gröblicher Ausfall zu wagen ſei. — auch entzog Jucundens ſtilles, zurückgezogenes Leben ihnen jede Gelegenheit zur Ausführung ihres tückiſchen Vorhabens. — Endlich aber bot ſich die erlauerte doch dar. —

Die Anordnungen zu der bevorſtehenden, feierlichſt zu begehenden Silberhochzeit lieferten den Stoff zu den Geſprächen der Theegeſellſchaften. Die dazu gebetenen Gäſte wurden gezählt, und Madame Großthurn erbebte in teufeliſcher Freude, als ſie unter den Gezählten auch den Commerzienrath, Hermann, Fernau und Jucunde nennen hörte. — „Jetzt oder nie!“ rief ſie bei der Rückkehr in ihr Haus, ihrem

Sohne zu, und verſprach dem flachköpfigen Incroyable, ihm diesmal ihren Geiſt zu leihen und eine ſehr empfindliche Kränkung für Jucunde auszuſinnen. — Sie hielt Wort. —

Madame Großthurn, eine glühende Verehrerin der Franzoſen, hielt es für Verrath an dem guten Geſchmacke, daß die Deutſchheit Mode geworden ſei. — Die echtdeutſche Geſinnung und Lebensweiſe, der wortkarge, aber thatenreiche Patriotismus des Stephany'ſchen Hauſes hatten die Dame ſeit langer Zeit mit bittern Empfindungen und giftigem Haſſe gegen dieſe guten Menſchen erfüllet, und die einfache, herrliche Erziehung, welche Jucunde erhalten, hatte ſie gegen Jedermann als den Beweis einer niedrigen, gemein bürgerlichen Denkweiſe aufgeſtellt. — Indem ſie nun in einer ſchlafloſen Nacht auf das Mittel zur Kränkung ſann, und ſich die Eigenthümlichkeiten der damit bedrohten Familie recht klar vor die ſchwarze Seele ſtellete, fiel es ihr auf einmal ein, daß ſämmtliche Stephanys Antagoniſten der Franzoſen waren, daß Jucunde nicht ein einziges franzöſiſches Wort verſtehe, und jetzt war auch das Fleckchen erſpähet, welches der Bosheit Pfeil verwunden ſollte. —

In banger Beklommenheit ſchmückte ſich Jucunde an dem, zu der Feierlichkeit beſtimmten Tage. — Es ängſtigte ſie die Ausſicht, zum erſtenmale wieder ſeit langer, langer Zeit in größerer Geſellſchaft erſcheinen zu müſſen — die ſchmerzende Erinnerung an Sarvy's Entfernung, an deſſen kalten Abſchied hielt ihre Gefühle in leiſer Wehmuth befangen — und flüchtig und ungern wendete ſie den Blick von den verborgenen Heiligthümern ihres Herzens hinweg auf das ſteife Gepränge und unruhige Gewühle der bevorſtehenden Feierlichkeit. —

Der Gram und die Liebe ertödten den Sinn für die Geſelligkeit, und erſchließen zum Erſatz dafür die ſtillen Hallen der Einſamkeit, wo die Ruhe leiſe flüſtert, die Sehnſucht glänzende Erinnerungsbilder malt und die Hoffnung mit leiſer, lieblicher Stimme Verſprechungen der Zukunft redet! — Wer mit ſolchen Genüſſen vertraut iſt, der verläſſet nur gezwungen die tröſtende Stille, um unter den Menſchen zu empfinden, wie ſelten wahre Liebe gefühlt, der Kummer verſtanden und das Gemüth gewürdiget werde! — Auch Jucunde empfand dies, als die ſchimmernde Geſellſchaft ſie aufnahm. Sie fühlte ſich fremd und beklommen, als der Strom geſchmückter Menſchen ſie umtoſete, als ſie die Unterhaltung der jungen Mädchen anhörte, die größtentheils in Beziehungen geführet ward, welche Jucunde nicht verſtand. — Doch war ſie ſich auch bewußt, welche Pflichten ſie gegen die Geſellſchaft zu erfüllen habe, und mit feinem Anſtande und zarter Sitte folgte ſie dem Faden des Geſpräches, das der Sohn des Hauſes, ein angehender Ehemann — mit dem ſchönen, einſamſtehenden Mädchen angeknüpft hatte. — So verging der Nachmittag und Abend. —

Die Freuden der verſchwenderiſch beſetzten Tafel waren bereits erſchöpft, alle Grade des Rauſches bei den älteren und jüngeren Männern zu finden, und ſelbſt manche zarte, weibliche Wange glühete in dunkleren Flammen, manch ſchönes Auge blitzte ſtärker, als die feurigen Südweine in üppiger Fülle gefloſſen waren. — Jucunde, deren Tiſchnachbaren auf der einen Seite Fernau, auf der andern ein bejahrter Herr waren — ſah mit einer leiſen Unruhe ihren

Großvater in einer ſo fröhlichen Stimmung, wie ihm ſolche ſelten eigen war; den ſonſt jovialen Fernau hingegen in dem Beharren eines nüchternen Ernſtes, der dem jungen Manne ein fremdartiges, ungewöhnliches Anſehen gab. —

Der Tiſch ward aufgehoben, der Ball ſollte beginnen, das Rauſchen der Muſik führte das ſchwankende Bewußtſein der Tänzer in die wirren Kreiſe der Betäubung. — Da wirbelte eine pomphafte Polonaiſe vom Muſikchor herab; das Jubelpaar eröffnete den Ball, ihm folgte nach Rang und Auszeichnung, in unabſehbarer Doppelreihe, der Zug der Gäſte. — Jener junge Ehemann, der über Jucundens Unterhaltung alles um ſich herum vergeſſen hatte, eilte bei dem Anfange der Polonaiſe pfeilſchnell auf das Mädchen zu, und bat es warm und dringend, den gefahrloſen Tanz an ſeiner Hand durchzumachen.

Jucunde, welche den Tanz nie vorzugsweiſe geliebt, deren Arzt ihr das ſtrenge Gebot aufgelegt hatte, die gefährlichen Vergnügungen deſſelben zu fliehen — hatte zwar dem Wunſche ihres Großvaters nur unter der Bedingung Folge geleiſtet, daß es ihr vergönnt ſei, ſich vom Tanze auszuſchließen — allein dieſe Aufforderung auszuſchlagen, hätte ſie als Ziererei und Beleidigung der Aufführer erkannt. — Die kleine Hand der ihres Führers loſe überlaſſend, ſchwebte ſie hinter den trippelnden, wohlbeleibten Matronen einher, und mancher ſcharfe Männerblick ſtahl ſich von der Nachbarin hinweg und auf die leichte Geſtalt, deren edle Form durch das weiße, ſchmuckloſe Gewand nicht weniger erhoben, als verhüllet ward.

Die Polonaiſe war aus, ein raſcher Länder ſollte nunmehr ſeinen Anfang nehmen. Jucunde hatte ſich in ein Winkelchen zurückgezogen, wo ſie mit einer jungen Frau, welche eine ihrer liebſten Bekanntinnen war — traulich und arglos plauderte. — Plötzlich ſtand der junge Großthurn vor ihr, und mit einer höhnenden Verbeugung und in dem flüchtigſten Franzöſiſch, mit unangenehmer näſelnder Stimme geſprochen, forderte er die Erſchrockene zu dem beginnenden Tanze auf. — Jucunde machte eine ablehnende Verbeugung, und von einer ſchnell in ihr erwachenden Angſt befangen, ſagte ſie, daß ſie gar nicht tanzen würde. — Der Geck war fortgeſtürmt, ehe Jucunde die kurze Antwort ausgeſprochen hatte. — Noch hatte ſie die peinliche Empfindung nicht beſiegt, welche ſich ihr aufgedrungen, als ein anderer junger Wüſtling, ein ſteter Geſellſchaftsgenoſſe Großthurns, ſie in derſelben Manier wie dieſer Letztere zum Tanze aufforderte. — Sie dankte kalt, er eilte hinweg. Ein Dritter, Vierter, Fünfter, Sechſter kam und ging auf gleiche Weiſe. — Jetzt blieb Jucunden nicht länger ein Zweifel darüber, daß man ſie ausſetzen wolle, und eben wollte ſie ihren Platz verlaſſen, zu ihrem Großvater gehen und dieſen um die Erlaubniß bitten, nach Hauſe fahren zu dürfen — als man am entgegengeſetzten Ende des Saales zu ländern anfing, und dieſen Augenblick hatte Großthurn und ſeine Rotte erlauert. — Pfeilſchnell ſchoſſen alle ſechs Tänzer auf Jucunde zu, und haſchten nach den bebenden Händen derſelben. — „Ich habe Ihnen, meine Herren ein, für allemal geſagt, daß ich gar nicht tanzen würde, und ich muß bitten, daß ſie mich verſchonen,“ ſagte ſie, kaum ihres Bewußtſeins mehr mächtig. - „Wie, Mademoiſelle? Sie hätten den Tanz abgelehnt?“ krähete Großthurn, und ein Zweiter rief: „Sie, Mademoiſelle, beliebten ja, meine Aufforderung anzunehmen!“

und ein Dritter fügte hinzu: „Oder hätten Sie uns vielleicht gar nicht verſtanden? — Hier lachten alle ſechſe laut und ſataniſch auf. —

Da theilte Fernau's kräftige Geſtalt den dichtgeſchloſſenen Kreis der Nattern, welche die todtenblaſſe Jucunde umziſchten, ſeine Augen im edlem, zürnendem Feuer lodernd, ſprüheten Flammenblitze auf die Verſtummenden, und mit furchtbarer Stimme ſagte er: „So iſt es, meine Herren! Das Fräulein hat Sie nicht verſtanden, ich aber habe es, und werde Ihnen morgen die gebührende Antwort ertheilen. —“ Dieſe letzten Worte, von einer ſprechenden Bewegung begleitet, wirkten verſteinernd auf Großthurn und deſſen Miethlinge, und während der Erſtere einige unverſtändliche Laute hervorſtieß, legte Fernau Jucundens Arm in den ſeinigen und führte die Schwankende durch eine Seitenthür an den Wagen. — „Faſſen Sie Sich, liebe, beleidigte Freundin!“ ſagte er zu Jucunde, deren eine Hand mit ſeinen beiden Händen umſchließend, als er das leiſe Schluchzen der Geängſtigten hinter dem verhüllenden Taſchentuche vernahm. — „Ich ſchwöre Ihnen, Sie ſollen die erſchöpfendſte Genugthuung erhalten! —“

„O nicht das!“ flehete Jucunde. „Ich kenne Sie, Fernau, und fürchte, daß Sie mit zu weniger Rückſicht auf Ihr eigenes Wohl eine Beleidigung beſtrafen werden, die gewiß durch die Mißbilligung aller Beſſergeſinnten ſchon allein vollgenügend gerächt ſein dürfte. —“ „Und ich ſollte den Nichtswürdigen nicht dafür züchtigen, daß er es gewagt habe, das edelſte Mädchen den Blicken der Menge auszuſetzen? die Unbeſcholtenſte zu dem Geſpräche der Stadt zu machen? — Nein, Jucunde! das verlangen Sie nicht von mir! — Ich will dem Buben Achtung für ein Geſchlecht lehren, deſſen Unwürdigſte leider! in den nächſten Beziehungen zu ihm ſtehen! —“

An einem rauhen, ſtürmiſchen Novemberabende ſaß der Capitain Sarry allein auf dem einſamen Gebirgsſchloſſe. — Der Sturm peitſchte mit dumpfen Geheul ſchwere Regentropfen an die leiſe erklirrenden Fenſter, und bald donnernd, bald ſauſend, bald pfeifend und ſtöhnend, tönten die Stimmen der Lüfte in das heimliche, warme Gemach. — Der Capitain ſchob das Buch, in welchem er geleſen, zurück, und blickte ſtarr und gedankenvoll in die helle Flamme des Kamins, die luſtig mit leiſem Geraſſel und Gekniſter emporſchlug — Da däuchte es ihm, als vernähme er den raſchen Hufſchlag eines Roſſes. „Lieber Gott! wer kommt wohl noch in dieſem fürchterlichen Wetter? ſagte er mitleidig, und zog die Schelle, ſich nach dem Angekommenen zu erkundigen.

Der Bediente trat ein; als Antwort auf die Frage ſeines Herrn ſagte er, der junge Kaufmann Großthurn aus H.... laſſe um die Erlaubniß bitten, dem Herrn Hauptmann ſeinen Beſuch machen zu dürfen, und falls der gnädige Herr nicht allein ſei, dieſen um ein geheimes Gehör erſuchen. —

Keine Anmeldung hätte dem Capitain befremdender ſein können, als die ſo eben an ihn ergangene. — „Großthurn aus H....? Was könnte der von mir wollen? Wie kommt dies duftende Zuckerpüppchen bei Nacht und Sturm auf meine einſame rauhe Alpe? —“ ſagte Sarry halblaut für ſich, und entließ den harrenden Bedienten mit der Antwort, daß er den Fremden erwarte. — Sarry kannte den jungen Großthurn zwar, hatte aber den vorlauten Stutzer, ſo wie deſſen hochtrabende Mutter und buhleriſche Schweſter niemals wohl leiden können. Auch hatte zwiſchen ihm und dieſer Familie keine Art von Umgang jemals Statt gefunden; — um ſo auffallender mußte es ihm jetzt erſcheinen, daß der verwöhnte Städter in dieſer Jahres- und Tageszeit eine Bekanntſchaft zu erneuern ſtrebte, welche von dieſem früher ſo wenig beachtet worden war. — Doch jetzt öffnete ſich die Thür, der Gemeldete trat ein. Mühſam nur erkannte der Capitain in der näherwankenden Jammergeſtalt den übermüthigen Großthurn. — Der triefende Mantel verbarg einen verbundenen Arm; das bleiche verſtörte Geſicht ward von mehreren Pflaſtern entſtellt, deren Größe deutlich ſagten, daß man ſie nicht für Schönpfläſterchen zu halten habe — und das ſonſt ſo zierlich gekräuſelte Haar hing ſchlicht und ſcheinlos um Stirn und Schläfe. —

Die erſten Begrüßungen wurden gewechſelt; von Seiten des Capitains mit gaſtfreundlicher Herzlichkeit, von Seiten Großthurns mit ſcheuer Aengſtlichkeit. — Sarry äußerte die Vorausſetzung, daß Großthurn vielleicht auf einer Reiſe begriffen geweſen ſei, und ſich bei dieſer Gelegenheit ihrer früheren, wenn auch nicht genauen Bekanntſchaft erinnert habe. — Der blaſſe Gaſt ſchüttelte ſtumm den Kopf und ſagte: „Sie irren, Herr Hauptmann. Ich bin auf gradem Wege von H.... aus zu Ihnen gekommen, und ein verlorner Mann, wenn Sie mich ohne Troſt von ſich ſcheiden laſſen! —“

Sarry trat beſtürzt einen Schritt zurück. „Sollte hier nicht etwa ein Irrthum vorwalten?" ſagte er, indem er in einer wunderſamen Miſchung von Theilnahme und Unwillen den Weinenden betrachtete, und alſo fortfuhr: „was könnte ich Ihnen, deſſen Lage Sie weit über Verlegenheiten von gewöhnlicher Art erhebt, wohl zu gewähren haben? —"

„Sie irren zum zweiten Male, Herr Hauptmann, wenn Sie glauben, daß meine Lage ſo glänzend ſei, wie es bisher geſchienen. — Nein, die beſonnene Liſt eines treuloſen Factors, der ſich unſeres volleſten Vertrauens zu bemächtigen gewußt hatte, erhielt meine Mutter ſo wie mich lange in Täuſchung über den Verfall unſeres Vermögens, bis endlich ein entſetzlicher Schlag, der Fall eines Handlungshauſes, mit welchem wir in naher Verbindung ſtehen, uns zu einem tieferen Einblick in unſere eigenen Verhältniſſe veranlaßte, und uns zeigte, daß wir einem ähnlichen Schickſale nicht entgehen können, wenn der Commerzienrath Stephany, an welchen Summen von Bedeutung, die wir binnen kurzer Friſt zahlen ſollen — gewieſen worden ſind, nicht eine Großmuth gegen uns übet, die wir von ihm zu erwarten, nicht berechtiget ſind. —"

Sarry athmete freudig auf. „Wenn," ſagte er, die Rettung Ihrer kaufmänniſchen Ehre und Ihres Wohlſtandes von der Nachſicht des Commerzienraths Stephany abhängt, ſo dürfen Sie ſich in Bezug darauf jeder tröſtenden Hoffnung überlaſſen. Ihre Wohlfahrt ruhet in den alleredelſten Händen; glauben Sie dies meiner Verſicherung. —"

Mit ſteigender Aengſtlichkeit entgegnete hierauf Großthurn: „Ach, Sie wiſſen noch nicht alles und werden vielleicht Ihren tröſtenden Ausſpruch zurücknehmen, wenn ich Ihnen erzählt haben werde, welch eines unverzeihlichen Vergehens ich mich ſchuldig gemacht und jede milde Schonung des, in ſeiner Enkelin tief von mir beleidigten Mannes verwirkt habe. —“

Hierauf erzählte er mit einer Treue und Wahrheit, die ihre Wirkung auf den erſtaunten Sarvy nicht verfehlte — dieſem nun, wie er ſich an Jucunde für den empfangenen Korb gerächt, und dafür Tages darauf von Fernau, dem Bräutigam Jucundens, derb mit dem Degen gezüchtiget worden ſei. — Wie bald darauf die Entdeckung der üblen Umſtände ihrer Handlungsverhältniſſe und die Anweiſung jener Summen an das Haus Stephany das peinigende Gefühl der verdienten Beſchämung erhöhet, und ihnen endlich keinen andern Rettungsausweg gezeigt habe, als dieſen, ſich mit der flehenden Bitte um eine dringende Fürſprache an Sarvy, als einen der geſchätzteſten und vielgeltenden Freunde dieſes Hauſes, zu wenden. — Dieſe letzten Worte wurden mit flehenden Geberden und heißen Thränen begleitet. — Sarvy hatte die Eröffnung des jungen Großthurns mit ſteigender Verwunderung angehört. — Sein Zorn entbrannte, als er vernahm, welches rohe, verletzende Benehmen man ſich gegen die engelſanfte Jucunde erlaubt, doch die tiefe Reue und Zerknirſchung des Erzählers entwaffnete ihn wieder. — Wie ein ſcharfer Pfeil drang die Vorſtellung in ſeine Seele, daß Fernau durch das Edele und Entſchiedene in ſeinem Betragen ſich bei dieſer Gelegenheit den erſten Platz in Jucundens dankbarem Herzen errungen und vielleicht jedes leiſe, warme Andenken an ihn daraus verdrängt habe. — Obgleich er ſich ſchon längſt an den Gedanken zu gewöhnen verſucht hatte, daß Jucunde keinem Andern als Fernau angehören werde, welche Verbindung durch die vorwaltenden Umſtände eben ſo natürlich, als in Beziehung auf die Vermögensverhältniſſe der Familie zweckmäßig erſchien, ſo war es ihm doch, wie Großthurn in ſeiner Erzählung dem Namen Fernau's die Worte, „Jucundens Bräutigam,“ beifügte, als erführe er erſt in dieſem Augenblicke, daß Jucunde für ihn verloren ſei, und das letzte, ſchwache Hoffnungsflämmchen, welches, ihm ſelbſt unbewußt, noch tief in ſeinem Innern geglimmt hatte — erloſch. —

Mit männlich beherrſchter Stimme ſagte er jetzt, als Großthurn nun ſchwieg und in ängſtlicher Erwartung ſeiner Antwort lauſchte: „So wie ich den Commerzienrath kenne, iſt es gerade der Umſtand, welchen Sie als der Erfüllung Ihres Wunſches entgegenſtehend fürchten — ich meine den, daß Sie Sich als den Beleidiger des edlen Mannes wiſſen — aus dem Ihre Rettung hervorgehen dürfte. — Wenn er jedem Unglücklichen mit Rath und Hülfe zu dienen ſtets bereit war, ſo hat er dieſe menſchlichen Pflichten doch immer vorzugsweiſe an denen erſchöpft, welchen ein geſtörtes Bewußtſein die Kraft raubte, im Kampfe gegen das Unglück Muth und Lebensfreudigkeit zu behaupten. — Sich an dem Beleidiger zu rächen, dafür iſt er zu groß, zu gut. — Nein! Sie haben nichts von dieſem Ehrwürdigen zu fürchten! Und morgen begleite ich Sie zurück nach H....., wo ich ſogleich mit dem Commerzienrath ſprechen, und wie ich ſicher hoffe — Ihnen alsdann beruhigende Nachricht bringen werde. —“

An einem ruhigen, winterlichen Sonntagsmorgen, an welchem Jucunde, die einer leichten Unpäßlichkeit wegen zu Hauſe geblieben war, während ſich alle übrigen Hausgenoſſen in der Kirche befanden — am Fenſter ſtand, und in das leiſe, wirre Flockenſpiel des Schnees ſchauete, glaubte ſie, in einem, noch in weiter Entfernung dem Hauſe ſich nähernden Reiter Sarry's edle Geſtalt zu erkennen. — Sie tadelte ſich ſelbſt, daß ihre Phantaſie ſtets bereit ſei, überall ein Bild hinzumalen, welches zu vergeſſen ſie wohl als rathſam erkennen müſſe — als ihr kein Zweifel blieb, daß ſie recht geſehen habe. Eine überwallende Freude ergriff ihr Weſen und goß das Zittern der froheſten Ueberraſchung durch ihre Glieder. Sie eilte dem Kommenden bis auf den Vorſaal entgegen. — „O wie ſchön iſt es doch, lieber Sarry,“ rief ſie mit hellbegrüßender Stimme, „daß Sie Ihren böſen Vorſatz, uns dieſen Winter gar nicht ſehen zu wollen, aufgegeben haben! — Wie ſehr willkommen ſind Sie uns! —“ Auf einen ſolchen Empfang war Sarry nicht vorbereitet. Alles, was ihm hätte Jucunde entfremden können, die Erinnerung an Fernau, an ihren Brautſtand, an ſeinen Vorſatz, ihr den Anblick ſeiner Gefühle zu entziehen — war im Nu vor dem ſiegenden Zauber ihrer Anmuth verſchwunden, und ſie, die Einzig- und Ewiggeliebte ſeinem Herzen ohne Einſchränkung nahe und vertraut. —

Die dargebotene kleine Hand bald an ſeine Bruſt, bald an ſeine Lippe drückend — erwiederte er: „Meine theure Jucunde! Wie glucklich macht es mich, Sie ſo unverändert gütig gegen mich zu finden! —“

Jucunde zog nun den, vor Froſt äußerlich Erſtarrten, vor Liebe innerlich Glühenden, mit freundlichem Ungeſtüm in ihr heimliches Stübchen: ſie beſtellte ein erwärmendes Frühſtück, ſie lächelte ihm zu, ihre Hand ruhete während ſie ſprach, in der ſeinigen — ſie überließ ſich unſchuldig und rückhaltlos dem Vergnügen, den ſchmerzlich Vermißten wieder zu haben. — Sarvy, von Entzücken gebunden, von Wonne befangen, konnte es nicht über ſich gewinnen, das holde Weſen zu ſtören; er ſah und hörte nur die liebliche Jucunde, und ſog lauſchend jede Bewegung, jeden Laut derſelben in ſeine trunkenen Sinne. —

Jucunde erzählte nun ihrem ſtummen Zuhörer jede bemerkenswerthe Veränderung, welche ſich in der letzteren Vergangenheit in der Familie ereignet hatte. — So ſagte ſie ihm, daß Tante Meta geſünder, als ſie jemals geweſen, von Hamburg zurückgekehrt, daß die Nichte derſelben, welche ſich ſehr ſchnell und heimiſch bei ihnen eingerichtet habe, ein eben ſo gutes und verſtändiges, als blendendſchönes Mädchen ſei, und von Meta mit einer unbeſchreibbaren Vorliebe begünſtiget werde, und daß die kleine Hamburgerin wahrſcheinlich — — hier ſtockte Jucunde, und ſpielte verſtummend mit geſenkten Augen an der ſeidenen Schleiſe des Gürtelbandes; als aber Sarvy die lange Pauſe durch keine Frage unterbrach, kam ſie durch eine, den Capitain überraſchende Gedankenfolge auf jenen unglücklichen Ball, und indem ſie die ihr zugefügte Kränkung nur flüchtig berührte, verweilte ſie deſto länger und mit eifriger Beredtſamkeit auf Fernau's Lobe. —

Es war dem Capitain, als kältete plötzlich eine Todtenhand den Glühenden. — Seine nüchterne Beſonnenheit kehrte zurück; es war Fernau's Braut, welche zu ihm ſprach, es war das Eigenthum eines Andern, welches er mit ſehnſüchtigem Verlangen ſich eigen zu machen ſtrebte. — Der Gedanke an den Zweck ſeines Hierſeins knüpfte ſich an dieſes Erwachen, und in dieſem einen Stützpunct für ſeine gewaltigen Empfindungen erkennend, ſagte er mit leidenſchaftlicher Haſt: „Ich will nicht ſäumen, Sie, meine edle Freundin! mit der Abſicht meines gegenwärtigen Beſuches bekannt zu machen. —“

Jucunde horchte doch auf, und Sarvy fuhr mit verhaltenen Seufzern und ſichtbarer Anſtrengung alſo fort: „Jene Beleidigung, für welche Ihnen Genugthuung zu verſchaffen, Fernau mit Erfolg bemühet war, iſt von den höheren Mächten, deren Liebling Jucunde iſt — ſchnell und furchtbar gerächt worden. — Der Unglückliche, welcher, von dem Rathe ſeiner fürchterlichen Mutter verlocket, Sie den höhnenden Blicken einer glänzenden Verſammlung preisgeben wollte, wird vor den Augen der ganzen Welt zu Spott, wenn die von ihm beleidigte Jucunde es verſchmähet, mittelbar ſeine Retterin zu werden. — Der Fall des Großthurnſchen Handlungshauſes iſt unvermeidlich, wenn unſer Vater Stephany ihm als Gläubiger Nachſicht, als einſichtsvoller Kaufmann Rath und Beiſtand verſagt. — Kaum bedürfte es hierzu bei dem edlen Manne einer Fürbitte, doch wenn Jucunde dieſe an ihn ergehen ließe, ſo dürfte ſelbige wohl ſchwerlich unerfüllet bleiben! — O Jucunde!“ fuhr Sarvy in Begeiſterung fort, „himmliſche, reine Seele! die Sie von jeher erhaben über die rohen Wallungen der Empfindlichkeit waren, Sie werden mich verſtehen und erhören! — Fernau, ach der glückliche Fernau, durfte als Rächer der geliebten Braut ſein Blut vergießen; aber auch mich hat die Vorſehung, meine innige und ewige Verehrung für Sie kennend und würdigend, nicht ganz vergeſſen; denn durch eine ſonderbare Fügung blieb es mir vorbehalten, das Werkzeug eines edleren Triumphes für Sie zu werden, eines Triumphes, deſſen Sie Sich noch dort erfreuen werden, wo alle Gefühle, welche das Menſchenherz hienieden bewegten, in der reinen Flamme der Liebe geläutert worden ſind! —“

Hier ſchwieg Sarvy; auf Jucundens Wange malte ſich der Purpur des feinſten Entzückens, ihre blauen Augen funkelten in Thränen überirdiſcher Wonne — ihr Mund lächelte in dem Lächeln der Seligkeit, und leiſe, aber verſtändlich und mit emporgehobenen Armen ſagte ſie: „O Sarvy, Sie lieben mich! Und das Geſtändniß Ihrer Liebe iſt ſo zart und edel, wie dieſe Empfindung ſelbſt! — Nur wem man die ſchwerſte Tugend zutraut, wen man der edelſten Selbſtüberwindung für fähig hält, der herrſcht in dem ſtillen Heiligthum des beſſeren Menſchen, dem huldigen deſſen reinſte Geſinnungen — dem opfern deſſen tiefſte Gefühle! — Sie lieben mich, weil Sie mich ſo ungemeſſen ehren, obwohl ich lange nicht ſo gut bin, als Sie mich wähnen! — Doch wenn Sie ein Herz voll zärtlicher Achtung und Neigung für Sie, als das Ihrige erkennen, und der Führer meines Lebens ſein wollen, ſo hoffe ich, daß Sie künftig in meinem Beſtreben, Sie zu beglücken, eine Rechtfertigung für Ihre zu günſtige Meinung von meinem geringen Werthe finden werden! —“

Da ſtand Sarvy ſprachlos, erſtarrt. Sein Geſicht war tief erblaßt, ſeine Blicke irreten verdunkelt auf Jucundens freudeſtrahlenden Zügen umher; die Furcht, aus dieſem ſeligkeitsvollen Traume zu erwachen, zuckte um ſeine Lippen. — „Gott im Himmel!“ ſagte er in gebrochenen Tönen, „wäre es möglich? Sie wollten? — Sie könnten? —“ „Ich will und kann Sie lieben, und die Ihrige ſein!“ antwortete Jucunde, und die hellen Thränen tröpfelten ihr über das glühende Engelsgeſicht. —

„Und Fernau?“ ſtieß Sarvy hervor, mit dem letzten Zweifel ringend. — „Heirathet nach Meta's Wunſch und

Willen die Hamburgiſche Couſine, und war mir nie mehr als ein brüderlicher Freund! —“

Jetzt erfaßte die Freude den von ſeinem Glücke Ueberzeugten; er ſchlang ſeinen Arm um des Mädchens ſchlanken Leib, er preßte die Geliebte an ſeine ſtürmiſch wogende Bruſt, ſeinen Mund auf ihre Lippen — und als nach dem erſten Kuſſe ſich die ſchimmernden Augen Beider in einem ausdrucksvollen Blicke begegneten, und er nichts weiter als die Worte: „Meine Jucunde!“ zu ſagen vermochte: da verſtand Jucunde, und mit ihr, wer jemals eine ähnliche Minute feierte — die ſtumme Sprache ſeiner Gefühle. —

In der Dämmerungsſtunde dieſes Tages trat Jucunde, welche früher nicht Gelegenheit dazu gefunden hatte — an Sarry's Hand in das Zimmer des Commerzienraths und ſagte: „Wir erbitten uns als Verlobte Deinen Segen, mein lieber Großvater! —“ Der Commerzienrath blickte freudig betroffen auf das Brautpaar. „So hat die ſtille Treue des guten Capitains doch endlich den Sieg davon getragen?“ antwortete er, und fuhr fort, „nun ich lobe Deine Wahl, mein beſtes Kind! — Sie entſpricht meinen Erwartungen, und ſchiebt mir ein ſanftes Ruhekiſſen unter das müde Haupt. — Gott ſegne Euch denn, meine geliebten Kinder, mit Allem, was das Leben dauernd beglücket und uns noch in die Ewigkeit begleitet! Frieden, Liebe, Treue! — Ach! würden die Menſchen nicht weit glücklicher ſein, wenn ſie nicht ſo oft über dem Vergänglichen das Unvergängliche vergäßen? — Wohl mir, daß ich den Gedanken ſtets in mir lebendig zu erhalten geſucht habe, daß die Güter, deren ich mich durch Gottes Segen erfreuete, nur anvertrauete, nur geliehene ſeien! — So kann ich ohne Schmerz auf der Ausſicht verweilen, daß, wenn ich von hinnen ſcheide und auch einſt Herrmann nicht mehr ſein wird, die rechtlich erworbenen Reichthümer und Vortheile zur größeren Hälfte an Fernau — einen Fremdling dem Blute nach — fallen werden. — Seit Fernau, den ich gewiß herzlich liebe — in unſerm Hauſe lebt, hat mich die Ahnung nicht verlaſſen, und ich erkenne die Erfüllung derſelben, als die Krönung der Segnungen, welcher mich die Gottheit würdigte — daß ich die Wohlthat, die mich einſt aus dem Staube und der Dunkelheit der Schmach und Armuth zu Anſehen und Wohlhabenheit erhob, an dem Bedürftigen gleichmäßig habe vergelten können. — Es geſchiehet alſo! und keine ſelbſtſüchtige Regung verkümmere der Dankbarkeit Zoll, den ich in tiefer Rührung und Demuth dem Allgütigen darbringe. — Du aber, meine geliebte Jucunde, biſt die Erbin meiner Geſinnungen, meiner Liebe und meines väterlichen Segens! — Möchte Dir dies Capital hundertfältige Zinſen tragen, und Dich, wie das Schickſal auch wechſele und walte — nie ganz an ſtillem Glück, an innerer Zufriedenheit verarmen laſſen! —“

Sarry erhielt den geſuchten Abſchied mit dem Charakter als Major. — Der Commerzienrath mit ſcharfer Umſicht das Heilbringendſte und Angemeſſendſte für ſeine Lieblinge erkennend und wählend — kaufte ein herrliches Gebirgsgut in der Nähe von Sarry's mütterlichem Erbe, und überraſchte mit der Schenkung deſſelben das glückliche Brautpaar. —

An einem Tage ſollten die Verbindungen Fernau's unr

Jucundens gefeiert werden. — Als an dem Hochzeitsmorgen die ſchönen Bräute in dem jungfräulichen Feſtſchmucke prangten, und Jucundens ſanftere Freude von der Gewalt wehmuthsvoller Erinnerungen verklärt und vergeiſtiget ward — da flüſterte ihr der Commerzienrath leiſe zu, daß Großthurn gerettet ſei, ſein Beiſpiel habe ſo günſtig auf andere bedeutende Gläubiger deſſelben gewirkt, daß es ihm durch die Nachſicht dieſer großmüthigen Geſchäftsfreunde möglich geworden ſei, ſich als Kaufmann zu behaupten. — Das gegenwärtige Betragen des gebeſſerten Wüſtlings berechtige jeden Beobachter zu der Hoffnung, daß ſich der Erſtere noch zu einem recht brauchbaren und achtungswerthen Manne bilden werde. —

Dieſe Nachricht goß über Jucundens holdes Geſicht einen ſo ſanften Freudenglanz, daß neben dieſem Seelenſchimmer die Strahlen der funkelnden Brillanten, welche den ſtolzen Hals der ſchönen Hamburgerin bedeckten — erloſchen. —

Seit Jahr und Tagen ſchläft der gute Commerzienrath im kühlen Grabe. Die Blumen auf ſeinem Hügel blühen friſch und ſchön; denn ſie werden von dem Thränenthau der Wittwen und Waiſen benetzt, denen er ein Freund und Verſorger war. Die Firma: „Stephany's Erben,“ ſtehet bei aller Welt in Ehren und Achtung. Und wenn ein Fremder an dem einfachen Denkmal der Liebe ſtillen Blickes weilt, und fragt, wer hier ſchläft, dann flüſtern die Geiſter, welche den Schlaf des Redlichen bewachen: Es war einmal ein Kaufmann, der alle ſeine Güter für die eine köſtliche Perle hingab!“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiunddreißigſter Band.

Der Brief.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Brief.

> Einſam ſteht Jeder; auch liebt Jeder allein — und Niemand kann helfen dem Andern.
>
> Rahel.

Es war um die Zeit des Zwielichts; ein trüber Abend, gegen den Schluß des Aprils, dämmerte heran, und in den Gebäuden war es ſchon dunkel. Die niedern Fenſter eines Hauſes, welches abgeſondert am Ende einer ſchmalen Seitenſtraße ſtand, ſahen auf ein wohlgepflegtes Gärtchen; der eine Flügel war offen und ein balſamiſcher Strom quoll herein. Die an der Mauer gezogenen Bäume von edlen Obſtarten rankten üppig in die Breite, auf einem ſtrotzenden Zweige, der ſich vertraulich bog, lauſchte der Frühling mit Blüthenaugen in das Zimmer, worin die friſche Freude am Leben verkommen war und nicht mehr grünte.

Lydia, die nachgelaſſene Tochter eines Kaufmanns, deſſen Stammbaum in iſraelitiſchem Boden wurzelte, athmete tief, indem ſie über die Schwelle ihrer jungfräulichen Wohnung ſchritt. Sie entledigte ſich raſch des ſchweren Longſhawls, als hätte ſie des Tages Laſt und Hitze nun genug getragen; doch ſchien ſie deshalb weder erleichtert, noch mit ganzer Seele daheim zu ſein, denn ihr Auge blickte ſinnend in den Garten, wo die erſten Blumen des Jahres, auf zierlichen Beeten wie eine kleine Mädchenſchule artig gereiht, lieblich anzuſehen und ſich bewegt hin und her neigten, als hätten ſie einander ein unſchuldiges Geheimniß zuzuflüſtern. Die Luft war voll reizender Melancholie, voll geſelliger

Vögelſtimmen — hier aber war es einſam und Lydia fand ſich allein. Sie heftete einen düſtern Blick an die Wand, wo die Bildniſſe ihrer Eltern in vergoldeten Rahmen hingen, die einen Abglanz beſſerer Zeit um dieſe edlen Geſichter von orientaliſchem Schnitt verbreiteten. Des Vaters Auge ſchauete ernſt, ja finſter in den Raum, der ſeine ſtrebſamen Entwürfe für das Glück ſeiner Tochter beſchränkte; der Mutter Blick war ſchwermuthsvoll, doch in Klarheit ihrer Lydia zugewendet, und um den Mund ſchien der ſtumme, ſtille Troſt eines zärtlichen Mitleids zu ſchweben.

Dieſer leiſe, lächelnde Zug war ein Band des Einverſtändniſſes zwiſchen dem mütterlichen Bilde und ſeiner verwaiſ'ten Erbin, und blieb nie ohne Wirkung. Mit jenem unbeſchreiblichen Gefühl, worin das ſprechend ähnliche Porträt einer uns theuern Perſon Gegenwart und Abweſenheit verwebt, hing Lydia lange an dieſen ſanften Mienen. Wenn der Geiſt der Liebe in einer Mutter wohnte, dann verklärt und beſeelt er auch das Bild der Abgeſchiedenen, ſogar ihren Schattenriß, und nicht allein die Kunſt weiß ihn aufzufaſſen, ſondern auch die Natur der kindlichen Treue.

Lydia ſchritt dem Fenſter zu, ſog erquickenden Duft und gewahrte mit leichtem Erſchrecken einen Brief auf ihrem Arbeitstiſche. Die ſchmale Sichel des Neumonds blinkte zwiſchen den Schleiern der Gewolke darauf nieder, als wolle dieſer blaſſe Strahl einen hellen Wink, einen Lichtpunct andeuten. Lydia war ſeit mehreren Stunden abweſend, der Brief konnte nur vom Gärtchen aus herein gelangt worden ſein. Sie beſah die Aufſchrift, erbrach haſtig das Siegel und las:

„Meine verehrte Freundin!

Wenn ich es wage, Sie mit dieſem theuren Namen anzureden, ſo ſpreche ich mit dem tiefſten Gefühl meines Herzens Ihr Vertrauen an, deſſen gütige Beweiſe ſeit zwei Jahren das Glück meines Lebens waren. Sie, Theuerſte! ſind ſich während dieſer Zeit vollkommen gleich geblieben, indeß ich mit ſteigendem Intereſſe Ihr ſtilles Walten begleitete und nun auf einer Stufe meiner Wünſche ſtehe, von wo ſie das Höchſte erſtreben: Das, was mir der Himmel auf Erden ſein würde. Nie kannte ich ein weibliches Weſen, Ihnen gleich, nie werde ich einem ähnlichen begegnen; dies iſt meine feſteſte Ueberzeugung. Ich habe täglich Gelegenheit gehabt, Ihren milden Geiſt zu bewundern und in Ihr Gemüth zu blicken, das ein Abgrund von Reinheit, Güte, Verzeihung, Wohlwollen — und ſomit unerſchöpflich an jenen Eigenſchaften iſt, durch welche das Gemüth des Weibes den Glauben an ſeinen göttlichen Urſprung ſtärkt. — Und wenn ich innigſt fühlte, wie beſeligend Ihr Beſitz ſein müßte, ſo flößte Ihr liebenswürdiger Gleichmuth mir jene Scheu der Achtung ein, ohne welche die wahre Liebe eines Mannes vielleicht nicht gedacht werden kann, und hinderte mich, Ihnen meine Empfindung nahe zu bringen. Jetzt ſehe ich mich auf dieſen Punct gedrängt. Eine beſſere Verſorgung bietet ſich mir dar, und doch knüpft Neigung, Anhänglichkeit an meine Mitwirkenden mich an meinen Beruf. — So mögen Sie denn, theure Lydia, über mein Schickſal entſcheiden! O, daß Sie es theilen wollten! und dafür ganz hinnehmen mein Leben mit all' ſeinen Kräften, geregt und erhöht durch die Hoffnung, Ihr

Herz zu verdienen! — Zwar iſt es nur ein beſcheidenes Loos, das ich Ihnen anzubieten vermag; aber ich fühle mich reich und mächtig, wenn ich Ihre Liebe gewönne, und ich würde — es klingt einfach, Lydia! und doch umfaßt es die feſteſte Stütze einer Gattin — ich würde Ihr treueſter Freund ſein. Auch darf ich mich rühmen, daß ich Sie kenne, und weiß, worauf Lydia Werth legt. -- Dieſes Blatt iſt leicht, Ihr Athem könnte es fortwehen — wenn es aber in Ihrer lieben Hand ruht, dann, Lydia! dann erwägen Sie, von welcher Wichtigkeit ſein Inhalt für mich ſei. Ich ſchwebe ſo lange in dem Zuſtande peinlicher Ungewißheit, bis ich weiß, welche Aufnahme es bei Ihnen gefunden. Warten thut weh — doch manches Wartens Ende thut noch weher und verhält ſich wie der Tod zur Folter. Verzeihen Sie dieſem gewaltſamen Wort — ich möchte um Alles nicht, daß Ihre weiche Seele dadurch befangen würde. Die Ehe, dies innigſte Band, darf nur in völliger Freiheit geknüpft werden. Leben Sie wohl! ewig

der Ihrige
Clemens.“

Während Lydia dieſen Brief las und ihn mehrere Male mit ängſtlichen Blicken überflog, bebte das Blatt in ihrer Hand wie Eſpenlaub, und ihr ſchönes Geſicht nahm einen Schein von Bläſſe an, der ſchwerlich als ein Glücksſtern für den Schreiber dieſes aufging. Es hätte in Wahrheit keines Zeichendeuters bedurft, um das Schickſal des armen Clemens aus den zarten Zügen ſeiner Freundin zu leſen. Die Wage der Gedanken hing an einem ſeltſamen Verhängniß, an einer einzigen Verknüpfung: und Lydia konnte zu keinem Gleichgewicht gelangen. Sie faltete den Brief langſam zu — da ging die Thüre auf, und ein ältlicher Mann von ſchlichtem, kränklichem Anſehen trat ein.

„Zweimal habe ich geklopft —“ ſagte er mit erſchöpftem Odem, „und hätte der Schlüſſel nicht geſteckt — Sie müſſen vertieft geweſen ſein — ich ſtöre doch nicht, Lydia?“

„Nein, nein!“ verſicherte dieſe faſt heftig, als wäre ihr die Störung ſogar lieb, „ich hätte Sie früher erwartet, wenn ich nicht ſelbſt aufgehalten worden wäre. In der freien Luft iſt Ihnen doch wohl geweſen?“ Etwas unbeſchreiblich Liebes und Fürſorgliches lautete aus dieſer Frage.

Indeſſen hatte der Alte, wie mit häuslichem Vorrecht, Hut und Stock abgelegt und ſich in einen Lehnſtuhl niedergelaſſen, der für ihn bereit zu ſtehen ſchien. Seine rechte Hand, zwiſchen deren Fingern er ein paar weiße, wilde Veilchen hielt, zuckte auf ſeinem Schooße, und über das bewölkte Geſicht blitzte ein elektriſcher Schmerz.

Er ſah das Mädchen leidſam an und ſprach: „Nicht ſo ganz, mein gutes Kind. Ich wollte, Sie wiſſen es, nach Lindners Garten gehen; doch war es ein krankhafter Appetit, denn ich vertrage das Gewühl nicht mehr. Als ich nun vor das Thor kam und die Menſchen in Maſſe ſtrömen ſah, die Damen geputzt, Alle aber anſpruchsvoll und lebensluſtig — da ſehnte ich mich nach den Stillen im Lande. Und ſo bin ich draußen geweſen, am Ort der Ruhe.“ Ein Lächeln, ein Kirchhoflächeln möchten wir es nennen; bleich, heilig, geheimnißvoll — verwandelte bei dieſen Worten ſeine eingefallenen Züge. Er legte die Blümchen auf den Brief und ſprach: „Die lieben Todten laſſen ſchönſtens grüßen.“

Lydia nickte. Sie faßte die wilden Veilchen mit ergriffenem Gefühl an, und Thränen füllten ihre Augen.

„Da ſaß ich nun,“ fuhr der Alte fort, „ich glaube lange, denn dort hat die Zeit aufgehört. Man hielt mich gewiß für einen Schlafenden; ich aber träumte nur. Eine göttliche Trübſeligkeit war in der Natur; und um die Gräber iſt es wohl immer kühl. In der nahen Kräuterkirche probirten ſie die Litanei zum morgenden Bußtage, das Geläut ging im Schwange, mir war, als läge ich in einer ſilbernen Wiege und Geiſter ſängen mich ein. Ich weiß nicht, wie mir die Glockentöne von Strauß einfielen, vielleicht der Namensähnlichkeit wegen; denn vom Garten herüber ſchollen Straußſche Walzer in einem raſenden Tempo, und meine Seele war voll Wehmuth über all' dieſe Contraſte und über das Treiben der Welt.“

„Lieber Vater,“ ſagte Lydia beklommen, Sie ſollten nicht ſo allein auf den Kirchhof gehen. —“

„Warum nicht?“ erwiederte er, und ſein matter Blick glänzte todesfreudig bei dieſer Antwort, „müſſen wir doch Alle dieſen Gang allein gehen. Es iſt eine falſche Redensart, daß Geſpenſter umgehen; doch giebt es einen Umgang mit den Verſtorbenen, und ich beklage Diejenigen, welche ihn nicht kennen. Die Lebendigen laſſen uns oft ſehr einſam.“ — Er ſeufzte tief. „Doch, was ich eigentlich wollte, Lydia — Sie um etwas bitten. Es war mir ein Fröſteln angekommen, und die leidige Gicht neckt wieder. Wenn Sie das Mädchen zur Hand hätten — meine Aufwärterin hat kranke Kinder und kommt ſpät — eine Taſſe Thee würde mir dienlich ſein.“

Lydia war ſchon aufgeſprungen. „Das Mädchen bin ich ſelbſt —“ ſagte ſie mit jener holden Dienſtfertigkeit, die nicht auf fremde Hülfe wartet, „es wird nicht lange dauern."

Aber ihre Hand zitterte, die chemiſchen Hölzer wollten nicht zünden. Ein Rothmützchen nach dem andern ward untauglich befunden, bis endlich ſolch ein kleiner Hitzkopf Feuer fing. Die Küche war dem Zimmer ſchräg gegenüber, die Thür blieb offen, und der Alte ſah bequem, wie die aufpraſſelnde Flamme die ſchlanke Geſtalt der wirthlichen Lydia verklärte und ihr Profil maleriſch beleuchtete. Ihre weiße Hand, welche die flüchtige Gluth des Reiſigs ſchürte, war durchſcheinend wie ein Rubin. Bald brodelte das Waſſer mit elementariſchem Singſang und war ſiedend zum Aufguß.

„Es iſt Perlthee," ſagte Lydia, als ſie dem Alten die Taſſe reichte, „oder hätte ich andern nehmen ſollen?"

Der Alte faßte ihre Hand und ſagte dankbar lächelnd: „Lydia — mein Kind, Perle ſelbſt! Der Thee heiße, wie er wolle, er wird mich gewiß erquicken. Als Sie vorhin am Feuer ſtanden, glaubte ich das Blut in dieſer lieben Hand fließen zu ſehen. Dieſer Gedanke bewegte mich. Mir war, als ſähe ich in Ihr Herz — dem Gott lohnen möge!"

„O Vater!" ſagte Lydia leiſe bittend, mit abgewendetem Geſicht, „ſchonen Sie mein." „Das möchte ich gern —" entgegnete der Alte, „wenn ich es nur allewege anzufangen wüßte. Auch müßte ich ja kein Menſch, kein Vater ſein, wenn ich das nicht wollte. Ein ſchwaches Mädchen! das die Stärke hat einem alten Manne wohl zu thun, deſſen Sohn — es giebt einen orientaliſchen Spruch, Lydia! Lerne von der Perlenmuſchel, beleidigtes Herz! ſie ſchenkt die reiche Perle der Liebe dem, der ſie tödtet!"

„Das iſt zu viel —" ſprach Lydia mit wankender

Stimme. Der Alte fuhr fort: „Ich weiß nur Eines, was ich für mein letztes Unglück halten würde, wenn irgend ein Ereigniß Sie von mir trennte. Ihre Nähe, Ihre liebevolle Nähe, Lydia, täuſcht mich mit jeder Beruhigung. Sie ſind meine Tochter, ich weiß von keiner andern. Mir iſt zuweilen, als wäre der Rudolph auf einer Reiſe in Gefangenſchaft gerathen, und das echte Gold unſeres treuen Zuſammenhaltens werde ihn löſen.“

Lydia ſchwieg. Thränen tropften von ihren Wimpern, und floſſen unbewußt, wie es ſchien, von ihren hochgerötheten Wangen. Sie war ſo heftig erſchüttert, daß die Taſſen auf dem Tiſche, woran ſie lehnte, leiſe erklirrten, und in dieſer geſpannten Stille glaubte der Alte den Klang einer fernen Kette zu vernehmen. Eine Pauſe der Rührung trat ein. Dann, als hätte das goldne Bild ſeinen Gedanken eine materielle Richtung gegeben, oder, als fühle er die Nothwendigkeit abzubrechen, ſagte er mit gewendetem Ton: „Antwort iſt wohl noch nicht erfolgt, mein liebes Kind?“

„Antwort?“ fragte Lydia ſo tief zerſtreut und ſo weitſchauenden Blickes, als wäre ihr die große Frage des Lebens ganz entſchwunden. „Worauf? Doch ja! Nein, nein! es iſt noch nichts an mich gekommen.“

Der Alte neigte das Haupt, als wäre dies, ſo wie er es erwartet hätte. „Ich dachte nur, als ich den Brief hier liegen ſah,“ erwiederte er, und indem er ihn näher zu ſich hinzog und die Adreſſe mit einem gewiſſen Geſchäfts-Intereſſe betrachtete, ſetzte er hinzu: „Wenn ich ſolch eine Handſchrift ſehe, da zuckt es mich noch ſtärker. Beinahe gleicht ſie in dem Bug einiger Buchſtaben den Federzügen meiner Lydia. Freilich Ihre Normalhand iſt von unnachahmlichen Charakter.“

Lydia lächelte doch. Sie dachte, wenn das Auge des Alten durch den dünnen Umſchlag des Briefes dringen könnte, und welch eine ſchwere Probe dem Charakter ihrer geprieſenen Schreibekunſt nun bevorſtehe. —

„Daß ein Mädchen Charakter habe," ſagte ſie mit dem Accent des gedrückten Selbſtgefühls, „und wäre es auch nur im Schreibefinger, dürfte ſchwerlich überall als Vorzug gelten. Die Männer geſtehen unſerm Geſchlecht auch dieſe kleinſte Feſtigkeit nicht zu."

Der Alte ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Hie und da mag es ſo ſein, wie Sie ſagen. Jüngſt las ich — wo war es doch? aha! im Morgenblatt, eine lange Beurtheilung, mich dünkt, von Börne. Der Verfaſſer bemerkt, eine incorrecte Schreibart ſei die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit. — Da dachte ich an meine Lydia, und wie dies wohl witzig wäre, aber nicht wahr."

Das Geſpräch von Seiten des Alten nahm nun einen ruhigeren Gang an und beſtrich ein uns fremdes Gebiet. Und ehe wir ihn ſelbſt und ſein Verhältniß zu der Heldin dieſer einfachen Geſchichte kennen lernen, wollen wir erſt einen Beſuch abwarten, den Lydia am nächſten Morgen empfing.

Aber im einſamen Dunkel der Nacht trat der Geiſt jenes Briefes zu Lydia und ſcheuchte die Ruhe von ihren Augenliedern. Der ihn geſchrieben, war ein ſehr ſchätzenswerther junger Mann und Lehrer in einem Erziehungs-Inſtitut, worin Lydia ſeit dem Tode ihrer Eltern Unterricht in weiblichen Arbeiten gab. Sie kannte faſt keinen Fehler an ihm, und daß ſie deſſenungeachtet nicht wärmer für ihn empfand, hielt Lydia für den ihrigen. — Aber ihre Zukunft, ſein redliches Gefühl war zu bedenken, und nichts rührt ein verlaſſenes weibliches Herz mehr, nichts tiefer, als die Zuſage der Freundſchaft eines Mannes, es iſt dann, als ob es mit der Verſicherung dieſes Wortes die Unhaltbarkeit der Liebe empfände. —

Doch der gute Alte, was ſollte aus ihm werden? Die zarte Pflicht, womit Lydia ſich ihm verknüpft ſah, hing mit dem Gewebe ihres Schickſals, mit ihrem Lebensfaden ſo innig zuſammen, daß ein Abtrennen davon, auch das leiſeſte — ihr in der Vorſtellung ſchon das Herz zerriß. Und würde ein Dritter, und wenn dieſer Dritte zumal ihr Gatte wäre — in ein Verhältniß, ſo einzig in ſeiner Art, eingehen wollen und können? Nur als Mädchen konnte Lydia dieſem väterlichen Manne Tochter ſein und bleiben. Und doch war Lydia nichts weniger als überſpannt. Sie verkannte weder ihre Beſtimmung, noch den Werth der Hand, die ſich ihr darbot. Sie wünſchte nicht hinzuſiechen im Schmerz einer unglücklichen Neigung, noch daß ihre kindliche Fürſorge für den alten Mann und das Aufgeben ihres eigenen Glückes eine verſteckte Rache, wenn auch die feinſte — ſein ſollte. Nein! vielmehr hoffte ſie, durch Selbſtberuhigung den büßenden Schmerz des Alten, den er für ſeinen Sohn trug, auszutilgen, und dieſen Sohn, ihres Herzens einzige Liebe! mit ſich ſelbſt zu verſöhnen.

„O! wenn doch ein Gott mir in die Seele gäbe, was ich thun ſollte!“ ſeufzte Lydia. Aber die Nacht blieb ſtill, und der Schlaf blieb fern. Draußen erwachte der Geſang der Vögel, der kleinen glücklichen Vögel, die ohne zarte Rückſichten heirathen oder ledig bleiben — die Morgenglocke kündigte den Bußtag an, und durch die Spalte des Fenſterladens drang das heilige Frühlicht, ohne Lydia für irgend einen Entſchluß erhellt zu finden. Sie ſtand auf, ihre Augen brannten — ſie befand ſich in jener Aufregung, die nichts Geringeres erwartet, als ein Wunder, was zu ihrer Ruhe und Gewißheit geſchehen müſſe und werde. Aber nur das uralte Wunder der Schöpfung, daß es Tag wurde — erneuete ſich; Lydia! war dieſe Sprache Gottes Dir nicht klar? — Das Zimmer war voll Glanz, der Brief, der noch dalag, ſchien ein Roſenblatt, und an dem Lehnſtuhl des Alten ſpielte der erſte Sonnenſtrahl.

Es mochte um den Ablauf der neunten Stunde ſein, das Kirchengeläut verklang zum dritten Male — als Lydia, unfähig heute eine Predigt anzuhören, eine Kummerſäule unter ihr Haupt geſtützt, in tiefſter Stille wie mit zerrinnenden Gedanken da ſaß. —

Jetzt klopfte es an die Thür des Zimmers, ziemlich ſtark, um aus einem Traum zu wecken, und gleichſam mit Prätenſion. Lydia ſprang auf, wollte öffnen, ihrem Schritte war ein ſchüchternes: „Herein!“ vorangeeilt, dem ein ſtattlicher Mann in der Perſon des Director Blüthchen folgte.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ ſagte er ſehr artig, indem er ſich bückte und die Geſtalt des Mädchens mit wohlwollenden und neugierigen Blicken maß, „daß ich ſo früh komme! Ich denke deshalb doch nicht ganz unwillkommen zu ſein.“ Er lächelte — die platte Scheibe ſeines feiſten Geſichts glänzte wie der Vollmond und warf rothe Strahlen; die ganze corpulente Figur war wie der erfüllte Wunſch einer geſegneten Mahlzeit.

Lydia verneigte ſich. In ihren geiſtreichen Zügen, worin eine ſichtliche Uebernächtigkeit, als hätte ſie ſelbſt bei ihrem kranken Herzen gewacht — war eine Wandlung vorgegangen. Sie zitterte, ſtammelte ein höfliches Wort der Begrüßung, und bat den Director Platz zu nehmen, wobei ſie zum Sopha hindeutete. Jener aber mochte in dem bequemen und umfangreichen Lehnſtuhl ein anziehenderes Plätzchen erblicken. Er ſchritt allmählich darauf zu und ſelbſt in dieſem Zuge war Egoismus. — Mit bekümmertem und einigermaßen mißfälligem Blick ſah Lydia, wie dieſen Stuhl ihres alten Freundes, den Träger ſeiner ſchmalen, kränklichen Geſtalt und vieler tauſend Sorgen über einen zehrenden Proceß, die Wohlbeleibtheit ſeines Gegners füllte, und ein bitteres Gefühl drückte ſich in ihrer ſanften Miene aus.

„Es iſt Bußtag, mein Fräulein,“ keuchte er mit fetter Stimme, und als ob er zu einer Jüdin rede, „da muß ein guter Chriſt wohl in ſich gehen. Ich bin eben im Begriff zur Kirche — vorher aber wollte ich mich von Ihnen abſolviren laſſen. Ihr lieber, ſchöner Brief hat einen verſtockten Sünder bekehrt. Sie führen die Feder, ſieghaft wie ein kleiner Feldherr — grüßen Sie Ihren alten Freund von mir — und ich willige in den Vergleich.“

Es war, als ob ein elektriſcher Funke der Freude durch Lydiens Glieder ſchlüge; ihr Geſicht färbte ſich mit Entzücken. Sie rief: „Dafür ſegne Sie der Friede Gottes! Sie geben den letzten Tagen eines ſehr redlichen Mannes die Ruhe. Dies iſt ein ſchönes Opfer der Verſöhnung, ein Offertorium, auf den Altar des Himmels ſelbſt gelegt.“ Lydia ſchlug mit dieſen Worten wie durch Inſtinct die rührbarſte Saite des Directors an; denn er war ein Freund kirchlicher Spenden und liebte geiſtlichen Ruhm.

„Nun, nun!“ ſagte er ſchmunzelnd, „laſſen wir es gut ſein. Es iſt mir ſelbſt ganz leicht zu Muthe, wie es denn nicht anders ſein kann, wenn man ein rundes Sümmchen abthut, aus lieber leerer Großmuth.“

„O doch den Anſpruch nur —“ entgegnete Lydia mit

Eifer, ſchmälern Sie das Verdienſt einer gerechten Handlung nicht dadurch, daß Sie —“

Der Director ließ das Mädchen nicht ausreden. Er fiel ein: „Die Sache iſt abgemacht, denke ich, und was die Form betrifft, da werden wir hoffentlich auch fertig werden. Doch umſonſt iſt der Tod — eine kleine Bedingung an Sie, mein Fräulein, möchte ich vorſchreiben zur Quittung; zugleich konnte ich mir das Vergnügen nicht verſagen, eine ſo firme Briefſtellerin perſönlich kennen zu lernen. So bringe ich Ihnen denn meine Antwort ſelbſt, wenn auch zu einer Zeit, wo eine Viſite nicht ganz in der Ordnung iſt.“ —

„Sie bringen mir wahrhaft einen guten Morgen,“ ſagte Lydia, „einen frohen Tag —“ ein kleiner Seufzer ſchlüpfte zwiſchen dieſe Verſicherung. Sie reichte ihm wie zur Beglaubigung die Hand, und als der Director dieſe zarte Rechte, weiß und fein, wie von Porzelain, mit ſeiner tölpiſchen und unförmlichen Hand anfaßte, war es, als ob ein Elephant ein zerbrechliches Gefäß berühre. „Ihr Brief, mein gutes Kind,“ fuhr er behaglich fort, „hat mich gerührt. Leſen und Schreiben iſt doch eine Gabe Gottes.“

Lydia konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren. Sie dachte an die Nachtwächter Shakeſpeares; aber der Director war fern von der Kühnheit, ſich eine Originalidee aneignen zu wollen. Er hatte ſeine eigenen Gedanken — und ſo ſetzte er hinzu: „Es gehört Zeit dazu und ein treffender Sinn. Da werden Bücher geſchrieben über die Regeln der Schreibekunſt, über Interpunction und dergleichen; doch das Pünctchen, worauf es allein ankommt, trifft nur, wem es von Oben verliehen iſt. Ich leſe nur das Amtsblatt, die Zeitungen und ein politiſches Journal, auf daß man ein Bischen mitreden kann. Außer den Schreibereien, die mein Amt erfordert, laſſe ich mich auf wenig ein, und vermeide jeden unnützen Buchſtaben. Allein ich wünſchte doch — und ſo hätte ich eine Bitte an Sie, mein liebes Fräulein, wodurch Sie mir meine Bereitwilligkeit zur Sühne vergelten könnten. Auch würde ich dankbar ſein. —“

„Erlauben Sie, daß ich es bin —“ ſagte Lydia, als der Director inne hielt, „und nennen Sie mir Ihren Wunſch.“

„Ich habe eine Tochter,“ ſprach Herr Blüthchen, „ein gutes Kind. Meine Julie iſt jedoch ein kleiner Wildfang und nicht nach der modernen Schule, weil ich hinſichtlich der Erziehung von Töchtern ſo meine eigenen Maximen habe, oder **Marotten** — wie meine Frau es nennt. So kann ich die Inſtitute und Penſionen, mit Reſpect zu ſagen — vor den Tod nicht leiden. Ich weiß wohl, Sie ſelbſt ſind betheiliget dabei, aber nicht auf eine Weiſe, daß mein offenes Bekenntniß beleidigend für Sie wäre.“

Lydia lächelte ſanft und ſprach: „Mich dünkt aber, Herr Director, ich hätte Sie bei der öffentlichen Prüfung unſerer Anſtalt ſelbſt geſehen.“

„Ja wohl,“ entgegnete dieſer Widerſacher der Bildungsſchulen des ſchönen Geſchlechts, „verfehle ich das nie, aber nicht aus Intereſſe daran, nur, um Belege für meine Meinung zu ſammeln, und um mir nebenher ein wenig die Galle zu reizen, was vollſäftigen Leuten von meiner Conſtitution geſund iſt. Sehen Sie, liebes Fräulein —“ hier war dem ſteigenden Tone des Directors anzumerken, daß er auf ein Lieblingsthema zu ſprechen komme, „da iſt es um der armen Kinder geſundes friſches Wachsthum Leibes und der Seele gethan, und die Mädchen werden, wie der Buchsbaum in holländiſchen Gärten, mit ſcharfer Scheere zugeſchnitten, pyramidaliſch, nach der Spitze zu. Um eine hübſche Hecke, wie die Natur ſie baut — iſt es geſchehen. Solch ein Examen kommt mir vor, wie eine Kunſtausſtellung, wo Alles auf den Effect berechnet iſt, wie eine kleine. Comödie von Puppen, die in der Mechanik das Außerordentlichſte leiſten. Still, meine Verehrteſte!“ fuhr der Director eifrig fort, als Lydia ihre Lippen öffnete, „laſſen Sie mich ausreden, ich bitte! — Da rechnen die Mädchen, zum Exempel, daß Einem der Verſtand ſtille ſteht. Man denkt, es gehet nicht mit rechten Dingen zu. Und ſollen ſie daheim der Mutter die Marktpreiſe zuſammenzählen, ſo zerbricht an einer halben Mandel Eier der ganze arithmetiſche Prunk. Die Verhältniſſe einer Mondfinſterniß wiſſen ſie genau anzugeben und die Größe der Geſtirne; zu Hauſe aber im Dunkeln ſich zurecht zu finden, oder im Falle der Noth einen Huſtenthee für den Vater zu kochen, von Badian, auch Sternanis geheißen, dazu reicht ihr Wiſſen nicht aus. Sie zeichnen Stillleben — und ihr Geſchmack bildet ſich für Geſellſchaften, wo der Lärm am größten iſt, für die Sucht zu glänzen. Sie ſticken mit geſpaltener Seide, mit Haaren — man bekommt den Nervenkrampf nur vom Sehen. Das Gott erbarm! Ich bin der Meinung, die Aerzte ſollten einſchreiten. Ein gelehrtes Frauenzimmer — nehmen Sie mir es nicht ungütig — iſt einem vernünftigen Manne ein Gräuel, ein Unding!“ Der Director ſchöpfte Odem, und Lydia ſagte beſcheiden: „Die Zeit ſchreitet vor, unſer Geſchlecht kann nicht ganz dahinten bleiben. — Sie werden aber doch nicht leugnen können, daß die wahre Ausbildung des Geiſtes auf unſere Beſtimmung zurückführt, und nützliche Kenntniſſe der Weiblichkeit zu Gute kommen.“

„Nützliche Kenntniſſe!“ wiederholte der Director mit Nachdruck, „die laſſe ich gelten, und unter ſolche gehört, meines Erachtens nach, vorzugsweiſe das Talent, einen Brief zu ſchreiben, der Hände und Füße hat. Sehen Sie, mein gutes Kind, als ich vorgeſtern Ihre werthe Zuſchrift erhielt — ſchon das allerliebſte Händchen nahm mich ein — da fand ich denn, daß jedes H, vom Herr des Titels an, wie ſanft auch geſchwungen, ein Hammer wäre, der den Nagel auf den Kopf träfe. Es war mir zum erſtenmale, als ob ich Unrecht hätte — und mein Sinn, ſtarr wie Eiſen, ward umgebogen. —“ Hier wendete der Director das Haupt, eine Weichheit, deren er ſich ſchämte, dem Mädchen zu verbergen, das dieſe ſpröde Maſſe durch die Kraft des Gefühls, durch das Feuer eines liebevollen Willens bewältiget hatte. —

Gerührten Blickes und mit ſinnendem Bedacht ſprach Lydia: „Es hängt oft nichts Geringeres davon ab, daß wir unſere Gedanken folgerichtig entwickeln können, als das Glück und Geſchick des ganzen Lebens.“ Eine melancholiſche Beziehung an ihre nächſte Aufgabe verknüpfte ſich dieſen Worten.

„Eben deßwegen,“ antwortete der Director, „wünſche ich, daß meine Julie vor allen Dingen einen rechtſchaffenen Brief ſchreiben lerne. Aber damit will es durchaus nicht gehen. Es fehlt ihr doch ſonſt nicht an Mutterwitz. Und ein Brief iſt meine ſchwache Seite — ich glaube, ich hätte ein Mädchen heirathen können eines hübſchen Briefes wegen.“

Ein gedankenvolles Lächeln ſchlich über die Züge der geſchmeichelten Lydia, die vielleicht in dieſem Augenblicke Gott dankte, den Director noch verſorgt zu wiſſen. Sie ſprach: „Das Bedürfniß der Mittheilung lehrt hier wohl allein.

Wo das Herz redet, wird die Sprache deutlich, und eine göttliche Stimme hat von jeher die Schrift eingegeben. Deshalb iſt auch der Verſtand und eine Schulübung zu wenig, um dieſe Fähigkeit zu fördern; es kann bloß der Form nach geſchehen. Den Geiſt aber —“

„Den Geiſt,“ fiel der bibelfeſte Mann ein, „giebt Gott nicht nach dem Maß, und ſo halten ſich die jungen Damen lieber an den Schneider. Doch um zu meinem Zwecke zu kommen, ſo wollte ich Sie erſuchen, Sich meiner Julie gefälligſt anzunehmen, daß mir die Kleine einen geiſtreichen Brief ſchreiben lernt; ich werde mich als Ihren Schuldner dafür erkennen.“

„Mit Vergnügen bin ich bereit, Ihrem Töchterchen einige Anleitung zu geben,“ antwortete Lydia verbindlich, „doch mehr, Herr Director, wird auch von meiner Seite nicht geſchehen können. Auch müßte ich bitten, daß hinſichtlich der Zeit — Sie wiſſen, ich bin dem Inſtitut verpflichtet — und ſo wäre der Sonnabend wie der Sonntag am beſten geeignet für dieſe Privatſtunde.“

„Ganz nach ihrer Bequemlichkeit, meine Verehrteſte!“ verſicherte der Director ſichtlich erfreut. „Ich ſende Ihnen meine Julie heute noch hierher. Es iſt zwar Bußtag — aber Buße wird die kleine Flocke doch nicht thun, und etwas Geſcheuteres ſchwerlich, als ſich Ihnen zu empfehlen.“

Der Director that dies jetzt zum Abſchied. Und die Klingel der Hausthür war noch nicht beſchwichtiget, als Lydia, die ihn begleitet, voll der friedlichen Nachricht, die ſie mitzutheilen hätte, den Flur entlang an das Zimmer ihres alten Freundes eilte, und es zu ihrem Befremden verſchloſſen fand. Wohin konnte er, der den Zug der Kirchenluft ſcheuete, ſo früh ſchon gegangen ſein? — Sie war in ſteter Kenntniß ſeiner Schritte — und heute, in dieſer Stunde, wo ein unabſehliches Ziel erreicht war, wußte ſie nicht, wo ihn ſuchen, mit ihren herbeiziehenden Gedanken? — Die verſchloſſene Thür gab ihr ein ödes abgeſondertes Gefühl — es war, als hätte ſich eine Schranke aufgeworfen vor die überwallende Wärme, womit ſie heran geeilt war. Sie faßte das Thürſchloß an, es war kalt und völlig zu, und nach einer unſchlüſſigen Minute ſchlich ſie mit bedrängtem Herzen zurück.

Der Morgen verging vollends, der Mittag kam — doch der Alte blieb aus, und die Aengſtlichkeit ſeiner jungen Freundin ſtieg von Minute zu Minute. Noch eine Stunde wollte Lydia abwarten, dann Boten ausſenden, ob ihm ein Unfall begegnet wäre.

Jetzt klingelte die Hausthür glockenhell — aber das war nicht der müde Schritt des Alten. Es huſchte ſo leicht herbei, als käme der flüchtigſte Wind zum Beſuch, die ängſtlichen Gedanken der armen Lydia zu zerſtreuen. Es pochte ſchüchtern — ein junges, ſchlankes Müdchen trat ein, eine Rolle Papier unter dem runden Arm.

Lydia vermuthete daraus, wer es ſei, noch ehe die Tochter des Directors ſich als Julie Blüthchen genannt. Auch ſah das Mädchen dem Vater ähnlich, wenn gleich dies liebliche Aeußere ſich wie ein friſches Pfingſtröslein zur reifen Hagebutte verhielt. Lydia hatte — ſie wußte ſelbſt nicht, warum ſie dies aus den Reden des Directors entnommen — ſich ſeine Julie noch in jugendlicher Kindheit gedacht; ſo überraſchte ſie nunmehr der Anblick dieſer jungfräulichen Geſtalt, welche über die gewöhnliche Schulzeit hinausreichte, und der gepreßten Lehrerin auf gewiſſe Weiſe imponirte. Lydia betrachtete mit einem Gefühl beſchämter Rührung dies

Geſicht, in deſſen offene, regelmäßige Züge die Natur einen Empfehlungsbrief geſchrieben, wie er jedes empfängliche Herz öffnen mußte. Sie fand es ſehr erklärbar, daß dies Mädchen ſich des Schreibens überhoben fühlte, und es war ihr in dieſem Augenblicke, als ſolle ſie eine Roſe ſchminken.

Während ihrer freundlichen Anrede hieß Lydia ihren Kummer ſchweigen, und ſprach: „Ihr Herr Vater wünſcht, daß Sie, liebes Fräulein —“.

„O bitte! nennen Sie mich Julie!“ bat das Mädchen liebherzig und traulich, „mein Vater möchte gern, daß ich eine Schriftſtellerin würde. Ach, ich bedaure Sie — dazu habe ich nicht die mindeſte Anlage.“

„Wohl nur, daß Sie Sich ein wenig im Briefſtil bei mir üben ſollen,“ entgegnete Lydia, „und die günſtige Meinung Ihres Herrn Vaters für mich hält mich der Führung Ihrer Feder — ſo zu ſagen — gewachſen.“

Julie legte ein Bund geſchnittener Federn und ein Sortiment koſtbaren Briefpapiers auf den Tiſch und ſprach: „Meinem Vater fällt ein Brief ungeheuer ſchwer, und ſo hält er ihn für das Wichtigſte. So oft er ſchreibt, bricht ihm der Angſtſchweiß aus; ein paar baſtſeidene Taſchentücher ſind immer zum Auswinden. —“

„Das mag Ihnen allerdings die Luſt dazu ein wenig verleidet haben —“ ſagte Lydia mit unterdrücktem Lächeln.

Julie nickte und ſchlug die Augen zur Höhe, als wüßte dies Gott. Sie ſprach: „Ich bewege mich gern leicht; aber Flatterſinn, wie der Vater es ſchilt, iſt dies doch grade nicht. Seine Briefe, ſo viel ich deren geleſen — gehen ſchwerfällig am Stocke, und tragen eine Perücke, auf Draht gebunden. Die meinigen, ſpricht er, wären Grashüpfer, die gewaltige Sprünge machten. An die Gratulationsbriefe, welche ich unter ſeiner Aufſicht habe ſchreiben müſſen, werde ich ewig gedenken. Wenn ich an meine Pathe, die Generalin, ſchrieb, dann machte der Vater ſelbſt den Präceptor; doch fiel es immer unglücklich aus. Ich verwechſelte ſtets das Ihro mit Euro — darüber gerieth er in eine entſetzliche Wuth, und Thränen floſſen ſtatt der Tinte.“

Lydia dachte an den kleinen Gallapfel der Mutter Grimſel, welcher der Tinte die magiſche Kraft gab, Erfüllung ſeiner Wünſche auszuſchreiben. Sie ſprach: „Nichts Bitteres, mein gutes Kind, ſoll ſich bei mir in den Erguß Ihrer Gedanken miſchen; es iſt jedoch weſentlich nöthig, daß, wie wir denken, wir uns auch ſchriftlich auszudrücken wiſſen. Ich möchte *den* Brief am gelungenſten nennen, der uns die Geſprächsweiſe einer Perſon am natürlichſten wiedergiebt. Wir genießen die Freude der Unterhaltung mit allen Vortheilen der Abweſenheit. Wir dürfen entwickeln, was wir denken und fühlen, in folgerichtiger Ruhe, ohne durch einen verwirrenden Eindruck geſtört zu werden. Wir reden allein — und ſind doch beſcheiden.“

Julie lächelte ermuthiget. Sie ſprach: „Ja, von ſolchem Briefſchreiben iſt bei dem Vater nicht die Rede, und vom *Denken* überhaupt gar nicht. Der aber wird es bei Gott zu verantworten haben, der die Titulaturen erfunden hat, die eine Qual ſind für jedes Menſchenkind.“

Lydia erwiederte hierauf: „Sie gehören einmal in die Form der Welt, und unſer Geſchlecht iſt fügſam geſchaffen. — Doch, meine liebe Julie, weil Sie denn nun ſo wollen — die Uebung, welche Ihr Herr Vater von Ihnen begehrt und mir anvertraut, iſt in der That wichtig. Wir kommen in tauſend Fälle, wo die Züge der Feder die Wege unſeres Lebens beſtimmen. Und wie in des Dichters Seele, ein

Etwas, ein Geheimniß lebt, was ihm ſelbſt unbewußt zur Offenbarung wird, ſo iſt jedem Geiſt mehr oder minder ein Genius gegeben, der die Hand des Schreibenden führt. — Wer kindlich denkt, rein und wahr, wäre er auch ſchwach an Talent, darf auf dieſe Hülfe am meiſten rechnen. Man ſtaunt zuweilen das Blatt an, als ob man in der eigenen Seele läſe. Ein höheres, ein unſichtbares Geſetz, wird uns dann plötzlich klar.“

Und indem Lydia dieſe Worte ſprach, ward ihr wie durch Inſpiration ein Gedanke. Sie erzitterte innerlich — und ſetzte hinzu: „Haben Sie nur Vertrauen zu mir, mein beſtes Kind! Kein Meiſter fällt vom Himmel. Ich gebe Ihnen irgend ein Thema auf, und laſſe Sie dann allein.“

„Und ich darf ſchreiben, was ich will?“ fragte Julie, und ihre Augen ſtrahlten.

„Was Sie wollen, und wie Sie wollen —“ gab Lydia zur Antwort, hoffend, Gott würde das Mädchen erleuchten. Schreiben Sie, als ob Ihr freieſtes Gefühl, Ihr perſönlichſter Wille ſpräche. Die Aufgabe iſt meine Sache, und dann ein Fingerzeig, wie ſolche wohl am richtigſten zu löſen geweſen ſein würde. Aber erlöſet vom Joche des Zwanges ſind Sie gewiß.“

„Gottlob!“ rief Julie, indem ſie mit beflügelter Kraft eine langgeſchwungene Schreibfeder aus der engen Haft zog, „nun, ſo wird keine mir zu ſchwer ſein.“

„Setzen Sie Sich, Liebe!“ bat Lydia beklommen, „und ſein Sie jetzt recht achtſam auf mich. Ihrem jugendlichen Alter,“ fuhr Lydia mit erzwungenem Lächeln und bebendem Munde fort, „liegen Heirathsangelegenheiten ziemlich am nächſten, und ſo wollen wir denn mit einer ſolchen den Anfang machen. Denken Sie Sich ein Dutzend Jahre älter —“

Julie verzog das Geſichtchen, wie zu der Miene der Unmöglichkeit —, „und in den Fall, daß ein junger, achtungswerther Mann ſich um Ihre Hand bewürbe.“ Julie nickte ernſthaft, und Lydia ſprach mit dem bedeutſamen Tone der Wohlerwägung weiter, „Sie aber wären elternlos, ohne Mittel — ohne hoffnungsvolle Ausſichten für die Zukunft. Ihr Herz wäre traurig und verlaſſen, und er böte Ihnen redlich ſeine Freundſchaft an. Nun aber hätten Sie eine heilige Pflicht zu erfüllen, die nicht vereinbar damit wäre. Nehmen Sie an, Sie hätten einen Vater, einen nahen Verwandten — oder einen väterlichen Freund, der nicht mit Ihnen ziehen könnte, der Ihrer Pflege ſo gewohnt als bedürftig wäre, und den Sie nicht im Stiche laſſen möchten. Denken Sie Sich dieſe Pflicht nur von Ihrem Herzen ausgehend, aber um deſto bindender und beziehungsreicher. Doch wollen Sie auch Alles, was für dieſe Verbindung ſpricht, dabei erwogen haben.“

Julie ſtieß einen Seufzer aus und ſagte kleinlaut: „O dieſer erſte Brief iſt auch recht ſchwer. —“

Mit weiblicher Reſignation antwortete Lydia: „Die Schule unſeres Geſchlechts iſt durchaus nicht leicht, wenn wir es darin zu etwas bringen wollen.“

Und iſt der Mann, der ſich um mich bewirbt,“ fragte Jene, „eigentlich — hübſch?“ Man hörte es dem Tone des jungen Mädchens an, welchen Werth die Beantwortung dieſer Frage hätte. Ein bräutliches Bedenken war in dem unſchuldigen Blick.

Lydia erröthete. „Nun,“ ſagte ſie, „wir wollen gütig ſein, da es uns nicht immer ſo gut wird, des Himmels Gaben auszutheilen, und ihm ein gefälliges Aeußere geben.“

Julie ſchwieg einen Moment, und indem ſich ein reizendes Lächeln auf ihren Lippen bildete, ſchauete ſie mit halbbedecktem Auge vor ſich hin, als ſähe ſie den Freiersmann leibhaftig ſtehen. „Und liebe ich ihn denn?“ fragte ſie zurückhaltend.

Lydia ſeufzte und ſprach: „Ich bat Sie, achtſam zu ſein. Es iſt hier mehr von einem Verhältniß der Freundſchaft und ihrer innigſten Schutzverſicherung die Rede, als von jener erſten jugendlichen Herzensneigung, die Alles ausſchließt, weil ſie in ſich die ganze Welt ihres Glückes umfaßt.“

Julie ſchwieg jetzt noch länger als vorher — dann ſagte ſie: „Ja, dieſer Brief wird meine Denkkraft ſehr entwickeln — Sie haben mir den Faden dazu an die Hand gegeben.“ Ein kleiner ſpottender Muthwillen im Tone dieſer Aeußerung verrieth dennoch, wie das junge Mädchen die ahnungsvolle Ernſthaftigkeit der geſtellten Aufgabe empfinde.

Lydia legte das Papier gegen das Licht, und ſorgte für alles Erforderliche. Julie rückte den Stuhl, ſetzte ſich und dachte: „In des Himmels Namen denn!“ Jetzt ſchlug es halb drei Uhr; dies war der letzte Termin, den Lydia abwarten wollte, ehe ſie ihren alten Freund aufzufinden Anſtalt träfe. Sie nahm ihren Hut und Schirm, verſprach in zwei Stunden wieder da zu ſein, als die Hausſchelle tönte und der Verſchollene den Kopf mit heiterer entwölkter Stirne zur Thür hereinſteckte. Lydia ſchrie freudig auf, und der Sonnenſchein dieſes Augenblickes trocknete den erſten Tropfen Tinte in Juliens Feder. Sie wendete das ſchöne Köpfchen dieſer leidenſchaftlichen Begrüßung zu, ihre Gedanken wurden ſichtlich dadurch abgezogen —; aber nichtsdeſtoweniger verknüpfte dies Bild ſich dem Intereſſe ihrer Aufgabe. Lydia folgte dem Alten, ihre Schülerin lauſchte noch den enteilenden Schritten Beider, und blieb dann in der fremden Umgebung allein. Anfänglich athmete Julie tief und bangſam in dem einſamen Conclave, worin ſie zu einem Entſchluß kommen mußte. Aber die Heimlichkeit und der friedſame Geiſt des Zimmers, die träumeriſche Gartenſtille, welche, gemiſcht mit zartem Duft, zu dem offnen Fenſter hereinſäuſelte, verſenkte ſie bald in ſelbſtvergeſſenes Nachſinnen. Die Portraits der Eltern Lydiens ſchauten mit einem Ausdrucke tiefer Bedeutſamkeit von der Wand nieder auf das holde Kind, und gleichſam als die Wirthe einer Fülle von Gedanken, über welche Julie zu verfügen hätte. Sie dachte ſich dieſe Mutter, deren Phyſiognomie etwas Aetheriſches hatte, als eine Geſtorbene — den Vater aber lebend, ſich ſelbſt an der Tochter Stelle. „Iſt mir doch ſonderbar zu Muthe,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „mich dünkt, wie einer Braut, die ſich entſcheiden ſoll.“ Sie wagte nunmehr die Feder anzuſetzen; und aus der Canzlei des Himmels entſendete Gott einen ſeiner geflügelten Copiſten, daß er den Geiſt des Briefes ihr in die junge Seele hauche. Julie aber meinte, der frühlingsheilige Odem der Luft kühle ihre heiße Wange.

Nach einer kurzen, aber gewichtigen Unterredung, welche, obwohl keiner Gegenſeitigkeit ermangelnd, doch ſtehenden Fußes abgehalten ward, äußerte der Alte das dringende Bedürfniß, friſche Luft zu ſchöpfen, und den Wunſch, dieſes inhaltvolle Geſpräch auf einem Spaziergange mit ſeiner Freundin fortzuſetzen. Die gefällige Lydia war bereit, in dieſen Vorſchlag einzugehen. Sie gingen den Lieblingsweg des Alten, der Kräuterkirche zu, deren Nachmittaggottesdienſt eben aus war. In ihrer eigenthümlichen Tracht kehrte die ländliche Gemeinde heim, im Schwarz und Weiß des Anzugs, der uralt frommen Sitte des Bußtags angemeſſen, doch ohne düſtre Reue, vielmehr mit Freude in den gebräunten Geſichtern, wie die Traurigen Gottes — und kleinen Sträußern von weichen Frühlingsblumen in den arbeitsharten Händen. Der grüne Schmelz der Saat, das Singen der verſchwebenden Lerche, der letzte Aushall des Geläuts, die himmelblaue ahnungsvolle Ferne, die Pracht der Blüthenbäume, eingehüllt in einen durchſichtigen Schleier von Düften, der flüſternde Wind, wie mit tauſend kleinen wonnigen Geheimniſſen beladen, dies Alles ſtimmte das Gemüth der ernſten Lydia zu unendlicher Wehmuth. Sie dachte an Juliens ungeübte Federzüge daheim — und ihr Schritt nahm unwillkürlich etwas Zögerndes an.

Deſto rüſtiger wies ſich heute ihr alter Gefährte. Er fühlte ſich von der Laſt eines langwierigen Proceſſes befreit, vielleicht war ſein Herz auch noch andererſeits erleichtert; denn der Friede kommt ſtets im Geleit der Hoffnung. —

Wir laſſen Julie einſtweilen ſchreiben, die Andern gehen — und laden Dich, liebe Leſerin, ſchreibend zu einem Spaziergange in den Lebensfrühling unſerer Lydia ein.

Der Kaufmann Lucas Meyerbeer, der Vater unſerer Lydia, beſaß in der Stadt, welche der Schauplatz dieſer kleinen Erzählung iſt, ein ſchönes Haus am Markte zu eigen. Vom Geiſte ſeiner hebräiſchen Väter war wenig mehr auf ihn gekommen, als ein raſtlos thätiges Streben und der Sinn für mercantiliſchen Erwerb. Er war mit Leib und Seele Handelsmann, ein ruhiger Bürger, weder ſtolz noch hoffärtig, ohne jene Eigenſchaften, mit denen ein Emporkömmling geboren wird, und doch ſcheinbar zum Purpur prädeſtinirt. Dies ließ ſich mindeſtens aus ſeinem Waarenlager entnehmen. Sein Vermögen, wie ſein Credit beſtand in einer Niederlage von Scharlach-Cachemir zum Bedarf des Militairs, eben ſolcher Wolle, die er im Ganzen verkaufte zu köſtlichem Gewirk, ferner in dem Material zu Färbereien, in Cochenille und dem Geheimartikel der feinſten Schminke. — Sogar Cartons voll rother Federn fehlten nicht, als hätte er mit dieſen Abzeichen des böſen Geiſtes Verkehr — was er nur zu Zeiten der Redoute umſetzte; und hierin wollen wir die einzige Verwandtſchaft mit ſeinem Namensvetter, dem Componiſten, ſuchen und finden, der Robert den Teufel geſetzt hat. — Es lag eine gewiſſe Conſequenz in dieſer Zuſammenſtellung, und wer ihn deshalb loben, ſo wie tadeln wollte, ſagte: „Der Meyerbeer hält auf Farbe.“ Aber die Wohlmeinenden unter der zahlreichen Gilde des Mercur mißbilligten dieſe ſeltſame Wahl dennoch im Ernſt, und ſprachen: „Wo denkſt Du hin? Auch die Uniformen ſind dem Schnitt der Parze unterworfen — Shawls und Tücher den Launen der Mode, und unſere Damen würden ſich eher tättowiren laſſen, als ſich zum Gebrauch der Schminke bekennen. Die Natur iſt das Neueſte. Laſſe daher die kleine Purpurſchnecke, der Du den Vortheil Deines Hauſes auflädſt, mit ihrem eigenen langſam fahren — und ſorge, daß der Nutzen Dir nicht zum Krebs werde, der — Du weißt — rückwärts geht, oder als Krankheit am Leben zehrt!“

Aber der Kaufmann lächelte, und ſtand feſt im brennenden Schimmer ſeines Gewölbes, gleich einer glimmenden Säule. Seine Frau, ein zartes, bedenkliches Weſen, war dieſer beſorglichen Meinung auch. „So oft ich in den Laden trete,“ ſagte ſie, „ſchmerzen mich die Augen, wie von künftigen Thränen. Es iſt gut, daß ich mein eigenes Schamroth nicht ſehe, welches der Wiederſchein auf mich wirft. Doch verblendet bin ich deshalb nicht, und denke: Du, lieber Lucas, hätteſt bei Deinem Fleiß, bei Deiner Induſtrie, beſſere Geſchäfte machen können — wenn — man ſollte glauben, Deine Vorfahren ſtammten von den Feueranbetern ab.“

„Auch Leute, die mit Trauerflören handeln, können falliren —“ wendete der Prieſter der rothen Farbe gleichmüthig ein, „ob auch geſtorben wird bis an der Welt Ende. Und wer ſeinen Vertrieb auch auf Mittel gegen die Gelbſucht beſchränkte, würde deshalb doch dem Brodneide nicht entgehen können. Es liegt Alles an der Zeit und am Glück.“

Darauf konnte Madame Meyerbeer nichts erwiedern. Sie war eine von jenen Frauen, deren ſtille Beſonnenheit den Neigungen des Mannes zum Segen wird, wenn ihres Herzens Liebe nicht ſein völliges Theil iſt. — Nur aus Gehorſam für den Wunſch der Eltern hatte ſie dieſen Mann genommen, und der Kaufmann, in dieſem Puncte moſaiſch geſinnt — führte nach kurzer Bekanntſchaft die blaſſe Braut in ſein purpurnes Haus ein.

Dennoch aber geſtaltete dieſe Ehe ſich eintrachtsvoll und zufrieden. Und als ihr erſtes Kind geboren ward, da füllte belohnte Pflicht und glühende Inbrunſt für dies zarte Leben ein Herz aus, welches ſich bis dahin mutterſeelenallein gefühlt hatte. Der Vater wollte, daß das kleine Mädchen Lydia heiße. Da Meyerbeer wirklich nach ſeiner Art ein frommer Mann war, und die Bibel neben ſeinem Hauptbuche Platz fand; da er ferner ein leiſes, jedoch tiefes Intereſſe für die Uebergänge des jüdiſchen Glaubens in die chriſtliche Lehre behalten, und endlich jeder Gedanke ſich ihm in dem Incarnat ſeiner Leibfarbe verkörperte, gleich einer dunkleren und ernſten Schattirung des roſafarbenen Geiſtes —, ſo mochte ihn die Erinnerung und jene Purpurhändlerin, welche laut der heiligen Geſchichte die Apoſtel aufgenommen, dazu beſtimmen.

Die Mutter fand dieſen weichen Namen ſchön. Lydia blieb das einzige Kind ihrer Eltern, der Mutter Ein und Alles. Sie genoß einer äußerſt ſorgfältigen Erziehung, guten Unterricht; die Mutter bildete zärtlich vor und nach — und wahre Liebe iſt die Wonne der Welt. —

In Lydia entwickelte ſich frühzeitig ein Ernſt, worin der Mutter milder Geiſt ſich mit dem ſpeculativen Scharfſinn des Vaters miſchte, und dieſe Anlage, die wir die Philoſophie der Weiblichkeit nennen möchten, ſollte wahrlich! nicht umſonſt verliehen ſein. — Doch war Lydia höchſt fern davon, ſich jemals überweiſe zu geben; kein Sittenſpruch entſtellte ihre aufblühende Lippe, nur ein ſanftes beſchauliches Sinnen ſprach aus ihrem Auge, und eine Beſchwichtigung war über ihr ganzes Aeußere verbreitet, welche den Ausdruck lebhafter Wünſche niederhält und der Schönheit jenen Reiz von Ruhe und Stille giebt, der beſſer empfunden als beſchrieben werden kann. Dazu kam freilich, daß Lydia innerhalb der Mauern ihres väterlichen Hauſes Alles fand, was ihr wohlwollendes Herz vergnügte, und mehr begehrte ſie nicht.

In dem erſten Stockwerk dieſes Hauſes wohnte ein Rechtsgelehrter, der Juſtizcommiſſionsrath Herold. Dieſer finſtere ſchweigſame Geſchäftsmann hatte als ſolcher großen Ruf — und entſprach nur darin ſeinem Namen. — Er war bereits in vorgerückten Jahren, Wittwer, und ſonach ein ſtiller Miether. Ein düſterer Actenwurm, wühlte er im Staube der Verjährung, und ſeine lebendige Seele verkam unter dem tödtenden Buchſtaben der Geſetze. — In dem hintern Raume dieſes großen Quartiers wohnte ſein erſter Gehülfe, den die Clienten des Commiſſionsrathes deſſen rechte Hand nannten. Dieſer Actuarius Laubach, unſer alter Freund — war jedoch die Spiralfeder in dem Fachwerk ſeines Principals, ein zufriedener Ehemann und Vater eines Sohnes, der ihn zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte. Der Actuarius ſtand hoch über ſeinem dienſtlichen Verhältniß, und das Vertrauen ſeines Brodherrn, der ſein Jugendfreund war, ehrte ihn.

Man ſprach davon, der junge Laubach würde einmal ohne Zweifel der Erbe des alten Herolds ſein, wenn auch mit Unrecht, da der Commiſſionsrath noch Verwandte hätte. Er behandelte ihn ja ganz als Sohn, und vielleicht mit Recht — würden die böſen Zungen hinzugeſetzt haben, wenn es möglich geweſen, auch nur den Schatten einer ſchönen Sünde auf einen Mann zu bringen, gegen den der keuſche Joſeph im verjüngten Maßſtabe — gleichſam für einen Lovelace hätte gelten können. — Dame Juſtitia hatte ſeinen Eid und ſein Herz, wenn an dem Platze, wo ein ſolches zu pulſiren pflegt, inſonderheit nicht etwa das allgemeine Landrecht gefunden würde.

Jedoch fand kaum ein minder inniges als ein verwandtliches Verhältniß zwiſchen dem öden Chef der Canzlei und der kleinen Familie Laubach Statt. Zu den hohen Feſten des Jahres theilten ſie die feierliche Langeweile der heiligen Tage, im hohen Sommer Wetterbeobachtungen bei nahendem Gewitter; doch das fürſorgende Intereſſe für Rudolph, Laubachs Sohn, der auf Koſten des Commiſſionsraths ſtudiren ſollte, war ihnen zu jeder Zeit gemeinſam.

Madame Meyerbeer war eine vornehme weibliche Natur, und deshalb einſam. Sie begegnete den Hausgenoſſen freundlich, obgleich ſelten. Düſterſinnig und kränklich beſchäftigte ſie ſich mit feineren Arbeiten, und die Pflege ſchöner Blumen war ihr eine ſüße Erheiterung. Auch füllt Mutterliebe nicht allein das tiefe Herz, ſondern die Länge der Zeit aus, und läßt geſelligen Umgang wenig oder gar nicht vermiſſen.

Frau Laubach hielt die Gattin des Hausbeſitzers für ſtolz, und ſich deshalb in mißtrauiſcher Ferne. Sie wog durch viele häusliche Vorzüge manche Schwächen ihres Geſchlechts auf. — Die kleine ſtille Lydia befand ſich wohl in der Nähe dieſer rührigen Frau, und ſtand mit tiefſinnigen Blicken dabei, und ſah, wie flüchtig ihre regſame Hand Nudeln ſchnitt, oder ein verblichenes Weſtchen für den muntern Rudolph ausplättete. Dieſe Behelfe einer eingeſchränkten Lage gaben ihr ein trautes und ahnungsvolles Gefühl der Zufriedenheit, deren ſie in einer ähnlichen einſt bedürfen würde. — Frau Laubach fand inniges Wohlgefallen an dem lieben Kinde und eine weiblich-heimliche Genugthuung gegen die Zurückgezogenheit der Mutter darin, daß ſie es möglich anzöge. So war Lydia das tägliche Brod bei Laubachs, und Madame Meyerbeer hatte nichts dagegen. Rudolph, nur ein Jahr älter, als ſeine kleine Hausfreundin, machte keinen Schulaufſatz, an dem Lydia nicht Theil genommen hätte. Sogar ein wenig Latein hatte ſie wegbekommen vom Ueberhören, und der Actuarius lächelte entzückt wie ein Liebhaber, wenn das zarte Mädchen ſich claſſiſch vernehmen ließ. — Bei jeder Redeübung lernten ſie das vorzutragende Gedicht mit einander. Lydia las es ihm vor mit rührender Stimme, mit dem Accent des Gefühls, und es prägte ſich nur in dieſem Tone ſeinem Gedächtniß wie ſeinem Herzen ein. Einſt war Schiller's Bürgſchaft ſeine Aufgabe. Bei den Strophen: „An dem Seile ſchon zieht man den Freund empor —“ hielt Lydia inne, und Thränen brachen ſilberhell aus ihren Augen, ein himmliſcher Quell, der ſelbſt den Blutdurſt des Tyrannen von Syrakus verſöhnend geſtillt hätte.

Der Fall dieſer Tropfen brachte den Declamator aus dem Gleichgewichte. „Was weinſt Du, Lydia?“ fragte er beſtürzt.

„Ach! es rührt mich nur ſo —“ antwortete ſie erſtickt. „Die Freundſchaft, Rudolph, iſt etwas recht Schönes; ich ließe mich auch kreuzigen für Dich, und wenn es noch ſo weh thäte.“ Sie reichte ihm wehmuthsvoll die zarte Hand. Rudolph blickte ſchweigſam hinein, und ſein Auge haftete auf dem Puncte, wo die Lebenslinien zuſammenliefen. Er ahnete in dieſem Augenblicke wohl ſchwerlich, daß in jener Werkſtatt, wo jeder ſeines Schickſals Schmied iſt, der Nagel bereitet werden würde, der einſt dies treue Herz durchbohren ſollte. —

Von harmloſen Spielen der Kindheit war bei dieſem kleinen befreundeten Paar daher wenig oder gar nicht die Rede. Nur ein Gärtchen am Hauſe, kaum groß genug für dieſen Namen, hatten Meyerbeers ihnen überlaſſen, und ſie beſtellten es gemeinſchaftlich. Rudolph zog Blumen für die Mutter ſeiner Lydia, und dieſe trug Sorge für ein wenig Gemüſe in die Küche der Frau Laubach, und die blanke kleine Gießkanne wurde fleißig gebraucht. Es war ein lukulliſches Mahl der Selbſtgenügſamkeit, da es aufgetragen ward.

So wie Lydia heranwuchs, und ihr Verſtand ſich mehr und mehr ausbildete, ſah ſie wohl ein, warum zwiſchen ihrer Mutter und der Frau Laubach nie ein Verhältniß eigentlicher Freundſchaft möglich geweſen. Ihr Urtheil über Rudolphs

Eltern, wie über ihre eigenen, trat aus den dunkeln Umriſſen des Gefühls ſchärfer hervor. Sie erkannte die höhere Geſinnung ihrer Mutter, neben der gutartigen Gewöhnlichkeit der Frau Laubach, aber auch die unerkannte Größe von Rudolphs Vater, dagegen der ihrige ungleich tiefer und nur als Kaufmann an ſeinem Platze ſtand. Sie fühlte eine unnennbare Achtung vor ihrer Mutter, aber auch ein Etwas, was ſie in den Ausſprüchen derſelben leiſe ängſtete, während die breiten Gemeinplätze der Frau Laubach für jene unerklärbare Empfindung eine Art von Erholung waren. Vielleicht trug die Umgebung dazu bei, in dieſen Eindrücken auf das Gemüth des jungen Mädchens zu wirken. In dem Wohnzimmer der Frau vom Hauſe war ein wunderſchöner Epheu gardinenartig über die Breite der Fenſter gezogen, und hing wie ein zerriſſener Kranz an dem Spiegel, der den Mittelpfeiler bedeckte, melancholiſch tief nieder. Madame Meyerbeer lächelte, ſo oft ſie hineinſchauete, und als Lydia einſt ihre Mutter ſchmücken half, und dieſen Niederhang beſeitigen wollte, ſagte die Letztere: „Laß den Epheu nur an meinem Spiegel — er iſt das Grün, was über Trümmern blüht!“ Madame Meyerbeer ſprach äußerſt wenig, und ſtickte viel. Ein banger Geiſt athmete jedoch in der Schöpfung ihrer Nadel, in dem Rauſchen der Fäden, die ſie mit ſeidner Hand von früh bis Abend zog. Stille webte um die Rahmen, nur unterbrochen von der hellen Klingel des Gewölbes, dem Zeichen, daß der geſchäftige Ladenherr etwas begehre, wobei Madame ſtets, wie über ein ängſtliches Signal, zuſammenſchrak.

Dagegen ging das Getriebe des Haushalts der Frau Laubach ſehr hörbar, zuweilen ſogar etwas betäubend — aber das Geklingel dieſes häuslichen Mühlwerks deutete nur an, daß Alles im Gange, und ein reines Ehſtandskorn gemahlen wäre. Tauſend kleine eitle Wünſche regten ſich beſtändig um ſie her. Das eine Höchſte, was das Leben ſchmückt, war nach der Meinung von Rudolphs Mutter nicht die Liebe, die ja doch ganz umſonſt zu haben ſei — ſondern der Reichthum, wobei ſie ſtets vergaß, daß ſie in der Gabe, klüglich Haus zu halten, wie in der Genügſamkeit ihres Mannes, einen Schatz beſäße, der jenen unbeſtimmbaren Wohlſtand bei weitem aufwöge. Ferner fehlte ihrem Glück ein anderer Titel. „Frau Actuariuſſen!" ſagte ſie, „nichts lautet ſchlechter. Man reiſ't von Stolpe nach Danzig, ehe man das Wort nur ausſpricht. Wie ich Mädchen war, hatte ich meine beſte Schreibfeder, um ſie auszuzeichnen, mit einer kleinen Bandſchleife zierlich gebunden —, ſo kommt mir der Actuarius vor."

„Das Kennzeichen Ihres lieben Mannes," entgegnete Lydia mit einem liebevollen Lächeln, „und ſeine Gebundenheit wäre demnach einem unbemerkten Orden des Verdienſtes zu vergleichen. Titel — ach Mütterchen! ſind wohl nur Getön. Meine Mutter hat gar keinen.

„Getön!" wiederholte Frau Laubach, „ja, das iſt wahr, Lydia! der Gehalt, ein beſſerer nämlich, wäre mir auch noch lieber. Madame Meyerbeer! o das iſt ein Anderes! das laſſe ich gelten. Madame heißt in Frankreich ſelbſt die Königin."

So dauerte das herzliche Verhältniß ungeſtört fort. Rudolph hatte längſt die Stadt verlaſſen, ohne ſich einer andern Trennung von Lydia bewußt zu ſein, als welche die natürliche Folge davon war, daß er ſeinem Ziele zuſtrebte. So oft er ſeine Eltern beſuchte, fand er Alles unverändert, Lydia ſo liebherzig für ihn und die Seinen geſinnt, wie immer, und ihre Nähe ihm traulich vergönnt.

Jetzt aber fanden ſich raſch hinter einander ein paar Heirathsanträge für unſere Lydia, die das Mädchen jedoch entſchieden ablehnte.

Der Vater ſtutzte, hielt unterweilen den letzten Bewerber, einen annehmlichen jungen Mann, mit Hoffnung hin, und tobte gegen ſeine Frau, daß ſie ihre Tochter in einem Freiheitsſchwindel erzogen hätte, der — die unglückliche Mutter ſah wohl, daß ihr Mann an einem Abgrund ſtand. Mancher kleinere oder größere Sorgenſtein war bei dieſen Vorwürfen von ſeinem Herzen gefallen. Sie verſprach mit Lydia zu reden.

„Höre, liebes Kind,“ ſagte ſie, mütterlich bekümmert, „wir wollen einmal über eine Sache ſprechen, die mir ſehr am Herzen liegt. Du haſt abermals Nein geſagt, und Dein Vater iſt entrüſtet darüber. Du weißt, meine Lydia, daß ich Dich gewähren laſſe; aber zwiſchen einem vernünftigen Entſchluß und Zwang iſt noch gar manche Mittelſtufe des Willens.“

„Wenn ich den Mann nun aber nicht liebe?“ fragte Lydia verdunkelten Blickes.

„Wird denn aber der Mann kommen, den Du liebſt — im Falle Rudolph ausbleiben ſollte?“ — fragte die Mutter ſchärfer zurück. Sie hatte das Leben getroffen. Alles Blut ſtrömte von dem Herzen aus in die Wangen der Tochter.

„Lydia!“ fuhr ſie fort, „ich bitte Dich, höre mich! Ich will Dir nicht wehe thun; aber es iſt endlich Pflicht, dieſen Gegenſtand zu berühren. Ich habe Deine Anhänglichkeit an dieſe Laubach's, die Dich mir beinahe entzogen, nie ganz gern geſehen. Dein Blick zürnt, und dieſe Reizbarkeit für

Deine Freunde iſt ſchön. Es ſind gute Menſchen, denen ich deshalb nicht zu nahe treten möchte. Er namentlich iſt ein trefflicher Mann; aber Dein Verhältniß zu dem Sohn iſt nicht ſo ganz in der Ordnung, und ich fürchtete, nur Uebel ärger zu machen, wenn ich früher hindernd darauf einwirkte. —“

„Und warum hätte dies geſchehen ſollen?“ entgegnete Lydia beklommen.

„Wohin ſoll das führen?“ fragte die Mutter, etwas aus ihrer weiſen Ruhe gebracht. „Rudolph kann an eine amtliche Anſtellung ſobald noch nicht denken — Du darfſt der Entſcheidung Deines Schickſals jeden Tag gewärtig ſein. Ihr ſeid wie Geſchwiſter zuſammen — wie freundliche Verwandte; die Liebe iſt ein Anderes, Lydia.“ Die Scheidekunſt dieſer mütterlichen Worte ſonderte ihren reinen Geiſt in des Mädchens Seele, und das Waſſer trat der armen Lydia in die Augen.

„Haſt Du die mindeſte Gewähr dafür,“ fuhr die Mutter, wie ein Wundarzt fort, der ſich von dem Schmerz nicht irren läſſet, „daß Rudolph Dich über Alles liebt, um Dir noch Jahre hindurch treu zu ſein?“

Lydia ſchwieg, mit dem Ausdruck gekränkten Vertrauens in der Miene.

„Alle Deine Vorzüge,“ redete die Mutter weiter, „die Jahre, in denen Ihr Euch kennt und lieb habt, würden ihn nicht binden, wenn der flüchtige Reiz einer Bekanntſchaft ihn anzöge, die ihm Glück verſpricht. Oft iſt ſogar die innigſte Verbindlichkeit Schuld, daß der Ehe Band nicht vollzogen wird. —“

„O Mutter!“ rief Lydia ängſtlich, und dieſer Ton flehete, „halt ein!“

Nach einigem Stillſchweigen ſetzte Jene hinzu: „Rudolph bedarf zwar künftig einer Frau von Charakter, denn in dem ſeinigen liegt etwas Schwankendes. Das kannſt Du mindeſtens nicht leugnen, Lydia.“ —

Lydia ſeufzte. „So biſt Du dem Rudolph wohl gar nicht gut? Und den Eltern läſſeſt Du auch nur eine kühle Gerechtigkeit widerfahren —“ ſagte das Mädchen mit verhaltener Stimme, der gütigen Mutter ein Unrecht gegen ihre Geliebteſten vorzuwerfen.

„Mein Kind,“ vertheidigte ſich die Mutter, „ich urtheile ruhig. Seinen Vater ſchätze ich ſehr — die Mutter, oder ich müßte mich ſehr irren, hält es mit den Dingen dieſer Welt und kennt keinen größeren Wunſch, als daß ein Mädchen mit Vermögen ihres Sohnes Frau und ihre Schwiegertochter würde. Du aber, theure Seele, Du biſt arm!“

Lydia lächelte. Die vollherzige Zuverſicht eines edlen Geiſtes lag in dieſem Lächeln. „Wie dem auch ſei,“ ſprach ſie, „ich fühle mich reich, und Gott wird mich nicht verlaſſen. Aber einem andern Manne, als Rudolph, kann ich nie meine Hand geben; denn ihm gehört mein ganzes Herz.“

„So helfe uns Gott!“ ſprach die Mutter und ſchlug die Hände in einander. „Wiſſe denn, Kind, Dein Vater hat ſich durch ſeinen wunderlichen Eigenſinn zu Grunde gerichtet. Es war ſtets mein ſtiller Kummer — und ſein unſeliger Purpur macht mich zu einer blaſſen Leiche vor der Zeit. Was ſoll dann aus Dir werden?“

„Ich verzage nicht,“ entgegnete Lydia gefaßt, „und wenn es wirklich an dies Aeußerſte käme; ich dächte Dich und den Vater zu erhalten.“

Die Mutter verzog den Mund in unſäglich bitterm Schmerz, und das Salz einer Thräne floß nieder auf das

Brod, was die Tochter verdienen wollte, ihre Eltern zu ernähren.

„Friſten könnteſt Du mein Leben," ſprach ſie ſanft, „und den Vater aufrichten, wenn wir Dich gut verſorgt wüßten. Doch ſage ich nun nichts weiter. Es iſt ſchwer, ohne Liebe heirathen, ſein Herz opfern — " und eine ſchwache Röthe, der Wiederſchein jener Flamme, welche einſt dies Opfer verzehrte — färbte ihre matte Wange.

Dies Geſpräch hatte doch tiefen Eindruck auf Lydia gemacht. Sie war aus ihrer glücklichen Sorgloſigkeit geweckt worden und zu dem Gefühl ihrer Stellung gekommen. Mit leiſer Beſonnenheit, die jedoch kein Mißtrauen war, achtete ſie auf die Eltern Rudolphs, und um jene rückhaltloſe Hingebung, worin die ganze Sicherheit eines zutrauensvollen Herzens liegt, war es geſchehen. Ohne Abſicht, ja, ohne daß Lydia es ſich bewußt geweſen wäre, leitete ihr Genius das Geſpräch öfter, als ſonſt, auf Rudolphs Geſinnung; aber wie ſehr man ſich auch darüber verbreitete, Alles blieb in ruhiger Klarheit, nirgend ein betrübender Grund, und Lydia konnte nie ergründen, was in der tiefſten Seele ihres Freundes für ſie verborgen wäre. —

Einmal in der Dämmerung ſprach der Alte, der gern ein wenig philoſophirte, über die Charakterſtärke, welche die Freundſchaft, wie jedes wahre Gefühl der Treue erfordere. Lydia dachte unter einem leiſen Schauer an die Behauptung ihrer Mutter, daß dem Rudolph dieſe Feſtigkeit abgehe. Und wie der Mondſtrahl durch das Fenſter, ſtahl die Erinnerung an jene Kinderſtunde ſich in ihr Herz, wo die Bürgſchaft, welche Möros geleiſtet, es ahnungsvoll bewegt hatte. „In meinen Augen," ſagte ſie, und ihre Augen ſchimmerten, „ſteht das Kreuz, woran der treue Bürge ſterben ſollte, den Schiller ſchildert, ſtände es auch nur in der Idee, nicht viel tiefer, als das Kreuz Chriſti. Die Freundſchaft hat eine religiöſe Heiligkeit. Wer an den Freund glaubt — glaubt auch an Gott!" Arme Lydia! da Du begeiſtert dieſe Worte ſprachſt, warum geſchah es, daß Dein Herz zweifelte?

„Gott verzeih mir die Sünde!" ſagte die Mutter mit einem Anklang von Aergerniß, „es iſt ja doch nur eine Ballade, Lydia; ich weiß es noch vom Examen her, wo Rudolph ſie lernte. Die chriſtliche Offenbarung aber — das neue Teſtament —" hier riß der Faden ab, welcher eine feine Beziehung auf die Abſtammung des Mädchens enthielt.

„Was ſchwatzeſt Du doch?" fiel hier der Actuarius ein. „Lydia hat ganz recht, Frau. Jeſus war der Freund aller Menſchen — für dieſen Namen litt und ſtarb er. Der Herr des Himmels hatte einen Freund auf Erden, den er göttlich ſchonte, den ſanften Johannes. Er allein durfte nicht qualvoll ſterben. — Mit dieſem Vorzuge hat Gott den Werth der Freundſchaft ausgeſprochen, die über Welt und Tod erhebt. Doch wozu ereifere ich mich? Dein Geſchlecht, liebe Frau, hat keinen Sinn für dieſe heilige und ernſte Herzensverbindung."

Dieſe abſprechende Rede ihres Mannes hätte Frau Laubach beinahe übel genommen. „Nun," ſagte ſie, „man hat doch Anderes zu thun, als ſich mit Freundſchaften abzugeben. Eine gute Freundin hat wohl Jede. Und Lydia wirſt Du doch jedenfalls ausnehmen?" Es lag ein eiferſüchtelnder Vorwurf für die geiſtige Ueberlegenheit des Mädchens in dieſer Hinweiſung.

Lydia ſtand auf, im Begriff das Zimmer zu verlaſſen. Der Alte zog ſie zu ſich und ſprach, indem er ihr mit Innigkeit in das ſchöne, vom Mond erhellte Geſicht ſchauete: „Lydia! Du treue Seele, für die Freundſchaft geſchaffen, ihr Engel wohnt in Deinem ſchönen Herzen. Wohl dem Manne, deſſen erſte Freundin Du einſt biſt! — Gott ſegne Dich, mein gutes, liebes Kind!“

Lydia küßte mit heißen Lippen ſeine Hand und entfernte ſich. Dieſe Segnung des Alten gab der armen Lydia jedoch kein beruhigendes Geleit. Sie dachte darüber nach. Dieſes „Einſt“ rückte ihre ſtillſte Hoffnung in die Weite, nicht der Zeit, ſondern der Fremde. Und Rudolphs „erſte Freundin“ war ſie ja ſchon jetzt.

Noch waren einige Jahre auf dieſe Weiſe in Unentſchiedenheit vergangen. Meyerbeer hielt ſich mit redlichem Willen, mit äußerſter Anſtrengung über dem drohenden Sturze — die Geſtalt ſeiner Gattin war kummerſchwer gebeugt, und ihre Geſundheit ſank täglich mehr zuſammen. Auch in Laubachs heiterer Wohnung hatte ein finſterer Geiſt ſich niedergelaſſen. Der Actuarius hätte unter der vermehrten Arbeit erliegen mögen, da die ganze Laſt der Geſchäfte auf ſeinen Schultern ruhete. Der Commiſſionsrath litt an einer ſchweren Hypochondrie, die der Aerger eines Proceſſes krankhaft ausgebildet hatte, den er in ſeinen eigenen Angelegenheiten gegen den Director der Zucker-Raffinerie, Herrn Blüthchen, führte.

Auch mit Rudolph waren ſeine Eltern nicht durchaus zufrieden. Jetzt, nahe am Ziele der Verſorgung, hätte er am liebſten der ganzen Jurisprudenz den Rücken kehren mögen. Seine Briefe waren voll Klagen, voll unzufriedener Wünſche, eines Berufes quitt zu ſein, der ſein innerſter und eigentlichſter Beruf ſchwerlich wäre. —

Der Actuarius las jeden ſolchen Brief mit ſchwerer

Sorge. Er dachte, wie die Erfüllung des liebſten Wunſches dem Menſchen ſo oft zur Strafe werde. — Die Mutter rechnete heimlich auf die Erbſchaft vom Herrn Pathen Commiſſionsrath, wonach der Sohn denn machen könnte, was er wollte. Sie erſchöpfte ſich in der ſorgfältigſten Wartung des Kranken. Der Actuarius arbeitete für ihn am Tage und wachte in der Nacht an ſeinem Bette. Nachdem Jener kurz vor ſeinem Ende teſtirt hatte, befand er ſich mit dieſem ſeinem lieben Getreuen allein und ſprach: „Den Rudolph hätte ich wohl noch einmal ſehen mögen; aber es iſt zu ſpät — ich fühle den Tod. Laubach! alter Freund — ich habe Dich bedacht.“

Der Actuarius, ergriffen von dieſer Verkündigung, faßte unter einem dankbaren Schauer die Hand des Sterbenden, der ihm, ein Herold beſſerer Zeit, eine befreiende und bereits erfüllte Hoffnung gab. Es war, als ob alle Plage, alle Sorge ſeines Lebens ihm von der Bruſt ſänke.

„Mein Vermögen,“ fuhr dieſer mit entkräfteter Stimme fort, „habe ich in Legate vertheilt. Du erbſt meinen Proceß — auf daß ich gewiß bin, daß er fortgeführt werde. Der Erfolg kann nicht fehlen.“

Der Erbe ſah in dieſem Augenblicke aus, wie der Erblaſſer. „Den Proceß!“ rief er mit gänzlich verlorenem Muthe, „und wenn ich ihn dennoch verlöre?“ Ein hippokratiſches Lächeln antwortete ihm.

„Wohl weiß ich,“ fuhr Laubach mit bebendem Tone fort, „daß wir Recht gegen den Director haben; wenn aber die Entſcheidung einer gerichtlichen Streitſache ganz allein vom Recht abhinge und nicht auch vom Glück, würde es wohl heißen: einen Proceß gewinnen oder verlieren?“

Der Juriſt verneinte mit einem leiſen Kopfſchütteln, und entſchlief bald darauf unter dem rechtlichen Bedenken ſeines Freundes. Als Laubach ihn ſchwächer und ſchwächer athmen ſah, ſagte er: „Stirb in Frieden — mir haſt Du Streit und Mühe hinterlaſſen.“ Er blieb ſchweigend ſitzen und rief Niemand herbei. Und als endlich jene tiefſte Stille um das einſame Sterbebett ſchwebte, die nichts mehr ſtört, da ſtand er auf, die Knie zitterten ihm krampfhaft, die er vor der erhabenſten Minute des Daſeins hätte beugen mögen, und die Actenberge rings umher wankten in ſeinen Thränen. Er zagte, wie er ſeiner Frau den Verluſt ihrer lebendigſten Hoffnung mittheilen ſollte.

Frau Laubach nahm die Nachricht von der Vereitelung ihrer Wünſche auch ganz in ihrem Geiſte auf. „Mit dem Proceß betheiligt er Dich!“ rief ſie außer ſich, indem ihre Todtenklage verſtummte, „dies iſt alſo Dein Lohn, Du armer Mann, der Du Dein Leben lang ſo treu geweſen biſt in Deiner Pflicht, auf daß Du es einſt im Alter gut hätteſt! — Was wird nur der Rudolph dazu ſagen? Man trägt ſein beſtes Hoffen auch zu Grabe. Es wird nun aller Welt klar, wie gut wir bei dem Seligen angeſchrieben geweſen. Man wird es uns gönnen.“

„Dieſer Proceß,“ entgegnete ihr Mann erſchöpft und mit abweiſender Gelaſſenheit, „war ſein eigenſtes Intereſſe; er wollte es den treueſten Händen anvertraut wiſſen. Ich würdige das Vermächtniß nicht nach ſeinem zweifelhaften Werthe, ſondern nach der Geſinnung, in der es mir geworden. Das Object iſt übrigens nicht klein.“

„Was Object!“ rief Frau Laubach mit ungemäßigten Affect, „mein Schmerz iſt groß, daß wir uns ſo getäuſcht haben. Du biſt, leider Gottes! mit Allem zufrieden.“

„Dafür danke ich ihm,“ ſprach der Actuarius, „und ſage mit Hiob: „„Du redeſt, wie die thörichten Weiber reden.““ Somit verließ er ſeine Frau in ſichtlichem Unwillen.

Wir können uns beiläufig der Bemerkung nicht erwehren, daß vielleicht nirgend helleres Licht zu finden, als an den dunkelſten Stellen des Lebens, den Sterbebetten. Damit iſt nicht der Schmerz gemeint, der die Nichtigkeit des Irdiſchen einſieht, der den Glanz und die Güter dieſer Welt in ihrem blöden Schein erkennt und Alles wie Staub achtet gegen das Theuerſte, was nun hinſtirbt; ſondern der Begriff des Abſcheidenden, in welchem er den Werth ſeines Nachlaſſes und ſeiner Erben unterſcheidet, ganz gegen weltlichen Blick. Wie häufig iſt nicht die Erfahrung, daß die Geliebteſten mit dem Anſpruch des Verdienſtes leer ausgehen, während ein unweſentlicher Umſtand gleichgültige Menſchen in den Beſitz von Geld und Gut ſetzt. Die Welt ſieht dies dann für Undank an, der Tod aber mag die Anſicht des Irdiſchen ändern. Dennoch iſt ein Teſtament, das den Freund bedenkt, der es wahrhaft geweſen, als ein öffentliches Document dankbarer Anerkenntniß anzuſehen, als ein rührender Schall der Liebe, nachdem ſie verſtummt iſt, als ein Druck der Hand, welche mit Segen füllt, wenn auch mit dem Segen der Erde, worin ſie ruht. Wer aber dieſes Zeugniß entbehrt, wer ſelbſt das kleinſte Andenken vermißt, der verſchmerze es doch; der Freund, der ſein im Tode vergaß, wird in einem andern Leben nicht der Schuldner ſeiner Liebe bleiben.

Was der Commiſſionsrath ſeinem Freund vermachte, war eine juriſtiſche Uebertragung, und der Actuarius faßte dies Vermächtniß ganz richtig auf. Daß er dieſe ſcheinbare Zurückſetzung, den Sinn des Teſtators, gegen ſeine Frau vertheidigen mußte, flößte ihm das perſönlichſte Intereſſe für die Sache ein. Er handelte in dem zarten Gefühl eines Verpflichteten wie eines Gekränkten.

Durch ſeine Eltern von dem Gange der Krankheit ſeines väterlichen Gönners unterrichtet, hatte Rudolph ſich beeilt, ihn noch am Leben zu finden; er kam jedoch nur zum Begräbniß recht.

Frau Laubach lamentirte ihrem Sohne den Fehlſchlag ihrer Erwartungen vor, Rudolph leugnete, daß die Erbſchaft ſo ganz Null wäre.

Der Vater ſprach mit ihm über den Proceß wie ein Mann. Rudolph ſchlug einen Vergleich vor und erbot ſich mit der kecken Zuverſichtlichkeit der Jugend, ſelbſt zu dem Director Blüthchen zu gehen und ihn dafür zu ſtimmen. Der Actuarius überlegte, dann willigte er in den Verſuch.

Die Mutter zählte die Minuten von ihres Sohnes Abweſenheit. Er blieb lange aus — das ſchien ihr ein gutes Zeichen. Als er endlich eintrat, glänzte ſein Geſicht, und ein liebenswürdiges Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen, welches jedoch bei dem Anblick ſeiner Eltern verſchwand.

„Du bringſt gute Botſchaft —“ ſagte der Vater, nachdem er ihn angeſehen.

„Vater!“ antwortete Rudolph hocherröthend, „dieſer Blüthchen iſt ein Diſtelkopf, ein hartnäckiger Gegner. Er ſchlägt die Hand aus, die ich ihm zur Einigung bot. Dieſer Proceß ſcheint ihm ordentlich lieb, als daß er ihn um einen civilen Preis los ſein möchte. Außerdem benahm er ſich ſehr freundlich gegen mich, und ich fand eine angenehme Unterhaltung.“

„Ich an Deiner Stelle hätte ſie abgekürzt —“ ſagte der Vater mißbilligend. Die Mutter fragte genauer, wer von der Familie da geweſen und wovon man geſprochen. Rudolph nannte nächſt der Frau und Tochter, welche letztere noch ein halbes Kind ſei, ein engelſchönes Mädchen, Eveline Godſched, die Mündel des Directors. Er rühmte den Reiz dieſer jugendfriſchen Geſtalt und die köſtliche Stimme, womit das Mädchen zum Flügel geſungen habe.

Es zeigte ſich im Tonfall von des Vaters Stimme, daß dies Lob ihm nicht gefiel. Er ſagte: „Es iſt viel von Dir, mein Sohn, daß es Dir möglich war, in ſolch einer disharmoniſchen Angelegenheit Muſik und Geſang anzuhören. Mir hätte die Stimmung dazu gefehlt. —“

Aber Rudolph meinte gegen ſeinen Vater, man müſſe abſtrahiren können, und es hätte ihm doch an dem Director gefallen, daß er die Sache ſo wenig perſönlich zu nehmen ſcheine.

Den nächſten Tag reiſ'te der junge Laubach ab, ohne Lydia geſehen zu haben, die mit ihrer kranken Mutter in ein entferntes Bad gereiſ't war. Madame Meyerbeer kam zurück, kränker als vorher. Lydia athmete auf in ihrer unausſprechlichen Beklommenheit, als ſie ihre Freunde wiederſah. Sie brachte kleine Geſchenke mit, auch ein ſchönes Glas für Rudolph. Doch als die Mutter es faſſen wollte, entglitt es ihren feuchten Händen und zerſchlug klirrend am Boden.

Lydia ſah dieſen kleinen Unfall mit einem Gefühl von Schaden, als zerbräche ihr das Herz. Sie bückte ſich ſchnell, um ihre wunde Röthe ſchonungsvoll zu verbergen, und da es in Haſt geſchah, ſchnitt ſie ſich in einen Splitter, und das reine Blut quoll, wie Rubinfluß, auf den geliebten Namen deſſen, dem es angehören ſollte. Sie erkundigte ſich nach den kleinſten Umſtänden, welche Rudolph betrafen, ſie haſchte nach dem Schatten ſeines Hierſeins und der Mutter jedes Wort vom Munde; die arme Lydia haſchte nach dem Schatten von ihrem Glück. — Dem Vater ging die Liebe des guten Mädchens nahe.

Nach einiger Zeit kam ein Brief von Rudolph an ſeine Eltern, ein inhaltſchweres Schreiben. Er bat ſeinen Vater, doch ja äußerſt glimpflich gegen den Director zu verfahren, um ſeinem Glücke nicht in den Weg zu treten. Die Mündel deſſelben, Eveline Godſched, eine Waiſe und Erbin eines ſchönen, ſchuldenfreien Rittergutes, halte ſich hier bei ihrer verheiratheten Schweſter auf und begünſtige ihn vorzugsweiſe. Er erwähnte dieſes Mädchens in der Sprache leidenſchaftlicher Wünſche und der voreingenommenſten Befangenheit.

Der Actuarius ſah ſeine Frau betroffen an, der Mutter Augen leuchteten. „So kann er die Jurisprudenz an den Nagel hängen —“ ſagte ſie, als wäre dieſe Heirath eine ausgemachte Sache.

„Das würde der Nagel zu meinem Sarge ſein —“ antwortete der Vater mit herzbrechendem Ausdruck in Blick und Ton, „könnte er der treuen Lydia vergeſſen.“

„Aber, Vater, bedenke doch!“ wendete Frau Laubach ein, „ſoll denn der Rudolph in das Elend heirathen? Meyerbeer kann ſich nicht lange mehr halten —“

„Um ſo mehr bedarf ſein Kind einer Stütze —“ entgegnete der wackere Mann, „und eher möchte Rudolph ſelbſt ein gefallenes Mädchen zur Frau nehmen, als einen Engel wie unſere Lydia verlaſſen.“

„Kein Eheverſprechen bindet ihn —“ hob die Mutter mit dem Widerſpruchsgeiſte ihres Geſchlechts und eitler Scheingründe wieder an.

„Iſt auch nicht nöthig, Frau!“ verſetzte ihr Gatte, „wo die Herzen ſo eins ſind.“

„Nun,“ lautete die etwas ſpöttiſche Antwort, „Du ſiehſt ja wohl augenſcheinlich, wie viel, trotz jener Verſchmelzung, die Glocke geſchlagen.“

„Hat unſer Sohn der guten Lydia ſeine Liebe entzogen,“ ſagte der Actuarius mit Wärme, „ſo wird, ſo muß ihr Herz zerreißen; jene Glocke aber, von der Du ſprichſt, gäbe nimmer einen guten Klang. — Rüſte mich zur Reiſe, Frau! ich will hin zu ihm und nicht fürchten, daß ich zu ſpät komme.“

Die Außerordentlichkeit dieſes Entſchluſſes überzeugte Frau Laubach, wie dringender Ernſt es ihrem Manne ſei, eine Heirath zu hindern, die ſie für ein ungemeines Glück anſah. Er konnte dieſe Anſicht nicht theilen. Nun bat ſie ſchlau, daß er ſich leidſam verhalten möge. „Nein,“ ſagte der Actuarius entſchieden, „ich bin Vater! Ließeſt Du den Rudolph, da er ein kleines Kind war, ſich verirren, und bliebſt ruhig? Gott hilft uns auch auf den rechten Weg.“

Er ſetzte ſich auf die fahrende Poſt und kam unerwartet in der Stadt an, wo ſein Sohn zur Zeit als Aſſeſſor auf Diäten angeſtellt war. Rudolph war zu einem auswärtigen Termin verreiſ't. Sein Hauswirth, ein wohlhabender Corduaner, der den Vater ſogleich an der Aehnlichkeit erkannte, ſagte: „Es war dem Herrn Aſſeſſor eine fatale Commiſſion, das — wir haben heute ein großes Armenconcert —“ das Geſicht des ehrſamen Bürgers, von der Farbe ſeines Juchten, ſchmunzelte, als deute er ein reiches Vergnügen damit an. „Ein Billet wäre wohl noch zu erlangen,“ ſetzte er gefällig hinzu, „wenn Sie vielleicht zur Kurzweil —“ er reichte den gedruckten Zettel hin, und nachdem der Actuarius einen Blick darauf geworfen, hat er den Wirth, ihm zu einer Einlaßkarte zu verhelfen. Dieſer ſchloß ihm vorerſt das Zimmer ſeines Sohnes auf. Ein väterliches Gefühl ſcheuchte alsbald jede Fremdheit von dem alten Laubach zurück; hier webete heimiſcher Athem. Er warf vertraute Blicke auf die Arbeiten ſeines Rudolphs; dort lag auch ein angefangenes Gedicht, mit der Ueberſchrift: „An Sie.“ Die Gluth dieſer Verſe ſchlug an das Vaterherz; doch kältend ergriff ihn der Gedanke, der Dichter könne den Minneſold dafür höher anſchlagen, als irgend ein anderes Glück, und für die einfache Proſa der Gewiſſensrede nicht mehr empfänglich ſein.

Er trat in den erleuchteten, vollwimmelnden Saal. Unbemerkt in eine Niſche geſchmiegt, hatte er den Blick auf die vorderſten Reihen der Damen frei, deren erſte Plätze von den Sängerinnen eingenommen waren. Die Primadonna ſaß ihm zunächſt, ſo daß ihr Profil vor ſeinen Augen ſich bewegte. Dieſes Mienenſpiel Derjenigen, welche die Braut ſeines Sohnes werden könnte, war ihrem Beobachter ungleich intereſſanter, als der meiſterliche Zuſammenklang der Inſtrumente, der die Verſammlung in athemloſer Stille erhielt. Er vermißte jenen Ausdruck zarter Scheu und ſüßen Bangens vor dem öffentlichen Auftreten in dem ſchönen Geſicht, deren ſchüchterne Regungen der Weiblichkeit ſo eigen und wohlanſtändig ſind. Ihre Augen flogen an dem Gedränge der Männer hinab, wie ein Feldherr ſeine Truppen muſtert — doch keiner ihrer Blicke verlor ſich auf die unanſehnliche Geſtalt, die nur gekommen war, ihr einen Sieg zu entreißen. Das blonde, reiche Haar, von einem koſtbaren Pfeil gehalten, ſchien mit Coquetterie, mit Prunk geordnet, und entbehrte jener unſchuldigen Schlichtheit, die dem Scheitel einer jugendlichen Blondine das milde Anſehen eines Kindes giebt.

Als die Geſangpartie vorüber war, ſchlich ſich der Actuarius aus ſeinem Lauſchwinkel in den Hintergrund, und kam auf eine erledigte Stelle neben eine lebendige Chronik dieſer guten Stadt zu ſitzen.

„Verzeihen Sie,“ flüſterte er, „wer iſt denn die junge Dame, die ſo ſchön geſungen?“

„Ei! Sie ſind wohl ein Fremder?“ ſprach die Frau, und lächelte ob jener Frage.

„Das iſt das reichſte Mädchen am Ort, Fräulein Eveline Godſched. Die Eltern ſind todt, ihre Schweſter, bei der ſie ſich aufhält, iſt an den hieſigen Regimentsarzt verheirathet, daher das gute Kind denn nun auch unter die Officiere gerieth, die bald dies, bald das zu klagen hatten; es riß gleichſam eine Maladie unter ſämmtlichen Subalternen ein. Der Schwager lachte politiſch, und ſagte, es wäre eine Art von gelbem Fieber. Verſtehen Sie wohl! er ſpielte auf die Ducaten ſeiner Schwägerin an.“

Der Actuarius nickte — und die Frau fuhr mit leiſer Geſchwätzigkeit fort: „Endlich hieß es, ſie wäre mit einem Lieutenant verſprochen, das curirte die Andern. Vor einiger Zeit fiel ein Duell vor, des Fräuleins wegen. Aus Eiferſucht, wie die Leute redeten. Der Gegner bekam eine gefährliche Wunde dicht an der Kehle — dies brach der ganzen Liebſchaft den Hals. Fräulein Eveline mußte, um ſich zu zerſtreuen, zu dem Vormund reiſen nach ***, dort hat ſie einen Juriſten kennen gelernt, den ſie, wie man ſpricht, nun heirathen wird. Manche glauben, es geſchehe ihrer alten Liebe nur zum Tort. Ich ſage: Es ſei nun, wie es ſei, es iſt doch immer eine Brücke.“

Bei dieſem Wortſchwall wurde dem alten Laubach nicht wohl zu Muthe. Er meinte, die Waſſer der Gefahr, worin das Glück ſeines Sohnes ſchwebte, ſchlügen ihm über dem Kopfe zuſammen. Verſenkt in tiefes Nachſinnen ſaß er nun ſchweigend, und dachte, wie Rudolph von dieſer Verbindung zu retten wäre. So hörte er von der Muſik nichts mehr.

Er lag in dem Bett ſeines Sohnes und konnte doch nicht ſchlafen, trotz der großen Ermüdung, die er fühlte. Dieſelbe Decke, ſo oft vom heißen Athem der Leidenſchaft berührt, hob ſich jetzt unter den Seufzern eines bekümmerten Vaters. Rudolph erſtaunte nicht wenig, einen ſo unvermutheten Gaſt vorzufinden. „Des Himmels Einfall hätte ich mir eher träumen laſſen, als dieſe Freude —“ rief er, und umhalſ'te den Vater wieder und wieder.

„Kaum führt mich etwas Geringeres her,“ antwortete dieſer bedeutſam, „als dem Einfall eines Himmels vorzubeugen. Die Mutter hat mir hunderterlei an Dich aufgetragen. — Auch läßt Dich Lydia grüßen, mein Sohn.“

„Lydia!“ wiederholte Rudolph, und alle Liebe und Treue der Kindheit, die zarteſten Töne des Gemüths, die ſanfte Zauberei verklungener Stunden, der Wohllaut übereinſtimmender Seelen floß in dieſem lyriſchen Namen von ſeinem Munde. Der Vater athmete auf, da er dieſes Echo vernommen. „Ich bin geſtern an Deiner Statt im Armenconcert geweſen —“ ſagte er halb prüfend, halb ſcherzend, und hielt das Auge forſchend auf dem Geſicht des Sohnes feſt.

Rudolph entbrannte lichterloh bis über die Stirne hinauf, ſo daß es ſchien, als habe die ausſchlagende Flamme das Gekräuſel ſeines Haares verſengt. —

„Nun?“ fragte er mit verhaltener Stimme, als wolle er dem vollen Ausdruck des Beifalls nicht zuvorkommen. Die Freude in des Vaters Blick war erloſchen. Ein wenig finſter antwortete er: „Nun — ich habe mein Scherflein zu dieſem wohlthätigen Zweck beigetragen.“

„Und ſingt Fräulein Godſched nicht zum Entzücken?“ fragte Rudolph, wie beleidigt, daß ſein Vater über ſolch ein miraculöſes Talent ſchweigſam ſein könnte.

„Mein Sohn,“ ſprach der Actuarius, „ein Weiſer ſagt: Fliehe die Sängerin! daß ſie Dich nicht ſahe mit ihren Reizen. — Das Geſchlecht der Sirenen hört auf fabelhaft zu ſein, ſobald ein Mann exiſtirt, der ſich von einer ſchönen Stimme verlocken läßt. Dieſer zarte weibliche Reiz, iſt er der haüptſächlichſte, endet nur zu oft in Schuppen — in Schuppen, die dem Bethörten dann von den Augen fallen. Dich zu warnen, Rudolph, daß Du es nur weißt — bin ich hierher gekommen.“

„Welch ein Vorurtheil, mein Vater!“ rief Rudolph mit Vorwurf, „der Geſang ſpricht für das Gefühl. —“

„Auch für den Wunſch zu gefallen,“ unterbrach ihn ſein Vater, „ich verkenne dieſe liebenswürdige Gabe nicht; aber ſie ſchwindet mit der Jugend, und ein Mädchen, deſſen Silberton alle Welt bewundert, kann nichtsdeſtoweniger eine zänkiſche Frau werden, deren ewige Mißſtimmung ihren *einen* Mann ſehr unglücklich macht. Eine holde ſanfte Rede iſt dagegen viel zuverläſſiger; ſie ſtirbt erſt mit dem letzten Hauche, die Blume des Verſtandes welket nicht!“

Rudolph ſchwieg. Er glaubte ſeinen Vater zu verſtehen, und was er dachte, drückte ſich in ſeinen Zügen aus. „Du meinſt Lydia, Vater —“ ſagte er, und ſeufzte. „Sie iſt mir theuer und lieb, als die Geſpielin meiner Kindheit, als die Freundin meiner Jugend. Ein Anderes aber iſt Freundſchaft, ein Anderes Liebe. Ich liebe Eveline und werde von ihr geliebt.“

Der Alte lächelte beſtürzt. Er ſchüttelte den Kopf, und ſagte mit ungewöhnlicher Heftigkeit: „Du irrſt, mein Sohn! ich ſage Dir, Du täuſcheſt Dich.“

„Wie, mein Vater?“ entgegnete Rudolph, „ich muß doch wohl am beſten wiſſen —“

„Nein,“ behauptete Jener, „die Ruhe Deines Verhältniſſes zu dem lieben Kinde, ich meine nämlich Lydia — hat Dich nie zu einer Klarheit über Deine Gefühle kommen laſſen. Auch will ich zugeben, daß die längere Abweſenheit von ihr dieſe Gefühle geſchwächt haben möge. Denke jedoch an die Controverſe des Seneca, wo er ſagt: Siehſt Du nicht, wie die Flamme der unbewegten Fackel ſchwächer wird, und geſchüttelt wieder ſprühend auflodert? — Sei erſt gewiß, daß Lydia Dir für immer verloren ſei, dann wollen wir uns ſprechen.“

Es lag in dieſen Worten eine ſo ſichere, vorausnehmende Genugthuung, daß Rudolph fühlte, mit welcher Waffe ſein Vater ihm gegenüber ſtehe. Sein Herz war getroffen, und in merklicher Beunruhigung erwiedert er: „Und warum müßte ich denn Lydia verlieren, wenn ich Evelinens Hand mir erwerbe, in deren Beſitz ſich Alles zu meinem Glück vereiniget? — Sie iſt jung, ſchön, talentvoll, fröhlich und reich — ſie liebt mich. —“

Der Actuarius hielt mit Mühe an ſich. „Ich wiederhole es Dir, mein Sohn,“ ſagte er gepreßt von dem Drange, ihn zu überzeugen, „das kannſt Du ſo eigentlich nicht wiſſen.“ „Mein guter Vater —“ unterbrach ihn Rudolph, auf ſeinem Geſicht ein Lächeln voller Liebesglück.

„Und Reichthum,“ fuhr der Alte in einer leiſen Verwirrung der Gedanken fort, „war ja ſonſt nie Dein Wunſch? Wozu auch? Du wirſt nun bald eine fixe Anſtellung haben, und ſomit Brod, eine Frau ernähren zu können.“

„Laſſe mich denn ganz aufrichtig ſein, Vater!“ ſagte Rudolph, und es war, als ob er einen leiſen Schauer vor dieſer Sättigung ſeiner Wünſche abſchüttelte. „Ich wollte, ich könnte meinem Beruf entſagen, ich würde es — dazu bin ich entſchloſſen. Der langſame Gang der Juſtiz iſt meinem raſchen Temperament unerträglich; das Staatsgeſetz ſteht zudem nicht ſelten dem höheren Geſetz in meiner Bruſt entgegen, und ich muß zuweilen ex officio Verfügungen niederſchreiben, die mein Innerſtes empören. — Als Gutsherr von Leingarten — ſo heißt das Erbtheil Evelinens — wäre ich deſſen überhoben.“

„O mein Sohn!“ entgegnete hierauf der Actuarius, „das iſt die Sprache der Idealiſten, und auch das Leben ſolcher hat ſeine kleine Unvollkommenheiten. Bedenke! wie vieles Gute kann ein redlicher Juriſt leiſten, wie manches Böſe hindern! — Das Recht, das heilige Recht zu ſchützen, war mein früheſter und liebſter Wunſch; ich opferte ihn aus Liebe für meinen Bruder, der brennende Luſt hatte, Arzt zu werden, und weil nur einer von uns ſtudiren durfte, der wenigen Mittel unſerer Eltern wegen. Wie ſchlecht ſtand ein Conrector damaliger Zeit ſich nicht! Und mein Vater hatte ein Häufchen Kinder. Der Bruder promovirte, rettete einer armen alten Frau das Leben, ſteckte ſich aber an dieſem bösartigen Fieber an, und ſtarb, als ſeinen Doctorhut noch die erſte friſche Jugendblüthe bekränzte. Ich aber bin der Schreiber meines Freundes geworden, der mein Vordermann ſchon in der Schule war, und dem ich, wie zu einem

Vorſpiel der Zukunft, manche Ueberſetzung corrigirte und ins Reine ſchrieb.“

„Mein Vater —“ ſagte Rudolph, und faßte gerührt ſeine Hand, „Ihr ganzes Leben iſt eine Reinſchrift freundlicher Charakterzüge.“

„Und nun,“ fuhr der Alte ermuthigt fort, „wollteſt Du aus ſchnödem Mißmuth wegwerfen, was ich für mein höchſtes Glück gehalten haben würde?“

„Aber, lieber Vater,“ vertheidigte ſich Rudolph, „die Neigung iſt doch frei!“

Der Actuarius hielt ein. „Ein Streit, mein Sohn, ſoll zwiſchen uns nicht aufkommen. Du wirſt, ich darf es Dir zutrauen, in den wichtigſten Intereſſen Deines Lebens nicht unüberlegt handeln. Beſinne Dich wohl, ehe Du das Wort ausſprichſt, was über Dein ganzes Wohl und Weh entſcheidet. Wo könnteſt Du eine ſchönere Seele finden, als Lydia? Du rühmteſt vorhin, daß die junge Godſched fröhlich ſei; Lydia iſt ein treues, tiefes Gemüth, wie es ſelten bei ihrem unbeſtändigen oberflächlichen Geſchlecht zu finden. Die Aloe, Rudolph, hat auch einen dunklen Schein.“

Rudolph verfärbte ſich. „Eine Verbindung zwiſchen mir und Fräulein Godſched,“ ſagte er ablenkend, „könnte den Proceß mit ihrem Vormund ausgleichen!“ —

„Dieſer Proceß,“ erwiederte der Actuarius, nachdem er ſeinen Sohn ſcharf angeſehen, „iſt mir jetzt gleichgültig, im Vergleich zu den Träumen der Hoffnung, welche dieſe Unterredung als nichtig erwieſen hat; denn trügt mich nicht Alles, ſo haſt Du jenes verhängnißvolle Wort bereits ausgeſprochen.“ Rudolph zauderte zu antworten. „Und ſo übrigt mir denn nichts weiter,“ ſetzte der Alte traurig hinzu, »als ſobald als möglich nach Hauſe zu reiſen.« Er ließ ſich aller Bitten ſeines Sohnes ungeachtet nicht halten.

Seine Heimkehr brachte ſehr verſchiedene Wirkungen hervor. Frau Laubach konnte ſich kaum einer lauten Aeußerung der Freude erwehren, als ihr Mann zögernd und leiſe, wie man einen ſchweren Kummer klagt, ihr ſagte, Rudolph werde nun doch wohl die reiche Godſched heirathen. Sie ſcheute nur ſeinen ſtrengen zürnenden Blick. Sie fand tauſend Gründe der Entſchuldigung, warum er Lydia nicht nähme.

»Fühlſt Du denn gar nicht, liebe Frau,« ſagte er mit entſchloſſener Mäßigung, »daß eben darin die Anklage für Deinen Sohn liegt? Das Rechte ſpricht für ſich ſelbſt.«

Noch hatte Lydia ſich keinen Augenblick abmüßigen können, um den Vater ihres Geliebten zu bewillkommen; ihre Mutter lag ſehr krank danieder, und die Aerzte zweifelten heimlich, daß dies bedrohete Leben noch auf Tage hinaus zu verlängern ſein werde. Der Actuarius bedachte, ob er um dieſer Angſt und Gefahr willen das arme Mädchen täuſchend hinhalten dürfte, oder ob es nicht beſſer ſei, die üble Nachricht, die ihr nicht erſpart werden könnte, ſo ſchnell als möglich beizubringen, ehe eine geſchäftige Junge ihm zuvorkäme. — Nach ſtillem Kampf entſchied er ſich für das letztere mit dem Gefühl eines Freundes, der entſchloſſen iſt, einem theuren Herzen den Dolchſtich, den es empfangen muß, zu geben, ehe es von fremder Hand geſchieht. »Nein, es iſt ſo beſſer!« ſagte er verſichernd zu ſich ſelbſt. »Vielleicht iſt Lydia nur mit der Auflöſung ihrer Mutter beſchäftigt, und dieſes Band löſet ſich daneben ſanfter ab. Es iſt unter einem Schmerz.« Er irrte, der gute Alte! Die gekränkte Zuverſicht der Liebe iſt der einzige für ein weibliches Herz. Der Tod ſchlägt minder tödtende Wunden.

Frau Laubach ging gegen den Abend, die kranke Wirthin des Hauſes zu beſuchen; ihr Mann ſaß allein, da vernahm er, daß Lydia käme.

„Wie leiſe iſt ihr Schritt! wie müde!“ dachte er voll Mitleid, „man hört es, wie der Armen die Zeit in Nachtwachen und Aengſten hinſchleicht. O Gott! und ich ſoll ihr jetzt den Reſt geben! —“ Nun ſtand ſie vor ihm, mit dem bleichen Wiederſchein des Todes in dem ſchönen Geſicht; aber ein ſchwaches Lächeln der Hoffnung belebte ihre ſchmerzerfüllten Züge, als ſie dem alten Freunde die Hand reichte.

„Mein gutes Kind!“ ſagte der Actuarius — längſt nannte er Lydia nicht mehr Du; aber in dieſer Stunde nahm er das Vorrecht väterlicher Traulichkeit zurück — „Du biſt wohl ſehr erſchöpft, mein armes Töchterchen?“

„Sehr!“ hauchte Lydia hervor, „es geht ſchlecht mit der Mutter — ich fürchte —“ Thränen erſtickten ihre Stimme.

Laubach fühlte ſein Herz ſchwellen. „Lydia!“ ſagte er, lindernd und leidſam, „faſſe Dich doch! Gott fügt es gut, ſo oder ſo. Der Mutter wäre wohl — ihr Leben war ja ein beſtändiges Kränkeln.“

Ihre Tochter nickte, und ſtieß einen tiefen Seufzer aus. Die hellen Tropfen fielen von den geſenkten Wimpern und zerfloſſen in der zarten Wolle ihres dunklen Kleides.

„Rudolph iſt doch aber geſund?“ fragte Lydia in einem Tone, als werde die Nachricht von dem Wohlſein des Geliebten ſie über den eigenen Jammer tröſten. Seinem Vater vergingen die Gedanken.

„Und wird er nicht einmal herkommen?“ ſetzte ſie hinzu, ehe er antworten konnte, „wir haben uns ſo lange nicht geſehen, daß es kein Wunder wäre, er hätte mein vergeſſen.“

Der Actuarius wußte — Rudolph hatte es ihm kurz vor der Abreiſe geſagt — daß ſein Sohn nächſtens die ihm insgeheim verſprochene Braut zu ihrem Vormund begleiten würde, um das Verlöbniß in Richtigkeit zu bringen. Er faßte all ſeinen Muth zuſammen und ſprach: „Du biſt kein gewöhnliches Mädchen, Lydia! Ich habe Dir etwas zu ſagen."

„O Gott! ein Unglück —" unterbrach ihn Lydia, und ihr Auge haftete ſtarr an dem Munde, der ſich jetzt zu einer ſo herben Pflicht der Verkündigung öffnen ſollte.

„Nein, im Gegentheil, ein Glück vielmehr —" ſagte Laubach, und ſeine Lippen bebten. „Rudolph wird heirathen." Das ſchreckliche Wort war nun heraus. Lydia zuckte nur innerlich zuſammen. Ein noch tieferer Schein von Bläſſe löſchte ihren Blick aus. Sie ſaß ſtumm, wie ein Bild aus Marmor. Der gleichmüthige Mann fühlte all ſeine Pulſe in heißem Erbarmen hoch aufſchlagen. „Lydia," ſagte er, „ſprich doch ein Wort dazu, ein einziges Wort! Du zweifelſt wohl nicht, wen ich am liebſten Tochter genannt haben würde? Glaube nur, ich wollte, ich ſtürbe, ehe ich einer Fremden dieſen Namen geben muß."

„Ich glaube es —" antwortete Lydia mit erſtorbener Stimme.

Es entſtand eine kleine dumpfe Pauſe, nach welcher der Actuarius ſeinem gepreßten Gefühl Luft machte, und ſprach: „Warum verkennt doch der Menſch ſein eigentlichſtes Glück ſo oft, wenn ihn ein falſcher Schein blendet? Das Mädchen, welches Rudolph zu lieben meint, verbreitet Glanz um ſich, und iſt reich. Er iſt Willens, auf die juriſtiſche Praxis zu verzichten, und ſich mit einer unfruchtbaren Theorie der Landwirthſchaft zu befaſſen. Du weißt, wie freudig ich darauf hoffte, meinen Sohn nun bald in einem guten Amte zu ſehen, und mit väterlichem Stolz wäre ich ſein Actuarius geworden.“ So miſchte der Alte ſeinen Schmerz mit dem des Mädchens.

„Und warum ſollte Rudolph nicht lieben — nicht auf ſeine Weiſe glücklich ſein dürfen?“ fragte Lydia, abgebrochen und leiſe. Sie hatte ihn ſtets als Kind gegen die kleinſte Unzufriedenheit der Eltern entſchuldiget. Dieſe treue Gewohnheit, dieſes Vergeſſen ihrer jungfräulichſten Anſprüche überwältigte den Alten gänzlich.

„Lydia, Du biſt ein Engel —“ ſagte er faſt weinend. „Der Höchſte ſegne Dein edles, treues Herz, und laſſe Dir es wohlgehen!“

Lydia ſchüttelte unmerklich den Kopf. „Die Treue iſt ein einſames Gefühl —“ ſagte ſie mit einem öden Lächeln, „nur Gott wohnt darin. Der Schmerz unwandelbarer Liebe iſt ſein tiefſtes Geheimniß.“

„Sein Segen auch, mein beſtes Kind!“ erwiederte Vater Laubach, „und ich hoffe, Du werdeſt ihn erfahren. Wie bitter iſt mir der Wunſch, daß Gott Dir einen beſſeren Mann geben möge, als mein Rudolph iſt! — Vielleicht —“ ſetzte er ableitend hinzu, „trüge es zu Deiner Ruhe bei, wenn wir nun auszögen?“

„Ausziehen?“ fragte Lydia, und ihr Blick ſchweifte ängſtlich umher, als ſähe ſie in die künftige Leere, „das hielt ich wohl nicht aus. Ach! Fremdes ſehen an der Stelle, wo wir uns heimiſch fühlten, dies iſt mehr, als verbannt ſein.“

„Mein gutes Kind,“ ſprach der Alte, „ich möchte Dich nicht gern noch mehr betrüben; aber wenn Du nun ſelbſt dies Haus verlaſſen müßteſt?“

„Dann wär's ein Anderes —“ ſagte Lydia, „gönnen Sie mir von dem Beſtand meines Glückes das Mögliche! Mir iſt, als ſänke Alles um mich ein, und der Boden wiche unter meinen Füßen.“ Sie ſtand auf und taumelte gegen die Thür. Laubach hielt ſie feſt umarmt, ihr Kopf lag an ſeiner Bruſt — Lydia ſchluchzte. Ein Mädchen kam ſie abzurufen, weil die Mutter nach ihr verlange.

Madame Meyerbeer ſtarb. Ihre Tochter ſchien dieſen Verluſt — wie vorbereitet ſie auch darauf geweſen — doch tief und unausſprechlich zu empfinden. In jedem Schmerz iſt etwas Neues —; aber Lydia ging um den älteſten Schmerz der Welt in Leide.

Frau Laubach ſchüttete in ihre Troſtgründe ſo reichlich Kühlwaſſer, daß es ihrer Meinung nach, auch für eine andere Herzenswunde, die etwa unter dem Kreppflor blutete, zulänglich wäre. Rudolphs Mutter hätte nie, ſelbſt in dem erwünſchteſten Falle, daß Lydia unauflöslich dieſer Familie angehöre, dem trauernden Mädchen Erſatz ſein können; aber jetzt miſchte ſich ein ſtiefmütterlich Geſondertes in dieſes bisher ſo freundliche Verhältniß. Lydia fühlte ſich ſehr verlaſſen. Allerdings war die lange Kränklichkeit ihrer Mutter von jener ſchwermüthig einſiedleriſchen Stimmung begleitet geweſen, welche ſolchem Zuſtand ſo natürlich iſt; aber die nun Wohlſelige hatte nichtsdeſtoweniger eine lebhafte Theilnahme für die Leiden der Menſchheit und ein zartes Herz voll Kraft der Mutterliebe für ihre Tochter gehabt. Frau Laubach hingegen litt nur an der Selbſtſucht — wir möchten ſie den Egoismus der Geſundheit nennen — ſich allein für unſterblich zu halten. Ihr Bedauern über die Hinfälligkeit des Lebens ging daher ſtets von dieſem Standpunct aus, und ſtützte ſich auf rüſtige Kräfte. Die

Ausſicht, alt zu werden, ließ ſie vielleicht irdiſche Glückſeligkeit zu hoch anſchlagen. Dieſe Eigenſchaften bilden nicht zur Tröſterin. Dann — mag wohl eher ein Menſch ſeinen Feind zu tröſten vermögen mit einem Tauſendtheil annähernder Liebe, als ein Freund den Andern, wenn ſein Herz ein getrenntes Intereſſe verbirgt. Daß Frau Laubach über die Hoffnung, Rudolph werde durch dieſe Heirath ſein Glück gründen, gegen Lydia ſchweigen mußte, that ihr weher, als des Mädchens verſchwiegener Gram. Sie malte ſich die künftige Schwiegertochter mit prunkenden Farben aus, dagegen freilich die betrübte Lydia, in den Hintergrund geſtellt, ſchattenartig wegkam.

Lydia wußte, zu welchem Zweck man nun Rudolph erwartete. Schon näherte ſich dieſer Zeitpunct, da erkrankte Frau Laubach in Folge einer heftigen Erkältung. Lydia pflegte ſie, wie ihre eigene Mutter. Es war gegen Abend, als Rudolph ahnungslos und plötzlich in das Zimmer ſeiner Eltern trat. Die Kranke kannte ihn nicht. Sie pflückte an der Decke — aber keine Blumen des Empfangs für ihren Sohn! Dieſer nervöſe Anblick überrieſelte ihn mit Grauen. Lydia ſaß in dunkler Geſtalt an ihrem Bette. Sie ſchien ihm ſchlanker als ſonſt. Ihr ſchwarzer Anzug, der dämmernde Abend, das düſtere Bangen, was um ein Krankenbett ſchwebt, hüllte dies Wiederſehen wie in einen Schleier von traurigem Anlaß. Rudolph ſtand beſtürzt und horchte auf den Fieberſeufzer ſeiner Mutter, auf die wenigen ſanften Worte, welche Lydia ſprach. Der Vater erzählte ihm in kurzen Worten den Gang der Krankheit; es war jedoch ſichtlich, daß die Gedanken des Sohnes ihm nicht folgten. Jetzt ſchlug die Stunde, wo die Kranke Arznei empfangen ſollte. Lydia holte die Medicin, Laubach rückte das Licht näher. Rudolph ſah jetzt zum erſten Male das blaſſe liebe Geſicht wieder, dem nur der Ausdruck leidender Güte geblieben war. Sie zitterte, einige Tropfen der Mixtur träufelten über und dufteten ſtark nach Aether. Rudolph ſtreckte die Hand aus, das Fläſchchen in Empfang zu nehmen, daß Lydia den Löffel unterſtützen könnte. Eine ganz leiſe Bebung berührte ihn; aber ſein Innerſtes ward davon erſchüttert. Ihr Blick begegnete unwillkürlich dem ſeinen. Er ſtrich haſtig über die Stirn, als ob er aus einem tiefen Traum erwachte, und ſich auf dieſen Blick, auf dieſe lebensvolle Gegenwart beſänne.

In einem lichten Augenblicke des nächſten Tages äußerte Rudolphs Mutter den Wunſch, ſeine Braut zu ſehen. Er erſchrak ob dieſem Worte; denn Lydia hatte es gehört, und ſo entgegnete er mit halber Stimme, ſeine Braut hätte eine unüberwindliche Scheu vor Kranken. Der Vater ſtand am Fenſter, trommelte leiſe an den Scheiben, als wolle er ſich gegen dieſe Antwort betäuben, und murmelte vor ſich hin: »Die Liebe überwindet Alles!«

Lydia und Rudolph fanden ſich am Krankenbette, und begegneten ſich nur in Angſt und Sorge um den Zuſtand, der ſich zuſehends verſchlimmerte. Endlich trat der Tod heran, und riß ein Leben ab, welches im Geiſte den längſten Faden des Glückes aus dem ſchönen Leingarten der Braut ihres Sohnes geſponnen hatte.

Dieſe fuhr mit zu Grabe. Alle Welt bewunderte die Trauer der ſchönen Blondine, den breiten Saum des battiſtnen Tüchleins, welches ſie mit leidtragendem Anſtand handhabte. Meyerbeer begleitete den Wittwer — ſeine Tochter aber blieb daheim. Sie ſetzte ſich in das Kindergärtchen, das Paradies ihrer unſchuldigen Liebe — es lag nun wüſte.

Lydia lehnte ſich an die kalte Mauer, und blickte überquellenden Auges auf den trocknen Raſen. Das Geläut des Begräbniſſes klang von fern — man ſenkte die Leiche ein. Auch abweſend war Lydia dabei. Sie begrub ihre Liebe tief, tief! in aller Stille, und bedeckte ſie mit tauſend heißen Thränen.

In den darauf folgenden Tagen ſah Lydia weder den Vater noch den Sohn, welche viel mit einander zu verabreden hatten. Jetzt ſuchte der erſtere das Mädchen auf und ſprach: „Es trifft mich hart, Lydia! In ſo kurzer Zeit den Freund, die Gefährtin meines Lebens — Deiner hochgeſchätzten Mutter nicht zu vergeſſen. Von erſtorbenen Hoffnungen will ich gar nicht erſt reden. Daß ich meine gute Frau habe in Deinen Armen verſcheiden ſehen, dafür würde ich Dich zeitlebens lieb und werth halten, wenn Du nicht mein ewiges Kind wäreſt.“

Lydia zog ſeine Hand heftig an ihre Bruſt. Der erhöhete Schlag dieſes treueſten Herzens war die Antwort hierauf.

Der Alte fuhr fort: „Nun dringt der Rudolph in mich, mit ihm auf das Gut zu ziehen. Ich könnte ihm dort nützlich werden — verſichert er. Aber auch hinderlich — leicht möglicher Weiſe, denke ich, wenn ich es auch verſchweige. Doch wird mir kaum etwas Anderes übrig bleiben, als in ſeinen Wunſch einzugehen. Ich habe hier keine Geſchäfte, der Haushalt iſt verſtört, wie meine Seele — ich ſage Dir, mir grauet, wohin ich mich auch wende.“

„Landluft und Bewegung werden Ihrer Geſundheit zuträglich ſein —“ erwiederte Lydia.

„Ach!“ ſagte Laubach, wo das Herz ſich geſtärkt fühlt, da iſt das beſte Wohlſein und der heilſamſte Athem. Ich hoffe von dieſem Aufenthalt nicht viel und habe kein rechtes

Zutrauen zu der Frau Tochter. Aber ein liebevolles Gedenken Deiner Güte, meine theuerſte Lydia, gehet mit mir, auch nach Leingarten, und Eveline wird ſehr gut ſein müſſen, wenn ſie mir nur ein wenig vergüten ſoll, was ich an Dir vermiſſe!«

Beinahe zwei Jahre waren ſeitdem vergangen, als der Actuarius den Ort wiederſah, wo die verlaſſene Lydia lebte. Es war an einem jener herbſtlichklaren Abende, in denen die tiefblaue Luft, wie von himmliſcher Höhe herab, die Wehmuth der Natur erheitert. Vater Laubach ließ den anſtändigen Einſpänner, worin er gekommen war, in einem Gaſthofe am Markte halten, und ſeine Blicke forſchend umherſchweifen. Alles war noch wie ſonſt — und doch auch anders. Der Brunnen rauſchte klingend in heller Kühle, und ein leiſer Schauer des Windes pflückte ein reifes Blatt nach dem andern von den uralten Linden, die dem ſteinernen Geländer Schutz und Schirm gaben, und wehete es in den Schooß des Beckens. Manch ſäumiges Dienſtmädchen mit vollen Armen und leeren Krügen verweilte hier ſchäkernd, und dachte, weit entfernt vom heiligen Geiſt der Pflicht: »Waſſer thut's freilich nicht.« Die Städter gingen gleichgültig an ihm vorüber — Niemand achtetete ſein, der ſo lange unter ihnen gelebt hatte. Der Menſch wird ſchnell ein Fremder. Darum iſt der Ausdruck ſehr bezeichnend, womit der Geſelle des Gewerks ſagt, wenn er ſich zur Wanderung rüſtet: »Ich habe mich fremde gemacht.« Er gilt für die Herberge des Lebens, für das ewig wandernde Geſchlecht. —

Um den Purpurladen dunkelte es bereits — er war geſchloſſen. Meyerbeer's Haus hatte eine neue Farbe, ein blaſſes Moosgrün — und bei dem erſten Blick darauf war es dem alten Laubach, als wäre ihm die liebſte Roſe vom Herzen geriſſen, als ſähe er die Wand eines theuren Grabes, dahinter jedes Stäubchen einem Leichnam gehöre, der ihm heilig ſei.

Aber dieſes Gefühl wurde geſtört. An einem Fenſter des erſten Stockwerks tändelte ein Officier mit einer jungen Dame, wahrſcheinlich ſeiner Gattin — und der offene Markt war Zeuge dieſes zärtlichen Verhältniſſes. Am zweiten ſchrie ein Papagei Injurien auf die Straße herunter. Der Actuarius dachte mit einem philoſophiſchen Lächeln, welch ein Gräuel Beides dem verſtorbenen Commiſſionsrath geweſen ſein würde. Dieſer einſame Rechtsanwalt ſtand vor ſeiner Seele und verdrängte ſelbſt den Schatten der ſeligen Frau.

Ein Aufwärter trat zu dem ſinnenden Gaſt, und fragte, was zu ſeinen Dienſten ſtehe? „Eine kleine Auskunft vorerſt —" antwortete dieſer. „Sagen Sie mir, was macht Meyerbeer? der Kaufmann da drüben, den —"

„Weiß ſchon," entgegnete der Grüngeſchürzte, „der ruht ſchon ſeit anderthalb Jahren. Er ging recht vor Thorſchluß aus der Welt."

„Er ruht?" ſtaunte ſein ehemaliger Miethmann erregt, „und ſeine Tochter?"

„Die hat geheirathet —" war die fixe Antwort des Marqueurs.

„Geheirathet?" wiederholte Laubach in tiefſter Verwunderung, und nicht minder mit leiſem Bedauern.

„Nein, da irre ich mich —" ſprach jener mit eilfertiger

Junge, „wie iſt mir denn? Sie hat einen Poſten angenommen.“

„Einen Poſten — das Mädchen?“ zweifelte der Actuarius.

„Die Madame wird es wiſſen —“ faſelte der Marqueur, und jetzt rief eine Klingel ihn auf den ſeinen.

Vater Laubach erkundigte ſich genauer, und brachte in Erfahrung, daß Lydia eine Stelle als Lehrerin in einem Inſtitut für weibliche Erziehung angenommen habe, und er zögerte nicht, ihre Wohnung aufzuſuchen.

Er ging durch die ſtiller werdende Stadt. Sein Herz klopfte ſtark, weniger vom raſcheren Gange auf dem Steinpflaſter, deſſen er entwöhnt war — als der lieben Gewohnheit eines langentbehrten Anblicks entgegen. Jetzt war er an dem bezeichneten Hauſe. Die Thürklingel weckte ſchallend eines jener entſchlafenen Gefühle in dieſer alten Bruſt, welche der Weihnachtsfreude vortönen. Er ſchritt den Flur entlang — nun pochte er, athmete tief — drinnen rief es „herein.“ Der Actuarius ließ den ſüßen Klang dieſer trauten Stimme über ſeine Seele gleiten, lächelte im Finſtern vor ſich hin — und trat dann muthig ein.

Lydia ſaß im Mondſchein, gedankenvoll und allein. Sie erhob ſich, und wich in ſichtbarer Scheu vor der befreundeten Geſtalt zurück, die ſich ihr näherte.

„Lydia!“ rief Laubach ſchmerzlich und freudig zugleich, „kennſt Du mich nicht mehr?“

Lydia ſchrie auf, ſtürzte zu ihm, und hielt ihr altes Glück in den treuen Armen. Die ſeinigen umſchloſſen zitternd das Mädchen.

Jedes Wiederfinden in fremder Umgebung drängt ſeine Innigkeit in die Heimath des Herzens, und drückt ſich zarter aus. Alles liebt mit, wo Freundlichkeit und Wohlwollen ſich verjährten; die Wände, dieſe taubſtummen Zeugen ſchuldloſer Zuneigung, ſcheinen zu lächeln, der Spiegel wird magiſch; denn er zeigt uns Vergangenes, das kleinſte Bild gewinnt ſprechende Bedeutſamkeit. Was wir erblicken, ruft unvergeßliche Momente zurück. Aber fremde Mauern haben ein beängſtendes und gleichſam mißbilligendes Schweigen bei dem lauten Ausruf der Freude eines überraſchten Freundes. Sie ſind nicht Mitwiſſende des Geheimniſſes unſerer Liebe, und kalt ausgeſchloſſen von den Vorgängen des innerſten Lebens.

Endlich ſagte der Actuarius: „Gottlob! ich finde das Herz meiner guten Lydia unverändert, wie ſehr auch alles Uebrige anders geworden.“

„Ja,“ antwortete Lydia mit banger Stimme, „ich bin nun ganz allein noch übrig.“ Ein ſchmerzbewegtes Gefühl ihrer Vereinzelung ſprach aus dieſen Worten.

„Nicht mehr, mein Töchterchen, nicht mehr!“ entgegnete der Alte hierauf ſo frei und froh, als hätte er eine Laſt abgeſchüttelt. „Wir bleiben beiſammen.“

„Beiſammen?“ fragte Lydia mit einem Ton, worin das Schmerzbewußtſein ihrer Trennung mit der innigſten Anhänglichkeit verſchmolz, „wie wäre denn das möglich?“

„Es iſt! ſage ich,“ antwortete der Actuarius, „wir werden nachher darüber ſprechen. Doch jetzt von dem, was mir ſo nahe geht. Ihr Vater, Lydia, iſt todt. Und darf ſein Freund wohl fragen: Starb dieſer wackere Mann — — bankerott?“

„Nein! dem Himmel ſei Dank! Auch nicht auf die wenigſt mögliche Weiſe —“ verſicherte Meyerbeer's Tochter; „alle Gläubiger meines Vaters ſind befriediget worden. Der

Beſtand reichte dafür aus; das Erbtheil meiner Mutter ward mit daran geſetzt. Wer hätte mich hindern können? Bin ich doch majorenn. Freilich — übrig geblieben iſt nichts für mich. Nichts, als ein Reſt feinſter Schminke.“ Und als Lydia dies ſagt, färbt ein holdes Incarnat, die feinſte Schamröthe des Selbſtruhms, ihre blaſſen Wangen, über welche ein paar Thränen rollten, in denen die Freude der Redlichkeit glänzte.

Gerührt erwiederte der Actuarius: „Der ehrliche Name eines Vaters iſt dennoch die reichſte Erbſchaft für ſein Kind. Gott wird das ſegnen, liebe Tochter. Ich höre ja, Sie geben Unterricht in der Anſtalt der Madame Sanftleben? — Nun?“

Lydia ſchilderte ihm flüchtig ihre dermalige Lage als völlig ausreichend für ihr beſcheidenes Bedürfniß. Nun aber war ihr die Frage wichtig, wie es dem Rudolph ergehe, und aus welchem Grunde ſein Vater nicht in Leingarten zu bleiben gedenke. Er müßte wichtig ſein, dieſer Grund, meinte Lydia, mit einer Miene, welche die Unmöglichkeit, ſich von ihm zu trennen, ausdrückte, wenn es auf die Willensneigung des Herzens ankomme.

„Allerdings iſt er das,“ antwortete der Alte, „ein ſehr väterlicher Grund: ich ſtöre meines Rudolphs Hausfrieden dort. Man ſpinnt in Leingarten nicht Seide — nein, wahrhaftig nicht! Nur ein Neſſelgarn, das brennt wie Zunder, und ſchwerlich möchte das Hemd des Glücklichen daraus gewebt werden.“

„Gütiger Gott!“ ſagte Lydia voll ängſtlicher Haſt, „ſo wäre Rudolph nicht glücklich?“

„Seiner Freundin will ich die Wahrheit nicht vorenthalten,“ ſprach Laubach, der Vater. „Mein Sohn hat ſich getäuſcht, das iſt ſehr einfach, Lydia, aber das Elend von tauſend Männern. Er verarmt an der reichen Frau. Er fühlt ſich unbehaglich, ein Neuling als Oekonom: Das, was er ſich ſo ſchön träumt, liegt im weiten Felde, wie der Hagel auf der Kornblüthe. Er ſeufzt ſtill um das tägliche Brod, an dem er ſich durch Unzufriedenheit verſündigte. —“

Lydia ſeufzte aus tiefer Bruſt. „Er wird ſich eingewöhnen,“ ſagte ſie leiſe und hoffend.

„Gott gebe es!“ erwiederte der Alte, und kopfſchüttelte dazu. „Wer die Hand an den Pflug legen will, darf nicht zurückblicken.“

Lydia erröthete. „Es mag ſchwer ſein,“ ſagte ſie in entſchuldigender Weiſe, „ſich auf einmal allen früheren Beſtrebungen zu entziehen und eine ganz entgegengeſetzte Richtung zu nebmen.“

„Die Pflicht beſtimmt den Mann —“ antwortete der Actuarius, „wer hat ihn denn geheißen, blindlings verfahren? Er hat mir das Herz in der Bruſt damit umgewendet.“

Ein nicht minder grauſames Gefühl bewegte die arme Lydia; doch ſprach ſie mit zartem Verbergen: „Dies aber — Sie geben es nach, Väterchen? läßt ein ſtrenges Urtheil zu. Vielleicht iſt es nicht ganz ſo ſchlimm. Es würde mir Kummer verurſachen, wenn Sie die Gattin Ihres Sohnes nur deshalb in einem ungünſtigen Lichte ſähen, weil Sie mich Arme noch im Auge haben. Dann würde ich aber zu einem Dorn. Meine ſelige Mutter hat es mir oft genug geſagt, auch die beſte Ehe ſei ein Verhältniß der Wirklichkeit, und alſo unvollkommen. — Die Wünſche eines guten Vaters für ſeinen Sohn mögen indeß gar leicht ſeine Erwartungen zu weit führen.“

„Nein, mein Kind,“ ſprach der Alte nach einem kleinen

Schweigen, mit Selbſtvertheidigung, „ein Ideal war meine Hoffnung nicht; aber ſie iſt doch allzuſehr vernichtet. Eveline iſt keiner Liebe fähig; ihr Weſen iſt Selbſtſucht. Mit dem Brautputz hat ſie die ſchmiegſame Mädchennatur ausgezogen. Nachdem ſie das Häubchen aufgeſtülpt, hat ſie ſich ihren Kopf aufgeſetzt, und es iſt gleich einer Sturmhaube anzuſehen. An ein Verſtändniß der Herzen, dieſer Seele der Ehe und jedes Zuſammenlebens — iſt gar nicht zu denken. Sie bauen den Thurm zu Babel; denn Eveline will hoch hinaus. Sie verſteht ihn ſo wenig, als ob er eine Chaldäerin geheirathet hätte. Seine Mundart mag ihr dagegen barbariſch genug dünken. Nie erräth ſie, was ihrem Manne lieb und genehm ſein könnte; was er *nicht* wünſcht, dies trifft ſie auf ein Haar, und ſpaltet damit ſein Innerſtes.“

Lydia ſchlug den Blick auf, und ſagte empört: „Lieber Gott im Himmel! *ſeine Frau!*“ Ein Accord, ein gebrochener — verklang in dieſem Ausruf.

„Die Geſangpartieen,“ fuhr der Alte fort, „haben mit der Heirath ein Ende genommen. Der Flügel ſteht beſtäubt. Das Inſtrument ſei verſtimmt, ſagt Rudolph. Er aber iſt's, und darum mißtönt ihm Alles. Auch iſt es mit dem Schmelz der Stimme vorbei, ſobald ein Mann an ſeiner Frau den Fehler des Widerſpruchs kennt. Eveline geht auf nichts ein. Sie iſt wie ſprödes Gold, das verletzend ins Auge ſpringt. *Güte* aber, dieſer fügſame Seidenfaden, reißt am weiteſten hin. —“

„Das hätte ich nicht gedacht —“ ſagte Lydia, und wand die Hände in ihrem Schooße, und rang nach Faſſung, um ruhig anhören zu können, was ihre ganze Seele ergriff.

Laubach fuhr fort: „Ich darf nicht daran denken, daß Rudolph ſein Glück, ſeine Ueberzeugung, ſeine Liebe —

geopfert hat — und wofür? Mein Gut, mein Vermögen, ſagte Eveline von Stund an ihrer Verbindung mit meinem Sohn. Er ſaß daneben, und mochte ſich in ſolchen Minuten recht nichtig, ach! recht armſelig vorkommen. Verweiſe doch Deiner Frau dieſe Unſchicklichkeit! redete ich ihm einſtmals zu, da er mich dauerte. Er lächelte mit Grimm auf den Lippen, und ſein Groll ward laut: Die Liebe, Vater, weiſ't von ſelbſt auf das Schickliche und Rechte. Das Wörtchen mein! iſt das ſchönſte in ihrem Sinne; ſo gebraucht aber hebt es nicht allein die Gütergemeinſchaft auf, es ſondert kränkend, und gehört in den ewigen Streit der Welt um das Mein und Dein, den nur ein einziges Verhältniß eint, die Ehe.“

Lydia ſeufzte ſchwer und wendete ſchüchtern ein: „Jede wahre Liebe, auch außer dieſem innigſten Verhältniß, ſetzt in das völligſte Hingeben alles deſſen, was ſie iſt und hat, ihren weſentlichſten Beſitz, und möchte ſie ſich etwas zueignen, ſo wäre es das Vermögen, reich zu ſein in dieſer Entäußerung.“

„Bedingungsweiſe, meine Lydia —“ ſagte der Alte mit ſchonender Art für das liebenswürdige Mädchen; „in der Ehe aber iſt es unbedingt ſo natürlich, wenn ſie nämlich dieſen heiligen Namen verdienen ſoll. Aber die meiſten, daß ſich Gott erbarme! könnte man kaum einen Vertrag heißen — wie wenige Eheleute vertragen ſich wohl? — Das Geſpräch über den unſeligen Erbproceß, wie ſehr ich es auch zu vermeiden ſuchte — gab Anlaß zu unzähligen Zwiſtigkeiten. Eveline nimmt Partei für ihren Vormund, und zwar nicht zur Ehre ihrer Gerechtigkeitsliebe, von einer andern Liebe rede ich hier nicht einmal. Rudolph ereiferte ſich als Juriſt, wie als Ehemann darüber. Der Streit erhitzte ſich einſt ſo, daß Eveline ſagte, was geht denn der Proceß mich an? Iſt es doch, als wäre ich vor Gericht geſtellt; laſſe mich nur los. Meinethalben mag er verloren ſein! Deiner Rechthaberei geſchähe nach Verdienſt.“

Lydia erblaßte — und der Alte fuhr fort: „Rudolph erbleichte und ſprach: Du haſt mein härteſtes Urtheil geſprochen, Eveline. Vergiſſeſt Du denn ganz, daß Du meine Frau biſt?“

„Der arme Rudolph!“ ſprach Lydia mit tiefſter Theilnahme.

„Ach, liebe Tochter,“ entgegnete Laubach, „es iſt unbeſchreiblich, wie zeitig manche Eheleute das Gedächtniß des Herzens verlieren. Ich ſtand einſt dabei, als Mann und Frau ſich heftig um einen kleinen Knaben, den Liebling der Mutter, zankten. Das Recht ſchien mir jedoch auf ihrer Seite. Aber dennoch rief der Mann wüthend: ich wollte, es würde nichts aus dem Jungen, daß Du nur etwas für Deine Klugheit hätteſt — und dieſes Kind war ſein eheleiblicher Sohn!“

„Unglaublich!“ rief Lydia, „der Begriff ſträubt ſich, dies nur für möglich zu halten.“

„Und doch iſt es ein Factum —“ antwortete der Actuarius mit erfahrener Ruhe, „ich ſelbſt habe es erlebt. So kam mir denn jene Aeußerung meiner Schwiegertochter nicht ſo unerhört vor. Ein verlorner Proceß — und ein verlorner Sohn leidet immer noch keine Vergleichung. Eveline aber vergaß in jeder Hinſicht, was ſie ſich und ihren Pflichten ſchuldig ſei. Ich wohnte in einem neuen Gebäude neben dem Schloſſe, obwohl es an Raum darin für einen alten ſtillen Mann nicht gefehlt haben würde, wenn ſein Sohn nur Herr im Hauſe geweſen wäre. Meine Wohnung war feucht — da habe ich mir das heftigſte Rheuma zugezogen. So oft Gäſte kamen, ſendete die Frau Tochter mir das Eſſen auf mein Zimmer; und ich will Gott nicht meinen Schöpfer nennen, wenn Eveline während dieſer ganzen Zeit mich ein einzig Mal Vater genannt hat.“

„O Vater!“ rief Lydia mit dem vollen Accent der Vergütung, „und Rudolph konnte das dulden?“

„Es duldet ſich wohl —“ erwiederte der Alte mit bitterm Lächeln, ſie überredete ihn, ich wäre an eine pünctliche Eßſtunde gewöhnt, und das längere Warten könnte mir ſchaden. So weiß ſie ihrer Verachtung noch einen Anſtrich von Sorgfalt zu geben. Dann, ſpricht Rudolph, muß Eveline, wenn auch mit unwiſſender Geduld, es hinnehmen, daß ich ſie jeden Augenblick verkürze, an einem Maßſtabe weiblicher Trefflichkeit — ja, Lydia, beſcheidene Seele! das mag ihr öfter fühlbar werden. Endlich iſt ſeine Frau in andern Umſtänden —“ ſetzte Laubach ohne Umſtände hinzu.

„Das betrübt mich —“ ſagte Lydia erglühend, indem ſie unſchuldig nicht die ſchließlich erwähnte gute Hoffnung der Gattin Rudolphs damit meinte, ſondern die Furcht, dem beſſeren Vernehmen beider auf die entfernteſte Weiſe ſtörend zu werden. „Sein freundliches Andenken würde ich nicht für verloren achten, wenn er mich in ſeinem Glück vergäße.“ Dieſe Worte, in einem verzichtenden Tone geſprochen, tönten einer tiefen Saite nach, welche in dieſer Weiblichkeit berührt worden wäre.

Es entſtand eine Pauſe. Der alte ſtarrte mit trübem Blick in die zerrinnenden Schatten des Mondſcheins. Lydia zündete ein Licht an. Vater Laubach fuhr fort: „Ich hatte einen freundlichen Umgang an dem Paſtor loci, und von meiner Wohnung aus nur wenige Schritte im Grünen bis an das Pfarrgärtchen. Dort verlebte ich meine liebſten Stunden, und war Zeuge einer friedſamen und liebevollen Ehe, nur dadurch geſtört, daß die kleine Frau ſehr kränklich iſt. — Der junge Prediger gab mir manchen Wink über den Charakter meiner Schwiegertochter, und ſagte mir auch, er wiſſe beſtimmt, daß ein Adelsbrief Evelinens heimlicher, doch höchſter Wunſch ſei, und daß ſie damit umgehe, ihrem Manne einen Titel zu kaufen. — Das darf der Rudolph nicht zugeben, gelobte ich mir mit Stolz; mit jenem Stolz, Lydia, womit ſtille Selbſtachtung wehrhaft durch das klingende Spiel der Welt ſchreitet. Ich verſchwieg jedoch meinem Sohne, was ich wußte, und fand ſpäter Urſach, dieſe Zurückhaltung zu preiſen. Nun, was geſchah, mein Kind? Wir ſitzen im Garten. Rudolph lieſ't etwas vor, etwas Erheiterndes, mich dünkt von Richard Roos, weil ſeine Frau übler Laune ſcheint. War dieſe Wahl zufällig? Das Gedicht malt recht fließend den glückſeligen Ueberfluß des Paradieſes. Adam gähnt, laß und erſättiget, ein Schatten von Mißmuth ſchwebt auf Evas Stirn. Das erſte Menſchenpaar hat einen Gegenſtand zur Sinnigkeit, der, leider Gottes! ſich nicht auf ſeine Nachkommen „vererbte, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt.“ Mein Sohn wirft zuweilen über das Buch hinaus einen bedeutſamen Blick auf mich. Endlich ſagt Eva, dies allein habe ich mir noch behalten — wie wär's, wenn wir uns adeln ließen? — Der Gedanke ſchließt in der That ſo komiſch, daß Rudolph laut auflachte. Eveline ſpringt auf, wie eine Päonie im Geſicht. Soll das Ironie ſein? fragt ſie, und zittert vor Zorn an allen Gliedern, willſt Du mich etwa foppen? Rudolph konnte glauben, ſeine Frau ſei von Sinnen, ſo ſehr glich ihr Benehmen einem Paroxismus. Was wäre uns hinderlich, den Vorzug des Adels zu erwerben, fährt ſie wüthend fort, wenn nicht etwa Dein Vater, der ſich im Stande der Erniedrigung zu gefallen ſcheint — nein, Frau Tochter, trat ich hervor — ich will Ihrer Veredlung nicht im Wege ſtehen. Ich gehe. Ich habe die Feder mit Fleiß und Ehre geführt. Mancher führt ſein Wappen, und muß ſich ſchämen. Hochmuth verräth immer eine niedrige Denkart, und dieſe iſt meines Erachtens die einzige unedle Geſinnung, die es giebt. — Es gab eine heftige Scene. Noch an demſelben Tage rüſtete ich mich zur Abreiſe. Mein Sohn liebt und achtet doch den Vater, als daß er ihn nach dem Vorgefallenen hätte halten mögen. Es iſt auch beſſer für uns Beide, wenn ich hier bleibe. Könnte ich ein Zimmer in dieſem Hauſe bekommen, wenn auch ein Dachſtübchen nur, ſo wäre mir geholfen“

Zufällig ſtand eine kleine Wohnung im Flur zur Miethe frei. Der Actuarius konnte augenblicklich der Wandnachbar ſeiner jungen Freundin werden. Das alte Verhältniß der Hausgenoſſenſchaft ſtellte ſich wieder her, und inniger noch. Vater Laubach war wie im Himmel. Er nannte mit Dank zu Gott Lydia einen Engel. Auch ein minder edles weibliches Gemüth, als das unſerer Lydia, wird jederzeit in den zarteſten Erweiſen des Wohlwollens unübertrefflich ſein, ſobald der Gegenſtand deſſelben es früher anderwärts nicht gut getroffen. Und will ein Mann von ganzem Herzen loben können, was ihm Freundliches durch ein liebevolles Frauengemüth geſchieht, muß er zuvor ein liebloſes mit Fug und Recht getadelt haben.

Wie hoch nun auch Lydia über die Schwächen ihres Geſchlechts ragte, ſo war es vielleicht grade ihr höherer Sinn, was ihrem Benehmen gegen Rudolphs Vater einen ſo leiſen Tact gab, für das, was ihm wohlthun könnte.

Sie täuſchte ſich, achtſam auf jeden ſchweren Athemzug des alten Mannes, in die Pflichten einer Schwiegertochter hinein. Man hätte Lydia für ſeine Schnur halten müſſen, wenn der eigentliche Verknüpfungspunct nicht ausgelaſſen worden wäre. -- Eines hatte Lydia ſich von ihm erbeten, daß er ihrer niemals gegen Rudolph erwähne. Der Actuarius antwortete daher, ſo oft ſein Sohn ſich nach Lydia erkundigte, es gehe ihr wohl, ohne ſich auf ein Mehreres einzulaſſen. Rudolph ſchrieb ſelten. Seiner häuslichen Lage gedachte er beinahe gar nicht mehr. Vater Laubach, nun in völlige Ruhe und Abgeſchiedenheit entrückt, hatte einen feſten Standpunct für ſein Urtheil über jene aufregenden Verhältniſſe gewonnen, aber keineswegs die Reſignation, ſeinen einzigen Sohn unglücklich zu wiſſen, ohne es ſelbſt zu ſein. Der Gedanke an dieſe mißrathene Ehe zehrte an ſeinen Kräften, nie war er ſo hinfällig geweſen. Lydia pflegte ſein mit Sanftmuth und Geduld; dieſe Sorge ſchien das Glück ihres einſamen Lebens. Je mehr aber der gute Alte den vollen Werth dieſes theuren Mädchens faßte, je mehr er Lydia in der Probehaltigkeit ihres Weſens kennen lernte, deſto größer ſchien ihm der Verluſt dieſes Kleinods für ſeinen Sohn. Und dieſen Punct mußte er in ſein betrübtes Herz verſchließen.

Jener Proceß mit dem Director Blüthchen war durch Hemmungen aller Art verſchleppt worden. Der Actuarius wünſchte ſehnlichſt damit zu Rande zu ſein. So oft er dieſer Streitſache gedachte, mußte er unwillkürlich daran gedenken, wie oft zum Nachtheil jenes Rechtes, was die Liebe giebt, darüber geſtritten worden ſei. Und ſo wie Jemand, der einen niederbeugenden Druck empfindet, die gepreßte Bruſt von dieſer oder jeder Seite zu lüften ſtrebt, ſo athmet der Alte in dem Wunſche auf, um jeden Preis von dieſem

Proceſſe erlöſt zu ſein, der in einer geheimen und verhängnißvollen Beziehung auf das Schickſal ſeines Sohnes, auf ſeine Familienruhe zu ſchweben ſcheint. Er möchte einen Vergleich eingehen; aber der Gegner hat ihn ſchon einmal abgelehnt, und der Tag, wo dies geſchah, war der Anfang alles Unglücks geweſen; denn auf jenem Gange hatte Rudolph Eveline kennen gelernt.

Lydia erbietet ſich, dem Director zu ſchreiben, da die gichtiſchen Hände des alten Freundes, zumal wenn innere Kränkung ſeinen Fingern einen empfindlichen Stich gäbe, ihm ihren Dienſt dazu verſagen.

Der Alte weigert ſich, und ſpricht mit ſchneidendem Scherz: „Wenn der hartnäckige Mann abermals Nein ſagte, dann, Lydia! könnten Sie bald darauf ein Ja ſagen müſſen, was mir noch ſchwerer fiele. Es giebt eine Wechſelwirkung, die unerklärlich iſt.“

Lydia verſteht, worauf er deutet; allein ſie lächelt der Möglichkeit einer Heirath. Sie ſchweigt daher — und ſchreibt. Doch als ſie des folgenden Tages den Brief von Clemens mit dem uns bekannten Antrage findet, da erinnert ſie ſich jener abergläubiſchen Vorherſagung, und zittert bei dem Gedanken, der Dämon des Proceſſes ſtehe mit zwingenden Mächten im Bunde. Es iſt ihr, als wäre ſie nicht frei — deshalb legt ſie die Entſcheidung in fremde Hand.

Wir wiſſen den Erfolg jener Zuſchrift an den Director. Als nun Lydia dem Alten mitzutheilen eilt, was, ihrer Meinung nach, ihm von freudigſter Wichtigkeit ſein müßte, daß er ſich am Ziele des ſchleichenden Rechtsganges befinde: da — wie oft begegnet man dieſer Erſcheinung im Leben — iſt es ihm faſt zu einer Nebenſache geworden. Denn ſeit dieſem Morgen, wo er Manches erfahren — kreuzen ſich die

Wege des Schickſals in ſeinen Gedanken, und er denkt, wie der liebe Gott deren viele tauſend finden könne, wo — nach einem alten frommen Liede — die Vernunft nicht einen ſieht!

Der Actuarius, ungewöhnlich müde und erſchöpft von der Frühlingsluft und den Gemüthsbewegungen dieſes Tages, bat Lydia, mit ihm in einem Garten auszuruhen. Sie fanden Bekannte, welche ſie aufhielten, ſo war es ziemlich ſpät, als ſie ſich heimwärts wendeten, und Lydia beſorgte, ihrer kleinen Briefſtellerin möchte die Zeit lang geworden ſein. Als ſie an das Thor kamen, hörten ſie die Stadtuhr ſchlagen, ſie ſchlug heute anders als ſonſt, und wie ein Herz, wenn ſeine Stunde gekommen. Lydia fühlte einen Schauer durch das ihrige rieſeln. Sie ſtanden jetzt an der Thüre, der Schlüſſel ſteckte noch — drinnen rauſchte es ganz leiſe.

Lydia trat raſch ein — jedoch zitternd. Julie ſprang auf, glühend über und über, wie von einer höchſten Anſtrengung, ihre Augen ſtanden voller Thränen. Die ſinkende Sonne hatte den Tiſch, woran ſie ſchrieb, mit Glanz begoſſen, die darauf umhergeſtreueten Blätter Papier, alle mit Anfängen des aufgegebenen Briefes, oder naß, wie holländiſche Leinwand vom feinſten Gewebe auf der Bleiche, hier und da durch einen Tintenfleck verunſtaltet, blendeten. Federn, ſo ſtolz geſchwungen, ſo ſtark beſeelt, und in ſolcher Menge, als wäre der Flügel einer Gans gerupft worden, jenes claſſiſchen Geſchlechts, rettend berühmt durch das Capitol — lagen umher — das Glas Waſſer war umgeſtürzt, und ſein Inhalt ſickerte über verſchütteten Goldſand und bildete ein ſchmales Flüßchen am Boden, welches der eintretenden Lydia mit dem zitternden Wiederſchein der Sonne und der Blüthen am Fenſter entgegenlief. Hätte der Director einen Blick auf dieſe Werkſtätte der Schreibekunſt geworfen, er würde geſchworen haben, daß ſein wildes Töchterlein ein geborener weiblicher Schöngeiſt ſei. Lydia ſah den bethränten Blick, die flammende Stirne ihrer Schülerin, und ſprach einen ſanften lehrmeiſterlichen Verweis aus, daß Julie im Sonnenſchein geſchrieben hätte.

„Ach!" antwortete die Kleine, „an die Sonne und an meine Augen habe ich gar nicht gedacht; ich hatte für nichts Sinn, als für meinen Brief. Aber hilf Himmel! jetzt ſehe ich erſt, wie das hier ausſieht. In welchem Lichte muß ich Ihnen erſcheinen! O Tizian! o Vandyk! was würdet ihr ſagen, wenn ihr vor dieſer Sudelei ſtändet!" Dieſer Ausruf einer überbildeten Dame aus einem alten Schauſpiel von Kotzebue, welches Julie jüngſt hatte aufführen ſehen, ließ drollig im Munde dieſes Naturkindes.

„Laſſen Sie es gut ſein," ſagte Lydia lächelnd, „wir räumen ſchnell auf. Sind Sie mit dieſem Briefe fertig?"

„Grade am Punct!" antwortete Julie aufſeufzend, „aber das war ein Brief! Ich werde künftig mit der größten Achtung vor der Poſt vorübergehen."

„Nun, ſo leſen Sie!" ſagte Lydia mit beklommener Stimme.

Julie griff nach dem Blatte, und das Gemälde eines einfachen unverkünſtelten Herzens entfaltete ſich, wie folgt:

„Mein beſter Herr und Freund!

Ich danke Ihnen ergebenſt, daß Sie mir ſo viel Vertrauen ſchenken. Größere Zuverſicht läßt ſich, wie ich glaube, nicht beweiſen, als wenn man Jemand heirathen will. Es iſt ja gleichſam fürs ganze Leben, daß man ſein Glück in eine fremde Hand legt. Ob einer zeitig ſtirbt, kann ja doch nur Gott wiſſen. —

Das Zutrauen, womit ich das Ihrige zu erwiedern vermag, iſt deshalb nicht gering, weil ich einen ſo ſchätzbaren Antrag ablehnen muß. Ich hänge zwar von mir ſelbſt ab; aber nichtsdeſtoweniger von einer freiwillig übernommenen Pflicht, die ich nicht löſen kann, um in eine Verbindung einzugehen, welche alles Fremde ausſchließt. — Ich bin ein armes Mädchen — aber in dem Augenblicke, wo ich Ihren Brief las, kam ich mir recht reich vor. Ein achtungswürdiger Mann ſchätzt mich hoch und hält mich ſeiner Liebe werth. So muß ich doch wohl zuerſt dafür ſorgen, daß ich dieſe gütige Meinung durch Aufrichtigkeit verdiene. Ich habe keine Eltern mehr — nur Gott iſt mein Vater. Ihm muß ich gehorſam ſein, und was ich thun ſoll, hat er mir in die Seele gegeben. Ich habe keine Ausſichten in die Zukunft — Sie können alſo denken, daß es etwas Nothwendiges iſt, was meinen Blick abwendet, da ſich mir die günſtige Gelegenheit eröffnet, eine glückliche Gattin und Hausfrau zu werden. Mein Kranz iſt von dunklem Laube — und viel lieber trüge ich ein Häubchen. Wenn ich aber einen alten kranken Freund verließe, der ſich auf mich verläßt, dann würde mich der Himmel ſelbſt in den Armen eines Redlichen verlaſſen. Ich bin traurigen Gemüths, der Jugend Roſe iſt verwelkt — ich aber pflege jenes einſame Alter, was ohne meine treue Hand in den Tod ſänke. Darum, wertheſter Freund! kann ich ſie Ihnen nicht geben. Ein fröhlich Herz iſt etwas recht Schönes! und das Schönſte verdient der beſte Mann, als wofür ich Sie halte.“

„Gut, ſehr gut!“ konnte Lydia ſich nicht enthalten die Vorleſerin zu unterbrechen, und Thränen flammten über ihre Wangen. „Nun, und der Schluß, liebe Julie?“

„Ich habe Ihnen nun Alles mitgetheilt, was ich zu ſagen wüßte —“ las Julie fort, „und bin gewiß, daß Sie ein liebenswertheres Mädchen finden, als mich. Ich will es vom lieben Gott erbitten, daß Sie recht glücklich werden, und alſo belohnt für die Geſinnung, welche nur dankbar fühlen kann

Ihre
ergebenſte
Julie Blüthchen.“

Lydia ſtand auf und küßte mit heißem Munde die Lippen des Mädchens, welche unter einem tiefen Athemzuge verſtummten.

Sie ſprach: „Wem ſo das Herz dictirt, der bedarf keinen Unterricht im Briefſchreiben. Sagen Sie dies Ihrem Vater. Sie haben einen ſchönen Brief geſchrieben, mein gutes Kind, an dem ich nichts auszuſetzen wüßte, als daß Sie mit dem Wörtchen: Ich, den Anfang machten. Auch beginnen die meiſten ſeiner Perioden ſo. Ich weiß, daß Sie deſſenungeachtet an Sich zuletzt gedacht haben. Dieſer Regel ſchriftlicher Schicklichkeit, welche leider auch die größten Egoiſten beobachten, wollen Sie künftig eingedenk ſein. Deſto mehr ſind Sie es aber meiner Aufgabe geweſen. Sie haben mich vollkommen gefaßt.“

Lydia, als ſie dies ſagte, war ſelbſt bemüht ſich zu faſſen. Sie ſchien in einer größeren Aufregung, als der des Beifalls.

„Ach!“ erwiederte Julie, „Sie glauben nicht, wie eigen mir zu Sinne iſt. Ich liebe den Mann ordentlich, den ich ſo eben ausgeſchlagen habe, und wenn er exiſtirte, ich könnte mich gleich entſchließen ihn zu heirathen. Mein Vater lebt, iſt geſund und munter, die Mutter verpflegt ihn gehörig; ſo würde mich nichts hindern. Fröhlich bin ich auch, man ſagt, ich hätte eine hübſche Mitgabe zu gewärtigen, ſo wäre ich wirklich keine üble Partie.“

„Das ſollte ich meinen!“ ſagte Lydia lächelnd, indem ſie das holde Mädchen mit wohlwollenden Blicken maß, welche ſichtlich erwägend waren.

„Und daß Sie zu jung ſind, iſt ein ſchöner Fehler, der einzige, von dem man beſtimmt weiß, daß er ſich nicht verſchlimmere. Jeder kommende Tag beſſert daran.“

Die Kleine nickte. „Doch —“ fuhr Lydia halb fragend, halb vorausſetzend fort, „die plötzliche Zuneigung für den Freier in der Idee iſt wohl nicht wirklich? Mit dem Schreibzeug wird ſie beſeitigt — nicht? Und dieſes Wort der Liebe iſt ganz eigentlich aus der Tinte gefloſſen?“

„Nein!“ verſetzte Julie ernſthaft, „ein Mann, der um ein Mädchen wirbt, das nicht jung, nicht reich, nicht beſchützt iſt, meint es gewiß redlich mit ſeiner Liebe, und einen ſolchen möchte ich, und keinen Andern. Es müßte eine Wonne ſein, zu ſagen: Sieh! ich habe friſchen Muth, Dich glücklich zu machen, ein wenig Geld, daß wir vergnügt leben können, und Eltern, die Dich gern zum Sohn annehmen.“

Lydia ſah ſtill bewegt vor ſich nieder und antwortete nicht.

„Wenn ich nun mit meinem Päckchen nach Hauſe gehe,“ ſetzte Julie hinzu, indem ſie die Schreibmaterialien zuſammenraffte, „wird es mir Niemand anſehen, daß ich einen Korb ausgetheilt habe. Ich beneide die Mädchen nicht, welche ſich ſolcher Spende rühmen. Gewiß bin ich in dieſen wenigen Stunden um viele Jahre älter geworden.“

Lydia ſeufzte und bat, daß Julie ſie wiederholentlich beſuchen möchte. Dann ging die Tochter des Directors, und Jene blieb in ſtillem Nachdenken vertieft ſitzen. Morgen wollte Lydia an Clemens ſchreiben. Der heutige Tag hatte das Seine gethan. Das Maß war erfüllt — und Lydia fühlte ſich erſchöpft.

Am Morgen des Bußtags erhielt der Actuarius durch einen hurtigen Kellner eine Einladung, in den Gaſthof zur weißen Roſe vor dem Thore zu kommen, wo gute Freunde ihn ſprechen wollten. Kein Name wurde genannt — es war alſo auf eine Ueberraſchung abgeſehen. Unſer alter Freund ging, und traf wirklich eine weiße Roſe, die junge kränkliche Frau des Paſtors von Leingarten und ihn ſelbſt.

Sie waren auf der Reiſe in ein entferntes Bad begriffen, das zum Heil der ſchwachen Geſundheit dieſer geliebten Gattin gereichen ſollte. Der wackere Seelenhirt überließ daher ſeine Heerde einem andern Hüter, um ſein einziges Schäflein, das er zärtlich hegte und pflegte, gleich dem armen Mann im Evangelio, vor dem Würger zu retten. Daß der Paſtor ſeine Frau begleitete, geſchah, um zu beobachten, daß in der Cur nichts verſäumt würde. Auch war es ein Luxusbad, deſſen ſtärkende Quellen verordnet worden, und die kleine Frau, ſchüchtern vor der lauten Welt, wie Kranke ſind. — Sie hatte erklärt, lieber ſterben zu wollen, als ohne ihren Mann in jenen toſenden Strudel, wie ein welkes Blümchen, geriſſen zu werden.

Der Paſtor brachte dem Actuarius Grüße mit — ſonſt nichts von Rudolph.

„Und hat denn mein Sohn ſo viele Geſchäfte, daß ſie ihm zu einem Briefe an den Vater nicht Zeit laſſen?“ fragte der alte Laubach, „es iſt ziemlich lange her, ſeit ich den letzten empfing.“

Jener zuckte die Achſeln und ſprach: „Er hat nicht viel Gutes zu ſchreiben; dies mag wohl der Grund ſein, warum er ſo ſelten die Feder ergreift.“

„Er griffe damit zu einem Mittel, ſein Herz zu erleichtern,“ verſetzte der Alte, „und dem Vater könnte er es doch öffnen? Weiß er doch, daß ich mir alle Adern öffnen ließe, könnte ich meinem einzigen Sohne den Puls der Ruhe und der innerſten Geſundheit wieder geben.“ Die Augen des Vaters benetzten ſich, als er dies ſagte.

„Ich glaube Ihnen —“ antwortete der Paſtor gerührt. Darauf erſtattete er Bericht von der gegenwärtigen Lage der Dinge.

Der Paſtor meinte, Rudolph wäre am Aeußerſten, und drüber hinaus könnte kein Mann gehen. Eveline dominirte — lieblos und unzart. Der Gutsherr ließ ſeine Frau mit jener entſchiedenen Gleichgültigkeit, die ſich ſelbſt aufgiebt, in Allem gewähren.

„Das ſollte mein Sohn nicht —“ unterbrach der

Actuarius den Erzähler, „wo iſt denn die Grenze für die Anmaßungen eines Weibes ohne Gemüth und Pflichtgefühl?“

„Ja, wenn das Kind nicht wäre —“ fiel hier die junge Predigerfrau in die Rede der Männer, „da würde Herr Laubach wohl anders auftreten. Aber die kleine Lina hat nur ihn. Sie iſt die einzige Freude ihres Vaters; der Mutter jedoch ſichtlich zur Laſt. Eveline verſteht nicht, ſich mit dem liebenswürdigen Kinde zu beſchäftigen, und das lehrt doch die Natur. Eine Schwalbe hat mütterlich Geſchick, ihr Junges zu pflegen, die Blume neigt ſich über das Knöspchen —; aber die kleine Lina findet keine Aufnahme in den Armen, auf dem Schooße ihrer Mutter. Sie ſei ihr zu ſchwer — ſagt ſie; aber die Liebe macht doch Alles leicht. Sie hat gar kein Mutterherz.“

„Sagen Sie, kein Herz überhaupt —“ ſprach Vater Laubach mit tiefſtem Unwillen.

Der Paſtor verzog die Miene wie in Ironie, und auf ſeiner Stirne ſchwebte ein Schatten bitterer Strenge, da er ſprach: „Das möchte ich doch nicht ſo geradezu behaupten. — Um aber auf das Vorige zu kommen, ſo kann ich mich recht gut in die Lage Ihres Herrn Sohnes denken. Das Gefühl der Nichtigkeit, in welcher früher oder ſpäter, minder oder mehr, ſich jede Convenienz-Heirath erweiſt — hat ihn gelähmt, ſich männlich zu benehmen. Die Ordnung der Natur wird verkehrt, ſobald die Frau den Mann verſorgt, wenn er nicht der unumſchränkte Gebieter ihres Herzens iſt. — Wie ich ihn kenne — ihren Sohn — ſo möchte er am liebſten Alles von ſich werfen und lieber Nichts ſein, als der Gatte einer Frau, die keinen weſentlichen Antheil an ihm nimmt. Es iſt eine Scheinehe, wie tauſende, in Täuſchung geſchloſſen — nichtig in ſich ſelbſt!“

„Sie haben Recht —“ ſagte der Alte leiſe und mit einem kummervollen Seufzer. „Wir wollen es Gott anheim ſtellen; der allein kann helfen.“

Es war, als ob der Paſtor ſich beſänne, dann ſagte er nach einer kleinen Weile: „Wenn ich anders in der Seele Ihres Sohnes geleſen habe und einige ſeiner hingeworfenen Aeußerungen richtig gedeutet, ſo will er nur das vierte Jahr der kleinen Lina abwarten, um dann einen entſcheidenden Schritt zu thun. Es dürfte, dünkt mich, keine großen Schwierigkeiten haben, auch nicht von Seiten Ihrer Schwiegertochter, eine Ehe zu trennen, die wohl nie in Gott verbunden war — wenn auch durch den Segen der Kirche. Er wüßte einen Engel, ſagte er, dem er das Kind anvertrauen würde.“

„Den weiß ich auch —“ ſagte der Alte, und ſeine Züge glänzten wie verklärt.

„Doch weiß ich nicht,“ fuhr der Paſtor ernſt und geheimnißvoll fort, und ſeine Frau warf ihm einen bedeutſamen Blick zu, „ob nicht die Pflicht es heiſcht, dieſen Entſchluß Ihres Herrn Sohnes zu zeitigen. Ich kann über dieſe Gewiſſensfrage nicht recht einig mit mir werden. Man hat im vorigen Herbſte oftmals einen jungen Officier in den Garten des Schloſſes ſchleichen ſehen, woſelbſt er lange Unterredungen mit Madame gepflogen. Dies geſchah ſtets in Abweſenheit des Gutsherrn. — Mit meinen eigenen Augen habe ich bemerkt, wie dieſer zweideutige Beſuch das Ohr an die Wand des Pavillons legte, vielleicht um zu hören, wer darinnen ſpräche. Da thut Duldung Noth! und ſelbſt einem Jünger der Sanftmuth kann in ſolchen Augenblicken die Luſt anwandeln, mit dem Schwerte drein ſchlagen zu dürfen. Es zückte mich, dieſem Malchus und Judas in einer Perſon das verrätheriſche Ohr abzuhauen."

„Und einer Solchen iſt die treueſte Seele aufgeopfert!" ſagte der Alte voll Schmerz, voll väterlichen Vorwurf.

Der Paſtor glaubte, er meine ſeinen Sohn, und ſprach: „In dieſen und ähnlichen Fällen wird das Geſetz zu einer Wohlthat. Wenn es auch heißt: der Buchſtabe des Geſetzes tödtet, ſo ruht doch das Schwert in der Scheide. Das Wörtchen: Scheiden hat oftmals eine heilende Kraft und läßt auch ein abgeriſſenes Herz wieder feſt und froh werden."

Der Actuarius antwortete mit einem trüben Lächeln, dem Ausdruck von Gram und Hoffnung zugleich. Und Jener redete weiter: „Kurz vor unſerer Abreiſe kam der Gärtner zu mir, um eine Unterredung, die er zufällig erlauſcht, meinem Gutachten zu überlaſſen. Er ſagte, dieſen loſen Vogel — den Officier nämlich — erkannte ich bald an ſeinen Federn. Es iſt der ehemalige Liebhaber der gnädigen Frau, mit dem es ſich nachmals zerſchlug. Aber alte Liebe roſtet nicht. Er hat den Gartenſchlüſſel, der in den Händen der Herrſchaft war — ich weiß es genau. Nun haben Beide verabredet, daß bei dem kleinen Manöver, was künftigen Herbſt in unſerer Gegend Statt haben ſoll, der Officier ſich in Leingarten Quartier zu verſchaffen ſucht. Er will zu dem Ende mit einem ſeiner Cameraden tauſchen. Dies habe ich dem Herrn Paſtor nur ſagen wollen, ſetzte der ehrliche Gärtner hinzu, ob Sie vielleicht unſerm guten Herrn einen Wink davon geben möchten. — Ich legte dem Manne das tiefſte Stillſchweigen auf, und vorerſt mir ſelbſt. Nun haſſe ich jene unzeitige Einmiſchung in Familienangelegenheiten, wozu ſich ſo manche Geiſtliche bevorrechtet wähnen. Man kann nie zögernd genug ſein, wenn es darauf ankommt, einen Bruch zu fördern. Ich habe deshalb zuvor mit Ihnen Rückſprache nehmen wollen, lieber Freund!“

„Hier aber iſt von einem Treubruch die Rede,“ entgegnete Vater Laubach mit der Accentuation eines moraliſchen und in ſeinen Grundſätzen beleidigten Mannes, „mein Sohn muß das erfahren, um ſeine Ehre zu wahren. Begreife ich doch kaum, wie er bisher ſo blind darüber geweſen.“

„Schwerlich aus jener Liebe, welche auch Ueberzeugung genannt werden dürfte,“ entgegnete der Paſtor mit begütigendem Lächeln, „vielleicht aus Mangel daran. Die Liebe, nur auf ihren Gegenſtand gerichtet, merkt ja auch das leiſeſte Abwenden des Herzens.“ Und als ihr Mann dies ſagte, ſchmiegte ſich die kleine blaſſe Frau ihm leiſe an und drückte verſtohlen einen Kuß auf die linke Seite ſeiner Piqué-Weſte. Dieſe Geberde war ſo ſprechend! — Sie drückte heimlich mit ängſtlichrothen Lippen das Siegel der Treue auf die ihrem Glück geheiligte Stelle.

„Dann,“ fuhr der Paſtor fort, „hat Ihr Sohn jetzt einen zerſtreuenden Umgang, an dem es ihm bisher gefehlt. Es iſt dies ein junger Edelmann, dem Grafen Adroſt in unſerer Nähe anverwandt; er hält ſich für längere Zeit bei dieſem auf, zur ſtillen Vorbereitung für ſein drittes Examen als Juriſt. — Schade, daß dieſer treffliche junge Mann ſo kränklich iſt; aber dieſe Reizbarkeit erhöht das Intereſſe ſeines Umgangs. Es iſt ein wahrhaft nobler Menſch, und begeiſtert für ſeinen Beruf. Hinreißend iſt's, ihn davon ſprechen zu hören. Die Idee der Gerechtigkeit und der Ehre füllt flammend ſeine ganze Seele aus. Man möchte wünſchen, daß dieſer ſchöne Eifer für das Rechte und Höchſte nie verkühlte, und muß es doch fürchten; denn die Welt iſt, leider Gottes! tödlich kalt, wenn es ein lebensvolles Wirken im Guten gilt."

„Es ſollte mich freuen, aber auch wundern," entgegnete der alte Laubach traurig und erregt, „wenn dieſer Umgang dem Geſchmack meines Sohnes wirklich entſpräche. Jenes edle Feuer, welches ich mit meinem Lebensodem anfachen möchte, iſt erloſchen."

Der Paſtor machte eine verneinende Bewegung und ſprach: „Ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie hierin Recht hätten. Der Funke für unſern Beruf, der uns gleichſam mit der lebendigen Seele eingeblaſen wird, kann oftmals unterdrückt werden, und verglimmt dann ſcheinbar; aber ein Hauch jenes Windes, der da Geiſt heißt, ſetzt ihn urplötzlich in Flammen. Die Oekonomie wird Ihrem Sohne, ſeinen Aeußerungen zufolge, ſtets ein fremdes Element bleiben. Er fühlt ſich nicht heimiſch darin. Auch könnte jenes dolce far niente eines Gutsherrn von Leingarten und ſeiner ewigen Umzüge um blühende Flachsfelder nur ein Glücklicher ertragen, nur ein Mann. deſſen Frau weniger Werg am Rocken hätte, als Eveline. Die größte Laſt von Geſchäften, in die man ſich eingearbeitet hat, erfordert weniger Kraft, als der freieſte Müßiggang einer Lage, in welche wir uns nicht zu fügen wiſſen."

Man traf nun Verabredungen. Der Actuarius mußte über Mittag in der weißen Roſe bleiben. Der leichte Reiſewagen hatte einen kleinen Schaden genommen. Doch Meiſter Ambos, der Schmied, ſchlug am Bußtage nur auf ſein Gewiſſen, und ſo mußten unſere Badereiſenden es ſich gefallen laſſen, bis nach geſchloſſener Kirche hier zu raſten. Der Paſtor ging in die Stadt, einen Schulfreund zu beſuchen, kehrte aber bald zurück, da er ihn nicht angetroffen.

Unterdeſſen leiſtete Laubach der jungen Frau Geſellſchaft und ließ ſich von ſeiner kleinen Enkelin erzählen. Die Augen gingen ihm über vor großväterlicher Sehnſucht; dennoch nannte er Eveline die bittere Quelle all' ſeines Kummers.

Am folgenden Morgen in aller Frühe, ſchrieb Lydia an Clemens; denn ehe es Neun ſchlüge, mußte ſie in das Inſtitut. Sie wollte den Brief ſelbſt an ſeine Behörde verabreichen. Die Hand bebte wohl, die ſich dem wackern jungen Manne verſagte, der ihrer begehrte; aber das Herz einer Lydia giebt ſelbſt, indem es nimmt. Sie ſchrieb aus voller Seele. Vor ihr lag Juliens Probebrief. Lydia warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Schriftzüge des Mädchens, und dem Inhalt des ihrigen verknüpften ſich leiſe jugendfriſche Ideen einer Hoffnung, die dem Weſen ihrer eigenſten Reſignation, wenn auch verſchieden, doch befreundet war. Ein fremder ahnungsvoller Geiſt führte ihr die Feder; aber ihr Gemüth war es, das ſich in ſeiner tiefſten Fülle ergoß, und manchen dieſer kleinen Buchſtaben vergrößerte bedeutſam der Fall einer herabrollenden Thräne. Jetzt war Lydia am Schluß. Nun das Couvert, dann das Siegel. — Das Licht flackerte ſcheinheilig auf, verſpottet vom lebendigen Strahl der Sonne, das duftende Siegellack begann zu ſchmelzen, es rann glühend abwärts, und eine Menge purpurner Tröpfchen erſtarrten im Nu um die heiße Fläche, worein Lydia die Chiffre ihres Namens drückte. Sie lächelte erſchrocken und hocherröthend, als hätte ſie ihr Blut verſpritzt — und dachte: ſchwerlich erweiſ't ſich dies Zeichen als wahr. Man will die Freude des Empfangs daran erkennen. Lydia zählte die kleinen rothen Häupter — es waren ſieben. So ruhte ihr Geheimniß unter einer geheiligten Zahl.

Es klopfte. „Mein Gott! wer kann ſo früh ſchon kommen?“ Lydia hatte kaum Zeit, die Aufſchrift und dieſen Gedanken zu vollenden, als die ſchwerfällige Perſon des Director Blüthchen abermals eintrat.

„Verzeihen Sie, meine Verehrteſte! wenn ich ſtöre —“ ſagte er, und ſeine Augen leuchteten mit der bläulichen Flamme des Lichts um die Wette. „Schon wieder geſchrieben? Das iſt ein Bureau! deſſen Aufſicht kaum ein geſchloſſenes Auge hat. Sie ſollten Sich doch etwas mehr Ruhe gönnen, liebes Fräulein. Schreiben greift an. — Wer mag der Glückliche nur ſein, der in dem Briefe da gewiß etwas recht Schönes bekommt?“ Der Mund wäſſerte ihm ſichtlich danach; denn er ſah, daß Lydia in Bewegung war und ihre Augen ſchimmerten, als ob ſie in verhaltenen Thränen ſtänden.

Lydia erröthete beſcheiden. Sie ſagte mit zartem Verbergen: „Einen Proceß enthält er nicht. Doch — wer weiß?“ Sie dachte an den Streit der Pflichten und an den chemiſchen Sinn dieſes Wortes. —

„Gut, daß Sie mich daran erinnern —“ erwiederte Jener, „ich könnte ſonſt vergeſſen, weshalb ich eigentlich gekommen bin, da ein Geſchäft mich in die Nähe führte. Bei Ihnen, mein gutes Kind, vergäße man ſich wohl ſelbſt. — Ich habe Ihnen in der bewußten Sache noch etwas nachträglich zu ſagen.“

Lydia erſchrak auffallend. Sie glaubte, der Director ſei gekommen, ſein Wort zurückzunehmen. „Solch ein Bußtag iſt lang —“ fuhr er fort, „der geſtrige wollte gar kein

Ende nehmen. Meine Julie kam nicht wieder von Ihnen; nun, das mag andern Leuten auch ſo gehen. Dieſem erſten Unterricht nach, wird das Mädchen Briefe ſchreiben lernen, ſo geiſtreich, ſo unendlich! wie Frau von Sevigné. Auch rühmte ſich das Kätzchen Ihres Lobes. Wie? oder hat die kleine wüſte Hummel etwa geflunkert?" —

„O Herr Director!" ſagte Lydia, ob auch in Spannung, doch mit leiſem Vorſchlag an das väterliche Gefühl, im richtigen Tact ihres Geſchlechts, „Sie ſind ein glücklicher Vater! Ueberlaſſen Sie dieſe unverfälſchte Natur getroſt ſich ſelbſt. Doch wünſche ich Ihre liebe Tochter bisweilen bei mir zu ſehen. Für ein jugendliches Gemüth iſt die ernſte Uebung eines zutraulichen Umgangs gewiß nicht ohne Einfluß."

„Liebes, gutes Fräulein!" antwortete der Director lautfreudig und heimlich gerührt, „und wenn das Mädchen von Ihnen ſchlafen lernen könnte, es wäre ein Glück für mein Kind. Ich bin überzeugt, Sie träumen liebenswürdig."

Lydia dachte an ſchöne Träume der Jugend, die ſie wachend gehabt — und ſprach, während die trübe Wirklichkeit ihren Blick verdunkelte, „Sie denken allzugütig von mir. Doch — darf ich fragen — Sie äußerten vorhin —"

„Ja," fiel der Director ihr ins Wort, „ſehen Sie, meine Verehrte, mit dem Vergleich da iſt es nichts."

Lydia erbleichte. „Nicht doch, liebes Kind!" ſagte er mit beſſerndem Ton, „ich glaube gar, ich habe Sie erſchreckt. So war es nicht gemeint. Ihr alter Freund ſoll den Proceß vollſtändig gewonnen haben."

„O Gott!" rief Lydia, „wäre es möglich?"

„Ja," antwortete der Director, „ſo iſt's. Eine vorläufige Nachricht, die ich geſtern Abend ſpät erhielt —

müßte ich mich doch ſchämen, wollte ich heimtückiſch den Vergleich abſchließen.“

Lydia konnte ihr Entzücken kaum bergen. Wie ſie den Actuarius kannte, war das Erkenntniß ſeines Rechts und das Benehmen des Gegners ihm von größerem Werth noch, als der bare Ausfall des Proceſſes. —

„Sie machen mir eine unbeſchreibliche Freude —“ ſagte Lydia mit dem ehrendſten Vertrauen in die Unparteilichkeit des Mannes, auf deſſen eigene Koſten es geſchah; „könnte ich Ihnen doch meine Dankbarkeit beweiſen!“

„Das kann man nicht wiſſen —“ antwortete der Director beifällig. „Ich bitte vorerſt um Ihren gütigen Rath, wenn meiner Julie dieſe oder jene Lehrſtunde erſprießlich wäre.“

„Nun,“ lautete der erbetene, „ſo würde einiger Unterricht im deutſchen Styl —“ es ſchlug drei Viertel auf neun Uhr — und Lydia warf einen drängenden Blick auf ihren Brief, ihre Stimme beſchleunigte ſich — „Ihrer Tochter vortheilhaft ſein, dazu ich keinen Beſſeren, als Herrn Clemens zu empfehlen wüßte.“

„Clemens? Der im Inſtitut?“ fragte Juliens Vater, und eine leiſe Unluſt machte hörbar, daß er in keinen Vorſchlag gern eingehe, wobei dieſe Anſtalt weiblicher Bildung auch nur genannt würde. „Zwar —“ fuhr er fort, und dieſes einſilbige „*Zwar*,“ mit einem vernehmlichen Gedankenſtriche, entkräftete ſein Vorurtheil und ließ es ſchweigen zu Gunſten deſſen, den Lydia empfohlen, „der junge Mann hat mir gefallen, und wenn er ſich entſchließen könnte, Privatſtunde in *meinem* Hauſe zu geben; denn über jene Schwelle ſoll mir Julie nicht und wenn ſie auch zeitlebens eine Blume wäre ohne Styl —“ Lydia lächelte, und verſprach mit Clemens zu reden.

Sechs Wochen waren ſeitdem verſtrichen, als das Fuhrwerk des Paſtors von Leingarten wiederum vor der weißen Roſe hielt, die friſch getüncht, aber in Wolken auffliegenden Staubes eingehüllt, ſich wie ein al Fresko-Gemälde Grau in Grau wies. Dagegen hatte die junge blaſſe Frau eine zarte Färbung auflebender Geſundheit gewonnen und ſchien ſichtlich geſtärkt.

Nur matt und müde von einer heißen Reiſe, wollte ſie ausruhen, bis die Pferde abgefüttert wären, und ſo eilte ihr Mann flüchtig, doch allein in die Stadt, den Actuarius auf einen Augenblick zu beſuchen. Der Alte war nicht zu Hauſe, aber jener Freund, den der Paſtor bei der Hinreiſe nicht angetroffen, und dieſer Freund war kein Anderer, als Clemens. Beide hatten ſich lange nicht geſehen; das Amt, der Ernſt des Lebens ſtand zwiſchen dieſer Zeit. Mit jener brüderlichen Traulichkeit, die das lebenslängliche Vorrecht der Schulfreundſchaften bleibt und die Herzen durch den Raum der Jahre zuſammenhält, wie abweichend das Streben der Geiſter auch wäre, trat der Landpaſtor bei dem Lehrer der ſtädtiſchen Erziehungsanſtalt ein. Auf ſeinem fröhlichen Geſicht lag ein voller Sonnenſchein von Hoffnung, Nachgenuß und Gegenwart. Die Stufen in das Baſſin, welchem ſein eheliches Gemahl wie dem Bethesda entſtiegen war, hatten ihn den Pathos der Kanzeltreppe vergeſſen laſſen, und jene leiſe Salbung der Rede, die dem Geiſtlichen unfreiwillig anhängt, war durch das Geſchwätz der Quelle fließender geworden. Auf dem würdigen Haupte ſtülpte ein elegantes Mützchen, und der leichte, modern geſchnittene Stock in ſeiner Hand ſtellte ihn den Weltlingen der Saiſon gleich, und hätte ſchwerlich die Vermuthung unterſtützt, ihn für einen reiſenden Apoſtel zu halten.

Clemens war ein Mann von ſtillem Geiſt und ernſtem Gemüth. Er lebte mitten in einer volkreichen Stadt und eines anregenden Berufes wie ein Einſiedler, ſein eigener Freund und Förderer.

Beide Männer waren nach den erſten Wechſelworten der freudigen Begrüßung bei ihren geiſtigen Intereſſen. Clemens führte den Paſtor in ſeinen Wirkungskreis ein, und beklagte nur, nicht durchaus freie Hand zu haben, weil die Vorſteherin ſich jener unweiblichen Pedanterie nicht enthalten könne, welche ſteife Puppen auf Drath ziehe. So ſei es denn ſein feſter Entſchluß, und er habe deshalb den Ruf zu einer anderweitigen Verſorgung abgelehnt — hier ſeufzte Clemens — anderen Ortes eine Mädchenſchule nach ſeinem Ideal und Sinn zu errichten. Dazu bedürfe er einer Gehülfin, die um ihn ſei, ihm die künftigen Paradieſe anbauen helfe; „Denn Du weißt es ja,“ ſetzte er mit ſinnvollem Lächeln hinzu, „Gott ſchafft die Welt annoch!“

Der Paſtor entgegnete hierauf, ſein Freund ſollte ſich eine Frau erziehen für dieſen Zweck. „Du ſitzeſt ja,“ ſetzte er hinzu, „im Garten der Schönheit und darfſt nur die Hand ausſtrecken, ſo faſſeſt Du eine ſchlanke Blume.“

„Tulpen! prangende Tulpen —“ antwortete Clemens, indem ein Zug kritiſcher Unzufriedenheit auf ſeinen Lippen ſpielte, „die Wenigſten haben einen Athem von Geiſt und irgend Exiſtenz, ſobald der Frühling vorüber iſt. Glaube mir, ich habe mehr Gelegenheit als ein Anderer, die Ehemänner der Zukunft zu bedauern, und inne zu werden, wie mancher verderbliche Samen von Eitelkeit ſich in köſtlichem Gehäuſe verbirgt. Doch das ſchönſte Weib ohne eine ſchöne Seele wäre mir, und gewiß jedem Manne von beſſerem Bedürfniß, nur ein todtes Bild, an dem ich mich bald ſatt geſehen hätte.“

„Vielleicht verlangſt Du zu viel —“ erwiederte der Paſtor, „eine geiſtreiche Frau iſt ſelten genügſam, und in der Regel zu ſelbſtändig, um ſich dem Sinne des Mannes anzuſchmiegen und in ſeine Verhältniſſe einzugehen.“

„Da irreſt Du, Freund! oder wir verſtehen uns nicht,“ ſagte Clemens mit jener Feſtigkeit und Ruhe, womit die tiefſten Ueberzeugungen ausgeſprochen werden, „wo Geiſt iſt, da iſt auch Liebefähigkeit; nur Indolenz habe ich ſtets mit Eigenſinn und Kälte gepaart gefunden. Sieh! Du findeſt mich ſo eben mit den Correcturen der Aufſätze meiner Schülerinnen beſchäftiget. Eine unfruchtbare Leſe! Du würdeſt darin manchem Beweiſe für meinen Satz und daneben der größten Leerheit begegnen.“

„Laß doch ſehen!“ ſagte der Paſtor, lehrerhaft angezogen von der tauben Ernte, welche den breiten Schreibtiſch des Cenſors bedeckte. „Die Themata giebſt Du ſelbſt, nicht wahr? Ueber die Freundſchaft? — Nimm es mir nicht übel, alter Junge! das iſt kein Stoff für die Feder eines jungen Mädchens; es wundert mich nun nicht, daß Du ſo unbarmherzig ſtreicheſt. Der erſte beſte Hut, der um einen Strohfaden feiner iſt, zerreißt dieſem ſchwachen Geſchlecht die feſteſte Ideenkette freundſchaftlicher Beziehungen. Ein Liebhaber endlich — würde ſelbſt einen weiblichen Pylades in eine Furie verwandeln, die ſeinen Oreſtes verfolgte. Freundſchaft iſt nicht für Weiber.“

„Ich kenne —“ wollte Clemens entgegnen; aber die höhere Natur, welche ihm als Ausnahme vorſchwebte, legte unſichtbar den Finger auf ſeinen Mund, und er ſchwieg.

„Hier, über den Trotz?“ fuhr der Paſtor fort, indem er ein anderes Blatt ergriff, „o ich wette! dies wird beſſer gelungen ſein. Welch eine allerliebſte Hand! einen tüchtigen Kalligraphen müßt Ihr in der Anſtalt haben. Faſt lauter hübſche Hände! Bei dieſer, Freund, haſt Du die Aufgabe gewiß gut gewählt. Jeder Buchſtabe hat ſich gleichſam ein kleines Trotzköpfchen aufgeſetzt. Ich möchte aus dieſen Streifzügen wahrſagen; in nichts zeichnet ſich Charakter und Temperament treuer ab —“

Clemens brachte nun einige geſondert liegende Aufſätze zum Vorſchein, welche der Paſtor mit regem Beifall ausdeutete, dann ſchloß Jener ein Schubfach auf, langte einen Brief heraus, und ſprach: „Was ſagſt Du zu dieſer?“

Vielleicht war es das Höchſte, was Clemens in dieſer Art zu zeigen, und das größte Lob, welches der Paſtor zu geben wußte, da er behauptete, dieſe Adreſſe hätte auffallende Aehnlichkeit mit der Handſchrift ſeiner Frau. „Du ſollſt Dich ſelbſt davon überzeugen,“ ſetzte er hinzu, als hätte er einen kleinen Zweifel in Clemens Miene geleſen, daß dieſe unvergleichliche Handſchrift noch ihres Gleichen haben könne. Er zog eine rothe Brieftaſche aus der linken Bruſtgegend ſeines Ueberrockes und ſprach: „Den Brief, worin meine Emilie mir ihr Jawort geſchrieben, empfing ich auf einer kleinen Reiſe, und ſeitdem hat er ſeine Stelle nicht verlaſſen.

Nun, wo ſteckſt Du denn? Auch ein zweiter muß ſich noch vorfinden, den ich von meiner Braut erhielt, als ich einſt krank war. Wie viel hat das liebe ſanfte Herz damals um mich gelitten! Ich hebe mir dies Zeugniß zu lebenslänglicher Freude daran auf.“ —

„Nun, Du haſt Deiner Frau jetzt vergolten,“ erwiederte Clemens, als der Paſtor des Suchens kein Ende fand. „Das Bad — beiläufig gefragt, iſt wohl ſehr theuer?“

„Sehr theuer!“ verſicherte der ländliche Seelenhirt mit jenem Vollgewicht, welches ein ordnungsliebender Mann von beſchränkter Einnahme auf eine Ausgabe zu legen pflegt, die ganz außer ſeinen Berechnungen liegt. — „Wirf nur einen Blick auf die Rechnungen —“ er warf eine Menge Papiere über Bord, die zwiſchen ſeinen Fingern quollen, und nun lag auch der geſuchte Brief auf dem grünſeidenen Grunde. Clemens ward durch die Ankunft eines hochgelahrten Herrn, der ihn zu beſuchen kam, der gaſtfreundlichen Pflicht überhoben, dem Paſtor Recht zu geben. Dieſer raffte ſeine Papiere zuſammen, fand, daß ſeine Zeit abgelaufen ſei, und nahm — obgleich es wahrſcheinlich auf lange wäre — einen flüchtigen, wenn auch herzlichen Abſchied. — In Leingarten angekommen, war die erſte Nachricht, welche ihn empfing, die, daß des Gutsherrn Töchterlein geſtorben ſei.

„O Gott! der arme Laubach! und ich war nicht da!“ rief der Paſtor, und in dieſem Accent drückte ſich die Pflicht der perſönlichſten Theilnahme mehr aus, als der Werth, den er auf ſeinen Troſt und Beiſtand hätte legen mögen. Er wollte noch an dieſem Abend hinüber auf das Schloß; aber es war bereits ſpät, und das Licht in **Rudolphs** Fenſtern verſchwand alsbald. So ſollte es denn am nächſten Morgen ſein erſter Gang ſein.

Noch hatte die zeitige Stunde nicht geſchlagen, welche ihm für dieſen Zuſpruch ſchicklich ſchien, da trat Rudolph ſelbſt im Reiſeanzuge bei ihm ein. Sein Angeſicht war todtenbleich, die Miene zeigte jene Abſpannung, welche dem Kampf des Gemüths folgt, der erloſchene Blick flammte zuweilen wie zürnend auf; aber eine kalte Entſchloſſenheit, die wir lieber einen ſichtbaren Abſchluß nennen möchten, ließ ihn faſt ruhig erſcheinen.

„Sagte ich Ihnen nicht, daß ich mein Kind einem Engel übergeben würde?“ erwiederte er mit ſchmerzbewegten Lippen dem warmen Bedauern, was ihm entgegenkam, „der Tod war dieſer Engel — ich meinte es wohl anders. Gott hat deutlich geſprochen. Wir trennen uns nun — es iſt entſchieden. Meine arme Kleine hatte nie eine Mutter.“

„Ein gemeinſamer Verluſt,“ antwortete der Paſtor, durch das, was er vernahm, außer Faſſung gebracht, „iſt ſonſt oftmals bindend geworden für losgeriſſene Herzen. Sie werden — ich bin deſſen gewiß — nicht verkennen, was gut und heilſam iſt, oder Schmerz und Kränkung mit einander verwechſeln, wo Sie fühlen, wie ſchwer die feſteſten Bande ſich löſen.“

Rudolph ſchüttelte traurig den Kopf und ſprach: „Ich erfülle nur einen leidenſchaftlichen Wunſch meiner Frau, und die Pflicht der Ehre für mich ſelbſt, wenn ich unſere Ehe proviſoriſch für gelöſ't anſehe und auf Scheidung antrage.“ Darauf theilte er dem Paſtor eine Reihefolge von Erfahrungen mit, welche dieſen Schritt vollkommen rechtfertigten.

Der junge Geiſtliche, ein tugendgläubiger Ehemann, entſetzte ſich und ſprach: „Unter dieſen Umſtänden wird wohl kein Zweifel obwalten, daß Ihrer Frau Gemahlin alle Schuld beizumeſſen ſei.“

„Nicht ſo ganz —“ antwortete Rudolph, und lächelte zerknirſcht, denn hätte ich Eveline geliebt — hätte ich ſie recht geliebt, ſchwerlich würde ſie in ſolchem Unrecht gegen mich ſein. Darum will ich ſie möglichſt ſchonen. Ich laſſe Eveline im ungekränkten Beſitz ihres Eigenthums, und möchte nichts von hier mit hinweg nehmen, als ein paar Fuß Erde — Sie wiſſen, welche — und Ihre Freundſchaft, würdiger Mann. Dieſen Morgen noch reiſe ich zu meinem Vater. Der Boden brennt unter meinen Füßen, ſeit meine einzige Freude zu Aſche geworden.“

Der Paſtor ſah wohl ein, daß Worte zur Sühne hier leicht zur Sünde werden könnten. Er ſprach: „Wenn es denn nicht anders ſein kann — und es nicht unbeſcheiden wäre, ſo hätte ich eine ergebenſte Bitte. Ich habe in unbegreiflicher Zerſtreuung bei meiner Anweſenheit in *** einem Freunde von mir allda, einen Brief mitgenommen, wie man ihn nur ungern ſelbſt in den beſten Händen weiß.“

„Vertrauen Sie mir ihn an, und Ihre Entſchuldigung dazu,“ ſagte Rudolph, „es ſoll mein dringendſtes Geſchäft ſein, ihn an die Behörde zu liefern.“

Der Paſtor ergriff eine weiße Oblate, und ließ ſie wieder fallen, als die Stimme des Kirchvaters durch die Thürſpalte ihn auf einen Augenblick abrief. —

Die Paſtorin, im Auspacken begriffen, war noch nicht ſo gekleidet, um ſich vor dem vornehmſten Manne im Dorfe ſehen zu laſſen, ſo war Rudolph allein. Mit langen Schritten ging er in der Studirſtube auf und nieder, und blieb jetzt in tiefen Gedanken vor dem theologiſchen Pult ſtehen, worauf der Brief ihm ins Auge fiel, der durch einen Kunſtgriff des Zufalls, welcher oftmals wundernswürdige Taſchenſpielereien beliebt — an dieſe fremde Stelle gekommen war, während das Jawort der Hausfrau hieſelbſt, als ein Pfand der Hoffnung in den Händen deſſen verblieben, der nun umſonſt ein werthes Nein ſo theuer bewahrt hatte. Der Brief war offen — Rudolph wollte nur die Adreſſe ſehen, denn an dieſe lautete ſein Auftrag. Doch mit der Scheu vor dem Geheimniß eines Unbekannten beſchlich ihn bei dem Anblick der kleinen Hoſtie, die daneben lag, ein Gefühl religiöſer Heiligkeit. Doch welche Wandlung! — Dieſe Schriftzüge, die er unter tauſenden erkannt haben würde, verſchlangen all ſein Sinnen und Denken, „Lydia!“ rief er erſchrocken doch leiſe, „und einen Brief von Dir ſollte meine Hand berühren, den ich nicht leſen dürfte? —“

Nie war Rudolph ſich der hingebenden Freundſchaft des verlaſſenen Mädchens inniger bewußt, nie ihrer mehr bedürftig geweſen, als in dieſer Minute.

Die Sehnſucht war ſtärker, als ſein Zartgefühl. Er durchflog den Brief mit irren Blicken, und legte ihn dann tiefathmend nieder. Wie mächtig rührte dieſer ſanfte Geiſt an ſein Gemüth! Wie lebendig ſtand Lydia vor ſeiner Seele! — Aber eine ängſtliche Fremdheit verbannte das traute heimkehrende Gefühl, womit er ſich die Freundin ſeiner Jugend dachte. Ein anderer Mann hatte ihrer begehrt, und gewiß kein gewöhnlicher; denn wer könnte das Vorzügliche lieben, ohne ſelbſt trefflich zu ſein? — Noch nie war ihm ſo wie jetzt die Möglichkeit einleuchtend geweſen, ſich Lydia in Verhältniſſen zu denken, die ihm wehrten, ſie als ſein Eigenthum zu wiſſen. Es war ihm nicht anders, als hätte man ihm ſein Beſtes und Eigenſtes entreißen wollen, und er wüßte nun, mit leiſer nachwirkender Angſt der Gefahr, daß eine höhere Macht dieſen Raub nicht zugelaſſen. Es drängte ihn, als müſſe er eilen, ſein altes gutes Recht an ihren Alleinbeſitz zu behaupten; als dürfe er keinen Augenblick zögern, ſich ihrer Freundſchaft aufs neue zu verſichern, der Inhalt dieſes Briefes hatte ſeine Empfindungen gänzlich umgewandelt. Und wie zart deutete Lydia die Pflicht an, die ſie bände! und welche Pflicht? ſeinem Vater eine Tochter zu ſein, dem er in der Härtigkeit ſeines Herzens kaum mehr Sohn geweſen war. Dieſe Treue rührte ihn tief. Thränen, die erſten, in denen ſein gepreßtes Herz ſich erleichterte — rollten über ſeine Wangen.

Jetzt kehrte der Paſtor zurück. „O entſchuldigen Sie doch nur — ein unabweisliches Amtsgeſchäft — ärgerlich überdies —“ ſagte er, verſtört von den verſchiedenartigen Eindrücken, die auf ihn einſtürmten. Die Frömmler nehmen auch in unſerer Gegend überhand, und fanatiſche Mißbräuche ſchleichen ein. So erfahre ich eben, daß ein Hausvater hieſigen Ortes ſein Kind zum zweiten Male getauft habe, weil —“ ein Blick in die naſſen Augen des geweſenen Gutsherrn ließ ihn den Grund vergeſſen. Er drang mit freundlichen Tröſtungen in Rudolph. Dieſer aber, nachdem er den Brief empfangen, den er im tiefſten Sinne aufgenommen, ſagte ihm mit erſtickter Stimme Lebewohl und ſprach: „Auch ich hätte eine Bitte, Herr Paſtor. Beſuchen Sie zuweilen das kleine Grab, an dem mein Andenken hängen bleibt. Sie haben eine geſegnete Hand, und ich weiß dann, daß meine Lina unter Blumen ſchläft. Und kommt das

Bäumchen fort, welches ich zu ihrem Denkmal pflanzte, ſo brechen Sie mir künftig Frühjahr eine Erſtlingsblüthe davon, und ſenden ſie mir!“

An einem köſtlichen Abend jener ſchönſten Zeit, die dem längſten Tag vorangeht, trat Lydia in ihr Zimmer, wie damals, wo unſere Erzählung beginnt. Sie hatte Juliens Geburtstag feiern helfen, in einem Garten, den die Familie vor dem Thore beſaß, und kehrte nun heim, voll der genoſſenen Güte, die weiße Hand voll Roſen, die der Director eigenhändig für ſie abgeſchnitten. Wie wonniglich dieſer Aufenthalt im Freien nun auch geweſen, wie heiter die kleine Geſellſchaft, wie liebenswürdig Julie in der Roſenblüthe ihrer Jugend: Lydia hatte in ſeltſamer Abweſenheit der Gedanken nicht von ganzem Herzen Theil genommen, und eine unbezwingliche Sehnſucht gefühlt, zu Hauſe zu ſein. Jetzt war ſie nun da, und die letzten Schritte zur Heimkehr waren ſo raſch gethan worden, als wäre Verſäumtes nachzuholen. Es that nichts, daß nur Einſamkeit ſie hier empfing, die traute, geiſterfüllte Einſamkeit einer Lydia. O! du heilige, liebe Stille zarter, beſcheidener Gemüther, wie wohl thuſt du! — Sie fühlte ſich nicht allein, ihr Gefühl theilte Allem, was ſie umgab, eine aufgeregte Seele mit; doch mußte Lydia ſich erſt durch einige freie Athemzüge in Ruhe erholen. Die Eltern blickten ſie geheimnißvoll an, nie war die ſprechende Aehnlichkeit derſelben ihr mehr aufgefallen, als jetzt, wo die Mutter, ſo ernſt, ſo ſtill im Leben! ihr als ein lebloſes Bild etwas Liebes und Freundliches ſagen zu wollen ſchien. Um die ſtummen

Wände ſchwebten leiſe Schatten der herandämmernden Nacht; aber Lydia war ohne Furcht. Blaue, ſchwanke Glockenblumen in einer kleinen Vaſe, vom Luftzug der geöffneten Thür bewegt, wiegten hin und her, da ſie eintrat, als zögen kleine Geiſter der Natur erſchrocken ihre verkündende Pflicht an. Ein Schrank mit einem Vorhang hinter Glasthüren erhielt durch den Abendſchein eine magiſche Tiefe, worin der Mond, noch bleich vom zögernden Licht des Tages, wie in einem grünen Gartenſee ſich ſpiegelte. Lydia warf ſich auf den Stuhl am Fenſter, und verweilte mit ſinnendem Auge auf jener Stelle.

Da trat der Actuarius ein, kaum bemerkt. Er legte ſeine Hand auf die weiche Schulter des Mädchens — dieſe Hand zitterte — und ſprach noch in einem Tone, der volle Aufmerkſamkeit forderte: „Wonach blickt denn meine gute Lydia?“

„Nach dem blaſſen Freund da drinnen —“ antwortete Lydia lächelnd, indem ſie den Alten mit dargereichter Hand begrüßte. „Eine Dame, welche ſich klangvoll auszudrücken ſucht, redete in der heutigen Geſellſchaft von den Silberhörnern des Mondes, daran dachte ich.“

„Lydia!“ erwiederte der Alte, „wende Dein Auge freundlich auf einen blaſſen Freund da draußen, der — um in der Metapher zu bleiben — ſich die Hörner abgelaufen hat. Rudolph iſt da — willſt Du ihn ſehen, mein liebes Kind?“

„Ob ich will?“ antwortete Lydia, und ſprang bebend auf, „o Vater! das iſt keine hübſche Frage. Rudolph! Rudolph!“ rief ſie mit einer Stimme, die alle ſchlafenden Gefühle ihrer glücklichen Jugend weckte, und dieſer Name, ſo ſehnlich, ſo willkommen gerufen, hallte in den öden Räumen ſeines Herzens wieder.

Er ſtand nun vor ihr. Die verfallne Geſtalt des jungen Mannes, ſein ganzes Aeußere in unverkennbarer Niedergeſchlagenheit, der ſchwarze Flor um ſeinen Arm, nachläſſig tiefhangend und ſchlaff, ein Zeichen der Trauer, regte in dem Buſen der treuen Lydia zuerſt das Mitleiden. Sie fragte mit ſanften Worten nach ſeiner Geſundheit, und um weſſen Tod er Leid trage?

Lydia fürchtete, er würde Eveline nennen; denn zu den bitterſten Gefühlen eines zurückgeſetzten Herzens dürfte der Augenblick gehören, wo es das Abſterben deſſen erfährt, durch das es verdrängt worden.

Rudolph aber nannte betrübt ſein Kind, und ſprach: „Ich habe viel gelitten, gute Lydia — jetzt, hoffe ich, wird es beſſer mit mir werden.“

Er ſah ſie mit krankem Lächeln an, doch war eine innige Zuverſicht in dieſem Hinblick auf ſeine Freundin wie auf ſeine Zukunft. Doch wie ſtaunte Lydia, als ſie im Verfolg des Geſprächs das Weitere hörte! Rudolph hatte ſich beſtimmt, hieſigen Ortes Juſtizcommiſſarius zu werden; der Alte erzählte es ihr triumphirend.

„Ja,“ beſtätigte ſein Sohn, „ich mußte meinen Beruf aufgeben, um ihn lieb zu gewinnen; am Entbehren, Lydia, lernt man den Beſitz. — Auch denke ich, ſollen meine Erfahrungen meiner Praxis zu Gute kommen. Welche Verkümmerungen ein langwieriger Proceß mit ſich führt, weiß ich, und werde mich daher befleißigen, als Anwalt nach Kräften förderlich zu ſein. Den uralten Streit um das Mein und Dein —“ hier ſeufzte Rudolph — „ſchlichtet nur die einzige ewige Liebe — ich will mich nicht des Unrechts ſchuldig machen, dem Haß zu dienen, der ihn hinhält. Scheidungen endlich? Ich kenne die feindſelige Bedeutſamkeit dieſes Wortes, und wie Gott allein Richter iſt über den ſträflichen Theil, wenn auch Beweiſe und Zeugen der Welt noch ſo laut ſprächen. So denke ich, wird es wohl gehen, und wie ich mich fühle, wird der Geiſt der Mäßigung mir die Feder führen, der aber fehlte mir vordem. Wie viel ich auch in dieſen wenigen Jahren an Lebensfreude verloren, einen Freund gab mir die Vorſehung zum Erſatz, der mich meine frühere Beſtimmung achten lehrte, und eine Freundin habe ich wiedergefunden, die mich nicht empfinden läßt, daß ich ein weſentliches Glück eingebüßt hätte.«

Es war abermals am Abend vor dem Bußtage, als Lydia an ihrem Plätzchen am Fenſter ſaß, im innigſten Geſpräch mit Rudolph, der den Lehnſtuhl des Vaters einnahm. Beider Hände ruheten in einander; denn morgen ſollten ſie für immer verbunden werden. Die Trennung des jungen Laubach von Eveline geſchah in ſolcher Stille, und, bei völliger Einigung über dieſen Punct, in ſolcher Kürze — daß faſt kein lautes Wort davon zu ſagen war.

Als er den Scheidebrief empfangen, bot er die freigewordene Hand der Freundin ſeiner Kindheit und Jugend, der einzig Geliebten, und diesmal zu einem feſteren Bunde.

Der Actuarius war nach der Kräuterkirche gegangen, wo nach beendigtem Gottesdienſt die Trauung ſtatt haben ſollte. Der Alte liebte dies ländliche Kirchlein abſonderlicher

Weiſe, und der dabei angeſtellte Geiſtliche hatte ein ſpärliches Amt, aber die Gabe der Rede in vollerem Maße.

Ein ſtillerer Polterabend war wohl an dieſem Orte, ſeit man Polterabende cultivirt — nicht gefeiert worden, und an Aufzügen, Verſen, künſtlichen Arbeiten, Geſchenken, Muſik und Tanz, als womit ſolch ein Vorfeſt in der Regel verherrlicht wird, und zwar in der Regel auf Koſten des Hochzeittages, der dann nur wie ein matter Nachtrag erſcheint — fehlte es gänzlich. Nur der Frühling, dieſer ewige Poet! rollte das ſchöne Gedicht eines goldbeſäumten Abends auf, und ſtreute weiße Blüthenblätter der Braut in den Schooß. Nur die Mücken tanzten anſpruchslos einen ſchwebenden Cotillon um den andern, und von Gaben der Freundſchaft war nur eine einzige vorhanden, die heimlich mit der Poſt an Rudolphs Vater gekommen war.

„Meine Lydia!“ ſagte Rudolph mit jener leiſen Inbrunſt überſtrömender Empfindung, die kein Ausdruck erſchöpft, „wie glücklich fühle ich mich, und wie ruhig! Eine tiefe, ſelige Genüge füllt meine Bruſt. O Theure! warum mußte ich erſt unglücklich werden, um zu wiſſen, in welchen Gefühlen wahre Liebe ſich kund giebt, und ihre Bürgſchaft für ein dauerndes Glück? — Bürgſchaft! Lydia weißt Du noch? Du, treue Seele, haſt Dein Wort gelöſ't.“ Er zog ſie innigſt an ſich, und küßte ihren keuſchen Mund. Das Kreuz ſank unter ihr hinweg, und das Schickſal war der Freund dieſer geprüften Liebe.

„Wehe dem Manne,“ fuhr er fort, „der da glaubt, er könne in der Frau die Freundin entbehren! — Er wird nur zu bald nicht weniger als Alles vermiſſen. Eine unſelige Verblendung ließ mich darüber im Irrthum. Denn — o wie wahr ſind jene Worte: Schwankend oft iſt der Männer eitler Sinn, und es reizt die Wankelmüthigen manchmal mehr die flüchtige Gunſt, als treue, heilige Liebe.“

Als früh der Actuarius Lydia zu ihrem Brauttage mit Thränen ſegnete, ſagte er, vor freudiger Rührung kaum der Sprache mächtig: „Alle meine Wünſche ſind nun erfüllt, liebe Tochter. Aber nun möchte ich doch gern noch ein wenig leben. Siehſt Du, wie ſtilles Ausharren ſich belohnt? und wie Gott ein Herz ſegnet, das liebend zu verzeihen weiß? Rudolph iſt nun auf ewig der Deine!“

Lydia erſchauerte unter der Wonne dieſes Gedankens. „Es iſt mir noch immer,“ ſagte ſie leiſe, „als könnte ich es nicht faſſen. Wenn ich zurückdenke —“

„Das Glück, Lydia, oder vielmehr ſolche Glückſeligkeit,“ unterbrach ſie der Alte, „iſt auch nicht zu faſſen. Es iſt ein göttliches Geheimniß, und alſo nur zu ahnen und zu fühlen. Wie wunderbar hat Gott Alles hinausgeführt! Auch das ſcheinbar Zurückgeſetzte kommt ans Ziel, wo wir uns getroſt dieſer höchſten Leitung überlaſſen. Wir kurzſichtigen Menſchen tappen ja im Finſtern und ſehen nicht die Hand vor Augen. Meine gute Frau wähnte, jene Heirath würde ihres Sohnes ſogenanntes Glück begründen, der Alte würde es gut dabei haben — und der Proceß ein glorreiches Ende. Und das Gegentheil von Allem geſchah. Du, mein geliebtes Kind, nahmſt den verachteten Schwiegervater kindlich auf, heilteſt die Wunden ſeines Herzens, pflegteſt ſein — und an Deiner Wärme für mein Beſtes ſchmolz der ſtarre Sinn des Directors, ſo daß dieſe Widerwärtigkeit ſich in lauter Wohlgefallen auflöſte. Gott gebe

Dir Frieden dafür! Friede und Freude in der Ehe iſt eine Vermählung des Himmels und der Erde! Und bei der Erde, da fällt mir ein, was ich anzubringen habe. Hier iſt eine Blüthe von dem Bäumchen am Grabe der kleinen Lina! Der Paſtor in Leingarten ſchickt ſie mit einer frühen Roſe aus ſeinem Garten für Dich. Sieht Rudolph die Blüthe an Deiner Bruſt, ſo wird ihm ſein, als hätteſt Du ſein Kind aufgenommen.“

Julie, welche eine ſo emſige Stiliſtin geworden war, ſo daß ihr Vater am liebſten Einhalt hätte thun mögen, wenn die unaufhaltſame Zeit der Liebe zu hemmen wäre — hat ſich dem wackern Clemens mündlich verlobt, dem ſie unbewußt einen ſchriftlichen Korb gegeben, und der Director hat die Ausſicht, einen Mann zum Eidam zu bekommen, welcher der Vorſteher eines Mädchen-Inſtituts iſt. Schwerlich ahnete Herr Blüthchen an jenem Bußtagmorgen, daß die Bußübung ſeines ſtärkſten Vorurtheils damit ihren Anfang nehme.

BIBLIOTHECA
REGIA
CENSIS

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreiunddreißigſter Band.

Die Freundinnen. Erſter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Freundinnen.

Die Freundſchaft und die Liebe ſind
zwei Pflanzen aus *einer* Wurzel.
Die letztere hat nur einige Blumen mehr.
Klopſtock.

Erſter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine Lary.

Ober-Höhen, den 9. Mai 1810.

Mit einer wunderſam gemiſchten Empfindung beginne ich dieſen erſten Brief an Dich, meine geliebte Seraphine. Dies Gefühl gehört halb dem anziehenden Vergnügen, welches dieſe neue Art der Unterhaltung mit Dir mir gewährt, und halb einer Wehmuth an, die ich nicht klar zu ſchildern wüßte. Ich weiß nur, daß, indem die Feder leiſe auf dem Papier fortrückt, wir aus einander ſind, und ſo kommen mir die Schriftzüge meiner Hand, die ich Dir lieber reichen möchte, wie ein dunkler Faden vor, in unſer Freundſchaftsband verwebt. Trennung! welch ein trauriges Wort! Sein Klang ſchon betrübt. Aber dem Himmel ſei Dank! es giebt ja kein Geſchiedenſein für die Liebe. Du ſchwebſt vor meiner Seele und lächelſt mir mit gewohnter Freundlichkeit zu, und wenn ich die äußeren Sinne verſchließe, vernehme ich auch den Ton Deiner lieben, trauten Stimme. Freilich iſt dieſer Genuß und die Weiſe, wie ich Dich ſo noch beſitze, ſehr zart; allein nur um deſto theurer. Das leiſe Flöten der Nachtigall vor meinem Fenſter läßt Deinen Morgengruß verſtummen, und wenn ich das Auge erhebe, zerrinnt Dein Bild in Thränen der Sehnſucht. Sieh! da rollt ſolch ein warmer Tropfen auf das Papier; er möge das Punctum ſein für den Erguß der Zärtlichkeit, womit ich Dein gedenke, Dich vermiſſe.

Meinem Verſprechen nach will ich nun verſuchen, Dir meine gegenwärtige Lage möglichſt getreu darzuſtellen.

Von jenem Augenblicke an, wo die zu unſerer Abholung beſtimmten Wagen in entgegengeſetzten Richtungen vor dem mir unvergeßlichen Stifte ſtanden, und wir, Bruſt an Bruſt gedrückt, zum hundertſten Male vielleicht das ſchmerzliche Lebewohl! ſtammelten, ſoll meine Erzählung beginnen. Es ſchonte meine Stimmung, daß der Himmel dicht umſchleiert war, und ſein trübes Gewölk ſich endlich in einem feinen, milden Regen ergoß. Zufällig blickte ich durch das Wagenfenſter am Rückſitze, und ſah, wie an dem Haupte des alten Kammerdieners, den mir mein Oheim zur Begleitung geſendet, die dünnen, grauen Löckchen träufelten. Dieſer Anblick that mir weh; ich ließ halten, und der gute Claudius mußte, wie ſehr er ſich auch ſträubte, zu mir in den Wagen ſteigen. Dieſer Mann, ein Siebenziger, hat ſchon meinen Großeltern väterlicher Seite gedient, und wie ich weiß, wird nur er als ein durchaus bewährt gefundener Diener von meinem beſonnenen Oheim zu Aufträgen von Wichtigkeit gebraucht. Ich konnte es demnach als einen Beweis von Werthſchätzung und Fürſorge anſehen, daß der treue Claudius mir zugeſendet worden war, und während ich dies dachte, fühlte ich mich beſchämt, dieſe Aufmerkſamkeit nicht ſogleich beſſer gewürdiget zu haben. Von dem Wunſche ergriffen, dieſe Verſäumniß nachholen zu können, unterdrückte ich die Neigung, mich ſtill und ſinnig meinen

Erinnerungen hinzugeben, und wendete mich freundlich dem Alten zu, ein Geſpräch anknüpfend, in welchem ich mich nach manchem werthen Gegenſtande der Vergangenheit, nach den Gewohnheiten meines Oheims, nach ſeinen Umgangsverhältniſſen u. ſ. w. erkundigte. Aber Claudius nahm die ihm dargebotene Gunſt kühl wie ein Greis, beſcheiden wie ein Untergebener, ja ich möchte ſagen, faſt abweiſend auf, und vielleicht lag darin der Reiz für mich, daß ich deſſenungeachtet die Unterhaltung emſig fortſpann, obwohl ich ſie, Du wirſt es mir zutrauen — in den Grenzen hielt, die mein Zartgefühl für das Geziemende derſelben gezogen hatte. Doch allmählich ſchmolz, um mich figürlich auszudrücken — der Schnee von der Zurückhaltung des vorſichtigen Claudius an dem warmen Hauche meiner Herzlichkeit. Er ſchilderte mir, obſchon nur fragmentariſch, einige Scenen aus dem Familienleben meiner Großeltern; er ſprach mit der weichſten Rührung von meiner ſeligen Mutter, und entwarf mit oft abgebrochenen Zügen ein Bild von der Lebensweiſe meines Oheims, von den Eigenthümlichkeiten ſeines Charakters, das manchen bedeutſamen und belehrenden Wink für mich enthielt. Allein war es das Gemälde ſelbſt, oder der von mir geahnete dunkle Hintergrund deſſelben, oder die melancholiſche Farbengebung des Erzählers, was mein Gemüth mit ſo bangen, tiefen Regungen erfüllte? Bald fühlte ich ein heißes Sehnen nach dem himmliſchen Frieden jener längſt Entſchlafenen; bald überwallte mich ein Gefühl der Verwaiſung, und die Gluth der Inbrunſt und des Leides, womit ich der frühverlorenen Mutter gedachte, erwärmte mich zugleich für den Wunſch, meinem edlen Oheim für die an mir geübte Vatertreue das öde, ſtille Leben erheitern und ſchmücken zu können.

So verging dieſer Tag gut und ſchnell, deſſen traurig-wichtige Bedeutung ich wohl empfand, wenn ich mich auch einer Mittheilung nicht entzog, die meinen Gedanken und Gefühlen ableitende Wendungen gab. Der Himmel war bewölkt geblieben, obſchon es ſchon früh wieder aufgehört hatte zu regnen. Die erquickten Saaten und Blüthen ſtrömten Balſamdüfte aus, und die Natur hatte in dieſem düſtern Gewande, in dieſer milden Trauer etwas unbeſchreiblich Anziehendes für mich. Spät am Abend kamen wir in dem Marktflecken L.... an, wo unſer Nachtquartier beſtellt war. Hier hatte nun die umſichtige Sorgfalt des guten Claudius es verſtanden, jeden, auch den geringfügigſten Gegenſtand meines Bedarfs abzureichen. Ich war ermüdet, und legte mich bald zu Bette, doch die Seele nahm die letzte und liebſte ihrer verdämmernden Vorſtellungen, Dich, meine Seraphine, mit in die Traumwelt hinüber.

Der Sonne leuchtende Strahlen, welche keck zu dem unbeſchützten Fenſter hereinbrachen, weckten mich früh. Wir hatten heute noch einen weiten Weg zurückzulegen, und waren deshalb genöthiget, zeitig aufzubrechen. Ein lachender, wunderherrlicher Morgen begrüßte uns im Freien; die erneuete Schöpfung war lauter Glanz und Schimmer, Luſt und Leben. Mein Begleiter war jedoch heute ungleich ſchweigſamer als geſtern, und machte mich vielleicht nur aufmerkſam auf die maleriſchen Darſtellungen der Gegend, um meinem beſchäftigten Sinne keine andere Unterhaltung gewähren zu dürfen.

Mehrere Stunden lief die Landſtraße durch nahe an einander gereihete Dörfer, deren muntere Regſamkeit und geſchäftiges Treiben mich wohlthuend zerſtreuten; aber gegen den Mittag hin nahm ſie einſamere Richtungen. Unſer

Weg führte über bewaldete Anhöhen und bewäſſerte Niederungen, und das Gebirge gewann allmählich einen ernſteren Charakter. Schon umragten hier und da gigantiſche Felſen ein liebliches Thal, deſſen vereinzelte Anſiedelungen den Begriff dürftiger Beſchränktheit in mir bildeten.

Ich überließ mich ganz dem Zauber, den von jeher die Natur auf mich übte, und in ſtille Träume gewiegt, ſah ich die Gebilde ihrer ſchöpferiſchen Hand an mir vorübergleiten.

Die Schatten waren ſchon merklich länger und ſchmäler geworden, als wir, einen ſanften Abhang hinunterfahrend, eine blaue Hügelkette vor uns erblickten, in deren Mitte ein ungleich größerer Berg erſchien, der in der Majeſtät ſeiner Höhe die Umgebungen beherrſchte.

Das ſind unſere Berge, antwortete Claudius auf meine Frage, der große da iſt der Marienberg, ein berühmter Wallfahrtsort.

Dicht darunter liegt Ober-Höhen; man kann die Capelle bequem von den Fenſtern der Frontſeite des Schloſſes aus ſehen. Mit Sonnenuntergang können wir dort ſein.

Dieſer Bericht des Alten entzündete plötzlich dunkle erloſchene Erinnerungen in mir. Ich habe, wie du weißt, die erſten vier Jahre meines Lebens in Ober-Höhen verlebt, und nur ein ſehr ſchwaches Andenken an jene, vielleicht an wichtigen Erfahrungen ſchwere Zeit meiner früheſten Kindheit behalten; aber jetzt tauchten die matten Bilder derſelben wie aus weiten Fernen auf und entfalteten ihre Einzelheiten vor meinem geiſtigen Auge. Mir ward wehmüthig dabei zu Sinne, ein Gefühl der Heimathlichkeit durchbebte mich mit fremden Rührungen, und immer höher und höher klopfte mein Herz dem Wiederſehen meines Oheims entgegen.

Die Sonne war bereits im Sinken, als wir an einer großen Waſſermühle vorbeikamen, die, wie mein Begleiter ſagte, das Grenzhaus von Ober-Höhen ſei. Das Dorf ſelbſt ziehet ſich lang zwiſchen den Bergen hin, das Schloß jedoch liegt abgeſondert und von den lieblichſten Partieen umheget. Dieſe Abgeſchiedenheit, ſogar von den Hofgebäuden, die neugebauet in einiger Entfernung ſtehen, ſo wie die Nähe des Marienberges, giebt dem alterthümlichen Schloſſe einen höchſt romantiſchen Anſtrich. Die Ahnung von dem Frieden und der Stille einer geheiligten Einſamkeit beſänftiget die aufgeregten Empfindungen; man fühlt ſich in höherem Schutz, und vor ſich ſelbſt ſicher geſtellt, ſobald der Wagen durch das rieſige Steinthor dröhnt.

Mein Oheim ſaß, wie es ſchien, meiner harrend, auf einem, der zu beiden Seiten der Hauptthür eingehauenen ſteinernen Sitze, und kam mir freundlich entgegen. Ich beugte mich tief auf ſeine Hand herab, er aber zog mich ſehr bewegt an ſeine Bruſt, und küßte meine Stirn.

Willkommen, meine gute Agnes! mein liebes Kind! ſagte er, wiederholentlich die zärtlichen Benennungen wechſelnd, mit denen er mich anredete, und mich mit bemerkbarer Erſchütterung betrachtend. Möchteſt Du hier jedes Glück finden, welches Dein Herz von dem Leben erwartet! So fuhr er fort, und ein trauriger Anklang, als ob dieſer Wunſch im Mißlaut zu ſeinen Erfahrungen ſtände, bebte aus dieſen Worten an die hochgeſtimmten Saiten meines Gemüthes.

Mein edler Oheim! mein zweiter Vater! erwiederte ich, indem ich ihn mit beiden Armen umſchlang, wenn es mir gelingt, Ihre Liebe zu verdienen und Sie von meiner heißen Dankbarkeit zu überzeugen, ſo iſt meine ſchönſte und theureſte Hoffnung erfüllt! Er lächelte, ſtreichelte meine glühende Wange, und führte mich die Stufen hinan.

Mein Oheim iſt von mittler Größe und zartem Bau. Seine Haltung, der man weder militäriſche Schule, noch die geſchmeidige Bildung der Weltſitte anſieht, flößt als der freie Ausdruck eines ſtarken Geiſtes Achtung ein, ſo wie die bedeutenden Züge ſeines blaſſen Geſichtes Intereſſe und Vertrauen erregen. Seine Augen, entweder in düſterem Feuer flammend, oder trüb umwölkt, blicken ſelten in ruhigem Lichte, und niemals in geiſtloſer Gewöhnlichkeit. In dem Tone ſeiner tiefen Stimme liegt eine Innigkeit, eine Gewalt, die ſich in den verſchiedenartigſten Wirkungen äußert. Er wird von ſeiner zahlreichen Dienerſchaft angebetet, ja abgöttiſch verehrt, und ihre Pflichtleiſtungen gleichen den unbedingten Huldigungen, zu welchen Ehrfurcht und Liebe ſich drängen. Eine kleine, hochbejahrte Frau, Namens Molle, in altmodiger, aber ſehr zierlicher Hauskleidung, welche ſeit grauer Zeit das Amt der Schlüſſel verwaltet, wies mir auf Befehl des Oheims meine Wohnung an. Die obern Zimmer im rechten Flügel des Schloſſes waren für mich eingerichtet worden, die untern bewohnt mein Oheim ſelbſt. Die Ausſicht auf den Marienberg, über deſſen Fichtendunkel jetzt des Mondes Sichel ſchwebte und die Kuppel der Capelle mit blaſſem Silberſcheine färbte, war mir ſehr lieb; nicht weniger freute es mich, die Einrichtung meiner Zimmer, welche mir nichts zu wünſchen übrig ließ, in Uebereinſtimmung zu finden mit dem Geſchmack, der die Anordnung des Hauſes uberhaupt getroffen, und deſſen Eigenthümlichkeit ich einfache Pracht in etwas veralteter Manier nennen möchte. Der linke Flügel jedoch macht, wie mir Frau Molle erzählte, hiervon eine Ausnahme. Er iſt in ganz modernem Styl möblirt und decorirt, wird aber nur einige Wochen im Jahre bewohnt, wenn meine Couſine dem Scheidungsabkommen der Eltern zufolge alljährlich am Michaelistage ihren Vater zu beſuchen kommt. Ich geſtehe es Dir, Liebſte, daß ich ſehr neugierig bin auf die perſönliche Bekanntſchaft dieſer nahen Verwandtin. Ihr Vater ſpricht wenig von ihr, ſo wie er im Ganzen genommen nicht eben geſprächig iſt.

Ich bin nun eingerichtet, und habe das erſte, peinliche Gefühl des Fremdſeins überwunden. Ein niedliches Mädchen, die Tochter des Gärtners, bedient mich, und Frau Molle verhätſchelt mich faſt. Meine Tage fließen in genußreicher Einförmigkeit dahin. Die Morgenſtunde bringt der Oheim meiſtens allein zu, und ich darf es als eine beſondere Gunſterweiſung anſehen, wenn er mich auffordert, mit ihm zu frühſtücken. Die Nachmittage verlebe ich unausgeſetzt in ſeiner Geſellſchaft. Ich bereite ihm den Caffee, leſe ihm vor, und gehe oder fahre, wenn der Abend herannahet, mit ihm ſpazieren. Sein zufriedener Blick, ſein beifälliges Lächeln iſt dann der Triumph meines warmen Beſtrebens, mich ihm angenehm und unentbehrlich zu machen. Auch iſt der Oheim ein paſſionirter und wohlunterrichteter Blumiſt, und es iſt eine glückliche Fügung, daß unſere Neigungen hierin zuſammentreffen. Er hat mir einen nicht unbeträchtlichen Theil des Blumengartens überlaſſen, deſſen Anlagen ich nach Willkür verändern kann. Aber ſolch ein Beginnen wäre wahrlich! frevelhaft. Der gewählteſte Aurikelflor duftet mich mit Himmelsodem an, und dem zarteſten dieſer lieben Blümchen, deſſen ſanfte Färbung mich an Deiner Augen Bläue erinnert, habe ich den Namen Seraphine gegeben.

Die Natur iſt hier unausſprechlich ſchön. Ach! könnte ich an Deinem Arm die Höhen erklimmen, und in der Unermeßlichkeit der Ausſichten, welche ihre Gipfel gewähren, mich mit Dir hoffend und wünſchend, in die Fernen der Zukunft verlieren! Oder ſäßen wir zuweilen traulich zuſammen in den heimlichen Thälern, und flüſterten uns in den glücklichen Traum der Kindheit zurück! — Die Sehnſucht iſt etwas recht Schmerzliches, und doch möchte ich ſie nicht entbehren. Sie erſcheint mir als das Band, welches uns mit Allem verknüpft, was unſer Herz ahnet, liebt, verlor, und ewig — ewig wieder beſitzen ſoll.

Mit dieſem Briefe gehet auch ein Schreiben an unſere theure Sarelli ab. Mit Ungeduld werde ich Deiner Antwort entgegenſehen. Was ſie auch enthalten möge, nur laß mich darin die Liebe für Deine Agnes finden.

Zweiter Brief.

Gräfin Seraphine Lary an Agnes von Höhen.

Eſchenwalde, den 13. Mai 1810.

Ueber die weite Ferne hinaus, welche zwiſchen uns ausgeſpannt iſt, reiche ich meine Hand, um, o meine traute, einzige Agnes! die Deinige warm und herzlich zu drücken. Dein liebes Schreiben habe ich geſtern erhalten, und es mit Aufwallungen der zärtlichſten Freude geleſen. Es iſt ein treuer Spiegel Deines Gemüths, das ſeinen Frieden in jede

Lebensveränderung überträgt und mit Farben der Liebe Alles überglänzt, was es abzureichen vermag. Gewiß bedurfte es kaum der Darſtellung dieſer Vortrefflichkeiten, welche mir unſere gute Marcheſe beim Scheiden gab. Niemand hat Deinen Werth bewundernder vor Augen, niemand trägt ihn mit höherer Schätzung im Herzen, als ich, Deine Seraphine. Es iſt mir, als hätte ich mit Dir den Schutzgeiſt meines Glückes verloren, und nur, wenn ich mir Dein Weſen recht lebhaft vergegenwärtige, empfinde ich die Weihung jener ſanften Stille, welche Du ſtets lind und beſänftigend über meine unruhigeren Gefühle verbreiteteſt.

Dieſe wohlthuende Wirkung nun übte geſtern Dein Brief auf mich, als eine kleine Begebenheit, der vielleicht nur meine aufgeregte Phantaſie und die höhere Stimmung, in welcher ich mich befand, ungewöhnliche Bedeutung verlieh, mich in ſeltſame Spannung verſetzt hatte.

Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen, und fein ordentlich vom Anfang an beginnen.

In Träume verloren, deren ungeſtörte Dauer und Lebhaftigkeit meinen Geiſt faſt ermattet hatte, war ich an das Ziel meiner Reiſe gelangt. Erſt, nachdem ich Eſchenwalde vor mir liegen ſah, erwachte ich daraus und richtete meine Gedanken auf die Zukunft. Zu wenig mit den Charakter-Eigenthümlichkeiten meiner Großmutter vertraut, und noch fremder in der Kenntniß des Hofes und der Stadt, wo ich von nun an die Hälfte meiner Zeit verleben ſollte, konnte ich mir keine deutliche Vorſtellung von den Verhältniſſen machen, die mich erwarteten. Um ſo klarer und anmuthiger ſchwebten die, welche ich aufgeben mußte, vor meiner Seele.

Als ich ausſtieg, überreichte mir der Haushofmeiſter ein

Billet von meiner Großmutter, worin ſie mich flüchtig begrüßte, und mir meldete, daß eine Gefahr drohende Krankheit der Fürſtin Mutter (deren vertrauete Freundſchaft zu meiner Großmutter ſich bis in die Jahre ihrer beiderſeitigen Kindheit zurückführen läßt), ſie plötzlich in die Hauptſtadt zurückgerufen, von wo ſie erſt vor einigen Tagen nach Eichenwalde abgegangen wäre. Sie werde nach erfolgter Entſcheidung ohne Säumen ihrem Landſitze und mir zueilen, und wünſche nur, daß ich mich einſtweilen, ſo gut als es gehe, einrichten möchte.

Ich geſtehe Dir, liebe Agnes, daß dieſe Schickung mir nicht unlieb war. So konnte ich die Bekanntſchaft meines nunmehrigen Aufenthaltes und ſeiner Umgebungen machen, ohne durch die Stellung meiner kleinen Perſon zu der Gebieterin hieſelbſt, die neue Heimath aus vielleicht verſchobenen Geſichtspuncten betrachten zu müſſen. Wie ich jetzt alles ſah, ſo war es auch. Wäre mir meine Großmutter kalt und förmlich erſchienen; ach! das ſchöne Eichenwalde würde mir als eine Wüſte vorgekommen ſein, worin nach gewohnten Erquickungen für Geiſt und Herz vergebens zu ſchmachten, ein grauſames Schickſal mich verurtheilt hätte. Fand ich ſie hart und ſtreng, ſo würde mir unfehlbar das freie, geräumige Schloß ein ödes Gefängniß gedünkt haben, in welchem ich meine, jeder herzlichen und geſelligen Freude beraubten Jugend zu vertrauern beſtimmt wäre.

Ich überblickte das anſehnliche Perſonal der Dienerſchaft, deſſen Phyſiognomieen der herkömmliche Reſpect vor ihrer hohen Herrſchaft, wie vor allem, was die Ehre hat, mit derſelben verwandt zu ſein, für jeden andern Ausdruck faſt verſteinert hatte, und es gewährte mir ein reinmenſchliches Vergnügen, als ich bemerkte, daß mein freundlicher

Gruß dieſe ſtarren Geſichter hier und da zu einem ſchüchternen Lächeln beſeelte.

Das Schloß in Eichenwalde iſt in großartigem Styl erbauet, und mit reichem Aufwande von Luxus und Eleganz eingerichtet; aber dennoch trägt es trotz der ſorglichen Pflege, in der es gehalten wird, die Spuren der Unbewohntheit und Ungeſelligkeit. Das Auge erblickt hier überall den Stempel grauer Verjährung, und dieſe Wahrnehmung giebt dem jugendlichen Gemüthe, das nur mit Schmerz die Zerſtörungen der Zeit begreifen lernt, etwas wehmüthig Beklemmendes.

Aengſtlich vernahm ich das leiſe Rauſchen meiner eigenen Fußtritte auf dem einſamen Corridor, oder in den ſtillen Sälen. Ich fühlte mich allein und verlaſſen, ja, verlaſſen — mit meinem heißen Herzen, das ſo gern die Fülle ſeiner Empfindungen in ein gleichfühlendes überſtrömt.

Der Haushofmeiſter ſagte mir mit ceremoniöſer Abgemeſſenheit, er habe von Ihro Excellenz Befehl, mich im Schloſſe umherzuführen, auf daß ich mir die Zimmer meiner Wohnung nach Geſchmack und Neigung ſelbſt ausſuchen möchte. Ein kleines Eckſtübchen, woran ein Erker ſtieß, und welches mit einem größeren Zimmer in Verbindung ſtand, ſchien mir vollkommen befriedigend für meinen Bedarf, und ich erklärte dies dem ſtummen Cicerone. Er ſah mich zweifelhaft an, und belehrte mich beſcheiden über das mir zuſtehende Recht in der Frage, ob ich nicht die Gnade haben wolle, mir noch einige Piecen zu wählen. Ich lächelte und antwortete: Wozu, guter Anſelm, bedürfte ich noch mehr? Ich werde hier ſchlafen, in dem größeren Zimmer wohnen, und mich in das Erkerchen, das mir ganz apart lieb iſt, verſtecken, wenn ich eigenſinnig, oder — betrübt bin. Es war mir, als ob ein ahnender Geiſt dies letztere Wort auf meine zögernde Lippe hauchte.

Betrübt? wiederholte Anſelm mit Betroffenheit. Das wolle Gott verhüten, daß dieſer Fall jemals einträte! fügte er hinzu, und dieſer ehrliche Wunſch lockte Thränen in meine Augen.

Flüchtig genoß ich ein feines Abendbrod, das drei Bedienten mir ſervirten, doch langſam, mit geizigen Zügen ſog ich, vom Fenſter meines kleinen Verſteckes aus, die labende Milde des Frühlingsabends, die berauſchenden Blüthendüfte in mich. Ich vernahm das Schäkern und Lachen der jungen Leute aus dem Dorfe, in deſſen Mitte das Schloß liegt, aber auch das fromme Abendlied des Fiſchers am ſanftrauſchenden Fluſſe entging dem zärteren Sinne nicht. Er ſang: „Der Mond iſt aufgegangen; die goldnen Sternlein prangen am blauen Himmelszelt.“ Ich hob den Blick empor. Der Mond verklärte wirklich ſchon die dunkle Fluth, und in den blauen Tiefen des Himmels tauchten einzelne Sterne auf. Da dachte ich an Dich, meine Agnes! Ich ſehnte mich zu Dir, ich empfahl Dich dem Schutze Gottes, und ſchloß jetzt, von einem Fröſteln angewandelt, das Fenſter, um mich zur Ruhe zu begeben. Die Kerzen flammten ſchon in meinem Schlafzimmer, deſſen Schmuck ich nun erſt in Augenſchein nahm. Die Bilder Friedrichs des Zweiten und der Kaiſerin Maria Thereſia, Knieſtücke, in gleichgeformten Rahmen einander gegenüber hangend, fielen mir zuerſt auf. Der Blick des großen Königs ſchien durchdringend auf mich geheftet, während ſeine erhabene Freundin in heiterer Sinnigkeit unter ihrem Trauerſchleier hervorlächelte. Ich erwog, welche Wirkſamkeit dieſe beiden ausgezeichneten Geiſter hienieden gehabt, wie hoch in ihren

Entwürfen und Leiſtungen ſie die Gewöhnlichkeit überflügelt, und wie dennoch Zeit und Vergeſſenheit ihre trüben Schleier bereits vor das helle Licht dieſer Sterne gezogen, und immer dichter ziehen würden. Ein unendliches Bangen erfaßte mich bei dieſen Betrachtungen, aber nur auf einige Momente; dann erhellte der Gedanke an unſere ewige Beſtimmung meine verfinſterte Seele. Getröſtet ſchauete ich zu dem Siebengeſtirn auf, das meinem Fenſter gegenüber flimmerte, und ſchlummerte betend ein.

Ich erwachte ſpät, aber geſtärkt. Der Morgen war ſo wunderſchön, daß er die Luſt in mir erregte, mir das Frühſtück und meine Harfe, die geſtern ſchon ausgepackt worden war, auf eine kleine Anhöhe zu Ende des Gartens bringen zu laſſen, wo ein Tempel unter dem Schatten hoher Linden ſteht. Ich bemerkte an der Kammerfrau, der ich dieſen Auftrag gab, eine ſtaunende Verwunderung und ein leiſes Kopfſchütteln, und ich überſetzte dieſe Zeichen ungefähr ſo: Solche Außergewöhnlichkeiten werden künftig nicht mehr paſſiren dürfen! — Aber heute genoß ich noch der goldenen Freiheit, und ſo wiederholte ich den Befehl.

Nur in ein leichtes Morgengewand gehüllt, eilte ich dem von mir erkorenen Plätzchen zu, und entließ den aufwartenden Bedienten. Wie wohl war mir hier! Eine heilige Stille umgab mich. In dem ehrwürdigen Lindendome rauſchten die Lüfte wie Geiſterſtimmen: die Natur ward zur Kirche, mein Herz zum Altar, ich legte die Harfe an meine ſchwellende Bruſt, und ſang: Wenn ich einſt von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, auferſteh, u. ſ. w.

O Agnes, Du weißt es, daß ich dies Lied ſtets vorzüglich geliebt, und immer mit tiefer Bewegung geſungen habe, aber ſo wie heute, hatte mich ſein Sinn noch nimmer ergriffen. Es war mir, als fühlte ich mich ſchon jetzt entrückt in lichtere Räume, als lägen die Sorgen des Lebens wie Träume unter mir. Mit ſteigender Begeiſterung war ich bis an die Strophe gekommen: Wenn mein Freund nun um mich weint, — da blicke ich ſeitwärts, und gewahre die Geſtalt eines jungen Mannes, der, an einen Baumſtamm gelehnt, ein ſchönes dunkles, in Thränen ſchwimmendes Augenpaar feſt auf mich gerichtet hält. Der Schrecken drückte das meinige zu Boden, der Harfe Ton verhallte unter der zitternden Hand, und als die nächſte Minute mir einige Faſſung gegeben, war mein gerührter Zuhörer verſchwunden.

Mit meinem Geſange war es nun vorbei. Die flüchtige Erſcheinung hatte einen bleibenden Eindruck in mir zurückgelaſſen, und das Bild des Unbekannten, bei längerer Beſchauung mein Gefühl immer mehr für ſich gewinnend, ſchwebte unverdrängt vor meiner Seele. Es war ein ſchönes, männliches Geſicht, deſſen düſterer Ausdruck von dem Anfluge eines andachtsvollen Entzückens nicht verlöſcht worden war; das begeiſterte Lächeln des Mundes, die ſtummen Thränen des ernſten Auges ſagten mir, daß er meine Empfindungen, während ich geſungen, verſtanden und getheilt hatte. Ich verließ den Tempel und fragte den Gartnerburſchen, der mir begegnete, ob ein Fremder da geweſen ſei. Der junge Menſch wollte von nichts wiſſen, und obgleich ich dieſe Frage vereinzelt an Jeden im Hauſe richtete, ſo war und blieb ein befremdetes: Nein, die Antwort darauf.

Am folgenden Morgen frühſtückte ich wieder auf der Höhe, ſtill erwartend, der Unbekannte werde wieder erſcheinen, allein er kam nicht; doch, wie das wohl immer geht, etwas Unerwartetes kam, meine Großmutter.

Am vierten Abend nach meiner Ankunft in Eichenwalde ſitze ich am Erkerfenſter, und gemahne mich in dieſer Einſamkeit als ein ehrbares Ritterfräulein, nur anſtatt der Spindel, von emſiger Hand gedreht, hielt die läſſige Rechte ein ſchweres, durch und durch geweintes Tuch. Du fragſt, Liebe, nach der Quelle dieſer Betrübniß? O Agnes! ſie heißt Verlaſſenheit. Unter unſerer Marcheſe ſchützender und liebender Huth, in Deinen Armen, Geliebte! war es mir noch niemals eingefallen, daß außer meiner Großmutter mir kein verwandtes Weſen auf Erden lebt; jetzt dachte ich daran, und mit ſchneidendem Wehe. Alle die großen Reichthümer, die einſt mein Erbtheil ſein ſollen, hätte ich für einen treuen Bluts- oder Wahlfreund hingegeben, an deſſen Bruſt ich fliehen könnte, in die Heimath der Liebe und des Vertrauens.

Da vernehme ich von der Hausflur herauf ein verworrenes Getöſe, ein eiliges Durcheinanderlaufen: ich blicke hinab, ein Reiſewagen rollt eben auf die Anfahrt. Meine Großmutter wird herausgehoben, ich will ihr entgegeneilen, bleibe aber mit dem Beſatze des Kleides an einem Thürſplitter hangen, und ehe es mir gelingt, mich los zu machen, hat ſie, von einer Kammerfrau unterſtützt, den Saal erreicht.

Ich drückte ihre Hand an meine Lippen, ſie küßte meine Wange, und ſagte, noch erſchöpft vom Treppengange, in Abſätzen: Ach, da biſt Du ja, liebe Seraphine! Wie groß biſt Du geworden, Kind! wie hübſch! — Haſt Dich hier wohl recht ennuyirt, armes Mäuschen? Ja, das war eine Schreckenspoſt! Meine gute Fürſtin iſt nun todt, und geſtern Abend ſanft und ſelig verſchieden. Ich bin ſo alterirt über dieſen ſchnellen Verluſt, daß ich von Glück ſagen kann, wenn ich nicht ſelbſt krank werde.

Dieſer Empfang ſchmerzte mein wundes Gefühl noch mehr. Ich hatte ihn ſo ganz anders erwartet, und eine eiſige Kälte durchſchauerte mein warmes Herz. Ich war nicht beleidigt darüber, daß meine Großmutter über dem Scheiden ihrer älteſten und liebſten Freundin die Ankunft ihrer Enkelin als eine Nebenſache behandelte, aber ich fühlte mich verletzt, jenes bedeutenden Ereigniſſes auf dieſe Weiſe erwähnen zu hören. Ich erinnerte mich, ſehr zur Unzeit, glaube ich, — an die ſchwärmeriſche Innigkeit unſerer Sarelli, an die ſanfte Gluth Deines Herzens, meine liebe, liebſte Agnes.

Meine Großmutter erzählte mir nun, und ertheilte zwiſchendurch Befehle, oder zog ökonomiſche Erkundigungen ein, daß ſie auch dieſes Mal nur auf einige Tage nach Eichenwalde gekommen wäre, um mehrere, ihre perſönliche Gegenwart dringend erfordernde Veranſtaltungen hieſelbſt zu treffen; daß ſie ſich Trauerkleider mitnehmen, und dann nach der feierlichen Beſtattung der fürſtlichen Leiche wieder auf das Gut zurückkehren wolle, um es vor der Mitte des Herbſtes nicht wieder zu verlaſſen. Sie entſchuldigte es, daß ſie mich nicht mitnähme, und ſetzte mir ſehr weitläufig die Unpaſſenheit meiner Vorſtellung bei Hofe unter den jetzt obwaltenden Umſtänden aus einander. Lieber Gott! Als ob ich dies gewünſcht hätte! In dieſen Augenblicken, wo es mir war, als preßten Schienen meine Bruſt, als rauſchte das reiche Galla-Kleid um meine Füße, wünſchte ich nichts, als daß ich frei von zwangvoller Förmlichkeit ſtets das Glück genießen könnte, mein Gemüth offen, wahr und unverſchüchtert entfalten zu dürfen.

Ich bin nun wieder allein und recht traurig; gewiß viel trauriger als Du, meine Freundin. Nur wenn ich früh auf der Höhe ſitze und mein Lieblings-Morgenlied ſinge, iſt mir wohl. Die Klänge meiner Harfe dringen dann wie Friedenstöne aus einer beſſern Welt in die Tieſe des bekümmerten Herzens, und die Seele ſchwinget ſich empor zu Gott, den die Natur und mein Geſang feiert. Ich erblicke zwar nicht mehr ein glänzendes, thränenfeuchtes Augenpaar, aber der fromme Sinn erſchauet dafür das leuchtende Angeſicht des Vaters unſer Aller.

Schreibe mir recht bald und möglichſt viel. Lebe wohl.

Dritter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

F......, den 24ſten Mai 1810.

Der unruhige Fuß haſtet nun wieder auf heimiſchem Boden: vor einigen Tagen betrat er zurückkehrend die Schwelle des Vaterhauſes. Hätte ich dem Zuge meines Herzens folgen können, oder Dich, lieber Lorenz, mit Wenigem abfinden mögen, ſo würde ich ſchon am Tage meiner Ankunft an Dich geſchrieben haben; denn Deine Gegenwart gehört weſentlich zu den Freuden meiner Heimath, und ſchmerzlich vermißte ich ſie. Jetzt, nachdem die frohe Aufregung meines Vaters ſich in ſeine gewöhnliche heitere Ruhe verwandelt, das Anſtürmen meiner Bekannten nachgelaſſen hat, und der gefeierte Fremdling wieder der eingewohnte Sohn des Hauſes iſt, finde ich Muße, Dich zu begrüßen, und ich thue es mit der treuen, innigen Anhänglichkeit, welche während der Entfernung dreier zerſtreuungsvollen Jahre das Andenken an Dich ungeſchwächt in mir erhalten hat.

Von meinem Vater vernahm ich, daß es mit Deiner Geſundheit leidlich gehe, daß das Bad zu W..... Dir voriges Jahr gute Dienſte geleiſtet, und daß Du Dir noch günſtigere Erfolge von den Bemühungen Deines gegenwärtigen Arztes verſprechen darfſt. Wie ſehr erfreute mich dieſer Bericht! Möchte, wann Du zu uns wiederkehreſt, nicht der Augenblick des Wiederſehens allein, ſondern wachſende Geſundheit und gehobene Kraft Deine bleichen Wangen mit ihren Roſen färben!

Ich vermuthe, daß, ungeachtet Dich meine gewiß nicht ſparſamen Briefe in möglichſt genauer Kenntniß von meinen Reiſeerfahrungen erhalten haben, Du doch in dem Inhalte dieſes Schreibens ein Reſultat davon erwarten werdeſt, und ich will es Dir geben. Es iſt mir wohl gegangen, kein bedeutender Unfall hat mich getroffen; ich habe viel Schönes und Herrliches geſehen, gehört und bewundert, meine Kenntniſſe vermehrt, meine Einſichten geſchärft; habe aber den deutſchen Sinn, die Liebe zu meinem Vaterlande und ein freies Herz wieder zurückgebracht, um dies — — doch ſtill! Du wirſt noch zeitig genug Deinen beſonnenen Freund als einen Thoren belächeln; jetzt will ich Dir von meiner Reiſe erzählen.

Ja, Lorenz, ich will es nicht leugnen, das ſchöne Land, wo die Goldorangen blühen, hat auch meine Sinne bezaubert, und mich das Feuer, die Leidenſchaftlichkeit ſüdlicher Naturen verſtehen gelehrt; aber dennoch konnte die üppige Schönheit dieſer heſperiſchen Gärten mich den ſanften Reiz meiner nördlichen Heimath nicht vergeſſen machen. Wenn ich in Rom die Denkplätze geſchichtlicher Großthaten beſuchte, oder halbzertrümmerte Ehrenſäulen verſunkener Heldenmüthigkeit in Augenſchein nahm, ward meine Seele von den ſtolzeſten Gefühlen gehoben; aber faſt in dem gleichen Momente gedachte ich meines theuren Vaters, in deſſen Bruſt die reinſten Tugenden wohnen, und es war mir, als hörte ich ihn einen Ausſpruch wiederholen, den er einſt an mich richtete: Es giebt nur eine Größe: die tugendhafte; nur eine Liebe: die ſegnende.

Vor den Meiſterwerken der alten Künſtler, in den Werkſtätten der neueren, rief die heißeſte Sehnſucht nach Dir, mein Freund! Ich empfand ein doppeltes Entzücken: denn ich ſtellte mir das Deinige vor, und ich freuete mich auf die Zeit, wo meine Erzählungen ein, wenn auch nur mattes Nachgefuhl deſſelben in Dir entzünden würden.

Seit ich die italiäniſchen Kirchen beſuchte, kenne ich erſt die Wirkungen der Muſik. Sie tragen den fühlenden Menſchen gen Himmel, und verſetzen ihn in einen Zuſtand der Vergötterung in welchem er das Heiligſte ahnet und das Höchſte empfindet. Die Erinnerung an dieſe ſeligen Genüſſe wird ſtets ihre Verklärungen über die Gedächtnißfeier dieſer Reiſe verbreiten.

Wie ſeltſam iſt doch der Menſch! Hätte ich nicht ſeit den Schuljahren gewußt, daß dieſe Reiſe der ausdrückliche Wille meines Vaters wäre: ſie würde vielleicht mein glühender Wunſch geweſen ſein; und hätte die großmüthige Fürſorge dieſes gütigen Vaters mich nicht im reichſten Ueberſchwange mit den Mitteln verſehen, mir jede Bequemlichkeit gewähren, jedem Verlangen genügen, jedes Gelüſt meiner Kunſtliebe oder Schauluſt befriedigen zu können: ich würde dann dies Alles in einer Stimmung genoſſen, in einem Lichte erblickt haben, welche der Entbehrung ihre regere Empfänglichkeit verdankt, das von der Phantaſie des Wünſchenden ſeinen Farbenglanz empfangen hätte. — Verſtehe mich jedoch auch recht, lieber Lorenz. Fern ſei es von mir, die Vorzüge, mit denen ein günſtiges Geſchick mich ausſtattete, herabſetzen zu wollen, um der Dankbarkeit Pflichten überhoben zu ſein; nur ausſprechen zum Troſte jedes Unbegüterten und Dürftigen möchte ich es, daß die Güter des Lebens mit höchſter Gerechtigkeit vertheilt ſeien, wie wenig dies auch dem rohen Sinne ſo ſcheinen dürfte. Die Leichtigkeit, womit wir Reichen jedem kühnen Wunſche Gewährung zu leiſten vermögen, ſtehet mit der Werthloſigkeit dieſer Befriedigungen, nach unſeren Maßen gemeſſen und erwogen, in dem richtigſten Verhältniß. So wie im Gegenſatze ſchwergefühlter Mangel der endlichen Realität ſtillgehegter Feenträume goldene Gewichte anhängt.

Wie wenig überhaupt Stand und Reichthum den Menſchen vor den Leiden des Lebens zu ſchützen vermögen, iſt mir durch die Bekanntſchaft eines deutſchen Edelmannes, die ich zufällig in Rom machte, recht anſchaulich geworden.

Der Graf von der Celle (dies iſt ſein Name) war, um einem großen Schmerze zu entfliehen, in die Ferne geeilt, und fühlte dort, abgeſchnitten von jeder theilnehmenden Tröſtung, daß die tiefe Herzwunde nicht aufhören könne zu bluten, ſo lange der Trotz ſie dem Verbande entziehet. So viel ich weiß, iſt: daß der Graf eine heißgeliebte Gattin im Wochenbette verloren, und an ihrem Begräbnißtage ſeine Güter verlaſſen habe, um außerhalb der Grenzen ſeines Vaterlandes Ruhe und Heilung für ſein zerriſſenes Gemüth zu ſuchen. Doch mußte dieſer Fall von Umſtänden begleitet geweſen ſein, die der deutſche Wittwer verſchwieg, und in denen ich die Rechtfertigung für den Charakter ſeines Kummers ahnete. Es trug dieſer das Gewand der finſterſten Verzweiflung und einer kalten Verzichtleiſtung auf alles Glück, das die Zukunft zu bieten hätte, wie einer erbitterten Verſchmähung jedes Erſatzes, den die Erde und das lange Leben noch geben könnte.

Mir ſchien die Art dieſer Trauer weder der geſunden Vernunft angemeſſen, noch der Würde des Mannes, wie dem Glauben des Chriſten geziemend, und ich erkannte, daß der arme Gebeugte ſo untergehen werde und müſſe. Ich weiß es nicht, ob es der Anſtrich des Geheimnißvollen in dem Unglücke des Grafen, ob es die ſeltſame Miſchung ganz entgegengeſetzter Eigenſchaften in ſeinem Weſen war, was mich ſo lebhaft für ihn intereſſirte, ſo feſt an ihn zog. Genug, ich blieb einen Monat länger in Rom, als ich mir vorgenommen hatte, und wohnte mit ihm in einem Gaſthofe, angelegentlich bemühet, ihm nützlich zu werden. So lernte ich ihn nun näher kennen, und fand mein erſtes Urtheil über ihn beſtätiget. Er vereiniget in ſich die weichſte Zärtlichkeit, wie deren nur ein Weib fähig iſt, mit einer finſteren Störrigkeit, mit einem unbeugſamen Trotze, der allen Gewalten widerſtehet und lieber untergehet, als ſich ergiebt, wäre es auch dem Schickſal, welchem wir doch Alle weichen müſſen. Die aufopfernde, todesfreudige Grauſamkeit, mit der er gegen ſich ſelbſt verfährt, ſtehet dann wieder Regungen der Selbſtſucht entgegen, die es nicht zugiebt, daß er eine beſſere Meinung als die eigene annehme, daß er fremdem Rathe Gehör gebe, mit einem Worte: daß er von einem gefaßten Irrthume ablaſſe. Endlich findeſt Du, und das iſt wohl die Stammwurzel ſeiner Gemüthsverfaſſung — eine falſchgerichtete Religioſität, welche ihrem Bekenner die höchſte Gabe ihrer echten Schweſter verſagt: Frieden der Seele, einen Frieden, wie ihn die Welt nicht giebt. Dieſe individuellen Schattirungen geben der Perſönlichkeit des Graſen ein düſteres Colorit; aber ſie erhöhen das Intereſſe, welches ſeine Freunde für ihn fühlen: denn ſie fügen dem Wohlwollen, das ſeine Liebenswürdigkeit einflößt, ein Bedauern, ein Mitleid bei, welches ſeinen Gegenſtand mit überlegenem Schutzgefühl, mit der weichſten Schonung umfaßt.

Wahrſcheinlich hat eine unweiſe Erziehung hier die edelſten Anlagen gemißbraucht, und ein Mann, von der Natur und dem Glück mit allen Fähigkeiten für höhern Lebensgenuß verſehen, trägt das Daſein wie eine ſchwere Bürde. Sein Schutzgeiſt wolle ihn vor dem willkürlichen Abwerfen derſelben bewahren!

Er gab mir Beweiſe von Herzlichkeit, die mich wahrhaft rührten, und gern wäre ich noch mit ihm zuſammengeblieben, da es mir dünkte, als hätte mein Umgang beruhigend auf ihn eingewirkt; aber unſere Wege ſchieden ſich. Am Morgen unſerer Abreiſe fand ich in einer Fenſterſcheibe meines Zimmers folgenden Vers: „Sieh, o Freund! ſo ſchwimmt, vom Schickſal hingetrieben, auf des Lebens weitem Ocean unſer kleiner, ſchwacher Kahn. Glücklich traf ich Dich, Dich Lieben, da auf meinen Wegen an. O wie gern ſchifft ich an Deiner Seite! O wie gern ſchlöß' ich mich an Dich an! Doch das Schickſal treibt uns Beide, Dich auf dieſe, mich auf jene Bahn. Wohl! wenn auf der ungewiſſen Reiſe einſt mein Kahn noch auf den Deinen ſtößt.“ —

Ich habe dem Grafen verſprochen, ihn auf ſeinen Gütern zu beſuchen, und ich werde dies Verſprechen halten.

Die Hauptſtadt der Welt gab mir noch eine zweite Bekanntſchaft, welche die zarten Zufallsfäden, an die ſie geknüpft ſchien, vielleicht auch, wie die erſtere, in die Folgezeit ausſpinnt.

Ein junger Maler, mit dem ich öfter zuſammen geweſen war, führte mich bei einer Römerin von hohem Range und gereiften Jahren ein, deren Geneigtheit er benutzen wollte, um mir den Anblick einiger ſeltenen Kunſtwerke zu verſchaffen, in deren Beſitz ſie ſich befand. Die Dame bewilligte mit vieler Güte ſein Begehren; ja, ſie that noch mehr, indem ſie die Einladung an uns richtete, ſie nach dem Verlaufe dreier Tage auf ihrer Villa in Tivoli zu beſuchen, wo ihre beſten Bilderſchätze ſich befänden. Wir folgten der willkommenen Aufforderung, und gewiß darf ich jenen, in Tivoli verlebten Tag unter den genußreichſten meines Lebens rechnen.

Wir fanden noch einige gebetene Gäſte auf der Villa, und unſere gefällige Wirthin wußte ſehr geſchickt, doch ſcheinbar ungeſucht, eine Gelegenheit herbeizuführen, die ihr erlaubte, mit mir allein zu ſein. Sie fragte ſogleich nach meinem Geburtsorte, nach deſſen Umgebungen und Mehrerem, und endlich, nachdem ſie zuvor verſtohlen in eine Karte geblickt hatte, die ſie in der hohlen Hand verbarg, ob mir wohl eine Marcheſe Sarelli bekannt wäre, welche die Begründerin und Vorſteherin eines lutheriſchen Fräuleinſtiftes zu Domthurn innerhalb der Grenzen unſeres heimiſchen Fürſtenthums ſei.

Ich antwortete: Nur dem Namen nach; doch ſchloß ich an dieſe unbefriedigende Auskunft das Erbieten, jedem mir zu gewährenden Auftrage an die Marcheſe mit der freudigſten Pünctlichkeit nachleben zu wollen. Die Römerin lächelte mit trübwerdenden Augen und beſtimmte eine Stunde des folgenden Tages, in der ſie mir einen Brief zuſenden wolle, deſſen Abgabe an die Marcheſe ſie mir mit beſcheidenem Dringen anempfahl.

Es muß eine ſeltſame Bewandtniß mit dieſer Marcheſe haben, die ihr blühendes Wohnland verlaſſen, um eine deutſche Domina zu werden! So dachte ich, als ich das Schreiben der Römerin erhielt und die italiäniſche Adreſſe überlas. Der Wunſch, die perſönliche Bekanntſchaft dieſer Frau zu machen, ward rege in mir, und hätte ich auch nicht die Pflicht meiner gegebenen Zuſage zu erfüllen gehabt, ich würde jetzt den kleinen Umweg über Domthurn aus eigenem Antriebe gemacht haben.

Nur etwa zwei Meilen noch von dem Stifte entfernt, gelange ich bei herannahendem Abend in ein nettes, reinliches Dörfchen. Mehrere Regentage hatten der Frühlingswelt lebendigere Friſche gegeben, aber auch die Wege, welche weit von der Kunſtſtraße ablaufen, ſo grundlos gemacht, daß, obgleich ich die Tüchtigkeit meines Wagens, wie die Vorſicht meines Kutſchers kenne, ich doch jeden Augenblick ein Unglück zu nehmen fürchtete. Sobald wir die geebnetere Einfahrt des Dörfchens erreicht hatten, glaubte ich auch alle Gefahr vorüber, als plötzlich vor einem Hauſe, welches ich für die Pfarrwohnung anſah, durch geringe Veranlaſſung die Achſe meines Wagens zerbrach. Ich ſtieg aus und ſah mich verlegen um, ſchnell die Unmöglichkeit begreifend, für heute noch weiter zu kommen.

Da nahete ſich mir, aus einer Laube hervortretend, die ein breitäſtiger Nußbaum bildete, ein noch recht jugendlicher Mann, der Prediger des Ortes, und bat mich mit herzlicher Freundlichkeit, bei ihm einzutreten und die Nacht unter ſeinem Dache zuzubringen, da das Wirthshaus entfernt, und eines Jahrmarkts in der Nähe wegen mit Fuhrleuten angefüllt wäre.

Sehr froh und dankbar nahm ich die gaſtliche Einladung an, ertheilte meinen Leuten nun die nöthigen Befehle und begleitete dann den Paſtor zurück in die Laube, an deren

Eingange ein hübſches über und über erröthendes Frauchen mich ſchüchtern willkommen hieß. Ich fühlte mich hier im Hafen der Ruhe. Mit ſüßer Befriedigung nahm ich die Bilder der poetiſchen Häuslichkeit, in die ich eingetreten war, in Augenſchein, und fühlte mich von dem Geiſte der Friedlichkeit angeſprochen, der dieſes Menſchenpaar zu beglücken ſchien, und allem, was ich hier ſah und hörte, einen eigenthümlichen Reiz gab.

Der Paſtor in bequemer Hauskleidung ſchmauchte ein Pfeifchen und hatte, ſo ſchien es mir, ſeiner Frau vorgeleſen, denn ein aufgeſchlagenes Buch lag auf dem Tiſche. Ich nahm es in die Hand, es war Herrmann und Dorothee von Göthe. Schnell blickte ich mit erhöheter Meinung die kleine Frau an, und ſah nun in ein ſehr liebliches, faſt kindliches Geſicht, das, ſeiner erſten Verlegenheit entkleidet, reinen Sinn und milde Heiterkeit verrieth.

Vor der Laube ſaßen zwei Kinder von etwa vier und ſechs Jahren, ſchön wie die Engel Raphaels, die meiner Phantaſie noch vorſchwebten. Das kleinere Mädchen wand unter Seufzern der Emſigkeit einen Kranz von Feldblumen, der Knabe aber hatte ein weißes Bretchen an den Stamm einer Linde genagelt, auf das er mit Röthel ein Hündchen zeichnete, deſſen Original, ein allerliebſter kleiner Spitz, daneben ſaß und den goldlockigen Künſtler unverwandt anſtierte. So oft der Hund ſich regte, drohete der Kleine ihm mit dem Finger, und alsbald nahm er die erſtere Stellung wieder an. Ich konnte nicht umhin, dies gepeinigte Modell zu bedauern, wünſchte mir aber die Gruppe durch einen Meiſterpinſel verewiget.

Der Paſtor unterhielt mich lebhaft und angenehm, und mit dem beſcheidenſten Umgehen aller etwaigen Erkundigungen über den Zweck meiner Reiſe, über die Verhältniſſe, in denen ich lebe, u. ſ. w. Solch eine Discretion findet man recht ſelten und gewiß nur bei Menſchen, die in dem ſeligen Genügen mit ihrem eigenen Looſe ſich wenig um den äußeren Zuſtand ihrer Nebenmenſchen bekümmern. Ich ſagte ihm daher ganz unveranlaßt, daß mein Vater, der Baron Horſtall, Gouverneur des Fürſten Michael geweſen ſei, und meiſtens auf ſeinem Landhauſe vor F...... lebe. Zu meinem Vergnügen bemerkte ich, daß dieſe gegebene Notiz das Betragen des Paſtors nicht im Geringſten ehrerbietiger machte, als zuvor, nur ein wärmeres Wohlwollen legte ſie in den Ausdruck ſeiner Zuge, und ich durfte vermuthen, daß der Name meines Vaters ihm nicht fremd wäre. Sobald unſer Geſpräch im Gange geweſen, hatte die kleine Frau ſich entfernt, und trat jetzt nach dem Verlaufe einer Stunde, die mir vergangen war, ich wußte nicht wie, wieder in die Laube, um uns zu ſagen, daß das Abendbrod fertig wäre. Sie ſah zurück und rief ihren Kindern zu: Agnes! Fritz! wir werden hineingehen. Das kleine Mädchen trat ſogleich folgſam an der Mutter Seite und blickte mich mit den blauen Augen voll lachender Unſchuld an: dann kletterte es auf die Bank in der Laube, umſchlich leiſe wie ein Kätzchen den Rucken des Vaters und ſetzte mir den Feldblumenkranz auf die Stirne. Der Vater lachte, die Mutter lächelte, ich aber druckte die Kleine, die mir entſchlüpfen wollte, feſt in meine Arme und ſagte: Schenkſt Du mir den Kranz, meine liebe Agnes? Das Kind nickte mit dem Köpfchen. Nun, ſo muß ich Dir wohl einmal einen anderen dafür ſchenken. Willſt Du meine Braut ſein? fragte ich unbeſonnen weiter. Das Mädchen ſchüttelte die vollen, blonden Locken. Und warum denn nicht? fragte ich noch einmal. Halblaut antwortete das Engelskind: Ich bin noch klein, nimm Dir lieber eine große Agnes. Ich fühlte, daß ich erröthete.

Jetzt bemerkte ich auch den Knaben, der, ſein Hündchen tragend, mir näher gekommen war, und die wirklich nicht übel gelungene Copie ſchweigend auf meine Kniee legte. Ich belobte die Arbeit und fragte den kleinen Meiſter ſtreichelnd, ob ſie mir gehören ſolle. Er bejahete die Frage und ſagte: Ach! ich möchte wohl gern einmal in Deinem Wagen fahren, wenn er nur nicht zerbrochen wäre.

Ich ſagte dem Kleinen, daß der Wagen morgen wieder ganz ſein würde, und verſprach, ihn, wenn anders ſein Vater es erlaube, einmal zu mir holen zu wollen, wo ich ihm dann viel Schönes und Neues würde zeigen können. Das Verlangen glühete auf den Wangen des Knaben, aber furchtſam ſuchte ſein bittendes Auge den gewährenden Blick des Vaters. Ich beſchenkte die holden Kinder nun mit einigen artigen Kleinigkeiten, die ich eben bei der Hand hatte, und machte ſo ein paar überſchwenglich Glückliche. O ſelige Genügſamkeit des kindlichen Herzens!

Ich wüßte mich nicht zu erinnern, jemals ein Souper mit beſſerem Appetite genoſſen zu haben, als das, was uns jetzt an den ſauber gedeckten Tiſch rief, und in einem Gerichte ſelbſtgezogenem Spargel, einer Flaſche Aepfelwein von des Hauswirths eigener Fabrication und in einem Nachtiſche erleſener Radieschen und wohlſchmeckender Maienbutter beſtand.

Nachdem dies einfache Feſtmahl beendiget war, führte mich der Paſtor in ſein Gärtchen hinter dem Hauſe. Auch hier grünte und blühte der Segen der Ordnung und des Fleißes, und von einem anmuthigen Plätzchen gelockt, ſetzten wir uns an dem hinteren Spalier des Gärtchens nieder, die

Milde des Abends und den Geſang der Nachtigallen am nahen Weiher bei vergnüglichem Geplauder zu genießen. Unſer Geſpräch leitete ſich auf meine morgende Abreiſe und das nächſte Ziel derſelben, Stift Domthurn. Ich ſagte dem Paſtor, daß ich neugierig wäre die Italiänerin kennen zu lernen. und wohl wiſſen möchte, welche ſonderbare Fügungen dieſelbe zu ſolch einem abweichenden Wirkungskreiſe geleitet hätten. Der Paſtor erwiederte: Ich freue mich, Herr Baron, dieſen Wunſch befriedigen zu können, und zwar mit der Bürgſchaft für die Wahrheit meiner Ausſage. Hier — — doch, lieber Lorenz, ich muß abbrechen; mein Vater wünſcht meine Begleitung bei einer kleinen Ausfahrt. Die Fortſetzung folgt morgen.

Fortſetzung.

Hier, mein Freund, haſt Du die Erzählung. ſo treu, wie mein Gedächtniß ſie notirt hat. Der Paſtor möge ſelbſt zu Dir ſprechen, und in ſeinen Vortrag alle die kleinen philoſophiſchen Bemerkungen und poetiſchen Phraſen einflechten, welche mir an dem Manne ſo wohl gefielen, Dir aber, von mir gegeben, fremdartig erſcheinen würden.

Die Marcheſe Sarelli iſt die jüngſte Tochter eines deutſchen Edelmannes, Namens von Borna. Ihrem nur mäßig bemittelten Vater hätte auch der Beſitz des reichen Peru, wie des Demantlandes Golkonda keine Freude zu gewähren vermocht; denn der Schwermuth düſterer Geiſt quälte den Armen, und vergebens ward dieſer Dämon von den Tröſtungen der Liebe beſchworen, womit die beiden holden Töchter des Gemüthskranken jedem neuen Schreckens-Phantom deſſelben zu begegnen ſuchten.

Gemeinſam getragener Kummer iſt der feſteſte Kitt für die Herzen!

Die beiden Unglücks-Schweſtern vereinigte ein ſo enges Band der Zärtlichkeit, daß ſie in dieſer Uebereinſtimmung die Kraft fanden, ſich unter den Aengſten ihrer kindlichen Verhältniſſe aufrecht zu erhalten. Willig brachten die beiden Mädchen eine kleine, ihnen von einer Pathin zufallende Erbſchaft einem Wunſche des raſtloſen Vaters zum Opfer dar, deſſen Erfüllung bisher noch nicht hatte ermöglicht werden können, dem: das ſchöne Italien zu ſehen. Mit Haſt und Eile mußten die Anſtalten zum Aufbruch getroffen werden; der Kranke ſtrebte ſo ſehnſüchtig fort, als führte die Reiſe zum Wunderquell der Geneſung. Doch wo blühet ein Lenz für den Armen, deſſen Gemüth erſtorben iſt für die Natur und die Freude?

Flüchtige Erleichterungen und Ermattungen in der Selbſtqual, in welcher Herr von Borna ſein Leben vertrauerte, genügten ſeiner Töchter ſchüchternen Erwartungen für den Erfolg dieſer Reiſe nicht; vielmehr gaben ſie ihnen die traurige Ueberzeugung, daß von äußerer Veränderung überhaupt die Heilung dieſes Uebels ſchwerlich zu erwarten wäre. Bekümmert flüſterten Blanca und Marie dieſe Befürchtungen einander zu, wenn der Vater, von den Kämpfen gegen die ſchwarzen Schatten ſeiner Einbildungen erſchöpft, unruhig ſchlummernd in den Kiſſen der Wagenecke lag, und manche herbe Thräne rollte auf den geweiheten Boden.

In Mailand ward der alte Borna von einem heftigen Bluthuſten befallen, und an ein Weiterreiſen in der nächſten Zeit konnte nicht gedacht werden, wenn der Kranke nicht der größten Gefahr ausgeſetzt ſein ſollte. Mit der aufopferndſten Zärtlichkeit pflegten beide Mädchen des Vaters, der zum erſten Mal ſeit langer, vergeſſener Zeit das Glück genoß, ſich geiſtig frei und ruhig im Gemüthe zu fühlen.

Ein Ungefähr, wenn anders irgend ein Ereigniß ſo genannt werden darf — machte den Marcheſe Sarelli mit der kleinen deutſchen Familie bekannt. Die blühende Schönheit Blanca's, ihr züchtiger Reiz entzündeten in dem Italiäner eine Leidenſchaft, deren faſt erſchreckende Heftigkeit das unſchuldige Mädchen für das ſüdliche Element einer Neigung nahm, welche der Deutſche mit ſtiller Anhänglichkeit, mit zarter Schätzung an den Tag legt. Mit ſtürmiſcher Gewalt entriß der Marcheſe Blanca's jungfräulicher Schüchternheit das Geſtändniß der Gegenliebe, und bat das Mädchen nun, ſeine Hand, und mit derſelben den Beſitz großer Reichthümer anzunehmen. Schwer war der Kampf, welchen die arme Blanca nun beſtehen mußte. Der Marcheſe war ein verführeriſcher junger Mann, glänzend, reich, ſeine ausgeſprochene Abſicht ſtellte Blanca's erſte Liebe unter den Schutz der Rechtmäßigkeit, und eröffnete den Hoffnungen ſeiner Erwählten eine helle Perſpective in die Zukunft: aber den leidenden Vater, die bekümmerte Schweſter zu verlaſſen, dünkte ihrem treuen Herzen ein Unmögliches. Sie erwog, wie traurig Mariens Leben ſein würde, wenn ſie die Theilnehmerin ihrer Sorgen verlöre, ach! es wollte ſie bedünken, als trage die geliebte Schweſter ſchon jetzt den ungetheilten Kummer, den vorahnenden Schmerz der Trennung in dem bleichen Geſichte, in den thränenvollen Augen; aber die Liebe ſiegte dennoch, und Blanca ward Sarelli's Gattin. Noch drei Monate verweilte Herr von Borna und ſeine Tochter Maria bei den Neuvermählten, dann traten ſie die Rückreiſe in das

Vaterland an, weil öftere Anwandlungen von Heimweh, verkleidete Ankündigungen ſeiner alten Krankheit — den Vater nicht länger raſten ließen.

Mit tiefem, aber verſchwiegenem Leide näherte ſich Maria den heimiſchen Grenzen. Ihrem ruhigen Blicke war es nicht entgangen, daß der Schweſter, deren Glück ihr theurer war, als das eigene, aus der dunklen Schickſalsurne ein bedauernswürdiges Loos gefallen ſei. Sie hatte ihren Schwager als einen Mann von ungezähmten Leidenſchaften kennen gelernt, und obgleich ſie nicht wußte, ſondern nur ahnete, daß dieſe den Menſchen zum Tiger zu machen vermögen, ſo zitterte ſie doch, daß Blanca, dies ſanfte Lamm, der Willkür eines Solchen überlaſſen wäre. Aber kaum waren unſere Reiſenden zu Hauſe angelangt, ſo gab eine ganz unerwartete Begebenheit den, in die Ferne ſtrebenden Gedanken Mariens eine andere Richtung. Ein würdiger Edelmann in höheren Jahren, ſeit Langem der Familie Borna befreundet, war während der Abweſenheit derſelben Wittwer geworden, und gab ſeinem erſten Beſuche bei den Zurückgekehrten die Bedeutung einer feierlichen Heirathsbewerbung um Maria. Dieſe, verſtändig und beſonnen, von Natur ein wenig mißtrauiſch gegen die Gewährungen der Leidenſchaft, und überdies von dem Beiſpiele ihrer Schweſter geſchreckt, reichte nach kurzer Ueberlegung dem geſchätzten Freier die Hand, und ſegnete dieſen Entſchluß, als um einige Wochen ſpäter ihr Vater an einem wiederholten Anfalle des Blutſturzes ſein qualvolles Leben endete.

In aller Stille ward nun Mariens Verbindung vollzogen; eben ſo ſtill an der Hand treuer, ehelicher Freundſchaft ſchlichen ihre Tage dahin, nur von der Sorge um das Ergehen ihrer Schweſter getrübt, von welcher nur ſehr ſelten eine ſpärlichgemeſſene Nachricht einlief. Wie ſehnſuchtsvoll ſolch ein Schreiben aus Italien ſtets von Maria erwartet worden war, wie freudig ſeine endliche Ankunft auch bewillkommt wurde, ſo koſtete doch ſein Inhalt, obſchon er nur leiſe errathen ließ, was Maria ahnete und fürchtete — der Leſerin alle Mal heiße Thränen, die Blanca's vermuthlichem Unglücke und dem Schmerze floſſen, nichts zum Troſte, zur Hülfe für die arme Entfernte zu vermögen.

So waren zwei Jahre und darüber vergangen. An einem ſtürmiſchen Herbſtabend ſaß Maria bei ihrem Gemahl, der ſich nicht ganz wohl befand, und las, um ihn das Unbehagen dieſer Unpäßlichkeit, wie die Unbill der Witterung vergeſſen zu machen, ihm „Seume's Spaziergang nach Syrakus“ vor. Da trat einer ihrer Leute ein und meldete: Eine fremde Dame, welche im Reiſewagen vor der Thür halte, laſſe den Herrn des Hauſes, deſſen alte Freundin ſie ſich nenne, um ein Nachtquartier erſuchen, weil ſie vor dem Wüthen des Orkanes heute nicht weiter könne und ſehr erſchöpft ſei. Der Fremden ward willkommene Aufnahme verheißen, und als ſie nun in wärmende Reiſekleider tief verhüllt eintrat, mit mattem Krankenſchritte der grüßenden Hausfrau näher kam, und nun von der aufflackernden Kaminflamme hell beleuchtet vor dieſer ſtand, ſchrie Maria entſetzt auf: Herr Jeſus! Es iſt Blanca's Geiſt!

Blanca, denn ſie war es wirklich — war während dieſes Rufes ohnmächtig zuſammengeſunken, und es dauerte lange, ehe man ſie ins Leben zurück zu rufen vermochte. Aber an dieſen erſehnten Moment knüpften ſich neue Schrecken. Blanca redete irre, ein heftiges Fieber beraubte ſie fortwährend der Beſinnung, und ihr Geiſt, noch mit den Aengſten der Vergangenheit beſchäftiget, klagte bald die Härte ihres ehelichen Tyrannen an, und ſprach dann wieder die glühende Sehnſucht nach dem fernen Heimathlande, nach dem Vater und der Schweſter aus, welche Letztere, in Thränen ſchwimmend, Blanca's heißen Mund mit Küſſen verſchloß, und ſie vergebens mit ſüßen Namen aus dem dumpfen Traume zu wecken verſuchte.

Ein Bedienter Blanca's konnte den fragenden Verwandten ſeiner Herrſchaft wenig, doch genügende Auskunft geben. Er erzählte in gebrochenem Deutſch, daß der Marcheſe todt, und in Folge einer Erhitzung durch Wein und Streit geſtorben, die Signora aber ſehr unglücklich geweſen ſei. — Mehr wollte die zartfühlende Maria durch den Mund eines Dieners nicht erfahren. Endlich kam der Augenblick, der ihr langes Hoffen und Harren krönen ſollte. Blanca hatte die gefährliche Kriſis überſtanden, und ſchauete jetzt mit Bewußtſein in das frohe Schweſterauge, und als nun Maria vorſichtig und ſchonend den Erinnerungen der Kranken zu Hülfe kam, und ihr ſagte, daß ſie im Vaterlande, im Hauſe ihrer Schweſter, unter dem Schutze von Mariens Gemahl ſei, daß ſie hinfort auf Erden nichts wieder trennen ſolle, als der Tod: da feierte das Herz der Geretteten dem Herrn der Hülfe ein Dankfeſt und opferte ihm mit ſtillen Thränen.

Es giebt Erfahrungen, welche den Maßſtab verändern, womit wir gewöhnlich die Zeit meſſen, und in den Raum weniger Jahre die Schmerzen eines langen Lebens drängen. Dies Schickſal hatte Blanca getroffen. Das Unglück hatte ihrem Geiſte eine ungewöhnliche Reife, ihrem Herzen die ſanfteſte Geduld gegeben, aber die Empfänglichkeit für die Freuden der Jugend ſchien auf immer erſtorben in ihr. Ihre Wange blieb bleich, obſchon ſie längſt geneſen war, ihr Auge trüb', wenn gleich es keine Thränen mehr vergießen durfte, und das Lächeln, welches ſelten genug ihren ernſten Mund erheiterte, hatte eine ſo elegiſche Lieblichkeit, wie das Blümlein, das auf einem Grabeshügel blühet. Wiederum waren einige Jahre vergangen, die doch ihren heilenden Balſam in Blanca's Herzenswunde geträufelt hatten, da ſtarb Mariens Gatte und machte ſeine tiefbetrübte Wittwe zu einer reichen Erbin. Längſt ſchon hatten die Schweſtern ihr väterliches Gut verkauft, weil Blanca nach Mariens Wunſch und ihres Mannes Dringen ſein Haus als das ihrige betrachtete.

Die beiden Frauen lebten nun in der Einigkeit ihrer früheren Jahre, aber nicht mehr in den Hoffnungen derſelben. Auch dies ſtille Glück ſollte nicht lange dauern. Eine abzehrende Krankheit führte Maria langſam den Vorangegangenen zu, und ſie ſtarb ſo ſanft, wie ſie gelebt hatte.

Blanca ſtand nun allein in der Welt; ganz allein. Mariens Tod hatte alle Fäden zerriſſen, mit denen ſie ſich an das Leben geknüpft fühlte, und ihr Herz wollte ſich verbluten in ſeinem Wehe.

Doch, wen die Vorſicht ſo auffallend tief beugt, deſſen Schwungkraft hat ſie gewiß zur Erreichung hoher Zwecke beſtimmt, und jedes Troſtwort dürfte ſeine Anwendung auf jeden ſolchen Fall leiden: Wen Du willſt höher führen, Den führeſt Du zuvor hinab!

Mit betrübtem Erſtaunen ſah Blanca, daß ihre körperliche Kraft auch dieſen ſchwerſten Verluſt überwand, dem zu erliegen ihre Beruhigung geweſen war. Allmählich regte ſich in ihr das Bedürfniß liebevoller Verbindungen, wie der Trieb nach Thätigkeit, und ſo gerieth ſie auf den Gedanken, die ihr durch Mariens Tod zugefallenen Reichthümer gemeinnützig zu machen, und einen kleinen Staat um ſich zu bilden, welcher der Welt die Früchte tragen ſollte, die ſie in ſtillem Bemühen zu pflanzen bemüht wäre. Indem ſie das Gut Domburn, ihren Abſichten gemäß, einrichten ließ, weihete ſie es zu einer Stiftung für zwölf junge Fräulein, welche Anzahl ſtets aus ſechs armen und ſechs reichen beſtehen ſollte. Alle ſollten, jedoch ſo lange ſie ſich in der Anſtalt befänden, gleiche Vortheile genießen, und die Penſion, welche die begüterten Fräulein alljährlich zu erlegen hätten, war zu einem Depot für die Ausſtattung der bedürftigen beſtimmt, zu deſſen Vermehrung die Marcheſe aus eigenen Mitteln einen nicht unbeträchtlichen Fond ſchießte. Die Stifterin ward bei dieſer ſeltſamen Einrichtung von einer Idee geleitet, deren Erſprießlichkeit etwas tiefer geſucht werden muß. Sie wünſchte in der Verfaſſung ihrer Anſtalt den Unterſchied aufzuheben, mit welchem in der Außenwelt ſo oft Glück und Zufall Menſchen von einander trennen, die ohne dieſe Abhaltungen ſich liebend gefunden hätten. Hier ſollten nur Güte, Geiſt, reine Geſinnung und aufſtrebendes Talent als Vorzüge gelten; die Aermeren das Selbſtgefühl ihres inneren Werthes ohne äußere Unterdrückung entfalten können, und die Reicheren ſich jeder Ueberhebung entfremden, die das Vertrauen auf die trüglichen Güter des Reichthums ſo leicht erzeugt.

Das Engagement der Lehrer, wie das Etabliſſement überhaupt, veranlaßten die Marcheſe zu einer Reiſe in die Hauptſtadt. Dort ſtellte ſie ſich dem alten Fürſten vor und erbat ihrer Stiftung ſeinen Schutz. Der alte Herr ſicherte nicht nur der ſchönen Bittenden ſeine Protection zu, ſondern beſchenkte ſie nach einigen Tagen mit einem, für dieſe Beſtimmung angefertigten Ehrenkreuze.

So weit des Paſtors Erzählung. So weit auch ich für heute, wenn mein Brief kein Buch werden ſoll. Nur ungern breche ich ab; denn das Herz iſt mir ſo voll, ein Erguß in das Deine, mein Lorenz, würde es erleichtern. Aber die fernen Stadtuhren geben die Mitternachtsſtunde an. Augen und Hand wollen müde werden, und gern möchte ich dem weiteren Verlaufe meiner Mittheilungen Deinen wärmſten Antheil gewinnen; deshalb will ich mich hüten, ihm die Farbe der Schläfrigkeit zu geben. Lebe wohl! Nächſtens mehr.

Vierter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine Lary.

Ober-Höhen, den 3. Juni 1810.

Daß mir Dein Geiſt geſtern mit liebenden Wünſchen nahe geweſen ſei, habe ich empfunden, als meine Seele von den Beweiſen der rührendſten Liebe ergriffen, ſich doch nur mit Dir beſchäftigte, und Dich, die Entfernte, alſo zur Theilnehmerin meiner frohen Geburtstagsfeier machte. Ja, Seraphine, hätte ich Dich und unſere mütterliche Freundin hier gehabt, ich würde vollkommen glücklich geweſen ſein.

Als ich früh meine Augen öffnete, ſah ich ein wunderſchönes Roſenbäumchen vor meinem Bette ſtehen, ein Geſchenk von Lieschen, meinem Mädchen. Drei Centifolien bildeten die Krone des Bäumchens, welche dicht neben einander blühend mir ihre duftigen Grüße zunickten. Ein Blättchen Papier war an ihren Zweig befeſtigt, auf dem folgender Vers ſtand:

„Drei Roſen blühen Dir ſchön und zart!
Davon ſind zwei ſo innig gepaart;
Der Jugend Reiz, der Jugend Luſt,
Sie lächeln friſch an Deiner Bruſt.
Die dritte Roſe ſprießt allein,
Sie pflanzte der liebe Gott Dir ein. —
Die Roſe der Liebe ſchmücke Dein Herz,
Und nimmer verwunde ihr Dorn Dich mit Schmerz!“

Dies Verschen in ſeiner einfachen Herzlichkeit bewegte mich. Es ſegnete mich mit den höchſten Gaben des Lebens, und noch verweilte mein Auge ſtill ergötzt an ihren holden Sinnbildern, als Frau Molle eintrat und mir eine rieſengroße Mandeltorte, von neunzehn Wachslichterchen umflimmert, überreichte. Sie weihete mir mit überfließenden Augen den treueſten Glückwunſch und drängte die ganze Fülle ihres redlichen Herzens hinein.

Kaum hatte ich mich in mein Morgenkleid geworfen, als Claudius leiſe an meine Thür pochte und fragte, ob ihm der Einlaß vergönnt ſei. Ich öffnete ihm, und nun entledigte er ſich zuvörderſt eines Auftrages ſeines Herrn, der mich erſuchen ließ, zu ihm zu kommen, ſobald ich angekleidet wäre, dann küßte er mir die Hand und ſagte: Gott ſegne Sie, mein gutes, gnädiges Fräulein! Er laſſe Ihrer Tage viel werden und erhalte Ihnen das Herz froh und unbeſchwert. Ach! Heute vor neunzehn Jahren! — Iſt mir doch Alles ſo gegenwärtig, als wäre es geſtern geweſen. Dort, in jenem Winkel ſtand Ihre Wiege neben dem Wochenbette Ihrer Frau Mutter.

Ich blickte erſchüttert in die Ecke des Zimmers, die jetzt ein Bücherſchrank einnahm, und antwortete von kindlicher Sehnſucht ergriffen: Nur wenig noch kann ich mich auf meine gute Mutter beſinnen; es iſt das halbverlöſchte Bild einer blaſſen, zarten Frau, das in der Ferne meiner Erinnerungen ſtehet, und das ſehr oft, ſo wie auch jetzt, von dem Wunſche mit Himmelsfarben verklärt wird: ſie möchte noch leben, die mich gebahr, zu dem Glücke ihres Kindes! Aber der Oheim ſchweigt betrübt, wenn ich ihrer erwähne; der Gedanke an die verlorene Freundin iſt ihm ſchmerzlich, ich merkte es wohl. Selbſt ihr Grab iſt fern und keine Thräne der Liebe netzte noch den heiligen Hügel. — In ſeltſam wehmuthiger Aufregung konnte ich mich eines heftigen Weinens länger nicht enthalten.

Der Alte ſah mich ängſtlich an, er ſchien einen Augenblick mit ſich zu kämpfen, dann ſagte er entſchloſſen: Es iſt ein Bild von der gnädigen Frau, Ihrer ſeligen Frau Mutter, hier in der Nähe, zum Sprechen getroffen, nach dem Leben gemalt. Ich faßte den Arm des alten Mannes und fragte heftig: Wo, guter Claudius? Dieſer hob den Finger und antwortete: Oben, auf dem Berge, in der Marien-Capelle. Sämmtliche Schildereien, womit das Kirchlein geziert iſt, ſtellen die Wunderwerke des Heilandes dar; unter der kleinen Orgel befindet ſich des Herrn Eintritt in das Trauerhaus des Lazarus. Da liegt die gnädige Frau Mutter in der Geſtalt der Maria zu den Füßen ihres göttlichen Freundes, und wer die Selige kannte und das Bild ſieht, erwartet mit jeder Minute, daß die betrübte Jungfrau den Mund öffnen und ſagen werde: Herr! den Du lieb hatteſt, iſt todt! — Lieber Gott! Als die Nachricht von dem Tode Ihrer ſeligen Frau Mutter gekommen war, da ſchlich

ich mich hinauf auf den Berg, ſetzte mich dem Bilde gegenüber und dachte: Herr! die Du lieb hatteſt, iſt todt! Aber der Erwecker ruft die Entſchlafenen nicht mehr in das mühevolle Leben zurück, und das liebe Grab in Böhmen bleibt geſchloſſen bis auf den Tag des Gerichts.

Kaum hatte ich dieſen Gedanken gedacht, als mich ein Grauen überlief, denn aus trüben Wolken brach plötzlich ein Sonnenſtrahl und traf die Geſtalten des Erlöſers und der Maria: ſie glänzten Beide in Schimmer und Licht, und geblendet ſielen meine Augen zu Boden. Da dachte ich: das iſt ein Zeichen! Die Selige war es werth, früh zu Seiner Herrlichkeit einzugehen, und fortan trauerte ich nicht mehr.

Liebe Seraphine! Ich vermag es nicht, Dir zu beſchreiben, welche Empfindungen dieſe Erzählung in mir erregte. Claudius wollte mich jetzt verlaſſen, kehrte jedoch in der Thür noch ein Mal um und ſagte: Noch Eins, mein gnädiges Fräulein. Die Martha auf dem bewußten Bilde ſtellt die geſchiedene Frau Ihres Herrn Oheims, die nunmehrige Frau Oberſtin von Burgwart vor. Der Maler aber war ein Lügner und hat Aergerniß gegeben. Hätte Frau von Höhen gewaltet wie Martha und nichts Schlimmeres beſchafft, als dieſe, ſo wäre das Herz meines guten Herrn ungebrochen geblieben.

Jetzt ertönte die Schelle aus dem Zimmer meines Oheims, die dem grauen Kämmerlinge rief; ich folgte ihm nach einer Weile.

Gerührt drückte dieſer herzensgute Oheim mich an ſeine Bruſt und weihete mich mit Worten der Liebe zur Feier meines Lebensfeſtes. Er beſchenkte mich mit einem koſtbaren Ringe und drückte mir ein Goldröllchen in die Hand, zur beliebigen Verwendung, wie er ſagte. Dies war mir das liebſte Geſchenk, und meine Seraphine weiß ja wohl, weshalb? Auch in Ober- und Nieder-Höhen giebt es, trotz der großmüthigen Milde des Gutsherrn, ſo manchen Dürftigen und Leidenden, dem ein Scherflein, das eine geſegnete Linke willig reicht, zu Gute kommt. Mein Oheim fragte mich nun, wie ich mein Wiegenfeſt zu verleben wünſchte, und ſtellte die Beſtimmung eines etwa vorzunehmenden Ausflugs meinem Willen anheim. Da eröffnete ich ihm meinen Wunſch, die Marien-Capelle zu ſehen. Betroffen blickte mir der Oheim ins Geſicht und ſeufzte, und ſchon wollte ich meine Bitte zurücknehmen, deren Gewährung ihm ſchwer anzukommen ſchien, als er mit feſter Stimme ſagte: Gut, liebe Agnes; wir gehen auf den Berg; doch erſt gegen Abend. Es iſt heut Gottesdienſt oben, zu Ehren der Frohnleichnams-Feier, und die Capelle wird an Feſttagen von einzelnen Betern und Wallern erſt gegen Sonnenuntergang leer, wo Jeder ſich zum Heimwege rüſtet. Wir aber dürfen nicht eilen und beſtellen uns allenfalls den Wagen entgegen.

Ach! liebe Seraphine, wie hoch ſchlug mein Herz auf. Es bewegte ſich in wehmüthigfrohen Gefühlen, und verlangend beobachtete ich den Lauf der Sonne, der meiner Sehnſucht zu zögern ſchien. Endlich trat der Oheim in mein Zimmer, um mich abzuholen. Schweigend gingen wir neben einander her; der Oheim ſinnend vor ſich hinblickend; ich, von der Lieblichkeit des Bergpfades angezogen, der, allmählich aufwärts ſteigend, ſich durch dunkles Gebüſch ſchlängelte, und in ziemlich nahen Wiederholungen Ruheplätze bot, welche, mit geheiligten Gegenſtänden geſchmückt, beſtimmt ſchienen, dem frommen Wanderer körperliche Erholung, und die ſtillen Erquickungen der Andacht zu gewähren.

Noch ſchwebte die Sonne als eine feurige Kugel in farbigen, immer größer werdenden Kreiſen zitternd, über dem Blau der weſtlichen Gebirge, als wir die faſt regelmäßig runde Fläche erreichten, auf welcher die Capelle ſteht. Hinter derſelben, weit ab von dem geweiheten Platze, in dichtes Buſchwerk hineingebauet, befindet ſich das Häuschen des Sakriſtans, der, ein ehemaliger Kloſterbruder, die Pflichten ſeines Berufes, Gebet und Abgeſchiedenheit, hier erfüllt, und einen Theil der anbetenden Verehrung genießt, welche dem Wunderbilde dargebracht wird. Der Sakriſtan hatte uns kommen geſehen, er trat aus ſeinem Blumengärtchen uns ehrerbietig entgegen, und begleitete uns in die Capelle, fortwährend zu dem Oheim ſprechend. Mir war dies lieb, ich konnte mich nun um ſo ungeſtörter mir ſelbſt überlaſſen.

Unter Schauern betrat ich die eingedrückte Schwelle des Heiligthums. Der Weihrauch- und Kerzendampf von der heutigen Feſtfeier hatte ſich noch nicht ganz verzogen, und verhüllte nebelartig, was dem Auge ſich darſtellte. Nur einen Blick warf ich nach dem Altar, über welchem das kleine, dunkle Gnadenbild in einem Rahmen von natürlichen Blumen prangte, dann wendete ich mich dem Orgel-Chore zu.

In hellem Farbenglanze durch Kunſt und Genialität unterſchied das darunter befindliche Gemälde ſich auffallend von den übrigen, mitunter ſchon undeutlich gewordenen Schildereien. O meine Freundin! Wie durchbebte der Anblick dieſer himmliſchen Maria mein Herz! Ja, ich fühlte es, dies Geſicht voll Klarheit, welches die Augen, aus denen ein ſanfter Schmerz blickte, mit dem Ausdrucke der Klage zu dem Herrlichen erhob, der liebend auf die Knieende nieder ſah, hatte einſt dem Leben gehört! Aus dieſen Zügen ſprach nicht die Phantaſie des Künſtlers allein, ſondern eine

Seele, die, längſt verklärt, jene liebliche Hülle nicht mehr bewohnte. Nie habe ich eine beſeligendere Gewißheit der Unſterblichkeit empfunden, als vor dieſem Bilde. Der Frieden jener Verheißungen, welche zum Troſte des Trauernden von Bethanien herübertönen, füllte mein Gemüth; ich ſah den Himmel offen und das Lächeln der Mutter, wie das leuchtende Angeſicht meines und ihres Vaters.

Auch die ſeitwärts ſtehende Martha war ſehr reizend dargeſtellt; aber in welch anderer Schönheit als meine fromme Mutter! Ein irdiſches Feuer glühete in den großen, ſchwarzen Augen; auf den hochgefärbten Wangen brannte jugendliche Kraft, und die volle Figur ſchien den Leiſtungen häuslicher Thätigkeit gewachſen.

Tief in Anſchauen und Betrachtung verloren, hatte ich nicht wahrgenommen, daß der Oheim an meine Seite getreten war. Er bat mich leiſe, dem Gnadenbilde einige Aufmerkſamkeit zu gönnen, um des Sakriſtans willen, der dieſe meine Geringachtung der Wunderthäterin als eine Beleidigung ihrer Heiligkeit betrachten und Anſtoß daran nehmen konnte. Ich folgte dem Winke und wendete mich dem Mönche zu, der freundlich und ohne alle Empfindlichkeit mein verſtellte Intereſſe an der Madonna mit einer umſtändlichen Erzählung ihrer Thaten vergalt, und mir die faſt unglaubliche Geſchichte, wie das Bild auf dieſer Stelle gefunden, und deſſen wunderſame Kraft entdeckt worden ſei, zum Beſten gab. Ich betrachtete während der monotonen Rede des Sakriſtans das Angeſicht der heiligen Jungfrau; es erſchien mir düſter, und erregte weit eher ein unheimliches Gefühl in mir, als höhere Begeiſterung für das Schöne und Erhabene. Das Gerüſt des Altars, auf deſſen Stufen getrocknete und friſche Blumenſträußer und Kränze umher lagen, war mit einer Menge goldener und ſilberner Schauſtücke, Halsbänder von Granaten und Corallen, Steinkreuzchen an Sammet- oder Seidenband, ſeltſam behangen. Ich fragte nach der Urſache und Bedeutung dieſer wunderlichen Zierrathen, und vernahm, daß es Opfer der Dankbarkeit, oder Unterpfänder frommer Gelübde ſeien, von gläubigen Anbetern für empfangene Gnadenerweiſe, oder ringend danach, an geweihetem Orte niedergelegt.

Der Gedanke rührte mich unbeſchreiblich, wie viele tauſend, und abermals tauſend Herzen voll Angſt, Augen voll Thränen, Hülfe heiſchend und hoffend, zu dem Bilde ſchon aufgeblickt haben möchten, das in ſeiner todten Dauer die Schmerzen und Hoffnungen ſchnell verſunkener Geſchlechter überlebt hatte, und noch überleben würde. Ein Bedauern, ein Mitleid mit menſchlichem Wahn und Irrthum wollte mich beſchleichen, aber der Genius meines Lieblingsdichters wehrte der traurigen Regung, und flüſterte mir tröſtend Thekla's Worte zu:

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl;
Wage Du, zu irren und zu träumen,
Hoher Sinn liegt oft im kind'ſchen Spiel!

Als ich mich nun abwendete, ſah ich den Oheim noch in ſinniger Beſchauung vor dem Orgelbilde verweilen. Mich ihm langſam nähernd, fragte ich den Sakriſtan, wie es zugehe, daß dies Gemälde ſo auffallend friſcher und neuer als die andern erſcheine. Die Antwort war: Vor einer langen Reihe von Jahren habe ein Wolkenbruch das Dach der Capelle beſchädiget, und mit eindringender Gewalt das Bild unkenntlich gemacht, welches nun hätte aufgemalt werden müſſen.

Im Begriffe noch etwas hinzuzufügen, ward der Berichterſtatter ſchnell von meinem Oheim unterbrochen, der zu mir ſagte: Es wird ſpät, Agnes; wir müſſen nun wohl aufbrechen.

Als wir in den roſigen Abendſchein hinaustraten, bemerkte ich, daß mein Oheim bleicher als gewöhnlich ausſehe, und fragte beſorgt, ob ihm etwas fehle. Er lächelte und ſagte: Die dumpfe Kirchenluft habe ihn kältend durchſchauert, doch werde ihm im Freien gewiß bald wieder warm und wohl werden.

Die Sonne war indeſſen geſunken. Ihr Nachſchein flammte in purpurnen Wolkenſtreifen über unſeren Häuptern, doch in der Tiefe und Fläche, von welcher man einen ſehr anmuthigen Theil überſehen konnte, walteten und webten ſchon die Schatten der Dämmerung. Einige große, ſchöne Dörfer, maleriſch gelegen, fielen mir auf, und ich erkundigte mich, wem dieſe Beſitzungen gehörten. Mein Oheim ſtand ſtill, mit Antheil der Richtung meiner Blicke folgend, und antwortete: Dies ſind die Sonnenſteinſchen Güter, deren Eigenthümer das Recht dieſes Namens durch ſinnloſe Verſchwendung verwirkt und an eine Menge Gläubiger verloren hat, die nun endlich, wie mir geſtern der Sequeſtrator ſagte, einen Käufer gefunden haben, der ihnen gerecht iſt. Man ſagt, der Baron Horſtall wolle die Güter für ſeinen Sohn kaufen, den man würdig nennt, der Sohn ſolch eines Vaters zu ſein. Es wäre mir lieb, wenn dieſe Nachricht ſich beſtätigte; denn eine liebe, umgängliche Nachbarſchaft fehlt mir.

Nun, meine liebe Seraphine, habe ich Dir getreu das Begehen des Tages beſchrieben, den Deine theilnehmende Liebe mir ſonſt verſchönte, und mir das beglückende Bewußtſein gab, daß mein Daſein für ein theures Weſen wichtig und erfreulich ſei. Möchte es ſtets ſo bleiben, und Deine Agnes, wie entfernt von Dir ſie auch lebe, Deinem Herzen immer nahe und vertraut ſein! Lebe wohl!

Fünfter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

F……, den 4ten Juni 1810.

Nächſtens mehr! So, lieber Lorenz, ſchloß ich meinen letzten Brief an Dich, ohne zu ahnen, was ſich zwiſchen die ſo bald vorgenommene Fortſetzung drängen könnte. Wir armen, ſchwachen Menſchen! Vermögen wir es wohl, das ſpäte Ende eines Abends an den Saum des Morgens zu knüpfen, ohne daß wir gewärtig ſein dürften, es könne ſich Großes und Wichtiges, Leben und Tod in den Raum einer flüchtigen Stunde drängen? Doch wie komme ich wohl zu einer Aeußerung, welche Dich mit der Vermuthung ängſten könnte, als hätten unangenehme Erfahrungen für mich die letztverfloſſene Zeit erfüllt? Nein, mein treuer Freund! Ein Engel ſtehet zwiſchen meinem letzteren Briefe und dieſem; ein Sonnenaufgang in meinem Herzen trennet leuchtend die Vergangenheit von der Gegenwart und verkläret meine innere Welt. Ich liebe — Du erräthſt es, Grauen, und dies allmächtige Gefühl erhöhet und durchglühet auch meine Freundſchaft für Dich.

Dies voraus, Lieber, und nun will ich zu abſtrahiren verſuchen, und da fortfahren, wo ich, wie Du Dich erinnern wirſt, mit der Erzählung, welche der gute Paſtor gab, geſchloſſen habe.

Am folgenden Morgen verließ ich das gaſtliche Pfarrhäuschen und fuhr dem nahen Domthurm zu. Mit ſtillem Ergötzen verweilten meine Gedanken noch in der Mitte der kleinen, glücklichen Familie, die ich eben verlaſſen hatte; dieſem arkadiſchen Bilde gegenüber ſtand das dunkle geheimnißvolle Schickſal der Stiftsdame, die ich nun kennen lernen ſollte. Doch hatte die Geſchichte ihres Unglücks, vom Paſtor mit Wärme dargeſtellt, ein wehmüthiges Intereſſe für dieſe Frau in mir erregt. Der Paſtor, der ſie perſönlich kennt und zuweilen ſieht, ſchien mit tiefer Achtung für ſie erfüllt, nur war er nicht ganz zufrieden mit der Beſtimmung, die ſie ihrer Zeit und ihren Kräften gegeben. Er meinte, unglückliche Frauen müßten ſich niemals mit der Erziehung beſchäftigen, wenn anders die Vorſicht ſie nicht durch den Beſitz eigener Kinder dazu verpflichtet und angewieſen hätte. Sie würden vielleicht gute und weiſe, aber niemals reinglückliche Menſchen bilden; denn der Geiſt der Kindlichkeit, dieſer allein beſeligende und himmeleröffnende, fliehe vor dem Genius der Erkenntniß, und die Bluthen des Paradieſes welkten da, wo Früchte der Erfahrung reiften. Ich konnte nicht umhin, ihm Recht zu geben.

Finſter umwaldet, von einem breiten Wallgraben umgeben, liegt das ſchöne, große Stiftshaus. Als mein Wagen über die Brücke donnerte, bemerkte ich, daß etwas Ungewöhnliches darin vorgehen müſſe. Es ſtanden mehrere Thüren geöffnet. Arbeiter mit Handwerksgeräth gingen aus und ein, in den oberen Stockwerken waren faſt alle Fenſter ausgehoben, und ich konnte vermuthen, daß ein Bau im Werke ſei. Ich war bereits ausgeſtiegen, ohne daß Jemand mich wahrgenommen hätte, und näherte mich nun der Hauptthür, in welcher mir ein artiger Mann entgegentrat, der dem Anſcheine nach zwar ein Untergebener der Marcheſe, aber in höherer Charge, als ein gewöhnlicher Bedienter ſei. Ich nannte meinen Namen; mit der Frage, ob ich der Frau Marcheſe meine Aufwartung machen könne, antwortete er mir ſehr höflich, daß ſeine Gebieterin mit ſämmtlichen Fräuleins und Lehrern auf das andere Gut gereiſt wäre, und acht oder zehn Tage dort zu bleiben gedenke, weil einige Reparaturen im Hauſe nöthiger Weiſe hätten vorgenommen werden müſſen, denen die Herrſchaft hätte aus dem Wege gehen wollen.

Mein Geſicht mochte verrathen, wie unlieb dieſer Zufall mir ſei; denn der Mann überbot mit freundlicher Verlegenheit mein eigenes Bedauern, und öffnete die Flügelthüren eines Zimmers zu ebener Erde, mit der Bitte, daß ich mich hier ein wenig ausruhen und überlegen möchte, ob ich ſeiner Dame den zugedachten Beſuch ungeachtet der weiteren Entfernung dennoch machen, oder ihn mit einem Auftrage an dieſelbe beehren wolle.

Mechaniſch trat ich ein, ungewiß über meinen zu nehmenden Entſchluß. Die Aufopferung eines ganzen Tages (ſo viel und noch mehr Zeit würde mich der Hin- und Herweg gekoſtet haben), um welchen ich im erſteren Falle das Wiederſehen meines geliebten Vaters verſpätete, dünkte mich ein, dem Zwecke dieſer Säumniß unangemeſſenes Mittel, der mehr eine Befriedigung meiner erregten Neugier, als der gewiſſenhaften Sorge war, das Schreiben meiner Römiſchen Bekanntin in die eigenen Hände der Behörde niederzulegen. Das unerwartete Fehlſchlagen meiner ſichern Erwartung hatte zudem plötzlich meinen Wunſch, dieſe Sarelli kennen zu lernen, abgekühlt, und ſo ward ich denn einig mit mir, das Schreiben, jenem, mir zuverläſſig ſcheinenden Manne zur baldigen Beſtellung einzuhändigen.

Jetzt erſt betrachtete ich meinen Aufenthalt; dieſer war ein großes, hohes Zimmer, einfach aber koſtbar eingerichtet, wenig, aber zart und ſinnvoll geſchmückt.

In einer Niſche ſtand auf einem Poſtamente hinter wallendem Flor eine weibliche Marmorbüſte, in der ich, weiß ich doch ſelbſt nicht, wie der Gedanke mir kam, das Abbild von der Schweſter der Marcheſe vermuthete. Bald aber entwandte ein Gegenſtand meine Aufmerkſamkeit jeder anderen Decoration ſo ganz und gar, daß ich Dir nur von dieſem zu ſagen weiß, und weiter nichts als ihn mehr ſah noch bemerkte.

Ueber dem Sopha hing in einem goldenen, vertieften Rahmen ein Oelgemälde; zwei Mädchenköpfe in ſüßer Vertraulichkeit dicht zu einander geneigt. Die Erde kann nichts Schöneres bewohnen, als dieſe beiden lieblichen Geſchöpfe, wenn ſie nämlich der Wirklichkeit gehören und nicht etwa der entrückte Traum einer heißen Künſtler-Phantaſie ſind! So dachte ich, tief in Anſchauen verloren. Gern möchte ich Dir den ſehr verſchiedenen Liebreiz dieſer Engelsköpfe beſchreiben, wenn ich es vermöchte. Das eine der Mädchen, eine helle Blondine, richtete ein paar große, azurblaue Augen ſchmachtend aufwärts, während ihr Arm den zarten Hals der Anderen umſchlang, welche, dieſem liebenden Zuge folgend, in einer kleinen Beugung des Hauptes den vollen Ausdruck hingebender Weiblichkeit zeigte. Eine ſüße Schwärmerei, ſtilles, träumeriſches Glück ſchaute von der Stirn der Blonden, um die geſchloſſenen Lippen ſpielten Züge der

Sehnſucht und Zärtlichkeit. Durch das goldene Gelock waren reiche Perlenſchnüre gezogen, ein Armband von Juwelen umſchloß den erhobenen Arm, und eine kleine, wunderſchöne Hand, an welcher Ringe prangten, hielt das blaue, flatternde Gewand züchtig über dem Buſen zuſammen. Ich glaubte, dies Mädchen, wenn es lebte, ſei ein reiches, und der Maler habe dies angeben wollen.

Die Andere, o Lorenz, welche Andere! trug nur ein wildes Röslein im braunen Ringelhaar, und die milden halbbedeckten Augenſterne blickten die Freundin mit Innigkeit an. Das Lächeln der Unſchuld ſchwebte um den leichtgeöffneten Mund, und Frieden und Sanftmuth hatten dieſem feinen Oval die Weihung weiblicher Reinheit und Vollendung gegeben.

Jetzt trat der freundliche Mann wieder ein, ſervirte mir behend und zierlich ein feines Gabelfrühſtück, und entſchuldigte ſich, mich auf einige Minuten verlaſſen zu haben, mit der Menge von Geſchäften und Beſorgungen, welche ihm durch die fremden Arbeiter und deren verſchiedenartige Bedürfniſſe zugewachſen wären. Ich händigte ihm das Schreiben an die Marcheſe ein, bat ihn, es baldmöglichſt an ſeine Dame zu beſördern, legte nächſtdem eine Empfehlungs-Karte ab, und empfing das Verſprechen, daß beides noch in dieſer Stunde durch einen reitenden Boten abgeſendet werden würde, welcher Geſchäftsberichte zu erſtatten und Befehle einzuholen, einen Tag um den andern an die abweſende Herrſchaft abgehe.

Nach einem kleinen Uebergange fragte ich meinen Geſellſchafter, ob dieſes Bild eine Idee ſei. Er antwortete: Um Vergebung, Herr Baron, es iſt die Copie zweier Fräulein, welche erſt ganz kürzlich unſer Dornburn verlaſſen haben. Beide waren Lieblinge der gnädigen Frau und ſpecielle Freundinnen, weshalb die Frau Marcheſe ſie in dieſer Stellung malen laſſen. Die Blonde iſt eine Gräfin Lary, die Braune im weißen Kleide ein Fräulein von Höhen.

In dieſem Augenblicke ward zu meinem höchſten Verdruſſe der Referent abgerufen, weil der Tapezirer mit ihm ſprechen wolle. Ich konnte ſchicklicher Weiſe nicht länger ſäumen, und verfolgte nun meinen Weg weiter.

Du wirſt lächeln, Lorenz, wenn ich Dir ſage, daß jenes Bild mich begleitete. Das himmliſchſanfte Geſicht der kleinen Braunen war das Eigenthum meiner Erinnerung geworden, während mein bewundernder Beifall, mit welchem ich die hehre, blonde Schönheit betrachtet hatte, nur der flüchtige Tribut einiger Momente geweſen war. Ich mußte zuletzt ſelbſt über mich lachen, denn mir fiel das Bild der Prinzeſſin Turandot ein; ich fühlte, daß es auch für vernünftige Leute ſo gar ſchwer nicht ſei, einmal thöricht zu werden.

Meine Ankunft im väterlichen Hauſe, tauſend Dinge, die ich zu fragen, zu beantworten hatte, die Erneuerung heimathlicher Verhältniſſe, hatten meine Seele ſo lebhaft beſchäftiget, daß dies Schooßpüppchen meiner Gedanken einſtweilen in den Hintergrund geſchoben worden war.

An demſelben Tage, wo mein letzter Brief an Dich abgegangen war, komme ich gegen Abend aus der Stadt, und nehme den Umweg über die Promenade, auf der ich noch Einem oder dem Andern meiner Bekannten zu begegnen hoffte. Aber wie angefüllt mit Spaziergangern dieſe auch war, ſo fand ich doch die geſuchte Anſprache nicht. Angenehm überraſcht verweilte ich bei den allerliebſten, während meiner Abweſenheit entſtandenen Anlagen um das Haus des Reſtaurateur Charon, und wie ich mich nun ſeitwärts wende, durchblitzt mich zuckend ein froher Schreck, denn das Original meines Domburner Märchens, mit der Roſe im braunen Haar, gehet, weißgekleidet wie ihr Abbild, an der Seite einer älteren Dame, die ein Huſaren-Officier führte, leibhaftig an mir vorüber!

Ich ſtarrete der Erſcheinung mit offenem Munde nach, da eilt ein dienſtbarer Geiſt Charons in grüner Schürze, mich grüßend, an mir vorbei; ich aber halte ihn an und frage, ob er die Dame dort kenne. Der Marqueur hielt blinzelnd die Hand über die Augen, und ſagte: Es iſt die Frau Oberſtin von Burgwart mit ihrer Tochter; den Officier kenne ich nicht, es muß ein Fremder ſein.

Ich war nun um nichts klüger, als vorher. Du wirſt vielleicht ſagen, daß meine Phantaſie mir einen argen Streich geſpielt, und einer fremden in Beziehung auf Geiſt und Anmuth vielleicht ſehr unbedeutenden Perſon, die Züge eines Geſichts geliehen hätte, welches, ſtill und geheim Herrſchaft über meine Vorſtellungen übend, ſich in einer ganz verſchiedenen Form geſpiegelt; aber, ich betheure es Dir, Lorenz, Du würdeſt irren, wenn Du dies dächteſt. Es war keine Täuſchung; nur lachender, heiterer, als das gemalte Geſicht, erſchien mir das lebendige, doch dürfte dies wohl in der Ordnung ſein.

Nachſinnend, bald mich ſelbſt Lügen ſtrafend, dann wieder mein gutes Auge rechtfertigend, ſchritt ich vorwärts, und ward nun, wo es mir ungelegen kam, von einem alten Freunde meines Vaters aus tiefem Traume wach geſchüttelt. Es war der biedere Hofrath Heyſan. Mich ſchlau fixirend, ſagte er: Die Gedanken mögen wohl noch auf Reiſen ſein, und in der Ferne umherſchweifen, ich erbitte mir deshalb die Hälfte des herzlichen Willkommens zurück, das ich dem Vavon Collmar darbrachte, den ich mit Leib und Seele zurückgekehrt wähnte. Ei, ei, Baron! die ſchwarzen Augen der Südländerinnen haben ſchon manch feſtes Herz in Brand geſteckt, allein einem braven Patrioten iſt ein vaterländiſches Märchen doch das ſchönſte in der Welt.

Dieſe letzte Aeußerung führte den leidenſchaftlichen Politiker plötzlich auf eine ganz abſtracte Idee, und überhob mich einer Widerlegung ſeines Verdachtes. Als ich nach Hauſe kehrte, ſagte mir mein Vater, daß eine Einladung auf übermorgen Abend an uns ergangen ſei, zur Feier der Silberhochzeit des Regierungs-Präſidenten; es werde die ganze große und ſchöne Welt der Hauptſtadt daſelbſt verſammelt ſein, und Fürſt Michael dies Feſt durch ſeine Gegenwart verherrlichen.

Die leiſe Ahnung, daß ich dort eine Gewiſſe finden würde, machte mir dieſe Nachricht angenehm, und entlockte mir ein unbewachtes Zeichen dieſer Regung. Mein Vater lächelte und bemerkte, daß ich geſelliger geworden wäre, und meine vormalige Abneigung gegen größere Cirkel aufgegeben zu haben ſchiene. Ich ſchwieg getroffen, und die Furcht, mein Vater möchte mich zu ſchnell errathen, raubte mir den Muth, mich, wie ich es anfänglich gewollt, nach der Familie Burgwart bei ihm zu erkundigen.

In unruhiger Erwartung fuhr ich mit meinem Vater nach dem Hauſe des Präſidenten. Wir kamen ſpät und waren die letzten Gäſte. Die anſehnliche Verſammlung befand ſich theils in einem großen, mit Geſchmack und Beziehung auf den Gegenſtand dieſer Abendfeier ſchön decorirten Familienſaale, theils in mehreren anſtoßenden Zimmern, wo Spieltiſche und auch Unterhaltung anderer Art arrangirt waren. Bei dem Eintritte in eins dieſer Zimmer höre ich mich von einer bekannten Stimme begrüßt, und Julie, die Tochter des Präſidenten, meine ehemalige Tanzſtunden-Moitié, wie Du weißt — tritt hinter einer Fenſter-Gardine hervor, an ihrer Hand, o Freude! — meine Holde, welche mir von Julie als das Fräulein von Höhen vorgeſtellt ward. Nach einer Stunde, in der mich Ungewißheit und Neugier quälten, erfuhr ich endlich, daß die Oberſtin von Burgwart zweimal verheirathet geweſen, jetzt Wittwe, und ihre Tochter das Kind einer erſten, durch Scheidung getrennten Ehe ſei.

Siehſt Du, mein Freund, ſo hatte ich dennoch Recht gehabt, der Paſtor jedoch mit ſeiner Behauptung von der Bildner-Fähigkeit geprüfter Frauen Unrecht, und der Maler, welcher das Bild in Domthurn malte, am Ende auch. Denn dieſe Laura, deren Liebenswürdigkeit Petrarca's ſchönſtes Lied verdiente, iſt das heiterſte, glücklichſte Geſchöpf unter der Sonne, und der Maler hat, ſo vermuthe ich, nur dem trübſinnigen Geſchmack der Marcheſe zu Gefallen, den reizenden Muthwillen dieſes Schelmengeſichtchens in milden Ernſt und fromme Duldung verwandelt. Auch bemerkte ich bei genauerer Vergleichung, daß der Künſtler phantaſiereicher als wahrheitsliebend geweſen ſei; manche Verſchiedenheiten zwiſchen Laura's Hebe-Kopfe und jenem Bilde fielen mir ſpäter auf, ohne daß dieſe Bemerkungen den Zauber entkräftet hätten, in welchen mich das ſchöne Mädchen mit jeder Secunde ſtärker bannte. Die Mutter des Fräuleins hatte nicht, wie ihre Tochter, das Glück mir zu gefallen. Sie mag ſehr ſchön geweſen ſein, ja ſie imponirt wohl heute noch durch die Majeſtät ihrer Figur, durch die königliche Stellung, durch die Wahl eines pomphaften, doch ein wenig üppigen Anzuges; aber es liegt etwas in dem Geſichte dieſer Frau, was — mir zuwider wäre, wenn gleich ich dieſem Etwas keinen Namen zu geben vermag.

Ich war dieſen Abend ſo viel um Laura, als es ſich mit der ſchuldigen Rückſicht auf die Geſellſchaft vereinigen ließ, doch hielt, wie oft es mir auch nahe lag, ein geheimer Zwang mich ab, ihr zu ſagen, *wo* und *wie* ich ſie zuerſt geſehen. Mich dünkte, eine Erinnerung an das düſtere Domthurn müßte auf die Lebensfrohe hier in der zwangloſen Freiheit geſelliger Umtriebe ungefähr ſo gewirkt haben, wie der Anblick des kleinen Kerkers, dem er entronnen, auf den Vogel, welcher mit reger Luſt in den blauen Weiten der Frühlingsluft flattert. Auch erinnerte ich mich, und gewiß à tempo, daran, was einſt ein feiner Menſchenkenner ſagte: Die Weiber wollen nicht nur *allein*, ſie wollen auch *zuerſt* und *zuletzt* geliebt ſein. Sie ſind eiferſüchtig auf ſich ſelbſt. Eine leiſe Regung von Neid miſcht ſich bei ihnen in die Freude, womit ſie den Geliebten ihr Bild betrachten ſehen, und hätte eine Schilderung der Darſtellung von ihnen, dieſem früher als ihr eigenes Selbſt ein bewunderndes Intereſſe eingeflößt, ſo wäre ihnen die liebſte Eroberung verkümmert. Daran dachte ich jetzt, und ſchwieg.

Ich habe die Hoffnung, Laura öfter zu ſehen und zu ſprechen, denn Julie iſt ihre Freundin und mir gewogen.

Ach Grauen! das Leben iſt doch ſchön! O! was gäbe ich jetzt darum, wenn Du die Empfindung, welche mich beſeelt, aus eigener Erfahrung kennteſt! Aber Du glüheſt ja nur für die Kunſt, und an ſolchem Feuer entzündet ſich wohl die ſanfte Heiterkeit, welche Dich ſtets durchwärmt, aber nicht die unſägliche Wonne, welche in meiner Bruſt lodert und flammt, und die ich gern jedem Athmenden mittheilen möchte, am liebſten aber Dir, dem Freunde meines Herzens.

Mein Vater ſcheint ein wenig verſtimmt: dies könnte mich beunruhigen, wenn ich nicht ſo ſelig wäre. Er betreibt die Kaufunterhandlungen um die Sonnenſteiniſchen Güter ſehr eifrig, und ſagte mir, er ſähe es nicht gern, wenn ich allzu lange hier bliebe; vermuthlich meint er dies in Beziehung auf unſere Verhältniſſe zum Hofe. Mir iſt es lieb, wenn ich auf dieſe Art bald in Thätigkeit komme; denn mein eigner Herr zu werden, kann ich kein Verlangen tragen, da die Güte meines Vaters mich nie den Druck der Abhängigkeit hat empfinden laſſen.

Ein entzückender Gedanke verknüpft ſich der Ausſicht auf meine nahe Eigenthums-Selbſtändigkeit. Wie lachend glänzt mich die Zukunft an! Wie glücklich kann ich werden! Die ſchönen Güter, welche meines Vaters fürſorgende Güte mir zuzueignen denkt, ein holdes Weib, das die Grazien um den Hausaltar verſammelt — und Deine treue Freundſchaft, mein Lorenz, die meinen guten Geiſt beſchützt und hält. Lebe wohl!

Sechster Brief.

Gräfin Seraphine Lary an Agnes von Höhen.

Eſchenwalde, den 14. Juni 1810.

Schon früher würdeſt Du eine Antwort auf Deinen mir ſo lieben Brief erhalten haben, wenn ich nicht von einer Abhaltung am Schreiben verhindert worden wäre, auf welche Du unter allen denkbaren und möglichen gewiß am wenigſten rathen würdeſt. Ich bekam die Maſern, und das ganz gehörig; denke nur, liebſte Agnes, ich, das achtzehnjährige Kind!

Aber, daß Gott auch das Schlimmſte zum Segen gebe, iſt mir wieder einmal recht klar geworden, und ich habe ihm inbrünſtiger für dieſe Krankheit gedankt, als jemals für das Glück der Geſundheit.

Ich fühlte mich anfänglich ſehr unglücklich hier; ach! Du Liebe glaubſt nicht, wie ſehr! Meine Großmutter — o! nur gegen Dich, gute Agnes, darf ich ſo mich äußern — mag wohl durch eine ſteife Erziehung und durch ihr langes Leben am Hofe dahin gekommen ſein, daß ihr das unausgeſetzte Bewegen in den Formen des Anſtandes Gewohnheit, und demnach zur zweiten Natur geworden iſt; ſo wie man durch ein ſtetes Tragen der Schnürbruſt zuletzt lernen könnte, darin zu ſchlafen und jedes Geſchäft zu verrichten.

Sie verurtheilt durchaus jede poetiſche Richtung des Geiſtes, jede höhere Anlage des Gemüthes, als Schwärmerei und nutzloſes Träumen, und beſchäftiget weit lieber den leeren Sinn mit den häuslichen Einrichtungen ihrer Bäuerinnen, mit Neuigkeiten und Geträtſch aus den erſten Societäten der Hauptſtadt, als mit Gegenſtänden, welche die Seele emportragen über das Sichtbare und ihre Wirkſamkeit adeln, ihre Geſinnung heiligen. Meine Großmutter erwähnt wohl auch dann und wann Gott, doch ohne ſeine Nähe zu empfinden. Sie beſucht die Kirche, aber nur, wie ſie ſelbſt ſagt, des Beiſpiels wegen. Sie feiert Morgen- und Abendandachten, allein aus franzöſiſchen Gebetbüchern, um, wie ſie mir ganz rückhaltlos verſicherte, dieſer Unterhaltung ein wenig mehr Intereſſe zu geben.

Guter, großer Gott! Dieſe Worte zuckten flammenheiß durch mein Herz! Ich dachte an unſere theure Sarelli, wenn ſie in der Frühe des Tages aus ihrem Schlafgemache kam, und wir an den ſchimmernden Augen voll Spuren ſeliger Thränen, an dem überirdiſchen Lächeln des blaſſen Geſichts, an den bewegten Klängen der ſanften Stimme merkten, ſie hatte gebetet!

Anſtatt daß ich nun meine Großmutter hätte bemitleiden ſollen, die ſo reich iſt, und doch die höchſten Schätze nicht beſitzt, die dem tiefen Grabe ſo nahe ſteht, und nicht weiß, wie hoch der Menſch hienieden ſtehen kann, wandelten mich Regungen des Unwillens und der Geringſchätzung gegen ſie an, aber ein Zufall behütete mich davor, daß dieſe Stimmung eine bleibende geworden wäre.

In der Stille eines Freitagsmorgens lag ich am Fenſter meines Erkerchens, als die Glocken der nicht weit entfernten Kirche plötzlich anſchlugen. Ich fragte meine Kammerfrau, ob dies einem Todten gelte. Sie antwortete mir, es werde zur gewöhnlichen Wochenpredigt eingeläutet. Schnell ging ich zu meiner Großmutter, und bat ſie, mir zu erlauben, daß ich dem Gottesdienſte beiwohnen dürfe. Sie lächelte, nannte aber meine Bitte, die ſie gewährte, einen Einfall, und ermahnte mich, den Bedienten, welchen ich mitnehmen ſollte, ja in der Kirche zu behalten, wenn ich etwa die Beendigung der Feier nicht ganz abwarten wollte.

Es war noch Niemand in der Kirche, als ich eintrat, und ſo konnte ich mich unbemerkt in ein Winkelchen der herrſchaftlichen Loge drücken, wo ein, mit flimmernden Kränzen und Kronen behangener Pfeiler mich neugierigen Blicken entzog. Nach und nach, aber doch nur ſpärlich, füllten ſich die leeren Bänke, und der Prediger, ein alter Mann von ſtarkem, kräftigem Anſehen trat auf. Die Sonne beſtrahlte ihn und gab ſeinem weißen Haare, das in dünnen Löckchen unter einem ſchwarzen Sammtkäppchen hervorquoll, den Glanz des Silbers. Er ſprach über die chriſtliche Duldung. O Agnes! dieſer Text that mir eben Noth; ich fühlte es mit Gewiſſensſchmerz. Er ſagte, wie die Menſchen ſo oft ſich verſündigten an dem Geſetze der Liebe, indem ſie ſich des Richteramts über die Schwachheit des Nächſten anmaßten, welches doch nur dem Allheiligen allein gehöre. Darum, ſo ſprach der Geiſtliche, iſt Demuth die ſchönſte der Tugenden; jene Zöllner-Demuth, die, auch bei dem Gefühle des eigenen Werthes, doch mit tiefer Erkenntniß ſaget: Gott ſei mir Sünder gnädig! — Dem Frommen, und dieſen Namen wollen wir ja alle verdienen — ſind auch die Mängel und Fehler ſeiner Nebenmenſchen Führer und Wegweiſer zum Himmel; denn ſie lenken ſeine Liebe, ſein Beſtreben, ſeine Sehnſucht nach edlerer Gemeinſchaft hinauf zu Dem, an welchem keine Sünde erfunden ward; u. ſ. w.

Ich war gerührt, im Innerſten ergriffen, und reuig wendete ſich mein Sinn. Zwar hatten Thränen mein Auge benetzt, aber ſie waren doch nicht ſo häufig gefloſſen, um den Augenſchmerz zu erklären, welchen ich ſchon ſeit einigen Tagen leiſe gefühlt hatte und jetzt ſtärker empfand. Auch eine Beklemmung preßte meine Bruſt, die nicht allein von dem Schwellen des Herzens ausgehen konnte, und ein unbehagliches Fröſteln durchzog meine Glieder, welches offenbar etwas Anderes war, als ein milder Schauer der Rührung.

Als ich nach Hauſe kam und meiner Großmutter die Hand küßte (eine Huldigung, welche diesmal die geheime Bedeutung einer ſtillen Abbitte, eines Beſſerungsgelübdes hatte), legte ſie mir die Hand unter das Kinn und fragte mich, ob ich krank wäre. Sie meinte, ich wäre ihr ſchon vor dem Kirchgange bläſſer als gewöhnlich vorgekommen, auch fände ſie meine Augen ein wenig entzündet. Ich mußte nun der Wahrheit gemäß es beſtätigen, daß ich mich unwohl befände, und die Schuld dieſer Unpäßlichkeit ward auf die unſchuldige Kirche geſchoben. Meine Großmutter befahl, daß man mir einen Becher Bouillon bringe, den ich trinken ſollte, doch mit Ekel und Widerwillen wies ich die dampfende Brühe von mir, und ward alsbald von einem ſo heftigen Fieberfroſte ergriffen, daß ich mich ſogleich zu Bette legen mußte. Umſonſt hüllte mich die Kammerfrau dicht in die wärmenden Kiſſen, trank ich mehrere Taſſen heißen Fliederthee; dies eiſige Durchkälten wich keiner wohlthätigen Erwärmung, ſondern machte endlich glühender Hitze Platz, mit welcher ich in einen trügeriſchen Schlaf fiel. Mein Athem flog, ein wunderliches Säuſeln und Summen tönte um mich, und phantaſtiſche Geſtalten zogen an mir vorüber; ich vernahm den Schall meiner eigenen Worte, ohne ihren Sinn zu verſtehen, und den trockenen, brennenden Lippen nach Willkür Schweigen gebieten zu können. Ich erwachte, und es mochte ſpäter Abend ſein, denn die herabgelaſſenen Gardinen verhüllten keinen Tagesſchein mehr. Meine Großmutter ſaß weinend in einem Armſeſſel an meinem Bette; ihr gegenüber ein Mann, unter deſſen prüfender Hand mein Armpuls klopfte.

Biſt Du endlich munter, Seraphine? fragte ſie, und beugte ſich mit zärtlicher Beſorgniß zu mir herüber, indem ſie fortfuhr: Beſinne Dich einmal, mein Kind, auf daß Du dem Herrn Doctor Beſcheid zu geben vermagſt. Ich that dies, ſo gut ich konnte, und vernahm nur halb und wie im Traume, daß der Arzt die bemerkten und erfahrenen

Zeichen für die Symptome einer Ausſchlagskrankheit erklärte.

Ich war ſehr krank, liebe Agnes; und wenn Du nicht böſe ſein wollteſt, geſtände ich Dir, ich wäre gern geſtorben. Unſere Sarelli ſagte einmal: Der jugendlichen Phantaſie erſcheine der Tod in Engelsgeſtalt, dem Glauben als ein Bote des Friedens; und nur, wem mit dem Frühlinge des Lebens auch die Fähigkeit abgeblühet wäre, liebend zu verſchönern, und hoffend zu beſitzen, für den, wie für den unglücklichen Zweifler, habe der Tod alle ſeine Schrecken.

Der Doctor blieb die Nacht über hier, und am folgenden Morgen zeigten ſich die Maſern, die, wie mir der Erſtere ſagte, epidemiſch, aber gutartig ſind.

Meine Großmutter erſchöpfte ohne Rückſicht auf die Kraftloſigkeit ihrer hohen Jahre Theilnahme und Sorgfalt für mich; ich habe nun geſehen, daß ſie lieben kann, daß ſie ſehr gütig gegen mich iſt, daß mein Leben großen Werth für ſie hat, und ich werde es nie wieder vergeſſen.

Meine Krankheit hob die Ordnung unſerer Tagesweiſe gänzlich aus ihren Fugen und ließ die Menſchen aus dem Gleiſe ihrer mechaniſchen Schweigſamkeit treten. Es that mir wohl, zu bemerken, daß dieſe Marionetten der Dienſtbarkeit Seelen haben und Herzen, mitunter ſehr gute Herzen. So habe ich meine alte Kammerfrau recht lieb gewonnen. Das gute Mütterchen wachte eine Nacht um die andere bei mir, und gönnte ſich auch am Tage keine Ruhe. Wenn ich nicht ſchlafen konnte, mich unruhig umherwarf, und von einem Fieberbilde geängſtet ward, welches mich mit ſonderbarer Conſequenz verfolgte, ſo erzählte ſie mir alte und neue Geſchichten, bis ihre freundliche Geſchwätzigkeit mich in Schlummer gewiegt hatte. Eine ihrer Erzählungen, mir die intereſſanteſte, will ich Dir mittheilen, doch zuvor ſagen, welch ein ſeltſames Phantom mich quälte, ja, noch heute in der Stille der Nacht, wie eine dunkle Ahnung der Zukunft Macht über die bange Seele übt. —

Der Lichtſchirm, den man zur Schonung meiner angegriffenen Augen aufſtellte, zeigt eine Mondſchein-Landſchaft, deren Gegenſtand, wenn ich nicht irre, aus Salis Gedichten entlehnt iſt. Ein düſteres Kloſter, deſſen Eingang ſichtbar iſt, ragt im Hintergrunde aus Ulmengebüſch hervor; zwei Mönche wandeln im Schimmer des Vollmonds, der aus einer Schaar Silberwölkchen hervorſchwimmt, einen breiten Lindengang entlang, man fühlt den Frieden des Abends, die Süßigkeit einſamer Unterhaltung, wenn man dieſe kleinen Waller betrachtet. Zur rechten Seite iſt finſtere Waldung; ein paar Holzhüter, gelagert am Boden, kochen ihr Abendbrod bei einem Feuerchen, das ihre braunen Geſichter mit hellem Gluthſchein färbt.

Dies Bild nun war der Magnet meiner Blicke; aber die Gewalt des Fiebers machte es zu dem Schauplatze phantaſtiſcher Aengſte. Es war mir nämlich, als ob das Kloſter plötzlich groß würde; der Mond ſtrahlte bleich aus den Fenſtern der Kirche wieder, ich vernahm ganz deutlich Chorgeſang und Orgeltöne. Die Linden rauſchten ſchaurig, und jetzt ſtanden die Mönche ſtill und winkten mir. Ich folgte dem Winke, fühlte mich ſchwebend von ihnen an die ſtille Pforte getragen, und als ich ſie anſah, waren ſie verwandelt. Die Sarelli und ein Jüngling umpfingen mich, Beide blaß wie Todesengel, aber ſchön und lächelnd, und mit fliegenden Athemzügen erwachte ich. Doch, wie oft und ſchnell ich wieder in wirres Träumen verſank, immer war dieſes Gebild darin vorherrſchend, und nur kleine Schattirungen nüancirten die fixe Vorſtellung.

Die Krankheit hatte ſich meiner ſo bemächtiget, daß ich in ſolch einer wüſten Stunde meine Großmutter fragte, ob ich katholiſch wäre: und in derſelben Minute über meine eigene Frage erſchrak, denn die Großmutter antwortete mir beſtürzt: Kind! Du alterirſt mich aufs äußerſte! Du willſt doch Deinen Glauben nicht changiren? Unſere ganze Familie war lutheriſch, und Du, der letzte Sprößling, wollteſt — ich ließ ſie nicht ausreden, und beruhigte ſie durch die Verſicherung, daß das Religionsbekenntniß meiner Väter auch das meinige ſei und bleiben werde.

Und nun das Geſchichtchen. Noch hatten wir keine Beſuche in der Nachbarſchaft gemacht, doch wollte meine Großmutter die Erfüllung dieſer Umgangspflicht nicht länger verſchieben, als ich erkrankte, und ſomit dieſem Vornehmen ſtörend war. Eines Tages rollte ein Wagen vor das Schloß; die Familie des Grafen von der Celle ward gemeldet, doch meine Großmutter nahm dieſen Beſuch nicht an, weil ein einziges Kind des Grafen durch mich in die Gefahr der Anſteckung hätte gerathen können. Sie ließ durch Anſelm Meldung von dem uns betroffenen Unfalle machen und um Entſchuldigung bitten.

Nach Mitternacht ward ich munter, und meine Samſon (ſo hieß die Kammerfrau), wollte mich nicht ohne Unterhaltung laſſen. Sie ſagte: Es mochte heute unſerer Excellenz wohl ſchwer genug ankommen, die Mühlenroder Herrſchaft abzuweiſen, denn die alte Frau Gräfin und unſere gnädigſte Frau Mama ſind ganz Intime. Freilich, das Kind würde mich ſelbſt gereuet haben, wenn es ſich die Maſern geholt hätte; der Ausgang ſtehet in Gottes Hand, und der Tod geluſtet am liebſten nach den einzigen Kindern reicher Leute und verſchmähet das geſunde Häuflein des Armen. Kein Wachspüppchen kann ſchöner ſein, als die kleine Comteß! Ach! Und der arme junge Graf! Es jammert mich ſein!

Meine Neugier ward erregt; ich fragte die Samſon, weshalb der Graf ſo zu beklagen wäre. Darauf erwiederte ſie: Es iſt eine gar wunderliche Begebenheit, aber wenn Sie es mir gnädigſt erlauben, will ich nicht in der Mitte, ſondern beim Anfange beginnen.

Die alte Gräfin von der Celle iſt eine ſteinreiche und äußerſt ſtolze, hochmüthige Dame. Die Unterthanen, welche ihr mit Furcht und Zittern die gebührende Ehre erwieſen, ſetzten ihre Hoffnung auf den jungen Herrn, der aber verwilderte gleichſam; denn kein Hofmeiſter konnte länger als einige Monate die verächtliche Behandlung aushalten, die er von der Frau des Hauſes erfuhr. Allein, wie das gehet in der Welt; auch der Hoffärtigſte findet ſeinen Herrn, und der ſtolzen Gräfin kleiner Sohn ward der Gebieter ſeiner Mutter. Er commandirte das ganze Haus, Alles mußte nach ſeinem Willen gehen. Zum Glück war dieſer verſtändig und gutmüthig, und wer nur ein Anliegen vor den kleinen Gewalthaber bringen konnte, der hatte gewonnen Spiel. Endlich ward der Graf auf eine hohe Schule geſchickt, dann ging er auf die Univerſität. Dort verliebt er ſich in die Tochter eines Profeſſors und verlobt ſich heimlich mit ihr. Wie er nun nach Hauſe kehrt, eröffnete ihm ſeine Frau Mama, daß ſie beſchloſſen, er ſolle eine ſteinreiche, adelige Couſine heirathen, auf daß der Mammon hübſch beiſammen bliebe. Er aber ſagte rund heraus, daß es damit für diesmal vorbei wäre, und er verſprochen ſei, mit einem bürgerlichen Mädchen. Da wüthet die Gräfin wie eine Furie und drohet dem Sohne, ſich auf ihr Witthum, ein Gut im Gebirge, zurückzuziehen, und der junge Graf verriegelt ſeine Thür.

Von nun an herrſcht Hader und Streit im Hauſe: der Graf redet zum Guten, als es aber nichts hilft, gehet er ſtill ſeinen eigenen Weg, ſchreibt fleißig an ſein Mädchen, und als er nach zwei Jahren ſeine Majorennitäts-Erklärung in Händen hat, ſagt er ſeiner Mutter, er fahre zur Hochzeit und hole ſich die junge Frau heim.

Da ſpricht die Gräfin einen fürchterlichen Fluch über dieſe Ehe aus, fährt mit Sack und Pack davon, und der Bräutigam, ſo ſagten die Leute — habe ihr wie ein Marmorbild nachgeſehen.

Allein die junge Gräfin war ganz Demuth und Leutſeligkeit. Es war ordentlich, als ob der hohe Stand, in den ſie getreten war, ſie mehr niederbeugte, als erhöhe: denn wenn in der erſteren Zeit ihre Leute ſie hochgräfliche Gnaden titulirten, ward ſie feuerroth und ſchlug die Augen nieder. Die Unterthanen beteten ſie an, und ein Jeder hätte ſich für ſie todtſchlagen laſſen.

Im Schloſſe war es wie im Himmel, aber doch war der Graf zuweilen in ſich gekehrt und traurig; der mütterliche, wenn gleich ungerechte Fluch mochte wohl ſchwer auf ihm laſten. Wie nun das kleine Comteßchen geboren wird, giebt er vor, er müſſe dringender Geſchäfte wegen nach der Stadt reiſen, heimlich aber reitet er mit einem verſchwiegenen Bedienten ins Gebirge, um die Mutter zu verſöhnen, zu Pathen zu bitten, und mit dem wiederhergeſtellten Familienfrieden der lieben Wöchnerinn ein erfreuliches Geſchenk zu machen. Doch die harte Frau läßt ihn nicht vor ſich, und erneuert ihre Verwünſchungen. Betrübt kehrt der Graf heim und ſagt kein Wort. Die junge Gräfin, ſonſt vollblühend wie eine Roſe, beginnt zu kränkeln, ein trockener Huſten ſtellt ſich ein, ſie fällt ſichtlich ab. Der Graf iſt außer ſich. Alle Aerzte fern und nah werden herbeigeholt und zu Rathe gezogen; die geduldige Kranke muß mehr Medicin als Speiſe genießen, aber — für den Tod kein Kraut gewachſen iſt. Wie nun die Gräfin zum zweiten Male guter Hoffnung wird, fühlt ſie ihr nahes Ende. Sie tröſtet den Gemahl, der von keinem Troſte wiſſen will, und ſagt, ſie ſterbe ſeiner Verſöhnung mit der zürnenden Mutter zum Opfer. Sie bittet ihn rührend, ſeine zweite Heirath genau nach dem Willen derſelben zu ſchließen, weil eine Verbindung, ohne den Segen der Eltern geſchloſſen, niemals Heil bringe und kein wahres Glück aufkommen laſſe. Er aber betheuert ihr mit fürchterlichen Schwüren, daß er ſich nie mehr vermählen würde.

Die Gräfin hat eine leichte Entbindung, das ſchwache Kindlein verſcheidet im erſten Bade, und am dritten Tage entſchlummert ſeine Mutter im Herrn; denn die Engel, und ein ſolcher war ſie! haben hienieden keine bleibende Stätte, ſondern die zukünftige ſuchen ſie.

Da wird den Leuten bange um den Verſtand des Wittwers, welcher keine Thräne vergießt und ſtarr am Bette der Todten ſitzt, leiſe vor ſich hin redet, als führe er ein Geſpräch mit ihr. Doch der Doctor und der Prediger, beides ein paar Männer, die den Kopf auf dem rechten Flecke haben, bringen ihn durch vernünftiges Zureden ſo weit, daß er ſich entſchließt, eine Reiſe zu machen; ſie überheben ihn aller Beſorgungen, und am Begräbnißmorgen fährt er bei dem hellen Klingen der Trauerglocken auf und davon. Die kleine Comteſſe kommt zu dem Prediger ins Haus.

Als nun der Jäger mit dem Leidflor um den Arm vor die alte Gräfin tritt, und ihr die Todespoſt, und mit derſelben einen Brief überbringt, den man im Schreibtiſche der ſeligen Gräfin gefunden, da geht der Frau Schwiegermama endlich das ſteinerne Herz in Buße und Harm auf. Sie will vorerſt das Enkelkind haben, darüber aber hat der Prediger unbedingte Vollmacht erhalten und ſelbige ſchriftlich aufzuweiſen. Nun ſchreibt ſie dem Sohne einen Brief nach dem andern, und bombardirt ihn gleichſam mit Friedensvorſchlägen. Dieſer war ein paar Jahre hindurch in der Irre umhergefahren, iſt ganz kürzlich bei Nacht und Nebel in Muhlenrode angekommen, wo er ſein Töchterchen abgeholt hat, und dann ins Gebirge zu ſeiner Frau Mutter gefahren iſt. Vor einigen Tagen iſt, wie heute Anſelm bei Tiſche erzählte, dieſe mit all ihren Leuten und Sachen zu dem verlornen und wiedergefundenen Sohne zurückgekehrt, doch wird ſich ſchwerlich Jemand darüber gefreut haben.

Was ſagſt Du zu dieſer Erzählung, meine liebe Agnes? Mich rührt ſie unbeſchreiblich. Ich beging die Todtenfeier der ſanften jungen Gräfin, deren kurzes Glück von dem Wahne und der Böswilligkeit getrübt worden war, mit warmen, tiefen Mitleidsregungen, und ihres Gatten beklagenswertheres Schickſal machte mir ihn zu einem Gegenſtande der innigſten Theilnahme. Mein Gefühl gab ihm gegen ſeine Mutter ganz, mein Verſtand mindeſtens zur größeren Hälfte Recht.

Ich bin äußerſt begierig die Bekanntſchaft dieſer Familie zu machen, welches in den nächſten Tagen geſchehen wird.

da ich wieder vollkommen wohl und ſchon einige Male in der Luft geweſen bin.

Möchteſt Du, meine beſte, einzige Agnes, beikommende Brieftaſche als ein, wenn zwar verſpätetes, doch liebend geweihtes Angebinde zu Deinem Geburtstage mit einigem Vergnugen aufnehmen. Ich habe heiße Wünſche, Grüße der Liebe, lächelnde Erinnerungen und helle Hoffnungen hineingeſtickt; und hätten dieſe Blümchen eine Sprache, ſie würden meine ſchwache Feder vertreten, und Dir ſagen, wie treu und zärtlich die Freundſchaft Deiner Seraphine für Dich ſei.

Siebenter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

F......, den 22ſten Juli 1810.

Du fehlſt mir, Lorenz! Vergebens würde ich verſuchen, Dir zu beſchreiben, wie ich Dich vermiſſe. Ein neckender, ſchadenfroher Geiſt verlockt mich, ſeit ich von meiner Reiſe zurückkehrte, in labyrinthiſche Verhältniſſe, aus denen ich mich nicht heraus zu finden weiß, ich werde irre an mir, an Andern, an meinem Schickſale ſelbſt. Du würdeſt mir ſagen, wie dieſer innere Zwieſpalt zu löſen wäre. Du, ein eben ſo verſtändiger als fühlender Mittler, würdeſt meinem Kopfe und Herzen ihre ſonſt ſo feſt beſtehende Einigkeit zurückgeben. Du verweiſeſt mich an meinen Vater? Wohl iſt er der weiſeſte, der gütigſte der Väter, aber auch er hat als Menſch, oder als Hofmann vielmehr, ſeine kleinen Vorurtheile, deren eines jetzt meinem liebſten Wunſche entgegentritt, und obſchon von der Liebe zu ſeinem Sohne überwunden, doch einen ſpitzen Stachel in meine Bruſt gedrückt hat.

Deine freundſchaftliche Theilnahme wird nicht vergeſſen haben, was ich Dir von meiner Bekanntſchaft mit Laura von Höben geſchrieben. Niemals hatte ein Mädchen einen ſchnelleren Eindruck auf mich hervorgebracht, als dies reizende Geſchöpf. Die lächelnde Grazie, welche ſie bei dem kleinſten Augenblinken entfaltet, und die als das angezauberte Pathengeſchenk einer freundlichgeſinnten Fee erſcheint, verkündet ſich wie durch ſolch höheren Schutz unangreifbar für jedes Ungemach des Lebens. Die Heiterkeit, welche das Mädchen um ſich her verbreitet, gab ihm einen Vorzug vor ſeinen unbedeutenden Schweſtern, wie ihn die belebende Sonne vor den Sternen einnimmt. Geſellige Bildung, Anmuth, Talente weiß Laura eben ſo anſpruchslos geltend zu machen, als ſie es verſteht, dieſe Eigenthümlichkeiten nach der Individualität eines Jeden zu modificiren. Es dünkte mir, als wäre die Holde, Heitere, für mich den Miſanthropen geſchaffen. Du blickſt finſter, Lorenz, daß ich mich ſo nenne? Erinnere Dich doch, Freund, wie oft mein Vater unzufrieden mit dem Ernſte war, der den Erfahrungen des reiferen Alters zuvorkam, und mich um die goldenen Täuſchungen der Jugend betrog. Rufe Deinem Gedächtniſſe zurück, wie ſo manchmal ich, der Glückliche, der Geſunde, mir von Dir, dem Kränklichen, dem Leidenden, die Geſichtspuncte aufſtellen laſſen mußte, aus welchen ich die Lichtſeite des Lebens betrachten könnte. Von jeder neigte mein Sinn und Gemüth ſich mehr der Stille als dem Geräuſche zu; in geheimnißvolles Dunkel, in dämmernde Schönheit verhüllete ſich mir das Liebſte, das Theuerſte, und ſo war dieſer geiſtigen Tendenz zufolge eine Veſta das Idol meines Herzens, die auf der Silberhochzeit des Präſidenten zur Aronide ward.

Ich hörte oder las einmal, die Neigung, welche uns beherrſche, nehme allemal den Charakter ihres Gegenſtandes an; und gewiß ich fand dieſen Satz beſtätigt, als ich durch die Wirkung, welche Laura's Liebreiz auf mich machte, die ganze Welt und mich ſelbſt totaliter verwandelt ſah. Die Freude erſchien mir mit einem Male als der Hauptzweck des menſchlichen Daſeins, und die Fähigkeit, ſie überall aufzufinden, als die höchſte Weisheit. Beſchämt erkannte ich in der ſtoiſchen Selbſtverleugnung, in deren Uebung ich kein Anfänger mehr geweſen war, in meiner früheren Verſchmähung feinſinnlicher Genüſſe, welche die Seele unbefriedigt ließen, die Thorheiten der Milzſucht, und bedauerte nur die verlornen, ſchönen Jahre. Daß ich in dieſer Periode meiner Wiedergeburt für den Reiz des Lebens, mich meinem guten Vater traulich und oft zu nähern vermied, geſchah wohl nur aus der geheimen Befürchtung, daß der ſcharfblickende Menſchen- und Herzenskenner mich der Inconſequenz beſchuldigen könnte. Du wirſt es demnach ganz in der Ordnung finden, daß mein Benehmen gegen Laura frei von jener beengenden und hemmenden Schüchternheit war, die ſonſt meinem Verkehren mit dem zweiten Geſchlechte ſcharfgezeichnete Grenzen zog.

Weit von der abgeſchmackten Prüderie, hinter der nicht ſelten die Eroberungsſucht ſich verbirgt, gewährte Laura in unſchuldiger Natürlichkeit meinen Huldigungen die freundlichſte und gefälligſte Aufnahme. Die Wahrnehmung davon wirkte berauſchend und ermunternd auf mich, ich erſtaunte ſelbſt über die Progreſſen, welche ich in meiner Annäherung an die Liebliche machte, und ſchon nach dem Verlaufe kurzer Zeit ſahe ich mich in ein Verhältniß verwickelt, deſſen Ernſthaftigkeit keinem Ehrenmanne zweifelhaft ſein konnte, und welches Julie vielleicht mit zu dringender Beſliſſenheit begünſtigte.

Beunruhigend war mir der Gedanke, in dieſer mir ſo wichtigen Angelegenheit meinem väterlichen Freunde das verdiente Vertrauen auch nur eine Stunde lang vorenthalten zu haben. Aber theils ſaß mein Vater in Arbeit vergraben, theils zerſtreueten ihn Geheim-Mittheilungen des Fürſten Michael, der ihn täglich beſuchte. Kam dann auch wohl die Zeit der Ruhe und unſeres ungeſtörten Beiſammenſeins, und trat die ſchuldige Eröffnung auf meine ängſtlichſtockende Lippe: ſo verſcheuchte eine gleichgültige Frage, ein ſtrenger Blick meines Vaters, die zögernde. Auch mochte eine leiſe Ahnung, daß er mein Verfahren als eine Uebereilung richten und mißbilligen würde, ihren guten Theil an meiner ungewöhnlichen Zurückhaltung haben.

Du weißt, lieber Lorenz, daß mein Vater bereits ſeit einem halben Jahre in Kauf-Unterhandlungen um die Sonnenſteinſchen Güter geſtanden hat. Endlich war der Abſchluß erfolgt, und mein Vater brachte mir, aus der Stadt zurückkehrend, ſehr vergnügt die angenehme Nachricht.

Der Tag verlief ſehr unruhig; Beſuche kamen und gingen, und da mein Vater dieſer Abhaltungen wegen das Schreiben dringender Briefe bis auf den Abend hatte verſchieben müſſen, ſo ſagte er flüchtig zu mir: Collmar, komme heut um halb zehn Uhr auf mein Schlafzimmer, ich habe Nöthiges mit Dir zu ſprechen.

Mir ſchlug das Herz. Die erhaltene Zuſicherung, daß die herrliche Beſitzung nun mein ſei, hatte mich ein wenig exaltirt, und die Feuerkraft einiger Gläſer ſtarken Weines für meine Beſonnenheit, welche ſich überhaupt ſeit einiger Zeit ſehr paſſiv verhalten hatte — verderblich gemacht.

Der Abend war göttlich ſchön; ich ließ mein Pferd ſatteln und ritt ins Freie. Es war heute eine große Fête bei dem Generallandſchafts-Director, auch wir waren dazu geladen worden, hatten aber die Einladung ausſchlagen müſſen, und ich wußte, daß die Familie des Präſidenten und ſo auch Laura mit ihrer Mutter dort anweſend ſein würde.

Wie ich an dem Garten des Präſidenten vorüberreite, fängt mein Pferd an zu courbettiren. Ich lächle über das treue Gedächtniß und den Gewohnheitstrieb des närriſchen Thieres, und als ich aufblicke, beloben ein paar bekannte Stimmen vom Fenſter des Gartenſaales herab mein Bräunchen, das viel artiger als ſein Herr ſei. Es war Julie und Laura. Letztere hatte ein Zahnſchmerzentuch um den Mund voll reiner Perlen gebunden, und das kleine Oval des Geſichtes guckte lauſchig aus der blendenden Hülle hervor.

Ueberraſcht und erfreut ſpringe ich vom Pferde, übergebe dies einem Arbeiter im Garten, und eile nun, mich davon zu unterrichten, welch glücklicher Zufall die holden Freundinnen mich hier in dieſer trauten Einſamkeit finden laſſe.

Laura ließ mich errathen, daß, weil ſie gewußt, daß wir die Einladung ausgeſchlagen hatten, ſie Zahnſchmerzen vorgegeben habe, um ihr Wegbleiben entſchuldigen zu können, und Julie, die Zudringlichkeiten eines läſtigen Verehrers fürchtend, der, als ein Verwandter jenes Hauſes, dort gewiß ihr Plagegeiſt geweſen ſein würde, hatte der Kranken Geſellſchaft leiſten wollen. Ich nahm in der Mitte der beiden Damen Platz, doch kaum hatten wir die erſten Worte gewechſelt, als Juliens Jungfer athemlos in den Saal ſtürzte und in Ausrufungen des Schreckens erzählte, daß die Präſidentin am Spieltiſche ohnmächtig geworden und noch ſehr krank nach Hauſe gebracht worden ſei. Sehr beſtürzt eilte Julie mit dem Mädchen fort, und ich — blieb mit Laura allein.

O Lorenz! Wenn ich Dir nun ſagen werde, daß nach einer an Laurens Seite ſeligverlebten Stunde, die ſtets eine denkwürdige Rolle in meinen Erinnerungen ſpielen wird — ich wie ein Berauſchter den Garten verließ, und bethört vom verlockenden Reize der Gelegenheit, von der zärtlichen Hingebung der Geliebten, Liebe um Liebe erklärt und das folgenſchwere Wort der Treue verpfändet hatte: o dann, Du milder, ſanfter Freund! glaube deshalb nicht, ich wäre ein Anderer, ein Leichtſinniger geworden; ſondern erwäge Alles, was meine Unbeſonnenheit entſchuldigen und mir den Beſitz Deiner Achtung ſichern kann.

Aber als ich nun hinaus trat in die Stille des Abends, die kühle Luft meine glühende Stirne umſpielte und der Frieden der Natur den Aufgeregten umfing, da kehrte plötzlich meine verlorene Nüchternheit zurück, und ein der Reue ähnliches Gefühl, ein Bangen, als hätte ich frevelnd den Stab meines Verhängniſſes gebrochen, erfaßte mich mit fieberhaftem Fröſteln.

Ich gab meinem Pferde die Sporen und vernahm von dem Bedienten, der es mir abnahm, daß mein Vater ſchon nach mir gefragt hätte.

Großer Gott! Heute, wo mein Vater mich ſo großmüthig mit einem reichen Eigenthume verſorgt hatte, wo das Dankgefühl für den Gütigen meine Schritte hätte beflügeln ſollen, ſchlich ich mit der Scham des Sünders, mit einer gewiſſen, noch nie empfundenen Entfremdung zu dem theuren Manne, dem ich zum erſten Male, vom Bewußtſein der Unwürdigkeit gebeugt, vor das richtende Auge trat! Er ſaß im Schlafrocke auf dem Sopha und in der nahen Beleuchtung einer Schirmlampe. Ueber ſein kräftiges Geſicht war wieder jene Freundlichkeit ausgegoſſen, welche ich zeither an ihm vermißt hatte, und die den Ausdruck der Würde in ſeinen Zügen ſo anziehend mildert.

Du biſt lange geweſen, Collmar! ſagte er, aber dieſer Vorwurf war ſo ſanft betont, daß er mehr ſeine Sehnſucht nach mir bezeichnete, als eine Rüge meiner ungebührlichen Säumniß. Ach, Lorenz! dieſe liebevolle Anſprache vernichtete mich vollends. Ich ergriff ſeine mir dargebotene Hand, preßte ſie an meine heißen Lippen, an meine Augen, in welche Thränen ſchoſſen, und mein Vater fragte verwundert, was mir fehle.

Mein gütiger, mein beſter Vater! ſtammelte ich, mich an ſeine Bruſt werfend, wie wenig bin ich doch Ihrer werth, und der überſchwänglichen Fürſorge, mit welcher Sie ſtets für mein Glück bedacht waren!

Mein Vater lächelte beruhiget und antwortete: Das alſo? Setze Dich zu mir, mein Sohn, wir wollen ein Wort des Ernſtes mit einander ſprechen. Daß ich durch den heute geſchloſſenen Kauf die Hälfte meines Vermögens Dir bei meinen Lebzeiten übergebe und Dich auf dieſe Weiſe unabhängig von mir mache, hat eigennützigere Triebfedern gehabt, als Du vielleicht glauben dürfteſt. Abhängigkeit, Unterordnung verhindern die Entwickelung des männlichen Charakters, oder geben derſelben eine ſchiefe Richtung; ſie ſchwächen die Liebe und ertödten das Vertrauen; aber Freiheit, Freiheit iſt die Sonne, welche dieſe Blüthen auf das herrlichſte entfaltet! Wenn ich demnach mich ſcheinbar meiner väterlichen Gewalt über Dich entäußere, ſo geſchieht dies in dem Wunſche, daß wir immer gute Freunde bleiben mögen.

Die Rührung bebte in dieſen letzten Worten, aber ſein Gefühl bemeiſternd fuhr er fort: Betrachte mich als Deinen irdiſchen Schutzgeiſt, der, während Du die Freuden der Jugend genießeſt, für Dich wache, auf daß nichts Verderbliches Deine Sorgloſigkeit ſtören könne, und auf deſſen warnende Winke und belehrende Zurechtweiſungen Du mit dem Vertrauen achteſt, welches ich um Dich verdient zu haben glaube.

Dieſe Rede ſtieß das Richtſchwert in die Bruſt des Schuldigen. Giebt es eine Rache, die vollendetere Siege feiert, als wenn Erweiſungen der Liebe den Beleidiger die Flammenpein der tiefſten Beſchämung empfinden laſſen? Ich fühlte mich in den Staub gedrückt vor dem Ehrwürdigen, der meine heftige Bewegung nicht zu bemerken ſchien, und nach einer längeren Pauſe wieder anhob: Auch will ich meinen Anſpruch an Dein Vertrauen gleich jetzt in der Frage geltend machen: ob das Gerücht gegründet ſei, welches von Deiner Neigung zu der Tochter der Oberſtin von Burgwart ſagt?

Merke wohl auf, Lorenz! Meines Vaters Urtheil war mir geſprochen, ſobald ich dieſe Frage, alſo geſtellt, vernommen hatte. Die Oberſtin von Burgwart iſt hier wenig beliebt und genießt nur um ihres Ranges, ihres Vermögens, ihrer Anmaßungen willen geſellſchaftliche Achtung. Ihre Vergangenheit mag wohl befleckt ſein, ich habe hier und da tadelnde Stimmen darüber flüſtern gehört, und doch tritt ſie überall mit der kecken Stirne einer Unbeſcholtenen auf. Seltſam war es jedoch, daß meines Vaters ſcheinbare Härte, mit der er, ſeiner leiſen Andeutungen zufolge, die Fehler der Mutter auf die unſchuldige Tochter übertrug, mir ſchnell den geſunkenen Muth zurückgab und die Kraft, ihm in Wahrheit Rede zu ſtehen.

Ja, mein Vater, antwortete ich mit feſter Stimme, ich liebe Laura von Höhen von ganzem Herzen, und bitte Sie mit kindlicher Zuverſicht, durch Ihre väterliche Einwilligung in meine Verbindung mit dem theuren Mädchen dem Bau meines Glückes die Krone aufzuſetzen.

Mein Vater zuckte, es war, als hätte ihn der Blitz berührt. Er ſtand auf, und die linke Hand auf ſeine Bruſt legend, als wolle er einen dort entſtandenen Sturm beſchwören, ſtellte er ſich an einen Tiſch gelehnt mir gegenüber. Mit gewaltſamer Faſſung ſagte er endlich: Lieber, guter Gott! So wird doch die Leidenſchaft auch über den ruhigſten Kopf, auch über das feſteſte Herz Meiſterin? Unglückſeliger! Was haſt Du gethan? Ich zittere, Dich zu fragen, ob alles unwiderruflich entſchieden und dieſe Laura von Deiner Neigung, und was einem Manne von Ehre gleichbedeutend iſt — von Deiner Abſicht bereits in Kenntniß geſetzt ſei?

Auch ich zitterte, meinen Vater ſo zu mir ſprechen zu hören, deſſen Entſcheidungen und Urtheile mir immer die Ausſprüche der Unfehlbarkeit geweſen waren. Ich fühlte deutlich, daß kein Verhältniß auf Erden mich ohne ſeine Bewilligung beglücken würde, und wünſchte, mir dieſe liebend erringen zu können. Indem ich mich ihm näherte, antwortete ich mit der Weichheit eines Bittenden: Lieber Vater! Vielleicht iſt dies die erſte und einzige Ungerechtigkeit, welche Ihr milder Sinn ſich zu Schulden kommen läßt, und ſoll dieſe Ausnahme mit erdrücktem Gewicht das Herz Ihres Sohnes brechen? Was kann die arme Laura dafür, daß ſie einer tugendloſen Frau das Leben verdankt? Sind denn die Fehler die Gemüthes erblich, wie die Krankheit des Körpers und der Wahnſinn des Geiſtes?

In dem Blicke, mit welchem mein Vater mich auf dieſe Frage anſah, malte ſich ein Mitleid, das mich zermalmte. Mit ſehr gemäßigtem Tone verſetzte er: Armer Verblendeter Du! Betrachte doch einmal einen Giftpilz. Schwerlich durften ſich in ſeiner allernächſten Umgebung heilſame Kräuter und würzreiche Blumchen finden laſſen; nein! kleine, junge Giftpilze wirſt Du rings um ihn her aufgeſchoſſen ſehen, zarter wohl, aber nicht minder tödtend als das Muttergewächs, dem ſie entkeimten und das ihnen Nahrung gab. O! Du kennſt die fürchterliche Gewalt des Beiſpiels nicht, beſonders wenn die Macht der kindlichen Liebe und die naturliche Superiorität der Eltern ſie verſtärken! Du weißt nicht, wie tyranniſch die Gewöhnung ihre Sclaven beherrſcht, und mit welch ſchweren Feſſeln ſie ſelbige an den Dienſt der Eitelkeit und Sünde bindet! Meineſt Du, Laura würde ſich jemals in einem anderen Treiben als in dem rauſchender Luſtbarkeiten wohlgefallen? Sich anderswo glücklich fühlen, als auf dem Schauplatze der großen Welt? Da irreſt Du ſtark. Und wie würde Dein Hang zu ländlicher Zurückgezogenheit, zu häuslicher Stille ſich mit den ihm entgegengeſetzten Neigungen Deiner Gattin vereinigen laſſen?

Ich antwortete: Iſt denn nicht aber auch oft der Mann ein glücklicher Bildner ſeiner liebenden Frau? Vielleicht darf Laura nur die Freuden des Stilllebens, den ſanften Reiz der Häuslichkeit kennen lernen, um gern den Tand ihrer ehemaligen Vergnügungen, die betrügeriſche Luſt der Welt darüber zu vergeſſen.

Mein Vater verſetzte: Nur die zarten, geiſtigen Organe der Tugend machen den Menſchen für jene reineren Genüſſe empfänglich; ein Gemüth, dem die Uebung der Himmliſchen nicht nothwendig geworden iſt, wie der Hauch der Luft dem Körper, welcher ihn bedarf, um zu leben, wird ewig ſtumpf für ihre Segnungen bleiben. Laura's Vater, ein edler, ein ſehr edler Mann, welcher ſeiner Frau nicht aus Liebe, ſondern um einer heiligen Pflicht zu genügen die Hand gab, ward für ſein ganzes Leben unglücklich durch den frechen Leichtſinn der Unwürdigen, der ſich nicht ſchlimmer als unſchuldiger Jugendmuth ankündigte. Herr von Höhen iſt Dein nächſter Gutsnachbar; willſt Du gewarnt ſein, ſo beſuche ihn. Wenn Dich ſein Haus, worin Todtenſtille herrſcht, wie der öde Wahlplatz vergangener, blutiger Seelenkämpfe gemahnt, und die Schweigſamkeit des geiſtvollen Mannes, ſein blaſſes Geſicht, ſein trauriger Blick Deine Theilnahme an ſeinem trüben Schickſale erregt: ſo denke ich, wirſt Du nicht mehr geneigt ſein, Dir ein gleiches bereiten zu wollen.

Ich faßte die Hand meines Vaters und drückte ſie feſt an mein Herz, während ich leiſe ſagte: Wenn anders noch die Rede ſein könnte von *Wahl* und *Wollen*, ich habe Laura mein Wort gegeben.

Da entzog mein Vater mir haſtig ſeine Hand und ſetzte ſich ermattet in einen Seſſel; mit Klängen, die verletzend durch mein Inneres ſchnitten, ſagte er: O mein Sohn! Warum haſt Du mir das gethan? — Doch ich will Dir keine Vorwürfe machen, die Zeit wird früh genug kommen, wo Du Dein eigener Ankläger werden wirſt. Verlaſſe mich jetzt, Collmar. Ich bedarf der Faſſung, der Erholung. Morgen wirſt Du das Weitere von mir hören. Gute Nacht, mein Sohn, mir dürfte ſie heute verſagt ſein. Bei dieſen Worten ſchob er mich ſanft der Thür zu.

Ach! auch mir fehlte ſie! Schlaflos warf ich mich auf meinem Lager umher, und hätte gern, wie gern! dem gekränkten Vater das Glück meiner Liebe zum Opfer gebracht, wenn Laura nur nicht mit hätte geopfert werden müſſen.

In der Frühe des anderen Morgens ließ er mich zu ſich rufen. Sein Ausſehen trug die Spuren der Ruheloſigkeit, und mit ſanftem Ernſte begann er: Höre mich, Collmar! Wenn meine Zufriedenheit noch einigen Werth für Dich hat, ſo folge dem Rathe, den ich Dir jetzt ertheilen werde. Gieb Deinem Verhältniſſe zu Laura ſo wenig Oeffentlichkeit als möglich. Die Nothwendigkeit, je eher, je beſſer Deine Güter in Augenſchein und Aufſicht zu nehmen, wird Dir dieſe Mäßigung erleichtern. Iſt es der Wille des Himmels, die Sorge eines bekümmerten Vaters um das Wohl ſeines Einzigen (hier brach meines Vaters Stimme und mit ihr mein Herz) in Freude, in Dank zu verwandeln, ſo wird es ſich fügen, ohne daß ich mich eines gewaltſamen und allezeit gefährlichen Eingreifens ſchuldig machen darf. Ich will ja nichts, als Dein Heil, mein Sohn! Fühlſt Du nun, wie Unrecht Du gethan, meinen Anſpruch an Dein Vertrauen einmal nur verkürzt zu haben, ſo ſichere dieſe Erkenntniß und die Reue darüber mir für die Zukunft die volle Gewährung deſſelben.

Er breitete die Arme aus, und ich, o Lorenz! mit heißerer Liebe hatte ich noch nie an dem Herzen meines Vaters gelegen.

Uebermorgen, als auf den Johannistag, reiſe ich nach meinen Gütern ab. Laura bat mich zwar, noch über dieſen Tag hier zu bleiben der glänzenden Feier wegen, mit welcher die Loge ihr Feſt begeht, und an der auch wir beſonderer Connexionen wegen Theil nehmen ſollten; allein ich kann und darf dieſen Wunſch nicht erfüllen. Möge ſie darum immer ein wenig ſchmollen. Ich muß ſie ja ohnehin an Verſagungen ſolcher Art zu gewöhnen ſuchen, die, wenn ich mein Gefühl bei der Einführung dieſer Erziehungs-Methode als Maßſtab für die Stimmung gelten ließe, in der ich Laura's Fortſchritte in dieſer wohlthätigen Uebung leiten würde, dem Lehrer ſchwerer, als der Schülerin ankommen dürften. Lebe wohl, mein treuer, lieber Freund!

Achter Brief.

Gräfin Seraphine Lary an Agnes von Höhen.

Eſchenwalde, den 23ſten Juni 1810.

Ungeachtet mein letzter Brief kaum an Dich gelangt ſein kann, iſt es mir doch unmöglich, Deine Antwort zu erwarten, um Dir alsdann erſt Mittheilung zu machen, welche Dich uberraſchen und in mehr als einer Beziehung Dein Intereſſe gewinnen wird. Agnes! liebe Agnes, was habe ich Dir zu ſagen? O! könnte ich doch jetzt zu Dir fliehen, um Dir in drängender Eile zu erzählen, welch unerwartete Entdeckung meine Seele ſo lebhaft beſchäftiget! Wird es mir auch gelingen, den Sturm der Gefühle zu beſchwören, um die Geſchichte des geſtrigen Tages ſo folgerichtig darzuſtellen, wie ich es gern möchte? Du, meine ruhigere Freundin, würdeſt es vermögen, und Dein Vorbild ſoll meinem lautklopfenden Herzen Stille gebieten.

Der Arzt hatte meine Geneſung als vollendet erklärt, und meiner Großmutter die Verſicherung gegeben, daß von mir keine weitere Verbreitung des Maſernübels zu befürchten wäre. Sie fuhr demnach geſtern mit mir nach Muhlenrode, um mich der ihr befreundeten Familie dort vorzuſtellen. Wie wir im Wagen ſaßen, ſagte meine Großmutter: Du wirſt in der Gräfin von der Celle eine ſehr reſpectable Frau kennen lernen. Sie hat einen wahrhaft männlichen Charakter, und die Conſequenz, mit welcher ſie ſich in einem kritiſchen Verhältniſſe benommen, hat ihr die Bewunderung der Welt ihres Kreiſes eigen gemacht; denn Hans Hagel iſt über Situationen ſolcher Art kein competenter Richter — und ſelbſt unſere hochſelige Fürſtin ſprach mit Eſtime von dem Benehmen der Gräfin.

Ich dachte an die ſchlichte Erzählung meiner Samſon, und verſpürte eine gewiſſe Herbheit in meinen Gefühlen bei dieſem Urtheile meiner Großmutter. Es war mir, als müßte ich das Wort der armen Todten führen, die von der geprieſenen Gehäſſigkeit dieſer ſtolzen Frau in das Grab gedruckt worden war, und ſo antwortete ich: Auch die junge Gräfin ſoll eine ſehr liebenswürdige Frau geweſen ſein.

Meine Großmutter warf den Mund ein wenig auf und erwiederte: Sie war eine Bürgerliche, und die Wahl des eigenwilligen Grafen deshalb eine thörichte. Seine Mutter hatte eine ganz charmante Partie für ihn, aber er mochte als ein verzogenes Söhnchen nie thun, was er ſollte. Die arme Perſon, welche er zur Gräfin machte, mag ſich unbehaglich genug in den ungewohnten Verhältniſſen befunden haben, und dies um ſo mehr, als dieſe Heirath Mutter und Sohn entzweite und trennte.

Ich fühlte meine Wangen brennen wie Feuer. Empört ſagte ich: Die Arme! Wohl ihr, daß ſie in des Todes ſchützenden Armen ruht! Unſtreitig war das Opfer, welches ſie ihrem Gemahle brachte, als ſie ihm ihre Hand gab, ein größeres, als das, was gewöhnliche Menſchen an die Vorſtellung knüpfen, wie viel ein reicher, vornehmer Mann aufgebe, der ein armes Mädchen unter ſeinem Stande heirathet. Sie verzichtete aus Liebe auf die friedliche Unbemerktheit der geachteten bürgerlichen Verhältniſſe, in denen ſie lebte, und gab ſich fortdauernden Demüthigungen preis. Gott weiß es, wie viel verſchwiegene Kränkungen und geheime Betrübniß mit ihr in das Grab geſenkt worden!

Meine Großmutter ſah mich erſtaunt an: ihre Miene wurde ſogar etwas ſpöttiſch. Sie entgegnete: Du biſt genau inſtruirt, wie ich höre, und nimmſt gegen mich Partei. Allein, fuhr ſie mit dem Tone herabblickender Ueberlegenheit fort, Du biſt noch ſehr jung und nicht viel anders als in la Trappe erzogen; deshalb entſchuldige ich Dein übereiltes Abſprechen. Die Welt iſt kein Freiſtaat, Seraphine, und der gebildete Menſch bleibt ſtets ein Sclave des Herkommens der Ueblichkeit. Meinſt Du, die Feſſeln eingeführter Sitten des Gebrauchs, den die Verjährung geheiliget hat, könnten nach Willkür und ungeſtraft zerbrochen werden? Dann irreſt Du, mein Kind. Früher oder ſpäter rächt die Zeit ſolche Gewaltthätigkeiten. So lange es noch in jeder Klaſſe gute, hübſche, liebenswerthe Mädchen giebt, handeln höhere oder niedere Freier Unrecht, aus der, worin ſie ſich ſelbſt befinden, die wählende Hand zu ſtrecken. Es thut mein Lebtage nicht gut. Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

Der Großmutter Demonſtration konnte zwar mich der einmal übernommenen Vertheidigung nicht untreu machen, allein ſie blieb doch nicht ohne alle Wirkung auf meinen Verſtand. Ich entzog dem Grafen mein warmes Mitleid nicht, aber es miſchte ſich fortan mit einer leiſeaufſtrebenden Mißbilligung ſeiner früheren Handlungsweiſe. Ich ſagte: Du magſt ganz Recht haben, liebe Großmutter, aber ich denke, die Richtigkeit einer Gegenbehauptung ließe ſich auch erweiſen. Die Thier- und Pflanzenwelt hat zwar ihre vom Schöpfer ſelbſt beſtimmten Gattungen, doch den Menſchen finden wir überall nur nach ſeinem Bilde erſchaffen, und den Herrn der Paläſte nach Leib und Geiſt der Dienerin einer dürftigen Strohhütte gleich. Wenn nun der Graf, der überdies unbeſchränkt durch ſogenannte Nebenabſichten, mit denen die Mehrzahl bürgerlicher Heiraths-Candidaten die Wahl ihrer Gattin bedingen muß, weil er die Gefährtin ſeines Lebens in den Ueberfluß verſetzen und mit Würde und Hoheit bekleiden kann — wenn nun der Graf, ſage ich, unter Seines Gleichen kein Mädchen gefunden hätte, das ihm die Neigung und den Wunſch eingeflößt, es zu beſitzen: ſollte er deshalb dem freien Herzen Zwang anthun, oder ſich verſchmähend und entſagend iſoliren, wenn er die Geſuchte in einer anderen Sphäre wahrnimmt, und ſo den gerechteſten Anſpruch auf das Glück der ehelichen Liebe aufgeben? bloß darum, weil ſolch eine Vereinigung nicht genau an den Maßſtab der öffentlichen Meinung paßt und nur von einer echtmenſchlichen Geſinnung gewürdiget werden kann?

Mein Gott, welche Geduld muß man haben! verſetzte meine Großmutter ein wenig ärgerlich. Glaube doch nicht, daß es Liebe war, was jene Mißheirath geſchloſſen. Der ungezügelte Knabe, den die Schwäche der Mutter zum Unband gemacht hatte, war zum Jünglinge gereift, deſſen Leidenſchaften nun noch unbezähmbarer geworden waren. Eine unvorſichtige Aeußerung machte ihn mit dem Plane bekannt, dem er im Betreff ſeiner künftigen Verehelichung folgen ſollte, und dieſe Kenntniß war hinreichend, das Project zu zerſtören. Eigenſucht, der Trotz der Verwilderung, die Gewohnheit zu opponiren, machten den noch Unmündigen zum Verlobten einer liſtigen Dirne, die vielleicht ſchlau zu kokettiren verſtand.

Schmerzlich verletzt unterbrach ich die Schmährede. Liebe Großmutter, ſagte ich ängſtlich bittend und ſtreichelte dabei ihre faltige Wange, gieb doch Deinem Herzen kein ſo unverdient ſchlimmes Zeugniß! Warum wollen wir das Böſeſte vermuthen, da das Beſſere eben ſo gut möglich und ungleich wahrſcheinlicher iſt? Die junge Gräfin ſoll von der beſcheidenſten Gemüthsart geweſen ſein, und noch heut huldigen die Thränen ihrer Unterthanen dem ſtillen Werthe dieſer Verkannten.

Eine Regung der Bußfertigkeit malte ſich in dem milden Lächeln, womit die Großmutter mich anblickte; ſie erwiederte: Nun ja doch, ich habe nichts dawider. Man ſoll von Todten nichts Uebles reden. Ich wollte nur ſagen — Du haſt mich aber ganz geſtört, Seraphine — die Mutter des Grafen befand ſich nun wirklich in der Klemme. Sie konnte der getroffenen Wahl ihres Lieblings unmöglich Billigung gewähren, und er wollte ſeinen Sinn nicht ändern. Da hob ſie alle Gemeinſchaft mit ihm auf, und zeigte ſo der

Welt, daß ſie keinen Theil an ſeinem willkürlichen Verfahren hätte. Ich meine, es liegt eine gewiſſe Größe in dieſer Losſagung.

Größe? wiederholte ich erſtaunt; o liebe Großmutter, verzeihe Deiner Enkelin, wenn ſie behauptet, daß ſich in dieſem Ausdrucke ein Herz vergriffen hat, welches die Gräfin offenbar über Verdienſt und Würdigkeit ſchätzt. Sie überhörte eine Stimme, der auch die Wölfin gehorcht: die Mutterliebe! Sie verleugnete den Gott, deſſen erſtes Geſetz die Liebe iſt, und ſtellte dafür ihre Götzen zur Schau: die Rangſucht, das Urtheil der Welt! Sie verbitterte den Freudenwein ihres einzigen Kindes und ließ die Lebensſonne der ſchönen jungen Frau über ihrem Zorne untergehen. O! wie viel größer und ſchöner wäre es geweſen, wenn die Gräfin, wie eine gute Mutter, in Frieden und Einigkeit mit ihren Kindern gelebt hätte! Die Großen hätten dann vielleicht ſolche Nachgiebigkeit beſpöttelt, aber alle Guten ſie um dieſer Entäußerung willen verehrt. Sie hätte die Schwiegertochter ſich auf die zarteſte und bindendſte Weiſe zur Leibeigenen gemacht, den Sohn, wenn er kein entarteter iſt — ſich für immer gewonnen, und als der Tod ihm das Liebſte vom Herzen geriſſen, hätte er an der Bruſt, die ihn als Säugling nährte, Troſt für das blutende finden können.

Ich ſchwieg in Thränen, die Rührung hatte mich bezwungen.

Meine Großmutter ſtrich mir die Locken aus der Stirne, um einen Vorwand für die Liebkoſung zu finden, mit welcher ſie mir das Geſicht am Kinn emporhob und die Wangen klopfte. Ich ſah, ſie zürnte meiner Freimüthigkeit nicht, und herzlich küßte ich ihr die Hand.

Es iſt recht Schade, ſagte ſie angenehm ſcherzend, daß der Graf den abſurden Gedanken gefaßt hat, gar nicht wieder heirathen zu wollen; er würde die Wahlverwandte in Dir finden. Man ſagt, er habe ſeiner ſterbenden Frau das Gelöbniß geleiſtet, ihr keine Nachfolgerin zu geben.

Dieſer Umſtand iſt mir lieb, entgegnete ich, die Kenntniß davon geſtattet meinem Benehmen gegen den Grafen jene Unbefangenheit, die einem Umgangsverhältniſſe zwiſchen einem Mädchen und einem Manne ſonſt abgeht, weil Rückſichten, die dem weiblichen Zartgefühle heilig ſind, die abſichtsloſe Näherung beſchränken.

Die Großmutter drohete warnend mit dem Finger und ſprach: Glaube mir, Kind, innerhalb des ſechszehnten und ſechszigſten Jahres darf ein Frauenzimmer ſich nie der Wachſamkeit begeben, welche ihm im Umgange mit den Männern Noth thut. Du lächelſt zweifelhaft? Dies gilt wohl der Gefährlichkeit der Sechsziger Jahre? Ach mein Töchterchen! Alter ſchützt vor Thorheit nicht; — nichts überliefert uns dem Verſucher gewiſſer, als die leidige Sicherheit, die da meint, er könne ihr nicht nahen. Die Natur hat ihren heiligen Willen deutlich in das Herz des Weibes geſchrieben; denn ſie erſchwert durch das Gefühl der Schicklichkeit jede Vertraulichkeit mit einem Manne, und wäre dieſer Mann auch häßlicher als Aeſop und ſo alt wie Methuſalem. Nur die Ehe hat höhere Geſetze; Gott ſelbſt ſtiftete ſie, und wehe der Frevlerin, die ihrer ſpottet!

Unſer Wagen rollte jetzt vor das Mühlenroder Schloß. Die Gräfin von der Celle, eine ſtarke Frau mit ſcharfen Geſichtszügen und einem rauhen, widriganklingenden Sprachtone, ſaß im Divan, ihr rechter Fuß ruhete in einer Betthülle auf einem geſtickten Kiſſen. Ihre Anrede an uns war freudvoll und leidvoll, wie Göthe ſagt. Sie äußerte Vergnügen über unſern Beſuch und Trauer über einen Unfall, der ſie hinderte, uns entgegen zu kommen. Sie hatte ſich den Fuß vertreten und die Roſe entzündete den geſchwollenen. Ich betrachtete dieſe Frau mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und fand, daß ihre Perſönlichkeit genau der Charakterzeichnung entſpreche, welche die Samſon mir von ihr entworfen hatte. Die abweichende Schilderung meiner Großmutter hatte ohne ihr Wiſſen und Wollen meine vorgefaßte Meinung beſtätiget. Es war mir furchtſam und grauenhaft zu Muthe. Ich dachte an die verſtorbene Gräfin, ihr Bild, bleich, ſanft liebelächelnd, ſchwebte vor meiner Seele; ihre Schwiegermutter glich im Schatten dieſer Verklärung einem weiblichen Robeſpierre. Es ſchnürte mir die Bruſt zuſammen, und immer gepreßter ſeufzte ich auf. Meine Großmutter warf unruhige Blicke auf mich. Dir iſt nicht wohl, Seraphine! ſagte ſie halb fragend, halb behauptend. Gewiß, fuhr ſie fort, iſt es Dir im Zimmer zu warm; dazu der Caffee — gehe ein wenig in den Garten, unſere liebe Gräfin nimmt es wohl nicht übel.

Die Gräfin bedauerte es höchlich, daß ihr Sohn, der ſonſt ein wahrer Haushüter ſei, gerade heute fehle, um mich begleiten zu können; er habe geſtern eine neue Droſchke vom Wagenbauer erhalten, die er habe probiren wollen.

Der erhaltenen Erlaubniß ſehr froh, verbeugte ich mich und eilte mit beflügelten Schritten ins Freie. Hier ward mir wohl. Meine durch die empfangenen Vorbereitungen aufgeregte Phantaſie begann ſich zu ſtillen, aber ein Gefühl, das ich mir nur durch ihre unbegreiflichen Wirkungen erklären konnte, lieh Allem, was mich hier umgab, einen geheimnißvollen Reiz und die Bedeutung der Ungewöhnlichkeit.

Ich ging einen breiten Lindengang hinab, an deſſen fernem Ende ich einen Gärtnerburſchen mit einem Märchen ſchäkern ſah, deſſen Kleidung verrieth, daß es zu den Schloßjungfern gehöre. Das Pärchen liebkoſete ſich ohne Scheu und Ahnung, daß es belauſcht würde, und ich, ſtatt ſeiner erröthend, ſchlug einen Seitenweg ein, der mich in einen ſichtlich vernachläſſigten Theil des Gartens führte, wo ein dichtumbüſchtes Vogelhaus ſtand.

Es war hier ſo ſtill um mich, daß ich das leiſe Schwirren der Inſecten hören konnte, und durch dieſe Stille vernahm ich ganz deutlich das verhaltene Schluchzen eines Kindes. Ich blieb ſtehen, ſah dahin, dorthin, und die leiſen Schmerzenstöne ließen ſich bald näher, bald ferner hören. Endlich werde ich gewahr, daß ſie aus dem Vogelhauſe dringen; der Schlüſſel ſteckt, ich öffne und denke ein Blendwerk zu ſchauen, als ich unter grünen Reiſern, auf verſtreutem Futter ein wunderſchönes, weinendes Kind von etwa vier Jahren erblicke, das mit einem kattunen Strumpfbande an eine der Stangen gebunden iſt. Die kleine Gefeſſelte ſah engelhaft und rührend zu mir auf, ihre Thränen ſtanden, auch mochte dieſer Quell verſiegt ſein; denn das ſaubere Kleidchen war ganz naß und zerdrückt, weil es als Trockentuch gedient hatte.

Wer biſt Du, meine arme Kleine? fragte ich, indem ich mich zu ihr an den Boden duckte und ihre Bande löſte.

Ich bin Molly, antwortete das Kind nach einigen vergeblichen Verſuchen, dem immer noch aufſtrebenden Schluchzen Rede abzugewinnen.

Und der Graf von der Celle iſt Dein Vater? fragte ich weiter. Das Kind ſeufzte und ſchwieg. Die Großmama hat einen böſen Fuß, nicht wahr? Die Kleine nickte. Und was hat meine liebe Molly denn verbrochen? fuhr ich zu inquiriren fort, indem ich gegen alle Verhörsmanier die kleine Inquiſitin recht herzinniglich küßte. Hab' nichts zerbrochen, verſicherte mich Molly mit der Unſchuld Wahrhaftigkeit, ſchlang ihre Aermchen um meinen Hals und ſetzte ſchon dreiſter geworden hinzu: Ich wollte mit Vater fahren, da ſchlug mich Louiſe und hieß mich einen ungezogenen Bankert. Ich ſchrie aber, und da ſperrte ſie mich ein.

Mir blutete, mir brach das Herz. Eine Wallung des Zorns, die das Erbarmen läuterte, verklagte das Schickſal der Waiſen, und trug als Anwalt dieſer holden, hülfloſen Kleinen das Flehen vor den Thron des ewigen Richters, daß jede von ihnen ähnliche Liebe, ähnlichen Schutz finden möchte, wie wir, meine Agnes, ſo glücklich waren, ſolchen zu genießen.

Ich verließ mit dem Kinde das Vogelhäuschen und ſetzte mich, es auf meinem Schooße haltend, in einen rohen Gartenſtuhl, der nicht weit davon unter einem großen Baume ſtand. Wir wurden bald vertraut. Die betrübte Kleine plauderte ſich wieder fröhlich, und ich hätte ſie aufeſſen mögen vor Vergnügen und Liebe. Auf einmal ſtockte ſie mitten im Geſchwätze, hüpfte pfeilſchnell von meinem Schooße und lief mit dem lauten Geſchrei: Vater! Vater! auf das Gebüſch zu, aus welchem ein Mann hervortrat, in dem ich dieſer Ankündigung zufolge den Grafen von der Celle kennen lernte, und, o Agnes, theile meine Ueberraſchung! meinen unbekannten Zuhörer von der Tempelhöhe wieder fand.

Ich war erſchrocken, daß ich bebte; jener, damals empfangene Eindruck erneuerte ſich mir, verſtärkt durch das Intereſſe, welches des Grafen Schickſal mir eingeflößt hatte, und dieſe vereinigten Empfindungen gaben dem erſten Momente unſeres Zuſammentreffens eine faſt feierliche Wichtigkeit, die mich den leichten Converſations-Ton nicht finden ließ, welcher einem Manne gegenüber für ein junges Mädchen der wenigſt gefährliche iſt. Dem Grafen mochte nicht viel anders zu Muthe ſein. Wie er ſich aus der Umarmung ſeines Kindes emporrichtete und mich erblickte, flog ein heller Strahl der Freude über ſein düſteres Geſicht, und ich fühlte das Zittern ſeiner Hand, als er die meinige küßte. Ich hörte kaum, was er ſagte, und weiß nicht mehr, was ich erwiederte. Doch allmählich kam unſere Unterhaltung in Gang, aber weder vom Grafen, noch von mir ward des Augenblickes Erwähnung gethan, wo wir uns zuerſt geſehen. Nur eine einzige Aeußerung ſchien mir Beziehung auf ihn zu nehmen und verrieth mir, daß der vielleicht krankhaft reizbare Graf die Stimmung jener Morgenfeier mehr von meiner Perſönlichkeit, als von dem heiligen Dreiklange der Natur, Poeſie und Tonkunſt ausgegangen wähne.

Molly ſagte bittend zu mir aufſtrebend: Seraphine! erzähle doch Vater die hübſche Geſchichte vom guten Kinde, die Du mir vorhin erzählteſt; ich möchte ſie gern noch einmal hören. Seraphine! wiederholte der Graf leiſe, und ſeine Augen flammten, ja, *ſo* nur konnten Sie heißen! —

Ich vermochte nicht, etwas darauf zu antworten; der Klang meiner Stimme wäre zum Verräther der inneren Bewegung geworden, die der Graf, auch bei nur mäßiger Männereitelkeit, für eine Wirkung ſeiner überſpannten Huldigung hätte halten können, da ſie doch nichts weiter als warmes Mitleid mit dem unglücklichen Schwärmer war.

Wir waren mitlerweile wieder in den Lindengang getreten, und jetzt ſtürzte die Dirne, welche ich vorhin ſo frech mit dem Gärtner koſen ſah, Molly's pflichtvergeſſene Zuchtmeiſterin, erſchrocken auf uns zu, und gab ihrer Eile den Anſchein, als hätte ſie die Kleine geſucht, die ihr entlaufen wäre. Ich bat den Grafen, mir das Kind, das ſich mir ängſtlich anſchmiegte, noch zu überlaſſen; er lächelte dankbar und entfernte die lauernde Louiſe.

Während Molly wie ein junges Hündchen vor uns her ſprang, ſagte ich entſchloſſen: Welch ein glücklicher Vater ſind Sie, Herr Graf! Unfehlbar würden Sie das Bemühen als ein freundliches würdigen, welches Sie davon in Kenntniß ſetzte, daß Ihr zarteſtes und theuerſtes Beſitzthum (ich deutete dabei auf Molly) ſchlechten Händen anvertrauet ſei?

Der Graf bat mich geſpannt und dringend um Aufſchluß. Nun denn, ſo fuhr ich fort: Molly's Wärterin mißbraucht das Vertrauen, welches Sie und Ihre Frau Mutter ihr angedeihen laſſen. Sie giebt dem Kinde auf mehr als eine Weiſe ein übles Beiſpiel, und ermangelt der Liebe, die, gleichſam unbewußt, die heilige Verantwortlichkeit des Wärterinnenberufes fühlt und befriediget. Ich erzählte nun dem Grafen, wie ich die Dirne bemerkt und Molly gefunden hätte, und theilte ihm meine Vermuthung mit, daß die Gewaltthat der Früheren bloß eine maskirte Strafe und eigentlich eine liſtige Vorkehrung geweſen ſei, ſich bei ihrem tête à tête mit dem Gärtnersmanne vor einer möglichen Verrätherei der unſchuldigen Kleinen ſicher zu ſtellen.

Der Graf faßte gerührt meine Hand und ſagte: O, wie gütig ſind Sie, meine theure Gräfin! ich werde dieſer Eröffnung gemäß handeln. Mein armes, verwaiſetes Kind! — Er verſtummte mit einem tiefen Seufzer, dann hob er, ſich ermannend, wieder an: Die Erziehungsbegriffe meiner Mutter ſind nicht conform mit dem Geiſte unſerer Zeit, und ſo konnte ich ſelbſt nicht wünſchen, daß ſie Molly öfter um ſich ſähe, als es geſchieht. So iſt denn das kleine Geſchöpf größtentheils der Willkür jener rohen Perſon überlaſſen, welche gegen meine Mutter die heuchleriſche Rolle der eifrigſten Dienſtbefliſſenheit ſpielt und ſich demnach ihrer Protection verſichert hat.

Ich äußerte die Beſorgniß, daß der Graf die Mutter in der Abſetzung ihrer begünſtigten Dienerin beleidigen würde. Da ſah er mich an und erwiederte: Frieden, liebe, holde Gräfin, Frieden, man nehme dies Wort auch in welcher Bedeutung man wolle, iſt die beglückendſte Segnung des Himmels; aber wer ſich dieſe anders, als durch treue Pflichterfüllung zu erringen wähnet, dem wird ſie zum Fluche! — Bei dieſen Worten zuckte ein heißer Schmerz über ſein Geſicht, allein bald verloderte die Gluth ſeiner Blicke in den Wolken des Trübſinns.

Wir gingen nun nach dem Schloſſe zurück, und nachdem das Geſpräch eine Weile allgemein geweſen war, theilte es ſich, ſo daß die Gräfin ſich ausſchließend mit mir, ihr Sohn ſich mit meiner Großmutter unterhielt. Wahrlich, liebe Agnes, die Unterhaltungsform der höheren Stände entſpricht vollkommen der Kälte und Leerheit von Herzen, welche die Selbſtſucht ausgebrannt und verödet hat. Das war wohl hart, aber wahr iſt es doch. Sieh, ich konnte mich ein Stündchen recht angelegentlich mit der alten Gräfin unterhalten, ungeachtet dieſe Frau bei all ihrer Freundlichkeit etwas ſcharf Abſtoßendes für mich hat. Und es ſollte mich wundern, wenn ich ihr gefallen hätte, da ich zur Noth meine Empfindungen verbergen, aber mangelnde Gefühle meinem Benehmen nicht anlügen kann. Die Liebe? O theure Agnes, die bedarf keiner Worte; ihr Geiſt vertritt ſie. Sie ſchminkt ihre Aeußerungen nicht, denn ſie bedürfen keines verſchönernden Schmuckes. Sie haſcht nicht nach aushelfenden Kleinigkeiten, denn das Höchſte und Größte ſtehet ihr zu Gebote.

Mißverſtehe mich jedoch nicht, liebe, ängſtliche Freundin. Ich meine eine Liebe, wie auch das Kind ſie fühlen kann. Leidenſchaft iſt mit dieſer nicht zu verwechſeln, und vor der Bethörerin will Deine Seraphine auf ihrer Huth ſein.

Ich bin verſtimmt und traurig, Agnes, und möchte in Dein ſanftes, frohes Auge ſehen, um den verlorenen Gleichmuth wieder zu finden. Mich jammert der kleine, verwahrloſete Engel Molly, und auch der Graf dauert mich ſchmerzlich. Warum ſind doch der Thränen unterm Mond ſo viel? Und ſo manches Sehnen, das — nicht laut ſein will? Wohl uns, daß, wenn er unſer Grab beſcheint, das Herz dann ſtille iſt! Lebe wohl!

Neunter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

Groß-Lautern, den 25ſten Juni 1810.

Am Abend eines Tages, der, obwohl einer der ſüßeſten und ſchönſten, die mein Leben aufzuweiſen hat, doch mein Gemüth in einen nicht wohl zu beſchreibenden Zuſtand verſetzte — fliehe ich zu Dir, hoffend, daß wenn ich mein Inneres vor Dir enthülle, ich ſelbſt zu einer klareren Anſchauung alles Unverſtandenen gelangen werde. Was iſt das, Lorenz? Schrieb ich Dir nicht neulich, ein neckender

Geiſt treibe ſein Spiel mit mir? Wahrlich, damals hatte ich weniger Recht, ſo zu ſagen, als heute, und ich glaube, ein prophetiſches Gefühl der mir bevorſtehenden Erfahrung dictirte jene Worte in meine Feder. Doch urtheile ſelbſt.

Sehr ermüdet von einer forcirten Reiſe kam ich geſtern Nachmittag hier an. Der Gedanke, ich ſei in meinem Eigenthume, erhöhete mir die Annehmlichkeit des Aufenthaltes, und ließ mich hier mit einem Wohlbehagen raſten und ruhen, deſſen Süßigkeit ich Dir vergebens würde beſchreiben wollen, und belebte mich für die zunächſt vorzunehmenden Einrichtungen mit einer Wärme, deren Flammen nur auf dem eigenen Herde lodern. Die Güter ſind ſchön, aber entkräftet.- Sie gleichen erſchöpften Müttern, welche mehr Nahrung gegeben, als genommen haben, und es wird Pflege, Aufopferung mancher Nutzungen, Anſtrengung und Geduld koſten, ehe das verlorene Gleichgewicht ihrer Ergiebigkeit wieder hergeſtellt ſein wird. Deſto beſſer, dachte ich bei mir ſelbſt, als ich dies Reſultat meiner Beobachtungen gezogen hatte, die Arbeit ſei mir willkommen; ſie allein gewährt die befriedigendſte Zerſtreuung.

Nachdem das Dringendſte angeordnet war, wollte ich dem Herrn von Höhen, dem Vater meiner Laura, einen nachbarlichen Beſuch machen. Mein Förſter begleitete mich bis in den Geſichtskreis des Schloſſes von Ober-Höhen, und ſo hatte ich, angelegentlich mit ihm ſprechend, nicht auf den Weg gemerkt, den wir gekommen waren. Jetzt erſt, als er mich verließ, ſah ich, daß der Charakter dieſer Gegend, ungeachtet ihrer Nähe von den Umgebungen meiner Güter, ſich ungefähr in einem Verhältniſſe zu jenem verhalte, wie das iſt, was den Melancholicus vom Sanguinicus unterſcheidet. Aber doch liegt in dieſer Düſterheit etwas Anmuthiges, das mit zarten Stimmen zu dem Herzen des Fremdlings dringt, und ihm hier zwar keine heiteren ländlichen Feſte, kein fröhliches Geſellſchaftsleben, aber Freude und Frieden des Geiſtes am Buſen der Natur und Liebe verſpricht. Ach Lorenz! ein heiliges Heimweh kam über mich. Die Schauer der Sehnſucht nach friedlicher Stille, nach weiter Entfernung von dem Getöſe der Welt durchbebten mich, und indem ich an Laura und ihren anders gerichteten Sinn dachte, ergriff mich ein Verzagen und Vergehen, wie es den Alpenhirten erfaßt, der, durch unlösbaren Zwang von der theuren Heimath geſchieden, die Töne des Kuhreigens vernimmt, und von dem Zauber der Erinnerung bezwungen, in Ohnmacht erliegt.

In dieſer gefährlichen Stimmung langte ich am Schloſſe an. Ein Bedienter kam mir entgegen und meldete, daß Herr von Höben vor einigen Minuten ausgeritten, das Fräulein jedoch im Garten ſei. Das Fräulein? wiederholte ich erglühend, und die Möglichkeit denkend, Laura könne, mir heimlich eine Ueberraſchung zubereiten wollend, mir bei ihrem Vater zuvorgekommen ſein. Der Bediente ſah mich befremdet an und öffnete eine eiſerne Gitterthür, die ſeitwärts vom Eingange des Schloſſes in den Garten führte. Haſtig, ohne mich umzuſehen, eilte ich meinem Wegweiſer voran, und ſtand jetzt an einem zweiten Gartenthore, welches die Blumenpartieen von den übrigen Anlagen abſonderte. Von hier aus überſah ich einen langen Gang, den eine ſchlanke weibliche Geſtalt mit der Leichtigkeit einer Sylphide herauſſchwebte. Schon wollte ich Laura! rufen, als ich bemerkte, daß die Näherkommende ungleich kleiner ſei, als Laura, deren hoher, edler Wuchs die gewöhnliche weibliche Länge überragt. Wie aber, o Lorenz, denke Dir das einmal, ward mir zu Muthe, als ich in dem Madonnenkopfe des lieben

Mädchens, das nun vor mir ſtand, bemerkbare Aehnlichkeit mit meiner Laura und eine noch auffallendere mit jenem Bilde in Domthurn fand, deſſen Original ich unzweifelhaft vor mir ſah! Und dies Mal hatte ich nicht, ſo wie das erſte Mal geirrt. Es war Agnes, die Nichte des Herrn von Höhen, der die Frühverwaiſete erziehen laſſen und ſie vor einiger Zeit zu ſich berufen hat. Daß mir Laura von dieſer liebenswürdigen Couſine noch kein Sterbenswörtchen geſagt, daß die beiden Mädchen ſich gar nicht kennen, mag wohl ſeinen Grund in den Verhältniſſen haben, in welchen Herr von Höhen zu ſeiner geweſenen Gemahlin ſtehet, die ſeine väterliche Einwirkung auf Laura auf einen ſehr kleinen Antheil beſchränken, und ſo gewiſſermaßen die Angelegenheiten ſeines Hauſes der Achtſamkeit ſeiner Frau und Tochter fremd bleiben laſſen.

Einfältiger, als in den Momenten dieſes Zuſammentreffens, habe ich mich nie in meinem Leben benommen. Ich weiß Gottlob! keine Silbe mehr von meiner confuſen Anrede. Mein Geiſt, vollauf beſchäftiget, dieſe Gleichheiten aufzufaſſen, zu unterſcheiden, konnte ſeine Aufmerkſamkeit nicht theilen und die Vorſtellung meiner Perſon mit dem Grade von Beſonnenheit geſchehen laſſen, der darüber wacht, daß der erſte Eindruck, welchen wir hervorbringen, kein lächerlicher oder ſonſt ungünſtiger ſei. Aber obgleich ich meine Verlegenheit lebhaft empfand, ſo ward ſie mir vor dieſem gütigen, argloſen Geſichtchen dennoch nicht beſchämend, und bald gewann ich die verlorene Faſſung wieder.

Ich begleitete das Fräulein zurück in die Laube, wo es vorher geſchrieben hatte. Ein Geſpräch, viel zu ſtoffreich, um die gewöhnlichen Nothbehelfe der Leerheit oder des Fremdſeins in Anſpruch nehmen zu dürfen, entſpann ſich zwiſchen uns, und lief ſo einige Stunden fort, ohne abzureißen, und dann mit ängſtlicher Befliſſenheit wieder angeknüpft zu werden.

Dieſe Agnes iſt ein holdes, herrliches Weſen, und der Maler in Domburn war kein Lügner, ſo wie der Paſtor mit ſeiner Dir bekannten Bemerkung am Ende doch nicht ſo ganz Unrecht gehabt haben dürfte; denn die Anmuth dieſes Mädchens ſtehet in Uebereinſtimmung mit der Eigenthümlichkeit dieſer Gegend; ſie iſt elegiſch. Es iſt ein Engel, aber ein trauernder. Die weichſte Sanftheit ruhet in dieſen zarten Zugen und durchklingt den ſüßen Ton der Stimme. Der bittende Blick dieſer klaren braunen Augen müßte, dünkt mich, einen Nero, einen Caligula der Menſchlichkeit zurückgeben. Ob an dieſer friſchen Blüthe ſchon der Wurm eines heimlichen Grames genagt haben mag? Oder wäre die liebliche Schüchternheit dieſes Mädchens das Werk einer ſentimentalen Erziehung, oder, was ich am liebſten glauben möchte — diejenige Richtung des Gemüthes, welche die Natur ihm gegeben, ſo wie von demſelben Geſetz beſtimmt, das Veilchen ſeinen beſcheidenen Reiz nur im Schatten entfaltet, während die volle, königliche Roſe ihr ſtolzes Haupt in den Strahlen der Sonne wiegt? Lächle nicht, mein Freund, uber dies poetiſche Bild; mir iſt ſehr ernſthaft dabei zu Sinne, denn ich denke an Laura. Sie iſt für die Welt gebildet, Agnes für die Stille; und ob mein Vater mit ſeinem bangen Urtheile über meine Wahl, ob mein Herz Recht behalten werde, mit ſeiner Hoffnung, daß Laura mich genug lieben werde, um ſich mit weiblicher Fügſamkeit meinem ſolideren Hange anzuſchmiegen, darüber muß die Folgezeit entſcheiden und über das Wohl oder Weh meiner Zukunft beſtimmen.

Herr von Hohen hat mir ſehr gut gefallen; ich hatte mir ihn ganz anders gedacht. Sein Benehmen zeigt die ſchöne und ſeltene Verbindung von offener Herzlichkeit und weiſer Zurückhaltung: man fühlt ſich zu ihm hingezogen und von der Ahnung fern gehalten, daß er von einem näheren Umgange Störungen für ſeine Ruhe und Verletzungen für ſein Gefühl fürchtet.

Agnes ſcheint ihrem Oheim ſehr lieb zu ſein. Er betrachtet das Mädchen mit Blicken, aus denen Wohlgefallen und Zufriedenheit leuchten, und ſeine Stimme wird von Zärtlichkeit modulirt, ſobald er ſich redend zu ihr wendet. Beinahe erregt dieſe Bemerkung eine leiſe Betrübniß in mir. Der Gedanke that mir wehe, daß Laura ihr Näherrecht auf die Liebe ſolch eines Vaters einer Fremden einräume. Einer Fremden? Gott vergebe mir dieſen Ausdruck! Dieſe liebenswerthe Waiſe, deren Schutzbedürftigkeit ſo weiblichrührend zu dem Herzen jedes gefühlvollen Mannes ſpricht, iſt die Verwandte jedes guten Geiſtes, und der Vorzug, deſſen ſie in der Gunſt ihres väterlichen Wohlthäters genießt, iſt nicht weniger erklärbar als begründet. Der heiteren Laura lacht das Leben in den Genüſſen der Jugend, in den Freuden der Geſelligkeit, in den Huldigungen, welche ihr ſo ungemeſſen dargebracht werden; Agnes hat dafür nichts, als das wohlwollende Lächeln ihres ernſten Oheims, die ſchriftliche Anſprache einer fernen, geliebten Freundin und einen ſehr zartgebildeten Sinn für die Natur.

Agnes verließ uns auf einige Minuten, und ich, weiß ich es doch ſelbſt nicht, warum ich dies nicht früher, nicht in Agnes Gegenwart that — brachte dem Herrn von Höhen einen Gruß von ſeiner Tochter. Er ſah mich überraſcht und forſchend an, und dankte mir mit einem erſtickten Seufzer, dann fragte er mich nach einer kleinen Pauſe, ob ich zuweilen mit ſeiner Tochter zuſammen geweſen wäre. Dieſe Frage bedeckte mein Geſicht mit Gluth; ich wäre um Alles in der Welt willen jetzt nicht im Stande geweſen, Laura's Vater eine Andeutung von unſerm geheimen Bündniſſe zu machen. Auch lenkte die Zurückkunft des Fräuleins das Geſpräch bald auf andere Gegenſtände. In tiefes Nachſinnen verſenkt, ritt ich nun langſam nach Hauſe. Die Bekanntſchaft des heutigen Tages war mir ſehr wichtig und ungleich intereſſanter geworden, als ich dies auf dem Hinwege für möglich gehalten hätte. Ich berechnete mit froher Zuverſichtlichkeit, wie die Geſinnung dieſes Vaters auf Laura wirken müſſe, wenn ſie als meine Gattin den Einflüſſen einer thörichten Mutter entzogen, in nahem und öfterem Umgange ihre ſtille Gewalt auf die Tochter übt. Ich ward getroſt und muthig in dem Bewußtſein, ſolch einen Beiſtand für die Beſtrebungen zu kennen, in denen ich die Geliebte für ſanftere und dauerndere Freuden, als ſie bisher kannte und genoß, gewinnen wollte. Und Agnes? O, würden die beiden Mädchen Freundinnen, wie ſchön, wie glücklich für mich! Und warum ſollte ich dies nicht hoffen? Laura ſtehet viel zu blendend über ihrer Couſine, als daß Neid und Eiferſüchtelei ihren Gefühlen für das liebe Mädchen Herbheit und Schärfe geben ſollten, und Agnes iſt viel zu anſpruchslos, um ihre Liebe zu verſagen, weil Laura ſie verdunkelnd überſtrahlt. Doch was ſage ich auch? An ein Rivaliſiren kann man überhaupt nicht denken, wenn man Laura kennt und Agnes geſehen hat. Beide ſind ſo höchſt verſchieden, daß ſie, glaube ich, gemeinſchaftlich in dem Herzen eines Mannes herrſchen könnten, ohne ſich in ihrer Wirkſamkeit ſtörend zu begegnen.

Als ich in mein Zimmer trat, goß der Mond ſeinen

Lichtglanz zu den geöffneten Fenſtern herein, und dieſer milde Schimmer, wie die duftreiche Abendkühle erquickten mich. Ich ſah eine Guitarre in dem Winkel neben dem Schreibtiſche lehnen, das war ein willkommener Fund. Ich ſtimmte die geſunkenen Saiten, und die Erinnerung an die verfloſſenen Stunden wählte aus dem Schatzkäſtlein meiner Liederſammlung einen Vers, der Dir das Bild der holden Agnes und ihre Wirkung auf mich mit den wahrſten Seelenzügen malt. Hier iſt er:

Mir iſt es, denk ich nur an Dich,
Als in den Mond zu ſehn;
Ein ſtiller Frieden kommt auf mich —
Weiß nicht, wie mir geſchehn.

Lebe wohl, lieber Lorenz, und komme bald zurück.

Zehnter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine Lary.

Ober-Höhen, den 28ſten Juni 1810.

Du warſt krank, meine Seraphine? Und ich konnte nicht an Deinem Bette wachen und walten, Deinen Schlummer belauſchen, und mit Entzücken unſere Angſt um Dich der Gewißheit weichen ſehen, daß Du uns wiedergeſchenkt ſeieſt! O wie gut, daß ich es nicht früher wußte, als die Gefahr bereits überſtanden war! Ich mag nicht daran denken, wie mir zu Muthe geweſen wäre, wenn ich die Nachricht empfangen hätte, Du ſeieſt krank, und das ſehr!

Nicht weniger lebhaft, nur von anderer Natur war der Antheil, den ich an Deiner Erzählung von dem trüben Schickſale und Deiner Bekanntſchaft der Familie des Grafen von der Celle genommen. Zürne jedoch nicht, Geliebte, wenn ich an dieſe Verſicherung die leiſe Befürchtung knüpfe, daß jenes antheilwerthe Schickſal ſeinen Gegenſtand Deinem weichen, offenen Herzen leicht theurer und wichtiger machen dürfte, als es der Ruhe deſſelben zuträglich wäre. Will man doch behaupten, kein Gefühl ſei dem Frieden des weiblichen Gemüthes gefährlicher, als das Mitleid mit der Trauer, mit dem Unglücke eines jungen Mannes! Doch vielleicht hätte die Vorſicht Dich beſtimmt, dem Grafen das verlorene Glück zurückzugeben, und die ſchneidenden Diſſonanzen, welche früher den Einklang ſeiner Empfindungen und Verhältniſſe ſo widrig ſtörten, in die wohllautendſten Accorde aufzulöſen. — Wir wollen dies dem guten Vater überlaſſen, der Alles fügt und ordnet zu ſeiner Kinder Heil und Segen. Seine Engel wollen die Ruhe und Fröhlichkeit Deines Herzens in ſichere Obhut nehmen; der treue, ſtille Wunſch meiner liebenden Seele ſoll ſich dieſer himmliſchen Wacht beigeſellen!

Ich bin geſund und wohl, Liebſte, fühlte aber ſeit vorgeſtern, daß ein Leben, in welchem die Einſamkeit ihre Stille um uns verbreitet, die Ruhe uns wiegt und die Liebe uns einflüſtert, dem Schlummer eines Kindes gleiche, das vom leiſeſten Geräuſche aufwacht und mit Verwunderung um ſich ſchauet. Wie einfach iſt das unbedeutende Ereigniß, das ich Dir mitzutheilen habe, und wie regte es dennoch das Gemüth Deiner Freundin auf, ſo daß die Erinnerung an ein paar genußreiche Stunden, die ich einer neuen männlichen Bekanntſchaft verdanke, fort und fort meine Seele durchklingt und die Stimmung derſelben erhöhet hat. Aber

Deine kleine Ungeduld zürnt mit langen Vorreden, deshalb zur Sache.

Mein Oheim war in der letzten Zeit kränklich, und der Arzt rieth ihm an, täglich ein Stündchen zu reiten. Er hat in ſeiner Jugend dieſe Art der Bewegung vorzüglich geliebt, ſie aber, obgleich mit Nachtheil für ſeine Geſundheit aufgegeben, ſeit mein Vater durch einen Sturz mit dem Pferde ſein kräftiges Leben einbüßte. Doch verſprach er dem Arzte zu willfahren.

Als die Pferde vorgeführt wurden, ſagte er, indem ich ihm die Handſchuhe zureichte: Wenn Du mir Geſellſchaft leiſten könnteſt, Agnes! Erglühend küßte ich ihm die Hand und bat ihn, nicht allzu ſchnell zu reiten. Er lächelte, klopfte mir die Wange und antwortete: Deine Couſine hat mehr Muth als Du, kleines Häschen. Laura ſitzt ganz allerliebſt zu Pferde; bei ihr muß ich vor dem Zuviel warnen. Sie fliegt auf dem Goldfuchſe, der ihr Eigenthum iſt, leicht wie Diana über Hecken und Dornen.

Ich vermochte nicht zu unterſcheiden, ob in dieſen Worten mehr Tadel als Lob für die kühne Tochter lag. Mein Alleinſein zu einem Briefe an unſere Sarelli benutzen wollend, trug ich mein Schreibzeug in eine große Gartenlaube, wo jeder Blick, den ich vom Papier erhob, mich durch die nahe Ausſicht auf mein Blumengärtchen entzückte, worin die Roſen in vollendeter Schönheit und üppiger Fülle über den Beeten voll abgeblühter Frühlingspflanzen wogten und dufteten. Doch kaum hatte ich die erſten zehn Zeilen geſchrieben, als ich das Galloppiren zweier Pferde vernahm, welche um die Gartenmauer dem Eingange des Hauſes zu ſprengten. Erſchreckt von der ängſtlichen Vermuthung, daß dem Oheim etwas zugeſtoßen ſein müſſe, weil er ſo bald wiederkehre, eile ich mit beflügelten Schritten den langen Gang hinauf, und ſchon an der Gartenthür tritt mir ein junger Mann von auffallender Wohlgeſtalt entgegen. Ich bemerkte, glaube mir Seraphine, es war keine Einbildung — daß er bei meiner Annäherung erſchrak, daß ſein blühendes Geſicht erblaßte, daß Beſtürzung und Betroffenheit ſich in ſeinen Blicken malten. Dieſe Wahrnehmung wirkte befangend auf mich zurück, ich mußte all meine Faſſung zuſammennehmen, um Meiſterin meines Benehmens zu bleiben. Allein auch der Fremde zeigte die Herrſchaft eines gewandten Geiſtes über den Schrecken, welchen ihm, ſeltſam genug, meine Erſcheinung verurſacht hatte. Mit dem feinſten Anſtande nannte er ſich als den Baron Horſtall und nunmehrigen Beſitzer der Sonnenſteinſchen Güter. Er habe, fuhr er mit anmuthiger Schüchternheit fort, ſich dem Herrn von Höhen in dieſer Beziehung vorſtellen und zu guter Nachbarſchaft empfehlen wollen. Ich erwiederte: Wie leid würde es meinem Oheim ſein, müßte er dieſe erwünſchte Nachricht mit dem Bedauern empfangen, einen angenehmen Beſuch verſäumt zu haben, wenn Sie, Herr Baron, nicht geneigt wären, ein Stündchen zu verweilen, in welcher Zeit ich ſeine Rückkehr erwarten darf.

Herr von Höhen hat alſo das Glück, Ihr Oheim zu ſein, mein gnädiges Fräulein? fragte er, wie überraſcht von dieſem Verwandtſchaftsverhältniß, und machte eine Wendung, (denn wir ſtanden noch immer am grünen Gartenthore) den Gang hinab und der Laube zuzugehen. Aber der Ausdruck, welchen der Baron auf das Wort Oheim legte, drang tief in mein Gefühl und brachte den Gedanken über mich, wie dieſer Oheim mein ganzer Schutz und Schirm in dieſer Welt, wie geſegnet ich durch ſeine Güte ſei, wie hülf- und rathlos ich ohne ihn wäre — und bewegt gab ich zur Antwort: Er iſt mein Vater, wenn anders die treueſte, zärtlichſte Fürſorge einer elternloſen Waiſe erwieſen, ein Anrecht auf dieſen heiligen Namen geben.

Ich ſah verſichernd an der hohen Geſtalt auf und begegnete einem gerührten Blicke, den der Baron auf mich heftete: eine Wallung der Theilnahme verſchönerte ſein anmuthiges Geſicht, und nach einer kleinen Pauſe fragte er, ob ich ſeit meiner Kindheit in Ober-Hohen gelebt hätte. Dieſe Frage kam jedoch ſo zögernd und faſt ängſtlich hervor, als ob er ſich vor der Antwort fürchtete. Wie ich ſie nun verneinte und Domthurn als den Ort meines früheren Aufenthaltes nannte, überflog eine ſchnelle Röthe ſeine Wangen und ſeufzend ſenkte er das Auge.

Dieſer ſtille Antheil eines mir gänzlich Fremden an meinen Verhältniſſen, die Unerklärbarkeit des Eindrucks, den mein erſter Anblick auf ihn machte, verwirrten mich zwar, allein, o Seraphine, ich verhehle Dir nicht, was ich als natürlich erkenne, als ſchuldlos fühle, — gaben auch dem Unbekannten ein heimiſches Plätzchen in meinem Herzen, und knüpften eine geheimnißvolle, zarte Beziehung zwiſchen uns feſt.

Frau Molle ſendete mir einen Bedienten zu, der meine Befehle vernehmen ſollte; ich beſtellte Kaffee, ließ den Schreib-Apparat wegtragen, und der Baron nahm traulich im kleinen Sopha an meiner Seite Platz. Er äußerte die Beſorgniß, mich im Schreiben geſtört zu haben, und ich beruhigte ihn durch die Erklärung, daß ein Brief an meine mütterliche Freundin kein ſo ſeltenes Zeichen meines dankbaren Andenkens an dieſelbe ſei, als daß ich eine Unterbrechung darin wie eine Pflichtverſäumniß anſehen dürfte, und wir waren nun wieder in Domthurn und bei Dir, Geliebte; ein mich ſtets begeiſternder Stoff!

Baron Herſtall ſchien mir mit Vergnügen zuzuhören. Die, meine Erzählung begleitenden Empfindungen liefen wie Schatten und Licht über ſeine Züge, und ſein Blick verdunkelte ſich ſanft, als die Nachklänge des Trennungswehes in den Bebungen meiner Stimme zitterten. Einige Aeußerungen von ihm lauteten ſo, daß ich beinahe auf die Vermuthung gerathen wäre, als kenne er Dich von Perſon; doch war mir dies wieder unwahrſcheinlich, weil ich, als Deine vertraute Freundin, ſonſt wohl davon wiſſen würde.

Die Wehmuth, mit der ich meines Scheidens von Domthurn gedachte, gab ihm Veranlaſſung zu der Frage, ob ich mich leicht an die Einſamkeit meines gegenwärtigen Wohnortes, an die Umgangsloſigkeit gewöhnt hätte, die doch offenbar den Gegenſatz zu der häuslichen Geſelligkeit bilde, welche mich in meiner ehemaligen Lage für den Mangel rauſchender Freuden, wie die Welt ſie giebt, entſchädiget hätte. Ich lächelte im Gefühle der Zufriedenheit und entgegnete: Ich liebe die Stille, und wer ſich zu beſchäftigen verſtehet, bedarf wenig Zerſtreuung. Zudem iſt dieſes Haus und was es zunächſt umgiebt, mir theuer und heiligwerth! Die Geiſter meiner Kindheit umſchweben mich hier mit ernſten Mahnungen an das Ewige, wo ich die lieben Eltern geborgen weiß, und entkräften den Reiz vergänglicher Genüſſe. Die Natur, hier ſo hehr und ſchön, ſpricht ergötzlich und erhebend die Sinne und das Gemüth an, und der Beruf meines Hierſeins giebt dem Streben eines dankbaren, jugendlichwarmen Herzens die entſchiedenſte Richtung.

Ich ſchwieg, aber Thränen waren in meine Augen gedrungen. Der Baron ergriff meine Hand, küßte ſie und ſagte: Gott erhalte Ihnen dieſen ſchönen Frieden, mein Fräulein! Wahrlich, Ihr Herr Oheim iſt neidenswerth. Welcher feindliche Dämon aus der Leidenſchaften finſteren Schaar müßte nicht vor ſolcher Engelnähe entfliehen? Welches Unglück nicht zum Heile werden, das ein gütiges Herz ſo liebend theilt, ſo zart würdiget? Ich antwortete, indem dieſe Vorſtellung mich nur an den Oheim und ſein herbes Schickſal denken ließ: Ach, Herr Baron, es giebt Wunden, die zwar die Liebe verbinden, aber nicht heilen kann; und Stunden der Anfechtung, nicht des Böſen, ſondern der Entmuthigung, des Grames ſchlagen auch dem frömmſten Menſchen! Mein Oheim, der Trefflichſten einer, hat bittere Erinnerungen zu verſchmerzen, und ich kann nicht ſanft, nicht genug ſein, um ihn dieſe vergeſſen zu machen.

Des Barons Blicke flammten feuriger, wie von einer jähen Gluth entzündet, er entgegnete ſtockend: Ich kenne die Frau Oberſtin von Burgwart — und auch meine Couſine Laura? unterbrach ich ihn haſtig.

Er neigte den feingekräuſelten Kopf und erwiederte: Auch dieſe. Ein halbes Seufzerchen hängte ſich an dieſe zwei Worte. Ich war beklommen. Die auffallende Kürze dieſer Antwort erregte meine Neugier nur noch ſtärker, und das peinliche Schweigen, was einige Momente zwiſchen uns herrſchte, unterbrechend, ſagte ich: Wie ſehr freue ich mich, daß der kommende Herbſt mir das längſtgewünſchte Vergnügen gewähren wird, meine Couſine perſönlich kennen zu lernen, von der ich ſo viel wie gar nichts weiß. Mein Oheim ſpricht wenig von ſeiner Tochter, weil ſolche Erwähnungen, auch bei der behutſamſten Zurückhaltung, gar leicht in ein Gebiet hinüberführen, vor deſſen Grenzen die Ruhe meines guten Oheims zurückbleibt. Ich halte es demnach für Pflicht, ſein wundes Gefühl zu ſchonen, und vertröſte meine Wißbegierde auf das eigene Schauen.

Der Baron blickte mich mit einem hellen Lächeln tief und eindringlich an, und antwortete: Laura von Höhen würde eben ſo glücklich ſein, als ſie liebenswürdig iſt, wenn es ihr gelänge, die Freundſchaft ihrer Couſine zu gewinnen. Ich denke, es iſt ſo natürlich, daß wir uns lieben, verſetzte ich mit einiger Verlegenheit, und in dieſer es vergeſſend, daß ich zu einem Manne ſpreche, fuhr ich fort, wir können uns ja gleichſam als Geſchwiſter betrachten, denn meiner Mutter Bruſt hat uns Beide genährt. Ich verſtummte beſchämt.

Hinter meinem Rücken, im Winkel des Sophas, lag die Corinna, in welcher ich am Morgen geleſen hatte. Der Baron ergriff das Buch, ſchlug es an der gezeichneten Stelle auf, und freuete ſich befreundeten Erinnerungen zu begegnen; denn er iſt kürzlich von einer großen Reiſe zurückgekommen, auf welcher er ſich längere Zeit in Rom aufgehalten hat. Er beſtätigte nun mit gefälliger Ausführlichkeit die Angaben der Frau von Stael, und äußerte ſich im Geiſte der Kennerſchaft über manches geſehene Kunſtwerk, doch mit der zarteſten Rückſicht auf die Laiin, die ihm zuhörte. So waren einige Stunden wie Augenblicke vergangen, ohne daß wir den raſchen Flug der Zeit bemerkt hatten. Jetzt kam mein Oheim nach Hauſe, der ſich durch das Wohlbefinden, welches ihm die langentbehrte Bewegung zu Pferde gab, zu einem weiten Ritte hatte verleiten laſſen. Er begrüßte den Baron ſehr freundlich, und verrieth eine herzliche Freude, als dieſer ihm ſagte, daß er der nunmehrige Beſitzer der Güter Groß- und Klein-Lautern geworden ſei. —

Die beiden Männer ſprachen nun von den Kaufverhandlungen, von der Beſchaffenheit der Güter, von ökonomiſchen

Angelegenheiten, und ich entfernte mich auf ein Weilchen, wozu mir des Oheims Verlangen nach einer Limonade, die ich ihm ſelbſt bereiten möchte, ſchickliche Veranlaſſung gab. Der Baron blieb noch ein Stündchen, dann ſchied er mit dem Verſprechen, ſobald er ſeinen Anzug auf Groß-Lautern gehalten haben würde, bald und oft das nachbarliche Beſuchsvorrecht geltend zu machen.

Mein Oheim ſah ihm nach, dann ſprach er wie zu ſich ſelbſt: Es könnte mir große Freude aus dieſer Bekanntſchaft erwachſen, wenn die Vorſehung mich endlich für manchen verfehlten Wunſch entſchädigen wollte; aber — man verlernt das Hoffen mit der Stunde, die entflieht! Ich will es nicht vergeſſen, daß die herbeſten Prüfungen meines Lebens ſich ſtets wie Boten des Glückes ankündigten, und bliebe mein Schickſal bei dieſer Manier, mich in die Schule zu nehmen, ſo dürfte der liebe junge Mann, deſſen Umgang mir wohlthun würde, zeitig genug ein Störer meines Friedens werden.

O Seraphine! wie ſchmerzte mich dieſe Aeußerung! Welche Leiden müſſen ein Gemüth, dem das Vertrauen weit eigenthümlicher wäre, ſo verſchüchtert haben, daß es keine Hoffnung mehr zu faſſen wagt! Erſchüttert warf ich mich an ſeinen Hals und verbarg meine Bewegung hinter folgenden Worten, die ſcherzhaft herauskommen ſollten, in deren Klängen jedoch der tiefſte Ernſt bebte: Väterchen, wiſſen Sie auch, daß dem Zweifler nichts beſchieden ſei? Wie mag mein guter Oheim ſich nur zu ihnen geſellen und den tröſtenden Glauben aufgeben, der die Empfängniß jeder guten Gabe bedingt, die von oben herab der Vater des Lichts uns ſendet.

Ein heißer Schmerz zuckte über das Geſicht des Oheims; er ſah mich mit matten Blicken an, dann ſagte er leiſe:

Du haſt Recht, Agnes. Die heitere Ausſicht, welche ſich heute wünſchend und ahnend vor mir aufthat, veranlaßte mich einmal rückwärts zu blicken; und das muß ich vermeiden. Aber Gott gebe, daß Deine eigene Erfahrung Dich nie die Möglichkeit begreifen lehrt, wie der Menſch dahin gelangen könne, an ſeinem Glücke zu verzagen, und jeden Anſpruch auf Erſatz und Vergeltung erſt auf ein Jenſeits zu verweiſen, wo das Verdienſt ſeine Kronen und die böſe, die verwerfliche That ihren gebührenden Lohn empfängt.

Mir ward ganz ängſtlich zu Sinne. Es war mir, als ob der Oheim Unrecht hätte. Ich faßte dringend ſeine beiden Hände und ſagte, obgleich ein wenig furchtſam: Unſere Sarelli, o dieſe herrliche, vortreffliche Frau, deren Sinn ſchon früh in den Jahren jugendlicher Kräftigkeit und Lebensluſt durch ein trauriges Geſchick der Erde entzogen und dem Himmel zugewendet ward, hat mich gelehret, mir die Ewigkeit nicht als ein von dieſem irdiſchen Daſein getrenntes, ſondern als ein in demſelben beginnendes und enthaltenes zu denken. Dies wäre, meinte ſie, der Standpunct, auf welchem der Chriſt hienieden Welt und Menſchen betrachten müſſe. Nur hellere Blicke, reinere Freuden, befriedigtere Sehnſucht würde dort auf einer höheren Stufe unſer ſchönes Theil ſein, aber wir mußten dieſe auch mit jedem Tage unſeres Hierverweilens zu erklimmen ſuchen. Sie ſagte uns dabei ein Sprüchlein, welches ich mir gleichſam als Leitſtern meiner Handlungsweiſe eingeprägt und wovon ich bis jetzt die Wahrheit der Verheißung bewährt gefunden habe. Es lautet: „Sei Deiner Welt, ſo viel Du kannſt, ein Engel, ſo wird ſie Dir trotz aller ihrer Mängel, ſo viel ſie kann — ein Himmel ſein.“

Der Oheim drückte mich an ſeine Bruſt innig, feſt, lange.

Mit einem väterlichen Kuſſe auf meine Wange ſagte er: Ja, ſei, bleibe ein Engel, mein theures, geliebtes Kind! Dann wird die Gewaltſamkeit der Umſtände, die Rohheit und Feindlichkeit der Menſchen das innere Heiligthum Deines Gemüthes nie zu entreißen vermögen, und verklärend werden auch dunkle Stunden an Dir vorübergehen. Dann wird, wenn auch der Schmerz, der ſich die ſanfteſten Herzen am liebſten zur Wohnung erwählt, bei Dir einziehen ſollte, Deine Bruſt dennoch von ſtiller Seligkeit erfüllet ſein!

Wirſt Du aber auch, meine Freundin, mich der Unbeſcheidenheit bezüchtigen, daß ich Dir meine Unterhaltungen Wort für Wort mittheile, da dieſe Treue Aeußerungen umfaßt, die mich mit Schamroth färben müßten? Nein, ich fürchte das nicht. Du kennſt Deine Agnes beſſer und wirſt vorausſetzen, daß ich erkenne und fühle, was Ueberſchätzung ſei. Ich möchte Dich ſo gern von Allem, was ich empfinde und erfahre, in Kenntniß erhalten, und ſo möglicher Weiſe unſere Trennung aufheben. Wie leid würde es mir nun ſein, wenn ich um ſolch einer mißtrauiſchen Rückſicht willen, meine Mittheilungen beſchränken und zu abgeriſſenem Stückwerk machen müßte.

Mein Oheim, ermüdet von der ſtarken Motion, ging zeitig in ſein Schlafzimmer, und ich im Garten auf und nieder. Die Sterne funkelten über mir in ſilberner Helle, die Johanniswürmchen glüheten wie zerſtreute Flämmchen im nächtlichen Gebüſch, und auch in meinem Herzen regte ſich ein Gluthfunken, doch war er klar und rein, denn der Himmel ſpiegelte ſich darin.

Dein liebes Geſchenk war mir ſehr erfreulich und werth. Ich küſſe Dich dankbar dafür. Lebe wohl!

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierunddreißigſter Band.

Die Freundinnen. Zweiter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Freundinnen.

Eilfter Brief.

Gräfin Seraphine Lary an Agnes von Höhen.

Eſchenwalde, den 12. Juli 1810.

Empfange und lies dieſen Brief mit gebührender Ehrerbietung; ein Pflegemütterchen ſchreibt ihn Dir! — Ich ſehe im Geiſte Dein liebes Auge mit Verwunderung an dem Worte Pflegemütterchen hangen, und will nicht fürchten, daß Du dächteſt, ich hätte etwas Anderes zu pflegen, als ein liebes kleines, ſchon hübſch großes Kind. Um mich Dir aber ohne Weiteres in der beneidenswerthen Glorie meiner neuen Würde vorzuſtellen, will ich Dir meinen Pflegling malen; Deine warme Phantaſie vertrete die Mängel meines Bemühens.

Sieh! ein Mädchen in dem reizenden Alter von vier Jahren, welches die lieben Kinderchen noch die Puppen zärtlicher Mutter ſein läßt, und doch ſchon die Lichtſtrahlen des aufglimmenden Geiſtes wirft, ſitzt, während ich Dir ſchreibe, neben mir auf einem Fußbänkchen und waltet geſchäftig, von dem dunklen Inſtinct des weiblichen Berufes geleitet, über eine Menge Spielſachen, die noch von meiner Kinderzeit her hier vorräthig ſind. Die vollen, weißen Aermchen des kleinen kindlichen Engels umſchließen ſo mütterlich feſt einen veralteten Puppenbalg, den meine einſtmaligen Mißhandlungen und die Gewalt der Zeit eine wahre Mulattenfarbe gegeben haben, und in der Klarheit des lieblichen Geſichtchens ſpiegeln ſich die Schatten ernſter Sorge und drückender Mühwaltung, daß man ordentlich darüber lachen könnte, wenn es nicht allzu rührend an die Weisheit des Schöpfers mahnte, der in der zarten Menſchenknoſpe die Keime der Schönheit und Zweckmäßigkeit einſchließt, und voll Güte und Wonne entwickelt.

Doch, Du willſt nun auch wiſſen, wie meine Pflegebefohlene heiße? rathe einmal, liebe kluge Agnes! Und nennteſt Du den Namen Molly von der Celle, ſo würdeſt Du es getroffen haben; allein wollteſt Du von dieſer zufälligen Fügung ſchließen, daß das Schickſal meines Herzens bereits entſchieden ſei, und die Berechnungen für meine Zukunft daraus ableiten, ſo würde ich nicht ſo beſtimmt ſagen können: Du hätteſt Recht. Ich will Dir erzählen, wie das kam.

Einige Tage nach unſerm Beſuche in Mühlenrode erzählte mir meine Samſon, daß es dort wieder einen harten Strauß gegeben hätte. Die Wärterin der kleinen Comteſſe, welche hoch in der Gunſt der alten Gräfin geſtanden, ſei plötzlich von dem jungen Grafen verabſchiedet worden, ohne daß Jemand die Urſache nachweiſen könnte. Die Gräfin habe dies ſehr übel vermerkt, und die Entlaſſene ſogleich in ihre eigenen Dienſte genommen, worauf der Graf denn ganz kalt erklärt, daß er ſolch ein Verfahren ſeiner Mutter als eine offene Kriegserklärung anſehen und die entſchiedenſten Maßregeln für eine abermalige Trennung von ihr nehmen würde. Die alte Mama habe zwar nun ihre Krämpfe bekommen, aber Louiſe dennoch ihren Abſchied.

Ach, Agnes, wie ſchlug mir das Herz bei dieſer Nachricht! Obgleich ich die dem Grafen gegebene Warnung nicht bereuen konnte, weil ich mir der reinſten Abſicht dabei bewußt war, ſo bebte doch ein leidvolles Mitgefühl an dem häuslichen Kummer des Grafen durch meine bewegte Seele. Ich beklagte mit ſtillen, aber tiefen Seufzern die preßhafte Situation des armen jungen Mannes, der eine ſo geringfügige Entſcheidung, wie die Entlaſſung eines Dienſtmädchens iſt, zu der er als Vater und Herr unſtreitig das nächſte Recht und die begründetſte Befugniß hat, mit einem Aufwande von Gemüthsruhe und kindlicher Achtung erkämpfen muß. Ich hätte ihn, wäre er mir jetzt erſchienen — an meine Bruſt drücken und das Auge voll mitleidiger Thränen zeigen mögen. Vielleicht würde Theilnahme ihn tröſten, dachte ich, und ſann und ſann, wie ich ihm dieſe zart, und doch unzweideutig, herzlich, aber unter dem Schutze meiner Weiblichkeit beweiſen könnte. Dieſer menſchliche Wunſch war eine Ahnung des Folgenden, und die Vorſicht hatte beſchloſſen, ihn eben ſo ſchnell als ſchön zu erfüllen.

Am Sonntage vor acht Tagen hatte meine Großmutter die Familie von der Gelle zu Mittag gebeten, und außer den beiden Geiſtlichen auf unſerem Gute, dem lutheriſchen und dem katholiſchen, und meinem Arzte, dem die Großmutter mit dieſer Einladung eine kleine Aufmerkſamkeit erweiſen wollte, war Niemand weiter anweſend.

Als der Wagen aus Mühlenrode vor das Schloß rollte, und der Graf heute faſt noch bleicher als ſonſt, vor mir ſtand, da hämmerte es in meiner Bruſt ſo laut und heftig, als wolle das einfältige Herz ſich einen Werkeltag machen, da es doch Sabbathſtille feiern könnte, wenn es — weiſer und heiliger wäre.

Ich gedachte beſchämt meiner Rührung, und mit welchen Vorſtellungen ſie mein Gefühl getäuſcht und beſchwichtiget hatte. Es wäre mir jetzt ein Unmögliches geweſen, dem Grafen ein ſichtbares Zeichen meines ſtillen Antheils zu ſeinen Erfahrungen, wie an ſeiner gegenwärtigen Lage zu geben, und die Hand, die ſo bereit war, ihn zu umfaſſen, entzog ſich nunmehr leiſe zitternd der ſeinigen, und das Auge, welches noch bethränt ihm die Verſicherung warmer Theilnahme zuglänzen wollte, verſagte in ſcheuer Senkung ſeinen funkelnden Blicken die Antwort.

Allein der Graf mußte gleichwohl auf irgend eine, mir unbegreifliche Weiſe zu der Ueberzeugung gelangt ſein, daß ich fähig und geneigt wäre, ſein Gefühl zu beurtheilen und zu würdigen; denn er verließ mich dieſen ganzen Tag über ſo wenig wie mein Schatten. So oft ich mich zu ihm wendete, erheiterte ſich der trübe Ernſt ſeiner Züge, und ein kleines Wörtchen von mir, zu ihm geſprochen, entlockte ihm Bemerkungen voll Geiſt und Gemüthlichkeit. Dieſe auffallende Wirkung, welche gewiß von keinem in der Geſellſchaft ganz unbemerkt blieb — legte meiner Wenigkeit Sonnenkraft bei, und wie gefährlich für ein ſchwaches, eitles Mädchen, ſolch eine Art zu ſchmeicheln ſei, empfand ich wohl. Das betrügliche Herz wollte mich überreden, es ſei eine unſchuldige Freude an meiner Bedeutſamkeit, der unſträfliche Wunſch, einen Bekümmerten zu erfröhlichen, was mein Benehmen gegen den Grafen ſo rückſichtsvoll machte, eine ſo weiche Schonung für ihn in meine Blicke, Worte und Stimme legte. Seine Mutter beobachtete uns Beide mit Falkenaugen, aus denen jedoch das unverkennbarſte Vergnügen ſtrahlte: meine Großmutter ſchien uns dagegen ganz außer Acht zu laſſen, obgleich, wie ich ſpäter in Erfahrung brachte, ihr des Grafen ungetheilte Aufmerkſamkeit nicht entgangen war. Ich beſchäftigte mich viel mit Melly, und das half mir über manch flüchtiges Erröthen, manche kleine Verlegenheit glücklich weg.

Während der Tiſchzeit erzählte die Gräfin, daß ſie in der künftigen Woche eine Reiſe vor habe, welche ſie wohl ein paar Wochen entfernt halten dürfte. Ihr Sohn habe geſtern eine dringende Aufforderung von einem ſeiner Univerſitäts-Freunde erhalten, der, ſeine junge, leidende Gattin über den Verluſt ihres erſten und einzigen Kindes zu zerſtreuen, ſelbige in das W......er Bad begleitet, und von dort aus den Grafen ſchriftlich erſucht, dieſen Aufenthalt um ihrer Freundſchaft willen für die Zeit ihrer Anweſenheit daſelbſt zu beſuchen. Da nun der Weg nach W...... bei dem Gute einer Jugendfreundin von ihr (der alten Gräfin) vorüberführe, ſo habe ſie beſchloſſen, ihren Sohn bis dahin zu begleiten, und ſich wieder von ihm abholen zu laſſen; und nur ein Stein des Anſtoßes ſei bei dieſen Entſchließungen noch zu heben, der, wo Melly unterdeſſen bleiben, oder mit wem von ihnen ſie gehen ſolle.

Meine Großmutter blickte bei Nennung dieſes Namens zu uns herüber (das Kind ſaß neben mir) und ſagte, wie es mir ſchien, von ihrer Gefälligkeit für die Gräfin überraſcht: Nun der Sorge wäre leicht abzuhelfen. Laſſen Sie, liebe Gräfin, die Kleine doch bei uns. Meine Seraphine hat die Kinderſchuhe noch nicht ſo ganz und gar vertreten, daß ihr ein ſo allerliebſtes Spielzeug nicht ſehr willkommen ſein würde.

Ich glühete wie eine Fackel. In meiner Verwirrung beugte ich mich zu der Kleinen herab und fragte: Willſt Du bei uns bleiben, meine liebe Molly? Das Kind umſchlang mich und rief mit hellem, jauchzendem Tone: Ja, immer und immer will ich bei Dir bleiben! Auf einmal ſah es ängſtlichfurchtſam auf die Gräfin, und ſagte, das Köpfchen ſchüttelnd: Nein, immer doch nicht; manchmal muß ich auch bei Großmama bleiben!

Der alte katholiſche Geiſtliche, ein jovialiſcher Mann, fragte: Nun, und wie wird es dann um das Väterchen ſtehen? Molly warf ihrem Vater ein Kußhändchen zu und antwortete: Vater muß auch immer bei Molly bleiben. —

Ach, liebe Agnes, wie verwünſchte ich meine Frage! Der Graf ſah mich tief und lange an; welch ein Blick war das! — Es ward ein Commentar dazu in meiner Bruſt laut, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit nahm ich an dem Geſpräche der Geſellſchaft Theil, um nur dem unberufenen Erläuterer in des Herzens Tiefe kein Gehör geben zu können.

Wir tranken den Kaffee im Garten. Der trübſinnige Graf wußte doch ſehr fein und ſchlau eine Veranlaſſung aufzufinden, die ihm geſtattete, den Garten mit mir allein zu durchgehen. Nach einer kleinen Einleitung ſagte er: O meine theure Gräfin, wüßten Sie doch, wie glücklich es mich macht, meine Molly unter der Obhut eines Engels zurück zu laſſen! Zum dritten Male erſt ſehe ich Sie heute, und jedes Mal erſchienen Sie mir wie ein ſegnender Geiſt, in deſſen Nähe man Beruhigung, ja, den Frieden des Himmels athmet!

Von dieſer Verſicherung ergriffen, erwiederte ich: Möchte ich doch lieber Herr Graf dies allzugünſtige Vorurtheil nur einigermaßen rechtfertigen! Es iſt gewiß als ein ſeltenes Glück zu betrachten, wenn die Geſinnung Anderer unſerer Theilnahme eine ſo günſtige Geſtalt verleihet.

Wir ſtanden jetzt an der Tempelhöhe. Hier ſah ich Sie zuerſt! ſagte der Graf, und ſeine Augen leuchteten. Ich ward ein wenig ängſtlich; um einer Geſprächswendung, die ich fürchtete, auszubeugen, fragte ich geſchwind: Was aber führte Sie ſo früh hierher, und machte Sie ſo ſchnell wieder verſchwinden? Ganz ruhig antwortete der Graf: Das will ich Ihnen erzählen. Als ich jüngſt von meiner Reiſe in das Ausland zurückkehrte, traf ich ſehr ſpät in Mühlenrode ein. Es war Mitternacht und Alles lag im tiefen Schlafe; nur im Gärtnerhauſe ſchimmerte Licht durch die Fenſter, und ein Schatten ſchwankte an der Wand hin und her. Ich ſtieg aus, ſchickte meine Leute voran, daß ſie einſtweilen im Schloſſe Lärm machen ſollten und pochte leiſe an das helle Fenſter. Des Gärtners Frau, ein gutes Mütterchen, öffnete, erſchreckt durch den nächtlichen Zuſpruch die Thür und ſchrie laut auf, als es den abgeſchiedenen Geiſt des Gutsherrn zu erblicken wähnte. Doch als ich die entſetzte Alte durch meine Bitte, mir ſo ſchnell als möglich ein warmes Getränk zu bereiten, weil ich durchkältet und unwohl ſei, von meiner Leiblichkeit überzeugt hatte, weinte ſie vor Freuden und ſagte: Gott hätte ihr ein mir einen Retter aus Angſt und Noth geſendet. Ich verſtand nicht, was ſie damit meine, doch ſie zögerte nicht, mir die näheren Erklärungen zu geben. Während ſie mich in die Stube zog, ſagte ſie, leiſe redend, weil ihr Mann in einem Kämmerchen dicht daneben ſchlief, deſſen Thür nur angelehnt war; — ihr Thomas (mein ſehr brauchbarer Gärtner), liege ſchwer krank danieder, und würde ſchwerlich aufkommen, wenn ſein Gemüth nicht beruhiger wurde. Er habe ſich, einer leidigen Erbſchaft wegen, mit ſeinem Bruder überworfen, der auch als Gärtner in den Dienſten Ihrer Frau Großmama, meine gnädige Gräfin, ſtehet. Wie nun mein Thomas bald nach geſchehenem Zwieſpalt erkrankt ſei, habe er dies als eine Strafe des Himmels angeſehen und dem beleidigten Bruder die Hand zur Verſöhnung geboten, die zu ergreifen, dieſer Letztere ſich bisher hartnäckig geweigert, welche böſliche Verſtockung ſehr nachtheilig auf den Zuſtand des Kranken und den Bemühungen ſeines Arztes entgegengewirkt habe.

Ich beruhigte das weinende Mütterchen durch die Verſicherung, den Vermittler in dieſer Angelegenheit machen zu wollen, und nahm mir vor, in der Frühe des kommenden Tages und in aller Stille mit dem Zürnenden zu ſprechen.

Hier hielt der Graf ſeufzend inne und fuhr mit gepreßter Stimme alſo fort: Wie ermüdet ich auch war, ſo wehrten doch Erinnerung und Phantaſie meinen Schlummer, und in faſt fieberhafter Aufregung begrüßte ich den erſten Morgen, der ſo ſchön und herrlich meine Wiederkehr in die verödete Heimath beſtrahlte. Schon in der Nacht hatte ich erfahren, daß Paſtors mit meiner Molly verreiſt wären, und erſt am Abend dieſes Tages zurück erwartet würden. Mein Vorhaben verſchweigend, trat ich zu Fuß den Weg nach Eichenwalde an. Die Stille der Natur wiegte mich in Träume der Vergangenheit, und brachte eine ſo heiße Sehnſucht, einen ſo bangen Schmerz über mich, daß, als ich von den Klängen Ihrer Harfe angezogen, hier Ihren Geſang vernehme, mir dieſer als ein himmliſcher Troſtruf aus beſſeren Welten, als der Wiederhall überirdiſcher Accorde, in die weichgeſtimmte Seele tönte, um niemals, niemals wieder darin zu verklingen. —

Liebe Agnes! ich zitterte, als er dies ſagte. Die Beklommenheit ließ mich nicht ſogleich eine paſſende Antwort finden, unterdeſſen fuhr der Graf mit ſteigender Leidenſchaftlichkeit fort: Seraphine! O vergeben Sie, daß ich es wage, Sie ſo anzureden, aber gedenke ich jener Minute, kann ich nicht anders. Als ein Seraph erſchienen Sie mir, von Oben herab geſandt, mich, den Trauernden, mit — hier ſtockte der Graf — Hoffnung zu erfüllen und meinem Glauben Flügel zu geben. Und der Lichtglanz, in welchem ich Sie damals erblickte, umfließt Sie nur milder und ſanfter, ſtets, da er Ihnen nicht von der Umgebung und dem Zufalle verliehen ward, ſondern ein Ausſtrahl Ihrer innern Güte iſt.

Ich frage Dich, meine Freundin, ob ſolch ein Bekenntniß nicht ein wärmeres Gefühl für den Bekenner entſchuldige. Ich hatte es kaum bemerkt, daß er meine Hand gefaßt, und lange gehalten, und es reuete mich, als es bereits geſchehen war, daß ich die ſeinige ein wenig gedrückt hatte.

Herr Graf, verſetzte ich, wäre ich nur im Beſitze eines kleinen Theilchens jener höheren Kraft und Wirkſamkeit, die Ihre günſtige Meinung mir beilegt, ſo würde ich Sie dafür anwenden, dieſen überſpannten Vorbegriff herabzuſtimmen, und dies zwar, wie widerſprechend es auch klingen möge, aus purer Eitelkeit. Enthuſiaſten ſtellen leicht die Menſchen über Verdienſt und Würdigkeit hoch, doch verſagen ſie den Schwachen und Schwindelnden die Stütze einer ruhigdauernden Achtung, einer unerſchütterlichen Nachſicht und Geduld, und — ich möchte nicht gern in der Schätzung von irgend Jemand fallen. Ich ſah hierbei lächelnd den Grafen an, und eine Verſicherung auf ſeinen geöffneten Lippen ſchweben; dieſer zuvorkommend fügte ich ſchnell hinzu:

Und wer aber verſöhnte nun die feindlichen Brüder? Doch nicht etwa der Tod, wie in der Braut von Meſſina?

Der Graf ſchauete, wie nachſinnend, aufwärts, dann ſagte er: Jener mir unvergeßliche Morgen trug mit all ſeinen Erſcheinungen das Gepräge einer geheimnißvollen Bedeutſamkeit. Als Ihr Blick, liebe, holde Gräfin, mich traf, floh ich, von der dunklen, unbewußten Furcht getrieben, Sie geſtört zu haben. Ich fand mich auf dem Mühlenroder Wege wieder. Ein Mann ſchritt langſam und bedächtig vor mir her, und wie ich an ihm vorübereilen will, begrüßte er mich mit den Freudenlauten der Ueberraſchung. Es war Thomas der jüngere, zu dem ich eben gewollt hatte. Ich war ſehr erfreut über dieſe Begegnung, aber noch mehr, als mir Thomas auf meine Frage: ob er zu ſeinem Bruder gehe, mit einem ſtarkbetonten Ja, antwortete. Als ich ihm nun ſagte, ſein Bruder ſei ſehr krank, blickte er mich betroffen an und entgegnete: Er hätte ſeit geraumer Zeit mit ſeinem Bruder in Uneinigkeit gelebt, und wohl Urſache, ſich bitter über denſelben zu beklagen. Auch wäre es ihm zu Ohren gekommen, daß der Beleidiger erkrankt ſei, er hätte es ſich jedoch nicht ſo ſchlimm gedacht. Da ſei ihm in der verwichenen Nacht eine ganz beſondere Aengſtlichkeit angekommen, die er ſich nicht zu erklären gewußt, und mit dem Tageslichte ſei ſein Gewiſſen und der Vorſatz in ihm erwacht, allen Groll fahren zu laſſen und den Kranken mit verſöhnlichem Herzen zu beſuchen.

Ich war Willens geweſen, dem jüngeren Thomas den Theil der unbedeutenden Erbſchaft, um welchen er ſich von dem älteren verkürzt glaubte, zu erſetzen, aber dieſen Gedanken gab ich jezt auf. Ich hätte ja die ſchöne, freie, menſchliche Regung wieder an die Ketten des Eigennutzes gelegt.

Gerührt bot ich Ihrem Thomas die Hand, nannte ihn einen braven Mann, und der meinige genaß. Die Freude der Verſöhnung war ihm zum Stärkungsbecher geworden.

Nun, wie gefällt Dir der Graf? Eine bedeutende Unterredung, welche ich Tages darauf mit meiner Großmutter hatte, muß ich Dir bis auf meinen nächſten Brief ſchuldig bleiben. Molly, die dem Uebereinkommen gemäß zur beſtimmten Zeit mit ihrem Miniatur-Gepäck bei uns anlangte, hat ſich jetzt lieblos und geſetzwidrig ihrer Mütterlichkeit begeben, und die Puppe in einen Winkel geworfen. Sie bittet mich, mit ihr in den Garten zu gehen. Lebe wohl, meine Herzens-Agnes!

Zwölfter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine Lary.

Ober-Höhen, den 26. Juli 1810.

Dein letztes liebes Schreiben an mich, welches ich geſtern erhalten, hat mir ein ungemeines Vergnügen gemacht. Es verſetzte mich ſo täuſchend in den Kreis Deiner Umgebungen, daß ich mit einem recht ſehnſüchtigem Schmerze zu dem Bewußtſein unſerer Trennung erwachte, und nun ſo ſchnell als möglich das Bindemittel unſeres geiſtigen Zuſammenhanges gebrauche, um den Troſt zu fühlen, daß ich dennoch mit Dir vereiniget ſei.

Mein Leben iſt ſeit mehreren Wochen ſehr genußreich verſtrichen. Die nahe Nachbarſchaft des Baron Horſtall, ſeine öfteren Beſuche bei uns, geben der Einförmigkeit unſerer Tagesweiſe höchſt angenehme Unterbrechungen, und wenn ich die auffallende Heiterkeit meines geliebten Oheims wahrnehme, und ſehe, wie ermunternd und belebend dieſer Umgang auf ihn wirkt, ſo darf ich mich wohl nicht wundern, wenn auch ich Wirkungen davon verſpüre, die ſonſt ihrer Natur nach mir befremdend ſein müßten. Der Baron iſt ein eben ſo angenehmer als ſchätzenswerther Mann, und was ſeine Vorzüge für uns krönt, iſt, daß ſeine Liebenswürdigkeit von der Art iſt, um den mancherlei Sonderbarkeiten des Oheims, wie meiner Eigenthümlichkeit zu entſprechen. Er, der Zögling einer Reſidenz, äußert ein unverkennbar aufrichtiges Gefallen an der Zurückgezogenheit des Landlebens; er hat die Welt in ihrem lärmenden Treiben, er hat die reichſten Schätze der Kunſt geſehen, und die Natur in ihrer heiligen Stille iſt ihm das Höchſte und Schönſte geblieben. O liebe Seraphine! ich kenne zwar wenig Männer; aber doch möchte ich glauben, der Baron dürfe als eine Ausnahme ſeines Geſchlechts gewürdiget werden. —

Aus leiſen verrätheriſchen Aeußerungen meines guten Oheims merke ich wohl, daß er die geheime Vermuthung hege, die häufigen Beſuche des Barons, ſein heimiſches Anſiedeln bei uns habe die nächſte Beziehung auf meine Perſon; allein ein inneres Gefühl iſt weit öfterer geneigt, dieſer Vorausſetzung zu widerſprechen, als es in manchen Augenblicken ſelbige beſtätigen möchte. In der That! es liegt etwas Unerklärbares in dem Benehmen des Barons gegen mich, was mein Urtheil über ihn ſchwankend macht, und meine Erwartungen zuweilen gewaltſam über die Grenze führt, die der Verſtand nicht ohne Anſtrengung, dies geſtehe ich Dir mit klopfendem Herzen — zu ziehen bemühet iſt. Er behandelt mich mit der zarteſten Ehrerbietung, mit der feinſten Beachtung, und zuweilen gehen alle Merkmale äußerer Aufmerkſamkeit in einer Wärme, in einem Antheil unter, den nur das ſtumme Zeichen eines glänzenden Blickes, eines beredten Lächelns angiebt, und ſolche Momente ſind es grade, die des Oheims ſtille Hoffnungen begründen und dem Herzen Deiner Agnes ſüße Unruhe machen. Ich kann es mir nicht leugnen, daß ich mich viel zu lebhaft und ausſchließend mit der Forſchung beſchäftige, warum wohl der Baron ſo beſonnen und ruhig bei ſeinem Kommen, und ſo innig und aufgeregt bei ſeinem Scheiden ſei; warum ihn oftmals ein einziges Wort in ſo ſeltſame Zerſtreuung verſenke, das Weſen einer geheimnißvollen Aengſtlichkeit ihn plötzlich aufſcheucht und zu unſerem Erſtaunen das anziehendſte Geſpräch zerreißen läßt. Ich gehe dann, in tiefem Nachſinnen nach Löſung dieſer Räthſel ſtrebend, zwiſchen meinen jetzt ein wenig vernachläſſigten Blumen auf und nieder, die, gleich ihrem Schöpfer, auch das ihnen abgewendete Gemüth mit Lieblichkeit erquicken, und ihr milder Duft haucht, wenn ſich meine Seele ſo zu ſtillen vermag, daß ihr ſolche leiſe Einflüſterungen vernehmbar ſind — mir den Vorwurf und die Warnung zu: Warum ermattet Dein Wohlgefallen an uns, das Dir die unſchuldigſte und ſicherſte Freude zum Lohne gab? Die Natur iſt klar und treu! Ein Spiegel der Göttlichkeit! Ein Bild des Ewigen! Wer reines Herzens in ihre Geheimniſſe dringt, den blenden und entzücken Strahlen, von einem Lichte ausgehend, das aus der unſichtbaren Werkſtätte des großen Meiſters ſchimmert und ſeine wundervollen Erſchaffungen beleuchtet. Das menſchliche Herz aber gleicht dem

Ocean: es iſt wandelbar und unergründlich, und wer in ſeinen dunklen Schooß hinabzuſteigen wagt, um köſtliche Perlen zu finden, der wird nicht ſelten den Ungeheuern der Tiefe, den Leidenſchaften, zum Raube. — O meine Seraphine! lächle nicht über die Schärmerin. Wenn dieſe Stimmen an mich ergehen, dann wird mir bange und ahnungsvoll zu Sinne; wehmüthig neige ich mich meinen Blumen und dem Frieden zu, der ſchon halb und halb geſtört iſt, und die Thränen, von denen ihre Blätter bethauet werden, fallen ihren Anklagen zur Sühne.

Theils wünſchend, theils fürchtend, daß mein Oheim das Ungleiche in der Stimmung des Barons bemerkt haben und mir ſeine Anſicht darüber mittheilen möchte, vermied ich es jedoch, ſolch eine Erklärung herbeizuführen; aber er gab ſie mir unveranlaßt, und rechtfertigte dadurch mein ſchüchternes Urtheil. Vor einigen Tagen ſagte er: Es iſt etwas in dem Weſen des Barons, das wie Mißlaut ſeine innere Uebereinſtimmung unterbricht und die Saiten ſeines Gemüthes im Umſehen verzieht. Es ſcheint mir, als ob eine geheime Unruhe den jungen Mann befange und quäle. Vielleicht eine unglückliche Liebe, die noch nicht ganz verwunden iſt. — Bei dieſen Worten ſah mich der Oheim an. Ich mochte erröthet ſein. Er ſtreichelte meine Wangen, und fuhr lächelnd fort: Doch iſt er jetzt an einen ſanften Arzt gerathen, der ihn ſchnell genug kuriren dürfte. Es iſt ſchon ein guter Anfang zur Beſſerung gemacht, wenn der Kranke ſich den Einflüſſen der Heilung nicht entziehet, ſondern mit ſolch dringender Angelegentlichkeit, wie der Baron ſie an den Tag legt — ihren Wirkungen zu Hülfe kommt. Der Gedanke, es könne des Barons Neigung bereits auf einen Gegenſtand fixirt ſein, und irgend ein Unmögliches ſtehe zwiſchen dieſer Liebe und ihrer Befriedigung, war mir ſo neu als ſchmerzlich; allein er brachte plotzlich helles Licht über alle dunklen Vermuthungen, denen ich bisher in Bezug auf ſeine Gemuthsverfaſſung Raum gegeben hatte. Ich fühlte, o Seraphine! die Beſchämung, mit der ich Dir dies Bekenntniß ablege, rächt die Schwäche Deiner Freundin — daß ich mich ihm ſo werth und wichtig geglaubt hatte, als ein ſchlichtes Mädchen meines Gepräges einem ſo geiſtvollen Manne, deſſen Herz ein verſagtes und eingenommenes iſt — ſchwerlich jemals werden kann. Dieſe Erkenntniß kam zu rechter Zeit. Hingeriſſen von meiner Empfindung, in einer Wallung meiner Weiblichkeit, die mich über das Weh der getäuſchten Eigenliebe erhob, warf ich mich an die Bruſt meines Oheims, der ſeinen Arm um meine Schulter legte, indem er mit bewegter Stimme ſagte: Wir wollen dies auf ſich beruhen laſſen. Sei frohen Muthes, mein Mädchen! Wie Gott es fügt, ſo wird es gut ſein!

Wohl möglich, daß in Folge dieſer empfangenen Erleuchtung mein Benehmen gegen den Baron, der uns Tages darauf beſuchte, ein wenig ſtrenger geregelt war, als zuvor. Die Vermuthung des Oheims hatte mir einen Leitfaden gegeben, den ich nun feſthielt, um mich vor jeder möglichen Verirrung zu ſichern. Ach! er mochte wohl an die Wahrheit geknüpft ſein, denn Manches, was ich früher für bedeutungslos und zufällig gehalten, erſchien mir jetzt, da ich mit treuem Gedächtniß meine Erinnerungen zuſammenzog, als die unfreiwillige Andeutung einer verborgenen, und nicht begluckenden Leidenſchaft. Um ſo unerklärbarer war es mir, als er nun kam, ihn ſo unbefangen fröhlich, und gegen mich ſo ausgezeichnet freundlich — zu finden. Das war wohl nicht das rechte Wort; doch will ich es einſtweilen für das paſſendere ſtehen laſſen.

Die Rede war von einigen ökonomiſchen Einrichtungen, welche der Baron gemacht hatte, und mein Oheim äußerte flüchtig den Wunſch, ſie in Augenſchein zu nehmen. Der Baron faßte mit Heftigkeit die Hand des Oheims und bat ihn um ſeinen Beſuch, dem, als einer Etiquetten-Schuld, einem gegenſeitigen ſcherzhaften Uebereinkommen gemäß, er wohl Nachſicht geſchenkt habe, jetzt aber Willens ſei, ſich denſelben ſammt den Zinſen, unter denen er die Verlängerung des Zuſpruchs verſtehe, einzufordern. Mein Oheim verſprach lachend, daß er Zahlung leiſten wolle. Jetzt trat der Baron an meine Seite und ſagte mit bittendem Tone: Wollen Sie, mein theures Fräulein, mich wohl ſo glücklich machen, ſich in meinem kleinen, noch wüſten Reiche umzuſehen? Ich möchte gern meine projectirten Schöpfungen dadurch bei Ihnen geltend machen, daß Sie den Schauplatz meiner Wirkſamkeit in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt kennen lernten. Ich verbeugte mich, ungewiß, was ich antworten ſollte. Der Oheim trat für mich ein; er erwiederte entſcheidend: Gut, Herr Baron; Agnes wird mich begleiten. Ein frommes Kind, und das iſt mein gutes Mädchen! bringt Glück und Segen zu jedem Beginnen. Agnes ſoll einen Blumenkranz an Ihrem Hausaltare opfern; vielleicht gefallt die Gabe der Unſchuld den verſcheuchten Göttern, die vor den allzuſtarken Wein-Libationen geflohen ſind, und ſie machen nun wieder Wohnung in der verödeten Stätte.

Wir fuhren nun am folgenden Tage nach Groß-Lautern. Verlockende Gedanken, betrügliche Wünſche begleiteten mich den anmuthigen Weg entlang, und mit beklommener Bruſt und heftigen Herzensſchlägen langte ich am Ziele an. Der

Baron empfing uns mit ſichtlichem Vergnügen. Auf ſein Verlangen entſchied mein Oheim, daß wir den Kaffee im Garten trinken wollten. Es iſt ein reizender, aber verſäumter Aufenthalt, in deſſen Verwilderungen doch ſchon hier und da die kräftige Hand ſichtbar wird, die eine neue Ordnung der Dinge beabſichtiget.

Es war ein ſchwüler Nachmittag. Der Horizont hatte ſich Gewitter drohend umzogen, die Vögel flatterten ſcheu und tief. Schon kühlten einzelne große Tropfen den ausgebrannten Raſen, Blitze zuckten durch das Dunkel der hohen Bäume. Mein Oheim wollte ſchleunigſt das Anſpannen beſtellen laſſen, doch der Baron opponirte ſiegreich gegen dies Vornehmen. Sie bleiben bei mir! ſagte er mit faſt flehendem Dringen. Ich würde ſehr beſorgt ſein, fuhr er fort, wenn ich Sie bei dem ganz nahen Unwetter im Freien wüßte. Der Abend dürfte ſehr ſchön werden; Sie genießen dann bei dem ſpäten Nachhauſefahren ſeine erfriſchende Kühle. Wir flüchteten jetzt in das Haus, weil der Regen ſtärker zu werden begann, und als ich über die Schwelle trat, erleuchtete ein fürchterlicher Schlangenblitz den düſteren Flur, und der Donner rollte krachend, daß das feſte Gewölbe des Schloſſes erdröhnte. Gewiß mochte ich todtenbleich geworden ſein, denn ich lehnte mich an allen Gliedern zitternd an eine Säule. Der Baron unterſtützte mich. Sie ſind erſchrocken, mein gnädiges Fräulein, ſagte er ängſtlich, und ich ſah, daß auch ſein Geſicht mit Bläſſe bedeckt war. Während wir die Treppe hinanſtiegen, wendete ſich mein Oheim, der bei vorzüglich guter Laune war, mit folgenden Worten an den Baron: Es iſt ein böſes Zeichen, daß wir mit Donner und Blitz bei Ihnen einkehren. Wahrſcheinlich haben die Götter meinen geſtrigen Spaß übel genommen, und geben mir nun in ihrer energiſchen Sprache Antwort darauf. Der Baron führte mich: ich fühlte einen leiſen Druck ſeiner Hand an meinem Arme. Er antwortete: Die Geſchichte der Vorzeit erzählt uns, daß die Himmliſchen ſich nie anders als im Sturme verkündeten. Mag dieſer toben, wenn mir nur ihre Huld, der Frieden zurückbleibt, den das unſtäte Herz nur von ihnen empfangen kann.

Im Schloſſe ſelbſt beſteht noch ganz die Einrichtung, welche ihm ſein vormaliger Beſitzer gegeben hatte. Künftiges Frühjahr erſt will der Baron einige Veränderungen darin vornehmen, die Zimmer aufmalen, und neu mobliren laſſen. Ich hatte ſo viel von dem wilden, ausſchweifenden Leben des Grafen Sonnenſtein gehört, als daß ich mich nicht ohne einige Schauer der Unheimlichkeit in den verlaſſenen Umgebungen dieſes Mannes hätte umſehen ſollen. Auch wenn ich es nicht gewußt hätte, daß Graf Sonnenſtein niemals vermählt geweſen, würde ich es vermuthet haben, denn die Zimmer, obſchon mit Aufwand eingerichtet, verrathen hier und da Spuren von den Liebhabereien eines Wüſtlings und laſſen überall das ordnende Walten und Wirken weiblicher Geſchäftigkeit, den Bedarf der Hausfrau, vermiſſen.

Mein Oheim, der am Fenſter ſaß und gedankenvoll in den Gewitterhimmel blickte, mochte vielleicht Betrachtungen anderer Art nachhängen. Während der Baron, der mit der artigſten Befliſſenheit mich zu unterhalten bemühet war, für einen Augenblick abgerufen wurde, näherte ich mich dem Oheim und bat ihn liebkoſend, ſeiner Augen zu ſchonen, denen das fortwährende Leuchten der Blitze nachtheilig ſein könnte. Er ſah mich an und antwortete mit einem Tone, den ich jetzt ſchon kenne und der alle Mal einer plötzlichen

Verſtimmung nachklingt: Das Auge, liebe Agnes, muß ſich an mehr noch gewöhnen. Die Sehkraft, welche Thränen, brennender als dieſer Zundſtoff aushielt, ohne zu erlöſchen, darf ruhig ihrer Stärke trauen.

Ach Seraphine! dieſe Aeußerung ging mir mit Meſſerſchärfe durch das Herz. Wehe den Unglücklichen, die dem Beſten der Menſchen einen Schmerz bereiteten, deſſen Rückerinnerungen, oft von der kleinſten Zufälligkeit erregt, nach langen Jahren der tiefſten Ruhe noch heut die Stunde unſchuldiger Freude ſtört!

Endlich hatte das Wetter ausgeſtürmt. Der Donner rollte abwärts, die Regengüſſe hörten auf zu rauſchen, die ſinkende Sonne ſtrahlte aus finſtern Wolken. Ein erquickender Wohlgeruch ſtrömte aus dem Garten in die geöffneten Fenſter, die Luft war rein und balſamiſch geworden.

Es ward jetzt ein ſehr gewähltes Abendbrod ſervirt, und der Baron zeigte ſich in der außerordentlichen Gewandtheit, womit er den Wirth vorſtellte, als einen Schüler der Hauptſtadt und des Hofes. Der Oheim war doch allmählich wieder ein wenig heiterer und geſprächiger geworden. Er ſchauete bei Tiſche betrachtend umher und ſagte dann: Welch einen kleinen Raum begränzt ein Haus, und doch iſt dies oft nicht weniger, als der Umfang eines großen Staates, die Schaubühne wichtiger Veränderungen und ganz entgegengeſetzter Regierungsverfaſſungen. Zum Beiſpiel, das Ihrige, Herr Baron. Könnten lebloſe Dinge reden, wie Beherzigenswerthes würden ſie zu erzählen wiſſen, und erhielten wir unſeren Sinn ſtets ſo zart, um die Warnungen ſolch ſtummer Lehrer zu verſtehen; wie viele herbe Erfahrungen dürften unſerem Leben erſpart bleiben. Dieſer Tiſch, den, beiläufig geſagt, Oberons Wunderkraft und verſchwenderiſche Hülle für uns gedeckt zu haben ſcheint — mag wohl öfter einen Kreis unholder, in roher Luſt verthierter Zecher, als ſo wie jetzt, drei vernünftige Leute bewirthet haben. Und hätte jene wunderſchöne Magdalene, die ſo ſchmerzerfüllt dort über dem Divan auf uns herniederſchaut, eine Seele, ſie würde trauernd die hier verübten Sünden büßen, welche in der Wagſchale der ewigen Gerechtigkeit das Gewicht von den Vergebungen der Reuigen um ein Merkliches in die Höhe ziehen dürften.

Der Baron lächelte und erwiederte: Ja, mit Gottes Hülfe ſoll es hier anders und beſſer werden. Ich haſſe dieſe wilde Sucht der Männer bis in den Tod, die kein edler Genuß vermenſchlichet, des Geiſtes Kräfte, die Früchte der Anſtrengung, gleich einem verderbenden Feuer verzehrt und nur Verödung und Mangel nachläßt. Nein, davor bewahre uns Gott! Begünſtiget der Segen von Oben meinen Vorſatz, meinen Wunſch, ſo wird künftig Fröhlichkeit und Eintracht, Nützlichkeit und Ruhe, Liebe und Vertrauen hier wohnen, und ſuchten Kummer und Gram einſt meine ſtille Schwelle heim, ſo werden ſich in ihrer Geleitſchaft auch die Engel des Troſtes befinden, welche dem ſchuldlos gequälten Herzen ihre himmliſchen Tröſtungen bringen.

Amen! ich ſpreche es von ganzer Seele, ſagte mein Oheim, ſtill bewegt. Nur mit Mühe vermochte ich es, meine heftige Rührung zu verbergen, die wohl von der Selbſtfrage ausgehen mochte: Wirſt Du ſolch ein ſeliges Loos mit dieſem Manne theilen? —

Der Abend war zauberiſch ſchön, wie der Baron es vorhergeſagt hatte. Ich wollte den Oheim, der nachdenkend ſchwieg, ſo wie mich, zerſtreuen und richtete die Frage an ihn, was ihn heute ſo plötzlich verſtimmt habe. Er antwortete: Ich philoſophirte ein wenig in aller Stille und hatte mich am Ende um meine heitere Stimmung gebracht. Der Baron aber iſt ein edler Mann, nicht wahr Agnes? Er iſt mir heute recht werth und lieb geworden.

Mir auch! erwiederte ich, und der Himmel weiß, in aller Unſchuld meines Herzens. Der Oheim lächelte mich hell und liebreich an, als wolle er mir mit dieſem Lächeln ſagen, daß mein offenes Bekenntniß ſeinen vollen Beifall habe. — Geſtern erhielt mein Oheim nach langer Zeit einen Brief von ſeiner Tochter. Laura machte ihrem Vater die geheimnißvoll verſteckte Anzeige, daß ſie ſich einem reichen und angeſehenen Manne verlobt habe, und der väterlichen Genehmigung ihrer Wahl im Voraus gewiß ſei. Beſondere Umſtände erlaubten ihr jedoch noch nicht ſeinen Namen zu nennen. Der Oheim las dieſen Brief mehrere Male mit ſichtlicher Unruhe; aber, wie es mir ſchien, ohne alle Empfindlichkeit, die doch, ſollte ich glauben, hier nicht am unrechten Orte geweſen wäre. Laura verlobt ſich ohne Wiſſen ihres Vaters, und läßt ſich überdies von Umſtänden binden, ihrem erſten und geborenen Freunde die wichtigſte Entſcheidung ihres Lebens anzuvertrauen!

Lache nur nicht, meine liebſte Seraphine, wenn ich Dir ſage, daß, als der Oheim mir ſpäter die Mittheilung jenes Briefes machte, ich ſogleich mit einem ängſtlichen Erſchrecken an den Baron Herſtall dachte. Als ob er der einzige reiche Mann im Lande wäre! Und wenn er es nun wäre, den die Eigenſinnige nicht nennen will, was könnte ich dagegen ſagen? — Lebe wohl, meine theure Freundin! Ich küſſe Dich und Dein Pflegetöchterchen in Gedanken, deſſen Bild mit allen Lieblichkeiten auszuſchmücken, meine Phantaſie nicht müde wird. Des Himmels Frieden beglücke Dich und Deine unruhige Agnes.

Dreizehnter Brief.

Gräfin Seraphine Lary an Agnes von Höhen.

Eſchenwalde, den 12. Auguſt 1810.

Wären wir noch in unſerm ſtillen Demthurn, wo das liebe traurige Geſicht der Marcheſe als eine Warnungstafel gegen alle Leidenſchaftlichkeit, die Herzen vor thörichten Wünſchen und ſehnſüchtigem Klopfen ſchreckte und ſie im ruhigen Takte der Vernunft erhielt; häkelten wir dort noch ſpröde Goldfäden an fügſame Seide, anſtatt, ſo wie jetzt, unſern weichen Sinn der widerſtrebenden Gemüthsart räthſelhafter Männer anzuſchließen; ſtickten wir noch mit wetteifernder Emſigkeit Blumen in Teppiche, ſo wie wir jetzt Beide dafür bemühet zu ſein ſcheinen, unſere ſchönſten Lebensblüthen unter die Füße dieſer Schöpfungsherren auszubreiten: ſo würde es ungleich beſſer um unſere Ruhe ſtehen, als wir mit Aufrichtigkeit rühmen können.

Liebſte Agnes! Daß die Welt im Argen liege, war ein Wort der Wahrheit, wie noch jemals eins geredet worden. Kaum haben wir das warme, klöſterliche Neſtchen verlaſſen, und bergen uns ſcheu und ſchüchtern in die allereinſamſte Einſamkeit, Du auf Deinem Bergſchloſſe, ich in meinem

Erker, ſo ſucht uns auch ſchon ein Liebesgeſchichtchen auf, das, wie alle Verhältniſſe dieſer Art, ein unſchuldiges Ausſehen und doch den Schalk im Nacken hat, und wahrſcheinlich (mindeſtens in Bezug auf Dich), mit einer Heirath endigen wird wenn Alles in gehöriger Ordnung bleibt. Mein Gefühl und Verſtand leben im heißen Kampfe mit einander; es iſt noch zweifelhaft, wer von beiden ſich als Sieger behaupten wird; denn bald leiſten meiner Großmutter Vorſtellungen der Letzteren Beiſtand, bald verſtärken Molly und ihr Vater durch eine zwar höchſt verſchiedenartige, allein gleich rührende Hülfsbedürftigkeit die Gewalt des Erſteren. Ich fürchte, ich fürchte, dieſer ſtille Gemüthsſtreit wird ſich wie die lauten Kriege auf Erden endigen und das Tedeum auf einem Wahlplatze ertönen, den entweder hingeopferte Ueberzeugungen oder blutende, vernichtete Hoffnungen bedecken.

Du weiche, theilnehmende Seele, beklage immer ein wenig Deine arme Seraphine, welche mit naſſen Augen die geſchriebene Seite überlieſet, und jetzt erſt wahrnimmt, daß ſie ſich in Bildern und Vergleichen erſchöpft hat.

Du wirſt Dich erinnern, daß ich Dir jüngſt von einer Unterredung mit meiner Großmutter geſchrieben. Wir ſaßen arbeitend einander gegenüber, der Kammerfrau war ein Geſchäft in einem fernen Zimmer übertragen worden, jede vorherzuſehende Störung war beſeitiget, und ich muß jetzt glauben, daß meine Großmutter ſich ordentlich zu dem Geſpräche vorbereitet hatte, welches von ihrer Seite ſich mit den Worten entſpann: Die Wittwer-Extaſe des Grafen ſcheint nun auch vorüber zu ſein; es will mir vorkommen, als ſähe er ſich wieder nach Troſt um. — Und würde ihm dies verübelt werden können, liebe Großmutter, fragte ich entgegnend, und mit ſo gleichgültigem Tone, als ich ermöglichen konnte.

Ihm wohl nicht, erwiederte meine Großmutter, mich ſcharf anſehend, aber dem Mädchen, welches ſelch ein geſchraubtes Eigengefühl hätte, um ſich das Unmögliche zuzutrauen, dieſem unſtäten, zerriſſenen Gemüthe Genügen und Erſatz, Ruhe und Frieden gewähren zu können.

In dieſem Augenblicke brach die Sonne durch das Gewölk und beſtrahlte mit blendendem Lichte mein Geſicht und deſſen Flammenfarbe. Dieſer Zufall ſchonte mich. Blinzend ließ ich das Rouleau herab, und gewann ſo einige Secunden Zeit zur Antwort, die jedoch nicht verrätheriſcher hätte ausfallen können. Ich ſagte: Der arme Graf! er ſteht überhaupt nicht wohl bei Dir angeſchrieben, liebe Großmutter. Schon einmal fand er das Idol ſeiner Phantaſie, das Weib ſeines Herzens, und allgemein iſt es bekannt, daß die einzige Störung ſeines ſtillen, ehelichen Glückes nur von Außen her kam. Sollte die weite Erde nichts mehr enthalten, das einen ſo liebefähigen, ſo liebeverlangenden Mann, wie der Graf, abermals zufrieden ſtellen könnte? Meiner Großmutter Miene wurde ſehr bekümmert. Die Spannung in ihren feinen Zügen ſank plötzlich in einer bemerkbaren Rührung zuſammen, und mit unſicherer Stimme antwortete ſie: Laß uns recht ehrlich mit einander zu Werke gehen, Seraphine. Es handelt ſich um nichts Geringeres, als einen Irrthum, der leicht das ganze Glück Deines Lebens bezahlen dürfte. Der Graf verſchlingt Dich mit vergötternden Blicken. Er huldigt Dir, wenn gleich ſtill und wortlos, doch auf die auffallendſte Art. Den Bedienten ſogar kann es nicht entgehen, daß er in Dich verliebt ſei. Ich habe das vorher geſehen. Die troſtloſeſten

Wittwer ſind in der Regel die am ſchnellſten und kräftigſten Getröſteten, und wer am Sarge der Gattin Treue ſchwur, ſtand von jeher der Gefahr des Meineids am nächſten. — Du biſt ein junges Mädchen, das ſeine gute Portion Weichherzigkeit und Eitelkeit hat, wie jede Andere unſeres Geſchlechts. Männer von der Perſönlichkeit und den Verhältniſſen des Grafen regen dieſe beiden Eigenſchaften des weiblichen Herzens am erſten und tiefſten an. Das Mitleid ſpricht für ihn, die Eitelkeit wird von der empfangenen Auszeichnung gewonnen und von dem Reize angezogen, die ſchmerzlich Betrauerte an Liebenswürdigkeit zu übertreffen und dem Gemahle zu beweiſen, es gäbe noch mehr der Verehrung werthe Frauen, als die eine, die der Tod verklärte. In dieſer Bethörung wird der wichtige Bund geſchloſſen. Einige Jahre geben der jungen Frau in mehr oder minder fruchtloſen Anſtrengungen für die Erreichung ihrer Zwecke hin. Endlich ermattet ſie, weil ſie fühlt, daß das Herz ſich nicht verzehren dürfe, ſondern Ruhe und befriedigenden Genuß verlange, um die Empfänglichkeit für das Glück eines ſo innigen Zuſammenhanges zu behalten. Liebes Kind, glaube einmal einer alten Frau, welche lange und mit offenen Augen in der Welt gelebt und in tauſend Beiſpielen erfahren hat, daß das ſogenannte gute Herz der allerſchlimmſte Feind der weiblichen Zufriedenheit ſei, und mehr unglückliche Ehen ſchließe, als die ärgſten Fehler den Frieden derſelben zu untergraben vermögen. Deine Mutter lebte vielleicht heute noch zu meinem und Deinem Glücke, wenn — — hier beugte meine Großmutter das Haupt ein wenig; ein paar Thränen ſchlichen die feinen Wangenfältchen hinab, und nach einigen mißlungenen Verſuchen, Meiſterin ihrer Bewegung zu werden, begann ſie folgende Erzählung, welche ich mit einer nicht wohl zu beſchreibenden Theilnahme und unter Schauern des kindlichſten Schmerzgefühls anhörte.

Deine Mutter war, wie Du weißt, unſer einziges Kind. Sie war der Abgott ihres Vaters, meine Freude, aber auch mein Kummer, da ich zeitig genug einſah, daß ihr Eigenwille, der, ohne jemals gebeugt zu werden, mit ihr erwuchs und erſtarkte, einmal ſehr leicht vom Schickſale gebrochen werden könne, weil das ja wohl immer die Fehler der Erziehung verbeſſert. Dieſe ſtille Sorge wurde allmählich von der Beſcheidenheit in den Wünſchen unſerer Emilie eingeſchläfert. So wie ihr Körper ſich immer reizender entwickelte, blieb ihr Betragen gleich einfach und verſtändig, und wir dachten zuletzt nicht mehr an die Möglichkeit, daß ein Kind, welches niemals etwas von uns verlangt hatte, deſſen Verweigerung auf einem andern Grunde, als unſerem Willen, beruhet haben würde, dennoch einſt ſeine Eltern zu ſchwerer und ſchmerzlicher Verleugnung ihrer Grundſätze verſuchen könnte.

Deine Mutter, mein Töchterchen, verlebte eine Jugend, in welcher ſich Alles vereinigte, das ſelbſt in ſeinem vereinzelten Beſitz den Menſchen als einen Glücklichen darſtellt. Ach! daran hätten wir es merken können, daß ihrem Leben ein kurzes Ziel geſteckt ſei! — Hold und lieblich, wie eine junge Grazie, erheiterte ſie durch ihre unſchuldige Fröhlichkeit den Vater, wenn dieſer, von Staatsgeſchäften verſtimmt und abgeſpannt, eine ruhige Stunde in ſeiner Familie verlebte. Schon in dem zarteſten, jungfräulichen Alter war ſie die gefeierte Königin der Bälle und Aſſembleen, und wo die ſchöne Tochter des Miniſters Güldforth erſchien, waren die Huldigungen der jungen Herren fixirt. Zu unſerer Beruhigung gab Emilie uns die überzeugendſten Beweiſe, daß weder ihre Eitelkeit, noch ihr Herz dabei in Bewegung gerathe, und wir waren ſchon öfterer in dem Falle geweſen, höchſt anſtändige Heirathsvorſchläge für unſere Tochter abweiſen zu müſſen, weil ſie uns erklärte, ſie fühle noch gar keinen Beruf zur Ehe, und wolle ihre Jugend und das Leben im Hauſe, unter dem Schutze geliebter Eltern, erſt noch ein paar Jährchen genießen.

Unter den engeren Umgangscirkel unſeres Hauſes gehörte der General von Türk. Dieſer hatte einen Pflegeſohn, von deſſen geheimnißvoller, aber muthmaßlich hoher Abkunft man ſich Mancherlei ins Ohr flüſterte. Auffallend war es allerdings, daß der junge Graf Lary, ich muß der Erzählung vorgreifen und den Namen Deines Vaters nennen, mein Töchterchen — der auch Militär war, ein außerordentliches Avancement machte, ſo daß er, faſt noch mit einem Fuße im Jünglingsalter ſtehend, ſchon als Major das Regiment ſeines Pflegevaters befehligte.

Wie geltend Major Lary auch ſeine angenehme Perſon und ſeine, als bedeutend geahnete Stellung zu machen wußte, ſo miſchte doch das Bekanntwerden einer Liebſchaft, in die er tief und blind verſtrickt ſei, der willigen Anerkenntniß ſeiner Vorzüge eine leiſe Geringſchätzung bei. Der Gegenſtand dieſer verwerflichen Neigung war ein ſehr beſcholtenes Fräulein, deſſen Armuth, ſonderbar genug! immer reiche Liebhaber fand, deren Generoſität die unerſättlichen Bedürfniſſe dieſer leichtſinnigen Creatur übertrug. Erſt nach einigen Jahren der Täuſchung gehen dem Verblendeten die Augen auf; er duellirt ſich mit dem begünſtigten Nebenbuhler. Eine gefährliche Bruſtwunde hält ihn lange Zeit ſchwebend zwiſchen Leben und Tod, bis endlich ſeine Jugendkraft die Bemühungen der geſchickteſten Aerzte unterſtützt und ihn einem Daſein zurückgiebt, das ſeinem verbitterten Gemüthe, ſeiner zerſtörten Geſundheit, eine drückende Laſt dünkt.

Emilie hatte den Major ſtets mit zarter Freundlichkeit ausgezeichnet, ohne daß dies uns nur im mindeſten auf die Idee geleitet hätte, ſie fühle ein wärmeres Intereſſe für ihn, als das kühle Wohlwollen, was in der geſelligen Unterhaltung einen feinen jungen Mann von Mehreren ſeiner Klaſſe nach Geſchmack und Vorurtheil unterſcheidet. Ja, wir waren um ſo ſicherer, als wir von der Inclination des Grafen wußten, und er vielleicht der einzige Mann war, der unſerer Emilie die Bewunderung, die ihr ſo verſchwenderiſch dargebracht wurde, nur in einem ſehr mäßigen Grade und aus der weiteſten, ehrerbietigſten Ferne zu Theil werden ließ.

Unzweifelhaft legte dieſer Vorenthalt den erſten Keim zu der unglücklichen Neigung Deiner Mutter, die durch dies ungewöhnte Zurückſtehen eines Mannes von der Anſehnlichkeit des Majors ſich gereizt fühlte, ihn näher anzuziehen. Da haſt Du die Eitelkeit! Nun höre weiter, mein Kind. Es konnte nicht fehlen, daß das Duell nebſt allen Nebenvorfällen, die unwürdige Liaiſon und deren Auflöſung zur Geſchichte des Tages ward. Der Major hatte ſich wirklich recht männlich dabei benommen, und da man ihn einige Wochen hindurch als ein Todesopfer betrachtete, ſo ging in dem Antheile an dieſem traurigen Schickſale aller, auch der mildeſte Tadel ſeiner leidenſchaftlichen Verirrung in einer allgemeinen Celebrität ſeiner Liebenswürdigkeiten unter, die um einer verächtlichen Buhlerin willen dem Grabe anheimfallen ſollten. Obgleich die Gutherzigkeit unſerer Emilie jedem unglücklichen Vorfalle, der ihr näher bekannt wurde, ein inniges Bedauern zollte, ſo war es doch eine ganz beſondere und heftige Theilnahme, die ſie für die Fatalität des Majors an den Tag legte. Als er wieder hergeſtellt war und nun zum erſten Male bei uns erſchien, war ihre freudige Aufregung ſo ſichtlich, daß der Major trotz ſeiner Apathie ſie bemerkte und wie ein Mann — zu deuten verſtand.

Die Großmutter ſeufzte hier tief und ängſtlich auf; ſie ließ das Strickzeug in den Schooß ſinken und faltete die matten Hände. Nach einer Pauſe hob ſie wieder an: Laß mich über die ſchwerſte Erfahrung meines Lebens kurz ſein, Seraphine. Noch war ſeitdem kein halbes Jahr vergangen, in welcher Zeit wir mit großer Beſorgniß ein Verſtändniß zwiſchen unſerer Emilie und dem Major entſtehen geſehen, da hielt ich es für räthlich, ein Wort der Warnung an meine Tochter zu richten. Emilie erklärte mir mit der entſchiedenſten Feſtigkeit, daß ſie den Major Lary, oder niemals heirathen würde, und äußerte in ihrem Urtheile über ihn ſolch ein Unmaß von Leidenſchaft, daß ich an der Hoffnung verzweifelte, ſie anderen Sinnes zu machen.

Unſer häusliches Glück war nun geſtört. Emilie ſah in ihren Eltern die Feinde ihrer Liebe und entzog uns ihr Vertrauen. Der General Türk verwendete ſich für ſeinen Protegé, der Fürſt ſogar machte den Freiwerber des Majors. Mein Mann, innerlich verbittert, von allen Seiten bedrängt, gab endlich halb gezwungen die widerſtrebende Einwilligung zu dieſer Verbindung. Er war ſchon lange kränklich geweſen, der geheime Verdruß, ſich von dem eigenwilligen Kinde, an dem das Vaterherz ſo feſt gehangen hatte, beſiegt zu ſehen, gehäſſige Empfindungen gegen den Major und ſeine hohen Gönnerſchaften verſchlimmerten ſeinen

Zuſtand, und noch ehe Emilie vor den Traualtar trat, ſtanden wir an ſeinem Sarge. —

Ach, meine Freundin, wie ehrwürdig macht die Trübſal! Auch wenn ſie überſtanden iſt und, wie Paulus ſagt, die Geprüften ſich ihrer freuen, giebt ſie ihnen einen Schimmer von Erhabenheit, vor welchem die Unverſuchten ſich demuthsvoll beugen! Ich drückte in Thränen ausbrechend die Hand der Großmutter an meinen Mund, ſie aber fuhr mit Faſſung fort: Eine Mutter kann viel vergeben und vergeſſen. Ich fand mich in das Unabänderliche, ſo gut es gehen wollte, und gewann mir nach und nach Emiliens Zutrauen wieder. Die junge, ſchöne Frau veränderte ſich zum Schrecken, es war, als ob ein heimlicher Wurm an ihrer friſchen Blüthe zehre. Auch ihre Gemüthsart war nicht mehr dieſelbe. Mit der Vorſtellung, daß ſie Ruhe und ich Zerſtreuung bedürfte, gewann ich ihr Dich ab, mein Kind, als Du kaum ein Jahr alt wareſt.

Dein Vater ward kurz darauf ohne ſein Verſchulden in einen ſehr unangenehmen Proceß in Dienſtverhältniſſen verwickelt, die Hauptſtadt ward ihm dadurch verleidet, er trug wiederholt auf Verſetzung an und erhielt als Oberſt das Grenadier-Regiment in M......

Deine Mutter, mein Kind, war niemals von mir getrennt geweſen, und jetzt mußte ich ſie in eine Entfernung von dreißig Meilen von mir laſſen! In der entſetzlichen Angſt über dieſe Schickung ahnete ich, daß ich ſie nicht wiederſehen würde. —

Sie war wieder guter Hoffnung, und dies beſtimmte ſie, Dich mir zu überlaſſen. In der letzten Stunde unſeres Beiſammenſeins, wir waren ganz allein — fiel ſie mit zitternder Heftigkeit mir um den Hals und geſtand mir, daß ſie nicht glücklich ſei. Ich erſchrak, obgleich dies Geſtändniß mir nichts Unvermuthetes ſagte. Emilie hatte in dieſer reuigen Empfindung es keinen Hehl, daß ſie ihren Mann nie eigentlich geliebt hatte, daß nur Eitelkeit und Mitleid ihn ihr werth gemacht, und ihr Eigenwille, der zum erſten Male Widerſtand gefunden, ſie auf ſeinem Beſitz beſtehen laſſen. O Mutter! fuhr ſie fort, und ihre Lippen zuckten krampfhaft und ein paar große Thränen rannen über ihre blaſſen Wangen; wenn Seraphine groß werden und einmal in Gefahr gerathen ſollte, durch einen ähnlichen Irrthum unglücklich zu werden, ſo erzählen Sie ihr die Geſchichte ihrer Mutter, die dann wohl längſt den Freund gefunden haben wird, der ihr allein den verlorenen Frieden wiedergeben kann — den Tod.

O liebſte Großmutter! rief ich erſchüttert. Sie winkte mir Stille zu und gab mir erſchöpft das Ende der Erzählung, indem ſie ſagte: Die Reiſe vernichtete Emiliens mütterlichen Segensſtand. Sie kränkelte fortwährend und ſtarb nach zwei Jahren im Bade zu K......., von wo aus ſie zu mir kommen wollte. Dein Vater überlebte die Vorangegangene nicht lange; die Folgen jener Bruſtwunde hatte ſeine Geſundheit untergraben. — Liebe Seraphine, es ſcheint mir jetzt an der Zeit, den letzten Willen Deiner Mutter in Ausübung zu bringen. Ich mache Dich aufmerkſam auf Dich ſelbſt, damit Du redlich prüfen mögeſt, wie es um Dein Herz ſtehe.

Ich muß Dir bekennen, liebe Agnes, daß ich mich kaum jemals in einer ähnlichen Betroffenheit gefühlt hatte. Die Erzählung meiner Großmutter hatte mich zu den lebhafteſten Gefühlen, aber auch zu dem Bewußtſein aufgeregt, daß ich in den beiden ſchwachen, weichen Stellen des weiblichen Gemüthes, in denen meine Mutter die Todeswunden ihres harmloſen Jugendglückes empfangen, das Bild des Grafen und ſeiner Verhältniſſe am tiefſten und bezeichnetſten aufgenommen hatte. Dieſe Entdeckung erregte mir eine fürchtende Unruhe, und ihr entfliehen wollend, ſagte ich: Aber liebe Großmutter, welche Geſinnungen und Empfindungen gegen den künftigen Gatten verbürgen denn mit Zuverläſſigkeit das Glück der Ehe?

Meine Großmutter entgegnete: Welche? Dieſe Frage, Seraphine, iſt eigentlich eine Antwort, welche mich überzeugt, daß meine Beſorgniß nicht ganz überflüſſig war; aber Beſcheid will ich Dir doch darauf geben. Wenn die zu ſchließende Verbindung in jeder Beziehung paſſend, vernunftgemäß iſt und dem ruhigen Verſtande eben ſo vortheilhaft, als den leidenſchaftlichen Aufwallungen angenehm erſcheint; wenn Du mehr Schätzung für die guten Eigenſchaften Deines künftigen Gatten, als Intereſſe für deſſen etwaige Annehmlichkeiten oder Bedrängniſſe haſt, darfſt Du Dir getroſt eine dauernde Zufriedenheit an ſeiner Seite verſprechen. Du ſiehſt mich ſo zweifelhaft an, Seraphine; widerlege mich, wenn Du kannſt.

Geängſtet von dem feſten Tone, womit dieſe Behauptung geſagt wurde, rief ich aus: Guter Gott! Laſſen ſich denn die Erfolge menſchlicher Verhältniſſe überhaupt berechnen? Giebt der Regierer unſerer Schickſale nicht Glück und Unglück, wie Sonnenſchein und Regen, den Böſen wie den Guten?

Deshalb eben, erwiederte meine Großmutter, weil die Zukunft ſo ungewiß iſt, muß der Menſch ſich vor möglichem Vorwurf zu ſichern ſuchen und ſein Heil von keinem ſchwankenden Gefühle abhängig machen.

Noch hatte ich, das betheure ich Dir, meine Agnes, nicht an die Möglichkeit gedacht, daß ich in den Fall kommen konnte, den Grafen, wenn er von mir ſein verlorenes Glück zurückerwartete, durch ein Nein, zu enttäuſchen, oder ihm meine Hand zu reichen, die lieber noch frei und fröhlich ſich hier und da ein unſchuldiges Blümlein pflücken, als ſich in die Feſſel der Ehe fügen möchte.

Die Unterredung mit meiner Großmutter verſetzte mich in dieſe peinliche Klemme, und ich fühlte, daß es mir nicht minder ſchwer werden würde, einem ſo reizbaren und trauernden Herzen den gehofften Erſatz zu verſagen, als es gewagt wäre, ſich an ein ſolches für Zeit und Ewigkeit zu binden.

Morgen kommt der Graf zurück, ich bin ordentlich bange vor ſeinem erſten Beſuche.

Lebe wohl, geliebte Freundin! Laß mich bald etwas gutes Neues von Dir hören, aber nie erleide Deine Liebe für mich einen Wechſel.

Vierzehnter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

Groß Lautern, den 14ten Auguſt 1810.

Wenn dies Schreiben Dir länger ausblieb, als Du es erwarteteſt, da Du vielleicht ſehr natürlich glaubſt, daß ich jetzt mehr Muße zum Schreiben hätte, als in der Hauptſtadt, ſo ſuche die Urſache dieſer Zögerung in nichts Anderem, als in dem Befürchten, daß ich bei einer offenen und wahrhaftigen Darſtellung meiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung Dir ſchwach und unmännlich des Mitleids, wo nicht gar der Geringſchätzung werth erſcheinen könnte. — Dieſe Andeutung auf ein Zerfallenſein mit dem Schickſal, oder mit mir ſelbſt wird Dir um ſo räthſelhafter dünken, wenn ich Dir ſage, daß ſich Alles auf das freundlichſte um mich her geſtaltet, vor meinen Bemühungen jedes Hinderniß entflieht und ich mich ohne Anſtrengung des Gelingens erfreuen kann! ja, daß ſelbſt mein Vater von meiner Verbindung mit Laura auf eine Art ſpricht, die es außer Zweifel ſtellt, daß er jenes Verhältniß als ein unabänderliches betrachte, und nur, um conſequent zu bleiben, ſeine beſtimmte Einwilligung nicht ſogleich gebe. Und doch Lorenz! Und doch! — Wenige Worte dürften hinreichend ſein, Deinem Auge durch all' den trügeriſchen Schimmer von Glück, der um mich her verbreitet iſt, die traurige Vermuthung zu zeigen, welche mein Inneres zerſtört, keine Freude in mir aufkommen läßt, mich bald der Reue preis giebt, und bald Entſchließungen in mir erzeugt, vor denen das Gefühl der Rechtlichkeit erbebt. Vernimm denn, mein Freund, was außer Dir nur der Allwiſſende weiß: *ich fürchte, daß ich das wichtigſte Loos meines Lebens vergriffen habe.* Du geſteheſt lieber, auf ſolch eine Anklage gebe es wenig Troſt, und der erſchrockenen Theilnahme bleibe nur die Frage übrig: Ob ſie auch richtig ſei und worauf ſie ſich gründe? —

Wollte Gott, ich wäre verlegen um die Antwort, wie ich es nicht bin. In einem Rauſche, der ſo ſchwer und heftig war, daß das unbehagliche Gefühl der darauf folgenden Nüchternheit mich durch mein ganzes Leben begleiten wird, in einer unbegreiflichen Verblendung, in der ich den Irrthum für die Wahrheit gehalten, habe ich mich in eine unzerreißliche Feſſel geſchmiegt, und nun ſtehet vor dem Gebundenen das Weſen, welches er ſo lange mit ſehnendem Herzen geſucht, die zweite ſchönere Hälfte ſeiner Seele, in welcher er Gedanken, Empfindungen, Wünſche und Neigungen nur reiner und veredelter wiederfindet, und lächelt ihm das Glück der Vereinigung zu, dem zu entſagen ſein eigener Wahn ihn verurtheilte! Häufe nicht, Du mein ernſter, beſonnener Freund, auf mein gebeugtes Haupt den Druck Deines Urtheils, das mich für wechſelſüchtig und wankelmüthig zu erklären geneigt ſein könnte. Glaube nicht, daß ich gelernt hätte, morgen für das zu erkalten, wofür ich heute glühete. Nein, Lorenz, wie auch der Schein gegen mich zeugen möge, es iſt nicht ſo mit mir. Ich glaubte Laura zu lieben und verſchleuderte in dieſer Täuſchung, wie ein Verſchwender, das Kleinod meines Lebens, um — forthin zu darben. Dieſe Büßung, dünkt mich, müßte den ſtrengſten Richter verſöhnen, wie viel mehr Dich, deſſen hervorſtechendſte Tugend die Milde iſt. Ach! die Natur meiner Neigung für Laura hatte mich an ihrer Echtheit zweifeln laſſen ſollen; die Verleugnung all' meiner angeborenen oder angewöhnten Eigenthumlichkeiten mich gegen ihre Dauer bedenklich machen müſſen. Ein Gefühl ganz anderer Art ſtellt den Geſichtspunct feſt, vor welchem ſich Agnes von Höhen in dem ſanften Lichte ihrer ſtillen Vortrefflichkeit, in dem enggeſchloſſenen Kreiſe weiblicher Sitte und Beſtimmung bewegt. Kein thörichtes Verliebtſein drückt Agnes Bild ſo meinem Gemüthe ein, während es einen früher empfangenen Eindruck verflacht; es iſt klare, ſchmerzlich aufgenommene

Ueberzeugung, was die Charakterzüge beider Mädchen vergleicht, und ſomit entſcheidend ausſpricht, was ich gewählt und verloren, was ich zu erwarten und zu vermiſſen habe.

Laura blendet; ein bunter Zauber umſchimmert ſie lockend; aber ſeine irren Farben zerrinnen bei der Näherung. Agnes erſcheint nur in dem beſcheidenen Glanze ihrer Reinheit, doch wird Alles, was ihr Herz mit Liebe umfaßt, dieſer inneren Verklärung theilhaftig. Laura flößt ein Streben heftiger Anreizung, ſie zu gewinnen, ein: Agnes gewährt mit jedem Blicke ihres gütigen Auges die Ruhe der Befriedigung. Laura's Gegenliebe verſetzt in das Paradies, aber nur für Momente; denn der Reue Engel bewacht mit flammendem Schwerte den Eingang. Agnes liebende Gunſt würde ihren Gegenſtand in eine Heimath erheben, die dem Himmel näher wäre, als der Erde. Laura lebt nur in der Geſellſchaft und für die Zwecke des Vergnügens. Agnes erfüllt ihre Pflichten unbewußt, wie ſie athmet, und die Natur iſt ihre Bildnerin. Laura's Herz iſt in der ſüdlichen Schwüle berauſchender Luſt ermattet; Agnes Gemüth iſt friſch und ſtill, ein Tempel, worin gute Geiſter wohnen.

Du ſtauneſt, Lorenz? Du vergleicheſt die Exclamationen der Leidenſchaft in meinen früheren Briefen mit dieſer Gegeneinanderſtellung, und vermagſt nicht zu faſſen, was meine Enttäuſchung ſo gewaltſam zeitigte? Ich will es Dir ſagen, Grauen! Zu einer Zeit, wo durch die Rückkehr ins Vaterland, durch die Freude des Wiederſehens, durch Fremdartiges und Heimiſches mein Gemüth in außerordentlicher Aufregung war, trat Laura's reizende Erſcheinung vor mich, und vollendete durch die weibliche Magie, deren Kräfte ihr zu Gebote ſtehen, wie Wenigen ihres Geſchlechts — den Eindruck, welchen ihre vermeintliche Aehnlichkeit mit jenem Bilde in Tomthum vorbereitet hatte. Das Vergnügen zog mich in jenen entſcheidungsvollen Tagen in ſeinen betäubenden Strudel, Sinnenreiz hielt mich befangen, das Toſen ewiger Zerſtreuungen ließ die Warnungen der treuen Führerin Vernunft nicht laut werden. Und erſt, nachdem ich die Gewährende an mein Herz geriſſen, das bindende Geſtändniß abgelegt und die Zuſicherung empfangen habe, Laura ſei die Meine — da, o warum erſt da? erwache ich aus dem tiefen Taumel, meines Vaters ſanfte Hand zeigt dem Irrenden, in welche Labyrinthe er ſich verloren habe, und ich werde nun der Ruhe, dem Nachdenken überlaſſen, um mich, ſo gut es gehen will, zurecht zu finden.

Und als nun in einſamer Ueberlegung alle Täuſchung zerſtiebt, alles Unweſentliche ſich ſondert und als ſolches ſich zeigt, fällt der erſte Blick des hellgewordenen Auges auf das Gegenbild der geliebten Laura, und in dem Widerſpiel der Contraſte gewinne ich einen Maßſtab, an welchem ich Laura's Werth und Agnes Würdigkeit, und die Gewährungen und Mängel meiner Zukunft ermeſſen darf. — Doch glaube deshalb nicht, daß mein Pflichtgefühl und die Achtung für das eingeſetzte Verſprechen das einzige Band wäre, das mich an Laura feſthalte. Ich will nicht ſtärker ſcheinen, als ich bin. Alle meine Pulſe klopfen Sehnſucht und Begehren, wenn die jugendliche Göttergeſtalt meiner Erinnerung vorſchwebt; wenn die ſiegreiche Anmuth, die lächelnd auf die ſtolzeſten Triumphe niederſieht, zur Hingebung für mich, den Geliebten, wird! Wahrlich! der Gedanke, ſo viel anerkannter und gefeierter Liebreiz ſei mein und beſtimmt, mein Leben zu beglücken, zu verſchönern, wäre wohl mächtig genug, jede Beſorgniß in mir verſtummen und mich mit meiner Wahl höchſt zufrieden zu machen; aber es giebt doch Stunden, und ſolche ſchlagen mir nicht ſelten — wo die Vernunft ihre verſchüchterte Stimme erhebt und mich mit der Verſicherung ängſtet, daß auch die entzückendſte Wallung vorübergehend, der blühendſte Reiz vergänglich, und Nichts haltbar ſei, als die Freude am Guten, die Schönheit der Seele!

Laura ſchreibt mir oft; unglücklicher Weiſe fand ich dieſe Briefe faſt jedes Mal vor, wenn ich von Ober-Hofen zurückkehrte, und Unterhaltungen im höheren Styl mir die Empfänglichkeit für Laura's leichteren Ton, ihren feinen Witz, ihren muthwilligen Spott und für die allerliebſten Geringfügigkeiten geraubt hatten, in denen ſich ihr munterer Geiſt ergeht. Alles hat Zeit und Ort, wo es nach ſeinem wahren Gehalte gilt, dachte ich dann wohl, wenn bei dem Leſen dieſer Briefe eine ſtechende Aengſtlichkeit, eine heiße Beſchämung mich beſchlich, und ſuchte mich durch die Erwägung zu beruhigen, daß Agnes, deren ganzes Weſen die einfachſte, ſchmuckloſeſte Wahrheit iſt, da, wo Laura ſtrahlt, die verdiente Anerkenntniß auch nicht finden und leicht überſehen werden würde.

Dieſen inneren Zwieſpaltungen geſellt ſich ſeit einigen Tagen noch eine Befürchtung bei, welche den Kummer der Selbſtſucht überbietet. Obgleich die zarte Jungfräulichkeit der unſchuldigen Agnes alle ihre Aeußerungen bewacht und ſchützt, ſo will es mir doch vorkommen, als ob in ihrem Herzen eine Neigung zu keimen begänne, die dem Bedauernswerthen, dem ſie blühen ſollte, nur die Dornen der Verzichtleiſtung tragen darf. O Freund, dieſe Ahnung martert mich! Wenn die Hand erſchrocken bebt, die unbehutſam eine ſchöne, ſeltene Blüthe brach; wie muß der Menſch ſich fühlen, welcher ohne heilige Scheu ſich dem ſtilleſten Gemüthe nähert, die Flammen der Leidenſchaft in die gottgeweihete Stätte wirft und ſo das Herrlichſte zertrümmert? Ich möchte nicht glauben, das Leben tragen zu können mit dem Bewußtſein ſolch eines Verbrechens.

Auch Herr von Höhen empfängt mich mit zunehmender Wärme. Er betrachtet Agnes mit gerührten Blicken, wenn ſie das freundliche Geſichtchen ſo hold und zutraulich auf mich gerichtet hält. Ich werde meinen Vater um die Erlaubniß bitten, Herrn von Höhen das Verhältniß, worin ich zu ſeiner Tochter ſtehe, eröffnen zu dürfen und ſeine Genehmigung nachzuſuchen. Vielleicht hätte dies ſchon früher geſchehen müſſen. Zwar fürchte ich keine abſchlägige Antwort; aber ich zittere davor, daß der von mir verehrte Mann ſich durch meine Erklärung in einer lieberen Hoffnung getäuſcht ſehen könnte.

Ein unbedeutender Vorfall, den ich Dir mittheilen will, beleuchtete plötzlich die Gefährlichkeit meiner Stellung und warf ein warnendes Licht über das Herz der argloſen, ach Lorenz! der mir ſehr theuren Agnes.

Vor einigen Tagen unterhielten wir uns von den romantiſchen Partieen des höheren Gebirges, und Agnes nannte den kleinen, höchſt merkwürdig gebildeten Waſſerfall zu Schwarzenende, zwei Meilen von Ober-Höhen, als die anziehendſte für den Freund der einſamen, düſterſchönen Natur. Wir wollen den Baron ſelbſt darüber entſcheiden laſſen, Agnes!' ſagte Herr von Höhen, und es ward beſchloſſen, daß wir den folgenden Tag in der kühlen Frühe die kleine Ausflucht unternehmen wollten. Ich war mit der Lerche munter. Agnes trat mir friſch und glänzend, wie ein erwachtes Kind, mit den Roſen des Schlafes auf der zarten Wange entgegen. Ich glaubte, ſie ſo lieblich noch nie geſehen zu haben. Nur langſam konnten wir den unebenen Gebirgsweg, der durch dichte Waldungen lief, fahren; aber unſer Geſpräch bewegte ſich um ſo lebhafter. Wir waren wirklich überraſcht, uns ſchon am Ziele der Fahrt zu ſehen. Ich konnte nicht umhin, Agnes Urtheil über die Vorzüglichkeit dieſes ſchauerlichen Ortes aus voller Ueberzeugung beizuſtimmen.

Wie ein Diadem von Brillanten, das ſich funkelnd durch ſchwarze Locken ſchlingt, unterbricht die pittoreske Schönheit des Waſſerſturzes das eintönige Dunkel der Tannen, die den ſchroffen Felſengrund beſchatten. Zwiſchen dem üppigen Grün der fruchtbarbewäſſerten Tiefe brauſt ſchäumend der Bach über ſpitzes Geſtein, und glänzende Forellen ſpielen in der ſonnigen Fluth.

Wir lagerten uns auf ein anmuthiges Plätzchen, die Bedienten packten ein Frühſtück aus, und Agnes ordnete es mit Sorgfalt. Es war ein wunderſchöner Morgen! Mir ging das Herz auf in inniger Fröhlichkeit, in einem Wohlſein, wie ich es lange nicht ſo unbeſchränkt empfunden hatte.

Agnes äußerte, mehr mit Blicken als mit Worten, den Wunſch, ein wenig weiter hinauszugehen und den Krümmungen des Gewäſſers zu folgen. Herr von Höhen befürchtete, daß dieſer Verſuch ſchwierig ſein würde; aber ich ſprang auf und beruhigte ihn durch die Verſicherung, daß ich das Fräulein begleiten und vor jedem möglichen Unfalle bewahren wolle.

Schweigend, die Augen zu Boden geſenkt, ging Agnes neben mir her, und auch ich konnte nicht ſogleich das einleitende Wort finden. Der ſteinichte, unbetretene Pfad mußte einem leichtbeſchuhten Damenfüßchen ſehr empfindlich ſein, und mehrmals ſah ich Agnes ſchwanken und ſchnell einen

nflug von Schmerz in dem höhergerötheten Geſicht erſchei-
n und verſchwinden. Bei einer ſchlüpfrigen Stelle legte
meinen Arm um des Mädchens ſchlanken Leib und er-
ßte Agnes Hand, in welcher ich ein leiſes Beben fühlte.
ie ſind furchtſam, liebes Fräulein? fragte ich, indem ich
it einem Lächeln ſie zu ermuthigen ſtrebte. Agnes ſah
ich mit den hellen Augen voll Vertrauen an und ant-
ortete: Mit Ihnen nicht. Es iſt mir, als wüßten Sie
r alles Rath und Hülfe, was Uebles mir nur begegnen
nnte. Lorenz! dieſes weibliche Bekenntniß, dieſe Hingege-
nheit in meinen Schutz that meinem Herzen unausſprech-
h wohl! Kaum konnte ich mich enthalten, das kindliche
eſchöpf an meine Bruſt zu drücken und zu ſagen: O wäre
mir vergönnt, über Dein Glück zu wachen, wie theuer
llte dieſe Pflicht mir ſein! Ich zog die kleine Hand an
einen Mund und entgegnete bewegt: Wen, ſo wie Sie,
ebes, gutes Fräulein, Engel begleiten, darf auf allen We-
n ſorglos ſein! Eine himmliſche Freundlichkeit verklärte
gnes Züge; ſie wendete das Köpfchen ſeitwärts und ſeufzte.
a ſtieß ein Luftzug durch eine der vielen engen Schluchten,
lche die Felſenwand zu einem Caſtell bilden und entführte
n Schleier von Agnes Hute. Schon netzten die hüpfenden
ellen des Sturzbaches das feine Gewebe, da ſprang ich
eilſchnell zurück, ihnen den köſtlichen Raub zu entreißen.
e lockeren Steine löſeten ſich unter meinen kräftigen
chritten; weit beuge ich mich über das Waſſer, und ſchon
aſſe ich mit der Rechten den Schleier, als mein Fuß auf
m unſicheren Boden gleitet, und ich mit der linken Hand
f eine ſpitze Uferklippe ſtürze, daß das Blut augenblicklich
s den verwundeten Fingern dringt. Ich vernehme hinter
r einen Angſtruf, und wie ich mich aufraffe, ſtehet Agnes

bleich, wie ein Schattenbild, an meiner Seite und zittert wie Espenlaub. Hier, mein holdes Fräulein, rief ich, den triefenden Schleier emporhaltend, habe ich den Nixen die räuberiſch genommene Beute abgekämpft. Daß ſie dafür eine kleine Tücke an mir verübten und mich zu Falle kommen ließen, war ganz in ihrer ſchadenfrohen Manier.

Agnes nahm meine mit Blut und Sand bedeckte Hand, und machte Miene, den Schleier zum Verbande zu gebrauchen. Liebſte Agnes! rief ich, dem Beginnen wehrend, was wollen Sie thun? Wie Schade wäre es um den ſchönen Schleier! Schade? erwiederte Agnes mit einem Tone, in deſſen Klange ſich eine innige, an meinen kleinen Unfall geknüpfte Wichtigkeit mit einer herabſehenden Geringachtung für das ſaubergeſtickte Gewebe vermählte; und Sie wagten beinahe Ihr Leben, um mir ſolch eine Entbehrlichkeit zu erhalten? Nun aber, nachdem ich die entſtellte Hand rein gewaſchen, legte Agnes ihr Taſchentuch vom feinſten Linnen als Binde mir darum, und während ſie zu dieſem Samaritergeſchäft ſich anſchickte, rollte ein warmes Thränlein in die friſchbrennende Wunde. O weh! ſagte ſie ſchmerzlich, ich aber antwortete unvorſichtig: Dieſer Tropfen vertritt den Balſam.

Wir gingen alsbald zurück; Herr von Höhen war unſertwegen ſchon beſorgt geweſen. Agnes ſaß auf der Rückfahrt in Gedanken, und auch meine unbefangene Heiterkeit war geſtört. Nicht ohne Herzensbewegung bemerkte ich, daß Agnes einen Blutflecken an dem Schleier, der auf ihrem Schooße ruhete, oft verſtohlen betrachtete.

Nein, es muß anders werden! Ich habe kein Recht mehr an die zarte Neigung dieſes liebenswürdigen Mädchens. Ich ſelbſt muß zerſtören, was mich beglücken würde, um ſo

Agnes Ruhe, wie meiner Pflicht, ein unerläßliches Opfer bringen. Es wäre jedoch Vermeſſenheit der ſchwachen, menſchlichen Kraft, dieſe ſchwere Leiſtung nicht durch freiwilliges Entfernthalten von der verſuchenden Gelegenheit erleichtern zu wollen. So habe ich denn beſchloſſen, nicht ſo oft, wie es bisher geſchehen, nach Ober-Höhen zu gehen, und auf daß dieſe Veränderung unmerklich geſchehe, dem Grafen von der Celle, deſſen Güter ungefähr zwei ſtarke Tagereiſen von hier liegen, meinen verſprochenen Beſuch zu machen.

Ich werde heute nach Ober-Höhen, um Abſchied zu nehmen und Agnes zu fragen, ob ſie mir einen Auftrag an ihre Freundin, die junge Gräfin Lary, welche ganz in der Nähe jener Gegend lebt, mitgeben wolle. Es wird mir ſehr intereſſant ſein, dieſe Seraphine, dies früher ſchon von mir bewunderte Seitenſtück der lieblichen Agnes von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen.

Eine ſeltſame Beklommenheit verbindet ſich in mir mit dem Gedanken an dieſe Reiſe. Sollte, o Lorenz! Agnes Umgang mir ſchon ſo nothwendig geworden ſein, daß mir ein kurzes Entbehren deſſelben Aengſtlichkeit und Erbangen verurſacht, und jeder dagegen zu gewinnenden Annehmlichkeit Reiz und Werth nimmt, dann wäre es freilich hohe Zeit zu erwachen aus dem betäubenden Seelenſchlummer, in welchem mir arkadiſche Geſtalten vorſchweben und jener Unſchuldswelt Frieden mein Herz beſeliget; denn die Wirklichkeit ſtehet ernſt vor mir und fordert die Kraft der Entſagung.

Wie werde ich jenen Trauernden wiederfinden? Wird er getröſtet ſein, oder früher gegebene Ermunterungen und

Berathungen von mir erwarten, von mir, der ich ſie jetzt vielleicht mehr, als er bedürfte?

Lebe wohl, Freund Lorenz! Sobald ich zurückgekehrt ſein werde, ſchreibe ich Dir wieder. Erfröhliche mich nächſtens durch die Nachricht, daß wir Dich endlich erwarten dürfen. Noch einmal: Lebe wohl!

Funfzehnter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine Lary.

Ober-Höhen, den 1ſten September 1810.

Wenn dieſes Blatt in Deiner Hand ruhet, ſiehet vermuthlich in dem Ueberbringer der Baron Horſtall vor Dir, der ſo gütig geweſen iſt, ſich zu ſolcher Geſandtſchaft zu erbieten. Lies, theure Seraphine, aus dieſen Zeilen, wie aus ſeinem Auge, den Gruß meiner Liebe, welchen ich für Dich hineingeblickt habe. Für mich? und nicht auch für ihn? höre ich Deine Schlauheit fragen, und mit der Offenheit, die Du, mein treues Herz, trotz dieſer verdienſt, antworte ich Dir: Auch für ihn, wenn anders die Vorſicht es erlaubt, welche dieſen ungewiſſen Conſens durch nichts Zuverläſſigeres verſpricht, als daß die herzliche Anneigung des Barons noch keine Rückſchritte gemacht hat, und durch kein feindliches Eingreifen von Außen geſtört worden iſt. Vielmehr ſcheint das Verhältniß, in welches er ſich zu uns geſtellt hat, ſich immer zarter bilden und feſter knüpfen zu wollen. Er vergißt, ſo ſagt der Oheim — über unſerem Umgange ſogar alle conventionellen Rückſichten auf die übrige Nachbarſchaft, und dieſe, in der Verbitterung der Vernachläſſigung, betrachtet ihn als den Unſrigen. Der Oheim glaubt täglich mehr, daß Deine Agnes der Magnet ſei, welcher ihn anziehe, ich — glaube es nur halb. So oft er kommt, ſo oft er gehet, und das ſtärkere Schlagen meines Herzens ihn empfängt oder begleitet, überwallt mich zugleich eine Bangigkeit, die doch gewiß keine Vorbotin glücklicher Ereigniſſe iſt. Eine quälende Unruhe, ein ahnungsvolles Fürchten verleidet mir die Genüſſe der Stille und verwebt ihre dunkeln Bilder ſelbſt in meine Träume.

Das irre Weſen des diesnächtigen verſetzte mich in die Marien-Capelle. Einſam ſaß ich auf den kalten Stufen des Altars, die Blicke getheilt zwiſchen dem Gnaden- und Orgelbilde. Sehnſuchtsvoll ſtrebte ich zu beten, aber ich vermochte es nicht; denn die Gedanken zerrannen mir wie Schatten, die ich nicht feſthalten konnte. Da ſah ich trauernd auf zu der düſteren Madonna, um welche dürre Blumenkränze rauſchten, ſie aber hob die gemalte Hand empor und winkte meiner Mutter. Und plötzlich trat dies Himmelsbild ins Leben und aus dem Rahmen auf mich zu. Die ätheriſche Geſtalt, von einem milden Glanze umfloſſen, hielt einen Becher in ihrer Rechten, in welchem Wein perlte. Nimm dieſe Stärkung, Agnes, ſagte ſie leiſe, Du bedarfſt ihrer. Ich trank mit durſtigen Zügen und ein wohlthuendes Feuer durchglühete mich. Als ich nun den Becher zurückgeben wollte, war die Geſtalt verſchwunden, und die Maria, welche ſich meinem ſehnſüchtigen Verlangen belebt hatte, lag wieder in ihrer begeiſternden, aber todten Schönheit zu Jeſu Füßen, wie vorher. Es kam mir ein Grauen an; ängſtlich rief ich den theuren Namen, und erwachte vom Laute meiner eigenen Stimme. Ueber meine glühende Stirne tropfte kalter Schweiß, ein Frösteln durchſchauerte meine Glieder. Der Mond goß ſein volles Licht in mein Schlafgemach, und ſeine Schatten, die meine erhitzte Phantaſie geſtaltete, ſchwebten im Schwanken der Bettgardine um mein Lager. Ich bemühete mich, die Erſcheinungen des Traumes in eine natürliche Verbindung mit den Vorſtellungen zu bringen, mit denen ich eingeſchlafen war, aber dennoch blieb eine trübe Ahnung in meiner Bruſt zurück.

Und wenn ich einſt oder bald — Stärkung bedürfte, würde ſie mir fehlen, wenn ich ſie in den Quellen des Himmels ſuchte?

Ein geheimnißvoller Zug beſtimmt mich, die Capelle zu beſuchen. Zwar wird dort der ominöſe Traum wiederklingen in dem hochgeſtimmten Gemüthe, aber die Wirklichkeit wird die Gewalt ſeines Eindrucks aufheben und mich die Anwendung finden laſſen, welche den Bebungen der Ueberſpannung ihren Grundton und die Feſtigkeit der Wahrheit giebt.

Wie beneide ich den Baron, meine einzige Seraphine! Er wird Dich ſehen, er wird den Klang Deiner Stimme hören. Und doch iſt es mir lieb und wichtig, daß Du ihn kennen lernſt. Ich habe ihn gebeten, daß er ſich jede Kleinigkeit merken ſoll, die Dich betrifft, und er zeigte mir lächelnd ein kleines Memorandum, was beſtimmt wäre, ſeinem Gedächtniſſe für dieſen Zweck Hülfe zu leiſten. Möchte er mir vor Allem ſagen können, daß er Dich heiter gefunden in der anmuthigen Fröhlichkeit, die gleich einem Zauberſtabe auch aus verſteintem Boden die Funken der Freude ſchlägt, die Blumen des Vergnügens erblühen machet, und jedem Gegenſtande die Geſtalt verleihet, durch welche er dem Gefühle des Wohlſeins dienſtbar wird. Zwar habe ich nicht vergeſſen, daß dieſe glückliche Fähigkeit mit einem ſehr reizbaren, ja ſchwärmeriſchen Sinne in Dir vereiniget iſt, und die Extreme ſich oft in Deiner Stimmung berühren; aber deſſenungeachtet beſitzeſt Du in ihr eine reichere Empfänglichkeit für des Lebens Glück und Luſt, und vermagſt es, Dir ſeine unſichtbaren Schätze zuzueignen.

Von meinem vielgeprieſenen Gleichmuthe, von der wohl allzu gütig anerkannten Mäßigung und Stille in meinen Empfindungen kann mit Wahrheit jetzt nicht mehr die Rede ſein. Kaum würdeſt Du in Deiner Agnes noch die ehemalige erkennen wollen. Wenn ich meine Aeußerungen bewache und ſo verhindere, daß die Veränderung, welche ich in mir verſpüre, bemerkbar wird, geſchiehet dies mit einer Anſtrengung, mit einem Selbſtbewußtſein, das die friedliche Ruhe aufhebt, die mich ſonſt beglückte, in der alle ſchmerzenden, ſehnenden Wünſche ſchwiegen; ſo wie das Gefühl der Geſundheit eigentlich in einem Nichtempfinden aller Glieder und Theile des Körpers beſtehet. Dies iſt nun anders geworden, geliebte Freundin. Schüchtern ſchmiege ich mich in mich ſelbſt und verhülle die Bewegungen des erwachten Herzens. Mit einer Wehmuth, der ähnlich, womit der gereiftere Menſch ſeiner Kinderſpiele gedenkt, ſehe ich auf die Beſchäftigungen, welche mir noch vor wenig Wochen ein ſtilles Genügen gaben, und jetzt, wie thätig auch getrieben, doch nicht mehr mit befriedigtem Geiſte umfaßt werden. Alles hat einen tieferen Sinn, eine höhere Bedeutung, eine veränderte Außenfarbe gewonnen. Ein unbekanntes Reich hat ſeine geheimnißvollen Thore vor mir aufgeſchloſſen, und ſchöner, theurer, geheiligter finde ich darin Alles wieder, was ich in der Welt liebend beſaß und verehrte, die nun hinter mir liegt, in die ich nie wieder, das fühle ich klar, zurückkehren kann, deren Eingang zu dem Paradies meiner Jugendträume mir auf ewig verſchloſſen iſt. — Wenn dieſe Umwandlung das Zeichen einer entſtehenden oder wachſenden Liebe wäre, ſo dürfte Niemand behaupten, daß dieſe Leidenſchaft beglücke. Nein! erheben, vollenden das von ihr beſiegte Herz kann ſie vielleicht, aber beſeligen wie Kindheitsfrieden und Unſchuldsglück nimmermehr, oder das Weſen einer Neigung, welche von der Natur ihrer Erwiederung bedingt wird, müßte anders ſein, als bei mir.

Der Baron hat meine innigſte Achtung, mein lebhafteſtes Wohlgefallen, mein wärmſtes Intereſſe für alle Angelegenheiten ſeiner Perſon gewonnen; aber ein unbegreifliches, doch gebietendes Etwas wehrt dem Geiſte des Vertrauens, welcher den Einfluß dieſer Empfindungen auf mein Gemüth zu einem beglückenden machen würde. Er iſt ſich nicht gleich; das iſt es, glaube ich. Die nächſte Stunde, der nächſte Augenblick fährt oft wie mit eiſiger Hand über ſein glühendes Gefühl, und er leidet unter der Gewalt dieſes jähen Wechſels, wie man auch bei geringer Aufmerkſamkeit wohl bemerken kann. Nur einen Tag, vielleicht nur einen Moment — habe ich gelebt, wo Unruhe und Zweifel in einer entzückenden Gewißheit ſich auflöſeten, wo in der Stille der reinſten Befriedigung alle Töne der Wonne erklangen, die vom Himmel herab in das geöffnete Herz beben. — In jenen unvergeßlichen Minuten empfand und wußte ich wohl, warum die Nachtigall nur ſo kurze Zeit ſingt. —

Aber der Baron gönnte mir und ſich Friſt zur Erholung, und ſtrafte vielleicht durch ein ungewöhnliches Zurückziehen die offene, herzliche Näherung an Deine Agnes, eine Näherung, deren Maß und Ziel ſein Verſtand, Gott weiß, aus welchem Grunde, ſtreng beſtimmt zu haben ſcheint. Wenn ich nun auch glauben muß, daß ich ihm nicht gleichgültig ſei und einen höheren Rang in ſeiner Werthſchätzung behaupte, wie eine gewöhnliche weibliche Bekanntſchaft, ſo kann ich mich doch eben ſo wenig dafür verblenden, daß ich deshalb zu keiner Hoffnung berechtiget wäre, die eine ausſchließende Neigung in Schutz nähme.

» Du ſieheſt es, meine Seraphine, die Pflicht ſtehet unzweideutig vor mir, ihn mit Ruhe zu betrachten, ohne Vorliebe zu beurtheilen, und wie ſchwer ſie immer ſein möge, erfüllt muß ſie werden, dies fordern Weiblichkeit und Selbſtachtung. Dies deutlich erkennend, aber auch meine Schwachheit fühlend, ſammelte ich alle Hülfe, die mich in dieſem Beſtreben unterſtützen könnte. Ich dachte an unſere Sarelli; allein ſoll ich dieſe matte Siegerin über Unglück und Leidenſchaft wieder in den Kampf des Lebens zurückführen, und ihrem zärtlichen Herzen den Schmerz einer Theilnahme verurſachen, welche die mühſam errungene Seelenſtille mit den Wehelauten der Erinnerung unterbrechen würde? O, lebte meine Mutter noch, und könnte ich an die treue Bruſt flüchten, die ſelbſt der Thorheit des geliebten Kindes eine ſanfte Freiſtätte gewährt! So dachte ich ſehnſuchtsvoll; da ſtand der Oheim vor mir und ſah mir forſchend in die benetzten Augen. Lieber Oheim, ſagte ich, ſeiner Frage zuvorkommend, es iſt ſo natürlich, daß ein Kind etwas mehr von ſeiner Mutter zu wiſſen wünſcht, als daß ſie gelebt hat, und kaum wüßte ich mehr von der meinigen zu ſagen. Dieſe Erwägung ſtimmte mich jetzt traurig, als ich daran dachte, wie ſchön, wie glücklich es für mich wäre, wenn ſie die Führerin ihrer Agnes ſein könnte!

Des Oheims Geſicht ward wie verklärt. Er blickte in die tiefe Bläue des Himmels, und dann mit einem Ausdrucke auf mich, der mich wunderbar rührte. Er antwortete: Das iſt ſie ja, gutes Kind, von Oben herab. Der Geiſt Deiner Mutter ruhet auf Dir, meine Agnes. Wohl Dir, Du Geſegnete! Die Geſchichte dieſer theuren Frau iſt in den engſten Beziehungen mit meinem Schickſale verknüpft, und wenn ich bis jetzt Anſtand genommen habe, Dir dieſe vereinte Mittheilung zu machen, geſchahe es nur darum, weil ich ſie noch nicht durchaus nothwendig für Dich glaubte. Gott wolle mich jedoch davor bewahren, Dein kindliches Anrecht an dieſe Kenntniß aus falſcher Schonung für mein Herz länger zu verkürzen, da Du das Bedürfniß fühlſt, es geltend zu machen. Ich werde demnach die zerſtreueten Blätter eines ſchriftlichen Aufſatzes ſammeln und ordnen, der, meinem früheren Vornehmen nach, erſt nach meinem Tode in Deine Hände fallen ſollte.

Ich muß ſchließen, Beſte; der Brief ſoll fort. Alles, was ich Dir noch ſagen könnte und möchte, dränge ich in die Verſicherung zuſammen, daß Du ewig die Liebe, der Gedanke Deiner Agnes biſt!

Sechzehnter Brief.

Gräfin Seraphine Lary an Agnes von Höhen.

Eichenwalde, den 4ten September 1810.

Da ich voraus ſehe, daß dieſer Brief nicht, wie es wohl ſonſt zu geſchehen pflegt, die Länge einer vielſtündigen Unterhaltung gewinnen würde, wenn ich mich nicht entſchließen könnte, ihn fragmentariſch abzufaſſen, ſo will ich unbekümmert um ſeine Form dieſem Schreiben jeden ungeſtörten Augenblick widmen, und Deine Freundlichkeit nehme diesmal mit Stückwerk fürlieb, in welchem das aufrichtige Herz Deiner Seraphine ſich jedoch ganz ausſprechen ſoll. Selbſtſüchtiger Weiſe, welche, zu ihrer Entſchuldigung ſei es bemerkt, hier gerade die folgerichtige iſt, will ich von meinen Angelegenheiten ſprechen, ehe ich deſſen erwähne, was Dich zunächſt angeht. Der Graf von der Celle iſt nun vor einigen Tagen zurückgekehrt. Gott ſei uns gnädig! rufe ich mit einem beherzigenden Stoßſeufzerchen. Das kalte, eiſentheilige Bad hat eine ſonderbare Wirkung auf ihn gehabt, es iſt, als wäre er einem Gluthſtrome entſtiegen. Er iſt lodernd, feurig, flammenſprühend, ein menſchlicher Veſuv, wenn Du das Bild ſtatuiren willſt. Wie aber ſoll es nun Deiner armen Seraphine ergehen? Ueberdies ſtrebt der Graf mir meine gute, ehrwürdige Allianz, die Großmutter, abtrünnig zu machen; er bewirbt ſich ſo angelegentlich um ihre Gunſt, als wäre er in ſie ſelbſt verliebt. Molly, die mit großer Betrübniß von uns ſchied, kam am andern Tage, von ihrem Vater begleitet, wieder, um uns zwei allerliebſte Geſchenke zu überreichen, die der Letztere uns aus W...... mitgebracht hatte. Meine Großmutter erhielt ein ſehr ſchönes Glas. Aus der ſinnreichen, meiſterhaften Schleifarbeit tritt ein Medaillon hervor, in welchem Hebe ein Trinkgeſchirr hält, und um das kleine Rund ziehen ſich die Worte: „Die Götter reichen Dir der Jugend Kraft!“

Richtig hat die Großmutter es zum Mundglaſe genommen und erhält Hebens Verheißung bei Ehren; denn ſie trinkt daraus mit der Munterkeit der Verjüngung und mit einem ſo bewußten Genuſſe, als wäre das ehrliche Brunnenwaſſer Nektar von dem Tiſche des Himmels. Auf mein Theil kam eine Taſſe. Das Gemälde derſelben iſt ſehr fein und bedeutungsvoll. Auf einer Landſchaft, welche von glänzenden Wogen umſäumt wird, zeigt ſich ein Fluß, über deſſen Namen man nicht zweifelhaft iſt, da man das Donauweibchen, ſehr bezeichnend dargeſtellt, an ſeinen blauen Wogen ruhen ſiehet. Aus einem Roſengebüſche lauſcht ein Genius hervor, den ich küſſen möchte, wenn mein Mund, der doch, nicht wahr? liebſte Agnes, der größte nicht iſt, klein genug wäre, um ſolch einer engliſchen Petiteſſe einen Kuß damit geben zu können — und reicht der hochgeſchürzten Undine einen Myrtenkranz, und unten lieſet man: „Er grünt für Hulda!“ Was meinſt Du dazu, Liebchen? Ich trinke nicht aus dieſer Taſſe! Der Brautkranz darauf, wie klein er auch ſei, würde mir jeden Tropfen verbittern.

Der Baron, wenn ich nicht ſagen darf: Dein Baron — gefällt mir ausnehmend, und meine Großmutter, welche ihn von Kindesbeinen an kennt und eine ſehr warme Verehrerin ſeines Vaters iſt, hätte ſein Lob mit mehr als einer Zunge geprieſen, wenn ſie deren mehrere gehabt. Einige Sonderlingsſchrollen ſitzen ihm zwiſchen den ſchöngewölbten Brauen, und ein Zug bekümmerten Nachdenkens miſcht ſich zuweilen in das Lächeln, was der Gutmüthigkeit und dem Wohlwollen gehört.

Mein excentriſcher Graf war überglücklich durch den Beſuch ſeines Freundes, und äußerte ſich im Geiſte dieſer Stimmung. Die durch den Winter des Lebens abgekühlte und vielleicht nie heißgeweſene Großmutter nahm ein Aergerniß an dieſer Freude, und nannte ſie eine Uebertriebenheit. Männer, wie der Graf, ſagte ſie, gleichen dem Sturmwinde:

auch wo ſie ſchmeicheln wollen, können ſie nur beugen und brechen. Liebewüthend reißen ſie die Frau an ihre tobende Bruſt und zerdrücken in ihrem Ungeſtüm nicht ſelten das weiche Herz des armen Opfers. Da lobe ich mir ſolch eine vernünftige Solidität, wie der Baron ſie zeigt. Ja, Seraphine, wenn der als Freier käme! —

In der That! die Großmutter konnte den Baron gegen mich durch keine ſchlimmere Empfehlung begünſtigen, als daß ſie ſeine kältere Beſonnenheit hervorhob. So eben hatte ich Deinen Brief geleſen und war ihm recht von Herzen böſe. Meine Agnes kennen und, was wohl gleichbedeutend iſt, ſie liebgewinnen, und nicht mit ungetheiltem Streben ſie ſich zu eigen machen wollen, iſt mir undenkbar. Wollte der Himmel, daß Graf Sturmwind etwas von dieſer kühlen und unzeitigen Bedächtigkeit hätte! Nun, ich will ihm nicht voreilig das Urtheil ſprechen. Morgen ſind wir nach Mühlenrode gebeten, übermorgen ſind Jene bei uns. Schlafe wohl, lieber Engel, und träume von Deiner Seraphine.

Tages darauf. Abends um 10 Uhr.

Agnes! Was habe ich Dir zu ſagen, Geliebte? Ich erſchrecke vor der Wichtigkeit der Dir zu machenden Mittheilung, wie Du vor ihrem Inhalte erſchrecken werdeſt. Höre nun, meine Freundin: Ich bin verlobt! Drei kleine Wörtchen, deren Bedeutung jedoch meine ganze Zukunft umfaßt. Das Loos meines Lebens iſt gezogen, und meine Hand, welche heute unbewußt in die geheimnißvolle Urne griff, bebt bei der Frage: Ob das Schickſal mich mit einem

Gewinne geſegnet habe? Die Erlebniſſe dieſes gehaltreichen Tages zittern in der bewegten Seele nach; mir iſt ſo feierlich, faſt ängſtlich zu Sinne, meine Rührung hat reuige Empfindungen, und doch bin ich ein wenig vergnügt und nicht unzufrieden mit mir. Ja, hätte ich ſelbſt gewußt, daß ich mich für mein Unglück entſchieden, ich hätte nicht anders gekonnt.

Nachſinnend betrachte ich die Züge meiner Hand auf dieſem Blatte, worauf ich geſtern Abend Dir eine gute Nacht geſchrieben habe, und erſtaune darüber, wie unendlich wichtig der kurze Lauf eines Tages werden kann! Mir hat der heutige die harmloſe Ungebundenheit, die reiche, unabſehliche Hoffnung der Jugend gegen eine Entſchiedenheit ausgetauſcht, welche die leidenſchaftliche Zuneigung eines liebenswerthen Mannes mit geheiligten Banden an mein Herz knüpft, die Erfüllung hoher Pflichten von mir fordert und mich in Verhältniſſe verwickelt, deren zarte Fäden eben ſo leicht verwirrt, als zerriſſen werden könnten, welches, um des lieben Hausfriedens willen, zu vermeiden die künftige Gräfin von der Celle beſorgt ſein muß.

Nun aber ſoll mein Gefühl und jede weitere Reflexion ſchweigen, auf daß ich Dir, meine liebſte Agnes, erzählen könne, wie Alles gekommen ſei.

Der Einladung gemäß fuhren wir ſchon früh nach Mühlenrode. Wir nahmen ein ſpätes Frühſtück im Gartenſaale ein. Der Gräfin Freundlichkeit gegen mich war ſo beziehungsreich und auffallend, in ihres Sohnes Blicken glühete eine ſo ausſchließende und rückſichtsloſe Huldigung für Deine dadurch geängſtete Freundin, daß meine ſchüchternen Augen nicht wußten, wohin ſie ſich flüchten ſollten. Ich athmete leichter auf, als Baron Horſtall einen erledigten Platz an meiner Seite in Beſitz nahm, und meine Aufmerkſamkeit nun fixirt ſein durfte. Hätte ich jedoch gewußt, dies ſei beiläufig bemerkt — daß dieſer willkommene Nachbar noch an demſelben Tage zum Verräther an mir werden würde, ſo ſollte er mich wohl minder freundlich gefunden haben. Ich lenkte das Geſpräch ſogleich, und, ohne den Anſchein der Abſichtlichkeit, auf Dich. Ein Lächeln voll unendlicher Wehmuth, als womit man theurer Verſtorbenen erwähnen hört, beleuchtete mit Mondlichtsmilde ſein ernſtes Geſicht, das mir in dieſem Augenblicke ſehr ſchön vorkam. Er ſeufzte tief aus gepreßter Bruſt, dann ſprach er von Dir und auf eine Art, die mich entzückte, obgleich er ſein Urtheil über Dich mehr leiſe andeutete, als laut äußerte. Aber ich verſtand ihn, und was bedurfte es mehr?

O Agnes, er liebt Dich wohl? So lächelt, ſo ſeufzt, ſo ſpricht nur ein Liebender! Darauf wollte ich ſchwören. Die Achtung iſt zu kühl, die Freundſchaft zu ruhig, das Vertrauen zu offen, um ſo ſich kund zu geben. Doch glaubſt Du, dieſe Ueberzeugung nicht annehmen zu dürfen, ſo vergiß die Anſicht Deiner Seraphine, der Du zu Gute halten wolleſt, was ſtörend für Dich ſein könnte.

Eine adelige Familie aus der Nachbarſchaft, der Paſtor des Ortes, nebſt ſeiner Frau, ein paar liebe Leutchen, waren außer uns noch als Gäſte anweſend. Der Graf war über Tiſche ſo zerſtreut, daß er mich dauerte. Er goß mir, ſeiner Nachbarin, Waſſer in das Weinglas, behielt den Saucenlöffel auf ſeinem Teller, und als ihn der Bediente mehrere Male ehrerbietigſt aufmerkſam auf den kleinen Verſtoß machte, hörte er es, wie einer, der an tauſend Meilen abweſend iſt, bis endlich Melly, die es bemerkt hatte, des Vaters Abſenzen mit kindlicher Schonungsloſigkeit rügte.

Wir hatten gegen unſere Gewohnheit lange getafelt, und ich hatte meiner Großmutter längſt die Ungeduld darüber angemerkt. Zu meiner Beruhigung ſah ich einen L'hombre- und Whiſttiſch arrangirt; denn die Großmutter beſchließt jeden Geſellſchaftstag unzufrieden, welchen ſie ohne Spiel verbringen mußte. Sie äußert mir zuweilen ein geringſchätziges Mitleid, daß ich dieſer, in ihren Augen höchſten Ergötzlichkeit keinen Geſchmack abzugewinnen verſtehe, und kündigte mir noch jüngſt an, daß ich bei unſerer Ankunft in der Hauptſtadt alles Ernſtes darauf bedacht ſein müſſe, mich einzuſpielen, wie ſie es nannte, weil es doch unſchicklich wäre, wenn ich mich dort ſo umhertreiben wollte. Lieber Gott! — Aber Punctum dieſer Epiſode; es iſt jetzt nicht an der Zeit, ſich bei ſolchen aufzuhalten. Verwundert ſah ich, daß Baron Horſtall die einladende Karte ablehnte, ſich jedoch in dem Falle, daß eine oder die andere Partie ohne ihn nicht vollzählig würde, zur Ergänzung derſelben erbot. Da aber die fremde Familie aus drei ſpielfähigen und ſpielfertigen Perſonen beſtand, und der Paſtor wie ſeine Frau den Forderungen der Whiſt-Invite ein Genüge zu leiſten vermochten, ſo blieb der Falſche zu meinem Troſte, des Grafen und mein Unterhaltungsgefährte. Wir beſchloſſen einen Spaziergang. Durch eine ſehr natürliche Veranlaſſung kam der Baron auf den Gedanken, daß der Graf uns das Monument ſeiner verſtorbenen Frau zeigen möchte, das in einiger Entfernung von dem Park auf einer kleinen Inſel befindlich iſt, zu welcher ein tiefbeſchatteter Damm führt. Der Graf ſah mich fragend und wie in Verlegenheit an, und ich vereinigte nun meine Bitte mit dem Wunſche des Barons.

Der letzte Abendſonnenſchein blitzte über die Stoppelfelder und vergoldete die herbſtliche Farbenpracht des Laubwerks. Von der Ferne tönte das leiſe und luſtige verhallende Geläute weidender Heerden, und ſeine eintönigen Klänge weckten tief im Herzen ein Gefühl des Heimwehes. Ein ſehnſüchtiges Verlangen ſchwellte meine Bruſt, ſtill ging ich zwiſchen den beiden Männern hin, welche vielleicht unter ähnlichen Empfindungen verſtummt waren. Jetzt ſtanden wir an der Pforte, die aus dem Park auf den Damm führt. Der Baron faßte in die Taſche und nahm wahr, daß ihm ſein Augenglas fehle, welches er wahrſcheinlich heute früh hätte im Gartenſaale liegen laſſen. Er fürchtete, es könne ihm dies dort leicht zu Schaden kommen, und ſchlug den möglichen Verluſt deſſelben in dem Werthe der Unerſetzlichkeit an. So bat er uns denn vorwärts zu gehen, und verſprach uns ſchnell und bald zu folgen. Ich gerieth in Angſt und verwünſchte in Gedanken den vergeßlichen Baron ſammt ſeinem Augenglaſe. Was meine Beſtürzung noch vermehrte, war, daß ich zu bemerken glaubte, der Baron werfe bei ſeinem Fortgehen dem Grafen einen winkenden Blick zu. Ich fing an zu plaudern, wie ſchwer es mir auch ankam; aber der Graf blieb einſilbig, geſpannt und ſichtlich befangen. Ich war geneigt die Urſache dieſer ſeltſamen Wortkargheit in der trüben Erinnerung zu ſuchen, die unſere Schauluſt jetzt in ihm erneuerte, und war nicht fern davon, dieſen melancholiſchen Anklang der Trauer um die geliebte Gattin als eine Beeinträchtigung der mir zugeſtandenen Heilkraft auf- und demnach übel zu nehmen. Sieh, meine Agnes, ſo gehet es, wenn man ſich für ein getheiltes Witwerherz intereſſirt! Die Großmutter mag ſo ganz Unrecht doch wohl nicht haben. —

Wir betraten nun das ſtille Eiland, welches, von lieblichen Anpflanzungen verſchönt, vom Fluſſe ſanft umrauſcht, den reizendſten Begräbnißort bildet, den ich noch geſehen habe. In der Mitte deſſelben ſtehet ein capellenartiges Gebäude, welches der Graf unter verhaltenem Seufzen öffnete. Auf einem Sarkophage von blendendem Marmor ruhet eine weibliche Geſtalt, deren Rechte läſſig in die weichen Falten des Gewandes geſunken iſt, während die linke Hand, ein kleines Kreuz haltend, dem ſchönen Haupte zur Stütze dient. Des Schlummers Ruhe, nicht des Todes Schlaf, ſcheint dieſe Augen geſchloſſen zu haben, ein Traum der Seligkeit dieſe zarten Züge zu verklären. Es iſt dies Monument ein Meiſterwerk. Der Künſtler hat die Schönheit gefühlt, die Liebe des Trauernden verſtanden und den Frieden der Gottſeligkeit verſinnlichet. Der Graf hat es in Rom anfertigen laſſen, wohin er gleich nach dem Abſterben ſeiner Frau geeilt, und dem Paſtor die Inſtruction zur Inſelanlage ſchriftlich ertheilt. Einige Monate vorher, ehe der Graf zurückkehrte, war das Denkmal angelangt.

Unter den Allegorieen der Frontſeite zeigen ſich die ſchöngeſchlungenen Namenszüge: Collma, Gräfin von der Celle, geb. Berner. — Unten Geburts- und Todestag und Jahr. An der Hauptſeite lieſet man die Worte von Mahlmann: Wen der Vater im Himmel liebt, der hat einen kurzen Tag und wenig Mühe!

Ein Amphitheater von ſorgſam gezogenen Blumen ziehet ſich rings um die Capelle und reicht bis in die Mitte der Höhe. Man wähnt, der betäubende Blumenduft habe die Gräfin in den Schlaf gewiegt. Vergebens würde ich Dir, meine Agnes, die Rührung beſchreiben wollen, welche ſich meines Gemüthes bemächtigte. Die ſelige Gräfin war mir lieb geworden, noch ehe ich ihre Hinterlaſſenen kannte, nun ſtand ich auf der geweihten Stelle, wo ihr heißes Herz voll treuer Liebe und ſtillem Gram in Staub zerfiel! Es war mir, als wüßte ich mich gegen die Todte in Schuld, daß ich ihr Andenken in der Seele ihres Gemahls verdrängt hatte, und doch bildete grade dieſe Erwägung eine Wahlverwandtſchaft zwiſchen mir und der Seligen, die, über alle Regungen der Eiferſucht erhaben, dem bethränten Blicke ihrer Nebenbuhlerin nur die Ruhe des Grabes in dem Marmor-Geſichte ihres Abbildes zeigte. Das heilige Schweigen, das Aroma der Umgebung durchſchauerten mich wohl und wehe; es drängte mich, an dieſem Altar des Friedens ein kleines Opfer niederzulegen, und doch ſollte es kaum ſichtbar ſein. Da blickte ich in den Buſen nieder und auf ein einziges Stiefmütterchen, das Molly mir am Morgen gepflückt hatte, und ohne an die Bedeutung des Blümchens zu denken, ſchob ich es in die kleine Hand, die das edle Haupt bettete. Indem ich mich nun ein wenig beugte, rollten ein paar warme Thränen auf die kalte Stirn von Stein. Da fühlte ich mich plötzlich umfaßt, ſo feſt, als könnte ich nimmer entrinnen — und an ein hochſchlagendes Herz gedrückt, und folgende Worte, die der Graf in bebenden Lauten ſprach, drangen bis in den Kern des meinigen. O Seraphine! Könnte der Mund dieſer Vollendeten ſich öffnen, er würde es nur, um Sie, den ihr verſchwiſterten Engel, zu bitten, daß Sie die Meine werden möchten, die geliebte Dritte in dem Bunde für Zeit und Ewigkeit!

Sei mein, Du Himmliſche! mein Weib! die Mutter der verwaiſeten Molly! der Segen, das Glück meines armen, beraubten Lebens!

Ach meine liebſte Agnes! Hätte der Graf mit dieſer Stimme meinen Tod begehrt, ſo hätte ich ſterben müſſen;

denn zu widerſtehen war ihr nicht. Es klang darin eine ſo beſchwörende Innigkeit, etwas ſo hülfeſuchendes, daß ich nichts weiter dachte und fühlte, als die Wonne, gewähren zu können. Ich legte das Geſicht an ſeine Bruſt, und — — — denke Dir nun das Uebrige, meine Freundin. Ich muß die ſtrömenden Thränen trocknen, ehe ich weiter ſchreiben kann.

Beinahe hätte ich gefürchtet, der Graf rede irre, ſo unverſtändlich waren mir die Ausrufungen, die er nun bald an die todte, bald an die lebende Geliebte richtete. Jetzt bat er die Erſtere um Verzeihung, daß er nun einmal an dem Reichthume der göttlichen Gnade gezweifelt, und im ſtarren Trotze gegen ihre dunklen Schickungen all ſein irdiſches Hoffen, wie welke Kränze, in das Grab geworfen, das die Blume ſeines Hauſes aufgenommen; dann ergoß ſich ſein Gefühl gegen mich in Ausflüſſen einer freudeglühenden Exaltation. Dieſe Ueberſpannung, dieſe grenzenloſe Heftigkeit ängſtete mich. Ich bat ihn mit Liebkoſungen, ſich zu beruhigen, und er beſchwichtigte ſich in meinen Armen, wie ein gereiztes Kind an der Bruſt der weiſeren Mutter.

Als wir nun aufblickten, ſtand Baron Horſtall an der Thür des Gewölbes. Der Graf reichte ihm matt die Hand, und ſagte: Nehmen Sie nun Theil an meiner Freude, wie Sie Theil an meinem Schmerze nahmen. Seraphine iſt mein, und ich bin wieder glücklich!

Der Baron küßte meine Hand und antwortete in einer wahrhaft ſchönen Wallung des Mitgefühls: Nun ſo hätte mich ja mein guter Stern, der Geiſt meiner Freundſchaft für Sie, lieber Graf, zur ſchönſten Stunde zu Ihnen geführt. Der Himmel gebe Ihrem Bunde die Weihe der reichſten Segnungen. Und gewiß, es wird ſo geſchehen. An ernſter Stätte, in heiliger Nähe, iſt das Verſtändniß der Herzen eröffnet worden — hier ſeufzte der Baron beklommen auf, als hätte ihn eine peinliche Erinnerung erſchreckt — und die Zeugenſchaft der Todten nimmt nur ein reiner Wille, ein gläubiges Gefühl in Anſpruch. Nie habe ich freudiger gratulirt, als jetzt Ihnen, meine theure Gräfin, und dem durch Sie beglückten Freunde!

Dieſer Beglückte aber war eben nicht ganz bei klarer Beſinnung, um einen ſo herzlichen Glückwunſch vernünftig aufnehmen zu können, und die Discretion des Barons zog deſſen Aufmerkſamkeit auf die Betrachtung des Monuments. Als er den Namen der Gräfin las, ſagte er laut: Collma? So birgt dieſer Stein die Hülle einer Namensſchweſter von mir? O wie gern theilte der Bruder das kalte, harte Hauptkiſſen, welches Wünſche und Sorgen, ja ſelbſt ein Herz voll Reue und Leid zerdrückt. Er ſah auf uns, der Graf hielt mich umfangen — und fügte hinzu: Im Arm der Liebe ruht ſich's wohl; und mit einem ſchmerzlichen Ausdrucke der Lebensmüdigkeit ſchloß er, indem er ſich abwärts beugte: Wohl auch im Schooß der Erde! — Ach liebſte Agnes! dieſe Aeußerung ſchnitt mir durch die Seele. Weshalb mag er nur unglücklich ſein?

Nun muß ich aufhören, wie zögernd ich es auch thue. Schon ſchlägt die Kirchuhr Eins, und der kommende Tag wird ſeine Kämpfe und Erſchöpfungen für mich haben, deshalb muß ich mich durch ein wenig Schlaf zu ſtärken ſuchen. Es wird zwar ſchwer halten, dieſer Erquickung theilhaftig zu werden, aber ich will alle Mittel für dieſen Zweck anwenden, die mir noch aus der Kinderzeit her bekannt ſind. Ich werde mir das Wallen des Getraides vorſtellen, und hilft das nicht, das Einmal eins ſo lange zählen, bis die wachen Sinne ermüden.

Die Familie aus Mühlenrode iſt morgen, nein, ich muß ja heute ſagen, denn geſtern iſt vorüber — bei uns, und der Graf hat die Großmutter gebeten, eine Stunde früher als die Uebrigen erſcheinen zu dürfen, weil er ſie um eine geheime Audienz bitten wolle.

Es kam mir zu Gute, daß die Großmutter heute ein ſo überſchwängliches Glück im Spiele gehabt hatte, daß ſie auf dem Rückwege mehr an die erſtaunenswürdigen Coups ihrer Karten, als an die bedenkliche Ankündigung dachte. Ich ſpüre ordentlich ein kleines Fieber, wenn ich daran denke, was ſie ſagen könnte. Sie nannte den Grafen einen Sturmwind, ich möchte ihn einem Salamander vergleichen. Noch brennen meine Lippen von ſeinem Kuſſe, und es wird mir und Anderen klar werden, ob Deine Seraphine ſich wie echtes Gold im Feuer dieſer Natur bewährt, oder gehaltlos von ihren Flammen verzehret wird. Gute Nacht, meine beſte Agnes!

Den 6. September Abends ſpät.

Gottlob! die gefürchtete Erklärung iſt geſchehen und Alles iſt beſſer gegangen, als ich erwartet hatte. Meine Großmutter, liebſte Agnes, iſt doch wirklich eine verehrungswürdige Frau, und je mehr ſich meine Achtung für ſie erhöhet, deſto mehr ſchmerzt es mich, daß dieſer kräftige Charakter nicht durch Religion und Poeſie gemildert und verweiblichet iſt, und ſeine edlen Fähigkeiten nur für die möglichſte Erlangung oder Behauptung eines Glückes, einer Würdigkeit verwendet hat, die ihren himmliſchen Geſchwiſtern, dem Seelenfrieden, dem Gemüthsadel, in den Gegenſätzen ihrer Richtungen ungefähr ſo gleichen, wie der niedere Zwergbaum, deſſen Zweige und Blätter den Boden ſuchen, der Eiche, deren Krone in die Wolken ſtrebt. So, als hätte ich ein Verbrechen begangen, wußte ich mich heute früh nicht zu laſſen vor Aengſtlichkeit, als ich den Grafen ankommen hörte. Ich wollte mich entfernen, meine Großmutter aber winkte mir zu bleiben. Sie hörte den Grafen freundlich und ohne die mindeſte Unterbrechung an, und lächelte nur ein paar Mal, doch faſt unmerklich — als er in Ekſtaſe gerieth, was ich beſonders gefürchtet hatte. Als er geendiget, dankte ſie ihm zuvörderſt für die Auszeichnung und das Vertrauen, wodurch er auch ſie in der Wahl ihrer Enkelin ehre, doch bat ſie ihn, die Gründe zu hören, zu prüfen und zu beherzigen, welche ſie beſtimmten, die von ihr gewünſchte Beſtätigung meiner Zuſage noch vorzuenthalten. Hierauf entwickelte ſie ihm mit eben ſo viel Klarheit als feinen Schonung die Schwierigkeit der Pflichten, die ſeine künftige Gattin übernähme, und wußte dieſer Darſtellung ſo geſchickt Weiſungen für ſein eigenes Verhalten zu verbinden, daß ich die Weltklugheit meiner Großmutter zu bewundern mich gezwungen fühlte.

Sie machte ihm ferner anſchaulich, daß ein junges Mädchen, welches, ſo wie ich, in der Abgeſchiedenheit, worin es erzogen worden, weder Welt noch Menſchen kennen zu lernen Gelegenheit gefunden, unmöglich wiſſen könne, ob das Gefühl, das der erſte Mann in ihm geweckt, der ſich ihm huldigend genähert, auch wirklich Liebe wäre; und von der felſenfeſten Ueberzeugung davon hange doch die Wiederherſtellung ſeiner geſtörten Gemüthsruhe, mein ganzes künftiges

Glück und die Wohlfahrt ſeines Kindes ab. Um nun zu dieſer entſcheidungsvollen Gewißheit zu gelangen, müſſe die Welt erſt ihre Probe an der Echtheit meiner Neigung verſuchen. Ich müſſe vergleichen und unterſcheiden, um meine Wahl als eine freie betrachten zu können.

Der Graf ſah bei dieſen Worten zur Erde nieder, dann hob er den verdunkelten Blick ſo bange, ſo leidenſchaftlich fürchtend auf mich, daß ich mich nicht entbrechen konnte, ihm die Verſicherung meiner Treue zuzulächeln. Die Großmutter fuhr fort und ſagte ihm, wir würden in den letzten Tagen dieſes Monats nach der Hauptſtadt abgehen (es war früher die Rede davon geweſen, daß wir bis Ende des künftigen bleiben wollten) und bis zu unſerer Wiederkehr im künftigen Frühjahr ſolle, ihren Wünſchen nach, ich mich in gänzlicher Herzensungebundenheit bewegen, ſo wie ſie mir Verſtändigkeit genug zutraue, um meinem Freunde dieſelbe Freiheit zuzugeſtehen.

O Agnes! die Wahrheit hat doch, ſelbſt wenn ſie mit abweiſender oder verſagender Geberde vor unſere Wünſche tritt, eine außerordentliche Superiorität, vor welcher auch die kühnſte Leidenſchaft verſtummt. Der Graf küßte ſchweigend die Hand meiner Großmutter und erfaßte trübſelig die meinige. In mir regte ſich ein kleiner Eigenwille, auf meinem Kopfe zu beſtehen, aber eine flüchtige Erinnerung an das Schickſal meiner Mutter beleuchtete mit Blitzeshelle den verſuchenden Geiſt, und die herzliche Umarmung, mit welcher ich mein Großmütterchen ein gutes nannte, hatte eine doppelte Bedeutung; ſie unterwarf mich dem Willen ihrer weiſen Ueberlegung, und verſcheuchte den widerſtrebenden Dämon mit einem muthigen: Hebe Dich weg von mir!!!

Lebe wohl, meine traute Agnes! ich kann vor Müdigkeit nicht weiter. Auch iſt mein Brief zum Buche geworden. Noch Vieles hätte ich Dir zu ſagen, aber ich muß es verſparen. Ungeprüft zwar, doch bewährungsfeſt iſt die treue Freundſchaft Deiner Seraphine.

Siebzehnter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine Lary.

Ober-Höhen, den 9. September 1810.

Gern möchte ich dieſen Brief recht gleichgültig beginnen, um Deine Reizbarkeit zu ſchonen, möchte dem Inhalte die ſanfteſten Worte geben, auf daß er nicht wie ein ſchwerer Schlag Dein weiches Gefühl berühre; aber es gehet nicht, meine Seraphine. Der Schmerz, welchen ein wunderbares Verhängniß, und mehr noch eine herbe Täuſchung mir erregt, iſt ſtärker als mein Wille, und ſo blicke denn Dein treues, liebes Auge in mein friſchblutendes Herz, das, ach! in ſeinen Wunden fühlt, wie wenig es von der Weisheit beſchützt war! —

Obwohl die Bebungen des Schreckens noch in meiner Hand zittern, das Auge müde von einer halbdurchwachten, halbdurchweinten Nacht vor den Zügen, welche die Geſchichte ſeines ſtillen Jammers malen, ſich mit neuen Thränen füllt, ſo will ich doch das Gemälde deſſelben Dir feſt und richtig aufzuſtellen verſuchen, und mich dann an dem Troſte erquicken, den ich aus dem Bewußtſein Deiner Theilnahme ſchöpfe.

Du erinnerſt Dich gewiß, daß ich Dir mit dem Baron geſchrieben, es habe mich zeither eine ſeltſame Unruhe und Bangigkeit gequält; dieſe räthſelhaften Gemüthserſcheinungen haben ſich als richtige Vorahnungen nun enthüllt. Ich ſchilderte Dir ferner einen Traum, der mir bedeutungsvoll erſchien, er iſt in Erfüllung gegangen. Jener Traum zerrann nicht, wie die dämmernden Bilder, welche die Nacht um unſere Seele webt, ſondern verdichtete ſich zu einem Zukunftsſpiegel, in dem ich nahe Bedrängniſſe, aber auch den Ort ſah, wo ich mir Stärkung holen und eine würdige Vorbereitung dazu erlangen könne. Das Herz zog mich empor zur Marien-Capelle; aber ich verſchwieg den Wunſch zu dieſem Gange, aus Furcht, der Oheim könne mich abermals dahin begleiten wollen, und ich dadurch gehindert werden, die mir nöthigen Nutzanwendungen zu machen, und zu den himmliſchen Höhen emporzudringen, die der Betende nie ohne ein Pfand der Erhörung, des Segens, verläßt.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß ich Gelegenheit fand, mein Vornehmen ins Werk zu ſtellen. Endlich kündigte mir geſtern der Oheim an, daß er in einer ökonomiſchen Abſicht einen Edelmann beſuchen werde, deſſen Gut in die entferntere Nachbarſchaft gehört, und daß ich ihn demnach vor Abends nicht zurückerwarten dürfte.

Sobald er fort war, rüſtete ich mich mit Hut und Schirm zum Berggange. Die Sonne brannte; mit frühjähriger Milde ſäuſelten die Lüfte durch die herbſtlich gefärbten Bäume, und mein eiliger Fuß rauſchte über das bleiche Gold gefallener Blätter. Je höher ich ſtieg, deſto entzückender breitete ſich die Landſchaft vor meinen Blicken aus, ich vergaß mich ſelbſt im Anſchauen und rief jauchzend mit dem Pſalmiſten in das Gewölbe des Himmels hinauf: Ja, Herr mein Gott, Du biſt ſehr herrlich! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! antwortete der begeiſterten Lobpreiſerin eine tiefe Stimme, und Bruder Lucas, der fromme Hüter der Capelle, ſtand vor mir. Der alte Mann, eben im Begriffe, Blumenſämereien dem Erzprieſter der nächſten Diöceſe zu überbringen, wollte zu meiner Begleitung zurückkehren, aber ich widerſtand dieſem gefälligen Erbieten, und ſah mit Vergnügen in der Abweſenheit des Clausners die letzte Störung beſeitiget, die ich als eine unabweisliche gefürchtet hatte. O Seraphine, welch einen unbeſchreiblichen Reiz hat doch die Einſamkeit für ein fühlendes Herz! Eine ſelige Stille umwebte mich; aber in mir ertönten Stimmen, die ich lange nicht vernommen hatte, und deren Anſprache mir wohl that, und heimlich war, wie der grüßende Laut vom Munde vermißter Freunde! —

Ich hatte nun den Gipfel des Berges erreicht, und ſtand vor der düſteren Capelle, die der helle Sonnenſchein beſtrahlte. Das Hüttchen ihres Pflegers ragte über den Purpur des Weinlaubes hervor, womit es umzogen war, und dünkte mir in ſeiner friedlichen Niedrigkeit ein Aſyl der Ruhe. Ich ging in die Capelle, und auch hier erſchien mir Alles anders als damals, wo ängſtliche Rückſichten auf die Verletzbarkeit meiner Begleiter dem Eindrucke wehrten, den die Umgebungen auf Sinnen und Gemüth machten. Ich ſetzte mich, wie in meinem Traume auf die Altarſtufen, und als ich den Kranz, der die Madonna einfaßte, verwelkt und trocken ſah, hatte ich Mühe, die Wirklichkeit von dem Phantom zu unterſcheiden. Aber das Bild meiner Mutter trat, wenn auch näher an mein Herz, als an jenem Tage, doch nicht aus ſeinem Rahmen, und der Ausdruck ihres ſchönen, ſanftleidenden Geſichts zeigte einen Abglanz der göttlichen Huld, deren Nähe die Weinende in Troſt und Erhebung empfand. Mir ward wie ihr. Der ewige Sohn verkörperte ſich meinem gläubigen Gebete in ſeinem Abbilde, ich gedachte Seiner Verheißung, daß Er bei den Seinen alle Tage ſein wolle bis an der Welt Ende. Alle Tage? wiederholte ich mir, um den Reichthum ſolcher Segnung zu umfaſſen, auch an dem Tage des Unglücks und des Todes? Auch an dem, wo die Menſchen ſich über uns erheben, und Schuld und Gram unſer Herz danieder beugt?

Auch an dem, an dem zunächſt! ſchien der milde Ernſt im Antlitze des Heiligen mir zuzuſichern, und zu ſagen: War ich nicht ſtets bei den Traurigen und Betrübten? Suchte ich nicht das Verlorene? Habe ich die Mühſeligen und Beladenen nicht zu mir gerufen? Und ergriffen von der Wahrheit des Gefühls, welches mir das Verſtändniß deutete, rief ich aus: Nun, ich will auch treu bei Dir verharren bis ans Ende, und keine andere Götter haben neben Dir! Schauer der Andacht durchrieſelten mich, und es war mir, als fielen während dieſes Eidſchwurs Bande von mir ab, die mich zeither an manches Irdiſche, wohl mehr als recht iſt — gefeſſelt hatten. Ich fühlte mich der edelſten Freiheit zurückgegeben, und den Muth in mir, das Schickſal, wie hart es mich auch anfallen könnte, durch Geduld und Gottvertrauen zu überwinden. So gefaßter ſtieg ich den Berg herab, und — o Seraphine! der Augenblick des Kampfes war ſchon gekommen. Ein vierſpänniger Wagen hielt vor dem Schloſſe. Sollte Laura? dachte ich mit leichtem Erſchrecken. Athemlos ſtand jetzt der alte Claudius vor mir, der mich überall geſucht hatte, und als er die Ankommende gewahrte, freudig ausrief: Ach Gott, da ſind Sie ja, gnädiges Fräulein! Wir haben uns, Ihres langen Ausbleibens wegen, ſehr um Sie geängſtet, und gefürchtet, es ſei Ihnen ein Ungluck begegnet. Auch iſt unterdeſſen Beſuch gekommen; ein junger Herr aus der Hauptſtadt, der von Lautern kommt, wo er auch Niemanden angetroffen hat. Er ſcheint eilig zu ſein und kränklich; Frau Molle hat bei dem Abendbrod darauf Ruckſicht genommen, und gnädiges Fräulein finden den Theetiſch beſorgt. Gottlob! daß wir ſie nur wieder haben!

Ich beflügelte nun meine Schritte, und trat erhitzt und glühend in das Beſuchzimmer, wohin man den fremden Gaſt gewieſen hatte. Ein junger Mann, von ungemein zarter und ſchwächlicher Geſtalt, aber edlem Wuchs, deſſen blaſſes Geſicht ein paar dunkelblaue, blitzende Augenſterne beleuchteten und eine Glorie blonder Locken umfloß, erhob ſich, nicht ohne Anſtrengung, aus einem Armſtuhle, in welchem der Ermüdete, das Haupt auf die Hand geſtützt, ruhete. So wie er mir entgegenkam, bemerkte ich, daß er mit dem rechten Beine ein wenig lahm gehe, welches er, fern von Ziererei, nicht im geringſten verbarg, er ſchien ſich dieſes Gebrechens kaum bewußt zu ſein. Das Lächeln, die Art, womit er mich begrüßte, zeigte mehr den Mann von Geiſt, als den von Welt, und froh überraſcht vernahm ich ſeinen Namen: Lorenz Grauen.

In der aufgeregten Stimmung, in der tiefen Selbſtvergeſſenheit, in welcher ich mich noch matt von dem erhabenen Fluge der Gedanken befand, rief ich erfreut: Grauen? Der liebſte Freund des Baron Horſtall? O Ihr Name ſteht nicht in Angemeſſenheit zu den Eindrücken, denen Sie gebieten! Sie erwecken Vertrauen und den Wunſch, Sie heimiſch werden zu ſehen in der Fremde!

Sobald ich dieſe Worte geſprochen hatte, erſchrak ich auch vor meiner eigenen Unvorſichtigkeit, mehr aber noch vor der ſichtlichen Beſtürzung, in welcher ſich der helle Blick des Begrüßten verdunkelte, vor dem Tone, mit dem er erwiederte: Wer weiß auch, mein gnädiges Fräulein? Selbſt gute Geiſter, und wieviel fehlt mir noch, um ein ſolcher zu ſein! — verbreiten oft durch ihre Beſtimmung Furcht und Schrecken, während der böſe Feind die Verderbernatur hinter der Außenſeite gewinnender Menſchlichkeit verbirgt. — Mir ſchauderte; allein muthig entgegnete ich: Ich verlaſſe mich auf mein Erkennungsvermögen, welches von einer eben empfangenen, frommen Weihung erhöhet, mich Sie den Guten und Reinen beizählen läſſet, und ſo heiße ich Sie denn noch einmal recht herzlich willkommen.

Grauen maß mich mit erglänzenden Augen und mit einer kleinen Neigung des Hauptes, die, da ich mich jetzt ihrer erinnere, ich als das Signal bezeichnen darf, womit er der nöthigen Erklärung winkte, ſagte er: Lieblinge des Himmels begegnen den Schickungen dunkler Stunden nie ungeſtärkt, und ſo darf ich auch nicht fürchten, Sie, mein gutes, gnädiges Fräulein, unvorbereitet zu finden, wenn ich mich Ihnen nun in der That als ein Bote des Unglücks ankündigen muß. O Gott! der Baron — ſtammelte ich entſetzt, ihn unterbrechend. Mit finſterer Kürze antwortete er: Iſt, ſoviel ich weiß geſund, und ohne Ahnung der wichtigſten Vorfallenheiten, welche ſeinem Freunde das traurige Geſchäft ihrer Meldung durch die liebenswürdige Bekanntſchaft verſüßen, die ihm ſonſt wohl ungleich ſpäter zu Theil geworden wäre. Er verbeugte ſich tief. Wie hätte ich jetzt noch Sinn für irgend eine Huldigung haben können? Furchtſam fragte ich, ob ich wiſſen könne und dürfe, was geſcheben ſei. Grauen erwiederte, auf einen Brief deutend, der aus ſeiner Weſte hervorſah: Mein väterlicher Freund, der ältere Baron Horſtall, hat mich beauftragt, dem Inhalte dieſes Schreibens an ihren Herrn Oheim durch eine mündliche Erzählung zuvorzukommen, und ſo bin ich zu der Erfüllung Ihres Wunſches, mein gnädiges Fräulein, gleichſam autoriſirt. Die Frau Oberſtin von Burgwart iſt todt und in Folge eines unglücklichen Zufalls verſtorben, den ihre bedauernswerthe Tochter unbedachtſamer Weiſe verſchuldete.

Das Fräulein von Hohen, ſonderbar paſſionirt für die männlichen Vergnügungen des Reitens, des Wagenlenkens, beſteht unlängſt mit der Heftigkeit des Muthwillens darauf, daß ihre Mutter bei der Probefahrt eines neuen Wagens, ſich ihrer Leitung anvertrauen ſolle. Frau von Burgwart leiſtet diesmal ungewohnten Widerſtand, Laura aber verſteht ihn zu beſiegen; weniger kann ſie der Pflicht genügen, die ſie mit Leidenſchaft übernommen, zu deren Leiſtung ſie jedoch weder Fähigkeit noch Stärke hat. Die Pferde ſcheuen, gehen durch, der Wagen wird in Trümmern und Frau von Burgwart blutend und beſinnungslos gefunden. Laura rettet durch einen kühnen Sprung ihr Leben, um acht Tage ſpäter ihre Mutter an einem nervös gewordenen Wundfieber ſterben zu ſehen.

Das Blut ſtarrte in meinen Adern. Erſchüttert rief ich aus: Großer, allmächtiger Gott! die Unglückſelige! Wird ſolch eine ſchreckliche Selbſtanklage vor irgend einem Richterſtuhle verſtummen? Mein armer Oheim! Wie wird dies fürchterliche Ereigniß ſein Gemüth zerſtören, das noch an den Folgen früherer Zerrüttungen leidet! —

Des Erzählers Augen fielen zu Boden; es kam mir vor als ſähe er jetzt noch bläſſer aus, als bei meinem Eintritte in das Zimmer, und mit einer tiefen Innigkeit in Blick und Ton hob er wieder an: Welches zärtere Gefühl würde nicht erzittern vor der Schwere dieſes Verhängniſſes? Auch der Vater meines Freundes, der edelſte, gütigſte Mann, verſagt der allzu hart beſtraften Laura den Tribut menſchlicher Theilnahme nicht, und weil es in ſeiner Gewalt ſteht, dieſe Geſinnung auf eine Weiſe zu bethätigen, die der Unglücklichen eine dauernde Beruhigung ſichert, und ſie den Tröſtungen der Liebe übergiebt, ſo ſtehet er keinen Augenblick an, frühere Bedenklichkeiten dieſem hülfreichen Willen aufzuopfern. Ich bin demnach der Ueberbringer einer Heirathswerbung, die der edelmüthige Vater für ſeinen Sohn an Ihren Herrn Oheim ergehen läßt, und mein Freund, der keine Ahnung hat, was Schreckliches und Erwünſchtes für ihn ſich mittlerweile begeben, erhält durch mich die dringendſte Aufforderung, ſo bald als möglich, nach der Reſidenz zu kommen, um die trauernde Braut unter den Schutz des väterlichen Hauſes in die wohlthuende Ruhe ländlicher Stille zu geleiten.

O meine Seraphine! Die Räder jenes Wagens gingen jetzt über mein Herz; es brach in Trümmer, wie dies verderbliche Werkzeug des Leichtſinns, und hätte ſich gern verbluten mögen, wie ſein mütterliches Opfer! —

Braut? wiederholte ich betäubt, und legte die Hand an die kältende Stirn, um welche der Schrecken einen flimmernden Nebel gewoben hatte. Braut! ſagte Grauen ſehr leiſe, und fügte in ſteigender Bewegung hinzu: Ein ſchönes Wort, aber doch nur ſelten das Glück bezeichnend, welches man gewöhnlich an ſeinen Begriff knüpft. Weit öfter iſt es die Benennung ſchmerzlicher Opferungen, drückender Ketten, aufgehobener Wünſche, zweifelhaften Hoffens. Wer aber eine Liebende nennt, kann den Zuſtand derſelben nie falſch deuten. Er bezeichnet Irdiſches und Himmliſches, Freiheit und Seligkeit, Etwas, was unabhängig iſt von Zeit und Raum, Beſitz und Genuß. O wie ſchön, wie wahr iſt es geſagt, wo es heißt: Glücklich allein iſt die Seele, die liebt! —

Claudius brachte die Theemaſchine; glühendere Tropfen, als ich eingoß, rollten über meine Wangen, und kaum hatte ich ſie getrocknet, als ich den Oheim ankommen hörte. Gleichzeitig meldete ein Eilbote von Lautern, daß der Baron ein Viertelſtündchen nach der Abfahrt des Freundes von ſeiner Reiſe zurückgekehrt ſei, und nach ihm verlange.

Glaube mir, Geliebte, dieſe Minute drängte in ihrer Flüchtigkeit ein halbes Leben in Furcht und Erwartung zuſammen! Ich zitterte für den Oheim, und empfand in quälenden Vorſtellungen das Entſetzen des Barons, und dann ſein Entzücken, wenn er erfahren würde, daß er nun leben und leiden darf für, und mit der geliebten Schuldigen! — Meine Kniee wankten, als der Oheim in das Zimmer trat, und nach ſeiner Begrüßung eilte ich ins Freie; ich hätte es nicht vermocht, die Wiederholung der traurigen Relation auszuhalten. Hier floſſen meine Thränen ungewehrt, ich erlaubte meinem Herzen ſeine heiße Betrübniß, die bald Laura's Unglück, bald des Barons — Falſchheit, bald meines guten Oheims erneueten Kummer, bald die zu erwartende totale Umwandlung unſerer ſtillen Häuslichkeit beging. Endlich legte ſich der Sturm in dem empörten Gemüthe. Ich gewann wieder Ueberlegung, und dachte, wie unvergleichbar glücklicher ich dennoch ſei, als die arme Laura, deren Weg in die Arme des Verlobten über das ſtillſtehende Mutterherz gehet! Ich fand Möglichkeiten auf, die dem

Betragen des Barons zur Entſchuldigung dienen konnten, und erflehete mir von Gott die Kraft, jeden ſelbſtſüchtigen Schmerz in Erweiſung des Mitgefühls zu verleugnen, und in dem Beſtreben aufzulöſen, fremdem und eigenem Wehe mit frommer Ergebung zu begegnen.

Nach einer Stunde hörte ich Grauen wegfahren; aber kein Licht erſchien in des Oheims Schlafgemache, und ich vermuthete, daß er im Beſuchzimmer meiner harre. Nach Faſſung ringend, ging ich zu ihm. Wie er mich erblickte, fuhr er aus tiefem Nachſinnen empor, breitete mir die Arme entgegen und ſagte ſchmerzlich: O mein armes, armes Kind! Ich glaubte, dieſer Ausruf gelte ſeiner Tochter, und wenn ich auch dieſe Aeußerung des Vatergefühles eben ſo gerecht als natürlich fand, ſo ſchnitt ſie doch mit ſeltſamer Schärfe in mein wundes Herz. Ich fiel an ſeine Bruſt und weinte laut.

Siehſt Du, meine Agnes, ſagte er mit dem kalten Tone der Unglücksgewißheit, daß ich damals Recht hatte, als ich in dem Baron einen Friedensſtörer fürchtete? — Ach, meine Freundin, ich ſah jetzt nur, daß der Oheim mit ſeinem Bedauern mich gemeint hatte, und dieſer Ueberſchwang von Zärtlichkeit erſchien mir wie ein, an Laura's Näherrechte begangener Raub. Ich entgegnete: Arm wäre ich? Nein, mein Oheim, ich bin ſehr, ſehr reich! Mit dieſen Thränen, die ja verſiegen werden, erkaufe ich die unſchätzbare Ueberzeugung, daß der einzige Freund, der mir auf Erden lebt, (hier preßte ich ſeine Hände an meinen Mund) mich mehr als väterlich liebt, weil er über dem leichten Harme, der eine thörichte Einbildung beſtraft, den gewichtigen Schmerz ſeines einzigen Kindes vergeſſen kann.

Ein tiefer Seufzer drang aus des Oheims gepreßter

Bruſt, und aufſtehend erwiederte er: Laura wird vergeſſen, und daß ſie es wird, betrauere ich mehr, als daß, um glücklich zu ſein, ſie Etwas zu vergeſſen hat. Welche Erinnerungen hätte der Leichtſinn nicht ſchon verſchmerzt? — Du aber, meine arme Unſchuldige, wirſt in mein dunkel verworrenes Geſchick verwickelt und in Labyrinthe verſtrickt, die Deinen leichten frohen Lebensgang hemmen. Die Zukunft drohet die Kämpfe der Vergangenheit erneuen zu wollen, und über meine Kräfte würde es reichen, noch ein geliebtes Weſen der Gewalt des Schickſals erliegen zu ſehen.

Mein Vater, fragte ich ſehr bewegt, nicht wahr, Sie würden, ſtände es in Ihrer Macht, mir Alles geben, was, wie das Geſangbuch lautet, mir zur Wohlfahrt nöthig iſt?

Gerührt antwortete er: Alles, mein liebſtes Kind, und wäre es das Blut meines Herzens! — Ich umhalſete ihn und ſagte: Gut denn, glauben Sie, daß der himmliſche Vater mich weniger liebt? —

Ich verſtand nicht ganz, was er mir erwiederte, weil verhaltene Thränen ſeine Stimme erſtickten; aber getröſteter trennten wir uns.

Wahrſcheinlich wird der Baron heute zu uns kommen, um ſich der Einwilligung des Oheims zu verſichern, und dann unverzüglich abreiſen zu können. Mir bangt vor dieſem Wiederſehen. Wenn ich mir den Augenblick vergegenwärtige, wo am Sturzbache ſeine blutende Hand in der meinigen lag, und ich dann denke, daß dieſe Hand ſchon damals Laura's Eigenthum war: o dann wandelt die Blüthe jener ſchönſten Stunde meines Lebens ſich in den Dorn der Reue, und traurig wendet ſich mein Andenken davon ab.

Vielleicht empfange ich heute einen Brief von Dir, der mir erfreuliche Nachrichten von Dir giebt und die Verſicherung, daß, wie unzuverläſſig der Menſchen Geſinnung auch ſein möge, die Treue gegen Deine Agnes mein unverlierbares Eigenthum und alſo der Schutzgeiſt des Vertrauens ſei, das man, ach! ſchon in des Lebens früheſtem Lenze ſeines Gleichen ſchüchtern verſagt, und zu dem Einen erhebt, der nimmer trügt. Lebe wohl!

Achtzehnter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine Lary.

Ober-Höhen, den 26ſten October 1810.

Obgleich ich keine Stunde verſäumt habe, an Dich, meine Seraphine, mit der freundſchaftlichen Sehnſucht zu denken, welche in trüben Tagen nur ſchmerzlicher noch das uns vertraute Herz vermißt, ſo wollte ich doch erſt eine geſchloſſenere Sammlung meiner Gedanken, eine beſänftigtere Stille meiner Empfindungen abwarten, ehe ich Dir Nachricht von meinem Ergehen gäbe. Ich habe in dem Laufe der letzteren ſechs Wochen einen dunkeln Weg zurückgelegt, und zuweilen wandelte mich wohl ein fürchtendes Zittern und Zagen an, wenn die Nächtlichkeit meines Schickſals ſich ſo dicht um meine Seele legen wollte; aber getroſt ſchritt ich vorwärts, und zur rechten Zeit entbehrte ich nie einen Strahl jenes Lichtes, das unſeres Fußes Leuchte iſt, ſo daß ich jetzt muthig ſage: Es wird auch wieder einmal ein Morgen der Freude für Deine arme Agnes anbrechen, wenn gleich die Thräne, welche ihr Augenlied zerdrückt, dieſer Verſicherung gern widerſprechen möchte.

Am zwanzigſten September langte meine Couſine Laura mit ihrem Verlobten in Ober-Höhen an. Ach, könnte ich Dir doch beſchreiben, wie mir in den Tagen, die ihrer Ankunft vorhergingen, zu Muthe geweſen! Aber Gott ſah mein Unvermögen, den Kampf mit einem nur zu mächtig gewordenen Gefühle ohne ſeine Hülfe zu beſtehen, und ich fand ſie in einer ſo natürlichen Befriedigung meines Bedürfens, als womit der Allgütige ſeine bittenden Kinder ſtets zu ſegnen pflegt. Mein Oheim hatte beikommenden Aufſatz, der die Geſchichte ſeines Lebens enthält, eigens für mich geordnet, und übergab mir ihn nun. Ach, meine Freundin, in welch unbeſchreiblicher Bewegung habe ich dieſe Blätter geleſen! Wie tief habe ich mich vor der ſtillen Größe meiner geliebten, meiner heiligen Mutter gebeugt, und mich wieder in dem Stolze des Vorſatzes erhoben, ihrem Muſterbilde nachzuſtreben! Und welch ein edler Mann iſt mein Oheim! Der Umfang ſeiner Vortrefflichkeit gleicht nur dem ſeines Unglücks. Alles iſt mir nun verſtändlich geworden, woran mein Forſchen ſich bisher vergebens verſuchte, und die bleichen Schatten der Vergangenheit mußten mir ihre Wunden enthüllen, über welche ſich längſt der grüne Raſen heilend und ſchützend wölbte, um mich zu lehren, welche Stellen meines Herzens ich am ſorgfältigſten zu verwahren hätte. O Seraphine! die Aufgabe des Lebens iſt ſchwer, und Wenigen nur, die ſich in dem ernſten Geſchäfte nicht durch das Geräuſch ihrer Leidenſchaften ſtören laſſen, wird die richtige Löſung derſelben gelingen. Aber ich hatte jetzt Muth gewonnen, meine Kraft zu verſuchen; das Andenken an die Jugend meiner Mutter, die das Schickſal nur mit den Dornen der Entſagung krönte, gab mir die Weihe zu ihrer Nachfolge und die Berufung, ihr an Selbſtverleugnung und Standhaftigkeit ähnlich zu werden. Dieſe Blätter reichten mir den Talisman dar, deſſen ich bei der Naherung einer gefürchteten Erſcheinung bedurfte. So war ich ruhiger geworden.

Mein Oheim, deſſen Scharfblick in meiner Seele leſen mochte, ſprach über die von uns Erwartete, über ihre Beziehung zu dem Baron, kein Wort mehr mit mir; wahrſcheinlich wollte er mich meinem eigenen Zurechtfinden überlaſſen.

Der ſchönſte Vollmondſchein beleuchtete die ſpäte Ankunft des Brautpaars. Ich zitterte heftig, und auch der Oheim wechſelte die Farbe, als Claudius den flüchtigen Ruf: Sie kommen! an uns ergehen ließ. Die Bedienten eilten an den Wagen. mein Oheim ging mit langſamen Schritten auf die Hausflur, ich folgte ihm. Der Anblick des Barons, wie er, Laura an ſeiner Hand, die Stufen vor dem Schloſſe heraufſtieg, gab mir ſchnell die Haltung, welche der jungfräulichen Ehre einem Manne gegenüber geziemt, der in ſeiner gegenwärtigen Lage die Schwäche meines täuſchbaren Herzens vergeſſen mußte. — Ja, liebe Seraphine, Laura iſt ſehr ſchön! So ſchön, daß ſelbſt der Zuſtand einer halben Geiſteszerrüttung, in dem ſie ſich zu befinden ſchien, ihr noch ungewöhnliche Reize lieh! Ihre Augen ſtrahlen wie Sonnen; nur hat ihr Feuer etwas wilde Flammen, die vielleicht von der Exaltation ihrer Betrübniß entzündet worden waren. Sie war in tiefe Trauer, aber ſehr ſorgfältig gekleidet. Die hohe Stimmung, in der ſie ihren Vater begrüßte, ließ zu ſchnell nach, um nicht den Verdacht anzuregen, daß ſie künſtlich bewirkt worden ſei; und die Andringlichkeit, womit ſie ſich der Liebe Deiner Agnes empfahl, entbehrte jener Beglaubigung, womit die Wahrheit die Aeußerungen eines Gefühls ſtempelt. Glaube deshalb nicht, meine Freundin, daß ich Laura mit Mißtrauen betrachtet hätte! Nein, die Folgezeit und eine nähere Kenntniß ihres Weſen haben dies erſte Urtheil beſtätiget, und mich dazu berechtiget, es als richtig anzugeben.

Der Baron muß krank geweſen ſein; er ſieht aus, als wäre er dem Grabe entſtiegen. Sein Benehmen in dieſer Stunde war ſo ängſtlich befangen, daß ich ein Mitleid mit ihm fühlte, welches leicht meiner Achtung für ihn hätte Eintrag thun können, wenn dieſe Unbeholfenheit nicht für ein regſames Gewiſſen gezeugt hätte. Deſto höher ſteigerte mein Oheim die Verehrung, welche meiner Liebe für ihn täglich einen tieferen Grund bauet. Er empfing ſeine Tochter mit ſolch vorwurfsfreier Güte, er hielt den ſchwierigen Takt für ſein Betragen gegen den künftigen Schwiegerſohn mit ſo vieler Feſtigkeit, ich empfand die Schonung ſeiner Rückſichtnahme auf mein reizbares Gefühl ſo wohlthuend, daß ich in der Beruhigung aufathmete, dieſen Mann Vater nennen zu dürfen, mit einem Rechte, welches der Vorzug ſeiner liebenden Gunſt mir gab. Laura machte ihr Verhältniß zu dem Baron durch einen Grad der Vertraulichkeit geltend, der ihn ſelbſt in nicht geringe Verlegenheit verſetzte. Hatte ihr Unglück ſie der weiblichen Verſchämtheit entfremdet, die, wie einſt unſere Marcheſe ſagte, der Braut ſchön anſteht, die Gattin ziert und das Lächeln der jugendlichen Mutter heiliget? — Oder iſt die ſtädtiſche Sittenſchule weniger auf die Pflege dieſer zarten Scheu bedacht? Genug, mein Erröthen würde die leiſeſte Verletzung ihrer Jungfrauenwürde auch dann gebüßt haben, wenn die verwundbarſte Stelle meines Herzens nicht zugleich damit getroffen worden wäre. Ich fühlte, daß der Baron die Aufmerkſamkeit für ſeine Braut dadurch ſchmälerte, daß er mich ſcharf beobachtete und in der Zerſtreuung, worin er ſich befand, eine Theilnahme an mir verrieth, die leicht in die erſte Bekanntſchaft mit meiner Couſine einen Mißton hätte bringen können, der ſich ſchwerlich in Harmonie auflöſen laſſen würde. Ich hatte kaum dieſe Folgerung gemacht, als ich mich ernſtlich zuſammennahm, um ſein Intereſſe von mir abzuwehren, ohne daß er durch die Abſichtlichkeit meines Benehmens beleidiget werden konnte, wenn er auch merken durfte, daß Agnes von Höhen wohl wiſſe, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig ſei. Der Baron blieb dieſe Nacht in Ober-Höhen, und — — ich ſchlief nicht auf Roſen.

Unſere ſtille Häuslichkeit, unſer vertrautes Zuſammenleben iſt nun geſtört, und nur einzelne Stunden der Ruhe und einſamer Mittheilung, die auch durch die herrſchenden Umſtände beſchränkt werden, geben dürftige Entſchädigung für die verlorene Einförmigkeit unſerer Tagesregel, die meiner, wie des Oheims Neigung ſo angemeſſen war. Laura überläßt ſich abwechſelnd bald den heftigen Anfällen der Reue über ihr Vergehen und des Kummers über den Tod der Mutter, bald den rohen Ausbrüchen ihrer Leidenſchaft, und dann wieder dem Drange nach Zerſtreuung, nach Vergeſſenheit, welche äußere Veränderung giebt. Die Arme! Ich verſuchte es, ſie zu tröſten; aber es fand ſich, daß ſie mich gar nicht verſtanden hatte. Ihre religiöſen Begriffe ſind ſo verworren und unentwickelt, daß ich mit Beſtürzung einſah, ich müſſe meine Beruhigungsgründe einem ſchwächeren Faſſungsvermögen anpaſſender vortragen. Ich vermochte es über mich (denn noch immer habe ich nicht gelernt, ohne Erzittern den Namen Horſtall, von Laura's Lippen ausſprechen zu hören), ſie auf das Glück aufmerkſam zu machen, welches ihr die Verbindung mit dieſem Manne böte, und ihre Antwort ließ mich glauben, daß ſein wahrſter und höchſter Werth nicht von ihr erkannt ſei. Ich forſchte behutſam nach, welche Art der Thätigkeit ihre Kräfte bisher geübt habe, um vielleicht in der Anregung des Wetteifers ein zweckmäßiges Linderungsmittel für die Krankheit ihres Gemüthes anzuwenden; allein, ach Seraphine, Du fleißige und geſchickte Theilnehmerin meiner ſüßen Mühen! da traf ich auf ein gänzlich verſäumtes Feld. Nur nutzloſe Spielereien, beſtimmt, einer ſchönen Hand den Reiz zierlicher Beſchäftigung zu geben, galten Laura für Arbeit. O mit welchem heißen Danke gegen Gott, der meine Jugend einer beſſeren Leitung übergab, als welche Laura genoſſen hat, ward ich mir des Segens bewußt, den die Liebe zu nützlichem Fleiße über das Leben des Weibes verbreitet! Mein Bedauern für meine verwahrloſete Verwandtin war ſo aufrichtig, daß ich innigſt wünſchte, das Werkzeug ihrer Veredlung, ihres Glückes durch Beiſpiel und Geduld werden zu können. Die Fortſchritte meiner genaueren Erkenntniß ihrer Berufsausbildung zeigten mir ferner, daß Laura die Sorge für den Betrieb der Häuslichkeit lediglich nur für die Pflicht der dienenden Claſſe und alles, was einer Hausfrau von Ton und Rang zukomme, darin beſtehend halte, daß ſie mit Anſtand zu befehlen verſtehe. Von einer Geſinnung, die einen höheren Standpunct *darin* findet und *dadurch* behauptet, daß ſie den ihr Untergeordneten ein Vorbild der Sittlichkeit giebt, ſie mit weiſer Milde regiert und ſich ihre Unterwerfung weniger durch gebieteriſches Anſehen, als in *der* Huldigung ſichert, die unfreiwillig ſelbſt der Tugend gezollt wird, kam wohl nie eine Ahnung in Laura's Seele. Eben ſo fremd iſt ihr das Vergnügen, die bewegende Feder in dem Getriebe einer wohlgeordneten Haushaltung zu ſein. Ihr ſcheinen die Beſorgungen derſelben eine drückende Laſt, deren ſie ſich um jeden Preis entſchlagen möchte. Mit geringſchätziger Ueberlegenheit blickt ſie mich lächelnd an, wenn ſie ſiehet, daß ich Sorgfalt und Mühe auf die Erhaltung der Ordnung verwende, und weil ich nun einmal nicht anders kann — auch ihre Nachläſſigkeit übertrage, ohne daß es mir einfiele, mir ein Verdienſt um Laura deshalb anzurechnen. Aber das Mitleid wäre richtiger auf meiner Seite. Ich beklage Laura; o gewiß, Seraphine, ich beklage ſie von ganzem Herzen! Selbſt dann, da das Schickſal ihr den Beſitz *des* Mannes zuerkennt, den ich für mein höchſtes Glück gehalten haben würde. Kann man *den* für glücklich preiſen, dem ein Kleinod zufällt, für deſſen Werth und richtigen Gebrauch ihm Kenntniß und Sinn mangeln? — Ich ſehe im Geiſte, daß Du dieſer Vergleichung zürneſt. Aber meine Freundin iſt gewiß gleich mir über den gemeinen Wahn erhaben, daß man, um ruhig zu werden, einen Mann verachten müſſe, der ſich eine Täuſchung gegen uns erlaubte, die immer zur Hälfte die Schuld unſerer eigenen Schwachheit war. Und ſo laß mich gerecht bleiben gegen den Baron. Er hat ſich kräftig ermannt. Sein Betragen gegen Laura wird durch eine zarte Mäßigung veredelt: dem Oheim bezeugt er ein würdiges Vertrauen, und wie leicht und loſe ich auch die Beziehung halte, die mich ihm verknüpft, ſo weiß er doch durch eine ehrfurchtsvolle Theilnahme, durch ein ſicheres Eingehen in meine geheimſten Gedanken ſie ſo zu befeſtigen, daß ich ihm unmöglich meine Achtung verſagen kann.

Wenn Laura's Verblendung für ihr wahrſtes Glück mich beunruhigt, wenn mich die Sorge beſchleicht, ſie könne in dieſer Vereitelung ihres Sinnes niemals ihrer weiblichen Beſtimmung genügen: dann tritt der Gedanke mit ſüßem Troſte vor meine Seele, ich müſſe die Freundin des Beklagenswerthen bleiben, der einen Mißgriff ſeiner Leidenſchaft mit dem Verluſte ſeiner liebſten Hoffnungen, mit der Zerſtörung ſeiner theuerſten Plane, wohl allzuſchwer bezahlen dürfte. Meine nicht, Seraphine, ich würde ſo gröblich mich irren, in dieſer, meinem jetzigen Gefühle ſchmeichelnden Idee eine Schlange nähren zu wollen, die, wie unſchädlich ſie ſich auch anließe, ihrer Natur nach, doch zuletzt meine Zufriedenheit vergiften müßte; nein! ich weiß ſehr wohl, daß der Gatte einer Anderen kein Gegenſtand für meine Wünſche ſein darf, und daß der Ernſt dieſer Erkenntniß ſich meinem Verhältniſſe zu ihm aufprägen müſſe. Allein wenn mein redlicher Wille, die ſtille Gluth einer früheren, ſchuldlos gehaltenen Neigung bis auf die ſanfte Wärme eines freundſchaftlichen Antheils verkühlt; wenn mein gekränktes Eigengefühl in der Selbſtverleugnung untergehet, die ſich über die Zärtlichkeit eines Bundes freuet, auch wenn er meine Perſönlichkeit ausſchließt; wenn die reichen Kräfte, welche in der

Innigkeit eines weiblichen Herzens liegen, dazu verwendet werden, um ſtill und ungeſehen, wie der Segen kommt, jenem Glücke Nahrung und Wachsthum zu geben: dann dürfte doch die erſte bittere Erfahrung meines Lebens heilbringender, als ſchmerzlich für mich geweſen ſein. Und daß es dahin kommen möge, iſt mein Vorſatz!

Der Herbſt iſt nun ſchon ziemlich weit vorgerückt, und jeder Tag beraubt die Natur. Aber auch in ihrer Verödung iſt ſie noch ſchön! Bringe ich ein Stündchen allein im Freien zu, ſo wird mir recht wohl, wenn ich auch mit bangem Bedürfniß dieſe Erleichterung zu ſuchen kam. Die matten Sonnenſtrahlen fallen tröſtend in mein Herz. Der Wind, welcher die goldenen Blätter im raſchen Wirbel umherkräuſelt, hat eine beruhigende Stimme für mich, und wenn die Glöcklein der weidenden Heerden bei dem frühen Heimgange erklingen, ſo wehet ein Frieden mich an, der nicht von dieſer Welt iſt. Es iſt mir dann, als vernähme ich die Töne meines eigenen Feierabends, als läge der heiße Tag des Lebens ſchon hinter mir, als ſähe ich das ſtilleſte Schlummerplätzchen, das Grab, ſchon geöffnet! — Eine Sehnſucht, für deren Beſchreibung die Sprache zu arm iſt, ſchwellt mein Herz, und während ich nachſinnend dem Spiele der weißen Fäden zuſehe, die dem Sommer nachziehen, weben ſie leiſe und unvermerkt einen Schleier über Erinnerungen, die mich ſchmerzen.

Dieſe Genüſſe, dieſe ſeligen Genüſſe, welche die Natur gewährt, wenn man in den Erſcheinungen derſelben ihren Urheber ſiehet und ſeine ewige Liebe fühlt, hat Laura nie kennen gelernt; und ohne den Baron würde ſie ſich bei uns, wie überhaupt auf dem Lande, gewiß höchſt unglücklich fühlen. Man theilt in ihrer Nähe faſt unfreiwillig den Drang, ihr über den Raum der Stunden, die ſo köſtlich zu benutzen wären — wegzuhelfen Laura ſchläft ſehr lange, und wenn ihr Vater mit ſanftem Vorwurfe dieſe Verwöhnung als ihrer Geſundheit und der Friſche ihrer Jugend nachtheilig rüget, ſo bittet ſie mit dem Tone der beleidigten Empfindlichkeit, man ſolle ihr doch dieſe Vergeſſenheit ihres Kummers nicht mißgönnen; eine Entgegnung, die den väterlichen Warner ſogleich verſtummen macht. Die kurze Zeit bis zum Mittagseſſen füllt die Toilette aus, und nach Tiſche fällt Laura meiner Geſellſchaft zu. Unzählige Verſuche, ihre Aufmerkſamkeit für irgend eine Art der Unterhaltung zu feſſeln, haben durch ihre Vergeblichkeit meine Ausdauer in dem Vorſatze geprüft, mich meiner Couſine gefällig und freundlich zu erweiſen.

Des Barons Ankunft, die in der Regel in den ſpäteren Nachmittagsſtunden erfolgt, giebt mir dann einerſeits Erleichterung, wenn ſie mich auch von der andern die Schwere der ganz eigenen Situation fühlen läßt, in welcher wir uns gegenſeitig befinden. Laura kann ſich dann nicht ſchnell genug von allen Beziehungen ihrer Umgebung befreien, um dem Geliebten ganz anzugehören, und Horſtall fühlt zu fein, um dadurch nicht verletzt zu werden. Ich benutze jede ſchickliche Veranlaſſung, die Verlobten der ſtörenden Anweſenheit einer Zeugin zu entnehmen, und die Gewandtheit des Barons im Feſthalten meiner Gegenwart überbietet nicht ſelten die Liſt, mit der ich ihm zu entſchlüpfen ſtrebe. Iſt das Wetter heiter, ſo wird eine kleine Ausfahrt vorgenommen, oder Laura begleitet die Männer auf einem Spazierritte. Nach der Theeſtunde wird eine Partie L'hombre arrangirt, von der ich glücklicher Weiſe durch meine Unkenntniß des Spieles ausgeſchloſſen bin. Ich gehe dann ab und zu, und genieße die Freiheit, mich zu erholen, wenn die traurigen Blicke des Barons oder Laura's zudringliche Leidenſchaft mich in der Rolle einer unbefangenen Geſellſchafterin ermatten laſſen. Höre ich nun in der Stille des Abends das Fortrollen ſeines Wagens und finde ich mich endlich allein auf meinem Zimmer, ach! dann ſinkt es wie ein Felsſtück von meiner Bruſt; ich athme freier, und mein Seufzer darf ſich nicht ſchämen vor dem Allgegenwärtigen. Ich ſtehe wohl noch ein Stündchen am Fenſter und blicke träumend in die Herbſtnacht hinaus, die oft heller iſt als mein Schickſal. Und wenn der Mond über dem Berge ſtehet und in ſeinem bleichen Lichte die Schatten abgeſchiedener Tage an mir vorüber wandeln, wenn mein Herz mit kindlichem Sehnen auf der Capelle verweilt, die wie ein ſchimmernder Punct aus dem Dunkel der Fichten und Tannen hervorſtrahlt, dann ſage ich im Gefühle unſerer geiſtigen Unzertrennlichkeit: O gute Nacht, meine Mutter! Und ihr liebender Gruß wird zu einem Traume voll Glückſeligkeit.

Auf den zweiten Weihnachtsfeiertag ſoll, wie Laura verlauten ließ, die Einſegnung der Verlobten Statt finden. Zum erſten Male in meinem Leben wird das froheſte Feſt des Jahres für mich eine ſchmerzliche Bedeutung haben. Aber iſt dieß auch recht? Dürfen ein paar Thränen, die ein betrübtes Herz weint, den hellen Glanz der Weihnacht verlöſchen? Müſſen ſich nicht vielmehr ihre Strahlen glänzend darin ſpiegeln? Gott ſei ewig Dank dafür, daß die himmliſche Feier uns ein unverlierbares Pfand ſeiner Vaterhuld gegeben hat!

Ich fühlte mich niemals mehr Sein Kind, als jetzt: zwar nicht mehr ſo fröhlich, hoffend und harmlos wie ehedem; aber um deſto hingegebener in ſeinen Schutz, Seiner Obhut zuverſichtlicher vertrauend.

Mein gütiger Oheim hat mir verſprochen, daß wir mit dem Eintritte des künftigen Frühjahrs eine große Reiſe machen wollen. Er will mich zerſtreuen, ich merke es wohl. Wir werden nach Wien gehen und uns dort einen Monat aufhalten, um alles Sehenswerthe in Augenſchein zu nehmen.

Der Geburtsort meiner Mutter hat ſchon um dieſer Auszeichnung willen ein hohes Intereſſe für mich. Dann werden wir das böhmiſche Begräbniß-Dörfchen beſuchen. O, wie eilt meine Sehnſucht dieſer Wallfahrt zuvor! Dort auf dem Hügel, unter welchem die mütterliche Dulderin ſchlummert, will ich das Gelübde niederlegen, ihr in Geduld und Ergebung nachzufolgen.

Ich habe mir von dem Oheim die Erlaubniß erbeten, Dir den beigeſchloſſenen Aufſatz mittheilen zu dürfen, und er hat das Geſuch gewährt. Nimm dieſe Blätter ja recht in Acht, meine Seraphine, daß kein fremdes Auge ſie entweihe und nichts davon verloren gehe; ſie ſind mir ein heiliges Document.

Und nun lebe wohl, Du geliebte Freundin! Wenn ich Dir auch längere Zeit nicht ſchreiben ſollte, ſo laſſe es Dich nicht beunruhigen. Es giebt einen Zuſtand, dem der Nachtwandler ähnlich, wo wir im halben Träumen uns Gefahren ausſetzen, ohne ihnen zu erliegen. Die Freundſchaft ſelbſt darf uns dann nicht wecken. Ich fühle mich, nachdem ich dies Schreiben überleſen, erwacht, und mir grauet vor dem Standpuncte, auf dem ich ſtehe. Aber die Hand Gottes hält mich und läſſet mich nicht fallen. Daß ſie auch Dein Wohl ſchützen möge, iſt das Gebet Deiner Agnes.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfunddreißigster Band.

Die Freundinnen. Dritter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Freundinnen.

Die Geſchichte meines Lebens.

Aufgezeichnet für meine Nichte Agnes von Höhen.

Wenn der Schiffer, der einſt mit Segeln, welche die kuhnſte, jugendliche Hoffnung ſchwellte, in das Meer des Lebens ſteuerte, nur das arme Leben an den öden Strand rettet, an den die Stürme des Mißgeſchickes ihn verſchlagen; wenn er Alles in der wilden Fluth verſinken ſah, was er ſein nannte, und das müde Auge nur auf Trümmern ſeines Glückes verweilt: dann findet ſein Geiſt einen traurigen Genuß darin, die überſtandenen Gefahren noch einmal in der Erinnerung zu durchkreuzen, die frohen Träume, die flüchtigen Freuden, die bangen Aengſte der Vergangenheit nachzufühlen, und in der trüben Ruhe, der ihn ſein Schickſal uberlaſſen hat, die Wahrheit von der Täuſchung zu ſondern. Gleichweit von dem Lande der Glückſeligkeit, dem Ziele der Reiſe, als von dem ewigen Hafen der Heimath entfernt, theilen ſich ſeine Blicke zwiſchen dem trügeriſchen Schimmer, der die ferne unſichtbare Küſte des erſteren glänzend verhüllet, und zwiſchen dem milden Abendrothe, welches die

Himmelsgegend des letzteren verklärt und dem matten Herzen Stille verſpricht.

Zwar werden die Erſcheinungen, welche mein Gedächtniß hervorruft, nicht an meiner Seele vorübergehen, ohne daß ich die Kraft und Natur ihrer früheren Wirkſamkeit auf mich empfände; aber die Geſpenſter meiner Furcht ſind zu Schatten geworden, die vor dem Lichte der Vernunft entfliehen. Die Zeit hat mich gelehrt, daß auch die tiefſten Wunden vernarben, die herbeſten Thränen trocknen, und die Erfahrung hat mich überzeugt, daß der labyrinthiſche Gang durch dieſes Lebens Dunkel, halten wir nur den Leitfaden des Glaubens und der Tugend mit zuverſichtlichem Muthe feſt, gewiß zu einem herrlichen Ausgange führe, und wäre die Pforte deſſelben auch der Eingang ins Grab.

Dir, meine geliebte Nichte, ſind dieſe Blätter beſtimmt. Nicht vergebens würde mein Gemüth in den Bebungen verſunkener Schmerzen aufzittern, wenn Du in ihnen Ermunterung, Warnung und Troſt fändeſt, je nachdem es die Eigenthümlichkeit Deines Zuſtandes und Deines Bedarfs erheiſchte. Du wirſt inne werden, meine liebſte Agnes, daß des Menſchen Stärke nur allein in ſeiner demüthigen Hingabe an ein höheres Weſen beſtehe, und daß ſeine irdiſchen Erwartungen unzuverläſſig ſeien, wie die wechſelhafte Woge, der er Schätze anvertrauet. Daß ferner unſere edelſten Gefühle nicht ſelten unſer größtes Unglück veranlaſſen, und daß wir demnach ohne Wanken der Hoffnung vertrauen müſſen, daß die ewig gültige Regel unſeres Handelns, das Geſetz der Tugend, einſt zu ſeligem Lohne führen werde.

Ich, der älteſte Sohn meiner Eltern, ward in Ober-Höhen geboren. Die Jahre meiner Kindheit und früheren Jugend gingen mir in genußreicher Einförmigkeit vorüber.

Das Andenken an meine Eltern erhebt dieſe Ehrwürdigen zu Heiligen! Dies Haus, das ſie ſo glücklichſtill bewohnten, iſt mir ein geweiheter Aufenthalt; jedes Geräth, das ihrem Gebrauche diente, eine Reliquie!

Mein Vater war früher Militair geweſen, und dies Gut ſein einziges Beſitzthum. Da eine kleine Lähmung in der rechten Hand, die er bei Gelegenheit einer Revue durch ein Verſehen empfangen, ihn zum ferneren Soldatendienſte untauglich gemacht hatte, ſo widmete er ſich gänzlich der Beaufſichtigung ſeines Gutes, und fand in dem Genügen der Jagdluſt die friſche Kampffreude, das Vergnügen des Sieges und die kühne Freiheit kriegeriſcher Unternehmungen wieder, die ſeinem männlichen Geiſte den ehemaligen Beruf lieb und werth gemacht hatten.

Meine Mutter lebte indeß in frommer Stille, nur für die Führung ihres Hausweſens und für meine und meines Bruders Erziehung. Ihr ſanftes Herz glich einem warmen Hauche der Liebe; jede Härte erweichte oder löſete ſich in ihrer Nähe auf, während ihre Seele an Feſtigkeit den Diamanten übertraf, wenn es darauf ankam, den ſtörenden Eindrücken von Widerwärtigkeiten zu begegnen. Wie verſchieden meine Eltern auch denken und fühlen mochten, ſo ſtellten ſie doch das Verhältniß ihrer Geſchlechter in einer chriſtlichen Ehe ſo richtig und übereinſtimmend dar, daß ſie ihren Kindern als eine Unfehlbarkeit erſchienen, die bald mit der Stimme Zärtlichkeit aus dem Munde meiner Mutter, bald in dem Tone des Geſetzes, in meines Vaters Worten, unſer Verhalten regelte.

Meine Mutter hatte bei meiner Geburt ſehr viel gelitten, und mit dem Rechte, was ſie dadurch mit Gefahr ihres Lebens erkauft hatte, darauf beſtanden, mir, trotz ihrer

Schwäche, die erſte Nahrung ſelbſt zu reichen. Die Fülle der Mutterliebe, welche die Vorſtellungen des Arztes, wie die des Gatten ſiegreich überwunden, hatte jedoch den Mangel der natürlichen Fähigkeit zu der übernommenen Leiſtung nicht übertragen können, und ſo war ich die erſte Zeit meines Lebens hindurch ein ſchwächliches Kind und ein Gegenſtand ängſtlicher Sorge für meine Mutter geblieben, da mein, um zwei Jahre jüngerer Bruder von einer kernigen Amme genährt, ein derber, wilder Junge und der Liebling meines Vaters war.

Vielleicht dürfte in dieſen Umſtänden der Grund davon zu ſuchen ſein, warum ich ſtets dem Herzen meiner guten Mutter näher ſtand, als ihr zweites Kind, wenn gleich dieſer Vorzug ſich ſo zart äußerte, daß ich ihn mehr ahnete als bemerkte. Mein Bruder Edmund, Dein Vater, liebe Agnes — war nicht nur in ſeinem körperlichen Gedeihen, ſondern auch in der Richtung ſeiner Neigungen und Anlagen mein entſchiedenſtes Gegenbild. Dennoch liebten wir uns ſo herzlich und innig, wie ſich Geſchwiſter zu lieben pflegen, die eine gleiche Gerechtigkeit und Gunſt von ihren Eltern genießen, und auf deren zarte Seelenkeime noch kein giftiger Thau des Neides oder Haſſes fiel. So erwuchſen wir in einem häuslichen Frieden, deſſen Süßigkeit nur etwa dann und wann die herbe Sorge um eine eben vorwaltende Kränklichkeit des Einen oder des Andern von uns ſtörte, oder das Mitleid mit fremdem Kummer. Des Vaters Erzählungen führten uns in das Geräuſch des Lebens, auf den Schauplatz des Krieges; die Geſchichten der Mutter, die ſie meinen kindlichen Bitten gewährte, in die kleine Welt des Herzens, in das Gebiet der Bibel ein. Wenn Edmund von der, ſeinen ſchwachen Begriffen angemeſſenen Beſchreibung einer

Schlacht entflammt, mit glühenden Wangen den ſtumpfen Säbel von Blei ſchwang, die kleine Trommel nach der väterlichen Angabe regelrecht rührte, und ſogar der Mutter einen Zipfel von der ſeidenen Schürze unbedenklich ſchnitt, weil es ihm gerade an einer Fahne fehlte, ſo ſchlich ich mich allein in den Garten, über das Gehörte nachzudenken. Ich ſchüttelte heimlich den Kopf, weil ich mich in Manches nicht finden konnte, als daß es eine Freude ſein ſolle, die Menſchen zu beſiegen, ſie ſich zu unterwerfen, zu erobern, was Anderer Eigenthum ſei. Meine tiefe Ehrfurcht vor dem Vater erlaubte mir nicht, dieſe leiſen Zweifel der Mutter zur Berichtigung vorzulegen, deren täglich wiederholte Vorſchrift, Gott über Alles und die Menſchen wie mich ſelbſt zu lieben, mir ungleich verſtändlicher war.

Sehr glücklich hatten meine Eltern einen Hauslehrer für uns gewählt. Ein junger Mann, Namens Marklin, von ſeltener Vortrefflichkeit, war ihnen durch ſonderbares Fügen der Umſtände bekannt geworden, und hatte, durch ſeine dermaligen Verhältniſſe ungebunden, den ihm gemachten Antrag, unſer Erzieher zu werden, ſogleich angenommen.

Sein helles Auge fand die Natur des Stoffes, den er bilden ſollte, bald aus, und er ging mit warmer Liebe und weiſer Vorſicht ans Werk. Noch inniger, als mein Bruder, fühlte ich mich von dem freundlichen Lehrer angezogen. Ein beifälliger Blick, ein zufriedenes Lächeln von ihm war der Preis, nach welchem ich mit der höchſten Anſtrengung des Fleißes rang, und ſein Herz war reich genug, dieſe kindliche Hingegebenheit an ihn überſchwänglich zu belohnen.

O mein Marklin! Könnte das gerührte Andenken, was Dich in dieſen Erinnerungen feiert, Dir in den Gefilden der Ewigkeit bewußt werden, Du würdeſt mit höheren Kräften ausgeſtattet, doch in dem Geiſte der Liebe, die Dich ſchon auf Erden beſeelte, mir ein Zeichen geben, daß wir nicht getrennt ſeien, daß wir uns wiederfinden werden!

Selige Stunden, deren reines, heiliges Glück mir unvergeßlich geblieben iſt, waren es, wo ich mit Marklin oben auf der Höhe, wo die Capelle ſtehet, oder am rauſchenden Waldbache ſaß; wo in der tiefen Stille, die uns umgab, hingeriſſen von ſeiner Begeiſterung für die Natur, er mich ihren Schöpfer kennen lehrte und auf einen Standpunct erhob, auf welchem ich das Leben und meine Beſtimmung würdigen lernte. An ſeiner Ueberzeugung, an dem Feuer, womit er jede dämmernde Ahnung in mir erhellte, entzündete ſich mein Glaube und die Sehnſucht nach unvergänglichen Freuden. Damals vermochte ich noch nicht wahrzunehmen, was ich ſpäter erfahren, daß ein geheimer Schmerz in dem Herzen des theuren Lehrers die Bande ſo locker und loſe gemacht hatte, welche ihn, den jugendlich Blühenden, an dieſer Welt Reiz und Luſt knüpften, und daß die verſchwiegene Verehrung für ein weibliches Idol und das Bewußtſein eines heldenmüthigen Opfers ſeinem Unterrichte, und zwar am rechten Platze, bald das Gepräge des zarteſten Gefühls, bald das tugendhafter Stärke gab.

Marklin hatte in der Condition, in welcher er ſich befand, ehe er in unſer Haus kam, die Schweſter ſeines Eleven, eine junge Gräfin, geliebt. Beweiſe von der Gegenſeitigkeit dieſer leidenſchaftlichen Neigung hätten das Pflichtgefühl eines gewöhnlichen Menſchen vielleicht eingeſchläfert; meinem edlen Marklin weckten ſie den Muth zur Entſagung. Er widerſtand dem Dringen ſeines Patrons, den rührenden Bitten ſeines Zöglings, den Thränen der Geliebten, die er fließen ſehen mußte, ohne ſie bemerken zu dürfen, und floh den Pfeil im Herzen, den die Zeit und die Erkenntniß der Nothwendigkeit ſanft aus der tiefen Wunde zogen.

Schon ſehr früh war es durch meine und meines Bruders eigenthümliche Neigungen als entſchieden anzuſehen, welchem Berufe wir uns dereinſt weihen wollten. Edmund wollte Soldat werden, ich — wünſchte ſtudiren zu dürfen, um ſpäter ein Amt nachzuſuchen, das mir den Gehalt der Gemeinnützigkeit gäbe, oder die gewonnenen Kenntniſſe für meine eigene Fortbildung und zum Beſten meiner Unterthanen zu benutzen, im Falle ich das Gut meines Vaters übernähme und meine Wirkſamkeit auf die Führung dieſer kleinen Herrſchaft beſchränkte.

Mein Vater hatte außer dieſem Gute, das damals weit enger begrenzt und ungleich weniger bebauet war, weiter kein Vermögen; und da er im Sinne des Wohlthuns der Vater ſeiner Eigner war und mit freigebiger Milde die Mängel ihrer Dürftigkeit, wie die Koſten jedes Unglücksfalles übertrug, der mit Geld erleichtert oder behoben werden konnte, ſo wäre mein ſtandesmäßiger Unterhalt auf einer Univerſität für ihn ein Object von Bedeutung geweſen, weshalb denn dieſer Punct noch ſchwankend und von unbeſtimmten Ereigniſſen der Folgezeit abhängig war.

Unter den wenigen Familien oder Perſonen, zu denen meine Eltern in dem Verhältniſſe einer nachbarlichen Geſelligkeit ſtanden, befand ſich auch ein altes Fräulein, Ludovica von Strablau, die ehemalige Beſitzerin von Rothwieſe, drei Meilen von Ober-Hohen. Wunderbar genug hatte ſich in dieſem Fräulein die Seele eines Mannes, in allen Unterſcheidungszeichen von dem Weſen der Frauenmilde, in einen weiblichen Körper verirret, deſſen Reizloſigkeit ſolchen Irrthum der Natur jedem feinempfindenden Gemüthe als ein ſchweres, an ihrem Geſchöpfe verübtes Unrecht erſcheinen ließ. Nur an den Fehlern ihres Geſchlechts, an der ſcharfen Rüge von Herzensſchwächen, an dem Neide gegen das Glück der Liebe, an der liſtigen Freude, womit ein Anſchlag, der zur Erreichung ſolcher Zwecke beſtimmt war, vereitelt wurde, war die Gattung noch zu erkennen, zu welcher dieſe allgemein gefürchtete Ludovica gehörte.

Gewiß dürfte es als ein genügendes Zeugniß für die Verſtändigkeit und Güte meiner Mutter zu betrachten ſein, wenn ich verſichere, daß ſie vielleicht allein unter allen Menſchen von dem Fräulein ſich eines gewiſſen Wohlwollens erfreuete, das auch auf uns, die Kinder, überging, und in etwas gemäßigtem Antheil ſelbſt dem Vater zu Gute kam. Die gnädige Pathe — dies war ſie mir und Edmund geweſen — beſuchte uns des Jahres mehrere Male, und wenn gleich ihr Erſcheinen von keiner Annehmlichkeit für uns begleitet war, ſo war doch das Geſetz der Gaſtlichkeit meinen Eltern ſo ehrwürdig, und wurde von uns Knaben in der Unbewußtheit der Nachahmung und Gewohnheit in kindlicher Gefälligkeit erfüllt, daß Fräulein Ludovica ſich ſtets mit Achtung und Freundlichkeit bei uns aufgenommen ſah.

Da dem Fräulein in dem Major von Strahlau, der bei dem Cüraſſier-Regimente in H...... ſtand, ein leiblicher Bruder lebte, der nach allgemeiner natürlichen Vermuthung der rechtmäßige Erbe von ſeiner Schweſter großen, aber geheim gehaltenen Reichthümern ſein würde, ſo war jede fremde Zuvorkommenheit, dem Fräulein erwieſen, vor dem Verdachte der Erbſchleicherei geſchützt, und wenn es der Argloſigkeit meiner Eltern fern blieb, ihr Betragen durch eine Rückſicht dieſer Art zu beſchränken, ſo lag ihrer zufriedenen Genügſamkeit das Begehren eben ſo weit ab, die Gunſt der jungfräulichen Gönnerin für die Befriedigung eigennütziger Abſichten zu gewinnen.

Außer dieſem befand ſich Ludovica noch in einem anderen geſchwiſterlichen Verhältniſſe, das ſie jedoch als ein geweſenes und gänzlich aufgelöſetes betrachtete, obgleich eine leiſe Stimme in ihrem Inneren und das laute Urtheil der Welt gegen ſolchen Abſchluß proteſtirte. Sie hatte früher eine viel jüngere Halbſchweſter bei ſich gehabt, eine Tochter aus der zweiten Ehe ihres Vaters, der in unverſchuldeter Verarmung ſtarb und ſeine Nanny als ein zartes Kind der Gnade ihrer Schweſter überließ, deren mütterliches Vermögen durch die Erbſchaft von einer alten Tante bedeutend vergrößert worden war.

Dieſes Mädchen war von der Natur mit jener rührenden Schönheit ausgeſtattet worden, die, wenn ſie ſich mit Sanftmüthigkeit des Charakters und einer Hülfsloſigkeit vereiniget, die es der rohen Gewalt der Willkür und Ueberhebung unterwirft, ſich jedes Gemüthes unwiderſtehlich bemächtiget. Ludovica bemerkte mit eiferſüchtigem Unmuthe, daß weder die Rolle der Dienſtbarkeit, zu welcher ſie das liebliche Schweſterchen verurtheilt hatte, noch die faſt kerkerhafte Zurückgezogenheit, in der es an die Erfüllung harter Pflichten gefeſſelt war, das ſtille Kind den Blicken theilnehmender Bewunderung zu entziehen vermochte. Der Antheil, den des Mädchens unglückliches Geſchick erregte, gab ſich zuweilen in unvorſichtigen Verwendungen kund, die weiter nichts zur Folge hatten, als daß ſie den Druck erſchwerten, unter welchem die arme Nanny ſeufzte, weil ſie zu der natürlichen Härte eines liebloſen Gemüthes noch das Gewicht neidiſcher Verbitterung und beleidigter Eitelkeit legten.

So war das Maß von Nanny's Leiden denn erfüllt, und die Vorſicht hatte ihre Rettung beſchloſſen. Seit langer Zeit hatte Ludovica an rheumatiſchen Beſchwerden gelitten, und der Arzt ihr den Gebrauch des Töplitzer Bades verordnet. Gründe, die auf dem Reſte fehlerhafter Weiblichkeit beruheten, welche ich bereits entwickelt habe, machten es dem Fräulein unangenehm, in Nanny einen Gegenſtand des Aufſehens mitzunehmen; allein der Gedanke, welch eine unübertreffliche Krankenpflegerin die geduldige Kleine, wie unermüdlich ihre Dienſtwilligkeit ſei, beſtimmte ſie, ſich einer ſo nothwendigen Begleitung nicht zu begeben.

In der Wohnung, welche die beiden Fräulein von Strahlau in Töplitz bezogen, war einige Tage früher ein junger Bildhauer aus Wien angekommen. Der Blick des jungen Künſtlers überſah die zarte Geſtalt des jungen Mädchens nicht, das in ſtummem Pflichteifer nur für die Erleichterung ihrer abſchreckenden Gebieterin zu leben ſchien, und deſſen furchtſames, niedergeſenktes Auge Uebung in ſtillen Thränen verrieth.

Herr Hüon — ſo hieß der Künſtler — erkundigte ſich nach den beiden Damen, und verſagte dem Berichte, daß ſie Schweſtern ſeien, den Glauben, weil, behauptete er mit empörtem Gefühle, ſolch ein ſchreiendes Mißverhältniß da nicht Statt finden könne, wo die Ordnung der Natur Pflichten und Rechte gleichmäßig vertheilt habe. Er ſuchte nun die nähere Bekanntſchaft der ſchönen Hausgenoſſin, und that dies mit der vorſichtigen Klugheit, welche die erwachende Liebe lehrt. Er entſetzte ſich ſehr bald vor ſeinen eigenen Wahrnehmungen in Beziehung auf Ludovica's tyranniſche Behandlung ihrer Schweſter. Die glühende Phantaſie des jungen Mannes, die Schwärmerei ſeiner

Religionsbegriffe, ſein Künſtlerſinn für die Würde der Schönheit erhoben Nanny's Mühſeligkeiten zu den Erduldungen des Märtyrerthums, und Nanny hörte entzückt die Sprache der Vergötterung aus ſeinem Munde. Ludovica ſchöpfte Argwohn, als ſie der Schweſter Geſicht in der Verklärung der erſten, jugendlichen Leidenſchaft erblickte, als ſie an der Federleichtigkeit, womit die ſchwierigſten Aufgaben gelöſet wurden, vermuthete, hier müſſe irgend ein geheimes Etwas die ſchon zur Ungebühr in Anſpruch genommenen Kräfte bis zu ſo gedenkbarer Möglichkeit überſpannen. Sie forſchte nach, entdeckte das Verſtändniß der Liebenden, und erſtarrte in ſprachloſer Wuth, als die vor das Verhör gezogene Nanny mit freimüthiger Offenheit erklärte, daß ſie die Verlobte des Bildhauers Hüon, und ihre Treue auf jedes Hinderniß gefaßt und vorbereitet ſei. Ludovica war durch dies vernommene Bekenntniß in eine Furie verwandelt, da erſchien Hüon ſeinem bedrängten, blaſſen Engel zu Hülfe, und bannte durch die Flammenſprache der Wahrheit den böſen Geiſt. Ludovica's Bosheit nahm zu bekanntem Behelfe ihre Zuflucht; ſie bekam Krämpfe, und Nanny trat ſogleich in ihr altes Verhältniß, in das einer dienenden Wärterin ein. Aber daß ſie nachher bei den heftigſten Ausbrüchen einer zornigen Widerſetzlichkeit ihrer Schweſter gefaßt und ruhig blieb, und ſelbſt die Freiheiten, zu denen. ſie vom Zufall begünſtiget wurde, mit bedächtiger Mäßigung benutzte, hätte Ludovica verrathen können, daß Nanny nach einem beſtimmten Plane handle, der ihr den Sieg über die Oppoſition gewiß machte. Denn, mein Kind, die innere Gewißheit giebt auch dem Schwächſten ein feſtes Benehmen!

Ludovica beſchleunigte ihre Abreiſe von Töplitz. Zu ihrer Verwunderung zeigte Nanny bei der Ankündigung davon weder Schrecken noch Schmerz, und nur eine höhere Spannung that ſich in ihrem Weſen kund.

Kaum waren die Fräulein wieder in Rothwieſe angelangt, als eines Morgens Nanny verſchwunden war. Sie hatte die ihr anvertrauten Sachen in beſter Ordnung hinterlaſſen und einen Brief an ihre Schweſter beigefügt, der einige rührende Abſchiedsworte enthielt. Sie ſagte darin, daß ſie dem Rufe der Liebe folge, und in der vollen Ueberzeugung, den Weg ihres Glückes zu gehen, die leitende Hand eines edlen Freundes ergreife. Sie bittet ihre Quälerin demüthig um Verzeihung des Schrittes wegen, den zu thun ſie ſich gezwungen fühle, und flehet des Himmels Segen auf Ludovica herab. Dieſe iſt außer ſich über den Streich, der ihr geſpielt worden. Sie läßt die Entflohene verfolgen; aber keine Spur verräth die Richtung ihrer Flucht. Ihr Gewiſſen läßt ſich durch keine Sophiſtereien abhalten, ihr zu ſagen, daß ſie die verlaſſene Nanny zu dieſem Aeußerſten gebracht, und die Rückſicht auf ihren Vortheil, welchem in dem Verluſte einer ſo treuen und beſcheidenen Dienerin, als ihr die Schweſter geweſen, großer Abbruch geſchehen, nennt ihr Verfahren unklug und übereilt. Das Urtheil ihrer Bekannten, das laute Murren des Hofgeſindes vereinigt ſich mit ihrer eigenen Unzufriedenheit, das Andenken an Nanny zu verbittern und jeder Regung der Theilnahme an ihrem Schickſale die Farbe der Gehäſſigkeit zu geben. Sie fand in Conſequenz mit ihrer Denkweiſe eine Genugthuung darin, das Band, womit Natur und Pflicht ſie an dieſe Schweſter geknüpft, als gänzlich aufgelöſ't zu betrachten und die Spuren jeglicher Erinnerung an Nanny möglichſt zu vertilgen.

So waren Jahre vergangen, ohne daß die mindeſte

Nachricht über das Leben und Ergehen dieſer Verſchollenen in den Ort ihres ehemaligen Aufenthalts gedrungen wäre.

Ludovica ſah ſich nach langer Zeit wieder veranlaßt, das Töplitzer Bad abermals zu gebrauchen, und die ſie dorthin begleitende Pflegerin wollte bemerkt haben, daß ihre Gebieterin daſelbſt wie von einer gemachten Entdeckung ſeltſam beunruhigt worden ſei. Auch war bei ihrer Heimkehr eine ſtille Gemüthsveränderung deutlich an ihr wahrzunehmen, die aber mit ſich allmählich verſtärkender Kränklichkeit verſchmolz und größten Theils durch dieſe erklärt wurde.

Da das Verhängniß dieſer Geſchwiſter von Strahlau höchſt wunderbar mit dem Gewebe meines Geſchickes zuſammenhängt, ſo darf Dir, mein Kind, die jetzt gegebene Erzählung, deren Inhalt die Ereigniſſe der Folgezeit motivirt, nicht als eine überflüſſige Abweichung von dem Gange meiner Geſchichte erſcheinen. Ich muß daher die zarten Fäden dieſer Verſchlingungen aufnehmen oder fallen laſſen, je nachdem es mir für den richtigen Verfolg dieſer kleinen Biographie zweckmäßig dünkt. An dieſe entſchuldigende Erklärung will ich eine neue Epiſode knüpfen, welche die Schickſalsentwickelung meines theuerſten Freundes darzuſtellen beſtimmt iſt, und nächſtdem Dir, meine gute Agnes, einen klaren Begriff davon geben ſoll, auf welche Art und Weiſe Beiſpiel, Umgang und Erfahrung an der jugendlichen Bildung meines Gemüths gearbeitet haben.

Mein Bruder war bereits in das Militär eingetreten, und noch immer war es unentſchieden, ob ich eine Univerſität beziehen würde. Marklin war durch Achtung und Liebe ganz der Unſrige geworden. Das Bewußtſein ſeiner Fähigkeiten, und ein kleines Vermögen, das ſeine Bedürfniſſe im Nothfalle gedeckt haben würde, erlaubten ihm, dieſer Anhänglichkeit treu zu bleiben. Er hatte ſich daher zu keiner Probepredigt melden wollen, bis meine Bildung für die Univerſität vollendet wäre, wie beredte Vorſtellungen dagegen ihm meine Eltern mit edler Selbſtverleugnung ihrer Wünſche auch machten. Seine erſte Liebe hatte ſich durch die Gewalt der Zeit und Vernunft in ein ſtillbegeiſterndes Andenken verwandelt, das ihn gleichgültig gegen die Beſtrebungen machte, welche die Thatkraft junger Männer ſonſt gewöhnlich in Anſpruch nehmen, aber dem Leben ſeines Gemüthes und Geiſtes höhere Zwecke ſtellte und ein unendlich ſüßes Genügen gab. Wenn in ſchönen traulichen Stunden meine Mutter mit ſanfter Andringlichkeit zu ihm ſprach, und ihn davon zu überzeugen bemühet war, daß er Unrecht daran thue, ſich ſeiner Verſorgung gefliſſentlich zu entziehen und mit dieſer auch dem Eheſtande, für deſſen innigen Zuſammenhang und häusliche Freuden er doch geſchaffen ſcheine — ſchüttelte er ſanft den Kopf und antwortete traurig: Ich kann nicht, meine gütige, gnädige Frau; Gott allein weiß es, daß ich in dieſer Verſicherung die Wahrheit ſage! Die Natur hat mir die Fähigkeit verwehrt, zweimal zu lieben, und ich bin wenigſtens gerecht genug, um mich dies Bewußtſein abhalten zu laſſen, ein gutes Mädchen, das mir vertrauend die Hand gäbe, in der Gewährung ſeiner heiligſten Forderung an mein Herz zu täuſchen. Ihre Zufriedenheit, die Liebe meines Juſtus verbürgen mir, daß auch ſo mein Daſein nicht ganz zwecklos verfließe, und die Vorſicht wird mich zu finden wiſſen, wenn es ihr gefallen ſollte, meiner Wirkſamkeit andere Beſtimmungen zu geben.

Er hatte Recht, mein Marklin, mit der Zuverſichtlichkeit dieſer Erwartung. Jene junge Gräfin, die er geliebt hatte, war ein Opfer der Convenienz geworden. Sie hatte den alten, abgelebten Ober-Bergamts-Präſidenten von Conſtanz heirathen müſſen, und in dem Beſitze zweier liebenswürdigen Kinder den einzigen Erſatz für das verfehlte Glück der Ehe gefunden.

Mit ekler Gleichgültigkeit betrachtete ſie die Reichthümer, für welche ſie verkauft worden war; ſie fand Befriedigung darin, ihrer nicht zu bedürfen, und in ländlicher Stille für die Erziehung ihrer Kleinen zu leben. Eine ſtete ſchleichende Kränklichkeit, für deren Wahrheit die verblühete Geſtalt, das bleiche Ausſehen der jugendlichen Frau zeugte, entſchuldigten die Neigung zu dieſer Lebensweiſe in den Augen des Gemahls, wie in der Meinung der Welt. Aber plötzlich ſtarb der Präſident, und einen Monat ſpäter begrub man den Paſtor auf dem Wittwenſitze der Frau von Conſtanz. Dieſe ehrte zwar mit Gemüth und Anſtand das Andenken des Verſtorbenen; aber ſie athmete auf im Gefühle der Freiheit. Doch konnte ſie es ſich ſelbſt nicht verhehlen, daß auch der Sand ihrer Stundenuhr raſch entrinne und ihre Zeit hienieden gemeſſen ſei. Hatte früher die Ausſicht auf die Kürze ihres getrübten Lebens ihr zum Troſt gereicht, ſo ward ſie jetzt von derſelben mit Schmerz und Wehmuth erfüllt. Sie fühlte die Sehnſucht in ſich erwachen, in den Reſt ihrer Tage früher verkümmerte Genüſſe zuſammen zu drängen, und wenn der ſichtliche Werth dieſer Frau ſolch ein Verlangen von jeder Unlauterkeit frei ſprach, ſo gab ihm die Ahnung des Todes eine höhere Weihe und entrückte es weit über die Furcht vor den Deutungen kurzſichtiger und bosmüthiger Menſchen.

Eines Morgens ſaß ich mit Marklin im Garten; wir laſen den Homer und hatten uns tief in dem Vater der Dichter verloren. Da ward dem Erſteren ein expreſſer Bote gemeldet, der einen Brief an ihn abzugeben habe. Marklin beſah die Handſchrift der Addreſſe mit wechſelnder Farbe und löſete das Siegel mit bemerkbarem Zittern. Der Brief war von der Präſidentin von Conſtanz, welche dem unvergeſſenen Freunde das Erbieten machte, die erledigte, ſehr einträgliche Pfarrſtelle auf ihrem Gute anzunehmen, über welche ſie das unbeſchränkte Wahlrecht habe, und mit dem Amte zugleich die traurige Pflicht, durch ſeinen tröſtenden Umgang die letzten Tage einer Frau zu erheitern, die in der Hoffnung, daß er der treue Lehrer und Leiter ihrer geliebten Kinder ſein werde, Beruhigung bei ihrem zu vermuthenden baldigen Scheiden finde. Niemals iſt die Wirkung aus meiner Erinnerung verſchwunden, welche der Anblick und Inhalt dieſes Blattes auf den feſten, männlichen Marklin hervorbrachte. Eine heftige Erſchütterung gewältigte die ruhige Haltung ſeines Weſens, in ſeinen Augen entzündeten ſich die verglommenen Strahlen der Leidenſchaft, ſeine Blicke irrten träumeriſch umher, und eine ganze Welt verſunkener Gefühle ward von der Hand bedeckt, die er auf die bedrängte Bruſt preßte. Ach! ſpäterhin eröffnete mir die eigene Erfahrung das Verſtändniß über das Geheimniß ſeiner Empfindungen in dieſen Augenblicken. Die Sprache des an ihn ergangenen Briefes, die der treueſten und zarteſten Anhänglichkeit, welche mit der Schwungkraft, die ſie ihrer geiſtigen Natur verdankt, die Kluft der Verhältniſſe und den Raum der Jahre überflügelt, und einer rührenden Reſignation, die willig die Kränze des Lebens hinter ſich wirft und nichts mehr fordert oder wünſcht, als in dem Händedrucke des liebſten Freundes die Bürgſchaft, daß er in den Kindern ihres Herzens ſie, die Hinſcheidende, lieben und ſegnen wolle — drang ergreifend in ſein Innerſtes. Er fühlte ſich für alle Entſagungen belohnt und zu der ſchmerzlich ſchönen Pflicht berufen, durch die Strahlen ſeines Geiſtes und durch die Verklärung der Religion, deren Prieſter er ward, der Einzigen, die er geliebt, den Gang des Todes auszuhellen.

Meine Mutter, die er ſehr verehrte, war die Erſte, welcher Marklin die empfangene wichtige Aufforderung mittheilte. Sie ſah ihn mitleidig an und ſagte betrübt: Ich möchte mich ſo gern über Ihr vermeintliches Glück freuen, lieber Marklin, wenn ich es nur aufrichtiger Weiſe könnte.

Der Feind unſeres Friedens iſt nie gefährlicher, als wenn er ſich in das Gewand der Pflicht hüllt und mit einſchmeichelnder Stimme bei unſeren Neigungen Einlaß begehrt. Da bedarf es denn großer Wachſamkeit, um den Verſucher in dieſer Verkleidung zu erkennen, und noch größerer Kraft, ihm ein entſcheidendes: Hebe Dich weg von mir! zuzurufen; aber vermag der arme, ſchwache Menſch dies nur, ſo erſcheinen auch die Engel und dienen ihm; die Engel der Herzensruhe, der Freudigkeit zu Gott und den Menſchen! Es wäre die Frage, ob Sie der Frau von Conſtanz, welcher ich übrigens mit dieſer Vermuthung nicht zu nahe treten will — als Tröſter und Seelſorger gleichen Werth behielten, wenn Sie ihr antworteten, daß Sie eine geliebte Frau ſich mitzubringen geſonnen ſeien. —

Die fromme Einfachheit dieſes Einwurfs, dem Wahrheit und Erfahrung ihr Gepräge gegeben hatten, ließ Marklin einige Minuten bei der Ueberſicht ſeiner künftigen Situation verweilen. Allein wer mit ſchmerzlichen Opferungen ſeiner Wünſche vertraut und daran gewöhnt iſt, in der Entbehrung Genuß, und ſomit auf einem einſameren Wege als den die Menge gebet, den Pfad des Glückes zu finden, der wird nicht nur mit ruhiger Zuverſichtlichkeit an ſeine Stärke glauben, ſondern auch die Verhältniſſe der Gewöhnlichkeit, wie die weiſe Behutſamkeit ſolcher Menſchen, die ſich in den Kreiſen derſelben bewegen, weit unter den Geſichtspuncten erblicken, auf welchen eine höhere Geſinnung oder der Zug des Schickſals ihn geſtellt hat.

Marklin erbat es ſich von meinen Eltern als eine Vergünſtigung, mich in ſeinen neuen Wohnort mitnehmen zu dürfen, um meine Bildung zu vollenden, und kam mit dieſem Anſuchen ihren und meinen Wünſchen zuvor. Ich darf behaupten, daß eine Zeit von beinahe zwei Jahren, die ich bei meinem Lehrer zubrachte, einen weſentlichen Einfluß auf die Entwickelung meines Charakters geübt habe. Die reizende Lage der Pfarrwohnung und ihrer ländlichen Umgebungen, die ſchwärmeriſche Begeiſterung, mit welcher Marklin den Pflichten ſeines Amts nachlebte, belebten die ſchlummernden Keime poetiſcher Gefühle in mir, und die rührende Anmuth der bleichen Gutsfrau, ihre zarte Beziehung zu dem Religionslehrer, die aus den wärmſten Lebensſtoffen zu beſtehen ſchien und die Farbe einer chriſtlichen Kindlichkeit trug, entfaltete ſie zu Regungen der Leidenſchaftlichkeit, der ich ahnungslos, wie gefährlich ſie mir werden könne, das offene Herz einräumte. O! wie gern, wie wehmüthig bewegt, ſäumt meine Erinnerung bei jener Zeit, vielleicht der glücklichſten meines Lebens, wie oft auch in ihr fremder Schmerz meine Bruſt ſchwellen machte! Wie hell tritt jeder kleine Umſtand hervor, und die Töne der Empfindungen, die einſt ſo mächtig die weiche Seele des Jünglings durchdrangen, hallen wie aus weiter Ferne in leiſen elegiſchen Klängen in des Gedächtniſſes Saitenſpiele nach! Wir aßen ſonntäglich auf dem Schloſſe, und nach dem Kaffee ging der Paſtor nach der Kirche, die Kinderlehre abzuhalten. Da warf Frau von Conſtanz ſich auf ein Tabouret an dem Fenſter des Eßſaals, von wo aus ſie den Weg zur Kirche und deren Eingang überſehen konnte und harrete ſchweigend, bis die Dorfjugend aus den geöffneten Thüren eilte. Ein verklärendes Lächeln, wie wenn der Abendſchein einer öden Flur den Zauber der Beleuchtung giebt, erhellete ihre verfallenen Züge, wenn ſie Marklin's Geſtalt dem Schloſſe ſich nähern ſah, wenn ſein Blick ſchon von weitem die ihm entgegenſehende Freundin begrüßte, und die Eile, mit der er dieſen kurzen Weg verfolgte, für die Richtung ſeiner Sehnſucht zeugte und das Ziel ihrer Befriedigung verrieth. Aber, ach! meine Mutter hatte Recht! Der Menſch ſoll Gott nicht verſuchen! Eine überſpannte Kraft zerreißt mit ſchneidendem Wehelaute, oder erſchlafft unwirkſam für die berührende Hand ihres Meiſters! — Marklin fing an zu fürchten, daß er das gefährliche Spiel verlieren werde, worauf er ſeine Zufriedenheit geſetzt habe. Er überbot in ſeinen Beſtrebungen und Anmaßungen das Vermögen der Natur und Menſchlichkeit, und ſie rächten ſich für dieſe Uebertreibung, indem ſie ihre Forderungen wie pochende Gläubiger einmahnten. Hatte Marklin in Frau von Conſtanz einſt das holdblühende Mädchen mit wahrer Leidenſchaft geliebt und durch den Schleier der zarteſten Jungfräulichkeit das für ihn glühende Gefühl erkannt, ſo war dieſe erwiederte Neigung nur in den Flammen der Läuterung von irdiſchem Beiſatze gereiniget worden und hatte in ſcharfer Pflichtenprobe ihre Echtheit bewährt. Jetzt vergeiſtigte die religiöſe Weihe dieſes innigen Verhältniſſes und die Nähe des Todes den Stoff derſelben; aber Marklin's Herz ſchlug noch ſtark und feurig genug, um ſich ohne ſchmerzliche Kämpfe aller gerechten Anſprüche auf Lebensglück begeben zu können. Er ermattete endlich in der Anſtrengung, zu verbergen, wie wenig glücklich er ſich fühle. Es ward ſichtbar, daß er gegen die Gewalt eines ſtillen Leidens ringe und ſich nur durch Entſchluß und Willen aufrecht erhalte. Die Heiterkeit in ſeinen Mienen, der Muth, der aus ſeinem Auge blickte, glichen einer Märtyrer-Freudigkeit, die, Angeſichts himmliſcher Erſcheinungen, der empfundenen Qualen nicht achtete. Der Zuſtand ſeines Gemüths ward in den Vorträgen kund, die er an heiliger Stätte hielt. Da empfanden es die Leidenden und Weinenden, daß der ſelbſt ein Trauernder ſein müſſe, der ihrem Bedürfen ſo zu genügen verſtehe, und der Geiſt des Troſtes erquickte dann auch den Tröſter.

Wie ſehr Marklin in Bezug auf ſeinen Zuſammenhang mit Frau von Conſtanz, auch für jede freiere Ueberlegung, ſeine Zukunft betreffend, befangen war, ſo konnte er doch nicht ganz verkennen, daß die häusliche Gemächlichkeit ſeiner Lage, ſeine amtliche Stellung zur Gemeinde und die unterdrückte Stimme des Herzens ihm Berufungen zum Eheleben ſeien. Noch ein Umſtand vereinigte ſich mit dieſen Aufforderungen, ihm ſeine Widerſetzlichkeit, ſie zu befriedigen, als ein Unrecht zu erklären.

Die gütige Patronin hatte der Wittwe des verſtorbenen Paſtors freie Wohnung und ein kleines Deputat an Victualien angeboten, und die Wittwe, deren Nachlaß von ihrem Manne nur in einer lieblichen Tochter, einer veralteten Bibliothek und einigen wenigen hundert Thalern beſtand, dies Erbieten dankbar angenommen. Nur wollte ſie vorerſt eine weite Reiſe zu ihrem einzigen Bruder machen, der als Juriſt im Auslande verſorgt, und ein wohlhabender kinderloſer

Mann war. Ihre Abweſenheit verzog ſich zu der Dauer eines Jahres, und als ſie nun zurückkehrte, und das nahe an der Pfarrwohnung gelegene Häuschen bezog, war Marklin allmählich zu der Erkenntniß gelangt, daß die Opferung, welche er der ſterbenden Freundin zugedacht habe, einſam leben zu wollen — weder vernunft- noch naturgemäß ſei. Mit dieſer Erwägung bildete ſich auch ganz leiſe der Entſchluß, ihrem Ausſpruche zu folgen, wann — — er wendete ſich ſchmerzerfüllt von dieſem Gedanken ab.

Die unſchuldige Freundlichkeit der holden Predigerstochter, der Frieden, welcher ſich in ihrem Walten und Weben ausſprach, das zärtliche Wohlwollen, womit ſie die ganze lebende Welt zu umfaſſen ſchien, war oft ſchon von Marklin auf das gerührteſte bemerkt worden, und ſtets mit dem Zuſatze, daß dies Mädchen in Geßner's Arkadien gehöre. Ich hatte Gelegenheit gefunden, dies liebe Geſchöpf näher kennen zu lernen. In den Stunden, worin mein geliebter Lehrer den Kindern der Frau von Conſtanz Unterricht ertheilte, was auf dem Schloſſe geſchah, ging ich in das Gärtchen der Wittwe, das nur durch ein Spalier von unſerm größeren Garten geſchieden war, und ergötzte mich an dem frohen [illegible] von Mutter und Tochter. Ich brachte der Letzteren bald einen Blumenſtrauß, bald ein Buch, und nach den erſten zehn Worten war unſer Geſpräch bei dem Herrn Paſtor. Immer ſeelenvoller ward das Lächeln, womit das Mädchen mich anblickte, wenn ich mich in ſeinem Lobe erſchöpfte, und ſchwieg ich dann ſtill, ſo wiederholte es ſeine letzte Predigt Wort für Wort, und Thränen rannen dabei aus den ſchönen blauen Augen. Ohne mir einer Abſichtlichkeit dabei bewußt zu ſein, erzählte ich Marklin, welche Würdigung er bei der kleinen Nachbarin gefunden. Er erröthete und ſpielte ſeufzend mit den Blättern einer blauen Hortenſia, die ihm von Frau von Conſtanz zugeſendet worden war.

An einem Frühlingsmorgen liege ich am Fenſter, das in den Garten ging. Das ſchattige Gezweige einer hohen Linde verbirgt mich, ohne mir die Ausſicht zu benehmen, und ſo ſehe ich mit Erſtaunen, daß das Communications-Pförtchen ſich öffnet, und Riekchen (ſo hieß die Predigerstochter) mit ſchüchternem Zögern den Uebertritt wagt, furchtſam umherblickt, und als ſie ſich endlich unbelauſcht wähnt, einem blühenden Apfelbaume zueilt. Hier ſtand ſie ſtill, faltete die Hände, blickte in die Wolken und trocknete ſich mehrmals mit den herabhängenden Blüthenzweigen die Augen. Nun löſete ſie ein rothes Band aus dem braunen Haare, knüpfte es um einen verſteckten Aſt und verließ dann flüchtig, wie ein Reh, das nachbarliche Gebiet.

Dieſe Sonderbarkeit erregte meine Neugier, ich ging, einen Verſuch zu ihrer Befriedigung zu machen, ſpäter in das Wittwenhäuschen, wo ich nach einem vergeſſenen Schnupftuche fragte. Es war an einem Sonntage, und Riekchen in die Kirche gegangen. Auch die Wittwe war im Fortgehen begriffen und nur von der Beſchickung der kleinen Häuslichkeit aufgehalten worden. Entſchuldigen Sie es, lieber Junker Juſtus, ſagte ſie treuherzig, indem ſie nach dem Geſangbuche langte, daß ich einem ſo willkommenen Beſuche, wie dem Ihrigen, die Thür weiſen muß. Aber es iſt heute meines Riekchens Geburtstag, und da darf eine ſo glückliche Mutter, als ich bin, die Kirche nicht verſäumen. Zwar werde ich dem lieben Gott nur mit Thränen dafür danken können, daß er mich durch das treue, herzige Kind ſo überſchwänglich geſegnet hat, denn ſeit der Vater todt iſt, wird uns jede Freude zur Wehmuth; — allein der Herr ſiehet das Herz an. Lieber Gott! Auch Riekchen kann ſich immer noch nicht recht daran gewöhnen, daß Alles anders geworden iſt, ſeit ein Paar Augen ſich geſchloſſen haben. Da ſtehet zum Beiſpiel drüben im Pfarrgarten ein Apfelbaum, den mein ſeliger Mann in der Stunde pflanzte, in welcher Riekchen geboren ward. Dieſer Baum blühete ſtets am ſtärkſten und trug die ſchönſten und meiſten Früchte. An jedem Geburtstage unſerer Tochter war meines ſeligen Mannes erſter Gang unter Riekchens Baum, ſo nannten wir ihn. — Dort betete er für des lieben Kindes geiſtiges und leibliches Gedeihen, und das Mädchen blühete gleich dem Borsdorfer. Heute nun konnte Riekchen der Sehnſucht nicht widerſtehen, ihr Morgengebet, wie ſonſt an dieſem Tage, unter dem Baume zu halten. In aller Frühe ſchlüpfte ſie hinüber und kam wieder mit verweinten Augen, die ſo roth waren, wie eine Apfelblüthe. Der glückliche Baum! ſagte ſie betrübt, er kann ſtehen bleiben, da, wohin ihn des guten Vaters Hand pflanzte; ich aber mußte fort von der heimiſchen Stelle und kann nicht einwurzeln auf dem fremden Plätzchen! —

Wie mich das rührte! Ich mußte es Märklin mittheilen. Er ſchien ergriffen und mit ſich ſelbſt kämpfend. Nach geendigtem Gottesdienſte band er ein prächtiges Bouquet und ging mit mir zu Riekchen und ihrer Mutter. Er wünſchte dem Mädchen mit warmer Herzlichkeit Glück zu dem Lebensfeſte, und mit einer Schüchternheit, die ich noch nie an ihm bemerkt hatte, überreichte er der Glühenden den Blumenſtrauß.

Wir alle aßen an dieſem Tage, wie gewöhnlich, auf dem Schloſſe. Frau von Conſtanz war ſeit einigen Tagen ſichtlich ſchwächer geworden. Sie ſchloß ſich zwar von der

Tiſchgeſellſchaft nicht aus, glich aber in ihrem Ausſehen, wie in der Bedürfnißloſigkeit des Genuſſes, einem Schatten.

Marklin's trübe Blicke hafteten mit unruhiger Theilnahme an dem todtenblaſſen Geſichte der theuren Frau, und wenn ſie ſich abwendeten, begegneten ſie einem tröſtenden Lächeln in Rickchens zarten Zügen. Dieſes reinweibliche Mitgefühl, ſo frei von der verzeihlichſten Selbſtſucht, verfehlte ſeiner Wirkung nicht auf den feinempfindenden Mann. Er überſah das Märchen heute nicht mehr, wie es früher wohl geſchehen war, und gab ihm, ſo oft die Aufmerkſamkeit für unſere kranke Wirthin es geſtattete, ein Zeichen freundlicher Beachtung.

In Frau von Conſtanz Seele mochte die Ahnung aufgehen, daß das ſchwache Näherungsfädchen, welches ſich von ihr bemerkt entſpann, einſt ſo ſtark werden könne, um einen Bund für Zeit und Ewigkeit zu knüpfen — und mit einem Ausdrucke von Schmerz ſuchte ſie das Geſpräch allgemein zu erhalten. Gegen den Abend hin ſetzte ſie ſich an das Pianoforte, was ſie meiſterhaft ſpielte. Die untergehende Sonne verklärte die bleiche Geſtalt; Marklin lehnte gegenüber, in ihren Anblick verloren, traurig und ſchweigend. Da erhob ſie nach ſchwermüthigen Phantaſieen die ſchöne Stimme und ſang mit leiſen Geiſtertönen: „Wohlthat des Lebens! ſanfter Tod! Aus Labyrinthen, wo wir weinen, führſt Du uns heim, wie Abendroth, den Pilger zu Cypreſſen-Hainen!“

Ihr Auge funkelte auf, wie die Flamme vor dem Erſterben, und acht Tage ſpäter, in derſelben Stunde, erlöſchte es der Tod.

Marklin hatte Wort gehalten. Seine Liebe, ſeine Begeiſterung zerſtreuete das Grauen, das den wohlthätigſten

Freund der Menſchheit verkündet; erkannt und willkommen trat er, ein Cherub des Friedens, an das Bette der Sterbenden. Aber Marklin's Kraft war nur eine menſchliche; ſie brach mit dem Herzen, das ſo treu für ihn geſchlagen hatte. Längere Zeit verging, ehe wieder Lebensſinn und Lebensmuth in ihm erwachte, und ich darf wohl ſagen, daß mein reges Bemühen, ihn zu erheitern, dieſe Auflebung gezeitiget habe und nicht ohne geſegneten Erfolg geblieben ſei.

Ich hatte nun mein achtzehntes Jahr bereits zurückgelegt und ſtand nahe daran, die Univerſität zu beziehen. Meine Eltern wünſchten, daß ich vorher noch einige Monate bei ihnen zubringen möchte, und ſeit dem Hinſcheiden der Frau von Conſtanz hoffte ich mit ſicherem Erwarten, vor meinem Abgange, deſſen Feſtſetzung durch nichts dringend gemacht wurde, mich noch der Gewißheit erfreuen zu können, daß mein geliebter Lehrer durch die Wahl einer Gattin in dem guten Rieckchen ſich der genügendſten Entſchädigung für die verlorene Freundin verſichert habe. Mein Wunſch ward erfüllt, ich verbrachte den Winter noch bei meinem trauernden Freunde und bemerkte mit unausſprechlicher Freude, wie bei der Annäherung des Frühlings ſein erſtorbenes Gemüth ſich in Liebe wieder belebte. An Rieckchens nächſtem Geburtstage ſchmückte der Brautkranz ihre Locken, und den Apfelbaum, ihr wiedererlangtes Eigenthum, ein flatterndes Band, worauf ich die erſte Production meiner Muſe hatte drucken laſſen.

Ich kehrte nun nach Ober-Höhen zurück, und obgleich ich mich des Wiederſehens meiner Lieben innigſt erfreuete, ſo fühlte ich doch an einer gewiſſen Ungewohntheit, an dem Befremdlichen, das die Verhältniſſe des väterlichen Hauſes für mich angenommen hatten, mit welch feſter Heimathlichkeit ich von meinem verlaſſenen Aufenthalte gefeſſelt worden war.

Lag es überhaupt nicht in meiner Eigenthümlichkeit, großen Werth auf äußere Güter zu legen, ſo hatte meine Erziehung dieſen wünſcheloſen Sinn nur vor jener unglücklichen Richtung bewahrt, die in der Vernachläſſigung von Vortheilen, welche die Vorſicht in unſere Hände legte, ſich der Mittel Segen zu verbreiten, begiebt, und indem ſie in der ſorgfältigen Bewahrung des Eigenthums eine Erniedrigung des Geiſtes erkennt, ſich der zukünftigen Sorge für das tägliche Brod überliefert. Der edle Marklin hatte das Seinige dazu gethan, meine Anſicht von der würdigſten Schätzung unſerer Beſitzthümer zu berichtigen und die Rangordnung feſtzuſtellen, in welcher die Rückſicht auf äußere Erſprießlichkeiten der treuen Erhaltung unſeres Seelenfriedens ſtets untergeordnet ſein müßte. Hatte dieſe Regel ſich ſchon früher meinem Denken und Handeln aufgeprägt, ſo waren die zwei Jahre, welche ich im Pfarrhauſe zubrachte, für mich eine Schule der Genügſamkeit und der Erkenntniß geworden, welche Güter die wünſchenswürdigſten und beglückendſten ſeien. Faſt hatte ich den Unterſchied zwiſchen reich und arm vergeſſen, oder doch mindeſtens die Begriffe verwechſelt, in denen die Menge dieſe Zufälligkeiten beurtheilt. Frau von Conſtanz war ſo reich und doch ſo bedauernswerth: Rieckchen ſo arm und doch ſo unendlich reich an ſtillem Glücke! Marklin verwendete einen großen Theil ſeiner Einkünfte zu Spenden der Wohlthätigkeit und genoß demnach die ſüßeſten Freuden des Ueberfluſſes; aber als der Agent der verſtorbenen Gutsfrau ihm meldete, daß die Erblaſſerin ihn mit einem bedeutenden Legate begabt habe, da ſah ich ein paar ſeltene Thränen über ſeine Wangen rollen, und in dem Blicke, den er auf ihre Silhouette warf, die über ſeinem Schreibtiſche hing, malte ſich der Schmerz der Entbehrung und der Unerſetzlichkeit ſeines Verluſtes.

Kaum waren einige Tage ſeit meiner Zurückkunft nach Ober-Höhen verfloſſen, als eines Abends zu ſpäter Stunde ein ſchwerer Reiſewagen vor das Schloß rollte, und Dame Ludovica ganz unerwartet bei uns einkehrte. Dieſer Beſuch mußte uns um ſo unvermutheter kommen, als meine Eltern davon unterrichtet waren, daß das Fräulein nach H...... gereiſt ſei, um dem Major mit der plötzlichen Ankunft in ſeiner Garniſon eine Ueberraſchung zu bereiten, in der es die willkommenſte vorausſetzte, da das gegenſeitige Vernehmen der Geſchwiſter jetzt außerordentlich gut und Ludovica noch niemals bei ihrem Bruder in deſſen Standorte geweſen war. Das Fräulein hatte meiner Mutter den ſchlauen Reiſeplan mitgetheilt und die Dauer des vorgenommenen Aufenthalts in H...... auf Monatsfriſt angegeben, weshalb denn ein Packwagen, ganz mit Victualien angefüllt, ſie begleiten würde, der die Bewirthungskoſten zu übertragen beſtimmt wäre.

Noch war ſeit Ludovica's Abreiſe von Rothwieſe keine volle Woche verſtrichen, als ſie zu ſo ungewöhnlicher Zeit unſere Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nahm, und die Befremdung, mit der meine Mutter ihren Gaſt begrüßte, ward noch vermehrt, wie wir bemerkten, daß dieſelbe ſich in einem Zuſtande der zornigſten Aufregung befinde, der ſie alle Rückſichten förmlicher Schicklichkeit überſehen machte.

Mein Vater hatte ſich bereits zur Ruhe begeben, und ich meiner Mutter eine religiöſe Abendbetrachtung vorgeleſen. Das Schweigen der häuslichen Geſchäftigkeit und Sorgen, unſer trauliches Alleinſein, der fromme Ernſt der Lectüre, in der uns Ludovica's Ankunft ſtörte, hatte der natürlichen Sanftheit meiner Mutter etwas Heiligſtilles beigemiſcht, das ſeine beſänftigende Wirkung auf Ludovica's Seelenſturm ſogleich ſichtbar machte. Sie bat meine Mutter um die Erlaubniß, bei uns übernachten zu dürfen, weil, wie ſie ſagte, ihr Herz einer Erleichterung bedürfe, wenn es im Gefühle erlittener Kränkungen nicht zerſpringen ſolle. Bei dieſen Worten erſtickte ein Thränenſtrom ihre Stimme. Meine Mutter drang nun mit beſcheidener Theilnahme in die Weinende, daß dieſe ſie mit der Veranlaſſung ſolch übermannender Betrübniß bekannt machen möchte, und fragte etwas leiſer, ob ihr vielleicht meine Anweſenheit bei dieſer Mittheilung hinderlich wäre. Aber Ludovica ſtreckte ihre dürre Hand aus, um mich, ihren Günſtling, neben ſich auf den Sopha zu ziehen, indem ſie ſagte: Nein, nein! Juſtus mag es immer hören, wie man ſeiner alten Freundin mitgeſpielt hat.

Es gereicht der Jugend nie zum Schaden, wenn ſie früh erfährt, daß Undank der Welt Lohn ſei. Hierauf erzählte ſie, ſich gewaltſam zuſammennehmend, daß ihr erſt nahe an der Stadt der Einfall gekommen ſei, in einem Gaſthofe abzuſteigen, einen anderen Namen anzunehmen und zu Fuße den Major in ſeiner Wohnung aufzuſuchen. Ein guter oder böſer Geiſt habe ſie gereizt, ſich bei der Wirthin nach der Lebensweiſe ihres Bruders zu erkundigen, und die Antwort jener Frau ſei dahin ausgefallen, daß der Major Strahlau als einer der leichtſinnigſten Wüſtlinge und Schuldenmacher der Stadt verrufen ſei. Kaum habe Ludovica ihre Faſſung behaupten können, als die weitere Relation der Wirthin ihre Perſönlichkeit angegriffen, indem die Geſchwätzige ihr ferner berichtet, daß der Major alle ſeine Gläubiger auf den Tod ſeiner älteren Schweſter vertröſte, die er beerben würde, und welche, ſeiner eigenen Ausſage nach, der Teufel, trotz ihrer öfteren Gichtanfälle, nur deshalb noch nicht geholt habe, weil er ſich fürchte, mit ihr fertig zu werden.

Als nun Ludovica ihrer inneren Empörung durch einen heftig geäußerten Zweifel an der Wahrheit dieſer Ausſage Luft gemacht, habe die Wirthin, ihrer Rechtfertigung gewiß, ſie mit beleidigtem Lächeln gefragt, ob ſie ſich ſelbſt von dem Gehörten überzeugen wolle. Dies könne ſie noch dieſen Abend, wo eine Geſellſchaft Officiere, auch einige Civil-Perſonen einen kleinen Picknick bei ihr hielten, an dem ſpäter, wenn die Polizei ſchlafen gegangen wäre — ein Bänkchen gelegt würde. Wolle nun die gnädige Frau ihr das Verſprechen geben, ſie nicht zu verrathen, ſo ſolle ſie in einem anſtoßenden Zimmer Ohrenzeugin der ganzen Unterhaltung ſein, die gewöhnlich auf eins und daſſelbe hinauslaufe.

Ludovica verſteht ſich zu dieſer Bedingung. In furchtſamer Spannung begiebt ſie ſich in den ihr angewieſenen Verſteck, und die Laune des Zufalls geht vollkommen in die Abſicht der Wirthin ein. Sie erſtarret über die zügelloſe Frechheit in den Aeußerungen ihres Bruders, und die öde Abgeſchiedenheit, in der ſie unbekannt mit der Willkür der Frivolität veraltete, läßt ihr dieſen leichtfertigen Kreis als eine hölliſche Rotte erſcheinen. Unglücklicherweiſe wird an dieſem Abend eine Champagner-Wette bezahlt und vertrunken, und die Zunge des Majors vom Weingeiſte vollends entzügelt. Er macht auf die neckenden Behauptungen ſeiner

Cameraden denſelben eine ſummariſche Angabe ſeiner Schulden, vor deren Anſehnlichkeit der Zuhörerin im Nebenzimmer ein Entſetzen ankommt. Selbſt einige aus der Geſellſchaft verrathen durch einen Ausruf der Ueberraſchung, daß ſie ſich die Decadence des Majors nicht ſo arg gedacht hätten.

Und wann gedenkſt Du Moſen und Aron und die Philiſter alle zu bezahlen, mein Brüderchen? fragt Einer. Wann? wiederholt der Major, ſobald meine Schweſter Uriane — ich habe ſie aus höchſteigener Vollmacht ſo gefirmelt — der Welt Valet ſagt und mich zu einem lachenden Erben macht. Lange kann dies nicht mehr dauern; Ihr ſolltet ſie einmal ſehen! Eſſig-Naphta muß man bei der Hand haben, wenn man bei ihrem Anblicke Courage behalten will. Und nun machte er eine ſo übertriebene Beſchreibung von Ludovica's Aeußerlichkeit, ſchildert, von dem beifälligen Gelächter ſeiner Zuhörer aufgemuntert, eine ſo fratzenhafte Caricatur, daß die vor Wuth bebende Ludovica ſich nicht mehr darin zu erkennen vermag, und mit dem fürchterlichſten Schmerze, den ſie jemals empfunden, erwägt, wie dieſer unnatürliche Bruder ſie ſo lange mit der vollendetſten Heuchlerfertigkeit getäuſcht und zu manchem reichen Opfer bewogen habe. Jetzt erhebt ſich eine dröhnende Commando-Stimme und bringt dem Wortführer den Toaſt zu: Auf die baldige glückliche Himmelfahrt Deiner ſchweſterlichen Liebe, Bruder Strahlau! Und laut klingen die Gläſer in der Tafelrunde, indem derſelbe Wunſch in den für Ludovica beleidigendſten Variationen wiederholt wird.

Da öffnen ſich raſch die Flügelthüren, und das Fräulein tritt in der Unerſchrockenheit eines faſt männlichen Charakters, dem das Gefühl der erlittenen Beleidigung eine noch kühnere Haltung giebt, vor die wilden Zecher. Dieſe verſtummen, und Ludovica ſpricht mit tiefer Verneigung: Ich danke Ihnen, meine Herren, für Ihr gütiges Andenken, deſſen ich mich ganz unverdienter Maßen erfreue. Die Erfüllung ihres Wunſches kann nicht mehr fern ſein, da ich ſo eben (ſie machte eine ſprechende Bewegung gegen die Verſammlung) meine Höllenfahrt beſtanden habe. — Dir aber, den ich ſonſt Bruder nannte, wollte ich nur noch ſagen, daß Du das Arrangement Deiner Finanzen nicht auf dieſen Zeitpunct zu verſchieben brauchſt. Du weißt, ich konnte das Lachen niemals ſonderlich leiden und habe die Marotte, Leute, die dazu incliniren, mit meiner Nachlaſſenſchaft zu verſchonen.

Mit einem abermaligen, ſpöttiſchtiefen Knixe ging Ludovica in das Nebenzimmer zurück und überließ die verſteinerten Männer ihrem Erſtaunen.

Sie verließ noch in derſelben Stunde den Gaſthof und fuhr bis in die äußerſte Vorſtadt, wo ſie in einem ärmlichen Wirthshauſe übernachtete.

Die Rache, welche Ludovica ſich eben ſo geiſtesgegenwärtig, als a tempo für die erlittene Schmach genommen, täuſchte ihre heftige Erbitterung zwar anfänglich mit dem Bewußtſein einer Genugthuung, die im richtigen Verhältniß zu der ihr zugefügten Kränkung ſtehe; allein nur zu bald empfand ſie, daß die Befriedigung, welche das eigenmächtige Vergelten einer Wehthat gewährt, eine trügeriſche ſei.

Die Einſamkeit der Reiſe begünſtigte die traurigen Selbſtbetrachtungen, denen ſie ſich überließ, und immer troſtloſer trat die Erwägung hervor, wie allein und ungeliebt ſie in der Welt ſtehe. Vielleicht ſchwebte, ſich den Vorwürfen anſchließend, die ſie in Bezug auf die Veranlaſſung davon ſich ſelbſt machen durfte, Nanny's Bild vor ihrer Seele, die ihr ein antheilvolles, ſchweſterliches Wohlwollen ſtets bewahrt und bewieſen hatte; gewiß aber verſprach ihr das hochachtende Vertrauen, welches ſie für meine Mutter hegte, von einer Mittheilung des Erlebten an dieſe Troſt und Berichtigung ihrer Anſichten. Auch hatte ſie ſich nicht darin geirrt. Als Ludovica ihre Erzählung geendigt hatte, und während ſie aufs neue in Thränen ausbrach, mehr Schmerz als Aerger zeigte, faßte meine Mutter mitleidig ihre Hand und bat ſie, ſich zu faſſen. Meine Mutter meinte, das Fräulein dürfe ſich der Ueberzeugung getröſten, dem Major von jeher mehr Güte bezeugt zu haben, als er verdient, und ihn nunmehr durch den Schrecken ihrer Erſcheinung und die an ihn erlaſſene Drohung auf das gerechteſte und ſeinem Vergehen angemeſſenſte beſtraft zu haben. Er würde nun genöthiget ſein, ſeiner Verſchwendung Einhalt zu thun, und wenn er durch dieſen Vorfall, wie durch das Sinken ſeiner Hoffnung, zu Erkenntniß und Reue gelangt wäre, würde ſie ſich auch als eine verſöhnliche Chriſtin und als die Tochter ſeines Vaters gegen ihn beweiſen, und ſeiner unbrüderlichen Verleugnung nicht mehr gedenken.

Ludovica ſtarrte meine Mutter an: Wie? was ſagen Sie, liebe Höhen? Für den Spieltiſch ſollte ich geſammelt haben? Oder für die Tafelfreuden ſolcher Schlemmer? Nimmermehr! Weder mein ſauberer Herr Bruder, noch meine entlaufene Schweſter mit ihrer Vagabonden-Familie ſoll einen blutigen Heller von meinem Vermögen haben! Es wird meinen Tod verſüßen, daß ich dieſer Sippſchaft gute Geſinnung gegen mich mit gleicher Münze bezahlen kann! —

Mit lebhaftem Intereſſe hatte ich Ludovica's Eröffnung angehört. Ihre letzte Verſicherung ſchreckte mein erregtes

Gefühl auf die widrigſte Art auf, und hingeriſſen davon, rief ich aus: O glauben Sie das nicht! Der fromme Gellert ſagt: „Nur ein Herz, was Gutes liebt, nur ein ruhiges Gewiſſen, das vor Gott uns Zeugniß giebt, wird uns einſt den Tod verſüßen!“ Und Er, der ſterbend für ſeine Feinde betete, gab die Verheißung: Vergebet, ſo wird Euch vergeben!

Meine Mutter lächelte mir ſchweigend mit benetzten Augen zu, und Ludovica verbarg eine leiſe Rührung hinter der Frage: Du haſt wohl in Schleenthal gepredigt, wenn der Paſtor nicht Zeit hatte? Ungereizt von dieſem Spotte fuhr ich in ſteigender Bewegung fort: Dort hat mich Marklin gelehrt, daß die Gerechtigkeit, die wir an unſeren Beleidigern üben, uns mit Friede und Freude lohnt, uns Ruhe im Leben, Muth im Sterben giebt, und die Gewißheit unſerer Verſöhnung mit Gott! — Ach! Sie könnten leicht den Major überleben, und werden dann, ich glaube es zuverſichtlich — ſich ſeiner verlaſſenen Tochter, wie ſeiner Ehre annehmen, die doch leiden würde, wenn ſeine Schulden unbezahlt blieben. Gefiele es aber der Vorſicht, Sie, meine gnädige Pathe, früher abzurufen, ſo werden Sie ſein natürliches Anrecht auf Ihren Nachlaß nicht verkürzen, und unbekümmert um die etwaige Verwendung deſſelben auf dem ſanften Kiſſen entſchlafen, worauf die erfüllte Pflicht das müde Haupt bettet. Auch Ihre unglückliche Schweſter wird nicht unbedacht bleiben, und in weiter Ferne, wer weiß, ob nicht in Gram oder Mangel? die Aſche ihrer Erzieherin ſegnen, welche ein treueres Gedächtniß für ihre geſchwiſterliche Schuldigkeit, als für die Verletzung derſelben hatte, durch die ſie einſt gekränkt wurde. Ich hatte mit jugendlichem Eifer, mit dem Wunſche, die Erzürnte zu begütigen, geſprochen, und bemerkte jetzt mit höchſtem Genügen, daß der Ausdruck in Ludovica's Zügen ſich veränderte, und ein anderer Blick, als der des Haſſes, ihr Geſicht beleuchtete. Sie ſah mich lange an, ich begegnete ruhig ihrem forſchenden Auge — dann ſagte ſie entſchloſſen: Du, Juſtus, ſollſt mein Erbe ſein! —

Ich erſchrak eben ſo heftig als aufrichtig; auch meine Mutter verrieth einige Aengſtlichkeit, und Ludovica konnte dieſe unſere Beſtürzung unmöglich mißdeuten.

Ich küßte ihre Hand und entgegnete: Nein, o nein! Dies iſt eine Uebereilung Ihrer Gunſt, von der ich keinen anderen Vortheil ziehen möchte, als die Fortdauer Ihres Wohlwollens. Auch könnte ein Beſitzthum, das einem von der Natur geheiligten Anrechte entzogen ward, mich niemals froh machen! Das verpflichtende Andenken an dieſe Stunde iſt daher in mir verklungen mit ihrem Schlage, und nur das dankbare wird mich fortan begleiten; und wenn Sie mir erlauben, einen Wunſch äußern zu dürfen, deſſen Erfüllung Niemand verkürzen und mich wahrhaft bereichern würde, ſo könnten ſie ſehen, daß ich nicht zu ſtolz ſei, eine Gabe anzunehmen, die mir von ſo gütiger Hand käme, und daß ich mich lieber einer gerechten Wenigkeit bei Ihrem Leben, als eines zweifelhaften Rechts nach Ihrem Tode erfreuen wolle.

Ludovica fragte mich nun um mein Begehren mit jenem eiligen Dringen, welches ſehr oft gegen die Feſtigkeit eines Verſchmähers anſtürmt, und ich nannte einen mäßigen Zuſchuß zu der kleinen Summe, die meine Eltern für meinen Univerſitäts-Aufenthalt ermöglichen konnten, und die, auch bei der höchſten Sparſamkeit, für die Bedürfniſſe deſſelben nicht zureichend geweſen wäre. Ludovica, immer freundlicher werdend, nickte mit dem Kopfe und ſagte: Du ſtudirſt auf meine Unkoſten ganz und gar. Kein Wort dagegen, mein Junge, ich will es ſo, und damit gut.

Ich ging ſehr vergnügt zu Bette. So ſah ich denn nun meinen Lieblingsplan erfüllt, ohne daß die Freude darüber mir durch die Beſorgniß verkümmert wurde, als wären die Beſchränkungen und Entbehrungen meiner Eltern die Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes, und mit dem ſüßen Gefühle der Beſcheidenheit, das ſich auch da zu begnügen verſteht, wo größere Erbietungen den Sinn für Mäßigung prüfen. Das Fräulein blieb noch einen Tag bei uns, und bald nach ihrer Abreiſe ſendete ſie ein kurzes Handſchreiben an mich, wobei eine Rolle mit hundert Stück Friedrichsd'or befindlich war, die als das Jahrgeld meiner Studienzeit, nach Ablauf der beſtimmten Friſt, wiederum an mich gelangen ſollten. Zugleich überlieferte mir der Ueberbringer ein wunderſchönes Reitpferd, von einer künſtlich geſtickten Schabracke geſchmückt, die, eine Arbeit von meiner Gönnerin, für deren Bruder beſtimmt geweſen war und nach ſeiner Entlarvung mir zum Erinnerungszeichen an die gnädige Pathe dienen ſollte. Ich ritt nun nach Rothwieſe, der jungfräulichen Dame meine herzlich fröhliche Dankbarkeit auszudrücken: und zu Michaelis verließ ich mein väterliches Haus, um meine akademiſche Laufbahn zu beginnen.

Die drei Jahre, welche ich auf der Univerſität verlebte, gingen ziemlich ruhig vorüber. Fern von jener wilden Freiheitsluſt, welche die Ungebundenheit dieſer Bildungszeit zu einem unvergleichbaren und lebenslänglich unvergeſſenen Genuſſe auszeichnet, machte ich davon nur denjenigen behutſamen Gebrauch, der mich vor dem gefährlichen Namen eines Sonderlings ſchützte. Ich lebte dem Fleiße und dem engeren Umgange einiger Studirenden, ohne gerade einen Herzensfreund unter ihnen gefunden zu haben; ergötzte mich auf einſamen Spaziergängen an den Naturſchönheiten dieſer Gegend und ſchrieb fleißig nach Hauſe und in das Pfarrhaus nach Schleenthal. Endlich erſchien die Zeit meiner Rückkehr. Sehnſüchtig nach der Wiedervereinigung mit meinen Lieben, ohne eine beſtimmte Vorzeichnung für den Gang meiner Zukunft, ſo weit ich denſelben ſelbſt leiten könnte, verfolgte ich meinen Weg in die Heimath und wollte, da ich nur einen kleinen Umweg machen durfte, Marklin zuerſt begrüßen. Ich fand dieſen theuren Freund geſund und unverändert liebevoll gegen mich geſinnt. Er war während meiner Abweſenheit Vater eines Mädchens geworden, deſſen Geſichtchen im verjüngten Maßſtabe das Spiegelbild von dem ſeiner blühenden Mutter war.

Riekchen, welche bereits ihrer zweiten Niederkunft entgegenſah, hatte die harmloſe Zufriedenheit ihrer früheren Jahre gegen ein faſt leidenſchaftliches Gefühl ihres gegenwärtigen Glückes vertauſcht, welches mich mit dunkeln ängſtigenden Ahnungen von der Kürze ſeiner Dauer erfüllte.

Die Liebe für ihren Mann zeigte ſich in jener unbegränzten Verehrung, die wir ſo oft für Perſonen hegen, welche in der Verbindung mit uns den Empfindungen der Zärtlichkeit mehr mit der Güte des Charakters, als mit der Schwäche des Gemüths begegnen.

Ich raſtete einen Tag in Schleenthal, um dem Wunſche meines Marklin, wie dem Bedürfniß der Erholung genug zu thun. Früher als jedes andere befreundete Plätzchen ſuchte ich den Apfelbaum, Riekchens Geburtstags-Denkmal, auf. War es mir doch, als gehörte er näher an den Kreis der Lebenden in dieſem Hauſe, als jedes andere Gewächs des Gärtchens. Er hatte ſich merklich verſtärkt, und weit breiteten ſich ſeine fruchtbeſchwerten Aeſte aus. Ein zartes Bäumchen, die kleine Juſtine genannt, ſtellte ſinnbildlich ſein kindliches Verhältniß zu dem Mutterbaume dar, und die junge Frau zeigte es mir mit mädchenhaftem Erröthen und mütterlicher Wonne.

Mit dem wehmüthigen Vergnügen der Erinnerung beſuchte ich die Kirche, und ging gegen den Abend hin, am Arme des Freundes, in den offenen Schloßgarten ſpazieren. Riekchen war durch einen empfangenen Beſuch abgehalten worden, uns zu begleiten. Das Schloß, deſſen Fenſter die untergehende Sonne mit Goldſchein färbte, war jetzt unbewohnt, der Garten verſäumt und verödet. Auch des Paſtors Geſicht verklärte ſich ſanft, als wir in einen Bereich traten, welchem ein eben ſo zartes als treues Andenken die Weihe der Trauer gab. Gerührt gedachte ich der Vergangenheit und mancher Stunde, die ich in dieſen nun verlaſſenen Gemächern durchlebt hatte. Marklin lächelte ſchmerzlich. Es iſt gewiß, ſagte er, daß theure Abgeſchiedene einen Theil unſeres geiſtigen Weſens mit hinübernehmen in ihr neues, himmliſches Wohnland, während das Bewußtſein ihrer Treue, die Erinnerung an ihre Liebenswürdigkeit und Tugend uns gleichſam als Erſatz für die zerriſſene Seele zurückbleibt. Und wer möchte Stoff und Verbindungsart der geheimnißvollen Bande angeben wollen, welche die Geiſter durch Welträume verknüpft und in Berührung bringt? — Wir alle irren und wiſſen nicht die Kraft Gottes!

Ich fragte nun nach den Kindern der Frau von Conſtanz und vernahm, daß ſie im Hauſe ihres Vormundes lebten. Der ſchwärmeriſche Plan ihrer Mutter, daß Marklin ſie erziehen ſolle, hatte zu viele Hinderniſſe gefunden, als daß er in Realität zu bringen geweſen wäre. Doch hatte Marklin das Möglichſte gethan, um den Wunſch ſeiner vollendeten Freundin zu erfüllen und ſich in der vorzüglichſten Gunſt des Vormundes einen Einfluß geſichert, der ihm geſtattete, durch Rathgebungen für das Wohl dieſer werthen Waiſen zu wirken.

Bei Tiſche erzählte der Paſtor ſeiner Frau, wo wir geweſen wären, und Rieckchens helles Auge blickte ſo freundlich als zuvor.

Um die Freude meiner Ankunft im elterlichen Hauſe zu erhöhen, fand ich meinen Bruder Edmund dort, den ich ſeit längerer Zeit, als vier Jahren, nicht mehr geſehen hatte. Er hatte ſich ſehr vortheilhaft ausgebildet; aber dennoch bemerkte ich mit einer Art von Beſtürzung, daß der Geiſt ſeines Standes manchen Zug ſeiner früheren Eigenthümlichkeit an ihm verwiſcht, manchen tiefliegenden ſtärker hervorgehoben hatte. Es mochte Deinem Vater, liebe Agnes, vielleicht eben ſo mit mir gehen. Wir waren aus einander gekommen. Und ob wir es gleich nicht verlernt hatten, uns herzlich zu lieben, ſo miſchte doch die Wahrnehmung von den Differenzen unſeres Geſchmacks, wie von der Richtung des ganzen Charakters unſerem brüderlichen Verkehre eine kleine, entfremdende Scheu bei. Nach einigen Wochen kehrte er in ſeine Garniſon zurück mit mehr Verlangen nach den fröhlichen Umtrieben cameradſchaftlicher Geſelligkeit, als Wehmuth, von dem ſtillen Familienkreiſe ſcheiden zu müſſen. Meines Vaters Ausſehen war mir ſehr aufgefallen. Nicht allein, daß er während meiner Entfernung um ein Jahrzehend gealtert hatte, ſondern auch ſeine Gemüthsſtimmung war durchaus verändert, was ſeinen Aeußerungen, wie ſeiner Handlungsweiſe ein unkenntliches Gepräge gab.

Meine Mutter klagte mir mit Thränen der tiefſten Bekümmerniß, daß er ſeit Jahresfriſt an öfteren Beklemmungen und Beängſtigungen gelitten, und der Arzt des Hauſes dieſe Zufälle für das Zeichen einer vermuthlichen Anhäufung von Waſſer im Herzbeutel erklärt hätte. Sie eröffnete mir ferner, wie ſehr die ökonomiſchen Angelegenheiten des Gutes, die mein Vater ſtets ſelbſt geleitet und deren Direction ihm nicht, wenn auch noch ſo ſanft, entzogen werden könnte, ohne ihn zu der gefährlichen Kenntniß ſeines Zuſtandes zu bringen, durch dieſen üblen Zuſtand ſeiner Geſundheit verſäumt worden wären. Ich ſuchte meine Mutter durch die Vorſtellung zu beruhigen, daß ſich dies nun von ſelbſt ganz anders geſtalten würde, weil ich ja doch Beſchäftigung haben müſſe, und mein Vater ſeinem Sohne und Nachfolger auf dem Gute einige praktiſche Verſuche zur eigenen Führung deſſelben nicht verſagen könne, wenn nur die Abſicht dieſes Begehrens in einem Geſichtspuncte erſchiene, der ſeiner krankhaften Verletzbarkeit kein Aergerniß gäbe.

Bis zu dieſem Zeitpuncte war der Lauf meines Lebens durch keinen anderen Kummer getrübt worden, als den, welchen die Mitleidenſchaft durch Anderer Wehe mir bereitete, und die Unannehmlichkeiten, die, durch unſer unvollkommenes Daſein bedingt, mir eine flüchtige Stunde zu beſiegen gab. Jetzt ſtehe ich am Grenzſteine meines Schickſals, und ein dunkler, klippenvoller Weg beginnt für mich. O, meine

Agnes, das Leben iſt ſchwer! Und wie ſo wahr ſagt jener britiſche Dichter: „Sobald der Menſch, durch die Zeit unterrichtet, den Schlüſſel des Lebens gefunden, ſo öffnet er ihm die Thore des Todes!“

Du wirſt lange in dieſen Blättern keinem Sonnenſtrahl begegnen, der auf meinen Pfad gefallen wäre. Du theures Weſen, mir lieb, wie das Licht meiner Augen! Gebe nur getroſt durch Wolken hin, es wird ſich einſt Alles enthüllen! Dann ſchauen wir Gott! und Nacht war zu unſern Füßen.

Auf meine Nachfrage erzählte mir meine Mutter, daß unſere alte Freundin, Ludovica von Strahlau, ſeit Jahr und Tagen auf dem ſchmerzvolleſten Siegbette danieder liege. Meine Mutter halte es für ihre Pflicht, die Kranke dann und wann zu beſuchen, ſie werde nur in den Erweiſungen ihrer Theilnahme durch die Rückſicht beſchränkt, daß Ludovica ſich davon verpflichtet glauben, und ihre einſtmalige Aeußerung in Bezug auf ihren letzten Willen wahr machen könne, was ihr (meiner Mutter) um ſo ſcrupulöſer ſein würde, als des Fräuleins Bruder, man wiſſe nicht recht warum, kürzlich ſeinen Abſchied erhalten habe und mit ſeiner Tochter in ein kleines Städtchen gezogen ſei, wo er täglich, bedrängt von den Mahnungen ſeiner Gläubiger, in dem dürftigſten Verſtecke lebe. Nur die Ausſicht auf ſeiner Schweſter baldiges Ableben und die gewiſſe Erwartung, daß er ihr Erbe ſein werde, halte die ungeduldige Schaar der Gläubiger noch in den Grenzen einer anſtändigen Mäßigung; ſähen ſie ſich aber in dieſer Hoffnung getäuſcht, ſo könne der Major den rohen Ausbrüchen ihrer Wuth und der gefänglichen Haft, die ſie über ihn beſchloſſen, nicht entrinnen. Seine Tochter habe wiederholentlich den Verſuch gewagt, die zürnende Tante zu verſöhnen, und ſei deshalb allein nach Rothwieſe gekommen, aber dort gar nicht vorgelaſſen worden.

Ich nahm mir vor, die alte grollende Dame zu beſuchen, und mein, bisher wenig benutztes Günſtlingsrecht zu Nutz und Frommen ihrer Verwandten geltend zu machen; allein die Gelegenheit war dieſem Beſtreben entgegen. Bald fand ich den Arzt, bald den Prediger oder einen Beſuch aus der Nachbarſchaft am Krankenbette, und die Leidende ward durch die läſſigſte und gleichgültigſte Unterhaltung ſo erſchöpft, daß ich es für einen Angriff auf ihre letzte Lebenskraft gehalten hätte,. wenn ich Gegenſtände von ſolch entſchiedener Widrigkeit vor ihre Seele führen und die feindſeligen Regungen ihres Gemüths hätte wecken wollen.

Ein halbes Jahr war ungefähr ſeit meiner Rückkehr ins Vaterhaus verfloſſen, als eines Morgens der alte Bediente des Fräuleins uns den ſeligen Hingang deſſelben verkündete. Wir nahmen aufrichtig Theil an dem Scheiden dieſer verjährten Bekanntin, deren Schrollen uns unſchädlich geweſen waren, da wir keine andere Anſprüche, als die nachbarlicher Freundlichkeit an ſie machten, und deren Wohlmeinen für uns mancher ſchätzenswerthe Beweis bethätiget hatte. Wir ließen demnach, das Nähere zu erfahren, den greiſen Diener in das Familienzimmer rufen.

Es fiel uns auf, daß der betrübte Alte, an der Thür ſtehen bleibend, ſich zuerſt gegen Alle und dann noch einmal, und zwar bis in den Staub ſich vor mir verbeugte und die Relation über die letzten Stunden der Vollendeten an mich richtete, obgleich meine Mutter es geweſen, die ihn dazu aufgefordert hatte.

Des verſtorbenen Fräuleins Agent, ein höchſt achtbarer Juriſt, erzählte er mit der Wichtigkeit, womit Domeſtiken, welche mit den Geheimangelegenheiten ihrer Herrſchaft vertraut ſind, etwas davon zu eröffnen pflegen — ſei zwei Tage vor dem Tode der Erblaſſerin dringend von dieſer herbeiverlangt worden, um ihre letzten ſpeciellen Verfügungen aufzunehmen, und den Beamten, wie der Dienerſchaft zugleich notificirt worden, daß der Juſtiz-Commiſſionsrath Felsner (ſo hieß der Mandatarius) bis zur Publication des Teſtaments, die erſt nach dem Verlaufe eines Monats erfolgen ſolle, in Rothwieſe und den dazu gehörigen Vorwerken als gebietender Herr zu betrachten wäre.

Ein banges Vorgefühl bewog mich zu dem Wunſche, daß dieſe Nachrichten mir indifferenter ſein möchten, als es wirklich der Fall war, und ich ſtrebte mich von der Furcht loszuwinden, daß Ludovica's Vermächtniß ein unbekanntes Unheil für mich, eine Störung meiner genügſamen Zufriedenheit enthalten könne. Aber ach! ich hatte zu wenig gefürchtet; es brachte den Fluch meines Lebens über mich! —

Nach dem Ablaufe der, zur Eröffnung des Teſtaments feſtgeſetzten Friſt kam der Juſtiz-Commiſſionsrath Felsner nach Ober-Höben. In der ſelbſtgefälligen Meinung, einen Glücksboten darzuſtellen, gab er erſt fälſchlich einen Vorwand ſeines Beſuches an, und als wir uns ahnungslos über die wahre Urſache deſſelben erklärten, überreichte er mir mit gerührter Gratulation eine Abſchrift von Ludovica's Teſtamente, welches mich zu ihrem Univerſalerben erklärte. Des Majors war mit keiner Silbe darin erwähnt: aber des Fräuleins Halbſchweſter, die ehemalige Nanny von Strahlau, ſollte in den Zeitungen aufgerufen werden, um den anſehnlichen Familienſchmuck und eine volle ſtandesmäßige Ausſtattung, welcher ſie ſich durch ihre Flucht begeben, zu ererben. Ferner waren einer Menge kleiner Legate für die

Dienerſchaft und zu Zwecken der Wohlthätigkeit ausgeſetzt, und mir endlich die räthſelhafte Verbindlichkeit aufgelegt, das Gut Rothwieſe binnen dem Verfluſſe eines Jahres zu verkaufen.

Ich darf der Wahrheit gemäß verſichern, daß mir die empfangene Nachricht ein Erſchrecken verurſachte, welches mehr ängſtlicher, als freudiger Natur war, und obgleich ich den Umfang des mir zugefallenen Reichthums bei weitem nicht kannte, ſo war die beſcheidenſte Schätzung ſeines etwaigen Betrages ſchon hinreichend, mich mit dem lebhafteſten Gefühle der dadurch zu übernehmenden Verantwortlichkeit zu erfüllen. Dies Ereigniß bewährte den edlen, chriſtlichen Sinn meiner guten Eltern in ſeiner ſeltenen Echtheit. Mein Vater, ſchon ſeit einigen Tagen wieder ſehr beängſtet und unruhig, nahm ſein Sammetmützchen von den weißen Locken, reichte mir die matte Hand und ſprach: Mein Sohn, ſei ein treuer Haushalter dieſer Gabe Gottes! Die arme Ludovica, Friede ihrer Aſche! hatte wenig Freude am Leben, weil ſie das anvertrauete Pfund vergraben. Du wirſt es ſo nicht machen, und durch eine weiſe Anwendung des Dir Zugefallenen den Mißbrauch der Erblaſſerin vor dem Gericht der Vergeltung verſöhnen. Dies, dunkt mich, wäre der angemeſſenſte Dank und die pflichtmäßigſte Benutzung.

Nun fiel die Mutter mir weinend um den Hals und ſagte: Lieber Juſtus, mache Dir Freunde mit dem ungerechten Mammon, und vergiß über ſo betrüglichen Schätzen nicht, Dir ſolche zu ſammeln, die weder die Motten, noch der Roſt freſſen!

Nein! rief ich aus, indem eine ernſte, kräftige Entſchließung auch die leiſeſte Einmiſchung des Eigennutzes in meine feſtgeſchloſſene Ueberzeugung abwehrte, Nein! Ludovica wird mit ihrem Erben zufrieden ſein. Sie hat mich gewürdiget, die Unebenheiten auszugleichen, welche ihrem rauhen Weſen noch härtere, ſpitzere Ecken aufdrückten, und ich will ihr Vertrauen zu rechtfertigen ſuchen. Sie hat mir ihre Erſparniſſe aufgehoben, und ich will mit der Genauigkeit eines Geizigen, nur in anderem Sinne — damit wuchern. Ich will Segen zu verbreiten ſtreben, auf daß ihr Andenken geſegnet ſei, und wenn ihr Geiſt mich umſchwebt, er mir zuflüſtern möge: Du haſt meinen Willen verſtanden und ihm genügt!

Der Juſtiz-Commiſſionsrath trocknete ſich die Augen und ſagte bewegt: Hätte ich keine Kinder — Sie, lieber Herr von Höben, müßten auch mein Erbe ſein. In meinem Berufe habe ich oft Gelegenheit, die Wahrheit jenes Ausſpruches zu erkunden: Die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke! Die Menſchen hängen ihr Herz an das Eitle, und dies ziehet es zu Boden; deshalb können ſie es nicht zu Gott erheben. Sie geben oft den Frieden, den lieben, goldenen Frieden der Seele — für ein Ungewiſſes hin, das bald in einem Sacke Geld, bald in einem Stückchen Land, bald in noch Wenigerem beſteht, und tauſchen den blaſſen Aerger und Hader gegen die gedeihliche Verträglichkeit ein. Sie ſchleppen und quälen ſich gar zu gern mit einer ſchweren vollgepackten Bürde, anſtatt auf dem mühſeligen Lebenswege mit dem nothwendigſten Bedarfe zufrieden zu ſein. Die Rechtspflege iſt wahrlich kein Beförderungsmittel, die Menſchen lieben und achten zu lernen, und in den Zerrbildern ihrer Leidenſchaften noch des Schöpfers Ebenbild zu erkennen: darum thut es dem Juriſten wohl, wieder einmal — verzeihen Sie dem Gleichniſſe — auf ſüß Waſſer zu graben.

Eine Menge zerſtreuender Geſchäfte und Anordnungen, welche mit der Uebernahme meines Erbgutes verbunden waren, entfernten mich jetzt oft vom Hauſe und lenkten meine Aufmerkſamkeit auf ein Tauſenderlei von Gegenſtänden, die beſorgt und verfügt werden mußten. Sehr natürlich ward dadurch der ſtillvertraute Umgang mit mir ſelbſt geſtört, und ich verſchob Ueberlegungen, meine eigene Perſon betreffend, bis auf die Zeit, wo das Nöthigſte gethan ſein würde. Mein Vater, der mir ſeit dem Tage, an welchem ich die Nachricht von meiner Erbſchaft erhalten, ſehr ſinnig und nachdenkend geſchienen hatte, ſagte eines Abends traulich zu mir: Höre, mein Sohn Juſtus, ich kann mich eines Gedankens nicht entſchlagen, der mich in Betreff Deiner verfolgt. Du haſt meinen guten Rath nie verſchmäht, das muß ich Dir nachſagen. Auch bin ich ſehr fern davon, Dir ihn im vorliegenden Falle aufdringen zu wollen, da er nichts Geringeres, als das ganze Wohl oder Weh Deiner Zukunft umfaßt. Allein ein guter und verſtändiger Sohn, und das biſt Du, prüft die Meinung des Vaters und geſtehet der Liebe, der ruhigen Erwägung deſſelben ein eben ſo unparteiiſches, als reifes Urtheil zu. Major Strahlau hat eine Tochter — ſoll das arme Kind die Schuld des Vaters tragen? Wenn es ein liebes, gutes Mädchen wäre, zu dem Du ein Herz faſſen könnteſt — lieber Juſtus, dann wäre die ſchwierigſte Verbindlichkeit für Dich auf das natürlichſte gelöſt. Du hätteſt als Schwiegerſohn alsdann ein Recht, den Major zu unterſtützen, was er, ſo weit ich ihn kenne, trotz der ſchreienden Noth des Bedarfs, einem Fremden nie einräumen und ſich lieber den Mißhandlungen ſeiner Gläubiger preis geben wird, als daß er eine Wohlthat annehmen ſollte, die keine Rechtfertigung hätte, welche ſeinen falſchen Begriffen von Ehre entſpräche.

Eine Empfindung, wie die beengende Schwüle der Gewitterluft, überwallte mich heiß bei dieſer Rede meines Vaters; aber meine Mutter kam der Antwort, zu der ich den Mund ſchon geöffnet hatte, zuvor, indem ſie raſch und ängſtlich erwiederte: Du haſt ganz recht, Väterchen, wie Du die Sache anſiehſt; allein bedenke auch, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! Dies Sprichwort iſt auch nicht zu verachten. Wie leicht könnte unſeres Juſtus Lebensruhe ein Opfer ſeiner Großmuth werden!

Ich trat jetzt vermittelnd ein und verſicherte meiner Mutter, daß ich des Vaters Vorſchlag in genaue Ueberlegung nehmen und mich vor der Gefahr hüten wolle, die für mich mit der Uebereilung meiner Hülfswilligkeit verbunden ſein könnte.

Von nun an beſchäftigte mich dieſe Idee ausſchließend. Nicht gerade, als ob in dem Gedanken, ein mir ganz unbekanntes Mädchen zu heirathen, deſſen von meiner Phantaſie weder deutlich, noch glänzend aufgeſtelltes Bild überdies von dem Schatten eines Vorurtheils gegen ſeine Familie verdunkelt wurde; ſondern als würde ich von dem Gefühle der Unentrinnbarkeit in den verſchlingenden Strudel meines Schickſals gezogen. Ein ähnlicher Inſtinct der Unglücksgewißheit mag vielleicht in der Angſt des Vögelchens flattern, welches, von der lauernden Schlange angeſtarrt, ſich endlich ſelbſt dem Rachen des Todes überliefert.

O Gott! Wann und wo hört die freie Wahl des Menſchen auf? —

Um dem peinlichen Schwanken, worin ich mich ſeit jener Unterredung befand, irgend einen Halt zu geben, beſchloß ich, heimlich nach dem Städtchen zu reiſen, worin der Major jetzt lebte, und Erkundigungen über das Fräulein von Strahlau einzuziehen. Ich wollte meinen Eltern erſt dann von dieſer Reiſe ſagen, wenn ich zurückgekehrt wäre. So gab ich vor, einmal mehrere Tage in Rothwieſe zubringen zu wollen, und ſo trat ich von dort aus meinen verſchwiegenen Recognoſcirungs-Weg an.

Es war ungefähr ſechs Uhr Abends, als ich das kleine, unanſehnliche Oertchen vor mir liegen ſah und an den erſten dörflichen Hütten ſeiner Vorſtadt vorüberritt. Da dünkte es mir, als hörte ich den kurzen, gedämpften Trommelſchall eines militäriſchen Trauermarſches. Zu gleicher Zeit bemerkte ich, daß ein lutheriſches Bethaus, von dem Friedhofe dieſer Kleinſtädter umſchloſſen, in der Nähe ſtehe, und ſah durch das niedere Stadtthor einen Leichenzug ſchwanken, bei welchem eine dünne Invaliden-Compagnie die Honneurs machte. Ein ſeltſames Gefühl des Antheils oder der Neugierde feſſelte meinen Fuß, als ich, dem Aufzuge zu entgehen, einen Seitenweg einſchlagen wollte, der zu einem andern Thore führte. Ich ſtieg vom Pferde und ließ die ſchlichte Grabebegleitung an mir vorbeipaſſiren. Die Geſichter der alten Krieger zeigten auch nicht die leiſeſte Spur von betrübter Theilnahme; und wenn der Ausdruck von Wichtigkeit in der Erfüllung ihrer Dienſtpflicht durch einen Zug von Gefühl nuancirt wurde, ſo konnte dieſer nur eine gewiſſe gleichgültige Zufriedenheit genannt werden, als womit man der Leiche von Perſonen zu folgen pflegt, die Niemand vermiſſen wird, und welche, nach dem gemeinen Sprachgebrauche — durch den Tod am beſten aufgehoben ſeien.

Es erſchütterte mich, daß dem Sarge, welchem ſelbſt der kleinſte Schmuck fehlte, auch nicht ein einziges Auge voll Thränen nachblickte; ich blieb an der Kirchhofsthüre lehnen, bis die Ceremonie vorüber war, und als nun der letzte Schuß über das offene Grab dröhnte, und der Tambour einen längeren und raſcheren Beendigungswirbel ſchlug, hörte ich ein Weib aus der gemeinſten Volksclaſſe neben mir ſagen: Recht ſo, der Tambour bezahlt Alles! Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben! Eine Ahnung, wer dieſer Todte geweſen — durchbebte mich: aber mir ſelbſt unbegreiflich, vermochte ich es nicht über mich, an dieſem Platze die Beſtätigung derſelben zu erfragen. Ich ſprengte von dannen und ſtieg im einzigen Gaſthofe des Städtchens ab. Hier hörte ich nun, daß der Major Strablau, den man ſo eben begraben, ſich vor einigen Wochen ſterbenskrank geſtellt habe, um vor den Gewaltthätigkeiten ſeiner Gläubiger geſchützt zu ſein, bis er ein Mittel zu ihrer Beſänftigung erliſtet hätte; ein wohlthätiger Schlagfluß habe ihn jedoch dieſer ſündhaften Verſtellung und jedes Nachſinnens auf ferneren Betrug überhoben. Und ſeine Tochter, fragte ich zögernd und ſtockend, was iſt aus der geworden? Seine Tochter, antwortete die Wirthin, nun die iſt ganz hübſch und wird die feinen Hände jetzt tüchtig zur Arbeit rühren müſſen. Eine alte Officiers-Dame holte ſie heute früh in einer Kutſche ab, nach R......, glaube ich. Der Major ſtehet auch bei mir mit zehn Thalern auf der Kreide, und Unſereins muß ſich das Seinige zu Rathe halten. Als ich den Wagen halten ſah, rannte ich hinüber in das Trauerhaus und machte einen gewaltigen Spectakel. Da riß das Fräulein ein Ringelchen vom Finger und das ſeidene Halstuch vom Buſen, und gab es mir, um mich nur fortzubringen, und ich dachte: Nun, man muß auch Mitleid haben, und Etwas iſt doch beſſer, als gar nichts.

Ich fühlte mich tief empört; das Elend des jungen Mädchens zerriß mein Herz, und der Wunſch, die durch mich Verkürzte nach meines Vaters Vorſchlage zu entſchädigen, nahm die der Liebe verwandte Natur des zarteſten Mitleids an. Ich ſagte der Wirthin, ſie ſolle mir die Sachen zeigen. Und ſie legte einen goldenen Reif, mit kleinen Granaten beſetzt, und ein ſchwarzes Tuch, noch in die Form gefügt, in der es den Hals der Trauernden umgeben hatte, in meine Hand. Die Frau ſah mich mit großen Augen an, als ich den Betrag von des Majors Schuld aufzählte und ſie fragte, ob ſie mir Ring und Tuch dagegen überlaſſen wolle. Ihr Erſtaunen erhöhete ſich, da ich ſie aufforderte, mir noch dieſen Abend die Leute herbeizurufen, welche Forderungen an den Major hätten und die Richtigkeit derſelben erweiſen könnten. Eine Menge Handwerker und Krämer kamen nun eiligſt herbei, mich mit ihren Anſprüchen bekannt zu machen, die, größten Theils Kleinigkeiten beſagend, den dringendſten Bedürfniſſen des Verſtorbenen abgeholfen hatten. Ich befriedigte ſie Alle, gab der vergnügten Wirthin den Auftrag, die Rechnung für das Begräbniß anfertigen zu laſſen, die in kurzer Zeit durch Jemand abgeholt und berichtiget werden würde.

Auf dem Rückwege nach Rothwieſe hatte ich die ungeſtörteſte Muße über das Erlebte nachzudenken. Der Tod hatte den Major aus einem Labyrinthe der drückendſten Verlegenheiten, und die Welt von einem unwürdigen Menſchen befreiet; und ich würde die Kunde davon in Gemäßheit dieſer Erkenntniß aufgenommen haben, hätte nicht der Umſtand, daß ich die Erbſchaft erhoben, auf welche er gerechte Erwartungen hatte, und in der er ſeine Rettung zu finden vermeinte, mir ein leiſes Schuldgefühl gegen ihn gegeben. Konnte nicht die Kränkung, ſich getäuſcht zu ſehen, ſeinen Tod beſchleuniget haben? Und wenn mein Gewiſſen mich frei ſprach von dem Vorwurfe, das Erbgut mit Liſt oder einem Scheine des Rechten an mich gebracht zu haben, ſo band es mich doch an die Verpflichtung, der zwiefach beraubten Waiſe den möglichſten Erſatz zu gewähren. Ich dachte mir dieſes Mädchen als einen Zögling des Kummers, den die väterliche Verworfenheit über ſein ſchuldloſes Haupt brachte, und immer rührender malte meine Phantaſie das Bild des unglücklichen Kindes aus. Schüchtern, wie die Scham vor den Fehlern unſerer Angehörigen ſich zeigt, ſanft und demüthig, als wolle es die harte Rüge der Menſchen um Schonung bitten, fromm dem himmliſchen Vater vertrauend, da der irdiſche für die kindliche Schutzbedürftigkeit kein Verlaß war, ſchwebte Ludovica's Nichte vor meiner Seele, und hatte jetzt, meinem Vermuthen nach, einen noch höheren Grad der Mitleidswürdigkeit erreicht, da ſie, ſoviel ich aus den Notizen der Wirthin ſchließen konnte, ein Opfer der Dienſtbarkeit geworden war. Ich zog den Ring, das Tuch hervor; die kleinen Steinchen blinkten in ihrem trüben Roth mit ſo ſpärlichem Glanze, als wollten ſie mir zeigen, wie düſter das Verhängniß ihrer ehemaligen Beſitzerin ſei. Ich verlor mich im Anſchauen des Tuches und dachte dabei: Welche Seufzer mögen Dich gehoben, welche Angſt und Bangigkeit mag oft in dem Herzen geklopft haben, das Du mit dunkeler Hülle bedeckteſt! Und das meinige fing an, bei dieſen Betrachtungen ſtärker zu ſchlagen. O, an welchen zarten, unbegreiflichen Gedanken und Empfindungsfäden hängt das Schickſal der Menſchen! —

Bei meiner Ankunft in Rothwieſe ward ich durch die Nachricht erſchreckt, daß ein Eilbote mich ſchleunigſt nach Ober-Höhen zurückgerufen hätte, weil mein Vater ſehr krank geworden wäre. In größter Beſtürzung folgte ich dem Rufe und fand meine Mutter tief betrübt am Bette des Vaters, der in fieberhafter Unruhe ſchlummerte und deſſen gefährlicher Zuſtand ſich durch die bedenklichſten Erſcheinungen angekündigt hatte. Sie fühlte ſich durch mein Kommen in Etwas getröſtet und ſagte mir, daß ſie auch nach Bruder Edmund einen Boten geſendet hätte. Am folgenden Tage fühlte ſich mein Vater merklich erleichtert, und ich durfte es wagen, ihn von meiner Reiſe zu unterhalten. Der Tod des Major Strahlau ſchien ihn zu ergreifen, und er ſagte bedeutend: Ich hoffe, mein Sohn Juſtus, dies wird ein Grund mehr ſein, der Dich beſtimmen könnte, meinen Vorſchlag zu beherzigen. Ich würde ruhiger ſterben, wenn ich die Gewißheit mit mir nehmen könnte, daß die arme Verlaſſene durch Dich in den Beſitz ihres Rechts und in den eines Mannes käme, der mit liebender Hand die Thränen trocknen würde, die ihr der unnatürliche Schmerz erpreßte, verachten zu müſſen, was man ehren ſoll. Gütiger Himmel! da legte ich, hingeriſſen von dieſen Vorſtellungen, bewegt von den Vorbereitungen zu dieſem Entſchluſſe, die mein Gemüth in den verſchiedenartigſten Erſchütterungen aufgenommen, meinem Vater das Verſprechen ab, die Waiſe von Strahlau ſolle mein Weib werden.

Nach einigen Tagen, in denen die Krankheit raſch geſtiegen, ſtarb mein Vater, und ich trat als Gutsherr und als der Beſchützer meiner Mutter an ſeinen Platz.

Mein Bruder war ſo ganz mit Leib und Seele Militär, daß er, weit entfernt, mir den erlangten Standpunct zu beneiden, mir nur heimlich ſein Frohſein darüber ausſprach, daß ich, als der älteſte Sohn, das Gut übernehmen müſſe, und er durch meine Erſtgeburt demnach einer Nothwendigkeit überhoben ſei, der er nur mit dem heftigſten Widerſtreben aller ſeiner Neigungen hätte gerecht werden können. In brüderlicher Einigkeit verglichen wir uns über das väterliche Erbe, und ich drang in den uneigennützigen Edmund, noch eine Zulage aus dem Fond des Strahlauiſchen Nachlaſſes von mir anzunehmen.

Die Tage und Wochen der Trauerunruhen waren nun auch vorübergegangen, und diejenige bange Stille, die ihnen zu folgen pflegt, begünſtigte das geduldige Grämen, womit meine Mutter ſich ihrem lautloſen Schmerze überließ.

In dem Bemühen, ihren Sinn von den Bildern der Schwermuth abzuleiten, was, meiner Meinung nach, nur durch einen ihr gleich wichtigen Gegenſtand geſchehen könnte, machte ich ſie mit meinem feſten Willen bekannt, mich um die Tochter des Majors zu bewerben. Sie ſah mich mit bekümmertem Ernſte an und ſagte bittend: Lieber Juſtus, ich beſchwöre Dich mit mütterlicher Herzlichkeit, handle nicht allzu raſch! Du kennſt das Mädchen gar nicht, weißt nichts von ihm, als daß es arm ſei und die Tochter eines Vaters, den kaum das Grab vor übler Nachrede ſchützt. Zwiſchen den äußerſten Enden von Thun und Laſſen läuft mancher Weg, der zum Glücke und zur Wahrheit führt, und es würden ſich durch beſonnenes Nachdenken Mittel finden laſſen, des Mädchens Beſtes zu befördern, ohne daß Du Dein eigenes Wohl auf eine ſo gefährliche Spitze ſtellteſt, wie man die engſte Lebensverbindung mit einer Fremden nennen muß.

Dieſe Warnung meiner erfahrenen Mutter ſchien mir eine an ihr ungewohnte Härte zu enthalten, und ein wenig dadurch gereizt, wie, vielleicht mir ſelbſt unbewußt — durch eine Art tugendhafter Schwärmerei beſtimmt, welche auch nach der Vollbringung des Schwerſten ſtrebt, wo Pflicht und Gewiſſen mildere Forderungen machen, antwortete ich mit einiger Heftigkeit: Meine gütige Mutter vergißt, daß dieſe Verbindung der letzte Wunſch meines Vaters war, und die Anſichten der Sterbenden werden ja, man ſagt es — aus Geſichtspuncten genommen, auf die kein falſcher Schimmer menſchlichen Irrthums, ſondern der Wahrheit heller Sternenſtrahl von Oben herabfällt. Tauſend und abermal tauſend Ehen ſchon hat die Leidenſchaft geknüpft und ſich in ihren Calcülen verrechnet; ſollte denn eine Wahl, aus tugendhaften Beſtimmungsgründen getroffen, bloß deshalb zu einem Trugſchluſſe führen, weil ein freies Herz ihr mit der Zuverſicht des befriedigten Bewußtſeins vertrauete?

Meine Mutter ſeufzte immer ängſtlicher werdend auf und erwiederte: O mein Sohn! Es ſteht dem Menſchen ſchön an, wenn er ſich ſeiner Schwäche bewußt bleibt, und auch der edelſte Hochmuth führt zum Falle. Es mag in der Natur des Mannes liegen, daß er ſchon als Knabe lieber das Geländer einer Treppe anklimmt, als daß er ſie mit gemächlicher Sicherheit erſtiege, und mit Vergnügen auf dem ſchmalen Mauergeſimſe hinſchreitet, wenn ein bequemerer Weg ihm offen ſtände; allein menſchlich iſt es, die Gefahr zu vermeiden, wo kein Beruf vorhanden iſt, ihre Wagniſſe zu beſtehen, und chriſtlich, den Herrn unſern Gott unverſucht zu laſſen. Es war mein Schutzgeiſt, was aus dem Munde meiner Mutter zu mir ſprach. Wehe mir! Ich hörte ihn nicht! —

Wiederum war einige Zeit vergangen, in der dieſes Gegenſtandes nicht mehr zwiſchen uns erwähnt worden war. Zwar blieb ich mit unerſchütterlicher Treue meines, dem ſterbenden Vater gegebenen Wortes eingedenk; aber theils wollte ich meiner Mutter Zeit gönnen, ſich durch die Gewöhnung an den Gedanken dieſer Heirath ein wenig mit ihm zu befreunden, theils hoffte ich die Zufälligkeiten der kommenden Tage würden ſich zu einem ſchicklichen Uebergange in ein Verhältniß benutzen laſſen, das in der ſchroffeſten Unzugänglichkeit meinem Scharfſinne bisher alle Berührungspuncte verſagt hatte.

Ganz unvermuthet erhielten wir einen Beſuch von dem Juſtiz-Commiſſionsrath Felsner, der mir einen Käufer für mein Gut Rothwieſe und deſſen nicht verwerfliche Erbietungen anzutragen hatte. Er nahm die Einladung zum Mittageſſen an, und das Geſpräch mehrerer Stunden konnte ſich in ruhiger Ausbreitung ergeben. Die ſelige Ludovica, der Major, die gegenſeitige Stellung dieſer Geſchwiſter, eine gewiſſenhafte Abwägung von Recht und Unrecht auf beiden Seiten — Alles dies war ſchon durchgenommen worden, als unſer Gaſt mit der Schlauheit, die ſein Beruf ihm angebildet hatte, der Unterhaltung eine Wendung gab, welche die Tochter des Majors zum Mittelpuncte derſelben machte. Er ſchien günſtig für das Mädchen geſtimmt, ohne grade anzugeben, worauf ſein guter Vorbegriff ſich gründe, und ſchilderte den Druck, unter welchem die Verwaiſete jetzt ein ſpärliches Gnadenbrod mit Thränenſalz dahin nehme, als wäre er auf das genaueſte davon unterrichtet.

Die geſpannte, obgleich verſchiedenartige Theilnahme, womit meine Mutter und ich die kleinſte Lucke in der Darſtellung des Erzählers fragend auszufüllen ſuchten, überzeugte ihn, daß ſeine Abſicht einem guten und geneigten Willen begegne, und ſomit zog er ſeine Brieftaſche hervor, einen Brief darin ſuchend, den, ſobald er gefunden war, er meiner Mutter mit den Worten überreichte: Sie wollten wiſſen, meine gnädige Frau, ob meine Nachrichten über das Ergeben des Fräuleins von Strahlau auch echt ſeien. Hier iſt das Zeugniß dafür.

Es war, als ahnete der alte ehrliche Mann, daß der Zweifel meiner Mutter mit dem Wunſche verſchwiſtert ſei, in keine nähere Beziehung zu dem jungen Fräulein zu kommen. Meine Mutter las, und ich bewachte unterdeſſen den Ausdruck ihrer Züge. Ihr bleiches Geſicht ward mehrere Male von einer ſchnellen Röthe gefärbt, die ſchwache Hand, welche das Blatt hielt, begann zu beben, und einige Tropfen entrollten dem gefüllten Auge. Ich befand mich in der peinlichſten Neugierde, die ich je gefühlt, während die lauſchende Miene des Juriſten in das Lächeln der Befriedigung überging.

Gott vergebe es mir, das habe ich nicht gewußt! ſagte ſie, den Brief zuſammenfaltend und ihn ſeinem Eigenthümer wieder einhändigend. Mit weiblicher Feinheit ſchonte ſie mein Gefühl vor dem fremden Zeugen, indem ſie bloß, zu dieſem ſich wendend, hinzufügte: Sie, Herr Commiſſionsrath, dürfen ſich nun keiner Sorge mehr für Ihren kleinen Schützling überlaſſen. Ich hoffe, Sie bald ausreichend zufrieden ſtellen zu können.

Nachdem Felsner uns verlaſſen hatte, ſagte meine Mutter in ungewöhnlicher Aufregung zu mir, indem ſie mich umarmte: Ich bin ſehr beunruhiget darüber, mein guter Sohn, daß ich aus mütterlicher Fürſorge für Dein Beſtes Deinem Gerechtigkeitsgefühl für die junge Strahlau zeither entgegen geweſen bin. Sie hat ſich an den braven Commiſſionsrath, und ſomit wirklich an den rechten Mann gewendet, um eine Bitte bei uns anzubringen, deren demüthige Beſcheidenheit mich tief beſchämt. Das arme Kind ſpricht von dem Jammer, von der Noth, die es bei dem Abſterben des Vaters erfahren, und wie die Härte der Menſchen ſie ihrer geringfügigen Garderobe, ja ſogar der nöthigſten Wäſche beraubt habe, mehr, um ihr Müthchen zu kühlen, als größere Forderungen dadurch gedeckt zu ſehen. Und nun erſucht ſie den Erbſchaftsanwalt, daß ſeine Verwendung bei uns, ich ſpreche es mit Reue und Schmerz aus — ihm den Kleidernachlaß ſeiner verſtorbenen Tante, und einen Theil des reichen Leinenzeug-Depots erbitten möge.

Großer, guter Gott! Das Mädchen bittet mit einem ſo furchtſamen Unglauben an die Erfüllung ſeines Wunſches, als wäre die Erbſchaft dem Moloch anheim gefallen. Es bittet ſo flehentlich um dieſe Kleinigkeit, wo es den vollen Beſitz des Dir zugefallenen Ueberfluſſes zu erwarten, das erſte und nächſte Recht hatte! — Mir war das Herz zerriſſen. Nichts drückt, nächſt dem Gefühle der Schuld, ein rechtliches Gemüth tiefer danieder, als die Vorſtellung, zum Nachtheile eines Unglücklichen vom Zufalle begünſtiget worden zu ſein. Es umfaßt dann, ſo weit ſeine Kräfte reichen, die Möglichkeit der Vergütung.

Eine ſelige Minute knüpfte ſich mir an den Schmerz der empfangenen Nachricht in dem Gedanken, daß ich das Fräulein wieder in alle Vortheile der, von der ſtrengen Ludovica verleugneten Verwandtſchaft ſetzen könne, in dem Selbſtgefühle, daß ich auch ohne dieſe beſondere Annehmlichkeit mich der Liebe eines guten Mädchens werth halten durfe. Gefaßt antwortete ich: Sein Sie ruhig, meine geliebte Mutter. Die nächſte Stunde iſt beſtimmt, der jungen Strahlau mein Herz und meine Hand anzubieten. Die Erfolge möge die Vorſicht leiten! Ich kann nicht anders.

Amen! Gott helfe auch Dir! ſagte meine Mutter ſehr leiſe, in frommer Erinnerung.

Ich ſchrieb nun an das Fräulein; ich ſchrieb mit einem vollen Herzen, wie mit tiefer Achtung vor dem Unglücke, welches, meinem feſtgefaßten Vorurtheile nach, im gewöhnlichen unrichtigen Verhältniſſe zu der Würdigkeit der jugendlichen Dulderin ſtehe. Das erſtere gab meinem Vortrage eine Wärme, die ihm ſonſt bei der perſönlichen Fremdheit, die zwiſchen mir und dem Fräulein obwaltete, gemangelt haben würde; das letztere geſtaltete ihn mit derjenigen Zartheit, die von der Seltſamkeit dieſer ſchriftlichen Verhandlung, deren Gegenſtand vielleicht einzig in ſeiner Art war — dringend erfordert wurde. Ich ſchrieb der jungen Strahlau, daß die geſetzliche Rechtmäßigkeit, unter deren Formen der Nachlaß ihrer Tante mein Eigenthum geworden wäre, vor meinem inneren Gerichtshofe nicht vollgültig ſei, der ſie zu der natürlichen Erbin deſſelben erkläre. Es erſchiene mir jedoch eben ſo undankbar, mich eines freien Geſchenkes unbedingt begeben zu wollen, welches die Vorſicht mir gewiß nicht umſonſt anvertrauet hätte, als es meinen Grundſätzen zuwider liefe, einen Ausſpruch meines Gewiſſens unbefolgt zu laſſen. In ernſter Ueberlegung hätte ſich mir ein Gedanke offenbaret, in welchem ich die Vereinigung dieſes Pflichtenſtreites zu finden glaubte, eine Verbindung der Erben, die ungeachtet ihrer außerordentlichen Veranlaſſung doch ein Bündniß unſerer Herzen werden könnte, da die Empfindungen, unter denen es geſchloſſen würde, die einer gegenſeitigen Anerkenntniß unſerer Anſprüche an Werthſchätzung wären. In Folge dieſer Eröffnung bat ich das Fräulein nun um die Erlaubniß, mich ihm vorſtellen zu dürfen, und knüpfte an dieſe Bitte das Erſuchen, daß es meinem Antrage mit der freimüthigen Offenheit antworten möge, welche die Redlichkeit deſſelben verdiente. Sollte irgend eine frühere Neigung das Wort der Begehrten binden, oder bei unſerer näheren Bekanntſchaft meine Perſon, wie meine Abſicht, ihrer Wahl entgegenſtehen, ſo würde ich eine unumwundene Erklärung dieſer Hinderniſſe als einen Beweis von freundlicher Geſinnung erkennen, die ich mit brüderlicher Herzlichkeit zu erwiedern und durch mein ganzes Leben zu bethätigen bereit wäre. In dieſem letzteren Falle dürfe meine Verſchmäherin auf ein Capital rechnen, welches als Heirathsgut von mir anzunehmen, ſie ſich durch keine falſche Delicateſſe abhalten laſſen möchte.

Als ich dieſe ſchwierige Zuſchrift nun beendiget und bei nochmaligem Durchleſen nichts mehr daran zu ändern gefunden hatte, ward ich von einer verhängnißvollen Bangigkeit erfaßt. Ich träufelte das brennende Siegellack auf meine Finger und fühlte den Flammenſchmerz nicht; denn leiſe ſäuſelten mir warnende Stimmen das Gebot zu, den Brief nicht zu ſchließen. Der ſtille Frieden meines Gemüthes entfloh mit dem Augenblicke, in welchem ich den Boten, der ihn überbringen ſollte, aus meinen Blicken verſchwinden ſah. Von der unruhigſten Erwartung bewegt, ſchien mir die Zeit ſtill zu ſtehen, oder nur mit Schneckenſchritten vorwärts zu ſchreiten, da ich mit dem Ablaufe der nächſten Tage der Entſcheidung meines Schickſals entgegenſah. Ich war in einem ſo ſturmiſch-quälenden Zuſtande, daß ich meinte, Alles um mich her müſſe meine Erregung theilen, und nahe daran, die gleichmüthige Ruhe meiner guten Mutter, die regelmäßige

Gewöhnlichkeit, in der ſie ihre Geſchäfte betrieb, für Mangel an theilnehmendem Gefühle zu erklären. Endlich kam die Antwort. Sie lautete höchſt verbindlich, und enthielt, ſo leicht verhüllt, als es der nachſichtigſte Anſtand nur immer erlaubte, und dem Zweifel ſelbſt lesbar die Gewährung von des Fräuleins Hand. Ein leiſes Mißfallen daran beſchlich mich, und mit argwöhniſcher Aufmerkſamkeit überlas ich das Schreiben mehrere Male. Die Sprache deſſelben war gewandt, der Ausdruck geſchmückt, der ganze Inhalt verrieth ein unverhehltes Vergnügen über den empfangenen Antrag. Die Schreiberin beſchied mich auf einen beſtimmten Tag nach N.... und legte es mir wiederholt ans Herz, gerade dieſen Tag zu kommen. Ich war auf etwas ganz anderes vorbereitet geweſen, und theilte meiner Mutter nun den Brief und meine Anſicht darüber mit, ſie herzlich bittend, mir ihre offenſte Meinung nicht vorzuenthalten. Nachdem meine Mutter mit Bedacht geleſen hatte, ſagte ſie: Es iſt wahr, mein Sohn, dieſes Schreiben enthält keinen Vergleichungspunct zu dem Briefe, welchen mir der Commiſſionsrath mittheilte; aber laß uns auch erwägen, in welch verſchiedenen Lagen beide geſchrieben wurden. Jenen richtete eine bittende Waiſe an den Vermittler ihres Anſuchens; dieſen ſchrieb die Erwählte eines reichen Edelmannes an ihren Bewerber. In dem erſteren beugt ſich klagend die Armuth; in dem letzteren ſpricht ſich die Freude der Erhebung und der Stolz des Bewußtſeins aus, auch einem Reichen noch verſagen oder gewähren zu können. Ich finde dies ganz in der Ordnung.

Ein wenig ärgerlich, mich mißverſtanden zu ſehen, verſicherte ich meiner Mutter, daß mein mißfälliges Urtheil, weit entfernt, jene höhere Haltung zu tadeln, nur daran Anſtoß nehme, daß ſelbige nicht jungfräulicher ſei; meinem Dafürhalten nach, mußten die Motive meiner Bewerbung um das Fräulein daſſelbe zu der zarteſten Bedenklichkeit über die Annahme des erhaltenen Antrages verpflichtet haben. Dies fordere das Geſetz der Weiblichkeit und die Stimme der Klugheit.

Meine Mutter ſchwieg nachſinnend ſtill und erwiederte endlich: Du kannſt wohl Recht haben, Juſtus; allein um Deiner Zufriedenheit willen, wünſchte ich, daß Du keinen Vorbegriff faßteſt, der Deine Handlungsweiſe zu leiten, in dieſem Falle zu ſpät käme und nur den freudigen Muth ſchwächen könnte, mit dem ein freies Opfer gebracht werden muß.

Ungewiſſer über die Art der Befriedigung, welche ſeinen unbeſtimmten Erwartungen bevorſtehe, reiſte wohl nie ein Fürſtenſohn der unbekannten Braut entgegen, geſchweige denn ein Mann, der, wie ich, ungebunden von den Feſſeln der Convenienz, bei der Wahl ſeiner Gattin nur von ſeinem eigenen Willen beſtimmt ward. Abſichtlich dachte ich mir die Erwählte unſchön, reizlos, an Körper und Geiſt vernachläſſiget, um ſie nur nicht unter meiner Vorſtellung zu finden, und doch kämpfte gegen dies Bemühen die geheime Hoffnung an, mich durch ungehoffte Liebenswürdigkeit überraſcht zu ſehen.

Es war ſchon ſehr ſpät, als ich in N..... anlangte, und für heute alſo unſtatthaft, den Beſuch bei dem Fräulein im Hauſe ſeiner dermaligen Beſchützerin zu machen. Aber meine Ungeduld erlaubte mir nicht, am anderen Morgen länger, als bis um acht Uhr zu warten, ehe ich den Gang dahin anträte, und indem ein Gefühl der Schicklichkeit ſich gegen die Eile auflehnen wollte, beſchwichtigte ich es durch die Erwägung, daß die Art meiner Beziehung zu der jungen Strahlau mich wohl zu einer kleinen Ausnahme von der Regel berechtige.

Ich ward in ein dunkles Bürgerhaus gewieſen, in deſſem Geſchoſſe und erſtem Stockwerke das Werkeltreiben fleißiger Profeſſioniſten vernehmbar war. Beklommen erſtieg ich die zweite Treppe, und hier, in dem ſchmalen, durch altfränkiſche Meublen verengten Vorſaale verkündete ſich das Schweigen vornehmer Geſchäftsloſigkeit. Ich ſtand an der bezeichneten Thüre, und gelähmt von der ängſtigenden Gewißheit, mich nun am Ziele zu befinden, verſagte mir mein Finger den Dienſt eines Klopfers. Da hörte ich eine helle, klingende Stimme ein fröhliches Liedchen trällern, und das accompagnirende Geſchmetter eines Canarienvögelchens, welches den ungedämpften Sopran der harmloſen Sängerin überſtimmte. Jetzt klopfe ich, kein Ruf erfolgt; ich klopfe wieder, bleibe abermals unvernommen, und wage es nun, die Thüre zu öffnen. Ein Laut der Ueberraſchung begrüßt mich, auch ich erſchrecke vor Entzücken; denn ich ſtehe vor einem wunderſchönen Mädchen, das in der Fülle des lockendſten Jugendreizes meinen lebendigſten Hoffnungsträumen Mattigkeit verwirft. Gütige Vorſehung! obgleich jene Stunde der Anfang eines langen Elendes für mich war, ſo habe ich doch nicht vergeſſen, wie hoch ſie mich damals beſeligte, mit welch trunkenem Auge ich in meinem künftigen Weibe ein blühendes, mit jedem Zauber der Schönheit begabtes Geſicht ſah! Das Mädchen hatte pfeilſchnell ein Tuch umgenommen, das ſeiner halben Bekleidung eine verhüllende Vollſtändigkeit gab, und ſagte mit einem ſüßen ermunternden Lächeln: Sind Sie vielleicht — Sollten Sie? — Mit zitternder Stimme verſetzte ich: Es iſt Ihr Freund Höhen, mein gnädiges Fräulein, der ſich den Vorzug angemaßt hat, Sie in dieſer Frühſtunde aufzuſuchen. Vergeben Sie dem unbeſcheidenen Ueberfalle! Als Verſicherung dafür fühlte ich meine Hand an eine warme Bruſt gedrückt, hörte mich mit holdſchmeichelnden Worten angeredet; die Gegenwart keines Dritten legte dieſer, durch ihre eigenthümlichen Umſtände ſo ausgezeichneten Zuſammenkunſt den Zwang der Herkömmlichkeit auf, und, hingeriſſen von dieſem Empfange, berauſcht von der Freude, meine Erwartung in ſo ungeahnetem Ueberſchwange übertroffen zu ſehen, ſchlang ich meine Arme um die mir noch fremde Braut und nannte ſie die geliebte Meinige. Da verſtummte auch der kleine gefiederte Zeuge, und mein Herz ſchlug, im Gefühle der Seligkeit, zum erſten Male an einem Mädchenherzen!

Mit dieſer Eingangsſcene war auch ſonderbarer Weiſe unſere Verlobung ohne Weiteres feſtgeſtellt worden, und das Benehmen meiner Erneſtine gegen mich war fortan ſo entſchieden bräutlich, daß ich, auf das wärmſte davon angeſprochen, in der Elektricität ſeiner Berührungen weder Luſt noch Fähigkeit in mir empfand, den Grund ihrer unbedingten Hingebung an mich in Unterſuchung zu ziehen, um zu erforſchen, ob derſelbe auf dem Mißverſtehen meiner ſchriftlichen Anfragen, oder auf einem allzugünſtigen Vorurtheile für meinen perſönlichen Werth beruhe. — Ich hatte noch nie geliebt, und der erſte Händedruck meiner nunmehrigen Braut durchzuckte mich mit dem glühenden Strahle einer Leidenſchaft, für welche ich durch das Bekanntwerden mit ihren Wirkungen ſchon frühe Vorbereitungen erhalten hatte. Dieſe ausgebildete Empfänglichkeit nun für die natürlichſte Neigung eines unverdorbenen Herzens, die Neuheit der Situation, in der ich mich befand, und nächſtdem die Billigung, womit mein geſtilltes Pflichtgefühl das rückhaltloſe Ueberlaſſen an die Gewalt ſolch eines Eindrucks gegen die Rüge des Verſtandes ſchützte, könnten es einigermaßen entſchuldigen, wenn ich als Bräutigam diejenige nüchterne Beſonnenheit verabſchiedete, die mir zeither eine ſo treue Leiterin geweſen war, und mich mit der vorſichtigen Wachſamkeit vor manchem Fehltritt der Jugend bewahrt hatte. Als wir nun im ruhigeren Geſpräche zu gegenſeitigen Erörterungen gekommen waren, erzählte mir Erneſtine, wie die alte Officiers-Dame, von der ſie in Schutz genommen worden, vorgeblich eine verjährte Schuld der Dankbarkeit gegen die Mutter der Verwaiſeten abtragen, eigentlich aber ſich mit einer wohlfeilen Dienerin verſehen wollen.

Mit ſteigender Leidenſchaftlichkeit ſchilderte ſie die Bösartigkeit der heuchleriſchen Patronin, und zeigte, in Thränen ausbrechend, mir ihre ſchöngeformten Hände, welche die ungewohnte Arbeit geröthet hatte. Ich tröſtete ſie mit liebevoller Angelegentlichkeit und ſuchte ihre Erbitterung durch helle Ausſichten in die Zukunft zu mildern. Doch plötzlich wechſelte ſie die traurige Darſtellung mit einer liſtigen, ſchabernackiſchen Eröffnung. Sie ſagte mir nämlich, daß an dem Tage, wo ſie meinen Brief erhalten, der grade angekommen wäre, als ſie ſich allein befunden, ſie einen tüchtigen Wortwechſel mit ihrer Brodgeberin gehabt, der ſie auch verhindert hätte, dieſelbe mit der günſtigen Wendung ihres Geſchickes ſogleich bekannt zu machen. An die Vorwürfe, mit denen ſie überſchüttet worden ſei, habe ſich die kränkende Verſicherung geſchloſſen, daß ſie, trotz ihrer weißen Haut und ſchwarzen Augen, Mühe haben würde einen Mann zu bekommen, weil heut zu Tage die Freier klüger wären, als daß ſie ſich nach einer ſo unnützen und ärmlichen Creatur umſehen ſollten.

Erneſtine, ſo eben vom Gegentheile überzeugt, habe ſich alles voreiligen Frohlockens ihrer Sieggewißheit über die Gegnerin enthalten, und mit möglichſter Gleichgültigkeit erwiedert: Sie glaube vielmehr, eine Heirath, und die vortheilhafteſte noch dazu, nur wollen zu dürfen, um binnen acht Tagen verlobt zu ſein; worauf Dame Neidhardt ein hämiſches Gelächter aufgeſchlagen und geäußert, wenn ſich dies kühne Selbſtvertrauen bewahrheite, ſo wolle ſie dem beleidigten Schutzkinde von der Kanzel herab eine öffentliche Abbitte verleſen laſſen; welches Verſprechen Erneſtine mit einem feierlichen Handſchlage angenommen habe. Die Einlöſung deſſelben, oder doch mindeſtens die Androhung dieſer beſchämenden Publicität ſolle die Strafe der Alten und die Rächerin der Plagen ſein, unter denen Erneſtine ſeufzen müſſe. Eine kleine Reiſe, welche von der Dame ſchon längſt für dieſe Tage feſtgeſetzt worden, habe endlich Erneſtine zu meiner ungeſtörten Aufnahme begünſtiget, weshalb ſie die Zeit meines Beſuches ſo genau beſtimmt hätte.

Der Inhalt dieſer Mittheilung lag ſo weit außer dem Kreiſe aller mir bekannten häuslichen Verhältniſſe, daß ich, um ſeiner Fremdartigkeit willen, mein Urtheil mäßigen zu müſſen glaubte, und eine Regung der Abneigung, welche der Gegenſeitigkeit dieſes unfreundlichen Vernehmens galt, gegen die rohe Härte der alten Officiers-Wittwe allein gerichtet wähnte. Auch ließ die Wechſelhaftigkeit von Erneſtinens anmuthigem Geſchwätze die Wirkungen deſſelben auf mein Gemüth nur flüchtig vorübergehend ſein; ſo daß ich zu meinem Glücke nicht Zeit gewann, die Folgerungen zu machen, welche ſich mir ſonſt hätten aufdringen müſſen.

Der Tag, welchen ich nun mit Erneſtine verlebte, wog in der Ungeſtörtheit unſeres Alleinſeins vielleicht ein Jahrzehend auf, in welchem oft einem Paar Liebenden kaum zehn Stunden zu Theil werden, deren Genuß ſo durchaus unverkümmert wäre. Ich war wohl zu jung und zu exaltirt, Erneſtine zu ſchön und entgegenkommend, als daß ich hätte fühlen können, wie viel mehr ſie meiner Achtung würdiger geweſen wäre, wenn ſie in der geziemenden Entfernung mein Annähern erwartet, und durch die Anweſenheit eines Dritten den Forderungen weiblicher Anſtändigkeit genügt hätte. Wie treffend ſagt Göthe: „Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer dies zarte, leicht verletzliche Geſchlecht!“ — Als erſtes Verlobungsgeſchenk ſteckte ich meiner Braut den kleinen Granatring an den Finger, den ich eingelöſet hatte, und meinte, der wiedererlangte Beſitz deſſelben müſſe ihr in doppelter Hinſicht theuer ſein; erſtens, konnte er ihr als eine beſcheidene Andeutung meiner Sorge für die Schuldangelegenheiten ihres Vaters gelten, und zweitens, die halberzwungene Hingabe eines werthen Andenkens dadurch vergeſſen machen, daß es, als das Pfand meiner Liebe und beſſerer Tage, zurück an die beraubte Hand käme. Aber ich hatte geirrt. Ein zürnender Unmuth goß höheren Purpur über Erneſtinens Wangen, als ſie den Ring erblickte; ſie ſtreifte ihn raſch vom Finger und ſagte: Dieſer Ring erinnere ſie an einen bittern Augenblick, und nimmer wolle ſie ihn wieder tragen! Ach, dieſes Zeichen war prophetiſcher Natur!

Da Erneſtine mit dem nächſten Morgen die alte Dame zurückerwartete, ſo nahm ich am ſpäten Abend Abſchied von ihr, nachdem wir verabredet hatten, daß ich unverzüglich die Letztere mit meinen Abſichten auf ihre Pflegetochter bekannt machen, und nach dem Verlaufe eines Monats meine Braut abholen würde, wo wir unſere Einſegnung auf meinem Gute in aller Stille vollziehen laſſen wollten. Wie im wachen Traume trat ich meine Rückreiſe an. Mir war wie einem Berauſchten zu Sinne, der, während der Weingeiſt die Welt um ihn her und jede dunkle Sorgenſtelle darin mit feenhaftem Lichte überſtrahlt, doch das Bewußtſein davon nicht ganz verloren hat, daß dies nicht ihre wahre Geſtalt, und ſein Zuſtand eine Täuſchung ſei. Erneſtinens reizendes Bild ſchimmerte in meinen Erinnerungen wie ein aufgehender Lebensſtern; aber eine finſtere, ſchwüle Ahnung bedrückte mein Gemüth und trübte die Klarheit ſeiner Regungen. Als nun der einſame Weg ſich zum Ende neigte, hatte ich endlich mühſam genug eine ruhigere Ueberſicht meiner Verhältniſſe gewonnen, und mit Beziehung auf den meiner Mutter zu gebenden Bericht die Reſultate der geſtern gemachten Erfahrungen abgezogen.

Die Mondhelle des milden Herbſtabends ließ mich bei meiner Anfahrt auf den Schloßhof von Ober-Hoben ein kleines Wägelchen wahrnehmen, das, langſam von einem müden Einſpänner gezogen, von der entgegengeſetzten Seite kommend, auf den Hof fuhr. Ich vermuthete, dies Fuhrwerkchen gehöre in unſere Oekonomie und beachtete es nicht genauer; als ich nun aber in das Zimmer meiner Mutter trat, fand ich dieſe am Fenſter, und zu verſunken in die räthſelhafte Erſcheinung, welche die unanſehnliche Equipage, die vor der Thüre des Hauſes hielt, uns zuführte, als daß ſie meinem herzlichen Gruße eine angemeſſenere Erwiderung, als ein mechaniſches, guten Abend, Juſtus! gewährt hatte. Befremdet trat ich an ihre Seite und ſah eine ſchlanke, weibliche Geſtalt ſich um ein kleines Gepäck her bewegen, welches der Führer vom Wagen herablangte. Claudius, der unterdeſſen herbeigekommen war, ſprach einige Worte mit der Fremden, worauf er ihre Sachen in Empfang nahm und uns dann die Meldung brachte, eine junge Dame, die jedoch nur der Frau vom Hauſe ſelbſt ihren Namen nennen wolle, bitte um die Erlaubniß, ſich derſelben vorſtellen zu dürfen.

Die Vorfallenheiten unſeres einförmigen Lebens bewegten ſich ſtets in der Ordnung des Gewöhnlichen und Vorhererwarteten, ſo daß dieſer unbedeutende Vorfall für uns befremdend war, und meine Mutter, indem ſie für ihre Perſon einen ſpeciellen Bezug dazu vorausſetzte, über der Aufmerkſamkeit dafür jede an mich zu richtende Frage vergaß.

Aber auch ich verlor das Gedächtniß für die vergangenen Tage, als jetzt ein Mädchen eintrat, deſſen Geſicht als Sinnbild der Sanftmuth gelten konnte und das ſich mit der holdeſten Schüchternheit gegen uns verbeugte. Die Bläſſe dieſer lieblichen Fremden ſchien mit der tiefen Trauerkleidung, in der ſie ſich befand, in Verbindung zu ſtehen; allein der rührendbittende Blick der ſchönſten blauen Augen, in denen ſich jemals eine reine weibliche Seele ſpiegelte, die in den leiſeſten Tönen zitternd anklingende Stimme dünkten unſerem ſchnell erregten Antheil die Zeichen gegenwärtiger Aengſte.

Meine Mutter trat der jungen Perſon näher und fragte mit ſehr gütigem Tone um ihren Namen. Das Mädchen erwiederte beklommen aufſeufzend: Ich bin — ich heiße — meine Mutter führte einſt den Namen Strahlau und ſtarb in der Hoffnung, daß dieſer Name ihrer Tochter bei der milden Menſchlichkeit Ew. Gnaden eine freundliche Aufnahme verſchaffen werde. Bei dieſen Worten ergriff die Kleine die Hand meiner Mutter und drückte, ehe dieſe es hindern konnte, einen ehrerbietigen Kuß darauf.

Gott im Himmel! rief meine Mutter in froher Verwunderung. Strahlau? Das könnte nur die arme Nanny geweſen ſein, welche — und Sie, mein Kind, wären Ihre Tochter? — Ganz recht, beſtätigte die Gefragte, Nanny hieß meine Mutter, Nanny heiße auch ich.

Und Ihre Mutter iſt todt? unterbrach die meinige die Berichterſtatterin, deren von Thränen benetzter Blick ein trauriges Ja ausſprach, noch ehe ihre Lippen es zögernd verhauchten. Eine lebhaftere Theilnahme, als die gemäßigten Empfindungen meiner Mutter ſonſt zuließen, verkündete ſich in der Art, womit dieſelbe unſerem jungfräulichen Gaſte die Ueberzeugung zu geben bemühet war, daß er ein willkommener ſei. Auch ſchien die blöde Nanny die Aufrichtigkeit dieſer Erweiſungen richtig zu erkennen; denn ſie ermunterte ſich zu einem zuſammenhängenden Vortrage, in welchem ſie uns im Laufe dieſes Abends einen Auszug aus der, bisher in tiefes Dunkel gehüllten Geſchichte ihrer Mutter gab. Die ſpätere Mittheilung eines Tagebuches dieſer Vollendeten, welche ich dem geſchwiſterlichen Vertrauen ihrer Tochter verdankte, hat mich in den Stand geſetzt, dieſe Erzählung, welche uns nur in ihren Entſcheidungs-Puncten von Nanny gegeben wurde, für Dich, meine Agnes, vervollſtändigen zu können.

Ludovica's Schweſter hatte ſich bald nach ihrer Entweichung aus Rothwieſe mit dem Bildhauer Hûon ehelich verbunden und dann in der zurückgezogenſten Stille mit ihrem Gatten in Wien gelebt. Von mehreren Kindern hatte ſich nur ihre älteſte Tochter Nanny erhalten, und dem längeren Siechthume, wie dem Verluſte dieſer Kleinen und der öfteren Kränklichkeit des fleißigen Künſtlers gab man die ſchwermüthige Stimmung Schuld, in der die ſchöne Frau deſſelben jede Anregung zu heiterer Geſelligkeit von ſich wies.

Wie wenig es begreiflich ſein mag, daß ein Ort unſerer Qual noch anziehende Erinnerungen für uns enthalten könne, ſo war es doch der Fall, daß Frau Hüon mitten im Gewühle der unruhigen Kaiſerſtadt Anwandelungen des Heimwehes nach ländlicher Ruhe empfand. Oeftere Regungen reuiger Aengſtlichkeit über die eigenmächtige Entſcheidung ihres Schickſals ließen ſie jedes kleine, häusliche Leiden als eine Büßung tragen, und ſo bildete ſich allmählich in ihr ein Sinn, der, von der Gerechtigkeit des Himmels überzeugt, die Sorgfalt der Mutterliebe noch durch das Bemühen verſtärkte, den Liebling ihrer Seele in der Geduld als der einzigen, unüberwindlichen Schutzwehr gegen Schickſal und Menſchen recht feſt zu machen.

Nach mehreren Jahren beſuchte Hüon mit Frau und Kind das Töplitzer Bad abermals, und hier war es, wo Nanny ihre Schweſter wiederſah und keinen Verſuch übrig ließ, um die Zürnende zu verſöhnen. Aber dieſe Beſtrebungen gaben der Erſteren nur die troſtloſe Gewißheit, daß der Riß ihrer Trennung unheilbar ſei.

Trauriger, als ſie gekommen war, reiſ'te ſie heim. Seitdem waren wieder einige Jahre verſtrichen, als das ſich verſchlimmert erneuernde Uebelbefinden des Künſtlers wiederum den Gebrauch der Töplitzer Heilquelle nothwendig machte. Auch dießmal von den Seinen begleitet, fühlte er ſich in der Nähe eines böhmiſchen Dörfchens ſo ernſtlich krank, daß die geängſtete Gattin vorerſt nur auf ein Unterkommen bedacht war, welches dem Patienten die Erholung einer kleinen Raſt vergönnte. Da fiel ihr Blick auf ein maſſives Häuschen, welches, ſchattig und ein wenig abwärts gelegen, ihr für dieſen Zweck beſonders geeignet ſchien. Die Beſitzerin, eine bejahrte Hebamme, ließ ſich willig finden, der beſcheidenen Bitte Gehör zu geben, und leiſtete, mit der Behandlung Kranker vertraut, dem Aufgenommenen einen ſo freundlichen und umſichtigen Beiſtand, daß Nanny den Eintritt uber dieſe Schwelle einen geſegneten nannte. Doch Hüon's Zuſtand verſchlimmerte ſich von Minute zu Minute; vergebens wurden alle Erleichterungsmittel erſchöpft. Der herbeigerufene Arzt fand ſeinen Geiſt ſchon halb entflohen, und bei dem dritten Abendrothe erblich er im Tode.

Mit verſtörten Blicken und thränenloſen Augen betrachtete Nanny die geliebte Leiche und die öde Verlaſſenheit, in der ſie ſich nun in der weiten Welt befand. Kein tröſtender Freund unterſtützte die Gebeugte, nur die Wehemutter, durch ihren Beruf an Schmerz- und Schauerſcenen gewöhnt, waltete geſchäftig im ſtillen Todtenzimmer umher, und verſuchte durch übliche Gemeinplätze dem ſtummen Grame der Leidtragenden Rede abzugewinnen.

Als Hüon's Reſte nach den Gebräuchen ſeiner Religion auf dem örtlichen Kirchhofe beigeſetzt worden waren, fragte ſeine Wittwe ihre theilnehmende Wirthin, ob dieſe wohl geneigt wäre, ihr dies Stübchen, nebſt dem nöthigſten Platzbedarf der Häuslichkeit, zur Miethe einzuräumen. Nur dieſe Stelle und die Nähe des werthen Grabes könne ihr noch heimiſch ſein auf Erden. Die alte, gutmüthige Lucina hatte dieſe Stillen im Lande ſo lieb gewonnen und fühlte ſich durch den eingetretenen Sterbefall ſo chriſtlich-dienſtlich geſtimmt, daß ſie der ſchönen, fremden Frau die herzlichſte Bereitwilligkeit, ſie aufzunehmen und das Möglichſte für ihre Bequemlichkeit zu thun, zeigte und die billigſten Bedingungen feſtſtellte.

Kurze Zeit darauf langte Frau Hüon mit ihrer kleinen Tochter und ihren Sachen in dem Dörfchen an und brachte auch einige koſtbare Arbeiten ihres ſeligen Mannes mit, die ihm aus beſonderer Vorliebe nicht käuflich geweſen waren, und in denen die Sehnſucht ſeiner Wittwe der Anſprache des entflohenen Genius begegnete. Hier in dieſer tiefen, ländlichen Stille, wo weder das ſtörende Geräuſch der Luſt, noch das Bemühen der Theilnahme Nanny's Kummer widerſprach, verſtummte er allgemach von ſelbſt, und der Reiz des Lebens, bald in den ſchwärmeriſchen Verkehr mit dem Bilde des Vollendeten verkleidet, bald in Erinnerungen an die Tage der Jugend erblühend, und dann wieder aus Beſchäftigung und Mutterfreude hervorgehend, gab ihrem erſtorbenen Gemüthe neue Kraft und Thätigkeit.

Die Einrichtung des Häuschens geſtaltete ſich nun ſeltſam genug. In dem untern Wohnraume waltete die Matrone und verſah in dörflicher Einfachheit das kleine Hausweſen; oben webte der Kunſtfleiß und der Geiſt eines idealen Andenkens.

Hüon's Gattin war in einem Frauenkloſter, worin ihr Mann Arbeiten lieferte, von den gefälligen Nonnen in allerhand weiblichen Geſchicklichkeiten unterrichtet worden, die nicht durchaus [illegible] waren. Sie hatte ſcheidend noch Aufträge mitgenommen, da ihr daran liegen mußte, den Ertrag von ihres Mannes ſehr unbedeutendem Nachlaß durch eigenen Erwerb hinreichend für ihre Subſiſtenz zu machen. So klöppelte ſie Spitzen um Meßgewänder und ſtickte Umkleidungen für Madonnen und Kirchenheilige in Gold und Silber. Und wenn ihre thränengetrübten Augen, von dem blendenden Stoff angegriffen, Schutz ſuchten, ſo ruhten ſie auf dem blaſſen Marmor der Büſten aus, die ſie in die ſtille Werkſtätte des geliebten Mannes verſetzten, deſſen Genius ihr Tröſter war. Dieſelbe Miſchung von Natürlichkeit und

Kunſtbildung, welche der kleine Raum dieſes Hauſes darſtellte, war auch in dem daran gränzenden, graſigen Obſtgarten zu finden. Neben einer Reihe Bienenſtöcke ſtand eine meiſterhaft in grauem Marmor gearbeitete Niobe, und den Eingang einer friedlichen Geißblattlaube bewachte Herkules kühne Göttergeſtalt. Ueber Kaiſer Joſephs ähnliche Büſte breitete ein alter Birnbaum ſein ſchützendes Gezweige aus, und zwei betende Kinder, ſprechende Sinnbilder der Schutzbedürftigkeit und frommen Weihe, waren an dem hinteren Pförtchen des Hauſes aufgeſtellt.

Unter ſolchen Umgebungen erwuchs die jüngere Nanny, in dieſem tiefen Frieden entfaltete ſich ihr Gemüth. Den nöthigen Unterricht ertheilte ihr die Mutter und der Pfarrer des Ortes, ein ehrwürdiger Geiſtlicher, deſſen milde Toleranz ihm erlaubte, dieſer verlaſſenen Wittwe und Waiſe ein theilnehmender Freund, ein chriſtlicher Rathgeber zu ſein. Der Pfarrer war ein Mann nach dem Herzen Gottes; wie hätte ihnen dieſer einzige Umgang nicht genügen ſollen?

Wenn nun der Fleiß des Tages der verdienten Ruhe wich, Frau Hüon und ihr liebenswürdiges Töchterlein mit dem Appetite der Mäßigkeit ihr einfaches Abendbrod verzehrten und dann gemeinſam auf einem Spaziergange die Sonne untergehen ſahen: dann ging das trauliche Geſpräch in das Gebiet der Rückerinnerungen ein, die von der Stille des Abends ſo vorzugsweiſe begünſtiget werden. Nanny's Mutter erzählte dem lauſchenden Mädchen von ihrer trüben Jugend, deren harte Erduldungen durch den Zauber der Verjährung zu einem ſüßen Andenken geworden waren, von Ludovica's Wunderlichkeiten, die doch nur als eine rauhe Schale einen ſüßen Kern verborgen hätten, von dem ſchönen Rothwieſe und ſeinen umgänglichen Gutsnachbarn: und der zarte, wehmuthsvolle Sinn der Mutter goß über alle Schattenſeiten der Vergangenheit einen ſo milden Mondlichtsſchimmer aus, daß der aufmerkſamen Tochter das ahnende Herz in Sehnſucht nach jener vormaligen Zeit und ihren zum Theil verſchwundenen Erſcheinungen ſchwoll.

So ſchwand Jahr an Jahr vorüber. Die alte Hebamme ſtarb ſchwach und lebensmüde, doch treu und ſorglich von ihren Hausgenoſſinnen gepflegt und ſehr erkenntlich dafür; denn ihr letzter Wille ſetzte die Tochter der Wittwe zu ihrer Erbin ein. Unter den beſeitigten Sachen der Verſtorbenen fand ſich ein verſtecktes Käſtchen voller Goldmünzen. Dieſer unvermuthete Schatz nahm zur rechten Zeit eine drückende Sorge hinweg, und mit dankbaren Thränen ſegneten Mutter und Tochter die Aſche ihrer Wohlthäterin. Seit Jahren ſchon waren die Beſtellungen der Arbeit ſpärlicher geworden und hatten jetzt ganz aufgehört. Die weite Entfernung, der dadurch erſchwerte Verkehr, bequemere Gelegenheit, den Bedarf zu erhalten und das allmähliche Erlöſchen des perſönlichen Intereſſes hatten die eingegangene Verbindlichkeit aufgelöſet. Gleichzeitig mit dieſer Erwerbsquelle verſiegten andere Kräfte. Und ſo kam jenes Teſtament drohendem Mangel zuvor. Frau Huon, ſtets von verletzbarer Geſundheit, kränkelte jetzt anhaltend. Ein verdächtiges Hüſteln, fieberhafte Schauer, ermattende Schweiße kündigten ſich unter dem Geleit einer Schwäche an, welche der ſonſt immer thätigen Frau auch in den kleinſten Verrichtungen erſchwerend war.

Der Pfarrer, durch Erfahrung und Nothwendigkeit einigermaßen zum Arzt gebildet, ſchüttelte bedenklich den Kopf, wenn er die ſanften Klagen der Kranken, die er beſuchte, vernahm und ihr Anſehen damit verglich. Mitleidig ſah er, wie Nanny in ihrer ahnungsloſen Unſchuld ſich täuſchte, und mit der Zuverſichtlichkeit, welche nur der jugendlichen Hoffnung eigen iſt, von dem nächſten Tage, oder von der Anwendung dieſes oder jenes Heilmittels die ſichere Hülfe erwartete.

Der Pfarrer drang mit fürſorgender Freundſchaft auf die Annahme eines tüchtigen Arztes, der aus der naheliegenden Stadt herbeigeholt wurde, und nahm ſich der beiden einſamen Frauen in allen Dingen, welche ſeine Theilnahme abzureichen vermochte, liebreich an.

So las er der Kranken zuweilen etwas vor, und da die Rückſicht auf die Verſchiedenheit ihrer Glaubensformen religiöſe Lectüre ausſchloß, und der Ernſt ſeines Alters und Amtes Romane und ihres Gleichen als leichtfertigen Zeitvertreib verſchmähete, ſo waren dieſe Vorleſungen nur auf Zeitungsblätter beſchränkt, deren der politiſche Pfarrer fremde wie einheimiſche mithielt.

Eines Tages, an welchem die Kranke ſich ungewöhnlich geſpannt und beklommen fühlte und ſelbſt in Nanny's Gemüth eine bange Ahnung gedrungen war, trat der Pfarrer, ein tröſtlicher und willkommener Zuſpruch, in das ſtille Stübchen. Nach den erſten Wechſelreden entfaltete er ein Paquet Zeitungen und las ſeine Zuhörerinnen in einen Zuſtand wacher Träumereien, in welchem ſie ihrer trüben Vorſtellungen vergaßen, ohne die mitgetheilten Neuigkeiten klar und deutlich aufzufaſſen. Unter den Familien-Anzeigen, die der Pfarrer mit eiliger Stimme lieſt, weil ſie, ſeiner Meinung nach, fremde Perſönlichkeiten betreffend, hier keinem theilnehmenden Intereſſe begegnen können, befindet ſich auch die Meldung von Ludovica's Tode und die Aufforderung an deren ungenannte Schweſter, die von der Verſtorbenen beſtimmten Erbſchafts-Artikel in Beſitz zu nehmen und ſich desfalls an unſer Haus zu wenden. Frau Hüon fällt mit einem leiſen Schrei ohnmächtig zurück, und als ſie ſich wieder erholt hat, vernimmt der Pfarrer zu ſeinem Erſtaunen, wie nahe jene Nachricht aus der Ferne die Kranke angehe. Da dieſer treue Freund nun einmal von dem höheren Herkommen und den Jugendſchickſalen der ihm werthgewordenen Künſtlersfrau in Kenntniß geſetzt war, ſo knüpften ſich gemeinſchaftliche Berathungen, Nanny's Zukunft betreffend, an jene Mittheilung und bildeten fortan den Mittelpunct ihrer Unterhaltungen.

Frau Hüon fühlte wohl, daß ſie dieſen Ort nicht mehr verlaſſen werde, und von beruhigender Erheblichkeit, als die kleine Erbſchaft, mit der Ludovica ihr vielleicht ein Zeichen verſöhnter Geſinnungen habe geben wollen — war ihr der Gedanke, daß ihr verlaſſenes Kind bei meiner Mutter, deren Freundlichkeit ſie in dankbarer Erinnerung bewahrt hatte, eine ſchützende Freiſtätte finden könnte. Dieſe Hoffnung ward der Kranken allmählich zur zweifelloſen Gewißheit, und der Pfarrer, dem die zerſtörende Wirkung der Gemüthsbewegungen auf das Befinden derſelben nicht entging, fand es gewagt, ſie auf die Möglichkeit aufmerkſam zu machen, daß dieſer Plan an der kleinſten Zufälligkeit ſcheitern könne. Er hatte wohl daran gethan, das bald erfolgende Scheiden der liebenden Mutter durch die Erwägung dieſer Ungewißheit nicht zu erſchweren; der Glaube, daß ihre untröſtliche Tochter der zarten Milde einer frommen, mütterlich-treuen Frau anheim fallen werde, war der Sterbenden zum Schauen geworden, und ſanft floh ihr Geiſt der beſſeren Heimath zu, während ein Lächeln des Friedens ſeine verlaſſene Hülle verklärte.

Wie nun das tiefbetrübte Mädchen wieder einer anderen Vorſtellung fähig war, als der, welche ſein Schmerz feſthielt, machte der Pfarrer behutſamer Weiſe den Vortrag von der Seligen Willensmeinung, von deren Eröffnungen und Verhandlungen die Schonung Nanny früher ausgeſchloſſen hatte. Er fand das Mädchen für ſeine Abſicht ſehr günſtig vorbereitet. Die Erzählungen der Mutter hatten Nanny mit der heißen Sehnſucht erfüllt, den Schauplatz von den tragiſchen Erfahrungen derſelben kennen zu lernen und ihrem Vorurtheil für die Menſchen, welche das Licht zu Ludovica's Schatten bildeten, die Verklärungsfarben einer Phantaſie gegeben, in der ſich noch die reinen Strahlen der Unſchuld brachen. Nanny war ohne Weiteres zu der Reiſe nach Ober-Höhen entſchloſſen. Aber ihr ward vorgeſtellt, wie leicht es möglich wäre, daß dieſer Ort ihr kein bleibender Aufenthalt ſein könnte, und die Sorge für dieſen Fall beſtimmte den Pfarrer in der Uebereinſtimmung mit ſeinem Schützling deſſen ländliches Grundſtück nicht zu veräußern, und erſt Nachrichten von Nanny oder deren Rückkunft abzuwarten, bevor weitere Maßregeln deßhalb genommen werden ſollten. Nach einiger Zeit reiſ'te Nanny ab, eine halbe Tagereiſe hindurch vom Pfarrer begleitet; und ihre Ankunft habe ich Dir bereits beſchrieben.

Die Erzählerin verſtummte in einem leiſen Schluchzen, und alle Stimmen der vielfach angeregten Theilnehmung führten an ihrer Statt in unſerer Bruſt ein ſtilleres, aber nicht minder ſiegendes Wort. Hätte Nanny auch nicht durch ihre holde Kindlichkeit, durch ihre Verlaſſenheit, die bei ſo zarter Jugend und Schönheit einen erfahrenen Sinn mit Furcht vor unbekannten Gefahren beunruhigte, das weiche Herz meiner Mutter gerührt, ſo würde ſie doch in mehr als einem anderen Umſtande die mächtigen Fürſprecher ihres Wunſches gefunden haben, daß unſer Haus ihr eine Zuflucht gewähren und die Obhut meiner Mutter ſie unter den Schutz einer Frau ſtellen möge, die durch perſönliches Anſehen und unbefleckten Ruf ſolchen zu geben wohl geeignet war.

Meine Mutter hatte ſtets Ludovica's verſchollener Schweſter mit Antheil gedacht und erwähnt, und dieſes mitleidige Intereſſe geſtaltete die Aufnahme ihres Kindes zu der freundlichſten. Die zarte Dankbarkeit meiner Mutter nahm jede Gelegenheit emſig wahr, um die Pflichten derſelben dem Schatten meiner Wohlthäterin abzutragen; und hier war ein verjährtes Unrecht zu vergüten; weshalb die natürliche Güte meiner Mutter ihren ganzen Reichthum aufbot, um die Verſchuldungen der Todten zu bezahlen. So ward es bald, obſchon in wenig Worten nur, aber doch unwiderruflich angenommen, daß Nanny künftighin zu unſerer Familie gehören und Ober-Höhen nicht mehr verlaſſen würde.

In einem unbeſchreiblichen Gemüthszuſtande brachte ich die erſte Nacht zu, welche Nanny in der neuen Heimath verſchlummerte. Erneſtine und Nanny beherrſchten abwechſelnd meine Vorſtellungen, und die Erlebniſſe der vergangenen Tage gaben dem Aufruhr in meiner Seele eine wahre Chamäleons-Natur. Nur zwei feſte Puncte verliehen meinen unſicheren Empfindungen eine Stütze; ich ruhete in Bezug auf mein Verhältniß zu Erneſtine in dem Bewußtſein aus, meiner Ueberzeugung gefolgt zu ſein, und hielt mich an die Hoffnung, in Nanny's Umgange die Freundſchaft einer Schweſter, dies ſollte ſie mir werden! zu gewinnen.

Obgleich Nanny die liebevolle Mütterlichkeit in dem

Benehmen ihter Beſchützerin, wie mein Bemühen, ihr gefällig werden zu wollen, mit tiefer Innigkeit zu empfinden ſchien, ſo war ſie doch fern davon, dieſer Anerkenntniß eine andere Verſicherung zu geben, als welche ein flüchtiges Erröthen, ein zärtliches Lächeln, ein dankbarer Blick ausſprach. Sie blieb ſtill und wortkarg, ohne Anſprüche, doch nicht minder bereitwillig als geſchickt, fremdem Bedürfniß zu begegnen und abzuhelfen. Dieſer beſcheidene, ſelbſtloſe Sinn verfehlte ſeiner Andringlichkeit auf das Herz meiner Mutter und an meine Empfänglichkeit für dieſe ſanfteſten Vorzüge der Weiblichkeit um ſo weniger, als ſie mit der einnehmendſten Manier ſich kund zu geben verbunden waren. Wir wetteiferten in dem Beſtreben, Nanny zu erheitern, es ihr wohl bei uns zu machen.

Die Nachrichten, welche ich meiner Mutter über Erneſtine zu geben hatte, nahmen, ohne daß es abſichtlich geſchehen wäre, die Färbung meiner eigenen Bewunderung für die Perſönlichkeit der reizenden Braut, wie die des ängſtlichen Wunſches an, die bedenkliche Mutter mit meiner Wahl möglichſt zufrieden zu ſtellen. Nanny's Erſcheinen in jenen Momenten, wo die Mutter meiner Wiederkehr in höchſter Spannung entgegenſah, hatte ſelbige zerſtreuet, des Mädchens Erzählung ihr Gemüth bewegt, und ſo wurde der Eindruck, welchen meine Schilderung in ihr hervorbrachte, von fremdartigen Regungen geſtört und beſtimmt. Auch wurde dieſe verhängnißſchwere Entſcheidung meines Schickſals ungleich kürzer zwiſchen uns abgehandelt, als ſonſt eine häusliche Vorfallenheit von der unerheblichſten Bedeutung, und meine Mutter hatte für die ihr gegebene Verſicherung, daß ich mich glücklich fühle, weder eine zweifelnde Frage, noch einen warnenden Einwurf mehr.

Aber ach! wie ſehr wären beide an ihrem Platze geweſen! Nanny machte ſchweigend mich mir ſelbſt verſtändlich und die unbeglückende Wahrheit meiner Bräutigams-Erwartungen. In ihr fand ich die Tugenden wieder, an welche ich durch meine Mutter gewöhnt war; und wenn meine kindliche Ehrfurcht für die Letztere durch die Nahrung, welche ſie aus ihnen geſogen, erſtarkt war, ſo gab die Jungfräulichkeit der Erſteren und ein leiſer Anſtrich von Schwärmerei meiner Schätzung ihrer Seelenſchöne einen Zuſatz von Wohlgefallen, der für meine Ruhe gefährlich werden konnte.

Daß ich Nanny faſt nie anders ſah, als in Geſellſchaft meiner Mutter, daß ſie in behutſamer Scheu ſich von mir entfernt hielt und jeder vermeidlichen Näherung auswich, mochte eben ſowohl aus ihrem richtigen Tacte für das Schickliche, als aus der Ungewohnheit hervorgehen, mit einem jungen Manne häuslich zu verkehren; aber die Mühſamkeit, mit der ich jedes Unterhaltungsfädchen mit Nanny anknüpfen mußte, gab jedem Laute von ihren Lippen einen eigenthümlichen Werth, und dem Gefühle, das ihm huldigte, eine unzerreißliche Haltbarkeit. O meine Agnes! Du Tochter Deiner Mutter, wirſt nicht als Warnung aufnehmen dürfen, was hierbei zu bemerken ich mich nicht entbrechen kann; wie oft handelt doch Dein Geſchlecht der Erfüllung ſeiner ſüßeſten Wünſche entgegen, wenn es ſeine Anziehungskraft in lockenden Blicken, einladenden Scherzen und ermunternder Zuvorkommenheit vermuthet! Die Blüthen ſolcher Beſtrebungen werden keine andern Früchte tragen, als die, denen die Reue Herbigkeit und Schärfe giebt. So wie hingegen ein weibliches Gemüth, das ſich tief in ſeine innere Welt verbirgt und hinter dem verhüllten Heiligthume ſeines Herzens das Göttliche verehrt, die reinſte Liebe des Mannes iſt, und wie auch die menſchliche Schwäche ſich verirren möge — ſich ewig ihrer freuen darf! —

Ich hatte mein Gut Rothwieſe ziemlich vortheilhaft verkauft, und die Uebergabe deſſelben auf das bittende Verlangen des Käufers in ſchneller Zeitfolge nach dem Verkaufsabſchluſſe angeſetzt; ehe dieſe jedoch Statt hatte, wollte meine Mutter und Nanny noch einmal mit mir hinüber fahren, auf daß die Letztere den Ort ſähe, wo ihre Mutter gelebt und gelitten hatte. Kurz vor dem Einſteigen ward meine Mutter durch einen kleinen häuslichen Vorfall, deſſen Behebung dringend war, vom Mitfahren abgehalten, und Nanny war zum erſten Male auf einen vollen Nachmittag allein mit mir. Das Vergnügen über die Gewißheit unſeres Beiſammenſeins trat in ſo unſchuldiger Geſtalt an mich heran, daß ich mich ihm arglos überließ, und der warme Hauch meiner Freude die Knoſpe von Nanny's Vertrauen ein wenig entfaltete. So wie wir uns Rothwieſe näherten, wurden ihre Züge beſeelter, der zarte, ſpiegelhelle Ausdruck derſelben zeigte, daß ſie in der Vergangenheit ihrer Mutter verweilte. Mit befriedigender Genauigkeit konnte ich ihr die Denkplätze angeben, welche ihrem kindlichen Gefühle wichtig waren, und als wir in das ſtille Stübchen traten, wo einſt die Thränen von Ludovica's Schweſter gefloſſen waren, ſtürzten die ihrer Tochter in Strömen. Wie wenn der Sonne Strahl durch Regenwolken bricht, ſo verſchönte zu gleicher Zeit ein Lächeln von unnachahmlicher Lieblichkeit ihren leiſe ſeufzenden Mund, und mit einem Blicke, worin ſich der Himmel verklärte, reichte ſie mir die Hand. War ich ihrem Gedankengange anders auf richtiger Spur gefolgt, ſo durfte ich mir dies ſtumme Zeichen als eine Verſicherung ihrer Zufriedenheit, als eine Hingabe an meinen Schutz erklären, die aus der Gegeneinanderſtellung ihres Looſes mit dem ihrer Mutter hervorging.

Der Monat, nach deſſem Verlaufe meine Hochzeit ſein ſollte, war mir in innerer und äußerer Unruhe verfloſſen, und mit wachſender Aengſtlichkeit ſah ich den Tag ſich nähern, wo ich nach N..... abreiſen würde, um meine Braut heimzuholen. Meine Mutter hatte bald nach meiner Verlobungsreiſe mit mir über einige vorzunehmende Veränderungen geſprochen und mit ſanfter Feſtigkeit darauf beſtanden, ſich mit Nanny und ihrem kleinen Haushalte in den linken Flügel des Schloſſes zurückzuziehen. Mit jenem ruhigen Ernſte, welcher der Ueberzeugung eigen iſt, ſuchte ſie mir die Nothwendigkeit davon anſchaulich zu machen, daß fortan manche Gemeinſchaftlichkeit in unſerer Lebensweiſe aufgehoben würde, auf daß die junge Frau in der Geſtaltung ihrer Häuslichkeit weder durch Gewohnheitszwang, noch durch den Machtſpruch der Herkömmlichkeit ſich beſchränkt ſähe.

Meine Weigerung, in dieſen weiſen Beſchluß meiner Mutter zu willigen, gründete ſich auf die Ueberzeugung, daß ich Erneſtinen, der hülfloſen, hartbedrängten Waiſe, ein Glück anzubieten hätte, welches ſelbſt in den Grenzen, die meine Mutter zu vernichten gedachte, über die weitausſehendſten Plane ihrer Zukunft hinausreichte.

Marklin, welcher uns von Jahr zu Jahr einen Beſuch verſprochen hatte, ohne ſeinen dringenden Amtsarbeiten die Erfüllung ſeines Verſprechens abringen zu können, ward jetzt auf die beſtimmteſte Weiſe zur Löſung deſſelben von mir aufgefordert, indem ich ihn erſuchte, mich zu trauen. Zu meinem Vergnügen antwortete er mir gewährend, wenn nämlich ich mich der Bedingung fügen könnte, daß die

Trauung um acht Tage aufgeſchoben würde, weil unabweisliche Geſchäfte es ihm unmöglich machten, zu der erſt feſtgeſetzten Zeit ſeinen Hirtenſtab auf einer Reiſe zu gebrauchen.

Ich hatte manch heiliges Gefühl meines Herzens an den Wunſch geknüpft, die Weihe meines ehelichen Bundes von dieſer theuren Hand zu empfangen, und ſo ſendete ich einen reitenden Boten an Erneſtine ab, welcher ihr die ſchriftliche Bitte zutragen ſollte, daß ſie in dieſen Aufſchub unſerer Verbindung willigen möchte.

Der Tag vor meiner Abreiſe war mir unter drängenden Beſorgungen verſtrichen; der herannahende Abend gönnte mir endlich ein Mußeſtündchen, daß ich mit meiner Mutter und Nanny zuzubringen eilte. Ich fand die Erſtere allein und vernahm, daß Nanny, über Kopfweh klagend, heute ihr Zimmer nicht ſehr verlaſſen hätte, doch wolle ſie morgen in aller Frühe auf ſein, um mir einen Glückwunſch und Abſchiedsgruß auf die Brautfahrt mitzugeben. An dieſen Bericht ſchloß meine Mutter eine begeiſterte Lobrede auf Nanny, die, wie auch aus voller Seele ich ihr beiſtimmte, mir doch manchen ſpitzen Stachel in die Bruſt drückte, indem ſie mich den verkleideten Wunſch erkennen ließ, daß unſer Dreiblatt durch ein feſteres Band hätte geknüpft werden können, und Nanny's frühere Ankunft in Ober-Höhen meinem Schickſale eine andere Wendung würde gegeben haben. Sie hoffe, endigte ſie ihre Erklärung —, daß Edmund, den wir erwarteten, ein offenes Auge für die Liebenswürdigkeit dieſes Mädchens haben, und ihr in Nanny einſt eine liebe Schwiegertochter geben würde, die, um ihrer ſoliden Denkart willen, für den Flüchtling beſſer als tauſend Andere paſſe, und vielleicht von der Vorſicht zu ſeinem guten Genius erkoren ſei.

Dieſe Idee erregte ein dunkles Unbehagen in mir: ich verlor die klare Anſicht deſſen, was ich als Recht erkennen mußte, und fühlte das Bedürfniß in mir, den getrübten Spiegel meiner Ueberzeugungen von dem Hauche der Selbſtſucht zu reinigen.

Ich verließ meine Mutter früher, als ich es gewollt hatte, und ging, von ihrem Segen begleitet, nicht in mein Schlafzimmer, ſondern in den Garten, um mich in der thaukühlen Luft zu erfriſchen.

Der Mond erleuchtete mit mildem Glanze die duftige Finſterniß der Gänge und Lauben, und ließ Blumenſtellen und freie Plätze in magiſcher Helle erſcheinen. In dieſer Stille der Natur ſprachen ſanfte Friedensſtimmen an mein Herz; es ward ruhiger in mir. Da dünkte es mir, als vernähme ich in der Nähe der kleinen Grotte ein Flüſtern, wie Seufzerton und Sprachton.

Mit klopfendem Herzen und zurückgehaltenen Athemzügen nähere ich mich leiſe und höre Nanny's ſüße Stimme beten, o Gott! für mich beten! — „Gieb ihm, lieber, himmliſcher Vater,“ ſo flehete ſie, „das höchſte Glück des Lebens, und mir eine dankbare Freude daran, wenn auch mein Herz, vielleicht zu ſtolz, ſich die Kraft zutrauet, dies ihm durch die treueſte Liebe gewährt zu haben! Alles Gute, was Deine Huld *mir* beſtimmte, laſſe *ihm* zu Theil werden, und ſollte Dein unbegreiflicher Rathſchluß ihn dunkle Wege führen, ſo laſſe meine Bruſt, welche ſeinen Kummer nicht ertragen könnte, im Tode erſtarren, bette mich an der ſchlafenden Mutter Seite, und gieb der bandenfreien Seele den ſeligen Beruf, ſein Schutzgeiſt hienieden zu werden!“ —

Die Sprache iſt zu arm, die Verkörperung des Ausdrucks zu roh, um darzuſtellen, was ich in dieſen Augenblicken empfunden. So liebte mich Nanny, dies ſtille, tiefe, klare Weſen! Solch eine Liebe, ſo hingegeben, ſo rein und treu, wie ſie in den einfachen, an ihr ewiges Urbild gerichteten Worten ſich malte, war das Ideal geweſen, das ſich in meinen Jugendträumen verklärte, und das mir zu göttlich ſchien, als daß es, von irdiſchem Stoffe bekleidet, auf dieſer mängelvollen Erde zu finden wäre. Und die Vorſicht hatte mich ſogar des Suchens überhoben und mir den Engel ſelbſt zugeführt, der meinem Daſein ſeinen Himmel verleihen konnte, und ich — ich war gebunden, durch eine vielleicht überſpannte Idee von Pflichtmäßigkeit.

Dieſe Vorſtellungen zerriſſen mein Herz. Betäubt ſchlug ich mein Auge an das tiefblaue Gewölbe über mir, an welchem Myriaden Weltenkerzen flammten, und vor ihrem tröſtenden Lichte entflohen Zweifel und Schatten aus meinem Innern. Ein paar bekannte Verſe wurden mir plötzlich gegenwärtig, und eine überirdiſche Freudigkeit ſenkte ſich in ihrem Ausſpruche auf mich herab. Sie lauten: „So geht, des Pfad's gewiß, im ſchwachen Sternenlicht der Wanderer achtſam hin; er ſchaut auf ſeine Tritte, die Richtung ſieht er nicht. Der Morgen kommt, und er verdoppelt ſeine Schritte. Und Freude iſt's ihm dann, im Licht zu ſehen, daß er auf rechtem Wege blieb, weil ihn die Nacht nicht ſchreckte. O wahrlich! herrlicher ſteht unſer Ziel einſt da, weil Finſterniß es deckte.“ Mit hörbaren Schritten ſcheuchte ich nach einem leiſegenommenen Umwege Nanny aus ihrer frommen Vergeſſenheit auf; erſchrocken trat ſie mir entgegen. Meine liebe Nanny, ſagte ich mit einer Faſſung, die ſich in den Hülfen guter Geiſter behauptete, wird dieſe ſpäte Abendkühle auch Ihrem Kopfweh zuträglich ſein? Ich hoffte, Sie verſchlummerten es bereits.

Es iſt mir beſſer geworden, verſicherte Nanny, und ihr

Geſicht, das, vom Monde beſtrahlt, ohnedies ſchon im Abglanze ihrer Erhebung leuchtete, hätte jetzt einen Künſtler zu den ſchönſten Erſchaffungen begeiſtern können.

Meine gute Nanny, hob ich wieder an, ich reiſe morgen ſehr früh ab und Ihr Schlaf bleibe ungeſtört. Es iſt mir ein ſüßer Gedanke, daß meine Braut Ihre Blutsverwandte ſei, und ich glaube, daß Ihr gütiges Herz die Frau Ihres wärmſten Freundes als eine Schweſter aufnehmen werde.

Nanny antwortete nicht, nur ein ſchwacher Druck ihrer Hand bebte an mein Gefühl, und ein paar Thränen ſtahlen ſich unter den langen Augenwimpern hervor und rollten langſam ihre Wangen nieder. Sie fielen in mein Herz. Ich habe mir, fuhr ich fort, in dieſer heiligen Abendfeier die Stärke ſammeln wollen, den neuen Weg, den ich beginne, mit feſten Schritten anzutreten; ob nahe das Ziel meines Lebens, ob es in der Zukunft Fernen ſich verliere, ich will nicht wanken noch ermüden, und Ihre Freundſchaft bleibe, wie der Treue Genius mir zur Seite. Gewiß! verſicherte Nanny kaum hörbar, und ihre Hand erwiederte jetzt mit voller Innigkeit den Druck der meinigen.

Wie wenig auch der Gemüthszuſtand, in welchem ich mich befand, in Angemeſſenheit zu dem Zwecke meiner Reiſe war, ſo begünſtigte er doch die Aufmerkſamkeit, mit der ich den Vorſchriften des Gewiſſens und der Klugheit horchte. Allein das Niederringen ſtörender Empfindungen hatte mir die Kraft geraubt, mich in den Exaltationen der Leidenſchaft zu äußern, und ſo feierte ich mit einer nüchternen Kühle, die ihren einzigen Wärmeſtrahl aus meinem Geiſte empfing, das Wiederſehen meiner Braut.

Erneſtine ſchien keine Veränderung an mir wahrzunehmen, und dieſer Stumpfſinn, welchen die Natur der Liebe ausſchließt, wäre hinreichend geweſen, mich mit Mißtrauen gegen die Schmeichlerin zu erfüllen.

Mit Befremdung lernte ich in ihrer Beſchützerin, deren Abſurditäten mir von Erneſtine ſo lebhaft geſchildert worden waren, eine ſehr vernünftige Frau kennen, die durch ein ſchickliches Betragen meine Achtung in Anſpruch nahm, und die Zuverläſſigkeit von Erneſtinens Urtheil und Ausſage um ein Merkliches herabſetzte. Ich ſprach ihr bei unſerem Scheiden den Dank aus, welchen der Uebermuth meiner Braut ihr vorenthielt, und der Wunſch für mein Glück, den ſie mir mit einem tiefen Seufzer ausſprach, erhielt von der Furcht, daß er unerfüllt bleiben werde, ſeine traurige Betonung.

Die blendende Perſönlichkeit Erneſtinens, deren Anmuth durch eine ſanftere Haltung gehoben wurde, welche der Eintritt in ganz fremde Menſchen und Verhältniſſe ſo natürlich zur Folge hatte, machte einen angenehmen Eindruck auf die Theuren, denen ich ſie zuführte. Auch blieb ihr Auge, zu ihrer Ehre ſei es geſagt! nicht trocken, wie meine Mutter ſie mit rührender Herzlichkeit als Tochter begrüßte. Was ſie jedoch meinem Herzen werther noch machte, als jene Thräne, an der Bruſt meiner Mutter vergoſſen, war das helle Freudenlächeln, mit dem ſie die zitternde Nanny an die ihrige ſchloß, und in der Bitte um das ſchweſterliche Du das Recht der Verwandtſchaft geltend machte.

Bruder Edmund war nicht weniger entzückt über die Lieblichkeit der vorgefundenen Pflegeſchweſter, als über die Schönheit ſeiner Schwägerin. Auch Marklin's waren einige Stunden früher, als wir eingetroffen, und die Anweſenheit dieſer geliebten Freunde gab mir ein Gefühl von Heiterkeit, deſſen Quelle ich in einem andern Grunde, als dem ſie entſprang, ſuchte. Am folgenden Morgen wurde unſere Trauung vollzogen; Nanny war nicht zugegen, und ich ſcheuete mich zu fragen, mit welcher Entſchuldigung ſie ihr Wegbleiben gerechtfertiget habe. Aber nach geendigter Ceremonie kam ſie zum Vorſchein, und obgleich ihre Wange bläſſer als gewöhnlich war, ſo hatte doch ihr Auge den Blick der Ruhe, und ihr Lächeln jenen Ausdruck von innerer Friedlichkeit, der ihm einen ſo eigenthümlichen Zauber gab.

Marklin's verweilten einige Tage in Ober-Höhen, Edmund blieb eben ſo viele Wochen bei uns.

Die Neuheit unſerer häuslichen Einrichtung, welche durch die Gegenwart dieſer lieben Gäſte nur auf das Vergnügen und die Unterhaltung derſelben berechnet war, nahm nach und nach beſtimmtere Formen an; allein mit ſtiller Beſorgniß glaubte ich zu bemerken, daß mit dieſer angenehmen Regelloſigkeit ein großer Theil der guten Laune meiner Frau verſchwunden war. Jene beglückende Eintheilung der Zeit, die unſere Kräfte in dem wohlthätigſten Gleichgewichte erhält, wo nützliche Beſchäftigung und Fleiß der Erholung ihre Süßigkeit geben, und dieſe wieder Luſt an die Arbeit zahlt, wo im Kreislaufe des bekannten Tagesgebrauches das Leben raſch und doch genußreich enteilt, ſchien ihr nicht nur gänzlich fremd zu ſein, ſondern auch in ihrer Aneignung unmöglich. Nur in Unruhe und Wechſel, in Zerſtreuung und Geſellſchaft, in der Auflöſung häuslicher Geſetzmäßigkeit mochte, dem Anſcheine nach, Erneſtine ſich gefallen und ihre vorzüglichſten Gaben entfalten. Dieſer Fehler meiner Frau war nicht der einzige, deſſen Erkenntniß mich mit ſorgender Aengſtlichkeit für ihr und mein Glück erfüllte.

Von der Anmaßungsloſigkeit, die ich in ihr vorausgeſetzt hatte, weil, meiner Meinung nach, das Geſchick ihrer Kindheit und früheren Jugend dieſe Tugend hätte befördern müſſen, war auch nicht der kleinſte Zug an ihr zu finden; vielmehr erſtaunte ich über die unbefangene Manier, mit der ſie mich von Anſprüchen und Wünſchen in Kenntniß ſetzte, welche ſelbſt, wenn die Verwöhnung ſie ausgeſprochen hätte, Verwunderung erregt haben würden. Ich konnte mich nicht dafür verblenden, daß ein verſagender Ernſt ſie zurückweiſen müſſe, und meine Frau gebrauchte nun allerhand kleine Liſten, ihre Zwecke zu erreichen; denen ich aber, da mich die Leidenſchaft nicht blind machte, zu begegnen wußte, obgleich dieſe ſtete Wachſamkeit auf mein Benehmen dem zärtlichen Vertrauen Eintrag that, welches die erſte Bedingung des ehelichen Glückes iſt.

Meine Mutter, welche mit Nanny in der behutſamſten Abgeſchloſſenheit lebte, doch der Annäherung meiner Frau ſtets freundlich entgegenkam, mochte gewiß dieſe unerfreulichen Bemerkungen nicht ſpäter machen als ich. Ihr Betragen gegen mich enthielt, wo möglich, eine noch zartere Liebe als ſonſt, doch ihre ſchonende Verſchwiegenheit in Betreff meiner Frau und der bekümmerten Wahrnehmungen, die ihr nicht entgehen konnten, ängſtete mich wie ein Unglück, das man ſich größer noch denkt, als es wirklich iſt, weil es uns verborgen wird.

Aber Nanny's reiner Sinn, ihr Gefühl für mich, gab ſich in anderer Geſtalt kund. Sie drängte ſich wohlwollend an Erneſtine und mit heldenmüthiger Verleugnung mancher ſchmerzenden Empfindung ſtand ſie auf dem Puncte feſt, von wo aus ſie mit Segen für mich und die arme Verirrte wirken zu können hoffte. Und wirklich gelang es

Nanny's Engelhaftigkeit, die Liebe, das Zutrauen meiner Frau in einem Grade zu gewinnen, deſſen ihr, durch Leichtſinn und Selbſtſucht verdorbenes Gemüth nur immer fähig war. Ich fing an die Schwierigkeiten der Aufgabe zu fühlen, die ich mir ſelbſt in der Wahl dieſer Gattin gegeben hatte. Hätte die Leidenſchaft ſie getroffen, ſo würden Selbſtvorwürfe den Schmerz der Täuſchung geſchärft haben; ſo wie das Bewußtſein, welchen Antrieben dazu ich gefolgt war, einen Tropfen Troſt und Hoffnung in mein wundes Herz träufelte. Wenn früh, wie ich gewohnt war, ich einen Gang in die Wirthſchaftsgebäude, in den Garten, oder auf die Felder vornahm, um zu ſehen, ob die Arbeiter an ihrem Plaße, ob irgend eine Verfügung zu treffen, ein nothwendiger Befehl zu geben ſei, und mit erſticktem Unwillen meine Frau verließ, weil ſie im nachläſſigſten Morgenkleide die goldenen Frühſtunden mit meinem Jagdhunde vertändelte, tauſend zweckloſe Kleinigkeiten trieb, und mit der Schläfrigkeit innerer Leere und Arbeitsſcheu der geſchäftigen Natur in das heitere Angeſicht gähnte: o dann — dann jagten mich wohl die Furien der Reue von dannen, daß meine Schritte auf dem Vorſaale erdröhnten. Kam ich dann aber bei dem Flügel vorbei, den meine Mutter bewohnte, ſo ſtillte ein Blick in dieſe Heimath innerer Zufriedenheit die aufgeregte Seele mir. Ich ging jeßt ernſtlich mit mir zu Rathe, und unterdrückte männlich Vergleichungen und Folgerungen, die, indem ſie mich nur unglücklich machen mußten, zugleich den Muth in mir ertödteten, an Erneſtinens moraliſcher Verbeſſerung zu arbeiten. Zu ſpät ſah ich wohl ein, daß jenes Sprichwort, welches mir meine Mutter als Warnung aufgeſtellt hatte, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme! in der Beziehung, worin es mich ſchrecken ſollte, eine fürchterliche Wahrheit enthalte; denn meine Frau legte die vorherrſchende Neigung zu einer wüſten Lebensweiſe, zu Verſchwendung und Ueppigkeit an den Tag. Ich ſprach mit ihr ernſt, aber herzlich, entſchieden und doch mild. In der fliegenden Röthe, die Minuten lang Erneſtinens Geſicht bedeckte, färbte Empfindlichkeit, nicht ihre edlere Schweſter, die Scham, das Geſicht der Beleidigten, und eine zornige Heftigkeit blitzte aus ihren Augen. Sie ſagte mir, daß dieſe meine Ermahnungen ihr die Beſtätigungen des Rufes gäben, der mich für einen Geizhals erkläre und das Familienleben meines Hauſes der abgeſchmackt frömmelnden Bet- und Bußübung eines Quäkervereins vergleiche. Sie fange jetzt an zu glauben, was man allgemein behaupten wolle, daß mein Eigennutz ſich die Erliſtung der Erbſchaft erlaubt, an welche ſie die nächſten Anſprüche gehabt, und ſie meine, daß ich in Rückſicht auf dieſen Balken in meinem Auge doch nicht ſo ganz genau mit dem kleinen Splitter rechten dürfe, der mir in dem ihrigen Aergerniß gäbe.

Großer Gott! mein Herz ward von keiner dieſer empörenden Beſchuldigungen getroffen: allein ein unſägliches Wehe, ein heißeres Mitleid, als der Wahnſinn des Fiebers in dem Geſunden anregt, wallte in ihm auf. Du arme Verblendete! rief ich ihr zu und erſchrak vor dem tiefen Jammerklange meiner eigenen Worte; ſo haben Unglück und Schmach Dich vergebens aus den Feſſeln Deiner angeerbten Thorheit erlöſen wollen: Du verachteſt die edelſte Freiheit! O Erneſtine! mache die Natur, welche Dich ſo ſchön ſchmückte, nicht zu Schanden, indem Du Deine Seele entſtellſt! — Verkenne Dein Heil und Deine Beſtimmung nicht länger, und vertraue dem Gatten, anſtatt Läſterungen auf ihn anzuwenden, über die ſein Gewiſſen ihn erhebt! Jetzt fing

Erneſtine an, heftig zu weinen, ich ſuchte dieſe Rührung zu benutzen; aber damals wußte ich noch nicht, daß ein Herz, in welchem nie die Keime des Guten gepflegt wurden, viel zu verhärtet iſt, um in ſolch oberflächlichen Bewegungen ihren Samen in ſeine Tieſen zu ſenken.

Die erſten Tage nach dieſer Unterredung ſchmollte meine Frau; aber ſie war zu beweglich und zu inconſequent, um dieſe Rolle lange halten zu können, und ſo warf ſie ſich in eine andere, in die einer Kranken. Gereizt genug ſchenkte ich ihren Klagen nur denjenigen Grad von Aufmerkſamkeit und Theilnahme, mit welchem das Pflichttheil von der Liebe des Mannes den Anſpruch einer leidenden Frau abfindet; allein bei meiner Mutter, bei der ſanften Nanny, fanden ſie ein freundlicheres Gehör und wärmeres Mitgefühl. Ich hatte eine lange Unterredung mit meiner Mutter. Es fand ſich nun, daß dieſe mit dem ſcharfen, mütterlichen Blicke, der nie das Glück eines geliebten Kindes aus den Augen verliert, die fehlerhaften Neigungen meiner Frau und in ihnen die Klippen unſers ehelichen Friedens aufgefaßt hatte, doch ſich jeder frühzeitigen Einmiſchung in die Art, wie ich ſelbige zu nehmen und zu vermeiden geneigt wäre, enthalten wollen. Jetzt aber fordere ſie eine bemerkbare Irrung meiner Anſicht zu einem leitenden Worte auf. Juſtus, ſagte ſie unter Anderen, die Liebe iſt im Beſitze aller wahren Beſſerungsmittel; Erbitterung und Gehäſſigkeit nehmen ſtets falſche Maßregeln für den heiligen Zweck der ſittlichen Veredlung unſerer Freunde und Angehörigen, worunter wir in chriſtlichem Sinne alle Menſchen verſtehen dürfen. Der Allheilige ſelbſt ſtraft und züchtiget nur mit und aus Liebe, und ſein fehlervolles Geſchöpf ſollte ſeines Gleichen ohne ſolchen Antrieb, ohne jene Milde für die Tugend erziehen wollen? Frage Dein Herz, mein Sohn! Würde es die Schwächen Deiner Frau nicht ſchonender rügen, wenn es minder zart und tief für Nanny's Vortrefflichkeit empfände? — Und um dieſe unwillkürliche Beeinträchtigung der Erſteren zu vergüten, muß die verſöhnlichſte Lindigkeit in Deinem Benehmen der Gerechtigkeit ſtets vorwalten.

Ich fühlte, daß meine Mutter, ach wie ſehr! Recht hatte; aber eine innere Entmuthigung, ein halber Zweifel am Gelingen machte meine Beſtrebungen für Erneſtinens moraliſche Erziehungen matt und lückenhaft.

Meine Mutter handelte jedoch um ſo entſchiedener und folgerichtiger. Sie hielt Nanny's Anweſenheit, die Gegeneinanderſtellungen, welche durch unſer Zuſammenleben ſo oft herbeigeführt wurden, für die gefährlichſten Feinde meiner Ruhe und Herzensfeſtigkeit, und arbeitete ſtill mit leiſen Fortſchritten, wie die Natur, an der Ausführung eines Planes, der jene Störungen aufheben mußte, und den das Schickſal zu begünſtigen ſchien.

Ein Jahr war langſam hingegangen, in ſeinem Laufe waren meine ſchönſten Hoffnungen verblüht, und mir kein anderer Erſatz dafür geworden, als der ſpärliche, mit welchem die Gewohnheit das Gefühl einer bekümmernden Lage mildert. In Nanny's himmliſchem Gemüthe hatten die Bebungen der Leidenſchaft längſt ausgezittert; ihre Liebe war Tugend geworden, und ihr höherer Sinn fand Freuden und Entſchädigungen, wo ein profanes Auge nur den Schmerzen der Entſagung begegnete.

Mein Bruder Edmund war unter dieſer Zeit mehrere Male in Ober-Höhen geweſen und hatte die holde Nanny unausſprechlich liebgewonnen. Dieſe Neigung, höchſt verſchieden von den hundert und tauſend Verliebungen, welche den Schmetterlingsflug ſeines Geſchmackes an weiblichen Reiz für Momente gefeſſelt hatte, äußerte ihre Echtheit in den beſcheidenſten Merkmalen, wie in dem frühentſtandenen Wunſche, Nanny's Hand mit ihrem Herzen zu gewinnen. Er benutzte alle Vortheile ſeiner Stellung gegen das Mädchen und buhlte mit brüderlicher Traulichkeit um ein Wohlwollen, das ihm ahnungslos und herzlich entgegenkam. In die Bruſt der Mutter legte er das Geheimniß ſeiner Liebe nieder und flehete ſie mit kindlicher Zuverſichtlichkeit an, für ihn bemühet zu ſein. Dies Geſtändniß erfüllete zwar die ſüßeſte Hoffnung meiner Mutter; allein ſie wollte Nanny Zeit gönnen, ſich ſelbſt zu verſtehen, und ſo ſenkte ſie die prüfende Sonde ſehr langſam und vorſichtig in die Empfindung, von welcher das Mädchen für den zweiten Sohn ſeiner heißgeliebten Pflegemutter bewegt ward.

Jene Jahre der Leidenſchaft liegen mit ihren ſelbſtſüchtigen Regungen zu weit hinter mir, und der Geiſt Deines Vaters, meine liebe Agnes, iſt in den Regionen, worin er jetzt weilt, zu hoch über menſchliche Empfindlichkeit erhaben, als daß ich Anſtand nehmen dürfte, zu ſagen, Nanny liebte nur meinen Bruder in ihm, und fühlte ſich von ſeiner einnehmenden Gefälligkeit für ihre Perſon, von der Freiheit ſeines Betragens überhaupt, angeſprochen. Sie, die Liebende, welche durch die Kraft dieſer Weihe heller als ich, früher als die erfahrene Mutter, Erneſtinens Unfähigkeit, mich zu beglücken, erſchauete, verzehrte ſich in der verſchwiegenen Sorge für mein gefährdetes Wohl. Ihre ſtille Wahrnehmung, daß mein Gefühl für meine Frau, ſelbſt in den erſten Flittertagen unſerer Ehe, mehr den ſanfteren Anſtrich nüchterner Herzlichkeit, als leidenſchaftlicher Ueberſchätzung hatte, gab dem Urtheile des Mädchens für die Mängel ſeiner Nebenbuhlerin die weichſte, mitleidsvolleſte Milde. Aber ach! ſo wie die Eigenthümlichkeiten meiner Frau ſchärfer hervortraten und ihre unheilbringende Macht auf meine Stimmung übten, fühlte ſich Nanny unſäglich dadurch beängſtet, und ihr Vermögen im Widerſpruche mit dem drängenden Verlangen, mir bei meinem häuslichen Unglücke einen Beiſtand leiſten zu können, zu dem die treueſte Zärtlichkeit für mich und das menſchlichſte Bedauern für Erneſtine ſie aufriefen. Ihre zarte Geſundheit begann zu leiden unter dieſen inneren Kämpfen, doch die Anſtrengung, mit der ſie ſich aufrecht hielt, entzog den Zuſtand ihres Gemüthes ſogar der Beobachtung meiner Mutter. Nach längerer Vorbereitung leitete dieſe endlich Nanny's anders gerichtete Gedanken auf Edmunds Wünſche, und knüpfte an die Eröffnung ſeiner Abſicht noch manch andere Darlegung von Plänen in Beziehung auf mich und meine Frau. Die zitternde Nanny ward durch die vernommene Bewerbung in eine Klemme gedrängt, aus welcher ſie ſich ohne Weh und Pein nicht retten konnte. Sie hatte eine ſchweſterliche Zuneigung für meinen Bruder; aber als ſeine Gattin hing ſie auch für der Zukunft Fernen durch ein feſtes, verwandtſchaftliches Band mit mir zuſammen, und dies ſchien ihrem liebenden Sinne ein zureichendes Glück. Sie erkannte, wie ſchwach ihre Kräfte ſeien, wenn es darauf ankam, den Anblick meines täglich wachſenden Elendes aufzunehmen; und ſie hielt es für die einzige Tröſtung ihrer bekümmerten Theilnahme, in ſteter Kenntniß von meiner Lage und ihren unmerklichſten Aenderungen zu bleiben. Eine noch zartere Erwägung machte endlich ihre Entſcheidung für Edmund zur Gewiſſensſache. Nanny hätte nicht weiblicher Natur ſein müſſen, wenn es ihr entgangen wäre, wie werth, wie theuer ſie mir ſei!

Konnte nicht die ohnehin gemäßigte Wärme für meine Frau durch die Theilung an einen fremden Gegenſtand Abbruch und Eintrag erlitten haben? Nanny hatte ſo heilige Begriffe von dem Rechte des Eigenthums, daß ſie vor Furcht bei dem Gedanken an dieſe Möglichkeit bebte. Meine Mutter hatte es dem armen Mädchen keinen Hehl, mit welcher Innigkeit ſie deſſen Verbindung mit Edmund wünſche; zum erſten Male ſprach ſie mit Nanny über mein eheliches Verhältniß, und dieſe Mittheilung ſcheuchte die Zuhörerin aus mancher Selbſttäuſchung auf. Sie ſtellte die Vermuthung auf, daß es für meinen häuslichen Frieden zuträglich ſein dürfte, wenn ich und meine Frau durchaus auf einander beſchränkt wären, und der leiſeſte Einfluß der Nähe eines Dritten oder Vierten aufhörte. Sie wolle demnach, wenn Nanny ihre Schwiegertochter zu werden ſich entſchlöſſe, Ober-Höhen verlaſſen und zu ihr ziehen, wenn ſie auch vorgeblicher Weiſe dieſen Wechſel des Wohnorts als einen Beſuch maskiren müßte, um mich zur Einwilligung darein zu vermögen und mein verletzbares Gefühl zu ſchonen. Dies war für Nanny genug, um zu dem ſchwerſten Opfer entſchloſſen zu ſein. Ihr Sinn war ſo rein und himmliſch, daß ſie kaum das Widerſtreben ihres Herzens empfand, als ſie meiner Mutter mit der leiſeſten Stimme ſagte, ſie wolle Edmunds Gattin werden.

Als meine Mutter mir mit überſtrömender Freude vertraute, daß Nanny ſich meinem Bruder verloben würde, da fühlte ich mich wirklich unglücklich. Ich errieth, daß irgend eine Rückſicht auf mich den Hebel zu dieſem Entſchluſſe abgegeben habe, der unmöglich die freie Entſcheidung eines Herzens ſein konnte, das wahrhaft und treu nur ſeine natürliche Güte und Freundlichkeit gegen Edmund an den Tag legte, während es die unterſcheidende Vorliebe für mich mit der jungfräulichſten Zartſinnigkeit kund gab. Dein Vater, meine liebe Agnes, war gewiß ein guter Menſch, ein Mann von Ehre, ein braver Officier; allein um die unbewußten Forderungen Deiner Mutter an das Glück ihrer Zukunft zu befriedigen, hätten die Eigenſchaften ſeines Gemüthes, wie die Verhältniſſe, in welche er ſeine Gattin verſetzte, um vieles anders ſein müſſen. Ich rang wie ein Verzweifelnder nach Stärke und Muth, wenn der Leichtſinn meiner Frau, ihr verkehrtes Benehmen, die Blößen ihrer Unbeholfenheit in allen Obliegenheiten der Häuslichkeit mir Anlaß zur Unzufriedenheit gaben; wenn Nanny's auffallende Bläſſe, der krankhaftweiche Ton ihrer Stimme, der traurige Blick ihres lieben Auges mir das Unglück dieſer ſchönſten Seele vorwarfen; wenn das tiefbekümmerte Geſicht meiner Mutter ſich mit ſtummer Klage zum Himmel erhob, als wolle es ſeine unbegreiflichen Führungen und das Warum? erforſchen, welches durch die trübe Verworrenheit unſerer Schickſale ſo unverſtändlich ward.

Meiner Mutter ſtets feſte Geſundheit fing jetzt an ſehr zu wanken, und obgleich ſie uns die zunehmende Hinfälligkeit ihrer Kräfte ſorgſam verſchwieg, ſo konnten wir uns doch nicht gegen die Befürchtung täuſchen, daß ſie uns nicht mehr lange geſchenkt ſein werde. Die richtige Erkenntniß ihres körperlichen Zuſtandes mochte hauptſächlich den Wunſch in ihr dringend machen, daß die Verbindung Deiner Eltern nicht aufgeſchoben würde. Zwar waren beide noch ſehr jung; aber meine Mutter lebte der Meinung, daß der Ernſt des Eheſtandes und die Würde des Hausvaters der Flatterhaftigkeit des fröhlichen Edmunds Bande anlegen würden.

die ſeine Sittlichkeit von Gefahren zurückhielten, denen das Verhältniß ſeines Standes ihn leicht ausſetzen könnte.

Diesmal fand der Frühling, welcher in ſeiner Wunderſchöne, in ſeinem üppigſten Reize wiederkehrte, mich ohne Freude und Entzücken an der Herrlichkeit der Natur. Ich ſah dem Abſchiede meiner Lieben entgegen, wie hätte mich der Anklang lauter Wonne in allen Tönen der Schöpfung nicht zur Trauer ſtimmen ſollen? Alle Lebenspulſe klopften Liebe, und ich — ich fühlte mich allein, obſchon der reinſte Wille, der jemals die Wahl eines Mannes leitete, und der heilige Schwur am Altare ein Weib an mich gebunden hatte! —

Meine Frau heftete mit glühender Emſigkeit künſtliche Blumen auf Hüte und Ballkleider, anſtatt ihre natürlichen Schweſtern an eine Bruſt zu pflanzen, die, trotz ihrer äußeren Schöne, an jedem edleren Gefühle leer und mit den nichtigſten Thorheiten angefüllt war. Sie verſuchte das Collier auf dem warmen Schnee des Halſes, und ſah mit vorempfindendem Triumphe ſchon manchen Blick des Neides in dem erſteren ſich ſpiegeln, manch luſternes Auge auf dem letzteren umherirren. Unſer Hausarzt hatte ihr nämlich den Gebrauch der Bäder zu L..... verordnet, und ich in Erwägung der Möglichkeit, daß ihr öfteres Uebelbefinden nicht, wie ich zu glauben geneigt war, die Maske der Unluſt und ublen Laune, ſondern zum Theil wenigſtens wirklich vorhanden ſein könne, meinen Conſens dazu gegeben. Mit beleidigender Gleichgültigkeit ſprach ſie mich von der Verpflichtung frei, Sie dorthin zu begleiten, und ſchien die Anſprüche ihres Vergnugens nur an meine Caſſe und nicht an meine Perſon zu machen. Ich kämpfte meine gerechte Empfindlichkeit nieder und ſagte ihr, daß es mir ſchicklich ſchiene, ich, ihr Gatte, führte ſie an einem Orte auf, der durch ſeine Oeffentlichkeit jede Vernachläſſigung der Sitte in Bezug auf die Privat- oder Geſellſchaftsverhältniſſe ſeiner Beſucher auffallend mache und der Rüge des Rufes bloß ſtelle. Ich würde ſie demnach nach L..... begleiten, ihre Einrichtungen daſelbſt zu treffen, und dann hin und wieder reiſen, um mein Gut und die Schwäche der kränklichen Mutter nicht ſo lange Zeit ohne Aufſicht und hülfreiche Unterſtützung zu laſſen. Und ſo geſchah es auch. In der Mitte des Juni war Nanny's Hochzeit. O, laß mich flüchtig hinweggehen über dieſen Tag, der trübe und ſchwül wie meine Seele dieſer geräuſchloſen Feier keinen hellen Freudenſtrahl leuchten ließ! — Mein glücklicher Bruder bat mich, der Trauung beizuwohnen, die, nach Nanny's Wunſche, in der Kirche geſchehen ſollte, und ich konnte nicht Nein ſagen. Auch die ſchwerſte Stunde gehet vorüber! dachte ich, mich aufrichtend, als ich im Gegenüber der zagenden Braut ihr in das lilienweiße Angeſicht blickte, auf welchem heiliger Ernſt und fromme Rührung lesbar waren; als der Orgel erſter, tiefer Ton an mein erſchüttertes Gefühl bebte, als Nanny's zum Geſange ſich öffnender Mund nur einen leiſen Seufzer verhauchte und Thräne auf Thräne ſeine erblaßten Roſen benetzte! Sie beugte das Haupt ein wenig: der Myrtenkranz in ſeinen blonden Locken erſchien mir als eine Opferweihe, und nicht in ſeiner gewöhnlichen Bedeutung. Da richteten ſich meine Blicke empor und blieben an einem Pfeiler hangen, woran Todtenkronen befindlich waren, deren dürrer Blätterſchmuck und Rauſchgold ſich bei dem leiſeſten Luftzuge flüſternd bewegte. Mit dieſem Anblicke hatte mein gequältes Herz den erſehnten Troſtpunct gefunden. Ich ſagte zu mir ſelbſt: Leben und Tod! Welch kleiner Raum trennt eure Kränze von einander! Und der Menſch zittert, wenn der Schmerz mit glühender Hand ſein innerſtes Gefühl berührt, wenn die Furcht vor einer ungewiſſen Zukunft ihn entmuthiget, und erhebt ſich nicht durch den Gedanken, daß nur ein Augenblick dazu gehöre, um dieſe Qualen und Aengſte in die Schattenwelt der Vergangenheit zu verweiſen? Und hier im Tempel des Herrn, deſſen Liebe mit Allmachtsarmen das Weltenreich der Ewigkeiten umfaßt, ſollte ſo flüchtiger Kummer mich in den Staub beugen? Nein! Heb' Deinen Geiſt zu Gott empor! — Und Sein Frieden kam über mich!

Acht Tage ſpäter verließen uns die jungen Eheleute; doch meine Mutter konnte, von ihrer Schwäche angefeſſelt, ihr früheres Project, mit ihnen zu ziehen, nicht ausführen. Ihre ſtille Anweſenheit war für eine Weile die einzige Belebung des Schloſſes zu Ober-Höhen: denn auch ich begleitete bald darauf meine Frau nach L...... Das Bad war dies Jahr ſehr beſucht und Erneſtinens Vergnügen darüber ungemeſſen. Ich traf ihre Einrichtung mit jener Aufmerkſamkeit und Generoſität, welche um ſo weniger auch das Geringfügigſte verſäumt, als dieſe Erweiſungen den Mangel der Liebe vertreten müſſen, deren voller Reichthum ſolch dürftige Behelfe verſchmäht und jedes Bedürfniß des geliebten Herzens überſchwänglich befriediget.

Kaum konnte meine Frau mir ihre Freude darüber verbergen, als meine Rückkehr nach Ober-Höhen ihr die Freiheit gab, nach ihrem Sinne zu leben. Aber auch mir that der einſame Verkehr mit meiner guten Mutter wohl, die mit der zärtlichſten Befliſſenheit mich zu tröſten, zu erheitern ſuchte. Als ich Erneſtine abzuholen kam, ward dieſe ruhigere Sammlung, dieſe beſänftigende Stille, mit welcher dies Alleinſein mich geſegnet hatte, gewaltſam zerſtreuet und zu Sturm aufgeregt. Ich fand meine Frau in eine Menge Bekanntſchaften verſtrickt, denen ich meinen Beifall verſagen mußte, da ſie mir ſämmtlich zweideutiger Art zu ſein ſchienen. Erneſtine hatte nicht nur die anſehnlichen Summen, die ich ihr zurückgelaſſen, ganz und gar verwendet, ſondern es waren auch noch bedeutende Reſte zu bezahlen übrig. Die Manier endlich, mit welcher die jungen Männer ſelbſt in meiner Gegenwart ſich ihr näherten, kränkte nicht meine Liebe — o wäre dies der Fall geweſen! nein, nur das reizbare Gefühl für den leichtverletzten Ruf einer Frau, deren Gatte ich war. Wir kehrten zurück, mühſam nur unſere gegenſeitige Verſtimmung beherrſchend.

Als unſere heimathliche Gebirgsgegend ihren friedlichen Reiz vor unſeren Blicken enthüllte, als das geweihete Haupt des Capellenberges in der Verklärung der ſchon geſunkenen Sonne uns entgegenleuchtete: da fühlte ich, daß die Heimath die Wiege ſei, in welcher wir bei den leiſen Friedenstönen der mütterlichen Natur unſere Schmerzen verſchlummern und von entflohenen Freuden und ſeligen Hoffnungen träumen! — Gleichzeitig ward das ſchöne Geſicht meiner Frau von Unmuth und Verdrießlichkeit entſtellt. Ach, die Arme kannte nicht das unvergleichbare Wohlgefühl, welches die Häuslichkeit gewährt! Ihr waren die ſüßeſten und edelſten Genüſſe des Weibes fremd. Sie ſchauderte vor der Einförmigkeit des Alltagslebens, in deſſen enge Formen ſie ſich gezwängt fühlte, und die Erinnerung an die Freuden des Bades, an den Glanz und die Celebrität ihrer Erſcheinung erregte eine gehäſſige Abneigung gegen mich, der ich ſie zu der unbemerkteſten Vergeſſenheit in dieſen Landwinkel verurtheilt hatte. Die ruhige Feſtigkeit meines Betragens hielt allein Erneſtinens unerträglichen Launen das Gegengewicht. Sie machte verſchiedene Verſuche, Geſellſchaft, die meinem Frieden und unſerer Ehre verderblich geweſen wäre, in unſer Haus zu ziehen; allein meine Vorſicht und der wachſame Ernſt, womit ſolcher Zuſpruch ſich aufgenommen ſah, verhinderte eine feſtere Knüpfung dieſer gefährlichen Verbindungen. Jetzt mochte die Erkenntniß, daß ich ungeachtet meiner Bereitwilligkeit, die Wünſche meiner Frau zu erfüllen, ſo lange ſie meine Grundſätze unangegriffen ließen, noch nie mich durch Trotz oder Liſt zu einem ehemänniſchen Schwächling herabwürdigen laſſen würde, in meiner Frau aufgehen, und indem dieſe Ueberzeugung ihr auf Koſten der Selbſtſchätzung ein widerwilliges Gefühl der Achtung gegen mich gab, regte es zugleich die entſchiedenſte Neigung in ihr an, meine Siegerin zu werden. Sie intriguirte bei den unbedeutendſten Angelegenheiten gegen mich, wenn ihr dabei auch nichts anderes zum Lohne ward, als die Genugthuung, mich überliſten zu können. Gott im Himmel! Und die dies that, war mein Weib, die Nächſte meines Weſens! — Solch eine Erwägung hatte mich einſt nach der Entdeckung eines gemeinen Betruges, den Erneſtine mir geſpielt hatte, zu dem Entſchluſſe gebracht, ihr den Vorſchlag der Trennung von mir zu machen. Ich trat in ihr Zimmer, und meine Frau mochte mit dem Scharfblicke ihres Geſchlechts, mit dem Auge des Gewiſſens die Abſicht und Stimmung von meiner finſteren Stirne leſen, die mich diesmal zu ihr führte. Erblaſſend trat ſie mir entgegen, und kam meiner Eröffnung, die uns ſcheiden ſollte, mit einer andern zuvor, welche uns feſter zu binden durch ihre Natur geeignet war; ſie ſagte mir, daß ſie ſich ſchwanger fühle. Ein elektriſcher Schlag erſchütterte mich bei dieſer Nachricht. Erneſtine! rief ich ſchmerzlich aus, wärſt Du mit Seele und Gemüth mein

Weib, die Mutter meines Kindes würde mir jetzt eine Heilige ſein! — Eine flüchtige Rührung malte ſich wohl in ihren Zügen; aber ſchnell ward die beſſere Regung von der Speculation verdrängt, den Vortheil dieſe Minute für ihre unreinen Zwecke zu benutzen. Sie ergoß ſich in Klagen über meine Liebloſigkeit, ſie ſchalt mich hart und eigenſinnig, ſie nannte ſich unglücklich und verlaſſen, und verwandelte ſo den höchſten Segen der Menſchheit, die Stunde, welche wie ein Herold der Gottſeligkeit vor das Vaterherz tritt, in einen Gift- und Gallebecher für den Geſegneten, in einen Verſucher meines Glaubens an mich ſelbſt. Aber ich überwand die dunkle Erſcheinung durch den, der uns mächtig macht, durch den Gott in meiner Bruſt!

In einſamer Prüfung ließ ich mit richterlicher Strenge die Frage an mich ergehen, ob ich mir gegen meine Frau die Verſchuldungen vorzuwerfen habe, deren ſie mich anklagte. Und die Antwort hob den geſunkenen Muth meines Bewußtſeins freudig empor. Ich konnte, um ihrer thörichten Begehrlichkeit zu genügen, nichts Weſentliches in meinem Verhalten ändern, wenn gleich die Rückſicht auf ihren körperlichen Zuſtand mich bis an die äußerſten Gränzen vernünftiger Nachgiebigkeit gehen ließ.

Als ich zu meiner Mutter kam, um ſie mit ihrer großmütterlichen Hoffnung bekannt zu machen, fand ich ſie, einen offenen Brief in der Hand und eine glänzende Thräne auf ihrer eingeſunkenen Wange. Sie hob das erloſchene Auge, in welchem plötzlich ein lichter Schimmer entglomm, zu mir auf und ſagte: Schön, daß Du kommſt, Juſtus! Nanny und Edmund laſſen Dich grüßen, und vorläufig zu Gevatter bitten. Meine Mutter wollte mir in dieſem Scherze ihre Bewegung verbergen, und einer Nachricht, die mir leicht hätte weh thun können, die verwundende Spitze abbrechen. Aber dennoch traf ſie mein Herz! Glücklicher Bruder, dachte ich, deſſen Kind ſchon im Mutterſchoße von den Engeln der reinſten Tugend geſchirmt wird, in das mit der erſten Nahrung, die es unbewußt, wie die ſeelenloſe Pflanze, empfängt, ſchon der ſanfte, milde Sinn ſeiner Mutter übergebet! — Die Vorſtellung von dem ſchrecklichen Gegentheile übermannte mich; es brachen Thränen aus meinen Augen, ich ſank auf einen Seſſel und bedeckte das weinende Geſicht mit beiden Händen. Erſchrocken ſtand meine Mutter auf und näherte ſich mir mit tröſtenden Worten. Mein Gott, lieber Sohn, hätte ich das denken können! — Laſſe es doch gut ſein, Juſtus, Du weißt nicht, warum die Vorſehung Dir ein gleiches Glück verſagt. Ein Kind iſt ein heiliges Band zwiſchen Eltern; es kann auch zur Feſſel werden, wenn die Gemüther aus einander ſtreben. Die Zukunft iſt uns verborgen — — — laſſe doch Gott walten, mein Sohn!

Da neigte ich mein Haupt an die treue Bruſt meiner Mutter und ſagte: Ich bin auch Vater! Sie aber ſchrak ängſtlich zuſammen und antwortete: So ſegne der Herr Dich und Dein Kind!

Mit dem Frühjahr wurde Nanny bei uns erwartet, um ihre Wochen in Ober-Höhen zu halten, und von meiner Mutter, deren Geſundheit ſich etwas gehoben hatte, berathen und gepflegt werden zu können. Die Niederkunft meiner Frau konnte nur um kurze Zeit früher erfolgen. Ich hatte meine Schwägerin ſeit ihrem Abgange von uns nicht wiedergeſehen, und ihr Anblick übte auch jetzt, nach ſo langer Entfernung, ſeine gewohnte Gewalt über mich, eine wohlthuende Stillung der Sorgen, welche an den edelſten Kräften meines Weſens zehrten. Es war mir, als ſei ich nun durch dieſe holde Nähe vor den Unfällen meines geheimen Grams geſchützt, als dürfe ich nichts mehr fürchten, da Nanny's treues Auge für mein Wohl wachte, als wäre nun Alles gut, was jemals ſchlimm für mich geweſen. Die Ruhe eines höheren Geiſtes ſtrömte von Nanny aus, und mein ſturmbewegtes Gemüth ward von ihrem Wehen beſänftiget. Derjenige Anſtrich von Leidenſchaftlichkeit, welcher durch den Tod ihrer Mutter erregt, durch den Eintritt in die fremde Welt, durch die erſte Liebe, durch das ſchmerzliche Verzichten, Nanny's himmelreine kindliche Natur früher ein wenig verdunkelt hatte, war jetzt in einer faſt jährigen Abweſenheit, in der Gewißheit ihres Schickſals, in dem heiligenden Gefühl der Mütterlichkeit verſchwunden; Liebe nur und Frieden athmete ihre Gegenwart aus. War es vielleicht die Ahnung ihrer frühen Vollendung, was ſie ſo hoch, auch über die Beſſeren ſtellte, die ich kannte. Sie bekleidete jeden Kummer mit dem Gewande einer überirdiſchen Hoffnung, und wo Groll und Haß die Herzen Anderer verhärteten, da ſchmolz das ihrige in eine Thräne des Mitleids. Auch meine Frau ſchien durch die Ausſicht auf Nanny's längeres Verweilen bei uns aufrichtig erfreut. Sie ängſtete ſich heftig vor der ihr bevorſtehenden Kataſtrophe, und Nanny's gefaßtere Erwartung ermuthigte ſie. Die häusliche Frau meines Bruders vertrat mit anſpruchsloſer Gefälligkeit die Läſſigkeit der meinigen in den nothwendigſten Beſchickungen, und Erneſtine fand es ſehr bequem, ſich auf dieſe Weiſe die Vorwürfe zu erſparen, welche in den Folgen ihrer Verſäumniſſe an ſie ergehen mußten. Endlich zügelte die Gewalt des Beiſpiels, das Nanny's ſanftere Gemüthsart gab, ihre Launen, und das geſellige Verhältniß unſerer Familie ward demnach ſo leidlich, als es bei der, von der unſrigen ſo ſcharf abweichenden Denkungsart meiner Frau nur immer werden konnte. Erneſtinens Entbindung von einem Mädchen war kurz, aber ſchwer. Gott weiß es, daß ich mit einem Herzen voll verzeihender Liebe, voll frommer Entſchließungen an das Bette trat, worin meines Kindes Mutter nach dem harten Kampfe ruhete! Meine Frau verſuchte es, die Kleine ſelbſt zu ſtillen; aber ihre Weichlichkeit ließ ſich von dem erſten Schmerze ſchrecken, und es mußte eine Amme beſorgt werden. Die drängende Nothwendigkeit derſelben geſtattete uns keine Wahl, und ſo ward eine Perſon, welcher die unverſchämteſte Frechheit aus den verbuhlten Augen blickte, die erſte Ernährerin meines Kinder. Einen Monat ſpäter ſchlug auch Nanny's bange Stunde, die Dich, meine gute Agnes, das Licht der Welt erblicken ließ. Deiner Mutter verklärter Blick hing an ihrem Säuglinge, als ich mich ihrem Lager näherte. Sie bedeckte ſchamhaft die keuſche Bruſt, nnd reichte mir das Kind dar, daß ich es ſegnen möchte. Als mein Herz ſeinem heißeſten Wunſche für Dich, die Neugeborene, Worte geben wollte, ſchlugſt Du die unſchuldigen Augen zu mir auf. Dein kleiner Mund zog ſich wie zu einem Lächeln, und ich gelobte, über Dein Wohl zu wachen, mit Vaterliebe für Dich zu ſorgen, mit Vatertreue!

Einen Tag darauf langte Dein Vater bei uns an. Der reitende Bote, der ihm die frohe Nachricht bringen ſollte, hatte ihn verfehlt, und die Wonne der Ueberraſchung, welche ihn erwartete, begegnete einem verſtörten und zerſtreueten Sinne, der durch ein eben ſo unvorhergeſehenes als unangenehmes Ereigniß die Empfänglichkeit für dies ſchönſte, menſchliche Glück verloren hatte. Das Regiment, bei dem Edmund ſtand, hatte plötzlich Marſchordre erhalten, und die Politik die Beſtimmung, welche es mit noch anderen Truppen in die ferne Grenzgegend von K..... führte, in tiefes Dunkel gehüllt.

In vierzehn Tagen ſchon ſollte der Aufbruch erfolgen, und nur die Hälfte dieſer gemeſſenen Zeit konnte der arme Bruder dem letzten Beiſammenſein mit ſeinen Geliebten widmen.

Wir gaben es der Reizbarkeit und Schwäche der erſchöpften Wöchnerin Schuld, daß, wie vorſichtig und ſchonend ihr auch dieſe Kunde ertheilt ward, ſie doch ſelbige mit Entſetzen vernahm und die unglückweiſſagendſten Befürchtungen äußerte. Unſer Abſchied von dem Scheidenden war traurig, ſehr traurig; allein wir ahneten nicht, daß dieſe Trennung für dieſes Erdenlebens Dauer ſei!

Es war wohl natürlich, daß Deine Mutter auf unſere bittende Vorſtellung ſich entſchloß, die Zeit ihrer Vereinſamung in Ober-Höhen zuzubringen. Ihre liebende Sorgfalt, obſchon unausgeſetzt mit ihrem Kinde beſchäftiget, erſtreckte ſich auch auf die Obhut und Pflege des meinigen. Sie entdeckte zuerſt gröbliche Verſehen von Seiten der Amme, und als ich, davon in Kenntniß geſetzt, mit unvorſichtiger Heftigkeit meine Unzufriedenheit über die ſittlichen Fehler dieſer Perſon ausſprach und zugleich meinen Glauben offenbarte, nach welchem die Gemüthsbeſchaffenheit ſolch einer Vertreterin mütterlicher Pflichten einen höchſt wichtigen Einfluß auf die Neigungen und Temperamentsbildung des Kindes übe, da leuchtete ein froher Strahl in Nanny's mir zugewandtem Blicke, und eine zarte Röthe, die ſich über ihr Geſicht ergoß, verkündete die Bewegung in ihrem Innern. Als ich am Abend von einem weiteren Spazierritte zurückkehrte, war die mir widrige Amme verabſchiedet und meine kleine Laura Deine Milchſchweſter geworden. O wie reich, wie unerſchöpflich iſt die Liebe eines ſchönen Herzens! —

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechsunddreißigſter Band.

Die Freundinnen. Vierter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung

Die Freundinnen.

Es verfloß ein Jahr, in welchem nichts Bemerkenswerthes den ruhigen Gang unſeres häuslichen Lebens unterbrach. Jetzt aber verheerte ein fürchterlicher Wolkenbruch mir die reiche Ernte, welche ein fruchtbarer Lenz vorbereitet hatte, und verderbte, indem er das Dach der Berg-Capelle beſchädigte, eines der darin befindlichen Bilder, vielleicht das beſte — bis zur Unkenntlichkeit. Als ich am Morgen darauf betrübt über die verwüſteten Felder ging, kam der Sakriſtan mir entgegen und meldete mir mit trauriger Stimme und bethränten Mienen, daß des Wetters Ungeſtüm nicht allein ſein blühendes Gärtchen, die Frucht vieljährigen Fleißes, zerſchlagen, ſondern auch der geheiligten Stätte nicht geſchont habe, deren Hüter er war. Er bat mich, den Schaden in Augenſchein zu nehmen und noch deſſelben Tages ging ich auf den Berg. Es war ein ängſtlicher Anblick. Ich gab dem Alten nun Arbeiter zu der Herſtellung ſeiner ſchuldloſen Ergötzlichkeit, ließ unverzüglich die Dachlücken ergänzen und ſchrieb an einen alten Bekannten in der Hauptſtadt das Erſuchen, daß er mir baldmöglichſt einen Maler zuſenden möchte, der die Reparation der Gemälde übernähme. Die Antwort brachte mir der Verlangte ſelbſt. Es war ein junger Mann von ſehr gefälliger Bildung und jener Genialität in ſeinem Aeußern und Benehmen, welche ſehr oft die Feinheit der Bildung, die Gründlichkeit des Verſtandes vertritt und vorzüglich ihr Glück bei den Frauen macht, die ihr Urtheil wohl gern von der Ungemeinheit beſtechen laſſen, wenn ſie es auch lieber für den Fall bedingen möchten, daß ihr die Weihe reiner Sittlichkeit fehlen könne. Auch hier fand er Statt. Wie der Maler, deſſen Name Herbſt war, als der Berufene angemeldet, nun in das Zimmer trat, worin unſere Familie ſich gewöhnlich verſammelte, blieb ſein brennendes Auge auf Deiner Mutter und meiner Frau hangen, welche in zufälliger, aber auffallender Gegeneinanderſtellung, jede ihr Kind auf dem Schooße, in einer Fenſterwölbung ſaßen und den Fremdling ſchweigend betrachteten. Er verbeugte ſich tief, wollte ſprechen, gerieth in Verwirrung und verſtummte, als ſeine Augen zum zweiten Male ihrer magnetiſchen Richtung folgten. Erneſtine erröthete, von ſeinem glühenden Blicke getroffen; auch über Nanny's beſcheidene Züge flog ein unmerkliches Lächeln, und ich, mit einem voreiligen Triumphgefühle der männliche Beſchützer dieſer beiden ſchönen Frauen zu ſein, ſagte ihrem verblüfften Bewunderer, welche von ihnen meine Frau und welche die Gattin meines Bruders ſei. Einige Stunden ſpäter begleitete ich ihn auf den Capellenberg. Jetzt entſchuldigte er ſich ſehr artig und gewandt wegen der Unbeholfenheit bei ſeinem Eintritte, und ſchilderte auf eine Weiſe, die mir Antheil an dem Tribute ſeiner Begeiſterung zugeſtand, das entzückte Erſtaunen, in welches ihn der unvermuthete Anblick zweier idealiſchen Schönheiten verſetzt habe, wie ſolche ſelten vereinigt zu finden wären. Er beugte ſich ehrerbietig und fuhr fort: Der Stern meines Glückes hat mich in Ihr verehrtes Haus geführt. Mir bietet die Wirklichkeit dauernd dar, was die Viſion einer heißen Künſtler-Phantaſie nicht ſchöner aufzuſtellen vermag. Frau von Höhen, Ihre Frau

Gemahlin, iſt das Urbild einer Juno, einer Göttin des Olymps; Frau von Höhen, Ihre Frau Schwägerin, das einer Madonna, einer Königin des Himmels! —

Der Maler Herbſt richtete ſich nun heimiſch bei uns ein. Er ging früh auf den Berg, ſeine Arbeit in ſtiller Abgeſchiedenheit von allen Störungen zu fördern und leiſtete uns des Abends Geſellſchaft, die, wenn auch nicht Allen von uns gleich intereſſant, doch Keinem ganz unangenehm war. Ich beſuchte ihn zuweilen und zeigte ihm Theilnahme an dem belohnenden Geſchäfte. Eine Unpäßlichkeit feſſelte mich länger als eine Woche an mein Zimmer; mein erſter Gang ins Freie lockt mich nach der Höhe, um zu ſehen, wie weit des Künſtlers Schöpfung ſchon gediehen ſei. Unbemerkt von dem vertieften Maler ſtehe ich hinter ihm; ein leiſer Laut der Ueberraſchung ſchlägt an ſein Ohr, denn Maria und Martha ſind die ſprechendähnlichen Copieen meiner Frau und Deiner Mutter. Der Maler bat mich freundlich um Vergebung, daß er, von ſeinem Genius gedrängt, die Frauen meines Hauſes auf dieſem Bilde verewiget hätte; und ich — ich konnte nicht darüber zürnen. Aber ſehr leicht hätte ich eine weniger verzeihliche Kühnheit zu ahnden gehabt. Erneſtine war nicht ſo edelſtolz, um es zu verſchmähen, die Wirkſamkeit ihrer Reize an dem jungen Künſtler zu erproben; oder ſich, wie Nanny, damit zu begnügen, durch die Freundſeligkeit eines zartgeregelten Benehmens dem erſten Eindrucke auf ihn die Dauer der Hochſchätzung zu geben; ſondern ſie lockte und kirrte mit den Fangtönen der Coquetterie den ſchüchternen Gaſt zu einer Annäherung, deren Vertraulichkeit mit jedem Tage anſtößiger ward. Ich fühlte mich tief durch dieſe Wahrnehmung gekränkt. Wehe dem Manne, auf deſſen Wachſamkeit nur allein die Ehre ſeiner Frau beruhet! Er wird früher oder ſpäter die Unſicherheit dieſer ſchwachen Stütze kennen lernen! —

Mit ununterbrochener Aufmerkſamkeit verfolgte ich den Gang von des Malers Arbeit, die er nun ſehr ſäumig zu betreiben nicht übel Luſt zeigte, weil ihm daran gelegen war, ſeinen Aufenthalt bei uns zu verlängern.

Die gute Nanny war, ohne eine getroffene Uebereinkunft, die das Zartgefühl unmöglich machte, meine Bundesgenoſſin in dem Beſtreben geworden, meine Frau vor ihrer eigenen Entwürdigung zu bewahren. Sie war in den Stunden der Muße des Malers Erneſtinens Schatten zum großen Verdruſſe der Verfolgten. Und ſo verhütete denn der Zwang der Verhältniſſe ein gröbliches Vergehen am Gaſtrechte, wie an den Pflichten, welche meine Frau gegen den Namen hatte, den ſie führte. Treue? O dies heilige Wort will ich hier nicht nennen! Jeder Blick voll unreiner Luſt war ein gebrochener Eid; jeder Pulsſchlag dieſes tugendloſen Herzens klopfte den Ruf zu einer Schäferſtunde, die ihre ſträflichen Freuden nur darum der Wirklichkeit vorenthielt, weil die Aufſicht der beſorgten Freundſchaft für dieſen Zweck wachte.

Zu Anfange des Octobers reiſ'te der Maler ab, mir die troſtloſe Ueberzeugung zurücklaſſend, daß nur der Mangel an Gelegenheit meine Frau vor einem Fehltritte zu ſchützen vermöge, deſſen wiſſentliche Duldung einen Mann entehrt. Dein Vater, meine gute Agnes, hatte uns durch öftere Briefe in ſteter Kenntniß von ſeinem Ergehen erhalten, und endlich lief ein Schreiben ein, welches uns die Nachricht brachte, daß nach einer achtzehnmonatlichen Abweſenheit das Regiment, wobei er ſtand, Ordre zum Rückmarſch in die

Garniſon erhalten habe, und er ſich von ſeinem General die Gunſt erbitten wolle, den kurzen Tagemärſchen des Zuges voran zu eilen. Unſere Freude darüber war groß; aber ein bitterer Tropfen trübte ſchon ihre erſten, reinen Regungen. Meine Mutter, deren Geſundheit ſich zeither ſo erholt hatte, wie es in ihren höheren Jahren und bei einer ſo zarten und erſchütterten Conſtitution kaum zu hoffen geweſen wäre, ſank plötzlich in eine Kraftloſigkeit, die uns das nahe Verlöſchen ihres verglimmenden Lebensfunkens fürchten ließ. Als Nanny mit jenem Briefe ihres Mannes vor das Bette der Mutter trat, der die frohe Botſchaft ſeiner baldigen Wiederkehr enthielt, richtete ſich die Kranke auf, lächelte ſeltſam und unheimlich und ſagte: Ja, er hat Recht; wir ſehen uns bald wieder! Sie ſprach dieſe Worte mit einem ſo feierlichen Ernſt in Blick und Ton, daß Nanny vor ihrer geahneten Bedeutung ängſtlich erzitterte.

Ungefähr drei Wochen ſpäter, als wir faſt täglich der Ankunft meines Bruders entgegenſahen, reite ich, ein dringendes Kaufgeſchäft zu betreiben, nach einem nachbarlichen Gute. An einem Scheidewege begegnet mir ein Mann zu Pferde, der mich fragt, welcher Richtung er folgen müſſe, um ſo ſchnell als möglich nach Ober-Höhen zu gelangen. Auf meine Erkundigung, zu **wem** er dort wolle, nennt er meinen Namen, und als ich ihm nun ſage, daß ſein weiterer Weg durch unſere Begegnung erſpart ſei, übergiebt er mir einen Brief von ganz fremder Hand. Guter Gott! Sein Inhalt traf mich betäubend, zermalmend, wie ein Blitzſtrahl! Das Schreiben war von einem Edelmanne aus dem W.... ſchen, der mir meldet, daß mein Bruder auf der Straße, die an ſeinem Gute vorüber führe, mit dem Pferde geſtürzt, in einem höchſt gefährlichen Zuſtande zu ihm gebracht worden ſei und dringend nach mir verlange. Er zeige mir den Wunſch ſeines wahrſcheinlich dem Tode geweiheten Gaſtes mit dem Bemerken an, daß ich auch den Verzug einer Stunde nicht gering achten ſolle, wenn mir daran gelegen wäre, den Leidenden noch lebend anzutreffen.

Sobald ich mich von meinem Schrecken ſo weit erholt hatte, um eines klaren Gedankens fähig zu ſein, erkannte ich es als eine ſchonungsvolle Fügung des Himmels, daß der Ueberbringer jener Hiobspoſt mich fern von meinem Hauſe angetroffen hatte. So gönnte die glückliche Unkunde des furchterlichen Schlages, der auf ſie niederſchmettern ſollte, den theuren Meinigen noch einige ruhige Tage! Ich entſchädigte den Boten reichlich für die in Ober-Höben erwartete Bewirthung, und ſchickte ihn mit der Meldung meiner Ankunft voraus; dann ſchrieb ich ein Billet mit Bleiſtift an meine Frau, worin ich ihr ſagte, ein unerwarteter Vorfall nöthige mich plötzlich zu einer Reiſe, die ſo unaufſchiebbar ſei, daß ich mich verhindert ſähe, ihr die Veranlaſſung dazu vor meiner Rückkehr anzugeben, deren Zeit ich nicht beſtimmen könne. Ich bat ſie, die Mutter und Schwägerin herzlich von mir zu grüßen, und mir den Wagen mit etwas Wäſche und Reiſekleidern nachzuſenden. Auf die Verſchwiegenheit des Reitknechts, dem ich dies Blättchen anvertrauete, konnte ich mich verlaſſen.

In einer unbeſchreiblichen Stimmung verfolgte ich nun meinen Weg, an deſſen Ziele mich das Schmerzlichſte erwartete. Die blühende Geſtalt meines guten Bruders, von einem gewaltſamen Tode gebrochen, ſchwebte vor meiner Seele, und nur eine brüderliche Thräne brachte ich ſeinem Verlangen mit! Die Sehnſucht nach der Heimath, nach dem Lächeln ſeines Kindes, hatte ihm das frühe Grab gegraben, und in fremder Erde ſollten ſeine Reſte ruhen! — Und hinter mir die Meinigen, welche ahnungslos in Betreff des Entſetzlichen, was geſchehen, ſich der täuſchenden Hoffnung auf ein glückliches und nahes Wiederfinden überließen! — Die Sorge für ſie und die furchtſame Wahl der ſanfteſten Art und Weiſe, ihnen den vermuthlichen Ausgang dieſes unglücklichen Vorfalles mitzutheilen, erhielt meine Faſſung über den Wellen der Angſt, die in meinem Gemüthe auf- und abwogten.

Gegen den Abend holte mich der Reitknecht mit dem Wagen ein und ſagte mir, meine Frau hätte nichts Bedenkliches in meiner ſchnellen Abreiſe gefunden, wohl aber Nanny, die der Ueberbringer des Billets zuerſt angetroffen hatte. Dieſe ſei bei dem, was mündlich auszurichten ich ihn inſtruirt hatte, blaß geworden wie der Tod, habe jedoch kein fragendes Wörtchen verlauten laſſen.

Ich fuhr die ganze Nacht hindurch, nahm am folgenden Morgen Extrapoſt und langte in der nächſten Mitternachtsſtunde in dem Orte an, der meinem Bruder die letzte Herberge gab. Zögernd und zitternd fragte ich den Schloßwächter, der mir das Hofthor öffnete, ob der kranke Officier noch lebe; und ſein träges Ja, dem jedoch der fühllos gegebene Nachſatz folgte, er pfeife aber auf dem letzten Loche — ließ mich in der Vorſtellung, ſeinen letzten Wunſch erfüllt zu haben, eine momentane Beruhigung finden. Die Unverdroſſenheit der Bedienten, die durch mich in ihrer nächtlichen Ruhe geſtört zu meiner Aufnahme bereit ſein mußten, gab mir einen achtungsvollen Begriff von der Geſinnung des Hausherrn, wie von der Gaſtlichkeit, die das Unglück meines armen Bruders in Anſpruch nahm.

Mit ſchweren, erſchöpften Schritten folgte ich meinem

Führer zu dem Zimmer, worin Arzt und Chirurgus an ſeinem Bette wachten. Der Kranke ſchlummerte; bei dem erſten Blicke auf ſein bleiches Todesbild verließ mich die Faſſung, welche ich mit Anſtrengung meiner Geiſteskräfte bis hierher behauptet hatte. Die ſchmerzlichſte Muthloſigkeit überwältigte mich. Der Arzt leitete mich zu einem etwas fern ſtehenden Seſſel, und forderte meine Männlichkeit zu einem getroſten Auge für den Sterbenden auf. Er ſagte mir ohne Rückhalt, daß Rettung hier unmöglich ſei, weil die Verletzung edler Theile die Bedingung des Lebens aufgehoben hätten; Edmund werde jedoch ſanft beſchließen und ohne Schmerz hinüberſchlummern.

Jede Gewißheit, ſelbſt die traurigſte, giebt dem gequälten Herzen einen Grad von Ruhe zurück, der es dem Unvermeidlichen gegenüber aufrecht hält. Ich fühlte mich geſammelt, und ſetzte mich nun an Edmunds Lager, die Kürze ſeiner Athemzüge belauſchend. Er ſchlug die Augen auf und ſah mich an, der ich ihm mit benetztem Blick zulächelte, ohne ſprechen zu können. Ein matter Lebensſtrahl ſtieg in ſein hippokratiſches Geſicht, als er mich erkannte, und ich fühlte einen ſchwachen Druck ſeiner feuchtkalten Hand, der ſich die meinige entgegenſtreckte. Juſtus! ſagte er leiſe, und ein Hüſteln trennte Wort von Wort, ich konnte nicht ſterben — bis daß Du kämeſt! — Verlaſſe meine Kleine nicht! — Gieb mir die Hand darauf! — Ach! — Der Tod iſt bitter! — Tröſte Nanny! — Sie iſt ein Engel! — Die Mutter folgt — hier ward der Athem ſchwächer — der Arzt trat näher — es war vorbei. Ich ſah, wie ſeine auf mich gerichteten Augen zu brechen begannen, ich fühlte das Erkalten ſeiner Stirn, und mit gläubigem Schweigen feierte ich die heilige Minute ſeines Sterbens. — Die menſchlich ſchöne Theilnahme, welche ich an dem Herzen des fremden Edelmannes fand, deſſen Haus die Todesſtätte meines Bruders geworden war, that mir um ſo mehr wohl, je weniger ich Anſpruch auf ſolche Erweiſungen gemacht hatte. Er überhob mich größtentheils aller Beſorgungen für die Beſtattung, da mir dieſe abſtracten Geſchäfte bei der Gemüthsſtörung, in der ich mich befand, bei meiner Unbekanntſchaft mit den Oertlichkeiten ſehr ſchwer geworden wären. Ich wartete dieſen Traueract ab, beſchenkte dann die Dienerſchaft und wies dem Gedächtniſſe meiner Dankbarkeit die Schuld an, zu der ich mich gegen den Herrn des Hauſes verpflichtet fühlte, und die, dem Urtheile meines Zartgefühls nach, nur mit erkenntlicher Liebe abzutragen wäre. Die Rückfahrt, welche ich nun antrat, war unwiderſprechlich der ſchwerſte Weg meines Lebens. Der Schmerz der zurückgelegten Erfahrung ſchien ſeine ſchärfſten Krallen aufgeſpart zu haben, um mich in der unbewehrten Einſamkeit der langen Reiſe anzufallen. Meine Bangigkeit, die Furcht vor der mir bevorſtehenden Mittheilung an die Meinigen, ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde. Ich erſchöpfte mich im Erſinnen von Möglichkeiten, die mir bei dieſem unabweislichen Geſchäfte zu Hulfe kommen könnten, und vergaß der Lehre, die uns das Evangelium giebt, welches uns in dem Beiſpiele der Frauen, denen der Stein auf dem Grabe Chriſti Sorge machte, die Unnöthigkeit menſchlicher Befürchtungen zeigt. Jene frommen Verehrerinnen des Herrn fanden nun zwar den Stein des Anſtoßes hinweggewälzt, aber auch der heilige Leichnam, den ſie ſuchten, war verſchwunden, und ein Engel erſchien ihnen an der vereinſamten Stelle mit ſeliger Verkündigung.

Die Erinnerung an meine dermalige Stimmung, an das

Ereigniß, mit deſſen Vorgang ich unbekannt war, läßt mich jetzt darin eine demüthige Beziehung zu jener rührenden Geſchichte der Offenbarung finden, welche Millionen frommer Herzen über irdiſchen Kummer emporgetragen und mit Unſterblichkeitsahnungen himmelan gehoben hat.

Als ich mein liebes Haus, in das ich nun ſo tiefen Kummer tragen ſollte, vor mir erblickte, ſah ich bedrängt und beklommen zu den Höhen auf, von wo herab Licht in unſere Dunkelheit ſtrahlt. Es war mir, als flüſtere die Zuverſicht, womit mein Glaube aufſchauete, mir die Verheißung zu: Und es wird ihnen an demſelben Tage Alles gegeben werden, was ſie reden ſollen! Beide Thorflügel ſtanden weit geöffnet; ein fremdartiger Geruch ſchien aus dem offenen Hauſe ſich über den Hofraum zu verbreiten. Das ängſtlich-frohe Geſchrei: Der gnädige Herr kommt! ward unter den Domeſtiken hörbar, ohne daß meine Leute in gewohnter Ordnung den Regeln ihrer Dienſtbarkeit gefolgt wären. Die Ahnung von etwas Ungewöhnlichem ward in mir rege.

Jetzt trat Deine Mutter, Dich, ihr Kind, auf dem Arme, in tiefen Trauerkleidern, bleich wie ein Schatten, mir entgegen. Gütiger Himmel! So wiſſen Sie es ſchon, mein Schweſterchen? rief ich in der Vorausſetzung, Nanny trage Leid um den verſtorbenen Gemahl. Sie brach in heiße Thränen aus, reichte mir die matte Hand und ſagte mit tiefen Athemzügen: Juſtus, wie ſehr haben Sie uns geängſtet! Gottlob, daß Sie nur wieder da ſind! Ich habe den Segen ihrer Mutter für Sie empfangen, und in den ſchwerſten Minuten nicht daran gezweifelt, daß nur die Unmöglichkeit ſie von uns entfernt halten könne, wo Ihre Anweſenheit Pflicht gegen die theure Sterbende, wie gegen die Lebenden war.

Jetzt ward es ſchrecklich hell in mir. Ich entgegnete in großer Bewegung: Haben Sie das, liebe, treue Freundin? Nun denn, ſo irreten Sie nicht. Ich bringe ihnen Edmunds letzten Gruß, Ihrem Kinde ſein Vermächtniß, das es zu dem meinigen macht; und gleichzeitig haben wir an einem Sterbebette geſtanden. Nanny ſah mich an, als vermöchte ſie es nicht, den Sinn meiner Worte zu faſſen; ihre blaſſen Lippen zuckten wie zu einer Frage; aber die Kraft verſagte den leiſeſten Laut; nur ihr flehender Blick ſchien mich um die traurige Erörterung zu bitten. Nanny! fuhr ich fort, und faßte ihre zitternde Hand, Sie ſind Wittwe; aber ſo lange ich athme, wird ihnen der Schutz eines Bruders nicht fehlen! Gott nahm uns viel auf einmal; allein wir wollen nicht vergeſſen, daß ein Vaterherz aus Liebe entziehet, wie es aus Liebe gewähret! —

O meine Agnes! Die Zeit hat ihren dichten Vorhang über jene Stunde gezogen; laß mich ihre Schreckniſſe, ihren Jammer nicht weiter enthüllen!

Meine Mutter war dieſen Nachmittag begraben worden; die Verlängerung ihres Lebens um ein paar Tage hätte ihr einen heißen Schmerz mehr gegeben; der Tod bot ihr das Entzücken der Wiedervereinigung.

Beinahe zwei Jahre waren ſeit dieſer unglücklichen Kataſtrophe vorübergegangen. Ihre Mahnungen an den Ernſt des Lebens hatten den Leichtſinn meiner Frau doch ein wenig eingeſchüchtert, und ich fing an, eine leiſe Hoffnung für ihre Sinnesänderung zu faſſen. Deine Mutter war noch ſanfter, noch ſtiller geworden. Ueber ihr Gemüth, deſſen Reinheit es ohnehin zu einem Tempel der Liebe erhob, hatten überirdiſche Hoffnungen ihre Weihung ausgeſtrömt; man fühlte die unſichtbare Kirche an den Schauern der Heiligung, womit man ihrem Bereiche nahete. Nur ihre treue, wache Sorge für mein Wohl, für ihres Kindes Heil, feſſelte den aufſtrebenden Geiſt an ſeine gegenwärtige Beſtimmung.

Eine Jugendfreundin meiner Frau, die junge Gattin eines Cavallerie-Officiers, ſah ſich durch die Verſetzung ihres Mannes aus einer entfernteren Garniſon in die Stadt H...... Erneſtinen wieder genähert, in deren Gemeinſchaft ſie manch luſtigen Tag der Vergangenheit verlebt hatte. Wie der Ruf auch über das Geſchick meiner Frau, als die meinige, urtheilen mochte: daß ſie den ehelichen Schutz eines geachteten Namens, das Glück des Reichthums genoß, war keinem Zweifel unterworfen, und dieſe Gewißheit hinreichend, in einer weniger begünſtigten Bekanntin gewöhnlichen Schlages die Neugier anzuregen, ſich mit eigenen Augen von ſolchem auffallenden Wechſel der Verhältniſſe und ſeiner Wirkung auf Erneſtinens Eigenthümlichkeit zu überzeugen.

Noch wurden die erſten Boten des milden Frühlings von der Winterlichkeit der Witterung ſtürmiſch zurückgewieſen, als die Frau des Rittmeiſters von Raben unvermuthet nach Ober-Höhen kam und das Recht ihrer früheren Freundſchaft mit der Gebieterin des Hauſes geltend machte. Eine mich tiefbetrübende Nachricht, die Kunde von dem Tode meines Marklin, war ihr Vorläufer, und die Beſtürzung über dieſen mir wirklich unerſetzlichen Verluſt raubte meinem Urtheile von dem etwaigen Gehalte der fremden Dame ſeine Freiheit. Erneſtine war überglücklich, und von Herzen gönnte ich ihr die Freude, deren Aeußerungen ſie gewiß gemäßigt haben würde, wenn auch nur das ſchwächſte, theilnehmende Gefühl für mich, den der Tod des treueſten Freundes gramvoll danieder beugte, in ihrer Bruſt Raum gefunden hätte. Aber Nanny's herzliches Mitgefühl entſchädigte mich für jenen Vorbehalt. Sie weinte dem Hinſcheiden des edlen Marklin's trauernde Thränen nach, beklagte das Schickſal ſeiner Wittwe und Waiſen, und begegnete meiner Wehmuth mit harmoniſchen Anklängen.

Nach einer Anweſenheit von zehn oder zwölf Tagen trug mir Frau von Raben in Vereinigung mit meiner Frau die Bitte vor, daß Letztere ſie nach ihrem Wohnorte begleiten dürfe, um bei der neuen Einrichtung ihr ein wenig behülflich zu ſein und den Uebergang in die neuen Umgangsverhältniſſe durch ihre Theilnahme angenehm zu machen.

Die ſchmeichelnde Unterwürfigkeit, womit Frau von Raben ſich meine Genehmigung zu dieſem Projecte als eine Erlaubniß für Erneſtine erbat, die ängſtliche Spannung, in der dieſe ſchweigend meiner Entſcheidung lauſchte, und nur die Sprache verſtohlener Blicke mit der Supplicantin wechſelte, verletzte mein Zartgefühl und ſagte mir, daß meine Frau die nothwendige, aber milde Hut, in der ich ihre frivolen Neigungen hielt, ihrer Vertrauten wahrſcheinlich für despotiſche Eiferſüchtelei und tyranniſche Haft ihres ehelichen Zwingherrn angegeben hatte. Erröthend und mit einer Verbeugung antwortete ich: Meine Frau habe über die Anwendung ihrer Zeit ſelbſt zu verfügen.

Als während des Abendeſſens die Rede von dieſer Reiſe war, warf Nanny einen unausſprechlich unruhigen Blick auf mich. Sie wendete ſich ſodann an meine Frau mit dem beſcheidenen Erſuchen, Erneſtine möchte geſtatten, daß Nanny Marklin's Wittwe einladen dürfe, ihren ſchweren Gram an einem Herzen auszuweinen, das ein ähnliches Schickſal getroffen. Auf die zarteſte Weiſe gab ſie zu verſtehen, daß ſie den Wunſch, das trauernde Riekchen hier zu ſehen, unterdrückt haben würde, um die Heiterkeit meiner Frau nicht durch die Anſteckung des Trübſinns in Gefahr zu bringen, jetzt aber ſich die Aeußerung deſſelben erlaube, weil Erneſtinens Reiſe dieſe Rückſicht beſeitige. Meine Frau, durch das Gelingen ihres Planes ſehr gefällig geſtimmt, gab mit gutmüthiger Willfährigkeit dieſem Vorſchlage ihren Beifall, und ich bewunderte im Stillen die weibliche Delicateſſe, mit welcher Nanny den naheliegenden Bewegungsgründen ihres reinen Wollens eine tiefere Abſicht verband; die, ein Alleinſein von längerer Dauer mit mir zu vermeiden.

Meine Frau reiſte ab und am zweiten Tage darauf langte Marklin's Wittwe mit ihren verwaiſeten Kleinen bei uns an. Ihr Anblick, die unbeſorgte Unſchuld der Kinder war mir ſehr ergreifend. Nanny waltete wie ein tröſtender Engel um die Gebeugte, und beſchwor durch die Milde und Wahrheit ihres Mitgefühls den Schmerz der Armen. Die Charaktere beider Frauen hatten überhaupt mannichfaltige Vergleichungspuncte, und dieſe Aehnlichkeit hatte, von ihrer erſten Bekanntſchaft an, eine gegenſeitige Anziehungskraft auf ihre Gemüther geübt. Nach einer Abweſenheit von vierzehn Tagen ſchrieb mir meine Frau und ſagte mir, daß ſie ſelbige zu verlängern wünſche. Es ſchmerzte mich, daß fremde Zerſtreuungen die Sehnſucht nach ihrem Kinde (Laura war nicht mit der Mutter) unterdrücken konnten, und dabei ward es mir ſtechend fühlbar, daß Erneſtine keine andere Anhänglichkeit an mich habe, als die, welche in äußerer Bindung beſtehe. Ich ſchrieb ihr gewährend und forderte ſie auf, den Wagen zu verlangen, wann es ihr gefällig wäre. Eine liebende Frau würde in ſolcher Berechtigung entweder einen Mangel an ehelicher Zärtlichkeit, oder einen

Ueberfluß an der Güte des Mannes vermuthet haben, und in beiden Fällen zu möglichſt ſchneller Rückkehr bewogen worden ſein; Erneſtine ſah in den todten Buchſtaben meines Briefes eine Sicherſtellung gegen meine Empfindlichkeit, die ſie durch eine Entfernung von ſechs Wochen reizte. Mir ahnete Unheimliches. Längſt war die gute Marklin ihrer verödeten Heimath wieder zugeeilt, und Nanny ſchien gegen eine geheime Aengſtlichkeit zu kämpfen. Endlich kam meine Frau. Hatte dieſe erſte längere Trennung mich ihr entfremdet, oder hatte der Rauſch des Vergnügens, das Element ihres Wohlbefindens, ihrem Weſen veränderte Außenfarben gegeben, genug, das Herz zog ſich mir zuſammen, vor ihrer grellen Luſtigkeit, vor ihrem Thun und Treiben. Sie verſicherte mich, daß nur der Gedanke, mir eine Freude bereiten zu wollen, ſie ſo lange in H...... aufgehalten, indem ſie auf einen Maler gewartet hätte, der, ein Bekannter des Rittmeiſters, nach deſſen Verſicherung unübertrefflich im Darſtellen der Aehnlichkeit ſei und nach H..... habe kommen wollen. Sie hätte die Idee gehabt, mich durch ein gelungenes Miniatur-Portrait zu überraſchen, doch der Maler ſei über die beſtimmte Zeit ſeiner Ankunft ausgeblieben. Allein Frau von Raben hätte ihr das Verſprechen gegeben, ihn nach Ober-Höhen zu ſenden, was ihr nun um ſo lieber wäre, als ihr Lieblingswunſch, ein Familienbild aufgenommen zu ſehen, realiſirt werden könne.

Bei dieſer Mittheilung durchſchauerte mich ein prophetiſches Gefühl drohenden Unheils; ich erklärte mir es als die Wirkung der verdrießlichen Erinnerung an den Maler Herbſt, und nahm mir vor, das Betragen meiner Frau diesmal ſchärfer ins Auge zu faſſen.

Ein Monat verging, während welcher Zeit ich die Beobachtung machte, daß mit Erneſtine eine Veränderung vorgegangen war. Sie befand ſich ſichtlich in einer unruhigen, leidenſchaftlichen Spannung. Mit angeſtrengter Angelegentlichkeit war ſie bemühet, mir zu ſchmeicheln, zu liebkoſen; aber ein innerer Sinn ſagte mir, dies Benehmen ſei Lüge und die Maske eines böſen Willens. Auch ihr Benehmen gegen Nanny war verwandelt; doch grade die dringende Befliſſenheit, welche, nach den Berechnungen der Falſchheit — eine günſtigere Geſinnung andeuten ſollte, flößte dem wahrhaftigen Gemüthe Deiner Mutter Scheu und Mißtrauen gegen die Urſache ſolch eines abſichtlichen Truges ein.

Seit jener Zeit nämlich, in der die Intrigue meiner Frau mit dem Maler Herbſt ihrer rohen Leidenſchaftlichkeit Nanny's freundſchaftliche Hut zu einer drückenden Controle machte, hatte ſich in ihr ein Widerwillen gegen die zarte Schützerin ihrer Ehre feſtgehäkelt. Sie glaubte dieſe in einem Einverſtändniſſe mit mir, welches die Schwägerin zu ihrer Aufſeherin ſtellte; aber der Gedanke blieb meiner Seele fern, daß meine Frau dies vorausgeſetzte Oppoſitions-Bündniß als ein treubrüchiges beurtheilen könnte.

Die traurigen Ereigniſſe der letzteren Jahre und Nanny's leidende Stimmung hatten Erneſtinens kränkendes Mißtrauen eingeſchläfert; auch war ſie viel zu leichtſinnig, um Gutes oder Böſes feſtzuhalten. Die Stunde der Gegenwart entſchied über ihre Empfindungen, wie über ihre Vorſätze. Jetzt aber legte ſie ein auffallendes Bemühen, Nanny gefällig zu werden, an den Tag; doch dieſe zog ſich ſchüchtern, wie die Sinnpflanze vor der Berührung, in ſich ſelbſt zuſammen. Deine Mutter, mein Kind, war in einer Aufregung anderer Art, über deren Urſache ich vergebens nachſann. Ihr zartes Gemüth war von der Schwüle in unſerer Eheſtandsluft, die den nahen Sturm verkündete, zu Boden gedrückt. Oft wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, richtete ſie den bekümmerten Blick wie bittend und voll Mitleid auf meine Frau, und begegnete ihr Auge dem meinigen, ſo ſenkte es ſich mit einem Seufzer. Ein unerklärbares Bangen erfaßte mich, und die Folgezeit rechtfertigte dieſe Ahnung.

Als ich eines Abends von einem Spazierritte zurückkehrte, ſagte man mir, der Maler Schlau ſei angekommen. Dieſer Name fiel mir widrig auf, und der Führer deſſelben noch mehr. Es war ein Mann über die erſte Jugend hinaus, von kräftiger, regelmäßiger Geſtalt und einem Geſichte, das Jeder ſchön genannt haben würde, den der Ausdruck von Uebermüthigkeit und Hohn nicht in dem Urtheile über Formen und Züge ſtört. In ſeinen Augen loderte eine lüſterne Gluth, aber kein Künſtlerfeuer, und ſein Geberdenſpiel ließ auf eine geübte Achtſamkeit für ſeine äußere Erſcheinung ſchließen.

Ich milderte meine Förmlichkeit gegen den Fremden nur durch denjenigen Grad freundlicher Höflichkeit, auf welche das Gaſtrecht ihm Anſprüche gab, und ward von einer inneren Scheu abgehalten, mich in vertrauliche Unterhaltungen mit ihm einzulaſſen.

Am andern Morgen gehe ich in den Garten und Nanny begegnete mir. Sie war ungewöhnlich bleich, und nachdem ich mich, ob ſie ſich nicht wohl befände, erkundigt, richte ich die bittende Frage an ſie: Wollen Sie, mein Schweſterchen, Erneſtinen nicht Geſellſchaft leiſten, wenn ſie jetzt um neun Uhr dem Maler ſitzt? Die Belebung, welche das Geſpräch dem Geſichte giebt, kommt ſeinem Streben zu Gute. Nanny ſah mich forſchend an und antwortete mir mit furchtſamer Stimme: Ich wollte es wohl; allein

Ihre Frau meinte, Herr Schlau fühle ſich durch Zeugen geſtört.

Es lag ein Doppelſinn in dieſen Worten, der mich beklemmte; aber ſeine Zurückweiſung machte es meinem Stolze unmöglich, einen Verdacht darzuthun, der durch nichts begründet war.

Nach dem Verlaufe dreier Tage trete ich unvermuthet in das Häuschen meines Gärtners, dem Alten einen außerordentlichen Befehl zu ertheilen. Es war zur Mittagszeit. Der Greis, welcher, nur von der Nothwendigkeit gedrängt, den Schauplatz ſeiner Wirkſamkeit verließ, ſaß und ſchrieb, dies befremdete mich; doch mehr noch ſein Zittern und Erſchrecken bei meinem Anblicke, das haſtige Verbergen des geſchriebenen Blattes. Die Neugier des Argwöhniſchen ermangelt nie einer Liſt zu ihrer Befriedigung. Ein Vorwand, der die Aufmerkſamkeit des Alten für einige Secunden ableitete, war leicht gefunden, ich zog das Blatt hervor und las die letzte Zeile: *der Maler iſt kein Maler, ſondern* — **ein Verführer!** donnerte die Stimme des Zornes, der beleidigten Ehre in mir. Ich bedurfte nicht mehr; ein untrügliches Vorgefühl lieferte mir den Commentar dieſer ſechs Worte. Wahrſcheinlich hatte dem treuen Diener ſein Beruf die Entdeckung der Betrügerei, die man mir ſo frech ſpielte, gegeben, und er mich warnen wollen. Aber mit Entſchiedenheit forderte die Selbſtpflicht von mir, daß ich meiner Herabwürdigung nicht einen Augenblick länger dulde, als ich in Kenntniß davon ſei. Mühſam nur ward ich meiner Stimmung Meiſter, da ich nun bei Tiſche erſchien. Ich forderte meine Schwägerin auf, mir dieſen Nachmittag bei einer Spazierfahrt Geſellſchaft zu leiſten, und, ihrem mütterlichen Wunſche nach, die Kinder mitzunehmen. Mich zu meiner Frau wendend, ſagte ich ſo unbefangen als möglich: Und Herr Schlau wird dieſe ſchönen Stunden gewiß emſig für Dich und ſeine Kunſt benutzen! —

Erneſtine erglühete wie eine Fackel; ein Anflug von Betroffenheit gab eine Minute lang dem unverſchämten Geſichte ihres Buhlen die Farbe der Schuld. Als die Tafel aufgehoben war und Erneſtine mir den Wunſch der geſegneten Mahlzeit mit einem Kuſſe reichen wollte, bebte ich unwillkürlich vor ihrem ſchönen Munde zurück. Judas Verrätherkuß ſchwebte vor meiner Seele.

Mein Herz klopfte heftig, als unſer Wagen vom Schloßhofe abfuhr. Nach einer halben Stunde ließ ich halten und bat die erſchrockene Nanny weiter zu fahren. Ich ging den Fußweg zurück und durch den Garten. Das Kammermädchen meiner Frau ſaß in dem Hausflur mit weiblicher Arbeit beſchäftiget, und wie ich inne ward, auf der Lauer; denn wie die Zofe mich erblickte, ſprach ſich Entſetzen und Angſt in ihrem Geſichte aus. Sie warf die Arbeit hin und wollte die Treppe hinauf; ich aber drückte ſie mit nervigem Arm auf ihren Stuhl und ſagte leiſe und fürchterlich: Bleib und ſchweige, oder Du biſt des Todes!

Ich ſtand nun an der Thür von Erneſtinens Cabinette, ein heimliches Flüſtern ward vernehmbar darin. Die Rache zitterte in meiner Hand, als ſie den Drücker berührte, und die Gruppe, vor der ich ſtand, ließ mich in keinem weiteren Zweifel über die Gründlichkeit meiner Vermuthung.

Erneſtine ſaß auf des Malers Schoße, ihre Arme hielten ſeinen Nacken umſchlungen; ſein Mund ruhete auf ihren Lippen. —

Elende! rief ich, und eine gräßliche Kälte durchdrang mein Inneres, gleich unwerth meines Zornes wie meines Namens! Dieſer Augenblick trennt uns auf immer! Eine verächtliche Buhlerin ſoll fortan dies Haus, wo fromme Frauenſitte wohnte, nicht mehr entweihen! Und Sie, mein Herr — Schlau, wendete ich mich mit verändertem Tone an den entlarvten Künſtler, der ſich bemühete, ſeinem bleichen Geſichte Trotz und Furchtloſigkeit aufzuprägen, wie berechtiget Sie auch geweſen ſein mögen, die Rolle der Niederträchtigkeit zu übernehmen, welche nur mit Schande lohnt, Sie können mir keine andere Genugthuung geben, als daß Sie mich ſobald als möglich von ihrem Anblicke befreien; aber der Rittmeiſter von Raben ſoll mir verantwortlich dafür ſein, daß er ſeine Freunde ſo ſchlecht wählt und das Zutrauen in ſeine Ehre mit dem ſchwärzeſten Verrathe erwiedert.

Hier riß der aufgeforderte Stolz des verkappten Edelmannes die demüthigende Anweiſung an den Rittmeiſter, die Erklärung ſeines Kumpans über die Schranken der Mäßigung, und gewährte ſeiner mit Verderben angefüllten Seele die Erleichterung einer Exploſion. Er legte unwiſſend, daß er es thue, die rechte Hand an ſeine linke Hüfte, als wolle er der Waffe ſich verſichern und ſagte: Herr von Höhen! Sie dürfen keinen Anſtand nehmen, die Ihnen zuſtehende Satisfaction von mir zu empfangen. Ich bin Officier und Edelmann, wie Sie. Nur die leidenſchaftliche Liebe — O erbärmlicher Wahn, erwiederte ich in zunehmender Wallung, der da meint, ein Bubenſtück könne mit ein paar Tropfen Blut abgewaſchen werden! — Ich verſchmähe die Genugthuung, welche Sie mir anbieten. Unfreiwillig werden Sie dem beleidigten Recht eine andere geben müſſen! —

Erneſtine wagte einen ſchwachen Verſuch, ſich zu entſchuldigen; doch mein Blick raubte ihr den Muth, ihr Lügengewebe weiter auszuſpinnen. Ich kündigte ihr an, daß ſie morgen mein Haus verlaſſen müſſe, und ſie hielt ſich bei dieſer Löſung von meinem Herzen an den verwundbarſten Puncte deſſelben, indem ſie mir ſagte, daß ſie unſere Laura mitnehmen würde. Sie war doch Mutter, und mein Anrecht an unſer einziges Kind nur ein getheiltes; deshalb ließ ich mich auf Bedingungen ein. Allein ſobald Erneſtine die Unſicherheit meiner Forderung fühlte, berechnete ſie auch mit ſchlauer Liſt, daß ſie hier auf ihrem Vortheile beſtehen müſſe, den ihr der Beſitz ihres Kindes verſprach, indem es ſeinen Vater in einem bindenden Zuſammenhange mit ihr erhalten, und ihre Verſorgung durch meine Zärtlichkeit für Laura beſtimmt werden würde. Sie meinte trotzig: Unſer Scheidungstribunal ſolle darüber entſcheiden, wem von uns beiden das Kind angehören ſolle.

In der aufgeregteſten Stimmung, die jedoch mehr erleichternde, als drückende Empfindungen hatte, befand ich mich nun den Reſt des Tages über. Obgleich die Verwerflichkeit meiner Frau, die Frechheit, mit der ſie meines Vertrauens geſpottet hatte, der Undank, mit dem ſie mir lohnte, zuweilen ein heißes Auflodern des Zorns und Abſcheues über mich brachte, ſo unterdrückte doch das Gefühl der Freiheit, der Erlöſung von ſolch einem unwürdigen Verhältniſſe jene ſchmerzenden Flammen wieder. Erſt jetzt, nachdem die Bande nachließen, welche meine Ueberzeugung von der Heiligkeit der Ehe um mein Herz gelegt hatte, fühlte ich, wie preſſend ſie geweſen waren, wie kein Muth, keine Freudigkeit unter ihnen hatte aufkommen können. Ich war mir ſelbſt wiedergegeben, zwar um einen hohen Preis; aber doch! Nur die ängſtliche

Scheu vor den geſetzlichen Formen der Trennung und der quälende Zweifel, ob meine Tochter ihrer Mutter anheimfallen, oder mein Theil werden würde, hielt meine Blicke von einer ferneren Perſpective zurück, die mich getröſtet hätte.

Nach einigen Stunden hörte ich den Wagen mit Nanny und den Kindern zurückkommen. Ich ging zu meiner Schwägerin und fand ſie in der ahnenden Spannung, eine ungewöhnliche Vorfallenheit zu vernehmen. Ich erzählte ihr, durch feſten Willen die Einmiſchungen heftiger Empfindungen beſchwörend, die Ereigniſſe dieſes Tages und was als Erklärung dazu nothwendig war. Meine trugloſe Zuhörerin ſchauderte zuſammen, als ich ihr ſagte, daß dieſer uns verdächtige Maler ein Hauptmann von Burgwart ſei, den meine Frau bei ihrem Beſuche in H...... kennen gelernt, und dieſe Bekanntſchaft, aller Hinderniſſe geſellſchaftlicher Schicklichkeit ungeachtet, ſo weit gefördert hatte, um ihren Cicisbeo zu einer Rolle zu vermögen, die ihr für die Erreichung ihrer ſchändlichen Plane am bequemſten dünkte, wie die Rückerinnerung an eine ähnliche Situation ſie vermuthen ließ.

Ich eröffnete Deiner Mutter meinen unwiderruflichen Entſchluß, mich von Erneſtine geſetzlich zu trennen, und kündigte ihr an, daß die Abreiſe derſelben morgen mit dem Früheſten erfolgen würde.

Bei dieſen Nachrichten verlor Nanny's erblaßtes Geſicht den letzten Lebensſchein, der noch in dem nun verlöſchenden Blicke geleuchtet hatte. Mit einem tiefen Seufzer ſenkte ſie das Auge zu Boden, und als ich, ihrer Antwort harrend, ſchwieg und ſie auffordernd betrachtete, ſagte ſie, ſich gewaltſam zuſammennehmend: Mein Bruder, ich habe durch meine weibliche Eigenthümlichkeit in dieſem Falle nur ein ſehr bedingtes Urtheil. Ihre männliche Ehre wird ja wiſſen, wie viel Sie der Mutter Ihres Kindes verzeihen dürfen, und die Grenze ſtecken, wo dieſe Nachſicht aufhören müſſe. Ein edler Mann, ein zärtlicher Vater, wie Sie, Juſtus, kann ſo leicht nicht irren in dem, was er für zuläſſig oder nothwendig erkennt. Aber — dieſe mittheilungsvolle Stunde darf nichts unerörtert laſſen, was ihnen bei einer freieren Ueberſicht Ihrer zukünftigen Verhältniſſe hinderlich ſein könnte. Auch wir müſſen uns trennen! Ich werde nicht nöthig haben, dieſe Unumgänglichkeit gegen Sie zu vertheidigen. Die Stimme der Welt, wie fern auch von dieſen ſtillen Mauern ſie verhallet, darf ihre tadelnde Strenge nicht auf den unglücklichen Gegenſtand Ihres brüderlichen Schutzes richten. Ich begebe mich deſſen für eine Weile und gehe nach Böhmen in mein heimathliches Eigenthum zurück, das, wie Sie wiſſen, mein fürſorgender Freund, der redliche Pfarrer, nur vermiethet hat. Längſt war es mein Wunſch, die Gräber meiner Eltern zu beſuchen und jene Wohnung wiederzuſehen, an welche ſich ſüße, heilige Erinnerungen knüpfen; jetzt machen Rückſichten des Zartgefühls die Erfüllung desſelben mir zur Pflicht. Sollte die kleine Laura Ihnen zugeſprochen werden, dann — o dann wird eine höhere Aufforderung das Bedenken meiner Weiblichkeit ſchweigend machen. Ich werde den Vater nicht von der Tochter trennen und nach Ober-Höhen zurückkehren, um Ihrem Kinde nützlich zu ſein.

Langſam rolleten große Thränen über Nanny's zarte Wangen, und eine heftigzitternde Hand trocknete ſie.

Ich glaubte den Tod in dieſer Ankündigung zu fühlen; ſie belehrte mich darüber, daß Nanny's Gegenwart dem Leben meines Gemüthes ſo nothwendig ſei, wie die Luſt zu dem Beſtehen des Körpers; allein ich erkannte auch ihre Unwiderlegbarkeit. Doch in dieſem vernichteten Zuſtande ward ich plötzlich mit ermunternder Gewalt von der Vorſtellung ergriffen, daß ja nach kurzer Zeit, wo die Auflöſung meiner Ehe geſchehen ſein mußte, mich nichts verhindern könne, die theure Nanny mir in der allerinnigſten Beziehung zu verbinden. Allein konnte ich die gewiſſenhafte, feinfühlende Frau durch eine Andeutung dieſes Vorſatzes verletzen, da ſich ſelbige nicht an die Erklärung geſchloſſen hätte, daß ich Willens ſei, mich ſcheiden zu laſſen, welche Entſchließung nach Nanny's Begriffen, wie auch den meinigen gemäß, durch keinen fremdartigen Einfluß auf die Ueberzeugung zweideutig werden durfte? —

Ich vermochte es, noch einmal zu meiner Frau zu gehen, um Einiges in Richtigkeit zu bringen, was nothwendig beſprochen werden mußte. Ich fand ſie mit Einpacken emſig beſchäftiget. Der Anblick meines Kindes erweichte mich ſeltſam; aber die unnatürliche Mutter hatte ihr Gift ſchon in die junge Seele gegoſſen. Laura ſtieß mich von ſich, als ich ſie mit Liebkoſungen zu mir zog und ſagte: Gehe, Vater! Ich bin Dir nicht gut, und die Mutter iſt Dir auch gram; ſie hat es mir geſagt und mir befohlen, daß ich mich nicht von Dir verfuhren laſſen ſolle.

Erneſtine, rief ich auf das tiefſte empört, und mein väterliches Gefuhl ging in Regungen der Abneigung gegen Laura unter, iſt es möglich, daß Deine Verblendung ſo weit gehen könne? — O, der Dir dieſe junge Seele anvertrauete, wird einſt Rechenſchaft von Dir fordern, ob Du ſie für das Gute gebildet, oder dem Geiſte der Finſterniß uberantwortet haſt! — Unglückliches Geſchöpf! — Ja wohl, unglücklich! erwiederte meine Frau, und brach in Thränen aus, die halb der Bosheit, halb einer Anwandlung von Reue floſſen.

Ich überließ meiner Frau eine Summe Geldes, deren Größe die unbeſcheidenen Bedürfniſſe derſelben auf ein halbes Jahr im Ueberſchwange decken konnte.

Ganz ſpät, vor Schlafengehen, ließ ſie durch Claudius mir Lebewohl ſagen, und die Bitte, daß ich mich morgen durch ihre Abreiſe nicht im Schlummer ſtören laſſen möchte: ſie würde ſehr früh aufbrechen und wünſche ohne Aufſehen ſcheiden zu können.

Die Kürze der ſchlaflos hingebrachten Frühlingsnacht ward zu einer Unendlichkeit voll ſtiller Qualen für mich. Ich hörte den erwachenden Geſang der Vögel, ich ſah den Oſten ſich in dunkler Gluth entzünden; aber um meine Seele legte ſich das Grauen der Finſterniß. Endlich vernahm ich Bewegungen im Hauſe und auf dem Hofe; ich ſtand auf und kleidete mich an. Jetzt wurde der Reiſewagen vorgeſchoben; man ſchnallte in Eile die Koffer auf, und mit faſt fliehenden Schritten ſprang Erneſtine auf den Sitz. Laura folgte mit kindiſchem Jauchzen ihrer Mutter. Ach, dieſer Ton der Freude zermalmte mein Herz, das Vaterherz! — Um fünf Uhr klingelte ich dem Claudius. Wie früh es auch noch war, ſo trug doch das Geſicht des treuen Dieners ſchon die friſchen Spuren verſtimmender Eindrücke, und ich konnte nicht umhin, ihn zu fragen, welch ein Aergerniß ſich denn wohl zwiſchen ſeinen Morgenſegen und das Frühſtück gedrängt habe. Claudius antwortete: Ein Schlangenbiß, mein gnädiger Herr, der die Bruſt der Unſchuld traf und leicht tödtlich werden kann! Ich war ſo angegriffen von den Erfahrungen des geſtrigen Tages, von den Kämpfen der vergangenen Nacht, daß dieſe Antwort mir eine Angſt erregte, welche ihrem Geber ſichtbar ward. Erkläre Dich deutlicher! ſagte ich beklommen, und Claudius nahm das Wort: Frau von Höhen (Deine Mutter) wollten von der gnädigen Frau (Erneſtine) Abſchied nehmen, und waren deßhalb vor Tage aufgeſtanden. Wie nun die beiden Damen auf dem Vorſaale zuſammentrafen, ſaß das Gewiſſen einer Jeden von ihnen auf dem Geſichte der Anderen: denn die gnädige Frau ſahen munter und guter Dinge in die Welt hinein, und Frau von Höhen ſahen aus wie ein Gipsportrait, und ihre Augen waren vom Weinen geſchwollen. Was bemühen Sie Sich denn ſo unnöthig, meine Liebe? Ich bin ja hinlänglich von Ihren zärtlichen Geſinnungen für mich überzeugt! redeten die gnädige Frau mit höhniſcher Freundlichkeit Frau von Höhen an, und ſagten ferner: Gewiß werden Sie nun ſo gütig ſein, meine Stelle einzunehmen, was, bis auf eine ganz kleine Förmlichkeit — ja ohnehin ſchon der Fall war. Oder meinen Sie vielleicht, ich wäre blind geweſen? Nein, nur nicht ſo klug als Sie, nicht ſo geſchickt in der Kunſt zu täuſchen. Stille Waſſer ſind tief! Auch meine Erfahrung liefert Belege zu dieſer Behauptung. Leben Sie wohl, Frau von Höhen! Es wird nicht vielen Frauen ſo gut, daß ſie ſchon vor der Trauung den Namen führen, der ein anſtößiges Verhältniß rechtfertiget! —

Das vergebe Ihnen Gott! ſagte Frau von Höhen ſehr leiſe, und an dem ſterbenden Tone ihrer Stimme hörte ich, daß dieſer giftige Pfeil ſie tief verwundet hatte. Ich ließ die Mäntel, welche ich trug, zu Boden fallen und ſprang hinzu, die Sinkende zu unterſtützen; denn einer Ohnmacht nahe, hielten Frau von Höhen ſich an einem Pfeilertiſchchen.

Heiliger Gott! Ich erſtarrte bei dieſem Berichte. Solcher

Bosheit hatte ich Erneſtine nicht fähig gehalten. Deiner Mutter, die ihr ſtets ein Wohlwollen bewieſen hatte, das durch die muthige Verleugnung natürlicher Gefühle, durch den unendlich höheren Werth der Geberin, durch das tadelnswerthe, oft abſtoßende Betragen meiner Frau zu einem fortdauernden Gunſtzeichen unerſchöpflicher Güte ward, ſo tückiſch, ſo raffinirt ſchändlich zu lohnen! Das reinſte Weſen, zu dem die Entartete, nur in den Staub gebückt, hätte emporſchauen dürfen, mit der Rohheit des Laſters in den Kreis ihrer eigenen Schlechtigkeit herabzureißen! Ach, Nanny hatte nur zu ſehr Recht gehabt! Zwar war ihre Entſchließung, mich und mein Haus zu verlaſſen, nur aus ihrem Gefühle für das Schickliche und Geziemende hervorgegangen, und keine Ahnung von Erneſtinens unwürdigem Verdachte hatte Theil daran gehabt; aber die grauſame Eröffnung dieſes Argwohns ließ es Nanny ſicherlich bereuen, dies Vornehmen nicht früher gefaßt zu haben, um einer Anklage entgangen zu ſein, die keine andere Schuld offenbar machen konnte, als die treue, dankbare Anhänglichkeit eines innigen und einſamen Herzens!

Ich habe früherhin bemerkt, daß meine Frau ihrer Schwägerin ſo freundlich geſinnt und ſcheinbar liebevoll zugethan war, als ihr ſelbſtſüchtiges Naturell dies nur gegen irgend Jemand geſtattete, und ſpätere Erfahrungen einer dieſer vortheilhaften, ganz entgegengeſetzten Stimmung heben jene erſtere Verſicherung keinesweges auf; allein Erneſtinens Verirrungen hatten ſie in der Scheu, welche die Tugend ihrem Gegenſatze ſtets einflößt, von der milden, duldſamen Verwandtin entfernt, und Jene ſich über den wahren Grund dieſer Entfremdung in dem unzulänglichen Verdachte täuſchen wollen, daß die reine Geſchwiſterlichkeit in meinem Verhältniſſe zu Deiner Mutter der Anſtandsmantel für eine ſündliche Neigung ſei. Sofort wurde nun mein, wie Nanny's Benehmen aus dem genommenen Geſichtspuncte betrachtet und mißverſtanden, und es lieferte mir einen kränkenden Beweis von der gänzlichen Gleichgültigkeit meiner Frau gegen mich, daß ſie durch mehrere Jahre eine Verbindung unerörtert und auf ſich beruhen ließ, welche, ihrer Meinung nach, ihren Rechten an mich Eintrag that. Endlich hatte ſie die ſchnelle Herbeiführung der letzten Kataſtrophe Nanny's geheimen Machinationen zugeſchrieben, und die Genugthuung die ſie ſich ſcheidend an der Unſchuldigen nahm, war die Vorläuferin einer nur noch hämiſcheren Rache.

Ich ſah dieſen Tag meine beleidigte Freundin nicht: ſie ließ mit heftigem Kopfweh es entſchuldigen, daß ſie heute nicht zu ſprechen wäre. Am folgenden Mittage erſchien ſie bei Tiſche. Ihre Haltung zeigte die Anſtrengung, welches ein tiefes Erſchöpftſein verbergen will; aber ihren Blick erhellete der fromme Muth des Bewußtſeins. Sie ſagte mir, daß ihre Abreiſe auf übermorgen beſtimmt ſei, und lächelte mich dabei ſo herzlich und tröſtend an, wie der Wundarzt nicht ſelten den liebkoſend anredet, an welchem er eine ſchmerzhafte Operation vollziehen muß. Wollen Sie ſich nicht noch einige Zeit Ruhe gonnen, mein Schweſterchen? Sie waren ſchon ſeit Langem nicht ganz wohl und ſcheinen ſehr angegriffen zu ſein! ſagte ich mit einem Seufzer. Ruhe? antwortete Nanny, und in dem Klange dieſes Wortes tönte der Zweifel hervor, ſie nicht zu finden. Ach, mein Bruder! Etwas Unvermeidliches und Schmerzliches aufſchieben wollen, vermehrt nur die Zaghaftigkeit, und jeden Frieden muß Kampf und Sieg vorbereiten. — Laſſen Sie mich daher ſobald als möglich ſcheiden. Es begleitet mich ja der Troſt.

daß wir uns wiederſehen werden! — Wie ſcheinbar dies Geſagte keine tiefere Bewegung und Bedeutung verrathen ſollte, ſo rührte doch eine düſtere Ahnung von ſeinem geheimſten Sinne an mein Gefühl, und nahm der Hoffnung, daß dieſe Trennung durch eine feſtere Vereinigung vergütet werden würde, ihre belebende Kraft.

Der bange Morgen erſchien. Nanny hatte Abends vorher jedes Plätzchen des Gartens, das irgend eine theure Erinnerung ihr zum Denkmal verſchwundener Freuden erhob, beſucht und es durch eine dankbare Abſchiedsthräne geweiht. Ihre Angelegenheiten waren auf eine Weiſe geordnet worden, die mehr der beſtimmten Endſchaft aller bisher beſtandenen Verhältniſſe, als der hoffnungsvollen Vorausſetzung glich, daß die Erneuerung derſelben unfehlbar zu erwarten wäre. Ich war durch die Gleichheit unſerer Denkungsart zu heimiſch in der Gedanken- und Empfindungswelt meiner Freundin, als daß dieſe Wahrnehmungen mir hätten entgehen oder unverſtanden von mir bleiben ſollen.

So fühlte ich denn das volle Gewicht der ſchweren Scheideſtunde, die mich ganz vereinſamte. Als Nanny vor mir ſtand, als in den zitternden Tönen, die dem gepreßten Herzen entquollen, eine Innigkeit ſich ausſprach, deren Fülle dieſen bitteren Augenblicken noch ſeligen Genuß verlieh, als ihre benetzten Augen ſo wehmuthsvoll auf mir hingen und ihr Fuß zögerte, den Wagentritt zu beſteigen: o! da war es mir, als müßte ich ſie beſchwören, hier zu bleiben und mich nicht um einer Rückſicht willen zu verlaſſen, über die ihre reine Geſinnung, ihr fleckenloſer Wandel ſich erheben durften.

Unſtreitig kann ich die Tage, welche nun folgten, unter die traurigſten meines verkümmerten Lebens rechnen. Der

Zuſammenhang meiner Häuslichkeit war aufgelöſet, und mein Herz ſo verödet, wie es ſich noch nie gefühlt hatte.

Meine geborenen Freunde ſchlummerten im Grabe, die Verworfenheit der Mutter meines Kindes hatte das heilige Band der Natur zwiſchen mir und ihnen zerriſſen, und das einzige mir vertrauete, theure Weſen auf der Erde war durch das grauſame Geſetz der Meinung von mir getrennt! — Aber in dieſer grauenvollen Einſamkeit befreundete ich mich um ſo mehr mit mir ſelbſt und ſammelte alle meine Geiſteskräfte, um mich frei von feindlichen Regungen zu erhalten.

Ich hatte die Klage zu der Scheidung von meiner Frau aufgeſetzt und las ſie mehrere Male in längeren Zwiſchenräumen durch, um gewiß zu ſein, daß die Mäßigung meine Feder geführt hätte.

Da ich mich als Kläger nicht allein des Vortheils begab, welcher bei Streitſachen dieſer Art ſich alle Mal auf der Seite der paſſiven Partei befindet — ſondern mich auch zu einer anſehnlichen Schadloshaltung erbot, die ich gleich nach empfangenem Endurtheil in einem baren Capitale abtragen wollte, ſo hoffte ich auch, mein Verlangen, Laura zu erhalten, würde bewilliget werden. Meiner Ueberzeugung nach, wäre Schonung in Betreff dieſes Punctes Verſündigung an meinem Kinde geweſen. Ich erklärte demnach, daß der Charakter meiner Frau mich zu der Beſorgniß berechtige, ihre Tochter würde durch eine fehlerhafte Erziehung, durch die Macht ſchädlicher Beiſpiele und durch die Einwirkung verderblicher Umgangswahl zu einem Gegenſtande meines väterlichen Mißfallens werden, da ich doch an meinem einzigen Kinde Freude zu erleben wünſchte. Ich unterſtützte dies Geſuch mit allen Gründen der Vernunft und meines guten Rechts, und war ſeiner Gewährung im Voraus gewiß. Nach Abſendung dieſer Eingabe war ich etwas ruhiger geworden. Die Arbeiten des Sommers und eine größere Bauunternehmung zogen meine Aufmerkſamkeit von meinem Kummer ab, und hier und da blickte mich der Zukunft Himmel hell und heiter aus den trüben Wolken der Gegenwart an. Ich erfuhr, daß meine Frau in H...... lebe und den Hauptmann von Burgwart heirathen werde, mit welchem ſie die anſtößigſte Vertraulichkeit unterhalte. Nur in ſofern, als Laura ſich noch unter der Aufſicht ſolch einer Mutter befand und durch den Einfluß der Sünde leiden konnte, war dieſe Nachricht mir unangenehm.

Ein Brief von Deiner Mutter, bald nach ihrer glücklichen Ankunft in dem böhmiſchen Heimathsdörfchen geſchrieben, war ohne alle Nachfolger geblieben. Dies beängſtete mich, aber nichts deſto weniger ermüdete ich, Möglichkeiten zu erſinnen, durch welche Nanny's unbegreifliches Schweigen erklärt werden konnte, ohne daß ich den traurigſten Fall, den der Krankheit, annehmen dürfte. Jeder Poſttag täuſchte meine Erwartung und ſteigerte meine ahnungsvollen Befürchtungen. Auch ward mein dringendes Hoffen, die Entſcheidung der erkennenden Behörde bald zu empfangen, zur Geduld verwieſen; denn die Wochen wurden zu Monaten, ohne daß eine Reſolution an mich gelangt wäre.

Der Sommer war vergangen, die Ernte vorüber; ſchon begann das Laub ſich zu färben und der kühlere Abend ſich merklich zu verlängern, und noch immer befand ich mich in dieſer folternden Ungewißheit. Wenn ſich jetzt meine getheilte Spannung mehr dem Erkenntniſſe entgegenrichtete, welches hohen Ortes mich von der ehelichen Verbindlichkeit gegen Erneſtine freiſprechen und mich zu einem neuen und beglückenderen Bunde berechtigen ſollte, ſo ward dies nur von der wachſenden Angſt um Nanny's Ergehen und dem heißen Wunſche verurſacht, mich perſönlich darüber beruhigen zu können. Sobald nur das Scheidungs-Decret in meinen Händen wäre, wollte ich mich in den Wagen werfen, nach Böhmen eilen, und alle Vorwürfe für die geliebte Quälerin in der Bitte vergeſſen, daß ſie mein Weib werden möchte.

Alle marternden Vermuthungen wurden von der Wonne dieſer Vorſtellung verdrängt! Kein Gedanke an eine Vereitelung dieſes Planes kam in meine Seele. Aber welch ein ſchreckliches Erwachen aus dieſem Traume ſtand mir bevor! In der Mitte des Septembers, an einem der ſchönſten Tage, wo die Herbſtfeier der Natur faſt ihrer Frühlingsweihe glich, kam endlich der erſehnte Löſungsbrief. Es bedurfte einer augenblicklichen Ermuthigung, um das Siegel zu öffnen, welches das Todesurtheil meiner ſchönſten Hoffnungen verſchloß. Zwar war ich in aller Form geſchieden und ſomit einer entehrenden Feſſel ledig; aber Erneſtine hatte in ihrer Gegenklage die ſchuldloſe Nanny als den veranlaſſenden Grund unſerer ehelichen Zwiſtigkeiten genannt, und die Gemeinſchaft, worin ihre Schwägerin zu mir geſtanden, als von dem Verdachte des Treubruchs befleckt, angegeben, wenn gleich derſelbe nicht erwieſen werden könne.

Dieſer teufeliſchen Angabe gemäß hatte das Gericht mich verpflichtet, den verläumdeten Engel von meiner wahrſcheinlichen zweiten Wahl einer künftigen Gattin auszuſchließen, weil das Geſetz ſtets das Aufgeben derjenigen Perſon, welche die Gegenpartei für den Beweggrund der Trennung erkenne, zur Sühne für die Anſchuldigung fordere. — Und endlich ſolle Laura ihres Geſchlechts wegen der Mutter angehören, da keine offenbar erwieſene Verletzung der ehelichen Pflicht dieſe des Vorrechts an das Kind verluſtig gemacht habe: um aber auch meinem Anſpruche zu genügen, ſei meine geweſene Frau angewieſen worden, mir das Kind alljährlich auf eine längere Zeit zu überlaſſen, welche Verfügung mit dem nahen Michaelis-Termine in Kraft treten ſolle, da die winterliche Abgeſchiedenheit des Landlebens ſich am beſten dazu eigene, ſchädliche Eindrücke zu verlöſchen, und gerade zu dieſer Zeit die Stadt ihre meiſten Verſuchungen zu Zerſtreuungen darbiete.

Ich war zur Bildſäule geworden; wie ſtarres Eis ſtockte das Blut in meinen Adern, meine Gedanken verwirrten ſich und ein gewiß fürchterliches Lächeln verzog krampfhaft meinen Mund. Aber die Vorſehung ließ in dieſem entſetzlichen Augenblicke, deſſen größtes Schreckniß mich noch erwartete, mich nicht der Verzweiflung anheimfallen; ſie verſichtbarte ihre göttliche Hülfe an dem Gebeugten in der Sendung eines Tröſters. Ich blickte aufwärts. Allmächtiger Gott! rief ich ans der Tiefe des zerriſſenen Herzens, hälſt Du auch Gericht in Deinen Himmeln? Darf die Bosheit auf Erden Deine ſtrafende Hand verſpotten? Und muß die Tugend unter ihren giftigen Pfeilen fallen? — Die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſpricht der Herr! antwortete eine leiſe Baßſtimme meinen Fragen. Dieſe Erwiederung entſprach genau meinem Bedürfniß. Mit zurückkehrender Beſinnung ſchauete ich um mich und ſah einen alten, ehrwürdigen Mann in einiger Entfernung von mir ſtehen. Sein apoſtelartiges Ausſehen hätte mich bei der Aufregung, worin ich mich befand, leicht vermögen können, ihn für einen Geiſt zu halten, wenn er mich nicht durch eine ſchnelle Erklärung von ſeiner Körperlichkeit überzeugt hätte.

Verzeihen Ew. Gnaden! ſagte er, indem er ſein graues

Haupt, an deſſen untere Hälfte ſich eine Rundung kleiner Silberlöckchen ſchloß, tief beugte, wenn ich den Gruß des Gaſtes über einem Ausſpruche vergaß, den mein Amt als Prieſter mir für jeden an der Gerechtigkeit Gottes Zweifelnden zur Pflicht macht, wäre er auch eines anderen Glaubens, als zu dem ich mich bekenne. Ich bin der Pfarrer Zamory aus ....., er nannte das Dörfchen, wo Deine Mutter lebte. O willkommen, tauſend Mal willkommen, würdiger Mann! rief ich, dem Pfarrer die Hand reichend. Sie bringen mir Nachricht von meiner Schwägerin, der ich mit der peinlichſten Ungeduld entgegengeſehen habe. Sie iſt doch wohl? Ich habe mich der ängſtlichſten Beſorgniß überlaſſen; denn ihre Geſundheit iſt ſehr zart und durch frühe Leiden angegriffen.

Das klare Geſicht des Greiſes ward von bedenklicher Unruhe getrübt; er entgegnete mit vorſichtiger Wahl der Worte: Frau von Höben hat über keine Beſchwerde mehr zu klagen. Mich überlief ein Grauen. Ich ſah ihn forſchend an, und ſtammelnd brachte ich die Frage hervor: Ich will nicht fürchten, daß meine Schwägerin todt ſei?

Nein, gnädiger Herr, antwortete der Pfarrer mit würdevoller Feſtigkeit, ein Chriſt fürchtet den Tod nicht, ſondern hoffet das ewige Leben. Zu der Herrlichkeit deſſelben iſt Frau von Höben ſanft und ſelig eingegangen! — O meine Agnes! Das menſchliche Herz hat außerordentliche Kräfte um Unglück ertragen zu können, und wo es in Ohnmacht ermattet, da iſt ein Engel bereit, es zu ſtärken!

Der Pfarrer Zamory, der Dich, mein Kind, Deiner Mutter Vermächtniß an mich, mir überbrachte, blieb drei Tage bei mir und beſchwor durch die Weisheit ſeines Benehmens, wie durch die Stimme der Religion den erſten, zerſtörenden Sturm meines Grames. Er machte mich darauf aufmerkſam, daß bei der Gemüthsart der Verewigten, welcher ein ſo zartes Gefühl für weibliche Ehre eigen, die durch Erneſtinens Anklage zugefügte Schmach ein ungleich härteres Schickſal, als der befreiende Tod geweſen wäre. Dann ſetzte er meinen Klagen um ihren Verluſt die Vorſtellung entgegen, daß die Vollendete ja auch lebend todt für mich geweſen wäre, da jene geſetzliche Bedingung es mir unmöglich gemacht, ſie als meine Gattin nach Ober-Höhen zurückzuführen, welchen Ort in einem andern Verhältniſſe, als dieſem ausgeſchloſſenen, wiederzuſehen, ſie ſich ſchwerlich würde haben entſchließen können. Ich hatte den würdigen Mann mit der unglücklichen Geſchichte meiner Verheirathung von Anfang an bekannt gemacht, und er benutzte dieſe Mittheilung, um mir zu ſagen, daß, ſeiner Anſicht nach, die Vorſehung mir ſchon früher recht auffallend die Weiſung gegeben habe, eine eheliche Verbindung mit meiner betrauerten Freundin ſei ihr Wille nicht, da dieſe ja nur um kurze Zeit früher hätte in das Haus meiner Eltern kommen dürfen, um meine Neigung zu fixiren und mich zu einer andern Entſchädigung für meine geweſene Frau zu beſtimmen, als die, deren ſie ſich ſo unwerth gezeigt habe. Er forderte mich zu demuthsvoller Ergebung in die unerforſchlichen Beſchlüſſe der Allmacht, ja, ſogar zu Preis und Dank auf, daß ſie, die ſanft Entſchlafene, dem Drucke einer unverdienten Beſcholtenheit und der traurigen Verbannung, in welcher ſie die letzte Zeit gelebt, entnommen hätte. Am wirkſamſten auf meinen Kummer war der Troſt, den er mir in der Mahnung an die Kürze des Lebens gab. Er ſagte: Ich, ein ſehr alter Mann, verſichere Ew. Gnaden, daß die Flüchtigkeit der Zeit ſich durch die Gewichte von Sorgen und Schmerzen nicht feſſeln laſſe. Eine Weile nur dauert Alles auf Erden, aber Gottes Güte währet in Ewigkeit. Ueber ein Kleines werdet Ihr mich ſehen, und über ein Kleines werdet Ihr mich nicht ſehen! muß der Pilger im Staube von der Dauer ſeiner irdiſchen Wallfahrt ſagen; doch wohl ihm, daß er als Schüler Jeſu hinzuſetzen darf: denn ich gehe zum Vater!

Von meiner dankbarſten Hochachtung begleitet verließ mich der wackere Zamory, und ich blieb nun meinem Kummer allein überlaſſen. Er ward zu einer ſo entſchiedenen Reſignation, daß mein Unglück ſeine ſchärfſten Stacheln dadurch verlor; aber Freudigkeit am Leben, Kraft zum Handeln, und vor Allem der Glaube an die Menſchen waren erſtorbene Zweige am Stamme meines Geiſtes. Nur ſelten, wenn durch die Oede meiner Seele eine freundliche, von der Erinnerung beleuchtete oder von der Hoffnung verklärte Geſtalt zog, hatte mein Schmerz eine erleichternde Thräne, eine ſtille Klage. Doch wenn der Gedanke an Erneſtinens hölliſche Undankbarkeit und Liſt mit Flammenſchmerz die Apathie meines Geiſtes unterbrach, womit ich mein Schickſal überhaupt betrachtete, ſo fühlte ich wohl, daß ich die Empfindungen des Haſſes nicht nähren dürfte, wenn ich nicht wahrhaft elend werden wollte.

Darüber, wem Deine Erziehung anzuvertrauen wäre, fand keine Frage Statt. Ich verſagte mir den ſchmerzlichen Genuß, Dich länger bei mir zu behalten, und brachte Dich zu der mir theuern Wittwe meines unvergeßlichen Marklin. Ihrem reinen milden Sinne übergab ich die Pflege Deiner kindlichen Liebenswürdigkeit, und Riekchen nahm mit Begeiſterung die Gelegenheit auf, mich verpflichten zu können.

Am Michaelistage langte die kleine Laura in Begleitung einer Wärterin bei mir an. Erneſtine hatte ganz ihrem Charakter zuwider dieſer Verbindlichkeit mit einer Förmlichkeit genügt, die faſt wie Spott ausſah. Die Kleine erſtickte durch alle Unarten des Eigenwillens und der Verzogenheit die väterliche Zärtlichkeit, welche unabhängig von meiner verachtenden Abneigung gegen ihre Mutter geblieben war. Die Wärterin des Kindes, eine verſchlagene Perſon, die wahrſcheinlich ihre geheimen Inſtructionen hatte, meinen Wünſchen und Befehlen zuwider zu handeln, äußerte offenbar eine nachtheilige Gegenwirkung bei meinen Maßregeln, Laura zum Gehorſam zu gewöhnen. Da ich wohl einſah, daß ich mit der Beſeitigung dieſer Creatur nichts auf die Dauer gewinnen, und Erneſtine ſchwerlich einer von mir gewählten Wärterin das Aufſeheramt über ihre Tochter laſſen würde, ſo zähmte ich meinen Zorn und beſchloß, die Waffen gegen meine Gegnerin zu gebrauchen. Ich behandelte die Perſon mit herablaſſender Milde und machte ihr mit guter Manier kleine Geſchenke; ja, ich ließ ſie größere Belohnungen ahnen, wenn ſie meinem Willen gemäß gegen Laura verführe. Und plötzlich war dies käufliche Geſchöpf mir dienſtbar geworden, ſo daß nach dem Verlaufe von beinahe zwei Monaten eine andere Laura zu ihrer Mutter zurückkehrte, als die zu mir gekommen war. Alljährlich erneuerte ſich nun dieſer Beſuch, aber auch mit ihm die bekümmernde Wahrnehmung, wie üppig die Keime der mütterlichen Fehler in dem jugendlichen Gemüthe des Kindes emporwucherten, und wie meine eifrigſten Beſtrebungen, dem Ueberhandnehmen derſelben zu ſteuern, nur etwa dem nutzloſen Beginnen Jemandes gleiche, der in engbeſchränkter Zeit auf einem mit Unkraut bedeckten Beete hier oder da ein einzelnes Hälmchen auszieht. Auch zeigte Laura mir nur genau denjenigen Grad kindlicher Ergebenheit, den ihr ſeltſames Verhältniß ihr zur Pflicht machte, und den die Berechnungen ihres Vortheils ihr als Klugheitsregel vorſchrieben. Von Liebe, von Vertrauen keine Spur. Dieſe Empfindungen waren nur der Mutter zugewendet, wenn anders mit ihren heiligen Namen eine Anhänglichkeit bezeichnet werden dürfte, die auf einer betrübenden Charakter-Aehnlichkeit, auf den Neigungen der Eitelkeit und Selbſtſucht beruhete. Ich that, was ich konnte. Ich gab meiner Tochter Aufenthalt bei mir ſtets ſo viel Genuß und Abwechslung, als ich vermochte; ich ſchreckte ſie nicht zurück durch eine freie Aeußerung meines Mißfallens an ihren Geſinnungen und reſervirte mir ſo die Möglichkeit, einſt auf die Entſcheidung von Laura's Geſchick den Einfluß eines Warners oder Beſchützers uben, und an den ſchwachen Fäden unſeres Zuſammenhanges ſie von den Abgründen moraliſcher Verſunkenheit zurückziehen zu können. Als das erſte Frühjahr nach dem Tode Deiner Mutter wiederkehrte und eine tiefere Sehnſucht mein Herz ſchwellte, reiſ'te ich nach Böhmen, ihr Grab zu beſuchen. Der wackere Pfarrer nahm mich gaſtfreundlich auf und gab durch ſeine rührenden Erzählungen von der Bedeutung dieſes oder jenes Plätzchens meinem Andenken an die theure Todte eine beſtimmte Erinnerungsform. Nanny's Hügel ſchloß ſich dicht an das Doppelgrab ihrer Eltern, und ich nahm mir vor, das Ruheplätzchen dieſer Vereinigten durch ein Epitaphium auszuzeichnen.

Ich erfreute den Pfarrer durch die Verſicherung, daß ich Dich auch in Beziehung Deines Erbrechtes an meinen Nachlaß als mein Kind anſähe, und daß die gerichtliche Verfügung bereits getroffen wäre, nach welcher Du einſt mit

Laura meine Beſitzungen theilen ſollteſt. Durch dieſe Bethätigung meiner väterlichen Geſinnungen für Dich zu einem freien Schalten und Walten über Deine Angelegenheiten bevorrechtet, ertheilte ich dem Pfarrer Vollmacht, das Häuschen, worin Frau Hüon mit ihrer Tochter gewohnt, ſammt dem Garten und einer von mir deponirten Summe als eine milde Stiftung für die älteren Wittwen des Dörfchens zu fundiren. Wenige Wochen ſpäter, als er dies Geſchäft beendiget hatte, ſchloß der Tod die Acten ſeines Lebens, für die der redliche Mann am ernſten Gerichtstage nicht erröthen darf.

An Deiner Entwickelung, meine Agnes, hatte ſich das Zutrauen gerechtfertiget, welches ich in Deine Erzieherin geſetzt hatte, und Du hatteſt die Aufſicht derſelben bereits durch ſechs Jahre genoſſen, als ich überlegte, daß die einfache Unterrichtsmethode, welche Deine Seelenkräfte bisher beſchäftigte, nicht mehr ausreichend für die Bedürfniſſe Deiner weiteren Ausbildung wäre. Die glücklichſte Fügung kam einer Menge von Planen zuvor, deren keiner Dein Beſtes ſo umfaſſend hätte bezwecken können, als jene höhere Leitung der Umſtände. Marklin's Wittwe erwog einen an ſie ergangenen ehrenwerthen Heirathsantrag mit mehr Geneigtheit, als die früher abgewieſenen, und nur die Befürchtung, daß die Knüpfung eines neuen Ehebandes, da der Wohnort ihres Bewerbers in weiter Ferne und meine Willensmeinung in Betreff ſolch einer Veränderung ihr unbekannt war, leicht die Auflöſung ihrer Verbindlichkeit gegen Dich nach ſich ziehen könnte, hielt ihren Entſchluß noch ſchwankend. Auf der Reiſe zu einer Verwandtin lernte ſie die Marcheſe Sarelli kennen, und dieſe fand ein ſo ungemeines Wohlgefallen an Dir, daß ſie unumwunden den

Wunſch ausſprach, Dich an Kindes Statt aufzunehmen, worauf Frau Marklin Deiner Gönnerin die Familienbeziehungen entwickelte, in denen Du Dich befändeſt, und vielleicht mit der Feinheit ihres Geſchlechts einen Leitfaden hervorzog, der die Marcheſe an das Ziel ihres Verlangens führen und ſie ſelbſt vorwurfsfrei zum zweiten Male an den Traualtar gelangen laſſen könnte. Denke Dir daher mein Erſtaunen, als ich um einige Wochen ſpäter ein Schreiben von der Marcheſe Sarelli erhielt, das auf eine Weiſe, welche mir für den Geiſt und den Charakter der Schreiberin Bürgſchaft leiſtete, mir den Plan zu der Begründung des Stiftes Domthurn vorlegte, und die herzliche Bitte an mich richtete, Dich, mein Kind, der gewiſſenhaften Sorgfalt ſeiner Veranſtaltungen zu überlaſſen. Zwar würde, ſchrieb die Dame ferner, das Alter der aufzunehmenden Fräulein nach den Statuten der Stiftung mehr über die Jahre der Kindheit hinaus verlangt werden, als in denen Du noch verweilteſt; aber die Stifterin wolle die Ausnahme einer künftig beſtehenden Regel ihrem Dich liebenden Herzen zu Gute halten, das der Wahrheit gemäß das Bekenntniß ablegen müſſe, Deine holde Unſchuld habe zuerſt die Idee einer Bildungsanſtalt für jungfräuliche Waiſen edler Herkunft in ihr angeregt.

Du, mein gutes Mädchen, darfſt demnach Dich. des Bewußtſeins erfreuen, daß Gott Dich gewürdiget, die Veranlaſſerin einer Stiftung zu werden, deren ſegensreiche Wirkſamkeit ſich vielleicht in der Zukunft weiteſte Fernen erſtrecken wird.

Die Antwort auf dieſen mir höchſt angenehmen Brief überbrachte ich der Marcheſe in eigener Perſon. Die nähere Bekanntſchaft dieſer intereſſanten Frau vollendete den günſtigen Eindruck, den ihr Schreiben auf mich gemacht hatte. Um, wie ſpäter Andere, durch ihre ſchwermüthige Stimmung für die mögliche, unterdrückende Einwirkung auf den Frohſinn ihrer Eleven beſorgt zu werden, hatte ich wohl ſelbſt einen zu düſtern Temperaments-Hang, dem der melancholiſche Anklang in dem Weſen der Italiänerin mehr anziehend als abſchreckend war; und ſo ſah ich denn mit voller Beruhigung Dein Wohl in den beſten Händen, als Du nach kurzer Zeit Deiner neuen Erzieherin übergeben wurdeſt.

Hauptſächlich in Rückſicht auf Dich nahm die Marcheſe nach Jahresfriſt in der kleinen elternloſen Gräfin Lary eine Deinem Alter angemeſſene Gefährtin für Dich auf, da die übrigen Fräulein alle um mehrere Jahre älter waren.

Hier meine Agnes, haſt Du die traurige Geſchichte meines Lebens, das mir die Nichtigkeit menſchlicher Träume von Glück deutlicher, wie manchem Anderen, dargethan hat. Schwere Erfahrungen, herbe Verluſte haben mich vor der Zeit veraltet, aber auch meiner Urtheilskraft eine Reiſe gegeben, die ſonſt nur die Spätfrucht der Greiſenzeit iſt. Ich habe einſehen gelernt, daß auch der fürchterlichſte Schmerz, für deſſen Ewigkeit unſer Gefühl den Bürgen zu ſtellen gern bereit iſt, ſich zuletzt in kleinen, unſchuldigen Freuden verliert, wie ein Bach, der wild und ſchäumend über ſcharfe Kieſel rollt, einen immer ſchwächern und ruhigern Lauf nimmt, bis er endlich in einer Blumenſtelle verſiegt. Und wenn dies Innewerden von der Schwäche des Herzens uns demüthig und mißtrauiſch gegen ſeine Täuſchungen erhalten ſollte; ſo fordert es uns andererſeits zu Dank und Vertrauen für unſeren Schöpfer auf der das Geſchöpf ſeiner Güte nicht zu dauernder Qual beſtimmen konnte. Welche

Leiden das Schickſal auch über uns verhängt haben möge, welche Hoffnungen es grauſam zerſtören, welche Opfer es von uns verlange: die Quelle, woraus unverſiegbar uns ſtilles Glück zuſtrömt und unſeren inneren Lebensbaum befruchtet, daß er ſtets neue Blüthen des Genuſſes treibe, iſt ein reines, unbeflecktes Herz!

Und ſo kann ich, indem ich dieſen Aufſatz ſchließe, der Deiner Jugend, mein Kind, den Segen meiner Erfahrungen und Bekenntniſſe tragen möge, mit nichts Würdigerem enden, als mit den Worten eines großen Dichters, die zugleich meine eigene, innigſte Ueberzeugung ausſprechen: „Der Uebel größtes aber iſt die Schuld!“

Juſtus v. Höhen.

Neunzehnter Brief.

Gräfin Seraphine Lary an Agnes von Höhen.

F……, den 27ſten October 1810.

Endlich, meine gute, beſte Agnes, befriedigen ein paar einſame Mußeſtunden mein ſehnſüchtiges Verlangen nach einer ſchriftlichen Unterhaltung mit Dir. Der Gedanke Deiner Freundin hat Dich wenig verlaſſen, ſeit ich Dein letztes Schreiben erhielt, und ihr Herz voll treuer, theilnehmender Liebe für Dich hat in den Unruhen und Erregungen der letzteren Zeit, die ſeinem Schlage zuweilen eine Sturmglocken-Aengſtlichkeit gaben, doch mit den Tönen des innigſten Mitgefühls zu Dir geredet. Du wirſt ſie verſtanden haben, dieſe Sprache der Seele, die der Freundſchaft Engel ſeinen Erwählten lehrt, und im Verſtändniſſe ihrer Deutungen haſt Du gewiß in manch bangem Augenblicke die Verſicherung vernommen, daß kein ſelbſtſüchtiges Intereſſe mich jemals Deinen Angelegenheiten entfremden könne, kein Wechſel der Verhältniſſe das Band auflöſen werde, was feſt und unzerreißbar mein Glück an Deine Zufriedenheit knüpft.

Meine Großmutter iſt zu einem glänzenden Souper gefahren, und eine kleine ſchmerzloſe Geſchwulſt an der linken Wange hat mich von der Verpflichtung freigeſprochen, ſie begleiten zu müſſen, und mir den Zwang einer Nothlüge erſpart. Der ſchöne, ungeſtörte Abend, welcher nun für mich beginnt, ſoll unverkürzt Dir, meiner Agnes, gehören! Ich werde ſo ausführlich, wie wir gegenſeitig es zu thun pflegen, Dir meine Erlebniſſe von dem ſchmerzlichen Tage an erzählen, an welchem Dein letzter Brief vom neunten September meine Hoffnungen für Dich auf eine nicht minder unerwartete, als tragiſche Weiſe zerſtörte.

Vergebens würde ich mich bemühen, Dir den Eindruck ſchildern zu wollen, den der Inhalt dieſes Schreibens auf mich machte. Des Barons Bild ſtand noch in den friſchen Farben einer nahen Erinnerung vor mir, ſein Benehmen, jedes Wort, das er geſprochen, war mir gegenwärtig; ich hatte ihn in der ſüßen Vorausſetzung betrachtet, daß er mir einſt durch Dich noch näher ſtehen würde — und in dieſer Täuſchung ſchon jetzt einige vertrauliche Schritte über die Grenze der Förmlichkeit gewagt, und nun muß ich ihm als dem Störer Deiner Ruhe, als dem Feinde Deines Friedens zürnen! Doch nein! Das war nicht in der Milde Deines Geiſtes geurtheilt. Ich darf ihn bedauern als einen Unglücklichen, dem eine unüberlegte Wahl den Segen des Glückes in Fluch verkehren wird. Dich und Deinen Werth wird dieſe Erfahrung nur verherrlichen, deſſen bin ich gewiß. So oft eine irdiſche Blüthe Dir verwelkte, ſproßte eine himmliſche an deren Stelle, und glänzen auch Thränen an dieſem unvergänglichen Freudenkranze, die Strahlen einer überirdiſchen Sonne, welche dieſe Keime entfaltete, brechen ſich in ihnen.

Die meinigen rannen noch heftig auf Deinen Brief, als meine Großmutter mich überraſchte und erſchrocken um die Urſache meiner Betrübniß fragte. Ich gab ihr in Eile die Nachricht von dem geſchehenen Unglücke, und ſie vergaß in der Beſtürzung darüber, ſich zu verwundern, daß ich von dem gewaltſamen Tode einer mir ganz fremden Perſon, oder von der Verſchuldung daran, womit eine mir gleich Unbekannte ſich belaſtet, auf ſolche Art ergriffen war. Großer Gott! ſagte ſie die Hände zuſammenſchlagend, das iſt doch wirklich entſetzlich! Dieſe Laura war von jeher ein höchſt ausgelaſſenes, leichtſinniges Geſchöpf! Kein Lärmen war ihr laut, kein Tanz wild genug. Man nannte ſie nur den kleinen Huſaren. Der arme Höhen thut mir in der Seele leid! Ihm fällt das Früchtchen nun zur Laſt. Er wird Noth vollauf mit dem Wildfange haben! Du hörſt, liebe Agnes, in welchem Rufe Laura ſteht, und obgleich Dein Selbſtgefühl faſt bis zur Ungerechtigkeit beſcheiden iſt, ſo kann es doch die Behauptung nicht widerlegen, daß, wenn der Baron ſchon durch ſeine thörichte Verbindung mit dieſem Mädchen bedauernswerth erſcheint, er doch ungleich mitleidswürdiger dadurch geworden iſt, daß, indem er Dich kennen und ſchätzen gelernt hat, er nothwendig zu der Erkenntniß ſeines Irrthums kommen mußte, in welchem er, von dem Geiſte der Sinnlichkeit verblendet, eine ſchöne, aber leere Form für das Weſen, welches er ſuchte, genommen.

Wir ſind nun bereits ſeit dem dritten dieſes Monats in der Hauptſtadt. Ich kann wohl ſagen, daß ich zuletzt froh war, wie wir nur fort kamen. So oft ich den Grafen von der Celle nach deſſen entſcheidender Unterredung mit meiner Großmutter ſprach, ward unſer Zuſammenſein mir von ſeiner unglücklichen Stimmung verbittert. Er quälte ſich und mich mit Befürchtungen, daß die Stadt mit ihrem zerſtreuenden Geräuſche eine für ihn nachtheilige Wirkung auf mich hervorbringen könnte; er ſetzte ſo viele Verehrer meiner kleinen Perſon voraus, als das große F...... Männer zähle, und vermuthete nach der fixen Idee ſeiner wunderlichen Eiferſucht in der Mehrzahl der vorausgeſetzten Nebenbuhler junge, hübſche, heitere und reiche Heiraths-Candidaten. Ich bekenne Dir, meine Traute, daß in die leiſen Regungen meiner dadurch geſchmeichelten Eitelkeit und des Mitleids mit einem Kummer, den ein Phantom verurſachte, ſich ſehr bald Gefühle der Geringachtung gegen den armen Selbſtquäler miſchten. Ich mußte dieſer gefährlichen Störung zuvorkommen. Lieber Graf, ſagte ich, ſeine Hand ergreifend und ihm ruhig in das verdunkelte, unſtäte Auge blickend, eine mir ſehr theure Frau, deren Ausſprüche meiner Kindheit und früheren Jugend ſtets ein Orakel waren, deſſen Unfehlbarkeit mir die Erfahrung bewährt hat, gab mir einſt die Verſicherung als Regel für die Menſchenkenntniß, die Art und Weiſe, wie die Menſchen liebten oder haßten, vertraueten oder argwöhnten, hoffeten oder fürchteten, urtheilten oder richteten, ſei der helleſte Spiegel ihres eigenen Selbſt. Und ſo dürfte ich dieſer Anleitung zufolge beſorgter für Ihre Treue ſein, als Sie für die meinige.

Der Graf erglühete; ein blitzartiges Zittern ſchlug in elektriſchen Funken aus ſeiner Hand in meine; aber ich hatte geſiegt und die Rede über dieſen Gegenſtand war für immer abgebrochen. Allein daß er unter inneren Peinigungen litt, blieb ſichtbar. Von dem Anblicke ſeines Leidens hingeriſſen legte ich die möglichſte Fülle meiner ruhigen Zärtlichkeit für ihn in das Lebewohl, das ich ihm mit Kuß und Händedruck gab.

Wie ich mich auf meinem Zimmer allein befand, vernehme ich ein leiſes Picken auf meinem Nachttiſche; ich ſehe hin und erblicke eine kleine, mit erleſenen Steinen umſetzte Uhr, an einer ſchweren, goldenen Kette hangend, um welche ein Streifchen Papier gewunden war, worauf die Worte ſtanden: Meine einzig geliebte Seraphine! Gönnen Sie dieſer Uhr ein Plätzchen an Ihrem ſchönen Herzen und mir den Troſt der Hoffnung, daß der leiſe Schlag derſelben Sie an einen verlaſſenen Freund erinnern werde, der die Minuten Ihrer Entfernung zählt.

v. d. C.

Dieſe Aufmerkſamkeit hatte mir etwas wunderſam Rührendes. In der That! der Graf hatte ſein Andenken ſehr gut gewählt. Ich nahm die Uhr auf, in ihrem gleichmäßigen Hämmern glaubte ich die Stimme ſeiner Sehnſucht zu hören; dies kleine, todte Werk der menſchlichen Kunſt bekam für mich auf einmal das bewegte Leben eines Herzens. Ich lauſchte ergriffen der monotonen Erinnerung, und das Feuer der Brillanten verloſch für einige Augenblicke in den warmen Tropfen der dankbarſten Liebe.

Doch wie bereit mein Gefühl auch iſt, dem Grafen die umfaſſendſte Anerkennung zu gewähren, ſo, ach! ich darf es Dir, meiner einzigen Vertrauten, nicht verſchweigen — ſtehet deſſenungeachtet ein dunkler, unverſtandener Wunſch, eine geheimnißvolle Beſorgniß, eine unausgefüllte Stelle des räthſelhaften Herzens dem Bemühen entgegen, die Schätzung ſeiner Vorzüge in Anwendung auf die Erwartungen meiner Zukunft zu bringen. Ich kann nicht freudig hoffen! Und das iſt gewiß kein gutes Zeichen. Ich fühle ſtets in ſeiner Geſellſchaft das dringende Bedürfniß, ihn zufriedener und glücklicher zu ſehen, als er zu ſein ſcheint, und die Ueberzeugung, daß wenigſtens ein Theil ſeiner Ruhe von mir abhange, läßt mich in der Anſtrengung, ihm zu genügen, meine Kraft ſo ſehr erſchöpfen, daß ſie für meine eigene Freude nicht mehr ausreicht. Ich denke, dies iſt nicht ganz in der Ordnung. Das ſchwächere, leichtbewegliche Weib ſollte ſich ſicher an den feſteren Charakter des Mannes lehnen können, und ihn, welcher der erſte Gegenſtand von der Achtung ſeiner Gattin ſein muß, nie anders als im Einklange mit ſich ſelbſt finden! Dann nur kann die Frau in glücklicher Unbeſorgtheit die kleine Welt voll Blumen des Genuſſes pflegen und warten, die der Arm ihres Schutzherrn begrenzt. Aber legt die Vorſicht ihr Herz an ein krankhaft zerriſſenes Gemüth, dann bedarf ſie eigener Stärke und einer muthigeren Haltung, als der ihres Geſchlechts, und jene holden Blüthen weiblicher Beſtrebungen werden verſäumt welken und fallen, weil die Gärtnerin zum Arzte werden muß. Ach, meine liebſte Agnes! wir beide ſind noch ſehr jung, und haben doch in dem Laufe eines halben Jahres gelernt, daß das Land der Ideale nur in der ſchöneren Traumwelt liege, und in den weiten Räumen der Erde, in dem Kreislaufe aller möglichen Verhältniſſe wohl umſonſt geſucht werden dürfte.

Wir hatten ſehr übles Reiſewetter. Die herbſtliche, regentrube Düſternheit umfing mich beklemmend, und meine Großmutter, an deren Gemüthsſtimmung die Witterung keine Macht hat, ſcherzte über mein Stillſein. Spät erſt hellete der Himmel ſich aus. Es war beinahe zehn Uhr, als wir durch die erleuchteten Straßen fuhren, und trotz dieſer nächtlichen Zeit wurden noch rollende Wagen und hallende Fußtritte laut. Jetzt hielten wir vor dem Hauſe meiner Großmutter; befreundete Erinnerungen ſprachen mich in dieſem finſteren, großartigen Gebäude an. Du weißt, liebe Agnes, daß ich bis in mein zwölftes Jahr in dieſem Hauſe gelebt habe, die Unterbrechungen ausgenommen, in denen ich, wenn meine Großmutter nach Eſchenwalde ging, einer alten Freundin von ihr übergeben wurde, um die Schule nicht zu verſäumen.

Der Kindheit Zauber beleuchtete dieſe todten Maſſen mit Roſenlicht und verklärten das Geſicht des Caſtellans, eines Greiſes, deſſen Schooßpüppchen ich geweſen war und der mit manch geheimer Kuchen- und Obſtſpende ſeinen kindlichen Liebling verwöhnt hatte. Ich konnte nicht umhin, dem freundlichen, alten Manne die Hand zu reichen, was mir ſpäter die Großmutter als eine unziemliche Familiarität verwies.

Ich war ſehr ermüdet und ging ſogleich zu Bette; doch ſchlief ich ſehr unruhig. Das Schlagen der Uhren, das Rufen der Schildwachen, das Singen der Nachtwächter ſtörte meinen, an die tiefſte ländliche Ruhe gewöhnten Schlummer. Wie ich erwachte, eilte ich ſogleich dem wandhohen Fenſter meines Cabinets zu, um mich zu orientiren, denn ich wußte kaum, wo ich mich befand. Mein kleines Zimmer nebſt einem größeren, daranſtoßenden, das mir auch eingeräumt worden, liegt in der Fronte, und das Haus ſteht, was mir ſehr lieb iſt, gegen Morgen. Ein froher Blick floh der Stephans-Kirche zu, die unſerem Hauſe ſehr nahe auf einem großen, mit majeſtätiſchen Bäumen umſetzten Platze ſtehet, und deren äußere Verzierungen ſo oft meine kindiſche Phantaſie beſchäftiget hatten. Der Morgenwind rauſchte hörbar in den Wipfeln dieſer halbentlaubten Linden und trieb eine Schaar goldener Wölkchen, die Verkünder der Sonne, über die glänzende Kuppel des Thurms. Jetzt fing die große Glocke an zu tönen, der Kirchner öffnete die Thüren, eine Künſtlerhand regierte die Orgel, deren himmliſche Klänge alle Fibern meines Herzens in Bewegung brachten. Mir war recht feierlich zu Sinne. Dies Plätzchen am Fenſter iſt nun meine Lieblingsſtelle geworden. Mit einem ſinnigen Vergnügen betrachte ich den Märtyrer, von dem die Kirche den Namen führt, und der in einem großen Steinbilde über dem Portale derſelben ſeit Jahrhunderten den frommen Kirchkindern die Sterbensfreudigkeit eines wahrhaft Gläubigen anſchaulich macht. Das Grinſen ſeiner Mörder, ſein aufſchauendes Lächeln unter ihren Würfen iſt unverändert geblieben, indeß der Menſch, das Gebilde Gottes, bald vom Drucke der Zeit gebeugt, bald von den Pfeilen der Leidenſchaft getroffen, die traurige Vergänglichkeit ſeines Daſeins darſtellt. Ich weiß überhaupt nicht, wie es zugeht, daß jede Betrachtung mir jetzt eine wehmüthige Natur annimmt; mein Comus iſt entflohen. Vielleicht hat ihn der düſtere Geiſt meines Verlobten verſcheucht. —

Meine Großmutter iſt hier von allem Glanz und Pomp ihrer ehemaligen Verhältniſſe umgeben; ſie ſelbſt zeigt ſich in einem höheren Air. Ein drangvolles Etiquetten-Leben begann nun, und jene erſte Morgenſtunde mußte als Nahrung meinem Herzen für den ganzen Tag und manchen folgenden genügen. Meldungskarten wurden abgeſendet und empfangen, Viſiten angenommen, auch machte die Großmutter einige perſönliche Beſuche mit mir. Aber ich fand mich von den neuen Bekanntſchaften nicht ſonderlich angeſprochen. Meine Großmutter war unermüdlich, mich in den Feinheiten der Convenienz zu unterrichten. Sie that dies mit einer Wichtigkeit, die mir ein heimliches Lächeln abnöthigte.

Ich war als Kind, wenn auch nicht oft, doch von Zeit zu Zeit einmal im Theater geweſen, und das Andenken an den entzückenden Genuß dieſer Schauluſt regte das Verlangen in mir an, daß er ſich mir erneuern möchte. Ich eröffnete der Großmutter meinen Wunſch; ſie fand in ſeiner einfachen Befriedigung mancherlei Schicklichkeitsſchwierigkeiten, und ſo mußte ich an einigen Abenden, wo die ſchönſten Darſtellungen mich lockten, mit einer alten, ſtocktauben Hofdame meiner Großmutter die Dame ziehen, während ſie ſelbſt mit bewundernswürdiger Genügſamkeit Grand-Patience legte und mich im wahrſten Sinne zu einer widerwilligen Theilnahme an der Uebung dieſer Kunſt nöthigte. Endlich nahm die Landräthin von Cölln, welche ſich eine Woche hindurch in der Stadt aufhielt, ſich meiner an. Sie erbat ſich meine Begleitung ins Theater, und die Großmutter, welche ſehr viel auf dieſe Dame hält, konnte nicht nein ſagen.

Man gab Turandot. Das Haus war ziemlich gefüllt und die Logen vom erſten Range, die unſrige ausgenommen, faſt gedrängt beſetzt. Da öffnete ſich noch ſpät die Thür, und ein ältlicher Mann trat mit einer ſehr verwachſenen, aber noch jungen Dame bei uns ein, den geräumigen Platz bequem ausfüllend, und ſo ſich ſetzend, daß der alte Herr mein Nachbar ward. Der vornehme Anſtand ſeiner Haltung, die ſuperfeine Civilkleidung, das Bändchen eines verſteckten Ordens, die ehrfurchtsvollen, aus den Nachbar-Logen ihm entgegenkommenden Begrüßungen ließen mich vermuthen, daß ich an der Seite eines Mannes von Bedeutung ſitze; aber ſein edles Geſicht mit dem milden Tiefblicke eines Weiſen und den Stirnfalten des Kummers gab ſeiner Nähe für mich ein Intereſſe anderer Art, und drang mir die Forſchung auf, wo ich dieſe, mir bekannt vorkommenden Züge wohl ſchon geſehen haben könnte. So viel ich aus der Unterhaltung des Herrn Nachbars mit ſeiner Dame entnehmen konnte, war dieſe in gleichem Falle mit mir, indem ſie der Gefälligkeit ihres Begleiters das Vergnügen des Theaterbeſuchs verdankte.. Die kleine ſchüchterne Perſon ſprach ſehr leiſe, und nur die in den Antworten ihres Nachbars hörbaren Verſicherungen, von einem Opfer könne die Rede nicht ſein — er ſei für die Kunſt noch nicht erkaltet — es gereiche ihm zur höchſten Befriedigung, ihr einige Stunden erheitern zu können — ließen mich errathen, daß der gutmüthige alte Mann weniger von der Zerſtreuungsſucht, als von dem freundlichſten Wohlwollen hierher geführt worden ſei.

Ich fühlte mich von ihm bemerkt; er richtete ſogar mehrere Male einige artige Worte an mich. Allein der Vorhang rauſchte auf, und bald hatte ich mich und meine Umgebungen vergeſſen. O Geliebte! Ich war wieder einmal glücklich, wenn auch auf andere Weiſe, wie in den kindiſchen Entzückungen vergangener Jahre. Ich lebte in der Welt des Dichters. Dieſer morgenländiſche Pomp, die Sprache glühender Leidenſchaft, die grauſame Opferluſt geſchmeichelter Uebermüthigkeit berauſchte meine Sinne und verſenkte mich bis in die möglichſten Tiefen der Täuſchung, in den phantaſtiſchen Traum von der Schönheit Macht und Wirkung. Wie Prinz Kalaf mit wirklich hinreißendem Gefühl die Worte ſagte: „So lange die Parze meinen Faden ſpinnt, ſo weit die Welle meines Lebens rinnt, wirſt Du mein einzig Träumen ſein und Denken!“ — ſtürzten Thränen aus meinen Augen, denen ich faſt unwiſſend, daß ſie floſſen, längere Zeit freien Lauf ließ. Die Vorſtellung, wie ſolch eine Treue nicht allein den, welchem ſie geeignet iſt, ſondern auch den, der ſie bewahrt, beglücken und erheben müſſe, trat in himmliſcher Geſtalt vor mein geiſtiges Auge und zerrann gleich einem Duftgebilde in den Thränen des leiblichen, die ein leiſes Andenken an die menſchliche Schwachheit hervorrief. Ich war im Innerſten ergriffen. Die Bewegung meines Herzens mußte durch Machinationen, die mir verborgen blieben, entſtanden ſein, denn ich verſtand mich ſelbſt nicht. Vielleicht möchteſt Du mich daran mahnen, daß meines Verlobten leidenſchaftliche Liebe für mich dies höchſte Glück mir verſpreche; aber nein, meine Agnes, gerade die Erinnerung an die unruhige Heftigkeit ſeiner Neigung, an die Zweifelſucht, die ſein Gemüth ſo feindlich ſtört, war es, was auf die wehmüthigſte Weiſe mich zur Reſignation darauf verwies. Die Treue, dieſe Sicherheit unſeres Willens macht gewiß die ſtürmiſchen Gefühle des beſtandloſen Herzens ruhig und ſanft. Sie ſchwebet als ein göttlicher Geiſt ſchützend über den Wogen der Leidenſchaft!

Ein Geräuſch in der Nähe weckte mich aus meiner Selbſtvergeſſenheit. Erglühend bemerkte ich, daß meines Nachbars Blicke feſt auf mich gerichtet waren, daß ein geſpannter Antheil ſich in ihnen ausſprach. Beſchämt und zerſtreut folgte ich der Entwickelung des Stücks.

Und nun, meine herzlich liebe Agnes, kann ich Dir auch eine Eröffnung nicht vorenthalten, welche Du leicht mit einer kleinen Mißbilligung aufnehmen dürfteſt. Wie dem auch ſein möge, offen und wahr ſollſt Du mich ſtets finden, und hätte Deine Freundin aus Liebe für Dich geirrt, ſo wird Deine Erwägung, daß nur der Wunſch, Dein und eines edlen Mannes dringend gefährdetes Glück zu retten, ſie abwärts geführt von dem Wege der Wahrheit, auch der Irrenden Deine liebe, leitende Hand verzeihend reichen laſſen.

Seit ich den jüngeren Baron Horſtall perſönlich kennen lernte, war es mir faſt unglaublich, daß er eine andere als Dich lieben könnte. In der auf die genauere Kenntniß Deines Weſens gegründeten Vorausſetzung, daß Dein gemäßigtes Urtheil, Deine beſonnene und beſcheidene Würdigung ſeiner Aufmerkſamkeit für Dich, gewiß den wahren Gehalt derſelben um ein Bedeutendes herabgeſetzt habe, drang mir, nach Deiner Mittheilung von ſeinem Verhältniſſe zu Deiner Couſine, die Vermuthung auf, daß er ſich vielleicht durch ein übereiltes Verſprechen gebunden, und der Erfüllung deſſelben nichts Geringeres zum Opfer habe bringen müſſen, als die ſchönſte, die gerechteſte Hoffnung zweier, für einander geſchaffenen, vortrefflichen Herzen. Das ſchien mir doch allzuhart. Der Gedanke, daß der Vater des Barons, welcher ein Theilnehmer von den Societäten meiner Großmutter iſt — nur von dem wahren Herzenszuſtande ſeines Sohnes in Kenntniß geſetzt ſein dürfte, um mit der Kraft, die ſeine bedeutende Stellung ihm giebt, und mit dem Edelmuthe, der ſeinen Charakter zu dem ruhmwürdigſten macht, die Zukunft ſeines einzigen Kindes vor dem Unglücke, das ihr drohet, zu bewahren, beſchäftigte mich unausgeſetzt in den abenteuerlichſten Planen. Wenn mich die ſchroffe Unzugänglichkeit ſchreckte, in welcher mir der ganz fremde Mann hoch über meine Wenigkeit ragte, und mir der leiſe Vorſatz, ihm eine Eröffnung machen zu wollen, zu der das traulichſte Verhältniß der Freundſchaft nur berechtigen konnte, wie ein Wagniß der Tollkühnheit erſchien, ſo dachte ich dann wieder: Nun der Baron iſt ja auch nur ein Menſch! Er iſt Vater und noch dazu ein ſehr zärtlicher! Wer weiß, ob er es dem nicht aufrichtig Dank wüßte, der den Muth hätte, durch alle Verſchanzungen der Convenienz und Sitte an ſein Herz zu dringen! Genug, dieſe Idee fixirte ſich ſo feſt in mir, daß ich Hunderte von Luftſchlöſſern zu ihrer Wohnung bauete, deren Unhaltbarkeit der unbedeutendſte Zufall an den Tag legte. Ich ſah zuletzt die Ausführung dieſes kühnen Unternehmens als eine Probe meines Scharfſinns und meiner Liebe für Dich an, und beſchloß ſie heldenmüthig zu beſtehen. Aber glaube mir, Geliebte! Es iſt ſehr ſchwer, in der großen Welt ein Menſch zu ſein! Man ſetzt ein geſellſchaftliches Verdienſt in die Verleugnung der natürlichſten Gefühle.

Ich erkundigte mich nun auf die ſchlaueſte und unabſichtlichſte Weiſe nach dem Baron, und erfuhr, daß er eine Viertelſtunde von F...... ein wunderſchönes Landhaus beſitze und bewohne, und von dem ihm geeigneten, ſehr geräumigen Logis im fürſtlichen Schloſſe nur ſelten Gebrauch für ein Nachtquartier mache. Vorzüglich wurden die Gewächs- und Treibhäuſer ſeines Gartens gerühmt, an deren Pflege und feenhaften Einrichtung er große Summen verwende. Dieſer Bericht war mir erwünſcht; ich meinte, es ließe ſich etwas daraus machen. Zufällig war der alte Baron in mehreren Geſellſchaften, die wir beſuchten, nicht zu finden.

Eines Morgens fahre ich auf den Markt, um einige

Kleinigkeiten einzukaufen. Eine junge, mir kürzlich bekanntgewordene Dame, die ich in dem Galanterieladen fand, hält mich auf, indem ſie ſehr artig bei ihren größeren Einkäufen meinen Rath begehrt. Allein ich merkte bald, daß dies verbindliche Verlangen nur ein Scheinbedürfniß war; denn die Käuferin wollte eigentlich nichts von mir, als die Beſtätigung ihres Geſchmacks, dem als einem grell auffallenden ich mein Votum verſagen mußte. Ich glaubte die verdrießliche Ungeduld, mit welcher ich den, ſich zur Ungebühr verzögernden Abſchluß des Handelsgeſchäfts herbeiwünſchte, nur von der Wahrnehmung ausgegangen, wie man hier die Politur der feinern Bildung in den Firniß einer Falſchheit ſetze, die jedes wahre Gefühl bedeckt und den unberechenbaren Nüancirungen der Individuen nur einen Glanz und eine Farbe giebt; — aber mein Fortſehnen war nächſtdem die Ahnung einer wichtigen Verſäumniß. Wie ich nun zurückkehre, ſehe ich eine glänzende Equipage, die vor unſerem Hauſe gehalten, abfahren. Schade, daß Du nicht da wareſt, Seraphinchen, ſagte meine Großmutter, als ich in ihr Zimmer trat, mein alter Freund, der Baron Horſtall, beſuchte mich und bedauerte es ſehr, Dich verfehlt zu haben. Er wünſchte Deine nähere Bekanntſchaft. Ich habe ihn nicht ganz wohl ausſehend gefunden.

O das iſt mir ſehr, ſehr leid! antwortete ich in unmuthiger Uebereilung, und als meine Großmutter mich befremdet anſah, ſetzte ich beſonnener hinzu, ich hätte eine Bitte an ihn richten wollen. Nun, und was könnte die enthalten? fragte meine Großmutter in ſtaunender Verwunderung. Ich entgegnete: Ich habe ſo viel Schönes von den Gewächshäuſern in dem Garten des alten Herrn gehört und dabei vernommen, daß er ſo freundlich und human geſinnt ſei, den Genuß dieſer Annehmlichkeit auch ſeinen Bekannten und anſtändigen Fremden zu vergönnen, daß ich wünſchte, dieſer Vergünſtigung theilhaftig werden zu können; denn wie ſehr ich Blumen und Bäume liebe, weißt Du ja, mein Großmütterchen!

Nun wenn es weiter nichts iſt, erwiederte die Großmutter, ſo ſtehe ich Dir dafür, die Genehmigung dieſes Wunſches wird dem Gouverneur zum Vergnügen gereichen. Meine Großmutter giebt dem Baron zuweilen noch dieſe Benennung, welche ſein früheres Verhältniß zu dem Fürſten bezeichnet.

Einige Tage ſpäter gab die Großmutter ein pompöſes Diner. Als der einladende Jäger die Liſte zurückbrachte, ſah ich unter den zu erwartenden Perſonen den Baron Horſtall aufgeführt, und das Herz hüpfte mir vor Freuden. Mein unſchuldiges Geheimniß eines Eroberungsplans auf das gute Väterchen kam mir jetzt auf einmal ganz poſſirlich vor.

Wie meine Großmutter kurz vor dem Empfange der Gäſte von mir begleitet in den Eßſaal ging und mit prüfenden Augen Tafelſchau hielt, ſagte ich bittend: Du könnteſt mir einen rechten Gefallen thun, liebe Großmutter, wenn Du mir den Baron Horſtall zum Tiſchnachbar gäbeſt.

Wo denkſt Du hin, Kind? antwortete ſie mit abweiſender Miene. Der Baron iſt einer unſerer vornehmſten Gäſte, und Dich weiſet Deine Jugend und die Pflicht der Beſcheidenheit, die Dir als einer Verwandtin der Dame vom Hauſe ziemt, an einen untern Platz.

Ich ließ mich nicht niederſchlagen. Aber Du ſagteſt jüngſt, hob ich wieder an, der Baron wünſche meine Bekanntſchaft zu machen, und ſo würde ihm meine Nähe vielleicht nicht unangenehm ſein. Ueberdies haſt Du, liebe Großmutter, eine prächtige Manier, etwas mit der feinſten Rückſicht und dem höchſten Anſtande zu arrangiren. Was der rohere Geiſt manch Anderer zur Beleidigung modelt, geſtattet Deine Klugheit und ein angeborenes Talent zur Schmeichelei. Dieſe kleine Liſt erreichte ihren Zweck. Meine Großmutter hat keine größere Eitelkeit, als die auf ihre Kenntniß des feinſten Umgangstons und auf ihre Gabe zu repräſentiren, wie ſie die Würde des Benehmens und die Uebung nennt, ſich mit Leichtigkeit in den zwängenden Formen geſellſchaftlicher Geſetze zu bewegen. Sie lächelte liebreich, und um ihre kleine Schwäche zu verbergen, ſagte ſie ſcherzend: Nun wir werden ja ſehen. Wäre der Gouverneur nicht ein alter Mann, und ſein Sohn bereits verſprochener Bräutigam, ſo würde ich auf den Gedanken rathen, Du machteſt Speculation auf einen oder den undern. Denn, Seraphine, Du haſt eine ganz beſondere Paſſion für verſagte Perſonen. — Der Graf hatte eine ewige Wittwerſchaft gelobt, und Du entbandeſt ihn ſchnell genug des Gelübdes; wer weiß, ob Du nicht am Ende noch den jungen Horſtall ſeiner wilden Schönen abtrünnig machſt?

Dieſe Worte hatten eine ſehr gemiſchte Wirkung auf mich. Ich höre es ungern und mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, wenn man erwähnt, daß der Graf nach dem Tode ſeiner Frau den heiligen Vorſatz gefaßt habe, unvermählt zu bleiben. Es iſt mir dann, als trüge ich zur Hälfte die Schuld des Meineids. Zweitens erregte der Großmutter Scherz in mir mit einer frohen Aufwallung den Gedanken der leiſebezweifelten Möglichkeit, daß die gegenwärtige Verbindung des jüngeren Horſtall nicht unauflösbar wäre; und die Schwere meines Vorhabens dünkte mir dadurch um ein Merkliches erleichtert.

Die Ankunft einzelner Gäſte unterbrach unſer Geſpräch. Denke Dir aber mein freudiges Erſtaunen, als unter ihnen mein Herr Nachbar im Schauſpielhauſe bei uns eintrat, in welchem die Großmutter mir den Baron Horſtall nannte, und mich ihm in aller Grandezza der üblichen Form vorſtellte.

Mein Geſicht mochte wohl die Erfreulichkeit, mit welcher ich dieſe erſehnte Bekanntſchaft zu einem Wiederfinden werden ſah, zurückſpiegeln; denn das ernſte, ein wenig düſtere Geſicht des würdigen Mannes ſtrahlte ſogar den Wiederſchein davon. Sein Blick voll Wohlwollen, voll lächelnder Güte, wie womit man ein Kind betrachtet, ruhete lange auf mir.

Als die Thüren des Eßſaals ſich öffneten, trat meine Großmutter dem Baron einige Schritte näher und ſagte mit einer Anmuth, die ſie um zwanzig Jahr verjüngte: Lieber Baron! Meine Enkelin, welche es neulich ſehr bedauerte, Ihren Beſuch verſäumt zu haben, hat ſich die Ehre Ihrer Tiſchnachbarſchaft zur Entſchädigung dafür erbeten. Sehen Sie ſelbſt zu, wie Sie mit der kleinen Anmaßung fertig werden, und vollenden Sie immerhin die Eroberung, welche der günſtige Vorbegriff angelegt zu haben ſcheint, der ihren werthen Namen überall begleitet. Der alte Mann erröthete wie ein Jüngling. Er küßte mir mit einer ſchmeichelhaften Erwiederung, die halb an meine Großmutter, halb an mich gerichtet war, und welche meine Verwirrung mich nicht ganz verſtehen ließ, die Hand; dann bot er mir den Arm. Seine Nachbarin rechter Seite war eine polniſche Gräfin, die ſich hier geheimer Urſachen wegen aufhält, und um ihres fürſtlichen Reichthums und um ihrer Verbindung willen große Auszeichnung genießt. Ihre Unbehülflichkeit, ſich in deutſcher Sprache auszudrücken, machte ihr die Nähe eines Geſellſchafters, wie der Baron, der ſehr geläufig polniſch redet, beſonders ſchätzenswerth, und ſie bemächtigte ſich ſo ausſchließend ſeiner Unterhaltung, daß dadurch mein gutes Recht an einen Theil derſelben verkümmert ward. In der exaltirten Erwartung, die mich für das Ergreifen der Gelegenheit ſpannte, vernahm ich die flüchtige Zungenarbeit der Sprechenden mit der peinlichſten Ungeduld, und wie ſehr der gütige Baron auch ſtrebte, ſeiner Pflicht gegen mich zu genügen, ſo machte doch die redeſelige Polin ihm das Entkommen unmöglich.

Endlich richtete ein alter Domherr, deſſen Artigkeit an die Zeiten der Chevalerie erinnern, einige franzöſiſche Redensarten an die Staroſtin, welche dieſer neuen Anſprache mit Lebhaftigkeit Gehör gab. Freier aufathmend wendete der Baron ſich nun mit einer verbindlichen Erwähnung unſeres erſten Zuſammentreffens im Schauſpielhauſe an mich.

Jener Abend, antwortete ich unter ängſtlichem Herzklopfen, der meinem Gedächtniſſe in mehr als einer Beziehung werth bleiben wird — hat doch auch für mich ein beſchämendes Andenken. Was werden ſie, Herr Baron, wohl von meiner heftigen, dem Charakter der Darſtellung ganz unangemeſſenen Bewegung gedacht haben? — Glücklich konnte ich mich nennen, daß die Milde meines Beobachters die Reizbarkeit des Landmädchens vielleicht nur belächelte, wo das Auge eines Andern ſie beſpöttelt haben würde. Ich ſchämte mich wirklich ein wenig.

Der Baron ſah ernſt. Er entgegnete: Das dürfen Sie wahrlich nicht, meine gnädige Comteſſe. Wehe dem Menſchen, der das Gefühl verlernte! Ich kann Ihnen im Gegentheile verſichern, daß der Anblick Ihres lebhaften und ſichtlich ſteigenden Intereſſes an der Handlung mir ein anziehendes und rührendes Schauſpiel gewährt hat. Wenn es nicht unbeſcheiden wäre, würde ich mir von Ihrer Güte die Erklärung ausbitten, welche Idee ſolch einen wehmüthigen Eindruck auf Sie hervorgebracht habe. Ich erwiederte: Die Verſe, in denen der Prinz die Zuſicherung ſeiner Treue giebt (ich recitirte jene Worte), ergriffen mich mit ſeltſamer Gewalt. Ich dachte mir es über Alles ſchön, ſo geliebt zu werden, und ohne ein deutliches Bewußtſein davon floſſen meine Thränen der traurigen Ahnung, daß ſolche Liebe und Treue auf Erden ein Traum ſei, mit dem des Dichters Geiſt die dürftige Wirklichkeit vergolde.

Der Baron wendete einen forſchenden Blick, der ſich während ſeiner Gegenrede trübte, nach mir. Er ſagte: In Ihren Jahren, in den Begünſtigungen, welche Sie genießen, ſollte kein Zweifel dieſer Art Ihren Glauben an das Leben entkräften; die Jugend, meine gute Gräfin, bedarf einer ſtarken Hoffnung.

Aber kann man denn, antwortete ich, die Wahrheit zu früh einſehen? Und — ich berufe mich auf Ihre reiche Erfahrung, Herr Baron! Gehört das nothwendige Verzichten auf die treue ausdauernde Liebe eines menſchlichen Herzens nicht zu den Ausſprüchen, durch welche die Verkannte nur vor dem Schmerze der Täuſchung bewahren will? —

Mit dem ſanften, und doch feſten Tone der Ueberzeugung erwiederte der Baron: Die höchſte Weisheit hat zur Erreichung heiliger Zwecke eine Täuſchung für nöthig gefunden, die der Blüthenzeit des Menſchen Himmelsglanz und Sonnenwärme giebt, ohne welche die Früchte derſelben ſich nie entwickeln können.

Erſt wenn dieſe reiſen, darf der Zauber jener Tage ſchwinden, und der Greis, ſchon von dem Weben eines neuen Frühlingsdaſeins durchſchauert, blickt gerührt und dankbar in die herrliche Jugend zurück, wo die Natur wie eine liebreiche Mutter ihm die Geheimniſſe des Lebens in zarter Bilderſprache deutete und ihn die Wunder ihrer Güte ahnen ließ. O liebſte Gräfin! Warum alſo grauſam ein Glück zerſtören wollen, für das kein Erſatz möglich iſt? Möchte Ihre holde Natürlichkeit nie durch den tödtenden Einfluß ſolch erkältender Vorausſetzungen leiden! — Das menſchliche Herz, glauben Sie das einem Manne, der lange gelebt hat — iſt wohl ſchwach und verführbar; aber es beſitzt auch die Kraft, gerecht zu ſein, was doch ſynonym mit dem Namen der Treue iſt. Und daß dieſe Tugend ſeltener gefunden werde, als ihr Gegenſatz, wird nichts gegen ihre Exiſtenz und die Möglichkeit ihrer Uebung erweiſen.

O meine theuerſte Agnes! Jetzt war der rechte Augenblick gekommen. Innerlich bebend, doch mit ſcheinbarer Unbefangenheit antwortete ich: Um Vergebung, lieber Herr Baron, die Fälle dürften häufig vorkommen, wo Gerechtigkeit und Treue ſich ſehr ſcharf von einander unterſcheiden. Ach! ich muß es nur aufrichtig geſtehen, es bringt mich zuweilen in Zwieſpalt mit mir ſelbſt, wenn ich ſehe, daß der Aeußerlichkeit einer Handlung, dem tödtenden Worte oder Buchſtaben ein höheres, ein göttliches Geſetz untergeordnet wird! Ich wüßte einen Fall. — Wenn er zur Mittheilung ſich eignet — forderte der Baron mich auf. Warum nicht? verſetzte ich, Ihr Urtheil darüber wird meine Anſicht berichtigen,—und indem ich demſelben den Werth tiefer Einſicht und Unparteilichkeit zugeſtehe, mir zur dauernden Belehrung gereichen.

Ein junger Mann von vorzüglichen Eigenſchaften glaubt einige Zeit hindurch ein Mädchen zu lieben, deſſen reizende Außenſeite unter Umſtänden, die einer, vielleicht ſpeculativen Abſicht auf ihn hülfreich waren, ihn die nöthige Prüfung vergeſſen läßt, ob der Gegenſtand ſeiner Neigung dieſe auch durch weſentlicheren Werth verdiene. Die Liebenden verloben ſich; aber ihre Verbindung bleibt aus Urſachen, die mir nicht völlig bekannt, ein Geheimniß. Mittlerweile wird das Pärchen getrennt, und der junge Mann befindet ſich kaum außerhalb dem Zauberkreiſe ſeiner Armida, als er ein anderes Mädchen kennen lernt, ein herzliches, inniges, treues Geſchöpf von — Deine Beſcheidenheit verzeihe mir! jeder weiblichen Vortrefflichkeit geſchmückt. Da geben ihm endlich die beſſeren Sinne auf. Er erkennt, daß er früher geirrt, und ein wahreres, aber ſchüchternes Gefühl tritt leiſe an den Platz der erſten Liebe. Welchen Einfluß das Benehmen des jungen Mannes auf die neue Freundin geübt habe, wage ich nicht anzugeben; allein es läßt ſich vermuthen, daß die Ruhe derſelben nicht ungefährdet geblieben ſei.

Da wird plötzlich durch einen gewaltſamen Umſchwung der Verhältniſſe das Hinderniß behoben, das ſeiner Vereinigung mit der erſten Geliebten bisher entgegenſtand; ja es hat ſich nun in eine Aufforderung an ſeine Zuverläſſigkeit verwandelt. Er genügt ihr mit einem zerriſſenen Herzen, das für die erſte Liebe erkaltet iſt und der zweiten entſagt, weil ein Eheverſprechen erfüllt werden muß. Dies dünkt mich, wäre Gerechtigkeit; aber nicht ihre heiligere Schweſter die Treue! — Die Stimme verſagte mir, und der Sabinerinnen-Raub im Alabaſter des Tafelaufſatzes zitterte verzehnfacht in einer zurückgehaltenen Thräne. O meine Agnes, könnte ich Dir doch jetzt die Bewegung malen, welche ſich während meiner kleinen Erzählung in den Zügen des Barons verſichtbarte! Ich durfte nicht daran zweifeln daß er mich verſtand; allein ich durfte auch nicht fürchten, daß er meiner Freimuthigkeit zürne, vielmehr hatte ſeine Entgegnung jenen Anklang der Traurigkeit, welchen die Gemeinſchaftlichkeit eines werthen Geheimniſſes giebt.

Er hob mit gedämpftem Tone an: Sie haben Recht, meine beſte Gräfin. Die erſte Bedingung der Treue iſt die klare Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit unſerer Liebe und Verehrung. Aber auch der verzeihlichſte Irrthum verlangt ſeine Büßung; und die Folgen einer Thorheit müſſen ertragen werden. Das Wort eines Mannes darf ſeiner Laune und Leidenſchaft kein Spielwerk ſein, weil es ſeiner Ehre als Pfand dienen muß, und der Werth deſſelben ſeine bürgerliche Wirkſamkeit bedingt. Jenes Mädchen aber — hier modulirte ein zarteres Gefühl ſeine männliche Stimme, deſſen ſtiller Frieden durch den Wankelmuth des ungenannten Büßers geſtört ward, wird gewiß lieber einem Manne von Ehre die trauernde Achtung eines ſchönen Herzens erhalten, als mit mißtrauiſcher Liebe einem Meineidigen angehören wollen.

Der Baron faßte meine Hand und drückte ſie leiſe, und die Endigung ſeiner Rede drückte gleichzeitig einen ſchmerzenden Stachel in meine Bruſt. Das Deſſert war nun im vollen Gange. Mechaniſch hatte der Baron Einiges davon angenommen. Jetzt wurde ein buntes Allerlei franzöſiſcher Deviſen herumgegeben. Mein Gegenüber, ein dicker, luſtiger General, der, wie ich wahrgenommen, die Angelegentlichkeit meiner Unterhaltung mit dem Baron ſeiner Nachbarin ſcherzweiſe bemerklich gemacht hatte, fand in dem artigen Gewühl dieſer Kleinigkeiten einen Dollmetſcher ſeiner Witzelei, und ſchob dem Baron einen niedlichen Amor in einer ehrbaren Allongenperücke auf den Teller. Der Spaß, in den der Baron recht fein einzugehen verſtand, erhielt einſtimmigen Applaus.

Beinahe wäre ich vor Schrecken an einem Veilchen-Bonbon erſtickt, als meine Großmutter mir nun zurief: Haſt Du Dein Wörtchen angebracht, Seraphine? Konnte der Baron nicht denken, ſie meine jene maſkirte Eröffnung, und konnte mein Vertrauen noch einigen Werth für ihn haben, wenn er es als ein Gemeingut betrachten mußte, woran auch meine Großmutter ihren Theil habe? — Doch meine Angſt und des Barons Betroffenheit währte nur einige Momente, nach welchen die Großmutter meines Wunſches, ſeine Gartenhäuſer zu ſehen, erwähnte.

Der Baron — aber o Himmel! da ſchlägt es elf Uhr, und die Samſon ſagt mir, ſie höre der Großmutter Wagen kommen. Ich muß aufhören, und habe Dir noch viel und Wichtiges zu ſagen! Doch werde ich den Brief nicht abgehen laſſen, bevor er eine Beilage erhalten, die ihn nun wohl vollends zum Buche verſtärken wird. Gute Nacht, meine einzige Agnes! Der ſchönſte Traum beſelige Dich im ſanften Schlummer!

Den 29. October 1810.

Gottlob! Da bin ich wieder in meinem einſamen Zimmerchen, wo mir ſo himmliſch wohl iſt; wo ich mir und Dir, meiner Freundin, und Allem, was ich liebe, gehören darf. Ich faßte mir heute ein Herz und bat meine Großmutter geradezu um die Erlaubniß, von einer Spielpartie alter Herrſchaften, die in unſerem Hauſe arrangirt iſt, wegbleiben zu dürfen, weil ich an Dich ſchreiben wolle. Sie fand es zwar wunderlich, daß ich die intereſſante Langeweile einer wenig ergötzlichen Anſchauung gegen die trockene Mühe des Schreibens aufzugeben Willens ſei und meinte, was könnte ich wohl in aller Welt ſo lange zu ſchreiben haben; in zehn Minuten wäre ſie mit dem längſten Briefe fertig — allein ſie iſt doch ſchon an manche Unbegreiflichkeit in meinen Neigungen gewöhnt, ſo daß ſie, wenn auch mit einem leiſen Kopfſchütteln, mein Anſuchen gewährte. Wir ſind nun erſt kurze Zeit in der Hauptſtadt, und meine Großmutter hat mir ſchon oft geſagt, daß ſie fürchte, ich würde niemals in die Umgangsverhältniſſe der großen Welt paſſen lernen; meine Erziehung hätte mich dafür verdorben. Ach! ſie hat Recht; nur der letzte Ausdruck war ein vergriffener.

Nun zu dem Verfolge meiner früheren Mittheilungen. Nicht lange nach jenem Diner erhalte ich ein Billet von dem Baron Horſtall, dem ein nagelneuer Schlüſſel in ſeine Gewächshäuſer beigefügt iſt. Es war von einer ausgeſchriebenen, aber zierlichen Männerhand, und ich hätte darauf ſchwören wollen, der Baron habe es nicht ſelbſt geſchrieben! Auch hatten die flüchtigen Züge ſeines Namens wenig Aehnlichkeit mit den der Zuſchrift, deren Inhalt mich zart und verbindlich aufforderte, von dieſem Schlüſſel den unbeſchränkteſten Gebrauch zu machen, und das blühende Aſyl, das er eröffne, als meine zweite Heimath anzuſehen. Der Eigenthümer deſſelben bedaure nur, daß eine Geſchäftsreiſe in Geſellſchaft des Fürſten ihn des Vergnügens beraube, mich perſönlich darin einzuführen. Wir hatten den folgenden Tag das heiterſte Wetter. Ein für mich glückliches Ungefähr machte meiner Großmutter plötzlich eine ungeſtörte Unterredung mit ihrem Agenten nothwendig. Er ward für den Nachmittag zu ihr beſchieden, und als er zuſagen ließ, konnte ich wohl die Frage wagen, ob ich, da die Witterung heute ſo günſtig, und meine Anweſenheit überflüſſig ſei, nach dem Garten des Barons fahren dürfe. Meine Großmutter, welche zerſtreut in Papieren ſuchte, genehmigte ohne Weiteres; doch ſich beſinnend fügte ſie hinzu: Allein wollteſt du fahren? Würde dies ſich ſchicken, Seraphine? Kleinlaut antwortete ich: Ich gedachte mir die Samſon mitzunehmen, wenn Du es nemlich erlaubteſt, Großmütterchen. Sie erwiederte: Nun, die Kammerfrau iſt wohl keine Autorität; aber weil das Haus des Gouverneurs in dem ausgezeichnetſten Rufe ſtehet, ſo will ich die Ausnahme von einer ſonſt unerläßlichen Regel diesmal ſtatuiren. Vergnügt, wie ein Kind, küßte ich meiner Großmutter die Hand. Die Sonne ſchien hell und warm, und beleuchtete mit ihrem blendenden Herbſtlichte die erſtorbene Landſchaft. Mit einem unausſprechlichen Wohlgefühle ſah ich mich den dunklen Mauern entronnen, ich ſog die friſche und doch milde Luft in meine erweiterte Bruſt.

Das Landhaus des Barons, weniger impoſant, als nach dem einladendſten Geſchmack gebauet, liegt in einer kleinen Entfernung von der Chauſſee, die von regelmäßigen Baumpartien ausgefüllt iſt. Eine tiefe Ruhe, von keinem Geräuſch der Arbeit unterbrochen, waltet hier, und begünſtiget den angenehmen Eindruck, welchen die Lieblichkeit dieſer Zurückgezogenheit auf ein empfängliches Gemüth hervorbringt. Ich ließ den Wagen vor einer großen Thür von gegoſſenem Eiſenwerk halten, welche ohne Verbindung mit dem Hauſe ſeitwärts in den Garten führt, und fand ſie offen. Mit einer Art Furchtſamkeit hörte ich das leiſe Kniſtern meines Fußtritts im Sande; nirgend ließ ſich ein menſchliches Weſen erblicken. Der Garten, obſchon in einfachem Sinne angelegt, iſt doch ſehr ſchön, und wie es ſchien, auch weitläufig. Ich ging den Fruchthäuſern zu, während die Samſon, welche keinen ſtarken Blumenduft vertragen kann, ſich außerhalb derſelben ein wenig umſehen wollte. Auch dieſe Thür fand ich nur angelehnt, ich trat ohne ein bemerkbares Geräuſch ein und ſah mich in die Wunderwelt des Frühlings verſetzt, in welchem die Blüthen der entfernteſten Himmelsſtriche ſich vereinigten. Eine höchſt anſprechende Ordnung verannehmlichte den Reichthum dieſer entzückenden Erſcheinungen, und hier und da waren kleine oder größere Verſtecke angebracht, deren hoch von duftenden Gewächſen überwölbte Divans zur einſamen Schauluſt oder zu einem wachen Traume von Armida's Gärten winkten. Meine Seele war in meinen Augen. Noch war ich nicht mit mir einig geworden, in welches dieſer holden Winkelchen ich mich auf ein halbes Stündchen mit Wilhelm Meiſters Lehrjahren, die ich mitgenommen, verbergen wolle, als mir eine ſchöne Harfe, an einen Wandpfeiler gelehnt, ins Auge fiel. Es fehlte nicht viel, ich wäre mir wie die Prinzeſſin einer Feengeſchichte vorgekommen. Hier in dieſem Elyſium mein Lieblings-Inſtrument zu finden, hätte mich leicht zu ſolchem Wahne vermögen können. Ich konnte nicht widerſtehen. Der reine Silberklang der Harfe, ohne die mindeſte Verſtimmung, ließ mich vermuthen, daß ſie ganz kürzlich erſt geſpielt worden ſei. Ich zog mich auf einen Sitz in der Nähe zurück und präludirte mich in ein ſüßes Selbſtvergeſſen. In dieſem begann ich den Geſang: Kennſt du das Land, wo die Citronen blühen? u. ſ. w.

O Agnes! Der ſehnſüchtige Geiſt dieſes Liedes kam über mich. Ein ſchöneres Land, jenſeits der Erde, ſchwebte vor meiner Seele; die Accorde der Wehmuth verklangen in eine Stimme der Liebe, die mit heimathlichen Tönen in mir rief, dahin! dahin! Da hebe ich das naſſe Auge empor, und eine zarte Männergeſtalt, unter einem großen blühenden Myrtenbaume ſtehend, horcht lächelnd der Sängerin, wie dieſe ſanft überraſcht, aber nicht erſchrocken, bereits ſchon verſtummt iſt. So verkörpert denke ich mir den Genius des Friedens! des Todes! Dieſe ätheriſche Körperform vergeiſtiget den jungen Mann; ein Ausdruck von himmliſcher Ruhe und innigem Gefühl ſtrahlt aus der glänzenden Bläue ſeiner Augen und verklärt ſein bleiches Geſicht, dem die reichſte Fülle blonder Locken eine faſt weibliche Milde giebt. Erkennſt Du einen Bekannten in dieſem Bilde? Grauen war es! Lorenz Grauen! Der Vertraute des Barons Horſtall, Dein, und vielleicht — auch mein Freund! Ich ſtand auf und ſagte: O vergeben Sie, mein Herr! Ich wähnte mich allein. Das waren Sie auch, meine gnädigſte Gräfin, antwortete er mir ohne Verlegenheit (doch woher kannte er mich da ſchon?), wenn Sie anders das ſympathetiſche Gefühl Ihres begeiſterten Zuhörers von deſſen Perſönlichkeit trennen wollen. Ja, er redete wahr! In dem Geſpräche, was ſich nun zwiſchen uns erhob, und das ſich zuvörderſt an den Stoff von Mignons Liede knüpfte und leiſe Beziehungen auf unſere Umgebung nahm, entwickelte er meine dämmernden Vorſtellungen mit einer Sonnenklarheit, in deren Lichte ich ungeahnete Herrlichkeiten in der Welt meines Herzens ſchimmern ſah! Er hatte ähnlich empfunden; doch er verſtand ſich wie mich.

Er bot ſich mir nun zum Führer durch die anderen Gewächshäuſer und den Garten an. Als wir einer Verbindungsthür, die aus dieſem Hauſe in ein anderes führt, näher kamen, ſah ich, daß Grauen hier gezeichnet hatte. Der Apparat dieſer Beſchäftigung war auf einem großen Tiſche ausgebreitet, der für dieſen Zweck hier zu ſtehen ſchien.

Ich leitete die Unterhaltung auf Dich, meine Freundin. O! wie lieb, wie vertraut wurde mir ſchnell der Fremdling durch die zarte, warme Theilnahme, mit welcher er von Dir ſprach! Er iſt es werth, Dich zu kennen. Auch Deines Oheims erwähnte er mit Verehrung. Ich nannte Laura's Namen — da ſchwieg er ſeufzend, und es bedurfte einiger Minuten, ehe der abgeriſſene Faden unſeres Geſprächs ſich in ſeiner früheren Stärke fortſpann.

So waren uns beinahe anderthalb Stunden vergangen, nein verflogen. Ich hatte es nicht bemerkt, daß die Sonne im Sinken war, und daß die Samſon, ängſtlich meines Aufbrechens gewärtig, mir ſchon mehrere Winke gegeben, daß dies dringend wäre. Eine ſelige Stille hatte ſich in meine Bruſt geſenkt. Ich fühlte mich befriediget und erhoben, und hätte doch nicht angeben können, durch was? — Grauen führte mich an den Wagen. Noch einmal ſah ich zurück; ſchon hatte ein Nebelflor ſich um die Gebüſche gewoben, während der Sonne letzter Scheideblick für einen Moment aus den Fenſtern der Gewächshäuſer wiederſtrahlte, und nun aller Glanz und Zauber verſchwunden war. Dieſer Wechſel erſchien mir als ein treues Bild meiner Stimmung. Ein düſteres Bewußtſein der Verhältniſſe, zu denen ich zurückkehrte, verdrängte in mir das heitere Licht der Freiheit; ich mußte mich aus dem reinen Aether eines höheren Ideenſchwunges wieder in die ſchwüle Atmoſphäre der Gewöhnlichkeit niederlaſſen. Ich ſagte meinem Begleiter ein dankbares Lebewohl; ſeine Erwiederung war ehrfurchtsvoll; aber dennoch wollte ich den leiſen Wunſch darin vorklingen hören, daß er mich bald wiederſehen dürfe. —

Ich bin heute ſehr vergnügt geweſen, meine gute Samſon! ſagte ich, der treuen Seele die Hand drückend, als wir im Wagen ſaßen. Das glaube ich wohl, antwortete ſie freundlich, denn der junge Grauen iſt ein Engel in Menſchengeſtalt und die rechte Hand des Herrn Gouverneurs. Der hält ihn wie ſein Auge im Kopfe. Es iſt nur zu bedauern, daß das junge Blut ſo ſchwach und kränklich iſt. Er wird ſein Leben nicht hoch bringen. Dies Prognoſticon that mir weh. Ich konnte nichts darauf erwiedern, und ſchweigend legte ich den kurzen Weg zurück.

Meine Großmutter war ſehr guter Laune, welche den erwarteten Verweis über mein Ausbleiben in die ſcherzhafte Frage verwandelt hatte: Aber wo bleibeſt Du ſo lange? Du loſes Kind, das ſage mir! Ich antwortete ihr die Wahrheit, daß ich glücklicher Weiſe den jungen Grauen getroffen, der ſo gefällig geweſen, mir alles Sehenswürdige und Fremdartige zu zeigen und zu erklären, wodurch meine Anweſenheit verlängert worden wäre. Auch die Großmutter hielt meinem gütigen Cicerone eine lebhafte Lobrede, und ich möchte faſt, wie Philipp der Zweite, nur mit einer kleinen Variation ſeiner Frage ausrufen: Was iſt das für ein Menſch, der unter Allen, die ihn kennen, nur Freunde und keinen einzigen Neider hat? Ich vermißte Wilhelm Meiſters Lehrjahre, die ich wahrſcheinlich auf dem Plätzchen liegen ließ, wo ich geſpielt und geſungen habe. Dieſe Wahrnehmung war mir ordentlich lieb. Nach einem bekannten Aberglauben ſiehet man den Ort wieder, an dem man etwas vergeſſen hat. —

Sonderbar! Indem ich jener Augenblicke gedenke, fällt mir ein, daß ich nun ſchon die zweite männliche Bekanntſchaft genau auf gleiche Weiſe gemacht habe. Auch mein armer Graf von der Celle belauſchte meinen Geſang zu einer Zeit, wo ich mich keines Zuhörers verſah. Arm? weiß ich doch ſelbſt nicht, wie grade dieſer Ausdruck mir in die Feder gekommen! —

Nun, liebſte Agnes, das nenne ich doch einen Brief! Was würde nur meine Großmutter ſagen, wenn ſie ſeine Länge leſend meſſen ſollte! Lebe wohl, meine Traute! Dies iſt der innigſt empfundene Wunſch Deiner Seraphine.

Zwanzigſter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

Groß-Lautern, den 1. Januar 1811.

Ein neues Jahr hebt an für die Zeit, ein neues Leben iſt für mich angebrochen. Ich bin ſeit ſechs Tagen Gatte! Laura iſt mein Weib, und das Schickſal meiner Zukunft unwiderruflich entſchieden. Unwiderruflich? O Grauen! Es liegt ein ſich widerſprechender Sinn in dieſem Worte. Manchem könnte es wie der Klang einer Feſſel tönen; meinem ſturmbewegten Herzen iſt es die Stimme der Beruhigung, ein Aufruf, mich edel zu faſſen in der Pflicht, die mir der Trauring angedeutet. — Ich habe am Altare gelobt, für Laura zu leben, ihr treu zu ſein in Freude und Leid bis zum Tode; ich ſprach den Schwur mit einem ſtillen, flehenden Aufblick zu Gott, der den Urquell der Kraft zur Stärkung meiner Schwäche ſuchte, und der Odem ſeines göttlichen Geiſtes belebte den Erſtorbenen. Eine weltüberwindende Freudigkeit durchglühte mich, ich fühlte die Heiligkeit meiner männlichen Berufung, der feſte Schutz, der ſichere Halt des Weſens zu werden, welches die Liebe mir verbunden.

Haſt Du, mein Lorenz, einen Glückwunſch zu dieſer doppelwichtigen Lebenserneuerung für Deinen Freund, o ſo umfaſſe er die Segnung, daß die Stimmung jener unvergeßlichen Stunde der Grundton meiner Handlungsweiſe bleiben möge!

Der Wintermorgen iſt ſtill, wie Deine Bruſt, Du Glücklicher, in welcher nur eine friedenvolle Begeiſterung für das Ewigſchöne, wie das ſanfte Feuer der Veſta, glühet, aber nie der Leidenſchaft wilde Flamme tobte. Du haſt demnach in eigener Erfahrung keinen Maßſtab für die Leiden ſolch innerer Feindſeligkeit, ſolch eines Kampfes zwiſchen Pflicht und Neigung, zwiſchen dem Geſetz der Ehre und der ihm widerſprechenden Ueberzeugung; aber dagegen fehlt Dir nicht ein mildes Urtheil, ein treues, theilnehmendes Herz für den Freund, welcher der zerſtörenden Gewalt dieſer Aufreibungen beinahe erlegen wäre. Ja, guter Lorenz, der Allwiſſende nur war Zeuge der Qualen, die in der letzteren Zeit meinen Muth, wie meine Faſſung prüften.

Ich war bereits zu der fürchterlich klaren Erkenntniß gelangt, daß meine vermeintliche Liebe für Laura nur eine Verblendung meiner Eitelkeit, ein Rauſch meiner Sinne geweſen ſei, als das Unglück dieſer Beklagenswerthen und meines großmüthigen Vaters Entſcheidung mich jeder ängſtlichen Forſchung, wie ich dies Bewußtſein für die Rettung meines Lebensglückes anwenden könne und dürfe — überhob. Ich ſah mich nun an einem früher erſehnten Ziele; allein der Kranz, nach welchem ich gerungen, war zur Dornenkrone geworden, und unter Schauern der Verzweiflung erwog ich, daß ich mein Loos ſelbſt gewählt und erſtrebt hatte. Zu ändern war nichts mehr, und Ergebung in das Unvermeidliche, die Tugend, deren Uebung zunächſt Noth that, Laura's Leidenſchaft für mich, den Erkalteten, gab der Schwere ihres Grames, der Heftigkeit ihrer reuigen Betrübniß, das einzige Gegengewicht; es wäre grauſam geweſen, ſie des Troſtes der Täuſchung, in der ſie ſich noch von mir geliebt wähnte, zu berauben, und ſchon die Menſchlichkeit verpflichtete mich zu der Erfüllung einer Zuſage, die in einer exaltirten Gemüthsverfaſſung gegeben worden war, und der ich nun, wie ein zu Grunde gerichteter Hazard-Spieler, die beſten Schätze meines Herzens opfern mußte. —

Da ſtandeſt Du, der Ueberbringer jener ſchrecklichen Nachricht, tröſtend und ermannend mir zur Seite; meines Vaters ehrwürdige Geſtalt leuchtete mir mit dem Beiſpiele der edelſten Selbſtverleugnung vor, und der ſanften Agnes himmliſcher Sinn zeigte mir, wie ſtark und ſiegreich auch das zarteſte Weib im Dienſte der Tugend ſein könne. Ich erinnere mich, daß ich Dir einſt die Bemerkung geſchrieben, unſere Liebe nehme ſtets die Natur ihres Gegenſtandes an; ach, Lorenz! in ganz anderer Beziehung, als damals, wiederhole ich ſie heute. Unmöglich kann man für einen Engel, wie dieſe Agnes iſt, empfinden, ohne ſich höherer Kräfte für das Gute bewußt zu werden, ohne ſich über das Leben und ſeinen flüchtigen Reiz erheben zu können. Und dieſes Mädchen würde mich geliebt haben! Ich irrete nicht, als ich dieſe Möglichkeit wahrſcheinlich fand. Jene unglückliche Kataſtrophe ward die Verrätherin der zarteſten Neigung. Aber wie edel, wie unvergleichbar bewährte ſich dies Gefühl in der ſcharfen Probe! Weit entfernt von jener widrigen Verſtellung, die entſchiedene Gleichgültigkeit gegen jeden Mann heuchelt, der kein Führer zum Altar mehr ſein kann, weil ſeine Hand dazu bereits verpflichtet iſt — oder von der falſchen weiblichen Würde, die ſich durch beleidigende Entfernung zu behaupten glaubt, ließ Agnes die Liebe ihres reinen Herzens durch den Schmerz des Mitgefühls, durch die Thränen der Theilnahme blicken. Es ſchien, als gäben dieſe Bewegungen ſich nur deshalb ſo offen kund, weil ſie ſich unter dem Schutze der heiligſten Jungfräulichkeit wüßten. Uebte das ſanfte Mädchen *eine* Rache für die Zurückhaltung, mit der ich es ſelbſt, wie den Vater meiner Laura, in gänzlicher Unwiſſenheit über mein Verhältniß zu dieſer gelaſſen, ja, ich darf dieſe Selbſtanklage nicht umgehen — oft durch ein unbewachtes Betragen gegen Agnes die Vermuthung veranlaßt hatte, als dürfte ich mich dem Gefühle für ihren Werth hingeben, ſo war es die Kälte, mit welcher ſie jeden Beweis meiner beſchämten Huldigung ferner abwies, die Genauigkeit, mit welcher ſie den Kreis meiner Pflichten, deren Mittelpunct Laura bildete, umſchrieb.

Laß mich davon ſchweigen, was ich in jenen Tagen gelitten. Mein Vater ſah in der Verfallenheit meiner Züge, in der Bläſſe meines Geſichts, in der Verſtörung meiner Blicke, nur den bekümmerten Antheil an dem troſtloſen Zuſtande der Geliebten, und freuete ſich, ſolch eine glühende Leidenſchaft durch die Zuſicherung ſeiner Gewährung beruhigen zu können. Laura nahm mein Ausſehen auch nicht anders, und dieſe Täuſchung war von größerer Wirkſamkeit auf ihren Kummer, als das erſchöpfte Bemühen ihrer Freunde und Bekannten. Du allein, Grauen, wußteſt, was in der Seele Deines Freundes vorging, und nie werde ich es Dir vergeſſen, was Du für meine Ermuthigung gethan.

Ich brachte Laura nach Ober-Höhen, und fühlte bald, daß ich ſie hier, auf der ganzen Welt am allerwenigſten hier ſehen durfte, wenn meine ſinkende Meinung von ihren Vollkommenheiten noch erhalten werden ſollte. Hier, am hellen Sonnentage eines wahrhaften, pflichtgemäßen Lebens, waren die Schimmer abgeblaßt, zeigten die Flittern ſich in armſeliger Unechtheit, welche in den künſtlichen Scenerien der großen Welt, in den trügeriſchen Beleuchtungen ihrer Anſichten mein Auge entzückt hatten. Zudem hatten Reue und Angſt Laura des größten Theils ihres Zaubers beraubt und ſie einem furchtſamen Kinde gleichgeſtellt, während Agnes Vortrefflichkeit die trübe Unterbrechung ihrer inneren und äußeren Ruhe überglänzte, wie ein heller Stern das finſtere Gewölk, aus dem er hervorſtrahlt.

Laura hätte kein Weib ſein müſſen, wenn ihr die Veränderung unbemerkbar geblieben wäre, die mit mir vorgegangen war. Zu ſicher von ihrer Gewalt auf mein Herz überzeugt, gab ſie mein kühleres Betragen dem Einfluſſe der düſtern beſchränkenden Umgebung Schuld und ſprach ſich ganz offen gegen mich aus. Sie ſagte mir, daß ſie ſich hier nie gefallen habe und nimmer gefallen könne. Sie legte ſehr unkindliche, undankbare Geſinnungen gegen ihren edlen Vater zu Tage, und beurtheilte den hohen, aber beſcheidenen Werth ihrer Couſine mit dem Tone herabblickender Ueberlegenheit. O Grauen! Sie ahnete nicht, wie ſie mit dieſem Vertrauen mein Herz zerriß! Dieſe Geſtändniſſe vollendeten mein Unglück; ſie zeigten mir, wie tief meine Erwählte unter ihren Verwandten ſtehe, wie mit der entfliehenden Liebe auch die Achtung, oder die vortheilhafte Meinung entweiche, wie nichts mir bleibe, als die ſtrenge Pflicht, den Anbau eines verwahrloſeten Gemüths zu beginnen und unabläſſig zu fördern, oder, im Falle dies Bemühen fruchtlos bliebe, mit der Bußübung eines verkümmerten Lebens eine jugendliche Unbeſonnenheit zu bezahlen.

Wenn mir dagegen Agnes ſtilles Walten eine wachſende Verehrung abnöthigte, wenn ich ſah, wie die Sorge für ihres Oheims Zufriedenheit den wehmüthigen Zug um ihren Mund, den jeder Augenblick des Verſinkens in ſich ſelbſt bildete, in ein holdes Lächeln verwandelte, wenn ich ferner wahrnahm, mit welcher ſanften Geduld ſie Laura's ſtörriſche Heftigkeit ertrug, wie nicht die leiſeſte, die verzeihlichſte Empfindlichkeit ihrer Freundlichkeit gegen des geliebten Oheims Tochter Eintrag that, wenn dieſe mit leidenſchaftlicher Rückſichtsloſigkeit in Bezug auf mich ihr weibliches Gefühl verletzte, und wie das Bewußtſein ſolcher Verdienſtlichkeit ihr eine nur noch rührendere Demuth und ihrem Auge den Strahl des Friedens gab: o! dann hätte ich oft, hingeriſſen von den überwältigenden Empfindungen meines Herzens, vor ihr niederknien und ihr Alles geſtehen mögen, um nur den einzigen Troſt zu haben, ſie wiſſe, daß ich nicht ungeahndet ihre Ruhe, die einer Heiligen, geſtört, und daß ich freudig mein Verhängniß ertragen wolle, wenn ihre Verzeihung und ein kleiner Antheil an ihrem Wohlwollen mir gewiß wäre. Aber Agnes fühlte ſehr fein und richtig. Durch einen inneren, bewundernswürdigen Sinn erkannte ſie alle Mal die Gefährlichkeit ſolcher Momente, und begegnete ihnen mit einer Beſonnenheit, die mich vor dem Beginnen eines Raſenden bewahrte. Doch mußte unter dieſer Ruheloſigkeit der Seele mein Körper leiden, und daß er litt, ward ſichtbar.

Mein Schwiegervater fragte mich oft beſorgt, ob ich auch wohl wäre, und bat mich dann mit väterlicher Dringlichkeit, meiner Geſundheit zu ſchonen. Dann überraſchte ich zuweilen Agnes Blicke, wie ſie mit ängſtlichem Befürchten mein Ausſehen prüften; das gab meinem Leben, welches mir ſehr gleichgültig geworden war, wieder einigen Werth.

Gegen die Mitte des Novembers feſſelte ein leichtes, katarrhaliſches Fieber mich für mehrere Tage an Zimmer und Bett. Auf meine ſchriftliche Anzeige, daß ich heute und morgen, vielleicht auch übermorgen, nicht nach Ober-Höhen kommen würde, beſuchte mich Herr von Höhen, und der Nachmittag verging mir in einer anziehenden Unterhaltung recht gut. Deſto düſterer war der Abend. Mit dem Unbehagen meiner Unpäßlichkeit, das in erhöheten Graden ſich mit der Dämmerung einſtellte, ſuchte mich auch ein Heer finſterer, quälender Vorſtellungen heim, die wenigſtens zum Theil in das Gefolge des Erſteren gehören mochten. Geſpannt lauſchte ich dem ſchaurigen Getön der Regentropfen, die der Wind pfeifend und mit wunderlichem Geſauſe an die Fenſter peitſchte; eine unverſtandene Erwartung ſtörte mich in der Aufmerkſamkeit für die Lectüre, welche mir die Langeweile des Bett-Arreſts verkürzen ſollte. Da dünkte es mir, als hörte ich in der Ferne einen Wagen kommen und immer näher und näher anrollen. Eine frohe Ahnung wallt in mir auf — ich höre Lärmen im Hofe und ziehe die Klingel; aber mein Kammerdiener bleibt aus, weil die Ankunft unerwarteter Gäſte ihn den Ruf hat überhören laſſen. Da tritt, denke Dir meine Freude, guter Lorenz, mein Vater, mein geliebter Vater in das Zimmer; ganz gehüllt in den weiten warmen Pelz, und dennoch erſtarrt vor Froſt. Pfeilſchnell entfliehe ich im leichten Nachtanzuge dem Bette und bange, zitternd in der Wonne dieſer Ueberraſchung, am Halſe des Hochwillkommenen.

Du biſt krank, Collmar? fragte mein Vater mit einer ſo weichen Zärtlichkeit in Blick und Ton, wie ich ſeit den Tagen meiner Kindheit nicht an ihm wahrgenommen hatte. Ich lag mit der heißeſten Kindesliebe an ſeinem Herzen. Es war mir, um mit Carlos zu reden — als wäre nun Alles wieder gut, und ich könnte auf die ſtillen Aengſte und Peinigungen der Vergangenheit zurückblicken, wie auf einen böſen Fiebertraum, aus dem man mit dem Gefühle der Geneſung erwacht.

Aber der Freudenſchreck und die jähe Störung der beginnenden Transpiration hätte leicht von üblen Folgen für mich ſein können. Ein heftiger Froſt ſchüttelte mich, daß mir die Zähne zuſammenſchlugen; erſchrocken trieb mich mein Vater in das Bett zurück und verſprach, mir an dieſem Geſellſchaft leiſten zu wollen. Wirklich wurde das kleine Souper dicht an demſelben arrangirt, und mein Vater erzählte mir während deſſen Mancherlei aus der Hauptſtadt, ohne (eine flüchtige Frage nach Laura und deren Ergehen ausgenommen) nur ein Wort über meine Bräutigamsangelegenheiten zu ſprechen.

Müde von der ſcharfen Luft, ſchläfrig durch ein paar Gläſer warmen Punſch zeigte er endlich das Verlangen, ſich zur Ruhe zu begeben, und beſtand mit vieler Güte darauf, daß man ſein Lager in meinem Schlafzimmer bereite. Ich wachte noch lange, dem Wehen ſeiner ruhigen Athemzüge horchend, dann erquickte mich ein ſanfter Schlummer.

Geſtärkt erwachte ich am anderen Morgen und fühlte mich um ein Merkliches wohler. Mein Vater ſchalt, mich ſchon bei dem Frühſtücke angekleidet zu finden, und kündigte mir an, daß ich nicht daran denken dürfe, ihn heute Nachmittag nach Ober-Höhen zu begleiten. Ich mußte mich fügen. Doch jetzt glaubte ich eine gewiſſe Beklommenheit an meinem Vater zu bemerken, die Freiheit ſeiner Unterhaltung war ſichtlich geſtört. Als die Bedienten das Zimmer verlaſſen hatten, hob er auf einmal ohne alle Veranlaſſung an: Nun, mein Sohn, Du fühlſt Dich doch wohl jetzt ſehr glücklich? — Sein Auge ruhete dabei mit dem nur ihm eigenen, bis in die Tiefen der Seele dringenden Blicke auf mir. Ich gerieth in Verwirrung. O mein Vater! erwiederte ich, wäre es nicht Undank gegen ihre unendliche Güte, wenn ich dieſe Frage anders, als beſtätigend, beantwortete? — Alſo doch! ſagte mein Vater mit leiſer Stimme und ſeufzte in der Pauſe einer Minute ſchwer auf. Dann reichte er mir die Hand und ſprach: Collmar, habe doch Vertrauen zu mir, zu Deinem beſten Freunde auf der Welt!

Die Verbindung mit Laura iſt nicht mehr der heiße Wunſch Deines Herzens? Ich erkenne ſie für meine Pflicht! antwortete ich vernichtet.

Du armer Junge! ſagte mein Vater ſo innig, dies herzliche Bedauern war ſo durchaus rein von jedem Anklange des Vorwurfs, daß ich mich meiner Beſchämung ſchämte und dieſem milden Richter die Geſchichte meiner Sinnesänderung, meines Kampfes gegen die edlere Neigung des enttäuſchten Herzens, mit gewiſſenhafter Offenheit vortrug.

Mein Vater hatte mich mit geſpannter Aufmerkſamkeit angehört. Sei ein Mann, Collmar! ſagte er jetzt, faſſe Muth zu Deiner eigenen Kraft; Du biſt mißtrauiſch gegen Dich ſelbſt geworden, und das wird nie etwas Großes leiſten laſſen, etwas Schweres überſtehen helfen. Hätteſt Du mir im Anfange Deiner Bekanntſchaft mit Agnes ein Wörtchen von dem Eindrucke geſchrieben, den dies Märchen auf Dich gemacht, ſo würde ich vielleicht — — O mein Vater! unterbrach ich ihn, wußte ich doch ſelbſt nicht, was in mir vorging, und als ich es nun inne ward, da dachte ich eine Entſcheidung nicht ſo nah, die von der entſetzlichſten Fügung herbeigeführt wurde. Und dann — nein, nein! der gebrochene Schwur würde mein Leben mit dem Gewichte eines Fluches belaſtet haben; die Lüge hätte fortan ihre Schüchternheit meinen Verſicherungen aufgeprägt, und wie würde ich, ein Wortbrüchiger, zu der Zuverſicht gekommen ſein, um die Hand des treueſten, wahrhafteſten Weſens zu werben? —

Mein Vater ſah mich ſehr freundlich, obwohl ſchmerzlich an, und verſetzte: Nun, Collmar, wenn Du das recht klar erkennſt und lebhaft fühlſt, ſo iſt ſchon viel für Deine Beruhigung geſchehen. Die Unabänderlichkeit überhebt uns tauſend vergeblicher Qualen. Es käme nur noch darauf an, daß Du mit gleicher Deutlichkeit einſäheſt, welche Gerechtigkeit Du Dir ſelbſt ſchuldig ſeieſt. Es iſt ſehr gewöhnlich, daß in einer Lage, die unſere Pflicht mit unſeren Wünſchen entzweiet, wir, indem wir den Ausſpruch der Erſteren gelten laſſen und die Letzteren zum Schweigen verurtheilen, die milde Stimme der Hoffnung überhören, die ſtets ſo bereit als geſchickt zur Vermittelung beider iſt.

Es iſt dies ein Trotz der Tugend, der nur beweiſet, daß wir nicht freudige Diener ihres beglückenden Willens ſind; der Eigenſinn eines Kindes, das bei der Schwierigkeit einer Aufgabe die freundlich dargebotenen Erleichterungen der zärtlichen Mutter verſchmähet. Gewiß iſt es die gottgefälligſte Uebung des Guten, welche mit der Ueberzeugung verſchwiſtert iſt, daß ſie das Herz froh machen werde und müſſe.

Eigne Dir, mein lieber Sohn, nur den guten Willen und die feſte Entſchließung an, das möglichſte Glück in der nun einmal geſchloſſenen Verbindung finden zu wollen, und fordere Einſicht und Kraft auf, Dich vor jeder Störung des anfänglich mühſamen Suchens zu ſichern. Nimm dabei guten Rath an. Deine gegenwärtige Situation wird Dir ſolch ein Bemühen erſchweren, wo nicht unmöglich machen; auch weißt Du nicht, wie viel oder wie wenig Gefahr ſie dem Frieden Deiner Freundin bringen könnte. Komme demnach mit Deiner jungen Frau bald nach Eurer Hochzeit, die, wie Du mir geſchrieben, zu Weihnachten gefeiert werden ſoll, in die Hauptſtadt zurück und bleibe dort bis in die Mitte des Frühlings. Es iſt nichts Seltenes, daß ein Ort und ſeine Umgebungen frühere Eindrücke erneuert, die gänzlich erſtorben ſchienen und plötzlich mit den an ihn und ſie geknüpften Erinnerungen erwachen. In drei bis vier Monaten kann ſich ſehr viel ändern, und die junge Höhen bei der ausgezeichneten Liebenswürdigkeit, die Du ihr anrühmſt, leicht einen Bewunderer finden, deſſen begünſtigte Wünſche den Deinen erfüllen würden, daß Du das edle Mädchen glücklich wiſſen mögeſt. — Jetzt ſeufzte ich, von dieſer Vorſtellung getroffen.

Als mein Vater nach Ober-Höhen gefahren war, dachte ich meine Unterredung mit ihm noch einmal durch und blieb bei der Vermuthung ſtehen, die ſich mir jetzt erſt aufdrang, daß mein Vater früher, als durch mich, von meiner Gemüthsſtimmung unterrichtet geweſen ſein müſſe, und daß ſeine Reiſe, von der ich keine beſondere Veranlaſſung vernommen hatte, wohl gar mit der unerfreulichen Bekanntſchaft der vorgegangenen Veränderungen zuſammenhange. Je mehr ich darüber nachſann, deſto gewiſſer ward mir dieſe

Vorausſetzung. Aber durch wen ſollte er zu dieſer Kenntniß gelangt ſein? Außer Dir, Grauen, weiß kein Menſch auf Erden, wie es um mein Herz ſtehe, und Deine Verſchwiegenheit kenne ich.

Ich beſchloß ihn zu fragen. Mein Vater kam ziemlich ſpät für meine ungeduldige Erwartung nach Hauſe. Forſchend betrachtete ich ſein Geſicht; aber mit gleichgültigen Mienen brachte er mir Grüße von Laura und ihren Verwandten und hielt ſich lange bei dem Lobe des Herrn von Höhen auf, der ihm ausnehmend gefallen hatte. Und Agnes? fragte ich befangen. Iſt ein ſehr liebes Märchen, das nur ein wenig gedrückt ſcheint, war die Antwort, welche mir nicht genügte, doch wagte ich es nicht, meinem Vater eine weitere Erklärung abzuverlangen. Allein eine Frage anderer Art geſtattete ich mir; die, ob mein Vater früher, als heute, durch mich von meinen Herzensangelegenheiten unterrichtet geweſen wäre? Ich — o vergieb mein Freund! nannte dabei Deinen Namen. Grauen? wiederholte mein Vater, nein! mein Sohn. Der iſt verſchwiegen, wie das Grab, und ſeit einigen Wochen ein Träumer geworden. Man möchte um ſeine eigenen Geheimniſſe beſorgt ſein. Ein Engel, ein menſchlicher Engel (bei dieſen Worten verklärte ein ſchönes Lächeln ſein Geſicht) wendete ſich fürbittend an mich, und machte mir auf die zarteſte Weiſe Mittheilung von Deinen veränderten Geſinnungen; eine Entdeckung, die, wäre ich auf andere Art dazu gekommen, mich auf das Aeußerſte erſchreckt haben würde. Du haſt ſehr liebenswürdige Freundinnen, mein Sohn.

Du kannſt denken, wie neugierig ich geworden war; aber Du kennſt auch meines Vaters Fähigkeit, ein Geſpräch willkürlich endigen zu können; er übte ſie jetzt, und dies Geſpräch war abgebrochen.

Noch zwei Tage ſchenkte mir mein guter Vater, dann reiſte er ab und verſprochenermaßen dem Fürſten entgegen, welcher von M........ zurückerwartet wurde, wohin mein Vater ihn begleitet hatte.

Dieſer werthe Beſuch hatte eine Centnerſchwere von meiner Bruſt genommen! Ein Strahl von Heiterkeit war wieder in meine trübe Seele gedrungen. In dieſer wohlthätig veränderten Stimmung fahre ich am Nachmittage nach Ober-Höhen; ſeit fünf Tagen zum erſten Male.

Ganz zufällig hatte ich es verſäumt, als früh der Jäger von dort, wie täglich geſchehen, ſich im Auftrage ſeiner Herrſchaft nach meinem Befinden erkundigte, mich für heute anmelden zu laſſen. An der Mühle von Ober-Höhen gehet eine Kleinigkeit an meinem Wagen entzwei; ungeduldig über den fatalen Verzug ſpringe ich heraus und mache den kurzen Weg, der noch übrigte, zu Fuße. Im Schloſſe angelangt, erfahre ich, Herr von Höhen ſei mit ſeiner Tochter ſo eben ausgeritten. Doch Fräulein Agnes — bei dieſen Worten öffnete der Bediente die Thür des Wohnzimmers. Ich trete ein, und da ſitzt Agnes und ſchreibt, ſchreibt ſo vertieft, daß ich ſchon ganz dicht vor dem Tiſchchen, an dem ſie ſitzt, ſtehe, ehe ſie mein Kommen gewahrt.

Jetzt hebt ſie das Auge, und eine Purpurgluth überflammt ihr liebliches Geſicht; Freude, ja, Lorenz, unverkennbare Freude leuchtet aus ihren Blicken. Sie, Baron? So ſind Sie wieder wohl? Wir waren ſehr um Sie beſorgt! In dem Klange dieſer begrüßenden Worte tönte die weichſte Güte, die zärtlichſte Theilnahme. Dieſer Augenblick der

Ueberraſchung hatte die Hülle von Agnes Herzen gezogen und ich glaubte in den offenen Himmel zu ſchauen. Ich faßte ihre Hand, welche heftig zitterte, mit leiſem Drucke und küßte ſie. Agnes! liebe theure Agnes! ſagte ich, und hatte für nichts mehr Bewußtſein, wie für mein Glück; ſo wäre mein Wohl noch ein antheilwerther Gegenſtand für Sie? —

Mit ſchneller Faſſung verſetzte Agnes: Wie können Sie daran zweifeln? Werden Sie doch bald mein lieber Verwandter!

Dieſe Erinnerung an meine Verhältniſſe zuckte ſchneidend durch meine ſchwellende Bruſt. In den Bebungen dieſes jähen Schmerzes antwortete ich: Das will wenig ſagen, Liebe, Gute! Aber eine andere, eine innigere Blutsfreundſchaft, als die von Ihnen gemeinte, dürfen Sie in mir vorausſetzen! Wie gern würde ich mein Blut für Ihre Ruhe, für den Frieden Ihrer Seele vergießen, und dann mit dem ſeligen Gefühle der freudigſten Opferung dahin ſterben! —

Wunderbar, Grauen! Kaum hatte ich dieſe Worte, welche ich mit ſteigendem Affect redete, ausgeſprochen, als Agnes holde Geſtalt ſich in einen grauen Nebel hüllte, der immer ſchwärzer und dichter ward. Ein ſchweres Glockenſummen ſchlug an mein Ohr, die Wände fingen an mich zu umkreiſen, der Boden ſchwankte unter mir, und wie aus weiten, weiten Fernen hörte ich von der ſüßeſten Stimme, die jemals getönt, angſtvoll meinen Namen rufen. Dieſe Anwandlung von, ich will nicht fürchten, Schlag, alſo von Ohnmacht, wahrſcheinlich eine Folge meiner Krankheit, deren nachgelaſſene Schwäche ich in der Uebereilung des Gehens zu ſchonen vergaß und die der Heftigkeit meiner Gemüthsbewegung erlegen war, womit ich die gegebene Verſicherung gleichſam wie zur Probe bethätigte, vollendete die Wirkung, welche mein unerwartetes Erſcheinen in Agnes Gemüthe vorbereitet hatte.

Ich fühlte mich von ihren umſchlingenden Armen in einen Stuhl geſenkt; mein mattes Haupt ruhete an ihrer Bruſt, ich fühlte den warmen Tropfenfall ihrer Thränen an meiner Wange, an welche ihre kalte, bebende Hand ſich liebkoſend gelegt hatte. Nur wenige Momente; aber die Wonne eines ganzen Daſeins drängte ſich in ihnen zuſammen! O, wäre ich ſo geſtorben! Kein Leben kann ſo ſchön ſein, als dieſer Tod es geweſen wäre! —

Meine Beſinnung kehrte zurück, dagegen entfloh der himmliſche Geiſt dieſer Augenblicke. Agnes zog die Klingel; Claudius und Frau Molle, ein paar Domeſtiken höheren Ranges, eilten auf das Verlangen der armen Geängſteten herbei; ich mußte Medicin nehmen und mich den Verfügungen meiner Pflegerinnen und den bittenden Vorſtellungen ihres Aſſiſtenten unterwerfen.

Ich hatte mich völlig erholt, als Laura und ihr Vater nach Hauſe kamen. Wie ſehr wußte ich es der zartfühlenden Agnes Dank, daß ſie den Vorfall erzählend milderte, ſo daß weder Befremdung, noch Sorge in ihnen rege werden konnte. Laura kam mir ſehr erheitert vor. O Gott! Warum mußte ich doch ihren ſcherzhaften Gruß mit einem anderen Empfange vergleichen? — Sobald wir allein waren, erwähnte ſie mit lebhaftem Vergnügen des Wunſches meines Vaters, daß wir nach unſerer Hochzeit in die Hauptſtadt kommen möchten, und ich entzückte ſie durch das Verſprechen, ihn erfüllen zu wollen.

Von dieſer Zeit an war nun eine gewaltige Veränderung mit mir vorgegangen. Ich trug ein Geheimniß in der ſtillen Bruſt, das mir die Kraft für jede Leiſtung gab, mir Erſatz für jede Entbehrung gewährte. Auch Agnes war offenbar muthiger als vorher. Ich glaubte zu bemerken, die Hoffnung, daß wir den Winter über nicht hier bleiben würden, habe ſie mancher Befürchtung enthoben.

So verging die Zeit bis zu Weihnachten. Ich trat nicht als ein verliebter Bräutigam an den Altar, wohl aber als ein Mann, der feſt entſchloſſen, ſeine Pflichten zu erfüllen, mit den Mängeln ſeiner Braut bekannt, und auf deren ſtörende Einwirkung auf ſeine Zufriedenheit gefaßt war. Und dies iſt auch etwas werth. Laura hat an meinem Bewußtſein, daß ich ihre leidenſchaftliche Liebe für mich nicht mehr in der früheren Stärke erwiedere, den mildeſten Verſöhner aller ihrer Fehler und Vergehungen.

Den zwölften dieſes iſt meines Vaters Geburtstag; am Abende vorher gedenke ich mit meiner Frau in F..... anzukommen. Um aller peinlichen, die Vergangenheit betreffende Mittheilungen bei unſerem Wiederſehen entlediget zu ſein, und Dich doch mit gewohnter Wahrheit und Offenheit in Kenntniß von der Geſchichte meines Herzens zu erhalten, habe ich Dir heute ſo ausführlich gebeichtet. Nun iſt unſere erſte mündliche Unterredung meinerſeits frei von jedem Rückſtande, der entrichtet werden mußte, ehe der Verkehr neuerer Eröffnungen anheben könnte.

Ich ſehne mich an Dein Herz, guter Lorenz! Möchte das beginnende Jahr ſeine reichſten und ſchönſten Segnungen Dir zu Theil werden laſſen! Ach, ein Jahr kann viel *geben und nehmen*! Glücklich, wenn ſein Raub ſich mit Gütern begnügt, die nicht weſentlich zu unſerem Glücke gehören. — Aber Deine treue Bruderliebe iſt dem meinigen nothwendig; deshalb bleibe im Wechſel der Zeiten und Umſtände ihr ſicherer Beſitz Deinem Freunde Collmar.

Einundzwanzigſter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine Lary.

Ober-Höhen, den 2ten Februar 1811.

Es giebt doch dem Herzen Deiner Agnes nicht ganz volle Genüge, daß ſie am Schluſſe jedes Abends in einem eigens für Dich beſtimmten Tagebuche zu Dir redet; mich verlangt ſehnlichſt nach einer Wechſelunterhaltung mit Dir, die mir in dieſem Schreiben und Deiner hoffentlich baldigen Antwort darauf eine zureichendere Befriedigung gewähren wird.

Obwohl es mir ein theurer, unausſprechlich ſüßer Genuß iſt, wenn ich in der tiefen Abendſtille die treue Seele mit ihren Schwächen und Schmerzen vor Dir enthülle, wenn ich die Nähe des Allgegenwärtigen in dem getroſten Muthe ahne, mit welchem ich an der Wahrheit halte, ſelbſt wenn ſie mich beſchämt — wenn die Schatten der Nacht ſchonend mein Erröthen verbergen, und vor meinem bethränten Blicke Dein liebes Bild in allem Zauber ſeiner Milde und freundſchaftlichen Theilnahme vor mir ſchwebt: ſo miſcht doch in dieſen geiſtigen Verkehr ſich zuweilen der Wunſch nach einem Zeichen ſeiner Gegenſeitigkeit. Zwar bedürfte es deſſen nicht, denn, o Du gute Seraphine, ich habe das Walten Deiner ſegnenden Liebe auch in weiter Ferne empfunden. Daß der alte Baron Horſtall mit väterlicher Autorität darauf beſtand, ſeine Kinder ſollten für die zweite Hälfte des Winters in die Hauptſtadt zurückkehren, war wohl ohne Zweifel Dein Werk. Vielleicht war Dein Wille nach einem andern Zwecke gerichtet; allein Gottes Gedanken ſind nicht immer unſere Gedanken; doch wohl uns, daß wir wiſſen, der weiſe Lenker unſerer Schickſale ſei nicht weniger der liebevollſte Vater ſeiner Kinder!

Als ich erfahren, der Baron und Laura würden nach F.z.... zurückkehren, als ſie nun wirklich dahin abgereiſt waren, da fühlte ich an der Erleichterung, mit der ich aufathmete, an der wohlthuenden Löſung preſſender Bande, wie ſehr dies Zuſammenleben mich beengt und gedrückt hatte. Ein ſanfter wenn auch trauernder Friede ſenkte ſich in mein Gemüth. Ach! Dir, meine Trauteſte, ſei es geſtanden — ich hatte in der letzteren Zeit ſchwer gekämpft! — Eine Stunde, in welcher die Gewalt der Verſuchung mir furchtbar nahe ſtand, warf ihren warnenden Schein auf den Zuſtand meines Herzens und beleuchtete die Ohnmacht deſſelben. Meine Empfindungen, getheilt in Angſt und Entzücken, wollten mich der Schuld überantworten, die ich durch ſelbſtſüchtige Freude über die Verirrung eines ſonſt edlen Mannes auf mich geladen hätte; aber ſo lange ich lebe, werde ich mit dem demüthigſten Danke gegen die Vorſicht ſtets daran denken, daß dieſe Stunde zugleich die Verkünderin meiner Rettung war.

Die Natur in ihrem winterlichen Gewande entſprach vollkommen dem Bedürfniſſe, welches ich für das Weſen äußerer Eindrücke empfand. Mit dem Anfange des neuen Jahres nahm die bisher ſo ungleich und ſtürmiſch geweſene Witterung einen feſteren Charakter an. Es fror: der Schnee fiel ſein und leiſe mehrere Tage hindurch, und ſein zarter Flockenſchleier hüllte vergangene Grauen und Finſterniſſe in ein dämmerndes Vergeſſen. Der leuchtende Teppich bedeckte nun die dunkeln Thäler unſerer Gegend und überzog die Höhen. Tannen und Fichten ſtreckten ihre ſtarren Arme, wie aus zackigem Silber geformt, in die klare durchſichtige Luft; die Schöpfung ſchwieg in todter Ruhe. Da, meine Seraphine, da war mir recht wohl!

Auch mein gütiger, väterlicher Oheim war ſichtlich erheitert, ſeitdem er wußte, daß ſeine Tochter mit ihrem nunmehrigen Gemahl unſere Nähe verlaſſen werde. Er konnte dieſe Trennung nur meinetwegen wünſchen und gern ſehen. Sage, Theure, kann ich ihn wohl dankbar genug lieben? —

In der Frühe des Neujahrmorgens trat er ganz unerwartet in mein Zimmer und brachte mir eine volle, in dem mildeſten Roth gefärbte Hyazinthe, die er heimlich für mich gezogen hatte. Die ſchöne Blume prangte in elf Glocken, aus deren höher glühenden Kelchen mich der Wunderodem des Frühlings anduftete. Glück zum Neujahr, liebe Agnes! ſagte er mit leichter Heiterkeit; denn es iſt eine Eigenthümlichkeit von ihm, daß ſein weiches Gemüth, zu der zarteſten Empfänglichkeit für jeden ernſten Eindruck geſchaffen, und durch tiefe, tödtliche Wunden zu der verletzbarſten Reizbarkeit gebildet, jeder vorherzuſehenden Rührung durch eine Art von furchtſamen Scherz zu begegnen ſucht. So fügte er hinzu: Ich bringe Dir hier einen blühenden Kalender; ſieh nur her, mein Kind, er zeigt die Jahrzahl an; doch möchte er, dieſe Notiz ausgenommen, nichts mit ſeines Gleichen gemein haben, wenn er Dir auch andere Kunde geben könnte.

Hier verwandelte ſich der Ausdruck ſeiner Züge, eine tieſe Bewegung malte ſich in ſeinen Mienen und ließ den feſten, wohllautenden Ton ſeiner Stimme in die leiſen Modulationen der Wehmuth hinüberklingen. Er ſprach: Agnes, betrachte dieſe Blume. Mitten in den Schauern des Winters, zwar geſchützt, doch rings umgeben von vernichtendem Froſt, ſtehet ſie da, ein lieblicher Herold ſchönerer, wenn auch noch ferner Zeit. Sie iſt ein Bild des menſchlichen Herzens, das die Vaterhand Gottes unter den Erſtarrungen des Lebens zur Freude der Engel erzieht und in die rauhe Welt voll Stürme und Kälte als das Kind eines himmliſchen Heimathlandes aufſtellt, daß bei ſeinem Anblicke allen guten Ahnungen der Ewigkeit wie Frühlingswehen die Seele durchzittern! Einſt kommt der Lenz. Seine Keime ſchlummern unter dem Leichentuche (bei dieſen Worten deutete er auf den blinkenden Schnee des Capellenberges), und die Pflanzungen, welche wir auf überirdiſchem Gebiete angelegt haben, belohnen uns dann durch Blüthen, durch Früchte einer unvergänglichen Wonne!

Wie gern ich dem Oheim auch noch lange ſo zugehört hätte, unterbrach ich ihn doch, ſein tiefergriffenes Gefühl zu ſchonen. Ich fiel ihn um den Hals, ich drückte ſeine Hände an meine Lippen, ich küßte mit leiſem, vorſichtigem Kuſſe die Hyazinthe, und eine Freudenthräne benetzte ihre Blätter. Lächelnd ließ der Oheim mich gewähren und ſagte: Dich, meine Tochter, hienieden ſchon glücklich zu ſehen, iſt der Wunſch, deſſen unausſprechliche Innigkeit mich darüber belehrt, wie es um meine Reſignation auf Erdenglück ſtehe. Es iſt mir oft, als *müßte* dieſe Hoffnung in Erfüllung gehen, als hätte Deine fromme, unglückliche Mutter ihren unbefriedigten Anſpruch an dieſes Daſein ihrem einzigen Kinde zum Erbe nachgelaſſen. Ich antwortete: Wohl bin ich eine reichgeſegnete Erbin, denn ich genieße in Ihrer Liebe, mein beſter Oheim, das theuerſte Vermächtniß meiner Mutter! —

Die Ordnung unſerer Lebensweiſe iſt nun ganz wieder auf den alten Fuß geſtellt. Doch welche Macht übt die Gewohnheit auf das Gemüth, ja ſelbſt auf den Geiſt! Die erſten Tage nach dem Abgange meiner Verwandten überfiel mich jedes Mal in den Nachmittagsſtunden jene Bangigkeit, jenes Beben der Furcht, das dem Erſcheinen des Barons, welches ſtets zu dieſer Zeit erfolgte, voranging, bis ſein Anblick dies ängſtliche Zagen in den Muth verwandelte, der in dem Gefühle meiner jungfräulichen Würde ſich hoch über Empfindungen erhob, die für ein ſchwaches, ach! ſehr ſchwaches Herz zeugten. — Glaubſt Du wohl, liebe Seraphine, daß ich bei den Anfällen ſolcher Nachwehen mir dann das Bewußtſein erhellen mußte, ich hätte ſein Kommen nicht mehr zu fürchten?

Da der Amtmann des Barons noch ein ſehr junger Mann iſt, der weder Erfahrung, noch Selbſtändigkeit genug hat, um ohne Nachtheil für das Gut und deſſen Beſitzer für ſich allein handeln zu können, ſo hat mein Oheim ſich zur Aufſicht von Groß- und Klein-Lautern erboten, was mir ſehr lieb iſt; denn es beſchäftiget und zerſtreuet ihn, und wirkt demnach ermunternd auf ſeine Stimmung. Er fährt, wenn das Wetter es nur erlaubt, faſt täglich nach Lautern. So ſehe ich ihn den Tag über wenig; aber die ſtillen, langen Abende verleben wir zuſammen. Dann leſe ich meinem Oheim gewöhnlich vor, oder er erzählt mir. Es liegen reiche Schätze von Kenntniſſen und Wiſſen in ihm verborgen, und ich denke dann oft: Wie Schade, daß die Flamme dieſes Geiſtes hier in öder Abgeſchiedenheit leuchtet!

Bei dieſem Bilde fällt mir ein, daß wir heute Maria Lichtmeß haben. An dieſem Tage ſingt, dem Glauben des Landmanns nach, die Lerche zum erſten Male, und mußte ſie auch ihre Frühlingsbotſchaft unter dem verbergenden Steine hervorzwitſchern. Heute dürfte die kleine Sängerin es nicht ſo unbequem haben, und ihre frohe Verkündigung aus heller, heiterer Sonnenhöhe herab hören laſſen. Seit einigen Tagen thauet es ſtark. Der geſchmolzene Schnee rieſelt in hundert kleinen Wäſſerchen über das friſche Moos des Capellenberges, die angeſchwollenen Waldbäche rauſchen dumpf in größerer oder kleinerer Entfernung, das tiefe Blau des Himmels iſt klar und wolkenlos.

Als ich dieſen Morgen am Fenſter meines Schlafzimmers ſtand und mit aufgehendem Herzen die Arbeit der Natur betrachtete, ſah ich ein ſchwärzliches Pünctchen ſich auf der Höhe des Berges auf uns zu herabbewegen. Wie es ſich ſo weit genähert hatte, daß ſeine Geſtalt zu unterſcheiden war, erkannte ich in ihm den Sacriſtan der Capelle.

Der arme Bruder Lucas hatte ein höchſt mühſames Fortkommen, und die neugierige Beſorgniß, ob er die Beſchwerden ſeines Laufes glücklich überwinden, oder von ihnen geſchreckt, umkehren werde, feſſelte mich an meinen Platz, von wo aus mein Blick den Berghüter begleitete. Hätte ich jedoch gewußt, daß er um meinetwillen dieſe gefährliche Wanderung unternommen, ſo würde meine Theilnahme daran gewiß ungleich ängſtlicher geweſen ſein. Allein es war ſo. Als er den letzten Abhang des Berges zurückgelegt hatte, richtete er ſeine Schritte gerade nach dem Schloſſe, und ließ, darin angelangt, ſich bei mir melden. Von Schweiß bedeckt und ganz erſchöpft, trat er in mein Zimmer. Ich bedauerte ihn, daß er ſich wahrſcheinlich auf Berufswegen einer ſo großen Anſtrengung hätte unterziehen müſſen. Da lächelte der gute, alte Mann mit vieler Selbſtzufriedenheit, verbeugte ſich tief und ſagte, daß er, mir eine Freude zu bereiten, dies Jahr ein Krippel angelegt hätte, worauf er den Fleiß vieler Monate verwendet; die Mittel dazu hätte ihm eine Extraſammlung durch das ganze Kirchſpiel geliefert. Nun ſei er aber von der Ungangbarkeit der Bergſtraße abgehalten worden, mir die Einladung zu dieſer Schauluſt früher als jetzt zu überbringen. Da jedoch die Witterungszeichen ſehr günſtig wären, ſo wolle er mich hiermit gebeten haben, ſobald als möglich das Krippel gefälligſt in Augenſchein zu nehmen.

Wie ſehr rührte mich dieſe ſehr treuherzige Einfalt! So hatte der gute Alte ſich lange und emſig für mein Vergnügen bemüht, indem er den kindlichen Bilderſinn auch in der erwachſenen Jungfrau vorausſetzte! So hatte mancher Arme das für den eigenen Bedarf nothwendige Scherflein willig dahingegeben! — O, wie hätte ich dieſe wohlwollende Einbildung durch kränkendes Verſagen erkälten und zerſtören mögen? Ich verſprach dem Sacriſtan zu kommen. Und nachdem er ſich mit Speiſe und Trank erquickt hatte, verließ er mich, auf alle Art befriediget.

So werde ich nun die Wallfahrt nach dem kleinen Bethlehem nächſtens beginnen, und wieder mit Gemüth und Sinnen ein Kind ſein. Ach, wäre ich es doch noch! O ſelige Zeit, worin der Unſchuld Glauben hölzerne buntgemalte Püppchen mit dem Leben der Engel beſeelte, und unter Schauern der Ehrfurcht in dem Goldzindel, der geweihete Stellen bedeckte, eine ſtrahlende Verklärung ſah! Aber bewirkt denn ein reiner, gläubiger Sinn dieſe Wunder nicht auch in fortgehender Lebensreiſe? Wird ein Auge, welches in dem kleinſten Blümchen der Aue, wie in dem größten

Prachtwerke der Natur Gott ſiehet, nicht auch in den finſterſten Schickſalen die Boten des Himmels erkennen? Belebt ein Herz voll warmer Liebe nicht die ganze ſichtbare Welt, indem es uns in die unſichtbare einbürgert? Laß uns Kinder bleiben, Seraphine, deren Thränen, die entriſſenen Kleinoden fließen, vor dem Blicke des Vaters aus der Höhe verſiegen! Als ich während des Eſſens meinem Oheim von dem Beſuche an dieſem Morgen und der Abſicht deſſelben erzählte, ſah er mich lächelnd an und ſagte ſcherzend: Sei auf Deiner Hut, Agnes! Der Sacriſtan hat nichts Geringeres im Sinne, als Dich zur Proſelytin zu machen.

Ich antwortete: Bruder Lucas iſt ein frommer Mann, der in ſeiner freundlichen Gefälligkeit für mich unſeren Glaubensunterſchied gewiß vergeſſen hat. Wenn ich ſein Treiben, den demüthigen Ernſt ſeiner gottesdienſtlichen Gebräuche ſehe, dann denke ich an jene Worte von Göthe: Es ſagens aller Orten, alle Herzen unter dem himmliſchen Tage, jedes in ſeiner Sprache — — und ein ſtillbegeiſterter Blick meines Zuhörers antwortete mir.

Die Beſchreibung Deiner gegenwärtigen Umgebungen und Verhältniſſe war mir ſehr intereſſant; nimm, geliebte Freundin, für die Ausführlichkeit, mit welcher Du ſie mir gegeben, meinen Dank in einem warmen, herzlichen Gedankenkuſſe! Grüße Grauen von mir, wenn Du ihn wiederſehen ſollteſt. Ich könnte ein ſchweſterliches Vertrauen zu dem jungen Manne faſſen. Seltſam, daß ich mich nie bei dem Baron näher nach dem Herkommen ſeines Freundes erkundiget habe. Die Beziehung, welche dieſen kränklichen Jüngling der Familie Horſtall verknüpft hat, muß von ganz beſonderer Art ſein.

Du wirſt nun auch Laura kennen gelernt haben.

Unſere theure Marcheſe hat mir kürzlich geſchrieben. Wie willkommen und werth dieſe Zuſchrift mir auch war, ſo hat ſie mich doch mit Beſorgniſſen für die Schreiberin erfüllt. Unſere liebe Sarelli leidet ſeit einiger Zeit an Schwäche und mancherlei Uebeln. Unbegreiflich würde es mir ſein, wie dieſe verſtändige, hellſehende Frau die Natur ihrer Kränklichkeit ſo durchaus verkennt, wenn nicht gerade dieſer räthſelhafte Umſtand Zeugniß dafür ablegte, daß die Schwindſucht, welche auch ihrer Schweſter den Tod gegeben, bei ihr im drohendſten Anzuge ſei. Ich mag an den ſehr möglichen Fall ihres nahen Verluſtes nicht denken. Erſetzt dürfte ſie nicht ſobald werden.

Nun, meine einzige Seraphine, ſchreibe mir bald, recht bald! In liebender Ungeduld klopft mein Herz Deinem Briefe entgegen. Wie wird es erſt einſt bei Deinem Wiederſehen ſchlagen, das — — — doch ſtill, ich darf das liebe Geheimniß meiner Hoffnung nicht verrathen. Lebe wohl, und in treuer Erinnerung an Deine Dich ewigliebende Agnes!

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenunddreißigſter Band.

Die Freundinnen. Fünfter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Freundinnen.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Gräfin Seraphine Lary an Agnes von Höhen.

F......, den 12ten Februar 1811.

Mit wachſendem Verlangen, das ſich oft bis zur unruhigſten Aengſtlichkeit ſteigerte, hatte ich ſeit längerer Zeit einem Briefe von Dir entgegengeſehen, als Dein letzteres, liebes Schreiben endlich meine unbeſtimmten Befürchtungen zu meiner höchſten Zufriedenheit endigte. Gottlob! Du biſt wohl! Du liebſt mich noch! Ein Geiſt der ergebungsvollſten, der ſtillſten Ruhe durchwebet alle Deine Aeußerungen, und wer ruhig iſt, leidet ja nicht mehr. Ach, meine Agnes! wohl fühle ich, wie hoch dieſer ſanfte, geduldige Sinn Dich über mich erhebt. Ich fühle es mit Trauer und frohem Stolze! Mit Trauer, weil das Widerſtreben, womit die Leidenſchaftlichkeit meines Weſens ſich bald gegen gebietende Verhältniſſe, bald gegen Ueberzeugung der Vernunft auflehnt, mir noch harte Schickſalskämpfe vorausſagt; mit Triumph, weil Du, die ich mit bewundernder Zärtlichkeit mir zum Vorbilde der edelſten Tugenden unſeres Geſchlechts gewählt habe, mit treuer, beglückender Liebe Deine Freundin mit ſich ſelbſt verſöhnſt. Wäre ich des Neides überhaupt, und insbeſondere gegen Dich fähig, ſo könnte eine

Vergleichung Deiner Lage mit der meinigen mich zu ſchmerzlicher Betrübniß reizen. Du darfſt in ſchützender Verborgenheit nur Dir ſelbſt leben: ich kann in dem getümmelvollen Treiben, das mich umtoſet, nur wenig an mich denken. Du darfſt ſtill und wahr ſein, wie die Natur, die Dich ſchweigend umgiebt; ich kann in dem Formenweſen, das mich einengt, die Seele nicht frei und offen enthüllen, ohne ſie ſchmerzlich berührt zu fühlen. Dein Oheim — ach! wie ſehr verehre ich den würdigen Mann! — iſt nicht nur nach Sinn und Herz Deines Gleichen; ſondern durch Erfahrung, durch höhere Weisheit, welche er den Läuterungen ſchmerzlicher Prüfungen verdankt, die ſichere Stütze Deiner Jugend; die Geſinnungen meiner Großmutter ſind den meinigen ſo durchaus entgegengeſetzt, daß ich mich ſtets in der peinlichen Alternative befinde, entweder ihren Anſprüchen an mich heimlich Trotz zu bieten, oder mein Selbſtgefühl der dankbaren Achtung, die ich ihr ſchuldig bin, aufzuopfern. Und hier iſt dieſer auffallende Contraſt uns beiden noch empfindlicher, als da wir noch in Eſchenwalde waren.

Die lange Gewohnheit, in und mit der Welt zu leben und nach den Geſetzen der Convenienz zu handeln, macht ihr verjährtes Recht auf meine Großmutter geltend. Es erſcheint ihr deshalb Manches an mir unſtatthaft und der Rüge nöthig, was ſie in der Abgeſchiedenheit des Landlebens, freigegeben von jener ſtrengen Despotie, aus ganz andern Geſichtspuncten betrachtete. Dies bringt denn nicht ſelten eine kleine Säure in meine Empfindungen und verbittert meine unſchuldigſten Genüſſe. Ein thränenvoller Blick ſucht dann die Berge Deiner Heimath, meine liebſte Agnes! Und ein Gruß voll Frieden und Troſt, mit welchen Dein Andenken mich ſegnet, webet aus weiter Ferne zu mir herüber. Auch das unvergeßliche Domthurn ſucht dann mein Herz, und nicht weniger beruhiget kehrt es von dorther zurück.

Die Erinnerung an eine Scene empfängt mich in, ach! ich möchte am liebſten ſagen, dieſen heiligen Hallen, weil weder Haß, noch Rache darin wohnt — und führt mich ſtets zu meiner Pflicht zurück. Als ich, ein Kind noch, nicht längſt in der Anſtalt angekommen, mich einſt von einem erwachſenen Fräulein verunglimpft glaubte, fiel ich mit Thränen, in denen der Zorn flammte, unſerer Sarelli zu Füßen und fragte: Muß ich das leiden, Frau Marcheſe? — Da glitt ein unendlich rührendes Lächeln über das ſchöne Geſicht der Marcheſe, deſſen. Bläſſe mir in dieſem Augenblicke auffiel, als wollte ſie ſagen: Was habe ich nicht leiden müſſen! Und indem ſie ſich zu mir herabbeugte, mich aufzuheben, berührte ein kleines, künſtlich in Gold gearbeitetes Chriſtusbild am Kreuze, das ſie an einer Perlenſchnur am Halſe trug, meine Stirn. Sie ſagte: O ſehen Sie, liebe Seraphine. Der Zufall giebt Ihnen Antwort und Weihe. Der Menſch kann ſich nicht früh genug daran gewöhnen, zu leiden, zu vergeben! Das Erſtere macht uns zu Nachfolgern Chriſti; das Letztere zu Kindern Gottes! Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen!

Da floſſen andere, einer edleren Quelle entrinnende Thränen in den Schooß der liebeſeligen Frau. Glühend, tiefergriffen bot ich meiner Beleidigerin die Hand; und von dieſer Stunde an ward ſie meine wärmſte Gönnerin. Du erräthſt in ihr wohl die junge Frau von Palmen.

Ich habe Dir viel, recht viel zu erzählen, liebe Agnes. Es wird mir jedoch ſchwer werden, meinen Mittheilungen Folgerichtigkeit zu geben; allein ich will es verſuchen, und die Fäden derſelben an das Ende meines letzteren Briefes knüpfen.

Die Erinnerung an jenen Tag, der mir die Bekanntſchaft des jungen Grauen gab, war in dem raſchen Vorüberſauſen der verſchiedenartigſten Unterhaltungsgegenſtände nicht erloſchen, weil ich ſie in tiefer, ſtiller Seele geborgen hatte. So oft ich allein war, glänzte ſie mich freundlich an, und die blendenden Bilder, welche die Verhältniſſe des Ranges und Reichthums aufſtellen, erbleichten vor dem reinen Lichte einiger Stunden, in denen ich mich frei und ſelig fühlte, und nichts weiter war, als ein natürliches Märchen.

Eines Tages, gegen das Ende des Novembers, iſt große Geſellſchaft bei uns verſammelt. Ueber Tiſche kommt die Rede auf die Muſik, und der Geheimerath Löſer, ein Mann, den meine Großmutter vorzüglich berückſichtiget, äußert ſich als ein begeiſterter Verehrer des Harfenſpiels.

Ich ſehe, daß meine Großmutter, ſich vorbeugend, ihm etwas zuflüſtert, worauf er eine dankende Bewegung macht und dann mit einem lächelnden Blicke, der mir eine Schmeichelei pränumerando zollte, zu mir herüberſah. Ich konnte errathen, wovon die Rede geweſen ſei und nahm mir vor, die mir drohende Aufforderung abzulehnen. Da hörte ich eine Dame ſagen: Wir haben in unſerer Stadt einen Virtuoſen auf dieſem Inſtrumente, der ſchwerlich an Fertigkeit, wie an Zartheit des Vortrages der berühmten Weber viel nachgeben dürfte. Schade nur, daß er die Caprice hat, ſein Licht unter den Scheffel zu ſtellen; denn nur die tauben Wände dürfen ihm zuhören, und nichts in der Welt würde ihn dahin vermögen, vor einer zahlreichen Geſellſchaft, oder wohl gar im Concerte zu ſpielen.

Und wer iſt denn dieſer eigenſinnige Virtuoſe? fragte meine Großmutter, deren verwaltender Hang, in den Menſchen fügſame, geſchmeidige Maſchinen zu ſehen, welche von der mächtigen Hand eines Geltenden nach Willkür in Bewegung geſetzt werden können, an jeder Erſcheinung von eigenem Willen und feſter Selbſtändigkeit ein gereiztes Intereſſe nimmt.

Ach gewiß der geheime Secretair des Baron Horſtall! Auch ich habe von ihm gehört. Er ſoll ein Künſtler des erſten Ranges ſein, antwortete der Nachbar meiner Großmutter ihrer tadelnden Frage.

Ich hielt den Athem an, um kein Wort zu verlieren. Da ſchnarrte eine hochmüthige Donna: Es wundert mich nur, daß der Gouverneur ſolche Marotten an ſeinem Schreiber ſtatuirt! Er ſollte ſein Aſcendant beſſer gebrauchen. Schreiber? Sie meinen Herrn Grauen? ſagte ein junger Mann von perſönlicher Bedeutung, der bisher einen aufmerkſamen, aber ſtillen Antheil an dem Geſpräche genommen hatte, und fuhr fort: Das Verhältniß, worin dieſer zu dem Baron Horſtall ſtehet, iſt durchaus von anderer Art. Keine drückende Berufsunterordnung feſſelt ihn an ſeinen väterlichen Gönner, deſſen Sohn ſein Buſenfreund iſt. Nur Bande der Liebe, der Dankbarkeit, bilden dieſen zarten Zuſammenhang, und wäre jemals von Nachgiebigkeit, von Aufopferung, wenn auch nur eines Vorurtheils — in dieſem Vereine die Rede, ſo wird unſtreitig eher der Protector, der ſein Anſehen doch recht wohl zu behaupten weiß, ſolche Selbſtverleugnung üben, als daß er ſie ſeinem Protegé zumuthen ſollte. Daß aber der arme Grauen eine entſchiedene Abneigung hat, im Concert zu ſpielen, hat ſeinen Grund in einem unglücklichen Ereigniſſe ſeines Lebens, das zugleich die Beziehung erklärt, welche ihn der Familie Horſtall verbindet.

Die Tiſchverſammlung horchte mäuschenſtill. Meine Großmutter bat den Redner um die Mittheilung dieſer Begebenheit, wenn anders ſie ſich zu einer geſellſchaftlichen Eröffnung eigene. Der Erzähler hob mit dem Worten an: Zufällig bin ich ganz genau davon inſtruirt und kann für die Wahrheit meiner Ausſagen Bürgſchaft leiſten.

Die Mutter dieſes Grauen war als eine bürgerliche Waiſe in ſehr jugendlichen Jahren in das elterliche Haus der verſtorbenen Baronin Horſtall zur Kammerdienerin des Fräuleins empfohlen worden. Die beſſere Erziehung, der ſittliche Werth, die glänzenden Talente der kleinen Soubrette beſtimmten ihre Herrſchaft ihr eine angemeſſenere Rolle anzuweiſen. Sie wird die Geſellſchafterin, die vertraute Freundin des Fräuleins. Zu derſelben Zeit, wo die Bewerbungen des Barons um ſeine Gemahlin beginnen, macht dieſe in Geſellſchaft ihrer Eltern und Grauens Mutter eine Reiſe nach W...., dem Geburtsorte der Letzteren. Hier wird dieſe von einer älteren Bekanntin aufgefordert, ſie an dieſem Abend ins Theater zu begleiten, wo man eben heute eine große Oper zum erſten Male giebt. Wie früh dieſes Umſtandes wegen ſich die Vorſichtigen auch einfinden, ſo kommen ſie doch bereits zu ſpät; das Haus iſt gedruckt voll, und nur der Vermittelung eines ihnen befreundeten Muſikers verdanken ſie einen unbequemen Platz im Orcheſter. Da verläßt für einen unglücklichen Moment der Blick des Capellmeiſters die ſchwarzen Noten der Partitur, und bleibt an den ſchwarzen Augen des Mädchens hangen, das mit verwunderungsvollem Lächeln den Amtseifer des glühenden Dirigenten anſtaunt. Aber nun iſt es auch um ihn geſchehen.

Es entſteht bald hier bald dort Verwirrung. Er verliert den Kopf und das Herz dazu, und auch die Oper iſt um ihr Fortüne gekommen. Nach vierzehn Tagen, binnen denen der Capellmeiſter die nähere Bekanntſchaft der ſchwarzäugigen Störerin gemacht hat, ſoll die Oper wiederum gegeben werden. Da ſagt er zu ihr: Mademoiſelle! morgen muß ich den Ruf der Oper, wie meine Capellmeiſter-Ehre wieder herſtellen. Deshalb darf mich nichts mehr beunruhigen. Sie waren Schuld an der ganzen Confuſion; Sie allein. Es wäre daher billig, daß Sie mich zu der vollſtändigſten Sammlung meiner Gedanken befähigten. Verſprechen Sie mir, daß Sie meine Frau werden wollen, dann will ich morgen excelliren! Und die Läſterer müſſen verſtummen.

Hier unterbrach meine Großmutter den Wortführer mit dem Ausrufe: Du meine Güte! welch ein Leichtſinn in ſo wichtiger Angelegenheit!

Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Excellenz Anſicht zu beſtreiten, entgegnete der Erzähler; meinem Dafürhalten nach kann die Genialität da am wenigſten in ihrem höheren Fluge ſich von kalten Reflexionen herabziehen laſſen, wo das begeiſterndſte Gefühl unſeres Herzens ſelbſt der bleiſchweren Gewöhnlichkeit Schwingen anſetzt.

Meine Großmutter ſah lächelnd erſt auf ihren Teller, dann auf ein paar alte, höflichbeifällige Geſichter in ihrer nächſten Umgebung. Ich kannte dies Lächeln; es höhnte die ſchwärmeriſche Apologie des genialen Freiers!

Nun nahm die Erzählung ihren weiteren Verlauf folgendermaßen: Der Capellmeiſter hielt Wort, und das Leben der jungen Eheleute war eine ununterbrochene Harmonie. Die ſchwächliche Zartheit eines einzigen Kindes miſchte zu der Freude über ſein Daſein, wie über ſeine außerordentlichen Fähigkeiten und Gaben, den Eltern Sorge für die Erhaltung dieſes, aus ſo feinen Stoffen beſtehenden Lebens.

Die Baronin Horſtall, nun auch längſt vermählt, erfreut ſich, wie ihre Freundin, eines einzigen Sohnes, nachdem ſie ein früher- und ein ſpätergeborenes Kind durch den Tod verloren. Beide Frauen haben ſich in Jahren nicht geſehen, da beſchließt die Baronin zur Feier ihres Hochzeittages, ihren Gemahl mit der Aufführung eines großen Muſikſtückes zu überraſchen, zu deſſen Anordnung ſie den ihr befreundeten Capellmeiſter Grauen am geſchickteſten vermuthet. Sie richtet ſchriftlich ihren Wunſch an den Entfernten, und dieſe Aufforderung begegnet in dem Herzen ſeiner Frau der heißen Sehnſucht nach einem Wiederſehen ihrer Freundin und hilft die Gewährung des Mannes beſtimmen. Er ſtudirt für dieſen Zweck dem kleinen, fünfjährigen Lorenz eine Geſangrolle ein, und reiſet nun im Vorgefühle von Triumphen, die der Künſtler, wie der Vater erwarten darf. Aber ach! eine ganz andere Feier war ihm bereitet! Die Reiſenden überfällt ein fürchterliches Gewitter: ein mehrſtündiges, ſehr heftiges Schloſſenwetter hindert ſie, einen Schutzort zu erreichen und ſpottet aller ihrer Anſtalten, ſich und den zarten Kleinen vor ſeiner eindringenden Gewalt zu ſchirmen. Grauen, in leidenſchaftlicher Furcht für die Geſundheit ſeines Kindes, ſetzt ſich zur Ungebühr aus, wie dringend ſeine Frau ihn auch ermahnt, an ſich ſelbſt zu denken. Bis zum Aeußerſten erſchöpft, langen ſie nun auf dem Landhauſe des Barons an, der mit dem Fürſten verreiſt iſt, und bei ſeiner morgen zu erwartenden Wiederkehr mit der ihm zugedachten Ueberraſchung empfangen werden ſoll.

Allein jetzt fühlt ſich Grauen ernſtlich unwohl, verſchweigt jedoch ſein bedenkliches Befinden, um ſeine Frau, wie die Baronin nicht zu beunruhigen. Auch den folgenden Tag entzieht ſein geſchäftiger Eifer den Frauen die Wahrnehmung, daß er ſeine tiefangegriffenen Kräfte überſpanne. Der Abend verſammelt Gäſte und Muſiker in einem ſchön decorirten Gartenſaale. Alles lauſcht erwartungsvoll der Ankunft des Barons. Da hört man ſeinen Wagen anrollen. Eine kurze, aber pomphafte Introduction umrauſcht, beſtürzt, bei ſeinem Eintritte den Ahnungsloſen, bis er in der Umarmung ſeiner Frau zu Bewußtſein und Dank kommt.

Jetzt tritt der kleine Lorenz auf. Sein Vater ſteht mit der leiſeaushelfenden Violine ihm zur Seite. Da erhebt das Kind die rührende Silberſtimme in dem Worte: Vater! doch wird die Wiederholung nach dem langeverhallenden Accorde zu einem ſchneidenden Weherufe; denn es ſieht ſeinen Vater ohnmächtig, bleich wie einen Sterbenden, an die Bruſt eines Nebenſtehenden taumeln. Der Kranke wird hinweggetragen; doch das Concert war und blieb nun ein unterbrochenes Opferfeſt. Acht Tage darauf bettete man den armen Grauen in die fremde Erde, und in eben dieſem Saale brachte ein Verein der vorzüglichſten Muſiker dieſer Stadt den Manen des Verſtorbenen ein Opfer der Kunſt und Achtung.

Höchſt begreiflich iſt es deshalb wohl, fuhr der Erzähler fort, nachdem er den vielſtimmigen Ausrufungen über dieſen Vorfall für ein Weilchen das Wort gegönnt hatte, daß der junge Grauen, in deſſen kindlicher Einbildungskraft ſich jene Schreckensſcene tief eingeprägt hat, der Theilnahme an jedem Concert, als einer ſchmerzlichen Erregung ausweicht. Ja, das Grauſen jener Erinnerung ließ ihn längere Zeit ſeine innere Berufung zur Muſik verkennen. Als aber der in ihm lebhaft erwachende Tonſinn ihm ein richtigeres Verſtändniß ſeiner ſelbſt gab, entſchied er ſich für die Harfe. Seine troſtloſe Mutter kehrte bald nach jenem traurigen Ereigniſſe, aller dringenden Vorſtellungen der Baronin ungeachtet, die ſich mit ſchwerer Bekümmerniß als die Veranlaſſerin dieſes Unglücksfalles anklagte, in ihren Wohnort zurück, wo ſie von einer kleinen Penſion und den Unterſtützungen ihrer Freundin lebte, doch ſchon nach wenig Jahren ihrem Gatten in die Ewigkeit folgte. Nun machte die Milde der Baronin Anſpruch an die verlaſſene Waiſe.

Der kleine Lorenz kam in das hochanſehnliche Haus des Barons, wo er aller Vorrechte eines Sohnes davon theilhaftig ward. Die Baronin konnte ſich nie genug thun in den Beweiſen von Huld und Liebe für ihren Schützling. Sie weihete ihn ein in die verſchwiegenen Uebungen ihrer Wohlthätigkeit und nannte ihn ihren Armenpfleger. Allein dieſes Ehrenamt brachte ein neues Unglück über ihn. Ein ſchwerer Fall von einer ſteilen, dunkeln Treppe, die er in dieſem anvertraueten Berufe erſtiegen, ließ ihn erlahmen, und die Baronin erkannte mit unſäglichem Schmerze ſich als das feindliche Schickſal des Verkrüppelten. Sie machte ihrem Gemahl und Sohne die lebenslängliche Liebesſorge für ihn zur heiligen Pflicht, und ſetzte in ihrem Teſtamente ein reiches Legat für ihn aus. Allein der junge Mann iſt keineswegs beklagenswerth. Seine ſanfte Gemüthsart, ſein reiner, gebildeter Geiſt laſſen ihm ſein körperliches Unglück kaum empfinden. Er hat ſich der Kunſt und den Muſen geweihet, und ſich nächſtdem die brauchbarſten Geſchäftskenntniſſe erworben. Er iſt in den wichtigſten Geheimangelegenheiten die rechte Hand des älteren Barons und der geliebteſte Freund des jüngern. Die ſorgliche Rückſichtnahme auf die ſchwankende Geſundheit ſeines Aſſiſtenten, die eine unausgeſetzt pflegende Aufrechthaltung erfordert, hat den Baron bisher abgehalten, ſeine Einwilligung zu Grauens Vorſatz zu geben, ſich um eine ihm angemeſſene Lehrerſtelle zu bewerben.

Hier ſchwieg der Erzähler, und in einer minutenlangen Stille feierte die Theilnahme ſeiner Zuhörer. Mir war das Herz voll zum Ueberfließen, das Auge wohl auch. Nun ward die Tafel aufgehoben, man eilte nach flüchtiggenoſſenem Kaffee zu den Spieltiſchen. Während deſſen brachte ein Bedienter meine Harfe herbei, und als ich verwundert fragen wollte, wozu? forderte meine Großmutter mich auf, die Geſellſchaft für dieſe zerſtreuete Unterhaltungspauſe durch Spiel und Geſang zu amüſiren. Guter Gott! Wie hätte ich jetzt, wie hätte ich hier ſpielen und ſingen können? Ich lehnte es entſchieden ab. Man drang aus Artigkeit für meine Großmutter nur heftiger in mich, und ich entſchuldigte mich damit, daß ich meine Muſik bisher vernachläſſiget, weil ich ſeit meinem Abgange von Domthurn jeder Ermunterung dazu, jeder muſikaliſchen Anſprache entbehrt hätte.

Meine Großmutter warf mir einen grimmigen Blick zu und ſagte: Dieſem Uebelſtande ſoll abgeholfen werden, mein Töchterchen! Ich hörte an ihrem Tone, wie erzürnt ſie war. Am folgenden Morgen las ſie mir einen tüchtigen Text über meinen Eigenſinn, den ich ohne alle Selbſtvertheidigung hinnahm und ſie dadurch verſöhnte.

Meine Großmutter ſchrieb nun in meinem Beiſein ein Billet und befahl, der Jäger ſolle ſogleich nach dem Landhauſe des Gouverneurs reiten (die Domeſtiken ſind an dieſe Benennung gewöhnt), das Schreiben überbringen und auf Antwort warten. Ein ängſtliches Herzſchlagen wollte mich überreden, ich hätte Theil an dieſer ſchriftlichen Sendung. Gegen das Ende des Vormittags kam die Großmutter, einen offenen Brief in der Hand, in mein Zimmer. Sehr freundlich ſagte ſie: Nun, Seraphine, die Ausrede, daß es Dir an Gelegenheit zu gemeinſchaftlichen, muſikaliſchen Uebungen fehle, wird Dir künftighin nicht mehr mit Wahrheit zu Gebote ſtehen. Der junge Graun wird Dich wöchentlich zwei Mal auf eine Partie Harfenſpiel und Geſang beſuchen. Da machte man nun geſtern ein Aufhebens davon, wie pretiös, wie capriciös, und Gott weiß, was ſonſt noch? der Menſch ſein ſolle! Man muß eine Sache nur anzufaſſen verſtehen! Ich ſchrieb an den Gouverneur und bat um ſeine Vermittelung, und nun lies ſelbſt, wie verbindlich die Antwort lautet! Die Erfüllung meines Wunſches, ſchreibt er mir, gereiche ſeinem jungen Freunde zum höchſten Vergnügen! Ich fühlte, daß ich blutroth geworden war. Der Schrecken hatte meine Zunge gelähmt, ich konnte kein Wort aufbringen. Meine Großmutter ſtarrte mich an. Sie fragte mit dem Tone des Vorwurfs: Am Ende iſt es Dir wohl nicht recht, Seraphine? Doch kann ich nicht einſehen, weshalb? Daß der junge Menſch lahm und kränklich iſt, daran brauchſt Du keinen Anſtoß zu nehmen; denn er ſoll Dir ja weder gefallen, noch eine Quadrille mit Dir tanzen.

Liebe Großmutter, bat ich, mißverſtehe mich nicht! Ich meine nur, daß Deine fürſorgende Güte mich hier in ein ſeltſames Verhältniß verſetze. Ich werde oft allein mit dem jungen Manne ſein — —

Meine Großmutter ließ mich nicht ausreden. Sie hatte mich gar nicht verſtanden. Nun er wird Dich ja weder berauben, noch ermorden! ſagte ſie ein wenig ärgerlich. Ich unterdrückte, was ich weiter hatte ſagen wollen, indem ich ihr ſchweigend die Hand küßte, und ſie verließ mich in dem ſtolzen Gefühle eines gewonnenen Doppelſieges, über Grauens Künſtlertrotz, wie über meine eigenſinnige Widerſpenſtigkeit.

Würde wohl, fragte ein leiſer, ängſtlicher Scrupel in mir, mein guter Graf mit dieſer Verfügung zufrieden ſein? — Denn wenn auch der ſtrenge Wille meiner Großmutter unſerem Verlöbniſſe für eine Zeit der Prüfung ſeine bindende, verpflichtende Kraft genommen, oder es als ſolches vor dem künftigen Sommer gar nicht anerkennen und beſtätigen will, ſo betrachte ich doch nichts deſto weniger mich als ſein Eigenthum und habe mich daran gewöhnt, mein Thun und Laſſen vor das Tribunal ſeiner Anſprüche an mein Herz zur Verantwortung zu ſtellen.

Ich glaube nicht, meine liebe Agnes, daß ich den Grafen leidenſchaftlich liebe; ich glaube es um ſo weniger, ſeitdem ich von ihm getrennt zu einer ungeſtörteren Beurtheilung meiner Empfindungen für ihn gelangt bin. Allein ich halte mich zu ſeinem Glücke nothwendig und von der Vorſicht berufen, als ein tröſtender, friedengebender Geiſt in der innigſten Verbindung auf ihn zu wirken. Die Verlaſſenheit ſeines holden Kindes ſpricht mit flehender Stimme an mein Gemüth, und wie leiſe der Name: Mutter! auch an mein geiſtiges Ohr ſchlägt, den Molly's Unſchuld meinem Gedächtniſſe zuruft, ſo übertönt ſein rührender Klang doch die beredten Huldigungen der ſchönſten jungen Männer, welche in mir das Mädchen, oder die reiche Erbin ihrer Aufmerkſamkeit werth finden. Und endlich knüpft die genauere Kenntniß von dem Unglücke des Grafen, von der Bedrängniß seiner häuslichen Situation mein Loos mit feſten, unzerreißlichen Fäden an das ſeine. Aber dennoch wird ein tiefes, unendliches Sehnen in mir nicht durch die hoffende Ausſicht auf dieſe Verbindung befriediget! Es iſt mir, als läge ſein Ziel in weiteren Fernen, um welche der Zukunft Schleier in den Farben des Morgenrothes dicht verhüllend liegt. Nur zuweilen, wenn die Erinnerung an eine ſtillſelige Vergangenheit meine Bruſt ſchwellt und Ahnungen, wie goldene Träume, die trübe Seele verklären, füllt ein heiliges Genügen mein Herz. Ich bin es mir dann mit Innigkeit bewußt, daß ich ſein bin mit Liebe und auf ewig! Doch ich muß noch einmal auf Grauen zurückkommen. Er hatte verſprochen, am dritten Tage nach der an ihn ergangenen Aufforderung bei uns zu erſcheinen, und meine Großmutter ſendete ihm den Wagen. Als er nun bei uns eintrat mit dem feinen Anſtande der Höheren, mit Worten, die eine ehrfurchtsvolle Willfährigkeit für die Wünſche meiner Großmutter und zugleich das edelſte Selbſtgefühl ausdrückten, während ein flüchtiges Erröthen ſeinem anmuthigen Geſichte den Reiz der Beſcheidenheit gab: da imponirte er ſelbſt ihr, einer Frau, die ſonſt mit vornehmer Kälte jedem Eindrucke zu gebieten verſteht, und ſie begrüßte ihn mit wärmerer Achtung, als ſich ſelten Jemand von ihr rühmen mag, dem nichts weiter zur Empfehlung dient, als Kunſt, Wiſſenſchaft, Edelmuth und Unglück! — O vergieb, Du gute, ſanfte Agnes! Da bin ich ſchon wieder einmal bitter geworden.

Eine alte Dame ward jetzt gemeldet und angenommen, und Grauen folgte mir in mein Zimmer. Ich war anfänglich in großer Verlegenheit und konnte den rechten Ton für unſer Beiſammenſein nicht ſogleich finden. Grauen mochte es bemerken, und freundlich vertrat er meine Unbeholfenheit. So wurde mein Benehmen allmählich unbefangener. Er ſtimmte meine Harfe, durchſah meine Muſikalien und ſpielte erſt ſelbſt, ehe er mein Spiel mit ſeinem Geſange begleitete. O Agnes! wie das Inſtrument an ſeiner Bruſt lag und ſein blonder Lockenkopf durch eine kleine Senkung ſeinem Ausſehen einen leidenden, ſchwermüthigen Zug gab, erſchien er mir wie ein junger Minſtrel, wie der Sänger einer altſchottiſchen Ballade. Es genügt mir nicht, wenn ich Dir ſage, er treibe die Muſik mit Meiſterſchaft. Seine Kunſt hat die Weihe des tiefſten, des zarteſten Gefühls. Alle Saiten des Gemüthes klingen an bei ſeinen Tönen, die das Echo einer Seele bilden, in welcher nur Wohllaut, nur Einklang wohnen kann.

Wir ſind nun beſſer mit einander eingerichtet, und ich darf ſagen, daß die Stunden, welche ich mit ihm bald in ſchwierigen Uebungen, bald im kurzen, erholenden Geſpräche, dann wieder in einem Wechſelgeſange, und am liebſten als eine ſtille Hörerin ſeiner Phantaſieen zubringe, die glücklichſten ſeien, die ich hier verlebe. In ihnen erhole ich mich von dem leeren Schalle der Geſellſchafts-Converſation. Sie verſetzen mich nach Domthurn, wo ich meinem Lehrer gerade ſo gegenüber ſaß! Was ich dann auch ſpielen möge, es wird zum Heimwehliede; aber der Engel in meiner Bruſt trägt es hoch über jene ſtillen Mauern in die Räume des Himmels!

Gleich nach dem Weihnachtsfeſte erhielt meine Großmutter einen Brief von dem Grafen von der Celle, der die Bitte um die Erlaubniß enthielt, daß er ihr, wie mir, ſeinen Glückwunſch zum Neujahr perſönlich darbringen dürfe.

Ich habe dies Schreiben nicht geleſen; wahrſcheinlich deshalb, weil meine Großmutter den Eindruck fürchtete, den es auf mich haben könnte und für welchen das eigene Gefühl ihr einen verjüngten Maßſtab gab.

Sie gewährte, und am Morgen des Sylveſtertages erwarteten wir ihn. Aller Beſuch ſollte abgewieſen werden, auf daß dieſer Tag unſerem lieben Gaſte ganz gehöre; aber nur für dieſe kurze Friſt war die Vergünſtigung ſeines Kommens und Bleibens bedungen, denn die Großmutter iſt eine geſchworene Feindin alles Eclats.

Wie Anſelm, den Grafen anmeldend, eintrat, durchflog ein heftiges Zittern meine Glieder. Er kam. Seine innere Bewegung war ſichtbar; allein die Gegenwart meiner Großmutter legte ſeinen leidenſchaftlichen Regungen den Zwang wohlanſtändiger Mäßigung auf. Ich ſah, welche Pein ihm die geforderten Relationen über wirthſchaftliche oder andere abſtracte Angelegenheiten verurſachten, auch meine Großmutter mochte es bemerken; aber ſie fand ein grauſames Vergnügen darin, den Glühenden durch alle Foltergrade der Ungeduld gehen zu laſſen, deren Qualen er ſchweigend verſchmerzen mußte. Es giebt Augenblicke, in denen man daran zweifeln kann, ob ein fühlendes Herz in der Bruſt meiner Großmutter ſchlage. — Ich hatte mich ſo geſetzt, daß mein Blick unbewacht von dem übrigen war. Mein Auge hing mit der gerührteſten Freundlichkeit an ſeinen Zügen: ich lächelte ihm dann und wann tröſtend zu, doch was ihn ermuthigen ſollte, verwirrte ihn nur noch mehr. Ich hatte augenſcheinlich Uebel ärger gemacht. Er ſeufzte ſchwer, öffnete, ſich zu mir wendend, die Lippen und verſchloß ſie wieder, und gab zerſtreuete, einſilbige Antworten. Meine Angſt ſtieg von Minute zu Minute; ich hätte den Tag hindurch ſo nicht ausgehalten. Da ließ ſich der Juwelier melden, der dem geſtern an ihn ergangenen Rufe meiner Großmutter erſt heute hatte folgen können, und wie ungern dieſe auch ihrem Opfer eine viertelſtündige Freiheit gab, ſo wollte ſie doch den vielbeſchäftigten Mann nicht unverrichteter Sache gehen laſſen. Mit erſchreckender Heftigkeit ſchloß der Graf, wie wir allein waren, mich in ſeine Arme. Meine himmliſche Seraphine! biſt Du auch noch mein? rief er, und ein ängſtlich bittender Zweifel tönte in dieſen Worten. Ich bat ihn, daß er ruhig ſein und mir vertrauen möchte. Ich gab ihm offene Verſicherungen meiner Liebe, meiner Treue, und ſagte ihm, daß es mir hier außer dem Hauſe wenig gefalle, und daß ich mich herzlich auf das Land und in ſeinen Umgang zurückſehne. Ein feuriges Entzücken flammte auf in ſeinem Blicke, in ſeinem Kuſſe; aber wie die Blitze deſſelben verſchwunden waren, vermißte ich doch jene ruhige Klarheit ſeiner Empfindungen, welche von einer völlig ausgehelleten Ueberzeugung wiederſtrahlen muß. O Agnes! Warum fehlen doch dieſem edlen Gemüthe die ſchönſten Segnungen der Güte, Ruhe und Hoffnung? — Wird es mir auch gelingen, ſie in ſeine Bruſt zu ſenken? Wird mein geſicherter Beſitz ihn endlich zufrieden ſtellen? Gott gebe es doch, ſonſt würde ich ſehr unglücklich ſein! — Ich würde mich in der Anſtrengung verzehren, ihn zu beglücken und es doch nicht vermögen; denn nicht von Außen herein in das dürſtende Herz, nein, von ſeiner verborgenſten Tiefe aus das Leben befruchtend, rinnt die Quelle unſeres Friedens!

Dieſen Betrachtungen konnte ich nicht entfliehen, als ich am Abend, wo der Graf uns verlaſſen, bis zum Aeußerſten erſchöpft und ermattet, wie ich mich ſeit Langem nicht gefühlt hatte, in mein Zimmer eilte. Ein Thränenſtrom, der ihnen folgte, erleichterte meine gepreßte Bruſt. Keine bräutliche Sehnſucht weinte aus ihm, nur die bängſte Befürchtung und der unausſprechliche Schmerz eines Mitgefühls, deſſen Natur mir nicht ganz erklärbar war. An Schlaf war nicht zu denken. Ich trat an das unverhüllte Fenſter und ſah die blendenden Erleuchtungen mancher Häuſer, in welchen vielleicht man das neue Jahr unter geſellſchaftlichem Jubel und Gläſerklang erwarten wollte. Aus der Ferne tönte der gedämpfte Schall einer wilden Tanzmuſik. Ich ſah aufwärts in den ſtillen Wandel der ewigen Sterne, und die heilige Hand, welche dieſe Weltenheere in ihren Bahnen erhält, leitete ja auch mein Schickſal. Jetzt ſchlugen die Uhren zwölf; der Nachtwächter ſang gerade unter meinem Fenſter ein frommes Neujahrslied. Ich warf mich auf meine Kniee und betete mit frommer Zuverſicht zu dem Herrn aller Zeiten. Ich legte das Wohl meiner Lieben und Liebſten an Sein treues Vaterherz und bat um Seinen guten Geiſt, daß Er mein Führer ſein möge, auch in dem neuen Jahre, welches wahrſcheinlich ein entſcheidungsvolles für mich werden wird. Darauf legte ich mich, von Rührung und Kälte durchſchauert, zu Bette und ſchlief bald ein. Mein Erwachen war ſehr ſchön. Ich glaubte mich von einem Engel begrüßt. Als ich die Augen aufſchlug, ſah ich auf einem Tiſchchen, dicht vor meinem Bette, eine Vaſe vom feinſten Porzellan mit natürlichen Blumen gefüllt ſtehen, von deren mittlerer Wölbung mir in idealer Darſtellung und in ſprechender Aehnlichkeit Molly's über alle Beſchreibung liebliches Bild zulächelte. Dieſes ſinnige Geſchenk machte mir ein unnennbares Vergnügen, und ich konnte nicht müde werden, es zu betrachten und mich darüber zu freuen. Meine Samſon, welche von dem Grafen in das

Geheimniß dieſer Ueberraſchung hatte gezogen werden müſſen, machte mich auf ein kleines Kärtchen aufmerkſam, das unter der Vaſe lag, und worauf man der kleinen Gratulantin in folgenden Zeilen die Hand geführt hatte: „Sieh! Es bringt in Engelhulle und in blumenreicher Fülle Molly ihren Glückwunſch dar, Theure, Dir zum neuen Jahr!“

Ich habe Laura kennen gelernt und den Baron wiedergeſehen. Doch hat weder ihre Schönheit, und noch weniger ihre Weiſe, eine Bekanntſchaft zu eröffnen, etwas Anziehendes für mich. Möglich, daß der Gedanke mein Herz verſchloſſen hielt, wie dieſe Frau Deinem Glücke, meine Agnes, in den Weg getreten! Aber wenn ich es auch vermöchte, ſie ohne alle Beziehung auf Dich zu beurtheilen, ſo würde ſie mir doch nimmer gefallen.

Es hat ſich hier ſehr viel für ſie geändert, wie die Chronik unſerer Societäten berichtet. Sie debütirt nicht mehr als die ſchöne, gefeierte Siegerin aller Männerherzen, ſondern hält, nicht ohne Schwerfälligkeit, wie man bemerkt haben will — die tragiſche Anſtandsrolle feſt, in welche ſie ſich bei ihrer Wiederkehr als Baronin Horſtall geworfen. Sie genießt noch immer viele Auszeichnung; doch wird ihr dieſe von einem anderen Kreiſe und auf andere Art, als vormals, zu Theil, und weniger ihrer Perſönlichkeit dargebracht, als der Gattin eines geſchätzten Edelmannes, als der Schwiegertochter eines allgemein verehrten und ſelbſt von ſeinem Fürſten diſtinguirten Greiſes.

Es war unlängſt ein Cabinet ausländiſcher Vögel hier zu ſehen. Eine Freundin meiner Großmutter forderte mich auf, es in ihrer Begleitung in Augenſchein zu nehmen. Wir fuhren hin, der Saal war gedrängt voll, und erſt nach einer langen Weile wurde an der dicht umdrängten Barriere

Raum für die ſpäteren Ankömmlinge, unter die wir gehörten.

Du weißt, Agnes, ich liebe das Vögel-Völkchen vorzugsweiſe. In kindlichfreudiger Erwartung ſtand ich jetzt vor einem ſehr ſchön gefärbten Papagey, der nach der Verſicherung ſeiner Eigenthümerin der beſte Redner dieſer geſiederten Geſellſchaft ſein ſollte, heute aber in einer böslich-verſtockten Laune noch kein Sterbenswörtchen hatte verlauten laſſen. Liebkoſend reichte ich dem Halsſtarrigen Biscuit und Zucker; da öffnete er den krummen Schnabel und ſprach langſam und vernehmlich: Ich bin Dir gut! dieſe Declaration zur großen Ergötzlichkeit der Zuhörer unaufhörlich wiederholend. Aller Augen waren auf mich gerichtet; ich fühlte, daß ich über und über roth geworden war. Jetzt trat die Beſitzerin des Cabinets herbei und ſagte: Das war dir geſund, mein Jungchen! Hätteſt du noch länger geſchwiegen, ſo würde es Hiebe geſetzt haben! Bei dieſen Worten drückte ſie zwei Reihen glänzender Perlenzähne drohend zuſammen und ſchwang ein kleines Rüthchen. Aber der Vogel verſtummte plötzlich und rollte zornig die Corallen-Aeuglein. Ich war ſehr ärgerlich über dieſe unzeitige Störung meines Vergnügens, und wie ich mich umwende, ſtehet Baron Horſtall am Arme ſeines Freundes Grauen dicht hinter mir. Der Baron begrüßte mich auf eine Weiſe, in welcher er mit Freude und Feinheit auf unſere frühere Bekanntſchaft Beziehung nahm; Grauen hingegen verleugnete in der fremden Ehrerbietung ſeiner tiefen Verbeugung unſer gegenſeitiges Näherkennen und Näherſtehen. Ich klagte darüber, daß die verkehrte Verfahrungsart der Vogel-Zuchtmeiſterin meinen kleinen Liebhaber verſtummen gemacht; und der Baron antwortete mit einem ſonderbaren Lächeln, das aus gutmüthigem Spott und Wehmuth gebildet ſchien: Ach, meine gnädige Gräfin, es iſt nicht ſelten das Schickſal wohlwollender Aeußerungen, daß ihnen die Verkehrtheit Schweigen auflegt! Da erröthete Grauen, und ich — ſah mich nun wieder nach meiner Begleiterin um, die mir unterdeſſen abhanden gekommen war.

Schon vorhin war mir eine junge Dame aufgefallen, deren ſchlanker, ſtolzer Wuchs durch einen Anzug gehoben wurde, welcher ſie als eine reiche Vornehme verkündete. Sie trug einen Zobelpelz, deſſen hoher Kragen die untere Hälfte ihres Geſichts bedeckte; ein langer, echter Spitzenſchleier, mit einem koſtbaren Juwel befeſtiget, verhüllte ihr dunkles Haar und fiel halbverbergend über Stirn und Augen. Jetzt flüſterte der Baron dieſer Dame einige Worte vertraulich ins Ohr, faßte ſie unter den Arm und führte ſie mir zu, mir in ihr ſeine Frau vorſtellend. Bei den Worten: Meine Frau — gab es mir einen Stich ins Herz. — O meine Agnes! —

Zwei Tage darauf machten uns die jungen Horſtall's einen perſönlichen Beſuch, nachdem ſie ſich bei ihrer früheren Ankunft in der Hauptſtadt durch Meldungskarten empfohlen hatten. Ich ließ es an der redlichen Mühe nicht fehlen, Meiſterin meines Vorurtheils gegen Laura zu werden. Allein ſie ſpricht mich nicht an. Und auch der Baron gefällt mir weniger, wenn ich ihn neben ſeiner Frau erblicke.

Eine Einladung von meiner Großmutter an die Familie Horſtall iſt ſeitdem unter dem Vorwande abgelehnt worden, daß die Baronin kränklich wäre.

Nun, meine liebe, theure Agnes, das heißt geſchrieben! Aber dennoch fürchte ich nicht, daß Du im Leſen ermüden könnteſt. Beikommend erhältſt Du Deinen Aufſatz zurück, den ich mit dem wehmüthigſten und bewundernſten Intereſſe mehr als ein Mal geleſen habe. Nimm meinen wärmſten Dank dafür hin und die Verſicherung, daß ich mit unwandelbarer Zärtlichkeit Dein gedenke! Lebe wohl!

Dreiundzwanzigſter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine Lary.

Ober-Höhen, den 30ſten März 1811.

Es iſt mir heute ein dringend herzliches Bedürfniß, an Dich zu ſchreiben, meine gute, geliebte Seraphine. Ein frühjährliches Sehnen und Ahnen ſchwellt mein Herz in höherem Verlangen nach inniger Gemeinſchaft, nach beſeligender Nähe alles deſſen, was mir lieb und theuer iſt! O meine Freundin! wenn die Natur erwacht, kann kein Gefühl im Schlummer verharren, das im reinſten Einklange zu ihrer heiligen Ordnung ſtehet. Und ihre ewigen Geſetze ſind: Liebe! Wahrheit! Treue! —

Wenn die Schwalbe zu der nördlichen Heimath wiederkehrt, deren erſtorbenes Leben von des Lenzes warmem Odem beſeelt wird, um mit bewundernswürdigem Gedächtniß ihr kleines Neſtchen an der alten Stelle zu bauen, dann fühle ich meine Seele von den Flügelſchlägen der gerührteſten Freude bewegt und über Raum und Zeit hinweggetragen in das heimiſche Plätzchen einer treuen, warmen Bruſt in die Arme des großen Weltenvaters, dem die Schwalbe ihr Erinnerungsvermögen verdankt, und der Menſch den göttlichen Vorzug, Treue üben zu können!

Sieh in dieſem Erguſſe meiner Empfindungen die unveränderte Gewohnheit, Dir mein Gemüth unverſchleiert zu entfalten. Es würde mir ſchwer, wo nicht unmöglich ſein, in dem Beſtehen unſeres freundſchaftlichen Zuſammenhanges durch irgend einen Vorbehalt das Dir gehörende Vertrauen zu beſchränken. Deshalb will ich auch, Dein Wohl als das meine beachtend, mich jetzt offen über eine Sorge ausſprechen, welche Dein letzter Brief, wie unendlich lieb er mir ſonſt auch war, doch lebhaft in mir angeregt hat.

Ein ſeltſames Spiel des Zufalls hat Dich in eine nähere Beziehung zu einem jungen, liebenswerthen Manne gebracht, deren Gefährlichkeit ſelbſt Deinem erſten Erſchrecken bei der Verkündigung davon einleuchtend war. Zürne nicht, Liebe, ob dieſer Behauptung, ſondern prüfe ſie genau, und Du wirſt finden, daß ich Recht habe. Wie mag Deine weltkluge, erfahrene Großmutter nur überſehen haben, daß dieſer Grauen weniger als tauſend andere Männer von untadeliger Wohlgeſtalt ſich zu dem einſamen Geſellſchafter einer Verlobten eigene? Meint ſie vielleicht, daß die Glorie, womit Anmuth, Geiſt und vor Allem ein rührendes, mitleidswerthes Verhängniß — das Haupt eines bürgerlichen Jünglings umſtrahlt, in den Augen eines M[illegible]s, das, wie meine Seraphine, ein wenig zur Schwärm[illegible]neigt und über die Verhältniſſe des Ranges ziemlich fre[illegible]iſch denkt, nicht ſo hell leuchtet, wie eine Grafenkrone? — O wie wäre dieſer Dunkel ſo blind! Meine Seraphine, deren Frieden mir theurer iſt, als des eigenen Herzens Ruhe, wird heller ſehen. Ein alter Dichter warnt ſehr wahr: Spiele nicht mit Amor; denn geſchwinde ſchlinget er die zauberiſche Binde um das hellſte Auge hin! — Ich will es Dir nicht verhehlen, daß Dein ſtilles Verlöbniß mit dem Grafen von der Celle mir ohnehin als ein Wagniß erſchienen iſt und noch erſcheint, dem nur die ruhigſte Beſonnenheit, der feſteſte Wille, die gewiſſenhafteſte Abwägung des richtigen Maßes von warmer Empfindung und berechnender Kälte das Gelingen ſichern kann. Gewiß iſt der Graf ein edler Mann, und das Schickſal jeder Liebe unverbürgt: aber es dürfte leicht über das menſchliche und weibliche Vermögen reichen, ein ganzes Leben hindurch mit der Kraft eines höheren Geiſtes den Sturm eines Gemüthes zur Stille zu beſchwören, das, vom Fall einer Thräne, von dem Wehen des kleinſten Seufzers unruhig bewegt, die ſchwachen Dämme zu überfluthen droht, mit denen Verſtand und Charakter ſeinen wilden Strömungen wehren. Könnte nicht ein Augenblick kommen, in welchem Du, ein ſchwaches Weib, in ſchmerzlicher Ermattung dächteſt: Das Unmögliche leiſten, können nur die Unſterblichen, die Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen! Zwar wird Molly zu dem Schutzgeiſte Deines Bundes werden, und die Mütterlichkeit Deiner Ruckſichtnahme auf die kleine Verlaſſene Dich mit Würde über manchen Fallſtrick der Weiblichkeit emporheben; doch eben deshalb iſt es auch höchſt nöthig, daß jene Geſinnung vorherrſchend in Dir bleibe, und, wenn die Vergleichung erlaubt wäre — Dich in Madonnen-Reinheit vor jeder irdiſchen Neigung bewahre. Und nun begegnet Dir in dieſem Grauen, dem ich herzlich gut bin, doch nur wie die Schweſter dem Bruder — die Verſuchung in ihrer anziehendſten Geſtalt! Die Dringlichkeit der Anſprüche Deiner ſehr wahrſcheinlich zahlreichen Verehrer, die Angelegentlichkeit ihrer Huldigungen werden Dich, ſo wie ich Dich kenne, kalt laſſen, wo Grauens ſanfte Reſignation auf dieſe Vorrechte der Glücklicheren Dich in einer Begeiſterung für die Kunſt, die an den Platz ihrer Göttin auch dem trunkenen Auge des Lehrers das Bild der Schülerin ſchieben kann, zu ſtiller Gluth entzündet, welche Du für ein heiliges Feuer erkennſt, während ihre Flammen Dein Glück bereits verwüſtet haben!

Wahrlich! Theure, der Graf konnte für die geliebte Braut das Neujahrsgeſchenk nicht bedeutſamer wählen, als er es ahnungslos gethan! Stelle dieſe Vaſe auf als ein Denkzeichen Deiner Verpflichtungen; Molly's Mutter kann und darf zwar die Freundin eines edlen Jünglings ſein; aber das klare Bewußtſein dieſer heiligen Berufung wird Deinen Blick für die zarte Grenze ſchärfen, wo dieſe Hinneigung zum Segen führt, und über welche hinaus ſie ins Verderben lockt. Mein heißes Gebet begleite Dich ſchirmend!

Der Winter iſt nun vorüber. Ein milder Lenzhauch wehet in den Lüften, welche über die Berge ſtreifen. Die Lerche jubilirt in den warmen Sonnenſtrahlen, und ein röthliches Braun färbt die ſchwellenden Laubknospen. Der Ackersmann bereitet den dampfenden Boden zur Saat, und die lieblichen Schneeglocken läuten die nahe Frühlingsfeier ein. O Seraphine, wie ſehnſüchtig harre ich dieſer Wonnezeit! Seit wir ſie zum letzten Mal in Domthurn begrüßten, hat ſich viel in und um uns verändert. Die Herrlichkeit der Natur wird nunmehr aus einem anderen Spiegel wiederſtrahlen, als in dem unſer kindlich-klares Gemüth ſie früher auffaßte. Nie werde ich das unwiederbringlich verlorene Glück jener Tage vergeſſen, in denen die goldenen

Träume der Kindheit ſich leiſe und unmerklich in die Ahnungen der Jungfrau verwandelten: wo Erfahrung und Schmerz noch nicht mit ihren trüben Schatten die Ideale verhüllet hatten, die mit göttlichem Glanze unſern frommen Sinn verklärten; wo eine gemeinſchaftliche Arbeit das Band der Eintracht noch feſter um die liebenden Herzen ſchlang; wo alle Menſchen gut waren, wie die himmliſchfreundliche Sarelli, ſchuldlos, wie die Liebſten unſerer Geſpielinnen und froh und ſelig, wie wir ſelbſt! — Ach! warum mußte unſer erſter Eintritt in die Welt dieſen beglückenden Wahn zerſtören? Ich fühle mich fremd und einſam, ſeit jene holden Täuſchungen mich verlaſſen haben. Die Guten ſind unglücklich, und oft um ihrer Tugenden willen. Die Todten, welche lange in Frieden ſchlafen, reden Worte der Warnung zu den Lebenden; das Auge bebt zurück vor dem Wehe, das in unzähligen Geſtalten unſer Heil bedrohet, und verſchüchtert entfliehen Glauben, Hoffnung und Liebe, die Genien des chriſtlichen Lebens!

Nein, meine Freundin, ſo wird es mit Dir, mit mir nicht kommen! Wir halten feſt am Glauben, auch wenn des Schickſals Schwere unſere Stärke prüfen ſollte. Wir folgen der Hoffnung, und wenn der Weg auch noch ſo dunkel würde; und bleiben der Liebe treu, ob Undank, Haß oder fremde Schuld auch den Diamant des Herzens brechen wollten!

Du wirſt Dich erinnern, daß ich Dir neulich geſchrieben, ich wäre durch den Sacriſtan der Marien-Capelle zu einem Beſuche auf dem Berge eingeladen worden. Mein Oheim wollte nicht zugeben, daß ich den Weg hinauf allein unternähme, und ſo bot er ſich zu meinem Begleiter an. Auch Frau Molle ſollte mitgenommen werden, welche das Verlangen geäußert hatte, den heiligen Ort wieder einmal zu ſehen. Wir beſchloſſen, den halben Weg zu fahren, und den noch leeren Raum im Wagen füllten Geſchenke an Wein und Lebensmitteln für den Bruder Lucas aus, für deren weitere Beförderung zwei rüſtige Leute beordert waren. Schon hielt der Wagen angeſpannt vor der Thür des Hauſes, als der Poſtbote Briefe aus F...... brachte, deren Durchſicht bis zu unſerer Wiederkehr zu verſchieben, einem ſo väterlichen Manne, wie mein guter Oheim iſt, unmöglich war. Der Baron hatte geſchrieben, Laura kränkele anhaltend; doch habe der Arzt, Hofrath Heyſan, ein alter Freund des Hauſes, die Verſicherung gegeben, daß dies Uebelbefinden die unwiderſprechliche Verkünderin einer ſchönen Hoffnung wäre. — Mein Oheim theilte mir den Inhalt des Briefes fragmentariſch mit und hob in der Ueberraſchung ſeiner Großvater-Freude grade dieſe Stelle nachdrücklich aus. Ich ſah ein inniges Lächeln ſeine tiefen Züge aufhellen, und ein ernſtes Gefühl bewegte mein Herz. Laura's Gatte war nun auch Vater ihres Kindes! Dieſe heilige Bindung mußte die Mutter entſündigen, dem durch ſie geſegneten Manne feſter verknüpfen und meine ſchönſten Erinnerungen auflöſen. Ich kam mir halb und halb wie eine Schuldige vor, daß ich Ihn einſt geliebt hatte, daß ich noch heute mit einem wehmüthig zärtlichen Andenken auf jenen Stunden verweile, in denen ich dieſe Neigung noch nicht als eine ſündliche verurtheilen durfte. Des Oheims frohe und höchſtnatürliche Theilnahme an der empfangenen Nachricht, in der er, worin ich von ihm verwöhnt bin — meines ſchwachen Herzens zu ſchonen vergaß, entfernte mir den ſchützenden, mitfühlenden Freund und gab mir ein ängſtendes Bewußtwerden des Alleinſeins. Wohl mir, daß die vorgenommene Wallfahrt mich zur Mutter führte! Vor ihrem Bilde, ich wußte es ja, wurde der Geiſt ihrer Geſinnung über die verlaſſene Tochter kommen!

Das zweite Schreiben, ein Geſchäftsbrief, erforderte ſchleunige Beantwortung. Mein Oheim ſchwankte, ich redete ihm zu, mich mit Frau Molle allein fahren zu laſſen und die verdrießliche Angelegenheit ohne Säumen abzumachen. Er entſchied ſich endlich meinem Rathe gemäß, und mir war es lieb ſo.

Wir fuhren ab; die freie Ausſicht von der Höhe erweiterte meine gepreßte Bruſt. Still und nachſinnend blickte ich in die Ferne, und das gute Mütterchen neben mir ſtörte mich nicht. Der Sacriſtan, von unſerer Ankunft bereits unterrichtet, kam uns mit der Aufforderung entgegen, daß wir uns in ſeinem Häuschen auswärmen möchten, ehe wir das Krippel in Augenſchein nähmen, und Frau Molle bat mich, die Einladung anzunehmen; ſie habe, ſagte ſie, eine kleine Kaffee-Maſchine mitgenommen, auf daß ihr gutes Fräulein auch hier auf dieſem unwirthbaren Berggipfel der gewöhnten Erquickung nicht entbehren dürfe.

O Seraphine, mit welch wunderbaren Empfindungen ſah ich mich in dem engen Raume der kleinen Hütte, in der gewiß Frieden und Freude wohnen! Durch die niederen, halb mit Moos verbaueten Fenſter warf die Sonne ihren blendenden Schein auf die räucherigen Wände, welche, dicht mit Heiligenbildern umhangen, auch hier und da den entſtellenden Holzſtich eines lebenden Potentaten zeigten. Das harte Lager, wie mit einem Bahrtuche ſchwarz bedeckt, ſtand in dem Dunſtkreiſe eines ſchmälenden Duodez-Oefchens. Ein kleiner, roher Tiſch, dergleichen Schemel, ein hölzerner Sims, worauf die einfachen Bedürfniſſe dieſer philoſophiſchen Häuslichkeit geſtellt waren, machten das ganze Ameublement aus, und eine beſeitigte Drechſelbank mit allerlei Schnitzwerkzeug zeigte die winterliche Beſchäftigung des Eremiten an.

Wir machten nun unſeren Wirth zu unſerem Gaſte, und der erſtorbenſte Appetit hätte ſich an dem Anblicke des vergnügten Genuſſes beleben müſſen, mit welchem der Alte ein halbes Dutzend Taſſen von dem echten, reinen Kaffee trank, deſſen gemißbrauchter Name ihm vielleicht nur in widerlichen Surrogaten bekannt und befreundet war. Als wir nun die nachgebrachten Gaben für ſein Küchen-Magazin vor ihm ausbreiteten, unter denen auch ein gefülltes Flaſchenfutter-Körbchen war, da wurde ſeine Dankbarkeit ſo beſtürzt, als müſſe ſie vor der Ueberſchwänglichkeit ſolch eines Reichthums verſtummen. Doch nun eilten wir in die Capelle. Es wehete mich recht heimlich an bei dem Eingange in dies Heiligthum meiner kindlichen Liebe. An beiden Seitenwänden, wie unter dem Orgelbilde, lief der künſtliche Krippelbau hin, deſſen Höhe nur bis an die Gemälde reichte, ohne mehr als ihren Saum zu verbergen. Hundert Wachslichterchen flimmerten aus dem Dunkelgrün der terraſſenförmigen Anlage hervor, und ein lichterer Glanz zeichnete die denkwürdigſten Stellen dieſer Anſchauung aus. Hier weideten die Hirten ihre Schäflein auf der Triſt vom feinſten Mooſe, und der Engel der Verkündigung ſchwebte über ihren Häuptern. Dort leuchtete ein transparenter Stern den Weiſen aus Morgenland zu dem Stalle in Bethlehem, wo Maria in allem Liebreiz, den ihr der unveredelte Schönheitsſinn ihres Bildners zu geben vermochte, auf das göttliche Kind ſiehet, das, in ihr Gewand verhüllt, auf dem mütterlichen Schooße ruhet. Hier neigt ein geflügelter Himmelsbote ſich zu dem ſchlafenden Joſeph herab und flüſtert ihm den warnenden Traum zu; dort ſiehet man in der Flucht von Aegypten den Gehorſam gegen den Ruf des Herrn.

So überall von Bildern ſeliger Mütterlichkeit und zarter Elternſorge umgeben, wofür der tiefſte Sinn mir heute ohnehin ſchon angeregt worden war — ſehnte ich mich nach dem Anblicke meiner guten Mutter. Mein Fuß wurzelte vor dem Orgelbilde, unter welchem das Krippel ſeinen Anfang nahm und hinter kühner aufſtrebenden Gebirgen die Heimſuchung Mariä vorſtellte. Ein Friedensgruß erging auch an mein Gemüth, als ich aufſchauete.

Nun, da ich die Geſchichte der Verklärten kannte, betrachtete ich die rührende Anmuth dieſer Geſtalt mit überwallenden Gefühlen. In der Kraft zu lieben und zu dulden hatte meine Mutter über ihr ſchweres Verhängniß geſiegt und die Welt überwunden. In dieſen Fähigkeiten, ich ward es mir jetzt mit Entzücken bewußt — machte Gott das ſchwache Weib unüberwindlich.

Jede ſelbſtſüchtige Regung ſchwieg in mir; ſtille Seufzer flehten um die Weihe des Unſichtbaren, und fromme Schauer ihres Innewerdens bebten in meiner Hand, als dieſe, da wir nun aufbrechen mußten, einen Marien-Ducaten in die kleine, an der Thür befeſtigte Sparbüchſe gleiten ließ. Der Oheim empfing uns mit einem frohen Ausrufe: er ſagte, daß er um unſer langes Ausbleiben beinahe beſorgt geworden wäre.

Als wir nun allein zuſammen waren, ging er mit weiten Schritten im Zimmer auf und nieder: ein Zeichen, daß ihn irgend Etwas beunruhige. Endlich hob er, ſeine Gedanken laut fortſetzend, an: Laura bedürfte nun in ihren Umſtänden ſelbſt einer Mutter. Wer wird für das Kinderzeug Sorge tragen? Das wäre meine Sache, allein — — Lieber Oheim! unterbrach ich ihn und küßte bittend ſeine Hand, o wenn Sie es mir erlauben wollten — — wenn Sie das Zutrauen zu mir hätten — ich würde unter Rath und Beiſtand der Frau Molle das Möglichſte für das Püppchen in Hoffnung thun, und ich hätte dann eine liebe, freudige Beſchäftigung mehr.

Der Oheim ſah mich ſtarr an, als beſänne er ſich mit Anſtrengung; dann wich das Erſtaunen in ſeinen Mienen einem Ausdrucke von Rührung, wie ich noch nie an ihm geſehen. Gutes, treffliches Kind, ſagte er, meine Wangen ſtreichelnd, ja, der Geiſt Deiner Mutter ruhet auf Dir! Die reine, treue Liebe ihres in Staub zerfallenen Herzens klopft in dem Deinigen fort! — Thue, was Du willſt, mein Mädchen; Du kannſt nur Gutes, nur das Beſte wollen! O Agnes, - Du haſt ein ſchönes Theil erwählt! Du heileſt Liebe mit Liebe, wie man Erfrorene durch den wärmenden Schnee wieder belebt! Er trat an ein Fenſter, und ich ſah, daß er ſich die Augen trocknete. Auch ich weinte, aber glaube mir, Seraphine, nur Freudenthränen. Ich trug ein Gefühl der Seligkeit in der ſtillen Bruſt.

Am andern Morgen eröffnete ich der Frau Molle des Oheims Wunſch und mein Erbieten, indem ich ſie bat, meine Unkenntniß mit ihrer Erfahrung zu unterſtützen. Sehr freundlich ſagte ſie: Dieſem Bedarfe iſt leicht abgeholfen. Das Bettchen, worin Sie, mein gnädiges Fräulein, die erſten Jahre Ihres Lebens geſchlummert haben, ſammt der kleinen Wäſche und allem Nöthigen befindet ſich noch gegenwärtig unter meinem Beſchluſſe; da dürfen wir um die Muſter nicht verlegen ſein. Als Ihre ſelige Frau Mutter nach Böhmen zogen — es ging damals ſehr eilig — übergaben Sie mir den Schlüſſel zu der großen Truhe, worin Alles aufbewahrt iſt. Die Truhe, noch bis heutigen Tages uneröffnet, ſtehet in dem Flurgewölbe, und wäre es Ihnen gefällig, ſo könnten wir einmal Nachſuchung halten.

Der Oheim fuhr den Nachmittag nach Groß-Lautern, und wie er fort war, gingen wir ſelbander in das Gewölbe, und Frau Molle ſtand mit dem klirrenden Schlüſſelbunde vor dem kleinen Ausſtattungs-Depot. Als der Deckel der Truhe knarrend aufſprang, und der Ordnungsſinn meiner Mutter mir in der netten Sauberkeit anſchaulich ward, worin die winzigen Einzelnheiten dieſer Vorräthe ſich in den genaueſten Abtheilungen zeigten, und Alles ſo ſorgfältig aufgehoben war, als wäre es nicht für die Verborgenheit, ſondern für den baldigſten und offenſten Gebrauch beſtimmt geweſen: da ſchwoll mein Herz in Wehmuth, und warme Tropfen rollten aus meinem Auge auf das blendendweiße Bettchen herab, das mir die erſte Ruhe auf Erden gegeben hatte.

Wir ſind nun in voller Arbeit. Mein Oheim hat uns ein Webe ſuperfeiner ſchleſiſcher Leinewand gegeben; da ſchneiden wir zu und Frau Molle näht. Ich ſticke und ſtricke Kinderhäubchen. Nächſtdem muß ich allmählich anfangen, Anordnungen für unſere Reiſe zu treffen, welche wir in drei oder vier Wochen, je nachdem das Wetter günſtig iſt, antreten wollen. Wann wir wiederkehren, iſt unbeſtimmt. Dann werde ich nur auf kurze Zeit nach Ober-Heben zurückkommen, weil unſere gute Marcheſe ſich mit der Bitte an meinen Oheim gewendet hat, daß er mir die Erlaubniß zu einem Beſuche in Domburn bewilligen möchte. O Seraphine! wie ſchön wäre es doch, wenn wir dort zuſammentreffen könnten!

Laß mich, wenn nicht früher, doch bei meiner Rückkehr ein liebes, langes Schreiben von Dir finden. Nur wenn die Grüße Deiner Liebe mir entgegenkommen, kann ich mich ganz heimathlich fühlen. Lebe wohl!

Vierundzwanzigſter Brief.

Gräfin Seraphine Lary an Agnes von Höhen.

Eſchenwalde, den 31ſten Mai 1811.

Obſchon es leicht möglich wäre, daß dieſer Brief einige Wochen alt würde, ehe er Gnade vor Deinen holdſeligen Augen, meine liebſte Agnes, fände, ſo hält doch dieſe Erwägung mich nicht ab, ihn jetzt und nicht ſpäter zu ſchreiben. Wie könnte ich mich auch an einem Grenzſteine meines Lebens ſehen, in das mir unbekannte Gebiet der Zukunft hinüberblicken und nur einen Augenblick zögern, der liebenden Gefährtin meiner Jugend die Hand zu reichen, mit der herzlichen Bitte, daß ſie auch ferner treu, und wäre es nur im Geiſte — neben mir wandeln möge bis an des Grabes Rand? Du verſtehſt mich vielleicht nicht, meine Freundin; aber das Gleichniß iſt Dir klar, wenn ich Dir ſage, daß ich nun wirklich die Braut des Grafen von der Celle und durch den Segen meiner Großmutter verlobt bin mit Ring und Ja. Meine Hochzeit iſt den zwölften Juli feſtgeſetzt, und ich lade Dich hiermit zu derſelben eben ſo dringend als feierlich ein.

Dies Alles wäre nun mit kurzen Worten abgemacht; aber was dieſer wichtigen Entſcheidung vorangegangen, wovon ſie begleitet iſt, was ihr nachfolgen konnte, dies dürfte langſamer und ſchwieriger, und wer weiß, ob überhaupt zu entwickeln ſein.

Seit zehn Tagen ſind wir nun wieder in Eichenwalde. Ich habe es doch mit ganz anderen Empfindungen wiedergeſehen, als ich bei dem trüben Scheiden davon vermuthete. Glaube deshalb nicht, gute Agnes, daß die rauſchenden Freuden der Stadt meinen Sinn für die Natur und ihre ſtillen Genüſſe betäubt, oder daß ich weniger als ſonſt der Geſinnung Werth empfände, welche mit verſchwenderiſcher Gunſt mein Erſcheinen hier, gleich einer zweiten Frühlingsankunft, entzückt feiert; nein, keines von beiden. Nur die Erkenntniß, daß auch in jenen dunkeln Mauern die zarteſten Blumen des Herzens blühen, daß auch unter Larven — o vergieb dem grauſen Bilde! — eine fühlende Bruſt klopfen könne — rächt mein früheres Vorurtheil gegen das Leben in den lauten Kreiſen der Welt, und heftet eine wehmüthige Erinnerung an den verlaſſenen Platz.

Du treue Seele, die in Deinem letzten Schreiben enthaltenen Warnungen haben mich ergriffen und gerührt: Du meinſt es gut mit mir, aber Du haſt vergeſſen, wie wenig ich es verſtehe, das Herz dem Verſtande unterzuordnen. Ein Glück für mich, daß ein reines Gefühl für alles Edle und Geziemende dem erſteren einwohnt, deſſen revolutionairer Hang keine Opfer meiner Pflicht und Ruhe ſchlachtet, und nichts Gefährlicheres begehrt, als einen luſtigflatternden Kranz für ſeinen Freiheitsbaum! — Grauen! denn er iſt ja gemeint — war mir immer lieber und werther geworden. Auf ſein Kommen freute ich mich, wenn die Langeweile der

Aſſembleen mich beſchlich; gleichwie ein Kind das Stilleſitzen geduldig erträgt, wenn es nur weiß, daß nach dieſem zwangvollen Warten die Stunde erſcheint, wo es in natürlicher Lebendigkeit ſich äußern darf. Vor ſeinem hellen gebildeten und ſo unendlich milden Geiſte breitete ich meine Anſichten und Urtheile von dem Menſchen und Verhältniſſen unſerer Umgebung aus, und ſeine längere und genaue Kenntniß der erſten Häuſer dieſer Stadt und ihrer Familienverfaſſungen, die er auf ſeinem höheren Standpuncte hat gewinnen können, ſein tiefer Blick in die geheimwirkenden Machinationen ihrer Handlungen berichtigten meine Meinung und verſöhnten mein hartes Abſprechen. Ich bemitleidete Beweinenswerthe, wo ich früher an Schuldigen Aergerniß genommen hatte. O Agnes! dieſer Grauen iſt Dein leibhaftiges Seitenſtück, und der Himmel, der wohl weiß, weſſen wir bedürfen, hat mir für die entbehrte Freundin einen Freund ihres Gepräges zugeſendet. Ich habe es unzählige Male vergeſſen, daß er nicht meines Geſchlechts ſei, und ſein Benehmen, durchaus frei von jedem männlichen Anſpruche, begründete dieſe Täuſchung in mir. Ich fühlte mich von ihm in den leiſeſten Andeutungen, ja oft ohne alle Zeichen verſtanden, und dieſe ſtille Gemüthsanſprache entſchädigte mich für das formelle Abmartern der verlorenen Zeit, die ich in großer Geſellſchaft zubringen mußte. Doch warum ſollte ich es Dir hehlen, meine Traute? Zuweilen bangte mir wohl davor, daß er mir nothwendiger werden könnte, als es bei der Ausſicht auf ein künftiges, ſtetes Vermiſſen ſeines Umgangs für meine Zufriedenheit räthlich wäre; ſeltener erreichte mich die Furcht, daß die Verinnigung unſerer Bekanntſchaft ſtörend für ſeine Ruhe ſein würde. Da kam Dein Brief. Ich erkannte die Wahrheit und Dringlichkeit ſeiner Vorſtellungen, und um dieſe Anerkenntniß zu bethätigen und für die letzten Wochen unſeres Aufenthaltes in F...... zu benutzen, nahm ich der erſten ſchicklichen Veranlaſſung wahr, um Grauen zu ſagen, daß ich Braut, die liebende Braut des Grafen von der Celle wäre. Ich zeigte ihm Molly's Bild, und während ſein Auge darauf ruhte, betrachtete ich ſein Geſicht, das wohl ein wenig bläſſer geworden war, aber die klare Friedlichkeit ſeiner Züge unverändert beibehalten hatte. Endlich hob er den flammenden Blick zu mir auf und ſagte: Wie glücklich, theure Gräfin, werden Sie den Vater dieſes Engels machen! Wie ſehr glücklich! O, der Himmel gönne doch Ihrem ſchönen Herzen ſtets rein und ungetrübt die Seligkeit, überall Glückliche zu machen! Und, hier wurde ſeine Stimme ſchwankend — wer mit Ihrer Gegenwart Licht und Freude verloren — dem bleibe gleich einem ſanften Nachſchein Ihr Andenken zurück! Er beugte ſich auf meine Hand herab, um ſie zu küſſen; eine heiße Thräne brannte über meine Wange, und in dieſem Augenblicke trat meine Großmutter in das Zimmer.

Mit mißfälliger Befremdung ſah ſie uns an, und ihre Augen verweilten mit einem ſprechenden Ausdrucke des Vorwurfs auf der abſeits liegenden Harfe. Nachdem ſie Grauen kalt und vornehm begrüßt hatte, fragte ſie mich um eine unbedeutende Kleinigkeit, und verließ uns ſo ſchnell als ſie gekommen war.

Ich fühlte mein Geſicht glühen: auch an Grauen war eine leichte Verwirrung bemerkbar. Er kürzte ſeinen diesmaligen Beſuch ungewöhnlich ab, und ich dankte ihm in meinem Herzen dafür.

Beklommen, auf eine tüchtige Strafpredigt gefaßt, ging ich nun zu meiner Großmutter. Sie ſprach erſt von gleichgültigen Dingen, erzählte mir einige Neuigkeiten des Tages, und ſchläferte ſo die Wachſamkeit ein, womit ich mich vor dem drohenden Sturme ſichern wollte; dann, als ſie dieſe Abſicht erreicht glaubte, ſagte ſie mit ſcharfem Tone: Seraphine! ich will Dich nicht durch die Befürchtung erniedrigen, daß Du Dich bis zu einer Liaiſon mit Deinem Muſiklehrer vergeſſen könnteſt; aber ich halte es nicht mehr für überflüſſig, Dich an die Schonung zu erinnern, welche eine Gräfin Lary von Dehors ſchuldig ſei. Du biſt jung, feurig, ein wenig phantaſtiſch erzogen und im höchſten Grade eigenwillig; dies ſind die Zuthaten, aus denen Leidenſchaft und Gelegenheit das Ungereimteſte hervorgehen laſſen. Ich habe es lange gemerkt, daß Du wie ein Kind von dem Meſſer Gebrauch macheſt, welches ich Deiner Behutſamkeit anvertrauet habe, und wäre unſere Abreiſe nicht vor der Thür, ſo würde Herr Grauen unfehlbar nicht mehr oft zu derſelben eingegangen ſein. Allein um Dich und ihn nicht auszuſetzen, und aus beſonderer Achtung vor dem Gouverneur — — hier fiel ich meiner Großmutter in das Wort, und in einer Beſtürzung, die in der That natürlich war, wenn auch ihre Urſache ſich vor dem Forſchblicke dieſer ſtrengen Inquiſition verſchoben, entgegnete ich: Aber, Großmütterchen, was in aller Welt hat Dich denn veranlaßt, von mir und dem armen Grauen ſo arg zu denken? Daß er mir die Hand geküßt, etwa? Lieber Gott! Dies gerade hätte als Widerlegung Deines Verdachtes dienen können. Er wünſchte mir Glück, und ich dankte ihm dafür.

Meine Großmutter lachte erbittert auf. Mit unterdrückter Heftigkeit ſprach ſie: Nun, das iſt naiv! Meinſt Du, ich ſolle dem Späßchen Glauben ſchenken, welches Deiner alten Großmutter aufzuheften Dir beliebt? — Nein, Püppchen!

die Stellung, in der ich Euch gefunden, hatte keine Aehnlichkeit mit der einer Gratulation. Und wozu auch dieſe? Vielleicht zu der meiſterhaften Execution einer Sonate, welche Du ſpielteſt, ehe er kam, weil es dann anderen Zeitvertreib für Dich giebt — und deren himmliſchen Schall er bis draußen auf dem Landhauſe hörte? — Mein Seraphinchen, wer lügt, muß ein gutes Gedächtniß haben!

Ich ſtand in den Flammen des Zorns über eine eben ſo unverſchuldete, als hämiſche Kränkung. Aufſtehend ſagte ich: Das Bewußtſein, dieſen Vorwurf weder jetzt, noch jemals verdient zu haben, läßt mich ihn ertragen, ohne daß ich darüber vergäße, welch heiligen Verpflichtungen der Dankbarkeit er begegne. Doch bin ich nicht geübt genug, mein Gefühl zu verbergen, als daß ich Dich darüber täuſchen könnte, wie ſchmerzlich Du mir weh gethan: und ſo erlaube, liebe Großmutter, daß ich mich entfernen darf.

Eine Thränenfluth verſchlang die letzten Silben dieſer Bitte, meine Großmutter ſprach verlegen einige begütigende Worte, und eiligſt begab ich mich auf mein einſames Zimmer. O Agnes! dieſe unvergeßliche Stunde hat eine Warnungstafel in meiner Erinnerung aufgeſtellt, die mich ſchrecken wird, einſt an dem Herzen einer erwachſenen Tochter mich auf gleiche Art zu verſündigen.

Nichts hebt mit der Unbewußtheit einer Gefahr ſo ſicher, ſo gewiß Kraft und guten Willen, ſie zu beſiegen, auf, als ein unverdientes Mißtrauen!

Meiner Großmutter geringſchätziges Herabſehen auf den edlen Grauen ſtellte ihn in meiner Achtung noch einmal ſo hoch: ich hatte nie mit ſolcher Wärme gefühlt, wie werth, wie lieb er mir ſei, als jetzt, und mit dieſer vollen Deutlichkeit meiner Gedanken und Empfindungen vereinte ſich der feſte Wille, dieſe Geſinnungen zu bethätigen, wo ſich mir nur Gelegenheit dazu darböte.

Am folgenden Morgen ſehr früh kam meine Großmutter noch im Nachtanzuge in mein Zimmer und begrüßte mich ſo freundlich, als wäre im Mindeſten nichts zwiſchen uns vorgefallen. Ich habe Wichtiges mit Dir zu ſprechen, Seraphine, und wünſchte wohl, daß Du mich recht aufmerkſam anhörteſt, ſagte ſie, ſich zu der Eröffnung zurechtſetzend und dann fortfahrend: Es haben ſich ein paar acceptable Partieen für Dich gefunden, und es iſt an der Zeit, daß ich Dich ernſtlich frage, ob Du in Beziehung auf den Grafen von der Celle anderes Sinnes geworden, oder noch geſonnen ſeieſt, Dein vorläufig gegebenes Verſprechen zu erfüllen?

Mit ruhiger Entſchiedenheit antwortete ich: Wenn, liebe Großmutter, meine Entſchließung Deine Genehmigung erhält, ſo wird der Graf mein Gemahl.

Sie ſah mich prüfend an und ſprach: Ich hoffe, mein Kind, Du haſt dieſen Schritt reiflich überlegt und auch an Molly dabei gedacht.

O, das habe ich! verſicherte ich mit wallendem Herzen, die Kleine war ein Hauptmotiv meiner Entſcheidung für des Grafen Wünſche.

Ja, warf ſie widerlegend ein, wenn die Kleine immer ein Püppchen bliebe! Aber das Kind wird groß, und des Vaters Herz iſt getheilt.

Ach, ich habe an dem halben genug, Großmütterchen! entgegnete ich in einem Anfluge von guter Laune und in der Erinnerung an die leidenſchaftliche Gluth meines Verlobten.

Nun denn, in Gottes Namen! ſagte meine Großmutter aufſtehend; ich werde dem Grafen noch heute meine Einwilligung ſchreiben. Er kann uns ſodann mit Bräutigamsrecht in Eſchenwalde empfangen, und Eurer Hochzeitsfeier ſtehet nichts im Wege, da Deine Ausſtattung fix und fertig iſt.

O, meine Agnes, wie räthſelhaft, wie unergründlich iſt das Herz in ſeinen Tiefen! Jetzt, wo dieſe Erklärung meinem längſtgefaßten Entſchluſſe eine gewiſſe Unwiderruflichkeit gab, wo das Schickſal, welches mich erwartete, plötzlich dicht vor mir ſtand, bebte ich vor ſeiner Nähe zurück, als wäre es mir wie ein Fremdling erſchienen, vor welchem ich erſchrecken, ja fliehen müßte. Doch um keinen Preis der Welt hätte ich dieſe Bewegung meiner Großmutter bemerklich machen mögen.

Ein Brief aus Domthurn, den ich noch in dieſer Stunde erhielt, gab mir das verlorene Gleichgewicht wieder. Die Marcheſe ſchrieb mir, daß mein alter Lehrer, der Harfeniſt Lorme, nach langen Leiden geſtorben ſei, und daß dieſe Vacanz ſo ſchnell als möglich zu beſetzen, ihr eine dringende Angelegenheit wäre, indem die monatlange Krankheit des guten Alten, während welcher aus Schonung für den an ſeine Geneſung Glaubenden ſein Platz offen geblieben, bereits große Lücken in dem Unterrichte gemacht hätte. Nächſtdem äußerte ſie mir den Wunſch, durch das an meine Großmutter beigeſchloſſene Bittſchreiben mir die Vergünſtigung auszuwirken, daß ich zu derſelben Zeit, wo Du, Geliebte, nach Domthurn kommen werdeſt, auch für einige Zeit das Stift beſuchen dürfte.

Mit welch einer unbeſchreiblichen Freude überließ ich mich dieſer Hoffnung! Es war mir, als böte ſie mir eine Zuflucht vor den finſteren Schatten, die in unklaren Vorſtellungen mich ängſteten. Sie dünkte mir untrüglich. Auch ſchien meine Großmutter nicht abgeneigt zu ihrer Erfüllung. Wir wollen es überlegen, ſagte ſie mit einer Miene, welche dieſer Vertröſtung etwas Zuverſichtliches gab.

Ich wagte es, ſie darauf aufmerkſam zu machen, wie ein leiſer Zuſammenhang zwiſchen dem Wunſche, die Liebſten ihrer Pfleglinge, denn das waren wir Beide ja, noch ein Mal vereint bei ſich zu ſehen, und der düſteren Todesahnung wahrzunehmen wäre, auf deren melancholiſchen Hintergrund die Marcheſe den Bericht über ihren Geſundheitszuſtand geführt hatte. Wir wollen ſehen, was der Graf dazu ſagt; denn er hat von jetzt an auch ein Wort mitzureden, antwortete die Großmutter meiner dringenden Vorſtellung, und gab mir mit dieſer Hinweiſung auf meine Verbindlichkeit ein peinliches Vorgefühl der Beſchränkungen, die ſolche mir auflegen könnte.

Das nächſte Mal, als ich Grauen erwartete, ließ er ſein Ausbleiben mündlich durch einen Bedienten mit einem leichten Unwohlſein entſchuldigen, welches ihm verbiete, ſich der Luft auszuſetzen. Vergebens harrete ich auch das folgende Mal auf ſein Kommen. Da ward mir unruhig zu Muthe, denn die Kammerfrauen packten ſchon Kiſten und Koffer zu der nahen Abreiſe, mancherlei Anordnungen hoben die gewöhnliche Zeiteintheilung aus ihren Fugen und unterbrachen ſtörend die Stunden der Stille. Ich fürchtete, Grauen nun gar nicht mehr wiederzuſehen, und es lag in dieſer Vorausſetzung etwas unbeſchreiblich Beklemmendes für mich. Gewiß hatte meine Großmutter entweder eine gleiche Vermuthung gehegt, oder ſonſt Urſache gefunden, keine beſorgte Rückſicht mehr auf Grauen zu nehmen; denn als zum dritten Male der Tag herbeikam, an welchem unſere muſikaliſchen Uebungen feſtgeſetzt waren, fuhr ſie gerade in der Stunde, wo er ſonſt zu kommen pflegte, aus, um einen Wochenbeſuch bei einer jungen Frau unſerer Bekanntſchaft zu machen.

Kaum war ſie fort, ſo höre ich das dröhnende Anrollen eines Wagens. Er hält vor unſerem Hauſe, mein Herz klopft ſtärker — und die Samſon öffnet die Seitenthüren und ſagt mit vergnügter Theilnahme in dem ehrlichen Geſichte: **Herr Grauen kommt!** Wie lieb, wie ſehr lieb war es mir doch, daß ich ihm ein herzliches, unbewachtes Lebewohl ſagen konnte!

Er trat ein; meine Freude tönte in dem Willkommen, womit ich ihn empfing. Betroffen blickte er mich an; ein innerer Glanz machte ſein Auge ſtärker ſtrahlen und ſchimmerte in einer leichten, roſigen Färbung über ſeine blaſſen Wangen. Wahrſcheinlich ſehen wir uns heute zum letzten Male, lieber Grauen; unſer Abgang auf das Gut iſt für die nächſte Woche angeſetzt, ſagte ich mit möglichſter Ruhe und Faſſung, da ich bemerkte, daß mein unbeſonnener Empfang ihn in Verwirrung gebracht hatte.

Zum letzten Male! wiederholte er mit dem Tone des klagenden Zweifels, und ein leiſer Seufzer bildete den Nachklang dieſer drei Worte. Ich wagte es kaum, ihn anzuſehen, und verlegen, wie bei unſerem erſten Zuſammenſein, nach dem rechten Tacte unſerer Unterhaltung ſuchend, plauderte ich, während Grauen die Harfe ſtimmte und ich die Muſikalien herbeilangte, welche wir bedurften. So erzählte ich ihm, daß ich kürzlich die Nachricht erhalten, mein alter Muſikmeiſter in Domburn wäre zu ſeinen Vätern verſammelt worden, und die Marcheſe Sarelli nun in Verlegenheit, dieſe Stelle je eher, deſto lieber zu beſetzen.

Grauen ließ die prüfende Hand von dem Inſtrumente herabgleiten. Ein hochaufglühendes und ſchnell verſchwindendes Roth bedeckte einen Augenblick lang ſein Geſicht. Er ſagte mit bittender Dringlichkeit: Wenn Sie, meine gnädigſte Gräfin, mich für fähig hielten, dieſer Obliegenheit zu genügen und mich der Gunſt einer Furſprache würdigen wollten, ſo würde ich mit freudigſter Bereitwilligkeit an den Platz des Verſtorbenen treten. Höchſt überraſcht fragte ich: Sie wollten die innigen Verbindungen, in denen Sie Sich hier befinden, auflöſen, um Sich durch den angenommenen Beruf an eine Abgeſchiedenheit zu feſſeln, welche zwar dem weiblichen Sinne lieb und traut ſein mag; aber die Anſprüche eines jungen, in der Welt gebildeten Mannes von Ihrem Geiſte ſchwerlich befriedigen kann? Grauen lächelte mich hell, doch wehmüthig an, und ſprach: So wenig ſollten Sie mich kennen? — Nein, meine gnädigſte Gräfin, nur abſichtlich wollen Sie Sich in mir irren! Jenes Aſyl wird mir ein Glück verleihen, wie ich es ſonſt nirgend finden könnte. Dort werde ich mich weder fremd, noch jemals allein fühlen. Dort wird ein ſanfter Geiſt, Ihr Geiſt, theure Gräfin, mich in tröſtender Erinnerung anſprechen und den Einſamen umſchweben! — O wie gütig iſt der Himmel gegen mich, daß er in der Stunde, in welcher ich gegen den Schmerz des Abſchiedes kämpfen ſoll, mich in dieſer Hoffnung ſtärkt! Ich zitterte heftig. O Agnes! in dieſer Stunde war es mir klar wie Sonnenlicht, daß der arme Grauen die noch ärmere Seraphine liebe, deren Rang und Brautpflicht ihr nichts weiter erlauben, als eine ſtille Segnung über den treuen Freund auszuſprechen, deren gräflicher Reichthum ihr keine andere Gabe für ihn darbietet, als eine Thräne, warm aus dem bewegten Herzen hervorgequollen! Grauen! ſagte ich, niemals werde ich Sie vergeſſen. Mein

Andenken wird Sie auf jedem Wege Ihres, Gott wolle es, beglückten und zufriedenen Lebens begleiten. Doch nach Tomburn werde ich ſchreiben und meine Erzieherin mit Ihrem Wunſche bekannt machen, den ſie, wie ich nicht zweifle, mit dankbarer Freude erfüllen wird. Er ergriff meine dargebotene Hand und preßte einen heißen Kuß darauf, und in dieſer Minute öffnete ſich, wie damals, die Thür, doch trat heute nur die Samſon ein, um den Thee zu ſerviren. Ich legte die Harfe an meine Bruſt und ſpielte lange, und unter ihren Klängen bebten die tiefergriffenen Saiten meines Gemüthes aus. Dann gab ich das Inſtrument an Grauen zurück, und die Phantaſieen, in denen er ſich in die Welt der Töne verlor, wurden zum Echo ſeiner Gefühle. Noch einmal wollte ich ſeine Stimme hören; ich bat ihn, etwas zu ſingen, und er ergriff die Erwartung von Schiller mit der Compoſition von Kanne. Er hatte aus meiner Seele gewählt, denn ich liebe das Gedicht und dieſe Muſik unausſprechlich. Als er nun an den letzten Vers kam und ſang: O ſehnend Herz! ergötze Dich nicht mehr, mit ſüßen Bildern weſenlos zu ſpielen! Der Arm, der Sie umfaſſen will, iſt leer — — da hob er das Geſicht zu mir empor, da traf ſein ſanftbenetzter Blick mein Auge — und mit erſchreckendem Schalle ſprang eine ſtarke Saite. Dieſer Zufall gab mir die Beſonnenheit, welche ich bei ſeinem bald darauf erfolgenden Abſchiede bedurfte. Er hatte, als er ſeine Muſikalien von den meinigen abſonderte und zur Abholung zurecht legte, die Erwartung liegen laſſen, welche ihm auch gehörte, und die von ſeiner eigenen Hand geſchrieben war. Ich habe ſie mir zugeeignet, und als ein Angedenken an dieſe trübe, und doch ſchöne Stunde aufbewahrt.

Hier, liebſte Agnes, haſt Du nun ein offenes Bekenntniß meiner Stellung zu Grauen, wie meiner Theilnahme für ihn. Ich muß es der Entſcheidung Deines Urtheils überlaſſen, ob ich Unrecht daran gethan, daß ich dem einzigen Freunde, den ich hier gefunden, nicht mit abweiſender Kälte begegnet habe. Mir will es anders vorkommen, und da er ſich jetzt wahrſcheinlich ſchon in Domthurn befindet, ſo darf ich mich als das Werkzeug betrachten, welches die Vorſehung zur Erreichung ihrer Plane gebrauchte.

Ich ſtrebte nun fort, und war herzlich froh, als wir endlich die unruhige Stadt im Rücken hatten und in den ſchönen Frühling hinausfuhren. Wie ein langer, wirrer Traum, den der erſte Tagesſtrahl zerſtört, zerfloß die Erinnerung an den vergangenen Winter vor dem Glanze der Natur, und nur die Bilder, welche das innere Leben zwiſchen dieſe Blendwerke und Täuſchungen geſchoben hatte, hielten ihrem reinen Lichte die Probe und gewannen eine noch hellere Färbung.

Meine Großmutter ſtörte mich oft in dem ſtillen Anſchauen derſelben durch eine an die Samſon gerichtete Frage, ob dies oder jenes vergeſſen worden ſei. Drei Meilen von Eichenwalde, in einem Dörfchen, wo wir ein wenig anhalten wollten, fanden wir den Grafen von der Celle vor, der uns ſo weit entgegengekommen war. Sein ſtürmiſches Entzücken betäubte mich, und ängſtete mich beſonders um der ſtrengen Rüge willen, welcher er ſich dadurch bei meiner Großmutter ausſetzte, die jede ungemäßigte Empfindung ohne Gnade und Barmherzigkeit verurtheilt, und bei dieſem richterlichen Verfahren nicht von philoſophiſchen, ſondern von conventionellen Anſichten geleitet wird. Der Graf fuhr nun in unſerem Wagen, und die Samſon in dem ſeinigen. Er ſaß mir gegenüber, ſeine Hand, die meinige feſt umſchließend, ruhete in meinem Schoße. Er hatte nur Augen, nur Ohren für mich; doch verſtand er meine bittenden Blicke nicht, die ihn anflebeten, auf die Gegenwart der Großmutter ſchonungsvollere Rückſicht zu nehmen.

Er iſt nun täglich bei uns. Seine glühende Vergötterung wird nicht müde, mich in einen Weihrauch zu hüllen, der gar leicht die Außendinge, wie mein eigenes Selbſt mir undeutlich erſcheinen laſſen könnte. Seine Liebe trägt mich gen Himmel, ach! und das Gefühl meiner Schwäche läßt mich zurück auf die harte Erde fallen. Das iſt nicht gut; das iſt wahrlich! nicht gut. Meine Großmutter wagt es kaum, mich in ſeiner Abweſenheit zu tadeln, und Du ſiehſt, theure Agnes, wie nothwendig es ſei, daß Deine Freundſchaft für mich wahrhaft bleibe, wie bisher.

Die alte Gräfin von der Celle nahm mich mit unverkennbarer Billigung als Tochter auf und hat mich faſt fürſtlich beſchenkt. Sie buhlt mit ſichtlicher Anſtrengung um mein kindliches Vertrauen; allein das Herz verſchließt ſich feſt vor der harten Frau, deren Schmeicheln mir als ein katzenartiges Aeußern erſcheint, weil die Erinnerung an ihre Grauſamkeit noch immer in meinem Gedächtniſſe ruhet. Mit ſorglicher Genauigkeit zollte ich ihr denjenigen Tribut von Aufmerkſamkeit und Beachtung, zu welchem mein Verhältniß mich verpflichtet, doch der freien Beweiſe, in denen das Wohlwollen ſich nie genug thut, kann ſie ſich keiner von mir rühmen.

Meine holde Molly iſt in dieſem Halbjahre gewachſen, und wo möglich noch lieblicher geworden. Dieſes Kindes rührende Anhänglichkeit an mich iſt mir ein heiligwerther Beſitz! Aus dieſem zarten Gemüthe, das, weich wie flüſſiges Wachs, jedem Eindrucke nachgiebt, ein Gefäß zur Ehre

Gottes zu formen, ſoll der ſchönſte Beruf meines Lebens werden!

Als meine Großmutter erfuhr, daß Grauen als Muſik- und Sprachlehrer nach Domthurn gegangen ſei, ſah ich an dem flüchtigen, finſtern Blicke, den ſie auf mich warf, daß der Verdacht einer heimlichen Intrigue — mir das Verächtlichſte — wieder da ſei. So bin ich von meiner Großmutter gekannt! Mich kümmerte dies wenig mehr; aber nur zu bald mußte ich einſehen, daß ich nicht ſo durchaus unabhängig von dem Einfluſſe ihrer mißtrauiſchen Vormeinung ſei, als ich mich gewähnt hatte. Nach einigen Tagen ſprach ich in Gegenwart des Grafen von meiner projectirten Reiſe nach dem Stifte. Er ſchien erſchreckt durch dieſen Plan, und bat mich dringender als klug, ihn aufzugeben. Ein triumphirendes Lächeln um meiner Großmutter ſchweigenden Mund entging mir nicht, und ich müßte mich ſehr irren, wenn ich nicht vermuthen ſollte, daß dieſer unvorſichtige Angriff auf meine Gefälligkeit das Werk ihrer Warnung geweſen wäre. Ich fühlte mich verſtimmt, und mein Verſprechen, zu bleiben, ward von mir mit ſolch fühlbarer Erkältung abgelegt, daß der Graf ſich plötzlich mit Reue und Beſorgniß von mir entfernt ſah, und unſere Gemüther dieſen Abend hindurch von einer unbequemen Spannung aus einander gehalten wurden.

Sobald wir am folgenden Tage allein waren, umfaßte der Graf mich mit hinreißender Innigkeit und ſagte: Meine Seraphine, Sie zürnen mir? — O hätte ich dies ahnen können, nie würde eine Bitte, die mir ſelbſt zu wenig Klarheit hatte, als daß ich vermocht hätte, ihren Grund deutlich zu erkennen, über meine Lippen gekommen ſein! Reiſe, meine Einzige, reiſe; Du wirſt ja wieder kommen.

Lieber wollte ich Jahre lang mit dem Wehe der Sehnſucht ringen, welches Deine perſönliche Abweſenheit über mich brächte, als für die Dauer einer Minute ertragen, daß Dein Herz mir abgewendet wäre! Sage, liebe Agnes, war dieſe Verſicherung nicht des freudigſten, willigſten Opfers werth? Nein, lieber Guſtav, ſagte ich, mit der weichſten Hingebung, jetzt bleibe ich gern. Auch iſt es beſſer ſo. Wenn mir nur der Wunſch erfüllt würde, daß meine verehrte Sarelli und die geliebte Freundin meiner Jugend, Agnes von Höhen, an meinem Hochzeitsfeſte Theil nehmen, und einige Zeit hier verweilen könnten. Ein warmer Kuß verſchloß mir den Mund. Das ſei ſeine Sorge, meinte der Graf, und ich ſolle ihm nur die Verwendung dafür ganz allein überlaſſen. Doch um dies ins Werk zu ſtellen, müſſe die Großmutter ſeinem Flehen nachgeben und den Tag unſerer Verbindung beſtimmen. Dieſer Gedanke gönnte ihm nun keine Raſt mehr; er zog mich fort aus dem Garten in das Zimmer meiner Großmutter, und trug ihr auf eine feinbeſtrickende Weiſe das Anliegen ſeines Herzens vor. Sie entſchied ſich für den zwölften Juli; da erblaßte der Graf, und eine ſchmerzliche Erinnerung verdüſterte ſeine Züge. Nicht wahr, ein anderer Tag wäre Ihnen lieber geweſen? fragte ich, geärgert von der Eigenmächtigkeit, mit welcher meine Großmutter in der Feſtſetzung dieſes unſeres Tages weder unſere Geneigtheit dafür, oder Einwendung dagegen in Berathung gezogen hatte.

Es war auch mein erſter Hochzeitstag! antwortete der Graf mit halber Stimme. Meine Großmutter ſagte, das treffe recht ſonderbar; und dabei blieb es auch. An einem Gemüthe, das Selbſtſucht und Härte verſteinten, brechen ſich die ſanften Wellen der Gefühle!

Wenn der Graf mich am Abend verläßt, und ich ermattet von ſeiner leidenſchaftlichen Gluth die Stille meines Erkerchens ſuche, dann miſcht in das ſelige Bewußtſein ſolcher Liebe ein leiſes, geheimvolles Wehe ſeine trüben Schatten! Ich verſtehe mich ſelbſt nicht. Meine Gedanken verdämmern wie das letzte Licht des Abendſcheins, und wenn des Mondes goldene Scheibe über dem Walde heraufſchwebt und die ſchlafende Welt verklärt, dann denke ich, ſie bringt mir Grüße von Domthurn und ſeinen Bewohnern und ſtrahle mir den freundlichen Blick Deines lieben Auges zu. Ich ergreife die Harfe und ſinge: O ſehnend Herz, ergötze Dich nicht mehr, u. ſ. w., doch niemals endige ich den Vers. Lebe wohl! Deine treue Seraphine.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

Groß-Lautern, den 16ten Juni 1811.

Du, mein guter Lorenz, wirſt es einem fleißigen Landwirthe und gegenwärtigen Bau-Director nicht zurechnen, daß er erſt heute ein Stündchen für den liebſten Freund ſeines Herzens gewonnen. Ungeachtet mein Schwiegervater die übernommene Aufſicht über meine Güter mit eben ſo viel Umſicht als Betriebſamkeit geführt, ſo waren doch durch ſeine lange Abweſenheit Lücken entſtanden, deren Ergänzung nicht verſchoben werden konnte. Zudem habe ich eine Veränderung in den Hofgebäuden höchſt nöthig gefunden, und der Bau iſt bereits in vollem Gange. Ich befinde mich wohl in dieſem Treiben und Drängen. Die Sorge für die Verfügungen des Augenblicks drängt manches, die ganze Lebensdauer umfaſſendes Intereſſe in den Hintergrund; vor dem betäubenden Lärmen um mich her verſtummt die leiſe Anſprache meines Gemüths; und das mag ſo gut ſein, denn es wäre leicht möglich, daß mich, der ich mich ſtreng zuſammenhalten muß, bald ein Vorwurf, dann eine Klage oder gar Wünſche, denen ich vollends kein Gehör leihen darf, beunruhigten und verwirrten.

Laura iſt vorläufig noch in F...... geblieben; ihrem Verlangen nach ſoll ich ſie erſt in einigen Wochen von dort abholen. Sie hat eine entſchiedene Abneigung gegen das Landleben, und, was mich am meiſten ſchmerzt — eine unnatürliche Kälte gegen ihren edlen Vater. Was ich auch gethan habe, ein kindlicheres Gefühl in ihr anzuregen, es iſt vergebens geweſen; der, von der Mutter eingeſtreute Giftſamen gehäſſiger Verkennung läßt keine Pflanzung der Liebe mehr aufkommen.

Von Agnes will ich nicht reden. Daß meine Frau dies ſeltene Mädchen, welches überdies ihre nächſte Verwandte iſt, mit froſtiger Gerechtigkeit beurtheilt, die der erbittertſte Todfeind kaum vorenthalten könnte, dürfte ſeinen Grund weniger in dem Mangel an Wärme für alles Gute und Schöne, als in ihrer gereizten Weiblichkeit haben; denn es kann ihr unmöglich entgangen ſein, welch ein tiefes Gefühl für Agnes Werth meine Bruſt erfüllt, und eben ſo nahe liegt ihr die Berechnung, daß bei dieſem Maßſtabe für weibliche Vortrefflichkeit meine frühere Meinung von ihren Vorzügen zu kurz kommen müſſe.

Nun, was nicht zu ändern ſteht, muß man ertragen können, und doch nichts deſto weniger das Bemühen aufgeben, an der erwünſchten Verbeſſerung zu arbeiten. Du biſt nun längere Zeit Zeuge meines Benehmens geweſen, und wenn Du mit aufmerkſamem, von der Freundſchaft geſchärftem Blicke geſehen, wie ich meiner Eigenthümlichkeit zuwider einen unerſchütterlichen Gleichmuth behauptete, wie ich gelaſſen blieb, ſo oft auch Anläſſe zum Mißvergnügen mich verſuchen mochten — wie ich mit zuvorkommender Gefälligkeit jeden erfüllbaren Wunſch meiner Frau befriedigte: ſo darfſt Du dies einzig und allein der Ueberzeugung zuſchreiben, daß nur in treuer Uebung meiner Pflichten gegen Laura meinem Herzen derjenige Grad von Ruhe werden könne, welchen es zu ſeiner Nahrung nothwendig bedürfe. An Genuß, an Hochgenuß, wie ihn ein Traum der Leidenſchaft mir ihn früher täuſchend darbot, und ſpäter die Wahrheit in goldenen Schalen darreichte, darf ich hienieden nicht mehr denken, und ſo iſt's gut, daß man in Zeiten ſich begnügen lerne.

Was mein Vater erwartete, worauf ſeine Menſchenkenntniß ſo ſicher bauete, hat ſich an mir nicht bewährt. Er hielt meine Liebe für ein Gewächs, welches nur an dem Orte ſeiner Entſtehung gedeihe, und in der Verpflanzung vervollkommne. Er irrete, der gute Vater! Einmal berührt von dem Strahle des Lichts, ſah ich die Unhaltbarkeit jenes Schimmers, der mich von dem Wege des Glückes verlockt hatte, und ſchämte mich meiner Täuſchbarkeit. Ein leiſes Gefühl der Selbſtverachtung drückt mich, wenn ich mich an Plätzen befinde, denen die Erinnerung die Sprache ſpottender Anklagen verleihet, und ich bin dann am erſten geneigt, in der bitteren Verantwortung, die mein Bewußtſein führt, Laura mit Unrecht auszuſetzen, und den Streit in meinem Innern, ihr, die ohne Wiſſen darin verwickelt iſt, durch meine Verſtimmung fühlbar zu machen. Wie anders, wie ganz anders war es doch, als ich in dieſe Gegend wieder zurückkehrte! Wie die blaue Nebelhülle des Marienberges ſich zu dunklem Grün verdichtete, wie ich daraus hervor die Capelle blinken ſah und die Dächer von Groß-Lautern durch den helleren Baumſchlag leuchteten, da ergriffen die abgeſchiedenen Geiſter glücklicher Stunden mich gewaltig und führten für ein kurzes Vergeſſen mich zu den Stellen, wo jene Freuden abblüheten.

Die Gewißheit, daß dies Glück ein vergangenes ſei, ſtößt, wie der Herbſt, eine milde Trauer ein, welche nur eines unmerklichen Ueberganges bedarf, um als Ahnung eines künftigen Frühlings nach der Oede des Winters und des Grabes — das Herz hoch zu ſchwellen.

Am Morgen nach meiner Ankunft ritt ich nach Ober-Höhen, ungewiß darüber, ob ich meinen Schwiegervater ſchon antreffen würde. Ich vernahm, daß man ihn erſt am vierzehnten dieſes erwarte, wo er nun auch wirklich angekommen iſt. Frau Molle, Du kennſt ja das gute Mütterchen — erzählte mir, daß nach ſchriftlichem Uebereinkommen Agnes, auf einer Station ſechs Meilen von Ober-Höhen, mit einem ſie dort erwartenden Wagen nach Domthurn abgehen würde, um mehrere Wochen daſelbſt zu bleiben. Sie ſprach mit Begeiſterung von dem Fräulein, und drückte in unbewußter Grauſamkeit manch ſpitzen Pfeil in meine wunde Bruſt.

So biſt Du nun in Domthurn, wohin Du ſo eilig ſtrebteſt, und jetzt in ihrer holden Nähe! Ich mag nicht tadeln, was ich nicht ganz faſſe, und daß Du, aller dringenden Vorſtellungen meines Vaters ungeachtet, Dich mit Deinem Geiſt und Talent in eine fremde Einſamkeit vergräbſt, gehört zum Theil an dieſen Platz. Zwar gäbe es eine Löſung für dieſe Unbegreiflichkeit; aber ich möchte lieber ohne ſie damit fertig werden. Als mein Vater ſich für ſeinen wohlwollenden Rath, daß Du der Unſrige bleiben möchteſt, in Gründen erſchöpft hatte, und nun, die Vergeblichkeit dieſes Beſtrebens einſehend, ausrief: Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich! Als Du ſeine Hand an Deine Lippen drückteſt und mit ſchimmernden Augen und beredten Geberden antworteteſt: Ja, mein theurer, väterlicher Freund. dieſe, von der Erfahrung aufgeſtellte Behauptung leidet eine beſondere Anwendung auf den vorliegenden Fall; denn mein Wille, nach Domthurn zu gehen, wohin ich eine unauslöſchliche Achtung und Dankbarkeit für Sie und Ihre Angehörigen mit mir nehme, iſt wirklich mein Himmelreich — da — da ſtieg die Vermuthung in mir auf, daß nur der frühere Aufenthaltsort Deiner liebenswürdigen Schülerin Dir den Beruf zum Stiftslehrer gegeben habe. Die Hand aufs Herz, guter, ehrlicher Lorenz, und Du wirſt geſtehen, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen.

Ich will zugeben, daß es für Dein Gemüth, welches nicht nach allgemeinen Regeln beurtheilt werden darf, und dem die liebenswürdige Seraphine in allem Zauber der Idealität erſchienen, eine ſüße Labe ſein mag, wenn der Ort Deine Heimath iſt, wo die Freuden ihrer Kindheit Dich umſchweben, wo Du mit trunkenem Blicke vor ihrem Bilde verweilſt, wo ihre Erinnerungen an die lachendſte Zeit des Lebens ſich, mit dem Andenken an die bedeutendſte vereint, an jene ſtillen Mauern knüpfen, um einen Rapport zwiſchen Dir und der gebundenen Frau zu unterhalten; — aber, mein Freund, wird die Wirklichkeit mit ihren ungeſtümen Forderungen auch ſtets daran genug haben? Die Natur behauptet ihre Rechte und rächt ſich an Denen, welche außerhalb ihres Gebietes ſich auf kühne Höhen hinan die Bahn des Glückes brechen!

Nun, ſollte dieſer Fall einſt eintreten und Dir in Domburn nicht mehr wohl ſein, ſo kehrſt Du zurück und findeſt das Haus und Herz meines Vaters, wie meine Arme zu Deinem Empfange geöffnet. Du lehrſt meine Kinder, — o Grauen! ich werde bald Vater ſein! Ein unſchuldiges Weſen, ein Theil des meinigen, für Zeit und Ewigkeit mir verbunden, wird meine liebende Sorge beſchäftigen! Nach der Eröffnung dieſer Ausſicht kann ich mein Auge auf nichts richten, was mich mächtiger anzöge. Lebe wohl, guter Lorenz! Engelnähe umgiebt Dich: deshalb iſt Dein Wohl behütet und bewacht. Noch einmal: Lebe wohl!

Sechsundzwanzigſter Brief.

Agnes von Höhen an ihren Oheim.

Mühlenrode, den 22ſten Juli 1811.

Während Sie, mein geliebter Oheim, wahrſcheinlich vermuthen, das Geräuſch hochzeitlicher Feſtlichkeiten habe mich abgehalten, Ihnen früher von hieraus zu ſchreiben, iſt meine Theilnahme von Erlebniſſen entgegengeſetzter Art ſo dringend in Anſpruch genommen worden, daß ich auch heute erſt einer ſpäten Abendſtunde die Gunſt abgewinnen muß, Ihnen Nachricht von meinem Ergehen zu geben.

Wir haben geſtern die alte Gräfin von der Celle begraben, und der Tod mit ſeinem düſteren Gefolge drängte ſich ſtörend in den fröhlichen Tumult des Brauttages und der ſich daran reihenden Vergnügungen. Doch ich will Ihnen fein ordentlich nach der Reihe erzählen:

Wir, nämlich die Marcheſe und ich — kamen am elften dieſes in Eſchenwalde an, und wurden von Seiten der Beſitzerin mit feiner Gaſtlichkeit, von Seiten Seraphinens mit ungemeſſener Freude empfangen. Auch mein Herz klopfte hoch vor Rührung und Wonne, als ich meine Seraphine wieder ſah; aber eine bekümmernde Wahrnehmung wirkte niederſchlagend auf mich und mäßigte das Entzücken des Wiederſehens. Ich fand, daß Seraphine ſehr blaß ausſehe, daß ein Zug von Schwermuth ihrem ſchönen Geſichte den friſchen Glanz jugendlicher Heiterkeit genommen, daß die raſche Lebendigkeit ihres Weſens dem Ausdrucke einer matten Geduld gewichen ſei, welche ohne Widerſtreben Alles über ſich verfügen läßt, weil ſie zur Gegenwehr ſich zu ohnmächtig fühlt.

Als ich dieſe Bemerkung der Marcheſe mittheilte, mit der, unſerm Wunſche nach, ich ein Zimmer bewohnte, meinte dieſe zwar, dies ſei die gewöhnliche Brautfarbe, und wenig Mädchen würden die Roſen der Wangen und den Muth der Jugend feſtzuhalten vermögen, wenn die heiligen Schauer des Traualtars ſie anweheten — aber es war mir, als ob ich dieſer Auslegung nicht mehr unbedingten Glauben ſchenken dürfte.

In der Frühe des folgenden Morgens ging ich mit Seraphine in den Garten. Wir wählten uns ein ſtilles, einſames Plätzchen, um uns ungeſtört und unbelauſcht ausſprechen zu können. Als ich ſie nun in meine Arme ſchloß, ihr aus der Fülle der Seele Glück wünſchte und mit dem Rechte unſeres Vertrautſeins fragte, ob ſie auch der feſten Ueberzeugung lebe, dieſes in der heute zu ſchließenden Verbindung zu finden, da ſchwollen Thränen in ihren Augen, und ſie antwortete mir mit Wieland: „Wir Alle ſind des Schickſals Diener nur! Hoch über uns, in heil'gen Finſterniſſen, geht ſein geweihter Gang, und willig oder nicht, führt ein geheimer Zwang uns, daß wir ihm im Dunkeln folgen müſſen!“ — Glaube mir, Agnes, fuhr ſie fort, dieſe Wahrheit habe ich tief gefühlt, als ich in der Verbindung mit dem Grafen den Willen des Himmels erkannt. Eine innere Nothwendigkeit überhob mich jedes Schwankens meiner Wahl, und ich muß es nun von der Zukunft, von der Güte Gottes und meinem eigenen Verhalten erwarten, welche Folgen ſie für meine Zufriedenheit haben werde. Ach! frei, in dem Sinne äußerer Unbeſchränktheit, wäre meine Wahl ja doch nie geweſen! — Die Verhältniſſe meiner Geburt, meines Vermögens, hätten mich immer gefeſſelt, und ſo weiß ich doch wenigſtens, daß keine Rückſicht auf Armſeligkeiten dieſer Art meinen Entſchluß beſtimmt habe. Sei nicht undankbar, gute Seraphine, bat ich, gegen die Vorſehung, welche Deiner Lage Vorzüge gegeben, deren Mangel ſehr drückend fühlbar werden kann.

Mit einem Zuge von ſchmerzlichem Hohn um ihren freundlichen Mund entgegnete Seraphine: O ihr volles Gewicht hat auch eine laſtende Schwere! Ja, wenn dieſe Vorzüge mit edler Menſchlichkeit gebraucht werden dürften, dann wären ſie ein göttliches Geſchenk! Aber wie ſelten iſt dies der Fall! Vielmehr wird der Rang als eine Stufe betrachtet, auf welche nicht der Zufall ſondern das Verdienſt ſeine Erwählten geſtellt habe, und von wo herab die gedrückte Tugend mit Füßen getreten wird. Die goldene Umgebung in welche uns der Reichthum einſpindet, iſt zu ſtarr, als daß ſie uns geſtattete, ein gebeugtes Herz an das unſrige zu ziehen, oder uns nach einer Blume zu bücken. — Nein, meine Freundin, ich möchte beides von mir werfen wie eine läſtige Bürde, um nur ein Menſch, ein Weib ſein zu dürfen!

O mein Oheim! dies war nicht die Sprache der glücklichen Liebe. Ich zitterte für Seraphinen und hatte alle meine Beſonnenheit nöthig, um ihr die Beſorgniſſe zu verbergen, welche ihr offenes Bekenntniß in mir erregt hatte. Ich war ſehr geſpannt auf die Bekanntſchaft ihres Bräutigams, und wenn ich auch zugebe, daß, um Jemand richtig zu beurtheilen, ſein Hochzeitstag nicht durchaus untrügliche Zeichen dafür abgebe, ſo hat ſich doch mein Urtheil von dem Grafen in den zehn Tagen, die ihn wie auf Sturmesflügeln an einen andern Pol der Empfindungswelt verſetzten, nur um ein Geringes geändert.

Unſtreitig iſt der Graf ein ſehr liebenswerther Mann, der eine, ich möchte ſagen, myſtiſche Gewalt über die Herzen übt; doch iſt dieſe Gewalt nicht erheiternd für den von ihr Ergriffenen. Man fühlt ſich durch ſeine nähere Bekanntſchaft in den Kreis ſeines Schickſals gebannt, und wird ſomit der beklemmenden Schwüle theilhaftig, die wie Gewitterluft darauf ruhet und ſeine Bewegungen ihrer fröhlichen Freiheit beraubt. Einer der hervorſtechendſten Züge ſeines Weſens ſcheint eine gewiſſe innere Unſtätheit zu ſein, welche die mit ihm Vereinigten zu keiner ruhigen Anſiedelung in ihre Verhältniſſe kommen läßt. Gewiß aber irre ich nicht, wenn ich ſage, daß ſein Umgang aus verborgenen und unbegreiflichen Urſachen für ein weiches und liebendes Gemüth angreifend und erſchöpfend ſei.

Ich habe bei ſtillem Nachdenken es ſehr einleuchtend gefunden, daß Seraphine ſeiner Bewerbung nicht widerſtanden, obgleich ſie deutlicher gefühlt haben dürfte, als ſie eingeſtehen mag, daß ſie nie ganz glücklich durch ihn und mit ihm ſein werde. —

Seraphinens leichtbewegliche, von einer kaum überwundenen Krankheit ſehr reizbar geſtimmte Phantaſie nahm zuerſt ſein Bild auf, wie eine vertraute Kammerfrau es ihr in der Stille der Nacht in Blut und Wunden darſtellte. Später reizte das harte Vorurtheil ihrer Großmutter gegen den Grafen Seraphinens Gerechtigkeitsgefühl zu einer wärmeren Begünſtigung des unglücklichen jungen Mannes, als der unparteiiſche Verſtand gutheißen wollte. Als ſie ihn nun kennen lernte, fand ſie in ihm einen Fremden wieder, der ſie einſt bei einem einſamen Gottesdienſte belauſcht und durch ſeine ſichtliche Theilnahme an dieſer ſtillen Feier ihr in den höchſten Gefühlen verwandt geworden war. Ein Zufall, oder richtiger, die Fügung einer leitenden Macht, läßt Seraphine in der erſten Stunde dieſes Beiſammenſeins wahrnehmen, daß die kleine holde Waiſe, des Grafen Tochter, von ihrer Aufſeherin verwahrloſet werde, und der reinſte Trieb einer weiblichen Bruſt, die hülfloſe Unſchuld liebend zu ſchützen und zu ſchirmen, wirft in die Wagſchale der Hinneigung zu dieſem Manne ein ausſchlagendes Gewicht. Und endlich bietet die Leidenſchaft des Grafen die wirkſamſten Mittel auf, Seraphine zu gewinnen. Die Umſtände, ſelbſt die widerſtrebendſten, werden ihm dienſtbar für dieſen Zweck. Ihre Entſcheidung wird von zarten und edlen Veranlaſſungen herbeigeführt, nur nicht — von der Liebe ausgeſprochen. O Gott gebe, daß es weniger zu beklagen ſei, als es begreiflich iſt, daß Alles ſo und nicht anders gekommen. Und ſollte die herzliche Seraphine einem ſo verzeihlichen Irrthume das Glück ihres Lebens geopfert haben, ſo macht doch, der uns ewig liebt, ſtets gut, was wir verwirren, erfreut uns, wo wir uns betrübt und führt uns, wenn wir irren! —

Die Trauung ſollte in Mühlenrode von dem Paſtor dieſes Ortes vollzogen werden, und es war beſchloſſen worden, daß am Abend die Marcheſe mit der Miniſterin Güldforth zurück nach Eſchenwalde fahren, ich aber nach Seraphinens dringendem Verlangen bei ihr in Mühlenrode bleiben würde. Seraphine glänzte in ihrem Brautputze wie eine junge Fürſtin, aber ſie ſchien ſich dieſes Schmuckes nicht zu erfreuen, ja deſſen kaum bewußt zu ſein. Auch der Graf ſah während der Ceremonie auffallend bleich aus, und ich fühlte mich verſucht, ihn für krank zu halten. Die Geſellſchaft war nur klein, welche an dem Feſtmahle Theil nahm und auch nicht eben froh. Ein ſtörendes Ereigniß bedenklicher Art gab jedoch dieſer Mißſtimmung ſcheinbare Rechtfertigungen, oder ließ die Abweſenheit hochzeitlicher Freude weniger bemerklich werden. Wir ſaßen noch nicht lange bei Tiſch, da fiel die alte Gräfin von der Celle ohnmächtig an die Lehne ihres Stuhls zurück und mußte zu Bette gebracht werden. Sie fing ſogleich an zu fiebern und befand ſich in einen halbbewußtloſen Zuſtand. Es wurde noch an dieſem Nachmittage nach dem Arzte geſendet, der aber erſt in ſpäter Abendzeit eintraf und nach gehaltener Prüfung der Krankheits-Umſtände zu den ernſthafteſten Maßregeln ſchritt.

Sie, mein guter Oheim, können ſich vorſtellen, welche Senſation dieſer Vorfall erregte. Die Ordnung der Geſellſchaft war unwiederherſtellbar aufgelöſet, die Hälfte der Dienerſchaft beſtändig auf dem Wege nach dem Krankenzimmer, oder von dort Nachricht bringend, Seraphine heftig erſchrocken und der Graf in einer ſo außerordentlichen Verſtörung, daß die Theilnahme der Anweſenden ſich faſt mehr auf ihn, als auf die Kranke richtete.

Schon am folgenden Tage erklärte der Arzt die Gräfin in dringender Gefahr, und dieſer Ausſpruch war nicht geeignet, die verſcheuchten Freudengeiſter der Neuvermählten zurückzuführen. Am achtzehnten Abends zehn Uhr ſtarb ſie, ſchwer und langſam. Ach, mein Oheim! ich habe den Tod in furchterlicher Geſtalt kennen gelernt, und das Bild ſeiner Schreckniſſe wird mich noch lange, lange verfolgen. Der Armen letzter Kampf dauerte über zwölf Stunden, während deren Entſetzen und Angſt die ſie Umgebenden durchſchauerte. Die Sterbende hatte ihres Sohnes Hand ſo feſt und krampfhaft gefaßt, daß er es nicht vermochte ſich loszumachen, und den bittern Kelch dieſer Anſchauung bis auf den letzten Tropfen leeren mußte. Der Arzt, ein ſehr lieber, einnehmender Mann, und durch Herzlichkeit des Mitgefühls, wie durch ſanften Gleichmuth für ſeinen Beruf geboren, hielt durch einen Machtſpruch Seraphine, die junge reizbare Frau, von dieſem Anblicke entfernt. Die Miniſterin, der Paſtor und ſeine Frau waren abwechſelnd bei ihr, denn mich hatte ſie mit ängſtlicher Inſtändigkeit gebeten, ihrem Gemahl zur Seite zu bleiben, da ſie es nicht dürfe, auf daß er in dieſen bängſten Stunden einer tröſtenden Nähe nicht entbehre. Ohne

Weigern erfüllte ich dieſe Pflicht der Freundſchaft, wie wenig auch der Arzt damit zufrieden ſein wollte. Als das heftig arbeitende Herz der Gräfin nun ſtill ſtand, und ihr Geſtöhn in leiſen Seufzern geendiget hatte, als ein tiefes Schweigen jeden Mund im Sterbezimmer geſchloſſen hielt, da legte ihr Sohn beide Hände über das todtenblaſſe Geſicht, und glich in der Regungsloſigkeit, worin er über eine Minute verharrte, ſelbſt einem Verſchiedenen. Der Arzt trat ihm freundlich näher und bat ihn, dieſen Platz nun zu verlaſſen und eine ſtärkende Arznei zu nehmen, deren er bedürfe, worauf der Graf eiligſt das Zimmer verließ. Jetzt trat der hülfreiche Mann zu mir heran, träufelte Aethertropfen auf ein Stückchen Zucker und reichte mir es mit dem Bemerken, daß ich für meine Kräfte hier zu lange ausgehalten hätte.

Ich brach in Thränen aus und ſagte: O Herr Doctor, der Tod iſt ſchrecklich! Ich habe heute zum erſten Male einen Menſchen ſterben ſehen, und werde die grauſende Erfahrung nie aus meinem Gedächtniſſe verlieren. Der Arzt lächelte ſeltſam und erwiederte: Doch müſſen Sie, mein gutes, gnädiges Fräulein wiſſen, daß ſie die Bekanntſchaft Freund Hains in ſeiner allerdüſterſten Geſtalt gemacht haben, in welcher es ihm, dem Himmel ſei Dank! nur ſelten zu erſcheinen beliebt. Oft ſchiebt er auch mit ſanfter Hand dem Müden das letzte Kiſſen unter und reichet lächelnd dem Gerechten ſeinen Mohnſaft dar. Der Arzt hat Gelegenheit zu bemerken, daß das Sterben eines Menſchen in der Regel den Geiſt ſeines Lebens offenbare und das Reſultat davon abgebe. O mein Fräulein! Ein Leben voll Frieden und Liebe ſtellt eine Schutzwache von Engeln um das Sterbebette auf, die keinem Schrecken Raum gönnt an der heiligen Stätte! — Der jungen Gräfin Tod war ſolch eine Verklärung, und als ihr letzter Hauch entflohen war, ſagte, oder dachte gewiß jeder der Umſtehenden mit einer Begeiſterung, die den tiefen Schmerz über ihren Verluſt unterdrückte: Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl!

Dieſe Erklärung des Arztes beſtätigte gewiſſermaßen Seraphinens Urtheil über den Charakter ihrer Schwiegermutter. Es war mir demnach ſehr anſchaulich, daß dieſer Todesfall das eheliche Glück der Neuvermählten gegen unvermeidbare feindliche Einwirkungen ſichere, und ich bedauerte nur, daß er den erſten Tagen und Wochen ihrer Vereinigung eine ſo ſchmerzliche Störung verurſachte; denn wenn auch Seraphinens Wahrhaftigkeit den Anſchein einer Betrübniß verſchmähete, welche ſie unmöglich empfinden konnte, ſo gab doch die Mitleidenſchaft von ihres Gemahls Gram um die verlorene Mutter ihrem Weſen ſehr düſtere Eindrücke und Außenfarben.

In der That, der Graf war mir in ſeinem Benehmen ganz unverſtändlich. Die Art ſeiner Trauer hätte auf ein ganz anderes Verhältniß ſchließen laſſen, als das geweſen, worin er zu der Verſtorbenen geſtanden.

Der Gedanke, daß der heißerſehnte Beſitz der geliebten jungen Frau ſeinem Kummer das wohlthätigſte Gegengewicht halten würde, lag ſo nahe und konnte doch nicht erfaßt werden; denn der Graf ſchien ſich den Troſt dieſer Gemeinſchaft mit einer ſo ſcheuen Furchtſamkeit anzueignen, als glaube er ſich dadurch an dem Andenken der Todten, als dem Gegenſtande, welchem allein ſein Sinn zugewandt ſein müſſe, zu verſündigen, oder als wolle er durch freiwilliges Verzichten auf dieſes Glück den ſtets ſtattgefundenen Spaltungen und Verſtimmungen zwiſchen ihm und ſeiner Mutter ein Bußopfer darbringen.

Seraphine, von dem Willen durchglühet, ihrem Gemahl vollen, reichen Erſatz für größere Verluſte zu geben, als der, welcher ihn jetzt getroffen, fand ſich beſchämt und gekränkt, als ſie inne ward, ihre Kraft reiche nicht bis an dieſe letztere Erſchütterung ſeiner Seelenruhe. Sie war nahe daran, jene Zuverſichtlichkeit zu verlieren, die unſeren Beſtrebungen einen glücklichen Erfolg verbürgt.

Als ſie mich bat, daß ich mir bei Ihnen, mein guter Oheim, die Erlaubniß auswirken möchte, noch einige Wochen in Mühlenrode verweilen zu dürfen, ſchlang ſie ihre Arme um meinen Hals und ſagte in einem Tone, der mein Herz zerſchnitt: Ach, Agnes, glaube mir, ich bin verlaſſen; recht ſehr verlaſſen! Es fehlt meiner Jugend ein treuer, ernſter, gleichmüthiger und unbeſtochener Freund, und ich ſehe wohl ein, daß es mir ſchwer werden dürfte, dieſen in meinem Manne zu finden.

Ich erſchrak heftig. Seraphine! rief ich, um Gotteswillen! dieſer Zweifel in den erſten acht Tagen Deiner Ehe. —

Seraphine unterdrückte einige hervorquellende Thränen und antwortete ſchmerzlich lächelnd: Sie waren lang genug, um meinen ſchönſten Traum zu zerſtören; den Glauben an die Allmacht meiner Wirkſamkeit auf das Gemüth meines Mannes. Ich fühle, daß ich mehr bedarf, als ſeine Liebe, um meine Pflichten gegen ihn erfüllen zu können, und daß ich in mir ſelbſt die Stützen für meinen Standpunct als Gattin und Mutter ſuchen müſſe.

O meine Freundin, bat ich, ſprich nicht ſo ab über ein Gefühl, das, in ſeiner höchſten Spannung vom grellſten Schmerz berührt, in ſchneidenden Wehelauten erklingt. Anders fühlen und leiden die Männer als wir. Wer mag ſich unterwinden, die Geheimniſſe einer Menſchenbruſt erforſchen zu wollen, wie der Allwiſſende? Nein, Seraphine! überwinde den Reiz dieſer Empfindlichkeit in Liebe, und feiere in der ſcheinbaren Demüthigung, welche dich verſchüchtert, den herrlichſten Sieg über Dich ſelbſt! —

Wie ſehr ich mich nun auch ſehne, bald wieder in meiner lieben Heimath und bei Ihnen, theurer Oheim, zu ſein, ſo würde es mir doch ſehr ſchwer werden, Seraphine in ihrer gegenwärtigen Stimmung und Lage verlaſſen zu müſſen, und ich bitte Sie daher kindlichſt, meinen Urlaub um eine von Ihrer Güte abhängige Friſt zu verlängern.

Wenn ich auch ſtets den Werth des Glücks klar erkannt und innig empfunden habe, daß mir Gott in Ihnen den zärtlichſten Vater und den weiſeſten Freund zugleich gegeben, ſo hat ſich doch hier dieſe Anerkenntniß in dem gerührteſten Dankgefühle erhöhet. Wie unendlich glücklicher bin ich, als die arme Seraphine, deren Großmutter es dem ſchönen Herzen ihrer Enkelin faſt unmöglich macht, mit der natürlichen Achtung für dieſe ehrwürdige Verwandtſchaft Liebe und Vertrauen zu verbinden. Mir ſelbſt iſt nicht wohl in der Nähe dieſer Frau. Sie zeigt in ihren Grundſätzen und Handlungen eine Entſchiedenheit und Superiorität, welche unbefeſtigte Gemüther gar leicht über den wahren Gehalt derſelben täuſchen könnte. Man hütet ſich unwillkürlich, das innerſte Gemüth zu entſchleiern, aus Furcht, die Kälte dieſer Umgebung könne ſchmerzhaft die zarteſten Stellen derſelben berühren. Und nun erſt Seraphine! dieſe lebhafte, glühende, ſchwärmeriſche Natur, in dem rauhen Norden eines bloß conventionellen Lebens! Es iſt ſehr deutlich wahrzunehmen, wie viel die jugendliche Heiterkeit, die blühende Kräftigkeit meiner Freundin durch ein Verhältniß verloren habe, dem ſich zu fügen ihr die Pflicht gebeut, und welchem ſich zu befreunden ihr die Redlichkeit und Gediegenheit ihres Charakters unmöglich macht.

Auch die Marcheſe Sarelli, welche ſchon vor dem Tode der alten Gräfin nach Domthurn zurückkehren mußte, äußerte gegen mich bekümmerte Bemerkungen dieſer Art. Ihre Hoffnung, daß Seraphine in der geſchloſſenen Verbindung ein, ihrem Weſen angemeſſeneres Zuſammenleben gewinnen werde, iſt nur lau; doch verbirgt ſie ihre Beſorgniſſe, weil, wie ſie mich errathen ließ, ſie ihrem Urtheile über die Männer und über den ſpeciellen Fall einer Verheirathung nicht Freiheit genug zutraue, um jede leiſe Beziehung auf ihre eigenen ſchmerzlichen Erfahrungen davon entfernt zu halten. Nur von einem Gegenſtande hofften ihre Erwartungen mit der gläubigſten Gewißheit Seraphinens Glück, und dies war die kleine Molly, des Grafen wunderholdes Kind. Die eigenen Worte der Sarelli über dieſen Punct waren ungefähr dieſe: Das unbefriedigte Herz einer Frau findet volle Genüge, wenn die Sorge für ein liebliches Kind es beſchäftiget, und wäre dieſes Kind auch nicht von ihr geboren; denn die Liebe einer reinen, weiblichen Seele iſt ſtärker und mächtiger als die Natur.

Die beklagenswertheſte Gattin iſt nicht unglücklich, ſobald ſie Mutter eines gutgearteten und anhänglichen Kindes iſt. Der Schöpfer hat mit hoher Weisheit dafür geſorgt, daß die heiligſten Freuden den ſchwerſten Leiden gegenüber ſtehen! — Als ich dich fand, meine Agnes (hier ſchloß ſie mich ſehr bewegt in ihre Arme), und ſpäter Seraphine, da hörten die Wunden auf zu bluten, in denen ſo lange Jahre Lebensmuth und Lebensluſt ausgeſtrömt war; ich erkannte den väterlichen Willen meines Gottes, und ſah aus dem Boden, welchen meine Thränen getränkt hatten, ein Glück aufſproſſen, deſſen Blüthen mir noch in Ewigkeit Früchte tragen werden. Denn das Andenken meiner guten Kinder wird mir nicht erlöſchen, wenn ich ſchlafen gegangen bin zu meinen Lieben; ſie, die ich für die Tugend zu bilden bemühet war, werden gut bleiben, auf daß wir einſt mit einander ſelig ſein können! —

O mein Oheim! die Erinnerung an dieſe Unterredung rührt mich allzuſehr; ich muß ſchließen. Grüßen Sie meine Couſine Laura und ihren Gemahl von mir. Leben Sie wohl, mein theuerſter Oheim, und ſollte das Gefühl Ihrer Zufriedenheit durch irgend Etwas geſtört werden, ſo ſei es das ſehnſüchtigſte Verlangen, Ihre Agnes bald wieder zu ſehen.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

Groß-Lautern, den 2. October 1811.

Der dreißigſte September hat mich in meiner Menſchenwürde vollendet und mir das Glück der Vaterfreude gegeben. Meine Laura gebar nach langem, hartem Kampfe einen geſunden, wohlgebildeten Knaben. O mein Lorenz! als der neugeborene auf meinen Armen ruhete, da riß ein namenloſes Gefühl mich nieder auf die Kniee, dies theuerſte Geſchenk des Himmels ihm betend zu weihen. Nie habe ich das Daſein Gottes und den menſchlichen Beruf zur Seligkeit deutlicher empfunden, als in dieſen unvergeßlichen Augenblicken. Obgleich auch dieſer Wonnekelch, nach dem Geſetze irdiſcher Unvollkommenheit, ſeine bitteren Tropfen hatte, ſo ward er mir doch zu einem Labewein, deſſen ſtärkende Kraft mich zum muthigen Tragen und Handeln begeiſtern wird. Ich hatte ſtill, aber heiß gewünſcht, meine Frau möchte ihr Kind ſelbſt ſtillen, und mehrere und wichtigere Gründe für dieſen Wunſch gehabt, als das beſſere körperliche Gedeihen des Säuglings.

Nur zu meinem Schwiegervater hatte ich davon wie von einer Sache geredet, die ſich von ſelbſt verſtände, und wirklich erwartete ich von Laura's mütterlichem Herzen keinen Widerſpruch bei dieſer Angelegenheit ihres eigenen, höchſten Intereſſes.

Sie wird es nicht wollen, mein Sohn! antwortete mir Herr von Höhen mit bekümmerter Miene, und der Ton dieſer Worte ſchien einem Geheimniſſe nachzuklingen, das ihm das traurige Recht zu dieſer Behauptung gab. Und, mein Freund, es war ſo, wie er geſagt hatte; Laura weigerte ſich hartnäckig, ihrem Kinde ganz Mutter zu ſein, wie innig ich ſie auch darum anflehete, wie hoch auch der Arzt, ein redlicher Mann, betheuerte, ſie könne es ohne die mindeſte Gefahr. Die Hebamme, ein feiles Weib und wahrſcheinlich von meiner Frau für dieſen Zweck gewonnen, fand Schwierigkeiten, und auf dieſe Autorität ſich ſtützend, verſagte ſich Laura dem ſüßeſten Geſchäfte der Mutterliebe, und der arme Kleine mußte die erſten Tage ſeines Lebens an den üppigen Quellen der Natur darben und mit ſehr dürftiger Nahrung abgefunden werden.

Da trat Agnes helfend ins Mittel. O Grauen! warum muß ich doch dieſen Namen ſtets in einer Beziehung nennen, die ihm eine Verklärung giebt, in deren hellem Glanze die Schatten meines Schickſals ſchärfer hervortreten? — Unter dem Hofgeſinde von Ober-Höhen war ein junges, ſehr hübſches Mädchen von feiner Unerfahrenheit und feiner Leidenſchaft für den Sohn eines reichen Bauern unter anderer Herrſchaft verrathen worden. Der Mutter des Mädchens, einer frommen, gottesfürchtigen Wittwe, hatte die Entdeckung von dem Falle ihrer einzigen Tochter eine langwierige Krankheit zugezogen, während welcher die gebeugte Büßerin entbunden worden. Mit Engelsmilde hatte Agnes für die Bedürfniſſe der Kranken, wie für die Pflege der jungen Wöchnerin Sorge getragen, und als am Tage nach der Niederkunft meiner Frau das ſchwache Kindlein jener Ungetrauten ſtarb, war Agnes, die durch ihren Oheim von dem Stande der Dinge am Wochenbette zu Groß-Lautern in Kenntniß geſetzt war, ſogleich darauf bedacht, meinem armen, durſtigen Würmchen eine geſunde Amme von ſanfter, freundlicher Gemüthsart anzuwerben. Das Mädchen ſträubte ſich anfänglich, die kranke Mutter zu verlaſſen; allein Agnes vermochte es zu der Annahme des gemachten Antrages durch das Verſprechen, daß ſie dieſer es an dem, zu ihrem Aufkommen Nöthigem nicht mangeln laſſen, und durch ihre Fürſprache bei dem Oheim eine Heirath zwiſchen den getrennten Liebenden zu vermitteln ſuchen würde.

Auf dieſes Verſprechen hin wäre das Mädchen in den Tod gegangen; es trat ſeinen Ammendienſt bei meinem Kinde mit einer ſo liebenden, dankbaren Inbrunſt für ſeine Wohlthäterin an, daß ich überzeugt bin, die Begeiſterung für dies edle, liebenswürdige Weſen müſſe Laura's Sohne eingeflößt werden, ehe ſein noch ſchlummernder Geiſt dem Werthe der Tugend huldigen kann.

Du, mein theuerſter Freund, haſt ein Herz, mich in dieſen Empfindungen zu verſtehen und an ihre Reinheit zu glauben. So lange ein Athemzug meine Bruſt bewegt wird Agnes von Höhen mir das Ideal weiblicher Vortrefflichkeit bleiben, ohne daß dieſe unverminderte Schätzung mich gegen Laura ungerecht machen könnte. Im Gegentheile belebt ſie mein Streben, auch als Gatte der Freundſchaft dieſes Mädchens würdig zu ſein.

Ich darf es Dir nicht verhehlen, daß mir vor ihrem erſten Wiederſehen bangte; ich trauete meinem ſchwachen Herzen nicht. Es war mir lieb, daß eine Reiſe nach Domthurn und ſpäter die zur Vermählungsfeier ihrer Freundin in Mühlenrode Agnes noch länger entfernt hielt. Zufällig war ich ohne meine Frau in Ober-Höhen, als Agnes unerwartet in der Equipage des Grafen von der Celle anlangte. Ueber ihr holdes Geſicht war der Freude milder Frühlingsglanz ausgegoſſen; ſie erſchien mir ſchöner als je. Sie warf ſich in die umfangenden Arme ihres Oheims und nannte ihn mit den zärtlichſten Namen. Mir war wohl und weh dabei zu Muthe. Auch mochte Agnes fühlen, wie ausgeſchloſſen und abgeſondert von ihrem wärmeren Antheil ich mich empfinden mußte. Sie reichte mir liebreich die Hand, ich fühlte einen leiſen, flüchtigen Druck, während ihr Auge, wie mit einer ſchüchternen Frage um mein Ergehen, forſchend auf meinen Zügen verweilte.

Wir ſind nun, wie Du denken kannſt, oft und viel beiſammen; doch iſt unſer geſelliger Umgang zwangloſer, als im vorigen Jahre, wenn gleich zuweilen noch gepreßt genug. So iſt das Betragen meiner Frau gegen Agnes ziemlich kuhl, oft ſogar gereizt und bitter, und dieſes unverdiente Benehmen rügt jener beleidigte Engel nur durch Erweiſungen der zarteſten Gefälligkeiten.

Ich ſah mich einſt genöthiget, mit Laura daruber zu ſprechen, doch gab mein Bewußtſein und das Anrathen der Klugheit meinen Vorwürfen die beſonnenſte Mäßigung. Deſſenungeachtet antwortete ſie mir ſehr heftig, es könne ſie wohl nicht ſonderlich für Agnes einnehmen, wenn ſie täglich ſehen müſſe, wie dieſe ihrem Vater bei weitem mehr gelte, als ſie, die eigene Tochter. Sie finde ſich dadurch nicht allein als ſolche, ſondern in ihrer verſtorbenen Mutter verkürzt, die eine noch ſchmerzlichere Zurückſetzung durch Agnes Mutter habe erfahren müſſen. — Sie wolle nur ihrem Vater nicht in meiner Achtung ſchaden, ſonſt könne ſie mir Dinge erzählen, vor denen ich mich entſetzen müßte und deren Kenntniß mich hoffentlich abhalten würde, ihr kunftig Herzlichkeit für eine Verwandtin zuzumuthen, die mit demjenigen Grade von Toleranz, den ſie ſich abzuzwingen vermöge, ſehr zufrieden ſein könne. — Ich war tief empört und ſchwieg in heißen Schmerzen. Sieh, Lorenz, was hulfe es mir auch, wenn ich den wilden Sprößling eines, von der Bosheit fruh eingepflanzten Vorurtheils auszureißen verſuchte? Die Wurzel deſſelben iſt tief in das innerſte Leben gedrungen und führt ihrem Stamme unaufhaltſam den Trieb neuer, verderblicher Zweige zu.

Einige Wochen vor der Entbindung meiner Frau ward ſie durch ein unvorhergeſehenes Geſchenk von ihrem Vater erfreut. Es war dies eine reiche und complete Sendung des zierlichſten Kinderzeuges. Die vom feinſten Holz künſtlich gearbeitete und mit ſchwellenden Bettchen gefullte Wiege zeigte an jeder, in die Höhe ſtrebenden, abgerundeten Ecke einen Engelskopf von Alabaſter, das lächelnde Geſicht dem noch fehlenden kleinen Schläfer zugewendet. Um das im neueſten Geſchmack ſauber geſtickte Wiegenband war ein rührender, von der Hand meines Schwiegervaters geſchriebener Segenswunſch für ſeinen künftigen Enkel geſchlungen.

Ein Zufall verrieth mir, daß Agnes mit heimlicher Emſigkeit Alles beſorgt und größtentheils ſelbſt gearbeitet habe.

O mein Freund, wie Kryſtall rein und klar iſt ihre Seele! wie ungetrübt von Selbſtſucht dies weiche, liebende Gemüth! Die zarteſte Weiblichkeit regelt ihre Gefühle, und wo dieſe von menſchlicher Schwäche befangen werden könnten, da ſchwingen ſie ſich mit der Kraft einer höheren Natur empor in eine Region, wo die Liebe göttlicher iſt! —

Laura ignorirte die ihr ſo nahe liegende Frage, wem ſie dieſe Vertretung ihrer eigenen Sorge, wie die Anordnung dieſes Geſchenkes zu danken hätte, Sie wollte ſich von keiner Verbindlichkeit gegen Agnes gedrückt fühlen. Ich, der ich mich ihrer mit hoher Freude bewußt bin, hätte in einem Worte des Dankes an meine gütige Freundin nur das ſelige Gefühl meines Herzens zu entweihen geglaubt. Aber ein unbewachtes Zeichen der Rührung dürfte vielleicht nicht unverſtanden von Agnes geblieben ſein und ihr verrathen haben, daß in meiner ſtillen Bruſt die dankbarſte und innigſte Verehrung für ſie ruhet.

Am Tage nach der Niederkunft meiner Frau, die bei ſpäter Abendzeit erfolgte, kam Herr von Höhen mit Agnes in den Nachmittagsſtunden zu uns. Während mein Schwiegervater an dem Lager ſeiner Tochter ſtand und ſich zu der leiſe Redenden herüberbeugte, trat Agnes an die Wiege meines Kindes und neigte lächelnd ihr Geſicht den enggeſchloſſenen Kiſſen zu. In dieſem Augenblicke regte ſich der

Kleine und ſtreckte ſein linkes Händchen flach nach der Seite aus, wo Agnes ſeines Anblicks lauſchte. Dieſes Spiel des Zufalls war von ergreifender Art. Es war, als ob mein Kind den Engel begrüßen wollte, der ihm ſo nahe ſtand. Agnes deutete vielleicht dieſe Geberde gleich mir. Sie preßte das Händchen an ihren Mund und benetzte es mit Thränen, denen ſie vergebens zu wehren ſtrebte. Ich war, ohne von ihr bemerkt zu werden, ein naher Zeuge dieſer Bewegungen. Es drängte mich, daran Theil zu nehmen, und doch verſagte ein gebietendes Gefühl mir dieſen Genuß. Da ergriff ich das herabhangende Wiegenband und drückte einen verſtohlenen Kuß darauf; aber in demſelben Momente erhob Agnes die ſchimmernden Augen, und ihre Wangen bedeckten ſich mit Gluth.

Ende dieſes Monats, wo meine Frau ſich hoffentlich ganz erholt haben wird, wollen wir taufen. Die beiden Väter und die beiden Freundinnen, die junge Gräfin von der Celle, rückſichtlich meiner genaueren Bekanntſchaft mit ihrem Gemahl, und Agnes werden Pathenſtellen übernehmen, und dieſer Brief hat, nächſt der Anſprache an Deine Theilnahme, die Beſtimmung, Dich zu Gevatter zu bitten. Wenn es Dir nicht entgegen wäre, Seraphine in ihren gegenwärtigen Verhältniſſen ſobald wiederzuſehen, wenn Du ohne Gefahr für Deine Ruhe einige Tage in ihrer Nähe verleben wollteſt und könnteſt, ſo würdeſt Du, mein geliebter Freund, mich durch die Gewährung meines Wunſches ſehr glücklich machen; doch wenn irgend eine innere Ueberzeugung oder ein äußeres Hinderniß ſich gegen Deine Bereitwilligkeit, eine neue Bindung zwiſchen uns zu knüpfen, auflehnen ſollte, dann werde Dir die abſchlägige Antwort von dem Bewußtſein erleichtert, daß mein Glaube an Deine Freundſchaft keines neuen Beweiſes bedürfe.

Meine Frau grüßt Dich. Lebe wohl, mein Lorenz, und träume in Domthurns klöſterlichen Hallen und vor dem Bilde der Freundinnen, das meine Phantaſie nur allzutreu copirt hat, recht ſchön und recht lange! — Und träumen wir nicht Alle? Ach! manchmal wie ſchwer, wie bange! Und die gepreßten Pulsſchläge verflüchtigen ſich in der Sehnſucht nach einem befreienden Erwachen. „Leben iſt Träumen!“ dies hat Jemand geſagt, dem die Wahrheit ihre Schleier in heiligen Weiheſtunden lüftete. Und ein Anderer beſtätigt dieſen Ausſpruch in folgenden Worten: „Wenig kann das Glück uns geben; denn ein Traum iſt alles Leben, und die Träume ſelbſt ſind Traum!“ Lebe wohl!

Achtundzwanzigſter Brief.

Agnes von Höhen an Seraphine Gräfin von der Celle.

Ober-Höhen, den 16ten December 1811.

Nicht ganz gewiß darüber, ob Du, meine theure Freundin, bei jetziger Zeit noch auf dem Lande verweilſt, oder dem Vorſchlage Deiner Großmutter zufolge mit Deinem Gemahl in die Reſidenz gezogen ſeieſt, die Wintermonate daſelbſt zu verleben, will ich es doch wagen, dieſen Brief nach Mühlenrode abzuſenden. Er wird ja von dort aus an Dich gelangen, wenn auch um eine kurze Friſt ſpäter.

Noch leben die Tage mir in ſeliger Erinnerung, in denen ich ſo glücklich war, Dich, liebſte Seraphine, nebſt Deinem Gemahl bei uns in Ober-Höhen zu ſehen. Das ſchöne Wetter des Spätherbſts beegünſtigte mich zu der Erfüllung des ſehnlichen Wunſches, Dir unſere Gegend in dem eigenthümlichen Reize ihrer Alpen zeigen zu können. Unſer einſamer Morgen-Spaziergang auf den Berg wird mir unvergeßlich bleiben; damals empfand ich lebhaft, daß unſere theuerſten Beſitze, unſere höchſten Genüſſe uns einen Theil ihrer Wonnen vorbehalten haben, ſo lange als wir ſie noch nicht mit einem geliebten und gleichfühlenden Herzen theilten.

Seit jener Zeit hat ſich nun auch Manches bei uns geändert. Am zwanzigſten November iſt der Baron mit ſeiner Frau nach F...... abgereiſ't, aber der kleine Herrmann, unſer Pathchen, iſt nebſt ſeiner Amme in Ober-Höhen zurückgeblieben und meiner Aufſicht übergeben worden.

Du wunderſt Dich, Seraphine? und begreifſt kaum, wie es möglich geweſen, daß die junge Mutter ſich von dem lieblichen Kinde habe trennen können? — Ach! es iſt viel und wohl mehr als dies möglich, gute Seele! Und daß Laura es ohne Kampf über ſich vermocht, das ſchönſte Glück, wodurch die Natur ſegnet, den Neigungen ihrer Eitelkeit aufzuopfern, hat meinem einförmigen Stillleben eine unendliche Freude gegeben. Doch muß ich Dir ausführlich erzählen, wie ſich dieſer ſonderbare Beſchluß eingeleitet habe Faſt möchte ich glauben, Laura habe von Anfang an den Plan gehegt, ohne ihr Kind in die Hauptſtadt zurückzukehren, und der Weigerung, es ſelbſt zu ſtillen, ungeachtet der reichſten Fähigkeit zu dieſem mütterlichen Berufe, dieſer Gedanke zum Grunde gelegen. Der Arzt des Barons, ihm von meinem Oheim empfohlen, Doctor Stahl aus dem Städtchen A.....' ein ſchlichter, braver, ſeiner Kunſt, wie ſeinem Charakter nichts vergebender Mann, ließ ſich weder durch die Schönheit, noch durch den Rang der Wöchnerin abhalten, mit tadelndem Eifer über den Eigenſinn einer Verſagung abzuſprechen, die ihm eben ſo unnatürlich, als unbegründet erſchien. Laura, dadurch beleidiget, verſuchte es, die Einſicht des Arztes bei ihrem Manne verdächtig zu machen, doch hatte das Benehmen des Erſteren grade die Achtung und das Vertrauen des Letzteren gewonnen. Nun klagte Laura bald über dieſes, bald über jenes Uebel, die Medicin ſchlug nicht an, weil ſie ſchon nach dem flüchtigſten Gebrauche verworfen wurde, und Laura äußerte ein wachſendes Verlangen, ſich der Rathgebung ihres Arztes in der Reſidenz, je eher, deſto lieber, bedienen zu können, da ſie nur zu dieſem allein Zuverſicht zu faſſen im Stande wäre; ſie wiſſe es am beſten, welche heimlichen Feinde ſich hinter ihrem täuſchenden Ausſehen verborgen hielten, und ſie würde gewiß zu Grunde gehen, wenn man ihr um falſcher Vorurtheile willen die Hülfe, an welche ſie glaube, verſage.

Dieſe oft wiederholte Litanei machte den Baron ſehr niedergeſchlagen. Er hatte bereits gegen den Oheim die leiſe Hoffnung ausgeſprochen, es über Laura zu vermögen, daß ſie den Winter über in Groß-Lautern bliebe, weil für die völlige Wiederherſtellung ihrer körperlichen Kräfte, wie für die Pflege ihres Kindes, die ländliche Stille unfehlbar zuträglicher ſein würde, als das bewegte und geſtörte Leben in der Stadt. Jetzt aber ward Horſtall von der ſtrengen Rückſicht auf ſeine Pflicht gegen Laura, vielleicht von etwas noch Zarterem — genöthiget, dieſe ſtillgenährte Hoffnung aufzugeben und der Krankenlaune ſeiner Frau eine feſte, männliche Stirn zu bieten; ſo wurde denn die Abreiſe beſchloſſen.

Eines Tages bin ich mit meinem Oheim in Groß-Lautern. Letzterer war mit ſeinem Schwiegerſohne zur Mühle gegangen, wo das mächtig angeſchwollene Waſſer Schaden angerichtet hatte, und der Baron des Oheims Gutachten in Betreff der vorzunehmenden Reparatur an Ort und Stelle zu vernehmen wünſchte. Ich war demnach mit Laura allein, und dieſe ungewöhnlich freundlich gegen mich. Sie erzählt mir, daß heute ein Brief ihres Mannes nach der Hauptſtadt abgegangen ſei, worin derſelbe ſeinem Vater ihre nahe Ankunft gemeldet. Dieſe Nachricht kam mir wirklich unerwartet, und der leichte Schrecken einer unangenehmen Ueberraſchung, deren Widrigkeit mir bloß in der Ueberzeugung lag, daß dieſe Einwilligung dem Baron die Aufopferung lieber Erwartungen gekoſtet habe, mochte ſich in meinen Zügen ausdrücken. Allein ſogleich fühlend, daß Laura's Mißtrauen gegen mich dieſe flüchtige Beſtürzung übler deuten könnte, ſuchte ich ihr die Wahrnehmung davon zu entziehen, indem ich den kleinen Herrmann, der auf meinen Armen ruhete, an meine Bruſt druckte und ſagte: O wie wirſt Du mir fehlen, mein Kleiner! Wie oft werde ich an Dich denken müſſen! Laura antwortete noch freundlicher und mit einem Tone, der zwiſchen Ernſt und Scherz geſchraubt war: Nun Agnes, ſo behalte Dir ihn doch hier! Ich wüßte ihn gut aufgehoben und könnte um ſo ruhiger ſein.

Betroffen blickte ich meine Couſine an und erwiederte: Du haſt gut ſcherzen, Laura. Weiß ich doch, daß Du um aller Welt Schätze — — — Sie unterbrach mich ſchnell und ſagte: Nein, nein! da irreſt Du, mein Püppchen. Ich gehöre nicht zu der Zahl jener Mütter, die ihr Kind überall mit ſich herumſchleppen, weil es ein madonnenartiges Bild abgiebt, und wenn Andere (hier tönte eine ſehr bemerkbare Beziehung aus ihren Worten) ſich in der Rolle empfindſamer Selbſtverleugnung gefallen, die ihnen zu dem Geruche der Heiligkeit verhilft, ſo habe ich einen ſo verkehrten Geſchmack, die Offenheit des Charakters verdienſtlicher zu finden. Dieſe beſtimmt mich nun, Dir zu ſagen, daß ich keineswegs geſonnen bin, dieſen Winter wie den vorigen zu vertrauern, was freilich zum Theil auf Rechnung meiner unglücklichen Gemüthsſtimmung zu ſetzen und dann wieder dem Unbehagen meiner angehenden Schwangerſchaft zuzuſchreiben wäre. Doch wollte ich mich auch dieſes Jahr den miſanthropiſchen Grillen meines Mannes fügen — Du, Agnes, kennſt ihn nur von der Lichtſeite, — ſo würde ich unſere eheliche Verfaſſung vollends im Zuſchnitte verderben, wie es ohnehin ſchon geſchehen iſt; denn ſie will nicht recht paſſen, und beengt und preßt bald den einen, bald den andern von uns. Wagte ich es dann im dritten Winter unſerer Ehe, eine Polonaiſe zu tanzen, ſo würde dies in den Augen des Herrn Gemahls ein Criminal-Verbrechen ſein, über welches das Scheidungsurtheil ausgeſprochen werden müßte. Nein, meine Liebe! ein Jeder iſt ſeines Glückes Schmied, und die Frauen haben ein ſo leidiges Geſchick, ſich Feſſeln anzuhämmern, daß ich mich, davor gewarnt, wohl hüten will, mir in ſolchem Feuer die Finger zu verbrennen.

Ach, Seraphine! mir bebte das Herz vor Angſt bei dieſen Eröffnungen. Welche Perſpective für den armen Horſtall! Eben wollte ich, meiner nicht mehr mächtig, ein herzliches

Wort der Warnung zu Laura reden, als die Amme durch das Zimmer eilte, und Laura, ihr nachblickend, fortfuhr: Zudem könnte die verdrießliche Rückſichtnahme auf dieſe kleine Perſon beitragen, uns von Deiner Güte für Horſtall's Kind (für Horſtall's Kind! O! ich empfand den Pfeil, der mich in der Stellung dieſer Worte treffen ſollte —) Vortheil ziehen zu laſſen. Ich zweifle, daß die Amme dahin zu bringen ſein würde, dieſe Gegend zu verlaſſen, und ſie zu zwingen, würden wir verſchmähen. Und endlich kann ich es mir nicht peinlich genug vorſtellen, in die ſtille, abgemeſſene, großartige Häuslichkeit meines Schwiegervaters den Lärmen einer Kinderwirthſchaft einzuführen. Schriee der Junge einmal Zeter, wenn Fürſt Michael, wie es oft zu geſchehen pflegt, zu ſeinem vertrauten Geheimerath käme, um über wichtige Dinge mit ihm zu ſprechen — ich wäre des Todes. Hier unterbrach die Ankunft des Oheims und des Barons Laura's Rede. Sie rief ihrem Gemahl zu: Höre einmal, Collmar! Agnes will unſeren Jungen hier behalten, wenn wir in die Hauptſtadt gehen, und da die Amme auf keinen Fall uns dorthin begleitet, und wir den armen Kleinen abſetzen laſſen müſſen, jetzt, wo er kaum gedeihlicher geworden iſt, ſo dächte ich, wäre nichts natürlicher, als daß wir unſer eigenes Vergnügen dem Beſten unſeres Kindes aufopferten. Ich wenigſtens fühle mich ſtark genug, für ſein Wohl Alles zu entbehren.

Gott der Wahrheit! Ich erröthete für Laura, ich erſchrak vor der Fertigkeit, womit ſie die ungefügigſten Anläſſe für ihre Abſichten zu handhaben verſteht. Mit dieſen Höllenkünſten hat ſie das unglückliche Opfer ihrer Eroberungsſucht umgarnt; an ihnen hat ſich die geiſtige Kraft einer edlen, ſtarken Natur gebrochen, und meine Ruhe, ja, Seraphine, meine Ruhe — verblutet; denn nie werde ich es lernen, einen Mann, der mir einſt ſo theuer war und ſehr werth geblieben iſt, mit ſeinem Schickſale ringen zu ſehen, ohne ſein Erliegen mit der ſchmerzlichſten Theilnahme zu beweinen.

Das bittere, brennende Gefühl jener Minute milderte ſich, als ich des Barons Geſicht, welches mir heute ſehr trübe vorgekommen war, plötzlich in der hellen Beleuchtung des freudigſten Erſtaunens erblickte. Wie? Agnes, ſagte er mit gerührter Stimme, Sie wollten eine ſo beſchwerliche Pflicht übernehmen? Beſchwerlich? wiederholte ich und ſah bedrängt von ſteigender Verlegenheit zu dem Kinde hinab, welches ich noch immer hielt, und das die klaren, blauen Augen recht verſtändig zu mir aufſchlug; ich liebe die Kinder unausſprechlich, und dies Kind — — — ich fing an zu zittern und wußte in meiner Verwirrung kaum noch, was ich geredet hatte. Da kam mir der Oheim zu Hülfe. Er legte ſeine Hand auf meine geſenkte Stirn und ſprach: Der Kleine wäre in ſolcher Obhut gut aufgehoben, dafür ſtehe ich ein, und Agnes würde als ein treues Mütterchen über ihm walten. Ich küßte dem väterlichen Manne die Hand für dieſe günſtige Vorausſetzung, in welcher Laura's Bewußtſein von einem Vorwurfe getroffen wurde, der durch ein höhniſches Lächeln ihren ſchönen Mund verunſtaltete.

Dabei war es nun geblieben. Einige Tage darauf errieth ich aus einer Aeußerung meines Oheims, daß Herrmanns Zurückbleiben eine ganz abgemachte Sache ſei, über welche kein Zweifel mehr Statt finde. Ich freuete mich im Stillen meines Gewinnes, denn als ſolchen betrachte ich das holde Kind.

Ich glaubte an dem Baron ein Streben zu bemerken.

mich vor der nun ganz nahen Abreiſe noch allein zu ſprechen: aber der Zufall vereitelte dieſe Abſicht, bis er in der Stunde des Abſchiednehmens ſie faſt gewaltſam zu erreichen ſuchte. Er umſchloß meine beiden Hände und ſagte mit Heftigkeit: Liebe Agnes, könnte ich Ihnen doch ausſprechen, wie glücklich es mich macht, daß ich mein Kind in Ihren Händen zurücklaſſen darf! Meine Sehnſucht nach dem Kleinen wird in der himmliſchfrohen Ueberzeugung untergehen, ihn von einem Engel behütet und bewacht zu wiſſen! — Gerührt, doch faſt geängſtet von dieſer Zuverſichtlichkeit, antwortete ich: Wohl fühle ich, daß es ein kühnes Selbſtvertrauen ſei, eine Mutter vertreten zu wollen; denn die ſorglichſte Zärtlichkeit einer Fremden iſt nur dürftiger Erſatz für die Fülle der Mutterliebe.

Der Baron ſchlug mit einem Ausdrucke von Schmerz, Vorwurf und Verwunderung die Augen zum Himmel auf und wiederholte leiſe: Einer Fremden? Hier wurden wir geſtört. Ich hatte nicht mehr Zeit zu einem Worte, das dieſen Ausdruck gemildert hätte, und nur durch einen Blick konnte ich ihm die verſöhnende Verſicherung geben, daß ich ihm und ſeinem Kinde niemals eine Fremde ſein würde.

Ich fühle mich ſehr glücklich in meiner Mühewaltung um den kleinen Herrmann. Du, meine Seraphine, kennſt ja aus eigener Erfahrung die Süßigkeit, welche an die Sorge für das Kind einer uns theuren Perſon geknüpft iſt. Ich habe die Wiege in mein Schlafzimmer genommen, das Bett der Amme ſtehet in der Nähe. Wenn ich nun des Nachts erwache und mich zu dem kleinen Schlummerer herabneige: dann webet aus dieſen ſanften, leiſen Athemzügen mich der Unſchuld Frieden an. Das zarte, träumeriſche Leben eines Kindes ſpricht mit ergreifend rührenden Stimmen zu dem Herzen des Weibes. Ich möchte ſchützende Engel um ſein Daſein aufſtellen, das dem Schmerze nicht entgehen wird; und kann nichts, als es lieben und bittend zu Gott aufſehen, der es mehr noch liebt, als ich! —

Mein kleiner Junge gedeiht ſichtlich; auch kann es nicht anders ſein, denn er trinkt lauter Wonne und Freude. Es iſt meinem Oheim gelungen, und der Gütige hat viel dafür gethan — der Amme die begründete Hoffnung geben zu können, daß ſie auf die Vollziehung ihrer Heirath nach Jahr und Tagen rechnen dürfe. Ihre Mutter iſt geneſen und hat der Reuigen verziehen, die nun eine Wiedergeborene iſt. Die glühende Dankbarkeit dieſes Mädchens könnte einen völlig erkalteten Glauben an dieſe ſeltene Tugend wieder beleben.

Nun, geliebte Freundin, erfreue mich recht bald durch eine ausführliche Nachricht über Dein Ergehen, in welchem ich das zufriedenſte und beglückteſte vorausſetze. Ich grüße Deinen Gemahl mit freundſchaftlicher Achtung. Theile mit der lieblichen Molly Umarmung und Kuß, womit ich Dich im Geiſte an mein Herz drücke. Lebe wohl!

Neunundzwanzigſter Brief.

Seraphine Gräfin von der Celle an Agnes von Höhen.

Mühlenrode, den 10. Januar 1812.

Der Schluß Deines letzten Briefes, meine gute Agnes, ſchien mir einen leiſen Bezug auf den Satz zu enthalten, welchen die Erfahrung aufgeſtellt hat: Daß man aus dem Schweigen entfernter Freunde auf ihr Wohlergehen ſchließen dürfe. Ich will nicht zweifeln, daß es Herzen genug gebe, die mit dem Selbſtgenuſſe ihrer Freuden zufrieden, nur für ihren Kummer einer Mittheilung bedürfen, weil ſie entweder zu ſchwach ſind, ihn allein zu tragen, oder, die Liebe nicht fühlen, welche dem zärtlichen Gemüthe des Freundes eine Bürde erſparen will, die es um unſertwillen tragen würde; — aber eine mindere Anzahl dürfte anderer Natur ſein. Der Wunſch, theuren Abweſenden eine klare Ueberſicht unſerer Verhältniſſe geben zu können, deren dämmernde Geſtaltungen keine beſtimmten Umriſſe gewinnen wollen — die Scheu, der regen Theilnahme eine Beſorgniß einzuflößen, deren Behebung wir von dem nächſten Augenblicke erwarten, und in dieſer Hoffnung doch fortwährend getäuſcht werden, ein ähnliches Gefühl als das, was den Wanderer auf dunkelm, unbekanntem Wege mit zurückgehaltenem Athem und feſtgeſchloſſener Lippe weiter führt, bis freundliche Helle ihn wieder umleuchtet, mag oft auch eine ſchriftliche Anſprache verhindern, und daß dies mein Fall geweſen ſei, wird Dir klar werden, ſobald Du dieſen Brief geleſen haſt.

Wenn die vergötternde Huldigung eines liebenswürdigen Mannes, der mein Gatte iſt, wenn die rührende Anhänglichkeit eines holden Kindes, wenn eine faſt anbetende Verehrung meiner Untergebenen, wenn ein feenhaftes Zuvorkommen aller meiner Wünſche und der Beſitz irdiſcher Güter das Glück einer Frau ausmachen, ſo bin ich glücklich, meine Freundin; in vollem, höchſtem Maße glücklich! Und doch Agnes! und doch widerſpricht ein tieftrauriges Gefühl in meinem Herzen dieſer Anerkenntniß, zu der die Dankbarkeit gegen mein Schickſal mich auffordert. Gern wollte ich einige Stufen von der Höhe herabſteigen, auf welcher mir von der Gunſt des Himmels mein Standpunct angewieſen worden, und mit einem minderglänzenden Looſe zufrieden ſein, wenn ich nur die Genugthuung hätte, meinen Gemahl ganz beglückt und in den edelſten Anſprüchen ſeines Weſens durch mich befriedigt zu wiſſen. Ich ſehe im Geiſte, wie Du, liebſte Agnes, darüber erſtaunſt, die Mängel meiner Zufriedenheit auf dieſer Seite zu erblicken, wie Du mich auf tauſend untrügliche Zeichen einer leidenſchaftlichen Hingebung verweiſeſt, die am Ziele ihrer Wünſche doch wohl den Kranz der Freude zum Lohne ihres Strebens erhalten müſſe — allein ich kann, will ich wahrhaftig bleiben, nicht anders als meine Aeußerung wiederholen; vernimm meine Gründe dafür.

Momentane Exaltationen, die flüchtigen Entzückungen der Ueberſpannung, welche den Gegenſtand, den ſie feiern, eben ſo ſehr ermatten, als den, welchen ſie entflammen, ſind ſo wenig Glück zu nennen, als es zu verkennen wäre, daß ſie nur ein Gemüth entzünden, worin der Ruhe ſtiller, himmliſcher Quell verſiegt iſt oder niemals rann. Ein Herz, in welchem die Liebe und ihre Seligkeit wohnt, iſt gewiß ſtill; aber die innere Verklärung beleuchtet durch den Blick die ganze Außenwelt, und wirft über die Schatten des Lebens, wie über die ſchroffeſten Verhältniſſe deſſelben ihre glänzenden Strahlen. „Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an, wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt!" Ich muß dem Sinne dieſer ſchönen Stelle hier Anwendung geben.

Wenn ich früher geneigt war, die ungleiche, düſtere Stimmung meines Mannes ſeinen trüben Erfahrungen, dem Drucke häuslicher Mißverhältniſſe, und endlich der quälenden Ungewißheit in Betreff ſeiner Hoffnung auf meine Hand zuzuſchreiben: ſo glaubte ich ſpäter in dem Tode ſeiner Mutter einzig und allein den Grund der Verſtörung ſuchen zu müſſen, welche in der erſten Zeit unſerer Ehe mir den Anblick ſeiner innigſten Befriedigung entzog, deſſen ich für den

Muth zu dem Beginnen der neuen Laufbahn bedurft hätte. Ich hoffte mit jugendlicher Zuverſichtlichkeit auf die Zeit, wie auf die Macht meines Umgangs, von der mir die geſchraubteſten Begriffe beizubringen, er früher ſo befliſſen geweſen war — für ſeine baldige Erheiterung. Vielleicht begründete die geringe Schätzung ſeines Verluſtes meine Erwartung, daß es nur der Ueberwindung der erſten Trauerſcenen und Tage bedürfe, um meinen Gemahl in der Ueberzeugung zu beruhigen, daß, wenn, was Gott thue, immer wohlgethan ſei, der Segen ſeines Rathſchluſſes in dieſem beſonderen Falle viel zu nahe liege, als daß ein offenes Auge ihn überſehen könne.

Ach Agnes! ich hatte geirrt. Wochen, Monate vergingen, ohne daß mein Gemahl gezeigt hätte, er fühle ſich ſo glücklich als Gatte, als Vater, um ſich früher als ein leidtragender Sohn tröſten und beruhigen zu können. Zwar gab es Stunden, in denen er durch eine verzehrende Gluth, durch feurige Exclamationen, mich für den Vorbehalt einer milden, aber dauernden Wärme entſchädigen wollte; aber dieſe Ungleichheit bewies mir nur, daß er mit ſich ſelbſt im Widerſpruche ſtehe, und ich litt in der Anſtrengung, mir die Geheimniſſe ſeiner inneren Welt zu enträthſeln. Dabei empfand ich nun deutlich, daß nichts unſeren Beſtrebungen mehr entgegen ſei, als wenn wir an unſerer eigenen Kraft irre geworden, ihre Wirkſamkeit in den leiſeſten Zweifel ziehen. Ich konnte nach langem und genauem Forſchem nicht daran zweifeln, daß ich von meinem Gemahl geliebt würde; allein ein finſterer, dämoniſcher Geiſt ſchien ihm die Wonne dieſes mächtigen Gefühls in ſeine Qual zu verwandeln. Du, meine einzige Freundin, wirſt leicht ermeſſen, wie dieſe allmählich entſtehende Vermuthung mich nicht weniger bekümmerte, als heftig reizte, ihrer Wahrheit auf die Spur zu kommen. Oft ſchon ſchwebte die Frage nebſt der Verſicherung auf meinem Munde: Was fehlt Dir, mein Lieber? Was iſt's, das, um meinem ſchon einmal in dieſem Briefe angeführten Dichter noch einen Ausdruck abzuborgen — Dir das nächſte Glück von den Lippen zehrt? — Ich will mit Dir leiden, Dir tragen helfen, was Dir allein zu ſchwer iſt; aber Gott weiß, warum ich es nicht vermochte, dies auszuſprechen! So blieb meine Theilnahme ſtumm, doch unausgeſetzt thätig; auch hütete ich mich wohl, mein Andringen an ein Herz, das mir ſein ſtilles Bluten verbarg, bemerklich zu machen.

Zuweilen gelingt es mir, dem Sänger David gleich, den Geiſt ſeiner Schwermuth durch Harfenſpiel zu beſchwören. Ich brauche keine Kunſt dabei anzuwenden; denn ein bewegtes Gemüth ſpricht aus den Tönen meiner Stimme, die ihrer beabſichtigten Wirkung ſelten verfehlen. Die Spannung in dem Weſen meines Gemahls läßt unter den Klängen ſeiner Lieblings-Melodieen nach; eine natürliche Wehmuth, ein Ermatten, bei welchem ihm wohler wird, überwältiget ihn. Dann ſchließt er mich mit Innigkeit in ſeine Arme und nennt mich den Engel ſeines Lebens, ſeinen einzigen Troſt auf dieſer Welt; ich lege ſein Haupt an meine Bruſt, und meine Schmeichelworte beſchwichtigen einen Gram, den ich nicht kenne.

Mein Gemahl liebt die Jagd; vielleicht auch nur die Zerſtreuung, welche ſie ihm gewährt, oder die einſame Abſonderung, der er ſich dabei unbemerkt überlaſſen darf. Ich habe nie gehört, daß er ſelbſt etwas geſchoſſen hätte, ja er wußte oft kaum mir die Ausbeute ſeiner Jagdpartien anzugeben.

Mich beſorgt dieſer Hang, der ſeiner Grillenfängerei nur Nahrung giebt, und ich wünſchte ihn anders zerſtreut und beſchäftiget. Deshalb habe ich auch ganz gegen eigene Neigung die Einladung meiner Großmutter, daß wir einige Wochen bei ihr in der Hauptſtadt zubringen möchten, bei meinem Gemahl unterſtützt, und wir werden Ende dieſes Monats dahin abgehen. Ich könnte nicht ſagen, daß ich mir von dieſem Aufenthalte Vergnügen verſpräche; aber wenn die geräuſchvollen Luſtbarkeiten der Stadt, der blendende Wechſel ihrer geſellſchaftlichen Erſcheinungen meinen Gemahl wohlthätig zerſtreuen, will ich mich gern ihrem läſtigen Gepränge unterzogen haben und dagegen die traute Stille für ein Weilchen aufgeben, welche hier, wie eine ſchweigſame Freundin, mein gereiztes Gemüth ſchont, und mich ungeſtört die Rathgebungen der Vernunft vernehmen und befolgen läßt.

Ich habe den heimlichen Plan einiger kleinen und größeren Reiſen für das nächſte Frühjahr und den Sommer entworfen; denn, da alle meine Forſchungen, die beſtehende Urſache von der oft zur Melancholie gebenden Verdüſterung meines Mannes zu ergründen, mich zu keinem anderen Reſultate, das mir zugleich beruhigender geweſen wäre, geführt haben, als daß der Tod ſeiner Mutter bloß deshalb ſo erſchütternd auf ihn gewirkt, weil mit ihm eine tiefere kaum vernarbte Wunde aufgebrochen, ſo darf ich glauben, daß Veränderung der Umgebungen, Entfernung von dem Schauplatze tragiſcher Erinnerungen am heilſamſten für ihn ſein würde.

Ach, meine gute Agnes, könnte ich doch an Deine Bruſt fliehen, um mich an dieſer lieben Stätte einmal recht ſatt auszuweinen! Nimm, Liebe, dieſe Aeußerung jedoch nicht höher, als ich ſie gebe; ſie ſpricht bloß mein Bedürfniß aus, alles, was mein Herz fühlt und wünſcht, leidet und hoffet, fürchtet und verſchweiget, in erleichternden Thränen vor Dir auszuſtrömen.

Ich habe dieſes Glück genoſſen, als ich bei Dir in Deinem zauberiſchen Ober-Höhen war und will nicht klagen, daß es flüchtig geweſen, wie alles Schöne auf Erden. Wie wohl war mir bei Dir! Die heimlichen Gebirge mit ihren ſtillen Höhen und anmuthigen Thälern geben ein Gefühl ruhiger Geborgenheit, welche uns in gewiſſen Stimmungen als das wünſchenswertheſte Gut erſcheinen kann. Dein Marienberg und ſeine geheiligter Gipfel hat mich im Innerſten angeregt. Ich hätte ſagen mögen: Hier iſt gut wohnen, hier laß uns Hütten bauen! Und Dein Oheim, wie theuer iſt er mir durch unſere perſönliche Bekanntſchaft geworden! Die milde Würdigkeit, welche ſein ganzes Weſen athmet, ſcheint, nächſt angeſtammter Güte, die Frucht ſchwerer und langer Leiden zu ſein, und ſo kann man von der Achtung, die er einflößt, das ſtärker anziehende Gefühl der Theilnahme für ſein unglückliches Schickſal nicht trennen. Ich dächte, ſein Anblick ſelbſt wäre eine Schule der Weisheit. Wenn man die Ruhe wahrnimmt, die über ſeine von der Sorge ſo tief gegrabenen Züge ausgegoſſen iſt, wenn man die Klarheit ſieht, die aus ſeinen Augen leuchtet, welche ihre Kraft an der Unüberſehbarkeit ſeines Elendes geſchwächt haben, wenn man dieſe Geſtalt betrachtet, welche der Kummer gedrückt hat, aber nicht beugen konnte, ſo fühlt man, wie mächtig eine tugendhafte Geſinnung, wie lindernd die Zeit ſei, und man gewinnt den Muth, die erſtere zu behaupten, die letztere zu erwarten.

Daß Grauen, der, wie mir Baron Horſtall ſagte, auch bei ſeinem Kinde hat Pathen ſtehen ſollen, nicht nach Groß-Lautern gekommen, wußte ich ihm Dank. Der Baron umging die Urſache von dem Wegbleiben ſeines Freundes, und ich konnte mich der Frage nicht enthalten, wie es jetzt um die Geſundheit deſſelben ſtehe. Der Baron lächelte ſeltſam, dann antwortete er: Körperlich, nach Verhältniß ihrer ſonſtigen Beſchaffenheit, gut; aber wer wird den Seelenzuſtand eines Träumers, und verklärten ſich ſelbſt Engel darin — für naturgemäß halten können? Ich entflammte. Horſtall war ſo diſcret, es nicht zu bemerken und fuhr mit niedergeſenkten Augen fort: Wer wird ferner die Grauſamkeit üben wollen, ihn daraus zu wecken? Ich weiß nicht, ob es Leſſing war, welcher ſagte: Ein Wahn, der uns beglückt, iſt eine Wahrheit werth, die uns zu Boden drückt! — Armer Grauen! Iſt es nicht von jeher das Schickſal der Edelſten und Beſten geweſen, daß ihr Denken und Handeln der Welt als Thorheit erſchien und als ſolche Aergerniß gab? Wenn das Andenken an eine Freundin, die Deinen vollen Werth erkannte, Dir genügt, wenn Du nichts weiter vom Glück verlangſt, als ein Leben in Erinnerung und Hoffnung, ſo könnte die Gewißheit, daß die ſanften Freuden Deines Umgangs ihr gegenwärtig und unerſetzt geblieben ſind, Deine Zufriedenheit vermehren, und ſo flüſtere mein Geiſt Dir die Verſicherung zu, daß Seraphine Dich nimmer vergeſſen werde!

Molly küßt Dir die Hand. Sie iſt mein Schatten, und in einem anderen Sinne auch mein Licht; denn ſie erhellt durch ihre unſchuldige Fröhlichkeit mir manche trübe Stunde.

Mein Gemahl empfiehlt ſich Dir beſtens. Er hat Dich gar ſehr lieb, und — ich bin nicht eiferſüchtig. Vielmehr werde ich nicht müde, ihm von Dir zu erzählen, und verſteht ſich, lauter Liebes und Gutes. Wer könnte auch je etwas Anderes von Agnes reden? Lebe wohl, meine geliebteſte Freundin!

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtunddreißigſter Band.

Die Freundinnen. Sechster Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Freundinnen.

Dreißigſter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

F......, den 8. März 1812.

In tiefſter Seele bekümmert, ſuche ich den Troſt Deiner Theilnahme; gönne mir ihn, mein Freund! Zwar dünkt es mir ein Unrecht, daß ich Deine ſtillſelige Einſamkeit mit den quälenden Beunruhigungen meines Lebens unterbreche; aber dafür wird der Frieden Deines Gemüthes mir zu Gute kommen, und weil Du es verſtehſt zu lieben ohne Anſprüche, ſo biſt Du auch fähig zu leiden, ohne die heiligſten Schätze innerer Beſitze aufzugeben.

Bedaure mich, Lorenz, es will ſehr dunkel um mich werden! Da thäte mir nun das Auge der Freundſchaft Noth, das für mich wachte und mich leitete! Du verweiſeſt mich an meinen edlen Vater; auch unterſtützt mich ſein Rath und Anſehen; allein Rückſichten des Zartgefühls verhindern mich an einer freien Enthüllung meiner Sorgen, und der Wunſch für die Zufriedenheit dieſes theuren Greiſes gebietet mir, ihm zu verſchweigen, wie unglücklich ich als Laura's Gatte ſei, wie viel mehr noch ich als ſolcher fürchten zu müſſen glaube.

Wenn ich früher auch nicht weniger lebhaft empfand, wie viel meiner Ehe zu dem Glücke fehle, welches ich mir einſt ſo ſchön träumte, ſo hoffte ich doch mit frohem Glauben an die Möglichkeit einer Verbeſſerung auf die Zeit, wo die Pflichten der Mutter meine Frau mit ſüßen Banden an ihre weibliche Beſtimmung feſſeln würden. Ich wußte nicht, daß es Frauen geben könne, über welche die Natur nichts vermöge, weil die weiche Menſchlichkeit ihrer Gefühle ſich im Sclavendienſte der Eitelkeit zum unbeugſamſten Trotze abgehärtet hat. Doch mußte ich es jetzt erfahren, und, o Gott! an der Mutter meines Kindes! — Du weißt, liebſter Lorenz, wie unmütterlich Laura ſich bald nach ihrer Entbindung benommen; doch war ich fern davon, die Weigerung, ihr Kind ſelbſt zu ſtillen, für etwas mehr als Weichlichkeit und Liebe zur Bequemlichkeit zu halten; daß in dieſem Zuſtande der Schwäche, kaum zurückgekehrt von den Pforten des Todes, in den erſten Bebungen eines wiedergeſchenkten und in Wonne verdoppelten Lebens die ſchlaue Berechnung ihrer künftigen Freiheit zu den wildeſten Vergnügungen ihr Verhalten motiviren könne, argwohnte ich nicht. Ich hatte die ſchüchterne Hoffnung gefaßt, den Winter über in Groß-Lautern bleiben zu können; aber nur zu bald ward ich inne, daß ich ſie fahren laſſen müſſe. Meine Frau kränkelte und klagte, und handelte mit empörendem Leichtſinne den Verordnungen des Arztes entgegen, der ſo redlich war, ſtets anderer Meinung zu ſein, als der, welche die Patientin ihm in den Mund legte. Sie weinte und betheuerte doch, daß ſie ſterben würde, wenn dieſer Ignorant ſie ferner behandele, und daß ſie von keinem anderen, als von ihrem Arzte in der Hauptſtadt, die beſte Hülfe erwarte. Ich hatte nicht den Muth, mich ihrem Verlangen, dahin abzureiſen, zu widerſetzen, weil ich davor erzitterte, es könne die Feſtigkeit meines Willens durch Gründe der Selbſtſucht beſtimmt werden. O Lorenz! wenn ſchon das Bewußtſein der verzeihlichſten, der edelſten Schwachheit die Kraft zum Handeln lähmt und unſeren Sinn für das Rechte ſo zart macht, daß wir unter dem Drucke der Verhältniſſe diejenige Schwere herausfühlen, die zu ertragen das Gewiſſen uns gebeut, und wir, dieſer Vorſchrift treu, nun lieber die ganze Laſt erdulden, als uns der feſt in ſie eingefügten Pflicht überheben wollen; wie muß erſt die Schuld zu Boden drücken und jeden freien Aufſchwung des Geiſtes hindern?

Einige Tage vor unſerer Abreiſe war der alte, ehrliche Doctor zum letzten Male bei uns und blieb auf meine Einladung über Mittag. Der Arzt, welcher wohl keine Ahnung davon hatte, wie ſehr er von der gehaßt werde, die ihn heute bewirthe, erſchöpfte ſeine Gutmüthigkeit in diätetiſchen Vorſchlägen und Warnungen. So ſagte er zum Beiſpiel: Sie, meine gnädigſte Frau Baronin, haben ein heißes, entzündliches Blut, und ſich vor allen Dingen vor äußeren und inneren Erhitzungen in Acht zu nehmen. Das Reitpferd — nun, das wird ja ohnehin abandonnirt worden ſein, ſeitdem für eine Wiege geſorgt werden mußte — raſches Fahren und Tanzen, ein preſſender Schnürleib und ſüdlicher Wein könnten Sie leicht in große Gefahr verſetzen. Ich kann es immer noch nicht recht verſchmerzen, daß Sie ſich vor dem Selbſtſtillen ſo geſcheuet haben. Mütter Ihrer Conſtitution blühen in der Regel wie die vollen Roſen, wenn ſie einem Knösplein Nahrung geben. Meine lange Erfahrung hat mich gelehrt, daß alle Schönheitsmittel einer franzöſiſchen Toilette nicht halb ſo wirkſam ſeien, als die milden Quellen in der Bruſt einer geſunden Mutter, wenn ſie den kleinen

Liebling erquicken dürfen. Dann wird, wie wohl meiſtens — der größere Segen der Geberin zu Theil.

Meine Frau lächelte höhniſch, und dieſes Lächeln ſchnitt mir durch's Herz. Ein giftgetränkter Blick, welchen ſie dem Arzte zuwarf, der behaglich ſein Glas Rheinwein leerte, ſollte der Aufrichtigkeit dieſes Biedermannes den Tod geben.

Ich bin zu aufgeregt, mein Freund, und fühle, daß ich die dürftige Sammlung meiner Geiſtesgegenwart für die, Dir ferner zu gebende Mittheilung allzunöthig bedarf, als daß ich es wagen könnte, ſie durch tiefere Bewegungen aufzulöſen; ſonſt würde ich Dir eine genaue Schilderung der Vorgänge geben, welche Veranlaſſung waren, daß mein Kind in Ober-Höhen und unter Agnes Aufſicht zurückblieb. Daß ich Gott jedoch für dieſe Fügung dankte und ſie als ein Unterpfand für das Heil meines Kindes betrachtete, wirſt Du mir ohne Verſicherung glauben und aus meiner Schätzung für dies reinſte, beſte Weſen unter der Sonne abnehmen.

Wir kamen nun hier an und wohnen wieder bei meinem Vater, obgleich Laura mich mit ſtürmiſchen Vorſtellungen angegangen, eine Wohnung in der Stadt zu beziehen. Der Himmel weiß, daß die Erwägung der Miethersparniß den letzten Grund zu dieſer Entſchließung abgegeben, wenn auch Laura mir den Vorwurf machte, daß er allein mich gegen ihren Wunſch geſtimmt hätte. Unglücklicher Weiſe mußte mein Vater bald nach unſerer Ankunft in Geſchäften auf einige Wochen verreiſen, und dieſer Umſtand war von den entſchiedenſten Folgen für die Einrichtung unſerer Lebensweiſe. Noch iſt es mir unbegreiflich, wie ich ſchon nach wenigen Tagen mich in eine Menge Bekanntſchaften und Verbindungen verſtrickt ſehen konnte, die mich immer tiefer in ihren betäubenden Strudel zogen und den Widerſtrebenden immer mehr von der Möglichkeit einer Rettung daraus abſchnitten. Um den intriguanten Machinationen einer Frau zu begegnen, mußte man nicht viel beſſer als ſie ſelbſt ſein; für mein einfaches Zutrauen wäre dieſe Aufgabe zu künſtlich.

Laura erſchien in allen Geſellſchaften ſo blendend als möglich, ihr Benehmen hatte wieder etwas von jener Sieggewohnheit, deren Zauber auch mich einſt an ihren Triumphwagen feſſelte; jetzt wendete ich mich ſchaudernd ab, die Ketten, welche ich ſo ſchnell und freudig um meine freie Bruſt geſchlungen, drückten ja mein Herz blutig! — Von einem Uebelbefinden war nicht mehr die Rede, und ſelten genug gedachte ſie ihres Kindes.

Ich hielt es für unerläßlich, mit Laura ein Wort des Ernſtes zu reden, und den kühnen Schritten, womit ſie ihren Neigungen freien Lauf ließ, Einhalt zu thun. Indem ich ſie darauf aufmerkſam zu machen ſuchte, wie dieſe Art zu leben, in welche wir uns eingelaſſen hätten, den Grundſätzen meines Vaters, dem wir doch die nächſte Rückſicht ſchuldig wären, durchaus zuwiderliefe, bat ich ſie, doch nicht ganz und gar zu vergeſſen, wie wenig dieſes Jagen nach Luſtbarkeiten mein eigener Geſchmack ſei, wie nachtheilig es ihr ſelbſt in körperlicher und geiſtiger Beziehung werden könne.

Guter Gott! ich erſtarrte, als ich ſie lachend mir eine Antwort geben hörte, deren Sinn ungefähr folgender war: Sie hätte geglaubt, ſich einem ſelbſtändigen Manne zu verheirathen, und fände ſich nun einem Söhnchen angetraut, daß mit äffiſcher Furchtſamkeit nach der Pfeife des Vaters tanze, und ganz naiv verlange, ſie ſolle ein Gleiches thun, wozu ſie indeß nicht die mindeſte Luſt in ſich verſpüre Was jedoch meine gütige Sorge für ihre Geſundheit anbelange, ſo möchte ich dieſe ihr nur allein überlaſſen, da mir bei der Gewißheit des reichſten Erſatzes — auch aus der ſchlimmſten Vernachläſſigung derſelben nur Vortheil erwachſen würde.

Kaum war ich meiner noch mächtig. Mein Bewußtſein verfinſterte ſich, der Zorn zog blitzende Funken um meine Augen; die Bruſt ſtockte in dem Geſchäfte des Athmens, das Herz ſchlug hoch und ängſtlich Sturm. Die ſchöne Larve, welche mir den Himmel vorgelogen, ſank, und ich erblickte das hohnlachende Grinſen einer Furie!

Grauen! nachdem ich dieſe fürchterlichen Augenblicke gelebt, weiß ich mehr als jemals, daß man, um ein Mörder zu werden, das Schrecklichſte, wovor die Natur erbebt, kein Böſewicht ſein dürfe. Gott ſende jeder ſolcher dunkeln Verſuchungsſtunde einen Engel, der in Seinem Namen Erlöſung bringt von dem drohenden Uebel des Verbrechens!

Mir erſchien er in Agnes Bilde, das in dem Glanze ſeiner himmliſchen Milde und Duldſamkeit zwiſchen mich und die Beleidigerin trat. Meine krampfhaft ſtarren Arme ſanken ſchlaff an dem matten Körper herab; die Beſonnenheit kehrte mir wieder. Ich ſagte, und der Ton, mit dem ich ſprach, ſchien doch auf die erſchrockne Laura zu wirken, daß ich nur die Rückkehr meines Vaters abwarten wolle, um es ihr zu überlaſſen, ob ſie gegen allen Anſtand allein in der Hauptſtadt zurückbleiben, oder ſich nach Frauenpflicht und Sitte meinen billigen Wünſchen fügen wolle. Dann ergriff ich meinen Hut und ſtürmte in das rauhe Winterwetter hinaus.

Ich lief ſo eilig auf der öden Landſtraße hin, als könnte ich mir ſelbſt und allen Qualen, die mich folterten, entfliehen. Ach, hätte ich mit dieſer Eile mein Grab erreichen können, ich würde ſie beflügelt haben! Der Schnee näßte meine heiße Stirne, ich fühlte es nicht; der Wind wehete mit eiſigem Hauche aus Norden; ich war in einer ſchmerzenderen Kälte ſchon erſtarret.

So mochte ich ungefähr eine Stunde gegangen ſein, da fährt ein Reiſewagen an mir vorüber. Ich höre einen Schlag an das herabgelaſſene Fenſter, der Wagen hält, und meines Vaters Stimme ruft hier zu: Um Gotteswillen, Collmar! Du hier? Und in dieſem Wetter ohne Mantel? Sprich, mein Sohn, was iſt vorgefallen? —

Das heftige Erſchrecken meines Vaters über meine Begegnung unter dieſen Umſtänden und an dieſem Orte ließ mich meine eigene Gemüthsſtimmung mit dem Auge eines Anderen anſchauen, und zeigte mir, wie weit ich die Faſſung verloren hatte. Dieſe Wahrnehmung gab mir ein Gefühl ängſtlicher Beſchämung, welches ſich mir mit der Freude miſchte, meinen väterlichen Freund ſo unerwartet und zu einer Zeit wiederzuſehen, wo ſeine Nähe ihren wohlthuendſten Einfluß auf mich üben konnte.

Ich ſtieg zu meinem Vater in den Wagen und ſagte: Das Bedürfniß der freien Luft hätte mich auf die Landſtraße geführt, und nur in Gedanken wäre ich ſo weit gegangen.

Ich glaubte meinem Vater hiermit die Wahrheit zu verſichern, ohne ihm einen Grund zur Beunruhigung zu geben. Er aber ſchüttelte ſein ehrwürdiges Haupt und antwortete: Das überrede mich doch nicht, mein Sohn! Spaziergänger im Winter pflegen in der Regel ſich mit Pelz oder Mantel zu verſehen, und Meilen weit läuft im Flockengeſtöber Niemand, der nicht wenigſtens den Stein der Weiſen ſucht, oder — den irgend ein Dämon von der Heimath verſcheucht. Sei doch aufrichtig gegen mich, lieber Collmar!

Ich konnte nicht widerſtehen und entdeckte meinem Vater nun, wie ſehr und weshalb ich mit Laura unzufrieden ſei, wie tief ihr Benehmen bei der gehabten Scene mich empört habe. Doch, wie das ſo geht, lieber Lorenz, mein Vater mochte von der Verſtörung, in der er mich fand, Schlimmeres erwartet haben, denn mein Bericht ſchien ihn zu beruhigen.

Du nimmſt die Sache vielleicht zu hoch, mein Sohn, ſagte er mit begütigender Stimme, und ſiehſt Deine Lage durch die gefärbte Brille des Vorurtheils an; da iſt es denn natürlich, daß Dir ſchwarz erſcheint, was nur das blaſſe Grau eines Schattens iſt, welcher bei näherer Beleuchtung zerfließt.

Deine Frau iſt jung, unbeſonnen und eitel, und auch ohne dieſe Fallſtricke fängt in den Schlingen der Welt ſich oft der vorſichtigſte Fuß. Die Verliebtheit vergiebt zu viel, die Gleichgültigkeit zu wenig. Man möchte jedem Bräutigam anrathen, daß er nach dem Syſtem der Sparſamkeit ſich den Ueberfluß zärtlicher Ekſtaſe auf die Zeit des nüchternen Mangels zurücklegen möchte.

Dieſe Anſicht und Erklärung meines Vaters befriedigte mich nicht, im Gegentheil bekränkte ſie mich durch den Vorwurf, von dem ich mich getroffen fühlte. Wir langten vor dem Landhauſe an, und gleich als ob Laura das ihr günſtigzufallende Richterurtheil meines Vaters bereits wiſſe, bewillkommte ſie ihn mit dem unbefangenſten Vergnügen, und benutzte ſo das zufällige Uebergewicht, welches die Laune des Augenblicks ihrer ungerechten Sache gegeben hatte.

Ich fühlte mich jetzt ernſtlich unwohl. Der ſchnelle Wechſel heftiger Affecten, Erkältung und ein fortdauernder innerer Kampf blieb nicht ungeahndet von der rächenden Natur. Ich war ganzer acht Tage hindurch nicht unbewutend krank. Ueberhaupt hat meine ſonſt ſo kräftige Geſundheit ſeit der Rückkehr von meiner großen Reiſe merklich gelitten. Mein guter Vater war ſehr beſorgt um mich, und leiſtete mir am Krankenbette in jeder Stunde Geſellſchaft, die er den, für ſeinen fürſtlichen Freund übernommenen Geſchäften nur abmüßigen konnte.

Deſto läſſiger war meine Frau in den Erweiſungen ihrer Theilnahme. Ohne mir nur ein verſöhnendes Zeichen der Reue gegeben zu haben, ließ ſie ihrem Betragen den Anſchein, als wäre nicht das Mindeſte zwiſchen uns vorgefallen, oder als wäre jener Auftritt kaum ihrer Erinnerung und noch weniger ihrer Berückſichtigung werth. Sie fuhr des Morgens zu kleinen Viſiten in die Stadt, und nahm unbedenklich für den Nachmittag und Abend Einladungen zu Spiel, Souper und Tanz an.

Meines Vaters Stirn wurde täglich finſterer, obwohl ich keine Klage mehr gegen ihn äußerte. Eines Abends, nachdem Hofrath Heyſan uns verlaſſen hatte, und wir beide in meinem Schlafzimmer allein waren, hob mein Vater an: Mein guter Sohn! vor einiger Zeit ſagte ich Dir, Du nähmeſt Dein eheliches Mißverhältniß zu hoch, und beſchuldigte Dich, daß Du Deiner Frau zu wenig Nachſicht angedeihen ließeſt; heute geſtehe ich Dir ein, Du könnteſt mir mit beſſerem Grunde vorwerfen, ich hätte dieſen Uebelſtand zu leicht angeſehen, und wenn ich hätte etwas rügen ſollen, ſo hätte dies nur die Gelindigkeit ſein dürfen, womit Du Laura's Uebermuthe Vorſchub geleiſtet. Ja, es iſt leider wahr, Deine Frau legt einen Leichtſinn zu Tage, der weniger aus ſinnlichen Neigungen, die man doch ſehr häufig mit weicher Gemüthlichkeit und edlen Regungen verſchwiſtert findet, als aus trotziger Verderbtheit des Herzens zu entſpringen ſcheint.

Ich habe Laura zeither genau beobachtet, und meine Menſchenkenntniß müßte mich diesmal ganz im Stiche laſſen, wenn ich nicht annehmen dürfte, ſie handle in Conſequenz nach einem unſeligen Plane. Auch ſcheint ſie, Du wirſt um nichts unglücklicher durch dieſe Bemerkung werden — gegen Dich erkaltet zu ſein. Dies iſt nun in ſo fern recht ſchlimm, indem es Dich der ſicheren Gewalt beraubt, auf ihre Sinnesänderung zu wirken. Doch faſſe Muth, Collmar! Wir wollen Maßregeln nehmen, die zum Zwecke führen ſollen. Der Winter nähert ſich ſeinem Ende; ertrage, bis dies erreicht iſt, das wilde Umherſchwärmen Deiner Frau, welches, auf den gebührenden Anſtand zu beſchränken, ich zuvörderſt durch gütliches Zureden verſuchen werde. Durch Zwangsmittel eine Reform in ihrer Art zu leben bewirken, würde das nachtheiligſte Aufſehen erregen, und den Ruf Deiner Frau den Schmähungen ihrer Neider und Feinde ausſetzen. Deshalb faſſe Dich vorerſt in Geduld. Mit Anfang des Frühjahrs geheſt Du auf Dein Gut zurück, und ich begleite Dich, um mit Herrn von Höben Rückſprache zu nehmen. Der Zuſtimmung dieſes trefflichen Mannes im Voraus gewiß, verſpreche ich Dir, daß wir drei Männer dann vereint dem aufrühreriſchen Geiſte Deiner Frau Geſetze vorſchreiben werden, deren Verletzung die Scheidung von Dir zur unausbleiblichen Folge haben würde.

O mein Vater! rief ich in Angſt und Schrecken, an Trennung iſt gar nicht zu denken! Laura iſt wahrſcheinlich zum zweiten Male Mutter — um deſto mehr, erwiederte mein Vater mit ruhiger Entſchiedenheit, hat ſie Urſache, ihre Pflichten heilig zu halten. Nein, mein Sohn, Dein kräftiges Jugendleben darf keinem Grame geopfert werden, den die ſündliche Verſtocktheit einer Undankbaren über Dich brächte. Und herzlich wünſchte ich bei meinem Sterben einſt den Troſt mit mir nehmen zu können, daß eine geliebte und liebende Frau Dich über den Verluſt Deines treueſten Freundes auf der Welt tröſtete. Er umarmte mich in großer Rührung. Ich befinde mich nun in der peinlichſten Spannung. Eine unerklärbar ängſtende Erwartung läßt mich die Zeit in ihren kürzeſten Abtheilungen ermeſſen und hält mein Auge mit ruhelöſer Wachſamkeit ſtets auf die nächſte Minute gerichtet. O Lorenz, welch ein quälender Zuſtand iſt dies!

Mein Vater hat mit Laura geſprochen, doch gleich mir ohne den gewünſchten Erfolg. Wenn ſeine natürliche Würde, die von Tauſenden gefühlte Superiorität ſeines reifen Geiſtes nichts über ſie vermochte, was habe ich dann noch zu hoffen? — Mit einer wahren Unangreiflichkeit, die in kaltem Spott und unedler Liſt ihr Gemüth umzogen hat, ſetzt ſie ihre Ausflüge zu Luſtpartieen und in Geſellſchaften fort, und ihre Bekanntſchaften haben bereits aufgehört, Rückſicht auf mich, den griesgramigen Ehemann, zu nehmen. Ihre Toilette muß große Summen erfordern; größere, als der Betrag des anſehnlichen Nadelgeldes, welches ſie von mir erhält, beſagt. Ich vermuthe, ſie macht Schulden. Wohin wird dies alles führen? O Gott!

Es wird und muß anders werden, wenn ich nicht dem Drucke meines Schickſals erliegen ſoll. Ich wage nicht zu fragen: wie? und eben ſo wenig zu fragen: wann? Aber daß es geſchehen müſſe, dafür bürgt mir die Unerträglichkeit meiner ſtillen Qualen.

Lebe wohl, mein guter Grauen, und gedenke in dem Frieden Deines klöſterlichen Aſyls Deines kämpfenden Freundes.

Einunddreißigſter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine von der Celle.

Ober-Höhen, den 13ten April 1812.

In der aufgeregteſten Gemüthsſtimmung fliehe ich an Deine Bruſt, meine Freundin, um in der Mittheilung deſſen, was mich ſo tief erſchüttert hat, meinen beunruhigten Gedanken eine beſtimmte Richtung anzuweiſen, und die bewährte Linderung Deiner Theilnahme für die Aengſte meines Herzens zu ſuchen. Laura iſt tödtlich krank, vielleicht gar ſchon eine Leiche. Eine Eſtaffette, welche geſtern Abend ſpät an meinen Oheim gelangte, rief dieſen an das Sterbebette ſeiner Tochter, die ein dringendes Verlangen, ihren Vater zu ſehen, geäußert habe. Der Bericht über die Gefahr der Krankheit, wie über den Hergang derſelben überhaupt, vom Vater des Barons abgefaßt, trug das Gepräge jener Verſtörung, der bei Ereigniſſen dieſer Art der gefaßteſte Muth zuweilen nicht entgehen kann, und die den Beweis von der jähen Gewaltſamkeit lieferte, mit welcher dieſer Schlag von der Hand Gottes gefallen ſei. Mein armer Oheim war zwar über dieſe Hiobspoſt erſchrocken, recht ſehr erſchrocken; aber doch in voller Sammlung ſeines Geiſtes. Nach einer Stunde, die unter flüchtigen Anſtalten für die Reiſe verging, fuhr er ab, und verſprach mir, die baldigſte Berichterſtattung über den Stand der Dinge durch einen reitenden Boten zu ſenden.

Es war Mitternacht; froſtige Schauer durchzitterten meine Glieder. Ich bat Frau Molle, mir Geſellſchaft zu leiſten, weil ich ja doch nicht würde ſchlafen können, und das gute Mütterchen ſuchte mich durch Thee zu erwärmen und durch trauliches Geplauder zu beruhigen.

Sie ſagte: Mein Gott! was iſt doch der Menſch? Er blühet wie eine Blume, und wenn der Wind darüber weht, iſt ſie nicht mehr, und ihre Stätte wird nirgends gefunden. Wenn ich mir die junge Frau bedenke — ſie ſtehet leibhaft vor meinen Augen — dann iſt es mir, als ob ich an ihren Tod nicht glauben könnte. Sie ſchmückte und putzte ſich ohne Unterlaß, und nun muß ſie mit dem Leichentuche zufrieden ſein. Sie war ſo eitel auf ihre Schönheit, und nun wird dieſe eine Tafelfreude der Würmer werden. — Glauben Sie mir, mein gutes, gnädiges Fräulein, wenn man ſo alt geworden iſt, wie ich, und ſo viel, meiſtens Trauriges — erfahren hat, ſo wundert man ſich, wie die Jugend die Nichtigkeit und Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens ſo verkennen kann, und nicht lieber täglich denkt und ſingt: Schick das Herze da hinein, wo Du ewig wünſchſt zu ſein! —

Ich habe, fuhr Frau Molle fort, und ich lauſchte ihrer Rede in ſchweigender Beklommenheit, über die junge Baronin ſtets meine beſondern Gedanken gehabt. Kein Waſſertropfen gleicht dem andern genauer, als dieſe ihrer Frau Mutter ſeliger in allen Manieren und Marotten. Auch will ich, wenn die Beſtätigung von ihrem Tode kommt, keine Thräne vergießen; denn wer weiß, ob, wenn ſie am Leben bliebe, wir nicht noch herbere weinen müßten?

So plauderte ſie immer fort, auf alte Geſchichten kommend, und während ihrer Erzählungen verſchmolz das grelle Bild der Gegenwart in die ſanfteren, verblichenen Färbungen vergangener Tage. Es war zwei Uhr, und das Mütterchen allgemach müde und ſchläfrig geworden. Ich gab vor, das Bedürfniß der Ruhe zu fühlen, bloß um ſie der guten Alten nicht länger zu entziehen, und legte mich, von einem Seelenfieber geſchüttelt, zu Bette.

Der Mond ſchien hell in mein Zimmer: ſein milder Glanz vermählte ſich mit dem düſtern Scheine der Nachtlampe. Ich beugte mich über die Wiege: da lag der kleine Hermann mit offenen munteren Augen und lächelte meinem Blicke entgegen. O Seraphine! mein Herz brach bei dieſem Anblicke. Die ſtarren Empfindungen meiner Bruſt löſeten ſich in Thränen auf, welche in immer ſchnellerem Falle auf das freundliche Kind herabrollten. Der Kleine lächelte unter dem warmen Regen fort und öffnete durſtig das Mündchen.

Ich rief die Amme und bemühete mich einzuſchlafen, doch vergebens. Unaufhörlich ſchwebte Laura vor meinen wachen Sinnen, ich ſah ihre blühende Geſtalt, hörte jetzt ihre Todesſeufzer und empfand den Schmerz ihres Gemahls.

Du kennſt mich, geliebte Seraphine, und wirſt daher nicht von mir glauben, daß eine ſelbſtſüchtige Regung mein Bedauern gemindert habe, ein ſo friſches, hochbeglücktes, durch Liebe feſtgehaltenes Weſen im Lenze des Lebens eine Beute des Grabes werden zu ſehen. Nein, hätte ich es für eine längere Dauer retten können, ich würde mit Freuden auch das größte Opfer gebracht haben! Es erſchien mir jetzt als ein Unrecht, daß ich Laura nicht geliebt, daß ich mich nicht entbrechen können, ihr Betragen als Tochter, Gattin und Mutter tadelnswerth zu finden. O meine vertrauteſte Freundin! warum ſollte ich Dir nicht Alles geſtehen? Wenn ich früher über ein Gefühl geſiegt habe, zu deſſen Unterdrückung mir die Vorſtellung behülflich war, daß der Baron ja glücklich wäre und ſein Schickſal nach eigener Neigung gebildet hätte — ſo zittere ich vor der Empfindung, die durch ſein Unglück mächtig in mir werden könnte, und welcher zu gebieten, ich jetzt mehr als jemals von den zarteſten Rückſichten der Weiblichkeit verpflichtet ſein würde.

Ich weinte mich aus, betete mit kummervollen Seufzern und ſchlief endlich erſchöpft ein. Die Sonne weckte mich aus ſchweren Träumen, in denen ſich meine Seele abgemüdet hatte.

Ich befand mich zu Groß-Lautern, aber dort war Alles wüſte und ausgeſtorben. Anſtatt der Fenſtergardinen wallten lange Schleier von ſchwarzem Kreppflor hernieder, und die Magdalene über dem Divan im großen Geſellſchaftszimmer weinte natürliche Thränen. Geängſtet von dieſer Leere, durchirrte ich das ganze Schloß, und fand überall dieſelben Zeichen der Trauer, dieſelbe Verödung. Endlich an der Thür des Cabinets, worin der Baron und ſeine Frau ſchliefen, begegnete mir Laura, weiß und zierlich gekleidet, ein ſchweres Schlüſſelbund an ihrer Seite tragend. Ihr Anſehen und dies noch nie an ihr geſehene Attribut der Häuslichkeit erregte mir ein freudiges Gefühl. Ich wollte ſie umfaſſen, doch ſie entzog ſich meiner Umarmung. Sieh, Agnes, ſagte ſie ſo leiſe, daß ich ſie kaum verſtehen konnte, während ſie das Schlüſſelbund von dem Gürtel löſete und in der flachen Hand ausbreitete, ich gebe ſie Dir alle, bis auf einen, den ich noch brauche. Und nun ließ ſie die Schlüſſel einzeln durch die Finger laufen und nannte mir ihre Beſtimmung: allein es waren nicht die Namen von Gemächern und Behältern, ſondern von Perſonen, die ihrer nächſten Verwandten und Untergebenen.

Auf einmal hatten uns die Flügel des Traums an meiner Mutter Grab in Böhmen getragen. Laura öffnete mit dem vorbehaltenen Schlüſſel ein goldenes Schloß unter der Inſchrift des Epitaphiums; da öffnete ſich allmählich das Grab, wir ſtiegen in ſeine Tiefe hinab und ſahen meine Mutter, ſchön wie eine Schlummernde, von der Verweſung verſchont, im offenen Sarge liegen. Laura kniete an des Sarges Häupten nieder und flüſterte, wie wenn der Wind durch dürre Halme ſäuſelt: Ich habe Agnes Alles zurückgegeben; biſt Du nun verſöhnt? — Da lächelte meine Mutter wie ein ſchlafendes Kind und bewegte die bleiche, ſtarre Hand, um ſie Laura zu reichen; mich aber kam ein heiliges Grauen an, und ich erwachte.

Wenn auch, meine Seraphine, die Nachweiſung möglich wäre, aus welcher Combination halbgeborener Ideen ſich die zarten Fäden dieſes Traumgewebes hervorgeſponnen hätten, ſo lag doch in ihm ein Sinn, der mir übernatürlich dünkte, und mir Laura's Tod als nunmehr gewiß vorausſagte. Nun, wie Gott es fügt, ſo wird es gut ſein! Dieſer Wahlſpruch meines Oheims ſoll meine Aengſte und Hoffnungen in Ruhe, in Zuverſicht verwandeln!

Ich werde dieſen Brief noch nicht ſchließen, und erſt die Nachricht abwarten, welche mein Oheim mir zu geben verſprochen hat, um ſie Dir, geliebte Freundin, mitzutheilen. Möchten Dich die helleſten Bilder des Lebens umringen!

Den 16ten April. Abends.

Laura iſt todt! Vor zwei Stunden langte der verſprochene Bote an.

Zu tief ergriffen, als daß ich Dir die näheren Umſtände ihres Todes ſchreiben könnte, lege ich Dir den Brief meines Oheims bei, welchen ich mir gelegentlich von Dir zurück erbitte. O meine Seraphine! Gott erhalte Dich mir! An dem ſchmerzlichen Gefühle, welches uns bei dem Scheiden eines Mindergeliebten erfaßt, erkennt man, wie feſt das Herz an ſeinen Theuerſten hange.

Zweiunddreißigſter Brief.

Herr von Höhen an ſeine Nichte.

F......, den 14ten April 1812.

Das ſchwarze Siegel dieſes Schreibens wird Dir, meine liebſte Agnes, die vorläufige Anzeige ſeines Inhalts machen. Ich habe Laura nicht mehr lebend angetroffen; ſie war bereits am dreizehnten, Morgens um fünf Uhr, verſchieden, und erſt gegen Mittag erreichte ich das Landhaus des alten Barons. Ungeachtet die bange Einſamkeit der Reiſe meine Vorbereitung für dieſen wahrſcheinlichſten Fall begünſtiget hatte, ſo verfehlte doch die Gewißheit ihrer erſchütternden Wirkung auf mein Herz nicht. Es war ein trübes Ankommen, ein trauriger Empfang! An der Leiche meiner Tochter überwallte mich ein heißer Schmerz, der es weniger beklagte, daß ſie mir entriſſen worden, als daß ſie mir niemals gehört hatte. Bei dieſem Anblicke brachen alle Wunden meiner Seele auf; dieſe frühgebrochene Blüthe erinnerte mich daran, wie bald meine Freuden und Hoffnungen verwelkt waren. Doch ich dachte mit dem frommen Dichter: Einſt werde ich das im Licht erkennen, was mir auf Erden dunkel war! — Und ſo ſegnete ich mit väterlicher Geſinnung die Entſchlafene zu ihrer himmliſchen Wiedergeburt ein, mich in dem Glauben tröſtend, der göttliche Erzieher werde ſie zur Seligkeit bilden, und das Band für die Ewigkeit beſtehen laſſen, womit die Natur uns hienieden verbunden.

Mein Schwiegerſohn gleicht einem wandelnden Schatten. Ich bin ernſtlich beſorgt für ihn. Er iſt ſieben Tage und Nächte hindurch nicht von dem Lager ſeiner Frau gewichen, und ſcheint ſelbſt bis zum Tode erſchöpft zu ſein. Mit dem heutigen Abend wird ſein Freund Grauen von Domthurn erwartet, und morgen wollen wir Laura begraben.

Ich habe eine lange Unterredung mit dem Gouverneur gehabt. Mit herzlicher Offenheit geſtand er mir, daß die Ehe unſerer Kinder nichts weniger als glücklich geweſen wäre, und er ſagte mir damit nichts Unerwartetes. Wie zart auch der edle Mann die Todte und mich in ihr ſchonen wollte, ſo konnte ich doch errathen, daß ſie in die Fußtapfen ihrer Mutter getreten, und durch eine ungezügelte Weltliebe, wie durch die unweiblichſte Rückſichtsloſigkeit gegen ihre vornehmſten Pflichten Gemahl und Vater zu ihren Gegner gemacht habe. Wohin würde es endlich gekommen ſein? Die Erfahrung zeigt mir das traurige Ziel ſolcher Verirrungen, und ſo wäre denn an Laura's Bahre ein Troſtgrund vorhanden, welcher mich dem Regierer unſerer Schickſale dafür danken ließe, daß Sein Wille und nicht Menſchenhand getrennet, was nur in der Form und nicht mehr im Geiſte der Liebe vereiniget geweſen.

Auch iſt Laura ihrem Götzen, dem ſinnlichen Vergnügen, zum Opfer gefallen. Halbe Nachtwachen, eine wenig beachtete Diät, wilde Leidenſchaftlichkeit des Gemüthes, wie der Lebensweiſe, hatten dieſen Winter hindurch der zerſtörenden Krankheit gewiß vorgewirkt. Schon kündete ſich dieſe in ihren erſten, leiſeſten Zeichen an, da beſteht Laura darauf, eine Redoute zu beſuchen, wo ſie in der Maske der Proſerpina erſcheinen will. Vergebens widerſetzt ſich Horſtall mit den vernünftigſten Vorſtellungen dieſem Wagniſſe; aber ſeine Frau findet darin einen Reiz mehr, ihr Vornehmen ins Werk zu ſtellen. Eine ahnungsvolle Angſt beſtimmt ihn, ſelbſt auf den Maskenball zu gehen, und in einem verhüllenden Domino, unerkannt von ſeiner Frau, ihr Treiben daſelbſt zu beobachten. Mit tiefer Bekümmerniß bemerkt er, daß ſie, ihren Zuſtand verleugnend (ſie war abermals guter Hoffnung), ſich keinen der erhitzendſten Tänze verſagt, und ſich von Perſonen umkreiſen läßt, deren zudringliche Näherung ſeinen edeln Stolz, wie ſeine ſittliche Scheu gleich verletzt. Ein prächtig gekleideter Türke, mit welchem Laura viel verkehrt, fordert ſie jetzt auf, in ein Nebenzimmer zu kommen, wo eine kleine, luſtige Geſellſchaft ihrer wartet. Da tritt ein düſterer Pluto, dem man früher in dem Saale noch nicht wahrgenommen, vor die Gehenden und ſagt mit hohler Stimme, ſeinen Raub am Arme faſſend: Ich führe Dich zum Orcus! — Da wird Laura ohnmächtig, und ihr erſchrockener Gemahl bringt ſie mit fremder Hülfe in einen Wagen und nach Hauſe. Hier erwacht ſie nur zu halbem Bewußtſein. Ein heftiges Fieber, durch die gehabte Alteration beſchleuniget, welches der Arzt anfänglich für ein Flußfieber erklärt, das jedoch bald einen nervöſen Charakter annimmt und die Auflöſung ihrer mütterlichen Hoffnungen zur Folge hat. Jetzt verſchweigt der Arzt nicht mehr, daß die Kranke ſich in dringender Gefahr befinde. Ihre Phantaſieen enthüllen dem unglücklichen Gatten, welcher als Wächter unfreiwillig dieſen Eröffnungen lauſcht, die geheime Geſchichte des Innern ſeiner Frau. Er erſtarrt vor Laura's Falſchheit, vor ihrer gehäſſigen Auslegung ſeiner Handlungen, vor den Planen, welche ihre trocknen, brennenden Lippen, wie zu Spott und Hohn ihrer verderblichen Abſicht, geſchwätzig laut machen; aber dennoch nicht für ſeine Pflicht erkaltet, fährt er fort, die unbewußteſte Schmäherin durch die unermüdetſten Beweiſe der zarteſten Theilnahme zu ſegnen.

O meine Agnes! dieſe Horſtall's ſind Menſchen von ſeltener Trefflichkeit! Und nie wird mein Herz aufhören, den Mann, welcher für eine, durch ſtille Opfer veredelte Liebe von meiner Tochter ſo wenig belohnt worden, Sohn zu nennen!

In lichteren Augenblicken hat Laura mehrere Male heftig nach ihrem Kinde und nach mir verlangt, und Deinen Namen, Agnes, oft wie rufend, ausgeſprochen. Doch iſt ihre Seele lange vorher ſchon entflohen, ehe das Leben des Körpers dem Tode unterlegen.

Dieſe zuſammenhangenden Berichte habe ich in abgeriſſenen Einzelnheiten für Dich an einander gereihet.

Ich kann mir denken, wie bange Dir, mein gutes Kind, in dieſen Tagen zu Muthe geweſen. Sei ruhig, liebe Agnes! Eine ſtille Gemüthsfaſſung führt uns am ſicherſten durch die Stürme des Lebens, und eine ſo reine, ſchuldloſe Seele, wie die Deinige, darf von der Zukunft nur das Beſte hoffen.

Küſſe den kleinen Hermann in meinem Namen. Auf den zwanzigſten denke ich in Ober-Höben wieder einzutreffen. Lebe wohl, mein theures, liebes Kind!

Dreiunddreißigſter Brief.

Seraphine, Gräfin von der Celle, an Agnes von Höhen.

Mühlenrode, den 2ten Mai 1812.

In dem lebhaften Antheil, welchen ich an der, mir in Deinen letzteren Briefe gegebenen Nachricht genommen, habe ich mich zeither bis zur Vergeſſenheit meiner eigenen Verhältniſſe faſt ausſchließend mit Dir, meine herzlichliebe Agnes, beſchäftiget, ohne daß es mir möglich geweſen wäre, die verſchiedenartigſten Störungen für eine frühere Antwort zu beſeitigen. Wir hatten Beſuch; entfernte Verwandte meines Mannes waren beinahe eine Woche hindurch hier. Auch war Molly einige Tage recht krank, und ich ſelbſt leide jetzt oft an einem Kopfſchmerze, der von ſchlimmer und anhaltender Art iſt.

O meine Freundin! Warum die Baronin beklagen, daß ſie ſo früh ſterben müſſen? — War Laura gleich jung, ſchön und im Beſitze der ſchätzenswertheſten Güter, ſo iſt ihr doch jetzt beſſer und auf ewig ausgeholfen. Und den Ihrigen auch; denn ihr Leben wirkte nicht beglückend, auch wäre es ſchlimmer geworden. Selten löſet, ſo wie hier, der Tod Bande, welche die Pflicht mühſam zuſammenhält; weit lieber bereitet er Trennungen, deren Riß nur von der Erde des Grabes heilt. Wenn Liebenswürdigkeit und Tugend dem Grame der Bosheit zum Opfer fallen, wenn die treue Zärtlichkeit einer Mutter ihr Kind verwaiſet in der liebeleeren Welt zurücklaſſen muß: dann mag es ſchwer ſein, der Klage um einen ſolchen Verluſt Schweigen zu gebieten, und dennoch ſollen wir gläubig verſtummen vor Gott und ſeinen unerforſchlichen Führungen. Die Zukunft macht denn offenbar, daß ſtets ſein Rath voll Liebe war! —

Ich lebe der Hoffnung, daß auch in Beziehung auf Dein Glück, meine trauteſte Agnes, ſich dieſer Ausſpruch bewährt finden laſſen werde. Man braucht grade keinen prophetiſchen Blick zu haben, um zu wiſſen, wie nun alles kommen könne. So wird Dein ſtilles Dulden, Deine ſanfte Ergebung von der Vorſehung belohnt, und die Zeit der Prüfung mußte nur vorangehen, um Dein Glück zu erhöhen. Bei dieſer Vorſtellung klopft mein Herz in Dank und Freude. Wie tief auch der Baron von jeher Deinen Werth empfunden haben möge, den wahren Maßſtab für Deine Vorzüglichkeit hat ihm erſt der Beſitz ſeiner Frau, die genauere Kenntniß ihres Charakters gegeben. Er wird Dich lieben um Dein Selbſt willen, und Dich der ſteten, unwillkürlichen Vergleichung mit der Verſtorbenen wegen verehren. Mein Loos, mein trübſeliges Loos — o guter Gott im Himmel! — haſt Du, Agnes, nicht zu fürchten. Wenn Du, weiche, zärtliche Seele nicht erſchrecken und Dich nicht ängſten wollteſt, ſo möchte ich mir den Troſt zu Gute kommen laſſen, den ſtillen Jammer meines Herzens dem Deinigen zu vertrauen. Ich kenne nunmehr den Grund von dem

Düſterſinne meines Mannes, den alle Bemühungen der Liebe nur blitzartig erleuchten, aber nicht ſonnenhell auslichten können, und habe damit erfahren, daß ich kein anderes Glück von der Zukunft erwarten darf, als das, was eine größere Uebung in der Geduld, ein williges Ertragen des ſchweren Verhängniſſes, dem ich mich unwiſſend geweihet, mir gewähren kann.

Unſer Aufenthalt in der Hauptſtadt war eine Fehlſchlagung meiner ſicheren Erwartung, daß mein Gemahl ſich daſelbſt zerſtreut und erheitert fühlen würde. Die brillanten Fêten, womit wir von meiner Großmutter und ihrem Umgangscirkel gefeiert wurden, gaben ihm eine nur noch unheimlichere Stimmung, und die Anſtrengung, mit welcher er aus ſich herausging, mußte ihm, bei ſeinem vorherrſchenden Hange zur Verſchloſſenheit, ſehr erſchöpfend ſein. Die Anweſenheit der jungen Horſtall's wäre unſtreitig meinem Manne, der den Baron aufrichtig liebt, der liebſte Vortheil unſerer Reiſe nach der Stadt geweſen; allein meine Großmutter war heftig gegen Laura eingenommen; ſie wußte dieſes Vorurtheil durch manch Uebles und Anſtößiges zu rechtfertigen, was die ſcandalöſe Chronik der Baronin zur Laſt lege, und ſchalt dabei die Schwäche der beiden Horſtall's, obgleich der alte Baron ſonſt ſtets ihr Idol der feinſten Klugheit und unbedingteſten Rechtſchaffenheit war. Dieſe Umſtände nun waren dem freundſchaftlichen Verlangen meines Mannes nicht günſtig, und gaben unſerem Verkehre mit den Bewohnern des mir denkwürdigen Landhauſes vor F...... eine hemmende Einſeitigkeit.

Ich war am Ende froh, als wir wieder in Mühlenrode waren, wo ich doch das Glück der Freiheit von geſellſchaftlichem Zwange genießen konnte. Auch mein Mann ſchien leichter aufzuathmen. Da fiel am funfzehnten März ſein Geburtstag ein; ich hatte längſt meine Wünſche auf dieſen Tag vertröſtet. Das ſchönſte Frühlingswetter begünſtigte mein Vornehmen. Ich hatte meinem Manne ein koſtbares Reitpferd gekauft, welches er vor einiger Zeit von unſerem Nachbar, dem Oberforſtmeiſter von Linden, einzutauſchen wünſchte. Ein elegantes Reitzeug war in der Reſidenz beſorgt worden. Ich hatte meinem Manne einen Selam, meinen Namen enthaltend, in Chenille geſtickt, und Molly hielt einen Blumenkranz und ein herzliches Verſchen, das ich ihr einſtudirt hatte, für das Erwachen des Vaters in Bereitſchaft. Eine heftige Rührung uberwältigte meinen Gemahl; er küßte mit thränenden Augen meine Hände, hob Molly empor auf ſeinen Arm und drückte mit dem andern mich an ſein Herz. Die Kleine ſchlang ihre runden Aermchen um unſer beider Nacken und legte das frohe, glänzende Geſichtchen bald an des Vaters, bald an meine Wange. Sei aber auch heute einmal recht gut und heiter, lieber Guſtav! bat ich ihn liebkoſend und fuhr fort, dieſen Morgen probirſt Du Dein wieherndes Angebinde und reiteſt ein paar Stundchen ſpazieren; den Nachmittag gehen wir, wenn es Dir ſo recht wäre — bei dem herrlichen, trocknen Wetter nach der Begräbnißinſel, und machen eine theure Todte in dem wehmüthigen Andenken an ihr Leben und Sterben unſerer ſtillen Geburtstagsfeier theilhaftig.

Eine flüchtige Bläſſe überzog das Geſicht meines Mannes. Er ſah mich mit flammenden Augen an und antwortete: O Seraphine! Du mein himmliſches Weib! Es war mein heimlichſter Wunſch, den Du ausgeſprochen. Ja, wir gehen zu Collma! In dem Tone, womit dieſe Worte geſagt wurden, lag Etwas, das ihnen eine geheimnißvolle, verſprechende Bedeutung gab.

Es geſchah. Abſichtlich hatte ich Molly nicht mitgenommen. Wir gingen Hand in Hand durch den Garten, deſſen winterliche Oede von dem erſten Frühlingsſchimmer beſtrahlt wurde. Eine Menge Arbeiter waren darin beſchäftigt, die Sonne ſpielte warm in den Dünſten des aufgelockerten Erdreichs, die Vögel zwitſcherten luſtig aus ihren Verſtecken hervor, und es war mir, als ob eine preſſende Kälte ſich auch von meinem Herzen löſete, das, von dem Odem dieſer Lebenserneuerung beſeelt, ſich in Gefühlen der Hoffnung und Freude bewegte.

Mein Mann war ſehr angenehm überraſcht, die Flora der Capelle ſchon ſo früh im Jahre in voller Blüthe und mit neuem Zuwachs verſehen zu finden; ich hatte dafür geſorgt, und ein Kuß, ein Händedruck dankte mir. Mit ſehr weichen Empfindungen betrachtete ich das Steinbild, welches ich in dem entſcheidendſten Augenblicke meines Lebens zum erſten Male geſehen hatte, und deſſen Wiederſehen mir auch jetzt verhängnißvoll werden ſollte. Der Gedanke, was ich ſeitdem erlebt und erlitten, durchzitterte meine Seele, und ließ mir die fühlloſe Unwandelbarkeit dieſer ruhenden Geſtalt als ein Glück erſcheinen, gegen das ich die ſchmerzliche Empfänglichkeit meines Gemüths gern aufgegeben haben würde.

Ich umſchlang meinen Mann und ſagte: Hier, an dieſer geweiheten Stelle, bateſt Du mich um mein Herz, und ich gab es Dir; hier flehe ich Dich jetzt an, verſage mir Dein Vertrauen nicht! Entdecke mir, Lieber, was es ſei, das Dich Dein treues Weib nur mit Furcht und Zittern lieben läßt; was Dich aus meinen Armen verſcheucht und in die Einſamkeit jagt; was Dich, einen ſo guten Menſchen! unſtät und finſter macht, als trügeſt Du das Zeichen der Schuld an der Stirne; auf daß ich Dich tröſten oder mit Dir leiden, ja, wenn es ſein müßte — mit Dir ſterben könne!

Mein Mann legte das tieferblaßte Geſicht auf meine Schulter und antwortete mit matter Stimme: Ja, ich will, Seraphine, ich will; Du haſt den rechten Platz für meine Beichte gewählt. Das Zeugniß der Wahrheit gehört an eine ernſte Stätte, und die ſchüchternen Bekenntniſſe des beunruhigten Gewiſſens werden am erſten da laut, wo die ſtillen Todten zu Gericht ſitzen. Aber auch Du, die Lebende und Liebende, ſollſt ſie vernehmen, und dann den Unglücklichen bedauern oder verurtheilen, der in dem fürchterlichen Wahne, der Meiſter ſeines Schickſals zu ſein, in ſich das Heiligthum zertrümmerte, worein ihre höchſten Segnungen zu ſenden, die Vorſehung beſchloſſen hatte.

Wir ſetzten uns nun auf die unterſte Blumen-Terraſſe; mein Gemahl zog mich auf ſeinen Schooß, und in dieſer traulichen Stellung hob er an: Ich habe meinen Vater früh verloren; er ſoll ein Mann von ausgezeichneter Würdigkeit geweſen ſein. Die Gefühle kindlicher Liebe, Achtung und Dankbarkeit kenne ich nur aus den dämmernden Erinnerungen meiner erſten Lebenszeit; denn dieſer Vater war die Gottheit meines Herzens, doch wüßte ich mich nicht zu beſinnen, jemals, ſelbſt nicht in jenen Kindertagen kranker Hülfsbedürftigkeit und Schwäche, eine anhängliche Zärtlichkeit für meine Mutter empfunden zu haben. Scenen der Zwietracht zwiſchen ihr und meinem Vater, von denen ich öfters ein tiefempörter Zeuge geweſen, die Kränkungen, womit ſie ihm die Freuden des Wohlthuns, die einzigen, denen er nachjagte — verbitterte, ſetzten eine entſchiedene Abneigung gegen meine Mutter in meinem Gemüthe an, und bildeten die Empörung vor, in welcher ich mich ſpäterhin allen ihren Beſchlüſſen in Beziehung auf mich widerſetzte, feſt überzeugt, es werde mir nie Heil daraus erwachſen. Wenn ich mit meinem Vater allein war und ihm vertrauete, daß ich der Mutter gar nicht gut wäre, daß ich nicht gerne hörte, was ſie ſpräche, und ſie um nichts, auch nicht um das Kleinſte — bitten könnte, dann ſagte er mit beſorgter Dringlichkeit: Dieſem Gefühle wehre, mein Kind, es iſt ein ſündliches. Das vierte Gebot lautet: Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß Dir's wohl gehe und Du lange lebeſt auf Erden! Liebe Deine Mutter, Guſtav, ſie hat es um Dich verdient, und verſprich mir, daß, wenn ich einſt nicht mehr bin, Du ihre Stütze ſein wolleſt!

Mein Vater ſtarb. Troſtlos weinte ich ſeinem Sarge nach. Seit man meinen beſten, meinen einzigen Freund begraben, war mir nichts mehr lieb in der Welt; ich fühlte mich ganz verwaiſet und unglücklich. Alle die Aufheiterungen, die man mir darbot, hatten keine erfreuende Wirkung auf mich, und der ſichtliche Verfall meiner Geſundheit nöthigte meine Mutter, mich ärztlich behandeln zu laſſen.

Um dieſe Zeit erhielt ich einen Hofmeiſter, der ſehr bald mein Zutrauen zu gewinnen wußte. Es war ein junger Theologe von einnehmender Geſtalt und ernſtem, gelaſſenem Weſen, mit einem Anſtriche von Schwermuth, der mich magnetiſch an ihn zog. Er beſchäftigte meine Wißbegierde und ſchenkte den Erzählungen von meinem verſtorbenen Vater, die ich ihm unter häufig fließenden Thränen vortrug, Gehör und Theilnahme. In ſolch einer Stunde ſagte er zu mir: Ich bedaure Sie, armer Guſtav, und Niemand kann Ihren Schmerz richtiger ermeſſen, als ich, der ich ihn einſt noch ſchärfer empfunden. Ich war eine Waiſe, wie Sie, und ungleich verlaſſener: denn meine Eltern ſtarben an einem Tage, und ich, ein angehender Jüngling, ſtand mit drei jüngeren Schweſtern an dem Todtenbette unſerer Verſorger. Doch großes Unglück weckt große Kräfte. Es war mir, als ob der Geiſt dieſer lieben Entſeelten mich umſchwebe und mir die zu nehmenden Entſchließungen zuflüſtere. Der Drang der Umſtände machte mich mündig, ich handelte mit kühner Selbſtändigkeit, und Gott und der Segen meiner frommen Eltern war mit mir. Meine beiden älteſten Schweſtern ſind glücklich verheirathet, die jüngſte iſt Braut, und ich hätte bereits eine einträgliche Verſorgung haben können, wenn ich mich einer Verletzung des Zartgefühls dabei ausſetzen wollen.

Um jedoch die Aufopferungen, zu denen jene traurige Epoche mich verpflichtete, leiſten zu können, bedurfte ich einer Aufrechthaltung, und ich fand ſie darin, daß ich nach den Grundſätzen meiner Eltern, denen der Religion, handelte. Ich fragte mich oft: Was würde in dieſem Falle Dein gottesfürchtiger Vater Dir anrathen? Was Deine ſanfte Mutter dazu ſagen? Und ſtets handelte ich der Antwort gemäß, was auch die Selbſtſucht dagegen einzuwenden hatte.

Indem ich mir ſo den Geiſt meiner Verſtorbenen anzueignen ſuchte, gelangte ich immer mehr und mehr zu dem Gefühle ihrer Nähe und Gemeinſchaft, ſo daß ich einſt mit ſeligen Thränen die Worte las: Tod, wo iſt Dein Stachel? Mein Herz erhob ſich im Triumphe dieſer Frage über alle Trennungen des Grabes. Aber freilich blieb hinter dieſen gewaltſamen Vorſchritten meines Geiſtes und Gemüthes die fröhliche Thorheit meiner Jahre zurück, und die Erzählung von jener lebendig begrabenen Frau, welche nach ihrer Erſtehung aus dem Todtenreiche nie wieder lachte und die bleiche Farbe verlor, hat einen tiefen und wahren Sinn. Wenden Sie nun, mein lieber Guſtav, fuhr mein Lehrer fort, dieſe Mittheilung auf ihren eigenen Zuſtand an. Handeln Sie in dem Geiſte ihres ſeligen Vaters, er wird ihr Führer zur Tugend werden. Was er gewünſcht, ſei Ihnen heilig: was er gethan, begeiſtere Sie zur Nachahmung; ſo werden Sie den Verlorenen wiederfinden; Sie werden Sich freuen, und Ihre Freude wird nicht von Ihnen genommen werden.

Er umarmte mich bei dieſen Worten; ſein Geſicht leuchtete wie verklärt, und der Eindruck dieſer Stunde wird erſt mit meinem Leben erlöſchen.

Ich dachte zuerſt mit peinlichen Selbſtvorwürfen des dem verewigten Vater gegebenen Verſprechens, meine Mutter werther zu halten, als ich es bisher gethan. Ich näherte mich ihr reumüthig und behutſam; allein ſie verſtand mich nicht, und ich fühlte mich von jeder ihrer Aeußerungen abgeſtoßen. O meine Seraphine! beſſer, keine Eltern haben, als ſolche, die wir nicht zu lieben vermögen! — Nie bezeigte ſie größere Unzufriedenheit mit mir, als wenn ich in der freundlichſten Abſicht an ihr Herz dringen wollte.

Nur einen Monat genoß ich das Glück, dieſen Lehrer zu beſitzen, der mir ſchon in dieſer kurzen Zeit ein väterlicher Freund geworden war. Da zwang eine gröbliche Beleidigung meiner Mutter ihn, unſer Haus und mich zu verlaſſen. Ich war aufs neue mir ſelbſt anheim gefallen, und keiner ſeiner zahlreichen Nachfolger hat mir ſeine Stelle erſetzen können. Doch ich dachte ſein in dem ſteten Kampfe, den Wunſch meines ſeligen Vaters in der Liebe für die Mutter zu erfüllen. Daß es mir nicht gelingen wollte, ſchwächte meinen Glauben an mich ſelbſt; ich vermochte nicht zu unterſcheiden, wie weit meine Mutter mir es unmöglich machte.

Sonderbar genug hatte meine Mutter eine Zärtlichkeit für mich, deren Natur es geſtattete, daß ſie bald mit unglaublicher Schwäche einem oft tadelnswerthen Begehren von mir nachgab und dann wieder mit ſpottender Härte der Ausführung eines löblichen Willens entgegen war. Dieſer Widerſpruch in dem Weſen meiner Mutter raubte dem Bemühen, mich für die Liebe, für die Pflicht des Sohnes zu erwarmen, den feſteſten Halt, den der Achtung. Ich nahm jene Gewährungen ohne Freude hin, weil mir der innere Richter ſagte, ich hätte ſie nicht fordern ſollen; und verfolgte gewaltthätig meine Abſichten, wenn dieſelbe Behörde mir auch dringend kindliche Schonung meiner Gegnerin befahl.

Ich hätte auf dieſe Art unfehlbar ein Böſewicht werden müſſen, wenn nicht die herzliche Ergebenheit unſerer Domeſtiken, die dankbare Verehrung gedrückter Unterthanen meiner Mutter, zu deren Schutzherrn ich mich berufen fand, die Engel meines Herzens geworden wären.

Die Herabwürdigung, welche meine Mutter ſich ohne Ausnahme gegen alle Perſonen erlaubte, die nicht von Adel waren, flößte mir den tiefſten Abſcheu gegen ſolche Behauptung eines Vorrechts ein, das nur des Zufalls Werk iſt, und leider! nur zu ſelten von perſönlicher Verdienſtlichkeit gerechtfertiget wird. Revolutionäre Geſinnungen gegen die Verhältniſſe unſeres Standes wurzelten in dieſem Boden, und ich gab ihnen Nahrung, indem ich ſtrebte, das Gute und Edle ſtets außer demſelben aufzuſuchen.

So waren die Jahre meiner Kindheit und früheren Jugend vergangen. Unbeglückt durch die Vorzüge, die mir geworden waren, ſtand ich einſam, ohne Freund in der weiten Welt! Ich bezog die Univerſität zu H....., nachdem ich mehrere Jahre auf dem Gymnaſio zu N...... verlebt hatte. In das Haus, wo ich wohnte, miethete der Profeſſor Verner ein. Ein Zufall machte mich dieſem ſchätzenswerthen Gelehrten näher bekannt; ich ſah ſeine Tochter, meine Collma, und fühlte mich von der himmliſchen Sanftheit ihres Gemüthes auf das tiefſte ergriffen. Ich liebte ſie, und dieſe Liebe trug das Gewand der reinſten Tugend. Ich war zu glücklich in dieſem erſten Silberblicke meines Lebens, als daß ich nur mit einem Gedanken hätte daran denken können, wie verderblich das Vorurtheil meiner Mutter dieſem Glücke werden könne. Die Verhältniſſe der akademiſchen Freiheit und Gleichheit, welche ſich nur dem Anſehen derer unterwirft, die durch Vertrauen lehren und durch Achtung herrſchen, ließ mich in dem allgefeierten Profeſſor Verner einen Pair des erſten Ranges ſehen, und die tiefe Ehrerbietung, welche ich für ihn hegte, mich eine Verbindung mit ſeiner Familie als eine Erhebung betrachten.

Ich entdeckte ihm meine reelle Abſicht auf ſeine Tochter und Collma's Zuneigung für mich. Er erſchrak und wendete alle Künſte der Beredtſamkeit auf, mir die Unzuläßlichkeit ſeiner Einwilligung in unſeren Bund darzuthun. Unter anderen ſagte er: Die Differenz, welche Rang und Reichthum zwiſchen mir und ſeiner Tochter aufgeſtellt, habe ihn überſehen laſſen, welche Gefahr das öftere Zuſammenſein zweier jungen Leute von unſerer Eigenthümlichkeit mit ſich führen könne; daß ich als Student die Tochter eines Profeſſors durch zarte Huldigungen ausgezeichnet, würde Niemanden ſonderlich auffallen; aber wenn ich als Graf von der Celle die bürgerliche Collma Verner zu meiner Gemahlin wählen wollte, ſo würde alle Welt dieſen Schritt als einen Mißgriff tadeln und an ſeinem armen Kinde rächen.

Ich vermochte nicht, ihm andere Ueberzeugungen zu geben, und mußte endlich abreiſen, ohne ein genügenderes Verſprechen von ihm zu empfangen, als daß er mein Andenken ſtets freundlich bewahren wolle.

Aber o Gott, welche Kämpfe ſtanden mir nun bevor! Meine Mutter, durch das tauſendzüngige Gerücht von der Gefahr in Kenntniß geſetzt, die ihrem Stammbaume drohe, hatte die Art und Weiſe meines Empfanges von der Beantwortung ihrer unvorſichtig frühen Frage, ob es Wahrheit enthalte, abhängig gemacht Als ich ſie bat, meiner künftigen Verbindung mit einem edlen, liebenswürdigen Mädchen, zu welcher mein Entſchluß unwiderruflich wäre — ihren mütterlichen Segen zu geben, verwandelte ſie ſich in eine Furie. Sie ſtieß die fürchterlichſten Schmähungen gegen die arme, unſchuldige Collma aus, und bedrohete mich mit ihrem Fluche, im Falle ich dieſe unſinnige Heirath zu vollziehen gedächte.

Ich erſtarrte in gräßlicher Kälte. Mein Herz blutete unter dem Gefühle der Verachtung, allein ich erkannte an der freien Entſchiedenheit meines Benehmens, daß jener Augenblick die morſche Kette der Natur vollends geſprengt hatte. Dieſer Abend, der erſte, den ich wieder in der Heimath zubrachte, war einer der traurigſten, die ich je gelebt habe. Meine Mutter wollte mich wahrſcheinlich durch Trotz zähmen; ſie hatte ſich in ihr Cabinett verſchloſſen.

Ich ſehnte mich nach der tröſtenden Anſprache eines befreundeten Weſens. Nur in ſubalterner Ferne begegnete mir das Mitgefühl. Da ſtieg ich bei dem Scheine einer Laterne in die Gruft hinab, wo mein guter Vater den Kummer der Erde verſchlief, und die Thränen, welche ich auf ſeinem Sarge vergoß, waren die einzige Feier meiner Wiederkehr!

In der lautloſen Stille, die mich hier umgab, in der liebenden Erinnerung an meinen geborenen, längſt ſchlummernden Freund, vernahm ich das Flüſtern einer Stimme, die ich außer mir glaubte, da ſie doch aus den Tiefen meiner Bruſt herauftönte und mir zurief: Du ſollſt Vater und Mutter ehren! Meine Leidenſchaften verſtummten vor dieſem Gebote Gottes. Ich überlegte und fand, daß es nie und nirgends ein Recht gäbe, welches mich meiner Pflichten als Sohn los und ledig ſprechen könnte.

So begegnete ich denn meiner Mutter fortan mit aufmerkſamer Achtung, und ſuchte mit der Würde eines ſelbſtändigen Charakters ihren Anmaßungen die für meine Ruhe nöthigen Grenzen zu ſtecken. Sie gab die Hoffnung nicht auf, mich umzuſtimmen, und erneuerte von Zeit zu Zeit ihre Angriffe auf meine Entſchließung, doch ſtets mit gleichem Erfolge.

Jetzt ward ich mündig und ſollte die Güter meines Vaters übernehmen. Ich ſammelte alle Kräfte meines Geiſtes für die Unterredung, in welcher ich meine Mutter zum letzten Male um ihre Zuſtimmung zu meiner Verbindung mit Collma bat. Flehend umſchlang ich ihre Kniee, rief ich jedes menſchliche Gefühl in ihr beſchwörend auf; umſonſt! Sie ſtieß mich von ſich und ſprach einen ſchrecklichen Fluch über meine Ehe aus. Wehe mir! er ward erfüllt! —

Mein Mann legte die Hand ſchmerzlich über ſein Geſicht, und meine Thränen benetzten ſeine dunkeln Locken. Nach einer langen Pauſe fuhr er in ſeiner Erzählung fort: Schon längſt hatte meine Mutter mir gedrohet, ihren

Wittwenſitz, ein Gut im höheren Gebirge zu beziehen, ſobald ich mich nicht ihren Forderungen an mich entſprechend benähme. Jetzt wurden plötzlich Kiſten und Koffer gepackt, es war eine Zerſtörung im Hauſe, als ob das Ende aller Dinge nahe. Am folgenden Morgen, als ich von dem Ritte auf ein nahes Vorwerk zurückkehre, war meine Mutter über alle Berge; ohne Abſchied! ohne Segenswunſch! —

Bald darauf reiſ'te ich nach H...., meine Collma heimzuholen, deren Vater vor einem Vierteljahre geſtorben war, und welche ſeitdem bei einer weitläufigen Verwandtin gelebt hatte. Wir ließen uns ſtill zuſammengeben, und eine einſame Spazierfahrt war die ganze Feſtlichkeit unſeres Hochzeittages; aber in Mühlenrode traten an demſelben Tage drei glückliche Paare, die ich ausgeſtattet, vor den Altar, und alle meine Unterthanen, auf meine Koſten bewirthet, nahmen Theil an dieſer Feier der Liebe.

Obgleich ich meiner Collma den Zwieſpalt zwiſchen mir und meiner Mutter und die eigentliche Veranlaſſung deſſelben unter den vorſichtigſten Milderungen mittheilte, ſo errieth doch dieſe reine Seele die Wahrheit ſehr bald. Noch nie hatte dies zarte Leben den Druck des Haſſes empfunden, und ſo überließ ſich Collma der Hoffnung, den unverſchuldeten Zorn durch ein zuvorkommendes, pflichtmäßiges Betragen verſöhnen zu können.

Ich war jetzt zum erſten Male in meinem Leben glücklich; o meine Seraphine! ich war es ſehr! Meine Frau bauete mir mitten in die Hölle der Unfriedlichkeit den Himmel hinein; in der ſeligen Eintracht unſerer Ehe heilten die Wunden meiner Seele, und nichts ſtörte meine Zufriedenheit, als die Wahrnehmung, daß Collma zuweilen trübſinnig ſei, was bei der natürlichen Freundlichkeit ihres Weſens nur als noch weichere Milde erſchien, und der Gedanke an die grollende Mutter, wie die Erinnerung an den Vater, dem ich nicht Wort gehalten.

Ein unglücklicher Zufall hatte meine Frau damit bekannt gemacht, unter welchen Umſtänden meine Mutter Mühlenrode verlaſſen, und der Fluch, den eine horchende Kammerfrau vernommen und ihres Gleichen mitgetheilt hatte, beunruhigte ihr frommes Gemüth und zehrte an dem Marke ihrer Geſundheit. Als ſie ſich Mutter fühlte, ſagte ſie mir in tiefer Bewegung: Sie erkenne und empfände jetzt die Heiligkeit des Zuſammenhanges zwiſchen Mutter und Kind und könne nicht ruhig werden, ſo lange die meinige mir um ihretwillen zürne. Ich bin, fuhr ſie mit ſterbender Stimme fort, zu jedem Opfer bereit, welches dieſe Verſöhnung fordert, und wäre es auch das ſchwerſte, die Trennung von Dir. Ich wüßte ja, daß Du nicht aufhören könnteſt, mich zu lieben: ich hätte dann das Kind — Dein Kind! — Sie brach in einen Strom von Thränen aus und ich beſchwor ſie, mich nicht durch ſolche Vorſtellungen zu tödten.

Von nun an ließ ich kein Mittel unverſucht, meiner Mutter verſöhnliche Geſinnungen gegen uns einzuflößen, doch vergebens. Sie war grauſam genug, an die Gewährung meiner rührendſten Bitten eine Bedingung zu knüpfen, vor der das innerſte Herz mir erbebte, die Scheidung von meiner Frau.

Jetzt fing Collma ernſtlich zu kränkeln an. In entſetzlicher Angſt bemerkte ich den Verfall ihrer Geſundheit und ſuchte mich zu überreden, der neue, mütterliche Segensſtand, in welchem ſie ſich befinde, wäre daran Schuld.

Eines Abends ſaßen wir Beide am Fenſter und ſahen in den Garten hinab, den der volle Mond magiſch erleuchtete. Schwüle Ahnungen preßten meine Bruſt, denn meine Frau war den Tag über kränker als ſonſt geweſen und der Arzt hatte mir bedenklich erſchienen. Jetzt hob Collma das blaſſe Geſicht empor und lächelte den Mond an, indem ſie ſagte: Du mein Lieblingsgeſtirn! wie lange werde ich mich noch Deines milden Glanzes erfreuen! O Collma! rief ich ſchmerzlich aus, dieſe Frage durchbohrt mein Herz! Lieber Guſtav, bat meine Frau, indem ſie meine Hände faßte und an ihre Bruſt drückte, ſei einmal recht gut und laß uns dieſe ſtille, ſchöne Stunde zu einer ernſten Betrachtung anwenden. Sieh, Guſtav, ich war, ich bin wohl zu glücklich, als daß ich auf eine lange Dauer meines Glückes rechnen dürfte. Wäre es nicht Undankbarkeit gegen die Vorſehung zu nennen, welche mich ſo überſchwänglich durch Deinen Beſitz geſegnet hat, wenn ich murren wollte, daß ich der Vergänglichkeit ihren Zoll entrichten muß? — Der mütterliche Fluch — er war das Einzige, was meinem neidenswerthen Looſe Unvollkommenheit gab — verlangt meinen Tod zur Sühne. Er hat ſchwer auf mir geruhet; aber ſeitdem ich fühle, daß ich ſterben werde, verſchönt eine ſelige Freiheit von ſeinem Drucke jede mir noch bereitete Wonne. Warum ſo traurig, mein guter Mann? Was Gott zuſammenfügt, wird auch der Tod nicht ſcheiden! Hier ſtürzte ich zu ihren Füßen und verbarg meine Augen voll Thränen in ihren Schooß. Nein, rief ich, Collma, ewig nicht! Stirbſt Du, ſo mag ich nicht länger leben! Muß die weichſte, reinſte Seele dem Haſſe unterliegen und einem elenden Vorurtheile geopfert werden, ſo hat meine Mutter auch keinen Sohn mehr! Halt ein, Unglücklicher! rief meine Frau, Du weißt nicht, was Du redeſt. Liebet Eure Feinde, ſegnet, die Euch fluchen, bittet für die, ſo Euch beleidigen und verfolgen; auf daß Ihr Kinder ſeid Eures Vaters im Himmel! Wer dies heilige Gebot nur einmal in ſeinem Leben wahrhaft übte, hat auch ſeine Göttlichkeit und ſeinen himmliſchen Lohn empfunden. Wenn ich einſt nicht mehr bin, und mein letzter Seufzer wird noch Gebet um eine ſanfte, frühe Reue für Deine Mutter ſein, — dann reiche ihr die Hand und beginne mit kindlichem Willen ein neues Leben. Ich wüßte Dir keinen gewiſſeren Troſt zu verſprechen, als den dieſer Vorſatz Dir geben könnte.

Laß mich, meine Seraphine, über jene ſchmerzliche Zeit meines Lebens flüchtig hinwegeilen. Meine Frau fühlte mit ahnender Untrüglichkeit die Nähe ihres Ziels und drängte die Fülle ihrer Liebe in die, uns nur noch ſparſam vergönnten Stunden. Ich war außer mir. Durch ein mich ſelbſt aufreibendes Streben ſuchte ich ſie dem Himmel abzuringen, und der Anblick meines Jammers zehrte insgeheim an Collma's ſchwachen, ſchwindenden Kräften. Sie ſtarb, wie ſie gelebt hatte, ſanft, ſtill, göttlich! Eine Viertelſtunde vor ihrem Tode — ſeine Dunkelheit verfinſterte ſchon ihr Auge — ſprach ſie mir noch mit Anſtrengung die Bitte aus, ich möchte, unbekümmert für unſer Kind — meine zweite Heirath ganz den Wünſchen meiner Mutter angemeſſen ſchließen. Gott, der ſie jetzt abrufe, werde ſchon für Molly ſorgen.

Da, o meine geliebte Seraphine! da ward es Nacht in mir. Ich ſah das Weib meines Herzens hinſterben, gemordet hinſterben! — Zwar nicht an Gift und Dolch, aber deſto grauſamer, tödtender! Die Verzweiflung faßte mich, und ich ſprach, über die Sterbende gebeugt, einen fürchterlichen Schwur aus, nie wieder heirathen zu wollen. Sie winkte, wie abweiſend, mit der kalten Hand, ihr Mund öffnete ſich, und ihre Seele entfloh in einem leiſe ausgehauchten Seufzer.

O Agnes! meine treue, traute Freundin! erwäge, wie mir in den Augenblicken dieſer Eröffnung zu Muthe geweſen! Ich bebte zuſammen, ich ſchauderte unwillkürlich; theilte ich nicht die Schuld des Meineids? Jetzt war mir Alles ſchrecklich klar und hell wie Feuerſchein, der uns die Verwüſtungen unſeres Glückes erblicken läßt. Und doch hatte ich meinen Gemahl zu ſchonen, der, von dieſen erſchütternden Erinnerungen überwältiget, lange Zeit in tiefſter Erſchöpfung ſchwieg. Ich bat ihn, dieſe Mittheilung, welche ihn anzugreifen ſcheine, für jetzt abzubrechen und ein anderes Mal fortzuſetzen; aber er ſagte, er müſſe ſie jetzt vollenden und die Neige des herben Kelches, weil er eben im Zuge ſei, ausleeren. So fuhr er nun fort: Lange Zeit verging, ehe ich wieder zu einem deutlichen Bewußtſein meiner ſelbſt erwachte. Ohne des ſchwächſten Widerſtandes fähig zu ſein, hatte ich mich dem Beſchluſſe zweier theilnehmenden Freunde, des Arztes und des Predigers, gefügt, welche die ſchleunigſte Entfernung von dem Schauplatze meines Grames für die Rettung meiner Geiſteskräfte als unerläßlich nothwendig erkannten. Am Morgen des Begräbnißtages meiner Collma entführte der Reiſewagen mich dem traurigen Acte, und in dumpfem Hinbrüten fuhr ich in die weite Welt hinein, ohne von dem raſchen Wechſel der Gegenſtände, von dem Reize oder der Merkwürdigkeit derſelben aus meiner Apathie geweckt zu werden. Mein Gedächtniß concentrirte ſeine Kraft nur in den Erinnerungen an Collma und ihren Tod; alle übrigen Verhältniſſe und Beziehungen meiner Perſönlichkeit zu Anderen waren für mich in den Lethe geſunken. O Gott! warum konnte ich damals nicht jenen erquickenden Troſt empfinden, welchen die Religion ihren gläubigen Verehrern darbietet? Warum mußte die Pflanze der Frömmigkeit, die zum himmliſchen Brodbaum geworden wäre, der allem Mangel der Seele abhilft, ſo frühzeitig unter dem wilden Geſtrüppe der Leidenſchaften verkommen? — Ich trauerte wie ein Heide und litt nicht als ein Chriſt. Durch den Schwur, welchen Collma mit in das Grab genommen, fühlte ich mich von der Hoffnung abgeſchnitten, mir, wenn auch in ſpäter, ferner Zeit, ein neues, häusliches Glück gründen zu können, und ich erkannte nun, daß ich an meinem Schmerze feſthalten müſſe, wenn ich nicht den letzten Halt meines Gemüthes verlieren wolle. Allein die Natur übte das wohlthätige Recht ihrer Stärke auch an mir, dem Widerſtrebenden. Meine Empfindungen wurden milder, die ſchwarze Gräßlichkeit meines Kummers ging allmählich in lichtere Färbungen über, zarte Fäden der Theilnahme knüpften mich wieder an die Außenwelt, und ein leiſes Verlangen nach den Freuden des Lebens und der Liebe begann ſich zu regen in den Tiefen des heilenden Herzens. Meine Mutter hatte mir mehrere Male geſchrieben; ſie ſchien tief ergriffen von meinem Unglücke und ließ endlich meiner Frau Gerechtigkeit widerfahren. Ich dachte an Collma; ich vergab und ſuchte zu vergeſſen.

Nach langem Umherirren kehrte ich zurück in die Heimath. Der Erinnerung Schmerz ward hier unter den Bildern meines verſchwundenen Glückes zu einer heißen, glühenden Sehnſucht, in welcher ſich Dein Bild, Seraphine, das eines Engels! mir in die flammende Seele ätzte. Dieſer tiefe, unauslöſchliche Eindruck gab mir eine Stimmung, welche für das Wiederſehen meiner Mutter ſehr günſtig war.

Ihrem reumüthigen Willkommen begegnete ein Gefühl, das die allmächtige Liebe berührt und geheiliget hatte.

Sie äußerte den Wunſch, wieder zu mir nach Mühlenrode zu ziehen, bis ich mich zu einer zweiten Heirath entſchließen würde — und als ich ihr nun ſagte, daß ich Cellma gelobt hätte, mich nie mehr zu vermählen, antwortete ſie: Durch ein Wort in der Hitze, oder in der erſten Betrübniß ausgeſprochen, dürfe ſich Niemand verantwortlich oder gebunden glauben, und ſchon die Rückſicht auf Molly lege mir die Pflicht auf, an eine zweite Gattin zu denken.

Zum erſten Mal in meinem Leben glaubte ich meiner Mutter leicht und gern. Sie zog zu mir, und dieſelben Vorſtellungen, täglich wiederholt, ſchläferten mein Bewußtſein gänzlich ein. Ich ſah Dich wieder, meine Geliebte. Deine Liebenswürdigkeit, Dein zarter Antheil an meinem unglücklichen Geſchick, Deine Güte für meine verlaſſene Kleine erkühnten mich zu dem leidenſchaftlichen Wunſche, Dich ganz zu beſitzen. Ich glaubte in den Zufälligkeiten unſerer Bekanntſchaft Fügungen des Himmels zu ſehen, deſſen Wille unſere Vereinigung ſei, und der beſchloſſen habe, mir in Dir reichen, vollen Erſatz für die Genommene zuzuführen. Ach! ich deutete mir Alles meinen Wünſchen gemäß. Der Glanz Deiner Verhältniſſe, mir nur die werthloſere Faſſung um den Edelſtein Deiner Perſon — ſollte meine Mutter entſchädigen für die Zurückweiſung ihrer Anſprüche an meine erſte Verheirathung. In der Einſtimmigkeit aller Erwägungen für das Glück meiner Zukunft, wenn Du die Meinige würdeſt — verſtummten die leiſen Einſprüche meines Gewiſſens. So lange dies Glück mir noch zweifelhaft war, glaubte ich die Unruhe, welche mich folterte, nur allein von dieſer Ungewißheit ausgehend.

Endlich ließ Deine Großmutter ſich erflehen. Obgleich ich mit innigſter Liebe die Ueberzeugung hegte, Deine Nähe müſſe den Himmel gewähren, ſo konnte ich doch eine quälende Bangigkeit nicht los werden. O Seraphine! das Gericht des Herzens iſt heilig und wunderbar!

Mit Scheu wendete ich mein Auge von Collma's Bilde, von dem Andenken des Weibes ab, das freudig, in dem Glauben, es geſchehe mir zum Heil, für mich geſtorben war! In dem Erkranken meiner Mutter an unſerem Hochzeitstage ſah ich ein ominöſes Zeichen von dem Walten der unſichtbaren Rächerinnen. Ihr Tod, ihr ſchrecklicher Tod, erneuerte mir die grauſen Scenen eines noch herberen Verluſtes, und ließ mich auf der Tafel der Vergangenheit die Schuldverſchreibungen meines Schwurs mit Flammenzügen erblicken. Ich bebte ſchaudernd davor zurück und gedachte der Worte: Was kann der Menſch geben, daß er ſeine Seele wieder löſe? — Kennſt Du die Fabel von Tantalus, Liebe? Sie ward an mir zur Wahrheit. Ich liebe Dich, Seraphine; heißer hat nie ein Mann geliebt; — aber dies Gefühl iſt meine Qual und die Strafe meines Meineids. Der ungerechte Fluch meiner Mutter fiel mit tödtender Schwere auf das reinſte Haupt; der gebrochene Eid, mit welchem ich dem Herrn des Lebens trotzen wollte, wird mich der Nemeſis überantworten, deren rächende Gewalten mich ſelbſt in Deinen Armen erfaſſen. Oft floh ich geängſtet hierher, an dieſe Stätte des Friedens. Ich glaubte mit meinen Klagen und Bitten den fühlloſen Marmor zu einer Antwort erweichen zu können, wenn ich rief: Zürneſt Du mir nicht, meine verklärte Collma, daß ein Dir verſchwiſterter Engel Deinen Platz in meinem Herzen einnahm, ohne Dich daraus zu verdrängen — willſt Du, dem Throne des Ewigen jetzt näher als ich, als meine Fürbitterin mir Vergebung erflehen, daß ich mit dem Heiligſten gefrevelt habe: o ſo beſeele Dein Geiſt dieſen kalten Stein für einen Moment, der mir Ruhe und Zufriedenheit für ein ganzes, langes Leben zurückgeben würde. Ein kaum bemerkbares Augenblinken, ein Lächeln, flüchtig wie ein Sonnenſtrahl — würde mir die tröſtende Verheißung ſein, daß Dir dort, wie hier, mein Glück theuer ſei! — Aber der Schlummer der Todten iſt ſchwer! In unbewegtem Schweigen blieben dieſe Augen, dieſer Mund geſchloſſen; die tiefe Stille, in der meine Worte verhallten, ſchienen ihres Ausdrucks zu ſpotten, und ohne Hoffnung kehrte ich zurück.

Jetzt, theure Seraphine, weißt Du Alles. Vielleicht muß ich die Erleichterung, Dir den Wurm, der an meinem Herzen nagt, enthüllt zu haben, mit dem Verluſte Deines Vertrauens zu meiner Zuverläſſigkeit bezahlen; aber wenn dies auch wäre, Dein Mitleid wird mir dafür werden, und ich will keinen Gewinn Deiner Liebe einer Täuſchung über den Werth meines Charakters verdanken.

Hier endigte mein unglücklicher Gemahl ſeine Erzählung, die ich aufmerkſam gefaßt und treu bewahrt habe. Sie hatte mich tief erſchüttert. Meine Seele beugte ſich vor der Gerechtigkeit des Unerforſchlichen, während mein Herz in Bedauern mit ſeinem ſchuldigen Geſchöpfe wallte. Armer Guſtav! ſprach ich leiſe und ſchmiegte mich an ſein geſenktes Antlitz. Und die Treue, ſie iſt kein leerer Wahn! So mußt auch Du dies bezeugen, was Tauſende in der Flammenpein des brennenden Gewiſſens bekannten, während nur ſelten einem, von der ruhrendſten menſchlichen Tugend Geweihten das Verſtändniß davon eröffnet ward? — Doch nicht minder Wahrheit iſt die Barmherzigkeit des Allertreueſten! Deßhalb ſei gutes Muthes, mein lieber Mann. O könnteſt Du glauben lernen, Du würdeſt Frieden finden für Deine Seele!

Noch lange redete ich meinem Manne liebevoll zu, und er ſcheint etwas beruhiget ſeit jener Unterredung. Doch werden meine Tröſtungen auch vorhalten, wenn der innere Scorpion wieder ſtärker zu nagen beginnt? — Ach! wenn ich an Grauen denke, der die äußeren Verhältniſſe, von denen er abzuhangen ſcheint, durch die reinſte Vorwurfsloſigkeit gleich einem Könige beherrſcht, deſſen Glück in ſeinem Herzen ruhet, der reich iſt im Entbehren und groß im Entſagen, deſſen ſtiller, ſanfter Geiſt die Aengſte der Welt überwindet: dann giebt die Erinnerung an dieſen Freund mir Kraft, über die Schwächen meines Gemüths zu ſiegen und mich eines Berufes zu erfreuen, der mich über die Wünſche des liebenden Weibes erhebt und mich zu dem Schutzengel eines Gefallenen macht.

Ich habe lange an dieſem Briefe für Dich geſchrieben, meine gute Agnes. Aber auch mir iſt nun leichter geworden, da ich meinen Kummer Dir vertraut habe. Laß mich bald etwas von Dir erfahren; ich werde jedes Schreiben von Dir nur mit der Hoffnung eröffnen, daß Du mir etwas Gutes und Erfreuliches mittheilen werdeſt. Wohl dem, der auf die Zeit ſchmerzlicher Erfahrungen zurückblicken kann! Einſt können wir es Alle — am Grabe; und der Weg dorthin iſt ja nur eine kleine Spanne in dem unendlichen Raume der Zeiten. Lebe wohl!

Vierunddreißigſter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

Groß-Lautern, den 1. Juni 1812.

Seit vorgeſtern bin ich hier, Lorenz; früher mit meinem wunden Herzen in die Stille der Natur zu fliehen, ließ meine, noch immer leidende Geſundheit nicht zu. Der Arzt meinte, mir noch nöthig zu ſein, und ſo mußte ich aushalten.

Es iſt mir jetzt, als wäre ich aus einem langen, ängſtlichen Traume erwacht, deſſen Schreckniſſe noch durch mein Gemüth beben und ſich in die Bilder des Lebens miſchen. Zeit und Ruhe werden, ich hoffe und glaube es — dieſe Schatten allmählich zerſtreuen; aber ernſte Warnungen werden mir davon zurückbleiben.

Deine treue Freundſchaft, mein Grauen, hat ſich in den dunklen Tagen, die nun verlebt ſind, in ihrer Echtheit bethätiget. Ich werde es Dir nie vergeſſen, daß Deine Arme mir geöffnet waren, als der Tod Laura's Augen geſchloſſen, daß ich an Deiner Bruſt fühlte, nicht jede Liebe erkalte — daß Du mich aufrecht hielteſt, als eine Erfahrung von drückendem Gewicht mich unmännlich beugen wollte.

Glaube nur nicht, Lieber, daß ich verkenne, es habe Laura's frühes Ende mir das unabſehliche Unglück einer verkümmerten, uneinigen Ehe, oder das nicht minder herbe Loos einer Scheidung erſpart, die zwar die Bande äußerer Verpflichtungen löſet, aber dafür Widerhaken in das Herz wirft, an denen es blutet, ſo lange es ſchlägt — eben ſo wenig wirſt Du mich der verächtlichen Heuchelei fähig halten, dieſe Einſicht zu haben und ſie zu verhehlen; allein ein betrübender Anblick bleibt es ſelbſt für den Fremdeſten, wenn ein Baum im vollen Reize ſeiner Blüthen gebrochen daliegt, und an die Frage, welche mit Wehmuth nach der Urſache dieſer frühen Zerſtörung forſcht, die Antwort ergehet: Es wären ſeine Früchte verderblich geworden! —

O mein Freund! Auch iſt der Tod ein ſtrenger Richter, der die Wahrheit an den Tag zu bringen verſteht und jedem Gefühle ſeinen verdienten Platz anweiſet. An Laura's Sterbebette hätte ich das Bewußtſein, mit Aufopferung gerecht gegen ſie geweſen zu ſein, nicht für eine Welt voll Freude hingegeben! Und hätte ich denn weniger thun können, da ich ihr einſt das Anrecht an meine ungetheilte Liebe gab? — Daß meine früheren Erwartungen, welche Laura von ſich zu erregen wußte, ſo bald getäuſcht wurden, daß ſie mich ſpäter zu Empfindungen der Verachtung, ja, der Verzweiflung — gezwungen, das war es, was meinen Schmerz ſo brennend machte, als ich ſie verſcheiden ſah.

Mein guter Vater hat viel für meine Ermuthigung gethan. Er iſt, gleich Dir, ein ſeltner Tröſter, doch ſchöpft er ſeine Beruhigungen für ſich und Andere mehr aus den Quellen der Vernunft und Erfahrung, da ſie Dir in den ſtillen verborgenen Strömungen des Herzens rinnen, die auf himmliſchem Gebiet entſpringen. Wie wir von der Beſtattung meiner Frau zurückkehrten, ging er mit mir für eine kleine Weile in ſein Cabinet, ſchloß mich dort in ſeine Arme und ſprach mit dem feſten Tone der Ueberzeugung: Mein lieber Sohn! Gott hat Dich aus großem Elend gerettet; verehre die Weisheit ſeiner Wege. Doch würde es eine ſchwere Verſündigung ſein, wenn Du der Dornen wegen, die

Dich verwundet haben, nicht die Treue ihrer Führungen dankbar erkennen wollteſt! Friede mit Laura! — Ueber ihrem Hügel ſchwinget, wie jenes alte Lied ſagt, die Vergeſſenheit den Stab! Du aber, mein Sohn, gehörſt dem Leben an und darfſt Dich ſeinen Forderungen an Dich nicht entziehen. Es hat ſeine beſten Schätze Dir noch vorbehalten, und es gäbe keinen Grund, der Dich beſtimmen könnte, ihren Beſitz auszuſchlagen, den Du durch kein Unrecht verwirkt haſt.

Darum, lieber Collmar, gönne der Hoffnung auf ſchönere Tage Wirkſamkeit auf Dein trauerndes Gemüth; ſie werden kommen, und Dein Gram wird entfliehen!

Mein Vater hat mich nach Groß-Lautern begleitet und wird erſt übermorgen von hier abreiſen. Die Schönheit des Frühlings, der Gedanke, mein Kind und deſſen holde Pflegerin, Agnes — bald wieder zu ſehen, ſtimmten mein Herz zu Empfindungen, deren Grundton eine tiefe, aber ſüße Wehmuth war. Das Unglück hat doch eine wirklich läuternde Kraft! Ich habe wohl zu viel und zu lange gelitten, als daß ich in Agnes etwas anderes, als eine ſanfte, theilnehmende Freundin, ſehen und lieben könnte. Erſt, wenn ich wieder Empfänglichkeit für das Glück des Lebens und ein milderndes Vergeſſen alles Vergangenen gewonnen haben werde, wird der Gedanke mich entzücken, daß ich nun durch nichts mehr gebunden ſei, das theure Geſchöpf mein zu nennen, mein auf ewig!

So dachte ich, als ich die heimiſche Gegend in dämmernder Ferne erblickte; aber mit meiner Näherung ward mein Gemüth ſchon von Ahnungen der Freude bewegt. Doch auch dieſe zarten Regungen hatten bei der Angegriffenheit meines Inneren eine erſchütternde Wirkung auf mich. Schweigend ſaß ich neben meinem Vater, mit dem Auge mehr in die Zukunft hinausblickend, als in die Fichtennacht dieſer Gebirge, welche vom Sonnenlicht beglänzt wurden, ſo wie auf die Dunkelheit von jener die Strahlen eines aufgehenden Hoffnungsſternes fielen.

Es war in den ſpäteren Nachmittagsſtunden, als wir in Groß-Lautern ankamen. Mein Vater, ſehr ermüdet, wollte für heute ſein Zimmer nicht mehr verlaſſen, wohin er ſich den Kaffee beſtellte und woſelbſt er einen nothwendigen Brief ſchreiben wollte, der mit dem Boten, welcher in der erſten Morgenfrühe des folgenden Tages zur nächſten Stadt ging, auf die Poſt befördert werden mußte. Auch ich fühlte mich nicht erkräftiget, mich auf mehr, als den Empfang eines General-Berichtes über den gegenwärtigen Stand meiner ökonomiſchen Angelegenheiten einzulaſſen; und dieſer flüchtige Ueberblick zeigte mir, wie treu mein Schwiegervater für meine Zufriedenheit geſorgt hatte.

Es zog mich ins Freie. Der ſchönſte Tag begann ſich in den ſchönſten Abend zu verlieren, und immer ſtärker gefeſſelt von dem Zauber der Natur, ging ich die wallenden Getreidefelder entlang und durch die duftenden Schatten der Gebüſche. Ich wußte kaum ſelbſt, wo ich mich befand, denn ich hatte nicht auf die Richtung des Weges gemerkt. Da lag plötzlich Ober-Höhen ganz nahe vor meinen überraſchten Blicken. Das Schloß, funkelnd und blitzend, ſchien mir ſo gaſtlich zu winken, der Garten ladete mich ſo traut ein, mein Herz klopfte — dort war mein Kind, war Agnes, ich konnte nicht mehr zurück, wie wenig es auch in meinem Plane gelegen hatte, heute noch nach Ober-Höhen zu kommen. So verrathen von meiner Sehnſucht, halb mich ihrer Liſt freuend, halb der Art meines Erſcheinens zürnend (ich war noch in den ſtaubigen Reiſekleidern), kam ich an ein Pförtchen, welches den Garten mit den daranſtoßenden Gehölzen verbindet und das ich zu meiner Verwunderung offen fand. Mit zögernden Schritten ging ich vorwärts, tiefe Stille waltete rings umher; aber Bäume und Blumen dieſes befreundeten Bodens hatten bewillkommende Stimmen für mich, die ich mit innigem Gefühl verſtand und beantwortete.

Ich war nunmehr in die Nähe der kleinen Grotte gekommen, die, von hohen Pappeln umrauſcht, der lieblichſte Schattenpunct des Gartens iſt. Da glaube ich ein Wiegenlied zu vernehmen, das, von einer leiſen, melodiſchen Stimme geſungen, in das Flüſtern der bewegten Blätter tönt. Nicht doch! ſage ich zu mir ſelbſt, mein Herz ſingt es nur; das Vaterherz, welches ſich dem kleinen Lieblinge nahe fühlt! Aber jetzt hebt der Geſang wieder an, und er dringt nicht aus meiner Bruſt, doch tief hinein. — Zwiſchendurch fällt hier und da ein koſendes Wörtlein, wie wenn eine junge Mutter mit ihrem Kinde tändelt. Langſam ſchleiche ich mich an den Eingang der Grotte, beuge vorſichtig die Zweige des abgeblüheten Flieders aus einander und ſchaue, o Grauen! in den offenen Himmel! — In der Mitte dieſer kühlen Halle ſitzt Agnes an der Wiege meines Kindes, welche man wahrſcheinlich, um den Kleinen am friſchen Luftbade zu ſtärken, hierher getragen hatte. O ſie war ſchön, wie Raphaels heilige Jungfrau! Auf den zarten Wangen die Roſen der Unſchuld, um den weichen Mund ein Lächeln der Güte, in den ſeelenvollen, braunen Augen die Strahlen der Mutterhuld! Ich zitterte, mich ſelbſt in dem Genuſſe dieſes Anblicks zu ſtören. Abermals öffnete ſie, die Wiege ſchwingend, ihre Lippen und ſang folgendes Liedchen, welches mir bei Tag und Nacht vor den Ohren und im Herzen wiederklingt.

Schlafe, o Söhnchen, mein Liebling biſt Du!
Siehe, die Sonne geht auch bald zur Ruh';
Aber der himmliſche Vater wacht,
Auch im ſchweigenden Dunkel der Nacht.

Engel vom Himmel, ſo lieblich wie Du,
Schweben hernieder und lächeln Dir zu;
Später wohl ſteigen ſie auch noch herab;
Aber ſie trocknen nur Thränen Dir ab.

Schlafe, o Söhnchen, in Frieden nun ein,
Bis Dich erwecket der goldene Schein.
Sonnenſtrahl dringet ja auch einſt ins Grab,
Wo man Dich müde ſenket hinab.

Singt dann, o Kindlein, die Liebe Dich ein,
Wird ſüß noch der letzte Schlummer Dir ſein;
Schlafe, o Söhnchen, mein Liebling biſt Du!
Siehe, die Sonne geht auch nun zur Ruh'.

Agnes! rief ich, als ſie den Geſang geendet hatte, liebe, gute Agnes! und trat in den Eingang der Grotte, die Arme gehoben, ausgebreitet, als wolle ich ſie umfaſſen. Sie ſah empor; ihr holdes Geſicht flammte im Purpur der Ueberraſchung, mit leiſen Freudenlauten nannte ſie meinen Namen und reichte mir die zitternde Linke, während ihre Rechte ſich feſt an einen der Engelsköpfe hielt, welche die Wiege zieren. Dieſe Stellung war ein ſprechendes Sinnbild von dem innerſten Weſen dieſes Mädchens; denn auch bei den unvorgeſehenſten Erſcheinungen des Lebens hält Agnes feſt an ihrem Engel.

Meinen Arm um ihren ſchlanken Leib gelegt, beugte ich mich auf die Wiege herab, und, o Grauen! welch ein Moment! ein Amor lag darin, und dieſes über alle Beſchreibung liebliche Kind, das die ſchlaftrunkenen Augen verwundert zu mir aufſchlug, war mein Sohn! Ein unausſprechliches Gefühl ſchwellte meine Bruſt, ich küßte das zuſammengedrückte Händchen meines Kindes unzählige Mal und zog Agnes mit Innigkeit an mich. Sie duldete es, ohne ſich mir zu entziehen und mochte wohl fühlen, daß Vaterliebe die vorherrſchende Empfindung dieſer heiligen Minuten wäre.

Meine theure Agnes! ſagte ich jetzt mit mehr Bewußtſein, als vorher und legte ihre Hand auf mein hochſchlagendes Herz, wie ſoll ich Ihnen genug danken für die Wonne, welche jetzt mich, den Matten, erquickt? Denn daß dies ſchwächliche Leben (ich deutete auf die Wiege) ein ſo blühendes geworden, iſt nächſt Gottes Willen allein das Werk Ihrer zarten Sorgfalt, Ihrer treuen Güte für meine kleine Waiſe! Der Gedanke, daß mein Kind dies ſchon von ſeiner Geburt an geweſen, indem Laura jeden natürlichen Trieb für ihre mütterlichen Pflichten in eitlen Wünſchen erſtickte, ließ mit ſchmerzlichem Ergreifen mich dieſe Benennung wählen; aber wahrſcheinlich deutete Agnes ſie nach ihrem gewöhnlichſten Sinne, und ſah in den Tropfen, die mein Auge füllten, nur den Ausdruck der Trauer um meinen Verluſt.

Armer Horſtall! antwortete Agnes, und, Lorenz, wenn ſelige Geiſter vom Himmel herabſteigen könnten, um die Kinder der Erde in ihrer Betrübniß zu tröſten, ſo würden ſie es mit dieſer Stimme, mit dieſen Blicken. — Sie haben eine ſchwere, bange Zeit durchlebt: doch „Auserwählten werden die Tage verkürzt,“ die Tage der Leiden. Und warum ſollten Sie ſich nicht unter dieſe zählen dürfen? Sie waren als Gatte muſterhaft, und haben Laura geliebt und geſchont, beglückt und beſchützt vor allem Uebel, ſo weit Ihre Kräfte reichten. Wie ſanft muß dies Bewußtſein Ihren Schmerz mildern!

Dieſe Worte waren eine Seligſprechung für mich. Habe ich das, meine liebſte Freundin? fragte ich in freudiger Rührung, nun ſo will ich Gott dafür loben, der mächtig in meinem ſchwachen Willen war! Ich weiß am beſten, welcher Vorbehalte gegen die Verſtorbene mein Gewiſſen ſich ſchuldig giebt; — doch die Geſinnung iſt es ja, welche über unſer Thun und Laſſen entſcheidet, und dieſe war ſtets dem Guten zugewendet.

Ein Bedienter nebſt der Amme, welche jetzt die Wiege in das Haus zurückzutragen kamen, unterbrachen unſer Geſpräch. Wir folgten ihnen. Mein Schwiegervater war ausgeritten, und Claudius meinte, wenn er anders recht verſtanden, nach Groß-Lautern. Ich wollte nun meinen Vater, wenn dieſer mich etwa ſuchen ließe, nicht in Unruhe über mein langes Ausbleiben verſetzen, und trennte mich von Agnes und dem ſchlafenden Herrmann, in der Hoffnung, meine Lieben morgen ſchon auf längere Zeit wiederzuſehen.

Mit aufgegangenem Herzen fuhr ich nach Hauſe. Es war ſtill in mir, doch wonniglich wie in der Natur, die in der ſchönſten Abendfeier ruhete. Agnes ſinnvolles Wiegenlied lullte in geiſtigen Nachklängen ängſtende Erinnerungen in den Schlummer; meines Kindes Lächeln hatte mir wie ein Freudenſtrahl in die duſtere Seele geleuchtet, und jenes Zeugniß, welches Agnes mir zum Troſte gegeben, ſenkte eine ſüße Beruhigung in meine Bruſt. Ich fand Herrn von Höhen bei meiner Ankunft nicht vor. Als ich in das Zimmer meines Vaters trat, begrüßte er mich mit freundlicher

Miene und fragte: Wo warſt Du ſo lange, Collmar? Es iſt ſpät geworden. Ich habe mein Kind geſehen, Vater! antwortete ich ihm, das Herz ward mein Führer und leitete mich unbewußt zur Freude. Mein Vater reichte mir die Hand und ſagte: Nicht wahr, ein Vater iſt ein glücklicher Menſch? Möchteſt Du einmal, gleich mir, der Vater eines ſo guten Sohnes ſein? O mein Freund! die ſchönſten, menſchlichen Gefühle, die der Kindes- und Vaterliebe, vermählten ſich in der Empfindung, womit ich meinen Vater umarmte. Lebe wohl, mein guter Lorenz! Wenn ich Dir wieder ſchreibe, wird mein Gemüth, ſich allmählich von ſeinen tiefen Erſchöpfungen erholend, für das Glück geneſen ſein, den Werth der Güter, die mein Leben ſchmücken, und unter denen Deine Freundſchaft einen hohen Rang einnimmt, mit heiterer Dankbarkeit zu ſchätzen.

Fünfunddreißigſter Brief.

Agnes von Höhen an die Gräfin Seraphine von der Celle.

Ober-Höhen, den 1ſten Auguſt 1812.

In der ſpäten Abendſtunde eines Tages, deſſen Andenken nie in meiner Seele untergehen wird, gebe ich Dir, meiner einzigen Freundin, die Nachricht, daß mein Schickſal nunmehr entſchieden und ich dem Baron verlobt ſei. O meine gute Seraphine! könnteſt Du Dich des Glückes Deiner Agnes doch mit einem Herzen erfreuen, worin alle Wonnen der Liebe, und nicht ihre Kümmerniſſe und Sorgen wohnten! Doch da ich Dich kenne, ſo darf ich glauben, dieſe unfreundlichen Störer des inneren Friedens würden, wenn ſie noch laut wären — vor der Verſicherung verſtummen und eine Weile ſchweigen, daß meine leiſeſten Wünſche herrlich und überſchwänglich erfüllt ſeien, und ich nun mit gerührter Demuth zu Gott aufſchaue, deſſen unerforſchliche Führungen ſich an meinem gläubigen Vertrauen gerechtfertiget haben. Zwar iſt dieſe Wendung meines Geſchickes mir nicht unerwartet gekommen; ſeit Laura ſtarb, konnte ich ſie vorausſehen, doch glaubte ich der Sicherheit meiner Ruhe ein beſonnenes Merken auf den Weg, der dahin führte, ſchuldig zu ſein. Ich kann und will mich nicht rühmen, daß dieſe Wachſamkeit mir immer gleich leicht geworden wäre; aber ich habe ſie zu behaupten geſtrebt. Oft habe ich in dieſer Zeit mit beſonderer Beziehung auf Deine Stimmung für den Grafen von der Celle, ehe dieſer Dein Wort empfangen, an Dich gedacht, und aus eigener Erfahrung beſtätiget gefunden, was die Geſchichte Deines Herzens mir damals anſchaulich machte: daß, wenn es einem offenen und reichen Gemüthe ſchon Ueberwindung ſchöner, aber verlockender Gefühle koſtet, das Intereſſe an einem glücklichen, frohſinnigen Freunde, den Anweiſungen der Vorſicht gemäß, zu beſchränken, es zuweilen das ganze Vermögen der weiblichen Charakter-Fähigkeit erfordert, den Antheil an einem Leidenden, Trübſinnigen, und ſeine unwillkürlichſten Erweiſungen nach den ſtrengen Forderungen der Vernunft zu verkürzen.

Einen neuen Grund, den Baron hochzuſchätzen, gab mir die Art und Weiſe, wie er den Verluſt ſeiner Frau verſchmerzte. Sein Benehmen beleidigte die Wahrheit nicht, und genügte den Anſprüchen der edelſten Menſchlichkeit an ſeine Gefühle. Sein bleiches, verfallenes Ausſehen, ſeine tieferſchütterte Geſundheit zeugten dafür, wie viel er in jener traurigen Epoche, vielleicht früher noch — gelitten: aber dennoch war er weit davon entfernt, dieſer Unverkennbarkeit ſeiner Theilnahme für die verſtorbene Gattin das Gepräge von Empfindungen geben zu wollen, die von dem Urtheile Anderer fälſchlich in dieſer nun aufgelöſeten Ehe vorausgeſetzt worden wären.

Unſer Umgangsverhältniß ward nun inniger, als es jemals geweſen. Der Aufenthalt des kleinen Hermann bei uns gab dem täglichen Kommen, dem langen Bleiben des Vaters volle Rechtfertigung, wenn es deren bedurft hätte. Mit ſtiller Freude bemerkte ich, wie der Baron ſich ſichtlich erholte, wie er fern von ſtörender Leidenſchaftlichkeit den Genuß jeder Stunde, wie viel oder wie wenig ſie eben gab — für die Belebung ſeiner unterdrückten Gemüthskräfte benutzte. Ich konnte nicht verkennen, daß ich ihm ſehr lieb und werth ſei, daß ſeine Hoffnungen für die Zukunft, in dem genaueſten Bezuge auf meine Perſon, mich ihm zu nähern ſtrebten; doch eine ſüße, beglückende Ruhe, ich möchte ſie die Ruhe der Gewißheit nennen — goß ihre Weihe über unſere Gefühle aus. Unſere gegenſeitige Stellung ſchien nicht im Mindeſten anders zu ſein, ſeitdem die Unmöglichkeit, welche zwiſchen uns geſtanden, hinweggetreten, und doch war ſie es durchaus. So ſah ich den Augenblick näher kommen, der uns vereinigen würde, und mit klopfendem Herzen erwartete ich ihn bei jedem Morgen- und Abendrothe.

Mein Oheim, den der Tochter Tod doch ſehr angegriffen hatte, lebte wieder auf. Seine Zärtlichkeit für mich äußerte ſich in der rührendſten Freude an der knoſpenden Glückſeligkeit ſeiner Kinder. Mit der Sorglichkeit eines weiſen Gärtners, der auch der milden Wärme des Lenzes nicht trauet, weil Froſt und Sturm im Schoße der künftigen Stunde ruhen können, ſuchte er dieſe zarte Blüthe vor jeder rauhen Berührung zu ſchützen.

Es war ſchon immer die Rede davon geweſen, daß der Baron den Capellenberg beſuchen wolle. Geſtern nun bittet er mich um meine Begleitung für heute dorthin. Der Oheim war zugegen, wie der Baron dies Erſuchen mit einer Art ſchüchterner Beklommenheit gegen mich ausſprach. Mein ahnendes Herz ſagte mir, daß dieſer Spaziergang keine zufällige Entſchließung ſei.

Seraphine! In der Capelle, auf deren kalten Steinen einſt meine heißen Thränen verſiegten, habe ich die ſeligſte Stunde meines Lebens an den Schlägen des bewegten Herzens abgezählt. Hier, in dieſer mir ſo lieben, heiligen Einſamkeit, ſagte mir der Baron, daß er mich von dem erſten Augenblicke unſerer Bekanntſchaft an, ja, ſchon vor derſelben geliebt, indem mein Bild zu Domthurn einen tiefen Eindruck auf ſein Gemüth hervorgebracht, und ein Spiel des Zufalls, worin er in Laura, unſerer Familienähnlichkeit wegen, das Original zu finden geglaubt, ſeine Wahl auf meine Couſine gelenkt und für die Wahrnehmung verblendet hätte, wie wenig die Verewigte nach Geiſt und Herz ihn zu beglücken geeignet wäre. Ich dürfte mich demnach als ſeine erſte und einzige Liebe betrachten, da ſeine frühere Neigung für Laura ihm nur zu bald als eine Täuſchung ſeiner Sinne oder, welcher Glaube ihm beruhigender ſei, als eine Leitung der Vorſehung, der wir auch widerſtrebend folgen muſſen — erſchienen wäre. Als er mir nun ſagte, wie viel in dieſem

Streite der Pflichten und Gefühle er gelitten, wie anhaltend er gekämpft, o! da ich hätte ich jedes zurückhaltende Wort für eine ſchwere Sünde an der Liebe gehalten, welche ihres Lohnes würdig war. Ich ſah zu der Mutter auf und ſagte: Freue Dich, Mutter, in Deinen Himmeln, Dein Kind iſt nun auch glücklich! — Und Dein Segen, Du göttlicher Freund, ruhe auf unſerem Bunde für Zeit und Ewigkeit! —

O meine Seraphine! Da empfand ich die Wahrheit jener Verſe, worin der Dichter ſo ſchön ſagt, daß es das eine Höchſte ſei, was das Leben ſchmückt, wenn ſich ein Herz entzückend und entzückt dem Herzen ſchenkt in ſüßem Selbſtvergeſſen — da fühlte ich, daß die Güte Gottes ihr Geſchöpf zur Seligkeit berufen habe, und daß ihre Strahlen von hoher Ferne herab auch in den kürzeſten, dunkelſten Erdentag leuchten.

Welch ein Nachhauſegehen bei Sonnenuntergang! Sollte ich je wieder die Pfade der Trübſal wandeln müſſen, ſo will ich mich an jenen Weg erinnern und denken: Ich habe den guten Tag empfangen, und will nun auch den böſen dankbar hinnehmen.

Wie wir nun vor den Oheim hintraten und mein Horſtall ſprach: Wir ſind verlobt, guter Vater! da ſchimmerten ſeine Augen in ſeltenen Thränen; er umarmte uns und ſagte: So iſt mein ſehnlichſter Wunſch erfüllt, und gern will ich nun ſterben.

Sieh, mein Kind, ſo blühen aus der Saat des Unglücks Dir Freuden in Fülle auf! Deine fromme Mutter (hier brach des Oheims Stimme) entſchlief in dem Vertrauen zu der ewigen Gerechtigkeit, daß der Segen ihres reinen Wandels, ihrer verfolgten Unſchuld, Dir, ihrer verlaſſenen Waiſe, zu Gute kommen werde; und es erfüllet ſich wunderbar.

Wenn ich ſo den Lauf der Vergangenheit überſchaue und ſehe, wie in den ſcheinbaren Verworrenheiten unſerer Schickſale die weiſeſte Ordnung waltet, wie auch ſelbſt ein böſer Wille dem Geſetze der Liebe dienſtbar werden müſſe, und die, ſo es gedachten, uns zu verderben, nicht ſelten unſer ſchönſtes Glück ſchaffen, dann wird jede Klage zu einem Pſalm in mir, der lautet: Erkennet doch, daß der Herr ſeine Heiligen wunderlich führet! Ludovica wollte ihren Angehörigen aus Rache für erlittene Beleidigungen ihren Nachlaß entziehen, und das vorenthaltene Erbe muß durch fremde Hand an ſie gelangen! Die Bosheit von Laura's Mutter gab meiner liebſten Hoffnung, welche mich für harte Erduldungen entſchädigen ſollte, den Todesſtoß; aber nur der Schrecken dieſer abſcheulichen Abſicht traf mich; denn dieſe Hoffnung hatte ihre irdiſche Hülle bereits abgeſtreift und ſich in ſchönerer Geſtalt zur himmliſchen Heimath aufgeſchwungen. Laſſen wir dieſe Todten nun in Frieden ruhen, ſie ſtehen vor ihrem Richter. Wir wollen nur vergeben und lieben.

Die Vollziehung unſerer Verbindung iſt noch unbeſtimmt und wird wahrſcheinlich zu Anfang Winters erfolgen. Wir gehen, wie Du leicht denken wirſt, nicht in die Stadt. Was ſollten wir mit den ſtillen, ſeligen Herzen in dem Gewühle der Luſtbarkeiten? Mein guter Horſtall ſang neulich zur Guitarre, die er ſehr anmuthig ſpielt, das Dir bekannte Geheimniß von Schiller. Wie er an die Worte kam:

Laß ja die Menſchen es nicht hören,
Wenn treue Lieb' Dich ſtill beglückt:
Sie können nur die Freude ſtören,
Weil Freude nie ſie ſelbſt beglückt —

legte er das Inſtrument aus der Hand und kniecte vor mich hin, die ich mit ſeinem Kinde auf dem Schoße ihm gegenüber ſaß. Leiſe flüſterte er mir die Frage zu: Nicht wahr, meine Agnes, wir bleiben hier, auch wenn es draußen ſtürmt und ſchneiet? Immerdar! erwiederte ich mit einem Händedruck, in uns iſt ja Friede und Frühlingswärme — und ſeine Augen ſtrahlten mir Vergnügen und Dank.

Und nun, Du traute Freundin, genug von mir und ihm, der von jetzt an unzertrennlich an mich und mein Ergehen geknüpft iſt. Es dünket mir ſchon ein Unrecht, daß ich die Mittheilungen meiner Angelegenheiten den Eröffnungen der zärtlichſten, aber bekümmerten Theilnahme an dem Inhalte Deines letzteren Schreibens vorangeſetzt habe. O Seraphine! er hat mein Herz zerriſſen. Die finſtere Unheimlichkeit des Quälgeiſtes, welcher Deinem unglücklichen Gemahl das Glück des Lebens und der Liebe verkümmert, ſtarrte mich, die Erſchrockene, geſpenſtiſch an. Der Kummer, welcher Deiner vom Schickſal ſo hoch begünſtigten Lage die Schattenſeite giebt, iſt ſo wenig vergleichbar mit den gewöhnlichen Sorgen und Nöthen der Menſchen, daß auch ein außerordentlicher Maßſtab an die Berechnung ſeiner Abhülfe gelegt werden muß. Meine fromme Seraphine verſteht mich. Daß Dein Gemahl des Beſitzes eines ſo reinen Weſens, wie Du, gewürdiget worden, daß der Himmel mit auffallender Gewaltthätigkeit die Macht der böſen Fee, welche die Zufriedenheit eines durch ſich beglückten Paares hartherzig zertrümmert, gleichſam am Altar der Weihe gebrochen, an dem ein neuer, ſchöner Bau ſich erheben ſollte, erſcheint mir als Bürgſchaft ſeiner Verſöhnung. Und ſage, Liebſte, zürnen wir Menſchen ungeachtet der ſelbſtſüchtigen Strenge, die oft unſer Urtheil leitet, den Schmähungen eines Fieberkranken, wenn er verachtend die Gaben unſerer mitleidigen Liebe von ſich ſtößt? Sollte der Inbegriff aller Erbarmung weniger mild die Verirrung ſeiner ſchwachen Kinder anſchlagen, wenn ſie vom wilden Schmerze angefallen, die Rettung nicht ſuchen, wo ſie allein zu finden iſt? — Dies nicht glauben, wäre Läſterung der Gottheit. Ich, gute Seraphine, möchte eher zur Erklärung der trüben Erſcheinungen, welche, Dein Eheleben verdüſtern, annehmen, daß Dein beklagenswerther Gemahl in einer Zerriſſenheit des Gemüthes, welche von frühempfangenen, zerſtörenden Einflüſſen veranlaßt, die Harmonie der vorzüglichſten Charakter-Anlagen aufgelöſet hat, nur den Gegenſtand ſeiner Aengſte gewechſelt, deren er zum Anhalt für ſein unfeſtes Herz bedarf. Vielleicht irre ich mich in dieſer Meinung, vielleicht auch nicht.

Verliere nur aber den tapfern Muth nicht, meine liebe, arme Freundin, der Dich ſonſt im Kampfe mit kleinern Uebeln gürtete und ſiegreich machte. Es will mir vorkommen, als hätteſt Du dieſe getroſte Stirn nicht mehr. Der Ton Deiner Briefe giebt in melancholiſchen Anklängen eine Stimmung kund, welche mich beunruhiget. Könnte ich doch um Dich ſein in jeder Stunde, wo Dir bange wird! Gelänge es auch den Bemühungen meiner Freundſchaft nicht immer, Dich ganz getröſtet und erheitert zu ſehen, ſo würdeſt Du doch um der Freudigkeit willen, mit der ich Deinen Kummer Dir tragen hülfe, ſagen müſſen: Getheilter Schmerz iſt halber Schmerz!

Morgen ſchreibe ich nach Domthurn; ich habe lange nichts von dorther vernommen, und nur durch Grauen, der jüngſt an den Baron geſchrieben, weiß ich, daß die Geſundheit unſerer Marcheſe wankender als jemals iſt. Ich zittere vor dem zu erwartenden Sturze dieſes zarten Lebens, das ſo wichtig und ſchwer zu erſetzen iſt in ſeinen Leiſtungen und Verbindungen! Wie Schade wäre es, wenn eine ſo herrliche Anſtalt untergehen ſollte, und wer würde im Geiſte ihrer Gründerin einen Hirtenſtab führen, der einer eben ſo ſanften, als vorſichtigen Hand entſunken wäre? —

Lächle nur nicht, Seraphine, wenn ich Dir ſage, daß noch vor einigen Monaten der Plan in meiner Seele verborgen lag, daß ich einſt, wenn mein guter Oheim zu ſeinen Vätern verſammelt wäre — in das Stift zurückkehren wolle, um meine Tage in nützlicher Stille und dem Frieden der verflogenen Jahre zuzubringen, deren Erinnerungen jenen abgeſchiedenen Mauern einen Zauber geben, dem kein ſpäter gefundener Reiz gleich kommt. Jetzt aber ruft mich meine Beſtimmung mit der Stimme der Liebe, und ich folge ihr willig und mit Freuden.

Lebe wohl, meine Freundin! In dieſe zwei kleinen Wörtchen drängt ſich Wunſch und Hoffnung Deiner treuen Agnes.

Sechsunddreißigſter Brief.

Seraphine, Gräfin von der Celle, an Agnes von Hohen.

Mühlenrode, den 16. September 1812.

In der Ueberzeugung, daß Du, meine glückliche Agnes, an meiner theilnehmenden Freude über die frohe Entſcheidung Deines Schickſals nicht zweifeln werdeſt, wenn die Verſicherung dafür auch zögere — habe ich gewartet, bis ich meinem Dir geweiheten Glückwunſche den Bericht über eine Reiſe anſchließen könnte, deren Ziel das uns beiden gleich theure Stift Domthurn war. Wo, wie bei uns, der Liebe Geiſt auf flüchtigeren Schwingen, als denen der Brieftaube, den Herzen die Verkündigung fernen Mitgefühls zuträgt, da ſind die ſchwerfälligen Formen der Theilnahme entbehrlich. Sie mögen immerdar Behelfe bleiben für jene dürftigen Seelen, welche den inneren Offenbarungen der Freundſchaft ermangeln; wir, Geliebte, bedürfen ſie nicht.

Verſchiedene größere und kleinere Ausflüge, welche uns im Laufe dieſes Sommers oft von unſeren Gütern entfernten, hatten abermals meine Hoffnung getäuſcht, daß ihre Zerſtreuungen meinen Gemahl in einem Grade erheitern würden, den meine ſchüchternen Wünſche in mäßiger Höhe feſtſtellten. Zwar treten jetzt oft Intervallen ruhiger Eintönigkeit in ſeiner Gemüthsſtimmung ein, aber der Charakter derſelben iſt und bleibt doch ein Furioſo voll ſchneidender Diſſonanzen, die ſich dann wohl in harmoniſchen, doch klagenden Lauten auflöſen. Sein ganzes Weſen bewegt ſich in Extremen, und daß die Gattin, deren Herz an ihn gebunden, in den heftigen Wechſel ſeiner Empfindungen fortgeriſſen, darin leiden und ermatten müſſe, wirſt Du ſehr begreiflich finden. Ja, Agnes, ich erkenne meine Erſchöpfung, eines heiteren Lebensgenuſſes fähig zu ſein, in der heißen Sehnſucht nach Ruhe, nach Seelenſtille, in der ſich alle meine Wünſche concentriren. Stelle Du um den Kranken die lachendſten Bilder der Fröhlichkeit auf, er wird die matten Augen vor ihnen ſchließen und den trüben Traum, in welchem ſeine Schmerzen ſchweigen, ihrem Anblicke vorziehen. Und krank bin ich, ſehr krank. Erſchrecke nicht, liebe, treue

Freundin! Ich werde nicht an dieſer Krankheit ſterben, aber unter ihrer ſchleichenden Gewalt wird meine Jugendblüthe zeitig welken, wie mein froher Sinn bereits gebrochen iſt. O, meine Großmutter hatte Recht, da ſie einſt ſagte: Das Herz dürfe ſich in ſeinen Anſtrengungen nicht verzehren, weil das Gefühl des Glückes Stärke erfordere, ſo wie auch ſelbſt zum Sterben Kraft gehört! Ich habe redlich mit dem keckεn Muthe meiner Jahre, mit zuverſichtlichem Glauben an mich ſelbſt, den Kampf mit jenem finſteren Dämon begonnen, welcher der Störer meiner ehelichen Zufriedenheit iſt; aber ſeine Waffen ſind höllenfeſt und ſpotten meiner ſchwachen Wehrloſigkeit. So habe ich denn das fruchtloſe Bemühen, ihn zu beſiegen, aufgegeben, und ſo oft ſeine Schreckgeſtalt die unſchuldigen Freuden zerſtreuet, welche ich um meinen armen gequälten Mann mit Sorgfalt ſammelte, hebe ich meine Augen voll Thränen zu den Wolkenbergen auf, von denen uns Hülfe kommt!

Meine Großmutter kam dieſes Jahr ſpäter, als gewöhnlich, nach Eſchenwalde. Ich erwartete ihre Ankunft daſelbſt; mein Mann, von einem Beſuche abgehalten, wollte ſpäter nachkommen. Wie wir allein waren, ſagte ſie, meine Wangen ſtreichelnd: Du biſt ſehr blaß geworden, mein Mäuschen, und merklich abgekommen; doch vielleicht iſt dies frauliche Ausſehen von günſtiger Vorbedeutung? Wie? — Ein paar Thränen, denen ich nicht zu wehren vermochte, rollten über mein Geſicht, und leiſe antwortete ich: Vielleicht auch nicht.

Oder fragte meine Großmutter in theilnehmender Beſtürzung weiter, um Gotteswillen, meine arme Seraphine! wäreſt Du nicht glücklich? Sprich, mein Kind, ich ängſte mich ſonſt.

O Agnes! dieſer gütige Ton regte ein kindliches Vertrauen in mir an, und doch fühlte ich, daß mein Kummer, ſeiner Natur nach, ſchwerlich von meiner Großmutter ganz erkannt und gefaßt werden könne, und ſo begnügte ich mich, ihm die Geſtalt zu geben, worin er ihr am deutlichſten erſcheinen würde. Ich verſicherte ſie, daß mein Gemahl mir ein aufmerkſamer und zärtlichliebender Gatte ſei, aber ein angeborener und durch ſchmerzliche Erfahrungen angeeigneter Hang zur Schwermuth ſein Leben verbittere, und ihn nicht ganz ſo zufrieden und glücklich werden laſſe, wie es die Bedingung meiner eigenen Zufriedenheit wäre. Während dieſer Erklärung, der milderen Hülle um einen herben, gallichten Kern — floſſen meine Thränen häufiger. Meiner Großmutter bekümmerte Miene behielt jene Ruhe, welche der Erfahrung und dem Stumpfſinne des höheren Alters eigen zu ſein pflegt.

Habe ich es Dir nicht zuvor geſagt? entgegnete ſie mit einem Tone, der dieſem Vorwurfe mehr erſchrockenes Bedauern, als triumphirende Rüge gab, Enthuſiaſten werden in der Regel ſchlechte Ehemänner. Anſtatt ihre Frauen ſanft und gemächlich durch das Leben zu führen, wollen ſie ſelbige gen Himmel tragen, und laſſen ſie hart danieder fallen, weil es ihnen an Schwungkraft fehlt, ſich in den Höhen der Begeiſterung zu behaupten. Doch nimm es Dir nur nicht ſo zu Herzen, Seraphine! Glaube mir, mein Kind, die lieben Männer ſchulmeiſtern alle, wenn es darauf ankommt, ihren Frauen chriſtliche Duldung und weibliche Nachgiebigkeit zu lehren! Nur in der Manier unterſcheiden ſie ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe. Der Eine berauſcht ſich im Weingeiſte, der Andere in den lockenden Blicken eines verführeriſchen Eheteufels. Der Eine iſt der Sclave des

Geizes, der Andere der Deſpot ſeines Hauſes. Der Eine ſetzt Habe und Gut auf die Coeur-Dame, der Andere Ruhe und Frieden an die Erreichung ehrſüchtiger Plane. Mit einem Worte, wenn eine Braut vor dem Altare, wo Alles ſein hochzeitlich glänzet und ſchimmert, zuweilen wüßte, was hinter demſelben ihrer harre, ſie würde mit Furcht und Zittern ſingen: Herr, ſegne meinen Tritt! oder denſelben noch vor der Kirchenſchwelle zurückziehen. — Ein Schooßpüppchen haben ſie Alle; ach! manchmal iſt es ein gar widriger Wechſelbalg! — Deshalb gräme Dich nicht gar ſo ſehr, daß Deines Mannes Temperaments-Liebſchaft ein ſchwarzes Kleid trägt. Du könnteſt über Schlimmeres zu klagen haben.

Wirſt Du wohl glauben, liebe Agnes, daß dieſe trivialen Tröſtungen mich wirklich beruhigten? Es fiel mir wie ein Stein vom Herzen, als meine Großmutter mit einer gewiſſen Unfehlbarkeit ihres Urtheils mir die geſtörte Gemüthsverfaſſung meines Mannes als eine Geringfügigkeit darſtellte, der ich keinen weſentlichen Einfluß auf meine Zufriedenheit geſtatten ſolle. Doch freilich konnte ich dieſe Anſicht nicht lange feſthalten.

Meine Großmutter, deren Sehkraft bisher ihren hohen Jahren getrotzt hatte, klagte dieſen Sommer über eine große Schwäche der Augen. Mehrere geſchickte Augenärzte wurden deshalb zu Rathe gezogen, und Mittel in Menge und Verſchiedenheit angewendet, doch ohne den gehofften Erfolg.

Vor mehreren Wochen erhält meine Großmutter ein Schreiben von einer alten Freundin, der Generalin von Bergen, welche auf ihrem Gute lebt, das, drei Meilen von Domburn entfernt, Eichenwalde um ſo viel näher liegt. Die alte Dame, zufällig von dem Befinden meiner Großmutter unterrichtet, meldet derſelben, daß ein greiſer Landmann unter ihren Unterthanen große Berühmtheit in Augenkuren erlangt habe, die er durch eine ſehr einfache, ſympathetiſche Procedur bewerkſtellige. Doch ſei dieſer Wunderdoctor contract, und außer Stande, ſich von der Stelle zu bewegen, weshalb denn ſeine Patienten das gewiſſe Geſunden mit der Unbequemlichkeit bezahlen müßten, zu ihm zu kommen; worauf die Generalin eine ſehr freundliche Einladung an meine Großmutter erließ, dieſe günſtige Gelegenheit für ihre Wiederherſtellung zu dem Vergnügen der Referentin zu benutzen, die ſich glücklich fühlen würde, die hochgeſchätzte Freundin in ihren eigenen vier Mauern bewirthen zu können, u. ſ. w.

In freudiger Aufregung theilte mir meine Großmutter dieſes Schreiben und ihren Entſchluß mit, die darin enthaltene Nachricht nicht unbenutzt zu laſſen. Sie fragte mich: Willſt Du mit, Seraphine? Du könnteſt von Buchwitz aus (ſo heißt das Gut der Generalin) einen kleinen Abſtecher nach Domthurn machen.

Dieſe Vorſtellung entzückte mich. Ich antwortete: Wenn mein Gemahl die Reiſe genehmigt, o Großmütterchen! dann begleite ich Dich mit tauſend Freuden. Sie lächelte und ſagte: Was könnte der Graf dagegen haben? Ich ſelbſt werde mit ihm ſprechen, und Dich mir für dieſe kurze Zeit von ihm erbitten.

Es geſchah. Mein guter Mann entließ mich mit einer ſo zärtlichen Rührung, als ob wir uns für eine Ewigkeit trennten, und faſt hätte ich den ſehnſüchtigen Zug nach Domthurn, das ſüße Vorgefühl des mir bevorſtehenden Wiederſehens, für einen Abbruch der ihm geweiheten Liebespflicht gehalten. Aber, meine trauteſte Agnes! als die ſchattigen

Eichen in der nahen Umgebung des Stiftes mich umrauſchten, als ich das düſtere Gebäude, vom Abendſtrahle vergoldet, vor mir ſah, da ſchwoll mein Herz in nie gefühlter Wehmuth, da hatte ich Alles vergeſſen, nur nicht wie glücklich, wie ſelig ich hier geweſen war, da erkannte ich in dieſen Umgebungen den Wohnſitz meiner reinſten Freuden, und der Wunſch, einſt in dieſer Erde ruhen zu können, deren Blumen meine kindliche Hand gepflückt, wehete mich an mit dem Frieden eines heimathlichen Grabes.

Jetzt hielt der Wagen. An der offenen Thür ſtand, bleich wie der Tod, mit abgezehrten Wangen und erloſchenen Blicken die Marcheſe, ihr gegenüber lehnte Grauen, blaß, aber ſchön. Meine unerwartete Ankunft beſeelte beide Geſtalten; die Sarelli ſtreckte ihre Arme mit einem leiſen Freudenſchrei mir entgegen, und ich hätte darauf ſchwören wollen, auch Grauen habe ſie, in froher Selbſtvergeſſenheit, nach mir ausgebreitet. Der Moment, in welchem ich dieſes Empfangsbild ſah, zuckte durch mein Herz mit einem geheimnißvollen Erkennen, wie wenn ein Blitz mit ſchnellverſchwindendem Scheine eine dunkle Gegend beleuchtet. Es war mir, als hätte ich es ſchon irgendwo geſehen, als wäre dieſe Minute bereits ſchon ein Mal von mir verlebt worden.

Ich ward hochfroh bewillkommt. Unſere Marcheſe konnte nicht aufhören, mich ihrer Freude über meinen Beſuch zu verſichern. Die Lehrer eilten zu meiner Begrüßung herbei, die Fräulein, unter denen doch einige Fremde waren — umringten mich mit lauten Ausrufungen der Herzlichkeit und des Vergnügens. Grauen? O ſtill von ihm! Ich würde nicht wohl daran thun, mich bei der Beſchreibung ſeiner trunkenen Blicke, ſeines ſtillentzückten Lächelns und der tiefen

Innigkeit aufzuhalten, welches jedem Worte, was er ſprach, den Stempel eines bewegten und erhöheten Gefühles gab.

Mir war wohl, wie einer Seligen. Lange noch, nachdem das rege, geſchäftige Leben in dem Schweigen der Nacht verſtummt war, als es immer ſtiller und ſtiller im Hauſe ward, ſaß ich, in traulichem Geplauder verſtrickt, in dem Schlafzimmer der Marcheſe. Wir ſprachen von Dir, meine Geliebteſte, und unſere Carelli vergoß frohe Thränen einer mütterlichen Theilnahme an Deinem Glücke. Ich begriff endlich, daß ſie Ruhe bedürfe und trennte mich von ihr. Es überraſchte mich angenehm, als ich unſer ehemaliges Wohnzimmer zu meinem Logis eingerichtet fand. Auf einen Wink der Marcheſe hatten ſeine gegenwärtigen Beſitzerinnen es mir abgetreten. Holde Erinnerungen umgaukelten mich hier! Durch das geöffnete Fenſter klangen ſanfte Harfentöne aus dem linken Flügel zu mir herüber, und ich wußte welchem Gemuthe dieſe, dem Himmel entwandten Melodieen entquollen! — Wie hätte ich ſchlafen können! Zwar legte ich mich zur Ruhe; aber meine Augen irreten bei dem Schimmer des Nachtlichts von einem Gegenſtande zum andern; mein Ohr lauſchte geſpannt dem leiſen Verhallen von Grauens Harmonieen, und eine dämmernde Welt voll Ahnungen hob ſich in der unruhigwogenden Seele empor.

Der Schlaf ging mir vorüber, wie müde ich auch war; meine Gedanken matteten ſich in raſchen Flügen ab, und plötzlich, beinahe hätte ich aufgeſchrieen — verweilten ſie auf einem ominöſen Puncte der Vergangenheit, von welchem der heutige Tag ein ſeltſamer, vielleicht abermals prophetiſcher Spiegel geweſen war.

Es wird Deinem guten Gedächtniſſe erinnerlich ſein, daß ich Dir geſchrieben, es habe in meiner vorjährigen Maſernkrankheit mich ein Fieber-Phantom mit ſonderbarer Conſequenz geängſtet. Ich erblickte nämlich damals das kleine, gemalte Kloſter meines Lichtſchirms in rieſenhafter Größe. Die Thüren ſtanden weit, wie zu meiner Aufnahme, geöffnet, und am Eingange lehnte eine weibliche und eine männliche Geſtalt in geiſterhafter Bläſſe, aber ſtillem Reize, wie die Genien der Reſignation und des Friedens. Sieh, Agnes! dieſer phantaſtiſche Traum war ein Vorbild meiner Beſtimmung. Ich habe es heute wieder geſehen; ein innerer Sinn hat mir die Schutzgeiſter meiner Zukunft gezeigt und mir vertraut, daß ich dieſe Mauern einſt wieder bewohnen werde, um ſie nie mehr zu verlaſſen! Als ich hier ankam, da wußte ich nicht, warum ich vor den theuren Geſtalten meiner Freunde erſchrak; jetzt weiß ich es. Und eine wunderbare Ruhe haucht mich aus dieſer ahnungsvollen Deutung an.

Meinem Dafürhalten nach, ſteht die Marcheſe dem Tode ſehr nahe, und doch iſt ſie voll Lebenshoffnungen, voll Entwürfe für das künftige Jahr, deſſen Samenzeit ſie wohl als ein himmliſches Fruchtkörnlein in den Schooß der Erde ſenken wird. Dieſe Ausſicht auf einen gewiſſen Verluſt iſt mit den ſchmerzlichſten Gefühlen verſchwiſtert, welche noch geſchärft werden, wenn man ihren Gegenſtand ohne das Bewußtſein der Gefahr, worin er ſchwebt, erblickt. Ich erinnere mich, daß ſie früher wohl oft Ahnungen eines früheren Todes äußerte; aber, ſo wie er ihr näher gekommen, ſind ſie vor den trügeriſchen Blendwerken verſchwunden, mit welchen dieſe Krankheit das offene Grab zu bedecken pflegt.

Ich verlebte noch einen glücklichen Tag im Stifte. Einige Morgenſtunden brachte ich im großen Arbeitszimmer zu. Die glühende Emſigkeit in den mitunter höchſt reizenden Geſichtern, dieſer neidloſe, lachende Wetteifer in der Künſtlichkeit ihrer Arbeiten, gaben mir einen ſüßen Nachgenuß jener reinempfundenen Freude an den Productionen des Fleißes, deren ſtille Quelle in der Unbefangenheit des Gemüthes entſpringt und von Sorgen und leidenſchaftlichen Bewegungen ſo leicht verſchüttet wird.

Dann ſah ich mit Herrn Griſeldus, dem Zeichenlehrer, die Mappen durch, und wohnte ſpäter Grauens Unterrichte bei. Ich konnte es mir nicht verſagen, eines unſerer Lieblingsdoppelſtücke mit ihm zu ſpielen, und in ſeinen Tönen lebten die Seelen der zarteſten Empfindungen.

Lange ſtand ich vor Deinem, vor unſerm Bilde, meine liebſte Agnes! Ein zufälliger Blick in den Spiegel ſagte mir, wie unähnlich mich meiner Copie die kurze Zeit von ſechszehn Monaten gemacht hat. Grauen hat mir die Deinige verſprochen. Er malt treu und brav, und ich freue mich ſehr darauf.

In der Frühe des folgenden Tages reiſte ich beklommenen Herzens ab, meine Großmutter von Buchwitz abzuholen. Die beiden alten Damen ſchienen in ihrem Zuſammenſein ſich gegenſeitig ſehr gefallen zu haben, und meine Großmutter pries mit beredter Dankbarkeit die gaſtfreundliche Aufmerkſamkeit ihrer Wirthin. Weniger ſchien ſie von dem ländlichen Arzte angeſprochen, der weder Glauben, noch Vertrauen in ihr erweckt hatte. Sie trug, ſeiner Vorſchrift gemäß, das leidende rechte Auge verbunden, und erzählte mir unter leiſem Kopfſchütteln die Methode ſeiner Curart. Dann ſagte ſie: Nun wir werden ja ſehen! Doch wo ein Licht erliſcht, weil es auf die Neige geht, da wird die Kunſt, und wäre ſie auch ſo myſtiſch, wie die des alten Sympathetikers — ſchwerlich ein helles Fünklein anzublaſen vermögen.

Was die Annehmlichkeiten dieſer Reiſe für mich vollendete, war die heitere, unumwölkte Miene, mit welcher mein guter Mann mir entgegenkam. Und wirklich genoß ich einige Tage des ſeltenen Glückes, das Vergnügen über mein Wiederdaſein vorherrſchend in ihm zu ſehen. Ach! könnte ich durch freiwillige Trennung ſeinen Trübſinn in Sehnſucht verwandeln, und durch meine Rückkehr ihm Freuden bereiten, ich wollte mich ja gern in wüſte Einöden verbannen, und mich in dem Bewußtſein glücklich fühlen, daß ein ſo edler Menſch weniger unglücklich wäre!

Lebe wohl, meine liebe, bräutliche Agnes! Immer und ewig Deine Seraphine.

Siebenunddreißigſter Brief.

Agnes von Höhen an Seraphine, Gräfin von der Celle.

Ober-Höhen, den 28. October 1812.

Schon fielen die erſten Wermuthstropfen in den Kelch meiner Freuden. Aber, o meine theure Seraphine! möchteſt Du dies auch, möchteſt Du es immer fühlen! die Liebe verwandelt ſelbſt das Unglück in einen Quell der Wonne. Mein guter Horſtall ward vor einigen Wochen, bei einem etwas verſpäteten Nachhauſefahren, hart vor der Mühle, die das Gut begränzt, umgeworfen, und brach den rechten Arm auf eine üble Weiſe. Denke Dir meinen und des Oheims Schrecken, als ſein Kutſcher mit blutigem Geſicht, mit Händeringen und Geſchrei, zurückgeſtürmt kam, und uns den verſchuldeten Unfall mit gräßlichen Uebertreibungen vortrug, ſchluchzend und bittend, ſeinen Herrn, der halb zerſchmettert in der Mühle liege, doch bald in das Schloß herein zu holen, weil derſelbe das Fahren bis Groß-Lautern nicht aushalten würde.

Ich zitterte wie Espenlaub; der Oheim ſah aus wie eine Gipsbüſte. In beflügelter Eile wurde ein ganz bedeckter Wagen angeſpannt, wir fuhren zur Mühle. Die Minuten auf dieſem Wege will ich nicht vergeſſen, ſo lange ich lebe. Als ich das Rauſchen des Mühlwaſſers, das Klappern des Getriebes vernahm, und durch die kleinen, trüben Fenſterchen Lichter hin- und herwanken ſah, da fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ängſtlich erfaßte ich die Hand des Oheims, als ſolle er mich vor dem Schmerze des Anblicks ſchützen, der mich erwartete. Gottlob! es war nicht ſo ſchlimm, als wir es gefürchtet hatten. Der Baron ſaß auf einem braunledernen Lehnſtuhl, von den Bewohnern des Häuschens theilnehmend umgeben. Er reichte mir lächelnd die unverletzte Linke und ſagte leiſe: Die kommt vom Herzen, meine Agnes! In dem Berichte, welchen er dem Oheim über das unglückliche Ereigniß gab, waltete die Milde ſeines Charakters vor, und dieſes Fernſein von aller Zornmüthigkeit, auch da, wo ſie eben ſo begreiflich, als zu entſchuldigen geweſen wäre, gab mir Veranlaſſung, mein künftiges Loos glücklich zu preiſen, und nächſtdem die ſchweigende Verſicherung ſeiner Liebe; denn auch der Oheim meinte, Glückliche und Liebende könnten weder haſſen, noch zürnen.

Man half nun den Baron in den Wagen, und langſam, wie ein Leichen-Conduct, bewegte er ſich nach dem Schloſſe. Mein armer Collmar mochte große Schmerzen empfinden; denn bei der leiſeſten Erſchütterung zuckte ein flüchtiges Zittern durch ſeine Hand, die in der meinigen ruhete.

Der Kutſcher des Barons war, nach abgegebener Hiobspoſt, von uns in das Dorf geeilt, den Bader zu holen. Eine glückliche Fügung hatte gewollt, daß der Sohn deſſelben, ein ſehr geſchickter Chirurgus aus B......, zum Beſuch bei ſeinem alten Vater ſein mußte, als dieſer wichtige Vorfall uns einen Heilkünſtler von geübterer Umſicht und höherer Geſchäfts-Cultur, als der Alte etwa beſitzen mag, nothwendig machte. O meine Freundin! So ſorgt Gott in allen Nöthen! Warum iſt unſer Vertrauen nur nicht immer gleich ruhig und feſt? — Auf den Wunſch meines Oheims blieb der fremde Chirurgus acht Tage in Ober-Höben, und ſo war denn dem dringendſten Bedarf ſeiner Hülfe abgeholfen, als er ſeinem Vater die Fortſetzung der Cur überlaſſen mußte.

Ungeachtet die peinliche Stunde des erſten Verbandes und die Tage, in denen ein heftiges Wundfieber den Baron gewältigte, mir Angſt und Beſorgniß erregten, ſo machte dieſe böſe Zeit doch in einem nur flüchtigen Vorübergehen wieder erhöheter Freude Raum. Wie dankbar pries ich die Vorſehung, daß, wenn einmal dies Unglück dem Baron beſtimmt geweſen, ſie ſo gewaltet, daß er dieſe ſchmerzlichen Wochen der langweiligſten Unthätigkeit in unſerem Hauſe verleben konnte. Wie traurig würden ihm in ſeinem eigenen die düſteren Herbſttage, die öden langen Abende vergangen ſein! Denn die Geſetze der Schicklichkeit hätten dann mindeſtens mir ein ſo tröſtendes Zuſammenleben, wie es hier Statt finden darf, nicht geſtattet. Auch Horſtall ſcheint dies zu empfinden, und ſich deshalb willig in eine Schickung zu ergeben, die ihm noch ungleich drückender hätte werden können. Dem Leidenden die Unbeholfenheit, worin ihn die Unbrauchbarkeit ſeines rechten Arms verſetzt, ſo wenig als möglich, fühlbar zu machen, ſie zu übertragen, ehe er zum Bewußtwerden derſelben gelangt, reget den Scharfſinn meiner Liebe an, und gereicht mir zu einem wehmüthigen, aber unendlich ſüßen Vergnügen. Wer unſer frohes Geſellſchaftskleeblatt, manchmal, wenn der kleine Deutſche nicht ſchläft, iſt es auch ein vierblättriges — in ſeinen vergnügten Unterhaltungen belauſchte, würde nicht glauben, daß ein Unglück es ſo dicht und eng an die ſchönſte Blüthe des häuslichen Umgangs gebunden habe.

Als der Baron ſchon im Geneſen einſt während des Verbandes ſeinen alten Wundarzt fragte, ob er wohl hoffen dürfe, den freien Gebrauch ſeiner Kraft in dem gebrochenen Arme bald wieder zu erhalten, und der ehrliche Alte darauf antwortete, daß, wenn er die Wahrheit ſagen ſolle, er unmöglich verhehlen könne, eine kleine Schwäche werde zurückbleiben, und der geheilte Arm immerdar Schonung bedürfen — ſagte Horſtall, wie wir dann allein waren, mit einem unbeſchreiblichen Blicke, indem er die linke Hand um meinen Leib legte und mich innig an ſich zog: Möge der rechte Arm immer gelähmt bleiben! der linke wird ſtark genug ſein, Dich, meine Agnes, an ein ſeliges, durch Deinen Beſitz ſeliges Herz zu drücken!

Seit vorgeſtern iſt der alte Baron Horſtall hier, der auf die Nachricht, welche ihm mein Oheim von dem Unfalle ſeines Sohnes gegeben, hergekommen. Auf dringendes Verlangen meines Oheims logirt auch er bei uns, und wir bilden nur eine liebende, glückliche Familie.

Sobald mein Collmar völlig hergeſtellt iſt, feiern wir unſere Verbindung in aller Stille. Guter Gott! wer mir das vor zwei Jahren geſagt hätte! Wüßte ich Dich, meine einzige Seraphine, glücklicher, könnte ſich zuweilen in meinen Freudenthränen Dein liebes Bild ſpiegeln, und ich an Deiner Bruſt ausſprechen, was, halb in Seufzer, halb in Worte gekleidet, nur dem zarten Ohre der Freundſchaft verſtändlich iſt, ſähe ich nicht dem betrübenden Verluſte unſerer Marcheſe entgegen: dann wäre mit der Erinnerung an vergangenes Leid auch das Bewußtſein mir entſchwunden, daß nichts Vollkommenes unter dem Monde reife, und daß, wer im Glücke iſt, den Schmerz lernen müſſe.

Habe Dank, Theuerſte, für Deinen lieben, langen, ſchönen Brief. Er verſetzte mich an Deine Seite in den Reiſewagen. Ich theilte mit Dir die Gefühle, unter welchen Du Domthurn wiederſaheſt. Aber, liebſte Seraphine, damit war ich nicht zufrieden, daß Deine Einbildungskraft ſo krankhaft gereizt iſt, um einer Zufälligkeit Beziehung auf ein vergeſſenes Fieberbild zu geben, und in dieſer mit Anſtrengung geknüpften Bindung einen prophetiſchen Wink zu ſehen, der einſt gar zum Entſchluſſe werden könnte, wenn ein trauriges Schickſal Dich frei gäbe. Nein! daran denke nicht.

Lebe wohl, meine Freundin, mein Gebet legt die Erfüllung dieſes Wunſches dem Geber aller Güter an das treue Vaterherz.

Achtunddreißigſter Brief.

Baron Horſtall an Lorenz Grauen.

Groß-Lautern, den 10ten Januar 1813.

Der glücklichſte Menſch auf dieſer ganzen Erde ſchreibt heute an Dich, mein Lorenz! Und wenn Du die Handſchrift nicht ſo feſt findeſt, als ſonſt, ſo darfſt Du dies eben ſo gut dem Beben der Freude zuſchreiben, womit ich Dir nach langem Schweigen das Bild meines Glückes aufſtelle, als der Schwäche, welche der Armbruch für jetzt und wahrſcheinlich für immer nachgelaſſen. Agnes iſt nun mein Weib! In dieſen wenigen Worten ruhet ein Himmel voll Seligkeiten! Ja Grauen, eine Ehe, geknüpft durch Liebe, geweihet durch Tugend, geſegnet durch die Natur — macht uns den Willen des Schöpfers verſtändlicher, als jedes andere menſchliche Verhältniß. Und wir Undankbaren murren bei der kleinſten Unbegreiflichkeit ſeiner Führungen, da wir doch wiſſen könnten, auch dunkle Wege leiten den zum Heil Berufenen ans Ziel? O wir Kleingläubigen!

Ich glaubte meine Agnes zu kennen, und in dieſer Kenntniß ihres Weſens einen vollgültigen Grund zu haben, ſelbſt dann mein verkörpertes Idol der Weiblichkeit in ihr zu lieben, wenn die hinreißende Liebenswürdigkeit ihrer Perſönlichkeit meiner Schätzung auch nicht das glühende Colorit des Sinnenzaubers gegeben hätte. Und dieſe Milde, Sanftmuth, Innigkeit und Selbſtverleugnung, Eigenſchaften ihres Gemüths, die ich noch nie in ſolch ſchöner Vereinigung und mit ſo wahrhafter Demuth verſchwiſtert gefunden, waren nur die bläſſeren Außenfarben ihrer Eigenthümlichkeit, welche, um das Blumenbild beizubehalten — den flammenden Kelch der Seele umſchloſſen, den die Jungfräulichkeit in tiefverſchwiegener Knoſpe hielt! Mit Entzücken ſah ich, wie dieſe Blüthe ſich im warmen Sonnenſtrahle der Liebe täglich mehr entfaltete, und ich hoffe, ſie wird mir noch duften, wenn der Schnee der Jahre bereits auf meinem Haupte ruhet.

Jener Wochen, die, um meine Heilung abzuwarten, ich in Ober-Höhen verlebte, werde ich eingedenk bleiben, ſo lange als mein Gedächtniß ſeine Erinnerungen feſtzuhalten vermag. Sie waren die ſchönſten meines Lebens, obgleich mich die Befürchtung durch ihren Lauf begleitete, daß ich ein Krüppel bleiben könnte.

Freund! welch eine Gewalt iſt dem zarten Weibe verliehen, wenn es, ſeiner Beſtimmung treu, durch nichts anderes herrſchen will, als durch Gute und Freundſeligkeit! Vor dem holdſeligen Blicke meiner Agnes zerſtreuen ſich die duſteren Schatten auf des Oheims Geſicht, welche dann und wann, von dem Andenken an eine trübe Vergangenheit hervorgerufen, ihren melancholiſchen Ernſt in die heitere Helle der Gegenwart miſchen. Ihr mildes Walten, ihre willige Anerkennung jeder, auch der geringſten Verdienſtlichkeit erhält Frieden und Eintracht in den Untergebenen und veredelt den Geiſt der Dienſtpflicht, der durch die Magie des Beiſpiels auch den Läſſigſten beſeelt. Und die Liebe, mit der ſie mich meiner Schmerzen vergeſſen machte, die erfinderiſche Theilnahme, womit ſie die Mängel meines Zuſtandes vertrat, hat einen unbeſchreiblich rührenden Charakter! Wenn ſie, die Schöpferin meiner reinſten, höchſten, unverſiegbarſten Freuden in meinem Arme ruhet, wenn ihr Herz, dieſe kleine Unſchuldswelt, wo Wahrheit, Zärtlichkeit und Treue wohnen, an meinem Herzen klopft, und ich das Naheſein jener Engel empfinde: dann fühle ich mich reicher, als ein Nabob und mächtiger, als ein König, dann möchte ich dies Gefühl durch die weiten Hallen der Schöpfung ausrufen, dann iſt Alles vergeſſen und vergeben, was mich jemals betrübte und kränkte, dann möchte ich die Banden aller Gefeſſelten löſen dürfen — und meine Seele jauchzt in dem Wunſche: Allen Sündern ſoll vergeben, und die Hölle nicht mehr ſein! — —

Glaube jedoch nicht, guter Lorenz, daß mein Gemüth ſo eng geworden wäre, um in dieſer ſeiner eigenen Befriedigung dem Intereſſe für die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes und der, gleich demſelben gedrückten Staaten keinen Raum gönnen zu können, da die Ereigniſſe der letzteren Zeit es ſo mächtig anregen. Außerordentliches iſt geſchehen, deſſen Folgen nicht minder unerhört ſein dürfen, und ich frage Dich mit jenen Strophen eines frommen Liedes: „Haſt Du nicht des Wunderbaren Wunderausgang oft geſehn?"

Der Durſt nach Freiheit und Erlöſung, ein ſchlummernder Rieſe, erwacht aus ſchwerem Schlafe, und die heftige Bewegung, unter welcher ſeine Sclavenkette erklirrt, zeigt an, daß er ſie ſprengen werde. Auch meine Muskeln ſchwellen bei der Vorſtellung an eine Wiedergeburt beſſerer Zeit, an die Segnungen eines durch Gerechtigkeit geſchützten Friedens. Zwar werden zahlloſe Opfer mit ihrem Blute den Boden düngen muſſen, dem dieſe junge Fruchtſaat entſprießen ſoll, zwar wird der Würgengel, wie ein verderblicher Sturmwind, die edelſten Blüthen des Geſchlechts in den Schooß des Grabes wehen; aber das Leben iſt der

Güter Höchſtes nicht! — Der Heldentod fürs Vaterland iſt ein ſchönes, begeiſterndes Streben! Die Kränze rühmlicher Unſterblichkeit flechten ſich um das ſinkende Haupt, und im Hochgefühle der Männlichkeit ſchwingt der Geiſt des Gefallenen ſich empor, um den Lorber des Sieges unter den Palmen der Ewigkeit zu empfangen.

Um den Tod überall nicht zu fürchten, muß man das Leben lieben und in ſeinem ſüßeſten Reize genießen. Ein Liebender, ein Glücklicher ſtirbt gern, weil die Offenbarungen ſeines Gefühls ihm Bürgſchaft für die Fortdauer ſeiner Wonnen leiſten, und nur Elende, Bejammernswerthe halten ſich mit der Angſt eines Verſinkenden an den moriſchen Fäden des Daſeins feſt!

Wäre mein Arm nicht für Leiſtungen dieſer Art gelähmt, Lorenz, dann würde weder der theure Beſitz meines jungen Weibes, noch das Lallen meines Kindes mich abhalten, mich den Reihen der Kämpfenden anzuſchließen, um Theil an dem großen Rettungswerke zu nehmen; ſo aber hat ein kläglicher Zufall mich außer Stand geſetzt, den Sinn eines deutſchen Mannes kämpfend zu bethätigen. Zufall? O! man ſollte ſich ſchämen, dies Wort zu gebrauchen, wo die Weisheit einer Weltregierung, der auch die kleinſte Fügung dienſtbar iſt, ihre leuchtenden Beiſpiele vor den verfinſterten Sinn des Zeitalters ſtellt. Oder wäre es auch Zufall geweſen, daß ein tyranniſcher Winter mit tödtender Härte die üppigen, frechen Lüſtlinge des Südens auf Rußlands Steppen richtete? — Bis hierher und nicht weiter! erging es an den kühnen Eroberer, und ſeine Schaaren erſtarrten im Schnee!

Wahrlich! die Nachwelt wird einſt in die Vergangenheit ſo ſtaunend, ſo ungläubig verwunderungsvoll blicken, wie wir in die graue Vorzeit, wo die Gottheit bald in Flammen ihren Erwählten ſelige Verkündigungen gab, bald in Waſſerfluthen ein ſündiges Menſchengeſchlecht verſenkte. Es iſt heute noch ſo, wie damals; nur die fromme Einfalt fehlt, der Kindesſinn, welche allein die Zeichen des Schickſals deuten können. Als ich in Rom war und mit traurigem Gefühl die Trümmer ehemaliger Herrlichkeit, die Erinnerungsplätze berühmter Großthaten betrachtete, da wähnte ich, Heroismus und Hochgefühl lägen unter dieſem Schutte begraben. Ich irrete, Lorenz. In den Gluthen des Moskauer Brandes loderte ein Feuergeiſt echter Vaterlandsliebe und muthiger Opferung, an welchem ſich noch in ſpäterer Zukunft manches kältere Herz entzünden kann.

Es iſt nicht wohl gedenkbar, daß der Schauplatz des Krieges ſeine grauſen Scenerieen auch bis in unſere ſtillen Gebirge ausdehne; ſollte es aber doch der Fall ſein, ſo wird mein linker Arm noch Stärke genug haben, den heiligen Herd der Heimath und Weib und Kind zu vertheidigen.

Doch was wirſt Du beginnen, mein guter, lieber Grauen? Wird die Domina Eures Stiftes es nicht für gewagt halten, in ſo bedenklicher Zeit ſich und ihre blühenden zwölf Jungfrauen den möglichen, flüchtigen Anfällen wilder, kriegeriſcher Horden auszuſetzen? Oder ſollte das Toſen des Sturmes, welcher von Norden her durch die deutſchen Eichen rauſcht, nicht bis zu den ſtillen Mauern von Domthurn dringen? Gott gebe es! Und wenn ja die Anſtalt ſich um der Sicherheit ihrer Bewohner willen für das unruhige Jetzt auflöſete, dann, nicht wahr, mein Freund? geheſt Du zu meinem Vater, oder kommſt zu mir, zu Deinem überglücklichen Collmar. Meine Agnes denket Dein mit der zarteſten Theilnahme; ſie würde Dich wie einen Bruder aufnehmen, und mein kleiner Junge, der ſchon hier und da ein

Wörtchen zu plaudern beginnt, Dich durch ſeine Drolligkeit ergötzen.

Daß der Prediger des Dörfchens, worin ich einſt übernachtete, Dein Freund geworden, freut mich herzlich. Grüße das gemüthliche, patriarchaliſche Pärchen gelegentlich von mir, und ſage dem kleinen Blondköpfchen, ich hätte den mir gegebenen Korb verſchmerzt und gutem Rathe zufolge eine große Agnes gewählt. Ich kann es mir recht denken, wie Du Dich des Brüderchens, des herrlichen, talentvollen Buben, lehrend annehmen werdeſt. Beſuchſt Du mich, ſo bringe doch den kleinen, genialen Zeichner mit.

Und nun lebe wohl, mein treuer Freund! Auch an Agnes Herzen fühle ich, daß ich Dein liebendes Andenken nicht entbehren könne; ſo wie die Ueberzeugung, daß es Dir wohl gehe, mir jede ſchöne Stunde noch ſchöner macht.

Noch ein Mal, lebe wohl! Dein brüderlicher Collmar.

Neununddreißigſter Brief.

Seraphine Gräfin von der Celle an Agnes Baronin Horſtall.

Mühlenrode, den 28ſten Januar 1813.

In ſpäter Nachtzeit, geflohen von Ruhe und Schlummer, eile ich an den Schreibtiſch, um mein gepreßtes, ſorgenſchweres Herz durch einen Erguß in das Deine zu erleichtern.

O meine Agnes! wenn Du jetzt an der Seite Deines Gemahls in ſüßem Schlafe liegſt, wenn ein Traum, der Seraphinens kummervolle Geſtalt an Dir vorüber führt, Dir als Ahnung ihres Zuſtandes gilt und als ſolche Deine zärtliche Theilnahme beunruhiget, dann haſt Du darin nicht geirrt; es war der Geiſt Deiner beklagenswerthen Freundin, welcher, von der Sehnſucht nach Dir beſchwingt, einer überſinnlichen Mittheilung fähig war.

Ein dreifaches Wehe bohrt wie ein dreiſchneidiger Dolch ſeine ſcharfen Spitzen in mein Herz, und unter ſeinem Erbluten wird mir die Kraft zum Handeln täglich ſchwächer. Aber möchten immerhin die Wünſche, Hoffnungen und Erwartungen meiner Jugend vergehen und ſterben; die Seele, ich fühle es — die Seele höherer Beſtrebungen wird über dieſen Tod ſiegen, und mein Wandel, hoch über dem Staube der gefallenen Blüthen, fortan im Himmel ſein!

Meine Großmutter, deren ſonſt ſtets feſte Geſundheit den Sommer über bemerklich verfallen war, fühlte ſich zu der Zeit, wo ſie gewöhnlich in die Hauptſtadt abzugehen pflegte, ſo ſchwach, daß ſie beſchloß, in Eichenwalde zu bleiben. Mir war dieſe Entſcheidung lieb und tröſtlich; ich fuhr, wenn es irgend nur möglich war, alle Tage zu ihr hinüber und entrichtete ihr in kindlichen Aufmerkſamkeiten den Zoll der Dankbarkeit, welchen ich ihr ſchuldig bin. Auch ſchien meine Großmutter den guten Willen ihrer Enkelin zu erkennen und zu würdigen. Sie war ſo mütterlich mild gegen mich, ſo zärtlich beſorgt für mein Wohl, daß ich mit aufrichtiger Wehmuth an ihren baldmöglichen Verluſt dachte.

Während ich dieſe traurigen Pflichten übte und die kurzen Lichtblicke der Wintertage in dem düſteren Krankenzimmer zu Eichenwalde verlebte, genoß ich wenigſtens der

Erleichterung, meinen Gemahl beruhigter, als ſonſt, zu ſehen. Die bedeutſamen Erſcheinungen in der politiſchen Welt zogen ſein regeſtes Intereſſe auf ſich. Er ſchien aus ſich ſelbſt herauszugehen, alle Grübeleien vergeſſen zu haben und nur im Anſchauen, im Bewundern der Großſinnigkeit des Zeitgeiſtes zu leben. Ich Arme! war froh darüber und ahnete nichts Arges, wenn er mir mit leidenſchaftlicher Beredtſamkeit ſeine Vermuthungen von der Zukunft, ſeine Folgerungen aus der gegenwärtigen Geſtaltung der Dinge mittheilte, wenn er die Zeitungen mit flammenden Augen las und ſelbſt dem Boten, der ſie bringen ſollte, bei etwas längerem Ausbleiben ein Endchen Weges entgegenging.

Gleich nach dem Neujahre ward meine Großmutter kränker und konnte nun das Bett nicht mehr verlaſſen. Sie fühlte ihr nahes Ende und ſprach mit derjenigen kalten Unerſchrockenheit davon, die, wie mir die Damen verſicherte, ihren Charakter bei allen größeren oder kleineren Gefahren ausgezeichnet hatte, und welche ſie auch eines zarteren Sinnes für das Mitleid und die Schonung Anderer ermangeln ließ.

Eines Abends komme ich in ſehr trüber Stimmung von Eichenwalde; eine unausſprechliche Bangigkeit hatte mich den ganzen Tag über beklommen, und eine ernſte Unterredung mit meiner Großmutter, in Betreff ihrer letzten Verfügungen, mein reizbares Gemüth angegriffen. Ich trete in das matterleuchtete Wohnzimmer und ſehe meinen Mann in einem Fenſterwinkel ſitzen. Er wird mich nicht gewahr, und erſt als ich ganz nahe vor ihm ſtehe, fährt er aus tiefem Nachſinnen auf. Guten Abend, lieber Guſtav! Warum ſo einſam und gedankenvoll? Mit dieſen Worten reiche ich ihm die Hand. Da umſchlingt er mich heftig, zieht mich auf ſeinen Schooß und nennet mich mit wechſelnden zärtlichen Namen der Liebe. In den Klängen ſeiner Stimme tönet ein Ruf, der mir traurig dünkt, in ſeinen Küſſen brennet ein Feuer, das ich als ein verzehrendes fühle.

Seine Liebkoſungen halb theilend und halb mich ihnen entziehend, ſage ich: Die Großmutter wird bald ſterben, Guſtav! Ich habe heute heiße Thränen an ihrem Lager vergoſſen; doch will ich mich beruhigen, habe ich doch Dich. Da preßt er aufs neue mich inbrünſtig an ſeine Bruſt und ruft: O Gott! o Seraphine, mein ſüßes, mein himmliſches Weib! Auch ich muß Dich laſſen! — — Das Blut in meinen Adern gerinnt zu Eis; das Entſetzen verſchließt mir den Mund zur Frage. Doch mit entſchloſſener Sammlung ſagt mein Gemahl: Höre mich an, Seraphine, und Dein reiner Sinn für Recht und Pflicht, nicht Dein Herz, meine Geliebte — ſpreche dann meinem unwiderruflichen Entſchluſſe das Urtheil. Die Sturmglocke, welche mit fürchterlichem Hall durch das halbe Europa dröhnt, mahnt auch mich an meine Weltbürgerpflicht. Die friedlichen Werkſtätten werden geſchloſſen, der Landmann verläßt die ruhige Hütte — der Drang der Zeit wirbt in allen Berufsgattungen Krieger an, jedes Vermögen ſteuert ſein Scherflein zur Förderung des großen Zweckes; ſollte ich, in männlicher Kraft und Fülle, allein meinen Arm dem Vaterlande vorbehalten? — Du fühlſt, daß dies verachtungswürdig wäre! Ich ſollte in weichlichem Wohlbehagen Deinen ſchlanken Leib umfangen und mit Molly tändeln, während tauſend Edlere, als ich, im heißen Kampfe bluten und mit Noth und Tod ringen? Habe den Muth, Du meine Einzige, zu geſtehen, wie Du es gewiß einſieheſt, daß dieſes einem Manne von Ehre unmöglich ſein müſſe! Und nun fuhr er mit fliegenden Athemzügen und erſtickter Stimme fort: Nächſtdem iſt es mein Verhängniß, was mich von hinnen treibt — ich kann nicht widerſtehen und weiß, daß es ein Gottesurtheil ſei, dem ich entgegengehe. Falle ich, o Seraphine! — dann habe ich mein Gelübde bezahlt und den Rächer des Meineids mit meinem Blute verſöhnt: doch kehre ich lebend heim, ſo habe ich geſehen, daß Gott des Sünders Tod nicht will, und ein neues, beglückendes Daſein beginnt für mich, den geiſtig Wiedergeborenen!

Was aber ſoll aus mir, was aus Deinem Kinde werden? fragte ich betäubt vom Schrecken dieſer Eröffnung.

Mit einer Beſonnenheit, der die Ueberlegung vorausgegangen ſein mußte, antwortete mein Mann: Du gehſt während dieſer entſcheidungsvollen Kataſtrophe mit Melly nach Deinem lieben Domburn, oder zu unſeren Freunden, den neuvermählten Horſtall's.

Hier überwältigte mich der Schmerz. So ruhig, ſo gefaßt triffſt Du die Anordnungen zu einer Trennung von mir, die leicht auf immer ſein kann? So wenig theuer bin ich Dir? ſagte ich, indeß ein Strom von Thränen mein Geſicht überfluthete.

Mit gekränktem Ausdrucke antwortete mein Gemahl: Gott weiß es, daß Du mir Unrecht thuſt! Wen ſein Schickſal treibt, darf auch bei dem ſchönſten Glücke nicht verweilen. Auch in Deinen Armen finden mich die Furien des Bewußtſeins; deshalb reiße ich mich mit blutendem Herzen von Dir los, um Dich gereiniget von den Vorwürfen des Gewiſſens wieder zu beſitzen. Traure nicht um mich, Du Theure! die Zeit der Freiheit iſt für mich gekommen. Eine erquickende Ruhe labt mich, den Raſtloſen, ſeit ich jene Entſchließung gefaßt habe; ich fühle mich ſchon jetzt wie entſündiget. Dich aber werden Deine Geſchwiſter, die Engel, in Schutz nehmen; ein ſo reines Herz, wie das Deinige, darf ſelbſt bei dem Untergange einer Welt nicht erzittern!

Eine ſchlafloſe Nacht ließ die Erfahrung dieſes merkwürdigen Abends in den Bildern trüber Ahnung an meinem aufgeregten Gemüthe vorübergehen. Mein Mann ſchlummerte bald und ſanft ein. Ich betrachtete ſeine langſamen, tiefen Athemzüge; über ſein Geſicht war ein Frieden ausgegoſſen, der eine tiefere Beſchwichtigung verrieth, als die, welche der dunkle Fittig des Schlafes den unruhigen Geiſtern des Lebens giebt. Ich hieß meine Gefühle ſchweigen, und gab mir Mühe, von einem würdigen Standpuncte aus ſeinen Vorſatz frei und klar zu beurtheilen. Ach! meine Ueberzeugung zwang mich, ihm Recht zu geben. Auch meinte ich bei mir ſelbſt: In den gewaltſamen Zerſtreuungen des Krieges, in dem Getümmel der Schlachten, in der Allgemeinheit der hochwichtigen Angelegenheit, welche er mit Blut und Leben zu der ſeinigen machen wollte, würde ſein perſönlicher Kummer untergehen. Und wenn ihn des Todes, oder das noch härtere Loos der Verſtümmelung treffen ſollte? Was dann? dachte ich bei dieſer Vorſtellung erbebend.

Da hörte ich den Wächter im Hofe mit einer reinen, tiefen Baßſtimme folgenden Vers ſingen: Du führeſt, Herr, die Deinen nie ſo, wie ſie es meinen, nein, nur nach Deinem Rath. Ob ich mich auch betrübe, bleibt doch Dein Rath voll Liebe, dies zeigt der Ausgang mit der That! — Ob ich mich auch betrübe! — wiederholte ich leiſe weinend und faltete die Hände unter der ſeidenen Decke, welche eine Bruſt voll Leid und Schmerz verhüllte. Es war mir, als habe ein tröſtender Geiſt mich auf das Vertrauen zur Vorſicht zurückgeführt; ich legte betend alle meine Sorgen und

Befürchtungen in die Hand Gottes und ſprach die folgende Strophe mit gläubiger Zuverſicht aus: Bleibt doch Dein Rath voll Liebe!

Am folgenden Morgen vermochte ich ruhiger mit meinem Manne zu ſprechen. Seine Dankbarkeit für meine Faſſung, die er nicht für Gleichgültigkeit halten konnte, da mein Ausſehen für ein ſtark erſchüttertes Gemüth zeugte, war leidenſchaftlich im höchſten Grade. Ich bat ihn, daß ſein Beginnen vor meiner Großmutter geheim gehalten würde. Es wäre möglich, daß ſie in wenig Tagen ſtürbe, und ſo wollte ich ihrem Abſcheiden gern eine Beunruhigung erſparen, die es erſchweren könnte.

Er verſprach es mir. In vierzehn Tagen gehet mein Gemahl mit ſechs jungen, ſchönen Leuten von ſeinen Unterthanen, deren Equipage er beſorgt, zu dem ......ſchen Cavalleriecorps ab. Er hat auf der Univerſität aus Gefälligkeit für einen jungen Edelmann aus ſeiner näheren Bekanntſchaft Unterricht in dem Waffendienſte der Cavallerie genommen, und ſo dürfte ſein Militairdienſt wenig Schwierigkeiten für ihn haben.

Noch lebt meine Großmutter: doch habe ich ſie heute Abend in der Ueberzeugung verlaſſen, daß ich ſie zum letzten Male geſehen. Wenn ich nun die kalte Hand ihrer Leiche geküßt haben werde, dann ſtehet mir, o Gott! der Abſchied von meinem Manne bevor, und dann gehe ich mit meinem verödeten Herzen nach Domthurn, um dort wahrſcheinlich meinen Einzug mit einer Todtenfeier zu halten: denn die Marcheſe iſt ſehr, ſehr krank. Grauen hat meinem Manne auf den Brief geantwortet, worin der Letztere unſere Sarelli um die Vergünſtigung gebeten, mich und Molly für die Zeit ſeiner Abweſenheit im Stifte aufzunehmen. Denn in

Dein glückliches Haus meinen ſtillen Jammer zu tragen, würde mir als eine Verſündigung an der Freundſchaft erſchienen ſein.

Agnes! O meine Agnes! Welche Tage lebe ich jetzt! Jeder Blick auf meinen Gemahl, auf die arme Molly, zermalmt mein Herz! Heute ſchmeichelte ſich die Kleine an mich heran und fragte, indem ſie mir das naſſe Tuch von den Augen zog: Warum weinſt Du denn immer, Mütterchen?

Weil der Vater in den Krieg geht, Molly! antwortete ich, des Kindes Theilnahme für meinen Kummer anſprechend, der eben ſo nahe dieſe ſorgloſe Unſchuld anging. Kann der Vater vom Kriege ſterben? fragte ſie mit forſchender Ernſthaftigkeit. O ja, ſehr leicht! erwiederte ich tiefaufſeufzend.

Kann er aber auch vom Frieden ſterben? fuhr ſie in kindlicher Fragſeligkeit fort. Dieſe Frage traf mich mit ſeltſamer Gewalt. Ich fühlte wieder, daß der Schutz des Allmächtigen die Seinen in die Gefahren des Schlachtfeldes begleitet, wie er ſie unter dem ſicheren Dache der Heimath ſchirmt!

Wenn ich Dir wieder ſchreibe, dann iſt die ſchwere Abſchiedsſtunde überſtanden. Doch werde ich ruhiger ſein, wenn ich in jeder Minute denken muß, daß ſie meinem Manne tödtlich werden könne? — Werden die Martern dieſer Ungewißheit nachlaſſen, wenn ſie aus der fürchtenden Ferne, wo ſie mich jetzt ſchreckt, in die Gegenwart getreten iſt? —

Lebe wohl, meine Geliebteſte! Deine Freundſchaft iſt mir Troſt im Leiden, wie ſie mein Glück in froheren Tagen war! Bete für Deine unglückliche Seraphine.

Vierzigſter Brief.

Agnes Baronin Horſtall an ihren Oheim.

Domburn, den 30ſten Mai 1813.

Nach einer Reiſe, der nur weniger düſtere Erwartungen in Betreff ihres Zweckes und Zieles mangelten, um ſchön und ergötzlich zu ſein, bin ich vorgeſtern Abend mit meinem Manne glücklich und wohlbehalten in Stift Domburn angelangt. Die günſtige Witterung, die Herrlichkeit der Natur, die Neuheit dieſer unſerer erſten, gemeinſchaftlichen Reiſe konnte weder meinen Collmar, noch mich bis zu einem Grade erheitern, der dieſen erfröhlichenden Einflüſſen gemäß geweſen wäre. Meinen Mann hält die Aufmerkſamkeit auf die Geſtaltungen des Krieges in einer Spannung, welche den Gefühlen einer davon abſtrahirenden Theilnahme nur wenig nachgiebt; mich läßt der Antheil, den ich mit Herz und Sinn an Seraphinens beklagenswerthem Schickſale nehme, zu keiner ſelbſtiſchen Empfindung vergnügter Ruhe kommen. Doch ſo gewiß ich hoffe, daß das Intereſſe meines Mannes ſich zu einem hochfrohen und triumphirenden bilden werde, ſo feſt glaube ich auch, daß Seraphinens Wittwenſchleier ein beglückenderes Geſchenk der Vorſicht für ſie iſt, als es ihr Brautkranz war.

Mit ſehr bangem Gemüthe näherte ich mich dem theuren Orte. Die Lieblichkeit jener früheren Erinnerungen, die ſich mir an ihn und ſeine Umgebungen knüpfen, verſchwand in der Wehmuth, womit ich die traurigen Veränderungen der letzteren Zeit, wie die Veranlaſſung erwog, welche mich jetzt dahin führte. Meine gute, unvergeßliche Marcheſe todt! Die blühende Seraphine eine Wittwe und durch das Vermächtniß der Verſtorbenen, wie durch ihre eigene Entſcheidung feſt entſchloſſen, an die Stelle derſelben zu treten! Ach! ich ſelbſt müßte weniger glücklich durch Liebe glücklich ſein, wenn es mich nicht hätte tief betrüben ſollen, daß die junge, warmherzige Frau, ganz geſchaffen, durch ſeltenen Reiz, ausgezeichnete Vorzüge und ſchwärmeriſche Innigkeit des Gefühls den Mann ihrer Wahl zu dem beneidenswertheſten Gatten zu machen, ihre Beruhigung in einer Reſignation ſucht, die nur von einer trüglichen Anſicht der Dinge, von einer unrichtigen Würdigung ihres Verluſtes ausgeht.

Mein Collmar mochte mich in meiner bekümmerten Sinnigkeit errathen und folgte der Richtung meiner Gedanken, um ſie in den Grenzen gemäßigter Ueberlegung zurückzuhalten, wie ſeine ſorgliche Zärtlichkeit ſie für die Berückſichtigung meines Zuſtandes als nöthig erachtete. Er ſagte mir, daß, als er in Rom die Bekanntſchaft des Grafen gemacht, ihn die Furcht ergriffen hätte, es könne dieſer Trauernde wohl gar zum Selbſtmörder werden, weil die kranke Seele deſſelben allen Troſt- und Erheiterungsmitteln widerſtanden, und Unglückliche dieſer Art leicht Stillung ihrer Schmerzen zu finden glaubten, wenn ſie der drückenden Lebensbürde ſich eigenmächtig entledigten. Man könne demnach ein Geſchick ſegnen, welches ſolch ein verbrecheriſches Wünſchen und Wollen in das ruhmwürdigſte Streben verwandelt, und ſtatt des fluchbeladenen Endes eines Feiglings einem Daſein den Heldentod gegeben habe, das nimmer Frieden gefunden haben würde auf Erden. Was aber Seraphinen anbelange, fuhr mein Mann fort, ſo halte er ſie für eine jener reizbaren, weiblichen Naturen, die nur in ſtiller Entferntheit von der aufregenden Welt, wie von engbindenden Herzensverhältniſſen, von ſchmerzlichen und zerſtörenden Berührungen verſchont bleiben könnten. Ich ſolle mich nur davon überzeugen, daß, wenn meine Freundin, obgleich ſie noch jung, ſchön und feurig ſei, ſich entſchloſſen habe, die Domina des Stiftes zu werden, ihr Loos geſicherter vor den Stürmen des Unglücks ſein würde, als in jeder anderen Lage, in welche ſie eingehen möchte. Zudem erfordere der Standpunct, den Seraphine ſich erwählt, ein Herz, der ſchützenden Ruhe bedürftig, wie die Leiſtung, welche ſie übernommen, eine durch Leiden geſtählte Kraft. Das Beiſpiel der Marcheſe habe ergeben, daß Niemand mit gewiſſerem Gelingen für den Himmel arbeite, als weſſen Gemüth ſich von den Banden herabziehender Neigungen gelöſet hätte. Und bedürfte Seraphinens Weiblichkeit Ermunterung für die ſchweren Pflichten des Berufes, Freudigkeit zum Entſagen und des zarten Zuſammenhanges mit einem reinliebenden Weſen, ſo würde ſie dieſe eben ſo wohl in der kleinen verwaiſeten Molly kindlicher Anhänglichkeit, als in Grauens begeiſterter Huldigung für die Anmuth ihrer Perſönlichkeit, für den Werth ihres Geiſtes finden.

O mein geliebter Oheim! die Vernunft gab meinem Manne Recht; das Herz Unrecht. Ich überließ der Zukunft die Ausgleichung beider und dachte: Denn aller Ausgang iſt ein Gottesurtheil!

Fortdauernd bemühet, mich auf einen höchſt tragiſchen Empfang von Seiten Seraphinens, auf mein Erſchrecken über die Verfallenheit ihrer Geſtalt, auf Ausbrüche eines leidenſchaftlichen Schmerzes vorzubereiten, ſah ich mich an dem Ziele unſerer Reiſe, eher wünſchend, unſere Ankunft möchte ſich noch verzögert haben, als daß meine Sehnſucht derſelben vorausgeeilt wäre. Doch wie angenehm ward ich überraſcht, als mir Seraphine in ſtiller Gefaßtheit entgegentrat und mich mit einer Bewegung umarmte, die einen ſchwachen Roſenanflug der Freude über ihr blaſſes Geſicht goß. Ihre Schönheit erſchien mir in dieſen Augenblicken ſo unwiderſtehlich hinreißend und rührend, wie ich ſie noch nie geſehen zu haben glaubte. Die tiefe Trauer giebt ihrem wirklich abgekommenen Körper eine Schlankheit, welche die Feinheit ihres Gliederſpiels hervorhebt und als die vermuthete Wirkung ihres Harms, das Wohlgefallen an der ebenmäßigen Zierlichkeit dieſer Formen mit dem zarteſten Mitleiden verſchmilzt. Die Trauerbinde durch die vollen, blonden Locken geſchlungen, der verdunkelte Strahl dieſer ſchönen, blauen Augen, das ſanfte Lächeln der Geduld um den ſonſt ſo heiteren Mund, dies Alles wirft über den Glanz von Seraphinens Jugend einen Schatten, der als ein abendliches Bild erſcheint und die Wehmuth anſpricht. Freudig, ſie über mein Erwarten ſo zu finden, drückte ich ſie mit heißer, herzlicher Inbrunſt an meine Bruſt; doch als ich auf der ihrigen das Ehrenkreuz der Marcheſe ſchimmern ſah, da mahnte es mich an die geliebte Todte und dünkte mir wie ein Denkmal auf dem Grabe ihrer Hoffnungen. Meine Thränen brachen hervor. Warum weinſt Du, Agnes? Daß dieſes Kreuz wiederum ein gebrochenes Herz bedeckt? fragte mich Seraphine in Tönen, die mir durch die Seele ſchnitten.

Nach dem Abendeſſen ging mein Mann mit ſeinem Freunde Grauen auf deſſen Zimmer, und wir blieben allein. Nun gab mir Seraphine, oft von Aufwallungen des Schmerzes unterbrochen, die Erzählung von dem Hergange der unglücklichen Begebenheit. Sie verſicherte mich, daß von dem Tage an, wo ihr Gemahl ſie mit ſeinem Entſchluſſe, in den

Krieg zu ziehen, bekannt gemacht, die Ahnung, er werde fallen — ſie nicht mehr verlaſſen habe. Als am zweiten Mai eine feindliche Flintenkugel ſein Herz getroffen, habe einer ſeiner Leute, der noch ſchwache Lebensſpuren an ihm zu bemerken geglaubt, ihn in ein Haus getragen, das ſo nahe geweſen, um es, wiewohl mit höchſter Anſtrengung aller Kräfte, erreichen zu können. Ein alter, ehrwürdiger Landgeiſtlicher, der darin bei einer ſterbenden Matrone geſeſſen, habe ſich auf die flehentliche Bitte des treuen Unterthanen, der ſelbſt aus einer leichten Verwundung geblutet, des Grafen angenommen, doch bald geſehen, daß Rettung hier unmöglich ſei.

Ein Miniatur-Portrait, an einer goldenen Kette hangend, welches der Graf auf der Bruſt getragen, war ihm von dem Schuſſe in das Herz gedrückt worden: und nach wenigen Minuten hörten die letzten matten Schläge deſſelben auf. —

Hier erſtarb Seraphinens trauriger Bericht in einem heftigen Schluchzen. Ihre rechte Hand bedeckte die überſtrömenden Augen, während ihre linke in der meinigen zitterte. Nach einer Pauſe, worin ſie ſich geſammelt, hob ſie wieder an: Es war Collma's Bild, was ihm das Herz durchbohrt, und ſein Tod demnach ein Sinnbild ſeines Lebens und Leidens! O meine Agnes, die Nemeſis machet auch in dieſer anſcheinenden Zufälligkeit ihr ſtrafendes Gericht kund! — Der Nachricht, welche jener gute Geiſtliche mir von dem Tode meines Gemahls gab, war die Kette mit dem blutbedeckten Bilde beigefügt: meine Thränen wuſchen es rein — Blut und Thränen! Doch werden die Flecken des Gewiſſens jemals mit anderen Beizen getilgt? — Ich fühlte mit unſäglichem Wehe, daß mein Gemahl mich wohl eigentlich nie wahrhaft geliebt, ja, vielleicht ſich in ſeinen Empfindungen ſelbſt nicht verſtanden habe? Warum aber, fragte ich mich, mußte ich das Opfer dieſer Täuſchungen werden? Auf daß die arme Molly eine Mutter hätte und deine Beſtimmung erreicht würde, antwortete mir mein Glaube. Und wahrlich, Agnes! wenn ich ſo den Gang meines Schickſals überſehe, ſo kann ich nicht verkennen, daß, indem ich mich entſchloſſen habe, als Stiftsdame zu leben und zu ſterben, ich nur dem Willen des Himmels folge, der mich durch die Richtung meiner Neigungen, durch mein Alleinſtehen in der Welt, durch die Läuterungen meines Kummers, zu dieſer Berufung geweihet hat. Sieh, liebſte Agnes, fuhr ſie mit ſteigender Wärme fort, ſo hätte zum Beiſpiel, das Wiederaufkommen meiner Großmutter mich an ihre Nähe gefeſſelt; ihr Tod, der, Gott ſei Dank! nicht dadurch erſchwert wurde, daß ſie erfahren, mein Gemahl wolle mich verlaſſen — gab mich frei. Warum mußte die Parze den dünnen Lebensfaden der Marcheſe ſo lange ausſpinnen, bis ich im Stifte und der Hintritt meines Gemahls erfolgt war? Dieſe Fügungen reden deutlich.

Und wird es Dich, unterbrach ich Seraphine, niemals gereuen, ihrem Verſtändniſſe Gehör gegeben zu haben? Biſt Du Deiner auch ganz gewiß? O meine Geliebte! In den Armen eines theuren, liebenden Gatten findet das Weib ein natürliches und ſeliges Glück! Ein einziges Kind, das unter ihrem Herzen knospete, bindet es feſter an dieſes Leben, als die Pflicht für ein Dutzend Zöglinge. Warum willſt Du der Beſtimmung unſeres Geſchlechts entſagen, welche mit Freuden ſegnet, wie keine andere ſie gewährt? — O mein Oheim! ich fühlte mit innigſter Ueberzeugung, was ich ſagte.

Da antwortete mir Seraphine mit Verſen auch ihrer Lieblingsdichtung, der Braut von Meſſina: „Und auch der hat ſich wohl gebettet, der aus der ſtürmiſchen Lebenswelle, zeitig gewarnt, ſich herausgerettet in des Kloſters friedliche Zelle. Der die ſtachelnde Sucht der Ehren von ſich warf und die eitle Luſt, und die Wunſche, die ewig begehren, eingeſchläfert in ruhiger Bruſt. Ihn ergreift in dem Lebensgewühle nicht der Leidenſchaft wilde Gewalt, nimmer in ſeinem ſtillen Aſyle“ — —

Nun ſo ſchütze der heiligſte Gottesfrieden dies Aſyl und laſſe nie Deine Wünſche über die Mauern deſſelben ſtreifen! ſagte ich, meine Freundin bewegt umarmend. Mit zärtlicher Stimme erwiederte ſie: O doch, doch, Agnes! Sie werden zu Dir ſtreben, nach Dir verlangen und in Eſchenwalde, wo ich mich ſchönen Träumen ergeben, in Mühlenrode, wo ich gelitten, auf der Begräbnißinſel, wo ich meinen Gemahl an die Seite ſeiner Collma betten werde, ſich nach einer Feier ihrer Erinnerungen ſehnen! —

Das Verhältniß zwiſchen Grauen und Seraphine iſt das der zarteſten, veredeltſten Freundſchaft. Der Geiſt ſeines Umganges, von ſeiner Verehrung für ſie, ſein Idol weiblicher Liebenswürdigkeit, zu den Flammen glühender Beſtrebungen entzündet, belebt mit wohlthätiger Wärme Seraphinens erſtorbenes Gemüth. Sie müßte kein Weib ſein, wenn ſie nicht fühlen ſollte, wie leiſe verſtanden, wahr erkannt und hoch gewürdiget ſie von dem Manne ſei, der ſeinen Himmel in dem Kreiſe findet, den ihre Gegenwart umſchreibt. Und dies Bewußtſein giebt ihrem Grame, den der Zweifel ſchärft, ob ſie überhaupt von ihrem Gemahle geliebt worden, ein erhebendes Gegengewicht.

Beide, meine Seraphine, wie Grauen, gleichen ſich in einer Schwärmerei, die mit dem Reichthum geheimnißvoller Schätze die Entbehrungen ihres Lebens überträgt. Wohl ihnen! Wie könnten ſie es ſonſt ertragen? Gott giebt Jedem, was er bedarf.

Es war beinahe Mitternacht, als ich ganz erſchöpft von dieſer Unterhaltung auf mein Zimmer kam. Auch mein Mann hatte ſich jetzt erſt von ſeinem Freunde getrennt, ich fand ihn noch wach und meiner harrend. Er erzählte mir, wie Grauen mit den Farben der Begeiſterung ihm das Glück geſchildert, welches er in ſeiner gegenwärtigen Lage genieße, wie dieſe ſeine höchſten und kühnſten Wünſche befriedige, und er weder jetzt, noch jemals mehr begehren könne und werde, als er durch Seraphinens Entſcheidung für Domthurn empfangen.

Und nun zog mein Collmar mich auf ſeinen Schooß und ſagte: O wie gönne ich dem Armen dies Glück, das ihm genügt, obgleich es nur ein bleicher Schatten iſt von den Freuden, die mich mein Loos mit gerührter Dankbarkeit preiſen laſſen! Unter ſeinen Küſſen ſtammelte ich: Wenn ich Dich verlöre, theurer Mann — wenn ich, gleich der unglücklichen Seraphine, nächſt Deinem Verluſte auch die Qual des Zweifels beweinen müßte, ob ich Dein Liebſtes auf Erden geweſen, — dann wäre meine Kraft gebrochen auf immer! Des Lebens Lenz wäre mir dann abgeblüht, und ſelbſt meine Seufzer und Klagen würden, wie die der Nachtigall, verſtummen, denn nur ſo lange ich liebe, lebe ich!

Seraphine war ſehr beruhiget, als ihr mein Mann die Verſicherung gab, daß er die Vormundſchaft über Molly gern und freudig übernehme. Das gerichtlich deponirte Teſtament wird in dieſen Tagen eröffnet werden, und mein Mann, um dieſem Acte beizuwohnen, nach dem Städtchen A……, in der Nähe von Mühlenrode reiſen, wo der Juſtitiarius unſeres Gutes es auf das daſige Rathhaus niedergelegt hat. Grauen wird meinen Mann begleiten, und ich in Domburn die Rückkehr Beider abwarten.

Mein Brief iſt lang geworden, aber dennoch weiß ich, daß er Ihre Aufmerkſamkeit, mein lieber, gütiger Oheim, nicht ermüden werde. Küſſen Sie meinen herrlichen Jungen und fühlen Sie im Geiſt die Umarmung, womit ich Ihnen jetzt für kurze Zeit Lebewohl ſage.

Einundvierzigſter und letzter Brief.

Seraphine Gräfin von der Celle an Agnes Baronin Horſtall.

Domburn, den 2. Mai 1814.

Es giebt wohl keine Zeit, meine gute, geliebte Agnes, worin das menſchliche Herz mehr zu dem Gefühl vergangener Leiden und gebrochener Hoffnungen käme, als die des Frühlings. Wenn die Erde einem großen Blüthenkranze gleicht, wenn Liebe und Luſt die erſtorbene Schöpfung wieder beſeelen, wenn die Blume des Feldes, wie der Baum in düſterer Haide, aus dem langen Winterſchlafe erwachen und ſich in die Farben der Freude kleiden, wenn Bäche und Ströme die Feſſeln ihrer ſtarren Rinden ſprengen und ſelbſt die hüpfende Welle das Bild der Sonne trägt: dann fühlt der

Unglückliche, daß des Lebens Mai nur einmal blühe! — Die herrliche Natur in dem Zauber ihrer erneuerten Wonnen wirkt dann, wie ein holdes Kind, wenn es einer Mutter ſich nähert, die den Liebling betrauert; der Anblick deſſelben erregt den kaum beſiegten Schmerz und erinnert an das verlorene Glück.

Ein Jahr iſt vorübergerauſcht, in welchem Tauſende meines Geſchlechts das Loos getheilt haben, welches mich getroffen, ohne gleich mir durch günſtige Verhältniſſe geſchützt und getröſtet zu ſein. So manchen Braven deckt ein fremder Hügel! Und manche Wittwe miſcht in das Tedeum der Sieger den leiſen Ausruf: Ich bring' Dir weinend meinen Dank! — Den Triumphzug nach Paris bezeichnen blutige Spuren, und die Freiheit der Nationen iſt mit großen, ſchmerzlichen Opferungen erkauft worden. Warum ſollte die Erwägung, ich ſei bei weitem noch nicht unter die Beklagenswürdigen zu zählen, welche der Krieg aus dem Schooße der Ruhe, aus den Armen der Liebe geriſſen, um ſie dem Mangel und dem Jammer zu überantworten — nicht meinen Klagen Schweigen gebieten? — Zwar, meine Freundin, bin ich ruhiger geworden und hoffe, es immer mehr und mehr zu werden: aber unbefangen froh, wie ſonſt, nimmer! Der Ernſt meiner zwei letzteren Lebensjahre hat mit der Malerkunſt eines Apelles aus meinem lachenden Geſicht ein weinendes gemacht — und dieſe Züge werden bleiben. Der Tumult meines Gemüths iſt jetzt wieder ſo weit beſchwichtiget, daß ich die tröſtende Stimme der Vernunft vernehmen kann. Dieſe ſagt mir nun, daß mein ſeliger Gemahl nie durch Ruhe und Zufriedenheit der Seele beglückt worden wäre, und daß meine Kraft für das Beſtreben, ihm zu dem Frohgenuß dieſer unſchätzbarſten Güter behülflich zu ſein, ſehr bald an der Unerreichbarkeit deſſelben hätte ermatten müſſen. Ich verkannte ferner nicht, daß den Verewigten kein ſchönerer Tod hätte werden können, und daß er die Wohlthat genoſſen, unter den begeiſterten Gefühlen der Vaterlandsliebe und einer damit verknüpften Entſündigung ein Leben zu verlaſſen, das ihn von ſeiner früheſten Kindheit an gedrückt hatte. Dachte ich nun früher, wie es unrecht von mir war — warum habe ich nur mein friedliches Daſein an das feindliche Geſchick dieſes Mannes binden müſſen, um mit ihm der Gewalt des Verhängniſſes zu unterliegen? — ſo beſänftiget mich jetzt die Vorſtellung, daß ich nicht willkürlich meinen Weg gewählt habe, ſondern der Leitung einer höheren Hand gefolgt ſei. Auch tritt die verdunkelte Ueberzeugung, mein Mann habe mich dennoch geliebt — wieder klar in mir hervor.

Nur, weil er Collma ſchuldlos geliebt, liebte er ſie heißer, als mich. Das Bewußtſein eines Vergehens entfernte ihn von mir, und die Reue verlangte ihr Sühnopfer. Es iſt gefallen und ich Unſchuldige mußte dieſer Büßung theilhaftig werden!

Ich habe in den letzteren vierzehn Tagen mit Molly eine Reiſe auf meine Güter gemacht. Es war mir recht traurig zu Muthe, als ich in Eſchenwalde ankam. Anſelm, der Haushofmeiſter meiner Großmutter, iſt in meinen Dienſten geblieben und wohnt auf dem daſigen Schloſſe, die mäßigen Geſchäfte eines Caſtellans verſehend. Wie bemühet dieſer treue Diener auch geweſen war, meine Anweſenheit mir ſo annehmlich als möglich zu machen, ſo ließ doch die Oede der Ausgeſtorbenheit in dieſem ſchönen Gebäude mich zu keinem Gefühle des Wohlſeins kommen. Das Bild meiner Großmutter begleitete mich durch die ſtillen, unbewohnten Zimmer.

Ich ſtand vor dem Fenſter, wo ſie einſt in Worten der Warnung mir die Geſchichte meiner Mutter erzählte; mein Herz beugte ſich vor ihrem Schatten in der Abbitte: Vergieb mir! Du hatteſt dennoch Recht! — Dann war ich auf der Tempelhöhe. Ein laues Abendlüftchen bewegte die Wipfel der Linden mit leiſem Rauſchen; es war mir, als wurden in dieſem Flüſtern und Säuſeln die Geiſter meiner Erinnerungen laut. Als Molly zu Bett war, und auch ein Fräulein aus dem Stifte, welches ich mitgenommen, daß es, kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen, dieſe Reiſe zu ſeiner Erholung und Zerſtreuung machen möchte, ſich auf ſein Zimmer zur Ruhe begeben, ſetzte ich mich in mein liebes Erkerchen und ſah den Vollmond aus einer Schaar goldbeſäumter Wölkchen hervorglühen. Jener Abend war mir gegenwärtig, an welchem ich vor vier Jahren zum erſten Male auf dieſem heimlichen Plätzchen ſaß und es zu meiner Lieblingsſtelle erkohr. Alles um mich her war noch wie damals, nur mein Inneres war verwandelt. Die Bäume prangten wieder in der Pracht ihrer Blüthen; nur meine Freuden hatte der Sturm verweht. Die Elegieen der kleinen, gefiederten Sängerin tönten eben ſo ſchmelzend aus dem Gebüſche am Waſſer, als vor vier Jahren, wo vielleicht ein Mütterchen, das längſt im Tode verſtummte, die Klagen der Liebe ausgirrte; die Klänge meiner Sehnſucht fliehen nur in leiſen Seufzern zum Himmel.

Der Mond goß denſelben Friedensglanz über den milden Lenzabend aus: aber ſein reiner Schimmer verklärte jetzt grünende Schlachtfelder, friſche Heldengräber und labte mein Herz, deſſen heiße Wunden ſich kaum geſchloſſen hatten. Wehmüthige Betrachtungen drängten ſich mir auf. Ich dachte: Wie iſt der Menſch und ſein flüchtiges Verweilen auf dieſem Planeten doch dem Wechſel und der Vergänglichkeit ſo unterworfen! — Ein Hauch, ein Augenblick, und ſein Daſein iſt bis auf die leiſeſte Spur verſchwunden, und neue Geſchlechter träumen den unruhigen Traum des Lebens. O! iſt denn dieſer fliehende Schmerz und dieſer ſpannenlange Kummer einer Thräne werth? Unentreißbare Schätze folgen uns ja in die Ewigkeit!

Der Eintritt in Mühlenrode erſchütterte mich dennoch ſehr. Hier, von Allem, was ich ſah, was mich umgab, an den theuren Todten erinnert, wurde das Andenken an ihn ſo ergreifend, daß ich für meine Geſundheit fürchtete. Ich kürzte meinen Aufenthalt im Schloſſe ſo viel als möglich ab und ging mit Molly einen ſchweren Gang nach der Begräbnißinſel, während das Fräulein, von dem Paſtor unterhalten, meine Rückkunft abwartete.

Du weißt, meine liebſte Agnes, daß bereits ſeit Monatsfriſt die Reſte meines Gemahls in der Capelle dieſes kleinen, lieblichen Eilandes ruhen. Ich hatte, um jenem guten Geiſtlichen meine Dankbarkeit zu beweiſen, in deſſen Armen er geſtorben, und der mitten unter den Drangſalen des Krieges, die Beſtattung des Vollendeten auf dem Friedhofe ſeines Pfarrdörfchens ſo treu und umſichtig beſorgt, ihm eine Summe Goldes zur Wiederherſtellung ſeines, durch Brand und Plünderung zerſtörten Haushalts geſendet. Der Empfänger, einer Gelegenheit froh, die ihm geſtattete, ſeine ſeltene Erkenntlichkeit darzuthun, hatte meine Wünſche in Betreff des Transports der Leiche auf das erſchöpfendſte erfüllt und der Paſtor in Mühlenrode ſeinerſeits das Beſte gethan, dem todten Ankömmlinge an der Seite ſeiner Vorangegangenen ein werthes Ruheplätzchen bereiten zu laſſen. Ich fand die Blumenanlagen ſchön und ſorglich unterhalten; eine heilige Achtung ſchien an dieſer Schwelle zu wachen und jeder Verunglimpfung zu wehren. Die Kleine ſchmiegte ſich ſchüchtern an mich, als wir in das Gewölbe traten, und ich die Thüre leiſe hinter mir zuzog. Sie heftete ängſtlich neugierige Blicke auf die ruhende Geſtalt von Marmor, und ließ ſie dann wieder hell und lächelnd an dem blühenden Amphitheater aufſteigen. Sieh, Molly, ſagte ich, das iſt Deiner Mutter Bild und der Leichenſtein, der ihre und des guten Vaters Aſche deckt! — Das Kind ſeufzte, umſchlang dann ſchnell meine Kniee und antwortete: Du biſt mein Mütterchen! Ja, von Herzen, meine Molly! erwiederte ich, die Kleine feſt an meine Bruſt drückend. Meine Mutter iſt auch ſchön geweſen! hob Molly wieder an, die zartgebildete Wange von Stein mit einem einzelnen Roſenfingerchen furchtſam ſtreichelnd. Schön und gut! verſetzte ich, möchteſt Du ihr einſt gleichen! Am liebſten würde ich Dir ähnlich, ſprach die kleine Schmeichlerin, mir die Hand küſſend und fügte hinzu, denn Herr Grauen, den ich ſo lieb habe, ſagte noch jüngſt: Du wäreſt ein mütterlicher Engel! — Ich fühlte, daß ich erröthete. Die Erinnerung an dieſen treuen Freund miſchte in zarten, dankbaren Gefuhlen Lebenswärme in die Schauer des Grabes, die mich hier anweheten. Und der Vater, fuhr Molly, wie mit ſich ſelbſt redend, fort, war immer ſo traurig; es iſt am Ende recht gut, daß er nicht mehr aufwacht. — O doch, mein Kind! entgegnete ich, und Thränen waren in meine Augen gedrungen: Wie heißt das Morgenlied wohl, das Du ſo gern hörſt, wenn ich es zur Harfe ſinge? „Wenn ich einſt von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, auferſteh',“ antwortete die Kleine und ſchien zum erſten Male dem Sinne dieſer Worte nachzudenken. Dann aber, ſagte Molly mit dem harmloſen Leichtſinne ihrer ſieben Jahre, hat Väterchen den Kummer lange ausgeſchlafen und iſt wieder ganz vergnügt; ſo wie ich, wenn ich einmal unartig und betrübt zu Bette ging, dann immer fröhlich aufſtand. Glückliche Unſchuld, für welche kein Schmerz in den Roſen des Lebens lauſcht und welche die erhabenſten Bilder des Glaubens in den beſchränkten Kreis ihrer kindlichen Begriffe ziehet!

Molly ſchlich nun ſchweigend in dem Gewölbe umher, die Blumen betrachtend, welche mit ihrer Kleinheit in gleicher Höhe ſtanden. Ich verlor mich im Anſchauen des Kunſtwerks. Da ſah ich, o Himmel! das vertrocknete Stiefmütterchen, welches ich vor beinahe vier Jahren in dieſe kalte Hand gedrückt, die es mit unvergänglicher Feſtigkeit umſchloſſen hielt. Der Anblick dieſer kleinen, dürren Blumenleiche zauberte jenen unvergeßlichen Moment ihrer Weihung vor meine Seele. Es war mir, als wäre die Verklärte ſchon mit dieſem Sinnbilde eines dürftigen Erſatzes ihres treumütterlichen Waltens um die kleine Waiſe zufrieden geweſen, daß ſie es als Unterpfand meines Verſprechens bewahrt — und Beſſeres, Schöneres zu geben, ſtrebte mein Herz. Dieſe lebloſe Hand mit der meinigen umſchließend, flüſterte ich: Schlafe ſanft, Du Verewigte, ich will Deines Kindes Mutter ſein, ſo lange ich bin! Ich will ſein Gemüth zu Deinen Tugenden auszubilden ſtreben, auf daß Du an ihnen es einſt als das Deinige erkennſt!

Da brach ein Sonnenſtrahl durch die Fenſter der Kuppel und färbte den bleichen Marmor mit Licht und Glanz. Meine Exaltation glaubte ein zufriedenes Lächeln um den geſchloſſenen Mund ſchweben zu ſehen, und ein heiliger Schauer durchrieſelte meine Glieder. Ich brach ein Vergißmeinnicht, die den Boden dieſer feuchten Halle in üppigen

Blüthen umziehen, und pflanzte es vor meine Bruſt, worin es, ſo wie in dieſer Sichtbarkeit, das Andenken meines guten Mannes mit immer friſchen Kränzen umflicht.

Verzeihe, meine theure, geliebte Agnes, daß ich ſo lange bei jener Scene verweilte, daß ich überhaupt ſo viel von mir ſelbſt redete. Ich kenne Dein Herz und weiß, daß ein Brief, welchen Du nach langem Schweigen von mir erhältſt, Dir nicht umſtändlich genug die Lücken der vorenthaltenen Mittheilungen ausfüllen könne. Glaube nicht, Du wäreſt in Deinem Glücke, in der Befriedigung Deiner liebenden Wünſche mir fremder geworden; o nein! Trauriger Egoismus der Freundſchaft, der Gleichheit der Verhältniſſe und für die ſinnliche Wahrnehmung eine genaue und gerechte Abtheilung von Leiden und Freuden zu ihrem Beſtehen bedürfte! Vielmehr iſt es Dein Wohlergehen, Dein häusliches Glück, welches Augenblicke, in denen ich die trübe Vereinſamung meiner Lage empfinde, mit den Gefühlen froher Theilnahme erheitert. Dein Bild, von Grauen copirt, hängt in meinem Schlafzimmer, und lächelt mich in den Schlummer. Wenn mein müdes Auge darauf verweilt, denke ich: Gute Nacht, meine Agnes! Vielleicht lauſcheſt Du noch an der Wiege Deines Mägdleins oder plauderſt, leiſe koſend, mit dem Gatten, auf daß der kleine unbändige Bube nicht aufwache. Ich bin ſehr erfreuet darüber, daß Du mit den Deinen mich bald beſuchen willſt, und daß Dein verehrter Oheim die liebe Familie aus Lautern begleiten wird.

Es iſt dies übrigens nicht der einzige männliche Beſuch, auf welchen die vergeſſene Stiftsfrau rechnen darf. In einigen Tagen erwarte ich, rathe, meine ſcharfſinnige Freundin, wen? — Deinen Schwiegervater, Baron Horſtall. Er wird mir doch Grauen nicht entführen wollen? Davor ſei Gott!

Die Treue dieſes Freundes iſt für den Bedarf meines Gemüthes ein Kleinod von ſeltenem Werthe! In dem klaren Spiegel ſeiner ſtillen Seele erblickte ich, frei von dem entſtellenden Hauche der Leidenſchaft, die Welt und ihre wechſelnden Erſcheinungen. Der Frieden ſeines Geiſtes beſchwört oft mit dem ſanften Vorwurfe der Kleingläubigkeit die Stürme meines Gemüthes, und wird das ſchwache Herz dennoch angefallen von den Feinden ſeiner Ruhe, ſo entrückt er mich mit dem Zauberſtabe ſeiner Kunſt in die Welt der Töne, und läßt die Diſſonanzen des Lebens in Harmonieen der Seligen verklingen. Er liebt mich im reinſten, heiligſten Sinne des Wortes, und, dem Himmel ſei Dank! ich vermag dies Gefühl meiner würdig zu erwiedern.

Noch eine treue Seele lebt jetzt um mich, deren hingebende Anhänglichkeit an meine Perſon ich ſchätzen muß. Es iſt dies meine gute Samſon. Nach dem Tode meiner Großmutter ſchlug ſie meine Aufforderung, mit mir zu kommen, aus, weil ſie ſich zur Pflege einer älteren und kränklichen Schweſter verpflichtet hielt. Dieſe Schweſter iſt nun vor kurzem geſtorben und die Samſon zu mir zurückgekehrt, um mich nie mehr zu verlaſſen. Sie ſchläft in meiner Nähe, und ein ſtärkerer Athemzug von mir, ein leiſes, träumeriſches Stöhnen ſcheucht ihre ſorgliche Achtſamkeit auf mich aus dem tiefſten Schlummer. Seit meines Mannes Tode, vom Schlafe geflohen, hat meine Samſon dieſen wohlthätigen Freund mir wieder zugeführt. Sie ſitzt an meinem Lager, und die anziehende Unterhaltung, um welche ihre reiche Erfahrung nie verlegen iſt, verſcheucht die wilden Phantaſieen, welche ſonſt mich ängſteten und wach erhielten. Nun dieſe treue Dienerin wieder um mich waltet, fühle ich lebhaft, wie Perſonen, denen unſere äußere Pflege anvertrauet iſt, uns innerlich wohl machen können, wenn der Liebe Geiſt die Leiſtungen ihrer Pflicht von Miethlingszwang entbindet, und ihnen Freiheit giebt, auf das Gemüth und deſſen Bedürfniſſe zu wirken.

Wirken! Dies Wort erinnert mich an den Kreis meiner Wirkſamkeit, von welchem ich Dir in dieſem Briefe noch nichts geſagt habe.

Er umſchließt mich immer enger und feſter, und mit meiner ſich allmählich hebenden Kraft wächſt auch meine Luſt, ihn auszufüllen. Es ſind größtentheils liebliche, holdſelige Geſchöpfe, deren Vorſteherin ich bin. Ich genieße eine Vergötterung von ihnen, die ſich auf meine lebenden und todten Beſitzungen ausdehnt. Molly iſt das verhätſchelte Schooßkind der ganzen Anſtalt; die Samſon wird wie eine Reſpectsperſon angeſehen und behandelt — und mein Canarienvogel ſtirbt ſicher um einige Jahre früher an der Gunſt ſeiner Gönnerinnen, die ihm mit Zuckerwerk den Magen verdirbt. Und das Mittel, dieſe glühende Hingebung an mich zu gewinnen und zu feſſeln, iſt ſehr einfach, und ohne Aufwand von Kunſt und Anſtrengung von mir angewendet worden. Ich habe ſie alle recht herzlich lieb! Zarte Schonung, wie frühes Unglück ſie lehrt, Theilnahme an unſchuldigen Freuden, wie ein warmes Gefühl ſie willig giebt, Nachſicht bei Uebereilungen des Herzens, wie das Bewußtſein eigener Schwäche ſie hervorbringt, ſind die treuen Hüter des Vertrauens, welches mich in den Seelen meiner jungen Freundinnen leſen und jede falſchbeſchriebene Stelle ſogleich verlöſchen läßt. Die Jugendlichkeit meines Alters bringt mich den blühenden Jungfrauen ſchweſterlich nahe, und der trübe Ernſt meines Schickſals erhöhet mich in ihrer Achtung.

O meine Agnes! warum halten nur die Menſchen den ohnmächtigen Haß und die darbende Gleichgültigkeit feſt, da die Liebe Allmacht verleihet und reich und ſelig macht? — Wir wollen ſie nicht verlernen und in zärtlicher Eintracht bis zum Grabe gehen, um dort, nach Molly's kindlicher Anſicht — die kurze Ruhe des Lebens zu verſchlafen und im Morgenlichte eines ſchöneren Geſtirns zu erwachen.

„Alle Tugenden der Seele“ — las ich jüngſt — „hangen an einem gemeinſchaftlichen Bande, deſſen Trennung Gefahr bringt. Man löſt den Endknoten der Schnur und denkt: Nur eine Perle herabgleiten zu laſſen, und ſiehe! alle übrigen gleiten nach.“

Unſere Freundſchaft, meine theuerſte Agnes, iſt mir dieſe Perle von unſchätzbarem Werth, die ich nicht verlieren darf, und deßhalb ewig, ewig! in mein Herz gefaßt habe. Lebe wohl!

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Neununddreißigſter Band.

Das Herrenhaus.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Das Herrenhaus.

Das wußt' ich nicht —
— — — — — —
— — — — — —
Hier iſt des Himmels Pforte!
Herder.

„Es iſt vorbei!“ ſagte Paſtor Oswald mit tonloſer Stimme, indem er einen ſo eben geleſenen Brief zuſammenfaltete.

„Drei kleine, leichte Wörtchen! aber ein ſchöner Theil meines Glückes liegt ſtarr und todt unter ihrer kalten Schwere begraben, als hätte eine Schneelavine die ruhige Hütte der Freundſchaft verſchüttet! — — — Wo ſind tauſend unſchuldige Blumen denn nun hin? Ihre Stätte wird nicht mehr gefunden. Guter Gott! Was habe ich dem liebſten Freunde gethan, daß er mir das Herz des Vertrauens in der Bruſt gebrochen? — Das alſo iſt die Liebe Deiner Menſchen? Ihr Wort? Ihre Treue?“ — — — Ein bitteres Lächeln zuckte um ſeine ſeufzenden Lippen.

Julie, die junge Frau des Predigers, ſchluchzte leiſe. Sie ſchmiegte ihr benetztes Geſicht in die kühlen Blätter des Geißblatts, deſſen laubige Halle der Schauplatz dieſer kleinen, traurigen Scene war, und trocknete, wie in träumendem Schmerze, mit einem zarten Zweige die herabrollenden Thränen.

Der Paſtor reichte ſeiner Frau die Hand und ſprach: „Vergieb, liebe Julie! Verzeihe meinem Kummer! Die Seele iſt mir betäubt und verdunkelt — und heute iſt Pfingſtſonnabend! Wie ſoll ich das Feſt über predigen? Der Kopf iſt mir zerriſſen, das Herz auch!“ —

Julie küßte ihres Mannes Hand und drückte ſie mit zärtlichem Klopfen an ihre ſchöne, ſchmerzerfüllte Bruſt. „Faſſe Dich, Lieber!“ bat ſie ſanft, „und lies den unglücklichen Brief noch einmal; es erſcheint Dir dann vielleicht manches darin gemilderter, als im erſten Schrecken.“

Oswald antwortete: „Man lieſt auch zuweilen bei der Wiederholung noch mehr Weh und Kränkung hinein, und vertieft ſo in unbewußter Selbſtqual den Sinn des Schreibers; doch es ſei!“ Somit brach er das Blatt aus einander, und las laut und langſam:

„Du haſt Deinen Zweck erreicht. Sie iſt fort — vielleicht auf immer — ſo viel iſt gewiß, ſie iſt mir entriſſen! Ich bin elend, denn ich konnte nur einmal lieben. Meine ſchönſte Hoffnung, mir ſo weſentlich nahe, daß ich ſie erfaſſen zu können glaubte, iſt nun ſpottend, daß ich ſo täuſchbar war, gleich einem Schatten verſchwunden, und nichts iſt mir geblieben, als die herbe Kenntniß, daß der Freund, für den ich willigen Muthes mein Herzblut vergoſſen haben würde, es war, der mir mit liſtiger Falſchheit mein Geheimniß entriß, um mir durch tückiſchen Verrath Glück, Ruhe und Zuverſicht zu rauben; denn ich werde Niemand auf Erden mehr trauen! —

„Verſuche es nicht, mich mit glatten Worten eines Anderen zu belehren! Die That, der Erfolg ſpricht zu laut, als daß dieſe Gewißheit mir erſchüttert werden könnte. Genieße alſo ſtill Deines Sieges; allein fürchte auch eine rächende Gottheit! Wenn Deine Frau Dir in den Armen ruht, wenn fröhliche Kinder Deine Kniee umgaukeln, dann trete mein Bild ſtörend zwiſchen Dich und dieſe Freuden, und der Gedanke miſche Wermuth in ihren Genuß, daß Du den, der Dich liebte, um ihren Anſpruch betrogen! —

„Einſam werde ich durch das öde Leben dem unbeweinten Grabe zuſchleichen, und Du, Du! dem ich die Hand der Freundſchaft gereicht, haſt mich verödet! —

„Unſer Umgang iſt nun zu Ende! Wir haben unſere früheren Streitigkeiten durch eine Handlungsweiſe aufgelöſet, welche im Gegenſatze zu unſeren Ueberzeugungen ſtehet. Du warſt, im Widerſpruche mit Deinen Bekenntniſſen, ſo kühn und ſelbſtthätig, mit hemmender Hand in das Rad meines Schickſals zu faſſen, deſſen Umſchwung einer höheren Regel gehorcht, und würdeſt wahrſcheinlich keiner Vernunftgründe ermangeln, dieſe Vermeſſenheit gegen meinen Vorwurf zu rechtfertigen; ich hingegen habe das heilige Recht der Vernunft, dem Glauben an Dich, an die Wahrheit Deiner Tugend und Freundſchaft gefangen gegeben und das Auge geſchloſſen, wenn warnende Zeichen mir längſt die Aufrichtigkeit derſelben zweifelhaft machten. — Möchte Dein Anblick mich ſo ſelten als möglich an dieſe Schwäche erinnern! Ich würde dies als eine Wohlthat erkennen. Auch werde ich alles aufbieten, um anderswo ein ſtilles Plätzchen für meinen Gram und für die gebrochene Kraft meines Wirkens zu finden. Der falſche Wind wird dann nicht mehr den nahen Glockenſchall Deiner Kirche zu meinem Ohre führen, und mich in dieſen wohlbekannten Tönen an verklungene Stunden erinnern, die nur ſcharf und ſchneidend in meiner Bruſt nachhallen können.“

Langenberg.

„Der Unglückliche!“ ſagte Julie erſchüttert; denn nun erſt ſchien ſie den Sinn des Briefes klar gefaßt zu haben. „Wollteſt Du, lieber Mann, nicht einen Verſuch machen, ihn ſeines Irrthums zu überführen?“

„Es würde fruchtlos ſein, gute Julie,“ antwortete Paſtor Oswald trauriggewiß. „Die Bruſt, welche der böſe Geiſt des Argwohns verſchloſſen hat, öffnet ſich nicht vor dem Worte eines verkannten Freundes. Ich übergebe der Zeit meine Vertheidigung; ſie iſt ſtets der Anwalt einer gerechten Sache, und daß ich mein gekränktes Gefühl für den mitleidswerthen Langenberg ſo nennen darf, ſagt mir der Gott des Bewußtſeins.“

Die Predigerfrau ſeufzte beklommen auf und erwiederte in fürchtender Beſorgniß: „Aber was wirſt Du leiden, lieber Mann! Wir haben noch nicht gelernt ohne ihn leben. — Und wenn dem Verblendeten nun endlich die Augen aufgehen und er einſieht, wie großes Unrecht er Dir gethan, was ſoll ihn dann tröſten?“

„Meine Liebe!“ ſprach der Paſtor verſichernd, und ſeine Augen glänzten feucht, „ich werde ſie ihm mit gewiſſenhafter Treue bewahren, gleich einem Capital, welches ich nicht veräußern darf, und Zinſen auf Zinſen häufen, auf daß er einſt den vollen Betrag ſeiner Schuld damit decken kann.“

„O Auguſt!“ ſagte Julie mit gerührter Stimme, „und verdient Langenberg dieſe großmüthige Geſinnung?

„Julie!“ entgegnete Oswald ſanft vorwerfend, „wir kennen ſeinen Charakter und wollen uns daran halten. Er iſt gut und liebenswerth, edel und biederſinnig, und war ein paar glückliche Jahre hindurch unſer inniger, zärtlicher Freund. War! O ſchmerzlicher Klang dieſes Wörtleins!

Mir iſt, als müſſe er es ewig bleiben. Sein Kopf liegt nur mit ſeinem Herzen im Streite, und ſeit längerer Zeit miſchte eine heftige Leidenſchaft ihr Toben in dieſen Zwieſpalt. So mußten ſeine Begriffe ſich nothwendig verwirren. Er hält mich für einen verächtlichen Heuchler, und die feſte Ruhe meines Glaubens für Selbſtbetrug, der auch zur Lüge gegen Andere wird. Armer Langenberg! Du biſt das Opfer Deiner philoſophiſchen Trugſchlüſſe geworden. Könnteſt Du den Dünkel Deiner irrgeleiteten Vernunft beugen unter das Geſetz des Glaubens, Du würdeſt Dich nimmermehr ſo an mir verſündiget haben; denn zwiſchen dem Glauben an Gott und dem Vertrauen zu den Menſchen findet ein nothwendiger Zuſammenhang Statt. Wen das Licht himmliſcher Offenbarungen erleuchtet, der blickt auch durch das Dunkel räthſelhafter Umſtände in das redliche Herz des Bruders, und wer mit gläubiger Getroſtheit Gottes Wege geht, auch wenn Zweck und Ausgang ſeiner Führungen ihm verborgen bleibt, der wird mit verwandter Zuverſicht menſchliches Handeln ehren, auch wenn er es nicht gleich und nicht immer verſtehen ſollte. Vertrauen! Du heiliges Band der Freundſchaft! wo Deine Fäden reißen, da fallen die Herzen aus einander, und die Blüthen des Umgangs müſſen erſterben, ohne daß ihre Früchte reifen können. Der Schein iſt gegen mich — ich konnte es nicht hindern, daß ſein ſchwärzender Schatten den einfachen Gang meiner Pflicht entſtellte; ich fühle mich ſchuldlos!“

„Und dies Gefühl,“ verſetzte Julie, „muß, dünkt mich, für Deine Beruhigung hinreichend ſein.“

„Ach!“ antwortete Oswald hierauf, „der Verdacht eines geliebten Freundes, der Verkennung Schmerz, hat nur leider ein ſo lähmendes, laſtendes Gewicht, daß er jede freie Regung der Seele unterdrückt.«

Jetzt ertönte das Abendgeläut durch die ſtille, thauende Luft; der Paſtor ſchwieg nachdenkend, und an der grünen Gartenthür zeigte ſich das Dienſtmädchen und ſprach: »Der Spargel zerfällt, Frau Paſtorin, wenn ſie noch länger mit dem Eſſen warten wollen.«

»Zerfällt?« fragte Oswald, in ſeiner Zerſtreuung vom Schalle dieſes Wortes berührt; »ja, es iſt mehr noch zerfallen! — Ich aber, liebe Julie, eſſe nicht; ich bin ſo voll, ſo überſatt!« — —

Die junge Hausfrau ſchlich betrübt der Küche zu, und der Paſtor ging einſam und gedankenvoll den wohlgeordneten Garten auf und nieder. Die Natur feierte den ſchönſten Abend des Frühlings in hehrer Sabbathſtille. Nur die Nachtigall flötete klagend, und ein Strom von Blüthendüften umrauſchte den ſinnenden Oswald mit leiſer Betäubung, und regte, ſo oft ein linder Weſt im Aroma der Bäume und Blumen wühlte, unendliche Sehnſucht in ihm auf.

Er erhob ſein umwölktes Auge zu dem klaren Wandel der ewigen Sterne, die mit tröſtender Verheißung in unſer armes, oft verkanntes Leben herniederſtrahlen, und ſein Herz zu einem noch höheren Lichte, das jede irdiſche Dunkelheit aufzuhellen vermag. Da kam der Geiſt des Friedens über ihn und gab ihm die Pfingſtweihe, deren er, ein williger Apoſtel des göttlichen Wortes, bedurfte; und während Nacht und Schlaf ihn zur Erfüllung ſeiner Amtspflicht ſtärken, wollen wir unſere Leſer über das Umgangsverhältniß aufklären, deſſen Trennung ſein ruhiges Gemüth verſtörte, und jenes Mißverſtändniß in ſeinen Urſachen und Folgen zu entwickeln ſuchen.

Durch Neigung und Fähigkeit für den erwählten Beruf entſchieden, war Paſtor Oswald vor vier Jahren nach Großwalditz (ſo hieß das Dorf, deſſen Seelſorger er war) gekommen. Faſt noch mit einem Fuße im Jünglingsalter ſtehend, hatte er mit dieſer Landpredigerſtelle den Gipfel ſeiner Wünſche, das Ziel ſeines fleißigen Strebens erreicht, und eine warme, unentweihete Phantaſie, ein glühendes Gefühl für die Natur verliehen ſeiner neuen Lage einen wahrhaft idylliſchen Zauber. Die Gegend war lieblich, aber einſam; eine Menge der nächſten Dörfer, nach Großwalditz eingepfarrt, boten keine ſchickliche oder erwünſchte Anſprache für einen Mann von Oswald's geiſtiger Bildung dar, und ſo konnte denn ſein Hang zu ſtillem Selbſtgenuß und ungeſtörter Beſchäftigung hier volle Befriedigung finden. Er heirathete ziemlich bald, doch die junge Frau, eine Städterin, von Kindheit auf an geſellige Mittheilung gewöhnt, vermißte ſelbſt in den Armen der Liebe den traulichen Genuß eines freundſchaftlichen Umgangs, und klagte oft gegen ihren Mann über die Oede ihrer Nachbarſchaft. Oswald, für die Zufriedenheit der geliebten Gattin zärtlich beſorgt, war daher mehr um Juliens, als um ſeinetwillen erfreut, da er dieſem einzigen Mangel ihres häuslichen Glückes durch eine eben ſo würdige, als angenehme Bekanntſchaft abgeholfen ſah.

In Haſelbuſch, einem Dorfe, welches ein kleines Stündchen von Großwalditz entfernt lag, lebte ein alter Major von Stamfort mit ſeiner Enkelin, einem liebenswürdigen Mädchen. Er war jedoch nicht der Gutsherr jenes Ortes; dieſer, ein Diplomatiker, lebte fern davon; auch fand keine verwandtſchaftliche Beziehung zwiſchen ihm und den greiſen Krieger Statt, der hier, in dieſer dörflichen Abgeſchiedenheit, auf ſeinen Lorbern ausruhete. Niemand wußte, warum er gerade Haſelbuſch zu ſeinem Aufenthalte gewählt, da kein augenſcheinlicher Grund dazu vorhanden war. Das Haus des Majors, deſſen Bau, wie die Väter des Dorfes erzählten, er ſelbſt vor einer langen Reihe Jahren auf wüſtem Boden geleitet, gab in ſeiner beſcheidenen Regelmäßigkeit ein treues Bild von dem Charakter deſſen, der es beſaß. Mit grünen Jalouſieen verſehen, die Thür ſtets feſt geſchloſſen, ſchien es ein Sitz ernſter Betrachtung und einſiedleriſcher Stille zu ſein; doch zeigten die ſchönſten Geländerfrüchte, welche an der ſchwarzgefärbten Mauer ſeiner Mittagswand emporreiften, das feinſte Gartenobſt, eine auserleſene Flora, die in ihrem reichen Schooße auch Kinder des Auslandes hegte und pflegte, ein reinlicher Hof voll Geflügel und wirthſchaftlicher Vorräthe die Spuren eines mühſamen Fleißes und natürlicher, wenn auch veredelter Bedürfniſſe.

Major Stamfört genoß von den Bewohnern des Dorfes einer Ehrfurcht, welche ſowohl ſeinem Alter und ſeinem militairiſchen Range, als ſeiner Frömmigkeit galt; und zogen die Bauern luſtig und lärmend bei dem Herrenhauſe (ſo nannten ſie das ſeinige) vorüber zu ihrer Feldarbeit, und ſahen den Greis in ſeiner wunderſchönen Lindenlaube ſitzen, wie er völlig gekleidet mit entblößtem Haupte in ſeiner Bibel las, und die Morgenſonne im Silber des dünnen Haares, in dem Orden des Verdienſtes, den er mit Selbſtbewußtſein trug, und im Goldſchnitte des heiligen Buches ſchimmerte, ſo grüßten ſie ihn in verſtummender Scheu ehrerbietiger, als ſelbſt ihren Pfarrer oder gar ihren gräflichen Herrn, wenn dieſer ſeinem ſchönen Landgute einen eben ſo ſeltenen, als flüchtigen Beſuch zu machen kam.

Paſtor Oswald hatte nur lauter Gutes von dem Major und der Lebensweiſe dieſes Mannes gehört, als er es wagte, das Recht der Nachbarſchaft geltend zu machen. Er beſuchte ihn, und bat mit einnehmender Offenheit um die Freundſchaft des Fräuleins für ſeine Julie. Seitdem nun fand ein herzlicher, wenn auch mäßig gepflogener Umgang zwiſchen beiden Familien Statt, und Ferdinande, die Enkelin des Majors, nannte die Stunden ihre glücklichſten, welche ſie in Großwalditz verlebte. Mit jener ungeſchwächten Empfänglichkeit für ſchuldloſe Freuden, welcher nur einer jugendlichen Bruſt bewahrt bleibt, die noch unberührt von den Stürmen der Leidenſchaft ſich im ſüßen Frieden des ländlichen Stilllebens hebt, öffnete Ferdinande dort ihre Seele dem ihr neuen Genuſſe einer harmloſen Geſelligkeit, und lauſchte mit geſpanntem Intereſſe den Erzählungen des Paſtors und ſeiner Frau, wenn dieſe ihren Stoff einer Welt entlehnten, die dem Fräulein gänzlich fremd war. Ferdinande bewunderte neidlos die häusliche Geſchicklichkeit und die Talente der jungen Paſtorin, lobte den ſtädtiſchen Geſchmack ihrer Kleidung, und genügte ſo Juliens weiblicher Eitelkeit, während ſie ſelbſt, unbewußt, wie die Roſe der Knoſpe entſchwillt und in immer ſchönerem Entfalten durch ihren Duft entzückt, täglich reizender aufblühete, und die zarten Künſte des Gefallenwollens, wie die Natur ſie lehrt, in den Grazien der kindlichſten Unſchuld entwickelte.

Wenn der Major bei einem Beſuche im Pfarrhauſe zu Großwalditz ſeiner Enkelin den verſtandenen Wink zum Aufbruche gab, und Paſtors ihre lieben Gäſte bis auf die Mitte des Weges begleiteten, dann nahm die weiche Ferdinande nie ohne Thränen, und ſtets mit einem leiſen Trennungsſchmerze Abſchied, wie ihn oft Freunde nicht fühlen, zwiſchen deren Wiederſehen ſich das Weltmeer oder die weite Kluft der Jahre legt, wenn ihrem Herzen die erſte Blüthe der

Empfindung von dem kältenden Hauche des Lebens abgeſtreift ward.

Wie warm und aufrichtig nun auch Oswald den Major hochſchätzte, wie ſehr ihm die holde Ferdinande gefiel, wie wohl ihm in Beider Nähe war, ſo konnte dieſer Umgang ſein reges Bedürfniß der Freundſchaft doch nur einſeitig befriedigen, und er ſehnte ſich nach einem Freunde ſeines Alters und Standes, der dem Begriffe dieſes heiligen Namens umfaſſender entſpräche. Des Schickſals Gunſt ließ dieſen Freund ihn finden. Langenberg, damals Hauslehrer in einer adeligen Familie, welche ſich ein Rittergut, nicht ſehr weit von Großwaldritz entlegen, zum Landſitze gekauft, hätte der ſchriftlichen Empfehlung kaum bedurft, die ſeinem erſten Beſuche bei Oswald's den ſchicklichen Vorwand gab. Die gewinnendſte Perſönlichkeit und ein Benehmen, an deſſen bildſamen Stoff die Feile der Welt mit Erfolg gearbeitet hatte, machten ihm ſolch einen Behelf überflüſſig. Die Herzen der beiden jungen Männer fanden ſich durch den Zug der Sympathie ſehr ſchnell zuſammen, trotz der verſchiedenen Richtung, von welcher die Anſichten ihres Geiſtes, beſonders hinſichtlich ihrer theologiſchen Ueberzeugungen ausgingen. Das Herz fordert Gleichheit und Uebereinſtimmung der Gefühle, der Geiſt aber geſtattet freie Selbſtändigkeit; er findet Genuß in dem Streben, die Strahlen der verwandten Seele in den Brennſpiegel der Wahrheit zu leiten, die er für den Sammelpunct der ſeinigen hält! —

Oswald's heißes Temperament, ſein Feuerkopf wurde wohlthätig durch die beſänftigende Kraft des Glaubens gemildert, den er verkündete, und deſſen Grundſätze unerſchüttert in den Tiefen ſeines Gemüthes ruheten. Der religiöſe Enthuſiasmus, welcher ſein Leben, Lieben und Lehren durchglühete, wirkte durchdringend auf ſeine Gemeinde; ſie glich einem Gottesgarten, den die himmliſche Sonne des Evangeliums und der Segensthau frommer Reden und Ermahnungen befruchtete. Jedoch würden unſere Leſer irren, wenn ſie den jungen Geiſtlichen ſich als einen Schwärmer dächten; einfach, klar, begeiſtert und doch beſonnen, fern von jeder Ueberſpannung, konnte die reine Achtungswürdigkeit ſeines männlichen Charakters dieſen Vorwurf abweiſen, und mit der Lindigkeit, welche der heilige Paulus ſeinen Amtsbrüdern empfiehlt, duldete er fremde Meinungen, auch wenn er ſelbſt unter den falſchen Urtheilen derſelben gelitten hätte; der Wahrheit und ihres endlichen Sieges über Wahn und Irrthum ſtill, gewiß und ruhig verſichert.

Ganz entgegengeſetzten Weſens war ſein Freund Langenberg. Von Natur ſehr ſanft geartet, hatte eine pietiſtiſche Erziehung, verbunden mit dem Drucke äußerer Umſtände, die üppigen Kräfte ſeines Geiſtes niedergehalten. Als er dieſen Verhältniſſen entwachſen war, ſtreifte er mit Eifer und ſeligen Gefühlen ihren Seelenzwang ab, nicht ahnend, daß die entzückende Geſtalt der Freiheit, welche jetzt vor ihm aufging, ihn mit ungleich ſchwereren Ketten bedrohen könne. — Einer der älteſten Profeſſoren an der Hochſchule, wo Langenberg ſtudirte, ein Gelehrter von ſeltenen Gaben, denen jedoch ihre höchſte Krone, der chriſtliche Sinn, fehlte, feſſelte durch Güte und auszeichnendes Wohlwollen die Verehrung des jungen Langenberg, und ſich in philoſophiſchen Grübeleien gefallend, machte er ſich kein gewiſſenhaftes Bedenken, einen Jüngling in ihre gefährliche Irrbahn zu verlocken, der für die praktiſche Theologie beſtimmt war. Die Religion jenes Philoſophen trug ein heiteres, weites Gewand, das jeder menſchlichen Regung Raum ließ, und wenn Langenberg den düſtern Trauermantel angſthafter Buße und frömmelnder Kopfhängerei damit verglich, worin der Eltern beſchränkter Verſtand ſeine Kindheit und frühere Jugend preiſend geengt hatten, ſo brannte er vor Begier, ſo weit ſeine Kraft einſt reichen würde, die Sclaven ſolch einer mißverſtandenen Gottesfurcht von der Tyrannei des Wahnglaubens zu erlöſen. Seltſam genug befeſtigte dieſer Wunſch aus ganz andern Gründen den ſeiner Eltern, daß ihr Sohn ſich dem geiſtlichen Stande widmen möchte. Zwar lehnten ſich heilige Stimmen in der Tiefe ſeiner Bruſt gegen die neuen Grundſätze auf, welche Langenberg von ſeinem Lehrer angenommen hatte, und deren Autorität er in dem fleckenloſen Wandel, in der milden Ruhe, in der Allbeliebtheit jenes Greiſes erkannte: allein er wußte ſie durch das Gewirre ſophiſtiſcher Vorſtellungen zu betäuben: der Jüngling vergaß, daß auch einem ruhigen Gewiſſen nicht immer zu trauen iſt. So würde Langenberg ohne Zweifel ein Wüſtling geworden ſein, wenn nicht Ekel und Abſcheu vor den rohen Freuden gemeiner Ausſchweifungen ihm natürlich geweſen wäre, und der Segen ſeiner ſterbenden Mutter ihm als ein leiſewirkender Schutzgeiſt zur Seite geſtanden hätte. Aber recht froh und friedlich ward es doch nicht mehr in ſeinem Innern. Oft dünkte es ihm, als mangele ſeinen Freuden die beſte Würze; er verſuchte die feinſten Genüſſe des Lebens, ohne ſie in ihnen zu finden, dann fühlte er ſich von ſtillem Unmuthe beſchlichen, das Treiben der Menſchen, beſonders der wilde Muth junger Leute widerte ihn an, er verſchloß ſich in ſich ſelbſt, eine verzehrende Sehnſucht nach Ruhe für ſeine müde, von raſtloſem Suchen ermattete Seele nagte verborgen an dem unbefriedigten Gemüthe, und in dieſer Periode war es, wo ſein guter Genius ihn in Oswald's

Nähe und Haus führte. So wohl, wie unter dieſem gaſtfreien Dache, war ihm lange nicht geweſen! Er wünſchte, daß Oswald ſein Freund werden möchte, und dieſer Wunſch leitete ſein Betragen, deſſen er vollkommen mächtig war. Das Bild der ſchnellverflogenen Stunden begleitete ihn auf dem einſamen Rückwege und gewährte ihm einen frohen Nachgenuß.

Auch in Oswald und ſeiner Frau hatte ihr heutiger Beſuch einen angenehmen Eindruck zurückgelaſſen. Julie plauderte noch lange mit ihrem Manne über den Gaſt. Sie lobte ſeinen Anzug, das zierliche Schleifchen ſeiner Halsbinde, ſein wohltönendes Sprachorgan, was recht für die Kanzel geſchaffen ſei, die feinen, gefälligen Sitten, deren der Dünkel des Predigerſtolzes ſich leider Gottes! ſo oft überhoben meine — — nur ſcheine ihr ein düſterer Zug um ſeine hochgeſchwungenen Brauen auf ein verſtimmtes Gemüth zu deuten, und das Lächeln, welches zuweilen ſeinen Mund umſpiele, habe ihr noch weniger gefallen wollen.

Der Paſtor lächelte jetzt auch, aber gewinnender, zu der offenherzigen Kritik ſeines Weibleins, und ſprach: „Du haſt fein und ganz richtig bemerkt, meine Julie! Der finſtere Schatten über ſeinem Auge ſcheint ein Gewölk, welches dunſtartig der Seele entſteigt, die ihres ſchönſten Lichtes entbehrt — und das Dir mißfällige Lächeln bildet der Spott, die verwundende Gabe verſtörter Herzen! — Doch kann ich Dir nicht genug ſagen, wie ſehr dieſer Langenberg mich angezogen, ich wollte, daß er bald wieder käme!“ —

Langenberg hatte wirklich die herzliche Einladung des Paſtors für Ernſt genommen, er wiederholte ſeinen Zuſpruch, und wie oft er auch nach Großwalditz kam, immer war er doch der freundſchaftlichen Sehnſucht, die ihn dort erwartete, zu lange ausgeblieben. Zuweilen wurde Julie ſogar ein wenig eiferſüchtig auf den Freund, den ihr Mann mit ſo zärtlicher Wärme umfaßte; aber ſie fühlte doch ſelbſt, daß Langenberg einen neuen, verſüßenden Reiz in ihr eheliches Glück miſchte, und wenn Oswald nach ſtundenlangen Abſchweifungen in das Gebiet der Wiſſenſchaften ſeinen Arm um die blühende Gattin ſchlang, und ſie ſein Liebſtes auf Erden, das Weib ſeines Herzens nannte, und in Gegenwart des Freundes ihren Werth und ſein Glück pries, da wurde das Gefühl ihrer Seligkeit noch durch den freudigen Stolz geſteigert, daß ein Mann, wie Langenberg, Zeuge dieſer innigen Anerkenntniß war.

Es liegt ein eigener Genuß für junge Frauen in dem Umgange mit Männern, die in dem traulichen Verhältniſſe des Hausfreundes zu ihnen und ihren Gatten ſtehen, und wie oft man auch damit, und zuweilen vollen Rechtes — einen Begriff ſittlicher Gefahr verbinden mag, ſo iſt es doch mit ſittſamer Unſträflichkeit und fleckenloſer Treue gar wohl verträglich. Während das Mädchen durch zarte jungfräuliche Rückſichten beſtimmt, ſich nur mit ſchüchterner Zurückhaltung dem geſelligen Verkehr mit Männern überlaſſen darf, und öfters dazu auf die conventionelle Zwanghaftigkeit öffentlicher Geſellſchaften angewieſen iſt, genießt die junge Gattin des Vorrechts, im ſicheren Gefühle des ehelichen Schutzes alle Grazien ſchalkhafter Laune und züchtigen Muthwillens entfalten zu können. Die Häuslichkeit iſt der Spielraum dieſer Freiheit, und gewiß die Bühne, worauf weiblicher Reiz und weibliche Jugend ihre wärmſten Bewunderer finden.

Dies war nun Juliens Fall. Sie ſcherzte, durch ihren Mann aufgemuntert, unbefangen mit Langenberg, häkelte mit künſtlichem Fleiße dem Freunde eine neue Geldbörſe, weil die veraltete, welche er im Gebrauche hatte, der ſchönſinnigen Frau Aergerniß gab, bewirthete ihn mit ſeinen Leibgerichten, und ſpielte vierhändige Sachen mit ihm, wenn Oswald durch Amtsgeſchäfte der Unterhaltung entzogen ward.

So wie Oswald und Langenberg einander näher kennen lernten, wurden ſie gegenſeitig durch die Entdeckungen überraſcht, welche der ſchärfer eindringende Blick eines Jeden von ihnen im Geiſte und Gemüthe des Andern machte. Oswald entbrannte im heißen Mitleid, als er den heimlichen Wurm fand, der mit giftigem Zahne an dem Lebenskerne ſeines Freundes nagte. Er erſtaunte über die mühſame Künſtlichkeit des Religions-Syſtems, welches Langenberg ſich nach den Regeln der Weltweisheit aus eigenen Ueberreſten des Chriſtenglaubens zuſammengebauet hatte; doch tröſtete ihn die Bemerkung, daß dies luftige Gebäude, welches ein Sturm der Leidenſchaft ſehr leicht niederreißen konnte, auf einem beſſeren Grunde gelegt ſchien. — Aber über allen Ausdruck machte ihn die Seltſamkeit betroffen, daß Langenberg ſich mit ſolchen Geſinnungen einem theologiſchen Berufe habe weihen können, und dies in der Abſicht gethan, ſeine chriſtlichen Kirchkinder in philoſophiſcher Schule aufzuklären. Allein wiſſend, daß Ueberzeugungen nie auf dem Wege der Gewalt gewonnen werden, daß ſie vielmehr als des Menſchen eigenſte Sache ſeinem innerſten Gemüthe entkeimen müſſen, hütete er ſich wohl, Langenberg's religiöſe Meinung mit hitzigem Tadel anzugreifen, und warf nur dann und wann das Samenkorn eines fruchtſchwangeren Wortes in die geöffnete Bruſt des Freundes, es dem Segen Gottes und der mitwirkenden Zeit anvertrauend.

Langenberg hingegen konnte ſich eines unwillkürlichen

Gefühls gerührter Hochachtung nicht erwehren, als er in dem Paſtor einen Mann von ungefärbtem Glauben erkannte. Dieſen Sinnes, mit jenem ſeligen Wahrheitsdurſte, der ja befriediget werden ſoll — hatte Oswald aus den Quellen der göttlichen Offenbarung geſchöpft, und rein und lauter floß der Strom ſeiner Lehre von ſeinen Lippen. Auch durch ſein Beiſpiel erbauete und predigte er den Frieden und die Freudigkeit eines gottgeweiheten Lebens. Und wie frei und leicht und freudig bewegte Oswald ſich in dem Schlußringe chriſtlicher Geſetzmäßigkeit! Vergebens ſpähete Langenberg nach den Spuren jener ſelbſtquäleriſchen Strenge, die, nach den Erfahrungen ſeiner Kindheit, den Geiſt der Gläubigen in Feſſeln legt, und jedes kühne Streben, jedes ſchuldloſe Suchen nach Genuß durch ſchmerzliche Reibungen als Sünde ſtraft! — Dieſe neue Erſcheinung, welche Langenbergs Syſtem ſo grell widerſprach, reizte ihn, den Zuſammenhang in Oswald's Weſen genauer zu unterſuchen, und jeder weitere Schritt in dieſer Forſchung befeſtigte ſeine liebende Verehrung für den Freund, indeß er gleichzeitig in der Ueberzeugung zu wanken anfing, daß die Anſichten ſeiner Vernunft von einem höheren und unfehlbaren Standpuncte genommen ſeien.

Je unſicherer ſich Langenberg nun fühlte, um deſto heftiger ſtrengte er ſich an, die ſchwachen Stützen ſeiner religiöſen Meinungen feſt zu halten und ſich in dieſer Stellung gegen Oswald's ſiegende Ruhe zu vertheidigen. So oft ſie allein waren, gab er zu ſeiner eigenen Beunruhigung ihrem Geſpräche dieſe Wendung, und als einſt Oswald, hingeriſſen von der Wärme ſeines Gegenſtandes, die Schranke vorſichtiger Zuruckhaltung, die er ſich gegen den befangenen Freund zur Pflicht gemacht, durchbrochen, und inniger als jemals, an Langenbergs Herz gedrungen war, ſchloß er mit den Worten: „Armer Langenberg! ich ſehe voraus, wie es mit Ihnen kommen müßte, wenn ich nicht zu Gott hoffte, daß ein guter Geiſt, mag er Freundſchaft (hier reichte er ihm die Hand), mag er Liebe heißen — Sie auf den Weg der Wahrheit und des Friedens leiten wird. Ja, ſelbſt die Engel der Finſterniß, als Haß und Vorurtheil, müſſen dem göttlichen Willen dienen, um einen Irrenden zurecht zu weiſen. — Denken Sie, mein Freund, ſich den Menſchen unter dem Bilde eines Kindes! Die Philoſophie öffnet ihm die verſchloſſene Pforte des Lebens und entläßt ihn mit milder Lehre. Voll heißen Dranges nach Wiſſen und Genuß, ſtürmt er hinaus in das Gebiet der Zeit, bricht die oft herbe Frucht vom Baume der Erkenntniß, pflückt Blumen des Vergnügens, wo er ſie findet, und folget überall ſeinen Trieben. Aber endlich ſieht er ermüdet und geſättiget den Abend heranſchleichen; da grauet ihm vor den Schatten der Nacht, er ruft, doch Niemand hört — der Vater iſt ſo fern — ſo fern! — er verliert ſich auf ungebahnten Pfaden und ſinkt in den Abgrund der Troſtloſigkeit! — Ein anderes Kind, der Chriſt! ſucht die Freuden ſeines Daſeins im Garten der himmliſchen Heimath. Es fühlt ſich beſchützt und bewacht, und darum genießt es rein und ſorglos den kurzen Tag des Lebens. So oft ein Schrecken ihm naht, ſo oft es dunkel wird, fliehet es in den Schooß des Vaters; dort entſchläft es, träumt von Engeln und erwacht bei dem goldenen Lichte des Morgens an dem Buſen der ewigen Liebe — der Mutter des Weltalls!“ — Oswald ſchwieg bewegt; Langenberg war erſchüttert.

Schon bei ſeinem erſten Beſuche im Pfarrhauſe zu Großwaldiz hatte Langenberg den Major Stamfort und deſſen Enkelin in Beziehungen erwähnen gehört, welche ihn über das freundſchaftliche Verhältniß, das zwiſchen Oswald's und ihnen Statt fand, ins Klare ſetzte. Als dieſer Name nun wieder, und immer wieder, beſonders in Juliens Mittheilungen, vorklang, ſprach er Langenberg's Intereſſe, etwas Näheres von dem Major und dem Fräulein zu erfahren, allmählich reger an, und der Paſtor entwarf ihm in lobenden Zügen eine Schilderung des ehrwürdigen Greiſes und der liebenswürdigen Enkelin deſſelben.

Julie malte die ſkizzirten Portraits Beider mit weiblicher Phantaſie aus, und fügte beiläufig hinzu, daß ſie ſich zur herrnhutiſchen Gemeinde hielten.

„Dies ſchlägt meinen Wunſch, eine ſo intereſſante Bekanntſchaft zu machen, nieder:“ ſagte Langenberg mit jenem Lächeln, das Julien mißfiel.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Julie mit weiten Augen.

„Ich mag dieſe mähriſchen Brüder nicht leiden,“ antwortete er, „ſo wie mir überhaupt jede Secte bis in den Tod verhaßt iſt. Ihr Abſondern iſt eitler Hochmuth, ihre ewig lächelnde Miene, die ſie vorſchriftsmäßig, wie die weißen Häubchen, tragen, bedeckt vielleicht nicht ſelten den Krater einer Seele, worin finſtere Leidenſchaften um ſo tückiſcher gähren, als der eiſerne Druck ihrer Verhältniſſe ſie in dieſer ſchwarzen Tiefe verſchloſſen hält; — ihr andächtiger Gang, der ſie vor moraliſchen Fehltritten ſchützen ſoll — ihre ſchlichten Gebräuche, die mir wie der Mantel des Diogenes vorkommen, aus deſſen Löchern Stolz und Eitelkeit hervorlauſchen, und vor allem ihre religiöſe Heuchelei iſt mir zuwider.“

„Lieber Gott!“ entgegnete Julie verwundert und entrüſtet,

„wie unter — — verzeihen Sie, Langenberg! ich wollte ſagen, wie unbillig macht doch das Vorurtheil! Von dem allen, was Sie da ſagten, paßt auch nicht ein einziges Wort auf den Major und das Fräulein. Dieſer fromme, menſchenfreundliche Greis ſondert ſich nur durch ein Leben voll tugendhafter Segnungen ab; ein Held, ein Chriſt, ſpricht er weder von ſeinen Thaten, noch von ſeinem Glauben. Und Ferdinande flicht und lockt ihr ſchönes, braunes Haar ſo wie ich, und ihren leichten, ſchwebenden Gang könnte man ein tanzendes Lüftchen nennen. Einfach iſt ſie, das iſt wahr! So würden Engel, wenn ſie auf Erden wandelten, alle Kunſt und Manier verſchmähen. Kein Thautropfen iſt durchſichtiger als ihre Seele, und die himmliſche Milde ihres lächelnden Geſichts für Unnatur zu halten, wäre eben ſo, als wenn man es dem Veilchen zum Vorwurfe machen wollte, daß es keinen Dorn hat, wie die Roſe, oder nicht ſticht, wie die Diſtel.“

Paſtor Oswald wendete ſein Haupt, und ruhete ein Weilchen küſſend auf Juliens Hand, die ſie im Eifer ihrer vertheidigenden Rede auf ſeine Schulter gelegt hatte, dann ſagte er ernſt: „Die herrnhutiſche Gemeinde iſt bei allem dem, was man ihr ausſtellen könnte, doch eine Stiftung von weitverbreitetem Segen, und die unleugbare Wirkſamkeit, welche ſie auf die Cultur roher Völker geübt hat, dürfte ſchwer und nur von der entſchiedenſten Parteilichkeit zu verkennen ſein. Ihre Miſſionen zwingen uns zur Bewunderung und zum Erröthen vor unſerer Bequemlichkeitsliebe — und das Band, welches dieſe Stillen im Lande mit den Kindern fremder Welttheile verknüpft, hat, ich muß es bekennen — etwas Rührendes für mich. Mag es ſein, daß die Religionsform der Brüder-Unität ihre Mängel hat, welche, ſagen Sie, Freund! welche wäre ganz vollkommen? — Ich will zugeben, daß ihre Verbindung Viele einſchließt, die weit entfernt, ihren Geiſt gefaßt zu haben, das Weſen der Welt und ihrer Lüſte mit einer Scheinheiligkeit bekleiden, welche mir widriger iſt, als eine zur Schau getragene Laſterliebe; aber kann dieſe Vermuthung der Achtung für die Idee des Ganzen ſchaden? Wollten Sie, zum Beiſpiel, die Malerei deshalb herabſetzen, weil ihre begeiſternde Kunſt auch ſtümperhaft getrieben oder gar entweihet wird? — Ein Meiſtergemälde iſt die Sühnung für tauſend Sudeleien, und ein edler Chriſt aus der Schule des frommen Zinzendorf wiegt in ſeinem Werth, in ſeinem Wirken tauſend Heuchler auf! — Laſſen Sie mich ganz ausreden, Langenberg! Was die Tracht der Herrnhuter anbetrifft, an der Sie Aergerniß genommen, ſo ſollte dieſe Gleichheit und Simplicität doch wohl nur das erkennbare Zeichen ihrer demüthigen Verbrüderung ſein; daß jedoch bei der Uebertragung ſolch einer Norm ſich kleine Mißgriffe oder mitunter auch Abgeſchmacktheiten einſchleichen, wen dürfte das wundern?"

Langenberg lachte und ſprach gereizt: „Ich wende nichts dagegen ein; nur muß, wer ſich menſchlicher Schwächen überheben will, ſeiner Conſequenz ſicher ſein. Wir reiſten vorigen Sommer durch einen Gemeindeort. Unſere Gräfin, welche eine beſondere Vorliebe für die Brüdergeſellſchaften hegt, verweilte einen Tag daſelbſt, weil ſie hörte, daß die Feier eines Liebesmales ſein würde. Wir wohnten derſelben bei und waren ſpäter in eine angeſehene Familie zum Abendbrod geladen. Der Gottesdienſt, namentlich der Geſang, den ich nie reiner, ſchöner hörte, ſprach mich an. Bei dem Himmel! es waren lauter Nachtigallenkehlen; ich erſtaunte, als eine alte Frau, welche hinter mir ſaß, von dem weißen Bande als eine Wittwe bezeichnet, ihre Stimme in den vollen, ungeſchwächten Bruſttönen der Jugend erhob. Aber ein wenig lächerlich war es mir doch, da ich ſah, wie die hübſchen Kinderchen den läſtigen Zwang des Häubchens, ſo hoch wie möglich, lüfteten, ſo daß es nur etwa wie eine kleine, verſchobene Schlafmütze den Scheitel bedeckte, während blonde, braune, ſchwarze Löckchen, mit ſchlauer Coquetterie geordnet, darunter ſichtbar wurden, und das Incarnat und Roſa ihrer Schleifen ſchlaff und tief herabhing, um die Schönheiten der feingeäderten Unterkehle zu zeigen. — Das Abendbrod, womit man uns ehrte, ward in einem Geſchmack gegeben, den ich ſybaritiſch nennen möchte, und der Luxus, welcher aus dem Schnitte ihrer Kleidung mit jedem Modeflitter verbannt iſt, hatte ſich in die Feinheit ihrer Tücher und Mouſſeline und in die prachtvolle Stickerei ihrer Schürzen verſteckt. Dies letztere verſicherte mich die Gräfin; denn was verſtehe ich davon? Ich ſah nur weiße Blumen und Ranken auf weißem Grunde.«

Julie belächelte halb verſöhnt dies Geſtändniß; der Paſtor aber ſprach: »Die ausgebildete Geſchicklichkeit der Herrnhuter, ihre Induſtrie, die berühmte Güte ihrer Fabrikwaaren ſind Vorzüge, welche ihnen auch ihr hartnäckigſter Widerſacher nicht abzuſprechen vermag. Und mich dünkt, dieſe Vorzüge ſind nicht klein! Wo aber der Kunſtfleiß blüht, da ſprießet auch das Unkraut verfeinerter Bedürfniſſe in der Wüſte der Entſagung auf, und wo der Handel ſeine goldenen Brücken über die Meere bauet, da findet gar leicht die Ueppigkeit eine geebnete Bahn.«

»Ja, es ſind ganz gute Kaufleute!« antwortete Langenberg, »und ich meine, auf dieſen Ruhm ſollten ſie ihren Anſpruch an die Bewunderung der Welt einſchränken. Man kann aber nicht Gott dienen und dem Mammon! So gewiß nun dies ewig wahr iſt, ſo gewiß ſind die Entäußerungen und Gebräuche dieſer Leutchen, die einen dem Irdiſchen entrückten und ſogar über die menſchlichen Gefühle erhobenen Sinn andeuten ſollen, Schein und Trug — mindeſtens Selbſtbetrug! Sie dürfen nicht trauern, wenn der Tod das Liebſte von ihrer Seite reißt, ſelbſt die Thräne, das heilige Vorrecht der Betrübten, welche auch das wildeſte Gemüth ehrt — müſſen ſie einſam weinen. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, liebſter Paſtor, welche Wirkung es auf mich machte, als ich bei einem Spaziergange auf den Friedhof plötzlich den Schall feſtlicher Poſaunen vom Thurme des Städtchens hörte, und auf meine Erkundigung, was dies bedeute, vernahm, durch ſolch eine feierliche Muſik werde allemal der Tod eines Mitgliedes der Gemeinde angezeigt. Wie muß den gebrochenen Herzen an einem Sterbebette zu Muthe ſein, wenn ſie, während der heißeſte Schmerz aus allen Wunden ſtrömt, das Triumphlied in die Lüfte ſchallen hören? Heißt dies nicht die Natur verhöhnen und ihrer Forderungen ſpotten?« —

Oswald's Augen ſtrahlten; er hielt ſie auf Langenberg's entfliehendem Blicke feſt und ſagte: „Wie aber, Freund, wenn es anders wäre? Wenn wirklich, indeß wir den Sturz der Hütte, die den Geiſt unſerer Lieblinge einſchließt, mit dem Zittern der menſchlichen Schwäche anſehen, unſere Seele ſich über dieſe irdiſchen Trümmer aufzuſchwingen und ſeinem Fluge in das Land der Freiheit mit einem jauchzenden Lobliede zu folgen vermöchte? Wäre dies nicht der ſchönſte Sieg des Glaubens? — Und aus dieſer echtchriſtlichen Idee iſt gewiß jener Gebrauch hervorgegangen, ſo wie der Brüdergemeinde überaus herrliche Oſterfeier. Kurz vor dem Antritte meines Amts war ich in Herrnhut Zeuge davon. Es war ein himmliſcher Frühlingsmorgen. Als nun die Sonne aufging, und ihren hehren Glanz über den heiligſtillen Friedhof und über ſein weißes Geſtein ausgoß, als die Auferſtehungs-Hymne in die Wolken drang, welche gleich purpurnen Fahnen im klaren Aether flatterten, da war es mir, als ſähe ich die Gräber geſprengt und die verklärte Geſtalt Gottes von Licht umfloſſen auf dem thauenden Raſen wandeln; ich hörte im Geiſte die Worte: Ich lebe! und Ihr ſollt auch leben! — Schauer der Andacht durchrieſelten meine Glieder; ein überirdiſches Gefühl der Unſterblichkeit ſenkte ſich in meine Bruſt, ich ſah den Himmel offen! — Ich wartete, bis alles vorüber und der Gottesacker wieder einſam war; dann trat ich zu den Grabſteinen des Grafen Zinzendorf und der Seinen, und las mit ehrfurchtsvoller Theilnahme die Inſchriften darauf. Lange ſtand ich da, in tiefes Sinnen verſenkt, und dachte, wie die Zeit auch dieſe Steine verwittern und ſo manche Hülſe der Form von dem Werke dieſes frommen Mannes löſen würde, eine innere Stimme aber machte mich gewiß, daß der Kern deſſelben, ein gottbegeiſterter Gedanke, bleiben und Früchte in alle Ewigkeit bringen wird!«

Geſenkten Auges und flüchtig, als ſchlüpfe die Aeußerung halb gegen ſeinen Willen ihm über die bisher verſchloſſenen Lippen, ſprach Langenberg: »Sie halten Sich auch zur Brüdergemeinde!«

Der Paſtor warf einen langen, durchdringenden Blick voll erſtaunten Ernſtes auf den Candidaten, dann erwiederte er: »Nein, mein Freund, wenn ich auch nicht mit dem Malteſer, an den Ihre raſche Vorausſetzung mich unwillfuhrlich erinnert, antworten kann: Ihr Glaube, Langenberg, iſt auch der meinige!“ —

„Mein guter Mann,“ redete Julie ein wenig ſchnippiſch drein, „iſt nur ſo tolerant, daß er der Art und Weiſe eines jeden Menſchen, Gott zu verehren und dem Nächſten zu nützen, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Dies thun aber wenig Geiſtliche — und eine Religionspartei ſchreit über die Intoleranz der anderen. Was aber Ihr tadelndes Urtheil über die Abſchaffung der Trauer bei den Herrnhutern anbelangt, ſo iſt meine unmaßgebliche Meinung dieſe, daß jene Sitte als ein äußeres Zeichen der inneren Betrübniß ſehr unzuverläſſig ſei. Du lieber Gott! mancher Leidtragende geht in tieſem Crepp einher, während das Herz vor Freude hüpft und jubelt; indeß die ſchwärzeſten Farben des Grames ein anderes Gemüth verſchleiern, das in dieſer unſichtbaren Trauer eine erſtorbene Hoffnung, vielleicht ſeine liebſte und einzige — beweint! Dabei muß ich an den lächerlichen Sprachmißgriff jenes Franzoſen denken, der, als ihm der Vorwurf gemacht wurde, daß er um ſeine kürzlich verblichene Gattin nicht Leid angelegt habe, zur Antwort gab, indem er die Hand auf das Herz legte: Wenn es hier nur ſchwarz iſt!“ —

Die Männer lachten, und Julie hatte glücklich mit dieſem kleinen Ausfalle ein Geſpräch beendiget, welches die Empfindungen ihres Mannes allzuſehr aufgeregt, und von merklich verſtimmender Wirkung auf Langenberg geweſen war.

Allein dieſer Letztere hatte nunmehr ſeine Abneigung gegen die Verfaſſung der Brüdergemeinde unumwunden ausgeſprochen, und mit dem Trotze der Conſequenz widerſtand er Juliens fernerem Verlangen, daß er einmal nach Großwalditz kommen möchte, wenn Majors aus Haſelbuſch dort zum Beſuch erwartet würden. Er gönnte der kleinen Frau einen Sieg nicht, deſſen ſie ſehr gewiß zu ſein ſchien. Julie verlor endlich die Geduld und ward ſeinem ſtöckiſchen Eigenſinne ernſtlich böſe. Einſt fragte ſie ihn mit ſeltſamem Tone, ob er den Roman von Lafontaine: Quintius Heymeran, Freiherr von Flaming, geleſen.

Als Langenberg dieſe Frage verneinte und die Paſtorin erwartend anſah, ſagte ſie: „Das iſt Schade! Dieſer Baron Flaming iſt ein edelmüthiger Thor, der die Menſchen nach einem ſonderbaren Syſtem in Racen eintheilt, und die Blondheit, trotz den widerſprechendſten Erfahrungen, für das Abzeichen des Seelenadels hält. Er verachtet die armen Brünetten; kein Mädchen iſt ihm weiß genug. und zuletzt — heirathet er eine Mohrin! Dieſer Roman iſt die Geſchichte jedes Vorurtheils. Geben Sie Acht, Langenberg! ich erlebe es noch, daß Sie Sich zum Sterben in eine Herrnhuterin verlieben, und Sich glücklich preiſen, wenn die Tochter eines mähriſchen Bruders Ihre Frau wird.“

„Vielleicht!“ antwortete Langenberg. und mit jenem leiſen Lächeln des Spottes, das unſere Leſerinnen ſchon kennen, ſetzte er abgehend hinzu: „Wer kann für ſich ſtehen?“ — Dabei tupfte er ſich mit dem Finger auf die Stirne, und Julie errieth geärgert den Sinn dieſer Pantomime.

Allein obgleich dies hartnäckige Vorurtheil Langenberg's die zärtliche Verehrung kränkte, womit Oswald und ſeine Gattin dem Major und der holden Ferdinande ergeben waren, wie oft es auch zu kleinen Streitſcenen Veranlaſſung gab, ſo hatte es doch weiter keinen ſtörenden Einfluß auf das Wachsthum einer Freundſchaft, die mit jedem Tage feſter wurzelte und ſich immer inniger verzweigte.

Langenberg brachte die Zeit ſeiner Muße in Großwalditz zu und ging oft bei nächtlichem Gewitter den langen Weg nach Hauſe, um noch ein Abendſtündchen länger dort verweilen zu können. Julie hatte ihm richtig ſeinen Geburtstag abgelockt, er traf an einem Sonntage. Langenberg, nebſt ſeinen Zöglingen eingeladen, kam ſchon zur Frühkirche herüber, und die Feier eines kleinen, herzlichen Hausfeſtes ließ ihn mit Rührung empfinden, wie theuer er ſeinen Freunden geworden ſei. Oswald machte ihm ein Buch zum Angebinde, deſſen Titel Langenberg mit Erröthen las: „Theodor, oder die Weihe des Zweiflers.“

Der Spätherbſt löſete endlich, da die gräfliche Familie, bei welcher Langenberg war, nach der Stadt ging, dieſe traulichen Zuſammenkünfte für die Weile des Winters auf, und nun trat ein emſig gepflogener Briefwechſel mit neuem Genuß an ihre Stelle.

Als die erſte Schwalbe unter Juliens wirthlichem Dache niſtete, kam auch Langenberg wieder und wurde frohlockend empfangen.

Gegen das Ende des Maies ſtarb der Paſtor in Haſelbuſch, ein lebensmüder Alter. Langenberg war grade in Großwalditz, als die Nachricht von dieſem Todesfalle im Pfarrhauſe ankam.

„Langenberg! Sie müſſen Sich zur Probepredigt melden!“ ſagte Julie mit gebietender Fürſorge. „Sie dürften Sich kein beſſeres Glück wünſchen, als dieſe Stelle, die weit einträglicher iſt als unſere, obgleich ohne Landbau, den Sie ja doch weder lieben, noch verſtehen. O Himmel! welch ein Leben könnten wir führen! Möchten dann alle Sommervögel davon fliegen, die Freundſchaft hätte ſich für immer bei uns angeſiedelt, und der öde Winter würde das Bedürfniß geſelliger Mittheilung nur inniger befriedigen. Die lieben, langen Abende, wo es draußen ſtürmt und ſchneiet, ſäßen wir im warmen Zimmer und läſen, machten Muſik oder ſpielten Schach, und wäre das Wetter zu arg, ſo blieben Sie bei uns über Nacht. Das Gaſtſtübchen in unſerem Hauſe, deſſen einladende Heimlichkeit Sie ja ſo oft rühmten, heizt ſich leicht; Sie würden keine Bequemlichkeit entbehren.“

„Willſt Du nicht lieber jetzt bald Feuer darin anmachen laſſen?“ fragte der Paſtor lächelnd und ſtreichelte die ſchamrothe Wange ſeiner Frau. Doch jetzt zu Langenberg gewendet ſprach er: „Wenn es anders Ihr Ernſt iſt, bei der praktiſchen Theologie zu bleiben, ſo würde ſich Ihnen nicht leicht eine günſtigere Ausſicht zu einer Verſorgung als Landprediger darbieten, als in dieſer Stelle. Die Gemeinde zu Haſelbuſch und der dazu gehörigen Gaſtdörfer iſt ein trefflicher Schlag Menſchen! Der ſelige Paſtor war ein Patriarch, ein fleißiger Gärtner im Weinberge Gottes, und gewiß iſt er jetzt eingegangen zu ſeines Herrn Freude!“ —

„Und auf der Höhe des Weges,“ nahm Julie das Wort wieder auf und malte mit geſchäftiger Phantaſie das Bild ihrer Hoffnung vollends aus, „da, wo die wilden Roſen ſtehen, bis wohin wir immer — Majors begleiten“ — wollte ſie ſagen; der feine Tact ihres Zartgefühls unterdrückte jedoch das Lautwerden dieſer Erinnerung, und mit ſchneller Gewandtheit ſchob ſie die Worte vor — „mitgehen würden, wenn Sie uns nach einem Beſuche verließen, pflanzten wir eine Laube zum Ruheplatz und nennten ſie die Laube der Freundſchaft.“

Langenberg meldete ſich wirklich und predigte mit ausſchließendem Beifall Probe.

Der ferne Gutsherr von Haſelbuſch überließ ſeinen Unterthanen eine Wahl, die ihm ziemlich gleichgültig ſein möchte, und ehe noch allen Formen ihr Recht geſchehen war, konnte Langenberg ſein Schickſal für entſchieden anſehen. An dem Tage, wo er die Vocation erhielt, kam er gegen Abend nach Großwalditz, um ſeinen Freunden dieſe erwünſchte Beſtätigung mitzutheilen. Die Freude war groß! und Julie trank ſich an dem Aepfel-Champagner ihres Mannes, ſeiner eigenen gelungenen Fabrication, ein höchſt drolliges Räuſchchen.

Als Langenberg fort war, ſagte ſie in die Hände klopfend: „Nun muß er doch den Major und das Fräulein kennen lernen! das gönne ich ihm!“

„Ich auch, und zwar von Herzen!“ antwortete der Paſtor mit vergnügter Miene, wenn auch in anderer Meinung als ſeine Frau, und ſetzte dann mit bittender Ermahnung hinzu: „Doch thue mir den Gefallen, liebe Julie, kein Wort darüber mit ihm zu ſprechen; auch ſelbſt das leiſeſte könnte ein Verhältniß ſtören, das ſich ſtill und in unbemerkter Freiheit entfalten muß.“

Julie ſah aufhorchend ihren Mann an; der Sinn ſeiner Rede ward ihrer jezt leicht umnebelten Faſſungskraft nicht ganz klar, und ſo fragte ſie: „Wie ſoll ich das verſtehen, Auguſt? Denkſt Du vielleicht, daß Langenberg und Ferdinande“ — —

Die heilige Vernunft wolle mich vor ſolchem Plane behüten!“ verſetzte Oswald, den unausgeſprochenen Gedanken ſeiner Frau weit abweiſend. „Ferdinande,“ fuhr er fort, „ein herrnhutiſches Mädchen! und Langenberg, ein Sectenhaſſer! der ſich ſogar in der Rolle des Freigeiſtes gefällt, wenn gleich er ihre Unhaltbarkeit zu ahnen anfängt. — das würde nicht gut thun. Die religiöſen Differenzen der Ehe bilden in der Regel eine tiefere Kluft, als jede andere Ungleichheit, und nur die Engelſchwingen der erſten Liebe können ſie überflügeln. Doch wenn dieſe Fittige ihre Schwungkraft verloren haben“ — —

„O Du Ehemann!“ rief Julie in ſcheltender Entrüſtung, „ſprichſt Du nicht, als ob eine funfzigjährige Erfahrung Dein Blut gekühlt und Dich über jene ſchaurige Veränderung belehrt hätte?“

„Fürchte nichts von der Zeit!“ ſprach Oswald und umſchlang ſein reizendes Weib mit Feuer, „meine Liebe bleibt ewig jung, wie Deine Liebenswürdigkeit!“ Darauf küßte er Julie ſo heiß und heftig, daß der feine Kamm ihren Locken entfiel, deren blondes, ſeidenweiches Gewirre ihn nun wie ein Zaubernetz umſtrickte. —

Die Blätter fingen an ſich zu färben, als Langenberg ſein Amt antrat. Obgleich er Urſache gehabt hätte, mit dieſer frühen Verſorgung in jeder Beziehung zufrieden zu ſein, ſo war er jedoch in einer unruhigeren Stimmung, als je in ſeinem Leben. Er fühlte, wie glücklich er jetzt ſein könnte, wenn der fromme Glaube, den philoſophiſche Studien ihm geraubt, noch die Weihe eines Berufes wäre, der nur durch dieſe Kraft, aber nimmer durch die Spitzfindigkeiten der Vernunft mit Segen zu wirken vermag. Das Vertrauen, womit ſeine Gemeinde ihn aufnahm, drückte ihn wie eine leiſe Schuld; es war ihm, als trüge er ein ſcheues Geheimniß in ſeiner Bruſt, das, wenn es offenbar würde, die Herzen dieſer guten, zuverſichtlichen Landleute von ihm abwenden müßte, und es gab Stunden, in denen er mit reuigen Erinnerungen auf den Weg zurückſah, den ſeine religiöſe Ausbildung genommen hatte.

Als er zum erſten Male als Paſtor dieſer Gemeinde von der Kanzel herab ſeine andächtigen Kirchenkinder überblickte, ward er von einer tiefen Empfindung ergriffen. Sein Gefühl beſeelte das marmorne Gebild des Tauſengels, der vor ihm ſchwebte und das ſtille Antlitz zu ihm erhob, als ob er, der Schutzgeiſt dieſer dörflichen Schaar, flehete: Gieb ihnen Frieden — aber nicht wie die Welt giebt! —

Dieſe Viſion, wenn wir es ſo nennen wollen — beſtimmte nun den Geiſt ſeiner Vorträge, und mit zarter Gewiſſenhaftigkeit hütete er ſich, die Gemüthsſtille ſeiner Zuhörer aufzuregen, die, wie er aus eigener Erfahrung wußte, zwar leicht zu ſtören, aber ſchwer und ſchmerzlich zu vermiſſen iſt. Im geſicherten Beſitze einer angenehmen Lage beſchlich ihn melancholiſches Sehnen, der tiefe, innere Born, aus dem allein die Freude über äußere Zuſtände quillt, war ihm getrübt, und mit theilnehmendem Kummer bemerkten Oswald und Julie, daß Langenberg gerade jetzt, bei ſo viel Anlaß zu Frohſinn und erhöheter Regſamkeit, düſterer als jemals wäre und ſich in ſeinem Ausſehen verändert hätte.

Major Stamfort war mit ſeiner Enkelin die Sommermonate über verreiſt geweſen, und als Langenberg vernahm, daß ſie nun zurückgekehrt ſeien, hielt er es für ſchicklich, ihnen, die durch Rang, Ruf und Ortsgemeinſchaft Anſpruch auf ſolch eine Berückſichtigung hatten, ohne Verzug ſeinen Beſuch zu machen. Es war an einem Sonntage, wo er nach abgehaltener Kinderlehre in dieſer Abſicht nach dem Herrenhauſe ging.

Der Weg dahin war nicht ganz kurz, da der Wohnſitz des Majors in einiger Entfernung von der Mitte des Dorfes lag. Langſamen Schrittes und in tiefen Gedanken ging der junge Paſtor einen anmuthigen Fußſteig, der ſich in ſchattigen Windungen hinter der ländlichen Straße ſeinem Ziele zuſchlängelte. Die Natur athmete jene herbſtliche Stille, welche ſo leicht Gefühle einer milden Wehmuth anregt und die Seele in ſinnende Betrachtung wiegt. Langenberg blickte mit geblendetem, aber entzücktem Auge in die weite Landſchaft hinaus, die Bäume rauſchten leiſe über ihm und ſtreueten dann und wann ein falbes Blatt vor den Lauf ſeiner Füße. Da weckte ihn endlich das Murmeln eines Gewäſſers aus ſeinen Träumereien. Er ſah um ſich und gewahrte einen Bach, der von einem Abhange herzuſtrömen ſchien und eilig einen Kranz von Weiden durchrollte, und jener terraſſenförmige Abhang war die Abendlehne des Herrenhauſes. Langenberg ſtutzte vor dem edlen Geſchmack dieſes Gebäudes, dem er noch nie ſo nahe geweſen. Ein grünes Spalier umſchloß den Vorplatz, der zu einem Blumenſtücke benutzt war, und eine grottenartige Lindenlaube bildete ſeinen Eingang; von der hinteren Seite dehnte ſich der Obſtgarten mit ſeinen reifenden Fruchtſorten und langen Gemüſebeeten bergan. Eine Ruhe, von keinem Laute menſchlichen Treibens unterbrochen, wie ſie den Garten des Paradieſes umwehet haben mag, webte um dieſe einſame Wohnung.

Der Paſtor ſtand und zögerte — endlich öffnete er das grüne Gatterthor und bemerkte jetzt erſt in dem Winkel eines Rebengeländers einen Greis, den die Uniform als den Herrn des Hauſes kenntlich machte. Sobald der Major den Kommenden gewahrte, legte er die Tabackspfeife und das Buch, worin er las, aus der Hand, und ging ihm einige Schritte entgegen. „Erlauben Sie mir, Herr Oberſtwachtmeiſter,“ ſagte Langenberg in ſeltſamer Verlegenheit, „daß ich mir die Freiheit nehmen darf, mich Ihnen als den Paſtor des Ortes vorzuſtellen und Ihrem gütigen Wohlwollen zu empfehlen; mein Name iſt Langenberg.“ —

Ein freundliches Lächeln hellte das Geſicht des Greiſes aus, das den Charakter eines milden Ernſtes trug. „Sein Sie mir willkommen, lieber Herr Paſtor!“ ſprach er mit herzlichem Tone und einem Anſtande, dem ſein hohes Alter etwas ſehr Ehrwürdiges gab; „es freut mich — in der That! es freut mich, Sie kennen zu lernen!“ Er reichte ihm die Hand. „Nehmen Sie doch Platz, Herr Paſtor! aber es wird Ihnen hier vielleicht zu warm ſein; ſolcher Schnee“ — er deutete auf ſein weißes Haar, — „wird freilich von einem Sonnenblicke nicht mehr geſchmolzen.“

Langenberg ſetzte ſich an die Seite des Majors und reichte ihm mit gefälliger Artigkeit die Pfeiſe zu, während ſeine bewundernden Blicke den Garten durchirrten und bald lüſtern auf dem ſchwellenden Purpur der Trauben hafteten, die in ſeiner Augennähe ſo lockend unter den verbergenden Blättern hervorglüheten, bald auf der Schönheit von ſpäten Blumen verweilten, die er in ſo ſeltener Mannigfaltigkeit geſehen zu haben ſich kaum erinnerte. Er äußerte dieſe Bemerkung laut und pries den Reiz dieſes kleinen Edens.

„Der Garten iſt mein Vergnügen“ — antwortete der Major, „mein Steckenpferdchen, ſo zu ſagen. Allen anderen Liebhabereien ſtirbt man am Ende ab; doch die Freude an der Natur bleibt, ja, ich möchte glauben, ſie nähme mit den Jahren zu. Auch iſt mir dies recht erklärbar. Ihre ewige Verjüngung iſt für das erſtorbene Alter ein ſtärkendes Bild; ſie iſt ein Buch der göttlichen Offenbarung, deſſen Inhalt wir mit jedem Tage tiefer faſſen lernen.“

Er brach hier ab und winkte unmerklich mit der Hand. Langenberg's Auge folgte der Richtung dieſes Zeichens und erblickte einen alten Diener in Livree, der ſich am Spalier zeigte und auf dieſe Art einen Befehl ſeines Herrn empfing.

den er auch richtig verſtanden zu haben ſchien; denn er brachte ſogleich eine blendende Serviette, die er über das Tiſchchen deckte, und ſetzte eine kleine, verſiegelte Flaſche Wein, feines Backwerk und wunderſchöne Pfirſiche auf. Der Major löſete mit vorſichtiger Hand das Siegel, ließ das perlende Gold des Weines langſam in das Glas tröpfeln, dann reichte er das volle dem Gaſte, während er mit ſorglicher Mäßigkeit das ſeinige nur halb füllte. Er ſprach: „Nun Glück und Segen zu Ihrem Amte, Herr Paſtor! es iſt ein ſchöner Beruf! Wie viel Gutes können Sie ſtiften, und wie mancher vornehme Staatsmann dürfte ſie um das ruhige, unabhängige Wirken beneiden, das Ihnen erlaubt, ein Menſch zu ſein!“ Langenberg ſagte, daß er früher unentſchloſſen geweſen, ob er ſich als Theologe für den Predigerſtand, oder für den profeſſoriſchen Unterricht auf einer Akademie entſcheiden ſolle.

Mit einem leiſen Kopfſchütteln erwiederte der Major: „Ich habe über ſolch eine Wahl keine andere Stimme, als die, welche meine ſchlichte Einſicht, oder meine Neigung abgäbe, und beide würden in Ihrem Falle für Ihren Entſchluß geſprochen haben; nur dächte ich, müſſe ein Schwanken dieſer Art recht peinlich ſein. Gewißheit! bedarf der Menſch, alles andere kann er zur Noth entbehren; iſt er aber ſeiner Vorſätze, ſeiner Liebe, ſeines Glaubens ſicher, ſo gleicht er dem Eichbaume, der unerſchütterlich ſteht, während die Stürme des Lebens in ſeinen Zweigen ſpielen. Nun, Herr Paſtor, trinken Sie doch! Gewißheit! in allem, was Ihnen theuer iſt!“ —

Langenberg trank erröthend; der abſichtsloſe Vorwurf des Greiſes hatte ihn tief getroffen.

Das Geſpräch nahm nun eine andere Wendung, und

Langenberg verrieth in demſelben den Wunſch, das Haus, deſſen Aeußeres ihm ſo einladend dünkte, von innen zu ſehen. Augenblicklich ſtand der Major auf, dieſem Verlangen zu genügen, und bat den Paſtor, ihn zu begleiten. Als die Thürklingel mit tönendem Schalle durch die Wölbungen des Flurs hallte, öffnete der alte Bediente, als hätte er auf den unvermutheten Eintritt der Herren gewartet, das Wohnzimmer zu ebener Erde. Langenberg ward durch die Einrichtung überraſcht, deren Einfachheit durch das feine Holz der Möbeln und durch die koſtbarſten Kupferſtiche, womit die Wände rings tapezirt waren, einen Anſtrich von beſcheidener Pracht erhielt. Doch ein Großvaterſtuhl, mit weichem, holländiſchem Zitze überzogen, ein Glasſchrank voll japaniſchem Porzellan in alterthümlichen Formen und ein Kamin, auf deſſen Simſe eine Zwergwache von gleicher Maſſe figurirte, indeß ein Häufchen verglüheter Kohlen den Gebrauch des Morgenfeuers in noch ſo milder Jahreszeit — nachwies, miſchten den bunten Geſchmack der vergangenen Zeit in die anſprechende Ordnung des Ganzen und erregten zugleich die Vorſtellung von der Bejahrtheit des Beſitzers.

Gierig, wie die Biene von Blume zu Blume, flog Langenberg's Auge von einer meiſterhaften Darſtellung zur andern, bis es endlich auf einer claſſiſchen Erinnerung ausruhete, dem Tode des Leonidas, der in reicher, kriegeriſcher Scenerie ein breites Thürſtück einnahm.

„Sehen Sie, Herr Paſtor!“ ſagte der Major, den ſtummen Kunſtgenuß ſeines Gaſtes unterbrechend und auf eine kleine Statue Friedrichs des Großen hinweiſend, der in ſeiner allbekannten Stellung zu Pferde den Schreibtiſch von Mahagoni zierte, „das iſt mein Held! ich bin ſtolz darauf, ihn perſönlich gekannt zu haben. Es war ein geborener

König, und die Majeſtät ſeines Blickes drückte ſelbſt brave Männer vor ihm in den Staub; aber er verſtand auch zu erheben!“ —

Langenberg hätte wohl länger hier verweilen mögen; allein der Major ſprach: „Wenn es Ihnen nun gefällig iſt, ſo wollen wir weiter gehen!“

Gegenüber war das Speiſezimmer, welches durch eine Glasthür mit einem kleinen Gewächshauſe in Verbindung ſtand. Von da gingen ſie der breiten, ſchön geſchwungenen Treppe zu, und der Major hatte bereits einen Fuß auf der erſten Stufe, als er ihn wieder zurückzog und ſcherzend ſagte: „Nein, die Küche dürfen wir nicht unbeſehen laſſen! das würde mir meine Martha übel nehmen und lange nachtragen!“

Langenberg glaubte bei dem Eintritte in die Küche auf den wirklichen Schauplatz eines niederländiſchen Gemäldes verſetzt zu ſein. Die Abendſonne funkelte von dem hellblinkenden Kupfergeräth wieder, das in prangenden Reihen aufgeſtellt war, die Kochtiſche glänzten in appetitlicher Reinheit; ein Drachenmund von rothem Blech ſprang aus der Mauer hervor und ſtrömte einen klaren Waſſerſtrahl in eine breite Rinne von Stein, die in das unterirdiſche Reich des Gartens abfloß, und an dem ſaubergerötheten Feuerherde ſtand eine alternde Perſon, an deren blendend weißer Taſchenſchürze kein Stäubchen vom Schmutze roher Arbeit zu bemerken war.

Langenberg ſtand ſtaunend; Verwunderung und Wohlgefallen malten ſich in ſeinen Zügen — das Bild einer jugendlichen Hausfrau, die in ſolcher Umgebung für ihn beſchäftiget wäre, ſchwebte ſeiner Seele vorüber. Er konnte nicht anders, er mußte ſeinen Beifall in Worte ergießen, und indem ſie Martha's unſchuldige Eitelkeit befriedigten, gewannen ſie ihm eine dankbare Verehrerin.

Nun führte der Major den Paſtor die Treppe hinan. Ein verhältnißmäßiger Vorſaal trennte den Zuſammenhang der oberen Zimmer, wovon mehrere rechter Seits zu der Aufnahme von Gäſten beſtimmt waren, deren viele, wie aus dieſer Beſtimmung zu urtheilen, die Einkehr in dieſe ländliche Abgeſchiedenheit zu ſuchen ſchienen.

„Hier," ſagte der Major, linker Hand deutend, „wohnt meine Enkelin, und es wäre ſchade, wenn das Mädchen abgeſchloſſen hätte, da es vorhin ausgegangen. Dies erſte Zimmer hier gewährt die ſchönſte Ausſicht im ganzen Hauſe; nein! es iſt offen, das iſt mir lieb!"

Mit einer ahnungsvollen Scheu ſchritt der Paſtor über die Schwelle. Wie ſchön, wie traut war es hier! in dieſer ſtillen Heimath der unentweiheten, jungfräulichſten Ruhe!

Langenberg wagte kaum zu athmen in dieſen Räumen, worin noch kein anderes Männerherz, als das väterliche des Majors geklopft hatte. Dieſer rief ihn vor das geöffnete Fenſter und machte ihn mit dem freudigen Stolze des Beſitzes auf die Herrlichkeit dieſer Ausſicht, und mit ungeſchwächter Sehkraft auf die entfernteſten Puncte der weiten Gegend aufmerkſam. Aber obgleich der Paſtor ein enthuſiaſtiſcher Naturfreund war, ſo zog ihn doch jetzt die innere Welt dieſes Zimmers mit ihren Zeugniſſen für den reinen Geiſt, der ſie bewohnte, ſtärker an, als der maleriſche Reiz jener Perſpective. Zwar waren es nur Augenblicke, die ſeine Beobachtung der Aufmerkſamkeit für das Geſpräch mit dem Major entziehen konnte; aber ſie führten ſeiner empfänglichen Phantaſie reichen Stoff zu. In dem Notenbuche auf dem offenen Clavier war das Morgenlied aufgeſchlagen:

„Sei mir gegrüßt zu meines Gottes Ehre, Du ſeiner Schöpfung Königin!“

Langenberg las dieſe Anfangszeilen flüſternd; dennoch hatte der Major etwas davon vernommen. Er ſprach: „Das iſt meiner Ferdinande Lieblingsgeſang! von hier aus ſieht ſie die Sonne aufgehen — ſie ſteht ſehr früh auf, und ich höre es immer mit Andacht, wenn ſie mit reiner, ſchöner Stimme und noch reinerem Herzen den Aufgang des Tages feiert, und ſchlummere dann noch einmal ſo ſüß das faule Frühſtündchen vollends aus. Mein Schlafgemach iſt gerade unter dieſem, das muß ich Ihnen nachher auch noch zeigen, Herr Paſtor!“

Ein einziges Gemälde nur ſchmückte das Zimmer; aber die rührende Schönheit deſſelben hätte auch nicht leicht ein paſſendes Nebenſtück gefunden. Es war ein Chriſtuskind mit Blumen ſpielend, aus deren Fülle es eine Paſſiflore wählt und mit ſinnigem Lächeln betrachtet. An einer der Roſetten von Bronze, welche den Spiegel trugen, pickte eine kleine, goldene Damenuhr, an der anderen hing ein herrnhutiſches Mützchen von Battiſt mit rother, zerknitterter Schleife.

Langenberg's Blick hing unverwandt an dieſem, ſo oft von ihm beſpöttelten Kopfputze, es ging etwas in ihm vor — er wußte ſelbſt nicht, wie es zugehe, daß er ſich den Mädchenkopf unter dieſem Häubchen ſo überaus hübſch denken mußte? — Die Thür des Alkovens ſtand ein wenig offen; Langenberg lugte hinein. Ein grünſeidener Vorhang rauſchte in reichen Falten bis an die Erde hinab und warf den Sonnenſchein in roſigen, zitternden Blendungen an die hellgefärbte Mauer. Das Bett war mit weißer Decke tief verhüllt, und auf einem Tiſchchen ſtand eine alabaſterne

Nachtlampe in edler, bedeutſamer Form. Es war eine Veſta, die in einer Schaale die heilige Flamme trug, welche mit keuſchem Strahl das jungfräuliche Lager bewachte.

Vor die Glasfenſter des Bücherſchrankes waren Gardinen gezogen; doch der aufmerkſame Major ſah nicht ſobald das Verlangen in ſeines Gaſtes Auge, den Inhalt kennen zu lernen, als er ihn mit gefälliger Eile erſchloß. Langenberg fand hier eine kleine, aber ſehr gewählte Geſellſchaft. Deutſche Dichter der älteren Zeit waren in zierlichen Bänden neben den Original-Ausgaben claſſiſcher Britten aufgeſtellt. Auch eine ſtrenge Auswahl guter Romane und einige franzöſiſche Schriften, aber wenige nur. —

„Meine Ferdinande,“ hob der Major an, als Langenberg das berühmte engliſche Gedicht von Goldſmith: „das verlaſſene Dörfchen,“ aufſchlug und einige Zeilen ſo las, daß der Major hörte, auch er verſtehe engliſch, „liebt dieſe Sprache und ihre Dichter vorzugsweiſe. Ich laſſe mir dieſe in guten Ueberſetzungen wohl gefallen. So ergötzt mich zum Beiſpiel in Milton's verlorenem Paradieſe die Kriegführung der himmliſchen Geſchwader gegen den Fürſten der Finſterniß und ſeine Schaaren außerordentlich; aber ſonſt iſt mir die engliſche Ausſprache fatal; ich mag ſie nicht wohl leiden. Meine arme Kleine findet daher für ihren Geſchmack wenig Anklang. Ich traue ihr wohl gar zu, daß ſie nach meinem Tode die Verbindung der Gemeinde benutze, um nach ihrer geliebten Inſel zu ſchiffen. Nun, meinethalben nach Sanct Thomas! die Erde iſt überall des Herrn und voll ſeiner Güte. Freilich, die Selbſtſucht ſtreckt ihre Hand noch aus dem Grabe empor, um das Irdiſche feſtzuhalten; ſo wäre der Gedanke mir ſüß, daß meine Enkelin, die ich wie meinen Augapfel liebe, hier, wo ich leben, ſterben und begraben werden will, bliebe, und den Hügel des Großvaters zuweilen mit einer kindlichen Thräne benetzte. Aber der Himmel wolle mich bewahren, daß ich dem Mädchen ſolch eine Verbindlichkeit auflegen und ſein Schickſal alſo feſſeln ſollte! Möge einſt das Unkraut immerhin auf meinem Grabe wuchern, wenn nur die Blume des Glückes, wäre es auch in einem fernen Welttheile, meinem Kinde blüht!«

»Ihr Grab, Herr Major,« antwortete der Paſtor von einem raſchen Gefühle hingeriſſen und drückte dem Greiſe mit Wärme die Hand, „das uns in ſpäter Zeit erſt betrüben wolle! ſoll nicht ohne Pflege bleiben, und der Thränenthau dankbarer Achtung wird auf ſeine Blumen fallen!« —

Mit bewegten Empfindungen verließ der Paſtor dieſes Zimmer und bald darauf den Major; allein obgleich Langenberg den freundlichſten Dank für dieſen Beſuch empfing, ſo erwartete er doch vergebens die Einladung, ihn zu wiederholen. Ohne es zu wiſſen und zu wollen, von einem geheimnißvollen Triebe geleitet, ſchlug er den Weg nach Großwalditz ein. Wie er aus tiefen Gedanken zu ſich ſelbſt kam und es bemerkte, ſagte er: „Es iſt Mondſchein; was thut es, ob ich auch ſpät wiederkehre?«

Der Weg führte über eine kleine Anhöhe; nachdem Langenberg ihren Mittelpunct erreicht hatte, blieb er ſtehen und ſah noch einmal zurück in das ſanft vertiefte Thal, worin von dieſem Geſichtspuncte aus das Landhaus des Majors lag. Der Abend hatte dieſen lieblichen Anblick bereits in ſeinen erſten, blaſſen Duft gehüllt; er ſchien gleich einem Hauche des Friedens um dieſen ſtillen Wohnſitz zu ſchweben. Ein bleicher, zitternder Lichtſchimmer ſtreifte durch das Dunkel der Gebüſche, und Langenberg beſchäftigte ſich mit der Unterſuchung, ob dieſer leuchtende Doppelpunct die Lichter in des Majors Zimmer ſeien. Er fühlte ſich für dieſe gleichgültige Frage intereſſirt; jener Aufenthalt und ſeine Bewohner waren ihm plötzlich werth und wichtig geworden.

Julie hatte wirklich ihren freundſchaftlichen Vorſatz ausgeführt und einige wilde Roſenſtöcke auf der Hälfte des Weges zwiſchen Großwalditz und Haſelbuſch zu einer Laube ziehen und anderes Geſträuch hindurch pflanzen laſſen. Obſchon nun dieſe Anlage noch ſehr jung war, und die Hand der Kunſt nur mit ſchwachen Hülfen die Natur unterſtützte, ſo war es doch eben jener wilde, kunſtloſe Reiz, das dem Schatten einer Roſenlaube auf der ſonnigen Wegſcheide unabſehlicher Aehrenfelder eine ganz beſondere Anmuth gab. Rohe Bänke reiheten ſich um den inneren Raum, und die Schnitter der letzteren Ernte hatten bei der Tafelrunde ihres Frühſtücks oder Veſperbrodes ohne Umſtände von dieſer Bequemlichkeit Gebrauch gemacht.

In Oſten ging der Mond auf und miſchte ſeinen kühlen Glanz in die letzten Dämmerungen des Tages, deſſen weſtlich verglühender Rand in ein bläuliches Dunkel zerfloß. Ein friſcher Abendſchauer ſtrich über die Stoppelfelder, das Heimchen zirpte, der ſcheue Haſe huſchte durch die Rübenſaat. Da näherte Langenberg ſich der Freundſchaftslaube; ſo hatte Julie ſie genannt. Aber ſo war er in ſeinem Leben nicht erſchrocken, wie jetzt, als in dem Augenblicke, wo er in dieſe kleine, laubigte Halle ſchritt, ihm ein Weſen von der anderen Seite entgegentrat, das für eine überirdiſche Erſcheinung zu halten er nicht übel geneigt war. Ein ſchlankes, junges Mädchen ſtand vor ihm und bebte bei ſeinem Anblicke furchtſam zuſammen. Das blendend weiße Gewand umhüllte in zwangloſen Formen den ſchönſten Wuchs, und das türkiſche Gewirk eines warmen Shawls ſchien der feurigen Jugend die es trug, der Erhitzung des raſchen Ganges mehr hinderlich als bedürftig zu ſein. Ein feiner Strohhut mit blauen Feldglocken bekränzt, hing rückwärts, als ſolle er den zarten Nacken gegen die Bleiche des Mondſcheins ſchützen, und eine Fülle hellbrauner Locken quoll darunter hervor. Das weichgerundete Geſicht, von einem Paar dunkelblauen, unſchuldigen Augen beſeelt, blühete friſch, wie eine eben aufgebrochene Roſe, und ſelbſt der Blick des Schreckens, mit dem das einſame Mädchen vor dem fremden Manne zurückwich, war noch ſchön, wie eine ſchüchterne Grazie.

Früher, als ſeine Beſonnenheit, kam dem Paſtor die Vermuthung, wen er vor ſich ſehe. Allein Ferdinande — unſere lieben Leſer werden errathen, daß ſie es war — hatte bereits Farbe und Faſſung wieder gewonnen, als ſich ihr noch immer der naheliegende Gedanke verſagte, dieſer ſchwarz gekleidete junge Mann könne Langenberg, der neue Paſtor von Haſelbuſch, ſein.

Mit einer Stimme, die ſo furchtſam klang, daß auch das ſchüchternſte Täubchen davon nicht aufgeſcheucht worden wäre, entſchuldigte er bei dem Fräulein ſein jähes Erſcheinen, und nannte ſeinen Namen, indem er halb errathend, halb fragend um den der holden Unbekannten bat. Ferdinande beſtätigte ſehr freundlich dieſe Vorausſetzung, und ſuchte beſchämt und in zitternder Verlegenheit dieſe ſpäte Begegnung auf freiem Felde zu erklären, welche das weibliche Zartgefühl ihr als unſchicklich vorwerfen mochte.

„Ich konnte es nicht erwarten,“ ſagte ſie, „meine guten Oswald's nach einer ſo langen Abweſenheit wiederzuſehen, und, ſo quälte ich meinen Großvater, der ſich noch zu ermüdet fühlte, um mich begleiten zu können, um die Erlaubniß, den ſicheren Spaziergang allein unternehmen zu dürfen;

doch mein Erſchrecken bei Ihrem Anblicke. Herr Paſtor, rechtfertiget ſeine Warnung, daß dieſe Kühnheit geſtraft werden könne.“

„Und ließen Oswald's Sie, mein Fräulein, ohne Geleit den Rückweg antreten?“ fragte Langenberg im Tone tadelnder Befremdung.

„O nein!“ antwortete Ferdinande, dieſen Vorwurf ſchnell und dringend entkräftend, „der Paſtor ging mit mir — ſeine Frau iſt unpaß und muß das Zimmer hüten. Etwa funfzig Schritte von hier, Sie würden ihn noch ſehen können, wenn es heller wäre! holte uns ein eilender Bote ein, der ihn zu einem Kranken berief. Ich ſelbſt drang nun in ihn, mich zu verlaſſen und verſicherte ihn meiner Furchtloſigkeit; der Zufall fügte es aber, daß ich meiner Prahlerei inne würde.“ —

Sie lächelte über ſich ſelbſt.

„Lieber möchte ich glauben, daß er mir ein verſäumtes Glück gönnen wollen;“ erwiederte Langenberg verbindlich und fuhr fort, „ich nahm mir dieſen Nachmittag die Freiheit, Ihrem Herrn Großvater meine Aufwartung zu machen, und habe erſt vor einer halben Stunde Ihre reizende Wohnung verlaſſen, nicht ahnend, daß ich dem Vergnügen entgegengehe, Sie, mein gnädiges Fräulein, derſelben zuzuführen; denn ich wage es jetzt, um das ehrenvolle Vorrecht zu bitten, Sie bis dahin unter meinen Schutz zu nehmen.“

Ferdinande nahm dieſe Artigkeit zwiſchen Erbangen und Freude an und ſagte nur ein wenig bedenklich: „Auf dieſe Art bringe ich jedoch unſere gemeinſchaftlichen Freunde um Ihren Beſuch, denn gewiß wollten Sie nach Großwalditz gehen!“

„Ich wußte ſelbſt nicht recht, was ich wollte; nun aber weiß ich es!" antwortete Langenberg mit Beziehung und knüpfte alsbald ein Geſpräch an, in das Ferdinande zuerſt beklommenen Herzens, dann aber mit liebenswürdiger Unbefangenheit einging.

Beide gingen traulich, wie ein paar junge Eheleute neben einander her; es ward immer dunkler, der Tag erloſch vollends, in goldener Helle ſtrahlte der Mond ſein mildes Licht auf die nächtliche Welt, und ehe Langenberg und Ferdinande es dachten oder wünſchten, ſtanden ſie am Gatterthore des Herrenhauſes.

Hier küßte Langenberg dem Fräulein die Hand und empfing eine Dankſagung für ſeine ſchützende Begleitung. Er hörte die Thürklingel ertönen, lauſchte ſtillſtehend den zitternden Schwingungen des Nachhalls, dann ſchlich er, in ſein kleines Abenteuer verloren, der einſamen Pfarre zu.

Am folgenden Nachmittage bei guter Zeit machte er ſich auf den Weg nach Großwalditz. In der abgeblüheten Roſenlaube verweilte er lange; ihm war es, als triebe ſie heute erſt Knospen. Das Bild des geſtrigen Abends trat vor ſeinen Geiſt — dies Plätzchen, ihm von der Freundſchaft geeignet, hatte eine noch höhere Weihung erhalten. Er fand Julie gebeſſert und ihren Mann daheim. Sie empfingen den Freund mit zärtlichen Vorwürfen, daß er länger als ſonſt ausgeblieben. Nachdem Langenberg ſeine Vertheidigung geführt und ſeine Abhaltungen namhaft gemacht hatte, ſagte er lächelnd, doch muthig: „Heute aber konnte ich nicht länger warten, denn ich bringe Ihnen, meine liebe Frau Schweſter," (ſo nannte, ſeit er im Amte war, Langenberg die Paſtorin nach einer alten Sitte des Predigerſtandes, die er jedoch nur ſcherzweiſe in Anwendung brachte,) „eine Genugthuung, die Sie nicht verſchmähen werden. Ich bin geſtern bei dem Major Stamfort geweſen und bekenne, daß dieſer würdige Mann von meinen Vorurtheilen gegen die Herrnhuter ausgeſchloſſen bleiben müſſe.“

Die Freude leuchtete in Juliens Augen auf; aber dies offne Geſtändniß ſprach ihre natürliche Güte an und milderte den Ausdruck des gefühlten Triumphes.

„Nun das iſt ſchön!“ ſagte Julie belobend und reichte ihm die kleine, runde Hand; „Sie ſind nicht gar ſo halsſtarrig, als wofür ich Sie hielt; das werde ich einmal bei Ihrer künftigen Braut zu rühmen wiſſen; aber Schade! daß Sie das Fräulein verfehlten. Ferdinande war bei uns.“

Langenberg entgegnete: „Ich habe das Fräulein in der Roſenlaube getroffen und nach Hauſe begleitet.“

„In der Roſenlaube? ſprich, wie kam das?“ fragte Oswald, und „wie gefällt Ihnen das Fräulein?“ gleichzeitig ſeine Frau.

„Es iſt ein liebes, artiges Kind!“ gab Langenberg mit gleichgültiger Stimme zur Antwort, indem er während derſelben eine Biene verfolgte, die ihn gereizt umſummte, und zu dem Paſtor gewendet ſetzte er hinzu: „Ich war im Begriffe, herüberzukommen, da traf ich das Fräulein; es zitterte wie Eſpenlaub vor mir, dem ſchwarzen Manne — und ich hielt es für meine Schuldigkeit, das zaghafte Weſen vor einem ſchlimmeren Zuſammentreffen zu bewahren.“

„Kind?“ wiederholte Julie, „es muß Ihnen geſtern vor den Augen gelegen haben, Langenberg! denn Ferdinande iſt ein und zwanzig Jahre!“

Oswald lächelte; Langenberg auch. Erſterer aber ſagte: „Es iſt nicht der kleinſte Lobſpruch, den man einem Mädchen ertheilt, wenn man es ein Kind nennt. O bliebt Ihr ewig Kinder! unſchuldig, wahrhaft, gehorſam, genügſam, — wohl Euern Männern dann!“

Die Natur mag es verantworten, warum Langenberg für ſeine wärmere Anerkenntniß von Ferdinandens Liebenswürdigkeit keine andere Verſicherung wählte; aber Oswald's ſcharfes Auge und Juliens feine Beobachtung waren nicht ſo leicht zu täuſchen.

„Sage mir doch, lieber Mann,“ hob Julie an, als Langenberg ſie ſpät am Abend verlaſſen hatte, „iſt es Dir nicht auch aufgefallen, daß Langenberg heute anders als ſonſt war? So exaltirt bei ſeinem Kommen — und dann wieder ſo zerſtreuet, als hätte er uns nur den Leib gebracht, und die Seele wäre zu Hauſe geblieben; es fehlte ihm ſicherlich etwas!“

„Ich fürchte vielmehr,“ antwortete Oswald mit trübem Scherze, „er habe etwas zu viel; einen Eindruck, der mich um ihn beſorgt macht. — Höre, mein vernünftiges Julchen, laß uns ja im Geſpräche mit dem Freunde jedes Wort über Ferdinande auf der Goldwage der genaueſten Gewiſſenhaftigkeit abwägen, oder, wenn es ſein kann, lieber gar nicht von ihr reden. Das Mädchen iſt jung und ſchön; Langenberg leidenſchaftlichen Gefühls und müßigen Herzens, und die Einſamkeit des Landlebens eine geſchickte Gelegenheitsmacherin — wovon ſie geſtern bei ihrer erſten Bekanntſchaft ein Pröbchen abgegeben. Zudem ſteht Niemand in größerer Gefahr, als wer die rächende Nemeſis durch die Unbill eines Vorurtheils herausgefordert. Es iſt ſeltſam, aber gewiß! der Haß giebt eine reizbare Empfänglichkeit für die Liebe, ſo wie ein herzliches Wohlwollen die beſte Schutzwehr für die verzehrende Gluth der Empfindung iſt.“

„Das klingt ein wenig paradox;“ verſetzte Julie, „doch glaube ich Dir, Männchen, wie ich Dir alles glaube. Allein, meinſt Du nicht, daß, im Falle die jungen Leutchen ſich liebgewönnen, der Major" —

Oswald unterbrach mit raſcher Zwiſchenrede die Frage ſeiner Frau, indem er ſagte: „Niemals hat der Major über die Beſtimmung ſeiner Enkelin zu mir geſprochen; doch zweifle ich aus einem mehr gefühlten als bewußten Grunde, daß ſolch eine Verbindung nach ſeinem Wunſche ſein würde. — Gott ſchütze den heiligen Frieden ſeines Hauſes! und laſſe unſers Langenberg's einſtige Wahl, ſie falle nun, auf wen ſie wolle, den Segen ſeines Lebens ſein!" —

Den nächſten Sonntag ſah Langenberg den Major und das Fräulein in der Kirche wieder. Heute erblickte er Ferdinandens Schönheit im Glanze des Tages, und der fromme Blick ihres großen, blauen, auf ihn gehefteten Auges drang nicht weniger in ſeine Seele, als jene furchtſame Miene, die ihm im Lichte des Mondes ſo liebreizend geſchienen. Er hatte darauf ſchwören wollen, daß Roſengluth ſich auf des Fräuleins Geſicht ergoſſen, als er von der Kanzel auf das geſonderte Geſtühle herabſah, welches der Major, der keinen Kirchentag verſäumte, mit ſeiner Enkelin inne hatte. Kaum war er bei ſeiner erſten Predigt, die er als Student gehalten, ſo beklommen geweſen, wie heute; doch als der Augenblick das Band ſeiner Zunge löſete, da erweiterte ſich auch ſeine Bruſt in erhebenden Gefühlen. Sein Vortrag, aus tiefer Herzensfülle geſchöpft, ging wieder zu Herzen. Als Langenberg die Kanzelſtufen herabſtieg, empfand er mit Zufriedenheit, daß er ſich und Anderen genügt hätte; und ſonderbar! er hatte heute im Geiſte eines echten Gläubigen gepredigt. Er dachte dieſem Wunder nach, ohne es begreifen zu können.

Jetzt würde er mit tauſend Freuden die Aufforderung ſeiner Freunde in Großwalditz, angenommen haben, das Vergnügen eines Beſuchs von dem Major und Ferdinande mit ihnen zu theilen; aber ſolch eine Einladung, früherhin quälend an ihn verſchwendet, erfolgte nicht mehr, und eben ſo wenig konnte er den kleinſten Vorwand erſinnen, auf eine ſchickliche Weiſe wieder in das Herrenhaus zu kommen. Vielleicht war es grade dieſe Abgeſchnittenheit, was ſeinen geheimen Wunſch, die neue Bekanntſchaft fortzuſetzen, ſo ſehr erhitzte, und ſein beſchämtes Bewußtſein brachte ihn um die einzige Gelegenheit dazu, ein offenes Geſtändniß dieſes Verlangens an Oswald und Julie. Sein Gewiſſen regte ſich und ſchürte die aufglimmende Flamme der Leidenſchaft; aber das ruhige Licht ſeines klaren Verſtandes verdunkelte ſich daneben.

Der Gedanke, daß, wenn der Paſtor und ſeine Gattin ihm nicht ſo freundſchaftlich geſinnt, oder weniger die guten, edlen Menſchen wären, welche er in ihnen ehrte und liebte — ſie ihm den Major ſehr leicht und für immer abgeneigt machen könnten, indem der kleinſte Verrath ſeines gehäſſigen Vorurtheils gegen die Brüdergemeinde hinreichend wäre, Ferdinande und ihren Großvater gegen ihn einzunehmen, dieſer Gedanke hob das Gleichgewicht des gegenſeitigen Zutrauens zwiſchen ihnen auf und unterwarf ſein Schickſal mit Angſt und Argwohn einer möglich unbeſonnenen Aeußerung ſeiner Freunde. Ja, daß der Major ſo ganz und gar keine Notiz von ihm, dem Ortsgeiſtlichen, nahm, daß Ferdinande ſeinem Späherauge überall unſichtbar blieb, dies war ſein Gefühl ſchon aus einem leiſen Verdachte gegen Oswald's zu erklären bereit.

Der Herbſt war nun weit vorgerückt, die letzte Obſternte eingeſammelt; das verödete Feld näßte im kalten Strichregen, den ſchwere, ſchwarze Wolken, vom Winde gepeitſcht, herabſchütteten, und jene trübe Witterung, jener ſchaurige Kampf der Elemente, welcher der heiteren Ruhe des Winters vorangeht, ſpannten Langenberg's düſtere Stimmung noch um einige Trauertöne tiefer und regten das Bedürfniß geſelliger Mittheilung noch ſtärker in ihm an. Da vernahm er mit ſelbſtſüchtiger Freude, daß der Major krank ſei; die Veranlaſſung zu einem Beſuche war nun gefunden, und er konnte die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches in das Gewand chriſtlicher Theilnahme hüllen.

Die üppige Lindenlaube vor dem Herrenhauſe war nun ihres ſchattigen Reizes beraubt, nur hier und da ſchwankte der Leichnam eines falben Blattes noch an den dürren, erſtorbenen Zweigen. Die Stätte der herbſtlichen Flora ward kaum mehr gefunden, und die köſtlichen Rebenſtöcke, längſt ihrer Frucht entlediget, wahrte ſchon vor dem erſten, tödtenden Froſte die wärmende Strohhülle. —

Langenberg zog die Hausthürſchelle; ihr heller Klang ſchwankte im Sauſen des Windes. Ein bewillkommnendes Lächeln ging in den Zügen des alten Bedienten auf, als er den Paſtor anſichtig ward, und dieſem fiel mit einem tröſtlichen Vorgefühle die alte Erfahrungslehre ein, daß der Gaſt von dem Empfange der Domeſtiken den ſicheren Schluß auf die Geſinnung der Herrſchaft gegen ihn ziehen könne.

Das Ergebniß zeigte ſeine Richtigkeit. Der Major ſaß in einen weichen Hauspelz gewickelt, auf ſeinem Sorgenſtuhle, und nur dieſe Bequemlichkeit ſeines Anzuges, die er ſich trotz ſeines Alters in geſunden Tagen nie anders, als zum Behufe des Schlafengehens geſtattete, und der matte, kränkliche Blick ſeines ſonſt ſo munteren Auges kündeten ihn als einen Patienten an. Dicht an ſeiner Seite ſaß ein ältlicher Mann von ernſtem Anſehen; er trug einen feinen, braunen Tuchrock mit überſponnenen Knöpfen, ſchwarze Unterkleider und ſchlichtgekämmtes Haar. Dieſer Anzug, wie die Geberde des Grußes, bezeichneten den Fremden für das ſcharfbemerkende Auge Langenberg's ſogleich als einen Herrnhuter; doch hätte der Paſtor eben ſo ſchnell errathen können, welche außerordentliche Erfahrungen dieſer Mann im Dienſte einer heiligen, mühſeligen Pflicht gemacht, er würde ſich mit wahrhafter Ehrerbietigkeit noch tiefer vor ihm gebeugt haben, als er es jetzt aus Rückſicht auf die religiöſe Verbindung that, die zwiſchen ihm und Perſonen Statt fand, denen er zu gefallen ſtrebte. Ihrem Großvater zur Linken ſaß Ferdinande, im häuslichen Schmucke einfacher Sauberkeit, mit weiblicher Arbeit beſchäftiget. Der Glanz der luſtig lodernden Kaminflamme goß über ihren zarten Teint eine Verklärung aus, die das freudige Erröthen bei Langenberg's Eintritte beleuchtete und zugleich verbarg. Der Major reichte dem Paſtor die Hand und beantwortete deſſen Frage nach ſeinem Befinden mit ſo liebreicher Dankbarkeit, daß dieſe Aufnahme die ſchüchterne Erwartung Langenberg's übertraf.

Im Laufe des Geſprächs erfuhr er nun, daß der Fremde, Herr Enderſen genannt, ſieben und zwanzig Jahre als Miſſionair der Brüdergemeinde in Grönland geweſen ſei und eben erſt wieder in ſeine Heimath berufen, von daher zurückkehre. Seine Frau lag unter dem Schnee jenes nordiſchen Striches begraben, die einzige Tochter hatte ihrem Manne nach Sarepta folgen müſſen.

Es ſchlug fünf Uhr, die winterliche Theeſtunde in des Majors Hauſe; ſogleich wurde mit leiſer Beſchickung der Familientiſch mit dem, was dazu nöthig war, verſehen. Das engliſche Kupfer der Theemaſchine war ſo blank, daß es des Fräuleins Bild in allem Reize häuslicher Geſchäftigkeit zurückſpiegelte. Langenberg glaubte Nektar zu trinken; ein ſanftes Feuer durchſtrömte ſeine Adern, die milde Gluth der Empfindung, welche ſich in ihm ergoß, verbreitete Licht und Wärme über die kleine, geſellige Gruppe dieſes Zimmers, das einen kranken Greis, ein ſchweigſames Mädchen und einen düſtern Herrnhuter als Gaſt umſchloß.

Aber obgleich die Anſprüche ganz anders geweſen ſein mochten, welche der Paſtor ſonſt an den Genuß ſeines Vergnügens oder ſeiner Behaglichkeit gemacht hätte, ſo war ihm doch hier himmliſchwohl und heimiſch zu Muthe. In ſtiller, ſteigender Bewunderung hörte er dem Miſſionair zu, der, von der Bitte des Majors aufgefordert, die Erfahrungen ſeines Berufes in ſo langer Abweſenheit erzählte. Mit prunkloſer Einfalt, ſich nur auf den geſchichtlichen Bericht einſchränkend, ſchilderte Herr Enderſen ein fünfundzwanzigjähriges Leben voll Gefahr, Beſchwerde, Entbehrung und heißer Arbeit in der Uebung ſeines apoſtoliſchen Amtes. Eine Fülle der heiligſten Selbſtzufriedenheit mußte in ſeiner Seele ruhen; denn er verſchmähete es, das Verdienſt ſeiner Leiſtungen geltend zu machen; allein ſo oft der Fluß ſeiner Rede Drangſale und Leiden berührte, aus deren tiefſten Nöthen ihn mehrere Male nur ein Wunder der göttlichen Allmacht gerettet, ſo oft hellte ein frohes, freudiges Lächeln ſeine Züge aus, denen der harte, dauernde Kampf mit Widerwärtigkeiten der angreifendſten Art das Gepräge ſtiller Feſtigkeit gegeben hatte.

Ferdinande hing mit ſeelenvollen Blicken an dem Munde des Erzählers; ihr lebhaftes Mienenſpiel verrieth die Theilnahme, welche ſeinen Vortrag begleitete, nur zuweilen ſtreifte ihr Auge ſeitwärts — und die Sprache dieſes flüchtigen Wechſelblickes ſchien von ihrem bedeutſamen Inhalte das Mitgefühl für die Schickſale des Herrn Enderſen auszuſchließen. — Als der Miſſionair an den Schlußpunct ſeiner Erzählung gekommmen war, ſagte der Major: „Armer Enderſen! Und während Sie dort, an den unwirthbaren Küſten des Eismeers, früh und ſpät dafür thätig waren, daß das Gebet erfüllet würde: Dein Reich komme! ging der Tod hier auch nicht müßig. Sie werden die meiſten Ihrer Freunde und Bekannten nicht mehr finden — und der Reſt wird Ihnen bis zur Unkenntlichkeit verwandelt erſcheinen.“ Er deutete lächelnd auf ſich ſelbſt: „Solch ein trauriger Totaleindruck von der Wandelbarkeit des menſchlichen Lebens wird den an der Schwelle der Heimath empfangen, der, zum Fremdling geworden, nach dem Verlaufe eines Vierteljahrhunderts dahin zurückkehrt. In der Mitte uns bekannter und befreundeter Verhältniſſe werden wir es kaum gewahr, wie alles ſich verändere. Die Natur löſet ſehr leiſe auf, woran unſer Herz hängt.“

Der Miſſionair zuckte die Achſeln, und ſeine Augen hafteten ſinnend am Boden; dann antwortete er mit einem Seufzer: „Die Gemeindeberichte nannten mir Jahr vor Jahr theure Namen als ausgeſtrichen im Buche der Zeit — ich bin vorbereitet auf ein fremdes Geſchlecht; doch liegt auch etwas ungemein Tröſtliches für ſolch eine Situation, wie die meinige, in der einfachen Stetigkeit unſerer Verfaſſung, und ich hoffe, dieſe lindernde Gegenkraft wird ſich auch ferner an der Wehmuth bewähren, womit ich meiner Abgeſchiedenen gedenke. Die Menſchen kommen und ſchwinden, wie die Schatten der Nacht — doch ſagen wir auf dieſem dunkeln Gange: Herr! Dein Auge geht nicht unter, wenn es bei uns Abend wird!“ —

Eine feiernde Pauſe trat ein. Der Major faltete ſtill die Hände, die blauen Augen des Fräuleins funkelten durch Thränen, und in Langenberg's Bruſt wallte ein Gefühl der Rührung auf. Er hätte jetzt um keinen Preis der Welt ſich deutlich an ſeinen oft getriebenen Spott mit den geiſtlichen Citaten der Herrnhuter erinnern mögen — die innige Wahrheit in der Aeußerung dieſes frommen Mannes unterdrückte mit ſiegreicher Kraft ein Vorurtheil, deſſen er ſich in dieſem Augenblicke von Herzen ſchämte.

Ungern folgte Langenberg dem Geſetze der Schicklichkeit, das ſeine frühe Entfernung heiſchte, weil der Patient Ruhe bedürfe. Auch diesmal dankte ihm der Major für ſeinen Beſuch, ohne ihn um die Wiederholung deſſelben zu bitten, und dieſe Seltſamkeit, vielleicht ſehr ernſtlich gemeint — ward für den reizbaren Langenberg ein Anziehungsmittel mehr, was ſeine unbeſtimmten Wünſche an das freie Vorrecht knüpfte, nach Neigung und Gefallen in das Herrenhaus kommen zu dürfen. Aber dazu war wenig Ausſicht. So lange der Major unpäßlich blieb, durfte er, geſtützt auf die Würde ſeines Amtes, zu deſſen Pflichten ja auch Krankenbeſuche gehören, ſich dann und wann eine perſönliche Nachfrage nach ſeinem Befinden erlauben; allein ſobald dieſer geneſen, geboten ihm Achtung für ſich ſelbſt und gaſtlicher Anſtand, ſich fern zu halten, wo man ſich hütete, ihn einzuladen. Dieſe Erwägung quälte ihn mit thörichtem Vorausſorgen. Er ſpähete fein danach, ob Oswald's Beſuche bei dem Major eben ſo wenig, wie die ſeinigen, durch den ausgeſprochenen Wunſch des Letzteren veranlaßt wären, und er mußte wie zur Strafe dieſer liſtigen Forſchung erfahren, daß Oswald, ſtets begleitet von der herzlichen Bitte, bald wiederzukommen, das Herrenhaus verlaſſe, und im Falle er, zufällig abgehalten, mit der Erfüllung zögere, durch ſchriftliche Mahnungen an ſein Verſprechen erinnert würde.

Bei dieſer Entdeckung regte ſich in Langenberg ein Gefühl des unmuthigſten Neides gegen den vorgezogenen Freund. Er mißgönnte Oswald eine Stellung, an welche er, nach dem irrigen Urtheile ſeiner Leidenſchaft, durch ſeine Ortsgemeinſchaft mit dem Major ein Näherrecht zu haben glaubte; ja, daß er ſich von Oswald's Freundſchaft und Edelſinn abhängig wußte, verblendete ihn bis zu dem Befürchten, der redliche, brüderliche Paſtor könne die Gunſt und das Vertrauen, wobei er ihm im Wege ſtehe, bereits zu ſeinem Nachtheile benutzt haben.

Doch die Vorſehung ſelbſt ſchien ſich der Wünſche Langenberg's annehmen zu wollen. Der Major kränkelte den ganzen Winter hindurch, und Langenberg blieb im Beſitze der Gelegenheit, berechtiget durch ſeinen Beruf, eine Bekanntſchaft fortſetzen zu können, die ſein Gemüth ſtill, aber ausſchließend beſchäftigte, und mit jeder Erneuerung mehr Gewalt über ſein innerſtes Weſen gewann.

Die ergebungsvolle Ruhe, womit der Major die großen Schmerzen ſeiner Krankheit ertrug. die Gefaßtheit, in der er bei der täglichen Zunahme ſeiner Leiden verharrete, der heitere, ſich immer mehr und mehr verklärende Hinblick auf ein beſſeres Leben; dies alles zeigte ihn als einen echten Chriſten, und vertrat bei Langenberg's beſchämter Hochachtung den Geiſt einer Religion, welche dieſer ſo lange Zeit mit der Strenge des philoſophiſchen Dünkels als eitles Scheinwerk gerichtet hatte. Wenn nun dieſer ſchwache, ſieche Greis alſo einen vorurtheilsvollen Sinn bezwungen und zu bußfertigem

Nachdenken gebracht hatte, ſo vollendete Ferdinande Langenberg's Hingeben an beſſere beglückendere Ueberzeugungen. Eine himmliſche Erſcheinung, trat ihr Bild in die gereinigte Stätte eines Herzens, woraus die finſteren Geiſter des Zweifels, der Gehäſſigkeit, des Mißtrauens entflohen. Er beobachtetete Ferdinande in einer Lage, welche gewiß vorzugsweiſe ein Probirſtein des weiblichen Werthes genannt werden kann. Zwar ſind die Frauen durch ihre ganze Eigenthümlichkeit geſchickt und berufen, die Pflegerinnen der Hülfloſen zu ſein, aber — wie wenige erfüllen dieſe Pflicht ihres Geſchlechts mit zarter, williger Hand und der Geſinnung erbarmender Liebe, welcher ſo reicher Lohn von Gott verheißen ward? —

Ferdinande gehörte zu der kleinen Zahl dieſer Seltenen. Mit ſanfter Geduld und leiſer Achtſamkeit auf jede Erleichterung, die ihm zu verſchaffen wäre, wartete ſie des kranken Großvaters. Ihr klares, liebliches Geſicht war das Spiegelbild ſeiner Schmerzen; die kindlichen Thränen ihres Mitleids floſſen ſo lind und ohne Klage, daß ſie, ein Balſam für das peinlich empfundene Weh, den Major im Innerſten des Vaterherzens erquickten. Ihr Weſen, ſtets geräuſchlos und beſonnen, äußerte ſich ſelbſt in den Momenten der Angſt und Beſtürzung in jener ſittſamen Anmuth, welche als ein zarter Schleier die Seele des Weibes dem Blicke der Welt und jeder rohen Berührung entzieht. Langenberg liebte Ferdinande mit Gefühlen, deren ſtille Reinheit ihn lange über die Unbezwinglichkeit ihrer Stärke täuſchte.

Der Winter näherte ſich nunmehr ſeinem Ende, und dem Anſcheine nach — der Major auch. Schon ſchmolz das Eis, die Bäche ſchwollen und rauſchten, ſchon ließen ſich einzelne Lerchenſtimmen vernehmen, und die zarten Erſtlinge des Jahres, die Schneeglöckchen, fingen an zu blühen und läuteten mit Frühlingstönen dem Froſte das Sterbelied. Da drohete der März, dieſer gefährliche Feind des Alters, das morſche, müde Leben des Kranken dem Tode zu überantworten.

Seitdem der Zuſtand des Majors ſich bis zur Gefahr verſchlimmert hatte, war Langenberg öfter im Herrenhauſe geweſen. Eines Tages traf er bei ſeinem Kommen das Fräulein vor der Thür. Angegriffen von der Krankenſchwüle des Zimmers und von mehreren ſchlaflos hingebrachten Nächten, wollte Ferdinande ſich für einige Minuten in der friſchen, milddurchſonnten Luft ſtärken. Langenberg erſchrak, denn ihr Geſicht war entfärbt, das Auge zeigte friſche Thränenſpuren, und mit hörbarer Mattigkeit erwiederte ſie ſeinen Gruß, indem ein ſchwaches Roth der Ueberraſchung ihre blaſſen Wangen flüchtig überlief.

„Es geht wohl ſehr übel mit dem Herrn Major? Ihr Ausſehen, mein gnädiges Fräulein, läßt es mich befürchten!“ ſagte Langenberg in dringender Beſorgniß, und faßte, wie in zerſtreueter Theilnahme, des Fräuleins Hand.

„Ich glaube, der Großvater wird bald heimgehen;“ antwortete Ferdinande leiſe, und erhob die ſchönen, naſſen Augen mit einem Ausdrucke zum Himmel, der die Pforten dieſer ewigen Heimath ſprengte.

Langenberg ſah ihn geöffnet, ſein Blick glänzte im Wiederſchein eines überirdiſchen Lichtes, mit innigem Drucke hielt er Ferdinandens kleine, zitternde Hand feſt. „Heimgehen!“ wiederholte er mit leidenſchaftlicher Stimme; „o, der Begriff dieſes trauten Wortes entkleidet den Tod aller ſeiner Schrecken! Wir wiſſen den Scheidenden geborgen — wir kommen nach, zu rechter Zeit! — Warum weinen Sie, Ferdinande? Wähnen Sie verlaſſen zu ſein, wenn dieſer theure Greis ins Grab ſinkt? — O, der Segen Ihres frommen Großvaters bleibt Ihnen zurück! Ihre Tugenden, eine Engelſchaar, bewachen Ihr Glück mit heiliger Hut, und wenn die Freundſchaft, die treue Ergebenheit, die — —

In dieſem Augenblicke färbte ein brennender Purpur Ferdinandens Geſicht bis unter die Locken, ein elektriſcher Schlag des Schreckens entriß ihre Hand der ſeinigen. — Paſtor Oswald, der unbemerkt von Beiden näher gekommen war, ſtand vor der Gruppe. Die unangenehmſte Ueberraſchung malte ſich in Langenberg's Zügen und verfinſterte ſeine Stirn, als er den Freund erblickte, der ſelbſt betroffen ſchien; aber Ferdinande heftete auch in dem Erglühen der ſchämigſten Verlegenheit ihr Auge freundlich auf Oswald und hieß ihn herzlich willkommen.

In ſchweigendem Unmuthe zürnte Langenberg dieſer ungelegenen Störung; er hätte, wäre ihre Zufälligkeit nicht gar ſo augenſcheinlich geweſen, ſie am liebſten einem böſen Willen Oswald's zuſchreiben mögen; denn in ſeinem Innern war ein Etwas, das Oswald und Julie für die Gegner ſeiner Liebe zu dem Fräulein erklärte — und deshalb hatte er bis jetzt das längſt von ſeinen Freunden errathene Herz mit argwöhniſchem Bedacht vor ihnen verſchloſſen gehalten.

Ganz gegen alle Erwartung erreichte die Krankheit des Majors einen Wendepunct, nach welchem es ſich zur Geneſung mit ihm anließ. Sein Befinden beſſerte ſich täglich, und die entzückte Dankbarkeit für dies wiedergeſchenkte, ſchon als verloren beweinte Leben leuchtete in Ferdinandens Blicken und goß über ihre holde Geſtalt den neuen verſchönernden Reiz der freudigſten Aufregung aus.

Langenberg's Selbſtgefühl ſagte ihm, daß ſeine Beſuche im Herrenhauſe jetzt ſeltener werden müßten, und doch empfand er klar und beſtimmt, daß ſie das Element ſeines inneren Lebens geworden wären.

Der junge Frühling kam; ſein tauſendſtimmiger Aufruf zur Freude konnte Langenberg nicht aus ſeinen dumpfen Träumereien wecken. Noch nie hatte er ſich bei dem Erwachen der Natur ſo traurig, ſo allein gefühlt, als diesmal. — Wenn auch ſeine ſehnſüchtigen Wünſche einigermaßen durch die leiſe Vermuthung befriedigt wurden, daß Ferdinande nicht ganz gleichgültig gegen ihn geblieben, ſo ſtand doch das Ziel ſeines Verlangens, ſie als Gattin zu beſitzen, in ſolch trennender Entfernung und auf der Spitze von Verhältniſſen, deren ſchroffe Höhe er zu erklimmen kaum wagen durfte. In dieſem aufreibenden Kampfe aller ſeiner Seelenkräfte gegen Neigung und Muthloſigkeit war er tauſend Mal Willens geweſen, ſich Oswald und Julie zu entdecken, und die treue, entſchloſſene Freundſchaft des Erſteren, wie des Weibleins klugen, erfinderiſchen Rath für ſeinen Beiſtand aufzufordern; aber immer ſchlüpfte das Geheimniß ſeiner Liebe von den offenen Lippen in ſein Herz zurück — und bald war es ein abſichtsloſes Wort des Paſtors, ein muthwilliges Lächeln in Juliens ſchelmiſchen Augen, ein unbedeutender Zufall, was ihn heute oder morgen an dem Geſtändniſſe ſeiner Leidenſchaft hinderte. Es war, als ob in dem Pfarrhauſe von Großwalditz der Zauberkreis ſeiner alten Vorurtheile ihn bindend und befangend umſchlöſſe.

Eines Tages, an welchem die wechſelhafte Laune des Aprils dem ſchönſten Lenzmorgen Flockenſchauer und ſtürmiſche Regengüſſe folgen ließ, und der Abend mit herbſtlich-melancholiſcher Dunkelheit frühzeitig hereinbrach, hatte Paſtor Oswald ſich lange mit ſeiner Frau über die ſichtliche

Verſtörung in Langenberg's Weſen unterhalten, deren Urſache Beide nur zu gut kannten, wenn gleich er ſich durch den Rückhalt eines Vertrauens, das ſie um ihn verdient zu haben glaubten, an ihrer theilnehmenden Freundſchaft verſündigte.

Julie, weichherzig von Natur, großmüthig um des Triumphs willen, den ſie mit ihrer prophetiſchen Behauptung über die Schwäche und Inconſequenz eines Mannes von Langenberg's Charakter errungen, und durch ihre Weiblichkeit für den glücklichen Ausgang dieſer tragiſchen Liebesgeſchichte intereſſirt, verſicherte ihren Mann, Langenberg werde gewiß an der Auszehrung ſterben, wozu er ſchon jetzt einen guten Anſatz habe — wenn er das Fräulein nicht bekomme. „Und warum,“ ſetzte ſie hinzu. „ſollte der Major ihm Ferdinande nicht geben wollen? Es iſt ja nichts Seltenes. daß Paſtore adelige Fräulein heirathen, wozu die Verhältniſſe der Hauslehrerſchaft meiſtens Veranlaſſung geben. Auch wiſſen wir ja nicht einmal, ob Ferdinande von Adel ſei. — Wir nennen ſie bei ihrem Taufnamen, Andere heißen ſie nach ihrem Großvater; aber noch niemals hat uns dieſer geſagt, daß ſeine Enkelin das Kind ſeines Sohnes wäre. Ferdinande kann daher auch eben ſo gut ihr Daſein einer Tochter von ihm verdanken, und wenn dies letztere, ſo könnte ſie gar leicht durch eine bürgerliche Abkunft dem armen Langenberg näher ſtehen, als ſeine furchtſame Beſcheidenheit beſorgen mag.“

Oswald ſtarrte verwundert ſeine Frau an; dieſe Unterſuchungsfragen wären ihm nimmer eingefallen, doch hielt er ihre Beantwortung für außerweſentlich. Er faßte den Entſchluß, morgen, ja, morgen! mit Langenberg zu reden, und ihm ein Bekenntniß zu entreißen und zu erleichtern, das ihm aus bewußten Gründen allerdings ſehr ſchwer werden mußte.

Julie entfernte jetzt ein häusliches Geſchäft, und Oswald trat an das Fenſter der Wohnſtube, welche die Ausſicht auf die Landſtraße und auf einen Theil des Dorfes hatte. Da ſah er einen Reiſewagen nach dem Wirthshauſe fahren, und bald darauf einen Mann daher kommen, der ſich bei einem Kinde, das ihm begegnete, nach dem Pfarrhauſe zu erkundigen ſchien. So viel Oswald's ſcharfes Auge durch die Dämmerung erkennen konnte, war der Fremde von ſtattlicher Geſtalt und wohl gekleidet; mit dem Kragen des feuchten Mantels trieb der rauhe Wind ſein entſtellendes Spiel, und der feine Hut ſchien regenſchwer ein Haupt zu bedecken, das die Laſt hoher Jahre ſchon ein wenig gebeugt hatte. Sein Gang war langſam, gleich dem eines Erſchöpften.

Eben trat Julie wieder in das Zimmer, und Oswald ſprach zu ihr gewendet: „Da kommt ein Fremder zu uns, Julchen, er ließ ſich das Pfarrhaus zeigen. Wer in aller Welt — —

„Ein Fremder?“ rief Julie erſchrocken, und löſete hurtig die Bänder der verblichenen Hausſchürze. „Nun, da haben wir's! und gerade heute bin ich mit nichts verſorgt!“ — Dabei raffte ſie wie im Fluge die umherliegenden Zeitungen zuſammen und rückte die Stühle gerade.

Oswald hatte kaum Zeit, die wirthliche Verzweiflung und Ordnungshaft ſeiner Frau zu belächeln, da klopft es, und der fremde Mann trat ein. Eine gebietende Perſönlichkeit, die trotz dem weitvorgerückten Alter noch Spuren von der Kraft und Schönheit ihrer Jugend zeigte.

Bei ſeinem Eintritte fielen die Augen des Fremden auf den Paſtor, dann ſuchten ſie ſcheu im Zimmer umher, worin noch kein Licht brannte — und kehrten wieder auf Oswald zurück; doch war dieſer Streifzug ſeiner Blicke nur das Werk einer Secunde.

„Habe ich das Vergnügen, den Herrn Paſtor Oswald vor mir zu ſehen?“ fragte er mit etwas heiſerer Stimme, und als ſich dieſer verbeugte, fuhr er fort: „Die Gaſtfreundſchaft iſt ja anerkannt eine vorzügliche Eigenſchaft Ihres Standes, und ſo wage ich es, der ich nach einer fürchterlichen Reiſe in dem räuchrigen Wirthshauſe kein ſchickliches Obdach finde, da das einzige Fremdenſtübchen von einer Taſchenſpieler-Familie beſetzt iſt, Sie um die Erlaubniß zu bitten, dieſen Abend bei Ihnen zubringen zu dürfen. Ich bin der Profeſſor Aidoſt aus B.......“

Ein leiſer Schauer der Ueberraſchung rieſelte Oswald's Rucken herab. „Doctor der Philo“ — wollte er fragen, um gewiß zu ſein, daß er den Lehrer Langenberg's vor ſich ſähe; aber dies Wort erſtarb ihm im Munde.

„Doctor der Philoſophie!“ beſtätigte der Profeſſor mit einem lächelnden Kopfnicken. „Ich bin alſo von Ihnen gekannt, wie ich höre? Das freut mich! Um ſo eher werden Sie Sich vielleicht geneigt fühlen, mir ein Nachtquartier zu geben; denn darauf iſt es, ehrlich geſtanden — mit meinem Beſuche bei Ihnen abgeſehen.“

Oswald antwortete wie ein höflicher Hauswirth, und die gefällige Julie ſprach davon, daß ſie ſogleich einen Boten an Langenberg ſenden wolle, um ihn von der Ankunft ſeines väterlichen Freundes zu unterrichten; doch der Profeſſor faßte hemmend den Arm der raſchen, jungen Frau und ſprach: „Langenberg darf nichts von meinem Hierſein erfahren, obwohl er zum Theil der Zweck deſſelben iſt. — Er hat mir ſeit dem Antritte ſeines Amtes nicht mehr geſchrieben — und ein Gerücht, welches kürzlich zu mir gedrungen — doch davon nachher. Für jetzt nur ſo viel: In ſeinen früheren Briefen an mich, die jedoch immer ſeltener geworden ſind — hat er mir ſehr warm die Zuverläſſigkeit Ihres Charakters, Herr Paſtor, gerühmt, wie die verſtändige Bildung Ihrer liebenswerthen Gattin. Dies hat mir nun das Vertrauen eingeflößt, daß ich von Ihnen Beiden am beſten und wahrhafteſten Auskunft über Dinge erhalten könnte, die für mich von äußerſter Wichtigkeit ſind. — Da dieſe Erkundigung mir ſehr dringend iſt, ſo ließ ich mich von dem wunderſchönen Wetter zu der weiten Reiſe verlocken und vergaß, daß der April ſelten ſeine launiſchen Tücken läßt, und daß ein Alter von fünfundſechzig Jahren Kälte und Näſſe, und die mörderiſchen Angriffe grundloſer Wege ſchlecht vertragen kann. Ich fühle mich wirklich krank, und eine Taſſe Thee würde alles ſein, was ich von der gaſtlichen Güte der Frau Paſtorin annehmen könnte."

Der Schein des Lichtes, welches jetzt in das Zimmer gebracht ward, fiel auf das Geſicht des Profeſſors, und die gelbliche Bläſſe dieſer ängſtlich geſpannten Züge, der unſtäte Blick, der gepreßte Athem, welcher in fieberhafter Schnelligkeit ſich aus beklemmener Bruſt hervorarbeitete, zeugte für die Wahrheit dieſer Ausſage. Sogleich war nun Mitleid und Sorgfalt für den kranken Gaſt in dem Paſtor und ſeiner Frau vorherrſchend. Er rückte dem Profeſſor den Lehnſtuhl zurecht und nöthigte ihn, es ſich bequem zu machen; bald dampfte der erquickende Thee auf dem Tiſche, und Julie bat ihn, einige Mittel aus ihrer kleinen Hausapotheke zu verſuchen, die ihr für ſeinen Zuſtand, den ſie als die Folge der Erkältung und Abſpannung beurtheilte, wirkſam ſchienen.

Nach einem gemeinſchaftlichen Geſpräche uber Langenberg's äußere Lage, denn Oswald vermied es mit zarter Empfindung, uber das innere Leben ſeines Freundes vor einem Manne zu ſprechen, der einen ſo wichtigen und unglücklichen Einfluß darauf geubt hatte — nahm der Profeſſor einen anderen Gegenſtand auf, und ſeine Gedankenverbindung ſchien ſehr natürlich, da er ſich mit den Worten zu Oswald wendete: „Aber ſagen Sie mir doch, lieber Herr Paſtor, da ſoll ja in Haſelbuſch ein gewiſſer Major Stamfort wohnen, auf einer niedlichen Beſitzung, die er ſich vor Jahren ſelbſt erbauet hat, was iſt das fur ein Mann?"

„Ein Mann," antwortete Oswald, „dem Methuſalem's Alter zu wünſchen wäre, auf daß die Menſchheit ein Muſterbild der reinſten, wohlthätigſten Tugend bis uber die gewöhnliche Lebenslänge hinaus behielte."

Der Profeſſor blickte zu Boden; nach einer minutenlangen Pauſe fragte er wieder, und es war, als wolle er mit den Augen hören, ſo ſtarr und feſt hingen ſie an Oswald's Lippen: „Und ſeine Enkelin? ein gutes, hubſches, kleines Mädchen wohl?"

„Ein Engel!" erwiederte Oswald mit lobender Wärme. „An Schönheit, Geiſt und Güte hoch über gemeine Vorzüge dieſer Art erhaben, und dabei ein demüthiges Kind, die Freude und der Stolz des alten Großvaters!"

Profeſſor Aidoſt ſtieß einen Seufzer aus. „Die Freude und der Stolz ihres Großvaters!" wiederholte er mit bewegter Stimme, und legte ſeine Hand vor die gebeugte Stirn. Nach einer Weile hob er nun ein ſehr genaues Examen an, den Major betreffend, und es war, als ob er die Antworten des Paſtors und ſeiner Frau mit einer Notizen-Sammlung in ſeinem Gedächtniſſe vergliche. Doch indem er fühlen mochte, daß die Schärfe und Genauigkeit ſeiner Fragen endlich auffallen müſſe, ſuchte er ihnen einen wahrſcheinlichen Grund unterzuſchieben, indem er ſchloß: „Man ſagt, Langenberg werde das Fräulein heirathen.“

„Sagt man das?“ fragte Oswald, und der Ton ſeiner Frage war gemiſcht aus leichtem Spott über die Voreiligkeit dieſer Fama und aus herzlicher Theilnahme für die in Rede ſtehende Angelegenheit. „Nun, Gott gebe, daß es dahin kommen möge!“

„Zweifeln Sie daran?“ fragte der Profeſſor mit vorwurfsvoller Befremdung. Was könnte dieſer Verbindung hinderlich ſein? Doch nicht der Adel des Majors?„

„O gewiß nicht!“ ſagte Julie betheuernd; „aber der Major hält ſich zur herrnhutiſchen Brüdergemeinde; Ferdinande iſt, ſo viel ich weiß, dort erzogen worden, und wird nach dem Tode ihres Großvaters dahin zurückkehren; denn ſie hängt mit ganzer Seele an jener Verfaſſung, und hat keine Ahnung von der Leidenſchaft, die ſie eingeflößt, und mit welcher Langenberg noch immer zu kämpfen ſcheint.“

„Nein, das ſoll ſie nicht!“ verſetzte der Profeſſor mit ausbrechender Heftigkeit, und ſich vor Oswald's erſtauntem Blicke ſchnell begreifend, fügte er hinzu: „Ich denke, ſie wird lieber Frau Paſtorin Langenberg werden wollen. Alſo eine Herrenhuterin? das iſt in Wahrheit ſonderbar! Ja, nun kann ich mir erklären, warum Langenberg's Liebe ihn uneins mit ſich ſelbſt macht, und weshalb er vielleicht mit dem Geſtändniſſe zögert; der arme Junge!“

„Herr Profeſſor,“ ſprach Oswald, und zum erſten Male miſchte ſich in die höfliche Achtung, welche er ſeinem Gaſte erzeigte, ein Gefühl zürnenden Unmuthes, womit er ſich jetzt der Sinnesart deſſelben bewußt ward, „da irren Sie. Langenberg's Ueberzeugung, daß dies Mädchen ihn wie Keine ihres Geſchlechts beglücken würde, mag wohl längſt entſchieden ſein. Die reinſte Liebe hat jenes gehäſſige Vorurtheil in ihm verſchlungen, und ihn ſich ſelbſt zurückgegeben! Nur die Furcht, den ſchwachen Hauch ſeiner Hoffnung durch eine jähe, unzeitige Anfrage zu verlöſchen, hat ihn bisher abgehalten, ſich zu erklären. Auch iſt des Fräuleins Großvater krank —“

„Des Fräuleins Großvater!“ wiederholte der Profeſſor abermals und ſeufzte. „Was wollte ich doch ſagen?“ fuhr Oswald verwirrt und geſtört durch die wunderliche Weiſe dieſes Mannes fort. „Ja, nun fällt es mir ein, Langenberg leidet ſichtlich unter dieſer Verſchloſſenheit; ſeine Kräfte ſchwinden, an welche das bedeutende Amt, dem er vorſteht, doch ſo große Anſprüche macht, und ich habe mir vorgenommen, morgen über ſeinen Herzenszuſtand mit ihm zu reden, und mich ihm zum Vermittler ſeiner Wünſche anzubieten.“

„O Herr Paſtor!“ ſagte der Profeſſor dringend, „dies thun Sie ja nicht! man ſtirbt nicht bald aus Liebe“ — hier flog ein leiſes Lächeln um ſeinen Mund — „und zumal ein ſo vernünftiger Mann, wie mein Langenberg! Ich darf ihn ſo nennen, denn ich liebe ihn, wie meinen Sohn, und ich — ich — auch könnten Umſtände eintreten, die ſeine Bewerbung ſehr erleichtern würden. Und darum laſſen Sie ihn nur gewähren, er wird ſich ſchon finden.“

Bei dieſen räthſelhaften Reden gingen dem Paſtor ſeltſame Gedanken durch den Kopf; er fragte nach einiger Zeit den Profeſſor Alvoſt, ob dieſer auch Familienvater wäre. „Ich war es!“ antwortete Jener, und ſein Blick verdüſterte ſich unheimlich. „Meine Frau iſt jedoch ſchon ſeit vierundzwanzig Jahren todt, ſie hinterließ mir einen Sohn und eine Tochter, beide blühend und kräftig. Sie wuchſen empor und berechtigten mich zu den ſtolzeſten Hoffnungen. Mein Sohn war ein ausgezeichneter Kopf, nur ein wenig excentriſch; er hatte ſich auf der Univerſität in eine Liebesgeſchichte eingelaſſen, gerieth um eine läppiſche Eiferſüchtelei willen in Streit, und ein Piſtolenſchuß von der Hand ſeines Gegners im Duell ſtreckte die Freude meines Lebens in den Sand. — Meine Tochter war ein ſchönes Mädchen geworden, und ihr Geiſt, ihr reizendes Weſen fand ſehr frühzeitig Bewunderer. Ein junger Mann, anſtändig verſorgt, und durch Vermögen und Wohlgeſtalt eine anſehnliche Partie, bewarb ſich um meine Virginie. Ich konnte nichts gegen dieſe Verbindung einwenden; meine Tochter ward eine glückliche, vielbeneidete Frau — aber ſie ſtarb nach neun Monaten im erſten Wochenbette.“

„Gerechter Gott!“ rief Oswald mit bebender Stimme, von dem harten Schickſale dieſes Vaters tief ergriffen.

„Wie ſagten Sie?“ fragte der Profeſſor haſtig, als hätte des Paſtors Ausruf ihn aus dem ſchweren Traume der Vergangenheit ſchrecklich aufgeſcheucht. Oswald verſicherte ihn ſeiner Theilnahme an ſo herben Erfahrungen. Der Profeſſor trat an das Fenſter und blickte ſchweigend in den fliehenden Zug der Wolken, die den ruhigen Lauf des Mondes durchkreuzten. Der Wind ſauſete leiſe, der Regen tröpfelte mit verſiegender Langſamkeit vom hölzernen Dache des Pfarrhauſes, und jetzt ſtieß der Wächter in das Horn und gab mit verunglückenden Tönen die zehnte Stunde an. Da meinte der Profeſſor mit gefaßter Stimme, es ſei wohl Zeit, ſich zur Ruhe zu begeben, und er wolle ſeine gütigen Wirthe nicht länger aufhalten. Der Paſtor leuchtete ihm in das Gaſtſtübchen und kehrte bald darauf zu ſeiner Frau zurück.

„Nun, lieber Mann, was ſagſt Du zu dem Profeſſor?“ fragte Julie mit zuſammengeſchlagenen Händen. „Dieſes Gaſtes hätte ich mich nimmer verſehen!“

„Ich möchte glauben,“ antwortete Oswald nachdenklich, „daß ihn eine geheime Abſicht zu uns geführt habe.“

„Ja, das ſage ich auch!“ verſetzte Julie. „Er, als der väterliche Lehrer und Freund Langenberg's, würde wohl ſonſt nicht ein halbes Stündchen von Haſelbuſch über Nacht geblieben ſein. Und daß Langenberg nichts von dieſem Beſuche erfahren ſoll — dahinter ſteckt etwas. Faſt ſchien es, als wäre der alte Mann nur zwölf Meilen in dieſen entſetzlichen Wegen gereiſt, um uns über die gute Ferdinande und den Major auszuforſchen. Und die Art und Weiſe, wie er es that, war ſo ſeltſam! Er dauerte mich ſehr, als er uns ſein Schickſal erzählte, und Dein Schweigen, lieber Auguſt, war mir recht peinlich; aber freilich, womit ſoll man einen Gottesleugner tröſten?“

„Mein Schweigen?“ fragte Oswald, ſich aus tiefer Zerſtreuung ſammelnd. „Liebe Julie, mir graute vor dem Entſetzen, womit er meine erſchrockene Ausrufung wahrſcheinlich mißverſtand, und eine böſe Ahnung durchzuckte mein Gemüth. — Laß uns ſchlafen gehen; der morgende Tag wird hoffentlich Ordnung und Klarheit in meine Vorſtellungen bringen, die jetzt wirr und dunkel durch einander gehen!“ —

Die Sonne weckte den Paſtor ſchon ſehr früh; es war das heiterſte Wetter, und jede Spur des geſtrigen Ungeſtüms bis auf die feuchte Friſche der Luft verſchwunden. Er fand den Profeſſor ſchon gekleidet.

»Sie haben ſchlecht geſchlafen?« fragte Oswald nach dem Morgengruße, im Tone des Bedauerns.

»Woher wiſſen Sie das?« fragte der Profeſſor mit einem matten Lächeln zurück.

»Wir haben Sie,« erwiederte Oswald, wenn auch ſehr leiſe, doch ſehr ſpät noch, und ſehr früh ſchon auf- und niedergehen gehört.«

»Das thut mir leid!« entſchuldigte ſich Jener, »ich dachte nicht, daß mein nachtwandleriſcher Schritt von Ihnen vernommen werden könnte. Ein Luftbad, in dem Kräuter- und Blüthendüfte dieſes Morgens, wird jedoch die Stärkung des fehlenden Schlummers vertreten; vielleicht wären Sie ſo gütig, mich auf einem Spaziergange zu begleiten; auch hätte ich noch manches mit Ihnen zu reden.«

So gingen die Männer nach dem Frühſtück in den Sonnenglanz des Frühlings hinaus. »Kann man von hier aus Haſelbuſch ſehen?« fragte der Profeſſor, und ſeine Augen ſtreiften am Saume des Horizontes umher, deſſen landſchaftliches Gemälde ein blaßgrauer, flimmernder Schleier, aus Licht, Thau und Duft gewoben, mit verrätheriſcher Schönheit einhüllte. Der Paſtor bemerkte die entfernte Richtung von den Blicken ſeines Begleiters, und ſagte: »Sie dürfen ſo weit nicht ſuchen; ſobald wir dieſe kleine Anhöhe erſtiegen haben, liegt Haſelbuſch faſt handgreiflich vor uns; ich ſchlug mit Fleiß dieſen Weg ein, weil ich Ihren Wunſch zu errathen glaubte.«

Ein Händedruck dankte dem Führer, und jetzt war die mäßige Wölbung des Hügels erreicht. Da lag das Dorf im einſamen Reize des ſtillen Morgens und der verjüngten Natur! und in dieſem Augenblicke erhob ſich das Geläut in Haſelbuſch, und die melancholiſchen Glockenklänge wiegten ſich laut und tönend in der hellen Luft, als wollten ſie mit feierlichem Ernſte den Profeſſor bewillkommnen.

„Sehen Sie!“ ſagte Oswald, und begleitete mit dem Zeigefinger ſeine Weiſung, „dort die graue Kirche, und dicht dabei das Pfarrhaus! Guten Morgen, Langenberg! Wenn Du wüßteſt“ — —

Der Profeſſor unterbrach ihn, indem er fragte: „Und dies abgeſonderte, nette Gebäude, hier links, woraus der Rauch ſich emporkräuſelt, iſt dies etwa“ — —

„Das Herrenhaus! Dort wohnt Ferdinande!“ antwortete der Paſtor, und drückte die Augen zu, vor denen ſich flammende Regenbogen dreheten; denn die Fenſter jener Villa waren die Brenngläſer der Morgenſonne.

„Dort alſo wohnt Ferdinande!“ wiederholte der Profeſſor mit lauter, ſehnſuchtsvoller Stimme, „o warum kann mein Blick dieſe Mauern nicht durchdringen?“

Oswald konnte ſich der ſtillen Bemerkung nicht erwehren, wie ſo ſeltſam es ſei, daß Profeſſor Aidoſt einem Mädchen dieſen Grad der lebhafteſten Theilnahme widme, das ihm doch nur um des Mannes willen, der es liebte, intereſſant ſein konnte, während er, nur eine Viertelſtunde von dieſem Manne entfernt, kein Verlangen zeigte, ihn ſelbſt zu ſehen und zu ſprechen. Er mußte dieſe Verwunderung andeuten und ſagte: „Der ungemeine Antheil, den Sie an dem Fräulein zu nehmen ſcheinen, beweiſet nur, wie nahe Ihrem väterlich geſinnten Herzen mein Freund ſteht; wenn dieſer nun aber erfahren wird, daß Sie hier waren, was“ — —

Der Profeſſor ließ ihn nicht ausreden. „Langenberg wird es nicht erfahren!“ ſagte er mit nachdrücklicher Gewißheit, „ich rechne auf Sie! Auch will ich Ihrer freundſchaftlichen Offenheit nur eine kurze Zeit Gewalt anthun; verſprechen Sie mir nur, Langenberg's Erklärung an das Fräulein ſo lange hinzuhalten, bis ein Brief von mir Sie dieſer Verpflichtung entbindet, und Ihnen Aufſchluß über dies Verlangen und — über Mehreres giebt.«

Mit der Miene ahnungsvoller Unruhe leiſtete Oswald dieſe dringend begehrte Zuſage, und ſprach: »Noch mache ich Sie darauf aufmerkſam, daß es gewagt ſei, ein ſicheres Glück für eine ungewiſſe Hoffnung hinzugeben, und aus berechnender Enthaltſamkeit die reife Frucht der Freude ſtehen zu laſſen, da der Raub der nächſten Stunde ſie doch gewaltſam brechen und dem Eigenthümer entreißen kann.« —

Lächelnd erwiederte der Profeſſor: »Ich ſpare ſie zu einem Feſtgenuſſe auf!« Er ſtand noch einige Minuten in ſchweigendem Anſchauen.

Jetzt erhob ſich hinter ihnen eine weibliche Figur in gemeiner Kleidung, die ihren Tragekorb in Ordnung gebracht zu haben ſchien, ohne daß die Sprechenden ſie bemerkt hatten. Sie ging, den Paſtor grüßend, ſchnell vorüber, und wendete das Geſicht neugierig dem Fremden zu, der das ſeinige mit unverrückbaren Blicken abwärts gekehrt hielt, ſo daß ſie es nicht ſehen konnte.

»Dies war die alte Chriſtine, Langenberg's Hausehre!« ſagte Oswald, vom Laute dieſer bekannten Stimme, erſt nachdem ſie verklungen war, aus tiefen Gedanken erweckt. »Nun wird er ſogleich hören, daß ein Fremder bei mir war!«

»Und hält Ihr Freund ſo ſcharfe Controle, daß Sie die Liſte Ihrer Beſuche ihm namentlich einreichen müſſen?« fragte der Profeſſor, indem er in dieſer Spottrede einen Tadel für dieſe peinliche Berückſichtigung verſteckte.

„Ich halte die Aufrichtigkeit für die erſte Pflicht der Freundſchaft;“ antwortete Oswald, ohne empfindlich zu ſein, „und war bisher kraft meines Amts nur Haushalter über die Geheimniſſe Gottes! — doch Ihrem höheren Alter, Ihrer reiferen Einſicht, und vor allem, Ihrem früheren Verhältniſſe zu meinem Langenberg, will ich glauben, es ſei nothwendig, daß Ihr Hierſein ihm verſchwiegen bleibe, bis es Ihnen gefällt, mich dieſer Verheimlichung zu entlaſſen, oder ihren Grund aufzuklären.“

Langenberg kam eben von einer Kranken-Communion zurück, die er auf einem andern Dorfe ſeines Kirchſpiels abgehalten hatte, und warf, erhitzt von dem weiten Frühgange, die ſchwarze Amtstracht von ſich, als Chriſtine ihm den vergarten Kaffee brachte, und, indem ſie ſich mit dem Schürzenzipfel den Schweiß von der braunen Stirne wiſchte, ihn alſo anredete: „Das iſt ein warmer Morgen! Die Sonne brennt — ich war auch ſchon in Großwaltitz bei dem Krämer, um einzukaufen. Der Herr Paſtor Oswald begegnete mir, er hatte einen Fremden bei ſich, und ich kam zufällig dahinter, daß es wohl ein Freier für das Fräulein aus dem Herrenhauſe ſein wird.“ —

Langenberg erblaßte; er ſtarrte die ſchwatzhafte Chriſtine an, und dieſe, von der erſchrockenen Theilnahme ihres Herrn geſchmeichelt, fuhr fort: „Ich will Ihnen die Sache erzählen; ja, der Verräther ſchläft nicht, und wenn es noch ſo früh am Morgen wäre! — Wie ich ſo ganz unparteiiſch am kleinen Berge hinaufgehe, rieſelt es leiſe, leiſe, hinter mir. Ich ſehe mich um und merke mit Schrecken, daß der duſelige Krämer, der ſchon vor Tage nicht nüchtern iſt, den großen Tütenſack voll Reis nicht ordentlich zugemacht habe, denn hinter mir liegt eine weiße Spur verſtreut, wie die Schweſter der Prinzeſſin Aſchenbrödel in dem Zaubermährchen machte, als ſie den Weg wieder finden wollte. Aber es ging mir wie Jener; an ein Aufleſen war leider nicht zu denken, die Vögel kamen und pickten heißhungrig die Reiskörner auf. Ich kauerte alſo an die Erde und raffte mir mein Bißchen Einkauf beſſer zuſammen. Da ſehe ich den Paſtor Oswald mit einem fremden Herrn ſtehen; von Statur kam mir der wohl ältlich vor; — aber er mag vielleicht tüchtiges Geld haben, und da iſt es bei den Vornehmen grade wie bei uns gemeinen Leuten, es kommt auf ein halbes Schock Jahre mehr oder weniger nicht an. — Er hatte eine Stimme, ſo tief wie der große Baß! Ich konnte es ganz deutlich hören, daß er zu dem Herrn Paſtor ſagte, als dieſer ihm das Herrenhaus zeigte: Dort wohnt alſo meine Ferdinande! Darauf hatte der Herr Paſtor Kummer, daß Sie etwas von der Geſchichte erfahren möchten, aber der Andere redete ihm gut zu. Sie ſprachen nun ein Langes und Breites von reifen Früchten, die ſie auf das Feſt eſſen wollten, und ich legte mir es ſo aus, daß die Hochzeit im Herbſte ſein ſoll. — Freilich, ich dachte, es würde mit dem Fräulein anders kommen — und es iſt auch grade kein Freundſchaftsſtückchen von dem Herrn Paſtor" —

Langenberg beſtritt heftig, daß Chriſtine recht gehört hätte; doch dieſe verfocht mit gereizter Empfindlichkeit die Richtigkeit ihrer heutigen Erfahrung und verwies ihren ungläubigen Herrn auf die Zeit, welche bald genug ihre Ausſage beſtätigen werde. Aber eine innere, heftige Unruhe rächte den verleugneten Glauben an die Wahrheit dieſes Geſchwätzes. Vom quälenden Drange eines neugierigen Mißtrauens getrieben, eilte Langenberg, ſobald das Mittagseſſen vorüber war, nach Großwaldiß. Er dachte unter Weges ſchon daran, wie er bei ſeiner Nachhauſekunft die verrätheriſche Chriſtine werde eines ſtarken Irrthums überführen können, und je näher er ſeinen Freunden kam, um ſo unwahrſcheinlicher ſchien ihm die Erzählung, von der er ſich beunruhiget fühlte.

Vor der Thüre des Pfarrhauſes ſtanden Oswald und Julie, einem fortrollenden Reiſewagen nachſehend. Als Langenberg's Gruß ihr Gehör traf, war ein Ausdruck von Erſchrockenheit an Beiden nicht zu verkennen; der Gedanke, daß, wäre dieſer Beſuch um zehn Minuten früher gekommen, dies Ungefähr die ängſtliche Verborgenheit, welche der Profeſſor beobachtet wiſſen wollte, vereitelt hätte, begegnete ſich in ihnen, und ward in einem flüchtigen, aber beredten Wechſelblicke ausgetauſcht. Langenberg bemerkte es, und deutete dieſe Augenſprache und eine kleine Verlegenheit in dem Benehmen des Paſtors und ſeiner Frau, die unter dieſen Umſtänden ſo natürlich war, im Sinne ſeines Argwohns. Die Unterhaltung entbehrte der herzlichen Unbefangenheit, worin ſie ſich ſonſt erging, und früher als gewöhnlich brach Langenberg auf, mit bitterem Verdacht erfüllt.

„Ich wollte, der Profeſſor wäre geblieben, wo der Pfeffer wächſt!“ ſagte Julie unmuthig zu ihrem Manne, als Langenberg fort war, „welch ein geſpanntes Weſen war heute zwiſchen uns! Ich hätte darauf ſchwören wollen, er wiſſe etwas von unſerem Gaſte. Es war, als läge mir ein Verbrechen auf der Seele. Sei nicht böſe, lieber Auguſt, aber Du hätteſt Dich zu nichts verbindlich machen ſollen! Wir ſetzen um dieſer dummen Geſchichte willen das Vertrauen unſeres liebſten Freundes auf das Spiel!“

Auch Oswald bereuete es ſchon jetzt, dem Profeſſor ſein Wort gegeben zu haben. Er ſann nach, was ihn dazu vermocht hätte? Und er mußte ſich geſtehen, daß die Zuverſichtlichkeit, womit der Profeſſor ſich an ihn gewendet, und ein geheimes Vermuthen, was ihn den lichtvolleſten Ausgang aus dieſer dunkeln Verwickelung hoffen ließ — ihn bewogen, ſeine grade Offenheit zu Gunſten eines fremden Willens verleugnen zu wollen. —

Mehrere Wochen waren vergangen, in denen Oswald an jedem Poſttage, doch immer vergebens, einem Briefe von dem Profeſſor entgegengeſehen hatte. Langenberg kam wohl zuweilen nach Großwalditz, aber der Geiſt der alten Freundſchaft und Freude beſeelte das Zuſammenſein dieſer drei guten Menſchen nicht mehr.

Julie machte ihrem Manne Vorwürfe, wogegen er ſich zuweilen mit Heftigkeit vertheidigte, es traten kleine Verſtimmungen ein — der Profeſſor war offenbar als ein Störer in dies friedliche Haus und ſeine einfachen Verhältniſſe gekommen.

Das Feſt der Pfingſten näherte ſich. Oswald hatte vor überhäuften Amtsarbeiten die unruhige Erwartung auf den verſprochenen Brief vergeſſen und wenig darauf achten können, daß Langenberg länger als ſonſt ausgeblieben war. Da ſagte Julie zu ihm: „Es iſt nun heute Freitag, und Langenberg wieder die ganze Woche nicht hier geweſen. Er hat etwas gegen uns, das iſt klar, und ſeit dem unglücklichen Beſuche des Profeſſors — —, wie wäre es, lieber Mann, wenn Du heute nach Haſelbuſch gingeſt und ſäheſt, ob er etwa gar krank ſei?“

Oswald müßigte ſich ab und ging am Nachmittage den

Freund zu beſuchen. Er traf ihn zu Hauſe, blaß und trübſinnig.

„Ich muß nun einmal ſehen, was Du machſt,“ ſagte Oswald mit Herzlichkeit, „man ſieht und hört nichts von Dir. Julie läßt Dich grüßen, ſie hatte Kummer um Dein Ausbleiben, und würde mich begleitet haben, wenn das große Scheuerfeſt, dieſe Vorfeier der heiligen Tage, ihre Aufſicht nicht erheiſchte.“

Langenberg antwortete und ſchlug die Augen nieder: „Ich habe Kranke beſucht und Todte begraben; ſo fehlte es mir an Zeit.“

Oswald blickte ihn ſtarr an, dann ſprach er lächelnd: „Da iſt der Ausſpruch in Erfüllung gegangen: Laſſet die Todten ihre Todten begraben, denn Du, Langenberg, biſt krank, biſt geiſtig todt! — ſage, was fehlt Dir, Lieber? Haſt Du kein Vertrauen mehr zu mir, und wodurch hätte ich es verwirkt?“ —

Dieſer Ton traf Langenberg's Herz. Er ſah auf, und in ein Geſicht, von dem die Wahrheit hell wie der Tag leuchtete, in ein Auge, das rein und treu der Spiegel einer edlen Seele war. Und dennoch entgegnete er finſter: „Ich bin unglücklich! überlaſſe mich meinem Schickſal, und Deine hülfreiche Freundſchaft werden Andere bereits in Anſpruch genommen haben.“ —

„Langenberg!“ ſagte Oswald mit ſanftem Vorwurfe, „was haſt Du? Ich liebe mein Weib, ich verehre den Major und bin der holden Ferdinande brüderlich gut: aber als Freund, im vollen Sinne dieſes ſo oft gemißbrauchten Wortes, gehöre ich mit allem, was ich vermag, Dir nur allein!“

Wie Oswald den Namen des Fräuleins nannte, ſchlug eine flammende Röthe auf Langenberg's blaſſen Wangen aus; er fühlte dies äußere Glühen und ſprach: „Nun ſo wiſſe es denn, ich liebe! Doch erröthe ich vor dieſem Geſtändniſſe, und möchte mein ganzes vergangenes Leben in den Lethe verſenken, um jetzt ohne die Qual der Erinnerung, ohne die Scham vor mir ſelbſt in dieſer Liebe mein Glück zu finden!“

„Schäme Dich dieſer Scham, Du verkehrter Menſch!“ ſagte Oswald heiter. „Wir haben alles vorausgeſehen, und wenn Ferdinande Dich liebt, wenn der Major in Eure Verbindung willigt, ſo leitet Gottes Güte Dich zu einer ſeligen Buße Deines früheren Vorurtheils. Ferdinande ſammelt feurige Kohlen auf Dein Haupt, die tief hinab in Dein Herz brennen; eine heilige Gluth, eine Läuterungsflamme, worin der Gehalt Deiner Geſinnung von den Schlacken unechter Weisheit geſondert werden wird.“

„Wenn! ja wenn!“ antwortete Langenberg, „daran liegt es eben. Ich habe noch wenig Gewähr für meine Hoffnung, daß Ferdinande mir wohl will — und wird denn meine ſchlichte Bürgerlichkeit dem Major eine paſſende Partie für ſeine hochgeborene Enkelin dünken? Er war ſtets freundlich gegen mich, aber ganz unzugänglich für mein leiſeſtes Hinhorchen in Betreff dieſer Frage; ich wüßte es mir nicht anzufangen, ihm meine Abſicht vorzutragen und ihn um die Hand der geliebten Ferdinande zu bitten.“

„Wenn Julie Recht hätte,“ erwiederte Oswald, „und Du weißt, die Weiber bemerken ſchlau und fein, — ſo wäre das Fräulein Dir mit zarter Neigung gewogen, und der Major nur deshalb vorſichtig oder zurückhaltend gegen Dich geweſen, weil er einen leichtmöglichen Eindruck auf Ferdinandens Herz vorbauen wollen, der, im Falle das

Deinige verſagt, oder nicht empfänglich für ihren Reiz und Werth wäre, nur dem ſüßen Frieden dieſer Unſchuld ſtörend werden würde."

„O Gott!" rief Langenberg neubeſeelt, „ſo ſpottet Julie dieſer Liebe nicht und intereſſirt ſich ſogar für die Wünſche Deſſen, der ihre gütige Hand früher eigenſinnig von ſich ſtieß und ihre mittheilende Freundſchaft kränkte? So meinſt Du es noch gut mit mir und ſäheſt es gern, wenn Ferdinande, und mit ihr der Himmel auf Erden, mein würde?" —

„Du ſprichſt im Fieber der Leidenſchaft, Langenberg," ſagte Oswald mit dem Blick und der Geberde des Erſtaunens, „haſt Du denn je daran gezweifelt, daß Dein Glück mir und Julien eine Herzensſache wäre?"

„Ach!" ſagte Langenberg mit traurigbittendem Tone, „vergieb mir! Der Zweifel war von jeher der Dämon meiner Ruhe; aber es wird anders mit mir werden. Noch heute ſchreibe ich an Ferdinande und den Major; ich kann dieſen Zuſtand der marterndſten Ungewißheit nicht länger ertragen."

„Heute ſchon?" fragte Oswald über dieſe Eile betroffen; denn in dieſem Augenblicke fiel ihm ein, daß er durch die herbeigeführte Eröffnung eigentlich gegen ſein, dem Profeſſor Airoſt gegebenes Wort gehandelt hätte, da er Langenberg's Entſchluß, ſich nun ohne längeren Verzug zu erklären, als eine Folge davon betrachten durfte. Er wollte ſeine Zuverläſſigkeit gegen die verliebte Haſt ſeines Freundes retten, und ſagte: „Warte doch zum mindeſten bis nach dem Feſte! Es wäre meines Bedünkens nicht rathſam, wenn Du vorher Dein Gemüth mit ſolchen Angelegenheiten beunruhigen wollteſt. Der Geiſt, ſoll er wirken, und mit Segen, darf ſeine Freiheit nicht hingeben an das Eigene!“ —

Obgleich das Geſagte ſehr ernſtlich gemeint war, ſo miſchte ſich doch in Oswald die ſtille Erwägung hinzu, daß noch zwei Poſttage zwiſchen dieſem Aufſchube lägen, deren einer das Siegel eines Geheimniſſes löſen könnte, welches nach der Verſicherung des Profeſſors Langenberg's Wünſche unterſtützen würde.

Die Liebe ſchärft die Sinne weit über das natürliche Vermögen hinaus! Langenberg hörte es dem Tone dieſes guten Rathes an, daß er noch einen kleinen Nebenzweck verſchweige — und ein Anflug von Mißtrauen ſtrich kältend über die kaum erwärmte Bruſt. Oswald mußte zeitig aufbrechen, und Langenberg begleitete ihn bis zur Roſenlaube, durch deren ſaftgrüne Blätter ſich zahlloſe Knospen rankten; dann ging er zurück und erwog jedes Wort, das Oswald geſprochen.

Der Abend war himmliſchſchön; die Luft, ein laues Blüthenmeer, umſchmeichelte in leiſen Wellen Langenberg's heiße, ſinnende Stirne, der Geſang der Vögel wiegte ihn in Träume der Liebe — und ſelbſt die eintönigen Weiſen, welche die Knaben des Dorfes dem jungen Rohre entlockten, zogen fernher, wie Klänge der Sehnſucht, tief durch ſeine Seele.

Langenberg ging gedankenvoll, und war, ohne zu wiſſen wie? der Anhöhe näher gekommen, an die nach der Abendſeite zu ſich das Herrenhaus lehnt. Da ſah er auf, und erblickte mit dem Beben des Entzückens die einſame Ferdinande auf dem ſchwellenden Raſen ſitzend, den Schooß voll Kräuter, welche ſie in ein nebenſtehendes Körbchen ſammelte. Die untergehende Sonne faßte dies idylliſche Bild in einen goldnen Rahmen ein, und als Langenberg grüßend vor dem Fräulein ſtand, goß ein innerer Aufgang ſeine Verklärung darüber aus.

„So fleißig, mein Fräulein?“ fragte Langenberg beklommen.

„Ich ſuchte Kräuter für den Großpapa zu Kraftſuppen;“ antwortete Ferdinande, ſeinen ehrerbietigen Gruß freundlich erwiedernd, „aber Herr Paſtor, Sie ſehen ſo blaß, in der That! Sie haben Sich ſeit einiger Zeit verändert. — Gott! was fehlt Ihnen doch?“ Ihre Stimme war ängſtlich.

Langenberg lächelte im ſüßen Genuſſe dieſer Theilnahme: ſein Blick hing mit unendlichem Ausdrucke an dem ihrigen. Die ganze Welt verſchwand vor ihm — nur das Glück dieſer Minute in ihrer zauberhaften Flüchtigkeit winkte ihm, und er fühlte, daß er ſie nicht ungenützt entfliehen laſſen dürfe.

„Das Kraftgeben,“ ſagte er bedrängt, „ſcheint eine Eigenſchaft Ihres Weſens zu ſein. O theure Ferdinande! laſſen Sie auch mich an dem ſegensvollen Einfluſſe dieſer Milde geneſen. Sie ſehen, ich bedarf der Stärkung — zu lange ſchon habe ich Ihres Anſchauens entbehrt, da iſt der Geiſt des Lebens — was wäre die Hoffnung anders? von mir gewichen.“ —

Auf Ferdinandens Geſicht wechſelte während dieſer Rede höhere Gluth mit Bläſſe; Langenberg hatte durch ſein Ausſehen und Ausſagen des Mädchens Mitleid angeſprochen, und ſtets gewöhnt, dieſer heiligen Regung Gehör zu geben, flößte ſie der ſchüchternen Liebe den Muth der Tugend ein. Ferdinande wollte reden; aber Langenberg, ein entfernendes Wort fürchtend, ſetzte ſich ſchnell an ihre Seite, ergriff ihre Hand und fuhr mit beſchwörender Innigkeit fort: „Ferdinande! zürnen Sie mir nicht, daß ich die Gunſt der Gelegenheit nicht ungenützt vorüber laſſe, und Sie durch das ſtürmiſche Geſtändniß meiner Liebe vielleicht erſchrecke oder ängſte! Ja Ferdinande! ich liebe Sie, und ewig iſt Ihnen mein Herz geweiht, ein Herz, das doch nicht ganz ſchlecht und verwerflich ſein muß, weil es ſich bis zu Ihnen erheben konnte! Zwar habe ich Ihnen nur ein beſcheidenes Loos anzubieten; Sie würden auf die Vorzüge Ihres Standes, auf gerechte Anſpruche verzichten, wenn Sie die Meine würden; allein nie ſoll ein Mann Opfer dieſer Art tiefer empfunden und durch vergötternde Zärtlichkeit höher gewürdiget haben, als ich!“

„Opfer?“ wiederholte Ferdinande mit halber Stimme und einem leiſen Kopfſchütteln, während warme Thränen einer ſüßen Angſt aus ihren Augen tröpfelten, und die vollſte Verſicherung der Gegenliebe tönte durch den Klang dieſes einzigen Wörtleins. Sie fuhr fort: „O Sie verkennen mich dennoch. Ich bin Ihnen herzlich gut und möchte Sie ſo gern froh ſehen — ich liebe die Stille des Landlebens und habe Juliens Geſchick oft neidenswerth gefunden; aber ich hange von meinem Großvater ab und bin geſinnt, mich ſeinem Willen unbedingt zu unterwerfen. Gott! wie ſchön wäre es, wenn ich hier bliebe! Und wenn er einſt nicht mehr iſt“ — — hier beugte Ferdinande das Haupt auf die hochklopfende Bruſt, und ihre Thränen perlten in raſcherem Laufe auf die duftenden Kräuter; denn die Empfindungen der Liebe ſind ſtets mit Gedanken an den Tod verwandt, weil beide ſich im ſehnenden Gefühle der Unendlichkeit berühren.

„So würde ich als der Schützer dieſes theuren Lebens an ſeine Stelle treten!“ ſagte Langenberg und ſchlang ſeinen

Arm um Ferdinandens jungfräulichen Leib. „Darf ich alſo in Ihrer Hand mein Glück von ihm erbitten?“

Ferdinande nickte erröthend; doch in dieſem Augenblicke gewahrte ſie den alten Bedienten, der ſuchend umherſah, deſſen blödes Auge jedoch nicht bis zum fernen Erkennen der liebenden Gruppe reichte.

„Man vermißt mich wahrſcheinlich,“ ſagte Ferdinande ſchnell aufſtehend, „ich ſehe dort den Conrad nach allen Richtungen ſtreifen. Leben Sie wohl, Herr Paſtor!“

„Jetzt gewiß!“ antwortete Langenberg und hielt küſſend ihre Hand, als ob er ſie nicht laſſen wolle; Ferdinande aber entzog ſie ihm mit einem leiſen, tiefgefühlten Drucke, und leichten, ſchwebenden Schrittes entſchwand ſie ſeinen Blicken in die grünen Baumſchatten.

Langenberg verweilte noch lange auf dieſer Stelle, bis der nächtliche Thau zu ſinken begann und des Mondes blaſſe Scheibe über die Gebirge aufſtieg, dann ging er im ſeligen Taumel nach Hauſe.

„Nun Gottlob! daß Sie kommen, Herr Paſtor!“ rief Chriſtine ihm von der Thür entgegen, „die alte Barbern hat ſchon zweimal hergeſchickt; es gehet mit ihr zum Ende, und ſie ſehnt ſich nach geiſtlichem Troſte. Doch dächte ich, Sie äßen zuvor ein wenig? das Täubchen brätelt und priezelt über die Zeit, es iſt ſchon ſo braun wie eine Kaſtanie.“

„Ach Chriſtine!“ antwortete Langenberg ſtill entzückt, „verzehre es nur ſelbſt! mir iſt, als würde ich nie mehr eſſen mögen; hole mir ſchnell den Talar und die Agende.“

„Nun, das wäre mir lieb!“ ſagte Chriſtine auf dem dienſtlichen Gange beleidiget zu ſich ſelbſt, „wozu wäre ich dann Köchin? Was das für eine ſatte Laune iſt! Nun, ich denke, mein Herr wird zum Brode gewöhnt ſein!“

Nie war Langenberg zum Zuſpruch einer Sterbenden geeigneter, als in dieſer Stunde. Er fühlte den Himmel in ſich, und Worte des ewigen Lebens führten die ſcheidende Seele ſanft an die Schwelle des Todes, wo ein betäubungsvoller Schlummer ſie aufnahm. Die Umſtehenden ſtaunten ihn ehrfurchtsvoll an. Als er die ärmliche Hütte verließ, worin der Leichnam ruhete, war es bereits ſpät geworden. Im Dorfe, durch deſſen Länge ſein Weg führte, war es ſtill, nur hier und da ſchlug das Bellen eines Hundes in den Gehöften an. Da begegnete ihm ein Menſch, der ſcheu und furchtſam vor ſeiner ſchwarzen Erſcheinung zurückbebte, und in welchem er einen ſchwachſinnigen Tagelöhner aus Großwalditz erkannte, der häufig von Oswald zu Botenlaufen gebraucht ward.

„Wohin noch ſo ſpät, Adam?“ fragte Langenberg, „kennſt Du mich nicht? Ich glaube gar, Du fürchteſt Dich vor mir?“

„Alle guten Geiſter“ — ſagte der erſchrockene Adam, „die Nacht iſt keines Menſchen Freund! mir zittern alle Glieder.“ —

„Was bringſt Du aber hier ſo ſorgfältig eingewickelt?“ fragte Langenberg.

„Es iſt ein Brief in das Herrenhaus, den mir der Herr Paſtor auf die Seele gebunden,“ antwortete Adam weinerlich, indem er ein grobes, leinenes Tüchelchen aufwickelte; „Freilich,“ redete er weiter, „war es noch heller Tag, wie ihn mir der Herr Paſtor gab, daß ich ihn bald beſtellen möchte, aber ich hatte nicht recht aufgepaßt und lief hinüber nach Würben zu dem Schulzen, wo ich geſtern geweſen. Da lachten ſie mich aus, und ich bin nun die Meile im Galopp hierher gerannt.“

„Ein Brief? Laß doch einmal ſehen!“ ſagte Langenberg erſchrocken, und während er die Adreſſe des Majors, von Oswald's Hand geſchrieben, betrachtete, erfaßte ihn plötzlich ein ſchwarzer Argwohn. Der Mond ſchien hell auf das leuchtende Siegel — ſeine Hand zuckte — was konnte der Inhalt dieſer ſchleunigen Depeſche ſein? — Mit hölliſcher Geſchäftigkeit flüſterte der böſe Geiſt des Mißtrauens, der ſich ſeiner bemächtiget hatte, ihm zu, daß Oswald ihn ja erſt um ſechs Uhr verlaſſen und folglich ſogleich geſchrieben haben müſſe. Er erinnerte ihn an die Bitte des Freundes, ſeine ſchon morgen beabſichtigte Erklärung an den Major bis nach dem Feſte aufzuſchieben, und an die leiſe, doch bemerkte Verlegenheit, womit Oswald ihm dieſen Rath gegeben; genug, die auffallende Eile dieſes Briefes knüpfte in einem Räthſelknoten den Zuſammenhang mit den kaum abgeriſſenen Zweifeln an Oswald's freundſchaftlicher Treue feſt. Er gab ihn zögernd zurück, als legte er damit ſein Schickſal in die Hand des Boten. Und ſo war es auch!

Noch in dieſer Nacht ſchrieb er an den Major und bat ihn um die Hand ſeiner Enkelin. Es war eine Angſt über ihn gekommen, daß er ſich nicht ſchnell genug den Beſitz der Geliebten ſichern könne, als ob irgend eine feindliche Gewalt ſie ihm entreißen wolle; erſt als der Morgenſtern hinabtauchte in die Wellen des Lichts, überließ er ſich einem unruhigen Schlummer.

Er erwachte mit dumpfem Kopfſchmerz. Chriſtine hatte heute alle Hände voll zu thun und zu dem weiten Gange nach dem Herrenhauſe keine Zeit: ſo mußte Langenberg ſich gleich anderen unverheiratheten Hauswirthen der häuslichen

Autorität ſeiner Wirthſchafterin unterwerfen und — ſich gedulden. Nach Tiſche endlich beliebte es ihr, ſtattlich angethan, den Brief forttragen zu wollen. In peinlicher Erwartung ſah Langenberg ihrer Wiederkehr entgegen. Sie blieb lange aus, und als ſein Auge, mit leidenſchaftlicher Schärfe bewaffnet, ſie von ferne ſchon erſpähete, erblickte er mit Schrecken das Schreiben in ihren Händen. „Gott im Himmel!“ rief er entſetzt zu ſich ſelbſt, „ich glaube gar, Chriſtine bringt mir meinen Brief wieder! Was ſoll das heißen?“ — Er athmete kaum, als Chriſtine jetzt vor ihm ſtand und ſagte: „Herr Paſtor, der Gang war umſonſt! Sie ſind fort im Herrenhauſe mit Sack und Pack! Der alte Herr, das Fräulein — die Marthe und der alte Bediente; nur der Gärtner iſt zurückgeblieben, denn den Garten konnten ſie doch nicht mit auf den Wagen ſchnallen. Es iſt geſtern Abend ſpät noch ein Brief gekommen, worauf die Reiſe ſogleich beſchloſſen worden. Wie mir der Gärtner erzählte, ſo hat es auch nicht Art, daß ſie bald wiederkommen werden. Aber Herr Paſtor! wie ſehen Sie aus? Kreideweiß! Die Augen ſind Ihnen ja ordentlich erloſchen! Um Gotteswillen! ich hole ein wenig Liquor“ — —

„Ha! meine Ahnung!“ ſagte Langenberg mit gebrochener Stimme und dichte Finſterniß umflorte ſeine Seele. „Oswald hat ſie mir entriſſen und dem Major unverzüglich einen warnenden Wink von meiner Abſicht gegeben!“ —

Sein an der Freundſchaft verzweifelndes Gefühl fixirte ſich in der Verurtheilung des armen Oswald's; er entſagte ihm, der Liebe und ſeinem Glücke, und ſchrieb in dieſer Stimmung jenen trennenden Brief, mit dem wir unſere geneigten Leſerinnen zu Anfange dieſer Erzählung bekannt gemacht haben.

Wie Oswald erheiterten Herzens nach Hauſe kam, hielt Julie ihm einen dicken Brief entgegen, der nach dem Poſtzeichen der erſehnte war; auf dem Umſchlage ſtand unterſtrichen ein forderndes cito! citiſſime!

„Nun endlich!“ ſagte Oswald frei aufathmend und brach das Siegel; allein ſeine Erwartung wurde getäuſcht. Innen lag ein gewichtiges Schreiben, worauf eine unſichere Hand in ganz entſtellten Zügen den Namen des Majors ohne alle üblichen Beifügungen gekritzelt hatte; der äußere Brief aber war von einem jungen Studirenden, der, wie ſich daraus errathen ließ, dem Profeſſor Aidoſt in der Eigenſchaft eines Famulus nahe ſtehen mochte. Der junge Menſch ſchrieb an Oswald, daß der Profeſſor bei ſeiner Nachhauſekunft von Großwalditz ſich krank gefühlt und wahrſcheinlich auf der Reiſe erkältet hätte. Einige Tage wären noch leidlich hingegangen, in denen er, wenn auch mit ſichtlicher Anſtrengung, an dem inliegenden Aufſatze geſchrieben, dann ſei ein Fieber ausgebrochen, welches bald einen nervöſen und bedrohlichen Anſchein genommen; er habe fürchterlich phantaſirt, doch habe ſeine ſtarke Natur die Kriſis überwunden. Zwar ſei er noch todtſchwach, und beſonders hätten ſeine Geiſteskräfte, namentlich das Erinnerungsvermögen, gelitten; aber doch wäre ein Schein von Hoffnung vorhanden, daß er dem Leben noch erhalten werden könne. In dem erſten, lichten Augenblicke habe er dem Famulus angelegen, ihm den Brief an den Major aus ſeinem Schreibtiſche zu holen, den er mit eigener Hand geſiegelt und überſchrieben, welches Bemühen denn auch, wie Oswald ſehen würde, den Stempel der Krankenſchwäche trüge. Dann habe er ihm aufgetragen, augenblicklich an Paſtor Oswald zu ſchreiben und dieſen um die ſchleunigſte Beförderung des Briefes, wie um ein paar denſelben begleitende Worte zu bitten, zur Unterſtützung des darin enthaltenen Wunſches, welches er denn hiermit gethan haben wolle, u. ſ. w.

Seufzend legte Oswald den Brief zuſammen und ſagte: „Ich erwarte nicht viel Gutes von dieſer fatalen Geſchichte, und finde kein Wort in dem Briefe, das mich meines Schweigens gegen Langenberg entbände. Nun, es läßt ſich hier weiter nichts thun, als den Ausgang ruhig abwarten;“ damit ſetzte er ſich nieder und ſchrieb an den Major. Nachdem er dieſem in möglichſter Kurze den neulichen Beſuch des Profeſſors erzählt und eine Beſchreibung dieſes Mannes beigefügt hatte, ſiegelte er den Brief von Jenem an den Major, ſo auch das Schreiben des jungen Menſchen mit dem ſeinigen ein und übergab das Paquet dem Boten, der es unglücklicher Weiſe in Langenberg's Hände legte.

Sonnabend gegen Abend erfuhr Oswald, daß der Major mit den Seinigen in dämmernder Tagesfrühe abgereiſt wäre; er ahnete wohin? und wozu? und eine Stunde ſpäter erhielt er jenen Brief von Langenberg. Doch dieſer befand ſich gewiß nach dem Abgange ſeines Schreibens in einer ſtürmiſcheren Unruhe, als der, an den es gerichtet war, wie ſchmerzlich getroffen ſich Oswald auch von dem unverdienten Inhalte fuhlen mochte, und obwohl ein Gefühl der Genugthuung Langenberg's heiße Empfindungen vorerſt täuſchend befriedigte. Er ſah einer mündlichen oder ſchriftlichen Vertheidigung des hart angeklagten Freundes entgegen; er war entſchloſſen, ſie abzuweiſen, und doch ängſtlich geſpannt, ſie zu empfangen. Aber Oswald kam nicht — und der Schall der Feſtglocken von Großwalditz, den der Morgenwind feldüber trug, ſchlug ſo traurig und ergreifend an ſein Herz, wie die Stimme der gekränkten Freundſchaft. —

Jetzt fühlte Langenberg ſich wirklich unglücklich. Er nahm das Schweigen Oswald's für einen Beweis von deſſen Schuld, wenn gleich eine richtigere Folgerung ihm ſagte, es könne auch Vorwurf und Strafe für die ſeinige ſein und der beleidigte Freund es verſchmähen, ſich gegen ſolche Unbill zu rechtfertigen. Er glaubte ſich von jeder Hoffnung verlaſſen, die Welt um ihn her war zu einer weiten Oede ausgeſtorben, in die tiefe Finſterniß des Gemüthes drang kein Lichtſtrahl, und auch in ſeiner Seele war es wüſte und leer, wie auf den Wäſſern der Erde, als der Geiſt Gottes mit dem heiligen Plane der Schöpfung darüber ſchwebte.

Die Bauern in Haſelbuſch ſchüttelten die Köpfe, wenn ihr jugendlicher Paſtor bleich wie der Todesengel auf der Kanzel erſchien, und mit Thränen, welche ihm unbewußt die eingefallenen Wangen herabrollten, von der Nichtigkeit des menſchlichen Lebens zu ihnen ſprach; ſie ſetzten das Ziel des ſeinigen in die nahenden Monate des Blätterfalles, und ſelbſt ſeine getreueſten Anhänger in der Gemeinde dachten bereits heimlich an eine neue Wahl.

So war der Sommer vergangen und die ſtille Wirkſamkeit der Zeit hatte doch nicht vergebens an ſeinem Grame gearbeitet; es war allmählich ruhiger in ihm geworden. Jetzt ſtieg zuweilen der Gedanke in ihm auf, daß er Oswald und Julie doch wohl Unrecht gethan haben könne, und ſeine damaligen raſchen Vorausſetzungen wurden ihm immer unwahrſcheinlicher. Das Bild ihrer freundſchaftlichen Geſinnungen für ihn trat je mehr und mehr aus dem Schatten des Verdachts in das Licht der Wahrheit; aber nur ihr gänzliches Verſtummen und Verſchwinden blieb ihm unerklärbar, und wie nahe ihm auch der Aufſchluß gelegen, ſo fehlte es ihm doch an dem Muthe der Entſchloſſenheit, ihn von denen, die ihn geben konnten, willig zur Erkenntniß ſeines Irrthums erbitten zu wollen. Oft ſtand er auf der Anhöhe, von wo herab man Großwalditz in ſeiner langen Ausbreitung überſah. In winkender Nähe lag das Pfarrhaus, wo er ſo traulichſchöne Stunden verlebt, ſein Fuß hob ſich zu dem gewohnten Gange — in einer Viertelſtunde konnte er dort und die quälende, verbitternde Spannung vielleicht in wenig Worten aufgelöſt ſein; aber die Hand des inneren Richters ließ einen Schlagbaum zwiſchen dieſen Wunſch und Weg niederfallen.

O wahrlich! die kleinſte Schuld, das leiſeſte Unrecht der Gehäſſigkeit zieht unabſehliche Fernen zwiſchen die Herzen der Menſchen, und wenn auch ihre Hände ſich berühren könnten, während Jugend und Liebe ſich über Zeit und Raum vereiniget fühlen! —

An einem der letzteren Tage des Auguſt war Langenberg beſonders zu ſolchen Gedanken aufgeregt. Es hatte ihm in der verwichenen Nacht von Julie geträumt, ſie hatte ihm lächelnd zugewinkt, und aller Zauber der Erinnerung war mit dem Gedächtniſſe dieſes Traums über ihn gekommen. Er ſah zufällig in den Kalender und fand Juliens Geburtstag für morgen mit Rothſtift angemerkt. Wie glücklich hatte er ſonſt dieſen Tag drüben verlebt! Als er daran dachte, erwog er mit aufwallender Sehnſucht bei ſich ſelbſt, wenn ich dieſe Gelegenheit benutzte und hinüberginge? Doch wenn ein bitterer Empfang mir würde und ſie dennoch falſch gegen mich geweſen wären — er kämpfte zweifelhaft mit ſich ſelbſt, dem geheimnißvollen Zuge nach verſöhnter Vereinigung mit ſeinen Freunden bald nachgebend, bald widerſtrebend.

Es war ſehr düſteres Wetter. Der graue Himmel hatte ſeine Schleuſen geöffnet und goß den Regen strömend hernieder; die Bäume, gebeugt von der naſſen Schwere, ließen ihre frühgelben Blätter auf den durchweichten Boden fallen; dichtgedrängte Geſellſchaften ſchnatternder Enten plätſcherten auf kleinen Teichen in der Mitte der Straße, die der anhaltende Waſſerguß ausgehöhlt und gefüllt hatte, und der Rauch aus der Schmiede, ein übelriechender Kohlendunſt — qualmte abwärts und miſchte ſich mit dem Nebel des Regens. Ein trübes, herbſtliches Bild! das auch den innigſten Freund der Natur in die heimliche Häuslichkeit zurückdrängte.

Dem einſamen Langenberg war heute unausſprechlich bange zu Muthe. Er ſaß im dunkelnden Zimmer und lauſchte dem Abendgeläute, das jetzt in dumpfen, kläglichen Tönen erſcholl und ſeiner melancholiſchen Verſtimmung gleich einem Sterbeglöckchen däuchte. Da klopfte es leiſe an das Zimmer, als ob ein ſchüchterner Gaſt Einlaß begehre. Der Paſtor ſprang auf, die Thür zu öffnen, und vor ihm ſtand ein ältlicher Mann in Reiſekleidern, der ihn mit höflicher Freundlichkeit um Verzeihung bat, daß er es wage, ihn zu beſuchen, da er den Herrn Major nicht daheim gefunden.

Langenberg horchte geſpannt dieſer Stimme, welche ihm ſo bekannt vorkam, er ſtrebte ſich der Züge dieſes Mannes zu erinnern, und jetzt auf einmal erkannte er mit der freudigſten Ueberraſchung den Miſſionair Herrn Enderſen in ihm. Langenberg hieß den Herrnhuter auf eine Art willkommen, welche dieſen in keinen Zweifel laſſen konnte, daß er hier gern geſehen wäre, und dieſe Ueberzeugung war bei weitem noch zu beſcheiden, denn Langenberg nahm ſeinen Beſuch wirklich mit Entzücken auf. Jener Abend, wo er die Bekanntſchaft des Miſſionairs machte, ſchwebte in allem

Reize der rührendſten Unvergeßlichkeit vor ſeiner Seele; es war ihm, als ob er bei dem Erſcheinen dieſes Mannes einen leiſen Zuſammenhang zwiſchen ſich und dem Major empfände, da der Freund deſſelben in Abweſenheit des Erſteren zu ihm ſeine Zuflucht nahm.

Der Miſſionair erzählte nun, daß er ſich zu einer kleinen, unverſchiebbaren Geſchäftsreiſe habe entſchließen müſſen, deren Weg ihn nicht ſehr weit ſeitwärts von Haſelbuſch geführt, ſo daß er den Entſchluß gefaßt hätte, den Abend und die Nacht hier zuzubringen; er habe aber zu ſeinem Bedauern das Haus des Majors verſchloſſen und ſelbſt den Gärtner nicht gefunden, der, wie ihm ein Vorübergehender geſagt, nach einem entfernten Orte zu der Kindtaufe ſeiner Tochter gegangen ſei. So habe er es nun gewagt, der Bekanntſchaft des Herrn Paſtors eingedenk, dieſen um die Erlaubniß zu bitten, ſich ein Stündchen unter Dach und Fach von den Mühſeligkeiten der Witterung erholen zu dürfen.

„Ein Stündchen?“ fragte Langenberg mit der Haſt eines ſchmeichelhaften Widerſpruches, „nein, Herr Enderſen, daraus wird nichts! Sie bleiben bei mir, und,“ hier ſeufzte er, — „kann ich Ihnen auch keinen Erſatz für die unvergleichliche Annehmlichkeit anbieten, welche die Geſellſchaft des würdigen Herrn Majors und Fräulein Ferdinandens gewährt, ſo ſollen Sie doch erfahren, daß ich das günſtige Andenken, von dem Sie zu mir geführt worden, zu ſchätzen weiß.“

Er beorderte nun die rüſtige Chriſtine, Anſtalten zu einem gaſtlichen Abendbrode zu treffen, und hieß Wagen und Pferde des Miſſionairs in die Ställe des Pfarrhofes bringen.

Chriſtine konnte kaum begreifen, warum ihr Herr allplötzlich, wie aus einem Traum erwachend, ſolch Aufhebens um den unſcheinbaren Fremden mache, daß er ihr ſogar befohlen, das Nöthige zu einem warmen Punſch herbeizuſchaffen. Sie meinte, es müſſe etwas Außerordentliches in dem ſchlichten Graurocke ſtecken.

Das Eſſen war nun vorüber, die Bowle dampfte auf dem noch bedeckten Tiſche, und ſchon hatten ein paar Gläſer die mäßigen Trinker zu einem mittheilenden Vertrauen erwärmt, da kam die Rede wieder auf den Major, und Herr Enderſen äußerte ſein Befremden darüber, daß Jener ſo ſchnell und, ohne über den Ort und über die Dauer ſeiner Abweſenheit etwas zu hinterlaſſen, verreiſ't wäre. „Ja," ſagte Langenberg, „ich bin durch dieſe Reiſe, wie durch die Umſtände, unter denen ſie geſchah, ſehr unglücklich geworden."

Der Miſſionair wagte nicht, wie ſo? zu fragen; aber ſein ernſtes Auge hing forſchend an dem Geſichte ſeines Wirthes, deſſen bleiche Entſtellung ihm jetzt erſt aufzufallen ſchien.

„Herr Enderſen!" fuhr Langenberg mit aufgehendem Herzen fort, „Sie haben mir, da ich Sie zum erſten Male ſah, eine ſchnelle und doch ſichere Hochachtung eingeflößt, und ich möchte Ihr Urtheil jetzt über mich entſcheiden laſſen, gewiß, daß ich ein eben ſo erwogenes, als aufrichtiges von Ihnen erwarten dürfte. Wenn Sie die Geduld haben, eine kurze Erzählung meines Schickſals anzuhören und den Zuſammenhang der Fäden zu faſſen, aus denen die unglückſelige Verknüpfung deſſelben beſteht, ſo möchte ich Ihnen meine Bruſt erſchließen, und würde einen tröſtenden Einfluß von dieſer Eröffnung und von Ihrer Meinung über alles, was mich beunruhiget, erwarten."

Der Miſſionair verſicherte ihn mit einfachen Worten ſeiner Theilnahme für die ihm zugedachte Mittheilung und einer gewiſſenhaften Beurtheilung des vorzulegenden Falles, ſo weit die Kraft ſeiner Einſicht ihn nur zu umfaſſen vermöge.

Hierauf erzählte Langenberg, was unſere lieben Leſer bereits ſchon wiſſen, wie eine pietiſtiſche Erziehung ihm den heiteren Genuß der Kindheit geraubt und der Geiſt jener freudigen Frömmigkeit, welche allein gottgefällig iſt, vor der Geißel einer ſelbſtquäleriſchen Strenge entflohen ſei; wie er dann in die philoſophiſche Schule des Profeſſor Aidoſt gekommen, in deſſen Grundſätzen er das Fundament der menſchlichen Weisheit und Glückſeligkeit zu finden geglaubt hätte, und wie dieſer Irrthum durch die allgemeine Achtung, die der Profeſſor genoſſen, ja ſelbſt durch das Glück ſeiner äußeren Verhältniſſe beſtätiget worden. Wie er nun, dieſem geliebten Führer folgend, die Vorurtheile der frömmelnden Eltern mit Haß und Abſcheu gegen ſolchen Zwang abgeſtreift und in dieſer befreienden Bewegung das heilige Band des Glaubens zerriſſen, das den Menſchen mit dem Himmel verknüpfe. Nun habe er ſich auf dem Gebiete des Lebens in philoſophiſcher Ungebundenheit ergangen, doch mitten im Genuſſe ſeiner ſüßeſten Freuden von dem Schmerze der Sehnſucht nach etwas Unnennbarem, welches das Herz bedürfe und vermiſſe, ergriffen gefühlt. Er habe ferner zeitig eingeſehen, daß nur ein ſtarker, kalter, oder allen Wallungen des Gefühls abgeſtorbener Charakter ſich über den Gefahren der Sinnlichkeit und in einer gewiſſen Sittenreinheit behaupten könne, wenn ihm der ſtützende Stab der chriſtlichen Religioſität fehle; und er müſſe geſtehen, daß er zuweilen wehmüthige Rückblicke in ſeine Kindheit geworfen, deren verkümmerte Jahre doch ſchuldlos verfloſſen und vor jenen Anfällen eines quälenden Mißmuths verſchont geblieben wären, der ihn mehr nagte und ihm ſchwerer zu ertragen dünkte, als alle Beſchränkungen ſeiner ſittlichen Freiheit.

Als er nun ſpäter Oswald und deſſen Gattin kennen gelernt, ſei ihm ein neues Licht der Erkenntniß in die trübe Seele geſtrahlt; denn er habe in Oswald einen Freund zu finden gewähnt, in welchem ſich frommer Chriſtenſinn mit heiterer Lebensweisheit zu einem höchſt anziehenden Bilde verſchmolzen. Dieſer Umgang habe erſt ſein Herz, dann ſeine Ueberzeugungen hingenommen, und nun ſei ihm zuweilen die Einwirkung des Profeſſor Aidoſt als ein an ſeinem Seelenfrieden verübter Frevel erſchienen.

Aber dennoch habe er ſich von manchen feſtgewurzelten Vorurtheilen, welche von dieſem Lehrer auf ihn übergegangen wären, nicht losmachen können, als Sectenhaß und eine ſpottende Verachtung der herrnhutiſchen Brüdergemeinde. Langenberg erzählte nun, zu welchen kleinen Streitigkeiten die Aeußerungen dieſes Vorurtheils gegen Oswald und Julie in Beziehung auf den Major und deſſen Enkelin Anlaß gegeben, und wie ſchwer dem erzählenden Langenberg ſolch ein Geſtändniß, dieſem achtbaren Herrnhuter abgelegt, auch ankommen mußte, ſo hielt er doch dies herbe, beſchämende Gefühl als eine freiwillige Sühnung ſtandhaft aus und mit edler Wahrhaftigkeit kein verklagendes Wort zurück.

Nun kam er mit ſinkender Stimme auf den Zeitpunkt, wo er ſein Amt angetreten und das tiefe Bedürfniß des verlorenen Glaubens gefühlt habe. Zwar hätte Oswald ſein Gemüth erſchüttert und auf ſeine Vernunft gewirkt, aber jene himmliſche Kraft, die den zarten Keim des Glaubens nährt, daß er dem Gemüthe, welchem er entwächſt, Früchte der Freude und des Friedens trage, habe ſich zur Zeit noch unbezeugt an ihm gelaſſen. Als er endlich den Major kennen gelernt und die Schwelle des Herrenhauſes zum erſten Male betreten, da habe es ihn wie ein Friedensgruß angeweht, und nie werde er den Eindruck vergeſſen, den er daraus hinweggenommen! Und als er nun auch das Fräulein geſehen, wovor er ſich ahnungsvoll geſcheut, — da ſei es ihm klar geworden! ſonnenklar! Ferdinande ſei der Engel, der ihn wieder mit Gott verſöhnen werde, und deſſen Geleit er auf dem Wege nach der himmliſchen Heimath bedürfe! Doch ſei er von dem Augenblicke an, wo dieſe Ueberzeugung heiligfeſt in ihm gewurzelt, mißtrauiſch gegen Oswald und Julie geworden, als ob er Feinde dieſer Liebe in ihnen zu fürchten hätte, und ſie daher ſorgfältig vor ihnen verbergen müßte. Er hätte ſich dieſe warnende Stimme nie anders als eine Ahnung erklären können, deren Richtigkeit ſich auch leider! ſpäter beſtätiget. Und nun ſchloß Langenberg mit der Wiederholung von Oswald's Geſpräch und Benehmen bei deſſen letzten Beſuche, und erzählte ſeine Erklärung an Ferdinande, und wie ſie ſelbige aufgenommen; zuletzt vergaß er nicht, auch des kleinſten Umſtandes zu erwähnen, der ihm an dieſem verhängnißvollen Abend begegnet war, und jeden Grund von der Vermuthung anzuführen, daß er von dem Freunde, dem er liebend getraut, verrathen worden ſei. Ja ſelbſt die Zurückhaltung des Majors ſei er zuweilen geneigt geweſen, Oswald Schuld zu geben, indem er durch manche Auffalligkeit in dem Betragen des Erſteren gegen ihn auf den Gedanken geleitet worden, daß er durch Oswald etwas von ſeiner früheren Vormeinung gegen die Herrnhuter wiſſen müſſe.

Der Miſſionair hatte dieſe Erzählung mit einer Aufmerkſamkeit angehört, die auch nicht einer Silbe des Vortrages verluſtig gehen möchte, und wenn anfänglich ſein Mienenſpiel die Spannung verrieth, in welcher er hören und erwägen wollte, um einen pſychologiſchen Spruch abzugeben, ſo zeigte ſie doch bald nicht minder die lebhafte Bewegung, in welche ſein Herz dabei gerieth.

Als Langenberg geendiget hatte und in ſchweigendem Harren nun erwartete, was der Miſſionair ſagen würde, hob dieſer an: „Lieber Herr Paſtor! Sie haben mich zu einem Gutachten über alles dies, was Sie mir mitzutheilen ſo freundlich waren, aufgefordert, und ich will es Ihnen nach beſter Ueberzeugung geben; freilich werden Sie der Redlichkeit meines Urtheils verzeihen müſſen, wenn es Ihnen wehe thun ſollte. Ich mag vorerſt nicht richtend darüber abſprechen, daß Sie, ein unerfahrener Jüngling, der lockenden Verſuchung freier Grundſätze Gehör gaben und den Weg der Wahrheit verließen; hat doch der Herr mit der Stimme des Herzens ſein verlorenes Eigenthum geſucht und — gefunden! Daß Sie dem Paſtor Oswald und deſſen Gattin bekannt und befreundet wurden, war eine Fügung ſeiner Gnade, und, vergeben Sie, daß ich es offen ausſpreche! mir dünkt, Sie hätten nicht wohl an dieſen Freunden gehandelt. — Daß Sie ferner von ihnen eine Oppoſition in Betreff Ihrer Zuneigung für das Fräulein gefürchtet, hatte ſeinen Grund in der Erinnerung, Ihr Herz verredet zu haben; und das ſollte Niemand! denn einer lebt, der es lenkt nach weiſem Gefallen bald hiehin, bald dorthin; gleichwie das Bächlein des Waldes, welches ja auch auf ſein Geheiß Lauf und Richtung nimmt. Sie ſchämten ſich dieſer — Inconſequenz, wie die Welt es zu nennen pflegt, und die Eigenliebe ſchob ſchnell und ſchlau, wie ein falſcher

Spieler, ein kleines Mißtrauen, das Sie in ſich ſelbſt hätten ſetzen ſollen, dem Gefühle für Ihre Freunde unter. Ich hingegen kann nicht glauben, daß Herr Paſtor Oswald Ihnen habe hinderlich ſein, oder den Major durch den Verrath Ihrer früheren Sinnesart gegen die Brüdergemeinde einnehmen wollen; und hätte dieſer ſchlimmſte Fall auch wirklich Statt gefunden, ſo würde er dennoch Ihre Wünſche nur gefördert haben. Sie ſehen mich ſo ungläubig an? Ja, Herr Paſtor!“ hier hellte ein Lacheln der Rührung den tiefen Ernſt in den Zügen des Herrn Enderſen aus; ſeine Augen fingen an zu glänzen, und leiſe drückend legte er die Hand auf Langenberg's Arm, als wolle er ſeinen Worten Nachdruck geben, da er fortfuhr: „Sie kennen den Geiſt unſerer Gemeinde nicht, wenn Sie wähnen, er vergelte Haß mit Rache! Nein, der Herrnhuter iſt als ein Nachfolger Chriſti ſanftmüthig und von Herzen demüthig! Er achtet Rang und Reichthum, Ehre und Ruhe, Liebe und Leben, Freude und Freundſchaft, nichts für ſo hoch, als das Glück, dem Herrn ein Herz zu gewinnen! — Und weil man gern die Gleichniſſe der Rede ſeinem eigenen Berufe entlehnt, ſo füge ich noch hinzu, der edle Major Stamfort würde dann um ſo mehr das Fräulein, den Liebling ſeiner Seele, in ſolchen Miſſions-Geſchäften an Sie entlaſſen haben. Auch das Herz iſt eine fremde Welt voll eiſiger Untiefen und ſtarrender Klippen, voll grönländiſcher Kummernächte und unbebaueter Einöden; da thut es Noth, daß das Evangelium, eine Kraft Gottes! drinnen aufgehe und eine Gemeinſchaft heiliger Geſinnungen erwecke und bilde! — Und endlich erwägen Sie noch, daß Major Stamfort und ſeine Enkelin ſich ja nur zur Brüder-Unität halten! das heißt, die religiöſen Ueberzeugungen der Herrnhuter ehren und theilen; doch von ihrer bindenden Verfaſſung ausgeſchloſſen und frei ſeien, jedwedes Lebensverhältniß, das ihnen irgend beſtimmt oder beliebig wäre, einzugehen. Die Reiſe des Majors ſcheint auf einem Geheimniſſe zu beruhen und das Verfahren des Paſtor Oswald damit in Zuſammenhang zu ſtehen. „Mit einer redlichen, vertrauensvollen Frage wären Sie vielleicht der Qual und Feindſchaft, womit Sie Ihre Tage verbittert, entgangen, und dem Unglücke dazu; denn ſo gewiß man keine Feigen von dem Dornſtrauch lieſet, eben ſo wenig wird jemals aller Segen, den Gott dem Frieden und der Liebe verheißen hat, über ein unverſöhnliches oder ungerechtes Gemüth kommen! — Darum, lieber Herr Paſtor, gehen Sie in ſich und morgen zu Ihren Freunden! Ich ſage Ihnen, Sie haben einen Centner von der Bruſt geworfen, wenn Sie nach Hauſe kehren! Und vielleicht denken Sie an den alten Enderſen — der Geiſt weisſagt mir Gutes!"

Dieſe Rede machte einen tiefen Eindruck auf Langenberg; das Herz ſchlug ihm in Reue und Sehnſucht. Der Herrnhuter hatte wunderſam ſein Gewiſſen gerührt und ſeine Hoffnung geregt; er konnte den kommenden Tag kaum erwarten. Herr Enderſen fuhr bei grauender Frühe und nach einem bewegten und gegenſeitig dankbarem Abſchiede ab. Langenberg zählte verlangend die Schläge der Uhr, er wollte erſt nach dem Ablaufe der neunten Morgenſtunde nach Großwaldiß gehen. Eine bebende Empfindung durchzuckte ihn, als er das Schwirren des Zeigers hörte.

Der einſame Weg, deſſen Wandel ihm vormals mechaniſch geweſen, übte die einſchläfernde Macht der Gewohnheit auch heute und wiegte ihn in Träume der Vergangenheit; doch wenn ein jähes Bewußtwerden ihn weckte, ſo dachte er faſt erſchrocken an die Verſchiedenheit der Verhältniſſe und

Empfindungen, unter denen er ihn ſonſt zurückgelegt, und worin er ihn jetzt angetreten.

Im Pfarrhauſe zu Großwaldiz ſaß Oswald an der Seite ſeiner Julie, die ihr Kind, eine kleine Ferdinande, am Johannistage geboren, ſtillte, und ſein Blick hing leuchtend an dieſem mütterlichen Bilde. Zum erſten Male feierte Julie ihr Lebensfeſt im Gefühle des Mutterglückes, denn mehrere Hoffnungen dieſer Art waren ihr ungereift verloren gegangen. Mit um ſo heißerer Zärtlichkeit freueten ſich nun die Eltern dieſes geſunden, lieblichen Kindes, welches all ihr Sinnen und Sorgen auf ſich zog. Auf einem Tiſchchen lagen die Geburtstagsgeſchenke Oswald's an ſeine Frau: ein Blumenkranz, den die Wärterin dem ſchlafenden Kinde zu einer Gabe für die Mutter in das Händchen gegeben, hing noch an der Wiege, die man, um den kleinen Liebling bequem bei ſich zu haben, in das Wohnzimmer getragen hatte.

„Sie ſchläft!“ ſagte Julie ſacht und entzog dem offenen Munde des Kindes die ſchöne, nährende Bruſt; dann berührten ihre Lippen mit einem leiſen Hauche den zarten, roſigen Sammet der kleinen Wange. „Mir auch einen Kuß, Mütterchen!“ bat Oswald und legte ſeine Hand um den blühenden Nacken der Gattin, zog ſie innig zu ſich und nannte ſie küſſend und koſend mit den Namen der Liebe. „So biſt Du einmal heute glücklich, Männchen? ganz? ungetrübt?“ fragte Julie im Vollgefühle deſſen, was ſie ihm gewähre. —

„Ich bin es ſehr! Ich würde es vollkommen ſein, wenn“ — antwortete Oswald, und drückte, den Nachſatz zurückhaltend, ſein Geſicht in Juliens flache Hand.

Mit einem unmuthigen Seufzer erwiederte ſie: „O ich kenne dieß wenn! Vergiß, was nicht zu ändern iſt!“ da ſah Julie ihren Mann an, und eine flüchtige Bläſſe ſeine Züge entfärben, er horchte angeſpannt nach Außen hin.

„Was iſt Dir, Auguſt?“ fragte Julie beſtürzt. Oswald ſchüttelte heftig den Kopf, als höre er ſich ungern geſtört, und ſagte, ohne die Miene des aufmerkſamſten Lauſchens zu verändern: „Es war, als ob Langenberg's Schritt über den Hausflur käme? Ich wollte darauf ſchwören, es war ſein Gang! — O Gott! nun bellt auch Phylax ſo fürchterlich froh — das iſt Langenberg!“

In dieſem Augenblicke ſchauete Langenberg's bleiches Geſicht zur Thür herein, und die Füße folgten zögernd ſeinem Auge und Herzen über die feindlich verlaſſene Schwelle.

„Langenberg!“ rief Oswald zitternd vor Freude und ſtreckte aufſpringend ihm beide Arme entgegen. Aber Julie, ihr Kind an den Buſen gedrückt, ſtand ihm ſchon näher, und in ihrem hohen Erröthen flammte auch ein wenig von der Farbe eines zürnenden Vorwurfs. Tief beugte Langenberg ſich auf ihre Hand, daß ſeine braunen Stirnlocken das weiße Linnen von dem Bette ihres Kindes berührten, und ſprach: „Julie! ich bringe Ihnen ein Angebinde; ein Herz voll Leid und Verſöhnung. O verſchmähen Sie es nicht! Zu ſehr nur habe ich den Irrthum, der Sie beleidigte, gebüßt!“ —

Dieſe Worte ſchmolzen den ſtarren Groll des Weibleins plötzlich in Wehmuth, und mit der Stimme des Vergebens und Vergeſſens antwortete Julie: „Aber, Langenberg, wie konnten Sie uns das thun? Hatten wir es um Sie verdient, daß Sie ſo von uns dachten? Wer ſagte Ihnen denn nun, daß wir unſchuldig wären?“

Langenberg konnte nicht antworten, denn er lag in enger, wortloſer Umarmung an Oſwald's Bruſt. Endlich ſagte er, als ob er ſich beſänne: „Wer? ach, liebe Julie, Niemand! Allein ich weiß dennoch, daß ich Ihnen Unrecht gethan.“

„Und noch immer kann ich mich nicht gegen Dich rechtfertigen,“ ſagte Oſwald ſchmerzlich; „ein übereiltes Verſprechen hat mir bis jetzt die Möglichkeit benommen, Dich von meiner Unſchuld zu überzeugen.“

„Es bedarf deſſen nicht,“ antwortete Langenberg lächelnd; „ich traue Dir, und kann nicht faſſen, wie ich jemals habe anders denken können! Meine Seele war zerrüttet — doch was ich dabei gelitten, wird Dir der erſte Blick auf meine verfallene Geſtalt anſchaulich gemacht haben.“

Das wärmſte Mitleid wallte in Oſwald auf; er ſchloß den Freund aufs neue in ſeine Arme, und Julie, welche nach der Weiber Weiſe gern wiſſen wollte, wie dieſe Veränderung zugegangen, fragte wieder: „Wer aber hatte uns denn bei Ihnen verleumdet?“

„Wer?“ fragte Langenberg abermals, legte die Hand auf die linke Bruſtſeite und ſprach: „Dies falſche Herz, Julie! das alle ſeine Anklagen nun zurückgenommen. O wie wenig kennt ſich der Menſch! Ich war ein Thor! ein unglücklicher Thor! Nun aber werde ich, wenn auch nicht glücklich — doch ruhig und zufrieden ſein. Und um welche Freuden habe ich mich gebracht! Dies Kind iſt ſchon ſo weit gediehen, und ich habe Deine erſte Vaterfreude nicht geſehen — keinen Taufkuchen gekoſtet“ — —

Julie lächelte mit naſſen Augen, und Oſwald ſagte bewegt: „Ich habe Dich als den Pathen meiner kleinen Ferdinande in das Kirchenbuch geſchrieben; meine Hand zitterte bei dem Namenszuge, eine Thräne fiel darauf, die Buchſtaben liefen aus — aber dieſe Verunſtaltung wird in den Annalen der Freundſchaft, welche die Engel des Himmels aufzeichnen, zur Zierde! Ich glaubte an Dich, und ſiehe! mir iſt geſchehen, wie ich geglaubt!“

Langenberg drückte ihm heftig die Hand, und ſich über das Kind beugend, ſprach er: „Ferdinande heißt das kleine Blauauge hier? Dieſer Name giebt ihm ein neues Anrecht an meine Liebe!“

Julie, dieſe vertrauliche Aeußerung, die erſte dieſer Art, freundlich aufnehmend, erwiederte: „Wir wiſſen nichts von Majors, gar nichts; ich verſichere Sie, Langenberg! es iſt, als wären ſie verſchollen. Ferdinande hätte mir zum mindeſten einmal ſchreiben können.“

„Ich denke, ſie werden bald ſelbſt kommen;“ ſagte Oswald tröſtend, „und dann,“ ſetzte er bedeutſam hinzu, „wird und muß ſich alles aufklären.“

Langenberg's Zartgefühl wollte einer näheren Erklärung ausweichen, da Oswald, nach ſeiner früheren Aeußerung, ſie zu geben gebunden ſei. Er ſah eines der Gemälde an der Wand ſich ſchief ſenken, ging hin, rückte es grade und ſprach: „Da ſehe ich, daß ich lange nicht hier geweſen bin; die Bilder hängen faſt alle ſchief.“

Julie lachte und ſagte: „Nun ſind wir wieder eingerichtet, ſonſt geſchah es wohl, daß ich, um Ihrer kleinen Ordnungs-Pedanterie Aergerniß zu geben, die Gemälde und Kupferſtiche verſchob, ehe Sie kamen, Langenberg, und mich daran ergötzte, wenn Sie mit dem halben Gruße noch im Munde der Mauer zuliefen, um meine Nachläſſigkeit gegen den guten Geſchmack der Symmetrie zu verbeſſern; aber die letztere Zeit ſtörte es Sie nicht mehr, und wenn ich die perſonificirte Jahreszeit da verkehrt aufgehangen hätte. Das war ein übles Zeichen! Nun ſind wir wieder auf dem alten Flecke!“

Langenberg holte ſich aus dem bekannten Winkel ſeine Pfeife; ſie war verſtäubt — doch als nun der leiſe, feine Dampf ihr wie vormals entquoll, und Oswald vergnügt und froh an dem redenden Munde ſeines Freundes hing, da legte ſich dies dämmernde Gewölk wie eine Nebelhülle über die Zeit und den Schmerz ihrer Trennung.

Aber da Julie die Männer zuſammen ſprechen ſah und hörte, als wäre nichts vorgefallen, wollte es ihr doch das Herzchen abdrücken. Sie fragte, ob Langenberg etwas vom Profeſſor Aidoſt in B...... gehört hätte. Dieſe Frage ſetzte Langenberg in ſichtliche Bewegung, ſo daß er vergaß, ſich darüber zu wundern, wie Julie darauf gekommen ſei. In Aufregung antwortete er: „O ja, kürzlich erſt; aber es iſt ſchon von mir vergeſſen. Dieſer finſtere Mann — er hat die Dunkelheit des Todes über mein Leben gebracht, und nie will ich ihn mehr nennen! Er weihete mich dem Unglücke —

„So weißt Du?“ — fragte Oswald, ihn haſtig unterbrechend, und von dieſem Vorderſatze eine Schlußfolge auf des Profeſſors letztes Hierſein und deſſen muthmaßlichen Zweck erwartend.

„Ja, ich weiß nunmehr,“ redete Langenberg weiter, „daß er mich grauſam täuſchte, da er mit dem Anſcheine väterlichen Wohlwollens mich frei zu machen verſprach von den Feſſeln chriſtlicher Vorurtheile. Er verſtieß mich mit geblendeten Augen in eine brennende Wüſte! — Aber Gott ließ mich Dich, Dein gutes Weib und Sie finden, und wäre ſie mir auch für dieſes Leben verloren, ſo höre ich doch ihren ſanften Engelsruf noch aus der Ferne, 'er leitet mich auf dem rechten Wege und Du wirſt mich nicht mehr allein laſſen!“

Oswald reichte ſeinem Freunde gerührt die Hand und ſprach: „Nur wen der Sohn frei macht, der iſt recht frei! — ich aber gehe mit Dir bis zum Grabe!“

Nach einer ſinnigen Minute hob Langenberg im Tone des Erzählens an: „Es werden jetzt etwa vier Wochen ſein, da erhielt ich einen Brief von dem Mandatarius des Profeſſors, worin mir ein ſonderbarer Antrag gemacht ward. Der Juriſt ſchrieb mir: Der Profeſſor leide an den Folgen einer ſchweren Krankheit dergeſtalt, daß er ſein Ende nahe glaube und über ſeinen Nachlaß verfügen wolle. So wünſche er vorzüglich, eine nahe Verwandte, die einzige Erbin ſeines großen Vermögens, an mich, den er ſtets durch Gunſt und Vertrauen ausgezeichnet, verheirathet zu ſehen, und ſeine Beſitze, wie ſeine Pflichten, ſein Haben und Sollen — mir zu vermachen. So habe er nun ihn (den Mandatarius) dazu beauftragt, mir dies zu melden, und mich dringend aufzuforden, ſobald wie möglich nach B...... zu kommen, um dieſe Willensmeinung aus dem Munde des Erblaſſers zu vernehmen, und die mir zugedachte Braut, welche mein Correſpondent als ein ſchönes, gutes, braves Mädchen pries, perſönlich kennen zu lernen.“

„Ich geſtehe es, dieſe Zumuthung beleidigte mein Gefühl, und ich ließ eine volle Woche vergehen, ehe ich antwortete; nicht, daß ich einen Augenblick bedurft hätte, um entſchieden zu ſein; nein! ſondern daß ich es in einer beſonnenen und richtigen Würdigung dieſer wohlwollenden Abſicht thun möchte.“

„So ſchrieb ich an den Profeſſor und dankte ihm für dieſen letzten Beweis ſeiner Güte, den ich jedoch nicht annehmen könnte, ſelbſt dann nicht, wenn ich freies Herzens wäre. Nach meinen Grundſätzen dürfe das Mädchen, das einſt meine Gattin werden ſolle, nie darüber zweifelhaft ſein, daß nur meine Liebe ſie gewählt, und auch die ehrfurchtsvolleſte Rückſicht dürfe dieſer Ueberzeugung keinen Eintrag thun. Viel weniger würde ich mich jemals entſchließen können, das Gold anders, als in dem Ringe der Treue, zu einem Bindemittel meiner künftigen Ehe zu machen. Und endlich liebte ich, und dieſe Liebe wäre mein Glück, mein Stolz, mein Troſt, meine irdiſche, ja, meine ewige Hoffnung! Wie auch das Loos dieſer Liebe mir durch die Hand des Schickſals fallen würde, ob auf Gewinn des theuren Mädchens, ob auf Entſagung, dies gälte meinem Gefühl, wie meiner Entſchließung gleich; denn nimmer würde eine Andere, als dieſe Einzige, den Namen meiner Gattin führen.“

„So haſt Du alſo die Verwandte des Profeſſor Aidoſt, ſammt ihren Reizen und ihrem Golde, beſtimmt ausgeſchlagen?“ fragte Oswald geſpannt und bedeutſam.

„Beſtimmt!“ antwortete Langenberg. „Ich glaube, es wird kein Jota an der richtigen Form meiner Erklärung gefehlt haben.“

„Und ſollte Sie das niemals gereuen, Langenberg?“ fragte Julie mit einem geheimnißvollen Lächeln.

„Ich denke nicht!“ entgegnete Langenberg mit ironiſcher Gewißheit.

Die kleine Frau drohete ihm mit dem Finger und ſprach: „Nun, man kann nichts in der Welt verreden! Dieſe Erfahrung iſt uns, dünkt mich, noch in ziemlich friſchem Gedächtniß.“

Es war ſchon ſpät, da Langenberg aufbrach; er verſprach morgen oder übermorgen wieder zu kommen; „denn,“ ſagte er ſcheidend, „ich habe viel nachzuholen.“

Oswald begleitete ſeinen Freund bis zu der abgeblüheten Roſenlaube, dann trennten ſie ſich mit einer brüderlichen Umarmung. Wie fühlte Langenberg ſich ſo wohl, ſo leicht: die ganze Welt hatte ſich ihm verwandelt. In ſeiner Seele wogte voll und tief eine ſüße Zufriedenheit; ein ſehnendes Ahnen und Hoffen ließ jedoch nicht zu, daß er ſich darin verſenke, ſondern hob ihn über dieſe Fülle empor zu höheren Befriedigungen. Er dachte, wie genau das vorherſagende Wort des Miſſionairs eingetroffen — und ſein Blick ſuchte im ſchwachen Scheine des untergehenden Neumonds das Herrenhaus. Da, o Himmel! ein wonniger Schrecken durchzuckte ihn — ſah er durch das grüne Dunkel der Bäume in dem unbewohnten Gebäude Lichter hin und her wanken. Er trauete ſeinen Augen kaum, und ſtrengte ſie ſchärfer an. Des Fräuleins Zimmer war jetzt erhellt, das Wohnzimmer auch. So waren ſie alſo zu Hauſe! Sein Herz ſchlug ſtürmiſch; aber es war kein Nothruf für den Verſtand, ſondern eine Freudenfeier für das Gemüth!

„Wollen Sie etwas Neues wiſſen, Herr Paſtor?“ fragte Chriſtine, die längſt das Geheimniß ihres tiefſinnigen Brodherrn ausgeſpürt hatte. „Im Herrenhauſe ſind ſie angekommen. Ich ſah ſie vorbeifahren; der Bediente nickte mir freundlich vom Bocke, die Marthe mochte wohl im Wagen ſitzen. Nun, die kann lachen, wenn ſie wie eine Dame fährt!“ —

Am folgenden Morgen ſendete der Major zeitig in das Pfarrhaus, ließ ſeine Ankunft melden, ſich nach dem Befinden des Herrn Paſtors erkundigen, und dieſen einladen, ihn heute Nachmittag auf eine Taſſe Kaffee zu beſuchen. Wie froh erſtaunte Langenberg über dieſe Höflichkeit, welche ihm als eine günſtige Vorbedeutung erſchien; er ging zur ſchicklichen Stunde fein und ſorgfältig gekleidet, wie ein Bräutigam, und auch ein wenig beklommen, wie ein ſolcher.

Der Major empfing ihn ſehr freundlich, doch ruhete ſein Blick mit forſchender Betroffenheit auf Langenberg's Geſicht, das trotz der belebenden Empfindungen, welche es ſeit geſtern beſeelten, noch deutliche Spuren kummervoller Verfallenheit trug. Langenberg hingegen fand den wackeren Greis ordentlich verjüngt, und ſagte ihm dies. „Und Fräulein Ferdinande?“ fragte Langenberg ſchüchtern.

„Iſt jetzt wieder wohl und blühend, ihre Geſundheit hatte aber auch ein wenig gelitten;“ antwortete der Major, und fuhr fort: „Das arme Kind hat einen traurigen Sommer verlebt — nun, der Herr ſei gelobt! es iſt überſtanden.“

Langenberg bebte innerlich, doch hätte er, und wenn es ſein Leben gegolten — nicht fragen können, was Ferdinandens frohe Jugend getrübt? Er blickte zu Boden und ſeufzte und des Majors Auge ruhete lange auf ihm; dann ſagte dieſer mit heiterer Stimme: „Sie iſt nach Großwalditz gegangen, um ihre Freunde zu beſuchen und die Bekanntſchaft der kleinen Pathe zu machen; doch hat ſie mir verſprochen, nicht allzu ſpät wiederzukommen.“

Langenberg verſtand mit auflebender Seele dieſe Worte als ein Verſprechen, daß er Ferdinande heute noch ſehen würde, und lieh, dieſer Hoffnung froh, der Unterhaltung des Majors Sinn und Aufmerkſamkeit.

Als der Kaffee vorüber war, der im Garten getrunken worden, ſagte der Major: „Lieber Herr Paſtor! ich habe mich noch bei Ihnen der Eile wegen zu entſchuldigen, in der ich meine Reiſe antreten mußte, ohne Ihnen ein Wort des Abſchiedes und des Dankes für die treue Theilnahme, welche Sie mir und meinem guten Kinde den Winter über gezeigt, ſagen zu können. Ich war damals ſo beſtürmt — beſtürzt — und ich hoffte doch, Sie wiederzuſehen. Der Antrieb zu dieſer Reiſe hängt indeß ganz genau mit dem Schickſale meines Lebens zuſammen, und jetzt, da alles vorüber iſt, kann und darf ich dieſe ſeltſame Verwickelung enthüllen. Meine Zukunft liegt über den Gräbern – der Ihrigen," hier faßte der Major Langenberg's Hand und drückte ſie, „könnte ein näherer Antheil an meiner Erzählung vorbehalten ſein — und die Todten ſchlafen in Frieden, wenn ſie demnach geneigt wären, mich anzuhören." — —

„O, ich bitte, bitte Sie dringend, um dieſe Mittheilung! Nichts in der Welt könnte mir intereſſanter ſein!" ſagte Langenberg in ahnungsvoller Spannung.

Der Major lächelte über die Heftigkeit des jungen Mannes, dann ſchauete er lange vor ſich hin, als uberblicke er die fernen, verſchwundenen Tage, ſein Auge fing an zu glänzen, und nach einer großen Pauſe der Sammlung hob er an: „Mein Vater war ein würdiger Stabsofficier unter dem preußiſchen Regimente Natalis, wovon ein Bataillon in dem ſchleſiſchen Provinzialſtädtchen J.... quartierte und durch verjährten Garniſonſtand völlig darin eingebürgert war. Auch ich war aus eigener Wahl Soldat geworden, und ſtand als Fähndrich bei meines Vaters Compagnie. Da kam die Ordre, daß unſer Regiment nach dem fernen B...... verſetzt wäre, und eine laute Wehklage erfüllte die kleine, ruhige Stadt. Mein Herz ſtimmte heimlich ein, wenn ich es auch nicht merken laſſen durfte; denn eine feurige Jugendliebe feſſelte mich an dieſen Ort."

„Die Tochter unſeres Feldpredigers, ein blühendes, beiteres Geſchöpf, in der erſten Friſche der Schönheit, war der Gegenſtand meiner Neigung. Herr mein Gott! wie liebte ich das Mädchen! Ein einziger Blick aus den ſchelmiſchen Augen meiner Caroline brachte mich oft den ganzen Tag um Vernunft und Beſinnung. Und wie viel Glück legte der weiſe Schöpfer in dieſe ſüße Thorheit! Vergebens erſchöpfte mein Vater die verſtändigſten Vorſtellungen an mir, ſuchte meine Mutter mich zu überzeugen, daß dieſe Liebe mindeſtens — eine Albernheit wäre — weil das Mädchen viel zu arm, und ich, der wahrſcheinlichſten Berechnung nach, in den erſten zwanzig Jahren nicht in der Lage ſein würde, es heirathen zu können. Ich lächelte darüber; denn Caroline hatte mich verſichert, daß ſie meinetwegen gern eine alte Jungfer werden wolle, wenn nur einſt, wäre es auch noch ſo ſpät — der Tag unſerer Vereinigung käme. Daran zweifelte ich nicht. Ach, die Jugend iſt ihrer Gefühle ſo ſicher! — Da kam die Marſchordre, welche uns trennte; denn der alte kränkliche Garniſonprediger nahm ſeinen Abſchied und blieb in J.... Jetzt fiel mir der Gedanke aufs Herz, daß Caroline bei einer Geſtalt, die ſich täglich reizender entfaltete, etwas leichtſinnigen Temperamentes, und ſobald ich fort ſein würde, ſich gänzlich ſelbſt überlaſſen wäre, da ihr keine Mutter mehr lebte, und ihr Vater durch den Stumpfſinn eines frühen, ſiechen Alters zu ſolch einer ſchwierigen Aufſicht unfähig ſei. Ich ſtellte ihr das vor; ſie lachte und ſagte: Nun könne ſie ſich erſparen, drei Sonntage in die Kirche zu gehen; meine ewiglange Predigt werde ein Weilchen vorhalten.“

„Wie nun der Morgen des Abſchieds dämmerte — ſeine erſchütternden Scenen ſchweben noch vor meiner Seele — wie nun der Tambour Generalmarſch wirbelte, da zermalmte jeder dieſer Schläge mein Herz. Das Bataillon ſtand aufmarſchirt, die Einwohner weinend und ſegnend umgaben es; das Raſſeln der Packwagen unterbrach ſchneidend dieſe Töne des Jammers, kaum konnte die militairiſche Ordnung aufrecht erhalten werden. Meine Caroline lag am Fenſter, ich hatte den Abend vorher ihr das traurige Lebewohl geſagt und mein Verſprechen beeidet, ſie, ſobald ich nur dazu im Stande wäre, als meine Braut heimzuholen. Sie ſolle mir daher nur treu ſein, treu! Dies Einzige bat ich von ihr, und ſie gelobte es mir mit einem heiligen Schwure."

„Endlich erſcholl das letzte Commandowort, die Gewehre klirrten auf dem Steinpflaſter — die Colonnen fielen ab — und mit dem Geſange: Auf! auf ihr Brüder, und ſeid ſtark! den ein Dichter unter unſerm Officier-Corps mit einem paſſenden Texte verſehen hatte, zogen wir durch die mit Menſchen angefüllten Straßen. Noch einmal eilte ich unter Carolinens Fenſter; ſie ließ ſchnell das thränenſchwere Taſchentuch niederfallen, ich fing es auf und barg es an meiner Bruſt: dort trocknete es ſchnell im heißen Schmerze des Scheidens — ach, nur zu ſchnell verſiegte auch die Quelle dieſer Thränen! — Nach ein paar Jahren, in denen ich einen Briefwechſel mit Caroline unterhalten hatte, ward ich durch eine Veranlaſſung, deren näheres Erörtern mich zu weit ab von dem nothwendigen Gange meiner Erzählung führen würde, zu einem andern Regimente verſetzt, und kam nach B....... Kaum war ich daſelbſt angelangt, ſo ward ich zu einem Commando an die ....ſche Grenze beordert. Es war mitten im Sommer; ich ließ meine erſchöpften Soldaten in dem Schatten eines Bergholzes ausruhen, band mein Pferd an einen Baum, und ging, verloren in Gedanken an die ferne Geliebte, von der ich lange keine Nachricht erhalten, auf der einſamen Waldſtraße vorwärts ſpazieren. Da blitzt mir etwas in die Augen, und ich ſehe neben einer friſchen Wagenſpur einen Arbeitsbeutel, grau, ſehr ſauber mit bunter Seide und Gold geſtickt, liegen, der eben erſt verloren gegangen ſein mußte. Der Fund war nicht weniger erheblich, als intereſſant; denn er enthielt nächſt einer gewichtigen Börſe ein allerliebſtes, kleines Reiſemagazin. Da war nichts vergeſſen, was zum Bedarfe einer Dame von Stande erforderlich iſt; und alles ſo nett und niedlich, ſo wohlgehalten und geſchmackvoll! ich ſah mir meine wahre Freude daran. Endlich finde ich auch in der zierlichſten Form ein kleines Reiſejournal, das Tagebuch eines Engels! Ich mußte mich erſt ſatt an dieſen Schriftzügen betrachten, die ich ſchöner und doch ungezwungener nie geſehen, ehe ich mich in ſeinen Sinn vertiefen konnte. Dieſer ſagte mir nun mit Hülfe eines Briefes, der dabei lag, daß die Eigenthümerin des verlorenen Arbeitsbeutels ein Fräulein, Henriette von Troikiſch, wäre, welches mit ſeiner Mutter von Neuwied käme, woſelbſt dieſe einen Kreis alter Freunde beſucht hatte, und in Herrnhut wohnhaft ſei.«

„Welch ein feiner Verſtand, welch ein reines Gemüth, welch ein Schatz von Kenntniſſen ſprach aus dieſen Bemerkungen! Ich las mit Vergnügen und Bewunderung. Dazu lag hier und da eine Zeichnung, die ein nicht gemeines Talent verrieth; endlich enthielt dieſes Büchlein noch einige Pergamentblätter mit dem Verzeichniß von Geldausgaben, unter denen die meiſten, und mitunter ſehr beträchtliche, zu wohlthätigen Zwecken verwendet worden waren. Und wie anſpruchslos notirt! Es beſchäftigte meine Einbildungskraft, mir aus dieſem allen eine Charakteriſtik der Beſitzerin dieſes

Arbeitsbeutels zu entwerfen. Sie mußte reich, und doch mild, kunſtſinnig und ordnungsliebend, vorzuglich unterrichtet, und doch beſcheiden, fromm, und zwar ohne Schwärmerei und Außenſchein — ſein. Faſt hätte mich die Reiſe der Reflexion zu der Vermuthung gebracht, daß ſie nicht mehr jung ſein könne; dieſer aber widerſprach die incarnatfarbige Schleife eines herrnhutiſchen Mützchens, das durch einen Nadelriß beſchädigt und ſchnell in den Arbeitsbeutel gepackt ſchien. Ein ſanfter Hauch melancholiſcher Ergebung wehete mich aus dieſen Blättern an, und brachte mich auf den Gedanken, daß die Dame, welche ſie geſchrieben, wo nicht häßlich, doch vielleicht ungeſund, gewiß aber nicht glücklich ſein müſſe.“

„Meine Soldaten weckten mich aus dieſen träumeriſchen Vorausſetzungen; ſie mochten ſich nicht wenig wundern, mich unter einer Menge artiger Sächelchen, und wie mit einer Weihnachtsbeſcherung ſpielend zu finden. Ich packte alles ſorgfältig zuſammen, und ließ das kleine, inhaltvolle Päckchen nicht von mir. Während ich auf Commando war, konnte ich mich nicht entfernen, um nach Herrnhut zu reiſen und dem Fräulein von Troikiſch den Arbeitsbeutel einzuhändigen, deſſen es verluſtig gegangen; aber kaum wieder in meinen Standort eingerückt, nahm ich Urlaub zu dieſem Zwecke. Ich hatte mich zeither ſo viel mit meiner unbekannten Henriette beſchäftiget, daß meine Neubegier, ſie endlich perſönlich kennen zu lernen, beinahe ein wenig leidenſchaftlich geworden wäre. Der ſanfte Reiz jener Gegend, die ſtille Anmuth des lieben Oertchens ſelbſt, alles ging mir damals verloren; wie man nun ſo iſt!“ —

„Im Gemeinde-Logis angekommen, erkundigte ich mich ſogleich nach Frau von Troikiſch und ihrer Tochter. Als ich dieſen Namen nannte, machte der Wirth unwillkürlich eine kleine Verbeugung. Frau von Troitiſch, die Wittwe eines verdienten Generals, lebte ſchon ſeit Jahren als Mitglied der Gemeinde mit ihrer Schweſter und Tochter in Herrnhut.“

„Weiter ſagte der Mann nicht viel; doch Lob und Verehrung für dieſe kleine Frauenfamilie ſprach aus ſeinen Zügen. Ich ließ mich alſo bei der Generalin melden, mit dem Bemerken, daß eine beſondere Angelegenheit mich zu der Bitte veranlaſſe, ihr und dem Fräulein Tochter aufwarten zu dürfen; die Antwort lautete meinen Wünſchen gemäß. Man wies mich in ein freundliches Haus, von einem Blumengärtchen umgeben; mein Herz klopfte faſt hörbar, als ich die Thür öffnete. Die Generalin, eine anſehnliche Frau, trat mir mit einnehmender Würde entgegen, ihr zur Seite ſtand ihre Schweſter, eine ungeſunde Perſon, mit einem höchſt geiſtvollen Geſichte, und hinter ihrer Mutter hervor lauſchte ſchüchtern die muthmaßliche Henriette. — Das Fräulein war klein, aber nicht entſtellt; ein kindliches Köpfchen, deſſen ganzer Reiz in dem zarteſten Teint und in einem paar großen, braunen, ſeelenvollen Augen beſtand. Ich fühlte mich verlegen, und nach einigen verworrenen Worten des Eingangs legte ich den grauen Arbeitsbeutel in Henriettens weiße Hand. Da überflog eine Röthe ihr Angeſicht, eine Röthe — o Herr Paſtor! die Farbe einer ſchöneren Welt; denn dieſe beſcheidenen Züge wurden plötzlich wie mit einem himmliſchen Morgenroth begoſſen, und ich fühlte, daß ich in ſeinem Wiederſchein erglühete.“

„Die Mutter trat für Henriette ein und ſagte mir: Wie ſehr ihre Tochter den Verluſt des Arbeitsbeutels bedauert, der eine Menge kleiner, werther Andenken enthalte, namentlich die durch Feder und Crayon feſtgenommenen Erinnerungen an die unvergeßliche Reiſe nach Neuwied; dann dankte ſie mir zart und verbindlich.“

„Indeß hatte Henriette eine verſteckte Nachſuchung gehalten und ſich gleichſam aufs neue in den Beſitz dieſer Pretioſen geſetzt, und nun ſprach auch ſie mir mit einer ſüßen, ſchüchternen Stimme ihren Dank, wie ihre Freude aus. Ich errieth und bewunderte die Feinheit, womit Frau von Troikiſch meinen Vermögensumſtänden auf die Spur zu kommen ſuchte.“

„Es war bereits nach ein paar ſchnellverflogenen Stunden ſchickliche Zeit, mich zu entfernen; doch die Generalin ladete mich ein, nach abgehaltener Betſtunde, die bald angeben würde, ein Abendbrod bei ihr einzunehmen. Ich wohnte dem Gottesdienſte bei; das unübertreffliche Spiel des Organiſten, dieſe Stimmen voll himmliſchen Wohllaut, unter denen ich Henriettens zu unterſcheiden glaubte, regten meine Gefühle in Andacht und Wehmuth auf. Der Tod dünkte mir in dieſen Augenblicken das Herrlichſte und Seligſte! Ich beugte meinen Geiſt und meine Kniee vor dem Mittler, der uns die Bahn des ewigen Lebens gebrochen hat.“ —

„Ich ſagte der Generalin, wie ſehr dieſe kirchliche Uebung mich befriedigt hätte, und ſie lächelte ſehr freundlich dazu. Bald aber kamen wir auf weltliche Angelegenheiten. Die franzöſiſche Revolution war damals die Geſchichte der Zeit und das Geſpräch aller Zungen; ihre ſchauderhaften Unthaten füllten die öffentlichen Blätter. Ich erſtaunte über das lebhafte, politiſche Intereſſe, das Frau von Troikiſch und ihre Schweſter an jenen grauſen Merkwürdigkeiten entwickelten, und nicht weniger über die Schärfe und Tiefe des geiſtigen Blickes, womit ſie in der fernen, frommen Stille ihrer Zurückgezogenheit von jenem blutigen Schauplatze die Vorbereitungen zu dem großen Trauerſpiele, wie ſeinen Ausgang durchſchaueten. Henriette ſagte wenig über dieſen Stoff, ihre Augen ſtanden in ſanften Thränen des Mitleids. Bei meinem Abſchiede reichte ſie mir eine ſehr ſchön geſtickte Brieftaſche, und die Generalin bat mich, wenn einſt mein Weg mich in die Nähe von Herrnhut führen ſollte, ſie und die Ihrigen wieder zu beſuchen. So reiſte ich denn nun ab, und eine angenehme Erinnerung an die gemachte Bekanntſchaft begleitete mich. Kaum war ich zurückgekehrt, als ich ein Schreiben aus B... erhielt, worin man mir berichtete, daß mein guter Vater das Zeitliche geſegnet hätte; meine Mutter war ſchon im erſten Jahre unſeres daſigen Aufenthaltes heimgegangen. Die Vorſtellung von meines Vaters Tode ſtellte mein herrnhutiſches Gedächtnißbild, woran ich mit emſiger Phantaſie gemalt, in einen düſtern Schatten, und einige Zeit darauf ward es durch andere Gedanken ernſter Art verdrängt. Unſer Regiment ſollte die Zahl der preußiſchen Truppen verſtärken, welche den unglücklichen König Ludwig zu retten oder zu rächen, unter dem Oberbefehle des Herzogs von Braunſchweig, gegen den Rhein zogen. Seit Jahren hatte ich nun nichts mehr von Caroline vernommen, mehre meiner Briefe an ſie waren unbeantwortet geblieben. Jetzt ſchrieb ich ihr noch einmal, meldete ihr unſeren nahen Abmarſch, und bat ſie, dies räthſelhafte Schweigen zu brechen, wäre es auch nur, um mir zu ſagen, daß ich von ihr vergeſſen ſei. — Keine Antwort erfolgte, nun hielt ich ſie für treulos; aber die Zeit hatte meine heißen Empfindungen für dieſe Vermuthung bereits gemäßiget, es fehlte mir an Muße, ihr quälend nachzuhängen, und ſo verließ ich, dem Rufe der Dienſtpflicht gehorſam, mein Vaterland, ohne mich überzeugen zu können, in wie weit Caroline ſchuldig wäre und von mir aufgegeben werden müſſe.“ —

„Ich kehrte als Premier-Lieutenant aus dieſem Feldzuge zurück; denn damals, lieber Herr Paſtor, ging es mit dem Avancement nicht gar ſo raſch, und der beſonnene Muth, die gereiſte, erfahrene Taktik der Greiſe, nicht das Feuer und der unternehmende Geiſt der Jünglinge ſtand an der Spitze der Armeen — und eine angenehme Nachricht empfing mich, da ich durch das Thor unſerer Garniſon einging. Eine alte Großtante, auf die ich nie hatte rechnen können, weil ihr zwei nähere Erben, als ich, lebten, hatte mir zehntauſend Thaler vermacht, die in Pfandbriefen zu meiner Empfangnahme bereit lagen. Der Eine dieſer Erben hatte ſich aus Melancholie erſchoſſen, der Andere durch eine thörichte Heirath mit einer Perſon von ſchlechtem Rufe ſich das Mißfallen der Erblaſſerin dergeſtalt zugezogen, daß ſie ihn aus ihrem Herzen und Teſtamente geſtrichen; ſo fiel dies Geld an mich, woran ich nie gedacht. Jetzt konnte ich heirathen, und, Gott iſt mein Zeuge, mein erſter Gedanke theilte dies unverhoffte Glück mit Caroline. Zehn Jahre waren ſeit unſerer Trennung verfloſſen, und ich war mit etwas gemäßigtern Gefühlen derſelbe für ſie geblieben. Sie nur konnte ich mir als meine Gattin denken, und glaubte mich noch wie ſonſt an ſie gebunden; denn ſonſt — ich muß ſchon wieder von der guten, alten Zeit reden, und Sie, lieber Herr Paſtor, werden das einem grauen Haupte zu Gute halten — galt der Treubruch, er mochte nun gegen eine Geliebte oder Gattin begangen werden, noch nicht für eine Modeſünde der galanten Welt, ſondern für ein fluchwürdiges Verbrechen, und der gute Name eines Mädchens war noch kein freies Spiel für die Laune und den Uebermuth der Männer, wie es jetzt oft der Fall ſein ſoll. — Ich fand nun, daß es ein großer Unterſchied um unſere Geſinnungen für eine Sache ſei, die in unſeren Willen geſtellt iſt, oder welche außerhalb der Grenzen unſeres Könnens liegt.“ —

„So lange ich nicht im Stande war, von meiner ſchmalen Lieutenants-Gage eine Hausfrau und geſchweige Kinder — ernähren zu können, war mein Herz ruhig geblieben; jetzt — brannten mir die Pfandbriefe in der Hand, weil noch kein Trauring an meinem Finger ſteckte. Ich nahm auf ſechs Wochen Urlaub, um meine Heirathsangelegenheiten ins Reine zu bringen, und reiſte nach J....“

„Lieber Himmel!“ hier hielt der Major eine Minute inne und faltete die Hände, als erſtaune er noch einmal ſelbſt, im fernen Anſchauen deſſen, was er erzählen würde; „was können zehn Jahre nicht ändern! und wie vergeßlich ſind die Menſchen! Ich habe meine Tage daran gedacht, wie mir zu Muthe war, als ich an einem ſchönen Herbſtabende in die Vorſtadt von J.... fuhr. Die Kleinſtädter ſaßen in der Feierſtunde des Zwielichts vor den Hausthüren und nahmen den höflichen Gruß des Fremdlings mit neugieriger Verwunderung auf; an der Thorwache ſaß ein invalider Bürger und ſtrickte an einem blauwollenen Strumpfe — da war kein Geſicht, deſſen hellwerdender Blick mich freundlich willkommen geheißen hätte. Freilich mochte ich mich ſehr verändert haben — ich fing an, mich öde und einſam in dem erſehnten Orte zu fühlen, eine peinliche Angſt ergoß ſich ſiedendheiß in mein Inneres — o Gott! es war eine Ahnung.“

„In dem Gaſthofe, wo ich abſtieg, erkannte mich endlich der Wirth. Ich erkundigte mich ſchnell nach einigen Familien, um mich nicht bloß zu geben, hielt die Qual eines weitläufigen Berichtes aus, und fragte nun nach unſerem Feldprediger. Nun, der wird bald wieder auferſtehen! ſagte der Wirth mit rohem Witz, und fuhr fort: Ich dächte, er wäre ſchon todt geweſen ehe die Garniſon ausrückte? Nun, ſo muß er bald darauf geſtorben ſein. Das war ein karger Filz! Er wird den Würmern ein ſpärliches Gaſtmahl gegeben haben; denn er war ſchon in ſeinen ſogenannten geſunden Tagen ganz ausgezehrt vor Geiz und Unzufriedenheit!“

„Und ſeine Tochter? fragte ich weiter, und der Schlag meines Herzens ſtand ſtille. Seine Tochter? wiederholte der ſcharfzüngige Gaſtwirth und ſuchte nach einem Futterſchlüſſel, den der Hausknecht von ihm begehrte, während ich auf glühenden Kohlen ſtand. Die hübſche, ſchlanke Caroline, das war eine leichtſinnige Fliege! Sie nahm, ſo viel ich weiß, nach ihres Vaters Abſterben zu einer Muhme ihre Zuflucht, die in der Univerſitätsſtadt H.... lebt. Nun, ich denke, ſetzte er mit einem hämiſchen Gelächter hinzu, das Carlinchen hatte hier ſchon ausſtudirt.“ —

„Ich mußte mich halten, um den gottloſen Verleumder, als wofür ich ihn hielt, nicht mörderiſch anzufallen; doch auf der Stelle quartierte ich mich aus, und betroffen ſtrich der Referent die Zeche ein, welche ich ihm ſchweigend hinwarf. So war alſo die arme Caroline ſchon längſt eine verlaſſene Waiſe, und ihr Ruf vielleicht nur deshalb von der Bosheit verfolgt! — Das Herz blutete mir, und augenblicklich war ich entſchloſſen, nach H.... zu reiſen, wie weit entfernt dies auch von J.... iſt, um ſie aufzuſuchen; doch dazu bedurfte ich noch näherer Notizen. Mit den bitterſten Gefühlen ſolch einer Täuſchung und Ungewißheit, ging ich am Abend in der Stadt umher ſpazieren; es war eine der traurigſten Stunden meines Lebens! Ich ſtand lange unter dem Fenſter, woraus Caroline mir ihren Abſchiedsgruß zugewinkt hatte, der Mondſchein webte bleich um das geſchloſſene — es war todtenhaft ſtill um dieſe Wohnung. Ihr gegenwärtiger Beſitzer, ein junger Seifenſieder, ſchloß endlich den erleuchteten Laden, und ich nahm Gelegenheit, ihn zu fragen, ob er mir nichts Zuverläßliches von Caroline Stollmer, einer Freundin von mir, die ehemals hier gewohnt, ſagen könne.“

„Der junge Mann verneinte es, er war erſt ſeit zwei Jahren im Beſitze dieſes Hauſes; doch erbot er ſich gefällig, mir eine alte Obſthändlerin zu rufen, die ſeit zwanzig Jahren im Hintergebäude wohne, und mir gewiß werde Beſcheid geben können. Ich konnte mich ſehr gut auf dieſe Frau beſinnen, wie oft hatte ich ihr abgekauft, um Caroline mit ſchönen, raren Früchten zu beſchenken! Jetzt ſollte ſie mir den herben Apfel der Erkenntniß reichen! — Das Mütterchen erkannte mich bald, es wußte ſehr wohl um mein Verhältniß zu Caroline — und freuete ſich unendlich, mich wiederzuſehen. Es erzählte mir, daß es Caroline zuletzt übel ergangen, ſie hätte faſt Noth leiden müſſen, weil ſich das kleine, hinterlaſſene Vermögen ihres Vaters nirgends gefunden, und er wahrſcheinlich darum beſtohlen oder betrogen worden wäre. So habe ſie ſich denn entſchloſſen, zu einer wohlhabenden Verwandten in H.... zu gehen, und dieſe um Aufnahme und Arbeit zu bitten. Die gute Alte wußte glücklicherweiſe mir auch den Namen dieſer Frau zu nennen. Ich kämpfte mit dem Wunſche, mir hier ein glaubwürdiges Zeugniß über Carolinens Aufführung zu fordern; aber ich hatte nicht den Muth dazu.“

„Nach einer ſtarken Reiſe kam ich bei ſpäter Nachtzeit in H.... an und mußte in einem Wirthshauſe vor dem Thore bleiben. Mein Herz klopfte ungeſtüm bei dem Gedanken, daß ich Caroline nun ſo nahe wäre, und die Frage ängſtete mich: Wie ich ſie finden würde? — Ich mattete mich in tauſenderlei Vorſtellungen ab, bis der Schlummer mein müdes Auge ſchloß, um mir in einem ſchauderhaften Traume, das Bild der nahen Antwort zu zeigen. Ich ging auf offener Landſtraße und vor mir her eine verhüllte Bettlerin: als ich ihr näher kam, bemerkte ich, daß ſie ein rothes Kleid trüge, das ich ſo oft an Caroline geſehen und das ihr ſo wohl ſtand, aber ſeine Farben waren verblichen und die Blöße der Armuth blickte durch Riſſe und Löcher. Da überlief mich ein Schauder; ich rief: Caroline! Die Bettlerin wendete ſich um und ſtreckte mir flehend eine abgezehrte Hand entgegen: ſie ließ die Hülle von ihrem Haupte fallen, und ein Todtenkopf grinſete mich hohläugig an.“ —

„Ich erwachte, meine Pulſe klopften wie Hämmer, kalter Schweiß rann von meiner Stirne, und ich hatte Mühe, mich durch die Erwägung zu beruhigen, daß dieſer Traum wohl ſehr natürlich aus den Gedanken entſtanden ſei, welche mich vor dem Einſchlafen beſchäftigt hätten.“

„Der Tag war ſchon laut und licht, als meine erſchöpfte Natur einem wohlthätigern Schlafe verfiel, von dem ich erſt am ſpäten Morgen aufſtand. Sobald ich mich angekleidet hatte, eilte ich nach der Stadt. Ich fragte einen an mir vorübereilenden Barbier, wo ich die Wittwe Segenbarth (ſo hieß Carolinens Verwandte), finden könnte. Er ſah mir lachend ins Geſicht und ſprach: Wo? Sie werden ſich wundern, mein Herr! Der Raum iſt klein — doch ſehen

Sie ſelbſt! Er wies mit der Hand nach der obern Straßenecke. Ich glaubte der Menſch wäre nicht richtig im Kopfe; doch folgte ich mechaniſch ſeiner Weiſung. Ein Leichenzug verſperrte mir den Weg, als ich nach dem bezeichneten Hauſe vordringen wollte; allein, wie ſtattlich das Begräbniß auch war, ich ſah keine Thräne der Betrübniß fließen zu des Todten Ehre. Wer wird denn begraben? fragte ich eine blaſſe, ältliche Bürgerfrau, die einſam ſtand und dem Trauergeleite nachſah. Eine reiche Wittwe, die lachende Erben macht, mein guter Herr! antwortete ſie mir; ich kämpfte gegen eine erwachende Ahnung und ſagte: Welches iſt denn das Haus der Frau Segenbarth, meine Liebe? Ich habe Eile. Die Frau lächelte ſeltſam und deutete mit dem Finger auf den ſchwankenden Sarg, indem ſie ſagte: Dort! Ja, mein Herr! Dort wird die Frau Segenbarth hingetragen; ſie hat ſich wenig Segen erbaut im Leben, und war eine von den Reichen, die ſchwerlich das Himmelreich ſehen werden.“

„Lieber Gott! ſagte ich ängſtlich, das trifft ſich ſonderbar. Ich ſuche eine Verwandte der Frau Segenbarth, eine gewiſſe Caroline Stollmer.“ — —

„Ein Ausdruck von erſchrockenem Bedauern erſchien in den Zügen der Bürgersfrau, als ich dieſen Namen nannte; mit wehmüthigem Tone erwiederte ſie: Mein Herr Officier! Sie ſuchen heute nicht zur guten Stunde; das Mädchen iſt lange todt und hat ein grauſames Ende genommen.“

„Jeſus Chriſtus! rief ich entſetzt — der Boden wankte unter meinen Füßen. Kommen Sie doch herein! ſagte die Frau, mich der öffentlichen Aufmerkſamkeit entziehend, die ſich ſchon auf unſer Zwiegeſpräch und meinen Ausruf gelenkt hatte — und öffnete einen kleinen Laden. Betäubt trat ich hinein und beſchwor die Frau, mir alles wahrhaft zu erzählen, ich nähme außerordentlichen Theil an dem unglücklichen Mädchen.“ —

„Ja wohl, unglücklich! ſeufzte ſie; hören Sie nur! Das arme Kind kam hierher und mochte ſich viel verſprochen haben. Die Wittwe aber war eine böſe, unbarmherzige Frau, die ihre leibliche Verwandte wie eine Magd behandelte und zu Dienſtleiſtungen gebrauchte, die vielleicht das ganze Unglück herbeiführten. Es wohnten nämlich immer Studenten im Hauſe der Frau Segenbarth, doch nur Kinder reicher Eltern konnten den theuren Mieth- und Tiſchpreis bezahlen, womit ſie ſchnellte und von dem Leichtſinne der jungen Leute auch noch auf andere Art ihren Vortheil gar gut zu ziehen verſtand. — Da fehlte es denn nicht an der verſuchenden Gelegenheit; die Nachbarn munkelten Uebles von der fremden Jungfer Muhme, und böſe Menſchen gönnten der Frau Segenbarth die Schande, weil dieſe mit dem Richtſchwerte ihrer Zunge keines ehrlichen Namens ſchonte. Es war richtig, wie man vermuthete. Ein Student, der bereits eine andere Wohnung bezogen und ſich in der alten nicht mehr blicken ließ, hatte das Mädchen verführt, und die Folgen ließen ſich nicht mehr verbergen. — Frau Segenbarth zwang die Caroline zu bekennen, dann mußte ſie ihr Bündel ſchnüren und ward bei Nacht und Nebel fortgejagt. Kurze Zeit darauf kam die Nachricht, daß ſie in dem Wirthshauſe eines Dorfes, zwei Meilen von hier, entbunden worden und hülflos geſtorben ſei.“

„Großer Gott!“ ſagte Langenberg mit Entſetzen, „welch eine fürchterliche Erfahrung, lieber Herr Major, machten Sie da!“

Der alte Mann ſah betrübt zur Erde und antwortete: „Es war ein harter Schlag! Ich glaubte nicht, ihn verwinden zu können; aber der Menſch überſteht viel, und die Hand des Herrn iſt ſtark, wenn ſie uns emporheben will aus der Tiefe des Unglücks!“ —

„Die Frau hatte mir ein menſchlichfühlendes Herz gezeigt; gerührt dankte ich ihr für den traurigen Bericht und ſtürmte von dannen. Ich warf mich in den Wagen und fuhr nach dem bewußten Dorfe, das ich mir hatte nennen laſſen. Im Flur des ländlichen Wirthshauſes ſtand ein noch jugendlich hübſches Weib, von einem Häufchen Kinder umgeben, wie die Gluckhenne unter ihren Küchlein. Es war die Hausfrau, und ich ſchenkte jedem der Kleinen ein Stück Geld, um mir die Mutter zu gewinnen; dann brachte ich meine Fragen an. Gütiger Himmel! was mußte ich hören! Bis zum Tode erſchöpft, war Caroline vor etwa ſechs Jahren eines Morgens hier angekommen und hatte dann nicht weiter fortgekonnt. Die Wirthin, ſelbſt hochſchwanger, und alſo mitleidsvoll für den Zuſtand der Unglücklichen geſtimmt, behält ſie da und pflegt ihrer, ſo gut ſie vermag. Caroline dingt mit ihr um ein Stübchen, worin ſie ihre verlaſſene Wochen halten will, und giebt ihre letzte Habe hin. Nach einiger Zeit wird die Wirthin leicht und glücklich entbunden, und bald darauf ſchlägt auch Carolinens Stunde; aber, o die Arme! mit Sterbeglockenklang! Wie ſie mit den Geburtsnöthen ringt, verlangt ſie, daß ein Bote zu dem Studenten, der ſie der Schuld und dem Tode weihete, geſendet werde. Der Wirth ſelbſt erbarmt ſich der Kreißenden und reitet ſchnell nach der Stadt. Die Studenten haben eben eine Luſtpartie mit Maskeraden vor, und die Hiobspoſt findet den Ver — — den leichtſinnigen Jüngling, in dem Coſtüme des Teufels, mit großen Hörnern und einem Pferdefuße. Da entſetzt ſich der fromme Landmann, es überläuft ihn ein Grauen, und kaum kann er den Nothruf der armen Caroline ausſprechen und die Gefahr ſchildern, in der ſie ſich befindet. Aber der Teufel, Gott verzeihe ihm, lacht dazu und ſpricht: Sagt der Dirne, mein Freund, wie Ihr mich gefunden, ſo wird ſie bald wiſſen, daß auf mich kein Verlaß zu ſetzen ſei; der böſe Feind hat anderes zu thun, als eine von ihm verführte Seele zu tröſten.“ —

„Der Wirth jagt ſchaudernd nach Hauſe und erzählt mit unvorſichtiger Eile, was er erfahren. In dieſen Augenblicken tritt ein Mägdlein an das Licht des Lebens; aber Carolinens Sinne ſind zerrüttet, und nach einigen Tagen des fürchterlichſten Wahnſinns giebt ſie ihren Geiſt auf. Auch meine Sinne verwirrten ſich unter dieſer Erzählung. Ha! rief ich, nennet mir gute Frau, den Mörder! den Verderber! Ich eile nach der Stadt zurück, und mein rächender Arm ſoll ihn treffen!“ —

„Die Wirthin ſah mich mit großen Augen an und fragte, ob ich den Studenten meine, der ſei vielleicht ſchon in Amt und Brod, und ſeinen ſchnurrigen Namen habe ſie vergeſſen. Und in der Sprache dieſer Leute ſetzte ſie hinzu, er hatte, wie ſie ſagten, auf einen Paſtor ſtudirt, doch nach dieſer Geſchichte ſattelte er um. Das wäre mir auch ein Geiſtlicher geweſen! Wem er die Segenshand aufgelegt, den hätte ſie ja wie ein Brandmal brennen müſſen.“ —

„Ich ſchämte mich meiner Geiſtesabweſenheit und ſuchte mich wieder zu finden. Gegen Abend, als die Frau Zeit dazu fand, ging ſie mit mir auf den Kirchhof und zeigte mir Carolinens Grab. Ueber dem ungepflegten Hügel wankten nur abgeſtorbene Grashalme, und die Spur zu dieſem vergeſſenen Grabe war unbetreten. Dieſer Anblick brach vollends mein zerriſſenes Herz. Ich bat die Frau, mich allein zu laſſen Da gedachte ich der Vergangenheit und ihrer ſchuldloſen Freuden, und die Geſtalt der liebenswürdigen Sünderin, welche hier begraben lag, ſchwebte vor meiner Seele! — Wohl ihr, daß dieſer einſame Winkel der Erde ihre Schande und ihr Unglück in Vergeſſenheit barg! Gedanken der Rache an ihrem Verführer flammten in mir auf, ich mußte ſie unterdrücken und brachte meine Anklage vor den Thron der ewigen Gerechtigkeit, glaubend, daß ſie ihn ſtrafend finden würde.“

„Es dämmerte bereits, da ſuchte mich die Wirthin auf, der bange geworden, wo ich nur bliebe. Ich erwachte aus einem dumpfen Hinſtarren. Plötzlich dachte ich zum erſtenmale an Carolinens Kind. Und das Kind? fragte ich, das legte man wohl der armen Wöchnerin in die ſtarren Arme? Die Frau ſah mich kopfſchüttelnd an und ſprach: Das Kind ruhet vermuthlich im Schooße des Ueberfluſſes. — Gott hat recht wunderbar für das Kleine geſorgt.“

„Wie? es lebte? und wo iſt es? rief ich mit Heftigkeit. Ja, das kann ich Ihnen auch nicht ſagen, antwortete die Frau ängſtlich verlegen; aber gut iſt es aufgehoben, darauf will ich ſchwören und damit bin ich auch zufrieden. Sehen Sie, das war ſo: Wie die Mutter verſchieden war, nahm ich das Würmchen an die Bruſt, es erbarmte mich ſein — und es nährte ſich mit meinem Kinde um die Wette. Mein Mann brummte wohl manchmal, da ich that, als wolle ich es ganz behalten; aber ich ließ ihn reden und dachte, kommt Zeit, kommt Rath. - So hatte ich es drei Jahre auferzogen, und es war ein allerliebſtes Engelchen geworden. Da kam eines Tages eine Reiſekutſche vor das Haus, und es ſaß eine vornehme Herrſchaft darin; zwei ältliche Damen und eine junge. Die Kinder veſperten grade vor der Thür und das junge Fräulein erfreuete ſich an dem kleinen, gefräßigen Volke; es theilte Zuckerplätzchen darunter aus und ſagte: Mama, o ſehen Sie einmal, dieſe Reihe Kinder hier — wie die Orgelpfeifen ſtehen Sie da. Alle blond — und ein Geſicht gleich dem andern auf ein Haar, nur der kleine braune Lockenkopf da iſt aus der Art geſchlagen und ſieht ſeinen Geſchwiſtern nicht ein Bischen ähnlich“

„Das iſt auch nicht mein Kind, verſicherte ich, eine fremde Waiſe, die weder Vater, noch Mutter gekannt, und die ich um Gotteswillen füttere. Ich wollte, es möchte ſie Jemand, denn auf die Länge kann es doch nicht gehen. Da fing die kleine Dörte — wir hatten ſie Marie Dorothee getauft — bitterlich an zu weinen, und das Fräulein, ein weichherziges Ding, weinte mit und küßte und herzte das Kind. Die Kleine konnte ſich vollends einſchmeicheln, und ſo bat das Fräulein ſeine Mama, daß es ſich das Dörtchen ganz behalten und mitnehmen dürfte. Es werde ja doch niemals heirathen, und ſo wolle es Barmherzigkeit und die Pflicht einer Mutter an dem verlaſſenen Geſchöpfe üben. Mir gingen die Augen über, als das junge Fräulein ſo fromm und verſtändig ſprach. Ich merkte wohl, daß die alte Dame Einwendungen dagegen machte, obwohl es in einer fremden Sprache geſchah; allein das Töchterchen ſetzte ſeinen Willen durch, und unſer Pflegekind wurde in ſeinem Sonntagsklüftchen in den ſchönen Wagen gehoben und rollte davon, nachdem die Herrſchaft mir verſprochen, daß ich es einmal wiederſehen ſolle. Mir aber wurde viele Tage hindurch kein Auge trocken; doch tröſtete ich mich endlich damit, daß das Kind beſſer, als bei mir aufgehoben wäre.«

»Dieſe einfache Erzählung,« fuhr der Major nach einer Minute des Ausruhens fort, die Langenberg nur mit einem horchenden Seufzer zu unterbrechen wagte, »rührte mich ſehr. Der Gedanke ſtieg in mir auf, ob jenes barmherzige Fräulein etwa gar Henriette von Troikiſch — die Handlung ſah ihr ſo ähnlich — ſein könnte? Auch paßte zu dieſer Vermuthung der Umſtand, daß zwei ältliche Damen, die Generalin und ihre Schweſter — in der Geſellſchaft der jüngeren geweſen wären. Ich fragte die Wirthin nach dem Aeußeren des Fräuleins; doch ihre Angaben waren mir ungenügend, bis ihr zuletzt einfiel, das Fräulein ſei lahm gegangen. Es war, als hätte mir davon geträumt, daß auch ich Henriette ein wenig hinkend geſehen; allein ſie konnte ſich damals den Fuß vertreten haben. Ich ſehnte mich nach Gewißheit; auch blieb mir jetzt ja leider! Zeit genug, dieſen Drang zu befriedigen und von der früheren Einladung der Generalin Gebrauch zu machen.«

»In unausſprechlicher Gemüthsverſtörung ſetzte ich meine Reiſe nach Herrnhut fort. Gekränkte Liebe, verrathene Treue, Haß, Rachbegier, Mitleid und Gram, wühlten in meiner Seele — das Leben ekelte mich an; in dem Getümmel der Schlacht wäre mir, meines Vermeinens nach, am wohlſten geweſen; aber der Herr ließ mich in der heiligen Stille des Friedens eine beſſere Hülfe finden!«

»So wie ich jener Gegend mich näherte, erwachten die Empfindungen in mir, in denen ich ſie vor ſieben Jahren kennen lernte. Das Oertchen hatte ſich verſchönt, doch der Hauch einer ſtillen Ruhe, welcher dieſem lieblichen Aſyle einen ſo eigenthümlich ſanften Reiz giebt, und der mich bei meinem erſten Hierſein gleich der Todtenluft, die über einen Kirchhof ſtreift, angeweht hatte, erquickte mich nunmehr wie der kühle Schatten, der einen Müden nach heißen Kämpfen aufnimmt!“

„Die Generalin ſammt den Ihrigen lebte, ſie waren geſund und anweſend. Ich eilte ſogleich hin und fand die kleine Familie in demſelben Zimmer, faſt in der nämlichen Stellung, als da ich ſie das erſte Mal aufſuchte — ihr Empfang, ihre freundliche Begrüßung, alles war unverändert. Wie dieſe Stetigkeit, dieſe einfache Zuverläſſigkeit mir ſo wohl that, da ich den Wandel und Wechſel der menſchlichen Geſinnungen eben ſo grauſam erfahren hatte! Henriette erſchien mir noch liebenswürdiger, als damals, obgleich das Hochroth ihrer Haubenſchleife einer bläſſeren Farbe gewichen war.“

„Wir waren in tiefſter Unterhaltung, da öffnete ſich eine Seitenthür und ein Kind trat heraus, das die großen. dunklen Augen, o ich kannte dieſe Augen und ihren Blick, beſtürzt und ſchüchtern auf mich, den Fremden, richtete. Es war das Miniaturbild ſeiner Mutter — Carolinens Kind! — So war meine Ahnung richtig geweſen!“

„Henriette erröthete, als die Kleine ſich in die Falten ihres Gewandes ſchmiegte, und die Generalin ſagte nicht ohne einige Verlegenheit: Sehen Sie, Herr von Stamfort, meine Henriette hat ſich unterdeſſen ein Pflegetöchterchen angenommen; ein verlaſſenes Kind! — Gott weiß, wie mir zu Muthe war, als ich das kleine Dörtchen auf meinen Schooß nahm und ihm liebkoſete. Mein Herz ſchwoll, ich hätte weinen mögen wie ein Knabe; doch ein inneres, gebietendes Etwas hielt mich ab, hier zu erzählen, welchen Antheil ich an dem Kinde nähme Ich glaubte, es wäre die

Scheu, Henriettens jungfräulichen und religiöſen Zartſinn durch die Mittheilung von der unehelichen Herkunft ihres Schützlings zu verletzen; aber dieſe Selbſttäuſchung maskirte nur den ſchon entſtandenen Wunſch, daß Henriette die Meine werden möchte, und ſo belehrte mich jenes leiſe Gefühl darüber, daß ich dies reine, herrliche Weſen nicht mit einer Leichtſinnigen von Carolinens unglücklicher Claſſe in meiner Liebe zuſammenſtellen dürfe, ohne Henriette zu beleidigen und mich ſelbſt in ihrer Achtung herabzuſetzen. Ich ſchwieg alſo, und mein Blick ſog im Stillen aus den Zügen des kleinen Mädchens den Wermuth der Erinnerung.«

»Nach einigen Tagen, in denen ich mit mir Rath gehalten, und zu einem Entſchluſſe gekommen war, bat ich die Generalin um die Hand ihrer Tochter und machte ſie redlich mit meiner Lage bekannt. Frau von Troikiſch ſchien überraſcht; aber ſie blieb ſich gleich und antwortete mir mit wohlwollender Freundlichkeit, indem ſie ſagte: Ihr Antrag, Herr von Stamfort, ſpricht ſich als das Zeugniß der wahrſten, reellſten Zuneigung für meine Tochter aus, und iſt als ſolches für ſie und mich ſchätzenswerth; allein — haben Sie auch wohl überlegt, was Sie wünſchen? — Es könnte gar manches dem von Ihnen vorausgeſetzten Glücke dieſer ehelichen Verbindung hinderlich ſein.« —

»Was iſt da zu überlegen, meine gnädigſte Frau? fragte ich mit heirathsluſtiger Dringlichkeit, Fräulein Henriette iſt ein Engel! Mein Herz fühlt ihren Werth und hat den feſten Willen, ſie ſo glücklich als möglich zu machen. Vertrauen Sie Ihr einziges, geliebtes Kind meinem Schutze! dem Gewiſſen eines ehrlichen Mannes!« —

»Der Generalin Augen wurden naß; ich glaube an Sie! antwortete ſie mir mit ernſter, ehrender Güte, aber hören

Sie auch meine Bedenklichkeit! die Mutter, die Freundin, ſpricht zu Ihnen! Meine Tochter iſt zwar nicht geſchaffen, unverheirathet in vereinzelter Selbſtändigkeit eine Glückſeligkeit zu erreichen, die ich ihr, ach! ſo herzlich wünſche, und die Anlagen ihres Gemüthes auszubilden, weil das Element ihres Weſens Liebe, die hingebendſte Liebe! iſt; auch glaubte ich zu bemerken, daß Sie einen tiefen Eindruck auf ihr jugendliches Herz gemacht hätten; allein ſie iſt größtentheils in der Gemeinde erzogen worden und hängt mit ganzer Seele an dieſer Verfaſſung. Sie würde ſchwerlich in die Welt paſſen — und ein heiliges Heimweh nach der verlaſſenen Stille würde mitten im Geräuſche des Lebens ſie ergreifen und an ihrem Herzen ziehen, das dem Gemahle willig und freudig folgen muß, wohin ſein Beruf ihn treibt oder feſthält.“ —

„Daß ſie Henriette entſcheiden laſſen möge, bat ich die beſorgte Mutter, und ſie beſtellte mich auf den folgenden Abend, weil ſie ihrer Tochter Zeit zu ſolch' einer wichtigen Unterſuchung gönnen wollte. Henriette war zugegen, da ich kam, und die Gegenwart der Mutter hinderte mich nicht, ihr meine zärtliche Neigung zu eröffnen. Sie geſtand mir mit himmliſcher Unſchuld, daß ſie mir ſehr gut wäre und mit Freuden meine Gattin würde; nur ſtelle ſie es ſich ſchwer, wo nicht unmöglich vor, ihre Mutter und die liebende Verbindung der Gemeinde zu verlaſſen.“

„Darauf winkte ſie leiſe hin, ob ich mich vielleicht entſchließen könnte, meine militäriſchen Verhältniſſe aufzugeben und in Herrnhut zu bleiben? Sie ließ mich errathen, daß ſich auch hier Gelegenheit zu nützen, für mich darbieten würde. Die vernünftige Mutter kam meiner Antwort zuvor. Nein, mein Kind, ſagte ſie entſcheidend, das iſt nichts.

Dein Freund, in der blühenden Kraft männlicher Jahre, gehört in die Welt; ſeine Laufbahn liegt außerhalb unſerer verborgenen Friedensinſel, an der ſich die Wogen des Lebens brechen. Willſt Du ihn wählen, ſo iſt das Aufgeben an Dir; die Schrift ſagt, daß das Weib dem Manne folgen ſolle.«

»Genug, Henriette wählte und — wählte mich!« — Hier ſchwieg der Major ein lange, ſinnige Minute; von ſeinem Geſicht ſtrahlte ein verjüngendes Lächeln, er legte drückend ſeine Hand auf Langenberg's Rechte und ſprach: »O Herr Paſtor! das Loos der Seligen fiel mit dieſer Hand in die meinige! Henriette hat mich während unſerer Verheirathung nur einmal betrübt, als ich ſie ſterben ſah; und auch dieſen Schmerz wollte ſie mir erſparen, und lieber ohne den Troſt von hinnen ſcheiden, daß ihr letzter brechender Blick in mein weinendes Auge ſähe, — o ſie war ſehr gut!« —

»So wie ich meine Frau näher kennen lernte, wurde ich erſt den ganzen Umfang meines Glücks inne. Henriette hatte eine vortreffliche Erziehung genoſſen; ihr Gemüth bewahrte jede ſchöne weibliche Eigenſchaft, auch die höchſte, ſie war fromm! Das war nicht jene Frömmigkeit, die, wie ein gleißender Mantel, oft Flecken der Seele und Schwächen des Verſtandes bedeckt, ſondern der tiefe, innere Schatz, der allen Mängeln des Lebens abhilft, in der Noth vorhält und einen Reichthum von Freude und Zufriedenheit auch über das ärmſte Daſein verbreitet. Wohl dem Manne, deſſen Gattin ihren himmliſchen Freund mehr liebt, als ihn! Er iſt geborgen — er ruhet am Buſen der Treue!« —

»Nach einem traurigen Abſchiede begleitete Henriette, nunmehr meine liebe Frau, mich in meine Garniſon, auch das kleine Dörtchen, verſteht ſich, zog mit uns. Meine Schwiegermutter hatte mich mit einer anſehnlichen Mitgift überraſcht, wir konnten uns alſo auf jede Weiſe das Leben angenehm machen. Henriette war muſterhaft in ihrem ehelichen Benehmen, ſie fügte ſich meinem Wunſch und Willen in all' ihrem Thun und Laſſen, und wußte doch ihre Würde als Hausfrau auf eine Art zu behaupten, welche den Kreis ihrer Wirkſamkeit als ſolche, wie einen Ehrenplatz beſchrieb, worauf ihr Anſehen und ihre Einſicht allein gelte. Ich mußte ſie innigſt hochachten: auch ward ſie allgemein geliebt und geſchätzt. Wir ſchloſſen einige angenehme Bekanntſchaften, und dieſe geſelligen Anregungen, obwohl wir ſie auf einen gewählten Cirkel beſchränkten, ſtreiften nach und nach jene Blödigkeit, jene ſchüchterne Menſchenſcheu von Henriettens Weſen ab, die ihr noch ein wenig aus der Abſonderung von der Welt anhing, worin ſie früher gelebt hatte, und goſſen in der mildeſten Heiterkeit einen neuen Reiz über das Weib meines Herzens aus.“

„Unſere Ehe blieb kinderlos: wir betrachteten Dörtchen mit gleicher Liebe als unſer leibliches Kind. Der Anblick dieſes liebenswürdigen Geſchöpfes war ein bitterſüßer Genuß für mich. Die Natur arbeitete mit leiſer Hand an dieſer aufknoſpenden Geſtalt, um mit unmerklichen Pinſelſtrichen die Aehnlichkeit zu vollenden, welche das holde Dörtchen mit ſeiner Mutter hatte; aber meine Frau hauchte den Geiſt ihrer Geſinnung in dieſe Formen, und ſo belebte ſich Carolinens verjüngter Körper mit Henriettens ſchönerer Seele. Urtheilen Sie, ob ich das Kind liebte! — Wie weit vorher ſich doch die Fäden anknüpfen, an denen das Schickſal fernerer Tage hängt!“ —

„Wir hatten unſere Garniſon verändern müſſen und lebten jetzt in K...... In dem Hauſe, deſſen erſten Stock wir inne hatten, wohnte eine Emigrantin aus der Vendée, Madame de Beauiſſerges; der Gemahl dieſer einnehmenden Franzöſin war als ein Opfer jener fürchterlichen Zeit gefallen. Meine Henriette liebte die franzöſiſche Sprache; ſie drückte ſich überhaupt gern mit Feinheit und Eleganz aus, und mochte es wohl manchmal heimlich bedauern, daß ich ihren Geſchmack, hinſichtlich der fremden Zunge, nicht theilte, deren ich mich nur dann bediente, wenn ich die Gegenwart der Domeſtiken von der Mitwiſſenſchaft unſerer Unterhaltung ausſchließen wollte. So ſah meine Frau es denn gern, daß Dörtchen von der lebhaften Gunſt der Hausgenoſſin den Vortheil zöge, ſich in der franzöſiſchen Sprache üben zu können. Zwar war Madame Beauiſſerges keine Eingeborene jenes Landes; ihr Vater war ein reicher Patricier in Brüſſel geweſen, ihr jüngerer Bruder lebte noch daſelbſt, und nur der Drang des Krieges und beſondere Umſtände hatten ſie genöthigt, in dieſe, ihr wildfremde Gegend ihre Zuflucht zu nehmen; doch war ſie in der ruhigen Stille ihrer Geborgenheit allmählich heimiſch geworden.“

„Zwar floſſen ihre Thränen aus unverſiegten Quellen, wenn ſie der theuren Vaterſtadt und der glücklichen Tage ihrer Kindheit und Jugend gedachte, und ſie malte dem horchenden Dörtchen jeden Gegenſtand ihrer Erinnerung mit Farben der Sehnſucht ins Schöne; allein ſie litt jetzt weniger, da ſie zu einem mitfühlenden Weſen über ihre Leiden und Erduldungen ſprechen konnte.“

„Unſere Pflegetochter hatte eine wunderbare Liebe zu dieſer Frau gefaßt. Sie ſtahl ihrer Arbeit wie ihrem Vergnügen, ja ſelbſt der jugendlichen Schlafluſt einige Minuten ab, um ſie bei Madame de Beauiſſerges zuzubringen und mit einem

Gefühle heimlicher Unzufriedenheit glaubte ich zu bemerken, daß ſie die Franzöſin mehr liebe als den mütterlichen Engel, der ſo ſchützend über ihr gewaltet! Ich konnte mir dieſe Seltſamkeit nur aus der Verwandtſchaft und Verſchiedenheit dieſer Naturen erklären; denn offenbar hatte Dörtchen etwas von dem Leichtſinne ihrer Mutter ererbt, und nur der weiſe Ernſt meiner Henriette, wie ihr edles Beiſpiel, hatten dies gefährliche Naturell bis zu dem leichten Sinne gemildert, welcher eine der beſten Gottesgaben iſt.“

„Vierzehn Jahre meiner Verheirathung waren mir in Freude, Frieden und Einigkeit, wie ein ſeliger Traum dahingeſchwunden, als die Hand des Herrn, mein Glück, woran mir das Herz ſo feſt hing, daß ich es nicht laſſen zu können meinte, wieder zu ſich nahm, um dies mit nach dem Himmel zu ziehen!“ —

„Meine Frau, wenn auch von zarter Geſundheit, war jedoch niemals bedeutend krank geweſen, als mich ein verdächtiges Hüſteln an ihr zu bekümmern anfing. Auch bemerkte ich, daß ihr Teint ſich verändert hätte. Die reine Weiße der Haut nahm einen bläulichen Schimmer an, und ihre ſanfte Wangenröthe trat in einzelne, dunkle Flecken zurück. Ich ſprach mit dem Arzte und, ahnungslos, daß die ſchonende Güte meiner Frau mir dieſe Angſt hatte erſparen wollen — verrieth er mir, wie bedenklich es um dieſe theure Geſundheit ſtehe. In bangem Schrecken erzitterte ich vor der Gefahr, worin mein Liebſtes auf Erden ſchwebte; doch der Doctor beruhigte mich und die Heiterkeit meiner Frau ſteigerte ſich in dem Grade, als meine Beſorgniß wuchs. Ich hütete ſie wie das Licht meiner Augen, und ſo ging der Winter leidlich vorüber. Gegen das Frühjahr verſchlimmerte ſich ihr Befinden, wie ſehr ſie auch es mir zu verbergen ſtrebte. Auf einmal verlangte ſie mit wunderlicher Heftigkeit, daß ich ſie jetzt nach Herrnhut reiſen laſſen ſolle, und dies Anſinnen beſtürzte mich ungemein. Wir hatten während unſerer Ehe jedes Jahr, wo die Dienſtpflicht mich nicht abgehalten, ſechs bis acht Wochen der Herbſtzeit bei meiner Schwiegermutter, der Generalin, zugebracht, und nie war es meiner Frau eingefallen, dieſe Regel willkürlich zu verändern; und jetzt, wo ihr angegriffener Körper und der Einfluß der frühjährlichen Witterung dieſe weite Reiſe zu einem Wagniſſe machte, beſtand ſie mit eigenſinniger Beharrlichkeit darauf, ja ſie verlangte ſogar, daß ich zu Hauſe bliebe und ſie flehete mich, wie um eine Barmherzigkeit, darum an. Der Arzt meinte, es wäre eine Krankenlaune, und ich würde ihr ſchon nachgeben müſſen. Endlich willigte ich ein, doch nur unter der Bedingung, daß ich ſie begleiten dürfte; allein bis zum Tage vor unſerer Abreiſe ſuchte ſie dieſen meinen Entſchluß durch ſcheinbare Gründe für ihr Verlangen und rührende Bitten zu erſchüttern.“

„Auch Madame Beauiſſerges hatte dieſen Winter über an gichtiſchen Schmerzen gelitten, und unſer Dörtchen ſich ihrer Wartung liebend unterzogen. Jetzt traf die Nachricht von dem Vorhaben unſerer Reiſe, gleich einem Donnerſchlage, die Kranke und ihre Pflegerin; denn es ſchien mir, als ob nächſt den gegenſeitigen Erweiſen der Liebe und Dankbarkeit noch eine frohe Erwartung zwiſchen ihnen walte. Meine Frau enthob mit großmüthiger Entäußerung ihres Näherrechts Dörtchen der unwilligen Pflicht, der Mutter und mir mit hülfreichkindlichem Beiſtande nach Herrnhut zu folgen; ſie ſchlug dem Mädchen vor, unterdeſſen wir abreiſend wären, bei Madame Beauiſſerges zu bleiben und die Hut unſeres verlaſſenen Haushalts über ſich zu nehmen. Aber die Freude, womit Dörtchen dieſe Erlaubniß annahm, ſchnitt mir doch in die Seele, und auch meine Frau wendete ihr Geſicht betrübt abwärts, als Dörtchen ihr mit ſchlechtverhehltem Vergnügen die Hand dafür küßte.“

„Meine Vermuthung war ganz richtig geweſen. Am Abend vor unſerer Abfahrt rollte ein ſchwerbepackter Reiſewagen vor die Thür unſeres Hauſes, und bald erſcholl die Kunde, daß der jugendlich ſchöne Mann, von ſtattlichem Anſehen, den wir ausſteigen ſahen, Herr Weſſenbrog, Bruder der Madame Beauiſſerges, ein reicher Handelsherr aus Brüſſel, wäre.“

„Dörtchen war grade oben bei Madame Beauiſſerges, und nach einem halben Stündchen kam ſie freudig die Treppe herabgeſtürzt und breitete entzückt einen echten Spitzenſchleier von koſtbarer Arbeit vor unſeren Augen aus, den Herr Weſſenbrog, durch die Briefe ſeiner Schweſter von der verbindlichen Gefälligkeit ihrer jungen Freundin unterrichtet, ihr als einen Beweis ſeiner dankbaren Erkenntlichkeit mitgebracht hatte.“

„Noch ſehe ich das wehmüthige Lächeln meiner Frau, womit ſie dies Meiſterwerk betrachtete und ſagte, daß dies zarte Gewebe nur kein Netz für Dich werde, mein Dörtchen! — das Mädchen fragte erröthend, wie die Mutter dies meine. Doch dieſe verſagte die Antwort und ſtreichelte Dörtchens rothe Wange.“

„Düſterer Ahnung voll ſtieg ich in den Wagen: die erwachende Natur, die reine Milde der Witterung, vermochten nicht mich zu erheitern. Meine Frau ſchlummerte gegen ihre Gewohnheit viel, ihre Athemzüge, die ich ängſtlich belauſchte, gingen flüchtig — ich zählte die Stunden, bis wir am Ziele wären, und ach! deren waren viel, denn drei volle Reiſetage nahm der lange Weg hin. Am Nachmittage des zweiten, betrachtete ich meine Frau ſehr beſorgt; ihre Wangen waren ſtärker geröthet, ihre Augen blitzten, ein bedrohlicher Purpur ſchwellte ihre feinen Lippen bis zum Zerſpringen, und das Wenige, was ſie redete, ſprach ſie mit fieberhafter Heftigkeit. Auf einmal fuhr ſie aus ihrer Agonie empor und ſagte dieſe Worte, wie zum Schluſſe einer ſtillen Gedankenreihe: Die Vorſtellung wäre mir doch entſetzlich, anderswo begraben zu werden, als in Herrnhut! O dieſer Friedhof — wenn irgend einer, ſo verdient er dieſen heiligen Namen — winkt ſo freundlich zum Schlummer! Auch gräbt die Gemeinde ihre Todten nicht aus, wenn der Raum für die Sterblichkeit zu klein wird, und dieſer Gebrauch iſt gewiß ſchön und tröſtend. Keine rohe Hand, wie ich es jüngſt mit Empörung und Schauder ſah — ſtört die Aſche der Todten aus ihrer tiefen Ruhe auf, um einen fremden Leichnam auf noch nicht vermoderte Gebeine zu betten! Und wird das Begräbniß zu klein, ſo kauft die Gemeinde ein neues Feld dazu, und — die Erde iſt ja groß!« —

„Ach! ich merkte wohl, womit ihr Geiſt ſich beſchäftigte. Wieder einige Stunden waren vergangen, die Sonne neigte ſich, und der Schatten unſeres Wagens ſtreckte ſich lang, als“ — hier ſeufzte der Major ſchwer auf und legte die Hand auf ſein Herz, als fühle er dort noch den Schmerz jener Erinnerungen — „wir Haſelbuſch erreichten. Die Station, welche wir für unſer Nachtquartier beſtimmt hatten, war noch anderthalb Meilen entfernt. Wir näherten uns dieſem Platze, der damals ein anmuthiges Gehölz war. Da öffnete meine Henriette die Augen, ich hatte ſie ſchlafend geglaubt — faßte meine Hand, die ihrige brannte und ſagte leiſe und lächelnd, als wolle ſie mir ein ſcheues Geheimniß vertrauen: Weißt Du, wo ich jetzt geweſen bin? Im Betſaale zu Herrnhut! Ich wohnte einer Todtenfeier bei; noch rauſchen die Orgelklänge vor meinen Ohren, ich höre die Geſänge — und denke, ſie galten meinem Heimgange!“ —

„Unfähig dies länger auszuhalten, rief ich: O Gott! Jettchen! wie ängſteſt Du mich! Da veränderten ſich plötzlich die Züge meiner Frau; ſie ſprach haſtig: Mir wird ſo angſt — mir wird ſo enge im Wagen — laß mich ausſteigen! aber bald! Kaum konnte der Bediente auf meinen Ruf ſchnell genug den Schlag öffnen.“

„Ich führte ſie in die Mitte des jungen Gebüſches und wollte ihr dort einen Sitz bereiten, aber ehe ich noch mit dieſer flüchtigen Bemühung zu Ende war, ſah ich, wie ſie auf den Raſen ſank und ſich nicht mehr regte. Ich rief laut um Hülfe in die weite Luft — der Athem verſagte mir. — Noch einmal ſah Henriette mich an — o! dieſen Blick, nie hätte ich ihn vergeſſen können! Der letzte Sonnenſtrahl vermählte ſich mit dem Tode auf ihrer Stirn — ihre lieben Augen brachen — mein Herz auch! Der Schlag hatte meine Frau getroffen.“

„Gott! Gott!“ rief Langenberg tief erſchüttert, „unglücklicher Mann! was mußten Sie erleben, und welche Schmerzen beut das Leben ſelbſt den Glücklicheren dar, unter die Sie zu zählen, ich doch geneigt wäre!“

Der Major blickte ſchweigend in den Zug der Wolken, und nach einer Weile hob er mit Faſſung wieder an: „Ich hielt meine Frau nun kalt und ſtarr in meinen Armen, nur bemüht, mich ſelbſt zu faſſen. Mein Bedienter, der mich einer Ohnmacht nahe hielt und in der Eile Waſſer aus dem nahen Bächlein dort geholt hatte, ſagte ſchluchzend, was wird das für ein Aufſehen und einen Auflauf unter den

Dorfleuten geben, wenn man uns mit der Leiche hier findet! Dies weckte mich aus meiner Betäubung. Aufſehen! Auflauf! beides war dem ſtillen, heiligen Sinne meiner Henriette ſtets im Innerſten zuwider geweſen; es war alſo keine Zeit zu verlieren, wollte ich ihren letzten Wunſch erfüllen, den ſie ahnungsvoll gegen mich ausgeſprochen. Ich machte nun meinen Leuten, ſo gut ich es vermochte, deutlich, warum wir hier nicht bleiben könnten. Wir hoben den Leichnam in den Wagen und legten ihn behutſam in die Kiſſen, dann bezeichnete Conrad, mein treuer Diener, die Stelle, wo meiner einziggeliebten Henriette Geiſt zu Gott gegangen war; der Plan, einen Denkſtein zu ſetzen, wie ich es unter höherem Beiſtande vollbracht, und fortan hier zu leben und zu ſterben, ging wie der Zuruf eines Engels, durch meine zerrüttete Seele!“ —

„Gewiß hatte die Lage, in der ich mich nun befand, keinen Vergleichungspunct mit den gewöhnlichen Erfahrungen und Leiden der Menſchen. In der geſchloſſenen Enge des Wagens, worin ich vor einer halben Stunde meine Frau lebend geſehen, ſaß ich nun ihrer ſtarren Leiche gegenüber! Ich hörte den Kutſcher ſchluchzen, meinen Conrad in Klagen ausbrechen und beneidete beide um die Wohlthat der Thränen, die meinen trocknen Augen fehlten, und um die Erleichterung der Worte, die meinem ſtummen Jammer verſagt waren.“

„An dem Orte, wo wir hatten bleiben wollen, ließ ich meine Pferde und nahm ein Geſpann aus jenem Dorfe. Wir fuhren nun die ganze himmliſchſchöne Frühlingsnacht, der Mond ſchien hell auf das bleiche Antlitz meiner Henriette, ich hielt die kalte Hand in der meinigen und kein Grauen kam mich an; auch in dieſem Sinne läßt ſich ſagen, daß die völlige Liebe alle Furcht austreibe! — Gegen den Morgen behauptete die erſchöpfte Natur ihr Recht und ich ſchlummerte ein wenig ein; aber mein Erwachen aus dieſer kurzen, wohlthätigen Vergeſſenheit war nur um ſo erſchreckender. Wie ich nun endlich in Herrnhut ankam, wie meine Schwiegermutter in der herben Täuſchung, daß wir ſie froh überraſchen wollten, unſeren Wagen ſchon von ferne erkennend und bis vor die Thür entgegeneilte, in ihrer mütterlichen Freude die Bläſſe und Verſtörung meines Geſichts überſah und den angelehnten Wagenſchlag aufreißend, die entſeelte Tochter erblickte! — darüber nichts mehr.“

„Die Generalin war jedoch eine Frau, welche in dieſer ſchweren Prüfung bewies, wer der Herr und Meiſter auch über ihren Schmerz ſei. Sie trug ihn würdig, und nach einem Jahre vereinigte ein ſanfter und ſchneller Tod ſie mit ihrer und meiner Henriette; die kränkliche Schweſter meiner Schwiegermutter war nicht lange vorher aus der Zeit gegangen.“

„Bei meiner Rückkehr verweilte ich in Haſelbuſch und erfuhr, daß der Gutsherr eben abweſend wäre. Dieſer ſeltene Zufall begünſtigte mein Vorhaben; ich kaufte dieſen Platz von ihm und beabſichtigte den Bau, welchen ich ſpäter ausführte.“

„Als ich zurück in meine verödete Wohnung kam, flog Dörtchen an meinen Hals und weinte heftig um die liebe Entſchlafene; doch nur zu bald trockneten dieſe Thränen auf der Gluth, womit ſie mir geſtand, daß Herr Weſſenbrog aus Brüſſel bis jetzt hier geblieben ſei, um meine Wiederkunft abzuwarten, daß er um ihre Hand geworben — daß ſie ihm ihr Herz geſchenkt, und alles bis auf meine Beſtätigung ſo weit in Richtigkeit wäre.“

„Bei dieſer Neuigkeit wallte ein bitteres Gefühl in mir auf; ich hatte geglaubt, das Mädchen würde jetzt der Troſt meiner einſamen Tage ſein. So ſagte ich denn gekränkt: Ziehe hin in Frieden! und laſſe den Vater nur allein mit ſeinem Grame. Was kümmert Dich des Gebeugten? Du hängſt, wie billig, jenem Manne an, der Dich zum Weibe begehrt und Dir ein Leben voll Herrlichkeit und guter Dinge verſpricht.“ —

„Dörtchen ſah mich beſtürzt an und erwiederte mit unſchuldsvollem Vorwurfe: Vater! wäre es möglich, daß Du mir deshalb zürnen könnteſt?“ —

„Dieſe natürliche Frage brachte mich zu mir ſelbſt, und ich fühlte, wie ungroßmüthig ich das arme Kind angelaſſen. An Herrn Weſſenbrog war nichts auszuſetzen, ſeine Verhältniſſe, wie er mir ſie darlegte, waren ſogar für ein namenloſes Mädchen, wie mein Dörtchen, als eine achtungswerthe Verſorgung anzuſehen, und ſo ſtand denn meiner Einwilligung nichts im Wege, als die ſelbſtſüchtige Erwägung, wie ungünſtig für mich Zeit und Umſtände von der Verheirathung meiner Pflegetochter träfen, und wie ſchwer es mir ankommen würde, mich gänzlich vereinzelt zu ſehen. Aber meine Gewiſſenhaftigkeit ließ nicht zu, daß dies ein Hinderniß für das Glück des guten Kindes abgäbe. Ich willigte denn alſo in Gottes Namen ein.“

„Herr Weſſenbrog ſchlug jeden Einwand hinſichtlich des Verſchubes der Hochzeit, den die noch unfertige Ausſtattung Dörtchens nöthig gemacht hätte, mit der Erklärung nieder, daß er keine andere Mitgabe verlange, noch annehmen würde, als die ſie der Natur verdanke, und dies alte Hausmütterchen hatte wahrlich nichts geſpart und dem Mädchen Reize des Leibes und der Seele in Fülle gegeben!“ —

„Eine Schweſter Herrn Weſſenbrog's war kürzlich nach ihrer Verlobung mit einem angeſehenen Manne geſtorben; noch ſtand ihre Ausſtattung in gefüllten Kiſten und Kaſten unberührt da, und dieſe ſollte nun dem Dörtchen zufallen. Ich begnügte mich alſo, ihr eine kleine, volle Caſſette mitzugeben, auf daß ſie nicht mit jedem Groſchen von dem Manne abhängig wäre, und behielt mir das Uebrige vor.“

„Nach drei Wochen kam der traurige Tag der Trennung, und auch Madame de Beauiſſerges zog mit ihrem Bruder und der jungen Schwägerin von hinnen.“

„So war ich nun allein! allein mit meinem Schmerze und mit meinem Gott; er gab mir Frieden in die trauernde Seele. Zu Ende des Sommers — früher konnte ich nicht abkommen — fuhr ich mit einem Baumeiſter nach Haſelbuſch, und theilte ihm an Ort und Stelle meine Ideen in Betreff des aufzuführenden Gebäudes und der Anlage des Gartens mit. Nach zwei Jahren ſtand das Haus fix und fertig, und der jugendliche Garten grünte und blühte; ich nahm meinen Abſchied und zog hierher, wo ich mich früher oft einen Monat lang aufgehalten hatte, um durch meine Gegenwart den Bau zu fördern und das Werk der Arbeiter nach meinem eigenſten Sinne zu leiten.“ —

„Ich war nun in den Jahren, wo das Alter leiſe heranſchleicht, und wenn überhaupt von Natur mehr zu einem beſchaulichen Ernſte, als zu dem zerſtreuenden Leben im Geräuſche der Welt geneigt, ſo befand ich mich ſeit dem Tode meiner lieben Frau in einer Gemüthsſtimmung, welche mich für ein lautes Wirken und Genießen noch unfähiger, als ſonſt machte. So that dieſe ländliche Ruhe und Einſamkeit mir wohl. Ich fand bald Geſchmack und Freude am Gartenbau und machte ihn zu meinem Studium.“

„Auch hatte ich Gelegenheit, durch meine beſſere Einſicht, wie durch den Segen der Mittel, die mir der Herr anvertrauet, den Mitbewohnern dieſes Ortes in Fällen des Bedarfs oder der Noth nützlich und hülfreich zu werden; und ſo darf ich mit Wahrheit bekennen, daß keine Stunde der langen Zeit, die ich hier verlebt, mir läſtig geworden wäre, weil ich verlegen geweſen, ſie auszufüllen.“ —

„In meinem Gemüthe war es wieder ſtill geworden und traut, als ob Henriette noch um mich wandele; nur hatte der Umgang, den ich mit ihrem Geiſte pflog, etwas Heiligſchönes, und fühlte oftmals mit den Schauern einer Hoffnung, welche über das Grab her wehete, die Inbrunſt meines Herzens, das ihr irdiſches Bild noch heiß und liebend feſthielt. So oft die Sonne ſank und ihr letzter Strahl noch einmal auftauchte vor dem Erlöſchen, ſo oft ſah ich meine Henriette ſterben! Aber dieſe Vorſtellung zerfloß in dem Gedanken, daß, wie die Sonne nach nächtlichem Dunkel ſchöner wieder aufgehe, auch der milde Stern, der meine Lebensbahn ſo hell und heiter beleuchtet und zu früh für mein Glück untergegangen war, nach kurzer Ruhe mit verklärtem Lichte erglänzen würde auf den Gefilden einer beſſeren Welt! — In jeder Blume dieſes Gartens blühte mir das Bild meiner Ewiggeliebten — doch zugleich dachte ich, wie der Staub und alles, was ihm verwandt iſt, herrlicher wieder aufblühe, wenn er der Erde wiedergegeben worden, der er entnommen, durch die Gnade Deſſen, der ihn erſchuf!“ —

„So war der herbe Schmerz um den Verluſt meiner Frau mir allmählich zu einem Freunde geworden, deſſen ich nicht mehr hätte entbehren mögen. Ich glaubte mich mit dem Leben abgefunden; allein es hatte mir noch eine theure Pflicht bewahrt.“

„Die erſten Briefe meines Dörtchens aus Brüſſel lauteten ſo überglücklich, daß ich ſie in der That! mit mehr Beſorgniß als Freude las; denn dieſer hochgeſchraubte Jubelton deutete nach meiner Erfahrung — auf einen tiefen Fall. Zwar war in jedem folgenden Schreiben dieſe Stimmung um einige Grade geſunken; aber immer wußte ich noch meine Pflegetochter wohl verſorgt und dem liebenden Schutze eines braven Mannes anvertrauet. Doch nach einem Jahre brach großes Unglück über dem Haupte des armen Weſſenbrog zuſammen. Die franzöſiſchen Kriege hatten ſeinem Wohlſtande erſchütternde Schläge verſetzt, und jetzt war in einer ſeiner größten Fabriken Feuer ausgebrochen, das ſein Hab und Gut bis auf einen geringen Reſt in Aſche legte. Weſſenbrog hatte ſich bei einem Rettungsverſuche ſtark erhitzt und war dann von einem eiskalten Waſſerſtrahle getroffen worden. Seitdem kränkelte er fortwährend, und die Bedenklichkeit ſeines Zuſtandes leuchtete ſelbſt der täuſchbaren Liebe ſeines jungen, troſtloſen Weibes ein. Das arme Dörtchen ſah eben ihrer erſten Entbindung entgegen, als jenes Unglück geſchah, und ſo beweinte dies Mütterchen in Hoffnung die frühe, gewiß vorauszuſehende Verwaiſung des noch ungeborenen Kindes! Neun Monate ſpäter ſtarb Weſſenbrog — dieſer kräftige Mann, in der ſchönſten Blüthe ſeines Lebens und als ein Opfer menſchlicher Bosheit; denn jenes ſchreckliche Feuer war durch einen rachſüchtigen Arbeiter angelegt worden, den ein heftiger Tadel ſeines Brodherrn bis zu dieſer Abſcheulichkeit erbittert hatte.“

„Ich erhielt die Nachricht von Weſſenbrog's Tode durch eine fremde Hand, und konnte daraus erachten, wie es um ſeine Wittwe ſtehen möge. — Dieſe Trauerpoſt verſtörte mich tief; lieber Gott! was iſt es doch um das irdiſche Glück der Menſchen! Ein Hauch wirft es danieder — der zornige Athem eines Böſewichts löſcht es aus — und um die dunkle Stätte irrt ſuchend der Jammer oder gar die Verzweiflung! — Davor bangte mir; denn ich kannte Dörtchens Leidenſchaftlichkeit in all ihren Gefühlen. Ich ſchrieb ihr nun ſogleich, und wie ich die Feder anſetzte, welche ich vor Zittern kaum führen konnte, bat ich Gott, daß ſein tröſtender Geiſt meine Schwachheit vertreten möchte; ich ſchlug ihr vor, zu mir zu kommen, und legte in dieſe Aufforderung den zärtlichen Wunſch eines Vaters, der ſich nach ſeinem unglücklichen Kinde ſehnt und das Vermögen andeutet, ihm Beruhigung gewähren zu können. Es dauerte ſehr lange, ehe ich Antwort zurückerhielt. Dörtchens Herz war gebrochen. Sie konnte jetzt noch nicht fort, ſehr verwickelter Ausgleichungen wegen, welche in der Nachlaſſenſchaft ihres Mannes vorgenommen werden mußten, wozu ihre perſönliche Gegenwart erforderlich war. Die Art, wie Dörtchen dieſer unangenehmen Nothwendigkeit erwähnte, ließ mich errathen, daß die Familie des wackern Weſſenbrog ſich nicht in gleicher Geſinnung gegen ſeine Wittwe genommen haben muſſe. — Aber Dörtchen hatte keine Kraft mehr für den Haß gegen unverſchuldete Anfeindungen und wollte kein Recht an irgend einen Beſitz behaupten, als das an ihren ewigen Schmerz.“ —

„So iſt die Jugend nun! Ich fand natürlich, was ich doch hätte tadeln mogen. Eine Zeit verſtrich nach der andern, Dörtchen kam nicht; ihre Erbangelegenheiten hatten ſich in die Länge verzogen. Ein fataler Proceß, dem ſie mit aller Verzichtleiſtung nicht hatte entgehen können, hielt ſie in

Brüſſel feſt. Da ſchrieb ſie mir endlich, ſie würde kommen zum nächſten Frühjahre; aber der Brief war voll Trauer und Trübſinn, obwohl der Schnee bereits zum dritten Male auf das Grab des edlen Weſſenbrog fiel. Mit Freude begrüßte ich die erſte Schwalbe, ich ſah in ihr eine Vorbotin meines Dörtchens. Doch die Vögel trugen zu Neſte, die Frühlingsblumen blühten ab — und immer noch war die Erwartete ausgeblieben. Ich wußte nicht, was ich mir davon denken ſollte. Eines Tages hält ein Wagen vor meiner Thür; voll freudigen Schrecken zittern mir die Glieder — die Arme öffnen ſich ſchon, um die erſehnte Tochter zu umfaſſen, — da ſtieg ein alter Mann und eine Matrone heraus, ein Kind in ihrer Mitte führend, näherten ſie ſich langſam mir. Sie grüßten mich ſchweigend, das Kind, ein Mädchen, hielt einen großen Brief mit ſchwarzem Siegel in dem Händchen, und als es mir nahe war, ſank es auf einen Wink des Alten zu meinen Füßen und ſprach in fremder Accentuation, indem es mit dem einen Aermchen meine Kniee umſchlang und mit dem andern den Brief zu mir aufhob: Lieber Großpapa! die Mutter läßt Dich grüßen und bitten, Du möchteſt mein Vater ſein! Sie wird es Dir im Himmel danken — und hier iſt ihr Vermächtniß. Ich glaubte, mein Herz bräche, als ich dieſe rührenden Worte vernahm — die alten Leute ſchluchzten; Gott! Dörtchen war todt. Sie hatte das mir zugedachte Erbtheil, die kleine Waiſe, einem alten Factor ihres ſeligen Mannes und ſeiner braven Frau anvertrauet und ſterbend empfohlen, und die Familie wie der beſtochene Vormund wendeten nichts dagegen ein, daß die unmündige Waiſe ihnen aus den Augen käme, und ſie durch Dörtchens letzten Willen einer läſtigen Mühe überhoben würden.“

„Nachdem ich mich geſaßt und mir die Kraft zutrauete, las ich ihr Teſtament an mich, welches ſie in einer gewiſſen Todesahnung noch im Gefühle der Geſundheit aufgeſetzt hatten: den die Krankheit, an der die arme Weſſenbrog ihr junges Leben endete, war über ſie gekommen, als ſie den letzten Reiſekoffer zuſchlug.“

„Die kleine Ferdinande gewöhnte ſich ſehr bald an mich; ihre Begleiter verweilten auf meine Bitte ein paar Wochen in Haſelbuſch, und gaben mir unter dieſer Zeit Aufſchlüſſe über die Lage des ſeligen Weſſenbrog und über die ſchwierigen Verhältniſſe ſeiner Wittwe, was mich denn erkennen ließ, daß der Herr es mit Beiden wohlgemacht habe, da er ſie ſo früh abgerufen aus allerhand Drangſal.“ —

„Ich gab mich nun zufrieden und ganz der Pflicht, für mein neues Pflegekind zu leben, hin! So lange das liebe, kleine Weſen ſich noch im Garten und überhaupt in der freien Luft aufhalten konnte, wollte ich mich nicht davon trennen; als aber der Spätherbſt uns daraus vertrieb, brachte ich es in eine herrnhutiſche Erziehungsanſtalt, denn die zarte Kleine bedurfte weiblicher Aufſicht und Pflege.“

„Ferdinande glich zwar ihrer Mutter, aber ſie hatte auch Aehnlichkeit mit meiner Henriette. Ich glaubte, dieſe Bemerkung gehöre nur meiner Einbildungskraft und verſchwieg ſie daher; doch auch mein Conrad überraſchte mich damit, und in Herrnhut ward ſie von mehreren Jungen ausgeſprochen, ſo mußte ich alſo in der Wahrheit beſtehen.“ —

„Das Kind erwuchs zu meiner Freude und zur Ehre Gottes. Ich liebte es mit verdoppelter Liebe — es ruhete gleichſam im Kerne meines Herzens. Sobald Ferdinande confirmirt war, nahm ich ſie wieder zu mir; meine Tage waren gezählt, ich wollte mir die letzten gerne durch den

Genuß der Früchte verſüßen, die ich mit väterlicher Geſinnung im Segen des Wohlthuns angelegt zu haben hoffte. Dieſe Erwartung wurde mir auf das ſchönſte und reichſte erfüllt. Zuweilen, wenn ich ſo in innerſter Seele froh das Mädchen betrachtete, hob ich das Auge voll Freudenthränen wohl in dem ſtillen Wunſche zu Gott auf, daß er es mich noch erleben laſſen möge, meine Ferdinande an einen braven Mann verheirathet zu ſehen; aber, lieber Herr Paſtor! der Menſch wird, je länger er lebt, nur um ſo furchtſamer in ſeinen Wünſchen und Bitten: denn er hat dann gewiß erfahren, daß er oftmals ſein Unglück von dem Geber alles Guten erfleht und begehrt — und verſagend ſelbſt erhört Er uns, der weiter ſieht, als wir!“ —

„Während ich nun die Zukunft meines Kindes ſeinem weiſen Rathſchluſſe getroſt überließ, hatte ſeine Gerechtigkeit ſich auch an der Vergangenheit verherrlichet.“

„Jener Verführer Carolinens, nach deſſen Namen ich nie geſpäht, weil er doch aufgeſchrieben im Buche der Vergeltung, war in der Welt zu Anſehen und Ueberfluß gekommen und ein berühmter Gelehrter geworden. Aber die ſtrafende Hand Gottes hatte zuerſt in ſein Schickſal gegriffen, und von den Schlägen, die ſein väterliches Glück zerſchmetterten, war auch ſein Gewiſſen erwacht. Und da wir nach der wunderbaren Inſtitution dieſes inneren Gerichtes bei allem, was uns trifft, fragen müſſen: Wofür geſchieht mir das? ſo hatte eine Stimme, die aus einem verſunkenen Grabe um Rache gegen ihn geſchrieen, ihm Antwort auf dieſe unfreiwillige Frage gegeben. Der Gelehrte konnte ſich gegen dieſen Ruf nicht betäuben — die Herrlichkeit dieſes Lebens war bald ausgenoſſen, — und ſo wollte er den Richterſpruch, welcher ihn erwartete, ſo viel als möglich noch verſöhnen. Er unternahm eine büßende Wallfahrt an das Grab der armen Geopferten, und erfuhr nun hier, daß ihr und ſein Kind lebend und als der Schützling einer vornehmen Dame aufgenommen worden wäre. Dieſe Kunde klang ihm ſo lieblich wie eine Begnadigung; denn nun konnte er vielleicht vergüten, was er verſchuldet — oder mit einer gerechten Handlung die Reue über jenes Verbrechen bethätigen. Er forſchte weiter, und kam nach langem Suchen endlich dem Daſein Ferdinandens, ſeiner Enkelin, auf die Spur. Aber ſie lebte unter meinem Schutze, und Menſchen mit einem belaſteten Bewußtſein ſind ſcheu und entbehren ſtets des Muthes, womit das gute Gewiſſen auftritt. So ſchlug denn der Großvater meiner Ferdinande einen Seitenweg ein, und erkundigte ſich bei Ihrem Freunde, dem Paſtor Oswald, nach dem Mädchen, nach mir — nach Manchem noch, was meines guten Kindes Glück nahe angeht. Er reiſ'te ab von Großwalditz, nachdem er Oswald zum Schweigen über ſeinen geheimnißvollen Beſuch verpflichtet, entſchloſſen, der aufgefundenen Enkelin ſeinen Reichthum zu vermachen; doch wollte er ſich dafür das Recht anmaßen, mit dieſem Geld und Gute des Mädchens Schickſal entſchieden zu haben. Doch Gott hatte es anders beſchloſſen, und Ferdinande, die er mit Gold und Silber für heilige Anſprüche abzufinden meinte, ſollte *ſeine* Wohlthäterin werden!“ —

„Der Gelehrte, nun auch ein alter Mann, erkrankte — und der Tod trat an ihn heran und zerſtreuete die Schatten des Irdiſchen. Von ſeinen Augen fiel ab, was ſie gehalten hatte, daß ſie den Herrn nicht erkannten.“

„Seine Krankheit, deren Gefahr vorüber geſchienen, bildete ſich in den Folgen zu einer Herzbeutel-Waſſerſucht aus, und fürchterliche Beängſtigungen natürlichen Urſprungs nahmen durch die geheimnißvolle Verwandtſchaft der Seele mit dem Körper die Farbe geiſtiger Qualen an.“

„Dieſer unglückliche Mann hatte bald nach ſeiner Zurückkunft von Großwaldiß an mich geſchrieben, und mir ſein großväterliches Recht an Ferdinande und ſeine Abſichten mit dem Kinde — dargethan. Ich muß geſtehen, der Brief war edel, und ich konnte nur bedauern, daß das ſchöne, lange Leben für ſolch einen Geiſt verloren gegangen wäre. Er bat mich in dem Schreiben wie um eine unverdiente Gunſt, daß, im Falle der Abruf aus der Zeit früher an mich, als an ihn erginge, und Ferdinande noch unverheirathet wäre, ich ihm das Mädchen überlaſſen möchte. Dieſer Brief war jedoch unvollendet, das Fieber hatte ihn vor dem Schluſſe übereilt und die letzteren Zeilen waren kaum zu leſen. Ich erhielt dies verſpätete Schreiben durch Paſtor Oswald mit einer Beilage, die meinen und Ferdinandens Aufbruch an dies Krankenbett auf das dringendſte zu beſchleunigen ſuchte. Es war kein Augenblick zu verſäumen, wenn ein Sterbender noch durch Ferdinandens lieblichen Anblick und ihren kindlichen Zuſpruch erquickt werden ſollte. Wir reiſ'ten alſo noch in derſelben Nacht ab, und die Veranlaſſung zu dieſem ſchnellen Weggehen war nicht danach, einem Billet anvertrauet, oder durch den Mund eines Dieners ausgerichtet zu werden. So wollte ich eine ſchickliche Gelegenheit dazu abwarten.“

„Wir fanden den Kranken zwar nicht an den Pforten des Todes; aber auf ſicherem, wenn auch langſamem Wege dazu. Meine Ferdinande konnte ſich ſchwer daran gewöhnen, den ihr in jeder Beziehung fremden Mann Großvater zu nennen; ihr zärtliches Herz glaubte dadurch einen Raub an mir zu begeben, den ſie allein dieſes Namens werth hielt. Ich ſuchte ſie zu überzeugen, daß die Liebe theilbarer Kraft ſei, wie die Flamme des Lichts, und eben ſo wenig wie dieſe von ihrem Stoffe verliere, wenn ſie auch tauſend Strahlen entzünde -- allein das Band des Blutes war nicht ſtark genug, die fehlende Gemüthsverbindung oder den ſympathetiſchen Zug der Geiſter zu erſetzen. Der Gedanke kam mir endlich, daß Ferdinande ſich ihrem neuen Großvater mehr zuneigen werde, wenn der alte nicht dabei im Wege ſtehe — und ſo beſuchte ich ein ſtärkendes Bad, das mir der Arzt verordnet hatte, und verſprach Ferdinanden, wenn der Tod ſie von der Pflicht ihrer Pflege an dieſem Schmerzenslager erlöſet haben würde, ſie wieder nach Haſelbuſch abzuholen. So blieb ſie nun bei dem Kranken und wartete ſein. Dieſer aber war ein Freigeiſt geweſen — ſehr natürlich! Wer einen gerechten Gott zu fürchten hat, glaubt lieber gar keinen. — So hatte er in ſeinem ſtolzen Dünkel auf die Vernunft, welche doch auch nur ein ſchwaches Fünklein vom Lichte des ewigen Geiſtes iſt, aller Frömmigkeit geſpottet, und die herrnhutiſche Gemeinde, ihm beſonders verhaßt, in einer giftigen Flugſchrift geſchmäht. — Und während deſſen erzog eine Herrnhuterin ſein verſtoßenes Kind! Und ein Mädchen, aus ſeinem Blute entſproſſen und in der Schule der von ihm verfolgten Secte gebildet, mußte der Engel des Troſtes für ihn in ſeinen letzten Nöthen werden; denn das Gebet meiner frommen Ferdinande neigte das Antlitz des Herrn zu dem Sterbenden, der ihn ſein Leben lang in Wort und Wandel verleugnet hatte!« —

»Er ſtarb endlich nach langem, ſchwerem Kampfe in den Armen des lieben Kindes — und meine Geſchichte iſt am Ende!«

Der Major ſtand auf, ſeine Stellung nahm etwas Feierliches an, da er ſagte: „Dieſer Mann war der Profeſſor Aidoſt — Ihr Lehrer und Freund, lieber Langenberg!“

Langenberg erblaßte, er wollte dem Major in die Rede fallen, dieſer aber wehrte ihm und fuhr fort: „Sie haben ſeine Erbin ausgeſchlagen und ſich dafür ein reiches, ſchönes Herz auf ewig gewonnen; gehen Sie, mein Sohn! jetzt Ihrer Ferdinande entgegen — ich aber ſchließe mich in mein Kämmerlein und bitte Gott, daß dieſer Gang ein Weg des Friedens werden möge!“ —

Langenberg war während dieſer Schlußrede des Majors immer mehr und mehr verblichen; jetzt ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen, die Lippen zuckten ihm verſagend, er machte eine Bewegung, als wolle er das Kniee beugen, und ſtammelte endlich mit zitternder Stimme: „Verdiene ich auch ſolch ein Glück?“

Da umarmte ihn der Major, er weinte auch und ſprach: „Danken Sie dem Herrn! denn er iſt freundlich und ſeine Güte währet ewiglich!“

Julie hatte den Winter über davon geſprochen, daß Langenberg nun ſein Amt niederlegen könne, weil er eine reiche Frau heirathe, und Langenberg ihr darauf erwiedert, daß er ſich erſt jetzt dazu berufen fühle.

„Und muß denn der Prediger grade arm ſein, um ſich von dem Evangelium, das er verkündet, zu ernähren?“ fragte Oswald ſeine Frau. „Iſt es denn nicht ſchön, Julchen, wenn der Mund des Geiſtlichen ſegnen und ſeine Hand zugleich wohlthun kann? Wenn er das Himmelsbrod brechen darf, ohne den Groſchen dafür hinzunehmen, an dem vielleicht der ſaure Schweiß der Armuth, die herbe Zähre des Kummers hängt? Wenn er dem Sarge des Dürftigen auch unbezahlt folgen kann, und Liebende der dienenden Claſſe zuſammengeben, ohne daß ſie den Lohn eines Jahres für die Traukoſten erſparen müſſen? — O Gott! ich könnte Dich beneiden, Langenberg! Ein ſchönes Loos iſt Dir zu Theil geworden!« —

Langenberg ſchien dies auch lebhaft zu empfinden. Er ging wie in einem ſeligen Traume umher; doch forderte ſein Beruf ihn auf, ſo ſprach er, als hätte er den Himmel offen geſehen und pflöge Umgang mit Engeln.

Wie das Frühjahr wiederkehrte, ward Langenberg's Hochzeit mit Ferdinande in fröhlicher Stille gefeiert. Die Kirche in Haſelbuſch, wo die Einſegnung vollzogen werden ſollte, war von den Einwohnern des Dorfes mit jungen Maien geſchmückt worden; auf dem Altare dufteten in ſilbernen Vaſen, die der Major zu dieſem Zwecke dem Gotteshauſe geſchenkt hatte, Veilchen und Hyazinthen, Tazetten und frühe Roſen. Paſtor Oswald verrichtete die Trauung, und ſprach ſehr bewegt und erhebend über die Textworte: »Glaube, Liebe, Hoffnung, dieſe Drei! aber die Liebe iſt die Größeſte unter ihnen!«

Der Perlenthau von tauſend und abermals tauſend Freudenthränen rann auf die Blüthe dieſer Weiheſtunde. Als der Schall der tiefen Orgeltöne jetzt die Luft erſchütternd bewegte, ſchwankte der Taufengel leiſe über den Häuptern der Knieenden. Langenberg ſah aufwärts, und das marmorne Gebild ſchien ihm zufrieden herabzulächeln.

Die Hochzeitsgeſellſchaft war ſehr klein, aber überaus vergnügt. Das Brautpaar, der Major, der Miſſionair, Herr Enderſen, welcher auf Langenberg's ausdrücklichen Wunſch von dem Major zu dieſem Verbindungsfeſte eingeladen worden, Paſtor Oswald, ſeine Frau und das kleine Pathchen, als Appendix der Letzteren.

Bei Tiſche brachte die ſchalkhafte Julie dem Bräutigam die Geſundheit: „Die Flamings und ihre Nachfolger ſollen leben!“ —

Langenberg hatte dieſen Roman nunmehr geleſen, leerte erröthend ſein Glas, nachdem er angeklungen, und ſprach: „Wohl Jedem, der eine Iglou gefunden! Eine ſolche iſt der Hingabe aller ſeiner Vorurtheile werth! Ich werfe heute gleich dem glückliche Baron, wenn auch nur in Gedanken, meine thörichten Meinungen in das Feuer, und ſtreue das Häufchen Aſche, was davon übrig bleibt, zum Zeichen der Buße auf mein unwürdiges Haupt.“

Dieſe Erklärung befriedigte die loſe Julie; aber ſie mußte ihr Müthchen noch einmal an ihm kühlen. Der Miſſionair äußerte gegen den Major halblaut, er fände, daß die Braut der ſeligen Frau deſſelben, die er als Fräulein von Troikiſch gekannt, doch ſehr ähnlich ſähe.

„Das iſt nicht zu verkennen,“ antwortete der Major hörbar, „und nie auffallender, als wenn Ferdinande ein Häubchen, wie die Frauen der Gemeinde es tragen, aufſetzt. Solch ein Mützchen hängt auch ſtets unter ihrem Spiegel — ein Toilettenſtück, womit ſie dem Großvater Grießgram, denn der bin ich wohl manchmal — das Herz erwärmt. Wenn ſie darin vor mir erſcheint, ſo iſt es mir, als ob ich meine Henriette leibhaftig vor mir ſähe. Nur voller und blühender ſteht Ferdinande aus.“ —

Dieſe Worte waren der lauſchenden Julie nicht auf die Erde gefallen. Sie flüſterte der Braut etwas zu, und Beide verſchwanden, als man kurz darauf die Tafel aufhob.

Schon ſah der Bräutigam ſich ſehnſüchtig nach der Vermißten um, da öffnete ſich die Thür, und Julie zog die ſich ein wenig ſträubende Ferdinande hinter ſich herein. Dieſe hatte dem Zureden der leichtfertigen Frau nachgegeben, den Myrtenkranz aus den Locken gelöſet und deren üppige Fülle unter das erwähnte Häubchen gezwängt, um, wie Julie vorgab, dem Großpapa Major eine Freude zu machen und Herrn Enderſen von der Wahrheit ſeiner Verſicherung durch den Augenſchein zu überzeugen.

Ein freudiges Ach! floh von den Lippen der Männer, als das bräutliche Mädchen beſchämt und glühend vor ihnen ſtand.

Das Häubchen ließ Ferdinanden wirklich allerliebſt! und die Roſenröthe der rundlichen Wangen trat ſo kindlich unter ſeiner enganſchließenden, leuchtenden Weiße hervor, daß die kleine Herrnhuterin nur mit Luſt anzuſehen war.

Langenberg zog entzückt und kraft ſeines guten Rechtes die entkränzte Braut in ſeine Arme, und bedeckte ihre Lippen mit heißen Küſſen. Julie weidete ſich ein Weilchen an dieſem Anblicke, dann blinzelte ſie dem Bräutigam mit den ſchelmiſchen Aeuglein zu und fragte, indem ſie ihm auf die Stirne tupfte: „Wie ſteht es aber hier?“ —

Unſere geneigten Leſer werden dieſe Frage verſtehen, wenn ſie ſich an eine frühere Unterredung Langenberg's mit Julie erinnern wollen.

Langenberg errieth ihre Beziehung ſogleich, denn das Bewußtſein war der Nachweiſer ſeines Gedächtniſſes. Er antwortete: „Die Liebe, gute Julie, hat nicht minder als die Poeſie ihren heiligen Wahnſinn, und der meinige beruht auf der fixen Idee, daß ich der glücklichſte Menſch auf Erden bin!“

Da wendete Julie ſich zu ihrem Manne und ſprach lächelnd: „Ich glaube, er iſt unheilbar!“ —

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierzigſter Band.

Das Jagdſchloß Diana.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Das Jagdſchloß Diana.

. . . . Frauen-Ehre
galt ſtets als fleckenloſer Hermelin,
ein heil'ger Tempel, wo die Flamme
gemeinem Aug' ſich birgt.
In ihr liegt echte Tugend!
Beaumont und Fletſcher.

Der ſchönſte Sommerabend hauchte in der einſamen Gegend, worin das alte Jagdſchloß Diana ſtand nahe dem Verfall und faſt vergeſſen von der Welt — nur nicht verſäumt von der Natur. Roſen, noch eben ſo ſchön, als wie ſie einſt in Päſtum und Präneſte um die Tempel der Götter prangten, dufteten in voller Blüthe und üppiger Fülle um dieſe grauen Mauern und in dem Bezirk des verwilderten Gartens; majeſtätiſche Linden verſtreueten betäubenden Duft rings umher; Mücken tanzten mit leiſem Surren, als gäbe es auch hier kleine Geheimniſſe des Vergnügens; — fleißige Bienen ſummten und ſchwelgten in geſchäftiger Luſt; der Käfer ſchillerndes Heer ſchwirrte durch die Lüfte, und der helle Schlag der Wachteln tönte aus dem wallenden Getreide, deſſen Spitzen in goldene Tinten getaucht ſchienen. Am blauen Himmel flimmerte der Abendſtern ſo klar und friedlich, als wolle er alle Schmerzen und Sorgen zur Ruhe winken — und des Mondes blaſſer Silberbogen ward ſichtbar neben ihm.

Die Thüren des Schloſſes waren geöffnet, und die dumpfe Kühle des Gebäudes miſchte ſich mit dem lauen Athem der Luft. Die bemooſeten Urnen von Erz, zu beiden Seiten der Freitreppe, waren mit friſchen Blumen gefüllt. Auf dem Vorplatze, der erſt von hohem Graſe und wucherndem

Unkraut gereinigt werden mußte, ſtand der alte Caſtellan, feſtlich angethan, weithin ſchauend, in tiefen Gedanken. Er ſah der Prinzeſſin Elvire, einzigen Tochter ſeines hochſeligen Herrn, des kürzlich verſtorbenen Herzogs, entgegen. Die Nachricht, daß die fürſtliche Waiſe hierher kommen und eine Zeit lang im Schloſſe der Diana verweilen werde, hatte ihn aus der träumeriſchen Ruhe ſeines Poſtens aufgeſcheucht, und dieſes Heil, das ſeinem Hauſe widerfahren ſollte — ſein, im Sinne der eigenthümlichſten Dienſttreue — den Greis belebt. Geſchäftigt ließ er alles ordnen und ſäubern, der Sonnenſtrahl ſpielte im älteſten Staube, das feine Gewebe mancher politiſchen Spinne ward zerriſſen, und die bunte Glasmalerei der Zeit von den Fenſtern blank weggewaſchen. Mit ängſtlichem Blick betrachtete der gute Caſtellan die abgeblichenen Tapeten, den verſchoſſenen Plüſch der Seſſel. Wie gern wäre er jetzt ein Färber geweſen; aber nur ein mattes Schamroth färbte ihm die Wange, daß die jugendliche Prinzeſſin hier nur den Anblick des Alters haben würde. —

Als alle Anſtalten zum Empfang des hohen Gaſtes getroffen waren, und der Caſtellan das, was er gethan, zufrieden überſchauete, beſchäftigte ihn die Frage: Was wohl die fürſtliche Jungfrau bewogen haben könne, dieſe öde Abgeſchiedenheit den ſchönen Luſtörtern vorzuziehen, unter denen ſie zu einem längeren Aufenthalt die Wahl hatte? Er meinte, ſie hätte dieſe Vorliebe von ihrem erlauchten Vater ererbt, und ſo gedachte er der Jahre, wo der vor einem Monat verſtorbene Herzog hier oft verweilte, nach Herzensluſt zu jagen — wo ſeine Gegenwart Leben und Regſamkeit verbreitete, wo er ein liebenswürdiger Menſch war, ſchwach und leidenſchaftlich, wie jeder andere Sohn der Erde. —

Der Greis verſank in Erinnerung und Wehmuth; der Jagdton jener Zeit hallte tief durch ſeine Seele. Seitdem waren die ſchönen Wälder ſtill geworden; das Wild naſchte am jungen Trieb der Bäume, und nur der unſterbliche Wind fuhr, wenn der Herbſt kam, ſauſend durch das grüne Revier und ſcheuchte.

Jetzt brauſte ein Poſtzug von Falben die Pappelallee herauf, die Erwartete nahete. Der Caſtellan trat zurück, ſein altes Herz ſchlug dem Kinde ſeines Herrn entgegen. Er beugte ſich ehrerbietig, und als er das ſilberlockige Haupt wieder erhob, leuchteten ihm, wie ſanftes Sternenlicht im Dunkel der Nacht — die klaren Himmelsaugen der Prinzeſſin unter dem ſchwarzen Trauerſchleier hervor. Sie reichte ihm ausſteigend die zarte Rechte und ſprach mit weicher Stimme: „Sei nicht böſe, guter Alter, daß ich die tiefe Stille, in der Du lebſt, auf einige Zeit unterbreche. Ich werde auch hübſch artig ſein, und verbürge mich mit dem gleichen Verſprechen für mein kleines Gefolge. So hoffe ich denn, daß Du mich gern ſehen werdeſt; beſonders wenn ich Dir ſage, daß ich hier Ruhe — Erholung und Faſſung“ — bei dieſen Worten zitterte der Schmerz, wie ein ſcharfer Lufthauch um die friſche Roſe ihres Mundes. In den Runzeln des Caſtellans hingen ein paar ſeltene Thränen. Faſt bebend vor freudiger Rührung erwiederte er: „Dieſer Tag, an welchem die erlauchte Tochter meines hochſeligen Herrn durch ihre Gegenwart Licht über mein ödes Alter verbreitet, verjüngt mich, und wann mag die Jugend von Ruhe und Stille hören wollen? — Möchten Ew. Hoheit es ſich recht lange hier gefallen laſſen, und heitere Stimmung und munteres Walten in dieſen Mauern dafür zeugen, daß der Gram, der die Fröhlichen ängſtet und ausſchließt von aller Freude, nun überwunden ſei.“

Da lächelte Elvire in die begeiſterte Miene des Alten, und eilte jetzt ſo leicht und ſo ſchnell in das Haus, daß die Gräfin Weſthold, ihre vertrauteſte Hofdame, kaum folgen konnte.

Die Prinzeſſin trat in die für ſie bereiteten Zimmer. Die Verzierungen der Gemächer ſprachen ſie ernſt an, wie Sinnbilder der Vergangenheit. Zu den offenen Fenſtern rankten blühende Lindenzweige herein, und der Sonnenſchein ſtreute ſeine Schatten auf den Boden und webte einen leuchtenden Teppich unter den zärtlich weichgewöhnten Fuß.

Elvire warf den blaßgrauen Reiſemantel ab und ſagte zu der Gräfin: „Ach, ich fühle, hier wird mir wohl werden; ſchon athme ich leichter. Es iſt mir, als ſprängen drückende Feſſeln entzwei, und meine gepreßte Bruſt dürfte ſich freier heben. Welch eine Macht übt die Natur über den Leidenden! Mit tauſend Stimmen ſpricht ſie an unſer Herz, und von wie Wenigen wird ſie doch verſtanden! — Wie lind und lieblich wohnt es ſich unter ihrem Schirm, allein mit dem Schmerz, mit unſerer Liebe! ſie duftet einen Balſam aus für jedes Weh, den kein künſtliches Mittel erſetzt. Sie ſchaut uns mit Blumenaugen an, als wolle ſie ſagen: Gieb Dich zufrieden, armes Herz, ich werde Dich ſchon tröſten. Dein Leid iſt am Ende auch nur eine Paſſionsblume, und was Dich betrübt, ein Bild der Liebe am Kreuze. Wer, gleich mir, ſein Theuerſtes ſterben ſah, dem zeigt der Frühling, wie die von Gott geſäete Saat erblühen wird. — Die ewig rege, heiße Sehnſucht unſeres Herzens, dieſer Keim der Unſterblichkeit, der die Scholle des Irdiſchen nicht zu durchdringen vermag und ſich erſt dem Licht der Ewigkeit erſchließen wird, wiegt die Natur in den Schlummer mit Geſang der Luft. Schlafe nur, lispelt ſie, und träume ſchön: der himmliſche Morgen wird dich ſchon wecken. Dann wirſt du den Strahl der Seligkeit empfangen, der dir hienieden verſagt bleiben muß.« —

Elvire ſchwieg erſchöpft, und die Gräfin Weſthold entgegnete betroffen: »Dieſe Exaltation beweiſt mir, wie ſehr gewagt es ſein würde, wenn ich Ew. Hoheit gnädiges Anerbieten annehmen, und während der Zeit Ihres hieſigen Aufenthaltes meine Verwandten beſuchen wollte. Unmöglich kann ich Hochdieſelben in dieſer erhöheten Gemüthsſtimmung allein laſſen. Ich bleibe demnach, und erkenne dies für meine Pflicht.«

Die Prinzeſſin lächelte ſchmerzhaft. »Auch Sie, meine Weſthold, auch Sie halten die Sprache des Gefühls für die Aeußerung krankhafter Reizbarkeit? — Mit nichten, liebe Aengſtliche! — Ich fühle mich geſund und froh, einmal frei von drückendem Zwange zu ſein; darum ſollen auch Sie das gleiche Glück genießen. Sie gehen morgen mit dem Früheſten von hier ab, und empfinden, unverkümmert durch die Sorge um mich — ungeſtört das Vergnügen, ganz den Ihrigen anzugehören.«

Elvire erwachte am folgenden Morgen von dem fortrollenden Wagen der Gräfin, und ſah, wie ein röthlicher Schimmer ſich an der ſeidenen Bettgardine malte. Sie ſtand leiſe auf, um die nebenan ſchlafende Kammerfrau nicht zu erwecken, und trat ans Fenſter, das gen Oſten ſah. Siehe, der Himmel glich einem purpurnen Vorhange, der langſam aufzurollen beginnt, um das leuchtende Allerheilige zu zeigen. Die dunkle Wimper zuckte, das Auge Gottes blitzte in die träumeriſche Welt, die Gebirge erröttheten, und die Lerche ſchwang ſich in den Aether und wirbelte hoch.

Elvire hatte nie die Sonne aufgehen ſehen. Umfloſſen von Roſengolde ſtand ſie da, in entzückter Anſchauung; der Blick konnte endlich den zunehmenden Glanz nicht mehr ertragen, ob er ſich auch ſenkte; jeder Thautropfen an der Spitze eines Grashalms war eine kleine Sonne. Da rollten funkelnde Thränen auch über die glühende Wange der Prinzeſſin, und kein Schmuck hatte ſie jemals ſchöner geziert, als dieſe Perlen.

„Trauriges Loos der Fürſtentöchter!“ ſagte Elvire zu ſich ſelbſt, „wie viele Entbehrungen bedeckt der armſelige Flimmer, der unſern Standpunct in den Augen der Menſchen zum Glück erhebt! Zehnfach traurig, wenn ein Herz, empfänglich für die Freuden der Natur, dieſe dem Aermſten beneiden muß. Den ſüßen Reiz der Einſamkeit, die Wohlthat des Alleinſeins für ein trauerndes Gemüth iſt uns verſagt; die ewige Quelle ſtrömt fort und fort, und der kleinſte Wurm trinkt Wonne daraus; aber wir ſtehen ſchmachtend am Ufer, und klagen wir ja über Durſt, ſo reicht man uns einen Tropfen matten Weines in einem goldenen Gefäße.“

„Die Blumen des Vergnügens blühen auch für den Geringſten, der ſein Brod mühſam der Erde abringt: aber wir — wir ſehen nur ihre Form, in welche man, wie zum Spott, die Brillanten faßt, die eine weiche Bruſt voll Sehnſucht oft ſo ſchwer — ach, ſo ſehr ſchwer! drücken. Ehrfurcht ſoll uns für Liebe, das gebeugte Knie für den warmen Druck der Hand entſchädigen — o Gott! — Als ich ein

Kind war, da ſchon ſah ich mit traurigem Blick auf andere Kinder, die glücklicher, als ich, ſich auf der grünen Wieſe umhertummeln, in das duftige Heu einwühlen, die Füße in der klaren Welle des Baches netzen und mit Ketten tändeln durften, nicht aus Gold oder Eiſen, nein! nur aus gelben Feldblumen, die ein Lüftchen löſete. — Ich verſchmähete das koſtbare Spielzeug, das man mir reichte, und barg mein Geſicht in den Schooß der gütigen Mutter. Sie verſtand meinen Schmerz, und zeigte mir alles, was mich freuen möchte und im Bereich der Gewährung für mich lag, von der reizendſten Seite. Wenn ich dann klagte: Im Freien iſt es doch ſchöner! — dann ſagte ſie ſanft: Frei zu ſein, ja, das iſt ſchön! Aber ein Fürſtenkind kann das nicht haben; gönne es andern. Sie vertröſtete mich auf die Tage, wo ich erwachſen ſein würde, und nun ſie gekommen ſind dieſe Tage, fühle ich nur ſchneidender die Feſſel meines Standes; ſehnender, als ſonſt, klopft dies arme, arme Herz! — Ach, ich fühle es wohl, hierher durfte ich nicht kommen, wenn ich nicht zum Bewußtſein meiner ſelbſt gelangen ſollte! — Und doch iſt es mir, als ſei dieſe Einöde das Ziel meines Strebens; ein dunkles Gefühl will mich überreden, als würde ich hier finden, was ich unabläſſig ſuche, als ſei der Fingerzeig des ſterbenden Vaters der Wink meines Schickſals geweſen. — Wohlan denn! ſo will ich ſtill und ruhig die Löſung des innern Räthſels erwarten; die Pflicht der Tochter treu erfüllen, ohne mich darum zu kümmern, ob mir auf dieſem Wege ein Kranz erbluhen werde. Am Ziele hängt ein Diadem — mein Vater im Himmel, laſſe es keine Dornenkrone ſein!“

Der jetzt regierende Landesherr, Herzog Edwin, war der ältere Halbbruder der Prinzeſſin Elvire. Noch trauerte der Hof um den Regenten, tiefer jedoch, als jenes Leid, was in Crepp angelegt wird, trauerte die Prinzeſſin, welche mit der zärtlichſten Innigkeit an ihrem Vater gehangen hatte. Der Harm ſchien ſchwer auf dieſem zarten Gemüthe zu laſten; die Roſen der Wangen blaßten ab, das Feuer der Augen löſchte in Thränen aus — der Gram ſchien wie ein ſchädlicher Wurm an dieſer zarten Geſundheit zu zehren, die Kraft der Jugend ermattete ſichtlich, und die prangende Blume dieſer Geſtalt welkte hin, als neigte ſich ihr Haupt aus einer Todtenurne.

Der Leibarzt rieth Zerſtreuungen, eine Reiſe — den Gebrauch eines entfernten Bades.

Die reine Kindlichkeit, ein milder leutſeliger Sinn, Tugenden, welche die Prinzeſſin in den Gefahren ihres hohen Standpuncts unter den ungemeſſenſten Huldigungen ſicher bewahrt hatte, verklärten ihre Schönheit und machten ſie zu einem Gegenſtande der Volksvergötterung. Auch Herzog Edwin liebte ſeine Schweſter mit einem Gefühl, das gemiſcht war aus den Empfindungen des väterlichen Anſehens, brüderlichen Schutzes, der Treue des Freundes und der Schwäche des Liebhabers, und ſich in der aufmerkſamſten Sorgfalt für Elvire, in der größten Bereitwilligkeit äußerte, die Wünſche derſelben ſelbſt mit eigener Aufopferung zu erfüllen. Mit banger Beſorgniß ſah er daher, wie ſich Elvire einer Schwermuth hingab, der ſie auf die Dauer unterliegen mußte; und als ein feiner Kenner des menſchlichen Herzens vermuthete er, daß dies Gewicht wohl nicht allein an der abgelaufenen Uhr der Lebenszeit ihres Vaters hänge. —

In einer traulichen Stunde nahm der Herzog Gelegenheit, ſeiner Schweſter zuzuſprechen und die Pflicht in ihr aufzurufen, ſich über ihren Schmerz zu erheben, wie es einer hohen Seele wohl anſtehe. — Elvire weinte nur, und immer weicher ward des Tröſters Stimme. Der Herzog machte die Prinzeſſin mit dem Verlangen des Leibarztes bekannt, daß ſie das Bad *** gebrauchen möchte, und unterſtützte dies Begehren. Elvire trocknete die ſchönen Augen und ſprach: „Gern will ich thun, was Deine Liebe, mein theurer Bruder, für mich als nöthig erachtet; doch — Du hältſt mich für krank, und Kranke haben, wie Du weißt, oft die ſeltſamſten Wünſche; möchteſt Du dem meinigen freundlich ſein und Deine gütige Gewährung nicht verſagen!“ — Bei dieſen Worten faßte ſie des Herzogs Hand, zog ſie, ehe er es hindern konnte, an ihren Mund — und führte ihn in eine Ecke des Zimmers vor ein Gemälde, welches eine lange Reihe reizender Anſichten der ſämmtlichen herzoglichen Luſtörter beſchloß.

Das Gemälde ſtellte eine wildromantiſche Gegend dar, im Hintergrunde erſchien ein altes düſteres Schloß. „Erlaube, mein Bruder,“ fuhr Elvire bittend fort, „daß ich in dieſer lieblichen Einſamkeit, eingeſchränkt auf ein ſehr kleines, von mir ſelbſt zu wählendes Gefolge, einige Wochen zubringen darf. Dorthin zieht es mich — ich könnte Dir es nicht beſchreiben.“ —

Der Herzog trat erſtaunt zurück. „Dorthin, nach dem Jagdſchloß Diana?“ fragte er, als habe er nicht recht verſtanden; „das iſt ja die wildeſte Einöde, eine wahre Eulenburg, in welche, Gott weiß warum, ſeit beinahe zwanzig Jahren kein Menſch vom Hofe mehr gekommen iſt. Welch ein Einfall, Elvire! dort reſidirt der Uhu. Du aber, holde

Laube, wähle einen andern Ort! Du haſt ja die Auswahl.“ Er wies die Reihe hinab.

Die Prinzeſſin ſchüttelte den Kopf, ſchlang ihren Arm um den Bruder und ſagte flehend: „Wenn Du mich lieb haſt, o! ſo wirſt Du mir einmal das ſeltene Glück gönnen, den Herzenswunſch erfüllt zu ſehen. Glück iſt ja nur, was jeder dafür hält. Mir aber iſt kein anderer Ort ſo lieb und ſchön.“

Der Herzog lächelte und verſprach die Sache in Ueberlegung zu ziehen; doch ſeine Schweſter hatte es ihm an den Augen abgeſehen, daß er dieſer Bitte nicht würde widerſtehen können und wollen.

Der Morgen war weit vorgerückt, glühender brannten die Sonnenſtrahlen, und der fleißige Landmann freute ſich des nahenden Mittags. Die Prinzeſſin hatte an ihren Bruder geſchrieben. Sie ſchob jetzt das kryſtallene Schreibzeug zurück, griff nach dem Hute und drückte ihn tiefſchattend auf die weichen blonden Locken; dann eilte ſie, jede Begleitung ablehnend, hinunter in den Garten. Sie hatte die veralteten Partieen deſſelben flüchtig in Augenſchein genommen, da fiel es ihr ein, ſeine Grenzen kennen zu wollen, und dieſer Vorſatz leitete ſie an eine kleine hintere Gartenthür, von wo aus ein ſchmaler Fußweg in einen nahen Eichenwald zu führen ſchien. Elvire ſtand ein paar Minuten unſchlüſſig; aber der Wald lag ſo grün und lockend vor ihren Augen, die Lüfte weheten ſo kühl und einladend von dort herüber, es war ihr, als ladeten ſie leiſe Geiſterſtimmen ein; ſie konnte nicht widerſtreben. Leicht, wie ein junges Reh, durchirrte ſie mit beflügeltem Schritt den einſamen Pfad; die goldenen Aehren beugten ſich auf beiden Seiten nickend und grüßend zu ihr herüber und berührten mit geheimem Geflüſter ihr Gewand. Jetzt öffnete der Wald ſeine ſtillen Laubhallen, die holde Elvire aufzunehmen. Sie war noch nicht weit darin fortgeſchritten, da dünkte es ihr, als nähme ſie Spuren wahr, daß hier gebildete Menſchen wohnen müßten. Bald war auf einem vorzüglich ſchönen Platze ein Raſenſitz angebracht, dann war ein Baumſturz zum Seſſel geformt; hier hing ein welker Blumenkranz, und jene Zweige waren ſchirmend in einander geflochten. Elvire hatte kaum dieſe Bemerkung gemacht, als ſich ein überraſchender Anblick ihr darbot. Unter dem Schutze einer alten Eiche, auf einer Moosbank, lag ſchlafend ein junges Mädchen. Zu den Füßen der Schlummernden ſtand ein feines Körbchen voll Erdbeeren, ſie ſchien über dem Suchen und Sammeln derſelben müde geworden zu ſein. Die Kleidung des Mädchens war nett, wenn auch ſchlicht. Die eine Hand ſtützte das Haupt, in deſſen Locken blond, wie reife Aehren, einzelne Kornblumen nickten, die andere hielt läſſig einen Strauß kleiner wilder Roſen. Die Prinzeſſin trat behutſam näher. Wer aber beſchreibt ihr ſtummes Erſtaunen, da ſie in der Schlafenden ſich ſelbſt, oder vielmehr ihr täuſchend ähnliches Bild zu erblicken glaubte! Der Schrecken, von dem ſie ergriffen ward, ließ den Ausruf des Entſetzens nicht über ihre Lippen fliehen; aber immer beſtürzter hefteten ſich ihre Blicke auf das Geſicht des Mädchens, welches, wie ſchön auch und klar, doch in einer leiſen Schattirung von Bläſſe Linien zeigte, die nur der Kummer zieht. — Man ſagt: Kinder lächeln im Schlafe, wenn ſie von Engeln träumen; dies Geſicht ward plötzlich von einem ſo himmliſchen Lächeln verklärt, als ob Elvirens entzückende Erſcheinung der träumenden Seele vorſchwebe. Das Mädchen erwachte; heftig fuhr es empor und zurück, als es nur einen Blick auf Elvire geworfen hatte.

„Gott! wo bin ich? Ich träume wohl noch?“ — ſagte ſie leiſe und ängſtlich zu ſich ſelbſt, und verſchloß die großen blauen Augen vor dem reizenden Schreckbilde.

Elvire — durch die ſtete Uebung im ſtrengen Selbſtbeachten mehr Meiſterin ihres Benehmens, bat ſie, ihr doch zu ſagen, ob hier in der Nähe eine Wohnung ſei, in welcher eine ermüdete Spaziergängerin ihren Durſt mit einem Glaſe Waſſer oder Milch löſchen könne. — Dieſe Frage zog den Geiſt des Mädchens wieder in die Wirklichkeit zurück. Sie antwortete Elviren mit der Bitte, ihr bis zu ihrer Mutter zu folgen, die nicht weit von hier wohne und gewiß gern bereit ſein würde, alles, was das Haus vermöge, zur Erquickung zu reichen.

Elvire folgte der gaſtfreundlichen Einladung. Sie hoffte, auf dieſem Wege auch ihre Neugier zu befriedigen. Die beiden Mädchen gingen neben einander her; nur verſtohlen wurden die ſchüchternen Blicke gewechſelt, zerſtreut und abgebrochen war das aus einzelnen Fragen und Antworten beſtehende Geſpräch.

Jetzt ſchimmerte das rothe Dach eines ziemlich großen Hauſes durch die Gebüſche. „Wir ſind zur Stelle,“ ſagte das Mädchen, freier aufathmend, und Elvire gewahrte über der Thür ein anſehnliches Hirſchgeweihe. „Gewiß die Oberförſterwohnung?“ fragte ſie; und das Mädchen ſprach: „Einſt geweſen; jetzt wohnt Niemand darin, als meine Mutter, ein paar Dienſtleute und ich.“

Eine Frau, deren zarte ſchöne Geſtalt mehr vom Gram, als von der Zeit gebeugt ſchien, trat vor die Thür. Sie lächelte dem voraneilenden Mädchen entgegen; doch erbleichend veränderten ſich ihre Züge, als ſie die Begleiterin ihrer Tochter ſah, und mit zitternder Stimme ſagte ſie: „Welcher Zufall macht mich ſo glücklich, die Prinzeſſin Elvire unter meinem geringen Dache begrüßen zu können?“ — „Sie kennen mich, liebe Frau?“ fragte Elvire mit dem ihr eigenen Zauber der Freundſeligkeit. „Jeder gute Unterthan ſollte den Genius ſeines Landes kennen,“ entgegnete die Frau, und ſuchte in dieſer huldigenden Antwort die Erſchütterung zu verbergen, in der ſie ſich befand.

„Prinzeſſin Elvire?“ rief erſchrocken das Mädchen, deſſen Name Malvina war, und erinnerte ſich mit glühender Schamröthe ihres nachläſſigen Benehmens gegen die hohe Fremde. — Sie beugte ſich, Elvirens Hand zu küſſen; doch die Prinzeſſin von einem innern, mächtigen Zuge ergriffen, ſchlang ſchnell den Arm um Malvina's Blüthenhals, küßte des Mädchens Lippen und ſprach: „Die Natur hat uns zu Schweſtern geſchaffen; laß uns einander lieben, Du Liebliche! — Als ich Dich erblickte, da war es mir, als ſähe ich in den Spiegel, und — geſtehe es mir, Dein Erſchrecken bei meinem Anblick entſprang aus derſelben Quelle.“

Malvina wollte antworten — da fiel ihr Blick ſeitwärts auf die Mutter, in deren Augen große Thränen ſtanden, die ſie vergebens zu unterdrücken ſtrebte; ein tiefer Schmerz zitterte in ihrer Miene.

„Gott! meine Mutter, was iſt Dir?“ rief Malvina, und umfing die theure Geſtalt und fühlte das leiſe Beben ihrer Glieder. Die Mutter ſagte mit einem ſchwachen Erröthen, ihr ſei ſchon den ganzen Morgen nicht ganz wohl geweſen — doch beruhigte ſie das bange Kind mit der Verſicherung, es werde nicht von übeln Folgen ſein. Sie trug Malvina auf, einige Erfriſchungen für die Prinzeſſin herbeizuholen. Dieſe erinnerte ſich plötzlich daran, daß ihre Leute in großer Sorge um ſie ſein würden. Sie nahm ſich kaum ſo viel Zeit, eine kleine Labung einzunehmen, und nachdem ſie verſprochen, bald und öfterer wiederzukommen, bat ſie Malvina um ihre Begleitung auf dem Rückwege. Malvina leiſtete mit Vergnügen dieſem Verlangen Folge, und überließ ihre Mutter der Einſamkeit, deren ſie bedurfte.

Elvire war den ganzen Tag über ſehr unruhig geweſen. Sie konnte die Scene vom Morgen nicht vergeſſen, und ſeltſame Gedanken über die neue Bekanntſchaft ſtiegen in ihr auf und ab. Als nun der Abend kam, die Stille um das Jagdſchloß noch ſtiller wurde, das wenige Geräuſch im Hauſe verſtummte und Ruhe in den alten Bäumen flüſterte, ließ die Prinzeſſin den Caſtellan zu ſich rufen. „Höre, lieber Alter,“ ſagte ſie zu ihm, „willſt Du mir wohl ein wenig Geſellſchaft leiſten? Ich bin ſo allein.“ Der Caſtellan verbeugte ſich tief.

„Aber“ — fuhr Elvire ſchmeichelnd fort, „wenn Du mir einen Gefallen erweiſen willſt, ſo ſetze einmal den Reſpect vor der Schweſter des Herzogs aus den Augen, und denke, daß Du mit der Tochter Deines Freundes ſprichſt. Auch iſt dies wirklich wahr, denn mein Vater hielt viel auf Dich.“

Das Geſicht des Alten drückte den Kampf zwiſchen Rührung und Ehrfurcht aus. Er war im Innerſten bewegt, und eine ſchickliche Erwiederung verſagte ſich ihm; denn er fühlte wohl, daß er mit der tiefſten Ehrerbietung auf dieſe Anrede nicht ausreiche. —

„Nun, wir wollen uns nicht erweichen,“ kam ihm die Prinzeſſin zuvor, „ſetze Dich, lieber Alter, dort auf jenen Stuhl und trinke ein Gläschen Madeira, den ich Dir ſelbſt reiche. Da, nimm doch — auf mein Wohl und das Andenken meines Vaters! — Sage mir, ſehe ich wohl meinem Vater ähnlich?“

„Zum Erſtaunen!“ antwortete der Caſtellan. „Es war mir, da ich Ew. Hoheit erblickte, als ſähe ich den hochſeligen Herrn — verſteht ſich, nur zarter und ſchöner.“

Elvire ſchwieg einige Augenblicke nachdenkend, dann fragte ſie: „Und war mein Vater in früherer Zeit oft hier?“

Der Alte, der bei dem Andenken an jene Vergangenheit, welche der Lichtpunct ſeines Lebens geweſen war, immer erwärmt wurde, ward auf einmal ſprachſelig. „Ach, Du lieber Gott!“ ſagte er, „kein Monat verging, ohne daß wir ſo glücklich geweſen wären, den hochſeligen Herrn hier zu wiſſen. Das war eine ſchöne Zeit, voll Luſt und Leben! Die prächtige Jagdmuſik von früh bis ſpät, die Vögel flogen gleichſam nach dem Tacte, der Wind tanzte in den Zweigen, die Fontaine ſprang, und die Statuen hielten Blumenſträußer in den ſteinernen Händen und ſahen aus, als gehörten ſie zur fröhlichen Geſellſchaft. Manchmal ſaß der gnädigſte Herr zu den Füßen der Diana und ſtreichelte den grauen Jagdhund, als ob er ſeine Güte und Liebe auch am Lebloſen äußern müßte. Einſt — ich weiß es noch, als wäre es eben geſchehen — hatte ſich ein keckes Bübchen, das der hochſelige Herzog wohl leiden mochte, hinter die Göttin verſteckt, und ließ von einer Hand voll Kirſchen eine nach der andern, da es glaubte, der Herzog ſchliefe, dreiſten Muthes

Höchſtdenſelben auf die Naſe fallen. Auf einmal ſchnappte der Herr, der mit geſchloſſenen Augen da geſeſſen, das Haupt an die Statue gelehnt. Der Junge ſchrie, der Herzog lachte und ſprach: Merke Dir das, mit großen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen! — Ja, wie die Jahre hinrauſchen, und Alles — Alles ſich ändert! Der Springbrunnen ſteigt nicht mehr — eines Menſchen Thräne fängt erſt an zu fließen, wenn das Herz zerbrochen iſt. An der Sonnenuhr fehlen Stunden — da wächſt nun Moos. Im grünen Walde iſt es ſtille, wie in einem Grabe.“ — Der Alte ſtockte, und ſchwieg mit einem ſchweren Seufzer.

Der Caſtellan war, wo Elvire ihn haben wollte. Sie ſprach: „Dieſer Wald iſt nicht todt; abgeſehen von dem ſchönen lebendigen Holz, wohnen auch Menſchen darin. Ich habe heute ein liebes Mädchen kennen gelernt, das dort heimiſch ſchien. Wer mag die Kleine wohl ſein?“

Eine matte Röthe färbte bei dieſer Frage die Wangen des alten Mannes; ſeine Mienen drückten ängſtliche Verlegenheit aus, er zögerte mit dem Beſcheid: „Das iſt, wenn ich anders nicht irre — die Enkelin des verſtorbenen Oberförſter Welk.“ —

„Und ihre Mutter?“ fragte die Prinzeſſin weiter; „denn ich ſah auch die — iſt Wittwe?“ Sie hielt den Blick feſt und ſcharf auf dem des Alten.

Nach einem kurzen Beſinnen erwiederte der Caſtellan: „Nein, ſie war niemals verheirathet, und die arme Malvina kennt keinen andern Vater, als unſern Herrgott, der gewiß für ſie ſorgen wird; denn das liebe fromme Kind gehört wahrhaft zu den Seinen.“ Die Stimme des Greiſes ſank in Wehmuth, während ſein Auge im Ausdruck der Klage und eines ſchnellen Gedankenwechſels mit dem Allwiſſenden

den Himmel ſuchte. — Das Bewußtſein, wer die ſei, die mit ihm rede, und von ihm, einem Diener ihres Vaters, Kunde von der Schweſter, als von einer Fremden heiſchte, ſchmerzte ihn in dem Gefühl, wie ungleich es auf Erden zugehe, und lenkte ſeinen Blick hinauf zu dem, der auch die verborgenen Fehler verzeiht, und die Roſe im Thal zur Schweſter derjenigen ſchuf, die im Garten des Königs duftet.

Die Prinzeſſin erglühete.

„Guter Gott!“ ſagte ſie leiſe und wehmüthig, „wie blaß und abgehärmt ſah die Arme aus, die vielleicht einſt friſch und herrlich blühete! Sind die Leutchen wohlhabend?“ ſo wendete ſich Elvire wieder an den Caſtellan, der ſeinem lebhaften Intereſſe für dieſen Gegenſtand des Geſprächs einen gleichgültigen Anſchein zu geben ſuchte. „Nichts weniger,“ antwortete er; „das Haus, worin ſie wohnen, welches der hochſelige Herr der Tochter des alten Oberförſters zum Geſchenk machte, als der Wohnſitz des neuen nach Tannwitz verlegt wurde, und das zu verkaufen, ſie ſich nicht entſchließen konnte, nebſt einigen hundert Thalern väterlichen Erbtheils, macht das ganze Vermögen der Frau Welf — ſo wird ſie hier genannt — aus. Davon lebt ſie mit dem lieben Kinde einfach und genügſam, wie die Vögelein des Waldes. Eine Kuh, ein kleiner Hühnerhof, ein Gemüſegärtchen, ein paar Obſtbäume befriedigen ihre mäßigen Bedürfniſſe zumeiſt. So lange Gott Geſundheit verleiht, geht es wohl; aber in kranken Tagen? Man ſieht das Elend jetzt.“

„Wie ſo?“ fragte die Prinzeſſin näher tretend.

Der Alte erzählte: „Vor zwei Jahren erkrankte die Mutter. Sie hielt ſich ſo lange als möglich; ſie wollte die Krankheit nicht merken laſſen, daß die arme Malvina ſich nicht ängſten ſollte — doch die Liebe und der Huſten, ſagt man, laſſen ſich nicht verbergen, und es war ein trockner kurzer Huſten, der dem Töchterchen naſſe Augen und langen Schmerz drohete. Das erbarmte mich; ich ging ſelbſt in die nächſte Stadt und beſchied für meine Koſten einen Arzt heraus. Er kam, verordnete zweckdienliche Arzeneien und meinte, der Gebrauch des Brunnes zu D.... würde von den beſten Folgen für die Kranke ſein. Man hielt nun Rath. Alles Entbehrliche ward veräußert, um die Reiſe beſtreiten zu können. Die Summe, über deren Geringfügigkeit ein Reicher vielleicht lächeln würde, ward nur mühſam aufgebracht. In dem Städtchen D...., das nahe dem Brunnen liegt, befand ſich damals ein großes Lazareth, und es graſſirten anſteckende Fieber. Man gab es dieſem Umſtande, das heißt, der böſen Luft Schuld, daß, als ſie nach ſechs Wochen zurückkehrten, die Mutter ziemlich geneſen, die Tochter aber blaß und matt ausſah, die Engelflügel und das Köpfchen hing, wie die Blume, die ein heißer Wind angeweht hat. — Der friſche Jugendmuth war ihr auch in den Brunnen gefallen, und auf den Grund mochte Gott ſehen. — Seit dieſem Frühjahr kränkelt Frau Welk wieder. Der Arzt erkennt es für ein anderes und heilloſes Uebel, wenn ſie es nicht ermöglichen kann, in das Bad zu gehen.“ Der Caſtellan nannte dasjenige Bad, deſſen Gebrauch der Prinzeſſin empfohlen worden war und ſprach ſofort: „Er war der Meinung, dies allein könne und würde ſie retten. Ja, ja! die Feder zu ſolch einem Recept ſteigt hoch, und die Kräfte der Armuth können nicht nach; da muß ſie wohl in die Grube ſinken. Ich fürchte, wenn die Blätter fallen, dann werden wir die Frau Welk begraben. Behutſam brachte ich der armen Malvina den Ausſpruch des Arztes bei, und ſie antwortete mir mit troſtloſen Thränen; denn es iſt nicht möglich, die erforderlichen Mittel zu erſchwingen, und Wunder geſchehen nicht mehr.«

Und als der Alte ſo ſprach, war das bezweifelte Wunder ſchon geſchehen! — Die Prinzeſſin ſchwieg lange. Dann ſagte ſie: »Trinke aus, alter Freund! daß ich das Glas Dir wieder fülle.« Der Caſtellan weigerte ſich, dieſe Gnade anzunehmen. Elvire ſprach lächelnd: »Verſchmähe doch die kleine Stärkung nicht und den noch kleineren Dienſt. Eins möchte ich noch wiſſen. Sage, war meine Mutter niemals hier?«

Einmal nur, das ich wüßte —« antwortete der Caſtellan betrübt, und ein Schatten lief über ſeine Züge. »Das war aber auch das Ende aller Freude. Se. Durchlaucht, unſer gnädigſter Herr, mußten die große Reiſe nach Z— unternehmen. Da brachte ein Eilbote ganz unvermuthet die Nachricht, daß die hochſelige Frau Herzogin einige Zeit hier zubringen wollten. Doch kaum waren acht Tage vergangen, als Hochdieſelben Sich von einer Unpäßlichkeit genöthigt ſahen, in die Reſidenz zurückzukehren. Und dort brach eine gefährliche Krankheit aus. In allen Kirchen ward für die allgeliebte Landesmutter gebetet — und Gott erhörte; aber unſer gnädigſter Herr iſt niemals wieder hierher gekommen. Durchlaucht ſendeten einen Maler her, daß er die Gegend aufnähme; da ſahen wir traurig zu. Die Leinwand zu dieſem Gemälde war das Leichentuch alles Lebens im Jagdſchloß — ſeitdem iſt es todt.«

Der Alte hatte dieſe letzteren Worte langſam geſprochen und blickte nun mit einem Seufzer in ſein Glas; aber der Geiſt der Freude ſchwebte nicht in der goldenen Tiefe.

»Ich kenne das Bild —« ſprach Elvire mit bedeutendem Tone, „es hing im Schlafzimmer meines Vaters und beſchließt die Reihe unſerer ſämmtlichen Luſtſchlöſſer.“

„Es ſollte ſie anführen, halten zu Gnaden, Ew. Hoheit —“ entgegnete der Caſtellan, „wenn es dem Vorzuge nachgeht, den der hochſelige Herr dieſem Orte gab.“

„Nun, Du ſiehſt, ſeine Tochter leiſtet dieſer Rangordnung Folge,“ ſprach die Prinzeſſin mit huldvollem Lächeln, was der Alte für ein leiſes Zeichen der Entlaſſung nahm. Er entfernte ſich ehrerbietigſt. Elvire ſah ſich allein. „Heilige Vorſehung!“ ſagte ſie und faltete in ſchöner Wallung die Hände. „O! jetzt verſtehe ich Deinen Wink, Vollendeter! — Wie hoch bin ich gewürdiget, daß ich erſtatten darf! Ich vollziehe das ſtumme Teſtament und nehme mein Erbe, Deine Schuld, mein Vater, auf mein Theil.“ Elvire blickte begeiſtert nach der Höhe und ihr däuchte, als ſähe ſie im Abendſtern das Auge ihres Vaters blinken; der Wald lag in zarten Duft gehüllt, mild umflort. Der Himmel war Gluth, und ein göttlicher Gedanke verklärte das Antlitz der Prinzeſſin.

Herzog Raimund, der Vater Erwins und Elvirens, ward, im blühendſten Jünglingsalter, von der Rückſicht auf den Vortheil ſeines Landes genöthiget, ſich zu vermählen. Seine Wahl fiel auf ein Paar benachbarte Fürſtentöchter, von denen die jüngere durch blendende Schönheit, die ältere durch ſtille Anmuth und ſanfteren Reiz ſein lebhaftes Intereſſe auf ſich zog. Die Umſtände beſtimmten ihn endlich für die Letztere. — Die junge Herzogin Marie war ſo edel und liebenswürdig, ſo klug und beſcheiden, daß ſie das Herz ihres Gemahls ſich täglich mehr zu eigen machte, und dieſe Ehe würde ein Himmel auf Erden geworden ſein, hätte ſie nur nicht die flüchtige Dauer jedes ſchönſten irdiſchen Glückes gehabt. — Der Erbprinz Edwin ward geboren; doch die Entbindung war ſo ſchwer, von ſo großer Gefahr begleitet, daß es nur der äußerſten Anſtrengung ärztlicher Kunſt gelang, das Leben der fürſtlichen Mutter zu erhalten. Von dieſer Zeit an erholte ſich die Herzogin nicht mehr; entkräftet neigte ſie ſich dem Grabe zu, und es war, als ob ſie nur darum dem Tode eine Friſt abgewonnen hätte, um mit rührender Sanftmuth ihren Gemahl auf ein nahes Scheiden vorzubereiten. Ihr Sterben war noch Liebe, nur die leiſeſte; — aber ſie erſchütterte den Herzog für ſein ganzes Leben.

Vielleicht iſt der Schmerz, ein nahes, geliebtes Weſen leiden und dem Kampf der Natur erliegen zu ſehen, ohne die Macht zu beſitzen, Rettung aufbieten zu können, einer der ergreifendſten, unter denen die menſchliche Seele reift. Und wie beugend iſt dies Gefühl gänzlicher Ohnmacht für den Herrſcher eines Landes, der ſich träumt, ein Gott zu ſein! — Er kann Todesurtheile unterſchreiben, doch ein verſchwebendes Leben nicht um einen kurzen Athemzug verlängern. Sacht wird berührt, was ihm gehört, mit Ehrfurcht faßt man das Kleid des Souverains wie einen Theil ſeines Weſens; aber wenn kalt und ohne Schonung der Würger aller Freuden ſeine liebſte Blume bricht und die freundliche Geſtalt zerſtört, in der die Hälfte ſeiner Seele wohnte, ſo muß er ein höheres Geſetz über ſich erkennen, das ihn denen gleichgeſtellt, die ſich vor ihm demüthigen.

Solch ein bewußtes Gefühl menſchlicher Abhängigkeit war es, was dem Herzog die Würde ſeines Ranges wie ſeines Schmerzes, als eine Bürde empfinden ließ, zu der er Kraft und Faſſung ſammeln mußte. Er ſehnte ſich einſam zu ſein, und dies Bedürfniß lenkte ſeinen Blick auf das alte Jagdſchloß Diana. Der düſtere Reiz dieſer Gegend wirkte ſtillend auf ſein Gemüth, und der Ort ward ihm lieb.

An einem ſchönen Herbſtmorgen ruhete der Herzog nach heißem Jagen vor der Wohnung des Oberförſters aus. Ein Frühſtück ward genoſſen, es fehlte an einer kleinen Bequemlichkeit, und der Oberförſter rief ſeine Tochter Marie. „Marie!“ ſagte der Herzog leiſe und traurig, und der Nachhall dieſes Namens tönte klagend durch die Wüſte ſeines Herzens. Er betrachtete die Namensſchweſter ſeiner Erblichenen, und er ſah einen leichten Nymphenwuchs, ein Geſicht, aus deſſen ſeelenvollen Zügen Unſchuld und Güte leuchteten, ein ſanftes Augenpaar, welches ihm ohne Furcht und Scheu zartes Mitgefühl zulächelte. Das Bild des holden Mädchens machte einen tiefen Eindruck auf den Herzog, und mit der Jagd hatte es für dieſen Tag ein Ende.

Das war der Anfang einer Bekanntſchaft, welche in ihrem Fortgange Mariens ſtilles Glück vernichtete, ihren Vater in das Grab drückte und einen Stachel in das Gewiſſen des Herzogs. Sein reines Wohlgefallen an dem lieblichen Kinde der Natur ging bald in ſinnliche Neigung über, und Marie vertrauend und liebend ward der Raub derſelben. — Es mag in den innerſten Geheimniſſen der Menſchlichkeit beruhen, daß oftmals ein ſittlicher Schmerz ſich in ſinnliche Luſt verirrt. — Der Herzog war jedoch kein Wüſtling; wie gern hätte er vergütet: — aber womit! — Der Gram um die verlorene Marie hatte ihn nach dem Jagdſchloß geführt; der Kummer um die verführte Marie ſcheuchte ihn von dort hinweg. Er wünſchte ſich das Bezeigen einer Hochachtung, die er ſich ſelbſt verſagte, und zerſtreut zu werden durch Geſchäfte.

Nach einiger Zeit ſprach man am Hofe von einem bevorſtehenden Ereigniß. Das Band, welches den Herzog an jenes Fürſtenhaus knüpfte, aus dem ſeine verſtorbene Gemahlin ſtammte, erheiſchte nach den Forderungen der Politik eine neue Feſtigung. Die Wünſche des Herzogs wendeten nichts gegen den Vorſchlag ſeiner Räthe ein, daß er die Schweſter der hochſeligen Marie ehelichen möchte; denn früher ſchon hatte ſein Herz für ſie geſprochen. Die Bewerbung geſchah mit entſprechendem Erfolg, und man ſah wieder Tagen des Vergnügens und der Freude entgegen.

Auch in den Wald der Diana trug der Wind des Gerüchts die Kunde von dieſer Vermählung. Marie erſchrak tödtlich. Sie fühlte einen Pfeil in ihrer treuen Bruſt. Die Zweige der alten Eichen flüſterten Verrath, es rauſchte wie hohnneckend in den Zweigen, und der Regen ſtürzte fluthend vom trüben Himmel, wie Thränen, die ein gebrochenes Herz weint, eingehüllt in die Schleier der Schuld und der Scham.

Marie entdeckte ſich in einem Zuſtand halber Geiſteszerrüttung ihrem Vater. Bei dem alten Welk hatte die tiefe Ehrfurcht vor ſeinem Landesherrn niemals dem geringſten Verdacht in Beziehung auf deſſen Umgang mit ſeiner Tochter einigen Raum gegönnt; um ſo größer war daher das Entſetzen des unglücklichen Vaters, als er ſein argloſes Vertrauen ſo grauſam getäuſcht ſah. Er ſtand betäubt. Der ſtarre Abſcheu, die ſprachloſe Angſt ihres Vaters ließen Marie einen troſtloſen Blick in den Abgrund ihrer Lage thun. Wenige Monate nachher ſtarb der alte gebeugte Mann. —

Der Herzog, ſobald er den Tod des Oberförſters erfahren, eilte nach dem Jagdſchloß. Er ſprach Marien zu und war bemüht, ſie durch Verſicherungen zu tröſten. Seine Worte fanden jedoch keinen reinen Anklang mehr, ihr Herz war zerriſſen und keine Saite der Hoffnung einiger Spannkraft noch fähig. Vergebens ſtellte er ihr ſeine Vermählung als eine unausweichbare Nothwendigkeit dar, die zurückgeſetzte Liebe hatte einen feinen und richtigen Sinn für den Standpunct der Wahrheit. Er ſuchte ſie zu bereden, die Mittel von ihm anzunehmen, daß ihr armes freudloſes Leben ein wenig bequemer würde.

Marie hörte ihn ſchweigend an, dann ſchlug ſie mit einem ſtolzen verſchmähenden Lächeln Alles aus und ſprach: „Nur Armuth geziemt mir. Die Liebe, ſo lange ſie Liebe iſt, glaubt nur durch ſich ſelbſt lohnen und beglücken zu können; — dann erſt, wenn ihr reiner Geiſt entflohen iſt, wähnt die Berechnung, lebloſe Güter könnten Erſatz für ein entzogenes Herz ſein.“

Der Herzog erröthete und Marie fuhr fort: „Ich müßte verzweifeln, wo ich jetzt nur im Gefühl meiner Selbſterniedrigung weinend erröthen darf, wenn ich mein entweihtes Daſein ſchmücken und mich weich betten wollte: der Mangel hat nichts Fürchterliches für den, der das Härteſte empfunden, und die Buße bedarf des Wohllebens nicht.“

So nahm alſo Marie kein anderes Geſchenk von dem Herzoge an, als das alte Haus, worin ſie das harmloſe Glück der Kindheit und einige ſelige Tage der Jugend verlebt hatte. Die Oberförſterwohnung wurde anders wohin verlegt.

An demſelben Tage, an welchem der Herzog unter feſtlichem Gepränge einer reizenden geliebten Braut die willige

Hand am Altare reichte, ward die arme vergeſſene Marie Mutter eines holden Mädchens. Die ſtille Wonnethräne, womit ſie das Kind zum erſtenmale an ihre matte Bruſt drückte, tilgte den Flecken von ihrem Bewußtſein; denn eine Mutter, auch eine gefallene — ſteht hoch vor Gott! Die mütterliche Liebe hat eine reinigende und aufrichtende Kraft.

Die Herzogin Bianca hatte ihren einſtigen Schwager und nunmehrigen Gemahl ſchon geliebt, als die Wahl deſſelben zwiſchen ihr und ihrer Schweſter Marie ſchwankte. Nicht klein war daher der Kampf, den ſie mit ihrem Herzen beſtehen mußte, als Jene die Vorgezogene war.

Wenn eben dieſe Entſcheidung die Leidenſchaft der ſtolzen Bianka hätte tödten ſollen, ſo mußte doch irgend ein geheimnißvoller Trieb der Hoffnung das Leben der Liebe in dieſem verletzten Herzen erhalten; denn es hörte nicht auf, für ſeinen Verſchmäher zu ſchlagen. Bianca fand den Herzog als Regent, als Menſch und Ehemann gleich edel und achtungswerth. Sie pries die Schweſter ſelig, noch ehe ſie geſtorben war. Wenn Bianca ſeit längerem Aufenthalte am Hofe ihres Schwagers mit ſpähendem Intereſſe forſchte, wo die ſchwache Stelle von Mariens Glück zu ſuchen ſei, ſo war es nicht Mißgunſt, noch irgend eine gehäſſige Regung; nein, nur Selbſtvertheidigung gegen die Macht eines unüberwindlichen Gefühls.

Als Marie vollendet hatte und Bianca Herzogin geworden war, blieb ihr das beobachtende Auge für das Thun des Gemahls. Einige Zeit nach der Vermählung ſagte der Herzog, daß er nach dem Jagdſchloß Diana gehen würde. Der Inſtinct der Eiferſucht ließ Bianca bemerken, daß er dieſen Entſchluß mit ſcheuem Blick ankündigte. — Seine Vorliebe fur dieſen Ort war ihr bekannt, ſein langes Weilen daſelbſt, und als ihr Gemahl bald darauf eine große Reiſe unternehmen mußte, erklärte die Herzogin, ſie wolle das Jagdſchloß kennen lernen. Diejenigen unter den Höflingen, welche um das Geheimniß der Diana wußten, erſchraken; doch wer unter ihnen hätte es wagen mögen, der hohen Frau zu widerſprechen? — Dieſe verfolgte das Ziel ihrer unſeligen Neugier ſo beharrlich, daß ſie es zu ihrer Strafe erreichte. Sie belauſchte die einſame Marie und ſah, wie auf dem Buſen, um den jetzt der Frieden frommer Gelaſſenheit wieder zu wehen begann, das Bild des Herzogs ſich kühn und reizend wiegte. Sie ſah, wie an eben dieſem Buſen zum zweiten Male ſein Bild und ähnlicher noch die glückliche Mutter anlächelte — und Bianca meinte, hier ſei der Thron der Liebe und des Glückes aufgeſchlagen, den ſie nur zum Schein einnehme. —

Die Herzogin erkrankte und verlangte mit Heftigkeit fort. Als nun der heimkehrende Gemahl die geliebte Frau am Rande des Grabes fand und aus ihren Phantaſien vernahm, was ſie dahin gebracht, o! da ſchwur er ihr in verzagender Angſt, jenen Unglücksort nicht wieder zu ſehen und die auf immer zu verlaſſen, welche um ſeinetwillen die Tugend verlaſſen hatte. —

Bianca genas; dies Verſprechen war ihr Arzt geweſen — aber die Ruhe des Herzogs war dahin. Der Anblick ſeiner Tochter, welche ihm nach Jahresfriſt geboren wurde, rief ein Gedenken wach, was ihn quälte. Von Zeit zu Zeit wurde der Caſtellan der Diana in die Reſidenz berufen und in einer geheimen Audienz um Marie und ihr Kind befragt. Dem alten Manne erlaubte jedoch der Reſpect nicht, ſeinem erlauchten Herrn auf das Gewiſſen zu tupfen. So hätte er den Herzog lieber verſichert, der Wind wehe beſcheidentlich um das Jagdſchloß, die Blumen im Garten der Göttin unterſtänden ſich nicht, zu verwelken — und die Eule krächze mit Anſtand und melodiſch. — So ſagte er, Marie ſähe friſch und munter aus, lebe ganz ruhig, ſcheine völlig zufrieden, und die kleine Malvina ſchwelle empor, ein Knöspchen neben der Roſe. — Der Herzog lächelte befriediget, und jedes Zuſammenſein mit dem Caſtellan beruhigte ihn über Mariens Schickſal.

O Zeit! du biſt ein Gott! Ein himmliſcher Fremdling, biſt du hernieder gekommen, uns über alle Schmerzen der Erde einer ewigen Gluckſeligkeit zuzuführen. Der Menſch, welcher ſeine Stunden durch rechtſchaffene Abſichten heiligt, wandelt mit der Natur, und ihre Wege ſind Friede. So war der Herzog denn auch ruhiger geworden.

So war es dem Herzog geworden. Die Erinnerung an Marie verlor nach und nach ihre brennende Schärfe, und er ſah das an der Unſchuld und dem Lebensglück eines edlen Weſens begangene Verbrechen allmählich milder an. Die lange Entfernung erhielt ihn in der Täuſchung, die er der Gutmüthigkeit des Caſtellans verdankte. Er dachte ſich Marie zufrieden und verſöhnt, ihr ſtilles, ſtetes Leiden war ihm unbekannt, die Sorge, womit ſie ihr Kind aufzog, lag außer ſeinem Begriff, — ſeine Gemahlin hatte dieſem Kinde wohlgethan, als ihr leidenſchaftlicher Zuſtand, ihre drohende Gefahr von ihm forderten, daß er ſich dieſer Kenntniß für immer begäbe.

Die Herzogin ſtarb, ehe noch Elvire dem Flügelkleide entwachſen war. Erbprinz Edwin, Sohn der erſten Ehe des Herzogs, entfaltete ſich zu einem trefflichen Jünglinge, der des Vaters Stolz und ſeines Landes ſchönſte Hoffnung war. Nicht daß er eines mühſamen Heranbildens überhoben wäre, betrachtete er ſeine erhabene Beſtimmung vielmehr als die höchſte Pflicht, die Kräfte ſeines Geiſtes aufzubieten, daß er ſie würdig erreiche.

Die Jahre rauſchten dahin. Elvire, die lieblichſte aller fürſtlichen Jungfrauen, hatte ihren achtzehnten Geburtstag nun zurückgelegt und der Zeitpunct ſchien gekommen zu ſein, wo ihre jugendlichen Träume ein Ende hätten und der Ernſt ihrer hohen Geburt fordernd vor ſie träte; denn die Götter verleihen keinem Sterblichen umſonſt, daß er ſich erhoben fühle. —

Der Herzog machte die geliebte Tochter damit bekannt, daß ein benachbarter Hof ſich um ſie bewerbe. Die Prinzeſſin ſchauderte. „Gott! Fürſt Lothar“ — ſtammelte ſie erblaſſend.

„Nicht doch! mein Kind!“ beruhigte der Herzog die Bange, „nicht für ſich wirbt der alte kränkelnde Fürſt — ſondern für ſeinen Nachfolger, den Prinzen Guido, den der Ruf als einen liebenswürdigen und edelſinnigen jungen Mann preiſet. Doch dürfte dieſe Angelegenheit wohl noch Verzögerung erleiden; betrüben würde es mich jedoch, wenn meine Tochter, deren Vater ich mich mit Stolz nenne, die flüchtigen Wallungen ihres Herzens bedeutender fände, als die Rückſichten ihres Standes. Die Verbindung würde dem ganzen Lande Vortheil bringen, und eine Elvire darf dies nicht geringer achten wollen, als die Forderungen ihrer Weiblichkeit. Fürſtentöchter ſollen Landesmütter werden, ihre Liebe darf nur der Thron ſein — jeder andere Wunſch ſteht niedriger.“

Elvire aber ſeufzte tief bei dieſer Erklärung ihres Vaters. Sie beneidete in dieſem Augenblick das Kind der ärmſten Hütte. —

Einige Tage darauf klagte der Herzog ſich unwohl. Die Krankheit entwickelte ſich ſchnell in augenſcheinlicher Gefahr, und ſchon nach dem Verlauf dreier Tage gaben die Aerzte keine Hoffnung mehr. Ach! iſt denn die Todesſtunde wirklich eine ſo ſtrenge Mahnerin für alle halbverloſchenen oder ganz vergeſſenen Gewiſſensſchulden? — In einem lichten Augenblicke verlangte der Kranke mit dringender Sehnſucht nach der Prinzeſſin Elvire, die er allein ſprechen wolle. Man holte ſie herbei. Zitternd näherte ſie ſich dem Lager ihres Vaters, von welchem die quälende Sorgfalt der ihn umgebenden Perſonen ſie bisher entfernt gehalten hatte. Alle Anweſenden wichen ehrfurchtsvoll zurück. Die Aerzte traten in ein Nebenzimmer. Der Herzog öffnete den Mund — aber vielleicht, daß der Anblick des weinenden Lieblings ihn erſchütterte, oder daß die Mittheilung einer Schwachheit ſein ſtolzes Herz brach, indem es aufgeſchloſſen werden ſollte; genug, es trat ein ſchlagartiger Zufall ein, der ihm die Zunge lähmte. Nur mehrmals deutete der Sterbende mit angſthafter Geberde auf ein an der Wand hängendes Gemälde, und der Blick, mit welchem er dieſen Fingerzeig begleitete, war ſo ſprechend, ſo dringend, daß Elvire ihn unmöglich mißverſtehen konnte. Gelobend drückte ſie die Hand auf die fliegende Bruſt, ohne zu wiſſen, welchen Eid ſie leiſte. Nach wenigen Stunden ſtarb der Herzog — und der Tod breitete ſeinen dunkeln Schleier über das letzte Geheimniß deſſelben, ſo daß es nicht mehr zu lüften war.

Dieſer Gedanke ſchärfte den Schmerz der Prinzeſſin um den Verluſt ihres Vaters, mit dem ſie einer wichtigen Entdeckung verluſtig gegangen war, und ſie ſann Tag und Nacht darauf, daß ſie noch aus dem Grabe herausfände, was dies ſchweigend hielt. Wie gern hätte Elvire mit einem Theile ihres Lebens die wenigen Athemzüge erkauft, deren ihr Vater bedurft hätte, um ihr zu ſagen, was ihn beängſte! — Dieſe Frage koſtete ihr manchen ſchweren Seufzer; doch mit zarter Scheu bewachte ſie jenes unenthüllte Geheimniß, und keine Andeutung davon, auch nicht die leiſeſte, ſchien ihr erlaubt.

So war die erſte Zeit nach dem Hintritt des Herzogs vergangen, als ſich die Prinzeſſin eines Tages in dem Zimmer befand, worin die Abbildungen der herzoglichen Luſtſchlöſſer hingen. Wie wir früher aus dem Munde Elvirens erfahren, beſchloß die Anzahl dieſer Luſtörter das Bild des Jagdſchloſſes Diana, welches bis zu dem Ableben des verſtorbenen Herrn ganz abgeſondert in dem Schlafzimmer deſſelben gehangen hatte und jene glänzende Reihenfolge düſter abgrenzte, als hätte nicht die Einſamkeit der Natur, ſondern die tiefere des Todes ihren Schatten darauf geworfen. —

Ein alter würdiger Kammerherr ſtand nicht allzuweit von der Prinzeſſin, die an der lebhaften Unterhaltung einiger anderen Perſonen keinen Theil nahm. Sie leitete ein Geſpräch mit jenem Hofmann ein und zog ihn in ihr geheimſtes Intereſſe, indem ſie ihn unmerklich zu der Frage führte, welche Gegend dies Bild (ſie zeigte auf das Jagdſchloß) denn eigentlich vorſtellen ſolle.

Der Kammerherr lächelte eben ſo unmerklich, da er mit leiſer Stimme die Antwort darauf gab und hinzuſetzte: „Dieſe wildſchöne Solitüde liegt ungefähr eine ſtarke Tagereiſe von der Reſidenz entfernt.“

Elvire ſchwieg — und Jener fuhr nach einer Pauſe, in welcher er einen wehmüthigen Blick auf das Bild heftete, fort: „Dieſer Ort hat beſonders auffallend den Wechſel der Begünſtigung erfahren. — Die Natur aber iſt treu. Der

Frühling kommt und der Herbſt, ob Freude und Reichthum auch ausbleiben — noch grünen und blühen ſeine Wälder lebensvoll, wie Manches ſeitdem geſtorben und begraben iſt, in Vergeſſenheit; das Schloß ſteht grau, doch feſt — indeß der Menſch den Stürmen des Schickſals erliegt und nicht ſelten als ein trauriges Opfer des Unbeſtandes ſeiner Gattung untergeht. — Es iſt Alles eitel unter der Sonne!“

Obſchon es angemeſſen ſchien, daß ein bejahrter Höfling aus der Schatzkammer goldener Sprüche dieſen königlichen wählte, ſich bildlich über einen Gegenſtand auszudrücken, über den er nicht deutlicher ſein durfte, ſo fühlte die Prinzeſſin doch die Beziehung heraus, welche dieſem Gepräge der Wahrheit zum Grunde lag. Sie ſeufzte laut — der Kammerherr erſchrak wie vor ſeiner eigenen Bemerkung, ſein Flüſtern verſtummte — und der nichtsſagende Ton der Converſation betäubte bald darauf die ſchwache Stimme einer Nachweiſung, der Elvire ſo gern weiter gefolgt wäre.

Als Marie ſich vom Herzog verlaſſen ſah und vergeſſen glaubte, als ſie hörte — denn zu dem Ohre der Liebe dringet ja auch die fernſte Kunde — daß er das Leben der Gemahlin mit dem Gelübde erkauft, die Geopferte für immer aufzugeben: o! da zerrann die Täuſchung vor ihrem Blick, ſeine Liebe, die Hingebung der ihrigen habe ihr ein unverlierbares Recht an ihn gegeben, und ſie glaubte in ihrem Jammer zu verſinken. Der Gedanke, nur ein Raub ſeiner Begierde geworden zu ſein, empörte ihr Innerſtes. Es gab eine Pflicht für den Herzog, welche ſogar den heiligen Anſpruch der Natur aufhob, und Marie war ſeinem Standpunct doch zu weit entrückt, um das, was nur die bittere Frucht eines belaſteten Gewiſſens war, von dem Triebe der Freiheit unterſcheiden zu können. So hatte ihr Kind denn keinen andern Vater, als den im Himmel! Und nicht vergebens ſuchte das verkümmerte Herz der unglücklichen Mutter den lieben treuen Gott. —

Jener entſündigende Hauch von Frieden, der nur in dieſen Höhen weht, kam auf ſie herab. Die Kleine gedieh ſchön und kräftig, und Marie freute ſich deſſen, als eines Zeichens, daß der Herr der Welt ſich auch dieſes verſtoßenen Weſens annehmen wolle — und als der Frühling wiederkehrte, die Erde ihr Leichengewand abwarf und ſich mit friſchen Kränzen ſchmückte, und auch das Grab des Förſters ſich in zartem Grün kleidete, da pflückte Marie jede Blume, welche daraus hervorſproßte, mit einem Gefühl, wie wenn der irdiſche Vater ihr gleich dem himmliſchen verziehen habe. Der große Geiſt der Natur redete in ſeiner Sprache an ihre Seele, und Marie empfand den milden Einfluß jener Stille, worin die Gedanken deſſelben uns verſtändlich werden.

So ſchwand die Zeit dahin, Jahr reihte ſich an Jahr, und nur Fäden des Andenkens und das Band der Mutterliebe verknüpften Marie noch mit der Welt.

Die kleine Malvina wuchs fröhlich auf, der harmloſe Sinn des Kindes war die einzige Freude ſeiner Mutter, das Glück dieſes Lieblings der Lichtpunct jeder dunkeln Stunde, der Stern ihrer letzten Hoffnung, der immer ſchöner aufging. Mit treuer Wachſamkeit, mit liebender zarter Sorge ſuchte Marie die reine Seele ihres Töchterchens vor jedem ſchädlichen Eindruck zu bewahren und wünſchte heiß, Malvina an dem Herzen eines edlen Mannes einſt geborgen zu wiſſen, ehe ſie, ihre mütterliche Beſchützerin, das Leben verließe. —

Ein junger Geiſtlicher in der Nähe hatte den Unterricht Malvina's übernommen, und Marie wirkte durch Lehre und Beiſpiel nach. Sie drückte ſacht und ſanft die heiligen Samenkörner religiöſer Gefühle in das weiche empfängliche Herz des Kindes ein, und pflanzte unermüdlich den Segen des Guten. Nichts ſtörte das ſtille Wachsthum dieſer Pflanzſchule; denn der Wald war einſam und vom Geräuſch der Welt geſchieden.

So war die Kindheit für Malvina hingeſchwunden wie ein zarter Traum der Poeſie. Kein roher Schmerz, keine rauhe Außenſeite des Lebens hatte ſie jemals berührt. Die Liebe zu ihrer Mutter füllte ihr ganzes Herz aus, und die einfachen Vergnügungen dieſer abgeſchiedenen Lage genügten ihrem Bedürfniß völlig. Jetzt aber erwachte das junge Herz und ahnete ein bedeutſameres Daſein, als das bisherige. Das Gemurmel der Bäche, das Rauſchen der Bäume, die einſamen Vogelſtimmen, der Ton des Abendgeläutes über die Schatten der Haide herüber, die einfache Melodie eines Hirtenliedes weckten unbekannte Gefühle in ihrer Bruſt, und es war ihr, als ob ſie in der weiten Welt allein wäre. —

Mit Wehmuth bemerkte Marie das träumeriſche Weſen ihrer Tochter, und wußte es ſich durch das Buch der Erfahrung gar wohl zu deuten. Sie that, was ſie vermochte. Sie verdoppelte die Arbeit des Mädchens, und brachte ſo viel Veränderungen in ihre Lebensweiſe, als in dem beſchränkten Verhältniß, worin ſie lebten, nur immer möglich war.

Der Caſtellan, Malvina's Pathe, deſſen Herzblatt ſie war, nahm, von der Mutter veranlaßt, die Kleine zuweilen mit ſich auf das Schloß. Hier war Malvina in ihrem

Elemente. Die ſteinerne Diana des Gartens war für ſie beſeelt, und mit ſchweigendem Vergnügen, in welches ſich ein leiſes opferwilliges Gefühl von Andacht miſchte, kränzte ſie das Haupt der Göttin. Die Statuen der Nymphen empfingen ihren Antheil auch. Sie ſchlang Blumenketten um die ſchlanken Geſtalten, die der regungsloſe Marmor feſſelte — ſie hing ſich ſelbſt als die jüngſte und ſchönſte Roſe — an die kalten runden Arme, und das Leben der Liebe pulſirte an dem todten Stein; oder ſie ſaß zu ganzen Stunden am Rande des Springbrunnens und lauſchte dem Fall der Tropfen. Ein tiefer Quell der Sehnſucht ſchwellte dann die ſtille Bruſt in Seufzern, und die blauen Augen wurden feucht. Eine Aeolsharfe war in den Fenſtern des Schloſſes angebracht, und das Säuſeln des Windes ſprach, wie der Geiſt der Harmonie, an Malvina's Herz und leitete einen Strom von Gefühl in dieſe reine Tiefe. Das Schloß, ein alterthümliches und prunkloſes Gebäude — wirkte mit einem ſcheuen, doch anziehenden Zauber auf Malvina. Wenn der Alte ihr den Schlüſſel zu den ſammtlichen Gemächern gab, ſo eröffnete er ihr damit eine Welt voll der wunderſamſten Magie. Vor Allem war das Bild des Herzogs für Malvina ein Gegenſtand unermüdlicher Aufmerkſamkeit. Je länger ſie es betrachtete, je mehr Leben trat in das große freundliche Auge, je ausdrucksvoller ward das Lächeln in dem vornehmen Geſicht; es war, als ob dieſer gebietende Mund traulich zu ihr ſpräche. Wie oft hatte Malvina die ſchöne gemalte Hand geküßt, die ein ſo unbemerktes Loos über ſie verhängte! — Wenn der Caſtellan von jenen Zeiten erzählte, wo der Herzog öfter hier verweilt, dann hörte ihm Malvina mit Sinn und Seele zu. Er mußte ihr die Perſönlichkeit des hochſeligen Herrn beſchreiben, von ſeiner Huld, von ſeiner Handlungsweiſe ſprechen, und immer nur von ihm. Sie faßte die kleinſten Züge ſeines Benehmens auf und ſetzte ſich ein Ganzes zuſammen, was ſie ſo verehrte als liebte. Auch von der Herzogin ſprach der alte Diener des Hauſes, aber nur im kürzeſten Bruchſtück der Rede. Mit trauriger Miene brach er jedesmal ſchnell ab, und Malvina däuchte es, ein betrübender Vorfall, der jedoch keinen ausführlichen Bericht geſtatte, müſſe es geweſen ſein, was der Herrlichkeit jener goldnen Zeit hier ein ſo ödes Ende gemacht hätte. —

So waren wiederum zwei Jahre vergangen. Jetzt trat jene Kränklichkeit Mariens ein, die wir bereits aus der Erzählung des Caſtellans kennen; nur ſo viel iſt noch zu ſagen übrig, daß der gute alte Mann mehr zur Erleichterung dieſes Leidens und zur Abhülfe deſſelben gethan, als er in ſeiner Beſcheidenheit von ſich rühmte.

Die angerathene Brunnenreiſe ward alſo möglich gemacht. Mutter und Tochter langten wohlbehalten an jenem Orte an, der ihnen, wie ſie hofften — heilſam werden ſollte.

Die wunderthätige Quelle rieſelte in einer engen Thalſchlucht, und die Anlage zur Aufnahme der Gäſte entſprachen dem jugendlichen Alter der Najade. Sie ſelbſt erſchien mit ihrer milden Gabe in der beſcheidenſten Form. Eine reiche kranke Matrone, die ſich an dieſer Stätte Geneſung geholt, hatte aus Dankbarkeit ein Standbild der Wittwe von Sarepta in grauen Marmor hier errichten laſſen, und ſegensvoll floß der Oelkrug über und verſiegte nimmer.

Ganz dicht an dem Thale lag ein Städtchen, welches für die Gäſte der Quelle die nöthigen Bequemlichkeiten bot. Doch im Laufe dieſes Sommers waltete ein böſes Geſchick über dem freundlichen Oertchen. Eine gefährliche Seuche wüthete dort und hielt manchen Kränklichen von dem Beſuch des nahen Brunnens ab, aus Furcht, ſein Leben, was er ſtärken möchte, zu verlieren. Ein ehemals berühmtes und nunmehr aufgehobenes Kloſter war zum Lazareth für die Armen eingerichtet worden, die der Pflege wie der Hülfe ermangelten. Den einzigen Arzt hatte der Tod bereits hingerafft, und ſo waren ein paar junge Mediciner hinberufen worden, ihr Leben für den Preis einzuſetzen, daß ſie tüchtig zu ihrem Beruf und treu in der Uebung ihrer ſchweren Pflicht wären.

Die beiden Waldbewohnerinnen, theils aus Fürſorge gegen die Gefahr der Anſteckung, doch mehr noch, um ſich heimiſcher in der freien Natur zu fühlen, wünſchten ein Unterkommen in einem der ländlichen Häuschen des Thales zu finden, und man räumte ihnen eine dürftige Wohnung daſelbſt ein. Als die Mutter am nächſten Morgen früh, wie ſie gewöhnt waren auf zu ſein, begleitet von ihrer Tochter, zur Quelle trat, fühlte ſich die Erſtere von dem Anblick des prunkloſen Sinnbildes ergriffen, und bei dem rinnenden Gewäſſer rieſelte ein prophetiſcher Schauer durch Malvina's Glieder, und ſie erröthete gleich der Morgenſonne, welche mit dem Auge Gottes darauf niederſchien. —

»Sieh!« ſagte Marie, »dieſe Geſtalt flößt mir Vertrauen ein, noch ehe ich den erſten Tropfen trinke. — Ach! enthielte doch der Oelkrug lindes Heil für alte brennende Wunden — oder wäre er gefüllt an jenem Strome, von dem die Alten fabelten, daß er die Wohlthat der Vergeſſenheit gäbe! —« War es eine Ahnung, daß ihre Erinnerungen ſich hier erneuern würden, was der armen Mutter dieſen Wunſch und dies Bedürfniß in den Mund legte? —

Malvina aber ſprach: »Könnte ich doch dieſer ſteinernen Wittwe, die ſo mild und wohlwollend blickt, mein Herz in die lebloſe Bruſt legen und aus ihren künſtlichen Adern den Segen meiner Liebe für dich ausſtrömen! — “ Sie hatte während dieſer Worte ein Glas hervorgezogen und reichte es gefüllt der Mutter dar.

Marie hatte getrunken, und Malvina mit kindlichem Blick beobachtend an den Lippen der Mutter gehangen. Jetzt füllte ſie wieder und reichte es abermals der Mutter, die im Begriff ſtand, es ohne Verzug zu leeren. — Da ſprang hinter einem bergenden Baum ein junger Mann hervor und entriß ihr das Glas mit den Worten: „Trinken Sie nicht, Madame! Dieſer Brunnen muß mit der äußerſten Vorſicht gebraucht werden, ſoll er anders von der gewünſchten Wirkung ſein. Nur langſam vermag die Natur ſich an den Genuß dieſes mineraliſchen Waſſers zu gewöhnen. Sie ſcheinen ſchwach — und die Quelle iſt ſtark. — “

Marie dankte dem Fremden für ſeine lebhafte Theilnahme, welche ſich bald erklärlicher fand, als er ſich den Brunnenarzt nannte, Doctor Clarus, dem zugleich theilweiſe die Aufſicht über das Lazareth im Städtchen oblag.

Die erſchrockene Malvina wagte nur ſchüchtern die Augen zu ihm aufzuheben. Es war der erſte junge Mann, den ſie erblickte; doch einen liebenswürdigern Vertreter ſeines Geſchlechts würde ſie unter Tauſenden kaum gefunden haben.

Es begann nun ein Geſpräch, zu welchem die Kränklichkeit Mariens den Stoff lieferte, eine Schilderung ihrer erſchöpften Kräfte, von denen der Arzt mit Zuverſicht behauptete, daß ſie ſich unter dem ſtärkenden Einfluß der Quelle heben würden. Auch Malvina ſprach dann und wann ein Wörtchen mit.

Plötzlich faßte Doctor Clarus nach ſeiner Uhr, fand mit

Schrecken, daß die Zeit, welche ihm zu bleiben vergönnt war, ſchon verlaufen ſei, und bat um Erlaubniß, ſich nächſtens nach dem Befinden der Mutter erkundigen zu dürfen. Indem er ſich beeilte, und bei dieſer Bitte die Tochter überging, fiel ein vielſagender Blick auf Malvina. Dieſe wußte nicht, wie ihr geſchehen. Sie ſtand betäubt, wie vom Blitz getroffen. Vergebens ſuchte die Mutter dieſem ſichtlichen Eindruck zu begegnen und den erſten Strahl des Gefühls abzuleiten —, er hatte bereits gezündet. Immer nur hörte Malvina die volle ſchöne Stimme, wohin ſie auch ſah, ſie traf nur auf ſeinen Abſchiedsblick, und die ganze Welt fand Raum in dem hellen Spiegel ſeines Auges.

Doctor Clarus kam wieder und kam oft. Schon im Anfang der Bekanntſchaft erſchienen ihm Marie und ihre Tochter höchſt anziehend; die Mutter durch einen Ausdruck ſtillen Kummers intereſſant, der ſich in der Tochter ſchönem Geſicht, nur im Schmelz der Jugend, nur in ſanfterer Verſchattung wiederholte. Noch wußte er nichts von den Verhältniſſen Beider, und es lag ihm wenig daran, das Nähere hierüber zu erfahren. Die verſtändige Güte der Mutter, die Liebenswürdigkeit des Mädchens lag ihm viel zu nahe, als daß ihre äußern Umſtände ihm hätten hinderlich ſein können, ſich ihnen von ganzem Herzen anzuſchließen. Er liebte — und die Liebe leiſtet Gewähr für jedes Glück. Ach! warum lähmen Alter und Erfahrung die leichten Schwingen, womit wir uns in jugendlicher Begeiſterung auf ſolche Höhe des Gefühls zu heben vermögen? — Von wo aus wir den Himmel offen und die Erde mit Allem, was ſie hat und giebt — ſo tief — tief unter uns erblicken? —

Marie erholte ſich zuſehends. Schon war die Zeit, welche ſie zum Heil ihrer Geſundheit an dieſem Orte zubringen wollten, beinahe abgelaufen, als ſie eines Abends davon ſprach, daß ihres Bleibens hier nun nicht mehr lange ſein würde. Der Doctor ſeufzte, und als bald darauf Malvina von ihrer Mutter hinausgeſendet wurde, einen kleinen Auftrag zu erfüllen, bat er Marie, ihm Morgen früh um elf Uhr ein geheimes Gehör zu ſchenken, und die Mutter ſagte freudig zu. Abſchied nehmend zog der Doctor Malvina's Hand an ſeine Lippen und flüſterte innig und bedeutſam: „Morgen, theure Malvina! morgen!“ Und der zitternde Händedruck, womit dieſe Worte begleitet wurden, erklärte ihren geheimen Sinn.

Malvina erbebte in froher Ahnung. Sie zählte die Schläge ihres Herzens, da ſie keine Stunden zählen konnte — aber auch die Zeit der Glücklichen hat einen Schlag, der ſie endet.

Die Beſitzerin des Häuschens, worin ſie wohnten, kam am folgenden Morgen aus dem Frühmarkt des Städtchens zurück und erzählte geſchwätzig, der Herzog werde, begleitet von dem Erbprinzen, dort eintreffen, um die Verfaſſung des Lazareths in hohen Augenſchein zu nehmen, und auch heraus an den Brunnen kommen. Es ſei deshalb viel Lärmens in der kleinen Stadt, und Alles laufe und renne durch einander.

Marie ſchwankte. Todesbläſſe überzog ihr Geſicht, vergehend ſank ſie in einen Seſſel.

„Willſt Du mich nicht ſterben ſehen —“ ächzte ſie in das Ohr der erſchrocknen Malvina, „ſo mache, daß wir ſchleunigſt hinwegkommen.“

Malvina gehorchte zitternd dem Geheiß der Mutter, deſſen Grund ihr dunkel war. Die geliebte Mutter ſchien geängſtet, dies reichte hin, ſich ohne Weigern der ſüßeſten Hoffnung zu entreißen, wenn auch das Herz dabei blutete. —

Nach zwei Stunden waren ſie auf dem Wege, und Malvina ließ die ſchönſten Tage ihres Lebens hinter ſich. —

Doctor Clarus ſtand beſtürzt in Mariens verlaſſenem Stübchen und las vielleicht zum zehnten Male Malvina's ſchriftliches Lebewohl, worin ſie ihm im Namen ihrer Mutter für die ihnen erwieſene Freundlichkeit dankte, den Schmerz des Scheidens leiſe andeutete und um ſein Andenken bat. Das Blatt hatte außer der gehörigen Interpunction noch eine andere von Thränen, und dieſe Zeichenſprache gab den geſchriebenen Worten erſt ihre eigentlichſte Bedeutung. Sein Auge haftete auf dem untergezeichneten Namen: Malvina Welk. Er verglich die friſche Roſe der Jugend des Mädchens damit, und lächelte dieſes Namens. Doch mit Schrecken bemerkte er, daß Malvina abſichtlich oder zufällig verabſäumt hatte, ihm ihren Wohnort anzugeben. So war ſie alſo dennoch für ihn verloren! — Aber der Liebe Hoffnung reicht über den Erdkreis hinaus und umfaßt die ganze Welt. Wer die Hälfte ſeiner Seele ſucht, iſt gewiß, ſie zu finden, hier oder dort.

Mit leichter Handarbeit beſchäftiget, ſaß Marie vor der Thür ihres Hauſes und genoß der erquickenden Kühle, die einem drückend heißen Tage folgte. Der Abend im Walde verbreitete ſeine ſchattige Lieblichkeit um dieſe einſame Wohnung, welche durch eine Oeffnung der Bäume den Fernpunct des uralten Jagdſchloſſes gewährte, deſſen Fenſter vergoldet ſchienen. Die Sonne im Sinken blickte mit wandelloſer Huld auf den geſunkenen Glanz dieſes Gebäudes, und flimmernd hüpfte ihr gebrochener Strahl auf der Ruhe des Mooſes, welches um die Eichen grünte.

„Was ſiehſt und ſinnſt Du ſo, mein Kind?“ fragte Marie freundlich Malvina an ihrer Seite, die unverwandt das Jagdſchloß im Auge hielt.

„Ich dachte nur,“ antwortete Malvina, „wie das Loos einer Fürſtentochter doch ſo beglückt, ſo vor allen Andern geſegnet ſei. —“ Die Mutter fühlte bei dieſer Aeußerung einen ſchmerzenden Stich in ihrer Bruſt. Mit einem leiſen Seufzer entgegnete ſie, „vielleicht iſt Elvire dieſer Meinung nicht — doch ſage mir frei die deinige.“

„Schon das Aeußere eines Fürſtenkindes,“ ſprach Malvina, „wird von ſeinem Standpunct verklärt; die Blume der Armuth verkommt düſter, ohne Licht, ohne Freude. Iſt eine Thronerbin auch nur ein wenig gut, ſo hat ſie das Himmelreich auf Erden. Wie göttlich kann ſie das Herz ſättigen, durch Wohlthun! Wie ſo vieler Wehethaten iſt ſie überhoben! Wer möchte es wagen, die zu beleidigen, denen ihre Geburtsſtunde ſchon ſchmeichelte? die Gott ſelbſt erhoben hat über den Druck der Niedrigkeit und ihrer Sorge? —“

Von dieſer Rede ihrer Tochter fühlte Marie ihr Herz durchbohrt. „Du irrſt, liebe Tochter!“ ſagte ſie wehmüthig, „höre nun auch mich. Niemand iſt ganz glücklich, Gott hat es weislich ſo eingerichtet, und die ſchwerſten Leiden ſind es nicht, denen mit Gold und Anſehen abgeholfen werden kann. — Alles Höchſte hat der Schöpfer gemeinſam gemacht, gleich der Sonne, Geſundheit, Liebe und Treue! Daneben brauche ich Dir ein fröhliches und zufriedenes Herz kaum zu nennen. Wie manche Prinzeſſin möchte Dich beneiden um den trauten Frieden dieſes Waldes, um den Schutz ſeiner Bäume, um die verſchwiegene Luft, welche die Thräne trocknet, die Du einſam weinſt! —"

Hier erloſch Mariens Stimme. Malvina erröthete und fiel ihrer Mutter um den Hals. Beide hielten ſich lange eng und zärtlich umſchlungen. Da fügten ſich noch ein Paar warme, ſeidenweiche Arme hinzu. Es war Elvire, welche mit geräuſchloſen Schritten herangekommen war und zärtlich ſprach: „O! ſchließen Sie mich, die Verwaiſte, mit in den ſchönen Bund!"

„Um Ihretwillen, Prinzeſſin, ward er beſiegelt —" entgegnete die Mutter freimüthig, und erwähnte den Inhalt des Geſprächs.

Die Prinzeſſin lächelte ſchmerzhaft. „Die Bitte," hob ſie an, „welche mich zu Ihnen führt, dürfte die Richtigkeit Ihrer Anſicht unterſtützen und einen Beitrag zur Widerlegung ihrer Tochter liefern."

„Eine Bitte?" fragte Marie verwundert, „was könnte ich Arme Eurer Hoheit zu gewähren haben?"

„Etwas, was mich ſehr glücklich machen könnte —" antwortete Elvire mit liebreizender Freundlichkeit, die ihr jedes Herz und jedes Zugeſtändniß gewann, weil jene wehmüthige Innigkeit darin vorherrſchte, die auf wahres und weſentliches Bedürfniß deutet. „Doch," ſetzte ſie hinzu, „erlauben Sie mir, über dieſen Gegenſtand ausführlich zu ſein."

Elvire nahm Platz. Mutter und Tochter lauſchten geſpannt auf den Ton ihres Mundes, den ſie öffnete — die Prinzeſſin wußte ſelbſt nicht, was ihr hier ſo offen das Herz aufthat — um dieſen Fremden das Geheimniß der Sterbeſtunde ihres erlauchten Vaters mitzutheilen.

„Dies Alles," fuhr ſie im Verfolg ihrer Erzählung fort, „hatte meine Geſundheit angegriffen, ich konnte die nöthige Gemüthsfaſſung nicht wieder gewinnen. Es zog mich wunderſam hierher — der Gedanke an das Jagdſchloß ward zu einer fixen Idee für mich, als hätte dieſe Diana mit einem Todespfeil das Herz meines Vaters getroffen. — Mein Bruder äußerte ſich lebhaft beſorgt für mich, und in einer geſchwiſterlichen Unterredung erbat ich mir ſeine Erlaubniß, mich einige Zeit hier erholen zu dürfen. Der Herzog gewährte, jedoch augenſcheinlich nicht gern, und nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich mich alsdann auch dem Willen des Arztes füge, der den Gebrauch der Bäder zu *** für mich räthlich hält. — Ich verſprach es, um nur fortzukommen. — Ganz frei zu ſein, durch nichts behindert und an den Zwang meiner Verhältniſſe erinnert zu werden, erlaubte ich ſogar meiner Hofdame, der Gräfin Weſtholt, während der Zeit ihres hieſigen Aufenthalts, ihre Verwandten zu beſuchen. Dieſe Zeit — die einzige vielleicht, in der ich das Glück der Freiheit genießen darf — iſt beinahe vorüber. Nur wenige Tage noch —“ die Prinzeſſin ſtockte — und ſchöpfte tief Athem.

Marie hatte mit innerer Erſchütterung zugehört. Nicht ohne eine kleine Aengſtlichkeit ſchob ſie in dieſe Pauſe die Frage ein: „Noch immer ſehe ich nicht, wie das zu einer Bitte an mich führen ſoll?“

„Das wird ſich zeigen —“ entgegnete Elvire. „Vor Kurzem gab ich dem Herzog Nachricht von meinem Befinden. Ich ſchrieb ihm, daß die veränderte Umgebung, in der ich nicht ſo beſtändig an unſern Verluſt erinnert würde, dazu der Genuß der freien friſchen Luft mich geſtärkt und erheiternd auf mich gewirkt habe; daß ich demnach die mir verordnete Badecur entbehren könnte, wenn ich nicht den einmal ausgeſprochenen Wunſch und Willen meines verehrten Bruders für ein Pflichtgebot erkennte, dem gehorſam zu ſein, er mich ſtets bereit finden ſolle. Eben ſo halte ich mich überzeugt, dieſer gütige Bruder werde ein Geſuch mir bewilligen, deſſen Gewährung viel zu meiner völligen Geneſung und Wiedererlangung meiner vorigen Heiterkeit beitragen werde. — Ich wünſchte nämlich jenen Badeort im ſtrengſten Incognito beſuchen zu dürfen. So dringend als möglich, doch ſo zart ich vermochte — ſträube ich mich gegen die goldne Feſſel meines Standes, dem ich ja doch nicht entfliehen könnte. — Die gewünſchte Antwort blieb aus, und ſchon beſorgte ich, den Herzog beleidigt zu haben. Da erhalte ich heute einen Brief von meiner Weſthold. Sie ſchreibt mir in ſichtlicher Verſtörung, daß ihre Schweſter ſehr krank geworden ſei, und man das Schlimmſte fürchte. — Flehentlich bittet die arme bekümmerte Weſthold mich um Verlängerung ihres Urlaubs, und willig überhebe ich ſie der Begleitung auf der gedachten Badereiſe, wodurch ſie noch beinahe ſechs Wochen Zeit gewinnt. Eben unterzeichne ich meinen Namen in dem Antwortſchreiben an die Gräfin, um die Gute ſo ſchnell als möglich zu beruhigen, als ich das erwartete von meinem Bruder erhalte. Es iſt ganz im Geiſt ſeiner zärtlichen Liebe für mich geſchrieben, und rührte mich beinahe bis zu Thränen. Freundlich willigte er in mein Begehren, und bedingt es nur durch eine einzige Ausnahme, die jedoch nicht weſentlich ſtörend für mich iſt. — Er ſchreibt mir, daß ein junger Arzt, welcher ſich verdient um den Staat gemacht, und einſt Gelegenheit gefunden, die Perſon des Herzogs zu verpflichten, an die erledigte Stelle zum Doctor jenes Badeortes berufen worden ſei und ſich auf der Durchreiſe dahin meinem Bruder vorgeſtellt habe Tages darauf, als derſelbe meinen Brief empfangen. Der Herzog, noch im lebhaften Andenken meines Verlangens, ſagt ſeinem Schützling, daß ich unter fremdem Namen jenes Bad beſuchen würde, und empfiehlt ihm die ärztliche Obhut meiner Perſon auf das dringendſte. Eingedenk meiner Bitte, und laſſen Sie mich hinzufügen, meines Eigenſinns — ſagt mein Bruder, er ſelbſt wolle ihm die Schweſter zeigen; doch ſolle der junge Arzt dieſe Verrätherei ganz außer Acht laſſen und mich in der Form behandeln, in der es mir dort zu erſcheinen beliebe. Vermuthlich mag ihn der Doctor ſo wenig verſtanden haben, als ich, da ich dieſe Zeilen las. Doch ich errieth des Herzogs Meinung alsbald. Er legt dieſem Briefe ein köſtliches Geſchenk bei, die Reiſeuhr unſeres ſeligen Vaters mit den Bildniſſen ſeiner Kinder, daß er das Liebſte immer bei ſich hätte. Der Herzog iſt bis zur Täuſchung getroffen, und wie ich das Gehäuſe der Uhr umwende, glaube ich Malvina zu erblicken — Wir ſind einander zum Verwechſeln ähnlich! Dies leuchtete mir in jenem Augenblicke ein. Ein Gedanke durchblitzt mich — und ich bin ſo kühn, ihn für eine göttliche Eingebung zu halten. Sie, gute Welk, ſind kränklich; vom Caſtellan habe ich erfahren, daß nach dem Ausſpruch des Arztes der Gebrauch jener Bäder Ihrem Zuſtand zuträglich ſein würde — errathen Sie nun bald meinen Wunſch? Wenn Sie geneigt wären, anſtatt meiner hinzureiſen, Malvina als Elvire —, ſo wäre uns Beiden geholfen. Sie ſtiegen in meinen Wagen, dann in den BetheSda, und ich badete mich in Wonne, noch eine kleine Spanne Zeit ungebunden zu ſein. —“

Marie antwortete beſtürzt: „Gott! welches Anſinnen, Prinzeſſin! Malvina ſollte die Schweſter des Landesherrn vorſtellen wollen?“

Elvire lächelte und ſprach: „Die Natur hat ihr die Erlaubniß dazu gegeben. — Sie dürfen nicht außer Acht laſſen, liebe ängſtliche Frau, daß nie ein Plan von günſtigeren Umſtänden unterſtützt wurde, als dieſer. Solch ein Zuſammentreffen dürfte ſchwerlich zum zweiten Male wiederkommen. Ich aber würde betrübt von Ihnen gehen, wenn Sie nicht in dieſe Idee eingingen.“

„Ach, meine liebe, einzige Mutter!“ flehete Malvina und lag an ihrer Bruſt, „gewähre doch! Dieſer Vorſchlag kommt vom Himmel, der mein heißes Gebet erhörte. Gott giebt überſchwänglich mehr, als wir bitten und verſtehen.“

„Auch Du, mein ſchüchternes Kind?“ erwiederte die Mutter, und der Ton ihrer Frage ſchwankte zwiſchen Vorwurf und Verwunderung. „Das verſtehſt Du nicht, Malvina. Die Folgen dieſes abenteuerlichen Unternehmens ſind nicht abzuſehen; es bleibt doch immer eine Unwahrheit, und eine hochmüthige obendrein. Der Arme aber hat keinen Halt, wenn er ſich in Gefahr begiebt, und muß ſich alſo hüten, daß er nicht vor ſich ſelbſt erniedriget werde.“ Ein bitterer Seufzer folgte dieſen Worten.

„Die Liebe zu einer ſo guten Mutter giebt Muth,“ vertheidigte Malvina ihr Herz, „und der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich nichts weniger als anmaßend bin. Sollte ich mich in ein Vögelchen verwandeln, Dir vom fernſten Meer Geneſung zu holen, ich würde freudig dieſe treue Bruſt befiedern, es zu thun. Unſere Prinzeſſin iſt aber ein Vogel Phönix an Güte, und Der jedes Gute vergilt, wolle ihr den liebenswürdigen Einfall belohnen.“

Gegen ſolch inniges Dringen zweier Mädchen konnte die ſtarre Redlichkeit der Mutter nicht aushalten. Sie wankte — und verſprach, ob auch bedenklich, die Sache in Ueberlegung zu nehmen. Doch als die anberaumte Friſt erſchien, ſehen wir den Wagen der Prinzeſſin vor der Wohnung im Walde halten, Frau Welt und ihre Tochter hineinſteigen, und die fürſtliche Jungfrau von dem verlaſſenen Häuschen Beſitz nehmen.

Mit einem Entzücken, das nur durch den Zauber des Contraſtes erklärt werden kann, oder aus jener geheimnißvollen Macht, die Alles um uns her verwandelt, während nur das Herz in Berührung tritt mit ſeinem Schickſal —: ſah Elvire ſich in dem engen Raum des Hauſes, mitten im Forſt. — Ihre Wünſche rückten in gleichem Verhältniß zuſammen. Sie war innigſt begnügt mit dieſem trauten Aufenthalt, wie ein Kind, das mit Wonne ſich ſtill in einen Winkel ſchmiegt und Einſamkeit ſpielt. — Vielleicht fühlte die Prinzeſſin den Reiz der Natur und ihrer Stille um ſo lebhafter, als ſie ſich bewußt war, dieſer idylliſche Genuß ſei nur vorübergehend. So mag auf einem fürſtlichen Haustheater eine Prinzeſſin ſich in der Rolle einer anſpruchloſen Schönheit gefallen, wenn ſie ihre Umgebungen im Licht der Poeſie und unter optiſchen Täuſchungen erblickt. —

An einem köſtlichen Morgen trat Elvire aus dem Hauſe und einen Spaziergang an. Noch duftete der Thau des Waldes, während das Sommergeflüſter der beginnenden Hitze traumhaft im Dickicht der Bäume athmete. Leicht und luftig gekleidet, ein Körbchen mit Blumen am Arm, eilte Elvire ſchwebenden Schrittes einem fernen Wildbache zu, der ihr ein Lieblingsplätzchen bot. Sie lagerte ſich am Rande der Quelle und trank mit philoſophiſcher Wolluſt, als ob ſie die Tochter des Diogenes wäre, aus der kleinen, weißen Hand. —

Nun begann ſie einen Kranz zu winden und ſummte ein Liedchen dabei. Ihr Herz pochte ſtark — vielleicht vom Gehen — und unruhig, wie das Blut in ihren Adern, hüpfte das kryſtallene Waſſer, der Puls des Waldes. — Elvire horchte aufmerkſam dem rieſelnden Geräuſch, als wolle ſie die Geheimniſſe dieſes Elements erlauſchen; doch war es ihr vorgekommen, als hätte ſie den Hufſchlag eines oder mehrerer Roſſe und Stimmen von Männern vernommen. Aber dieſer flüchtige Schall war wohl nur ein leeres Geſchwätz der Luft geweſen, und an dieſer ſchweigſamen Stelle ſchlief ſelbſt das Echo.

Jetzt war der Kranz fertig — Elvire ſchob den Hut von ihren Locken, drückte ihn auf ihre Stirn und beugte ſich über den Bord des Baches, in ſeinen Spiegel zu ſchauen. Doch entſetzt fuhr ſie zurück, als ſie das lächelnde Bild eines ſchönen, jungen Mannes darin wanken ſah. Das Original, ein ſchlanker Jüngling von edlem Wuchs, mit funkelnden ſchwarzen Augen und glänzenden braunen Locken, ſtand am Ufer und fragte grüßend: „Iſt es erlaubt, liebe Kleine, ein wenig an Deiner Seite auszuruhen?“

Die Prinzeſſin war wie mit Gluth begoſſen. Sie war doch ein Mädchen — und das Alleinſein mit einem jungen Manne von ſo kühnem Anſehen, hier, in der grünen Oede, bedrängte ihr ſittſames Gefühl. Sie faßte ſich jedoch und ſprach: „Der Platz iſt frei, mein Herr! ich kann es Niemand wehren.“ Das nachläſſige „Du,“ womit ſie angeredet worden, beleidigte Elvirens Gehör, welches an den Ton der Ehrfurcht gewöhnt war, und der Geiſt ihres Standes regte ihr Gefühl in jungfräulichem Stolz auf. —

Der Fremde ſtutzte, dies war nicht die Ausſprache einer Landnymphe. Er ſchwang ſich behende an die Seite der Prinzeſſin und entgegnete: „Doch wenn Du könnteſt?“

„Ob ich dann wollen würde, darüber wird mich die nächſte Erfahrung belehren —“ antwortete Elvire.

Der Jüngling lächelte. „Nun, ich werde ja artig ſein!“ ſagte er mit treuherziger Verſicherung, „fürchte nichts, holdes Kind, von meiner Nähe. — Iſt es noch weit bis zum Jagdſchloß Diana?“

„Etwa ein halbes Stündchen —“ lautete der Bericht.

„Sage mir doch, liebes Mädchen,“ hob der Fremde wieder an, „dürfte ich wohl hoffen, in einem Hauſe, unfern des Schloſſes, auf einige Zeit Obdach und Bewirthung zu finden?“

„Man hört den Fremdling dieſer Gegend,“ gab ihm Elvire lächelnd zur Antwort, „es giebt kein Haus in jenem Bereich, doch würden Sie im Schloſſe ſelbſt die gewünſchte Aufnahme finden; der Caſtellan iſt ein guter, gaſtfreundlicher Mann.“

Der Fremde ſchüttelte faſt unmerklich den krauſen Lockenkopf, ſpielte mit den Bändern von Elvirens Hute und fragte nach einer Pauſe: „Iſt es wahr, daß die Prinzeſſin Elvire ſich jetzt dort aufhält? —“

„Jetzt nicht mehr —“ erwiederte ſie ſelbſt, und ihre ganze Seele war bei dem Geſpräch von ihrer Abweſenheit, da ſie hinzuſetzte: „Sie iſt vor einigen Tagen in das Bad zu *** gereiſt.“

„O weh“ verſetzte der Fremde mit kläglichem Blick, „alſo krank, das junge Blut?“

Elvire deutete auf ein im Waſſer hüpfendes Fiſchlein und antwortete ſchelmiſch: „So ungefähr.“

„Nun aber, wozu denn dies Stärkungsbad?“ fragte der Fremde weiter.

„Wenn ich das wüßte!“ vergaß ſich Elvire, „müſſen fürſtliche Perſonen nicht hier oder da, dies oder das, ja ſogar krank oder geſund ſein, nicht nach ihrem eigenen Willen und Gefühl, ſondern wie der Anſtand und die Umſtände es ihnen gebieten?“

Der Fremde ward aufmerkſamer, als zuvor und ſprach: „Mein unſchuldiges Kind, beinahe möchte ich glauben, Dein feines Näschen habe ſchon Hofluft gewittert.“

„Daß ich hierüber Beſcheid zu geben weiß,“ antwortete Elvire ſchnell, „iſt nicht befremdlich. Auf dem Schloſſe bin ich wie zu Hauſe; ich kenne die Prinzeſſin, ſie hat mich lieb — und öfter habe ich in Stunden der Unzufriedenheit mit ihrem Stande dergleichen Aeußerungen aus ihrem eigenen Munde vernommen.“

„Du kennſt ſie?“ fragte der Fremde mit Heftigkeit, „o! ſo ſage geſchwind, iſt ſie ſchön? Iſt ſie liebenswürdig? — Hat ſie wirklich ein ſanftes Herz für die Freundſchaft und Sinn für die Natur?“

„Das Letzte könnte ich beſchwören —“ ſtammelte Elvire hocherröthend und verwirrt, „was jedoch ihre übrigen Eigenſchaften anbetrifft, ſo kann unſer eine darüber nicht urtheilen.“

Der Fremde ergriff Elvirens Hand und ſagte dringend: „O ſei nicht neidiſch, Du reizendes Mädchen! Ueberlaß das den Häßlichen, Du biſt zu hübſch dazu. Die Roſe der Schönheit darf nicht bei dem Lobe einer Andern erröthen oder neben der Diſtel der Mißgunſt bluhen.“

Thränen ſtiegen in die Augen der Gequälten; es war ihr, als ob ſie eiferſüchtig auf ſich ſelbſt wäre. Sie verſuchte, dem Jüngling die gedrückte Hand zu entwinden und ſprach: „Mein Herr! ich weiß nicht — mit welchem Rechte ich dieſen Vorwurf erfahre. — Die Prinzeſſin, hoffe ich, iſt von meiner aufrichtigen Meinung für ſie überzeugt, und auf ſolch eitlen Ruhm legt ſie gewiß keinen Werth.“

„Nun, und auf was denn, Du ſchönes Kind, wenn man fragen darf?“ erwiederte der Fremde, indem ein Lächeln männlicher Liſtigkeit auf ſeinen Lippen ſchwebte.

„Daß man ſie beſcheiden ehre —“ ſprach Elvire mit einem Blicke, der ihn wahrhaft fürſtlich anfunkelte.

„Man ſieht,“ antwortete der Jüngling unwillkürlich betroffen, „daß Du die Wahrheit ſprichſt, wenn Du ſagſt, Du ſeieſt viel um die Prinzeſſin geweſen. — Man merkt Dir ihren Umgang an. Du wirſt dieſer Deiner Gönnerin, der Du jedoch —“ hier nahm der Ton des Fremden einen verſtimmten Klang leiſen Hohnes an —, „kein lobendes Wörtchen gönnſt, ſicher nichts vergeben. Wüßteſt Du aber, was Du mir gäbeſt, wenn Du mir einige Fragen in Betreff dieſes Gegenſtandes beantworteteſt, Du würdeſt gütiger ſein und mein Zutrauen zu dieſem unſchuldigen Auge, zu dieſen offenen Zügen, in denen kein falſches Zeugniß geſchrieben ſteht, nicht abweiſen.“

Es lag etwas trauernd Geheimes in dieſen Worten, dem kein weibliches Weſen Antheil ſowohl als Antwort jemals ſchuldig bliebe. „Nun?“ fragte die Prinzeſſin und ihre Miene zeigte ſich geneigt. Der Fremde rückte näher, ergriff abermals die ihm entzogene Hand und ſprach: „Sage, liebe Kleine, hat Deine fürſtliche Freundin Launen? Vermag ſie in einer läſtigen Unterhaltung auszudauern? Wird ſie leicht unwillig, wenn ihre Kammerfrauen mit dem Anzug nicht ſogleich fertig zu werden wiſſen? Wie erträgt ſie es, wenn ein Bote, den ſie erwartet, um ein paar Minuten zögert? Reißt ſie den Faden ab, der ſich zu einem Knötchen verzogen hat? Liebt ſie Muſik — Kinder — und ein dankbares Geſicht? Und endlich — erregt ein Gläschen Wein ihr Vapeurs?“ — Der Fremde ſchwieg und harrte. „Sie hat Geduld!“ ſprach Elvire lachend, doch mit Accent, als ob dieſe Verſicherung ſich ſo eben bewähre, „denn darauf läuft doch wohl die Mehrzahl dieſer Fragen hinaus. Auch Gleichmuth — ſo weit er ſich behaupten läßt. Gefühl —“ die Prinzeſſin ſeufzte, „in minderem Grade, als ihr eigen iſt, wäre ihr vielleicht zu wünſchen, und ein gutes Herz, das gern Glückliche macht —, wer würde ihr dies abſprechen? — Was den Wein anbetrifft, ſo überläßt ſie dies edle Getränk, wie billig, den Männern. Sie ſelbſt trinkt lieber Waſſer.“ Und als Elvire dies ſagte, beugte ſie das glühende Geſicht abwärts, ſchöpfte mit der hohlen Hand aus dem klaren Bächlein und trank.

Der Jüngling ſah es mit Begierde. „Laß mich auch aus dieſem Bluthenkelch trinken!“ ſagte er bittend. „Du haſt mich zwar befriediget; dennoch dürſtet mich. —“ Er tauchte das weiße Händchen noch einmal in die kühlen Wellen und ſchlürfte Nectar. Elvire ließ es willenlos geſchehen, ihre Hand, von der ſeinigen gehalten, zitterte und verſchüttete ein paar Tropfen. Der Fremde blickte hinein — trunken, tiefſinnig wie ein Zeichendeuter. Er ſprach: „Wie zart iſt die Hand! wie plaſtiſch ſchön! Wenn ſie der Prinzeſſin gehörte, ich hielte dafür, das Glück ſelbſt hätte ſie gebildet. O! warum biſt Du nicht Elvire, Du entzückendes Mädchen? —“

Jetzt zeigten ſich in der Ferne ein paar Pferde, von ihrem Führer den Weg nach dem Bache geleitet. „Ich muß fort —" rief der Jüngling und winkte hinüber, während ſein beſeelter Ton hinlänglich ausſprach, daß er mit Sehnſucht hier verweile. „Was ich heute hier gefunden, werde ich nimmer aus meinem Gedächtniß verlieren. So weit die Sonne Dein Geſchlecht beſcheint, ſeid Ihr alle Evens Töchter — Du aber biſt ein Engel! Und vielleicht traf ich Dich nur, um gewiß zu ſein, daß der Himmel mich leite. Labe mich nun noch einmal, ehe ich ſcheide! Gieb mir einen Kuß — einen einzigen nur! Ich will Dich ja nur küſſen, wie ich die Roſe küſſe, deren Reiz und Duft mich entzückt!"

Dieſe weichen, liebehauchenden Töne drangen in Elvirens Herz. Sie wendete langſam die ſchönen Augen den ſeinigen zu — der erbetene Kuß ward ihm halb widerſtrebend, halb bewilligend gewährt.

Der Fremde erhob ſich, athmete tief — und taumelte, als wäre er trunken. „Lebe wohl, mein ſüßes Mädchen!" ſagte er und ſtreckte noch einmal die Hand verlangend nach der Prinzeſſin aus. „Wie flüchtig unſere Bekanntſchaft auch geweſen, ich fürchte doch, ſie währte zu lange. Dein holdes Bild wird mich überall begleiten! —"

Elvire blieb ſtumm. Ihre dunkeln Blicke ſahen dem Jüngling nach, bis das Gehölz ihn verbarg. Sie hielt den Athem an und lauſchte dem Trab ſeiner Pferde; doch das Herz klopfte zu laut — und immer ferner und leiſer ward jener Hufſchlag auf dem Raſen des Waldes.

Auf der Stelle, wo der Fremde geſeſſen, war ſein Taſchentuch liegen geblieben. Nun wieder zu ſich ſelbſt zurückgekehrt, bemerkte Elvire das vergeſſene und nahm es auf. Es war vom feinſten Battiſt und in ſchöngeſchlungenen Zügen mit dem Namen „Guido" gezeichnet.

„Guido? Guido?“ rief Elvire in entzücktem Schrecken; in dieſem einzigen Namenszuge ging das Räthſel ihres Lebens aus. „Es war der Prinz —“ verſicherte ſie in leiſer Haſt dem ſchüchternen Herzen, „mir bleibt kein Zweifel übrig. O ich Glückliche! daß ich ſo ihn fand, ſo von ihm gefunden wurde. Nun weiß ich ja, daß ich, ich das Mädchen ihm gefalle, und welche Vorzüge er an der Prinzeſſin ſchätzen dürfte. Gewiß iſt dieſer Guido ein edler Menſch. Und wenn er nun erfährt, das Mädchen am Bache ſei die ihm Beſtimmte —, dann wird er mich nicht mehr für neidiſch halten — dann —“ Elvire verſenkte ſich in das Entzücken dieſer Vorſtellung. Die träumeriſche Stille der Heide, das Lüftchen, zärtlich-leiſe, wie ein Seufzer der Sehnſucht, die liebeathmende Natur rings, die rieſelnde Strömung der Quelle, Alles ſtand im Einklang zu einer Stimmung, deren Saiten zum erſten Male berührt worden waren. —

„Darum alſo,“ ſprach Elvire wie erwachend, „mußte ich nach dem Jagdſchloß Diana kommen? O mein Vater! ich glaubte mich in Deinem Geheimniß. Du aber warſt in meinem, und was ich für Deinen Auftrag hielt, war nur Dein Segen!“

Nach einer glücklich vollendeten Reiſe langte Marie mit ihrer Tochter auf jener kleinen Anhöhe an, welche die völligſte Ueberſicht jenes Badeortes gewährte, den ſie für eine Zeit lang als ihren Aufenthalt betrachten ſollten. Der Wagen hielt, daß dieſem reizenden Anblick ſein Recht widerführe — Malvina's Buſen wallte, denn da unten quoll ja der Born der Geneſung für die theure, kränkliche Mutter.

Der Sitte gemäß, nach welcher die neuen Ankömmlinge mit Muſik empfangen werden, ſobald der Wagen derſelben auf der Höhe ſich zeigt, wurden ihnen verſchwebende Töne ſolcher melodiſchen Begrüßung vom Winde entgegengetragen. Malvina erſchauerte, ſchmiegte ſich an die Bruſt der Mutter und ſprach: „Ach! mir iſt ſo ſeltſam bang' — ſo unausſprechlich zu Muthe! —“

„Auch mir,“ entgegnete Marie und ſtreichelte des Lieblings Wange, „und dies Gefühl iſt des Bewußtſeins Stimme. Schon genug uns verſchüchtert zu finden, bei dem Eintritt in eine fremde Welt, wäre es, daß wir uns aus der Verborgenheit, die uns beſcheiden und ſicher ſchirmt, heraus wagten; aber wir ſetzen unſere Selbſtachtung auf den Wurf des Zufalls, der zuweilen gar wunderlich ausfällt. Dies iſt es, Malvina, was uns eigentlich beängſtet. Man würde unſer Thun hart richten, wenn man es wüßte, und der vornehme Strudel, dem wir uns, wenn auch insgeheim, überlegen zeigen wollen, verſchlänge unſern guten Ruf, wie wenig er auch laut werde — für immer, ſo es auskäme, daß wir in Trug und Täuſchung mit dem breiten Strome ſchwimmen und es am Ende ärger, als die Andern treiben.“

Malvina ward nachdenkend. Der Mutter Worte erregten einen Streit in ihrer Seele, der noch fortdauerte, als jener Geiſt der Harmonie ſchwieg, der ſie vom Bade her willkommen hieß.

„Und doch will es mir ſcheinen,“ ſagte ſie nach einer langen Pauſe, „als hätten nicht umſonſt ſo viele günſtige Umſtände ſich zu einem Zweck verbinden müſſen. Wenn Du nicht zürnen wollteſt, geliebte Mutter, ſo ſpräche ich Dir wohl meine innerſte Meinung aus, es iſt mir, als hätte es der Himmel ſo und nicht anders haben wollen.“

„O Malvina, frevle nicht!“ antwortete die Mutter ernſt und bekümmert. „der Himmel kann nimmer eine Lüge unterſtützen wollen, und die Wahrheit iſt der Grundpfeiler zu Gottes Thron. — Indeß jetzt iſt einmal geſchehen, was ſich nicht mehr ändern läßt, und alle Folgen müſſen wir ertragen. Laſſe uns wenigſtens ſo zurückgezogen leben, als nur möglich.“

„Gewiß!“ ſagte Malvina, von dieſer Nothwendigkeit überzeugt. „nur der einzige Arzt — — o Gott! mit welchem Gefühl werde ich ihm gegenüber ſtehen! —“ Dieſe furchtſame Erwartung wies ſich ſpäter als ahnungsvoll und ward von dem Erfolg noch übertroffen; vielleicht auch, daß die Erinnerung an Vergangenes dieſem Gedanken das höchſtgeſpannteſte Intereſſe der Vorausbedeutſamkeit gab. —

Am nächſten Morgen entfernte ein nöthiger Einkauf die Mutter, welche Malvina zurückbleiben hieß, weil die Einrichtung noch nicht vollſtändig war und anleitender Aufſicht bedurfte. Dies und das wurde herzugetragen, Jenes anders geordnet, etwas Unnützes weggeholt, die Leute des Hauswirths waren achtſam der Frau Welk und ihrer Tochter zu Dienſten, welche durch die köſtliche Equipage, die zu ihrem Gebrauch dort blieb, es außer Zweifel ſetzten, daß hinter dieſem ſchlichten Aeußern der beiden Damen ein Geheimniß hohen Ranges und etwas Rechtes zu vermuthen ſei.

Mittlerweile hatte Malvina ſich gekleidet, ſchicklich, aber höchſt einfach; nur dem ausdrücklichen Willen Elvirens zufolge hing die fürſtliche Uhr an ihrem Gürtel.

Jetzt meldete einer jener dienſtbaren Geiſter, der Badearzt wünſche eilends ſich vorſtellen zu dürfen, und hurtiger, wie in einem ſtärkeren Drange, als dem dieſes bedächtigen Berufs, ſchritt er auch nach kaum vernommener Erlaubniß über dieſe Schwelle, blieb aber wie vom Donner gerührt ſtehen; denn leblos — ruhig — unter dem ſtockenden Pulsſchlag eines verwandten Herzens, blickte der Herzog den Doctor Clarus an, und dies wohlgetroffene Bild ſchien lächelnd zu ſagen: „Siehe, ich zeige Dir nun meine Schweſter!“

Und Malvina? Der Mutter bösweisſagendes Wort erfüllte ſich ſchon. Unter allen denkbaren Möglichkeiten konnte keine das arme Mädchen verrätheriſcher treffen, als dieſe. Wie demüthig iſt wahre weibliche Liebe! — Es war Malvina ein entſetzliches Gefühl, in angelogener Hoheit dem Geliebten gegenüber zu ſtehen. Der Herzog hatte ein gefährliches Plätzchen, ſein Conterfei bebte an einer empörten Stelle, die den Fürſtenhut gegen dieſen Doctorhut weit wegwarf. Die Farbe des Lebens wich von dieſen Wangen, welche der Purpur der Ueberraſchung nur für einen Augenblick erhöht hatte; Thränen füllten die blauen Augen. „Clarus!“ ſagte ſie leiſe und innig, und die Liebe zitterte in den ſterbenden Tönen, die den Doctor aus ſeiner Betäubung weckten.

„Malvina!“ rief er mit flammendem Blick, „o Gott im Himmel! mußte ich darum durch zwei lange Jahre dieſen Augenblick ſo heiß herbeiſehnen, daß er mich meiner theuerſten Hoffnung für immer beraube? — Das Schickſal ſpottet meines Herzens. Doch vergeben Sie! ich entferne mich ſogleich.“

Malvina reichte dem Doctor mit einem Engelslächeln die Hand und ſprach: „Wenn Sie Vertrauen hätten — und nicht irre an mir würden —“ mehr durfte ſie nicht ſagen.

Dem armen Clarus ſchwindelte. Er ſtarrte die vermeinte Prinzeſſin an. „Meine Gedanken können trügen,“

ſagte er und verſuchte der wankenden Stimme die gewohnte Feſtigkeit zu geben, „meine Sinne falſche Zeugen ſein: aber ein Irrthum iſt jenes Gefühl, worin ich das Höchſte erkenne, wahrhaftig nicht! —“

Nun kam die Mutter. Auch ſie war betroffen, in dem jungen Badearzt ihren alten Bekannten wieder zu finden, und der erſte Blick auf die blaſſe Malvina ſagte ihr, von welcher Wirkung dies zweite Begegnen auf ihre Tochter geweſen ſei. —

Auf den Doctor wirkte das Erſcheinen der Mutter ſichtlich erleichternd. Es war ihm, als wäre das trauliche Verhältniß von ehemals wieder hergeſtellt. Dieſe ſchlichte, ſanfte Frau hatte nimmer das Anſehen einer Aja der Prinzeſſin, und Clarus fand ſich durch dieſe Unwahrſcheinlichkeit, er wußte ſelbſt nicht, wie? in etwas getröſtet. Dennoch kann ſchwerlich ein Gemüthszuſtand wohl quälender ſein, als der ſeinige war, als er ſich allein befand. Er ſuchte die kleinſten Umſtände zuſammen, verglich und verwarf. Es däuchte ihm, ein dumpfer Traum habe ihn verſtört — dann ſchien dieſer Traum nur ſein Glück geweſen zu ſein, und die Wirklichkeit wäre es, durch die er elend würde. Jedenfalls verſagte das Herz einen Glauben an den Verluſt ſeiner Liebe, den das Portrait des Herzogs doch gebietend forderte.

Ein Glück für den armen Clarus, daß jenes Bad im Laufe dieſes Sommers ſo beſetzt war, um ihn durch häufige Geſchäftsgänge davon abzuhalten, daß er ſich nicht ganz in labyrinthiſchen Gedanken verirre. Er mußte ſeine Beſonnenheit ſammeln und ſein eigenes dumpfes Leiden vergeſſen, um ſich für die Abhülfe minderen Leidens Anderer zuſammenzunehmen. — Indeß kam der Doctor doch dem Befehl des Herzogs nach, der ihm die Geſundheitspflege ſeiner Schweſter angelegentlichſt empfohlen hatte. Er kam täglich, um ſich von dem Befinden Malvina's und ihrer ſogenannten Mutter zu überzeugen; außerdem vermied er ſie zu ſehen, ſo weit als möglich. Und wenn der Doctor ſeinen einzigen Halt und eine leiſe Genugthuung für den Herzog darin fand, daß er pünktlich die ihm aufgetragene Pflicht erfüllte, ſo fand Malvina in ſeinen Beſuchen wie in ſeinem Ausweichen Grund genug ſich zu grämen, und den Beweis, daß der ſtumme Ausdruck des Bildes an ihrer linken Seite ihm deutlicher geredet, als die Sprache des Herzens, was darüber ſchlug. — Sie gedachte mit Schmerz jener ſchöneren Tage, die ihr unter dem Ueberfluß der frommen Wittwe von Sarepta verfloſſen waren, und mit ihnen jede Hoffnung, jede Freude ihres jungen Lebens. Ihre Blüthe verkam in eben dem Grade, als die Mutter ſich erholte.

Dieſe ſah mit zunehmender Aengſtlichkeit die immer ſchwächer werdende Malvina gegen den Druck des allerſeltſamſten Verhältniſſes ankämpfen.

Sie beſchloß, ihr Kind zu retten, es koſte auch, was es wolle. So ſchrieb Marie an die Prinzeſſin und ſchilderte mit edler Aufrichtigkeit, mit der Wärme mütterlicher Bekümmerniß die Lage der Dinge. Sie entdeckte ihr die frühere Bekanntſchaft mit dem Doctor Clarus, und daß Malvina's Herz in ſtiller, zarter Neigung für den liebenswerthen Mann erglühet ſei; daß ſich dieſe reine Flamme auch ohne die mindeſte Nahrung durch zwei Jahre erhalten — daß aber eben dies Gefühl Malvina jetzt zu zerſtören drohe, indem dieſe den Gedanken nicht zu ertragen vermöge, ſich dem Geliebten in fremdem Lichte zu zeigen. —

Und ſo erſuchte die geängſtete Mutter jene hohe Gönnerin um die Erlaubniß, entweder dem Arzt das Geheimniß dieſer Stellvertretung unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertrauen, oder baldmöglichſt zurückkehren zu dürfen. — Dieſes Schreiben, wovon Malvina nichts ahnen durfte, ward abgeſendet, und in banger Erwartung harrte die Mutter der Antwort.

Dieſe Antwort kam — doch Marie wollte ihren Augen nicht trauen. Die Prinzeſſin verſagte das Eine wie das Andere, und verlangte hingegen, Malvina ſolle in ihrem Namen den Doctor Clarus auffordern, nach Ablauf der Brunnenzeit in die Reſidenz zu kommen und ſich dann unverzüglich bei Hofe zu zeigen. Der Brief lautete übrigens ſehr freundlich, und wenn es der Verſtimmung dieſer Mutter über ſeinen abſchlägigen Inhalt noch möglich war, ſeine Tonart richtig aufzunehmen, wie in einem leiſen Anklang der Hoffnung. — Elvire wünſchte nur, daß Malvina aus allen Kräften aufgerichtet werden möge. Sie bat die Mutter, ihrer Tochter anſchaulich zu machen, daß dieſe jetzt die beſte Gelegenheit habe, die Liebe ihres Freundes zu prüfen. Wer wahrhaft liebe und treu, beſtehe jede Probe und finde zuletzt ſeinen Lohn. — Und mit dieſer unbeſtimmten Verheißung hatte der Brief ſein Ende — und die ihn empfangen, konnte ſich nur der Gewißheit tröſten, daß auch dieſer Aufenthalt mit ſeinen heimlichen Qualen das ſeinige haben werde.

Herzog Edwin war der Zurückkunft ſeiner Schweſter höchlich froh, als Elvire voll und blühend, mit ſtrahlendem Geſicht und jener ſchmachtenden Trübſeligkeit ihrer ſchönen Augen, die wir freudetrunken nennen möchten — nach einer

Abweſenheit von zwei Monaten in ſeine geöffneten Arme ſank. Er betrachtete ſie entzückt und ſprach: „Wie das Bad Dir bekommen iſt! Man ſieht Dir die heitere Luft, die Du geathmet haſt, an jeder Miene an. — Schade!“ ſetzte er mit einem heimlichen Lächeln hinzu, indem er Elvire liebkoſete, „der Schnee dieſer zarten Haut hat doch ein wenig von ſeinem Schmelze verloren, und ich muß ſehen, ob Dein liebliches Erröthen dadurch verliert. Du biſt jetzt ſichtbar geſtärkt und erkräftiget und kannſt nunmehr einen kleinen Schrecken aushalten.“

Die Prinzeſſin erſchrak wirklich; der leiſe Inſtinct ihres Geſchlechts ſagte ihr, was ſie vernehmen werde, und ihre holde Wange entfärbte ſich; denn das Glück ihres Lebens hing an der ſchwebenden Minute. So hing Elvire denn am Munde ihres Bruders, dem ſie in dieſer ahnungsvollen Bläſſe als ein zages Mädchen um eins ſo liebenswürdig erſchien. Er zog ſie abſeits und ſprach: „Es macht mich unbeſchreiblich glücklich, Dich, meine geliebte Schweſter, ſo geſund an Körper und Gemüth, wie es ſcheint, wiederzuſehen. Und ſo glaube ich, es kann für die wichtige Eröffnung, welche ich Dir zu machen habe, kein günſtigerer Moment kommen, als der, worin Dein Herz noch von der Freude des Wiederſehens weich und offen, noch durch keine widrigen Eindrücke für meinen Wunſch, der nichts Geringeres, als Dein Wohl, als das Beſte des ganzen Landes umfaßt, verſtimmt iſt. Du ſollſt Dich vermählen — aber fürchte nichts, meine theure Elvire! Prinz Guido iſt wahrlich! ein edler Jüngling.“

Aber Elvire ſah nicht aus wie die bleiche Furcht, ſondern wie die erfüllte Hoffnung der Liebe, wenn dieſe Farbe und Geſtalt annähme.

„Ich weigere mich nicht —" erwiederte Elvire reizend erröthet und beſchämt über dieſe matten, gefügigen Worte, denn im Herzen regte es ſich entzückt, wie lauter Dank zu Gott.

Des Herzogs Blick ruhte freudig, aber forſchend auf den niedergeſchlagenen Augen ſeiner Schweſter. Er ſagte: „Nun, das iſt ſchön, Du Gütige! daß Du, was einmal doch geſchehen muß, mir nicht durch Eigenſinn erſchwerſt. Doch weißt Du noch nicht Alles. Kein bräutliches Zögern iſt Dir vergönnt, der Schritt zum Altar ſoll raſch geſchehen, und der Künſtler wartet bereits, der Dein Bild für den Verlobten fertigen ſoll. — Fürſt Lothar, ſchwach und hinfällig, will dieſe Verbindung noch vor ſeinem Ableben geſchloſſen wiſſen. — So mache Dich denn gefaßt, noch dieſen Herbſt wirſt Du Guido's Gattin."

Hier erglühete die Prinzeſſin aufs neue und ſprach: „Was Du für unerläßlich erachteſt, wird keinen Widerſpruch in mir finden. — Doch wenn ich ſo gehorſam bin, ſo gewähre auch Du mir, mein Bruder. Gieb mir die Erlaubniß, mich malen zu laſſen, wie es mir beliebt — dann, ſchenke mir das Jagdſchloß Diana!"

Der Herzog lachte. Er antwortete: „Ich glaube, mein zartes Zugvögelchen, Du haſt Dich in das alte Neſt verliebt, daß Du ſogar in dieſem Augenblicke daran zu denken vermagſt. Meinethalben nimm es hin, und meinen Segen dazu!"

Elvire küßte ihm mit heißem Lächeln die Hand und ſagte: „Und Du ſchenkſt es mir unbedingt? Auch wenn ich es wieder wegſchenken wollte? — Und Deinen Segen — darf ich ihn einem edlen Paare geben, das ſich liebt?"

Der Ton dieſer Worte war ſo innig, die Geberde der

Prinzeſſin dabei ſo anziehend, daß der edle Erwin, von ſolcher Anmuth hingeriſſen, ſeine Schweſter mit brüderlichem Wohlgefallen betrachtete und nicht Nein! zu ſagen vermochte.

„Deine Mienen ſind Fragen —“ ſetzte Elvire fort, „aber gönne mir jetzt noch mein Geheimniß! als das Einzige, was ein armes Fürſtenkind ſein eigen nennen darf.“ Da ſeufzte der Herzog und fragte nicht weiter.

Wenn die Liebe zur Freiheit tief in der menſchlichen Bruſt im Gefühl ſeiner natürlichſten Rechte begründet iſt, ſo darf man dies wohl insbeſondere von dem Herzen des Mannes annehmen, der in der Kraft ſeines Geſchlechts jeden Zwang als verhaßt empfindet und ſich demgemäß dagegen ſträubt. Am vorherrſchendſten jedoch wird dies Gefühl in dem Gemüth des Regenten ſein, dem ſein Stand mit Willkür ſchmeichelt, der die Schranken nicht kennt, welche die Macht der Verhältniſſe auch oft dem ſtärkſten Wunſch entgegenſetzt. Ob auch Tauſende bereit ſind, ihn und das Reich zu ſchützen, ſein Reichthum, ſein Himmelreich iſt ſein Wille nur — und welche Schaaren auch ausziehen, das Recht des Landes zu vertheidigen, er zieht es vor, ſich ſelbſt und ſein eigenes zu behaupten.

Prinz Guido hatte die Flamme der Freiheitsliebe, wie ſolche in einer reinen Jünglingsſeele lodert, nun zwar durch höheren Sinn geläutert; aber das Bewußtſein, nur Gutes zu wollen und das Beſte anzuſtreben, machte ſein Gefühl für jede Art der Beſchränkung ſehr zart und verletzbar. Und wie aufrichtig er auch ſeinen würdigen Oheim verehrte, ſo empörte ſich doch ſein ganzes Herz gegen das Verlangen deſſelben, daß er die eigenſte Wahl dieſes Herzens und ſeine wärmſte Lebenshoffnung der kühlen Weisheit des Greiſes überlaſſen ſollte.

Prinzeſſin Elvire galt nicht allein für eine Schönheit erſten Ranges. Sie ſtand auch im Rufe der ſüßeſten Beſcheidenheit, und dieſes Veilchen blühet ſelten in der ſonnigen Nähe eines Thrones. Vorzüge und Tugenden, wie deren ſolche Guido in der Weiblichkeit verehrte, rühmte man an ihr, und der Prinz hatte Manches erfahren, was ihm den günſtigſten Vorbegriff beibringen konnte.

Dennoch erſchrak er ſichtlich, als eines Tages der kranke Fürſt ihn zu ſich rufen ließ und, des lebhafteſten Dankes gewärtig, ihm verkündete, daß dieſe Preiswerthe die Seine werden ſolle, und dieſe Vermählungsangelegenheit — der Ausdruck: Herzensſache! ſtehet nicht im Wörterbuch der Fürſten — im Stillen gefördert worden und ſo gut als richtig ſei. —

Ein dunkles Roth überzog des Jünglings Angeſicht. „Mein Oheim,“ ſagte er mit edler Offenheit, „ich erkenne und ehre dankbar die väterliche Geſinnung, welche ſich auch in dieſer Wahl ausſpricht; doch kann ich es nicht verhehlen, gern — viel lieber hätte ich ſelbſt gewählt. Soll denn das Band der Ehe nicht aus zarter Liebe — nicht aus feſtem Vertrauen gewoben ſein? Dürfen es die Farben ſüßer jugendlicher Täuſchung nicht ſchmücken? Kann der die Menſchenrechte ſeines Volkes ehren, der ſelbſt in ſeinen heiligſten beſchränkt ward? — Der ein guter, fühlender Vater ſeiner Unterthanen ſein, der die Mutter ſeiner eigenen Kinder nur nahm, weil nicht die Natur — nein! die Politik ſie ihm gab?“

Eine Wolke des Unmuths zog ſich auf der Stirn des alten Fürſten zuſammen, und aus den halberloſchenen Augen ſchoß ein Blitz der Kränkung, da er ſagte: „Und warum ſollteſt Du denn die Liebliche nicht lieben, und ein Geſchenk von unſchätzbarem Werth verachten, weil ich es Dir gegeben? — Ich pflücke in dieſer Stunde eine bittere Frucht der eigenen Pflanzung. — Mein Sohn!“ fuhr der ehrwürdige Oheim fort, indem ſeine vorwurfsvolle Stimme in leiſeren Schmerz überging, „von Herzen nenne ich Dich ſo! Ich ließ Dich frei erziehen, damit Du Dich ſelbſt ehren lernen ſollteſt. Aber — da ich die Gefahren kenne, worin leidenſchaftliche Verirrung vom Ziele entfernt, da mir Dein wahres Glück theurer iſt, als ein Augenblick, in welchem Du Dich beglückt wähnteſt, ſo behielt ich es mir denn vor, Dich in der wichtigſten Entſcheidung Deines Lebens mit treuer Fürſorge zu leiten und Dir eine Gefährtin auszuſuchen, wie ſie Deiner würdig iſt. Dies iſt Elvire — traue meinem verſichernden Worten! — Seit Jahren habe ich die Prinzeſſin geheim und genau beobachten laſſen, und weiß nun, daß es kein vortrefflicheres Weſen giebt.“

Der Prinz antwortete zweifelhaft: „Lieber Oheim, den Vorzügen Elvirens unbeſchadet, erlaube ich mir zu ſagen, man kann in ſeiner Art vortrefflich ſein, und doch jenes Einklangs zu der Gemüthsſtimmung eines Andern unfähig, der allein —“

Mit einem Tone, der zürnend klang, unterbrach der kranke Fürſt hier ſeinen Neffen und ſprach: „Ich ſage Dir, es giebt poſitive Tugenden und Eigenſchaften, auf denen das Glück eines Mannes beruht. — Sie heißen: Güte, Geiſt, Sanftmuth, Keuſchheit — laß mich hier bei der Krone des Weibes mit dem Apoſtel abbrechen; ich bin erſchöpft. Verlaſſe mich nunmehr, Guido! ich bedarf es, daß ich mich beruhige. Auch am Rande des Grabes iſt man über den Schmerz einer Täuſchung noch nicht hinweg. Mit allen Kräften habe ich Dein Glück erſtrebt, und nun, da ich es nicht ohne Anſtrengung begründet, iſt Deine Unzufriedenheit mein Lohn?" —

Der Prinz drückte ſeines Oheims Hand und dachte ſeufzend, wie viel dankbarer er ſein würde, wenn der väterliche Fürſt ihm dies Glück ſelbſt überlaſſen hätte; denn nimmer wird ein aufgedrungenes dafür erkannt, und die Vernunft ſelbſt enthält keinen Maßſtab zu ermeſſen, was für das Bedürfniß unſerer Wünſche ausreichend wäre. — Prinz Guido ging mit ſich ſelbſt zu Rathe, und fand nun wohl, daß gegen dieſes Ehebündniß nichts einzuwenden ſei, was vor den Räthen dieſes Landes Gültigkeit haben würde.

Unvermerkt war in dem Prinzen das Verlangen rege geworden, die ihm beſtimmte Braut zu ſehen, und ſich mit eigenen Augen von ihrer Liebenswürdigkeit zu überzeugen. Er ſtellte Kundſchafter an, durch welche er in Erfahrung brachte, daß die Prinzeſſin nach dem Jagdſchloß reiſen würde, und er verſäumte nicht, dieſe günſtige Gelegenheit für ſeine Zwecke zu benutzen. Er machte ſich mit einem ſeiner vertrauteſten Diener auf den Weg, und wir haben ihn am Waldbache anlangen ſehen, wohin ihm Elvire, wie im unſichtbaren Zuge der Sympathie, entgegengegangen war.

Seit Prinz Guido ſich verlobt wußte, erſchien ihm im Gefühl beſchränkter Freiheit jedes ſchöne Mädchen reizender als ſonſt. Er machte, was er früher nicht gethan, Gebrauch von dem Vorrecht ſeines Geſchlechts, leicht eine Bekanntſchaft anzuknüpfen, wenn auch auf keine Weiſe verfänglich. In reinſter Stimmung für die Schönheit jenes Morgens, ſo einſam, ſo ſtill, um den leiſeſten Anklang harmoniſcher Empfindungen zu vernehmen, mußte Elvirens liebliche Erſcheinung einen tiefen, ſein ganzes Weſen durchdringenden Eindruck auf ihn hervorbringen. Vielleicht war es der feine Reiz ihrer Geſtalt, der melodiſche Hauch ihrer Worte, die vornehme Grazie — wenn wir ſo ſagen dürfen — was ihn in dieſem idylliſchen Bilde ungleich inniger als deſſen Schönheit, wie in leiſer Verwandtſchaft anſprach, und ihm den Genuß des Gewöhnten nur im einfachen Geiſte der Natur, und um ſo entzückender — gewährte.

Der Prinz kam von ſeiner kleinen Reiſe, über deren Abſicht ein Vorwand den Oheim getäuſcht hatte, wie verwandelt zurück. Er war ſo träumeriſch geworden, ſo verſunken in ſich ſelbſt, daß es den kranken Fürſten beinahe gereuet hätte, ſich für ſeinen Neffen in einer Angelegenheit verwendet zu haben, die den Prinzen ſichtlich zu verſtören ſchien. Und da der kranke Fürſt ſeine Auflöſung nahe fühlte, und zugleich die Furcht, es könne ſich ihm die Ueberzeugung unerfreulich auflöſen, daß er für das Glück ſeines Guido thätig geweſen, ſo beſchleunigte er aus allen Kräften, ſeiner ſelbſt und des Erfolgs gewiß zu ſein — daß die Verbindung vollzogen würde, und der Prinz ließ es willenlos geſchehen, als ob es ihn nichts angehe.

Das Bildniß Elvirens ward an jenen Hof geſendet. Guido erbleichte, als er die verhängnißvolle Kapſel liegen ſah. Er forſchte in den Geſichtszügen ſeines Oheims, wie nach den Zügen ſeiner Braut, und er glaubte einen Schatten von Mißfallen darin zu finden.

„Nun, Guido,“ fragte der kranke Fürſt ironiſch, „willſt Du denn Dein ſchönes Lieb' nicht ſehen?“

Der Prinz, geſpannt und verletzt, empfand dieſe Frage übel. „Es eilt nicht, Oheim!“ — ſagte er trocken, und wendete das Auge ab, während der Fürſt mit zitternder Hand das goldne Häkchen zurückſchob, welches in dieſem Augenblick das Herz des Prinzen einklammerte. Der Deckel ſprang auf, Guido faßte Muth, ſein Geſchick ins Auge — und das Mädchen am Bache, einen Blumenkranz im Haar, lächelte ihn anſpruchslos und vertraut an.

„Iſt das Spott?“ fragte er, bläſſer als vorher, und indem er ſich die unvergeßliche Stunde vergegenwärtigte, worin er das Original gefunden, berührte ihn magiſch die erkennende Kraft der Liebe. — Es ward ihm Alles klar, und er rief: „O, ich Glücklicher! wo habe ich meine Sinne gehabt, daß ich nicht früher eingeſehen.“ — Er ſtarrte, wie in gläubiger Verzückung, das Portrait an, welches, ein echtes Bild der Gnade, Wunder gethan.

„Siehſt Du?“ fragte Fürſt Lothar, obgleich er ſelbſt den Zuſammenhang nicht einſah und die plötzliche Bezauberung des Jünglings nur für eine natürliche Wirkung der Schönheit hielt. „Nun ſterbe ich gern!“ — ſetzte er in freudiger Rührung hinzu.

Guido erzählte hierauf dem Oheim ſein kleines Abenteuer, und wie er nun die Stillgeliebte in der ihm gegebenen Braut wiederfände. Und der Fürſt, erfröhlichet von dieſem Ausgange, pries ſeine Weisheit, da er vielmehr eine höhere, und die Wege Gottes hätte preiſen ſollen.

Schon wurden Anſtalten zu der Vermählung der Prinzeſſin getroffen, und Elvire hatte bereits den glücklichen Guido als ihren Bräutigam wiedergeſehen, als ſich eines

Tages der Arzt des Bades, Doctor Clarus, bei ihr melden ließ. Sie nahm ihn eiligſt an, entfernte ihre Damen und erwartete ihn nicht ohne einige Unruhe.

Ein wohlgebildeter junger Mann trat ein. Er verbeugte ſich tief, und ſein Blick, nach einem flüchtigen Aufſchauen, blieb geſenkt am Boden. —

„Willkommen, lieber Doctor!“ redete ihn Elvire an. „Ich freue mich, daß Sie mir Wort halten. — Sie ſehen, die Badecur hat angeſchlagen; ich bin geſund und eine glückliche Braut.“

Des Arztes Geſicht war todtenbleich. Er erhob das Auge zu der Prinzeſſin; aber es zitterte, wie unter einer Blendung. Dies war Malvina's Stimme nicht, obgleich auch eine ſüße; — doch nur in jener Stimme war der Schlüſſel zu ſeinem Herzen, und das Geheimniß dieſes Doppelweſens ihm daher verſchloſſen. Das Wort „Braut“ aber, von der Lippe dieſes Mundes, der entweder die ſchöne Lüge der Geliebten oder doch ein Räthſel war, ängſtete ihn über allen Ausdruck.

Welcher denkbare Zuſammenhang konnte zwiſchen Malvina und der Prinzeſſin beſtehen? Wie wäre denn ſein armes Mädchen zu Elvirens Rolle und der Beglaubigung des Herzogs gekommen? In einem verwirrenden Nu gingen dieſe Gedanken durch die Seele des Doctors, und er ſtammelte eine Antwort, welche gänzlich aller Geiſtesgegenwart ermangelte.

Die Prinzeſſin ſah den Freund ihrer Malvina nicht ohne Antheil außer Faſſung. Sie weidete ſich jedoch an ſeinem beängſteten Zuſtande; denn ſie wußte ja, daß es in ihrer Gewalt ſtehe, ihn in Freude zu verkehren. Die Gewißheit dieſes göttlichen Vorrechts ließ ſie vergeſſen, daß die Zeit

Minuten in ſich ſchließt, welche nur vom Himmel ſelbſt vergütet werden können. — So mag die Gottheit auf den Kampf des armen Menſchen herniederſchauen, die Stunde wiſſend, wo der Leidende ſeinen Lohn empfangen ſoll. —

„Ich bin Ihnen viel Dank ſchuldig, lieber Doctor!“ ſagte Elvire lächelnd, „und möchte gern gleichmäßig vergelten. Und ſo halten Sie eine Frage, welche Sie befremden könnte, meinem Geſchlecht, wie meiner Dankbarkeit zu Gute. Iſt Ihre Hand noch unverſagt — Ihr Herz noch frei?“

„Die Fülle der Güte,“ entgegnete der Doctor mit bebender Stimme, indem ein irres ſeelenkrankes Lächeln auf ſeinen Lippen zuckte, „womit Ew. Hoheit mein geringes Verdienſt erheben, lohnt mir genug. — Und ein Mehres würde ich nicht tragen.“

Die Prinzeſſin ſchien über dieſe Erwiederung betroffen; aber in ihrem beglückenden ſchickſalsſpielenden Uebermuth mochte ſie ſich nicht daran begnügen. Sie ſprach: „Und ſomit tragen Sie mir es recht artig vor, daß Sie meiner nicht bedürfen. Oder — ſollte es ſo viel heißen, als ich liebe ſchon! — Nicht will ich fürchten — ich liebe hoffnungslos?“

Es giebt Augenblicke, in denen ein kleiner Umſtand das unausgebildete Gefühl tiefer Leiden plötzlich in klares Bewußtſein verwandelt, und uns den nie geträumten Muth verleiht, dies rückſichtslos auszuſprechen. —

Ein ſolcher Augenblick war dem Doctor gekommen. Mit unvorſichtiger Hand hatte Elvire ſein gefoltertes Herz berührt; der Verletzte richtete ſich auf und ſagte mit faſt tonloſer Stimme: „Ja, ich liebe — ſchlimmer noch, als hoffnungslos; ich liebe ein Traumbild, das mich ſpottend und höhnend der Wirklichkeit entrückt, und an die Grenzen des Wahnſinns führt!“ —

Die Prinzeſſin erſchrak heftig. Sie ſah auf einmal, wohin dies unſchuldig geglaubte Spiel führen könnte, und in halber Unbewußtheit deſſen, was ſie that, nur von dem raſchen Vorſatz geleitet, wieder gut zu machen, was ſie verſchuldet — von regem Mitgefühl gedrängt, ſagte Elvire: „O, hoffen Sie! die Hoffnung erfüllt öfters die kühnſten Götterträume! Nur will ſie, daß man vertrauend das ganze Herz ihr öffne, und es nicht zur Hälfte der Furcht überlaſſe. — Wohlan denn, verpflichten Sie mich noch einmal. Verweilen Sie die kurze Zeit bis zu meiner Vermählung in der Reſidenz, und folgen Sie dem Rufe, der alsdann an Sie gelangen wird!“

Die Prinzeſſin verbeugte ſich, der Doctor war entlaſſen.

Herbſtlich flimmerte die Sonne durch den Wald und vergoldete die abſterbenden Blätter. Das falbe Moos erglänzte in ihrem Scheine, und auch über das Lager eines bleichen Mädchens ſtreute ſie ihre lichten Strahlen hin. — Malvina erwachte; die Mutter ſchlief noch ſanft und ſüß — und ihre Tochter kleidete ſich leiſe an und eilte hinaus ins Freie, ihr mattes Herz, welches kein Schlummer mehr geſtärkt hatte, zu erfriſchen. Sie öffnete die Hausthür, und erblickte mit nicht geringem Erſtaunen außen einen natürlichen und, wie es ſchien, friſch gewundenen Myrtenkranz daran hangend, um welchen ein Papier geſchlungen war, worauf die Worte geſchrieben ſtanden:

„Was noch ſo dunkel auch erſchiene,
Die Liebe führt es herrlich aus!
Den Kranz der Braut nimm hin, Malvine!
Das Glück klopft heute an dies Haus.“

„Gott! was iſt das?“ rief Malvina beſtürzt, und eine wonnige Ahnung durchzitterte ihr betrübtes Herz. Der Anblick der Myrte gab ihr ein Gefühl von Liebe, von Frühlingsſehnen — und der verheißende Beizettel erfüllte ſie mit der ſeligen Hoffnung, daß die erſtorbene Freude ihrer Bruſt dennoch ein reiches Vermächtniß für ſie haben möge. — Unter dieſen Regungen ordnete Malvina ſorgfältig das ſchöne Haar, ſchmückte es mit dem Kranze, und wartete nun in ungeduldigem Verlangen, daß die Mutter erwache. Als dieſe das Auge aufſchlug und ihr erſter Blick auf die bräutliche Tochter fiel, glaubte ſie noch zu träumen.

„Sollte wohl Elvire?“ — fragte ſie nachdenkend, als Malvina erzählt hatte.

„Die ſcheint uns ganz vergeſſen zu haben,“ antwortete die Letztere; „denn ſeit ihrer Abreiſe von uns haben wir nichts weiter von ihr vernommen. Auch der Caſtellan weicht uns ſichtlich aus — doch vor einigen Tagen erzählte mir ein Holzſchläger, es wolle verlauten, die Prinzeſſin werde hier im Jagdſchloß in aller Stille ihre Vermählung feiern. Nun, es ſei ſo, oder anders, Gott wolle die theure Elvire ſegnen mit Freude und Wohlergehen; denn das Beſte verdient die Herrliche!“

„Ja wohl!“ bekräftigte Marie, und das bleiche Kind mit tiefer Mutterempfindung anſchauend, dachte ſie an ein bekränztes Opfer, und ſprach bewegt: „Und Dich wird ſein Segen auch nicht vergeſſen!“

Aus Malvina's blauen Augen ſchlichen ſanfte Thränen. Sie ſeufzte geduldig — und der Mutter Rede ward durch einen Kommenden unterbrochen. Es klopfte an das Zimmer. Malvina öffnete; ein alter Jäger in herzoglichem Dienſt ſtand draußen, überreichte mit ſchweigendem Gruß ein kleines Handbillet und entfernte ſich unverweilt.

Jenes Billet enthielt die Worte: „Meine liebe Malvina! es bittet Dich und Deine Mutter um einen Beſuch ihre und Deine Freundin, Elvire.“

„Elvire iſt da! O, ſo iſt auch nur ſie und Niemand anders die Kranzgeberin!“ rief Malvina entzückt, als wäre nun Alles gut, und mit der Prinzeſſin jedes Glück gekommen. Ein Freudenſchauer ging durch ihr Gemüth. Sie nahm in einer unbeſtimmten, aber wunderſeligen Ahnung das nahe Heil voraus, welches ihr widerfahren ſollte. —

Mutter und Tochter kleideten ſich feſtlich an. Malvina behielt ihren Kranz auf, der Prinzeſſin zu Ehren, wie ſie dachte, und nicht als das Diadem der Unſchuld zum Schmuck des Brauttags, der, ſtill wie der Thau der Nächte fällt, unbewußt über ihrem gebrochenen Herzen angebrochen war und köſtlich zu werden verſprach. Nur die Mutter geleitete ihre Tochter an das überſchwängliche Ziel, und nach einer Stunde langten Beide auf dem Jagdſchloſſe an.

Die Thüren waren weit geöffnet, wie an jenem Abend, an welchem die Prinzeſſin zum erſten Male durch ſie eintrat; der Eingang war eine grüne Pforte von Epheu und Weinlaub. Alles deutete auf eine Feierlichkeit, die dem Empfang des neuvermählten Paares zu gelten ſchien. Elvire begrüßte ihre erwarteten Gäſte ſichtlich aufgeregt, und nachdem ſie ein paar Worte mit ihnen gewechſelt, kam ſie bald darauf wieder, und nicht allein. Doctor Clarus erſchien an ihrer Seite. Malvina ſtand ihm zagend gegenüber.

Die Prinzeſſin genoß einige Momente den Anblick des ſprachloſen Staunens, das keines Lautes mächtig war. Dann ſtellte ſie ſich neben Malvina und fragte ſchalkhaft: „Nun, lieber Clarus, iſt es Ihnen nun klar, welche von uns die rechte Elvire ſei?“ Ach, das Licht der Liebe wirft nur Schatten auf jeden andern Gegenſtand. Der Doctor verbeugte ſich gegen die hohe Frau und lächelte dann mit einem bedeutſamen Blicke zu der Geliebten hin.

„Ja, ja! ich merke es wohl, ich bin um meine Krone“ — ſagte die Prinzeſſin ſcherzend: „ich ſehe es Ihnen an den Augen an, wen Sie auf den Thron Ihrer Wünſche ſetzen — und ſo bleibt mir nichts übrig, als Sie über jeden Zweifel hinwegzuheben.“

Sie gab hierauf eine kurze, doch genügende Erklärung — beinahe entbehrlicher Weiſe. Denn das Auge der Geliebten iſt der magiſche Spiegel, worin Vergangenheit und Zukunft wie ein kleines Weltall erſcheint, und wer da liebt, bedarf des Wiſſens nicht. Er hat den alleinſeligmachenden Glauben.

Auf einen Wink Elvirens entfernte Marie ſich mit ihr, und der Doctor blieb mit Malvina allein.

Wir zählen nicht die Minuten dieſer überſeligen Weile, und beſchreiben auch nicht, wie ſie die Bürgſchaft der lebenslänglichen Dauer ihres Glückes tauſchten; genug, ſie waren dieſes Glückes nun gewiß. —

Abgerufen in ein anderes Zimmer, fanden ſie den Prinzen Guido, ſeit zwei Tagen Elvirens Gemahl — und den Hofprediger im Amtsſchmuck. Unter dem Bilde des Herzogs war ein kleiner Altar errichtet, und Marie errieth, was hier geſchehen ſollte. Aber noch war die Fülle dieſer fürſtlichen Güte und Gaben nicht ganz gefaßt. Die Prinzeſſin überreichte der betäubten Braut eine förmliche Schenkung des Jagdſchloſſes, und ſicherte dem Doctor, im Namen ihres Bruders, einen Jahrgehalt zu, wenn er der Beiſtand dieſer von aller ärztlichen Hülfe abgeſchiedenen Gegend werden wolle. Darauf wendete Elvire ſich zu Marie und ſprach: „Und Sie, theure Freundin, geben Ihren mütterlichen Segen dieſer Verbindung doch auch?“

„Ob ich ihn gebe?“ fragte Marie mit herzerſchütternder Stimme. „Ach, Prinzeſſin, heute empfange ich nur!“ Sie hob das überfließende Auge zum Himmel auf, und ſenkte es dann auf das Bild des Herzogs, und es wankte — aber in Freudenthränen. Dann nahm ſie ihre Tochter an das treue Mutterherz und reichte dem Doctor die bewilligende Hand, der dieſe Rechte mit feſtem Vorſatz — bindender als Gold — an das ſeinige ſchloß. Darauf geſchah die Einſegnung, deren geſetzliche Proclamation durch die höheren Orts verliehene Vollmacht der Behörden umgangen werden durfte. — Der Caſtellan ſtand während der Trauung mit gefaltenen Händen an der offenen Flügelthür, und weinte wie ein Kind. In ſeinen alten frommen Zügen ſtanden leſerlich die Worte: „Herr! nun läſſeſt Du Deinen Diener in Frieden fahren.“ —

In einem einſamen Augenblicke trat Elvire vor das Bild des Herzogs. Sie hob das Engelsgeſicht zu ihm empor und ſprach: „Nun, habe ich es ſo recht gemacht, mein lieber Vater?“ Das Bild ſchien väterlich zu lächeln — aber es war nur ein kindlichreines Gefühl, das dieſe Täuſchung bewirkte. Jedes Gute, was wir gethan, ein Tropfen im Meere der Allgüte — ſtrahlt uns den Himmel der Ruhe

Anderer zurück; die Flecken ſind verwiſcht, und gereiniget ſchauen wir den Glanz Gottes an ſeinem Ebenbilde.

Nach einigen Jahren beſuchte die Fürſtin Elvire das Jagdſchloß Diana einmal wieder. Dieſer Ort war ihr unvergeßlich geblieben. Sie fand ihre Schützlinge im unverkümmerten Genuß eines Stilllebens, eines Glückes, was ihr das Neidenswertheſte ſchien. Dieſer ungetrübte häusliche Himmel zeigte höchſtens nur ſanfte Lämmerwölkchen um den heiligen Mondſchein der Liebe. Malvina blühete wie eine aufgeſchloſſene Roſe; ein Paar holde Knoſpen ſchmiegten ſich dem Reiz der Mutter an. Der Caſtellan hatte ſich verjüngt; ſein Liebling war eine kleine goldlockige Elvire, die er der hohen Pathe dieſes Namens großväterlich entgegentrug. An Malvina's nährendem Buſen hing ein kleiner ſchwarzäugiger Guido. Marien ſtrömte zur Geneſung des Leibes und der Seele ein Quell reiner Freuden, unverſiegbar, wie der Segen der Wittwe von Sarepta, der in das ewige Leben fließt; und ſie trauerte hinfort nicht mehr.

Die jungfräuliche Diana war Zeugin ſolcher Innigkeit dieſer Eheleute und Eltern, daß ein Seufzer der Sehnſucht ihren ſteinernen Buſen hätte ſchwellen mögen — und ihr keuſcher Blick duldete es, daß ſie beſeligte Menſchen ſahe.

Als Malvina ihrer fürſtlichen Freundin begeiſtert das Glück ſchilderte, welches ſie ihr verdankte, ſagte Elvire mit einem Zuge von Wehmuth in dem ſchönen, etwas blaſſen Geſichte: „Gewiß, ich freue mich deſſen. Auch ich bin glücklich im Beſitz meines Gemahls und eines lieben Kindes. Aber glaube mir, Malvina, der Thron iſt nicht der Sitz der Freude, und ſchwerlich das höchſte Glück. Die Stufe zum Himmel wird tiefer gefunden, und mühſam müſſen die Götter der Erde ſie aus ſprödem Golde bauen. — Das Glück haßt den Zwang und liebt die holde Freiheit der Natur. Es knüpft ſeine ſüßeſten Freuden an das Entbehren, legt in den Mangel Genuß, und belohnt das Streben nach der Erfüllung kümmerlicher Wünſche durch ſich ſelbſt. — Oft — ach! oft denke ich noch an das Häuschen im Walde, der Aufenthalt darin war meine glückſeligſte Zeit — an den Wildbach, wo ich meinen Guido fand.“ — Die Fürſtin verſtummte bewegt, und eine ſanfte Thräne floß aus ihrem Auge.

„Und ſollte uns dieſes Leben die Fülle der Seligkeit reichen?“ fragte Malvina theilnehmend. „Nein, meine hohe Freundin,“ ſetzte ſie mild hinzu, „die Sehnſucht, die in unſerm Innern glüht, und von dem Blick der Liebe und dem Lächeln eines blühenden Kindes nur ſtärker angefacht wird, ſtrebt ewig nur dem heimathlichen Himmel zu, wo wir erkennen werden, was wir hier geahnt. „Dieſes tiefe Heimweh in unſerer Bruſt ſagt uns, daß wir ein Vaterhaus haben. Und dahin geht unſer Verlangen! Dort wird uns unſer Wünſchen klar!“ —

Elvire umſchlang ihre Schweſter mit naſſen Augen, und ihr Herz zog ſtill voraus.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Einundvierzigster Band.

Die Ruine.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Ruine.

Schau! dieſe Welt vergeht. Was?
ſie vergeht auch nicht:
Es iſt nur Finſterniß, was Gott
an ihr zerbricht.
Angelus Sileſius.

In einer fruchtbaren Gegend von Norddeutſchland, eingeſchloſſen in eine blaue Gebirgskette, lag ein Rittergut, Struenſee geheißen, wie der däniſche Miniſter, und bewohnt ſeit manchem Jahr von einem alten Fräulein, Roſamunde von der Golz. Ein ſtiller, heimlicher Bergfriede webte um das graue Schloß. Es lag auf einer teraſſenförmigen Anhöhe, die wie der Wohnſitz der Frommen ewig grünte. Nichts war hier zu erblicken, was auf ängſtlichen Gewahrſam ſchließen ließ. Kein Wallgraben zog ſich düſter um dieſe alterthümlichen Mauern; ein klares Bächlein lief hurtig unter ihnen hin, darin ſpielte die Forelle. Nur die Dornen der wilden Roſe, die an allen Hecken blühete, ſtarrten dem Angriff entgegen. Die Wache des Schloſſes, die in keinem Sturme noch gewankt, ein paar uralte, rieſenhafte Bäume, ſchlangen die ſtarken Zweige in einander, und bildeten gaſtlich ein offenes Thor für Jeden, der da käme. Auch ſchien dieſes unberühmte Dörfchen ſichtbar unter höherem Schutze zu ſtehen. Die Ernten ſchütteten ihren Segen in die Scheuern, ohne daß die älteſten Inſaſſen des Orts ſich eines Mißwachſes hätte erinnern können; die gelbe Hagelwolke zog vorüber, wenn die reifen Aehren ſich ſchwer und ſchüchtern dem Gewitter beugten, und das liebe Brod, woran hier Niemand Mangel litt, war weiß und ſchmackhaft, wie fremde Semmel. Vor den Hütten der armen Fröhner ſogar blühte ein reinliches Gärtchen voll Primeln und goldenem Lack; die dunkeln Fenſterlein, von der goldenen beſonnten Rebe enger noch umſponnen, ließen tiefe Blicke in das Glück der Armuth zu — und der ideale Wunſch Heinrichs des Vierten, daß jeder ſeiner Unterthanen ſonntäglich ein Huhn im Topfe hätte, ging unter der Regierung dieſes beſcheidenen Landfräuleins in Erfüllung.

Die Lage des Gutes, reizend, aber einſam, begünſtigte das Stillleben ſeiner Herrſchaft. Nur in einiger Entfernung waren die benachbarten adeligen Höfe zu finden, und obgleich Fräulein Roſamunde in freundlicher Beziehung zu dieſen Edelleuten ſtand, ſo fand doch kein eigentlich geſelliger Umgang zwiſchen ihnen Statt. Dieſe jungfräuliche Dame hatte die Natur zur liebſten und innigſten Freundin. Roſamundens Gemüth, ſanfter und ſehnſüchtiger Art, war im zarteſten Verſtändniß ihrer Stimmen, die einer vom Geräuſch der Welt betäubten Seele niemals deutlich werden. Ungern gab ſie daher ihre ſtille Gewohnheit auf, ſich vom hohlen höflichen Schalle nichtsſagender Worte betäuben zu laſſen, und kehrte froh wieder zu ſich ſelbſt zurück. Und wie die Einſamkeit blöde macht, ſo war eine kleine weibliche Schwäche Schuld, daß Roſamunde ſich ſo viel als möglich der Geſellſchaft entzog. Sie hinkte ein wenig und ſchämte ſich dieſes Gebrechens. In dem Gange ihres häuslichen Lebens fiel es Niemand mehr auf; doch ſo oft ſie unter andere Menſchen trat, ward ſie ſich mit leiſem Schmerz jenes Fehltritts bewußt, durch den ſie zu dieſem Schaden gekommen. Erglühend verbarg ſie alsdann den kleinen verkürzten Fuß wie ein Kennzeichen des Böſen, während mancher niedliche Huf in ſeidnen Schuhen, keck neben ihr einherging.

Der Hausſtand des Fräuleins von der Golz war ſehr einfach. Ein alter Bedienter, ſeiner Herrſchaft in treuer Ehrfurcht ergeben, eine Kammerfrau, der zugleich das Amt der Schlüſſel anvertraut war, ein Lieblingshund Roſamundens, von beſonderer Schönheit, die jedoch dem ſchleichenden Alter zu weichen begann, umgaben zunächſt ihre Perſon. Seit einiger Zeit machte dem zottigen Ami den Rang des Günſtlings mit beſſerem Recht ein junges Mädchen ſtreitig, das als die nachgelaſſene Tochter eines Predigers von dem Fräulein, das Pathe bei dieſem lieben Kinde geweſen, aufgenommen worden war.

Philippine März, ſo hieß die holde Waiſe — glich minder dem Veilchen, das der Monat ihres Namens bringt, als einer zwiſchen Schnee und Roſen ſchwellenden Apfelblüthenknospe. Sie war das Bild der Geſundheit und der Jugend. Der Tod des Vaters hatte das arme Kind zwar erſchüttert und tief geſchmerzt; aber dem Gemüth, das der Schöpfer zu einer Freudenquelle geſchaffen, verſiegen die Thränen der Traurigkeit bald. So war jene trübe Erfahrung nur ein Frühlingsſchauer geweſen, und Philippine lebte im Schloſſe zu Struenſee ſo heiter, wie in der Pfarre ihrer Heimath. Roſamunde liebte das junge Mädchen herzlich, das die tägliche Wohlthat durch tauſend kleine Gefälligkeiten, durch liebenswürdige Eigenſchaften und leichten Sinn vergalt; denn Schwermuth iſt überall ein ſchwerer Vorwurf, und die Güte des Gebers wird gehoben, wenn, der ihrer genießt, ſie nicht mit Seufzern erwägt.

Paſtor März war in der Ueberzeugung ruhig entſchlafen, daß die gnädige Pathe ſich ſeines Töchterleins annehmen werde. Nach dem Begräbniß des Geiſtlichen und den Anordnungen der Erbnahme ward Philippine im Kirchenwagen abgeholt. Sie trat weinend vor ihre künftige Beſchützerin, und das Fräulein ward von dieſem Anblick gerührt. Eine ſchwarze Binde mit tiefem Einſchnitt bedeckte langſam die lichte Stirne und das helle blonde Haar; unaufhaltſam floſſen ihre Thränen, in jedem Wangengrübchen hing ein Tropfen, und das Vorderblatt des Creppkleides war wie mit Perlen geſtickt, welche die finſtere Wolle gierig einſog, deren Geſpinnſt die Parze zuſchneidet.

„Betrübe Dich nicht gar ſo ſehr,“ ſagte Roſamunde mit leidſamer Stimme, und Ami knurrte ſanft dazu — „es iſt in der Ordnung, daß die Eltern den Kindern vorangehen; ich ward noch früher zur Waiſe. Das Leben hat viel Scheidewege und ſchmerzliche Trennungen“ — ein tiefer zitternder Athemzug hemmte hier den Lauf der Erfahrung in des Fräuleins Rede, „doch am Ende finden wir uns Alle wieder zuſammen. Sei nur getroſt, liebe Philippine. Du wirſt ſchon heimiſch hier werden, ich hoffe es. Beſchäftigung zerſtreut, es wird ſich wohl etwas für Dich zu thun finden. Pflege mir meine Blumen, Dein Vater hatte eine geſegnete Hand dazu — ich hätte ihn um ſeine Aurikeln und Senker beneiden können. Die Hyazinthe, welche ich zu meinem letzteren Geburtstage von ihm erhielt, war ein Prachtexemplar, das ſeines Gleichen ſuchte. Auf dem Täfelchen mit grünem Rande ſtand: La Pensée. Sie hatte über dreißig Glocken — lieber Gott! und ihm iſt nun zur Ruhe eingeläutet.“

Philippine ſchluchzte. Nach einer ſchonenden Pauſe fuhr das Fräulein ablenkend fort: „Hinſichtlich Deiner Stellung hier im Hauſe, nimm einen Wink von mir an. Mein Erbe — Du weißt,“ erklärte Roſamunde, und ein ſeltſames Lächeln milderte den ernſten Ausdruck ihres Geſichts, ſo daß ſie der Möglichkeit eines Mißverſtändniſſes zu ſpotten ſchien.

„damit iſt nicht etwa der Prätendent an meinen Nachlaß gemeint, ſondern der Bediente, welcher ſo heißt, ſteht zu Deinen Dienſten; doch es wäre freundlich von Dir, wenn Du ihm eher einen Gang erſparteſt; denn er wird alt, und es will nicht mehr ſo recht fort mit ihm. Von meiner Baby kannſt Du Vieles lernen, nur eines wünſchte ich nicht, den Widerſpruch, den ſie ſich in ihrem Eheſtande angewöhnt hat. Ich ertrage dieſen kleinen Fehler ihrer großen Tugenden wegen mit Geduld, denn wo iſt ein Menſch ohne Schwachheit? — Und endlich empfehle ich Dir den Ami! Solch ein armer Hund will doch auch als ein Geſchöpf Gottes behandelt ſein. Nun aber gehe, mein Kind, hinauf in Dein Zimmer und richte Dich ein. Man muß vor allen Dingen zuerſt mit ſich ſelbſt fertig werden.“

Frau Baby, welche ein Jahr jünger als ihre jungfräuliche Gebieterin, die Uebung der ehelichen Schule voraus hatte, deren Curſus ſie in Kürze durchgemacht und ſich nicht wenig damit wußte — ſchlich dem Mädchen nach, um, wo es nöthig wäre, mit Rath und That behülflich zu ſein. Philippine aber, der in dieſer Stunde das Herz ſchwer war, ließ alles liegen. Sie ſtand läſſig am Fenſter und ſchauete mit naſſen Augen über die Berge, hinter welchen der kleine Hügel ihres Vaters lag. „Meine Philippine,“ ſagte Frau Baby, denn ſie hatte das Mädchen mütterlich lieb und ein Verdienſt um ſeine milde Aufnahme, „was blickſt Du ſo traurig hinaus? Man muß auf das Nächſte ſehen. Es wird beſſer gehen, als Du denkſt. Unſer Fräulein iſt gut, eine wahre Seele. Freilich, einige altjüngferliche Schrollen ſind zu berückſichtigen, kleine Eigenheiten, in die ein junges Mädchen ſich fügen muß, zur Vorübung, weil die Männer doch auch ihre Launen haben. Eine Fliege, die zur Unzeit brummt.

macht den Eheherrn zuweilen rappelköpfiſch; da muß eine Frau dem Frieden nachjagen, und ſtumm ſein können, wenn Zeit und Klugheit es erfordern. Ich kann es, Gott ſei Dank!“

Philippine lächelte dieſes Selbſtruhms und gedachte der Warnung des Fräuleins. „Nun aber,“ ſetzte Frau Baby ſchließlich hinzu, „darf ich Dich nun nicht mehr Du nennen. Die Kindertage ſind vorbei, und die Leute dächten, ich wüßte nicht, was ſich ſchickte.“

Philippine wollte zwar dagegen einwenden; Frau Baby aber blieb mit eigenthümlicher Feſtigkeit bei ihrem Vorſatz.

Aeußere Ruhe giebt nicht ſelten innere; ſo wie es ja ſchon weſentlich hilft, eine Aufregung zu beſänftigen, daß man den Schein annimmt, ſie ſei vorüber. Philippine fühlte ſich hier ſehr bald getröſtet, dann ſogar glücklich. In größter Einförmigkeit verſtrich die Zeit. Wer einen Tag in Struenſee gelebt, wußte das Jahr auswendig, mit Ausnahme einiger Wochen, in denen ein Beſuch Epoche machte, den Roſamunde jährlich von einer Jugendfreundin erhielt. Mit dieſem Beſuche, der faſt immer in die Zeit der Kornblüthe traf, kam Leben und Regſamkeit in das todte Schloß.

Frau von Sorgue, die Gattin eines vornehmen Staatsbeamten, nannte den Aufenthalt im Gebirge ihre Saturnalien, weil, wie die Dame mit einem ſchmerzlichen Lächeln in dem feinen und ſchönen Geſicht bemerkte, bei dieſem römiſchen Feſt die Sclaven völlige Freiheit genoſſen hätten. Aber doch ging etwas von den Anſprüchen der Welt unwillkürlich in die einfachen Verhältniſſe dieſer ländlichen Stille über. Frau von Sorgue brachte ihre Tochter mit, das liebſte, das einzige Glück der Mutter. Nina, ihr Vater nannte ſie Ninon — war ein reizendes Weſen. Hier, als

Kind gewiegt, an der Amme Bruſt ſchon von dieſen reinen Lüften geliebkoſet, behielt Struenſee den Zauber der fruheſten Eindrücke, und dieſe Gärten, Grotten und Bäche, die einſamen Alpen voll weidender Lämmer, das wunderbare Grauen der Berge, die grüne Tiefe der Thäler, waren und blieben Nina's Paradies. Sie flatterte wie eine Libelle von Blume zu Blume, oder horchte auf dem kühlen Sitz eines Quellenrandes, wo es ſich lieblich von der Hitze des Tages ausruhete, einem anziehenden Mährchen, welches Frau Baby hübſch zu erzählen wußte, und deſſen Geiſt der ſparſame Verſtand der Haushälterin zuletzt immer in irgend einer ſeichten Erziehungsmoral verwäſſerte. Doch Nina löſte ſich nichtsdeſtoweniger in Vergnügen dabei auf; der Phosphorus der kindlichen Phantaſie übergoß ihr Gebiet mit blauem Feuer, und ſie ſah Ritter, Rieſen und Zwerge, ja, die ganze romantiſche Bevölkerung der Feenwelt im Mondſchein ſpielen.

Indeſſen erſchöpften Fräulein Roſamunde und Frau von Sorgue den Stoff ihrer vertraulichen Geſpräche nie. Erſtere fuhlte, daß auf dem Grunde der Seele ihrer Freundin etwas Trübes ruhe, was dieſe dunkle Anſicht gebe, worin ſich ihr das Leben ſpiegelte. Auch Roſamundens Gemüth war keinesweges oberflächlich, aber klar, ein Himmel in der Tiefe.

Beide waren in einer Koſtſchule erzogen worden. Angelica, nachmals Frau von Sorgue — ſchön wie ein Engel, das Kind vermögender Eltern, unter den glücklichſten Ausſichten für die Zukunft, voll Heiterkeit und Hoffnung. Roſamunde, eine arme Waiſe, ohne Reiz, ohne Talent, nur der Liebe fähig, die alles erſetzt, was das Gluck verſagt. Die zärtlichſte Freundſchaft verknüpfte beide Mädchen ſchon in früheſter Jugend. Ein Oheim des Fräuleins von der Golz, der Herr von Struenſee, bezahlte die Penſion für ſein Mündel; zu ihm ward Roſamunde berufen, als ſie die Anſtalt verließ.

Angelica ging als ein Stern der Schönheit in dem Hauſe ihrer Eltern auf, und verbreitete eine Zeit lang Glanz über ihre heimiſchen Verhältniſſe. Sie ward zeitig die Braut eines Mannes, der ſeine Laufbahn kaum verfehlen konnte, und dieſer glänzenden Partie wegen ſehr beneidet. Angelica ſchrieb leidenſchaftliche Briefe voll Triumph in das Schloß im Gebirge, wo ein Herz im ſtillen Schmerz der Liebe ſchlug. — Roſamunde las dieſe Zeugniſſe, daß ſolch ein Glück auf Erden möglich ſei, mit einer Theilnahme, die ein wenig ungläubig war, was nicht aus Neid entſprang, ſondern aus der heiligen Scheu, mit dieſem Begriff einer Seligkeit vorzugreifen, die ſie zu überirdiſch hielt für die ſterblichen Wünſche der Menſchen.

Als nach einigen Jahren der Oheim todt und ſein Sohn, der Erbe von Struenſee, in alle Welt gegangen war, obgleich Niemand zu ſagen wußte, weshalb er ſeinem Eigenthum den Rücken gewendet, um das Weite zu ſuchen — blieb Roſamunde allein auf dem Gute, wie auf einem jungfräulichen Wittwenſitz zurück und verwaltete die Einkünfte deſſelben. Sie that dies mit größter Ordnung und Gewiſſenhaftigkeit. Es gab Leute, welche dieſe löblichen Eigenſchaften ſchnöde mit Geiz verwechſelten, weil das Fräulein auf das Kleinſte ſah und ſo ganz ohne verſchwenderiſche Bedürfniſſe war. Auch konnte ſelbſt das günſtigſte Urtheil Roſamunde nicht frei ſprechen von ſichtlicher Liebe zum Gelde und einer großen Freude am Sammeln; doch konnte Keiner ſagen, ihr Herz ſei hart und irgend einer Noth verſchloſſen, und ſelbſt die Feinde der Gerechtigkeit mußten ihre Milde rühmen.

Die Freundinnen hatten ſich lange nicht geſehen, als Angelica zum erſten Male nach Struenſee kam; ihre erhöhte Gemüthsſtimmung war tief abgeſpannt, und die zartſinnige Roſamunde hörte ſogar eine zerriſſene Saite, eine leiſe Verſtimmung heraus, obgleich Frau von Sorgue eine Dame vom feinſten Ton war. Sie klagte zwar über den Zwang ihrer geſelligen Verhältniſſe, über die Geſchäfte ihres Mannes, die ihn verſtimmten, über manche Familien-Unannehmlichkeiten, die ſich nicht beſeitigen ließen; doch Roſamunde merkte eben daran, daß alle dieſe Urſachen es nicht wären, wodurch das Glück ihrer Freundin geſtört würde. Sie ehrte jedoch dieſe Verſchwiegenheit, die nicht laut werden konnte mit ihrem Kummer, oder wollte; hatte ſie doch auch ein Geheimniß, das ihr wie eine Binde vom Herzen geriſſen worden wäre, worunter es dann aufs neue geblutet. — Wie Vieles Beide einander auch mittheilten, ſie fuhlten, daß ſie ein Mehreres zu ſagen hätten; doch dieſer Vorbehalt war wohl eher eine Schutzmauer als eine Scheidewand der Freundſchaft, die ſo oft einſtürzt im überſchüttenden Vertrauen.

War die Zeit dieſes jährlich wiederholten Beſuchs nun um, und kam der Tag der Abreiſe, dann gab es eine ſchmerzliche Trennung. Der Winter dehnte ſich in kalter Länge zwiſchen ihrer letzten Umarmung und dem nächſten Wiederſehen aus. Sie umſchloſſen ſich um ſo wärmer und inniger. Nina zerfloß am Halſe der Frau Baby in Thränen, und dieſe packte zum Troſte des anhänglichen Lieblings in den Wagen auf, was er nur faſſen konnte. Sie entwickelte bei dieſer Gelegenheit einen eigenen Sinn zur Benutzung der Räumlichkeit — wir wiſſen nicht, ob Doctor

Gall ihn entdeckt. Blumen, Spielſachen, Honigwaben, Butterlämmchen in grünen Blättern, ein lebendiges mit rothem Bande, ein armes Schlachtopfer kindiſcher Zuneigung und Laune, alles wurde an ſchicklicher Stelle untergebracht, und Frau von Sorgue, trotz ihrer ätheriſchen Geſtalt, hatte Mühe, Platz zu finden. So ſchwankte die ſchwerbeladene Kutſche unter dem Morgengeläute der Heerden der Straße zu, begleitet von der Schalmei des Hirten, von Blicken der Liebe; denn Roſamunde und Alles, was Augen hatte im Bereich ihrer Nähe, ſah dem Wagen nach, ſo lange als möglich. Im Schloſſe aber war es nun weit und öde, die verklungenen Stunden des Vergnügens hallten in dem ſtillen Raume nach; der Tag ging wieder ſeinen einförmigen Gang, der Abend auch, und die Nacht hüllte nur die träumeriſche Gewohnheit dieſes Daſeins etwas tiefer ein.

Unweit dem Schloſſe von Struenſee, auf einer mäßigen Höhe, ſtanden die Trümmer einer ritterlichen Feſte als der ſchönſte Punct der ganzen romantiſchen Gegend. So oft die Sonne den Schatten der Ruine verlängert ins Thal ſtreckte, ging Fräulein Roſamunde, auf ihren Stockſchirm geſtützt, dieſen Weg, und nur der treue Ami durfte den einſamen Genuß dieſes Spaziergangs mit ihr theilen. Oben angelangt, ſetzte ſie ſich auf einen bemoosten Stein, wie zu einer Pilgerruhe gelegen, ſpannte das ſeidene Dach über ihrem Haupte aus und ließ nun das Auge auf der entzückenden Ausſicht ſchweifen. Der Hund ſaß auf dem Saume ihres Kleides und blinzelte, geblendet von dem Schimmer der Natur. Ausgebreitet lag der Teppich der Welt zu Roſamundens Füßen, von der ſie nichts weiter als den Reiz dieſes Anblicks begehrte. So wartete ſie, bis die Sonne untergegangen war, dann — eine ausathmende Pauſe noch, ein ſtiller Abendſegenſpruch — und Roſamunde ging nach Haus allein, wie ſie gekommen, unermüdet von der Wiederholung dieſes Schauſpiels. — Wir machen auch einen kleinen Rückweg in dieſer Geſchichte und erzählen Dir, liebe Leſerin, warum dem Fräulein jenes Plätzchen ſo heilig war, daß es ſich Angeſichts dieſer verfallenen Mauern erbauete, und die Seele in der Erinnerung eines längſt verſchwundenen Augenblicks geweiht und gehoben fühlte.

Roſamundens Oheim hatte einen Sohn, Oswald mit Namen. Der junge Edelmann war einnehmend von Geſtalt und Sitte, der Stolz und die Freude ſeines Vaters, der dem glühenden Wunſche des Jünglings, nach der Vollendung ſeiner adeligen Studien der damaligen Zeit, eine große Reiſe nicht weigern konnte, an der Oswalds ganzes Herz zu hängen ſchien. Aber nach der glücklichen Wiederkunft ſollte auch die Hoffnung des Vaters in Erfüllung gehen, Oswald das Gut übernehmen und dann — heirathen. Der alte Herr hatte ſo ſein Plänchen im Stillen. Er zeigte dem Sohne die Briefe der Nichte, aus denen ein ſanftes Herz, ein unverbildeter Sinn ſprach. Oswald faßte ein günſtiges Vorurtheil für die Couſine. Nun kam Roſamunde nach Struenſee, um immer dort zu bleiben. Sie war nicht hübſch, kaum intereſſant — was die Mehrzahl der Männer ſo nennt; nur ein Lächeln der Zufriedenheit blühete auf ihren Lippen. Und wie das Bewußtſein ihrer ſelbſt den ſtärkſten Zauber der Schönheit entkräftet, ſo gab das beſcheidene Wiſſen, dieſer Vorzug ſei ihr nicht geworden, Roſamundens anſpruchloſer Geſtalt einen gefälligen Reiz.

Oswald fand ſein Mühmchen ſtill und blöde, der Vater ſeufzte, daß die jungen Leute ſich nicht recht finden wollten; aber er hoffte in Geduld, es fände ſich doch wohl mit der

Zeit.' Während der Abweſenheit des Sohnes, die über zwei Jahre dauerte, wurzelte der Wunſch noch tiefer, Roſamunde möchte ſeine Schwiegertochter werden. Sie hatte nur für die Erheiterung des Oheims gelebt, er dachte mit Kummer an ihr zurückgeſetztes Loos, wenn Oswald eine Andere zur Gattin nähme.

Einige Zeit vor der Zurückkunft des Sohnes ward der alte Herr von der Golz kränklich; es ſchien ihm etwas auf dem Herzen zu liegen, was er ſelbſt Roſamunde nicht vertrauen mochte. Endlich kam Oswald. Seine Stirn war nicht mehr ſo offen und heiter wie ſonſt, ein ſchwermüthiger Ernſt ſprach aus ſeiner Miene; doch der Mund war ihm verſchloſſen, mehr, als billig von Jemand zu erwarten, der viel Erfahrungen geſammelt hat. Die Gedanken weilten ihm in der Ferne, er war faſt beſtändig zerſtreut. Eines Tages, als Vater und Sohn allein waren, und der Erſtere von den Urſachen ſeines Uebelbefindens ſprach, ſagte er: „Ich hatte einen Schrecken deinetwegen Oswald. Ein Gerucht kam mir zu Ohren, Du hätteſt in dem Bade zu *** ſtark geſpielt, Dich in wüſte Schlägereien verwickelt, mit einem getauften Juden unziemlicher Weiſe für einen Cavalier in Umgang eingelaſſen, und deſſen Tochter wäre nun heimlich Deine Braut.“

Oswald lächelte ſeltſam zu dieſer Rede ſeines Vaters. Er ſah ihn an, mit einem Tiefſinn im Blick, woraus der Alte Troſt ſchöpfte, es möchte dies alles eine ſchnöde Lüge ſein. Und ſo ſetzte er muthiger hinzu: „Sage mir kein Wort! Genug, ich habe es nicht geglaubt. Kannte ich doch Deinen Abſcheu gegen alles Hazardiren, Dein Vorurtheil gegen die hebräiſchen Renegaten — Deine beſonnene Ruhe — — aber der erſte Schrecken hatte mir gleichſam den letzten Druck gegeben. Freilich,“ fuhr er mit Reſignation fort, was den Sohn mehr noch rührte, als das väterliche Zutrauen, „hätte ich ſehr gewünſcht, Roſamunde würde Deine Liebe, denn ein beſſeres Mädchen giebt es ſchwerlich, und ſolch eine Engelſeele müßte die Ehe zu einem Himmel auf Erden machen; aber das Glück will nicht aufgedrungen ſein. Du wirſt das gute Kind deshalb nicht verſtoßen.“

Der weit ausathmende Seufzer, den Oswald gegen dieſe harte Wendung ausſtieß, räumte Roſamunde alle Rechte ein, welche ſeines Vaters Gunſt ihr gönnen mochte; nur, meinte er, ſein Herz nicht.

Indeſſen änderte die Folgezeit dies Urtheil. Mit leiſer Innigkeit zog Roſamunde ihn an, er merkte es nicht einmal. Die Heimath mit ihren kleinen trauten Freuden umſpann ihn, und was ſich in ihm regte, war Gefühl ihres Zaubers. Das Schloß war wohl ſtill und todt; aber wie beſeelt erſchien ihm jeder Gegenſtand! Die alten Linden blühten — in ihrem ſüßen Dufte ſtrömten Erinnerungen aus, die ſeine Bruſt ſchwellten, der Einfluß einer liebenswürdigen Nähe geſellte ſich dazu, und verdrängte daraus eine fremde Welt und eine ferne Hoffnung.

Jetzt ward der alte Herr von der Golz bedenklich krank und litt lange. Sein Zuſtand forderte die ganze Geiſtesgegenwart des Sohnes. Roſamunde pflegte ſein mit zarter Liebe, und damit zugleich einen Keim zärtlicher Zuneigung in Oswald, der tiefer wurzelte, als er ſelbſt es ahnete. Gern hätte er nun den Segen ſeines Vaters ſich erbeten zu dieſer Verbindung; aber ein gegebenes Verſprechen hielt mit eiſernem Arm ihn davon ab. Seine Wünſche hatten ſich verwandelt; allein die Pflicht beſteht.

Oswald hatte wirklich in jenem Badeorte, den man ſeinem Vater als eine Schule der Verführung für den Sohn genannt, eine Bekanntſchaft gemacht, die ihm verhängnißvoll geworden. Der lebhafte Verkehr dieſes reizenden Aufenthalts lockte den jungen Edelmann, der ſich auf die ſeltene Kunſt zu reiſen verſtand, welche auch das Verweilen am rechten Orte in ſich ſchließt — hier zu raſten. Die Gegend war ſo ſchön, die Geſellſchaft ſo reichhaltig an Genuß, daß er ſobald nicht fort konnte. Eines Abends, als Oswald mehr zu pſychologiſcher Ausbeute, als anderer, ſich in den Kampf des Spielzimmers wagte, war er Zeuge, wie ein ältlicher Mann, den er öfterer ſchon geſehen, ohne ihn zu beachten, und der trotz ſeiner unbedeutenden Perſönlichkeit durch eine vornehme Ruhe des Betragens hervorragte, eine gröbliche Beleidigung erlitt. Der kleine Hagere benahm ſich vortrefflich, aber eben dieſe weiſe Mäßigung erhitzte den Streit; die Gegenpartei des Braunrocks verſtärkte ſich, und man ließ dieſen modernen Sokrates unter einer Rotte raſender Rolande einen Gifttropfen nach dem andern ſchlürfen.

Dies empörte den jungen Edelmann, und er konnte nicht unthätig dabei bleiben; ſo nahm er ſich des fremden Mannes mit einer Energie an, die ihm Recht verſchaffte. Zwar hätte der tapfere Anwalt ſich bei einem Haar für ihn ſchlagen müſſen, aber dieſes blutige Verfechten wurde durch das Einſchreiten einer neutralen Macht noch friedlich beigelegt. Oswald hatte im Lärmen des Zankes neben ſich Worte fallen hören, die es ihm übel deuteten, daß er ſo viel Aufhebens um einen Manichäer mache; es galt ihm in dieſem Augenblicke gleich, und wenn er ſich eines Muhamedaners angenommen, der Menſch war in ihm aufgefordert zu dieſem Beiſtand.

Schon zu lange für den Drang der Spieler hatte dieſe

Epiſode gedauert. Man ließ den Braunrock los, für den das Blatt ſich gewendet und ſeinen Beſchützer dazu. Schwüle Stille lagerte ſich nun wieder um den grünen Tiſch, auf dem ein Häufchen Goldes verlockend blinkte, und der eintönige Ruf des Banquiers theilte wie „das gemüthlos blinde Element“ Verderben zu, ſelbſt denen, die gewannen.

Oswald trat aus dem Saal ins Freie, der fremde Mann hielt ſich an ſeiner Seite. Draußen war es wirklich wie im Bade; die matte Atmoſphäre dünſtete Schwefel aus. Ein fernes Wetterleuchten zuckte grell durch das blaſſe Mondlicht des drückendheißen Abends, die Luſtwandelnden ſchlichen laß und müde hin und her, und der melodiſche Hall der Muſik tönte gedämpft durch den Druck der Luft.

Der junge Edelmann, dem doch bei jener Scene warm geworden, trocknete ſich den Schweiß von der Stirn, eine Reſtauration war in der Nähe, er ſchritt darauf zu und forderte ein Glas Eis.

„Jetzt nicht,“ ſagte der Braunrock mit der Ueberlegenheit der Theilnahme und legte ſeine magere Hand auf den Arm des Jünglings, „die jähe Abkühlung könnte Ihnen ſchaden, ich weiß ein beſſeres Labſal. Kommen Sie!“

Oswald gehorchte unwillkürlich; ein geheimer magnetiſcher Zug hieß ihn dem fremden Manne folgen. Sie traten in ein kleines Haus, und der Braune öffnete ein Zimmer zu ebener Erde. Ein Diener, ſchlicht gekleidet wie ſein Herr und eben ſo einfarbig, als hätte der Orden der Capuciner dieſer Uniform den Farbenton gegeben — brachte Licht und entfernte ſich ſodann.

„Mein Herr,“ begann der Unbekannte und athmete tief: „Sie haben mich zu Ihrem ewigen Schuldner verpflichtet. Womit könnte ich dieſer Verbindlichkeit ledig werden? Ihr edles Benehmen iſt Ihnen hoch angeſchrieben; doch nur das Herz vermag zu bezahlen, und die Dankbarkeit iſt ſein Gedächtniß, laſſen Sie uns Freunde ſein, vortrefflicher junger Mann!“

Oswald erröthete und ſprach: „Dieſer verdrießliche Handel iſt nicht der Rede werth, und zur Freundſchaft — kennen wir einander zu wenig.“ Es lag ein ſpröder Stolz in dieſer Antwort, die ſowohl den Dank wie die Perſon abwies, die ihn mit ſolcher Wärme gab.

„Ich ſage Ihnen,“ erwiederte der Fremde, indem der Strahl eines Lächelns ſein Geſicht wohlwollend erhellte: „Wir kennen einander genug. Sie wiſſen, daß ich mir ſelbſt gebieten kann — das ſind oft die größten Leute nicht im Stande — und zur Freundſchaft taugt keine ohnmächtige Seele. Und ich weiß, daß Sie keiner ſchnöden Meinung dienen und keine Unbill dulden, wo ſie einem Andern widerfährt. Ihre edle Hitze hat mir ſehr gefallen. Ein Jüngling darf nicht kalt ſein wie ein Markſtein, der fremdes und eigenes Intereſſe abgrenzt. — Und nun noch eine Nebenſache, ich bin der Juwelier Dunkel aus M. — doch gebe ich von nun an mein Geſchäft auf.“ Dies Letztere ſagte der Alte mit Nachdruck.

Oswald nannte ſeinen Namen auch, und Herr Dunkel ſchien ihn mit Vergnügen zu erfahren. Er machte nun mit zuthunlicher Gaſtfreundlichkeit den Wirth, holte wunderſchöne Früchte herbei und ein Fläſchchen Lacrimä Chriſti. Oswald nahm einen Pfirſich, wie für den Mund eines Prahlers, erquickte ſich an dem zarten Fleiſch dieſer Frucht, wie an dem ſüßen Blut der Traube, während Herr Dunkel mit einem kleinen goldenen Meſſer die königliche Ananas entkrönte, und ſie vornehm und zierlich für den Genuß zurecht machte. „Eigener Zuwachs, mein Herr von der Golz,“ ſagte er, als Oswald dieſen Früchten Ehre widerfahren ließ, „auf meinem Grund und Boden gezogen. Ich bin in Wahrheit ein glücklicher Mann, geſegnet auf jede Weiſe; andere Thränen, als ſolche, werden bei mir nicht verſchluckt, Gott ſei Dank! und Bitterkeit bekäme Niemand zu koſten, als wen etwa nach dieſem Mandelkern gelüſtete.“ Dabei klopfte er mit dem umgekehrten Meſſer an den anſehnlichen Stein des Pfirſichs. Der Alte ſagte dies nicht mit der Ruhmredigkeit eines Großſprechers, ſondern in dem demüthig frohen Ausdruck einer erkenntlichen Seele; aber der Schatz des Glückes verlangt einen verſchloſſenen Mund — und Lob und Preis der Geſegneten kann nicht leiſe genug tönen, ſoll es den ſchlafenden Feind nicht wecken! — Das Gefühl, welches der Menſch erregt, der ſich in höheren Jahren für glücklich hält, denn in der Jugend giebt die Liebe auch dem mangelhafteſten Schickſal eine Fülle von Seligkeit und läßt das Herz überſtrömen — iſt jedenfalls der Hochachtung verwandt. Oswald blickte den Günſtling der Fortuna darauf an und mußte ſich geſtehen, daß vor dieſer liberalen Göttin kein Anſehen der Perſon gelte; und wenn die Umgebungen als ſtumme Zeugen für die Wahrheit ſeines Wortes zu betrachten wären, ſo beſtände ſein Wohlſtand nur in dem Vermögen der Zufriedenheit.

Nach einem angenehm verplauderten Stündchen trennten ſie ſich freundlich. Der Alte leuchtete ſeinem Gaſt ſelbſt bis an die Thür, und bei dem flackernden Scheine des Lichtes, das gegen die gewitterfinſtere Nacht hinaus den Umriß der Geſtalten ſichtbar machte, erkannte ein Vorübergehender den jungen Edelmann und den, der ihn entließ.

„Wo kommen Sie her, Golz?“ fragte der Officier, der zu Oswalds näheren Bekannten gehörte, halb verächtlich, „von dem getauften Juden? Das müſſen Sie künſtlich angeſtellt haben, denn dieſer Zugang iſt nicht leicht. Dieſer ſogenannte Herr Dunkel lebt hier in obscuro, und verſteht es, ſich unzugänglich zu machen. Er ſoll ſehr reich ſein, einen Millionair nennt man ihn, wenn dieſer Ruf nicht etwa das Mährchen von der Tonne iſt. — Mir ſteckt nur ein Diogenes darin, der ſich in eitler Selbſtgenügſamkeit gefällt, und ich dachte ſchon, Sie wollten etwa philoſophiſche Stunde bei ihm nehmen.“

Dieſer Ton, der ſcherzhaft ſein ſollte, aber ſchneidend war, riß wie ein Mißlaut durch Oswalds erheiterte Stimmung. Er mochte die Juden nicht leiden, und über der getauften Welt dieſer ſeiner Antagoniſten ging die Sonne ſeiner Gunſt gar nicht auf. Die Nachricht von dem Reichthum des Juweliers war ihm aus einem andern Grunde eben ſo widrig. Er hatte in humaner Uneigennützigkeit das Wort des Gekränkten geführt; aber das Ende vom Liede würde ſein, fürchtete er, daß ihm dieſe Menſchen, überall unfähig, an reine Abſichten zu glauben, den Text unterlegen würden: „Seid umſchlungen, Millionen! Dieſen Kuß“ — nun er hatte den alten Dunkel herzlich geküßt. Oswald erwähnte kurz und kalt, wie er mit dem Juwelier in Berührung gekommen, und wünſchte dann dem Geleitsmann, der ihn in ſeinen Gefühlen geirrt, eine gute Nacht.

Am folgenden Morgen ſuchte ihn der alte neue Freund in ſeiner Wohnung auf. Er kam mit einem Vorſchlage. Oswald, der von ſeiner nahen Heimkehr geredet, ſollte mit ihm über M. gehen und als ein lieber Gaſt ihm und den Seinen im Hauſe des Juweliers bleiben, ſo lange er wollte und könnte. — Wir können es uns nur aus dem Widerſpiel der menſchlichen Neigungen erklären, daß der junge Edelmann ſich nach einigem Zögern dazu bereden ließ. Am dritten Tage ging die Reiſe fort. Oswald fühlte ſich von der Unterhaltung ſeines Geſellſchafters mehr und mehr angeſprochen, ſo daß er darüber vergaß, auf Außendinge zu merken.

Mehrere Nachtquartiere waren vorüber, da ſagte der alte Dunkel, und ſein tiefes Auge leuchtete auf wie ein Flämmchen: „Heute ſchlafen wir daheim in meinem Hauſe!“ Er ſprach den Tag über weniger als ſonſt. Sein Blick ſchweifte vergnügt und ſinnig über die abgemäheten Felder, er betrachtete den Weg mit einem Intereſſe, welches ihn vom Gange des Geſprächs abzog, und wie raſch auch die Poſtpferde gingen, ſeine Seele eilte voraus.

Gegen den Abend ſtieg ein blaſſes Amphitheater am Horizonte auf, das Aetherblau der Berge verdämmerte in waldigen Maſſen, die Thürme von M. ragten in der Ferne. Jetzt machte die Straße eine Wendung, ſie ließen die ſchöne Stadt links liegen. Der Abend lagerte ſeine Schatten, geiſterhaft war jeder Baum umwebt, und die Kerzen am Himmel fingen an zu glimmen. Der Wagen flog je näher dem Ziele, der Juwelier ſprach kein Wort mehr. Am Ende einer unabſehlichen Allee wölbte ſich der Bogen einer Ehrenpforte, und als die Equipage darunter hinrollte, tönte ein Böller mit weitem Hall in die thauenden Lüfte. Aus der dunkeln Fläche ſtiegen Leuchtkugeln auf, ſo kühn und kunſtmäßig, als hätte ein Jongleur ſie geworfen; über die Ebene ſcholl traumhaft leiſe Muſik. Ein erleuchtetes Landhaus ward ſichtbar, auf deſſen platten Dache ein kleiner Telegraph angebracht war. Das Wort „Willkommen!“ funkelte in Brillantfeuer den Reiſenden entgegen.

„Wie ſie mir mein grünes Gewölbe da ſpielen laſſen!“ ſagte der alte Dunkel bewegt und drückte ſeinem Gefährten die Hand. „So oft ich von einer Abweſenheit wiederkehre, denke ich mit Wehmuth, wie man nur etwas Beſſeres finden mag, als die Heimath. Aber ſo iſt der Menſch! Das Glück ruht in ſeinem Beſitz und er ſucht es in der öden Weite.“

Dieſe Worte ergriffen Oswald im Innerſten. Er fühlte ihren Vorwurf als den ſeinen, er ſehnte ſich an ein verwandtes Herz und fand ſich allein, ja am Ende gar gefoppt. Schon bereuete er es, der Einladung dieſes Mannes gefolgt zu ſein. Der Wagen bog um die Ecke des Landhauſes und hielt vor einer mit Blumen beſetzten Freitreppe, zwiſchen denen bunte Lampen flimmerten. Auf der oberſten Stufe ſtand ein Mädchen, und hinter demſelben eine kleine, mumienartige Frauengeſtalt. Aber das ſchöne Kind hätte dieſes feenhaften Schimmers und dieſer Folie nicht bedurft.

„Mein Vater!“ rief das Mädchen mit ſüßer frohlockender Stimme, hüpfte die ſteinerne Stiege hinab und hing am Halſe des Juweliers.

„Meine Tochter Sara,“ ſagte der Alte nach ein paar kräftigen Küſſen auf dieſen zarten Mund, zu ſeinem Freunde gewendet, „und dies meine Schwiegermutter, Frau von Meyer. Ich ſelbſt bin der Baron Dunkel, doch hoffe ich, ſoll dieſe kleine Aufklärung nichts in unſerm Verhältniß ändern, Herr von der Golz.“

Oswald ward den Damen nun vorgeſtellt. Der freie Platz wimmelte von Landleuten, die dem Gutsherrn ein Lebehoch zu bringen kamen. Der Baron theilte gütige Worte unter ſie aus und das Verſprechen, ſie ſollten morgen, es traf an einem Sonntag — das Feſt ſeiner Ankunft mit Spiel und Tanz feiern und beſtens bewirthet werden, worauf ſie ſich fröhlich in Hoffnung entfernten. Dann ward es abendſtill um das Landhaus, und der kleine häusliche Kreis zog ſich nach Innen zurück.

Als Oswald ſich zur Ruhe begab, blieb er mit ſehr gemiſchten Empfindungen allein. Die Täuſchung, welche der Baron ſich gegen ihn erlaubt, ob er ſie auch mit Tauſenden getheilt, verdroß den Jüngling, und er meinte, der alte Herr hätte eine Ausnahme mit ihm machen, oder doch ſein Incognito früher aufheben ſollen. Er fühlte den Augenblick, den der Baron dazu gewählt, als unſchicklich: denn Verwunderung iſt an ſich ſchon Fremdheit und macht einem ſchönen Mädchen gegenüber noch fremder und blöde, und die Standeserhöhung des Wirthes an der Schwelle des Hauſes demüthiget auf gewiſſe Weiſe den Gaſt. Und ein Jude war dieſer Baron, ein getaufter obendrein! Die Neuheit ſeines *Adels* wie ſeines *Glaubens* war Oswald's chriſtlichem und ariſtokratiſchem Vorurtheil gleich widrig. Kein Zweifel, es könnte auch anders ſein, kam in ſeine Seele. Er ſammelte alle Beweiſe der orientaliſchen Abkunft ſeiner Gaſtfreunde, um es ſich ſelbſt zu beweiſen, ein leiſes Gefühl der Abneigung hätte Recht, was ihn hinderte, ſich einem anziehenden Eindruck hinzugeben. Die Phyſiognomie des Barons, der Name ſeiner Schwiegermutter, Frau von Meyer; der ſeiner Tochter Sara wollte ſchon weniger beſagen, und hätte vielmehr als Gegenbeweis zeugen dürfen; denn in der Regel wird der iſraelitiſche Name nur mit einem romantiſchen vertauſcht. — Im Hauſe herrſchte Prunk, man ſpeiſte auf Silber, die Bedienten gingen reich gekleidet. Oswald erinnerte ſich mit einem vornehm abſondernden Gefühl der einfachen Verhältniſſe in ſeines Vaters Schloß, der glanzloſen Livrée, die der alleinige Erbe trug. In den Sälen der Villa prangten köſtliche Gemälde. Der ganze Olymp zeigte ſich hier dem entzückten Auge, und ſeine Götter, die zarten Gedichte der Schönheit und Genialität, hatte ein Hauch auf die Leinwand ſchöpferiſch beſeelt. Wenn nun der Betrachtende, hingeriſſen von dieſer Anſchauung mit Sinn und Sehnſucht, ein Heide war, ſo ließ daneben ein Blick in die patriarchaliſche Vorwelt ihn bedauern, daß er um Jahrtauſende zu ſpät geboren wäre; der Verfall der Tempel und jener ruhrenden Sitteneinfalt ſchien ihm ein verlorener Himmel. Der warme Odem Aſiens wehete um dieſe Geſtalten und entzündete Begeiſterung für die Kunſt und ihre Ideale. Man ſah, der Baron war ein Kenner, und wollte es ſein. Oswald's Vater hingegen achtete es für ſeinen höchſten Ruhm, den Herrn Chriſtum zu verehren. Nur Gegenſtände der Kreuzespoeſie in roher Verklärung ſchmückten die Wände ſeiner Wohnung, heraldiſche Zierathen waren über den Thüren angebracht und öffneten dem Wappenkundigen das Feld, und der Stammbaum dieſer Familie, abgeſtorben bis auf den letzten Zweig, der noch einſam grünte, breitete traurig ſein vergangenes Geſchlecht in den ſtillen Zimmern des Schloſſes Struenſee aus. Dies Alles dort erfüllte nun zwar mit bangſamer Hochachtung; aber der junge Edelmann dachte unter Empfindungen daran, woneben die heitern Reize der Villa des Baron Dunkel, den er für einen Aufkömmling hielt, der originell ſein möchte, und doch nur auf eine feinere Weiſe üppig war, ihren Glanz einbüßten. Selbſt Roſamundens erinnerte er ſich inniger, ihr anſpruchsloſes Bild hatte eine religiöſe Heiligkeit für ihn, eben jetzt, wo das jüdiſche Fräulein eine liebenswürdige Gegenwart auf ihn wirkſam machte.

Der Baron führte ſeinen jungen Freund in den reizenden Anlagen dieſes Landſitzes umher und ſprach: „Ihnen, lieber Golz, bin ich eine Erklärung ſchuldig, hinſichtlich meiner Verborgenheit. Es giebt wirklich einen Juwelier Dunkel in M., der mir, dem Gleichnamigen, jährlich ſeine Firma leiht zu Nutz und Frommen eines Lieblingsgeſchäftes von mir. Sie müſſen wiſſen, Freund, ich bin ein Naturforſcher ſo auf meine eigene Hand. Kein Diplom ruft mich zum Ehrenmitgliede einer gelehrten Geſellſchaft; ich bin mit meiner Wiſſenſchaft allein, und dieſe macht mich höchſtens zum Doctor eines Herzens, das ſich nur zu oft krank fühlte an der Verderbniß ſeines Nächſtens und einſam mitten in der Welt. Der Menſch iſt mein Studium. Nach Allem, was ich erlebt, blieb das Herz mir immer ein Räthſel. Nur zuweilen fiel ein Strahl, wie von Oben herab, in dieſen Abgrund, wohin keine Leiter der Erfahrung reichet — es gelüſtete mich, ſo tief als möglich einzudringen und alle Kräfte meines Geiſtes an dieſe Aufgabe zu ſetzen. Manchmal verlohnte ein Silberblick dieſer tiefſinnigen Mühe; aber nicht ſelten war er auch ſchnell verſchüttet, und nur wenig Gediegenes förderte ich zu Tage. Ich ſah nun, wie wunderbar Haß und Liebe ſich durchdringen, Gemeines ſich mit Edlem vermiſcht, und der lichtvolle Diamant der reinſten Tugend unter erdigen Theilen ſich bildet, oder wohl gar dem Reich der Unterirdiſchen abgekämpft werden muß. — Es machte mich recht traurig, wenn ich wahrnahm, wie der Durſt einer unſterblichen Seele, die nur Aether trinken ſollte, ſich aus trüber Quelle ſtillt, wie neben hochherziger Großmuth ein kleinlicher Neid beſtehen mag, wie wenig der Menſch das Glück erträgt, wie er dem erfüllten Wunſche, auch dem ſehnlichſten, ſich abwendet, und endlich, wie chemiſchſcharf Vorurtheile die Stoffe der menſchlichen Glückſeligkeit ſcheiden und auflöſen.“

„Und vermehrten dieſe Erfahrungen die Ihrige?“ fragte Oswald mit einem Anklang von Vorwurf in ſeinem Ton.

„Nein,“ antwortete der Baron, „aber ſie lehrten mich, keinen Werth auf außerweſentliche Dinge ſetzen, an einen weiſen Gott glauben, milde urtheilen und keinen Bürger der Zeitlichkeit für unfehlbar halten.“

Oswald ſchwieg, und der Baron fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: „Ich beſuchte daher gern die Bäder, dieſe Sammelplätze aller Krankheiten des Leibes und der Seele, wo jeder für ſeine Erholung lebt, ausgenommen die Stereotypen des Ortes. Wie manche unſichtbare Schrift in pſychologiſchen Chiffern erſcheint dort, eingetaucht in warmes Naß! Man lieſt Wunder. — Hier gewann ich in den ſonderbarſten Bekanntſchaften einen allgemeinen Blick, hier lernte ich Menſchen kennen. Glauben Sie wohl, daß ich den Unterſchied herausfühlte, womit man mich behandelte, als den, für welchen ich mich gab? — Kein Juwelier, und wäre er ſteinreich — nur der Kaufmann von Venedig etwa — wird nach einem andern Gewichte höher geſchätzt, als der ärmſte Baron. Die Meinung iſt überall ein Despot, und die Geſchichte vom Hute, dem der Tell vorüberging, iſt der Typus ihrer Tyrannei für alle Zeiten. Es ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten.“

„Es mag intereſſant ſein,“ erwiederte der junge Edelmann auf dieſe lange Rede, „den Charakter der Menſchen in ſeiner geheimſten Werkſtätte zu belauſchen und die Empfindungen zu zergliedern, aus denen er beſteht; ich aber könnte es nicht. Es gehört anatomiſche Kälte dazu, und ein Abtödten der eigenen Gefühle.“ Der Baron drückte dem Jüngling mit Wärme die Hand.

„Ich lebe lieber mit den Andern,“ fuhr Oswald fort, „und freue mich des Guten, wo ich es antreffe, unbekümmert, aus welchen Elementen es hervorgegangen. Das ſüßeſte Glück iſt ja doch nur Unbewußtheit ſeines Gegentheils. Und was hilft am Ende der aufgehäufte Schatz, der kein Herz bereichert? Ein kleiner Irrthum in der Berechnung — und irren bleibt menſchlich — und das Facit ergiebt einen falſchen Schluß.“

Der Baron lächelte. Er glaubte richtig gerechnet zu haben.

Oswald fühlte ſich doch von dieſem Aufenthalte ſtärker angezogen, als er es ſich geſtehen mochte. Ein Tag nach dem andern ward zugegeben, und die Herbſtſonne zog immer kürzere Kreiſe, wie im Fluge war wieder ein Abend da, und die Abreiſe für den nächſten Morgen ward nochmals verſchoben. Sein Benehmen gegen die holde Sara ward daher fortgehend abſchiedsweich und vollherzig.

„Die Schwalben ziehen“ — ſagte der Baron, „ſobald Golz uns verlaſſen, gehen wir auch in die Stadt zurück“ — und ein tiefer Seufzer flog aus Sara's Buſen auf, der dem Zugvogel galt, der ſich darin ein Neſt gebaut. Sara ward ſtiller, ihre Stimme klang traurig wie eine Scheideſtunde. Sie drängte das ganze Herz in jede Kleinigkeit, die für den Gaſt geſchah, ihr Blick, ſtets auf ihn geheftet, war ein naſſes Lebewohl, und ſenkte ſich nur, um ſchwere Thränen zu verbergen.

Der Baron ſcherzte im Beiſein Sara's über den alten Namen ſeiner Tochter. „Sie ſollte nach meinem Wunſche Sittah heißen,“ ſagte er, „aber der Geiſtliche, der ſie taufte, war harthörig; vielleicht war ihm auch jener Name noch nicht vorgekommen, und ſo nannte er ſie, wie die Gattin des Patriarchen. Wenige poetiſche Seelen etwa möchten dabei an Miß Sara Sampſon denken — den meiſten ruft dieſer Name die greiſe Mutter zurück, der die Kinder der Verheißung wie Thau aus der Morgenröthe geboren wurden. Und ſo iſt mein armes Mädchen in früheſter Jugend ſchon wie eine Ahnfrau zu betrachten, welche in dieſem Namen lebenslang einen leiſen Spott der Vergangenheit trägt.“

Bei dieſen Worten ihres Vaters blühete eine reizende Morgenröthe auf Sara's Wangen, und der Thau eines ſchamhaften Gefühls hing an der ſeidnen Wimper über dieſer Himmelsblume. Oswald's Auge, in dieſen Anblick verloren, ſah nicht die Geſegnete des alten Teſtaments, noch die Taufe des neuen Bundes, die ihn mit ſiedender Wallung begoß; nur ein ſchönes menſchliches Bild ſchwebte ihm vor, ein Sohn der Zukunft an dieſer jungfräulichen Bruſt.

In einer der nächſten Nächte träumte ihm, ſein Vater trete bleich und traurig an ſein Lager und winke. Nun war ſein Entſchluß zur Abreiſe unwiderruflich gefaßt. Der Baron ging noch einmal mit Oswald ſpazieren, ein inniges Geſpräch waltete zwiſchen ihnen. Sie ſtanden an einem Mooshüttchen, blaſſe Sonnenlichter ſpielten über den engliſchen Garten, hier und da rieſelte ein Blatt nieder und glänzte wie ein Leichnam, der ſich verklärt — und die letzten Fäden, die der Sommer ſpann, flatterten davon.

„Nun wird es öde bei uns werden,“ ſagte der Alte, „die Natur ſtirbt vollends ab; wenn mir nur mein beſtes Glück nicht etwa auch geſtorben wäre, die Lebensfreude meines Kindes. Sara liebt Sie, Freund.“

Dieſe Behauptung, ſo väterlich gradezu ausgeſprochen, beſtürzte den Jüngling. „Ich fürchte nicht,“ antwortete er, „daß Fräulein Sara meine Anerkenntniß ihrer Liebenswürdigkeit und Güte mit dem kleinſten Schmerz bezahlen wird.“

„Mit dem *kleinſten* nicht,“ entgegnete ihr Vater und lächelte düſter, „wohl aber mit dem *größten*. Sie *fürchten* es nicht? Dieſer Ausdruck ſagt mir, wie wenig für meiner Tochter Liebe und für meinen Wunſch zu *hoffen* ſteht.“

Die Liebe will ſich nur ihrem Gegenſtande zu erkennen geben; die Erklärung, welche ein Dritter fordert, ſchadet immer dem Drange dieſes Gefühls und verdrängt es nicht ſelten ganz und gar.

Oswald ſagte nun dem Baron, daß ſein Vater eine Verbindung zwiſchen ihm und einem vortrefflichen Mädchen innigſt wünſche. Er wolle nun heim und ſein Herz prüfen. Sara werde den flüchtigen Eindruck, den ihr zeitheriges Zuſammenleben auf ihr jugendliches Gemüth gemacht, bald verſchmerzen und den würdigeren Mann finden.

Der Alte ſah ſtill zu Boden. Oswald wartete ſeiner Antwort, und der Baron ſprach: „Sie, mein junger Freund, ſagten einſt, an einem kleinen Irrthum zeige ſich manchmal die nachgrübelnde Weisheit der Menſchenkenntniß als nichtig. Dies iſt mein Fall. Die Summe meiner väterlichen Hoffnungen läuft in eine traurige Null aus. Ein Liebender kann das goldne Kettchen nie ganz verleugnen, woran das Bild der Dame ſeines Herzens hängt; aber das Pflichtgefühl trägt ſein Band wie einen verſteckten Orden. So wagte ich die Ruhe meines Kindes und habe ſie verloren -- ich bin ein armer Mann.“

Dieſe Klage erſchütterte den Jüngling, ſo daß er faſt wankend geworden wäre. »Wir wollen die Zeit gewähren laſſen« — ſagte der Baron nach einer Pauſe der Sammlung; »doch Eins könnten Sie mir verſprechen, wenn Sie in einem Jahre wiederkämen, Ihr Schickſal möge ſich nun geſtalten, wie es wolle. Hat Sara Sie vergeſſen, iſt Ihre Hand vergeben, dann bleibt unſer Wiederſehen ein Geheimniß, das wir unter dieſem Mooſe begraben; denn hier in dieſem Hüttchen treffen wir uns.«

Dies verſprach der junge Edelmann. Dagegen gelobte ihm Sara's Vater, ſeiner Tochter nichts davon zu ſagen. Oswald wollte morgen Abſchied nehmen, wie für immer.

Es geſchah mit bitterm Schmerz. — Wir wiſſen bereits, wie Oswald nach Struenſee zurückkehrte. Er brachte, was er mitgenommen, die reinen Sitten, das wackere Herz wieder nach Hauſe, und nebenher den Gewinn mancher Kenntniß; nur etwas hatte er verloren, die Uebereinſtimmnng mit ſich ſelbſt. Indeſſen beſchwichtigte die linde Stille der Heimath dieſe inneren Aufregungen allmählich, Gefühle, die ihm, wie er dachte, fremd bleiben mußten, fingen an, ſchwächer zu werden; er ward ſich der Verhältniſſe und Pflichten bewußt, die ihm nun oblagen, und vergaß jener Dunkelheiten, in denen ihm von einem andern Glück geträumt.

Der Vater entſchlief in Frieden, er hatte die wachſende Zuneigung ſeiner Kinder geſehen. Nachdem der alte Herr von der Golz todt war, zweifelte wohl Niemand in und um Struenſee, daß Oswald und Roſamunde ein Paar werden würden. Wenn innige Freundſchaft die Ehe der Seelen iſt, ſo waren ſie es jetzt ſchon. Das Gütchen war im trefflichſten Zuſtande, ein junger Beamter bewirthſchaftete es, deſſen Mutter, die achtbare Wittwe eines Oberförſters, im Schloſſe wohnte und eine Art von Ehrenaufſicht über das Fräulein führte. Dieſer tüchtige Oekonom ſteckte den Edelmann mit ſeinem Enthuſiasmus für den Landbau an. Oswald hatte die Welt genugſam kennen gelernt, um ihrer zu entbehren; die reizende Scholle dieſes Beſitzthums dehnte ſich zu einem Arkadien für ihn aus, weit genug für die ſtrebſamen Wünſche ſeiner Bruſt. Er dachte mit Ruhe daran, in Roſamunde ein treues Herz, eine zuverläſſige Gattin zu beſitzen, welche die ſanften Freuden der Natur und das Andenken ſeines Vaters mit ihm theilen würde. Kein Hinderniß ſtand dieſer Verbindung entgegen, als etwa die Denkſäule des Verſprechens zur Herbſtreiſe. Noch hatte er das Wort der Erklärung gegen das Fräulein nicht ausgeſprochen; es verſtand ſich gleichſam von ſelbſt. — Doch warum vermag der Menſch ſeinen Himmel hienieden nicht zu faſſen? — An einem ſtillen Sommerabend ſaßen Beide unter den Linden vor dem Schloſſe. Die Oberförſterin ging ab und zu. Da zog ein reiſender Muſikant die Straße herauf, er trug ein fremdartiges Inſtrument; an ſeiner Seite ging eine junge Frauensperſon, vielleicht ſeine Tochter, die ſichtlich erſchöpft eine Harfe ſchleppte. Es ward ihnen ein Platz angewieſen nicht weit von dem Sitze der Herrſchaft, und ſie ſchickten ſich an, etwas zu ſpielen. Das Mädchen ſtimmte, der Alte brummte unverſtändliche Vorwürfe dazwiſchen. Oswald blickte mitleidig in das wüſte Geſicht der Harfeniſtin, es ſchien ihm bekannt; auch ihr grämlicher Begleiter däuchte ihm nicht ganz fremd. Jetzt rauſchte ein voller Griff durch die Saiten, ſie ſangen ein Lied, deſſen Ton durch Oswald's Seele hallte und eine ſchlafende Erinnerung weckte. Er hatte den Alten und das Mädchen in jenem Badeorte geſehen und gehört. Wie durch einen unſichtbaren Ruck aus der Tiefe gehoben, ſtand die Vergangenheit deutlich, aber lautlos da, die Geſtalt des alten Dunkel trat ernſt wie ein Vorwurf im Dämmer des lauen Abends zu ihm hin, und ſeine Sara, ein klares Bild des Mondes, ſchanete lieb und ſanft aus dem Laubgitter der Lindenzweige. Oswald horchte zerſtreut dem Geſange — der böſe Feind von Roſamundens Ruhe hatte dieſe Spielleute hergeſendet.

Dies war die Sonnenwende für den Sinn des Freundes und für ihrer Liebe kurzes Glück. Oswald war von dieſer Zeit an unruhig und abweſend im Geiſt. Der Beamte fand das Intereſſe des Gutsherrn an ihren gemeinſamen Planen erkaltet, das Fräulein hätte über eine weſentlichere Gleichgültigkeit zu klagen gehabt, aber Roſamunde ſchwieg. Dieſes ſtille Verhalten rührte den Edelmann, und es gab Augenblicke, in denen er die bewußte Halbheit ſeines Benehmens mit voller Innigkeit ergänzte. Indeſſen war das Fräulein doch zweifelhaft an ihm geworden. Von einer Vollziehung ihrer Heirath — von einer Heirath überhaupt war die Rede nicht, und man fing an in der Nachbarſchaft den Herrn auf Struenſee leiſe mit dieſer Säumniß aufzuziehen. Es kam ein Brief von Frau von Sorgue, der Roſamunde auf die Unſchicklichkeit aufmerkſam machte, in dieſem Verhältniß auszudauern. Sie ſolle zu ihr kommen, den Winter über dort bleiben, und die Erklärung des Vetters unter dem Schutze geſelligen Anſtandes abwarten.

Roſamunde ſah wohl ein, daß ihre Freundin Recht hätte; doch dachte ſie mit Grauen daran, ihre Einſamkeit und die Nähe des Geliebten zu verlaſſen. Unter dieſem gegenſeitigen Schwanken war der Herbſt vorgerückt. Oswald war ſeit einiger Zeit ſtill, doch regſam beſchäftiget geweſen. Er hatte geſchrieben, ſeine Papiere geordnet, mit dem Beamten lange geheime Unterredungen gehabt und kleine Reiſen unternommen. Eines Tages bat er das Fräulein um einen Spaziergang nach der Ruine. Es lag eine tiefere Bedeutung in ſeinem Ton, als die Bitte, nach jener Höhe mit ihm zu luſtwandeln, zu fordern ſchien. Roſamundens Herz klopfte in einer faſt verlernten Hoffnung auf. Seine Augen waren zärtlich auf ſie gerichtet — ein Frühlingsblick für das Fräulein.

Als die Sonne ſich neigte gingen Beide den gewohnten Weg, und der ſpäteren Kühle wegen warm verwahrt. Neben ihnen hin fuhr langſam der Reiſewagen aus dem Schloſſe der Straße zu. Roſamunde bemerkte es, ohne darauf zu achten. Oswald ging ja an ihrer Seite, ſein Arm lag in dem ihrigen, er hielt ihre Hand — in ſolchem Verein läßt die Liebe die ganze Welt fahren, ohne ſich zu kümmern.

Scheinbar natürlich lenkte ihr Geſpräch ſich auf die Geſchichte eines Freundes, in der Oswald ſeine Bekanntſchaft mit dem Baron Dunkel und deſſen, was in Folge davon geſchehen, unter fremdem Namen erzählte.

Roſamunde horchte gefällig, doch ein wenig zerſtreut, auf dieſen Vortrag; ſie wünſchte, er möchte zu Ende ſein. Was gingen ſie die Reiſeabenteuer eines Unbekannten an? Oswald hatte andere Dinge zu reden, die ihr und ihm näher am Herzen lagen. Sie war ſo dringend von dieſer Erwartung erfüllt, daß ſie nicht merkte, welche Aehnlichkeit die geſchilderten Verhältniſſe mit denen ihres Freundes hätten.

»Und was ward nun aus der armen Sara?« fragte Roſamunde, als Oswald bei der Kataſtrophe ſeiner Trennung von ihr ſtockte.

»Das ſoll ich noch erfahren,« antwortete er mit beklommner Stimme; »es betrifft die Frage meines Schickſals, Du Beſte. O Roſamunde! ich liebe Dich, ich liebe

Dich wahrhaft, und mein Herz ſagt mir, Du werdeſt mich glücklich machen; aber zuvor muß ich wiſſen, daß Sara mich vergaß, daß ihr Vater nicht mit Kummer mein gedenkt. Darum gehe ich jetzt, bald, ſogleich — doch auf eine Weile nur, ich komme hoffentlich wieder, um Dich nie mehr zu verlaſſen.“

Im Entzücken und Schrecken war Roſamunde erblaßt. „Und wenn Sara Dich nicht vergeſſen hätte? Wenn der Baron Dich väterlich feſthielte, wie dann?“ fragte ſie ängſtlich.

„Dann,“ erwiederte Oswald, „wird Roſamunde ſtärker ſein und in der ſtillen Seele Kraft tragen, meinen zeitlichen Beſitz gegen eine Beruhigung aufzugeben, welche ewig währt, wie meine Liebe zu ihr. Auf dieſen Fall iſt hier eine Schenkungsacte über das Gut. Du biſt ſeine Herrin, die Erbin meines Vaters. Bleibe hier, Roſamunde, daß meine Unterthanen eine Mutter haben, daß ich weiß, wo ich Dich aufſuchen darf; verſprich es mir!“

Roſamunde nickte unter Thränen. Sie erkannte in dieſem Verlangen ſein Vertrauen, den Wunſch ſeines Gedenkens, ein Verſprechen ſeiner Wiederkehr. „Hier will ich leben und ſterben“ — ſagte ſie mit erſticktem Schmerze.

Er ſchloß ſie feſt in ſeine Arme und bedeckte ihren Mund mit heißen Küſſen. In dieſer flüchtigen Minute ruhete eine himmelvolle Ewigkeit für Roſamunde. Ein Augenblick der Liebe, und gehörte er auch nur ihrem Weh, wiegt das ganze Leben der Glücklichen und alle ihre Freuden auf. Sie vernahm ſein wiederholtes Lebewohl nur wie im fernſten Echo des Bewußtſeins. Oswald lief eilends den Berg hinab, ſtieg in den Wagen, und war im Nu den thränenden Blicken der verlaſſenen Braut entzogen.

Die Sonne ging unter — Roſamunde ſtand noch lange und ſah träumend und troſtlos ihrem letzten Verſchwinden nach. Dann ging ſie einſam mit wankendem Schritt nach dem Schloſſe zurück, und trug die Schenkungsacte in der zitternden Hand.

Oswald kam nicht wieder. — Roſamunde handelte in ſeinem Geiſte, und als ob ſie der Rückkehr ihres Freundes jeden Tag gewärtig geweſen wäre. Sie betrachtete ſich als ſeine Stellvertreterin und ſorgte und ſann, doch nur für ihn, daß er ſich freuen möge, wenn er komme. Wie ſo oft im Leben ward dieſer treue Wille verkannt! Man glaubte, das Fräulein verkehre das Mittel zum Zweck und ſpare aus Neigung. Die wohlthätige Milde, womit Roſamunde ſich jeder Noth annahm, entkräftetete dieſes Urtheil nicht. Weil ihr eigener Bedarf ſo gering war, weil ſie jedes koſtbaren Wunſches ermangelte und mit nützlicher Genauigkeit auf das Kleinſte achtete, hielt man ſie für geizig. So hob ſich das Gut, denn das Auge der Herrin hilft zum Gedeihen. Jedes Plätzchen ward urbar gemacht, die Früchte der Obſtgärten, die Wolle der Heerden veredelte ſich von Jahr zu Jahr; Kiſten und Käſten füllten ſich im Schloſſe, und Roſamundens Herz ging nicht leer dabei aus. Der Blick auf eine einſtige Befriedigung gab auch der längſten, der einſamſten Stunde ahnenden Genuß; ihr Gefühl war ein ſtilles Hoffen, ein beſtändiges Warten. Die Zeit ſchlich mit der Gewohnheit ſehnſüchtiger Geduld dahin. Wenn überhaupt das Warten auf fernes Glück jeder unvollendeten Beſtimmung eigen iſt, ſo darf dies insbeſondere als der weſentliche Zuſtand alternder Mädchen angenommen werden; wogegen man in der jüngſten Frau eine Abgeſchloſſenheit der Erwartung findet, was auch der Blödeſten ein ſelbſtändiges Anſehen giebt. Ob nun Roſamunde auch durch das erhöhete Gefühl für den einen Gegenſtand, der die Seele ihres Lebens und Strebens war, bewahrt blieb, in die alltägliche Sphäre ihres Geſchlechts zu verſinken, ſo kann ſich doch Niemand dem Einfluſſe ſeiner Verhältniſſe ganz entziehen. In dieſer tiefen Einſamkeit, in der immerwährenden Beſchäftigung mit dem idealen Bilde ihrer Gedanken ward Roſamunde zwar ihres Himmels fähig, hörte aber auf, tauglich für die Welt zu ſein. Kleine Sonderbarkeiten ſind dem natürlich, der ſich vereinſamt, und ein Anflug von Aberglauben wird ſtets entſtehen, wo die Hoffnung auf ein ungewiſſes Vielleicht gerichtet iſt.

Wir wiſſen nun, warum Roſamunde faſt täglich, ſo lange die Jahreszeit und Witterung es erlaubte, nach der Ruine ging, und am liebſten allein. Hier erneuerte ſich ihr die Scene des Abſchieds aus alter Zeit, hier verjüngte ſich ihre Empfindung. Die Natur in ihrer heiligen Stetigkeit entſprach dieſen treuen Gefühlen. Roſamundens Herz, ob es auch älter geworden, hatte ſich ſo wenig geändert wie die Sonne, wenn ihr herbſtlicher Schein kein Frühlingsſtrahl mehr iſt. Die Vorſtellung, daß ſie ihren Freund einmal an dieſer Stelle wiederfinden würde, war ihr eine fixe Idee. So oft ſie um die Ecke des Caſtells bog, klopfte ihr Herz nicht allein vom Gange, ſondern in dem leiſen Grauen der Ahnung, Oswald werde da ſitzen und ihr die Arme entgegenbreiten. Sie ſchlug das Auge ſchüchtern auf, aber da war keine geliebte Geſtalt zu ſehen. Nur der Epheu, das Grün der Mauer, rankte ſich um den Verfall, und die Abendröthe glühte an der grauen Steinmaſſe.

An einem wunderſchönen Sonnabend vor Pfingſten ging das Fräulein einſam, wie immer, nach der Höhe; ſogar der treue Ami war diesmal eines kleinen Schadens wegen, den er genommen, unter Philippinens Obhut geblieben. Der Abend war göttlich milde. Auf den Bergen duftete der Thymian und die Camille, die Holzungen athmeten lebendigen Odem; in der ſummenden Luft miſchte ſich die ſingende und zwitſchernde Weiſe des Gevögels, Blüthen taumelten wie trunken von den Bäumen, und die Vergißmeinnicht am Bache, berauſcht von Wonne, ſchauten mit feuchten blauen Augen in den offnen Himmel der Natur. Eine ſchneeweiße Taube zuckte durch den klaren Aether, als ein Sinnbild des morgenden Feſtes ſchwebte ſie Roſamunde vor. In dieſer Frühlingsfeier war dem Fräulein das Herz weit aufgegangen. Dieſe lauen lieblichen Lüfte, ein Element der Sehnſucht für Alles, was da lebte — löſeten Roſamundens Weſen in einer ſo tiefen Wehmuth auf, wie ſie nie empfunden. Sie dachte an ihr eigenes gläubiges Warten auf den Geiſt der Liebe, und das wache Leben der Freude rings umher erregte ihr den traurigen Wunſch, ſie möchte nun, müde vom langen vergeblichen Hoffen, ſchlafen gehen, um die Erfüllung zu träumen.

„Ich gehe noch immer den alten Weg,“ ſagte ſie leiſe zu ſich ſelbſt, „und er, deſſen Zuge ich folge zu der Stelle, wo er mir entſchwand, willenlos, wie ein Schatten ſeinem Lichte — er iſt gewiß längſt ſchon todt; die magnetiſche Kraft aber wirkt noch fort in meiner Seele. Wie kann ich denken, er lebe und liebe mich noch? Ach, er hat mich wohl nie geliebt. Es war ein Traum — und ich muß denken, das Glück, das er mir wirklich gewährt haben würde, wäre zu groß geweſen für dieſe Welt.“

Bei dieſen Gedanken trocknete das Fräulein ſich die Augen, in welche das Blendlicht der untergehenden Sonne durch den Glanz quellender Thränen ſtrömte. Plötzlich horchte

Roſamunde auf. Sie glaubte den melodiſchen Hauch einer Flöte zu vernehmen, der wie ein Sphärenton auf dieſe ſanfte Klage Antwort gäbe. Mit zagen Schritten ſtieg ſie vollends empor und ſuchte den Schauer, der über ihre Nerven ſtrich, durch den kälteren Spott zu bezwingen, wie täuſchbar ſie an dieſem Orte ſei. Aber — als ſie ſich dem wankenden Throne der Feſte näherte, welche die ſchöne Ausſicht beherrſchte, hatte eine wirkliche Erſcheinung ihn bereits eingenommen, und ſcheu bebte das Fräulein davor zurück. Ein Jüngling ſaß auf dem Vorſprung der Mauer, den maleriſchen Kopf zurückgebogen und in eine Laube von Eppich gedrückt, daß die offene Stirn, wie für den Lorber gewölbt, wild und regellos umkränzte. Seine Füße ruheten gekreuzt und läſſig auf einem Ränzchen von blankem Wachstuch; es ſchien dies nicht ganz zufällig und alles Habſelige ihm niedrig zu ſein. Die weiße Hand hielt eine Flöte von Ebenholz mit ſilbernen Klappen wie den Scepter über eine geheimnißvolle Welt — man hätte den Jüngling für den König der ſchwarzen Inſeln halten können. Aus einer Mappe, die an zierlichen Bändern auf ſeiner Bruſt hing, guckte ein Sträußchen Haideblüthe hervor. Um ſeinen Mund lag ein weiches, entzücktes Lächeln, der begeiſterte Blick ſchweifte ſtrahlend über dem Panorama hin, und der ganze Wunderreiz dieſer herrlichen Gegend, der unermeßliche Himmel glimmend in Abendgluth, ſpiegelte ſich ſchöner in der Tiefe eines großen dunkeln Auges. Das intereſſante Bild, das ſolchergeſtalt der Anblick des Jünglings gab, war wie in Purpur getaucht und von der ſinkenden Sonne beleuchtet.

Jetzt ſang er im reinſten Tenor: „O legt mich nicht ins dunkle Grab, nicht unter die grüne Erde hinab! Soll ich begraben ſein, lieg' ich ins tiefe Gras hinein. In Gras und Blumen lieg' ich gern, wenn eine Flöte tönt von fern, und wenn hoch obenhin die hellen Frühlingswolken ziehn.“ Und zwiſchen dieſen Strophen ſetzte er die Flöte an die Lippen und blies mit dem göttlichen Schaffen der Kunſt dem Holze eine Seele der Sehnſucht ein. Die Töne hallten abwärts von der ſtillen Höhe, ſacht ſeufzte das Echo ihnen nach, und unten im Thal tönte das Geläut der Heerden tief und leiſe in die Frühlingsruhe des unſterblichen Dichters.

Ein unendliches Heimweh beſchlich das Fräulein. Wie befangen Roſamundens Gefühl auch war, ihren Augen entſtürzten Thränen, und ſie vermochte nicht, ſich zu bergen. Der Sänger verſtummte alsbald, da er die Nähe einer fremden Zeugin gewahrte — er ſchien jedoch nicht überraſcht, als Roſamunde nun hervortrat. Indem er aufzuſtehen ſuchte, ward eine gewiſſe Anſtrengung ſichtbar in der Art, wie er ſich bewegte, und Züge eines unterdrückten Schmerzes verdrängten den ſeligen Ausdruck des Geſichts und gaben ſeiner Miene etwas Bewußtes. „Verzeihen Sie, meine Dame,“ redete er das Fräulein an, „daß ich ohne Erlaubniß der Grundherrſchaft, die ich ohne Zweifel vor mir ſehe, es mir hier wohl ſein ließ, und mehr noch muß ich um Entſchuldigung bitten, wenn ich ſchwerfällig ſcheine, mich Ihnen ehrerbietig zu zeigen; ich habe mir mit einem Sprunge über den Bach den Fuß vertreten und bemerke ſo eben, daß ich kaum im Stande bin, wie es ſchicklich wäre für mich, zu ſtehen.“ Bei dieſen Worten zuckte ein unterdrücktes Weh auf der Lippe des Jünglings, und er ſank auf ſeinen Sitz zurück.

„O thun Sie ſich meinetwegen keinen Zwang an!“ antwortete Roſamunde mit reger Theilnahme; denn der erwähnte

Unfall betraf ja die leidende Stelle ihrer Perſönlichkeit, und ſo viel Selbſtſucht miſcht ſich ſtets in das Mitleid, daß die Menſchen für diejenigen Uebel das meiſte Bedauern haben, welche ſie aus eigener Erfahrung kennen. „Solch ein Fehltritt,“ fuhr Roſamunde fort, „kann manchmal von langen, ſchlimmen Folgen ſein. Sie haben ſich vermuthlich eine Flechſe ausgedehnt. Meine Leute wiſſen damit Beſcheid — wenn Sie nur glücklich den Berg herab wären und ich Sie im Schloſſe hätte! — Wen habe ich denn das Vergnügen kennen zu lernen?“

Der Jüngling ſprach: „Ich heiße Lind.“

„Welchen Standes, wenn man ſo frei ſein darf?“ fragte Roſamunde noch einmal.

„Ich bin ein reiſender — Theologe“ — ſtieß der fremde, junge Mann raſch heraus und damit die vorgefaßte Meinung des Fräuleins um, daß dieſer Stand zu der fröhlichen Streiferei einer Fußreiſe zu ernſthaft wäre.

„Theologe? ein reiſender?“ wiederholte Roſamunde mit verwundertem Accent und ſuchte ſchnell aus dem Schatze geſammelter Menſchenkenntniß einen Zehrpfennig richtigen Begriffs, der dieſem umherſtreichenden Apoſtel weiter hülfe. „Ein Solcher,“ ſetzte ſie hinzu, „fände meines Erachtens zur Pfingſtzeit Herberge auf allen Kanzeln; die heiligen Feiertage ſind ſonſt in der Regel keine Ferien für die Geiſtlichkeit. Ich hätte Sie eher für einen Künſtler gehalten.“

Der Jüngling lächelte wie geſchmeichelt. Er hatte während dieſer Reden einen Verſuch gemacht, ſtärker aufzutreten, es ging mühſam, aber es ging.

„Kommen Sie, Herr Lind!“ ſagte das Fräulein gütig, „Verzug iſt hier gewagt; das Fußblatt könnte anſchwellen und entzündlich werden. Nein, nein! geſtatten Sie nur, daß ich Ihnen ein wenig unter die Arme greife; dafür leiten Sie in Zukunft nach Ihrem Beruf die Geſtrauchelten zum Heil.“

Lind mußte es ſich trotz allem Sträuben gefallen laſſen, daß Roſamunde ihn unterſtützte. Sie that es mit zartem Anſtand. Doch mit jedem Schritte vermehrte ſich der Schmerz und der Bedarf dieſer Hülfleiſtung. Der Jüngling wankte zuweilen unter dieſer Pein, die er kräftig zu ertragen ſtrebte; was er trug, bewegte ſich mit ihm, und die Heideblüthe ſtreifte an die Hand ſeiner Führerin. „Gewiß,“ ſagte das Fräulein, „bewahren Sie in dieſen hübſchen Blümchen das Angedenken an eine werthe Stelle —, ich hätte ſonſt geglaubt, dieſe Mappe enthielte nur Sammlungen der kritiſchen Wälder. Sie ſehen,“ fuhr Roſamunde mit einem anſpruchsloſen Lächeln fort, „hinter den Bergen wohnen auch Leute, die ſich für theologiſche Schriftſteller intereſſiren, und Herder iſt mir von Allen der liebſte. Den verehre ich hoch und, ſeine Werke ſind in meinem Beſitz.“

Das Fräulein, dieſe beſcheidenſte Seele von der Welt, war fern davon, hiebei mit gelehrter Beleſenheit zu prunken; es ſollte dieſe Aeußerung dem armen Lind, der immer einſilbiger ward, nur einige Anſprache für ſeinen Geiſt verheißen in dem Aufenthalte, den er wahrſcheinlich ſobald nicht würde verlaſſen können.

Lind kam nicht zur Antwort, denn Philippine, der das Fräulein zu lange ausgeblieben, kam ihnen entgegen, nicht wenig erſtaunt, Roſamunde im Geleit eines Fremden zu finden, der im umgekehrten Verhältniß, obſchon jugendlich ſtark, doch ihren ſchwachen Kräften zur Laſt zu fallen ſchien. Es war, als ob man eine pilgernde Gruppe aus dem Lande der Hinkenden ſähe. — Das rüſtige Mädchen ſprang hinzu, faßte den jungen Mann unter den Arm, und ſo hielt, halb in der Schwebe, der Candidat ſeinen Einzug im Schloſſe zu Struenſee. Hier angelangt, flog Bläſſe über ſein Geſicht, und ein langes Verſtummen ängſtete das Fräulein mit der Beſorgniß, daß der Gaſt auf das Aeußerſte erſchöpft und vor Schmerz keines Wortes mächtig ſei. Alle Hülfe wurde nun aufgeboten. Erbe unterſuchte verſtändig den beſchädigten Fuß, Frau Baby machte Umſchläge; wäre ein Lahmer im Himmel denkbar, er könnte beſſer nicht gepflegt werden. Auch ermunterte ſich der Jüngling bald. Seine Augen verweilten mit ſinnigem Betrachten auf jedem Gegenſtande, der ihn umgab, als wolle er dies Wohnzimmer mit ſeiner altväteriſchen Heimlichkeit der Phantaſie einprägen, um es nächſtens zu zeichnen. So ſprach er den erſten Abend hindurch wenig. Am folgenden Morgen hatte ſich die Geſchwulſt um Vieles gegeben, der Schmerz auch, nur im Gehen war er gehindert, und der dienſtbare Wundarzt erklärte, der Kranke werde den kranken Fuß lange ſchonen müſſen.

Fräulein Roſamunde fuhr in die Kirche, der das Gut eingepfarrt war, Philippinens Heimath gehörte einer andern Herrſchaft an — und machte vorher noch einen kleinen Beſuch bei ihrem Gaſt, um ſich perſönlich von ſeinem Befinden zu überzeugen. Der Jüngling ſaß am offenen Fenſter, ſeine Wange blühete wieder, erfriſcht von einem Luftbade, das mit duftenden Kräutern durchwürzt war. Von den Bergen herüber tönte leiſe der Hall des Geläuts, hehre Ruhe athmete in dieſer Morgenſtille.

Roſamunde freute ſich ſeines Ausſehens, bedauerte aber zugleich, daß er durch ein ſo widriges Hinderniß abgehalten werde, der kirchlichen Feier des ſchönen Feſtes beizuwohnen. Lind lächelte und ſprach: „Ich denke deshalb doch nicht, der

Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes verluſtig zu gehen, der nicht in den engen Raum der Kirche eingeſchloſſen iſt. Pfingſten dauert länger, als dieſe Glocken klingen.“

Das Fräulein ſah ihn auf das Verſtändniß dieſer Worte an und erwiederte nach einer kleinen Pauſe: „Es mag wohl im Weſen des Weibes liegen, daß es Alles, auch das Geiſtigſte, viel inniger annimmt. Der Mann denkt und fühlt anders. Er duldet nirgend Beſchränkung, nicht einmal die der Zeit. Sein Gedanke hat einen höheren Schwung, er vermag das Weltganze wie das Reich Gottes zu umfaſſen. Wir tragen, was uns ſelig macht auf Erden wie im Himmel, nur im Gemüth. So könnte ich zum Beiſpiel die Kirche nicht miſſen. In der Natur ſpricht mich der Schöpfer an, ich empfinde ſeine Allmacht, ſeine unendliche Güte; doch in dem engen Raume der Kirche, wie Sie ſagen, fühle ich, ſie ſei die Wohnung des Herrn. Wenn ich zum Abendmahle gehe, das ſogenannte Gebet nun vorüber iſt, Sie wiſſen ſchon, was ich darunter verſtehe, eine Vorleſung aus den Büchern des alten Teſtaments nebſt einer kurzen Erläuterung — diejenigen, welche nicht Theil nehmen an dem heiligen Genuß, nun fortgehen, die Orgel ſanft anhebt, der Küſter die Thüren ſchließt, damit keine Störung eintrete, und in dieſer herzrührenden Stille die Handlung beginnt, während die Sonne hell an das Bild der Gnade ſcheint, dann rieſeln Schauer der Nähe Jeſu durch meine Seele — und kaum könnte ich anderswo mit ſolcher Hingebung des Andenkens an Ihn Communion halten.“

„Gott behüte mich,“ antwortete hierauf der Candidat ſehr ernſt, „daß ich die Beſtimmung der Kirche verkennen oder jemals herabſetzen wolle, nur ausdehnen möchte ich ſie. So iſt mir der kleine Bau von Holz oder Stein ein Heiligthum, worin ein frommes Herz, wie das Ihrige, mein gnädiges Fräulein, ſeinen Tempeldienſt hält. — Nur die unſichtbare Kirche der Geſinnung, kein Münſter, kein Dom, und wäre es die ſchwindelnde Pracht der Petrikuppel — iſt es, wo ich im Geiſt und in der Wahrheit anbete.“

Erbe öffnete die Thür und meldete, der Wagen ſei zu Befehl. Es war hohe Zeit zum Aufbruch.

Lind blieb allein. Eine tiefe Feiertagsſtille herrſchte im Schloſſe, jedes Geräuſch ſchwieg. Ihm ward die Zeit nicht lang. Er hing mit frohen Blicken an der häuslichen Schwalbe, welche, unbekümmert um das dritte Gebot, ihr lehmenes Gebäude mauerte; ſie folgte dem Inſtincte der Natur — auch ihr war geheißen, ſo zu thun. Das Geſumme der arbeitenden Bienen um den Lindenbehang des Fenſters wiegte ihn in ein träumeriſches Selbſtvergeſſen.

Roſamunde und ihre Begleitung kam ziemlich ſpät nach Hauſe; die Kirche hatte ungewöhnlich gedauert. Während der Mahlzeit, wo der Gaſt anweſend ſein konnte, dem man es bequem gemacht, erzählte Roſamunde, welche in dem Candidaten theologiſches Intereſſe für dieſen Gegenſtand vorausſetzte, ihm das Thema der Predigt und die Eintheilung.

Lind hörte aufmerkſam zu, und jetzt ſagte Philippine, in der das Urtheil der drängenden Jugend ſich mit einer kleinen Unduldſamkeit, einem Erbtheil ihrer Erziehung, miſchte —, „Ach! der gute Senior mit ſeinem trägen Salm konnte heute wieder gar kein Ende finden. Als er Amen ſagte — welch ein allerliebſtes Wort! erwachte die Gemeinde aus einem langen Schlafe; der Klingelbeutel wird ſehr ſparſam ausgefallen ſein, denn Alles nickte. Ich ſelbſt war wie betäubt, von dem ſtarken Blumendufte, glaube ich; Jedes hielt ein Sträußchen in den Händen.“

Ein linder Vorwurf in des Fräuleins Blick ſtrafte das Mädchen leiſe, was ſeines Herzens Meinung laut werden ließ. Roſamunde entſchuldigte den gedehnten Vortrag des Geiſtlichen mit ſeiner Alterſchwäche. Sie ſprach: „Ich will doch zuletzt lieber die einfache Rede eines redlichen Geiſtlichen in ſtrenger Form ſeines Glaubens beherzigen, als den Klingklang der Neuerer anhören, die, leider! mit ſich ſelbſt im Zweifel ſind und daher Andere nicht gewiß machen können in Sachen der Seele und Seligkeit. Redensarten mag ich nirgend gern; doch religiöſe liebe ich nun vollends nicht.“

„Sollte denn aber,“ entgegnete Lind, „der echte Glaube durchaus einer ſtrengen Form bedürfen und die Freiheit des Gedankens ausſchließen? Jene Begeiſterung, wie ſie das Pfingſtfeſt ſchildert, der feurige Strahl einer Zunge, welche die göttliche Gabe der Sprache in Segnungen theilt, entzündet mehr, als ein ſchwaches Kirchenlicht, das im Verglimmen iſt.“

Das Fräulein ſchwieg und ſah den Jüngling nachdenkend an. Philippine aber ſprach: „Mein ſeliger Vater ſagte oft, daß die jungen Theologen der heutigen Zeit alles zu poetiſch nehmen, das gäbe ſich jedoch im Amte. Ein komiſcher Vorfall, der ſich drüben in Lorzendorf ereignete, es werden etwa zwei Jahre ſein — könnte zum Beweiſe dienen. Als die Stelle erlediget war, predigte ein junger Geiſtlicher, der, obgleich vocirt, ſich doch eifrig um dieſe beſſere Verſorgung bemühete, an Himmelfahrt Probe. Er mochte die Jungfrau von Orleans in Gedanken haben; aber er vergaß, daß die Landleute Schillers Trauerſpiele nicht leſen. So beginnt er, da das Lied ſchweigt: Wie wird mir? und hält inne, um den Eindruck dieſer erhebenden Frage zu verſtärken. Doch ehe er hinzuſetzen kann: Leichte Wolken u. ſ. w., ruft's in den Bänken: Ach Gott! dem Herrn Paſtor wird ſchlimm — es entſteht ein ängſtliches Getümmel, der Kirchvater ſpringt nach Lebensgeiſt und kölniſchem Waſſer, und der Redner, der nicht zu Worte kommen kann, ſteht wie mit Blut begoſſen. Er ſelbſt erzählte es uns, und mein Vater ſagte lachend: Künftighin werden Sie gewiß Anſtand nehmen, an ſolcher Stelle einen Dichter zu citiren.“

Lind lächelte, aber luſtig ſchien ihm die kleine Geſchichte nicht. Er erwiederte: „Und wenn dem erhabenen Genius die würdigſte gebührt, warum nicht dieſe? Es iſt traurig, daß Ihr guter Vater Recht hatte, liebes Fräulein; daß die Poeſie den meiſten Theologen als ein fremdartiges Element erſcheint, während dieſes himmliſche Princip ihr Leben und Streben durchdringen ſollte. Darum verſtehen ſich ſo wenig Geiſtliche auf den Geiſt ihres Berufs, was an ihren Früchten zu erkennen. Die Seele des Seelſorgers ſollte beflügelt ſein zum Aufſchwunge über den niedern Kreis alltäglicher Kümmerniſſe, Taubenſinn der Liebe und Friedſamkeit aus ſeinen Lehren athmen, und wie feſt klebt in der Regel der Dünkel dieſes Standes an irdiſchem Leim, an todten Satzungen! Mitten in der evangeliſchen Synode könnte es zuweilen heißen: der Geier iſt los. — Wo aber der Geiſt herniederfährt, den das heutige Feſt feiert, da bewegt ſich die Stätte, das Herz im Buſen wird erſchüttert, und ein treuerer Verband ſchließt den Menſchen inniger an ſeine Brüder. Davon hört man in unſern Kirchen ſelten; es bleibt bei der beſtehenden Weiſe des Vortrags, nichts brauſt — die Zuhörer ſchlummern ſanft. Ich gebe zu, daß eine ländliche Gemeinde am Hergebrachten hängt, daß ihre Religioſität theilweiſe daran geknüpft ſein mag; aber es iſt doch nur ein dumpfes Gefühl der Frömmigkeit, womit ſie das göttliche Wort verehren, kein aufgeſchloſſener Sinn für das heiligſte Intereſſe der Menſchheit, und es käme darauf an, ob dieſer Sinn nicht zu wecken wäre. Aber denen dieſer hochwichtige Verſuch obläge, fehlt es nur zu oft an der wahren Prieſterweihe, und dieſe ertheilt kein General-Superintendent, kein Biſchof.“

„Ach,“ ſagte Roſamunde betrübt, „ich höre es wohl, Sie, lieber junger Mann, tragen noch das Ideal einer religiöſen Verfaſſung in ihrer Seele; aber die Welt liegt im Argen und auch der Geiſtliche bleibt ein Menſch. Dann zweifle ich auch, ob der moraliſche Zuſtand unſerer Landleute einer philoſophiſch-chriſtlichen Ausbildung fähig ſein dürfte. Die einfache Lehre des Evangeliums reicht hin zu ihrem Frieden.“

„Gott!“ antwortete Lind heiß, „Sie mißverſtehen mich, gnädiges Fräulein. Dieſe Einfalt des Glaubens meine ich eben; ich haſſe allen Schwulſt, wo es das Weſentliche gilt. Deshalb zürne ich manchem kirchlichen Gebrauch, der die Andacht mehr hindert, als fördert, und die Anmaßung der Geiſtlichen, die ſich von Würde und Heiligkeit umfloſſen dünken, wenn ſie im Talar einherſchreiten, empört mich. Sie meinen damit, dem alten Adam einen neuen Menſchen angezogen zu haben; allein nicht jeder ſchwarze Rock iſt ein Bußgewand oder ein Feierkleid. Es wird eine Zeit kommen“ — hier ward der Blick des Jünglings leuchtend wie der eines Sehers, „wo es anders ſein dürfte. Dann fordert der zunehmende Tag, deſſen Morgenröthe ein Blutſchein war, ein klares Auge, ein waches Herz, und vor ſolchem Lichte erbleicht der abgenutzte Glanz dieſer geiſtlichen Zierden. Dann bricht der Luther künftiger Jahrhunderte an der äußeren Schale der Religion; in höherer Reife für die Wahrheit des Chriſtenthums löſet ſich eine Hülſe nach der andern von dieſer Himmelsfrucht; doch der Kern wird bleiben, denn darin iſt göttliche Kraft und Trieb des ewigen Lebens."

Roſamundens Augen hatten, während Lind alſo begeiſtert ſprach, auf dem Stammbaum der Familie von der Golz geruht. Jetzt erhob ſie den Blick von den erblaßten Namenszügen der Altvordern zu dem glühenden Geſicht des Jünglings und ſagte: „Wer möchte gegen dieſe ſchöne, gläubige Idee etwas einwenden wollen? Nur ſo viel ſage ich, es reift keine Vollkommenheit unter dem Monde! und unſer Herrgott wird bis an den jüngſten Tag mit den Seinen Geduld haben müſſen."

Eine lange Pauſe erfolgte hierauf, und daß die Wendung des Geſprächs nicht zu ſchroff erſcheine, fragte das Fräulein den Gaſt, ob er ſein Examen ſchon zurückgelegt habe.

„Noch nicht," antwortete Lind, „aber ich bereite mich dazu vor."

Roſamunde konnte ein trübes Lächeln nicht ganz unterdrücken. Sie wollte fragen, wo er ſtudirt habe. Doch Philippine kam ihr mit den Worten zuvor: „So darf man wohl nicht darauf hoffen, Sie predigen zu hören, wenn Sie eine Zeit lang in unſerer Gegend blieben?" Die Frage des Mädchens lautete halb neugierig, halb ſpöttiſch; es war, als ob der liſtige Wunſch herausklänge, die Fähigkeiten des Candidaten mit ſeinen Aeußerungen zu vergleichen, welche Philippine, als die Tochter eines Predigers, mindeſtens für abſprechend hielt.

„Warum nicht?" erwiederte Lind unangefochten. „Dieſe meine Tiſchrede war ſchon ein Pröbchen. Vergebung, meine

Damen, wenn ich die Ruhe, welche die Tafel heiſcht und der heilige Tag, durch meine Aufregung geſtört hätte!«

Unterhaltungen dieſer Art wiederholten ſich jedoch, ob auch Lind vermied, ſie herbeizuführen. Es that Roſamunden wohl, über die innigſten Intereſſen der Seele ein vertrautes Wort reden zu können, an dem Drange der Mittheilung, womit ſie darauf einging, fühlte ſie, wie ſehr ſolch ein Austauſch der Gedanken ihr bisher gemangelt hätte. Wenn ſie über dieſes und jenes nachdachte, was ihr im Munde des Jünglings ſonderbar vorgekommen war, ſo fand ſie ſich doch zuletzt im Verſtändniß ſeiner Meinung. So gewann Roſamunde ihn mit jedem Tage lieber; dagegen blieb Philippine ihm fremd, und ein Hinneigen des Mädchens zu dem jungen Manne wäre doch, wie unſere Leſerinnen meinen könnten, eine natürlichere Folge dieſes längeren Beiſammenſeins geweſen, denn Lind blieb vier volle Wochen daſelbſt.

»Ein Theologe iſt der nicht,« ſagte Philippine oftmals pfiffig zu Frau Baby, wenn ſie eine ſtumme Zeugin ſeiner Geſpräche mit dem Fräulein geweſen war, »die kenne ich beſſer. Und um ein Amt für ihn dürfte es dermaleinſt mißlich ausſehen, wenn er nicht etwa als Schloßprediger hier angeſtellt wird, worauf er ſtark zu zielen ſcheint. — Unſer Fräulein wird nicht ſatt, ihn anzuhören.«

Doch ob auch Lind durch ſeine kühne Sprache über die Verhältniſſe eines Standes, dem er ſelbſt angehören wollte, Vorurtheile angriff, in denen Philippine geboren und erzogen war, ob er auch durch manchen freimüthigen Tadel das kindliche Herz verletzte, das ſeinen Todten und deſſen amtliche Würde heilig hielt, ſo war es doch nicht dieſe wackere Fehde gegen den geiſtlichen Stolz, was Philippine im Umgange mit ihm fühlte — die ſpaniſche Ximene des Cid liebte und ehelichte den tapferen Ritter, der ihren Vater getödtet, und die Tochter des Don Diego war dennoch muſterhaft — eben ſo wenig hielt ein eiferſüchtiger Neid auf die Gunſt des Fräuleins ihm die ihrige vor, Philippine hätte vielmehr daran denken können, dieſe Gunſt zu größerem Gewinn einſt mit ihm zu theilen; ein Anderes war es, was ihre Unbefangenheit ſchützte. Lind dachte zu ernſt und edel, um die Ruhe eines heiteren Mädchens zum Zeitvertreibe einer müßigen Weile zu machen, oder ſich in dem Verſuch zu verſündigen, wie weit er des Eindrucks auf ein unſchuldiges Herz mächtig ſei. So begegnete er Philippine freundlich, doch fern. Er ſtand, wenn auch mit einem vertretenen Fuße, gleichſam auf dem Sprunge, und blieb dieſer Stellung ſich bewußt. Philippine bemerkte ihn heimlich und mädchenhaft. Mit kälterem Urtheil, als dies ſonſt bei ähnlichen Beobachtungen abgegeben wird, ſagte ſie zu ihrer Vertrauten, der Frau Baby: „Lind ſcheint nur für die Wahrheit zu glühen; aber ich täuſche mich ſchwerlich, wenn ich vermuthe, er ſei mit ſich ſelbſt im Irrthum. Ich habe ſo meine eigenen Gedanken. Am Ende“ — ſetzte ſie ſpöttiſch hinzu, „iſt er gar in Fräulein Roſamunde verliebt.“

„Das wäre entſetzlich!“ fuhr Frau Baby mit aller Entrüſtung ehrbarlicher Altklugheit auf, „nein, Kind, das iſt nicht möglich. Er hat nur ſchuldigen Reſpect für unſere Dame, die ihn mit Güte überhäuft.“

Philippine ſchüttelte den ſchlauen Kopf und ſagte liſtig: „Ich weiß, was ich weiß. Als ich ihm geſtern die Zeitungen bringen will und mich nach ihm umſehe, ſitzt er unter der großen Kaſtanie im Garten und zeichnet tief ſinnend Figuren in den feuchten Sand. Er merkte nicht, daß ich neben ihm ſtand, wie er denn überhaupt wenig auf mich achtet — und ſo konnte ich den Namenszug: Ninon, ganz deutlich leſen. Nun war dieſe Ninon eine Perſon,“ fuhr das Mädchen in belehrendem Tone fort, „die noch im höchſten Alter ſo liebenswürdig geweſen ſein ſoll, daß ſie in ihrem achtzigſten Jahre eine Leidenſchaft erregte, die ſehr unglücklich endete. Mein Vater hat mir davon erzählt.“ Zuverläſſiger wußte Philippine ſich nicht auszudrücken, da ſie Glauben für ſich in Anſpruch nahm.

„Im achtzigſten Jahre! man dächte!“ ſagte Frau Baby, und obgleich weiſe wie Neſtors Wittwe, wenn nämlich dieſer Ehrwürdige eine Erbin ſeiner gereiften Einſicht zurückgelaſſen — doch durch dies fabelhafte Beiſpiel, das ſie als res facti annahm, jugendlich erheitert. Gegen dieſe Ehrenſtufe der Bejahrtheit ſchwebte ſie ja gleichſam noch im Flügelkleide, wo ein Schwung der Phantaſie über den Ernſt der Wirklichkeit hinaus an ſeiner Stelle iſt.

„Ich kann es mir recht gut denken,“ ſprach Philippine weiter, „warum dem Herrn Lind gerade dieſe berühmte Ninon eingefallen. Er fühlt ſich wie jener feurige Franzoſe, der ſich eine Kugel durch den Kopf jagte, in gleichen Flammen für einen ältlichen Gegenſtand. Und wundern darf man ſich eben nicht darüber, denn Fräulein Roſamunde horcht ihm jedes Wort von den Lippen, das ſchmeichelt ihm. Er iſt ein Schwärmer, und die zerplatzen einmal, vor Aerger oder — Hochmuth.“

„Hochmuth?“ fragte Frau Baby mit erneuerter Autorität, „nein, Pinchen, da geſchieht ihm zu viel. Von Stolz und Aufgeblaſenheit weiß ſeine Seele nichts. Er muß meinem Herzenskinde ein Hühnchen zertreten haben. — Ich bin ihm gut ſeines leutſeligen Betragens wegen; und daß er nicht um Sie herum faſelt, das gefällt mir über die

Maßen. Es geht mir ſonderbar mit dieſem Lind; wollte ich doch darauf ſchwören, ich hätte ihn zuvor ſchon gekannt, ſo vertraut däucht mir ſeine Miene und der Ton ſeiner Stimme. Ein Menſch ähnelt jedoch dem andern, und ich muß es noch ausfinden, an wen unſer Gaſt mich erinnere.« —

Als in täglicher Zugabe, wie einſt, wo Oswald von der Golz auf der Villa des Baron Dunkel verweilte — die Zeit des Bleibens zu einem Monat angelaufen war, erklärte Lind, er müſſe nun fort. Sein Fuß, längſt geheilt, wäre einer früheren Abreiſe nicht hinderlich geweſen, wenn Roſamundens gütiger Wunſch und ſein eigenes Wohlgefallen an dieſem gaſtfreundlichen Orte ihn nicht gehalten hätte. Als Tag und Stunde der Trennung nun beſtimmt war, ging das Fräulein ängſtlich umher und ſchien, in Gedanken vertieft, auf etwas Wichtiges Bedacht zu nehmen. Mit geheimnißvollem Wink beſchied Roſamunde den Jüngling in ein entferntes Gewölbe, das ſorglicher als jedes andere Gemach im Schloſſe verwahrt und mit eiſernen Kiſten und eichenen Truhen vielverſprechend angefüllt war, was auf einen gediegenen Inhalt ſowohl der verſchloſſenen Zeugen, als der beabſichtigten Mittheilung ſchließen ließ. — Sie ſagte, da er erſchien: »Ich habe mit Ihnen allein zu reden, Herr Lind, und hier wird uns Niemand ſtören.« Sie ſchnappte die Thür ab und ſetzte ſich zu ihm.

»Da Sie nun morgen dies Haus verlaſſen« — begann das Fräulein und hielt mit bewegter Stimme einen Augenblick inne —, »ſo liegt mir noch eine Frage ob, und ich möchte Sie mit einer Bitte beläſtigen.«

»O gnädiges Fräulein!« rief der junge Mann, »Sie geben mir eine Freude damit auf den Weg. Mein Blut und Leben iſt zu ihrem Dienſt.“

Roſamunde belächelte dankbar dieſe leidenſchaftliche Bereitwilligkeit und ſprach: „Sie ſind viel gereiſ't, mein junger Freund, waren Sie wohl jemals in der Gegend von M.?“

Lind ſah mit betroffenem Blick das Fräulein auf dieſe Frage an. „Dort iſt meine Heimath,“ antwortete er, indem eine frohe Röthe ſeine Wangen überzog.

„Ihre Heimath?“ wiederholte Roſamunde, „O Gott! warum erfahre ich das erſt jetzt! Sie erwähnten deſſen nie. So kennen Sie wohl auch einen gewiſſen Baron Dunkel?“

„Ihn nicht, aber ſeine Familie,“ entgegnete der Jüngling geſenkten Auges.

„Seine Tochter,“ hob Roſamunde abermals und in einem Seufzer an, „ſoll ein ſchönes, liebes Mädchen ſein.“ Die gute Roſamunde vergaß im Stillſtand ihrer eigenen Verhältniſſe, daß die Zeit für Andere fortrücke und das Schickſal umgeſtalte; vielleicht ſcheuete ſie es auch mit nicht minderer Treue als Eigenſinn, ſich jene Sara als Oswald's Gattin zu denken.

Eine flüchtige Verwunderung war ſichtbar in den Zügen des jungen Mannes und hemmte ſeine Antwort. Dann, als ob ein Licht ihm aufgehe, ſagte er mit verklärter Miene: „Sara, geborene Baroneſſe Dunkel, iſt die vortrefflichſte Frau — und eine zärtliche Mutter“ — — und wie er dieſe Worte ſprach, erhöhete ſich die Farbe ſeiner Wangen, und ſein Auge glänzte. Aber Roſamundens Augen füllten ſich bei dieſem begeiſterten Lobe mit Thränen; ihre ſtille, tiefe Seele wallte im alten Schmerz auf. Sie vermochte es nicht, nach Sara's Gemahl zu fragen. Sie fühlte ſich in dieſem Augenblick aufs neue von ihm verlaſſen.

In banger Demuth, die ſich gänzlich entäußert und nicht für ſich begehrt, weil ſie der letzten Hoffnung ſich begiebt, ſagte ſie: „Ohne Zweifel iſt der Gemahl dieſer preiswürdigen Frau, die ich mehr noch eine beneidenswerthe nennen möchte“ — Roſamunde ſah nicht, wie traurig hier der Jüngling lächelte — „ein guter Freund von mir und mein Verwandter. Der Name ſchon macht Ihnen dieſe Ausſage gewiß, er müßte den ſeinen denn verändert haben, ſo wie er ſich des Erbtheils ſeiner Väter abgethan.“

Lind ſchwieg dazu, und das Fräulein fuhr fort: „Ihm gehört dies Gut, deſſen Eigenthümerin ich heiße und auch wäre, wenn ich von der Schenkung, die in einer drangſeligen Stunde geſchah, Gebrauch machen und ſeine Kinder ihres angeſtammten Erbes berauben möchte. Davor wolle mich Gott bewahren! Nein, ich habe nur anſtatt meines Vetters hier gewaltet und gewirkt, zum Segen, wie ich hoffe. Der äußere läßt ſich nachweiſen. Dieſe Kiſten ſind voll Gold und Silber, jene Truhen angefüllt von häuslichem Vorrath, und manch feines Webe Leinwand, woran ich ſelbſt geſponnen, liegt innen. Und in meinem Herzen ruht der Schatz des guten Bewußtſeins, daß ich jeden Pfennig zum Thaler ihm zu ſchlagen bemüht geweſen bin. Ich habe geſpart für den ſchwelgeriſchen Augenblick, wo ich ihm dies Alles zeigen würde. Der wird nun aber nicht kommen. Was ſoll ich weiter ſorgen? Ich wünſche vielmehr einzugehen in des Himmels Freude.“

Sie weinte. — Lind ſah den rollenden Fall ihrer Thränen, und dieſe Treue rührte ihn unausſprechlich. Ein leiſes Gefühl ſagte ihm, daß die Treue einer Liebe, die das höchſte Glück gekannt, in Weh und Wonne ruhe — die unbefriedigte aber ſich in raſtloſer Thätigkeit erſchöpfe. Sie würde des verdienten Lohnes nicht entbehren, dachte er, mit Ueberzeugung und mit Vorſatz.

Es giebt Momente, in denen der Menſch nach Maßgabe des ihm einwohnenden Geiſtes ſich einen Gott fühlt. Lind ſchwebte mit jener Kraft, die ein Hauch der Allmacht iſt, über dem Waſſertropfen dieſer Thräne, und ſein Gedanke bauete göttlich ſchaffend ein kleines Paradies, dieſe reine Seele zu beglücken.

Roſamunde trocknete ihr benetztes Angeſicht und ſprach gefaßt: „Hören Sie nun meine Bitte. Ich wünſche ſowohl meinetwegen als um Ihretwillen — daß Sie von hier aus graden Weges nach M. reiſen, und auf meine Koſten, wie ſich das von ſelbſt verſteht; Sie grüßen meinen Vetter von mir, und ſagen ihm — ſagen ihm, wie Sie mich gefunden. Hat er einen Sohn, o! ſo ſende er ihn in ſein Eigenthum, und es ſoll von mir und allen Herzen, die hier ſchlagen, nicht heißen: Die Seinen nahmen ihn nicht auf. Auch eine Tochter dieſer glücklichen Sara würde, wenn ſie anhero käme, wie mein leibliches Kind gehalten ſein. Wie viel enthält dies Schloß, was ein fleißiges Mädchen erfreuen könnte!“

Hier lächelte der Jüngling wieder, wie über die traumhafte Idee einer Aeltermutter, im Geiſte und nach den Sitten ihrer Zeit.

„Die Antwort aber,“ fuhr das Fräulein fort und faßte mit ſanftem Drücken die Hand des jungen Mannes, „die bringen Sie mir zurück? Nicht wahr, lieber Lind? Und ſo hätte mein Leben doch eine Stunde, die des langen Harrens ſich verlohnen würde. Seinen liebſten Wunſch ſahen Sie zerrinnen, und was die Quelle meines Strebens war, hat ſich in Nichts aufgelöſt.“

„Ich bringe Ihnen Nachricht,“ betheuerte der Jüngling, „und hemmt der Tod mich in dieſer Pflicht, wird doch mein Geiſt frei genug zu der verſprochnen Botſchaft ſein.“

„Nein, nein! bei Leibe nicht!“ wehrte das Fräulein, „nur mit Grauen höre ich das. Sie verkehren mir auf dieſe Weiſe meine Hoffnung in Furcht. Wie raſch doch die Jugend iſt, ein vermeſſenes Wort zum Pfande ihrer Zuſicherungen einzuſetzen, wo der ſchlichte gute Wille ausreicht. Ich glaube Ihnen, guter Lind, und hoffe zu Gott, Sie kommen geſund nach Struenſee wieder. Dies würde mir nebenher auch zum Beweiſe dienen, daß Ihnen, trotz des kleinen Leidens, wohl bei uns geweſen. Still, ſtill! Sie ſind ein herrlicher Menſch, und ich habe Sie unſäglich lieb gewonnen. Ein jugendlicher Mund, worauf der Schönheit friſche Roſe prangt, dürfte, bei aller Aufrichtigkeit des Gemüths, Ihnen dies nicht ſagen; ich, die alternde Roſamunde, darf es getroſt, ohne daß ich denken müßte, Sie könnten den Ausdruck eines mütterlichen Wohlwollens mißverſtehen. O wären Sie mein Sohn!“

Ein heiliges Erröthen ergoß ſich, als ſie ſo ſprach, über ihre milden Züge. Lind betrachtete ſeine Freundin mit Ehrfurcht und Entzücken. Er geſtand ſich, daß eine keuſche weibliche Seele das Schönſte ſei, was dieſe Erde trägt, und von unvergänglichem Reiz, wie eine Lieblichkeit des Himmels. Der Tempel der Keuſchheit hat ein ewiges Licht — und der zarte Wiederſchein davon glühete auf Roſamundens blaſſer Wange.

Lind beugte ſein Knie vor dem Geſchlecht der Mütter. Es ſchürte die reine Flamme ſeines Herzens, daß dies einſam verblühete Weſen noch angeweht würde von einem Anfluge der Scham, und ſein Glaube an den reinen Geiſt dieſer Regung, an das Fortleben der Liebe war ſo groß, daß er meinte, eine jungfräuliche Leiche würde noch erröthen, wenn ein beſchämendes Bild an ihr vorüber ginge.

„Und weil ich Sie nun überzeugt zu haben glaube,“ fuhr das Fräulein fort, „daß ich es gut mit Ihnen meine, ſo erlauben Sie mir, daß ich in Betreff Ihrer ſelbſt aufrichtig mit Ihnen umgehe. Sie haben mir Ihre innerſten Geſinnungen enthüllt, und ich weiß dies Vertrauen zu ſchätzen. Aber, lieber Lind, ich bin nichtsdeſtoweniger, daß ich Ihre Anſichten theile und billige, um Sie bekümmert. Dieſe Schwärmerei wird Sie unglücklich machen. Wären Sie beſtimmt, in einer Wüſte, wie der heilige Antonius, den Fiſchen am Bache zu predigen, ſo würden wir Wunder Ihrer Beredtſamkeit ſehen, wie der Heilige ſie ſah. Aber die Zuhörer dieſer Zeit ſind nicht ſtumm, wie die Jenes. Sie werden verketzert werden, fürchte ich. Was Sie hier in aller Wärme geäußert von dem päpſtlichen Hochmuth unſerer Geiſtlichen, deren Mancher als ein einſchläfernder Mohnkopf nur Schlummerkörner ſtreut ſtatt Samen des ewigen Lebens — von einem künftigen Luther — von dem Kerne des Chriſtenthums, könnte wie giftiges Unkraut aufgehen. Das Conſiſtorium hat in dieſem Puncte ein leiſes Ohr, und die Frömmler ſind mächtig. Es iſt, als hätten wir eine kleine heilige Inquiſition an dieſen Stillen im Lande. So kommt es uns ſpaniſch vor, aber nicht unerhört, daß, wenn ein argloſer Mann ein freies Wort der Wahrheit ſpricht, er bei Nacht und Nebel aufgehoben wird. Ach Gott! ich mache mir peinliche Gedanken. Deshalb iſt es gut, mein junger Freund, Sie entgehen für jetzt einer möglichen Ahndung, es verblutet ſich indeß. Nehmen Sie hier dies Reiſegeld; es iſt mein, und kein Groſchen dabei, durch den mein Vetter betheiliget würde. Ein Legat von meinem ſeligen Oheim ſetzt mich in den Stand, über ein hübſches Sümmchen zu verfügen, und ich will es zu Gunſten derer, die meinem Herzen lieb und theuer ſind. Ja, es wird nur auf die Nachricht ankommen, die Sie mir bringen, ſo — mein Entſchluß iſt gefaßt. Gut giebt Muth, pflegt man zu ſagen, und obwohl es Ihnen daran nicht zu fehlen ſcheint, ſo möchte ich doch, daß Sie auf lebenslang aller bedenklichen Rückſichten überhoben wären. Sie hätten dann am Altar der Natur ein Pfingſt-Offertorium empfangen, das bis an das Ende Ihrer Tage reichte.“ Roſamunde reichte ihm das Geld.

Der Jüngling ſtand naſſen Blickes. Er faßte nach der ſchweren Goldbörſe; aber nur um die Hand, die ſie ihm bot, drückend abzuwenden. Dennoch ging ſein dankbares Gefühl in einem ſanften Schauer durch Roſamundens Nerven. Mit der Verſicherung, daß er noch wohl verſehen ſei, ſchlug er das Geld feſt aus und bat nur um des Fräuleins Segen. Roſamunde genügte im frömmſten Ernſt dieſen kindlichen Wunſch. Lind ließ ſich auf ein Knie nieder, ihre Hände lagen unter ſtummen Wünſchen leiſe zitternd auf ſeiner Stirne, und ihre Thränen ſalbten ihm den Scheitel, zur Weihe ſeiner Sendung.

Wie uneigennützig Lind ſich nun auch gezeigt, da er das gaſtfreundliche Schloß von Struenſee verließ, er hatte dennoch den beſten Schatz der Herrin mitgenommen. Des Fräuleins Ruhe war dahin. Roſamunde ſaß ſo tief trauernd und gramſtill, als wäre nun alles aus. Das Uhrwerk des häuslichen Getriebes hatte kein Gewicht mehr für ſie, mochte es gehen, wie es wollte. Frau Baby und Philippine wechſelten Blicke einverſtändlicher Bemerkungen mit einander, daß dieſer Fremdling ihnen den Antheil einer Gebieterin entzogen, welche ſichtlich zerriſſenen Herzens kein Intereſſe ferner an dem Weben und Walten der Ihrigen nahm. Empfindlich über dieſen Eingriff in ihr Näherrecht, warf Philippine den ſchönen Mund ſogar ein wenig auf; die ſchlaue Baby aber kämpfte die Kränkung des ältern Anſpruchs nieder, und ſprach am andern Morgen: „Welch göttliches Wetter! Es iſt dem Herrn Lind zu gönnen. Er wird nun ſchon ein Stückchen landeinwärts hinter ſich haben. Ein prächtiger Menſch! Man mußte ihm gut ſein!“

Roſamunde lächelte trübſelig und antwortete: „Ich mache mir Vorwürfe ſeinetwegen, Baby.“

„Nun bei dem höchſten Gott,“ entgegnete Frau Baby mit einem Tone, worin, da ihr Herz voll davon war, ein Unmaß von des Fräuleins Güte für den wildfremden Jüngling überfloß, „das haben gnädiges Fräulein nicht nöthig. Sie hätten ihm am liebſten die Sonne zuneigen mögen, wenn dieſe nur eben zu handhaben wäre.“

„Und doch,“ verſetzte Roſamunde, „habe ich ihn in ein finſteres Geſchick verwickelt; in meinem Auftrage iſt er nach M. gegangen. Er kennt die Familie des Baron Dunkel.“—

„Da helfe ihm der Himmel!“ ſagte die Vertraute aufrichtig beſtürzt, „iſt er einmal in dieſe Judenhöhle gerathen, ſo kommt er nimmermehr wieder heraus. Wir kennen das. Es wird dann gehen, wie in dem Liede, wo es heißt: Der Herr, er ſchickt den Jockel raus, der ſollt' den Hafer ſchneiden, der Jockel ſchnitt den Hafer nicht und kam auch nicht zu Hauſe.“

„Was ſchwatzeſt Du doch!“ rief das Fräulein entrüſtet, und dieſe ärgerliche Rüge war eigentlich nichts als Angſt, daß Frau Baby wahr reden könnte. „Eine Nachfrage," fuhr Roſamunde fort, „wo mein guter Vetter geblieben, wäre längſt meine Pflicht geweſen. Gott weiß es, warum ich ſie unterlaſſen. Man könnte denken, ich hätte mir ſein Gut ungeſtört zueignen wollen, aber glaube mir, Baby, ich wollte nur ſein Beſtes." Und indem die Dame von Struenſee mit allen Stimmen des Bewußtſeins dieſe Verſicherung gab, fühlte ſie das Bedürfniß, ſich die beklommene Bruſt frei zu ſprechen. Roſamunde hoffte nicht mehr — und nur der Hoffende ſchweigt.

„So iſt," fuhr ſie gepreßt fort, „eine Unruhe, eine Bangigkeit über mich gekommen, die ich Dir nicht zu ſchildern wüßte. Wie aus einem langen, langen Schlafe erwacht, habe ich die ſchönſte Hälfte meines Lebens verträumt. Und wie Träumende ſich abmatten in fruchtloſen Mühen, häufen, was unter ihren Händen zerrinnt, und anhalten in Täuſchungen, ſo habe ich es gethan. Ich finde mich nun allein, es iſt Abend um mich geworden, und der Freund, welcher mir der Nächſte ſein ſollte, iſt verſchwunden von meiner Seite. Darf es Dich wundern, wenn ein leiſer Ruf in die Ferne ſeinen geliebten Namen nennt? — Was wird aus Euch und allen unſern Getreuen, wenn ich meine Augen ſchließe?"

Frau Baby trocknete die ihrigen und ſprach: „Der Herr von der Golz war aber doch kein kleines Kind, das ſich verläuft, ſo daß man Boten nach ihm ausſenden müßte."

„Wenn auch!" behauptete das Fräulein, „ich ſage Dir Baby, es gereuet mich ſehr, daß ich es nicht früher gethan, und ich habe ſeit Pfingſten keinen ruhigen Tag mehr gehabt. Schon nach dem erſten Jahre hätte ich ihm ſchreiben ſollen, aber ich war zu ſchüchtern dazu. So habe ich mir denn zu dem jungen Manne ein Herz gefaßt; doch ſeitdem er fort iſt, befinde ich mich in ſolcher Spannung, wobei all' meine Kraft nachläßt. Habe nur ein wenig Geduld mit mir, gute Baby."

Dieſe offne Erklärung und Bitte rührte die Untergebene, welche in dem Fräulein ein Muſter von Langmuth und Geduld verehrte. Frau Baby wie auch Philippine hofften, die träge Gewohnheit und der leiſe Pendelſchwung eintöniger Stunden würde dieſe regen und reuigen Gefühle wieder einlullen; aber ſie fanden bald Veranlaſſung, jene veränderte Gemüthsſtimmung des Fräuleins nur für den Vorklang einer Begebenheit zu halten, die Roſamundens ſtille Seele ſtärker noch erſchüttern ſollte.

Frau von Sorgue war nun ſeit zwei Jahren nicht mehr in Struenſee geweſen, und ihr letzteres Schreiben von nicht viel ſpäterem Datum. Roſamunde, bekümmert um das Ergehen ihrer Freundin, nahm ſich zwar vor, die ausbleibenden Nachrichten einzuziehen; allein ein Brief, ſowohl geſendet als empfangen, machte in dem häuslichen Leben des guten Fräuleins Epoche, und es dauerte lange, ehe der Entſchluß dazu zur Reiſe kam. So lange Lind anweſend im Schloſſe, blieb es unterlaſſen; doch als er nun fort war, und die Leere, die ſein Weggang ließ, da tauſend kleine Freuden ihm folgten — den öden Raum weiter als ſonſt aus einander rückte, dachte Roſamunde mit Ernſt daran, Frau von Sorgue und ihre Tochter zu ſich einzuladen. Indem ſie nun ſolcher Weiſe eine fühlbare Lücke auszufüllen meinte, ward die Ordnung ihrer Zeit gänzlich aus allen Fugen gehoben.

Am dritten Abend nach Lind's Abreiſe ſprengte ein Eilbote auf den Hof, der Depeſchen aus der Feſtung B. überbrachte. Bei dem Worte Feſtung erzitterte Roſamunde wie in einem dämmernden Begriff von Gefahr. Die Aufſchrift des Briefpaquets war von einer feinen Hand, und mit Beben brach die des Fräuleins ein Siegel um das andere. Die Unterſchrift des oben aufliegenden Blattes, wonach Roſamunde zuerſt ſah, war: „Nina," doch der kleine Name ganz zerfloſſen, ſo daß er kaum zu leſen war, die Schriftzüge des Briefleins hier und da verlöſcht, und die Tinte wie mit Thränen verdünnt. Die alte Liebe für Angelica, die Freundſchaft ihrer Jugend, drängte ſich in den flimmernden Blick, womit Roſamunde ſpähete, ob die Mutter des armen Kindes etwa todt ſei, aber Frau von Sorgue lebte noch, wenn auch ſehr krank und ihrer nahen Auflöſung gewärtig. Dieſes Blättchen enthielt die rührende Schilderung ihrer Leiden und den letzten Wunſch der Sterbenden, daß Fräulein von der Golz unverzüglich nach B. kommen möchte. Nur in abgebrochenen Sätzen that ſich das brechende Herz der armen Nina kund; aber Roſamunde erkannte deſſenungeachtet, daß Angelica's Tochter ihr Jugendglück als ganz zertrümmert anſähe. Die Beilage, aus mehreren Briefen beſtehend, welche Frau von Sorgue ſämmtlich früher geſchrieben, aber nicht abgeſchickt hätte, würden ihre Freundin von dem Verhängniß dieſer Familie in Kenntniß ſetzen. Sie (die Tochter) vermöchte es nicht, und die Bedrängniß ihrer Zeit wie ihres Herzens erlaube ihr nur den ſchwachen Ausdruck ihres Elends und der Hochachtung, womit ſie ſich nenne, u. ſ. w.

Seit der Mond das kleine Plätzchen beſchien, wo dieſe Hiobspoſt einging, hatte er keiner größeren Bewegung geleuchtet. Die ſtille ſtete Welt des Fräuleins drehete ſich in ihren Angeln und öffnete einem Wirrwar betäubender Gedanken das Thor der Seele. Hätte der höchſte Wille dem Lindenbaum, der über ihrem Haupte rauſchte, Befehl ertheilt, von ſeiner Stelle zu rücken, er würde ſich nicht tiefer wurzeln gefühlt haben in dieſem Boden, als Roſamunde, da ſie die Heimath verlaſſen ſollte. Sie verſammelte den geheimen Rath ihrer Leute und ſprach: „Ich muß nun fort. —“. Eine Verbannte nach Botany-Bai könnte dieſe Worte ſchmerzlicher nicht ſprechen. „Mein Erbe nur,“ fuhr das Fräulein fort, „begleitet mich, Du, Baby bleibſt hier, ſo nöthig ich Dich auch hätte; ich kann das Kind dort —“ auf Philippine deutend, — „doch nicht allein laſſen.“

Nun erließ Roſamunde ihre Verhaltungsbefehle und ſetzte hinzu: „Morgen in grauender Frühe ſei der Wagen bereit. Baby gehe nur gleich daran, meine Wäſche und Kleider zu packen, und lege auch etwas Trauerſachen dazu. Freilich — brauchbar wird wenig mehr davon ſein; es iſt lange her, daß ich Leid getragen.“ Sie ſeufzte ſchwer. „Doch der Harm iſt eine alte Mode, die immer wieder aufkommt, und den ſeidnen Flor — Crepp wäre zu tief — wenn er grau geworden, könnte man vielleicht färben laſſen.“

Frau Baby that, wie ihr geheißen. Sie wühlte und wählte in den Kleidern des Fräuleins, ſcheuchte den feinen Staub aus ſeinem verjährten Lager auf, und manche Motte, die, eine ungeſtörte Anſiedlerin bisher, in dieſem Staat wirklich in der Wolle ſaß, und mit dem Zahn der Zeit um die Wette nagte. Philippine half ihr bei dieſem weiblichen Geſchäft. Sie ſelbſt ſo einfach, daß ſie ſich gegen die Eleganz einer jungen Dame von Geſchmack nur wie ein Idyll gegen den Pomp dichteriſcher Gala verhielt — lächelte doch überhebend während dieſer Muſterung.

Der alte Erbe verjüngte ſich indeſſen als Stallmeiſter. Er behandelte die erforderlichen Anſtalten ſo ſchleunig und wichtig, wie es ſolch eine Reiſe-Jubelfeier in aller Eil erheiſchte; denn ſeit grauen Zeiten war keine Dame des Schloſſes über die Feldmark von Struenſee zu einem längern Ausbleiben gereiſet. —

Aber als Roſamunde erſchöpft von geringfügigen Befehlen, in denen das Licht ihrer Beſonnenheit auf tauſend kleine Puncte fiel — ſich nun niederſetzte, um geſammelten Geiſtes die Briefe ihrer Angelica zu leſen, wie weit entrückt dieſen kleinlichen Dingen ward ſie von der Größe des Unglücks der bedauernswerthen Freundin! — Der Gemahl der Frau von Sorgue, ein Staatsmann von Einfluß, wie unſere Leſer bereits wiſſen — hatte ſich in ehrſüchtigen Planen verfangen, und war gröblicher Vergehungen überwieſen worden. Seine Feinde, wirkſam ihm zu ſchaden, ſtürzten ihn gänzlich. Es ward ihm ein kurzer Proceß gemacht, und der Angeſchuldigte zu lebenslänglicher Feſtungsgefangenſchaft verurtheilt.

Das ſtarke Herz dieſes Mannes brach bei ſeinem Fall. Die Seinen begleiteten ihn an den Ort der Strafe, der ihn nur ausliefern ſollte an das Grab, hinter deſſen kleinem grünen Wall die Gefangenen der Erde frei werden. Frau von Sorgue, von ſchwächlicher Geſundheit, konnte die Schwere dieſes Schickſals kaum noch tragen; aber ſie hielt ſich mit dem Aeußerſten ihrer Kräfte aufrecht, ſo lange als möglich. Nur wenn ihr Auge auf Nina fiel, die, aller gewohnten Vorzüge beraubt, nun nichts mehr war, als ein armes ſchönes ſchuldloſes Mädchen, und des Lebens Mai, der nur einmal blüht und nicht wieder, hier vertrauern ſollte, da ſank ihr der Muth, ſie werde als Mutter der Tochter beſtes Beiſpiel ſein können, wie eine edle weibliche Seele ſich in Leiden bewähre, und ihr Blick, mit Thränen belaſtet, fiel in einen Abgrund von Troſtloſigkeit.

Die Briefe, welche Fräulein Roſamunde jetzt mit verhaltenen Seufzern las, beſchrieben nun ausführlich den ganzen Hergang dieſer Kataſtrophe, die Frau von Sorgue in unbeſtimmter Furcht längſt geahnt. Es hatte ihrem Aufmerken nicht entgehen können, daß ihr Gemahl ſich in geheime Entwürfe verwickelt, die nimmermehr ein gutes Ende hoffen ließen. Sie ſchilderte den veränderten Standpunct ihrer Verhältniſſe und ſchrieb unter anderm: Als dieſe entſetzliche Ahnung immer tiefer in mir dunkelte, und was ich in meiner ſchwülen Ehe wie ein ſchweres Wetter hatte herannahen ſehen, nun als Nacht einbrach, da verlor die Welt, in der ich gelebt, ihren Schein, und der Blitz des Verderbens, der nicht allein das Haupt des Vaters traf, ſondern auch mich und mein armes Kind zerſchmetterte, ließ mich erkennen, wie verblendet der ſei, der ſich auf ſein Glück und ſeines Glückes Freunde verlaſſe. Da war Keiner unter ihnen, der den Beruf der Theilnahme hätte anerkennen mögen und das geheiligte Recht des Unglücks. Unſere Bekannten flohen wie Schatten ohne eine mitfühlende Seele an den Wänden hin, unſerm Hauſe vorüber; ich hatte keinen Troſt, keinen Freund, als das höchſte Weſen. Wie armſelig denken dieſe Menſchen! Ob auch tiefgebeugt, fühle ich mich ſtolz genug, ſie zu verachten. Du aber, meine Roſamunde, das wußte ich gewiß, würdeſt mich nicht verlaſſen haben; ich kenne Dein treues Herz, in das ich meinen Jammer niederlege. Mein Mann hatte ſeit ſeiner kurzen Haft ganz graues Haar bekommen. Seine Geſtalt war abgefallen, ſeine hagere Wange todtenbleich geworden. Als wir auf jener traurigſten Reiſe meines Lebens uns B. näherten, und der Werke anſichtig wurden, ſagte er mit einem Lächeln, das mir durch das Herz ſchnitt: Da ſind ja ſchon die Katakomben — Und in Wahrheit! er glich einem lebendigen Bewohner dieſer Grüfte, nur ſein Athem durfte verlöſchen. Ach, Roſamunde! und dies geſchah nur zu bald. Nach einiger Zeit ward mein Mann bettlägerig, ich mußte den Feſtungsprediger zu ihm rufen laſſen — — hier war eine Lücke, und das nächſtfolgende Blatt leer.

Weiter leſend ſah Roſamunde, der Gemahl der Frau von Sorgue wäre geſtorben. Seine Wittwe, erſchüttert von dieſen letzten Vorfällen, hatte ſich nach ſeinem Tode außer Stande gefühlt, von der ihr nun zuſtehenden Freiheit Gebrauch zu machen. Angelica konnte nicht mehr fort, und wünſchte damals ſchon, Roſamunde, nach der ſie ſich unbeſchreiblich ſehnte, möchte ſich entſchließen, zu ihr zu kommen. Seitdem nun hatte ſich laut Nina's Bericht dieſer kränkliche Zuſtand ſehr verſchlimmert.

Die Aufſätze der Mutter gegen ihren Schluß zeigten deutliche Spuren eines zerrütteten Gemüths, zerrinnender Gedanken und jener Schwäche, die alles Irdiſche endet und nur einer Kraft noch bedarf, der zum Sterben.

Roſamunde konnte vor Wehmuth das Leſen dieſer Blätter kaum ſchließen. Sie ward um ſo mehr von dieſem Vertrauen ergriffen, welches ein feſtes Gemüth in ausſtrömender Fülle heißer Schmerzen öffnete, als Frau von Sorgue, eine Schülerin der Welt, ſonſt eines aufrichtigen Vertrauens nicht fähig geweſen, dieſer Wohlthat, die der Menſch ſich ſelbſt erweiſt, wenn er den Troſt der Theilnahme bedarf. Eine ſympathetiſche Regung des Mitleids ſagte dem Fräulein, daß Angelica die ganze Schwärze ihrer Erfahrungen noch nicht ausgegoſſen habe auf dies Papier. — Die Zöglinge der Klugheit, zurückhaltend noch in ihren tiefſten Bewegungen, haben mit der Innigkeit einer Natur von Grund der Wahrheit eine ſtille Oberfläche gemein.

Roſamunde that die ganze Nacht kein Auge zu. Als der Morgenſtern erblaßte, hielt die Reiſekutſche vor dem Schloſſe. Die ſcheidende Herrin, von ihren Leuten umgeben, ſagte Allen thränend Lebewohl. Die Ruine, von der kommenden Sonne angeſtrahlt, ſchien verklärt und wankte in Roſamundens Blicke — jedes Gräschen, jeder Halm weinte funkelnden Thau. Ein friſcher Hauch wehete über die Berge, die wie Altäre brannten; Roſamunde opferte noch ſtill am Heiligthum der Heimath, dann zog ſie Frau Baby ſacht zu ſich heran und ſprach: „Gehe nur an meiner Statt auch täglich nach dem Caſtell, gute Baby! wenn Er etwa käme —“

„Wer, gnädiges Fräulein!“ fragte Frau Baby fremd. „Herr Lind! Der kommt ſobald wohl noch nicht wieder.“

Da ſchüttelte das Fräulein den Kopf und wendete ſich ſeufzend ab. Die Pferde zogen muthig an, und das Schloß ſammt ſeiner grünen Garde, der Kreis der Untergebenen, das fragende Geſicht ſeiner Hauptmännin, der Geiſt des Widerſpruchs — verſchwand. Am Grenzſtein des Gutes wandelte Roſamunden eine Ohnmacht an; es war ihr ſo ſchüchtern und bänglich zu Muthe, als ginge es nun unter die Wilden der neuen Welt. Der zweite Tag fand das Fräulein um vieles zuverſichtlicher. Nur als mit der ſinkenden Sonne die Feſtung ſichtbar ward, als die Gewehre der Soldaten auf den Wällen blank wie Nadeln blinkten, da ſank Roſamunden der Muth, und der Gedanke an das Schickſal ihrer Freundin bohrte dieſe Bajonette in ihr Herz.

Der Wagen raſſelte über die Zugbrücke, und mit beklommenen Gefühlen fuhr Roſamunde unter dem dunkeln Gewölbe der Thore ein. Was ſie erblickte, war ihr neu. Eine ſcheue furchtſame Achtung ließ das Freifräulein dieſe militäriſche Sicherheit anſtaunen.

Der Todesengel ſchlief in tiefem Schatten an dem Geſchütz, doch die Schildwacht, welche zwiſchen Kanonen und Mörſern auf und nieder ging, pfiff harmlos die Weiſe des alten Liedes: „Freut Euch des Lebens!“ Neben den aufgethürmten Kugeln ſpielten Kinder mit Bohnen, die ſie in kleine Gräben warfen und lachten in unſchuldiger Luſt Angeſichts dieſer tödtenden Werkzeuge. Es dämmerte bereits, draußen wurde die Trommel zum Schluß der Feſtung, drinnen Roſamunde's Herz in ſtärkeren Schlägen gerührt zum Beſchluß der Reiſe, als der Wagen vor dem bezeichneten Hauſe hielt.

Betäubt vom Fahren auf dem ungewohnten Steinpflaſter, und im Gefühl fortrückender Bewegung taumelte das Fräulein mit Hülfe des Bedienten über die fremde Schwelle. Nina kam die Treppe herab und preßte ſchweigend die Erwartete an ein ſchon gepreßtes Herz. Roſamunde konnte im Düſter des verbauten Hauſes, im tiefen Abenddämmer das kummerblaſſe Geſicht des Mädchens nicht ſehen; aber ſie hörte an der matten Stimme den Nachhall vieler tauſend Seufzer, ſie fühlte in der ſtummen Umarmung den lauten Schmerz, den eine Regung der Freude ſtärker hervorrief.

„Meine Nina,“ ſagte Roſamunde bedrängt von Wehmuth, „wie finden wir uns wieder? Iſt es denn wirklich vorbei mit der Mutter? So lange der Menſch athmet, ſoll man ja hoffen.“

Von dieſem Troſte ergriffen, beugte Nina ſich über die Schulter des Fräuleins, und ein heißer kindlicher Tropfen benetzte Roſamundens luftkühle Wange. „Ach!“ ſagte ſie, und die Kraft einer verzagenden Seele drängte ſich in dieſen Wunſch, „wollte Gott, es wäre noch an Beſſerung zu glauben! Könnte ich die Mutter damit retten, ich würde willig und mit Freuden mein ganzes Leben hier zubringen.“

„Du beſtes Kind!“ antwortete Roſamunde gerührt, aber ein wenig ungläubig, nicht an die Verſicherung der Tochter, ſondern an dem unabwendbaren Verluſte der Mutter. Sie wollte nur den eigenen Augen trauen und meinte bei ſich ſelbſt, Nina's thränenvolle ſähen die Gefahr doppelt. So ſagte ſie: „Für heute iſt es wohl zu ſpät, daß ich die Kranke ſpräche?“

„Nein, nein!“ erwiederte Nina, „die Mutter ſehnt ſich allzuſehr danach.“ Unter dieſem Geſpräch hatten ſie die letzten Stufen erſtiegen, und Nina öffnete zuvörderſt eine Thüre des ſchmalen Vorſaals, den werthen Gaſt in das zur Aufnahme geeignete Stübchen einzuführen.

Roſamunde, an weite hohe Räume gewöhnt, fand ſich ſeltſam von dem kleinen Gemach mit nahen Wänden beengt, die niedere Balkendecke drückte ihr Gefühl, und das einzige Fenſter von einem Vorbau finſterer Häuſer verdunkelt, benahm minder ihrem Blick, als ihren Athemzügen die Freiheit. Sie ordnete ein wenig ihren Anzug, denn auch den Zerrüttungen der Krankheit gegenüber will Jede unſeres Geſchlechts anſtändig erſcheinen, ja, ſo eine Dame mit Bewußtſein ſtirbt, ſchmückt ſie ſich ſelbſt vor dem Tode noch, wie kalt dieſer Verächter aller Reize den Putz der Eitelkeit auch abſtreift. Im Krankenzimmer war es noch ſchlimmer. Die ſchwüle Bettwärme, durchathmet von mediciniſchem Dunſt, die trüben Lichtſtreifen der Lampe, die gleich dem Lebensdocht, der hier im Verlöſchen war, nur ſchwach glomm eine Uhr, die hörbar zu raſch ging, wie im verflüchtigten Ablaufen der letzten Stunde — die verhüllte Nähe der Freundin, das Bangen der fremden Umgebung; dies Alles machte Roſamunde unſäglich beklommen und unfähig ſich zu äußern. Sie ſchlich leiſen Schrittes näher und näher. Aber als Nina den Vorhang nun ſacht zurückſchob, und das Leidensbild dalag mit bleichen Zügen, den verwiſchten Spuren eines ſchönen Vormals, und nur noch kenntlich an dem rührenden Lächeln der Freundſchaft; da überwältigte das Weh dieſes Anblicks die gefaßte Roſamunde. Sie ſank auf einen Stuhl und weinte ſehr.

„Mache es mir nicht ſchwer, liebe Roſamunde!“ bat Frau von Sorgue, klar in ihrer Stimmung, wie im Tone der Sprache, „ich hoffe von Deinem Beſuch große Erleichterung für mein Scheiden.“ Sie reichte bei dieſem Worten der Freundin zuverſichtlich die ſchmächtige Hand von krankhafter Weiße und Zärte.

Roſamunde zog dieſe Hand an ihre Lippen, welche im Verſuche einer Antwort zuckten, doch, bemeiſtert vom Schmerz, konnte ſie bloß bitten: „Sprich nur ja nicht viel, gute Angelica! es möchte Dir ſchaden.“

Da lächelte die Kranke, richtete ſich ſtark ein wenig auf und ſprach: „Nein, wir haben viel mit einander zu reden, und wehren laſſe ich es mir nicht. Mag doch der Reſt meiner Kraft darauf gehen, beſſer wüßte ich ihn nicht zu verwenden; denn es geſchieht zu Nutz und Frommen meines armen Kindes. Könnte ich doch für Nina's Glück ſterben! —« Mit dieſer Sehnſucht neigte die Mutter ihr Haupt auf die Kiſſen, ihre bewegte Seele ſtill auszittern zu laſſen.

»Du wirſt für Deiner Tochter Glück leben, Angelica!« antwortete das Fräulein mit erhobenem Gefühl, »ich vertraue auf Gott, der ein Erretter iſt, auch vom Tode. Du biſt ja ſtets ein Muſter mütterlicher Vortrefflichkeit geweſen und die Liebe ſelbſt gegen Jedermann. Wem hätteſt Du wohl je etwas zu Leide gethan! Ich kenne Dich von früheſter Jugend und wüßte keinen andern Fehler an Dir, als daß Du ſtets ein wenig verſchloſſen warſt.«

»Siehſt Du?« ſagte die Kranke, als wäre hiermit der wunde Fleck getroffen, »der Himmel wußte es wohl, daß ich ſolchen Gewahrſam brauchen würde; darum brach das Schickſal mein Herz — es iſt Dir offen, was zu verſchweigen ich verpflichtet war und was ich am liebſten vor mir ſelbſt verhehlt hätte.«

Jetzt öffnete Nina die Thüre, begleitet von einem Dienſtmädchen, das einige Erfriſchungen herbeitrug, von denen das Fräulein, dem lieben Kinde zu willfahren, ein Weniges genoß. Während dieſer Störung, welche den erſten Angriff dieſes erſchütternden Zwieſprachs zerſtreuete, hatte Frau von Sorgue Zeit, ſich zu ſammeln. Sie ſagte, ſobald die mäßige Bewirthung vorüber war: »Verlaſſe uns nun, Nina! und ſorge dafür, daß Niemand uns ſtört. Ich weiß nicht,« fuhr ſie mit einer Art von Scherz fort, der unheimlich zu dem düſtern Ernſt der Scene abſtach, »ob die Parze erlaubt, daß ich den Faden des Geſprächs, würde er öfterer abgeriſſen, ausſpinne. Mein Ende könnte kommen, wenn wieder eine Unterbrechung käme, ehe ich fertig wäre.« Nina wechſelte einen traurigen Blick mit Roſamunde und verließ das Zimmer.

„Du weißt,“ hob die Kranke hurtig an, als ſtände ein Dränger unſichtbar zu des Bettes Häupten, „daß ich mir meinen Mann aus Liebe nahm. Er trug mich auf den Händen und zu den Sternen — niedriger wollte er mich nicht geſtellt wiſſen — um mich zeitig genug aus meinem Himmel fallen zu laſſen. Ach, gute Roſamunde! Du weißt vielleicht nicht in der einſamen Unſchuld Deines Herzens, das fern ſchlug von der Welt, die nur Wunden ſchlägt — wie leidenſchaftlich ein Mann ſein kann, auch wenn er nicht wahrhaft liebt. Später habe ich es eingeſehen, daß wahre Liebe an einer gewiſſen Ruhe ihrer Aeußerungen eher zu erkennen ſei. Wie ſollte aber ein junges, eitles Weib nicht täuſchbar ſein dürfen? — Ich hielt die Liebe meines Mannes für echt, weil ſein Auge Freude ſtrahlte, wenn es auf mich fiel, wenn das Gefühl meiner Nähe ihn zu durchdringen ſchien und Glanz der Liebenswürdigkeit über ſein Weſen verbreitete. Aber — es war nur falſcher Schimmer; meine Phantaſie diente ihm als Folie, und legte ihm einen Werth unter, den er nicht beſaß. Ich wurde dies bald inne. Nicht daß mein Mann mir ſeine Zärtlichkeit entzog, oder der Mangel ſeiner Zeit für mich, ſondern der Ueberſchwang ſeines Vertrauens machte mein Unglück. Ehegatten möchten einander zurufen: Heiß' mich nicht reden, heiß' mich ſchweigen! — Mein Mann hatte mir im Drange liebender Mittheilung ein paar ſcheue Geheimniſſe entdeckt, die den Zauber meiner Verhältniſſe zerſtörten. Er ſtellte die Leiter ſeiner Wünſche, das Traumbild der Ehrſucht vor mir auf; doch keine Engel, wie in jenem frommen Geſicht, ſtiegen auf und nieder — ein Dämon hielt ihm die Stange, und ich hielt keinen Schritt, den mein Gemahl that, mehr für ſicher. Dann hatte er früher einen ſehr verwerflichen gethan. Als Student war mein Mann durch einen mitſtudirenden Freund in einer benachbarten Landpfarre bekannt geworden. Der Geiſtliche hatte ein hübſches Einkommen, von dem er ſich ſogar ein Sümmchen für die Noth geſpart, ein gaſtliches Haus und eine ſchöne Tochter, des Vaters Ein und Alles. Jener junge Theologe, der zuweilen zur Vorübung dort predigt, nimmt jedesmal ſeinen juriſtiſchen Freund mit ſich. Der aber handelt nicht dem Recht gemäß. Er reißt das Herz des Mädchens an ſich. — O meine Freundin!“ fuhr Frau von Sorgue fort, und ihre Rede, mit Seufzern beladen, ging zögernd und mühſelig weiter, „laſſe mich leicht über dieſe ſchwere Verſündigung hinwegeilen. Genug, der Geiſtliche wird durch das, was Macht und der Aufwand aller Mittel über ein ſchwaches Vaterherz vermag, gewonnen, die jungen Leute heimlich zu trauen. Der öftere Ritt im Mondſchein hinaus zum Liebchen iſt meinem Manne nur etwa wie eine Romanze, die er nicht ſingt, ſondern ſpielt: denn mit der Heirath, obgleich kein anderer Betrug dabei Statt gefunden, als Selbſtbetrug, war es ihm nicht heiliger Ernſt. So konnte das Ende vom Liede nur traurig ſein. Kaum hat mein Mann die Univerſität verlaſſen, ſo verläßt ihn auch der Geiſt dieſer Verbindung. Die kleine verſtohlene Ehe kommt ihm vor wie eine burſchikoſe Freiheit, die nicht ſo ſtreng genommen werden dürfte. Er wirft den Eid am Altare zu den unbezahlten Schulden, ſchiebt die Pflicht zu ſchreiben auf, läßt die Briefe der armen jungen Frau, Mahnbriefe an ſein Gewiſſen — unerbrochen liegen, bis er einmal Luſt haben würde, ſie zu leſen; die aber findet ſich nie mehr. So geht eine Zeit hin. Eines Abends kommt er von einem fröhlichen Gelage heim. Da liegt auf ſeinem Nachttiſch ein Brief von anſehnlichem Format, das große ſchwarze Siegel blinkt düſter neben dem Wachslicht. Die kleinen Bäume um das trauernde Kirchlein ſehen aus, als ob es noch einmal Nacht geworden wäre auf Erden, wie damals, wo die Liebe ſich am Kreuz verblutete. Meinen Mann überläuft ein Grauen. Und als er das Siegel bricht, fällt ein Blatt aus dem Umſchlag, der Taufſchein ſeines Sohnes — weiter nichts.“

„Liebe Angelica,“ fiel hier das Fräulein ein, „erlaube, daß ich Deine Tochter rufe. Du bedarfſt einer Stärkung; erhole Dich, Gute!“

Frau von Sorgue ſchüttelte verwehrend den ſchwachen Kopf und ſprach: „Mich erquickt, daß ich Dir es endlich ſagen kann. Würdeſt Du es glauben, Roſamunde, daß der Eindruck, den dies Zeugniß auf meinen Mann gemacht, ſich verjährte, ehe er ſein Kind ſehen wollte! — Als er nun doch die Reiſe unternimmt, in der Idee, Erſatz zu geben für den langen Vorenthalt, iſt es damit zu ſpät. Im Pfarrhauſe lebt ein blutjunger Prediger. Sein Vergehen, das meines Mannes nämlich — iſt darin vergeſſen. Beſtürzt frägt er nach dem vorigen Geiſtlichen und deſſen Angehörigen. Er ſei durch eine Gemüthskrankheit untauglich für ſein Amt geworden und in die Ferne gezogen, giebt ihm ſein Nachfolger gleichgültig zur Antwort. Nun will er fort, ſich bei dem Schulmeiſter näher zu erkundigen. Der Weg geht über den Kirchhof. Da winkt ein weißer Leichenſtein ſeinem Blicke, und er kann nicht umhin, ihn anzuſehen. Es iſt das Denkmal ſeiner Frau, die als Mädchen darauf vermerkt iſt, mit dem Namen ihres Vaters. Gott im Himmel! wie mag dies ſtille ſteinerne Blatt ſeine That mit dem rechten Namen genannt haben, und dann zermalmend auf ſein Herz gefallen ſein! — Viele verwelkte Kränze liegen auf dem Grabe, an dem mein Mann, wie ein Kronenräuber, in ſtarren Feſſeln ſteht.“

Roſamunde hielt die gefaltenen Hände an die Bruſt gedrückt, Frau von Sorgue aber zerdrückte eine matte Thräne und ſprach: „Denke Dir nun, welche Wirkung dieſe Geſchichte auf mich machte. Die Flämmchen meiner Flitterwochen liefen blind an, wie Gold, dem eine ſchädliche Sache zu nahe gekommen. Ich war die Frau eines Mannes, der ſchon eine beerdigt hatte; dieſer Gedanke wehete mich kühl an, wie Wittwenſchaft. Der Schatten jener Verſtorbenen drängte ſich zwiſchen mich und ihn, der ſie beleidiget! Ich fühlte mich gewiſſermaßen als ſeine Mitſchuldige. O Geliebte! wie bange iſt doch jedes Glück, dem die Zuverſicht auf Gottes Segen fehlt! Uns war er verwirkt. Wehe mir! wird meine arme Nina auch des Vaters Sünde tragen müſſen?“

„Angelica!“ ſagte das Fräulein mit lindem Ermahnen, „ängſtige Dich doch nicht ſolcher Weiſe. Was hätte das engelgute Kind denn verbrochen? Ich mag über manche religiöſe Geheimniſſe nicht nachdenken, um mich in meinem einfachen Glauben nicht zu verwirren! Aber jener Ausſpruch der göttlichen Geſetze, der Lohn oder Strafe ihrer Voreltern den Kindern der Zukunft verheißt, hat mir nie in den Kopf gewollt, und in das Herz noch weniger. Kein Menſch, auch der grauſamſte nicht, würde der Ungerechtigkeit fähig ſein, den Schuldloſen für den Uebelthäter leiden zu laſſen, jenen Erzieher etwa ausgenommen, der den armen Knaben für den Dauphin ſtäupte — und Gott? — — —“

„Gott iſt gerecht!“ ſagte Frau von Sorgue ſcheu und leiſe, „laſſe mich Dir nun vollends auſerzählen. Die Zeit vertuſchte den Jugendfehler, der das Leben meines Mannes befleckte; nichts erinnerte ihn mehr daran. Als er angeſchuldigt war und, glaube mir — böslicher, als er ſich vergangen — da gingen ihm die Augen auf. Der Ehrgeiz, ſein Götze, dem er Alles geopfert, lag in Trümmern. Gott, den wir erſt ganz erkennen in der Noth, wendete ſich ab. Ach, Roſamunde! was habe ich da gelitten! Es überſteigt wohl die weiblichen Kräfte, ſich als die Frau eines Mannes von verlorner Ehre und zerriſſenem Bewußtſein zu behaupten. Wir kamen hierher. Mein Mann ward ſehr krank, kränker noch am Geiſte — ich fürchtete das Schlimmſte. Er verfiel in eine tiefe Schwermuth, worin er jeden Troſt verſchmähete, nur den nicht, den er ſein Leben lang verachtet hatte, die Religion. So ſehnte er ſich, das heilige Abendmahl zu empfangen. Der Feſtungsprediger lag durch einen Sturz vom Wagen tödtlich danieder. Ein junger Mann, der ihn vertreten ſollte, war eben erſt angekommen. Wir ſendeten nach ihm. Wohl bemerkte ich eine Erſchütterung an meinem Manne, da er eintrat; aber ich achtete ſie nur für ein feierliches Gefühl. Ich hielt es für gut, mich zu entfernen. Der junge Geiſtliche blieb lange, ich hörte ihn ruhig ſprechen, die heilige Handlung mußte vorüber ſein. Da er fort war, finde ich meinen Mann fieberhaft glühend. Er ſtreckt mir die Arme von ſeinem Lager entgegen, verbirgt ſein Geſicht an meiner Bruſt, weint laut und ſagt die Worte: Angelica! wer hat mir den Kelch der Verſöhnung gereicht? mein Sohn! Zweifle nicht! ich weiß es zuverläſſig; er aber wußte es nicht, daß er den fluchwürdigen Vater ſegnete! — Wenige Tage darauf folgte der Subſtitut dem Sarge meines Mannes. Ich konnte meinen Blick nicht von ihm abwenden. Sein Geſicht war ernſt, doch thränenlos, und ich dachte, wenn du wüßteſt, wen du begleiteteſt! — Wie dunkel iſt das Schickſal der Menſchen! — Seitdem hat er mich beſucht. Die fremde Achtung für meinen Schmerz rührte mich mit einer namenloſen Empfindung. Doch eine entſetzliche Furcht hat ſich meiner bemächtiget, ich glaube, Nina liebt ihn.“

„Und dürfte ſie dies nicht — den Bruder?“ fragte das Fräulein ſo lieb und einfältiglich, wie eines aus Noahs Arche, und als ſtände die Erzählung der Freundin nach dem menſchlichen Falle und einer Sündfluth von Thränen nun auf dem Ararat feſt, wo Schweſtern und Brüder einander heirathen durften.

„Den Bruder!“ wiederholte die Kranke mit Entſetzen, „wie iſt Dir denn, Roſamunde? Nie ſoll Nina ihn als ſolchen erkennen. Wenn auch mein Mädchen weint, ein Gefühl, das ſich nur in Schmach, in Schmerz aufſchlöſſe, darf es nie mit dem jungen Manne theilen. Dem Herzen der Tochter ſoll die kindliche Achtung für den Vater mindeſtens bewahrt bleiben.“

„Wie kamſt Du aber auf jene Vermuthung?“ fragte Roſamunde ableitend und beſchämt.

„Nun ich gerieth auf Spuren eines Einverſtändniſſes zwiſchen Beiden,“ antwortete Frau von Sorgue, „mir fiel zugleich ein, daß Nina ſchon früher ihre Neigung für einen jungen Theologen verrathen. Sie müſſen ſich länger kennen. Ich war zweifelhaft, ob ich nicht an den jungen Mann ſchreiben, ihn in Kenntniß ſetzen und um eine Erklärung bitten möchte; aber ſo oft ich nach dem Papier greifen wollte, griff mich der Gedanke an, die Manen meines Mannes zu beleidigen. So ließ ich es auf Gott ankommen.“

„Auch mir fällt etwas ein“ — erwiederte Roſamunde. „als ich vorhin ankam, äußerte Nina, ſie wolle gern ihr Leben lang in der Feſtung zubringen, wenn Dir das helfen könnte.“

„Nein, mit mir iſt es vorbei“ — ſagte Angelica zufrieden lächelnd, „vernimm nun meine letzte Bitte! nimm Nina mit Dir! ſo weiß ich ſie geborgen. Halte ihr krankes Herz ſanft — ſie wird vergeſſen; aber das Andenken an ihre unglücklichen Eltern, das bewahre ihr. Und iſt es möglich, ſo gehe Nina nicht mehr in die Welt zurück, worin ihre Mutter ſo viel gelitten. Man hört unter den Menſchen auf, ein Menſch zu ſein, noch ehe der Tod uns entſeelt; doch ſtiller Selbſtgenuß begeiſtert für ein höheres Glück, und wo es einſam iſt, wird die Liebe laut und lebendig, ſelbſt die Gräber leben noch. Ich habe dies bei Dir geſehen und gefühlt.“

Das Fräulein ergriff die Hand der Frau von Sorgue, halb Verſicherung gebend, halb nehmend; aber jene Hand brannte unter dem leiſen Drucke. Die Kranke war mit ihrer Sehnſucht nach Einſamkeit an der Wüſte des Fiebers angekommen. Ihre Lippen lechzten in verſiegter Kraft, es rauſchte vor ihren Ohren wie unerreichbare Quellen — jeder Puls klopfte heiß. Sie fühlte ſich allein; die Freundin ward zu einer zerrinnenden Nebelgeſtalt. Müde legte ſie ſich tief in den grünen Schatten des Vorhangs auf dem weißen Kiſſen, und ſchloß die Augen wie in träumeriſchem Schlummer.

Roſamunde ſchwebte ſo ſacht als möglich ans Fenſter; die fieberhaften Athemzüge, geſteigert durch ein jähes Aufſeufzen, ſtöhnten ihr nach. Aber ſie vernahm etwas außer ſich nur wie im Traume. Die Vergangenheit hatte ihre Seele ergriffen. Schaudervoll kam ihr Angelica's Schickſal vor, und mit jener zarten Erkenntlichkeit, die nur edlen Seelen eigen iſt, hielt ſie das ihrige für glücklich dagegen. Und über der dunkeln Baſtei ſtieg der Mond ſo licht und traut empor, und ſchaute mit ſeinem tröſtenden Strahl in das enthüllte Geheimniß, was ſo viel Wunden bedeckte, und in das blutende Herz der Freundſchaft. Roſamunde dachte, jetzt ſtände er eben ſo über den Bergen von Struenſee und ſchlief am Hügel der Ruine, und ein himmliſches Vorgefühl von Wiederſehen dort und drüben durchbebte ſie.

Nach dieſer Unterredung war die Kranke ruhig geworden und ſprach wenig oder gar nichts mehr. Am dritten Abend ſagte ſie: „Gute Nacht, Roſamunde! gute Nacht, meine Nina!“ — Beide erſchraken; denn es war noch nicht Schlafenszeit, und das Fräulein wie auch Nina hatten wachen wollen. Aber indem Frau von Sorgue die Welt verließ, bewies ſie noch einmal, daß ſie darin gelebt hatte. Ihrer feineren Natur widerte die Gewaltſamkeit einer erſchütternden Abſchiedsſcene an. Sie verſchmähete wie ein echt vornehmer Geiſt den Prunk, auch den im Sterben — und hüllte leicht und lächelnd ſich in den letzten Schlaf.

Roſamunde betrauerte die Hingeſchiedene tief und wahrhaft; doch hielt ſie ſich an der chriſtlichen Vorſtellung aufrecht, daß ihrer Angelica nun ewig wohl wäre; auch hilft nichts beſſer zur nöthigen Faſſung, als daß ein Anderer uns ſchmerzverwandt ſie entbehre. Nina taumelte bleich mit geſchloſſenen Sinnen, gleich einer Nachtwandlerin, umher. Das Fräulein ließ ſie gewähren. „Es wird ſich ſchon geben,“ ſagte Roſamunde zu dem Arzt, der es für Pflicht hielt, das junge Mädchen aus dieſem gefühlloſen Zuſtand zu wecken, „der Gram hält ſeinen Gegenſtand nur um ſo feſter, wenn man ihn zu entreißen ſtrebt. Ich wünſchte nur, Niemand redete ihr zu. Die leidigen Tröſter allzumal! Der Troſt fließt nicht aus einem menſchlichen Munde, ſondern zu ſeiner Zeit aus der Kraft Gottes.“

Es fand ſich, daß die Verſtorbene ihre äußern Angelegenheiten mit der beſonnenſten Umſicht geordnet hatte, ſo daß die Nachlaßverhältniſſe keine Schwierigkeiten machten. Roſamunde konnte alſo unbehindert ihre Abreiſe feſtſetzen, ſobald das Begräbniß der Frau von Sorgue vorüber wäre.

Der Subſtitut des Feſtungspredigers war verreiſt, das Fräulein lernte ihn nicht kennen. Ein Geiſtlicher an der Stadtkirche begleitete die Reſte von Nina's Mutter zu ihrer Ruheſtatt.

Zwei Wochen, in denen Roſamunde zwei Jahrzehende erlebt zu haben wähnte, waren verſtrichen, als die Kutſche, die ohnehin kein Wolkenwagen, kein Segler der Lüfte hätte genannt werden können, mit Schwermuth bepackt, mit einem anderen Erbe beladen, als den auf dem Bocke — in den Paß des Gebirges einfuhr. Ein warmer heimiſcher Schauer wehete das Fräulein in der lauen Abendluft an; das Korn wallte wie ein Freudenmeer in goldnen Wellen, die Aehren neigten ſich wie zu einem Segensgruß dem Wagen zu. Die Schafe gingen alle zur Rechten — und das Geläut der Heerde in ſeinem einfachen Getön zwiſchen Klage und Ruhe, bewegte das zur Wehmuth geſtimmte Gemüth Nina's.

Roſamunde grüßte den Schäfer und wer aus dem Dorfe ihr begegnete, freundlicher noch als ſonſt; aber doch mit einem kleinen Reiſe-Air. Nina aber ſah es nicht, wie die Räder der Mühle, welche ihrer Kindheit ein anziehendes Wunderwerk geweſen, ſilbernen Regen ſtäubten; ihr Herz trieb Waſſer in die ſchönen verweinten Augen, die feuchte Funken ſchoſſen, da ſie das Schloß anſichtig wurden, worin ſo glückliche Tage verſchwunden waren, nun für immer. Es war ihr, als verlöre ſie die Mutter nun auch hier.

„Was wird die Baby ſagen und Philippine, wenn wir jetzt ſo unerwartet ankommen!“ ſprach Roſamunde kurz vorher, ehe der Wagen die Anfahrt erreichte. Sie nahm, ſich in gehörigen Stand zu ſetzen, einen Schleier von Trübſal um; denn wir rühmen uns auch der Leiden — ſagt ein Weiſer der Bibel. „Du kannſt Dir die Traurigkeit gar nicht vorſtellen, meine Nina,“ fuhr das Fräulein fort, „die bei uns entſtand, als jene Nachricht kam. Alles nimmt Theil an dieſem Tode, das thut doch auch wohl. Wie peinlich werden ſie paſſen auf einen Brief — nun ſind wir ſelbſt da.“

Doch dieſe Vermuthung ergab ſich als eine trügliche. Im Schloſſe ging es dermalen luſtig zu, man war fröhlich beiſammen, wie es ſchien. Ein pfeifenartiges Inſtrument ſpielte gellend einen Schleifer auf, und die unſichtbaren Zuhörer lachten laut. Doch als die herrſchaftlichen Pferde vor dem Eingange ſtanden, verſtummte das Tanzſtück bis auf einen widrig abſchrillenden Ton, und erſchrocken ſtiebte die kleine Geſellſchaft aus einander.

Der Blick des Fräuleins verfinſterte ſich doch ein wenig — wenn auch dünn — etwa im Verhältniß zu dem blauſchwarzen Seidenflor ihrer Trauerhaube — als Frau Baby, welche die Phyſiognomie der Ueberraſchung ſchnell und geſchickt wechſelte, ihrer Pflicht zueilte. Auch Philippine ſprang herbei; das Vergnügen ſtrahlte von des Mädchens Stirn, und offenbar ein früheres, als was dieſe Wiederkehr erregte.

Nina fühlte ſich plötzlich fremd. Frau Baby äußerte ſich liebreich und leidſam; aber ihr verdrängter Liebling vermißte ein entgegenkommendes Gefühl und konnte den alten Ton nicht wiederfinden.

Als Nina erſchöpft und müde ſich in ihr Zimmer und zur Ruhe begeben, hielt Roſamunde noch geheime Zwieſprache mit Frau Baby. Mit jener Ueberlegenheit der Erfahrung, deren wir bereits erwähnt, fragte das Fräulein: „Was hattet Ihr denn heute ſo gar Luſtiges im Hausflur, als wir traurig genug von der Reiſe kamen? Und wer war der Mann, der an uns vorüberging?“

„Ach!“ antwortete Frau Baby in jener Weiſe, die den fraglichen Gegenſtand als unerheblich angiebt, „ich hatte unſerer Philippine den großen Guckkaſten zurecht machen laſſen durch den Uhrmacher von Grundholz; der war es — und da probirten wir die Chorde. Das Mädchen will doch auch eine Freude haben.“

„Auch eine Freude haben!“ wiederholke Roſamunde mit einigem Unwillen. „Wer hat denn Freude gehabt? Ich doch wahrhaftig nicht! Und welcher Einfall iſt das mit dem Guckkaſten? Deine Zärtlichkeit für Philippine macht Dich und ſie zum Kinde.“

„Lieber Gott!“ entgegnete die Wirthſchafterin, und es lag etwas in dem Mitleid ihres Tones, das dem Gefühl ſchmeichelte, womit Roſamunde ihre jüngſten Erlebniſſe geltend machte; „das Mädchen hat noch ſo wenig Blicke in die Welt gethan, daß dieſe kleine gemalte Luſtreiſe dem guten Kinde wohl zu gönnen wäre. Und viel koſtet die Wiederherſtellung auch nicht, ich habe nur vier Groſchen dafür bezahlt. — Es hat hübſche Sachen unter den Bildern, ſie ſind nur ein wenig abgeblichen. Wir waren gerade bei einer ſchwäbiſchen Hochzeit, als gnädiges Fräulein ankamen.“

„Es paßt ſich auch,“ erwiederte Roſamunde mißmüthig und hob die Hand, als wolle ſie dieſe Unſchicklichkeit nachweiſen, „daß Perſonen, die von einem betrübten Begräbniß kommen und vor Weh und Herzeleid ihre eigenen Seufzer kaum hören, mit einem ſchwäbiſchen Schleifer empfangen werden! — Mir war es nur um die arme Nina. Die Empfindung eines Leidenden iſt ſo verletzbar, daß der Sonnenſtrahl, über den ſich alle Geſchöpfe freuen, zu einem ſchneidenden Meſſer für ſeine Seele wird. Ich halte es daher für das einzig wahre Zartgefühl, daß wir uns denen gleichſtellen, die neben uns ſtehen. Ein leichtſinniger Sprung, wenn er ihn ſieht, thut dem Lahmen gar weh, und eine vernünftige Zurückhaltung iſt alle Wege zu empfehlen. Wie wenig Menſchen,“ fuhr Roſamunde fort, und es war ſichtlich, daß ſie ſich in dieſer Erklärung gefiel, „verſtehen ſich auf das Geheimniß vom Schmerz! Sie fühlen ihn nur, wenn er in das eigene Gemüth eindringt, und verwinden ihn endlich; aber die feinen zarten Fäden, welche die Schonung zu einem Verbande rundet, worauf die Zeit ihre Wundſalbe ſtreicht, halten die meiſten für ein Hirngeſpinnſt. Wie ich Dir jetzt ſagen werde, ſo will ich es pünctlich hinſichtlich unſerer Nina gehalten wiſſen; hörſt Du, Baby?“

Frau Baby neigte ſich und zupfte am Zipfel der Schürze, was ihrer drallen Figur ein unterwürfiges Anſehen gab; doch aus ihren Augen guckte ein kleines Sprühteufelchen der Widerſetzlichkeit.

„Zuerſt,“ hob Roſamunde an, „vermeide, ſo lange als Nina weint, alles unzeitige Gelächter im Hauſe. Es ſchallt überdies ſehr bei uns — das Schloß iſt ſo wunderbar gebaut, man hört eine Nadel fallen. Wo ein trauriges Herz wieder feſt werden ſoll in ſich ſelbſt und in ſeinem Gott, dürfen Erſchütterungen des Zwerchfells nicht Statt finden.

Das Lachen klingt einer trübſeligen Seele ſo fernab und gleichſam ſchadenfroh; die Tochter meiner einzigen Freundin ſoll aber hier nur ein ſanftes Echo ihrer Seufzer finden, doch ſich nicht einſam und wie unter Felſen wähnen mit ihrem Gram.“

Die Erwähnung ihrer einzigen Freundin hätte Frau Baby beinahe übel genommen. Sie antwortete daher ein wenig empfindlich: „Nun, was mich anbelangt, ſo iſt mir die Luſt zu lachen längſt vergangen; im Betreff der Philippine aber könnte ich bei meinem beſten Willen ein kleines Gekicher nicht immer verhüten. Das Mädchen iſt jung, geſund, weder tiefſinnig, noch übertrieben geiſtreich — man freut ſich zudem, einmal ein heiteres Geſicht zu ſehen; denn ohnehin kommt ſelten genug ein Spaß bei uns vor, es müßte denn der Gänſerich ergrimmen, oder ein Bienlein ſich in der Buttermilch betrinken.“

Roſamunde achtete nicht auf dieſen Vorwurf, der ihrer Gegnerin ein augenblickliches Uebergewicht gab, und eben ſo wenig fühlte ſie ſich in ihrer ernſten Würde beleidiget, daß Frau Baby den einzigen komiſchen Gegenſtand des ländlichen Luſtſpiels vom Thierreich der Hofbühne entlehnte. Sie ſprach: „Philippine iſt auch eine Waiſe, und hat nunmehr Gelegenheit, die zarte Pflicht der Theilnahme zu vergelten, die an ihr geübt worden. Daſſelbe Schickſal und der gleiche Schutz, deſſen ſie genießen, verſchwiſtert die beiden Mädchen. Du weißt es wohl noch nicht, Baby? Nina bleibt nun beſtändig hier.“

„Beſtändig?“ widerſprach Frau Baby, „das läßt ſich auch nicht mit Gewißheit beſtimmen, gnädiges Fräulein. Ein Mädchen ſitzt ſo zu ſagen immer auf der Kippe.“

Ein Seufzer Roſamundens ſchöpfte Geduld. „Um wieder auf das Vorige zu kommen,“ ſagte ſie, „ſo vermuthe ich, Nina wird ihre Trauer ſobald nicht ablegen. Philippine ſoll daher ihre bunten Fähnchen bis auf eine fröhlichere Zeit laſſen, ich habe ihr dunkles Zeug zu einem Kleide mitgebracht. Die Kaufleute in der Feſtung ſind aber erſchrecklich theuer mit ihren Waaren. — Du, gute Baby, ſtecke dies violette Band auf die Haube, es iſt von einem ſanften Guſto und ſchattirt ein wenig ins Dunkle. Von dieſem ſchwarzen Merino laſſe Dir einen Spencer machen, er iſt nicht von der ſchlechteſten Sorte. — Auch geht es auf den Herbſt zu und ein Jäckchen ſteht Dir nett.“

Frau Baby küßte geſchmeichelt der gütigen Gebieterin die Hand, welche die Befehle ihrer theilnehmenden Milde in Geſchenke wickelte.

„Und die rothe Balſamine,“ fuhr das Fräulein fort, „nimm morgen in aller Frühe aus Nina's Zimmer und ſetze die Colocaſie dafür hin. Jene ſieht viel zu üppig und in ihren unzähligen Blüthen zu geſellſchaftlich aus, um einen Blumenbalſam für ein trübes Auge abzugeben; dagegen hat dieſer weiße Kelch ſo etwas einſam Schönes, daß man gleichſam Troſt aus ſeinem Anblick trinkt.“

„Wie denn nun aber da,“ verſetzte Frau Baby, „wenn ein Betrübter über die Wieſe geht? Unſer Herrgott hat die Blumen des Feldes doch für Frohe und Traurige geſchaffen.“

„Ach, Baby!“ erwiederte Roſamunde, „der Schmerz wirft einen langen düſtern Schatten über die ganze Natur — Lind hatte eine beſondere Vorliebe für die Colocaſie. Er nannte ſie den ſilbernen Kelch der grünen Kirche. Man nennt ſie auch Aronsblume, zum Andenken an den geheiligten Stab des ägyptiſchen Führers, glaube ich; denn ſie riecht fein nach Mandeln.“

„Herr Lind,“ bemerkte die Wirthſchafterin ſpöttiſch, „war überhaupt ein rechter Naturprediger. Er kanzelte am liebſten auf der Ruine — ich wünſche nur, daß dieſe Steine einmal Brod für ihn werden.“

„Und hoffentlich ohne die Hülfe des Böſen“ — antwortete Roſamunde gekränkt; doch der Gedanke an die leibliche Nahrung und ein leiſer Ideenſchauder vor der Hölle führte das Fräulein auf ein verwandtes Capitel.

Nun noch ein Wörtchen über die Küche, Baby!“ ſagte die Dame des Schloſſes mit beſchleunigter Stimme; „komme mir jetzt ja nicht mit fetten Braten, dieſe ſind nur fur einen luſtigen Appetit, für behagliche Leute. Setze uns lieber milde Speiſen, zartes Geflügel vor, etwa Hühner mit Stachelbeeren, da ſchmeckt man eine verſüßte Säure. Ein Täubchen bringe mir jedoch ſelten auf den Tiſch, der öftere Genuß von Tauben ſoll, wie man ſagt, melancholiſch machen.“

Ein Lächeln, der Ausdruck einer Küchen-Philoſophie, die ſich über dergleichen Wabl und Wahn erhaben fühlte, redete deutlicher als ihre Worte, in denen Frau Baby entgegnete: „Das mag wohl nur ein bloßes Vorurtheil ſein. Ich meinerſeits halte alles Eſſen für ganz unſchuldig. So müßte zum Beiſpiel wer gern Salat ißt, Andern das Leben ſauer machen.“

Hier verlor Roſamunde die Geduld; vielleicht zum erſten Male heftig in ihrem Leben ſagte ſie: „Du machſt mir das Leben ſauer, Du, Baby, mit Deinem ewigen Widerſpruch! Genug, ich will es nun einmal ſo.“

Frau Baby merkte, daß dieſe eigenwillige Laune ertragen werden müſſe. Noch hing der Merino über ihrem Arm —

ſie hing daher den Mantel nach dem Winde und fragte mit leidſam veränderter Stimme nach den letzten Stunden der Frau von Sorgue.

Alsbald verſchwand der kleine Groll von des Fräuleins Stirn. „Ach, Baby!“ ſagte Roſamunde weichmüthig, „ich könnte es Dir nicht ſchildern, was ich mit der armen Angelica gelitten, und bei dem Begräbniß — die Artillerie exercirte nicht weit davon — ich dachte, ich ſänke mit in die Erde.“

„Das Militär,“ antwortete Frau Baby mit einer Miene, in der ſich zürnende Blitze entladeten, „ja, wo fragte das danach, ob man einen Leichnam fein ſanft in die Erde betten will oder nicht? So ein General hat nur die Gräber in Summa vor Augen. Selbſt iſt der Mann! denkt er auf gut ſoldatiſch, und eine todte Frau gilt ihm vollends wie nichts.“ Dieſe Schlußbemerkung löſete das Geſpräch in Einklang auf, und Frau Baby verließ ihre Dame.

Aber es hätte der Wirthſchafterin ſicherlich das Herz abgedrückt, wenn ſie ihr verkühltes Aergerniß nicht an dieſem Abend noch hätte aufwärmen ſollen.

„Liebe Philippine,“ ſagte ſie, als das Mädchen ſpät mit ihr zuſammentraf, um ein kleines Geſchäft zu beſprechen, „ſehen Sie, daß Sie ſo früh als möglich einen Mann bekommen. Ein lediges Frauenzimmer — das habe ich heute wieder erfahren — iſt und bleibt eine wunderliche Heilige ihr Leben lang. Welche Grillen hat unſer Fräulein! Stellen Sie ſich vor, da erhalte ich vorhin meine Verhaltungsbefehle, von denen jeder allein läuft und alle Vernunft umſtößt. Ein lächelnder Blick, ein luſtiger Gedanke ſind verpönt, ſo lange Traurigkeit hier im Hauſe währt, und den Lachtauben da draußen möchte ich nur gleich den Hals umdrehen. Bunt darf Niemand gehen, dem Pfau aber kann ich das Rad nicht zubinden. Was zu viel iſt, das iſt zu viel. Frau von Sorgue war zwar eine würdige Dame, vor welcher ich außerordentliche Hochachtung gehabt, aber ſie war doch keine Königin, daß wir ihretwegen Hoftrauer anlegen ſollten. — Sogar die Balſamine drüben, wo Fräulein Nina wohnt, die ich mit Freude und Mühe gezogen, die ſo ſchüchtern erröthet und ihre Blüthen hinter Blättern blöde verſteckt, wie jene kleine Mädchenſchule, wenn ein Fremder ſie anſieht, ſogar die muß ich wegſchaffen und die einfältige Colocaſie dafür hinſetzen, bloß weil Herr Lind Salbung über dieſen Kelch ausgegoſſen! — Nun, und des Küchenzettels zu geſchweigen. Hühner mit Stachelbeeren ſoll ich ſchmoren laſſen! Fräulein Roſamunde dachte wohl nicht daran, daß ſie jetzt ſchon viel zu reif ſind; ich wollte nur nicht widerſprechen, wie das denn überhaupt meine Art nicht iſt. — Aber das Gericht wird einer Ehewirthin widerlich, weil dieſer die herben Stachelbeeren, welche ſie täglich verſchlucken muß, das ganze Jahr hindurch nicht ausgehen und lange nach der Zeit im Kehlkopf ſtecken bleiben. — Kurzum, die Tafelvorſchrift wurde mir, wie einer Kloſterfrau, mit der Strenge der katholiſchen Faſten gegeben, oder als ſtände dies Capitel in den Büchern Moſis. Und was iſt ſo ein Weißbrätchen, mit Zimmet und Nelken geſpickt, doch ſo mildiglich! Ich wollte es einem eingefleiſchten Juden auftiſchen, ohne ihn zu kränken. Allein, was hilfts? Friede ernährt — und deſſen Brod ich eſſe, deſſen Lied ich ſinge.“

Philippine merkte wohl, daß dies das alte Lied in jenem Tone wäre, der hier nie eine völlige Uebereinſtimmung zuließ. Sie hatte zwar manches in dem Vortrage der Frau Baby ſo wenig begriffen, als wäre er ihr in chaldäiſcher Sprache gemacht worden, aber das leiſe Verſtändniß des Gefühls ließ ſie nicht zweifeln, daß dieſe kleinen Seltſamkeiten des Fräuleins ihren guten Grund haben müßten.

Vielleicht dürften unſere Leſer ſich wundern, daß die ehemalige Vorliebe der Frau Baby für Fräulein Nina hiebei keine Stimme hatte; aber es giebt Herzen, die zu enge ſind, um mehr als einen Liebling zu faſſen, und den Vorzug dieſer Stelle hatte nunmehr Philippine eingenommen, ohne deshalb die trauernde Nina von ihrem früheren Anrecht ganz auszuſchließen. Es wird uns dies natürlich erſcheinen, wenn wir erwägen, daß Leiden und Liebe, ſtill getragen in ihrem Schmerz, Würde verleihen, und mitten in das Haus eine kleine einſame Kapelle bauen; die Fröhlichkeit eines unbefangenen Gemüths ſich dagegen leicht in heiterer Geſchäftigkeit geſellt, und zur Erholung nach einem Blümchen bückt, ob es auch noch ſo niedrig ſtände.

Nina begegnete ihrer alten Freundin freundlich, doch zurückziehend; Philippine hing der Frau Baby mehr an, als vielleicht ſchicklich ſchien. Aber in dieſem häuslichen Schweſternhauſe war, wie in der herrnhutiſchen Gemeinde, das Dienſtverhältniß erhöht, und die Grenzlinien des Standes und der Jahre traten hier, abgeſondert von der Welt, nicht ſo ſcharf hervor, wie in derſelben.

„Fräulein Nina iſt doch ein wenig ſtolz geworden“ — flüſterte Frau Baby bemerklich; aber Nina war nur unglücklich. Sie ſtand im Garten hinter dem Schloſſe und betrachtete ihr Kindergärtchen, das man in Ordnung erhielt, weil hier kein Andenken vormaliger Tage eingehen durfte. Dieſe kleinen Pflanzungen hatte der Sommer verſengt; der Gärtner entſchuldigte ſich und tröſtete auf das nächſte Frühjahr.

Nina lächelte, nickte ſtumm und ein paar Thränen fielen in das Erdreich der kleinen Wüſte, die ein Bild ihres Herzens war. Die Blume ihres Glückes war ja auch verkommen, und keine Hoffnung grünte mehr. Sie ſaß am Rand der Quelle, wo Frau Baby ihr einſt Mährchen erzählte. Jene Pracht, das Staunen und Entzücken der kindlichen Phantaſie war aber verſunken, nur ein öder Geiſt ſchlich noch um die Waldung der Felſen. Sie ſaß, wie auf einem Eilande, verlaſſen von den Ihrigen — der Bach ſtrömte gleichgültig entlang, zu flüchtig, um die langſamen Seufzer aufzunehmen, welche ihren Buſen ſchwellten; und daß er noch eben ſo rauſchte, wie einſt, erregte ihr ein banges Gefühl, als ob nur ſie allein verwandelt wäre in der ſteten Natur.

Indeſſen verfehlte doch Roſamunde ihrer wohlthuenden Abſicht auf die Tochter ihrer Angelica nicht gänzlich. Nina empfand, wie leiſe und linde das Fräulein mit ihr umgehe; denn die Wunden ihrer Seele fingen an zu heilen. O, Ihr Glücklichen der Welt! Euch iſt er fremd, jener Zartſinn, womit ein einſames Herz eines lieben Leidenden pflegt, daß er geneſe; keine Kunſtſchule lehrt und liefert die einfachen Mittel dazu, es iſt die Sympathie des Unglücks und der Freundſchaft, welche dieſe Wunder bewirkt.

Eines Tages ſaß Roſamunde mit Nina allein unter den Bäumen am Schloſſe. Es war warm und ſtill im Freien, nur wenn ein Lüftchen ſich regte, flatterten die Blätter der Linde, wie wehendes Gold, und fielen lautlos nieder. Die beſonnte Wand der Berge bot manches helle herbſtliche Bild, die Ruine ſchimmerte von fern, wie hinter Glanzflor — licht und wallend zogen die Wolken am blauen Himmel hin und milderten ſein blendendes Blau. Das ſanfteſte Gefühl der Vergangenheit erquickte das Fräulein. Nina ſchöpfte tiefer dieſe reine Luft, und Roſamunde wagte zum erſtenmale eine Anſpielung auf die verſchwiegene Liebe des guten Kindes. Nina ſah das Fräulein fragend an und ſagte, hingebend ihr theuerſtes Geheimniß: „Ich will es Ihnen ganz aufrichtig erzählen. Seltſam! mit meiner Mutter habe ich nie darüber reden können, und doch fehlte es mir nicht an zärtlichem Vertrauen für die geliebte Verſtorbene.“

Sie begann: „Mein Vater hatte, ſo weit ich mich erinnere, ein entſchiedenes Vorurtheil gegen den Stand der Geiſtlichen, namentlich der auf dem Lande. Er beſuchte nie eine Kirche, hielt auch den Sonntag nicht, was jedoch ſeinen überhäuften Geſchäften zur Laſt zu legen war. Nun weiß ich nicht, ob meine Bemerkung als eine allgemeine gelten darf, daß Kinder genau auf die Vorurtheile ihrer Eltern merken, und zwar weniger im Sinne der Aneignung, als ahnenden Geiſtes, daß ſolch eine feſtgefaßte Meinung irrig ſei, und den Gehorſam aufhöbe durch ein höheres Gebot. Bei mir war es der Fall. Eine leiſe Empfindung von Ungerechtigkeit ſchnitt in meine Seele, ſo oft ich meinen Vater ein ſcharfes Wort der Art ſagen hörte; ich grüßte jeden Pfarrer ſo beſchämt und reuig, als ſei er mein Beichtiger und wiſſe um Alles — die Tochter der Geiſtlichen ſchienen mir die ſchönſten Geſtalten, zu denen mich ein Gefühl der Demuth zog, wie wenn man eine heimliche Sünde wieder gut machen will mit der offnen Miene der Freundſchaft. Daß mir jedes Predigerhaus ein Wohnſitz ſtiller Freuden dunkte, mag vielleicht meiner Weiblichkeit näher noch angehören. — In dem Hauſe, deſſen erſtes Stockwerk wir in Miethe hatten, wohnte auch ein Forſtmeiſter von Harlem mit Frau und Tochter. Adele, war wie ich, das einzige Kind ihrer Eltern und ein liebes Mädchen. Wir waren Geſpielinnen, wuchſen zuſammen auf und liebten uns recht herzlich, ohne deßhalb immer eines Sinnes zu ſein. In den Jahren, wo Kindheit und Jugend von einander ſcheiden, wichen wir mehr noch aus einander. Adele hatte gebeten, ihren Religionsunterricht lange nach der Confirmation, die ohnehin ſpät geſchah, fortſetzen zu dürfen, und ihre Eltern darin nur eine fromme Freude gefunden; allein ſie wurde düſter, in ſich gekehrt, und verſagte ſich jeden unſchuldigen Lebensgenuß. Ihre Mutter beſuchte die meinige, um ihr Herz zu lüften. Die Forſtmeiſterin war eine klare verſtändige Frau; aber dennoch waren ihr in Betreff Adelens jetzt erſt die Augen aufgegangen. Sie klagte, daß ihre Tochter unter den Einfluß eines Frömmlers gerathen wäre, weshalb Adele denn eine Kopfhängerin geworden ſei; das Mädchen quäle ſich um jede ſchuldloſe Regung mit Buße und Bangigkeit ab, und befinde ſich fortwährend in einer Zerknirſchung des Geiſtes, die auf die gewaltſame Lehrart ſchließen laſſe, mit der ihrer jungen Seele zugeſetzt werde. Frau von Harlem führte einige Beiſpiele davon an. Geſtern, ſprach ſie, begegnete uns auf unſerer Spazierfahrt ein Auflauf von Menſchen. Man brachte eine Frauensperſon ein, die eine gräuliche Unthat begangen. Wir konnten uns ihrem Anblick nicht entziehen, auch iſt es von grauenhaft anziehendem Reiz, den Verbrecher zu ſehen, der ſeiner Strafe entgegengeht. Nun habe ich doch einmal eine Mörderin geſehen! ſagte ich und wendete ſchaudernd mein Auge ab und auf die reine Stirne meines Kindes. Adele aber antwortete mir: Ich bin gewiß nicht beſſer als dieſe da! nicht um ein Haar — nun bitte ich Sie! das iſt einer Mutter entſetzlich anzuhören. Und alles Edle im Menſchen

— ſchloß die Forſtmeiſterin, iſt doch an ſein Selbſtgefühl geknüpft. Ferner erwähnte ſie, wie jenes religiöſe Unweſen den nachtheiligſten Einfluß auf Adelens Geſundheit habe. Sie ſieht ſo blaß und todtenhaft aus, ſagte ihre Mutter beklommen, daß zu fürchten ſteht, ſie werde die Bleichſucht bekommen. Gott weiß, ich ängſte mich ſehr. Der Arzt will, ich ſoll ihr durchaus die Kirche verbieten, denn auch Heilmittel könnten zu Gift werden, wenn der Zuſtand des Kranken ſie nicht vertrüge. — Meine Mutter ſtimmte dieſer Anſicht bei und ſagte: Sie ſollten Adele zu zerſtreuen ſuchen und wo möglich auf längere Zeit von hier entfernen. Da trat mein Vater ein, und die Mutter flüſterte haſtig: Meine Liebe, ſchweigen wir davon. Eine adelige Wittwe, die von einem großen Vermögen ſehr unabhängig lebte, war in das Intereſſe des mütterlichen Kummers der Forſtmeiſterin gezogen worden. Frau von Groneburg kommt im Frühling vor zwei Jahren zu Adelens Mutter mit einem Vorſchlage. Ihr Bruder, der in großer Entfernung von unſerer Stadt ein reizendes Landgut beſitzt, ſchreibt ſeiner Schweſter, daß er für den ganzen Sommer nach Nizza gehe, und ladet ſie ein, während dieſer Zeit ſeine Stelle daheim zu vertreten, und ſich von der jungen Najade des Ortes, der Wirthin im Weinberg (ſo hieß das Gut), ſtärken zu laſſen. Mein Bruder, fährt die Dame eifrig zu reden fort, ſchreibt mir alles, was ſeinen Wunſch unterſtützen und mir dort etwa zum Vortheil gereichen könnte, und ſo unter anderm auch, daß der Paſtor des Ortes, ein freiſinniger, gebildeter Mann zum Umgange und ein vortrefflicher Redner wäre. Geben Sie mir Adele mit! ſagte Frau von Groneburg zur Forſtmeiſterin, das kann ſich gar nicht beſſer treffen. Wir trinken alten Wein und neuen

Stahlbrunnen, und Adele kann nebenher Heil aus einer tieferen Quelle ſchöpfen; der Rationaliſt, wie ihn mein Bruder ausdrücklich nennt, wird ſie ſchon zur Vernunft bringen. Die Forſtmeiſterin fordert Bedenkzeit, und willigt in dieſe Trennung von ihrer Tochter unter der Bedingung, wenn ich Adele begleiten dürfte. Vielleicht war meiner Mutter ſogar daran gelegen, daß ich in jener ſchwülen Zeit entfernt würde. So beraubte ſie ſich des Troſtes, den ihr meine Theilnahme gewährte, um mich in eine genußreiche Ruhe zu retten und mir die glückliche Unwiſſenheit mindeſtens ſo lange als möglich zu gönnen. Wir Beide reiſten alſo mit Frau von Groneburg nach dem Gute ihres Bruders. Dieſer Aufenthalt war wirklich ſehr ſchön, und liegt an der einen Seite, faſt wie Struenſee, an einer Felſenkette. Frau von Groneburg ward durch ihre Schwerfälligkeit abgehalten, einen andern als ebenen Spaziergang zu machen; wir aber fanden uns ſchon am nächſten Morgen in der Gegend, und kein Höhengipfel war uns zu ſteil und ſchroff. Schweigend und tiefathmend im Steigen gelangten wir an einen Vorſprung, der eine Art von Dach wölbte über eine natürliche Grotte von Baſalt. Wir ſtanden ſtill entzückt. Jetzt ſchlug es Neun an der Kirchuhr im Dorfe, das ſich kreisförmig unter unſern Blicken hinzog, die Glocken gingen, das Echo läutete leiſe nach, es ſummte vor unſern Ohren, wir horchten mit bewegtem Gefühl. Doch was wir jetzt hörten, war weder eine Zunge von Metall, noch Nachhall der Felſen, oder Geräuſch des Waſſers, wie es überall aus kleinen Rinnen und Spaltungen hervorrieſelte, ſondern der ſilberne Fluß menſchlicher Sprache. Wie tief drang dieſer Ton in meine Seele! Wie ſchön war, was er ſagte. Wir glaubten anfänglich, einen Johannes in der

Wüſte zu vernehmen, oder einen modernen Demoſthenes, der ſich an dem tauben Geſtein der Umgebung verſuche; aber das war keine Bußpredigt, und ſpäter unterſchieden wir zwei andere männliche Stimmen, die bisher geſchwiegen. So hatte dieſe Rede über einen freien Text Zuhörer außer uns. Der da ſprach, redete über die Liebe, ein göttliches Wort! Mein Herz ward lebendig — Adele blieb ſtumm. Sie drängte mich mit ängſtlicher Scheu von hinnen, ehe man uns gewahr würde, und ich folgte ihr nur zögernd. Ein Milchmädchen, das uns begegnete, wagten wir zu fragen, wer die Herrn wohl ſein möchten, die in der Halle dort oben ſo laut ſprächen, die Antwort lautete wunderlich: Es iſt unſer Herr Paſtor mit ſeinen Geſellen; ſie arbeiten auf dem Kanzelberge die Predigt aus, alle Tage um die nämliche Stunde. Er hat es aber nicht gern, wenn ihn die Leute ſtören. — Dies ſagte die Kleine mit einem nachdrücklichen Blicke. Seine Geſellen? wiederholte Adele, ſeine Geſellſchaft wird das Mädchen haben ſagen wollen. Was das Unſinn ſchwatzt! Ein Paſtor iſt doch kein Böttcher oder Schreiner, die Sprache, wenn auch tönend, doch kein Hammer, und der Kanzelberg — wir wiſſen jetzt, wie er heißt — nur die Werkſtatt Gottes. Die Römer, antwortete ich ihr, hatten einen Volksredner, den ſie die Axt nannten, weil jedes ſeiner Worte traf. Hat der hieſige Dich etwa auch ins Herz getroffen? fragte mich Adele wie ſpottend. Nun ſo laß uns morgen einen andern hören, vielleicht den Meiſter ſelbſt! Und als Adele dieſe Worte ſprach, ahnete ſie ſchwerlich, daß er der ihrige werden würde. — — Ohne wörtliche Uebereinkunft erwähnten wir gegen Frau von Groneburg dieſes Vorfalls mit keiner Silbe. Sie hatte uns den ſtillen Plan verdorben. Am folgenden Morgen ſanden wir uns wieder zu derſelben Zeit auf unſerm Sitze ein; die kleine Synode unter uns war auch ſchon da. Adele hatte richtig vermuthet, ein Anderer predigte heute. Der gefällt mir beſſer — liſpelte ſie, und ihre Augen glänzten. Sieh', Nina! zu Hauſe hütete man mich vor der Kirche; doch wenn der Herr die Seinen im Glauben ſtärken will, wird der Fels zum Predigtſtuhl, und die Steine müſſen reden. — Nun entſpann ſich ein langes Geſpräch, worin der Eine von den Dreien ſeine Wünſche hinſichtlich einer künftigen Verſorgung offenbarte. Ich möchte Paſtor an einer Strafanſtalt werden, ſagte er entſchieden, und denke es mir über allen Ausdruck erhebend, Gefangenen die Freiheit, Sündern die Gnade zu verkünden. Nun ſchilderte er, wie, als er jüngſt in einem Arbeitshauſe gepredigt, die Morgenſonne lange goldene Strahlen zu den Fenſtern herein, die der ſtickenden Hitze wegen hätten geöffnet werden müſſen, über die wüſten Phyſiognomieen erſtreckt, die Ketten der Sträflinge angeglänzt, und wie ihn da der Gedanke ergriffen habe, Gott laſſe ſeine Sonne ſcheinen über Gute und Böſe! O! ſetzte er in Begeiſterung hinzu, von einer Heerde Verlorner ein verirrtes Lamm, wäre es auch ein einziges nur! zu retten in den Schooß des guten Hirten, dies verlohnt ſich, daß ſolch eine Stelle und das Verdienſt ihres Segens geſucht werde. Die Andern ſtritten mit ihm. Glaube das nicht! ſagte der Eine, es ſind meiſtens nur blutgierige, räuberiſche Wölfe, und ihre Reue iſt ein Schafskleid. Unter dieſen Hürden werden die edelſten Kräfte aufgezehrt, und ihr Seelſorger würde klagen müſſen: Der Eifer um dein Haus hat mich gefreſſen! — Für den nächſten Sonntag ließ Frau von Groneburg den Paſtor des Ortes, der ihr Beſuch gemacht, zu Tiſche bitten. Er ſchlug die Einladung aus, indem er zwei liebe Freunde bei ſich hätte, und ſogleich erging es an ihn zurück, ſeine Gäſte ſollten die ihrigen ſein. Zur anberaumten Zeit traten drei ſehr hübſche junge Männer bei uns ein, ſtufenweiſe dem männlichen Alter ſich nähernd, etwa um ſechs bis ſieben Jahre aus einander. Mein Redner der Liebe — mein? o lieber Gott! war der Jüngſte von ihnen. Sein Auge ruhete durchdringend auf mir, als läſe er mir ſeine eigenen Gedanken, die ich tief bewahrt, aus der Seele: ich aber fühlte mich ſeinem Blicke fremd und ſcheu gegenüber. Damals habe ich empfunden, daß zur Liebe die ſichtbare Nähe keinesweges gehört, und daß es einen Zuſammenklang der Geiſter giebt, welcher von keiner gegenwärtigen Perſönlichkeit oder Stunde abhängt. Die beiden Jünglinge waren die Zöglinge des Paſtors geweſen, und ſeine Vorſtellung derſelben geſchah ſo flüchtig, daß wir ſie für Brüder hielten. Frau von Groneburg fand Geſchmack an dieſer Unterhaltung, und leitete ein zwangloſes Umgangsverhältniß zwiſchen uns ein. Ein ſüßes, ein ſeliges Leben hatte für mich begonnen, während meine arme Mutter alle Bitterkeiten ihres herben Schickſals vorſchmeckte. — O meine Freundin! was bedarf es einer weiteren Erklärung, wie wir uns fanden und liebten? Ich bin es mir kaum ſelbſt bewußt, und fühle nur, daß ich ihm ewig angehöre und mich ſelbſt aufgeben müßte, um ihn zu vergeſſen. Mein Freund machte mich edelmüthiger Weiſe auf den Unterſchied unſerer äußeren Verhältniſſe aufmerkſam, und dachte wohl nicht, daß ſein unglückliches Mädchen es bald als Großmuth und Ehre würde anſehen müſſen, wenn auch ein geringerer Mann als er, ihr ſeine Hand böte. Er malte mir recht vorzüglich die Abgeſchiedenheit einer ärmlichen Dorfpfarre, und ſtellte die rauhe Einfalt derer, die ſein Stand mit ihm verbinde, gegen die feine Urbanität der Großſtädter, in deren vornehmſten Kreiſen ich mich von Kindheit an bewegt, in tiefen Schatten; aber die Liebe gab ſeinem Bilde nur einen um ſo zarteren Reiz. Ich verſicherte ihm in Wahrheit, daß ich eine Binſenhütte mit ihm theilen wollte, wenn er als Miſſionair unter den Wilden eines andern Welttheils wohnte. Und wer den Tag eines ſchwediſchen Pfarrers geleſen, dem habe die Poeſie nicht nur den Norden, ſondern das dunkelſte Loos verklärt, wenn es die Wahl des Herzens war.“

„Die Wahlſtimme des Herzens täuſcht aber doch zuweilen; oder wir verſtehen ſie falſch, und der Geiſt der Lüge iſt geſchäftig und vorlaut in uns“ — unterbrach hier das Fräulein zum erſten Male Nina's Geſtändniſſe, „ich hoffe, der junge Mann wird Dir keine Auskunft über ſich ſelbſt ſchuldig geblieben ſein; denn der Stand iſt nicht das Weſentliche zum Glück der Ehe.“

Nina lächelte traurig und ihre Geberde verneinte. „Ich habe nichts weiter von ihm vernommen,“ antwortete ſie ſehr leiſe. „Unſer Unglück hat eine Kluft zwiſchen uns geriſſen — ich wage es nicht, nach ihm zu fragen. Doch bin ich feſt entſchloſſen, niemals einen andern Mann zu nehmen, da ich mich nur dieſem einen geben kann. Und ich ſehe ja an meiner ehrwürdigen Freundin“ — hier küßte Nina dem Fräulein die Hand, „wie heilignützend auch eine Eheloſe werden kann, wenn ſie weiblich bleibt, und die Beſtimmungen ihres Geſchlechts ſo weit als möglich erfüllt.“

„Ach, mein gutes Kind!“ antwortete Roſamunde gerührt, „täuſche Dich hierüber nicht. Der Muth, entſagen zu können, iſt zwar wohl ſchön; aber wenn die Kräfte anfangen zu ſchwinden, da fühlt man doch, daß ein ſchwaches Weib der Stütze bedarf, und auch der ſtärkſte Glaube wankt zuletzt. Da iſt ſich lediglich nur an die Ueberzeugung zu halten, daß es Gottes Wille war und nicht der unſere, wie einſam wir ſtehen.“

„Ich meinerſeits,“ entgegnete Nina, „halte es für Betrug, die dargebotene Hand eines Mannes zu ergreifen, daß er mein Schützer ſei, während das Herz ſeinen Gegenſtand ewig umfaßt. Ewig! das Leben aber iſt kurz und vergänglich, und Sie, meine Freundin, werden mich ja nicht verſtoßen.“ Sie brach bei dieſen Worten in heißes Weinen aus, und ihr Herz ließ jede Hoffnung fahren und blutete nach.

„Nein, meine Nina,“ ſprach Roſamunde im Tone mütterlicher Zuverläſſigkeit, „wir bleiben beiſammen, ſo lange es Gott gefällt; beruhige Dich nur, und verdirb Dir die lieben ſchönen Augen nicht ſo. Thränen verlöſchen das Licht der Sehkraft und der Freude, und es iſt ja noch nicht aller Tage Abend. Um aber nochmals auf das Vorige zu kommen, wurde die fromme Adele denn ein wenig heiterer in jenem Weinberge des Herrn?“

Nina trocknete ihre Wangen, und ein kleines Lächeln blühete unter dem feuchten Tuche auf. Sie ſprach: „Adele hat den Paſtor geheirathet, den Vernunftgläubigen.“

Den Blick zum Himmel gehoben, ſagte Roſamunde nun: „Das nenne ich mir eine Radical-Cur! — Nun und der Dritte?“ fuhr ſie mit der Genauigkeit altjüngferlicher Erkundigungen dringend zu fragen fort, „der machte wohl der Frau von Groneburg den Hof, daß er nicht ganz leer ausgehe, wo Alles neben ihm der Liebe Freuden fühlte?“

Nina ſchüttelte den Kopf, da ſie antwortete: „Es war ein ſtiller junger Mann von ernſtem, blödem Weſen, und Frau von Groneburg liebte dieſe Stimmung nicht. Ihn aber ſcheuchte die dreiſte Unbefangenheit der lebensluſtigen Weltdame zurück. Er war freundlich mit mir — aber nur den Muſen und der Freundſchaft gehörte die ſanfte Neigung dieſes innigen Gemüths.“

Das Geſpräch wurde unterbrochen und nicht mehr erneuert. Eine Zeit ging hin, der Herbſt rückte merklich vor. Eines Morgens ſchlief Roſamunde länger als gewöhnlich, da ſie früh aufzuſtehen pflegte. Frau Baby, die lebendige Uhr dieſer pünktlichen Häuslichkeit, kam als Weckerin, wenn auch möglichſt ſacht, und ſprach: „Schon hatte ich Kummer, ob gnädiges Fräulein etwa unpaß wären.“

„Nein,“ antwortete Roſamunde, „das nun wohl nicht; aber die Nacht verging mir ſehr unruhig, und als ich gegen den Morgen einſchlummerte, hat mir wunderlich von dem Ami geträumt. Daß nur dem guten Thierchen nichts zuſtößt! Ich laſſe es heute nicht von meiner Seite. Höre nur! In dem Vorrathsgewölbe, wo ich mich befand, ſtanden alle Truhen offen; ich maß ein Webe Linnen nach dem andern, es reichte nirgend zu, und ſtatt der Elle gebrauchte ich den Sonnenſchirm. So oft ich oben anſetzte, ging er ein wenig auf; dann ſchien ein heller Strahl über die ſchimmernde Fläche. Die Leinewand quoll über die Diele hin und bläbete ſich wie Blaſen von Milch; ſtatt der Bleichzeichen waren Hagebutten hinein geſtickt, die hinter dem Stempel der Elle zu kleinen wilden Roſen aufbluheten, ſo daß es im Gemach anzuſehen war und duftete, wie eine Pfingſtlaube überm Schnee. Es klopfte dreimal an die Thür, ich rief: Herein! ſie ging auf — doch nur ein Nebel drang durch die Spalte. Ami bellte laut, der Rauch hüllte ihn ſchwärzlich ein, jedes ſeiner Seidenhaare war wie ein feiner Strich von Tuſche. Er krümmte ſich einſelnd zu meinen Füßen und bildete einen großen ſchwarzen Buchſtaben auf dem weißen Lager. Und wie es denn oftmals im Traume zu geſchehen pflegt, daß auch geſcheute Leute das Einfältigſte nicht faſſen, oder eine rüſtige Hausfrau mit nichts zu Rande kommt, ſo konnte ich mich, und wenn es mein Leben gegolten — auf das Alphabet nicht beſinnen. O Weh! rief ich und erwachte. Nun ſage, was hältſt Du davon?“

„Wir werden etwas Neues erfahren“ — antwortete der weisſagende Mund der Frau Baby, „etwas Trauriges mit Freude untermengt. Zwar — ich entſinne mich, wir haben geſtern Abend von der Bleiche geſprochen, und die Hagebutte ſtarrt jetzt am Strauche; aber Mosjö Ami mag immer couché machen, daß ihm nichts Widerwärtiges begegnet.“

Das Fräulein ſah bekümmert nach dem kleinen Faulbett des Hundes, ihres Schlafgenoſſen, hinüber, der ſich auf ſchwellenden Kiſſen gütlich that, ſo weiß und weich, wie manches engelhafte Kind ſie entbehren muß.

Der Tag war wunderſchön und von durchſichtiger Klarheit. Eine melancholiſche Helle, faſt ſchöner noch als die wache Freude und der heitere Glanz des Frühlings, war über die gebirgige Gegend ausgegoſſen.

Roſamunde, ſehnſüchtiger als jemals ihren Weg nach der Ruine anzutreten, ließ ſich von Nina begleiten, und Ami, bevorrechtet durch ſein bedeutſames Traumbild, unter den Augen der Herrin bleiben zu dürfen, ſprang munter neben ihnen her; der Sonnenſchirm, der in der verwichenen Nacht als Maßſtab angewendet worden, diente jetzt dem Fräulein zur Stütze.

„Es will doch nicht mehr ſo recht fort mit mir,“

ſprach Roſamunde, oftmals wankend, „wenn ich nun älter werde und dieſe Wallfahrt laſſen muß, wie bange wird ſie mir dann thun?“

„Dann kommt die Ruine zu Ihnen“ — erwiederte Nina lächelnd. Sie hatte einen Lichtſchirm im Sinne, den ſie heimlich zu dem Geburtstage des Fräuleins malte, und das Caſtell als Mondlandſchaft dazu gewählt.

„Dieſer ſteinerne Gaſt,“ entgegnete Roſamunde, „ſollte mein Gewiſſen nicht beläſtigen, wäre anders Raum für ihn da. — Ich weiß wohl, was Du ſagen willſt, gutes Kind! Der Glaube verſetzt Berge; doch Gott hat nicht gewollt, daß ſich höbe, was meine Bruſt bedrückt, obgleich ein Herz voll Zuverſicht darunter ſchlug. Die Hoffnung, wenn ſie zu lange währt, macht müde wie Alles; ich gebe ſie auf und bin nun bald am Ziele.“

„Nicht doch!“ bat Nina, „das ängſtet mich.“

„Warum?“ fragte das Fräulein, „der Tod kann ſo ſchwer nicht ſein für eine Seele, die nicht am Irdiſchen klebt, und ſolch ein Herbſttag bildet ihn lieblich vor, dieſer iſt wie eine letztverglimmende Roſe am Licht der Sonne. Horch! Kam nicht ein Wagen?“

„Der Bach rollt über das Geſtein“ — antwortete Nina. Sie gingen ſtill eine Strecke weiter, dann nahm Roſamunde das Geſpräch wieder auf. „Manchmal ſchon,“ ſagte ſie, „habe ich mir gewünſcht, ich ſtürbe da oben auf den Höhe. Einmal bin ich dort geſtorben, und jene öden Maſſen ſind auch Denkſteine meiner Vergangenheit. Denn was iſt das Leben noch ohne Liebe? Ein Schatten, der ein Weilchen webt und wankt — und verſchwindet.“

Ein tiefer Seufzer der ſchweigenden Nina beherzigte das Geſagte. Doch ſah ſie nicht ohne forſchende Sorge in das Geſicht des Fräuleins und fand es bläſſer als ſonſt.

„Bleibe ein wenig ſtehen, Kind!“ ſprach Roſamunde und hielt Schritt und Athem an, „war es mir doch wirklich, als ob ich Pferde ſchnauben hörte.“

„Es iſt der Wind,“ antwortete das Mädchen, „welcher durch die dürren Blätter rauſcht; die Luft weht ſtärker vor dem Sinken der Sonne. Und ſchon flammte ſie am Saume des Horizonts. Die Ruine glomm in ſafranfarbigem Glanz, das Moos ſchien grünliches Gold, das auf dem felſigen Grunde zerſtreuete Gerölle glich funkelnd einer Ausſaat von Edelſteinen. Das Fräulein, immer leuchtender umfloſſen, ſtieg langſam aufwärts. „Lache mich nur nicht aus, liebe Nina,“ ſagte Roſamunde und hielt im Gehen inne, „es iſt mir ſchon ein paar Mal vorgekommen, als ſpräche Jemand oben.“

„Der Platz iſt einſam,“ antwortete Nina mit einem ſchwermüthigen Lächeln, „und ich glaube, wir beſitzen ihn allein. Wenn aber die Saiten unſerer Seele ſo hoch geſpannt ſind, ſo wird das leiſeſte Lüftchen zu einem Ton. Ich finde jedoch, eine ahnungsvolle Stimmung iſt anſteckend; mir ſchlägt das Herz ſo ungeſtüm, daß ich mich erholen muß.“

Sie wendete dem Caſtell den Rücken und ſchaute wieder in das Thal, wohin ſchmal und zuckend unter der wechſelnden Beleuchtung der Schatten der Ruine fiel. „Mein Kind, was ſchimmert denn dort hinter dem Geſtrüpp? Ich vermag es nicht zu erkennen,“ fragte Roſamunde, doch ehe Nina die geſenkten Augen erhob, rief Jene: „Apport Ami!“ und gab dieſen Befehl mit einer Richtung ihres Sonnenſchirms nach dem bemerkten Gegenſtande. Der Hund war flink am Ort, faßte behutſam, was er bringen ſollte, und legte ein feines weißes Tuch zu des Fräuleins Füßen, welches er ſo geſchickt getragen, daß er den Zipfel mit eingenähter Krone über einem Namenszuge in der Schnauze hielt, als wiſſe er um die Bedeutung des Zeichens, und ohne demſelben mehr zu ſchaden, als daß es ein wenig feucht war. Das Schmeichelwort für die Klugheit des Hundes erſtarb auf Roſamundens Lippen, ihre Blicke, an das Tuch geheftet, verdunkelten ſich, das Geſicht verbleichte zu der Weiße von dieſem Battiſt und mit einem leiſen, unverſtändlichen Laut glitt ſie ohnmächtig auf die ſchrumpfen Halme nieder.

Nina ſchrie laut in Todesängſten. Die Sonne blitzte wie erſchrocken herüber, eine Purpurwolke zog über das lebloſe Bild und verklärte es mitleidig. Ein junger Mann ſprang eilends die Höhe herab, ein älterer ſtand oben mit ausgebreiteten Armen, und der geliebteſte Freund, den ſie auf Erden wußte, nahm Nina jetzt in die ſeinigen. — „Hoher himmliſcher Gott! Nina, Du hier? und Sie!“ rief er, und ſchwankte gleichſam zwiſchen Leben und Tod. Aber Nina gönnte ſich nur einen Seufzer des Entzückens, der Himmel verſichtbarte ſich ihr in dieſer theuerſten Geſtalt worin er ihr den Helfer in der Noth ſendete, aber ihre Seele war einzig und allein mit der beſchäftigt, der ſie entflohen ſchien. Knieend beugte ſie ſich über die ſchlaffe Geſtalt, kaum einiger nichtigen Verſuche, ſie zu beleben, fähig; aber das Fräulein lag mit tiefen, blaſſen Zügen und regte ſich nicht. Nachdem der Jüngling einige Minuten die Angſt und Anſtrengung des geliebten Mädchens getheilt, ſagte er entſchloſſen: „So geht es nicht, Nina! ſo nicht. Verhüte nur, daß mein Vater ſeine Stelle verlaſſe. Er ſteht nicht, — ich eile Rath zu ſchaffen.“ Und dahin flog er, wie der Pfeil von der Sehne.

Der Fremde auf dem Caſtell fragte in gedrängten Pauſen, ob das Fräulein immer noch nicht athme; und ein troſtloſes „Nein!“ antwortete ihm.

Indeſſen war die Sonne geſunken. Ein duftiger Schleier, in Kühle getaucht, wallte um die Berge, das Thal war wie mit rußicht-grünem Flor beſpannt. Nina's Thränen thauten auf die theure Scheinleiche und ihr hartes Ruhekiſſen. Sie rang die ſchönen Hände empor, ſie hätte die Kräfte der Allmacht und aller ihrer Welten herabziehen mögen; doch nur der Abendſtern tauchte mit mattem Geflimmer aus dem Azur auf und ſchien in gleichgültiger Hoheit über allen Dunkelheiten der kleinen Erde zu ſchweben. So fiel denn kein Lichtſtrahl in dieſe bängſte Stunde. —

„Du mein Heiland!“ rief Nina verzagend, „Roſamunde iſt doch wohl todt!“ „Roſamunde todt!“ jammerte es oben, und der Hall von dieſem Echo ſäuſelte im Luftzuge des Gemäuers. O Roſamunde! ſteht kein Traum des Himmels Dir vor der ſchlummernden Seele? Sagt das ſchwache Klopfen Deines Herzens Dir nicht, wer nun gekommen ſei! — Aber Deine Augen haben ſich ihrem Glück geſchloſſen, Dein Mund ſchweigt tief — kalte Ruhe iſt der Schlaf Deiner Glieder, und unbewußt iſt das Liebſte Dir nahe.

Es hatte ziemlich lange gedauert, wenn es deſſenungeachtet doch wunderſam ſchnell gegangen war — als der junge Mann wiederkam.

Der Schäfer des Dorfes, den er unterweges aufgetrieben und vermocht hatte, die Heerde in Gottes Obhut zu laſſen, folgte ihm mit einem Bauer, der Holz geladen. Sie hatten, ſo gut es eben möglich geweſen, eine Trage zuſammengebracht. Schweiß rann von der Stirne des Jünglings, ſeine Hand, in die er ſich am Geäſte der Bäume geriſſen, blutete. Er hatte das Unbegreifliche geleiſtet. Im Schloſſe wußten ſie bereits, als hätte er wie ein Unglücksvogel die Kunde auf Schwingen hingetragen, daß ihr Fräulein für todt an der Ruine liege. — Philippine flog voraus, Frau Baby, obgleich ihr die Füße den Dienſt verſagten, hinterdrein, der alte Erbe war der Letzte. Alle Hausgenoſſen, mit irgend etwas verſehen, um die verehrte Laſt fortzubringen, eilten das Thal entlang, als ſollte Sturm gelaufen werden gegen das Caſtell. Man bedeckte die rohe Bahre, häufte eine Schütte dürrer Blätter zu Häupten und legte die ohnmächtige Roſamunde ſacht darauf. Sie lag wie eine weiße Herbſtblume auf welkem Laube. — Nun ſetzte ſich der Zug vorſichtig in Bewegung.

Der ältere Fremde, von dem Jüngling alsbald herbeigeführt, befand ſich in einem Zuſtande, deſſen Aufregung durch das einſame Warten auf der Höhe zu einem Grade geſteigert worden war, der an Geiſteszerrüttung ſtreifte. „Sie ſtirbt!“ rief er in ſchreiendem Schmerz, „ſie iſt ſchon verſchieden. Roſamunde! ſo ſoll ich nicht mehr Deine Stimme hören, iſt dieſe ſanfte Stimme denn wirklich verſtummt?“ Ein heftiges Schluchzen entſtand ringsum. „Wie ſchön träumte ich mir dieſen Abend!“ fuhr er in ſeinem Jammer fort, „er iſt zur finſtern Nacht für mich geworden. Wache auf, meine Freundin! Geht Dir kein Gott zur Seite, der Dich wecke und Dich uns wiedergebe? — Laß mich ihre Hand faſſen und halten.“ Frau Baby, auch in dieſem Moment ihrer weiblichen Natur getreu, legte die kühle Linke des Fräuleins in die verlangend ausgeſtreckte Rechte des

Fremden, der kein Anderer war, als Oswald, Herr von der Golz, und der Jüngling, den Nina liebte, war unſer Lind — ſein Sohn. — Philippine hielt die andere Hand Roſamundens, in die das Tuch ſo feſt geklemmt war, daß man es ihr nicht hätte entreißen können. Der Zipfel mit dem Zeichen ſchleifte am Boden hin, und der Thau näßte die ſchwarze Krone. Erbe und Frau Baby theilten ſich in die Führung ihres Herrn, Lind unterſtützte ſein wankendes Mädchen. So bewegte ſich das Geleit weinend und weherufend vorwärts. Des Hundes dumpfes Geheul klang ſchaurig wie eine Todtenklage, und eine vierſpännige Equipage fuhr langſam und leer wie ein Leichenwagen hinterher. Welcher Einzug im Schloſſe zu Struenſee war dieſer! — Man legte Roſamunde auf ihr Bett, löſte ihre Kleider, rieb ihr Stirn und Schläfe mit geiſtigem Waſſer und wendete alle erregenden Mittel an. Endlich wehete ein leiſer Athemzug von ihren Lippen, ein Hauch nur, aber Oswald — wir nennen den Herrn von der Golz der Kürze wegen auch jetzt noch bei ſeinem Vornamen — alſo Oswald, der nicht von dannen wich, hatte ihn doch gehört, und mit dieſem ſäuſelnden Odem ſchien ihn ſelbſt der Geiſt des Lebens erſt zu beſeelen.

„Roſamunde!“ rief er, „lebſt Du? Athmeſt Du wirklich?“ — In dieſem Tone werden die Seligen am jüngſten Morgen einander begrüßen.

Das Fräulein ſchlug die Augen auf, die lichtloſen des Freundes ſahen es nicht. Nur dem einen Augapfel war ein ſchwacher Schimmer gerettet worden, und vor dieſer gaukelte ein Wirrwarr dämmernder Bilder. „Wo bin ich?“ fragte Roſamunde, „o warum ſtört Ihr mich? Es iſt ſo ſchön — —“ Freudenthränen erſtickten die Antwort. Nur

Frau Baby wehrte ihrer Rührung, um den Ami zu beſchwichtigen, der laut zu bellen anfing und ihrer Gebieterin vorgreiflich das Nöthige zu erklären. Sie trat vor den, der keines Schattens bedurfte, um ſchonend ihrer Dame ſeinen Anblick zu entziehen und ſprach: „Ach welche Angſt haben uns gnädiges Fräulein heute gemacht! Die will ich nicht vergeſſen.“ „Ich mag tief gelegen haben —“ klagte Roſamunde ſo matt, daß ſich Frau Baby neigen mußte, um ſie zu verſtehen, „mein Rücken ſchmerzt mich, und der Kopf hier ſeitwärts thut mir ſehr weh.“

„Das iſt gut!“ erwiederte Frau Baby mit auffallender Theilnahme, „nun iſt wieder Gefühl da. Und — denken Sie nur! Herr Lind iſt auch wieder da. Und — wenn Sie uns nur nicht aufs neue ohnmächtig würden, — noch ein lieberer Gaſt iſt da.“

Das Fräulein hob das ſchwere, ſchlaftrunkene Augenlied und fragte wunderſam geſtärkt durch den Aether der Ahnung: „Ein lieberer Gaſt als Lind! Nun das müßte ein Engel oder — Oswald ſein.“ Frau Baby wich beſcheiden zurück, und der Herr des Hauſes, obwohl jetzt ein Fremdling darin, ſagte mit bebenden Lippen: „Er iſt es ſelbſt, Roſamunde! aber in menſchlicher Schwachheit und blind!“ Hier aber öffnet ſich der Himmel einer ſterblichen Minute, und dem blöden Sinne iſt ein ſeliges Geſicht gegeben. Oswald ſieht ſeine Jugend, ſein Glück, die Liebe und Treue der ſchönſten Seele — und ein heller Strahl ewigen Lichts fällt auf alle Führungen ſeines Lebens. Seine Gedanken ſtammelten jenem unbeſchreiblichen Gefühl nach: „Ach ich habe Gott geſehn! Nacht war wohl zu meinen Füßen, wie er mich Geängſteten einer tiefen Noth entriſſen! Wie er eigne Wege ging und es herrlicher doch machte, wie ich anders, als ich dachte, mehr als ich geglaubt, empfing! —“

Als Oswald einſt ſein väterliches Gut verließ, geſchah es nicht, ſeine Verbindung mit Roſamunde, ſondern ſein dem Baron Dunkel gegebenes Wort zu löſen. Er wollte ſeinen heimiſchen Verhältniſſen keinesweges entfliehen, vielmehr gänzlicher, als er ihnen bisher gehört, dahin zurückkehren. Was ihn hinwegdrängte, war nicht Liebe, nicht Ehre, weder die Stimme der Sehnſucht, noch des Gewiſſens; jener höhere Ruf war es, dem wir willig oder nicht folgen müſſen. Oswald reiſete raſch, und wer den jungen Edelmann geſehen, hätte glauben müſſen, es eile ihm ſehr an das Ziel zu kommen, aber er wünſchte nur ſo geſchwind als möglich im Reinen mit ſich ſelbſt zu ſein. So wäre der Zug, der ſeine Kräfte ſchraubte, jenem feinen Sinne vergleichbar, den an der tiefſten Saite des Herzens ein leiſe abirrender Ton ſtört, der die volle Harmonie der Seele will, noch einmal umwendet, ehe das Spiel des Lebens beginnt — und erſchüttert wird von einem jähen Riß, der neue Beziehungen fordert.

Am feſtgeſetzten Tage näherte er ſich dem Landhauſe des Barons, das Wetter war ſo heiter wie im vorigen Jahr. Als die Villa mit ihrem einfarbigen Weiß auftauchte aus den wellenförmigen Umgebungen und die Wipfel der hohen Fichten und Kiefern im Park wie ein ſchwarzes Meer vor ihm wogten; da ward ihm ſonderbar zu Muthe. Er hätte durch die ſchimmernden Fenſter gern einen tiefen Blick in das Innere dieſes Hauſes und ſeiner Bewohner thun mögen, aber die Sonne webte Blendungen über das Gebäude, und ſeine Augen, in denen er ſeit der italiäniſchen Reiſe, wo ihm einſtmalen ein heißer, ſandiger Wind angeweht, einen beängſtenden Schmerz verſpürte — thränten voraus. Den Wagen hatte er im letzten Dorfe gelaſſen und war allein auf dem Wege nach dem hinteren Eingange des engliſchen Gartens. Ein Landmann begegnete ihm, ſchon wollte er ihn fragen, die Antwort wäre verhängnißvoll geweſen, — doch ein unſichtbarer Finger legte ſich auf ſeine Lippe. Dort lag das Mooshüttchen, ſo herbſtfriedlich, ſo unverfänglich. — „Der alte Dunkel wird ſich doch freuen —" dachte er, und ein Gefühl des Wiederſehens berührte ſein Herz. Jetzt beſchritt ſein Fuß den Gang durch die kleine Pforte und rauſchte im geſchöberten Laube. Endlich ſtand er vor der Einſiedelei. Die Thür war nur angelehnt, und ſeine Bruſt pochte. Drinnen aber war es ganz ſtille. Da trat er ein, und nicht der Alte war hier verabredetermaßen und ſtürzte ihm entgegen, ein unerwarteter Anblick beſtürzte ihn. Auf einem kleinen Gartenſopha lag Sara, in ſich geſchmiegt, ſchlafend oder fiebernd, jedenfalls ſehr erſchöpft. Ihre Athemzüge gingen haſtig, die Wangen waren feucht und fleckweiſe erhitzt, die prächtigen Haare verſtört, und die ſchwarzen Flechten der Haft des Kammes los, hingen voll und ſchwer über die bleichen, ſchönen Hände nieder. Eine koſtbare Cylinderuhr, welche Oswald ſtets bei dem Baron geſehen, pickte aus dem Buſen ſeiner Tochter, der Secundenweiſer zitterte fortrückend in der Zeit, und das goldene Zifferblatt über einem ſchöneren Werke zeigte die Stunde des Rendezvous.

„Sara!" flüſterte er. Sie fuhr empor. Mit einem Schrei, der ihm durch Mark und Bein drang, flog Sie an ſeinen Hals, nannte ihn ihren Engel und ging in Tönen, die wir ein leidvolles Jauchzen nennen möchten, die Tonleiter leidenſchaftlicher Ausrufungen durch, bis der Schmerz ihre Stimme und ihre Kräfte ſinken machte.

Oswald hielt das Mädchen, das er früher nur in zarter Ruhe oder leiſen Gefühls bewegt geſehen, mit Mühe aufrecht und innig an ſich gedrückt. Er wankte faſt unter der ſüßen Laſt dieſes überwältigenden Ungeſtüms. Meine Leſerinnen! welcher Mann ſtände wohl ſolchem Empfang? —

„Sara!“ ſagte er, „Sie ſind gewiß nicht ganz — —“ bei Sinnen? hätte ſeine Seele gefragt, wenn er ſich in jenen Augenblicken ihrer bewußt geweſen wäre; ſo aber ſchloß er nur die Vorausſetzung mit dem kleinen Wörtchen wohl?“ Und jetzt bemerkte er erſt, wie leidend ihr Ausſehen, wie traurig-ſchwarz, ohne das geringſte bunte Fädchen, ihr Anzug ſei. Sara brach in Thränen aus und konnte lange vor Wehmuth nicht ſprechen. Der Baron war todt und erſt vor einigen Tagen begraben worden. „Ach!“ ſagte ſeine Tochter, „von dem Tage, wo Sie uns verließen, ging das Unglück an, und Schlag auf Schlag erfolgte, mein Vater mußte unterliegen.“ Sie ſetzten ſich zuſammen in das kleine Sopha, Hand in Hand. Sara gab ihm einen Auszug folgender Geſchichte, oft ſich ſelbſt unterbrechend mit Verſicherungen, die auf Oswald Bezug nahmen und in anderer Form immer nur das eine ſagten, daß nun Alles gut ſei, da er nur wieder da wäre. Der Baron war in Folge kränkender Erfahrungen, die er ſich zu Gemüthe gezogen, an einem nervöſen Gallenfieber geſtorben. Der Juwelier Dunkel in M., unter deſſen Namen der Baron alljährlich entfernte Bäder beſucht, ſtand weit und breit im Rufe des Reichthums und der Ehrlichkeit. Für dieſes Darlehn im Schein ſchenkte der Baron ihm ſein volles, bares Zutrauen und gönnte es ihm großmüthig, daß der Juwelier einen beträchtlichen Nutzen von der Beſorgung ſeiner Geldgeſchäfte zöge, während ihm ſelbſt die Firma, über die er verfügen konnte, nur traurige Zinſen trug und er des Wiſſens Gut mit manchem Schmerz bezahlte. — Aber die Goldwage, auf der jedes Wort gewogen werden ſollte, wo es gilt einen Kaufmann abzuſchätzen — ſchwankte ſehr; man hielt den Juwelier, der ſich in Speculationen eingelaſſen, welche ſeine zahlbaren Kräfte überſtiegen, für verloren und warnte den Baron. Der aber hielt feſt an ſeiner beſten Meinung von der Zuverläſſigkeit dieſes Mannes; das heißt, er traute ſich und ſeiner Menſchenkenntniß ein untrügliches Urtheil zu. So hatte der Juwelier, wenn er auch den Glauben ſeiner Väter gewechſelt, doch nie den ſeiner Freunde in der Ueberzeugung wankend geſehen, daß er ein reeller Mann ſei. —

Als der Credit des Juweliers ſich in einiger Zeit befeſtigter als jemals zeigte, frohlockte der Baron, — allein nicht lange. Seine Papiere von ungeheurem Werth, die in den Händen des Juweliers geweſen — waren verfälſcht. Ein berüchtigter Gauner von Rang präſentirte ihm Wechſel einer ungeheuren Spielſchuld, die er bei der letztern Badezeit unter jenem Namen ausgeſtellt hätte. Es war ſeine Handſchrift, Zug für Zug, charakteriſtiſch genau, der Baron konnte es nicht ableugnen, aber ſeine Augen hatten jenen Spieler nie geſehen. Ein Gerücht flüſterte, der Juwelier und dieſer fremde Betrüger ſpielten unter einer Decke. Man wollte hier und da auf Spuren verſtohlenen Einverſtändniſſes zwiſchen ihnen gerathen ſein. Es kam zum Proceß mit Beiden. Der Juwelier ſchwur auf die Hoſtie, daß er von ſolch einer entſetzlichen Veruntreuung nichts wiſſe, und der Leib des Barons brach krampfhaft zuſammen. Er mußte weggebracht werden aus dem Gerichtsſaal. So meinte man, die Gewalt der Wahrheit hätte ihn getroffen; aber es war nur das Gefühl einer fremden Lüge, dem er erlag, und daß er in dieſe Sünde gewilliget hätte. Jener Glücksritter benahm ſich noch dreiſter mit der beiſpielloſen Frechheit des Schlechten. Die verſchriebenen Summen mußten gelegt werden.

Dieſer Verluſt raffte mehr als ſein halbes Vermögen hin, und der ihm geſpielte Betrug koſtete dem Baron das Leben.

Einige Monate nach dem Spruch der Geſetze und der demſelben geleiſteten Folge, erkrankte der Juwelier zum Tode. Er lechzte nach dem Angeſicht des Barons. Die Fürbitte der Tochter überwand den Unwillen des Vaters, ſo daß er zu dem Kranken ging und lange bei ihm verweilte.

Als er wiederkam, führte er einen hübſchen Knaben an ſeiner Seite, der blöde weinte. Der Baron ließ Sorge für den kleinen Gaſt tragen, der, wie er äußerte, ein Genoſſe ſeines Hauſes würde; dann ſagte er zu ſeiner Tochter: „Ich fühle mich angegriffen, Sara. Der Juwelier hat mir alles eingeſtanden — Alles! Gott wolle ihm gnädig ſein! — Doch iſt mir der Troſt der Verachtung geraubt, die Wohlthat, ihn kalt aufgeben zu können, und ich bin irre an der menſchlichen Natur geworden. Höre nur! Auf jener Reiſe, die er in der ſchändlichen Abſicht gegen mich unternommen, fand er einen Geiſtlichen, der ein Kind bei ſich hatte, den Knaben hier. Dieſer Mann, der, bei weitem noch kein Greis, in Schwachſinn eines Herzeleids ſein Amt aufgegeben und Zuflucht bei einem Verwandten in der Ferne gehofft, welcher ihn jedoch habſüchtig benutzt und übel behandelt hatte, war durch das Aeußerſte dahin gebracht worden, ſein

Unterkommen anderweitig zu ſuchen. So machte er ſich mit dem Reſte ſeiner Habe und dem kleinen Enkel auf den Weg. Wie nun großer Kummer ſich wenig um äußere Dinge kümmert, oder auf das Nächſte zu achten pflegt, ſo war der arme alte Mann in einem Wirthshauſe an der Straße von einem verſchmitzten Weibe, was ſich zu ihm geſellt, rein ausgeplündert worden. Die Wirthin erzählte unter Thränen dem reichen Kaufherrn, der öfterer dort einſprach, das Unglück, welches den ausgedienten Geiſtlichen betroffen, und die ergreifende Gleichgültigkeit, womit er es ertrage. Der Juwelier nahm ſich ſeiner an und handelte an ihm als ein Samariter. So führte er Fluch und Segen in einem Wagen mit ſich heim. Er pflegte dieſen Lehrer einer Religion, zu der er ſich nie im Geiſt und in der Wahrheit bekannt, nicht minder des zarten Sprößlings einer gebrochenen Blume — und zugleich der Saat des Böſen, die ihm wuchern ſollte. Als der Expaſtor im frömmſten Frieden entſchlief, ließ der Juwelier ihn begraben, und neidete dem Armen die heilige Ruhe, der nicht hatte, wohin er ſein ehrwürdiges Haupt legte. Die Hölle, in der er nur noch kurze Zeit lebte, ward zu einer hitzigen Krankheit. Jener Waiſenknabe war ſein Vermächtniß an den Baron, ſein theuerſtes; der Gegenſtand einer guten Handlung, das Bewußtſein derſelben ſollte ihm zur Sühne und dem Beleidigten zur Segnung gereichen. Der Edelſinn des Barons ging in dieſe Idee ein. Aber auch der dritte Verſorger des kleinen Herrmann Lindner ſollte es nicht lange ſein und bleiben. Dieſe Erſchütterungen wirkten nach; der Baron ward ſehr krank. In einem klaren Augenblicke der letzteren Zuſtände winkte er ſeiner Tochter und ſprach: „Sara! merke, was ich Dir ſage! Traue keinem Menſchen auf der Welt! keinem! und Dir ſelbſt am wenigſten. Auf den Donnerstag um drei Uhr aber gehe nach dem Mooshüttchen. Da wird er kommen —“ Hier zog die Phantaſie ihr wirres Gewebe über das Licht ſeiner Gedanken. Donnerstag um drei Uhr ſtarb er, und den nächſten darauf ging Sara wirklich nach dem Mooshüttchen, wie im Gehorſam für ihres Vaters Worte, wenn er auch, wie ſie wähnte, nur irre geredet hätte. Sie nahm ſich traurig und träumeriſch vor, dieſen Tag und dieſen Weg wie eine bleibende Stiftung zu betrachten. So war Oswald ihr denn eine göttliche Erſcheinung, ein Bote vom Vater geſendet, deſſen Wort ſich geiſterhaft und wunderbar erfüllte, und wenn ſie es richtig deutete, der Einzige, dem ſie trauen dürfte!

Die Sonne hatte bereits ihren Schein von den düſtern Wänden zurückgezogen, als Sara dieſe Erzählung größtentheils fragmentariſch gegeben, beendete. Oswald ſuchte Sara zu beruhigen, was ihm auch ohne ein zuredendes Wort gelungen wäre; denn immer wieder kam ſie darauf zurück, daß ſie ſeit ſeiner Abweſenheit keine frohe Minute verlebt. Und für ein geſchmeicheltes Ohr war die Unterſcheidung eben nicht ſchwer, wie viel mehr an Glück und Freude er ihr mit in die Ferne genommen, als das Unglück ihr Widriges aufgebürdet und all ihren Frohſinn niedergehalten hätte.

Oswald verſprach, eine Zeit lang da zu bleiben. Er ſah, Sara's Geſundheit war ſo erſchüttert, daß ſie ſich erſt erholen müßte, ehe ihr ein neuer Schmerz zugemuthet werden dürfte. Der Gedanke an das Vorübergehende dieſes Beſuchs gab ihrem Weſen ein Spannung, ihn feſt zu halten. Dieſe erhöhte Gemüthsſtimmung wirkte mit anziehenden Kräften auf ihn zurück; dennoch hielt die Erinnerung an Roſamunde ſeinen Gefühlen das Gleichgewicht. Wie mächtig iſt aber eine gegenwärtig Liebende gegen eine ſonſt Geliebte, oder gegen eine künftige Braut! — Oswald konnte ſich des Vergleichs nicht erwehren. Roſamunde in ihrer Ferne erſchien ihm hier kühl, wo nicht kalt. Die Sicherheit ihrer verwandtſchaftlichen Verhältniſſe und gemeinſamen Heimath hatte ihrem Benehmen jene zärtliche Ruhe gegeben, die dem Charakter der ehelichen Freundſchaft am nächſten kam, und nur in jener Scene der Trennung ſich in die Beſtandtheile der Liebe auflöſete. Sara hingegen bewegte ſich in leidenſchaftlichen Gefühlen. Sie gab das Herz ihm offen kund, was ihm mit allen Qualen der Liebe gehörte, und die Herrlichkeit der ganzen Welt nicht achtete gegen das Glück ſeiner Nähe. Die Zeit ſeines Vermiſſens hatte ſie Werth auf jede Stunde legen gelehrt, wo er da wäre. Sie belauſchte den Ton ſeines Mundes, ihr Blick folgte jedem ſeiner Schritte. Sie hatte für nichts Sinn, außer ihm.

Frau von Meyer beſchwor ihn, ſie den Winter über nicht zu verlaſſen. Sara wolle durchaus nicht in die Stadt und ängſte ſich heimlich ab, Oswald werde einmal in aller Stille davon gehen; dies aber würde das Mädchen kaum überſtehen. So erachtete Oswald ſein Bleiben als eine dankbare Pflicht, doch mit dem innern Vorbehalt, daß er durch dieſe Pflicht nicht ſeine früheren aufhöbe, vielmehr ſeine Rückkehr nur und Roſamunde für ſich.

An einem ſonnigen Tage des Februars, wo das letzte Eis ſchmolz und Ahnungen des Frühlings erwachten, kam wunderſam, wie durch eine Eingebung der Natur, der Gedanke in ſeine Seele, es müſſe nun auch mit ihm brechen. Es ward ihm plötzlich klar, daß er zu lange ſchon verweilt, und er faßte einen raſchen Entſchluß. So wollte er auf der Stelle mit Sara ſprechen. Frau von Meyer, welche, nach Art allzugütiger Tanten, eitel war auf ihre ſchöne Nichte, und wenig zufrieden damit, daß Sara ſich ſo einfach trüge, hatte eine Menge Putzſachen zur Auswahl kommen laſſen für die Zeit, wo die Trauer abgelegt würde. Die Tiſche ſtanden voll Pappſchachteln, und ein indianiſcher, mit goldenen und ſeidenen Blumen durchwirkter Taffet, rauſchte in der Hand der Tante, die ihn in ſeinen reichen Farben gegen das Licht ſpielen ließ, da Oswald in das Wohnzimmer trat.

„Jamavas heißt dieſer wunderprächtige Zeug; willſt Du ihn Dir nicht anſehen? Das iſt er mindeſtens doch werth!“ hörte er ſie ſagen. Sara ſtand, abgewendet dem flimmernden Markte, am Fenſter und gönnte in trüber Gefälligkeit dem Brocat nur einen halben Blick des Beifalls. Frau von Meyer verließ wie beleidiget das Zimmer. Oswald näherte ſich Sara, die in ihrer vorigen Stellung blieb, einen Ring zwiſchen den Fingern haltend, der ihr zu weit geworden, und den Diamant, den er einfaßte, gegen die Glasſcheibe gewendet, als ob ſie ſeine Schärfe daran prüfen wolle.

„Meine Freundin“ — ſagte er mit Accent und legte mit ſeiner Hand an ihren ſchlanken Leib einen ſanfteren Nachdruck auf dieſe Anrede: „Ich komme wahrſcheinlich nicht zum günſtigſten Augenblick; doch wer das Geſetz der Zeit vergeſſen, ſo wie ich, hat das Recht zu zögern verwirkt, und die nächſte Minute muß ihm die beſte ſein. Ich kann nun länger nicht hier bleiben; doch will ich es Ihrer eignen Stimmung überlaſſen, wann wir uns trennen? Heute — morgen?“

Während Oswald dieſe Worte ſprach, hatte Sara langſam mit dem Diamant geſchrieben. Sein Auge begleitete die Bildung der Buchſtaben, und als er ein j, ein a, ein m und wieder ein a entſtehen ſah, dachte er faſt zürnend, Sara wolle auf dieſe Weiſe den Namen des ihr genannten Zeuges aufſchreiben, und dieſer eitle Vermerk beſchäftige ihren Sinn, wo er einen tiefen Eindruck von ſeiner ernſten Verkündigung gefürchtet hatte. Aber als er morgen? ſagte, ſtand jamais! fertig am Kryſtall des Fenſters, und die ſchwachen zitternden Züge dieſes Wörtleins riſſen an ſeinem Herzen.

»Iſt das Ihre Antwort, Sara?« fragte er, hörbar in Liebe. Sie nickte ſtumm, da fielen verhaltene Thränen von ihren Wangen. —

Oswald blieb nun für immer. Der Jamavas ward Sara's Brautkleid, und das Wörtchen in der Fenſterſcheibe ein Typus für manche ſcheidende Frage der ſpäteren Zeit.

So war Sara's höchſtes Glück nun geſichert; aber eine völlige Ruhe des Gemüths ſchien für Oswalds Gattin dennoch nicht daraus hervorgegangen, als ahne ſie, daß Ehehaften des Herzens nicht durch den Trauring bedingt würden. — Oswald vernahm nimmer eine Nachricht von Roſamunde. Wie rührend iſt jedoch der Vorwurf deſſen, der über ein erlittenes Unrecht gar nicht klagt, und ſchweigt, wenn er vergeſſen war! — Jeder Gedanke an Roſamunde hatte eine gewiſſe abbittende Innigkeit. Sie aber lächelte ſtill in ſeiner Seele fort, und waltete vielleicht in tiefem Schmerz allein in der verlaſſenen Heimath und hütete wie ein Engel das Grab ſeines Vaters und das ſeiner Jugendträume.

Schon in den erſten Jahren ſeiner Verheirathung hatte Oswald das Unglück zu erblinden. Die Welt verdämmerte allmählich vor ſeinem Blick bis auf jenen ſchwachen Sammernachtsſchein, deſſen wir bereits erwähnt. In traurigem Nachſinnen ſagte er zu ſich ſelbſt: „Dunkel! dieſer Name war vorbedeutend für mich, und ich hätte darauf achten ſollen.“ Er trug ſein Schickſal mit ſtiller Kraft. Sara hatte ihrem Gemahl einen Sohn geboren, war aber ſchwächlich von Geſundheit und nie ganz heiter, was Oswald auf ſeinen Zuſtand bezog und ſchmerzlich empfand; denn Mißmuth macht das Mißgeſchick noch ſchwerer, und nur der Glückliche beglückt.

Die Freude an ſeinem Kinde war die größte des Vaters, der ſeinen Adolar nur im Geiſte zu einem liebenswürdigen Jünglinge heranreifen ſah. Er wurde mit dem jungen Lindner im Landhauſe ſeiner Eltern erzogen und ſpäter von dem nachmaligen Paſtor in Weinberg unterrichtet.

Hermann, eine ſchüchterne Natur, doch unbeugſam in ſeinen Vorſätzen, war von Kindheit an Willens, Theologe zu werden, wogegen Sara viel einzuwenden hatte. Sie ſprach: „Wie willſt Du einmal predigen, wenn Du vor jedem Hörer zurückbebſt und Deine Pulſe ſtocken, ſo oft Du reden ſollſt?“ Oswald bat ſeine Frau, den jungen Menſchen gewähren zu laſſen. „Die Zeit,“ war ſeine Meinung, „entfalte auch die Triebe des Berufs und öffne die Blüthe der Rede in einem verſchloſſenen Munde.“

Es wurden, da Hermann von ſeinem Vorſatz nicht abzubringen war, ſeine angeborne Blödigkeit zu beſiegen, Uebungen in freien Vorträgen gehalten, bei denen Adolar, obwohl ungleich jünger, als ſein Pflegebruder, ein redneriſches Talent entwickelte. Dieſes fördernde Mittel ward, wie unſere Leſer wiſſen, auch dann noch fortgeſetzt, als Hermann, an dem die Zuverſicht des väterlichen Freundes ſich bewährte, ſeiner Beförderung zum Amte nahe war, und die beiden jungen Männer, die ſich wie Brüder liebten, ihren Lehrer am Orte ſeiner Beſtimmung beſuchten, wo Adolar, genannt Lind, zum Preiſe ſeiner Rede ein ſchönes Herz gewann.

Adolar huldigte mit Begeiſterung der Kunſt und Wiſſenſchaft, und hegte den jugendlichen Stolz, ihnen allein, was das Leben ſchmückt und nährt, verdanken zu wollen. Sein Ideal von Unabhängigkeit war eine reine Idee, abgezogen von allen gährenden Stoffen. Der leiſe Ekel ſeiner Mutter gegen den Genuß des Reichthums, an den ſie verwöhnt nur ſeine Verbitterungen erfahren, hatte ein edleres Verſchmähen aller zufälligen Gaben des Glückes in ihm erregt, und das Beiſpiel ſeines Vaters miſchte eine philoſophiſche Gleichgültigkeit dazu. Adolar kannte das letzte Schickſal ſeines Großvaters, und hatte die Neigung von ihm geerbt, unter angenommenem Stand und Namen zu reiſen. Als er ſeine erſte Ausflucht in die Welt antreten ſollte, verſehen mit allen Bequemlichkeiten und Geldmitteln, und bei dieſer Gelegenheit von den Summen die Rede war, die ihm jetzt und einſt zu Gebote ſtänden, ſagte er: „Wehe mir, wenn ich mich jemals auf etwas Anderes verlaſſen wollte, als auf mich ſelbſt und auf den Gott, den ich im Herzen trage! — Nein, liebe Eltern, das muthet mir nicht zu. Was heute mein war, kann morgen eines Andern ſein. Welch ein elendes Ding iſt es doch um einen Beſitz, den mir das Wort aus einem falſchen Munde, die Geſchicklichkeit einer fremden Hand, die meine nachzuahmen, rauben kann? Und die häßliche Fertigkeit der Lüge iſt ſtets geſchäftig gegen die Redlichkeit. Nur wer entbehren kann, iſt ſicher, und der Genügſame hat überall genug.“

Jünglinge, wie Adolar, geben gern in die Halle der Sinne, und Mädchen in der zarteſten Epoche ihres Geſchlechts in das Kloſter der Entſagung; ſpäter zählt nicht ſelten die Schule Epicurs Jene unter ihre Anhänger, und die anſpruchsloſen Seelen dieſer kehren in die Welt zurück, weil das geweihete Haus ihres Herzens eine ökonomiſche Anſtalt geworden.

Der Vater nahm ſeinen Sohn allein, und der erſehnte Augenblick war nun gekommen, wo er dieſem ſeinem geborenen Freunde das Geheimniß der Herkunft enthüllen durfte. Adolar erſtaunte. Er hatte die Geſchichte von der Heirath ſeines Vaters nur nebelhaft gewußt, weil ſeine Eltern nie davon geſprochen. Das reine Gefühl des Jünglings, ein ſchnelles Urtheil und genau in Sachen moraliſcher Gerechtigkeit — ſprach zwar ſeinen Vater frei, doch Roſamunde ſelig, und nichtsdeſtoweniger liebte und ehrte er die Mutter von ganzem Herzen, wenn er ſich auch dem Intereſſe jener Betheiligten mit Empfindungen zuneigte, welche Sara vielleicht kaum gebilligt haben würde. Das Fräulein von Struenſee hatte in der Stunde jener Geſtändniſſe zwei Liebhaber.

So fand Adolars Vater demnach ein williges Gehör, als er ſprach: „So laſſe nun Dein erſtes Ziel — es iſt mein liebſter und letzter Wunſch — dorthin gerichtet ſein! — O wie beneide, ich Dich um dieſen Weg! Meine Seele, mein Segen wird Dich begleiten. Erkundige Dich ſchon von Weitem, ob Roſamunde lebt? in welchen Verhältniſſen? wen ſie bei ſich habe? Forſche nach allen kleinen Umſtänden ihres Ergehens, und erwäge, mein Sohn, daß Deinem Vater jede Geringfügigkeit, dieſen Gegenſtand betreffend, wichtig ſei. Vergiß ja nicht zu fragen, ob ſie immer geſund geweſen und heiter, ob ihr die ländliche Oekonomie Vergnügen zu machen ſcheine; und ſo weiter. Findeſt Du Alles, wie ich hoffe und Gott es geben wolle, ſo ſuche Eingang im Schloſſe. Adolar! Deinem Herzen vertraue ich das meine an. Die Vollmacht, welche ich Dir ertheile, iſt ein unbeſchriebenes Blatt. Bezeige dieſer Edelſten ihres Geſchlechts Liebe und Verehrung, wie ſie beides verdient. Hat ſie Freude am Gut und darüber verfügt, ſo verſchweige Deinen Namen! Du möchteſt einen Anſpruch damit nennen, der ihr, wer weiß? ſtörend ſein könnte. Iſt ſie zur Ruhe, die gute Roſamunde“ — hier ſtockte Oswalds Stimme, „wohnen fremde Menſchen im Schloſſe Deiner Väter, ſo gehe ihm vorüber und ſchüttle den Staub von Deinen Sohlen; brich einen Zweig der alten Linde und ein Blümlein von dem Hügel, worunter ſie ſchläft, und lege es dereinſt in meinen Sarg, daß der Frühling meiner Heimath und der Freundſchaft mit mir begraben werde. — Und nun, mein Sohn, nimm noch eine Lehre von mir an! Achte Dich niemals frei, noch das geringſte Ergebniß Deiner Erfahrung für unbedeutend. Eine Wolkenhand hält unſern Willen und leitet unſer Leben; ſo iſt das kleinſte Zeichen oft ein großes Merkmal. Bilde daher den innern Sinn und traue ihm allein; die Stimme der Innerlichkeit trügt nie.“

Adolar entdeckte ſeinem Vater, daß dieſe Stimme ihm geſagt: Nina von Sorgue ſei das für ihn geſchaffne Weſen, die zweite Hälfte des ſeinigen. Er bitte um die Erlaubniß, die Geliebte im Hauſe ihrer Eltern aufzuſuchen und ihnen ſeine Abſicht offen darzulegen.

„Wann Du von Strumenice wiederkehrſt,“ antwortete der Vater dringend, „dann Adolar, dann! wollen wir darüber ſprechen. Es eilt nicht, mein Sohn. Du biſt noch ſehr jung. Verkürze Deinen Vater nicht um einen Tag, der länger auf Beruhigung würde warten müſſen.“

Die Eiferſucht des weiblichen und mütterlichen Herzens iſt ein ahnungsvolles Gefühl. Es war, als ob Sara ein leiſes Wiſſen davon hätte, welchen Auftrag ihr Sohn von ſeinem Vater empfangen. Sie ſtand verdüſtert und verweint an jenem Fenſter, ihrem Schmollwinkel, als Avelar Abſchied zu nehmen kam. „Meine liebe Mutter,“ ſagte er, „ich ſuche Dich, Dir Lebewohl zu ſagen. Du ſiehſt blaß aus und ſcheinſt bekümmert; verbirgſt Du mir vielleicht, daß Du Dich kränker fühlſt, wie Du mir den Anblick Deiner Thränen entziehſt?“ Sara ſah den Jüngling zärtlich mit naſſen Augen an.

„Sorge für Deine Geſundheit!“ ſagte Avelar, und ſetzte treuherzig hinzu, „und ſey doch gutes Muths, mein Mütterchen! wir ſehen uns bald wieder.“ — Sara lächelte trübſelig, wendete ſich traurig ab und deutete mit dem Zeigefinger auf das Wörtlein in der Scheibe.

„Gott verhüte es, daß dies jamais! für dieſen Fall da ſtände!“ ſagte er und ſchloß die Mutter heiß und herzlich in ſeine Arme.

„So reiſe glücklich, mein Sohn!“ ſagte ſie ſehr bewegt, „und wünſche nie etwas zu heftig. Das Glück läßt ſich weder erringen, noch erſtreben, es fällt nur zu. Was wir aufgeben, beſitzen wir oft mehr, als was unſer ſcheint, und jedes Aufſchreißen iſt ſträflich. — Lebe tauſendmal wohl!“

Am Pfingſtſonnabend, deſſen unſere Leſer ſich erinnern wollen — langte Avelar im Wirthshauſe von Struenſee an. Er hielt Mittag hier und dann Mittagsruhe in einer Fliederlaube, nahe dem heißen Verdeck des Backofens, vor dem die runde Wirthin im Sonnenpuncte ihrer häuslichen Betriebſamkeit ſich regte und für Niemand ſichtbar war.

Der Anweiſung ſeines Vaters eingedenk, wollte er hier genaue Nachrichten einziehen; denn daß Roſamunde von der Golz noch lebte, wußte er bereits und hatte es mit Freuden vernommen. Adolar mußte ſich gedulden. Ermüdet, wie er war, betäubte ihn der einſchläfernde Duft, zu dem ſich die warmen Dämpfe der Kuchen miſchten, und er ſank in ein wollüſtiges Vergeſſen, bis die Wirthin ihn mit der Warnung weckte, es ſei ſchädlich, unterm Flieder zu ſchlafen. Er gewann ihr ſchlau die ſchwache und geſprächige Seite ab, und lenkte, wie ein geſchickter Steuerer, das flotte Schifflein ihrer Rede, wohin er es haben wollte. Sie ſchilderte das Fräulein als eine vortreffliche Herrſchaft, und hängte dem langen Lob nur den kleinen Makel an, daß Roſamunde ein wenig geizig wäre und gar nicht geſellig, was ihnen (den Wirthsleuten) doch Schaden thue. Sie ſprach: „Nie kommen fremde Gäſte hierher und Hauſirer; denn auf dem Schloſſe leben ſie wie Geiſter, ſo ſtill und unbedürftig. Und für wen ſpart die gnädige Dame ſo und müht ſich ab, wo ſie müßig gehen könnte? Für eine blutarme Waiſe, die vermuthlich einmal das ſchöne Gut ſammt allem Zubehör erben wird. Wenn wir einen Herrn hätten! dann käme Leben in das Dorf. Selbſt die Ruine — es iſt doch ganz göttlich oben — und die Vornehmen haben ſonſt ein abſonderliches Wohlgefallen an dem Ruinirten, ſo daß, wo eine alte Warte bricht und bröckelt, immer ein Brocken Brod für den Wirth im Orte mit abfällt; aber hierher kommt Niemand.“

Adolar wußte genug, um vorſichtig zu geben, daß er keiner verjährten Neigung, keinem Gunſtrecht in den Weg träte. Der Schatten an Roſamundens Bilde that ihm leid, von allen Fehlern haßte er den Geiz am meiſten; aber er dachte ſo milde, daß er meinte, ein Leben ohne Liebe könne ſich leicht an todte Güter hängen, und ein unbeſchäftigtes Herz ſuche ſeine Leere durch Nützlichkeit auszufüllen, was nicht ſelten für ein habſüchtiges Streben genommen würde.

Gegen den Abend ging er nach der Ruine, den Sonnenuntergang von dort aus zu ſehen. Mit leichten Schritten durchkreuzte er das Thal und den Lauf der Bäche, vertrat ſich den Fuß, und wir wiſſen, wie Roſamunde ihn gefunden.

Als Avolar nach Hauſe kam, fand er aber ſeine Mutter nicht mehr. Sara war unterdeſſen heimgegangen und ruhte im Dunkel der Cypreſſe. Sein Vater ſollte die Freude, die der Sohn ihm brächte, mit einem großen Schmerz bezahlen; doch Avolar's Reiſe, ſein eigener Vorſatz, war eine Führung des Himmels geweſen, und ſein Vater alsbald entſchloſſen, ihr zu folgen.

Oswald wollte in Struenſee erſterben und Avolar ſeinen Vater nicht verlaſſen. Auf des Fräuleins Wunſch nahm der jüngere Herr von der Golz das Stammgut der Familie unverzüglich in Beſitz, und Roſamunde trat ihre herrſchaftlichen Rechte an ihn ab. Als nun der Ertrag des Grundſtücks, die Verbeſſerungen, welche es gehoben, die kleine Schatzkammer und Alles, was von dem Fräulein angelegt worden, zur Sprache kam, äußerte Oswald ein frohes Erſtaunen. Roſamunde ſagte beſchämt: „Bei Allem, was ich that, dachte ich nur, Du, Oswald, würdeſt Dir Deine Freude daran ſehen, ſehen! ach!“

Er antwortete: „Ich ſehe es auch mit dem Auge einer dankbaren Seele. Hier wird der Schimmer, den ein trübes

Schickſal mir gelaſſen, zum Aufgang eines neuen Tages. Und einſt werd' ich im Licht erkennen, was mir auf Erden dunkel war!“

Das Fräulein verſchluckte eine Thräne und ſprach: „Wenn ich ſo Deine Stimme höre, dann iſt es mir gerade ſo wie ſonſt, und als wäre die Zeit unſerer Trennung nicht geweſen. Es dauert ja Alles nicht lange hienieden. Ich habe nun kein anderes Geſchäft mehr, als Dich zu pflegen und zu führen. Und Gottes Güte leitet mich und Dich ans Grab.“

Oswald ſuchte die treue Hand ſeiner Freundin und drückte ſie ſtumm an ſeine Lippen.

Zu Adolar, genannt Lind, ſagte Roſamunde: „Dem Himmel ſei Dank, daß Du nur kein Theologe biſt!“

„Sehen Sie,“ fiel Philippine ihr ins Wort, „ſagte ich es nicht immer?“

„Jetzt,“ fuhr das Fräulein fort, „mache das Schloß zur Capelle, oder predige am kleinen Jordan, dem Bache da unten, den Forellen über alle Puncte; ich ängſte mich nicht mehr. Und willſt Du lieber ſchweigen, ſo löſet Nina in Zukunft Dich ab und predigt einmal hinter der Gardine.“

Der Feſtungsprediger in B. war geſtorben und Hermann Lindner an ſeine Stelle gekommen. Seine erſte Traurede war die Einſegnung Adolar's mit Nina von Sorgue. Er wußte nicht, daß ſie ſeine Schweſter ſei, und Beide ſollten es nach des Fräuleins Willen nie erfahren. Dennoch trat Nina in ein geſchwiſterliches Verhältniß zu ihm, und wir dürfen annehmen in doppelter Weiſe. Einmal als Frau ſeines brüderlichen Freundes, dann durch die Pflegetochter ihrer zweiten Mutter. Philippine März, ein liebenswürdiges Mädchen, das ſich mit einer anerzogenen Vorliebe und einer gewiſſen amtlichen Sympathie gegen den jungen Geiſtlichen benimmt, ſcheint als ein heiteres Weſen ſeinem Ernſte innigſt zuzuſagen, und die Eheſtifterin blöder Männer iſt einzig — die Gelegenheit. So wird aus dieſer Heirath ſchon etwas werden. — Frau Baby hat alle Hände voll zu thun. Das Trauer-Edict iſt aufgehoben und Tafelfreiheit dem kleinen Hausſtaate gegeben; deß iſt ſie froh. Bänder aller Farben flattern wie Freudenwimpel von ihrer Haube, und die Tauben der Cythere lachen nach Herzensluſt. Der Geiſt des Widerſpruchs iſt auch gebannt — es iſt ſehr heimlich im Schloſſe zu Struenſee. Und läßt er ſich wittern, ſo tritt der junge Gutsherr, vertraut mit dem Exorcismus, einmal wieder in der theologiſchen Rolle auf; denn ein Mann, geweiht durch geiſtige Kraft, iſt ſtets ein Berufener und Verordneter dazu.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiundvierzigſter Band.

Die Schweſter. Erſter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Schweſter.

Einſt werden wir erkennen,
wie ſo öfters ein ſcheinbar
Unglück unſer beſtes Glück war,
und wie ſo öfters wir ohn'
Urſach weinten!
Petrarca.

Der Herr von der Pforte verwaltete als General-Adminiſtrator die königlich ***ſche Herrſchaft Gallenburg. Er war weder ein Eingeborner, noch Vaſall dieſes Landes, ſondern in der genannten Charge dem nachbarlichen Staate verpflichtet.

Das alte, adelige Geſchlecht der Eigenthümer dieſer prächtigen Beſitzung, deren weitverbreitete Güter bis an die äußerſten Enden des Reiches zerſtreut lagen, war erſtorben, ſein letzter Zweig rankte über die Grenze, die reichen Erbfrüchte fielen einem Agnaten der fremden Krone und endlich ihr ſelbſt zu.

Das Glück hatte den Herrn von der Pforte auf heimiſchem Boden eben nicht gewiegt, vielmehr ein Mißgeſchick wunderlicher Art ihn in verſchiedenen Sphären des Lebens und Wirkens hin und her geworfen. Er ſtand im Rufe eines Mannes von Einſicht und praktiſchen Kenntniſſen im Felde der Oekonomie und Forſtwiſſenſchaft; ſein ſcharfer, weit umfaſſender Geſchäftsblick, die beſtimmte Kürze ſeines Ausdrucks, die rauhe Schroffheit ſeines ganzen Weſens eigneten ihn nicht übel zur Ueberſicht und zum Oberbefehlshaber eines großen Bezirks; und ſo fand er Gelegenheit, als fähig für jenen Poſten, den er nachſuchte, höheren Ortes empfohlen zu werden. Er erhielt ihn, und zog mit Frau und Kind von hinnen.

Die ſanfte Frau von der Pforte ſtand an den Marken ihres Jugendlandes und weinte, während ihr Gemahl mit finſtern Blicken, in denen ein Gefühl der Wehmuth grollte, rückwärts ſchauete. Das Scheiden ward ihr unſäglich ſchwer. Sie ließ alle ihre Freuden da, ihr ganzes Herz — ſo weit die Mutterliebe es frei gab; aber nur in dieſer ſtillen Thräne ſprach ſich die tiefe Klage ihres Buſens aus, und ohne Murren folgte ſie ihrer Pflicht als Gattin.

Zwar winkten jenſeits Paradieſe; allein nur das Eden der Kindheit, der Garten unſerer Unſchuldswelt trägt unverwelkliche Roſen, und keine ſchönere Flur gäbe jemals Erſatz dafür. Der fremde Boden iſt nur Ackerland für die Mühe des Erwerbs, wo Evens Töchter ihrer Mutter Erde den Zoll der Schmerzen tragen, und die Söhne des Menſchenvaters arbeiten und — ſterben.

Der impoſante Anblick des Stammhauſes, wo er künftig wohnen würde, überraſchte doch den Herrn von der Pforte, wie viel er auch erwartet haben mochte. In alterthümlicher Pracht, doch düſter, wie ein erhabener Gedanke der Melancholie, ragte das Schloß in die Ebene hinaus. Unabſehliche Kornfelder wogten in goldener Reife, und die hohe, ſchwere Aehre bog ſich in Segensfülle, wie einſt, vor dem ägyptiſchen Träumer.

Dies Bild der Natur, in der ſchönſten Abendbeleuchtung, ſchmeichelte den ſtolzen Hoffnungen des General-Adminiſtrators. Sein Auge glänzte — vielleicht ging auch ein Schatzmeiſtertraum ſeiner Seele vorüber. Er bauete in Gedanken Magazine, Luftſchlöſſer im ſchwindelnden Nu auf den Gipfel der Wolken, und ſchnell erſtieg er auf der Leiter kühner Wünſche die höchſte Stufe des Vortheils und des Glücks.

Um die Thore der Gallenburg, von ehernen Rieſen bewacht, ſchienen die Schatten der Vergangenheit zu ſchweben, da ſie ſich dem Repräſentanten des fürſtlichen Beſitzers öffneten. Eine ehrfurchtsvolle Stille waltete unter den verſammelten Officianten, nur der bisherige Wirthſchafts-Inſpector, ein Greis, empfing den angekommenen Edelmann mit einigen ſchicklichen Worten. Dann zerſtreuete ſich das Perſonal, der Schritt des Herrn von der Pforte dröhnte durch die tönende Leere, und ein Seufzer ſeiner Gattin ſäuſelte hörbar im Hall dieſer Gewölbe.

Der General-Adminiſtrator herrſchte nun wie ein kleiner König auf dem großen Gebiete ſeiner Wirkſamkeit. Er empfand den vollen Reiz der Gewalt, die ihm gegeben war und von der er nach charakteriſtiſcher Weiſe den möglichſten Gebrauch machte. Immer leiſer ſprach das Bewußtſein der Abhängigkeit in ihm an, die Zeit erſchlaffte die bindende Verpflichtung, der er genügt zu haben glaubte, wenn er am Schluſſe des Jahres die Liſten des Rentmeiſters unterſchrieb, eigenhändig einen oberflächlichen Bericht aufſetzte und den etwaigen Ueberſchuß der Einkünfte an die Privat-Caſſe ſeines Monarchen abſandte.

Das ſchöne Gallenburg, als der Kern eines fruchtbaren Güterkreiſes, war dem Herrn von der Pforte demnach nicht bitter. Er genoß des ſeltenen Vorzugs, ſeine Lieblingsneigungen alle befriedigen zu können, eine unbeſchränkte Vollmacht zu großartiger Thätigkeit, das Commando, welches er mit rauher Strenge und dem Stab Wehe führte, und die wilde Luſt der Jagd; denn durch weite Wälder rauſchte hier das Wild.

Aber die Gattin dieſes Nimrods konnte ſich hier nicht eingewöhnen. Wie ſchön dieſe reiche Ortſchaft auch war, wie viel ſchöner, als das heimathliche Land; dahin nur wendete ſich ihre ganze Seele. Dort hatte ihr der friſche Kranz jungendlicher Freuden geblüht; auf dieſer fetten Triſt ſollte ſie nur eine Todtenblume pflücken. Sie träumte ſchlafend und wachend immer nur von dem Hauſe ihres Vaters, von dem Grabe der Mutter; ſie hätte ſingen und ſagen mögen: „Hier laß mich ruhen, an dieſer lieben Stelle!“ Allein dieſer Troſt blieb ihr verſagt. Der Sehnſucht Wunde blutete leiſe fort in verſchwiegener Bruſt, und ihre Kraft verſiegte allmählich. Wenn ſie, um ihres Mannes Härte zu vergüten, mit den Landleuten freundlich ſprach, lachten dieſe in ihrem gutmüthigen Unverſtande über die fremde Mundart der gnädigen Frau; doch die Mundart ihres Gemahls war ihnen jederzeit außer dem Spaße. — Die Sprache dieſes Landes klang der Frau von der Pforte barbariſch, ſie verſtand wenige Worte davon, kein verwandter Ton ſchlug an ihr Ohr, ſie fühlte ſich ſtets allein. Ihr einziges Töchterchen war ihre einzige Freude; der Vater hingegen war ſeinem engelhaften Kinde nicht väterlich hold. Er hatte mit dem heftigen Ungeſtüm ſeines Weſens ſich einen Sohn gewünſcht und der lieblichen Täuſchung nie recht aus Herzensgrunde ſich verſöhnt gefühlt. Sieben Jahre waren ſeitdem vergangen, und jetzt zitterte Frau von der Pforte faſt, ihren Gemahl mit einer zweiten, verſpäteten Hoffnung bekannt zu machen. Sie glaubte es kaum zu überleben, wenn ſeine beſtimmte Rechnung auf einen Namenserben abermals trügeriſch ſein ſollte, und dachte im Voraus darauf, dieſem möglichen Falle ein Gegengewicht zu geben. So ſchrieb ſie an ihre Schweſter, welche bedeutend älter und Hofmeiſterin des adeligen Fräuleinſtifts zu Ehrenwartſtein war, und bat ſie um einen lieben, langen Beſuch für den entſcheidenden Zeitpunct. Die Antwort der Stiftsdame ſagte zu, und Frau von der Pforte war nun ruhig, es mochte alles kommen, wie es wolle, ſelbſt wenn ihr der Tod käme, deſſen Vorſtellung ſie zuweilen in kalter Ahnung berührte. Sie meinte, dann wäre ihr Heimweh geſtillt auf ewig. Aber die kleine Blanca? Was ſollte aus ihr werden? Der Mutterblick verdunkelte ſich bei dieſer Frage, welche nur in der ſchweſterlichen Zuverſicht zu löſen war, daß die Tante ſich der verwaiſeten, kleinen Nichte wohl annehmen würde.

Frau von der Pforte zählte die Stunden bis zur Ankunft ihrer Schweſter an den Schlägen ihres Herzens ab. Endlich erſchien der heißerſehnte Tag, der die Geſchwiſter nach langer, langer Zeit wieder zuſammenführen ſollte. Sie ſanken einander in die Arme, und die Freudenthräne, welche in dies Wiederſehen floß, löſchte alles Trübe aus, was im weiten Raum zwiſchen ihnen geweſen war. — In ſtiller Bekümmerniß bemerkte die Stiftshofmeiſterin bald, wie ſehr ihre Schweſter ſich verändert hätte. Die weinende Haſt, mit der ſie von ihr empfangen worden, die durchſichtige Bläſſe des zarten Geſichts, der leidende Ton dieſer Stimme, der oft unwillkürlich in Seufzern erſtarb — eine gewiſſe gebeugte Geduld, ſehr verſchieden von der natürlichen Biegſamkeit des weiblichen Weſens, ein matter Wille, der alles über ſich ergehen ließ; dies waren wohl nicht allein Folgen ihres Zuſtandes, ſondern das Ergebniß eines gebrochenen Lebens, dem der friſche Saft vertrocknet war.

Frau von der Pforte hingegen freuete ſich, daß die Zeit ſpurlos an der würdigen Geſtalt ihrer Schweſter vorübergegangen. Dieſer kräftige Wuchs, weder füllreich, noch ſtark, hielt ſich noch aufrecht, wie in ſtrebender Jugend; dieſe regelmäßigen Züge, nur bewegt von ruhigen Gefühlen, hatten nichts von ihrer Spannkraft verloren, und in der

Glätte der ſchöngefärbten Haut war nicht die feinſte Furche zu erblicken. Nur die Gewohnheit des höheren Anſtandes, der gebietende Ernſt einer Aebtiſſin, machte einen Unterſchied zwiſchen ſonſt und jetzt in dem Aeußern der Stiftsdame. Ihr tiefſchauendes Auge ſah auf den Grund von ihrer Schweſter Trübſinn. Als ſie einſt darüber ſprach und ſanft und traulich die dunkle Tiefe eines ſichtbar leidenden Gemüthes aufzuklären ſuchte, ſagte Frau von der Pforte: „Ich war nie glucklich in meiner Ehe, welche, wie Du weißt, nur der Gehorſam gegen meine Eltern, doch nicht die Wahl dieſes Herzens ſchloß. Man lächelte dieſer Verſicherung. Die Liebe würde ſich finden, ſagte man mir; allein ich fand nur, daß ſie ſich nie findet, wenn ſie von der Pflicht geſucht wird. — So lange der Blick meines Vaters mich begleitete, ging ich muthig die Bahn, worauf er mich am Gängelbande kindlicher Folgſamkeit geführt. Er ſah es nicht, wie dunkel es vor meinen Augen war; aber ſeit ich fern bin, iſt es vollends Nacht um mich geworden; doch meinem Manne iſt der Tag des Glückes aufgegangen, und dieſe Morgenröthe“ — ſie deutete auf die kleine Blanca — „ſtehet zwiſchen uns.“

„Und begleitet der Blick eines Vaters, der das Licht der Wahrheit iſt, wenn auch ſeine Wege nicht immer unſere Wege — Dich denn nicht auch hier?“ fragte die Stiftshofmeiſterin mit mildem Vorwurf. Frau von der Pforte brach in Thränen aus und ſchwieg. „Du biſt krank, arme Beatrix!“ ſagte ihre Schweſter mitleidig, „gleichwie eine Pflanze, welche, in fremdes Erdreich verſetzt, zu verkommen droht; aber ich hoffe zu Gott, das wird ſich geben.“ Frau von der Pforte erwiederte leiſe: „Die Sonne fehlt mir — und nun auch Schutz und Schatten der Heimath. Ach! was iſt das Leben ohne Liebe? Ein öder Winter, worin alle Pulſe der Natur ſtarren und ſtocken. Ich habe mich müde gefroren — ſchon beſchleicht der tödtende Schlaf dies kalte, freudenloſe Daſein — ich fühle mich.“ „Du biſt Mutter! und eine neidenswerthe“ — ſagte die jungfräuliche Stiftsdame mit einem ängſtlichweckenden Aufruf, daß ihre Schweſter nicht vergeſſen möchte, was ſie mit ſüßen, heiligen Banden an dieſe Welt bände.

„Ich weiß es wohl,“ entgegnete Frau von der Pforte und lächelte traurig, „ich laſſe meine Blanca, das theuerſte Pfand meiner ſchönſten Hoffnung auf Erden wie im Himmel, in Deiner treuen Hand; Du wirſt es mir bewahren, bis ich es ſelig löſe. — Glaube mir nur, Cornelia, ich ſterbe gern, und möchte ich etwas wünſchen, ſo wäre es, daß mein Tod zum Segen würde. Ich habe mich abgequält, meinem Manne gerecht zu werden; aber was die Pflicht leiſtet, iſt nur die Frohne der Tugend, die Liebe allein iſt ihr göttlicher Freibrief, ihr ewiges Vorrecht! — Wer wahrhaft liebt, erfüllt jedes Geſetz der Moral; ihre Tafeln mögen immerhin zerſchellen, er trägt das Heiligthum in ſeinem Herzen!“

Dieſe Sprache, welche deutlich ſagte, wie wenig glücklich die Frau von der Pforte als ſolche geweſen und welch ein Vorgefühl in ihr regſam war, beunruhigte zwar die Stiftshofmeiſterin; doch ihr ruhig wirkſamer Verſtand neigte ſich eher dem Urtheile zu, ſie für den höheren Ton überſpannter Nerven, als für die Rede der Ahnung zu halten.

Frau von der Pforte, als ihre Stunde gekommen war, gebar einen geſunden Knaben, den ihr Gemahl mit lautem Jubel auf ſeine Arme nahm. Die blaſſe Mutter lächelte, es war der letzte Sonnenblick ihrer irdiſchen Laufbahn! Ihre ſanfte Miene verklärte ſich mehr und mehr, dann ſchwebte die Stille des Todes um die verblichenen Lippen, und die Engel freueten ſich der ihnen verſchwiſterten Seele.

Doch neben der holden Leiche weinte tiefer Schmerz; das feſte Herz der Stiftsdame war mit dem Auge der geliebten Schweſter gebrochen, im Innerſten erſchüttert, ſchlich ſie mit wankenden Knieen umher, und ſuchte, was ſie nicht zu nennen wußte, den namenloſen Troſt für ein Wehe, wie ſie es noch nie empfunden. Angſt und Schrecken hatten ihre Gedanken alſo zerrüttet, daß ſie den verſtörten Sinn kaum zu ordnen vermochte, um das Nöthigſte zu beſchicken.

Die kleine Blanca mußte mit Gewalt von ihrer Mutter entfernt werden, deren erſtarrte Hand ſie mit dem Hauche ihres Athems zu wärmen ſtrebte.

Die Erfüllung ſeines liebſten Wunſches hatte den Herrn von der Pforte weich gemacht für einen tiefen Eindruck der Trauer, und der ſtarre, eiſerne Trotz, womit er ſonſt jedem Schickſal begegnete, löſete ſich am Sarge einer Gattin, die ihn nie betrübt, in aufrichtige Zähren des Bedauerns auf. Jetzt, im düſtern Schweigen des Todes, ſprachen ihre Vorzüge laut an ſein Herz, und mahnten ihn an manche vergeſſene Pflicht der Schätzung. Er nahm ſich vor, ihr ein prächtiges Denkmal zu errichten, als ſolle der rühmende Marmor ſein Gedächtniß vertreten und der Glanz der goldnen Lettern gewiſſenhafte Erinnerungen umſchreiben.

Der bange Pomp des Leichenbegängniſſes ging vorüber; die ſchwarzen Gerüſte wurden abgebrochen, alles rückte wieder an ſeinen alten Platz. Im Schloſſe war es ſo weit, ſo leer! Nur der Geruch der Wallrathkerzen erfüllte noch eine Weile die öden Zimmer und den Flur, wo ihr ſchauerliches Licht von ſilbernen Candelabern geleuchtet hatte, dann verzog er ſich auch. — Aber eine empfindliche Lücke blieb zurück; zwar änderte der Hingang der Dame vom Hauſe die Verhältniſſe und Ordnungen deſſelben nicht, doch ihre Liebenswürdigkeit und Milde ward noch lange mit thränenvollem Leide vermißt und beklagt.

Allein unmerklich drängte die Gewohnheit den Riß dieſes Verluſtes enger zuſammen, man fügte ſich in das, was nun einmal nicht zu ändern war. Der Steinmetz kam mit ſeinen Leuten, das entworfene Monument aufzuführen; — aber kein Stein des Kummers bedrückte mehr das ſtille Herz, über deſſen Schlummerdecke die ſchwere Maſſe gewälzt werden ſollte. Der Marmor klang unter der bildenden Hand des Meiſters, Meißel und Feile ſchütteten ſtäubendes Gemülle umher — und während Fleiß und Kunſt darauf verwendet wurde, das Andenken der Blume edler Frauen auf ſpäte Tage zu bringen, arbeitete die Zeit leiſe und allmählich an dem Werke der Vergeſſenheit, und das Gedächtniß jenes zerfallenen Glückes bröckelte in Staub dahin. — Wie ſehr die Stiftshofmeiſterin ſich nun auch fort ſehnte von Gallenburg, wo ſie die Bitterkeit der Trennungen des Todes erfahren, ſo wollte ſie doch ihren Schwager ſeiner traurigen Einſamkeit nicht ſogleich überlaſſen. Sie half ihm mit Rath und That die erſten Einrichtungen treffen, ſie ging ihm mit dem Beiſpiele chriſtlicher Ergebung voran, beſänftigte wilde Ausbrüche ſeiner heftigen Gemüthsart mit frommer Faſſung und tröſtenden Worten, und brachte ihm endlich eine Reiſe von längerer Dauer in Vorſchlag, wobei er ſich zerſtreuen könnte, und die er auch wirklich zu unternehmen beſchloß. Es ward ihr leicht, Blanca's Vater zu bewegen, daß er ihr die Kleine anvertraute. Herr von der Pforte hätte ſein Töchterchen weder zu beſchäftigen, noch überhaupt zu erziehen gewußt, und gegen das Geſchlecht der Bonnen hegte er ein grimmiges Vorurtheil. Eine Gouvernante ſeiner Schweſtern hatte ihn in früher Kindheit gemißhandelt, und jeden Abend vor dem Schlafengehen, zur Uebung körperlicher Geſchmeidigkeit, koſackiſch tanzen laſſen, welche Gliederpein ihm unvergeßlich geblieben war. — Eine franzöſiſche Bonne hatte das unſchuldige Geheimniß ſeiner erſten Liebe an eine eiferſüchtige Stiefmutter verrathen, den Gegenſtand derſelben in kerkerhaften Gewahrſam gebracht und mit ſchlauer Geſchäftigkeit die Karten ſo gemiſcht, daß er das ſüße Spiel des Herzens verlieren mußte; — mehrerer Gouvernanten-Sünden zu geſchweigen, die er in den Regiſtern der Erinnerung bewahrte.

So hatte der Herr von der Pforte, nicht bedenkend, daß ein Fall eintreten könne, der ihm kaum einen anderen Ausweg, als ſolch eine verhaßte Wahl übrig laſſen werde, einſt einen fürchterlichen Schwur gethan, ſeine Blanca ſolle eher wie eine Tochter der Wildniß aufwachſen und das wilde Mädchen des Waldes heißen, als daß er ſich jemals entſchließen würde, ſie unter die Aufſicht einer Bonne zu ſtellen.

Die Stiftshofmeiſterin befreiete demnach ihren Schwager von der heimlichen Sorge, wie er, ohne Nachtheil für ſein Kind, conſequent bleiben möge, als ſie Blanca von ihm begehrte; doch verſchwieg ſie zart und ſchonend, daß dieſe Uebereinkunft der mütterliche Wunſch ſeiner Gattin geweſen.

Aber den Knaben hätte er um keinen Preis von ſich gelaſſen, und wer hätte dem Vater dies verdenken mögen? Eine rüſtige Amme vertrat mit nährender Kraft die erledigte Stelle der Mutter und pflegte mit roher Treue ihres Säuglings; der ſtolze Herr von der Pforte war zuweilen ſelbſt der Wärter ſeines Kindes, und ſchämte dieſer zärtlichen Pflicht ſich nicht.

Die kleine Blanca hatte ſich ihrer Tante Cornelia innig angeſchmiegt. Die Stiftshofmeiſterin war des Kindes Liebe, noch ehe ſie Gallenburg und das Nichtchen geſehen. Dies hatte ſeinen eigenen, guten Grund. Vor ein paar Jahren hatte Blanca von ihrer Tante eine Puppe zum heiligen Chriſt erhalten, deren Anzug auf das genaueſte von den Vorſchriften der Stiftstracht genommen war; ſelbſt ein winziges Kreuzlein an der linken Bruſt befeſtiget, wenn auch mit falſchem Glanze ſchimmernd, fehlte nicht; doch die wächſerne Bruſt trug es ohne einen Seufzer der Sehnſucht. Tante Cornelia hatte durch einen Wachskünſtler das Geſicht der Puppe nach einem wohlgetroffenen Portrait von ihr modelliren laſſen, und es war doch ſo viel Aehnlichkeit darin, daß die Frau von der Pforte ſich angenehm überraſcht fand. Sie konnte nicht müde werden, die kleine Stiftsdame zu betrachten, und ſchweſterliche Thränen füllten ihr Auge bei dieſem Anblicke. „So ſieht Deine Tante Cornelia aus,“ ſagte ſie zu der glücklichen Blanca, und das Bild der unbekannten Tante verſchmolz dem Kinde mit dieſer niedlichen Perſönlichkeit. Die Puppe, welche Blanca mit aller Inbrunſt kindlicher Liebe ergriff, blieb ihr vornehmſtes Spielzeug. Sie faßte das Kleid derſelben von ſo ſtarrem Stoff und Schnitt ſäuberlich und achtſam an, wie der Inſtinct des Reſpects es ſie lehrte; ſie küßte die rothen Lippen ſo beſcheiden, und doch blaßten ſie ein wenig ab — wie der ſchmeichelnde Hauch der Zeit zu küſſen pflegt, unter dem endlich jeder Incarnat erbleicht. — Wenn die Pſychologen Recht hätten, welche ſagen, die Züge der Puppen ſeien die Stereotypen der Liebe für das Kind, und es trage ihre Form in ſeinem

Gemüthe auf die Geſtalten über, welche ihm der Ernſt des Lebens geſellt, weßhalb es gefährlich ſei, den kindlichen Geſchmack an fratzenhafte Bildungen zu gewöhnen, weil er dadurch für die Schönheit ertödtet werde: ſo war jener Einfall der Stiftshofmeiſterin ahnungsvoll, und zweckmäßiger hätte ſie ſich kaum die Anhänglichkeit ihrer Nichte, an der ſie einſt Mutterpflicht üben ſollte, vorbereiten können, als durch die kleine ſtumme Geſandtin.

Als nun die Stiftshofmeiſterin ſelbſt nach Gallenburg kam, durfte Blanca nur die Gewohnheit ihres liebſten Umgangs auf andere Größenverhältniſſe übertragen, und daß Tante Cornelia redete, war nur ein Vorzug mehr; die gerade Haltung derſelben, der feſte Anzug, dem nie eine Nadel entglitt — und eine gewiſſe ſteife Unbeweglichkeit liehen zudem der Tante eine Verwandtſchaft mit ihrem Nachbilde, welche die Illuſion des Kindes nicht im mindeſten ſtörte. Ohne Widerſtreben folgte Blanca ihrer Tante nach Ehrenwartſtein, als dieſe nun endlich dahin aufbrach. Die Trennung von dem Vater, den ſie mehr fürchtete, als liebte, ward von ſeiner Seite nicht erſchwert, und die Hoffnung auf das Vergnügen der Reiſe ließ die Kleine leicht darüber hinweghüpfen. Mit harmvoller Seele fuhr die Stiftshofmeiſterin die Straßen, welche ſie vor zwei Monaten in ganz anderer Gemüthsſtimmung zurückgelegt hatte. Die Natur, welche ſie nunmehr unter dem Flor ihrer Trauer ſah, erſchien ihr düſter, ſie konnte ſich ihres reizenden Wechſels nicht erfreuen, und das Entzücken des Kindes, das ſich der Neuheit der Eindrücke hingab, überließ ſie einem öden, einſamen Schmerze.

Doch gegen den Mittelpunct der Reiſe fing ihr Sinnen und Denken an, ſich auf das Ziel derſelben zu richten; die trübe Vergangenheit blieb dahinten, und das, was ſie bei ihrer Ankunft im Stifte erfahren könnte und würde, beſchäftigte ihre Vorausſorge. Auf der letzten Station, wo die Pferde gewechſelt wurden, kam ihr der Canzler entgegen. Er bezeugte die Theilnahme des ganzen Stifts an dem Verluſte, der die geſchätzte Vorſteherin betroffen, und referirte nach abgeſtatteter Condolenz, was ſich während ihrer Abweſenheit in Ehrenwartſtein zugetragen. Nichts von großer Erheblichkeit. Ein bald gelöſchter Brand auf einem der zum Stifte gehörigen Güter und ein werther Beſuch aus der Ferne, den ſie verſäumt, war alles, was die Stiftshofmeiſterin zu bedauern fand. Der Canzler hatte für einige Erfriſchungen geſorgt, wovon man ein Weniges genoß, dann ward zur Abfahrt geeilt. Die Stiftshofmeiſterin dankte ihm für die bewieſene Aufmerkſamkeit und ladete ihn in ihren Wagen ein, der Canzler aber wollte des kleinen Fräuleins wegen nicht läſtig fallen, und fuhr in dem ſeinigen.

Der raſche Poſtzug flog nun mit Helios Geſpann um die Wette, das ſeinen Lauf auch bald vollendet hatte. Jetzt ging die Fahrt etwas langſamer, der Weg führte einen gekrümmten Bergrücken hinan und wand ſich durch hindernde Gebüſche. Der Gipfel war erreicht und ſeine Ausſicht lichtete ſich plötzlich. Die Stiftshofmeiſterin nahm Blanca auf den Schooß und beugte ſich vorwärts, daß dieſe beſſer ſehen könnte; denn unten im tiefen Thale lag Ehrenwartſtein, hell von der Abendſonne beſtrahlt. Es glich faſt einer Abtei, auch ſchien das prächtige Gebäude klöſterlich vereinſamt zu ſein, und eine feiernde Stille ſchwebte um die grünen Hügelwände, welche dieſen reizenden Winkel der Ruhe von der lauten Welt abſonderten. Blanca klopfte in die kleinen Hände. „Ach! es gefällt mir ſchon von Weitem in Ehrenwartſtein!“ ſagte ſie mit kindlicher Verſicherung zu der Tante, deren Augen thränten — vielleicht vom ſtarren Hinblick auf die flimmernden Fenſter, vielleicht auch bei dem Gedanken an die verklärte Schweſter. — Endlich rollte der Wagen durch das großartige Gitterthor, welches den ungeheuern Vorplatz verſchloß; er umfaßte Blumenſtücke, zwiſchen denen eine Doppelreihe von Statuen bis zum leichtgeſchwungenen Bogen der Anfahrt hinlief. Niedere, grüne Säulen, die mit geſchliffenen Ketten von Eiſenguß verbunden waren, bildeten den Halbzirkel der äußeren Grenze; doch wie tief ihr Hang ſich auch ſenkte, ſie erregten einen gefängnißartigen Begriff, ſelbſt die Natur, die drinnen blühete, ſchien nicht frei zu ſein und ſich nur unter dem Zwange der holländiſchen Gartenkunſt regen zu dürfen.

Unter dem Portale des Schloſſes ſtanden die Fräulein zum Empfange ihrer Domina bereit. Sie waren ſämmtlich in weißer Interims-Kleidung, denn die Hitze des Tages war groß geweſen. Jetzt ſtrich ein kühles Lüftchen von Weſten herüber und wehete vom Balcon, der mit Orangerie beſetzt war, duftende Blätter herab, doch nur einige der Fräulein ſtanden noch im Frühlinge des Lebens.

Die Stifshofmeiſterin küßte ſie alle der Reihe nach und ließ ſich Schönes ſagen, was ſie zwar im Tone der Convenienz, aber doch nicht ohne Herzlichkeit erwiederte. Sie ſtellte ihnen die kleine Nichte vor, die ſie künftig bei ſich haben würde. Das offene, blaue Auge des Kindes, aus dem ein Engel blickte, das ſchwarze Band im blonden Haar, das Zeichen des Waiſenthums, was nur mit Seufzern berührt ward — miſchte das zarteſte Mitleid zu dem Wohlgefallen an der ſüßen Blanca, in der man ihrer Tante zu ſchmeicheln ſtrebte. Ein mütterliches Liebkoſen, Sorgen und Schaffen regte den jungfräulichen Chor auf, und die Kleine wußte ſich vor lauter Güte, womit ſie überhäuft ward, nicht zu retten.

Die Theeſtunde war zwar ſchon vorüber, aber man hatte die Stiftshofmeiſterin dazu erwartet, und dieſe war ſo höflich, bei dieſer Sitzung zu präſidiren, bevor ſie ein dringenderes Bedürfniß, ſich umzukleiden, befriedigen wollte.

Unter lautem Geſchwätz ging der Zug der Damen die breite Treppe hinan in einen gewölbten Saal, wo zur Sommerszeit getafelt wurde, und aus dem eine Glasthür auf den Balcon führte, wo der Theetiſch bereit ſtand. Um das hohe Deckengemälde dämmerte es bereits und der letzte goldene Schein der Sonne verſchwand von einem der beiden lebensgroßen Bilder, welche an den Wandſeiten hingen, und überließ dies Nachtſtück ſeinem eigenen Schatten. Die ſilberne Maſchine von gewichtigem Umfang dampfte und brodelte, lüſtern ſpielte ein ſanfter Wind mit der bläulichen Spiritusflamme; in der Kuppel des Keſſels bewegte ein Chineſe von getriebener Arbeit ein feines Glockenſpiel, das ſich durch einen ungemein künſtlichen Mechanismus beim Sieden des Waſſers im leiſeſten Singſang, aber melodiſch vernehmen ließ. Die Politur des edeln Metalls nahm den abendrothen Himmel, den ganzen Reiz der Umgebung, die geſellige Scene in ihre blanke Tiefe auf, und als Spiegel gebraucht, verkleinerte ſie das Aergerniß der Häßlichkeit. Das Backwerk wurde in zierlichen, ſilbernen Körbchen gereicht, und Alles war ſo glänzend als geſchmackvoll. — Ein betagtes Fräulein, welches, durch die Anciennität zu dieſem Vorzuge berechtiget, während der Abweſenheit der Stiftshofmeiſterin an ihrer Statt geherrſcht hatte, trat nun vor, dies häusliche Ehrenamt zum letzten Male zu verwalten. Die gute Dame rieb ſich die weißgeſchonten Hände, wie man wohl bei dem Beginnen eines ſchwierigen Werkes zu thun pflegt, und bereitete dann mit vornehmer Umſtändlichkeit den Thee.

Blanca ſaß auf einem Fußbänkchen neben ihrer Tante und hatte heimlich das Kleid derſelben angefaßt, als hielte ſie damit an ihrem Schutze. Sie verwandte kein Auge von dem kleinen Chineſen und ſeinem Stäbchen, womit er die Glöcklein berührte, ſie hatte nur ein Ohr für jenes feine, harmoniſche Getön, welches verſtummte, ſo wie das Waſſer auf die Neige ging und zu verkühlen begann.

Die Stiftsdamen ergötzten ſich an der lächelnden Spannung in den Zügen der Kleinen, womit ſie dies Wunder anſtaunte. Sie ſchütteten ihr Bonbons und artige Spielereien in den Schooß, und Blanca, ein fremdländiſches, leidtragendes Kind, ſchien unter gütige Feen gerathen zu ſein. Die Stiftshofmeiſterin zog ſich nun aus dem Thee-Cirkel in ihre Zimmer zurück, wohin Blanca ihr folgte. Doch kaum war der Wechſel des Anzugs vorüber und die Kammerfrau entlaſſen, ſo klopfte eins der Fräuleins an die Außenthür und fragte, ob ſie es wagen dürfe, Ihro Gnaden zu ſtören. Das dienſtfertige Fräulein kam, um zu ſagen, daß ſich noch ein kleines Bettgeſtell, wie es für Blanca's kindliche Länge paſſend ſei, in den Kammern voll beſeitigter Geräthſchaften vorfinden werde. Vor geraumen Jahren — und das Fräulein wußte ſich auf ein weites Rückwärts zu beſinnen — ſei es zum Behuf eines Beſuchs angefertigt worden und dann unbenutzt geblieben. Die Stiftshofmeiſterin dankte für dieſe gefällige Nachweiſung; dann ging das Fräulein mit guter Art von Blanca's Bettchen auf die Ruhe über, welche nun wieder im Stifte herrſchen würde, und die, leider Gottes! ſo lange gefehlt hätte, als Ihro

Gnaden fern geweſen. Hierauf folgten Klagen, daß die Stellvertreterin ſich gröblicher Mißgriffe in ihrem Benehmen ſchuldig gemacht. Sie ward mitunter redend eingeführt, und eine Reihe factiſcher Argumente, wie am Schnürchen erzählt, ließen der Stiftshofmeiſterin keinen Zweifel, daß ihr Herrſcherſtab in ungelenker Hand geweſen wäre. Als nun das Fräulein mit der Verſicherung ſchloß, wie ſehr ſämmtliche Damen ihre gute Domina erſehnt, da gab die Eigenliebe dieſem anſchwärzenden Geheimberichte eine überzeugende Kraft. Die Stiftshofmeiſterin lächelte angenehm und nahm, ſo gut es ſich thun ließ, die Partie jenes beſchuldigten Fräuleins; allein die ſchlaue Gegnerin führte die Waffen der Schmähung und Schmeichelei, und dieſe beſiegen, wie die Erfahrung lehrt — auch ſtarke Seelen, das Selbſtbewußtſein aber, ganz geeignet für ihre Stelle zu ſein, war die ſchwache Seite der Stiftshofmeiſterin. — Ein zweites Fräulein kam jetzt, um der ſtaunenden Blanca ein niedliches Käſtchen von Bernſtein zu bringen, worin der Stall von Bethlehem zu ſehen war. Vielleicht führte es dieſelbe Abſicht wie ſeine Vorgängerin hierher; denn es ging bald in den nämlichen Ton ein, und die Stiftshofmeiſterin hörte Wunderdinge.

Sie erſchien mit ihrem freundlichſten Geſichte beim Nachteſſen und ſprach beſonders ſehr gütig mit jenem finſtern Fräulein, das den Andern ſo wenig zu Dank gethan. Doch auch der geübteſte Phyſiognomiker würde in dieſer weiblichen Tafelrunde die Mißvergnügten ſchwerlich herausgefunden haben, und die Politik ſchien an dieſem Damenhofe eine heimiſche und hochgetriebene Kunſt zu ſein. — Als die Uhr im Vorſaale mit helltönendem Schlage die zehnte Stunde angab, zerriß der verſchlungene Faden des Geſprächs. Man ging mit dem Wunſche einer guten Nacht aus einander.

Schläfrig, doch ſcheu, ſchlich die müde Blanca hinter ihrer Tante her in das Schlafzimmer derſelben; hier war es ſehr ſchön und das Lager der Stiftshofmeiſterin in einer tiefen Niſche angebracht, ein wahrer Schlummerthron. Purpurfarbig rauſchte broſchirter Seidenſtoff, maleriſch aufgenommen, in ſtarren Falten darüber, zwiſchen denen ſilberne Troddeln und Quaſten niederhingen. Das Wappenſchild des Stifts in echter Bronze bildete den Haltpunct dieſes ſchweren Umhangs, und das goldige, beflügelte Englein darauf, hinter welchem ein wilder Eber ſchmiegſam lag, ſchien zum Schutz und Schirm dieſer Ruheſtätte beſtellt, daß ſich das Grauſen ſelbſt im Traume nicht nahen könne. — Blanca hatte ſtets neben ihrer Mutter geſchlafen, und die Tante, dieſe traute Gewohnheit berückſichtigend, ließ des Kindes Bettchen dicht an das ihrige rücken; der bauſchige Vorhang war weit genug, das kleine Beilager zu umhüllen.

Blanca lag mit offenen Augen und wachte furchtſam. Sie horchte auf die flüſternde Stille im Schloſſe, auf die leiſen Athemzüge ihrer Tante, welche, erſchöpft von der Reiſe, bald entſchlief. Der Lampe ſanfter Strahl ſpielte im Lahn der Quaſten, welche, einmal bewegt, in eigener Schwerkraft lange wankten; ein mildes Mondlicht umfloß den leuchtenden Purpur, und das blumige Gewirk des Vorhangs warf täuſchende Roſen auf die ſchneeweiße Decke. Blanca haſchte, ſchon halb träumend, danach, bis der ſüße Schlaf ſie in die Gärten der Heimath verſetzte.

Wie überſchwänglich die Aufnahme auch war, welche Blanca in Ehrenwartſtein fand, wie ſehr man hier allen ihren Wünſchen entgegenkam, wie gütig ſich ſelbſt die älteſten Stiftsdamen zu der Kleinen herabließen, und den Markt ihrer Spielſachen täglich mit neuen, niedlichen Geſchenken überfüllten, ſo konnte doch Blanca ein banges Gefühl des Fremdſeins lange nicht und vielleicht nie ganz — überwinden. Die verſtorbene Frau von der Pforte hatte kein anderes Erziehungsſyſtem gekannt oder angewandt, als ihr reines Mutterherz voll unendlicher Liebe. Sie goß die ganze Fülle dieſes heiligen Gefühls über ihr einziges Kind aus, doch auch jede heimliche Thräne ihres Kummers. Blanca war der vertraute Zeuge jedes ſtillen Seufzers ihrer Mutter, und die zarte Seele der Kleinen ward durch ein frühes Gefühl kindlicher Freundſchaft gehoben, welches den hingebendſten Gehorſam zu einem freudigen Opfer ſteigerte; der Mutter leiſeſter Wink war für Blanca genug, auch das Schwerſte willig zu bringen.

Hier war es anders. Tante Cornelia behandelte ihre Nichte nach ſehr vernünftigen Maximen; aber es wäre vielleicht an rechter Stelle, zu ſagen: die Kleine fühlte Abſicht und war verſtimmt. Die Stiftshofmeiſterin hütete ſich wohl, eine Klage, perſönliche Verhältniſſe betreffend, ein Wort nur gegen die bedachteſte Klugheit vor des Kindes Ohr zu bringen, deshalb blieb Blanca's Empfindung für alles, was die Tante an ihr that, matt; denn die Liebe will das ganze Herz umfaſſen. Doch hing nichts deſto weniger das arme Kind, der Mutter beraubt, dem Vater fern und entfremdet, dieſer liebreichen Beſchützerin an, und die gemäßigte Tante war mit Blanca's Ergebenheit vollkommen zufrieden.

Dieſer kältere Grad in dem Elemente der Liebe, an den Blanca ſich gewöhnen mußte, war jedoch nicht die einzige Veränderung, in die ſie ſich zu finden hatte. Wie anders, als hier, waren in Gallenburg die Tage, denen Blanca's zarte Jugend Frühlingslänge gab, hingegangen! — Dem Herrn von der Pſorte beliebte es, willkürlich zu leben, er band ſich nicht an Zeit und Stunde. Einer von den Männern, die, mit einem ſpeculativen Blicke begabt, fähig ſind, ein großes Geſchäftsfeld zu überſehen und zu meſſen, hielt er doch jede Rückſicht, in der ein wohlgeordnetes Gemüth ſich offenbart, für durchaus kleinlich. Und der Blick, welcher das Weltall umſpannt, mißt doch mit gleicher, allſehender Schärfe den kleinſten Ring am Körper des Würmleins! —

Die wüſten Neigungen, in denen der Herr von der Pforte ſich gefiel, waren kränkend für den ſittlichen Geſchmack ſeiner Gattin, die indeß zeitig zu der Ueberzeugung gelangte, daß ihr Gemahl nicht zu ändern wäre. Sie gab langmüthig nach, ſo weit ſie es vermochte, ſtellte mit raſtlos ſtillem Schaffen die durch ihn zerrüttete Ordnung wieder her, und ermüdete nimmer, wenn auch mit verlorner Mühe, das äußere Leben ihres Hauſes, was ſein wilder Geiſt durcheinander warf, nach ihrer Idee zu geſtalten.

Der Herr von der Pforte ließ bisweilen wie zur Luſt ſeine Jagdhunde in die Zimmer kommen und auf den koſtbaren Teppichen ihre Sprünge machen. Dann war es um das theure Gewirk geſchehen! Die feine Wolle, hier einem Fittig entriſſen, dort einem Blüthenkelche entrafft, flockte umher. Und die Uebelthäter, ihren Herrn beſchämend, der ſchadenfroh nach ſeiner Gattin blickte — zupften ſacht an dem Loche, welches ſie in die koſtbare Arbeit geriſſen, und beugten ſich mit hangenden Ohren großäugig darauf nieder, als bereueten ſie den verurſachten Schaden; doch die Hausfrau zürnte nicht einmal. Sie dachte nur, daß die ſchönſten Blumen des Daſeins ihr ja auch zertreten wären. — Wem ein rauhes Schickſal jemals der Hoffnung zartes Gewebe zerſtörte, welches an das Herz geknüpft iſt und mit ſeiner beſten Kraft zuſammenhängt, der achtet einen Riß, den menſchliche Kunſt herzuſtellen vermag, keines Seufzers werth. — Oft kehrte der Herr von der Pforte erſt gegen den tagenden Morgen von ſeinen Reiſen oder Jagden heim, obgleich er wußte, daß ſeine Frau nicht eher ſchlafen ging, bis ihr Gemahl geſund und wohlbehalten zurückgekehrt war.

Allein die Unregelmäßigkeit jeder Art verwirrt, zerſtreut, erhält in Spannung und giebt dem einförmigſten Leben ein vervielfältigendes, wenn auch drückendes Intereſſe; nur in der Ordnung wohnt Ruhe.

Wie ſo anders alles in Ehrenwartſtein! Hier waltete die Regel, und zwar mit pedantiſcher Strenge; die edlen Fräulein waren Sclavinnen der Minute. Kein ausſchweifender Sinn fand Raum in dieſen Grenzen, welche, gleich den Mauern einer leiblichen Clauſur, noch durch die inneren Schranken höfiſcher Etiquette beengend wirkten. Kein Getriebe häuslicher Geſchäftigkeit, kein froher, bewohnender Lärm regte ſich in den hochgewölbten Zimmern, es war ſo ehrerbietig ſtill, ſo todt darin, als ob Geiſter die Lebendigen bedienten und eine Zauberküche die wohlbeſetzte Tafel verſorgte. Hörbar ſchwirrten die Seiger der Zeit, rauſchte die ſchwerfällige Langeweile durch die ſtumme Leere der Gemächer. Die Stiftsdamen waren an den Fleiß, an die Lectüre, an ihren geſelligen Verein und an ſich ſelbſt gewieſen; doch dieſe Reſſourcen der Unterhaltung füllten die vornehme Oede ihres Standpunctes bei weitem nicht aus. Die älteren unter ihnen beobachteten genau den Barometerſtand des Wetters und der Politik, und das geringſte Steigen oder Fallen deſſelben wäre ihrem aufmerkſamen Auge nicht entgangen. Ein Urlaub von beſtimmter Dauer war jedem Fräulein jährlich vergönnt; dieſe Reiſen waren die

Sonenſeite ihrer Tage, jeder Trieb dieſer adeligen Seelen wendete ſich ihnen zu. Sie brachten dann Geſprächsſtoff mit für den noch übrigen Lauf des Jahrs, neue Muſter, neue Moden, eine neue Patience; dies war das große Spiel, welches hier am meiſten geübt wurde. Aber alle dieſe Variationen löſeten ſich doch zuletzt in die eintönige Weiſe auf, welche das ewige Thema des Stiftshauſes war. Selbſt der Tanz der Horen ſchwebte nur in feierlicher Menuet auf und ab. Außer dem herkömmlichen Wetteifer um die Gunſt der Domina beſtand noch der unter den guten Fräulein, ſich ihre Zimmer und Boudoirs mit überbietendem Geſchmack einzurichten und mit den feinſten Arbeiten ihrer Hände zu zieren. Jedes dieſer Zimmer war ein wahres Kunſtcabinet; alles, was weibliche Geſchicklichkeit für den tändelnden Bedarf des Luxus zu erfinden oder zu leiſten vermag, war hier in möglichſter Eleganz aufgeſtellt. Außerdem waren die ſchönſten Uhren und andere niedliche Maſchinerien zu finden; denn der Einſame liebt es, ſich mit mechaniſcher Bewegung zu täuſchen, als ob das Leben ſelbſt ſich um ihn her rege.

Die Fräulein ſtritten ſich um den Vorzug, Lehrerinnen der kleinen Blanca zu ſein, ihre verſchiedene Meiſterſchaft kam dieſer kindlichen Schülerin zu gute, die ſehr lernbegierig war. Dieſe Luſt am Fleiß und an den Räthſeln der Mühe beſchäftigte die Kleine ſo ſtill und anhaltend, daß die Stiftshofmeiſterin, beſorgt um ihre Geſundheit, ſie oft erinnern mußte, ſich doch im Garten zu erholen. Aber auch dort vergnügte Blanca ſich auf ihre eigene Weiſe. Sie ſaß dann Stunden lang an einer Waſſerleitung im grünen Schatten der Gebüſche. Hier ſtrömte ein Flußgott ſeinen klaren Quell aus grauer Urne, ein Muſchelbogen wölbte ſich ſchützend über den Kryſtall des Waſſers, das mit Vergißmeinnicht umbordet war. Blanca's Auge, das nur mit tieferer Bläue, aber mit dem rührenden Blicke der Treue, wie dieſe Blümchen, an das Herz ſprach, ſchauete gern in dieſen feuchten Spiegel und lächelte ihrem eigenen Bilde zu. Sie ſaß und ſann und bewegte leiſe die Lippen. — So beugte ſie ſich über den Quell, als ſähe ſie Wunder der Tiefe, den Palaſt der Nixe, die ihr winkte, auf ſeinem Grunde. Doch nur das ſchimmernde Gebilde der Vergangenheit ſtieg vor Blanca's träumender Seele auf und zerrann in Tropfen der Zeit. Wie ein Regenbogen in himmliſcher Ferne leuchteten nun die Thränen der Mutter, und wie ſeine Farben floſſen kindlich-heimiſche Freuden mit ihnen zuſammen. Der Mutter liebende Geſtalt, der Himmel, der nun ihre Heimath war, ſchwankte unter dem Gewäſſer, die Sehnſucht wollte Blanca hinabziehen — mochte denn des Lebens leiſe Welle verſiegen; auch eines Kindes Liebe denkt keinen Tod! —

Die Stiftshofmeiſterin fand ihre Nichte ſtets an dieſem Platze und in dieſer Stellung, und geängſtet von dem Gedanken einer möglichen Gefahr bat ſie Blanca, der Oberflächlichkeit dieſes Wäſſerchens nicht zu trauen, auch das ſchuldloſeſte habe tiefe Tücke, und ein augenblickliches Verſehen ſei genug, ſein Opfer hinabzuziehen. — Blanca ſtand nunmehr in ihrem vierzehnten Jahre, ohne daß der Aufenthalt im Stifte ihr jemals lang gedünkt hätte. In größter Einförmigkeit enteilt die Zeit am ſchnellſten!

Der Kindheit Blüthe fing an ſich zu entfalten, jeder Tag entwickelte einen neuen Reiz und färbte die Roſe der Jugend ſchöner. Die Stiftshofmeiſterin dachte zuweilen mit triumphirender Wonne daran, was wohl Blanca's Vater zu ſeiner Tochter ſagen würde, die er ſeit dem Tode der

Gattin nicht wieder geſehen. Blanca war der Stolz ihrer Tante, ſie eignete ſich das Verdienſt der Pflege dieſer holden Blume zu.

Herr von der Pforte ſchrieb ſelten und kurze Briefe. Zufrieden mit der fortgeſetzten Verſicherung, daß ſeine Tochter ſich wohl befinde, äußerte er nie den väterlichen Wunſch, ſich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Ob und wann Blanca nach Gallenburg zurückkehren ſolle, darüber hatte die Stiftshofmeiſterin bisher jede ſchriftliche Erörterung geſcheuet, aus Furcht, ihren Schwager an ſein Eigenthumsrecht zu erinnern. Denn Blanca war ihr, wie ein leibliches Kind, ihres Herzens theuerſter Beſitz geworden. Aber der Herr von der Pforte ſchwieg über dieſen Punct, und die Tante tröſtete ſich, daß die Erziehung ihrer Nichte ja noch nicht vollendet wäre.

Wie viel auch für Blanca's Bildung geſchah, ſo ward ſie doch nur einſeitig gefördert. Der Eltern Haus, der Anblick einer friedlichen Ehe, die kindliche Mitleidenſchaft, jedwedes Kummers, der den Vater trifft, jeder Sorge, welche die Mutter trägt, das traute Geſpräch im Kreiſe der Liebe, die Gemeinſchaftlichkeit der Familiengüter und Bedürfniſſe, dies iſt die Normalſchule der Weiblichkeit, von den beſten fremden Muſtern nie erreicht! —

Auf dem Fundamente des Stifts, ob es auch dazu gegründet war — ruhete nicht gemeinſames Weſen und Walten — und vielleicht ſonderte der Egoismus nirgends ſchärfer als hier. Die meiſten der Fräulein ſtanden feindlich neben einander und drängten ſich mit beleidigender Hitze in ihren Anſprüchen vor und zurück; nur der beſcheidene Geiſt einiger Beſſeren unter ihnen blieb, unbeſtreitbarer Vorzüge froh, jenen zänkiſchen Machinationen fern. Doch dieſe waren jung, hübſch und entweder durch das Band einer zärtlichen Neigung anderweitig gefeſſelt, oder wenn auch frei, doch heirathsluſtig und der verſchwiegenen Meinung, daß die geringſte Verſorgung durch einen lebenden Mann beſſer ſei, als der reiche Schutz, den ihnen der todte Stifter dieſer Anſtalt angedeihen laſſe.

Blanca verrieth ſehr wenig Anlage zu den Talenten, die ihren Platz im Salon der Geſellſchaft finden. Jenes fügſame Gefallenwollen, oft ein angeborner Trieb — war ihr gänzlich verſagt. Sie ſchmiegte ſich nur in ſich ſelbſt. Die Stiftshofmeiſterin, welche bei einem reellen, probehaltigen Charakter doch ſehr viel auf die Façon gab, bedauerte es heimlich, daß Blanca ihrer entzückenden Schönheit dieſen Vorzug nicht zu geben wüßte, der jeden Gegenſtand gefällig wiederſtrahlt. Sie hielt ihr öfters lange Vorträge über jene glänzenden Eigenſchaften, welche die Verhältniſſe der höheren Stände durchaus erforderten, und Blanca warf dann nicht ſelten in aller Unſchuld, die der Inbegriff der Weisheit iſt, durch ein paar offene Fragen das künſtliche Syſtem der Täuſchung um und zeigte ihrer Tante in kindlich ſokratiſcher Manier, wie entbehrlich dieſe Nothbehelfe wären, und das, was wirklich ein Stern ſei, in natürlicher Hoheit Schimmer verbreite, ohne es zu wollen.

Jetzt brachte die Nachricht, daß der Landesherr auf einer Reiſe Ehrenwartſtein berühren und wahrſcheinlich im Stifte anhalten würde, eine frohe Bewegung in den trägen Gang der Gewohnheit. Es wurden große Anſtalten für die feſtliche Stunde getroffen, die vortheilhafteſten Geſichtspuncte für alles aufgeſtellt. Die hohe Erwartung wirkte eine Eintracht unter dieſem Damenverein, welche als beſtehend vorausgeſetzt werden ſollte; ſchon von Weitem ſchmolz die fürſtliche Sonne den ſtarren Sinn der Fräulein in weiches Wachs um. Sie wollten ihr Licht leuchten laſſen vor dem Herrn des Landes.

Der Caſtellan hatte die beiden Wandgemälde im Speiſeſaale ſorgfältig ſäubern laſſen und ſie dann ſelbſt mit einem Firniß überzogen, der ſein Geheimniß war. Dieſe Arbeit war nun gethan, mehre Geſchäfte warteten noch, und Blanca, welche dem Caſtellan einen Auftrag ihrer Tante überbracht, blieb allein vor dem einen dieſer Bilder ſtehen und betrachtete mit ſinniger Verwunderung ſeinen erneueten Glanz. Es war gegen Abend; des Tages ſterbender Schein goß eine bleiche Helle über die Darſtellung aus, und Blanca, von ihrer myſtiſchen Bedeutſamkeit angezogen, begriff kaum, warum ſie noch nichts Näheres davon wiſſe, als daß dieſer Jäger in einſamer Ruhe des Waldes, nicht mit dem Feuerrohr, ſondern mit geſpannten Blicken voll Schrecken des Todes nach einem wilden Eber zielend, den das Dickicht halb verbarg — den Freiherrn von Ehrenwartſtein, den Ahn des Stifts, vorſtellen ſolle.

Wie gerufen ſtand die Tante an Blanca's Seite. „Was ſtehſt und ſinnſt Du ſo, liebe Nichte?“ fragte ſie. Blanca antwortete: „Ich, die ich faſt ein Kind des Hauſes zu nennen bin, weiß die Geſchichte dieſes Bildes nicht einmal; und da es jetzt aus dem Staube in das Leben trat, warf ich mir vor, daß meine Neugier zeither dafür todt geweſen. —“

Die Stiftshofmeiſterin lächelte und ſprach: „Es iſt die Geſchichte unſerer Stiftung; ich will ſie Dir erzählen, Blanca; niemals noch warf ich einen Blick auf das Bild, daß der Gedanke mich nicht ergriffen hätte, welche wunderbaren Wege die Vorſehung einſchlägt, ihre heiligen Zwecke zu erreichen. So höre denn, mein Kind:

„Vor mehr als hundert Jahren lebte in der Mitte ſeiner Güter, auf einem ſchlechten Schloſſe, deſſen morſches Gebälke ſpäter eine Feuersbrunſt einäſcherte und geſchwärzte Mauern ſtehen ließ, welche Ruine noch jetzt die Ehrenwarte heißt — ein reicher Freiherr dieſes Namens. Er, der Letzte ſeines Stammes, war ein wackerer, ritterlicher Herr, von gottesfürchtigem Sinne. Seine Mutter, welche als Wittwe die Hausfrau ihres Sohnes vorſtellte, ehrte und liebte er nach der Sitte jener guten alten Zeit, wenn er auch ſäumte, ihren heißeſten Wunſch, daß er ſich vermählen möchte, zu erfüllen. Dem Freiherrn war der Liebe ſüße Schwachheit unbekannt, und noch nie hatte eine weibliche Schönheit ihn gerührt. Die Dame ſah auch den Tag nicht, der dieſe müttterliche Hoffnung verwirklichet hätte, und ſterbend legte ſie noch ihrem Sohne die Pflicht ans Herz, die Ehre ſeines edlen Geſchlechts auf die Nachwelt zu bringen. Der Freiherr fühlte das ganze Gewicht dieſes Verlangens, es legte ſich ihm gleich einem Centner auf die Bruſt, die ſich vielleicht eben deswegen nicht in zärtlichen Wünſchen heben konnte. Er fand kein Fräulein, das ihm ſo wohl gefiel und des Vorzugs würdig ſchien, es zu ſeiner Gemahlin zu erheben, und doch mahnte eine innere Stimme ihn, daß er der Welt und ſeinem Namen eine Gattin ſchuldig wäre. Aber er meinte, es wäre ſeine Schuld nicht, daß der Mann, welcher eine Frau ſuche, die mit Wolle und Flachs umzugehen wiſſe, ein beſtändig Gemüth habe und nach weiteren Worten der Schrift gleichſam eine helle Lampe auf einem heiligen Leuchter ſei — ſo lange geſucht werden müſſe. Indeſſen richtete der Freiherr ſich immer mehr in ſeiner hageſtolzen Einſamkeit ein, die Jagd war ſein einziges Vergnügen, ſonſt blieb er ſtill daheim, las in der Bibel und vertiefte ſich in die Offenbarung Johannes, die ihn zu einem religiöſen Träumer machte. Der Gedanke, zu heirathen, rückte vor ihm her und ſchwebte wie ein Nebelbild in unbeſtimmter Ferne, ſo daß er ſeine Abſicht nie ganz deutlich zu erkennen vermochte.

Einſt richtete ein wilder Eber großen Schaden in ſeinem Gebiet an. Der Freiherr veranſtaltete ein Jagen, wobei dieſer Feind geſchlagen werden ſollte; aber der Feind ging hin, ohne daß die Jäger zu ihrem Zwecke gekommen wären, das Ungethüm entzog ſich ſeinen Verfolgern und zerſtreuete ſie auf falſcher Spur. Der Freiherr ſah ſich auf einmal von ſeinem Gefolge getrennt und in der dichteſten Wildniß allein; die Hitze, auf den Eber zu treffen, den er zu erblicken gewähnt, hatte ihn zu weit geführt. Der Ruf des Jagdhorns verhallte unvernommen, nur das erſchütterte Laub rauſchte ein wenig — und den Freiherrn kam ein Grauen an. Er fühlte ſich erſchöpft und mußte ſich niederſetzen, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt. Sein Herz klopfte von dem heftigen Laufe in ſchnelleren Schlägen, jede Ader war ein Puls, er bedurfte einer kurzen Raſt und Ruhe und überließ ſich ihr. Es dunkelte vor ſeinen Augen, die Dämmerung ſtieg leiſe herauf, das Moos des Waldes, vom Thau beſprengt, duftete, und der Schlummer beſchlich ihn in ſanfter Betäubung. Alsbald däuchte es ihm, er laufe noch immer und höre einen ſchweren Gang hinter ſeinen enteilenden Schritten; ſie führten ihn eine Höhe hinan, und da ſie erreicht war, ſah er einen lichten Schein im tiefen Thale. Er ging darauf zu, immer größer, immer ſtrahlender ward der Leuchthurm, der den Flüchtling in dieſer finſtern, thaufeuchten Nacht aus den Wogen einer geheimnißvollen Noth erretten ſollte und an ein gaſtliches Ufer winkte

— und ein Schloß, bis unter die Kuppel erhellt, als gelte es einer hochzeitlichen Feier, trat deutlich hervor. Wie er ſich nähert, öffnen ſich die Pforten, ein Geſang, als ob Engel ſängen, bewillkommt ihn, Roſenathem wallet ihm entgegen, und ein überirdiſcher Schimmer blendet ſein träumendes Auge. Zwölf zarte, weibliche Geſtalten, deren Gewand weiß, wie der jungfräuliche Schnee, empfangen ihn. Jede trägt eine Lampe in der Hand, worin eine ätheriſche Flamme glüht, und ein kleines Wappen ſeines Hauſes an keuſcher Bruſt. Er iſt der Bräutigam, der erſehnte; er freut ſich der himmliſchen Aufnahme, und ſinkt ermattet in die Arme ſeliger Liebe und Ruhe.“ —

„Aber ach! auch die Seligkeit eines Traumes wird hienieden nur mit der Angſt bezahlt, die wir nun einmal in dieſer Welt der Prüfung überwinden müſſen. — Der Freiherr erwacht erſchrocken, daß es ſo nächtlich um ihn ſei. Verſtohlen blickt der Mond durch das Gitter der Gezweige, die Sterne flimmern herab, und durch die tiefe Stille der Natur hört er ein ſeltſam ſchauerliches Schnauben in ſeiner Nähe. Er blickt ſcharf, doch ſcheu, die Urſache zu erſpähen, und — das Entſetzen ſträubt ſein Haar — als er den gräulichen Eber nur wenige Schritte von ſich entfernt liegen ſieht. Das Unthier iſt mit irgend einem Fraße beſchäftigt, denn die mörderiſchen Hauer blinken aus dem Dunkel der Gefahr. — Wie nahe war ſie dem Freiherrn in gräßlicher Geſtalt! Allein der Schutz Gottes, dem er ſeine Seele befahl, war ihm noch näher. Er wagt nicht, ſich zu regen, denn unter ſolchen Umſtänden wäre der gewagte Kampf mit dem Wüthrich des Waldes Vermeſſenheit geweſen. Nach einer furchtbaren Weile ſchnob der Eber fort — der Freiherr raffte ſich auf und ſuchte in entgegengeſetzter Richtung einen

Weg durch das Dickicht; aber dieſe Pfade, welche ſacht aufwärts führen, ſcheinen endlos zu ſein; der Tag bricht an, als der Freiherr nach verzweifelndem Suchen den Ausgangspunct gefunden. Da liegt vor ihm das Thal ſeines Traums, vom Morgenroth beſäumt! Die arme Hütte eines Hirten an der Stelle, wo er das Schloß geſehen, leuchtet in Purpur, wie ſeines Zions Zinnen. Der Freiherr ſinkt auf die Kniee, ein Strahl fällt tief in ſeine Seele. Das Verſtändniß des wunderbaren Traumgeſichts iſt ihm gekommen, jedes innere Räthſel ſeiner Beſtimmung gelöſet. Er gelobt an dieſem Platze ein Fräuleinſtift zu bauen und es auf die fernſten Zeiten zu fundiren. —“

„Sieh, mein Kind,“ fuhr die Stiftshofmeiſterin nach einer abbrechenden Pauſe fort, und deutete mit dem Finger auf das Bild, „nun wirſt du dieſe Schilderei verſtehen. Hier, unter dieſem trefflichen Baumſchlage, liegt der freiherrliche Jäger; nicht die Ruhe des Schlafes, nein, die Ohnmacht des Schreckens hält ihn in dieſer Stellung befangen. Sein offenes Auge ſtarrt ſeitwärts, wo der wilde Eber, halb verſteckt vom Schatten, in gefährlicher Ruhe dräut. Der Mond ſchauet ſanft aus lichten Wolken nieder, welche, näher beſehen, ein Kranz von Engeln ſind, die in guten Gedanken der Seele des Menſchen vorüberziehen und Himmelsglanz darin zurücklaſſen! — Dort aber, jener flammende Streif im Oſten, dies iſt der Aufgang des ewigen Lichts!“

Blanca ſchwieg; ſie ſchien ſtill beſchauend das Bild ganz in ſich aufzufaſſen. „Ich will es dir nun vollends auserzählen,“ hob ihre Tante nach einer Minute der Sammlung wieder an, „die Hörner tönten jetzt von den Bergen herüber, der Freiherr erwiederte die Signale ſeiner Gefährten, und fand ſich bald darauf mit ihnen zuſammen. Der Eber ward an dieſem Morgen noch aufgeſpürt und erlegt, und der Freiherr war es, der ihm den erſten, tödtlichen Schuß beibrachte.“

„Von nun an aber beſchäftigte ihn ein größeres Werk, und manches Jahr verging, ehe er es als vollendet anſehen durfte. Er bauete das Stift und begründete es feſt und weislich; das königliche Siegel bekräftigte die Statuten, und der Ruhm des Freiherrn erfüllte die Schlöſſer der Edlen. Sein großer Plan hatte jede Schwierigkeit umfaßt, den kleinſten Stein des Anſtoßes aus dem Wege geräumt, der Fortgang unſerer Anſtalt war für alle Zeiten geebnet und ewig gedacht — nur eine Kleinigkeit war vergeſſen, das Herz in ſeiner veränderlichen Schwäche. Als der Tag der Einweihung kam, und die jüngſte der ernannten Stiftsdamen, ein Fräulein Gabriele von Torſten, dem Freiherrn einen Kranz von Epheu, dem Grün der Mauer — mit einigen Worten überreichte, die jedoch vor Thränen kaum verſtändlich waren: da wankte die ſtarke Feſte ſeines Herzens, und die Hand zitterte ihm, den Kranz zu nehmen. Der ſanfte Strahl von Gabrielens ſchönen Augen war ihm ein Blitz geweſen, der ſeiner Ruhe ſicheres Haus in Flammen der Leidenſchaft ſetzte, und ſeine gereiften Erfahrungen in raſcher Lohe verzehrte. — Er genoß keine Früchte ſeiner That! Von dieſem Augenblicke an verwandelt, ging er ſtumm und blaß umher, von ſtillen Wünſchen gequält, und die wohlverdiente Ehre, deren er genoß, drückte ihn wie eine tiefe Schuld. Man hielt ihn für krank, und die Stiftsdamen bemüheten ſich dankbar für ſeine Pflege, denn er wohnte im Ehrenwartſtein. Einſt ſaß er einſam auf dem Altan und überblickte traurig den Reichthum, der ſein war; er aber fühlte ſich arm und elend und darbend an Freude. Es dürſtete ihn, ſeine Lippen waren beſtändig trocken, weil das Herz ſchmachtete und lechzte. Er hatte zu trinken gefordert, und ſtatt des Dieners, an den dieſer Befehl erlaſſen war, kam Fräulein Gabriele ſelbſt und kredenzte ihm ein kühlendes Getränk, das ſie mit eigener zarter Hand bereitet hatte. Der ſeinigen entglitt, weil er das Fräulein anſah, das feingeſchliffene Deckelglas, es zerbrach klingend in kleine Scherben, und der köſtliche Saft netzte den heißen Stein. Gabriele von Torſten erſchrickt und ſchlägt die Augen nieder auf das Unheil, was ſie angerichtet — der Freiherr aber ſpricht: „Mein holdes Fräulein! auch dieſe leere Hand könnte mir eine Labe reichen, wonach mich zu Tode dürſtet!“ — Darauf entdeckt er, wie die Ueberlieferung erzählt — der armen Gabriele, welche ſeinem Geſtändniſſe bebend horcht, daß er in Liebe für ſie brenne, und dies Gefühl als die einzige Wahrheit ſeines Lebens empfinde; alles andere aber, was er gedacht, geträumt, gethan, erſcheine ihm dagegen als eine eitle Viſion. So ſei er denn geſonnen, wenn das Fräulein ſeine Gattin zu werden ſich entſchließen könnte, dies Glück ſeiner Meinung aufzuopfern. Er wolle die Stiftsdamen reich verſorgt entlaſſen, durch milde Schenkungen an wohlthätige Inſtitute das Land verſöhnen, dem er die Töchter edler Herkunft lieber ſelbſt geben, als dieſe einſt in einer Zukunft, die über ſein Grab hinausreichte, in Schutz und Koſt nehmen möchte.“ —

„Aber die liebenswürdige Gabriele trat zurück vor dieſer lockenden Verſuchung. Das ſei ferne! mein hochverehrter Herr von Ehrenwartſtein, ſagte ſie mit beſcheidenem Weigern. Sie haben einer gottbegeiſterten Idee das Opfer gebracht, welches zu groß iſt für einen irdiſchen Lohn, zögen

Sie es zurück, ſo würde die Todeswunde Ihr Gewiſſen treffen. Ich kann nimmer die Ihrige werden, und will lieber das Loos meiner verſtoßenen Schweſtern theilen, als die Härte deſſelben veranlaſſen. Sie haben der Welt, den Nachkommen meines armen Geſchlechts und ſich ſelbſt das Wort einer gemeinnützigen Verpflichtung gegeben, — welche Gewähr hätte ich für den Schwur ihrer Treue? —“

„Aber der Freiherr war wohl faſt ſchon ein alter Mann?“ ſchaltete Blanca ein, als ihre Tante, wie zu einem neuen Anlaufe der Erzählung, einige Secunden inne hielt.

„Wie ſo?“ ſprach die Stiftshofmeiſterin, betroffen über Blanca's Frage; „meinſt Du, dann wäre Gabrielens Antwort natürlich geweſen und keines Nachruhms werth? Du irrſt, mein gutes Kind! Der Freiherr war, da er das Geſtift von Ehrenwartſtein als vollendet anſehen durfte, ein ſchöner kräftiger Mann, noch in ſeinen beſten Jahren, und wäre er auch ein Greis geweſen, Gabrielens abweiſende Feſtigkeit verdiente dennoch das Andenken der Bewunderung; denn eine gewöhnliche weibliche Natur würde ſich ſolch einem offenkundigen Triumphe ihrer Schönheit gewiß nicht entzogen haben. Denke nur! der Freiherr war als ein Verſchmäher, wo nicht Verächter unſers Geſchlechts bekannt, er hatte eine geliebte Mutter mit unerfüllten Wünſchen ſterben laſſen, ſein Stammbaum, das Herz des Adels, ſollte kein fortblühendes Leben mehr treiben; da wendete der Athem eines ſüßen Mundes das Blatt, und es grünte wieder in Hoffnung der Liebe! Das ganze Land ſprach von ihm als einem würdigen Edelmann und frommen Seher — der nun ein verliebter Schäfer geworden war.“

„Tante!" unterbrach Blanca die Stiftshofmeiſterin, „es iſt ein Gefühl in mir, das mich dies ganz in der Ordnung finden läßt. Die ſtoiſche Gleichgültigkeit des Freiherrn, ſein religiöſes Gefühl ſogar — kommt mir wie Hochmuth vor; deßhalb ſcheint es mir eine Fügung, daß er endlich ein Thor werden mußte. — Doch was that die edle Torſten nun?"

„Sie ſchwieg —" antwortete die Tante, welche ihre jugendliche Nichte auf jene Bemerkung angeſehen, „in beſcheidener Stille verwahrte ſie das Geheimniß, und ſöhnte durch freundſelige Anſpruchsloſigkeit das Unrecht, welches der Gedanke des Freiherrn über die anderen Damen verhängte. Allein das linde Wort des Fräuleins hatte nur Oel in ſeine Flammen gegoſſen. Er verfolgte die holde Gabriele mit ungeſtümer Leidenſchaft, er bat, er drohete zuletzt, in einem gewiſſen Zeitpuncte, den er ihr ſich zu bedenken gab, das Stift gewaltſam aufzulöſen, das ihm nunmehr ein Kerker dünkte, worin er ſich ſelbſt gefangen. Da wendete die Geängſtete ſich an Gott und an ſeine allmächtige Hülfe; und gleichwie in jenen mythologiſchen Sagen fabelhafte Götter ſich der bedrängten Unſchuld annahmen, wenn ein räuberiſcher Arm ſie zu berühren ſtrebte, ſo geſchah es in heiliger Wahrheit mit Gabriele. Ihre volle Geſundheit ſchwand zu einem Schatten, und als der Tag kam, den die Drohung des Freiherrn zur Auflöſung des Stifts beſchworen, da löſete ſich nur die Liebſte auf, und er ſtand erſtarrend vor ihrer blaſſen Leiche. Der Freiherr grämte ſich und ſtarb bald nachher, und dort wird die verklärte Gabriele ihn als ihren Bräutigam empfangen haben. —"

Die Erzählerin wendete ſich nun verſtummend nach dem Bilde, worüber die eingetretene Dämmerung einen dünnen, dunkeln Schleier gebreitet hatte. Blanca ſchmiegte ſich der Tante an und ſagte mit leiſem Vertrauen: „Ach! etwas Gutes hat der Freiherr nicht geſtiftet; es iſt kein Friede hier und keine rechte Liebe!“

„Was ſprichſt du doch Kind?“ entgegnete die Tante zwiſchen Vorwurf und Verlegenheit, „ein vollkommener Friede iſt auf Erden nirgends zu finden, und die rechte Liebe wohnt nur im Himmel! — Nein, Blanca!“ fuhr ſie in belehrendem Tone fort, „wir wollen nicht verkennen, welch eine große Wohlthat das Stiftungswerk des Freiherrn ſei; die Abhängigkeit der Armuth und jegliche Erniedrigung des Erwerbs fällt Hochgebornen gar ſchwer, und es iſt hart, wenn die Töchter des Adels den zärtlich weichgewöhnten Fuß — um mit dem Dichter der ſchottiſchen Maria zu reden — auf gemeinen, rauhen Boden ſetzen ſollen. Der Hand, woran ein Wappenring glänzt, ſchneiden Schwielen der Arbeit tiefer ein, als dem verhärteten Gefühle niederer Menſchen. — Dafür nun hat jener edelmüthige Mann die unvermählten Frauen ſeines Standes geſchützt, und ihnen eine Ehrenwarte erbauet, wo ſie vornehm geſtellt und bedient, ihr Leben anſtändig hinbringen können.“

„Aber langweilig; nimm es mir nicht übel, gute Tante!“ ſagte Blanca, und ein Lächeln mitleidigen Spottes ſchwebte um ihren ſchönen Mund, da ſie hinzuſetzte, „auch hat ein böſes Maſculinum ſich in dieſen weiblichen Verein eingeſchlichen, der Neid! Die Fräulein gönnen ſich unter einander wenig Gutes. Ein freundlicher Blick von Dir, liebe Tante, das verbindliche Wort eines Freundes, die beſte Schichte in der gefüllten Torte, das erſte Veilchen, ein vierblättriges Kleeblatt — reizt ſie zur Scheelſucht, Beweis genug, daß ihnen das Genügen der Zufriedenheit fehle.“

Die Miene der Tante war ſauer geworden. Sie wollte antworten, da legte Blanca die Hand auf ihren Arm, als bäte ſie, noch weiter reden zu dürfen, und fuhr fort: „Geſtern war ich bei der jungen Verwaltersfrau drüben, den allerliebſten Kinderchen ein kleines Geſchenk zu bringen. In der Stube ſah es ordentlich, doch arbeitsvoll aus. Die Frau ſaß und nähete emſig einen Sommerrock für ihren Mann. Sie hatte ſich an der Steife des Kragens die Finger ſo zerſtochen, daß das Blut daran niederträufte; am Boden ſpielte ihre älteſte Kleine, die Mutter immerfort beläſtigend, deren linker Fuß die Wiege im Schwunge hielt. Mägde liefen geſchäftig aus und ein, denen ſie wirthſchaftliche Befehle ertheilte, ein Bote kam vom Felde, eine Sendung für den Verwalter zu holen. Heute iſt Polen wieder einmal offen — ſagte die junge Frau und lachte. Sie meinte damit vermuthlich den Zuſammendrang aller dieſer Aufgaben und Störungen; doch kein Zug von Unmuth entſtellte den Frohſinn ihres Geſichts. Ich bedauerte ſie, ſo viel geplagt zu ſein. Da glänzte ihr Blick auf und ward feucht, und die helle Stimme klang unter dem Dämpfer der Rührung, als ſie mir hierauf erwiederte, iſt mein Leben auch Mühe und Arbeit, ſo darf ich es doch köſtlich nennen. Ich liebe meinen guten Mann von Herzen, und er ſieht mir alles an den Augen ab; die Kinder ſind geſund und machen uns unendliche Freude — glauben Sie mir es nur, gnädiges Fräulein! ich möchte mit Denen da — nicht tauſchen. — Eben brauſete der Poſtzug, welcher unſere Damen von Rainau brachte, an den Fenſtern der Verwalterwohnung vorüber, und als die Frau ſich grüßend neigte, fielen aus den Augen, denen die Liebe alles abſah, ein paar dankbare Thränen, und miſchten ſich mit den Blutströpfchen, die der

Fleiß vergoß. Ich dachte, wie gütig iſt Gott! Und den ganzen Abend konnte ich die Rede der Verwalterin nicht vergeſſen.“

Die Stiftshofmeiſterin erröthete. Blanca's unſchuldige Schilderung von dem Hochgefühle einer Liebe und Zufriedenheit, die dem einfachen Glücke jener jungen, dienſtbaren Eheleute nichts zu wünſchen übrig ließ — hatte ihre ſtrenge Jungfräulichkeit, wie ihren adeligen Stolz verletzt. Sie trug das Stiftskreuz mit Weihe und Würde, doch darunter waren ihr die Worte der Nichte wie Pfeile in das tiefſte Herz gedrungen. — Mit einem Tone, dem die Empfindung des unterdrückten Schmerzes etwas Schnödes gab, ſagte ſie: „Du wirſt nicht Stiftsdame werden, Blanca, wie ich merke“ — und Blanca ſchüttelte leiſe die blonden Locken.

Allein ſchon die nächſten Tage ſchienen dies Prognoſtikon widerlegen zu wollen. Der königliche Beſuch im Stifte geſchah unter den günſtigſten Zeichen. Ein erſt empfangenes Handſchreiben ſeines Bruders hatte den Monarchen in die roſigſte Laune verſetzt, und wir wiſſen ja, daß dem Heitern die Welt heiter erſcheint. Er ehrte die Einrichtungen durch ſeinen Beifall und machte der Stifthofmeiſterin ein artiges Compliment. Es war der glücklichſte Augenblick ihres Lebens. Arme Cornelia! die Mutter der Gracchen würde ihre koſtbarſten Schätze nicht für das Lob eines erlauchten Mundes hingegeben haben. —

Blanca, welche kindlich an der Seite ihrer Tante ſtand, war unſichtbar von den Grazien umgeben. Das Auge des hohen Gaſtes ruhete wohlgefällig auf den ſchüchternen Reizen dieſer jugendlichen Geſtalt, auf der Schamröthe, die wie ein purpurner Hauch um die reine Blüthe ihres Angeſichts ſpielte.

Der König fragte, wer dieſe junge Schönheit wäre, und die Stiftshofmeiſterinn erzählte das rührende Schickſal ihrer Nichte, indeß Blanca ſich mit den andern Damen im Tacte der Schicklichkeit zurückgezogen hatte. Darauf ſagte der Monarch: „Sollte das Fräulein von der Pforte einſt in dem Stifte zu bleiben wünſchen, ſo rechnen Sie auf meine Stimme!“ Er hatte deren drei zu vergeben, und außerdem unterlag jede von Ständen getroffene Wahl einer Stiftsdame der höchſten Beſtätigung. „Doch —“ fuhr er fort und deutete mit der Ironie eines Weltlings auf das Kreuz, welches an der linken Seite der Domina heute ein wenig ſchwankte — „dies ehrwürdige Zeichen verlangt aber eine Ruheſtätte, und gehört auf ein Herz, das ein Grab für manchen ſüßen Wunſch geworden iſt. — Das holde Kind aber beginnt den erſten Verſuch des Lebens, und dieſer ſtille Hafen darf nur ſeine Letzte Hoffnung ſein. Ich wünſche Ihnen Glück zu dieſer liebenswürdigen Nichte!“

Nächſt der aufregenden Erinnerung, die der königliche Zuſpruch in der Seele der Stiftshofmeiſterin hinterließ, blieb ihr auch der beruhigende Gedanke, daß Blanca ihr nun für die Zukunft geſichert ſein würde. Zwar hätten die letzteren Äußerungen ihrer Nichte über das Stiftsleben ſie zweifelhaft laſſen ſollen, ob Blanca jemals geſinnt ſein möchte, von der Gnade des Königs Gebrauch zu machen; allein ſie glaubte, was ſie wünſchte. All' ihr Denken und Hoffen bewegte nicht wie ein warmer Strom ihr Gemüth; es war vielmehr ein Winterſpiegel, rein, doch ſtarr; und der froſtige Hauch ihres kalten Daſeins, das nie ein Frühling der Liebe erwärmt — ſchwebte ſtets über der Welle des Gefühls.

Sie hielt Blanca noch für ein Kind, deſſen Meinung biegſam und nach Willkür gerichtet werden könne; es kam ihr nicht in den Sinn, daß Blanca dabei verluſtig gehen würde; denn die Ehe dünkte ihr kein Glück.

Wie nun aber jede Sicherheit der Gefährdung vorangeht, ſo geſchah es auch nach einiger Zeit, wo die Stiftshofmeiſterin es am wenigſten erwartet hätte, daß der Herr von der Pforte ſeine Tochter nach dem Ablaufe ihres ſechszehnten Jahres zurückforderte. Dieſer Brief zitterte in den Händen der erſchrockenen Tante, ſie ließ Blanca rufen und theilte ihr den Inhalt mit. „Es iſt doch einmal Dein Vater, und Du mußt ihm gehorchen;“ ſagte ſie mit wankendem Tone, als ob ſie dieſe Vorſtellung nöthig hätte, ſich gegen die Gewißheit der Trennung feſt zu machen.

„Es iſt mein Vater!“ wiederholte Blanca mit banger bebender Stimme; „doch bin ich dieſes Namens, der ein finſteres Bild vor meine Seele ruft, noch nicht froh geworden. Er hat ſeines Kindes wenig gedacht, die Sorge um mich war ihm fern, und ich würde auch in ſeiner Nähe eine Waiſe geweſen ſein, hätteſt Du, o beſte Tante! Dich nicht meiner ſo treu angenommen. Nie werde ich Dir das vergeſſen!“ Sie umſchlang die mütterliche Stellvertreterin mit beiden Armen und drückte die Augen voll ſchwellender Thränen auf ihre Bruſt von Wehmuth bedrängt.

Dieſer Moment belohnte die Tante für die Sorgfalt langer Jahre. „Nun, laß es nur gut ſein, Blanca!“ ſagte ſie ergriffen und mit weichem Troſte, „wir haben noch ein Jahr und druber hin, unter dieſer Zeit kann ſich viel verändern. Du weinſt mir die Halskrauſe ganz naß, Kind! — Dies Schloß und mein Herz, worin Du gleichſam das Kind im Hauſe biſt, bleibt Dir offen — vielleicht kehrſt Du wieder — —“ die Stiftshofmeiſterin redete nicht aus, ihre Lippen zuckten nur im Krampfe des Schmerzes, das theure Kind aus dieſen ſchützenden Mauern, aus ihren treuen Armen in die Welt laſſen zu müſſen; ſie drückte einen ſegnenden Kuß auf ihres Lieblings Stirne und verſtummte in frommen Wünſchen.

Von nun an richtete die Stiftshofmeiſterin ihr Augenmerk darauf, der Bildung Blanca's die feinſte Feile zu geben. Ihr kritiſcher Schwager ſollte eingeſtehen, daß ſie eine Mutter zu ſein wüßte; ſie wollte Ruhm von ihm ernten für das gelungene Werk dieſer Erziehung. Der jungfräuliche Stolz vereinigte ſich mit dem der Stiftsdame in dieſem Verlangen.

Sie beobachtete daher das Mädchen hinſichtlich auf die Forderungen, welche der Herr von der Pforte an ſeine Tochter machen könnte und würde, die in beſtändiger und beſter Geſellſchaft erzogen worden war, und ſie gerieth dabei in eine ängſtliche Unruhe.

Zwar verletzte Blanca nun und nimmer jene edle Wohlanſtändigkeit, welche wie eine nothwendige Regel ihrem Weſen angeboren ſchien; aber es war der Adel der Natur, wie er die Lilie prangend über niedere Blumen erhebt. Blanca's liebendes Gemüth wußte von keinem andern Unterſchiede der Menſchen, als der dem Zurückgeſetzten, dem Unglücklichen ein größeres Recht auf ihr freundliches Erweiſen, auf ihre Theilnahme gab. Keines ihrer Gefühle war ſo tief als das Mitleid, weil der Mutter heimlicher Gram ſich ſo früh der zarten Kinderſeele eingegraben. Sie ſchöpfte aus dem Born des Erbarmens Thränen und Troſt auch für das fremdeſte Elend, und ſeine Milde floß wohlthuend über.

Das leichte, leere Spiel der Convenienz, worin die Klugheit mit gewinnender Berechnung wagt, oder zurückhält, — ging für die ernſte Blanca verloren; doch lächelte ſie dieſes Verluſts. Sie war zu einfach für die geſellige Intrigue, wäre dieſe auch noch ſo harmlos und unverfänglich geweſen. Blanca ſprach ſehr wenig; doch jedes ihrer Worte athmete Empfindung. Ihre Stimme hatte einen Wohllaut, der auch an verſtimmte Seelen rührte, und ihr Auge einen träumeriſchen Blick, als ob es Engel ſähe. — Und dieſes Mädchen ſollte nun dem ſtolzen, harten, wortkargen Vater genügen, ohne ſich unglücklich zu fühlen? —

Die Stiftshofmeiſterin ſtrebte, möglichen Vorwürfen zu begegnen, die ſie ſich ſelbſt machen könnte.

Im gereizten Eifer für Blanca's zukünftiges Glück verkümmerte ſie ihr die ruhige Gegenwart. Sie tadelte im Mißgriffe der wohlwollendſten Abſicht bald jenes an Blanca, die nicht wußte, wie ihre gleichmüthige Tante zu dieſer launiſchen Unzufriedenheit käme. Sie ertrug duldſam, doch ſtillbekümmert den ungewohnten Tadel, welchen ſie nicht mehr als ſonſt verſchuldet zu haben meinte, und dachte, es könne wohl eine keimende Krankheit die Tante ſo reizbar und verdrießlich umgewandelt haben.

Nach einem großen Geſellſchaftstage ſagte die Stiftshofmeiſterin zu ihrer Nichte, als ſie ſich mit ihr allein befand: „Dein Vater, Blanca, wird keine ſonderliche Acquiſition an Deiner Unterhaltung machen, was er ſich vielleicht wohl einbilden mag. Du haſt heute wieder faſt gar nicht geſprochen. So ſchweigſam zu ſein, iſt doch wirklich ein Fehler, den ich ernſtlich an Dir rügen muß. Man wird Dich für einfältig — mindeſtens für blöde halten.“

Durch dieſe Worte, mit finſterer Heftigkeit ausgeſprochen, als ſolle und müſſe nun Alles auf einmal anders werden, fühlte Blanca, keines Fehls bewußt, ſich ſchwer angetaſtet. Es war ihr, als rüttele eine profane Hand an dem verſchloſſenen Heiligthum ihres Herzens, und erglühend antwortete ſie: „Mein Antheil am Geſpräch wird nicht vermißt worden ſein — es ward ja faſt von Nichts geſprochen.“

„Von Nichts“ wiederholte die Tante mit ſcharfer beleidigter Frage, „das klingt in der That ſehr abſprechend für ein ſo junges Mädchen! Doch wäre es auch wahr, ſo hätteſt Du damit nur das größte Lob geſagt. Von Nichts zu ſprechen iſt das Geheimniß der vornehmen Redekunſt.“

Blanca lächelte kaum merklich, indem ſie ſagte: „Und dazu wäre uns die Sprache gegeben? O Tante! ſo fielen denn die Worte nur im todten Schall, wie taube Blüthen vor dem Ohre ab, ohne jemals Früchte zu tragen für Geiſt und Herz. Und ob Du mir auch jetzt zürnſt, muß ich Dir doch geſtehen, mir wird die Zeit nur dann lang, wenn die Converſation ſo recht im Schwange geht.“

„Das weiß Gott!“ verſetzte die Stiftshofmeiſterin in einem Tone, als wäre ihr dies eine alte, ärgerliche Sache. „Du ſitzeſt da in unſeren geſellſchaftlichen Kreiſen wie im wachen Traume; man könnte Dich laut verkaufen, ich glaube, Du würdeſt es nicht gewahr werden. Woran denkſt Du ſtets? Der Jugend ziemt Aufmerkſamkeit, wenn ältere Perſonen reden, es giebt immer etwas zu lernen.“

„Tante!“ erwiederte Blanca beſcheiden und doch feſt, „verzeihe! jene Geſpräche dürften ſelten lehrreich ſein; welch ein Aufhebens um die geringſten Kleinigkeiten! Welch ein Wortkram, wo ſo oft mit falſcher Waare Tauſch und Handel getrieben wird, da iſt es allein redlich — zu ſchweigen.“

„Das iſt nun einmal ſo,“ ſagte die Tante, von der Wahrheit dieſes Einwurfs getroffen; „Du wirſt die Welt nicht ändern, mein Kind, ſondern Dich nur nach ihr richten müſſen. Man kann das Herz nicht auf der Zunge tragen. Ein feines Geſpräch leitet jeden rohen Ausbruch der Gefühle ab, die Converſation darf nur wie ein leicht bewegter Kahn über die Oberfläche der Seele gleiten, der Grund — und was auch darauf ruhe — bleibt unberührt. Man behält ſich ſelbſt, und giebt der Geſellſchaft Gelegenheit, ſich hören zu laſſen. Wer hingegen ſtill iſt, ſcheint Egoiſt.“

„Das wäre denn ein irriger Schluß!“ erwiederte Blanca in ſteigender Stimmung; „die Liebe nur und alles Heilige iſt ſtill! Still ſinkt der Thau wie eine verborgene Wohlthat auf die matte Erde nieder und erquickt ohne Geräuſch; ſtill ziehen die Sterne am Himmel der Nacht herauf und flimmern unſterbliche Hoffnungen in müde Herzen; ſtill hilft Gott, wenn unſer Gedanke zu ihm betet, und ſein Geiſt uns vertritt, mit unausſprechlichem Seufzen — ſtill nahet der Tod, ein Bote des ewigen Friedens! —“ Blanca verſtummte vor dieſem ernſten Bilde; aber ihr jugendlicher Buſen wallte noch lange in ſtiller Begeiſterung.

Auch die Stiftshofmeiſterin ſchwieg; es kam ihr ſo vor, als ob Blanca doch zu reden wüßte; nur die Weiſe, worin es geſchah, war nicht ihre Weiſe, und dünkte ihr daher auch nicht die rechte, denn einen Jeden gefällt nur die ſeine — wie das Sprichwort ſagt.

„Du machſt mir viel Kummer, Blanca!“ hob ihre Tante mit ſchweren Athemzügen wieder an, während eine unwillkürliche Scheu der Achtung und angeregte Gefühle den Ausdruck dieſes Vorwurfs zu dem ſchonendſten Bedauern milderten; „wäre die Welt von lauter Dichtern bewohnt, ſo möchteſt Du immerhin eine ſtumme bezauberte Roſe ſein; Du würdeſt dann Deinen Sänger finden, der die ſchöne Seele in Dir liebend befreiete. So aber ſind leider die meiſten Menſchen proſaiſchen Urſprungs, und es bleibt gefährlich, ſich ihnen bloß zu ſtellen. Unſer Geſchlecht ſollte die böhmiſche Sage von der Königin Libuſſa, die ſich eine weibliche Leibgarde in Waffen hielt, für ſeine Sicherheit ſymboliſch nützen. Da würden Sanftmuth, Geduld, Beſonnenheit, Faſſung, Liſt — unſere Vertheidigerinnen ſein, und die Gewalt der Sprache wäre dann die ſtarke Wlaska. — Wie viel Unheil kann die milde, verſtändige Rede eines Weibes abwenden! Wie ſieghaft ein Herz bezwingen, das eigene; das nur zu oft im Bunde mit der Freundſchaft unſerer Ruhe ſteht. Schweigend nur überliefern wir uns der Leidenſchaft. — Ich muß beſorgt für Dich ſein, mein Kind, denn ich will ja nur Dein Glück!

Da hing Blanca am Halſe ihrer Tante, und Beide verſöhnten und verſtanden ſich ohne Worte.

Es war um die Zeit, wo Deutſchland das fränkiſche Joch zerbrach. Am politiſchen Horizonte zogen ſich die Wetterwolken immer dichter und drohender zuſammen, und die erſten Blitze der Begeiſterung für die Idee der Freiheit hatten bereits gezündet. Jeder häusliche Herd war ein Altar, worauf die Vaterlandsliebe loderte. Napoleons Maß war erfüllt, ſein Ziel an Rußlands Marken ausgemeſſen, und die Fackel der rächenden Nemeſis glühete als ein Nordſchein über ihm und ſeinen Schaaren.

Bald war nun auch die Friſt um, nach deren Ablauf Blanca Ehrenwartſtein verlaſſen ſollte, da ſchrieb ihr Vater, der erklärte Krieg ändere nunmehr jenen Beſchluß, und ſeine Tochter möge bis auf weitere Ordres unter dem Schutze der Stiftshofmeiſterin verbleiben. Wiſſe er doch ſelbſt nicht, ob die Lage der Dinge, die da kommen ſollten, ihm Ruhe und Raſt auf den ihm anvertraueten Gütern laſſen oder zur Flucht nöthigen werde, ſo wolle er Blanca keiner Unbill ausſetzen und ihr lieber die ſichere Obhut, in der ſie ſich gegenwärtig befinde, ſo lange als möglich gönnen.

Der Brief des Herrn von der Pforte verrieth überhaupt einen verſtörten und beunruhigten Geiſt. Zwar war ſeine Stellung als General-Adminiſtrator einer großen Landſchaft, die einem Hofe zugehörte, welcher dermalen noch feindlich geſinnt ſchien, ſehr ſchwierig, und forderte einen Mann, deſſen Muth und Entſchloſſenheit durch keine zweifelhafte Colliſion geirrt zu werden vermochte; allein der Herr von der Pforte ſchien diesmal das kecke Selbſtvertrauen zu verleugnen, womit er ſonſt jedem Ungemach entgegenging und überall nur das Schlimmſte zu fürchten. — Er entwickelte in grauſen Vorſtellungen das wahrſcheinliche Schickſal der Länder, die der Schauplatz des großen Drama wären, und die Gewißheit jedes treuen, deutſchen Herzens, daß der Held deſſelben tragiſch enden müßte, regte in ihm, einem leidenſchaftlichen Anhänger des flüchtigen Kaiſers, nur eine marternde Spannung auf, wie dieſer Unüberwindliche, als wofür er ihn hielt, aus der Niederlage, die ihm doch nur die Natur bereitet, wieder auftauchen werde, ein Stern für die Nachwelt, wenn auch, wie der himmliſche Kriegsgott, in blutrothem Lichte durch die nächtliche Ferne der Zeiten ſtrahlend.

Der ſcharfe Blick auf den ruſſiſchen Schnee hatte indeß das Geſicht des Herrn von der Pforte geſchwächt, ſo daß er die Wahrheit lange nicht erkennen konnte, bis ſie als eine weltgeſchichtliche Lehre in hehrer Größe vor ihm ſtand. —

Das Schreiben ihres Schwagers machte auf die Stiftshofmeiſterin eine ſehr niederſchlagende Wirkung. Seine Anſichten theilten ſich ihr zwar nur in ſeinen Beſorgniſſen mit, wofür ſie ſeit längerer Zeit empfänglicher war, als ehedem; aber Sorgen waren jetzt das Gefühl der Menſchheit. Wie ſehr Blanca's Tante ſich ſonſt eines Aufſchubs gefreuet haben würde, der ihr die theure Nichte noch für unbeſtimmte Dauer gönnte, ſo war dieſe Angelegenheit ihres Herzens unter den obwaltenden Umſtänden ihr doch gänzlich zur Nebenſache geworden. Ihre Einbildungskraft, ſonſt immer unter dem ſtrengen Zügel eines ruhig herrſchenden Verſtandes, ſchweifte jetzt in wilden Träumen ſchreckhafter Möglichkeiten aus. Sie ſah die Fräulein in roher Gewalt, die Plünderer im Stifte, den Reichthum ſeiner Güter in Rauch aufgehen, jede ehrwürdige Verjährung umgeſtürzt, Alles in Trümmer! — Dieſe Phantaſieen ſcheuchten ihren Schlaf, ſie verkam, und die gehaltene Geſtalt ſank binnen wenig Monden alternd zuſammen.

Trotz dieſer krankhaften Angſt, welche ſie zu verhehlen ſuchte, fühlte die Stiftshofmeiſterin doch, was ſie als ſolche ihrem Standpuncte ſchuldig wäre. Sie hielt den Fräulein philoſophiſche Reden über die Gelaſſenheit im Unglücke, über die Pflicht, ſich auf alle Fälle vorzubereiten, über den Segen jeglicher Prüfung. Sie zürnte heimlich auf ſich ſelbſt, daß die vorgetragenen Vernunftgründe nichts über ihre eigene zaghafte Schwäche vermöchten.

Mit Umſicht und Vorbedacht ließ die Stiftshofmeiſterin Maßregeln treffen, die für den ſchlimmſten Fall berechnet waren. Das Archiv wurde in Sicherheit gebracht, und die beſten Koſtbarkeiten des Schloſſes und ſeiner Bewohnerinnen in eine Eiſentruhe geſammelt. In den Souterrains befand ſich ein tiefgewölbter Raum, der für ſolch einen Zweck zu benutzen und künſtlich verborgen war. Nur der treue Caſtellan wußte darum. In nächtlicher Stille, im Beiſein einiger Fräulein, unter denen ſich auch Blanca befand, wurde die ſchwere Kiſte verſenkt, und noch einmal, ehe der Caſtellan ſie verſchloß, neigte die Stiftshofmeiſterin ſich über den Rand der Oeffnung; das Blendlicht der Laterne fiel auf ihr Geſicht — es war ſehr bleich. Blanca erſchrak vor dieſer ungewöhnlichen Bläſſe ihrer Tante, ſie trat heran, und die Stiftshofmeiſterin flüſterte ihr zu: „Mir war in dieſem Augenblicke, als ſähe ich mich ſelbſt begraben. — Wie wird es ſein, wenn der Friede dieſen Schatz wieder zu Tage fördert?“ — —

Die Stiftsdamen bemerkten zwar den Tiefſinn, womit ihre Hofmeiſterin die Ereigniſſe der Zeit ſich zu Gemüthe zog, doch ohne dieſe Stimmung ganz begreiflich zu finden, noch ſie durchaus theilen zu können. Freilich blieben die guten Fräulein nicht ohne bange Unruhe über den Ausgang des Krieges, und ob ſein toſender Strom auch das Thal von Ehrenwartſtein überſchwemmen werde; aber dieſe zagende Erwartung war gemiſcht mit einem leiſen Hoffen auf intereſſante Begebenheiten, mit einer heimlichen Freude an dieſem Weltſturme, der alles durch einander warf, den Staub der Verjährung fegte und den feſteſten Beſtand in ſeinen Wirbel riß.

Wer den tödtenden Druck der Langeweile empfunden, glaubt, daß ſelbſt Noth und Gefahr leichter zu tragen ſeien. Sie rauſchte auf, die liebe Langeweile, und verließ ihren alten Wohnſitz, und Aufregungen mancherlei Art nahmen die verlaſſene Stelle ein. Auch die Förmlichkeit wollte entweichen, und nur mit allen Kräften des Anſtandes hielt die Stiftshofmeiſterin feſt an ihr. —

Dies Halten an edler Sitte und Herkömmlichkeit, wenn ein ungeheures Schickſal alles um uns her in ſchwankende Bewegung ſetzt und das Herz in ſeinen Tiefen erſchüttert, beweiſet für ein wahrhaft vornehmes Gemüth, und die Achtung für das Geziemende, womit ein alter Höfling ſtirbt, wie er darin lebte, hat etwas Rührendes. Dagegen gefällt der rohere Menſch ſich in der Verachtung aller Formen, ſobald die Gewalt des Unglücks den Zwang der Gewohnheit bricht und ſeine Theilnahme aufruft. So dürfte bei einer Feuersbrunſt der Eigenthümer wohl eher vor den Rettern, wie vor den Flammen zittern. Die Willkür des blinden Elements verſchont zuweilen, was der menſchliche Wille in wilder Haſt dem Verderben überliefert. So benutzt er jeden Tag des Unheils, um ſchrankenlos hervorzutreten aus ſeiner dunkeln Sphäre, und ſich geltend zu machen, wäre es auch nur mit einer böſen Verkündigung.

Auch im Stifte ging es jetzt nicht zu, wie ſonſt; die feſtgefügten Ordnungen wichen aus einander, Niemand band ſich mehr an das ſtrenge Geſetz der Zeit und an den Gebrauch der Etiquette. Bediente und Kammerjungfern kamen ungerufen, wenn eine Nachricht, ein bloßes Gerücht nur zu bringen war, ſie wurden zum Zeugniß aufgefordert und in das Geſpräch gezogen, wenn die abweichenden Mittheilungen der Fräulein eine Berichtigung erheiſchten.

Nur der Caſtellan, im Dienſte ergraut, machte eine Ausnahme von dieſem regelloſen Treiben, welches der Stiftshofmeiſterin in innerſter Seele zuwider war, ohne daß es zu ändern in ihrer Macht gelegen hätte. Ruhig beharrte der

Greis in ſeiner Pflicht und Ehrerbietung, während ihm das Herz in heißer Sorge ſchwebte um den einzigen Sohn, der unter einem Jäger-Regimente dem Feinde gegenüber ſtand.

Eines Tages ließ die Stiftshofmeiſterin ihn zu ſich berufen, er ſäumte eine Weile zu kommen; da wallte Unmuth in ihr auf, daß auch er pünctlich zu ſein aufgehört hätte. Jetzt erſchien er todtenblaß, bat mit bebender Stimme um Verzeihung der Säumniß wegen, und als er das Haupt beugte, bedeckt mit dem Schnee des Alters, da rollten ein paar ſchwere Thränen von ſeinen gefurchten Wangen auf das Getäfel des Fußbodens. Sein Sohn war gefallen. Er aber ſah beſtürzt die Vaterzähren fallen und ſtammelte eine Entſchuldigung, daß er reſpectwidrig vor Ihro Gnaden Augen geweint. Doch ein ſchönes menſchliches Gefühl machte dieſe Augen überfließen, und mit edler Demuth, welche die Stiftshofmeiſterin höher ſtellte, als alle verdiente Ehre ihres Lebens, ſprach ſie: »Lieber Alter, Gott ſieht ja unſere Thränen an! Und unſer Aller Kummer und Schmerz wird einſt die Erde, ein einziges, großes Grab, verſchließen!« —

Die ängſtliche Vorſicht der Stiftshofmeiſterin ſchien nicht umſonſt geweſen zu ſein. Das Geräuſch der Waffen kam dieſen Gegenden näher und erfüllte die Stille der Thäler. Schon ſchwärmten Koſacken in den umliegenden Dörfern umher, rüdes Geſindel, der Anhang des Krieges, beunruhigte die Landleute, und ein hitziges Treffen, wenn auch noch weit entfernt, ließ ſie nur zu bald die Verzweiflung der Fliehenden, wie den Uebermuth der Sieger erfahren.

An einem Abende dieſer Zeit ſtand die Stiftshofmeiſterin mit ihren Fräulein auf einer kleinen Anhöhe des Gartens und hörte einer fernen Kanonade zu, die nach zwölfſtündiger Dauer nun allmählich aufzuhören ſchien. Bei jeder Salve zitterten die Damen und zählten dann die Dauer die Intervallen aus.

Das Heer der Sterne zog in heiligem Frieden herauf und gab der wildbewegten Welt nächtliche Ruhe, und Licht in finſtere Seelen, den Regierer zu ſehen, der die Herzen der Völker lenket und den Gewaltigen ihre Stärke verleiht. —

Rings umher athmete der Frühling; die Nachtviole duftete, die nahe Quelle rauſchte, und in den feuchten Gebüſchen flötete eine zärtliche Philomele das alte, ſüße Lied der Liebe. Und aus jenen Feuerſchlünden brüllte der Haß der Menſchen und die Todesſeufzer ihrer Brüder! —

Da donnerte es wie Pferdegetrappel über die Schloßbrücke, der Hof ward laut — ein Kriegs-Commiſſair der befreundeten Truppen, gedeckt von militairiſchem Geleit, erſchien, dem Stifte ein Lazareth anzuſagen und das Local für den Bedarf deſſelben auszumeſſen.

Jetzt, wo das Schwanken der Furcht zur Gewißheit geworden war, trat die Stiftshofmeiſterin gefaßt dem unvermeidlichen Schickſal entgegen. Sie begrüßte die unwillkommenen Quartiermacher mit Würde, ließ die großen Säle öffnen und erklärte ſich ſammt ihren Damen bereit und willig, die Pflege der armen Verwundeten unter eigene Aufſicht zu nehmen und das Möglichſte dafür zu leiſten. Nur anſtändige Schonung für dieſe weibliche Genoſſenſchaft, und daß die Rechte der Fräulein keinen Eintrag zu erleiden hätten, lieber wolle ſie ſich in den übrigen gekränkt ſehen — dies forderte ſie mit jener edlen Zuverſicht, welche ihre Wirkung nie verfehlt. Sie machte die Ehre des Officiers vom Detachement verantwortlich für die Sicherheit des Stifts, und gerührt von dem würdigen Betragen der Domina verbürgte er ihr den erbetenen Schutz.

Hundert Hände waren nun in Bewegung dieſe traurige Hospitalität einzurichten.

Schlaflos verſtrich die Nacht, der goldne Morgenſtrahl beleuchtete die eiſerne Nothwendigkeit in einer hier nie geſehenen Zerrüttung. Die Feld-Chirurgen waren ſchon vorausgeeilt und machten ſich breit; aber langſam folgte der Zug mit den Verwundeten. Die Sonne neigte ſich bereits, als er am Gitterthore von Ehrenwartſtein ankam. Voran ein kleiner Korbwagen, rings mit Tannenreiſern umſteckt, die ein ſchattiges Schirmdach wölbten. Eine größere Sorgfalt ſchien dieſem Wagen den Rang vor den andern gegeben zu haben.

Im Kreiſe der Neugier gebannt, lauſchten die Fräulein vom Balcon herab, während Blanca, dicht an ihre Tante geſchmiegt, im Flur verweilte. Eine Anfrage leitete die Schritte der Stiftshofmeiſterin an die Schwelle des Portals, eben als der erſte Wagen vorüberfuhr und an dem rechten Flügel des Schloſſes hielt. Blanca konnte nicht von der Stelle, ihr Auge ſtarrte hinüber. Ein Soldat vom Geleit ſchwang ſich jetzt behende auf den Leiſten der Flechte, bog die Zweige aus einander und blickte hinein. Doch ſchnell wendete er ſich zu dem heranſprengenden Officier und ſprach erſchrocken: „Der Oberſt — bei Gott! Herr Lieutenant, er iſt ſchon todt!“

„Auf meine Ehre, das thut mir leid!“ antwortete der Officier, ſprang vom Pferde, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen. Er nahm die Stellung des Soldaten ein, und nach einem langen Blicke durch das grüne Netz, worin die Troddeln des Czakos hangen blieben, ſagte er mit dumpfer Kürze: „So kann er hier zur Leiche ſtehen — und nach Verdienſt beſtattet werden.“

In dieſem Augenblicke gewahrte er die Stiftshofmeiſterin und Blanca, und indem er ſie militairiſch grüßte, richtete er das Wort an die Domina und ſprach: „Einen würdigern Officier, gnädige Frau, als unſerm Oberſt Lilith, haben dieſe Mauern noch niemals Raum gegeben. Schade, daß ſie nur ſeinen Leichnam aufnehmen ſollen. Er iſt uns unterwegs abgeſtorben.“

Die Stiftshofmeiſterin erwiederte, wie ſehr ſie es bedauern müſſe, daß der Erſtling dieſer wunden Gäſte ein Todter ſei, doch wolle ſie ſeinen Reſten die Achtung beweiſen, welche denen gebühre, die auf dem Bette der Ehre ihr tapferes Leben verblutet. Hierauf ertheilte ſie dem Caſtellan Befehle, und dieſem Führer folgend, trug die Mannſchaft den Leichnam, der in einen Mantel gehüllt war, ſacht und ſanft durch eine Seitenpforte in ein Gewölbe, worin ſtets die Todten des Schloſſes vor ihrer Beerdigung beigeſetzt worden waren.

Blanca ſtand wie angefeſſelt, ihre Kniee wankten, ein leiſes Zittern ſchauerte durch ihre Glieder. Sie ſah eine ſchöne, weiße Hand, wie aus Wachs gegoſſen, niederhangen, deren bleiche Form gegen die dunkle Farbe des Mantels abſtach. „Komm, Blanca,“ ſagte die Stiftshofmeiſterin und ſtreckte die ihrige nach der Nichte aus, „das iſt kein Anblick für Dich!“

Der Officier nahm ſpäter ein Abendbrod und dann ſeinen Abzug; die ganze Begleitung desgleichen. Nur der Schmerz der armen Verwundeten wachte noch und Blanca's Mitleid. Sie ſaß und harrete ihrer Zofe, welche die nachſichtige Gebieterin heute vergeſſen zu haben ſchien. Aber Blanca dachte kaum daran, wo Mary nur bleiben möge. Vor ihren Augen ſchwebte die entſeelte, verhüllte Geſtalt mit der ſchönen ſchlaffen Hand; mit der Andacht des Erbarmens ſchauete ſie im Geiſte das Bild dieſer Grablegung an, und der vergleichende Gedanke beunruhigte ſie dann wieder. O, welch ein tiefes, heiliges Geheimniß iſt die Seele des Menſchen! Eine göttliche Kunſt offenbart ſich in ihren Vorſtellungen, das ewige Licht ſelbſt bricht ſich in Farben der Ahnung, wir ſtaunen das Wunder an, was in uns vorging — doch nur der Glaube erkennt den Meiſter!

Jetzt huſchte es über den Corridor; Blanca lauſchte — es war der behende Gang ihrer Zofe; athemlos trat Mary ein, ſie hielt einen großen Schlüſſel in der Hand. „Ach, mein gutes, gnädiges Fräulein, zürnen Sie nur nicht, daß ich meine Pflicht verſäumt habe, heute einmal, wo alles drunter und drüber geht,“ ſagte ſie ſchuldbewußt, und machte ſich eilig geſchickt, die junge Dame zu bedienen. „Wo warſt Du aber, Mary?“ fragte Blanca zerſtreuet, doch ſanft, und nicht im Tone jener Strenge, die zur Verantwortung ziehet, ſondern voll Anklang des Mitgefühls, als ſie friſche Thränenſpuren auf Mary's glühenden Wangen ſah.

„Ich habe mir den todten Officier angeſehen“ — geſtand Mary mit heimlichem Vertrauen; welch ein bildſchöner Mann, und ſo jung noch! Schlank, wie ein Fähndrich, liegt er da — in meiner Kindheit hatten die Oberſten alle Hängebäuche, und ich dachte in meiner Einfalt, nur der Dickſte dürfe das Regiment führen. Er muß vornehm und reich ſein, denn ſein Weißzeug iſt von lauter Batiſt. Nun kann ihm nichts mehr helfen! Ich weinte ein tüchtig Geſetzchen und hatte ſo meine eigenen traurigen Gedanken. Es iſt doch die größte Sünde, nach Menſchen zu ſchießen und zu hauen, als wären es Krautköpfe, und Gottes Ebenbild ſo grauſam zu verſtümmeln! — Verſtümmelt iſt nun zwar der

Oberſt geradezu nicht, eine breite, ſchwarze Binde hält ihm die Stirnwunde ſo compreß zuſammen, daß auch nicht ein Blutstropfen hindurch kann; aber das Leben iſt doch weg, wie man ein Licht ausbläſt. Das Lied ſagt wohl recht: Wer weiß, wo ich dereinſt noch ſterbe, und welcher Sand mein Grab bedeckt?“ — Die wehmüthige Mary ſchluchzte aufs neue.

„Warſt Du allein bei dem Todten?“ fragte Blanca erregt.

„Um keinen Preis hätte ich das gekonnt!“ erwiederte die Jungfer Furchtſamkeit, ſich ſchüttelnd; „die Suſette war mit mir, das iſt ein beherzter Dragoner, ſie überredete mich eigentlich dazu. Wir baten uns vom Caſtellan den Schlüſſel aus, und als ich ihn nun abliefern wollte, war der alte Mann eben ſchlafen gegangen.“

„Gieb mir den Schlüſſel,“ ſagte Blanca entſchloſſen, und hatte ihn ſchon gefaßt; „ich ſelbſt will nach dem Gewölbe gehen.“

„O engliſches Fräulein!“ entgegnete die Zofe beſtürzt und flehend, „thun Sie das um des Himmels Willen nicht, es macht einen trübſinnigen Eindruck, und Sie brächten den Oberſt nicht mehr vor ihren Augen weg. Was aber würden Ihro Gnaden dazu ſagen? Ich bekäme die Schuld des Vorwurfs und am Ende — meinen Abſchied obendrein.“

„Bleibe ruhig hier, ich gehe allein!“ verſetzte Blanca, und das hohe Lächeln ihrer Mienen hielt die Angſt nieder, welche ſich in der Geberde des Mädchens ausſprach. „Meine Tante ſchläft bereits, und ein Traum nur iſt es für ſie, wenn ich jetzt an jene Bahre trete. Ein unwiderſtehlicher Zug reißt mich hin — es war mein Wunſch, ſeit ich den Leichnam tragen geſehen habe. Auch ſoll er den errungenen

Kranz nicht entbehren!" — Bei dieſen Worten nahm Blanca einen Kranz von ſeidenem Lorber dem Haupte des Hektor ab, der in einer Gruppe mit Andromache und dem Knaben in einer Blende dieſes Zimmers ſtand. Blanca liebte dieſes herrliche Bildwerk ungemein, und die Stiftshofmeiſterin hatte es deßhalb von einer andern Stelle in das Zimmer ihrer Nichte verſetzen laſſen.

Der Lorber rauſchte, als flüſtere der Geiſt des griechiſchen Helden in den geweiheten Blättern, und ein heiliges Gefühl des Ruhms berührte Blanca's Nerven. Sie fröſtelte, vorſorglich hing Mary ihr ein wärmendes Tuch um.

Dieſe ſchien das einſame Bleiben nicht minder, als die mitternächtliche Begleitung zu ſcheuen; indeß blieb ihr keine Wahl, und mit verſagenden Füßen zitternd, daß ſie kaum die Kerze zu halten vermochte, ſchlich ſie hinter dem voraneilenden Fräulein her. Die Schloßglocke ſchlug zwölf — Blanca hörte Mary's Zähne zuſammenſtoßen. „Setze Dich auf dieſe Stufe, Mary," ſagte das Fräulein, und wies ihr den Platz an, „und warte hier, bis ich zurückkehre. Ich werde mir ſelbſt leuchten!" Mary gehorchte und hüllte den Kopf tief in ihre Schürze.

Nun ſchloß Blanca die eiſerne Thür auf, ein dumpfiger, kältender Hauch wehete ihr entgegen — das Licht wollte verlöſchen. An dem mittelſten Bogen des Gewölbes hing eine Lampe, deren blaſſer Schimmer die dunkle Wohnung des Todes erhellte; geſpenſtiſche Schatten wankten um die düſtern Wände und verſchwanden im Grauen der Nacht. Blanca's Fuß hatte nicht weit vom Eingange an etwas geſtoßen, der hohle, polternde Schall ſchreckte das Mädchen, aber die Urſache ſchreckte es noch mehr. Es war ein einfacher, ſchwarzer Sarg, der nicht für den Oberſt, ſondern nach einer Vorſchrift der Stifts-Statuten ſtets hier bereit ſtand. Blanca wußte zwar von dieſer Verordnung, allein deſſenungeachtet ging ein Schauer über ihre zarte Haut, da ſie das bange Geräth der Leichenkammer nun vor ſich ſah. Sie ſetzte die Kerze auf die ſchmale Höhe des Sarges nieder, den eine enge Gallerie umfaßte; der Luftzug ſpielte mit der flackernden Flamme. Herzhaft — dies wäre wohl der rechte Ausdruck, denn nur das Herz trieb Blanca zu dieſem Schritte, das jugendliche Herz, dem ſich der erſte, göttliche Funken der Liebe in der ſchwärmeriſchen Begeiſterung für alles Traurige und Tragiſche offenbart — trat Blanca an die Bahre und hob die leinene Decke auf, welche darüber gebreitet war; aber unwillkürlich bebte ſie vor dem Anblicke des Todten zurück. Sie glaubte einen Schlafenden vor ſich zu ſehen — und die Scheu des Mädchens erwachte. Seitwärts, wie ſchlummernd, lag die edle, vollendete Geſtalt, das Geſicht war bleich, doch unentſtellt, und dieſe männlichen Züge, von der Natur nach den Regeln der Schönheit gezeichnet, ſchien nur der Schmerz, doch nicht der Tod vertieft zu haben. Es dünkte Blanca ſogar, als ob ſtatt der fahlen Bläſſe ein ſchwacher röthlicher Schimmer die Wangen des Leichnams erhöhe; aber nein! es war nur Täuſchung, vom zuſammenfließenden Scheine der Lampe und der Kerze bewirkt. Ein Lächeln, als hätte der Muth der entflohenen Seele es zurückgelaſſen, ſchwebte auf dieſen halbgeöffneten Lippen, aber es ſchien die Ruhe eines Ueberwinders zu ſein, in der ſie aufgehört hatten zu athmen. Und dies war er nun, ob auch vom ſtarken Zwingherrn der Lebendigen bezwungen!

Blanca drückte dieſes Todesbild tief in ihr Gemüth; es zitterte vor ihren Augen, die ſich in Thränen verdunkelten.

Schon fielen einzelne Tropfen, und immer häufiger träufelte der heilige Thau auf den Leichnam herab, wie wenn die Kühle des Himmels den verwelkten Schmuck der Erde zu beleben niederſinkt.

„Wer wird daheim um dich weinen, du gefallener Held?“ ſagte Blanca mit jener betrübten Traulichkeit, die ſich jeder Klage verwandt fühlt; „eine Braut? eine troſtloſe Mutter? oder eine verlaſſene Gattin? — Noch wiſſen ſie vielleicht nichts, und der Gedanke an dein Leben voll Kraft und That iſt eine aufrichtende Allgegenwart für den Kreis ihrer zagenden Liebe. Nun aber tritt dein Geiſt im Gewande der Ahnung vor ſie hin! — die Fremde wird dein Grab und ihre Sehnſucht muß von ferne bleiben. O Gott! wenn ich einſt — — —“ Blanca weinte ſtärker, ſie griff nach ihrem Taſchentuche und ſtreifte dabei den Mantel des Todten. Die berührte Falte ſank zuſammen und zog den gleitenden Fall der loſe gelegten Hülle ein wenig abwärts. Der Wäſche blendender Batiſt ward ſichtbar, darunter blinkte etwas. Blanca wagte einen nähernden Blick — und faßte ein kleines Amulet, daß an einer langen, blonden Haarſchnur hing. „Ein Katholik alſo!“ ſagte Blanca, und gab dieſer Bruſt leiſe und ehrerbietig ihr Heiligthum zurück. Und weiter flüſterte ſie vor ſich hin: „Du wirſt hier nicht in geweiheter Erde — allein dennoch ruhen, ich aber will für deine Seele beten. — Dieſer Gebrauch iſt fromm und ſchön, und dem Bedürfniß Leidtragender angemeſſen; die Liebe erlöſet ewiglich! — O! wüßte ich, was dies ſtille Herz barg, deſſen Geheimniß des Todes ſtarrer Riegel nun verſchloſſen hält! — aber umſonſt, die Todten ſchweigen tief. Nur der Engel der Auferſtehung wird es einſt mit tönendem Schlage öffnen und ans Licht bringen, was verborgen war.“

Bei dieſen Worten legte Blanca, kaum ſich bewußt, was ſie thue, ihre Hand an die linke Seite des Leichnams; doch wie elektriſch, vom Scheitel bis zur Sohle durchzuckt, fuhr ſie zuſammen, denn ſie hatte wirklich einen ſchwachen Schlag gefühlt. Athem des Lebens ſäuſelte hörbar in einem Seufzer von der kalten Lippe — und jetzt ſchlug der Oberſt ein Paar große ſchwarze Augen auf, deren erſter Blick, noch umfloſſen vom Schatten des Todes, auf Blanca's belebende Erſcheinung fiel. Ihre Pulſe ſtockten — ein unnennbares Entſetzen faßte, wie mit eiſernen Armen, die zarte Geſtalt; aber auch unſer ſchwaches Geſchlecht kennt ſtärkere Gefühle, als die Furcht.

Sie beugte ſich vor und hielt das Wehen ihres Odems an, der Oberſt ſeufzte noch einmal, und lauter, und ein ſtummes Halleluja füllte jetzt Blanca's Buſen mit der Wonne des Himmels.

„Wo bin ich?“ fragte der Oberſt mit tiefer, tonloſer Stimme, und die von einer langen Ohnmacht erwachte Seele regte ſich in leiſen Verſuchen, die erſtorbenen Glieder zu gebrauchen.

„Wäre es möglich?“ rief Blanca kämpfend mit der Empfindung des Grauens; „hochgelobet ſei Gott! Sie leben wirklich! — Der Ewige weckte Sie durch meine Thränen — und aus Dankbarkeit und Freude weine ich nun!“ — Sie hob die gefaltenen Hände hoch empor, wie zum Preiſe deſſen, der die Todten ruft hier und dort! Und der Lorberkranz, den ſie noch immer hielt, ſank herab auf die Finger des Oberſten.

„Wer biſt Du, holdes Weſen?“ fragte er ſehr ſchwach, doch verſtändlich. „Ein Engel gewiß! Nimm ihn hinweg, dieſen Kranz, den ich nicht verdiene! er brennt — und ſticht. Wo bin ich aber? Jeder Gedanke iſt ein Schmerz — ich fühle das Gewühl der Schlacht in meinem Hirn, mein Bewußtſein iſt eine heiße Wunde! — Doch als ich entſchlief, da war mir wohl! Ich lag wie in einer Wiege, Berge zogen an mir vorüber, die Bäume rauſchten mich in Schlummer — und von ferne gingen tauſend Trommeln. Es iſt recht dunkel hier, ein matter Schweiß bricht durch alle meine Poren — — —“

„Allmächtiger!“ rief Blanca in Seelenängſten, „wenn ich nur Hülfe hätte. Mary! Mary!“ — Die Gerufene kam nicht. Blanca ſtützte dem Oberſt das Haupt, er erholte ſich wieder; heftig zitternd und ſelbſt kalt wie Eis, rieb ſie das Handgelenk des Kranken. „Wenn ich nur fort könnte, eine Glocke zu ziehen,“ jammerte Blanca während dieſer Anwandlung gegen die öden Mauern, in denen ſie ſich fürchterlich allein fühlte. Der Oberſt hielt die ſterbenden Blicke feſt auf ſie gerichtet, und ſchien ſeiner tödtlichen Schwäche die Kraft eines Wortes abringen zu wollen.

„Sprechen Sie um des Himmels Willen nicht!“ flehete Blanca. „O mein Gott! Dein Werk wirſt Du vollenden!“ — — —

Da näherte ſich ein ſchleichender Schritt, und der Caſtellan, ein Bote der Erhörung, erſchien in der Thür.

Der Schlaf alter Leute iſt leiſe, ſie vernehmen gleichſam, was hinter ſeinem dünnen Schleier draußen vorgeht. Zum Sterben müde nach der erſchöpfenden Arbeit dieſes Tages, em eine ruheloſe Nacht vorhergegangen, übermannte den Greis der entbehrte Schlummer, er vergaß, daß er den Schlüſſel zum Gewölbe nicht wieder zurückempfangen hätte.

Doch kaum entſchläft er, ſo träumt ihm, er höre ſich von jenem Orte aus laut rufen, er erwacht und gedenkt der vergeſſenen Pflicht. Es leidet ihn nun nicht im Bette, er muß gehen und nachſehen. Doch fühlt er ſich verſucht, zu glauben, daß ſein Wandel noch im Traume geſchähe, als er den hellen Strahl der Kerze durch den offenen Eingang und das junge Fräulein um dieſen Todten beſchäftiget erblickte, der nun ein Lebender geworden iſt. Aber Blanca hieß ihm ſchnell Beiſtand holen. Nicht lange, ſo kam der Wundarzt, um mit dienſtbefliſſener Eile den begangenen Fehler zu ſühnen, daß er eine Ohnmacht nicht vom Tode zu unterſcheiden gewußt hatte. Jetzt entfernte ſich Blanca, aber man ſollte ihrer Wiederkunft warten, ehe der Oberſt von dieſem ſchaurigen Orte hinweg und in ein Zimmer gebracht würde.

Mit einer Schwungkraft, welche ihre Gefühle über aller Rückſichten hinwegſchob, flog Blanca den Corridor entlang, die elaſtiſche Ferſe berührte den Boden kaum. Jetzt war ſie an dem Schlafzimmer der Stiftshofmeiſterin, deſſen Ruhe ſie ſonſt mit einer faſt kirchlichen Ehrfurcht nicht zu ſtören gewagt hätte. Heute war es anders. Wer Todte erwachen ſah, ſcheuet ſich nicht, die Schlafenden zu wecken. Blanca öffnete die unverſchloſſene Thür, ihre Schritte kniſterten — über das Getäfel des Bodens, ſie ſtand vor dem Bette der Stiftshofmeiſterin und raffte die Seide des Vorhangs aus einander. Die Schlummernde zuckte mit der Wimper und machte eine unruhige Bewegung; Blanca faßte ihren Arm und ſprach: „Tante, liebſte Tante! wache auf, ich bitte Dich, was ich Dir zu ſagen habe, leidet keinen Aufſchub."

Die Stiftshofmeiſterin, noch betäubt vom erſten Schlafe, ſchwebte zwiſchen Traum und Wachen, und Schrecken trat in der Nichte lieblicher Geſtalt vor ihre Seele. „Was iſt geſchehen? Was willſt Du, Blanca?“ fragte ſie, ſich ſchnell emporrichtend.

„Der todte Oberſt“ — ſagte Blanca, und alle Schauer jener Scene zitterten durch den Klang ihrer Stimme, „lebt wieder, und ich ſelbſt bin Urſache, daß er zu ſich kam.“

„Lebt wieder?“ unterbrach die Stiftshofmeiſterin den außerordentlichen Bericht. „Daß Gott erbarm! was wird man noch hören!“ —

„Nun Tante, wie iſt Dir denn? Das iſt ja aber ein Glück!“ verſetzte Blanca ſo verwundert, als vorwurfsvoll.

„Ein Glück?“ wiederholte die Tante abermals, und legte einen ſcharfen Accent auf jenes Wort. „Glaube das nicht, Kind! Das Leben iſt kein Glück, zumal in dieſer Zeit. Nur die Todten ſind in Frieden, und keine Qual rührt ſie mehr an.“

Blanca fühlte jetzt, was das ſagen wolle; denn ſie empfand die quälendſte Ungeduld. „Tante!“ ſprach ſie, und ihr ſanfter Ton forderte, „der Oberſt ſtirbt wirklich, wenn er noch länger in dem feuchten, kalten Gewölbe bleiben muß, worin er erſtarrte, und ſein Leben hinge von Deinem Zögern ab, wollteſt Du nicht bald ſagen, wohin er gebracht werden ſoll.“

Die ängſtliche Haſt des Mädchens theilte ſich der Stiftshofmeiſterin mit. Sie verließ eilig das Lager, und während dem hurtigen Ankleiden ſagte ſie: „Nach dem geſtrigen Arrangement haben wir in den unteren Etagen kein Zimmer mehr frei, die obern ſind voll Sachen, und daß ſie erſt geräumt würden, dazu läßt uns der Drang des Augenblickes keinen Raum. So lange als möglich will ich die Damen nicht betheiligen — Du müßteſt denn ſelbſt —“

„Gut denn,“ erwiederte Blanca ohne Bedenken, „ſo kann der Oberſt in mein Zimmer gebracht werden; ich ziehe einſtweilen zu Dir!“ damit wendete ſie den Fuß der Schwelle zu, und hell ſchallte die ſilberne Klingel im Zimmer der Tante hinter ihr.

Das ganze Schloß ward laut, man trug den Oberſt mit größter Sorgfalt in des Fräuleins Wohnung und bewachte ſeinen Athem, der immer noch äußerſt ſchwach ging.

Jetzt kam auch Mary mit den andern Zofen herbei; furchtſam, wie ſie entflohen war, kehrte ſie wieder; aber Blanca hatte kein Gedächtniß für ihre Schuld.

Wie ein Schutzgeiſt, der weder ſchläft, noch ſchlummert, waltete Blanca um den Kranken, an dem ſie ſich wunderbarer Weiſe ein Recht erworben. Man nannte ihn daher nur Blanca's Oberſt. Er war das Eigenthum ihrer Sorge, ſeine Pflege das Werk ihrer Tage, der Gedanke ihrer Nächte.

Die Stiftshofmeiſterin ſchüttelte wohl zuweilen den Kopf, daß dies nicht ſo ganz in der Ordnung wäre, beſonders als das Befinden des Kranken nicht mehr an ſeinem Aufkommen zweifeln ließ; aber die ganze Begebenheit war ſo außergewöhnlich, daß ſie auch ihr eigenes Urtheil erheiſchte. Die Stiftshofmeiſterin würde den Sittenſpruch des ihrigen gern dahin abgegeben haben, daß Blanca's nächtlicher Beſuch bei einem Todten eine große Unbeſonnenheit geweſen ſei, wenn der rettende Erfolg jenen übereilenden Schritt nicht als eine ſichtbare Führung Gottes über menſchlichen Tadel erhoben hätte. Sie ſchwieg demnach als eine gute Chriſtin; aber daß ſie ſchwieg, war ein religiöſes Opfer.

Ihre Begriffe von der Zurückhaltung des Anſtandes einer jungfräulichen und adeligen Dame hatte eine veraltete Strenge ſo ſpröde gemacht, daß ſie auch dem ſtärkſten Antriebe milder Empfindungen nichts nachzugeben vermochten. Nur mit ihrem Herzen wäre ihr weiblicher Stolz gebrochen; allein wie fern war Blanca, die Würde ihres Geſchlechts in dieſem edlen Stolze zu verletzen! — Sie fühlte und handelte im Sinne eines Engels. Die reinſte Unſchuld hat ihre eigene Regel und Art und gehört keiner Gattung an.

Der Oberſt war in der erſteren Zeit ſich ſelten bewußt, das Wundfieber ſetzte ihn heftig zu, und ſein Auge hing mit heißen Blicken an der marmornen Gruppe. Unaufhörlich flüſterten ſeine trockenen Lippen, als führe er ein heimliches Geſpräch mit Hektor und Andromache. Der Wundarzt bemerkte, daß dies Bildwerk erregend für die Phantaſie des Patienten ſein müſſe, worauf Blanca es mit einem grünen Flor umhing, und bald ward der Kranke ruhig.

Sehr langſam nur genaß der Oberſt, doch ſchien er ſich des neuen Lebens wenig zu freuen. Dies betrübte Blanca. Sie redete ihm freundlich zu, ihr ganzes Weſen athmete des Mitleids wohlthuende Milde. Er fühlte den Himmel in ihrer Nähe, die Wolken ſeiner Stirn verſchwanden vor ihrem heitern Lächeln, ein froher Strahl ſtieg in ſein mattes Auge, wenn das holdſelige Geſchöpf ihm Theilnahme äußerte; doch dann verſank er oft mit jähem Rückfall in ein dumpfes Hinbrüten, und irgend eine Wendung ſeiner Gedanken verrieth, daß er ſich dieſes Troſtes unwerth halte und den finſtern Mächten verfallen ſei. Seine Seele wollte der Hoffnung entſagen, aber dennoch ſegnete ſie ihn. Die Innigkeit, womit er der ſüßen Pflegerin Zeichen ſeines Dankes gab, war, wenn auch tief, doch unverkennbar ſchmerzlich. Einſt ſagte er zu Blanca: „Fräulein! daß Sie, ein Engel! es waren, der mich von der Schwelle des Grabes zurückwinkte, macht mir die Vorſtellung zu ertragen möglich, daß ich ferner leben ſoll. Gott wollte nicht, daß ich in ewige Nacht verſänke. Ihre heilige Thräne war die Weihe meiner Wiedergeburt, und manchmal iſt es mir, als wäre ich an dieſem Tropfbade geneſen. —"

Ein frommer Schauer war während dieſer Rede durch Blanca's Glieder gerieſelt. Sie meinte jetzt, ſeinen Gram zu wiſſen, die Verdammniß des Freigeiſtes. „Ihre Seele leidet, Herr Oberſt —" ſagte ſie, ſchwer bekümmert.

„Nein, nur mein Herz iſt krank —" entgegnete er, „und dieſe brennende Wunde, welche ihren giftigen Stachel noch in ſich trägt, wird nur mit Erde gekühlt."

Blanca ſeufzte; ſchüchtern antwortete ſie: „Auch die Zeit, ſagt man, heile endlich jeden Schmerz."

„Jeden? —" fragte er zurück, und der Zweifel dieſes Wortes ſchnitt durch ihr weiches Herz. „Faſſen Sie doch Muth zu Gott!" ſagte Blanca mit der rührenden Zuverſicht eines Kindes, das ſein Vertrauen einem Fernſtehenden einflößen möchte, „ein ſo tapferer Soldat ſollte dieſer ſtärkſten Waffe nimmer entbehren. Mir nach, ſpricht Chriſtus, unſer Held — — und dieſe Fahne, der wir folgen ſollen auch in den Streit der Welt, die man mit einer Hand bedecken kann — welche höher weht, als der Sonnenflug des Adlers, und von reinerem Glanze iſt, als die Lilie, hat die ewige Palme zum Symbol. — Ach! könnte ich ſie doch in Ihr Gemüth pflanzen!" Blanca's Stimme erloſch in der Wehmuth dieſes Wunſches.

Der Oberſt ſchwieg, er fühlte ſich unausſprechlich bewegt; es war ihm, als ſähe er das Panier des Glaubens leuchtend ſich vor ſeinen trüben Blicken entfalten, als höre er die Palmen rauſchen, welche jenſeits blühen. Eine nie gekannte Freudigkeit drang durch ſeine zerriſſene Seele, er küßte Blanca's Hand mit Inbrunſt — da trat die Stiftshofmeiſterin ein, und ein kälteres Geſpräch kühlte die begeiſternde Wärme jener Unterredung.

„Blanca!“ ſagte die Stiftshofmeiſterin, als ſie nach kurzem Verweilen im Krankenzimmer die Nichte mit ſich fortnahm, „ich fühle mich befugt, Dich zu warnen. Sei auf Deiner Hut, mein liebes Herz! Oberſt Lilith iſt zwar jetzt ein elender Mann; aber der Handkuß, bei dem ich ihn überraſchte, hatte ein ſehr geſundes Anſehen. — Du biſt gleichſam ſeine Wärterin, Du reichſt ihm Thee, Du lieſt ihm vor, und ich habe Dich gewähren laſſen und Dich an dieſer Uebung der Nächſtenliebe nicht hindern wollen, weil man doch auch ein chriſtliches Gemüth hat. Allein, mein Kind, es giebt Beiſpiele, daß ſolch ein Verhältniß ſich umtauſchte. Der Kranke zog geneſen von hinnen — und die Geſunde blieb liebeſiech zurück. Gott wolle nicht, daß es ſo mit Dir würde! Du haſt ein weiches, empfängliches Gefühl, das Mitleid iſt bei Dir ſchon Leidenſchaft; wenn es nun mit der erſten jugendlichen Neigung einen gemeinſamen Gegenſtand hätte, und dieſer wäre keiner für Deine Wahl; bedenke Blanca! wie ſtände es dann um Dich? — Und ich möchte Deinem Vater doch ſo gern ſeine Roſe ohne einen heimlichen Wurm ſenden, daß ſeine Freude an Dir vollkommen wäre!“

Blanca's ſanftes Erröthen entſprach dieſem Sinnbilde. Es leuchtete ihrem Verſtande ein, daß dieſe Worte etwas Wahres enthielten, und die Mütterlichkeit der Tante rührte ſie.

„Sei meinetwegen ohne Sorgen!“ lautete ihre Antwort, „der Oberſt iſt nur ein Mann für meine Theilnahme, nicht für mein Herz; ich fürchte, daß auf dem ſeinigen ein religiöſes Geheimniß laſtet. — Wie viel wollte ich darum geben, es zu wiſſen! Doch mehr noch, gelänge es mir, ihn deßhalb zu beruhigen! — Zwar kenne ich die Liebe nicht —“ hier hielt Blanca einen Augenblick inne, und ihr jungfräuliches Zartgefühl, durch dieſe Erklärung berührt, ergoß ſich in höherem Incarnat auf das reizende Geſicht, wie wenn der volle Kelch der Roſe ſich vor dem Blicke öffnet; „aber ich glaube doch, daß der allerkindlichſte, gehorſamſte Wille ihrer Wirkung nicht wehren und gebieten könnte. Doch eine innere Gewißheit, für die ich keinen Namen habe, ſagt mir auch, daß etwas zwiſchen mir und dieſem Manne ſteht, was mich ewig abhalten würde, ihm mit der Hingebung meines ganzen Weſens anzugehören. Einen Nebel der Ahnung, eine Wolkenſäule, worin die Abſicht Gottes ſich hüllt — wie ſoll ich es nennen? Es iſt mir ſelbſt nicht klar, aber es iſt.“

„Nun denn,“ entgegnete die Stiftshofmeiſterin zufrieden geſtellt, „ſo meide mindeſtens den Schein und ſchone die Dehors. Ich möchte nicht, daß unſere Damen, die, wie Du weißt, ſcharfe Sittenrichterinnen ſind, mir eine parteiiſche Schwäche für meine Nichte vorzuwerfen hätten; denn könnten ſie die Sünde ihres böſen Leumunds auf Dich, Du unbeflecktes Lamm, bringen, ſo würden ſie es thun. Darum nimm Dich in Acht. Wenn der Oberſt ſich mit Gottes Hülfe ſo weit erholt haben wird, um dazu fähig zu ſein, ſo ſpiele doch lieber eine Partie Piquet oder Schach mit ihm — das letztere zwar würde ihm die Kopfnerven zu ſehr angreifen. Alſo Piquet! Es wäre doch eine Beſchäftigung, und er brauchte Dir dann nicht die Hand zu küſſen.“

Blanca unterdrückte einen Seufzer und ſprach: „Der Oberſt wird nicht länger raſten, als er ſich leidlich fühlt, und nur der äußerſte Bedarf ſeiner Kräfte dürfte ihn beſtimmen, ſich die nöthige Erholung zu gönnen. Wer weiß, wie bald — — er liebt ſein Leben nicht, das thut mir wehe; denn er ſcheint edel und gut!“

„Auch ich halte ihn für einen Mann von Ehre!“ antwortete die Tante, „und unſer Leben, Blanca, liegt in höherer Hand.“

Als Blanca am folgenden Tage den Oberſten wieder ſah und ihn munterer zu finden hoffte, war der Schwermuth finſterer Dämon früher noch, als dieſer gute Geiſt, an ſein Lager getreten, und Blanca bedauerte innerlich, daß die Erleichterung ſeines Seelenzuſtandes, in der ſie ihn geſtern verlaſſen, ſo vorübergehend geweſen wäre.

Eingedenk der Warnung ihrer Tante, und theils auch, um den Kranken zu zerſtreuen, griff ſie zur Guitarre, ihm ein Lied zu ſpielen. Blanca's ſanfte, ſüße Stimme hatte keine andere Singſchule, als die, wonach die Nachtigall entzückt, die Natur und ein Herz voll ihrer reinſten Gefühle. Sie ſang Hektor's Abſchied, und aller Liebe und Treue Ton entfloß ihrem holden Munde. Doch hielt ſie den Blick beſcheiden niederwärts geſenkt. Aber als ſie gegen den Schluß des Liedes, getragen von der ſteigenden Empfindung, die Augen erhob — wie erſchrak Blanca nun! Das Geſicht des Oberſten zeigte einen fürchterlichen Kampf, er hatte die bethränte, blaſſe Wange tief in das anſchmiegende Kiſſen gedrückt. „Ach Gott!“ ſagte Blanca erſchrocken und ließ die goldenen Saiten plötzlich ſchweigen, „die Muſik greift Sie an — — —“

„Nein, nur die Verſe!“ antwortete der Oberſt erſchöpft, und die Scham, womit er ſeine Schwäche zu beſiegen rang und ihr dennoch unterlag, verſtärkte den Ausdruck ſeines Schmerzes. „Und ſie ſind ſo ſchön!“ verſetzte Blanca in

Bezug auf die Verſe, „ich kenne nichts Lieberes. Dieſer Hektor — ſchon des Namens wegen iſt er mir vorzüglich werth, denn mein kleiner Bruder heißt ſo. Die Tante hat mir auch um dieſer bewußten Vorliebe wegen die herrliche Gruppe dort hierher bringen laſſen. Doch — da fällt mir ein, während Ihres Wundfiebers hat dies Gebild Sie oft verſtört, und der Arzt rieth mir, es Ihren Blicken zu entziehen, deßhalb hängt noch der grüne Schleier darüber.“

„Ja, ja!“ ſprach der Oberſt und lächelte unheimlich, „ſo oft das Fieber kam, trat auch der griechiſche Mavors dort von ſeinem Piedeſtal und flüſterte mir zu, wie es in Troja herging. Ich war mit dabei, als man Priams Feſte ſtürmte — ich war es, der ihn fortzog, als ihn die arme Andromache nicht laſſen wollte — da ihn das Scheiden von ſeinen Kindern —“ die Lippen des Kranken zuckten, er vermochte nicht weiter zu ſprechen.

„Kindern?“ fragte Blanca betroffen, „Hektor hatte ja nur einen Sohn! Den Knaben dort, den er mit ſtarken Armen emporhält. — Doch, Herr Oberſt, ich ſehe, die Wahl meines Liedes war unbeſonnen, wie dies Geſpräch. Sie ſind noch krank — und jene fieberhaften Vorſtellungen haben Ihren leidenden Kopf angegriffen. Wir wollen ein ander Mal über Hektors Abſchied reden. —“

„Es iſt der mir ausgehende Stoff meines Herzens!“ ſagte der Oberſt in Exaltation und richtete ſich empor. „Hier,“ er legte die Hand auf das hochklopfende, „tobt eine ärgere Zerſtörung, wie die in Ilium; hier ſind auch umgeſtürzte Altäre, blutende Opfer, entweihete Heiligthümer, zürnende Götter — — — und all' dieſer unendliche Jammer wird nie zum Geſange der Zeit werden, er iſt das Rabenlied des ewigen Gerichts!“ Einer Ohnmacht nahe ſank der Kranke in die Kiſſen zurück, und ſeine Augen, welche im geheimnißvollen Irrſinne dieſer Worte wild umhergerollt waren, ſchloſſen ſich matt für einen Moment. —

Blanca war in tödtlicher Angſt. Sie klagte ſich an, dieſen Zuſtand veranlaßt zu haben, und eine vorwurfsvolle Scheu hieß ſie mehrere Tage ſeinen Anblick meiden.

Als ſie den Oberſt wieder ſah, war er ſanft und ruhig. Er entſchuldigte ſich jener Heftigkeit wegen und bat Blanca, ihn ihres tröſtenden Zuſpruchs nicht zu berauben, ſo lange er noch in Ehrenwartſtein verweilen müſſe.

Blanca's Beſuche wurden ferner ſo fortgeſetzt, nur, daß ſie von nun an das Thema der Unterhaltung vorſichtiger wählte und achtſam dafür ſorgte, daß es nie einem Gebiet entnommen würde, wo es über die Grenzen betrachtender Ruhe hinaus die Affecte in Anregung brächte.

Allmählich beſſerte es ſich mit dem Kranken; die Geſundheit ſeiner Säfte, ſeine körperliche Conſtitution hatten ihn gerettet. Und ſelbſt der Wundarzt, ob er gleich ſeiner Kunſt die Ehre gab, mußte das geſtehen.

Der Waffenſtillſtand war zu Ende und der erneuerte Kampf mit der Schlacht an der Katzbach eröffnet worden. Jeder Tag brachte große Nachrichten, die der Niedergeſchlagenheit des Oberſten, worin er verharrte, als auch ſeine Kräfte ſich hoben, Funken kriegeriſchen Feuers und aufflammender Thatenluſt entlockten. Er ſtrebte fort — allein der Rieſe ſeines Willens lag gebunden an tauſend ſchwachen Fädchen äußerer Abhängigkeit, wie Gulliver in Lilliput. Schon fielen die Blätter und der Herbſt rückte ſichtlich vor, als der Oberſt ſeinen Abgang aus dem Stifte, das ihn ſo milde gepflegt, anberaumen konnte. Zwar warnte Blanca's Tante ihn, daß er Gott nicht verſuchen möchte, zwar ſprachen die Damen, die ſich ihm erſt ſpät befreundet hatten, viel von der feuchtkalten Witterung und dem gefährlichen Einfluſſe giftiger Morgennebel auf eine Natur, welche die Schauer des Grabes bereits gekoſtet und kaum verwunden habe — zwar bat Blanca's Auge rührender, als alle dieſe verlorenen Worte: Schone dein! aber umſonſt; ſein Vorſatz war unwiderruflich gefaßt.

Beklommen ſah Blanca die Anſtalten zu ſeiner Abreiſe treffen, noch zwei Tage waren übrig bis dahin, dann blieb ihr nur die öde Sorge um den Freund, der ihr theuer, wenn auch immer räthſelhafter geworden war. —

Sie ſaßen im Zimmer der Tante, die Fräulein waren ſämmtlich zu der Auction auf einem benachbarten Edelhofe gefahren, und jetzt ließ ſich ein Beſuch melden, der die Stiftshofmeiſterin in einer geheimen Angelegenheit zu ſprechen wünſchte. So war Blanca ſeit langer Zeit zum erſten Male mit dem Oberſten allein. Aber wie nahe auch ſein Abſchied war, ſo ſchien er ſelbſt doch weit entfernt, einen anderen Vortheil von dieſer Gunſt der Gelegenheit zu ziehen, als den, ſich gegen die theilnehmende Blanca ſo traulich als traurig auszuſprechen, wie er es ſtets gethan, wenn keines Dritten Gegenwart ihm Zwang auflegte. Er ſchien unter der kalten Berührung des Todes auf immer für den Reiz der Schönheit, für Wünſche irdiſcher Liebe erſtorben zu ſein und nur die Engelſeele des Mädchens ſich ſo viel als möglich eigen machen zu wollen.

Blanca fand ſich durch den Kaltſinn ihres Kranken nicht beleidiget, ſondern nur geſichert; ſie wußte ja, welchen Talisman der Unempfindlichkeit er trüge, ſie hatte das Amulet an der blonden Haarflechte geſehen, die ihn wahrſcheinlich an ein zärtliches Verhältniß bände — und kein jungfräuliches Gefühl hinderte ſie nun, den ſanften Regungen des Mitleids und der Menſchenliebe genug zu thun. So hätte ſie ihm gern in dieſer letzten einſamen Stunde den beruhigendſten Troſt ihrer Freundſchaft geben und dagegen das Geheimniß ſeines Kummers auf ihr treues Herz nehmen mögen.

Die Zeit verging, die Stiftshofmeiſterin kam nicht wieder; der Abend dämmerte heran, ſchon ſchwebte der Mond über dem dunklen Saume der fernen Wälder und miſchte ſeinen verſchwiegenen Strahl in dieſes innige Zwiegeſpräch.

Der Oberſt ſah mit trüben Blicken aufwärts und ſprach: „Wenn jene goldene Scheibe ſich wieder füllt, dann iſt der Kelch geleert, vor dem mir bangt.“ Er meinte ſein Scheiden von dieſem Hauſe; doch Blanca wähnte, er deute auf die Ahnung eines nahen Todes hin. Dieſer Gedanke preßte ihre Bruſt und ſie ſagte: „Warum lieben Sie denn aber das Leben nicht, dies beſte Geſchenk des guten Gottes? O wie wahr ſingt Caroline Rudolphi: Leben iſt des Himmels ſchönſte Gabe! iſt des tiefſten, wärmſten Wunſches werth — —“

Ein düſteres Lächeln nur beantwortete Blanca's Frage. Nach einer Pauſe des ſtillen Schweigens hob der Oberſt an: „Mein theures Fräulein! Ihre himmliſche Theilnahme an einem Unglücklichen würde es ihn ſchätzen lehren, wenn ſein Daſein etwas mehr noch als ein bloßer Schatten wäre. Ja, holde Blanca! ein Schatten, der vor ſeinem eigentlichen Selbſt raſtlos hinflieht — ein trügeriſches Bild, nichts mehr! — Es iſt aus mit mir für dieſe Welt — ob für Jenſeits? — Sie ſind ein Kind der Unſchuld und Tugend, Ihre Seele iſt der Wahrheit reinſter Spiegel; was halten Sie von der Vergebung der Sünden?“

Blanca ſtarrte ihn an, ob er auch mit klarem Sinn geredet; aber ſie ſah die Ruhe der Erwartung in ſeinen Zügen. Jetzt erſchütterte ſie die Gewißheit, daß eine ſchwere Schuld dieſen Mann drücke, dem ſie nur Großmuth und das Verdienſt edler Thaten zutrauen konnte. Er war ihr nie liebenswürdiger erſchienen, als in dieſem Augenblicke, und ihr Herz, ein menſchliches nur! ſprach ihn los, ohne ſein Vergehen zu kennen. Mit religiöſem Ernſte antwortete Blanca: „Mein Glaube lehrt mich, die Vergebung der Sünden ſei eine Anſtalt des göttlichen Erbarmens in Chriſto Jeſu — der heilige Geiſt ſelbſt! Gott iſt die Liebe! er will nicht des Sünders Tod — —“ Eine jähe Erinnerung ließ ſie bei dieſen Worten gerührt verſtummen.

„Das habe ich erfahren,“ ſagte der Oberſt und ſenkte ſein Haupt und ſeufzte. „Aber,“ ſetzte er mit gehaltenem Tone hinzu, „kann man nicht auch in Liebe freveln an dem Heiligſten in der Natur, und unbewußt im Taumel der Glückſeligkeit den Fluch der Sünde auf ſich laden, der dann, wie ein Wetterſtrahl aus heiterer Höhe, den Schuldigen trifft und ihn zerſchmettert?“

Blanca erwiederte: „Dann müßte, wie ich glaube, dieſe Liebe in Bezug auf ihr Gefühl oder ihren Gegenſtand eine verbotene ſein; dann wäre es die rechte Liebe nicht, und nur ein Rauſch der Sinne, wovon man früher oder ſpäter reuig erwacht. Liebe iſt ein Strahl aus Gott! Licht! Friede! Freude! ein Tropfen aus dem Meere der Seligkeit — aber er löſcht der Sehnſucht heißen Durſt und jeden Flecken der Seele!“ Blanca ſchwieg, ihr Buſen wallte hoch. Indem ſie ſprach, hatte der Oberſt die Farbe gewechſelt und ſein Blick hing an den Wolken des Abends, als ſuche er am dunkeln Himmel ſeines Verhängniſſes dieſen leuchtenden

Strahl. Dann wendete er ſich wieder zu Blanca: „Das uranfängliche Element der Liebe — o theure Blanca! hat ſeine furchtbaren Grauen, wie die Elemente der ſichtbaren Natur, und der Menſch, der darin athmet, wie in der Luft, die ihn umgiebt, weiß nicht, ob er reinen Aether trinkt, oder ob ein tödtender Hauch ihn anwehe. Ein blindes Opfer des Schickſals reißt es ihn hin, und während er noch den erſten, dumpfen Schlaf der Kindheit träumt, tritt das künftige Verderben ſchon an ſeine Wiege.“

„Ich verſtehe Sie wohl nicht recht“ — ſagte Blanca, ſinnend bemüht, ihn zu faſſen, „aber wie verlaſſen käme mir der Menſch vor, wenn das wahr wäre! Ich denke mir es anders. Ein Engel, die Mutterliebe empfängt uns hienieden und leitet unſere erſten Schritte, und wacht über unſer Wohl, und möchte es gern für alle Ewigkeiten bereiten. — Und für jede innere Gefahr iſt uns ein eigner Sinn gegeben: das Herz! Es winkt und warnt und ſtraft, leiſe zwar, doch mit unnachahmlicher Stimme! Und es ſteht geſchrieben: Wo uns unſer Herz nicht verdammet, da ſind wir gerecht. — Und ſo iſt es auch, Oberſt Lilith!“ fuhr Blanca in der frohen Begeiſterung eines ſchuldloſen Bewußtſeins fort, „ein reines Herz darf ſeinem innern Gotte trauen! Wo es in billigender Ruhe ſchweigt, da klagt uns nichts anders an, und wenn die Steine redeten. Man ſage von den Täuſchungen des Gefühls, ſo viel man wolle, ich halte etwas auf das meinige, nur muß ich genau darauf Acht geben; es iſt mir bis jetzt der Tact meiner Seelenharmonie, das Richtmaß meiner Handlungen geweſen. Ich empfinde es ſogleich, wenn Jemand überhaupt oder gegen mich etwas Böſes im Sinne hat, ich merke, auch ohne jeden Beweis — wer mir wohlgeſinnt iſt — und ein ſicheres Vorgefühl führt oder hält mich: So leitete es mich in jener Nacht an Ihre Todtenbahre, ſo ſagt es mir auch, daß Sie das verachtete Leben noch einmal lieb gewinnen werden. — Nein, nein! Ihr Unglück, mein armer Freund! kann ein Irrthum ſein und menſchlicher Fehl, aber ein ſchwer verletztes Recht gewiß nicht! — Und wenn wir uns einſt wieder ſähen in beſſerer Zeit, Sie wären Ihren Erfahrungen verſöhnt und dächten dieſer Stunde noch, dann würde ich mich freuen, wie eine Schweſter über das Glück ihres Bruders.“

Hier verhüllte der Oberſt ſein Geſicht, die Glieder bebten ihm — er ſchien zu heftig ergriffen, um eines Wortes mächtig zu ſein; doch Blanca's Seele, von Licht und Stille umfloſſen, wie der Mond, der auf ſie niederſah, nahm dieſen ſeligen Augenblick voraus, und ihr frommer Glaube ward ein Schauen im Geiſte. —

Den Lorberkranz, womit Blanca ſeine Tapferkeit hatte ehren wollen, gab Oberſt Lilith kurz vor ſeinem Scheiden der Büſte des Hektor zurück. Ein Blatt nur brach er davon, doch dieſes, ſagte er, ſolle mit ihm zugleich verweſen und Staub zu ſeinem Staube miſchen. So war er denn nun fort! und Blanca's Wünſche begleiteten ihn in das Gewühl neuer Drangſale. Ein tiefer Eindruck blieb in dem Gemüthe des Mädchens, nicht Liebe ſelbſt, aber Liebe vorbereitend.

Die büßende Zerknirſchung, in der dieſer junge, brave Mann, trotz dem Zeugniſſe der Würdigkeit, was die Natur in ſeine Züge geſchrieben, und welches von denen, die ihn kannten, rühmlichſt beſtätiget ward, ſich der Welt und ihren ſchönſten Freuden abgewendet zeigte — war nicht geeignet, ein bräutliches Sehnen und Hoffen zu wecken. Das Leid iſt zwar ein fruchtbarer Boden für die Liebe; allein ein ſchwerer Gram, der auf dem Herzen laſtet und den Zorn des Himmels zu tragen ſcheint, erdrückt den Keim der zärtlichſten Empfindung im Entſtehen.

In Ehrenwartſtein kam nach und nach alles wieder auf den alten Fuß, nur die Stiftshofmeiſterin behielt die Farbe der vorübergegangenen Schreckniſſe und kränkelte fortwährend, wenn auch im Stillen.

Von Gallenburg kamen Briefe; die Güter hatten große Unbill erlitten, der Herr von der Pforte war ſogar mehrere Male in perſönlicher Gefahr geweſen. Bis zum nächſten Frühjahre ſollte Blanca des Schutzes ihrer Tante genießen, dann würde ſie ihrem Vater willkommen ſein. Aber es ſchien in Blanca's Schickſale zu liegen, daß auch dieſe Ortsveränderung nur in Folge eines wichtigen Todesfalles geſchehen ſollte.

Der Winter war faſt überſtanden, immer weiter drang der Siegeslauf der Heere und die Zeitungen lauteten von Triumphen. Doch kein Blatt nannte den Namen des Oberſten.

„Ob er wohl noch leben mag?“ ſagte Blanca am Abend jeden Tages zu ſich ſelbſt; aber kein Morgen von allen, die da kamen, gab Antwort auf dieſe Frage, und ſelbſt die Geiſter der Nacht und der Träume ſchwiegen, der forſchenden Seele des Mädchens hierüber Kunde zu geben.

Jetzt brach die mühſame Haltung der Stiftshofmeiſterin zuſammen; ein heftiges Fieber warf ſie danieder. Blanca wich Tag und Nacht nicht von dem Bette ihrer Tante, und der Arzt wog ſeine Vorſchriften mit bedenklicher Miene. Die Kranke redete irre, und eine fixe Idee, die Auferweckung des Oberſt Lilith durch Blanca, ſchien allen ihren Phantaſieen zum Grunde zu liegen.

Erſtaunt und gerührt vernahm Blanca, daß die Seele der Tante faſt nur allein mit ihr und jenem Ereigniſſe beſchäftiget wäre. Eine ſchwüle Stille lag auf dem Schloſſe; die Damen vertrauten einander flüſternd ihre Zweifel am Aufkommen der Domina, die verdientermaßen von allen geſchätzt, und von einigen unter ihnen auch wirklich geliebt ward.

Endlich bedeutete der Arzt der erſchöpften Blanca, daß ſie ſich einmal Ruhe gönnen müſſe, wolle ſie nicht den Anſtrengungen ihrer dankbaren Pflege erliegen. Er wußte, daß die Stiftshofmeiſterin in der nächſten Nacht ſterben würde, und er wollte dem angegriffenen Mädchen den Anblick dieſer Scene und ihre Wirkung erſparen.

Blanca ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Ich danke Ihnen für dieſe Fürſorge, Herr Doctor! aber ein folgſames Gehör muß ich ihr ſchuldig bleiben. Die Liebe und Geduld meiner guten Tante iſt nicht müde, noch matt geworden, mich zu heben und zu tragen, ich harre aus — ein Gebet um neue Stärke“ — ihre Stimme wankte. —

Sie reichte ſpäter der Kranken eine flüſſige Medicin; ihre Hände zitterten, in jeder Fingerſpitze hämmerte ein Puls, ſie verſchüttete ein paar Tropfen. „Blanca!“ ſagte die Tante mit verändertem Tone und ſchlug die umflorten Augen auf, als ſähe ſie durch den Schleier des Todes, „du begießeſt mich umſonſt mit kalten Thränen — ich erwache doch nicht mehr. Aber laß es Dich nicht betrüben! Du biſt geboren, Todte zu wecken. — Du biſt ein frommes Kind! Ein Engel geht vor Dir her — jetzt ſteht er neben Dir — ich ſehe ihn wohl!“

Blanca erſchauerte; ihr Blick ſtreifte abwärts; doch Niemand ſtand an ihrer Seite. Die Kranke ſeufzte, dann hob ſie mit einer jähen Haſt an, wie wenn des Lichts Flamme zum letzten Male aufflackert: „Es gehört auch Stärke zum Sterben, nicht wahr, Herr Doctor? — Er aber, der Leben giebt und Freude ſchafft, mit Liebe waltet er und Kraft — auch —“ das Wort des Vertrauens ging in Erfüllung, ehe es noch ausgeredet worden. Es ward dunkler vor den Augen der Sterbenden, ſie ſchloſſen ſich wie zum Schlummer; des Athems leiſes Stöhnen hörte auf, und der ernſte Genius mit der umgekehrten Fackel führte ſie träumend durch des Todes Thüren.

Blanca hatte nun eine zweite Mutter verloren, und ſie begriff dieſen Verluſt, da ſie den erſten mehr *geahnt*, als in ſeiner ganzen Wirklichkeit gefühlt hatte. Aber die erfüllte Pflicht weint ſanfte Thränen. Auch ließen körperliche Ermattung und ein betäubter Zuſtand Blanca vorerſt nur dumpf empfinden, was geſchehen war. Seit den zwölf Jahren, welche Blanca ſich in Ehrenwartſtein befand, war noch keine Stiftsdame geſtorben, und dieſer erſte Sterbefall war zugleich der bedeutendſte, den ſie hier erleben konnte. Auch der *letzte* — meinte das betrübte Mädchen bei ſich ſelbſt — denn mit dem Leben der Tante hatte Blanca ihren Haltpunct im Stifte verloren, und ihres Bleibens war nun nicht mehr.

Die düſtere Feier des Leichenbegängniſſes war für Blanca noch ſchwer zu überſtehen. Drei Tage hindurch ging das Geläute der Glocken in allen Kirchen der Umgegend, und ihr zuſammenklingender Hall vereinigte die Theilnahme der Nähe und Ferne.

In dem hochgewölbten Flur des Schloſſes war ein Caſtrum doloris errichtet, worauf die Leiche, von einer Ehrenwache umgeben, den Blicken der herbeiſtrömenden Menge ausgeſtellt war. Das Stiftswappen glänzte an dem ſchwarzen Sammet der Behänge, der Kerzen Doppelreihe beleuchtete das Gepränge der Trauer und ſchloß es in einen ſchauerlichen Lichtkreis ein, und der emporwallende Dampf hüllte die erblaßte Geſtalt wie in die Wolke des Todes. —

Die Fräulein im ſtrengſten Ornat, die Dienerſchaft leidtragend, das in Silber und weiße Seide geſtickte Kreuz auf der Schulter, mit langen Flören um Hut und Arm, die Verſammlung aller Beamten von den Stiftsgütern, des nachbarlichen Adels und der Geiſtlichkeit beider Confeſſionen; dies alles gab dem Begräbniſſe der Stiftshofmeiſterin ein erhabenes Anſehen, und würdig. wie die edle Verſtorbene im Pathos adeliger Jungfräulichkeit jeden Schritt ihres Lebens gethan, war auch ihr Gang zum Grabe. —

Die erledigte Stelle ward früher und anders beſetzt, als die Damen es vermutheten. Nicht immer ging die Wahl der Domina nach der Anciennität, ſie unterlag, wie ſchon geſagt, höherer Entſcheidung. Diesmal fand der Hof es für gut, die Wittwe des kürzlich verſtorbenen Landhauptmanns damit zu verſorgen, und die Stände, unter denen dieſe Dame Schwäger und Vettern zählte, welche ſie in Vorſchlag gebracht, konnten ihre Zuſtimmung aus keinem erheblichen Grunde verweigern.

Die neue Stiftshofmeiſterin verſtand ſich zwar auf das Geheimniß der Repräſentation; aber damit war ihre Aufgabe als ſolche noch nicht gelöſt. Blanca's Tante hatte durch die ganze Strenge des moraliſchen Beiſpiels, durch ein Betragen, ſein gemiſcht aus ſittlicher Wahrheit und üblichen Höflichkeiten — ſtets zweckmäßig auf die widerſtrebenden Gemüther ihrer Fräulein zu wirken gewußt, und ſich in der Achtung Aller ein Denkmal der Anerkenntniß geſtiftet. — Die nunmehrige Duegna ſchien mit ſpaniſchem Stolze die franzöſiſche Leichtigkeit, ſich über alles Beſtehende hinwegzuſetzen, in ihrem Weſen zu verbinden, und ihren Vorſtand nur in ſeinen Rechten, nicht in ſeinen größeren Verpflichtungen aufgefaßt zu haben. Unmuthig, mit lauernden Blicken ward ſie von den Damen empfangen, und ſchon ihr erſtes Benehmen erregte Mißfallen. Ein heimliches Murren lief von Ohr zu Ohr, daß ſie von ihren perſönlichen Anreden nur allein die liebenswerthe Blanca ausnahm, und, als ſie ſich, viel zu ſpät um dies abſichtliche Ueberſehen zu vergüten, an das Fräulein wendete, waren ihre Worte verletzender noch. Obgleich ſie alle Umſtände genau wiſſen mochte, äußerte ſie ſich dennoch befremdet, um Blanca beſchämen zu können, in der ihr die nachgebliebene Beziehung auf ihre Vorgängerin zuwider war. Mit beleidigendem Verwundern fragte ſie nach der Zeit von Blanca's Aufenthalte daſelbſt, und entblödete ſich nicht, ihr Erſtaunen merken zu laſſen über die Unberufenheit, womit die Verewigte eine heranwachſende Nichte den Stiftsdamen habe zugeſellen können, was doch offenbar gegen die Statuten ſei, die jedes zufällige Mitglied ausſchlöſſen. Es deute dies auf ein eigenmächtiges Verfahren. — Da trat eine der älteſten Damen hervor, von welcher Blanca ſehr geliebt war, und der bei dieſer Unterredung die Zornader auf der gefurchten Stirn ſchwoll, und ſagte, die ſelige Stiftshofmeiſterin hätte ſtets einen ſo beſcheidenen Gebrauch von ihren Gerechtſamen gemacht, daß ſie es gewiß vor vielen Andern hätte wagen dürfen, ihre Schweſtertochter hier zu erziehen, und die Vortheile, welche der Damenverein des Stifts gewähre, zu Gunſten eines verwaiſeten, mutterloſen Kindes geltend zu machen. Auch ſei es nicht ohne Bewilligung der Stände geſchehen, und endlich habe die ausgeſprochene Gnade des Königs dieſem Verhältniſſe eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit gegeben, und dem Fräulein von der Pforte ſogar das Stiftskreuz zugeſagt, wenn daſſelbe bei vorkommender Vacanz es ſelbſt wünſchen würde.

Die Domina warf den Mund auf und ſchwieg; doch die Herzen aller Damen grollten ihr. Blanca vergoß ſtille Thränen, daß ſie dieſem Unglimpf ausgeſetzt geweſen wäre.

War es auch für kurze Dauer, daß die arme Blanca den Druck dieſer veränderten Lage zu ertragen hatte, ſo dehnte die Kränkung dieſe gezählten Tage doch zu einer empfindlichen Länge aus. Wie hoch in voriger Zeit die Nichte der Stiftshofmeiſterin gehalten worden war, um ſo tiefer ward ſie nun im Wechſel der Umſtände durch die Ueberhebung der Nachfolgerin ihrer Tante geſtellt. Jeder Augenblick ließ Blanca fühlen, daß nur ein zweifelhaftes Gunſtrecht ſie in Ehrenwartſtein aufgenommen und geduldet hätte bis auf die gegenwärtige Stunde.

Die neue Stiftshofmeiſterin machte ſich ſehr bald verhaßt. Die Liberalität ihrer Regierung, welche den Fräulein größere Freiheit zugeſtand, als bisher üblich geweſen, verſöhnte ſelbſt die jüngern derſelben der Willkür nicht, womit ſie die alten Formen umſtieß; denn auch der freiſinnigſte Menſch, wenn ihm irgend Edles einwohnt, achtet das Herkommen, und der lebhafteſte ſchmiegt ſich zuletzt gern in die Feſſeln der Gewohnheit.

Dieſer kleine Frauenſtaat bekam nun eine ziemlich revolutionäre Verfaſſung. Sonſt war es auf den erſten Blick ſichtbar geweſen, daß dieſer adelige Orden auf einem religiöſen Grunde beruhe; jetzt ſchien ihn die Weltluſt geſtiftet zu haben, und dieſe feſtverſchloſſenen Thüren, durch welche nur

Reſignation und Weisheit hätten geben ſollen, waren dem Vergnügen und der Freude weit geöffnet.

Ob auch der leichte Schritt der Jugend ſchroffen Uebergängen ohne Bedenken zu folgen pflegt, ſo empfand Blanca doch mit tief empörter Scheu den jähen Wandel jener Verhältniſſe. Sie dankte Gott, der ihren Fuß davon wendete.

Wer von unſern Leſern jemals in dem Gefühle verwundet worden, die Umgebung eines theuren Todten, und Dinge, die zu ſeinen Beſitzthümern gehörten, fremdem Mißbrauche anheim fallen zu ſehen, der wird die Empfindung der trauernden Blanca verſtehen, als ſie die Wohnung ihrer Tante von der neuen Stiftshofmeiſterin einnehmen und mit wegwerfendem Dünkel verändern ſah. Nichts blieb, wie es geweſen, die Mode verdrängte den guten Geſchmack, und der Schatten, der den Schauplatz ſeines irdiſchen Waltens noch geiſtig umſchwebte, entfloh ihm in höhere Räume.

Blanca ſchrieb an ihren Vater und bat um baldige Aufnahme in Gallenburg, und in ſeiner Antwort beſtimmte er die Relais.

In Folge der letztern Erfahrungen war Blanca's Abſchied von Ehrenwartſtein, wenn auch eine Scene der Wehmuth, doch für das weichherzige Mädchen faſt noch erleichternder als rührend.

Einige der Fräulein begleiteten Blanca die erſten Stationen, und der Canzler, derſelbe, welcher ſie und ihre Tante vor zwölf Jahren eingeholt, ließ es ſich nicht nehmen, als ihr Reiſe-Cavalier noch eine Strecke weiter zu fahren. Erſt als die Equipage des Herrn von der Pforte für Blanca bereit ſtand, ſchied er mit väterlichen Segnungen von dem holden Zöglinge des Stifts, und kehrte in der ſeinigen zurück.

Mit thränenden Augen ſah Blanca ſich nach dem fortrollenden Wagen um, ſo lange ſie konnte; doch als die letzte Spur der ſtäubenden Räder verſchwunden war, da fühlte ſie den Umſchwung ihres Schickſals in trennender Richtung, und es war ihr, als ob das auffliegende Staubgewölk ſich zu einer Scheidewand verdichte, als würde ſie Ehrenwartſtein nimmer wieder ſehen.

Blanca hatte ihre Jungfer mit ſich genommen. Mary war gut, ihrer jungen Dame treu ergeben, und ein wenig Vorwitz ihr ſchlimmſter Fehler. So hoffte Blanca denn, ihr Vater werde es ihr verzeihen, daß ſie ſelbſt für eine Dienerin geſorgt, mit der ſie von alten Zeiten reden könnte, wenn das einſame Bangen der Fremde ſie im Hauſe der Heimath beſchleichen ſollte.

Und Mary wußte ein Wörtchen zu reden! Das mußte ihr der Neid zugeſtehen. Sie verſtand aber auch ſchicklich zu ſchweigen, dies bewies ſie gegen das Ende der langen Fahrt, wo ihr geſchwätziger Mund verſtummte, da in der Gebieterin die Erinnerung anſprach.

Blanca ſaß ſtill, mit weit vorſchauenden Blicken; ihre Seele rief ein frühes Vormals zurück. Die Nebelferne der Vergangenheit ward klar vor dem Auge ihres Geiſtes, liebliche Bilder tauchten auf und ab, und Blanca gab ſich ihren Träumereien hin. Auf den magiſchen Wink der Phantaſie verſank die Welt der Erkenntniſſe hinter ihr, und das Paradies der Kindertage öffnete wieder ſeine Blumenpforten. Sie ſah die ſchöne, blaſſe Mutter vom Himmelsglanz umfloſſen, die finſtere Geſtalt des Vaters, als ob er im Schatten eines Dämons ſtände — ſie ſah die Engel zum Dienſte der Unſchuld beſtellt, und die Stimme Gottes ging an ihr Herz. Schauer kindlicher Gefühle durchzitterten es, ſie empfand den Zug der Verwandtſchaft an der Sehnſucht ihres Buſens. Sie freuete ſich auf den fremdgewordenen Vater, auf den Bruder, von dem ſie keine Vorſtellung hatte.

Dem Ziele ganz nahe, und nur wenige Feldlängen und der Weg durch ein ſchattiges Gebüſch davon entfernt, ging etwas am Wagen entzwei, und Blanca, welche vielleicht eine Stunde auf Wiederherſtellung des Wagens hätte warten müſſen, entſchied ſich bald, dies Endchen ihrer Reiſe zu Fuße zurückzulegen. Mary mußte bei den Sachen bleiben, und ihrem Fräulein war es ſogar lieb, daß es dieſem kleinen Unfalle die Freiheit verdankte, ſeinen Einzug in Gallenburg allein und unbemerkt halten zu können.

Es war ein wunderſchöner Frühlingsabend; die ganze Natur athmete Milde und Entzücken. Die Luft, ein Meer von aromatiſchen Düften wallte lind und leiſe. Ein kühler Hauch rauſchte durch die Wipfel der Bäume, und die üppige Fülle des jungen Laubes wogte quellend durch einander. Der Vogel badete ſeine Fittige in Wolluſt und ſang ein Lied im höheren Chor, und in der blauen Tiefe des Horizonts ſchiffte ſchon des Mondes kleiner Silberkahn vom himmliſchen Strand, und roſige Wölkchen ſegelten als ſcherzende Delphine vor ihm her. Die Sonne neigte ſich und ihre ſchrägen Strahlen zitterten über den grünen Halm der Saat, welche Aehren anſetzte, und malten vorbildlich an die knoſpende Frucht das Gold der reifen Ernte. Das Heer der Inſecten zog ſchwirrend hin und wieder, um ſich ſpäter unter weiße Blüthenzelte und in die Kühle der Gebüſche zu lagern, und das funkelnde Schildlein, welches der kunſtlichen Ruſtung des Käfers gegeben iſt, fing die Pfeile des ferntreffenden Gottes in ſchillernden Farben auf.

Der ſchönſte Untergang entzündete die Kuppel des

Schloſſes, wie zu einem Freudenfeuer, die Fenſter blendeten im Wiederſcheine, wie die Flächen des Brillants, als gälte dieſe prächtige Illumination der heimkehrenden Tochter vom Hauſe, und die Leuchte dieſes frohen Tages ſtreuete mit bewußtloſer Huldigung in ihrem Schattenſpiele Zweige und Blumen auf Blanca's Pfad. Dieſen richtig finden, lehrte ſie der Inſtinct des Gedächtniſſes. Mit langen, ſüßen Zügen ſog Blanca die heimiſchen Lüfte in ihre tiefathmende Bruſt. Und als ſie nun näher kam bis an die Grenze des Gartens, ihr liebſter Spielplatz einſt! da ſprießte unter jedem ihrer Fußtritte ein Vergißmeinnicht auf, und im Spiegel der Rückerinnerung, an dem der Hauch der Zeit plötzlich verlief, erkannte ſie alles, alles! wieder.

Schüchtern und ſacht, als beträte ſie geweiheten Boden, ging Blanca durch das hintere Pförtchen des Gartens, welches offen ſtand, weil das Schloß daran fehlte, welches abgeriſſen zu ſein ſchien. Ueberall begegnete ihr Auge Spuren gewaltthätiger Verwüſtungen, zwiſchen Trümmern blühete der Lenz — doch Blanca hatte jetzt keinen Sinn für den Verfall, der das böſe Werk der Menſchen wäre; der gute Meiſter im Himmel, deſſen Kräfte durch das Weltall wirkſam ſind, hatte ihr ein neues Glück erbaut, und die ſelige Bruſt vermochte neben der Wonne dieſer Augenblicke keinen Schmerz zu tragen. Stille herrſchte ringsumher, nur von Weitem ſchnarrte eine Holzſäge, erſchallten Aexte, verhallte arbeitendes Geräuſch. Blanca horchte; denn es dünkte ihr, als hörte ſie näher Sprachtöne. Sie ſchritt vorwärts, und vernahm jetzt ganz deutlich eine zarte Stimme im Pathos der Declamation. Bald konnte ſie einzelne Worte unterſcheiden, es waren Verſe, doch dem Redner noch nicht völlig geläufig. Der feine, helle Klang dieſes Organs, wirkte wie ein Zauberglöckchen auf Blanca, und lockte ſie weiter durch die ſchmalen Gänge in das verbergende Geſträuch, bis ein maleriſcher Anblick ſie hoffen ließ, das Nächſte wäre gefunden.

An eine runde Umfaſſung knoſpender Päonien lehnte in ſitzender Stellung, ein Buch auf den Knieen, ein Knabe, ſchön! wie der Sohn der Cypria, wenn es einen lernenden Cupido jemals gegeben. Zu ſeinen Füßen ſchmiegte ſich ein Pudel, weiß, wie in Schneeflocken gehüllt, den zottigen Hals von einem ſilbernen Bande umſchloſſen. So oft der Knabe die leuchtenden Augen von dem Blatte der Lection aufrichtete und die Hand regte, erhob auch der Hund die Pfote, und ließ ſie in treuer Nachahmung der ſinkenden Geberde ſeines kleinen Herrn wieder fallen.

»Ob das mein Bruder iſt?« dachte Blanca und ihr Herz wallte. Seine runden Wangen, voll und roth wie Apfelblüthen, ſchienen mehr in Begeiſterung, als im anſtrengenden Eifer der Lernbegier zu glühen. Er ſtudirte den Gang nach dem Eiſenhammer ein.

Als er an die Stelle kam: »Sie war ſo ſanft! Sie war ſo gut!« ſprach er dieſe Worte mit dem weichſten, innigſten Accente, daß der Gedanke, er habe ſeine Mutter, dies Ideal der Güte und Weiblichkeit, gar nicht gekannt, Blanca's Blicke in Wehmuth verdunkelte. Sie konnte nun nicht länger an ſich halten, und trat hervor. Der Knabe erſchrak, vielleicht glaubte er, die Gräfin von Savern erſchiene ihm.

»O, erſchrick nicht vor mir, Lieber!« redete ihn Blanca mit bewegten Tönen an, »und ſage mir nur, ob du Hektor biſt, der Sohn des General-Adminiſtrators von der Pforte?«

„Ich bin's!“ antwortete der Knabe mit ſelbſtbewußtem Stolze und dem Trotze der Furcht, „doch wer biſt Du, junge Dame?“

„Deine Schweſter!“ ſprach Blanca unter Thränen, und umfing den Bruder mit weichen Armen.

„Du, meine Schweſter Blanca?“ jauchzte Hektor in kindlichem Zweifelmuth, der doch ſo leicht zum Glauben und zur Liebe wird — und trat zurück, als könne er dieſe Möglichkeit kaum faſſen. „O, das iſt herrlich!“ rief er jetzt, wie von ihrer Schönheit überzeugt, „eben dachte ich an Dich und wünſchte, Du wäreſt da, und gerade wie die fromme Gräfin hier;“ er deutete auf das Blatt im Buche. „Dann wollte ich Dein Page ſein, Dein Fridolin! Ach! das Gedicht gefällt mir ungemein! Ich leſe und lerne es nur, wenn ich allein bin, weil ich faſt immer dabei weinen muß. — Und als Miniſtrant will ich mich auch einmal verſuchen; der Vater ſpricht zwar, es ſchicke ſich nicht für meinen Stand; aber der Herr Capellan meinte, Gott zu dienen, ſei auch die Ehre des Kaiſers. — So kannſt Du mir nur immer eine Spitze um das Chorröckchen ausnähen, ich werde es ſchon gebrauchen.“

Blanca horchte entzückt, wie auf Götterſprüche, dieſem unſchuldigen Geſchwätze. Jetzt aber zog der Bruder ſie fort nach dem Schloſſe, und der Pudel lief mit freudigem Gebell und frohen Sprüngen den Geſchwiſtern vor. Die Thür eines Zimmers im untern Geſchoß flog auf, und Blanca ſah ihres Vaters Angeſicht!

„Vater!“ rief der athemloſe Hektor, „ich bringe Dir die Blanca! Ich habe ſie zuerſt geſehen, ich! Meine Schweſter iſt wirklich ſehr ſchön! Die Franzöſin, die Dir ſo gut gefiel, war lange, lange! nicht ſo hübſch. O ſage! war die Mutter noch ſchöner?“

Der Herr von der Pforte ſtand wie gelähmt; ſeit zwölf Jahren ſah er jetzt die halb vergeſſene Tochter wieder, aber ſein Blick zweifelte faſt, ob ſie es wirklich wäre. Nicht wie ein Mann, der funfzig Jahre hindurch den Entwickelungen der Natur und Zeit zugeſehen, ſondern ſtaunend, gleich einem ſchülerhaften Neulinge auf Erden, war es ihm, als könne er das holde Wunder kaum begreifen, das aus dem zarten Kinde dieſe ſchlanke, hohe Jungfrau ſich entfaltet hätte; zwar fanden ſich in Blanca's Phyſiognomie alle Züge wieder, die auf der Tafel des kleinen Geſichtchens einſt lesbar waren; aber dieſe heilige Schrift der Unſchuld hatte an Ausdruck, an Tiefſinn gewonnen.

Der Herr von der Pforte entfärbte ſich, er blieb faſt regungslos ſtehen, als hätte ein Schlag der Freude ſeine Glieder getroffen. Die echte Schönheit, auch die einer Tochter, wirkt magiſch auf den Mann, ſelbſt wenn er Vater iſt! —

„Blanca — Du? —“ fragte er! „nun wahrhaftig! ich würde Dich nicht wieder erkannt haben. Wie groß Du geworden biſt! Wie voll und blühend! — So ſei willkommen denn in Gallenburg!“ Er küßte das zitternde Mädchen.

Blanca's Geſicht glich der Morgenröthe; der Thau häufiger Thränen träufelte mild von ihren Wangen, ſie beugte ſich auf ihres Vaters Hand und ſtammelte den Gruß des kindlichen Gehorſams. Der Liebe? Nein! Blanca, wie willig ſie auch dazu geweſen, konnte ihrem Vater das Herz nicht öffnen. Sein Anblick erregte kein Vertrauen, wohl aber ein dunkles Gefühl der Abneigung, und der erſte Ton ſeiner Stimme war ein Nachklang aller Stunden ihrer Kindheit, in denen er ihr jemals fürchterlich geworden. Nur ſeine gealterte Geſtalt und die Furchen ſeiner Stirne, worin tiefer Kummer niſtete und finſtere Gedanken brüteten, ſprach eine zartere Sorge ihres Buſens um ihn an.

„Vater!" ſagte Hektor, wie im vorwurfsvollem Beklagen, „ſieh! die Schweſter weint! Rede ihr doch zu! Vielleicht iſt der armen Blanca bange, daß ſie künftig unter lauter Männern leben ſoll."

Der Vater mußte lächeln, Blanca auch. Sie liebkoſete dem Brüderchen.

„Das wird ſich finden," antwortete der Herr von der Pforte, und ſetzte in einem Anfluge von Humor hinzu, hinter dem ſich der väterliche Vorſatz verſteckte, des weichen Mädchens zu ſchonen, „ich denke, Hektor, wir beide wollen artig gegen die junge Dame ſein. — Doch, Blanca, Du kamſt zu Fuß? allein, ohne Begleitung? Wo blieb der Wagen?" Die Frage klang unzufrieden.

Blanca ſagte die Urſache, welche ihn begütigte. Hierauf hob er wieder an: „Du wirſt hier freilich manches anders finden als in Ehrenwartſtein; ich glaube jedoch, iſt nur die erſte Einrichtung überwunden, ſo wird die Freiheit, die Dir vergönnt iſt, Dir als ein überſchwenglicher Erſatz für jenen klöſterlichen Zwang erſcheinen. Zwar — Du biſt in mehr als einer Beziehung zur unglücklichſten Zeit gekommen, und es ſtehet dahin, ob unſeres Bleibens überhaupt hier noch lange ſein werde; aber ich rechne auf eine folgſame Tochter, die wohl eher die Stütze ihres Vaters, wenn ſeine Kraft zu ſinken begönne, als ihm eine Laſt mehr ſein würde. Du ſiehſt mich an, Blanca, als ſpräche ich dir Räthſel? Ja, ja, mein Kind! es iſt eine ſchwere Aufgabe, wenn auch ſo ſelten nicht, daß der Lohn für die treue Vertheidigung fremden Eigenthums ein Wanderſtab wäre. Er kann auch anders heißen. — Doch heute nichts mehr davon; ſo lange ſich ein Paar Augen nicht geſchloſſen haben, iſt auch das große Drama der Welt nicht ausgeſpielt, und wenn tauſend Siegespoſaunen den Schluß geblaſen hätten. Der größte Genius unſerer und aller Zeit iſt auch auf dem kleinen Elba zu Hauſe — und hat das Meer gleich keine Balken, ſo wird der Flug ſeines Geiſtes einer ſichern Bahn darüber gewiß nicht verfehlen!“

„Der Fluch!“ verbeſſerte Blanca, unſäglich beklommen, bei ſich ſelbſt; dieſe verhängnißvolle Rede ihres Vaters ſchnitt in ihr Ohr, das an die patriotiſchen Hymnen der Stiftsdamen, an ganz andere Wünſche gewöhnt war, und ihr Herz blutete in heiligem Haſſe gegen dieſe Geſinnung und verſündigende Anhänglichkeit ihres Vaters an den großen Widerſacher des Rechts.

„Ich werde Dir jetzt Deine Zimmer anweiſen!“ ſagte der Herr von der Pforte ablenkend, „es ſind die der ſeligen Mutter. Noch ſtehet und liegt darin alles unverändert — und einem Zufalle nur verdankt dieſer Theil des Schloſſes ſein Verſchonen von den ungebetenen Gäſten, die es ſich hier überall bequem gemacht haben.“

Er faßte ſeine Tochter unter den Arm und führte ſie ein. Daß ihr Vater wahr geſprochen, und keine umbildende, ſchaffende Hand an den Zuſtand dieſer Gemächer gerührt, war auf dem erſten Blick zu ſehen. Der Geiſt der Mutter wohnte noch zwiſchen dieſen Wänden, den ſtummen Zeugen ihres reinen, öden Lebens, und Blanca empfand ſein ſtilles Wehen, den Odem der nun verklärten Seele.

Herr von der Pforte ward erſucht, einen Beamten vorzulaſſen, der ihn zu ſprechen wünſchte; ſchon auf der Schwelle wendete er ſeinen Fuß zurück, und ſprach: „Noch eins, Blanca! Du wolleſt Dich nicht mit dem Haushalte beſaſſen, er iſt tüchtigen Händen anvertraut.“ — Dann ging er, und überließ ſeine Tochter ſich ſelbſt.

Blanca war erröthet; ihr Vater ſprach ſie los von einer Pflicht, der ſie nicht gewachſen geweſen wäre, und dies Bewußtſein beſchämte ſie, da ihr in Ehrenwartſtein nie eingefallen war, ſie müſſe eine Hauswirthſchaft zu führen verſtehen. Die Damen des Stifts waren dieſer untergeordneten Function gänzlich überhoben, und durften ſich um ſolcherlei Geſchäfte nicht bekümmern; der Tochter vom Hauſe ziemte die Gewalt der Schlüſſel, als ein Ehrenzeichen ihres weiblichen Berufs.

Bald aber verſchwand die flüchtige Scham, nicht ganz an ihrem Platze ſein zu können und zu dürfen, vor der überzeugenden Empfindung, hier in dem Raume der Zimmer, die ihre Mutter bewohnt, hier wäre ſie an ihrer eigentlichen Stelle! — Wie ſo lieb, traut und befreundet fühlte Blanca ſich auch vom kleinſten dieſer Gegenſtände angeſprochen! Alles hatte eine rührende Stimme für ſie. Mit ſehnſüchtigem Geize, auch das Geringſte werth zu halten, nahm ſie davon Beſitz. Der Schub des Nähkäſtchens ſtand offen, angefüllt mit zierlichem Arbeitsgeräth. Ein goldener Fingerhut, viel gebraucht, wie der tiefere Eindruck der Nadel bezeugte, mit den Himmelszeichen um ſeinen Rand, hielt ein blaues Papier zuſammen, und als Blanca ihn ſacht hinwegnahm, und dem eigenen Finger anpaßte, ſah ein geſticktes Kindermützchen, noch nicht völlig fertig und für einen Knaben beſtimmt, was der Schnitt errathen ließ — aus dem Umſchlage hervor. Mit innigſter Rührung betrachtete Blanca dies letzte zarte Werk der liebenden Vorſorge ihrer Mutter. Ein kleiner Kalender lag daneben, worin einige Namen mit

Rothſtift bezeichnet waren; vielleicht hatte ihr Bruder ſie bei der Taufe empfangen ſollen.

Ein Dutzend Jahre, vollwichtig durch weltgeſchichtliche Ereigniſſe, lagen zwiſchen jener Zeit und dieſem Tage! Und die Erdkugel rollte fort und fort durch die Sphäre der Unendlichkeit. Noch leuchtete der Mond ſo helle, wie er durch Adams Bäume ſchien – ; aber er ſchien nun ſo lange ſchon auf das Grab von Blanca's Mutter, die den trüben Stern ihres Lebens mit einem höheren Lichte vertauſcht hatte.

Dort ſtand das Bett, worin ſie geſtorben! Blanca ſollte darin ſchlafen, und wehmüthig freuete ſie ſich deſſen. Blanca ſchmiegte ihre Wange, wie prüfend, an den ſchwellenden Flaum der Kiſſen, als wolle ſie in die weiche Tiefe hinab fühlen und horchen; doch kein Seufzer der zahlloſen, die es in das Geheimniß ſeiner Ruhe aufgenommen, ſäuſelte herauf, und nur ein Sonnenkälbchen lief lautlos über den ſeidenen Drillich der Inlette.

An den Vorhängen, ſchwerfällig von der Wucht des Staubes, ſteckte eine verblichene Schleife, im Schreibtiſche der Schlüſſel noch. Blanca öffnete ihn. Da lag die Feder in dem aufgeſchlagenen Rechnungsbuche, in das die pünktliche Frau die letzte Ausgabe eingetragen; ein langer Gedankenſtrich ſtand vor der unausgeworfenen Summe, das Facit fehlte — der Tod hatte es unverſehends zu dem Gewinn der Seligkeit gezogen. Die Tinte war tief eingetrocknet, und der Thurm von Babylon, ein Briefhalter von ſteinartiger Maſſe, hatte längſt nicht mehr die Ergüſſe des ſanfteſten Herzens, die Sprache der Liebe, die ewige! unter ſeinen ſchwarzen Druck genommen. In allen Fächern fand Blanca Beweiſe für die Ordnungsliebe, für den gebildeten Geiſt und den ſinnigen Geſchmack ihrer edlen Mutter. Unter ſchriftlichen Aufſätzen und geſammelten Gedichten fiel ein kleiner Zettel, ſchief, wie zur Probe beſchrieben, in ihre Hände. Darauf ſtanden die Worte: An meine Blanca. Wenn Du auf meinem Hügel einſt der Liebe ſtille Thränen weinſt, mein Bild noch ſterbend in Dir wohnt, wie herrlich bin ich dann belohnt!«

Es däuchte Blanca, als ob in dieſen rührenden Zeilen die Mutter von Jenſeits herüber zu ihr redete; ergriffen drückte ſie das Blättchen an ihren heißen Mund, an die überfließenden Augen, und das theure, erblaßte Bild tief in ihre Seele. Auch Tante Cornelia, ihre zweite Mutter, nahm ihr Recht an dieſer dankbaren Wehmuth. Die Geiſter ihrer Lieben umſchwebten ſie, Blanca empfand den trauten Troſt ihrer Nähe, und einſam zwar, fühlte ſie ſich doch nicht mehr verlaſſen.

Wie Blanca nun ruhiger geworden war, um auf ihre Umgebungen merken zu können, gewannen ihr dieſe wenig Beifall ab; aber ſie verzichtete, das wüſte Chaos dieſer Verhältniſſe jemals zu überſehen. So ſchaffte ſie ſich denn ihre eigne ſtille Welt.

Frau Mevius, eine runde, rüſtige Perſon, mittleren Schlages in Bezug auf Alter und dienſtlichen Stand, beſorgte das Hausweſen. Der Herr von der Pforte begünſtigte die Wirthſchafterin zu faſt unbedingter Vollmacht und zum Schaden ſeines ſittlichen Rufes. Blanca, obgleich liebreich gegen Jedermann, war doch erzogen, Dienſtleute des Hauſes, worin ſie lebte, *unter* ihrer Beachtung zu ſehen, ſo weit dieſe irgend einen gemeinſchaftlichen Verkehr betraf, der bloß *perſönlich* geweſen wäre. Nur Mary, durch Jugend, treue Ergebenheit und beſſere Bildung ihrer Gebieterin näher geſtellt, machte hiervon eine Ausnahme.

Gewohnt an ein ſchmeichelndes Bewerben um ihre vielgeltende Gunſt, empfand Frau Mevius in ihrer Gemeinheit es übel, ſich von dem Fräulein gänzlich überſehen zu wiſſen, und Blanca's offener Blick voll flammender Hoheit war ihr ein Dorn im Auge, ein Stich in das Gewiſſen. Die ſchnippiſche Zofe konnte ſie nun erſt gar nicht leiden; denn Mary wußte nichts Ergötzlicheres, als der dicken Petronelle irgend einen kleinen Tort anzuthun, und dieſes furchtloſe Talent rächte manche an der Dienerſchaft verübte Unbill, weßhalb die liſtige Mary bald in gleichem Grade beliebt ward, in dem ſich Frau Mevius verhaßt gemacht hatte.

Nach dem Verlaufe einiger Tage kam Blanca's Vater in die Zimmer ſeiner Tochter, um zu ſehen, wie ſie ſich eingerichtet hätte.

„Du biſt nun wieder heimiſch hier, mein Kind!“ ſagte er mit guter Art, die doch als der Vortrag einer böſen Sache empfunden wird, „deßhalb ſollſt du auch nicht fremd bleiben in dem, was mich und dich zunächſt angeht. Ich möchte nicht, daß du dich über unſere Lage täuſchteſt. — Ärger und Gram frißt an dem Marke meines Lebens, eine Laſt von Sorgen, der ich faſt erlegen bin, beſchwert mir die Seele. Zwar habe ich mein Schickſal ſtets als ein verfehltes angeſehen; aber nie deutlicher erkannt, wie eben jetzt, daß der Herr des kleinſten Hüttchens beſſer daran ſei, als der Verweſer des größten Beſitzthums im Lande. Ich habe während des Krieges dieſe General-Adminiſtration zu allen Teufeln gewünſcht, und die ganze Hölle ſchien los zu ſein, dieſen verzweifelten Wunſch zu erfüllen. Die meiſten dieſer Güter ſind zu Grunde gerichtet, feindliche wie freundliche Truppen haben fürchterlich darauf gewirthſchaftet, und ich ſehe es kommen, daß man mich meines Poſtens heute oder morgen entſetze, und der Caution, die den Hauptbetrag meines Vermögens ausmacht, für verluſtig erkläre, weil ich nicht allgegenwärtig ſein, oder der Uebermacht wehren konnte. Eine ſchwierige Verantwortung ſtehet mir gewiß bevor. — Vielen Schaden, der mir nur irgend zum Vorwurfe gereichen könnte, habe ich bereits aus eigenen Mitteln gedeckt, und was ich mir erworben, iſt nicht von Belang. Hektor wird entweder ſtudiren müſſen, oder ſich im Militair zu pouſſiren ſuchen. — Dein Glück, armes Kind! kann nur durch eine anſtändige Partie gefördert werden, und daß du dieſes nicht verſäumen mögeſt, wollte ich dir hiemit ans Herz gelegt haben.“

Hohe Röthe hatte bei dieſen letzteren Worten ihres Vaters Blanca's Geſicht übergoſſen; die Jungfrau fühlte ſich verletzt, und mit gekränkter Stimme antwortete ſie: „Mein Glück ruhet in Gottes Hand, und er verſäumt gewiß mein Beſtes nicht!“

„Das iſt recht ſchön, recht gut geſagt, Blanca!“ entgegnete der Herr von der Pforte, „aber es liegt auch viel in unſerer eigenen Gewalt, und wir müſſen uns ein wenig zu Hülfe kommen. Dieſe Gegend iſt arm an jungen Cavalieren, und die noch waren, haben ſich im heiligen Bunde der blanken Schwertbraut angetraut. Die Gelegenheiten zu öffentlichen Geſellſchaften, wo ein Fräulein aus edler Familie ſich zeigen und bekannt werden könnte, mangeln auch. Bälle und Luſtbarkeiten der nächſten Stadt habe ich ſelten beſucht, auch wäre dies höchſtens eine Reſſource für den Winter; Dich aber während der Saiſon in die Bäder zu führen, daß ein vornehmer Freier Dich dort kennen lernte, dazu fehlt Dir die Mutter, und mir die Zeit. So fürchte ich denn, Du könnteſt einſam verblühen.“

Blanca's Herz, eine ſchüchterne Mimoſe, von dieſer Rede hart berührt, zog ſich ſchmerzlich zuſammen. Sie ſprach: „Wie manches Blümlein duftet und welkt nur zu ſeines Schöpfers Ehre! Ich überlaſſe mich ihm. Der Mann, mein Vater, muß das Weib ſuchen, nicht das Weib den Mann. Meine Mutter, deren Blut in meinen Adern fließt, würde ihr Kind wohl eher den Blicken der Wüſtlinge entzogen, als es ihnen ausgeſetzt haben. Die Spielſucht ſoll eine unheilbare Krankheit ſein, und nur dieſe führt die Mehrzahl der Herren in den Strudel der Bäder. Ich aber will das Intereſſe meines künftigen Gemahls nicht mit den Damen der Karte theilen. — Bin ich etwas werth und zu dem Berufe der Ehe beſtimmt, ſo wird mein Finder ſich ſchon ohne mein Zuthun für mich finden.“

„Du pochſt auf Deine Schönheit, Blanca!“ verſetzte der Vater faſt höhniſch, „aber poche nicht zu ſehr! Denn Deine Caſſette — und nur dieſe enthält die Summe der Reize, welche die meiſten Bewerber anlocken — klingt hohl! — Du biſt arm, Blanca! Selbſt dieſes Gold (er deutete auf ihre blonden Locken) iſt nicht echt, und wird einſt zu Silber.“

Von ihrem Gefühle überwältiget, brach Blanca in ein heftiges Weinen aus. „O mein Vater!“ ſagte ſie mit ſchamhaftem Schmerze, „womit habe ich doch dieſe Herabwürdigung ſchon ſo bald um Dich verdient? daß ich gleich einer feilgebotenen Waare ausgeſtellt würde und ſelbſt der verdorbenſte Mann mich verachten dürfte? Das ſei ferne! Eben ſo wenig wäre ich eingebildet, mich ſchön zu dünken. Ich fuße nur auf das Recht der Natur und halte mich an meine Weiblichkeit, wenn ſie auch an Deinen Grundſätzen, mein Vater, keine Stütze hat. Gehöre ich auch dem ſchwachen Geſchlecht an, ſo fühle ich mich doch ſtark genug, eine Verſorgung, wie glänzend ſie auch wäre, zu verſchmähen, die nur den kleinſten Schatten auf die Reinheit meines Bewußtſeins würfe.“ Blanca's Wangen glühten, während ſie dies ſagte. Sie dachte an die Thränen ihrer Mutter, und die ihrigen fielen ſchwer in das Gewicht der Schale, worin ein Engel die Beleidigungen der Unſchuld wägt.

Ihr Vater ſtand betroffen vor der jungfräulichen Würde ſeiner Tochter; vielleicht fühlte er ſein Unrecht. Er zog die finſtern Brauen zuſammen, kniff die Unterlippe und ſprach: „Sei doch nur ruhig! wir reden ja nur ſo. Der väterlichſte Wunſch ließ mich ganz offen über dieſen Gegenſtand ſein. Du biſt blutjung, und meine Erfahrung muß dich vertreten, deßhalb ſollteſt du einen klugen Rath mit Dank annehmen. Aber ſo ſeid ihr Weiber! Das giebt nichts auf die bloße Vernunft, und die Eitelkeit, mit tugendhaften Phraſen aufgeſtutzt, führt immer das große Wort. Wir kennen das! — Ein unbemitteltes Mädchen muß heirathen und keine Pretiöſe ſein; dazu haſt Du Anlage, mein Püppchen, und das kommt von der Tante Stiftsdame her. Die prüde Strenge der guten Cornelia ſchmeckte noch nach der alten Schule; doch die Zeiten der Tafelrunde ſind vorüber, Kind, und die heirathsfähigen Männer für ein Mädchen Deines Standes — rar.“

Blanca lächelte; die Ruhe und das Recht der Anmuth lag in dieſem Lächeln. Mich dünkt,“ ſagte ſie, „meine Mutter hatte ja auch kein Vermögen!“

Der Herr von der Pforte nickte verlegen und ſprach: „Ich nahm ſie aus Liebe, aus Leidenſchaft — und obgleich Deine Mutter eine ſo gute Frau war, daß Du ſchwerlich eine beſſere werden möchteſt, ſo bekenne ich doch, ich war ein

Thor, daß ich meinem Herzen die erſte Wahlſtimme zugeſtand. Die Jünglinge heut zu Tage ſind weiſer.“

„Nun denn,“ entgegnete Blanca, „ſo bliebe mir im letzten Falle noch immer das Stift. Der König ſelbſt hat mir eine Stelle darin verſichert.“

Der Herr von der Pforte fuhr auf. „Damit komme mir nicht!“ ſagte er heftig abweiſend, „ich habe einen hölliſchen Reſpect vor alten Jungfern, ſie mögen nun als Nonnen den Schleier, als Stiftsdamen das Kreuz, als Gouvernanten die pädagogiſche Naſe hoch, oder als Kammerjungfern Liebesbriefe tragen; es iſt all' eins. Doch um Dich wäre es ſchade, Blanca. Ich meine es ja gut mit Dir, meine Tochter! Du kommſt mir blöde vor, das ſieht wie Stolz aus, und rührt von Deiner Erziehung her; aber ein ſchönes, ſtilles Bild wird nur dann verehrt, wenn es Wunder wirkt und Gnaden austheilt.“

Die letzteren Verſicherungen reichten hin, die gutmüthige Blanca zu verſöhnen. Sie trat ihrem Vater näher, ergriff ſeine Hand und ſprach: „Vater, lieber Vater! gönne mir das Stillleben in meiner eignen Weiſe, ich tauge nicht für den Lärm der Welt. Was ſollte ich, zum Beiſpiel, auf einem Balle? Ich kann nicht tanzen, ein Schwindel befällt mich im Nu. Aber die große Géne des Lebens, das freundliche Handreichen der Gefälligkeit, achtſam zu merken auf die Tour der Pflicht und nie zu ermüden in der Geduld, dies wurde ich verſtehen, darin bin ich geübt, und es mag noch Männer geben, die ein ſolches Können auch zu ſchätzen wiſſen. Nimm dies nicht für Rühmen, mein Vater! Es iſt nur Selbſtvertheidigung. In die Bäder reiſen, meinteſt Du ferner, daß irgend eine eiſenhaltige Quelle den vermittelnden Stoff gäbe zur Kette an einen ſiechen Bräutigam? Gott behüte mich! Ich bin geſund, und nur die Kranken ſteigen mit Segen in den Bethesda.“ Bei dieſem Ausrufe erhob Blanca unwillkürlich ihre gediegenen Arme, die in roſiger Weiße der jugendlichen Friſche leuchteten. Herr von der Pforte warf einen Blick auf die ſchönen Formen, auf die plaſtiſche Geſtalt ſeiner Tochter, und ſchnell auftauchende Gedanken machten ihm anſchaulich, ſie wäre nur für das Element der Liebe geboren.

Dieſe Unterredung war die erſte und letzte der Art, welche zwiſchen Blanca und ihrem Vater jemals vorfiel. Der Herr von der Pforte ließ ſeine Tochter gewähren und kümmerte ſich wenig um ſie; Hektor nur, des Vaters Herzblatt und ſehr geliebt von ſeiner Schweſter, war das verknüpfende Glied dieſer kleinen Familie.

Die glücklichſte Natur des Knaben half ſeiner verſäumten Erziehung nach, wie dieſe unſterbliche Mutter überhaupt viel für ihn gethan. Seine körperlichen Anlagen waren geübt worden, doch das Herz hatte ſeine weiche Kindlichkeit behalten, und nur der ſich ſelbſt entwickelnde Verſtand förderte die Fortſchritte ſeines Geiſtes und war gleichſam ſein eigner Lehrer. In den nöthigſten Kenntniſſen hatte ihn der Capellan des Ortes unterrichtet; allein da dieſe Stelle ſehr wechſelhaft war, indem der Probſt von Gallenburg die Wahl dieſes Haus- und Amtsgenoſſen oftmals veränderte, ſo war das Wiſſen des kleinen Schülers vom Schloſſe auch eitel Stückwerk geblieben. Der jetzige Capellan, obwohl noch ſehr jung, dennoch ein ganzer Mann und guter Kopf! ſchien beſſeres Glück um den wunderlichen Pfarrherrn, als ſeine vielen Vorgänger zu haben. Er hielt länger aus und nahm ſich Hektors mit Liebe an.

An einem Sommerabende, wo anhaltender Regen den

Garten trübe verſchleierte, und der Herr von der Pforte, erſchöpft von einem naſſen Ritte, ſich der behaglichen Ruhe des Sophas im trocknen Zimmer überließ, führte Hektor traulich und treuherzig das Geſpräch. Blanca war auch zugegen. Ihren Vater zu unterhalten, koſtete ihr ſtets eine große Anſtrengung, was allemal der ſicherſte Beweis von dem Mangel an Vertrauen iſt — und ſie hatte ſich ſeit einer guten Weile in dieſem Beſtreben abgemüdet, als ihr Bruder mit harmloſer Leichtigkeit dieſe zerſtreuende Pflicht übernahm.

„Wie das gießt und rauſcht!“ ſagte er nach draußen deutend, „es wird wohl wieder ein Landregen werden wie damals, als die Schlacht an der Katzbach losging. Weißt Du noch, Vater? Ein halbes Regiment hielt vor dem Hofraum und ſtand wie unter der Traufe. Es erbarmte die Frau Mevius ſogar, und die iſt doch ſonſt nicht gar ſo zärtlich,“ (der Vater liebäugelte zu dieſer Bemerkung mit ſchlauer Miene) „daß die Soldaten weder wanken, noch weichen durften, obgleich das Waſſer von ihren Mänteln und Pferden wie in Rinnen abfloß, und ſie ließ eine große Griesſuppe im Waſchkeſſel für ſie kochen. Hu! das war ein Feuer, wie in der Hölle! Aber ſo hätte es auch nur bei der Sündfluth geregnet, meinten Viele. Da habe ich auch, Blanca hörſt Du? den Feldmarſchall Gneiſenau geſehen; der Capellan hat mir ihn gezeigt und geſagt, welch ein großer Mann er ſei. Er ſieht prächtig aus und blickt ſtolz, und die große Schmarre über den Backen läßt ihm ſchön. Ich hätte ihm gerne die Hand geküßt! aber der Capellan gab es nicht zu, und ſagte: Der Feldherr hätte nicht Zeit, ſich mit Kindereien abzugeben.“

„Das war hart vom Capellan,“ antwortete Blanca mit

Blicken ſanfter Theilnahme ihrem Bruder, „Graf Gneiſenau iſt ſelbſt Vater, und wie ich von Jemand weiß, der ihn perſönlich kennt, ein ſehr liebevoller. Er würde Deinem Handkuß gewiß nicht gewehrt haben; denn der Löwe geſtattet dem Hündlein gerne, daß es mit naiver Keckheit um ihn ſpiele.“

„Ach, Blanca!“ fuhr der Knabe fort, von dem billigenden Antheil erregt, den die Schweſter ſeiner Erzählung ſchenkte, und zu ihr gewendet, „im Kriege hätteſt Du hier ſein ſollen; da ging es drunter und drüber! Da gab es zu ſehen! Nicht wahr, Vater? Aber gut war ich den alten treuen Ruſſen doch! Wenn ſie ſangen, klang es ſo tief und traurig, und mir ward im Herzen wehe dabei. Der General, welcher bei uns war, mußte ein frommer Mann ſein; er trug ein kleines Heiligenbild am Halſe unter Sternen und Bändern.“

„Kleiner Dummhut!“ lachte Herr von der Pforte, das iſt der Sanct Annen-Orden geweſen.“

Hektor ward blutroth, er ſchämte ſich ſtill ſeines Irrthums. Blanca lächelte ihren Bruder an und ſprach: „So fürchteteſt Du Dich alſo nicht vor den Ruſſen?“

„Nein, nicht ein Bischen!“ antwortete der Knabe kindlich dreiſt, „der General gab mir alle Abend von ſeinem Punſch zu trinken, der ſah aus wie braunes Bier, und ſchon ein kleines Schlückchen machte mich taumeln. Und ſein Koch, der hatte mich lieb! — Er ſprach gebrochen deutſch, und einſt ſagte er mir, er hätte daheim einen alten Vater, dem er wohl auch etwas mitbringen möchte aus dem Feldzuge, nur wiſſe er nicht was? — Ich rieth: Nimm ihm eine Pfeife mit, Koch! Denn ich dachte, in Rußland wüßten ſie auch etwas vom Tabacksrauchen. Der Koch aber ſchüttelte den Kopf und gab mir zur Antwort: Ach, kleiner Jungherr! mein Vater pfeift nicht. — Da lachte ich unmäßig; doch der Koch nahm es mir nicht übel."

„Ja," ſagte der Herr von der Pforte, „der Deutſche lacht über einen fremden Mißgriff im Ausdrucke ſeiner ſchweren Sprache; aber das thut kein Ausländer. Muſterhaft iſt darin der Franzoſe. Wie ſubtil iſt ſein Idiom! Und dennoch geht er gefällig darauf ein, es einer groben Zunge in ſeinen feinſten Modificationen geläufig zu machen."

Dieſe Lobrede, wie wahr auch immerhin, leitete Hektor nur auf andere Betrachtungen. „Und die franzöſiſche Trommel," begann der Knabe wieder, mit ſeinem Andenken bei dieſem gröberen Organ der weiland großen Nation verweilend —, „die höre ich noch vor meinen Ohren."

Blanca ſchauderte in ſich zuſammen. Sie wollte ihren Bruder nicht tiefer in den Text dieſer Erinnerung kommen laſſen, und fragte daher ſchnell: „So gedenkſt du wohl einmal Soldat zu werden, mein lieber Hektor?"

„Das weiß ich noch nicht gewiß," antwortete er, „entweder Soldat oder Prieſter! Ich ſchwanke noch zwiſchen beiden."

Blanca ſah ihren Bruder mit großen Augen an, verwundert ob der ſeltſamen Alternative. Sie äußerte ihr Befremden, indem ſie ſagte: „Doch iſt der geiſtliche Hirtenſtab ſehr verſchieden von der Waffe des Kriegers, und Militair und Prieſterthum leiden wenig Vergleichungspuncte. Die Pflicht des Geiſtlichen iſt Ruhe, ſeine Werke ſind Segen — den Krieger führt der Beruf in das Getümmel des Kampfes, und ſein Ruhm iſt der Tod, den er giebt und empfängt." Blanca ſeufzte tief; das Auge ihrer Seele ſah die Wunden der Gefallenen bluten.

Der Knabe ſtutzte einen Moment, dann entgegnete er: „Ein Geiſtlicher zu ſein, das kommt mir ſehr erhaben vor, und ich habe es mir wohl tauſendmal gewünſcht. Wenn er während des Hochamts an heiliger Stelle ſteht, in dem weißen, faltigen Gewand, wie ein Hoherprieſter, hier und da mit Purpur verbrämt, und die Sonne zu den langen Fenſtern herein in dem ſilbernen Gewirk der prächtigen Stola flimmert, die goldnen Engelsköpfe rings um den Altar wiederſtrahlen, er ſich dann zur Gemeinde wendet und durch den aufwallenden Weihrauch das Edelgeſtein des Tabernakels blitzt und funkelt — und alles knieet und ſchlägt die Brüſte, ſich fromm bekreuzend vor dem Chriſte.“ — Dieſe letzteren Worte ſagte Hektor leiſe, und in naher Hinneigung zu Blanca, als wären ſie ein geheimer Artikel, den nur die Schweſter und er wüßte.

Blanca ſtreichelte liebreich ſeine rothen Wangen; ſchon glaubte ſie, daß ihr Bruder den in ſich verſpürten Beruf zum geiſtlichen Stande nur mit dem Geſchmack an ſeiner Lieblings-Dichtung verwechſelt hätte, als der weitere Verfolg ſeiner Rede ſie von ſeinen geheimſten Motiven dazu überzeugte.

„Doch was Großes möchte ich alsdann werden!“ fuhr Hektor nach einer Pauſe fort und richtete ſich ſtolz auf, ich hätte dazu meine beſonderen Gründe; etwa ein Biſchof oder Cardinal — oder — Vater, ſage einmal; wenn ich ſehr gelehrt würde und das Glück wäre mir günſtig — könnte ich dann — ich meine nur ſo — wohl jemals Papſt werden?“

„Ich zweifle!“ antwortete der Vater in träger Ironie und lächelte, „der päpſtliche Stuhl iſt nicht für Deinesgleichen, Kind! Auch wird er nicht auf der Leiter der Gelehrſamkeit erſtiegen. Es gefällt mir jedoch, der Sinn ſteht Dir nicht niedrig; aber Deine Anlage zum theologiſchen Studium iſt nicht gerade überflügelnd. So ſchlage Dir nur die Tiara aus dem Sinne und eben ſo die Biſchofsmütze und den Purpur der Eminenz; doch wünſchte ich wohl, mein Sohn, Deine Gründe zu wiſſen, warum Dich nach den höchſten Würden der Geiſtlichkeit gelüſtet?“

„Dann höbe ich gleich das Cölibat auf!“ verſicherte der Knabe in drolliger Unſchuld, und indem er die kleinen Hände wie bittend zuſammenfaltete, ſetzte er mit bedauernder Stimme hinzu, „um meines guten Capellans willen! Der möchte gerne heirathen, wenn er eine Pfarre bekommt.“

Der Herr von der Pforte lachte, daß er ſich den Leib hielt; ſelbſt Blanca lächelte ein wenig. „Und das hat er Dir vertraut, Kind?“ fragte der Vater, und blinzelte wohlgefällig mit wäſſrigen Augen den kleinen Reformator der katholiſchen Kirchengeſetze an.

„Wir ſind gute Freunde!“ erwiederte Hektor ernſthaft, „und als neulich Jungfer Lotwine den Capellan ſchnöde anließ, weil er ein wenig Tinte, es war wirklich nicht viel! auf die Diele vergoſſen, da preßte ihn der Unmuth jenen Wunſch und viele bittere Klagen aus. Wir erleben es nicht, ſagte er nämlich, daß die Geiſtlichen heirathen dürften —, und noch manchem wackern Manne wird das Leben von einer belfernden Haushälterin verleidet werden; aber einſt kommt eine beſſere Zeit. Es ging mir ordentlich nahe! — Und die alten Pröbſte,“ fuhr der Knabe immer in dem Traume der geiſtlichen Größe befangen, fort, „die ſetzte ich auf Penſion; da könnten ſie kuriren zum Zeitvertreibe.“

„Die Pröbſte kuriren? Wie meint er das, Vater?“ fragte Blanca, und wendete ſich an ihn.

„Unſer Probſt Baldus iſt ein Augenarzt, und als ſolcher berühmt,“ verſetzte der Vater, „doch heilt er nur durch Sympathie.“

Hektor ließ ſich nicht ſtören von dieſer kleinen Zwiſchenrede. Er ſprach weiter: „Und die Strenge der Vorſchriften würde ich auch mildern. So dürften die, welche einen ſchwachen Magen hätten, Sonntags vor dem Meßopfer eine Kleinigkeit genießen, etwa einen Zwieback zum Kaffee oder dergleichen. Mein armer Capellan wird jedesmal krank, wenn er ſechs bis ſieben Stunden nüchtern bleiben muß, und die Faſten machen ihn ganz ſchwach und matt.

Dieſe Vorſtellung, Hektors gutem Appetite unangenehm, richtete ſeine Gedanken plötzlich anders. „Doch Soldat,“ ſagte er, „würde ich noch lieber. Dann heißt es: Krieg iſt die Loſung! Der Feind rückt heran, es geht in die Schlacht. Zum Abſchiede ſchüttelte ich allen die Hände, und wer mich beleidigt hätte, dem verzieh, den küßte ich auch. Der Tambour wirbelt, der Horniſt bläſt, wir ziehen in den heißen Pulverdampf hinein und fechten mit Hurrah nach Herzensluſt. Brav würde ich ſein, darauf könnteſt Du Dich verlaſſen, Vater! Pardon gäbe ich auch und ließe keinen Gefangenen binden. Das iſt allzu ſchrecklich! Würde ich nun von einer Kugel getroffen und ſänke hin, dann begrüben ſie mich mit militairiſchen Ehren. Das Porteépée, der Federhut läge auf dem Sarge, mein Pferd würde nachgeführt. Das hängt den Kopf und ſchleppt ſchwermüthig den Schritt unter der ſchwarzen Decke, als hätte es Verſtand und wüßte, wie ein Leidtragender gehen müſſe. Ich habe es einmal mit angeſehen. Am Grabe wird Halt gemacht. Richt euch! Gebt Acht! Feuer!“ Hektor trat in die Stellung eines Schießenden: „Piff! Paff! Puff!“ —

Oreſt, der weiße Pudel, erhob ein winſelndes Geheul.

Blanca, vor deren Seele düſtere Bilder ſchwebten, ſagte bewegt: „Sterben iſt kein Kinderſpiel! Der Tod iſt ernſt, und ich mag es nicht gern, daß Du mit ſeiner Vorſtellung Scherz treibeſt.“

Nur der Vater ſchwieg; die Trauerſchüſſe waren ihm durch das Herz gedrungen, an das er ſeinen Sohn zog. Lange ruhete Hektor feſt an des Vaters Bruſt gedrückt, und der treue Oreſt drängte ſich ſchmeichelnd zwiſchen die enge Gruppe. Der Herr von der Pforte hielt den Gedanken nicht aus, daß mit dem Knaben, der ſein Stolz und ſeine Freude war, ihm jemals das liebſte Glück entriſſen werden könnte; denn Blanca war und blieb ihrem Vater wenig nur.

Blanca ließ es jedoch ruhig geſchehen, daß ſie von ihrem Vater nicht liebender anerkannt würde. Sie ſelbſt fühlte ſich niemals zu ihm hingezogen, und ſo genügte ihr denn die mäßige Gewogenheit, womit ſie als einem kindlichen Pflichttheil abgefunden ward.

Es iſt der Vorzug des wahrtn Werthes, daß auch ſein gleichgültigſtes Erwägen unausbleiblich zu beſſerem Gewinn, zu höherer Schätzung führen muß. Deshalb werden auch wirklich edle Menſchen nichts von der ſchmerzlichen Haſt wiſſen, Beifall und Gunſt, ihnen verſagt, an ſich reißen zu wollen. Das Weſen der Tugend iſt Ruhe und inneres Genügen, unbekümmert um das Recht der Gebühr, die Ehre und Zufriedenheit äußerlich einzieht; und der Liebenswürdigkeit wird, früher oder ſpäter — Liebe nie entſtehen

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreiundvierzigster Band.

Die Schweſter. Zweiter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Schweſter.

Der Herbſt war nunmehr im Beginnen. Die Felder, größtentheils leer, hatten ihre Sommerfrüchte getragen; der ſchönſte Schmuck der Gärten war dahin, nur die bunte Aſter ſtrahlte noch im abgewelkten Kranze der Blumen. Die Tage waren drückend heiß; doch die Abende kühl und ſternenhell, und bereits merklich verlängert. Dann nahet die Zeit, die das Gemüth mit heimwehartigen Schauern der Sehnſucht durchdringt, dann regt es ſich wie Flügelſchlag in der Seele. Dies iſt der Zug des Geiſtes nach einer himmliſchen Zone, nach einer Sonne, die nie ſich wendet, nach einem Frühlinge, der ewig blüht. Wenn die Vergänglichkeit in tauſend Bildern zu uns ſpricht, dann erhebt dieſe eingeborene Empfindung ſich zum Bewußtſein; nur iſt ſie nirgend ein gleiches Gefühl. Des Menſchen Auge folgt dem geſelligen Schwarme der Vögel, die mit fröhlichem Gezwitſcher nach dem Süden ziehen, und ein Seufzer des Neides um dies glückliche Vorrecht hebt ſeine Bruſt. Er muß bleiben und aushalten im Froſte des Winters, und der Zeit harren, die wieder Roſen bringt. Ein anderer Blick wird von dem zarten Geſpinnſt der Fäden, die in den weiten Fluren herumflattern, an fliehende Freuden gemahnt, und das Herz täuſcht ſich, als ob die traute Enge winterlicher Kreiſe ſie feſter umſchloſſen hielte. Und wer mit Ahnung oder Erinnerung durch die herbſtliche Natur geht, der ſiehet ein ödes Schickſal, erſtorbenes Leben in ihr; das ſinkende Blatt fällt auf ſein Herz, er fühlt den nackten Dorn, der am blumenloſen Strauche ſtarrt. Da drängt eine unnennbare Wehmuth ihn, ſeine Lieben um ſich zu ſammeln; er könnte ihnen auch entriſſen werden, und die Stütze der Familienliebe wäre dahin, und ihr treuer Zuſammenhang fiele aus einander.

Auch Blanca ſehnte ſich tief und ſtill, doch wußte ſie nicht wonach. Die Jagd hatte begonnen, und der Herr von der Pforte lag fleißig dem edlen Waidwerk ob und war ſelten zu Hauſe.

Einſt fand er heimkehrend einen Brief vor, deſſen Handſchrift und Siegel ihm völlig unbekannt war. Er erbrach ihn, las, lächelte und las wieder. Blanca heftete den Blick auf des Vaters Züge, als wolle ſie in dieſen den Inhalt des fremden Schreibens leſen. „Sonderbar!“ ſagte endlich der Herr von der Pforte, wie zu ſich ſelbſt.

„Doch nichts Unangenehmes?“ fragte Blanca ein wenig neugierig, und ihr Herz klopfte der Antwort des Vaters entgegen.

„Nein!“ lautete dieſe, „vielleicht enthält der Brief ſogar Erfreuliches; vielleicht! ſage ich. Er iſt von einem gewiſſen Grafen Dovona, der an einem Augenübel leidet, woran berühmte Aerzte ſich ohne Erfolg verſucht haben. Nun iſt der Ruf von Wunderdingen, die unſer Probſt in Curen dieſer Art gethan, bis zu ihm gedrungen, und der Graf bittet mich, ihm aufrichtige Auskunft zu geben, was Wahres daran ſei, und wenn ich als Ortsherr, wie er mich nennt, der doch am beſten wiſſen könnte, in wie weit dies Gerücht glaubwürdig wäre, den Ruhm jener Leiſtungen beſtätigte, den Probſt um jeden belohnenden Preis doch zu vermögen — der Graf muß ein reicher Mann ſein —

daß er nach Sancta Gloria, ſeinem Gute in der Gegend von ******, komme. Das iſt nun eine Sache, ſo, ſo. Was weiß ich von der Procedur des Probſtes? Mich dünkt, er ſpricht am meiſten von ſeinen Thaten, und ich bin froh, wenn er über dieſen Stoff ſchweigt. Der Name des Propheten hat in der Ferne den lauteſten Schall. Es gehört ein ſtarker Glauben dazu, ſich dieſer geheimnißvollen Kunſt anzuvertrauen."

„Der Probſt hat aber doch Manchem ſchon geholfen, ſprechen auch hier die Leute," entgegnete Blanca.

„Das mag er wohl ſelbſt geſagt haben," äußerte ihr Vater, „ſein Poſaunengeſicht bläſt immer und ewig das eigene Lob aus, und zuletzt betäubt Gewohnheit auch die hartnäckigſten Zweifler."

Der Herr von der Pforte überblickte noch einmal den Brief, faltete ihn dann in einander und ſprach: „Wenn ich anders eine Wendung in dieſem Schreiben richtig deute, ſo iſt Graf Dobona noch ein junger Mann und — unverheirathet; der Probſt aber kann ſein Amt ſo lange nicht im Stiche laſſen. Am beſten wäre es daher, ich ſagte ihm nichts von der Aufforderung zu dieſer Reiſe; denn er iſt eigennützig, und würde ſich die Generoſität des Grafen wohl zu Nutze machen. Der Patient komme hierher! Ich werde ihm Logis im Schloſſe anbieten, in der Probſtei iſt kein ſchicklicher Aufenthalt für ihn, und ich müßte mich ja ſchämen. Zudem iſt die Jagd angegangen." — — Blanca's Vater warf einen langen, lächelnden, bedeutſamen Blick auf ſeine Tochter, die ſinnend zu Boden ſah; die Jagd ſeiner Gedanken ſtreifte über ihrem unſchuldigen Haupte hin.

Der Herr von der Pforte eilte, dieſe Angelegenheit mit dem Probſte zu beſprechen. Der Probſt nahm eine wichtige

Miene an; dieſe Ehre war ihm noch nicht geworden. Sechs Wochen dauere unabänderlich die Cur, war ſein dictatoriſcher Ausſpruch, und die Antwort auf jede Frage, die der Edelmann ihm hinſichtlich der Methode ſtellte, hüllte er in einen dunkeln Bombaſt ein. Bericht hiervon, und zwar ſo klar als möglich, wurde nun alſobald dem Grafen Dodona geſchrieben; zugleich ladete der Herr von der Pforte ihn auf die gaſtfreundlichſte Weiſe ein, die vorzunehmende Cur im Schloſſe zu Gallenburg abzuwarten, indem er ihm die Unzuläſſigkeit einer ſo langen Abweſenheit des Probſtes darthat, und mit triftigen Gründen zu erweiſen wußte, warum er lieber ganz und gar von dem Wunſche des Grafen, daß der geiſtliche Arzt nach Sancta Gloria kommen möchte, ſchweigen wolle.

Dieſe Einladung ward dankbar angenommen, und Graf Dodona binnen kurzer Zeit erwartet. Blanca erhielt von ihrem Vater den Auftrag, einige Zimmer für die Aufnahme des kränklichen Gaſtes einzurichten, und ſie that dies mit der Sorgfalt eines Gemüthes, das die zarte Pflicht, ſchonendes Wohlſein um einen Leidenden zu verbreiten, willig übernimmt und freudig übt. Sie dachte ſich unter dem Grafen einen Mann des Mitleids, mit blöden Augen, deren äußerer Anblick ſchon ihr weiches Herz ängſten würde. Sie zitterte, wenn ſein Uebel unheilbar wäre, ſie freuete ſich, wenn, o wenn! er geneſen zum Licht, dieſe Mauern wieder verlaſſen könnte.

Unter mancherlei Vorbereitungen war der Tag herangerückt, der den Grafen Dodona in Gallenburg einführen ſollte. Seine Ankunft konnte jedoch der großen Tour wegen erſt ſpät erfolgen, und Blanca, den Gaſt noch im weiten Felde wähnend, ging noch einmal in den Garten, der im

Abendſchein der herbſtlichen Beleuchtung, im dämmernden Dufte der Kühle, ihren warmen Sinn für den Reiz der Natur anzog. Sie gab ſich ſo ganz dem aufgehenden Gefühl dafür hin, daß ſie, kaum den Schritt vom Schloſſe ins Freie gewendet, nichts von dem Anrollen eines Wagens, von dem Geräuſch des Empfangs vernahm. Ihre Seele war abweſend, ſie merkte nicht, daß die Sonne zu Rüſte gegangen; daß ein friſcherer Hauch um die Gebüſche ſchauerte, daß die glänzende Luft leiſe zu dunkeln begann.

Da hörte Blanca den Ruf ihres Namens und lenkte den Fuß zurück, und als ſie raſchen Laufes aus dem Labyrinth der hinteren Gänge in den offenen Vorgrund trat, führte ihr Vater den Gaſt an ſeiner Seite der kommenden Tochter ſchon entgegen, und ſtellte ihn ihr vor. Eile und Ueberraſchung färbten das holde Geſicht mit einem Anfluge von Carmin. Sie verneigte ſich mit ſittſamer Anmuth, dann erhob ſie ſcheu den Blick, zögernd, die Gefahr ſeiner Augen zu ſehen. Aber ſie ſah nur den ſchönſten Mann. Eine hohe, edle Geſtalt, deren ſtolzer Bau, obgleich zur kräftigſten Freiheit gebildet, dennoch von Schwermuth belaſtet ſchien; eine kleine Beugung ſeines Nackens, und die matte Ruhe ſeiner Glieder und Geberden drückte dies ſprechend aus. Um die Stirn, wie zum Tiefſinn gewölbt, lief ein ſchmaler, grüner Schirm, der die Züge des Grafen beſchattete, und die Bläſſe ſeines Angeſichts wie eine optiſche Täuſchung erſcheinen ließ. Doch unter dem Schutze des ſeidenen Daches ſchaueten in der Bläue des ſüdlichen Himmels ein Paar makelloſe Augen hervor, und ihr trüber Strahl drang tief in Blanca's Seele. Sie athmete freudig auf; mit dieſen Augen konnte es ſo ſchlimm nicht ſtehen. Einige ſchickliche Worte wurden gewechſelt: die vornehme

Welt faßt ſich kurz mit Redensarten, und Weitſchweifigkeit der Complimente hängt nur dem Schlepprock der alten Mode an.

Der Ton des Grafen, der wie der Dämpfer eines Lautenzugs klang, den eine traurige Schickſalsweiſe dieſer ſonoren Stimme aufgeſetzt hätte, bewegte Blanca's Herz. Ein Anklang leiſer Erinnerungen rührte darin an ihr Gefühl.

Man ging unter Geſpräch in das Schloß; thauige Nebelſtreifen hüllten den Garten in feuchten Flor, doch die Tafel war bereits durch mildes Lampenlicht erleuchtet, und ausgeſuchte Speiſen dampften hier. Der Graf trank ein paar Tropfen Wein in Waſſer und aß äußerſt wenig. Er ſättigte ſich faſt nur an dem Genuſſe der Unterhaltung. Der Herr von der Pforte fühlte ſchicklich genug, um den Zuſtand ſeines Gaſtes, den zu heben er hierher gekommen war, nicht zu ihrem Gegenſtande zu machen, und keine voreilige Frage erinnerte den Grafen an ein Uebel, deſſen er ſich nur mit Schmerz bewußt werden konnte, und das, beſchirmt von feiner gaſtlicher Sitte, ein unberührtes Geheimniß der Hoffnung blieb.

In einer Aufregung des Gemüths, deren Triebfeder die ängſtliche Sorge war, der Graf könnte in dieſer Beziehung leichtlich verletzt werden, hielt Blanca die Fäden des Tiſchgeſprächs achtſam im Schwunge. Sie hütete nebenbei ihren Bruder, der den Grafen nicht aus den Augen ließ, und bewachte den kühnen Mund des Vaters, daß ihm kein ſchnelles Wort entſchlüpfe.

Blanca entzückte ihren Vater; noch niemals hatte ſeine Tochter ihm ſo wohl gefallen, als in dieſer beſcheidenen Redſeligkeit, die der Geiſtesſchwung des zarteſten Mitleids war.

Erſt ſpät dachte der Herr von der Pforte daran, daß ſein Gaſt der Ruhe bedürfen werde, und der Graf leiſtete dem Aufbruche nur Folge, um nicht läſtig zu ſein. Weder müde, noch ſchläfrig begab Blanca ſich nach ihren Zimmern. Hier erſt fühlte ſie die Aufregung ihres Weſens, die auch dann nicht nachlaſſen wollte, als keine Schraube geiſtiger Kraftanſtrengung mehr in Bewegung zu ſetzen war; ihre Stimmung blieb erhöht.

Mary ſäumte zu kommen, und ihrem Fräulein war die vergönnte Selbſtſammlung ſogar lieb. Aber der flüchtigere Pulsſchlag, der in Blanca's Fingern hüpfte, ließ dieſe in dem Aufſchürzen der Schleifen und Schnüre fehlgreifen, und ſie ſah ſich genöthiget, dem Zöſchen zu klingeln. Mary flog athemlos herbei, entſchuldigte bittend ihr Ausbleiben, und verſuchte ſich mit fliegenden Händen an dem Hinderniſſe der zuſammengezogenen Knoten.

»Ach, gnädiges Fräulein!« hob das Mädchen an, in einem bewundernden Seufzer aus voller Bruſt, »welch ein Mann iſt dieſer Graf Dodona! Das iſt ein prächtiger Wuchs! er könnte einen Halbgott vorſtellen. Ewig Schade, daß er ſchon vermählt war und an den Augen leidet; er wäre eine Partie für mein Fräulein!«

Blanca erröthete. Sie ſprach: »Was ſchwatzeſt Du doch! Der Graf wäre alſo verheirathet — —«

»Geweſen!« berichtete die Zofe. »Die Gräfin Dodona iſt geſtorben — nur Kinder, ein Paar Zwillingstöchter, wie die Engel ſchön, leben ihm. Ich habe es mit guter Manier herausgelockt. Es that mir unſäglich leid; denn nun war es mit meiner Idee vorbei, und ich ließ ab von dem Brautkranze, den ich ſchon bald fertig geflochten. — Ein Wittwer, daß wüßte ich wohl, der wäre niemals mein Gout! Lieber möchte ich ſelbſt einen Blinden heirathen.

„Mary!“ rief das Fräulein in verweiſendem Tone.

„Ja, gewiß und wahrhaftig!“ behauptete Mary. „Ein Blinder ſähe nichts; er dächte aber, ich wäre viel hübſcher, als ich wirklich bin, und ich könnte ihn leiten, wohin ich ihn haben wollte. Der Wittwer hingegen ſieht ſeine Ehehälfte doppelt; die eine in verklärtem Lichte, die andere im Schatten ihrer und ſeiner Fehler. Er verlangt, die zweite Gattin ſolle in die Fußſtapfen der erſten treten, und wenn auch nur die Spur eines harten Pantoffels darin wäre. Meine Mutter hat mir oft geſagt: Kind, heirathe lieber gar nicht, als einen Wittwer! Die ſelige Frau iſt der ſchlimmſte Spuk in einer zweiten Ehe und läßt der lebenden keine Leibesruhe. Sie geht in Küche und Keller um, rückt jeden Stuhl an ſeine alte Stelle, giebt Regeln für die Kinderzucht, miſcht ſich in Alles — und haſcht ſo der armen zweiten Frau das beſte Glück, die Wirthſchaft nach eignem Gefallen einrichten zu können, gleichſam vor dem Munde weg. Die Nachfolgerin muß ſich fürchten, daß ſie ein Stück anders anrühre, als es zuvor geſchehen, ſoll der Lärm nicht losgehen. Dafür müßte ich danken. Die Männer alle ſprechen ihre erſten Frauen ſelig und heilig, und rufen bei jeder Gelegenheit den Geiſt derſelben an zur Buße für verübte, rauhe Sünden; — darüber wird nun aber die zweite Frau bei Lebzeiten vor Aerger ſelbſt zum Schatten. Das habe ich mir gemerkt.“

Blanca ſchenkte Mary's Anſichten ein Lächeln. „Alſo Kinder hätte der Graf?“ fragte ſie mit lebhaftem Intereſſe. „Guter Gott, wenn ihm doch nur ſchon geholfen würde, die armen mutterloſen Kleinen werden ſeiner Aufſicht bedürfen.

Gewiß iſt der Tod ſeiner Gattin die Urſache ſeines Trübſinns, der ihm charakteriſtiſch zu ſein ſcheint, und wer weiß, ob nicht die Schärfe der Thränen — —“ Blanca ſtockte; dieſe Vorſtellung ätzte tief in ihr weiches Gefühl.

Als wolle Mary die Theilnahme ihrer Gebieterin über die häusliche Lage des Grafen beruhigen, erwiederte ſie hierauf: „Eine junge, verwittwete Dame, die Schweſter des Grafen, lebt bei ihm, und erzieht die Kinderchen, wie ihre eigenen.“

„Woher weißt Du dies alles?“ fragte Blanca wieder; „er ſelbſt ſchwieg über ſeine perſönlichen Verhältniſſe.“

Mary machte ein liſtiges Geſicht und verliebte Augen. „Von des Grafen Leibjäger, Wolfhelm heißt er,“ antwortete ſie. „Mit dem alten Kammerdiener, der zunächſt die Perſon ſeines Herrn bedient, iſt nichts zu machen. Er iſt ernſthaft und ſchweigſam, wie ein Staatsminiſter; unſichtbar hängt ihm die Goldwage vor dem Munde, worauf er jede Silbe abwägt. Ein treuer Diener ſeines Herrn mag er wohl ſein; denn er lauſcht auf jeden Wink, und ſeine Pflicht und Schuldigkeit geht ihm über alles. Der Jäger hat ordentlich Reſpect vor ihm. Der aber iſt ein Flanqueur! — Er weiß allerliebſte Schnurren zu erzählen, deutſch-franzöſiſche Lieder zu ſingen, wir ſind den ganzen Abend nicht aus dem Lachen gekommen; doch während des Eſſens, wo der alte Ernſt zugegen war, genirte er ſich. Die Frau Mevius hatte er gleich weg. Er machte ihr flott die Cour, und ſie nahm es für bare Münze. Wir denken dabei zu ſterben. So bat er ſie um einen Kuß — zum Willkommen, den ſie ihm auch richtig gab. Darauf wendete er ſich zu mir, ſtrich ſich mit der flachen Hand über das Kinn und ſagte heimlich: Das brünette Stutzbärtchen der Frau Petronelle ſticht ganz fin!“ —

Noch ergötzt von dieſer Erinnerung lachte Mary in ſich hinein.

„Nimm Dich in Acht,“ warnte die gütige Blanca, „daß der Stich dieſer leichtfertigen Zunge Dir nicht ſchmeichelnd das Herz verwunde; dann würde der Jäger lachen, Du aber, gute Mary, würdeſt *weinen*. — Erhalte Dir den frohen, heitern Muth, um den ich Dich ſo oft beneidet habe.

„O, mein beſtes, gnädiges Fräulein,“ ſagte das Mädchen beſchämt und küßte mit Inbrunſt Blanca's Hand, „könnte ich *Ihnen* doch jeden vergnügten Augenblick, der *mir* zu Theil würde, geben; mein Leben wollte ich für Sie laſſen!“ —

Blanca lächelte gerührt und ſprach: „Es hat etwas auf ſich mit dieſer Verſicherung, Mary! Denk an den Felſenmann! Er gab erſt einen Quell von Reuethränen, und dann den Grund zu den Pfeilern der Kirche. Schwäche iſt unſer Aller Loos! Deshalb wollen wir in einem andern Sinne ſagen: *Leben und leben laſſen*.“

Der Herr von der Pforte hatte den Probſt Baldus für den folgenden Mittag zur Tafel bitten laſſen. Er erſchien. Ein kleiner, wohlgenährter Mann, mit rundem Geſichte, hangendem Unterkinn und tiefliegenden Augen; der ſtark aufgeworfene Mund ſchien mehr in die Breite *gewöhnt*, als *geformt*; und ein lachender Zug in der Miene, der ihm blieb, auch wenn er ernſthaft redete, vollendete den Ausdruck von Lebensluſtigkeit, und gab ſeinem beleibten Ausſehen den Charakter eines Philoſophen aus der Schule des von Abdera.

Bei ſeinem Eintritte ſah Blanca den Grafen erbleichen; dieſer heftete einen langen, forſchenden Blick auf den Mann, der ſein Arzt werden ſollte, dann erglühete er unter dem grünen Schirme. Das Geſpräch ward von Seiten des

Probſtes mit einigen Späßchen eröffnet, die er zuerſt ſelbſt belachte, und die ſo ſehr Manier bei ihm geworden waren, daß ſogar Hektor, der, wie bereits bemerkt, den Probſt nicht leiden mochte, ſich zu ſeiner Schweſter drehete und ihr verächtlich zuflüſterte: „Das iſt der alte Witz, den kenne ich ſchon.“

Die Unterſuchung der leidenden Augen wurde auf den Vorſchlag des Herrn von der Pforte, der vielleicht fürchtete, ſie könnte dem Grafen den Appetit verderben — bis nach Tiſche verſchoben. Hier ſchien der Probſt an ſeinem Platze zu ſein; der Genuß des Gaumens, ſein Element — ſteigerte die Jovialität, in der er die Weihen der Enthaltſamkeit und einer Wiſſenſchaft verleugnete, die ihren Jünger ſelbſt zu einer ernſten und geheiligten Perſon machte. —

Doch nur an dem Wirth der Tafel, und auch an dieſem nur theilweiſe, fand der Probſt ſeinen Mann; Blanca's aufmerkende Stille, der ſchweigſame Ernſt des Grafen gaben den Ton der Unterhaltung nicht zurück, und der richtige Tact des Herrn von der Pforte ſtimmte ihn um, daß ſein Gaſt auch beredt würde. Er brachte das Geſpräch auf Sympathie und ihre Wirkungen.

„Fürwahr, ein großes Geheimniß!“ ſagte der Probſt mit ſolch hochwichtigem Bedacht, daß der Faun ſeiner Laune plötzlich davor verſtummte; er ſchien ſich als Prieſter dieſer verhüllten Göttin zu fühlen, da er fortfuhr: „Man könnte es den Magnetismus des Lebens, die Seele der Welt nennen, welche wunderbare Kraft, mannigfaltig zwar gedeutet, aber weder von Phyſiologen, noch Pſychologen ergründet. Wie hieß doch jener Weiſe — hm! der Name ſchwebt mir auf der Zunge, ich dürfte ihn nur ausſprechen — nun, er wird mir wohl nachher einfallen, der die Sympathie in dem unwiderſtehlichen Zuge kleiner Häkchen in der Haut des Gegenſtandes erklärte, worin die Neigung hangen bliebe. Hingegen ſetzte er das Gefühl der Antipathie in die abſtoßende Gewalt verhältnißmäßiger Spieße, welche nie eine herzliche Näherung zuließen.“

„Der Gedanke iſt nicht übel,“ ſprach lachend der Herr von der Pforte, „ich kenne ſolcher Spießbürger genug unter dem Monde — und das wunderliche Ding, was man Liebe nennt, hat ſeinen Haken, der manchmal auch das Seltſamſte feſthält.“

„Ja,“ ſagte der Graf mit erwachtem Antheil an dieſer Materie, „woher dies ſeelenverbindende Gefühl, durch nichts zuvor veranlaßt, das uns zuweilen bei dem erſten Anblicke einer Perſon ergreift, ſo daß wir meinen, ſie längſt gekannt, geliebt, geſucht zu haben, als ein Weſen unſerer Gattung? Woher rührt jener Ton der Stimme, der tiefe Saiten in uns anklingt? Der Nachhall einer unbewußten Vergangenheit, die Sprache eines früheren Daſeins? — Sie bleibt das Räthſel der Erinnerung, das ſich nur im Rath der Liebe löſet, uns immer noch hienieden ein dunkles Wort, bis wir einſt völligere Klarheit im Spiegel der Ewigkeit ſchauen.“

Blanca hing mit glänzenden Blicken am Munde des Redners, der Graf hatte ihre eigenſte Empfindung ausgeſprochen. Sie lauſchte, ob er Mehres noch ſagen würde.

„Was iſt's,“ fuhr der Graf, wie von ſich ſelbſt hingeriſſen, fort, und als hätte er einen beſonderen Fall in Gedanken, „das uns ſo ſtark und unauflöslich an dieſe oder jene Perſönlichkeit bindet, und in Verhängniſſen der erſtaunlichſten Art mit einem fremden Schickſal zuſammenkettet? Wir können nicht los und glauben, der Wille, der da frei macht, leihe hier der Pflicht die Bande — und es ſind die zarten Seile einer geheimnißvollen Natur, die uns gebunden halten.“

Der Probſt antwortete: „Wir müſſen daher überall in ihrem unerforſchlichen Reiche die ſpitzfindige Vernunft dem Glauben unterordnen. Es kann mich nichts mehr ärgern, als wenn die Leute ſagen: Das iſt mir unbegreiflich, lieber Gott! So frage ich ganz kalt: Was iſt denn nicht unbegreiflich? Die menſchliche Erkenntniß iſt einer geiſtigen Augenkrankheit zu vergleichen; wir tappen im Finſtern. Nur wenn der Glaube durch ſympathetiſche Mittel die Heilung in uns wirkt, dann geht das Licht auf, was in alle Wahrheit leitet!“ —

Dieſe Bemerkung, welche über dem Sinne ſtand, in dem ſie geſagt wurde, gewann dem Probſte eine beſſere Meinung, als die der Graf zuerſt von ihm gefaßt hatte; auch erreichte ſie einen nähern Zweck, indem ſie den Entſchluß leiſe in ihm anregte, ſich der vorzunehmenden Cur ohne weitere Prüfung des Verſtandes blindlings zu vertrauen. Aber der Probſt, um einen Proſelyten zu machen, begnügte ſich nicht mit dieſem allgemeinen Gleichniſſe, er unterſtützte es noch.

„Es giebt jedoch Menſchen,“ fuhr er fort, „und leider deren giebt es viele, die alles leugnen, was ſie nicht mit Händen betaſten, mit dem Begriffe, der doch nirgend zulangen will, faſſen können. Dieſe haben den ſchlimmſten ſchwarzen Staar, der ſchwatzt ſie in das Unglück hinein. Durch Stille würde Euch geholfen — ſagt der Apoſtel. Ich habe in meiner eigenen Praxis Beiſpiele erlebt, die über die wunderwirkende Kraft der Sympathie zum Verſtummen zwingen.“ Er erzählte hierauf eine Reihefolge außerordentlicher Erfahrungen.

Blanca horchte mit Andacht, der Graf blickte ſchweigend auf ſeinen Teller nieder, nur der Herr von der Pforte lächelte mit verhaltenem Spotte dieſer Thaten und konnte nicht umhin, den Redefluß des Geiſtlichen dann und wann durch einen ſarkaſtiſchen Einfall zu unterbrechen.

Mittlerweile war es für die Tiſchzeit ſpät geworden. Der General-Adminiſtrator benutzte die nächſte Pauſe zum Aufſtand; er verbeugte ſich gegen den Grafen und ſchob den Stuhl. Und der Probſt dachte, der Vorbereitung wäre nun genug; befriediget von dieſem Gedanken, ſatt der Speiſe und des Tranks, ſtand er auf. Man ging in ein anderes Zimmer, der Kaffee wurde gegeben.

Endlich, nachdem jede weitere Störung beſeitiget war, trat der Probſt dem Grafen näher, der ſich leidend verhielt, und bat ihn, den Schirm abzunehmen. Blanca wollte ſich entfernen; allein ihre Füße waren wie eingewurzelt — ſie konnte nicht von der Stelle. Eine flüchtige Bläſſe lief über das Angeſicht des Grafen, er ſeufzte beklommen auf, da er ſich des Schirms entledigte und nun den Probſt mit offenen, weiten Augen anſah. Kein Odem ſäuſelte im Zimmer, da der Probſt mit der Schärfe des Blickes in den Azur dieſer treuen, ſchönen Augen in die Pupille eindrang. Doch während dieſer Obſervation verzog der Probſt nicht eine Miene, und kein Laut ſeines beredten Mundes gab dem Grafen die kleinſte, vorzeitige Beruhigung. Blanca athmete kaum; peinliche Minuten gingen vorüber, und auch der Graf ſchien dies ungewiſſe Schweigen nicht länger ertragen zu können, ſo brach er es zuerſt, indem er ſagte: „Ich hatte nie Augenſchmerzen gekannt, oder irgend ein Hinderniß des

Sehens, mein Blick war vollkommen geſund, als eine heftige Gemüthsbewegung — —“ hier flog ein jähes Bleich über die Züge des Grafen, ſie veränderten ſich für einen Moment, und der Hauch eines Seufzers aus gepreßter Bruſt ging der fortgeſetzten Rede vorher —, „ein Schlag der Seele alle Kräfte meines Weſens lähmte und den edlen Sinn des Geſichts beſonders traf.“

Der Probſt nickte wiederholentlich, als gäbe dieſe Erklärung eine richtige Combination.

„Ich verſpürte alſobald,“ ſprach der Graf weiter, „eine eigene unangenehme Empfindung in den Augen, der Schein des Lichtes blendete mich, das feinſte Sonnenſtäubchen that mir wehe. Zuweilen ſtiegen kreisförmige Funken vor mir auf, als ob ein ganzes Planetenſyſtem in tanzender Bewegung wäre, und nicht ſelten konnte ich im Dunkeln beſſer ſehen, als am hellen Tage. Ich war innerlich leidend dabei, ohne das Wie? und Wo? angeben zu können, dann fand wieder ein Wechſel dieſer Erſcheinungen Statt; doch den Sinn des Geſichts fühlte ich beſtändig vor, und das iſt ja das Weſen jeder Krankheit. Die Aerzte meinten, die äußern Merkmale der meinigen wären nicht unterſcheidend genug und verordneten mir nach den verſchiedenſten Anſichten; doch das Uebel blieb ſich gleich, oder ward nur um ſo ſchlimmer, je mehr für ſeine Hebung geſchah. Ich gab es endlich auf, durch Salben und Latwerge hergeſtellt zu werden. Da hörte ich von Ihnen, Herr Probſt, der Verſuch dünkte mir nicht gefährlich — und ſo lege ich denn das Schickſal meiner Augen mit Zuverſicht in Ihre Hände. Sie aber würden einen Dankbaren ſehen, wenn es Ihnen gelänge, mir zu helfen!“

Der Probſt lächelte ſtolz, als verriethe das bedingte

Wort des Grafen einen Zweifel an ihm. „Das hoffe ich!“ ſagte er, ſo betont, als wenn er nichts Gewiſſeres wüßte, „dieſe periodiſche Amauroſe, in Folge eines apoplektiſchen Zuſtandes, iſt, ſoviel ich erachte, jeden Falls ſehr geeignet für meine Methode. Wir wollen denn in Gottes Namen an das Werk! Haben Sie die Güte Platz zu nehmen! Ein Tiſchchen und Schreibzeug würde ich vorerſt bedürfen.“

Das Verlangte wurde befohlen und gebracht, noch eine Scheere forderte der Probſt, womit er dreißig ſchmale Papierſtreifen ſchnitt, in der Form mediciniſcher Recepte. Dann legte er ſie der Quere nach vor ſich hin und ergriff die Feder. Der Herr von der Pforte wohnte dieſem Acte mit dem Intereſſe der Neugier bei, Blanca mit dem der geſpannteſten Theilnahme.

„Darf ich Sie um Ihren werthen Namen bitten, Herr Graf?“ fragte der Probſt und tauchte die Feder ein, „doch ganz vollſtändig, erſuche ich Sie.“

„Ich heiße Lazarus, Graf Dodona, genannt von Adley,“ antwortete der Graf.

„Lazarus?“ wiederholte der Probſt und ſchrieb noch nicht; „verzeihen Sie! es iſt nöthig, daß ich richtig verſtehe.“

„Ja!“ beſtätigte der Graf, „mein Geſchlecht, dunkeln Urſprungs, ſtammt von einer kleinen Begebenheit ab, die ſeinem Namen in der chriſtlichen Taufe eine heidniſche Bedeutung zugeſellte. Ich erzähle ſie Ihnen kurz. Zu den Zeiten der Urältermütter lebte eine junge Gräfin Adley in zwar glücklicher, aber kinderloſer Ehe, ſehr betrübt darüber, daß ihr die Vorſehung den Segen einer blühenden Nachkommenſchaft verſagte. Sie glaubte ihn durch Gebete erringen zu können und ſuchte zu dieſem Zwecke beſonders gern eine Waldcapelle heim, die dem Lazarus der heiligen Schrift, nicht dem armen Manne in der Erzählung Jeſu — ſondern dem auferweckten Freunde des Herrn geheiliget war. Das Kirchlein ſtand in der Mitte zweier großen Eichen, der Rieſen des Forſtes, manch liebes Jahr, und ehrwürdiges Dunkel beſchattete den kleinen Dom. Obwohl Proteſtantin, hatte die Gräfin dennoch ein ewiges Licht in der Capelle geſtiftet, und beſoldete von ihrem Nadelgelde in der Familie eines armen Meiers den Sacriſtan, daß er für den dürftigen Schmuck der kleinen Kirche und ihre Bewahrung beſtens beſorgt wäre. An einem trüben Frühlingstage, wo der Wind gewitterhaft ſauſete und Regenwolken am Himmel heraufzogen, weinte das Auge der Gräfin heißer als je, daß es nicht Freuden einer Mutter ſehen ſollte, und ihre Seele, von Schmerz beſtürmt, ſehnte ſich, die Klagen ihres Buſens vor Gott auszugießen. Sie achtete des Wetters nicht und eilte in den Wald. Dort warf ſie ſich mit inbrünſtigem Flehen vor dem Altare auf die Kniee und ihr frommer Geiſt verſenkte ſich in Andacht. Auf einmal dünkt es ihr, als höre ſie den Klang eines Glöckchens, das in der Nähe läutete. Sie horchte — aber betäubend brauſete der Wind durch die Ritzen des Gemäuers. Die Gräfin betete wieder und das Glöckchen tönte ſtärker noch. Sie erhob ſich aufs neue und ſchritt gegen die Thür zu. Sie ſchauete hinaus, ein Luftſtrom quoll ihr entgegen, große Tropfen rieſelten herab, es rauſchte in den Eichen, und vor der Majeſtät des Sturmes beugten ſich die Wipfel und ihre Zweige zitterten. Und im dichteſten Laubgehänge läutete es unaufhörlich wie ein Nothruf in hellen und leiſen Schwingungen des Schalls. Die Gräfin ſah empor und — Wunder! einer der Eichbäume trug ihres Gebetes Frucht. In eine grobe Matte gebunden, kaum zur Genüge bedeckt, hing ein ſchlafendes Kind in der Schwebe, und der Regen beträufelte es; die Glocke war nahe dabei befeſtiget, den Blick des Erbarmens hinauf zu lenken.“

„Von nun an ruhete das Kind, ein Knabe — unter beſſerem Schutze, und die Gnade Gottes war der Thau ſeines Wachsthums. Bei der Taufe ſeines nachherigen Adoptiv-Sohnes ſagte Graf Adley: Er ſoll Lazarus Dodona heißen! zum ſteten Andenken ſeiner Herkunft. Und möchte er an treuem Sinne eine deutſche Eiche, ein Orakel frommer Weisheit und der Liebe des Heilandes würdig werden! — Dies iſt die Geſchichte meines Namens und meines Geſchlechts.“

„Sic eunt fata hominum! ſagen wir Lateiner“ — ſprach der Probſt, indem er die getrocknete Feder abermals anfeuchtete. „In der That, noble Geſinnungen jenes gräflichen Paares von Adley! Solche Gottesfurcht iſt rar geworden auf Erden. Und wenn das Blatt jeder Eiche, die da grünt, zu einer metallnen Zunge würde, es wären doch nur Stimmen eines Predigers in der Wüſte. Der Menſchen Ohr iſt taub für die Erweckung frommer Pflicht, und ihre Liebe ein tönendes Erz, eine klingende Schelle.“

„Und iſt von dem eigentlichen Herkommen jenes Findlings, Ihres Ahns, nie etwas in nähere Erfahrungen gebracht worden?“ fragte der Herr von der Pforte.

„Nie!“ antwortete der Graf. „Seine Spuren verlieren ſich wahrſcheinlich im Schutte einer dürftigen Hütte, im Staube der Niedrigkeit.“

Blanca ſah den Grafen mit einem Blicke freundlicher Achtung an und fragte ihn: „So ſtarb die Gräfin Adley ohne leibliche Kinder?" Sie erröthete bei dieſer weiblichen Frage.

„Nach mehreren Jahren," erwiederte der Graf, „als ſie, ergeben in den Beſchluß der Vorſehung, mütterliches Hoffen nur auf das Haupt ihres Pflegeſohnes ſammelte, gebar ſie eine Tochter, die in der Wiege ſchon dem jungen Lazarus verlobt und in der Folge ihm auch wirklich vermählt ward."

„Nun, iſt Dir erſt wohl, mein Täubchen?" fragte Blanca's Vater heiter und faßte ſeine Tochter an das Roſenkinn. „Denn," fuhr er zu den Männern gewendet fort, „ein unerfüllter Wunſch, und hätte die Zeit ihn auch längſt verſchüttet, grämt dieſe weiche Seele fort und fort, die gern wollte, daß allen Menſchen geholfen würde, und die, ein williges Lamm! den Kummer der ganzen Welt trägt. Ich glaube, Hiobs Klagen, obgleich ſeit Jahrtauſenden verſtummt, ängſten ſie noch.

Purpur überzog des Fräuleins Wangen, der Graf ſah mit Innigkeit zu Blanca hinüber. Sie aber ſchämte ſich der heiligen Schwäche des Mitleids und des Lobes, was der Vater ihr in gutgemeintem Spotte gab, und Thränen ſchoſſen ihr in das geſenkte Auge.

„Nun, Freund Probſt," ſagte der Herr von der Pforte und klopfte den Geiſtlichen auf die runde Schulter, „um endlich wieder zu dieſem hieroglyphiſchen Geſchreibſel zu kommen, iſt denn der Namen hierbei ſo weſentlich?"

„Durchaus!" verſicherte der Probſt, „die kleinſte Täuſchung, ein zufälliger Irrthum nur, höbe ſogleich die Bedingniſſe der Heilung auf. Eine Cur mißlang mir jüngſt, weil das Dämchen ſich Antoinette genannt hatte, da es doch Antonie hieß."

Graf Dodona konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren;

der Herr von der Pforte zuckte die Achſeln und blickte in die Höhe. Dieſe Geberde war ſprechend, ſie drückte genau den Gedanken aus: Dir, o Himmel! ſei dieſer Unſinn geklagt. —

Zum Glück bemerkte der Probſt, vertieft in das Geheimniß der Papiere, die Zeichenſprache der Freigeiſterei des Edelmannes nicht; der Graf mußte ihm nun noch ſeinen Tauftag nennen und auf mehrere Fragen antworten; dann beſchrieb der Probſt alle dieſe Blätter mit fremdartigen Charakteren und Zahlen. Stille herrſchte während dieſer Beſchäftigung, die eine lange Weile dauerte, im Zimmer, kein Laut regte ſich. Die Sonne, ſchon tief ſtehend, webte Gold und Glanz an die Tapeten, und der Probſt ſchien ungeblendet wie mit Lichtſtrahlen zu ſchreiben. Jetzt war er fertig, ſtand auf, räuſperte ſich und ſprach: „Vielleicht dürfte ich mich unterſtehen, Ihnen, mein gnädiges Fräulein, die Sorge für dieſe Papiere zu übertragen? Sie wären am beſten auf einer ſteinernen Fläche verwahrt; gäbe es etwa ein Marmortiſchchen hier im Schloſſe, das zu dieſem Behufe gebraucht werden könnte? Doch müßte die Abendſonne darauf ſcheinen. Von dieſen Streifen, in folgender Ordnung gelegt — er zeigte, wie es geſchehen ſolle — nehmen Sie, Herr Graf, täglich einen hinweg, den Sie ſich in der Frühe des Morgens mit einem ſchwarzen Tuche oder Bande über den Augen befeſtigen laſſen, ſo daß der Blick nur ein wenig frei bleibt. Den folgenden Tag nehmen Sie einen neuen und übergeben den verbrauchten mit eigener Hand dem Feuer, und ſofort, bis der letzte zu Aſche geworden iſt. Dann wollen wir ſehen. Si Diis placet!“

Pünktlich befolgte Blanca den Auftrag des Probſtes. Sie legte die magiſchen Streifen in Reihe und Glied und die ſinkende Abendſonne ließ ihr herrliches Angeſicht wie ſegnend darauf leuchten; dann verſchloß ſie das Zimmer, daß Niemand hinzu könnte, und nahm den Schlüſſel zu ſich.

Am nächſten Morgen legte Blanca ſelbſt dem Grafen den erſten Verband um, wozu ſie arglos und hülfreich ſich erboten hatte. Elektriſche Funken ſchlugen aus der Berührung ihrer zarten Fingerſpitzen an ſein Gefühl, der Frühſchein glänzte an Blanca's holde Geſtalt, an ihr weißes Gewand, die Stirnbinde ward zu einem Nimbus und es däuchte dem Grafen, als ob ein Engel im Morgenſchimmer ihm erſchiene und zur Seite ſtände. Blanca bückte ſich, ihre Augen begegneten dicht unter der kleinen Bedachung den ſeinigen.

„Können Sie auch ein wenig ſehen? ſonſt lüfte ich die Bänder noch," fragte Blanca.

„Ich ſehe genug, ich ſehe Sie —! o Fräulein!" antwortete der Graf und drückte Blanca's Hand mit dankbarer Inbrunſt an ſeine heißen Lippen. Blanca empfand dieſen Handkuß tief im Herzen. Sie ging ſinnig umher, ſtill beängſtet, daß der Probſt das Wort der Hoffnung mit merklicher Zurückhaltung ſo ſparſam zugewogen. Sie erinnerte ſich ſeines Benehmens, während er die Augen des Grafen beſichtigte, und ihre Angſt ward immer größer. Jeder Blick auf die ſchöne, athletiſche Geſtalt bekümmerte ſie, wenn ſie dachte, daß der Blindheit trauriges Loos über ihn verhängt ſein könnte, und daß der Mann, den die Natur ſo königlich gebildet, ein Bettler fremder Hülfe und Leitung werden ſollte. Wie lange — denn der Graf war noch ſo jung — würde er fragen müſſen: Hüter! iſt die Nacht ſchon hin? — Schon jetzt dämmerte dieſer nächtliche Zuſtand um ihn, die Binde hinderte ſehr ſeinen Blick und die Friction des Papiers erregte ihm ſogar eine Art von wundem Schmerz; doch ertrug der Graf dieſe Unbequemlichkeit mit der Geduld und als einer, der an härtere Reibungen gewöhnt iſt.

Blanca wagte es, ihren Vater zu fragen, ob der Probſt ſich nicht gegen ihn über die Augenkrankheit des Grafen geäußert hätte. Sein Schweigen ſei ihr bedenklich vorgekommen.

Der Herr von der Pforte verneinte, daß er etwas wüßte. „Mich wunderte es auch,“ antwortete er ſeiner Tochter, „daß der Probſt ſo kurz mit dem Grafen war. Er iſt doch ſonſt in jedem Sinne ſo breit als lang. Man ſieht zwar auch nicht den kleinſten Makel an dieſen Augen; doch könnten ſie deshalb in ſo größerer Gefahr ſein.“ Und gleichgültig verließ ſie der Vater.

Aber Blanca blieb heimlich bange; ein ſcheues Heer ſchwarzer Möglichkeiten ſtieg auf in ihrer Seele. Sie hätte für ihr Leben gern den Probſt allein geſprochen, oder aus einem dritten Munde ſein Urtheil gehört. —

Einige benachbarte Edelleute, Jagdgenoſſen und Zechbrüder des Herrn von der Pforte, waren für dieſen Tag zur Tafel nach Gallenburg geladen. Ein köſtliches Gaſtmahl ſollte den Grafen ehren und auch vielleicht zu hohen Begriffen von den Mitteln veranlaſſen, welche dem Gaſtgeber zu Gebote ſtänden. Aber Graf Dodona, kein Freund ſchwelgeriſcher Freuden, ward bei dem ſpäten Gelage nur durch die Rückſicht feſtgehalten, die er auf den Wirth des Hauſes nahm; dagegen Blanca, als die einzige Dame am Tiſche, es für ſchicklich hielt, ſich zu entfernen, ſobald das Deſſert herumgereicht war.

Wie mit befreitem Athem trat ſie aus dem wüſten Lärm der Gäſte in die reinen Lüfte des Gartens. Blanca beſchloß einen Spaziergang; erhitzt vom langen Sitzen, vom Dampf der Speiſen, vom qualmenden Geſchrei und der jungfräulichen Wehr gegen den Angriff mancher Rede roher Galanterie brannte ihre Wange, und ſie ſehnte ſich nach einem Gange ins Freie. So ließ ſie ſich von Mary Strohhut und Sonnenſchirm bringen.

Hektor wollte ſeine Schweſter begleiten, auf halbem Wege beſann er ſich jedoch eines Anderen und blieb bei einem Feldarbeiter ſtehen, verſprach aber nachzukommen.

Blanca ging allein, ihr Odem erquickte ſich, die aufgeregten Lebensgeiſter lagerten ſich in Stille, ihr leiſeſter Gedanke lenkte ihre Schritte. Sie ſah die Probſtei ganz nahe vor ſich liegen. Es war ein ziemlich großes, hübſches Gebäude mit einem Hofraume, hinter welchem ſich ein langer Obſt- und Gemüſegarten bis an den Rain der Felder dehnte; den Vordergrund bildete ein Blumenſtück, deſſen zierliche Abtheilungen von Lauben durchſchnitten waren. Die Kirche ſtand nicht weit davon, und die Statue des heiligen Nepomuk, das ernſte, ſtrenge Geſicht mit verſchloſſenen Lippen gegen die Probſtei gekehrt, zwiſchen inne. Von einem Pflock, der an der Seitenwand des Hauſes befeſtiget war, bis an die Staketen der Umfriedung war eine doppelte Leine gezogen, worauf feine, weiße Wäſche zum Trocknen hing. Eine kleine unanſehnliche, weibliche Figur webte emſig hin und her, ſich oftmals bückend, um von einer wehenden Reihe zur andern zu gelangen. Sie wendete die feuchten Seiten der Wäſche der Sonne zu, die warm und faſt blendend auf Battiſt und Leinwand ſchien.

Blanca ſchauete durch die Staketen, ſie ſah der kleinen Geſchäftigen zu, ihr Fuß verweilte unwillkürlich. In dieſem Augenblicke machte Jene eine Wendung und ſchien vor ehrfurchtsvollem Schrecken zu erbeben, da ſie Blanca gewahrte, welche fremd, aber freundlich grüßte.

„Unterthänigen Reſpect, gnädiges Fräulein!“ ſagte ſie vorſchreitend mit einem kleinen Knix und unter raſchen Verbeſſerungen der dienſtmäßigen Toilette, „beliebte es Ihnen nicht einmal in unſern ſchlechten Garten zu treten? Dieſe Ehre iſt uns noch nicht widerfahren.“

Es war Jungfer Lotwine, des Probſtes Schweſter und Wirthſchafterin, die Blanca aus der Beſchreibung ihres Bruders kannte, der ihr — wir wiſſen es noch — durchaus nicht günſtig ſchien. Blanca vermuthete wohl, wer die ältliche Perſon wäre, welche ſich in dem Wörtlein uns einen Theil an der Ehre und dem Beſitze des Hauſes anmaßte; aber der niedere Schnitt des Häubchens, die geringe Kleidung machte ſie irre. Sie ſprach höflich, doch ungewiß: „Vielleicht habe ich das Vergnügen — —“

In der üblen Gewohnheit, das erſte Wort zu führen und das letzte zu behalten, ließ Jungfer Lotwine das Fräulein nicht ausreden. „Ihnen unterthänigſt aufzuwarten,“ fiel ſie ein, „die Schweſter meines Herrn Bruders, der aber, wie Sie wiſſen, nicht zu Hauſe iſt. Haben Sie doch die Gewogenheit, ſich zu ſetzen, daß Sie uns die Ruhe nicht mitnehmen!“ Sie wiſchte mit ihrer Schürze über eine Raſenbank am Eingange. Ruhe mitnehmen — das hätte Blanca wohl gewollt; nur in einem anderen Sinne.

„Das iſt ein allerliebſtes Gärtchen,“ ſagte Blanca und ließ ſich gefällig nieder, und die Malven und Aſtern ringsum nickten ihr wie dankbar für dieſes Lob entgegen.

„Ach!“ antwortete Jungfer Lotwine, der es nach veralteten Begriffen noch gute Lebensart war, das Eigenthum gegen Andere zu verachten, „ich bitte ganz gehorſamſt; es iſt nicht viel daran. Vor dem Kriege hätten das gnädige Fräulein es ſehen ſollen, da war es eine Luſt! Denn der Herr Bruder ſind ein außerordentlicher Liebhaber von Blumen und machten ſich damit eine kleine Recreation. Aber ſeit die Franzoſen, Gott verzeih' mir die Sünde! hier waren und ihr böſes Weſen trieben, hat alles aufgehört.“

„So litt die Probſtei auch viel unter den Beſchwerden jener ſchlimmen Zeit?“ fragte das Fräulein, und in dieſer Erkundigung lag ein ſanftes Vorausbeklagen der Unbill, welche der Krieg über die Wohnung des Friedens gebracht hätte.

Jungfer Lotwine merkte es dieſem Tone an, daß ſie den alten Groll ihres Herzens würde auslaſſen können, und ſo gut wurde es ihr ſelten. Sie nahm die Gelegenheit wahr.

„Du meine Güte!“ ſagte ſie, und ein herbes Lächeln, was den Vollbegriff bitterer Erfahrungen gab, verzog ihr bräunliches Geſicht, „wir wiſſen etwas davon zu erzählen, wir! — Weder Hülfe, noch Recht ſchützte damals den Diener der Kirche und ſein Haus.“

Doch tödtlich erſchrocken beſann Jungfer Lotwine ſich plötzlich, daß dieſe Rede von der Tochter des Gutsverweſers mißfällig aufgenommen werden könnte, und ſie lenkte das Wort im Munde.

„Freilich, Gewalt ging vor Recht! und der Herr General-Adminiſtrator hätten ſelbſt entzwei gehen mögen. Sie wußten nicht genau, ob ſie noch am Leben wären, und wer damals den Verſtand nicht verlor, das habe ich oft geſagt, der hatte keinen. Ich aber bin, dem Himmel ſei es gedankt, auch in den ſchlimmſten Fällen ſtets geiſtreich geblieben.“

Blanca lächelte ganz leiſe.

„Es that auch Noth!“ fuhr Jungfer Lotwine fort, ſich ihrer Trübſale rühmend. „Einſtmals hatten wir einen Colonel im Quartier, der hieß Chauchar; ich habe ſeinen Namen, mit Perlen geſtickt, auf einer carmoiſin-ſammtnen Brieftaſche geſehen. Auf der andern Seite waren ſilberne Lilien eingeſtreuet, und er ſagte, dieſe wären die Blumen Frankreichs; die Lilien müſſen dort vermuthlich wild wachſen. Der Colonel führte ſeine Concubine bei ſich — denken Sie, gnädiges Fräulein! eine Maitreſſe in der Probſtei! — Ich denke, der Schlag rührt mich auf der Stelle, als ich ſolch eine Frauensperſon aus dem Wagen ſteigen ſehe, die mir nichts, dir nichts, thut, als ob ſie hier zu Hauſe wäre. Hübſch war ſie wohl; aber frech von Manieren, und ihre Augen brannten in verbuhltem Feuer, ſo daß man hätte einen Schwefel daran zünden können. Was wollten wir nun machen, ich und der Herr Bruder? Die ungebetenen Gäſte richteten ſich ohne Umſtände ein, und wir hatten das Zuſehen. Und das war lange noch nicht alles! Ein franzöſiſcher Lieutenant, auf den Tod bleſſirt, lag noch bei uns. Eine Seele von einem Menſchen! Ich habe ihm Gutes gethan bis an ſein Ende, obgleich ich nicht mit ihm reden konnte; nur der Burſche, der ihm bedient war, dollmetſchte ein wenig.“

„Es iſt mir neu, zu hören,“ ſagte Blanca, als Jungfer Lotwine friſchen Odem ſchöpfte, „daß Gallenburg damals auch mit Verwundeten belaſtet geweſen; oder war es dieſer eine Officier nur, den man der Milde dieſes geiſtlichen Hauſes übergeben, in der richtigen Vorausſetzung, er wäre nirgends ſo wohl gepflegt und aufgehoben?“

Dieſe Frage, welche mit trüben Vorſtellungen an Blanca's

Gefühl rührte, ſchmeichelte der ſamaritiſchen Eitelkeit der Jungfer Wirthin. „Lieber Gott, nein!“ antwortete ſie leutſelig, „die ganze Ortſchaft war zu ſolcher Barmherzigkeit gepreßt. Winſeln und Wehklagen ſcholl aus jeder Hütte. Wer aber von dieſem leichtſinnigen Soldatenvolke geſunde Gliedmaßen hatte, der führte ein Seidenleben. Man hat manches mit anſehen müſſen; das können Sie mir glauben, mein gnädiges Fräulein. Einmal lag unſere ſchöne Dame hier dem Colonel zu Füßen und küßte ſeine Hände. Ich wartete, bis er fort wäre auf das Schloß, wo die Generalität campirte, dann ſagte ich giftig: Chriſtliche Leute knieen vor unſerm Herrn und Heilande, aber nicht vor — ich verdrückte das übrige, wie ſchwer es mir auch zu Halſe wollte. Sie lachte und ſprach: Mein Chauchar iſt aber auch der Liebenswürdigſte! Jetzt riß mir die Geduld vollends. Ich gab ihr zur Antwort: Der Liebenswürdigſte iſt nur Gott! Da haſt du es! dachte ich und ging.“ —

Die Erinnerung an dieſen Kampf für die religiöſe Ehre, welche dem Höchſten nur allein gebühre, ſchwellte noch jetzt den Zorn und Muth der Jungfer Lotwine. Der mißförmige Hals dehnte ſich, und die ſtraffen Corallenſchnüre traten prall auf dem pulſirenden Geäſte ſeiner Adern hervor.

Die arme Blanca merkte nun wohl, in welch reißenden Strom der Beredtſamkeit ſie gerathen wäre. Sie ergab ſich gelaſſen, hoffend, irgend ein Ungefähr würde ſie ermächtigen, das Ruder des Geſprächs nach ihrem Wunſche zu lenken; aber jetzt trieb es noch auf offener See.

„Sie hatte einen Hund mit —“ fuhr die unerſchöpfliche Lotwine im weiteren Erguſſe ihrer Rede fort, indem ſie von der Dame des franzöſiſchen Oberſten ſprach, „ein elendes, triefäugiges Vieh, das im Wohlleben erſtickt war und in den letzten Zügen ſchnappte. Stellen Sie ſich vor, mein gnädiges Fräulein, welche Zumuthung die unverſchämte Dirne machte! Sie kam zu mir und ſagte, ſie hätte gehört, mein Herr Bruder wäre ein Docteur für die Augen, und ſo möge er ihr denn den Ami curiren. — Es fiel mich entſetzlich an. Ein Docteur? gab ich ihr zur Antwort, das wäre mir gelegen! Der Herr Bruder ſind Probſt in einem hochwürdigen Amte und kein Vieharzt."

Blanca war froh erröthet; ſchon glaubte ſie dem Ziele näher zu ſein. Es nicht zu verſäumen, ſprach ſie raſch: „Der Herr Probſt hat wirklich eine große Berühmtheit in Augencuren erlangt. Wir ſelbſt —"

Aber Jungfer Lotwine war noch mitten in ihrer häuslichen Kriegsgeſchichte, und dieſe mußte ihren Verlauf haben, ehe ſie an die Hauptſache ihres ſchweſterlichen Stolzes kam. Schnell fiel ſie dem Fräulein ins Wort: „Schmach und Leiden waren damals unſer Ruhm! Sie werden hören, es kommt noch beſſer. Den einen Tag ſtehe ich und ſchneide Nudeln zu einem Süppchen für den kranken Officier, und das Meſſer fliegt mir nur ſo in der Hand. Da tritt ſein Burſche vor mich hin, will reden und kann nicht, und trocknet ſich die naſſen Augen. Endlich ſchluchzt er heraus: Meine arme Herr — ganz caput!"

Das gebrochene Deutſch, was Jungfer Lotwine nachahmen wollte, verunglückte ihrer harten Mundart. Sie fuhr fort: „Ich ſprach: Beruhige er ſich, guter Freund, damit kann ich dienen. Alte Mäntel haben wir genug, und ganz ſind ſie auch. Ich ging, einen herbeizuholen. Da begegnete mir die Franzöſin auf der Treppe. Sie rang die Hände und ſchrie jammernd, daß ihr Ami eben geſtorben — und der Lieutenant wäre ja nun auch crepirt. Dies waren ihre eigenen, gottloſen Worte! Doch jetzt verſtand ich erſt, was der treue Burſche gemeint und geweint hatte; der Officier war richtig todt." „Die Franzöſin wird ſich verſprochen haben —" äußerte die milde Blanca.

„Nein, nein, glauben Sie das nicht, gutes, gnädiges Fräulein!" widerſprach Jungfer Lotwine; „es war pure Bosheit von ihr, denn ſie hatte eine Zunge, haarſcharf wie ein zweiſchneidig Schwert, und wie ſündlich ſie den Hund ſchätzte, werden Sie gleich hören. Sie verlangte, der Herr Bruder ſollten Meſſe leſen, auf daß der Ami in den Hundehimmel käme —"

In dieſem Augenblicke ertönten Harfenklänge aus einem Fenſter der Probſtei, das zur Hälfte offen ſtand. Das Inſtrument war ſchön; doch ward es ſchöner noch geſpielt. Eine männliche Stimme, voll und weich, begann zu ſingen: Der König rief! und Alle, Alle, kamen, u. ſ. w.

Blanca verſtand jedes Wort. Die rührende Tonweiſe dieſer Melodie, der Text, hochherzige Empfindungen anſprechend und ſie mit Wehmuth miſchend, verdrängte das plebeje Geſchwätz der Jungfer Wirthin, und Blanca hatte jetzt nur Ohren für den unſichtbaren Sänger und ſein Lied.

„Ach! es iſt nur der Capellan, der die Harfe ſpielt —" eilte Lotwine, die horchende Frage zu beantworten, welche ſie in des Fräuleins aufſchauenden Augen las. Das Mißvergnügen, ſich durch dies unzeitige Harfenſpiel der willigſten Zuhörerin beraubt zu ſehen, legte den Accent auf dies nur, das die Unbedeutendheit des Virtuoſen ausdrücken ſollte; aber für Blanca's feinen Tact war es genug, die Stellung des Capellans und den überhebenden Ton der Haushälterin danach zu beurtheilen.

„Der Lehrer meines Bruders?“ fragte Blanca, als gäbe dies Verhältniß ihm ein Recht an ihre Theilnahme.

„Eben der!“ erwiederte Jungfer Lotwine, „der Herr Bruder halten ſich nur einen Capellan, und der kann es auch beſtreiten. O! er iſt ein Redner! die Leute hören ihn gern. Er predigt ſo blumenreich, man könnte ihm die Worte gleichſam vom Munde abpflücken. — Auch macht er Verſe und hat es ganz von ſelbſt gelernt.“

Blanca lächelte, verſöhnt durch dieſe Einfalt und dies Lob. Wo ſind die Schulen der Dichter? fragte ihr Gedanke, und heimlich bedauerte ſie den armen Poeten, der hier mit oder ohne Anlage Geduld und Popularität lernen müßte.

„So manchen Braven deckt ein fremder Hügel“ — — ſang der Capellan, und das blaſſe Bild des Oberſt Lilith trat leiſe vor Blanca's Seele. Seine Heldengeſtalt, den Schaaren gefallener Brüder voran, ſchwebte, luftig wie die Geiſter Oſſians, auf einer Thränenwolke, die ſich unbemerkt in ihr Auge ergoß.

„Ob er noch leben — noch leiden mag?“ dachte ſie und ihr Herz bewegte ſich in der ſanften Rührung ſeines Andenkens. Sie fühlte, er wäre ihr geiſtig näher als ſonſt, ſie hatte ſeit einigen Tagen unaufhörlich an ihn denken müſſen. —

Der Geſang ſtockte bei den Endſtrophen dieſes Verſes, in traurigen Phantaſieen verhallte das Spiel.

Blanca wagte nun einen beſtimmten Verſuch. „Der Herr Probſt hat jetzt einen Patienten auf dem Schloſſe, der ſich ſeiner Cur anvertraut hat,“ ſagte ſie, den Sonnenſchirm aufſpannend, als würde ſie ſogleich fortgehen. „Gott wolle ſeinen Segen zu der geſuchten Hülfe geben! wenn es nicht etwa ſchon zu ſpät wäre — — — was meinte Ihr Herr Bruder wohl zu dem Grafen Dohona?" Blanca zitterte ein wenig, als ſie dies fragte.

Aber gleichmüthig antwortete Jungfer Lotwine: „Der Herr Bruder meinte gar nichts! Das iſt ſo ſeine Art. Er hat ſtets viel zu bedenken, auch iſt es ihm nichts Neues, daß vornehme Herrſchaften von allen Enden ihre Zuflucht zu ihm nehmen. Ja," fuhr ſie fort und neigte den Kopf vorwärts und wog die Worte mit dem Gewicht der Dummheit, „die Sympathie iſt eine ſchwere Kunſt! — Und ſo ich mich nicht irre, hat mein Herr Bruder ſie wunderlicher Weiſe überkommen; doch will ich es nicht für gewiß ausgeben. Vor Jahren lebte eine alte Schäferwittwe hier im Dorfe, in einem kleinen Häuschen, das einſam im Buſche ſteht. Man nannte ſie nur die Brunnenkäthe, weil ſie an einem Borne wohnte, worin das beſte Waſſer der ganzen Gegend quoll. Sie curirte böſe Augen, heilte offene Schäden und den Gliederſchwamm, wußte die Roſe und das Fieber zu beſprechen, und wenn die Leute das Maß verloren hatten und an der Schwindſucht ſiechten, ſäete ſie Lebensſamen in einen Scherben aus, und ſo die Körner friſch aufgingen, ward der kranke Menſch geſund. Vielen — das muß wahr ſein! — hat die Brunnenkäthe geholfen. Nun aber klopfte der Tod an ihre eigene Hütte. In einer ſtürmiſchen Nacht kam ein Bote, den Herrn Bruder zu holen, daß er ihr die letzte Wegzehrung geben ſollte. Er ſendete den Capellan. Dieſer kehrte jedoch unverrichteter Sache wieder. Die Brunnenkäthe verlangte, daß der Herr Probſt ſelbſt käme, dem ſie ein Geheimniß anzuvertrauen hätte. Nun raffte ſich der Herr Bruder auf und ging. Er blieb bis an den lichten Morgen, ich hörte das Sterbeglöckchen, was unter dem

Sauſen der Windsbraut läutete, und betete für die arme Seele. Und als der Herr Bruder ganz erſchöpft daheim war, da hatte ſie den Kreuzberg überſtiegen. Von Stund' an gab er ſich ſelbſt mit Augencuren ab und hat der geheimen Wiſſenſchaft noch aus ſeiner Gelehrſamkeit hinzugethan; denn die Brunnenkäthe konnte weder leſen, noch ſchreiben. Da hatte ich ſo meine Gedanken für mich." — Die hatte Blanca jetzt auch; aber traurige.

Sie ward durch dieſe unvorſichtige Eröffnung ſehr beſtürzt. All ihr Muth, ihr Hoffen ſank aus dem reinen Aether einer geiſtigen Sphäre in den tiefen Schlamm des gemeinen Aberglaubens hinab. Noch' eine letzte Frage wollte ſie thun. Mit verhaltener Stimme ſagte ſie: „Und war der Herr Probſt meiſtens glücklich in dieſen Unternehmungen?" „Gott hat ſchon große Dinge durch ihn, ſeinen Diener, gethan —" antwortete Jungfer Lotwine im Tone der Bedingungsweiſe und ſetzte hinzu: „allein Jedem iſt doch nicht zu helfen, und die Leute wollen alles verſympathiſirt haben."

„Sie ſollten einmal ſehen, gnädiges Fräulein, wie es Dienstag und Donnerstag um die Probſtei wimmelt! Das ſind die Tage, wo den Kranken der Zutritt offen ſteht. Ich denke immer, ſo möge das menſchliche Elend den Herrn Jeſum, da er noch auf Erden wandelte, belagert haben."

Blanca ſeufzte, nahm jetzt Abſchied von der Jungfer Lotwine, warf noch einen Blick nach dem Fenſter des Capellans, wo ſie ein lauſchendes Geſicht bemerkte, das ſich ſchnell, wie ein Schatten, zeigte und verſchwand — und verließ dann, von einem unendlichen Wortſchwall begleitet, den Pfarrhof. Wie wenig frommt uns das Wiſſen! dachte

Blanca auf dem Heimwege, und bereuete ihren Vorwitz mit ſchwerem Herzen.

Die Gäſte waren noch da, der Graf hatte ſich in ſeine Zimmer zurückgezogen, und klagte über Kopfweh; Blanca ſah ihn dieſen Abend nicht mehr.

Als Mary zum Dienſt bei ihrer Gebieterin erſchien, welche Müdigkeit fühlte und ſich zeitig zur Ruhe begeben wollte, fand ſie das Fräulein ſehr niedergeſchlagen. Sogleich machte ſie von ihrem Vorrechte Gebrauch, und fing an zu plaudern.

„Nein, gnädiges Fräulein!“ hob Mary an, „etwas Aehnlicheres, als der Graf Dodona und unſer Oberſt Lilith, ſeit dieſer die ſchwarze Binde trägt, habe ich kaum geſehen. Schon am erſten Abend kam es mir ſo vor. Sie gleichen ſich aber mehr in ihrem Weſen — in ihrer Sprache — oder, ich weiß es ſelbſt nicht recht worin? als in der Perſon.“

„Wo denkſt Du hin, Mädchen?“ ſagte Blanca, „nur die Größe und etwa den Wuchs haben ſie mit einander gemein, ſonſt kann nichts ſo abweichend ſein, als ihr Aeußeres und der Ausdruck ihres ganzen Weſens. Der italiäniſche Kopf des Oberſten Lilith war mehr intereſſant als ſchön; nur ſein Lächeln hatte eine melancholiſche Milde, die unbeſchreiblich rührte, und welche ihm das Anſehen eines Künſtlers gab, den eine tragiſche Idee begeiſtert. Ich bildete mir ein, ſo müßte Dante geblickt, gelächelt haben, da er ſeine göttliche Comödie, die Hölle, ſchrieb! — Seine Bruſt glich einem unterirdiſchen Vulcan, deſſen feurige Ergüſſe zuweilen in heißem Drange ausſtrömten. Ich möchte nicht an dieſem Buſen ruhen — aber ſchmelzen müßte auch das härteſte Gefühl vor ſeinen Flammen. — Graf Dodona hingegen, ſcheint ein echter deutſcher Mann von Gemüth und Sinn. Er zeigt den Gleichmuth einer gefaßten Seele. Er leidet — das ſieht man wohl! — allein die Stärke, womit er ſeinen Gram, wie ſeinen Kummer trägt, iſt kein dumpfes Phlegma. Und ſeine Perſönlichkeit? ſie iſt ein ſchönes Bild der deutſchen Nation! Die celtiſche Form der edlen Geſtalt und Geſichtszüge, das blonde Haar, der helle Teint, nur leicht gebräunt und ſchwach geröthet, die blauen Augen, der offene, treue Blick — — ach! Mary, wenn er nur nicht erblindete! Mir iſt ſo angſt ſeit heute. Ich weiß nicht, ſo recht könnte ich dem Probſte nicht vertrauen, und nur, da er ſprach, glaubte ich ein klein wenig an ihn." Hier ſchwieg Blanca — und während ſie in dem Verlaufe ihrer Rede die Verſchiedenheiten beider Männer aus einander ſetzte, war eine geheimnißvolle Kraft thätig in ihr, das zu vereinigen, was ihre ſcharfe Beobachtung ſonderte; ihr Herz fühlte die Gleichheit, der ihr Mund widerſprach.

„Nun, Gott iſt wohl auch in dem Schwachen mächtig!" antwortete die Zofe, und eine kleine Schelmerei durchklang die fromme Phraſe, „und für ſchwach, trotz ſeiner feiſten Plumpheit, halte ich den Probſt. — Als ich dieſen Morgen den Grafen mit verbundenen Augen und geſenktem Haupte auf und nieder ſchreiten ſah, ging mir ſein Anblick nahe."

„Sinnend ſtand ich noch, da trat ein Sammelbruder unter das Schloßthor. Ich öffnete ihm auch meine milde Hand, und dankbar für die kleine Gabe, ſchenkte er mir ein Bildlein, in das Geſangbuch zu legen, wie er ſagte. Hier habe ich es noch —" Mary zog es hervor. Es war auf geglättetem Papier, grob gemalt, und erklärend ſagte Mary, indem ſie den Goldfinger als Griffel gebrauchte:

„Dies iſt der blinde Bartimäus, der ſteht am Wege und bettelt, und da kommt der Herr Chriſtus, der ihm hilft; jene winzigen Thürmchen in der Ferne, das ſind die Mauern des ſtolzen Jericho, und dieſes ſtrahlende Dreieck hier oben drüber, das ſtellt das Auge Gottes vor, das Licht der Welt. — Ich dachte, wer damals gelebt hätte! Das war wohl eine gute Zeit! Der arme Graf dauert mich ſo ſehr, daß ich ſeinetwegen an die Straße hätte treten und harren wollen, bis der Heiland vorüber gekommen wäre. Wer ein gut Gewiſſen hat, denkt ſich getroſt gegen Ihn, und ein bischen Liebäugeln iſt gerade mein ſchlimmſter Fehler.“ —

Blanca blickte das Mädchen gerührt an, und dann lange auf das Blatt. Es war nur ein ſchlechtes Bildchen; aber beſſeren Troſt hätte ihr auch das ſchönſte nicht gegeben. Sie beſchäftigte ſich noch auf ihrem Lager mit den Vorſtellungen, die es geweckt, und ihre Seele ſpann die verworrenen Gedankenfäden des abgelaufenen Tages zu einem klaren, verhängnißvollen Traume zuſammen.

Blanca befand ſich unter einem fremden Himmelsſtriche. Sie ſaß am Boden einer ſchöneren Vegetation, die Dattelpalme ſäuſelte über ihr. Mit dem Gefühle des Wartens blickte ſie in die Ferne. Sie wußte ſich in Judäa. Dort lag Jeruſalem in jener Richtung, aber nordöſtlich davon ſtarrten die Zinnen des kleineren Jericho, und ihre Balſamgärten und Roſenwälder dufteten weit herüber durch die Lüfte und weheten die Träumerin mit ſüßer Betäubung an, daß ſie im leiſen Taumel der Sinne die Augen ſchloß und im Traume zu träumen wähnte. Des Weges daher zog ſtill und eilig eine wandelnde Schaar. Voran eine hehre Geſtalt. Blanca erkannte Ihn, auf den ſie ſo ſehnſuchtsvoll gewartet, und wie es ihr dünkt, ſeit einer Ewigkeit ſchon. Ein Gewand, blau, wie der Aether der Berge, umfloß in weiten Falten den heiligen Leib, und der Strahlenkranz um ſeine Schläfe ſchimmerte im Dämmerſchein des Abends. Der Meſſias ging Blanca nicht vorüber. Er ſprach: „Was begehrſt Du, Mägdlein, von mir?“ Blanca warf ſich in den Staub, ihre langen, blonden Locken entrollten dem Scheitel und wallten um die Füße des Herrn. Sie ſchauete empor. Und während das Kaleidoſkop ihrer wachen Erinnerungen ſich zu einem Sterne des Heils gebildet hatte, der dieſer Minute aufgegangen war, und der dunkle Gedanke an den Grafen und an ſeine Hülfsbedürfniß im Hintergrunde ihrer Seele ſich in der Ueberzeugung klärte, Er, zu dem ſie rede, läſe in den Herzen der Seinen — ſprach ſie: „Nicht wahr, o Herr! Du willſt, daß allen Menſchen geholfen werde?“

„Allen! antwortete Er, indem ein göttliches Lächeln das Angeſicht des Mittlers überflog, „ich ſterbe ja für ſie!“ — Seine Stimme tönte lieblich, wie die Harfe des Capellans.

Blanca weinte ſanft. „Deine Thränen fließen rein“ — ſagte der Meſſias und beugte ſich voll Huld und Liebe zu ihr nieder, „ſie rinnen in das Meer der Barmherzigkeit und werden einſt die Perlen Deiner Krone, Dein Schmuck im Himmel ſein! — Auf Erden aber wirſt Du meine Hülfe ſehen, und die Herrlichkeit des Vaters voller Gnade, der kein Gutes mangeln läſſet den Frommen!“ Sie fühlte ihr Auge berührt, die Wimper zuckte, ein geiſtiger Schauer rieſelte an der Geſegneten hinab, und ſie erwachte.

Das war Gottes Finger! dachte Blanca hochathmend, aber mit leiſem Grauen. Morgenglanz erfüllte das Zimmer. Sie ſtand auf und trat ans Fenſter. Ihre Wange war noch feucht, ihr Halstuch naß. Sie hatte wirklich im Schlafe geweint; aber Blanca freuete ſich dieſer Thränen. Sie trug das Pfand einer ſeligen Verheißung in ihrem Buſen.

„Und ich zweifelte?“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, durchdrungen von den frömmſten Empfindungen, „ich erwog ängſtlich das Quentlein der Möglichkeit, da es der Allmacht ſo leicht iſt, auch das ſchwerſte Schickſal, das gebeugteſte Gemüth bis in den dritten Himmel zu erheben. O mein Gott!“ — Sie beugte ihre Seele in Reue, Andacht und dem ſchönſten, chriſtlichen Gefühl — der Hoffnung!

Bei der Deutlichkeit, womit Blanca ſich des wunderbaren Traumes erinnerte, lächelte ſie, den Probſt nicht unter den Jüngern des Herrn, ſondern in der weiteren Nachhut des Volkes erblickt zu haben, mit verfinſtertem Geſichte, woraus jener demokritiſche Zug gänzlich verſchwunden war.

Nachdem die drei erſten, dem Gaſtrechte geheiligten Tage vorüber waren, nach welchen der Gaſt als ein Mitglied der Familie betrachtet werden darf, überließ der Herr von der Pforte den Grafen der Unterhaltung der wirthlichen Sorgfalt ſeiner Tochter, und ging ſeinen Geſchäften, wie den Vergnügungen der Jagd nach.

Nur der Abend vereinigte gewöhnlich den kleinen Hauskreis. Der Wunſch, den Grafen zu erheitern, ihm ſeinen Zuſtand ſo viel als möglich vergeſſen zu machen, legte in Blanca's Benehmen den zarteſten geſelligen Reiz. Sie ſchien weniger eine Pflicht zu erfüllen, die ihr als Tochter des Hauſes obläge, als dem freien Triebe des gütigſten Herzens unter dem Schutze der Gaſtfreundſchaft zu folgen. Vom Morgen an, wo Blanca ihm den Verband anlegte, war ſie ſeine unzertrennliche Gefährtin. Sie ſaß mit dem Graſen im Garten, ging mit ihm ſpazieren, drückte vorſorglich und leitend ihre weiche Hand an ſeinen Arm, wenn die Gefahr eines Anſtoßes ihm zur Seite drohte, und der kleine Umſtand, daß ſeine Augen bedeckt waren, erhielt ihr Herz offen im holden Zauber des traulichſten Geſprächs.

Wenn der Herr von der Pforte die Einförmigkeit dieſer Lebensweiſe entſchuldigte, es gegen ſeinen Gaſt bedauerte, nicht ſelbſt mehr daheim ſein zu können, und davon ſprach, wie erforderlich es wäre, daß für beſſere Zerſtreuung geſorgt würde, dann lächelte der Graf unter ſeinem Schirme. Er beſchwor den General-Adminiſtrator, ihm dieſe ſüße Stille zu gönnen, welche ihm nichts zu wünſchen übrig laſſe. Er berief ſich auf die Vorſchrift des Probſtes, ſo ruhig wie möglich zu bleiben.

Blanca nahm jeden Tag einen neuen Streifen hinweg und betrachtete ſeufzend die leergewordenen Reihen auf dem Marmortiſche. Sie dachte ängſtlich an den Augenblick, wo ſie an den letzten käme.

So waren mehrere Wochen verſtrichen. Ob auch der Graf im Verlaufe dieſer Zeit vor der feinbemerkenden Blanca einen Edelſinn enthüllte, welche ihm nicht nur ein Pfeller der Ehre war, ſondern die feſte Burg, welche Luthers hochherrliches Lied preiſt — das Gedächtniß ſeiner trauernden Liebe blieb für Blanca ein ſiebenfach verſchleiertes Bild. Er ſprach nie von ſeiner verſtorbenen Frau — er erwähnte ſelbſt ſeiner Kinder nicht. Blanca begriff, daß der Verluſt der geliebten Gattin der wundeſte Fleck ſeiner Seele wäre, und ſie ſchonte ihn ſanft.

Eines Nachmittags, als der Graf mit Blanca in einer Weinlaube ſaß, an deren grüner Wand vollbeerige Trauben niederhingen, die röthlichblau, im warmen Herbſtſcheine, wie flüſſiger Purpur glänzten — wurde von der Tonkunſt geſprochen. Blanca fragte den Grafen, ob er muſikaliſch wäre? Er antwortete: „Ich ſpiele die Harfe ein wenig,“ und mit trübem Spotte ſetzte er hinzu, „das Inſtrument der Blinden.“ —

Blanca ſeufzte aus voller Bruſt. Sie ſagte hierauf, es gäbe eine treffliche Harfe im Orte, und da ſie in des Grafen Geſicht einen verlangenden Zug zu erblicken glaubte, ſtand ſie ſchnell auf, die Harfe vom Capellan herbeiholen zu laſſen.

Man brachte das Inſtrument. Der Graf fand es ſehr ſchön und in beſter Stimmung. Sein erſter Griff in die goldenen Seiten verrieth einen Meiſter. Blanca ſaß und horchte, leiſe athmend. Sie bat den Grafen, daß er etwas ſingen möchte.

„Wie lange iſt es, daß ich nicht geſungen habe!“ ſagte er aufblickend, und das Wörtlein lange umfaßte einen weiten, öden Raum voll Schmerz. Er legte die Harfe dicht an ſeine Bruſt, ſtimmte reiner noch ein paar zurückweichende Wirbel, und während ſeine ſchönen Hände, vornehm gehalten, auf und nieder irrten, ſpielte ein Sonnenſtrahl in der Gemme des Ringes, worin Hercules, ein Götterkind! die Schlangen erdrückte. Der Graf ſang im ſchmelzendſten Tenor: „Zartes Weiß! die Feier meiner Lieder, will ich dir aus voller Seele weihn! Möchte ſie ſo fleckenlos und rein, wie des königlichen Schwans Gefieder, wie der Schnee auf hohen Alpen ſein!“

Blanca's Herz ſchlug hoch unter dem weißen Gewande; es war ihr, als ſänge der Graf die Feier ihres Namens. Sie kannte, ſie liebte dieſe alte, ſchöne Arie, und die

Stimme des Sängers rührte und regte ihr innerſtes Gemüth.

Mit dem erhobenen Tone des Selbſtgefühls begann der Graf die nächſten Strophen: „Wohl dem Manne! der in ſeinem Herzen, heil'ge Unſchuld, deine Farbe trägt! Wenn Verfolgung ihn in Ketten ſchlägt, kann er noch mit dieſen Ketten ſcherzen, weil ein Gott mit rechter Wage wägt.“

Aber als der Graf nun an den dritten Vers kam, da wollte ihm die ſtarke Stimme ſinken, ein mächtiges Gefühl ſchwebte auf ihren fallenden Klängen, und Wehmuth rauſchte durch die Harfe, da er weiter ſang: „Wohl ihm! ſeiner harrt am Traualtare, die Geliebte, wie der Friede mild; in ein weißes Brautgewand gehüllt, einen Lilienkranz im blonden Haare, ihrer engelreinen Seele Bild.“

Dieſer bräutliche Schmuck konnte auch die Zier einer Todten ſein, und der Graf an ſeine hingeſchiedene Gattin gedacht haben; Blanca glaubte es, weil er ergriffen ſchien und eines längeren Zwiſchenſpiels bedurfte, ehe er den letzten Vers anfing: „Er erbebt nicht an des Grabes Rande, denn er fühlet ſeines Herzens Werth! und der Tod, der ſeinen Köcher leert, wird ein Genius im Lichtgewande, der die Fackel lächelnd niederkehrt.“ Die Stimme des Grafen erloſch auch — und in langen Accorden endigte das Spiel.

Blanca konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, ſie rollten ſacht auf ihren Schoß und feuchteten den Muſſelin des Kleides; der Blick des Grafen begleitete ihren tröpfelnden Fall, und er ſagte: „Blanca!“ — Ein tiefer Accent ruhete auf dieſem Namen, bei dem er ſie zum erſten Male nannte — „Sie weinen?“

„Das Lied bewegte mich ſehr,“ antwortete Blanca erröthend und trocknete hurtig ihre Augen. Und mädchenhaft den Anblick ihres Herzens verhüllend, daß es keine Blöße gäbe, ſetzte ſie hinzu: „Die Harfe weckt überhaupt ſtets Empfindungen in mir, die ich Rührung und Andacht nennen möchte. Jeder Geſang zu dieſem Inſtrumente wird mir ſo leicht zum Hymnus oder Pſalm.“

„Und dieſe Pſalmen,“ nahm der Graf das Wort auf, „tönen durch die Jahrtauſende hin, daß ſich ein frommes Herz daran erhebe; wo aber ſuchen wir die alten Tempel ſalomoniſcher Pracht? Sie ſind zu Staub geworden. So überdauert der demüthigſte Gedanke das ſtolzeſte Werk!“ Der Graf ſchwieg und ſah zu Boden. Dann ſagte er, auf das Vorige zurückkommend, und als wäre es die Angelegenheit ſeines Nachſinnens, den Ausſpruch des Fräuleins zu erörtern: „Die Harfe genießt auch des beſondern Vorzugs, als Symbol der Dichtkunſt genannt zu werden, und nur heilige Sänger ſind es, denen man ſie in die geweihete Hand legt. Ihr frommes Gefühl, theure Blanca, hat dies ausgefunden. Homer, Oſſian, Milton — — — ſeltſam! die Lippe ſtockt mir, ſie weiter aufzuzählen; denn ich bemerke ſo eben, daß ich lauter Blinde nenne. Der kindliche Homer ſchauete und ſang Thaten der Götter in menſchlicher Weiſe; der ſchottiſche Barde rief den Geiſterſtimmen der Vorzeit. Seine hochländiſche Harfe rauſchte im Sturme, der durch gethürmte Wogen und Wolken rollt, und flüſterte mit leiſer Todtenklage im Bart der Diſtel, die über den Gräbern gefallener Helden ſchwankt. Und wer hat wohl jemals reinere Blicke in das Paradies gethan, das durch die Schuld verloren ging, als Milton? — Ich nannte vorhin die Harfe das Inſtrument der Blinden; aber richtiger möchte ich ſagen, ſie ſei das der Seher! — Und wenn es mein dunkles Schickſal ſein ſollte,“ fuhr der Graf nach einer ſchweren Pauſe fort, wie zum Schluſſe einer Gedankenreihe, auf der ihm Blanca's errathende Theilnahme leiſe gefolgt war, „daß ich alles Schöne auf Erden fortan nur träumen und nicht mehr hell und freundlich ſehen könnte, — ein Bild würde ewig klar mir vor der Seele ſtehen. Ich habe in den offenen Himmel geblickt! ich kenne das Geleit der Engel nun — den Glanz der Unſchuld, der ſeinen holden, tröſtenden Schimmer über trübe Schickungen breitet. Auch die längſte, auch die tiefſte Nacht hat einen verklärenden Morgen — und dort ſehen wir in einem höhern Licht!“

Blanca bebte in jungfräulicher Ahnung. Sie wagte nicht, das Auge aufzuſchlagen; aber die Stunde des Grafen war noch nicht gekommen.

„Salus, Herr Graf! Unterthänigſter Diener mein gnädigſtes Fräulein!“ grüßte eine bekannte Stimme, und das runde Vollmondsgeſicht des Probſtes ging vor der Laube auf, „ich bin ſo frei, mich nach Dero Befinden zu erkundigen.“

Der Graf bemeiſterte ſeinen erſchrockenen Verdruß über dieſe unwillkommene Störung; Blanca verneigte ſich gegen den Probſt und winkte ihm höflich Platz zu nehmen. Der Empfang des geiſtlichen Herrn war aber doch ein wenig ſtockend und verlegen, und die Harfe, welche noch im Arme des Grafen geruht, glitt nun in einen grünen Winkel.

„Mir iſt ſo wohl — Hochwürden!“ ſagte der Graf, und beklommen, wie er war, vergaß er den Nachſatz dieſer genügenden Verſicherung, die dem Geſpräch noch angehörte, welches der Probſt unterbrochen hatte.

Der Schalk ſchmunzelte aus dem Lächeln des Probſtes, womit er erwiederte: „Ei, das klingt fein! Und ganz wie der Anfang eines Liedes: Mir iſt ſo wohl an Deiner Seite! So wohl war's meinem Herzen nie! — Ich, ein Prieſter, ſollte zwar von derlei zärtlichen Bouffonnerien, sit venia verbo — gar nichts wiſſen; aber meine Capellane nehmen es minder genau und mengen geiſtlich und weltlich durch einander. Des Morgens ſingen ſie: Dominus vobiscum — und des Abends: „Ich hab' meine Sach' auf nichts geſtellt — nun, ſie denken: vita brevis, ars longa! — Alſo Herr Graf Ihnen gehet es zur Zufriedenheit? Das iſt vortrefflich! Das freut mich! Wenn die Papiere alle ſein werden, dann komme ich wieder an die Reihe, um das Ultimatum abzugeben."

„Und die Cur wäre dann noch nicht vollendet?" fragte der Graf, mehr mit der Ungeduld einer überraſchenden Hoffnung, als im betroffenen Tone eines zu befürchtenden Verzugs.

„Nach Umſtänden!" erwiederte der Probſt, ohne ſich auf vorläufige Erklärungen einzulaſſen.

Das Geſpräch bewegte ſich nun im Allgemeinen, der Probſt verweilte länger, als er anfänglich gewollt, und endlich kam der Herr von der Pforte heim und nöthigte ihn, den Abend über da zu bleiben.

Von jener Stunde an war Blanca's Unbefangenheit gegen den Grafen dahin. Sie hatte einen Blick in ſein Herz gethan und das ihrige zugleich erkannt. Ein Schauer flog durch ihre Bruſt, wenn ſie dachte, wie bald er nun die Binde lüften und Gallenburg verlaſſen würde, ein Fremdling dieſem Orte wie vorher. Dann wäre ihr Leben dunkel, öde und einſam; dies fühlte Blanca. Und wie ſchnell rannen die Körner der Zeit! Blanca athmete immer bänger unter den Schlägen der Uhr, und mit jeder ſinkenden Sonne ſank ihr der Muth zur Heiterkeit tiefer. Mit dem Bewußtſein ihrer Gefühle für den Grafen war auch der heftige Wunſch in ihr erwacht, das Geheimniß ſeines Kummers zu kennen, um es dann theilnehmend ihm tragen zu helfen. Sie betrachtete nachdenkend ihr Schickſal, das ſie nun zum zweiten Male zur hülfreichen Freundin eines Mannes beſtimmte, der unter körperlichen Leiden den Schmerz einer kranken Seele verbarg. Wie anders waren aber ihre Empfindungen für den Oberſten Lilith geweſen! Ihre einzige Sorge ging auf ſein Geneſen, auf ſeine Beruhigung, ſie hätte ihn glücklich wiſſen mögen, unbekümmert, ob die Zukunft ihr irgend den kleinſten Antheil an ſeinem Looſe gönnen werde. War er auch der erſte Mann, der ihr jungfräuliches Leben beſchäftigte; ihre erſte Liebe konnte er nimmer ſein. Ein düſterer Grund, unklar für Blanca zwar, aber nichts deſto weniger tief empfunden, ſtand zwiſchen ihnen. Doch anders war es mit dem Grafen.

Innig, ungehindert hatte ſich ihr Herz ihm zugeneigt vom erſten Augenblicke an. Blanca lächelte der ſpäteren Erwägung, daß ſie doch nur den zweiten Platz in dem ſeinigen einnehmen könnte; ſolche Enge der Selbſtſucht kannte Blanca nicht! Ihr Reich der Liebe war nicht von dieſer Welt. Und ſeine Kinder? Sie ſtörten Blanca's ſtille Neigung nicht. War ſie nicht auch eine Waiſe geweſen, früh der Mutter und der Heimath beraubt? — Und ſeine Augen, und ihre ſchwebende Gefahr? Sie würde, dachte Blanca — im ſchlimmſten Verhängniſſe dieſer Krankheit ihn nimmer verlaſſen, ihre Liebe ſollte ſein Licht, ihre Treue ſein Stab ſein! —

Blanca mußte um ſo mehr ſich dem erſten ſeelenverwandten Weſen, das ſie fände, anſchließen, da ihr geborener Freund, der Vater, ihr in Art und Geſinnung ein Fremder war. Sie ſtand allein, da ihr der Graf begegnete, der auch unter Tauſenden ſeines Geſchlechts den Rang der Liebenswürdigkeit behauptet haben würde. Und nun ſechs Wochen ſtündlichen Zuſammenſeins in geſchäftsloſer Ruhe und Stille, verrätheriſch durch den Anſpruch des Mitleids und ſeine ſanfte Uebung, abgeſondert von der befangenden Welt, im freien Odem der Natur, deren herbſtlicher Hauch zu weicher Sehnſucht ſtimmt, und deren beſtandloſes Bild das Bedürfniß eines treuen Glückes fühlbar macht, ſie reichten hin, zwei Herzen ewig zu verſchmelzen. Es waren die Schöpfungstage einer Liebe im reinſten Verhältniſſe, die Gott als gut anſah.

Dieſe ſechs Wochen waren nun bis auf wenige Tage vorüber. Der Graf war gegen ihren Ablauf ſtiller geworden, in gleichem Grade, als Blanca ſtrebte, ſeiner ſchweigenden Stimmung den früheren Ton ihrer Unterhaltung zu geben. Sonſt hatte ein Austauſch der Ideen zwiſchen ihnen Statt gefunden; jetzt führte Blanca nur einſeitig das Geſpräch, und nahm zuweilen, in der Bedrängniß ihres Buſens, zu kleinen Erzählungen ihre Zuflucht.

Sie ſprachen vom Kriege. Eine ſchmerzliche Bewegung durchging den Grafen. Er ſagte, wie hart es ihm angekommen wäre, zurückbleiben zu müſſen. Blanca äußerte, daß ſie glaubte, ſeiner Augen wegen.

„Nicht allein das,“ antwortete der Graf, „ſondern um eine heiligere Pflicht zu erfüllen, als für das Vaterland zu ſterben. Ich mußte leben und leiden um der Meinigen willen!“ — Es lag ein trüber Sinn in dieſen Worten, eine unglückliche Nothwendigkeit, und der Graf ſtützte ſeinen

Kopf tiefgebeugt in die Hand, als wäre ihm der Gedanke daran zu ſchwer.

Wie hätte Blanca dieſem beladenen Gemüthe noch durch eine Frage läſtig werden mögen? Sie unterdrückte den Laut der Neugier, und es wurde nur ein bedauernder Seufzer daraus.

Blanca lenkte nun die Rede auf das, was ſie ſelbſt in dieſer Zeit der allgemeinen Noth erfahren hatte. Sie ſprach von dem Entſetzen des Abends, da das Lazareth in Ehrenwartſtein angeſagt wurde, von der Ankunft der Verwundeten am folgenden Tage. Ihre Wange röthete ſich höher unter dieſen aufregenden Erinnerungen, und der Graf horchte mit der geſpannteſten Theilnahme auf jedes ihrer Worte. Blanca ſchilderte den Anblick der Leiche des Oberſten, ſie trat im Geiſte an ſeine Bahre, wo er vom Scheintode erwachte. Und wie niemals das Mädchen oder die Frau zu dem geliebteſten Freunde, von einem anderen Manne ſprechen kann, ohne das Intereſſe für den Zuhörer auf den Gegenſtand der Rede überzutragen, ſo ergoß Blanca die ganze Fülle ihres Gemüths und ihrer gegenwärtigen Gefühle in die beſchriebene Scene und deren Folgen.

Wie viele Qualen der Eiferſucht, die das Verhältniß ſchuldloſer Liebe erbittern, ja, oftmals ſogar trennen, würden weniger ſein, wenn die Männer genau mit dieſer Eigenthümlichkeit unſeres Geſchlechts vertraut wären! Die Geſetze des Schicklichen, unterſtützt von der heiligen Scham und Scheu der weiblichen Natur, verpönen den Ausdruck der Liebe im Munde des Mädchens, bevor es das bräutliche: Ja! geſprochen. Dennoch drängt das volle Herz, und fließt nun bald in Thränen für ein mitleidswerthes Verhängniß, bald im Lobe eines gleichgültigen Menſchen, bald im zärtlichen Erguſſe einer an ſich kühlen Freundſchaft über. Wenn daher ein junges Mädchen in Gegenwart des Mannes, der ihre erſte, verſchwiegene Liebe iſt, ihn wenig zu beachten ſcheint, während es mit einem Fremden vertraulich ſcherzt, ernſter Dinge in Ekſtaſe erwähnt, eine Dame feurig umarmt, einem Greiſe liebkoſet, vor eine Matrone ſchmeichelnd hinknieet, irgend eine Erlaubniß zu erbitten, ein kleines Kind herzt, oder mit einem größeren tändelt, ein wohlgefälliges Bild küßt, ein Blümchen an den Buſen drückt, ſo gelten dieſe kleinen Coquetterien nur dem, den ſie neidend kränken, und die Natur iſt ihre Lehrerin.

Ob auch Blanca's holde Unſchuld ſolcherlei kleinen Künſten der Gefallſucht weit entfernt war, keine Verſtellung kannte, und die einfache Größe ihres Weſens jede täuſchende Klugheit verſchmähet haben würde, ſobald ſie ſich derſelben bewußt geweſen wäre, ob ſie auch ſtets mit unerkünſtelter Wärme des Oberſten gedacht und von ihm ſprach, ſo merkte ſie dennoch nicht, wie dem Grafen gegenüber jene beziehungsreiche Situation erſt ihre volle Bedeutung gewann.

Das beſondere Gefühl für ihn miſchte ſich verſtärkend in jene Empfindungen des Mitleids und der Menſchenliebe, das Gemalde der Vergangenheit ward mit friſchen Farben aufgetragen, und ihre Sprache ſteigerte ſich in leiſen Graden der Leidenſchaft.

„Oberſt Lilith?“ fuhr der Graf aus tiefem Verſtummen empor, als Blanca am Schluſſe ihrer Erzählung zufällig den Oberſten nannte.

„Ja, Oberſt Lilith!“ antwortete das Fräulein, „doch weiß ich nicht, ob er von Adel war; fällt Ihnen dieſer Name auf?“

„Ich möchte glauben, er wäre ein angenommener,“

erwiederte der Graf, ohne den ſinnenden Blick zu erheben. „Lilith heißt ein Geſpenſt der Juden, woran der Glaube jedoch nicht mehr volksthümlich unter ihnen iſt.“

„Gott gebe ihm chriſtlichen Frieden!“ ſagte Blanca mit einem frommen Seufzer aus Herzensgrunde. „Sein Gram hatte wirklich etwas Geſpenſtiſches, und Ruhe und Freude fehlten ihm gänzlich. Es that mir unſäglich wehe, daß er ſo ungern lebte, da er ohne mein Dazukommen in ohnmächtigem Schlummer die Schwelle des Todes betreten hätte. Nur im Grabe kann ich geneſen, von den Wunden meiner Seele! ſagte er oft ſo traurig, ſo hoffnungslos, daß es mich bis zu Thränen ängſtete. Ich habe mich nach Kräften ſeiner angenommen, und dieſe Hand hat ihn treulich gepflegt,“ ſetzte Blanca betrübt und unſchuldig hinzu.

Der Graf zog dieſe ſchönſte Hand, welche jemals Milde geübt, an ſeinen glühenden Mund und hauchte einen langen Kuß darauf — die ſeinige zitterte. Er faßte ſich mühſam, hielt Blanca's Linke, die vom Herzen kam, umſchloſſen, und richtete noch einige Fragen, die Perſönlichkeit des Oberſten betreffend, an das Fräulein. Blanca beantwortete ſie, der Graf verhielt ſich ſtill dabei.

„Und haben Sie, ſeit er das Stift verlaſſen, nie von ihm gehört?“ fragte er, ſichtlich gepreßt.

„Niemals!“ verſicherte Blanca; „doch wäre es eine dankbare Minute meines Lebens, wenn ich wüßte, daß es ihm wohlgehe', und eine ſchönere noch, in der ich ihn wiederſähe! Meine Wünſche begleiten ihn überall. Er war gewiß ein eben ſo edler, als unglücklicher Mann!“ —.

„Als ich den Riegel der Starrſucht von ſeiner lebloſen Geſtalt weichen ſah, als ſich mir die geſchloſſenen Augen öffneten und der erſte Athemzug wieder von ſeinen blaſſen

Lippen wehte, ach! da fühlte ich, wie ſelig Gott ſein müſſe, der die Todten ruft und die Gräber ſprengt, und Beweinte dem verlaſſenen Leben, der trauernden Liebe wiedergiebt. Und dieſe Stunde werde ich nimmermehr vergeſſen! Das Grauen der Nacht wandelte ſich mir in einen Oſtermorgen, und ich fürchtete mich nicht, denn ich fühlte, ein Engel war mit mir.“

„O Blanca!“ ſagte der Graf leiſe, doch heftig erſchüttert, „dieſer Engel ſind Sie ſelbſt! Ihr Wandel iſt im Himmel! Ihre Werke ſind Gottes! Auch mein Herz war erſtorben — leichenkalt lag jede Hoffnung in mir danieder. Da trat Ihre holde Erſcheinung vor mich hin, und ich erwachte aus dem ſchweren Taumel, der mich befangen hielt, und worin mir geträumt hatte, daß ich liebte! — Wellen des Unglücks, eine Sündfluth, die für kein Verbrechen kam, das ich wüßte — hatte alle meine Freuden verſchlungen und eine Welt voll ſtillen Friedens zerſtört. Jetzt lebe ich wieder auf und ich liebe! Ich bin lebendig worden zu dieſem Gefühle des Daſeins! Eine neue Erde grünt um mich — ich liebe Dich, Du weiße Taube, die mir das Oelblatt bringt, der holde Bote des verſöhnten Schickſals!“ —

Blanca bebte wie eine junge Eſpe im Sturme dieſer Leidenſchaftlichkeit; ihre heiße Wange erbleichte. Dies Geſtändniß, als hätte ein jäher Irrſinn es der verſchloſſenen Schweigſamkeit des Grafen entriſſen, rührte nicht allein mit aller Stärke des entſprechenden Gefühls an ihr Herz, ſondern auch an ihr zartes Gewiſſen; denn der Graf leugnete darin die Wahrheit ſeiner erſten Liebe, deren Spuren ihm doch in gramvollen Zügen tief eingeprägt waren.

„Blanca!“ ſagte der Graf ſanfter, da ſie nur ſeufzte, keines Lautes mächtig, „zittern Sie nicht vor mir! Ich wollte Sie nicht erſchrecken, noch Ihr liebes Herz wie einen gewaltſamen Raub an mich reißen. Es ſchlage in ungekränkter Ruhe, und einſt für einen Glücklichern! — Gönnen Sie mir nur den einzigen Troſt, daß ich Ihr Andenken mit mir nehmen darf, da ich nun bald ſcheide. Zürnen Sie mir nicht, daß ich ein kühnes Wort auszuſprechen wagte. Keine Uebereilung entlockte es mir; für die gereifte Frucht des Verlangens mußte der Augenblick endlich kommen, der ſie löſete. — Ich werde Sie ewig, ewig! lieben, wie kein anderes Weſen Ihres Geſchlechts! O Blanca! wüßten Sie — — — — doch ich weiß, was mein Unglück von mir fordert.“

„Ihr Unglück, mein Freund?“ fragte Blanca mit einer Stimme, die ihm das ſüßeſte Glück verhieß — denn gegen die Sprache der Entſagung hält auch die ſchüchternſte Liebe des Weibes nicht aus — „meinen Sie den Zweifel an Ihrer völligen Geneſung?“

„Ich meine dies und mehr noch, theure Blanca!“ antwortete der Graf mit geſenktem Haupte. „Nur ein dunkles, zweifelhaftes, ſchwer verpflichtetes Loos würde meine Gattin mit mir theilen; kein hochzeitlicher Jubel, kein geſellſchaftliches Feſt, nur die Stille der Wehmuth und des Kummers ſie empfangen und umgeben, und eine Liebe, die Alles duldet, dazu gehören, um in meinen Armen, an meiner treuen Bruſt Erſatz zu finden.“

Blanca lächelte, ihre Augen wurden feucht. „Graf Dohna!“ ſagte ſie kaum hörbar, doch in den innigſten Tönen, „was ſoll ich es Ihnen leugnen? Ich habe Sie herzlich lieb! und Sie werden mich dieſer Aufrichtigkeit wegen nicht verachten. Es iſt mir, als hätte ich Sie von jeher gekannt, vermißt und endlich gefunden, und als knüpfe dieſe Stunde nur einen längſt beſtehenden Zuſammenhang zwiſchen uns feſt. Ich ziehe mit Ihnen, ich bin die Ihrige, und willig bereit, jegliche Beſchwerde mit Ihnen zu theilen bis an das Ende meiner Tage! —“

Der Graf erblaßte; aber ſein Angeſicht verklärte ſich in der Begeiſterung des Entzückens. Er legte den Arm weich um Blanca's ſchlanken Leib, und zog ſie mit leiſer, liebender Gewalt an das hochklopfende Herz. „O heilige Seele! ich Dich verachten?“ antwortete er mit erſtickter Stimme, „ſo müßte ich auch den Seraph verachten, der mir meine Seligkeit verkündete. Du reiner Engel! mein wollteſt Du ſein? O Gott! wie verdiene ich das? —“

„Aber — wenn dieſes körperliche Wohlſein, dieſe innere Geſundheit, welche mich zu neuem Hoffen regt, trügeriſch wäre, wenn ich, getrennt von hier, in den alten, beklagenswerthen Zuſtand verſänke — und dennoch blind würde? Wie dann, Blanca?“ Er ließ bei dieſen Worten das feſtumſchlungene Mädchen los, als im unwillkürlichen Ausdrucke des Gedankens, daß er es frei gäbe für jenen traurigen Fall.

Blanca neigte den Kopf an ſeine Bruſt und ſprach: „Dann würden Sie Eins noch ſehen, wie greifbar dicht die Finſterniß dieſes Schickſals auch wäre, meine Liebe! meine wandelloſe Treue!“

„O Stern in der Nacht! Du wäreſt dann Alles mir!“ rief der Graf leidenſchaftlich dankbar, und faßte und hielt ſein Glück im Arm der Liebe. Er legte ſeine Hand unter Blanca's feingeädertes Kinn, und hob das mit reizender Scham überzogene Geſicht empor, er beugte ſich tief und tiefer auf die Purpurblüthe ihres Mundes und trank in dem erſten, ſüßeſten Kuſſe berauſchende Lethe für lange Leiden. Gefühl der Unſterblichkeit durchſtrömte ihn. Der Schirm ſtreifte ſich von ſeinen Schläfen und das Papier glitt rauſchend auf den Boden. Blanca bog das glühende Geſicht erſchrocken abwärts, um es aufzuheben; doch der Graf, ohne den freien, himmelvollen Blick von der Geliebten zu wenden, wehrte ihr. „Laß das, meine Blanca!“ ſagte er zärtlich fordernd, „ich trage die Binde nun nicht mehr; ſie fällt von ſelbſt, zum Zeichen, daß ich geneſen bin. Der papierne Zauber liegt zu Deinen Füßen und das mit Recht. Möge der Probſt ſeinen Ruhm dahin nehmen! Ich gönne ihm den Triumph ſeiner ärmlichen Kunſt, und weiß, welche Sympathie mich heilte. — Ungehindert will ich in die Sonne meines Glückes ſchauen, und ob das ſchwache Auge mir auch thränte.“ Er verſank in Blanca's Anblick. „Wie ſchön Du biſt, mein holdes, herrliches Mädchen! Und dieſer Liebreiz, der Dich ſchmückt, der Reichthum Deines Herzens, das den Werth einer Welt aufwöge, ſoll mir, mir Armen, angehören?“

Blanca bat ihn mit jungfräulichen Wonnethränen, daß er ihrer Beſchämung ſchonen möge. Sie fühlte ſich durch ſeinen Kuß dieſem Manne vermählt; aber die laute Vergötterung ſeines Mundes beugte die Demuth ihrer kindlichen Seele.

Der Graf äußerte nun die bedenkliche Frage, ob Blanca's Vater auch in ihre Verbindung willigen würde?

„Daran zweifle ich kaum,“ verſetzte Blanca traurig überzeugt, und eingedenk der Geſinnungen ihres Vaters, ſprach ſie, „mein Vater liebt mich wenig, und würde mich ſo leicht keinem Manne verſagt haben, um der Tochter nur los zu werden, die ihm lieber zur Luſt, als zur Laſt geweſen wäre.

Ein Glück für mich, daß der Erſte, der ſich gefunden, auch wirklich der Beſte iſt! Der Vater im Himmel hat wohl für mich geſorgt.“ Ein leiſer Druck ihrer Hand beſtätigte dieſe rührende Zuverſichtlichkeit, womit ſie gleichſam ihr verwaiſetes Geſchick in die ſeinige legte.

Der Graf überſah ſchnell das Gebiet ſeiner äußeren Verhältniſſe — und traf darin auf manchen Stein des Anſtoßes, der mit Felſenſchwere auf ſeine Bruſt ſank; den einzigen Lohn für dies hingebende Vertrauen trug er in der Gewißheit ſeiner Liebe nur. „Ach, meine Blanca!“ erwiederte der Graf plötzlich bekümmert, „bevor ich mit Deinem Vater ſpreche und den Ausweis der Umſtände gegen ihn führe, in die ich ſeine Tochter bei meinem Leben und nach meinem Tode verſetzen kann und will — iſt noch viel, viel! o Blanca! zwiſchen uns zu erörtern übrig. Du weißt noch nichts von meiner häuslichen Lage — ſie könnte Dir unangenehm ſein.“

„Ich weiß von einer Schweſter meines Dodona, die bei ihm lebt und ſeine Kinder wie eine leibliche Mutter liebt, und ſie mit größter Sorgfalt erzieht,“ antwortete Blanca, ſeiner Erklärung begegnend, die ihm ſchwer anzukommen ſchien. Und verſichernd ſetzte ſie hinzu, „ſie ſoll eine beſcheidene Schülerin an mir finden.“

Der Graf heftete einen trüben Blick auf Blanca. Er zögerte mit der Antwort, dann ſagte er, und die Worte rangen ſich wie unter dem Drucke eines laſtenden Geheimniſſes los: „Dieſe theure, unglückſelige Frau iſt der gute Geiſt meines Hauſes, der Schutzengel zweier Kinder, deren Vater ich bin! Ihr ſtilles Walten darf nicht geſtört werden, und ihrem einſamen Gange ſollen meine Freuden nicht in den Weg treten.“

„Würde aber meine Blanca, die Gattin meiner Liebe, Muth genug haben, auf ihren Anſpruch als Hausfrau und Mutter dieſer Kleinen zu verzichten? Würde Blanca ferner der ſchonenden Pflicht für eine Unglückliche, der Achtung für den brüderlichen Schutz jener überkommenen Rechte, den ich heilig gelobt, den Alleinbeſitz meiner Fürſorge, meiner innigſten Gefühle aufopfern können, und einer Theilung derſelben fähig ſein, die doch, ſo lange Gott es will, unabänderlich wäre?“

Blanca ſah den Grafen mit Engelsfreundlichkeit in das unruhige Auge. Sie ſprach: „Mir bliebe Dein Herz, Geliebter! Und dies umfaßt den Inbegriff aller meiner Anmaßungen. Ich ſollte Deiner Schweſter die Liebe des Bruders mißgönnen? Deine Kinder ihrer zweiten Mutter berauben wollen, und ſcheel ſehen, wenn mein Blick in die Zukunft auf ein Bündniß verwandtſchaftlicher Zärtlichkeit trifft? — Dies wäre keine verzeihliche Eiferſucht, ſondern der böſeſte Neid, und dieſen gehäſſigen Fehler wird mein Freund ſeiner Blanca nicht zutrauen.“

Der Graf ſchwieg in unausſprechlichen Empfindungen, nur ſein Blick redete; Blanca glaubte ihn noch mehr beruhigen zu müſſen. Sie ſprach weiter: „Ich lernte früh mich fügen und vertragen, und dieſer Ausdruck duldſamer Geſchmeidigkeit dürfte nicht einmal anwendbar ſein auf das Verhältniß zu einer künftigen Schwägerin, gegen die ich mich in unabzahlbarer Schuld fühlen müßte. Ihr ſchweſterlich geſinnt zu ſein, ihren Kummer tragen zu helfen, gleichwie ſie Sorge trägt für die lieben Kleinen, wäre nur meine Pflicht,. und mit Freuden würde ich ſie erfüllen. — Sie iſt Wittwe, dieſe Schweſter? nicht wahr, lieber Dodona? und war vielleicht eine Freundin der ſeligen Gräfin?“

Der Graf lächelte ſchmerzlich vor ſich hin, wie über einen ſeltſamen Traum. Er ſchien Blanca's Frage nicht deutlich gehört zu haben, und doch nahm ſeine Antwort einen anderweitigen Bezug darauf. „Sie wird, ſie muß Deine Freundin werden, meine Blanca!“ ſagte er, und dieſe gebietende Vorausſetzung gab der Schweſter wie der Braut die gleiche Ehre.

„Nicht nur zu meinem Glücke,“ fuhr der Graf fort, „nein! auch zu ihrem Troſte ſollte ich Dich finden, und Deine ſüße, beſänftigende Stimme, geſchaffen, die Stürme des Buſens zu beſchwören, und den wildeſten Schmerz zur Ruhe zu ſprechen, wird an ein Herz rühren, das ſich einſam grämt.“

„Und wie heißt die Arme?“ fragte Blanca; der Scharfſinn ihres Geſchlechts ließ ihr keinen Zweifel, daß es mit dieſer Schweſter eine eigene Bewandtniß habe, die der Graf zu umgehen ſuchte. Aber ob auch ihr Erbtheil an Neugier klein nur war, ob kein Mißtrauen ihre reine Seele beſchlich, dieſer Frage konnte ſie ihn nicht überheben.

„Nenne ſie Dora“ — antwortete der Graf nach kurzem Beſinnen, „ihr Gemahl war — war? o Gott! auch ein Graf Derona; — doch ihr Schickſal iſt namenlos.“ Der Graf ſtieß einen kurzen Seufzer aus, und faßte nach der linken Bruſtgegend, als hätte er einen jähen Stich dort empfunden; ſeine Rede verwirrte, ſeine Augen verdunkelten ſich und ſchweiften in die Ferne.

„Die Zeit hat einen wunderthätigen Balſam auch für die tiefſten Wunden, und die Freundſchaft verbindet ſanft —“ ſagte Blanca theilnehmend, und ſetzte hinzu, „ich würde mein Möglichſtes für die traurige Dora thun, und dabei nur dem Triebe meines Herzens folgen.“

Der Graf ergriff ihre Hände und bedeckte ſie mit unzähligen Küſſen. Mit gebeugter Seele, mit flammenden Lippen huldigte er Blanca im ſtummen Ausdruck ſeiner Gefühle. „Aber noch weiß meine Blanca nicht Alles —“ hob er nach langer Pauſe beklommen an, da das Fräulein erwartend blieb, daß er weiter ſpräche. „Dora iſt katholiſch, und ihrer Religion ſchwärmeriſch zugethan, der auch unſere Kinder geweihet worden; ich aber bin ein guter Lutheraner, und Deines Glaubens, meine Geliebte!“

Blanca ſtutzte. Ein Blitz des Argwohns betäubte ſie für einen Moment; die Schlange, welche am Himmel hoffnungsvoller Ausſichten niederfuhr, züngelte nach ihrem Herzen, das bebend ſchlug.

Der Graf hatte dieſer vorgeblichen Schweſter, von der er nur in Umſchreibungen ſprach, ſeinen Namen geliehen, unſere Kinder, hatte er die ſeinigen genannt, und ſie katholiſch taufen laſſen, war dieſe geheimnißvolle Dora vielleicht eine unrechtmäßige Liebe von ihm? — Und die ſelige Frau, deren er niemals erwähnt, als heiße eine finſtere Schuld ihn ſchweigen, war ſie vielleicht, abgehärmt durch Untreue des Gemahls, in das frühe Grab geſunken? Hatte er nicht ſelbſt merklich vermieden, von ſeinen Kindern zu reden, als wäre ſein väterliches Recht an dieſen Sagen der Natur nicht in reinſter Gültigkeit, und blöde durch ſittliche Scham? War ſie, die argloſe Blanca, vielleicht in Gefahr, das Opfer eines ſträſlichen Verhältniſſes zu werden, das ſich unter dem Mantel der Geſchwiſterliebe verbarg? Und entſchuldigte der Graf die Kränkung einer Buhlerin, welche er aufgehört hatte zu lieben, die ſie aber neben ſich dulden müßte — mit einem Grame, deſſen Unwahrheit zu ſagen er ſich doch ſcheute, und daher lieber in verſchwiegenem Dulkel ruhen ließ? — Alle dieſe dämoniſchen Gedanken waren das Werk einer flüchtigen Minute; aber Blanca ſchauderte vor ihnen zurück. Ein Blick in das offene Angeſicht des Grafen reichte hin, ihm ihr Vertrauen zurückzugeben, die finſtere Eingebung zerfloß in die vorige klare Ruhe. Ihr Buſen wallte in Reue, in vergütender Liebe, und mit Wehmuth antwortete ſie auf ſeine letztere Rede: „Mein Glaube iſt friedſam, Dodona! und die Form ſeiner Lehre darf dem Weſen deſſelben keinen Abbruch thun; und dies Weſen iſt Liebe! Möge Dora die Madonna verehren, der ewige Sohn wird uns Beide ſegnen! Möge ſie die Kleinen immerhin zu den Heiligen beten lehren, wenn nur Engel Gottes die zarten Kinderſeelen behüten!“

Der Graf hob den Blick, worin eine hervordringende Thräne ſchwoll, aufwärts, und ſprach mit tiefem Gefühl: „Gott! wie vergiltſt du mir!“ Dann drückte er Blanca ſtumm und lange an ſeine Bruſt, die ſich erweiterte, um einen Himmel zu faſſen.

Noch an demſelben Tage ſprach der Graf mit Blanca's Vater über ſeine Wünſche. Der Herr von der Pforte ſchien nicht überraſcht von dieſem Antrage, den er mit lächelnder Miene hörte.

Der Graf hatte vor dem Vater ſeiner Geliebten andere Erklärungen nöthig, als gegen ſie ſelbſt. Er erwies ſich als einen der begütertſten Edelleute des Landes, und ſetzte Blanca ein reiches Witthum aus. „Nur der Krieg und das Unglück einer theuren Schweſter, die mit ihm lebe,“ ſagte er, „hätte ihn von dem Mittelpuncte ſeiner Güter verdrängt, und nach dem entfernteſten, nach Sancta Gloria, einem ehemaligen Kloſtergute, verwieſen, wo er ſich mit den Seinen noch aufhalte, und ſo eingerichtet ſei, daß es leicht möglich wäre, er bliebe für immer dort. Er wolle dies den Umſtänden und ſeiner künftigen Gattin überlaſſen.“

Der General-Adminiſtrator war von den äußeren Verhältniſſen des Mannes, der ſein Schwiegerſohn werden wollte, und ſich auf Blanca's Liebe berief, völlig zufrieden geſtellt. Er äußerte artig, daß er ſich durch dieſe Bewerbung geehrt fühlen müſſe; doch verhehlte er nicht ganz, daß das Augenübel des Grafen, an deſſen Heilung ſein Glaube ſchwach nur war, dieſe wichtige Angelegenheit bedenklich mache. Meine Tochter iſt überdies ſo jung, ſetzte er ausweichend und mildernd hinzu, daß ſie füglich noch ein paar Jährchen warten könnte. Ich habe mich kaum an ihre Geſellſchaft gewöhnt, die mir den Winter, der nun faſt vor der Thür iſt, erheitern ſollte. Wenn das Frühjahr kommt — und die Zeit fliegt ſchnell, Herr Graf! und das Warten eines halben Jahres dauert nicht lang — dann kehren Sie wieder nach Gallenburg, und iſt Alles, wie es ſoll, ſo machen wir kurz Procedere mit der Hochzeit, und Sie nehmen Blanca als Ihre Hausfrau mit ſich fort.“

Ein edelmüthiger Stolz ließ den Grafen nun nicht weiter in Blanca's Vater dringen. Er merkte wohl, daß der General-Adminiſtrator erſt über die Erfolge der Augencur gewiß zu ſein wünſchte, und die Pflicht, über die Blanca's Liebe ihn getäuſcht, daß er ſelbſt zweifellos ſein müſſe, vollkommen zu geſunden zum Licht, ehe er daran denken dürfe, ein geliebtes Weſen an ſein Schickſal zu knüpfen, ward nun von ihm erkannt.

Wie ſehr Blanca's Herz ſie auch zog, dem Grafen bald zu folgen, ſo fühlte ſie doch die Weigerung ihres Vaters als eine Sorge für ihr Glück, als den Wunſch, die Tochter nicht ſobald wieder von ſich zu laſſen, und der kindliche

Vorſatz, freudig zu gehorchen und die Scheu bezwingen zu wollen, die ſie entfernt hielt von ihm, vergalt dieſe erſte väterliche Geſinnung.

Am folgenden Abend kam der Probſt und machte große Augen, da er die des Grafen ohne Binde ſah. „Ei! mein Herr Graf!“ ſagte er mit unterwürfigem Tadel, „Sie ſind mir zuvorgekommen, meines Wiſſens müßte noch ein Streifen übrig ſein.“

Der Graf lächelte und ſprach mit leiſer Ironie: „Das Papier iſt wirklich übrig — ich aber bin Ihr dankbarer Schuldner. Meine Augen ſind gut, mir iſt um vieles beſſer, und von allen Beſchwerden, die ich Ihnen früher genannt, ſpüre ich nur noch ein wenig Schwäche; es thränt mir ſo leicht der Blick.“

Der Probſt erröthete im frohen Stolze. „Sic itur ad astra!“ rief er aus im Pathos ſeines lateiniſchen Humors. „Was die thränende Schwäche anbelangt,“ fuhr er fort, und indem er im Tone einer ärztlichen Erläuterung ſprach, gab das ſchelmiſche Blinzeln ſeiner kleinen Augen dieſen Worten einen ſchraubenden Bezug, „ſo dürfen Sie ſich derſelben nicht wundern. Sie haben zeither im verblendendſten Glanze gelebt; nicht genugſam ſchützte dieſer Schatten. Er deutete auf den Schirm. So hüten Sie Sich denn, mein Herr Graf! zumeiſt vor Viererlei: Sonne, Wind, Schnee und Staub, unter denen man auch ſinnbildlich die Schönheit, den Unbeſtand, jungfräuliches Weſen und jegliche Täuſchung zu verſtehen pflegt. Doch — Omne simile claudicat!“ — Der Probſt ſah ſich mit dem ſelbſtgefälligſten Lächeln nach Bewunderung um, er glaubte etwas Geiſtreiches geſagt zu haben.

„Und Sie, Hochwürden“ — fiel der General-Adminiſtrator ein, „nehmen Sich in Acht, daß Ihnen Blanca Ihre Kunſt nicht ablerne; ein wenig ſcheint ſie ſchon davon weg zu haben.“

Der Probſt bückte ſich galant und ſprach: „Sie wäre in den ſchönſten Händen — und ich könnte die meinigen ruhen laſſen.“

„Noch nicht! ſpricht Rummelpuff.“ ſagte der Herr von der Pforte in guter Laune. „Sie müſſen noch Segen austheilen, und dazu dürfte ſich die Gelegenheit nahe finden. Es iſt billig, daß Sie, der Mann des Geheimniſſes! in das unſrige gezogen werden. Dem Grafen Dodona hat die Sympathie ſo gut gethan, daß meine Tochter geneigt ſein möchte, zum nächſten Frühjahre dieſe Methode mit ihm fortzuſetzen. Geben Sie einem Brautpaare in spe — nur immerhin die Benediction.“

„Ob ich mir das nicht gedacht habe!“ erwiederte der geiſtliche Herr, dennoch betroffen. Er fühlte nun ein wenig beſchämt, welche mächtige Gehülfin er gehabt; aber dieſe Erkenntniß wurde von dem überhebenden Gedanken unterdrückt, daß er, wenn auch mittelbar, dieſe glückliche Verbindung verurſacht habe. Er gratulirte mit vielem Schwulſt und manchem Schwank, machte dem Grafen Elogen und Blanca erröthen, und blieb, um als ein braver Trinker im Feuer der Flaſchen auszuhalten, wobei er den General-Adminiſtrator, den der Geiſt des Widerſpruchs anfocht, den gaſtlichen Wein mit ein wenig Galle zu miſchen, in ſpitzfindigen Diſſertationen beſiegte.

„So iſt es denn wirklich beſchloſſen, mein gnädiges Fräulein, daß wir nun heirathen?“ fragte Mary trübſelig am Abend beim Auskleiden ihre Dame.

„Wir?“ fragte Blanca zurück, und der Ton dieſes Wörtleins ſtand zwiſchen Verwunderung und Rüge mitten inne: „Wen meinſt Du, Mary?“

„Ich meine Sie und — mich! wenn Sie es gnädigſt erlauben;“ verſetzte die Zofe halblaut, „denn ich habe dem Jäger nur in ſo fern mein Jawort gegeben, als Sie das Ihrige ſeinem Herrn nicht vorenthalten.“

Blanca wußte nicht, ob ſie dieſem naiven Geſtändniſſe lächeln oder zürnen ſollte. „Mary!“ ſagte ſie, obwohl nicht ungerührt von dieſer Anhänglichkeit, „man muß ſelbſtändig ſein! Dein eigenes Herz ſollteſt Du fragen, nicht das meinige entſcheiden laſſen.“

„Ach, gnädiges Fräulein!“ antwortete Mary, „das iſt es ja eben! Mein eigenes Herz iſt ganz auf der Seite des Drängers — deshalb wollte ich mich an die Standhaftigkeit des Ihrigen halten. Wo könnte ich ein beſſeres Muſter finden?“.

Blanca, ſich ihrer ſüßen Schwäche bewußt, erröthete über dieſe Frage, die, wie unſchuldig ſie auch klang, doch der neckende Spott des ſchlauen Zöſchens war, das ſich, nachdem es heute einige Worte von dem Geſpräch des Grafen mit Blanca erlauſcht, das Fräulein von ſeinem Arme umfangen geſehen und längſt gemerkt, daß ſich die gräfliche Gaſtrolle mit dieſem Schluſſe enden würde — nur wie ein verliebtes Mädchen einem liebenden gegenüber fühlte.

„Und Deine Vernunft? was ſpricht die dazu?“ fragte Blanca, um hinter dieſer ehrwürdigen Autorität ihr jugendliches Gefühl zu verſtecken.

„Die gute, erfahrene Dame meint,“ entgegnete Mary, „es [illegible] nichts Vollkommnes unter dem Monde; ſo müſſe man es mit ſeinem Glücke nicht gar zu genau nehmen. Könnte man die Schwermuth des Grafen und den Leichtſinn des Jägers zuſammenſchmelzen, ſo käme, glaube ich, die rechte Maſſe heraus.“

Blanca empfand ſehr wohl, daß Mary damit nichts Anderes ſagen wollte, als, auch ihrem Fräulein werde in der zu ſchließenden Verbindung etwas zu wünſchen übrig bleiben, und in dieſem Augenblicke kam ihr die Wahl ihrer Zofe weniger verfänglich vor, als die, für welche ſie ſich ſelbſt beſtimmt hatte. Die fröhliche Leichtfertigkeit des Jägers deutete auf einen harmloſen Sinn und heitern Genuß des Lebens; der melancholiche Hang des Grafen ließ entweder auf ein ſchweres Schickſal, oder auf eine vorwurfsvolle Seele ſchließen.

Indem ſie ſich ſchnell auf den dunklen Grund dieſer Trübſeligkeit verſenkte, ſtieg ein Schatten banger Furcht und Ahnung in ihr auf, der ſie die treue Nähe Mary's als eine Art von Schutz empfinden ließ. „So bleibe denn bei mir, Mary!“ ſagte das Fräulein, und dieſe Aufforderung lautete wie eine verlaſſene Bitte, „wenn ich fern hinziehe mit dem Grafen. —“

„Auch als Frau Wolfhelm wirſt Du der Gräfin Dodona ergeben ſein, nicht wahr?“

„Bis der Tod mich heimführt!“ verſicherte Mary, und küßte ihrer Gebieterin unter hellen Thränen die Hände. Dann ſchwatzte ſie vergnügt, und das naſſe Auge lachte ſchon wieder, da ſie erzählte, wie ſchnell ihre luſtige Liebe ſich gefügt; Blanca dachte ſtill, daß der traurige Ernſt des Grafen gleichen Schrittes daſſelbe Ziel verfolgt, und ſie hielt das Mädchen nicht geringer oder minder glücklich als ſich ſelbſt, das auf dem Schauplatze des Lebens ihre Soubrette recht dankbar ſpielte, während Blanca auf dem tragiſchen Cothurn ſich für eine Antigone geeignet hätte.

Noch eine Woche nach der feſtgeſetzten Friſt ſeines Aufenthaltes daſelbſt blieb der Graf in Gallenburg, dann ward die Abreiſe unwiderruflich beſchloſſen.

Er hatte mit Blanca noch einen kurzen, einſamen Gang durch den Garten gemacht, der nun öde lag, hochbeſchüttet mit bräunlichem Laube. Die Sonne glänzte durch den Frühnebel an die wenigen goldnen Blätter, die noch hingen, und ihr matter Strahl wärmte kaum die Schauer des Morgens.

„Blanca!“ ſagte der Graf, ſie umſchlingend, „meine Hoffnung iſt eine Winterſaat im weiten Felde — wird der Schnee, der nun bald kommt, ihre zarten Keime ſchützen?“

„Ich bin Dir treu, mein Dodona!“ antwortete Blanca mit ſtillender Gewißheit, „ich bin Dir ewig treu!“

Der Graf küßte mit heißem Munde den Hauch dieſer entzückenden Worte von Blanca's Lippen, und ſchon brauſte draußen der Poſtzug ſeines Reiſewagens.

Die zärtliche Mary ſchluchzte im Arme ihres Jägers, und unterlag faſt dem Schmerze der Trennung. Er wollte die Macht des Geſanges an dem ſtarken Zwingherrn verſuchen, der auch ihn zu überwältigen drohte, und begann unter der Articulation verſchluckter Thränen: „Wenn ich ſie nun verlaſſe, wird ihr Visago ganz blaſſe, und ihre Aeuglein naſſe — o mon dieu quel état! —“

Da ſchmollte Mary und weinte zugleich, ſtieß ihn von ſich und nannte ihn einen franzöſiſchen Leichtfuß; aber die Dienſtpflicht entriß ihn jählings der deutſchen Empfindlichkeit ſeiner kleinen Schönen, die er in einer letzten Umarmung verſöhnte.

Im Schloſſe zu Gallenburg blieb nun eine weite Leere zurück, in der nur der Probſt ſich dann und wann breit machte. Der Graf konnte kaum nach Hauſe ſein, als das Wetter, welches bis dahin heiter geweſen, ſich trübte, und ein ſpätherbſtliches Düſter die verſchwundene Sonne in graue Schleier, in ein triefendes Regentuch hüllte. Blanca athmete beklommen. Die feuchte Oede der Natur, der ſtöhnende Wind, der die letzten Blätter kreiſend umhertrieb, vermehrte ihr ſtilles Bangen und ließ ſie die theure Nähe des Entfernten ſchmerzlicher noch vermiſſen.

Was iſt das Leben ohne Liebesglanz? ſprach ſie einſtmals zu ſich ſelbſt, als der kurze Tag ihr lang geworden war, und ihr Auge in die finſtere Nacht voll naſſen Graus blickte.

„Ja, das ſage ich auch!“ meinte Mary, die den Ausruf ihres Fräuleins gehört hatte, und ihn nun mit einem ſchweren Seufzer beſtätigte. „Wie es nur alte Leute aushalten können! Und doch hangen ſie am Ende feſter daran, als die Jugend. Wenn die Liebe nicht wäre, das bischen Leben verlohnte ſich kaum.“

„Das Herz wird nicht alt, Mary“ — ſagte Blanca leiſe vor ſich hin.

„Das wäre noch übler!“ antwortete Mary, „dann käme mir die von der Zeit verwandelte Geſtalt wie ein trauriger Zauber vor. Die Freunde der Schönheit gingen vorüber, ohne ſie zu kennen, und nur der Tod käme, ſie zu erlöſen. Nein, nein, mein gutes, gnädiges Fräulein! dafür hat der liebe Gott geſorgt. Das Alter ſtirbt langſam ab und liebt nichts mehr, als Ruhe und Bequemlichkeit, das Geld, die Ehre, eine gute Schüſſel, ein Gläschen Wein, und das arme, hinfällige Leben! — nur die Jugend verachtet dies alles um einen Kuß der Liebe. Jetzt möchte man aber vor Angſt vergehen — was das für ein Wetter iſt! Es liegt mir wie Blei auf dem Gemüthe. Der Tag macht kein Auge mehr auf, und die Welt iſt mir wie eine Schlafſtube mit geſchloſſenen Fenſterläden, worin eine ausgegangene Lampe dunſtet und dämmert. Dazu der Sturm — er ſauſt mit geſpenſtiſchen Stimmen, bald grob, bald fein; einmal fährt er wie ein polternder Kobold umher, dann läßt er ſich in heulender Klage oder wie ein wimmerndes Kind hören. Und die Verſammlung der Krähen! Die iſt mir nun vollends im Geiſte zuwider! Gott verzeih' mir die Sünde! ſie kommen mir in ihrem krächzenden Geſchrei wie eine klatſchhafte Geſellſchaft vor, die auch nur da Raum findet, wo der Sommer und die Liebe Abſchied genommen haben. — Abſchied! welch' ein ernſtes, bitteres Wort! Es erinnert mich aber doch an einen Spaß. Der Adjunct in Ehrenwartſtein brachte mir ſein Stammbuch, und ich wählte einen Vers, der fängt ſich an: Wären Trennungen nicht — doch die Hand zitterte mir, und weil ich mich ängſtete, hatte ich unverſehends hingeſchrieben: Wären Trauungen nicht; — der Adjunct lächelte, da er einen Blick auf das Blatt warf, deutete er auf jene Stelle und ſprach: Dies iſt ein kleiner, moraliſcher Schreibfehler, doch Niemand ſoll ſagen, daß die ſittliche Mary künftig in wilder Ehe zu leben wünſchte. Und ſomit verbeſſerte er ihn; ich aber ſchämte mich — Sie können denken, gnädiges Fräulein, wie ſehr!“

Blanca lächelte auch. Mary hob nach einem Weilchen wieder an: „Wie es in Sancta Gloria nur ſein mag?“ Dieſe Frage an das Fräulein gerichtet, ſchien dem Grafen zu gelten, während ſie ſchweigend auch den Jäger meinte. „Ich weiß,“ fuhr ſie fort, „daß der arme Graf die Stunden an den Schlägen ſeines Herzens abzählt. Nun, ſie laufen ja doch hin, wenn auch mit Schneckenfüßen. Und wenn dem Duldenden am bängſten, und die Winternacht am längſten, iſt die Sonnenwende da! — —“

So plauderte Mary und beſchwor durch ihr harmloſes Geſchwätz den Trübſinn ihres Fräulein, und diente Blanca auch als Vorbild eines immer fröhlichen und guten Muthes.

Dem Herrn von der Pforte war das ſchlechte Wetter ſehr verdrießlich. Es hinderte ihn am Genuſſe der Jagd, und der Unbill der Witterung Trotz bieten konnte er nicht, weil er an der Gicht litt, und ſo mußte er ſich zu Hauſe halten. Der Probſt brachte die meiſten Abende auf dem Schloſſe zu, dem General-Adminiſtrator die Zeit zu vertreiben. Sie ſpielten Piquet oder Triktrak, dann erzählte der Probſt; er hatte ein glückliches Gedächtniß und eine noch beſſere Erfindungsgabe. Auch bot er den ſtärkſten Spiritus ſeines geſellſchaftlichen Talents auf, die üble Laune des Edelmannes zu betäuben, dem er einen Antheil an ſeiner Dankbarkeit gönnte für die faſt fürſtliche Gratification, womit Graf Dobona ſich ihm erkenntlich bewieſen hatte.

Blanca, welche ein feines Ohr für die Wahrheit beſaß, äußerte ſich gegen ihren Vater über die Windbeuteleien des geiſtlichen Herrn. Jener lächelte und ſprach: „Ich weiß ſehr wohl, daß der Probſt flunkert, aber ich laſſe ihn gewähren, denn er hat einen guten Vortrag und lügt mit Manier. So genügt es mir, ihn bisweilen in Verlegenheit zu ſetzen. Was iſt Wahrheit, Blanca? Dieſe Frage Pilati iſt ein altes Räthſel, das ich ſchwerlich löſen würde, wenn ich Sr. Hochwürden die geläufige Zunge bände.“

Blanca wendete ſich ab; dieſe verhüllte Gottheit hatte in ihrem Herzen einen Tempel, und das frevle Wort des Vaters kränkte ihre Verehrung.

Hektor, dem weder Bücher, noch Spiele die langen Abende ausfüllten, lag dem Vater an, daß dieſer dem Capellan doch auch auf das Schloß nöthigen möchte. Blanca rühmte ſeine Harfe, die er meiſterlich ſpielte, ſie redete ſein Lob, wie ſie es aus dem Munde der Jungfer Lotwine vernommen.

Der Herr von der Pforte genehmigte den Wunſch ſeiner Kinder, und von nun an ward der Capellan öfters eingeladen.

Es war ein junger, feiner Mann von blaſſer Geſichtsfarbe, mit dunkeln, geiſtvollen Augen; ein ſchwärmeriſcher Funken machte ſeine Blicke glimmen und ſtieg in ſeinen Reden himmelwärts. Dem Probſt ſchien er abgeneigt, und nur von dem innigen Umgange mit den Muſen abgehalten zu ſein, auf das Verhältniß ſeiner äußern Lage überhaupt viel zu achten.

Blanca näherte ſich ihm mit dem Selbſtvertrauen einer Braut, die ſich einem Jünglinge gegenüber findet, der dem prieſterlichen Dienſt des Altars geweihet iſt. Die Tonkunſt gab reiche Anſprache. Blanca ſagte, daß ſie ihn einſt im Garten der Probſtei ſpielen und ſingen gehört; ſie nannte das Lied, und der Capellan erröthete wie ein Mädchen. Den nächſten Abend, da er auf das Schloß kam, ward die Harfe mitgebracht, und dies geſchah von jetzt an immer. Der Capellan ſpielte und ſang zu Blanca's innigem Vergnügen, zu Hektor's lautem Ergötzen; ein zweiter Orpheus bewegte er ſogar die ſteinerne Bruſt des Herrn von der Pforte zu ſanft empfindender Luſt, und der thieriſche Geſchmack des geiſtlichen Trinkers fand ſich, wenn auch für Augenblicke nur, auf der Weide eines höheren Genuſſes.

Blanca fühlte, die Muſik ſei die Sprache der Geiſter! Sobald der Sänger auf den bittenden Wunſch ſeiner Zuhörer begann, ſetzte Blanca ſich entfernt der geſelligen Flamme des Lichtes; denn die Welt der Töne hat ihren eigenen magiſchen Schein — und horchte, in den dunkeln Winkel einer Fenſterwölbung geſchmiegt. Dann ſchwoll ihr Herz mit dem Strom der Melodie, die durch die Saiten rauſchte, und deſſen hinreißende Gewalt ihr gleichſam die Seele entführte. Dann redete Liebe zu Liebe, die leiſeſte Ahnung ward zum Verſtändniß des Gefühls, und theure Schatten entſtiegen dem Orkus; ein Hauch der Treue, die an den Ufern des Acheron wandelt, der Wehmuth aushallender Seufzer, worin die ſchwerſte irdiſche Fuge ſich gelöſt, war der Geſang ihrer Ruhe.

Die Natur war endlich erſtarrt und kämpfte nicht mehr. Der Reif lag auf den Fluren, und der Wald trug bereits ſein winterliches Gewand, den greiſigen Schmuck des Jahres. Da ſchrieb der Graf: „Warum muß ich dieſe Buchſtaben beneiden, daß ſie Dein Auge ſehen werden, meine Blanca? Und doch vermag ich nicht, mein Herz in ihnen zu malen, oder nur den kleinſten Zug meiner Sehnſucht damit zu zeichnen. Dein holdes Bild verläßt mich nie, es iſt mein wacher Gedanke, wie mein Traum! Der Odem Deines Geiſtes wehet um mich, wenn der Wunſch heißer in mir aufwallt, daß der Winter mit ſeiner öden Kälte ſchneller als ſonſt dem Frühling weichen möge, der mein Frühling ſein wird! O, wann läuteſt Du, kleine Schneeglocke, den Feſttag der Liebe ein? —

„Der Ring des Tages ſchließt ſich in immer engeren Kreiſen um die matte Sonne; aber die Nacht, welche ich fürchtete, iſt vorüber. Ich bin geſund und ſo wohl, als ich ſein kann. — Zwar iſt — wenn auch in einem andern Sinne, als ſonſt — die Dunkelheit Anderer, Helle für mich; denn der blinde Gott hat mich nicht verblendet, ſondern geheilt — aber kein Flämmchen und Flimmern ſteigt mehr vor meiner Sehkraft auf und drohet mir Gefahr. Nur Deine Augen, o meine Blanca, leuchten mir, und Dein ſchönes, lichtes Haar glänzt mir in Berenicens Sternen. Du würdeſt auch, gleich jener ſchweſterlichen Gattin, dieſen goldnen Schmuck Deiner Schönheit der Treue und meinem Ruhme zu opfern fähig ſein. Und ich? ich kann Dich nur an den Himmel verſetzen — ein Herz Dir bieten, das ſich ſelig fühlt in Deinem Beſitz.

»Meine arme Dora war krank, und ich in großen Sorgen um die Theure. Grüße Deinen Vater von mir und den kleinen Trojaner; auch den Probſt. Ich ſegne den Ruf ſeiner papiernen Wiſſenſchaft, der mich wahrhaft gerettet hat, indem er mich in Deine Nähe rief. Jeder dieſer ſchmalen, loſen Streifen war eine fliegende Brücke, die mich ins Elyſium führte. Noch einmal grüße ihn von mir; ich bin ihm mein beſtes Glück ſchuldig: Dich!«

Blanca las dieſen Brief pochenden Herzens, ſie lächelte jede Silbe an, aber ein kleiner Seufzer ſchlich dennoch von ihren Lippen. Meine arme Dora — flüſterte ſie in ſich hinein, warum nennt er ſie nicht ſeine Schweſter? Die Beziehung auf Berenice, ob ein ſchmeichelhaftes Gleichniß auch, gab eine unglückliche Analogie, deren Schlußfolgen ſich an einen Verdacht knüpften, welcher fürchterlich für Blanca war. Sie zürnte auf ſich ſelbſt, und ihre Liebe hatte die Stärke, jene Feſſel zu zerbrechen, die das Vertrauen ſchwer umfing und hemmte, und worin ihr ſo enge um das gute Herz war.

Der Schnee rieſelte nun herab und deckte weich und warm die Erde zu. Blanca ſchmückte einen Weihnachtsbaum für ihren Bruder, und den Vater ſollte ein Jagdgehänge erfreuen, das ſie heimlich gefertiget hatte. Blanca ſtickte ſehr ſchön, und die Arbeit war ein Meiſterſtück in ihrer Art geworden. Sie hatte eine mythologiſche Zeichnung dazu benutzt. Noch ſpät bei dem Lichte des Abends blinkten die ſpröden Goldfäden zur Umbordung in ihrer fleißigen Hand; doch das Nadelgemälde der fügſamen Seide blieb dem Tage vorbehalten. Daß dem rauhen Vater ein weibliches Bild zur Erinnerung bleibe, ruhete Cynthia, kenntlich an dem kleinen Monde auf ihrer Stirn, und geſchürzt wie Atalante, das ſilberne Jagdhorn an der ſchlanken Hüfte, unter üppigem Baumſchlage. Rüden, ſo ſchön wie ſie nur im Zuge Dianens zu finden, lagen geſchmiegt zu den Füßen der Göttin.

Das künſtliche Band entzückte den General-Adminiſtrator, und Blanca fühlte ſich reich belohnt für ihre Mühe.

Der Graf ſendete an Blanca kein Geſchenk. Zu Neujahr ſchrieb er: „Von heute gehet eine andere Zeitrechnung für mich an; mein Glück datirt ſich von dieſem Jahre. Die Vergangenheit überlaſſe ich Gott, der mich auch den Schimmer der Weihnachten durch Thränen zu trüben für gut fand. — Mein Vater ſtarb einſt ſchnell in dieſen feſtlichen Stunden, und ſo oft ſich die Lichter des heiligen Abends entzünden, verklärt er auch den blaſſen Tod in meinem Gedächtniſſe. — Das Feſt des göttlichen Kindes und aller unſchuldigen Freuden, die es als Vorbild der höchſten Segnungen den chriſtlichen Kindern der Erde mitbringt, hatte ſeitdem eine ernſtere Bedeutung für mich. Ich konnte es nicht hindern, daß, wenn ich ſingen und ſagen hörte: Der Heiland iſt geboren! ein leiſer, trauriger Chor in meinem Herzen antwortete: Der Vater iſt geſtorben! —

„Meine Blanca! Es iſt eine fromme Sitte, daß man die Weihnachten durch Gaben feiere, ich aber wußte keine, die mir Deiner würdig gedäucht hätte, und obwohl ich reich bin, nach der Schätzung der Welt, ſo kam ich mir doch arm vor, als ich meinen Wunſch, Dich mit irgend etwas zu erfreuen, was Dir lieb ſein oder Deine holde Geſtalt zieren könnte, zum Maßſtab nahm für mein Sinnen, Suchen und Wählen! Du biſt nicht eitel, ſüße Blanca, ich habe Dich immer lieblich, doch nie geputzt geſehen; und ſo fürchtete ich, Du könnteſt meiner Thorheit lächeln, wenn ich Dir Perlen und Juwelen, Sammet und Seiden ſenden wollte, die Deiner Schönheit nichts mehr ſein würden, als das Bemühen, den jungfräulichen Schnee noch weißer zu färben. Ich trat hinaus in die Chriſtnacht und ſchauete ſeinen friſchgebreiteten Teppich; mein Auge verträgt doch jetzt den Blick auf die blendende Fläche, der ſicherſte Beweis, daß es geneſen iſt.

„In der kleinen katholiſchen Capelle, die an das Schloß ſtößt, ſangen ſie Friede auf Erden! Dieſe Worte ergriffen mich gewaltig. Ich blickte empor zu den Sternen, die ſich flimmernd zu bewegen ſchienen, es war mir, als vernähme ich die Muſik der Sphären; der Mondſtrahl ging leuchtend über den Schnee, wie die Spur eines Engels. Friede auf Erden! wiederholte der Geſang, mein Herz hallte ihm nach, mein Gefühl ward Andacht. Ich ſah, wie noch jüngſt die Herrſcher fremder Länder weithin gezogen waren, an der Spitze ihrer Heere, um ihre Kniee zu beugen vor dem Für[illegible]n des Friedens, wie ſie ihm das echte Gold chriſtlicher Tr[illegible], den Weihrauch der Ehre, des Sieges und herbe

Myrrhe, die Pflanze der Gräber, deren giftwiderſtehende Kraft die Rache verſchmäht, zum Opfer darbrachten.

„So gingen viele Gedanken an meiner Seele vorüber; o Schlaf! du Ruhe der Weſen! dachte ich, ſchließe ſanft das Auge meiner Blanca! Einſt wird ſie es, o wann, Blanca? bald? an meiner Bruſt öffnen, und ich werde in einen Himmel der Liebe ſchauen.“

Dieſer Brief des Grafen rührte Blanca ſehr. Sie las ihn ſich mehre Male vor und ſprach: O, daß ihm in mir Erſatz beſchert wäre für Alles, was er jemals verloren! — Er ſcheint bisher nicht glücklich geweſen zu ſein. Armer Dodona, ſo Gott will, ſollſt Du es aber werden!

Der Graf ſchrieb ziemlich oft, wenn auch nur kurz. Sein Stil war nicht beſchreibend, nur in Aphorismen ſchilderte er die Gluth ſeiner Gefühle, welche die perſönliche Entfernung und das Nahen der Zeit, die das Ziel ſeiner Sehnſucht war, nur ſtärker anzufachen ſchien. Mit keinem Worte erwähnte er ſeines häuslichen Zuſtandes, der Schweſter gedachte er nicht mehr darin, und vergebens ſuchte Blanca einen Gruß von ſeinen Kindern an ihre künftige Mutter.

Wie verſchieden war daher dieſe einzig nur mit ihrem Gegenſtande beſchäftigte Schreibart von der gewöhnlichen Weiſe der Wittwer, die wohl gern dem Datum des erſten Liebesbriefes an die zweite Frau die Summe des Monatsgeldes anhängen möchten, was ſie ihrer Hausfrau beſtimmen und womit die ſelige Gattin auszukommen wußte. Wie öfters ſind ihre beſten Ergüſſe ein kühles, bitteres Gemiſch von Vernünftigkeit, zärtlichen Floskeln, wirthſchaftlicher V rechnung und verwandtſchaftlichen Rückſichten, welche die arme Braut, gleich einer hefenartigen Neige, nur a den verflogenen Wein der erſten Jugendliebe gemahnt und einen nüchternen Vorſchmack ihrer Zukunft giebt!

Jeden Hahnſchrei, um den der Tag ſich verlängerte, bemerkte der Graf in ſeinen Briefen wie eine heilbringende Verkündigung. Endlich ſchmolz der Schnee, das Eis borſt, die kleinen Märzglöckchen grünten hervor. Die Lerche zwitſcherte über den dampfenden Furchen der Felder — da erſchien eines Tages ein junger Landmann vor dem Schloſſe, der weiten Weges zu kommen ſchien und den Herrn von der Pforte in einem fremden Auftrage zu ſprechen verlangte. Er trug einen verhüllten Gegenſtand in ſeiner Hand und ein kleines Ränzchen auf dem Rücken.

Der General-Adminiſtrator erſchrak ob dieſer Meldung; er ließ den Burſchen ſtracks vor ſich kommen und fragte nach ſeinem Begehr.

Blanca und Hektor befanden ſich bei ihrem Vater.

Der Landmann bückte ſich linkiſch, ſein offenes Geſicht voll ſchlichter Gutherzigkeit verrieth lächelnd einen ſchlauen Hinterhalt. Unerſchrocken bei dieſer verblüffenden Frage erwiederte er: „Graf Dodona, mein gebietender Herr, überſendet hier Ihro Gnaden etwas. Sie würden ſchon ſelbſt ſehen und wiſſen — — —“ damit hob er den Umhang von dem ſchwebenden Geheimniß — und, wie erröthete Blanca, in einem blinkenden Vogelbauer, mit dem zarteſten Mooſe tapeziert, unter dem Dufte verwelkter Veilchen und anderem Erſtlingsgrün des Jahres ſaß eine Schwalbe! — Wie eine gefangene Prinzeſſin in einem kleinen Feenpalaſte ſaß ſie da und drehete die klugen Aeuglein verwundert im Kreiſe herum, und drehete das Köpfchen traurig hin und her.

„Aha! ich verſtehe,“ ſagte der Herr von der Pforte, dem bei dieſer Löſung des geſandtſchaftlichen Räthſels ganz wohl und leicht um die Bruſt geworden war. „Nach dem Sprichworte,“ fuhr er fort, als rede er mit dem Vögelchen, „macht zwar eine Schwalbe noch keinen Sommer; aber weil du, armes Ding, dich ſo frühzeitig über das Meer bemüht, um einem gewiſſen Jemand, der, gleich dir, die Zeit nicht erwarten kann, als Bote zu dienen, ſo magſt du diesmal als Regel gelten. Sage Deinem Herrn,“ wendete er ſich nun an den Ueberbringer, „wir würden die kleine Geiſel hier ſo lange behalten, bis er ſich ſelbſt als unſer Gefangener ſtelle, den ich meiner Tochter überlaſſe. — Wirſt Du das ausrichten können, guter Freund?“

„Warum denn nicht?“ antwortete der Landmann, und die Freude über den glücklich vollzogenen Auftrag blitzte mit dem Stolze des Mutterwitzes aus ſeinen Augen. „Ich denke,“ fügte er hinzu, „wer eine Schwalbe in dieſer Jahreszeit ſolch einen weiten Weg getragen, wird wohl auch ein Wörtlein, was weder iſt, noch trinkt, noch lebt — recht anzubringen wiſſen.“ Und als dürfe er im leiſen Verſtändniß einer Angelegenheit laut werden, zu deren Träger man ihn gebraucht, ſprach er weiter: „Vergnügt kehre ich heim, meine gnädige Herrſchaft; die Schwalbe wird den blumigen Müßiggang da drinn eher ausſtehen können, als ein armer Fröhner die harte Arbeit. Als ich ſie erwiſchte — recht zufällig war's, ritt unſer gnädigſter Graf an meiner Hütte vorüber und ſah den Fang. Er ſtutzte, als wenn er über etwas nachſänne, ward roth unter dem Geſichte und ſagte dann haſtig, als hätte er nun einen guten Gedanken gefunden: Thiel! — ich bin nämlich ein Thiel, Ihro Gnaden — getraueſt Du Dir, die Schwalbe zu transportiren? Ich fragte, wohin? Und er nannte Weg und Ort. Wenn es Dir gelingt, ſagte er, ſo biſt Du los und ledig von der Leibeigenſchaft, worauf ich Dir mein Ehrenwort gebe! Warum denn nicht? antwortete ich, wie jetzt, und dachte: Ein Freier zu ſein, das wäre eine hübſche Sache und wohl der Mühe werth. Ich verſprach es. Nach einer Stunde ſchickte mir der Graf das Vogelbauer hier und ließ mich rufen, damit er mir noch ſage, wie ich mich verhalten ſolle. So iſt es denn geſchehen.“

Der General-Adminiſtrator, jetzt mehr als jemals ſeine Ketten fühlend — neidete faſt dem jungen Landmann das triumphirende Gefühl, das aus ſeinen Zügen ſprach, und welches der Gewinn der ſchönſten Baronie ſchwerlich aufgewogen haben würde.

Blanca ſorgte für die beſte Bewirthung des Boten, und nach nächtlicher Raſt und Ruhe trat er mit einem Briefchen von den Händen des Fräuleins den Rückweg an.

Aber der Schrecken, den Blanca's Vater zuerſt empfunden, ehe er wußte, daß jener Abgeſandte, der ihn ſchleunigſt zu ſprechen begehrte, nur ein harmloſer Bote der Liebe wäre — ſchien vorahnend geweſen zu ſein; denn nach wenigen Tagen ward er in dringenden Depeſchen nach ſeinem Hofe berufen, ohne zu wiſſen, was man dort von ihm wolle; doch erwartete er eher Schlimmes, als Gutes.

Bei der Wichtigkeit der Gewiſſensfrage, was ihm bevorſtehen möge, ward die Verheirathung ſeiner Tochter jetzt gänzlich zur Nebenſache für den General-Adminiſtrator, und froh des Gedankens, daß der Graf wahrſcheinlich ſchon unterweges nach Gallenburg wäre, fertigte er einen reitenden Expreſſen an die Behörde der evangeliſchen Geiſtlichkeit ab, die Erlaubniß nachſuchend, ſeine Tochter ohne vorhergegangene Proclamation trauen laſſen zu können. Seine unverſchiebbare Abreiſe und die Ungewißheit der Wiederkunft ward als der Grund zu dieſem Verlangen angegeben und von dem Miniſterium für zulänglich befunden. Die Dispenſation erfolgte alſo; doch früher noch war der Graf angekommen. Er fand ſich nicht wenig überraſcht, ſeine kühnſten Wünſche überflügelt zu ſehen; allein Blanca war von dieſer Eile bedrängt und faſt ſchmerzlich verſtört.

Das weibliche Gemüth höherer Art bedarf zur ſchönſten Feier des Brauttags Ruhe und Selbſtbewußtſein, um das Gefühl liebender Hingebung klar empfinden zu können; innere Stille, auf daß der Eid der Treue auch in der Tiefe der Seele vernommen werde. Eine Braut niederen Gepräges ſtrebt mehr nach der Gäſte glänzender Verſammlung, als nach der Sammlung ihrer Gedanken, mehr nach dem auswendigen Schmuck, als nach dem ſanften, ſtillen Geiſte, der da köſtlich iſt vor Gott! — Sie wehrt dem Kuſſe des Bräutigams, daß er ihr den Atlaß und die Spitzen nicht zerknittere, welche öffentlich bewundert werden ſollen, und wirft den erſten ſchelen Blick auf den goldnen Reif, der in ſeiner kleinen Enge große Pflichten umſpindet — wenn er Schuld war, daß der knappe Glacé-Handſchuh platzte. —

Blanca's Hochzeit ging alſo ohne Sang und Klang vor ſich, und nur beunruhiget durch das häusliche Getöſe, welches die Anſtalten zur Abreiſe ihres Vaters verurſachten, die für den folgenden Tag anberaumt war. Er wollte Hektor mit ſich nehmen. Der Graf wünſchte um nichts länger zu verweilen, und Blanca fügte ſich in Alles.

Ein lutheriſcher Prediger von einem der Domanial-Güter war nach Gallenburg berufen worden, die Trauung zu vollziehen. Der alte Mann war weder vorbereitet zu dieſer Rede, noch genau von den Verhältniſſen des Paares unterrichtet, das er einſegnen ſollte. Er wußte nur, daß der

Bräutigam ein Wittwer und die Braut eine Waiſe wäre, von mütterlicher Seite. So wählte er zu ſeinem Texte den Spruch aus dem Buche Ruth: „Geſegnet ſei dieſer Bund dem Herrn! denn er hat ſeine Barmherzigkeit nicht gelaſſen, beide, an den Lebendigen und an den Todten!“ Er knüpfte an dieſen Vers in ſchlichten Fäden ſeinen Vortrag und die fromme Einfalt, womit der Greis ſprach, verfehlte ihrer rührenden Wirkung nicht. So legte er der Braut die Kindlein ihres künftigen Gemahls an das Herz, denen ſie die Wohlthat vergelten ſolle, welche Gott ihrer eigenen verwaiſeten Kindheit erwieſen; ſo gedachte er der Verſtorbenen mehr mit jener religiöſen Scheu, die den Vorhang der Ewigkeit nicht zu heben wagt, als furchtſam, ſich eines Irrthums in ihren aufgelöſten irdiſchen Beziehungen kund zu geben; er erwähnte ihrer nur als der verklärten Zeugen dieſer heiligen Scene. „Denn die Todten leben!“ ſagte er, „leben auch uns dort, die wir hienieden noch im Traume der Eitelkeit athmen, ach! manchmal ſo ſchwer athmen. — Einſt bricht er an, der Freudenthränen Tag, dann wird es uns ſein, wie den Träumenden, und wohl dem, der Thaten der Liebe träumte, denen ewiger Segen folgt!“ Der Geiſtliche gab dem Brautpaare hierauf den der Kirche.

Nachdem er eine kleine Stärkung zu ſich genommen und reichlich belohnt worden war, fuhr er wieder ab.

Niemand war geladen. Der General-Adminiſtrator verſchloß ſich mit dem Schwiegerſohne in ſein Cabinet, um geheime Angelegenheiten zu verhandeln, und Blanca ging in den Garten. Der ſchönſte Frühlingsſonnenſchein leuchtete ſie an, die Natur ſchien dieſen Tag zu feiern. Blanca ſah tauſend junge Hoffnungen knoſpen, ſie hörte das einſame Brautlied der Nachtigall. Eine unſägliche Wehmuth wallte in ihrem Herzen, ihr Gefühl war ein ſeliger Schmerz. Unter Gedanken der Trennung von dieſem Orte fiel ihr plötzlich ein, vom Capellan Abſchied zu nehmen, dem ſie freundlich gewogen war.

Sie ſendete einen Bedienten an ihn ab, mit der Bitte, ſich auf einen Augenblick in den Garten zu bemühen, und nicht lange, ſo erſchien der junge Mann, bläſſer als ſonſt und in betroffener Erwartung vor der Gräfin Dodona.

Aber wie wenig glich Blanca einer Solchen, wenn ſie in allen ſtolzen Anſprüchen erſchiene, die mit reichem Prunke an dem bräutlichen Ehrentage zu entfalten wären; ein holdes Bild der edelſten Einfachheit, ſchön nur durch ſich ſelbſt, ſtand ſie da. Das muſſeline Gewand, blendendweiß, umfloß in züchtigem Reiz die weichen Umriſſe dieſer jungfräulichen Geſtalt; Perlen, deren innerer, blaßröthlicher Schimmer glauben ließ, daß ſie beſchämt wären vom Schnee des Halſes, rollten um die zarte Form und hoben ſich unter den Seufzern des keuſchen Buſens. Der Myrtenkranz ſchmiegte ſich kunſtlos um die blonden Locken und Flechten, und ſeine bedeutſame Zier ſchien kein gefühltes Gewicht, ſondern die unbewußte Krone der Unſchuld, der Anmuth zu ſein. Ein Paar ihrer ſchönſten Juwelen funkelten in Blanca's Augen, als der Berufene nun vor ihr ſtand, tief ſich verbeugend und tiefer noch ſeufzend. „Herr Capellan,“ ſprach ſie, mit einem trüben Lächeln, „ich wollte doch nicht abreiſen, ohne Ihnen Lebewohl zu ſagen.“ Sie reichte ihm die wunderſchöne Hand, woran der Trauring glänzte; die kleine, goldne Schlange traf mit tödtendem Anblick den Capellan in das Herz.

„Sobald ſchon?“ fragte dieſer in ſchmerzlicher Verwirrung, und küßte mit beſcheidenen, ehrfurchtsvollen Lippen die dargebotene Rechte.

„Ja,“ antwortete Blanca, „morgen mit dem Früheſten gehen wir ab, dann wird es öde in Gallenburg ſein — im Schloſſe, verbeſſerte ſie erröthend.“

Der Capellan fühlte, wie wahr ſie ſpräche; doch er ſchwieg und heftete ſeine Blicke an den Boden, als könne er den lilienreinen Glanz dieſes Weſens nicht ertragen, das ihm eine Heilige dünkte, während es ein ſanftes, gefühlvolles Mädchen nur und unbefleckt, wie Joſephs Gattin einſt — vor ihm ſtand.

Eine Regung der Weiblichkeit ließ Blanca ahnen, was in dem jungen Geiſtlichen vorgehe. Sie ſagte: „So habe ich meinen Namen denn im Umſehen vertauſcht; doch hoffe ich, Sie, Herr Capellan, werden ihn nicht ſo ſchnell aus Ihrem Gedächtniſſe verlieren. Ich verdanke Ihnen die genußreichſten Stunden des verfloſſenen Winters, und mehr noch in Bezug auf unſern Hektor. Nehmen Sie dies Wort der Achtung von mir hin und ſich meines Bruders ferner an, wenn er ſo glücklich ſein ſollte, Sie bei ſeiner Wiederkehr hier noch anzutreffen.“

Noch einmal reichte Blanca dem Capellan die Hand, und Thränen der weichſten Empfindung tropften ſanft von ihren Wimpern und netzten den Saum ihres Gewandes.

„O gnädigſte — Gräfin!“ ſtammelte der Capellan, „ob Hektor mir theuer bleiben werde? zweifeln Sie nicht daran! — Nur in Ihren Zügen werde ich künftig die allerſeligſte Jungfrau und jedes Heiligſchöne ſehen! Ziehen Sie denn mit Gott und ſeinen Schaaren! Ihr Fuß gehe Pfade des Friedens und der Freude, und ſei gewendet vom Unglücke jederzeit! — Meine Harfe, berührt von Ihrem Geiſte, wird mit der Engelsſtimme der Freundſchaft mich, den Einſamen, tröſten, und ſo oft ich der Saiten bebendes

Gold anklinge, ein Laut Ihrer Nähe mein Herz froh durchzittern." Noch immer hielt er ihre Hand, ſie beugte das bekränzte Haupt, wie zu einem halben Zeichen der Entlaſſung; eine verhaltene Zähre träufte auf die ſeinige. Er neigte ſich und ſprach leiſe: „Dies iſt auch eine Prieſterweihe!" — Dann trat er ehrerbietig zurück, bereit zu gehen.

Blanca ſah mit naſſen Augen den feuchten Fleck auf ſeiner Stirn, und nur ein wehmüthiges Lächeln antwortete ihm. Eine leichte Geberde des Abſchieds, und ſie waren getrennt.

Der Capellan ging träumend zurück, Blanca's ſanfte Wünſche folgten ihm. Auch die heilige Muſe erſchien ihm fortan unter ihrer holden Geſtalt, und begeiſterte den Redner, wie den Sänger.

An der Gartenpforte ſtand Graf Dodona und breitete der neuvermählten Gattin die Arme ſehnſüchtig entgegen.

Blanca ſank hinein, und einer kleinen Schuld des Mitleids ſich leiſe bewußt, ſchlug ihr Herz ſtärker an der Bruſt des Gemahls. „Meine Blanca!" ſagte er ſo innig, ſo zärtlichbegnügt, als hätte die ganze Welt nun weiter keinen Beſitz für ihn. Und Blanca fühlte ſich ſein — aber um ihr Glück vollkommen zu empfinden, hätte ſie Niemand auf Erden, ihr theuer und werth, traurig wiſſen dürfen.

Als Aurora die goldnen Morgenthore öffnete, ſtanden die Thüre des Schloſſes ſchon weit offen, das Reiſegepäcke wurde herbeigebracht, und der ganze Hof war in geſchäftiger Bewegung. Nach ein paar Stunden war alles bereit. Hektor ſchluchzte heftig, ſich von der geliebten Schweſter trennen zu müſſen, Blanca weinte unter dem letzten Kuſſe ihres Vaters. Der Drang des Augenblicks trat zwiſchen die Scheidenden.

Unter dem lauten Zurufe der zurückbleibenden Dienſtleute zogen die Pferde an. Die Sperre eines Straßenbaues nöthigte die Reiſenden an der Kirche vorüberzufahren. Da ſtand der Probſt und ſchwenkte das ſchwarze Käppchen, neben ihm knixte Jungfer Lotwine. Oben, hinter dem Fenſter, lauſchte der Capellan — den Blanca erkannte, wie ſchnell der Wagen auch flog, wie raſch er auch zurücktrat. Aber fort ging es im ſauſenden Galop, als könnte das muthige Geſpann, ſtolz auf dieſen Vorzug, nicht genug eilen, die liebenswürdigſte der Frauen dem heimiſchen Boden zu entführen.

Der Graf ſuchte Blanca zu erheitern, die der Abſchied von den Ihrigen angegriffen hatte; doch über die Mitte der weiten Reiſe hinaus ſchien ihn ſelbſt eine gewiſſe Aengſtlichkeit zu befangen, welche ſtieg, je mehr ſie ſich dem Ziele deſſelben näherten. Er bemühete ſich, die Erwartungen ſeiner jungen Gattin von ihrem künftigen Aufenthalte ſo tief wie möglich herabzuſtimmen, indem er ihr ſagte, wie öde die Gegend um Sancta Gloria ſei, wie klöſterlich düſter das Wohngebäude noch, wie wenig geſellig ſelbſt Dora wäre.

Blanca lächelte. Sie bat ihren Gemahl, ſich keine Beſorgniſſe zu machen, es werde ſich alles finden; ſchwerlich dürfte ſie von ſeiner Schweſter in dem ſtillen Hange zur Einſamkeit übertroffen werden.

„Habe Geduld, meine Blanca, mit der Armen!" bat der Graf die Geliebte mit bangem Vertrauen, welche die Mittheilung einer weiblichen Seele, den Troſt der Freundſchaft, ja ſelbſt die Klage verlernt hat; „kirchliche Uebungen und die Sorge für die Kinder füllen ihre Zeit, ſtumm bewohnt der Gram ihr verſchloſſenes Herz."

„Ich hoffe, es ſoll ſich mir öffnen!“ antwortete Blanca mit der Zuverſicht ſiegender Güte — und der Graf ſeufzte.

Die Straße der letzteren Meilen war faſt ein ununterbrochener Wald; hier und da nur konnte der Blick auf ein Dörfchen lehnend am Rücken der Berge ausſchweifen, oder auf eine Thalſchlucht, woraus der Rauch der Kalköfen in den Aether qualmte, dahinter tauchte ein blaſſes Amphitheater höherer Gebirge auf. Die vielen Kreuze, welche wie Wegweiſer zum Himmel von den Höhen winkten, die Capellen und Heiligenbilder, welche ſo häufig angebracht waren, ließen vermuthen, daß dieſer Landſtrich durchgehends katholiſch wäre.

Die Sonne verſchwand lange noch vor ihrem Untergehen, ein lichter Wolkenſchimmer nur blieb von ihr zurück. Der Horizont ſchleierte ſich in jene angenehme Frühlingstrübe ein, die den Reizen der jungen Natur mildere Färbungen giebt. Das Holz, die Saat duftete ſtärker, die Vögel ſangen in den Zweigen, die über dem Reiſewagen hinrauſchten, und feuchte Schauer gingen durch die Luft, als würde die Nacht mit einem ſanften Regen kommen.

Schweigend ſaß das junge Ehepaar, der Graf drückte Blanca's Hand und ſagte: „Sie würden ſogleich die Thürme von Sancta Gloria ſehen.“ Eine kleine Wendung noch — und das ehemalige Kloſter lag in mäßiger Ferne, wie in grauen Nebelflor gehüllt, vor ihren Blicken.

Die erhabenen Maſſen des gothiſchen Gebäudes, maleriſch anzuſchauen, weckten Gefühle der Abſonderung und den Begriff öder Ruhe und Geborgenheit, während das dazu gehörige ſtattliche Dorf ſich geſellig längs dem Abhange hinreihete. Der Weg nach der herrſchaftlichen Kloſterwohnung führte hindurch. Es fiel dem Grafen ein, ſich zu entſchuldigen, daß er alle Empfangsfeierlichkeiten unterſagt, und

Blanca wußte ihm dies Dank. Aber an jedem Hauſe ſtanden die Bewohner deſſelben in ihrem Sonntagsſtaate und harrten der Ankunft ihrer jungen Gräfin, deren grüßendes Auge an manchem rührenden Familienbilde vorüberglitt. Huldigungen folgten ihr nach. Der glückliche Thiel — der Träger der Schwalbe, die ſchon lange in ihren eigenen Geſchäften flog, das lehmene Neſtchen zu bauen — hatte ſeine Hütte mit grünen Maien geſchmückt, und von dem niederen Giebel wehete eine kleine, weiße Fahne von Papier, zum Zeichen der Freiheit und Freude.

Jetzt hielten ſie vor dem Eingange; kein Wappen prangte darüber, nur die Schnörkel der eckigen Mönchsſchrift, kaum mehr noch kenntlich, deuteten über dem ſpitz auslaufenden Thore das Feld an, worin der geiſtliche Orden, der hier gelebt und nun erloſchen war, ſeinen Ruhm und ſeine Ehre ſetzte. Schon dunkelte der Abend um dieſe klöſterlichen Hallen, in den Niſchen der Mauer ſtanden Bildſäulen der Märtyrer, als Prälaten des Hauſes, und ſchaueten mit Zügen frommer Qual auf die ankommende Dame nieder. Blanca ſah ſcheu an der heiligen Wache empor, ein finſterer Schauer ging durch ihr klares Gemüth und verdüſterte die helle Stirn, doch nur für einen Augenblick.

An der Hand ihres Gemahls ſtieg ſie die breite Steintreppe hinan, auf deren oberſter Stufe eine ſchöne, hochgeſtaltete Frau ſtand, zwei engelhafte Kinder an ihren Händen, von denen jedes der jungen Gräfin ein kleines Blumenkränzchen entgegenreichte.

„Meine Schweſter!“ ſagte Blanca mit ſüßer Stimme, vermuthend, daß es Dora wäre — „meine lieben, lieben Kinder!“ ſagte ſie unter Thränen und neigte ſich der mütterlichen Gruppe zu. Lautlos ſtand der Graf, doch ſichtlich bewegt. Er liebkoſetz nur die Kleinen, die freudig ſeine Kniee umſchmiegten.

Dora redete nur wenig ſchüchterne Worte zu ihrer Schwägerin; allein um ſo lauter ſprach ihr Anblick an Blanca's Herz. Schön war Dora! vielleicht ſchöner noch geweſen — ohne durch dieſen Abbruch verloren zu haben. Dieſe rührende Geſtalt blendete nicht mehr, die Roſen der Wangen waren verblüht, ſelbſt auf den feinen Lippen, denen nur der Harm ſein Lächeln lieh, ſchwebte nur ein Hauch von Röthe noch, und den großen, ſchwarzen Augen, die wohl einſt in ihrem eigenthümlichen Sonnenfeuer gelodert hatten, war ein matter, ſchwärmeriſcher Strahl geblieben. Eine tiefe Haube beſchattete das ſchwärzeſte und reichſte Haar, und ein ſimpler, weißer Anzug von dichtem Zeuge verbarg in weiten Falten die Formen des ſchmächtigen, doch ſtolzen Wuchſes. An ihrer Seite hing, an einem ſilbernen Haken, ein Schlüſſelbund, blank abgegriffen, das ſie wie eine vornehme Hausfrau darſtellte, während die Bleiche ihres Angeſichts, die nonnenartige Tracht, des kleinſten Putzes, jedes bunten Fädchens bar, der Glanz der Schlüſſel und das Schweben ihres Ganges ſie einer Abgeſchiedenen gleich erſcheinen ließ, die noch allnächtlich wiederkehrt aus der kühlen Schlafkammer, um des Hauſes und der verlaſſenen Kindlein zu warten.

Lange ruhete Dora's dunkler Blick auf der Gemahlin ihres Bruders; aber nur Unſchuld und Güte begegneten ihr in den Mienen der jungen Frau, und ein wohlwollender Geiſt ging von jedem ihrer Athemzüge aus.

Im Zimmer angelangt, löſete Dora den Haken von ihrem Gürtel, die Schlüſſel daran erklirrten wie ſträubend, als Jene ſie der nunmehrigen Gebieterin des Hauſes überreichte.

Blanca glühete vor Scham. Sie fühlte den Mangel häuslicher Kenntniſſe in ſich, und zugleich die Unfähigkeit, dieſe geknickte Lilie, dieſes zerſtoßene Rohr, von einem grauſamen Schickſale gebrochen, durch die kleinſte Wehthat noch tiefer zu beugen. Und weh würde es Dora unzweifelhaft gethan haben, ſich einer Nützlichkeit zu begeben, die ihren Gram zerſtreuete. Dies bedachte Blanca ſchnell. Sie bat die Schwägerin, alles den alten Gang, wie bisher, gehen zu laſſen, und ſich ihren gütigen Bemühungen wenigſtens ſo lange zu unterziehen, bis ſie ſelbſt eingerichtet ſein würde.

Dora lächelte, es lag ein trüber Hohn in dieſem Lächeln, als wäre der bisherige Gang ihrer Lebensweiſe nicht ferner zu wünſchen. Zeitig zog ſich Dora in ihre Zimmer zurück, und der Graf wehrte ihr nicht, daß ſie ſich ſammt den Kindern entferne; es ſchien dies in der Ordnung zu ſein.

Blanca ſpeiſete mit ihrem Gemahl allein zu Nacht; ihr Herz war beklommen, auch der Graf ſchien ſchwül zu athmen. Ein trauriges Ereigniß verſtörte ihn für dieſe erſten ſchönen Stunden. Sein Secretair, ein junger, kränklicher Mann von ſchätzbaren Eigenſchaften, hatte am Morgen dieſes Tages Blut ausgeworfen, und dieſer gefährliche Anfall wiederholte ſich ſtärker gegen Abend. Der Graf erwartete noch einen ſpäten Bericht, wie es um den Kranken ſtehe, dann wollte er ſelbſt noch einmal hinüberſehen, denn er hielt ihn lieb und werth.

Jetzt kam die Mutter des Secretairs, die ihren Sohn pflegte. Sie konnte vor Weinen kaum ausſagen, wie der Bluthuſten noch heftig fortdauere; händeringend flehete ſie den Grafen an, ihren Sohn zu einigen Maßregeln zu bewegen, gegen die er ſich eigenſinnig ſträube. Der Graf ſäumte nicht, ſogleich mit dieſer troſtloſen Mutter zu gehen. Die kleine Tafel ward ſchnell aufgehoben und Blanca blieb in banger Stimmung allein. Wie vertraut ſie auch mit der Einſamkeit war, die, welche ſie hier umgab, regte ein leiſes Grauen, eine unbeſtimmte Furcht in ihr an. Sie blickte mit einem Gefühl von Troſt auf die ruhige Flamme der Kerzen, als könne das Element des Lichts die dunkeln Bilder verſcheuchen, welche ihrer Seele vorſchwebten, ob ſie ſich dieſer geſpenſtiſchen Einbildungen auch nur halb bewußt war. Mit blaſſem Scheine blickte der Mond zu den hohen Fenſtern herein und zog einen ſchmalen Silberſtreif über den getäfelten Fußboden, die türkiſche Seide der Gardinen blühete in ſeinem Schimmer wie ein wirrer Zaubergarten; die Arabesken im Gewirk der Tapete traten phantaſtiſch hervor. Blanca wagte kaum ſich zu regen, das Rauſchen ihres Kleides ſchreckte ſie. Sie ſah ſtarr auf den Vorhang, der in faltiger Länge die Thür verhüllte, ſie blickte ſcheu nach dem großen, venetianiſchen Spiegel. Wenn die Falten dort, dachte ſie, ſich plötzlich aus einander geben und die ſelige Frau träte daraus auf mich zu? mir die kalte Hand reichend, als fordere ſie mein Verſprechen, die Rechte der Todten nicht zu kränken? und zitternd wollte ich ſie faſſen und griffe in die leere Luft? Oder ich ſähe ihr entfärbtes Bild im Spiegel, ſtill, geſchäftig ſich zu ſchmücken, wie einſt in den Tagen des Lebens? Blanca fröſtelte bei dieſem Gedanken. Sie glaubte den Vorhang wanken zu ſehen, vorſichtig erhob ſie das Auge auf die gefürchtete Stelle; doch alles blieb wie zuvor, und nur die bleiche Luna glänzte den Rand der vergoldeten Spiegelrahmen an und webte eitel um ſeine breite Fläche.

Sich ſelbſt zu entfliehen, öffnete Blanca das anſtoßende Zimmer und fand es durch eine Glasthür mit einem Balkon verbunden, der in den innern Hof ſah. Sie lehnte ſich über die weitausgeſchweifte Brüſtung und ſchauete hinab in die nächtliche Stille. Ein Brunnen rauſchte eintönig, es war, als ob ein Freund zu Blanca ſpräche, ſo begierig horchte ſie den plätſchernden Falle des Waſſers — doch nicht lange. Ganz dicht vor ihren Augen waren einige Fenſter ſchwach erleuchtet und fein verhängt; doch in den wankenden Umriſſen des Schattens ließ ſich ganz deutlich Dora's Geſtalt erkennen. Es war der Flügel wo die Schweſter des Grafen mit den Kindern wohnte. Sie ſaß und ſang ihren Kleinen ein Schlummerlied.. Der Geſang, obgleich er nur leiſe und langſam tönte, machte die eigenthümliche ſilberreine Glockenhelle dieſer überaus ſchönen Stimme dennoch verſtändlich für Blanca's Ohr. Sie beugte ſich weit hinaus über den ſchmalen Rand der Gallerie, ſie drückte die Hand auf das ungeſtüm klopfende Herz und hielt den Athem an, ſie ſchalt den plaudernden Waſſerſtrahl einen vorlauten Schwätzer und achtete nicht mehr auf ihn, als Dora zu ſingen begann:

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! die Nacht erſcheint
Mit ſanftem Troſte dem, der weint!
Ihr dunkler Schleier deckt in Ruh'
Hier Augen und dort Wunden zu.

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! es ſinkt der Thau
In feuchten Perlen auf die Au.
Die Thräne rinnt — ihr Blumenfeld
Iſt eine abgeſtorb'ne Welt. —

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! dort ſteht der Mond!
Darunter ſo viel Jammer wohnt;
Er blickt ſo tröſtend und ſo mild!
Sein Gang iſt eines Weiſen Bild.

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! ob Jemand wacht,
Seid ihr zu fragen mich bedacht;
Der Vater über'm Sternenzelt,
Der iſt es, der die Wache hält!

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! und ſeid nicht bang'!
Es währt die Nacht ja gar nicht lang'! —
Ihr ſchlummert ſüß und träumet hold,
Bald kommt der Tag und ſtrahlet Gold.

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! wenn ihr erwacht,
Die Sonne euch entgegen lacht;
Sie wecket euch zu frommer Luſt —
Der Seufzer bleibet *meiner* Bruſt.

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! und ſchlief *ich* ein,
Ein Engel würde bei euch ſein!
O Mutter aller Gnaden! du!
Gieb meinem müden Herzen Ruh!

Dieſes Lied zerſpaltete Blanca's Seele. Sie hob die ſchönen Hände von häufigen Thränen benetzt empor — nie ſtieg ein frömmeres Gebet in der Sprache des Gedankens und tiefer Empfindung des Mitleids zu den Sternen.

„Blanca! meine Blanca! wo biſt Du?“ rief der zurückgekehrte Graf und ſuchte die verſchwundene Geliebte, welche eiligſt ihre Warte verließ und erſchöpft, doch ſchweigend über die Urſache ihrer Ergriffenheit, in ſeine Arme ſank.

Es war ſehr früh, als Blanca erwachte; ihr Gemahl ſchlief noch ſanft und ſüß. Sie wollte ſeinen Schlummer nicht ſtören, wäre es auch nur durch den Blick geweſen, womit Blanca die theuren Züge betrachtet hätte, denen der Schlaf die weichſte Ruhe gab.

Sie verließ leiſe ihr Lager und das Gemach. Die Morgenröthe empfing wie eine zuvorkommende Kammerdienerin die junge Frau und bekleidete ſie mit keuſchem Purpur und ſtreuete ihr junge Roſen vor. Blanca hüllte ſich dicht in ihren Mantel, und eine plötzliche Luſt wandelte ſie an, jetzt, wo alles noch ſtill und lautlos wäre, die Zimmer und Säle zu durchgehen, ſo weit ſie zu öffnen, oder ihr Zuſammenhang reiche. Ihr Fuß berührte ſacht das Getäfel des Bodens, ihr Blick ſtreifte flüchtig an den Wänden hin.

Die Einrichtung konnte nirgend das klöſterliche Vormals verbergen, und die jetzige Wohnbarkeit zeigte ſich überall als eine, die für ſtete Dauer nicht berechnet wäre. Nur ein Theil des weitläufigen Gebäudes war vollſtändig meublirt, doch ſo, daß man ſah, die gaſtliche Geſelligkeit ſei ein Fremdling in dieſen Räumen, und nicht inbegriffen geweſen in dem Beſchluſſe ihrer Ausſchmückung.

So hatte Blanca hier und dort einen Augenblick beſchauend verweilt und war unvermerkt durch eine verfehlte Thür auf einen Gang gerathen, der ſich an einer Treppe endigte, die niederwärts führte. Ein Lichtſtrahl, der aus einer ſchmalen Oeffnung zu fallen ſchien, ſpielte auf den letzten Stufen. Blanca, einem inneren Zuge folgend, ſtieg hinab, um doch zu ſehen, wohin ſie von hier kommen würde; die untere Region umſchauerte ſie kühl, ſie ſtand und konnte nicht weiter, und durch die offene Spalte einer angelehnten Thür ſchauete ihr betroffener Blick in eine Capelle.

In völligem Anzuge ſchon lag Dora auf ihren Knieen vor dem Altare und betete mit glühender Inbrunſt zu einem Bilde, das die Sonne eben verklärte. Blanca zog das geblendete Auge ſchnell zurück, ſie ehrte dies fromme Alleinſein und entfernte ſich mit ſachten Schritten. Arme Dora! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ſo ſpät als früh ringt deine Seele! Die Nacht bringt dir wenig Ruhe, und des Tages erſtes Geſchäft iſt, ſie dir zu rauben! Er giebt dir keinen Frieden! — O! wenn ich doch erſt wüßte, was dir fehlt, arme Dora! Es liegt etwas im Menſchen, was ihn zweifeln läßt, ob das Geheimniß eines unbekannten Kummers den Ausdruck deſſelben, und wäre er auch noch ſo ſtumm und ſtill — rechtfertigen könne? Sein eigenes Urtheil will er als Maßſtab an fremde Schmerzen legen, um die Größe des Unglücks zu meſſen, was doch allein nur dem Gefühle des Leidenden überlaſſen bleiben muß.

Als der Graf in den ſpäteren Stunden des Vormittags ſeine Frau im Garten umherführte, ſah ſie die Capelle von außen, deren ſpitzwinkelige Fenſter buntfarbig ſchillerten. Blanca äußerte den Wunſch, das Innere der Capelle zu ſehen, und der Graf war ſogleich bereit, ihn zu gewähren.

Der Raum des Kirchleins war eben nicht groß; aber wie viele Seufzer mochte er faſſen! Mit dieſer Erwägung trat Blanca über die feuchte, eingedrückte Schwelle. Ein paar Vaſen voll Frühlingsblumen — das Opfer andächtiger Verehrung — ſtanden auf dem Altar, und ihr milder Duft, ein unſichtbarer Weihrauch, erfüllte den kleinen, düſtern Tempel.

„Bitte, mein liebſter Freund!“ ſagte Blanca zu ihrem Gemahl, „erkläre mir doch das Bild!“

Eine weibliche Figur, welche knieend mit entblößtem Halſe den Todesſtreich zu erwarten ſchien, war der Hauptgegenſtand dieſes Bildes. Hinter ihr ſtand der Nachrichter im blutrothen Mantel, und der Schatten traf ſeine furchtbare Geſtalt. An dem verfinſterten Horizonte hingen weißgelbe Wolken, aus denen ein wunderbares Licht auf das blaſſe, ſchöne Angeſicht der Heiligen zu fallen ſchien. Ihre Augen ruheten glänzend auf einem Engel, um deſſen geſenkte Fittige ein blauer Mantel, mit Sternen beſtreut, flatterte; er trug ein Körbchen, ſchimmernd, wie von Silberdrath geflochten, worin drei Roſen und drei goldrothe Aepfel lagen.

Dieſe Erſcheinung ward ſeltſam hervorgehoben durch die ſchneebedeckten Alpen in perſpectiviſcher Ferne, durch die winterliche Färbung der Luſt und durch die nackten Bäume, von ſtarrem Froſte bereiſt. Der Graf ſah zu dem Altarblatte auf, ſeufzte und ſprach: „Dies iſt die heilige Dorothea, welche unſere Dora als ihre Schutzfrau verehrt. Die Legende erzählt, daß dieſe ſeltene Schönheit den Landpfleger Fabricius, unter der Regierung des Kaiſers Diocletian, verſucht habe, um ſie zu werben, als aber Dorothea ihm zur Antwort gab, ſie wiſſe von keinem anderen Bräutigam als Chriſto — ſei er entbrannt, Rache an der Verſchmäherin zu nehmen.“

„Als Richter habe er ſie durch gewaltſame Mittel zum Abfalle von ihrem Glauben verleiten wollen, und als er einſtmals verlangt, ſie ſolle den Apollo anbeten und die bedrängte Jungfrau zu ihrem Gotte rief, rollte der Donner zürnend, und der Blitz zerſchmetterte die Bildſäule vor allem

Volke. Dorothea ward endlich verurtheilt, durch das Schwert zu ſterben.“

„Auf dem Gange zur Richtſtätte fiel ein Schneegeſtöber, worunter der Jungfrau zarter Leib erſchauerte. Sie ſprach mit entzückter Hoffnung von dem Garten ihres Liebſten, unter dem ſie den Herrn Jeſum verſtand. Da höhnte ſie der Geheimſchreiber Theophilus und bat, ihm doch einige Roſen und Aepfel aus dieſem Garten zu ſchicken, ſobald ſie darin angelangt ſein würde. Dorothea ſah den Geheimſchreiber mit einem bedeutſamen Blicke an und verſprach, ſeiner Bitte zu willfahren. Als ſie niederknieet, ſiehe, meine Blanca! ſteht dieſer Engel da, ihres Winkes gewärtig; dort aber, am Fenſter der Burg, harret Theophilus auf Kunde von dem Ende des blutigen Schauſpiels. Der himmliſche Bote bringt ſie ihm mit einem Gruße von ſeiner Schweſter Dorothea und reicht ihm die begehrten Blumen und Früchte aus dem Paradieſe dar. Und dieſer Augenblick macht den Spötter zu einem Gläubigen. Man ſagt, er ſoll als Märtyrer geſtorben ſein.“

Blanca nahm einen tiefen Eindruck von dieſem Bilde und der Erzählung ihres Gemahls mit hinweg.

Erſt kurz vor dem Beginn der Mittagstafel, der ſie beizuwohnen pflegte, kam Dora mit den beiden Kindern zum Vorſchein. Blanca hatte ſich nach ihnen geſehnt, ohne dieſes Verlangen laut werden zu laſſen, weil ſie ſich vorgenommen, auch nicht die kleinſte Veränderung in den häuslichen Gewohnheiten herbeizuführen. Die kleinen, liebenswürdigen Mädchen waren ſchnell vertraut mit der neuen, mütterlichen Freundin, doch verlegen, ſie zu nennen; ihre unſchuldigen Blicke hingen fragend an der, die ihnen Mutter war.

Die junge Gräfin lächelte, Dora flüſterte den Kindern leiſe Worte in taube Ohren. „Nennet mich Blanca!“ ſagte die Erſtere, „bis Liebe und Gewohnheit mir den Namen eurer Mutter erwerben helfen! Er muß verdient ſein, und ich will das ganze Herz daran ſetzen.“

„Blanca!“ wiederholten die Kinder unzählige Male und umhalſeten nun froh und frei die beſcheidene Stiefmutter, welche ſich ihrer Rechte begab, ohne ihre Pflichten zu verkennen.

Ein dringendes Geſchäft rief den Grafen bald nach Tiſche ab, auch Dora entfernte ſich für ein Stündchen, die Kinder ſollten ein wenig ſchlafen. Allzufrüh erwacht, waren ſie von dem langen Morgen ermüdet, den der enge Kreis ihrer kleinen Spiele nicht auszufüllen vermocht hatte.

Auch Blanca fühlte ſich ſchläfrig; vom Morgenſpaziergange in der heißen Luft ermattet, empfand ſie das Bedürfniß der Ruhe, wie ſonſt nie zu dieſer Zeit. Sie ſetzte ſich in einen Armſtuhl ans Fenſter, um eine kurze Sieſte zu halten. Der ſchwüle Odem der Atmoſphäre ſtrich zu dem geöffneten Fenſter herein und miſchte ſich mit der Kühle des gewölbten Zimmers. Es donnerte in der Ferne, das murrende Gewitter verdunkelte allgemach den Horizont, die Vögel flatterten tief, und ein lauer Frühlingsregen fing leiſe an zu rauſchen.

Blanca ſchmiegte den Kopf an die elaſtiſche Lehne des Stuhls, die Augenlieder wurden ihr ſchwer und ſanken zu — ſie entſchlief.

Als der Graf nach verrichteter Sache und beunruhiget durch das heraufziehende Wetter in das Zimmer trat, worin er Blanca verlaſſen, fand er ſeine junge Gattin unter flammenden Blitzen, unter dem Getöſe des Donners, vom ruhigſten Schlummer befangen; ihre Wange glühete und der ſchöne, ſanftathmende Mund bewegte ſich wie flüſternd im Traume. Der Graf ſchloß das Fenſter, denn es regnete herein, die Scheiben erklirrten und Blanca öffnete die Augen; ihr träumeriſcher Blick ſchien dem Schlafe noch anzugehören; aber ein Kuß des Gemahls machte das Recht der Wirklichkeit geltend.

„O wie Schade,“ ſagte ſie, ſich empor richtend, „daß ich nicht einen Augenblick länger noch ſchlief! Ich hätte dann einen Traum ausgeträumt, wie ich ihn deutlicher nie gehabt; höre ihn, Lieber! Ich glaubte Dora zu ſehen; doch als ich den Blick erhob, um mit ihr zu reden, ſchauete ich in die Züge der heiligen Dorothea, die in der Tracht einer altdeutſchen Hausfrau vor mir ſtand. Das Schlüſſelbund an ihrer Seite war klein wie ein Spielzeug und von blinkendem Golde. Blanca von der Pforte! ſagte ſie mit leiſer, aber ſtrenger Stimme, warum weigerſt du dich, meine Schlüſſeldame zu ſein? Ich antwortete, daß ich noch nicht Beſcheid wüßte im Hauſe. Ich will dich lehren, was deines Amtes iſt, gieb wohl Acht! ſagte ſie hierauf und ließ die Schlüſſel der Reihe nach durch die zarten, bleichen Finger laufen, während ſie ſprach: Dies iſt der Schlüſſel zum Hauſe, er öffne dir allezeit ein irdiſch Himmelreich! Dies der Schlüſſel zur Caſſette; wenn du ſie mildthätig den Dürftigen offen hältſt, wird er dermaleinſt auch zum Thore der Seligkeit paſſen. — Dies iſt der Schlüſſel zu deinem Schlafgemache; willſt du den müden Leib weich betten, ſo lüfte und lockere nur den Pfühl vom Staube der Erde! Es ſchläft ſich hart auf ihren Sorgen. Dies iſt der Schlüſſel zur Garderobe; wenn du ſie willig leerſt für die Blöße des Armen, ſo wird dich das Kleid der Gerechtigkeit ſchmücken, glänzender gewebt, als weiße Seiden! — Dies iſt der

Schlüſſel zum Garten — zum Garten meines Liebſten! Haſt du die ſchönen Roſen, die güldnen Aepfel, die darinnen wachſen, wohl geſehen? O Blanca! ſei zu pflanzen nicht träge, noch müßig, und untergrabe die kleinſte Wurzel des Unkrauts! — Dies iſt der Schlüſſel zur Herzenskammer deines Gemahls! Wehe dir! wenn du ihn verlörſt — du fändeſt ihn nimmer. Und ſo bewahre ihn treu! Dieſer Schlüſſel hier ſchlöſſe ein tiefes Räthſel auf, wenn nur der Bart nicht daran fehlte — ſiehe! er iſt abgebrochen. — Welches? fragte ich vorſchnell, und der Schatz, den ich im Aufſchluſſe dieſes Geheimniſſes zu heben gedachte, verſchwand mir bei jenem fragenden Laute. Die Schlüſſel fielen klingend zuſammen; ich erwachte, und der Klang des Fenſters hatte mich erweckt."

Mit einem ſeltſamen Lächeln umarmte der Graf ſeine Frau und ſprach: „Du ſiehſt mich ſtaunen, meine Blanca! Nach welcher geheimnißvollen Norm wurden die Schlüſſel Deines Traums geformt? Du trägſt ſie in reiner Bruſt. So ſchlafen die Lieblinge Gottes! Während feurige Schlangen ziſchen, der Donner dräut und die Erde bebt, offenbaret ſich ihnen der Himmel!"

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierundvierzigſter Band.

Die Schweſter. Dritter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Schweſter.

Graf Lazarus Dodona, der Vater von Blanca's Gemahl, hätte nicht nach den Eigenſchaften dieſes ſeines Sohnes beurtheilt werden dürfen. Stolz und Härte waren die Hauptzüge ſeines gefürchteten Charakters, den ſelten ein ſanfteres Gefühl milderte. Er vergaß es ganz, daß der Vorzug, deſſen er ſich überhob, nur der Segen frommer Menſchlichkeit ſei. Jede Eiche hätte ihm Demuth zurauſchen ſollen; aber er ſah in der Königin des Waldes nur einen Stammbaum, der tauſend Jahre grünen und blühen könnte, nur die überragende Hoheit. Die kleine Capelle, worin die Gräfin um einen Erben ihres Namens flehete, war längſt eine Ruine, der Altar ein bemooſeter Stein, das ſogenannte ewige Licht erloſchen, nur der Sonnenſtrahl leuchtete noch auf den geweiheten Trümmern —; doch der Graf Dodona dachte nimmer an den Verfall der Zeit, die alles Irdiſche begräbt, und daß ſelbſt der Nachruhm des Verdienſtes und der Ehre nur gleich dem Summen der Mücke an einem ſchwülen Abende zu achten ſei, dem die Nacht der Vergeſſenheit folgt. Seine Unterthanen verehrten ihn zitternd, denn er war ihnen, wenn auch kein gütiger, mindeſtens doch ein gerechter Herr. Seine Gattin, eine weich geſchaffene Seele, nahete ſich dem Gemahl nur mit Bangen und Beben, wenn eine Fürbitte anzubringen war, die ſeiner ſtolzen Strenge den kleinſten Erlaß abverlangte. Sie ſuchte durch ein freundſeliges Betragen gegen Jedermann, durch eine Mildthätigkeit, die ſie am liebſten perſönlich erwies, den Hochmuth ihres Gemahls und ſeine ſelbſtſüchtige Kälte zu ſühnen. Und wirklich konnte dieſen Stolz, der nicht bloß Fehler eines finſtern Temperaments, eine leidenſchaftliche Thorheit, ſondern Charakter und eine fixe Idee ihm geworden war, nicht leicht ein Tadel treffen, dem die weiſe Mäßigung der Gräfin nicht ſeine verwundende Schärfe benommen hätte. Sie ſtand ihm zu nahe, um nicht ein Schild der Schonung für ihn zu werden. Vielleicht war es auch im Geiſte des Widerſpruchs, den man dem weiblichen Geſchlechte ſo häufig Schuld giebt, daß die Gräfin Dodona diejenigen beſchützte und vorzüglich begünſtigte, welche zu verachten ihr Gemahl ſich berechtiget wähnte. Nur Ebenbürtige durften an ſeiner Tafel ſpeiſen, Andern gönnte er kaum ein kurzes, kaltes Wort, wenn die nähernde Beziehung überhaupt nicht zu vermeiden war. Eine Mißheirath war in ſeinen Augen das verabſcheuungswürdigſte Verbrechen, und über dieſen Gegenſtand wagte es die Gräfin zuweilen die ſchroffen Anſichten ihres Gemahls zu beſtreiten, ohne daß es ihr jemals gelungen wäre, ſeinen Geſichtspunct zu ändern. Sie konnte, ſie durfte es; denn die Gräfin zählte mehr als ſechszehn Ahnen, und war ſich edler Geſinnungen bewußt.

Eine Tochter und ein Sohn waren das mächtigſte Band dieſer Ehe. Der Vater bauete ſtolze Hoffnungen auf ſeine Kinder, die Mutter ſtrebte ihnen ein ewiges Glück zu begründen. Sie hauchte den Sinn der Liebe in die jungen Seelen, ſie ſtellte die Rechte der Menſchheit, vom Dünkel des Vaters verhöhnt, wieder in ihnen her. Die Natur ſchien mit dem Bemühen der Gräfin Hand in Hand zu gehen, und ſich darin zu gefallen, das Widerſpiel von dem

Weſen des Gemahls in ſeiner Kinder Herzen auszubilden; kein Trieb regte ſich in ihnen, der nicht eine ſanfte, anſchmiegende Neigung geweſen wäre.

Der junge Graf, von überaus ſchwächlicher Geſundheit, ſtand dem Wieſenplane von ferne, worauf ſich die Knaben des Dorfes tummelten, und ſah ſehnſüchtig ihrem muntern Treiben zu. Seine Schweſter Marie wendete ſich den Göttern und Grotten des herrſchaftlichen Parks ab, um in das Gärtchen der Armuth zu blicken. Sie horchte ſeufzend dem Geſange der Binderinnen zur Zeit der Aehren; ſie ſtand oft mit betrachtendem Vergnügen am Rande der blendenden Fläche, wo die Töchter des Bleichers den kühlen Waſſerſtrahl über das beſonnte Linnen ausſtrömten. Sie neidete ihnen dieſe natürliche Beſchäftigung.

Wenn der kleine Junker, der den Familiennamen Lazarus führte, mit ſeinem Hofmeiſter, einem alternden Candidaten, ſpazieren ging, und an der Feldhut vorüber kam, wo der Schäferbube die Heerde vor ſich hintrieb, den Brodſack auf dem Rücken, die bloßen Füße im Thau des blühenden Klees badend, während die helle Weiſe ſeiner Schalmei weithin tönte, ſagte er: „Ach! einmal nur in meinem Leben möchte ich die Schafe hüten! Ich kann mir nichts Lieberes denken. Die frommen Lämmer ſind leicht zu lenken, ein Blumenſtab genügt dazu. Am Hügel dort, im grünen Schatten verzehrte ich mein Mittagsbrod, und auch trocken würde es mir köſtlich ſchmecken, beſſer als“ — der Junker ſeufzte, und fuhr dann, ſeinen idylliſchen Traum austräumend, fort, „und ein verirrtes Lamm ſuchte ich ſo lange, ſo treu, wie der gute Hirte in der Bibel; ſo oft ich dieſes las, rührte es mich bis zu Thränen.“

Auch des Hofmeiſters Augen wurden feucht, da er antwortete: „Unter Lilien jener Freuden wirſt Du weiden!“ Der Candidat dachte wohl nicht, daß er mit dieſem geiſtlichen Troſte, der den Knaben auf ſeine höhere Beſtimmung hinweiſen ſollte, ein ahnungsvolles Bald ausſpräche.

Wenn die Gräfin Dodona mit ihrer Tochter luſtwandelte, und, wie ſie gern zu thun pflegte, ihren Weg durch das Dorf nahm, dann ſagte Comteß Marie zu ihrer Mutter: „Wie glücklich kommt mir doch ein Bauernmädchen vor! Das kurze Röckchen hindert es an keinem Freudenſprunge — die ſeidene Schleppe hingegen, welch ein läſtiger Schweif, den der Glanz unſeres Standes nach ſich zieht! — Es iſt mir ſo luſtig, die flinken Dirnen ſpinnen zu ſehen! Das Rädchen fliegt, das Göckelmännchen tanzt, unter dem arbeitſamen Spiel der braunen Finger ründet ſich die Form des Rockens wie zu einem Puderpüſter. Ein munteres Volkslied, das ſie dabei ſingen, ſchallet laut von einer Hütte zur andern, und wird ihnen die Kehle trocken, ſo ſchütteln ſie vom nächſten Baume ein Häufchen Honigbirnen in ihre Schürze, worin ſie mit knallendem Biß die feſten, weißen Zähne drücken.“

Die Gräfin lächelte; aber der freundliche Spott dieſes Lächelns konnte einen leiſen Schmerz in ihren Zügen nicht ganz verbergen. Sie ſprach: „Nun, das könnteſt Du auch ohne Gefahr verſuchen, Marie! Indeß entſchuldige ich Dich dieſer Rede wegen, die nur ein Beleg zu der Erfahrung iſt, daß jede andere Lage uns beſſer dünkt, als die eigene. Es mag in der Ordnung ſein, daß eine geſchälte Pfirſich an der Tafel, wo der Zwang den Vorſitz hat, wäre es auch nur der des Ceremoniels — nicht halb ſo ſehr lockt, wie der herbe Holzapfel, den der Wanderer ſich im Genuſſe der Freiheit bricht, wenn wir auch ſähen, daß die ſaftige Säure ihm den Mund verzöge. Und ſo rufe ich Dir denn mit Gellert's Worten zu: Genieße, was Dir Gott beſchieden, entbehre gern, was Du nicht haſt; ein jeder Stand hat ſeinen Frieden, ein jeder Stand auch ſeine Laſt.“ Marie ſeufzte aus tiefer, ſehnender Bruſt.

Jeder geſprächige Verkehr mit ihren Unterthanen war der heranwachſenden Comteß und ihrem Bruder auf das ſtrengſte unterſagt, und vielleicht empfanden Beide nur eben deßhalb einen heimlichen Reiz, dieſe erniedrigende Gefahr zu verſuchen. Sie fanden ſo viel Gutmüthigkeit bei den Landleuten, ſo viel ſegnenden Dank für die kleinſte Wohlthat, daß ihnen für ihres Vaters Verbot nur noch ein ſchwacher Grad von Achtung blieb, der ſie abhielt, es offen zu übertreten. Der junge Graf vertheilte ſein ganzes Taſchengeld an die Armen, und ſeine Schweſter hielt ſich nicht für zu vornehm, den Kranken im Dorfe ein Labſal ſelbſt zu bringen. Als ſie einſt einem matten Greiſe, der, über ſeinen Krückenſtock gebückt, mühſam ſchwankte, ein Fläſchchen Wein an ein hinteres Pförtchen des engliſchen Gartens brachte, und ein Geſpräch mit ihm pflog, erquickender noch für den Alten, als der milde Johannisberger — ſtand plötzlich ihr Vater vor ihr. Vor ſeinen ſtrafenden Blicken entfernte ſich in zitternder Eile der Greis. „Marie!“ ſagte der Graf, und ſeine Brauen zogen ſich finſter zuſammen, „Du möchteſt wohl gern die Rolle der frommen Eliſabeth von Heſſen ſpielen? Und ſo könnte es am Ende gar kommen, daß Du einmal einen Landſtreicher in Dein eigenes Bett legteſt. Doch hüte Dich,“ ſetzte er mit furchtbarer Stimme hinzu, „der Verräther ſchläft nicht, und nicht Jeder dürfte, wie der Gemahl jener heiligen Dame, wo er Schimpf und Schmach ſucht, den Herrn Chriſtum finden!“

O Geiſt der Rede, wie geheimnißvoll biſt du! Auch Worte ſind Thaten! deßhalb ſollten die Fruchtkörner der Sprache nur mit weiſer Vorſicht in den Boden der Zeit geſtreuet werden; denn nur was der Menſch ſäet, das wird er ernten.

Die züchtige Marie erglühete im Innerſten verletzt; des Vaters roher Vergleich beleidigte ihr reines Gefühl. Ein himmliſches Bild miſchte ſich, gefährlich für den unterſcheidenden Begriff des keuſchen Mädchens, jener empörenden Vorſtellung zu, und die drohende Warnung vor Verrath machte den weiblichen Inſtinct nach einem Geheimniſſe lüſtern, das der gewaltige Vater weder erfahren ſollte, noch ahnen könnte. Allein die Zeit, wie einförmig ſie auch auf dem Schloſſe zu Roſten (ſo hieß das Stammſchloß) verging, ließ doch allmählich den Eindruck jener Scene verlöſchen. Marie ſpendete Wohlthaten unter dem Schutze ihrer Mutter nach wie vor, und benahm ſich übrigens in allen Fällen der adeligen Schicklichkeit gemäß, deren Forderungen ihr Vater in möglichſter Strenge geltend machte. Sie legte zwar in den grüßenden Blick nach der Schweſter des Predigers, einem jungen, liebenswürdigen Mädchen von Mariens Alter, die vergütendſte Traulichkeit; aber ſie ehrte doch den Willen des Vaters und ſeine Zufriedenheit genug, um ſich einen Umgang zu verſagen, den er ſchwerlich gebilliget haben würde. So blieb Marie einſam, ohne geſellige Zerſtreuung, ihren jungfräulichen Träumen und der Aufſicht ihrer Mutter überlaſſen, die, erſchlafft durch lange, unwirkſame Verſuche, etwas über die ſpröden Vorurtheile ihres Gemahls zu vermögen, die Tochter ihren eigenen ſtillen Weg unbeſorgt gehen ließ.

Graf Dodona liebte es, daß ſein Sohn ihn zuweilen auf einem Jagdzuge begleitete; dann ritt der Junker Lazarus ein frommes Pferdchen, eigends für dieſen Zweck beſtimmt, und führte der wilde Drang ſeinen Vater zu raſch vorwärts, ſo hatte der Junker die Erlaubniß zurückzubleiben, wo es ihm gefiel.

An einem Herbſttage, wo der Jagdtroß einem flüchtigen Edelhirſche nachſchwärmte, hatte der junge Graf unvermerkt einen Seitenpfad eingeſchlagen, auf dem er ſich von dem Gefolge ſeines Vaters abgeſchnitten ſah. Die Hitze war ſehr drückend, und den Junker dürſtete ſehr. Da kam ein altes, gekrümmtes Mütterchen aus dem Geſträuch, das an einem irdenen Kruge voll ſchäumender Milch ſchwer zu tragen ſchien. Kein Anblick war dem Junker jemals erfreulicher geweſen. Er bat die Alte, ihn durch einen friſchen Trunk zu laben, den er ihr gern reichlich bezahlen wolle. Bereit dazu, hob das Mütterchen den Krug, dem ſeine lechzenden Lippen zuſtrebten. Doch in dieſem Augenblicke ſprengte der Graf herbei und ſchmälte heftig, daß ſein Sohn nicht ekler wäre. Die Alte ergrimmte. „Ei; gnädiger Herr!“ keifte ſie wider, „ſeid doch auch nicht gar ſo arg! Haben wir nicht Alle eine Milch getrunken? Und die Würmer in der Erde werden einmal Euren hochgebornen Leichnam verſpeiſen, wie meinen armen Leib, der zwar ſchlecht, doch recht einhergegangen. Arme und Reiche begegnen einander; aber Beider Augen erleuchtet der Herr!“

Die des Grafen machte jetzt der Jähzorn blind. Er ſah nicht, daß, als er die Reitgerte erhob, die furchtloſe Alte für die kecke Zurechtweiſung zu züchtigen, ſein Sohn ſie mit zarten Armen ſchützend umſchlang, und die ſchmächtige Geſtalt zu ihrem Schilde machte, daß der Junker die Streiche empfing, welche das Mütterchen leiden ſollte. Man beſchwichtigte endlich den Grafen; doch als der Junker die Alte losließ, die man haſtig zu entfernen ſtrebte, ſanken ihm die Arme kraftlos herab, ein Zittern flog durch ſeine Glieder, ſein Mund zuckte, das glühende Angeſicht erbleichte — und Schrecken und Angſt kühlten das kochende Blut ſeines Vaters ab.

Der Graf befahl über dieſen Vorfall zu ſchweigen; aber die Folgen zeugten zu laut, als daß er ein Geheimniß hätte bleiben können. Von dieſer Zeit an kränkelte der Junker. Der kalte Trunk hatte ſeine erhitzten Lungen angegriffen, und die heftige Gemüthsbewegung dieſe ſchädliche Wirkung vollendet. Seine ſchmale Bruſt, von einem übertriebenen Wachsthum angegriffen, war zu ſchwach, ſolch einem zerſtörenden Eindrucke Trotz zu bieten. Er hüſtelte, verfiel, eine fieberhafte Reizbarkeit ließ ihn jede Kleinigkeit übel empfinden, blaue Kreiſe umzirkelten die tiefen Augen, und nur die Schwindſuchtsroſe blühete auf der verwelkten Wange.

Die Gräfin war untröſtlich. Der Gedanke, daß ihr Liebling an der Auszehrung ſterben werde, tödtete ſie tauſendmal. Sie forſchte der Urſache ſeiner Krankheit nach, hörte hier ein Wort fallen, dort eins — und merkte zuletzt, daß ihr die eigentliche verhehlt würde. Endlich konnte der Sohn den Bitten und Thränen ſeiner Mutter nicht länger widerſtehen, er entdeckte ihr die Wahrheit, doch weit entfernt, ſeinen Vater anzuklagen, nur ſich ſelbſt alle Schuld beimeſſend. Dieſer rührende Bericht machte die Gräfin erſtarren. Ein bitterer Haß gegen ihren Gemahl wallte auf in der mütterlichen Bruſt, die gleichgültige Ruhe, mit der ſie ſeine Vorurtheile geduldet, war dahin. Sein unerträglicher Stolz hatte dieſe jugendliche Blüthe geknickt und ihr Herz gebrochen, und ſie betrachtete ihn in leidenſchaftlicher

Ungerechtigkeit als den Mörder ſeines Kindes. Mit jedem Lebensfaden, der ſich von der ſchwindenden Kraft des Sohnes löſete, ward das Eheband ſeiner Eltern lockerer; die Gräfin war fortwährend in gereizter Stimmung, und ihr Gemahl begriff, daß eine verzweifelnde Mutter nichts mehr berückſichtige.

Der Hofmeiſter, ein treuer Pfleger ſeines kranken Zöglings, war nun auf den einzigen Unterricht beſchränkt, ihn ſterben zu lehren. Das todte Wiſſen nützet dem Leben, den Tod überwinden hilft nur der lebendige Glaube, und der Jüngling, im Schooße des Glückes gewiegt, lächelte dem blaſſen Führer freudig entgegen; doch dachten die Seinen nicht, daß er ſo nahe wäre.

An einem milden Frühlingsabende war die Familie um den Kranken verſammelt, der den Tag über ſehr ſchwach geweſen. Man erwartete in jedem Augenblicke den Arzt. Im Zimmer herrſchte eine bange Stille, nur von den ſchweren Athemzügen der Gräfin unterbrochen, die ermattet von Wachen und Weinen, zu ſchlummern begann. Das Fenſter ſtand ein wenig geöffnet, und die Stimmen der erwachenden Natur miſchten ſich harmlos in die Seufzer um ein theures Daſein, das nun bald verſtummt ſein würde. Graf Dodona, die düſtern Blicke niederwärts gehalten, ging mit langen Schritten auf und ab. Als er wiederum dem Lehnſtuhle nahe kam, worin der Kranke ſaß, ſtreckte dieſer die bleiche Hand nach ihm aus, und ſprach: „Vater! möchten Sie wohl, daß ich länger noch lebte?“

„O mein Sohn!“ antwortete der Graf erſchüttert, mit ſchwankenden Tönen, und wendete ſich ab, daß der Kranke ſeinen Schmerz nicht ſähe.

„Nun denn,“ ſagte dieſer mit leiſer Innigkeit, „ſo gewähren Sie mir gewiß eine Bitte, die Sie täuſchen wird, als wäre ich noch da und Ihrer Güte bedürftig; die letzte!“

„Welche, mein Kind!“ fragte der Graf mit Haſt, und in ſeinen Mienen malte ſich die Bereitwilligkeit, auch das Schwerſte zu leiſten.

„Geben Sie jener alten Frau“ — flüſterte der Junker, „Sie wiſſen ſchon, mein Vater“ — Taſchengeld! Lange wird ſie es auch nicht mehr brauchen.“

Der ſchärfſte Vorwurf zerſchnitt bei dieſer Bitte ſeines ſterbenden Kindes des Vaters Herz. Er nickte, und eine verlernte Zähre benetzte ſeine Wimpern.

Jetzt ſank die Sonne; das Geläute der Heerden, das Schallrohr ihrer Hüter tönte in entfernten Klängen, von Abendlüften getragen, durch das Fenſter. Ein Strahl ſtieg in des Junkers erloſchenes Auge.

„Alles zieht heim — auch ich!“ ſagte er kaum hörbar zu ſeinem geliebten Lehrer, der dicht an ſeiner Seite ſaß. Der Hofmeiſter drückte dem Kranken ſanft die Hand, und legte dabei die Finger an ſeinen Puls.

„Wenn Sie künftig,“ fuhr der Junker, ſich an ſein Ohr neigend, fort, „weidende Lämmer ſehen, dann denken Sie meiner! Solch ein Legionär zu ſein, war mein einfältiger, mein liebſter Wunſch!“

„Er wird erfüllt auf ſchöneren Auen!“ antwortete der Hofmeiſter mit bewegter Seele, „wie herrlich iſt's, ein Schäflein Chriſti werden, und in der Huld des treuſten Hirten ſtehn!“

Da lächelte der Junker, und unter dieſem Lächeln veränderten ſich ſeine Züge. Er athmete tiefer und winkte mit der Hand, daß man die Mutter nicht wecken möge.

Als nun die Gräfin nach kurzer Zeit aus dem ſchlummernden Taumel erwachte, worin ein wohlthätiger Engel ihre Sinne befangen hielt, war ihr Sohn in den Armen ſeines Lehrers entſchlafen. —

Die Gräfin Dodona erholte ſich nicht mehr von dieſem Schlage, ſie folgte ihrem Sohne binnen Jahresfriſt nach; ihr Gemahl fand Gründe, ſich über dieſen doppelten Verluſt zu faſſen, und bald genug den Muth der Hoffnung auf möglichen Erſatz wieder. Seiner Ehe hatte ſtets etwas Weſentliches gemangelt, das Gefühl, daß er die Gattin beglückte. Er gönnte ihr daher den Frieden des Grabes, und den nahen Platz neben dem, den ſie mehr geliebt, als ihn.

Marie allein weinte unſtillbare Thränen; ihr Schmerz war um ſo heftiger, als er die Theilnahme bei dem Vater nicht fand, die ſie für den Hingang der Verſtorbenen von ihm fordern zu dürfen glaubte. Nur der Hofmeiſter, ſelbſt tief trauernd um den geliebten Zögling und die edle Frau, nahm ſich, ſo lange er noch im Hauſe des Grafen verweilte, des betrübten Mädchens tröſtend an. Der ſtille Harm ihres Gemüths ward Marien endlich lieb und traut, wie ein melancholiſcher Freund, dem man um ſo zärtlicher anhängt, als er unſere tiefſten Gefühle in Anſpruch nimmt. Sie hätte ihn nicht tauſchen mögen gegen den geſelligen Schwarm aufheiternder Freuden. Die unſchuldige Marie merkte nicht, daß die Klage der Wehmuth ein Seufzer der Sehnſucht würde — ſie hielt den Genius der Liebe, der ihren wachen Träumen erſchien, für den Geiſt der Mutter oder des Bruders, den ſie in öden Stunden berief, ihr von einem ſeligeren Leben Kunde zu geben.

Graf Dodona war wohl zu ſehr mit dem Plane einer zweiten Verheirathung beſchäftiget, um väterlich auf ſeine

Tochter achten zu können; auch mochte er ſeine Urſachen haben, warum er die ſtille Marie nicht gewaltſam ihrem Hange zur Einſamkeit entriß, und ſich von ihr auf ſeinen Freierzügen begleiten ließ. Er meinte nur, eine Stiefmutter, die ſo jung wäre, um die Freundin ſeiner erwachſenen Tochter zu ſein, und muſterhaft genug, um ihr ein Vorbild in ſo nahem, verwandtſchaftlichem Umgange zu werden, thäte Marien Noth.

Obgleich die junge Gräfin ihrem Vater wiſſentlich keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gab, ſo lag doch tief in ſeinem Innern ein dunkles Mißfallen an ihr verborgen, deſſen Grund ihm ſelbſt nie ganz erklärbar war. Die Blüthe des Mädchens hatte ſich unter Trauer und Thränen nur um ſo reizender entfaltet; doch war es keine ſtolze Schönheit, und nur eine ſolche hätte dem Grafen an ſeiner Tochter genügt. Dieſer feine, biegſame Wuchs war nicht geſchaffen, ſich ſelbſtändig zu erheben, er ſchmiegte ſich leicht an. Der kleine Kopf ſenkte ſich, wie unter einem unſichtbaren Gewichte, beſtändig ſeitwärts; es war die Haltung einer anmuthigen Niedergeſchlagenheit. Wie hätte dieſes Köpfchen, unwillkürlich gebeugt, eine Grafenkrone ertragen können? Selbſt der Kranz ward ihm zu ſchwer. — Mariens Haar, ſeidenweich und vom mildeſten Blond, war in ſeinen natürlichen Locken zu ſchön, um durch den Zwang der Mode verunſtaltet zu werden; ſie ſchmückte es nur mit Blumen, wie oft ihr Vater auch auf dieſe empfindſame Toilette ſchalt. Die blauen Augen blickten nur halb unter dem Schleier langer Wimpern hervor, und wenn ſie durch Thränen ſchimmerten, dann hätte wohl Jeder gemeint, nur der Kummer leihe der Schönheit den rührendſten Reiz. Dieſer wunderſchöne Mund, gefärbt gleich dem Kelch der jungen Roſe, hauchte nur ſanfte, ſüße Worte, und verwandelte den Befehl in den Wohllaut der Bitte. Aber der höchſte Zauber Mariens lag in dem Tone ihrer Stimme; ſie war Melodie der Seele, der Athem des Gefühls. Ein tiefer Klang durchzog ihre Bruſt, die zart beſaitet, gleich der Nachtigall, nur in Liebe laut zu werden ſchien, um einſt, vielleicht nach einem frühverblühten Lenze — in leiſen Seufzern zu verſtummen.

Der Graf äußerte ſich einmal gegen den Hofmeiſter, an den er wider ſeine Gewohnheit zuweilen ein vertrautes Wort zu richten pflegte: „Ich weiß nicht, wie mir Marie vorkommt! Das Mädchen ſchlägt ganz aus der Art. Sollte man nicht glauben, der ſchmachtende Karl von Burgheim ſei Mariens leiblicher Vater?“

Der Hofmeiſter, der dieſen Lieblingsroman der damaligen Zeit eigen beſaß, wagte es, dem Helden Miller's und Mariens Vortrefflichkeit gegen ihren Vater zu vertheidigen. Der Graf ſah finſter:

„Sie verſtehen mich nicht“ — ſagte er ziemlich barſch; „ich mag das liebeſieche, ſchmelzende Weſen an niemand leiden, am wenigſten aber an einer Gräfin Dodona. — Die Bücher haben Marien den Kopf verdreht; das ſoll jedoch anders werden, hoffe ich.“

Dieſer Vorwurf traf den Hofmeiſter; er hatte die Comteß mit Lectüre verſorgt, und war ſich einer gewiſſenhaften Auswahl bewußt, deßhalb konnte er ihn ſchweigend verſchmerzen.

Wie ſehr ſich nun auch die Gedanken des Grafen auf die Zukunft richtete, ſo unterließ er doch nicht, der Vergangenheit die gebührende Ehre zu geben. Ein weiter Platz im Park wurde zu einem Mauſoleum abgeſteckt, und der Graf traf mit Geräuſch und Aufwand Anſtalten zu dieſem

Baue, der dem berühmten Grabmale der Artemiſia wo möglich wenig nachgeben, und für ein achtes Wunder der Welt gelten ſollte. Der Oberbaurath kam, begleitet von einer Geſellſchaft Architekten, die dem Grafen ihre Riſſe vorlegten und ihre Ideen mittheilten. Er wählte ein antikes Modell, welches einem jungen Künſtler gehörte, den der Oberbaurath dem Grafen als einen italieniſchen Edelmann genannt hatte.

„Nun, wie wäre es, Signor Solſiere, hätten Sie Luſt, Ihr Meiſterſtück zu machen, und den Bau der Gruft zu dirigiren?“ fragte er ihn.

Der Italiener erröthete — erwartend ſtand der Graf, Marie lauſchte der Antwort des ausländiſchen Jünglings.

„Nicht allein das,“ erwiederte dieſer in richtigem Deutſch, doch mit fremden Accenten, welche ſeiner Sprache eine naive Unbeholfenheit gaben, „ſondern ich denke ſelbſt Hand anzulegen, wenn der Herr Graf mir ſein Vertrauen ſchenkt.“

Der Graf fand keine Urſache, es dieſem intereſſanten jungen Manne vorzuenthalten. Er bot ihm eine Wohnung im Schloſſe an, und bevollmächtigte ihn, über alles zu ſchalten, was zur Förderung ſeines Werkes dienen könne; eine leiſe Verlegenheit, wie er den Signor behandeln müſſe, durchblickte jedoch dieſe höflichen Anträge. Er nahm den Oberbaurath bei Seite. „Was iſt's mit dem Italiener?“ war ſeine zweifelhafte Erkundigung, „ein Edelmann, ſagten Sie? Und — — ein Maurer? Denn er ſprach von ſelbſt Handanlegen — wie ſoll ich das verſtehen?“

Der Oberbaurath lächelte zu dieſer Frage. Ein Zug von Ironie ſpielte um ſeine Lippen, da er antwortete: „Ein Freimaurer, Herr Graf! Dieſer Orden zählt Ritter, und hat ſeine Geheimniſſe und Weihen wie die Kunſt, welche in dem ſüdlichen Lande, das ihre alte Heimath iſt, Adelsbriefe ſtempelt. — Signor Solſiere iſt Bildhauer und ſtolz darauf, es zu ſein. Der jüngſte Sprößling einer herabgekommenen Familie, deren Haupt meuchlings gefallen, war er frühzeitig ſeinen angeſtammten Verhältniſſen entfremdet worden. Das Unglück hatte den Glanz ſeiner Ahnen verlöſcht und ihre Paläſte zertrümmert; aber die Muſen hatten mitleidig die Wiege des vaterloſen Kindes angeblickt, und ihm die Gabe verliehen, die göttliche Idee des Schönen und Erhabenen, die ſeiner Phantaſie eingeboren war, in wechſelnden Formen darzuſtellen. Schon als Knabe ſchnitzelte er mit bewundernswürdigem Geſchick in Holz, und eine günſtige Fügung gab dies Talent in künſtleriſche Pflege. Ich lernte dieſen jungen Mann vor einigen Jahren in Florenz kennen, und bin gewiſſermaßen die Veranlaſſung, daß er nach Deutſchland kam, und ſeit kurzem in den Ateliers unſerer Reſidenz arbeitet.“

Der Graf ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Es will mir nicht in den Sinn, daß ein Edelmann lieber Schlägel und Meißel, als den Degen führen mag. Indeß, verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde den Signor diſtinguiren, ſo weit das Verhältniß es geſtattet, worin er zu mir ſteht.“

Die Architekten reiſten wieder ab, Signor Solſiere blieb zurück, ward ſchön logirt und mit vornehmem Anſtand behandelt. Er dankte dem Grafen für das Couvert an der Mittagstafel, weil es ihn mitten in der Tageszeit zu lange abhielte, ſeines Werkes zu warten, nahm aber den Abendtiſch im gräflichen Speiſezimmer an, und blieb für die ſpäteren Stunden in der Geſellſchaft ſeines hohen Wirthes. Der Graf fand Geſchmack an der Unterhaltung des Italieners, wofür die heitere Stimmung ihn empfänglich machte, welche jetzt an ihm zu bemerken war. Er war gütiger als ſonſt gegen ſeine Tochter, und Marie durfte ſich kleine Freiheiten erlauben, die nur der Sonnenblick dieſer milderen Laune überſah.

Signor Solſiere mußte etliche Tage auf das Beginnen des Baues warten, weil es noch an Dieſem und Jenem mangelte, was der Italiener erforderlich fand; doch der Graf wollte ihn erſt nicht mehr fortlaſſen. Marie ging mit ihm im Garten ſpazieren, und ihr Vater ließ es ruhig geſchehen.

Sie ſtanden vor den aufgehäuften Materialien, und Solſiere's ſchwarze Augen funkelten den bleichen Marmor an. Er ſagte: „Ich ſehe im Geiſte ſo manches Sinnbild des Todes und der Unſterblichkeit in dieſen rohen, formloſen Maſſen verſchloſſen, und brenne vor Begierde, den ſtarren Zwang der Natur zu löſen. Es iſt ein ſchöpferiſches, ein göttliches Vergnügen, den Stein zu beſeelen und ſeinem todten Geäder den Puls des phyſiſchen Lebens zu geben." Seine Blicke ſtrahlten bei dieſer Rede, die vornehm ſchönen Hände zuckten unwillkürlich, als regte ſie die Luſt, das Werk der Kunſt ſogleich anzufangen.

Die Art und Weiſe der Künſtler war Marien fremd, der Signor kam ihr wie ein höheres Weſen vor. Er beſchäftigte ihr Sinnen und ihr Denken, er füllte ihre Phantaſie mit tauſend neuen Bildern aus. Sie ließ ſich von ſeinem Vaterlande erzählen, und wandelte mit ihm unter Myrten und Oliven. Er lehrte ſie ein wenig Italieniſch, recitirte ihr die Sonnette Petrarca's, und ſang mit ſchmelzender Stimme manche liebliche Canzone. — Die Gluth der Gefühle, welche unter dem ſüdlichen Himmel reifen, ach! oft zu herber Frucht! flammte in Mariens Herzen auf, aber die Blüthe der nordiſchen Mädchen verträgt den heißen Athem der Leidenſchaft nicht.

Solſiere hatte ſich unter der Schaar von Arbeitern, die der Graf zu ſeinem Verfügen ſtellte, nur eine kleine Zahl tüchtiger Leute ausgeſucht. Der erſte Morgenſtrahl fand ſie ſchon thätig verſammelt, den Signor mitten unter ihnen. Von dem Schalle ihrer Hämmer erwachte Marie, der Frühtraum zerfloß vor dem Gedanken an das Grabmahl, welches, o Marie! ſagte Dir Dein Schutzgeiſt dies nicht? der Ruhe Deines Lebens gebaut ward — und des Tages letzter Gang geſchah, um ſeine kleinſten Fortſchritte zu meſſen. Aber das feine Richtmaß der Grazien ging Marien dabei verloren.

„Stört es Sie, wenn ich ein wenig zuſehe?" fragte die Comteß den Italiener halb bittend, halb entſchuldigend, wenn ſie unter die leichtgezimmerte Bedachung an ſeine Seite trat, wo er, vor Sonne und Regen geſchützt, an einem Marmorblocke meißelte.

„Stören — Signora?" antwortete er mit einem Accent, der jede weitere Erklärung überflüſſig machte; aber dennoch gab er ſie, indem er hinzuſetzte: „Sie begeiſtern, Sie fördern mich! — Ein Urbild der Genien, zu denen dieſe Steine werden ſollen, ſtehet dann vor mir, ſchöner als das Ideal in meiner Bruſt. O Signora! Gonnen Sie mir immer Ihren holden Anblick! Er macht meine Seele um einen Engel, um eine Madonna reicher. Gönnen Sie dies Glück dem armen Künſtler! Es beraubt Sie nicht — und er trägt es als ſeinen beſten Schatz mit ſich hinweg, wenn er ſcheiden muß."

Und wie gern gönnte Marie es ihm! Es koſtete ihr ja nur die jungfräuliche Schamröthe, mit der ſie dieſe entzückenden Worte anhörte; die erſte Schmeichelei aus dem Munde eines jungen, ſehr anziehenden Mannes, und mit leidenſchaftlicher Kühnheit geſprochen. Marie hätte die Eroberung eines Königs kaum unter ſtolzeren Herzensſchlägen vernommen, als die Huldigung des Bildhauers. Sie ſah ſich gefeiert, verewiget; hier ihre Züge in einem Engelsköpfchen lächeln, dort ihre Formen in der Geſtalt einer Heiligen, von der religiöſen Verehrung des Volkes knieend umringt. Der vergötternde Weihrauch dieſer Vorſtellung betäubte die Seele des Mädchens.

Graf Dobona ſah in dem ausſchließenden Intereſſe ſeiner Tochter für dieſe Bauangelegenheit nur das kindliche Gelüſt der Neugier, und nebenbei den Antheil, den ihr trauerndes Herz an der Wohnung nähme, die den Reſten der lieben Verſtorbenen bereitet würde. Er ließ ſie gewähren, ja! er war heimlich froh darüber, daß ihre Aufmerkſamkeit fixirt wäre. Seine Wahl einer zweiten Gattin war es nun auch.

In der Nachbarſchaft von Roſten beſaß ein altes, adeliges Ehepaar ein herrliches Landgut, doch einſam gelegen. Der Edelmann war ein unleidlicher Griesgram, ſeine Dame eine verrufene Xanthippe. — Beide waren durch den ſchmutzigſten Geiz, durch Ungeſelligkeit und gemeine Grobheit in der ganzen Gegend berüchtigt. So weit dies Paar, einander werth, gekannt war, hielt man es für ein Glück, daß dieſe Race ſich nicht forterben ſollte. Dame Kobold hatte keine Kinder gehabt; aber ein verwaiſetes Fräulein aus der Familie war ſo unglücklich geweſen, von ihr erzogen zu werden. Die arme Großnichte hatte die wahre Hölle auf Erden, und war wie ein Sclavenkind gehalten.

Fräulein Adelheid, dies war der Name des bedauerlichen Opfers — beſtätigte indeß die Erfahrung, daß ſchlechte Beiſpiele an Reſpectsperſonen faſt immer entgegengeſetzt wirken, und ein ſicheres Mittel ſeien, eine junge Seele vor gleichen Fehlern zu bewahren.

Es war gewiß der größte Beweis für das edle Gemüth des Fräuleins, daß es unter beſtändigen Regungen des Abſcheues gegen die Geſinnung ſeiner Verwandten, ſich frei von perſönlichem Haſſe zu erhalten gewußt hatte; aber der Druck dieſer unerträglichen Lage gab ihm die entſchiedenſte Richtung. Mit jedem ſpärlichen Biſſen Brod mußte Adelheid den Vorwurf ihrer Armuth hinunterſchlucken, und das Fräulein war nicht arm, wenn nämlich die Ausſtattung der Natur gegen eine bare Mitgift gelten darf. Dieſe gütige Mutter hatte nicht allein einen Reichthum von Kräften in den Geiſt des Fräuleins niedergelegt, ſondern auch das Herz deſſelben mit einem zureichenden Capital der Hoffnung und Entſchloſſenheit angefüllt. Die ſchlanke Geſtalt der jugendlichen Adelheid, ſo verlaſſen ſtehend in der Welt, wie ein ſchwankes Bäumchen in der Wüſte, prangte in dem Stolze einer Ceder, und den Sammet der fehlenden Robe hatte die Natur im zarteſten Schmelz von Lilien- und Roſenfarbe ihrer blühenden Haut gewirkt. Ein Paar große, helle, braune Augen voll muthigem Feuer ſtrahlten ſonnenklar über das trübe Leben der Gegenwart hinaus.

Adelheids Wünſche kannten nur ein Glück: Unabhängigkeit! Und wie hochſinnig ſie auch die kleinlichen Bedürfniſſe der Eitelkeit verachtete, ſo hielt ſie dennoch die Mittel des Vermögens zu der Freiheit nach ihrem Sinne erforderlich. Einmal nur war ihr Herz in eine flüchtige Bewegung gerathen; aber der Gegenſtand dieſer Neigung hätte ihr nur ein ungewiſſes Loos in weiter Ferne der Zukunft bieten können, und das Fräulein war ſtark genug, ein Verhältniß zeitig abzubrechen, das den harten Zwang der Ketten, die es trug, durch eine gebundene Hand noch drückender gemacht haben würde. So blieb Adelheid die Herrin ihres Willens, und dieſer befeſtigte ſich in dem Vorſatze, ſobald ein Mann ſich für ſie fände, gegen den kein erheblicher Grund ſtatt finden könne, ihn unbedenklich zu nehmen, und die Liebe, welche ihm das Herz verſagen möchte, dem Beifalle der Vernunft unterzuordnen.

Ein kleiner Grenzſtreit, worin Graf Dodona, deſſen Gebiet hiebei neutral war, eine vermittelnde Rolle übernommen, führte ihn zu dem Oheim des Fräuleins, mit dem er ſonſt in keiner umgänglichen Bekanntſchaft ſtand.

Er fand den Herrn und die Dame vom Hauſe in jeder Hinſicht unter aller Würde. Adelheid erſchien, den ſchwachen Caffee zu präſentiren. Der Graf ſtutzte — dieſe edle Geſtalt fiel ihm auf, vielleicht nur in dieſem Grade, weil die gemeinen Umgebungen ihr als Folie diente. Wie kam die königliche Lilie auf dieſes Miſtbeet? In einer Hoheit ſchien ſie über dem ſchmutzigen Boden, der ſie nährte, zu ſchweben.

Der Graf erröthete vor Ueberraſchung, und dann vor Unwillen, da er die mürriſchen Winke der Dame, ihr ganzes, gallſüchtiges Benehmen gegen das Fräulein ſah, welches vor den Augen eines Fremden gleich einer Magd zu mißhandeln, man kein Bedenken trug. Adelheid fragte die Edelfrau freundlich, ob ihr auch ein Täßchen Kaffee gefällig wäre? Die Dame ſchleuderte zuvörderſt einen wüthenden Blick nach dem Mädchen, und ſagte dann ungeſcheut in der Gegenwart des Grafen, Kaffee gieße ſie nicht in die Schuh, geſchweige in den Hals — ſie wiſſe, was ihr lieber wäre. Ein verächtliches Lächeln ſpielte um Adelheid's feine Lippen — aber der Graf, der dieſe pöbelhafte Aeußerung gehört, ſah ſchnell nach der Fußbekleidung der Dame und ſchauderte. Darauf zog ſie eine große, weiße Rübe hervor, und fing an, ſie mit einem Taſchenmeſſer ſchnarpend zu ſchaben.

Der Graf fühlte ſich empört, dennoch konnte er das Auge von dem gemeinen Bilde nicht abwenden; das Fräulein wagte nicht, die beſchämten Blicke gegen den fremden, ſtattlichen Mann zu erheben. Zitternd vor Aengſtlichkeit und Aerger, ließ Adelheid ein paar Stückchen Zucker zu Boden fallen, die im Nu flockiger Staub umhüllte, tieferröthend bückte das Fräulein ſich dennoch, ſie abſeits zu legen. Aber wie eine Furie ſchoß die noble Hausfrau, blauroth im ganzen Geſichte, wie der Rand ihrer Rübe, auf das arme Kind los; der Graf vernahm einen leiſen Schrei — und bald darauf war Adelheid verſchwunden und kam nicht wieder.

Der Graf war ſo zerſtreut, daß er das Geſpräch abbrach, ohne die Verhandlung, um derentwillen er gekommen, zu Ende gebracht zu haben. Zögernd rüſtete er ſich zum Abſchiede, noch immer auf die Wiederkehr des Fräuleins hoffend. Langſam ritt er am Garten hin; in der Laube ſaß eine weibliche Geſtalt in tiefen, traurigen Gedanken, wie es ſchien: der Graf erkannte das Fräulein. Er ſtieg vom Pferde, ſuchte Zugang und ſtand unverſehends vor der einſamen Adelheid, die mit thränenvollen Augen erſchrocken zu ihm aufblickte.

Der Graf bot ihr ſeinen Schutz an. Das Fräulein benahm ſich ſo klug, ſo höchſt ſchicklich in dieſer Minute, daß es die Achtung des ſchnellerworbenen Freundes mit ſeinem Wunſche ſteigerte, dieſem liebenswürdigen Weſen behülflich werden zu können.

Adelheid reichte ihm mit einem ſchönen, gerührten Blicke die Hand und ſprach: „Ich danke Ihnen, Herr Graf! Die Verſicherung, daß noch irgend Jemand auf Erden Theil an meinem verlaſſenen Schickſale nimmt, genügt, um meinen Muth aufzurichten, den eine augenblickliche Schwäche überwältiget hatte. Es iſt vorüber, und ich bin mir wieder ſelbſt getreu.“

In dieſem Moment gewahrte der Graf auf dem bloßen Arme des Fräuleins ein paar friſche, blutunterlaufene Flecke, wie vom kneifenden Drucke plumper Finger. „Was iſt das?“ fragte er entſetzt, und ein Gedanke, ſchnell wie ein Pfeil und eben ſo verwundend, traf ſein Herz. Er erinnerte ſich der Scene am Kaffeetiſche, der ſchwache Wehlaut, den er vernommen, fiel ihm ein, und Adelheid's jähe Entfernung, ihre Thränen, wie dieſes Mahlzeichen — nichts war ihm ein Räthſel mehr. Er betaſtete leiſe mit elektriſchem Mitleid jene wunde Stelle, und wie er die leuchtende Weiße dieſes vollen, weichen Armes in näheren Augenſchein nahm, ſah er bis an das Grübchen des Gelenks und darüber hinaus überall bläſſere und blauere Spuren der Bosheit. „Herr des Himmels!“ rief der Graf mit zornigem Affect, „wenn es möglich wäre, was ich errathe“ — — —

Des Fräuleins anmuthiges Geſicht war wie mit Purpur begoſſen. „Wohl mir,“ ſagte es lächelnd, „daß keine ſchlimmere Flecke als dieſe mein Leben verunſtalten! Ein wenig Seifenſpiritus verwiſcht ſie bald.“

Der frohe Stolz der Schuldloſigkeit, die über ein grauſames Geſchick zu tröſten vermag, rührte in dieſen Worten den Grafen in tiefſter Seele. Da er die erglühete Adelheid noch immer anſtarrte, als erwarte er Weiteres, ſetzte ſie hinzu, und in ihrer Stimme zitterte der Schmerz und ein paar Thränen rollten aus den Wunden ihres Herzens auf die gemißhandelten Arme: „Meine Großtante liebt es, ihre Ermahnungen nachdrücklich zu geben.“ —

„Ihre Großtante?“ rief der Graf mit Ingrimm, und in ſeinen Augen funkelte ein rächender Strahl. „Fräulein, wie können Sie, ein Engel! des Teufels Großmutter ſo nennen! Ein Schandfleck der Menſchheit iſt dieſes hölliſche Weib, das, ſo wahr ich Graf Dodona heiße, hinfort keine Gewalt über Sie haben ſoll!“

Faſt bebte Adelheid mehr als vor dem krebsartigen Erboßen ihrer Tante, vor der Gewalt, die ſich ein ihr bisher ganz unbekannter Mann in dieſer Betheurung über ſie anmaßte. Sie ſuchte den Grafen zu beruhigen; doch nur ihr Verſprechen, ſich in jedem Falle, der ihr zu nahe träte, an ihn zu wenden, ließ ſie dieſen Zweck erreichen.

Das Mauſoleum erhob ſich; aber die Comteß ſenkte das Köpfchen nur um ſo tiefer. Schon ſchimmerte die korinthiſche Säule durch das Dunkel der Tannen; doch Mariens Wuchs, ſchlank wie jene, ſchwebte unfeſt und ruhelos in den einſamen Gängen, die der Herbſt gelichtet hatte, und man ſah noch in ſpäter Nachtluft ihr weißes Gewand flattern.

Signor Solfiere ſchmückte die Todtenhalle ſinnvoll aus; allein die feuchte Luft des friſchen Gewölbes ſchien ihm geſchadet zu haben, denn ſeine bräunliche Wange war bleich geworden, während der nordiſche Strich des Herbſtes dies ſüdliche Blut nicht abzukühlen vermochte, ſondern es vielmehr in gefährlicher Leidenſchaft entzündete.

Das rauhere Froſtwetter unterbrach den Bau, deſſen Vollendung der Graf hätte erzwingen mögen, und Solfiere ging für einige Monate nach der Hauptſtadt ab, um mit der erſten Lerche wieder zu kommen.

Die dunkle Einſamkeit des Winters, worin ihr nur Bilder der Liebe Geſellſchaft leiſteten, die abgeſchiedene Sehnſucht, welche die Stunden zählte, bis die kleine Schneeglocke das Feſt des Frühlings läuten würde, mattete Mariens Herz vollends ab. Wäre der Graf zu jener Zeit nicht ſo ganz und gar mit ſich ſelbſt beſchäftiget geweſen, er hätte ſehen müſſen, daß die Seele ſeiner Tochter fernhin entrückt den ſchönen Körper verlaſſen, ſeit Solfiere Urlaub und Abſchied genommen.

Der Signor kam zurück, wie er verſprochen; aber Mariens Engel entfloh. Daß der Liebenden Glück nur kurz ſein würde, ließ ſie vergeſſen, ſich ein reines Andenken zu bewahren, und der Zweifel an der Zukunft machte ihr Unglück gewiß.

Schon ließ ſich ungefähr die Zeit beſtimmen, wo das Grabmahl fertig ſein würde, und die Särge der ſeligen Gräfin und ihres Sohnes feierlichſt beigeſetzt werden könnten.

Eines Abends, wo der Italiener ſich einer kleinen Unpäßlichkeit wegen bei Tiſche hatte entſchuldigen laſſen, und Marie gleich nach aufgehobener Tafel fort wollte, ſagte der Graf: „Warte doch, Marie! Wohin willſt Du noch? Du erkälteſt Dich im Thau, und ich ſehe Dein ſpätes Verweilen im Garten überhaupt nicht gern.

Marie erröthete und blieb; mit beklommenen Athemzügen fragte ſie, was zu ihres Vaters Befehlen ſei?

Graf Dodona ſchien um den Eingang ſeines Vortrages verlegen. Er ſagte mit gütigem Tone: „Ich möchte, daß Du endlich einmal wieder heiter würdeſt. Alles hat ſeine Zeit, Marie! Und der gerechteſte Gram wird bizarr, wenn ein jugendliches Herz ihn feſtzuhalten ſtrebt.“

Marie ſah ihren Vater mit großen Augen an. Sie wußte nicht, wo er hinaus wollte.

Der Graf räuſperte ſich und fuhr fort: „Du biſt zu einſam, und das immerwährende Leſen taugt nicht für Dich. Am Ende könnteſt Du wohl gar Luſt bekommen, ſelbſt einen Roman zu ſpielen.“

Marie entfärbte ſich, ein flüchtiges Zittern bewegte ihre zarten Glieder; doch als ſie aufſah, lächelte ihr Vater, dem das verrätheriſche Erſchrecken ſeiner Tochter entgangen war, und ſprach: „Du ahmſt den Damen in Deinen Büchern nach; ich aber denke Dir ein beſſeres Vorbild zu geben. Ich liebe auch an Deinem Geſchlecht einen kräftigen Geiſt, ein muthiges Herz und bin der Meinung, eine Gräfin Dodona müſſe zu ſtolz ſein, um ſich von einem Schmerze beugen und auf die Länge niederhalten zu laſſen, den die Natur nun einmal in unſer Leben einbedungen hat.

„Mein Vater!“ antwortete Marie gekränkt, „ich muß Ihren Starkmuth bewundern; ich aber rühme mich, daß mein Herz geblutet hat!“ —

Der Graf fühlte den Vorwurf in dieſen Worten ſeiner Tochter; doch war er jetzt aus beſonderen Urſachen geneigt, ihr die gute Seite zu zeigen. „Auch ich habe unſerm gemeinſamen Verluſte meinen Schmerzenszoll entrichtet,“ erwiederte er, „allein nachher in vernünftiger Ueberlegung eingeſehen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. So iſt denn mein Entſchluß gefaßt, mich wieder zu vermählen, und meine zweite Wahl bereits getroffen. — Dieſe Nachricht wird Dich nun wohl ſchwerlich erheitern; aber vielleicht dürfte ſie auch zu Deinem Beſten ſein.“ Hier hielt er inne, erwartend, was Marie dazu ſagen werde.

Mariens Züge hellten ſich auf, ein erleichternder Seufzer hob ihren Buſen. Sie ſprach: „O mein Vater! ich ſollte unzufrieden ſchnöder Selbſtſucht Raum geben, wenn Sie für Ihr Glück ſorgen? Scheel ſehen, wenn eine würdige Nachfolgerin meiner unvergeßlichen Mutter den Platz einnimmt, den nur ihr Schatten noch umſchwebt? Das ſei ferne! Ich werde der Frau meines Vaters mit kindlicher Ehrfurcht begegnen, auch wenn ſie mir im gehäſſigſten Sinne eine Stiefmutter wäre; und wenn ich ihre Rechte, wie ihre Tugenden anerkenne, wird ſie Nachſicht mit den Fehlern meiner Jugend haben.“

Jetzt erröthete der Graf. Aus ſeiner Tochter Worten wehete ein Geiſt hervor, den er nicht zu nennen wußte, den er nur in einem Gefühl, getheilt zwiſchen Scham und väterlicher Aengſtlichkeit, empfand. Dieſe Gleichgültigkeit Mariens gegen die zweite Heirath ihres Vaters dünkte ihm, als hätte ihr Herz ſich von ſeinen angebornen Intereſſen losgeriſſen und hänge fremden Göttern an; ſo wie der natürliche Irrthum des Mädchens, daß die Erwählte des alternden Vaters eine Dame von gereifter Erfahrung wäre, eine vorwurfsvolle Beſchämung in ihm anregte. Wenn er Marien hätte Spott zutrauen dürfen, ſo würde er geglaubt haben, die Tochter wiſſe um ſeine verliebte Thorheit und wolle ihn höhnen.

„Der Unterſchied des Alters,“ antwortete der Graf mit niedergeſchlagenen Blicken und erzwungenem Lächeln, „iſt nicht ſo groß, daß meine Braut Dir einen Jugendfehler vorzuwerfen hätte. Sie zählt nur ein Jahr mehr, als Du, Marie, und ich hoffe, ihr ſollt gute Freunde werden.“

Marie näherte ſich ihrem Vater, ihn zu umfaſſen. Sie hauchte mit heißen Lippen einen Kuß auf ſeine Wange, die ſich zu furchen anfing, und ſprach: „So beglücke ein frohes, liebendes Gemüth Ihre ferneren Tage, mein Vater! Ach!

ich mache Ihnen ſo wenig Freude — aber Gott weiß! ich kann mir nicht helfen.“ Sie weinte.

Der Graf nahm Marie an ſeine Bruſt, worin ein warmes Vatergefühl aufwallte. „Was kann ich für Dich thun, mein Kind?“ fragte er weichmüthig. „Nenne mir doch Deine Wünſche!“

Marie richtete ſich in ihres Vaters Armen empor, ein Blitz der Hoffnung leuchtete in ihren naſſen Augen. „Und wenn die Erfüllung derſelben Ihnen ein Opfer koſtete?“ fragte ſie leiſe.

„Ich bringe es Dir!“ verhieß der Graf mit unbedingtem Tone.

Mariens Züge veränderten ſich, ſie zitterte ſtärker, ihre Miene war verklärt, als ſähe ſie den Himmel offen. Sie wollte reden — ihr Schickſal hing in der ſchärfſten Gefahr, an der nächſten Minute, wie das Schwert des Damokles an einem Haare.

„Nur muß“ — ſetzte der Graf, wie von einer Ahnung geleitet, hinzu — „die Ehre meines Namens und Hauſes kein Scherflein dazu hergeben ſollen; Du kennſt mich, Marie, das iſt ein Familienfond, den ich nicht angreifen darf, noch will. Was Dir jedoch der Vater gewähren könnte, dazu iſt er ohne Vorbehalt erbötig. So ſprich, meine Tochter.“

Doch Marie verſtummte. Sie trat, als ſie dies hörte, einen kleinen Schritt zurück, er bildete aber eine tiefe Kluft zwiſchen ihr und ihrem Vater. Der beſſere Augenblick war vorüber; ſie fühlte, daß ſie ohne Hoffnung wäre, und dankte Gott, der ſie gewarnt, ihr theuerſtes Geheimniß einem Unglimpf Preis zu geben. Jetzt war es noch ihr Eigenthum, ihr einziges Glück, und ängſtlich verſchloß ſie ihr Herz, es zu bewahren.

Marie bat ihren Vater, daß er ihr erlauben möge, auch künftig, wie bisher, ſtill nach ihrem Sinne zu leben.

Mit gerunzelter Stirn antwortete der Graf: „Deine Freiheit ſoll in nichts beſchränkt werden, und meine Braut iſt klug genug, die feine Grenzlinie zu kennen, auf der ſie der Tochter des Gemahls gegenüber ſtehen bleiben muß. Aber lieb wäre es mir doch, wenn Du dieſen Hang zur Einſamkeit, dieſen unglücklichen Trübſinn zu verbannen ſuchteſt, der Dich endlich aufreiben wird. Es iſt eine krankhafte Stimmung, eine Ueberreizung der Nerven. Auch ſiehſt Du ſo bleich, ſo matt aus — wenn ich mir dagegen meine Adelheid betrachte und ihre Situation der Deinigen vergleiche“ —

Es war das erſte Mal ſchon, daß der Graf ſeiner Tochter die Verlobte als Muſter aufſtellte, und unſere lieben Leſerinnen erfahren zugleich, wer dieſe ſei.

„Es iſt an der Zeit,“ fuhr der Graf fort, und der Ahnenſtolz, der ihn beherrſchte, flammte blitzartig aus den finſtern, vorwurfsvollen Mienen, „daß die angeſehenſten Jünglinge des Landes aufmerkſam auf Dich werden ſollen. Eine Gräfin Dodona gab es nimmer, die nicht im Prangen jugendlicher Schönheit das kühne Streben der Edelſten geweſen wäre. Wohin wendet ſich die Sonnenblume? Du aber hängſt den Kopf und ſchleichſt einher, als wollteſt Du Dich heute oder morgen dem Staube vermählen.“

Marie verließ ihren Vater nach dieſer Unterredung, fühlbar erkältet gegen ihn. Seiner Liebe würde es gelungen ſein, das Herz der Tochter zu gewinnen und ihr eine höhere Würde zu retten, als die der Stammbaum giebt; ſein Stolz regte den Trotz ihrer leidenſchaftlichen Schwäche auf, und was ſie erheben ſollte, half ihren Fall vorbereiten.

Es war dem Grafen gelungen, die Grenzſtreitigkeit ſeiner

Nachbaren auszugleichen und nebenbei ſein eignes Schickſal zu arrondiren. Die ſchöne Adelheid war ſeine Braut, ehe er ſelbſt recht wußte, wie dies zugegangen ſei. In einer Equipage, deren kein Fürſt ſich ſchämen durfte, holte er ſie nach Roſten ab, ihr ſeine Tochter vorzuſtellen. Beide Mädchen ſtanden in ſeltſamer Verlegenheit einander gegenüber. In Adelheid's glänzenden Blicken malte ſich ein frohes Erſtaunen über die prächtige Einrichtung des Schloſſes, deſſen gebietende Dame ſie, ein armes, unterdrücktes Geſchöpf bisher, nun werden ſollte. Die Freude der Erlöſung wogte in ihrem Buſen, und die Neuheit ihrer umgewandelten Lage gab den Eindrücken derſelben eine berauſchende Wirkung.

Graf Dodona ſchwamm in Entzücken; der Anblick eines Weſens, das er, gleichviel wodurch, glücklich machte, war ihm ebenfalls ganz neu, und Adelheid wußte es ihm ſehr fein auszudrücken, daß ſie ihren Standpunct als ſeine Verlobte zu würdigen verſtehe. Nicht minder zart bemühete ſie ſich um Mariens Freundſchaft.

Die Comteß hingegen völlig gleichgültig für Umgebungen, die ſie als unzulänglich kannte, den Bedarf des Herzens zu befriedigen, und weit entfernt, um die Gunſt ihrer künftigen Stiefmutter zu buhlen, ward dennoch von jener echten, vornehmen Grazie vertreten, die den Adel der Geburt und die Gewohnheit, reich bedient zu ſein, geltend macht, ohne es zu wiſſen und zu wollen.

Wie einfach Marie ſich auch zeigte, ſie erregte eine ſtille Bewunderung in Adelheid's Herzen. Der einfache Anzug, der jeden prunkenden Schmuck verſchmähete, da er mit dem ſchönſten hätte prahlen können, erſchien einem Mädchen, das die Genüſſe der Eitelkeit noch nie gekoſtet, als eine gewiſſe Größe des Geſchmacks, und die ruhige Haltung, in der

Marie ſich gegen die Braut ihres Vaters verhielt, war für Adelheid ein anziehender Reiz, ſich ihre Liebe, ihr Vertrauen zu erwerben.

Ob auch Adelheid jede Empfänglichkeit für das ſtolze Glück beſaß, wozu die Vorſehung ſie unbegreiflich ſchnell über ein ärmliches, ja ſchmähliches Geſchick erhoben, dieſer raſche Umſchwung betäubte ſie, und dieſe Höhe, welche ihre träumenden Wünſche ſchwindelnd überragte, dieſer Schimmer des Reichthums, der hier überall zu erblicken war, blendete ſie. Sie ſank freiwillig, nur hingeriſſen vom Drange einer dankbaren Empfindung, an die Bruſt des Grafen, und fragte ihn mit reizender Schüchternheit, wodurch ſie ihm gefällig werden könne. —

Im wonnigſten Triumphe umarmte der Graf ſeine Braut und ſagte: Dadurch, daß ſie ihrer Stellung als ſeine Gemahlin nie das kleinſte Abweichen vergebe, und ſich ſtets in aller Strenge des weiblichen Anſtandes, wie er einer Gräfin Dobona zieme, gegen Jeden behaupte. Die adelige Ehre ſei nun einmal das Idol ſeines Lebens, und wenn es der klugen Adelheid, in der er die mütterliche Freundin ſeiner Tochter vorausſetze, gelingen ſollte, Marie, die durch eingeſchlichene Fehler der Erziehung und nachtheiliger Lectüre einen empfindſamen Schwung genommen, auf jene feſten Grundſätze ihres Vaters zurückzuführen, ſo würde ſie in den wichtigſten Intereſſen ſeines Herzens am meiſten für die Zufriedenheit deſſelben geſorgt haben.

Das Fräulein richtete ſich kühl in den Armen des Bräutigams auf; es fühlte unter leiſen Schauern einer böſen Vorempfindung die Kälte dieſer Bruſt; der Graf hatte das Unglück, die ſchönſten Augenblicke ſeinem Götzen zu opfern. Adelheid bedauerte die junge Gräfin heimlich um ſo redlicher, als es ihrem Scharfblicke nicht entgangen war, daß kein väterliches Vorurtheil, wie es als Regel von angehenden Stiefmüttern gefunden wird — die liebenswürdige Marie begünſtige. Sie nahm ſich vor, zum Schutze dieſes ſanften Weſens zu ſein, und die dankbare Verpflichtung der Braut ward jetzt ſchon zu der Abſicht einer, wenn auch edelmüthigen Partei gegen den Gemahl. —

Adelheid ward nun Gräfin Dodona, und nur ihren innigen Bitten geſtattete der Graf, der ſonſt jeden Wunſch der geliebten jungen Frau aus den Augen las, daß ſie dann und wann nach ihren Pflegeeltern fragen dürfe, mit denen er jeden weiteren Umgang abgebrochen wiſſen wollte.

Der Ueberfluß ſtrömte nun ſein Füllhorn über Adelheid aus, ihr Schickſal hatte einen Wechſel erfahren, der ſelten ſo auffallend in den Lebensgang eines Menſchen tritt. Früher erniedriget durch die gemeinſte Arbeit und Behandlung, machte ihr Wink jetzt die Lakaien fliegen, war das leiſeſte Verlangen in ihrem Blicke für den Gemahl, der ſeine Gattin anbetete, ein Geſetz. Nur koſtbare Bracelets preßten und rötheten jetzt die ſchönen Arme der Gräfin, ihren Gäſten wurden Ananas in vergoldeten Schalen gereicht — doch im Verſchluſſe ihrer Koſtbarkeiten befand ſich auch eine weiße Rübe von Papiermaché, die ſie nie zur Hand nehmen konnte, ohne ihrer vorigen Lage eingedenk zu ſein. Der Graf hatte ſich den Scherz gemacht, in dieſer Attrape ſeiner Frau den prächtigen Brautſchmuck zu überreichen; Adelheid verſtand den Bezug auf jene gemeine Frucht, welche ihr einſt herbe Thränen der Scham und des Schmerzes erpreßt, die ſich nun, wie durch Feerei, in das Waſſer des Brillants verwandelt hatten. Die Blumenleſe ihrer Kindheit und früheſten

Jugend, ein Diſtelfeld, war zu einem Zaubergarten geworden, der goldene Aepfel trug.

Die Gräfin hätte jetzt an dem Untergange einer ganzen Zucker-Raffinerie Schuld ſein können; ſie wäre auch einer minder empfindlichen Rüge, wie damals, als ihr das Stücklein Melis entfiel, überhoben geweſen. Und zu ihrer Ehre ſei es geſagt, ſie dachte jener böſen Zeit oft und ernſtlich genug, um ihren Gemahl dankbar zu ehren und ihm treu ergeben zu ſein.

War es eine Regung der Eiferſucht, die dem jungen, ſchönen Manne den Anblick ſeiner Braut mißgönnte — war es Hochmuth, der ſich ſchämte, in Gegenwart der Erwählten, welche die größte Meinung von der vornehmen Abgeſchloſſenheit ihrer künftigen Verhältniſſe faſſen ſollte, mit einem Künſtlet zu Tiſche zu ſitzen, der ſein Tagwerk für fremde Zwecke unter gemeinen Arbeitern vollbrächte, oder war es eine Miſchung dieſer Gefühle? Genug, der Graf hatte einen ſeichten Vorwand gebraucht, den Italiener, während Adelheid's erſter Abweſenheit in Roſten, von ſeiner Tafel zu entfernen. Signor Solfiere, dadurch beleidiget, dankte nun für den Reſt ſeines Aufenthaltes im Schloſſe dieſe Gunſt ab, und vermied das Angeſicht des Grafen. Wenige Tage nach der Vermählungsfeier war der Italiener plötzlich verſchwunden, und hatte ein Schreiben an den Grafen hinterlaſſen, worin er ihm ſagte, daß, wenn dieſer das Mauſoleum ſeines Beifalls und irgend eines Lohnes würdig fände, er ſich denſelben nach dem Verlaufe von Jahr und Tagen holen wolle.

Der Graf war äußerſt verdrießlich über dieſen Vorfall. Daß der Künſtler ſich heimlicher Weiſe ſeiner Freigebigkeit entzogen, vergällte ihm faſt die Freude an dem herrlichen

Bauwerke, und drückte ihn mit einer unbeſtimmten Schuld; die angedeutete Wiederkunft des Signore war ihm eben ſo wenig eine willkommene Erwartung, und die Bedingung gemahnte ihn wie ein Räthſel, das eher in bewußten Fehlern, als in dem redenden Verdienſte dieſer großen Kunſtleiſtung zu löſen wäre. — Beinahe hätte der Graf nicht übel Luſt gehabt, ſeine Tochter, die ſtets in freundlichem Vernehmen mit Solfiere geſtanden, der Mitwiſſenſchaft an dieſem Streiche zu verdächtigen; aber Marie war in jenen Tagen krank, und als ſie wieder zum Vorſchein kam, der Unmuth ihres Vaters größtentheils vorüber. Zudem forderte Mariens blaſſes, leidendes Ausſehen, ihre Theilnahmloſigkeit an der ganzen Welt, zur weichſten Schonung für ſie auf.

Fremde Holzarten wurden um den Platz, worauf das Mauſoleum ſtand, gepflanzt, und die Särge der ſeligen Gräfin und ihres Sohnes aus der morſchen Familiengruft, worin ſie bis dahin aufbewahrt geweſen, in die geräumige Halle verſetzt. Es geſchah mit angemeſſener Feierlichkeit; doch während der Ceremonie wurde Marie ohnmächtig. Der Geiſtliche des Ortes ſprach einige kurze Worte zum Ruhme dieſer Todten, und als er, ein freimüthiger alter Mann, der milden Tugenden erwähnte, wodurch die verſtorbene Gräfin ſich ein unvergängliches Denkmal in den Herzen Aller, die ſie gekannt, geſtiftet; da gelobte Adelheid ſtill weinend, ſich ſelbſt, ihr eine würdige Nachfolgerin und ihrer Tochter eine hülfswillige Freundin zu werden. Sie fing an, in Marie das Geheimniß eines gefährlichen Grames zu ahnen.

Schneller, als ſie es je gedacht, hatte die Gräfin Dodona ſich an den Glanz ihrer Lage gewöhnt. Sie war nun ſeit vier Monaten verheirathet; doch dieſe verlängerten ſich ihrem Rückblicke zu eben ſo viel Jahren.

Sonſt war ihr unter Aerger und Mühen die Zeit flugſchnell dahin gerauſcht, jetzt wollten die Tage der Ruhe kein Ende nehmen, und die vornehme Bequemlichkeit, die ſie ſich nach ſtandesmäßiger Sitte gefallen laſſen mußte, ermüdete ſie mehr, als vordem die überhäufteſte Arbeit. Eintönig liefen ihre Stunden ab; mit träumeriſchem Tiefſinn im Blick begleitete ſie oft die Schwingungen des goldnen Pendels; ſein Gleichgewicht fehlte den Schlägen ihres Herzens.

Wenn die Tiſchglocke läutete, beſtrich ein Anflug von Freude, an der jedoch die Eßluſt nur den tauſendſten Theil hatte, die arme Gräfin. Der langweilige Morgen wäre nun doch vorüber, dachte ſie mit einem ausathmenden Seufzer, und die Tafel bot eine kleine Abwechslung dar. Bei der Wahl der ausgeſuchteſten Speiſen geſtand ſie ſich heimlich, der Hunger wäre doch der beſte Koch, und froher Muth — wie die Schrift ſagt — ein tägliches Wohlleben. Ihr Brautkranz war kaum verwelkt, und ſchon wunderte Adelheid ſich, den Begriff der Freiheit früher ſo gänzlich mißverſtanden zu haben.

Und bin ich denn jetzt unabhängig? fragte ſie ſich zuweilen gedankenvoll; ihre Schritte waren gemeſſen, der Tact für ihr Verhalten angegeben. Sie hatte das Loos roher Sclaverei mit einer glorreichen Gefangenſchaft vertauſcht. Wenn die arge Großtante ſie vormals auf jede Weiſe gequält und beſchränkt, ſo blieb dem Mädchen die Ausſicht in weite Räume der Zukunft, und die Phantaſie, ſpottend jeder Feſſel, flatterte leicht und kühn in ſchönern Fernen; der Trauring aber, den die Gattin trug, war an dem verſchloſſenen Thore der Hoffnung befeſtiget. —

Wollte die Gräfin ihr Auge an dem Inhalte ihres Schmuckkäſtchens vergnügen, ſo konnte wohl, während ihre weiße Hand im farbigen Flimmer der Edelſteine wühlte, der dunkle Gedanke in ihr aufſteigen an jenen unſchätzbaren Diamant, den man verſchenken oder ewig ungenoſſen verſcharren muß. — Der zufriedene, heitere Sinn, der ihr über böſe Tage der Vergangenheit hinweggeholfen, verſchwand, und eine leiſe Schwermuth belaſtete ihr gegenwärtiges Glück. O, wie tief iſt verborgen, was frommt! ſagt der weiſe Ovid.

Der wachſame Blick des Grafen bemerkte die veränderte Stimmung ſeiner jungen Gattin, er hielt ſie für kränklich, und Adelheid widerſprach dieſer Beſorgniß nicht. Der berufene Arzt lächelte und gratulirte mit ſchlauen Mienen den Graf zu der Unpäßlichkeit ſeiner Gemahlin.

Der Graf umarmte hochentzückt die liebenswürdige Frau, über deren Angeſicht ſich eine Roſenröthe ergoß. Adelheid küßte duldſam die Hand ihres Gemahls, ihr Auge hing eine flüchtige Secunde an ſeinen ergrauenden Haaren — dann bewölkte es ſich in trüber Scham. In dem Wallen ihres Buſens tauchte die Ueberzeugung auf, daß eine Mutter doppelt geſegnet ſei, wenn ſie den Vater ihres Kindes lieben könne, ihn nicht bloß ehren dürfe oder fürchten müſſe. —

Das Leben der Gräfin Dodona hatte nun ein Ziel, ihre Gefühle einen Gegenſtand gewonnen; alle ihre Gedanken gehörten dem ſchlafenden Weſen, das ihre Liebe, ihr Eigenthum, wie kein anderes auf Erden war und werden ſollte.

Der Graf hätte nun ſeine Gattin am liebſten in Baumwolle wickeln mögen. Er quälte ſie mit einer Fürſorge, welche nicht zu verkennen es aller Güte ihres Herzens bedurfte. Unter der Befugniß dieſer tyranniſchen Sorgfalt verlangte er, daß die geſunde, kräftige Adelheid weder Hand, noch Fuß regen und rühren, ſich durch keinen Morgenſpaziergang ſtärken, ſich den erquickenden Genuß der Abendkühle verſagen ſollte. Zwar fügte die Gräfin ſich dieſen gebietenden Vorſchriften ihres Gemahls, nur konnte ſie zuweilen einer ſtillen Bitterkeit nicht wehren, womit ſie, was er für zärtlich beſonnenes Achten gehalten wiſſen wollte, als eiferſüchtige Hut empfand. Mit trauerndem Neide ſah ſie an dem offenen Fenſter ihres Zimmers ein Vogelweibchen dem Neſte entflattern und den ſonnigen Aether durchkreiſen. „Die Natur ſchuf ihre Geſchöpfe zu freier Luſt und Liebe!“ ſagte ſie betrübt, „warum wird *mir* die ſüßeſte Pflicht zu einer Feſſel der Pein?“ — Der Flügelſchlag ihrer Seele ſtrebte gegen die goldnen Wände ihres Kerkers.

Während dieſer Zeit war Marie Dodona ihren eigenen ſtillen Weg gegangen. Ihr Ausſehen, blaß und leidend, ließ vermuthen, daß ſie kränklich wäre; da aber Marie nie klagte, und der Graf, als ein abgeſagter Feind ſchmachtender Schönheiten, dies matte Colorit, welches er, und an ſeiner Tochter beſonders, vor dem Tod nicht leiden mochte, die Leibfarbe der Sentimentalität nannte, in der ſie ſich nun einmal gefalle, ſo gab er wenig auf ihr ſichtliches Vergehen; ihre elegiſche Stimme ſchlug nur eine zürnende Saite in ſeinem gegen ſie verhärteten Herzen an.

Die Gräfin hätte keine Frau ſein und nicht ſo hoch im Vortheile der Gunſt ihres Gemahls ſtehen müſſen, wenn ſie nicht mit Theilnahme auf Marie achten ſollen. Sie bemerkte ſchweigend, doch ernſtlich bekümmert, den Ausdruck ſtiller Seelenkämpfe in ihren Zügen, ſie ſah, wie Marie mit trocknen Lippen das Eſſen kaum berührte, wie das ſchöne Mädchen ſich gramvoll aller Freuden der Jugend und ſeines angeborenen Glückes begab, und des ganzen, gabenreichen Lebens ſatt und müde ſchien. Die Gräfin vermuthete einen tieferen Grund dazu, als den das flache Vorurtheil ihres Gemahls annahm, und der Inſtinct der Weiblichkeit lehrte ſie ihn finden.

Noch war ihr freundliches Entgegenkommen ohne Erfolg geweſen, und Marie fremd und zurückhaltend gegen die wohlwollende Stiefmutter. Sie blieb den größten Theil der Zeit auf ihrem Zimmer, las viel und ſchrieb noch mehr — und wenn ſie ſchicklicher Weiſe in der Geſellſchaft ihres Vaters und ſeiner Gattin oder anderer Perſonen aushalten mußte, ſo war ihr der Zwang anzumerken, den jedes Herausgehen aus ſich ſelbſt ihr auflegte.

Ein dringender Anlaß nöthigte jetzt den Grafen, eine kleine Reiſe auf ein entferntes Gut zu unternehmen; der weite, böſe Weg beſtimmte ſeine kämpfende Furcht, Frau und Tochter daheim zu laſſen. Adelheid, glücklich wie ein Kind, das im unſchuldigen Ergötzen den ſtrengen Blick der Aufſicht nicht zu fürchten hat, gedachte dieſe wenigen Tage unverkümmert zu genießen. Sie war im Dorfe geweſen, und hatte das gütige Herz mit Wohlthun und freundlichem Erweiſen geſättiget; müde von der Luſt und ſo manchem Anblicke der Noth und des Kummers befand ſie ſich des Abends in ihrem Cabinet.

Der Mond ſchien hell zu den unverhangenen Fenſtern herein und beleuchtete magiſch den Garten. Die Zweige der Bäume nickten im Wehen der Kühle, als winkten ſie mit laubigen Armen — es rauſchte draußen ſo anmuthig, und die Gräfin fühlte ſich plötzlich von der Luſt angewandelt, noch einen Spaziergang zu machen. Zwar war ſolch ein Gelüſt doch verpönt; aber nicht die Schlange Eva's, ſondern ein guter Genius lockte ſie, das Gebot ihres Herrn zu übertreten. Die flüſternde Stille rings umher, das Licht der

Kerzen, winterlich bangſam gegen Luna's ſanften Schimmer abſtechend, erregte ihr ein wunderliches Grauen; es zog ſie mit leiſer Gewalt von hinnen. Sie nahm ſich nicht Zeit. ihre Zofe zu rufen, raſch, als gälte es zu entkommen, hüllte ſie ſich in ihren Nachtmantel, und ſchon war ſie mit beflügelter Sohle hinausgeeilt in die grüne, thauige Einſamkeit, als ihr einfiel, ſie hätte Marie auffordern ſollen, von dieſer ſpäten Partie zu ſein. Marie war heute wieder ſo auffallend blaß geweſen, ſie hatte über Zahnſchmerz geklagt und das Abendbrod verſchmäht. Die Gräfin machte ſich heftige Vorwürfe, die Arme verſäumt zu haben, wie abweiſend Mariens Benehmen auch war. Sie blickte unſchlüſſig zurück. der Flügel, wo Marie wohnt, war dunkel, nur vom Strahl des Mondes angeleuchtet.

Eine unerklärbare Angſt trieb die Gräfin vorwärts; ſie glaubte friſche Spuren eines kleinen Fußtritts im feuchten Sande zu gewahren, und folgte ihnen. Ohne aufgeblickt zu haben, ſtand ſie vor dem Mauſoleum, und die Schatten der Gebüſche webten geiſterhaft um die bleichen Säulen. Durch die todtenhafte Ruhe des Grabmahls ließ ſich das Brauſen eines Baches hören, der gleichſam die Grenze des Gartens bildete und, ſeines öfteren tückiſchen Anſchwellens wegen, das grimme Waſſer hieß; eine ſchmale Brücke mit einſeitigem Geländer führte darüber hin, die morſchen Balken zitterten im Sturz der Wellen, und die lockeren Bretter ſchwankten unter dem Tritte, der ſie berührte.

Die Gräfin ſtand und horchte dem Geräuſch des kleinen, wilden Fluſſes, der ſein ungeſtümes Toſen eben wieder zu beruhigen anfing.

Es giebt Augenblicke, in denen das Schweigen der Umgebung einen Schauer des Alleinſeins in der menſchlichen

Bruſt weckt; die Stimmen der Natur, das Säuſeln des Windes, das Kniſtern des Feuers, ein ſprühendes Licht, der tröpfelnde Regen oder ein rieſelndes Gewäſſer ſprechen ihn dann, wie mit befreundetem Schutze, gegen dieſe öde Furcht an.

Die Gräfin befand ſich in dieſem Falle. Sie warf einen ſcheuen Blick nach der Wohnung der Todten, aber es regte ſich nichts um die kalte Schwelle, und nur der Schein des Mondes wankte in ungewiſſer Helle und dunkeln Umriſſen auf den marmornen Platten. Ohne Säumen verließ die Gräfin dieſen ernſten Ort und lenkte ihre flüchtigen Schritte dem Bache zu. von wo ein kürzerer Weg nach dem Schloſſe zurückführte. Sie ließ ihre Augen vorauseilen und bebte; denn auf der Brücke ſtand wirklich ein weißes, geſpenſtiſches Weſen, das, wie leblos, in den Lauf der flimmernden Wellen hinabſchauete. Der Abendwind, welcher kalt die hohen Ufer beſtrich, trieb ſein wüſtes Spiel mit den Falten eines feinen Gewandes, eines reichen, aufgelöſeten Haares. Jetzt bog jene weiße Dame ſich tief über die Lehne — die Gräfin ſtieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus, und erlag faſt der Gewalt des Schreckens, den der Anblick dieſer Gefahr über ſie brachte; die Geſtalt wendete ſich um — es war Marie.

Die Gräfin ermannte ſich. Es war ihr fürchterlich klar, was Marie hier gewollt, ob auch der Mond hinter eine nächtliche Wolke trat, das Seelenzagen einer Unglücklichen zu verhüllen. Dennoch ſagte ſie: „Marie, um Gotteswillen! was machen Sie hier ſo allein, ſo leicht gekleidet? Sie konnten ſich den Tod holen.“

Marie war bleich wie eine Büſte. Ein krampfhaftes Zittern flog durch ihre Glieder, ihre Zähne ſtießen leiſe zuſammen, ſie ſah die Gräfin, ohne zu antworten, mit ſtarren Blicken an.

„Meine liebe Marie!“ hob dieſe wiederum in dringender Angſt an, während ſie die eiskalten Hände des Mädchens ergriff und gegen ihre Bruſt voll heißen Erbarmens drückte, „Ihr Schutzgeiſt hat mich hierher gerufen! — O, warum haben Sie kein Vertrauen zu mir? Ich würde Ihr Glück befördern nach allen meinen Kräften.“

„Mein Glück?“ fragte Marie mit ſchwacher Stimme, „das iſt auf ewig dahin! Ich weiß nur einen Ausweg aus dem Labyrinth meiner Verirrungen. — Mein Elend iſt ein Strudel, der mich immer tiefer in den Untergang reißt — ich verſinke!“

„Nicht doch, Marie!“ erwiederte die Gräfin beruhigend, „das iſt die Anſicht eines verſtörten Gemüths; Sie ſind krank, armes Kind! Doch kommen Sie von dieſer unheimlichen Stelle, die ich ſo bald nicht wieder ſehen mag.“ — Sie zog Marie haſtig abwärts von der Brücke.

Willenlos, wie ein gebundenes Lamm, ließ Marie ſich fortziehen; allein noch waren ſie nicht weit gekommen, als die Erſchöpfte auf eine Bank glitt, welche einen Ruhepunct darbot. Die Gräfin ſchlug ihren Mantel um Mariens Schultern, die der Froſt ſchüttelte, ſie rieb die Pulſe, die nur noch mattes Leben klopften, ſie wärmte die erſtorbenen Hände mit dem Athem ihres Mundes und blickte in das ſchöne, todtenblaſſe Geſicht.

„Ich bin nicht ohnmächtig,“ ſagte Marie aufſchauend, „aber ich war von Sinnen.“ —

„Nichts mehr davon!“ bat die Gräfin und ſetzte mit der Kraft eines ſtarken Gemüthes hinzu, „die Barmherzigkeit Gottes iſt ein Meer, dem alle unſere Thränen zufließen; und darum heißt es auch in jenem guten, alten Liede: Und endlich nimmt er unſ're Schuld und wirft ſie in das

Meer. — Wollen Sie Ihren Kummer in irgend eine Tiefe verſenken? In dieſe nur allein, Marie! dort wird er zum Perlentaucher, der den Schmuck der Trübſal an das Licht bringt. Faſſen Sie doch Muth, Marie! und damit es Ihnen leicht werde, mir zu trauen, geſtehe ich zuvor, daß es noch keine Stunde für mich gab, wo es mir, wie in dieſer ſchreckhaften, lieb geweſen wäre, die Gattin Ihres Vaters zu ſein, bloß, weil ich hoffe, ich könnte meinen Einfluß auf ſeine Geſinnung zu Ihrem Beſten anwenden.

Von dieſem Geſtändniſſe beſiegt und hingeriſſen von der Reue über den verkannten Edelmuth dieſer Frau, ſank Marie an den Buſen ihrer Stiefmutter und brach in ein krampfhaftes Weinen aus. Beide umfaßten ſich, eng an einander geſchmiegt. „Nicht wahr, Marie,“ fragte die Gräfin mit zärtlichem Geflüſter, „Dein Gram iſt eine hoffnungsloſe Liebe? Ich habe es längſt vermuthet. Aber wenn der Gegenſtand derſelben nicht unwürdig iſt, ſo wüßte ich doch wahrlich nicht, warum Du verzweifeln ſollteſt. Wir wollen gemeinſchaftlich auf Mittel denken, und wäre die Erfüllung Deiner Wünſche unmöglich, ſo iſt getheilter Schmerz nur halber Schmerz. — Das Schickſal hat uns in ein Verhältniß zu einander geſtellt, deſſen die Natur ſpottet; laß es uns in freundlichen Ernſt verwandeln. Es wäre lächerlich, wollte ich jemals verlangen, Du ſollteſt mich Mutter nennen, oder dächte ich mir die Superiorität einer ſolchen über Dich anzumaßen — —“

„Mutter!“ ſtöhnte Marie leiſe hervor, doch war der Laut dieſes Wortes ein Klang, als ob die feinſte Saite ihres Herzens ſpränge; er griff der Gräfin in die Seele.

„Nein, Marie!“ ſprach ſie bewegt, „ich fühle ſeit einiger Zeit, was es mit dieſem Namen auf ſich hat, und daß er zu heilig iſt, um ein leerer Schall zu ſein. Aber die Vertraute Deiner Sorgen, die Freundin Deiner Liebe und einſt die Mutter Deiner Kinder kann ich werden, und will es redlich, ſo wahr mir Gott helfe!“

„Einſt?“ fragte Marie kaum hörbar, wie ein ſchwaches Echo, und der Spott einer hoffnungsloſen Zukunft und ihres fernen Begriffs verhallte in dieſer Silbe. – „Die Mutter meines Kindes“ — ſtammelte ſie mit zuckenden Lippen, „dies wäre der Wille eines Engels. So hören Sie denn, Gräfin!“ gebeugt, wie eine Sünderin im Beichtſtuhle, bekannte Marie ihr Verhältniß zu Solſiere und deſſen heimliche Folgen. —

Es ward der Gräfin dunkel vor den Augen, ihr Denken und Sinnen umnachtete eine greifbare Finſterniß, durch welche ſie nur den Blitz des Verderbens ſah, der in dieſem ſchmachvollen Ereigniß das edle Haus traf, dem ſie nun angehörte, und all ſein ſtolzes Glück in ein Häuflein Aſche verwandelte, zur Buße des Hochmuths auf das Haupt der Familie. Sie ſah im Geiſte den Bannfluch, den der unglückſelige Vater auf die entehrte Tochter ſchleuderte.

„Der Elende!“ rief ſie, den Verführer meinend — und in der gekränkten Empfindung weiblicher Würde, empört durch dieſen Makel eines edlen Geſchlechts, fügte ſie hinzu: „Der Mutter bauete er alſo ein Ehrendenkmal und wälzt gleichzeitig Schande auf ihr Grab? Die Ruhe der Todten, das Recht der Gaſtfreundſchaft, der Frieden der Unſchuld, nichts war ihm heilig genug, um es nicht im Taumel roher Leidenſchaft zu verletzen! Wo blieb die fromme Weihe der Kunſt? das lautere Gefühl wahrer Liebe? — Er verdient nicht, daß Du an ihn denkeſt, und der Racheengel dieſer böſen That möge ſeinen Ferſen folgen.“

Marie athmete ſchwer. „Verwünſche ihn nicht!“ flehete ſie. „Er irrt umher, heimathlos; das Paradies ſeiner Geburt verwüſtete ein blutgieriges Raubthier, daß er das Brod ſeiner Mühe eſſen muß. Wir fanden, liebten uns — Trennung war das gewiſſe Loos unſerer heißen Herzen. O Adelheid! haſt Du je geliebt?“ —

Dieſe Frage, welche die Kälte der Unempfindlichkeit um Entſchuldigung für eine leidenſchaftliche Gluth anſprach, weckte in dem Buſen der Gräfin den Schmerz einer bekämpften, zärtlichen Neigung und ein ſcharfes Gefühl ihres Schickſals an der Seite eines alternden Gemahls; ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und das Bild des Freundes, dem ſie entſagen müſſen, zitterte darin. Aber die Tugend miſchte einen Tropfen Seligkeit in den bittern Kelch dieſer Erinnerung.

„Ich habe auch geliebt“ — ſagte ſie mit tiefem Bewußtſein, „allein ich erſparte dem Geliebten die Pein eines langen, vergeblichen Wartens, und den noch längeren Kummer, mich dann doch nicht gut verſorgen zu können, indem ich mein eigenes Herz zerdrückte. Der Halt unſerer Hoffnung war ein unſicheres Vielleicht! Aber Ruhe und ein freies Streben ihm zurückzugeben, dies war mein feſter Entſchluß und das einzige, was ich entſchieden für ſein Glück vermochte. Und jede Gewißheit hat etwas Sanftes, Stillendes; das Schweben unſerer Wünſche nur iſt Marter. Gott half mir ſiegen! Und ſähe ich ihn jemals wieder, ich würde mich ſeines Anblicks freuen können.“

Marie ſchluchzte heftig. Mit bereuender Milde ſagte die Gräfin: „Ich wollte in dieſer Entgegnung Dir keine Vorwürfe machen, liebe Marie! noch mich einer Stärke gegen Dich überheben, die wohl nur das Verdienſt meiner drückenden Lage und des Verlangens war, ihr baldmöglichſt entzogen zu werden. Der Allwiſſende iſt Richter ſeiner Geſchaffenen — dem ſchwachen Menſchen ziemt Mitleid nur allein. Ich verſichere Dich meiner thätigſten Hülfe, und ein inneres Gefühl ſagt mir, der Himmel werde uns beiſtehen.

Die Gräfin hatte mit der entſchloſſenſten Theilnahme geſprochen, und Marie empfand den Troſt der Zuverſicht in ihrer geängſteten Seele. Sie zog die Hand der Stiefmutter an ihre kalten Lippen und ſtrömte heiße Thränen darüber aus.

„Komm nun, Marie!“ ſagte die Gräfin liebreich. „Du bedarfſt der Ruhe; gönne Dir ſie! Ein treues Auge wacht über uns. Der ſtarke Gott dort oben iſt auch ein Vater denen, welche Kinder der Schwäche ſind.“ Sie faßte Marie unter den Arm und leitete ſie langſam zum Schloſſe.

Nur mit der äußerſten Anſtrengung brachte die todesmatte Marie den kurzen Gang zu Ende. Die Comteß ſei erkrankt — flüſterten die Dienſtleute einander zu, erſchrockener vor dem bleichen Geſichte der Gräfin, als über Mariens Bläſſe, und aus der dringenden Eile und Angelegentlichkeit, womit Jene ſich um die Tochter ihres Gemahls beſchäftigte, eine Gefahr folgernd, die ihnen nicht ſogleich einleuchtete. Man ſchaffte Marie ſchnell zu Bette, wo ſie alsbald einen Fieberanfall bekam, der ſehr erklärlich war, und dann in einen träumeriſchen Schlummer fiel, den die wilden Schrecken des Blutes beunruhigten.

Die Gräfin ſaß an dem Lager der Kranken als ein Bild wacher Sorge. Ihre Lebensgeiſter waren aufgeregt, ihr erſchüttertes Gemüth bebte noch zu ſtark, um faſſen zu können, was ſie an dieſem verhängnißvollen Abende erfahren hatte. Sie dachte mit Entſetzen an die Möglichkeit, daß ihr Gemahl zur Kunde von Mariens Falle käme, und ſie kannte ſeine Denkart genug, um zu wiſſen, daß er dieſen tödtenden Schlag ſeiner Ehre nicht überkommen würde. Es dünkte ihr daher die Pflicht einer klugen Ehefrau, das Erſinnlichſte zu thun, um dieſes Unglück ihm ein ewiges Geheimniß bleiben zu laſſen, ſo wie die reinſte Menſchlichkeit Mariens Rettung in jedem Sinne von ihr forderte.

Die Gräfin war eine Frau, welche, ungeachtet ihrer Jugend, zu jener ſittlichen Größe gereift war, die erhaben iſt über den niedrigen Hang, ihren Werth durch die Herabwürdigung Anderer geltend zu machen. Die Tugend einer wahrhaft reinen, weiblichen Seele wird nie der Nachſicht gegen Fehler ermangeln, welche der Neid unſeres Geſchlechts öfter, als die Strenge der Moral, mit Härte verurtheilt. —

Aber wie jene doppelte Aufgabe nun löſen? Jeder ausführbare Gedanke verſagte ſich der Gräfin, ob auch tauſend Plane ihren Kopf durchkreuzten. Spät erſt ſchlich ſie, vom Fröſteln der Schläfrigkeit durchſchauert, ihrem Lager zu, hoffend, guter Rath werde über Nacht kommen.

Am Morgen war Marie noch ſo krank, daß ein Wagen nach dem Doctor geſendet werden mußte. Der Hausarzt der Familie war kürzlich geſtorben, und es blieb der Gräfin, welche nicht eigenmächtig einen neuen Leibmedicus ernennen, oder die Wahl deſſelben dem Zufalle überlaſſen wollte, in ihrer dringenden Verlegenheit weiter nichts übrig, als dermalen einen alten Licentiaten berufen zu laſſen, der ein paar Meilen von Roſten in einem offenen Städtchen wohnte und eines ausgebreiteten Rufes genoß.

Doctor Soſtmeyer (ſo hieß der Licentiat) erſchien; aber mehr gewohnt, die Segnungen ſeines Berufes unter das Dach des Bürger- und Bauernſtandes, als in die Häuſer der Reichen zu tragen, war er bei dem Eintritte in das

Schloß des Grafen Dobona, der für den ſtolzeſten Edelmann des Landes galt, doch ein wenig verdutzt. Solch Heil war dem ſchlichten Heilkünſtler noch nicht widerfahren, und er empfand es als einen Sonnenpunct ſeiner Praxis, der dem ſcharfen Erfahrungsblicke, welcher ihn ſonſt ſelten trügte, diesmal verblendend war. Die leidende Schönheit der Kranken, umfloſſen von ſchneeigen Gewändern und halb verhüllt von der grünſeidenen Draperie des Bettes, die einen entfärbenden Schimmer über die weiße Roſe ihres Angeſichts warf, die Junonität der Gräfin, welche wirklich Mariens Lucina zu werden gedachte — und jetzt als ihre Wärterin ſo zärtlich als geſchäftig waltete, beraubte den ländlichen Arzt ſeiner gewöhnlichen Geiſtesgegenwart vorerſt. Vertraut mit dem Anblicke ekler Gebrechen, plebejer Klagen und dem Siechthum derer, die in angeſtammter Rohheit das Zerrbild von Schmerz und Leiden in ſich darſtellen, ſah er hier zum erſten Male die Krankheit in idealiſcher Erſcheinung und hätte am liebſten das Recept mit einer Schwanenfeder ſchreiben mögen. —

Die Gräfin ſagte ihm, daß die Patientin ſich ein Fieber, wahrſcheinlich durch Erkältung, zugezogen, was der Doctor jedoch ſanft behandeln wolle, da Marie ſehr ſenſibel ſei und bei dieſer zarten Conſtitution ſtarke Mittel kaum vertragen würde.

Der Licentiat hielt nun ein genaues Examen ab, und die Gräfin, von einem feinen Tacte der Menſchenkenntniß hiebei geleitet, vertrat Marie in der Angabe der Symptome. Sie meinte, dieſem fremden Manne gegenüber nichts zu wagen, und eine leiſe, letzte Hoffnung regte ſich in der Gräfin Buſen, Marie könnte ſchuldbewußt ſich in ihrem Befürchten vielleicht dennoch geirrt haben. Auch war dieſer Schluß in

Betreff des Arztes ſehr richtig, denn ſeiner Ehrerbietung vor der jungfräulichen Tochter des Schloßherrn wäre die Wahrheit ihres Zuſtandes nicht im Traume eingefallen. Er kannte nur gemeine Sünderinnen. — So erklärte er denn nach langem Beſinnen: Seiner Anſicht nach leide die gnädige Comteß an der Bleichſucht, welche gar leicht in Geſchwulſt ausarte und dann gefährlich werde. Dieſe Krankheit mache müde und laß, ſchwerfällig und ſchwermüthig, und eine Ortsveränderung ſei zum öfteren als ein wirkſames Mittel dagegen befunden worden.

Die Gräfin hätte den alten Doctor umarmen mögen. Sie beſtätigte den Glauben an ſein Wort durch mitfolgende Zeichen und ſetzte ihn ſelbſt dadurch außer allem Zweifel. Bei der großen Spannung, worin ſie ſich ſeit dem vorigen Abende befand, lauſchend, ob ein Wink der Hülfe von Außen käme, mußte die Meinung des Arztes nothwendig Anklang finden, und der Schutz, den ihnen ſelbige vorbauete, die erſten Entſchlüſſe der Gräfin beſtimmen.

Früher, als zu erwarten geweſen, kehrte der Graf zurück, beſtürzt bei der Frage, ob etwas vorgefallen, während er abweſend war, von der Unpäßlichkeit ſeiner Tochter zu hören. Die verſtörte Miene der Gattin und eine kleine, ſichtliche Befangenheit, deren ſie bei dieſem Wiederſehen ſich nicht erwehren konnte, ließen ihn fürchten, daß es ſchlimm mit Marie ſtehe. Die Gräfin beruhigte ihren Gemahl mit ſchwankendem Herzen, ſie hatte Mühe, ihre Stimme tröſtend zu befeſtigen.

„Sei ohne Sorgen, mein beſter Mann!“ ſagte ſie und legte ihre ſchöne Hand liebkoſend unter ſein bärtiges Kinn. „Marie befindet ſich ſchon wieder beſſer und außer Bett, und dieſes Fieber war augenſcheinlich heilſamer Natur. Aber

— die Arme iſt überhaupt krank, da wir ſie für trübſinnig hielten, und ihr niedergeſchlagenes Weſen zeither war wohl nur eine Folge davon, daß ſie ſich leidend fühlte.“ — Die Gräfin referirte nun das Urtheil des Licentiaten.

„Was ſoll denn aber nun geſchehen?“ fragte der Graf, und ein ängſtlicher Verdruß faltete ſeine Stirne.

„Ich habe mir ein Plänchen erſonnen,“ antwortete die ſchlaue Adelheid mit einem Blicke, der als Imperativ der Weiblichkeit dem Grafen einleuchtete, „wofür ich auf Deinen Beifall hoffe. Wie wäre es, wenn wir unſere Marie auf eine Zeit lang hinüber nach Rohrthal brächten? Sie hat mir von glücklichen Tagen der Kindheit erzählt, die ſie dort verlebt, weil Du damals als ein eifriger Nimrod, der nahen Forſten wegen, einen Theil des Herbſtes mit Frau und Kindern auf jenem Gute gewohnt hätteſt. Wie oft ſie an der Seite ihrer ſeligen Mutter vom Erker aus nach Dir, dem Vater, geſehen, wenn dieſer von der Jagd hätte heimkehren ſollen, und wie ſie einmal auf ſolche Art, einen Augenblick vom mütterlichen Arme verlaſſen, einen Fall aus dem Fenſter gethan, den nur ein unſichtbarer Engel hätte gefahrlos machen können, denn unverletzt ſei ſie in weiches Moos geſunken.“

Hier hielt die Gräfin inne; der Gedanke trat vor ihre Seele, daß jener Ort als die Wohnung eines Schutzgeiſtes für Marie zu betrachten wäre, der auch einem tieferen Fall, von dem kein treuer Arm ſie abgehalten, glücklich werden würde. —

Den Grafen aber rührten dieſe Rückerinnerungen. Er ſah Marie ſtürzen — und ein jähes Nachweh jenes unvergeßlichen Moments zuckte durch ſein Herz. Das Leben ſeiner Tochter, wiederum gefährdet, ſtieg im Preiſe des Vatergefühls, und er hätte Marie gleich jetzt, wie damals, auf ſeinen Armen in das Schloß zu Rohrthal tragen mögen.

„Ich weiß es noch, als wäre es geſtern geſchehen," erwiederte er mit regem Antheil, „das war, bei Gott! kein kleiner Schrecken! Er verleidete meiner ſeligen Frau jenen Aufenthalt, und ihn jemals wieder zu beſuchen, hätte ich ſie nimmermehr vermocht; denn ſo ſanft ſie war, beſtand ſie doch auf ihrem Kopfe.

Ein leiſes Lächeln ſchwebte auf den Lippen ihrer Nachfolgerin, die auch ein wenig von dieſem Fehler in ſich verſpürte. —

Die Gräfin ſprach ſofort: „Die Forſtmeiſterin von Eulen, der Du freie Wohnung im Schloſſe, einen anſehnlichen Zuſchuß ihrer Wittwencaſſe und nebenher ſo manchen Beweis großmüthiger Erkenntlichkeit für die geleiſteten Dienſte ihres verſtorbenen Mannes giebſt — iſt eine würdige Matrone, die auf Ordnung und Sitte hält und zu der Ehrendame eines jungen Mädchens von Stande mir wohl geeignet ſcheint. Sie würde ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, der Tochter ihres Wohlthäters die aufmerkſamſte Sorgfalt zu widmen, und Marie wäre, wie ich dächte, gut aufgehoben; ſo konnten wir erproben, ob eine andere Luft und veränderte Umgebung Kranken ihrer Art wirklich ſo zuträglich ſei, wie der alte wackere Doctor verſicherte, und es käme ja nur auf einen Verſuch an."

„Man wird ſagen, Marie vertrage ſich nicht mit der Stiefmutter, daß ſie hätte entfernt werden müſſen" — entgegnete der Graf.

Adelheid lächelte. „Das wird ſich ja zeigen" — lautete ihre Antwort; ihres Verhältniſſes zu der Tochter des Gemahls ſich bewußt, erwog ſie heimlich, es wäre nicht das

Schlimmſte, was man von dieſer kleinen Trennung denken könnte. —

Der Gräfin Vorſchlag ging durch. Schon am folgenden Tage fuhr ſie allein hinüber nach Rohrthal, wo ſie eine lange geheime Unterredung mit der alten Forſtmeiſterin pflog. Dieſe gute Dame lebte dort als ein Sinnbild ihres Namens, im verborgenen Dunkel, in den Ruinen eines ſinkenden Lebens und längſt verfallener Freuden.

Nur ſelten warf ſie einen beſchaulichen Blick in das Sonnenlicht einer Welt, welche keinen Reiz mehr für ſie hatte; die ihrige, ein trüber, kalter Stern! war von dieſen grauen Mauern umſchloſſen. Aber Ruhe und Seelenſtille, die Pfleglinge der Einſamkeit, wohnten ihr bei, und das öde Daſein der Matrone, der die Zeit alles, nur nicht ihren beſten Schatz, ein frommes, weiſes Herz! entriſſen hatte, entbehrte nicht einer Genüge, um welche mancher Glückliche mit einer Bruſt voll tobender Stürme ſie beneidet haben würde. Das Buch der Erfahrung war ſehr lehrreich für Frau von Eulen geweſen und ſein ernſter Inhalt der unerſchöpfliche Stoff ihrer Betrachtungen. Sie wähnte es zu Ende, als ſeine letzten leeren Blätter ſich mit Mariens trauriger Geſchichte füllten.

Nach ein paar Tagen ſchon begleitete Graf Dohona und ſeine Gattin die Comteß nach Rohrthal, ohne ſich länger als ein paar Stunden dort aufzuhalten. Als Marie das Fortrollen des Wagens ihrer Eltern hörte, war es ihr, als hätte das Rad ihres Schickſals ſich nun auch gewendet. Sie athmete auf, dem Auge ihres Vaters fern zu ſein, das ſie von jeher inſtinctartig gefürchtet hatte, und wofür ſie jetzt ſich eines zureichenden Grundes bewußt war. In Roſten hätte ſie nimmermehr geneſen können; dort ſiel der Anblick des

Mauſoleums ihr täglich mit zermalmender Schwere auf das Herz, dort flüſterten die Bäume Verrath, murrte der grimme Bach wie die Stimme des Gewiſſens, oder brauſete wie der herannahende Donner ſeiner Strafen! —

Hier war es ſtill, heimlich und traut! Dieſe Wände nahmen Marie ſchützend auf, ſie fühlte ſich vom Schatten ihrer Mutter umſchwebt, von den Geiſtern unſchuldsvoller Tage. Ihr Gram ward milde, die ſtarre Verzweiflung löſete ſich in Wehmuth. Mit einem Thränenſtrome warf ſie ſich an die eingeſunkene Bruſt der Forſtmeiſterin, welche von allem unterrichtet war. Die Matrone wiſchte mitleidig die ſtürzenden Tröpfen von Mariens Wange und ſprach: „Beruhigen Sie ſich, armes Kind! es kann noch alles gut werden, und zu geſchehenen Dingen iſt nur das Beſte zu reden. Gott wird Ihre Jugend anſehen, und daß Ihnen zu einer Zeit, wo das argloſe Herz ſich ſo geſchwind verirrt, die Leitung einer Mutter fehlte. — Was verſtehen Väter von der Aufſicht, deren eine Tochter bedarf, um den Schlingen der Männer zu entgehen? — Sie können nur, ſo lange ſie jung ſind, ſelbſt Fallſtricke legen, und alt geworden, werden ſie wohl eher das eigene Blut, als jene böſe Kunſt ihres Geſchlechts verdammen. — Werfen Sie nur die Hoffnung nicht ganz weg! Sie können noch eine recht glückliche Frau werden.“ Marie ſchüttelte heftig den Kopf, und ihre Thränen träufelten ſtärker.

„Nicht?“ fragte die Forſtmeiſterin und legte den Accent eines ſanften Vorwurfs und ihrer Erfahrenheit auf dieſes Wörtleins Frage. „Und warum denn nicht? Bei Gott iſt kein Ding unmöglich, aber wer zweifelt, iſt ſchon gerichtet. Manche ſogenannte unbeſcholtene Frau, die auf ihren guten Ruf groß thut und ſich blähete unter dem Kranze —

iſt die Furie ihres Mannes geworden, welche ihm trotz aller Unſchuld und Treue das Leben zur Hölle macht — hingegen trifft man nicht ſelten ein gefallenes Weſen als den Engel ſeines Hauſes an. Ein ſtiller Gang voll Züchten und Ehren auf rechter Bahn ſühnt den Fehltritt jugendlicher Leidenſchaft, ja ſogar bei den Menſchen, die doch ſo lange nachrechnen, obgleich ein Jeder an dem eigenen Sündenregiſter genug zu berichtigen hätte — ſollte denn vor Gott, der die Liebe iſt, das Bewußtſein nicht gelten: Und ob ich auch aus Schwachheit fehle, herrſcht doch in mir die Sünde nicht? — Sie aber waren ſtets ein frommes, gutes Kind!“

Wie linder Balſam eine brennende Wunde, kühlte dieſe Rede der Matrone Mariens heißen Schmerz. „Ach!“ ſeufzte ſie, „mein Leben iſt doch vergiftet! und nimmer kann ich froh mehr ſein auf Erden!“

„Freilich“ — antwortete Frau von Eulen mit leiſem, tiefbedauerndem Tone, „die ſchönſte Blume, die nur einmal blüht und nicht wieder — iſt Ihnen dahin! Die jungfräuliche Selbſtachtung, welche lilienrein der Stolz und Schmuck eines Mädchens in jeglichem Stande iſt. Aber die Demuth grünt nicht ohne Blüthen, und die Schamröthe, von der Reue bethaut, iſt auch eine Roſe, obſchon ſie Dornen hat, die manchmal gar tief verwunden. — Faſſen Sie Muth, liebe Comteß! Ich ſehe wohl ein, daß ſie jetzt in der Angſt vor dem Ausgange der Sache zu keiner Ruhe kommen können; allein — geht mir alles glücklich, ſo wird die Zeit das Ihre thun, dies arme zerriſſene Herz zu heilen.“ —

„Welch' eine vortreffliche Frau iſt die Gräſin Dodona! Ich dächte, Ihre ſelige Mutter müſſe vom Himmel ſegnend auf dieſe Nachfolgerin herabblicken, die zu dem edelſten Opfer entſchloſſen iſt, wenn der Höchſte anders Amen dazu ſagt. Wir wollen es ihm anheimſtellen.“ Marie beugte in Gedanken ihr Kniee vor beiden Müttern.

Das Alter ehrwürdiger Perſonen athmet oftmals einen Frieden aus, der beſänftigend und wohlthuend auf das Gefühl der Jugend wirkt, wenn dieſes ſchmerzbewegt die Kraft des Lebens nur in ſeinen Leiden empfindet. Es gleicht dem dämmernden Abend, dem nahenden Schweigen der Nacht. Das Geräuſch iſt verſtummt, die Arbeit gethan; die Umriſſe verſchweben, jede Täuſchung erblaßt. Die ſanfte Feierſtunde ſchlägt, und während ein müdes, vielleicht verweintes Auge ſich zu ſchlummern ſehnt, fangen die Sterne der Ewigkeit an zu glimmen!

Die Stille des Schloſſes, worin es nicht viel lauter zuging, als würde es von dem friedſamen Geiſte ſeiner Ahnfrau bewohnt, der ſchleichende Schritt der alten Dame, das leiſe Summen des kleinen Haushalts, den eine im Dienſte der Forſtmeiſterin ergrauete Perſon beſorgte, die gleich einer emſigen Biene im Kreiſe ihrer Geſchäftigkeit nur für die enge Zelle lebte und webte — der ganze gleichförmige Verlauf der Tagesweiſe beſchwichtigte die Seelenqual Mariens ſo weit, daß es ihr möglich ward, den Tröſtungen der Matrone Gehör zu geben; aber die wachſende Furcht, ihr Vater werde kommen, um die ſeiner Ehre zugefügte Unbill zu rächen, ſie werde Schuld an ſeinem Tode ſein und ihn erleben — erhielt ſie fieberhaft aufgeregt und angſthaft, was die nächſte Minute bringen würde.

Marie ſah vom Erkerfenſter in den tiefen, grünen Grund, der einſt ihr Grab werden konnte, und blickte in ein üppiges Feld Vergißmeinnicht, die der Genius jener Stunde zu ihrem Andenken auf dieſe feuchte Stelle gepflanzt zu haben ſchien, und eine Thräne, ſchwer von Gram, glitt hinab. Sie dachte, ähnlich der Klage eines müden Dulders, welche, obgleich ſeit Jahrtauſenden verſtummt, doch als heilige Poeſie durch alle Zeiten tönen wird — o! daß ich jene Gefahr überkam! ſo läge ich nun ſein ſanft und hätte Ruhe! Warum iſt dem betrübten Herzen das Leben gegeben? — Aber die Blümchen ſchaueten mit treuen, blauen Augen zu ihr empor, als wollten ſie ſagen: Der uns ſchuf, wird Deiner auch nicht vergeſſen!

Die Gräfin dankte Gott, als ſie Marie vorerſt in Rohrthal wußte. Zwar war noch wenig damit gethan und nur für den Augenblick geholfen; aber Eins nach dem Andern meinte ſie. Die Gräfin hatte einmal beſchloſſen, alle Kräfte ihres Weſens an den Zweck zu ſetzen, daß Marie der Verantwortung vor ihrem Vater entzogen würde und dieſer ungekränkt bliebe, und was eine Frau von Geiſt und Charakter zu wollen beliebt und ſo recht beſchließt, pflegt in der Regel zu geſchehen. Es liegt eine gewiſſe magiſche Gewalt in dem weiblichen Willen; ſein gebietender Stab beherrſcht das Reich des Zufalls, verwandelt die Geſtalt der Dinge, hebt Hinderniſſe hinweg, zaubert Hülfen herbei, und Adelheid war eine gute Fee. Die zeitherige Beſchwerde der Gräfin, eine ſeelentödtende Langeweile, war dem preſſenden Kummer um Mariens Zuſtand gewichen, und Adelheids Gemüth, in ſeiner eigenthümlichen Elaſticität, ward von Wünſchen geſchwellt, wie ſie ſelten die Bruſt einer jungen Mutter heben mögen. Und, o menſchliches Herz! die edelmüthige Intrigue, worin die Gräfin ſich durch den Drang der Noth verwickelt ſah, verknüpfte eine geſpannte Erwartung mit dem Reize der Gefährlichkeit, ſchien von Schickſalsfäden gewoben, und rächte zugleich auf eine Weiſe, welche die

Gräfin ſchuldlos ließ und ihrer Güte vielmehr zum Ruhme gereichte, die ſtrenge Wacht des alternden Gemahls, den ſie mit dem Netze der Täuſchung umſpann.

Obgleich die Gräfin ihren ganzen Scharfſinn anſtrengte, zu ermitteln, wie der Zuſammenhang zwiſchen Vater und Tochter ſo weit unterbrochen werden könnte, als ihrer Abſicht förderlich wäre — ſo wollte ſich dennoch kein Ausgang finden laſſen. Mit jeder ſinkenden Sonne ward der Gräfin das Herz ſchwerer; denn der nächſte Tag konnte es mit dem Schlage der gefürchteten Entdeckung treffen.

Nach einer in Unruhe und Sorge verwachten Nacht ſtand die Gräfin einſtmals ſpät auf, und der Morgen war trübe wie ihre Seele. Ein Wagen rollte vor das Schloß; der Graf trat eiligſt in das Zimmer ſeiner Frau, ſie zu bitten, daß ein gutes Frühſtück beſorgt würde — er ſagte ihr, ein paar vornehme Herren hätten ſich melden laſſen, und ihr Schritt tönte ſchon auf der breiten Treppe. Adelheid genügte ihrer Pflicht als Wirthin, es dauerte jedoch lange, ehe der Graf mit dieſen Gäſten zum Vorſchein kam. Aber — als ſie nun der Frau vom Hauſe ihre Ehrfurcht bezeugten, welch ein Freudenſchrecken durchzuckte die Gräfin, da ſie mit den Namen des fremden Beſuchs auch den Anlaß dazu vernahm. — Es war nämlich ſchon ſeit Jahren die Rede geweſen, daß eine Staatsangelegenheit, die in das Intereſſe der Landſtände zunächſt eingriff und von dieſen vertreten werden mußte, geregelt werden ſolle. Jetzt war es endlich dazu gekommen. Nur ein Edelmann von Erfahrung, Einfluß und Anſehen, den die Geſammtſchaft des Adels wählte, konnte ihr Sachführer vor dem Königshofe ſein, und dieſe Herren kamen nun, den Grafen Dorona im Namen der ſtimmfähigen Nobleſſe um die Annahme dieſes

Ehrenpoſtens zu bitten. Die Ehre war groß; aber der Poſten, zu dem ſie verpflichtete, wahrlich! keine kleine Aufgabe und mit Schwierigkeiten verbunden, die ſich fürs erſte nicht berechnen ließen. Die Landſtände hatten jedoch ihre Fürſprecher zu wählen gewußt. Mit wechſelnder Beredtſamkeit ſetzten ſie dem Zaudern des Grafen das Verdienſt dieſer gemeinnützigen Aufopferung und das ausſchlagende Gewicht des Umſtandes aus einander, daß ein Mann, nicht minder ehrenvoll bekannt durch ſeinen Rang und fürſtlichen Reichthum, als durch ritterliche Kraft und edle Geſinnungen, die Rechte des Adels in Erwägung bringe. Sie deuteten auf den Lohn hin, den der Graf für dieſes rühmliche Unternehmen davon tragen würde, und der Geſchmeichelte, von dem blauen Dunſte des ihm geſtreueten Weihrauchs betäubt, ſagte zu. — Das Wort, was Marie rettete und die Gräfin von dem zweiten Grade einer folternden Frage befreiete, war nun gegeben. Schon nach anderthalb Wochen ging dann der Graf mit dem Ausſchuſſe einer dazu ernannten, ihm untergeordneten Commiſſion und einem kleinen Gefolge nach der Reſidenz ab, um allerhöchſten Ortes ſeine Vorträge zu machen.

Als Graf Dodona im Beiſein der Gäſte mit beſtürzter Miene und vorbereitender Einleitung ſeiner Frau dieſen Entſchluß mittheilte, konnte Adelheid kaum einen Laut des Entzückens unterdrücken; ihre Hand, womit ſie ihm etwas zureichte, zitterte ſo merklich, daß der Graf ſie ergriff, gerührt drückte und ſprach: „Arme Adelheid! es thut mir leid um Dich; denn ich ſehe wohl, wie ſehr erſchrocken Du biſt, ob auch Dein Auge freundlich blickt, mir Deine Alteration zu verbergen. Sei indeß nur nicht ängſtlich, mein gutes Kind! Ich denke, mich möglichſt zu beeilen, und hoffe, zu der bevorſtehenden Kataſtrophe wieder in Roſten einzutreffen.“

Die Gräfin erröthete. Sie hätte dies nur fürchten können. „Ich bitte Dich, mein Beſter!“ flüſterte ſie dem Gemahl zu, „Dir, was mich anbelangt, keine Sorge zu machen. Es iſt mir ſogar lieb, Deinetwegen, daß dieſer unabweisliche Ruf an Dich gekommen; ſo bleibt Dir die Angſt erſpart, und mit Gottes Hülfe erwartet Dich Freude bei der Heimkehr.“

Der Graf umarmte ſeine Gattin mit einem Stolze, der die fremden Zeugen nicht ſcheuete. Er ſagte bewundernd: „Du biſt ein capitales Weib, die Krone der Frauen, auf meine Ehre!“ und indem er den Werth ihres Beſitzes tief empfand, erhöhete dieſe Schätzung auch ſein Vertrauen. Noch an demſelben Tage ſchickte es ſich, daß die Gräfin hinüber nach Rohrthal fahren und Marie dieſe erlöſende Nachricht bringen konnte. Marie hob einen dankenden Blick zum Himmel, und Frau von Eulen, welche immer Gott vor Augen und im Herzen hatte, ſprach, als ſie die Gräfin von ihrem Sinnen und Trachten nach einer Möglichkeit reden hörte, die ſich nun ſo ganz von ſelbſt und zwar a tempo gefunden: „Hier bewährt es ſich wieder, was unſer Denken nicht kann faſſen, das hat Er längſt zuvor bedacht! — Sie ſagen ſehr richtig, Frau Gräfin, es war die höchſte Zeit, daß es ſich ſo fügte; aber der Ewige verſäumt die rechte niemals. Wie oft habe ich dies erfahren!“

Zerſtreut durch tauſenderlei Geſchäfte, voll von Gedanken an die nächſte Zukunft und an den glänzenden Wirkungskreis, der ihn erwarte, ſah der Graf ſeine Tochter Marie in Rohrthal nur noch ein einziges Mal vor ſeiner Abreiſe, und auch dies letzte gefürchtete Zuſammenſein ging glücklich vorüber.

Der Tag des Abſchieds kam; kaum konnte der Graf ſich von ſeiner Adelheid losreißen. Eine weite Oede, wie ausgeſtorben war das Schloß; der Graf hatte mehrere Lakaien mit ſich genommen und das Stillleben der Dame verurſachte wenig Geräuſch. Ueberdies fuhr die Gräfin oft nach Rohrthal und das ſchöne Roſten blieb verwaiſt.

Da der Zeitpunct nun näher rückte, in dem die Gräfin ihrer Niederkunft entgegenſah, ließ ſie mit aller Pracht der Decoration ein Wochenbette errichten, das thronartig von goldnem Zierrath ſtarrte und welches eine Königin kaum hätte verſchmähen dürfen. Die künſtliche Wiege, mit Elfenbein ausgelegt und grünem Flor beſpannt, worin der kleine Infant des Hauſes Dodona ruhen ſollte, ſtand auch fix und [illegible] und jeglicher Bedarf des erwarteten Ankömmlings bis auf den Wedel von Pfauenfedern, ihm eine dreiſte Fliege zu jagen, war bereit.

Adelheid lächelte beifällig, als die Einrichtung dieſes Prunkgemachs vollendet war; aber einer jungen Frau, die vordem ein blutarmes Fräulein, nun eine reiche Gräfin, zum erſten Male Mutter wird, iſt wohl ein wenig Eitelkeit zu verzeihen, [illegible] vielleicht war dennoch mehr Liſt als eitle Luſt in dieſem Lächeln. —

Auch in Rohrthal wurden jetzt allerhand heimliche Anſtalten getroffen, aber verſteckt und in ſchwebender Gefahr, wie das Neſt, das die ſchüchterne Schwalbe baut. Babet, die alte Dienerin der Frau von Eulen, hatte viel in einem Stübchen, dem verborgenſten Winkel des Hauſes, zu ſchaffen, und die Forſtmeiſterin ſuchte feines Linnen hervor, das ſie einſt ſelbſt geſponnen, und nähete emſig mit weiten Stichen durch die Brille.

Eines Morgens brachte ein Eilbote den mündlichen Bericht nach Roſten, die Comteß ſei in der verwichenen Nacht krank geworden, wolle jedoch keine ärztliche Hülfe und weiter nichts, als die Frau Gräfin bei ſich ſehen, wonach ſie dringendes Verlangen trage. Das Geſicht der Gräfin erbleichte bei dieſer Botſchaft zu Schnee, ein ängſtlicher Seufzer wand ſich aus ihrer Bruſt, mit bebender Stimme beſtellte ſie ſogleich den Wagen.

Die Gräfin verweilte volle acht Tage in Rohrthal, und am Schluſſe dieſer Woche ging eine Eſtafette nach der Hauptſtadt ab, welche dem Grafen die frohe Kunde überbringen ſollte, daß ſeine Gemahlin von ein Paar muntern Knaben entbunden worden ſei und ſich den Umſtänden nach leidlich wohl befinde. —

Dieſe glückliche Nachricht traf den Grafen ſchon unterweges und regte Gefühle der Freude in ihm an, welche ihn ſeine Nachhauſekunft kaum mehr erwarten ließen. In fiebender Ungeduld beſchleunigte er die Reiſe auf Koſten ſeiner Kräfte. Nur daß Adelheid in Rohrthal Wochen läge, war ihm nicht ganz recht, wenn er es auch lobenswerth fand, daß ſie ſich dort perſönlich ſeiner leidenden Tochter angenommen. Er gab das hinſchwindende Leben Mariens auf, weil er ſie nicht genug liebte, um zu glauben, ſie könne trotz dem ewigen Kränkeln dennoch geneſen; nur eine ſtarke Liebe hält auch an der ſchwächſten Hoffnung feſt. In Roſten gönnte der Graf ſich eine kurze Raſt, die er zu ſeiner Erholung bedurfte. Man zeigte ihm die Galla des Wochenzimmers, beklagend, daß dieſer Aufwand von Prunk und Mühe nun umſonſt geweſen, während die Gräfin drüben in Rohrthal nicht viel beſſer, als Maria im Stalle von Bethlehem logirt ſei, und ſich behelfen müſſe, ſo gut es eben gehen wolle.

Den Grafen befriedigte jedoch dieſer ſichtliche Beweis, daß ſeine Frau ihre Verhältniſſe zu achten verſtehe und nicht minder wohl zu wiſſen ſcheine, was einer Stiefmutter zieme, als was ihr, der Gräfin Dodona, gebühre. Es dauerte ihn, daß Adelheid dieſer koſtbaren Anſtalten verluſtig gegangen ſei, und nicht der leiſeſte Gedanke kam ihm bei, ſie könne aus freier Wahl das wüſte Eiland jenes unwirthbaren Schloſſes all' dieſer bequemen Herrlichkeit vorgezogen haben, um, wie Latona, die Göttin der Nacht, und alles deſſen, was im Verborgenen geſchieht — Zwillinge zu gebären. Und das eben hatte die Gräfin gewollt.

Es war Abend, als der Graf bei dem kleinen See von Rohrthal vorüberfuhr. Der Vollmond badete ſein mildes Licht in dem dunkeln Waſſerſpiegel, flüſternd ſtrich der Wind um den breiten Schilfrand, wovon das Dorf den Namen trug, und Schauer der Wonne rieſelten durch das kalte Herz des Grafen. Das graue Schloß lag wie angeſilbert, der vorſpringende Erker glomm im hellſten Mondſtrahl, und als der ſchwere Reiſewagen in den öden Hofraum rollte, wankten Schatten an den hellen Fenſtern hin und her.

Mit verſagendem Athem erſtieg der Graf die Treppe und ward oben von der Forſtmeiſterin bewillkommt, welche die Ehren des Hauſes machte, und ihn förmlich, aber biederherzig gratulirte. Der Graf liebte die Grandezza des Anſtandes, doch in dieſen Augenblicken war ſie ihm läſtig; denn er ſtrebte, die Gattin und ſeine Kinder zu ſehen. Frau von [illegible] öffnete die verhangene Thür und er trat ein.

Von fliegender Hitze geröthet, lag die Gräfin hinter dem ſchützenden Schirm; bleich, wie der Todesengel, mit entgeiſterten Zügen, lehnte Marie an dem Lager ihrer Stiefmutter, welche verſtohlen ihre Hand hielt und ermuthigend drückte. Die alte Babet hütete einen hochſtehenden Korb, der in Ermangelung vorhandener Wiegen ihre Stelle vertrat, die nöthige Breite des obern Flächenraums gewährte und weich mit kleinen Betten gepolſtert war, aus deren ſchwellender Tiefe zwei Kindergeſichtchen, ſchlafenden Auges, hervorſahen.

„Sei mir tauſend Mal gegrüßt, mein beſter Mann!“ ſagte die Gräfin, und reichte dem Gemahl die feuchte Rechte. „Sieh nur, lieber Dodona, welch ein Doppelſegen Dich empfängt!“ —

Der Graf konnte vor innerer Bewegung kaum ſprechen; Adelheid fühlte nur das Beben ſeiner Lippen, an die er ihre Hand zu wiederholten Malen preßte. Endlich ließ der Drang der Freude ihn zu Worte kommen, hochfroh umarmte er ſeine Frau mit der Inbrunſt eines beglückten Gatten und Vaters, und ſchloß Marie zärtlicher, als jemals, doch über ihren Anblick betroffen, an ſeine Bruſt.

„Marie!“ redete er ſie halb fragend, halb bedauernd an, „Du mußt ſehr krank geweſen ſein oder Du biſt es vielmehr noch, Dein Ausſehen klagt und ſagt mir alles.“ — Er ließ einen mitleidigen Blick über die ganze matte Geſtalt gleiten, die ſchlaff und hangend vor Schwäche, ohne Kraft ſich aufrecht zu erhalten, einer geknickten Lilie glich.

Mariens Pulſe ſtockten. „Mein Vater“ — ſprach ſie mit ſterbender Stimme, „ich habe viel gelitten“ — und ein paar Thränen, welche bei dieſer einfachen Verſicherung tauſendfältiger Schmerzen aus ihren trüben Augen floſſen, ſagten ihm, daß ſie auch jetzt noch leide. —

„Das ſieht man Dir an,“ antwortete der Graf nicht ohne Wehmuth; „Du könnteſt füglich eher für eine Wöchnerin gelten, als dieſe glühende und blühende Roſe hier!“ Liebkoſend deutete er auf den Incarnat von Adelheids Wangen, und wendete ſich nun dem geſegneten Korbe zu; Babet wich ehrbietig zurück.

Während der Graf ſich auf die kleinen Schlummerer niederbeugte, ward es ſo ſtill im Zimmer, daß man das Säuſeln der Athemzüge, und zwiſchendurch einen langen, leiſen Seufzer hörte. Jetzt ſchob der Graf die Decke zurück, und nahm das eine und dann das andere der Kinder auf ſeine Arme. Er hatte im wunderbaren Spiele der Natur erſt den Enkel und dann den Sohn an ſein Herz genommen, und ſo lange der Graf lebte, behauptete Mariens Kind den erſten Platz auch in ſeiner Liebe.

Als Marie dies ſah, ſchwankte ſie hinweg, von Gefühlen überwältiget, die nicht zu ſchildern wären, und verließ unbemerkt durch eine ſchmale Tapetenthür das Zimmer. Sie trat nach einem kurzen Gange in den Erker. Der Mond verklärte ſanftleuchtend die ſpätherbſtliche Gegend, füllte Buſch und Thal mit Nebelglanz, und goß ſeinen Frieden über die traurige Leere der Felder. Ein Bild von Mariens Seele, über deren erſtorbene Freuden ja auch himmliſches Licht, ein Abglanz der ewigen Sonne, aufgegangen war. — In dieſer magiſchen Helle ſah ſie ihren Schutzgeiſt, wie er auf ſchimmernden Fittigen ihr Kind über das bodenloſe Unglück ſeiner Geburt getragen, es auf die Arme des Vaters gelegt, auf den mütterlichen Schoß der guten Gräfin gebettet, und ſie ſelbſt aus der Tiefe des Elends emporgehoben, die Größe Gottes zu ſchauen. Sich ihres Kleinmuths ſchämend, bezeugte ſie in Gedanken: Ach, ich habe Ihn geſehen! Nacht war wohl zu ſeinen Füßen, da er mich Geängſtete aller meiner Noth entriſſen! —

Sobald die Gräfin ſich im Stande fühlte, ohne Gefahr für ihre Geſundheit und die der zarten Kinder, die kleine Winterreiſe anzutreten, verließ die Familie insgeſammt das Rohrthaler Schloß. Nur die Taufe ward noch darin vollzogen, und der Forſtmeiſterin, in Rückſicht auf den Beiſtand, welchen ſie den Seinen geleiſtet, von dem Grafen die Ehre einer Pathenſtelle dabei zuerkannt. Lazarus und Peter ſollten die beiden Knaben heißen. Der erſtere Name war, wie wir bereits wiſſen, in dem Grafenhauſe der Dodona erblich, und der jedesmalige Stammhalter führte ihn; ſo ertheilte ihn auch dies Mal das Vorrecht der Erſtgeburt, und die unbewußte großväterliche Gunſt beſtätigte dieſen Vorzug, der jenen Namen dem ſchwächeren Kinde gab, das jedoch älter angegeben ward, als ſein ſtärkeres Brüderlein.

Das träge Gedächtniß des Geiſtlichen verſäumte indeß, der kurzen Anweiſung des Grafen pünctlich nachzukommen. Er verwechſelte die Namen, und ward dieſes Irrthums erſt inne, da es zu ſpät war, ihn zu berichtigen. Der Graf gerieth in Zorn und verlangte, der Geiſtliche ſollte die Kinder umtaufen; aber der alte Mann verblüfft, weniger über den begangenen Fehler, den er für unerheblich hielt, als durch die unziemliche Forderung, ſtarrte den Grafen an und ſprach: „Die heilige Weihe iſt einmal vorüber, und die Namen der Kinder ſind in das Buch des Himmels eingeſchrieben, es kann nichts mehr geändert werden.“

Die Vorſehung waltet auch über die Irrthümer der Menſchen, und macht das Recht der Wahrheit an ihnen offenbar! Nicht das eingefälſchte Kind der Liebe, ſondern der Sohn des Grafen, hatte den Namen Lazarus empfangen.

Marie war mit den Ihrigen nach Roſten zurückgekehrt. Ungeachtet der ſtrengen und anhaltenden Kälte ergoß ſich allmählich Lebenswärme durch ihre Adern, fing unter Schnee und Eis die verkommene Roſe ihrer Jugend an zu blühen, ſchmolz ihres Kindes lächelnder Blick gleich einem milden Frühlingsſtrahle den Froſt ihres erſtarrten Herzens in eine Freudenzähre. Aber ein ſtetes Fürchten und Zittern blieb Mariens fortdauernde Qual. Sie betete ihre Stiefmutter dankbar an; allein ſie bebte doch vor der flüchtigſten Laune, die einen Schatten über Adelheids Züge warf.

Wehe! wem ein fremder Buſen das Geheimniß ſeiner Schuld bewahrt; er kann, er darf nie ruhig werden! —

Das Jahr, nach deſſen Umlaufe Solſiere wieder kommen wollte, war längſt vorüber, und die Monden rollten fort und fort; doch kein Signor hatte ſich blicken laſſen.

„Danke Gott!“ ſagte die Gräfin, als Marie davon ſprach, „daß er uns eine neue Angſt erſpart. Was hätte dieſer Unheilbringende wohl hier gewollt? Er weiß zu gut, welchen Lohn er verdient, um danach zu lüſten. — Denn daß Du im Ernſte dächteſt, Dein Vater könnte ſich entſchließen, einen Mann jener Art Eidam zu nennen, das wirſt Du mich nimmer glauben machen.“

Marie ſeufzte. „Ach! nur einmal,“ ſprach ſie ſehnlichſt, „möchte ich Solſiere den kleinen Pedro zeigen, daß er das Blinken von dem Auge ſeines Kindes ſähe! Und mein Herz will mich überreden, daß dieſer Wunſch keine Sünde, ſondern ein natürlicher Trieb der mütterlichen Seele iſt.

„Es iſt aber um ſo beſſer, wenn es nicht geſchieht,“ antwortete die Gräfin, ihre eigene Empfindung bezwingend. „Ein Eden, worin alle Gefühle des Herzens mit der Natur im Einklange ſtehen, und wo wir ſelig dürfen, was wir liebend wollen, iſt das Leben nun einmal nicht.“

Adelheid hatte das geſagt, ohne an irgend eine vorwurfsvolle Beziehung zu denken; der Widerſpruch, den ihr Gemüth nur zu oftmals gegen die Pflichten ihrer Lage erhob, rief jene Worte hervor, die Troſt ſuchten, aber ihn zu geben, nicht geeignet waren.

Doch Marie wandte ſich traurig ab, um nach dem verlornen Paradieſe zu blicken; die Unſchuld nur wandelt ohne Hülle unter Roſen, und verbirgt ſich nie, wenn Gott durch die Stimme der Natur zu ihr redet.

Wenn der Graf, behaglich wie ein Großvater in das Treiben der Kinderſtube einſchritt und ſeine Tochter ſtets drinnen vorfand, mütterlich mit den kleinen Geſchwiſtern beſchäftiget, und wiederum jede Mühe, jede Freude ihrer Stiefmutter gleich einer Schweſter theilend, ſo konnte er ſein Vergnügen über dies trauliche Einverſtändniß nicht unterdrücken. Er äußerte jedoch ſein Lob am liebſten als Scherz, weil er durch ernſten Beifall ſeinem Anſehen etwas zu vergeben fürchtete.

„Ihr Weiber ſeid doch wahrlich große Kinder!“ ſagte der Graf eines Tages; „ſeit die Puppen da ſind, und Marie etwas zu ſpielen und zu wiegen hat, thut ihr kein Finger weiter weh, da vordem das Gepiepe kein Ende nehmen wollte. Doch vertragt ihr euch hübſch, und das iſt mir lieb!“

Bei dieſen Worten umhalſte der Graf ſeine Frau, und Marie, den kleinen Pedro auf ihrem Arme, ergriff ſeitwärts Adelheids Hand, und küßte ſie mit der Inbrunſt einer hochverpflichteten Schuldnerin.

Dieſer Beweis der hingebendſten Demuth rührte den

Grafen und dünkte ihm faſt zu viel. »Du biſt ein gutes Mädchen, Marie!« ſagte er, »und haſt Dich ſehr zu Deinem Vortheile geändert. Ich bin mit Dir zufrieden.«

Aber tiefer als dieſes Lob hätte Marien auch der härteſte Vorwurf nicht beugen können. Sie erglühete und machte eine Bewegung, als wollte ſie zu den Füßen ihres Vaters ſinken; allein die Gräfin umfaßte ſie hindernd, und ihr Gemahl drückte einen väterlichen Kuß auf die geſenkte Stirn ſeiner Tochter, wohinter verſchloſſene Gedanken und trübe Heimlichkeiten wohnten.

In dem Umkreiſe der Gegend, welche mehrere Güter, der Herrſchaft von Roſten angehörend, umfaßte, und nur ein Stündchen davon entfernt, war auch ein ſchönes Dorf gelegen, das Graf Dodona ſeinen Beſitzungen gern einverleibt haben würde, wenn es dem Eigenthümer feil geweſen. Jetzt ſtarb der alte Baron, der ſeinen ſtillen Edelhof nur gegen den Friedhof hatte tauſchen wollen, und ein militäriſcher Neffe war ſein Erbe. Die Idee des Ankaufs erwachte aufs neue in dem Grafen; aber der Major von Frankenthor kam ſelbſt, ſein Erbgut zu übernehmen, und hatte auf eine leicht hingeworfene Frage geäußert, er würde es um keinen Preis verkaufen. Der Graf ließ nun dieſen Gedanken für immer fallen, doch nichts deſto weniger nahm er den Major freundlich auf, als dieſer ſeinen erſten Beſuch in Roſten machte, und geſtand ſich, er glaube, mindeſtens zum Erſatze für ein vereiteltes Project, eine Nachbarſchaft, die ihm zuſagen werde, gewonnen zu haben.

Der Major von Frankenthor war ein Mann von ſtattlicher Figur, doch ziemlich weit über die Jugend hinaus, ob er auch den Charakter ſeines Grades erſt mit dem genommenen Abſchiede empfangen hatte. Er ſchien Triumphe der

Tapferkeit hinter ſich zu laſſen und den Siegeswagen der Eroberer zu lenken, wenn auch nicht aus dem Sclavendienſte der Liebe — um, gleich dem römiſchen Cincinnatus, mit Reſignation die Hand an den Pflug zu legen, und ohne, wie von dem Chriſten verlangt wird, der geſchickt ſein ſoll zum Reiche Gottes — ſich umzuſehen mit getheiltem Willen. Doch ſchwerlich hätte irgend eine Lockung ihn, wie den Dictator, vermocht, in das Geräuſch der Welt zurückzukehren. Er war es müde, in den Wind zu ſäen, wollte hier in genügſamer Stille ſeinen Kohl pflanzen und das Hüttchen der Zufriedenheit bauen. Der Lorber grünte in ein paar tiefen Narben um ſeine Schläfe, und ein Orden ſchmückte ſeine Bruſt, den Sitz der Bravheit und der Ehre. Doch ſprach er nicht von ſeinen Thaten. Seine Waffen ruheten auch in der Erinnerung, und der Landbau mit ſeinen milden einfachen Freuden beſchäftigte ihm die ganze Seele.

Der beſtimmte Ausdruck ſeiner Rede, die gediegene Haltung, gefällig durch ſeine Sitten, der entſchloſſene Blick, das Gepräge der männlichſten Entſchiedenheit, ließen den Major eines achtungsvollen Eindrucks nie verfehlen. Graf Doroha, wie ſelten auch geneigt, dem Anſpruche fremder Verdienſte zu genügen, empfand bei der erſten Bekanntſchaft, wie der Major von Frankenthor zu behandeln wäre. Er war ſehr freundlich mit ihm, und führte ſeinen Gaſt in den Garten, ihn ſeiner Frau und Tochter vorzuſtellen.

Betroffen blieb der Major auf der Schwelle des Pavillons ſtehen, worin die Damen ſich befanden, und ſchaute mit überraſchter Neubegier das Tableau an, welches ſich drinnen ſeinen Augen darbot, und das ihm wie ein unbegreifliches Gemälde vorkam, deſſen Räthſel ein anziehender

Reiz mehr iſt. An einem offenen Fenſter, von grünen Zweigen vergittert, ſaß Marie, den kleinen Pedro auf ihrem Schooße, mit dem ſie tändelte. Eine Roſe in ihrer weißen Hand, berührte ſie mit tactmäßigem Schlage, doch ſanft, als ob eine Grazie den Amor necke — die zarte Blöße des Kindes, das dann jedesmal engelhaft auflächelte und mit dem vollen Händchen nach der unerreichbaren Blume haſchte. Die rundlichen Schultern und Aermchen des Knaben glänzten wie warmer Schnee unter dem Wiederſcheine jener Ranken und Blätter, durch die ſich hier und da der Sonnenſchimmer ſtahl, Mariens mütterliche Wonne zu beleuchten. Verloren in ihr ſüßes Spiel und alles um ſich her vergeſſend, bemerkte ſie die Ankunft der beiden Männer nicht ſogleich.

Ihr nahe ſtand die Gräfin; die plaſtiſche Geſtalt ragte in ſchlanker Höhe vor, das ernſte, ſchöne Geſicht war, wie überhebend, dieſer Gruppe zugewendet. Erhitzt von einem Spaziergange glüheten ihre Wangen wie Königsroſen. Sie glich einer Päonia *), welche tiefſinnig nach der Liebesgöttin blickt, zu forſchen, ob dieſe holde Thorheit wohl der Inbegriff aller Weisheit wäre, weil ſie Wunden zu heilen vermöchte, in denen Mariens Herz ſeine Lebenskräfte ausgeblutet hätte. — Der Gräfin kleiner Sohn ſchlief draußen im Schatten in den Armen der Wärterin. Adelheid war eine weniger zärtliche Mutter, als vernünftig in der Anſicht deſſen, was ihrem Kinde fromme, und treu in ihrer Pflicht.

Befangen in dem Liebreize dieſes Anblickes, hatte der Major von Frankenthor die Vorſtellung des Grafen verhört.

---

*) Päonia, die Heilende, ein Beiname der Minerva.

Er wendete das erſtere Wort an Marie und nannte ſie Frau Gräfin; dann bückte er ſich tief vor der Dame vom Hauſe, die er für die Tochter derſelben hielt; lächelnd berichtigte der Graf den Irrthum ſeines Gaſtes.

Die geſchmeichelte Adelheid erröthete, Marie ſtand auf Kohlen der Scham, deren Gluth, von dem Athem jedes Fremden angefacht, der mit irgend einer perſönlichen Benennung zu ihr redete, die durchſichtige Haut [illegible]. Eine Stunde lief ſchnell dahin, die Unterhaltung bewegte ſich lebhaft, und der Major ſchien ſich ſichtlich in dieſem kleinen Familienkreiſe zu gefallen. Der Graf führte ihn ſpäter in den Wirthſchaftsgebäuden umher, und Major Frankenthor erbat ſich ſeinen erfahrenen Rath in ökonomiſchen Angelegenheiten nebſt der Erlaubniß, gute Nachbarſchaft halten zu dürfen. Die erſtere Bitte verſetzte den Grafen in ſein Element, die zweite kam ſeinem eigenen Wunſche zuvor; er antwortete ihm daher auf die verbindlichſte Weiſe.

Sie gingen, nachdem die weiten Höfe in Augenſchein genommen waren, durch den Garten zurück; der Major wollte ſich den Damen noch empfehlen; denn er befürchtete, die Staatsviſite ſchon zur Ungebühr verlängert zu haben, und das leiſe Dunkel des herandämmernden Abends könnte einen Schatten auf ſeine gute Lebensart werfen. Dennoch ſtockten ſeine Schritte, da ſie dem Pavillon näher kamen.

Er ſagte: „Sie, Herr Graf! ſind neidenswerth zu nennen in jedem Sinne! Ich darf Ihnen wohl freimüthig geſtehen, daß Ihr häusliches Glück mich mit Bewunderung erfüllt. — Ein ſolches Verhältniß hätte ich im Traume nur für möglich gehalten. Eine wunderſchöne Tochter, welche, mit dem Sohne ihrer Stiefmutter auf dem Schooße, das Urbild einer Madonna wäre! Mich dünkt, der feinſte Kenner müßte den holden Blick der Liebe, womit ſie das Kind betrachtete, für das Lächeln einer leiblichen Mutter halten. Dieſer Anblick, ich geſtehe es, hat mich entzückt. — Dann eine reizende, jugendliche Gattin, welche, gleich dem Orangenbaum, Blüthe und Frucht in ſich vereiniget. Welche ſüße Sorgfalt für den Gemahl! Welch reifer Verſtand bei aller Anmuth der Jugend! Unwillkürlich werde ich hiebei an ein Gleichniß der Schrift erinnert, und ſetze hinzu: Die Rede der Frau Gräfin iſt lieblich, wie güldene Aepfel in ſilbernen Schalen!“

Graf Dohna lächelte ſelbſtgefällig zu der Ekſtaſe des Majors, welche in dem Gemüthe eines Mannes von ſo ruhiger Beſonnenheit auf die Stärke des empfangenen Eindrucks ſchließen ließ.

„Man muß das Glück nur anzufaſſen wiſſen,“ gab ihm der Graf zur Antwort, und zugleich einen Auszug ſeiner zweiten Heirathsgeſchichte, der mehr den Scharfblick rühmte, womit er ſeine Adelheid, dieſe Perle der Frauen, unter dem Schmutze jener wüſten Lage zu finden gewußt und in ſein Herz gefaßt hätte, als den Werth einmüthiger Liebe unter den Seinen, welche das Kronjuwel ſeiner häuslichen Regierung war. Ueber Marie ſchwieg ihr Vater.

„Und,“ begann der Major aufs neue, „dieſer trauliche Verkehr zwiſchen Gattin und Tochter! er täuſcht, als die innigſte Gewohnheit der Natur! Man muß die beiden Damen für Schweſtern halten. Wie ſcharf ſind ſonſt Verhältniſſe dieſer Art geſchieden! Ich kenne eines, was den grellſten Gegenſatz zu dem muſterhaften Ihres werthen Hauſes bildet. — Ein guter Freund von mir, wie man ſo ſpricht, ohne gerade ſein Intimus zu ſein — hatte das Unglück, daß ſeine Frau durch die Operation eines Halsgewächſes ihr Leben einbüßte. Ihm ſelbſt waren zwei große Töchter über den Kopf gewachſen, und er verlor ihn, da er ſich entſchloß, ein hübſches junges Mädchen zu heirathen. Der getröſtete Wittwer galt für reich, und das arme Kind, gelockt durch die Ausſicht auf eine gute Verſorgung, ging in die Höhle des Drachen. Die beiden Furien ſchleuderten Schlangen der Zwietracht in die unverwahrte Bruſt der jungen Frau und verſpritzten Gift und Geifer in die Seele des Vaters; und wenn ſie der ſanften Stiefmutter, welche ihnen nichts zu Leide that, eine böſe Stunde bereiten konnten, ſo freuten ſich dieſe Töchter der Hölle. Endlich fühlte die junge Frau ſich guter Hoffnung. Die unholden Fräulein entblödeten ſich nicht, ein Klagegeſchrei darüber zu erheben, und das ungeborene Kindlein einen Balg zu ſchelten, der ihnen nun zur Laſt fallen würde.“

„Und der Vater?“ unterbrach der Graf, ſichtbar empört, den Erzähler; ſein Auge flammte, er ſtieß die haſtige Frage mit ſolch klingender Schärfe hervor, als ermordete er jene Stieftöchter eben in Gedanken.

„Der Vater?“ wiederholte der Major, und der Accent leiſer Verächtlichkeit, den er auf dieſen erhabenen Namen legte, ſagte ohne Weiteres, was die Würde jenes Wortes von ihm erheiſcht, und was er nicht geleiſtet hätte.

„Dieſer Feigling,“ fuhr Herr von Frankenthor fort, „machte das Uebel nur noch ärger. Die Töchter erklärten ihm dreiſt, ſie würden mit der Stiefmutter nun nicht mehr in Geſellſchaft gehen, weil ſie ſich ſchämten — und der Vater, o der Schande! verbannte die beſcheidene Gattin in den Zwinger des ödeſten Alleinſeins. Ich habe dieſe liebenswürdige Frau in Thränen geſehen, wie ſie ſelten bitterer vergoſſen werden;

ihr Kummer ging mir nahe, und ich habe meinem ſogenannten Freunde Wahrheiten geſagt, die er vielleicht noch niemals hörte. Er wollte ſich mit mir ſchlagen — o! Du biſt geſchlagen genug durch Deine eigene Schwäche! rief ich ihm, ſchon im Fortgehen begriffen, mit lachendem Muthe zu, der ihn reizen ſollte, ſich zu ermannen, mache Dich zuvor frei, oder erlöſe wenigſtens Dein unglückliches Weib von ſolcher Gemeinſchaft. — Darauf verließ ich ihn, mir aber blieb ein Bild im Gedächtniß, das ich gern zu vergeſſen wünſchte. Um ſo tiefer mußte die Idealität deſſen, was ich heute ſah und hörte, auf mich wirken, um ſo ſchöner mich mit jener widrigen Erfahrung verſöhnen.* —

Der Major von Frankenthor kam nun öfter nach Roſten, wenn auch nicht allzuoft. Er war dort freundlich angeſehen und ſtets willkommen; man vermißte ihn, wenn er einmal länger als gewöhnlich ausblieb. Graf Dohona hatte es keinen Hehl, daß er den Major vorzüglich ſchätze, und die Gräfin war ihm ſehr gewogen. Marie empfand ein ruhiges Wohlwollen für den Freund des Hauſes, dem ſie ſich jedoch, von zarten Gefühlen beſtimmt, in ſcheuer Ferne hielt.

Bald übte der Major eine ſtille, oder vielmehr ſtillende Gewalt auf jedes Gemüth dieſer Familie. Die Gräfin bemerkte, daß ihr Gemahl in Gegenwart dieſes ſeines Günſtlings weit leichter im Stande ſei als ſonſt, Regungen des Zorns und aufwallender Hitze zu unterdrücken.

Ein Beiſpiel machte dies einſt recht anſchaulich. Der liebſte Domeſtik des Grafen hatte einen großen Fehler begangen, und ſein Herr gerieth darüber in die heftigſte Wuth. Der Major war anweſend, doch unfähig, die Unterſuchung für eine ſchicklichere Zeit aufzuſchieben, ließ der Graf den

Thäter vor Gericht fordern, deſſen Sitzung das Geſellſchaftszimmer war.

Die Damen zitterten — die Gräfin wagte keine Fürbitte; aber verſtändlich genug ſah ſie mit rührender Angſt zu dem Gemahl hinüber; Mariens Auge flehete den Vater an. Der Blick des Majors ruhete feſt auf dem Grafen. Er erzählte geſchwind einen ähnlichen Fall, der ihm einſt begegnet wäre, und die Art, wie er ſich dabei benommen. Es ging etwas in dem Grafen vor — und in dieſer Minute erſchien bleich und bebend der Domeſtik. Der Graf war ſchon entwaffnet und von der Furcht beſiegt, dem Major an Größe des Betragens nachzuſtehen. Er ließ Gnade für Recht ergehen. Seitdem betrachtete die Gräfin den Major als einen Beſchwörer böſer Geiſter. Sie hatte ein Gefühl von Sicherheit in ſeiner Nähe, welches auch die muthigſte Frau einem Manne noch verdankt, wenn er ein echter Repräſentant ſeines Geſchlechts iſt. Als die Gräfin einſtmals mit Marie darüber ſprach, ſagte dieſe: „Ich empfinde etwas Aehnliches. Sobald Frankenthor gegenwärtig iſt, hält der leiſe Zwang der Achtung, die er mir einflößt, die Unruhe meines Herzens nieder. Unwillkürlich gebietet er. Das Heer finſterer Einbildungen, welches durch meine Seele zieht, ſo oft ich allein bin, flieht vor ſeinem hellen Auge. Ich werde mir klar bewußt, was ich denke und ſinne; manches erſcheint mir dann ganz anders, der bange Trug zerrinnt. Das Weſen des Majors kommt mir wie ein Spiegel der Wahrheit vor, worin auch die Täuſchungen verſchwinden, welche nicht die Eigenliebe, ſondern das Mißfallen an uns ſelbſt hervorbringt.“

„Du lobſt ihn warm,“ antwortete die Gräfin, und lächelte.

„Doch könnte ich ihn nicht lieben —" antwortete Marie, und hätte ſie ſpäter gelebt, würde ſie vielleicht hinzugeſetzt haben: „Ich möchte nicht an ſeinem Buſen ruhn, doch läßt ſich ihm vertraun."

Ob auch Mariens Urtheil, welches den Major keiner Verſtellung fähig hielt, ganz richtig war, ſo würde es doch ſchwer geweſen ſein, ihn in ſeinen Gefühlen zu erkennen. Er trug das Heiligthum der Empfindung nicht zur Schau, und war im höheren Sinne Meiſter ſeines Herzens. Die Gräfin vermuthete, er wäre nicht glücklich in der Liebe geweſen — und Marie hatte ihre dunkeln Urſachen, gar nicht darüber nachzudenken, ob ſie ihm jene ſüße Schwachheit überhaupt zutrauen dürfe. — So war ſein Benehmen gegen beide Gräfinnen Dobona völlig gleich, und nur von der Feinheit modificirt, womit er ihre Charakteriſtik in den zarteſten Linien bezeichnete; nächſtdem wußte er auch die *verheirathete* Dame von der *unverheiratheten* zu unterſcheiden.

Der Graf war dem neuen Freunde wirklich ſehr geneigt und räumte ihm unvermerkt eine Macht über ſich ein, deren Umfang er wohl ſelbſt am wenigſten ahnete. Auch ſchien der Major der Abſicht durchaus fremd zu ſein, ein Uebergewicht erlangen zu wollen, das ihm ein ſtarker Geiſt, der ſich vor keinem Götzen beugt, und die Kraft der Selbſtbeherrſchung gaben, ohne daß er danach ſtrebte. Ein wahrhaft edler Stolz und eine gewiſſe militäriſche Reizbarkeit, Eigenſchaften, welche ſich in dem Major deutlich ausſprachen — hielten den Grafen ab, ihn irgend jemals durch eine hochfahrende Laune zu beleidigen, wie er ſonſt gegen Andere ſich vergaß. Er ging zart mit dieſer Freundſchaft um, wie man es mit einer Koſtbarkeit zu thun pflegt, welche leicht Schaden nehmen kann. Da das Intereſſe der Familie, dem der Major ſich mit wachſender Innigkeit anſchloß, in dem Zwillingspaar vereiniget war, ſo mußte dies nothwendig ſeine Theilnahme auf ſich ziehen. Er war den Kindern hold, wenn auch mehr ihrer Angehörigen, als ihrer eigenen Lieblichkeit wegen; doch entging es Marien nicht, daß er den Lazarus lieber hätte. Ja, es ſchien ihr ſogar, als ob er zuweilen den kleinen Pedro mit feindſeligem Blick anſähe, und eine kindliche Unart des muntern Knaben mit einer Schärfe bemerkte, welche den Dorn im Auge verrieth. Er verwundete Mariens Herz. Sie konnte ſich in mütterlicher Empfindlichkeit nicht enthalten, es der Gräfin zu klagen. Dieſe ſagte: „Sieh da, Marie, den Inſtinct der Eiferſucht! Du haſt jedoch Unrecht, darüber zu zürnen. Sprich, grollte ich wohl jemals, wenn mein Gemahl ſein Kind dem Deinigen ſo auffallend nachſetzte? Ich ſah nur den Großvater in dieſer Vorliebe und ſchwieg, wo die Natur eine ihrer ſeltſamſten Schwächen beſtätiget.“

Marie ſtutzte. Erglühend fragte ſie: „Die Eiferſucht? Was willſt Du damit ſagen, Adelheid?“

„Nun, ich meinte nur ſo,“ antwortete die Gräfin, und ſchlug die Augen nieder, „die Männer ſind ſo neidiſch, daß ſie ſelbſt einem Kinde ihres Geſchlechts die Liebe der Frauen nicht gönnen, und Deine verſchlingenden Küſſe, Dein unſtätes, immer nach Pedro hingewendetes Aufmerken reizen den Major zur Scheelſucht und verleugnen die Mutter nur mühſam. Ich habe Dich deßhalb längſt warnen wollen.“

Marie ſah nachdenkend zu Boden. Sie fühlte, daß dieſe Erklärung nicht aufrichtig wäre, doch hütete ſie ſich, dies zu äußern. Eben ſo wenig mochte ſie den Gedanken laut werden laſſen, daß die Selbſtverleugnung, deren ſich die Gräfin rühmte, von ihrer Kälte gegen den Gemahl herrühre, und daß Adelheid vielleicht nur aus Mangel an Liebe von zärtlicher Mißgunſt frei wäre.

Zwei Jahre und darüber waren nun ſeit jener Kataſtrophe hingeſchwunden, welche die Gräfin und ihre Stieftochter verbündet hatte. Das tiefſte Schweigen ruhete auf dieſem Geheimniſſe, das von einem Schutze umſchwebt ſchien, den Marie als einen göttlichen erkannte, wenn auch Adelheid ſchon mehr geneigt war, ihn ihrer eigenen Vorſicht zuzuſchreiben.

Solſiere's Name ward nicht mehr genannt, nur in Mariens Herzen tönte er noch, und einſame Seufzer waren ſein Nachhall.

Die Gräfin war jetzt nicht mehr ſo voll und blühend, als ſonſt; ihre Züge hatten ſich verdüſtert, und ein leiſer Unmuth, der Keim einer verborgenen Kränklichkeit, gab öfters den Ton ihrer Stimmung an. Die ſchnelle Sättigung ihrer Wünſche, hinſichtlich ſolcher, welche Stand und Reichthum gewähren können, verurſachte ihr um ſo größeres Mißbehagen, als ſie früher das Glück ihres Lebens davon erwartet hatte, und ſich nunmehr getäuſcht ſah. Auch war Adelheid ein wenig herrſchſüchtig geworden, häufig der Hang derer, die ſelbſt lange unterdrückt geweſen. Ihr Herz war leer; — denn die Mutterliebe füllte es nicht ganz. —

Marie empfand es manchmal ſchwer, nicht frei handeln zu können, und daß ſie von der Großmuth der Gräfin abhängig ſei, welche Tugend auch in der edelſten Seele eine menſchliche bleibt. — Marie hatte ſich indeſſen körperlich erholt, nur ihrem Gemüthe fehlte der Frieden glückſeliger Unſchuld.

An einem heißen Sommertage ſaß die Gräfin mit Marie im Garten. Die Kinder waren fern, Stille webte ringsum, das ſummende Schwirren der Inſecten, die Luft, Kühle ſäuſelnd, wiegte beide Damen nach kurzem Geſpräch in ſchweigendes Sinnen. Die Gräfin ſah mit weitſchauenden Augen vor ſich hin, Marie zerpflückte träumeriſch den Ephen der Laube. Ein Geräuſch ließ ſich hören. Adelheid blieb ruhig, Marie aber fuhr erſchrocken empor, ein purpurner Anflug färbte ihre Wange, wie eine Espe bebte ſie. „Was haſt Du, Marie? Warum erſchrickſt Du ſo?“ fragte die Gräfin verwundert; „es war ja nur der Major, der haſtig anſprengte, ich kenne den Tritt ſeines Pferdes; doch iſt der Vater da, ihn zu empfangen, uns ſtört ſein Kommen nicht.“

„So bin ich nun!“ ſagte Marie mit einem Tone, der zwiſchen dem Tadel und der Klage dieſer Schreckhaftigkeit ſchwankte, und das hohe Roth ihres Geſichts verlief ſich in bläſſere Schattirungen. „Ewig lauſchend,“ fuhr Marie fort, „werde ich durch die geringſte Kleinigkeit in Aufruhr gebracht. Ein rauſchendes Blatt rieſelt mir über die geſpannten Nerven, ein kniſternder Schritt jagt mich in Furcht. Die Ankunft eines Briefes von fremder Hand beklemmt mir den Athem, ein ungewöhnliches Klopfen an der Thür verſtärkt den Schlag meines Herzens. O Adelheid!“ ſetzte ſie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „das iſt ein böſer Zuſtand, wenn die Ruhe als ein Flüchtling überall auf Spuren des Verraths umher irrt, vor jedem Schatten flieht, und nimmer heimiſch mehr wird in der öden Bruſt! — Sehnſuchtsvoll nach dem ſeligen Himmel, den ich verſcherzte, frage ich mit dem weinenden Abbadona: Du, unſterbliche Ruhe, meine Geſpielin im Thale des Friedens, wo biſt du geblieben? — Suche ich Troſt vor dem Bilde meiner Mutter, ſo ſcheint es mich traurig anzublicken; möchte ich an ihrem Sarge beten, ſo iſt es mir, als ſähe ich ihren Geiſt, der mir zürnend wehrt, daß ich mich nähere. Ich las jüngſt, wo? weiß ich nicht mehr, daß, als vor den Zeiten des Numa eine Prieſterin den Tempel der Veſta entweiht, alle Bildſäulen die jungfräulichen Hände erhoben hätten — und fühlte mich von dieſer Fabel ergriffen. Sie enthält eine Wahrheit, die das Geheimniß der Schuld iſt; — war es mir doch auch, als wollte jene Statue der Diana, an der ſonſt mein Lieblingsplätzchen war, mir mit dem ſtumpfen Pfeile den ſündigen Buſen durchbohren. Glaube es mir, ich bin manchmal ſo ſchwankend und hülflos, daß ich den nächſten Baum umfaſſe, mich zu halten.“

„Ich wüßte eine beſſere Stütze“ — antwortete die Gräfin bedeutſam, „und nach Deinem eigenen Geſtändniſſe, arme Marie, bedarfſt Du ihrer auch.“

Aber Marie, verſunken in tiefe Betrachtungen, hatte den Schall dieſer Worte gehört, ohne ihren Sinn zu faſſen. Sie ſprach: „Es iſt mir begreiflich geworden, wie es Mörder geben mag, die in größter Sicherheit ſich ſelbſt anklagen. Oftmals reißt es mich zu den Füßen meines Vaters hin, ihm alles zu bekennen; ich würde dann, meine ich, auch das Härteſte, was er über mich verhängen möchte, leichter ertragen, als den laſtenden Vorwurf, ihn zu hintergehen. Hätte ich es damals gethan, das Schlimmſte, was mir hätte geſchehen können, wäre ja nun auch vorüber, und frei, wenn auch in Thränen der Reue, dürfte ich zu ihm aufſehen.“

„Auch dann, wenn er aus Gram über die Unehre ſeines Hauſes nicht mehr unter den Lebendigen wäre?“ fragte die Gräfin ein wenig gereizt.

„Auch dann!“ antwortete Marie leiſe, „denn die Folgen unſerer That ſind Gottes! und ich hätte mich wohl ſchwach, doch nicht der beharrlichen Sünde ſchuldig gewußt, des Vaters Lob, ſeine Liebe für mein Kind zu ſtehlen, das dem Deinigen, o Du großmüthiges Herz! dieſes Vorrecht raubt. Der Lüge Samen bringt keinen Segen hervor, und die Noth heiliget Böſes nicht.“

„Es iſt zu ſpät, ſolchen Gedanken Raum zu geben,“ ſagte die Gräfin entſchieden, „und dieſe Buße iſt unfruchtbar. Warum quälſt Du Dich ſo gefliſſentlich? Suche lieber Dein Schickſal ſicher zu ſtellen; denn wenn mein Gemahl den ihm geſpielten Betrug erführe, ſo könnte der letzte Verdruß ärger ſein, als der erſte.“

„Wie aber läge dies in meiner Gewalt?“ fragte Marie ohne alle Ahnung, „wohin die Gräfin winke.“ Dieſe ſah in ihren Schooß nieder, legte den Faltenwurf des Gewandes bald ſo, bald anders, und ſprach: „Der Major liebt Dich. Du nannteſt einſt ſein Weſen den Spiegel der Wahrheit; hätteſt Du wirklich Dein Bild noch nicht darin erblickt? Er trägt es im Herzen — er würde Dich auf den Händen tragen, geſtand er mir, wenn Du Dich entſchließen könnteſt, Frau von Frankenthor zu werden.“

Hier ſchwieg die Gräfin horchend ſtill.

„Wie, Adelheid? Höre ich auch recht?“ fragte Marie entfärbt und beſtürzt, „davon ſagſt Du mir? — Der Major iſt ein Ehrenmann!“ Ein ſchmerzlicher Ausdruck betonte dies anerkennende Wort.

„Eben deßwegen,“ antwortete die Gräfin, „iſt er nicht auszuſchlagen; auch kann ich mir nicht denken, wie dies gehen würde. Dein Vater begünſtigt den Major außerordentlich, und wäre es auch ſein Wunſch geweſen, Dich durch eine glänzendere Partie verheirathet zu ſehen, einen lieberen Schwiegerſohn könnteſt Du ihm nicht geben. Noch weiß er jedoch von Frankenthors Abſicht nichts.“

„Und meinſt Du,“ fragte Marie wieder, und legte ihre Hand auf die der Gräfin, als wolle ſie mit dem anzuführenden Grunde jeden weiteren Vorſchlag niederhalten, „der Major würde mein begehren, wenn er alles wüßte?“ —

Die Gräfin lächelte fein und ſprach: „Ich meine, daß tauſend Männer von ihrer Bewerbung um Mädchen, die ein fleckenloſer Ruf preiſt, abſtehen würden, wenn ſie alles wüßten. — Ob der Major? ich zweifle faſt. Wie empfindlich ſein Ehrgefühl auch ſein mag, ſo hat er doch über dieſen Punct, wie über manch anderen, eigene Grundſätze. Ich war neulich Zeuge eines Geſprächs zwiſchen ihm und dem Vater, das der Zufall auf einen Gegenſtand brachte, der mir ſeine Denkart enthüllte. Ich dankte dem Himmel, daß Du nicht anweſend warſt. Die Rede betraf einen Mann von gutem Herkommen, der ein verleitetes Mädchen geheirathet hätte. Dein Vater äußerte ſich mit Abſcheu vor ſolch einer Möglichkeit; der Major widerſprach ihm und ſagte, daß er weit eher der Geliebten einen Fehl, der in den meiſten Fällen auf Rechnung verlockender Umſtände zu ſetzen wäre, als ſeiner Frau die kleinſte Treuloſigkeit verzeihen könnte. Dieſe zu dulden, halte er für eine Schmach, die den Namen des Mannes ſchwärze, der zum Vorſtand der ſittlichen Ordnung ſeines Hauſes berufen ſei. Und in dieſen Grundſätzen müſſe der Mann als ein Pfeiler der Ehre für das ſchwächere Weib nicht wanken. Was vor der Verbindung geſchehen, liege außerhalb dem Kreiſe liebender

Verantwortlichkeit. Auch fände man in der Regel, daß weibliche Seelen von hingebender Sanftheit und zärtlicher Milde leicht die lüſterne Beute eines Verführers würden, ſo wie die ſüßeſten Früchte kenntlich an dem Makel, den loſe Vögel zurückließen. Ein herbes Gemüth hingegen bliebe verſchont. — Du kannſt denken, Marie,“ fuhr die Gräfin fort, „daß mir kein Jota auf die Erde fiel. Ich dachte dabei, wenn der Menſch immer wüßte, ob er mit dem Urtheile, wozu die Lippe ſo ſchnell fertig iſt, ſein eigenes ausſpräche, wie vorſichtig würde er die Worte wägen! — Der Major hatte ſich mir ſchon entdeckt. — Aber die Aeußerungen Deines Vaters machten mein Blut gerinnen, und ich darf Dir ſagen, ich fürchtete mich vor ihm.“

Auch Marie empfand ein inneres Zittern und Zagen; doch rührte die Meinung des Majors ihr Herz. Sie fand ſich minder ſtrafbar, als ſonſt, und der aufgeſtellte Geſichtspunct für ihr Vergehen ließ ſogar einen ſanften Schimmer, jenen weiblichen Vorzügen entlehnt, die wirklich Mariens Unglück begründet hatten, darauf fallen; aber dachte ſie daran, daß der Major ſich für den Tugendwächter ſeiner künftigen Frau halten, und mit eiſernem Sinne und unerſchütterlicher Feſtigkeit dieſer Einbildung Genüge leiſten würde, ſo dünkte es ihr, als höre ſie das leiſe Klirren einer Kette. Sie ſchauderte, von dem Gedanken empört, der ſittlichen Freiheit ihres Handelns beraubt zu ſein.

„Ach, Adelheid!“ ſagte Marie, „quäle mich nicht. Ich fühle mich unvermögend, der Geſinnung des Majors zu entſprechen. Du weißt — ich kann die Seine ja nicht werden, wenn ich auch könnte. Mein Kind“ —

„Ich bin ſeine Mutter!“ antwortete die Gräfin in einem Tone, der die mit Mariens Sohne übernommenen Rechte und Pflichten zugleich ausſprach. „Ich glaubte,“ fuhr ſie fort, „die Rückſicht auf Dein Kind würde es gerade ſein, was Dich bewegen möchte, dieſen achtungswerthen Vorſchlag einzugehen; nicht leicht dürfte es ſich ſo glücklich wieder treffen. — Du begiebſt Dich in den Schutz eines würdigen Mannes, der, wenn Du ſeinen Namen führteſt, wie Du ſein Herz beſitzeſt, Dich ſelbſt gegen den Vater vertheidigen würde, wenn dieſer, was Gott verhüten wolle, einmal früh oder ſpät hinter die Wahrheit käme. Ich allein wäre dann ſeinem Zorne bloßgeſtellt, und ich waffne mich im Voraus, wenn auch vergebens. Denke ferner, liebe Marie, Du bliebſt in der Nähe und in ſteter Kenntniß, wie es uns erginge. Bernſtorff iſt nicht weit, und binnen einem Stündchen zu erreichen. Würde Pedro krank — ein Bote eilte hinüber, wie im Fluge wäreſt Du da und könnteſt Theil an ſeiner Pflege und Wartung nehmen. Wer würde etwas Anderes darin ſehen, als die Liebe einer Schweſter, die ſich des kleinen Brüderchens immer mütterlich angenommen?“ —

Marie erblaßte vor dieſem Bilde. Sie ſah den Liebling krank, ſterbend, ſich aber entfernt, in banger Ruhe, unwiſſend jener beginnenden Gefahr. Auf den Flügeln der Phantaſie legte ſie den Raum der kleinen Meile zurück, ſtand an Pedro's Lager und weinte heiße Mutterthränen darauf.

„Gott!“ ſagte ſie leiſe, und ihr Gedanke gab das geliebte Kind in ſeine Obhut. „Wenn es mir doch vergönnt wäre, ganz unverheirathet zu bleiben! Ich wollte ſtill meine Tage dahin leben und ohne Klage in meine Heimath gehen.“

„Ja wirklich, Marie,“ antwortete die Gräfin bedauernd; „Du biſt ein Fremdling in der Seele Deines Vaters, wenn

Du dieſes hoffeſt. Sobald ſich eine Gelegenheit für Dich findet, nach ſeinem Sinne, wird er wenig gelten laſſen, was Du einwenden könnteſt; täuſche Dich nicht hierüber. Wäre ich an Deiner Stelle, ich rettete mich in die Arme des Majors vor der väterlichen Gewalt, wie vor einer andern Verbindung, die Dir vielleicht noch ſchwerer ankommen könnte.

„Noch ſchwerer?“ fragte Marie beklommen, und ein Lächeln ſpottender Schwermuth, ein Seufzer aus der Tiefe ihres Buſens, ſagten, daß kein Antrag jemals größeres Gewicht ſowohl der Angſt als der Achtung für ſie haben könnte. — „Säheſt Du in mein Inneres,“ fuhr Marie mit Affect fort, der ſich in leiſen Graden ſteigerte, „Du würdeſt finden, daß der Gedanke zu heirathen entſetzlich für mich ſei. Lieber möchte ich ſterben, und dort (ſie deutete nach dem Mauſoleum) an der Seite meiner Mutter ruhen, die ihre Tochter, verſtoßen von allen Freuden des Lebens, von jeder Hoffnung auf Glück, neben ſich dulden würde. Wie wohl wäre mir! Genien, welche Solfiere's Kunſt beſeelte, bewachten meinen Todesſchlummer, und Träume der Liebe wären mein Geleit in eine andere Welt, wo keine Scheidewand der Verhältniſſe vermählte Seelen trennte, wo ein milder Gott richtet und nicht die Strenge der Menſchen. O Adelheid! ich habe geliebt, und einen Augenblick gelebt! Wer das ſagen kann, für Den giebt es keine Zukunft mehr. Mein Herz iſt erſtorben — und nie wird es mit einem ähnlichen Gefühle an der Bruſt eines Mannes ſchlagen.

Die Gräfin hörte erſchüttert, was Marie ſprach. Nie hatte ſie ſo, wie in dieſer Minute, empfunden, daß ſie die höchſten, die entzückendſten Freuden des Daſeins nicht kenne, welche Mariens flammende Leidenſchaft jetzt in verjagter Ferne beleuchtete. Aller Reichthum, nach dem ſie thöricht geſtrebt, jeder goldne Beſitz ſank vor dieſem Zauberſpruche in ärmlichen Sand zuſammen. Die Grafenkrone, ein todtes Metall, fiel im Klange jener Worte zu ihren Füßen und ließ nur die Spur eines drückenden Schmuckes zurück. Mariens Kranz rauſchte zwar daneben; aber die Blüthen der Myrte waren doch von der Liebe gepflückt. — Mit einem unbewußten Neide ſah die Gräfin in das feuchte, ſtrahlende Auge der unglücklichen Marie, eine nie gefühlte Sehnſucht wogte in Adelheids Buſen auf. Ankämpfend gegen den erregten Sturm der Gefühle ſprach ſie: „Der Wahnſinn jener unſeligen Leidenſchaft bethört Dich noch, Marie! Gönne doch der Vernunft ihr Recht und komme endlich zu dem Verſtändniß wahren Glückes! Giftblumen blühen freilich am ſchönſten, und ihr brennendes Farbenſpiel beſchämt manches heilſame Kraut; aber ſie bringen nichts deſto weniger den Tod, der Sünde Sold! — Dein Verhältniß zu Solſiere war ſolch eine Giftblume, wie ſich aus ihren Früchten erkennen ließ und läßt; denn, Marie, ich kann mir unmöglich helfen, ich muß es Dir ſagen: Ein reiner Sinn, ein geſundes Herz, würde ſich durch die Verbindung mit dem Major, der doch ein vortrefflicher Mann iſt, befriediget finden müſſen."

„Und vergißt Du," fragte Marie, um keinen Grund gegen dieſe Heirath zu vergeſſen; „daß er mein Vater ſein könnte?" Sie vergaß jedoch bei dieſer Frage, daß ihre jugendliche Stiefmutter ein größeres Opfer gebracht hätte.

Die Gräfin erröthete. „Bei mir," ſprach ſie, und wie leiſe auch in dieſer Entgegnung angedeutet, es war doch hörbar, daß ſie ihre Unbeſcholtenheit als einen Unterſchied fühlte, — „machte dies kein Bedenken, da ich die Gattin Deines Vaters ward."

Marie verſchmerzte mit gelaſſenem Muthe dieſen Stich in die Wunde ihres Gewiſſens. Sie fragte bloß: „Und biſt Du glücklich geworden, Adelheid?“

Die Gräfin ſchwieg hierauf, ihr Herz nur antwortete.

Gewiß beſaß Adelheid ein treues, treffliches Gemüth; aber ſie war eine Frau, welche die Anſprüche der Jugend und Schönheit einer drängenden Nothwendigkeit geopfert hatte, und als ſolche reizte die Weigerung Mariens ſie, die Tochter des Gemahls einem gleichen Schickſale zu unterwerfen. Ein Gemiſch von Regungen, begründet in dem Weſen der Weiblichkeit, ſtimmte für dieſen Plan. Die Gräfin begriff Mariens verachtende Genügſamkeit, die von verbitterten Erinnerungen ſchwelgte, den Stolz einer Gefallenen nicht, der ſich vermaß ein Glück auszuſchlagen, das ſie, ein tugendhaftes Fräulein, mit dankbarem Vergnügen angenommen hatte. Zudem war die Gräfin durch das erſte Geſtändniß des Majors für ſeine Partei gewonnen; denn die Vertraute einer Liebe fühlt ſich halb als die Geliebte ſelbſt.

Marie ward nun von allen Seiten beſtürmt und ihr eigener Wille verwirrt und befangen. Sie verſuchte das letzte Mittel, indem ſie die Gräfin bat, daß ſie dem Major das Geheimniß ihrer Schuld unter dem Siegel ſeiner Ehre vertrauen dürfe. Und wenn er ſie alsdann noch *wolle*, wolle *ſie* ſeine Gattin werden.

Dies ſchlug die Gräfin entſchieden ab. Sie ſagte: „Dies Geheimniß gehört Dir nicht allein; es iſt das meinige auch, und ich willige nicht darein, es auf ſolche Zuverſicht Preis zu geben.“

Die Gräfin erörterte nun Marien alle Folgen, die daraus entſtehen könnten, wenn der feſte Verſchluß einer ſo höchſt wichtigen Bewahrung eröffnet würde, und ermahnte ſie, ſich hingegen der wachſamſten Klugheit zu befleißigen. Heimlich aber mochte ſie fürchten, die bewundernde Hochachtung des Majors zu verlieren, wenn er ſie als Mariens Mitſchuldige hinſichtlich der Täuſchung, worin der Graf erhalten würde, kennen lernte. Adelheid beſorgte ſogar, das härtere Urtheil möchte ſie treffen; denn die Liebe entſchuldigt Fehler der Liebe.

Die Gräfin fühlte ſehr richtig. Der Major haßte nichts ſo entſchieden, als beſonnene Liſt, durchdachten Betrug, und wenn er Marie nach geſchehenem Geſtändniß nur mitleids- und dennoch liebenswerth gefunden hätte, ſo würde ihm Adelheid ohne Zweifel ſtrafbar, wo nicht verächtlich erſchienen ſein. Ob er auch hierin anderen Maximen folgte, als welche gewöhnlich das Urtheil eines Mannes von Ehre leiten, wenn es hauptſächlich gilt, die Wahl der Ehe, die Würdigkeit einer Gattin zu beſtimmen, ſo beruheten ſie doch auf einer ſichern Kenntniß des weiblichen Herzens.

Marie war wohl ſchwach geweſen, aber der Stärke fähig, ihre Schmach einem Manne zu bekennen, der in ihr ſein Idol liebte und anbetete, der ſie für eine Ausnahme ihres Geſchlechts, für eine reine Maria hielt. Und ob ſolche Kraft des zarten Gewiſſens nicht die Sühne für einen menſchlichen Fehler wäre, wollen wir unſeren Leſerinnen überlaſſen, welche unbeſchadet ihrer Sittlichkeit vielleicht wiſſen, wie ſchwer es ſei, ſich ſelbſt des kleinſten Strahls der Glorie zu berauben, worin die Vergötterung eines achtbaren Mannes ihren Gegenſtand erblickt. — Marie würde ferner dem Drohen des erzürnten Vaters und jeder über ſie verhängten Strafe ſtill gehalten haben; doch der Anblick ſeiner Güte zermalmte ſie und ließ ihr keine Ruhe. Eben ſo war ihr der Gedanke unerträglich, das edle Vertrauen des Majors zu täuſchen, wenn ſie ſich auch deſſen im Sinne einer tieferen Moral, als für welche der Augenſchein zeugt, nicht unwerth fühlte. —

Mit vollem, ahnendem Bewußtſein, von nun an immerdar auf das Glück der Liebe verzichten zu müſſen, einer Liebe, die in ihren Schmerzen beſeligender noch, in ihren Entſagungen reicher iſt, als die ſelbſtſüchtige Gleichgültigkeit eines kühlen Gemüths — ſah ſie die Frau ihres Vaters bedauernd an, welche einſam durch das Leben ging, ohne das eine Höchſte zu kennen, was es ſchmückt; wenn ſich ein Herz entzückend und entzückt dem Herzen ſchenkt in ſüßem Selbſtvergeſſen! — Sie würde jeden ſpärlichen Genuß, der ihr noch werden konnte, willig hingegeben haben für Adelheids Freuden; denn der Edelmuth der jungen Stiefmutter hatte ſich in Marie eine dankbare Seele auf ewig erworben.

Wie anders die Gräfin! Keuſch, wie der kalte Blick des Mondes, begegnete ihr Auge dem Beifalle der Männer; ihr Wandel, nur einmal von einer vorübergehenden Wolke getrübt, da ſie dem liebſten Freunde entſagte — leuchtete in reiner Klarheit, ein ſittliches Vorbild! Dennoch hatte ſie bei nächtlicher Weile jenen Plan erſonnen, der Mariens Kind in die Famille aufnahm, und den alle Umſtände wunderbar begünſtigten. Die gleichmüthige Zärtlichkeit der Gräfin erleichterte es ihr, die einmal angefangene Täuſchung fortzuſetzen; eine leidenſchaftliche Mutter würde ſich nimmer zu einer Theilung ihrer Liebe und der Rechte ihres Kindes verſtanden haben. Ueberhaupt war jene heimliche Adoption wohl viel zu ſehr von dem Dringen der Noth, von der Gunſt der Gelegenheit abhängig geweſen, als daß die Zukunft dabei in Betracht genommen, und in allen ihren Erfolgen hätte berechnet werden können.

Wie dem auch ſei, die Gräfin führte ihre Rolle durch, und hielt im feſten Tacte ihres Benehmens ſelbſt die bewegtere Marie. Aber — o welch ein Räthſel biſt du, menſchliches Herz! Trotz dieſer beiſpielloſen Güte und Gewogenheit hatte die Gräfin beſchloſſen, Marie ſollte und müßte den Major heirathen; es war etwas in ihr, was ſie auf dieſem Opfer beſtehen machte.

Zu Adelheids größter Verwunderung war ihr Gemahl über den Antrag des Majors weit mehr bedenklich, als erfreut. Er gab auf ihr Befragen den großen Unterſchied der Jahre als ein Motiv zu reiflicher Ueberlegung an.

Die Gräfin wußte nicht, ob ſie ihren Ohren trauen dürfe; ihr Gemahl war bedeutend älter als der Herr von Frankenthor, während ſie ſelbſt nur zwölf Monden mehr zählte, als Marie; — erröthend, mit beleidigter Stimme, deutete ſie darauf hin.

Der Blick des Grafen flammte Stolz. „Das war auch etwas Anderes;“ antwortete er in einem Tone, den ſeine Frau noch nie von ihm gehört hatte. „Marie iſt eine Gräfin Dodona, und der Major hinſichtlich ſeiner Verhältniſſe nur eine mäßige Partie.“ Hierauf wendete er ſich ab und verließ die verſtummende Gattin. Das ganze Gewicht des Glückes, was er ihr mit ſeiner Hand angeboten, lag in dieſer Anwort, welche Adelheid belehrte, daß hier kein Gleichmaß Statt finden könnte. Die Gräfin fand ſich ſchwer dadurch gekränkt, und ſchwerer noch gereizt, einen rächenden Einfluß auf Mariens Schickſal zu üben, der ja am Ende doch nur zu ihrem Beſten ſei.

Nie hatte ſie ihre frühere Armuth ſo tief, wie in dieſer

Minute gefühlt; aber dieſe demüthigende Empfindung wurde durch das Bewußtſein eines wohlbewahrten Rufes gehoben, und als ihr Gemahl mit zurückſetzendem Hochmuth den Namen ſeiner Tochter nannte, dachte ſie mit einer Art von innerer Genugthuung daran, daß Mariens Fall ihn, wenn auch insgeheim, erniedriget hätte. —

Nach langen, ermattenden Kämpfen ergab ſich Marie endlich in ihr Verhängniß, und ward die Gattin des Majors.

Mit blutendem Herzen riß ſie ſich von ihrem Kinde los und ſah thränend zurück, ſo weit ſie konnte. Immer kleiner ward vor ihren verſchwimmenden Blicken das heimathliche Schloß, worin ihr Vater die Größe ſeines Hauſes träumte; die Pappeln des Gartens rauſchten wie Palmen Edens hinter ihr. — Ein Cherub mit feurigem Schwerte wandelte drinnen auf und ab und hielt Wache vor der Thür des Grabmahls. Marie ſah ihn im Geiſte und zog traurig von dannen.

Die nunmehrige Frau von Frankenthor war alſo an ein Ziel gelangt, das wohl nimmer ihr Streben geweſen wäre; doch dieſer Schritt, den Gott durch menſchliche Mittel gelenkt, wendete ſie dem Frieden zu, den Marie ſo lange und ſo ſchmerzlich vermißt hatte.

Als das neue Hofthor in Bernſtorf mit knarrenden Angeln ſeine weiten Flügel hinter ihrem Einzuge zuſammenſchlug, erſchütterte dieſer Ton ihre aufgeregte Seele; denn es däuchte ihr, als wäre nun damit ihr eigentliches Leben abgeſchloſſen, und ſie würde hinfort nur wie ein büßender Schatten die Aufgabe ihres Schickſals vollbringen. Indeß wirkte doch die verzichtende Ruhe, welche ſich in dieſem Gedanken über Mariens Weſen verbreitete, ein wohlthätiges Gefühl.

Sie war in Sicherheit; dies empfand ſie in den Armen ihres Gemahls, der ſich unbeſchreiblich glücklich pries. Sie las den leiſeſten Wunſch ihm aus den Augen, ſie lauſchte, wonach ſein Blick ſähe, ſie dachte, was ihn erfreuen könnte. Aber alles, was ſie für ihn that, geſchah nicht mit jener ſüßen Zuvorkommenheit einer Frau, die da weiß, daß ſie den Triumph ihrer Schönheit noch durch dieſen gefälligen Reiz erhöhe, ſondern in der Demuth einer Sclavin, die ſtill und ergeben die Pflichten ihres Looſes erfüllt, zufrieden, dem milden Gebieter ein Lächeln der Zufriedenheit abzugewinnen, wenn auch ihr eigenes Auge immer trübe wäre. Sie war ſo gänzlich ohne allen Begehr der Eigenſucht, daß der Major nicht umhin konnte, mit heimlicher Wehmuth zu denken, dies ſei nicht nur die biegſame Art echter Weiblichkeit, ſondern ein völlig gebrochener Muth. Er würde den kleinſten Starrſinn mit Vergnügen an ihr wahrgenommen haben; allein Marie kannte keinen anderen Willen, als den ihres Gemahls.

Es leuchtete dem Major bald ein, daß ſeine Frau die Geſellſchaft nicht liebe, und ſo auch des Talents ermangele, ſich darin geltend zu machen; doch er ſelbſt hatte die geſelligen Gewohnheiten ſeines früheren Lebens und die feinen Künſte der Convenienz ſchon zu lange gegen einfachere Freuden im Umgange mit der Natur vertauſcht, um dieſer Neigung Mariens entgegen zu ſein.

Der Major war in der That ein eifriger Landwirth geworden. Er betheuerte oft, es gäbe gar kein intereſſanteres Studium, als die Oekonomik. In der Frühe des Tages ritt er ſchon in den Forſten und Feldern umher, ſah überall ſelbſt nach und hielt auf Ordnung. Marie war alſo viel allein. Sie brachte die Stunden dieſer einſamen Muße auf einer Anhöhe des Gartens zu, die einen weiten Blick über die Gegend gewährte. Dort lag Roſten, täuſchend nahe; die Fenſter des Schloſſes, welche Mariens gutes Auge zählen konnte, flimmerten in der Sonne; der Garten dunkelte wie eine grüne Inſel im unabſehbaren Meere wogender Getreideflächen, und jener weißliche Punct war das Mauſoleum! Die Küſte eines Landes, wo kein irdiſches Glück mehr ſcheitert. — Sichtbar, doch nur wie ein ſchmales Band, ſchlängelte ſich die Straße von dorther und knüpfte Mariens Gedanken an jenen Aufenthalt. Hier weilte Marie am liebſten, und ward des ſehnſuchtsvollen Blickes, der hinüberſtreifte in die Heimath ihrer Liebe, nicht müde.

Guten Morgen, mein Pedro! flüſterte ſie, wenn goldne Wölkchen, wie Träume eines Kindes, über den ſtolzen Bau des Schloſſes hinſchwebten. Sie trug den Zephyr, der ihre Stirn fächelte, einen Kuß für die glühende Wange des kleinen Schläfers auf.

„Gute Nacht, meine Mutter!“ ſprach ſie leiſe, wenn der Abendſtern mit blaſſem Lichte den Marmor der Gruft beſchien; leiſe Schauer der Luft hauchten dann den Wunſch ſanfter Ruhe aus jener kühlen Halle zurück, und ſagten Marien, wie wohl der müden Seele ſei, wenn ſie den Port des ewigen Friedens erreicht habe.

Der Major bemerkte die Vorliebe ſeiner Frau für dieſes Plätzchen, und herzlich froh darüber, etwas zu wiſſen, was ihr Freude machen würde, ließ er ihr eine Warte dahin bauen und mit allerlei Bequemlichkeiten verſehen, ſo daß Marie nicht mehr vor einer flüchtigen Laune des Wetters zu entweichen brauchte. Sie war ſehr gerührt über dieſen

Beweis liebevoller Aufmerkſamkeit, und wußte ihn zu würdigen, da ſie fühlte, daß ihrem Gemahl nicht zweifelhaft ſein könne, was ſeine Gattin nach jener Höhe ziehe. —

Sah ſie noch aus weiter Ferne den feuergelben Wagen aus Roſten, raſch, wie von Sonnenroſſen gezogen, daher fliegen, ſo leuchtete ihr Auge in Entzücken. Sie verließ eiligſt den Standpunct der Obſervation und genoß die geliebte Nähe im Voraus. Dann ſtand die glückliche Marie bereit, den Beſuch der Ihrigen zu empfangen, und ihr Kind nicht um eine Minute ſpäter, als es ihr vergönnt ſei, an das hoch klopfende Herz zu drücken.

Ob auch Marie die Verbindung mit dem Major nicht aus eigenem freiem Willen eingegangen war, ſo fand ſie doch niemals Urſache, dieſen Entſchluß zu bereuen. Die Denkart ihres Gemahls gewann unvermerkt Macht über Marie, ſie folgte ſeinem Ideengange, ſie nahm eigenthümliche Meinungen von ihm an, und einzig nur durch die ſtille Gewalt der Wahrheit ſiegte er über manchen Irrthum ihrer Gefühle, wogegen ihr Vater mit der Schärfe des Vorurtheils umſonſt geſtritten, und in ungleichen Waffen die wehrloſe Tochter ſtets verwundet, doch nie überzeugt hatte. Leiſe umwebte die wirkſame Zeit Mariens Ehe mit dauernd anhänglichen Fäden. Der Major trauete ſeiner Frau ungemeſſen, und Marie handelte offen, aufrichtig und wahrhaft auch in den geringfügigſten Dingen gegen ihn. Blieb es ihr doch ein grämender Vorwurf, daß ſie den Namen des Gemahls und ſeine hohe Schätzung ihres Werthes vielleicht nur der verhehlenden Täuſchung verdankte, der ſie ſich in ſchmerzlicher Scham bewußt war. — Doch kein Toben der Angſt riß ſie zu furchtſamen Schritten mehr hin, ſtill und feſt ging ihr Fuß auf ebener Bahn, und die Ruhe, welche den Pfad des Redlichen begleitet, folgte ihr nach.

O ſanfte Freundſchaft der Ehe, welche heilig-ſchöne Freuden ſind dein! Kein Rauſch der Sinne, nicht der holde Taumel der Liebe, ſchwankt in deinen Gefühlen; nur der Treue rührender Geiſt waltet friedſam in dir und hält die Eintracht der Herzen zuſammen.

Mag immerhin die Lippe verblühen, welche nie zu Küſſen reizte; die Blume des Verſtandes welket nicht, und eine liebliche Rede hört nie auf zu ergötzen; mag kein lockendes Lächeln Züge umſchweben, in welche der Schmerz ſeine ernſten Zeichen ſchrieb, die Freundſchaft blickt mit einer Engelsmiene, und verkündet ihren Himmel. Ein zartes, gegenſeitiges Verſtändniß, ein Austauſch der Seelen, ein gemeinſchaftliches Streben nach höherem Ziele, als was der kurze Lauf der Sterblichen erreicht, macht ihren Bund zu einem Sacramente der Tugend und giebt ihm die Weihe der Glückſeligkeit. — Der Friede wohnte im Hauſe des Majors, der Segen Gottes ſchwellte die Früchte ſeiner Felder. Wenn Marie an der Seite ihres Gemahls am Raine der wallenden Breiten ſpazieren ging, die vollen Aehren ihren ſchlanken Wuchs überragten, und der Major mit der Freude des Herrn der Ernte, ſo weit der arme Menſch dies iſt — in die ſich jederzeit ein wenig Stolz miſcht, als wäre ihr Gerathen ſein Werk — die Länge der Halmen maß, dann lächelte Marie, und maß auch in Gedanken den Armen einen reichlichen Antheil zu, wovon ihrer Viele ſatt werden könnten, und ihr eigenes Herz darbte dabei nicht, wie ſie dies einſt gewähnt hatte. —

Der Major gönnte ſeiner Frau des Wohlthuns göttlichen

Genuß und die leutſelige Milde, welche das Bedürfniß dieſes ſchönen Herzens war. Wie dankte Marie dies ihm! Er leiſtete ihr damit ein weſentliches Genüge, daß ſie die Freundin der Dürftigen ſein durfte. Nicht verſtohlen mehr, wie ſonſt, brauchte ſie ſich nun zu der Hütte des Elends zu ſchleichen, was die heimlichen Gänge einer anderen ungebilligten Liebe zuerſt in ihr begründet hatte; — am hellen Tage eilte ſie, des Kummers dunkles Loos zu mildern, und der Glanz eines hülfreichen Engels ging vor ihr her.

Marie war nun einige Jahre verheirathet und blickte mit ſcheuem Beben vor der Sünde, deren brennendes Gefühl gelindert war, in die Vergangenheit zurück. Der Thau des Mitleids, auch ſtille Freudenthränen, bei den Almoſen vergoſſen, wozu ihre Hand und Herz ſtets geöffnet war, hatte die Flammen ihres Buſens gelöſcht. Sie fühlte, ihr ſei vergeben — und die Hölle war nicht mehr. —

Marie würde jetzt vor Solfieres Anblick gezittert haben, und ſie geſtand es einſt der Gräfin, lächelnd bei der Betrachtung, wie ſich Empfindungen des Herzens ändern könnten, denen es erregt und bewegt eine ewige Dauer zutrauete.

Eine flüchtige Bläſſe lief über das Geſicht der Gräfin, ihre Bruſt hob ſich ſchnell im Drange der Antwort; doch ſchwieg ſie, das raſche Wort bekämpfend, und ſeufzte nur.

„Gütiger Himmel!“ fuhr Marie fort, als ob ſie ihm das Erſtaunen über ihre frühere Thorheit zuriefe, „wie habe ich ihn geliebt! Dir ſei es geklagt, und wie betrauert! — Thränenbäche rollten dem Scheidenden nach, ich hätte mein Leben gelaſſen, ihn nur einmal noch zu ſehen. Und jetzt? ein Dämon würde in ſeiner Nähe meinen

Frieden ſtören. Jüngſt las ich in einem ſchönen Liede an die Hoffnung die Strophe: *Auch das beweint ward, kommt zurück*; — ein Stich drang durch mein Herz, ich weiß ſelbſt nicht, warum ich dabei an Solfiere denken mußte. Das wolle Gott nicht, daß er wiederkäme!“ —

Die Gräfin ſchien einen inneren Kampf zu kämpfen; es war ſichtlich, daß ſie ſich überwand, um nicht früher oder anders zu reden, als es nun geſchah, da ſie mit einem ſtiefmütterlichen Lächeln und bitterm Tone antwortete: „Und wenn der Major nach einigen Jahren ſterben ſollte, würde ſeine junge Wittwe binnen kurzer Zeit vielleicht eben ſo von dem ſeligen Herrn ſprechen, ſobald der Beſitz eines Dritten ihr glücklicher däuchte.“

Marie ſah die Gräfin mit großen Augen an, die ſich allmählich mit Thränen füllten. „Sterben? Frankenthor?“ fragte ſie langſam und leiſe. „Ich möchte es nicht erleben!“ ſetzte ſie mit banger Stimme hinzu; „auch iſt eine Zuſicherung in mir, die mich dieſer Furcht überhebt. Der Gedanke an den Tod meines guten Mannes trat ängſtend vor meine Seele — aber er iſt ſchon vorüber. Doch thuſt Du mir Unrecht, Adelheid! Ich habe meine erſte Liebe nicht verlernt, weil ich ein veränderliches Gemüth hätte, ſondern weil das Gedächtniß meines Herzens kein reines Bild davon bewahrte. — Der Umgang meines Gemahls lehrte mich ſchöne, ruhige Freuden kennen, und ich ſah ein, daß jede unrechtmäßige Leidenſchaft nur zum Verderben führe. Ich weiſe mein Gefühl für Pedro's Vater an das Licht einer künftigen Welt, in dieſer ruhet der Schatten großer Verſündigung darauf. Von böſen Mächten erfaßt, würde ich mir den Leib getödtet haben, und die Seele — wenn Du, o Adelheid! —“ Marie ſchauderte in ſich hinein und verſtummte. Sie reichte der

Gräfin mit einem verzeihenden Blicke die Hand, eine Thräne des Danks tropfte von ihren Wimpern und löſchte die vorige Wehthat aus. Dann ſetzte Marie zum Schluſſe ihrer Vertheidigung hinzu, als wäre das Reſultat derſelben in den Worten einer fremden Autorität enthalten: „Die Sinnenliebe ſchürzt lockere Knoten nur, und die zernagt die Zeit; doch wählt der Geiſt aus einem reinern Triebe, ſo iſt das Band der beſſern Liebe geknüpft für eine Ewigkeit!“

So waren die Verirrungen Mariens ihr ein Weg zur Wahrheit geworden, während die Gräfin, ohne zu wiſſen, wie es zugehe, aus dem rechten Gleiſe beſonnener Ruhe gerieth und abhängig von Gefühlen ward, die ſie manche Ungleichheit ihres Lebens ſchmerzlich empfinden ließen. —

Der Graf, trotz ſeiner vorgerückten Jahre, ein wohl conſervirter Mann, alterte nun ſo auffallend, daß ſeine jugendliche Gattin bemerkte, wie er vor ihren ſichtlichen Augen, denen Amors täuſchende Binde fehlte — zum Greiſe werde. Dieſer plötzliche Verfall ſeines Ausſehens ängſtete und beſchämte ſie zugleich; der große Unterſchied, der zwiſchen ihnen waltete, trat grell dadurch hervor, und — ſie glichen ſich, wie Januar und Mai — hätte ein Spötter ſagen können.

Die Pflegeeltern der Gräfin waren kurz hinter einander geſtorben; das Gut kam in fremde Hände, und Adelheid, wenn ſie auch nie ein ganzes Herz für jenen Ort und ſeine Beſitzer gehabt, fühlte dennoch eine Lücke. Marie war nun verheirathet, und ihr Schickſal, ein verlorenes, hatte ſich durch das Einwirken der Gräfin in Zufriedenheit aufgelöſet; aber dennoch betrachtete dieſe nicht ohne ein leiſes Grollen der Mißgunſt, nicht ohne heimlichen Unmuth ihr eigenes, wohlgelungenes Werk. Sie ſah Marie von dem Major vergöttert und durch ein unbegrenztes Vertrauen geehrt, was ihr verſagt blieb. Mit herber Miene belächelte ſie eine moraliſche Ungerechtigkeit darin.

„So iſt es denn gleichviel,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ob ich mir Herz und Ruf ſittlich rein bewahrte, oder ob ich im Stillen geſündiget hätte. Der Erfolg iſt, wie man ſieht, ein parteiiſcher Richter, welcher der ſtrengen Tugend ablegt, um eine ſchwache Weiblichkeit zu begünſtigen. Marie war die leichte Beute des Italieners, ein Raub der Wogen durch freiwilligen Tod; — denn die That war, wenn auch gehindert, doch in betäubtem Willen vor Gott geſchehen — und jetzt ruht ſie geborgen an der Bruſt des edelſten Mannes, ſein höchſter Schatz!“ —

Meine Leſerinnen! die Gräfin war jetzt keine Andere, als da ſie Marie großmüthig zu retten beſchloß; allein ſie war eine Frau, welche den Lohn der Liebe für eine vorwurfsloſe Jugend forderte. Auch war der Prüfſtein für ihre Theilnahme, der ihr nun ein Stein des Anſtoßes ward, nicht derſelbe. Zum Mitleiden gehört nur ein Menſch; zur Mitfreude ein Engel!

Seit der Major Mariens Gatte war, fand ein anderes Verhältniß zwiſchen ihm und der Gräfin Statt. Sie vermißte in ſeinem Betragen einen großen Theil jener Aufmerkſamkeit, welche ſie ſich ſelbſt zugeeignet hatte, da, wie ihr jetzt einleuchtete, die galante Huldigung des Hausfreundes, wenn auch nur mittelbar, Marie gegolten. Sein geübter Blick hatte ihn bald wahrnehmen laſſen, daß er die Proiection der Dame vom Hauſe nicht verſäumen dürfe; weniger hinſichtlich des Einfluſſes auf ihren Gemahl, als, wie er fein bemerkte — in Bezug auf die Geſinnung der geliebten Marie, über welche die Gräfin, als erſte und einzige Freundin ihrer Stieftochter, eine geheimnißvolle Kraft zu üben ſchien. — Wir wiſſen bereits, wie richtig dieſer Schluß des Majors war, dem ſein Benehmen folgerecht entſprach. Die Liebenswürdigkeit der Gräfin und die Courtoiſie des Majors machten es ihm leicht, ſich ihre Gunſt zu erwerben. Sie beſaß ſeine höchſte Achtung; Marie aber hatte ſein Herz. Seine Wünſche um ihren Beſitz waren nun erreicht, und froh der Erfüllung trat er in eine ehrerbietige Ferne zurück.

Die Gräfin kam ſich als die Schwiegermutter des Majors recht alt, ja faſt lächerlich vor, und doch mußte in Gegenwart ihres Gemahls jeder verwandtſchaftlichen Förmlichkeit ihr Recht geſchehen. So war die Geſellſchaft des Majors der Gräfin allmählich gleichgültiger geworden; ihr Leben ſchlich einſam dahin — ein trüber Strom, in den wohl manche heimliche Thräne floß.

Um ſo ſehnlicher früher ihrer Begierde gelüſtet hatte, die gleißende Frucht des Reichthums zu koſten, deren höchſte ihr über alles Erwarten und Streben zugefallen war, je ſtärker war nun der Ekel, der ihr den reinen Genuß jenes Vorzugs verleidete. Sie hatte den Inbegriff goldener Unabhängigkeit darin zu finden gehofft, allein ſie ſah ſich getäuſcht, und ihr Geſchmack war bitter geworden. Nur Freiheit wäre Freude, wäre einzig und allein das ſchönſte Glück, meinte ſie nun, und dieſes könne jede Lage, auch die ärmlichſte, darbieten. Die Gräfin war nicht Herrin ihrer kleinſten Handlung und durfte nicht nach eigenem Belieben über die nächſte Minute beſtimmen, und ſo ſehnte ſie ſich tief und ſchmerzlich frei zu ſein, ach! ein Mal nur. —

Wie oft Graf Dodona auch in Stunden roſenfarbener Laune mit ſeiner Adelheid über die auffallende Unähnlichkeit ihrer beiden Kinder geſcherzt hatte; in der rührendſten geſchwiſterlichen Liebe verleugneten ſie ſich als Zwillinge nicht;

doch würde ſie Niemand dem erſten Augenſcheine nach dafür erkannt haben.

Pedro, von zarterem Gliederbau, als ſein Bruder, hatte ſchon in früheſter Kindheit ausgeſprochenere Züge, ſowohl des Körpers, als der Seele. Ein anderer Geiſt blitzte aus ſeinen dunkeln Augen und verkündete ſchwere Wetter der Zukunft — als der, welcher in dem ſanften Himmel der Blicke des kleinen Lazarus leuchtete.

Nicht leicht konnte etwas reizender ſein, als dieſer unbeſchreiblich holde Knabe; eine kindliche Geſtalt in den weichſten Contouren, das zarte Oval des Geſichts, dem keine Sonne ſchadete, ſo wenig als ſie Roſen bräunt und Lilien färbt — die vollen, langen, blonden Locken, die man einem Mädchen hätte wünſchen mögen — machten ihn zu einer engelhaften Erſcheinung. „Ein Kind zum Malen! Ein bildſchönes Kind!“ ſelten ward aus einem fremden Munde ein anderer Ausdruck in dem Lobe ſeines Anblicks gebraucht.

Pedro's Teint ſchien von Natur dunkler gehalten, ehe er das Licht des Tages erblickt hatte; doch wenn die Luft während der heißen Monate des Jahres in ſüdlicheren Graden ſtrich, ſo färbte ſich ſeine Haut noch mehr.

Als die beiden Kinder einſt dicht neben einander ſtanden, fiel dem Grafen ihre Verſchiedenheit ſtärker auf, als ſonſt.

„Komm einmal her, Du, mein kleiner Mohr!“ rief er den Pedro zu ſich. Er nahm den Knaben zwiſchen ſeine Kniee, ſtreichelte ihm das Haar von der Stirn, und ſchien nun mit geſchärftem Blicke die ganze abartende Bildung des Kindes ins Auge zu faſſen. Eine Ahnung rührte ihn von ferne an, ein halb vergeſſenes Bild ſchwebte vor ſeiner Seele.

„Höre, Adelheid!“ hob der Graf nun an, und wendete ſich ſeiner Gattin zu, „wenn Du den Signore Solfiere gekannt hätteſt, ſo dächte ich, daß Deine mütterliche Phantaſie durch ihn frappirt worden wäre; denn der Junge hat doch wahrhaftig einen völlig italieniſchen Schnitt!" —

Der Frau von Frankenthor, in deren Anweſenheit dies Geſpräch vorfiel, war in dieſem Augenblicke, als würde ihr der Athem abgeſchnitten; auch der Gräfin ſtockten die Pulſe, ſie zwang aber ein Lächeln auf die widerſtrebende Lippe und antwortete leichthin, wenn auch mit ſchwerem Herzen.

„Es war ein ſchöner Mann, das müßte ſelbſt ſein Feind von ihm ſagen," fuhr der Graf fort, und an dieſem Urtheile hatte offenbar der wohlgefällige Blick auf ſeinen Liebling mehr Antheil, als die Gerechtigkeit gegen den Belobten; „aber ein Lokrinsky iſt er auch, das läßt ſich eben ſo wenig leugnen. Bei Nacht und Nebel davon zu gehen, und einen Ehrenſold im Stiche zu laſſen, von etwas größerem Betrage, als einem Thaler und acht Groſchen! Und ſchwören will ich, daß ſeine Börſe damals ſo leicht war, um der Fußgängerei, in der er ſich von hier ſkiſirte, nicht beſchwerlich zu werden. Deßhalb habe ich auch ſobald als möglich ein hübſches Capital an den Oberbaurath geſendet; es an die Behörde zu bringen, iſt ſeine Sache geweſen, denn er war es ja, der mir den nobeln Künſtler empfohlen. Ich bin quitt mit ihm." Damit drückte er einen herzhaften Kuß auf Pedro's kleinen Mund und ſchob ihn von ſich.

Bleich, dem Umſinken nahe, hatte Marie, während ihr Vater ſprach, in einem Seſſel gelehnt. Seine Worte fielen, wie Donnerſchläge, mit betäubender Gewalt auf ihr Herz. Die Art und Weiſe, wie er jenes unglücklichen Gegenſtandes erwähnt, überhebend und verächtlich, hatte ſie heftig erſchüttert. Sie ſah Solfiere arm, flüchtig umherirren, von der Gnade ſeines Gleichen gedemüthiget. Ihr Mitleid ward rege, ein Gefühl der alten Liebe beſchlich ihren Buſen. Sie warf ſich an die Bruſt der Gräfin, welche ſie unter einem Vorwande ins Freie gezogen, und brach in unaufhaltſame Thränen aus.

„Das waren böſe Minuten!“ ſagte die Gräfin, tief aufathmend. „Schon glaubte ich uns verrathen. Gottlob, daß dieſe Furcht ungegründet war! Beruhige Dich nun, Marie; was weinſt Du denn ſo?“ Aber Marie konnte ihren Schmerz nicht ſtillen. Sie fühlte die vernarbten Wunden — das Herz blutete ihr in Reue und Wehmuth.

Was jetzt in dem Gemüth der Frau von Frankenthor vorging, konnte die Gräfin nicht vollſtändig beurtheilen. Sie hatte Solfiere nicht gekannt, doch hätte ſie es gewünſcht. Ihr Gemahl ſelbſt nannte ihn einen ſchönen Mann, und für den Grafen gab es wenig ſchöne Leute. Ihre Gedanken beſchäftigten ſich noch eine Zeit lang mit ſeinem Bilde, dann blieb es, eine vollendete Idee, hinter dem Schleier ruhen, den die Wirklichkeit darüber wob.

Seitdem war nun wiederum ein Jahr vergangen, als die Gräfin, einen warmen Herbſtmorgen zu genießen, in den Garten ging. Pedro hüpfte nebenher; ſein Bruder, der ſich den Tag zuvor durch einen Fall am Fuße beſchädiget hatte, verſchlief das Leid um dieſen frühen Spaziergang. In der Gegend des Mauſoleums enteilte Pedro, als ob er ſich hier, wie in heimiſcher Nähe, ſicherer wüßte — dem gemeſſenen Schritte der Gräfin, die in ſtillem Sinnen und Sehnen vor ſich hin wandelte, ohne ihn bald zu vermiſſen. Jetzt ſuchte ihn ihr Blick — er duckte im Graſe, wilde Blümchen pflückend. Seitwärts am Grabmahle lehnte ein Mann von hoher Geſtalt gramvoll an einer Säule, und ſtarrte ſo unverwandt in das Geäder des Marmors, als wolle er in das große, tiefe Herz der ewigen Natur eindringen. — Die Morgenſonne warf ſeinen Schatten in flimmernden Thau — er ſelbſt war vielleicht nicht auf Roſen gebettet.

Die Gräfin erſchrak, da ſie den Fremden bemerkte. Sie trat hinter Geſträuch, das ſie verbarg; doch behielt ſie ihn im Auge, und ihre Pulſe klopften ſchneller.

Pedro, der ſich während der emſigen Blumenleſe ganz ſtill verhalten, tauchte nun aus den grünen Wellen des Graſes auf, und mit einem Sträußchen, ſo voll, als es die kleine Hand nur faſſen konnte, ſprang er, leicht wie eine Sylphe, auf den Fremden zu und ſagte: „Da, armer Mann, bringe ich Dir Augentroſt.“

Der fremde Mann fuhr zuſammen. Er bückte ſich haſtig zu dem Kinde herab und ſprach: „Augentroſt! den könnte ich brauchen. Wer biſt Du, mein holder Knabe?“

„Ich bin Pedro!“ antwortete der Kleine in ſtolzer Kürze. „Was fehlt Dir denn aber?“ fragte er eben ſo weich.

Die Stimme des Kindes ſchien dem Fremden wunderbar zu rühren, er nahm ihn auf ſeinen Arm und küßte ihn innigſt.

Wenn das Solfiere wäre! dachte die Gräfin in ihrem Verſtecke, und er wüßte nicht, daß er ſein Kind am Herzen hielte! — Die ganze Seele war in ihrem Auge. Faſt blieb ihr kein Zweifel mehr, als ſie den Fremden mit gedämpftem Laut aber ihrem leiſen Ohre noch verſtändlich, weiter fragen hörte: „Mein ſüßer Knabe, kennſt Du wohl eine gewiſſe Gräfin Marie?“

Pedro nickte. „Ich kenne Viele,“ erwiederte er vergnügt; „Marie, den Major, den Vater, die Mutter, den Lazarus, der ſchläft — —“

„Ja wohl, er ſchläft!“ — fiel der Fremde der aufzählenden Geſchwätzigkeit des Kindes in die Rede, wahrſcheinlich glaubend, es meine den Todten; denn ſein Blick ſtreifte die Thür des Grabmahls. „Doch laß ihn ſchlafen und ſage mir: Wo iſt Marie?“

„Die wohnt darüben,“ antwortete der Kleine, gewohnt, die Nähe von Bernſtorf alſo bezeichnen zu hören.

Er iſt's! dachte die Gräfin. Sie hatte das bebende Dringen in ſeiner Erkundigung gehört.

„Marie nennt mich immer ihren Augentroſt,“ fügte Pedro mit einem engelhaften Lächeln hinzu; „das hier iſt Deiner, nimm ihn nur! ich muß zur Mutter.“ Der Knabe ſtrebte fort.

„Warte doch noch ein wenig!“ bat der Fremde. „Oder wollteſt Du wohl, mein liebſter Pedro,“ fragte er mit Schmeicheltönen, „auf den Abend wieder hierher kommen? Ich habe ſo ſchöne Muſcheln, die würde ich Dir ſchenken.“

„Zeige einmal!“ forderte Pedro halb ungläubig, und hielt noch Stand.

„Auf den Abend bringe ich ſie mit,“ verſprach der Fremde: „wirſt Du Dir ſie aber auch holen?“

„Wenn die Mutter es mir erlaubt,“ war die gehorſame Antwort des Kindes. „Adieu, guter Mann!“ Pedro warf ihm noch ein Kußhändchen zu und entſprang im Nu, die Mutter aufzuſuchen. Der kleine Strauß weißer Blümchen und Vergißmeinnicht blieb in der ſehnlich ausgeſtreckten Hand des Fremden.

Die Gräfin zog ſich raſch zurück. Sie war jetzt nicht gefaßt, dieſe Zuſammenkunft zu beſtehen, aber entſchloſſen, Solfiere, wenn er es nämlich war — auf den Abend an Pedro's Statt zu ſprechen. Der Wunſch, ihn zu kennen, wurde ihr dann erfüllt, ſie wollte ihn beſchwören, dieſe Gegend ſchleunigſt zu meiden, daß Mariens Ruhe nicht abermals gefährdet würde — und endlich kam ihr der verwirrende Gedanke, der Italiener könnte das Kind wohl gar rauben wollen.

Nie hatte der Gräfin eine Sonne länger gezögert, als im Laufe jener Stunden. Der Major und ſeine Frau kamen zum Beſuch, doch fuhren ſie zeitig wieder nach Hauſe, weil Marie ſich nicht ganz wohl befand und die abendliche Kühle ſcheuete. Der Graf begleitete ſie zu Pferde. Und an dieſem Tage war es, wo Marie, wie in einer Ahnung ſeiner Nähe, ſagte, ſie würde jetzt vor Solfiere's Anblick zittern. —

Sobald die Gräfin das Rollen des Wagens und den Hufſchlag von dem Roſſe ihres Gemahls nicht mehr hörte, ging ſie in den Garten. Pedro war abſichtlich von ihr zerſtreuet und entfernt gehalten worden.

Leiſe, mit umſichtigen Blicken, ſchwebte ſie über den Boden, den der Herbſt mit falbem Laube zu bedecken anfing; jedes rauſchende Blatt, von ihrem Fuße berührt, ſtörte ihr ängſtend die Stille der Erwartung; ſie hätte dem Winde, der ihr ein Geheimniß ins Ohr blies, ſagen mögen, daß er ſich nicht in ihre Angelegenheit miſche, um jedes Wort weiter zu tragen. — Der Fremde ſtand an derſelben Stelle, wo die Gräfin ihn am Morgen geſehen; die Blümchen, welche Pedro ihm gegeben, ragten ihm aus der Weſte, als trüge er ſie auf ſeinem Herzen. —

Stumm und ſichtlich betroffen verbeugte er ſich vor der ſchönen Frau, welche, das helle Auge zu ihm erhoben, die Stufen des Mauſoleums hinanſtieg. Sogleich machte er Miene, weichen zu wollen; doch die Gräfin, erſchrocken über dieſe rückgängige Bewegung, rief ihm mit verſagender Stimme zu, der die Furcht, er könnte ihr entrinnen, einen gebietenden Ton gab: „O bleiben Sie, mein Herr, wenn ich nicht irre, ſo haben Sie ein Recht an dieſen Platz!“

Solſiere — denn er war es wirklich, ſtutzte, an eine ihm gänzlich unbekannte Dame verrathen zu ſein. Er ſtammelte einige Worte, die wie eine Entſchuldigung ſeines Hierſeins klangen.

Die Gräfin lächelte. Mit flüſternder Haſt, als gälte es den nächſten Augenblick ſo ſacht als möglich zu haſchen, ſprach ſie: „Sie waren heute ſehr gütig gegen meinen kleinen Sohn, Signore; ich bin die Gräfin Dodona!“ — In dieſem Moment leuchtete der Abendſchein durch die Bäume und verklärte die Geſtalt der Gräfin.

„Sind die Todten auferſtanden?“ fragte Solſiere mit flammenden Blicken. „Dieſe Stätte ſcheint ſich zu bewegen, und wie ein himmliſches Lichtgebild ſehe ich die Dame dieſes Namens vor mir, deren irdiſche Reſte in dieſer Halle ruhen.“

„Wohl ihr!“ ſagte die Gräfin erglühend und mit einem preßhaften Seufzer; „das Leben iſt ein wüſter Traum, und ihre Nachfolgerin preiſt dieſe edle Verſtorbene ſelig, ſowohl im Sinne ihrer frommen Tugend, als auch um mancher Erfahrung willen, die ſie verſchlief.“ —

Solſiere's Blick forſchte ängſtlich in den Geſichtszügen der Gräfin. In höchſter Spannung fragte er: „Und der wunderſchöne Knabe, den ich dieſen Morgen ſah, iſt — Ihr Sohn, gnädigſte Frau? O, wie glücklich iſt der Vater dieſes Kindes!“ Die Natur nahm den Ton dieſer Frage, dieſes Ausrufs aus ihrer tiefſten Ahnung, während das feurige Auge des Italieners, auf Adelheids ſchönen Formen verweilend, ſeinen Worten eine Deutung gab, die da ſagte, wie ſehr der Graf auch als Gatte zu beneiden wäre.

Der Gräfin wallte das Herz. Wie gern würde ſie jetzt den armen Solſiere durch das Geſtändniß der Wahrheit entzückt haben; aber ſie durfte der Schwäche des Mitleids nicht geſtatten, was ſie Mariens heldenmüthigem Verlangen verweigert hatte. So wehrte ſie gewaltſam dem Drange ausſtrömender Wonne, und nur was ein bethränter Blick ausdrücken kann und darf, dies ſagte der ihrige ihm. Sie antwortete: „Mein Gemahl iſt nicht minder glücklich durch die zufriedene Ehe ſeiner Tochter.“

Solſiere entfärbte ſich. „Marie?“ — — hauchte er mit fragendem Laut hervor, der wie ein Todesſeufzer klang.

„Ja wohl, Signore!“ erwiederte die Gräfin nun gefaßt und trat ihm näher, „Marie iſt vermählt. — Die Zeit drängt, und ich darf nicht ſäumen, Ihnen zu ſagen, daß ich in das unglückliche Geheimniß Ihrer Liebe eingeweiht bin. So beſchwöre ich Sie denn jetzt bei allem, was Ihnen jemals heilig war und iſt, ſtören Sie Mariens ſchwer errungenen Frieden nicht zum zweiten Male. Ach, wüßten Sie, wie elend die Arme geweſen, was ſie gelitten — Gott allein weiß es! — Möchten Sie einen Kranken wecken wollen, wenn er in leiſer Betäubung die tödtlichſten Schmerzen weniger empfindet? Auch Marie war krank, ſeelenkrank! Gönnen Sie ihr die Ruhe des Vergeſſens, den Schlaf verzweifelnder Gefühle, worin ihr nun von ſtillen, ſanften Freuden träumt!“ —

Solſiere lächelte mit bleichen Lippen; ein Blutstropfen perlte darauf, der Zeuge unterdrückter Empfindungen.

„Man hat Marie gezwungen, zu heirathen,“ ſagte er in rügender Weiſe, indeß ein Anflug von Rache ſeine Stirn verfinſterte; „ſie ſelbſt wäre dieſer Treuloſigkeit nimmer fähig geweſen; auch wird mich Niemand überreden, daß ein ſo ſchläfriges Glück die lebhafte Marie befriedigen könnte.“

Die Gräfin erröthete vor Angſt und Empfindlichkeit. Sie ſprach: „Die Umſtände waren der wohlthätige Zwang zu jener Verbindung, keine perſönliche Willkür maßte ſich dieſes Recht an. Und von gebrochener Treue, mein Herr, kann nie die Rede ſein, wo die Schuld des Mannes der Geliebten das Herz brach.“ — Der Vorwurf, den Solfiere der Gräfin gemacht, und den ſie ihm ſchärfer noch zurückgab, ſpitzte ihren Ton mit durchdringender Schärfe. Sie traf ſein Innerſtes. Er ſank zu ihren Füßen, barg ſein Geſicht in die Falten ihres Gewandes und rief ſchmerzlich: „So iſt Marie mir denn verloren! Jetzt, da ich ſie mein nennen könnte! Nach unſäglicher Mühe und aufgegebenem Hoffen beweiſt ſich endlich ein rächender Zufall gegen uns gerecht, indem er einen Theil von dem entriſſenen Erbe an mich und meinen Bruder fallen läßt. Es iſt eine wunderbare Verknüpfung darin; doch mein Kopf iſt ſo wirr, mein Herz ſo befangen — wie könnte ich eine lange, verwickelte Geſchichte erzählen? Genug, nicht wie ein Bettler käme ich, um die Tochter des Grafen Dodona zu werben. Ich bauete auf ihr Wort, auf ihre Liebe; — aber ich bauete auf Sand!“ Solfiere lachte bitter — die Gräfin fror; doch lächelte ſie wie das Bedauern, und ſprach: „Sie baueten ein Grabmahl für dieſen Wunſch, Signore! Mariens Liebe war nicht Sand, der keinen feſten Grund giebt, er hätte denn ihre Lebensuhr füllen müſſen, um langſam und betrübt in den kleinſten Körnern der Zeit zu verrinnen; allein das Vorurtheil meines Gemahls iſt Stein, der nie eine gefällige Form anzunehmen vermag. — Die ſchöne Kunſt, der Sie

Sich weiheten, tröſte Sie; der Dienſt der Himmliſchen erheiſcht Opfer — Sie haben es gebracht, Solfiere! Ihr Vaterland, ſo reich an herrlichen Blüthen und durchwebt vom warmen Odem der Liebe, wird Ihnen eine Gattin nach Ihrem Herzen nicht ſchuldig bleiben."

„Marie!" rief Solfiere mit troſtloſer, erſtickter Stimme, und umſchlang noch immer in derſelben Stellung die Kniee der Gräfin im heftigſten Affect. Sie machte einen ſchwachen Verſuch ſich loszuwinden und ſprach: „Marie iſt eine deutſche Hausfrau geworden; treu und eingezogen lebt eine ſolche nur für ihre Pflicht. Die Mauern ihres Hauſes begrenzen ihre Welt, und Marie verläßt die ihrige nur, nicht um den Spuren einer geſtorbenen Leidenſchaft nachzugehen, ſondern als ein Schutzgeiſt ihrer Unterthanen, Segen zu verbreiten und Seligkeit davon zu tragen."

„Ach, einmal nur möchte ich mich an Mariens Anblick weiden!" ſagte er ſehnſuchtsvoll; ſein Auge glänzte, da er es aufhob, als ſähe er ihr Bild.

„Um Gotteswillen nicht, Signore!" flehete die Gräfin; „Sie würden dadurch quälend gegen ſich ſelbſt und grauſam an Marie handeln. — Verlaſſen Sie dieſen Ort und dieſe Gegend ſobald als möglich! Meine Achtung folgt Ihnen dann — und — wer weiß, ob nicht dermaleinſt ein Augenblick kommt, der —" Die Gräfin redete nicht aus, ſie hatte ſich verſtrickt, indem ſie ihm eine unbeſtimmte Hoffnung geben wollte.

Solfiere ſchüttelte den Kopf voll kleiner, dunkler Locken, in ſeiner Miene lag ein Zweifel in ſeinem Entſchluß an ſeinem Glück; das Feuer ſüdlicher Natur loderte in ſeinem Blicke, da er ſprach: „O, mit welcher Gluth liebe ich ſie noch!"

„Auch der Aetna brennt in prächtigen Flammen“ — antwortete die Gräſin zwiſchen leiſem Schmerz und lautem Stolz; „aber ſeine heißen Ergüſſe zerſtören die Hütte des Friedens und den keimenden Genuß der Saat. Ein deutſches Herz liebt anders, Signore! Die Ruhe ſeiner Liebe iſt ihm theurer, als der eigene Wunſch, ja, theurer als das Leben; denn es liebt aus Liebe, und nicht aus Selbſtſucht. Und was der prahleriſche Dünkel der Leidenſchaft — ſehr bezeichnend iſt dieſes Wort; denn es ſchafft Leiden nur — Kälte nennen mag, iſt Kraft des göttlichen Gefühls, das ſeinen Lohn in ſich trägt!“

Die Gräſin ſtand wie ein höheres Weſen da; ihre Wangen brannten, indeß nur noch ein blaſſer, röthlicher Schimmer ihre Geſtalt umfloß. Solſiere betrachtete ſie mit Ehrfurcht und Entzücken. Ein kühles Rauſchen, wie Geiſternähe, bewegte die Bäume rings umher.

„Mein Gott, es wird ſpät!“ ſagte die Gräſin ängſtlich, an die Gefahr dieſes Aufenthalts gemahnt. „Laſſen Sie mich nicht vergebens bitten, entfernen Sie Sich von hier!“

Solſiere ſtand wie angewurzelt.

„Im Namen von Mariens Mutter beſchwöre ich Sie,“ fuhr die Gräſin immer dringender fort, „verweilen Sie nicht länger, Solſiere, nachdem ich Ihnen dies alles nun geſagt! Sie würden die Ruhe der Todten, wie der Lebendigen ſtören!“ —

Der Italiener lächelte ſeltſam. „Die Todten ſind gaſtfreundlicher, als Sie, meine vortrefflichſte Gräſin!“ ſagte er leiſe, wie im Geſpräche des Irrſinns. „Ich lag in der vorigen Nacht auf dieſer kalten Schwelle, kein anderes Obdach ſuchte ich mir; aber der Schlaf, die Wohlthat der

Müden, blieb fern, mich zu erquicken. Ich täuſchte mich in die Vergangenheit hinein, die Schloßuhr ſchlug mir ſüße, verlorene Stunden. — Marie ſchwebte auf mich zu; aber es war nur ein weſenloſer Schatten, dem meine aufgeregte Phantaſie ihren ſchönen Körper gab. Es flüſterte um mich her, als hörte ich ihren holden Gruß; allein es war nur ein mitleidiges Lüftchen, das ihre ſanfte Stimme angenommen. — Endlich, ermattet in Sehnſucht, ſchlief ich ein. Nicht lange, ſo berührt es ſacht und kühl meine Wange. Ich blicke auf, und eine bleiche Dame — mit ſehr milden Zügen — o, ich wollte ſie malen und könnte ſie bilden! — ſtehet vor mir und ſpricht: Du haſt dich hier nicht wohl gebettet! Komm herein zu uns, es iſt noch Raum da! ich werde dir die Thür ein wenig offen laſſen. — Bei dem wahrhaftigen Gott! ich träumte nicht; es war ein wirkliches Schauen, denn ich ſah die weiße Frau durch dieſen Eingang verſchwinden, worauf das volle Licht des Mondes fiel, ſo daß es blendend ſich mit jener Erſcheinung miſchte und gleichſam ihre Form, die ich doch deutlich geſehen, ätheriſch auflöſte. — Ein ſchlummerähnlicher Taumel hielt jedoch meine Sinne umfangen, bis der Anbruch des Morgens mein Bewußtſein frei machte. Sogleich faßte ich nach der Thür — und — o Himmel! das Schloß war nicht völlig zu. Es kam mir ein Grauen an; aber es rieſelte, wie aus der Ruhe tiefſtem Quell in meine Seele. — Ich redete leiſe, dankbare Worte zu der gütigen Wirthin dieſer heiligen Halle, die mir freundlich geweſen, da ich mich ſelbſt unwerth fühlte, ihre Schwelle zu bewachen — und bat ſie, mir das Plätzchen, was ſie mir einräumen wollen, einſt zu vergönnen, wenn meine Zeit erfüllt ſein würde. Und ob dies auch nur ein Spiel meiner Einbildungskraft war, tröſtete es mich doch."

Auch die Gräfin überlief unter dieſer Erzählung ein furchtſamer Schauer. „Marie war geſtern noch am Sarge der Mutter und des Bruders geweſen, und das Schloß widerſtrebt zuweilen“ — ſagte ſie.

„So nahe mir, und doch ſo ferne!“ ſprach Solſiere traurig, an Marie denkend.

Die Gräfin horchte — der Trab eines Pferdes ließ ſie die Rückkehr ihres Gemahls vermuthen; doch durfte er ſie hier, und am allerwenigſten ſo nicht finden.

„Ich muß fort!“ ſagte ſie raſch; „ich glaube, mein Mann iſt eben gekommen. Leben Sie wohl, Solſiere! Laſſen Sie mich beruhiget von hinnen gehen; verſprechen Sie es mir.“ Sie reichte ihm die Hand, welche er mit heißem Munde küßte, und drückte die ſeinige wider Wiſſen und Willen.

„Und auch Sie, Gräfin, ſähe ich niemals wieder? Niemals?“ — fragte er, wie in bittender Betrübniß.

„Vielleicht doch!“ antwortete ſie, und ein Strahl glomm in ihrem Auge, der eine dunkle Hoffnung in ihm entzündete.

„Vielleicht,“ fuhr ſie, den Fuß ſchon zum Gehen gehoben, fort, „bin ich Ihnen einſt ein Bote der Freude, Ueberbringer eines ſchöneren Glückes, da ich heute die ausübende Gewalt einer ſtrengen Nothwendigkeit war. — Bewahren Sie dies Sträußchen aus der Hand der Unſchuld als ein vorbildliches Geſchenk!“ — Sie rührte die trocknen Blümchen flüchtig an und erſchrak vor dem ungeſtümen Pochen ſeines Herzens.

„O theure Gräfin!“ rief Solſiere, „vergeſſen ſollte ich dieſen Ort und dieſe Stunde? Nimmermehr! Ein neues

Band hält meine Seele auf ewig hier geſeſſelt. Und was ich ferner auch erſtreben mag, das Schöne iſt doch weg — das kommt nicht wieder! — Wenn es zu ſuchen mein Auge einſam umherirrt, dann wird Ihr liebenswürdiges Bild, Ihr letztes Wort, o Gräfin, ſein Troſt ſein. — Ich gehe alsbald; beſorgen Sie nichts für Mariens Ruhe. Sie ſtehet in dem Schutze Ihrer Wünſche. — Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich! Ach, wie ſchwer iſt es doch zu ſcheiden, wo das Herz ſein Bleiben fühlt!« — Zwei warme Tropfen rannen auf ihn herab, er ſog ſie auf — es war der Abſchiedskuß des Mitleids.

Die Gräfin wollte ihm die feſt umſchloſſene Linke entziehen — ihr Bemühen ward ein Händedruck, der recht vom Herzen kam. Sie wandte ihr thränenvolles Auge ihm noch einmal zu, und riß ſich dann in bezwingender Schnelle von dieſer leidenſchaftlichen Scene los. Ihr Athem flog, ihre Schritte waren noch ſtolz im Fliehen, wie das Reh, mit dem Pfeile in der Bruſt, in edler Haltung dem Gefühl der Wunde zu entrinnen wähnt und die tödtende Spur hinter ſich läßt.

Dieſe Zuſammenkunft mit Solſiere, welche die Gräfin nur in einer löblichen, vermittelnden Abſicht aufgeſucht, hatte ihr Empfindungen nachgelaſſen, die ihr die Scheu von der Entdeckung einer für ſich ſelbſt beſtandenen Heimlichkeit einflößten und ihr Gemüth mit einer verſtohlenen Süßigkeit erfüllten, die es in Gährung brachte. Mariens Intereſſe, wofür die Gräfin zu handeln geglaubt, war wunderbar zu ihrer eigenen Angelegenheit geworden. Die Erinnerung an jenen Auftritt vermengte ſo ganz ihre Gefühle, daß ſie den Erfolg nicht deutlich unterſcheiden konnte. Sie war ſich ſelbſt nicht mehr klar. —

An Marie dachte ſie mit entſchuldigender Milde. Sie fühlte den ganzen Zauber ſchmeichelnder Bethörung, wenn dieſe von den Lippen eines Mannes fließt, der, wie Solſiere, keine andere Form kennt, als diejenige, welcher ſeine idealiſche und glühende Phantaſie das Gepräge giebt. Sie bedauerte Marie; dann regte ſich wieder ein kleiner, heimlicher Neid gegen die noch immer ſchwärmeriſch Geliebte, in der Solſiere — wie hätte dies die Begeiſterung und Inbrunſt des Sehnenden erhöht! — nicht einmal die Mutter ſeines, dieſes Kindes wußte. An der drängenden Unruhe, womit die Gräfin heute in der Geſellſchaft ihres Gemahls aushielt, fand ſie einen ſchwachen Maßſtab, die Leere der Stunden und die hoffnungsloſe Länge der Leiden zu meſſen, wie Marie ſie einſt ertragen. Doch Auserwählten, und zu dieſen rechnete die Gräfin die Tochter ihres Gemahls — werden die Tage der Angſt verkürzt; und Marie lebte nunmehr ruhig und glücklich.

Nie hatte der Gräfin ein Mann ſich ſo leidenſchaftlich bezeigt, wie Solſiere; ihre erſte Liebe war ein zartes, ſchüchternes Gefühl geweſen, und der geſetzte Charakter des Jünglings, der ſie gewonnen, ſein blöder Wunſch, ihren Beſitz zu behaupten, erleichterte ihr den Entſchluß, ihm zu entſagen. Sie hatte immer mit einigem Stolz auf dieſes Opfer zurückgeblickt. Sie achtete es nicht mehr. Eine kleine, ſchwache Stunde hatte ihre rühmlichen Ueberzeugungen erſchüttert. „Wie iſt Marie geliebt worden! Wie wird ſie noch geliebt!“ ſagte die Gräfin oft zu ſich ſelbſt. „Und iſt ihr Verdienſt etwa ein anderes, als hingebende Schwäche?“ — Sie zürnte heimlich der abweiſenden Würde ihres eigenen Benehmens, das ſie vereinſamt hätte im Lenze der Jugend; das Bewußtſein ihrer Tugend ward ein ödes Gefühl, und herbe, heiße Thränen, die der Genius der Weiblichkeit lächelnd zählte, rollten dann in ihren Schooß. Sie weinte um Täuſchungen ihrer Wünſche, um Freuden, die ſie für unwiederbringlich hielt.

O ſchwaches, weibliches Herz! was iſt's um deine Tugenden, wenn die Demuth nicht ihre erſte iſt? Von ihnen wird es einſt heißen, wie ein heiliger Sänger ſagt: „Nur einige werden belohnt, die meiſten werden vergeben!“ —

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfundvierzigster Band.

Die Schweſter. Vierter Band.

Hannover, 1842.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Schweſter.

Von jener Zeit an ward die Gräfin ſtill, einſilbig und in ſich ſelbſt gekehrt. Das Jahr darauf ſtarb ihr Gemahl plötzlich am Weihnachtsabend; ein Ereigniß, das die Geſundheit der Gräfin, die einem tieferen Blicke den Wurm im Buſen der Roſe verrieth, kaum verwinden konnte. Dazu waren die letzten Verfügungen des Erblaſſers, welche er, von einer ahnenden Stimme getrieben, kurz vor ſeinem Tode gerichtlich aufnehmen ließ, nicht geeignet, ihr krankes Gemüth zu heilen. Zwar hatte der Graf ſeiner Gemahlin ein anſehnliches Witthum ausgeſetzt; aber dieſe Fürſorge war an harte Bedingungen geknüpft, und Adelheid hinſichtlich einer zweiten Verehlichung ſo behindert, daß der Wille ihres Mannes, ſie ſolle als Gräfin Dodona leben und ſterben, in ſeiner ganzen egoiſtiſchen Blöße unter unzureichenden Gründen erkennbar war. Der Major von Frankenthor, zum Vormunde der beiden Knaben ernannt, empfing in der unbeſchränkteſten Vollmacht einen rührenden Beweis von dem Vertrauen des Verſtorbenen, und auch Marie war gut von ihrem Vater bedacht worden.

Die Gräfin fühlte ſich empört von dem Teſtamente ihres Gemahls. Sie verachtete die ſchönen Renten, womit er den ſclaviſchen Zwang ihrer Neigung in goldnen Feſſeln hatte halten wollen; der eiferſüchtigen Tyrannei nun ledig, hielt ſein ſtarrer Arm ſie aus dem Grabe noch ab, nach freier Wahl zu handeln. Ihr Herz litt viel in dem Kampfe der Gefühle; denn mit jener ſchmerzlichen Wehmuth, die der Tod einer uns nahen Perſon erregt, zumal wenn er blitzſchnell im betäubendſten Schlage erfolgt und unſere Faſſung lähmt, ſtritt eine feindſelige Kränkung, wogegen es keine Wehr mehr gab, als ſchweigenden Trotz. Der Verluſt des Gemahls mahnte an jedes Gute in ſeinem Charakter, an jeden Beweis ſeiner Liebe, und reichliche Thränen bezahlten ihn mit Ueberfluß; doch ſein letzter Wille ließ ihn als einen Räuber zum Orcus gehen, der ſein Opfer gebunden zurückläßt. Marie und ihr Gemahl ſahen mit Beſorgniß, wie die Gräfin ſich in Gram und Groll verzehrte, wie ihre Kräfte dahin ſchwanden. Sie erkannten dieſen Zuſtand und wie dringend erforderlich er einſchreitender Mittel wäre; doch die Gräfin war unempfindlich für dieſe Theilnahme, und weigerte ſich ſogar der Hülfe des Arztes.

Der Frau von Frankenthor war noch aus einem beſonderen Grunde bei der krankhaft gereizten Stimmung ihrer Stiefmutter ängſtlich zu Muthe. Sie fürchtete, es kränke Adelheid nun, daß ihr Sohn durch Mariens unrechtmäßiges Kind um die Hälfte ſeines väterlichen Erbes gebracht würde; denn die beiden Knaben gingen genau zu gleichen Theilen. Bei der erſten Gelegenheit ſchüttete Marie ihren Kummer gegen die Gräfin in ſanften Klagen aus, ſich mit ſolcher Schuld belaſten zu müſſen, und in der Unſchuld ihres Kindes einen Raub an ſeinem kleinen Freunde zu ſehen. Und ruhe auch der väterliche Segen auf dieſem Nachlaſſe, ſo werde er dem Pedro doch niemals gute Früchte tragen; denn die Lüge ſäe immerdar Unkraut unter den Weizen, und der Gott der Gerechtigkeit, deſſen Wohnung das Licht ſei, bringe früher oder ſpäter die Wahrheit in ihren Folgen an den Tag. —

Die Gräfin hatte dieſe Rede ſtumm angehört; jetzt aber, da Marie nun ſchwieg und ſeufzte, ſagte ſie mit einer Miene, worin die ſchnödeſte Geringſchätzung des Reichthums lag: „Alſo auch Du! Ich dächte es um Dich verdient zu haben, daß Du mich beſſer kennen ſollteſt, Marie! — Bleibt Dein Knabe der Freund meines Sohnes, ſein treuer Bruder und Gefährte lebenslang, ſo hat Lazarus die Einbuße des halben Erbtheils gegen größeren Gewinn getauſcht; denn eine liebende, treue Seele würde mit dem Golde der ganzen Welt ja nicht zu theuer erkauft.“

Die Gräfin ſagte dieſe Worte mit dem tiefſten Schmerze eines ungeliebten Herzens.

Und es ſchien denn auch ein Keim der innigſten Sympathie mit dieſen Kindern geboren zu ſein; leiſe nur entwickelte die Zeit die zarten Triebe geſchwiſterlicher Uebereinſtimmung. Der trübſelige Blick des Einen lockte ſogleich Thränen in des Andern Auge, ein Lächeln des Vergnügens fand in dem Geſichtchen des Bruders ſeinen hellen Spiegel, in dem Lallen der Freude ſchon ſeine Antwort. Wie verſchieden auch in ihren Neigungen, ſtets waren ſie ſich gleich in der gegenſeitigen Bereitwilligkeit, einander alles hinzugeben. Immer war es die nämliche Blume, nach der die Knaben haſchten; doch nur die kleinen Hände fanden und drückten ſich, und die Blume blieb entweder Beider Eigenthum, oder Keines. Legte die Mutter oder Marie zum liebſten Zeitvertreibe ihnen ein Bilderbuch vor, ſo vereinigte ſich ihr Geſchmack gewiß in demſelben Blatte.

„Wenn das ſo fortgeht, helfe Gott!“ ſagte die Gräfin einmal lachend zu Marie. „Sie wählen und wollen nur einen Gegenſtand; denn es iſt ihnen alles gemeinſam. — Wie ſollte es werden, wenn nun die Liebe einſt, welche im Sinne der Leidenſchaft geſonderten Beſitz erheiſcht und keine Theilung verträgt, dieſen Gleichſinn auf die Probe nähme und ihrem Bunde ein fremdes Herz gäbe? — Dann aber könnten wir ein Trauerſpiel erleben; mein Troſt iſt es nur, daß ſie ſich nicht in ihre eigene Schweſter verlieben können — wenn Du, Marie —“ Die Frau von Frankenthor erröthete; ihre Ehe war ohne Kinder, und bis dahin ohne Hoffnung dazu.

Doch an dem zärtlichen Bande, das die beiden Knaben ſo eng zuſammenhielt, als hätte die Natur ſie wirklich in dem allernächſten Verhältniſſe der Geſchwiſterlichkeit verbunden, erquickte Marie ſich innerlich. Dies Werk der Vorſehung erſchien ihr als ein täuſchender Schleier für den abirrenden Urſprung des kleinen Pedro. Die Liebe ſelbſt in ihrer zarteſten, unſchuldigſten Geſtalt heiligte das nothgedrungene Wagniß, den Sohn der Sünde neben den Sohn ihres Vaters zu ſtellen.

Der Major maßte ſich nun pflichtmäßig der Erziehung ſeiner beiden kleinen Schwäger an, und ordnete und ſchaffte auf den Gütern des Grafen, da dieſer vor nicht gar zu langer Zeit Bernſtorf ſich, wenn auch nur mit Wünſchen und Gedanken, zu eigen gemacht hatte. So ſpottet der Wechſel des Schickſals der kurzſichtigen Plane des Menſchen!

Frankenthors waren jetzt veranlaßt, öfter nach Noſten zu kommen, und dann und wann länger daſelbſt zu verweilen. Zwar wohnte die Gräfin dort, doch miſchte ſie ſich in keine ökonomiſchen Angelegenheiten, und von dieſem Mittelpuncte aus ertheilte der Major ſeine Befehle an die Wirthſchaftsbeamten des ganzen Gebiets, dem er als Repräſentant der Gutsherrſchaft vorgeſetzt war.

Als der Major einſt, von den bekümmerten Einflüſterungen Mariens über das immer leidendere Befinden der Gräfin und ihren Eigenſinn zu einem Entſchluſſe gebracht, in der Sprache des männlichſten Ernſtes, dem auch die widerſpenſtigſte Frau ein Gehör nicht verſagt — ihr die Pflicht zu Gemüthe führte, ſich dem Leben und ihren Kindern zu erhalten — rollte ein Wagen in den Hof und der Leibarzt der Familie Dodona ſtieg aus. Die Gräfin hatte ihn nicht berufen, und ſie wußte nun, auf weſſen Antrieb der vielbeſchäftigte Doctor ſo gelegentlich käme. Ein lächelnder Spott lag in dem blaſſen Geſichte der kränklichen Dame, da der Arzt ſich mit ſchlauer Unwiſſenheit nach ihrer Geſundheit erkundigte. Sie antwortete, wie wenn ſie ſich nur ſcheinbar überwunden, oder wenig auf den Rath des Doctors gäbe; doch ließ ſie es geſchehen, daß er ein bedenkliches Examen abhielt, als deſſen Reſultat er die flüchtige Meinung hinwarf, die Bäder von Piſa würden gegen ſolche Uebel dienlich ſein — vielleicht nur, weil ſie ſo entfernt waren, wie ſeine Einſicht dem wahren, warmen Quell dieſer Krankheit. —

Aber die Gräfin nahm das entfallene Wort erröthend auf; ein lichter Gedanke belebte augenſcheinlich ihre Züge. Mit allen Merkzeichen, daß der Arzt die rechte Chorde getroffen, zog die Gräfin andere Saiten auf, und fragte nun ſo ſichtlich geneigt, daß es dem Doctor nicht ſchwer ward, die Antwort entſprechend einzurichten. Auf hartnäckigen Widerſpruch gefaßt, erſtaunte er, ſeinen erſten Vorſchlag, der bei der Schwierigkeit, ihn auszuführen, kaum ſein Ernſt geweſen, in dieſem Grade beachtet zu ſehen. Er redete ſich und die Gräfin mit umſtändlichen Erörterungen in die heilſame, frühlingsmilde Luft jener Gegend, in die Anwendbarkeit ihrer ſchwefelhaltigen Quellen, auf ſolche leidende Zuſtände hinein, und ehe er das Schloß verließ, war die Reiſe nach Toscana beſchloſſen.

Der Major kam ſehr vergnügt nach Hauſe und erzählte ſeiner Frau, welche daheim geblieben war, den Erfolg ſeines Einſchreitens. „Sie wird die Kinder mitnehmen wollen —“ war Mariens erſter Gedanke, und wirklich wollte die Gräfin das. In ihrer mütterlichen Furcht wagte Marie, was ſie ſich ſonſt nie erlaubte, die Anſicht ihres Gemahls, welche hierüber entſcheidend war, zu lenken, und der Major ſah ein, daß ſeine Frau vollkommen Recht hätte. — Er ſtellte der Gräfin vor, daß die Knaben ſeiner Aufſicht nicht entlaſſen werden dürften, und unterſtützte dieſen verſagenden Anſpruch mit feſten Gründen. „Nun, ſo wollen wir theilen —“ ſagte die Gräfin mit einem bedeutſamen Blicke auf Marie. Sie hatte jedoch ihre guten Urſachen, nicht zu äußern, welches der Kinder ſie mitnehmen möchte; dieſe ſollten ſelbſt beſtimmen — der Major ſchwieg noch unſchlüſſig. Mariens naſſes Auge ruhete auf Pedro — er ſah zu ihr hinauf, und als ob er die bittende Thräne verſtände, ſprach er: „Ich bleibe hier!“ Lazarus umſchlang ihn jauchzend; die Kinder wollten ſich nicht trennen — und die Mutter würde ja einmal wiederkommen, meinten ſie, den abtrünnigen Ausſpruch ihrer Neigung mit dieſer getroſten Hoffnung zu entſchuldigen.

So blieben ſie denn Beide zurück, und die Gräfin reiſte nach den erforderlichen Anſtalten, die in möglichſter Eile getroffen wurden, und nach einem trüben Abſchiede allein.

Glücklichere Tage als die, welche jetzt für ſie gekommen waren, hatte Marie nie gelebt. Sie durfte ohne Hehl und

Scheu die zärtlichen Pflichten einer Mutter an Pedro üben und ſich ſeiner Nähe wie ſeiner Liebe freuen. Auch der kleine Lazarus war ihr ſehr theuer, und ihre Sorgfalt machte keinen Unterſchied; vielleicht war ſie ſogar noch ängſtlicher für ihn bedacht, als für das eigene Kind. Sie meinte der Gräfin damit zu vergelten, was dieſe ſo treu und gern an ihr gethan; — doch Gottes Gedanken ſind größer als unſere Gedanken! —

Die Knaben belebten die häusliche Stille dieſer Ehe und verjüngten den Major, der ein großer Kinderfreund war. Er ſchaffte ihnen tauſend kleine Freuden, und ihr Vergnügen war ihm ſüßer Lohn. Im Park zu Roſten war ihnen ein Gärtchen eingerichtet worden, das manche ſchöne Blume trug, die ſie mit eigenthümlicher Luſt der mütterlichen Schweſter in den Schooß legten; Zwergbäume edler Obſtart, mit großer Mühe angeſchafft, gönnten ihnen den Genuß ſelbſtgepflückter Früchte, und in einer engen Laube ſaßen ſie ſchmiegſam Arm in Arm und lernten kleine, fromme Sprüche, ihre Aufgabe von Marie.

Um den Knaben, welche jeder ſeiner Erzählungen eine Kriegsgeſchichte mit glühendem Intereſſe horchten, anſchauliche Begriffe zu geben, hatte der Major auf einem ſchicklichen Platze in Bernſtorf eine kleine Feſtung anlegen laſſen. Die Spielerei ergötzte den Major zuletzt ſelbſt, und ſie erhielt die möglichſte Vollſtändigkeit. Die ſchmalen Gräben waren regelrecht gezogen, von den niedern Wällen wehete eine Fahne, worauf Marie das Kleinbild einer Siegesgöttin geſtickt hatte; verhältnißmäßige Kanonen von gegoſſenem Meſſing waren auf das friedſame Heer der Würmer im Graſe, auf die Lanzen der Käfer gerichtet, und das Schilderhäuschen von buntem Blei verſteckte einen Grenadier, den kein anderer Sturm, als etwa ein ungeſtümer Wind danieder warf.

Der Geiſt ſeines Standes kam über den Major, ſo oft er die Luft mit dem Fähnlein der Citadelle tändeln ſah. Er träumte militäriſche Thaten und entflammte die Knaben für Gefahr und Ruhm, während Marie Gefühle anderer Art in ihnen weckte und bildete. Das Gebiet ihrer Erzählung war die bibliſche Idylle, welche die Kinder unter ſanften Schauern anhörten. Als nun der Winter kam und das kleine Fort verſchneiete, die Victoria einſtweilen beigelegt ward, bis der Frühling, ein himmliſcher Herold! wieder erſcheinen würde — ließ die Frau von Frankenthor ein Kripplein bauen, das bis zum Chriſtfeſte ihr Geheimniß blieb. Der heilige Abend war dieſer Familie nun für immer durch den Tod des Vaters getrübt, und daß dieſes traurige Andenken den Glanz der fröhlichſten Feier im Jahre nicht allzuſehr verdunkele, führte Marie ihre Pfleglinge in die ſtrahlende Helle jener Wunderwelt ein, und ließ ſie mit entzückter Seele das göttliche Kind und alles, was ſich bei der Geburt des Heilandes begeben, ſchauen.

Die Zeit flieht nicht ſchneller, als wenn ihr Kreislauf gleichförmig iſt, und wenn ruhige Gewohnheit ihr die weichen Schwingen leiht.

Ein Jahr war um, unbegreiflich geſchwind für Marie, auch der Major äußerte, er wiſſe nicht, wo es geblieben wäre.

Die Gräfin war noch nicht zurück. Sie ſchien nicht in den Bädern von Piſa zu baden, ſondern in den Lethe hinab getaucht zu ſein, der ja nach mythologiſchen Quellen — einen Abfluß um die Grotte des Schlafs in Sicilien ſchlängeln ſoll. Der ſinkende Ton ihrer Schwermuth, das Verſtummen jeder Klage, das Vergeſſen der Heimath ließ es vermuthen. Sie hatte ſelten geſchrieben; ihre Briefe waren kurz und in gewiſſem Sinne zurückhaltend. Ihrer Kinder erinnerte ſie ſich nur, wie etwa eine Mutter vom Himmel aus der kleinen Waiſen gedenken mag, denen der Tod ſie entriſſen; die Sehnſucht iſt nun ſelige Ruhe geworden! — ſie weiß ihre Lieblinge geborgen; denn der große Vater über alles, was Kinder heißt, leitet die Seinen mit Mutterhänden hin und her — doch ſie ſelbſt möchte den beſſern Ort nicht mehr tauſchen gegen die wüſte Unruhe eines vorigen Daſeins.

Die Gräfin ſchrieb unter anderen, ſie hätte durch die Connexion einer Dame, deren nähere Bekanntſchaft ſie gemacht, eine kleine Villa, nicht weit von den Ufern des Arno reizend gelegen, in Miethe bekommen, wo ſie nun abgeſchieden zwar, aber wie im Elyſium wohne. — Sie wolle das folgende Jahr die Badecur wiederholen und ihre Geſundheit befeſtigen. Die daſigen Aerzte hätten dazu gerathen, und die Gräfin ſelbſt fühle ſich bereits wie neu geboren. Sie konnte jenes milde Klima, welches ſich als ein ſtärkender und heilender Balſam für ihre ſchwachen Kräfte, wie für die Wunden ihres Herzens bewährt, nicht genug rühmen. —

Der Major ſchüttelte den Kopf, wie wenn er ein ſtilles Bedenken darüber hätte; doch Marie fand das längere Bleiben ihrer Stiefmutter minder auffallend und durch die angeführte Urſache völlig erklärbar. Wir verwundern uns in der Regel über die Handlungsweiſe Anderer nur in dem Grade, als ſie im Widerſpruche mehr zu unſeren Wünſchen, weniger zu unſern Geſinnungen ſteht. Es blieb noch manches Andere räthſelhaft. Die Gräfin hatte große Summen gebraucht, da ſie ſonſt zu edelſtolz war, um luxuriöſe Bedürfniſſe zu haben, und der Major, ein tüchtiger Financier, meinte doch, es wäre zu viel und könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Er nannte die Gräfin ſcherzhaft eine Danaide. — Sie war ferner eine gütige, anhängliche Herrin gegen ihre Leute; doch das kleine, dienſtliche Gefolge, welches ſie gen Süden begleitete, war nach dem Verlaufe der erſten Saiſon ſämmtlich von ihr verabſchiedet worden. Dies mußte nach dem Erachten des Majors und ſeiner Gattin den allerbeſonderſten Grund haben, da doch ſonſt in einem Lande, das mit fremder Zunge ſpricht, ein von heimwärts mitgebrachter Domeſtik ſeiner Herrſchaft im Preiſe ſteigt und ſelbſt ein Fehler in geringeren Anſchlag gebracht wird, als der Mangel bekannter Mittheilungen.

Endlich, im dritten Winter ihrer Abweſenheit, kam ein Brief von der Gräfin, der die Abſicht der Rückkehr enthielt und in großer Aufregung geſchrieben zu ſein ſchien. Sie gab eine ungefähre Zeit an, wo man ſie erwarten dürfte, doch ſollte der Major ihr keine Relais legen, weil ſie, um unabhängiger zu reiſen, mit Extrapoſt kommen würde.

Ein ahnender Schreck zitterte bei dieſer Nachricht durch Mariens Glieder. Sie verkannte ſich jedoch in dieſem Gefühl. Freilich dachte Pedro's Mutter nun mit Bangen daran, daß ſie in den geliebten Kindern gleichſam die Hälfte des Herzens vermiſſen werde; — aber ſie ſtrafte dieſen Gedanken, welcher der Gräfin einen freudigen Willkommen vorenthielt.

Die nöthigen Anſtalten zu ihrem Empfange wurden getroffen; die Zeit kam und ging, doch die Gräfin blieb aus. Dem Major ward die beſtändige Ungewißheit verdrießlich, worin er nicht wußte, ob und wann er der Ankunft ſeiner Schwiegermutter entgegenſehen ſolle. Er konnte nicht füglich von der Stelle und fand ſich in jedem Unternehmen gehemmt.

Marie ertrug dieſen harrenden Zuſtand ohne Murren; denn das Warten iſt die Kunſt der Frauen und die Geduld eine weibliche Tugend. Sie nahm ſich jeden Tag dankbar mit, der ihr den Genuß des mütterlichen Glückes noch in dem bisherigen Verhältniſſe ließ.

Der Frühling fing ſchon an zu beginnen, als einſtmals um Mitternacht der ſchmetternde Hall eines Poſthorns die Frau von Frankenthor aus leiſem Schlummer ſchreckte. Sie rüttelte den Gemahl, der im feſten Schlafe lag, und machte ihm begreiflich, daß die Gräfin vermuthlich eben gekommen wäre.

„So ſpät noch? und nach Bernſtorf?" fragte der Major ſich ermunternd, und dieſer Zweifel drückte ſeine Unluſt aus, das weiche, warme Bett zu verlaſſen.

Marie, bebend im Froſte dieſer ſchreckhaften Ueberraſchung, wickelte ſich in ihren Mantel und ſchlüpfte in das nächſte Zimmer, wo die Kinder ſchliefen, ſie, wenn die Gräfin wirklich da wäre, ſogleich wecken zu können. Indeſſen hatte der Wächter mit träger Weiſe das Thor geöffnet, zwei Reiter nur ſprengten in den Hof.

Wer da ſei? donnerte der Major, aufgebracht über die nächtliche Störung, welche ſein Erwarten abermals täuſchte, hinab.

„Ein Courier!" rief der Wächter mit gleich großem Reſpect vor dieſem Tone, wie vor einer Charge, die befugt ſei, Lärm zu blaſen, wo die Stille der Nacht und die Ruhe der Herrſchaft ihm die Pflicht auflegten, für ſchweigende Sicherheit zu wachen.

Dieſe Antwort fand den Major als einen gefaßten Mann auf ſeinem Platze. Er drängte die erſchrockene Gattin, welche dieſen Zuruf gehört hatte und mit ihm wollte, ſanft zurück, die Hiobspoſt erſt allein zu vernehmen. Es dauerte Marie lange, im Schweben zwiſchen Furcht und Angſt auszuhalten, bis er kam, ihr Kunde zu bringen. Er trug einen offenen Brief in ſeiner Hand und das Blatt wankte ſichtbar. Sie blickte ihm forſchend in das verſtörte Geſicht und ſprach: „In Deinen Zügen, mein Freund, ſtehet ein Unglück geſchrieben. Sage es mir nur lieber bald! Die Gräfin — heiliger Gott im Himmel! ſie wird doch nicht ermordet worden ſein?“ —

Mit erſchöpfter Stimme antwortete der Major: „Warum das Schlimmſte denken, meine gute Marie? Ja, wir werden ſie nicht mehr wiederſehen, die theure, liebe Frau! denn man hat ſie zwei Tagereiſen von hier, in B..., im Gaſthofe zum Engel — das Zeichen iſt ominös! geſtern früh todt im Bette gefunden. Doch, wie mir der erſte Geiſtliche des Ortes ſchreibt, der ein würdiger Mann ſein muß — iſt keine Spur von irgend einem gewaltthätigen Ende an der Leiche zu bemerken geweſen.“

Marie ſchauderte vor dieſem Worte zuſammen. Die ſchöne, lebensvolle Geſtalt ſollte nun ein Leichnam ſein! eine todte Hülle, der die glänzende Pſyche entflattert wäre in den ewigen Aether! —

Marie ſank matt in einen Stuhl und brach in lauten Schmerz aus.

„Faſſe Dich, mein Herz!“ ſagte der Major ſo tröſtend als entſchloſſen, „ich muß nun unverzüglich fort. Das wäre mir noch vor einer halben Stunde wahrlich im Traume nicht eingefallen! — Du wirſt es wohl mit guter Art den Kindern beizubringen ſuchen. Beruhige Dich nur, geliebte

Frau! Denke an Deine zarte Geſundheit, der Du nicht viel bieten darfſt — denke auch an mich!“ — Er ſchloß ſie an ſeine Bruſt; die Bewegung war ſo ſprechend. All' ſein Glück umfaßte er in ihr und zeigte, da dieſer jähe Fall ſie ſo tief beſtürzte, ihr die Stätte der Freundſchaft und der Treue.

Die Morgenröthe fand das Schloß nun in Unruhe und Trauer. Marie ſehnte ſich einige Minuten einſam zu ſein, um ſich ſammeln zu können. Sie ging auf ihre Warte, blickte hinüber nach Roſten und weinte ſehr.

O! wie bange iſt doch der Blick in die Stetigkeit der Natur, in die große Kette der menſchlichen Betriebſamkeit, wenn das gebrochene Herz den Wandel des Lebens empfindet und ein theures Glied der Familie nun fehlt, ohne daß im Ganzen die kleinſte Lücke bemerkbar wäre! — Wer ein Auge brechen ſah, das ihm Liebe lächelte und das ſeinige in friſchen Thränen zum Himmel hebt, dem ſcheint die Sonne nicht, ohne daß jeder ihrer Strahlen ſeine Seele zerriſſe.

Die Frau von Frankenthor bemerkte nicht die kleinſte Veränderung; nur ſie allein fühlte den Tod der Gräfin. „Arme Menſchen!“ dachte Marie ſchmerzerfüllt, „die ihr für den eiteln Ruhm der Schönheit und der Größe lebt, wie ſchnell ſeid ihr vergeſſen! und wie ſo ganz! — Ein kleiner, enger Raum umſchließt der Wünſche weites Streben, und die Urne faßt den Staub der blühendſten Reize. Nur die Liebe lebt ewig im Gedächtniſſe des Herzens. O gute Adelheid! mir biſt du nicht geſtorben!“ —

Nach acht Tagen kamen die Eilboten, welche der Major ſeiner Gattin verſprochen hatte, um anzuſagen, daß der Transport der Leiche mit dem Anbruche des nächſten Morgens in Roſten eintreffen würde. Marie beſtellte nun alles und nahm ſich vor, gefaßt zu ſein. Aber als die Thüren des Mauſoleums nun geöffnet ſtanden, drinnen die ſchimmernden Särge, als auf ein gegebenes Signal die Glocken mit betäubendem Schalle gingen und von allen Thürmen rings umher ein klagendes Echo läutete, als nun der Trauerwagen langſam zwiſchen den Linden des Gartens ſchwankte, wo die Gräfin ſo oft in Jugendſchöne gewandelt, da brach Marie das Herz und ſie empfing die erblaßte Freundin mit hellen, heißen Thränen. Von den näheren Umſtänden bei dem Tode der Gräfin konnte der Major ſeiner Frau nur Weniges mittheilen. Sie war, nach der Ausſage des Wirths zum Engel, geſund, nur etwas blaß in dieſem Gaſthofe angekommen, und hatte ſich die Pferde für den andern Tag ſehr früh beſtellen laſſen. Ein Fremder, der dicht neben ihrem Zimmer logirte, wollte darin um drei Uhr Morgens einen leichten Gang über die Diele und das klirrende Oeffnen eines Fenſters vernommen haben. Als es nun laut wird im Gaſthauſe, erſcheint die Zofe, eine junge, leichtſinnige Perſon, welche, wie der Bediente verſichert, noch nicht lange in Dienſten der Gräfin und bereits unterrichtet geweſen, daß ſie am Ziele der Reiſe abgelohnt werden würde — mit übernächtigem Geſicht im Flur, wo ſie einer Aufwärterin ſagt, ihre gnädige Herrſchaft werde nach dem Frühſtücke klingeln; doch eher ſolle man es nicht bringen. Die Frau Gräfin befinde ſich unpaß, und ſie (die Zofe) gehe eben, den Poſtmeiſter Namens ihrer Dame zu erſuchen, daß er die Pferde um ein paar Stunden ſpäter ſchicke. Die Zofe, welche ſchwer zu tragen geſchienen, wäre darauf in Haſt und Eile fortgegangen und man hätte ſich um ihr Gehen und Tragen weiter nicht bekümmert oder Arges daraus gehabt. Als aber die Zofe nicht wiederkommt, der Poſtillon ſchon lange hält und bläſt, ohne daß ſich in dem Zimmer der Gräfin etwas regt oder rührt, da kommt es den Leuten bedenklich vor. Die Wirthin geht ſelbſt hinauf und ihr Geſchrei verſammelt alsbald das Perſonal des Hauſes. Die Gräfin liegt wie ſchlafend, die Hand auf dem Herzen; doch dieſes Herz ſchlägt nicht mehr! — Man läßt Aerzte herbeirufen, ſie entdecken einen bläulichen Streif, der an der linken Seite des bereits verkühlten Körpers hinabläuft, und erklären ihn für den Beweis des Schlages, der wahrſcheinlich die Folge einer jähen Erkältung wäre. Das Fenſter ſtand noch offen, es ergab den Schluß, daß die Gräfin ſich unvorſichtiger Weiſe der Nachtluft ausgeſetzt hätte, was ſie mit dem Leben hätte bezahlen müſſen. — Die Zofe blieb verſchwunden und mit ihr eine Chatoulle von unerſetzbarem Inhalte, denn nicht nur die Koſtbarkeiten der Gräfin, ihr ganzer Geldvorrath, ſondern alle ihre Papiere und Briefſchaften fehlten. Es ward der verdächtigen Perſon ſogleich nachgeſetzt; doch ſie hatte bereits einen zu ſtarken Vorſprung gewonnen, und jene polizeilichen Bemühungen blieben fruchtlos.

Dies war aber auch alles, was der Major von Frankenthor ſeiner Frau über den Tod ihrer mütterlichen Freundin zu ſagen wußte, und es befriedigte Marie bei weitem nicht. Dieſes plötzliche Hinwegſcheiden nach langer Trennung und ſo nahe dem Wiederſehen der Ihrigen — der Raub jener Papiere ſogar, die doch ein Nachlaß geweſen wären, den ihr Geiſt berührt hätte — war für Marie nicht zu verſchmerzen. Sie konnte mit ihrem Leide um dieſen traurigen Vorfall nicht abſchließen. Es ließ ihr ein Gefühl von Sehnſucht zurück, als ob es geſtillt werden würde. Einſt! das wußte ſie wohl, und Himmelsahnen hob ihr Herz dabei; aber eine geſpannte, irdiſch unruhige Erwartung regte ſich oft in ihrer Bruſt, als müſſe ſie der vorangegangenen Adelheid, oder den letzten Spuren ihres Lebens hienieden noch begegnen. Nachdem die Zeit vorüber war, wo die tragiſche Neuigkeit von dem Abſterben der Gräfin ſich in ihren Wirkungen verbreitete, brachte es in den äußern Verhältniſſen der Familie faſt durchaus keine Veränderung hervor. Sie war zu lange fort, um lebhaft bedauert zu werden; der Zauber ihrer Gegenwart war zerſtört, man gedachte ihrer nur noch wie aus der Ferne, und alles ging den alten Gang.

Selbſt den beiden Knaben, die ſich ſo ſehr ſchon auf die Mutter gefreut, ohne ſie jemals vermißt zu haben, waren die Farben ihres Bildes verblaßt, ehe der Tod es entfärbte; und Kinderthränen trocknen bald!

Eine lange Reihe von Jahren verſtrich, ohne daß irgend ein wichtiges Ereigniß das frohe Stillleben im Hauſe des Majors von Frankenthor unterbrochen hätte. Die tiefſte Ruhe herrſchte in Mariens Schickſal; der Sturm jugendlicher Leidenſchaft hatte längſt geſchwiegen, und ihr Herz glich einem Waſſerſpiegel, auf deſſen unterſtem Grunde zwar verſunkener Kummer und ein Geheimniß der Schuld ſchlief, das aber in ſeiner Oberfläche den reinen Himmel der Zufriedenheit wiederſtrahlte. Ihre Söhne — denn auch Lazarus, Graf Dodona, ward mütterlich von ſeiner Schweſter angeſehen — waren ein paar ſehr liebenswürdige Jünglinge geworden. Obgleich ſehr verſchieden in der Anlage und Ausbildung ihrer Talente, in ihrer ganzen Natur, in jeder Richtung ihres Geiſtes, hatten ſie dennoch nur eine Seele, eine Seele der Liebe! Und das Band, was ſie ſo nah, ſo eng zuſammenhielt, wie die Brüder aus Siam, ging vom Herzen zum Herzen.

Ihr edler Pflegevater, der Major, hatte ihnen den Begriff der Ehre in der höchſten Bedeutung dieſes Princips eingeprägt. Sie waren die Zöglinge ſeiner Grundſätze. Das Wort ſeines Vortrags war jedoch weniger eine Predigt, als eine Officiersparole, und wenn beide Jünglinge die Ideen des Adels rein auffaßten, ſo nahm ſie durch die Eigenthümlichkeit des Lehrers, beſonders für Pedro — die Pointe militäriſcher Geſinnung an. Sein heftiges Temperament war überhaupt dazu geneigt, mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, während Lazarus im ſtarken Bezwingen des Unwillens zuerſt den Kampf mit ſich ſelbſt ausfocht.

Marien verdankten ſie religiöſen Unterricht, die Schule zarter Gefühle und milder Sitten. Lazarus fand ſeinen Gott in der Natur, und der Vater aller Weſen, den er hinter dem Schleier der Sichtbarkeit ſchaute, füllte ſein tiefes Gemüth mit frommem Vertrauen. Er liebte die Wiſſenſchaften und weihete ihnen ſeinen Fleiß. Züge ſtiller Größe, welche die Geſchichte aufbewahrt, drückten ſich in ſeine Seele, und Leonidas war ſein Held.

Pedro glühete für die Kunſt. Seine Andacht entzündete ſich an dem Bilde einer Heiligen, an dem feſtlichen Schmucke einer Kirche, und Marie ſeufzte, daß der einfache Cultus ihres Glaubens ſein Herz kalt ließ und ſeine Gottesverehrung ſinnlicher Anregungen bedürfe. —

Als das Alter ihrer Mündigkeit herannahete, ſprach der Major öfter davon, „daß er ihnen die Güter übergeben und wie er dieſe theilen werde.“ Theilen? fragten die Junglinge und ſahen ſich und den Major mit erſtaunten Blicken an; ihre brüderliche Liebe hatte keinen Raum für dieſen Gedanken. Sie baten den Major um ſeine fernere

Mitwirkung bei dem vereinigten Beſitze der väterlichen Erbſchaft.

„Meinethalben bleibt beiſammen! mich aber laßt in Ruhe, liebe Jungen,“ antwortete der Major, „ich beſchränke mich auf Bernſtorf; dies reicht hin für die Kraft eines alten Mannes und für ein Auge, das allgemach blöde zu werden beginnt.“

„Dieſe Separation, liebe Kinder, dürfte dennoch nothwendig ſein, und keineswegeſ der Innigkeit Eurer brüderlichen Liebe nachtheilig,“ wendete Marie in Bezug auf den ernſteren Ausſpruch ihres Mannes ein, „denn wenn Ihr nun einmal heirathet, und das werdet Ihr doch! wie dann?“ —

„Heirathen?“ fragten die Jünglinge abermals wundernd und lächelnd; ihre Herzen hatten noch nicht in dieſem Wunſche geſchlagen — „auch dann trennen wir uns nicht!“ ſagte Pedro mit dem Tone ewiger Entſcheidung, und Lazarus drückte ſtumm, aber feſt, die dargereichte Hand ſeines Bruders.

Aber die Zeit war erfüllet, wo dieſe Treue ihre Probe beſtehen ſollte.

Unter den Bekannten des Majors, denen er bei ſeinem Abgange aus der Garniſon die höchſte Achtung zurückließ, ſtand Graf Syrta, Maltheſer-Ritter und geweſener Landcommenthur, in jedem Sinne obenan. Der Major verdankte der gaſtlichen Güte dieſes Mannes ſchöne, geſellige Stunden, und als er ſcheidend aus jenen Verhältniſſen zum letzten Male über die Schwelle ſeines Hauſes ſchritt, nahm er ein dankbares Andenken und den Wunſch mit ſich fort, den Beſitzer deſſelben einſt in ſeinem Eigenthume willkommen heiſen, oder ihm einen anderen Beweis erkenntlicher Werthſchätzung geben zu können.

Die Urſachen, warum der Landcommenthur ſich den Würden ſeines Standes entzogen, wenn er auch noch ihre Titel und Zeichen trug, waren nicht bekannt, und man ſetzte ſie gemeinhin in den Zuſtand ſeiner körperlichen Beſchaffenheit, die nicht für amtliche Bürden gemacht ſchien; denn er war von kleiner, ſchwächlicher Geſtalt, und ſein Wuchs ſogar ein wenig mißgeformt. Dennoch ſtand er in hohem Anſehen, und ſein geiſtreicher Umgang galt für einen Vorzug, der Jedem zu Ruhme gereichte, dem er ſeine Gegenwart gönnte, oder den er mit ſeiner Gunſt beehrte. Er hatte auf dem in der weiteſten Vorſtadt entlegenen Dome ein prächtiges Haus mit einem ſchönen Garten inne, hielt offene Tafel für die geiſtlichen Herren und viel auf die Freuden der Welt, wenn er auch den beſſeren Genuß einer freundſchaftlichen Mittheilung nicht verkannte und ſich zuweilen nach einſamer Ruhe ſehnte.

Um dieſem Bedürfniß zu genügen, hatte er von dem Domcapitel den Antheil eines zu dem Stifte gehörigen Gutes erkauft und ſich eine Villa in italieniſchem Geſchmack dahin bauen laſſen, wo er alljährlich eine Brunnen- oder Kräutercur gebrauchte, und in lauen Luftbädern die Glieder ſtärkte, welche von dem üppigen Wohlleben der qualmenden Stadt erſchlafft waren.

Ward dieſes romantiſchen Aufenthaltes erwähnt und dabei geſagt, daß der Landcommenthur allda den Lenz feiere, ſo lächelte er und ſprach: „Nein, nur Silentium!“ — aber er freuete ſich jedesmal auf die liebliche Einöde und kehrte erholt zu den Anſtrengungen des geſellſchaftlichen Lebens zurück, die er ſeelentödtend nannte und mit Ironie beurtheilte, doch nicht für immer entbehren konnte; „denn es ſind nicht alle frei, die ihrer Ketten ſpotten!“

Da die Villa Claudia — welchen Namen ihr der Landcommenthur zu Ehren ſeiner Mutter gegeben — nur eine halbe Tagereiſe von Bernſtorf lag, ſo verließ Graf Syrta ſie nie, ohne den Major beſucht zu haben, und dieſer hätte ſeinen Monarchen nicht beſſer empfangen können. Die Frau von Frankenthor gefiel dem Landcommenthur über die Maßen und er bewies, daß auch ein Ritter von Sanct Johann galant gegen Damen ſein könne. Die Zeit dieſes werthen Beſuchs, die ſtets mit Sehnſucht erwartet worden, verſtrich nur immer zu ſchnell; denn der Landcommenthur wußte ſo anziehend von Malta zu erzählen, verſtand ſo fein zu ſcherzen, daß Niemand auf den rauſchenden Flug der Stunden merkte, bis die der Trennung ſchlug.

Selbſt die Geſichter der Domeſtiken, in der Regel die treueſten Spiegel von der gaſtlichen Geſinnung ihrer Herrſchaft, hellten ſich auf, wenn die ſtattliche Equipage des Landcommenthurs anrollte; ſie drängten ſich herzu, ihm dienſtlich zu ſein, denn er pflegte fürſtliche Trinkgelder auszutheilen.

Als er einſtmals wieder erwartet wurde, geſchah es umſonſt. Auf ſeine Nachfrage hörte der Major mit Befremden, daß Graf Syrta diesmal gar nicht nach der Villa Claudia gekommen wäre, doch ſtatt ſeiner bei Nacht und Nebel eine Dame, die das ſtrengſte Incognito behauptet und die Zimmer der Villa noch nicht verlaſſen hätte.

Wie wunderlich dem Major dieſe Nachricht auch war, ſo ließ er ſie doch auf ſich beruhen, und Marie ſagte, ſie dächte, der Landcommenthur käme wohl noch.

Allein er blieb aus. Nach der Ernte bemerkte der

Major, daß dieſer Sommer ihm die Frucht der Freundſchaft nicht getragen, er fühlte eine Lücke in der Rechnung ſeiner jährlichen Freuden, und die Muße des Herbſtes erlaubte ihm ſie auszufüllen. So beſchloß er ſelbſt nach dem Wohnorte des Landcommenthurs zu reiſen, um ſich von ſeinem Wohlbefinden zu überzeugen und den Grund ſeines Ausbleibens zu erfahren. Graf Lazarus begleitete ſeinen Vormund und Schwager, Pedro wollte Marie nicht ganz allein laſſen.

Kaum angekommen in jener Stadt, war der erſte Gang des Majors nach dem Dome. Lazarus wollte ein Muſeum in Augenſchein nehmen, das nur noch wenige Stunden geöffnet und dann für die nächſte Woche verſchloſſen blieb.

„Vielleicht komme ich noch," ſagte er, und der Major überließ es ihm. Unterweges fiel ihm ein, wie, wenn der alte Freund nun todt wäre? Dieſe Frage fiel ihm aufs Herz, und es ward ihm ſchwer, da er ſich dem Hauſe näherte. Stille waltete ringsum. Zögernd zog der Major die Klingel, und als ſie mit lautem, ihm bekanntem Tone ſchallte, dachte er noch einmal: „Wenn nur die erſte Stimme in dieſen Räumen nicht etwa verſtummt wäre!" —

Als nun der Thürhüter erſchien und auf die Frage: Ob der Herr Landcommenthur anweſend ſei? ein träges Ja! antwortete, da erröthete der Major und athmete leichter. Der aufwartende Bediente hatte ihn nicht ſobald gemeldet, als auch der Landcommenthur ſchon ſein Zimmer weit öffnete, dieſen ſeltenen Gaſt um einige Secunden früher zu begrüßen. Ein herzliches Wiederſehen von beiden Seiten erfolgte. Doch bald bemerkte der Major, wie auffallend Graf Syrta gealtert hätte. Der Sonnenſchein des Humors beleuchtete ſeine Züge nicht mehr, kein Scherz verjüngte ſeine Lippe, und finſtere, ſorgenſchwere Wolken hielten ihm die heitere Stirn umzogen, und verſchwanden ſelbſt nicht ganz, als der Eintritt des Majors ihn ſichtlich erfreuete.

Nach den erſten Wechſelreden kam die Frage an die Reihe, warum der Landcommenthur nicht nach ſeiner Villa gekommen? „Da war keine Blume,“ ſetzte der Major poetiſch gelaunt hinzu, „die ſich nicht darüber gewundert hätte! Sie blübeten vor Verdruß nicht einmal ordentlich auf und die Nelken platzten ſogar!“ —

Ein düſteres Lächeln ſchwebte um den Mund des alten Herrn. Er entgegnete: „Auch ich hätte wahrlich! vor Angſt und Unmuth berſten mögen. — Die Verlegenheit, in der ich mich befinde, dürfte vielleicht einzig in ihrer Art ſein! — Sie kömmen mir wie geruſen, mein theurer Frankenthor! und ich möchte glauben, Sie kämen auf das Geheiß Gottes!“

Der Major ſtaunte den Landcommenthur an, der ihm Räthſel ſprach. Graf Syrta ſchöpfte einen tieſen, beklommenen Athemzug und ſprach: „Hören Sie mich! ich werde Ihnen eine närriſche Geſchichte erzählen. Ein gewiſſer Marcheſe Mocra aus einer alten, italieniſchen Familie, war mein intimſter Freund, dem ich einſt die Rettung aus großer Geſahr verdankte. Er ſtarb, leider! zu früh, ohne daß ich hätte quitt mit ihm werden können, und die Thräne, welche ich bei der Nachricht ſeines Todes weinte, löſchte jenen Saldo im Schuldbuche meiner Dankbarkeit nicht. Seine Wittwe war eine excentriſche Frau — und dieſe liebe ich nicht ſonderlich. Auch war ihre Lage von der Art, daß ich ihr nichts anzubieten gewußt hätte, als meine Theilnahme, und auch dieſe nur von weitem. Sie führte ein vages Leben, um ſich über den Verluſt ihres Gemahls zu zerſtreuen, und war bald hier, bald da. Ich hielt es für kein Unglück, daß ihre Ehe unfruchtbar geblieben war; denn die jüngſten Kinder ihrer Laune, ein zahlloſes, wunderliches Geſchlecht! ſagten mir, daß ſie ſchwerlich eine weiſe Mutter geworden wäre. Sie war im höchſten Grade überſpannt, hatte die ſeltſamſten Einfälle, und ich erinnere mich, daß mir ihr Blick ſchon damals, als ich ſie kennen lernte, unheimlich vorkam. — So bekümmerte ich mich denn nicht weiter um die gute Dame und überließ ſie den phantaſtiſchen Sprüngen ihrer Ungebundenheit.“

„Vor zwei Jahren erhalte ich einen Brief aus Mailand. Der Name meines Freundes, von einer geübten Frauenzimmerhand, trifft in der Unterſchrift mein Auge und berührt mein Herz. Seine Wittwe meldet mir, ſie wünſche auf einer großen Reiſe in die nördlichen Gegenden mich mit ihrer Pflegetochter zu beſuchen und eine Zeit lang bei mir verweilen zu können.“

„Ich las dieſen Brief mehrere Male, ſein Inhalt wollte mir ſo wenig zu Sinne, als dieſer Beſuch ſelbſt. Es war mir, als hätte nicht nur eine unruhige Neigung, ſondern eine friedloſe Seele dies Schreiben verfaßt. Die Marcheſe war ſchön, erſchien ſie nun mit einer Pflegetochter, von der ich bis dahin noch nichts gehört hatte — — ſo — Sie hören, Major, und richtete ſich häuslich bei mir ein — mein Alter ſchützte vor der Thorheit nicht, mich noch für einen Gegenſtand der übeln Nachrede zu halten.“

„Bald genug brachte mich jedoch die Scham, der Frau eines Mannes, der ſein Glück, ja ſein Leben für mich gewagt, nicht gern und freudig das Thor meines Hauſes öffnen zu wollen, zu dem richtigen Verſtändniß meiner ſelbſt, in ſo fern als dieſer Wunſch nicht abzuweiſen wäre. So beeilte ich mich, ihn zu beantworten, und traf ſpäter meine

Anſtalten zu der Aufnahme der Marcheſe und ihrer Begleiterin, obwohl mit einem innerlichen Grauen vor dem weiblichen Chamäleon, denn das war die Marcheſe, und noch dazu von der hurtigſten Art, das unter dem weißen Mantel meiner chriſtlichen Liebe den Schutz der Gaſtfreundſchaft zu ſuchen kam. — Indeß, wie es nun ſo geht, wenn man ſich mit einem Gedanken vertraut gemacht hat; es war mir ſogar unlieb, daß ein Monat nach dem andern verging, ohne daß meine Gäſte anlangten; ich wußte nicht, woran ich war. Endlich glaubte ich, die Reiſe müſſe ganz unterblieben ſein und gab ihr weiteres Erwarten auf.“

„Im vorigen Frühjahre — ſchon wandelte ich im Geiſte unter den Blumen meiner lieben Claudia — ſchon eilte mein Herz voraus“ — hier drückte der Landcommenthur dem Major die Hand — „ſitze ich eines Abends allein und am Fenſter, das nach der Straße ſteht. Der Mond ſcheint hell, ſein Schattenſpiel täuſcht mir vergangene Scenen vor und verſenkt mich in Tiefſinn. Da rollt ein ſchwerer Wagen langſam vor mein Haus und hält. Ich ſchelle, doch es währte meiner Ungeduld zu lange, ehe der Bediente auf den Ruf der Klingel kam. Er ſtürzt herbei und keucht: Die mailändiſche Herrſchaft ſei nun da. Ich ſtand wie vom Donner gerührt. Die Gäſte fielen wie vom blauen Himmel, und, aufrichtig geſtanden, mir jetzt zur Laſt.“

„Ich begriff mich ſelbſt, wenn auch nicht dieſe unerwartete Ankunft, welche ſich nur ein ganz klein wenig, nur um achtzehn Monate verſpätet hatte. Indem ich mich nun zuſammennahm und in der erſten Beſtürzung länger zauderte, als es für den Ausdruck des Willkommenſeins ſchicklich war, öffnete der Bediente mit größerer Haſt die Thür und ließ ein junges Mädchen ein, das ich ſogleich für die Pflegetochter der Marcheſe hielt.«

»Die Augen des ſchönen Kindes, und welche Augen, Major! ſchwammen in Thränen; ihr erſtes Wort war eine weinende Klage, ein verſchluckter Schmerz, doch konnte ich in dieſer fremdartigen und verzweiflungsvollen Articulation nichts genau verſtehen. Die Idee eines Unglücks, wie es Reiſenden begegnen mag, drängte ſich mir auf, umwerfen und dabei Schaden leiden, ein räuberiſcher Anfall und dergleichen; aber die Wirklichkeit war ſchwärzer als meine Vorſtellung. — Man führt eine Dame herein, die ſich mit matten Schritten nähert. Sie ſtiert mich verſtörten Blickes an, ſie nennt meinen Namen; doch ich ſuche vergebens in dieſem todtenbleichen Geſichte die ſchönen Züge der Frau meines Freundes, ich finde nur noch Spuren eines zerrütteten Geiſtes. Sie präſentirt mir Heliodora, als die Tochter Jephtha, des jüdiſchen Feldhauptmanns, der darauf ausgehe, ſein leibliches Kind umzubringen, und mit der leiſen Stimme des Wahnſinns bittet ſie mich, das Mädchen zu ſchützen, daß es nicht als ein Opfer des unnatürlichen Vaters falle. Die arme Kleine fängt nun laut an zu ſchluchzen und ringt die ſchönen Hände. Aber als der Wortſchwall des Unſinns die Marcheſe erſchöpft hat, ſchweigt ſie, wie in wachen Träumen, und nur ein wirres Lächeln furchtbarer Ruhe redet von ihren blaſſen Lippen.«

»Bei dem heiligen Täufer! mir däuchte, Frankenthor, ich wäre ſelbſt verruckt geworden! — Ich faßte an meine Stirn, dahinter drehete ſich die Chorde der Gedanken ſo raſch und betäubend, daß mir ſchwindelte. Meines Freundes Bild und unſere gemeinſchaftlichen Erfahrungen, das Schickſal ſeiner Gattin, die bibliſche Geſchichte, und jener unſchuldige Engel, durch ein Hirngeſpinnſt darein verwebt — alles ging durch einander. So ſah ich mich in die, für einen Gaſtfreund unangenehme Nothwendigkeit verſetzt, den Arzt eher als den Koch rufen zu laſſen; indeß arrangirte ich mich, ſo gut es eben gehen wollte. Nach und nach gelangte ich zu näherer Kenntniß der unglücklichen Begebenheit, die ich Ihnen nun mittheilen werde.“

„Die Marcheſe tritt wirklich vor zwei Jahren ihre Reiſe an. Noch innerhalb der Marken ihres vaterländiſchen Bodens kehrt ſie gegen den Abend in einem Dorfe ein, wo ſie die Nacht zu bleiben gedenkt. Das Kirchlein des Ortes, in einem Kranze ſchöner Bäume, iſt ihr im Vorüberfahren aufgefallen, und ſie äußert den Wunſch, es zu beſehen; auch iſt es noch hell am Tage. Die Wirthin, welche es übel nimmt, daß die Dame von ihrer kleinen Kirche ſpricht, ſagt: Wäre ihre Kirche auch klein, ſo hätte ſie doch einen großen Ruf und einen Beichtſtuhl, der an Gebühren auf zehn Meilen in die Runde ſeines Gleichen ſuche. Die Marcheſe fragt, ein Wort giebt das andere, und erfährt nun, daß die Kirche zur heiligen Schläferin heiße und ein wunderthätiges Muttergottesbild beſitze, das, wenn es die ſchlummernden Augen aufſchlage, auch die Seelen der verſtockteſten Sünder öffne. Der Anblick eines Frommen wecke es nicht, dann erbliebe es ſchlafend und der Segen der göttlichen Marie erſcheine Jenem im Traume. Sobald aber ein ſchuldbeladenes Herz vor das Bild zu treten wage — ach! wie oft mag unſere liebe Frau in ihrer Ruhe geſtört worden ſein! — dann ſchaue es mit ernſtem Blicke in das tiefſte Gewiſſen hinab, und der Erforſchte dürfe darauf rechnen, daß ihm das Schickſal ſeiner Strafe, unter welcherlei Geſtalt es immer ſei — bald genug klar werde.“ —

„Ein Deutſcher,“ bemerkte der aufgeklärte Landcommenthur lächelnd, „würde hiebei an Gellert’s Brücke gedacht und den Zulauf des Beichtſtuhls erklärlich gefunden haben; der heiße Kopf der Marcheſe brennt vor Begierde lichterloh, das fromme Mirakel ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Sie eilt mit ihrer Pflegetochter nach der Kirche. Die Sonne geht zu Rüſte, die Wände ſchimmern Glanz, nur im Hintergrunde weilt der Schatten, und eine ewige Lampe glimmt düſter in der geweiheten Nacht, worin Maria ſchläft; ein reicher Vorhang verbirgt ihr Bild. Der Glöckner ſchleicht mit ſachten Schritten hin und her und ein lautloſes Schweigen herrſcht, wie wenn gläubige Ehrfurcht den heiligen Schlaf der Madonna bewachte. Dies alles bereitet einen tiefen Eindruck in der empfänglichen Phantaſie der Dame vor. Sie läßt Heliodora zuerſt hinter den Vorhang treten, den der Glöckner mit einem leiſen Winke hebt. Nach einem Weilchen kehrt die Kleine zurück, ihr liebes Geſicht leuchtet verklärt, als ſähe ſie die Engel ihres Traumes ſchon jetzt. — Nun folgt ihr die Marcheſe; aber dieſe bleibt lange, allzulange — denn der Glöckner muß ihr ein Zeichen zur Rückkehr geben. Sie kommt; doch Heliodora erſchrickt vor ihrem Anblicke. Bleiches Entſetzen in ihren Mienen, ſtarrt ſie umher, als beſänne ſie ſich nach einem Anfalle von Ohnmacht; als tauche ihr Geiſt aus ſtygiſchen Fluthen auf. Heliodora wird ängſtlich. Sie glaubt, ihrer Pflegemutter ſei nicht wohl geworden; allein dieſe weiſet ſtumm die beſorgten Fragen des guten Kindes ab. Sie ſchreitet wankenden Schrittes vorwärts und betrachtet den Zierath der Kirche, um mit dem Auge auch ihre Gedanken auf etwas Anderes zu richten. Jedes Bild am Altarblatt der Pfeiler iſt dem Martyrologium entlehnt, und die zarte Haut der Damen ſchaudert, wo ſie mit grauſer Wahrheit dem Bartholomäus abgezogen wird. Noch hängt ein Gemälde wie beſeitiget im Winkel; es ſcheint hier keinen Rang einzunehmen, aber Heliodora findet es ſchön und weilt davor. Sie ahnet nicht, was ihr daran gefällt, ſo wenig, wie die unſchuldige Liebe einer Taube im Spiegel ihr eigenes Bild erkennt.“ —

„Es ſtellt die Tochter Jephtha's vor — ſagt der Glöckner, und erzählt flüſternd die Hiſtorie aus dem Buche der Richter.“

„Die Marcheſe heftet einen erſchrockenen Blick auf das Bild, der immer ſtarrer wird. Sie behauptet, es ſei Heliodora ſelbſt, und auch der Glöckner findet die zufällige Aehnlichkeit.“

„Die Geſtalt der iſraelitiſchen Jungfrau, der ihr Vater ſich mit ſträubendem Haar, mit der Geberde der Verzweiflung abwendet, muß irgend einer furchtbaren Vorſtellung in ihr begegnen. Der letzte Sonnenſtrahl trifft bedeutſam wie ein goldner Pfeil die Bruſt des Mägdleins; aber ein Schwert ſcheint durch die Seele der Marcheſe zu dringen. Sie ſinkt um, man bringt ſie zu ſich und fort; doch ihre Sinne bleiben verwirrt. Sie beharret dabei, Heliodora ſei die leibhafte Tochter Jephtha's und müſſe geopfert werden. — Der die Herzen kündiget, weiß allein, warum das vermuthliche Erwachen der ſchlafenden Maria gerade dieſe fixe Idee in der Dame geweckt haben mag!“ —

„An die Fortſetzung der Reiſe iſt nun weiter nicht zu denken. Sie kehren zurück, die arme Heliodora in Todesängſten. Ein wackerer Arzt behandelt indeß die Marcheſe ſo geſchickt, daß ihre Gemüthskrankheit allmählich wie ein ſchwerer Traum zerrinnt, deſſen Nebel ſich langſam von der Seele hebe. Als ſie ſo weit geneſen iſt, daß der Arzt ihren Kräften die Reiſe zutrauen darf, hält er ihre Zerſtreuung ſogar für nothwendig. Er giebt Heliodora heimlich Verhaltungsregeln, und ſchärft ihr ein, jenes Dorf, obwohl es gerade in ihrer Tour liegt, durchaus zu vermeiden. Die Marcheſe fährt alſo zum zweiten Male vergnügt und ganz vernünftig ab. Schon ſind ſie diesſeits der deutſchen Grenzen, und Heliodora empfindet einen ſehnſüchtigen Trieb weiter und weiter. Eines Abends langen ſie wieder vor einem einſamen, ländlichen Gaſthofe an; er iſt überfüllt, aber die Marcheſe dringt auf Herberge, weil die müden Pferde Raſt bedürfen. Sie dringt auf ihr Unglück! Und es wird ihr zu Theil. — — Das Unterkommen iſt ärmlich; ein reiſender Maler, der vor einigen Tagen hier erkrankt iſt, hat das einzige Stübchen inne und kann nicht verdrängt werden. Die Marcheſe will ſich behelfen; aber für die Kammerfrau iſt kein Raum bei den Damen. Dieſe muß in einem niederen Verſchlage campiren. Die Marcheſe hat eine üble Nacht, ihr Blut iſt in heftiger Wallung, ſie fühlt brennenden Durſt und eine ſtechende Unruhe, während Heliodora ſüß und ſanft den Schlaf der Jugend ſchläft.«

»Dies alles hat die Marcheſe in lichten Augenblicken ſelbſt erzählt. — Endlich ſteht ſie auf, die Kammerfrau zu rufen, daß dieſe ihr Limonade bereite, deren Zubehör ſie bei ſich führt. Der kurze Weg führt über einen ſchmalen Gang. Als ſie die Thür öffnet, ſtrömt ihr der Luftzug entgegen, der zu den Lücken des Daches hereindringt. Sie vernimmt ein knatterndes Blähen und Bauſchen, wie wenn der Wind in einem kleinen Segel ſpielt; der Mond tritt hinter einer Wolke hervor, und ſein voller Schein fällt auf ein Bild, das bis an die Balken der Decke reicht und nur loſe angehängt iſt. Die Marcheſe ſieht es in dieſer nächtlichen Beleuchtung — da weiß ſie nichts mehr.“

„Als nun der Morgen dämmert, findet man ſie bewußtlos auf dieſer Stelle, und die Tochter Jephtha's ſchauet unter den Palmen des Orients harmlos auf die Ohnmächtige nieder; doch der jüdiſche Held, dem der Anblick des Mägdleins vielleicht nicht minder tödtend geweſen, wendet ſich hinweg, als möge er jene furchtbare Wirkung nicht ſchauen. — Gott! an welchen Fäden hängt das Schickſal der Menſchen! Es war das nämliche Bild, was die Marcheſe in jener Dorfkirche geſehen, und jetzt das Eigenthum eben des jungen Malers, der hier krank lag. Die Wirthin hatte erzählt, daß er es gegen ein anderes eingetauſcht, weil es ſeines altteſtamentariſchen Gegenſtandes wegen minder geſchätzt war, als ein Sujet aus dem Leben der Heiligen, wie er es als eine Arbeit ſeiner eigenen Kunſt zum Preis jenes Meiſterſtückes geſtellt. — Der Maler war auf dem Heimwege begriffen, als er hier liegen bleiben mußte, und das Bild, ſeines großen Flächenraumes wegen, nirgend anders unterbringen konnte.“

„Die Marcheſe verfällt nun in völligen Wahnſinn, und Heliodora hält es in Berathung mit ihren Leuten für das Beſte, das Ziel der Reiſe, auch unter dieſen unglückſeligen Umſtänden, zu verfolgen, und hierher ihre Zuflucht zu nehmen, da Briefe und Gelder der Marcheſe von ihr ſelbſt an mein Haus adreſſirt worden iſt.“

„Nun frage ich Sie ganz kalt, Major!“ ſchloß der Landcommenthur mit einem ausathmenden Seufzer ſeine Erzählung, „kann einem Manne, der die Ruhe liebt und ſich ſtets des Gleichmuthes befliſſen, etwas Schlimmeres begegnen, als ſolch ein Beſuch? — Was ſollte ich nun thun?

Die Wittwe meines Freundes in ein Irrenhaus ſperren, oder ſie ihrem hülfloſen Zuſtande überlaſſen? — Dieſe undankbare Alternative blieb mir nur, wenn ich nichts Beſſeres wußte. Aber ich erinnerte mich der apoſtoliſchen Worte: Seid gaſtfrei ohne Murren! wie ſie ſo unbedingt da ſtehen — und ich murrte nicht mehr. Beherbergte ich auch den Dämon des Wahnſinns, der Engel der Geduld, dem ich noch ſelten Raum gegeben, wohnte mir dann bei, und ein anderer Engel, Heliodora! ſprach mein Herz, wie meine Hülfe an. Doch davon nachher. — So hielt ich Conferenz mit meinem Arzte, und da er der Meinung war, daß es räthlich, Heliodora würde von der Kranken getrennt, weil der Anblick des Mädchens mit ihrem Wahnwitz im nächſten Zuſammenhange ſtehe, ſo ſendete ich die Marcheſe ſammt ihrer Kammerfrau auf meine Villa, wo ſie geſondert und unter guter Aufſicht iſt, und in der einſamſten Ruhe zur Vernunft kommen kann. — Auch hatte ich noch einen aparten Grund, ſie baldmöglichſt fortzuſchaffen.“ — Hier hielt Graf Syrta mit einem bedeutſamen Blicke auf den Major inne, als ginge dieſer Grund ihn an; dann, nach einer Pauſe, fuhr er fort: „In den Faſeleien der Dame war ſo viel Combination, und es kamen Namen darin vor — — die — die – nur die taubſtumme Claudia vernehmen durfte. Hier, fürchtete ich, könnten die Wände Ohren und jeder Dachziegel eine Zunge haben.“ —

„Sie tobt nicht, die Marcheſe nämlich — und nähet nur emſiglich an einem Bruſtlatze, den ſie für Heliodora wattirt, daß ihn das mörderiſche Meſſer, womit ihr Vater ſie tödten will, nicht durchdringe. Sobald dieſe wüſte Arbeit ſich ihrer Endſchaft nähert, legt ihr die Kammerfrau andere Leinwand und Watte hin, die Beſchäftigung erhält ſie ſtill und ruhig, und ſo können wir einmal ein kleines Heer von Amazonen panzern, welche der Fleiß der Marcheſe ſtahlfeſt gemacht hätte. — Heiland der Welt! die Sache iſt mir gleichwohl außer dem Spaße!“ —

„Heliodora iſt bei mir geblieben; die arme Kleine dauert mich in der Seele. Auch wollte ich wetten, man wird ihr die Schmach zufügen, ſie für meine natürliche Tochter zu halten. Ja, ja, die Schmach! Ich verſtehe Ihren Blick, mein gütiger Freund! — Dieſe Heliodora iſt aber ein wahres Kind der Sonne und von blendender Schönheit! Ihr dunkles Auge iſt eine flammende Welt, ihr Blick ein Lichtſtrahl! — Sie fühlt ſich verlaſſen und weint oft. Da dachte ich heute — und dieſer Gedanke iſt ahnungsvoll geweſen, wie ich ſehe — wenn ich Heliodora in Bernſtorf wüßte, dann würde ihr wie mir geholfen ſein. Keiner Dame meiner hieſigen Elite —“ dies ſagte der Landcommenthur mit einem ſkoptiſchen Lächeln — „möchte ich ſie anvertrauen; auch muß ich ihr Schickſal leiſe halten, denn weiß ich doch nicht, wem ich eigentlich dafür verantwortlich bin? — Arme Heliodora! die Liebe Deiner Pflegemutter gab Dir einen verhängnißvollen Namen: Moera! das von den Göttern zugefallene Loos! Aber es fiel Dir nicht glücklich, und ſie verliehen Deinen Augen nur dieſe Schönheit, den größten, kindlichen Schmerz zu beweinen! — Sie wiſſen, Frankenthor, wie ſehr ich Ihre Gemahlin ſchätze! Dieſe ſanfte, ſtille Seele, der milde Geiſt Ihres Hauſes, würde ganz geeignet ſein, das gute, fremde Kind zu tröſten. — Auch deucht mir, daß einer Ihrer jungen Schwäger fertig italieniſch ſpräche —“

Der Major nickte mit freundlicher Miene, und der Landcommenthur hielt inne. „Pedro iſt's!“ ſagte Jener; „auch

Lazarus verſucht ſich ein wenig; doch nur dem Bruder zu Gefallen. — Aber wir Alle reden die Sprache der Liebe, und die verſteht jedes Herz; ſie iſt das Idiom der Menſchheit, ja, das göttliche Wort ſelbſt! — Ihre Heliodora wird meiner Frau höchlich willkommen ſein! Ich nehme die Kleine mit mir, die das Glück der Ruhe in meinem Hauſe genießen ſoll. Meine Marie wird ſich Ihres Vertrauens freuen, verehrter Freund! wie ich mich eines Wunſches, der mir Gelegenheit giebt, Ihnen meine Achtung zu beweiſen.“

Der Major ſagte dies ſo bieder und aufrichtig, daß Graf Syrta nicht zweifeln durfte. Er drückte im weiteren Geſpräch dem Landcommenthur ſeine Theilnahme an jener außerordentlichen Erfahrung auf die entſprechendſte Weiſe aus, und billigte die Maßregeln vollkommen, welche der Beſitzer von Villa Claudia getroffen; er meinte jedoch, der Wahnſinn der Marcheſe würde vorübergehend ſein. „Das kommt und geht!“ fügte der Major ſchließlich mit ruhiger Behauptung hinzu, „wer kennt die Heimath der wüſten Geiſter, von denen ſolche Unglückliche beſeſſen werden? Nur ſo viel weiß man, daß oft ein Augenblick hinreicht, ſie zu rufen, oder zu vertreiben.“

Der Landcommenthur ſeufzte, daß es geſchehen möge; aber ſein Glaube daran war ſchwach.

Lazarus war ausgeblieben, der Major dachte an ihn, und daß es nun wohl Zeit wäre, nach der Stadt zurückzukehren.

„Sie müſſen zuvor Heliodora ſehen —“ ſagte der Land-Commenthur, und griff nach einem ſchwarzen Käppchen, ſein ehrwürdiges Haupt zu bedecken. „Wir wollen in den Garten hinab, dort hält ſich das Mädchen am liebſten auf.“

Sie gingen und trafen Heliodora mit dem jungen Graſen Dodona zuſammen. Lazarus hatte ſeinen Schwager hier aufgeſucht und das holde Weſen gefunden, das ihn wie ein fremder Zauber anzog und feſthielt. Der Landcommenthur lächelte dieſes gefälligen Ungefährs vergnügt. „Sehen Sie, Major!“ ſagte er noch von weitem, als dieſer rief, „da iſt ja der Lazarus; ſo iſt die Bekanntſchaft der jungen Leute ſchon gemacht, und der Zufall iſt zuvorkommend gegen uns geweſen.“ —

Der Major fand, als er Heliodora ſah, die Beſchreibung, welche der alte, warm gewordene Freund von ihr entworfen, nicht mehr übertrieben, wie er es vorher im Stillen gethan. Er grüßte das ſchöne, ſchüchterne Kind mit hellen Blicken, dann wendete er ſich an ſeinen Pflegeſohn, der hocherröthend eine Entſchuldigung wegen des Verweilens im Garten ſtammelte, wo die Pflicht der Schicklichkeit ihn zur Eile berufen hätte, ſich dem Herrn des Hauſes vorzuſtellen.

Als Heliodora nach einigen Tagen von dem Landcommenthur Abſchied nahm, dem gütigen Gaſtfreunde, der ſo väterlich an ihr gethan, zerfloß ſie in Thränen; auch Graf Syrta konnte einer großen Rührung nicht wehren, da er das Mädchen von ſich ließ und es dem Major übergab. Heliodora heftete die treuen, traurigen Blicke, die lange noch naß blieben, auf den neuen Beſchützer, als wolle ſie ſich ſeiner Zuverläſſigkeit verſichern, für welche der Landcommenthur die freundſchaftlichſte Bürgſchaft geleiſtet. War die Unterhaltung des Majors mit ſeiner liebenswürdigen Schutzbefohlenen auch ziemlich einſilbig und mangelhaft, da Heliodora nur wenig Deutſch redete, ſo ſprach doch eine edle, ritterliche Gewähr in der Geſtalt wie in dem Benehmen dieſes Mannes ihr Herz beruhigend an. Und niemals reiſte wohl ein Mädchen geſchützter, als Heliodora, ob auch der Major, den die Luft ermüdete, oft eine Strecke weit im Wagen ſchlief. — Graf Dodona ſaß ſeiner ſchönen Gefährtin gegenüber, vom frühen Morgen an bis in die ſpäte Nacht, und die Zeit hatte für ihn aufgehört. Er ſchauete ſich nicht ſatt an dem Lächeln ihres lieben Geſichts, es ward ihm wohl dabei in der tiefſten Seele, wie noch nie. — Er bewachte die Sicherheit der Fahrt, ſchirmte ſie vor jedem Sonnenſtrahle und ſcheuchte das kleinſte Inſect. Ihre Aufmerkſamkeit lohnte ihm dafür freundlich und dankbar, und die trauliche Enge des Wagens war ihm der Raum eines nie gekannten Glückes.

Mariens Erſtaunen war nicht gering, als der voraneilende Gemahl ihr mit kurzen Worten verkündete, wen er mitbringe. Nur flüchtig vermochte der Major das hülfloſe Schickſal Heliodora's anzudeuten; allein er ſagte genug, um das weiche Herz ſeiner Gattin für die liebreichſte Aufnahme zu ſtimmen. Die Frau von Frankenthor hatte ſich ſtets eine Tochter gewünſcht, und ſeit die Gräfin todt und mit ihr jede verwandtſchaftliche Anſprache des Geſchlechts erſtorben war, alſo ſeit lange! fühlte ſie das Bedürfniß eines weiblich angehörenden Umgangs noch ſehnſüchtiger. Die erſte Empfindung bei der Nachricht, womit ihr Gemahl ſie überraſchte, war daher Freude, daß der ſtille, aufgegebene Lieblingswunſch ihr doch, wenn auch ſpät noch, erfüllt würde, und das Nennen von Heliodora's Vaterlande miſchte jenem aufwallenden Vergnügen noch eine wärmere Regung zu. — Aber als Dora, von Lazarus geführt, nun vor Marie trat, da erbebte ihr Herz in einem tieferen Gefühl. — Sie erröthete mehr und mehr und ihr Auge ſchien zu fragen: „Wo habe ich Dich ſchon geſehen, holdes Geſchöpf?“ —

Eine geheimnißvolle Schrift, nicht lesbar für den erſten Augenblick, ruhete in des Mädchens zarten Zügen, und Marie forſchte, ſie zu entziffern. Und als Heliodora nun ſprach, da fingen leiſe längſt verſtummte Saiten in Mariens Seele wieder an zu tönen. Dieſe Stimme war Geſang, ſie redete mit einem Accent, der auch das kleinſte Wörtlein von des Mädchens Lippen bedeutſam machte für die Erinnerungen der Frau von Frankenthor, und das ſchweigende Andenken an Ihn, den ſie nicht zu nennen, kaum zu denken wagte — ward in der alten Liebe laut. — Solfiere ſchwebte Marien vor; aber als hätte ein Engel ſeine Bildung angenommen; kein Schatten der Sünde, nur Licht umfloß ſeine Geſtalt, und in Mariens Buſen war und blieb Friede und ein ſeliges Ahnen. Sie drückte das Mädchen an ihr Herz und umfaßte in dieſer ſchlanken Form einen neuen Beſitz und ein verlornes Glück. — Heliodora beugte ſich auf dieſe mütterliche Hand, welche ihre jugendlichen Schritte leiten wollte, und küßte ſie mit Inbrunſt.

Pedro ſtand von ferne, ſeine Augen flammten nach dem reizenden Anblicke hinüber. Er beneidete ſeinen Bruder zum erſten Male; denn Lazarus hatte die ſüße Vertraulichkeit der Reiſe voraus. Nur dieſem lächelte ſie zu, wie einem alten Bekannten, nur an ihn wendete ſie ſich mit jeder Frage, obwohl Pedro, ihrer Sprache mächtig, ſich hätte beſſer mit ihr unterreden können. Aber vor Pedro ſenkte ſie die ſcheuen Blicke, und die hohe Farbe, worin oftmals, wenn er nahete, ihre Wange entbrannte, legte der befangene Jüngling als Angſt und Abneigung aus.

„Ich will Dich ja meiden, ſchöne Dora! Und Deine Nähe ganz allein dem glücklichen Lazarus überlaſſen —“ dachte Pedro mit eiferſüchtiger Empfindlichkeit, wenn er ſah, daß die reizende Pflegeſchweſter ihre Gunſt ſo ungleich zwiſchen dieſe einigen Brüder vertheilte, was er an den Zeichen derſelben zu erkennen glaubte; denn er kannte den Trug der jungfräulichen Scham noch nicht. — Und Pedro in dieſer kränkenden Täuſchung mied Dora wirklich, ſchweifte einſam umher und entzog ſich dem Kreiſe der Seinen. Dann vermißte ihn Marie, und auch Dora ſchien etwas zu ſuchen; dieſes leiſe, unruhige Spähen entging dem Scharfblicke Pedro's, wie fern er ſich auch hielt, nicht, er bemerkte es mit dem heimlichen Entzücken der Hoffnung. Dann flog er auf die Frage ſeiner Mutter herbei, und riß es ihn hin, ſeines Wunſches gewiß zu ſein, daß Dora mit ſtillem Verlangen nach ihm ausgeblickt, ſo ſchmiegte ſie ſich, von dieſer leidenſchaftlichen Heftigkeit berührt, in ſich ſelbſt, und Pedro zog ſich nach wie vor zurück.

Doch für ſeinen Bruder legte Dora ganz offen das zärtlichſte Wohlwollen zu Tage. Lazarus entbehrte nie ihres holden Vertrauens, ihr freundlichſter Blick flog ihm entgegen. Sie ſaß, ſie ging an ſeiner Seite, als müßte dies ſo ſein, als hätte ſie ihn Aeonen lang ſo begleitet. Nie ließ ſie die kleinſte Zurückhaltung gegen ihn merken, er war der Freund, dem ſie alles ſagte, den ſie allen Andern vorzuziehen ſchien. Er lehrte ſie deutſch, und mit unermüdlicher Geduld befleißigte ſich ſeine Schülerin guter Fortſchritte, ihrem lieben Lehrer Freude zu machen. Dieſer Unterricht gab ihm glückſelige Stunden; doch wenn Pedro und Dora ein paar italieniſche Wörtchen mit einander wechſelten, ſo hatten Beide binnen wenigen Secunden mehr gelernt. —

Seit Heliodora ſich im Hauſe des Majors befand, war Marie in beſtändiger Bewegung des Gemüths. Sie wußte ſelbſt nicht, wovon ſie ſo ſanft, und doch ſo tief angeregt würde, um ſich wie im Erwachen von einem langen Traume der Ruhe zu fühlen. — Leben der Liebe, ein anderes zwar, als welches die Phantaſie der Leidenſchaft fieberhaft erhöht, beſeelte die unbewußten Schläge ihres Herzens, und der Strahl einer untergegangenen Jugendwelt tauchte noch ein Mal auf, ihre letzten Schritte verklärend zu beleuchten. Es iſt eine Erfahrung, die ſich oft beſtätiget, daß die erſte Liebe einer Frau auch zuletzt von ihr empfunden wird. Der Stern der Liebe, der neben unſerer Morgenröthe blinkt, erſcheint uns auch als Hesperus noch, ob auch der Tag des Daſeins mit ſeinen ermattenden Mühen den weiteſten Raum der Zeit fülle. Es iſt daſſelbe ſchöne Geſtirn, das uns einſt goldene Freuden verſprach und dann erblaßte — es kehrt wieder, um zum Schlaf zu winken, und in ſeinem Schimmer finden wir das Grab. Wir freuen uns, wenn es am Himmel der Ahnung aufgeht, dann aber gehen wir zur Ruhe.

Als eine Schlußfolge dieſes Satzes war es daher kein gutes Zeichen, daß Marie jetzt mit entrückter Seele mehr im Gebiete der Vergangenheit verweilte, als ſonſt, obgleich die heimiſche Abkunft Heliodora's, der tägliche Anblick des Mädchens dieſe Ideen-Verknüpfung der Frau von Frankenthor, und ſo manche geweckte Empfindung früherer Zeit als ſehr natürlich hätte erklären können. — Mariens Geſundheit, ſtets ſehr zart und in angreifenden Fällen nur von der weichſten Schonung hingehalten, gab jetzt den Ihrigen zu großer Beſorgniß Anlaß; doch litt ſie nur an allgemeiner Schwäche und klagte niemals. Das Sinken ihrer Kräfte und eine zunehmende Müdigkeit, die nichts mehr wünſchen läßt, als Ruhe, herrſchte in ihr vor, und erſchlaffte leiſe den thätigen Antheil am Leben und die Bande der Erde.

Sie kannte keine Furcht vor dem Tode, und hätte mit Cato ſagen können: „Mir iſt es gleich, zu ſchlafen oder ſterben!“ Und dieſe ſtille Hingebung an das Geſetz der Natur war weder Weisheit, noch Heldenmuth; denn Marie, liebenswürdig nur und unglücklich einſt durch Schwächen ihres Geſchlechts, hatte ſich dem blöden Zagen der Weiblichkeit nie enthoben, — ſondern das reinſte Gefühl der Unſterblichkeit! — Der Gedanke an ein baldiges Scheiden, das ihr bevorſtände, ſtreifte bisweilen ihrem Geiſte vorüber, und ſie erſchauderte nicht davor. Eins nur hätte Marie noch erleben mögen, die Verbindung ihres Bruders mit Dora, deren Einverſtändniß, ſich ewig anzugehören, ſie für entſchieden nahm. Sie gönnte jedoch den Liebenden das ſüße Glück dieſes Geheimniſſes, und ſprach nur mit ihrem Gemahl über jenen Gegenſtand als über eine ausgemachte Sache.

Der Major ſchien ziemlich befremdet; er zweifelte ſogar an der gewiſſen Vorausſetzung ſeiner Gattin. Es ergab ſich aus dem Geſpräch, daß er die dunkle Herkunft Heliodora's für ein Hinderniß dieſer Heirath anſähe.

„O ihr Männer!“ ſagte die ſanfte Marie faſt zürnend, „ſo müßt ihr denn alles verbrieft haben, ehe das Recht der Tugend und der Schönheit in Kraft treten darf? — Siehe Dora nur an! Das Siegel des Seelenadels leuchtet von ihrer Stirn! Sie iſt ein Engel! Ihr Herz iſt ein Document himmliſcher Abſtammung, ein Diplom der reinſten Unſchuld, von Gott ſelbſt ausgeſtellt! — Mein Vater lebt nicht mehr — o erinnere mich nicht daran, Lieber! Welch eine beugende Gewalt der Geburtsſtolz ſei.“ Die Frau von Frankenthor ſenkte das Haupt, als ſie dies ſagte und ſeufzte tief. Der Major vertheidigte ſich nur mit einem überlegenen Lächeln gegen dieſen Vorwurf ſeiner Gattin. Er ſprach, jeden Falls ſei Heliodora noch zu jung, und ihre Verpflichtung gegen die Marcheſe keinesweges durch das Unglück dieſer Dame gelöſt, um in der wichtigſten Angelegenheit ihres Lebens eigenmächtig verfügen zu können, und dem Landcommenthur die entſcheidende Stimme zu überlaſſen, ſei doch in der That das Mindeſte, ſich vor einer möglichen Verantwortung zu ſchützen.

Jetzt lächelte Marie und äußerte, die Verantwortung für die Partie eines namenloſen Mädchens mit dem jungen reichen und liebenswerthen Grafen Dodona, der zu einer Blume der Ritterſchaft heranblühe, dürfe eben nicht ſehr zu fürchten ſein; aber der Major beharrete dabei, das könne Niemand wiſſen. —

So ward denn beſchloſſen, den Grafen Syria abzuwarten, der einen Beſuch in Bernſtorf, Mitte Herbſtes, verſprochen hatte; aber ach! ein anderer, ein bleicher Gaſt kam ihm zuvor — und verſtörte dieſes glückliche Haus, den langen Wohnſitz ſtiller Freuden.

Wie ſehr auch die Freundſchaft der ſchönen Dora den Grafen Lazarus beſeligte, ſo wog ihm dieſer Gewinn doch nicht völlig den fühlbaren Abbruch an ſeines Bruders Liebe auf. Pedro war ihm nicht mehr ſein zweites Selbſt, wie er es einſt, wie er es immer geweſen — und Lazarus fühlte ſich vereinzelt. Ob auch Dora ſich ihm mädchenhaft anſchmiegte, er blieb traurig; der beſte Theil ſeines Herzens fehlte ihm, und er lebte nur noch halb, ſeit jene brüderliche Gemeinſchaft in ihrem weſentlichſten Beſtande, wenn auch ohne ſeine Schuld — aufgehört hatte. Pedro war ihm ein Räthſel geworden; zuweilen fremd, fern und kalt; und dann wieder ſo ungeſtüm in ſeiner Näherung, leidenſchaftlich vergütend und wild in ſeiner Reue ſogar, Lazarus gekränkt und Dora beleidigt zu haben. Jungfräulicher Stolz hielt das Mädchen ab, den grellen Wechſel dieſes Benehmens zu rügen, es empfand ihn nur; — und Lazarus treues Gemüth wußte ſo wenig von ſolchem Wankelmuth, wie von Vorwürfen über die unebenen Launen, mit denen Pedro den ruhigen Lauf ihres gegenſeitigen Verhältniſſes unterbrach. Dora war trennend zwiſchen dieſe Brüder getreten, und der Mutter voraus ſagendes Wort erfüllte ſich. — Daß Pedro oft ſelbſt feindſelig gegen Dora ſchien, und ihr nicht ſelten mit ſcharfem Spotte und ſchneidenden Worten Thränen auspreßte, hielt ſeinen Bruder ab, ihn zu errathen; denn Lazarus hätte auch in der böſeſten Stunde nur Liebe und Güte für Dora gehabt, und wohl eher die Schärfe eines Schwertes gegen ſich ſelbſt gekehrt, als das Mädchen nur mit dem Stachel der Zunge noch leiſe verwundet. Er vereinigte ſeine Kräfte, ſeine Wünſche in dem Drange, das theure Weſen vor allem Uebel ſchützen zu können und es glücklich zu wiſſen; aber Eigenſucht, ſelbſt die edelſte nicht, hatte keinen Theil an dieſem Verlangen. Sah er Dora heiter, ſo genügte ihm dies. Er maßte ſich nicht an, der Schöpfer ihres Vergnügens zu ſein, wenn nur die Quelle ihrer ſchuldloſen Luſt ungetrübt floß. — Dieſe großmüthige Selbſtverleugnung belohnte Dora auf die anhänglichſte Art, während Pedro ihr Lächeln ſtahl, und einen Beweis von Freundlichkeit nur gleichſam wie im Fluge haſchte.

Heliodora war nun beinahe ein Jahr in Bernſtorf und heimiſch in dieſer Familie; denn die Liebe, welche wir finden, welche wir fühlen, iſt die wahre Heimath der Seele; deßhalb ſehnt der Menſch ſich ewig nach Gott! —

Die Blätter fingen an zu ſinken, da warf ein Anfall von Fieber die Frau von Frankenthor danieder. Der Major wich nicht vom Bette der theuren Gattin, aber ſeine Hoffnung wankte, daß ſie aufkommen werde. Er ſaß ſtumm, mit bangem Herzen; wie oft hatte er dem Tode muthig entgegen geblickt! Jetzt aber entmannte ihn die Furcht, er könne ihm ſein Liebſtes rauben. Düſtere Sorge ſchwebte über dem ganzen Hauſe — die Kranke allein war ruhig, nur ſchlummerte ſie viel, und ihr Auge, das dem bekümmerten Schweigen der Ihrigen gern Troſt zugeſprochen, ſank dämmernd zu, und gab geſchloſſen ein Vorbild des längſten Schlafes.

An einem Morgen, als man eben den Arzt erwartete, nachdem die Nacht unruhiger vergangen war, als jede vorige dieſer Krankheit, ging Heliodora in den Garten hinab, die heiße Angſt ihres Buſens und die verweinten Augen zu kühlen. Das Herz wollte ihr zerſpringen, denn ſie hatte den ſtandhaften Major in Thränen, ringend mit dem tiefſten Schmerze, geſehen. Sie war matt zum Sterben, und doch ungewöhnlich erregt, in jeder Fingerſpitze hämmerte ein Puls. Dora hatte bis gegen den Morgen bei ihrer mütterlichen Freundin gewacht, und ſo alle Nächte vorher, ſeit die Frau von Frankenthor krank lag. Sie ſuchte einſam zu ſein, um ſich ſatt weinen zu können, ſie ſuchte Zuflucht gegen den Gedanken, der ihr ſchrecklich war, daß es nun wohl aus ſei mit Mariens Leben. So erſtieg ſie mit bebenden Knieen die Warte und fand Pedro oben, der ihr leiſes Kommen nicht bemerkte und in beide Hände ſchluchzte. „Pedro!“ ſagte Dora, als ſie vor ihm ſtand, mit weicher, tiefſtrauriger Stimme, „ſo dürften wir nicht mehr hoffen?“ —

Pedro warf einen erloſchenen Blick auf Dora, ohne ſeine troſtloſe Stellung zu verändern; ein junger Löwe ſonſt, wild, kühn, voll feurigen Trotz, war er jetzt ein Lamm, welches das Meſſer des Grams in ſeinem Innern fühlt und geduldig daran blutet. — Dieſer zahme, leidende Anblick machte ihn dem Mitgefühl des Mädchens vertraut. Dora trat ihm näher; doch ſchien er noch immer mit ſich allein. „Marie ſtirbt!“ ſagte Pedro mit zermalmender Gewißheit, „ſie, die Einzige, welche mich wahrhaft liebte!“ Ein paar große Thränen rollten langſam über ſeine bräunlichen Wangen. Dora bebte, erſchüttert von dieſer Klage. Sie hatte die letzten nähernden Schritte gethan, ihre ſchöne Hand rührte ihn leiſe an, als wolle ſie ihm ein Zeichen ihrer Theilnahme geben.

„Die Einzige?“ fragte ſie ihn kaum hörbar, und in dieſer kleinen, ſchwachen Frage lag die lauteſte Verſicherung ihres verkannten Herzens.

„Ja“ antwortete Pedro, mit einem Vorwurfe in ſeiner Stimme, der dem Mädchen und dem Himmel zugleich gelten konnte; „ſie nur liebte mich allein — o das fühlt ſich wohl! — Und dieſes Herz, das ſo treu, ſo mütterlich für mich ſchlug, wird nun bald ſtille ſtehen!“

„O ich liebe Dich auch, Pedro!“ ſagte Dora überwältiget und in ausbrechender Leidenſchaft, „und dieſes Herz wird ewig für Dich ſchlagen; Du aber zerreißeſt mir die Seele!“ Sie weinte heftig.

Verbleichend ſah Pedro auf; ein Strahl der Liebe entglomm in ſeinen naſſen Augen. Seine Züge drückten große Rührung aus und den Kampf des beſiegten Zweifels; die blaſſen Lippen zitterten ihm, doch lächelten ſie, da er fragte: „Du, Dora? ich glaubte, Du haßteſt mich — Du liebteſt nur meinen Bruder.“

„Und meinen —“ erwiederte Dora beſchämt und betrübt, daß Pedro auch in dieſem Augenblicke noch ſich hartnäckig an ihr verſündigen könnte; und ſo ſetzte ſie hinzu: „Ich bin dem edeln Lazarus ſchweſterlich geſinnt, dürfte ich das nicht?“ — Sie wollte ſich von ihm wenden. Aber Pedro hielt ihr Gewand, als fürchte er, die letzte Hoffnung könne ihm entfliehen. Dora blickte nach ihm zurück — da riß er ſie in ſeine Arme und preßte ſie an die Bruſt voll ſchwellender Wehmuth, als verſänke die Welt, und er wolle ſich an ein Ewiges halten. Der Tod, das Leben war vergeſſen, ſie fühlten nur ihre Liebe, und wie unter dem Hauche dieſes allmächtigen Gefühls das tiefſte Leid ſelbſt zur Seligkeit würde.

So hatten Beide, in den Himmel entrückt, nur wie aus weiter, irdiſcher Ferne den Ruf ihrer Namen vernommen. Lazarus, der ſie im ganzen Garten geſucht, ſtand vor ihnen. Er war ſehr blaß; doch ſein Blick ſchonte Dora, denn Wangen, Stirn und Kinn loderten ihr in flammender Schamröthe, und ihr Mund glühete ſtärker noch. — Sie hatte in der Zerſtreuung des Kummers einen kleinen Schlüſſel mit ſich genommen, deſſen man im Schloſſe bedurfte. Lazarus ſuchte den vermißten bei ihr — vielleicht ſuchte er ſie ſelbſt — und ſchweigend zog ihn Dora hervor und reichte ihn hin, als überliefere ſie ihr geheimſtes Geſtändniß damit, und lege ihr ganzes Schickſal in ſeine großmüthigen Hände. „Es war der Schlüſſel zum Herzen“ — ſagte der Graf Dodona ſchmerzhaft lächelnd, und entfernte ſich ohne ein weiteres Wort. Pedro und Dora folgten ihm.

Der Arzt war gekommen; noch gab er die Kranke nicht auf, die Kriſis war noch nicht vorüber, und er glaubte, ſie würde erſt morgen eintreten.

Der Tag ging leidlich hin; er leuchtete mit einem ſchwachen Schimmer von Hoffnung, für Pedro war er in einem Stern des Glückes aufgegangen — und heute ſollte ſeine Mutter ſterben! — Da ſich durch die Miene des Arztes, oder durch den ruhigeren Zuſtand der Kranken, eine wohlthätige Täuſchung über die äußerſte Nähe der Gefahr unter den Bewohnern des Schloſſes verbreitet hatte, ſo fühlten ſie alle, da die Spannung der Furcht nachließ, das tiefe Erſchlaffen ihrer Kräfte. Der Major konnte ſich kaum mehr aufrecht halten. Lazarus ſchlich umher, ſtumm und träumend wie ein Nachtwandler. Dora fühlte ſich überaus matt. Sie hatte den bittern Kelch des Leidens und die Schale, woraus Götter Unſterblichkeit trinken, in den Athemzügen einer Stunde geleert, und ihr Blick war trunken, ihr Kopf ſchwindelte, ihre Schritte taumelten. Nur Pedro empfand die ſtärkende Wirkung jener Augenblicke. Er wollte bei Marie wachen, und ſie ſelbſt wünſchte es; die Andern ſollten ſich zur Ruhe legen, die Kranke hoffte ſanft zu ſchlafen.

Es ward allgemach ſtille im Schloſſe; hier ſank ein müdes Auge zu, dort eines, und die Nacht ſtreuete ihren betäubenden Mohn. Pedro ſaß, ein treuer Wächter, an Mariens Lager. Sie athmete ſchwer und pflückte mit den Fingern an der Decke des Bettes. Das nervöſe Spiel ängſtete den achtſamen Pedro, ohne daß er es als ein ſchlimmes Zeichen gekannt hätte. Er hemmte mit dem leiſeſten Drucke der Finger die geſchäftige weiße Hand der Kranken.

Marie öffnete die Augen, welche nicht ganz geſchloſſen geweſen waren, ein Flor lag darüber, und die Wolke des

Todes umdämmerte bereits ihren Blick, daß er den eigenen Sohn nicht zu erkennen vermochte.

„Biſt Du es, Pedro?" fragte die Frau von Frankenthor, und ſchauete angeſtrengt nach ihm hin, der ihr dunkel blieb.

„Ja, Marie!" antwortete Pedro, „ich wache hier. Wie iſt Dir aber? Wir möchten nun wohl Medicin nehmen; die Zeit iſt um."

„Die Zeit iſt um!" wiederholte Marie, und weigerte ſich mit einer Geberde des Widerwillens der Mixtur, nach der Pedro langte; und als wüßte ſie ein beſſeres Mittel, oder, als ſei der rechte Augenblick nunmehr gekommen, fragte die Kranke: „Sind wir allein?" Sie ſah mit Haſt umher, und ſprach: „Mich dünkt, dort ſteht Jemand, der uns belauſcht."

„Nicht doch!" entgegnete Pedro, und blickte gleichwohl nach jener Stelle, indem ein leiſes Grauen ſeinen Starkmuth bezwang, „es iſt der Schatten jenes Bildes nur."

Marie lächelte ſeltſam; „er webt und wankt und winkt mir aber doch." ſagte ſie, und ſtarrte nach der Wand.

Pedro ſtand auf, rückte die Kerzen anders, und jene Täuſchung verſchwand. Marie beruhigte ſich. Ein heller Gedankenſtrahl flammte noch einmal in ihrer nächtlichen Seele, da ſie mit voller Sammlung des Geiſtes ſagte: „Glaube mir nur, Pedro, das ganze Leben iſt ein Schatten, den das Licht der Ewigkeit in unſer Daſein wirft." — Es waren dieſe Worte ein letztes Aufglimmen geweſen. „Sind wir allein?" fragte ſie noch einmal und lauſchte; „ich hörte etwas außer Deiner Stimme."

„Niemand iſt weiter hier," verſicherte Pedro; „es war der Kranz, den Dora Dir zu Deinem Geburtstage gewunden. Sie hatte ihn über dem Portrait der Mutter aufgehängt, er fiel jetzt herab — da rauſchten die Blätter ein wenig.“

„Das macht der Herbſt nun ſo!“ ſagte die Kranke doppelſinnig; „er weht ins Grab.“

Pedro ſeufzte, es ward ihm bange. Er fragte, ob er den Schwager oder Bruder wecken ſolle.

Marie verneinte dringend, und bat hingegen, daß er ſie zuweilen bei ihrem Namen nenne, auf daß ſie nicht vergäße, ſich bewußt zu ſein. —

„Marie,“ ſagte Pedro in ſteigender Beſorgniß; „warum wollteſt Du das? ſchlummere doch lieber! Du bedarfſt der Ruhe, gute Schweſter, ach! wie ſehr!“ — Sie lag nun ſtille. In dieſem Schweigen der Nacht und finſterer Ahnung kam auch über Pedro ein Selbſtvergeſſen, worin ſein Herz den Namen der Geliebten tauſchte. „Dora!“ ſäuſelte von ſeinen Lippen, doch nicht lauter, als ein Seufzer.

Die Kranke fuhr auf. „Dora?“ fragte ſie, wie verweiſend. Dora iſt Deines Bruders Liebe, und ſoll ſeine Gattin werden. Verſprich es mir, daß Du den Vater dazu bewegen willſt.“

Pedro vernahm entſetzt, was die theure Schweſter von ihm verlangte. „Marie!“ ſagte er mit all' der Mäßigung, welche ihr todeskranker Zuſtand erheiſchte, „fordere mein Blut — aber dieſes nicht! Dora wird mein Weib. Sie hat ſich dieſen Morgen mir verlobt.“

Marie ſchien ſehr unruhig zu werden. Sie ſtrebte viel zu ſagen, aber zum Nachtheil ihrer wenigen und letzten Kräfte. Die Fähigkeit der Rede verſagte ſich ihr ſchon, und mühſam brachte ſie hervor: „Laß dem Lazarus das

Mädchen! Nimm ihm nicht ſein beſtes Glück, weil Du ihm ſchon viel genommen.“ —

„Ich?“ fragte Pedro, „beſinne Dich, Schweſter! Ich gäbe dem Lazarus wohl eher mein Leben!“

„Dein Leben —“ entgegnete die Frau von Frankenthor mit jener Ruhe, worin der Tod das wichtigſte Geheimniß offenbart, „iſt ihm hoch verpflichtet; denn wiſſe, Pedro! Du biſt mein Sohn!“ —

„Du ſprichſt im Fieber, gute Marie!“ ſagte Pedro, und der Froſt ſchüttelte ihn ſelbſt; „doch haſt Du ſtets wie eine Mutter an mir gehandelt, und ich werde Dir es danken, ſo lange ich bin.“

„Du biſt ein Kind der Schwachheit und der Liebe!“ ſprach Marie mit matten Tönen, „ich aber verleugnete Dich aus Furcht — darum gab mir Gott keine Kinder mehr. Die Gräfin nahm Dich auf, daß ihr Sohn alles mit Dir theile — und Du theile ewig Dein Herz mit ihm! — Dein Vater hieß Solſtere und war ein Italiener. Er bauete das Mauſoleum — — baue Du, mein Pedro, Thaten der Ehre, daß ich ſanft darin ruhe, und über dem Falle Deiner Mutter ein Tempel ſtärkerer Tugend entſtanden ſei.“ — Sie reichte ihm die ſchon kältende Hand.

„Herr des Himmels!“ rief Pedro, dem eine Helle aufging, aber wie Feuerſchein, wobei wir ſehen, daß unſere Heimath, unſere Habe ein Häuflein Aſche wird; — „ſo ſprächſt Du wahr und wäreſt wirklich meine Mutter?“

Mariens Lebensgeiſter wollten ſchwinden; dieſe Frage, im Flehen der Seelenangſt, hielt ſie zurück. „So wahr als mir Gott gnädig ſein wolle!“ ſagte ſie ſchwach.

Pedro beugte ſich über das Bett und küßte die blaſſen Hände ſeiner Mutter. Seine Empfindungen hatte dieſer

Augenblick nicht verändern können, denn er fühlte es jetzt, wie ſein Herz die Mutter in ihr ſtets erkannt hätte; aber eine Felſenlaſt war nun darauf geſunken.

„Und mein Vater — —" fragte er gepreßt, „wo ſoll ich ihn ſuchen?" Marie ſchwieg und wendete ſich nach der Wandſeite; die erſchöpfte Natur forderte ihre Rechte. Pedro denkt, die Mutter ſchläſt, und verhält ſich ſtill. Starr und ſtumm ſitzt er da wie zu Stein geworden, und eine Reihenfolge düſterer Vorſtellungen zieht an ihm vorüber. Er fühlte ſich unausſprechlich verwaiſet und als ein Geſchöpf der Täuſchung nur; die Ehre ſeiner Geburt, die ihm doch, jetzt erſt fühlte er es — ſehr viel geweſen, war dahin, und jeder rechtmäßige Antheil an den Vorzügen ſeiner Lage. Nur die Gunſt des Erbarmens hatte ihn auf einen fremden Schooß verſetzt und ihm einen Namen geliehen. Er war der Gräfin und ſeinem Bruder alles, alles ſchuldig. Sein einziges Eigenthum war gefährdet, die Mutter lag da in Agonie. Wie gern hätte er ſo viele Dinge noch gewußt und gefragt! Aber eine geheimnißvolle Gewalt hielt ihn ab, Marie zu ſtören. Es war der Tod, vor dem, wenn er heranſchreitet, die nächſten Anſprüche zurücktreten.

Nach einem kurzen Schlummer, den die Natur ihm als eine Stärkung für neue, größere Leiden gab, raffte der Major ſich erſchrocken empor, nach dem Krankenzimmer zu ſehen. Pedro winkt ihm zu, ſacht zu kommen, und flüſtert ihm entgegen: „Marie ſchläſt ſchon lange und recht ſanft!" — Der Major neigt ſich mit verhaltenem Athem der theuren Gattin näher, und — der ihrige hat aufgehört. „Sie wird noch lange ſchlafen — und keine Klage weckt ſie mehr!" — ſagte er nach einer lautloſen Pauſe, tief gebeugt: „die reinſte, beſte Seele auf Erden iſt zu Gott gegangen! — O Pedro! Marie iſt todt!“ —

Jammer erfüllte nun das ganze Haus; tauſend Thränen floſſen Marien nach. „Ach! geliebt, beweint von hinnen gehen, iſt des Menſchen ſchönſtes, letztes Loos!“

Pedro's Freuden gingen mit ihr zu Grabe; nur eine blieb ihm: Dora's Liebe, und auch dieſe fühlte er als einen Raub an ſeinem Bruder. Er glaubte hier überall auch nicht das kleinſte Recht mehr zu haben. Der Stolz des Unglücks ließ ihn das entdeckte Verhältniß überbieten: ein Graf Dobona bis jetzt, war er auf einmal ein armſeliger Baſtard geworden, und die Welt hatte ſich um ihn her verwandelt, weil er ſie aus dieſem erniedrigenden Geſichtspuncte betrachtete. Sein Entſchluß wäre jetzt gefaßt geweſen, wenn Dora ihn nicht mit feſten Banden gehalten hätte; denn ſeit ſie Tages vorher ihn zum erſten Male mit weichen Armen umſchlungen, war er auf ewig an ſie gebunden. Sich perſönliches Verdienſt zu erwerben, darauf liefen ſeine ehrliebenden Wünſche hinaus, und kaum vermochte der Gedanke, wie ſchuldlos er an der Schmach ſeiner Herkunft wäre, und an den Beeinträchtigungen, welche ſein edler Bruder durch ihn erlitten, die Schärfe ſeiner Gefühle zu mildern. Seinem Herzen voll Wehe und Wunden that nur die Trauer des Majors um den Verluſt ſeiner Gattin wohl. Er nannte ſie den Engel ſeines Lebens, den beſten Segen der Vorſehung, der ihm zu Theil geworden. Und als er an ihrer Leiche ſtand und ſchmerzbewegt in das milde, blaſſe Lächeln ſah, was ſich zu freuen ſchien, ihm den Scheideblick erſpart zu haben, da ſagte er mit gebrochener Stimme: „O meine Marie! wie warſt Du doch ſo gut! ſelbſt da Du uns betrüben mußteſt, da Du ſtarbſt —

täuſchteſt Du wohlthätig mit Geneſung und Schlaf, und in Deinem Tode verließ Dich die Liebe nicht, welche Deines Weſens Seele war. O! daß ich mit Dir könnte! Es iſt aus mit mir — und ich fürchte nicht, Dich lange zu vermiſſen.“

Dieſe Klagen, ein unverdächtiges Zeugniß für den Werth ſeiner Mutter, wie für ihre Reinheit als Gattin, ſtimmten Pedro's zerriſſenes Gemüth in den rechten Ton, und er hörte ſie kindlich befriediget, wie eine vollkommene Losſprechung für Marie an. Ihm ziemte kein anderes Urtheil, als was ſein zärtlicher Dank abgab, und wenn die höchſte Achtung, welche er für die vermeinte Schweſter getragen, ſich auch ein wenig herabſenkte, und zu dem Bedauern ſeiner ſelbſt, daß er ſie verloren, das Mitleid miſchte, daß Marie unter einer ſtillen Schuld gelitten, ſo nahm ſie nur um ſo mehr Beſitz von der Tiefe ſeines Herzens.

Er ſchnitt eine lange Flechte von ihrem reichen blonden Haar und bewahrte ſie heilig wie eine Reliquie.

Die Frau von Frankenthor ward ohne alles Gepränge — ſie hatte dieſen Wunſch oftmals in geſunden Tagen gegen ihren Gemahl ausgeſprochen — nach Roſten gebracht und in die Familiengruft beigeſetzt. Der Mond blinkte melancholiiſch im ſilbernen Schmucke des Sarges, herbſtliche Schauer webeten vor ihm her, Schatten wandelten ihm nach, und die Sterne ſchimmerten in hehrer Pracht. Ein Blick in das Heer der Welten, welche hell und klar auf das dunkle Geleit niederſahen, tröſtete den Major. Er zog mit Gott und ſeinen Schaaren! Und dieſer Gedanke gab ihm religiöſe Tapferkeit auf dem ſchwerſten Wege ſeines Lebens. Er gedachte der Strophen eines Liedes: „So werden, Herr, die Deinen einſt Sternen gleich erſcheinen, und Sie wird unter ihnen ſtehn!“

Thränen ſchoſſen ihm in die Augen, und als er wieder zum Himmel aufblickte, an den ſeine Liebe, ſein Schmerz Marie verſetzte, da war es ihm, als ob er in dem Geflimmer höheren Lichts ihrem verklärten Blicke begegnete.

Seine Gattin erhielt ihren Ruheſtand zwiſchen den beiden Gräfinnen Dobona. So lag Marie an der Seite ihrer vorangegangenen Mutter und neben ihrer Freundin Adelheid, der ein wunderbares Schickſal ſie eng verſchwiſtert und ihrem Verhängniß einverwebt hatte. Auch der Tod hatte ſie nicht getrennt. Sie ſtanden dicht und nachbarlich zuſammen.

Als der Major den zögernden Fuß von den Pforten des Mauſoleums wendete, gewährte ihm der letzte Anblick von dem Schlafplätzchen ſeiner lieben Frau eine beruhigende Empfindung. Sie lag ſo traut und beſchirmt zwiſchen denen, die ihr hienieden nahe und theuer geweſen waren. Er wußte ſie im Schutze der Seligen, und ging nur für ein Weilchen in das öde Leben zurück. —

Der dumpfe Gram, dem Pedro ſich nach dem Hinſcheiden der Frau von Frankenthor überließ, regte ſeinen Bruder, der nicht minder eine mütterliche Schweſter in Marie verloren zu haben trauerte, in thätiger Sorge um ihn auf und theilte ſeine Gefühle.

„Warum grämſt Du Dich ſo verzweiflungsvoll?“ fragte Lazarus ihn einſt; „laß uns gemeinſchaftlich klagen! ſo wird Dir leichter werden. Marien iſt wohl! und mir iſt, als wäre ſie nicht geſtorben. — Ich weiß, was ſie in dieſem oder jenem Falle ſagen würde, ihr Bild ſchwebt mir überall vor, ihr Geiſt iſt uns geblieben, wenn wir ihn in

Liebe feſtzuhalten vermögen. — So habe ich nur in dem Sinne gehandelt, da ich Deinetwegen, Pedro, mit dem Schwager ſprach. Dora könnte nun unter ſo bewandten Umſtänden nicht ferner bei uns leben, oder ſie müßte die Rolle der Hausfrau übernehmen. Der Landcommenthur iſt auf Reiſen und ſeine Rückkehr ungewiß. Hofrath Myrmer, ſein Arzt, ſoll jüngſt geäußert haben, die Marcheſe werde ſchwerlich jemals wieder italieniſche Luft athmen; ſie würde körperlich ſchwächer, obwohl ſie die beſte Pflege genießt, und dürfte alſo wahrſcheinlich auf dem Boden der Villa Claudia ihr Grab finden. — So habe ich denn mit Frankenthor alles reiflich erwogen, und es iſt mir gelungen, ſeine ſchwachen Gegengründe zu beſiegen. Dora wird Deine Gattin, ſobald Du ſelbſt es willſt. Dann bleibt alles, wie bisher, und Dora's Verhältniß ſteht unter dem Schutze eines geheiligten Anſtandes.“

„O Du! mir mehr als Bruder! mehr als Freund! wie ſoll ich Dich nennen?“ rief Pedro mit ergriffener Seele, und hing in den Armen ſeines Bruders. „Dann bliebe alles, wie bisher, ſagteſt Du?“ Pedro fühlte es zehnfach anders; — „und, geſtehe es nur, großmüthiges Herz! Du ſelbſt liebteſt Dora — — —“

„Ich werde ſie ewig lieben —“ antwortete Lazarus mit der ſtillſten Ruhe, und als hätte dies entſchiedene Gefühl nichts mit Pedro's Rechten zu ſchaffen. „Denke nur —“ fuhr er fort, „wir hätten das Spiel unſerer Kindheit wiederholt, und nach einer Blume geſtrebt, wie wir ſo oft gethan, ohne uns zu entzweien. — Sie bleibt Dir, die ſchönſte Roſe! Schöner hätte nie eine an den Ruinen von Päſtum geblüht —“ ſchmerzlich lächelnd wendete er ſich ab; er empfand die Dornen dieſes Gleichniſſes, und ſein Herz war zerriſſen — aber treu!

Der Major von Frankenthor überlebte ſeine Gattin nicht lange. Es ſchien, als ob er nur noch die Verbindung Pedro's mit Heliodora bewerkſtelligen müſſe, um mit der Aufgabe irdiſcher Pflichten fertig zu ſein. Die Brüder blieben beiſammen, und Dora, Gräfin Dodona nunmehr, war, ſeit ſie dieſen Namen führte, ihrem einmüthigen Verhältniſſe eher förderlich, als daß ſie es geſtört hätte. Mit der holdeſten Anmuth, mit dem vollſten Vertrauen füllte ſie die Lücke aus, welche Pedro empfand und fühlbar machte, da er wußte, wie tief er unter Lazarus ſtände, wie hoch er ihm verpflichtet wäre. Der Geiſt brüderlicher Gleichheit war entflohen; aber Dora, ein Weſen voll Lieb- und Lieblichkeit, erſetzte ihn. Dora hing mit einer Leidenſchaft an ihrem jugendlichen Gemahl, die ihre heimathliche Abkunft verrieth. Ungeachtet ſie der geſichertſten Ruhe ſeines Beſitzes genoß, und Lazarus mit einem Auge voll Schutz das Glück ſeiner Schwägerin bewachte, indem ihr kleinſter Seufzer ihm nicht entging, war doch ein beſtändiges Fürchten und Bangen auf dem Grunde ihrer Seele. Blieb Pedro auf einem Spazierritte ein Stündchen länger aus, als er gewollt hatte, ſo zitterte ſie, es könnte ihm ein Unglück zugeſtoßen ſein; rüſtete er ſich zur Jagd, ſo ſah ſie ihn durch einen Fehlſchuß fallen, bluten; — immer geſchäftig, ſich mit Einbildungen zu quälen, die ihrer Ehe Gefahr droheten, fand ſie ſelbſt in ſeinen Armen die Gewißheit der Liebe nicht, daß er ihr für Zeit und Ewigkeit unverlierbar angehöre.

„Nein, Dora!“ ſagte Lazarus einſt, als ſie ihm ihren innerſten Zuſtand offenbart hatte, „ſo mußt Du ihn nicht lieben! Du haſſeſt Dich ſonſt. Was hätte denn das arme, unſtäte Herz gewiß, wenn nicht die Liebe? — Pedro iſt Dein Gatte! Der Segen des Altars hat dieſen Bund geweiht, und die Natur ihn geheiliget — was darfſt Du fürchten! Wir Menſchen ſind zwar ſterblich, aber das göttlichſte Gefühl in uns iſt ewig!“

Pedro, der mit Jugendgluth und ſüdlichem Feuer in Dora ſein ſchönſtes Glück umfaßte, für ihr Lächeln zu leben ſchien, und ſich auch nicht der kleinſten Vernachläſſigung ſeiner jungen Gattin ſchuldig machte, konnte ſich die Urſache kaum erklären, warum Dora nicht anders konnte, als ihrer Liebe ſtille Seligkeit in Furcht und Zittern ſchaffen. Dieſe Seltſamkeit war oft der Stoff ſeines Nachdenkens.

„Dora iſt ein Engel“ — ſprach er in vertraulicher Stunde zu ſeinem Bruder; „aber ein Dämon hat Macht über ſie und ängſtet das himmliſche Gemüth. Gott mag es wiſſen! — ich ſehe es nicht ein.“

Lazarus meinte, Dora hätte ſich einmal in ihrem Leben ſo verlaſſen gefühlt, daß dieſe überreizte Stimmung wohl nur als die Wirkung jener Lage zu betrachten ſei; worauf Pedro entgegnete, dieſe Anſicht würde durch die Geiſtesgegenwart, welche Dora in jedem andern Falle darthue, widerlegt, nur als Gattin ermangele ſie jener Faſſung, die einem Juwel von ihrem Werthe gebühre und entſpräche. „Bei dem allwiſſenden Gott!“ ſetzte Pedro hinzu, ſeiner Betheurung die Kraft des Schwurs zu geben; „wüßte ich einen Beweis meiner Zärtlichkeit, der Dora zu dauernder Beruhigung gereichen könnte, kein Opfer wäre mir zu groß, zu ſchwer!“

„Sie hat zu lange an Deiner Liebe gezweifelt,“ — erwiederte ſein Bruder mit leiſem Vorwurfe, „und je theurer

Du ihr geworden, je inniger ſie ſich Dir anſchmiegt, um ſo ſchrecklicher muß der Gedanke ihr ſein, Du könnteſt ihr jemals wieder entriſſen werden."

Aber es wirkt nicht gut, wenn wir uns als den Gegenſtand einer geheimnißvollen Furcht kennen.

Pedro's Daſein war ihm ohnedies ſeit jener Nacht, in der Marie entſchlafen, ein Räthſel. Mit forſchender Seele ſtrebte er, etwas über den zu erfahren, welchen die Mutter ſterbend ſeinen Vater genannt — und ſeine früheſte Geſchichte zu kennen; doch die Todten ſchweigen tief, und Niemand, der da lebte, hätte Auskunft darüber geben können, ſelbſt wenn Pedro ſie hätte fordern dürfen. War dieſer Solfiere noch am Leben — dann hätte ſein Sohn keine dringendere Pflicht gehabt, als ihn aufzuſuchen. Doch wo? Die Antwort fand er in ſeiner Sehnſucht, die ihn, ſeit er ſeiner Wünſche ſich bewußt war, nach dem Lande zog, wo die Citronen blühen. Seine Begeiſterung für die bildenden Künſte ward ihm jetzt klar, ſie war das Erbtheil ſeines Blutes; und ſo manche Abweichung in ſeiner Art, welche dem Einklange der brüderlichen Geſinnung nicht geſchadet, führte ihn auf ſeinen Urſprung zurück.

Dora gebar ihrem Gemahl Zwillinge, zwei wunderholde Mädchen, die er, nach dem Verlangen ſeiner Gattin, katholiſch taufen und Hedwig und Delphine nennen ließ.

Graf Lazarus Dodona ſtand zu Pathen, und nahm ſeinen nahen Antheil an dieſer Doppelfreude der Eltern. Die Kinderchen lagen neben einander, wie er und Pedro einſt, und Dora's Mutterliebe waltete auf derſelben Stelle, wo Marie einſt bebenden Herzens ſaß, und wo die Gräfin das Schickſal ihres Sohnes und ſeines Mitgeborenen am Wiegenbande leitete. Sie ruheten nun, dieſe Frauen, und um das

Grabmal ihres Staubes blühete ein anderes Geſchlecht. Ein glücklicheres? Wir wollen ſehen! — Das Leben bleibt ſich gleich, liebe Leſerinnen, und jede Stunde trägt Keime der Zukunft; nach ewigen Geſetzen entwickeln ſich dann die Blüthen unſerer Freuden, die Folgen und Früchte der That!

Das kleine Zwillingspaar hatte ſchon zweimal ſein Jahresfeſt erlebt und knoſpete jenem lieblichen Alter entgegen, worin jeder Tag einen neuen Reiz des Verſtandes entwickelt. Dora lebte und webte in ihren Kindern, und Pedro gewahrte mit Zufriedenheit, daß ſie hinſichtlich ſeiner ruhiger geworden wäre.

Es war im Herbſte des Jahres, wo Napoleon ſein Maß erfüllte, und im vermeſſenen Glauben an die Glücksgöttin, deren Günſtling er geweſen, ſich zu denen zählte, welche, nach mehr als einer Stelle der heiligen Schrift — ſich in ihrer eigenen Liſt und Klugheit fangen.

Lazarus entdeckte ſeinem Bruder, wie er Willens ſei, der guten Sache ſeinen Arm zu leihen, wenn die deutſchen Völker ſich gegen den Zwingherrn ihrer Freiheit bewehrten. Pedro's Blut wallte bei dieſer Vorſtellung, doch ſeufzte er nur und ſchwieg; denn er hatte einen Hausaltar zu vertheidigen.

Ein Edelmann, deſſen ſtattliches Gut etwa ſechs bis ſieben Meilen von Bernſtorf und Roſten entfernt lag, hatte ſich durch ein prächtiges Geſtüt, welche Liebhaberei er mit fürſtlichem Aufwande trieb, zu Grunde gerichtet. Von dem Drange der Noth endlich gezwungen, ſich des ſchnellſten Renners aus ſeinem Marſtall zu bedienen, um den Anſprüchen ſeiner Gläubiger zu entfliehen, welche ſich ſeiner Perſon zu verſichern ſtrebten, fiel nun ſein verlaſſener Beſitz öffentlicher Verſteigerung zu.

Auch an die Grafen Dodona gelangte die gedruckte Anzeige der Subhaſtation, und Pedro, ein Freund ſchöner Roſſe, überlas das Verzeichniß der Pferde, namentlich benannt und von den edelſten Racen, mit leuchtenden Blicken. Er ſagte ſogleich, daß er nach jenem Orte wolle und einen erwünſchten Handel zu ſchließen gedenke.

Bei der Ankündigung dieſer kleinen Reiſe erwachte in Dora jenes ängſtliche Gefühl, welches den Gemahl für gefährdet hielt, ſobald er ſich außer ihrem Geſichtskreiſe befinde, mit größerer Stärke, als jemals, ſo daß Pedro faſt darüber erzürnte.

„Ich hoffte, Dora, Du hätteſt dieſer kindiſchen Furchtſamkeit entſagt;“ ſprach er im erſten Unmuth. „Glaube nur, daß ich Deine Liebe nicht verkenne; aber lerne Du die Natur eines Mannes richtiger beurtheilen. Sie verträgt keinen Zwang, duldet nur mit Widerſtreben jene Gebundenheit, und läßt ſich nicht halten und gängeln, wie ein Kind an der Leine ſeiner Mutter, daß es nicht falle.“

Dora erglühete und bezwang ihre Thränen, als Pedro mit verſöhnlichen Küſſen Abſchied nahm.

Er machte die Reiſe zu Pferde und das herrlichſte Wetter begünſtigte ſeinen Ritt.

Eine Empfindung von Reue, nicht nachſichtiger mit einer Schwäche verfahren zu ſein, die ihren Grund doch in einem Herzen hatte, das ihn abgöttiſch liebte, und nur um ſo feſter mit dem Rechte der Gattin an ihm hielt, als es ſich einſt jungfräulich zurückgehalten — ſtörte vorerſt ſein aufgehendes Gemüth für die Schönheit des Herbſtes, der in der Beleuchtung des hellſten Sonnenſcheins prangte und ſeine tauſend Farben ſpielen ließ. Er dachte wiederum dieſer Sonderbarkeit in Dora's Weſen nach, und vertiefte ſich, ſie zu ergründen; aber es blieb ihm dunkel, warum Dora, ſie, die ſonſt mit beſonnenem und ſtarkem Geiſte über ihre Gefühle herrſchte, nur mit zagender Seele an ihm hing. Er ſann vergebens, finſtere Gedanken ſchwebten ihm vor, der Boden ſeiner Vermuthungen bebte und brannte unter ihnen, und es war ihm, als ob die zarte Hand, die ihn nicht laſſen wollte, für den kleinſten Schritt ihn von ſeiner feſten, männlichen Stellung in einen Krater hinabzöge.

Eine große Verſammlung von Rittern und Herren, mit denen Graf Pedro an dem Ziele ſeiner Reiſe zuſammentraf, zerſtreute ihn. Das Gut, ſammt allem, was dazu gehörte, ward um einen ziemlich hohen Preis losgeſchlagen, der Roßmarkt fand luſtige Käufer.

Auch Pedro erſtand einige treffliche Pferde, die er ſeinem Stallmeiſter, den er mitgenommen, übergab. Der Abſchluß irgend einer Form verlangte, daß dieſer noch warten mußte, während Pedro, eingedenk der Beſorgniſſe ſeiner Gattin, und durch ein früheres Kommen ſein Scheiden zu vergüten, am andern Tage, ſelbſt ohne die Begleitung eines Reitknechts, aufbrach, und, wenn auch ſpät, doch bei dem Scheine des Vollmonds in Roſten einzutreffen gedachte.

Sobald Pedro dem lauten Hofe jenes Gutes und dem Geräuſch der Auction enteilt war, brachte die milde Ruhe der Natur ſeine Aufregung zum Schweigen. Die Luft war ſo ſtill, daß ſie das Rauſchen der Blätter vernehmen ließ, welche den ſchmalen Pfad beſtreueten, den Pedro, um Schatten zu genießen und den Staub der Straße zu vermeiden, ſein Pferd gehen ließ.

Von weitem läuteten die Glöcklein der Heerden, und dieſer friedliche Schall, kaum hörbar in verklingender Ferne, tönte wie Heimweh und Heimgang in ihm nach, und weckte eine leiſe Schwermuth in ſeiner Bruſt.

Obgleich dieſe Gegend einzelne bergige und ſogar felſige Partieen in ſich ſchloß, von denen eine die nächſte Richtung ſeines Weges war, ſo trug ſie doch im Ganzen mehr den Charakter der Ebene; doch am Saume des ſüdlichen Horizonts dämmerte ein Amphitheater perſpectiviſcher Gebirgsſcenen auf, deren Blaßblau ſich in tieferen Abſtufungen dunkler ſchattigte, während die ſchimmernde Helle weißer Gewölke ihre Gipfel in ein blendendes Licht hüllte. Pedro ſah mit geſchärften Augen hinüber, jene Anſicht zauberte die Alpen und ihren ewigen Schnee vor ſeinen Blick. Sehnſucht rührte an ſein Gemüth, den Garten der Hesperiden, deſſen Sprößling er war, zu ſchauen. — Allein er tadelte ſich dieſes Wunſches als einer Undankbarkeit gegen ſein gütiges Geſchick, gegen die Heimath ſeiner Freuden. Der Genius ſeines Glückes ging an ihm vorüber und flüſterte ihm in die Seele: „Und ſelbſt im rauhen, kalten Norden blühen Paradieſe froh um dich!“ — Ein Vogel flatterte vor ihm auf und verſchwand im glänzenden Aether; frei zu ſein, wie der kleine Segler der Lüfte, der nach der Höhe ſtreben und der Sonne nachziehen darf, dünkte Pedro ein neidenswerthes Vorrecht. Aber er erſchrak vor dieſem Gedanken; denn er dachte zugleich an Frau und Kinder.

So in ſich ſelbſt verſenkt, kam Graf Pedro einem Dorfe näher, dem er eine Menge Landleute, groß und klein, auf verſchiedenen Fußſteigen zueilen ſah. Noch entfernt davon, hörte er ſchon das Summen des Menſchenſchwarms, das jauchzende Geſchrei der Kinder, und zwiſchendurch den lockenden Hall einer Trommel, begleitet von einer Pickelflöte.

Pedro fragte, was es dort gäbe, und erhielt zur Antwort, ein Seiltänzer werde ſeine Künſte zeigen. Ein Fingerzeig nach dem Kirchthurme richtete Pedro's Blicke auf den Gipfelpunct von der Waghalſigkeit des Luftſpringers; denn er ſah ein ſchwankendes Seil an dem meſſingenen Knopfe befeſtiget, der in Abendſonnenſtrahlen funkelte. Pedro, deſſen Blut in Wallung war, fühlte ſich von einem heftigen Schwindel ergriffen; er mochte Schauſpiele dieſer Art überhaupt nicht gern leiden, und ſo beſchloß er, ihm auszuweichen. Er wendete ſein Pferd, der Umweg, den er einſchlug, konnte von keinem Belang ſein. Je weiter er ſich von dem großen Plan entfernte, der das ganze Dorf und die Bewohner der umliegenden Ortſchaften verſammelte, verhallte Muſik und Lärmen hinter ihm, und die Gegend umher war wie ausgeſtorben. Der Feldweg, dem er folgte, führte nach einem Steinbruche, der von Kiefern und rieſenhaften Tannen verborgen war, zwiſchen deren ſchlanken Stämmen mancherlei Laubholz ſeine milderen Tinten in jenes ſchwärzliche Dunkel miſchte.

Pedro ſaß läſſig auf ſeinem Pferde, die Gedanken ſchweiften ihm abwärts; unbeachtet ließ er den einſamen Reiz der Naturgemälde zu beiden Seiten neben ſich hinſchwinden, und der Duft des Mooſes und der Holznadeln, die in reichlicher Schütte den Erdboden bedeckten, und von einem Frühregen angefeuchtet, eine ſtärkende Atmoſphäre verbreiteten, betäubte ihn ſanft.

Doch jetzt ſtutzte Pedro; denn es dünkte ihm, er hätte, wie von einer ſchwachen fernen Stimme, den Ruf: „Heliodora!“ vernommen. Seine Seele hatte bei der Gattin geweilt — er horchte, lächelte dieſer Täuſchung der Sinne, und ritt weiter, ſich mit geſammeltem Geiſte dem wachen Traume zu entraffen.

Aber nicht lange, ſo hörte er deutlich: „Heliodora!“ und: „Dora!“ — „Dora!“ — rief das geſchwätzige Echo längs den Schieferwänden hin, bis der letzte Laut ſich im Geklüft verlor. „Heliodora!“ kreiſchte es wieder, und „Dora!“ — „Dora!“ hallten die Felſen nach.

Von grauenhafter Befremdung ergriffen, ſpornte Graf Pedro ſein Roß, und hatte nach zehn Minuten einen Ausgang gewonnen.

Der Wald lichtete ſich plötzlich, und die Villa Claudia, ein geſchmackvolles Gebäude, lag in wohlgeordneten Umgebungen vor ihm da. Das platte Dach war regelmäßig mit Orangerie beſetzt, zwiſchen deren köſtlichen Düften, die der Hauch des Windes verſtreuete, eine weibliche Geſtalt haſtig hin und her lief.

Sie war es eben, welche den Namen von Pedro's Gattin troſtlos in alle Lüfte ſchallen ließ.

Sobald Pedro die Villa des Landcommenthurs erkannte, wo er nur ein Mal, und bereits in früheren Jahren, geweſen, wußte er auch im Nu, daß es die Marcheſe wäre, welche nach ihrer ehemaligen Pflegetochter verlangte. Die zu bemitleidende Frau dauerte ihn, kein Menſch ſchien da zu ſein, welcher ihrer öden Klage Gehör gegeben hätte, und der Wiederhall ihrer Seufzer, ihrer Sehnſucht nur zu ſpotten. Taub, wie das Geſchlecht der Mineralien und Pflanzen rings umher, ſchien das Haus, der Garten und die nächſte Gegend Niemanden zu enthalten, der durch eine Antwort die Angſt des fürchterlichen Alleinſeins beſchwichtiget hätte.

Die bloße Menſchlichkeit ſchon würde den wackern Pedro gehindert haben, vorüberzureiten, ohne ſich um die Unglückliche zu kümmern, wenn auch nicht die Erwägung, daß er, als Heliodora's Gemahl, ihr die dankbarſte Rückſicht ſchuldig ſei, ihn angehalten hätte, ob er ihr in irgend Etwas Beiſtand zu leiſten vermöchte. Er ritt ganz nahe, ſchauete hinauf und grüßte ehrerbietig.

Die Marcheſe ſchwieg, als ſie den Hufſchlag des Pferdes vernahm, und verbarg zuerſt mit der Scheu des Irrſinns ihre bleichen, wilden Züge hinter das Gitter der Bäume; dann aber blickte ſie hervor, nickte, wie dieſes Grußes ſich bewußt, auf den ſchönen Mann herab, und ließ eine Handvoll Blüthen auf ſeine dunkeln Locken fallen. Sie bat ihn, daß er zu ihr kommen möchte.

Pedro ſtieg ab, befeſtigte den Zaum ſeines Pferdes, und errieth, da er die Hausthür verſchloſſen fand, daß die achtloſen Hüter der Marcheſe, wahrſcheinlich von der Neugierde den Seiltanz anzuſehen, verlockt worden wären, ihre Pflicht im Stiche zu laſſen. — Er ſpähete nach einer Eingangsſtelle umher, und glücklicher Weiſe ließ ſie ſich auffinden, wenn auch nicht ohne die für ihn leichte Beſchwerde eine Gartenmauer von mäßiger Höhe erſteigen zu müſſen.

Die Marcheſe ſchlug in kindiſchem Vergnügen jauchzend in die Hände, als er ſich zum Sieger des Platzes geſchwungen hatte.

Pedro ſtand nun vor ihr. Sie ſtarrte ihn an mit ſtieren Blicken; ein klares Fädchen, an tiefe Erinnerungen geknüpft, ging ſacht, doch ſichtbar in der verworrenen Miene auf, und ſpannte die ſchlaffen Lineamente. Ihr Anzug, und mehr noch ihr ergrauetes Haar war in Unordnung, das falbe, vergilbte Blaß der Wangen hatte kranke, rothe Flecke, und ihr Athem eine fieberhafte Kürze. Die großen Augen, von blauen Ringen umzirkelt, doch von keinem vernünftigen Geiſte mehr beſeelt, warfen nur als gläſerne Spiegel die Trümmer einer zerrütteten Einbildungskraft zurück. Ihre

Geberden verriethen einen aufgeregten Zuſtand. So bot der Anblick der Marcheſe ſich ihm dar. Sie ſchien ſich ſcharf auf etwas zu beſinnen, dann lächelte ſie — Pedro fror bei dieſem Lächeln — und ihn feſt anſchauend, ſprach ſie auf italieniſch mit heiſerer Stimme: „Solfiere! wo kommen Sie her? Wollen Sie mich erlöſen oder Heliodora von mir fordern? Ich bin unſchuldig, Signore, man hat ſie mir geraubt. Der Landcommenthur —“ und nun ergoß die Marcheſe ſich in einen Schwall erbitterter Anſchuldigungen gegen den Grafen Syrta, dem ſie die Verdammniß der Hölle wünſchte, weil er der Urheber ihrer Leiden wäre, und weil er ſie wider alles Menſchenrecht hier gefangen hielte.

Pedro ſtand, als hätte das Haupt der Gorgone ihn berührt. Woher kannte die Marcheſe ihn und das Geheimniß ſeiner Geburt? Kein Sterblicher hatte ihn bei dieſem Namen genannt. — Der Glaube der Moslem, daß Wahnſinnige Inſpirirte ſeien, erſchauerte durch ſein chriſtliches Gemüth; nur durch göttliche Eingebung konnte die Marcheſe ſeine verborgene Abſtammung wiſſen, und er betrachtete ſie als eine durch ihr Unglück und dieſe offenbarte Kenntniß doppelt geheiligte Perſon.

Aber dennoch antwortete er ihr in derſelben Sprache, die Pedro im echten Idiom jenes Landes redete, wie ſie in einem Irrthum wäre, denn er ſei keiner ihrer italieniſchen Bekannten, ſondern ein deutſcher Graf, der ſich Dodona nenne. —

Die Marcheſe horchte entzückt den heimathlichen Klängen; es ſchien, als öffneten ſie ihr die Pforten der Empfindung. Thränen floſſen über die fahlen Wangen, ſie griff mit der abgezehrten Hand in die üppige Pracht eines Orangenbaums, dem ſie haſtig einen der ſchönſten Zweige abriß und an die hohle Stätte des verſunkenen Buſens drückte, als bedürfe die Wallung ihrer Gefühle eines Gegenſtandes.

Erſt, nachdem das Ohr jene Worte mit Wolluſt aufgenommen, faßte ſie ihren Sinn. Sie ſchüttelte den Kopf voll wirrem Graus, und glich in dieſem Moment einer Schickſalsgöttin, die ihren Spruch abgiebt, da ſie entgegnete: „Ganz recht, mein Herr, dieſe beiden Namen gehören zuſammen, wie Vater und Mutter; Niemand weiß das beſſer, als ich.“ —

Pedro erſtarrte noch mehr. Er war nun gewiß, daß die Marcheſe alles wüßte. — Aber es war ihm unmöglich, die theure Marie und ihr irriges Verhältniß zu jenem Manne, dem er ſein Daſein ſchuldete, vor einem menſchlichen Munde zu nennen; nur die ewige Liebe hatte ihre Stimme darüber. Doch war jetzt vielleicht der einzige Augenblick gekommen, wo er etwas von ſeinem Vater erfahren konnte, und ſo fragte er die Marcheſe mit verblaßten Lippen, ob ſie einen italieniſchen Edelmann gekannt, der Solfiere geheißen. —

„Ob ich ihn gekannt!“ entgegnete die Marcheſe in einem Tone, welcher die Intimität dieſer Bekanntſchaft ausdrückte. „Er war der Vater meiner Heliodora, meiner Heliodora! die ich zu den Ihrigen bringen wollte, und die man mir ſchmählich entriſſen hat.“

Bei dieſer Vorſtellung brach die Marcheſe aufs neue in Wuth und Verwünſchungen gegen den Landcommenthur aus.

Die Schlangen der Meduſe umzingelten Pedro's Herz; ſprachlos ſtarrte er die Marcheſe an, alle Farbe des Lebens wich von ſeinem Angeſichte. „Heliodora!“ athmete er endlich ſchwer und leiſe hervor; aber es war der Todesſeufzer ſeiner Kraft. So war die Gattin ſeine Schweſter!

Und kein wohlthätiger Zweifel blieb ihm; denn der kategoriſche Imperativ wäre ihm nicht zuverläſſiger geweſen, als die Ausſage dieſer wahnſinnigen Frau, welche ihm das Verborgenſte enthüllte. Ein Inſtinct, ſich vor dieſen Aufſchlüſſen zu retten, ließ ihn zu dem grauſamſten Hülfsmittel greifen; nur wenn er die Marcheſe verwirrten Geiſtes ſah, konnte er ſich beruhigen und jene fürchterliche Idee, die ſie in ihm erregt, für ein Phantom halten. In entſetzlicher Spannung ſagte er daher: „Ich glaubte, Heliodora wäre die Tochter Jephtha's.“ —

„Nein, nein!“ antwortete die Marcheſe ſehr erſchöpft und lächelte, „ſchweigen Sie mir davon, Solfiere! Das war mir ein langer, böſer Traum, und während er mich ängſtete, haben ſie mir Heliodora genommen. Möchten Sie einen Schlafenden beſtehlen, Signore?“ — Hier verknüpften ſich ihre Gedanken mit der Grundurſache ihrer Verworrenheit, und klagend ſetzte ſie hinzu: „O, die ſchlafende Maria! dies war mein ganzes Unglück! — Als ich das heilige Bild ſah, da wachte mir das Gewiſſen auf, daß ich Heliodora ihrer Mutter vorenthalten hätte. Dieſe war eine Dodona; doch der Bund ihrer Liebe ein Geheimniß. — Ich war ja ſchon auf dem Wege nach dieſem verhaßten Lande, wo der Sommer nur ein gemäßigter Winter iſt, wo die Herbſtluft, bei uns ein heller Saphir, wie eine froſtige Alte eine Nebelkappe trägt, und ſelbſt der Frühling wie ein karger Maler ſeine Farben ſchont, und die bunten Kränze, die er hervorbringen ſoll, mit Eisblumen untermengt, welche er an die Fenſter tuſcht, worin unſere Blüthenfreude dann zu Waſſer wird. — Doch warum liebte ich auch das Kind ſo ſehr? Meine Liebe war Sünde! und deßhalb bin ich nun geſtraft.“

Ach! Pedro fühlte die ſeinige ſo; die Seele war ihm betäubt und litt unter dumpfen Qualen.

„Geſtehen Sie es nur,“ ſagte die Marcheſe und trat ihm näher, „Solſiere ſendet Sie, ſeinen Sohn — wie ähnlich ſehen Sie dem Vater, ſo daß ich zuerſt glaubte, er wäre es ſelbſt, der vor mir ſtände — und Sie ſollen Heliodora von mir abholen. Allein ich weiß nichts von ihr, und Sie müſſen den Herrn Ritter oder Räuber fragen, der hält ſie vermuthlich eingeſperrt, wie mich.“

„Heliodora iſt frei, geſund und glücklich,“ entgegnete Pedro mit erloſchener Stimme; er gelobte ſich, dieſe ſchreckliche Erfahrung ſolle ihr lebenslang verborgen bleiben.

„Frei?“ ſchrie die Marcheſe gellend auf, „frei? Und ſie kommt nicht zu mir? Sie verläßt mich auch?“ Und unter dieſen vorwurfsvollen Fragen brach die Marcheſe in convulſiviſches Weinen aus, das in ſtille Krämpfe überging.

Stumm, kaum eines deutlichens Gedankens ſich bewußt, leiſtete Pedro ihr Beiſtand, und ſo mit dem Anſpruche der Noth ein Genüge, obgleich es ihm war, als ſähe er dieſe zerrüttete Geſtalt nur im Bilde. Er ließ ſie auf eine Bank gleiten, rieb ihr die zuckenden Hände, und feuchtete die Schläfe mit dem öligen Aroma zerdrückter Orangenblüthen, ſie durch den Reiz der Geruchsnerven anzuregen. Sie ſtöhnte laut, dann leiſer, und ſank endlich in einem völlig ohnmächtigen Zuſtand zuſammen.

Pedro ſah mit dem Lächeln der Verzweiflung zum Himmel auf, als wolle er das Auge Gottes auf dieſe Scene lenken. Die Sonne ſchlug eben ſanft und ſchön die letzten goldnen Blicke nieder, um ſie morgen wieder zu erheben; aber der Stern ſeines Glückes war auf ewig untergegangen! — Es mochte eine geraume Weile ſein, daß die Marcheſe regungslos blieb, und Pedro, gelähmt durch die zermalmende Gewalt des inneren, noch fortwirkenden Entſetzens, wie eine Statue an dem eiſernen Geländer des Daches lehnte — als er unten einen kleinen Schrei der Ueberraſchung vernahm, worauf alsbald die Thür der Villa mit hurtigem Geräuſch erſchloſſen ward. Die Kammerfrau der Marcheſe und der alte Thürhüter, der hier den Dienſt des Caſtellans in bequemer Ruhe verſah, kehrten von ihrer Ausflucht zurück, nicht wenig betroffen, bei ihrer Dame einen Fremden zu finden, deſſen Pferd ſie in ſchnaubendem Groll anwieherte. Pedro trat wie ein zürnender Gott vor die Pflichtvergeſſenen hin und ſchleuderte Blitze. Er zeigte ihnen die Folgen ihrer Verwahrloſung und drohete, dem Landcommenthur zu entdecken, in welcher ſchlechten Obhut ſich die Angelegenheiten ſeines Hauſes befänden. Der alte Portier, wohl wiſſend, wie die Familie Dodona bei dem Grafen Syrta, ſeinem Herrn, angeſchrieben ſtände, flehete um Gnade für ſich und ſeine Mitſchuldige, die ſich mit raſchem Erfolge um ihre Dame beſchäftigte; worauf Pedro, nachdem er ihnen geſagt, daß er nächſtens zufragen würde, wie es um die Marcheſe ſtehe, dieſen Ort verließ.

Aber wie anders, als er gekommen! — Er nahm Martern, wie ſie ſelten in einer Menſchenbruſt wühlen mögen, mit ſich fort.

So war Heliodora die Geliebte, die Gattin, die Mutter ſeiner Kinder, ſeine Schweſter! — Wie ein Wetterſtrahl niederfährt und jählings die Dunkelheit erleuchtet, ſo machte dieſer Gedanke ihm alles klar, dann ward es finſter in ſeiner Seele. Daß er und Dora ſich ähnlich ſähen, war oftmals und am meiſten von fremden Perſonen bemerkt worden; allein man hatte darin nur ihre Vorherbeſtimmung zu Eheleuten gefunden. Er dachte an den Blick ungläubigen Schreckens, womit die ſterbende Marie ſich aufgerichtet, als er ihr ſagte, Dora wäre ſein. Die Braut des leiblichen Bruders! Alſo darum hatte die zärtlichſte der Mütter das Mädchen lieber dem Lazarus gegönnt, und ſich noch im Tode vor der Mittheilung von ihres Sohnes Liebe entſetzt! — O Marie, daß deine Eröffnung nur halb geſchah! Oder verſchloß vielleicht der ſchweigende Führer der Schatten dir die blaſſe Lippe zu früh? — Doch beſann Pedro ſich, daß Marie niemals in Italien geweſen wäre, und die fortgeſetzte Verbindung ſeiner Mutter mit Solſiere ſchien ihm wieder zweifelhaft, wenn er auch wirklich es als keinen gültigen Grund dazu fand, daß Marie geſchwiegen. Eine Secunde lang dachte er, ob wohl die verſtorbene Gräfin — — aber wie ein Hauch nur berührte ihn dieſer Gedanke, und er vermochte nicht, ihn feſtzuhalten.

Von allen Argumenten, welche Pedro in der Verſtörung ſeines Gemüths ſammelte, für eine Frage, deren zerſchmetternde Wichtigkeit er empfand, war ihm jene Angſt ſeiner Dora, ihn von ſich zu laſſen, beſtätigend. Dieſe ahnungsvolle Beſorgniß war ihm nun kein Räthſel mehr. Es iſt das Weſen jedes ſündlichen Beſitzers, daß er ſich niemals ſicher dünkt, daß kein ruhiges Haben und Genießen ihn erfreue. — „O Dora!“ ſprach er mit Beben zu ſich ſelbſt, „ſo biſt du meine Schweſter, und die ſüße Gewohnheit unſerer Liebe muß ſich nun ändern!“ — Es war dem unglücklichen Pedro, als ob die Feſten der Welt wankten, da er dies dachte.

„Ich habe dich dem edlen Lazarus abwendig gemacht,“ fuhr er in ſeiner eigenen Anklage, wie in der ſeines Schickſals fort, „du wäreſt nun ſein glückliches Weib, und der

Segen einer gottgefälligen, tugendhaften Liebe ruhete auf eurem Bunde. Welch ein Verhängniß das meinige! Die Schweſter wird mir zur Mutter, die Gattin zur Schweſter, und mit Grauſen tauſchte ich die reinſten Gefühle der Natur! — Mein Daſein iſt mit Fluch belaſtet; es häufte Kummer auf Mariens Leben, auf ihr ſanftes Herz. Ich ſündigte ſchon bei meiner Geburt an dir, o Lazarus, und deinem guten Recht. Und Jammer iſt's für mich, daß ich an der göttlichen Ordnung, an der Wahrheit, an allem, was dem Menſchen heilig und theuer iſt, freveln mußte; unwiſſend zwar in blinder Nothwendigkeit — aber Gott der Freiheit, warum waltet dein Geſetz in mir?“ —

Sein Herz wollte ſich verbluten, und er hätte gern das Leben ausgeſtrömt.

Die ſtille Nacht breitete ihre feuchten, braunen Schleier über Feld und Wald, die Sterne fingen an zu glimmen und der Mond ging auf; aber Pedro's Pfad war dunkel und geſpenſtiſche Träume folgten ihm. Er hatte nicht mehr auf ſeinen Weg gemerkt, und es war ſehr ſpät, oder vielmehr ſehr früh des andern Tages, da er in Roſten ankam.

Die treue Dora war noch wach; die Sorge um den Gemahl hatte ſie nicht ſchlafen laſſen. Doch als hätte ſie einen Geiſt geſehen, ſo erſchrak ſie vor ſeinem Anblick. Bleich, hohläugig, mit entſtellten Zügen und ſcheuer Geberde wich er, wie ein weſenloſer Schatten, vor ihrer Umarmung zurück. Dora ſchrie auf. Sie beſchwor ihn mit zärtlichem Ungeſtüm, ihr zu ſagen, was ihm begegnet wäre. Pedro gab nur Ermüdung vor und einen angeſtrengten Ritt. Nun hielt Dora ihn für krank und wachte an ſeinem Lager, wo er matt und müde zum Tode in tiefen Schlummer ſank.

Aber es war umſonſt, daß ſie hoffte, er werde wie mit erneuerter Kraft, ſo auch mit der alten Liebe erwachen. Sein Auge öffnete ſich wohl, doch nicht ſein Herz! Ein ſchwerer Gram hielt es verſchloſſen, und er erhob keinen frohen Blick mehr zu den Seinen. Er wendete ſich der Gattin ab, nicht achtend ihrer Thränen. Dora rang mit ihrem Kummer, und nur allein das tröſtende Zureden des ihr vertrauten Lazarus, daß es ſich ja wohl aufklären müſſe und werde, und die Spannung für den nächſten Augenblick hielt ſie aufrecht. Sie wand die ſchönen Hände wund und flehete: „O ihr Heiligen! nur wiſſen laſſet es mich, was ihm fehlt, was ich an ihm verbrochen, warum er den unſchuldigen Kindern ſeinen väterlichen Blick entzieht; — dann will ich nicht mehr klagen, und ſchweigen und ſterben!“ — Aber die theuren Märtyrer allzumal gaben kein Zeichen der Erhörung.

Der Stallmeiſter und der Reitknecht wurden nun vernommen. Sie bezeugten Beide, ihren Herrn während der Auction munter und geſprächig geſehen zu haben, und geſund und heiter ſei er fortgeritten; die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen, war und blieb ſelbſt für ſeine Leute unbegreiflich.

Wie ſehr die Frauen auch fähig ſind, das Schwerſte zu erdulden, und ſich durch die Elaſticität ihrer Natur nur um ſo höher zu erheben, ſo iſt das weibliche Gemüth doch nicht vermögend, eine erkaltete Liebe zu ertragen, die den Vorſatz, ſich ihren zärtlichen Gefühlen zu entfremden, kaum verbirgt, wenn dieſer jähe Uebergang als ein Räthſel erſcheint. — Daran zerbricht die Feder ſeiner Kräfte.

Dora erlag faſt, ſelbſt die Kinder gewährten ihr keinen Troſt mehr; denn wenn die zarten Kleinen ihren Vater umarmen und ſich an ſeinen Hals hängen wollten, ſo entzog der Schwermuth finſterer Geiſt ihnen ſeine Gegenwart, und ſie ſahen ihm traurig nach, der ſich ſelbſt zu entfliehen ſtrebte. Zuweilen reichte er Dora mit halben, trüben Blicken die Hand, und ſie fühlte an ſeinem heißem Drucke, daß kein Kaltſinn, nein! ein brennender Schmerz vielmehr die Urſache ſeiner Zurückhaltung wäre. Dann küßte ſie dieſe Hand und benetzte ſie mit tauſend Thränen. Und tauchte ſich die düſtere Gluth ſeiner Augen in jene hellen Tropfen, und fielen ſie auf ſein Herz — und er ſah den Trauring an dem Finger ſeiner Gattin, eine kleine goldene Schlange, das Sinnbild der Treue, — dann fuhr er zurück, wie tödtlich geſtochen, und er fühlte nur das ſchleichende Gift in ſeinen Adern, nur die Ewigkeit ſeiner Qualen. Graf Lazarus ſprach wie der Freund zum Freunde mit ſeinem Bruder. Er beſchwor ihn, offen zu ſein, und gälte es auch nichts Geringeres, als das größte Unglück, ja ſelbſt ein Verbrechen zu bekennen; Dora's Leben hänge davon ab, daß ſie endlich erfahre, was ihm zugeſtoßen ſei.

Pedro ſagte: „Laß mich, Bruder! um Gotteswillen laß mich! Wünſche nicht, in mein Herz zu ſehen! es wäre ein Blick in die Hölle. — Nimm Dich der armen Dora nach Kräften an! Sie hatte ja ſtets das meiſte Vertrauen zu Dir. Dies iſt keine Eiferſucht, bei dem Wahrhaftigen! nur Beruhigung für mich. Dringe nicht weiter in mich, mein Bruder, Du rührſt an tiefe Wunden, und gingeſt grauſam mit mir um. Wenn ich todt bin, wirſt Du mir verzeihen. Ich bin geboren, daß ich Elend brächte auf die Welt, mir und denen, die mich lieben. Du aber warſt ſtets ein guter Bruder, ein edler Menſch, ein Sohn des Segens und der Seligkeit, und meine Seele iſt der Deinigen in Liebe verſchwiſtert, wie Abbadona dem Abdiel!“ —

„Auch Engel können fallen,“ — antwortete Lazarus erſchüttert, den die Wohl dieſes Bildes auf den Gedanken brachte, ſein Bruder müſſe ſich einer großen Sünde ſchuldig wiſſen, — »aber der Thron der göttlichen Gerechtigkeit ruhet auf Säulen des Erbarmens! — Pedro! Bruder! was ſoll ich von Dir denken? Beſinne Dich doch! Unſer Wandel war ſo unſträflich, wie gemeinſam, ich wüßte ja um das Gleiten Deines kleinſten Schrittes; aber ich weiß nur, daß Du immerdar auf dem Pfade des Rechtthuns und der Ehre geblieben biſt. — Deine Seele iſt krank, Bruder! Ein Trug der Einbildung verſtöret Dich, er würde verſchwinden, wenn Du mir ihn zeigen wollteſt. Wir ſind einander ſo nahe! Zu einer Zeit fingen unſere Herzen an zu ſchlagen — ſoll denn mein Herz nicht wiſſen, was das Deine quält?« —

Pedro athmete tief. »Ach!« ſagte er, »der Begriff von Raum und Zeit iſt nicht für den Himmel, der Deine Heimath iſt, mein Lazarus, noch für ſolche, die gleich mir gebannt ſind in unendliche Leiden. — Schweigen wir davon. Einſt — o wann?« Er riß ſich los von dieſer Unterredung und irrte im Freien umher.

Nach einigen Wochen — die Felder lagen ſchon voll Reif — fiel ihm ein, daß er ja nach der Villa Claudia zu kommen verſprochen, und er faßte den Entſchluß, es ſolle des folgenden Tages geſchehen. In kurzen Worten kündigte er am Abend die kleine Reiſe an, ohne über Zweck und Ziel derſelben zu ſprechen, und Dora hatte nicht den Muth, danach zu fragen. Nur die erwiederte Liebe iſt ſich der Rechte ihrer Zärtlichkeit, ihrer Sorgen bewußt.

Pedro reiſete wieder zu Pferde und nahm keinen Bedienten mit ſich.

Die Villa lag öde in graue Nebel gehüllt, da er ſich ihr näherte. Vom platten Dache war die Orangerie verſchwunden, dagegen zeigte der Herbſt die Spuren ſeiner Fortſchritte; das letzte Laub hing loſe an den Bäumen, nur melancholiſche Tannen breiteten ihren düſtern Behang wie leidtragende Wände, in einiger Ferne um den einſamen Landſitz.

Der alte Portier erſchien am Fenſter, das vom Anhauch des Froſtes getrübt war, und als er den Grafen Pedro Dodona erkannte, öffnete er ſogleich die Thür.

„Nun, Paul!“ ſo hieß der Alte — fragte Pedro, „wie geht es hier, iſt die Marcheſe ruhig?“

„Ganz ruhig, mein gnädigſter Graf,“ antwortete der greiſe Paul traurig und bedeutſam.

„So führen Sie mich zu ihr, lieber Alter!“ verlangte Pedro ohne alle Umſtände, denn jedes überflüſſige Wort vermied er, wo möglich. Der Portier, im Dienſte ergraut, wußte die ſchweigſame Kürze vornehmer Herren zu reſpectiren, und auch, daß ſeine Antwort ohne eine Silbe an das Herz des Gaſtes reden würde. Er ſtieß einen Seufzer aus und ging dem Grafen in den Garten voran; den Blick am Boden folgte Pedro ihm nach, und jetzt waren ſie am Ziele. Paul zeigte auf einen friſchen Raſenhügel, mit kleinen Zweigen von Myrte und Cypreſſe beſteckt, unter denen ein Kranz von Zeitloſen verwelkt war.

Pedro fuhr erſchrocken zurück; der Portier wiſchte ſich die Augen und ſprach: „Hier ſchläft die gute Dame nun, und ihr iſt wohl! Sie war die letzte Zeit gelaſſen und folgſam wie ein Kind, und ſeit Sie, gnädiger Herr, hier geweſen, iſt ſie bei völliger Beſinnung und Vernunft geblieben. Sie verlangte nur, die Kammerfrau ſolle ihr das lange Haar abſchneiden, nach Italien zurückgehen und es dort begraben, wozu die Selige ſogar Ort und Stelle befohlen hat. Sie iſt auch bereits ſchon fort und konnte es keine Stunde länger hier aushalten.“

„Und ihr habt nicht an den Landcommenthur geſendet und ihn wiſſen laſſen, daß die Marcheſe gefährlich krank ſei?“ fragte Pedro im Tone fordernder Rechenſchaft.

„Ei freilich, mein gnädigſter Graf, es verſteht ſich, ſogleich!“ antwortete Paul. „Wir fertigten einen Boten an unſern Herrn ab; aber Gott weiß es, ob wir in dieſem Augenblicke noch einen haben.“ Pedro fragte nochmals, wie dies gemeint wäre, und Paul fuhr in ſeiner Relation folgendermaßen fort: „Se. Gnaden ſind verreiſt und ſchon über die Zeit der beſtimmten Rückkehr ausgeblieben, was an unſerer pünctlichen Herrſchaft befremden muß. So hat uns denn der Arzt, an den ich zur Vorſicht auch ein Briefchen adreſſirt, berichtet, daß der Herr Landcommenthur in ſeinem Wohnort todt geſagt werde. Es iſt jedoch vielleicht, wir hoffen es zum Höchſten, nur ein bloßes Gerücht.“

„Todt, alles todt!“ wiederholte Pedro und ſtarrte auf das Grab, „und von Geſtorbenen läßt ſich nichts mehr erfahren. War ihr letztes Wort eine Lüge; nur jenſeits wird dann die Wahrheit kund. — Friede über deiner Aſche, du Geängſtete! Mir haſt du ihn hinabgenommen in die Tiefe, und die Gräber geben nichts zurück.“

„O doch! mein gnädigſter Graf, wenn Sie mir es nicht ungütig nehmen wollen“ — ſagte der alte Paul, an deſſen Gegenwart Pedro in ſeinem Selbſtgeſpräche nicht mehr gedacht hatte, und der nun hinzuſetzte: „Der Staub der Erde, wovon wir Menſchen genommen ſind, verwandelt ſich in eine Blume, man giebt ſein irdiſch Theil dem Ganzen zurück, und die Natur iſt nur wie eine gute Hausmutter, die aus Altem etwas Neues ſchafft.“

Dieſer einfache Grundſatz der Naturphiloſophie des alten Paul beſchämte Pedro und rief ihm eine dichteriſche Anſchauung in das Gedächtniß, worin es in Bezug auf den Weg des Lebens und auf die Entwickelung des menſchlichen Schickſals heißt: „Biſt du ans Ende gekommen, ſo werde der ſchreckliche Knoten dir zur Blume, und du gieb ſie dem Ganzen dahin!“ Sein Unglück ſchien ihm jedoch unauflöslich, und der Gram ſchnürte ihm das Herz zuſammen. Liebe für Dora band ihm ſelbſt die Zunge, er hielt den Alleinbeſitz ſeines unglücklichen Geheimniſſes für das einzige Mittel, ihr die religiöſe Ruhe des Gemüths zu ſichern. Aber den Tod ihrer Pflegemutter glaubte er ihr entdecken zu dürfen, und Dora, ſehr ergriffen von dieſer Nachricht, weinte alle Schmerzen ihres Buſens dabei aus; ihre Seele voll Wehmuth bedurfte nur eines Tropfens, um in herben Thränen überzufließen.

Dora hatte überhaupt jetzt mehr als ſonſt an die Marcheſe gedacht, ſo wie wir immer unſerer früheren Freunde gedenken, wenn wir uns von den ſpäteren verlaſſen wähnen. — Doch im Trübſinn trauriger Betrachtungen über das Geſchick dieſer unglücklichen Frau, beſchäftigte Dora ſich mit dem Gedanken, ob wohl die Verſtörung ihres Gemahls auf irgend eine Weiſe von der Marcheſe herrühren könne. Sie hatte aus einigen ſeiner Worte geſchloſſen, daß Pedro auf der Villa Claudia geweſen wäre. Sollte die Marcheſe ihm hinſichtlich der Herkunft ſeiner Gattin etwas Unerfreuliches entdeckt haben? — Man ſieht, Dora kam der Wahrheit ſo ziemlich nahe; aber es ließ ſich kaum vermuthen, daß Pedro den Mittheilungen einer Geiſteskranken Glauben geſchenkt hätte.

Dora ſelbſt wußte nichts anders, als daß ſie das Kind einer Freundin der Marcheſe wäre, die bei der Entbindung geſtorben. Von ihrem Vater war nie die Rede geweſen; ſorglos hatte ſie den Namen Moera geführt und ſich bis in das jungfräuliche Alter für die leibliche Tochter der Marcheſe gehalten, ohne ſie wie eine Solche lieben und achten zu können.

Jetzt auf einmal fiel ihr nun ein, ob die Marcheſe vielleicht, wenn Pedro ſie geſprochen, ihm in erbitterter Wuth — die Dame Moera war vormals ſehr heftig und rachſüchtig geweſen — vertraut, daß Heliodora, ein namenloſes Geſchöpf, ein Kind der Liebe wäre. — Sie faßte dieſe Vorſtellung mit reger Seele auf. Aber ſollte ihr Gemahl, nun ſelbſt Vater — die Gattin deßhalb ſeines Namens, ſeiner Liebe unwerth halten? Dies ſah dem vorurtheilsfreien Pedro nicht ähnlich. Daß jedoch ein Geheimniß über ihrer Geburt walten müſſe, leuchtete Dora ein, da ſie ſtrebte, ſich über ihres Gemahls finſteres Hinbrüten aufzuklären. So grübelte ſie Tag und Nacht, und immer tiefer grub der Gram ſein ſchärfſtes Meſſer in ihre treue Bruſt und zerwühlte die feinſten Faſern ihres Lebens. Pedro enthielt ſich der Nähe ſeiner Gattin, ihr leidender Anblick verurſachte ihm eine Folterpein, die er nicht auszuhalten vermochte. Er mied ſie, ſo weit es möglich war, und ſtürmte ſo raſtlos umher, als wolle er ſich ſelbſt entfliehen. —

Jener denkwürdige Winter, worin die große Armee erſtarrte, brach nun herein. Die Nachrichten aus Rußland, obgleich vom fürchterlichſten Froſt, entflammten jedes deutſche Herz, und in dem Intereſſe der Zeit ging jedes perſönliche unter. Eine halbe Welt ſtand auf, ſich gegen den franzöſiſchen Kaiſer zu bewaffnen; auch Lazarus erglühete im edelſten Gefühle der Freiheit, und Pedro's dunkle Blicke loderten, wenn die Grafen Dodona ſich über dieſen begeiſternden Gegenſtand unterredeten. Pedro lächelte, ſobald ſein Bruder der nahen Trennung erwähnte, zu der Lazarus ernſte Anſtalten traf, und wie Jener es alsdann auf den Gütern halten ſolle. Er lächelte und ſchwieg.

Eines Abends ſaßen ſie beiſammen. Pedro war ſeit einigen Tagen in ſanfterer Stimmung geweſen und hatte fleißig geſchrieben. Die Uhren ſchlugen Zehn, Hedwig und Delphine waren auf dem Schooße der Mutter eingeſchlafen, und jetzt ſtand Dora auf, die Kleinen zur Ruhe zu bringen, wie ſie täglich ſelbſt zu thun gewohnt war. Sie winkte, daß ihr die ſüße Laſt abgenommen würde, dann wünſchte ſie den beiden Männern gute Nacht; denn Dora ſchlief bei ihren Kindern. —

Pedro ſchien ſichtlich mit ſich zu kämpfen, er fiel ſeinem Bruder um den Hals, hing lange daran, weilte und konnte immer noch nicht gehen. Der Weg in ſeine Zimmer führte bei Dora's Schlafgemach vorüber; es ſtand offen, die holde Geſtalt im Nachtgewande ſchwebte ruhelos umher. Da ſie ihn kommen hörte, näherte ſie ſich der Schwelle; das Weſen ihres Gemahls, worin die letztere Zeit über, und beſonders an dieſem Abend, eine zärtliche Schwachheit lag, hatte ihr Muth eingeflößt, einen Angriff auf ſein Gefühl zu wagen. Sie ſtreckte die ſchöne, weiße Hand ſehnſuchtsvoll nach ihm aus und ſagte in den ſchmelzendſten Tönen der Liebe: »Pedro! biſt Du noch mein Pedro?« — kein Vorwurf, auch der leiſeſte nicht, klang in dieſer innigen Frage, die ohne Beichte und Buße die Abſolution für ſein abtrünniges Herz enthielt.

Es war zu viel. Pedro umfaßte Heliodora's weichen Leib mit Heftigkeit, ſein Mund brannte auf ihren Lippen, aber in heißer, ſchmerzender Flamme. Dann ließ er ſie los und antwortete: „Wenn ich nichts bin, laß, was ich war, zuweilen auf Deiner ſüßen Lippe ein Name, ein Schatten des Weſens ſein in Deiner Phantaſie, an das Du denkeſt, ohne es zu betrauern.“ —

Dieſe Strophen, der Quelle von Vaucluſe entſchöpft — drangen aus Pedro's tiefſtem Gemüth; doch ſeine letzte Kraft war nun verſiegt. Er ließ das Haupt ſinken, ſchmiegte ſich an den Hals der Gattin, und Dora's klopfende Pulſe ließen ihn empfinden, wie warm ihr Blut walle, wie ſtark ihr Herz für ihn ſchlage. — Da er ſich erhob, blieb er an einer Schnur hangen, woran Dora ein Amulet trug. Pedro zog das kleine Palladium von dem bebenden Altar, faßte es und ſprach: „Laß es mir!“ — Ach! Dora hätte in dieſer Minute, und in jeder, ihm ja das Leben gelaſſen! Darauf drückte er ſie noch einmal an ſeine Bruſt, ſeufzte, wendete den Blick und ging hinweg, als ginge er zum Tode. „Pedro!“ rief Dora mit ausgebreiteten Armen ihm nach.

„Er liebt mich noch!“ frohlockten tauſend Stimmen in ihrem Innern, und vor dieſem Aufruhr des Entzückens hörte ſie kaum, wie ſein Schritt ſich ihr entfernte, wie er die Thür ſacht hinter ſich in das Schloß zog. Sie fühlte nicht den Schmerz des Abſchieds in ſeiner Antwort, nicht, daß es Worte eines Sterbenden geweſen wären; ihr Herz hatte wieder an dem ſeinigen geruht und eine lebendige Hoffnung beſeelte es aufs neue.

Als Graf Lazarus am folgenden Morgen ſpäter als gewöhnlich erwachte und den Ruf der ſilbernen Klingel erſchallen ließ, erſchien der alte Kammerdiener Eraſt mit ernſter Miene vor ihm und legte einen verſiegelten Brief in die Hand ſeines Herrn. Die Schriftzüge der Adreſſe waren ſo undeutlich, daß der Graf einige Augenblicke zweifelhaft blieb, ob es auch wirklich die Hand ſeines Bruders wäre, wofür er ſie erkannte, bis der erſte Blick auf den Inhalt ihn überzeugte, daß er richtig vermuthet und daß nun alles entſchieden ſei. Er las:

„Mein geliebteſter Bruder!

Indem ich den Vollbegriff dieſes theuren Namens nie tiefer faßte, als eben jetzt, bin ich an die Stunde gekommen, welche mir nichts übrig läßt von Dir, der Du mein Gefährte warſt vom erſten Athemzuge an, als ein unauslöſchliches Andenken und die Zuverſicht, Du werdeſt meine letzte Bitte erfüllen. Sie enthält das Teſtament meiner *brüderlichen* Liebe — o mein Heiland! das Gedächtniß all meines Glückes, dem ich für immer entſagen muß. *Muß*! glaube es nur, Lazarus! —

Mein Schickſal iſt hart, Gott ſegne das Deinige! — Eine fürchterliche Nothwendigkeit, nicht weniger wahr deßhalb weil ſie geheim iſt, entreißt mich mir ſelbſt und macht mich unſtät und flüchtig auf Erden; meines Bleibens iſt nicht mehr. So bedauere mich denn, mein Bruder; aber zweifle nicht an mir und denke mit Liebe an mich, ob auch die Welt mein vergäße. Du haſt Dora einſt geliebt — Du wirſt ſie *mehr* noch lieben, da ſie verlaſſen weint um Den, der ſie um das Schönſte, das Heiligſte betrogen, und der doch keinen heißeren Wunſch hatte, als ihr Glück. Dieſes Glück ruhet nun in Deiner Hand! Und da iſt es ſo wohl aufgeboben, als ich es wäre — im Grabe. Meine armen vaterloſen Kinder werden Deine Kinder ſein; und getroſter ſcheide ich von hinnen, mein Lazarus!

Betrachte mich als einen Geſtorbenen, denn niemals werde ich wiederkehren. Der Himmel würdiget mich, daß ich ein Leben, das mir feil iſt, für einen hohen Preis hingeben darf. Ich gehe für die deutſche Freiheit zu fechten, und auch Verzweiflung bewehrt und ſtählt den Arm nicht minder, als ein tapferer Muth. Du aber bleibſt ein Schutz und Schirm unſerer Güter, unſerer Lieben, ich lege Dir ſie an das Herz, da ich jedem heimiſchen Beſitz abſterbe. Dora! Hedwig! Delphine! um des Dreieinigen willen! nimm Dich dieſer drei Weſen an, welche ich Unglücklicher verlaſſe und verwaiſe! — Lebe wohl, mein Bruder! O daß ich bald ſtürbe! Der Tod wäre mir willkommen. Er iſt ſonſt mitleidig, dieſer letzte Freund, der meine letzte Hoffnung iſt, indem er das Auge verdunkelt, daß es nicht mehr zu erkennen vermag, wer um ihn weine? und warum? Mir hat er es erſt geöffnet, und ich ſehe keine andere Rettung, als das Grab. —

Dir übergebe ich alles, was mir theuer war! Du löſeſt meine Pflichten, wenn ich das Band vom Herzen blutig ſtreife, was, aus den feinſten Stoffen der Natur gewebt, mich an die Heimath, ja an das Leben knüpfte. — O mein Bruder, lebe nun wohl! Ewig

Dein Pedro.“

Während Graf Lazarus dieſes verhängnißvolle Schreiben geleſen, war etwas in ſeinem Innern vorgegangen, worauf er jedoch nicht achtete. Funken ſprüheten aus den blaſſen, hier und da verlöſchten Buchſtaben, ein farbiges Flimmern zog Regenbogenkreiſe vor ſeinen Augen. Er wollte aufſtehen, aber die Füße verſagten ihren Dienſt, jede Muskel bebte ihm, kalter Schweiß brach aus den Poren ſeiner Stirne. Der alte Eraſt ſtand noch immer da, den kummervollen Blick auf ſeinen Herrn geheftet, denn er wußte ſchon, daß Graf Pedro fort wäre.

„So gebe mir Gott Kraft, die unglückſeligſte der Frauen zu tröſten!“ ſagte Lazarus, ſeine eigene Troſtbedürftigkeit vergeſſend. Der alte wackere Kammerdiener verſuchte ſich in dieſer Uebung des Stärkeren zuvörderſt an ſeinem Gebieter, deſſen bleiche Züge ihn in der Seele jammerten. Er redete beruhigend und im Geiſte der Erfahrung, der die Hoffnung bleibt, die nicht zu Schanden werden läſſet. So verſicherte er auch, Graf Pedro hätte ſich die Gemüthskrankheit, die ihn nun fortgetrieben, nirgend anders als auf der Villa Claudia geholt, und ſich mit irgend einem verwirrenden Wahn bei der Marcheſe angeſteckt, worauf er ſchwören wolle, und wenn der Landcommenthur nur noch am Leben wäre, ſo ließe ſich vielleicht der Grund des ganzen Unglücks aufſpüren. — Dies war nun aber nicht mehr möglich; die Nachricht von dem Tode des Grafen Syrta hatte ſich beſtätiget, und ein fremder Erbe von dem reichen Nachlaß Beſitz genommen. So war die Marcheſe denn zu rechter Zeit geſtorben.

Graf Dodona, zu betäubt, um nicht mehr an die Folgen des Geſchehenen, die ſeine ganze Geiſtesgegenwart forderten, als an die weitliegenden Urſachen zu denken — hielt ſich zunächſt an die Sorge, wie er es Dora beibringen möge, daß ihr Gemahl fort ſei, ohne den Vorſatz der Wiederkehr. Es war die ſchwerſte Aufgabe ſeines Lebens und ſie beugte ihn tief, obgleich er ſeine bedauernswürdige Schwägerin mit aller Stärke aufzurichten ſtrebte, die er zu ſammeln fähig war.

Dora's Zuſtand in jenen Stunden reichte über alle Beſchreibung hinaus. Sie erſchöpfte ihre Fähigkeit zu leiden, auch körperlich, und ward krank, dann trat eine ſo tiefe Abſpannung ein, daß kein Ton weder der Freude, noch der Klage mehr Anklang fand in dem zerrütteten Gemüth, worin die tiefſten Saiten der Empfindung zerriſſen, die höheren erſchlafft waren.

Graf Dodona ſah die mitleidsvolle Dora mit Wehmuth an, wenn auch durch einen flimmernden Flor, der ihn mit anderer Gefahr täuſchte, denn er behielt von dieſem Moment des Schreckens an ein Augenübel, das die geſchickteſten Aerzte nicht zu heben mochten, bis — — nun, wir wiſſen ja, wer ihn davon heilte, und daß, wenn dieſe Cur ein ſympathetiſches Verdienſt war, es mindeſtens dem Probſt von Gallenburg nicht zugeſchrieben werden konnte. —.

Der edle Lazarus handelte an den Hinterlaſſenen ſeines Bruders, den er wie einen Todten, und mehr noch! betrauerte, im Geiſte eines Johannes, als dieſer die Mutter ſeines göttlichen Freundes zu ſich nahm. Er kannte keine heiligere Pflicht, als für Pedro's Gattin und Kinder leben und ihnen ſo milde als treu die zarteſte Sorge zu weihen.

Wohl manches Schwert war durch die Seele der armen Dora gedrungen; aber ſie verbarg die tiefen Schmerzen hinter dem Schleier der Ruhe, und das ſachte Bluten der unheilbaren Wunde. — Lazarus ſchonte ſie und ließ nicht merken, wie troſtlos er ſich um den Verluſt ſeines Bruders abhärmte, wie all ſein Glück mit ihm dahin war. Er ſehnte ſich hinweg von dem Schauplatze ſeiner Jugendfreuden, ſeit der Freund verſchwunden war, der ſie ihm liebend theilte; er vermißte ihn überall, er fühlte ſich einſam.

Als Graf Dodona einſt ein abergläubiſches Befürchten Dora's, wozu ſie durch ihre heiße Einbildungskraft und mehr noch durch frühe Erfahrungen des Unglücks geneigt war, mit Waffen der Vernunft bekämpfen wollte, lächelte ſie und ſprach: „O Beſter! gieb es auf, mich eines Anderen zu überzeugen, ich traue der inneren Stimme, ſeit ich weiß, wie wahr ſie ſpricht. So hat ſie mir tauſendmal geſagt, daß mir Pedro irgend ein großes Leid zufügen würde, und daß ich ihn nur mit Bangen und Beben geliebt habe, wiſſen die Heiligen. So war es mir ſtets, wenn er ſich entfernen wollte, als käme er einmal nicht wieder, als fände ich ihn nimmer — und iſt dieſe Ahnung trüglich geweſen? — Du ſieheſt, ſie iſt eingetroffen.“

Dora verſank in ein düſteres Nachdenken.

„Und dieſe weisſagende Caſſandra in Deiner Bruſt, was verheißt ſie Dir nun?“ fragte Lazarus mit einem trüben Lächeln. „Die Zukunft wird es enthüllen“ — antwortete Dora doppelſinnig und ſchwieg.

„Ja,“ rief der Graf, „Gott muß es auflöſen, hier oder dort — ſonſt wäre er nicht Gott! Einſt wird alles klar, es tagt nach jeder Nacht, wie lang ſie auch wäre — das Wie und Wann wollen wir Ihm überlaſſen. Faſſe nur Muth, arme Dora, und harre aus! — Ich bin in der Zeitrechnung unſeres Kummers ungewiß geworden, ſeit Eraſt mich aufmerkſam gemacht, daß Pedro eigentlich von Mariens Tode an verändert geweſen ſei; und wenn ich mich genauer erinnere, muß ich geſtehen, daß der alte Mann ganz Recht hat. Ich war damals nur zu ſehr mit mir ſelbſt beſchäftiget." Bei dieſer Anſpielung auf ſein früheres Gefühl für Dora erröthete der Graf.

Alle Forſchungen, welche er im Stillen nach ſeinem Bruder anſtellte, blieben ohne Erfolg. Pedro ſchien ſeinen Weggang mit größter Umſicht vorbereitet zu haben; man fand ſeine Angelegenheiten vollkommen geordnet. Er hatte zwar eine anſehnliche Summe mit ſich genommen; aber Lazarus grämte ſich doch, daß es zu wenig wäre. Dora's Amulet — o wie tröſtend war ihr der Gedanke, daß dieſer geweihete Schutz ihn begleitete, war mit fort. Sie wußte nun, daß Pedro es ſich als ein Andenken von ihr erbeten, und ein Lakai ſagte aus, wie er den Grafen noch ſpät am letzten Abend bemüht gefunden, eine lange, feingeflochtene Schnur — Dora kannte dies Geflecht, es war von Mariens blondem Haar — mit unſicheren Fingern an das kleine Heiligthum, was er beſchrieb, zu knüpfen.

Graf Dodona machte ſeiner Schwägerin den Vorſchlag, die Güter mit ihm und den Kindern zu verlaſſen, da das Getümmel der Märſche ſich ihren Straßen näherte. Sie wollten einſtweilen Sancta Gloria, jenen ſtillen, klöſterlichen Winkel zu ihrem Wohnſitz nehmen. Lazarus fürchtete, Dora, die ſich nicht von ihm trennen wollte, würde nicht im Stande ſein, eine Unbill des Krieges zu ertragen, deſſen Schauplatz heranrückte, und ſo wollte er die ſchöne, junge, leidende Frau keiner läſtigen Verlegenheit ausſetzen.

Zudem erforderte ſein eigenes Befinden die möglichſte Schonung, und wie verſchieden die Aerzte dieſe Krankheit auch beurtheilt hatten, darin, daß er ſich ruhig halten und vor heftiger Aufregung hüten müſſe, waren ſie einſtimmig geweſen.

Der Graf ließ nun eiligſt ſeine Einrichtungen auf jenem Kloſtergute treffen, und ordnete daheim, was nöthig war. Sein Reichthum enthielt eine Perle, die er in dem erſten ſeiner Beamten beſaß, und auf dieſen Mann konnte er ſich verlaſſen. Ehe ſie abreiſeten, hatte Graf Dodona noch eine dringende Unterredung mit ſeiner Schwägerin. Er bat Dora, es ſich gefallen zu laſſen, daß er ſie dort, wohin ſie zögen, und an jedem fremden Orte für ſeine Schweſter, ihre Kinder aber für die ſeinigen ausgäbe. Dora willigte nicht gern in dies Verlangen, wozu ihn die zarteſte Achtung für ihr gegenſeitiges Verhältniß, die rührendſte Treue für ſeinen Bruder bewog. Pedro hatte es gewünſcht, er ſolle dieſen Kindern Vater ſein, und keine ſelbſtſüchtige Engherzigkeit hielt ihn ab, dieſe Pflicht in ihrem weiteſten Umfange auszudehnen. — An eine Heirath dachte Lazarus nicht, und wohl am wenigſten daran, ſich jemals mit Dora zu vermählen, ſelbſt wenn ein trauriger Fall, den Lazarus ſich nicht deutlich denken mochte, ſie völlig frei gegeben hätte. Dora war Pedro's Eigenthum, und er hielt die Gattin ſeines Bruders heilig, wenn auch feſt; doch nur, um ſie ihm zu bewahren.

Von allen Domeſtiken nahm Graf Dodona nur den alten Craſt mit, und auf Sancta Gloria neue Leute an, wenige nur, deren er in jenem entlegenen Aſyl bedurfte.

Hier fand Dora einen ihrer Stimmung entſprechenden Aufenthalt. Die Gegend, wie wir früher ſchon bemerkt haben, war durchaus katholiſch. und dieſe Glaubensverwandtſchaft ſprach ihr verſchloſſenes Gemüth an und berührte es heimathlich.

Sie betete zu der heiligen Dorothea, ihrer Schutzpatronin, und jeder Blick auf die goldnen Aepfel aus dem überirdiſchen Eden erinnerte Dora an die Früchte ihres paradieſiſchen Vaterlandes; und nur die Roſen, welche um die zerfallenen Tempel von Präneſte blühen, glichen denen an Reiz der Form und Farbe, welche der Maler jenes Bildes, nach Anweiſung der Legende, aus dem Blute der frommen Jungfrau ſprießen ließ. Der Engel auf dem Bilde ſah ſo lieb und kindlich aus, daß Dora es empfand, er ſähe allezeit das Angeſicht ſeines himmliſchen Vaters — und ihr thränender Blick flehete hinauf zu ihm, er möge der Geſpiele, der Freund ihrer verwaiſeten Kindlein werden.

Lazarus ließ Dora gewähren und ſtörte ihre ſchwärmeriſche Andacht nicht. Wie nahe ſie ihm auch ſtand, ſo ward er ſich dennoch eines trennenden Unterſchiedes in ihren Begriffen bewußt, und einer Scheidewand, welche mehr das Werk der Natur als der Religion war. Er fühlte, daß er inniger noch mit einem Weſen übereinſtimmen könne, was mehr ſein wäre, als alles, was er bisher geliebt. Eine tiefe Sehnſucht beſchlich ihn oft, das Leben dünkte ihm öde, alle Freuden hatten ihren Schein verloren; es ward immer dunkler um ihn, er fürchtete, es könnte gänzlich Nacht werden, — und ſiehe da! die Morgenröthe ſeines Glückes brach an — der Tag, der ihn in Blanca's Liebe lohnen ſollte.

Blanca, vormals Fräulein von der Pforte, jetzt Gräfin Todona, war nunmehr drei Monate, auch etwas darüber, verheirathet, und dieſer Frühling, der Lenz ihrer Ehe, ihr wie ein Traum verflogen. Das Korn hatte abgeblüht und verduftete ſeinen nährenden Odem, Sommerblumen prangten in brennenderen Farben, doch ohne den ſeelenvollen Athem des Geruchs, die Nachtigall ſang nicht mehr; aber Blanca liebte noch — und daß ſie ewig lieben würde, dies ſagte ihr ein gewiſſes ſtetes Gefühl, an deſſen höhere Natur die wechſelnde Zeit nicht rührt.

Sie hatte ſich ſehr bald in ihre neue Lage eingerichtet, denn Blanca trug die Heimath des Friedens in ihrem Herzen. Auch an Dora's ſtille, ſchweigſame Weiſe hatte ſie ſich allmählich gewöhnt und ſich Theil an der Liebe der Kinder erworben; nur ihren Gram behielt Dora für ſich allein, und es ſchmerzte Blanca, ihr zartes Mitleid ſtumm und ſtreng abgewieſen zu ſehen.

Wenn der Morgen tagte, ging Dora zum Gebet; dann verrichtete ſie leiſen, langſamen Schrittes ihre Geſchäfte. Das Schlüſſelbund erklirrte ſacht bei dem Gebrauch, alle ihre Anordnungen geſchahen in äußerſter Stille, kein ſcheltendes Wort ward jemals laut; doch nie ward einer Hausfrau pünctlicher gehorcht. Die Würde und Ruhe, womit Dora ihre Pflicht verſah, hatte nichts mit der rüſtigen Geſchäftigkeit einer regſamen Wirthin gemein, die in der Regel mit etwas Lärm regiert und ſich als die bewegende Feder des häuslichen Getriebes zeigt; — ſie glich vielmehr, wenn ſie mit dem ſchönen, blaſſen, ernſten Geſichte einherſchwebte in den dämmernden Corridors des ehemaligen Kloſters, einem müden Schatten, der im Bann des Irdiſchen ſich nach Erlöſung ſehnt. Früh und ſpät ohne Ruhe, ohne Freude, ſang Dora an jedem Abend ihre Kinder in den Schlummer, und Blanca ſchlich ſich oft von der Seite ihres Gemahls auf den Balcon, um ihr mit Thränen zuzuhören. Wie eine Geiſtesſtimme, klar, doch leiſe, klang Dora's trauriges Lied, und dieſe Töne zogen tief durch Blanca's Seele. „Und ſollte Gott ſie nicht hören?“ dachte die junge Gräfin, und ihr frommes Herz rief zu ihm auf, daß Dora ihn einſt mit fröhlichem Munde loben könnte.

Blanca merkte wohl, daß ihr Gemahl und ſeine Schweſter vielleicht am innigſten in dem Geheimniß ihres Kummers verſchwiſtert wären. Sie ſah, wie jede Wolke auf ihrer Stirne auch ſeine Sonne verfinſterte; ſie hörte, wie Dora's ſchwächſter Seufzer ein Echo fand in ſeiner Bruſt; ſie fühlte endlich, daß es eine Stelle gäbe in ſeinem Gemüth, die nicht berührt werden dürfte, und daß, wenn Dora's Seelenwunden bluteten, auch die ſeinigen heißer ſchmerzten, ſo daß ſie eine natürliche Verwandtſchaft des Schickſals wie des Blutes zwiſchen ihnen annahm; denn wo ein Auge leidet, dauert es nicht lange, ſo leidet das andere mit.

Die theilnehmende Blanca ehrte jedoch die geheiligten Rechte des Unglücks und hätte ſich um keinen Preis der Welt die kleinſte Frage erlaubt. Die Liebe füllte ihr Herz mit tauſend Seligkeiten, wie hätte ſie in der geringſten Leere empfinden mögen, daß ihr Gemahl ihr nicht volles Vertrauen gewähre? Nur zwiſchen Blanca und ihrer Schwägerin blieb etwas Fremdes. Die Weiblichkeit verträgt es zwar, daß ſie das Weſen des Mannes nicht begreife; aber ihr eigenes Geſchlecht darf ihr kein Räthſel bleiben, ſoll ſie es lieben.

Blanca war ſeit einiger Zeit unpäßlich geweſen und der Graf deßhalb in ängſtlichen großen Sorgen; ihr Sträuben half nichts mehr, er ließ einen Arzt holen. Der Doctor erklärte lächelnd, die Kränklichkeit der jungen Gräfin habe nichts als Gutes zu bedeuten — und der Graf warf einen entzückten Blick auf die erglühende Gattin.

Es war am Tage der Heimſuchung Mariä. Dora feierte dies Feſt nach der kirchlichen Vorſchrift des römiſchen Cultus; in der Capelle war Gottesdienſt, die kleine Orgel ging bis an den Mittag.

Der Doctor blieb auf die einladende Bitte des Grafen zur Tafel, doch Dora war zu erſchöpft, um daran erſcheinen zu wollen. Als der Arzt dann aufbrach, begleitete ihn der Graf ein Stückchen zu Pferde, er hatte noch insgeheim mit ihm zu reden.

Blanca war nun allein mit ihrem Glück. Sie fühlte einen Drang es mitzutheilen, die Fülle ihres überſeligen Herzens auszugießen; es trieb ſie nach der Capelle, ſie wollte Gott in dieſem Raum, der ſeiner Anbetung geweiht war, die Gelübde ihres Dankes darbringen. In dem ſchmalen Gange begegnete ihr Dora mit den Kindern, die ſich ſchmeichelnd an ſie hängten.

Dora ſchien ſehr matt. Sie fragte befremdet, wohin die Gräfin wolle? „Ich ſehne mich zu beten“ — war Blanca's Antwort, „und ein Herz in dieſer Stimmung iſt dem Höchſten vor jedem Altare angenehm.“ Ihr ſchöner Blick glänzte bei dieſen Worten, und über Dora's Züge ſchwand ein beifälliges Lächeln hin.

„Es iſt auch ein Feſttag für mich, dieſer heutige“ — fuhr die Gräfin fort, während ſich ihre Wangen mit Purpur färbten, „und ein heiliges Gefühl in meiner Bruſt ſchließt mir in einer innern Offenbarung das Verſtändniß ſeiner Feier auf. Der Himmel ſendet zwar keine Boten mehr, wie an die Frauen der Erwählung; — aber die Natur iſt voll der Güte des Herrn! Und wo wir nach Gott ſchauen, da grüßt ein Engel uns. O Dora! wie hochbegnadiget ſind wir vor ihm!“ — Sie umarmte Dora mit Freudenthränen in den hellen Augen.

Dora wankte in Blanca's umſchlingenden Armen — ob aus Schwäche, oder betroffen von der Rede der Gräfin? — Sie wollte ſprechen, brachte aber nur einen Seufzer hervor.

„Du biſt ſehr angegriffen, theure Dora!“ ſagte Blanca, und blickte ihr mitleidig in das bleiche Geſicht, „willſt Du Dir nicht ein wenig Ruhe gönnen? Ich nehme die Kinder zu mir, ſobald ich zurückkehre.“ Dora verſagte es jedoch. Sie würden ſich noch ſehen — ſprach ſie — und hob dies Zuſammentreffen auf.

Graf Dodona war noch nicht längſt von dem kurzen Ritte heimgekehrt, als die Nachricht kam, daß auf einem Vorwerk, ziemlich entfernt von Sancta Gloria, obgleich dazu gehörig, Feuer ausgebrochen wäre. Unverweilt ließ der Graf ſich einen andern Renner ſatteln, auch mehrere ſeiner Leute aufſitzen, und bat Blanca, daß ſie ſich nicht beunruhigen möge, wenn er auch erſt ſpät in der Nacht wiederkäme.

Wie ſehr bedauerte Blanca dieſen Unfall! der Armen wegen, die er traf, und dann, daß er ſie der Geſellſchaft des Gemahls für dieſen Abend beraubte. Blanca ſpeiſete allein; aber das Herz war ihr ſo voll — ſo ſatt! Sie berührte das Eſſen kaum. Dora ließ ſich nicht blicken; die Gräfin vermuthete ſie unwohl und wollte ihr mit dem Geſuch um ihre Gegenwart keinen Zwang auflegen. So ſaß Blanca einſam, von Gedanken umſchwärmt, im Schimmer des Mondes. Sie gedachte ihres Vaters und wie es ihm wohl gehen möge am Hofe ſeines Monarchen? — Blanca hatte lange kein Schreiben von ihm erhalten. Auch

Hektor, ihr Bruder, ſtand in kindlicher Bravour und Liebenswürdigkeit vor ihrer Seele, und es war, als vernähme ſie, wie er freundlich zu ihr ſpräche. Alles, was Blanca jemals gekannt und geliebt, trat in dieſem ſtillen Dämmerlichte ihrem Geiſte näher. Die Phantaſie war geſchäftig todte Bilder und Gegenſtände zu beleben, und ein ödes Bangen machte ſie furchtſam vor ſich ſelbſt; das Sprühen der Kerzen hinter ihr, ein Kniſtern im Holze, rührte an die hochgeſpannten Nerven. Sie ſaß am Fenſter und ſah in das werdende Dunkel der Sommernacht hinaus; aber in der Zeit, wo die Wälder ruhen und geſpenſtiſche Schatten über die ſchlummernde Erde ziehen, ſoll auch das Auge des Menſchen geſchloſſen ſein. — So wollte Blanca denn zu Bette gehen. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. —

Obgleich Blanca von ihrer Tante Vernunft eine aufgeklärte Erziehung erhalten hatte, und den Köhlerglauben an Spukgeſchichten belächelte, ſo war ſie doch eine zu poetiſche Natur, um nicht einen Zuſammenhang mit der überſinnlichen Welt anzunehmen, der ſich manchmal lüfte, ein Gemüth, geweiht für höheren Sinn, das Leben der Geiſter im Schleier der Sichtbarkeit, wie ihn das ſterbliche Auge bedarf, ſchauen zu laſſen. Sie war der Ahnung fähig — und wir kennen Blanca's Träume. Von ihrem erſten Eintritt an in Sancta Gloria war ihr dieſer Aufenthalt ein wenig ſchauerlich vorgekommen. Das düſtere Gebäude, wie weit und bequem auch von Innen, wie maleriſch ſchön ſeiner An- und Ausſicht nach — ſchien ganz geeignet für eine Herberge der Bewohner des Schattenreichs. Die Bildſäulen der Märtyrer, welche die Hauswärtel vorſtellten, erregten durch ihren Anblick mehr ein Gefühl beklommener Scheu, als ſicheren Schutzes, und wer ſie ſah mit den

Attributen ihrer Pein, dem ſchwebten die Zeiten der chriſtlichen Bedrängniß vor der Seele, und er mied die Nähe der Ueberwinder, fürchtend, ſie könnten durch die Kraft ihres Glaubens auch als Steine noch ſeufzen und reden. —

Die fromme Blanca durfte zwar getroſt vor ihnen wandeln; das reine Leben, was ſie führte, war auch ein Zeugniß Jeſu, und der Frieden, den ſie unabläſſig ſuchte, folgte ihr nach; aber eine andere Furcht, begründet in der weiblichen Weſenheit — ergriff ſie bisweilen, der Gedanke, die ſelige Frau könne ihr einmal erſcheinen — und dieſe Idee war zu einem feſten Punct geworden.

Graf Dovona gab ſeiner jungen Gattin ſo innige Beweiſe der allerzärtlichſten Liebe, daß Blanca im Vollgefühle ihres Glückes ſtill meinte, es geſchähe der erſten Frau damit ein Unrecht, und dies um ſo mehr, als ihr Gemahl nie von ſeiner früheren Ehe ſprach. — So oft ſie allein war in der melancholiſchen Einſamkeit dieſer Räume, in jeder dunkeln Stunde dachte ſie bei ſich ſelbſt, wenn die ſelige Frau nun käme, Rechenſchaft zu fordern, daß du dich des Herzens ihres Gemahls ſo ganz und gar bemächtiget haſt?“ —

Blanca fühlte erſchaudernd den kalten Eingriff der Todten in das warme Leben ihrer Liebe, die den verfallenen Anſpruch zurückwies. — Sie ſchämte ſich indeß, dem Gemahl ihre furchtſame Schwäche und dieſe Einbildung zu geſtehen, weil ſie dabei eines Gegenſtandes hätte erwähnen müſſen, den er zu vermeiden ſchien.

Auch jetzt, wo die tiefſte Stille um Blanca's Lager herrſchte, war ihr bange vor ſolchem nächtlichem Beſuch. Die Lampe verbreitete ein mattes Licht in dem Gemach, ihr Schein webte magiſch um das Bild des Plafonds. Alceſte wie ſie Hercules, der Freund Admets, aus dem Orcus zurückführt. — Blanca zog die ſeidenen Vorhänge dicht zu; aber es half ihr nichts, daß ſie ruhiger würde. Sie lag und lauſchte. Ein Mittel, den Schlaf zu befördern, fiel ihr ein, welches Tante Cornelia ihr gelehrt, nicht in den Tagen, ſondern in den Nächten der Kindheit, wenn die regſame Kleine nicht ſchlummern konnte, das wallende Korn ſich zu denken. Sie ließ den Geiſt durch die wogenden Felder rauſchen, und die Aehren ſich neigen; aber ward auch das müde Haupt ihr ſchwer, und neigte es ſich zur Ruhe — ihr Blut war zu ſehr in Wallung, um ſie zu finden.

Jetzt — nein, das war keine Täuſchung! kam ein ſchwebender Schritt, nur der überſpannten Aufmerkſamkeit Blanca's hörbar, langſam über den Saal, gerade auf das Schlafzimmer der Gräfin zu. Die unverſchloſſene Thür ging auf, und der Mond, welcher mit ſchrägem Strahl zum Fenſter herein blickte, ſchattete die Umriſſe einer weiblichen Geſtalt an der Tapete ab. Blanca's Pulſe ſtockten, Schauer auf Schauer rieſelten durch ihre Glieder, Schweißtropfen perlten auf der kalten Stirne.

Der Griff einer weißen, ſchöngeformten Hand raffte die Gardine aus einander — unwillkürlich hatte Blanca die Augen zugedrückt. „Blanca!“ ſagte eine weiche Stimme, welche die Gräfin wohl kannte, „ſchläfſt Du ſchon? Ich glaubte Dich noch wach.“

Mit offenen Blicken und befreietem Athem ſchaute ſie auf und ſprach: „Ach liebſte Dora! Wie hat Dein Kommen mich erſchreckt! Sieh, wie ich zittere!“ Blanca bebte wirklich noch.

Dora rückte einen Armſtuhl näher an das Bett und ſagte mit einem ſchwermüthigen Lächeln: „So hielteſt Du mich wohl für einen Geiſt?“

„Dir will ich es nur geſtehen“ — antwortete Blanca ſchüchtern und leiſe, „denn Du lachſt nicht — ich fürchte mich ein wenig vor der ſeligen Frau.“ —

„Der ſeligen Frau? Welcher?“ fragte Dora, als wüßte ſie nichts von ihr.

Blanca ſchien verwundert über dies Befremden ihrer Schwägerin. Sie vermuthete indeß, dieſer Ausdruck, womit man eine verſtorbene Gattin benenne, ſei der ausländiſchen Dora fremd geblieben, wiewohl dieſe durch die häufigen Reiſen der Marcheſe und durch ein Erbtheil der Geburt vermögend geworden war, ſich den Reichthum der deutſchen Sprache anzueignen.

„Welche anders,“. entgegnete die Gräfin, „als die erſte Gattin meines Gemahls?“ Der tiefe Ernſt in Dora's Mienen ging jetzt ſeit langer Zeit zum erſten Male in einen Anſchein von Lächeln über. Sie ſprach: „Die ſelige Frau, die Du meinſt, gute Schweſter, iſt wahrlich ein Schatten, ein weſenloſes Nichts! Sie wird Dich niemals ſchrecken, denn wiſſe Blanca! Lazarus war unvermählt, bis Du ihm Deine Hand vor dem Altare reichteſt, und Dir allein, keiner Andern je, hat er den Schwur der Treue geleiſtet. — Seine Kinder — o heilige Mutter Gottes, die Du dafür hältſt, ſie ſind mein! Nur in Liebe und Sorge hat er ſich der armen Waiſen väterlich angenommen! — Die Kinder ſchlafen, er iſt entfernt, der ſo nahen Theil an meiner Erzählung hat, — willſt Du mich hören, Blanca?“

O wie gern wollte Blanca das! — So war die ſelige Frau nur erſchienen, um auf ewig zu verſchwinden, und mit einigen Minuten Angſt hatte Blanca die entzückende

Ueberzeugung gewonnen, daß ſie mit dem nächſten Anrechte das Herz ihres Gemahls ungetheilt beſäße. Sie zitterte nun vor Freude und Erſtaunen, und ihre Theilnahme an Dora's Mißgeſchick war um ſo vergütender, als ſie empfand, welch eine Zugabe ihrem Glücke eben geworden ſei.

Redlich und ohne Rückhalt entdeckte Dora der Gräſin den labyrinthiſchen Gang ihres Schickſals, ſo weit ſie ihn ſelbſt kannte — und Blanca's Auge vom Mitleid benetzt, folgte ihr in dieſe düſteren Windungen. Sie verlor ſich nachſinnend — ſie lebte und litt ſich in alles hinein, was Dora Trauriges begegnet war; eine Miſchung der eigenthümlichſten Gefühle mit denen, welche dieſe Erzählung anregte und ſchilderte, machte ihr das Herz ſchwellen, nie hatte fremdes Unglück ſie in größere Bewegung verſetzt.

„Du ſiehſt, ich bin ein Kind des Dunkels!“ ſagte Dora, als ſie zu Ende war, mit jenem Tone hoher Gelaſſenheit, die zur Anſchauung geworden iſt, „ich möchte mich eine Tochter der Nacht nennen, wenn auch nicht in Bezug auf eine lichtſcheue Geſinnung. Ein Geheimniß ruht auf meiner Geburt, das mich wenig kümmerte, ſo lange ich meines Daſeins froh war, das aber vielleicht mein ganzes, unſeliges Verhängniß in ſich faßt. Das finſtere Räthſel, worin mein Gemahl, der Vater meiner Kinder, ſich von ſeinen heiligſten Pflichten löſete, wird mir wohl nie klar werden.“

„O Blanca! ſo zürne nun ſeinem Bruder nicht, daß er Dich täuſchte, um ein Gelöbniß ſeines Edelmuths ſtreng zu erfüllen. Sein Weſen, ſeine Liebe für Dich, iſt Wahrheit, und er würde nie im Stande ſein, Dich troſtlos zu verlaſſen, wie Pedro mich!“ Dora verhüllte das blaſſe Geſicht.

Die Gräſin nahm Dora's ſchmächtige Hand leiſe von den weinenden Augen hinweg, drückte ſie zwiſchen den ihrigen und ſprach mit begeiſterter Stimme: „Theure, unglückliche Dora! Vertraue nur auf Gott! Er wohnt im Licht, und ein himmliſcher Strahl der Offenbarung iſt während Deiner betrübten Erzählung tief in meine Seele gefallen. —“ Aber ich will ſchweigen, hoffen und warten, denn nie enthüllt die Ungeduld das heilige Dunkel ſeiner Huld. — Du nennſt Dich eine Tochter der Nacht; o daß Dir noch Freuden der Zukunft, wie Thau aus der Morgenröthe geboren würden! — Und ich ſollte meinem Gemahl zürnen, daß er Dir ein Bruder war, und Deinen Kindern ſo gut als möglich den Vater erſetzen wollte? Nur um ſo mehr muß ich ihn deßhalb lieben. — Was mag er ſelbſt um den verlorenen Pedro gelitten haben!“ —

„Mir iſt nun leichter, da Du alles weißt,“ antwortete Dora mit einem tiefen Athemzuge, „und ich fühle mich wie einer Laſt enthoben. Ungern nur willigte ich damals in das Verlangen des Bruders, denn eine Mutter kann und will ſich nicht verleugnen; doch es war Lazarus, mein einziger, mein treueſter Freund auf Erden, der es heiſchte, und ſo überwand ich mein inneres Widerſtreben. Du biſt nun auch geſegnet, Blanca! und kein anderes Kind darf ferner das eigene von dem Herzen ſeines Vaters drängen. Es hätte mich wie Verrath gedrückt, wenn ich länger gegen Dich geſchwiegen hätte. Du wirſt meinen Kindern ja wohl den Schutz des Mannes gönnen, deſſen Namen ſie verlaſſen führen“ — Dora's Stimme wankte — „und mich dulden, wenn mein trauriges Geſicht Dir auch ſtörend wäre. Ich will Dich warten und pflegen und täglich für Dein Glück zum Himmel beten, daß es Dir bleiben möge immerdar. Und wenn der Gram, der an meinem Leben nagt, es aufzehrt vor der Zeit, dann Blanca nimm Dich der armen

Waiſen an, und meine Segenswünſche ſollen Dir die ſchönſten Mutterfreuden erflehen! — Man ſoll dereinſt nicht ſagen, jede Gräfin Dodona wäre unglücklich geweſen."

Innigſt gerührt ſtreckte Blanca beide Arme nach der Schwägerin aus und zog ſie näher an ſich; und ſchweſterliche Küſſe verſchmolzen ihre Seelen in Empfindungen der Liebe und Tugend. Jetzt rollte der Wagen des Grafen in den Hof. Dora entfernte ſich, und überließ es Blanca, den empfangenen Aufſchluß ihrem Gemahl mitzutheilen.

Am folgenden Tage kam ein expreſſer Bote nach Sancta Gloria, an die Gräfin mit einem Briefe von ihrem kleinen Bruder geſendet. Im erſten Schrecken glaubte Blanca, ihr Vater wäre todt. Sie wußte ihn noch nicht zurück von ſeiner großen Reiſe. Der Inhalt von Hektors Schreiben lautete alſo:

„Meine liebe Blanca!

Wenn Du auch nun vermählt biſt, ſo werde ich Dich doch ſtets bei Deinem Taufnamen nennen, der mir ſehr wohl gefällt. Der Vater läßt Dich grüßen, kann Dir aber nicht ſelbſt ſchreiben, denn wir haben ein großes Unglück gehabt — Du ſollſt jedoch darüber nicht erſchrecken, gute Schweſter! — Auf der Herreiſe nach Gallenburg warf unſer Wagen an einer entſetzlich böſen Stelle um, und der Vater hat den Fuß zwei Mal gebrochen und ſich den Arm verrenkt. Denke nur, Blanca, was das für eine Noth war! Die Leute kamen uns zu Hülfe, und trugen den Vater, welcher ohnmächtig lag und ſich nicht rühren konnte, in das nächſte Dorf, es heißt Roſenberg, zu einem evangeliſchen Geiſtlichen, der ein vortrefflicher Mann und die Liebe ſelbſt iſt. Hier ſind wir nun, denn der Schulze des Ortes iſt gar ein berühmter Heilkünſtler, und es konnte ſich nicht beſſer treffen, wenn nun einmal ein Schaden geſchehen ſollte.

Der arme Vater wurde ſehr krank und bekam ein ſtarkes Wundfieber, worin er heftig phantaſirte, Dich zu tauſendmalen rief, auch mit der ſeligen Mutter redete, als ob ſie um ihn wäre und ihn pflegte. Ach, liebe Blanca, wie mir da angſt war! Ich mußte ſtill für mich weinen, und die Bruſt hätte mir zerſpringen mögen. Der Paſtor tröſtete mich wohl, denn er iſt ein gar guter Mann, und jetzt geht es wirklich ein klein wenig beſſer mit dem Vater; doch wird er noch lange nicht fort können. Die Frau Paſtorin iſt recht gebildet. Sie trägt Locken, und ihr Anzug iſt immer wie aus dem Ei gepellt. Sie blickt ſanft wie eine Taube, und ich habe noch kein unſchönes Wort von ihr gehört. Es iſt auch ein allerliebſter Taubenſchlag hier, woran ich mich vergnüge. Doch um wieder auf die Frau Paſtorin zu kommen, wenn ich mir dagegen die Jungfer Lotwine bedenke, die ſchwatzt wie ein Staar und ſtiehlt den Leuten die Zeit damit. Sie geht wie eine Magd gekleidet einher, das ſoll Demuth vorſtellen, ſagte der Capellan. Der wußte es am beſten, daß ſie, wie der alte Drache, den die heilige Schrift meint — die Probſtei beherrſcht, und bei der unſchuldigſten Veranlaſſung Feuer ſpeit. —

Drei Töchter haben ſie bei dem Paſtor, wovon die älteſte zehn Jahr alt und ein niedliches Mädchen iſt. Die Baronin vom Schloſſe hat ihr in der Taufe den

Namen Fridoline ertheilt, der dem Vater aber zu romanhaft klingt, weßhalb er ſie Friedchen heißt, und das lautet ſo milde und lieb, obgleich ich Fridoline — Du weißt ja wohl, warum — vorziehen würde. Wir ſpielen Dame zuſammen, wenn die Mutter kein Geſchäft für Friedchen hat, und ob die Kleine auch ein pfiffiges Ding iſt, ſo gewinne ich doch jede Partie, ich muß es alſo beſſer ſpielen. Dieſen Abend ſah uns der Doctor zu, denn das ſtarke Fieber des Vaters machte es doch nöthig, daß ein ordentlicher Arzt geholt wurde; und als ich mich meines Glückes gegen ihn rühmte, ſtreichelte er Friedchens Haar, ſo blond wie Deines, Blanca! und ſagte mit einem ſchlauen Lächeln, nach ſechs Jahren würde der Gewinn im Damenſpiel ſtets an ihr ſein; ich weiß jedoch nicht, was er damit ſagen wollte. —

Die kleine Familie verträgt ſich ſo hübſch, daß ich, Du kannſt es mir glauben, liebe Schweſter, beſtändig unter dieſen guten Menſchen wohnen möchte. Ach! geliebte Blanca, könnteſt Du uns doch hier einmal beſuchen, wie würde der Vater ſich freuen! Er ſpricht viel von Dir. Es iſt noch ein winzig kleines Gaſtſtübchen im Hauſe; aber für Dich hätte es ſchon Raum. Das beſte Zimmer haben wir inne. Geſtern fragte mich Friedchen: Wer iſt denn aber die Blanca, nach der Ihr Herr Vater ſo verlangt? und, da ſagte ich ihr, daß Du meine Schweſter und ſchon verheirathet wäreſt. Darauf erwiederte ſie treuherzig: Schreiben Sie ihr doch, daß ſie herkomme! Der Kranke erbarmt mich allzuſehr, wenn er ſich vergebens ſehnen ſollte. Eine Tochter darf ja wohl ihren kranken Vater beſuchen, und welcher Gemahl würde das verweigern? — Und das meine ich auch.

Grüße den Grafen Dodona, Deinen lieben Mann von mir; ich bin ihm ganz erſtaunlich gut. Komm nur, Blanca! Friedchen räumt ſchon ſacht auf, daß Du alles nett findeſt. Sie hat mir heimlich den Boten an Dich verſchafft, und wir haben dieſe Angelegenheit mäuschenſtill betrieben, daß Deine Ankunft unſerem Vater, wie Allen im Hauſe eine frohe Ueberraſchung wäre.

Noch eine kleine Bitte, Blanca! Du biſt zu gütig, um ſie zu vergeſſen. Bringe doch Friedchen und ihren kleinen Geſchwiſtern etwas Hübſches mit.

Auf baldiges Wiederſehen nun! Lebe wohl, ich bin und bleibe

Dein treuer Bruder Hektor.“

Die Gräfin las dieſen Brief lächelnd unter Thränen, und ſo fand ſie ihr Gemahl, der ebenfalls ein offenes Schreiben in ſeiner Hand, und ſichtbar beunruhiget in das Zimmer ſeiner Gattin trat.

„Es iſt heute großer Poſttag bei uns, meine Blanca!“ ſagte er mit jener Haſt, welche mehr durch den Andrang nothwendiger Geſchäfte, als durch gefühlvolle Regung in Eile verſetzt. Blanca reichte ihm ſtumm das Blatt, welches der Graf mit flüchtigen Blicken überlas, wobei ſeine Miene, vorher ſchon ernſt und beſtürzt, ſich noch im tieferem Grade der erſchrockenſten Theilnahme veränderte. „Arme Blanca!“ ſprach er alsdann, „das iſt eine böſe Zeitung! Und auch ich darf die meinige nicht loben. Der Wirthſchafts-Inſpector auf unſern Gütern liegt gefährlich krank danieder, und es wäre ein unerſetzlicher Verluſt für mich, wenn er ſtürbe. Wir müßten dann ohne Verweilen den hieſigen Aufenthalt verlaſſen, und zurück nach Roſten gehen, das mir um Dora's willen hart ankommen würde. Ich muß demnach ſogleich ſelbſt hin, um für den leicht möglichen Fall ſeines Todes die nöthigen Maßregeln zu treffen.“ —

„O Dodona!“ bat Blanca inſtändig, „ſo nimm mich mit, daß ich den Vater beſuche! Ich hätte keine Ruhe mehr, könnte ich ihn nicht ſehen. Er verlangt nach mir!“ Sie ſagte dies mit einem Tone, der die ganze Unerläßlichkeit der kindlichen Pflicht, ſo wie den dankbarſten Gehorſam ausdrückte.

„Ich wollte es Dir eben vorſchlagen, mein Herz!“ — antwortete der Graf freundlich bewilligend. „So viel ich weiß,“ fuhr er fort, „liegt ein Dorf Roſenberg nicht allzuweit von der Grenze, und Bernſtorf im Striche dieſes Weges. Wir wollen den Boten befragen, und ihn als Weiſer mit uns nehmen. — Ich gebe Dir außerdem noch gute Begleitung mit, und hole Dich von dort ab, wann du willſt. So ſähe ich den Vater doch, wäre es auch nur auf Stunden; denn mein längerer Zuſpruch würde, fürchte ich, zu viel Unruhe in dem Pfarrhäuschen hervorbringen. Die Engel aber —“ hier lächelte der Graf ſeine Gattin mit voller Liebe an, „finden willkommene Aufnahme auch in der kleinſten Hütte!“ —

Nach einigen Stunden ſchon ſaß das gräfliche Paar mit ſorgenvoller Seele, aber ſonſt ohne ſchweres Gepäck, im Reiſewagen, der flugſchnell bergab rollte. Die kühle, mondhelle Nacht ward zum Fahren benutzt, und Blanca ſah tiefſinnig in das Wandeln der ewigen Sterne, die über wechſelnden Schickſalen der Menſchen dahinziehen und unſterbliche Hoffnungen niederſtrahlen. Erſt als die heilige Frühe ihre Schauer ausgoß und der Oſten ſich röthete, ſchloſſen ſich Blanca's Augen. Sie lehnte ſich in die Kiſſen des Wagens, deſſen elaſtiſche Wiege im ſandigen Boden leiſer ſchaukelte und rückwärts zu gehen ſchien; die geliebte Hand, welche ſie durch das Leben leitete, ruhete in der ihrigen.

Gegen den Mittag erreichten ſie Roſten, und obgleich dieſes ſchöne Gut ein anziehendes Familienintereſſe für Blanca hatte, ſo wollte ſie ſich doch den Genuß, es beſſer kennen zu lernen, verſparen, bis ſie den Vater geſehen, und hinſichtlich ſeines Befindens beruhiget wäre. Nach einer kleinen Mahlzeit, ſo gut ſolche in der Geſchwindigkeit bereitet werden konnte, ſetzte die Gräfin ihre Reiſe über Bernſtorf fort, und wie große Eile Blanca auch hatte, ſo ließ ſie dennoch Angeſichts des Schloſſes, wo Marie, wo der edle Frankenthor gelebt, von denen Dora mit Begeiſterung und Wehmuth ſprach — einige Augenblicke anhalten. Es war in edlen Verhältniſſen gebaut, und die Geiſter des Friedens, der einſt darin gewohnt, ſchienen es in hehrer Stille noch zu umſchweben.

Obſchon das friſche Geſpann vor dem Wagen der Gräfin mit beflügelter Schnelligkeit auszog, ſo hatten die Sonnenroſſe doch früher ihren Lauf vollendet. Blanca fühlte ſich erſchöpft, und nur geſpannte Erwartung hielt ihre Kräfte vom völligen Sinken ab. Der Mond ging auf, und ſein Glanz ſilberte die Scenen der dämmernden Dunkelheit an. Endlich ſchimmerte die Spitze eines Kirchthurms von ferne, und der Bote auf dem Kutſcherſitze ward laut in der Meldung, das Ziel wäre erreicht.

Im Dorfe war es ſtill, nur die Mühle klapperte geſchäftig, das brauſende Wehr ſchäumte in ſtrahlenden Bogen, und die naſſen Räder ſprüheten Funken. Blanca ſah im Vorüberfahren das Waſſer durch tiefes Grün beſchattender Kaſtanien blitzen, und auch in ihrem Auge blitzte eine Thräne, da ſie dachte, wie ſie den Vater nun finden würde — und das Pochwerk ihres Herzens ging ſtärker. Die Fenſter der prunkloſen Kirche flimmerten im blaſſen Mondſchein, ein paar uralte Bäume beſchirmten den Eingang des kleinen Heiligthums, und der Geiſt des Herrn rauſchte durch die Wipfel. Sie erinnerte an die Verwandlung Philemons und Baucis, und die Gaſtfreundſchaft in echter Uebung dieſer antiken Tugend hatte dicht daneben ihren Tempel. Das Pfarrhaus ſtand der Kirche ſo nahe, daß der Prediger vom Geſichtspuncte ſeiner Studirſtube aus den Altar ſehen konnte; und ſo hatte er immerdar Gott vor Augen, dem er mit freudigem Herzen diente.

Der Wagen hielt; ein einſamer, trüber Lichtſtreif glänzte durch das Gitter der Rebenwand, und der Gräfin Blick ſuchte hinter dieſen matt erhellten Scheiben ihren Vater, vielleicht in kranker Ruhe ſchlummernd. Vom hohen Sitze ſprang der Jäger, die ſpäte Ankunft ſeiner Dame zu melden, und Einlaß für die Tochter des General-Adminiſtrators von der Pforte zu bitten, der hier Pflege genöſſe. Der wallende Federbuſch Wolfhelms blieb in der Roſe von Jericho hangen, womit ein kleiner Laubengang vor dem Hauſe begrünt und umblüht war, und den ſüßen Duft verachtend, der ihn lieblich anwehete, riß er das ſtolze Gefieder aus dem zart umſchlingenden Gezweige. Er zog die Schelle, ſie tönte nicht laut; aber dennoch ward ihr Ruf bald vernommen, und der Paſtor, ein Mann von freundlichem Ausſehen, öffnete ſelbſt die Thür. Der Jäger nannte den Namen ſeiner Herrſchaft und das Geſuch derſelben um gefällige Aufnahme.

„Gräfin Dodona? Dodona?“ — wiederholte der Geiſtliche im Schlafrock mit ſolchem dringenden Accent auf dieſer namhaften Frage und einem Befremden in der Miene, das ſehr füglich in den Begriff paßte, er müſſe nichts von einem ſo nahen Verhältniſſe ſeines Gaſtes gewußt haben; der Jäger nahm es jedoch nach der Denkungsart von Seinesgleichen für ein mißfälliges Verwundern über dieſe vornehme Anforderung. Allein die freundliche Willfährigkeit, welche nun in den Zügen des Paſtors aufging, beſchämte Wolfhelms Mißtrauen. Der Paſtor rief die Nachricht wie eine Freudenbotſchaft in den Alkoven, wo ſeine Frau bereits zu Bette war -- dann eilte er hinaus, die Gräfin herzlich willkommen zu heißen. Als er ihr Geſicht entſchleiert ſah, erquickte ihn der Anblick der ſchönen, jungen Frau, der die Furchtſamkeit, ſie könne hier Unruhe erregen und läſtig werden, einen ſchüchternen Reiz vergütender Anmuth mehr gab. Sie flehete, daß ſie ſo wenig Umſtände wie möglich verurſachen möchte; ein Plätzchen auf einem Sopha oder Stuhl in der Nähe ihres Vaters — weiter verlange ſie für dieſe Nacht nichts. Aber der Paſtor lächelte im Gefühle der reichſten Genügſamkeit und ſprach: Für einen lieben und werthen Gaſt ſei immerdar in ſeinem Hauſe geſorgt, und wenn die gnädige Gräfin ſich behelfen wolle, werde ſie an nichts Mangel leiden.

Eine frohe Bewegung ward nun im Hauſe rege, während die Gräfin ſich in dem Wohnzimmer zu ebener Erde einige Minuten erholte, ehe ſie ihren Vater ſähe. Die Hausfrau erſchien, und Blanca fand, daß ſie dem lobenden

Bilde Hektors entſpräche. Ein ſchlankes Mädchen ſprang herbei und küßte Blanca's Hand. „Friedchen?“ fragte ſie, und blickte fragend in das blaue Auge des Kindes, voll Unſchuld und Frieden. Der Paſtor erſtaunte, daß die fremde Dame den Namen ſeines Töchterchens wüßte; doch Friedchen lächelte geheimnißvoll — ſie wußte wohl woher. —

Halb ſchlaf-, halb wonnetrunken taumelte Hektor in die Arme ſeiner Schweſter, und der Paſtor ging, den Kranken vorzubereiten, daß die unverhoffte Freude ſeiner Schwäche nicht ſchädlich würde — doch der Herr von der Pforte hatte die Ankunft, die Stimme ſeiner Tochter ſchon gehört, und ſtreckte ihr von ſeinem Lager die Arme entgegen. So kehrte der Paſtor auf der Schwelle wieder um, die Gräfin zu holen.

Mit ſanften Thränen des Bedauerns näherte ſich Blanca ihrem Vater. Das Glück, ſich empfangen zu ſehen, wie eine gute Tochter es von ihrem Vater erwarten darf, genoß ſie hier zum erſten Male; aber ſie genoß es gemiſcht mit Schmerz.

Der General-Adminiſtrator, zermalmt und entkräftet, zeigte, wie das Unglück auch den härteſten Trotz brechen könne. — Nicht der doppelte Knöchelbruch, der ihn auch bei der glücklichſten Heilung ſacht aufzutreten zwingen würde — und eine empfindliche Lähmung am Arme, ein bleibendes Hinderniß der Gewaltthätigkeit — war es allein, was ihm das Gefühl der Zerknirſchung gab. Er hatte eine ſchwere Verantwortung zu beſtehen gehabt, und nur eine günſtige Wendung der Umſtände kam ſeiner unſichern Stellung zu Hülfe, daß er in ſeinem Poſten bleiben konnte, wiewohl er ſich große Beſchränkungen gefallen laſſen mußte.

— So fühlte er ſich denn allſeitig und in jedem Sinne gebunden.

Blanca ſegnete die bittere Heilſamkeit dieſer Erfahrungen im Stillen, als er ſie ihr, wenn auch nur ſehr oberflächlich, andeutete, denn ſie hatten ihren Vater zu einem Menſchen gemacht; kindlich faßte ſie ſeine Hand und labte ihn mit ſüßen Worten. Wie oft hatte der Herr von der Pforte das weiche Mitleid verſpottet! Jetzt lernte er den Himmelstroſt dieſes zarteſten der menſchlichen Gefühle an der Empfindung eigener Leiden kennen.

Nach einer Weile des Geſprächs, von Seiten Blanca's mit behutſamer Schonung, von der ihres Vaters in fieberhafter Aufregung geführt, erinnerte der Paſtor wohlmeinend daran, daß der Kranke wie die Gräfin Ruhe bedürfe. Blanca, welche fühlte, wie dieſer Wink ihres Wirthes zur rechten Zeit geſchähe, ſtand alſobald auf, ihren Vater zu verlaſſen, um ihn morgen geſtärkter wieder zu ſehen. Das behende Friedchen leuchtete der Gräfin vor in das kleine Gemach; aber wie traut und heimlich war es hier! Die Wände zwar nur weiß getüncht und mit einigen ſchlechten Bildern geziert; doch umſchwebt von der friedlichſten Stille. Mit lächelndem Blick betrachtete Blanca die wenigen veralteten Meubeln, die doch kein nothwendiges Geräth entbehren ließen, den kleinen Spiegel in gläſernem Rahmen, der doch groß genug war, den Abglanz der Zufriedenheit zu verdoppeln. Das weich gethürmte Bett ladete die ermüdeten Glieder der Gräfin ein, und die Worte: „Schlafe! was willſt du mehr?“ klangen ihr bei ſeinem Anblick in der matten, träumenden Seele. Der einfache Bedarf dieſes glücklichen Hauſes, das ſich ſo gaſtlich erwies, rührte Blanca, welche an großartige Umgebungen und an die feinſten Formen des Geſchmacks in ihrer Ausſchmückung gewöhnt war. Sie hatte nie ſo tief empfunden, als jetzt, wie unabhängig das wahre Glück von jedem äußeren Beſitze ſei, den eitler Wahn der Menſchen daran knüpfe; ja, es ſchien ihr in dieſem Augenblicke, als läge in der Kunſt mit Frohſinn zu entbehren, in der Enge beſchränkter, häuslicher Verhältniſſe, eine Fülle von behaglichem Genuß, der Stein der Weiſen und die Weisheit ſelbſt. Und unter ſolchen philoſophiſchen Betrachtungen fielen ihr die müden Augen zu.

Am folgenden Morgen führte der Paſtor die Gräfin unter einem ſchicklichen Vorwande in ſeine Studirſtube, woſelbſt er ein beſeitigtes Käſtchen aufſchloß, und einen Siegelring herausnahm, den er ihr mit der Frage vorhielt, ob dieſes Wappen ihr bekannt wäre. Blanca's Wange erröthete in der Farbe dieſes ſchönen Carneols, da ſie einen Blick auf den Ring warf, der für eine Frauenhand beſtimmt ſchien. Sie nahm ihn zwiſchen die zarten Finger, denen er angepaßt haben würde, und ſprach: „Es iſt das Familienwappen meines Gemahls. Dieſe feingeſtochene Eiche — und dahinter die kleine Capelle“ — Blanca erklärte ihm kurz, was es bedeute.

„Nun, ſo wird ſich ja wohl weiterer Aufſchluß finden,“ ſagte der Paſtor erfreut. Er erzählte hierauf der Gräfin, wie vor einiger Zeit dieſer Ring ihm von einer armen Frau aus dem nächſten Dorfe, das auch in ſein Kirchſpiel gehöre, zum Pfande gebracht worden, daß er eine Kleinigkeit darauf borge. Er habe gefürchtet, ſich mit einer entwendeten Koſtbarkeit zu befaſſen, und nachgeforſcht, von wem der Petſchierring ſei; worauf es denn in einer Litanei zur Sprache gekommen, daß in dem Häuschen jener Frau, die ſich zum Auftrage der Verpfändung gebrauchen laſſen, ſich eine fremde Kranke befinde, die in völlig hülfloſem Zuſtande zu dieſem ihrem letzten Mittel greifen müſſen. „Die Sache kam mir bedenklich vor,“ ſetzte der Paſtor ſeine Erzählung fort; „und ich war bald entſchloſſen, mich ſelbſt zu überzeugen. So ſteckte ich etwas Geld zu mir, behielt den Ring einſtweilen, und begleitete die Frau in ihre Hütte. Obgleich nun mein Amt vertraut iſt mit den Gebrechen der Menſchheit, ſo darf ich doch geſtehen, daß der Anblick des Elends, welches ich dort antraf, mich ſeltſam erſchütterte. Ein krankes Weib, hohläugig, mit verzerrten Zügen, von einigen Reſten beſſerer Kleidung umgeben, lag auf einem ſchlechten Lager und ſtöhnte laut, und in dieſe Töne der Angſt miſchten die Kinder der Eigenthümerin harmlos ſpielend ihr fröhliches Lallen und Geplauder, ſich ihres ärmlichen Lebens freuend, ob auch, kaum einen Fuß breit von ihnen, der Tod laure. Dieſer Contraſt hatte etwas Schneidendes und drang in mein Herz. Ich redete der Kranken glimpflich zu, verſprach ſie zu beſuchen und zu unterſtützen; doch wünſchte ich zu wiſſen, was es mit jenem Ringe für eine Bewandniß hätte. — Sie fing an zu ſchluchzen — und ich merkte wohl, daß ein ſchweres Geſtändniß ihr auf der Seele läge. Auf meinen Wink entfernte ſich die Bäuerin ſammt den Kindern, und die Kranke raffte ſich auf, mir zu beichten. Ich hörte nun die alte Geſchichte der Sünde und ihren ewigen Fluch; aber die Art des Verbrechens war mir dennoch neu, und ich darf ſagen — ſchauderhaft.

„Die Perſon, welche abgezehrt, wie ein Gerippe, vor mir lag, war noch gar nicht alt, und als das nachgelaſſene Kind rechtlicher Eltern unter fremden Leuten erzogen worden. So hatte eine gefällige Fügung — wenn man nämlich je ſo ſagen dürfte — ſie in Dienſte bei einer deutſchen Gräfin gebracht, die von einer großen Reiſe in das Ausland auf ihre Güter wiederkehrte. Eines Abends, in dem Gaſthofe einer Stadt, deren Namen ſie nicht nannte, kleidet das Zöſchen die Dame aus, und ſieht, wie dieſe die reiche Schatulle öffnet, worin auch ihr Schmuck ſich befindet. Die Jungfer leuchtet der Gräfin, und — der Verſucher hält ihr das Licht! — Während die Gräfin auf dem Boden des Käſtchens noch etwas ſucht, ſtreift der Siegelring ſich ihr vom Finger, und ſie läßt ihn bei dem anderen Geſchmeide.

„Aber die funkelnden Edelſteine laſſen die Zofe nicht ſchlafen; ſolche Pracht hat ſie in ihrem Leben noch nicht geſehen. Sie denkt, wenn ſie das Käſtchen hätte! das wäre der Inbegriff alles Glückes auf Erden, und keine weitere Hülfe brauchte ſie mehr. Ob ſie Schaden nehme an ihrer unſterblichen Seele, dies kümmert die Thörin nicht. In Träumen voll habſüchtiger Begier wechſeln endlich die Lockungen des Böſen. Die Zofe erwacht früh, ihre Dame zu wecken, welche ſie todt im Bette findet. Das Entſetzen dieſes Augenblicks feſſelt ihren Fuß nicht, o was gehört dazu in einem weiblichen Gemüth! — um mit dem Käſtchen, ihrem Raube, auf und davon zu eilen, und die Grenze iſt nahe. Allein der Schatten jener Todten folgt ihr auf den Ferſen, und Ruhe findet ſie nirgend. Es glückt ihr, des geſtohlenen Gutes zu genießen, und ihre That vor der Entdeckung zu wahren. Sie heirathet, und lebt Jahre hindurch herrlich und in Freuden. Nun kommt der Krieg, ihr Mann, vormals Militair, erhält einen Poſten bei dem Commiſſariat, und die unſtäte Seele ſeiner Frau treibt ſie, mit ihm zu gehen. Durch einen Unglücksfall verliert der Mann das Leben, und die Frau ihre Barſchaft, den Erlös des letzten Kleinods, das ihr noch übrig geblieben von dem reichen Schmucke. Sie verarmt nach und nach gänzlich, und trägt nur den Keim einer fürchterlichen Krankheit aus jenen Verhältniſſen hinweg. So irrt ſie lange von Ort zu Ort, heimathlos, oft ohne Obdach ſogar, das ſieche Daſein mühſelig friſtend. Eines Morgens findet die Bäuerin, welche mir den Ring anbot, ſie ohnmächtig vor ihrer Thür, mit kalten Händen ſich an ein Käſtchen klammernd, deſſen Beſchläge abgebrochen ſind. Mitleidig gönnt das arme Weib ihr ein Räumlein in der Hütte, um darauf zu ſterben — wie wenig Reiche thun ſo *viel*! Sie erſparen ſich lieber den Anblick des Elends, und weiſen vielmehr mahnende Pflichten der Menſchlichkeit ab. —

„Die gute Frau verſchweigt jedoch den ſamaritiſchen Dienſt, weil ein herrſchaftliches Gebot die Aufnahme fremden Volkes bei Strafe unterſagt hat, um dem Einſchleichen von ſchlechtem Geſindel zu begegnen. — . Von der äußerſten Noth gedrängt, greift die Kranke zu dem Ringe, den ſie aus Furcht, er könne ihr Verräther werden, ſtets verſchonte; jetzt aber, wo ſie ſich ihrer Auflöſung nahe fühlt, fürchtet ſie kein irdiſches Gefängniß mehr. Dennoch will ſie nur auf den Ring *leihen*, wenn etwa ein Wunder zu ihrer Rettang geſchähe. Und dieſes Wunder geſchah! — Nachdem die Kranke mit kämpfendem Athem und erſchöpfter Stimme dieſe Erzählung vollendet, zog ſie das oft erwähnte Käſtchen unter dem Strohpfühl hervor, und es glitt fallend in meine Hände; ihr Kopf ſank hintenüber, ſie athmete ſchwer, und da ich glaubte, ſie wollte ſich erholen, ſo wartete ich ein Weilchen, ehe ich zu ihr ſprach. Aber — o gnädigſte Gräfin! ich finde keine Worte, Ihnen meine

Gefühle der nächſten Minute zu ſchildern! Die Kranke ſchwieg noch immer. Sie ſtand vor Gott, ihrem Richter, und ein menſchlicher Troſtſpruch kam zu ſpät. —

„Ich fühlte mich wirklich unwohl, da ich die Hütte verließ. Das Käſtchen nahm ich mit mir, denn es enthielt Papiere in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache, die mir wichtig ſchienen. Den Ring behielt ich auch, und entſchädigte durch ein kleines Geſchenk die gutmüthige Bäuerin; die Leiche der Fremden ward in das Gemeindehaus gebracht, und am dritten Tage in aller Stille begraben. Auch machte ich der armen Frau Hoffnung, daß, wenn ſich Jemand fände, der Antheil an dem Ringe und an den Familienſchriften hätte, ſie vielleicht auf eine größere Belohnung rechnen dürfte.“

„O gewiß!“ verſicherte Blanca, welche dieſe Erzählung mit lebhaftem Intereſſe vernommen. „Ohne Zweifel,“ ſetzte ſie hinzu, iſt jene beraubte Dame Niemand anders geweſen, als die Mutter meines Mannes, die, wie gehört zu haben ich mich entſinne, auf der Rückkehr von Italien, wo ſie einige Jahre zugebracht hatte, in einem Gaſthofe ihr Ende fand, man weiß nicht wie? — Auch erinnere ich mich, daß eine reiche Caſſette bei jener Gelegenheit abhanden gekommen, und die Papiere, deren Sie erwähnen, dürften meinem Dodona wahrſcheinlich von größter Wichtigkeit ſein.“ Der Paſtor zeigte ein frohes Erſtaunen über den Zuſammenhang, worin jene Begebenheit mit den Ereigniſſen ſeines Hauſes verknüpft wäre. Er bot der Gräfin an, die Papiere durchzuſehen, Blanca aber wollte ihrem Gemahl nicht vorgreifen.

Die Gräfin ſendete den Jäger nach Roſten, der dem Gemahl mit der verſprochenen Nachricht von ihrem und ihres Vaters Befinden, auch die vorbereitende bringen ſollte, daß in Roſenberg eine Entdeckung auf ihn warte. Der Graf ſäumte demnach nicht lange. Er kam nach einigen Tagen, ſichtlich erheitert, da es ſich mit dem Wirthſchafts-Inſpector zur Beſſerung anließ, und er auch ſeinen Schwiegervater ſo leidlich fand, als die Umſtände es geſtatteten.

Blanca freuete ſich zärtlich, den Geliebten wieder zu haben; die kurze Trennung hatte ſie belehrt, daß ſie ihn nicht miſſen könne zu ihrem Glück. Sie ſagte ihm von der genügſamen Tugend dieſer guten Menſchen, und wie wohl und heimiſch ſie ſich bei ihnen gefühlt; wie die Predigt des Paſtors ſie geſtärkt, der, ein wahrer Jünger ſeines göttlichen Meiſters, im echten Geiſte des Chriſtenthums lebe, lehre und liebe.

Der Graf hörte mit aufgehendem Herzen zu, ſein Auge ruhete auf Blanca's lobberedten Lippen — er pries ſtill die fromme Seele ſeiner Gattin und das Loos ſeiner Wahl, welches ihm auf das lieblichſte gefallen. Er erkundigte ſich genau nach den äußern Umſtänden dieſer Familie, und Blanca meinte, nur der Segen des Herrn laſſe Weniges reichen für ſo Viele, daß auch noch übrig bleibe für den Mangel der Armen. —

„So wollen wir ihn," ſprach der Graf, „wenn der alte Senior in Roſten ſtirbt, dahin verſetzen; es iſt eine der beſten Stellen, die es weit umher geben mag."

Blanca umhalſete ihren Gemahl für dieſen glücklichen Gedanken, und der Graf fuhr fort, um klüglich einen mitzutheilenden Entſchluß, von dem er nicht wußte, ob dieſer nach dem Geſchmack ſeiner Gattin ſein würde, mit verſüßender Hoffnung zu miſchen: — „Wenn wir nun jetzt ganz nach Roſten ziehen, was geſchehen muß, davon ich mich bei meinem letzteren Aufenthalte überzeugt habe, — ſo wird er unſer Hofprediger, und aus Deinen Händen, meine Blanca, ſoll er die Zuſicherung der Vocation empfangen.“

Die Gräfin drückte das Siegel ihres heißeſten Kuſſes auf dieſes gütige Verſprechen; aber ihr Mund war in dieſer ſpäten Stunde für die Eröffnung jenes aufgefundenen geheimen Archivs verſchloſſen; erſt morgen ſollte der Gemahl, der die verheißene Neuigkeit geſchwind zu wiſſen begehrte, die Geſchichte mit dem Ringe und alles, was ſich dabei begeben, erfahren.

Blanca war allein mit ihrem Gemahl, da ſie den Ring und das Käſtchen zur Hand nahm, und die Mittheilung des Geiſtlichen, ihres Hauswirths, wiederholte. Starr blickte der Graf bald die erzählende Gattin, bald den Ring und das Käſtchen an, deſſen glänzende Politur erblindet war, da es Tage des Elends geſehen. Auch die ſtarken, ſilbernen Bänder hatte die ſtärkere Noth herausgebrochen, und nur ein beſchädigtes Schloß verwahrte den Inhalt, von größerer Wichtigkeit für den Grafen, als alle Koſtbarkeiten, die jemals darin geruht.

Der erſte Blick, den Graf Dodona in die Papiere warf, womit die geheimen Fächer angefüllt waren, entfärbte ihn; Blanca ſah die Blätter beben in ſeiner Hand, und dieſer ſchlagende Eindruck beängſtete ſie. Aber ſeine Blicke leuchteten, da er nun ausrief: „O meine Blanca! wie unerforſchlich ſind die Wege Gottes! Die ſteinichte Ader, woran Deines Vaters Wagen und Fuß brach, bewegt jetzt mein Herz in der Erfahrung, daß Heliodora meine leibliche Schweſter ſei — die Tochter meiner Mutter, und Pedro ihr Gemahl! — Ich leſe die Beweiſe, ob ich auch meinen Augen nicht trauen will — daß meine Mutter an einen Officier von der italieniſch-franzöſiſchen Armee heimlich verheirathet geweſen. Vermuthlich hatte das Teſtament meines Vaters die arme Mutter bewogen, dieſe zweite Vermählung geheim zu halten, oder der Tod ſie übereilt, ihre Verwandten davon in Kenntniß zu ſetzen. Genug, kirchliche Zeugniſſe der Trauung meiner Mutter, wie der Taufe Heliodora's ſind hier, auch Briefe von der Marcheſe Moera, wie ich ſehe — und ich werde wohl bei genauerer Durchſicht dieſer Schriften der Nachweiſungen mehrere finden, welche den Zuſammenhang jener Begebenheit näher erklären. Heliodora! was wirſt Du dazu ſagen?" — „Ich kann es noch nicht faſſen" — erwiederte Blanca beklommen, „und Du hätteſt nichts, gar nichts, von einer Tochter Deiner Mutter gewußt?"

„O ich weiß nun alles!" antwortete der Graf, ohne den Sinn von der Frage ſeiner Gattin verſtanden zu haben. „Unglücklicher Pedro! es iſt mir nun klar, ich ſehe ein, warum du fliehen mußteſt; aber mir, mir! hätteſt du es doch ſagen können. Der Gemahl ſeiner eigenen Schweſter zu ſein, es iſt gräßlich!" —

Der Graf ſchauderte, traurig verhüllte er ſein Geſicht.

„Wir wollen es Heliodora verſchweigen," ſagte Blanca erſchüttert, doch ſanft; „ſie würde es nicht ertragen. — Aber, mein Geliebter, denke daran, und es mildere Deinen Schmerz, daß, wenn Du einen Bruder verlorſt, Du jetzt eine Schweſter gewonnen haſt."

„Es ändert nichts in meinen Empfindungen für die arme Heliodora," entgegnete Graf Dodona, „und ich fühle nun, daß ich ſie immer erkannte. Die Stimme der Natur hat laut in mir geredet; nur mißverſtand ich ihre leiſe Mutterſprache im Tumult der Gefühle. Wie anders liebte ich Dich als ſie! — Pedro's tobende Leidenſchaft verwirrte ſein Gemüth; er achtete nicht auf die leiſe Warnung, welche in dem kaltſinnigen Widerſtande lag, der lange das Verſchmelzen ihrer Herzen hinderte. O Pedro! ich blicke nun in die Flammen deiner Bruſt, ſie haben all Dein Glück verzehrt, und ſelbſt deine Ruhe iſt Aſche geworden."

Der Graf beſchenkte jene arme Frau reichlich, welche an der Perſon, die ſein Erbe kränkte, Barmherzigkeit geübt, ſteckte den Siegelring ſeiner Mutter an Blanca's Finger, und verließ mit trüber Seele ſammt ſeiner Gattin das Haus des Friedens.

Im Herbſte des Jahres 1815, an einem heißen Nachmittage, fuhr eine leichte bequeme Equipage auf einem Wege Italiens, der ſeine Richtungen nach der Straße nimmt, welche in das toscaniſche Gebiet, in die Bäder von Piſa führt. Die Luft athmete Gluth, des Himmels tiefe Bläue war von dem Glanze der Sonnenſtrahlen wie in einen Schleier gehüllt, deſſen blendender Flimmer keinen offenen Blick in die klare Schönheit des Horizonts erlaubte. Ein Officier nahm in halb ſitzender, halb liegender Stellung den Raum des Wagens ein, der ſich langſam fortbewegte, weil der Zuſtand ſeines Inhabers dieſe Schonung zu fordern ſchien. Der Officier, obwohl ein junger, ſchöner Mann, ſah ſehr leidend aus, ſein Blick matt und erloſchen, ſtreifte achtlos an den paradieſiſchen Seitengemälden der Gegend hin, und zeigte in der dunkeln Farbe ſeiner Augen auch finſtere Schatten der Seele; röthliche Narben bedeckten ihm Stirn und Schläfe — und den rechten Arm trug er in einer Binde. Dieſe Ehrenzeichen kriegeriſcher Thaten ſchienen jedoch ſchwer errungen, und die außerordentliche Bläſſe ſeines Geſichts bewies, wie tapfer er geblutet hatte; aber ein Zug umſchwebte ſeinen bleichen Mund, welcher verrieth, daß er den Ruhm gleich der Gefahr verachtete. Jetzt, bei einer Wendung der Chauſſee, ward der Arno in ſchimmernden Fluthen ſichtbar, an deſſen Ufern ein Landhaus auf einem terraſſenförmigen Anbau ein liebliches, einladendes Bild gab. Ein Hauch der Kühle wehete von dem Fluſſe herüber, die einſame Villa winkte — und indem der Officier, mühſam ſich aufrichtend, das Bedürfniß der Erholung empfand, wendete der Kutſcher ſich zu ſeinem Herrn und ſagte, die Pferde fingen an ſchwach zu werden, und er möchte ihnen gern ein wenig Brod geben.

„So laß uns dort halten," antwortete der Officier, „mir däucht, ich ſehe an dem Landhauſe einen Mann ſtehen, der uns vielleicht gegen baren Dank eine kurze Einkehr daſelbſt vergönnt."

Geſagt, gethan. Der mürriſche Italiener verweigerte ein Geſuch in ſeiner Sprache nicht, das durch ein klingendes Darbieten unterſtützt wurde. Er wies dem Kutſcher Stallung für die ermüdeten Pferde an, und öffnete dem Officier den Garten der Villa; doch bedingte er die gaſtliche Aufnahme durch das Verlangen, daß der Aufenthalt des Reiſenden nicht länger als eine Stunde dauern dürfe, weil der Herr des Hauſes nach einer kleinen Abweſenheit zurückerwartet werde, und keinen fremden Einſpruch dulde. Mit erſchöpften Schritten ſchlich der Officier unter Myrten und

Lorberbäumen umher, als ein marmornes Gebild, beſchirmt von einem ſeidnen Dach, das, hochgeſpannt an ſchlanke Säulen befeſtiget, wie ein Sonnenfächer zuſammengerollt werden konnte, wenn übles Wetter einen dichteren Schutz nothwendig machte, ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte. Auch für dieſen ſchien geſorgt, und das leichte, tempelartige Gebäude ſtand auf einer mäßigen Anhöhe, von wo es das üppige Gewirr des Gartens in einfacher Erhabenheit beherrſchte.

Der Officier erſtieg die Stufen, und fühlte ſich durch den reizendſten Anblick nicht minder betroffen, als belohnt. Es war die Statue einer Chloris; das griechiſche Gewand ſchmiegte ſich in weichen Falten den Umriſſen der göttlichen Geſtalt an, die Büſte, von einem friſchen Kranze geſchmückt, ſenkte ſich ſeitwärts, wie in beſchauender Anmuth — und die eine der wunderſchön geformten Hände in jener Haltung, worin man eine werthe Gabe bewahrt, umſchloß in ihrer hohlen Enge ein dürres Sträußchen Vergißmeinnicht, die kaum noch zu erkennen waren. Paſſifloren verſchiedenen Geſchlechts blüheten um das Piedeſtal, und köſtliche Gewächſe rings herumgepflanzt, ſtreueten Wohlgerüche zu den Füßen dieſer Flora, welche die grüne Farbe des Baldachins und zitternde Lichter der Sonne verklärten.

Der Officier — unſere Leſerinnen errathen wohl, daß es Graf Pedro ſei — ſtand und betrachtete ſinnig das Profil der Statue, das Lächeln dieſes kalten Mundes und eine unverkennbare Aehnlichkeit drang ſich ihm auf. Es waren Mariens ſanfte Züge, ihre zarten Umriſſe. Die ſchweſterliche Mutter ſtand vor ſeiner Seele, es war ihm, als ſähe er ihr Denkmal. Eine Ruhe, wie jedes vollendete Kunſtwerk ſie wirkt, floß mit einer ſeligen Ahnung ihrer Nähe in ſein Herz, und ſeit langer, langer Zeit benetzten wohlthätige

Thränen wieder ſeine Augen. Das holde Bild der Schweſter ſeiner Kindheit, ihre harmloſen Tage ſchwammen in ſeinen naſſen Blicken; dieſe Stelle war ihm eine im fremden Lande gefundene Heimath. Er betaſtete das Sträußchen ſacht — ein leiſer Gedanke flüſterte ihm zu, er hätte es einſt blühen geſehen, und es wäre in ſeiner Erinnerung verwelkt — die berührten Blättchen löſeten ſich mürbe ab, und Pedro zog ſeine Hand erſchrocken zurück, als hätte er den heiligen Staub des Todes geſtört. Uebermannt von Sehnſucht lagerte er ſich auf dieſen geweiheten Boden und bettete ſein Haupt in die Blumen. Seine Schwäche, die Angegriffenheit des Gemüths in dieſen Augenblicken, der ſtarke Duft, welcher von Außen her den gereizten Nerven ſchädlich war, raubte ihm die Kraft des Bewußtſeins. Es däuchte ihm, er ſänke tiefer und tiefer, alle Schmerzen hörten auf, und eine völlige Ohnmacht ließ ihn nichts mehr denken, noch empfinden.

Als Pedro nach einer Weile aus ſeiner Betäubung erwachte, fühlte er ſich von den Armen eines Mannes umfangen, der ſich hülfreich mit ihm beſchäftigte. Pedro's erſter Blick ſah in ein edles, ausdrucksvolles Geſicht. Um dem Ohnmächtigen Luft zu ſchaffen, hatte jener Fremde ihm den Rock aufgeknöpft, mehrere Orden glitten in die beiſtändige Hand, und daß er nicht zweifeln durfte, es wäre ein Mann von Verdienſt, der vielleicht in mancher Schlacht gekämpft und geſiegt, um an dieſem Altar zu ſterben — konnte ſeine Theilnahme für ihn nur erhöhen. Freude belebte die Züge des Fremden, als er ſeinen todten Gaſt ſeufzen und dann, wenn auch mit ſchwacher Stimme, reden hörte.

Pedro ſtammelte einige Worte der Entſchuldigung, da er aus der zuvorkommenden Anſprache des Mannes ſchließen durfte, er ſähe den Herrn der Villa ſelbſt vor ſich. Die Hitze des Tages, das Gefühl ſeiner Wunden, zu deren völliger Heilung, um übeln Folgen vorzubeugen, ihm die Bäder von Piſa verordnet worden wären — hätten ihn dergeſtalt erſchöpft, daß er um Einlaß hätte bitten müſſen. Er bat um Verzeihung für den vermuthlichen Haushälter, der ihm dieſe Wohlthat gewährt, und der Italiener lächelte zu dieſer Fürbitte. Endlich wäre die Anſchauung dieſer Statue von einer ſo ergreifenden Wirkung auf ihn geweſen — Pedro ſtockte, und ſah mit dämmernden Blicken voll Liebe an ihr hinauf.

Das Auge jenes Mannes flammte. Er fragte; der Eindruck, deſſen Pedro erwähnte, war ihm offenbar ein Gegenſtand des regeſten Antheils. Pedro konnte nicht umhin, zu ſagen: Dieſe ſchöne Bildſäule, welche einer ihm theuren Perſon auffallend gleiche, hätte ihm das Gedächtniß ihrer Anmuth mit allen Schmerzen ihres Verluſts erneuert, und die Gewalt der Empfindung ihn dann gänzlich betäubt. —

„Und dieſe Perſon, wer war ſie?“ fragte der Italiener in raſchen Tönen; die Frage klang heftig und fordernd, und beleidigte Pedro's Zartſinn. Mit dem Ausdrucke des Mißfallens in der Miene zog Pedro, indem er ſich vollends aufzurichten ſtrebte, zuvor Erkundigung über den Namen und Rang ſeines Wirthes ein.

Dieſer nannte ſich ihm Solfiere, und fügte hinzu: Er nenne ſich mit größerem Stolze einen Künſtler, den Erſten des Geſchlechts ſeiner Ahnen — als einen Edelmann alter Abkunft, den Letzten ſeines Stammes.

Eine große Erſchütterung, welche durch Pedro's Weſen ging, machte ihn faſt aufs neue wankend. „Ja,“ erwiederte er mit bebender Stimme, „dann hätten Sie vielleicht ein

Recht, nach dem Namen jener mir theuren Perſon zu fragen. Es war meine Mutter, Marie, geborene Gräfin Dodona.“ Das Gefühl, welches ihn hinderte, Frau von Frankenthor zu ſagen, ging aus der dunkeln Erkenntniß hervor, daß ſeiner Mutter eheliches Verhältniß hier dem Intereſſe der Erinnerung nachſtehe, und daß er es nicht in Anſpruch nehmen dürfe. —

Der Italiener verblich; zitternd umfing er Mariens Sohn ohne noch den Umfang des gefundenen Glückes zu ahnen. Gott! Pedro war wie im Schooße der Mutter entſchlafen, um in den Armen ſeines Vaters zu erwachen. Die Natur beglaubigte ihre gegenſeitigen Erörterungen, und ſie erkannten ſich.

„So warſt Du mein Sohn!“ rief Solfiere mit Entzücken aus; „jener liebenswürdige Knabe, der mir dieſen kleinen Strauß“ — er deutete auf die vertrockneten Blümchen in Chloris Hand — „ſo hold darreichte! Du ſiehſt, ich habe ſie bewahrt, und Marie hat ſie gleichſam aufgehoben. Und die Gräfin ſagte nichts! Sie hätte mich reich und glücklich in Dir entlaſſen können, aber ſie ließ mich troſtlos ſcheiden, und ein langes Leben voll Schmerz, voll unfruchtbarer Reue war mein Theil. Doch Marie hat, wenn auch ſpät, mich in mein Recht geſetzt, uns vereint, und ihr heiliger Schatten iſt nun verſöhnt.“ —

Pedro's zweiter Gedanke bei der Gewißheit, er hätte ſeinen Vater gefunden, war, daß derſelbe auch aller Beſtätigungen hinſichtlich Heliodora's mächtig wäre. Aber wie entſetzte Pedro ſich, als ſein Vater ihm kraft der Wahrheit einen Aufſchluß gab, der den Unglücklichen nur einen Irrthum erblicken ließ. Wie viel hatte Pedro zu verantworten, ſo leichtgläubig gehandelt zu haben; vielleicht das Leben der geliebten Gattin, vielleicht das Verbrechen ſelbſt, dem er entfliehen wollte. — Doch daß er ſie und ſeine Kinder lieben dürfe, daß er ſein Gewiſſen von einer unnatürlichen Schuld befreit fühlte, dies ſtärkte ihn wieder, den Folgen zu begegnen, welche er im Wahn, ein ſündiges Glück zu meiden und durch ſeine Verbannung zu rächen, ſelbſt herbeigeführt hatte.

Der Krieg war nun zu Ende; die Völker zogen heim; zahlloſe Gräber der Ferne vereinten die Gefallenen aller Nationen, und ein großer, gemeinſamer Schmerz blutete in den Herzen der Wittwen und Waiſen, und floß in ihren Thränen. Die einſame Helena hielt den Mann des Streites in grandioſer Gefangenſchaft, und die Wogen des Meeres, welche das öde Exil umſpülen, gaben ein Bild ſeiner Bruſt, die in ſteter Unruhe, und empört von den Stürmen der Begier, das Glück von Millionen Menſchen zu Grunde gerichtet hatte. Noch zitterte die Welt bei ſeinem Namen; aber es war nur das Nachgefühl der ungeheuern Erſchütterung, die den halben Erdball bewegt hatte; und ob auch die Anbeter des kriegeriſchen Feuers, das auf jener Inſel verdampfte, noch im Stillen glühende Hoffnungen hegten, und ſchwerlich daran dachten, wie bald ihre Gottheit zu Aſche werden könnte, — ſo ward das Friedensfeſt doch gefeiert, und der beſiegte Stifter des Böſen zu den Todten geworfen.

In dem Königreiche, welches der Schauplatz dieſer Erzählung iſt, ward es am achtzehnten Januar des Jahres 1816 begangen.

Graf Dodona hatte mit den Seinen Sancta Gloria verlaſſen, und wohnte auf dem Stammſitze der Familie, in Roſten. Jener Kranke, dem er die Aufſicht ſeiner Güter anvertrauet, war zwar von der gefährlichen Krankheit, die den Grafen ſchleunigſt nach Roſten berief, dem Leben erhalten worden, befand ſich aber in einem Zuſtande der Schwäche und Kraftloſigkeit, die ihn für eine längere, unbeſtimmbare Zeit zu den Pflichten ſeines Berufs, die eine rüſtige Geſundheit erfordern, untüchtig machte, und die durch das unbegrenzte Zutrauen des Grafen einen außergewöhnlichen Umfang hatten.

Da nun längſt die Urſachen aufgehört, welche den Grafen damals bewogen, den angeſtammten Wohnſitz dieſer Güter mit jener abgelegenen Kloſtergegend zu vertauſchen, ſo vereinigte ſich die Nothwendigkeit ſeiner perſönlichen Gegenwart mit der ruhigen Freiheit ſeiner Rückkehr, um ihn für den Entſchluß derſelben zu ſtimmen. Freilich verließ Dora jenen Aufenthalt nicht gern; allein ſie fühlte ſich ihrem brüderlichen Freunde zu hoch verpflichtet, um das Opfer ſeines längeren Bleibens allda von ihm heiſchen zu können oder zu wollen. Ueberdies war Dora ſeit einiger Zeit ruhiger geworden, oder ſchien es wenigſtens. Das zärtliche Einverſtändniß, welches zu des Grafen herzinniger Freude zwiſchen ſeiner Schweſter und Gattin waltete, mochte vielleicht einen tröſtenden Einfluß auf Dora's wunde Seele üben, und ſeit Blanca wußte, daß der verlaſſene Schmerz ihrer Schwägerin noch eine tiefere, ihr verborgene Stufe habe, die bei Dora's religiöſem Schwindel ſie in den finſterſten Abgrund der Verzweiflung ſtürzen müßte, hatte ſie die Kraft ihrer Liebe verdoppelt, Dora über ihren Gram zu erheben.

Mit jener Reſignation, die der Glückliche nie begreift, und welcher der Menſch nur nach dem Aufhören einer langen, peinlichen Gefahr, wenn ſie ihm auch das Theuerſte geraubt — fähig iſt, geſtand Dora der Gräfin, daß ſie das Ende des Krieges doch als eine Wohlthat empfinde. Bei dieſer Gelegenheit ſagte ſie: „Tauſend Kugeln haben in der Vorſtellung, welchen Augenblick Pedro fallen werde, jeden Tag über mein Herz getroffen, und die Nacht hindurch blutete dies arme, zerriſſene Herz das Wehe dieſer ſtillen Qualen aus. Es iſt vorüber! — Gott kennt ſein Schickſal! Ich aber weiß nur — und das iſt der einzige Tropfen Balſam, der die Wunde der Erinnerung kühlt — daß ich das meine nicht verſchuldet.“

Ein heller Wintertag begünſtigte die Friedensfeier, und Graf Dodona gab ſeinen Unterthanen ein großes Feſt, um ſich gleichſam über die traurigen Gefühle zu täuſchen, die ſich in die hehre Empfindung dieſes großen Tages miſchten, welche er als Mann, wie als Weltbürger feſtzuhalten ſtrebte. Dem Gedanken, wenn er an Pedro's Bruſt ſich des Friedens freuen könnte, durfte er nicht nachhängen, und dennoch ward er zu tiefer Niedergeſchlagenheit davon hingeriſſen. Als das Geläute der Glocken begann, brach Dora in Thränen aus, es war ihr, als ob dieſer laute, feſtliche Schall, der die Gemeinde der Kirche zum Preiſe des Friedensfürſten berief, ihr allein eine Verkündigung dauernder Klagen wäre. Sie hätte den Dank einer Welt theilen mögen, aber ſie konnte es nur weinend.

Der Herr von der Pforte befand ſich ſammt ſeinem Sohne Hektor ſeit Weihnachten in Roſten, und Blanca pflegte ſein, da der gelähmte Fuß und der geheilte Arm des Vaters noch immer große Schonung forderten.

Die Geſinnungen des Herrn von der Pforte, der, wie wir wiſſen, ein eifriger Anhänger des Exkaiſers war, — hatten ſich nur dahin geändert, daß er es der Klugheit und den Warnungen, die ihm aus ſeinem Verhältniſſe als General-Adminiſtrator aufgegangen, für angemeſſen hielt, das, was er hinſichtlich ſeines Idols dachte und hoffte, zu verſchweigen, und der Patriotismus des Grafen Dodona war von brüderlichem Harme, von dem Andenken ſeines unerſetzlichen Verluſtes, das ſich in dem allgemeinen Jubel erneuerte, wohl zu ſehr befangen, als daß ſein treues, deutſches Herz ſich frei und hoch hätte heben können. So ging der kurze Tag für die Familie eigentlich ſtill hin. Der Abend dämmerte nun; die Frauen ſtanden am Fenſter, das nach dem Garten führte, und bemerkten überraſcht, wie in der Nähe und Ferne unzählige Lichter anfingen zu glimmen, zugleich ſahen ſie an einem weithin ſtrahlenden Scheine, den der Schatten des Schloſſes auf den bereiften Boden warf, daß das Haus von ſeiner Kuppel an erleuchtet werde. Der Graf hatte, um die Seinigen doch in etwas zu vergnügen, dieſe Illumination heimlich veranſtaltet.

Dora ſtarrte mit dem Blicke des Trübſinns in das Lichtmeer hinab, während dieſe magiſche Helle einen wahrhaft begeiſternden Zauber auf die Gräfin übte. „Laß uns in den Garten gehen,“ ſagte ſie zu Dora, „und ſehen, wie ſich das Ganze ausnimmt; der Abend iſt ſchön und klar, und gegen die Kälte ſchützen uns Mäntel.“

Dora folgte ſchweigend dieſer Aufforderung die Damen ließen ſich mit warmen Hüllen bekleiden, und gingen leichten Schrittes über den kniſternden Froſt der hart gefrorenen Erde.

Die kunſtreiche Anordnung der Lampen, ihr blendendes Geflimmer entzückte Blanca. Sie freuete ſich, wie ein Kind in der Chriſtnacht. Tief aus dem Wintergrün der Bäume hervor glänzte das Mauſoleum, als der Centralpunct dieſer Sonnen und Sterne, womit die Höhe des Gartens beſäet und beſtreuet war, wie ein Firmament niederer Region, und dieſer Schimmer ſtellte die Gruft als ein ſinnvolles Bild der Verklärung da.

Die Gräfin äußerte befremdet, ſie ſähe die Thür des Mauſoleums offen ſtehen, und beide Frauen eilten, zu ſehen, wer darinnen wäre. —

Der Garten füllte ſich allmählich mit Menſchen, und dieſes Heiligthum der Todten ward ſonſt ſtreng verſchloſſen gehalten. Dora ſah zuerſt hinein. Sie erſchrak und fuhr zurück, da ſie zwei Männer erblickte, nicht in weißen Kleidern, wie die Engel an dem Grabe des Auferſtandenen, — ſondern von dunkelem Anſehen, wie Geiſter der Grüfte, welche ſchweigend zwiſchen den Särgen ſtanden und in das Anſchauen derſelben vertieft ſchienen. Eine Handlaterne, welche der eine dieſer beiden Männer hielt, ließ den Ort und ſeine Beſucher nur ſchwach erkennen, und ſchattete dieſe finſteren Geſtalten auf dem Marmor des Mauſoleums ſchauerlich ab.

Als die Gräfin die bebende Furcht in dem Zucken von Dora's Arme fühlte, der um den ihrigen geſchlungen war, drang ſie faſt zürnend vor, daß eine rohe Zudringlichkeit hier Eingang gefunden hätte. — Ihr Schritt und die weitere Oeffnung der Thür erregte ein leiſes Geräuſch, auf welches die beiden Fremden ſich raſch umwendeten. Der Lichtſtrom, welcher von Außen her in das dämmernde Gewölbe drang, umfloß Geſtalt und Züge der beiden Männer, und Dora ſank mit dem gellenden Schrei: „Jeſus Maria!“ an den Pfeiler, der unter ihr zu wanken drohete.

Auch Blanca rief zwiſchen Schrecken und Entzücken: „Gott im Himmel! trügt mich mein Auge? Oberſt Lilith! Sie, Sie ſind hier? Und wieder finden wir uns in der Wohnung des Todes?“ —

Aber Oberſt Lilith hatte in dieſem Augenblicke kein Gehör für die holde Stimme der Freundin, welche ihn einſt in das Leben weckte. Er ſtürzte auf Dora zu, riß ſie an ſeine Bruſt und bedeckte ihren kalten Mund mit heißen Küſſen. „Meine Dora,“ ſtammelte er in heftiger Rührung, „kannſt Du einem Irrenden verzeihen? Liebſt Du mich noch, wie ich Dich ewig lieben werde, ſo trennen wir uns nimmermehr!“

Dora athmete ſprachlos in Pedro's umſchlingenden Armen; für den Ausdruck überirdiſcher Gefühle hat die Sprache in ihrem ganzen Reichthum kein einziges, armes Wort; nur in tief empfundener Unausſprechlichkeit dringen ſie wie ein lebendiger Strom vom Herzen zum Herzen. Dora's Weſen löſete ſich in einer Wonne auf, welche ihr einen Vorſchmack gab jener Freuden, wenn wir uns über dem Staube der Erde mit denen vereinigen werden, die wir mit unſtillbaren Thränen beweinten.

„Pedro!“ hauchte ſie mit matten Lippen; aber ſein Anblick, das langentbehrte Gefühl ſeiner Liebe goß eine göttliche Kraft in ihre Glieder und bewahrte ſie vor dem Hinſinken.

„Oberſt Lilith!“ rief Blanca nochmals, als hätte er ſie nicht erkannt.

„Pedro!“ ſprach Dora leiſe mit zärtlich erſtickter Stimme, und dieſe Namen floſſen in einem Klange der Seligkeit zuſammen, wie Oberſt Lilith und Graf Pedro nunmehr in eine Perſon.

Der andere Fremde ſtand, ein unbeachteter Zuſchauer, einige Schritte entfernt, und die Seele in ſeinen Blicken nahm den nächſten Theil an dieſer Gruppe des Wiederſehens. Die Augen ſtanden ihm voll Thränen, er beugte ſich abwärts, und große Tropfen rannen über ſein bräunliches Angeſicht und fielen auf Mariens Sarg.

„O mein Herr!“ wendete die Gräfin ſich an Solfiere (denn er war es), „helfen Sie mir dieſe Glücklichen fortbringen! Jeder Augenblick längeren Verzugs hier iſt ein Raub an meinem Gemahl.“

Jetzt erſt faßte Pedro die redende Blanca in ſein feuchtfunkelndes Auge. Er ergriff ihre Hand, drückte ſie an ſein ſtürmendes Herz und ſprach: „Dieſe Hand, welche mich einſt ſo liebreich gepflegt, wäre das Eigenthum meines Bruders? — Gott! der du mein Leben unter Gefahr und Elend für dieſe Stunde sparteſt, ſtärke mich doch für dies Uebermaß von Glück!“

Man ſetzte ſich nunmehr nach dem Schloſſe in Bewegung. Dora, mehr von Pedro's Arm getragen, war ſo matt, daß ſie, trotz der fortſtrebenden Sehnſucht, dieſe entzückende Freude mit Lazarus, dem Gefährten ihres Kummers, zu theilen, öfters ruhen mußte. Die Gräfin ging neben Solfiere, der ſchweigend unter Seufzern in die ſchimmernden Gebüſche ſchauete, welche ihm vergangene Freuden zurückſtrahlten.

Welch ein Friedensfeſt! Ein verſöhnter Himmel ſenkte ſich in die Seelen dieſer guten, glückſeligen Menſchen. Lazarus und Pedro hielten ſich lange umarmt, und der wüſte

Traum ihrer Trennung war vergeſſen; ihre Herzen hatten nie aufgehört für einander zu ſchlagen.

Als es zu Erörterungen kam, und Jeder ſich nur allein im Beſitz eines Familiengeheimniſſes geglaubt, zeigte der Austauſch derſelben, daß Alle etwas Wichtiges zu verſchweigen gehabt, und in der Klarheit, welche dieſe Gegengeſtändniſſe über den Zuſammenhang der Begebenheiten verbreiteten, enthüllte ſich das wunderbar verknüpfende Gewebe der Vorſehung.

Solfiere ward hier, wo Mariens Andenken im Segen der Liebe geblieben, ohne irgend einem Vorenthalt der Achtung anerkannt, und dies zwar um ſo mehr, als er durch die Verheirathung ſeines Bruders mit der Gräfin Dodona, Lazarus Mutter, zur Familie gehörte. Vielleicht hatte jene flüchtige Bekanntſchaft der Gräfin mit dem Künſtler Solfiere die ſpätere mit ſeinem Bruder eingeleitet, der, als Officier in franzöſiſchen Dienſten, und nur auf unbeſtimmten Urlaub von ſeinem Kaiſer entlaſſen, um ſich von einer ſchweren Verwundung zu erholen und nächſtdem ſeine Angelegenheiten in Italien zu ordnen, bald nachher, nachdem er ſich vermählt, dem gebietenden Rufe ſeiner Pflicht in den Tod folgen mußte. Er war in den Kriegen gegen die Oeſtreicher gefallen.

Lazarus und Dora waren alſo Geſchwiſter. „Und ich hielt Dich für meine Schweſter!“ ſagte Pedro, und umſchlang die Gattin leidenſchaftlich, als dürfe er ſie nun wieder mit jener Liebe beſitzen, deren er ohnehin für ſie fähig war. —

Dora's Augen wendeten ſich auf Lazarus. Sie ſagte: „Frage ihn, wie anders ein Bruder fühlt und liebt! — Bruderliebe iſt ein ſtilles, ſüßes Glück von gleichmäßiger

Dauer, ein Schutz, der Ruhe giebt, eine Anhänglichkeit, die nie an ſich reißt oder dem Herzen ſeine Freiheit entzieht; die Natur Deiner eigenen Empfindung für mich, mein Pedro, hätte Dich ſchon belehren müſſen, daß ein heilloſer Wahn Dich bethörte.“ Dora verbarg das glühende Geſicht an der Bruſt des Gemahls. —

Solſiere, der dieſe Worte ſeiner Schwiegertochter gehört, äußerte die Meinung, daß jener Samen des Unglücks, den die Marcheſe in Pedro's Bruſt geworfen, nur hätte aufgehen können, da er einen empfänglichen Boden gefunden.

„Pedro,“ fuhr er fort, „in Jünglingsfeuer brennend, ermangelte jener kühlen Beſonnenheit, womit er die Ausſage einer Wahnſinnigen hätte prüfen müſſen; doch nie in ein fremdes Land gekommen, eignete er ſich noch nicht zur bequemen Raſt am heimathlichen Herde, und der Durſt nach Thaten, wäre er ſich deſſen auch ſelbſt nicht bewußt geweſen — trieb ihn gewiß nicht weniger hinaus in die Weite, als die innere Hölle, welche die Marcheſe in ihm entzündete. Jetzt hat er ſich im Drange der Zeit verſucht, und gereiſt durch Erfahrung, wird er heimiſche Sicherheit beſſer zu ſchätzen wiſſen und zu bewahren verſtehen. Und endlich ſollte er mich, ſeinen Vater, finden, daß ich in den Armen meines Sohnes,“ — Solſiere breitete die ſeinigen gegen ihn aus — „ſterben, und einſt an Mariens Seite ruhen kann!“ —

Graf Lazarus unterbrach die Pauſe der Rührung, welche dieſe Schlußrede feierte, indem er ſprach: „Und ich hätte meine Blanca und in ihr das höchſte Glück des Lebens nicht gefunden, wenn ich nicht zuvor meinen Bruder verloren.“

Daß Blanca von der Pforte, dies liebenswürdige Weſen, das mit religiöſer Milde Balſam in Pedro's Seelenwunden gegoſſen, ein Gefühl der tiefſten und reinſten Art in ihm erregt, und deſſen ſanftes Bild ihm tröſtend in Stunden der Gefahr und Angſt vorgeſchwebt, ſeinem zweiten Ich, ſeinem Bruder als Gattin angehöre, machte ihn über alle Beſchreibung glücklich. Er hatte Blanca, während ſeines Aufenthalts im Stifte, ſo herzlich lieben und bewundern gelernt, als hätte er dies künftige Verhältniß gewußt, oder in der Ahnung deſſelben ſein trautes Recht vorausgenommen.

„Denken Sie noch," fragte Blanca den Oberſt, „an jenen Abend des Abſchieds in Ehrenwartſtein? Sagte ich es Ihnen damals nicht, daß Sie das verachtete Leben noch einmal lieb gewinnen würden, und daß ich mich dann wie eine Schweſter über das Glück ihres Bruders freuen wollte?"

Bewegt von der Erinnerung jener ſchwermuthsvollen Stunden antwortete Pedro: „Ein frommer Glaube trägt die Gewähr der Wahrheit ſtets in ſich, und zu allen Zeiten waren es Engel, welche den Troſt der Zukunft verkündeten! Mir iſt geſchehen, wie Blanca geglaubt!"

Gegen den Schluß des Januars kehrte der General-Adminiſtrator mit ſeinem Sohne nach Gallenburg zurück, woſelbſt er den Probſt Baldus nicht mehr lebend fand. Er war vor einigen Tagen geſtorben, nachdem er ſich ſeinen Tod durch eine Erkältung am großen Neujahr zugezogen.

Der Herr von der Pforte verwendete ſich alsbald mit Erfolg dafür, daß der Capellan, Hektor's Lehrer, die erledigte Stelle bekäme.

Das Regiment der Jungfer Lotwine war nunmehr zu Ende; der qualmende Sprudel ihrer häuslichen Geſetze und Strafen, die von ihren bläulichen Lippen ſtrömten, und auch von ſchwefelartigem Geruch, wie der des böſen Princips — war plötzlich verſiegt und zu einer trüben, unerſchöpflichen Quelle von Klagen und Thränen um den Verluſt des Herrn Bruders geworden. Hektor's Vater trug ihr freie Wohnung und den Genuß eines kleinen Deputats auf einem zu den Gütern gehörigen Vorwerke an, wo ſie dieſe Wohlthat durch die Aufſicht über einen großen Hühnerhof vergelten konnte.

Die Probſtei war nun zu Hektor's innigſter Freude — den guten Geiſtern offen. Obgleich der Probſt das Geheimniß ſeiner ſympathetiſchen Kunſt nicht vererbt hatte, ſo ſchien es doch dem geiſtlichen Hauſe, und zwar in lebendiger Kraft verblieben zu ſein. Frieden und Liebe, heilſam für jedes kranke Herz, und anziehend für edlere Gemüther, wohnten darin. Der neue Pfarrer ſtärkte im Sinne ſeines Amtes ſchwache, leidende Augen; indem er ſie für den Weg der Wahrheit und des Heils geſunden ließ. — Er nahm ein Paar verwaiſete Stiefſchweſtern zu ſich, Kinder der Demuth, welche, in ſchüchterner Armuth unter dem Drucke fremder Dienſtbarkeit erzogen, ihren brüderlichen Verſorger wie einen heiligen Helfer verehrten, dem ihr Leben in höchſtmöglichſter Sorgfalt für das Wohl des ſeinigen geweiht wäre.

Dem jungen Pfarrherrn blieb ſeine Harfe und Blanca's Andenken theuer. Er ſang und dichtete Lieder im höheren Chor, und das Bild der Gräfin, von ſeiner Phantaſie verklärt, ſchwebte über den goldnen Saiten. —

Graf Lazarus nahm nun mit Blanca ſeinen Wohnſitz für immer auf dem Stammgute ſeiner Väter; doch Oberſt Pedro Dodona — dieſen Namen behielt er ſofort — zog mit Heliodora, ſeiner Gattin, und den Kleinen nach Bernſtorf. Solfiere blieb in Roſten und erfreuete ſich der Nähe ſeines Sohnes. Dieſer Ort, der ihm die Träume der Erinnerung umfaßte, war ihm der einzige in der Welt. Wie ein Pilger, der fernher gekommen, um an heiliger Stelle begangene Sünden zu ſühnen, ſaß Solfiere ſtumm und ſtill auf den Stufen des Mauſoleums, und Mariens Geiſt umſchwebte ihn dort.

Ruhe ſäuſelte um die ernſte Stätte; denn nicht der Leidenſchaften Spiel ſtört den tiefen Schlummer des Todes, und die Vergeſſenheit ſchwingt den Stab über die Schwächen derer, die nun Staub ſind. Bernſtorf zu beſuchen, vermied hingegen Solfiere, ein peinliches Gefühl hielt ihn davon zurück. Die Marie, welche dort gelebt, war nicht das Gnadenbild ſeines Herzens, andere Züge machten es ihm fremd. Auch ſcheuete die Phantaſie des Italieners den zürnenden Schatten des edeln Frankenthors, an deſſen Seite Marie den Frieden der Tugend wiederfand.

Irren iſt der Menſchheit Loos! Wer kann ſagen, wie oft er fehle? — Doch an der Hand der Liebe, welche aus den Wolken herab den Lauf der Dinge lenkt und alle Geſchöpfe zur Glückſeligkeit führt, finden wir — früh oder ſpät — den Weg der Wahrheit und unſer ewiges Ziel. Wir überblicken dann das ſchmale, dornige Dunkel, die Labyrinthe des Kummers, worin wir uns, verlockt durch Schuld oder Schwäche, verirrten, und ſehen, daß eine gütige Vorſehung es war, welche uns den leitenden Faden des Ausgangs reichte. Schlangen der Reue, die unſeren gleitenden

Schritten nachgezogen, winden ſich in einen Schickſalsknoten, und dieſer wird, um mit dem Dichter zu reden — zur Blume. Wir aber geben ſie dem Ganzen dahin, daß ſie warnend blühe und den Samen himmliſcher Hoffnungen trage!

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechsundvierzigster Band.

Das Maal.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Das Maal.

So bringt nach und nach die
Zeit jedes Ding zum Vorſchein.
Eines erhebt das andere zu
hellerem Licht ; . . . .
Lukrez

„Da kommen Badegäſte, Frau!“ ſagte der Zolleinnehmer in die offene Thür zurück, als er vor das niedere Häuschen tretend einen ſchwerbepackten Reiſewagen, von einem müden Dreigeſpann gezogen, langſam den aufſteigenden Weg ankommen ſah, der zur Barriere einer Hauptſtraße der Stadt J.... führte. „Vergiß es nicht,“ fuhr er fort, „das Wirthshaus zum weißen Adler als das beſte zu empfehlen! Du weißt, der kluge Wirth bezahlt die unſchuldige Lüge jedesmal mit vier Groſchen — und in der heutigen ſchweren Zeit darf Niemand einen anſtändigen Erwerb verachten; mir aber winkt da unten an der Capelle der Brauer von Grumbach, der auch ein Abkommen mit mir treffen will, wobei ein Vortheilchen zu machen wäre.“ —

Die gehorſame Ehehälfte trat hierauf an den Poſten ihres Mannes, und vernahm alsbald mit ſinkender Erwartung die höfliche Anfrage des Kutſchers, in welcher Gegend der Stadt das Inquiſitions-Gebäude zu finden. Sie warf während der ungefälligen Antwort einen Blick voll ſpähender Neugier in das Innere des Wagens, und ſtrengte ſich an, zwiſchen dem bleichen, noch ziemlich jugendlichen Manne, der blühenden Frau an ſeiner Seite, den holden Kindern, beiden gegenüber, und dem erfragten, grauenvollen Wohnorte eine erklärliche Beziehung zu erforſchen; aber der Kutſcher trieb nach empfangener Weiſung die Pferde an, ehe ihr Scharfſinn auf richtiger Spur war. „Nun, Gefangene waren es nicht; ſo viel wenigſtens weiß ich!“ ſagte die Zolleinnehmerin zu ſich ſelbſt, und fügte, ſich mit dieſer Gewißheit zufrieden ſtellend und von ihr veranlaßt, die philoſophiſche Betrachtung hinzu: „Doch welcher Menſch könnte ſich eigentlich rühmen, frei zu ſein? Der eine ſchleppt Ketten und Banden an ſeinen Gliedern und vor der Welt; dem anderen iſt die Seele in Feſſeln geſchlagen. Kurz, ein Jeder hat gerade ſo viel zu tragen, als er fortbringen kann.“ Sie dachte dabei an ihres Mannes Habſucht und Jähzorn, die ärgerlichen Splitter in ſeinem Auge — vergaß jedoch, daß ihr zänkiſcher Geiſt ihn als der Balken eines gewichtigen Hauskreuzes beſchwere.

Wir, liebe Leſerinnen folgen dem Wagen, der vor dem Inquiſitoriat hielt. Das Geräuſch ſeiner Ankunft lockte manches verfallene Geſicht an die vergitterten Fenſter; aber jetzt ſprangen die ſtarkbefeſtigten Flügelthüren auf, und der Inquiſitor Reinbar eilte, von den Seinigen umgeben, den Diaconus Doge und deſſen Familie aus B...... als ſeine lieben Gäſte zu begrüßen. Dieſe Ehrenmänner waren Univerſitäts-Freunde und hatten ſich ſeit ihrem gleichzeitigen Abgange von Halle nicht wiedergeſehen. Eine lange Reihe von Jahren lag daher zwiſchen jenem Scheidemorgen und dieſem Vereinigungsabend; doch that der weite Zeitraum dieſer Trennung der Herzlichkeit keinen Eintrag, womit jetzt einer an der Bruſt des anderen das trauliche Verhältniß jener unvergeſſenen Tage erneuerte. Den Inquiſitor hatte ſein wichtiger Beruf, den er frühzeitig überkommen, bisher abgehalten, ſeine akademiſchen Brüder, da- und dorthin verſtreut, aufzuſuchen, und auch der Diaconus, durch ſein heiliges Amt an Haus und Kirche gebunden, hätte ſich ohne das Ereignen einer außerordentlichen Gelegenheit dieſen Feſtgenuß der Erinnerung verſagen müſſen, den eine Reiſe nach den geprieſenen Heilquellen von S........, welche den Letzteren durch J.... führte, den Jugendfreunden gewährte. Die beiden Frauen der überglücklichen Männer machten indeß mit zarter Freundlichkeit nähere Bekanntſchaft, und wenn das ſanfte, etwas ſchüchterne Weiblein des Geiſtlichen jener gewandten Leichtigkeit entbehrte, welche über die erſten Schritte entfernter Fremdheit zu traulicher Annäherung wie im Fluge hinweghilft, ſo erfüllte die muthige, feingebildete Frau des Inquiſitors die Pflicht des Entgegenkommens, welche ihr als Wirthin zuſtand, um ſo angelegentlicher. Zudem waren beide Frauen Mütter, und die Mütterlichkeit iſt ein feſter Berührungspunct für die herzlichen Begegnungen weiblicher Gemüther. Sie lächelten ihren Kindern nach, die, in der himmliſchen Unſchuld ihrer Jahre das Formenweſen des reiferen Alters in ſeiner Ueberflüſſigkeit darſtellend, ſich kaum geſehen, auch liebevoll gefunden hatten und jetzt in heiterer Eintracht verkehrten, als wären ſie vom Anbeginn ihres jungen Lebens zuſammen geweſen.

Die drückende Hitze dieſes Julitages hatte den kränklichen Diaconus bis zu äußerſter Erſchöpfung angegriffen, und der Inquiſitor nicht ſobald die Klage ſeines Freundes über die ſengende Sonnengluth und den erſtickenden Staub, worunter ſie in der ſtarken Tagereiſe hätten leiden müſſen, vernommen, als er ausrief: „Komm, lieber Doge, nur bald in meine kühlen, gewölbten Gemächer, da wirſt Du Dich erholen; und mache Dir es ſo bequem, als ob Du daheim wäreſt; die Sorge für Wagen und Pferde aber kümmere Dich für heute nicht mehr, ſondern ſei mir überlaſſen!“ Hierauf traf er in befehlender Kürze die nöthigen Anſtalten zu dem Unterkommen der

Equipage, und dann führte der rüſtige Wirth ſeinen müden Gaſt durch hallende Gänge, denn das Inquiſitoriat war vordem ein Kloſter geweſen — über einen geräumigen Vorſaal in ein großes, lichthelles Zimmer, welches der Mittelpunct dieſer bequemen Wohnung war. Die großen Fenſter waren geöffnet, und das abendliche Bild der fernen Gebirgslandſchaft bot eine liebliche Ausſicht dar.

Der Diaconus, ein begeiſterter Freund der Natur, ſtand feſtgezaubert vor dieſem Panorama, deſſen verklärter Reiz ihn anzog, und der Inquiſitor, dem der erwartete Ausdruck von Bewunderung zu lange zögerte, kam ihm mit der Frage zuvor: „Nun, was ſagſt Du zu dieſem Naturgemälde, mein lieber Freund? Nicht wahr, es iſt nicht der kleinſte Gewinn dieſer Amtswohnung?“ Der Diaconus lächelte wehmüthig und antwortete mit Achſelzucken: „Die armen Gefeſſelten! Mich dünkt, die Freiheit jener herrlichen Fernen muß ſie die verwirkte doppelt vermiſſen laſſen und ihr hartes Loos noch unerträglicher machen.“

Reinbar lächelte jetzt auch; aber ein wenig bitter, wie die Erfahrung. Er erwiederte: „Du irreſt, mein Lieber! Der verſtockte Sinn dieſer Räuber und Mörder (wenige Ausnahmen laſſe ich wohl gelten) iſt nicht empfänglich für die reine Schönheit der Natur, und nur etwa ein finſteres Felſengeklüft, oder ein unheimlicher Hochwald würde als ein geeigneter Verſteck für ihre ſcheuen Sünden ihnen das Intereſſe der Aufmerkſamkeit abgewinnen.“

Der Diaconus ſchauderte und ſprach: „Nur die Macht der Gewohnheit kann, meinem Erachten nach, den grauenhaften Gedanken beſiegen, ſich mit ſolchen unter einem Dache zu befinden.“ „Vor Allem die Vorſtellung, der Beruf erfordere es!“ berichtigte der Inquiſitor mit dem Nachdrucke der Ueberzeugung die Meinung des Freundes, fortfahrend, „Du ſelbſt, Brüderchen, kannſt ja Zeugniß dafür ablegen. Sieh! Du wohnſt auf dem Kirchhofe, wie Du mir geſchrieben, und die Verweſung umſchließt demnach Dein friedliches Haus, Dein freundliches Gärtchen. Bilder des Todes und der Trauer miſchen ihren tiefen Ernſt nicht nur in Deine Geſchäfte, ſondern auch in Deine Erholungen — und ſage, fühlſt Du Dich in irgend etwas durch ihren gewohnten Anblick geſtört, während die große Menge nicht zu faſſen vermag, wie man unter Gräbern und Glockenklängen nur eine Stunde recht froh ſein könne?"

„Das iſt doch etwas Anderes, lieber Reinbar;" bemerkte ſein Freund mit gelaſſenem Widerſpruche. „Das Grauen vor dem Verbrechen iſt in dem ſittlichen Gefühl der Menſchen und in ſeiner Achtung für die bürgerliche Geſetzmäßigkeit begründet; die Schauer vor dem Tode und vor den Schreckniſſen, womit die ewige Weisheit das Grab umlagerte, nur in ſeiner phyſiſchen Natur. Es gehört demnach ein ſtärkerer Geiſt dazu, das erſtere pflichtmäßig zu beherrſchen, als nöthig iſt, die letzteren in philoſophiſche Erkenntniß ihrer Wahrheit und Täuſchung zu unterdrücken."

„Der Kanzelton hängt Euch doch ein wenig an!" bemerkte der Inquiſitor ſcherzend, und fügte hinzu: „Willſt Du in dem Bade zu S........, das, beiläufig geſagt, eine Schule der Verderbniß, ein luxuriöſer, verführeriſcher Aufenthalt iſt, — denn ich war vor zwei Jahren dort und weiß dies nicht bloß vom Hörenſagen, — nicht dem Prediger in der Wüſte gleichen, ſo ſtimme für Dein Verweilen daſelbſt in den Ton der argen Welt und lerne Unſinn ſchwatzen, wie er dort häufig zu Markte gebracht wird. — Aber jetzt ernſtlich geſprochen, alter Junge! biſt Du denn wirklich ſo krank, wie die gilbliche Bläſſe Deines Colorits und die welke Magerkeit Deiner Geſtalt es fürchten laſſen?“

„Die große Kirche nimmt mich allzuſehr mit;“ antwortete traurig der Geiſtliche hinzuſetzend, „und mehr als ſie zehrt eine ſtille Unzufriedenheit mit meiner Lage und heimlicher Aerger an meinen Kräften.“

„Unzufriedenheit mit Deiner Lage, heimlicher Aerger?“ wiederholte der Inquiſitor verwundert, und ein Seitenblick auf die holde Gattin des Freundes, auf die blühenden Kinder deſſelben, erklärte den Vorwurf, womit dieſe Fragen betont wurden.

„Ich verſtehe Dich, lieber Reinbar,“ ſagte Doge mit Innigkeit, „und wenn häusliches Glück vor jedem Kampfe mit der Außenwelt ſchützen könnte, ſo wäre Niemand geborgener als ich. Aber — wer wäre deſſen überhoben, der in öffentlicher Wirkſamkeit ſteht? — Das Collegen-Kreuz iſt für meine Kräfte allzuſchwer; ich erliege. Der Hochmuth eines Vorgeſetzten, der ſich ſchnöder Gehäſſigkeit nicht ſcheuet, drückt mich im Innerſten danieder; ich finde mich in der heiligen Freiheit meines Amtes gehemmt, ich fühle mich unglücklich in einer Gemeinſchaft, gegen welche ſich mein geiſtliches Gewiſſen ſträubt. O mein Ideal! du biſt ein Traum geweſen.“

„Aber, Freund, forderſt Du auch vielleicht zu viel?“ fragte der Inquiſitor; „nimm eine Lage, welche Du willſt, die Schattenſeite wird an jeder zu finden ſein; es iſt genug, wenn wir das Beſte wollen und es mit Ernſt und Eifer anſtreben; doch aller Segen kommt von Oben!“

„Vom Vater des Lichts!“ ſprach Doge mit theologiſcher Weihe, „in deſſen reinem Schimmer wir wandeln ſollen; doch wenn, wie der Apoſtel ſagt, das Licht in uns Finſterniß iſt, wie groß wird dann die Finſterniß ſelber ſein? — Vergieb, mein guter Reinbar, dieſer Anklage, wovon das volle Herz überfloß. Auch bin ich nicht zu bedauern; warum wäre ich nicht Landprediger, wie es von jeher mein Lieblingsplan geweſen? Dann hätte ich in ſeliger Unabhängigkeit wirken können, und die Saat des Guten, welche ich mit frommem Fleiß geſtreut, wäre vor meinen Augen aufgelaufen und zu einer reichen Freudenernte für mich geworden!"

„Dazu kann noch Rath werden;" tröſtete der Inquiſitor, „in den dreißiger Jahren iſt keine Hoffnung für das Leben verloren. Deßhalb ſei gutes Muthes, mein Brüderchen, und laß uns jetzt ein wenig nach Paſſendorf gehen, um uns aus dem Labekelch der Erinnerung zu ſtärken."

„Ganz recht, nach Paſſendorf, das iſt mein Ort!" antwortete der Diaconus, indem er mit einer Art ſchwermüthigem Humor in die jovialiſche Aufforderung ſeines Freundes einging. „Ich habe das lebhaft gefühlt," fuhr er fort, „als ich mit unendlichen Schwierigkeiten, die in und außer mir lagen, die Reiſe nach S....... bewerkſtelligte, wo ich neuen Lebensgeiſt einzuathmen gedenke."

Ein alter, trefflicher Rheinwein, welchen der gaſtfreie Wirth fleißig bei Tiſche einſchenkte, wohin die Hausfrau die Männer gerufen, ſchien der Quellnymphe jenes Heilbrunnens vorgreifen zu wollen; der Diaconus ward ſichtlich heiterer, und dieſe Stimmung gab den Wiederhall von verklungenen Stunden akademiſcher Jugendluſt.

Die Kinder hatten ſich an der köſtlichen Erdbeerkaltſchaale geſättiget und ſogar ein wenig berauſcht; ſie verſchmähten das leckere Gericht praſſelnder Backhühner mit jungen Schoten und den zarten Wels, welcher den Braten vertrat, und hüpften nach empfangener Erlaubniß der kleinen Kunſtausſtellung ihrer Spielſachen zu. Doch nicht lange, ſo beſchlich ſie der Sandmann; der Krieg, den die beiden Knaben mit bleiernen Armeen geführt, ſtockte in einem ſchläfrigen Waffenſtillſtande, und als die kleine, fremde Gehülfin Reinbar's wirthlicher Tony ein Tellerchen von dem winzigen Porzellain-Service zerbrach, ſtrömte ſie die Reue über ihr Ungeſchick in einer Thränenfluth aus, die zur Hälfte der Sehnſucht nach dem Bettchen gehörte. Die beiden Mütter legten ſich demnach ins Mittel und ihre Kleinen aufs Ohr, und kehrten ſodann zu den Männern zurück, welche ſich an das offene Fenſter geſetzt hatten, um mit dem männlichen Wohlgeſchmack an dem echten Varinas-Knaſter, deſſen beſte Sorte der Inquiſitor zu rauchen pflegte, die erquickende Kühle des Abends zu genießen.

Der Mond war indeß über die fernen Gebirge emporgeſtiegen und goß ſeinen Wunderglanz über die nächtliche Gegend aus. Das Kloſtergebäude ſtreckte ſeine langen, düſteren Schatten in dieſe milde Helle hinaus und miſchte ein Gefühl der Bangigkeit in die friedliche Anmuth jener Beleuchtung. Noch ſtand der Tiſch gedeckt und die Lichter unter klaren Glasglocken, damit die ziehende Luft kein flackerndes Spiel mit ihrer ruhigen Flamme treibe — die vollen Flaſchen, die gefüllten Gläſer gaben das Bild einer häuslichfrohen Geſelligkeit, die den Genuß vor ſeiner Erſchöpfung abbricht, und ſich lieber in ein herzliches Geſpräch, als in ſeinen ſchalen Bodenſatz vertieft. — Der friſche Abendhauch fächelte die heißen Stirnen der Männer und verwehete die Dampfwolken ihrer Tabackpfeifen; die beiden Frauen ſetzten ſich an ihre Seite und nahmen Theil an der Unterhaltung. „Ja,“ ſagte der Inquiſitor nach der beendigten Erzählung, wie er zu dieſer einträglichen Verſorgung gekommen, „ich trat mein Amt gewiß mit dem Vorſatze an, es nicht allein mit Menſchlichkeit, — ach! ſie thut Noth an dieſer Stelle — ſondern auch mit feſtem Muthe und kräftigem Sinne zu verwalten; doch ich mußte erfahren, was es damit auf ſich habe.“

„Es ſaß ein junger Menſch, einer Mordthat wegen, hier auf den Tod. Er hatte mir die Unterſuchung, im Gegenſatze zu den meiſten hartnäckigen ſeiner unglücklichen Claſſe, ſo leicht gemacht, betrug ſich ſo ruhig und gefaßt, daß ich den lebhaften Wunſch nährte und das Möglichſte dafür aufbot, ihn für ein gebeſſertes Leben retten zu können. Allein ein kleiner Umſtand legte das ausſchlagende Gewicht in die Wagſchale der Gerechtigkeit, und nach dem tödtenden Buchſtaben des Geſetzes mußte er ſterben. — Ich kann Dir nicht beſchreiben, lieber Doge, in welchem Grade mich die erſte Erfahrung dieſer Art angegriffen; doch die Stärke des Eindrucks, den die Verurtheilung des Unglücklichen, ſein Benehmen dabei und endlich die Hinrichtung — auf mich gemacht, wird Dir aus den Folgen deſſelben anſchaulich werden. Ich verkam ſichtlich; wo ich ging und ſtand, verfolgte mich die blutende Geſtalt. Jede Nacht mattete mich in ſchweren Träumen der fürchterliche Act ab, den ich zu vergeſſen wünſchte, und ich erwachte im Bade eines kalten Schweißes. Die Kraft zur Arbeit verſagte ſich mir, ich konnte weder allein, noch in Geſellſchaft ausdauern, und vermochte es nicht über mich, unſerem Hausarzte ein offenes Bekenntniß meiner Schwäche abzulegen. Die Kunſt des braven Mannes tappte demnach im Finſtern und verfehlte den leidenden Fleck meiner Krankheit. Endlich konnte ich den Thränen, dem beſchwörenden Kummer meiner guten Frau nicht länger widerſtehen. Arme Lina! wie haſt Du Dich damals abgeängſtet!« flocht hier der Inquiſitor epiſodiſch ein und reichte der Gattin mit dankbarem Drucke die Hand, welche ſie zärtlich klopfte und an die lächelnden Lippen drückte. Zu dem Freunde gewendet fuhr er fort: »Ich bekannte ihr nun, daß meine Uebel ihren Sitz im Gemüthe hätten, und ſchilderte ihr meine Aengſte und deren Gegenſtand. Meine Frau hatte doch eine Vermuthung davon gehabt, und es erſchien ihr eine dringendere Pflicht, mich an den Arzt zu verrathen, als meinen Wunſch zu erfüllen, daß ſie die fixe Idee meiner beunruhigten Seele verſchweigen möchte. — Der Arzt nahm die Miene an, als wäre er von ſelbſt auf die Spur der Wahrheit gekommen, und als ich ihm nun, der Erleichterung froh, die ganze Beklagenswürdigkeit meines inneren Zuſtandes enthüllte, machte er mir der langen Verheimlichung wegen ſanfte Vorwürfe. Wiſſen Sie auch, Freundchen, ſagte er, daß dieſe falſche Scham Sie endlich einer völligen Geiſteszerrüttung hätte überantworten können? Eine menſchliche Theilnahme entehrt keinen Mann, und Gefühl und Einbildungskraft haben ihre Geheimniſſe, welche die Forſchungen der Pſychologen vergebens beſchäftigen. — Wir müſſen nun andere Maßregeln ergreifen, und Sie für eine Weile feiern und ſich anhaltend zerſtreuen laſſen. Ich würde Ihnen den Gebrauch des S....... Brunnens vorſchlagen; er iſt von ungemein ſtärkender Wirkung, und die Annehmlichkeit dieſes beſuchten Badeortes thut nebenher das ihrige auch. Ich wendete meine Gebundenheit ein; der Arzt aber wollte keinen Grund gegen die Nothwendigkeit aufkommen laſſen, mich in meiner jetzigen Gemüthsverfaſſung von den abſtracten Geſchäften meines Berufes für einige Zeit loszureißen, um für meine Herſtellung zu leben. Unter den mancherlei

Verordnungen, welche der Arzt nun in Folge ſeiner veränderten Anſicht von meiner Krankheit traf, rieth er mir auch, meine Schlafſtelle wie meinen Arbeitsplatz zu verändern. Ich ſchlief dieſe Nacht zum erſten Male ſeit jener grauſen Epoche ruhig und ſanft, und wollte, als meine Lina am anderen Morgen nach der Weiber Weiſe das alte Lied ſang, nichts von der Brunnencur, als einer für meine Geſchäfte ſo höchſt ſtörenden Unterbrechung, wiſſen. Und wenn ich auch wollte, ſagte ich nach langen Debatten, was könnte es mir helfen? Ich würde keinen Urlaub bekommen und am Ende für ſchulkrank gehalten werden; denn der Regierungs-Präſident ſcherzte noch vor einiger Zeit über mein gedeihliches Ausſehen mit mir.“

„Meine Frau ließ die Sache fallen, ward ſinnig und wollte am anderen Tage einen Brief von ihrer Schweſter erhalten haben, die fünf Meilen von hier verheirathet iſt, und meine Lina in dieſem Schreiben um einen ſchleunigen Beſuch angeſprochen haben ſollte, zu welcher Bitte auch ein recht glaubwürdiges Vorhaben diente. Ich ahne nichts — wie hätte ich auch ſolch eine Lügenfertigkeit in meiner trugloſen Frau vorausſetzen können?“ Hier lächelte der Inquiſitor mit ſchlauer Neckerei die Erröthende an — „und wundere mich nur über die ſchnelle Geneigtheit, womit meine Frau, ohne Rückſicht auf mein Befinden, welche ſonſt ihre Sorge öfters überſpannte — meine Genehmigung zu dieſer Reiſe einholt und Anſtalten dazu trifft. Am Abend des dritten Tages kehrte ſie zurück, einen großen Brief in üblicher Geſchäftsform, mit dem Regierungsſiegel verſehen, in den Händen. Sie fällt mir mit Thränen in den Augen um den Hals und ſagt: Hier iſt Dein Urlaub zur Badereiſe, Männchen! Ich ſelbſt war beim Präſidenten, und in acht Tagen trifft der Aſſeſſor Hellen, Dein guter Bekannter, hier ein, der Dich für die Zeit Deiner Abweſenheit vertreten ſoll.“

„Da ſtand ich beſtürzt, bewundernd vor dem treuen Weibe, das mit leichtem Muthe die Schwierigkeiten überwunden, welche ich für unüberſteiglich gehalten hatte. Gott ehre mir die Weiber! Sie ſind Heldinnen in Liebe und Leid! Linchen, mein gutes Linchen, ich muß Dich küſſen!“ Während der Inquiſitor ſeine beſchämte Frau an das dankbare Herz ſchloß und ihr glühendes Geſicht mit innigen Küſſen bedeckte, ſchlang der Diaconus den Arm um die ſeinige und fragte leiſe: „Nun, Emilie, Du furchtſame Taube! hätteſt Du auch den Muth, vor das Conſiſtorium zu treten um meinetwillen?“ „Das iſt keine hübſche Frage, Guſtav!“ antwortete wehmüthig vorwerfend die Predigerfrau. „Gehe ich doch täglich,“ fuhr ſie fort, „das höchſte Weſen für Dein Wohl an; wie ſollte ich mich denn vor menſchlichen Machthabern fürchten, wenn es Deine Zufriedenheit gilt, die mir wohl theurer iſt, als daß ich nicht ein leiſes Gefühl der Scheu dafür zu überwinden im Stande wäre?“

„Du reiner, frommer, liebevoller Engel, Du!“ ſprach der Diaconus bewegt und umſchloß in Emilie den Schutzgeiſt ſeines Glückes.

Als dies kleine Zwiſchenſpiel ehelicher Zärtlichkeit vorüber war, ſagte Doge zu ſeinem brüderlichen Freunde: „Nun, und der Brunnen bekam Dir alſo gut? Und das Schreckbild Deiner Phantaſie verſchwand, ſobald Du aus ſeinem Quell, einem wohlthätigen Lethe für Dich, getrunken?“

Der Inquiſitor blies die verglommene Pfeife an und gab dann die zögernde Antwort folgendermaßen: „Das Intereſſe an einer ſonderbaren Geſchichte, in welche ich daſelbſt verflochten ward, verdrängte es.“

„O, erzähle ſie uns doch!“ bat der Diaconus, und Reinbar erwiederte: „Wohl möchte ich das; denn der Erinnerung Geiſt drängt mich zur Mittheilung; aber ich habe die ſchönen Aeuglein Deiner Frau ſchon einige Male blinzeln geſehen.“ —

„Es iſt vom Staube;“ verſicherte Emilie mit dringender Verneinung der Schläfrigkeit, „und ich bin ſo munter, daß ich Ihnen die ganze Nacht hindurch zuhören wollte.“

„Nun, eines ſo unbeſcheidenen Anſpruches an Ihre Aufmerkſamkeit ſoll meine Erzählung ſich nicht ſchuldig machen,“ ſagte der Inquiſitor zu der Frau ſeines Freundes, und dann zu der ſeinigen: „Aber, Lina, Du biſt eine ſäumige Schenkwirthin! Der Wein wird matt geworden ſein.“

Auf dieſen Wink eilte Frau Reinbar an den Tiſch und credenzte den friſchperlenden Nektar. Noch ein Glas, das letzte jedoch, — geſtand der Diaconus ſich zu, weil, wie er galant hinzuſetzte, es aus ſo lieber Hand unabweislich wäre; — der Inquiſitor aber meinte, man müſſe, um den Genuß der Götter in Freude und Freundſchaft zu theilen, weder Gläſer, noch Stunden zählen — und nachdem er das ſeinige geleert und auch die Frauen ein wenig genippt hatten, begann er: „Meine Frau wollte mich mit den Kindern nach S....... begleiten; allein eine unerwartete Störung verhinderte es. Meine Kleinen bekamen die Maſern, ſehr gutartige zwar, doch mit der Begleitung war es vorbei, und eben ſo wenig konnte ich ihre völlige Herſtellung abwarten, da dieſe Krankheit in ihren Folgen die kleinſte Verſäumniß ſehr tückiſch zu rächen pflegt.“

„Ich fuhr alſo am ſechsten Juli, ſonderbar! dabei fällt mir ein, morgen iſt auch der ſechste Juli, wo Du von hier aus nach S....... reiſeſt — ab, und meine beklommene Bruſt erweiterte ſich, da ich in den Morgenglanz der Sommerfrühe hinausrollte. Wie der Wagen um die breite Ecke bog, blickte ich noch einmal zurück nach dieſem finſteren Wohngebäude, das die Erinnyen umkreiſen — empfahl Frau und Kinder dem Schutze des Allwaltenden und ſchlug nun im Geiſte das Actenbuch zu. Die Ernte hatte bereits begonnen; der frohe Geſang rüſtiger Schnitter und brauner Binderinnen ſcholl auf den Feldern und über die Straßen, welche mir faſt von Dorf zu Dorf mit einer Garbenkette geſperrt wurden, die ich dann mit einem Geldgeſchenk löſen mußte. Schwerbeladen, wie ein gewiſſer Schiller ſagt — ſchwankten die Wagen mit dem eingeſammelten Gottesſegen in die geöffneten Scheuern. Ich blickte in das emſige Gewimmel der fleißigen Landleute und pries ihr unbeneidetes Loos glücklich vor dem meinigen. In genügſamer Sicherheit gewinnen ſie dem Acker das tägliche Brod ab und erfüllen ihre einfache Pflicht ohne Scrupel und Grübeleien. Sie ſehen der Freiheit entzückende Erſcheinung in der Natur — ich — o ich! ſehe Menſchen, meine Brüder, in Ketten und Banden, und von meiner gewiſſenhaften Auffaſſung ihrer Strafbarkeit, von dem Scharfſinne meiner Darſtellung hängt es zum Theil ab. ob ſie ſterbend bluten, oder lebend leiden ſollen. — Jene rohen, aber ſchuldloſen Kinder der Natur verkehren mit ihrem Segen; ich hingegen mit dem Fluche der Sünde. Ich fühlte jedoch bald, daß ich ſolche Betrachtungen unterdrücken müſſe, wenn es mir anders Ernſt damit wäre, den Zweck dieſer Reiſe zu erreichen; ſie würden zeitig genug den geſpenſtiſchen Schatten, vor dem ich floh, aus der dunkeln Tiefe meiner Phantaſie heraufbeſchworen haben.“ —

„Am Abend des zweiten Reiſetages ſah ich endlich von der hohen Bergſtraße in den lieblichen Thalkeſſel nieder, wo die wohlthätige Quelle ſprudelt. Die prächtigen Brunnen- und Gaſthäuſer, die großartigen Anlagen, der ſtädtiſche Markt, deſſen Treiben und Verkehr die lebendige Zufuhr verrieth; alles dies erſchien mir im Contraſt zu der tiefen Einſamkeit dieſer Alpen, welche in kühnen Bildungen in die Wolken ſtreben und in ihrer gigantiſchen Hoheit die Kleinheit des menſchlichen Schöpfungs- und Speculations-Geiſtes verſpotten.“

„Wie ich näher kam, flogen glänzende Equipagen an mir vorüber; junge Elegants, zu Fuß und zu Pferde, ich vermuthete Ritter vom grünen Tiſche in ihnen — nahmen meine grämliche Perſon mit neugieriger Keckheit in Augenſchein; aus jedem Bauernhauſe trippelte ein modiſches Dämchen in vornehmer Bläſſe; die abendliche Brunnenſtunde ſollte eben ſchlagen.“

„Ich hatte an den Bade-Inſpector eines Quartiers wegen geſchrieben, aber keine Antwort erhalten, und ſo mußte ich aufs Gerathewohl dem Platze zufahren, der in einem weiten Kranze von Linden die geſchmackvolle Rotunde beſchattet, in deren Tiefen der Born der Geneſung quillt. Kaum konnte vor dem Zuſtrömen von Menſchen mein Wagen bis dahin vordringen. Ich ſtieg aus, mich an dem bunten Gedränge ergötzend, wartete, bis der Bade-Inſpector kam, mir die Anweiſung auf das beſtellte Logis zu geben. Er entſchuldigte ſich höflich mit dem Uebermaße ſeiner Geſchäfte, bedauerte es, mich nicht in der Nähe des Brunnens unterbringen zu können, und beorderte einen Aufwärter, mich in die ländliche Wohnung zu geleiten, die er mit Mühe und Noth aufgetrieben habe. Nach ein paar Tagen aber werde ein ſchönes Quartier erlediget, das mir alsdann zu Dienſten ſtehe.“

„Es war ein artiges Krämerhäuschen von dörflichem Anſehen, am äußerſten Ende von S......., das ich zu meiner Aufnahme bereit fand. Meine Wirthsleute, ein paar gute Alte, die mich in ihrer rührenden Gaſtfreundlichkeit an Philemon und Baucis erinnerten, kamen einander in den erſinnlichſten Gefälligkeiten gegen mich zuvor. Ihre Schwiegertochter, eine junge Wittwe, verſah die Geſchäfte des kleinen Kramladens, der mir wie ein Puppenmagazin vorkam.“

„Nach einer Stunde war ich eingerichtet; die geübte Sorgfalt meines Bedienten überhob mich aller Selbſtthätigkeit bei der einfachen Anordnung, und ſo ſtattete mir ſchon am erſten Abend meines Dortſeins Dame Langeweile, die ich bis dahin nur dem Namen nach kannte, ihren fatalen Beſuch ab.“

„Die niederen Fenſter meines Stübchens zu ebener Erde gingen in einen Obſtgarten, der durch einen ſchmalen Raum das nächſte Nachbarhaus, einem Leineweber gehörig, von dem trennte, wo ich wohnte. Auch dies entlegene Häuschen ſchien Brunnengäſte zu beherbergen, denn ich ſah eine weibliche Geſtalt in der Kleidung der beſſeren Stände einige Male gleich einem Schatten am Fenſter erſcheinen und verſchwinden, und als die einbrechende Dämmerung das Licht nöthig machte, ward der leichte Schleier eines Vorhangs vor die kleinen Scheiben gezogen. So war ich denn in der weiteren Beobachtung dieſes Gegenübers der einzigen Unterhaltung beraubt, welche die einſame Leere dieſes Abends mir darbot! Verdrießlich nahm ich Hut und Stock und ging den langen Weg bis ins Speiſehaus zurück, um an der Gaſttafel, wenn es anders nicht zu ſpät wäre, zu Nacht zu eſſen. Ich fand eine anſehnliche Verſammlung dort, und würde von den herrlichen Lachsforellen, welche auf hohes Verlangen aufgetragen wurden, mit Appetit gegeſſen haben, wenn mir dieſe Mahlzeit nicht durch das Anhören der ſchalen Witzeleien verdorben worden wäre, womit die luſtigen Wortführer der Geſellſchaft eine wäſſerige Brühe über jeden Biſſen ausgoſſen. Es war nicht zum Aushalten; ich rannte hinweg, als ob mir der Feuertod auf dem Nacken ſäße.“

„Es war ein himmliſcher Abend! Der romantiſche Ort gab ein anziehendes Mondſcheingemälde, und ich betrachtete es lange mit ſinnigem Vergnügen. Nachdem ich die naſſen Schwellen zu dem einſamen Brunnen in Augenſchein genommen hatte, ſchlich ich langſam durch die nächtliche Stille, meiner Lieben mit Sehnſucht gedenkend, nach Hauſe. Mein Weg führte mich an dem nachbarlichen vorüber; als ich an das Fenſter des Eckſtübchens komme, wo ich vorhin die ſchlanke Frauengeſtalt geſehen, bleibe ich lauſchend ſtehen, wie von unſichtbarer Gewalt gehalten. Durch die lautloſe Ruhe, welche ringsum herrſcht, vernehme ich deutlich den ſanften, traurigen Ton einer weiblichen Stimme, welche die Verſe ſagt: Ich habe ſchon vergeben, des Friedens Schatten ſchweben, wo ſanft ein Herz voll Liebe ruht! — Die Stimme brach — es ſchluchzte leiſe drinnen, ich fühlte mein Herz in Mitleid ſchwellen. Nach einer kleinen Weile — ich hielt den Athem an — begann es wieder in flehendem, doch gefaßterem Tone als vorhin: Erquickung Allen, denen das Schickſal heiße Thränen zu ihrem Looſe gab; Gott lind're jeden Kummer, und gieße ſanften Schlummer auf jeden Leidenden herab!“

„Ich habe mir dieſe Worte genau gemerkt, weil ſie tief in meine Seele drangen. Ahnete jedoch die arme Weinende den nahen Zeugen ihrer ſchmerzlichen Bitten zu Gott? Bald darauf verloſch das Licht hinter dem Vorhange. Eine Unglückliche! dachte ich mit heißem Erbarmen, welche im Schweigen der Nacht die Wunden ihres zerriſſenen Herzens vor dem Helfer im Himmel enthüllet und ſie mit dem Balſam des Gebets verbindet. Meine nächſte Vorſtellung war, daß es eine Verführte und dann untreu Verlaſſene wäre, worauf mich die Wahl der Worte leitete; welche den Troſt eines Gemüthes ausſprachen, das den göttlichen Sieg der Verſöhnlichkeit über ein ſchweres Leiden errungen hat. Dieſe Vermuthung beſtätigte ſich in mir, als ich am anderen Morgen ein engelſchönes Kind, von etwa vier Jahren, im Graſe vor jenem Fenſter ſpielen ſah. Ich fragte meine Wirthin, wem das allerliebſte kleine Mädchen angehöre; und ſie antwortete mir mit gutmüthiger Ausführlichkeit: Der jungen Madame, lieber Herr, die hier bei dem Gevatter Leineweber wohnt. Es iſt ein hartes Schickſal, in ſo jungen Jahren Wittfrau zu ſein! Aber kaum habe ich eine geſehen, die es ſich ſo zu Herzen nähme. Mich dauert nur das Engelskind. Wenn die Mutter ſich nicht tröſtet, ſo wird das arme Würmchen in guter Zeit ganz verwaiſet ſein. Ach! der Gram iſt ein fleißiger Todtengräber — und was des Geſchwätzes mehr war. Meine Nachbarin hatte nun eine theilnehmende Aufmerkſamkeit in mir erregt, und ich war feſt entſchloſſen, den wahren Grund ihres Kummers, dem angegebenen konnte ich nicht rechten Glauben ſchenken — zu erforſchen."

„Als ich Frau Goldwerth (ſo nannte ſich die Fremde) im hellen Tageslichte ſah, erſchrak ich faſt vor ihrer melancholiſchen Schönheit. Von ihrem bleichen Geſichte hatte offenbar ein heftiger Sturm die Roſen der Jugend in ihrer friſchen Blüthe verweht, denn ſie konnte kaum vierundzwanzig Jahre zählen — ihre zarten, weichen Züge waren von einem ſcharfen Griffel tief eingegraben, und die ſchönſten, blauen Augen von der Welt, vergieb, mein Linchen! die Deinigen ſind auch ſehr hübſch, aber ſchelmiſch — in denen häufige Thränen, deren Spuren zurückgeblieben waren, das Feuer einer ſchwärmeriſchen Begeiſterung nicht hatte verlöſchen können, machten ihr Geſicht zu dem rührenden Bilde eines Leidens, das nach dem Himmel blickt.“

„Was mich am meiſten rührte, war die tiefe Reſignation, worin dies holde Weſen die frühe Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen zu haben ſchien. Es hatte alle Forderungen an das Schickſal aufgegeben, und dieſe traurige Anſpruchsloſigkeit erfüllte mich mit dem Wunſche, einen Kummer kennen zu lernen, über den ſogar die Freude an dem lieben Kinde keine Gewalt hatte; und Ihr wißt, liebe Mütter, wie die Mutterliebe über allen Schmerz der Erde tröſtet! Ja, hätte ich es nicht gewußt, ich würde die kleine Doris (ſo hieß das Kind) für ein Stieftöchterchen gehalten haben, denn Stunden lang ſaß die Mutter in ſtarres Sinnen verſenkt, ohne eine andere Beſchäftigung, als der mit ihrem Gram am offenen Fenſter, und die Kleine ſpielte vor dieſem, und rief unzählige Male die Mutter zur Theilnahme an dem kindlichen Treiben auf, ohne daß ſie es hörte und beachtete.“ —

„Zufällig erfuhr ich, daß ſie den Brunnen bei grauendem Morgen und am ſpäten Abend trinke, um den Menſchen auszuweichen. Ich nahm Gelegenheit, ſie anzureden, und fragte mit verſtellter Unwiſſenheit, ob ſie auch die Brunnencur gebrauchte? Sie bejahte die Frage, und als ich darauf bemerkte, ſie noch niemals unter den Trinkenden wahrgenommen zu haben, ſagte ſie, indem ein Anflug von Röthe ihre blaſſen Wangen überlief, daß ſie, um der Geſellſchaft, die ihr peinlich ſei, zu entgehen, am Morgen früher und am Abend ſpäter, als Andere, zu trinken pflege.“

„Wiſſen Sie auch, Frau Nachbarin, antwortete ich, daß Sie ſehr unrecht daran thun? Ihre zarte Geſundheit ſcheint des unverkürzten Schlafes und der zeitigen Ruhe zu bedürfen.“

„Sie legte die feine Hand über die großen, dunkelblauen Augen, ein Strom von Thränen quoll zwiſchen den Fingern hervor, und vergebens gegen dieſe heftige Bewegung ankämpfend erwiederte ſie: Ein wundes Gemüth bedarf vor allem der Einſamkeit; dieſe iſt das Element des Kummers.“

„Ganz recht, verſetzte ich, wenn er ſich gegen den Troſt der Theilnahme ſträubt, was gegen die Pflicht der Selbſterhaltung iſt.“

„Theilnahme? wiederholte ſie fragend, indem ein ſchwermüthiges Lächeln über ihre Züge glitt, ach! ſie mag recht ſelten in der Wahrheit beſtehen, denn echtes Mitgefühl verfehlt den Weg zum Herzen gewiß nicht! Dabei blickte ſie mich an, als wollte ſie ſagen: So empfinde ich das Deinige!“

„Durch dieſe ſtumme Verſicherung ermuthiget, hob ich wieder an: Was ſollte ich damit zurückhalten, Frau Goldwerth, daß der Anblick Ihrer leidenden Geſtalt und Ihres holden, vaterloſen Kindes mich mit dem Wunſche ergreift, Ihnen ein Wort der Beruhigung ſagen zu können? Ich bin auch Gatte und Vater, und denke, wenn meine Wittwe, meine Waiſen — einſt verlaſſen um mich trauerten, ich würde es dem Manne Dank wiſſen, der mit der ſtärkeren Kraft ſeines Geſchlechts der gebeugten Mutter die aufrichtende Hand reichte. — Ich bot ihr die meinige. Frau Goldwerth legte die bebende Rechte mit leiſem Drucke hinein und ſagte: Gott lohne Ihnen dies Gefühl und dieſe Geſinnung mit einem langen Leben und reiner Freude an den Ihrigen! — Doch, mein guter Herr, Sie ſind, was mich betrifft, im Irrthum. Netzten meine Thränen ein theures Grab, ſie würden ſanfter fließen, und die Hoffnung des Wiederſehens würde ſie trocknen; aber mein Schickſal iſt härter und ſchwerer zu ertragen, als jegliche Prüfung, die von Gott kommt. Ach! es iſt ſehr hart! ein grauſames Menſchenwerk! — Sie ſollen es erfahren; doch jetzt nicht — ich muß mich dazu ſammeln. Ich war aufs Aeußerſte geſpannt.“

„Nach ein paar Tagen ließ ſie ein Tiſchchen in den Schatten des Obſtgartens tragen, und ihr Gruß ſchien mich zu der verſprochenen Mittheilung einzuladen. Ich bat um die Erlaubniß, ihr ein wenig Geſellſchaft leiſten zu dürfen, und erhielt ſie. Kaum weiß ich mir Rechenſchaft davon zu geben, begann ſie, warum ich mich geneigt, ja, gedrängt dazu fühle, Ihnen, lieber Herr Reinbar (ich ließ mich hier bloß bei meinem Namen nennen), das ſonſt ſo feſtverſchloſſene Herz zu öffnen? Leider weiß ich wohl, daß auch Sie keinen anderen Rath für mich haben können, als den, mich in das Unabänderliche zu fügen, und dennoch iſt es mir, als müßte ich irgend ein unbekanntes Heil von Ihrer Kenntniß meines Unglücks erwarten. Ich fühle mich nunmehr zu der Erzählung meines Unglücks geſtärkt; hören Sie mich alſo. Mein Vater war Landprediger in dem Dorfe Höfchen, an der Straße von Z....., und ich das einzige

Kind meiner Eltern. Von ihnen mit frommer Treue vor allem Uebel Leibes und der Seele behütet, erwuchs ich in dem ſüßeſten Frieden, den keine Ahnung von dem Kampfe ſtörte, zu dem der Menſch hienieden berufen iſt. Meine Eltern lebten fern von der Welt, in genügſamer Stille, nur ſich, ihrer Pflicht und meiner Erziehung, die vorzüglich über der Reinheit meines Herzens wachte, und die Ausbildung meines Geiſtes jenem Beſtreben bei weitem unterordnete. Die kirchlichen Vorträge meines Vaters, die ſchlichte Verſtändigkeit meiner Mutter, unſer häusliches, gemeinſchaftliches Bibelleſen erhelleten meine dunklen Begriffe mit zulänglichem und ſicherem Lichte, und die älteſten der deutſchen Dichter, deren Werke meines Vaters kleine Bibliothek zählte, verbreiteten den Glanz der Poeſie über mein Leben."

„Talente? ich kannte dies Wort kaum. Das Beiſpiel meiner Mutter und der Trieb nach Beſchäftigung leitete mich frühzeitig zu den Arbeiten des Haushalts an, und der Ehrentitel einer guten Wirthin, womit mich dann und wann bei geeigneten Gelegenheiten die zufriedenen Eltern belobten, reichte für mein Selbſtgefühl aus. Außer weiblichen Geſchicklichkeiten wie der Hausſtand und der tägliche Bedarf ſie erfordern, verſtand ich keine, und meine ganze Kunſtbildung beſchränkte ſich auf ein wenig Kirchengeſang und den niederen Grad einer unbedeutenden Fertigkeit im Clavierſpielen, der unſerem einfachen Geſchmack indeß doch genug war, um den Himmel mit ſeinen reinſten Freuden in unſere Herzen herabzuziehen. Wenn ich in traulichen Winterabenden dem Vater ein gutes, altes Lied ſang, und er mich in ſeinem wohltönenden Baſſe begleitete, dann fühlte ich meine Bruſt ſchwellen in einem unendlichen Sehnen, und dieſe Melodieen zogen wie reine Geiſter durch meine Seele und bewegten ſie in frommen Schauern.“

„So war ich ſechzehn Jahr alt geworden, ohne andere Thränen vergoſſen zu haben, als die ich fremdem Kummer weinte. Da ſtarb meine Mutter; ihr Tod war jedoch ſo ſanft, meines Vaters Schmerz ſo würdig und gefaßt, die Tröſtungen, womit er mir zur Seite ſtand, ſo gehaltvoll und chriſtlich erhebend, daß dieſer erſchütternde Verluſt mir einen neuen Gewinn gab, die begeiſterte Ahnung der Unſterblichkeit. Dieſe traurige Epoche weckte die Jungfrau in mir. Ich fühlte mich allein — und glaubte mich nach der Verlorenen zu ſehnen, wenn ich das ſchmerzliche Verlangen nach einem gleichgeſtimmten Herzen empfand. Ich las jetzt Klopſtock's Oden mit höherem Verſtändniß und Hölty's Elegieen mit tieferem Gefühl als ſonſt, und wenn ich einſam, bei leichter Handarbeit, die meine Träumereien begünſtigte, im Garten ſaß und die Glocken der nahen Kirche zu einem Begräbniſſe erklingen hörte, ſagte ich mit begleitenden Empfindungen: Schwermuthsvoll und klagend hallt Geläute, vom bemooſ'ten Kirchenthurm herab. u. ſ. w., und zerfloß dabei in Thränen.“

„Unter den Gaſtdörfern, die in meines Vaters Kirchſpiel gehörten, war ein adeliges Gut, Namens Langenwalde, deſſen Beſitzer eine zahlreiche Familie hatte, und bei unzulänglichen Mitteln ein ſehr geſelliges Haus machte. Die Söhne waren bereits in das Militär eingetreten, drei erwachſene Töchter ſtanden im Rufe ausgezeichneter Schönheit, doch nicht in dem der ſtrengſten Sittlichkeit. Ein Mündel jenes Gutsherrn lebte als zarter, verwaiſeter Knabe in dieſem Hauſe, und das ſinkende Anſehen deſſelben ward, wie man allgemein ſagte, — durch das große Vermögen dieſes Kindes vor noch ſchnellerem Verfalle geſchützt.“

„Der kleine, unbewußte Schutzengel ward demnach ſehr berückſichtiget; er hatte ſeinen eigenen Hofmeiſter, und bei deſſen Wahl der Fräulein geübter Sinn für männliche Anmuth und Schöne eine ausſchlagende Stimme.“ —

„Wie mild mein guter Vater auch ſtets über das Thun und Laſſen Anderer zu urtheilen pflegte, ſo miſchte ſich doch zuweilen ein Tropfen tadelnder Bitterkeit in ſeine Rede, wenn das wilde, ſittenloſe Treiben jener Familie und ihres geſelligen Anhangs der Gegenſtand des Geſprächs war. Er bedauerte es, Menſchen dieſer wüſten Gattung unter ſeinen Kirchkindern zu wiſſen; doch mehr noch bejammerte er das Loos der jungen Waiſe, die in dieſer Umgebung, in moraliſcher Beziehung verkommen müſſe. Nach unzähligen, fruchtloſen Verſuchen, auf die Sinnesweiſe der üppigen Familie von Hohlieben einzuwirken, hatte mein Vater die Vergeblichkeit dieſes Beſtrebens eingeſehen, und ſuchte in der chriſtlichen Ueberzeugung, daß das Gute nimmer aufgegeben werden dürfe, die Freundſchaft der Hauslehrer des kleinen Freiherrn nach, welche, ungeachtet der Liberalität des herrſchenden Haustons, doch im oftmaligen Wechſel dieſe Stelle bekleideten — um dieſe auf die doppelte Verpflichtung einer wachſamen Hut über ihren Zögling aufmerkſam zu machen. Eine Uneinigkeit, über deren wahrſten Grund das Gerücht zu keiner rechten Gewißheit kommen konnte — hatte den dermaligen Hofmeiſter zu einer ſo ſchnellen Entfernung aus Langenwalde veranlaßt, daß mein Vater, obgleich nur eine Meile von jenem Gute wohnhaft, kein Wort davon erfahren hatte. Wir erſtaunten daher nicht wenig, als eines Tages ein fremder, junger, ſehr ſchöner Mann, Namens Winfried, ſich als den nunmehrigen Lehrer des Junker Philipp bei uns vorſtellte, und meinen Vater mit der einnehmendſten Herzlichkeit um die Erlaubniß anſprach, gute Nachbarſchaft halten zu dürfen. Mein Vater war ſeines Lobes voll; mein Herz auch — wenn auch der Mund in ſchüchternem Erbangen, es verrathen zu können, ſchwieg. Winfried kam von nun an oft und immer lieber, wie es ſchien; ſein Zögling war gleich ihm bei uns einheimiſch geworden.“

„Nach einer Bekanntſchaft, deren kurze Monden eine Fülle ahnender Seligkeit in mein Leben ſtrömten, geſtand er mir ſeine Liebe, und daß er ohne meinen Beſitz hienieden keines Glückes fähig zu ſein glaube. Noch in derſelben Stunde entdeckte er meinem Vater dies Geſtändniß und ſeine Abſicht. Ich ſah eine Freudenthräne in den Augen meines Vaters blinken, ich fühlte ſeine ſegnende Hand auf meiner Stirne und den ſtürmiſchen Schlag des Entzückens von dem Herzen meines Verlobten, an dem ich weinend lag — und alle meine Wünſche hatten ihren Kreislauf geſchloſſen; ſie umfaßten die Stille der Seligen in meiner Bruſt.“ —

„Ein Sommer und Herbſt, dem mein Leben als ein ununterbrochener, ſibiriſcher Winter folgte, deſſen ſtarre Ertödtung ſich wohl erſt jenſeits des Grabes in Frühlingswehen auflöſen wird — beglückte mich in dem ſüßeſten, bräutlichen Verhältniſſe. Winfried nahm ſich nun der Braut an, die unſchuldig und nichts weiter — dem hochgebildeten Manne gegenüber, der ſie durch ſeine Liebe ehrte, oft wünſchte, auch ſeinem Geiſte eine angemeſſenere Freundin ſein zu können. Er machte mich mit Göthe und Schiller und mit den jüngſten Blüthen der Dichtkunſt bekannt. Mit dem Geliebten leſen, von ſeiner höheren Kraft beſchwingt, ſich zu dem Gedankenfluge der erhabenſten Geiſter erheben, an ſeiner Hand ſich in das Zauberland der Phantaſie verlieren, wo der gemeine Sand der Wirklichkeit zu Goldſtaub wird, welch ein Hochgenuß! Auch Winfried ſagte mir oft, daß die Stunden unſeres Zuſammenlebens ihn für ſeine höchſt peinliche Situation in jenem Hauſe, worin er nicht lange zu bleiben gedenke — entſchädigen müßten. Und wenn ich ihn nun fragte: Aber worin, mein geliebter Freund, beſteht denn eigentlich die Unerträglichkeit Deiner Lage? Man rühmt doch allgemein, daß die Familie von Hohlieben ſich mindeſtens keiner Ueberhebung gegen ihre fremden Genoſſen ſchuldig mache. Da zogen ſich finſtere Wolken auf Winfrieds lichter Stirne zuſammen, und ich erröthete ahnungsvoll vor dem Blicke, mit dem er dagegen fragte: Worin? O meine Jacobine! In Etwas, das Deiner kindlichen Unſchuld, Deiner züchtigen Sittigkeit unbegreiflich ſein würde, und Dir daher beſſer verſchwiegen bleiben möge.“ —

„Ich kannte die Fräulein von Hohlieben nur vom Sehen, und da waren ſie mir immer ſehr reizend vorgekommen. Vielleicht hätte ich nicht ohne Aengſtlichkeit daran gedacht, wie gefährlich dieſe Nähe für meinen Winfried werden könne, wenn mich nicht die Gewißheit ſeiner Liebe frühzeitig über jede eiferſüchtige Befürchtung erhoben hätte. Die dunkle Aeußerung, womit er jetzt meine unbefangene Frage beantwortete, ließ mich ſogar vermuthen, daß ſein männliches Zartgefühl durch Angriffe auf ſein verſagtes Herz verletzt werde — und wären Sie ein Mädchen, lieber Herr Reinbar (ſchaltete meine Erzählerin lächelnd ein), ſo würden Sie es natürlich finden, daß ich wenig dagegen einzuwenden hatte, als kurze Zeit darauf Winfried mir ſagte, er habe an Johannis dem Herrn von Hohlieben, die Condition aufgekündiget, und werde zu Michaelis die Gegend und mich verlaſſen, um mit dem thätigſten Eifer an die Erlangung einer Pfarrſtelle als zu dem Ziele unſerer Vereinigung vorzudringen. Vorerſt war er entſchloſſen, zu ſeinem Oheim, einem kränklichen Landgeiſtlichen, zu gehen, den er eine Zeit lang vertreten, und ſich mittlerweile durch Probepredigen bekannt machen wollte. So ſah ich nun einem einſamen, nur durch die Hoffnung belebten Winter entgegen! Allein die Vorſehung hatte bereits für einen neuen Umgang geſorgt, der, wenn auch kein Erſatz für den Geliebten und den Sohn, doch als Freund an die verödete Stelle trat, und meinem Vater wie mir gleich lieb und ſchätzenswerth war.“

„Unſere alte Gutsfrau, die in einer entfernten Stadt gelebt hatte, ſtarb, und das ſchöne Höfchen ward auf ihren Schweſterſohn, einen Baron Oelhagen, vererbt.“

„Zu der Befremdung aller Einwohner des Dorfes kam der Baron zu Anfang Herbſtes bei uns an, das maleriſch gelegene Erbgut für immer zu ſeinem Wohnſitze zu machen. Der Ruf legte ihm mancherlei Sonderbarkeiten bei; er ſollte ein Misanthrop, ein Menſchenfeind, abſonderlich ein erbitterter Verächter meines Geſchlechts ſein. Ich war mit weiblicher Neugier auf ſeine perſönliche Bekanntſchaft begierig, und in unbewußter Bereitwilligkeit, das feindliche Vorurtheil gegen meine Schweſtern durch ein Urtheil zu rächen, das dieſen kalten Grillenfänger ohne alle Rettungsverſuche zu den Todten warf. Doch wie ſehr ſollte ich mich dieſer Voreiligkeit wegen beſchämt fühlen! Er kam dem ſchuldigen Beſuche meines Vaters zuvor, und zeigte ſich ohne jede, ſelbſt die billigſte Anforderung ſeines Standes. Es war ein liebenswürdiger Mann von etwa dreißig Jahren, einfach und edel in ſeinem Weſen, von feinem Anſtande und doch ohne den knappen Zuſchnitt der Eleganz. Eine leiſe Schwermuth, die der Grundton ſeiner Stimmung zu ſein ſchien, gab ſeiner Erſcheinung ein rührendes Intereſſe, und die einzige Achtſamkeit, die er ſeiner Perſon angedeihen ließ, beſtand in der beſonnenen Vorſicht, womit er ſich hütete, umgängliche Beziehungen anzuknüpfen. Um ſo mehr mußten wir es als eine ehrende Auszeichnung ſchätzen, daß er nicht allein meinen Vater öfters zu ſich einlud, ſondern uns auch ſelbſt nicht ſelten beſuchte, was — mir zuzuſchreiben, ich eitel genug war."

„Mein Vater war ganz bezaubert von der Humanität, den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, der Güte des Barons, die Unterthanen beteten ihren ſchweigſamen Herrn an, der ihnen wohlthat, und ich vergaß zuweilen meinen Winfried über dem Wunſch, zu wiſſen, was einem Manne, wie der Baron, der jung, geſund, reich an geiſtlichen und leiblichen Gütern, und ganz unabhängig ſei, wohl fehlen könne, um ihn gegen ſolche Vorzüge gleichgültig zu machen?"

„Ich war ja Braut, und überdies durch die weite Kluft des Standes von dem Baron geſchieden, die meine beſcheidenen Hoffnungen, wären ſie auch nicht durch das Band der Liebe ſo feſt an meinen Winfried gebunden geweſen, doch niemals überflügelt haben würden, und ſo durfte mein Betragen gegen den Baron, ohne Rückſicht auf mögliche Mißdeutung, von jeder Hülle der Zurückhaltung frei, in reiner Natürlichkeit an ſein Herz dringen."

„Der Zufall fügte es, daß Winfried den Baron ſehr häufig bei uns antraf, was ihn faſt jedesmal verſtimmte. Eine leiſe Säure miſchte ſich mit herber Störung in meine Empfindungen, wenn ich ſah, daß der Baron nach dem erſten Blicke auf Winfrieds verfinſtertes Geſicht nach ſeinem Hute griff und ſich entfernte.“

„Winfried, was haſt Du aber gegen den edlen Mann? fragte ich ihn dann wohl einmal, und gab ihm lauer als ſonſt die Liebkoſungen zurück, womit er ſich ſeines alleinigen Rechtes an meine Perſon verſicherte. Daß er Dich, meine Jacobine, die Braut eines Andern — zur Ausnahme von ſeiner Regel macht, mit Niemand umzugehen, antwortete er mir mit einem flammenden Blicke. Ich fühlte mein Geſicht vor Unmuth glühen. Und hältſt Du meinen Vater für ſo wenig, erwiederte ich mit gereiztem Vorwurf, daß ein Mann von dem Charakter und Geiſt des Barons bloß um meinetwillen zu uns käme?“

„Dein Vater iſt der meinige! verſetzte Winfried mit aufrichtiger Wärme, und der Gegenſtand meiner kindlichſten Ehrfurcht und Liebe; aber wäre es dem Baron nur um ſeinen Umgang zu thun, ſo würde Dein guter Vater mehr der Gaſt des Schloſſes, als der Beſitzer deſſelben der Hausfreund im Pfarrhauſe ſein. — Ach, Jacobine, fuhr er mit ſchmerzlichem Tone fort, die Ehre eines Mannes iſt ein ſo verwundbarer Punct, wie ſeine Liebe! Es kränkt mich, und ich kann Dir nicht beſchreiben, wie ſehr, wenn ich in unſerm Hauſe drüben dies Verhältniß auf eine arge Weiſe beurtheilen höre, und doch nur im Allgemeinen die böslichen Vermuthungen widerlegen kann, womit man Deiner reinen Abſichtsloſigkeit zu nahe tritt. Ich ſehe es im Voraus, es dürfte nicht lange dauern, ſo würde der Verleumdung giftiger Hauch den Spiegel Deiner fleckenloſen Unſchuld trüben — und dieſe unfehlbare Vorausſetzung verbittert mich gegen den Baron. Die Familie von Hohlieben findet ſich und nicht ohne Grund beleidiget, daß ein ſo naher Gutsnachbar, der noch überdies in kirchlicher Gemeinſchaft mit ihnen ſteht, ſie nicht eines Beſuchs gewürdiget hat, während er dieſe ſchroffe Geſinnung doch nicht durchaus behauptet, und ſich herabläßt — o, dieſes Wort ſagte viel, und ich verſtand, wie es gemeint ſei — um die Freundſchaft Anderer zu buhlen."

„Ich dachte, wie ich allein war, dieſen gegenſeitigen Erklärungen nach, und mein Verſtand konnte wenigſtens Winfried nicht ganz Unrecht geben, wenn auch mein Herz nicht unbedingt ſeine Forderungen an das meinige anerkannte. Ich prüfte mein Betragen gegen den Baron mit gewiſſenhafter Strenge, und mußte es von jedem Vorwurfe frei ſprechen. Zwar fand der Baron ſichtlich ein großes Wohlbehagen an meiner Unterhaltung, allein dieſe Hinneigung ließ die Verpflichtungen einer Braut ganz unangetaſtet und war nur etwa von der Art, wie die Freude an einem Bilde, das uns in der Darſtellung vergnügt und uns anziehend iſt, weil es uns an Liebes und Werthes erinnert."

„Es war am Tage vor Michaelis, als ein trübes, herbſtliches Wetter die melancholiſchen Eindrücke verſtärkte, welche der Tod eines lieben, jungen Mädchens aus dem Dorfe auf mich gemacht hatte. Die Verſtorbene war die einzige Tochter eines wohlhabenden Müllers und die verlobte Braut eines Jünglings geweſen, der in troſtloſer Starrſucht keine erleichternde Thräne für ſeinen Schmerz hatte. Ich ſaß am Fenſter und wartete des Leichenzuges, der vorüber mußte. Der Baron war vor einem halben Stündchen bei uns eingetreten und hatte meinem Vater eine gelehrte Zeitſchrift überbracht, worin er ihn auf einen intereſſanten Artikel aufmerkſam machte. Jetzt rief der Cantor meinen Vater ab, der Baron blieb bei mir zurück, ich aber war der Unterhaltung unfähig, und blickte, betäubt vom tönenden Schalle der Glocken, in die ſtürmiſchen Regenſchauer und in den Wirbel der fallenden Blätter hinaus. Da näherte ſich die Schule mit dem Sterbeliede, der Sarg ſchwankte vorbei, ich vernahm das Schluchzen der Leidtragenden, und brach in ein heftiges Weinen aus.“

„Der Baron, welcher mich meinem traurigen Schweigen überlaſſen und in dem Hefte geleſen hatte, ſah mich mit bekümmerter Theilnahme an und ſprach: Jacobine! Liebe Jacobine! was betrübt Sie heute ſo ſehr?“

„O Gott! rief ich, indem eine Ahnung meines unglücklichen Schickſals mich durchbebte, Trennung von dem, was wir lieben, was wir mit heiliger Zärtlichkeit umfaſſen und worin die Welt unſeres Glückes liegt, wie ſchwer muß dies zu ertragen ſein! Welch eine weite Oede, das Leben ohne den Inbegriff unſerer Liebe! — Ich bin auch Braut — wenn ich ſtürbe — wenn mein“ — —

„Der Baron war weiß geworden wie eine Kreidewand. Braut! wiederholte er, mich unterbrechend, mit einem Tone, der mein Herz zerriß. Er ſtarrte mich mit einem Jammerblicke an, den ich nicht vergeſſen werde, dann ſagte er: Leben Sie wohl, Jacobine! und verſchwand hinter dem Trauerzuge.“

„Ich ſtand wie vom Blitz getroffen. So wäre ich dennoch von ihm geliebt und Winfried's eiferſüchtige Beſorgniß gerechtfertiget? fragte ich mich ſelbſt. Wehe mir! Dann wäre es um meinen harmloſen Frieden geſchehen. Ich konnte des ſchlagenden Beweiſes, der eben erſt erlebten Scene ungeachtet, nicht an eine Leidenſchaft glauben, die ſelten ihrem Gegenſtande ein Geheimniß bleibt.“

„Am folgenden Tage, wo Winfried ſeine Condition verließ, kam er bei dem dämmernden Abend nach Höſchen, um eine halbe Woche noch bei uns zuzubringen, ehe er an den Ort ſeiner vorläufigen Beſtimmung abginge. Er klagte darüber, mich nicht ſo heiter als ſonſt zu finden, und geſtand meinem Vorgeben, daß der nahe Abſchied mich beunruhige, nicht volle Gültigkeit zu. Auch irrete ſein argwöhniſcher Zweifel diesmal nicht. Mich ängſtete und verwirrete die Furcht, der Baron könne jeden Augenblick zur Thür hereintreten, und die Ungewißheit, wie ich mich nach dem Vorgefallenen, und insbeſondere in Winfried's Anweſenheit, gegen ihn zu benehmen hätte. Aber er kam nicht, und ich dankte dem Himmel für jede Stunde, welche mir die quälende Verlegenheit ſeines Beſuches erſparte."

„Am letzten Morgen (der Vater hielt eben die wöchentliche Communion in der Kirche, und Winfried, bereits im Reiſeanzuge, wartete nur ſeine Rückkunft ab, um aufzubrechen), zog er mich in ſeine Arme und ſagte mit Wehmuth: Meine Jacobine! es hat ſich ein Mißklang in die reine Harmonie unſerer Herzen geſchlichen, und es iſt nicht alles mehr zwiſchen uns, wie es war. — Ich ſtelle die Auflöſung dieſer Diſſonanz Deiner Liebe und der Zeit anheim, und bitte Dich nur ſcheidend, bleibe mir treu, Jacobine! Ich bedarf der Verſicherung davon, um mit Feuer und Freudigkeit für unſere Zukunft wirken zu können." —

„Es ſtahlen ſich Thränen in meine Augen, Winfried küßte ſie zärtlich auf und fuhr fort: Nein, Jacobine, ich wollte Dir nicht wehe thun. Du biſt mir gut, ich weiß es — doch grade die weiche Hingebung an die ſchönſten Gefühle, um derentwillen Du mir ſo theuer biſt, könnte Dich zu einem Opfer Deines Herzens machen. Der Baron iſt krank — ich fühlte, daß mir das Blut aus den Wangen wich, und Winfried betrachtete mich ſeufzend; und pauſirte lange, ehe er folgendermaßen weiter redete: Dein unverkennbarer Antheil an ihm würde mich nur dann beunruhigen, wenn ich nicht wüßte, daß Dein wahrhaftiges Gemüth einer abſichtlichen Täuſchung unfähig wäre. Aber, Jacobine, verſtehe Dich auch ſelbſt recht! Der Heilige, der auf irdiſchem Boden gewandelt, lehrte uns beten: Führe uns nicht in Verſuchung! Und er wußte wohl, weſſen das ſchwache Herz bedürfe. — Jacobine! meide den Baron ſo viel als möglich; Du erfüllſt dann eine dreifache Pflicht, und der Brautkranz, den ich einſt in Deine Locken flechte, wird zur Lorberkrone, die Dich für den heldenmüthigen Sieg über eine Eitelkeit belohnt, der Tauſende Deines Geſchlechts erliegen.“ —

„Winfried war nun fort, und der Baron über acht Tage ausgeblieben, als er in der frühen Dunkelheit eines bangen Abends unvermuthet bei uns eintrat. Meine Freude über ſein Wiedererſcheinen wich der Beſtürzung, da ich ſein Geſicht von krankhafter Bläſſe entſtellt und den trüben Ausdruck ſeiner Augen ſah. Ich habe Sie auch um Verzeihung zu bitten, liebe Jacobine, ſagte er mit einem melancholiſchen Lächeln, daß ich Sie bei meinem letzten Beſuche durch meine Heftigkeit wahrſcheinlich erſchreckte. Vergeben Sie mir den leidenſchaftlichen Ungeſtüm, mein gutes Kind!“

„Mein Geſicht brannte wie eine Fackel; eine ſchickliche Antwort verſagte ſich mir — doch der Vater erlöſete mich alsbald, welcher unbefangen fragte: Was war es denn, lieber Herr Baron?“

„Darauf erzählte der Baron meinem Vater mit ruhiger Wahrheit, wie er neulich durch das kleine Wörtlein: Braut, als welche ich mich ihm genannt, und durch meine Aeußerungen bei dem Anblicke des Begräbniſſes ſo ergreifend an ſein unglückliches Schickſal erinnert worden wäre, daß er darüber alle Beſonnenheit verloren und mich auf der Stelle verlaſſen hätte. — Wie ſchämte ich mich meines Irrthums; aber zu gleicher Zeit dankte ich Gott dafür, daß meine Deutung von des Barons Betragen irrig geweſen. Ich durfte ihn nun wieder mit zuverſichtlicher Freundlichkeit anblicken. Mein Vater antwortete mit der theilnehmenden Frage: So haben Sie alſo auch eine geliebte Braut verloren? Und die traurige Stimmung Ihres Gemüths, welches allen Freuden der Geſelligkeit abgewendet ſcheint und grauſam mit ſich ſelbſt verfährt, mit dem edelſten Herzen, das vor allen glücklich zu ſein verdiente, verſchuldete der unerbittliche Tod?“

„Der Baron ſah meinen Vater ſtarr an, ein leichter Krampf zuckte um ſeinen Mund — dann ſagte er: Nein, lieber Paſtor, ſo gut iſt es mir nicht geworden. Was das Grab birgt, beſchützt es nur gegen die Zerſtörungen der Leidenſchaft und Zeit, und giebt es uns in verklärter Geſtalt, in jeder Weiheſtunde einer ſanften Trauer, und einſt ſchöner noch — zurück. — Meine Geſchichte iſt eben ſo einfach, als gewöhnlich; ich wurde betrogen — und das auf eine Art, die mich zwingt, in dem Götzenbilde meiner glühenden Anbetung eine Schlange zu erkennen, deren tödtender Stich mein Leben vergiftet hat. Doch Sie, mein weiſer; ſanfter Freund, ſollen ſelbſt urtheilen, und auch Sie, Jacobine, deren reines Gefühl für Tugend und Treue entſcheiden möge, ob die herbeſte Erfahrung, die ein redlicher Mann machen kann, noch eine Entſchuldigung für die Falſcheſte ihres Geſchlechts übrig laſſe.“ —

„Ehe ich nun den Baron im Munde meiner Goldwerth beginnen laſſe,“ unterbrach ſich der Inquiſitor, „dringt ſich mir unabweislich die Bemerkung auf, daß meine Erzählung einem bekannten Schachtelſpaße gleiche, worin der Empfänger bei dem Oeffnen derſelben eine andere findet, dann wieder eine, und ſo fort, bis der kleine Inhalt zuletzt entweder ſeine geſchraubte Erwartung neckt, oder die geprüfte Geduld belohnt. Und herzlich wünſche ich, daß das Letztere bei meinen lieben Zuhörern der Fall ſein möge.“ Hierauf fuhr er fort: „Der Baron erzählte alſo, ich war der einzige Namenserbe meiner Eltern, und überkam, da ſie zeitig und ſchnell nach einander ſtarben, die reichen Güter Schleußen und Roſenbühl. Meine Schweſter, jünger als ich, ward in einer ſtädtiſchen Penſion für ihre weibliche Beſtimmung gebildet, und als ſie erwachſen war, nahm ich ſie zu mir. Froh, wie ein Vögelchen, das ſich freuet, dem eiſernen Zwange des Käfigs entronnen zu ſein, bewegte ſich die heitere Alwine nunmehr in der Freiheit des brüderlichen Schutzes. Wir führten ein recht glückliches Leben zuſammen, und folgten eben ſo gern dem Zuge der Geſelligkeit, als wir uns in häuslicher Stille ſelbſt genug waren. Doch die Herrlichkeit dauerte nicht allzu lange. Der Krieg brach aus. Eine Schwäche am rechten Arme, die ein ſchwerer Fall in der Kindheit nachgelaſſen, hinderte mich, thätigen Theil an ſeinen rühmlichen Thaten zu nehmen, und es blieb mir nur die läſtige Ehre, während des Laufes zweier Jahre faſt alle Nationen Europa's auf meinen Gütern mit gezwungener Gaſtlichkeit zu bewirthen.“

„Meine Schweſter glich der Penelope, theils an der unzählbaren Menge von Freiern, die jedoch im Unterſchiede von jenen ausdauernden Bewerbern im Sturme den Minneſold erringen wollten — theils als Wirthin; denn unſere Vorräthe, unſer reichlicher Zuwachs langte kaum für den ungeheuren und unaufhörlichen Bedarf aus. Das genießbare

Thierreich ward beinahe gänzlich von dem Theile der Schöpfung, den ich mein Eigenthum nannte, vertilgt.“

„Endlich rührte doch ein braver Sohn des Krieges, geſchmückt mit tiefen Heldennarben, Alwinens deutſches, jungfräuliches Herz. Sie verlobte ſich dem Rittmeiſter, Grafen Horſtenberg; doch die Vollziehung dieſer Verbindung ward bis nach dem Abſchluſſe des Friedens verſchoben, wo der Graf ſeinen Abſchied nehmen und auf ſeine Güter gehen wollte.“

„In der Nachbarſchaft von Roſenbühl, wo wir wohnten, war ein kleines, ärmliches Gütchen, himmliſch-ſchön gelegen, aber ſeit einem Jahrzehend ſo verwahrloſet, daß Feld- und Hofſtand in wilder, öder Unfruchtbarkeit verfallen waren. Auch ſagte man, daß kein Ziegel des baufälligen Schloſſes der Herrin deſſelben gehöre, ſondern längſt dem Anſpruche der Gläubiger anheim gefallen ſei. Dieſe nachläſſige Beſitzerin war die junge Frau eines Officiers, der jetzt in weiter Ferne für die Freiheit des Vaterlandes focht, und früher keinen beſſeren Gebrauch von dieſer Mitgift ſeiner Gattin zu machen wußte, als daß er ſie für Summen verpfändete, die er zu wüſten Zwecken von Juden und Chriſten aufborgte.“

„Das Dörſchen, lieblich wie ſein Name, hieß Friede, und war mir das liebſte Ziel meiner einſamen Spazierritte. In einem ſeltſamen Drange, mich dieſer kleinen, verwaiſeten Beſitzung anzunehmen, machte ich mich mit dem trägen Vogte bekannt, und den Mann zu meinem Freunde. Er gab meinen Rathſchlägen Gehör, da er ſah, daß ich mit uneigennütziger Willfährigkeit mich bereit zeigte, ihn in ſeinen Beſtrebungen zu unterſtützen. So ward ich der unberufene Anwalt einer Unbekannten.“

„Wie die Straßen ruhig geworden waren, kam Frau von Argo (ſo hieß die Officiersfrau) unverſehens nach Friede, und blieb dort. Ich erhielt ſchon in den nächſten Tagen ein artiges Handſchreiben von ihr, worin ſie mir auf die feinſte Weiſe für die nachbarliche Geſinnung dankte, mit der ich mich ihres verlaſſenen Eigenthums angenommen.“

„Ich betrachtete dieſe niedlichen Schriftzüge; ein rührender Geiſt wehete mich aus der edeln, unverkünſtelten Einfalt ihrer wenigen Worte an — und ich ließ alſobald mein Pferd ſatteln, der Schreiberin perſönlich zu danken.“

„Kaum konnte ich mich erinnern, etwas Holderes geſehen zu haben, als Frau von Argo. Sie ſagte mir, daß höhere Pflichten ſie bisher abgehalten, ſich ihres Gütchens anzunehmen, welches ſie, ſo lange die Abweſenheit ihres Gemahls dauere, von dem ſie ſeit Monaten der Nachricht ermangele, nicht mehr verlaſſen wolle.“

„Sie bat mich mit unwiderſtehlicher Anmuth um meinen Rath, um meine Freundſchaft. Wie gern, wie eifrig gewährte ich die liebe Bitte! — Meine Schweſter und Frau von Argo wurden von ganzem Herzen Freundinnen; ich bedauerte mit ſtiller Anklage meines neidiſchen Schickſals, daß dies Geſchöpf, wie für mich geboren, vermählt, und, wie ich nicht zweifeln durfte, an einen Unwürdigen gebunden ſei.“

„So waren Monate verlaufen, und Valeſca mir täglich theurer geworden. Jetzt verbreitete ſich das Gerücht, daß der Lieutenant von Argo verſchollen und des Verrathes an den Feind dringend beſchuldiget wäre. Ich erzitterte bei dieſer Nachricht eben ſo ſehr in ſelbſtſüchtigen Wünſchen, als aus Theilnahme für die unglückliche Frau.“

„Als ich ſie wiederſah, fand ich zwar, daß ihre Seele noch in den Nachklängen dieſer heftigen Erſchütterung bebte, aber doch mehr Gefaßtheit in ihrem Benehmen, als ich vermuthet hatte. Nur zitterte ſie vor der Möglichkeit, daß der Leichtſinnige, deſſen Namen ſie führte, ergriffen und dem Kriegsgericht überantwortet werden könnte.“

„Endlich verlautete die Sage von ſeinem Tode, nur war keine rechte Beſtätigung darüber zu erlangen. Indeſſen mußten ſich zu dem Verdachte, der ihn ſchwärzte, noch Gründe von größerer Erheblichkeit gefunden haben; denn er wurde dreimal aufgerufen, und dann ſein Name an den Galgen geſchlagen.“

„So war dies herrliche, bedauernswürdige Weib denn nun frei, das Wie? kümmerte mich wenig; war doch meiner Meinung nach Valeska's Tugend der höchſten Anerkennung werth. Auch ſchien ſie ihre Erlöſung aus ſo ſchimpflichen Banden, mitten durch die wunde Angegriffenheit ihres Inneren, wohlthuend zu empfinden. Ich beſuchte ſie täglich, und zeigte ihr das wärmſte Mitgefühl; die gebeugte Geſtalt aber mit roher Haſt der Leidenſchaft an mich zu reißen, wehrte mir die zarte Achtung vor dem Unglücke ihres Gegenſtandes, und ich ſchwieg von meiner Liebe, wie von meinen Hoffnungen, bis Valeska's Wunden vernarbt ſein würden.“

„Als ich eines Tages nach Friede kam, fand ich meine Freundin nicht allein, ſondern in Geſellſchaft eines jungen Mannes, den ſie mir als Herrn Elias ſchlechtweg — vorſtellte. Der Fremde, mit dem Prophetennamen, ſah höchſt anſtändig, ja, wie ein Reicher aus — und gehörte zu den Erſcheinungen, die faſt unwiderſtehlich Intereſſe erregen. Seine ſchwarzen Augen loderten in orientaliſchem Feuer, ein Solitair von werthvoller Schönheit und Größe brannte an ſeinem Finger. Er ſaß wortkarg und gedankenvoll, wie es ſchien, in einem Fenſterbogen; Valeska nahm eine ängſtliche Rückſicht auf ſeine Unterhaltung. Ich hoffte jeden Augenblick, daß er aufbrechen, und Frau von Argo mir dann dieſen räthſelhaften Beſuch erklären würde; aber umſonſt! Herr Elias wich und wankte nicht. Wie lange ich auch zögerte endlich mußte ich doch zuerſt fort, und Valesca begleitete mich vor die Thür. Hier fragte ich ſie ſogleich und mit Heftigkeit; aber ſagen Sie mir, meine Freundin, wer dieſer ſchweigſame Fremde eigentlich ſei. Was will er bei Ihnen? Und wird er über Nacht hier bleiben?“

„Frau von Argo lächelte, wahrſcheinlich über meine eiferſüchtige Ungeduld, als ſie antwortete: Dieſer Elias iſt ein Jude — der Neffe des alten Boas in H...... (dies war der Ort, wo ihr Mann in Garniſon geſtanden), eines berüchtigten Wucherers, dem dies Gütchen — ſie ſeufzte ſchwer bei dieſen Worten — verfallen iſt; und vermuthlich wird der junge Mann länger als eine Nacht unter meinem Dache verweilen; denn er hat ſich bei einem Sprunge aus dem Wagen den Fuß verſtaucht; dieſer iſt nun ſtark geſchwollen und bedarf der Pflege.“

„Mein Herz ſchwoll auch, indem ich dies hörte. Valesca! rief ich, indem ich ihre Hand zwiſchen die meinigen preßte, wenn dieſer Jude etwa gekommen wäre, Sie zu drängen — wenn er, ihre Lage nicht achtend, Ihnen läſtig würde, o, ſo haben Sie doch das Vertrauen, daß Ihr treueſter Freund keinen ſchöneren Beruf kennt, als den, Ihr Beiſtand, Ihnen hülfreich zu ſein.“

„Valesca erröthete und ſprach gerührt: Beſorgen Sie nichts für mich, lieber Baron! Dieſer Jude iſt ſehr edelmüthig — zudem eine Bekanntſchaft von mir, die nicht von heute iſt, und könnte er mich ängſten, ſo würde dies nur durch Güte geſchehen.“ —

„Dieſe geheimnißvolle Antwort drückte einen neuen Stachel in meine Seele. Als ich nach Hauſe kam, erzählte ich meiner Schweſter, wen ich bei Frau von Argo vorgefunden, und wie ſie ſich über dieſen Beſuch geäußert hätte. Alwine hörte mir gleichmüthig zu und ſagte, als ob auch ihr der jüdiſche Gaſt ein alter Bekannter wäre: Aha, Elias alſo, der war es! Du mußt wiſſen, lieber Bruder, daß dieſer liebenswürdige Iſraelit dem Herzen Deiner Angebeteten einſt hart zugeſetzt habe. Er verliebte ſich in das chriſtliche Fräulein, da er als Handlungs-Volontair im Hauſe der Gebrüder Seliger in B...... lebte, worin Valeska's Vater zur Miethe wohnte. Seine Reichthümer wollte er ihr zu Füßen legen, ja, ſogar ſeinem Glauben entſagen und ſich taufen laſſen, wenn ſie ſich entſchlöſſe, die Seinige zu werden; doch die bethörte Valeska war ſchon heimlich mit ihrem lockeren Ueberläufer verſprochen. Und wie viel beſſer hätte ſie mit dem Juden gethan! Jetzt legt ein rächendes Verhängniß das Wohl der armen Argo in die Hand ihres Verſchmähers. Der alte Boás, dieſer ſteinreiche Erzſchelm, iſt ſein Ohm und Valesca's furchtbarer Dränger. Elias, der einzige Erbe des Wucherers, iſt, ſo wie mir erinnerlich, in M.... etablirt, und vielleicht gekommen, um die ſtolze Schöne, die ihn einſt vergebens flehen ließ, durch ſeinen Anblick und durch die Forderung, wozu er bevollmächtiget, zu demüthigen. Doch nein, ſo ſchlimm will ich nicht von ihm denken! Er kann ſich auch aus edlern Beweggründen zu der Geſandtſchaft nach Friede erboten haben.“

„Mir ward bei dieſer Erklärung ſchwül zu Muthe; ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Nach drei Tagen ritt ich wieder hinüber nach Friede; Herr Elias war noch dort. Ich überraſchte Valesca im vertraulichen Geſpräch mit ihm, ihre Augen ſchwammen in Thränen, auf ihren Wangen glühete eine leidenſchaftliche Röthe — und der glückliche Jude zog dem ungelegenen Störer ein finſteres Geſicht. Ich verweilte nicht lange, und ritt, von den Qualen der Eiferſucht geſtachelt, nach Hauſe. Auch kehrte ich nicht ſobald wieder. Meine Schweſter, verwundert über mein Daheimbleiben, deſſen Grund ihr zu geſtehen, ich mich ſchämte — beſuchte ihre Freundin allein, da ich ihr bei mehreren Aufforderungen meine Begleitung abgeſchlagen hatte. Valesca läßt Dich grüßen und Dich bitten, ſie nicht ganz und gar zu vergeſſen! ſagte ſie bei der Heimkehr, und dieſe paar Worte ſchmolzen meinen ſtarren Groll in die heißeſte Reue. Am folgenden Nachmittage eilte ich auf Flügeln der Sehnſucht in die langentbehrte, geliebte Nähe. Das einzige Dienſtmädchen des Hauſes — denn Frau von Argo lebte in der kümmerlichſten Beſchränkung — wies mich in das Wohnzimmer; ich fand es verſchloſſen. Ich klopfte, und kündigte mich dabei wörtlich an. Hocherröthend öffnete mir Valeska die Thür, und die Wahrheit Ihrer Freude bei meinem Empfange hätte ich mit Blut und Leben verbürgen wollen. Sie ſtand wie vor einem kleinen Markte. In einem offenen Käſtchen ſchimmerte allerhand Schmuckwerk. Silberzeug lag geordnet auf dem großen, runden Tiſche, die Stühle waren mit Tafeltüchern von alterthümlicher Gediegenheit bedeckt. Was machen Sie hier, liebe Valesca? fragte ich, die Auslegung verwundert betrachtend, und durch eine ſehr natürliche Ideenverbindung zu eiferſüchtiger Stichelei gereizt, ſetzte ich hinzu: Man ſieht, mit wem Sie in der letzteren Zeit verkehrten; der jüdiſche Handelsgeiſt ſcheint Sie ergriffen zu haben.« —

»Valesca ſah mich bekümmert an und ſagte ohne die mindeſte Empfindlichkeit: Sie ſind im Unrecht gegen mich und gegen einen Gewiſſen, der es wohl werth wäre, daß Sie den Juden über dem Menſchen vergäßen!“ —

„Hören Sie denn, Baron! Dieſer Elias liebte mich einſt, und hätte ich auch an meiner früher geknüpften Verbindung mit Argo, die ich in unſeliger Verblendung geſchloſſen, nicht feſtgehalten — ich würde, glaube ich, nicht den Muth gehabt haben, mich über die verächtlichen Spöttereien der Menge wegzuſetzen, und dieſem edeln, jungen Manne, der mir die ſchwerſten Opfer bringen wollte, meine Hand zu reichen. Jetzt kommt er, von ſeinem kränklichen Ohm berufen, nach H......, erfährt mein unglückliches Schickſal, und erbietet ſich, mir die drohenden Ankündigungen dieſes unſeres Hauptgläubigers zu überbringen, der in ſeiner niederen Gemeinheit wähnt, der Neffe wolle Rache an mir nehmen. Aber er kommt nur, um mich zu beſchwören, daß ich die Summen von ihm annehmen möchte, womit die Forderungen, welche mich preßten, gedeckt werden könnten.“

„Ach, dieſe Großmuth ſammelte feurige Kohlen auf mein Haupt, ſie brannten tief in mein Herz! Ich gab Elias andringlichem Flehen nur in ſofern nach, als ich ihn bat, ſeinen Ohm zu einiger Geduld zu vermögen, bis — bis — ein reizender Purpur ergoß ſich hier über ihr Geſicht, und mit ſteigender Verwirrung fuhr ſie fort: Dieſe Entbehrlichkeiten ſind beſtimmt, einen andern Gläubiger zu befriedigen, der auf den Verkauf dieſes Gütchens dringt, das ich gern behalten möchte. Sie ſah mich mit einem Blick voll Liebe an, ſie reichte mir die Hand — und ich faßte mein Glück. Valesca! rief ich, ſie in meine Arme ſchließend, ſo dürfte ich hoffen, daß Du mich liebteſt? — Du warſt mir das Theuerſte auf Erden, ſeit ich Dein Angeſicht ſah! Meine neidiſchen

Wünſche, wenn auch in reiner Gluth, umfaßten ſelbſt die Gattin eines Anderen — ja, mich dünkt, ich hätte nichts geliebt, als Dich, ſo lange ich lebe!“

„Valesca ſtammelte unter rinnenden Thränen: Das Weib eines Geächteten!“

„Deine Hand, widerlegte ich den ſchmerzlichen Einwurf, wird mich eben ſo ehren, als beſeligen, und das Gütchen löſe ich nunmehr mit unendlich mehr Freude, als Geld. Dies kleine, liebliche Friede ſoll ein aufblühendes Paradies, ein Aufenthalt für unſere glücklichſten Stunden werden, und ein lachendes Bild unſerer innerſten Zufriedenheit ſein.“

„So ward der Liebe Bund zwiſchen uns geſchloſſen. Ich ſagte nun meiner Braut, daß ich ſchnell eine Reiſe nach der Stadt, wo mein Anwalt wohnte, unternehmen müßte, um zwölftauſend Thaler, die für mich bereit lagen, in Empfang zu nehmen, mit welcher Summe wir ſodann den gierigen Boas befriedigen wollten. Valesca's geſicherter Beſitz machte mir die Trennung leicht. Nach ſechs Tagen kam ich wieder, und eilte nach kurzer Raſt zu der Geliebten. Sie begrüßte mich zärtlich, und in anſcheinend ruhiger Stimmung. Mit dankbaren Küſſen empfing ſie die Pfandbriefe, welche ihr kleines Eigenthum frei machen ſollten, und legte ſie auf einen Spiegeltiſch. Ich konnte nicht umhin, ſtill zu bemerken, dieſe wichtigen Papiere müßten beſſer aufgehoben und ſogleich in Verſchluß gebracht werden; doch ließ das Zartgefühl, welches nirgend leichter verletzt wird, als zwiſchen dem Geber und Nehmer, nicht zu, daß ich Valesca auf ihre ſeltſame Zerſtreuung aufmerkſam und ihr ſo den Werth meiner Gabe drückend fühlbar machte.“

„Kaum war ich eine Stunde bei meiner Braut, da rief ein reitender Bote mich ſchleunig nach Hauſe; meinen Amtmann hatte der Schlag gerührt. Ich riß mich los, und — o Gott! — wie ich an die erſte Wendung des Weges komme, welche die Landſtraße durchkreuzt, ſehe ich einen feuergelben Wagen, mit einem Paar prächtigen Rappen beſpannt, wie im Fluge angerollt kommen. Sehen Sie, Herr Baron, ruft mein Kutſcher mir zu, das iſt der Herr Elias, der neulich hier war! Tauſend, das iſt ein Fuhrwerk! Es ſieht aus, als wollte Herr Elias darin, gleich ſeinem Urvater, ſtracks gen Himmel fahren.“

„Mir war, als hätte mich jetzt auch der Schlag gerührt. Was wollte dieſer gefährliche Zuſpruch denn ſchon wieder? Gott möge es mir vergeben! ich vergaß über dem peinlichen Drange dieſer Frage die Todesnoth, der ich zueilte. Mein guter Amtmann verſchied, als der Morgen grauete; ich tröſtete die jammernden Seinen mit dem Verſprechen, mich ihrer väterlich anzunehmen, und ritt zu ſchicklicher Zeit hinüber nach Friede, um mich an Valesca's treuem Buſen von den Aengſten dieſer Nacht zu erholen.“

„Wie ich auf den Hof komme, ſtarrt der Stallknecht mich an, der Vogt ſtößt einen Freudenſchrei aus, und Liſette, das Hausmädchen, ſtürzt, die Hände zuſammenſchlagend, die Treppe des Eingangs herab. Nun, das heiße ich ſchnell erholt, Herr Baron! ruft ſie mit der Geberde des höchſten Erſtaunens. Wo haben Sie denn aber meine gnädige Frau?“

„Deine gnädige Frau? wiederholte ich. Was haſt Du, Liſette? Ich komme, ihr meinen Beſuch zu machen.“

„Nun, ſie iſt ja bei Ihnen, Herr Baron! antwortete ſie mit heftiger Verſicherung. Als geſtern Abend der Bote kam, der ihr die Nachricht brachte, daß Sie gefährlich erkrankt wären und faſt im Sterben lägen, iſt ſie über Stock und Stein nach Roſenbühl gefahren.“

„Ich faßte an meine Stirne; meine Vorſtellungen verwirrten ſich — und mich durch dieſes Dunkel ringend, ſprach ich mit beſchwörendem Tone: Lieschen! willſt Du mich nicht wahnſinnig machen, ſo faſele nicht ſo fürchterlich! — Mein Amtmann war es, der geſtern erkrankte und heute früh ſtarb, und ich habe Frau von Argo ſeit geſtern Nachmittag um vier Uhr, wo ich ſie verließ, mit keinem Auge mehr geſehen.“ —

„Jeſus Maria! ſchrie das erſchrockene Mädchen, was ſoll ich davon denken? Ich will das heiligſte Jurament ablegen, daß ich Ihnen die lautere Wahrheit ſage, und hier der Vogt kann Alles bezeugen, wenn ich Ihnen die ganze Sache, ſo wie ſie war, erzähle: Geſtern, Sie waren kaum fort, lieber Herr Baron, kam der Herr Elias und verweilte ein paar Stunden. Dann begleiteten ihn gnädige Frau bis an die Brettmühle und kehrten mit ſehr verweinten Augen zurück. Ich durfte kein Abendeſſen auftragen, gnädige Frau klagten über Kopfweh und entließen mich zeitig. Etwa um zehn Uhr Abends, der Wächter wollte eben das Thor ſchließen, und ich lag noch am Fenſter, des ſchönen Mondſcheins zu genießen, kam ein Bote in den Hof gerannt, er ſah recht grimmig aus — welcher die gnädige Frau augenblicklich zu ſprechen verlangte, weil er ſchlimme Nachricht von Roſenbühl brächte. Der Wächter fragte ihn aus und erfuhr, daß Sie, Herr Baron, in den letzten Zügen lägen und meine gnädige Frau gern noch einmal ſehen wollten. Vor Schrecken ſtarrte mir das Blut in den Adern; ich wollte meine unglückliche Dame vorbereiten, und verſperrte mich in der Angſt und Haſt, womit ich mir die Thür öffnen wollte. Wie ich endlich mit dem Schloſſe zu Rande bin, war mir der Bote ſchon zuvorgekommen, und Frau von Argo drängte mich auf den Vorſaal zurück, indem ſie mit einer Stimme ſagte, die wie Eſpenlaub zitterte: Bleibe nur draußen, Liſette!“

„Nach einer langen Weile kam ſie mit dem Boten die Treppe herab, und ſah bleich aus wie ein Schatten. Ihre Glieder ſchlotterten faſt hörbar unter dem Mantel. Sie ſagte, daß Peter anſpannen ſolle, aber mit ſo ſchwachem Tone, daß der Bote den Befehl wiederholen mußte, weil ihn der Kutſcher nicht vernommen hatte. Sie ſetzte ſich mit dem fremden Mann ein, und fort ging die Reiſe. Ich aber weinte die halbe Nacht und betete für Sie, Herr Baron!“

„Der Zügel entſank meiner ſchlaffen Hand; ein vernichtender Gedanke durchzuckte mich lähmend. Sie iſt entflohen! Mit dem Juden davon gegangen! Alles war eine wohl gekartete Verabredung, und ich das Spiel ihres buhleriſchen Hohnes! — Betäubt von dem ſchrecklichen Schlage, der wie vom blauen Himmel herab mein Lebensglück zerſchmetterte, ging ich in mechaniſcher Gewöhnung in das Wohnzimmer hinauf; hier lag und ſtand noch Alles, wie ich es geſtern verlaſſen, nur die Pfandbriefe waren verſchwunden und nirgends aufzufinden.“

„Auch das noch! dachte ich, und mein Herz erſtarrte in einer ſchneidenden, verachtenden Kälte.“

„Erlaſſen Sie mir, meine Freunde, fuhr der Baron erſchöpft fort, die Beſchreibung meines Gemüthszuſtandes nach dieſer Erfahrung. Das Leben hatte für mich aufgehört — ich war ein Automat geworden. Kein Wunſch, nicht einmal der, nach der Ruhe des Grabes bewegte meine erſtorbene Seele. Ehe ich in dieſe Apathie verſank, war ich unter Fieberſchauern nach H...... gefahren, um bei dem alten Boas Erkundigungen über ſeinen Neffen einzuziehen, und man ſagte mir, daß der jüdiſche Wechſler Tages vorher, ehe Elias in Friede angekommen, wäre begraben worden.“

„Mit kluger Vorſicht hatten die Entflohenen dies Gütchen dem Anſpruche der Gläubiger verfallen laſſen, und ſich mit der Summe begnügt, die ich der Hinterliſtigen liebend dargebracht hatte.“

„Meine Schweſter heirathete; ihr Verluſt rührte mich wenig. An ihrem Hochzeittage hing ſie an meinem Halſe und beſchwor mit heißen Thränen den entflohenen Geiſt meiner Männlichkeit; aber es ſchien vorbei mit ihm.“

„Wie ich allein war, unternahm ich die weite Reiſe nach M...., wo, nach Alwinens Erzählungen, Elias Heimath ſein ſollte. Sein Comtoir war als das des erſten Banquiers dieſer großen Stadt berühmt. Ich machte mir ein kleines Geldgeſchäft zum Behelf, und erfuhr von ſeinem Caſſirer, daß Herr Elias ſeit länger als einem Jahre abweſend ſei und auch ſobald noch nicht wiederkehren würde.“

„Traurig reiſte ich nach Hauſe und wünſchte jene Gegend, welche mir verhaßt geworden war, verlaſſen zu können. Dies Erbgut begünſtigte mich dazu. Hier wehete mich der erſte, linde Hauch des Seelenfriedens an und ſchmolz die ſtarre Rinde um mein Herz. Ihre Ehrwürdigkeit, lieber Freund, gewann mein ſcheues Vertrauen, und Ihre unverkünſtelte Natur, meine gute Jacobine, mein brüderliches Wohlwollen. Ja, belächeln Sie immer den ſchwachen Thoren, der Ihnen geſteht, daß eine Aehnlichkeit mit Valeska, die er an Ihnen wahrzunehmen glaubte, ſeinem Gefühl für Sie, etwas Schmerzlichſüßes beigemiſcht und ſeinen Blick an ihr liebes Geſicht gezogen habe, wie der Magnet das Eiſen.“

„Verzeihen Sie, Herr Reinbar, ſagte meine ſchöne Erzählerin, nun wieder auf ſich ſelbſt zurückkommend, daß ich Ihnen dieſe Geſchichte, die nur in ſo fern zu der meinigen gehört, als ſie die Stimmung des Barons erklärt, und zugleich beweiſet, daß ich ihn nur als der ſchwache Wiederſchein ſeiner untergegangenen Lebensſonne für mich erwärmt, in aller Ausführlichkeit mitgetheilt habe.“

„Ich meinerſeits,“ unterbrach der Diaconus ſeinen Freund, „verzeihe es ihr mit Vergnügen, denn die Geſchichte intereſſirt mich außerordentlich. Werden wir es noch erfahren, wo dieſe zweideutige Valesca mit dem Banquier auf Reiſen hingekommen?“

„Nein, mein Brüderchen,“ antwortete der Inquiſitor, nachdem er ſich den trockenen Gaumen erfriſcht; „wir erfahren es nicht, undurchdringliche Finſterniß ruhet auf den Spuren ihres Verſchwindens; aber von dem Baron, der unter einem böſen Sterne geboren ſcheint, ſollſt Du Weiteres hören.“ Darauf fuhr er fort: „Jacobine (ſo hieß ja mein blaſſes Beichtkind), hob nun wieder an: Die Erzählung des Barons hatte mich in Beziehung auf mein eigenes Verhältniß zu ihm vollkommen beruhiget; doch mit unendlichem Bedauern für ſein bitteres Schickſal erfüllt. Allein es ſchien, als ob dieſe Mittheilung ſeinen ſchweren Gram erleichtert hätte, und die Erträglichkeit deſſelben verbeſſerte ſich fortdauernd. Er beſuchte uns noch öfter, als ſonſt, und im ruhigen Bewußtſein meiner Unſchuld gab ich mich der unverdächtigen Traulichkeit dieſes Umgangs mit einem Herzen hin, das Winfrieds Bild in reiner Treue bewahrte. Wohl erinnerte ich mich der Warnungen des Geliebten; aber auch der leiſeſte Vorwurf ſchwieg, wenn ich mich ernſtlich fragte, ob ich gegen ſie gehandelt. Nur ein einziger Punct, in Beziehung auf die Aeußerung meines abweſenden Freundes, beunruhigte mich, das Urtheil Anderer. Ich wagte es daher, mit dem Baron offen zu ſprechen und ihn zu bitten, daß er den benachbarten Adel durch eine ſo auffallende Verachtung, als welche er dadurch beweiſe, daß er ſich Niemandem bekannt gemacht, nicht zu neidiſcher Verleumdung gegen unſer ſtilles Haus reize, welches er mit der Auszeichnung ſeiner Freundſchaft beehre. Dem Baron mochte die Nothwendigkeit dieſer Rückſicht einleuchten, und er verſprach mir, die verſäumte Pflicht der Höflichkeit und Klugheit ohne Verzug zu erfüllen."

„Er hielt Wort. Sein erſter Beſuch ward der Familie von Hohlieben zu Theil. Sehr befriediget von der gefundenen Aufnahme, erzählte er mir mit pünctlicher Genauigkeit, wie ſich jedes einzelne Glied dieſes weiten Kreiſes gegen ihn benommen, und lobte die gefällige Anmuth der Töchter des Hauſes. Beſonders ſchien ihn Fräulein Armida, die älteſte, angeſprochen zu haben. — Nur auf mein Verlangen hatte der Baron dieſe Bekanntſchaft eingeleitet, und nun, da es zu ſeinem Genügen geſchehen, fühlte ich mich von einem leiſen Mißbehagen an dieſer Wahrnehmung beſchlichen. Doch war mir dies Gefühl unverſtändlich, und eben deßhalb ſuchte ich es zu unterdrücken. Ich hatte von der ſittlichen Würdigkeit dieſer Fräulein überhaupt eine ſehr geringe Meinung, und dieſe war größtentheils durch Winfrieds halbe Winke veranlaßt worden. Der Gedanke, daß ein ſo edler, unglücklicher Mann, wie der Baron, ſtatt zu hoffender, voller Entſchädigung für die herbe Täuſchung der Vergangenheit, ſich durch die mögliche Wahl dieſer lockenden Armida abermals in ſeiner Zuverſicht hintergangen ſehen könnte, hatte etwas unbeſchreiblich

Widriges für mich. Doch daran gewöhnt, ſtrenger gegen mich ſelbſt, als gegen Andere zu ſein, hielt ich dieſe theilnehmende Furcht für eine Schweſter der Mißgunſt und des Eigendünkels, und gelobte mir, den Lauf ſeiner Empfindungen durch keine Einrede weiter zu ſtören.“

„Wie ich bereits bemerkt, kannte ich die Fräulein von Hohlieben nur vom Sehen. Mein Vater hatte frühere Einladungen zu gaſtlichen Gelegenheiten in dieſem Hauſe abgelehnt, und war dann damit verſchont geblieben. Ihre höchſt ſeltenen Kirchenbeſuche, die jedesmal durch ein unziemlich verſpätetes Kommen und durch den Aufbruch vor dem Amen der andächtigen Gemeinde Aergerniß gaben, gönnten meiner flüchtigen Beobachtung nur das Urtheil, daß ſie ſchön, aber nicht fromm wären.“

„Jetzt ſollte ich ſie näher kennen lernen. Sie kamen faſt ſonntäglich zur Kirche herüber. Einmal ſogar, nach beendigtem Gottesdienſte, brauſte der engliſche Gallawagen vor unſer beſcheidenes Häuschen, und die Fräulein, glänzend gleich Fürſtinnen, kamen, um mich, von der ſie Gutes gehört haben wollten, des Wunſches zu verſichern, daß ich ihnen meinen Umgang ſchenken möchte.“

„Ich ſtand beſchämt vor ihren falſchen lauernden Blicken, und das preßhafte Gefühl meiner Bruſt verkündete mir eine unheimliche Abſicht dieſes Beſuches.“

„Um mich in meiner Betrübniß über den Tod eines trauten Kanarienvögelchens zu tröſten, hatte der Baron mir vor einiger Zeit einen prächtigen Schläger geſchenkt, der mir den erblichenen Liebling erſetzen ſollte. Jetzt ſchwirrte der Vogel mit unendlichen Trillern in die kurzgeſponnene Unterhaltung; die Fräulein lobten den ſeltenen Schlag meines Mätzchens und fragten unbeſcheiden, woher ich dieſen Meiſterſänger hätte. Ich erröthete; aber die Wahrheit konnte ich doch nicht verleugnen, und es entging mir nicht, wie ſie bei den Namen des Barons einander verſtohlen zuwinkten. Eben ſo hatte dieſer gütige Freund, der meine Blumenliebhaberei kannte und theilte, mir jüngſt einige Exemplare Harlemer Hyazinthenzwiebeln zugeſchickt, die jetzt in feinen Porzellainnäpfen zwiſchen den Doppelfenſtern knospeten. Die Fräulein bewunderten mein Glück und Geſchick als Gärtnerin und ſtellten mir künſtlich die Frage, ob ich dieſe herrliche Winterflora ſelbſt gezogen; ſo daß ich mich abermals in dem liſtigen Netze gefangen ſah, ihnen den Namen des Gebers nennen zu müſſen. Ich ſah ein höhniſches Lächeln ihre Züge entſtellen, und überlegte mit unruhiger Aengſtlichkeit, ob ich wohl dieſem Examen hätte entgehen können und ob es dem Baron recht ſein würde, wenn er wüßte, daß ich verrathen, und an wen, wie vieler Güte er mich werth halte. — Doch waren dieſe Bedenklichkeiten nur flüchtig; ich fühlte den Frieden der Wahrheit, und hatte dieſen peinlichen Beſuch bald vergeſſen.“

„An Winfrieds Stelle als Hofmeiſter war ein junger Mann, Namens Silenus, gekommen, der die letzteren Feldzüge mitgemacht, und das militäriſche Air, wie die Neigungen dieſes Standes beibehalten hatte. Wenn dieſer Silenus durch ein ſtattliches Aeußere, durch kühnes Betragen und durch geſellſchaftliche Gewandtheit geeignet war, dem Damenkreiſe jenes Hauſes beſſer als ſein ernſter Vorgänger zu gefallen, ſo ermangelte er nach dem bekümmerten Urtheile meines Vaters doch jeder Eigenſchaft, die ihm zum Lehrer des kleinen Freiherrn geeignet hätte, ſo wie überhaupt der Fähigkeit zu dem Berufe künftiger, geiſtlicher Würde. Er war ein Mal bei uns geweſen, und zu unſerem Vergnügen nicht wieder gekommen.“

„Am dritten Weihnachtsfeiertage überraſchte mich Winfried durch ſeine Ankunft; die Kürze der Zeit, worin ich mich dieſes Wiederſehens erfreuen durfte, machte mir ihren Genuß um deſto theurer. Er ſagte mir, daß ſein Oheim dem Tode ſichtlich zureife, und daß er nach dem Abſterben deſſelben die einträgliche Stelle ohne Zweifel erhalten werde, da er jetzt ſchon das Glück genieße, bei der Gemeinde, wie bei dem Gutsherrn, gleich beliebt zu ſein. — Wie hüpfte mein Herz bei dieſer Ausſicht!“

„Ich hatte mir während der feuchten Witterung des Frühjahrs unvorſichtiger Weiſe eine ſtarke Erkältung zugezogen, und fühlte mich zum erſten Male in meinem Leben krank. Ein Fröſteln ſchlich ziehend durch meinen Körper, die Glieder waren mir laß und ſchwer, des Abends umflirrte fieberhafte Gluth mein Angeſicht, und die Nächte hindurch flogen meine Pulſe unter dem Ringen mit phantaſtiſchen Traumbildern. Der Vater betrachtete meine bleichenden Wangen mit Aengſtlichkeit. Er wollte nach einem Arzte ſenden, ich aber beſchwor ihn, es zu unterlaſſen, und vertröſtete ihn von Tage zu Tage mit meiner Beſſerung. In meiner Unbekanntſchaft mit der Natur von Krankheitsübeln wähnte ich, nur ein gänzliches Daniederliegen rechtfertige dieſe Maßregel zur Aufhülfe durch ärztlichen Beiſtand.“

„Johannis war vorüber, und ſchon fing ich an mich in der anhaltenden Sommerwärme ein wenig zu erholen, als ein Brief von Winfried mich heftig erſchreckte, und meinem ſchwachen, noch immer angegriffenen Zuſtande bedeutend ſchadete. Dieſes Schreiben war länger als gewöhnlich ausgeblieben und des ſeltſamſten Inhalts. Winfried meldete mir, daß er kürzlich einen anonymen Brief erhalten, worin er dringend gewarnt worden, die Verbindung mit mir fortzuſetzen, welche ihn entehre, weil ich mich durch meine ſchamloſe Aufführung des Namens eines unbeſcholtenen Mannes unwürdig gemacht, indem ich unter den Augen meines liebeblinden Vaters in ſtrafbarem Umgange mit dem Baron lebe. Die Folgen dieſes unzüchtigen Verhältniſſes wären bereits an dem Verfalle meiner blühenden Geſtalt ſichtbar geworden, und würden es bald noch unwiderlegbarer aller Welt ſein. — Die Frechheit dieſes Schreibens habe ihn zermalmt, und wenn er auch fern davon wäre, es für etwas anderes, als eine ſchändliche Lüge zu halten, ſo ſchmerze es ihn doch, daß ich dem Baron, ohne Rückſicht auf meine bräutliche Gebundenheit und ohne Bedacht auf die dringende Bitte zu nehmen, womit er mich verlaſſen, einen Umgang geſtattet, deſſen Vertraulichkeit die Läſterzungen böslicher Neider oder Neiderinnen — mit Giftſtoff verſehen habe. Ach! der Schrecken, welcher mich bei dem Leſen dieſes Briefes zu vernichten drohete, war nur ein ſchwaches Vorgefühl deſſen, der mich bald noch tödtender treffen ſollte! — Ich ſchwankte auf meines Vaters Studirſtube: mit bebender Hand gab ich ihm das unglückliche Blatt — er ſah mich erſchrocken an, reichte mir eine ſtärkende Eſſenz und las dann Winfrieds Schreiben. Mit heftigem Zürnen über die grauſame Unvorſichtigkeit, in welcher mir der ſonſt ſo zartfühlende Winfried den Schmerz dieſer kränkenden Mittheilung verurſacht, warf er es in die lodernde Flamme des Kamins und ſagte: Beruhige Dich, mein Kind! die Unſchuld ſtehet unter dem Schutze Gottes! —

„Ich verlangte nun in der Leidenſchaftlichkeit meines Kummers, der Vater ſolle den Baron erſuchen, daß er künftig unſer Haus meide; aber der weiſere Vater verſagte dieſem ungeſtümen Verlangen die Gewährung, indem er mir antwortete: Mit nichten meine Tochter! das hieße der Verleumdung Vorſchub leiſten. Es bleibe Alles wie zuvor, und rein wirſt Du aus dieſem unwürdigen Verdachte hervorgehen! — Mein Vater begleitete mein Gegenſchreiben an Winfried, das die einfache Verſicherung meiner unbefleckten Treue, und nur eine leiſe Klage über die zugefügte Wehthat enthielt — mit einem Briefe, den er mich nicht leſen ließ."

„Der Baron kam nach wie vor zu uns; doch war mir der ruhige Genuß ſeines freundſchaftlichen Umgangs geſtört. Eine ahnungsvolle Angſt zehrte von jener Stunde an heimlich an meinem Herzen und hinderte meine Kräfte an ihrem Aufkommen."

„So war der Sommer vergangen; das Laub begann ſich zu färben, und bald hatte das Jahr ſeinen Umlauf geſchloſſen, ſeit Winfried dieſe Gegend verlaſſen. Da ſchrieb er mir voll Reue und Leid und Entzücken. Der Oheim war geſtorben und er konnte nun jeden Tag die Vocation zu der erledigten Pfarre gewärtig ſein; nur bis er dieſe erhalten und die dringendſten Verfügungen zum Antritte ſeines Amtes getroffen haben würde, müſſe er verweilen und ſeiner ſehnſüchtigen Ungeduld Gewalt anthun; dann aber wolle er auf den Flügeln der Liebe in meine Arme eilen und den Verlobungsring, der bereits in Arbeit ſei, an meinen Finger ſtecken. Dieſer Brief war meine letzte Freude auf Erden! Allein erſt vierzehn Tage nach Michaelis erfüllten ſich ſeine Verſprechungen. Winfried kam; er dünkte mir liebenswürdiger als jemals, doch er erſchrak ſichtlich bei meinem Anblicke. Er zog mich zärtlich in ſeine Arme und ſagte: Meine Jacobine, Du biſt noch ſehr blaß und magſt wohl mehr gelitten haben, als ich davon erfahren? — Dieſe Frage, ihr wehmüthiger Ton, traf mein wundes Gefühl; ich zerfloß an ſeinem Herzen in ſüße Thränen.“

„Nur einen Tag konnte mein Bräutigam ſeiner ſpärlich gemeſſenen Zeit für den Aufenthalt bei uns abgewinnen; der zweite war ſchon getheilt, indem er in Angelegenheiten ſeiner Tante zu einem benachbarten Prediger fahren mußte, gegen den Abend aber wiederkommen und die Nacht noch unter unſerem Dache zubringen wollte.“

„Ich erwachte an dieſem verhängnißvollen Tage ſehr unwohl; als Winfried mich bei dem Abſchiede küßte, ward ich ohnmächtig, und ſehr bekümmert über dies Zeichen von Kränklichkeit und Schwäche, wartete er, bis ich mich völlig erholt hatte.“

„Das muß anders werden, Jacobine! ſo geht es nicht länger, ſagte mein Vater; morgen, wenn Winfried fort iſt, fahre ich mit dir zum Doctor nach A...... und hole Rath über das ſchleichende Fieber ein, woran Du zu leiden ſcheinſt, und das Dich ſonſt aufreibt. Dieſe Fahrt wird Dir zugleich eine wohlthätige Zerſtreuung gewähren, wenn die Trennung von dem Bräutigam Dich etwa allzuſchmerzlich ergreifen ſollte.“

„Winfried kam ziemlich zeitig zurück und war ſehr erfreuet, mich wieder munterer zu finden. Wir ſaßen am Abend in traulicher Innigkeit beiſammen und malten uns den Himmel der Zukunft mit Roſenfarben aus. Es war ſchon ſpät als Winfried mir und dem Vater zögernd gute Nacht! ſagte und in das Gaſtſtübchen zu ebener Erde ging. Ich nahm das Licht und ſtieg die Treppe hinauf, dem meinigen zu, welches gerade über des Vaters Studirſtube war.“

„Hier bedurfte meine Erzählerin einer erholenden Pauſe,“ ſchaltete der Inquiſitor ein; „während welcher ſie ein paar Mal im Garten auf und nieder ſchritt, um ſich für den Verfolg ihrer Geſchichte zu ſammeln. Als ich ihre ſteigende Bewegung, den raſchen Wechſel ihrer Farbe, der ihre letzteren Reden begleitete, wahrnahm, bat ich ſie, die Fortſetzung ihrer Erzählung, welche ſie ſehr anzugreifen ſcheine, auf ein andermal zu verſchieben; aber ſie antwortete mir: Nein, Herr Reinbar! meine Lippen haben den Rand des Wermuthkelches ſchon berührt; ich muß den herben Zug, zu dem ich mich gezwungen fühle und deſſen Ihre ſchonende Güte mich überheben will, vollenden. Laſſen Sie mich, es wird bald vorüber ſein!“ —

„Darauf fuhr ſie folgendermaßen fort: Wie ich die Thür öffne, bläſt mir ein feuchtkalter Zugwind entgegen, und mühſam nur rette ich die Lichtflamme vor dem Erlöſchen. Die Fenſter ſtanden weit offen, als hätte der Sturm ſie aufgewirbelt, und eine weiße Decke, die den großen, altmodiſchen Tiſch von der Wand, wo mein kleiner Spiegel hing, wie eine Chriſtbeſcheerung verhüllte, wehet und bauſcht, vom Winde aufgebläht. Vom empfindlichen Nachthauche angeſchauert, iſt es mein erſtes Bemühen, das Fenſter zu ſchließen, dann lüfte ich das Tuch, worunter ich eine Ueberraſchung von meinem Winfried vorausſetze. Aber, o Gott! wie beſchreibe ich Ihnen mein Entſetzen, als ich darunter einen Korb erblicke, worunter ein, dem Anſcheine nach, neugebornes Kind lag! — Ich ſtand erſtarrt; grauenvolles Dunkel wob ſich um meine Sinne — und ein einziger Strahl hellen Bewußtſeins, der dieſe dichte Finſterniß blitzartig durchbrach, beleuchtete die ganze Größe des Elends, das dieſer Fund über mich brachte. Das Kind ſchlug ein Paar ſchöne, blaue Augen auf und ſchloß ſie blinzelnd vor dem Blendſcheine des Lichtes. Der Leuchter wankte in meiner zitternden Hand — ich ſtampfte auf den Boden, ein Zeichen für den Vater, dem ich ſo gerne die ſüße Ruhe des Schlafes gegönnt hätte. Er kam. Ein Bild des Todes, trat ich ihm händeringend entgegen und deutete mit unzuſammenhängenden Worten auf das Körbchen. Ja, mein Kind, das iſt allerdings ein Unglück! ſagte mein Vater erſchüttert. Aber faſſe Dich doch! Du tödteſt Dich ſonſt mit dieſer Heftigkeit! — Laß uns vor allen Dingen nachſehen, ob irgend eine Beifügung die Abkunft dieſes verlaſſenen Würmchens erkläre? Gott behüte mich nur vor böſem Argwohn! Es iſt mir, als ob jener Uriasbrief an Winfried, und der Umſtand, daß man dieſe kleine, lebendige Schmach in Dein jungfräuliches Kämmerchen ausgeſetzt, zu einander gehörten, wie das Weh zur Sünde.« —

»Ich löſete raſch die Schlingen der Bänder, welche die Kleine einſchnürten, doch fand ſich nichts, und die Beſchaffenheit des Bettchens wie der Wäſche zeigte die Eile der Beſchickung für dieſen unſeligen Zweck.«

»Ich bat meinen Vater nun, daß er Winfried heraufholen möchte, denn eine richtige Ahnung ſagte mir, daß er mir den beſten Troſt gewähren könnte — und daß ſeine Anweſenheit in dieſer bangen Stunde nöthig wäre; aber mein Vater machte mich aufmerkſam, wie ermüdet Winfried heute geweſen, welch eine ſtarke Tagereiſe er morgen vor habe, und daß wir ihm wahrſcheinlich den Schlummer der ganzen Nacht verderben würden, wenn wir ihn jetzt aus dem erſten Schlafe wecken wollten, worin er allem Vermuthen nach, ſchon läge. Ich mußte nachgeben. Mein Vater ſuchte mich durch das Verſprechen zu beruhigen, daß er ihm mit anbrechendem Tage den Vorfall erzählen, und dann eine Anzeige davon an die Gerichtsbarkeit des Ortes machen wolle. Er redete mir väterlich zu, und ich fühlte mich doch ein wenig getröſtet. Mitternacht war bereits vorüber, als er mich verließ, und ich blieb allein mit dem Kinde. Ein Strom lindernder Thränen rann auf meinen kleinen Schützling herab, deſſen Unbewußtheit ich neidenswerth fand. Vielleicht geweckt, vom Falle dieſer warmen Tropfen, dehnte es ſich und ſtreckte mit verzogenem Mäulchen das eine der zartgerundeten Aermchen aus der Betthülle hervor. Ich bebte, denn auf der Oberfläche des winzigen Händchens ſah ich ein Maal, etwa in der Größe der kleinſten Scheidemünze und roth wie ein Blutfleck. Erſt vor einigen Tagen hatte ich Macbeth geleſen, und mit mächtiger Wirkung auf mein reizbares Gemüth. Dies wunderbare Naturſpiel erinnerte mich an das Blutzeichen auf jener mörderiſchen Hand, und in dieſem Augenblicke war es mir, als ob eine Engelſtimme flüſterte: So unvertilgbar iſt die Schande der Schuld! Du aber biſt unſchuldig und darfſt getroſt ſein!« —

„Zähnklappernd vor Froſt fühlte ich das Bedürfniß des erwärmenden Bettes; ich ſtellte ein paar Stühle dicht daran zuſammen, das Körbchen darauf und ſchlief bald in dieſer mütterlichen Lage ein.«

„Mein Erwachen war ein erſchreckendes. Winfried, im vollen Reiſeanzuge, ſtand in geſpenſtiſcher Bläſſe und bewegungslos vor meinem Bette und heftete den verzehrenden Blick bald auf die kleine Schlafende, bald auf mich. Jacobine! rief er mit einem Tone, der tief aus der Zerriſſenheit ſeines Herzens, in meine Seele drang, ſo ſteht es alſo um Dich? — O ich Thor!!!“ —

„Die Angſt beraubte mich faſt der Sprache, doch verſuchte ich es, ihm zuzurufen: Winfried! hat mein Vater Dich nicht geſprochen und Dir erzählt, daß uns geſtern Abend dies Kind hier zum Fenſter hereingebracht worden?“ —

„Er ſchlug ein Gelächter auf, das in meinen Ohren wiedertönen wird, bis ſie ſich dem Geräuſche dieſer Welt verſchließen: dann ſagte er: Der Storch, Jacobine, der Storch wird es Dir gebracht haben! — Nein, ich bin enttäuſcht. So war doch jener Brief nicht ganz ſo ſchlecht gemeint, wie Deines Vaters ſchwache Zärtlichkeit mich hat glauben machen wollen? Lebe wohl, Jacobine! ich habe Dich heiß und treu geliebt! Dies Bewußtſein ſei Deine Strafe, und räche Deinen Verrath an meinem Vertrauen! — Er ſtürzte fort; ich ſtieß einen Schrei aus, der unbeachtet verhallte. Wie ich die Wagenthür zuſchlagen und das Rollen der Räder hörte, verlor ich das Bewußtſein.“

„Es mochte lange gedauert haben, ehe man mich wieder für den Schmerz des Lebens hatte erwecken können, denn als ich erwachte, hatte ſich Alles um mich her verändert, und meine Gedanken tauchten wie aus einem trüben Meer von Träumen auf. Mein Vater ſtand vor mir; große, ſchwere Thränen fielen aus ſeinen Augen auf meine Hände, die er mir rieb; unſere alte, treue Magd hatte meinen Kopf an ihre Bruſt gelegt, und unter bitterlichem Weinen netzte ſie mir die Schläfe mit geiſtigen Wäſſern. In einer Ecke des Stübchens ſaß eine Bauersfrau aus unſerer Nachbarſchaft, die meinen kleinen Findling an die Bruſt gelegt hatte; ihr eigener Säugling kroch lallend am Boden.“

„Gott ſei gelobt, Du lebſt! ſagte mein Vater, und hieß die Anderen ſich entfernen. Wie wir allein waren, fuhr er fort, indem er meine kalte Wange ſtreichelte: Mein armes Kind, beſinne Dich doch! es iſt Dein Vater, der vor Dir ſteht und Dich mit brechendem Herzen bittet, Muth zu faſſen. Ein unglücklicher Zufall, der Ruf an ein Sterbebette, entfernte mich bei dem Anbruche des Tages, und verhinderte, daß ich Winfried von dem Vorgefallenen unterrichtete. Der Unglückliche hat ſich eines ſchweren Unrechts ſchuldig gemacht, indem er nach trüglichem Anſcheine geurtheilt, und das Zeugniß Deines Wandels und ſeines Herzens nicht gelten laſſen. Aber, meine Jacobine, vertraue einem höheren Richter! Der einſt ſprach: Es werde Licht, der wird auch Klarheit in Dein dunkles Schickſal bringen und die Werke der Bosheit offenbar machen! — So ſprach der gute Vater mir mit religiöſer Weihe zu, allein ſeine Troſtworte verhallten, wie die Stimme des Predigers in der Wüſte. Ein wohlthätiges Nervenfieber beraubte mich der Kraft, mein verödetes Daſein zu empfinden; doch die Jugend leiſtete mir den undankbaren Dienſt ſeiner Erhaltung. Ich genaß, wenn auch ſehr langſam. Mein Vater hatte indeſſen die kleine Urheberin meiner Leiden getauft und Theodore genannt. Sie hatte, von jener Amme genährt, recht gedeihlich zugenommen.“

„Daß mein Vater an Winfried einen langen, rührenden Brief geſchrieben, aber keine Antwort darauf erhalten hatte, verſchwieg mir ſeine väterliche Schonung. Den Baron hatte an jenem unheilvollen Tage eine Eſtafette zu ſeiner Schweſter, der Gräfin Horſtenberg, berufen, und noch war er nicht wiedergekehrt.“

„Wie ich das Krankenlager verließ, kam eine Gottgeſendete! die Stiefſchweſter meiner ſeligen Mutter, längſt verſprochenermaßen auf einige Wochen zu uns. Sie lebte, als die nachgelaſſene Frau eines wohlhabenden Oekonomen, auf einem allerliebſten Wittwenſitze, den ſie ſich nach eigenem Geſchmack und Bedarf in dem Dorfe hatte anlegen laſſen, wo ihr Mann als herrſchaftlicher Beamter gewirkt hatte.“

„Gerührt von dem Kummer meines Vaters und dem bitteren Verhängniſſe, dem ich gramvoll unterlegen, verlängerte ſie ihren Beſuch, der bald ſeine traurige Beſtimmung darlegen ſollte. Mein Vater erkrankte an einer gefährlichen Kolik und gab unter den fürchterlichſten Schmerzen innerhalb drei Tagen ſeinen frommen Geiſt auf.“

„Was ich bei dem Anblicke ſeiner ſtarren Leiche empfunden, leidet keine Beſchreibung; die Erde dünkte mir ein weites Grab, und jeder Sonnenſtrahl drang wie ein brennender Pfeil in meine zerriſſene Seele. Meine Tante umfaßte mich an ſeinem Sarge und ſagte feierlich: Du biſt meine Tochter und meine Erbin! Ich gelobe es in dieſe kalte Hand.“

„Sie hat redlich Wort gehalten. Indem ſie für Alles ſorgte und mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt gegen mich handelte, beſtand ſie darauf, daß ich ſobald als möglich dieſen Ort mit ihr verlaſſen und ſie in ihre Heimath begleiten ſolle. Was ſollteſt Du länger hier in dieſem Aufenthalte der Trauer? ſagte ſie, und fügte mit dem Tone unwiderlegbarer Vorausſetzung hinzu: Auf die übliche Gnadenzeit, welche die Hinterlaſſenen der Prediger genießen, wirſt Du, von mir entſchädiget, Verzicht leiſten und den Baron doch auch nicht gern wiederſehen wollen. — Mein geſchwächtes Denkvermögen ließ mich nicht erſinnen, warum ich den Anblick dieſes würdigen Freundes ſcheuen oder vermeiden ſollte.“ —

„Ein großer Theil des väterlichen Nachlaſſes ward nun zum Transport gepackt; der übrige dem Organiſten, einem zuverläſſigen Manne, zum Verkauf aus freier Hand übergeben. Dann ſchickten wir uns, ich ſtill gelaſſen, die Tante in reger Geſchäftigkeit, zur weiten Reiſe an.“

„An einem rauhen Wintermorgen verließ ich unter tauſend Thränen das Haus, wo ich ſo glücklich und ſo unglücklich geweſen war. Wie wir am Schloſſe vorüberkamen, begrüßte mein Canarienvogel, den ich als ein liebes Andenken mit mir nahm, inſtinctartig ſeine ehemalige Heimath, und ſchwirrte mit gellenden Frühlingslauten in das Schweigen der Schneeluft. Ich ſchob den Vorhang des verſchloſſenen Wagens zurück, und hätte ſchwören wollen, den Baron hinter den angelaufenen Scheiben eines Eckfenſters erblickt zu haben.“

„Ich lebte nun bei meiner Tante in der einſamſten Ruhe. Sie ging zart und leiſe mit mir um, wie mit einem kranken Sinnkraut. Dieſer linde Hauch der Theilnahme that mir wohl, und die tiefe Seelenwunde vernarbte allmählich. Meine kleine Doris war mir ſehr theuer geworden, und die Mütterlichkeit meiner Liebe für das anhängliche Kind, aus heißeren Schmerzen hervorgegangen, als womit eine Gebährerin ringt, ward mir zu einer feſten Bindung an das gleichgültige Leben.“ —

„Nach drei Viertel Jahren erfuhr ich, daß Baron Oelhagen das Fräulein Armida von Hohlieben geheirathet habe. Von Winfried kam mir keine Kunde mehr; gewiß iſt auch er ſchon längſt ein glücklicher Gatte.“ —

„Meine Geſundheit, die ſeit jener Zeit ſehr ſchwach und verletzbar geweſen, war dieſes Frühjahr in einem ſo geſunkenen Zuſtande, daß der Hausarzt meiner Tante eine Stärtung derſelben dringend nothwendig fand. Er verordnete mir den Gebrauch des hieſigen Brunnens. Die Tante hätte mich gerne hierher begleitet, wenn es einige unabſtellbare Verhinderungen zugelaſſen hätten. Zum erſten Male ſeit jener unglücklichen Kataſtrophe, die mich für immer aus den Kreiſen der Freude ſchied, erſchien ich wieder unter den Menſchen, doch vermag ich nicht, Ihnen zu ſagen, wie peinlich der Anblick einer lauten Menge auf mich wirke — und eben ſo wenig könnte ich Ihnen beſchreiben, wie ſchnell und herzlich Sie, lieber Herr Reinbar, mein Zutrauen erregt haben; ſo daß ich, mir ſelbſt unbegreiflich, Ihnen das vergrabene Geheimniß meines Kummers entdecken konnte.“

„Hier endigte Jacobine ihre Erzählung, für welche ich mich in zwiefacher Beziehung auf das lebhafteſte intereſſirte. Erſt regte ſie in mir das Mitleid des Mannes an, den es ſchmerzen mußte, in dem Schickſale dieſer holden Geopferten der rohen Wahnfertigkeit ſeines Geſchlechts zu begegnen, deren ſich ſelbſt ein Winfried ſchuldig gemacht, welcher doch, Jacobinens Beſchreibung nach, zu den Beſſeren gehörte, und durch ſeinen Beruf zu einem milderen Verfahren gegen die geliebte, unſchuldige Braut verpflichtet geweſen wäre; dann gewann ſie in einem anderen Sinne meinen Antheil.“

„Ich hatte dieſe Geſchichte als Menſch und als Inquiſitor angehört. Wenn es nun als Letzterer der Silberblick meines Amtes iſt, daß ich durch verbrecheriſches Dunkel auf den lichten Strahl der Wahrheit treffe, welche Anſtrengung zuweilen, o glaube es nur, mein Freund! Muth und Kunſt erſchöpft, — ſo mußte dieſe tragiſche Begebenheit Wunſch und Eifer in mir wecken, ihre finſtere Verworrenheit zu Gunſten meiner Vertrauten aufzulöſen. Ich verfuhr auch, als ob dieſe Enthüllung recht eigentlich vor mein Forum gehöre, und examinirte Jacobine über die kleinſten Nebenumſtände, die ſie als unbedeutend oder außerweſentlich unerwähnt gelaſſen hatte. So erfuhr ich denn auch, daß der wüſte Silenus, den ich in Gedanken leibhaftig vor mir ſah — Knall und Fall ſeine Condition hatte verlaſſen müſſen und ſeitdem verſchwunden war. Ich hörte dieſe Nachricht mit ſtarkem Kopfſchütteln. Daran gewöhnt, die abgeriſſenſten Angaben zu einem anſchaulichen Ergebniſſe zuſammenzuſetzen, gab dieſer Umſtand einem ſtillen Verdachte die Stimme der Deutlichkeit.“

„Sie wollen wohl gar, lieber Herr Reinbar, mein Anwalt werden und der verlorenen Sache meines Unglücks auf die rechte Spur kommen? fragte mich Jacobine mit der ſchmerzlichen Ironie gänzlicher Hoffnungsloſigkeit.“

„Das will und werde ich unter höherem Beiſtande, meine zweifelnde Freundin! antwortete ich mit der freudigſten Gewißheit und fuhr fort: Denn Sie müſſen wiſſen, daß ich ein wenig geübt in ſolch ſchwierigen Unterſuchungen und Inquiſitor publicus der Stadt J.... bin.“

„O geben Sie ſich meinetwegen keine Mühe! bat Jacobine mich mit einem Lächeln, das mir in das Herz ſchnitt. Es iſt doch vergebens. Zwar wenn ich denke, daß meine Unſchuld an den Tag käme und ich gerechtfertiget vor der Welt und vor — Winfried würde, die Freude könnte mir, glaube ich, den Tod geben! Ich würde verzeihen, lieben und ſterben! — Bei dieſer Vorſtellung ſtrömten ihre Augen über. O Himmel! und die Erfüllung lauſchte ſchon in entzückender Nähe!“ —

„Ich warf mich die ganze Nacht ſchlaflos auf meinem Lager umher und ſann und ſann. Meine Theilnahme an dieſer jungfräulichen Mutter entwarf tauſend Plane, wie ich die unnatürlichen Eltern entdecken und zur Anerkennung ihres Kindes zwingen wollte; aber bald ſpottete ein Zufall, nein, die Hand Gottes! in der natürlichſten und doch wunderbarſten Fügung meines dürftigen, zerquälten Scharfſinns.“

„Als ich mich am folgenden Morgen nach dem Befinden meiner Freundin erkundige, vernehme ich, daß ſie krank zu Bette liege; wahrſcheinlich hatte ſie die ausdauernde Kraft, womit ſie geſtern ſchmerzliche Erinnerungen hervorgerufen, auf Koſten ihrer leidenden Geſundheit behauptet. Die kleine Doris ſprang ohne Aufſicht im Garten umher; ich ſchickte die Wirthin zu Jacobine und ließ um die Erlaubniß bitten, für heute der Hirte ihres verlaſſenen Schäfleins ſein zu dürfen. Dankbar gewährte die Kranke mein Anſuchen. Komm, Doris, mit mir, wir wollen ein wenig ſpazieren gehen! ſagte ich, und die Kleine hüpfte vergnügt an meiner Hand. Im Vorübergehen an den Buden kaufte ich ihr Pfefferkuchen, welchen ſie ſehr liebte, und ihre kindliche Fröhlichkeit ergötzte und rührte das Vaterherz, das ſich zu den Seinen ſehnte. Nicht weit von den belebteſten Plätzen ſehe ich einen Brief mitten auf der Straße liegen, der eben erſt verloren gegangen ſein mußte. Er war erbrochen und an den Bade-Inſpector gerichtet; das Siegel fiel mir auf. Es war ein Silen in ſeiner gewöhnlichen Attitüde. Der Anblick dieſer kleinen, mythiſchen Perſon erinnerte mich an einen Namen, der mir in der verwichenen Nacht viel zu ſchaffen gemacht, und ich betrachtete ſie lange mit zerſtreuten Gedanken. Auf einmal ſtand der Bade-Inſpector vor mir. O vergeben Sie, Herr Inquiſitor! ſprach er höflich, iſt dies vielleicht ein Brief, den ich verloren? Er muß mir bei dem Hervorziehen des Schnupftuches aus der Taſche gefallen ſein. Ich reichte ihm, mein Säumen entſchuldigend, den Fund. Nicht wahr, das Siegel iſt närriſch genug? Man ſollte denken, der, welcher es führe, ſei — Sie verſtehen mich ſchon — ein Flaſchenheld; aber nichts weniger! nur den Dintenſtöpſel verwahrt er. Ein Secretarius, noch dazu bei einer Dame — hat das üppige Bild ſeines Namensbruders zu einer launigen Bezeichnung des ſeinigen gewählt.“ —

„In dieſem Augenblicke winkte Jemand zu meinem bitterſten Verdruſſe dem Inſpector, denn ich war auf dem Wege, ihn inquiſitoriſch auszufragen. Ich mußte mich auf ein anderes Mal gedulden, und ging nun einer ſchönen Wieſe zu, wo Doris ſich einen Strauß Feldblumen pflückte, den ſie der Mutter mitbringen wollte. Es war endlich Zeit umzukehren. Der Weg, den ich einſchlug, führte an einem Verſammlungsplatze der ſchönen Welt vorüber, welcher eben ſehr ſtark beſetzt ſchien. Ich wollte unbemerkt dieſe eleganten Kreiſe umgehen, da begegnet mir ein Bekannter, bei dem ich plaudernd ein Weilchen ſtehen bleibe. Indeſſen läuft das Kind, mein Zurückbleiben nicht wahrnehmend, in grader Richtung voraus. Da ſpringt ſeitwärts ein Hündchen mit Gekläff auf die Kleine zu, dieſe fliegt ſchreiend der wogenden Menge zu, das Hündchen verfolgt die Fliehende, und dieſe ſinkt athemlos in den Schooß einer Dame, indem ſie die gezeichnete Hand hoch empor hält, um den Blumenſtrauß, den ſie umſpannt, vor dem Angriffe des Kläffers zu retten. Ich höre das klägliche Angſtgeſchrei der armen Doris und eile ſchnell zu ihrem Schutze; doch wie ich mit Doppelſchritten dieſer glänzenden Mitte nahe, hat bereits ein lauterer Tumult den Hülferuf des Kindes und das Gebell des Hündchens verſchlungen. Man drängt ſich um einen Punct, und ich höre, daß eine Dame, von Doris Ungeſtüm erſchreckt, in Ohnmacht gefallen ſei. Mit großer Anſtrengung nur gelange ich zu der Kleinen, die mich mit beiden Aermchen umſchlingt und bitterlich weint. Das Aufſehen wuchs; man machte Platz, die Dame wurde bewußtlos nach Hauſe getragen."

„Und wem hat das arme Kind denn ſolch Unheil zugefügt? fragte ich einen alten Officier, der neben mir ſtand."

„Einer Baronin Oelhagen, die geſtern erſt hier angekommen, antwortete er, und fuhr mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln fort: Es iſt dieſer Vorfall eine ſchlimme Einleitung zu den Badeluſtbarkeiten. Das Nervenſyſtem dieſer Dame muß von der äußerſten Subtilität ſein, oder — hier faßte er Doris herabhängende Rechte mit dem Maal in Augenſchein, iſt ſie vielleicht vor dieſem Zeichen ſo erſchrocken?"

„Dieſe einfache Frage vollendete den ſchlagenden Eindruck, welchen die Nennung jenes Namens bei dieſer Gelegenheit auf mich hervorgebracht hatte."

„Das iſt wohl möglich! verſetzte ich mit bedeutendem Tone und entfernte mich, um mich aus dem betäubenden Drange meiner Gedanken zurecht zu finden. O meine Freunde! es ſturmte eine fröhliche Unruhe in mir; die Mutter der kleinen Doris konnte gefunden ſein. Doch ſchärfte ich dem Kinde ein, ſein krankes Mütterchen nicht durch die Erzählung des Vorgangs zu erſchrecken, und beſchenkte es mit Spielſachen, um ſeine Aufmerkſamkeit daran zu heften."

„In der Frühe des folgenden Tages ſah ich einen Bedienten um das Nachbarhaus ſchleichen, und vernahm, wie er die Wirthin, welche endlich in der Thür erſchien, ausfragte, wer bei ihr wohne, und ob mit der Dame, die ſie genannt, auch ein Herr ſei: wie dieſer heiße u. ſ. w. Dieſe Bemerkung beſtätigte meinen Verdacht und ſtärkte mich zur

Ausführung meines Planes. Wie die Brunnen- und Badezeit vorüber war, holte ich meine kleine Doris vorgeblich zu einem Spaziergange ab, und erfuhr auf meine Erkundigung, daß Jacobine zwar etwas beſſer, aber noch immer bettlägerig ſei. Mein Herz klopfte hörbar auf dem Gange, den ich nun antrat. Ich gab der Kleinen Blumen in das gezeichnete Händchen und ſagte ihr, wie ſie ſich an Ort und Stelle benehmen ſolle. Der Bade-Inſpector begegnete mir ſehr gelegen; ich fragte ihn, wo die Baronin Oelhagen wohne und ob ihr Gemahl mit anweſend ſei.“

„Er ſah mich betroffen an, zeigte mir das Haus, nannte mir die Nummern ihrer Zimmer und ſagte: Sie iſt geſchieden, wie ich zufällig erfahren. Eben war der Secretair dieſer Dame, der Herr Silenus, bei mir, und erkundigte ſich ſehr angelegentlich nach Ihrer Frau Nachbarin, der jungen Goldwerth. Er fragte nach dem Manne dieſer einſamen Frau, nach dem Vater des kleinen Mädchens mit dem rothen Maalzeichen, daß ich nicht klug aus ſeinen Reden werden konnte, bis ich endlich merkte — hier lachte der Inſpector — er meine Sie! Mich? fragte ich erwiedernd, und fuhr fort, indem völlige Klarheit meine Vermuthungen auslichtete: Und dieſer Silenus iſt der Baronin Secretair?“

„Der Inſpector blickte ſchlau und antwortete: Ihr Geſellſchafter, wenn Sie wollen — ihr Factotum — was weiß ich?“ —

„Gefunden! murmelte ich zwiſchen den Zähnen und ſchritt triumphirend dem bezeichneten Hauſe zu. Ein Zöfchen flog auf der Treppe an uns vorüber, auf dem Vorſaale war es ſtill und eine der Thüren unter den angegebenen Nummern nur angelehnt. Durch die Spalte ſah ich eine Dame in nachläſſiger Morgenkleidung auf dem Sopha ſitzen. Sie blickte ſchmachtend zu einem Manne von wildem Anſehen auf, der in vertraulicher Nähe ſeinen Arm um ihren Leib geſchlungen hatte. Ich gab der Kleinen einen Wink, ſie ſchlich leiſe durch die Oeffnung und flog mit Pfeilesſchnelle den beiden Fremden zu. Die Dame ſchrie auf und riß das Kind haſtig an ihr Herz; auch der wüſte Silenus bedeckte es mit gierigen Küſſen, die Natur war in dieſem Augenblicke ſtärker, als die Liſt der Bosheit. Was weinſt Du, Armide? fragte Silenus mit barſchem Troſte, wir behalten uns das Kind und laſſen die Leute reden, was ſie wollen. Ein rundes Sümmchen gleicht Alles aus — ich werde ſtracks zu der empfindſamen Jacobine gehen und ſie für gehabte Mühwaltung ablohnen.“

„Erſparen Sie ſich dieſen Gang, mein Herr! ſagte ich, über die Schwelle ſchreitend, und heftete mit empörtem Gefühl auf das erſchrockene Paar einen Blick, von dem meine Frau ſagt, die Natur habe mir mit dieſem Blicke die Berufung zum Inquiſitor ertheilt. — Sie ſehen in mir den Inquiſitor Reinbar und den Anwalt jener Unglücklichen vor ſich, die ein Opfer Ihrer verbrecheriſchen That geworden.“

„Ich ſah die Baronin erbleichen und beben; vergebens raffte Silenus ſich zu einigen Worten voll furchtſamen Trotzes auf, ſonderbar genug mochte die Vorſtellung meiner Perſon in Beiden die Vermuthung erregen, daß ich kraft meines Amtes gekommen ſei, ſie zur Rechenſchaft über ihr verjährtes und nun entdecktes Verbrechen zu ziehen. So lieferte das Gewiſſen ſie in meine Gewalt!“

„Hören Sie denn, ſagte ich weiter, welche Folgen Ihre lichtſcheue Handlung gehabt! Sie vernichteten das Lebensglück eines edeln Mädchens, welches Ihnen nie etwas zu Leide gethan, und raubten ihm zugleich das wertheſte Kleinod, den Ruf der Unſchuld und Ehre! Sie befleckten mit ihrer Sünde das reinſte Weſen unter der Sonne! — Ihr grauſames Werk verkürzte durch ſchwächenden Gram die Tage eines trefflichen Vaters ſeiner Tochter und ſeiner Gemeinde, und riß mit blutigem Schmerze aus einer unfeſten Bruſt den Glauben an menſchliche Tugend und Treue! — Wehe Ihnen! Sie werden einer gerechten Vergeltung nimmer entrinnen, wohin Sie ſich auch wenden! Ich begnüge mich mit der ſchriftlichen Beſtätigung des Geſtändniſſes, daß Sie dieſes Kindes Mutter ſind und es aus böslicher Abſicht der jungfräulichen Jacobine Stahl zugeſchoben haben.“

„Die Baronin willigte zitternd in mein Begehren. Silenus knirſchte mit den Zähnen. Ich ging hierauf an den offenen Schreibtiſch und that wie zu Hauſe. Nachdem ich eine Erklärung, wie ſie mir nöthig ſchien, in gedrängter Form aufgenommen, reichte ich das Blatt nebſt Feder und Tinte der Dame und ihrem Buhlen zur Unterſchrift.“

„Der kleinen Doris mochte bei dieſer Verhandlung angſt und bange geworden ſein; ſie rankte ſich an mir hinauf und bat weinerlich: O komm zur Mutter, lieber Onkel Reinbar! ſo nannte ſie mich.“

„Bei dieſem Verlangen mochte eine eigene Regung in dem Herzen der Baronin erwachen, die ſich unnatürlicher Weiſe des heiligen Namens und Anſpruches begeben hatte; denn ſie brach in Thränen aus und zog die widerſtrebende Kleine mit der Bitte an ſich: Bleibe bei mir, mein Kind! — Allein Doris flehete nur um ſo ängſtlicher: Zur Mutter gehen! Komm, Onkel, fort!“

„Bald, Doris; gedulde Dich noch ein wenig! beſchwichtigte ich den Ungeſtüm meiner kleinen Schutzbefohlenen, und nun wollte die Baronin ihren Wunſch gegen mich geltend machen, das Kind von jetzt an zu behalten.“

„Nimmermehr! antwortete ich, Sie ſehen und hören ja ſelbſt, daß der natürliche Trieb kindlicher Liebe, den Sie bei der Geburt in dieſem kleinen Herzen erſtickten, ſich der mütterlichen Sonne zugewendet habe, die ihn bis jetzt belebte!“ —

„Als ich, das Kind auf meinem Arme, dieſe unheimliche Geſellſchaft verließ, ſchrie die Baronin laut auf und breitete beide Arme nach uns aus, als wolle ſie uns zurückhalten; das Kind ſchmiegte ſich ſchüchtern an meinen Hals und rief nur um ſo lauter: Zur Mutter! zur Mutter!“ —

„Ich trat nun hinaus aus dieſer ſchwülen Nähe in die klare Morgenluft; meine Bruſt athmete Freude und Dank. Wie ich mich dem Wohnhauſe meiner Freundin näherte, ſah ich die arme Jacobine unter den Bäumen des Obſtgartens ſitzen. Ihr blaſſes, freundliches Geſicht lächelte uns heiter entgegen. Dieſer Augenblick vergalt meiner thätigen Theilnahme mit überſchwänglichem Lohn!“

„Nun, das iſt ſchön, meine Freundin, daß wir Sie im Freien finden; ſagte ich, ihr die Hand reichend. Es geht etwas beſſer, antwortete ſie; nur fühle ich mich noch ſo ſchwach, daß ſelbſt der liebliche Sonnenſchein mich mehr drückt als ſtärkt. So mag dem Unglücklichen zu Muthe ſein, den eine plötzliche Wendung ſeines Schickſals unter den Einfluß eines günſtigen Geſtirns ſtellt; es gehört, meinem Bedünken nach, geſammelte Kraft dazu, um das Glück ertragen zu können.“

„Die ahnungsvolle Wahl dieſes Gleichniſſes lehrte mich Schonung. Ich ſchob das inhaltſchwere Blatt ganz ſacht in die verborgenſte Taſche, und erzählte unter mehreren

Neuigkeiten, wie ich gehört, daß eine Baronin Oelhagen, die geſchieden ſein ſolle, ganz kürzlich hier angekommen wäre, und mit ihrem Secretair, der ſich Silenus nenne, in anſtößiger Vertraulichkeit lebe.“

„Jacobine erröthete vor innerer Bewegung. Geſchieden? wiederholte ſie und verſank in zerſtreuetem Nachſinnen. Ja, liebe Jacobine, erwiederte ich; aber fällt Ihnen denn nicht mehr, als dieſe unbefremdliche Auflöſung eines Ehebundniſſes, das ohne Vorſicht und begründetes Vertrauen geſchloſſen worden, das Zuſammenfinden dieſer liſtigen Armida mit dem verſchwundenen Silenus auf? — Ich meinerſeits finde darin die Beſtätigung meines Verdachtes, daß unſere Doris ihr verleugnetes Daſein einem früheren Liebesbunde dieſer ſchönen Seelen verdanke.“ —

„Ich ſetzte nun der aufmerkſamen Jacobine meine Gründe zu dieſer Vermuthung aus einander, und ſie geſtand mir, daß ſie wohl hätte errathen können, wie auch ihr Vater den ſtillen Argwohn genährt, daß der Leichtſinn des Hauſes von Hohlieben, gemiſcht mit eiferſüchtigem Groll, Schmach und Jammer über ihr unſchuldiges Haupt gebracht. Nun ſagte ich Jacobinen, daß ich auf einige Tage verreiſen würde, aber gewiß erwartete, ſie bei meiner Rückkehr noch anzutreffen; denn die Zeit ihres Abgangs war herbeigekommen — wo ich ihr alsdann Dinge von Wichtigkeit mittheilen wolle. So legte ich den erſten Keim einer großen Erwartung in ihre Seele. Einige Stunden ſpäter ſaß ich im Wagen und fuhr, in meinem Gott vergnügt, über den Brunnenplatz. Du winkſt mir umſonſt, heilſame Quelle! dachte ich, als ich in die offene Rotunde blickte, ich eile, den ſtärkenden Labewein der Freude über ein dürſtendes, vielleicht verſchmachtetes Herz auszugießen und mich in der reinſten, menſchlichen Wonne zu berauſchen."

„Mein Weg ſtand, wie Du errathen wirſt, lieber Doge, nach Winfrieds Pfarrdorfe, deſſen Namen und Lage ich heute Jacobine mit anſcheinender Abſichtsloſigkeit abgefragt hatte, und nur die Ungewißheit hing hemmende Bleigewichte an meine Ungeduld, ob ich den Paſtor bereits verheirathet antreffen würde. Es beunruhigte mich die Erwägung, daß ich dann Jacobine nichts weiter mitbringen könnte, als die Verſicherung ſeiner Anerkenntniß ihrer Unſchuld und des ſchweren Unrechts, das er ihr in leidenſchaftlicher Uebereilung gethan. Ja, in dieſem wahrſcheinlichen Falle trat ich offenbar als ein Störer ſeiner häuslichen Zufriedenheit über die Schwelle ſeiner Wohnung, und Jacobinens Bild, von der Reue verklärt, mußte ferner trennend zwiſchen ihm und der Gattin ſeiner zweiten Liebe ſtehen."

„Dieſe Grübeleien machten mir abermals unnützen Kummer."

„Am Nachmittage des zweiten Tages rollte ich in das ſchöne Dorf, wo Winfried als Seelſorger waltete. Wie gerne möchte ich kunftig meine liebe Jacobine als die Predigersfrau dieſes anmuthigen Ortes wiſſen! wünſchte ich ſeufzend. Ich ſtieg im Wirthshauſe ab, und unterdrückte aus Furcht, meine kühne Hoffnung getäuſcht zu ſehen, Fragen, die mir auf der Zunge ſchwebten, nach dem Paſtor und den Verhältniſſen, worin er lebe?" —

„Nach kurzer Erholung ging ich der Pfarre zu. Einſame Stille herrſchte rings um das Haus; im Flur ſaß eine ländliche Dirne und ſpann. Sage mir doch, mein liebes Kind, hob ich mit ſtockendem Athem an, ob ich den Herrn Paſtor ſprechen könne. Nein, gab mir das hübſche Mädchen Beſcheid, der Herr ward eben nach dem Oberdorfe gerufen; aber ich will es der Frau Paſtorin ſagen! Bei dieſem unglücklichen Worte eilte die Dirne, ohne eine Antwort von mir abzuwarten, der Treppe zu, und all mein Hoffen war in den Brunnen gefallen! Sie zogen den ſchwärzeſten Strich durch die frohe Rechnung, welche ich auf Winfrieds bitteren Schmerz, auf Jacobinens Unerſetzlichkeit, auf ſeine vermeintlich ſchwergekränkte Liebe gemacht! — In preßhafter Verlegenheit ſann ich eben, womit ich meinen Beſuch entſchuldigen könnte bei der Hausfrau, die den wahren Zweck deſſelben nicht erfahren durfte — da trippelte es langſam die Treppe herab, und eine ehrwürdige Matrone, ein großes Schlüſſelbund in ihrer Hand, die häusliche Schürze voll zubereiteten Flachs, ſtand vor mir. Keine Erſcheinung auf Erden, ſelbſt Deine nicht, mein holdes Linchen! hat mir jemals ſolch eine freudige Ueberraſchung erregt, als dieſe kleine, gebückte Geſtalt mit dem alternden Geſicht voll Falten! Habe ich vielleicht die Ehre, die Mama des Herrn Paſtor Winfried vor mir zu ſehen? fragte ich und legte den weichſten Schmeichellaut, deſſen meine Stimme fähig war, hinein.“

„Nur ſeine Tante; antwortete das Mütterchen, mein ſeliger Mann war vormals Paſtor hier, und der jetzige iſt mein Neffe, dem ich die Wirthſchaft führe, weil er unverheirathet iſt. Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?“

„Ich nannte mich mit einer ſo entzückten Bewegung meines Herzens, daß ich die Frau in einem Haare umarmt hätte. Sie führte mich nun mit ceremoniöſer Gaſtlichkeit in die Wohnſtube und beſorgte Kaffee und eine Pfeife guten Tabacks. Obwohl ſie um die Abſicht meines Kommens ſo ſchlau und leiſe ging, wie das Kätzchen um den Brei, ſo enthielt ſie ſich doch, ſobald ſie merkte, ich ſei nicht Willens, ſie vorläufig zu nennen, jeder dreiſten Anfrage, welche Enthaltſamkeit ich um ſo lobenswerther fand, als ſie Frauen dieſes Standes ſelten eigen ſein ſoll.“ —

„In einem Stündchen ſpäteſtens kann mein Neffe wieder zurück ſein, ſagte ſie und blickte nach der ſchwirrenden Wanduhr. Wenn Sie, Herr Inquiſitor, ſo lange verziehen könnten.“ —

„Sie werden mir ſchon erlauben müſſen, Ihnen dieſen Abend zur Laſt zu fallen; antwortete ich und küßte ihre welke Hand. Ich bleibe im Wirthshauſe über Nacht, würde aber nur in dem Falle, daß ich Ihnen in irgend etwas ſtörend wäre, den Abend hindurch in dem unruhigen Treiben daſelbſt aushalten.“

„Das würden wir in keinem Falle zugeben, verſicherte das Mütterchen, auch wiſſen wir einen lieben Beſuch nach Gebühr zu ſchätzen, denn das Haus iſt einſam genug. Mein Neffe hat die Grille, nicht heirathen zu wollen, weil eine bittere Erfahrung ihn geſchreckt hat, und all mein Reden hat noch nichts bei ihm ausgerichtet. Wenn er mich zum Schweigen bringen will, ſo ſagt er: Ich habe ja Sie, Tantchen! Lieber Gott! werde ich denn ewig leben? Dann fällt er einer mürriſchen Haushälterin anheim, die den Herrn zu ihrem Diener macht, und der er für jede Waſſerſuppe die Hand küſſen möchte, um ſie bei Gutem zu erhalten, während eine Frau ihm alles an den Augen abſähe, denn mein Neffe iſt ein liebenswürdiger Mann! Und ſolch ein jugendlicher Hageſtolz wird mit jedem Tage eigenſinniger und wähliger.“ —

„Vielleicht, verſetzte ich mit heimlichem Vergnügen, hat der Herr Paſtor den Gegenſtand dieſer beharrlichen Liebe noch nicht ganz aufgegeben?“

„Das nun wohl, antwortete ſeine Tante mit einem mitleidigen Seufzer; allein, was ihm Frieden und Ruhe raubt, iſt der Zweifel, ob auch — hier wurde die bejahrte Hausfrau abgerufen, und ehe ſie wiederkam, trat der Paſtor in die Thür.“

„Ich fand Jacobinens Gram um ihre liebende Anhänglichkeit an dieſen Mann begreiflich, ſobald ich ihn ſah! Es war eine hohe Geſtalt voll ſanfter Würde, das Geſicht gehörte einem Johanniskopfe, nur verdunkelte ein tiefer Kummerſchatten den ſeelenvollen Ausdruck ſeiner Züge. Er bewillkommte mich freundlich, doch in bemerkbarer Spannung, die Veranlaſſung meines Beſuches zu erfahren.“

„Ich komme als ein Bote der Verſöhnung und Freude; ſagte ich, und die Rührung hätte mich faſt überwältiget; leſen Sie, Herr Paſtor! Ich überreichte ihm das unterſchriebene Bekenntniß. Todesbläſſe überzog ſein Geſicht, das Blatt ſchwankte immer ſtärker in ſeiner Hand, ſeine Lippen zuckten, ehe er der Frage mächtig war: „Und verbürgen Sie, ein Mann von Ehre — mir die Echtheit dieſer ſchriftlichen Erklärung?“ —

O Du ungläubige und verkehrte Art! tönte es in meinem Herzen; aber duldſam gegen den marternden Zweifelmuth, der dieſen Liebenden nun ſchon Jahre lang gequält hatte, leiſtete ich ihm die verlangte Gewähr und erzählte ihm meine Bekanntſchaft mit Jacobine von Anfang an bis auf den geſtrigen Tag, wo ich ſie verlaſſen, um ihr den unvergeſſenen Freund wieder zuzuführen.“

„Welch eine Stunde! Ich konnte nicht erkennen, ob

Freude oder Schmerz in Winfrieds Empfindungen vorherrſchend wäre."

„Kann die beleidigte Jacobine verzeihen, ſagte er, und will ſie fortan das theure Leben, welches meine unſelige Verblendung ihr verkümmerte, und, o Gott! wo nicht gar verkürzte — an das meinige knüpfen, ſo ſoll ſie erfahren, daß die Liebe wohl irren kann, allein nicht minder der Kraft zu vergüten fähig ſei!"

„Auch das brave Mütterchen nahm aufrichtigen Theil an der glücklichen Entwickelung von dem Schickſale ihres Neffen, und ihre treffliche abendliche Bewirthung lieferte mir Beweis, wie hoch ſie den Gaſt ehren wolle, der ſich dieſer Vermittelung unterzogen hatte."

„Der Morgen grauete erſt über meiner ländlichſtillen Herberge, als wir — aber um des Himmelswillen! da ſchlägt es ſchon zwölf. Jetzt thut die Ruhe noth, welche ja des frühen Aufbruchs wegen nur kurz ſein kann. Den Schluß meiner Erzählung gebe ich Ihnen bei der Ruckkehr."

„Nein, nein!" bat Emilie mit forderndem Eigenwillen, „ſie kommen nicht los, lieber Reinbar. Ich könnte kein Auge ſchließen zum Schlummer, bevor ich wüßte, daß Jacobine am Herzen ihres Winfried geborgen ſei. Schlafen können wir morgen im Wagen, wenn es uns Bedürfniß wäre."

Der Inquiſitor mußte ſich dem Willen der kleinen Frau fügen und fuhr fort: „Winfried begleitete mich alſo nach S........, und wenn es anerkanntermaßen nichts Leichtes iſt, der Reiſegeſellſchafter eines Verliebten zu ſein, ſo dürfte es unter die ſchwerſten Aufgaben gerechnet werden, mit Geduld und Gleichmuth im langen Laufe eines Tages als der Gefährte von Jemand auszuhalten, der einer verkannten

Geliebten Unrecht abzubitten eilt. Es war tiefe Nacht, als wir in S....... anlangten. Winfried blieb aus naheliegenden Urſachen bei mir, und obwohl er von Jacobinens Nähe nichts weiter ſehen konnte, als den blaſſen Schimmer eines Lämpchens, ſo blieben ſeine Blicke doch dieſem ſchwachen Lichte unverrückbar zugewendet. Ich war ſo ermüdet, daß ich mich alsbald zu Bette legte, und den Gaſt, für deſſen Bequemlichkeit meine alte Wirthin beſtens geſorgt hatte, unbekummert ſeiner nächtlichen Schauluſt überließ.“

„In der Frühe des folgenden Tages ſah ich Jacobinens Reiſekoffer, den ſie hatte repariren laſſen, vom Schloſſer bringen; die Zeit drängte — auch geſtattete Winfried's Ungeduld keinen längeren Verzug, und ſo ließ ich Jacobine meine Wiederkunft mit dem Anſuchen melden, daß ſie mir baldmöglichſt ein ungeſtörtes Stündchen ſchenken möchte.“

„Die Antwort lautete gewährend, und ich ging nun mit Winfried, dieſen jedoch, meines Winkes gewärtig, im Garten zurücklaſſend, in Jacobinens Wohnung. Ich fand ſie zu meiner Freude ſehr erholt und meiner Ankunft höchlich froh. Nach einem kleinen Eingange ergriff ich ihre Hand und führte ſie mit behutſamer Langſamkeit von Stufe zu Stufe auf die Höhe ihres Glücks. Sie folgte meiner Erzählung in großer Bewegung. Als ſie das Blatt geleſen, fielen ein paar ſchwere Thränentropfen auf den Namenszug der Baronin, und die Buchſtaben liefen aus.“

„Es iſt gut ſo, und Gott lohne Ihnen, was Sie für meine Rechtfertigung gethan! ſagte ſie nach einer ſinnigen Minute, und drückte meine Hand, ehe ich es hindern konnte, mit dankbarer Inbrunſt an ihre Lippen.“

„Einen Wunſch hätte ich noch hienieden — fuhr ſie fort, dann wäre ich quitt mit dem Leben!“ —

„Ich errathe dieſen Wunſch, liebe Jacobine, nicht wahr, daß Winfried's Augen einmal auf dieſer Schrift geruhet hätten? — Aber, meine Freundin, wie können Sie nur den Wunſch Ihrer letzten Hoffnung an das Urtheil eines Mannes knüpfen, der ſich ſo gröblich in Ihnen irren und an Ihrer Liebe verſündigen konnte?“ —

„Sie ſah mich mit rührender Sanftmuth an und erwiederte: Die Liebe leidet, duldet Alles! O der Apoſtel kannte das Herz und die reine Flamme, welche nur läutert, nicht verzehrt. Ich habe ſchwer und lange gekämpft — aber der Siege göttlichſter iſt das Vergeben!“ —

„Ihre Augen ſtrahlten in überirdiſchem Glanze.“

„Da öffnete ich die Thür, und Winfried lag zu Jacobinens Füßen, ſein weinendes Angeſicht in ihrem Schooße verbergend.“

Der Inquiſitor verſtummte in der Feier dieſer Erinnerung; die beiden Weiberchen weinten ſympathetiſch vor dieſem Verſöhnungsbilde, und der gemüthliche Doge hob den benetzten Blick zu den funkelnden Sternen auf. Und der Inquiſitor ſprach zum Schluſſe: „Der geſpenſtiſche Schatten, vor dem ich nach S....... geflohen war, verſchwand nun und ſchreckte mich nimmer; ſtatt ſeiner begleitete mich der Geiſt einer guten Handlung nach Hauſe und leiſtet mir oft freundliche Geſellſchaft. Die höhere Hand, welche uns leitet, ſo daß wir ihr willig oder nicht folgen müſſen, hatte mich nach S....... geführt, um der geprüften Tugend zu ihrem Lohne zu verhelfen, und die trauernde Liebe zu beglücken. Blieb ich geſund und mein Gemüth unangefochten von dem Strafgerichte jenes Schuldigen, ſo war ich bei dem Abſchluſſe meines Lebens um ein reiches Andenken ärmer. Wir Alle ſind des Schickſals Diener nur! Wer weiß, mein lieber Doge, zu welchem Auftrage Dich ſeine geheimnißvolle Macht nach S....... berufen? Ich mußte inquiriren — Dir könnte eine Tröſtung oder Trauung aufgehoben ſein.“

„Nun, wir werden ja ſehen;“ antwortete der Diaconus lächelnd. „Zwar habe ich den Amtsrock und die Agende zu Hauſe gelaſſen; aber den geiſtigen Ornat zieht meine Seele nimmer aus, und ſo ſoll jede Aufforderung zur Uebung meines Berufes mich geſchickt finden!“

Nach ſchnellverronnenen fünf Wochen kehrte der Diaconus mit den Seinen aus S...... zurück, und nahm, wie er verſprochen, den Rückweg über J...., um noch einen frohen Abend in trauter Gemeinſchaft mit Reinbar und deſſen Familie zuzubringen. Die Heilquelle hatte Wunder an dem Geiſtlichen gethan; er ſah verjüngt und lebensmuthig aus, wie in der Zeit ihrer Studien zu Halle, und der Inquiſitor konnte nicht müde werden, über die gedeihliche Wirkſamkeit der Brunnencur in der auffallenden Erholung ſeines Freundes zu erſtaunen. Doge lächelte zu der theilnehmenden Lobpreiſung ſeines Ausſehens und antwortete mit räthſelhafter Andeutung: „Die gute Quellnymphe wurde in ihrem ſtärkenden Bemühen auch ein wenig durch die Umſtände unterſtützt. — Ich werde Dir nachher das Nähere erzählen; jetzt aber laß mich eſſen, denn ich habe Hunger mitgebracht.“

Schnell genug ſättigte indeß Lina's gaſtliche Küche dieſen geſunden Appetit, und als die Tafel aufgehoben war und der kleine Kreis ſich zu ruhiger Unterhaltung zurechtſetzte, begann der Diaconus: „Als Du, lieber Reinbar, bei meinem erſten Hierſein uns Deine Erfahrungen zu S....... mittheilteſt, ſchloſſeſt Du mit der Frage, wozu ich dort wohl berufen ſein würde. Und dieſe Frage war prophetiſcher Natur, mein Freund! Die Fäden ewiger Beſtimmungen knüpften mein Erleben und Handeln als eine nothwendige Folge an Deine Erzählung.“

„Nun, darauf bin ich doch wirklich begierig!“ antwortete der Inquiſitor, glomm hurtig ſeine Pfeife an, und ſeine Blicke hingen lauſchend am Munde des Freundes. Dieſer hob an: „Geſund und wohlbehalten erreichten wir S......., fanden ein hübſches, bequemes Quartier bereit, und richteten uns ohne Schwierigkeiten ein. Meine Emilie traf zu ihrem großen Vergnügen eine liebe Jugendfreundin an; die Frau des Juwelier Glühdom, der die Sommermonate in S....... zubringt und gute Geſchäfte macht. Die kleine Frau glänzte unter ihren Koſtbarkeiten als eine Perle der Beſcheidenheit, und lockte durch ihren Reiz die Käufer an. Sie erkannte Emilie, wie dieſe am erſten Morgen unſeres Aufenthaltes an der ſchimmernden Bude vorüberging, und machte das Recht der Schulfreundſchaft geltend. Noch an demſelben Tage genügt meine Emilie der herzlichen Bitte von Madame Glühdom und beſucht ſie auf ein Stündchen in ihrer Bude, die ſie nicht verlaſſen kann, weil ihr Mann verreiſ't iſt. Da ſtört ein Herr und eine Dame, ein jugendliches Ehepaar dem Anſcheine nach, die Frauen in ihren unſchuldigen Rückerinnerungen an die glücklichen Tage der Kindheit. Die Dame wühlt in den Glaskäſten voll herrlicher Sachen, während der Herr, ein Liedchen ſummend, am Eingang lehnt, ohne an dieſer ſchwierigen Wahl Theil zu nehmen. Endlich hält die Dame ein paar goldene Armſpangen, in geſchmackvoller Neuheit gearbeitet, empor, und ruft ihren Begleiter zu der Entſcheidung mit den Worten auf: Was meinſt Du, Lieber, zu dieſen Armſpangen für unſere Valesca?“ — Valesca! dieſer Name tönt noch mit unverhalltem Klange in Emiliens Erinnerung, und ſie faßt die Fremden in ſchärferen Augenſchein.“

„Wenn Du glaubſt, daß es genug ſei — antwortete der junge Mann, und läßt das modiſche Gefunkel mit einer Kennermiene durch die beringten Finger laufen.“

„Genug? frägt die Dame mit dem leiſen Tadel der Mißgunſt zurück, dann ſagt ſie, ſein Urtheil über den Werth dieſes Geſchenkes berichtigend: Madame Glühdom fordert keinen geringen Preis dafür. Auch habe ich noch ein Kiſtchen feiner Glaswaaren für ſie packen laſſen. Nun, ganz wie Du es für gut findeſt, erwiedert der Ehemann mit gefälligem Vertrauen, während ſein Weibchen den Handel abſchließt. Kaum iſt die Dame fort, ſo frägt meine Frau ihre Freundin, ob ſie dieſe hübſchen Leutchen kenne. Was ſollt' ich nicht? antwortete Madame Glühdom, die Millionairs ſind überall gekannt, weil ſie ſich rar machen. Es war der Banquier Elias aus M....; man merkt dieſem liebenswürdigen Paare das Judenthum kaum mehr an. — Nur des Mannes Auge und Haar trägt noch die Farbe ſeiner israelitiſchen Abkunft; aber das zarte Blondchen mit der reinen, vornehmen Sprache würde man nicht für eine Tochter Zions halten.“ —

„Meine Emilie hört kaum noch auf das Geplauder der Glühdom. Elias und Valesca! daß dieſe beiden intereſſanten Perſönlichkeiten, die Deine Erzählung, lieber Reinbar, dicht zuſammenſtellte, auch jetzt noch in gegenſeitiger Beziehung waren, darüber warf die kleine Kaufſcene Licht, wenn auch ein unſicheres. Emilie eilte, mir die gemachte Entdeckung mitzutheilen, und in der That! ich war noch neugieriger als meine Frau, den Zuſammenhang zu erforſchen. Der Zufall war mir dabei in ſeiner freundlichſten Laune dienſtbar. Ein Galanterie-Kaufmann hatte eine Lotterie von ſeinen Waaren veranſtaltet, woran faſt alle Brunnengäſte Theil nahmen. Die Verlooſung ſollte im großen Saale vor ſich gehen, und ich konnte Emilien, wie mir ſelbſt, den Wunſch nicht verſagen, daran Theil zu nehmen. Dies kunſtreiche Lotto war wirklich allerliebſt. In der Mitte des Saales ſtand eine große Tafel mit grünem Tuch behangen, auf deſſem dunkeln Grunde ſich die, mit künſtlicher Ordnung ausgeſtellten Gewinne vorzüglich gut ausnahmen. Es waren ſehr hübſche Sachen darunter. Ehe die Ziehung begann, kreiſeten die Theilnehmer um den reichen Tiſch und erkieſeten ſich nach Bedarf oder Geſchmack einen oder den anderen Gegenſtand für ihren Glückstreffer. Mein Auge folgte Herrn Elias, den mir meine Frau ſogleich in der Menge gezeigt hatte. Langſam, als geſchähe es in Gedanken, machte er gleich den Uebrigen die Runde um die Tafel, und ſein Blick ſtreiſte gleichgültig an ihren prangenden Herrlichkeiten hin. Jetzt nahm er eine Brille, in Silber gefaßt, vom äußerſten Rande, verſuchte ſie, und ſeine Mienen ſchienen auszudrücken, daß ſie ihm zuſage. Das Anheben der Verlooſung machte meinen weiteren Beobachtungen ein Ende. Du weißt ſchon, lieber Reinbar, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu geſchehen pflegt, wo das Glück regiert, da darf man keine Angemeſſenheit erwarten, und launenhafter Eigenſinn theilt unter dieſem Zepter Gunſt und Gaben aus! — Niemand bekam, was er eigentlich gewünſcht hätte oder brauchen können. Meine Frau, die keine Karte verſteht, gewann ein niedliches

Boſton-Käſtchen; der Schärfe meines guten Auges fiel jene Brille zu. Ich ging, wie Alles vorüber war, ein wenig ſpazieren. Da höre ich eilige Schritte hinter mir, es ruft mich, ich wende mich um, und der Banquier Elias ſteht vor mir. Herr Prediger, ſagte er ſehr höflich, Sie haben vorhin eine Brille gewonnen, die Ihnen, einer Aeußerung nach, die ich vernahm, überflüſſig iſt. Ich habe noch kein Glas gefunden, das mir ſo zugeſagt hätte, wie das Ihrige, was ich probirte, und ſo komme ich denn, Sie bittend zu fragen, ob Sie wohl geneigt wären, mir für einen beliebigen Preis dieſen Gewinn abzulaſſen?“

„Ich erröthete vor Vergnügen. Sehr gern, antwortete ich, ſteht Ihnen dieſe Brille zu Dienſten, wenn Sie anders den Preis genehmigen, der jedoch dem Gegenſtande entſprechen ſoll. Ich bot ihm das ſaubere Futteral dar. Reiche Leute ſind argwöhniſch; ich ſah an dem Zurücktreten des Banquiers, daß er glaubte, ich wolle ihn prellen; er griff nicht zu. Darf ich um Ihre Forderung bitten? fragte er kalt, und machte eine Bewegung nach der ſchweren Börſe.“

„Herr Elias, ſagte ich, und lächelte dieſes Irrthums, mein Auge bedarf, um hell und fern zu ſehen, keiner künſtlichen Hülfe; dagegen fehlt mir ein anderes Licht, was Sie mir geben könnten. Ich wünſche nämlich über das Schickſal einer Perſon aufgeklärt zu ſein, die einſt in naher Beziehung zu Ihnen ſtand und vielleicht noch ſteht. Es iſt die Frau von Argo, von der ich gern, und aus der unverfänglichſten Abſicht, etwas erfahren möchte.“

„Bei dieſem Worten ſchlug eine Flamme in Elias Geſicht aus, welches das Erſtaunen verlängert hatte. Und auf welche Art könnte dieſe unglückliche Frau Ihren Antheil erregt haben? fragte er mit mißtrauiſcher Bedenklichkeit.“

„Ich finde keinen Grund, Herr Elias, ein Geheimniß daraus zu machen; vielmehr ſcheint es mir Pflicht, Sie in genaueſte Kenntniß davon zu ſetzen, verſetzte ich."

„Hierauf erzählte ich ihm, während wir den anmuthigen Weg, der ſich durchs Gebüſch bis zur Mooshütte ſchlängelt, was ich durch Dich, Freund Reinbar, von dem Baron gehört, wie elend dieſer edle Mann durch den Verluſt ſeiner Valesca geworden ſei, und welche Deutung er ihrem Verſchwinden gegeben habe. Zuletzt erwähnte ich der unbeſonnenen Heirath des Barons, und der ſchon vor zwei Jahren erfolgten Trennung von ſeiner unwürdigen Gattin."

„So wäre Baron Oelhagen wirklich geſchieden, und wiederum frei? fragte der Banquier mich mit einer ſeltſamen Haſt. Ob das letztere, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen, antwortete ich."

„O Gott! rief Elias mit einem ſchönen Feuer, dann könnte die arme Valeska noch glücklich werden! In jedem Falle aber muß der Baron erfahren, daß ſein unſeliger Wahn einen fleckenloſen Engel läſterte! — So lernen Sie denn, Herr Prediger, das traurige Verhängniß dieſer Frau kennen, welche eines beſſeren Looſes werth geweſen wäre."

„Wir lagerten uns auf einer Bank unter dem Schatten der Hütte, und Elias hob mit einiger Bedenklichkeit an, die ſich jedoch im Laufe der Erzählung verlor."

„Ich liebte einſt dieſe Valesca mit heftiger, aber unerwiederter Leidenſchaft, und dies wiſſen Sie bereits; allein, daß ſie einen Unwürdigen, einen frechen Spötter jedes Glaubens, dieſem Herzen voll treuer Gluth vorgezogen, dies nagte an meiner Ruhe wie mit Schlangenzahn. Nach einigen Jahren komme ich in die Stadt, wo Valesca als Gattin gelebt, von einem Oheim berufen, deſſen Erbe ich war.

Ich höre von dem Unglück ihrer Ehe und kann es nicht ertragen, das theure, zarte Weſen der drängenden Rohheit ihrer Gläubiger, unter denen mein Oheim den vornehmſten Rang einnahm, ausgeſetzt zu wiſſen. So erbiete ich mich, ihr perſönlich die ſtrengen Maßregeln anzukündigen, zu denen ſich dieſe Menſchen, hart wie das Metall, welches ſie anbeten, berechtiget glauben. Daß Valesca die Hand des Freundes, wie die des Freiers von ſich ſtieß, auch das wiſſen Sie, Herr Prediger. Sehr gekränkt durch ſolch eine beharrliche Verſchmähung, verließ ich ſie endlich, und kurze Zeit darauf, ſtarb mein Oheim. Valesca war nun meine Schuldnerin, und dieſer Gedanke mir ſüß. Kaum hatte ich dem Todten die letzten Pflichten erwieſen, da eilte ich abermals nach ihrem Gütchen Friede, der Vorſätze uneingedenk, womit ich es verlaſſen hatte. Valesca empfing mich in ſichtlicher Beſtürzung. Sie ſagte mir, daß ſie die verlobte Braut eines edeln, begüterten Mannes ſei, den ſie nicht in gerührter Hinnahme meines Erbietens um das Anrecht betrügen dürfe, ſie ihrer Sorgen zu überheben.“ —

„An dem Schmerze, der mich bei dieſer Erklärung ergriff, merkte ich, daß meine Hoffnung ſich nicht auf ihre Geneigtheit beſchränkt hatte, meine Tilgung ihrer Schuld anzunehmen. Nun wohl, Sie wollen es, ſagte ich erbittert; ſo ſchließen Sie denn dieſes verhaßte Geſchäft mit meinem Agenten ab; ich will nichts damit zu ſchaffen haben. Doch hüten Sie ſich, daß ein rächendes Schickſal Sie nicht zwinge, mir einſt dennoch etwas verdanken zu müſſen!“ —

„Valesca erblaßte und fing heftig an zu weinen. Sie ſuchte mir die Nothwendigkeit Ihrer Weigerung anſchaulich zu machen; ich war jedoch zu aufgeregt, um der Vernunft Gehör zu geben. Mit liebreich beſänftigenden Worten, begleitete ſie mich bei meinem nahen Aufbruche ſogar ein Endchen Weges und nahm ſehr bewegt Abſchied von mir. Ich ſchweifte nun eine lange Zeit ohne Zweck und Ziel in der Welt umher, der ich, im Beſitz ihrer reichſten Gaben, herzlich überdrüßig war, weil mir die höchſte, das Weib meiner Liebe — mangelte. Da ließ es mich mein gutes Glück finden. Ein närriſcher Zufall, den ich Ihnen ein andermal erzählen will, machte mich mit meiner lieben Frau bekannt; ſie ward die Meine, und Valesca's Bild trat in den Hintergrund meiner Gedanken."

„So waren zwei Jahre vergangen ſeit dem Augenblicke, wo ich Valesca zum letzten Male geſehen. Ich wähnte ſie glücklich und geborgen in den Armen ihres Gemahls und fühlte mich jeder neidiſchen Regung enthoben, denn mir war eben mein erſter Sohn geboren worden. Eine wichtige Geſchäftsreiſe entfernte mich für einige Zeit von der Wiege meines Kindes und führte mich durch das Städtchen G..... Ich mußte auf die Poſtpferde warten, verſpüre Kopfweh, und gehe, um dem Lärmen des Gaſthofes zu entrinnen und die peinliche Weile des Harrens zu verkürzen, ein wenig ins Freie. Da höre ich leiſe und ſchüchtern ausgeſprochen meinen Namen nennen, und wie ich aufblicke, ſteht eine abgezehrte Geſtalt, in dürftiger Kleidung vor mir, aus deren eingeſunkenen Zügen mich eine dunkle Erinnerung an Valesca's Schönheit anſpricht."

„Elias! ſagte dieſes Schattenbild noch einmal unter hervorſtürzenden Thränen, ich glaubte doch, Sie würden die unglückliche Valesca wieder erkennen; aber meine Geſtalt iſt Ihnen nicht mehr erinnerlich, wie ich ſehe." —

„Das Entſetzen machte mich zu Stein; ich konnte dieſen herzerſchütternden Anblick nicht aushalten. Valesca! ſagte ich, wie kommen Sie hierher, und in dieſem mitleidswürdigen Zuſtand?“

„Die Wehmuth hinderte ſie an der Antwort; ſie konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen.“

„Laſſen Sie uns in ihre Wohnung gehen, meine leidende Freundin, bat ich, auf daß wir nicht hier auf offener Straße den Gaffern ein Schauſpiel geben.“

„Bei dieſem Vorſchlage färbte ein mattes Roth ihr todtenbleiches Geſicht; ſie deutete mit dem Finger auf ein kleines Häuschen, am Ende der Lindenallee, wo wir uns befanden, und ich unterſtützte ſie auf dem Gange nach dorthin, denn ſie konnte vor Schwäche kaum gehen. An dieſer ärmlichen Wohnung angelangt, ſchloß Valesca ein kleines Stübchen auf, wo mein Auge überall auf Spuren des bitterſten Mangels traf. Hier warf ſie die mageren Arme um meinen Hals und ſprach in troſtloſer Verzweiflung: Elias, Sie waren beſtimmt, mein rettender Engel zu werden! Die Vorſicht ſendet ſie mir in meiner höchſten Noth, und Valesca wird nicht hülflos ſterben, wenn dieſer Freund in ihrer Nähe iſt!“ —

„Dieſe rückſichtsloſe Liebkoſung, dieſe flehende Zuverſicht, brach mein Herz im heißeſten Schmerze. Liebe, theuerſte Valesca, bat ich, ſie auf einen hölzernen Seſſel niederſenkend, faſſen Sie ſich! Wenn menſchliche Kraft Ihr Leiden abzuſtellen vermag, ſo iſt es mit dieſem Augenblicke vorüber!“

„Die Arme ermannte ſich nun und erzählte mir, an dem Abend jenes verhängnißvollen Tages, wo ich ſie in den lachendſten Ausſichten für die Zukunft verließ, tritt eine halbvermummte Geſtalt, in bäuriſcher Kleidung in ihr Schlafzimmer, und verhindert ihr lautes Aufſchreien, indem der Fremde raſch ſich einer falſchen Naſe entledigt und als ihr todtgeglaubter Mann vor ihren ſtarren Blicken ſteht. Sie zittert und bebt, denn dieſe ſchreckliche Lebendigkeit macht der gewiſſenhaften Frau den eingegangenen Brautſtand zu einem Verbrechen, und ſomit zu nichte. Doch dies wäre noch das Wenigſte. Der wilde Argo, den die Furcht zu einem Tyrannen macht, fordert unter den grauenhafteſten Drohungen, daß die geängſtete Gattin ihm augenblicklich folge. Valesca weigert ſich dieſem Verlangen, aber er ſchwört, wenn ſie noch zehn Minuten zögere, daß er ſich dann das geſpannte Piſtol auf die Bruſt ſetzen und vor ihren Augen den Tod geben wolle, den er um ihrentwillen tauſendmal gewagt habe, da er hierher gekommen."

„Betäubt, ihrer Sinne kaum mächtig, willigt endlich Valesca ein, den fürchterlichen Mann zu begleiten; doch ahnet ſie nicht, daß er während eines flüchtigen Ganges durch das anſtoßende Zimmer die Pfandbriefe gefunden und mitgenommen habe. Seine geübte Liſt weiß dieſe Papiere, großer Schwierigkeiten ungeachtet, zu verſilbern, und dieſes Raubgeld nebſt dem Verrätherlohn friſtet Argo's Leben und das Elend ſeiner Gattin. Sie fliehen heimathlos von Ort zu Ort; Valesca's zarte Geſundheit iſt zerrüttet, da wirft eine gewaltige Krankheit Argo's rieſige Stärke danieder, und er kämpft lange gegen den Tod. Endlich muß er erliegen, und Valesca ſteht nun allein und verlaſſen in der Welt. Nur ein kleiner Reſt iſt ihr von dem großen Capital übrig geblieben, denn unrecht Gut pflegt ja zu zerſtieben, wie Spreu vor dem Winde — dann ſieht ſie ſich der Noth in öder Fremde bloßgeſtellt. Sie denkt, wie ſie mich verſichert hat, zunächſt an mich; aber ihr Schickſal dem Laufe eines Briefes anzuvertrauen, dünkt ihr zu ungewiſſe Hülfe."

„So macht ſie ſich denn ſelbſt auf die Reiſe und friſtet ſich mit dürftigem Behelfe von einer Station zur andern. Hier, in dieſem Städtchen ſinken ihre erſchöpften Kräfte vollends zuſammen; ein bösartiges Fieber bringt ſie an den Rand des Grabes, und als ſie, von einem menſchenfreundlichen Arzte mit Sorgfalt behandelt, geneſet, iſt ſie auch ihrer letzten Barſchaft entblößt. Mit mühevoller Ueberredung bewegt ſie die Wirthin zu einem kleinen Vorſchuſſe, und wie auch dieſer ausgegeben iſt, ſchickt ſie ſich an, zu einem meiner Glaubensgenoſſen zu gehen, um ein Darlehn auf meinen Namen zu erbitten, und auf eben dieſem Gange war es, wo des Himmels Wille mich ihr entgegenführte.« —

»Wenn Sie, Herr Prediger, fuhr dieſer edelmüthige Jude fort, ein gefühlvolles Herz haben, ſo darf ich Ihnen nicht beſchreiben, wie mir bei dieſer Erzählung zu Muthe war. Und doch ward das brennende Weh des Mitleids zur Wonne, da ich erwog, es ſtehe in meiner Macht, die arme Valesca ſanfter zu betten. Nie, in keinem Augenblicke meines Lebens, habe ich mit mehr Dank zu Gott gefühlt, daß ich ein reicher Mann ſei, als damals! — In reinſter, brüderlicher Liebe umſchlang ich die gebeugte Geſtalt, und ſagte: Tröſten Sie ſich, Valesca! Ich lege Sie von nun an dem Ueberfluſſe in den Schooß, und an ein Schweſterherz, denn meine Frau iſt gut — ein liebreicher Engel!«

»Ihre Frau? Gottlob! erwiederte Valesca, und ich verſtand den Sinn dieſer drei Worte.« —

»Ich übergab ihr nun vorerſt eine Summe zum Abſchluſſe mit ihrer Wirthin, und ſagte, daß ich ſie in einer Viertelſtunde hier abholen würde; dann eilte ich nach der Stadt zurück und vernahm ſchon von weitem den gellenden Ruf des Poſthorns. Meine Leute hatten mich bereits nach allen Richtungen hin geſucht."

„Kaum hatte wohl noch jemals eine Extrapoſt mit vier Pferden vor dem ärmlichen Häuschen gehalten, welches Valesca jetzt verließ, um künftig beſſer zu wohnen. Das Geſchäft meiner Reiſe war unverſchiebbar, und ſo mußte mich Valesca noch weiter begleiten, ehe ich ſie in meine Heimath führen konnte."

„Meine Frau rechtfertigte mein Vertrauen, und nahm die ehemalige Geliebte ihres Mannes mit einer Herzlichkeit auf, die ich ihr nimmer vergeſſen werde."

„Valesca erholte ſich ſichtlich und erhöhete durch ihren Umgang unſer häusliches Glück; aber der tägliche und ſtündliche Anblick deſſelben ließ auch die tiefen Wunden ihres Herzens nicht ganz vernarben. Ich erkundigte mich unter der Hand nach dem Baron, und hörte, daß er verheirathet ſei. Valesca verſank bei dieſer Nachricht in eine ſtille Schwermuth, die bis jetzt der Grundton ihrer Gemüthsſtimmung geblieben iſt. Unſere und unſerer Freunde Bitten haben ſie nicht bewegen können, einer Geſellſchaft außer unſerem Hauſe beizuwohnen, und Alles, was wir noch über ihre Nachgiebigkeit vermochten, beſtand in der Gefälligkeit, unſeren Tiſch- und Hauskreis durch ihre Gegenwart zu zieren, wann wir Fremde oder gute Freunde bei uns ſahen. Jetzt, da ich durch Sie, lieber Herr Prediger, erfahren, der Baron ſei geſchieden, iſt aufs neue die Hoffnung in mir erwacht, er könne dennoch unſerer armen Dulderin beſtimmt ſein, und mit ſeiner Hand ein angemeſſener Lohn für ihre langen Leiden. Ich werde morgen an ihn ſchreiben, und mich unausſprechlich glücklich fühlen, wenn die Antwort meiner Erwartung entſpräche."

„Ich danke Ihnen für dieſe Mittheilung, ſagte ich, und drückte die Hand des jüdiſchen Ehrenmannes mit herzlicher Achtung.“

„Jetzt bot ich ihm noch einmal die Brille dar; er nahm ſie lächelnd und antwortete: Ich habe Ihnen nunmehr die reine Wahrheit geſagt, und Ihnen nicht etwa, nach der ſprichwörtlichen Redensart — eine Brille aufgeſetzt, um meiner Verbindlichkeit quitt zu werden; dazu wird ſich hoffentlich noch Gelegenheit finden.“

„Wir trennten uns höchſt befriedigt. Nach einigen Tagen tritt Herr Elias bei früher Morgenzeit in mein Zimmer, und erzählt mir, daß er ein Gegenſchreiben von dem Baron erhalten habe, welches ſeine Vorausſetzungen beſtätige, und ihn dringend zu einer Zuſammenkunft auf der Mitte des Weges für morgen einlade; wo ſie alsdann erſchöpfender über eine Angelegenheit ſprechen wollten, die zu ſtoffreich ſei, um den umfaſſenden Raum in einem Briefe zu finden. Der Banquier fragte mich, ob ich Luſt hätte, ihm auf dieſer Fahrt Geſellſchaft zn leiſten, und ich war dazu bereit.“

„Es war ein höchſt genußreicher Tag, der in ſeiner freudigen Bedeutſamkeit viele Vergleichungspuncte zu dem lieferte, wo Du, mein Freund, den Herrn Amtsbruder Winfried von Jacobinens Unſchuld überzeugteſt! Aber daß er, noch vor dem Abend auch mein Schickſal verändern würde, das dachte ich nicht, als ich über dem Entzücken des Barons, über den Ausbruchen ſeines Schmerzes, an etwas Anderes zu denken vergaß, als daran, welch ein unauflösliches Räthſel das menſchliche Herz ſei!“ —

„Der Baron gefiel mir außerordentlich wohl, und auch ich erhielt den unzweideutigen Beweis, daß ich ſeine Gunſt wie ſein Vertrauen gewonnen. Die Liebe wirft ja über Alles ihren verklärenden Schein!“

„Er ſagte uns, daß der Paſtor ſeines Dorfes, ein ſehr kränklicher Mann, vor acht Tagen geſtorben ſei, und fragte leiſe bei mir an, ob ich mich wohl entſchließen könnte, meine ſtädtiſche Verſorgung gegen dieſe erledigte und ſehr gute Stelle aufzugeben?“

„Du kannſt denken, lieber Reinhar, wie meine Antwort lautete und welche Wirkung die Ausſicht auf meine Brunnencur hatte, meinen ſehnlichſten Wunſch ſo ungeahnet in Erfüllung gehen zu ſehen! Sobald ich nun nach Hauſe komme, werde ich den Behörden meinen Entſchluß anzeigen, und ungefähr bei dem Wechſel des Jahrs die neue Epoche meines Lebens beginnen. Dann kann meine Emilie Jacobinens Schlafgemach ſich zum Wochenſtübchen einrichten, und wo einſt das Entſetzen die kleine Gottgeſchenkte aufnahm, da werden künftig frohe Elternthränen das Plätzchen weihen, das in ſeiner Denkwürdigkeit an den heiligen Spruch erinnert, daß Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen.“

Der Inquiſitor ſprach mit leuchtenden Augen: „Du ſchließeſt wie ein Geiſtlicher; aber ich beherzige die fromme Wahrheit, und habe vor Erſtaunen noch nicht zu einem Worte kommen können, das Dir meine Freude über dieſe glückliche Entwickelung ausgedrückt hätte! Welche wunderbare Verkettung von Fügungen, die in dem Schlußringe auslaufen, welchen die Ueberzeugung angiebt, daß wir freie Bildner unſeres Schickſals, und doch zugleich Werkzeuge des großen Weltenmeiſters ſind! — Nun, und was wird mit dem Baron?“

„Das, mein Brüderchen,“ verſetzte Doge, „läßt ſich wohl ohne Prophetengaben vorherſehen. Er wollte gleichzeitig mit dem Banquier in M.... eintreffen, und ſich zum zweiten Male, doch für immer, der trauernden Valesca verſichern. Ich finde ſie unfehlbar als Ehegatten, wenn ich meine Anzugspredigt auf ihrem Gute halten werde.“

„Nun, Gott gebe Dir Glück und Segen dazu!“ ſagte der Inquiſitor, und ſchüttelte ſeinem Freunde bei dieſem biederherzigen Wunſche die Hand. „Ich komme“ fuhr er fort, „künftigen Sommer mit Frau und Kind zu Dir; das ſteht feſt. Dann vergeſſe ich für ein paar glückliche Tage in der Poeſie Deines Hauslebens die Proſa meines ſorgenſchweren Amtes, lerne den Baron und ſeine geprüfte Gattin kennen, und erfülle demnächſt ein längſtgegebenes Verſprechen, indem ich Winfrieds beſuche, um zu ſehen, ob die blaſſe Jacobine in ihrer ehelichen Zufriedenheit, wovon ſie mir kürzlich eine ſo begeiſterte Schilderung ſchriftlich gemacht, voll und blühend geworden, wie eine prangende Roſe; ein Knöspchen iſt auch ſchon da.“ — —

„Wir werden Dich und Deine gute Frau bei dieſem freundlichen Worte halten;“ ſagte der Diaconus, und ſein vergnügtes Geſicht ſah dabei aus, als ob er den Tag dieſes Wiederſehens in Hoffnung bereits im Geiſte begehe.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenundvierzigſter Band.

Das Schachſpiel. Der Pelzmantel.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Das Schachſpiel.

Hat ſich dies wirklich zugetragen?
Ja, wirklich! glaub es auf mein Wort.
Gellert

Die Freifrau von Thale hatte ihren Gemahl auf Zureden einer Mutter geheirathet, welche kein härteres Loos kannte, als den Druck der Armuth, wenn er diejenigen niederhält, die durch den Adel der Geburt über niedere Arbeit und gemeine Sorgen erhaben ſein ſollten. — Der Freiherr galt für einen reichen und rechtlichen Mann, doch ſprach man wenig von ihm. Seine junge, ſchöne Gattin reichte ihm mit dem kühlen Vertrauen die Hand, daß ſie durch dieſe Verbindung wohl verſorgt ſein werde, und der einzige Reiz, der ſich daran knüpfte, ruhete in dem kindlichen Wunſche, die Lage ihrer Mutter verbeſſern zu können.

Die erſte Liebe ihres Herzens war nicht glücklich geweſen, weil es dem Gegenſtande derſelben zwar nicht an einem hohen Namen, aber an den Mitteln fehlte, mit dieſem angeborenen Vorrechte die Anſprüche ſeiner Leidenſchaft geltend zu machen. Das Fräulein, vernünftig genug, um einzuſehen, daß es mit dem Schifflein ſeiner Hoffnung auf einen ſchroffen Felſen ſteuere — gleich dem bekannten Hauszeichen zur Unmöglichkeit in Carlsbad — ſtieß muthig in das offne Meer des Schickſals ab, und ließ nun das Fahrzeug ſeines Glückes, ohne das gebrochene Ruder des Eigenwillens ferner anzuſtrengen, von dem, der die Winde lenkt und den Wellen gebietet, einem andern Port zutreiben. Allein tief in des Fräuleins Seele blieb die Ueberzeugung zurück, daß Armuth ein Unglück wäre; und wenn es ſich ſpäterhin geneigt finden ließ, die Frau eines Mannes zu werden, der dieſem jungfräulichen Gemüthe ein Fremdling war, ſo fühlte es ſich durch eine unklare Vorſtellung von Wohlſein, Freiheit und Sicherheit dazu bewogen, wozu nur die Reichen der Erde ausſchließend begünſtiget wären.

Die Schwiegermutter des Freiherrn ſollte die Früchte ihres Bemühens für dieſe Heirath nicht genießen. Nur einen Blick in das gelobte Land, wo ihre Tochter künftig in goldner Fülle leben würde, hatte ihr die Vorſicht vergönnt; dann mußte ſie dem Winke des Todes folgen. Ihr ganzes Leben von mehr als vierzig Jahren war ein Gang durch die Wüſte des Mangels geweſen, und oft hatte ſie, an dem Herrn der Hülfe verzweifelnd, ſich anbetend vor dem Baal niedergeworfen — deßhalb blieb ihr der Segen verſagt, welcher die fromme Zuverſicht belohnt.

Dieſer Trauerfall kam jedoch dem Freiherrn zu Gute, denn das weiche, wunde Herz der jungen Frau ſchloß ſich um ſo näher an den Gemahl, der nun ihr einziger Schutz und Halt in der weiten Welt war. Indeß wich der zärtliche Gram dieſer guten, liebenden Tochter allmählich der Einſicht, daß die ſtolzen Erwartungen, welche die entſchlafene Mutter von der Zukunft ihres Kindes genährt, ſchwerlich erfüllt worden wären, und daß die Verſtorbene demnach in einer ſüßen Täuſchung hinübergegangen ſei.

Der Freiherr war reich, aber genau, beſonders in Kleinigkeiten. Die Lobenswürdigkeit ſeines Charakters lag in einer gewiſſen phlegmatiſchen Gelaſſenheit, das heißt, er that Niemanden etwas zu Leide; doch eben ſo wenig durfte man ein großmüthiges Opfer, ein edelſinniges Selbſtvergeſſen, ein Körnlein über das Maß pflichtmäßiger Schuldigkeit von ihm erwarten. Er hatte grade ſo viel Verſtand, um ſeinen Vortheil berechnen zu können und in Geſellſchaft die Forderungen zu befriedigen, welche Convenienz und Sitte an die ſtandesmäßige Bildung eines Edelmannes machen; aber eine höhere Schwungkraft des Geiſtes über die Sphäre der Gewöhnlichkeit hinaus war ihm verſagt.

So wickelte ſich ſein Leben langſam und gemächlich in einer Folge von Eſſen, Trinken, Schlafen und Geſchäften ab, die ihm als Beſitzer einer anſehnlichen Gutsherrſchaft oblagen. Der jungen Dame ſcharfer Blick, von keiner Leidenſchaft verblendet, war feſt darauf gerichtet, daß ſie den Gemahl genau kennen lernen möchte, um ſich in ſeine Wünſche fügen zu können; und ſo kam ihr es denn vor, als ob ihr Hang zur Stille, ihr eingezogenes Weſen, ganz nach ſeinem Sinne wäre, und daß er wohl kaum geneigt ſein dürfte, zu geſtatten, daß dieſer häusliche Geſchmack ſich mit dem Wechſel ihrer Verhältniſſe verändere.

Dieſe Veränderung war nun freilich groß, und hätte es entſchuldiget, wenn die junge, reizende Frau ſich im Taumel der Eitelkeit auf den Stufen des Luxus, der ihr nun zukam, ein wenig verſtiegen hätte; allein ſie that es dennoch nicht.

Die Freifrau hatte vordem mit ihrer Mutter ein Zimmer zur Miethe inne gehabt, jetzt wohnte ſie in einem prächtigen Schloſſe; ihr Tiſch, ſonſt ſo dürftig beſetzt, daß zwei Mal in der Woche die magere Fleiſchſpeiſe ausfallen mußte, — wurde nunmehr von einem verſuchten Koche beſorgt. Die düſtern, großartigen Schönheiten eines engliſchen Gartens boten den Fenſtern ihres Schlafgemaches maleriſche Ausſichten dar, wo ſie ſonſt nur in die dunkeln Wohnungen ärmlicher Nachbarn geblickt hatte. Sonſt färbte das Morgenroth ihre Wange im ſüßen Schlafe glühender, und die Träume der Unſchuld ſtiegen eine Engelsleiter auf und nieder; jetzt rauſchten ſchwere Behänge von ſeidenem Purpur um das Lager, worauf ſie oft, vom Schlummer geflohen, den Widerſprüchen der menſchlichen Wünſche nachſann.

Sonſt war ein Spaziergang ins Freie ihre einzige Erholung geweſen, weil keine andere ſo wohlfeil; jetzt ſtand ein ſchöner Zug Pferde der Herrin zu Gebot. Und dennoch, dennoch! dachte Frau von Thale unter Seufzern der Sehnſucht an jenes beſchränkte Vormals. Ein ſtiller, banger, langweiliger Geiſt ſchlich durch die öden Säle, webte um die antike Pracht des Bildwerks und der Einrichtung, und war der unſichtbare Dritte in jedem Zuſammenſein mit ihrem Gemahl.

Oft haftete ihr trüber Blick lange und ſinnend an der alterthümlichen Tapete, worauf eine Stammmutter dieſer Familie mit lehrreicher Wahl und bewundernswürdigem Kunſtfleiße die Mutter der Gracchen in Kreuzſtich ausgenähet hatte. Eine Ahnung mütterlicher Freude ſchauerte durch ihr Inneres, ſie fühlte, wie ein holdes Kind die ganze Welt vergeſſen machen könne; aber ein volles Jahr und drüber verging, ohne daß eine Ausſicht zu dieſer Segnung geweſen wäre.

Die blühende Geſundheit der Frau von Thale begann zu welken, doch klagte ſie nicht; vielmehr ſchien dies Ermatten auch das Gefühl in ihr zu ſchwächen, wie viel ihr fehle, um glücklich zu ſein. Sie war zu edelſtolz, um die tiefe Leere ihrer ſehnenden Bruſt mit unwürdigen Liebeleien ausfüllen zu wollen, zu geiſtvoll, zu gebildet, um den einfachen Sinn an die Spiele der Eitelkeit zu hängen. So beſchäftigte ſie ſich mit leichten Handarbeiten, las, ging umher und that wohl, und begleitete ihren Gemahl auf kleinen Reiſen nach ſeinen Gütern, wo ſie ſo viel Theil an ſeinen landwirthſchaftlichen Anordnungen nahm, als ſein eiferſüchtiges Vorurtheil, ſich durch gemeinſames Berathen etwas in ſeinem gutsherrlichen und ehemänniſchen Anſehen zu vergeben, zuließ. Jede Unterhaltung mit dem ſchweigſamen Gemahl war für die junge Frau unbeſchreiblich anſtrengend, und die Einſamkeit, worin ſie die meiſte Zeit verlebte, umfing ſie dann mit erquickender Ruhe. Sie ſchweifte im Fluge der Gedanken und Wünſche in das luftige Gebiet der Phantaſie, eine bilderreiche Welt entfaltete den Zauber wechſelnder Scenen vor ihren träumenden Augen, jeder Augenblick war ein Leben — während unter ihr die Stunden in bleierner Schwerfälligkeit die Laſt der Zeit fortwälzten, und ein Tag genau dem andern glich.

Indeß ſchien es doch, als ob der Freiherr den ſittlichen Werth ſeiner jungen Gattin zu ſchätzen wüßte, wenn auch kein Ausdruck dieſer verdienten Anerkenntniß die freundliche Gefälligkeit derſelben vergalt, und er eben ſo wenig den vollen, höchſten Gehalt dieſer ſchönen Seele faſſen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit hatte ihn angezogen, und die Reinheit ihres jungfräulichen Wandels den Gedanken in ihm erregt, ſie würde als Frau einen Mann von Ehre in keine unbequeme Verlegenheit ſetzen; — ſo hatte er ſie gewählt. Eine koſtbare Perle ruhete in ſeiner Hand, doch durfte ſie nur für ihn glänzen, und er wußte keinen andern Gebrauch davon zu machen, als daß er ſie dem neidenden oder bewundernden Blicke der Welt entzog.

Die Frau von Thale machte ſehr bald die Erfahrung, daß der Strom äußerer Fülle und Wohlhabenheit keinen

Tropfen Labe in das dürſtende Herz zu leiten vermöge, und daß der geheimnißvolle Born, woraus der Menſch allein Genügen ſchöpft, nur in der Tiefe des Gemüths entſpringe. Sie erkannte ferner, daß die Vorſehung mit gleicher Liebe und weiſem Vergüten in die Entbehrung einen Genuß legte, der dem Beſitze fehlt. — Ihr Blick ſtreifte gleichgültig an den gewohnten Umgebungen hin, für die leckere Tafel mangelte ihr der geſunde Appetit, der ihr ſonſt zu ihrem eigenen Verwundern ſelbſt unter den Leiden der Liebe geblieben — und ein Gefühl wehmüthiger Sehnſucht nach etwas Unbekanntem, was ihr ſelbſt zuweilen unter dem Bilde des Todes vorſchwebte, ließ ſie oft in unbemerkter Stille Thränen vergießen.

Dieſe Empfindung ſollte befriediget werden. Frau von Thale fühlte ſich endlich guter Hoffnung, und gebahr zu Anfange ihres dritten Ehejahres ein wunderliebliches Töchterlein. Wie entzückt war die junge Mutter im Anblicke ihres Kindes! Ihr ſchönſtes Glück war zugleich auch ihre heiligſte Pflicht; die Natur hatte das Räthſel ihrer Beſtimmung gelöſet, und eine ſelige Stille verbreitete ſich über ihr ganzes Weſen.

Der Freiherr wollte, daß das Kind gleich der Mutter, Marie genannt werden ſollte; es gedieh an ihrer Bruſt, doch blieb es zart. Sein Lächeln verſetzte Frau von Thale in einen Rauſch von Wonne und Luſt, ſie vergaß alles um ſich her, ſich ſelbſt in der mütterlichen Inbrunſt, womit ſie dies Kind umfaßte.

Aber es konnte auch nicht leicht etwas Schöneres gefunden werden als die kleine Marie. Blonde Locken wallten wie ein Schein von blaſſem Golde um das kindliche Haupt, ihre Augen waren ein klarer Himmel voll Unſchuld, die kleine Roſe des Mundes athmete lächelnd die ſüßeſte Wonne der Natur — der ganze Sinn des Kindes drückte ſich engelhaft aus.

Ein alter, ehrwürdiger Prediger des Ortes, den der Freiherr hochſchätzte und zuweilen an ſeine Tafel zog, betrachtete die Gruppe zwiſchen Mutter und Kind oft mit Kopfſchütteln, und ſagte einſt, als er mit der Freifrau allein war: „Ew. Gnaden ſollten doch einmal daran denken, daß dies Engelskind ſterblich ſei. Der Menſch blühet wie eine Blume des Feldes, es wehet ein Wind darüber hin, und ſeine Stätte wird nirgends gefunden. — Was aber ſollte alsdann aus Ew. Gnaden werden?“ —

Frau von Thale ſah den Geiſtlichen ängſtlich an, und ein Schauer von Bläſſe hauchte über ihre Züge; der alte Mann aber fuhr in frommer Ruhe fort: „Das erſte Gebot lautet: Du ſollſt Gott über Alles lieben und Deinen Nächſten als Dich ſelbſt! Es iſt damit, wie mit den neun folgenden, nur auf unſere Glückſeligkeit abgeſehen. Ew. Gnaden lieben aber — verzeihen Sie dem freimüthigen Worte eines Greiſes! — das kleine Fräulein über Alles, und kein Geſetz des Herrn wird ungeſtraft übertreten. Wenn der Allmächtige die Feſſeln löſen will, womit uns das Irdiſche gefangen hält, ſo zerbricht er ihre Gewalt an der empfindlichſten Stelle, und ein ſchmerzendes Wundenmaal bleibt zurück. — Doch ich will Ew. Gnaden nicht bange machen, und das Leben der kleinen Marie, die ich ſelbſt nicht ohne Freudenthränen anſehen kann, der Obhut des himmliſchen Vaters täglich empfehlen.“

Der alte Mann hatte wie ein Prophet geſprochen, und das warnende Wort, welches heilige Furcht Gottes und die Lehre der Erfahrung ihm eingegeben, ſollte ſich als ein weiſſagendes bewähren. Die kleine Marie war vier Jahr alt, und niemals krank geweſen, als ſie ihren Eltern ſchnell entriſſen ward; die gefährlichſte Bräune machte dem ſüßen Leben ein Ende. Es wäre vergebens, den Schmerz der Mutter beſchreiben zu wollen. Mit trocknen, brennenden Augen hing ſie über dem Leichnam ihres Kindes, ein irres Lächeln zuckte um ihren Mund, ſie bewegte die heißen Lippen, als pflöge ſie ein leiſes Geſpräch mit der lebloſen Hülle, und fortwährend rieb ihre Hand das ſtarre bläuliche Aermchen, als wolle ſie ihm Lebenswärme mittheilen.

Der Freiherr, ſehr gebeugt, doch männlich gefaßt, verſuchte es, ſeiner Frau die Nothwendigkeit zu beweiſen, daß man ſich in ſolch eine traurige Schickung fügen müſſe, weil ſie nun einmal nicht zu ändern wäre; er wunderte ſich, daß dieſer Aufwand von Troſt und Vernunft ſo ganz umſonſt ſei, und rief den alten Paſtor zu Hülfe. Dieſer ſprach: „Ew. Gnaden werden ſich erinnern, daß ich Ihnen einſt ſagte, Sie möchten nicht vergeſſen daß die kleine Marie ſterblich wäre — Kinder der Art, entfalten früh die Engelsflügel; — heute rufe ich Ihnen zu: Ew. Gnaden mögen doch daran denken, daß Sie ein unſterbliches Weſen geboren haben! Mutter eines Engels ſein, welch ein erhebender Gedanke! Ihre gebeugte Seele ſchwinge ſich auf ſeinem Fittig in die Räume der Seligen! Staub ruhe bei Staube! Die liebliche Form, welche dort erkaltet liegt, wird zu Lilien und Roſen, aus den blauen Aeuglein, vom Tode gebrochen, blühet vielleicht ein Vergißmeinnicht auf — droben aber weilt und wartet unſerer in ſchönerer Geſtalt, was wir auf Erden liebend beſaßen und — beweinten. Was ich jetzt thue, weißt Du nicht, Du wirſt es aber hernach erfahren! ſpricht der Sohn Gottes, und ein Chriſt glaubt ſein ſtill und fromm der Verheißung ſeines Herrn und Meiſters.“

So drang der Geiſtliche mit der Stimme der Religion an dies gepreßte Herz, und ihre rührende Kraft löſete den Krampf der Verzweiflung in Thränen auf: ſie floſſen fortan unverſiegbar, und Frau von Thale ſchien in dieſen Ergüſſen ihres mütterlichen Schmerzes hinzuſchwinden, gleich einer Undine. Sie ward immer bleicher, immer ſchattenähnlicher. So oft ſie allein ſein konnte, ſchlich ſie nach der Kinderſtube; dort lag und ſtand noch alles, wie Marie es verlaſſen, als die jähe Krankheit ſie fortriß in das dunkle Grab. Hier ſuchte die arme, betrübte Mutter ihr Kind in der kleinen, freundlichen Welt ſeiner Spiele; aber ſie fand nur Nahrung für ihren Gram. Doch als ſie eines Tages dem Paſtor erzählte, daß ihr in der verwichenen Nacht die Kleine zum erſten Male im Traume erſchienen ſei, und verklärten Angeſichts zu ihr geſagt habe: „Was weinſt Du, Mutter? Siehe, mir iſt recht wohl!“ Da ermahnte der Greis die Dame, dies tröſtende Geſicht zu beherzigen, und die ſelige Ruhe des Kindes hinfort nicht mehr zu ſtören.

Die Schrecken des Krieges im Jahre Dreizehn weckten endlich dies erſtorbene Gemuth für die große Sache des Lebens. Der Freiherr war ſchon längſt in ernſten Sorgen um die Dinge, die da kommen ſollten, geweſen. Er traf beſonnene Anſtalten auf ſeinen Gütern, bevollmächtigte ſeine Amtleute und Verwalter für die ſchlimmſten Fälle der Gefahr, und ſchickte ſich zur Flucht an, als der Krieg ſich der Gegend zu nähern ſchien, die ſeine Beſitzungen umfaßte.

Die aufregenden Ereigniſſe jener Epoche wirkten wohlthätig auf die geiſtige Erſchlaffung der Frau von Thale, während der Gebrauch eines ſtärkenden Bades ihre körperlichen Kräfte hob. Ihre Nerven ſchauderten bei den blutigen Scenen, die jedes Zeitungsblatt berichtete, der Badeort wimmelte von verſtümmelten und kranken Officieren, jeder Tag bot neue Anzeigen und Anblicke des Jammers dar, und forderte das menſchliche Gefühl zu einem Tribut der Theilnahme auf.

Frau von Thale erhob endlich das Auge mit Reue und Scham zu dem Unerforſchlichen, daß ſie zu einer Zeit, wo der Tod ein furchtbares Opferfeſt in dem Raume einer halben Welt feiere und die Blüthe der deutſchen Nation für die göttliche Idee der Freiheit fiel — das zarte Blümlein ihres Herzens nur mit murrendem Widerſtreben dargebracht hätte. Sie verglich das Schickſal von tauſend Müttern des Vaterlandes mit dem ihrigen, und ſie mußte ſich eingeſtehen, daß dies dagegen beneidenswerth wäre. So zog die Stille der Ergebung allmählich in ihre grambewegte Bruſt ein, und die Hoffnung, ihr geliebtes Kind einſt in der Ewigkeit wiederzufinden, miſchte ſich unmerklich mit einer leiſeerwachenden Empfänglichkeit fü[illegible]en Reiz dieſes Lebens. —

Der Herbſt war ſchon weit vorgerückt, und die Badegäſte, meiſtentheils Flüchtlinge, welche Furcht, Nothwendigkeit oder auch Gefallen an den Vergnugungen des Aufenthaltes weit über die gewöhnliche Dauer der Badezeit dort feſtgehalten, fingen an ſich zu verlieren. Auch der Freiherr faßte den Entſchluß zur Rückreiſe, da Briefe aus der Heimath ſeine Rückkehr dringend erheiſchten. Zwar waren dieſe Berichte nicht danach, die bange Sorge um das verlaſſene Eigenthum und das Ergehen der Seinigen zu beruhigen, oder der Sehnſucht, daheim zu ſein, Flügel froher Erwartungen zu geben; aber fort mußte er doch. Einige ſeiner Güter lagen in Aſche, die Schlöſſer waren geplündert, die Ernten verwüſtet oder in Feuer aufgegangen, die Unterthanen Bettler — und das wilde Heer wiete weiter in die zitternde Ferne, die Spuren grauſer Verheerungen hinter ſich laſſend.

Am Abend vor der Abreiſe des Freiherrn und ſeiner Gemahlin ward ein Declamatorium angekündiget, das eine Schauſpielerin mit ihren beiden Kindern zum Beſten einer Unglücklichen geben wollte, die als Wittwe eines gefallenen Kriegers, im erſten Wochenbette ſchwer krank und von Mitteln entblößt, daniederlag.

Die Schauſpielerfrau, von geachtetem Rufe und Mutter zweier liebenswerthen Mädchen, welche die Freude und Bewunderung der Badegeſellſchaft geweſen waren, verſtand es, ihrem ſchönen, wohlthätigen Gefühl eine begeiſterte Theilnahme zu erwecken. Als der Abend kam und Alles ſich im Saale verſammelte, wo die Vorſtellung Statt haben ſollte, rieſelte manches Gold- und ſchwere Silberſtück auf den bedeckten Teller, welchen die edle Künſtlerin ſelbſt hielt. Die Stücke des Vortrags waren gut und ſinnvoll gewählt. Wenn die Mutter zu rauſchendem Beifall hinriß und ihre ältere Tochter, neun Jahr alt, durch eine Anmuth entzückte, worin das Weſen der Kindlichkeit ſich mit den erſten Ahnungen der Kunſt miſchte, ſo brach die jüngere die Blüthe des Lorbers. Sie ſprach den Chriſtabend von Kind. Der rührende Geiſt dieſes Gedichts, ſehr angemeſſen einer Zeit, wo das ſchwere Verhängniß des Waiſenhums tauſend Unſchuldige traf — der innige, ſeelenvolle Ton des kleinen Mädchens ergriff alle Herzen. Die Freifrau ſchwamm in Thränen, ſelbſt ihr kälterer Gemahl ſchien bewegt. Als die Kleine zu den Schlußworten kam: „Denn Gott verläßt die Seinen nicht!“ ſäuſelte ein leiſes Schluchzen durch die feiernde Stille der Verſammlung, keine Hand regte ſich zu ſtörendem Beifall — aber in jeder Bruſt wallte mehr oder minder ein Gefühl der Rührung.

Frau von Thale nahm einen tiefen Eindruck mit hinweg. Sie ſaß den folgenden Tag im Wagen und blickte nachdenkend in das herbſtliche Farbenſpiel der Wälder und Fluren; die Glocken der Heerden, welche auf den Stoppeln weideten, läuteten Empfindungen der Sehnſucht in ihrem Buſen wach, worin die geſtrigen Verſe wiedertönten.

Der Freiherr ſchlief an ihrer Seite, er hatte bis ſpät in die Nacht am L'hombretiſche aushalten müſſen, und holte nunmehr die verkürzte Ruhe nach. Seiner Gattin war dies recht, ſo konnte ſie ſich ungeſtört ihren Gedanken überlaſſen.

Am Nachmittage hielten ſie vor einer ländlichen Poſthalterei, wo die Pferde gewechſelt werden ſollten. Niemand kam ihre Befehle zu empfangen; die Thüren ſtanden weit offen, der Hausraum war leer, doch erfüllt mit einem ſtarken Wachholderdampfe, als wie man bei Leichen anzuwenden pflegt, und dieſer bange Geruch umzog die fremde Equipage, und entſchuldigte durch die Vermuthung eines Sterbefalles die Säumniß der Expedition.

Endlich erſchien die Poſthalterin, eine hübſche Frau von jugendlichem Anſehen, aber mit verweinten Augen. Sie trat höflich grüßend an den Schlag und ſprach: „Ach, verzeihen Sie doch ja, meine gnädige Herrſchaft, daß wir Sie ſo lange warten laſſen! Wir ſind nur ein wenig verſtört einer traurigen Geſchichte wegen, die ſich bei uns ereignet hat. Mein Mann iſt ſammt unſeren Leuten zu Grabe, mit einer fremden Dame, die hier geſtorben iſt. Ich bitte alſo, daß Sie die Güte haben, ein halbes Stündchen zu verziehen, länger kann es nun wohl nicht dauern.

Wäre Ihnen indeß vielleicht eine Taſſe Kaffee gefällig, oder ſonſt etwas, ſo ſoll es gleich zu Ihren Dienſten ſein!“

Frau von Thale war ſchon ausgeſtiegen und nahm den vorgeſchlagenen Kaffee an; ihr Gemahl folgte ihr mit trägen Schritten und der Miene grämlicher Geduld, und da die Poſthalterin ſeiner Frau ein Zimmer zu ebener Erde öffnete und ſie einzutreten bat, ging er, kein Freund von weiblichem Geſchwätz — abſeits, die Wirthſchaftsgebäude und den Garten in Augenſchein zu nehmen.

Ein Häuſchen munterer Kinder ſpielte unbekümmert um den Eintritt der Fremden in der ländlichen Stube. Viere derſelben konnten ihre Geſchwiſterlichkeit nicht verleugnen; doch das fünfte — ein Mädchen — zeichnete ſich durch auffallende Schönheit, durch einen feineren Guß der Form, durch die vornehmere Sprache vor der gemeinen Derbheit ſeiner Geſpielen aus. Die Kleine trug einen weißen Anzug, um die langen, blonden Locken war ein ſchwarzes Band geſchlungen, welches am Rande des beweglichen Köpfchens hintenüber hing. Ein Paar große, dunkelblaue Augen, die wie Kornblumen unter reifen Aehren hervorblüheten, waren von vergoſſenen Thränen leicht geröthet; allein der Mund lächelte ſchon wieder in der harmloſen Vergeßlichkeit dieſes Alters.

„Sehen Sie, meine gnädige Frau,“ ſagte die Poſthalterin; „die kleine Blonde dort mit dem ſchwarzen Bändchen — iſt das Kind der Verſtorbenen! Lieber Gott im Himmel! es ſpielt ſchon wieder ganz vergnügt, während der Sarg ſeiner Mutter noch über der offenen Grube ſchwankt! — Das ſchneidet einem in die Seele. Aber ſo iſt das Kindervolk, es vergißt im Umſehen — und eine Mutter kann nie vergeſſen!“ — Dieſe Worte erſchütterten die Freifrau;

mit naſſem Blicke fragte ſie: „Wer war die fremde Dame, welche jetzt begraben wird?“

„Ja, meine gnädige Frau,“ antwortete die Poſthalterin: „das wiſſen wir ſelbſt ſo eigentlich nicht. Ich will Ihnen jedoch erzählen — doch erlauben Sie, daß ich zuvor den Kaffee beſtelle.“

Die rüſtige Wirthin griff nach dem klirrenden Schlüſſelbunde, ſie rief die Magd an den Herd, und bald ward durch die geöffneten Thüren, welche den Luftzug einſtrömen ließen, auf daß der Leichendunſt auszöge — das Gepraſſel des Feuers und der Umtrieb der knarrenden Kaffeemühle hörbar.

Die Poſthalterin kam zurück, ſetzte ſich auf den Wunſch der Freifrau an ihre Seite, wo ſie die Kindergruppe im Auge behielten und ſprach: „Sehen Sie, meine gnädige Frau, das war nun ſo. Heute ſind es grade vierzehn Tage, wo eine junge Dame mit der ordinären Poſt hier ankam, deren Namen in der Charte als Frau von Ehrengang verzeichnet war. Sie ſah krank und zum Erbarmen elend aus, und als ſie ausſtieg, wandelte ſie eine Ohnmacht an. Ich ſelbſt drang in die arme Frau, welche ſich kaum aufrecht erhalten konnte, daß ſie eine Weile bei uns raſte, um ſich zu erholen, bis die fahrende Poſt wiederkäme, und räumte ihr mein Fremdenſtübchen ein. Sie legte ſich vom Froſt geſchüttelt, ſogleich zu Bette, und alsbald brach ein heftiges Fieber aus. Wir ließen einen Arzt rufen, der ſagte, es wäre eine Gallenkrankheit und wenig zu hoffen. Nun können Sie Sich unſern Schrecken vorſtellen! Wir wußten ja von nichts, von gar nichts! und hatten eine Sterbende und die arme Kleine da — ich will nicht ſprechen nach der üblichen Redensart, auf dem Halſe — aber doch auf dem Herzen. Ich ſaß an dem Lager der Kranken und lauſchte auf einen lichten Augenblick, daß ſie mir Auskunft geben könnte; allein ſie lag ohne Bewußtſein, die Augen nach der Höhe gerollt, und das Weiße darin war gelb, wie eine Citrone. Der Doctor behorchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihre Phantaſieen, um dem Grunde der Krankheit auf die Spur zu kommen, der, wie er ſagte, im Gemüthe zu liegen ſchien; aber dieſe irren Reden blieben ihm, wie uns, ein unheimliches Räthſel. Sie ſpielte immerwährend Schach, und rief zwiſchendurch Gott zum Zeugen ihrer Unſchuld an; es mußte ihr ein ſchweres Unrecht widerfahren ſein. Gegen das Ende wurde ſie ruhiger; aber die Schachpartie dauerte fort, und mit den Worten: Die Königin — iſt matt! verſchied ſie. —"

„Mein Mann läßt dieſen Todesfall in öffentliche Blätter rücken, die Anzeige davon iſt noch denſelben Tag zur Stadt geſendet worden, und wir erwarten nun, daß ſich Verwandte oder Bekannte der ſeligen Dame melden werden. Bis dies aber geſchieht, behalten wir den Koffer mit den Sachen der Verſtorbenen, die jedoch unſere großen Unkoſten nicht zureichend decken dürften. Um den Nachlaß da — die Poſthalterin deutete auf das kleine Mädchen — werden ſich die Erben ſchwerlich reißen, oder in einem Proceſſe anfeinden. Und es iſt ein Kind, wie ein Engel! So viele Mütter beweinen das einzige — und die kleine Marie dort wird wie ein abgeriſſenes Blatt von manchem rauhen Winde hin und her gewehet werden!" — „Marie" wiederholte die Freifrau mit leiſer, bebender Lippe „und wie alt mag die Kleine ſein?"

„Zum nächſten Chriſtfeſte vier Jahr, ſagt ſie;" erwiederte die Poſthalterin..

Wär's ein Wink vom lieben Gotte? juſt ſo alt, wie Lottchen war! flüſterte es in der Frau von

Thale, und dieſe Stimme, welche jene Strophen wiederholte, ward als eine göttliche Eingebung verſtanden. Jetzt rief man draußen nach der Poſthalterin, und Frau von Thale eilte, ihren Gemahl zu ſuchen.

Mit flehender Innigkeit und dem Bezeigen eines Vertrauens, wie es die anſpruchsloſe Frau nur ſelten gegen ihren Gemahl fähig war — umſchlang ſie ihn, und bat, daß er ihr erlauben möge, die kleine Waiſe, deren Geſchichte ſie ihm erzählte, als Pflegekind annehmen zu dürfen. Es ſei vielleicht nur für kurze Zeit, da Angehörige des Kindes ſich finden und ihr Näherrecht an daſſelbe geltend machen konnten; aber ſie wolle es darauf ankommen laſſen.

Der Freiherr ſtutzte zwar bei dieſem unerwarteten Anſinnen ſeiner Frau; allein theils gerührt von der zärtlichen Bitte, die aus einer ſcharfen Empfindung des unverſchmerzten Verluſtes hervorzugehen ſchien, theils ſtill bewogen von dem Gedanken, wie viel er um das einſame Härmen ſeiner Gattin ausgeſtanden, und daß er ſchwermüthigen Reminiſcenzen, die bei der Wiederkehr in die alten Verhältniſſe vorauszuſetzen wären, vielleicht durch ſolch ein zerſtreuendes Spielwerk begegnen könne — gab er ſeine Zuſtimmung.

Als die Pferde vorgeſpannt waren, ſaß Marie dem freiherrlichen Paare gegenüber, und warf der weinenden Poſthalterin und deren ſchluchzenden Häuflein, das den kleinen Gaſt liebgewonnen hatte, Abſchiedsküſſe zu. Marie war in der That! ein ſehr liebenswürdiges Kind und der günſtigen Aufnahme werth, die es an dem ſchönſten Herzen fand. Jeder Tag ließ Frau von Thale neue liebliche Züge in dem Weſen ihres Pfleglings erblicken, und wob ein Band der Anhänglichkeit zwiſchen beiden. Die fremde Marie nahm Beſitz von den Kleidern und Spielſachen der ſeligen, und mehr und immer mehr von der mütterlichen Liebe, welche durch die geheimnißvolle Täuſchung der Zeit das Bild des blaſſen Engels mit dem ſeiner blühenden Stellvertreterin verſchmolz. Jene tiefgeſchlagene Wunde vernarbte, wie alles in der Welt! Frau von Thale bekam keine Kinder mehr — und das angenommene, das Niemand ihr ſtreitig machte, ward ihr theuer, wie ein eigenes. Aber je mehr die Zuneigung der Dame für ihr Pflegetöchterchen wuchs, und ſie daneben die Ueberzeugung in ihr begründete, Marie müſſe aus edlem Blut entſproſſen ſein; um deſto intereſſanter wurde ihr der Wunſch, etwas über das Herkommen dieſes Kindes und die Geſchichte ſeiner Eltern erfahren zu können. Die Kleine plauderte zuweilen von einer Gräfin in B......, bei der ſie und die Mutter gelebt hätten; den Namen der Dame wußte ſie aber nicht. Von ihrem Vater ſagte ſie, er wäre erſchoſſen — Frau von Thale vermuthete, zu Anfange des Krieges — und auf alle Fragen, hinſichtlich der Lage ſeiner Wittwe, hatte Marie nur die einfache Antwort: Daß Mütterchen ſtets viel geweint, zuletzt am meiſten. — Dies war denn freilich viel zu wenig, um Licht auf ein dunkles Schickſal zu werfen, das keine menſchliche Seele zu kümmern ſchien. Das Daſein der Frau von Ehrengang, die vielleicht in trüber Verborgenheit gelebt hatte, war erloſchen, ohne daß es bemerkt worden, und ſogar dieſer vergeſſene Name verklang, da die heranwachſende Marie bei vorkommenden Fällen, mit dem ihrer Pflegeeltern angeredet ward. Gegen ſolch eine zufällige, oder gelegentliche Adoption wendete das Phlegma des Freiherrn nichts ein: doch zu einer rechtskräftigen, wie ſelbige das Anliegen ſeiner Gattin war, ließ er ſich nimmermehr bewegen.

Dreizehn Jahre waren ſeitdem vergangen, und Mariens

Schönheit hatte ſich in reizender Blüthe entfaltet, indeß Frau von Thale nur noch durch den Ausdruck der ſanfteſten Seelenmilde anziehend war. Da ſtarb der Freiherr und hinterließ ſeiner Gemahlin ein bares Vermögen, das ihr eine ſtandesmäßige Subſiſtenz ſicherte; doch die Güter fielen nach alten Familienverträgen einem Erben von der Seitenlinie dieſes Hauſes zu.

Frau von Thale fühlte ſich ſehr angegriffen; die Krankheit ihres Gemahls war von langer Dauer und einer Art geweſen, welche die ganze geſammelte Kraft und Standhaftigkeit ſeiner ehlichen Pflegerin erſchöpfte — ſein Sterben endlich, die bange Oede hinterher, die rohe Beſitznahme des Erben von der Stätte, worin, fühlbar für die Trauer der Seinen, noch der Schatten des Erblaſſers verweilte —, dies alles machte Frau von Thale geneigt, den Vorſchlag des Arztes anzunehmen, der darauf drang, daß ſie ſich ſo bald als möglich von hier entferne und zerſtreuend erhole.

Ueberdies mußte ein Lebensplan für die Zukunft entworfen werden. Beinahe zwanzig Jahre ihrer Verheirathung, die Frau von Thale unausgeſetzt auf dem Lande zugebracht, hatten ſie an den einſamen Umgang mit ſich ſelbſt, und an den ſtillen Genuß der Natur ſo gewöhnt, daß ſie oft meinte, ſich nimmer wieder der Stadt befreunden zu können; und jetzt lenkte der große Geiſt, welcher die Schickſale der Menſchen nach heiligen Endzwecken leitet, ihren Sinn auf den Gedanken, daß es doch wohl gut wäre, ſie lebe künftig in der Welt, deren Kenntniß und geſellige Sitte der ſchüchternen Marie noch ſo ganz und gar fehle. So ward denn beſchloſſen, daß Frau von Thale mit ihrer Pflegetochter die Sommermonate über in jenes Bad gehen, wo die Erſtere einſt mit ihrem verſtorbenen Gemahle geweſen, dann auf kurze

Zeit nach dem Gute zurückkehren, um den Abzug zu ordnen, in der Mitte des Herbſtes es verlaſſen und B..... zu ihrem Aufenthalte wählen wollte. Marie freuete ſich auf die Neuheit ihrer ſtädtiſchen Erfahrungen, und auch Frau von Thale, ungeachtet allen geſelligen Vergnügungen ganz entwöhnt und für die rauſchenderen dieſer Gattung durch ein ſtilles Gemüth, wie durch eine beſchauliche Sinnesart nicht geeignet, ward von einem ahnungsvollen Hoffen ergriffen, wenn ſie der künftigen Tage gedachte.

Frau von Thale fand den Badeort ungemein verſchönert, und ein Logis, welches ihrem wähligſten Wunſche entſprach. Eine alte Gräfin, die um eine halbe Woche früher angekommen war, wohnte mit ihr in demſelben Flügel des palaſtähnlichen Hauſes. Es war die Wittwe eines weiland vornehmen Staatsbeamten, welche in dem Rufe launenhafter Wunderlichkeiten ſtand. Dieſe Fama war ihr vorausgeeilt, und hatte unter andern auch von der Grille erzählt, daß die Dame ſich ungern mit dem hohen Titel ihres verſtorbenen Würden- und Kreuzträgers anreden höre, und daß dem, der höflicher Sitte nach gegen dieſe Seltſamkeit unwiſſentlich anſtoße, ihre Gunſt auf immer verſchüttet ſei.

Die Nähe dieſes Zuſammenſeins, welches unausweichbare Berührungen hervorbringen mußte, ließ es Frau von Thale als eine Pflicht guter Lebensart erkennen, der Gräfin Vließ, die ihres Reichthums wegen nur das goldne Vließ genannt ward — einen Beſuch zu machen.

Die alte Dame, auf deren perſönlichem Weſen und Umgebungen noch ein ſchwacher Abglanz jener Zeit ruhete, wo ſie als die Frau eines Mannes von weit verbreitetem Einfluſſe im Schimmer der Größe gelebt, obgleich ſein Grab ſchon lange, lange! in tiefem Schatten ſtand, und die Sonne der königlichen Huld andere Höhen beſtrahlte, — nahm die Artigkeit der Hausgenoſſin ſehr wohl und mit der einladenden Bitte auf, gute Nachbarſchaft zu halten. Die Gräfin war im Beſitze des Geheimniſſes, imponiren zu können, und Frau von Thale, durch ihr Verhältniß zu dem älteren Gemahl an Gefühle des Reſpects und der Unterordnung gewöhnt, befriedigte durch ein Betragen, deſſen Anſtand den Charakter der Beſcheidenheit trug, die ſtolzen Forderungen der Alten.

Nur Marie ging, ſeit ſie die Gräfin geſehen, ſinnig umher, und horchte jedem gewogenen Worte ihrer bläulichen Lippe in ſo lauſchender Spannung, als ſolle ein delphiſches Orakel ihr die Räthſel des Lebens offenbaren.

Dieſer Umgang ward nun fortgeſetzt, obſchon er keineswegs ein paſſender genannt werden konnte; doch darauf iſt es ja auch bei den leichten und loſen Verknüpfungen der Badebekanntſchaften kaum abgeſehen. Die Gelegenheit webt und ſchürzt die Fäden ſolch flüchtiger Vereine, welche dann mit dem Sommer davon flattern; nur ſelten daß hier oder da ein Geſpinnſt feſteren Stoffes ſich zu einem dauernden Bande ſchlingt.

Frau von Thale konnte vorerſt nur ahnen, daß die Gräfin hinter dem feinen, glatten Firniß der Weltklugheit ein Gemüth verberge, worin die ſchwärzeſten Leidenſchaften wühlten, als: Geiz und Neid, Haß und Stolz, Schadenfreude, und rachſüchtige Tücke; manche gute Eigenſchaften hingegen, welche offener lagen, veranlaßten die mildſelige Frau zu dem gemäßigten Urtheile, daß die Gräfin nur richtig aufgefaßt und behandelt werden müſſe, um ſie von ſchätzenswerthen Seiten kennen zu lernen.

Marie äußerte ſich wenig über die Dame, obgleich die

Gräfin ſich viel mit ihr zu ſchaffen machte. Die liebreizende Geſtalt des jungen Mädchens ſtand, gleich einer Grazie, in grauen Flor gehüllt vor den blöden Augen der Matrone, und auch der Wohllaut dieſer unwiderſtehlichen Stimme wurde oft von einer beklemmenden Aengſtlichkeit unterdrückt; aber dennoch ward Marie von einem ſeltſamen Zuge in den Kreis geführt, welchen die Gegenwart der Gräfin umſchrieb, und darin feſtgehalten.

Frau von Thale bemerkte dieſen Hang ihrer Pflegetochter, und begnügte ſich, ihn aus dem Reize der Neuheit, aus der gebietenden Superiorität, womit die alte Dame die Beſuche des ſchüchternen Mädchens bittend forderte, und endlich aus der ſchmeichelhaften Güte zu erklären, welche die Gräfin für Marie an den Tag legte. Weniger fiel ihr auf, daß Marie ſeit ihrer Ankunft im Bade, merklich ſtiller geworden wäre, und daß der heitere, unbefangene Sinn des Mädchens ſich in ein grübelndes Nachdenken verloren hätte.

Faſt unbewußt daran gewöhnt, Marie für ihre Tochter auszugeben, hatte Frau von Thale ſie auch ſolche der Gräfin Bließ vorgeſtellt, und als Frau und Fräulein von Thale ſtanden Beider Namen in der Badeliſte. Früher hatte Frau von Thale damit Erörterungen gegen Fremde zu vermeiden geſucht, die ihr mehr um des Kindes willen, als ihrer ſelbſt, ſchmerzlich waren — und ſo ließ die liebende Schwachheit der mütterlichen Frau jenen Irrthum einſchleichen und verjähren.

Sobald Frau von Thale das erſte Wort von ihrem Entſchluſſe fallen ließ, künftig in B..... leben zu wollen, bot ihr die Gräfin das leerſtehende, zweite Stockwerk ihres großen Hauſes daſelbſt zur Miethe an, und Frau von Thale mußte ſich für dieſe Zuvorkommenheit verpflichtet erkennen.

Man trennte ſich endlich mit gegenſeitigen Verſicherungen des Dankes und der Freundſchaft, und erfreuet durch die Ausſicht auf eine baldige Wiedervereinigung.

Nach einem wehmüthigen Abſchiede von dem Orte, der ſie eine lange Reihe Jahre unter den Schutz der Einſamkeit vor den Stürmen der Welt geſtellt hatte, reiſ'te Frau von Thale mit Marie nach B..... ab, und ward von der Gräſin mit unveränderter Geſinnung empfangen.

Die Hausgenoſſenſchaft richtete ſich nun in das möglichſtbeſte Verhältniß ein, die getümmelvolle Stadt ſprach doch den ländlichen Geſchmack der beiden Damen mit mancher Annehmlichkeit an, und täuſchte durch ihr gedrängtes, buntes Leben über die öde Trauer der ſpätherbſtlichen Jahreszeit, was beſonders wohlthuend auf Frau von Thale wirkte, die ſtets einen ſehnſüchtigen Zug empfunden, wenn ſie die Vögel frei und froh dem Winter entfliehen ſah, und der ſtarre, goldne Käfig ihres Schloſſes ſie gefangen hielt.

Marie hingegen war unwohl und ein wenig blaß geworden; ihre Pflegemutter erklärte daher das ſtillere Weſen des Mädchens aus dieſem leidenden Zuſtande. Eines Abends, als eine Lieblings-Oper der Frau von Thale gegeben ward, auf deren Genuß ſie ſich lange vorher gefreuet hatte, bekam Marie wieder einen leichten Anfall von Fieber, das bereits länger ausgeblieben war, und ihre mütterliche Freundin wollte, beſorgt um das geliebte Kind, den vorgefahrenen Wagen abbeſtellen laſſen. Aber Marie drang bittend darauf, daß die gütige Mutter ſich dieſes Vergnügens nicht beraube, ſie verleugnete ihr Uebelbefinden ſo viel als möglich, und Frau von Thale mußte endlich nachgeben. Doch Marie erſchrak nicht wenig, als ſie die Heimkehrende anſichtig ward. Frau von Thale ſah bleich aus, wie ein marmornes Bild, ihr Buſen flog — ihre Hände konnten vor Zittern die Schleife des Mantels nicht löſen. Auf Mariens ängſtliche Frage ſagte ſie, ein Freudenſchreck wäre ihr in die Glieder geſchlagen, ſie hätte einen Jugendfreund wieder gefunden.

„Gott! wie doch alles ſich ändert!" ſetzte Frau von Thale jenem erklärenden Berichte hinzu, und die Idee des Wandels und Wechſels aller Dinge ſchien heftig gegen ein ſtetes Gefühl in ihr anzukämpfen. Mit weithinſchauenden Augen fuhr ſie während des Auskleidens fort: „Ein blutarmer Lieutenant" — Frau von Thale hielt inne — eine Schlinge hatte ſich verzogen — ein brennender Purpur übergoß Mariens Wangen, ihr Blick hing höchſtgeſpannt am zögernden Munde der Mutter, bis dieſe weiter ſprach, „ſchied der edle Troubert einſt von mir. An ſeinem Glücke verzweifelnd, weil er mich aufgeben mußte, war, wie er ſagte, mein Bild, das er im Herzen trug, ſein höchſter Beſitz, ſein letzter Troſt — während der Wunſch meiner Mutter mich einem herberen Looſe, als dem Entſagen, weihete. Ich mußte einem Anderen angehören, als dem, den meine Seele liebte! — Ach, das iſt ſchwer, Marie! ſehr ſchwer! und Gott behüte Dich davor! Doch darf ich ſagen, ich habe meine Pflicht treu erfüllt. Und heute ſah ich Troubert wieder! und wie! Er war in einer Loge, dicht neben der meinigen; ich hörte den Ton ſeiner Stimme, ſein frohes Lachen, ſeinen feinen Scherz mit einer jungen Dame —, und es war mir, als läge ich im tiefen Grabe der Vergangenheit, ohne ſchlafen, ohne vergeſſen zu können, und die Lebendigen trieben Kurzweil in ſeiner düſteren Nähe. Der Vorhang rauſchte herab, ich ließ den Schleier fallen, aber nicht früh genug, um dem erkennenden Blicke Troubert's die veränderte Freundin zu entziehen. Ich ſah deutlich, wie er zuſammenſchrak! Er ſtürmte nach der Thür — durchbrach das Gedränge und ſtand vor mir, als ich den Fuß auf den Wagentritt ſetzen wollte. Die hohe, ſchöne Figur hatte nur durch männliche Würde gewonnen; die Generals-Feder lief um ſeinen Hut, die breite Bruſt war bedeckt von ſchimmernden Orden, der blaſſe Mondſtrahl ſpiegelte ſich in dem kleinen ruſſiſchen Ehrenbilde der Sanct Anna, und webte bleich und geiſterhaft um meine verblühete Geſtalt, die ich ſonſt in der innerſten Tiefe dieſer belohnten Stelle geherrſcht hatte. — Wir wechſelten einige unzuſammenhängende Worte der Ueberraſchung, des Erſtaunens, ich möchte ſagen der Freude — und morgen wird der General mich beſuchen."

Marie hatte dieſer lebhaften Erzählung ihrer Pflegemutter mit einem antheilvollen Intereſſe zugehört; doch zog eine leiſe Säure dabei ihre reinen Gefühle ein wenig zuſammen.

Die Jugend empfindet alle Leidenſchaftlichkeit des Herzens nur als ihr alleiniges Vorrecht, und die Achtung für ältere Perſonen wird einzig durch den Begriff der Ruhe bedingt, die ſie in ihnen vorausſetzt; erhaben über Wallungen des Gemüths muß ſein, wem ſie vertrauen will! Dies gilt ausſchließend von den Müttern. O, wie heilig ſollte eine Mutter die Stille der Seele bewahren, wodurch ſie die Gottheit ihres jungfräulichen Kindes wird! —

Töchter mögen es wohl, daß ſie von ihren Müttern verſtanden werden in Empfindungen, die zu zart ſelbſt für das innigſte, hingebendſte Vertrauen ſind: aber kein gleichzeitiges Gefühl müſſe jemals die Mutter der Tochter verſchwiſtern, während es die letztere verwaiſet. Das Idol der Mütterlichkeit ſinkt herab von ſeiner leuchtenden Höhe, das kindliche Herz erblickt trauernd kleine Flecken und Mängel, wo es bewundern wollte — und in der Erkenntniß der weiblichen Schwäche erliſcht der heilige Trieb, jenem Vorbilde in reinſter Tugend nachzuahmen.

Marie hatte eine üble Nacht gehabt, und Frau von Thale nicht beſſer geſchlafen. Sie wendete das Auge ängſtlich von dem Spiegel ab, der ihr ein blaſſes, übernächtiges Bild zeigte, und verweilte doch länger als gewöhnlich vor ihm. Auch Marie machte heute eine ſo ſorgfältige Toilette, als ihr bei dem abſpannenden Gefühle ihrer Mattigkeit nur immer möglich war; ein zarter Tact des Schicklichen ließ ſie den Freund ihrer Mutter alſo ehren, und ein geheimes Etwas in ihrem verſchwiegenen Herzen machte den General ihr ſelbſt bedeutend und ſolcher achtungsvollen Berückſichtigung werth.

Als Marie angekleidet in das Cabinet der Frau von Thale trat, die ganz gegen ihre Gewohnheit, nur die möglichſt kürzeſte Zeit auf die läſtige Mühe des Anziehens zu wenden, nicht fertig mit ſich werden konnte, — ſah dieſe, ihr liebes Mädchen, das der mütterlichen Eitelkeit ſonſt immer nicht geſchmückt genug war, mit einem Blicke an, worin ſich mehr **Betroffenheit** als **Freude** malte. Marie war wirklich blendend ſchön! Ein leichter Anflug von Fieber, nur eben ſtark genug, ihre feinen Wangen höher zu röthen und den milden Augen einen ſtrahlenderen Glanz zu verleihen, gab zugleich der leidenden Sanftheit ihres Weſens mehr Handlung, und regte alle ruhenden Grazien der Rede und des Geberdenſpiels in ihr auf.

Das faltenreiche Morgenkleid, rein wie friſcher Schnee, umfloß den ſchlanken, jungfräulichen Leib und ſchmiegte ſich an die weichen Formen, welche die gedrungene Fülle einer kaum erſchloſſenen Blüthe verriethen, indeß ein artiges Häubchen, tiefſchattend über der Locken dunkles Braun gezogen, die kränkliche Unluſt andeutete, den Reichthum dieſes wunderſchönen Haares in künſtlicher Ordnung zu enthüllen, ſo wie die veilchenblaue Schleife daran die leuchtende Weiße des Halſes erhob und für einen Geſchmack ſprach, der kein Gefallen an dem Prunke brennender Farben finde. Dies Häubchen nun, ſo wie die beſcheidene Wahl des Bandes, womit es zugebunden war, und die züchtige Verſchloſſenheit dieſes Anzugs überhaupt lieh der Erſcheinung Mariens etwas Frauenhaftes, das jedoch bei der Jugendlichkeit ihrer Geſtalt und Farben dem volleſten Frühlingsreize der Schönheit nur eine leiſe, anziehende Kraft mehr gab. —

Frau von Thale fühlte ſehr fein, ihr Nervenſpiel war heute überdies in erhöheter Stimmung; ſo erröthete ſie, als wie im Wiederſcheine ihres purpurfarbigen Kleides, da ſie den erſten Blick auf Marie warf. Sie empfand zum erſten Male einen Contraſt zwiſchen ſich und ihrer Pflegetochter, der ſie beſchämte; es war ihr noch nie eingefallen, ſolch eine Parallele zu ziehen — weil früher niemals ihre Anſprüche gleichen Standpunct mit Mariens jugendlichen Rechten eingenommen hatten. Die Roſe ihrer Wangen war entblättert, das Feuer ihrer Augen in mancher ſtillen Thräne erloſchen; — nur der Mund hatte ſein liebliches Lächeln, die Perlen ſeiner Zähne, das reine, wohllautende Metall der Stimme noch, die ſo tief ins Herz drang und auch das härteſte rührte.

Frau von Thale ſetzte ſich zu dem Empfange ihres Beſuchs zurecht, Marie arbeitete ſchweigend in ruhiger Erwartung. Das Geſpräch waltete kurz, abgeriſſen — weil die Seele der Erſteren dem Gaſte entgegeneilte, und Marie dieſer errathenen Aufmerkſamkeit nicht ſtörend werden wollte.

Frau von Thale lauſchte, wenn ein Gang auf dem untern Vorſaale, ein Schritt auf der Treppe hörbar ward, der Schlag ihres Herzens ſtürmte dann; — aber immer war es nur blinder Lärm geweſen.

Jetzt ging der Zeiger der Uhr ſtark auf die Mittagsſtunde los, und trotz der peinlichen Länge dieſes Morgens glaubte Frau von Thale doch, er wäre wohl nie ſo ſchnell vorgerückt. Sie ſprach keine Silbe mehr, und der Gedanke trat finſter vor ihren Geiſt, den Freund müſſe eben keine heftige Sehnſucht antreiben, ſein Verſprechen zu erfüllen, ſonſt würde er wohl früher gekommen ſein, wenn er ja noch käme, — da eilte ein raſcher Schritt die Stiege hinan, der Bediente meldete den General, er eilte in das Zimmer. Sein flammendes Auge blitzte der bleichen, zitternden Freundin zu, und ſtutzte, als es an deren Seite ein wenig nachſtehend — Marie gewahrte, die ſich in ſcheuer Verlegenheit ſehr tief verbeugte. Der Blick des Generals blieb einige Secunden in fraglicher Bewunderung auf dieſer holden Geſtalt ruhen, und wenn es auch die flüchtigſte Vernachläſſigung war, womit ſeine überraſchte Neugier das Vorrecht alter Liebe kränkte, ſo ward ſie von Frau von Thale doch empfunden.

„Meine Pflegetochter, Marie von Ehrengang, Herr General!“ ſagte ſie, und die Miene des Generals lichtete ſich noch mehr; aber das ungewohnte Wort und der fremde Ton, womit es ausgeſprochen ward, hatte ſcharf in das Ohr und Herz der armen Marie geſchnitten.

Das Geſpräch, welches ſich zwiſchen dem General und der Frau von Thale nun mit zudringendem Stoffe anknüpfte, ſchloß Mariens Theilnehmen aus, ein Gefühl der Weiblichkeit ließ ſie errathen, daß ihre Gegenwart hier überflüſſig wäre — und ſo ſchlich ſie nach einer Weile davon, überzeugt, Frau von Thale werde dieſen Verſtoß gegen die gaſtliche Sitte kaum im Ernſte rügen.

Sie ging ihrem Zimmer zu und war ſeiner Einſamkeit froh. Ein Strom von Thränen rann aus ihren Augen, ſie kam ſich ſo verlaſſen vor und fühlte ſich — vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben — eine Waiſe!

Es ſchlug bereits zwei Uhr, als ſie den General erſt fortgehen hörte. Frau von Thale kam ſogleich, um zu ſehen, wo ihr Töchterchen geblieben; ſie fragte beſorgt, ob Marie ſchlimmer geworden wäre, da ſie ſich entfernt hätte. Dieſe zärtliche Theilnahme, in ungewöhnlicher Aufregung geäußert, ließ Marie heute kühl, da ſie ſonſt jeden Beweis der Liebe ihrer Pflegemutter mit glühender Innigkeit aufzunehmen und zu erwiedern pflegte.

Man ſetzte ſich endlich zu Tiſche, Frau von Thale berührte das Eſſen kaum — auch Marie war der Appetit vergangen. Nach aufgehobener Tafel verſchloß Frau von Thale ſich in ihr Cabinet, und Marie ging zu der Gräfin hinunter, eine Partie Schach mit ihr zu ſpielen. Dies geſchah in der Regel täglich; die Gräfin war eine leidenſchaftliche Schachſpielerin und ſchien großes Gefallen an dem jungen Mädchen zu finden, das durch eine gleiche Neigung des verſtorbenen Freiherrn wohlgeübt in dieſem ſcharfſinnigen Spiele war und ſeine Fertigkeit nur kindlich beſcheiden geltend machte.

Die Gräfin war unpäßlich, ſie litt an Rückenſchmerzen, worüber ſie öfters klagte, und die Langeweile dieſes ſchmerzlichen Zuſtandes, wie das müßige Feſtſitzen im Lehnſtuhle, hatte ſie Mariens verzögertem Kommen mit Ungeduld entgegenſehen laſſen. Marie entſchuldigte ſich, daß dieſen Morgen ein Beſuch ſie abgehalten, zur Frühpartie zu erſcheinen;

allein ſie nannte die Perſon nicht, weil ſie die Frageluſt ihrer alten Gönnerin, und mehr noch deren Combinationsgabe ſcheuete. —

Nach einem kurzen Zwiegeſpräche ſchritt man zum Werke, und die Gräfin befahl dem Bedienten, welcher den Kaffee ſervirte, das Schachbrett herbeizulangen. Der Menſch gehorchte, doch eine unvorſichtige Bewegung — und die Schachtel entglitt der zuckenden Hand, und der feingedrechſelte Inhalt von amerikaniſchem Holze praſſelte in wirrer Zerſtreuung zu Boden. Die Gräfin fuhr erſchrocken in die Höhe und hielt ſich das Kreuz mit beiden Händen wieder. Marie ſprang behende hinzu, den Unfall zu überſehen. Nur eine Figur war entzwei, die andern ſämmtlich ohne Schaden.

„Es iſt wohl alles in Granatſtücken, liebes Fräulein?" fragte die Gräfin, deren blödſichtiges Auge nicht bis zu dieſer kleinen Niederlage reichte, mit vorwurfsvollem Tone; „der Ungeſchick iſt doch wirklich ſein leiblicher Vetter! Wenn Er ſich künftig nicht beſſer in Acht nehmen lernt" —

„Nur die eine Königin iſt zerbrochen und wird ſich vielleicht herſtellen laſſen;" unterbrach Marie mit begütigender Stimme dieſe Strafpredigt.

„Die Königin?" wiederholte die ſchmälerde Dame und gebot dem erſchrockenen Diener: „Nun, ſo trage Er ſie zum Drechsler, ob ihr zu helfen ſei. Wir aber wollen uns eine andere ſuchen. Das iſt ſonderbar! mit Schachſpielen habe ich ein merkwürdiges Unglück — und immer ſpielt die Königin darin eine ausgezeichnete Rolle. — Wenn Sie, meine Liebe, ſo gut ſein und dort an meinen Schreibtiſch gehen wollten, in dem Fache rechter Hand — da, wo der kleine Schlüſſel ſteckt, finden ſie ein Käſtchen, das geben Sie mir einmal her, wenn ich bitten darf." Marie that, wie ihr geheißen. Die Gräfin öffnete das truhenförmige Käſtchen, von Schildpatte mit Perlmutter ausgelegt, und nahm ein in Baumwolle gebettetes Figürchen heraus, welches ſie vor Marie aufſtellte. Etwa einen halben Zoll lang, und kaum — zeigte es ſich als das niedlichſte Diminutiv der weiblichen Königswürde. Materie und Arbeit, eine Art Moſaik von edlem Geſtein, war ungemein künſtlich; die Robe von Smaragd, der Mantel in echter, voller Purpurfarbe des Amethyſten, Diadem und Gürtelband von den allerkleinſten Brillanten. Ein leiſes „Ach!“ entfloh Mariens Munde bei dem Anblicke dieſer winzigen Geſtalt, welche ſie wie ein Feentraum aus Liliput gemahnte. Es regte dieſe Form den weiblichen Puppenſinn in ihr an, bewundernd und erſtaunt weilte ihr Auge auf den netten Verhältniſſen des kleinen Kunſtwerks, der ſtarre, ſchimmernde Stoff gefiel ihrer unſchuldigen Eitelkeit — und der Hauch eines wunderſam ahnenden Gefühls ſchauerte aus den Tiefen ihrer Seele auf und machte ihren Beifall ſtumm. —

„Sagen Sie, liebe Marie,“ hob die Gräfin fragend an, „iſt dies nicht wirklich allerliebſt? Und ſolch ein ganzes Schachſpiel mit charakteriſtiſchen Figuren beſaß ich einſt! Das Schachbrett war von Rubin und Chryſopras, an jeder Ecke eine verſchiedene Allegorie, die auf den Sinn des Spiels Bezug nahm — es ſtrahlte farbig wie der Regenbogen, und ich möchte glauben, daß meine Augen bedeutend dadurch gelitten haben, denn an Gallatagen ward es gebraucht, und deren hatte ich damals viel.“ — Die Gräfin ſeufzte — und fuhr erregt fort: „O! ich darf nicht daran denken, auf welche ſchändliche Weiſe ich um dieſe Koſtbarkeit gekommen bin, die unter allem, was ich Werthvolles beſitze, mir das Liebſte war — ein theures Erbſtück von meiner ſeligen

Mutter, die es im ſiebenjährigen Kriege von einem vornehmen Officier zum Präſent erhalten hatte; wer weiß, aus welcher fürſtlichen Schatz- oder Kunſtkammer die Hände der Plünderer es geraubt! — Einen Platz im Grünen Gewölbe zu Dresden hätte es mit dem Rechte der Seltenheit einnehmen können; aber ich trug es gleichſam in meinem Herzen, und für keinen Preis wäre es mir feil geweſen. Ich hatte damals eine Perſon im Hauſe" — hier ſteigerte ſich der Gräfin Ton und Mariens Aufmerkſamkeit, „die ich um Gotteswillen aufgenommen. Sie ſpielte meiſterhaft Schach und las ſehr gut Zeitungen vor; und dieſer beiden Eigenſchaften wegen, welche mir vorzüglich ſchätzbar ſind, duldete ich ihre trübſeligen Launen, womit ſie mich häufig incommodirte. Einſtmal zeigte ich ihr dieſe prächtige Rarität, und ſie konnte ſich gar nicht ſatt daran ſehen; ich aber hatte kein Arges, denn ich traute ihr eine noble Denkungsart zu." —

„Da kam der Krieg, und Hals über Kopf flüchtete Alles vor dem Feinde, der uns auf die Ferſen trat. Man riß mich mit fort, ich mußte meine Schlüſſel in den Händen jener Perſon laſſen, die durch ihre Geläufigkeit im Franzöſiſchen, wie durch einen gewiſſen beſonnenen Muth mir nützlich zu werden verſprach. Das Schachſpiel war mein letztes Wort, ich band es ihr auf die Seele, und es war zu einem Fallſtricke für ſie geworden." —

„Als ich zurückkehrte, fand ich die beſten Piecen meines Hauſes von franzöſiſcher Einquartierung beſetzt und meinen Gelaß auf den nothwendigſten Bedarf eingeſchränkt. Vermuthlich hatte ſich die Dame, der ich die Sorge dafür anvertrauet, ein Bildchen bei der Generalität, die hier campirte, verdienen wollen. Meine Sachen waren unverſehrt, nur das

Schachſpiel vermißte ich. Sie behauptete, es einem alten Kammerdiener zur Verwahrung übergeben zu haben, der ſich auf meinen Befehl dazu berufen hätte. In der größten Verwirrung des Einpackens und Verbergens habe er es ihr an einer Treppenſtelle, die ſie ſogar mit frecher Umſtändlichkeit bezeichnete — halb mit Gewalt vom Arme genommen. Ich konnte mich nicht beſinnen, und der alte Mann war unterdeſſen am Typhus geſtorben. Sein Mund war alſo geſchloſſen für die Gegenausſage, wodurch die Lügnerin entlarvt worden wäre. Obwohl ich innerlich kochte, nahm ich mir doch Geduld und ließ überall nachſuchen, wo ich das Schachſpiel finden zu können glauben dürfte; doch es war und blieb verſchwunden.“ —

„Dieſer Verluſt nun, und der Gedanke, durch welche Schlechtigkeit ich ihn erleiden müſſe — empörte mich ſo, daß ich meinen Verdacht ohne Umſtände äußerte. Das zarte Dämchen wollte vor Alteration Krämpfe bekommen; aber ſolche Theatercoups machen auf mich keinen Effect.“

„Es kam zu einem harten Wortwechſel, und die zweideutige Geſellſchafterin verließ auf der Stelle mein Haus.“

„Wie aber, wenn ſie unſchuldig geweſen wäre?“ fragte Marie ernſten Blickes, und ihre Bruſt wallte hoch und heiß; doch hatte der Ton ihrer Stimme etwas kalt richterliches. Die Gräfin lächelte höhniſch, indem ſie antwortete: „Das iſt nicht wahrſcheinlich, mein Kind; denn in einem Wandſchranke fanden ſich einige vergeſſene Kleidungsſtücke der Dame, worunter eine Schürze, an deren Zipfel ſich die Königin hier mit der Krone eingehakt hatte. An dieſe Zeugin war nicht gedacht worden; allein ſo muß es kommen, wenn die Schuld offenbar werden ſoll!“ —

„Seitdem iſt das Figürchen bei allen Juwelieren der

Hauptſtadt herumgewandert, um die Arbeit des Schachſpiels, das doch nun auch zerriſſen iſt — anzugeben, im Falle ſich eine Spur davon fände. Aber — dies wird wohl längſt über der Grenze angebracht und ergänzt worden ſein. — Dieſe verdrießliche Geſchichte verſtimmt mich jedes Mal, und ich kann es doch nicht laſſen, ſie bei veranlaſſender Gelegenheit auf Tapet zu bringen. Alſo ſtill davon, Liebe! Wir wollen jetzt ſpielen.“ Marie ſpielte zerſtreut, und die Gräfin gewann mit der Partie beſſere Laune.

Gegen den Abend fühlte Marie ſich wieder ſo unwohl und angegriffen, daß ſie ihre Pflegemutter um Erlaubniß bat, ſie zeitig verlaſſen zu dürfen, weil ſie ſich zu Bette legen wolle. Frau von Thale konnte nicht ganz verbergen, daß ihr damit ein eigener Wunſch erfüllt werde; das Zuſammenſein von Mutter und Tochter war heute wortkarg geweſen, und eine leiſe Scheidewand zwiſchen die Seelen geſunken, welche ſonſt in den volleſten Ergüſſen der Liebe ſo gern in einander überſtrömten.

Dieſer verlebte Tag hatte Marie reichen Anlaß zum Nachdenken gegeben. War ſchon die Erſcheinung des Generals mit ihren Wirkungen auf Frau von Thale bedeutend in ſeinen kurzen Lauf getreten, ſo hatte die Erzählung der Gräfin ſie doch noch ſtärker aufgeregt. Es war ihr, als ob dieſe Geſchichte ſich wie ein dämmernder Traum, deſſen man ſich kaum zu erinnern vermag, ihrem Gedächtniſſe erneuert hätte, oder als wenn ſie einmal etwas Aehnliches erfahren, und ſich nur nicht beſinnen könne, wo? und wann? — In wunderbarer Theilnahme an dem Schickſale jener Unbekannten, welche das Schachſpiel verloren — ſchwebte ihr die unwürdige Behandlung der Gräfin gleichſam vor Augen. Das Zittern der gekränkten Ehre ergoß ſich nachempfunden durch ihre Glieder, aber ſie hielt es für ein fieberhaftes Fröſteln, und das königliche Püppchen figurirte in den phantaſtiſchen Bildern, die ein glühender Schlaf an ihrem Geiſte vorüberführte.

Auch Frau von Thale ſuchte abermals ihr Schlafzimmer, innerſter Unruhe voll. Die tiefe, einſame Stille, welche ſie hier mit leiſem Flüſtern umwebte, winkte ihr nicht, ſo wie ſonſt zu dem denkenden Genuſſe eines guten Buches, oder zur ſüßen Labe des Schlummers; der Genius dieſes verhängnißvollen Tages trat zu ihr und wiederholte das vergangene Leben des Freundes, und enthüllte ihr die Geheimniſſe der Zukunft. —

Der General war niemals verheirathet geweſen, und kein Wort ſeines Mundes deutete auf eine zweite Liebe hin, die ihm die erſte vergeſſen gemacht hätte.

Dem Kriege verdankte er ſein Emporkommen und eine Reihe der Erfahrung, die ſeltſam, aber anziehend, mit einer faſt jugendlichen Friſche des Gemüths contraſtirte.

Unter den Fahnen der Victoria hatte er einige Wunden empfangen, die das Glück ihm um leichten Preis geboten, und deren Narben ſeinem edlen Geſichte zur Ehrenzier gereichten; hingegen wollte eine tiefere Wunde ſeines Herzens nicht heilen, und die balſamiſche Zeit hatte nur ihr glühendes Weh lindern können. Dieſe leidende Stelle verbarg er behutſam, ſie wäre ihm offenbar ein Vorwurf männlicher Schwäche geweſen. —

Seit Kurzem erſt war er General und aus ſeinem entlegenen Standorte in eine noch entferntere Provinz verſetzt worden. Berufsangelegenheiten hatten ihn nach der Reſidenz geführt, und es war ungewiß, wann dieſe Geſchäfte, deren

Forderung von mannigfaltigen Umſtänden abhing, ihn wieder von hier entlaſſen würden.

Frau von Thale war, ſeitdem ſie dies alles wußte, in einer Aufregung, deren ſie ſich ſelbſt nicht mehr fähig geglaubt hätte. Jene verjährten Gefühle traten in jugendliche Kraft, die Vergangenheit ward zur Gegenwart — der weite Zeitraum zwiſchen beiden verſank. Mit einer Art von Reue und vorwurfsvoller Verwunderung dachte ſie darüber nach, wie es wohl möglich geweſen, daß ſie die Erinnerung an den einſt Geliebten zuweilen ſo lange und ſo ganz aus der Seele hätte verlieren können. — Sie mußte es ſich geſtehen, daß ſie ihr beweintes Kind noch anders, noch ſtärker als ihn geliebt, daß Bande wohlwollender und dankbarer Anhänglichkeit ſie an den Gemahl, wie an ihre Pflichten geknüpft hätten, daß die Gewohnheit ſich ſelbſt mit der Härte des ihm gebrachten Opfers verſöhnt, ihr die abgeſchiedene Lage lieb gemacht, und daß endlich die angenommene Marie ihr ein theurer Erſatz für alles früher Verlorene geworden wäre.

Bei dieſem letzteren Gedanken ward Frau von Thale von einem verrätheriſchen Gefühle überraſcht; es war ein Anflug von Unmuth über dieſe ſchönſte Handlung ihres Lebens — zwar im leiſeſten Vorüberfliehen nur, aber dennoch ſtörend. Eine menſchliche, eine weibliche Schwachheit trennte in dieſem Augenblicke, was Gottes Rath ſo weiſe zuſammengefügt hatte! — Frau von Thale zürnte mit ſich ſelbſt, durch eine freiwillige Schenkung ihrer Liebe an die verwaiſete Marie dem Rechte des vergeſſenen Freundes Eintrag gethan, und ſich für mögliche Verhältniſſe der Zukunft gebunden zu haben. Das Mädchen ſtand, eine blühende Jungfrau! ihr zur Seite, oder auch im Wege — da der einfache Gang ihres Lebens ſich wendete; der Name Mutter, den Frau von Thale dieſem kindlichen Weſen ſo gern zugeſtanden, klang jetzt wie der mahnende Ton einer ſpäten Stunde, wenn die Zeit für unſere Wünſche zu raſch vorgerückt iſt.

O! auch das reinſte Herz bleibt doch ein unergründliches Geheimniß! Frau von Thale konnte gewiß in mehr als einem Sinne vortrefflich genannt werden und für ein Muſter ihres Geſchlechts gelten; ihr klarer Verſtand, in ruhiger Würde waltend, hatte ſie ſelbſt in den Jahren der früheſten Jugend vor leidenſchaftlichen Gefahren bewahrt; ihr Gemüth, obwohl innig und warm, hatte nie ausſchweifende Gefühle genährt, ſondern die Grenzen weiblicher Gebundenheit, nach der Schnur des Schicklichen gezogen, mit zarter Scheu beachtet. Erfüllt von dem Ernſte ihrer Pflichten als Gattin und Mutter, erlaubte ſie ſich kein ſchwärmeriſches Gedankenſpiel mit dem Bilde ihrer erſten Liebe, vielmehr breitete ſie den Schleier einer abſichtlichen Vergeſſenheit über ſeine rührenden Züge, um treu ſein zu können. — Keine Eitelkeit, auch nicht die verzeihlichſte — täuſchte ſie über das Welken ihrer Blüthe, in veredeltem Grade zeigte ſich dieſe Eigenſchaft der Frauen, deren keine ganz frei davon wäre, oder auch ſein ſollte — nur als Freude an dem reizenden Entfalten Mariens; ſelbſtlos, im mütterlichſten Geiſte knüpfte ſie all ihr Hoffen, ihre träumenden Wünſche an die Zukunft des ihr ſo theuren Mädchens.

Und ein Augenblick — das Wiederſehen des Generals veränderte dies alles! Frau von Thale fühlte ſich frei und verkürzt durch die vergangenen Jahre; ſie war ſich bewußt, ihre Pflichten ſtreng erfüllt zu haben, und konnte auch für überwundene Leiden ein vergeltendes Loos erwarten.

Mit der Nähe eines aufgegebenen Glückes trat auch ihr Anſpruch von einſt in volleſter Kraft, und Marie, die kindliche Marie, in den Hintergrund ihrer Theilnahme. Alle die kleinen Schwächen der Liebe, welche um ſo ſtärker hervortreten, je feſter das Herz durch die heiße Arbeit eines vorgeruckten Lebens ſein ſollte, — als eitles Streben zu gefallen, Eiferſucht, Neid, bange Furcht, verdunkelt zu werden, entfremdeten die Mutter der Tochter, und ſtörten ein Verhältniß, das durch ſeine ſittliche Güte ausgezeichnet war und fur die Ewigkeit gebaut ſchien. Aber Gott waltet auch in der Wandelbarkeit des menſchlichen Herzens und leitet nach weiſen Zwecken die Liebe der Sterblichen! —

Wir folgen unſern eigenen Trieben, und gehorchen dennoch einem höheren Willen. Die Blüthe eines Bundes, von welcher Art er immer ſein möge — fällt ab, ſobald ſie die Furcht angeſetzt, welche für das Schickſal reifen ſoll!

Dieſe Zeit nun war für Marie und ihre bisherige Pflegemutter erſchienen, wie wenig Beide jemals daran geglaubt haben würden. Der General kam oft und blieb immer länger, und Marie fühlte ſich überflüſſig, ſobald er anweſend war. Sie bemerkte mit Schmerz, daß Frau von Thale ſelbſt dann lieber allein wäre, als mit ihr zuſammen, wenn er ſich bereits wieder entfernt hatte. Marie, unbeachtet und verſäumt, und den Mangel einer Zärtlichkeit, an die ſie ſo lange gewöhnt war, traurig empfindend, brachte nunmehr den größten Theil des Tages bei der Gräfin zu, und ward fur die duſtere Langeweile dieſer Geſellſchaft mindeſtens durch die Ueberzeugung entſchädiget, daß ihr Ausbleiben hier vermißt werden würde. Der ſchöne, weibliche Trieb, zu helfen, zu nützen, zu dienen ſogar, war ihr naturlich, und ſo hatte ſie ſich der Gräfin auf mannigfaltige

Weiſe unentbehrlich gemacht, ohne ſich dabei einer Abſicht bewußt zu ſein. Wenn auch Marie deutlich genug empfand, daß dieſe alte, vornehme Dame, eben ſo wenig eine hochachtende Liebe verdiene, als jemals von ihr empfangen könne, ſo vertrat die Stelle eines anderen, des ſtärkſten Gefühls jenen nothwendigen Vorbehalt, und der Gräfin finſterer, feindlicher Sinn, wie die pomphafte Oede, welche ſie umgab, ward bald durch eine fremde Erſcheinung für Marie mit dem Glanze des Himmels beſtrahlt, und mit tauſend leiſen, geheimnißvollen Freuden belebt.

Faſt gleichzeitig mit Frau von Thale und Marie war ein Großneffe der Gräfin Vließ, ein Lieutnant von Bodmar, in der Reſidenz angelangt, wohin er zu einem Uhlanen-Regimente aus einer andern Garniſon verſetzt worden. Dieſen jungen Mann hatte die Natur mit einem Empfehlungsbriefe ausgeſtattet, wie er nirgend dringender aus menſchlichen Zügen an die fremde, kalte Welt ergehen kann, und ſeiner einnehmenden Perſönlichkeit, ſeinen milden, gefälligen Sitten öffnete ſich jedes Herz freundlich. Nur die Gräfin empfing ihren Verwandten, der in dieſem Grade ihr einziger war — mit abſtoßender Kälte. Es hätte kaum noch des Mitleids für den Jüngling bedurft, um in Marie den Eindruck zu vertiefen, welchen ſein erſter Anblick auf ſie machte. Sie war Zeugin jener Ankunfts-Scene, und bebte vor Unwillen über den Ton, welchen ſich die Gräfin gegen den Großneffen herausnahm, und der ihn, ihrem Bedünken nach, in Gegenwart einer Unbekannten noch tiefer verletzen mußte. Aber bewundernd merkte ſie auf die einfache Sicherheit, womit der junge Officier ſich gegen die Großtante behauptete, und die ſchneidende Bosheit der Dame entwaffnete.

Marie konnte nach und nach errathen, daß die Gräfin

Bodmar's Eltern ſehr gehaßt, daß er, wenn ihr Teſtament ihn nicht willkürlich ausſchließe — ihr natürlicher Erbe ſei, und daß ſie ihn vielleicht grade deßhalb mit ſo ſcheelen Blicken anſehe.

Aber der junge Mann ſchien keinen Zug mit dem Weſen niedriger Erbſchleicher gemein zu haben, und eine edle Uneigennützigkeit war an ihm nicht zu verkennen. So lehnte er eine kleine Zulage ab, welche die Gräfin ihm anbot, wobei er ihr verſicherte, daß er hinlänglich mit ſeiner Gage auskäme, dagegen bat er ſie, ihn, wo möglich, in ihr Haus aufzunehmen, und wäre es auch nur ein Dachſtübchen, das ſie ihm einräumen könnte. — Dieſe Gunſt verweigerte die Gräfin unter einem nichtigen Vorwande, und Marie, welche gegenwärtig war, erröthete wie eine Purpurroſe.

Außer dieſem abgeſchlagenen Geſuche, über deſſen eigentlichen Grund die Gräfin vorerſt in finſterm Mißtrauen tappte, bis ihr ſpäter ein ahnendes Licht aufging — machte Lieutenant Bodmar auch nicht den kleinſten Anſpruch an ſeine reiche Großtante.

Je weniger er es nun auf irgend eine unterſtützende Hülfe von derſelben abgeſehen zu haben ſchien, um deſto unbefangner konnte er das Recht der Verwandtſchaft dahin geltend machen, daß er täglich bei ihr einſprach, und die Gräfin, welche gern Cour annahm, ließ ſich dieſe Aufmerkſamkeit gefallen. So war denn Marie beinahe eben ſo oft mit Bodmar zuſammen.

Das Gefühl, verlaſſen zu ſein, peinlich erregt durch die leidenſchaftliche Verſäumniß der Frau von Thale, der Anblick einer gegenſeitigen und glücklichen Liebe, dem die beklommene Marie nicht immer ſchnell genug entrinnen konnte — endlich das leiſe, jungfräuliche Ahnen, daß ſie der Magnet ſei, welcher den liebenswürdigen Jüngling hierher anziehe, und unter dem launenhaften Wechſel eines Benehmens von Seiten der ungnädigen Großtante, das oft bis zur Unerträglichkeit ſtieg, ausdauern laſſe, ſchloſſen Mariens unſchuldige Bruſt einer Neigung auf, welche ſich mit ſtiller Gewalt ihres ganzen Weſens bemächtigte. Sie liebte ſo heimlich, ſo ſchüchtern, ſo einzig und allein, wie ein verwaiſetes Herz zu lieben pflegt; der Zauber dieſes Gefühls band ſie an die grämliche Nähe der Gräfin, und verlieh ſelbſt den todten Figuren des Schachſpiels, wenn ſeine Hand ſie berührt, eine elektriſche Kraft. —

Zwar hatte die Gräfin gelegentlich erfahren, daß Marie nur die Pflegetochter der Frau von Thale ſei; doch da Erſtere von fremden Perſonen ſtets mit dieſem Namen angeredet ward, und ihn, einer lieben ſchonenden Gewohnheit getreu, ohne Widerſpruch annahm, ſo war die Gräfin noch immer der Meinung, Marie gehöre wirklich in die Familie der Freiherren von Thale.

Aber dennoch ſtand, nach den Begriffen der Gräfin, Marie ihrer mütterlichen Freundin, der ſie alles, nur nicht das Leben verdankte — nicht nahe genug, als daß Jene mit der Frage hätte zurückhalten ſollen, ob es wahr ſei, was ſie geſtern vernommen, daß Frau von Thale den General Troubert heirathen werde. Man ſpreche ſtark davon, und die Wahrheit dieſes Gerüchtes liege ihr um ſo näher an, als ſie hinſichtlich des Quartiers dabei intereſſirt wäre.

Marie gerieth in Verlegenheit; ſeit dieſem Morgen war es ihr ſelbſt nicht mehr zweifelhaft, daß es ſo kommen werde — allein ſie wollte das Geheimniß der Pflegemutter nicht ausſetzen, auch konnte ſie ſich irren; ſo gab ſie denn eine ausweichende Antwort.

Die Gräfin lächelte und ſprach: „Nun, rechnen Sie auf meine Discretion, liebe Marie! wir wollen den Fall einmal annehmen; dann müßte Frau von Thale in aller Eile und Geſchwindigkeit, wie eine Soldatenfrau ſie lernen muß, Namen und Wohnort wechſeln und dem General nach P....... folgen, weßhalb ſie denn ihre Mobilität ſo leicht, wie möglich, machen würde. — Was ſollte aber aus Ihnen werden, liebe Marie? Solch eine Dritte taugt in ſolch einem beginnenden Eheſtande nicht viel, und Frau von Thale wird dies unſtreitig am lebhafteſten fühlen.“ — —

Wie beſcheiden Marie auch war, den Sinn, worin die Gräfin dieſe letzteren Worte geſprochen, konnte ſie nicht mißverſtehen, da ein ſchmeichelnder Blick, der über ihre blühende Geſtalt glitt, ihm nachhalf, um deutlich zu ſein; doch Marie empfand nur mit wundem Herzen, wie es auch von Anderen bemerkt worden, daß die geliebte Pflegemutter ſie jetzt zurückſetze. Sie ſeufzte gepreßt. „Ich möchte beſſer ſagen,“ fuhr die Gräfin mit beſtrickender Güte fort, „was ſoll aus mir werden, wenn ich Sie verlöre? Ich bin ſo an Ihren Umgang gewöhnt, liebe Marie, daß ich mir kaum zutrauen darf, ihn miſſen zu können.“

Marie küßte der Gräfin die Hand, ein paar Thränen fielen auf die hageren Finger; dieſe fremde Theilnahme rührte das Mädchen tief, da es ſich von der mütterlichen Liebe verleugnet, oder doch vergeſſen glaubte — und der Gedanke an eine möglich baldige Trennung machte dies ſchwellende Herz überfließen. „Laſſen Sie mich einmal ganz aufrichtig, und ohne Blume über dieſe Angelegenheiten zuſammen ſprechen!“ redete die Gräfin weiter, „Frauen in den Jahren ihrer Pflegemutter ſind nicht ſelten auf ihre leiblichen Töchter eiferſüchtig, und wenn Frau von Thale auch zu geiſtreich iſt, um nicht in dieſer, und vielleicht manch anderen Beziehung, ungewöhnlich zu ſein, ſo iſt doch die ſpäte Verliebtheit eine Krankheit, deren fieberhafter Phantaſus auch Sinn und Seele der Vernünftigſten verwirrt und zu thörichtem Beginnen hinreißt. Ich möchte ſie dem Nervenfieber vergleichen, das ja auch die ſtärkſten Naturen am erſten überwindet, während Schwächere ſeinen Gefahren weniger ausgeſetzt ſind. — Sie, liebe Marie, ein feines artiges Kind — nun, nun, von mir dürfen Sie Sich das wohl ſagen laſſen — und der General, welcher mir, obgleich ich nur ſchwach ſehe, doch ſo ausſieht, als wenn er für die Schönheit unſeres Geſchlechts weder kurzſichtig, noch unempfindlich wäre, in ſolch einem ſubtilen Verhältniſſe, das würde nicht gut thun; glauben Sie mir, ich hätte Ihnen deßhalb einen Vorſchlag zu machen. Bleiben Sie bei mir, bis dieſe künftigen Eheleute ſich gut oder ſchlecht zuſammen eingerichtet haben, die Rückkehr zu Ihrer Pflegemutter ſteht Ihnen ja immer offen, wenn es Ihnen nicht mehr in meinem Hauſe gefallen ſollte. Und wollen Sie die Wahrheit meiner Vorausſetzungen erproben, ſo horchen Sie einmal bei Frau von Thale darauf hin, ob ſie mit dieſem Entſchluſſe zufrieden wäre; der Erfolg möge Sie dann beſtimmen.' — Die Gräfin lächelte hierbei, als wäre ſie ihrer Sache vollkommen gewiß.

Wenn auch Marie nicht umhin konnte, dieſen bewegenden Gründen eine mehr empfundene als erkannte Triftigkeit zuzugeſtehen, ſo wurde ſie doch am meiſten durch einen Hinblick auf Bodmar unterſtützt, den ſie im ablehnenden Falle ſehr bald, und wahrſcheinlich auf immer, verlaſſen müßte. — Die Ausſicht, ihm, wenn ſie bei ſeiner Großtante bliebe, noch näher als bisher zu ſtehen, und berechtigt durch dies

Verhältniß, ſeinen Umgang genießen zu können, ohne daß der leiſeſte Schritt des Entgegenkommens gegen ihre weibliche Würde geſchähe, lockte mit dem ſüßeſten Reize, und irgend eine Hoffnung, wenn auch ihr ſelbſt nicht ganz klar, aus dem Wunſche der Gräfin geſchöpft, floß wonnevoll in ihre Seele über. Sie zitterte jetzt vor der Möglichkeit, daß Frau von Thale ſie nicht von ſich laſſen werde, daß die Gräfin ſich irren könne. — Doch noch an dieſem Abend ſollte alles entſchieden werden, und die Gräfin hatte zu rechter Zeit geſprochen.

Als der General zu ſpäter Stunde Frau von Thale verließ, und Marie von der Gräfin heraufkam, zog Erſtere das Mädchen neben ſich auf einen Sitz und ſprach abgewandt: „Ich habe Dir etwas Wichtiges zu ſagen, meine liebe Marie! Die Vorſicht ließ meinen Frühling trübe vorübergehen, die Roſen der Freude blühten mir ſparſam — aber die Sonne der Liebe ſollte meinen Spätſommer aufhellen. Ich habe heute dem General mein Wort gegeben, die Seinige zu werden.“

Marie zitterte heftig. „Nun ſo ſegne Dich Gott, meine Mutter!“ ſagte ſie, von überwallenden Gefühlen hingeriſſen. „Du biſt des ſchönſten Glückes würdig — Du haſt es um mich verdient, daß es Dir wohlgehe!“

Dieſe Sprache der reinſten Dankbarkeit rührte Frau von Thale ſehr tief. Sie drückte Marie an ihre klopfende Bruſt, küßte des Mädchens Stirne und erwiederte: „Du biſt ein gutes Kind! Ich dachte es wohl, daß Du ſo denken würdeſt. — Ich aber habe einen heißen Kampf gekämpft, ehe ich dieſen Entſchluß in der Ueberzeugung faßte, er ſei des Himmels Wille. Der General ſteht in der volleſten Kraft ſeines Lebens — meine Blüthen ſind längſt gefallen;

doch, meine ich, eine Liebe, welche nach zwanzig Jahren noch ihres entzauberten Gegenſtandes begehrt, der darf man trauen, ſie war nicht an die Blume der Jugend geknüpft.“

„O meine Mutter!“ ſagte Marie, wie bittend, „ſtöre die Freude Deines Herzens doch durch keinen Scrupel! Du darfſt Deines Glückes ſicher ſein. Ein reines Bewußtſein, dieſer ewige Strahl, leuchtet aus Deinem Auge; die Wünſche der Lebenden werden Dich ſegnen, und die Schatten der Todten, die Du durch edle Werke zu Deinen Schuldnern gemacht, an der Schwelle Deines Hauſes ſchützend wachen!“

„Das gebe Gott!“ antwortete Frau von Thale, und ein leiſer Seufzer ſchlüpfte über ihre Lippe. Nach einer Pauſe hob ſie wieder an: „Es ändert ſich nun freilich viel für mich — wo nicht alles. Auf die genußreiche Ruhe, an welche ich ſo gewöhnt bin, muß ich nunmehr Verzicht leiſten. Meine künftige Lage wird, das begreife ich — Forderungen an mich machen, welche mir wenig Zeit zu dem ſtillen Umgange mit mir ſelbſt und zu meinen Lieblingsbeſchäftigungen übrig laſſen dürften; und vor dem Gedanken grauet mir ſogar, daß ich, ehe vierzehn kurze Tage vergehen, einen andern Namen führen und einer fremden Gegend zueilen muß, denn Troubert kann nicht länger hier bleiben. — Wie aber ſoll in dieſer drängenden Friſt alles Nöthige beſchickt und geleiſtet werden? Es ſcheint mir faſt unmöglich. Ich möchte an meine neue Einrichtung denken; doch die alte macht mir noch mehr Sorge. Wo ſoll ich mit all den Sachen hin? Der General will, daß ich nur das Unentbehrlichſte davon mitnehme, denn er ſelbſt iſt, ſeiner Verſicherung nach, ſehr gut möblirt und mit allem verſehen.“

Es war Marie, als ob Frau von Thale mit dieſer Erklärung, trotz dem, daß ſie in dem zutraulichen Tone früherer Zeit gegeben ward, etwas beabſichtige; ihr Name war darin ausgeſchloſſen, und kein Wort verrieth, daß ihrer, als einer unzertrennlichen Gefährtin der bräutlichen Pflegemutter gedacht werde. Vielmehr wollte ein leiſes, ihr eingeflößtes Mißtrauen ſie überreden, daß der Inbegriff alles läſtigen Anhangs, deſſen ſich Frau von Thale zur Erleichterung ſchneller Mobilität zu entledigen wünſchte, auch ihre Perſon, und zwar ganz beſonders — umfaſſe. Das Lächeln der Gräfin ſchwebte vor ihrer Seele.

Mit beklommnen Athemzügen verſetzte ſie: „Dem wäre abzuhelfen, liebe Mutter! Du dürfteſt ja nur mich hier laſſen, ſo könnte ich Deine Angelegenheiten mit Weile ordnen, und der Genuß dieſer glücklichen Tage würde Dir durch keine treibenden Geſchäfte verkümmert. Die Gräfin, welche jetzt öfters kränklich iſt und ſich ſehr an mich gewöhnt hat, äußerte erſt vorhin den Wunſch, mich immer um ſich zu haben — ſo könnte es geſchehen, und uns Allen wäre geholfen.“

Das nächſtſtehende Licht, woran ein Räuber flackerte, beleuchtete mit hellerem Scheine ein frohes Erröthen in dem Geſichte der Frau von Thale. „Auch Dir? fragte ſie mit zärtlich ſcherzhaftem Tone, „auch Dir wäre geholfen, meine Marie?“ Aber nur ein erleichtertes, kein gekränktes Herz ſprach aus der Frage.

„Auch mir!“ entgegnete Marie mit ſanfter, wenn auch feſter Stimme, „in ſo fern, als ich Dir durch mein Hierbleiben nützlich werden könnte.“

„Gutes Kind!“ ſagte Frau von Thale lächelnd, und ſtreichelte Mariens Wange, „geſtehe jedoch, daß der liebenswürdige Bodmar auch einen kleinen Theil an Deiner großmüthigen Bereitwilligkeit habe, Dich um meines Vortheils willen von mir zu trennen!“ —

Jetzt erröthete Marie; ihr heiligſtes Geheimniß war berührt, und ein Schauer der jungfräulichſten Scham ging durch ihre Seele. „O Mutter!“ ſprach ſie leiſe, und der bewegte Ton dieſes Ausrufs klang wie ein flehendes: „Schone mein!“ „Nun, Marie,“ verſetzte Frau von Thale heiter, „gegen mich könnteſt Du wohl aufrichtig ſein; der mütterlichſte Rath würde ſich für Dich mit einer Theilnahme vereinigen, welcher ein gleichinniges Gefühl Verſtändniß und Wärme gäbe. Aber ich will Deinem lieben Herzen keine Gewalt anthun. Die erſte Liebe iſt ſehr zart und doch zuweilen unauflöslich — die einzige! bei dieſen letzteren Worten blitzte das Auge der Frau von Thale durch eine Freudenthräne, ihre holde Miene verklärte ſich, der Engel ihres Schickſals ging an ihr vorüber.

„Bleibe alſo hier,“ fuhr ſie nach einer langen feiernden Minute fort, „und pflege das ſtille Pflänzchen Deiner Hoffnung, daß es Dir zum Kranze emporſprieße: ſollte es aber verkommen — arme Marie! ſollteſt Du einſt nur Dornen für Dein weiches Herz gezogen haben, ſo eile in meine Arme und geneſe an meiner treuen Bruſt!“

Marie weinte laut. Sie umſchlang die theure, wiedergefundene Pflegemutter wie ein reuiges Kind, ſie goß den Schmerz des Vorwurfs, an der liebenden Treue dieſer bewährten Freundin gezweifelt zu haben, in tauſend Thränen aus. Frau von Thale ſtand edel vor ihr; ob auch die Schwäche der Weiblichkeit das Bild ihrer Tugenden durch vorübergehende Schatten entſtellt, rein glänzte es im himmliſchen Lichte dieſes Augenblicks!

Was die Gräfin geſagt, und wie ſie es geſagt hatte, war aus Mariens Gedächtniſſe verwiſcht, und dennoch bewährte ſich ihr Wort im richtigſten Erfolge. Das aber iſt der große Unterſchied zwiſchen den Klugen der Welt und den Kindern des Lichts, jene irren immer, ob ſie auch auf rechter Spur zu ſein wähnen, denn der Thorheit breite Straße führt abwärts vom Wege der Wahrheit, er leite nun in das tiefe Herz, oder in den hohen Himmel; dieſe wandeln in der Klarheit und ſchauen hell! —

Am zehnten Tage nach dieſer Scene ſtand Frau von Thale an der Hand des Generals in ihrem Boudoir vor dem Feldprobſte und beugte ihre Kniee vor dem Segen der Kirche. Mit allen Inſignien ſeines militäriſchen Ranges geſchmückt, glänzte der prächtige Kriegsmann im Strahle der Kerzen, wie ein fürſtlicher Halbgott, während ſeine beſcheidene Braut einer höheren Region anzuhören ſchien, deren Element ſich in leichten, ätheriſchen Stoffen über den ſchwerfälligen Prunk der Erde erhebt.

Ein Kleid von perſiſchem Muſſelin umfloß, wie eine Geiſterhülle, die zarte Geſtalt; ein echter Blondenſchleier wallte nebelartig von ihrem Haupte, dem die Myrte längſt nicht mehr grünte — und eine Schnur Perlen von außerordentlicher Schönheit reihete ſich um den weißen Hals. Nur dies Sinnbild ſtillen Werthes, dies Symbol der Thräne — dachte Frau von Thale — dürfe die Geweihete des Kummers, die verblühete Freundin der Tugend zieren.

Bei der Trauung war Niemand gegenwärtig, ſelbſt Marie nicht; zwei Tage ſpäter küßte dieſe ihrer Pflegemutter den Abſchiedskuß und bezog nunmehr ein Zimmer in dem untern Stockwerk, welches die Gräfin Bließ bewohnte.

Dieſe Veränderungen waren in ſo betäubender Eile erfolgt, daß Marie wirklich geträumt zu haben glaubte, als ſie wieder zu Ruhe und Stille gelangte. Der Trennung heißes Weh, die darauf folgende bange Leere, eine gewiſſe Aengſtlichkeit, welche Marie befangen wollte, als ſie ihren Einzug bei der Gräfin hielt, alles dies wurde von dem Entzücken aufgewogen, womit Bodmar das Mädchen betrachtete, ſeit es die beſtändige Geſellſchafterin ſeiner Großtante war. Er liebte Marie mit ſtillanbetender Gluth, aber er mußte dies lautere Feuer tief in ſeine Bruſt verſchließen; denn die neidiſche Härte der Gräfin, konnte, wenn ſie dieſer Neigung inne würde — ihr unſchuldiges Glück leichtlich ſtören. Der Jüngling war arm, auch Marie lebte von fremden Wohlthaten, und auf eine Erbſchaft, welche die gehäſſige Tücke der Gräfin eben ſo gar leicht vereiteln konnte, da ſie durch nichts, als den unwahrſcheinlichen Zufall verbürgt war, daß die Großtante ohne Teſtament ſtürbe — eine Ausſicht, welche die oberflächlichſte Kenntniß ihres Charakters unter Waſſer ſetzte — wollte er ſein Hoffen nicht bauen. So überließ er alles Weitere der Zukunft, und war vorerſt mit dem ſeligen Beſitze zufrieden, den ihm die Gegenwart in Mariens Anſchauen, in ihrer ſeelenvollen Unterhaltung, in der Gewißheit, ſie täglich ſehen zu können, gewährte. Einige Tage nach der Abreiſe des neuen Ehepaares, als Lieutenant Bodmar zur gewöhnlichen Abendzeit bei ſeiner Großtante war und mit ihr Schach ſpielte, indeß Marie den Thee beſorgte, trat der Kammerdiener, einen Brief in der Hand, ein, und ſprach, mit der Abgabe zögernd: „Da iſt ein Brief angekommen, mit der Adreſſe an Fräulein von Ehrengang, im Hauſe Sr. Excellenz — — hier mag wohl ein Irrthum obwalten."

„Nein, nein!" lächelte Marie und griff haſtig nach dem Schreiben, „es hat ſeine Richtigkeit; ich heiße ja Ehrengang!“ „Ehrengang? ſo heißen Sie?“ rief Bodmar erglühend, und ein Schrecken zückte ſo ſchlagartig durch ſeine Glieder, daß alle Figuren des Schachbretts, woran ſeine Hand ruhete, ſich hörbar bewegten, als hätte ein wunderbares Leben ſie ergriffen.

„Ehrengang? ſo heißen Sie?“ wiederholte die Gräfin im Echo, und gleich dieſem in gebrochener Stärke, und eine gelbliche Bläſſe überzog die ſchlaffen Wangen; ihr blödes Auge ſtierte erſchrocken nach Marie hin, als hätte die holde Geſtalt ſich plötzlich in einen grauenhaften Spuk verwandelt.

Betroffen blickte Marie bald auf Bodmar, bald auf die Gräfin, und ſagte: „Sie wußten dies noch nicht? Ich glaubte Ihnen längſt meinen eigentlichen Namen genannt zu haben. Ach! es iſt ein vergeſſener — und Niemand lebt, der mir von ſeinem Geſchlecht Kunde gäbe!“ —

„O doch! doch, theures Fräulein!“ verſicherte Bodmar mit flammenden Blicken, und die Gräfin ſetzte mit gezogenem Tone hinzu: „Das Dunkel, was auf vergangener Zeit ruht, hat zuweilen auch ſein Gutes!“ —

Aber die Schriftzüge der geliebten Pflegemutter lenkten Mariens Aufmerkſamkeit von dieſer zweideutigen Bemerkung ab, ſie brach das Siegel, und las. Die Generalin ſchrieb von einem Poſthauſe unterweges aus; ſie hatte etwas Dringendes vergeſſen, und bat Marie um ſchleunige Ueberſendung des Bedarfs. Marie entfernte ſich demnach ſogleich, um dies Anliegen zu beſorgen, und als ſie ſpät wiederkehrte, war Bodmar bereits fort und die Gräfin einſilbiger Laune; doch fragte dieſe in inquiſitoriſcher Manier nach Mariens Herkunft und jeder Kleinigkeit, ihre Mutter betreffend, und als Marie wehmuthsvoll erzählte, was ſie durch die Generalin wußte, ging ſie merklich verſtimmt und fühlbar gegen Marie erkältet, zu Bette.

Sie war am andern Morgen nicht heiterer, der alte Ton klang nicht mehr an — das geſellige Verhältniß zwiſchen der Matrone und ihrer jugendlichen Gaſtfreundin ſtockte, und wenn Marie ſtrebte, es gewaltſam herzuſtellen, ſo rührte ein Uebellaut ſchauernd an ihre Nerven.

Um die Zeit, wo Bodmar regelmäßig zu kommen pflegte, ließ eine Officierfrau ſich bei der Gräfin melden und wurde angenommen. Die Dame äußerte leiſe, ſie hätte der Gräfin ein Geheimniß zu vertrauen, und wolle gern ihrer Einſicht und Erfahrung einen gütigen Rath verdanken, und die Gräfin, welche ſehr neugierig war und ſich beſonders in der Rolle einer Räthin gefiel, zumal, wenn die ſchlaue Schmeichelei ſich vor ihr demüthigte — führte willfährig den Beſuch in ihr Cabinet, während Marie im Geſellſchaftszimmer zurückblieb. Marie grübelte eben darüber nach, was wohl die Urſache davon ſein könnte, daß die Gräfin ſeit geſtern ſo ganz anders als ſonſt, gegen ſie wäre, da ſollte eine zweite Veränderung ihr Herz noch ſtärker bedrängen, und die Ebbe, welche in der Gunſt der Gräfin eingetreten ſchien, ward ſchnell von der glühenden Fluth neuer Gefühle ausgefüllt. — Bodmar trat ein. Er war dieſen Morgen ſchon ein Mal da geweſen, ohne Marie geſehen zu haben, welche ſich in der Kirche befand; jetzt grüßte er ſie mit einem Lächeln, mit einem Blicke! wovor ſie in ſtiller Wonne erbebte.

„Sie ſind allein, theure Marie?“ fragte er, über dies unerwartete Glück beſtürzt, und heftete die Augen, deren Strahlen ein leichtes Wölkchen der Furcht vorüberzog, es könne ihm nur für einen Augenblick vergönnet ſein, ſpähend auf die Mittelthür. Nachdem Marie ihm mit ahnungsvollem Erröthen geſagt, was die Gräfin vor einigen Minuten erſt entfernt hätte, antwortete er in leidenſchaftlicher Freude: „Nun Gott ſei Dank! ſo iſt eine unſchätzbare Viertelſtunde mein. — O Marie! Sie heißen Ehrengang! Dieſer Name giebt mir ein heiliges Recht auf Sie, und ich darf Sie mit ſolch brü — zärtlicher Traulichkeit nennen. Das Blut Ihres edlen Vaters iſt für den meinigen gefloſſen, und Ihre vortreffliche Mutter ging den einſamen Gang des hülfloſeſten Kummers, als ſie dem Glücke meines Vaters im Wege zu ſtehen glaubte; gerechter Himmel! Sie ging in den Tod! — Die Großtante hat mir heute früh, als der Drang meines Herzens mich zu ungewöhnlicher Stunde hierher trieb, auf mein ſtürmiſches Fragen Auskunft gegeben; allein dieſer Bericht dürfte hie und da ein wenig verfälſcht ſein.“ —

Bodmar's Auge blitzte Zorn, und ſein Mund lächelte bitter.

Es war Marie, als dämmere ein Morgenroth über der Nacht ihrer Geburt und ihres früheſten Schickſals auf. Zum erſten Male hörte ſie den Namen ihres Vaters nennen, und ſein Andenken in dieſem Munde ward mit dem Gedächtniſſe einer Opferthat gefeiert. Auch ihre Mutter war dem geliebten Jünglinge keine Fremde. Thränen ſchwollen in ihrem Augen, und in überwallendem Gefühle ſagte ſie: „O Bodmar! erzählen Sie mir, was Sie von meinen Eltern wiſſen! ich beſchwöre Sie darum! halten Sie mir kein Wort zurück! Ach es iſt doch ſchwer, eine Waiſe ſein — das empfinde ich jetzt an dem Erguſſe von Schmerz und Freude, der bei dem Gedanken an Vater und Mutter, mein ganzes Weſen durchſtrömt. Zwar umfaſſe ich nur ihre Schatten; aber es iſt mir doch, als ruhete ich im Arme ihrer Liebe, ſo geiſtig und ſo wahr und gewiß, als wenn ich mich im Gebet an das Herz meines Gottes werfe!“ —

Ein Schauer der Andacht und Wehmuth wehete kältend über Bodmar's glühendes Geſicht. Er ſchlang ſeinen Arm um das fromme Mädchen und ſprach: „Marie! Du biſt mein; nicht wahr, Du biſt mir gut? O! ſtoße das Herz nicht zurück, das Dich im erſten Augenblicke erkannte, das Dich mehr liebt, als ſein Leben!“ —

Marie ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt, ihre Thränen rannen unaufhaltſam, wo dieſes Herzens hochklopfender Schlag das Weſtchen bewegte. Bodmar hob liebkoſend das roſige Kinn empor und drückte einen langen, heißen, tiefen Kuß auf ihre reinen Lippen.

„Bodmar!“ ſtammelte ſie, „ich bin ſo arm — ſo verlaſſen“ — — „arm?“ wiederholte Bodmar, und lächelte wie der Gott des Reichthums, „das bin ich auch, und verlaſſen ſind wir Beide nicht mehr, wenn wir treu zuſammenhalten. Auf den Himmel muß man bauen, denn der Himmel fügt das Ende, ſo wollen auch wir ſagen. Er hat uns wunderbar einander wieder zugeführt, und den engen Verein unſerer Kindheit erneuert; denn meine Marie wird nicht ahnen, daß ſie ſchon als ein dreijähriges Mädchen die ſtete Geſellſchafterin des Knaben geweſen, der um ſieben Jahr älter, doch gern ſeine kriegeriſchen Spiele über den Puppen ſeines kleinen Lieblings vergaß. Als ich Dich nun wieder ſah, und der fremde Name, den man Dir irrig beilegte, mit kaltem Schalle mein Ohr berührte, da rief es wie mit tauſend Stimmen in meinem Innern: Dies holde Geſchöpf haſt Du lange gekannt! Dieſer ſanfte Laut der Rede hat ſchon einmal Deine Seele gerührt — dies Lächeln voll Unſchuld und Anmuth Dein Herz genommen! Es iſt eine alte Liebe — aber“ — hier benetzten ſich Bodmar's Wimpern und ein ſeltener Tropfen rollte über ſeine gebräunte Wange, — „ſie wird dauern bis an den jüngſten Tag! — Damals verſtand ich jenen geheimnißvollen Orakelſpruch der Sympathie nicht, wenn gleich ich ihn unter ahnenden Schauern vernahm; jetzt iſt er mir klar, wie das Licht der Sonne! Ich faſſe ſeinen Sinn, da ich Dich in meinen Armen halte.“ Er preßte das Mädchen aufs neue an ſeine Bruſt, es hing mit ſüßem Selbſtvergeſſen in ſeinen umſchlingenden Armen.

Nach einer ſeligen Minute flüſterte Marie emporgeſcheucht: „Nähert ſich nicht ein Geräuſch? Gewiß, die Großtante kommt! Wir wollen fein artig einander gegenüberſitzen, auf daß kein Verdacht eines Einverſtändniſſes zwiſchen uns in der Gräfin erwache; es wäre um mich geſchehen!“ —

Allein es war nur der Kammerdiener, der eine Karte abzugeben kam. Als er ſich wieder entfernt hatte, ſagte Marie: „Meine Augen ſind wohl noch geröthet vom Weinen?“ Sie hauchte in die hohle Hand, und hielt ſie vor die ſchönen Sterne, die Spuren der vergoſſenen Thränen ſchnell zu vertilgen.

„Hierher, lieber Bodmar!“ bat ſie, und rückte ihm einen Stuhl weit ab von ihrem Sitze, „nun erzählen Sie mir von meinen Eltern! So hört die Großtante uns ſprechen und findet uns in ruhiger Converſation, und ſo anſtändig geſchieden, wie Leute ohne Vermögen, nach ihren Begriffen — es ewig ſein ſollten.“

Dieſe letzteren Worte Mariens begleitete ein leiſer Seufzer und ein traurigſpottendes Lächeln.

Bodmar bewunderte ſtumm Mariens Fügſamkeit in den Zwang ihrer Lage, er konnte nur widerſtrebend gehorchen:

ſo begann er: „Unſere Väter, beide Cüraſſierofficiere in dem Regimente zu L......, waren vertraute Freunde. Deine Mutter, o gönne mir im Nehmen und Geben dies liebende Du, meine Marie! vertrat die Stelle der meinigen, da der Tod ſie mir frühzeitig entnommen. Unſere Eltern wohnten in einem Hauſe und lebten in traulicher Gemeinſchaft, unwiſſend darüber, daß Neid und böſer Leumund über dies ſchuldloſe Glück einer ſeltenen Freundſchaft gloſſirten. — Weil mein Vater ſchon mehrere Jahre Wittwer war, ohne Miene zu einer zweiten Heirath zu machen, und er als ein hübſcher Mann in angenehmer Lage manchen ſtillen Wunſch reizen mochte, ſo gab man Deiner Mutter, dieſer reinen, heiligen Seele! die Schuld, daß er ſo obſtinat wäre. Die Läſterzungen verbreiteten das Gerücht eines ſtrafbaren Umgangs zwiſchen ihr und ihm, das jedoch lange genug dieſem unbekümmerten Dreiblatte verborgen blieb.“

„Endlich verräth es der trunkene Muth eines Officiers, deſſen Schweſter ſich in den Kopf geſetzt hatte, meine Stiefmutter werden zu wollen. Mein Vater, der ſich damals grade, wenn auch nur ganz geheim — mit der Idee einer zweiten Wahl beſchäftigte, die auf eine Couſine gefallen war, welche ihm ſtets ſehr werth und lieb geweſen — faßt jene verleumderiſche Kunde mit der zornigſten Heftigkeit auf, die ihm ſonſt niemals eigen war, und wofür ihn vielleicht eine unbewußte Furcht, es könne dies Geſchwätz am Ende ſeinem Heirathsplane ſtörend werden, ſo reizbar machte. Genug, es entſteht ein hitziger Zank, der ſich mit einer Ausforderung auf Piſtolen endigt.“

„Mein Vater kommt mit flammender Stirne nach Hauſe, und während er dem Deinigen von dieſen Händeln ſagt, deren eigentlichen Grund er jedoch aus zarter Schonung für den Freund verleugnet — wirft er ein paar Mal Blut aus. Deine Mutter, beſorgt und ängſtlich, nach der Frauen Weiſe, ſendet ſogleich nach dem Arzte, und dieſer mochte den Puls des Kranken wohl ganz natürlich im Sturme und den fortdauernden Bluthuſten ziemlich bedenklich finden; denn er verurtheilt ihn zu der ſtilleſten Ruhe des Bettes, und verſagt ihm ſogar jedes laute Wort. Mein Vater wollte ſich durchaus nicht geben; er ſchwor, daß er lieber ſterben würde, als daß jener freche Bube ungeſtraft bliebe, der dann ſeiner Ehre noch auf eine andere Art ſchaden könnte, indem ihm zuzutrauen, daß er ausſprengen werde, mein Vater hätte ſich feig bewieſen, und ſich in das Zahnfleiſch geritzt, um kein gefährlicheres Blut vergießen zu dürfen. — Dein Vater, gute Marie, hatte Mühe, ja faſt Gewalt nöthig, den aufgeregten Mann zu beſänftigen; es geſchah endlich durch das Verſprechen, die Sache ſo beizulegen, daß das Duell aufgeſchoben würde — oder im ſchlimmſten Falle, für ihn einzuſtehen."

„Aber jener Gegner, ein Menſch von rohem, tückiſchem Charakter, hatte zum Unglück eine alte Pique auf Deinen Vater, mein armes Mädchen! Er nahm ſomit der Gelegenheit wahr, das grollende Müthchen zu kühlen, und den edlen Stellvertreter zum Zweikampfe an, dem er keinen Aufſchub geſtatten wollte." —

„Laß mich kurz ſein, Marie! Ich ſehe, Du zitterſt und Deine Wange erblaßt — Dein Vater fiel auf den erſten Schuß, und keine Ahnung, daß er als Rächer ſeiner eigenen Ehre, als der Ritter ſeiner treuen Gattin, ihrem Schmäher gegenüberſtehe, nahm dieſer ſchönen That einen Theil ihres Werthes, und miſchte ihr etwas Selbſtiſches bei."

„Obſchon ich damals noch ein Knabe von zartem Alter war, ſind mir dennoch die Scenen jenes grauſen, jammervollen Tages unvergeſſen geblieben. Als man Deines Vaters blutenden Leichnam in das Haus brachte — — doch die Zeit hat ihren Schleier über ſeine Todeswunde gebreitet, und ich will ſie Deinem holden Auge, das in Thränen ſchwimmt, nicht enthüllen. Auch mein Vater ſchwebte lange am Rande des Grabes; Deine Mutter waltete bleich und ſtill, wie ein hülfreicher Geiſt, um ſein Lager, und verſchwand, ſobald er geneſen war. Dies hing nämlich ſo zuſammen. Deine Mutter hatte die Veranlaſſung jenes unglücklichen Streites erfahren, und aus einigen hingeworfenen Worten ihres geneſenden Freundes geſchloſſen, daß ſein Leben ihm nur in ſo fern Werth hätte, als es der beraubten Wittwe und Waiſe Erſatz ſein könne für den verlorenen Verſorger, und daß dieſe Pflicht ihm, ſo lange er noch athmete, die vornehmſte ſein werde.“

„Aber Deine Mutter, welche ſeine Liebe für die Couſine kannte und mit ſeiner früheren Abſicht vertraut war, fühlte ſich gegen den Gedanken empört, einen Mann zu heirathen, mit dem die Welt ſie in dem Verdacht der Untreue gehabt, und der ihr die fürſorgende Hand nur aus großmüthigem Mitleiden reichen würde. Sie aber, mit dem tiefſten Schmerze empfindend, daß ihr Verluſt unerſetzbar wäre, verwarf dies Almoſen der Pflicht und ſah kein anderes Entkommen, und auch die beſte Sühnung für ihren gekränkten Ruf darin, als daß ſie dem unglücklichen Freunde ihres Gatten gänzlich verſchwände. Sie ließ meinem Vater ein Schreiben zurück, worin ſie dieſe Geſinnungen zart entwickelte, und für immer von ihm Abſchied nahm. Mein Vater war troſtlos; er wußte Deine Mutter ohne Geld, Schutz und Rath, und ſetzte viel daran, ſie wieder aufzufinden; aber ſein Bemühen war vergebens.“

„Der Mörder Deines Vaters, ein junger, wüſter Graf, war über die Grenze geflohen, und ſeine reiche Familie verwendete ſich bei dem Landesherrn für ſeine Begnadigung, indem ſie ſeine That als Nothwehr gegen einen tollkühnen Anfall darſtellte. Die Todten reden nicht mehr, Marie! — der Graf ward zurückberufen.“

„Kurz vor dem unſeligen Duell hatte Dein Vater durch den Fall eines adeligen Gutsbeſitzers ſein Vermögen verloren. So ward Deine Mutter von jenem traurigen Ereigniſſe ohne Mittel in die fremde, weite Welt geſtoßen!“—

„Mein Vater ward nicht mehr heiter, er kränkelte ſeitdem, und nach anderthalb Jahren folgte er ſeinem Freunde in die Ewigkeit. Als er ſein Ende fühlte, rief er mich an ſein Bette und ſprach: Max, mein Sohn! ich ſterbe! Ich ſterbe gern, denn das Leben hat weder Ruhe, noch Freude für mich. Verſprich mir nur eins, daß Du den Namen Ehrengang mit glühendem Griffel in die Tafel Deines Herzens graben willſt! — Hierauf erzählte er mir die Geſchichte des Zweikampfes und früherer Vorgänge in Bezug auf ſeine Verpflichtungen gegen Deine Eltern, meine geliebte Marie, und ſchloß mit den Worten: Behalte dieſe Schuld Deines Vaters in treuem Gedächtniß und bezahle ſie mit Gut und Blut! Wenn Du zum Jünglinge gereift, wenn Du ein Mann geworden biſt, dann ſuche Frau von Ehrengang auf, und betrachte die kleine Marie als Deine Schweſter, als Deine — — hier ward mein Vater ohnmächtig, und kam nur wieder zu ſich, um in einen Schlummer zu ſinken, aus welchem er nicht mehr erwachte.“

„Ich konnte die Größe meines Unglücks zwar empfinden, doch noch nicht ermeſſen. Mein Vormund brachte mich in das Cadettenhaus zu C.... und dann um meines Vaters Erbe. Ich ward arm, ganz arm! Aber den Namen Ehrengang vergaß ich nicht; hier hörte ich ihn zum erſten Male wieder nennen, doch in Beziehungen, welche mich ſchaudern machten. Deine Mutter, Marie, war vor Jahren die Geſellſchafterin meiner Großtante geweſen, und um eines entehrenden Verdachtes willen" —

„Gott im Himmel!" unterbrach Marie Bodmar's ſtockende Rede, und ihre Wange erbleichte zu Schnee: „ob es mir nicht ahnete" — —

Da trat die Gräfin mit der Dame, welche ſie abgehört hatte, in das Zimmer, und warf einen befremdeten Blick auf ihren Großneffen und ſein glühendes Geſicht — auf Mariens Bläſſe. Dieſe aber konnte den Anblick der Gräfin jetzt nicht aushalten, ſie gab eine Unpäßlichkeit vor und entfernte ſich.

Von dieſer Zeit an veränderte ſich in dem innern Leben dieſes Hauſes viel. Die Gräfin betrachtete Marie, ſeit dieſe von ihr erkannt war, mit andern Augen, und nicht mehr durch das verklärende Glas ihrer Gunſt. Sie hatte ſich durch ſchweres Unrecht an der Mutter verſündiget, die Tochter konnte alſo ferner kein Gegenſtand für ihr Wohlwollen ſein. Es liegt in der Natur der Schuld, daß ſie zum Haſſe zwingt, ſo wie die Tugend Blüthen der Liebe treibt, und mit ihren Früchten ſelbſt den Feind erquickt. — Auch konnte eine Wechſelwirkung Statt finden, wodurch die Gräfin ſich Marie abgewendet fühlte. Mariens Herz zog ſich mit krampfhafter Kälte bei dem Anblicke dieſer Frau zuſammen, der Schatten ihrer Mutter trat verdunkelnd vor jeden freundlichen Blick und wehrte mit trauernder Geberde jedem nähernden Worte ihrer Lippe. Die regen, jungfräulichen Wünſche ihrer keuſchen Bruſt, gefallen und feſſeln zu wollen, dieſe unbewußten Grazien, welche Mariens Benehmens, ſelbſt gegen die Gräfin — mit tauſend Reizen ſchmückten, da die Geſinnung der Großtante der Grundſtein, worauf ihr Glück und ihr Hoffen ruhete — ließen jetzt, da ſie der Liebe ihres Gegenſtandes gewiß war, einen geheimnißvollen Schleier fallen, und hüllten ſich tief in ſelige Ruhe ein. Und die Gräfin, wie wenig ſie ſelbſt die Möglichkeit davon begriff, befeſtigte ſich in dem Argwohn, man hätte ihr abſichtlich Marie zugeſpielt, daß dieſe durch ihr einnehmendes Weſen ſich in den Beſitz ihrer Gunſt ſetzen, das üble Vorurtheil gegen die Mutter auslöſchen und vielleicht ein reiches Erbtheil davon tragen möge. Zwar ſah Marie viel zu offen für die Liſt, viel zu beſcheiden für den Eigennutz aus, aber die Gräfin hatte noch feinere Masken gekannt.

Anders, und ganz entgegengeſetzt, war es mit Bodmar. Sein Betragen verrieth die Leidenſchaft, und ihre quälende Unruhe und die Liebe für Marie gab ſich trotz ihrer ſchlauen Zurückhaltung ſo ſichtlich zu erkennen, daß ſelbſt den blöden Augen der Gräfin ein Licht darüber aufging.

Die erwachende Liebe iſt in einem Nichts reich, die wachſende iſt in den Wünſchen beſcheiden, nur die glückliche Liebe hat nie genug! — Dieſen Erfahrungsſatz des guten, alten Lafontaine beſtätigte Bodmar, welcher vor kurzer Zeit es für ſein Glück ausreichend hielt, wenn er Mariens Engelsbild nur von fern betrachten dürfe, und der, ſeit ihr Kuß ihn berührt, nach ihrem Vollbeſitze mit allen Kräften ſeines Weſens rang. Marie ſchwebte in unaufhörlicher Angſt, wenn ſie der Gefahr nachdachte, welche ſein Ungeſtüm für dies zarte Verhältniß haben könne. Seine trüben Blicke, die Trauer in ſeinen Zügen, wenn es ihm längere Zeit hindurch unmöglich geweſen, ein Wort mit ihr allein zu reden, ihre liebe Hand zu drücken — ſchnitten ihr tief in das weiche Herz.

Am beſten wäre es, dachte ſie oft, ich ginge von dannen, ſo hätte alle Qual ein Ende. Aber wohin mich wenden? Sein Arm darf meine Freiſtatt nicht ſein — ſonſt habe ich keine Zuflucht, wo mich die Treue aufnähme! — Sie brach in heiße Thränen aus, welche im bitterſten Gefühle der Verlaſſenheit floſſen. Die Briefe der Generalin ſprachen lauter Glückſeligkeit, und keine Silbe erwähnte, daß nur Marie zu ihrem vollkommenen Genuſſe fehle, oder deutete den ſehnſüchtigen Wunſch an, daß ſie bald, oder doch einſt, zu ihrer Pflegemutter zurückkehren möchte. Vielmehr ſetzten ſie Mariens Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Lage voraus, und damit außer Zweifel, daß dieſer Glaube mit den Wünſchen der Generalin übereinſtimme. Auch ward einer kleinen, achtjährigen Nichte mit vorliebender Zärtlichkeit darin erwähnt, in welcher der General das kürzlich verwaiſete Kind ſeines jüngern Bruders in ſein Haus aufgenommen und der Erziehung ſeiner Gattin übergeben, weil er dies für eine verwandtſchaftliche Pflicht erkannt hätte!

So war denn Mariens Stelle erſetzt! Ein kindliches Weſen, dem vergötterten Gemahl durch Bande des Blutes verknüpft, zog ihn noch enger an ihr Herz, während ſie der Eintracht dieſer Ehe vielleicht ſtörend geweſen wäre. Gegen ſolch eine undankbare und verhaßte Rolle ſträubte ſich ihr Inneres, und doch fühlte ſie, daß es ſo nicht mit ihr bleiben könne, weil zu fürchten ſtehe, daß Bodmar's ſteigende Leidenſchaft und der Gräfin ſinkende Gunſt die Ruhe ihrer Seele zu keinem Gleichgewichte kommen laſſen werde.

In dieſer preßhaften Gemüthslage glaubte ſich Marie nur deßhalb gedrückt, weil ſie arm wäre. Sie träumte in Stunden ſinniger Schwermuth das Glück eines ſchnellerlangten Reichthums, der ſie dann aller empfundenen Wehthaten überhöbe, und als Bodmar's Frau in die Fülle der Seligkeit verſetzen würde. Tauſend Gedanken, wie dies auf eine rechtliche und reelle Weiſe möglich werden könne, kreuzten ſich in ihrem Kopfe; aber die Bilder einer aufgeregten Phantaſie zerflatterten in Luft, wenn Marie ſie an die ſtarre, ſpröde Wirklichkeit hielt. So war der Winter und das Frühjahr vergangen, und Marie, um dem Geliebten doch in etwas zu genügen und ſich einen Einfluß auf ſein Verhalten zu ſichern, hatte ihm einen Briefwechſel bewilliget, den die, ihr ſehr ergebene Jungfer der Gräfin beſorgte. Zwar ſchämte Mariens edler Stolz ſich dieſes Mittels, aber es blieb ihr kein weiteres, und ſomit auch keine Wahl, wenn Bodmar bei Vorſicht und Gutem erhalten werden ſollte.

Dieſen Sommer ſetzte die Gräfin ihre lange Gewohnheit, ein fernes Bad zu gebrauchen, aus; ſie nahm Hausbäder für allerlei Beſchwerden, die mit dem Alter leiſe heranſchleichen, und befand ſich dabei in leidlichem Zuſtande.

Bodmar hingegen, der lebenskräftige Jüngling, verkam ſichtlich, er ſah krank und bleich aus, und ſein Ton gegen die Großtante, von der er ſich mit ſcharfer Kälte beobachtet wußte, war gereizt. Gegen Marie ergoß er ſich in ſchriftliche Klagen, in Vorwürfe über die ruhige Gemeſſenheit ihres Betragens, das auf ein ſehr gemäßigtes Gefühl für ihn ſchließen laſſe; — er betheuerte ihr, daß er dieſen Zwang ſeiner Liebe, ohne zu erliegen, länger nicht aushalten könne, und daß er jetzt damit umgehe, ſich verſetzen zu laſſen, um der Pein ihres ſüßen Anblicks zu entrinnen.

Marie litt bei dieſer Stimmung ihres einzigen Freundes unbeſchreiblich. Sie richtete oft die Augen ſo troſtlos und thränend zur Höhe auf, als wähne ſie ſich von dem Engel der Hülfe verlaſſen — — und ſein ſchirmender Fittich rauſchte ſchon über ihr! —

Es war in der Neige des Herbſtes, wo der Wind durch entlaubte Bäume rauſcht und der lange Abend frühzeitig dunkelt, als der drohende Sturm zwiſchen der Gräfin und ihrem Großneffen ausbrach, und eine undurchdringliche Finſterniß — wenn auch für kurze Stunden, ſich nur über ſein Schickſal breitete.

Sie ſagte ihm mit aufregendem Hohne, wie ſie ſeine unſinnige Liebe für Marie längſt gemerkt, ihn aber gewähren laſſen, weil es ja nur eines Wortes von ihr bedurft hätte, um dieſer albernen Poſſe ein Ende zu machen. Wo denke er, ein Lieutenant von Habenichts, wohl hin, ſich mit einem Mädchen einzulaſſen, das eine verſchlagene Creatur, von ſchlechter Familie abſtamme, und von Kindesbeinen an bis an den heutigen Tag mit Gnadenbrod gefüttert worden ſei? —

Der Ausdruck: „Schlechte Familie,“ griff den feurigen, jungen Mann in dem Gewebe der feinſten Empfindungen an, und riß das mürbe Fädchen ſeiner Achtung für die ihm verwandte Matrone vollends entzwei. Er ſtand frei und edel da, ein Verfechter der Todten! und hielt ihr die Verantwortlichkeit für dies ehrenrührige Schmähwort in kühner, ſtrafender Rede vor. Es gab eine heftige Scene, wobei die Gräfin durch die fürchterliche Gewißheit, Rache an dem dreiſten Jünglinge uben zu können, der ihr das Zerrbild ihrer Bosheit im Spiegel der Wahrheit zeigte, in kaltblütiger Beſonnenheit, und alſo demnach gegen den hitzigen Kämpfer für die Ehre eines ihm heiligen Namens — im Vortheil des Sieges blieb.

Marie ſaß in ihrem Zimmer und ſchrieb. Sie hörte Bodmar fortſtürmen, die Hausthür, welche nach dem letzten Worte der Großtante ſeinem Zutritte ferner nicht mehr offen ſtehen ſollte, fiel mit dröhnendem Hall hinter ihm zu. — Auch läutete es in der Gräfin Zimmer ſehr heftig, und Marie vermuthete einen außerordentlichen Vorfall, ſonſt würde, meinte ſie — Bodmar nicht, da er kaum gekommen, wieder fortgegangen ſein, zumal ohne ſie geſehen zu haben. Sie ging in das Geſellſchaftszimmer und trat faſt gleichzeitig mit dem Bedienten ein.

„Man ſoll unverzüglich meinen Notar, Herrn Seſton, zu mir rufen!“ ſagte ſie befehlend, und während ſie weiter ſprach, ließ ein geheimer Kitzel der Schadenfreude, ein Lächeln auf ihre bleichen Lippen treten, was mit der ſtechenden Miene voll Gift und Galle in ſataniſchen Zügen verlief. „Er ſoll,“ fuhr ſie fort, „ſich des Nöthigen verſehen, denn ich will meine Diſpoſition machen.“

Der Diener verbeugte ſich, beſtürzt über dieſen gewichtigen Auftrag; er bückte ſich ſehr tief, als könne die äußerſte Devotion ihn noch in aller Geſchwindigkeit zu einem Plätzchen im Teſtamente erheben.

Marie bebte, ein guter Wille war dieſer letzte Wille nicht, das war klar; denn in dem Geſichte der Dame malte ſich verhaltener Zorn neben einem teufliſchen Vergnügen. Die Stunde war nun gekommen, welche das

Loos über ihre Zukunft werfen ſollte, und Marie ahnete es ſchwarz — ſchwarz wie die Hölle! —

„Und Sie, meine Liebe," wendete die Gräfin ſich mit falſcher Freundlichkeit zu Marie, und weidete ſich einen Augenblick lang an dem Erbangen ihres zitternden Opfers, „hätte ich um eine Gefälligkeit zu bitten. Der Notar liebt ein gutes Gläschen Wein, und es iſt üblich, wie ſchicklich, ihn bei ſolch einer Gelegenheit mit dem beſten zu bewirthen. Wollten Sie wohl ſo gut ſein, Sich von Süſette in den Keller hinableuchten laſſen, wo in einem Verſchluſſe, am Ende des Hauptganges, die Extra-Sorten liegen, und ein Fäßchen auszugeben? Es hat der Tradition gefallen, dieſen Winkel als ſpukhaft zu verrufen, ich glaube, meine Leute fürchten ſich am lichten Tage davor — darum habe ich einen Geiſt hineingebannt, den ihre Lüſternheit nur gar zu gern beſchwört. — Sie, ma chère, werden eine herzhafte Schließerin ſein und keines dieſer ſpirituöſen Geheimniſſe entſiegeln. Und ſollte Ihnen ja ein Geſpenſt erſcheinen, ſo wird es ſich gewiß ausnehmend gegen Ihre artige Geſtalt beweiſen, und Sie werden nicht fliehen; denn dieſe niedliche Ferſe ſcheint doch ein wenig ſchwerfällig zu ſein!" —

Dieſe letztere ſchneidende Anſpielung auf Mariens Bleiben in dem Hauſe der Gräfin ging der armen Marie wie ein ſcharfes Meſſer durch das Herz. Daß ſie es mit dem morgenden Tage verlaſſen wolle, beſchloß ſie in dieſem Augenblicke, tief gekränkt. In dem Tone furchtloſer Entſchiedenheit antwortete Marie, während ſie nach dem dargereichten Kellerſchlüſſel langte: „Ein gutes Gewiſſen iſt mein Amulet an jedem Orte und gegen jeden böſen Geiſt! Ich gehe, Frau Gräfin, ich gehe! Ihren Befehl, wie ihren

Wink zu vollziehen. Ein frommer Vers hat mich gelehrt, im Glauben an die göttliche Obhut die Gewalt der Menſchen für gering zu achten. Er lautet: Und wird mein Feind, mich zu zertreten, durch Güte mehr erhitzt, will ich im Stillen für ihn beten, und Gott vertraun, Gott ſchützt!“

Marie eilte hinweg, ſie ging noch einmal in ihr Zimmer, ſich mit einem Umſchlagetuche zur Fürſorge gegen die feuchtkalte Kellerluft zu verſehen, und befahl Süſetten, der Jungfer, eine Laterne in Bereitſchaft zu halten.

„Gnädiges Fräulein!“ flüſterte Süſette auf den erſten Stufen; „in das kleine Verließ ſteigen wir hinab? Das Gott erbarm! da geht es um. Sie mögen es nun glauben oder nicht. Unſere Excellenz-Mama könnte immerhin die eiſerne Gitterthür offen laſſen; ihr Thränenwein, ihr Xeres, ihr Vernaccio hat eine zu unheimliche Wache, als daß er nicht ganz unangefochten liegen ſollte. Ich wenigſtens, danke dafür. Man erzählt Geſchichten — — ſo hatte die Gräfin, wie die Leute ſagen, — zur Zeit des Krieges einen alten Kammerdiener, der kam weiß und ſtarr, wie ein ſteinern Bild aus dem Burgverließe da unten, legte ſich ein, und ſtarb — und noch in ſeinen letzten Stunden ſtammelte er Unvernehmliches vom kleinen Weinkeller; nun ja, man wußte es wohl, daß er ſich dort ſeinen Tod geholt!“ — „Fürchteſt Du Dich, Süſette,“ gab Marie ihr zur Antwort, „ſo ſteige nur wieder hinauf, ich werde mich ſchon allein zurechtfinden.“

„Nimmermehr thäte ich das!“ verſicherte die anhängliche Süſette, „ich bin Ihnen gar zu gut, und leide es willig und gern, daß mir die Haut ein wenig ſchauert und die Haare zu Berge ſtehen. Und nicht bloß für dieſe Unterwelt ſchlingt ſich der Freundſchaft Band! Ich bleibe Ihnen auch in der Folge treu — wenn Sie nur erſt Frau von Bodmar wären!"

Marie lächelte doch und ſprach ſeufzend: „Das liegt in weiter Ferne, Süſette — wie unſer Weinlager in einer Tiefe, die ich mir nicht vorgeſtellt habe. Ob es noch weit abwärts geht?"

„Dort iſt die Thür," ſagte Süſette in leiſem Grauen, und ließ den Schein der Laterne auf ein eiſernes Gitter fallen, deſſen roſtende Stäbe jedem anderen Angriffe, als dem, der nagenden Zeit zu trotzen ſchienen. Marie drehete den Schlüſſel im Schloſſe, die Thür wendete ſich langſam in der knarrenden Angel, die beiden Mädchen traten über die ſchwitzende Schwelle in den dumpfen Raum, wo in hochgehäuftem Sande kleine Fäſſer und eine Anzahl bezeichneter Flaſchen in zierlicher Ordnung aufgeſchichtet lagen. Ein leiſer Zugwind wehete kalt um dieſe feuchten Mauern, das Licht in der Laterne flackerte — und Suſette faßte den Rock des Fräuleins an, das ſich bückte, um nach den Marken der Flaſchen zu ſehen.

„Leuchte einmal hierher, Süſette!" ſagte Marie, ſich emporrichtend, und wendete ſich nach der andern Seite; „ich will doch" — aber erſchrocken glitt ihr Auge von einer Vertiefung in der Mauer ab, auf welche eben der Schein des Lichtes fiel — es ſtarrte wieder hin, das Wort gefror zu eiſigem Entſetzen auf der geöffneten Lippe, und ihre Hand ergriff Süſettens Arm und drückte mit unwillkürlicher Bewegung die Laterne nieder. Dann athmete ſie auf, allein noch immer ſtand ſie bleich und ſtumm vor der Blende.

„Um Gott!" ſchrie Süſette, „wie ſehen Sie aus, gnädiges Fräulein? Weiß wie Gyps, und verfallen, als würden Sie ohnmächtig vor mir zuſammenſinken! Es iſt Ihnen gewiß ein Schrecken angekommen — dachte ich es doch! Liebes, goldnes Fräulein, wie iſt Ihnen denn? Reden Sie nur ein Sterbenswörtchen, daß ich weiß, woran ich bin!“

„Sei ruhig, Süſette!“ ſagte Marie erholt, wenn auch ihre Wange ſich noch immer nicht färben wollte; „es iſt vorüber. Ich war ein Kind — Dein Geſchwätz hatte meine Phantaſie aufgeregt, ſie allein müſſen wir fürchten. Der Schatten, den die Laterne auf dieſe Mauerblende warf, malte mir ein ſeltſames Bild vor, ich habe es deutlich geſehen, wenn auch nur für einen Augenblick, denn es verſchwand im Nu. Es war mir nämlich, als ſähe ich die Geſtalt eines Mannes, der mit aufgehobenen Armen einen Hammer gegen den Boden ſchwang; der unhörbare Schlag fiel auf mein Herz — und ſeine Pulſe ſtockten.“

„Das iſt ein Zeichen!“ ſprach Süſette mit abergläubiſcher Andacht; „hier liegt der Hund begraben — ich meine, hier auf dieſer Stelle könnte wohl gar ein Schatz verborgen ſein, den Sie, gnädiges Fräulein, als ein unſchuldiger Engel, der Sie ſind, vielleicht heben ſollen. Darum mußte Ihnen der Maurer erſcheinen; wenn es mein Vater wäre! der iſt ein Maurer, doch ſchon ſeit Jahren, leider Gottes! Meiſter vom Stuhle, weil er bei einem ſchweren Falle an dem rechten Fuß verlahmte.“

„Siehe!“ ſagte Marie, und ſchürte mit dem netten Füßchen den Sand des Bodens hinweg; „hier iſt wirklich ein friſcherer Anſatz von Kies und Kalk, ſieh nur her, Süſette!“ fuhr ſie fort, als traue ſie bei dem Verfolg ihrer unterirdiſchen Entdeckung ihren eigenen Augen nicht; „dieſe Steine ſind ſchlechter gefügt, als das andere Gemäuer, und wenn ich der ungleichen Spur nachgehe, ſo findet ſich, daß ſie genau ein Viereck bilde.“ —

„Gott im Himmel! wenn es möglich wäre, ich habe nie von einem andern Schatze geträumt, als den der Glaube aus des Herzens dunkler Tiefe hebt — nie auf einen anderen Reichthum gehofft, als der, wie jede gute Gabe, von Oben kommt — nie einen anderen Nachlaß der Todten begehrt, als ihren Segen!“ —

„Bei Gott ſind alle Dinge möglich!“ erwiederte das bibelfeſte Zöſchen, und ſcharrte prüfend im Sande umher; „es käme auf einen Verſuch an. Mein Vater muß herbeihinken, der ſchweigt wie der Mund eines Begrabenen. O, wenn wir ſo eine alte Goldmauke fänden, gnädiges Fräulein! Mir zittern alle Glieder vor Freude, wenn ich mir das vorſtelle! Ich darf doch leuchten? — Bin ich auch gleich ein wenig leichtfertig, und mache mir gerne einen Spaß mit den Mannsperſonen, die es verdienen, daß man ihnen ein Näschen dreht; ſo darf ich doch wenigſtens daneben ſtehen und hülfreich ſein, wenn Ihre ſchneeweiße Hand ſich ausſtreckt, um den Schatz zu empfangen, der vielleicht von Olims Zeiten her für Sie aufgehoben war? Auch fällt mir ein beſcheiden Theil davon ab — nicht wahr? Ja, darauf kenne ich mein gnädiges Fräulein!“

Marie hatte von all' dieſem Geſchwätz wenig vernommen; ſie ſtand in tiefen Gedanken auf der geheimnißvollen Stelle und blickte in die Spalten nieder, welche der lockergewordene Kies zwiſchen dem Steinwerk geriſſen hatte.

„Laß uns jetzt hinaufgehen!“ ſagte ſie, wie aus einem Traume erwachend, und legte Süſetten zwei Fläſchen voll des edelſten Weines, zur Auswahl für die Gräfin, in den runden Arm.

Abermals trat Marie zugleich mit dem Bedienten, der nach dem Notar geſendet worden, in die Thür des Geſellſchaftszimmers. „Der Notar laſſe ſich unterthänigſt entſchuldigen,“ meldete der Bote, „dringende Geſchäfte hielten ihn für heute ab, dem Rufe zu gehorſamen; von morgen früh um neun Uhr an, ſtehe er Excellenz zu Befehl. Da es nicht grade ein Sterbefall“ —

„Nun gut, ſo lange wird es hoffentlich Zeit haben!“ unterbrach die Dame dem Referenten, den Aufſchub vornehm bewilligend und mit einem Lächeln des Wohlbefindens dieſe Eile beſpöttelnd. Um elf Uhr erwarte ich ihn, den Notar; verſteht Er mich? um elf Uhr.“ — —

„Sehr wohl!“ antwortete der Diener und trat ab, nachdem er die Weinflaſchen in Empfang genommen, um ſie bis morgen zu verwahren, und auch Marie entfernte ſich ſogleich, da ein vertrauter Beſuch ſich bei der Gräfin anſagen ließ, und ſie der drückenden Pflicht überhob, in dieſer ſchwülen Nähe auszuhalten, deren Gewitterſtoff ſich noch nicht völlig entladen hatte; denn jeder Blick aus den wolkigen Augen der Gräfin, auf die ſchuldloſe Marie geſchleudert, war ein zürnender Blitz.

Die treue Süſette harrete ſchon auf des Fräuleins Rückkehr. Sie legte ein Billet in Mariens Hand, worin Bodmar in dem nachdrucklichen Style der Verzweiflung ſeiner Geliebten mittheilte, daß er nunmehr des Hauſes verwieſen wäre. Was den Streit zwiſchen der Großtante und ihm veranlaßt, und die Gräfin bis zu dieſem Aeußerſten aufgebracht habe, deſſen erwähnte er nur in den ſchonendſten Umſchreibungen.

Aber Marie fand den bittern Kern der Wahrheit heraus. Sie errieth nun auch, warum die Gräfin ſo auf einmal ihr Teſtament habe machen wollen, um jeder verſöhnlichen Geſinnung gegen ihren armen Großneffen einen Riegel vorzuſchieben.

So war denn alſo der Stab der Hoffnung, der einzigen, die ihm grünte — über dem Haupte ihres Freundes gebrochen! und ſie, die alle Entbehrungen willig und gern übernehmen wollte, wenn er nur reich an Freuden würde — ſie, die den Born des Glückes für ihn hätte erſchöpfen mögen und lebenslang dafür gedarbt und gedürſtet hätte, — ſie war es geweſen, die ihm das Erbtheil der Großtante verſcherzt und die Ausſicht auf eine beſſere Zukunft abgeſchnitten hatte! — Es war dunkel vor ihren Augen — ſie rang die Hände und weinte bitterlich.

Süſette ſchluchzte ſympathetiſch mit. „Ach, tröſten Sie ſich doch! liebes engliſches Fräulein!“ flehete ſie mit dringender Gutmüthigkeit; „wir wollen einen Rath erſinnen. Wenn uns der Schatz, der unzweifelhaft vorhanden iſt — aus aller Noth hülfe! Was meinen Sie?“

„Dies iſt ein eitler Traum, Süſette!“ antwortete Marie, tief in der Seele betrübt; „und fänden wir eine Goldgrube im Keller, ſie wäre doch nicht mein!“

„Ei! das möchte ich wiſſen!“ widerlegte Süſette dieſe abweiſende Gewiſſenhaftigkeit; „wer wagt, gewinnt; die Excellenz aber würde es, und lebte ſie tauſend Jahre, nicht wagen, in den verrufenen Keller hinabzuſteigen, darum fällt ihr auch der Schatz nicht zu, ſondern dem Finder.“

„Du biſt eine arge Sophiſtin, Süſette!“ ſagte Marie ſchweraufſeufzend; „aber allerdings könnte es viel verändern, wenn ich ſo glücklich wäre — — o Gott! der Kummer verwirrt mir wohl die Sinne, daß ich ſo thöricht bin, einem Luftſchloſſe dieſer Art in meinem wüſten Kopfe Raum zu geben? — Allein ſchaden könnte die Unterſuchung doch weiter nicht — und zu verlieren habe ich auch nichts mehr, — ſo beſtelle mir Deinen Vater, Süſette. Wir wollen in der tiefen Erde wühlen — das iſt ein ſchwarzes Beginnen: lieber grübe ich mir mein Grab!“ „Das wäre etwas Schönes!“ erwiederte die harmloſe Süſette dieſem lebensſatten Wunſche; „damit hat es gute Wege; aber ohne Mühe hat der Menſch nichts. In der Mitternachtsſtunde, wenn die Gräfin im erſten Schlafe liegt — ach! ich wollte ihr die letzte und ewige Ruhe gönnen! ſchaffe ich meinen Vater zur Stelle. Und“ fuhr Süſette mit leiſerem Vertrauen fort. „es wäre nicht das erſte Mal, daß er ſolch ein Unternehmen mit Glück betriebe; er hat eine geſegnete Hand. Wie er Bräutigam geweſen — das erzählte mir heimlich die Mutter, und es iſt noch nicht über meine Lippe gekommen — da hilft er als Geſelle bei dem Kaufmann Bernſtein, auf der Rautenſtraße, welchem das Haus mit dem Erker gehört. wo die herrlichen Blumen ſtehen — Sie wiſſen ſchon, gnädiges Fräulein! ja, was wollte ich doch ſagen? da hilft er eine Küche bauen. Die Leute munkelten, Herr Bernſtein ſtände auf der Schaukel, und es ginge ſchief mit dem Spitzenhandel, den er ins Große trieb. Es ſoll überhaupt ein gar mißliches Geſchäft ſein. Obgleich mein Vater ſtill und fleißig arbeitet, ſo merkte er doch, daß die Hausfrau mit naſſen rothgeſchwollenen Augen umhergehe, als wäre die Küche noch, wie ſonſt, voll Rauch, um welches Uebelſtandes willen der Bau vorgenommen worden. Herr Bernſtein rennt blind und taub vor Sorgen der Nahrung mit dem Kopfe gegen alle Wände. Endlich hält er eines Abends meinen Vater unter einem Vorwande zurück, und ſpricht. er, mein Vater nämlich — ſcheine ihm ein ehrlicher, wackerer Burſche, auf den ein Verlaß zu ſetzen, — ob er wohl auch ſchweigen könne? Da ſagt mein Vater, wenn es nicht wider Gottes Gebot wäre, warum denn nicht? Darauf giebt nun der Kaufmann die heiligſte Verſicherung, und beſtellt, daß mein Vater zur Nachtzeit zu ihm kommen und tüchtiges Handwerkszeug mitbringen ſolle. Wie das geſchieht, führt ihn Herr Bernſtein an die innere Mauer des Erkers, und befiehlt ihm, ein weites Loch hinein zu machen. Sie reden Beide kein Wort — und der Kaufmann hält einen kleinen Kaſten mit meſſingnen Handhaben unter dem Arme. Da trifft die Hacke ins Hohle und klingt drinnen, wie an ein tönendes Erz. Und, daß ich es nur kurz mache, ſie finden einen kleinen kupfernen Keſſel feſt vermauert. Als ſie den eingeroſteten Deckel loshaben, hebt mein Vater das ſchwere Gefäß heraus und ſetzt es zu Herrn Bernſtein's Füſſen. Oben auf liegt eine Schichte uralter Species, und drunter das pure, helle Gold in raren Münzen, groß, wie Zuckerthaler! — Gnädiges Fräulein, wie wird Ihnen dabei? Dem Kaufmann wurde wohl und weh. Er ſank an dem Käſtchen nieder in die Knie, hob ſeine Hände auf und ſtammelte: Mein Gott und Herr! Du wollteſt mich vor Angſt behüten, daß ich errettet Dich ganz fröhlich rühmen könnte! — Ich habe mir den Spruch gemerkt. Dann wendet ſich mein Bernſtein zu meinem Vater und ſpricht: Mein Sohn, was ich Dir jetzt ſagen werde, das nimm zu Herzen und behalte es im Gedächtniſſe, dieweil Du lebſt! Ich war in übler Lage und in großer Verſuchung, denn dieſe Caſſette — e. meinte das Käſtchen — voller Pfandbriefe gehört einem alten, adeligen Fräulein, welches in meinem Hauſe wohnt, mich für einen ehrlichen Mann hält und meinem Gewahrſam dies hübſche Sümmchen Papiergeld anvertraute, als es vor kurzem auf unbeſtimmte Zeit verreiſ'te, um ſich von einem gefährlichen Halsgewächſe operiren zu laſſen. Gedrängt von treibenden Gläubigern, zuckten meine Hände nach dem fremden Gute, der Böſe verfolgte mich mit Rathſchlägen — ſo wollte ich mir den Sündenweg ſelbſt verſperren. Unſer Herrgott ſiehet das Herz an — und ehrlich währt am längſten!“ Mein Vater machte dies Sprichwort zu ſeinem Symbolum, und ward von Herrn Bernſtein ſo reichlich beſchenkt entlaſſen, daß er nunmehr Meiſter und Bürger werden und Hochzeit machen konnte. Und die Mutter trug am Brauttage ein gehenkeltes Goldſtück von dieſem prächtigen Funde, darauf war das Auge Gottes mit der Umſchrift: Ich habe ein Aufſehen über meine Erwählten! —

Herr Bernſtein ward ein geborgener Mann; das alte Edelfräulein kam nicht wieder, aber der Segen doppelt in ſein Haus, denn die Verſtorbene hatte ihn mit einem anſehnlichen Legate bedacht. Jetzt konnte er ſich das bedeutſame Verslein in Steinſchrift über dem Eingange ſeines Hauſes, vor Alter faſt unlesbar, beſſer als ſonſt erklären. Es heißt, den Neider verdreußt oft, was er ſieht, doch muß er geſchehen laſſen, was geſchieht! — Sonſt hatten die Neider nichts geſehen, als zufriedene Einigkeit in der Familie bei ſtillem Kummer um das tägliche Brod und den ehrlichen Namen, und der Schuldthurm war dem wackern Bernſtein in ihrem tückiſchen Geiſte zugedacht; jetzt konnten ſie es nicht hindern, daß ſein Wohlſtand erblühete, deſſen er mit weiſer Mäßigung genoß und in chriſtlicher Demuth ſich freuete. Es geht ihm noch heute wohl!“ — Vor Jahr und Tagen ſchickte mich die Gräfin einmal in ſeinen Laden, daß ich ein Carton Spitzen zum Anſehen holen ſollte. Ich nannte meine Herrſchaft; er aber fragte nach meinem Namen. Sie können mir trauen, werther Herr Bernſtein, antwortete ich, Suſanna Richter heiße ich mit Namen — denn die Gräfin hat mich nur Süſette umgemodelt, weil ihr Suſanna zu gemein klang — und bin eines Maurers Tochter. O! Sie kennen meinen Vater recht gut! —

Da ging eine Freundlichkeit in ſeinem Geſichte auf, ſo hell wie die liebe Sonne! Er ſagte, wenn ich heirathen würde, möchte ich nur zu ihm kommen und mir ein Stückchen Spitzen zum Brautſtaate holen. Die Spitzen fangen aber an nachzulaſſen, und es wäre mir deßhalb lieb, wenn ich ſo bald wie möglich unter die Haube käme, ſonſt erlebe ich den Verdruß, daß Herr Bernſtein ſein gütiges Verſprechen mit einem Ladenhüter auslöſet.“ —

„Und was ich Ihnen jetzt erzähle, mein gnädiges Fräulein, iſt eine buchſtäblich wahre Geſchichte; es hat mich jedesmal gefroren, wenn die Mutter ſie mir wiederholte.“ Auch Marie fühlte ſich durchſchauert; ein freudiger Muth, eine gläubige Zuverſicht auf den wunderbaren Gott, welcher der Schutz des Armen, ein Schutz in der Noth iſt, ging auf in ihrer traurigen Seele.

Es ſchlug elf Uhr; der Mond glänzte mit unterbrochenem Lichte, denn die Wolken, vom Winde getrieben, zogen ſchnell der vollen Scheibe vorüber. Auf den Straßen war es nächtlich ſtill, ſo daß Marie, welche am Fenſter ſtand, das Schwirren der nächſten Thurmuhr von dem Hall der Glocke unterſcheiden konnte. Sie hörte ihr Herz klopfen — die Schildwachen riefen ab — in der Ferne ließ ein Poſthorn ſich mit dem Jägermarſche aus dem Freiſchützen vernehmen, und alle Schauer der Nacht ergoſſen ſich mit der Erinnerung an jenes ſpukhafte Volksſpiel über ihre Glieder. Die fromme Scheu vor böſen Wegen fand ſogar vergleichende Beziehungen zwiſchen ihrem Vorhaben und dem unheimlichen Treiben ſchwarzer Kunſt und Bosheit. Sie empfahl ſich dem Schutze Gottes — aber der Drang blieb, unter dem Geleite ſeiner Engel in den Keller hinabzuſteigen.

Marie ſah ein Paar Menſchen leiſe heranſchleichen; es war Süſette und ihr Vater, der Maurer. Sie öffneten ſacht die umwickelte Thür und gelangten unbemerkt in des Fräuleins Zimmer. Der Maurer, ein bleicher, frühalter Mann, hatte draußen den Mantel abgeworfen, und ſtand mit den Zeichen ſeines Gewerks, ſich tief verbeugend, vor Marie.

„Mein lieber Meiſter,“ hob dieſe mit ängſtlicher Stimme an, „Ihre Tochter hat mich zu einer kleinen Thorheit beredet. Wir ſind auf eine Spur in dem unterſten Keller gerathen, welche einen Verſchluß andeutet. Süſette meint, es müſſe ein Schatz darunter verborgen ſein — ſie möchte mich gern reich und glücklich wiſſen — Marie ſtockte verlegen.

„Wir wollen ſehen, gnädiges Fräulein!“ antwortete der Maurer, „auf meine Verſchwiegenheit können Sie bauen. Und wenn wir auch weder Silber, noch Gold, wenn wir auch nur Steine fänden, ſo kann dennoch der Allmächtige unſere Sorgen damit verſchließen und ein Bild ſeiner Ehre daraus fügen und formen. Ein frommer Sucher findet immer, ob er auch nichts ſähe, und in der Hand des Gottvergeſſenen zerränne wohl auch der größte Schatz wie Sand!“

Süſette kam und ſagte mit beſchwichtigender Geberde: „Die Excellenz ſchläft in guter Ruhe — drüben iſt es todtenſtill, ich lauſchte lange; ſo können wir den Gang wagen.“

Marie nahm eine Hülle, und auch die rüſtige Süſette verwahrte ſich. Man trat vorſichtig den Weg in die Tiefe an. Als Süſette die eiſerne Gitterthür erſchloß, und ihr Vater ſprach: „Herr, ſegne meinen Tritt, laß alles wohl gelingen, wo ich geh aus und ein," — da rieſelte ein Fröſteln Mariens ſchönen Rücken hinab.

Die Arbeit begann unter erwartungsvollem Schweigen. Süſette leuchtete dabei, auch das Fräulein hatte ſich mit einer kleinen Blendlaterne verſehen. Ein ungewiſſer Schein zuckte mit verſchwindender Schnelle an den düſteren Wänden umher; es war, als ob Geiſter die ſeltſame Gruppe umſchwebten.

Der Maurer erhob jetzt das kalkfarbige Geſicht, es glühete vor Emſigkeit, ein Freudenſtrahl ſtieg in das erloſchene Auge, da er ſagte: „Hier iſt etwas — die Hacke findet Widerſtand."

Die Mädchen athmeten kaum — der Maurer arbeitete raſcher fort, und bald war ein flaches, viereckiges Käſtchen von Blech zu erblicken.

„Da iſt der Schatz!" platzte Süſette heraus, und ſchlug entzückt in die Hände.

„St!" winkte ihr der Vater zürnend, „er iſt noch nicht gehoben; aber ſchweigen kannſt Du nicht!"

Mit feierlicher Stille vollendete der Maurer das Werk der Oeffnung und ſetzte den kleinen Blechkaſten zu des Fräuleins Füßen nieder. Marie verſuchte ſein Gewicht, es war nicht beſonders ſchwer. Innen ſtand noch ein ſauber umhülltes Käſtchen von gemalter Emaille, und als auch dies offen war, fiel der beleuchtende Schimmer auf — das verloren gegangene Schachſpiel. Die Figuren lagen unverſehrt und wohlgeordnet in Reihe und Glied, und erfüllten, vom Lichte berührt, dieſe dunkle Scene mit farbigem Gefunkel, als wären ſie aus dem Zauberreiche von Aladins Wunderlampe.

Ein „Ach!" entfuhr Süſettens Munde, und in dieſem einzigen Laute klang der Schreck getäuſchten Hoffens mit dem Ausrufe des bewundernden Vergnügens über dieſen niedlichen Anblick in einander. Der Maurer zog ſein Mützchen ab und ſeufzte, und Marie ſank in die Kniee und ſprach mit ſchluchzenden Tönen: „Himmliſcher Vater! dies Schachſpiel — welch ein glückſeliger Fund! O Mutter, Mutter! Du biſt mir nahe! Etwas Lieberes konnte ich nicht finden. Ich bin zwar arm und einſam, aber Gott wird mich nicht verlaſſen. Der gute Meiſter hat prophetiſch geſprochen, als er ſagte: Und wenn wir auch nur Steine fänden — wir haben Steine gefunden, wenn auch edle — doch ſie geben einen Ehrenbau auf das geſchmähete Grab meiner Mutter ab und werden mir ein ewiges Denkmal der göttlichen Gerechtigkeit ſein! — Hinauf zur Gräfin! denn ſie kränkt vielleicht im Traume den guten Namen meiner armen Mutter und läſtert die Tugend einer heiligen, verklärten Seele!“

„Gnädiges Fräulein!“ warf Süſette ein, der mit der Enttäuſchung auch die Beſonnenheit gekommen war, „bedenken Sie, es iſt Mitternacht — und die Gräfin dürfte kaum verzeihen, daß man ſie auf eine Art ſtöre, welche ihr das Wiedereinſchlafen ſchwer machen könnte. — Wollen Sie nicht lieber warten bis morgen früh? Die Schamröthe kommt ihr zur Toilette noch zurecht.“

„Nicht einen Augenblick warte ich, Süſette!“ antwortete Marie in zitternder Heftigkeit und nahm das Blechkäſtchen auf beide Arme, „die Gräfin hat meine Mutter um den Schlaf ſo mancher Nacht gebracht, dieſe finſtere Stunde möge ihre Härte richten!“

Mit beflügelten Schritten ſtieg Marie aufwärts, langſam nur konnte ihr der hinkende Maurer, von ſeiner Tochter geführt, folgen. Sie öffnete die Thür des Cabinets, die Lampe brannte trübe — kein wehender Athemzug ſäuſelte durch dieſe Todtenſtille, keine Regung des erwachenden Lebens bewegte den dünnen Faltenwurf der Bettgardine. Auf einem Tiſchchen dicht daran lag allerhand Schmuckwerk durch einander, als hätte die Gräfin ſich noch ſpät mit dieſem Lieblingsſachen beſchäftiget und wäre vom Schlafe dabei überraſcht worden. — Die kleine Schachkönigin ſtand aufrecht in der Mitte und blitzte unheimlich. Der Vorhang zu des Bettes Häupten war ein wenig eingeklemmt, und als Marie näher ſchwebte, bemerkte ſie, daß die Hand der Gräfin ihn raffend hielt.

„Frau Gräfin!“ ſagte Marie laut und fror, denn eben ſchlug es Zwölfe, — „wachen Sie auf, daß Sie ein großes Unrecht eingeſtehen können, ehe der letzte Glockenſchlag dieſes Tages ausſummt! Frau Gräfin!“ fuhr Marie mit ſtärkerer Stimme fort und ein fieberhaftes Grauen umwebte ihre Sinne, „hören Sie nicht? Die Geiſterſtunde ſchlägt, und ein beleidigter Schatten ſtehet neben mir und fordert Sie zur Rechenſchaft! Das Schachſpiel iſt gefunden und meine Mutter“ — — ſie faßte die Hand an der Gardine — die Hand war kalt und ſtarr.

„Jeſus!“ ſchrie Marie und riß die Vorhänge aus einander — die Gräfin war todt. Das Auge gebrochen, das Geſicht ein bläulicher Marmor, der Mund offen; die Seele ſtand vor einem höheren Richter! —

Süſette kam auf den Schreckensruf des Fräuleins herbei; es ward Lärm im Hauſe, man holte Aerzte; — aber ihre Kunſt iſt nur für die Lebendigen.

„Das iſt ein ſonderbarer Fall!“ ſagte der Maurer, welcher durch ſeine Tochter von allen Umſtänden unterrichtet war und in ehrerbietiger Ferne an der Thür des Vorſaals lehnte, „hier iſt der Tod Freimaurer geweſen und hat mit ſeinem Winkelmaße ein Grab gemeſſen, während wir nach Schätzen ſuchten. — Gottes Geheimniß iſt bei den Frommen!“

Bodmar ward der alleinige Erbe ſeiner Großtante, und theilte dieſen reichen Beſitz mit der geliebten Marie.

Sie ward die Gebieterin des Hauſes, worin ihre Mutter in ſchmählicher Unterordnung gewaltet hatte. Der Liebe und des Glückes Segen keimte für dies junge Paar aus der Blut- und Thränenſaat ſeiner Eltern auf und trägt tauſendfältige Frucht!

So iſt der Gang der Tugend ein Ehrengang! Ob er durch Dunkel und Dornen leite und in Untiefen des Kummers hinab, der Gerechte wird nicht darin verſinken, ſondern Schätze heben — Schätze ewiger Fülle!

Der Pelzmantel.

> Sie merket, wie ihr Handel
> frommen bringet . . . .
> — Salomo.

Als im Sturme vor Dresden der fürchterliche Mäher Tod die blutenden Garben ſammelte, fiel unter dieſen, von einer Musketenkugel getroffen, der Huſaren-Lieutenant von Burg. Unaufhaltſam drang das Blut aus der tiefen Hüftwunde, feſt war ſein Auge geſchloſſen für die nahen Schreckniſſe, ſein Ohr für Kanonendonner und Commandoruf. Aber das gute Glück des jungen Helden, ihm bisher treu im ſcherzhaften Minne- wie im ernſten Kriegesſpiele, ſtand auch jetzt noch dem Gefallenen zur Seite und führte den geſchickteſten der Feld-Chirurgen unter die Blutfahne, welche über Burg's erblichenes Angeſicht wehete. Der junge Heilkünſtler, ein glühender Verehrer Schiller's, und durch Umgebung und Phantaſie ſehr natürlich in des Dichters kriegeriſches Bild, Wallenſtein, verſetzt, beugte ſich mitleidig über den Huſaren, indem er mit Thekla ſagte: „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!“ So, unter dieſen edeln Formen hatte der Chirurg ſich ſtets den Max gedacht, und würde für die Rettung des vergötterten Piccolomini ſelbſt nicht zartere Sorgfalt und regeren Hülfseifer haben anwenden können, als er jetzt übte, um den Lieutenant von Burg dem Leben zu erhalten.

Die kräftige Natur dieſes Letzteren überwand die Gewalt des Wundfiebers und die Schmerzen der für ſeine Herſtellung nothwendigen Operationen; allein mit dem Militairdienſt war es vorbei; denn es blieb eine kleine Lähmung in ſeinem rechten Schenkel zurück, und mit herber Wehmuth ſah der arme Burg in ſeinem fünfundzwanzigſten Lebensjahre durch des Schickſals Willen ſich von einer Laufbahn verwieſen, die unter den günſtigſten Ausſichten für ihn begonnen hatte.

So wie Burg allmählich genas, ward ſeinem angegriffenen Gemüthe der Aufenthalt im Feld-Lazarethe, wo er ſich befand, und die in demſelben ſich täglich erneuernden Schauer-Scenen immer drückender fühlbar, immer reger der Wunſch, es ſo früh als möglich verlaſſen zu können, und als nun ein Brief ſeines älteren Stiefbruders, des Barons Norweg, welcher an der Grenze des ſchleſiſchen Gebirges ein Landgut beſaß, ihm die Verſicherung brachte, daß dieſer treue Bruder den herzlichſten Antheil an ſeinem Unglück nehme und zeither in der ängſtigendſten Beſorgniß gelebt habe, ehe es ihm gelungen ſei, Kunde von dem Verwundeten einzuziehen, als dieſen Verſicherungen die dringende Einladung folgte, daß Burg, ſobald nur ſein Befinden es geſtatten würde, nach Lauenberg (ſo hieß des Barons Gut) kommen möchte, um in häuslicher Ruhe und bei aufmerkſamer Pflege ſeine völlige Geneſung zu befördern, da betrachtete der Empfänger dieſe Zuſchrift als ein heißwillkommenes Erlöſungszeichen.

Früher, als der Arzt es bewilligen wollte, verließ nun Burg die Wohnung des Elends und trat in ſehr kleinen Stationen den Weg nach Lauenberg an. Der Baron von Norweg und ſeine liebenswürdige Gattin begrüßten den todtmatten Ankömmling mit jener zartanſprechenden Theilnahme, welche auch den herbeſten Schmerz zu verſüßen vermag, und das Gefühl des ſteten Fremdſeins, das der Soldat gegen den ſchimmernden Glanz ſeines Berufes eintauſcht und das ihm bei der Krankheit Ungemach, oder an Tagen, der Familienfreude geweiht, nach Herzensbedarf und Gewöhnung oft eine harte, ſchwere Entbehrung dünkt, wich jetzt dem ſanften Genuſſe eines trauten, heimathlichen Zuſammenhangs.

In der tiefen Stille, in welcher Burg nun lebte, erſchienen ſeiner Erinnerung die Ereigniſſe der letzteren Jahre als die bunten, verworrenen Bilder eines Fiebertraums. Hier, wo die Ruhe des einen Tages der Einförmigkeit des andern glich, wo die kleinen häuslichen Vorfallenheiten ſich in einem Gleichgewichte bewegten, das nur ein gewiſſes Maß von Aufmerkſamkeit erforderte, erholte ſich nächſt ſeinem Körper auch ſein Geiſt, welchen der totale Umſchwung rieſiger Verhältniſſe auf dem Schauplatze der Gefahr und Leidenſchaft in ungewöhnliche Spannung verſetzt hatte.

Kaum dem Knabenalter entwachſen, war unſer Burg nach dem früherfolgten Tode ſeines Vaters zum Militair gekommen, für welchen Stand ihn eigene Neigung beſtimmte. Unabhängigkeit, falſche Scham, der Einfluß verderblicher Beiſpiele, wie der Reiz verführeriſcher Lockungen, hatten manchen Keim der ſorgfältigen Erziehung erſtickt, welche Rudolph von Burg genoſſen, und den beſſeren Jüngling ſeinen minder edeln Gefährten nur zu oft gleichgeſtellt. Ganz beſonders hatte dies in den Beziehungen auf das zweite Geſchlecht Statt gefunden, und ſo war unmerklich in der Seele des glücklichen Siegers über manches weibliche Herz die Achtung für der Frauen Werth und Tugend zu der Meinung herabgeſunken, daß die Schwäche dieſer allzuleicht Beſiegten wohl überhaupt der Unhaltbarkeit des ganzen Geſchlechts zur Laſt zu legen wäre. Aber die zärtliche Ehrerbietung, mit welcher der Baron in Geheim-Unterhaltungen mit ſeinem Bruder der Vorzüge ſeiner Frau erwähnte, die Würde, mit der die kleine, reizende Frau den Hausſtand regierte, das ſtille Genügen, das ſie in dem Umgange ihres ungleich älteren Mannes und in der pünctlichen Erfüllung von anſcheinend unbedeutenden Pflichten fand, nöthigten ihn, ſeine Schwägerin mindeſtens für eine ſeltene Ausnahme zu halten.

Obgleich Rudolphs gegenwärtige Lage und Gemüthsſtimmung den ſchärfſten Gegenſatz zu den Verhältniſſen und Neigungen bildete, die ihn noch vor wenig Monden beherrſcht hatten, ſo gab er ſein Gemüth doch willig den leiſe wirkenden Eindrücken der erſteren hin. In weiter Ferne von dem einſamen Gebirgsdörfchen verhallte der wüſte Lärm des Krieges, doch immer verſtändlicher vernahm er die Anſprache rührender Erinnerungen an ſeine fromm verlebte Kindheit, an manchen Grundſatz, der in dem Treiben der Welt und ihrer Luſt von ihm vergeſſen worden war. Doch, wie früher der Engel ſeiner ſittlichen Reinheit vor der Sträflichkeit manch thörichten Beginnens ſchüchtern geflohen war, ohne daß Rudolph es wahrgenommen hätte, eben ſo wenig ahnete er jetzt ſeine Wiederkehr, welche ſich in Schauern der Reue, in einer leiſen Wehmuth ankündigte, die der Verwandelte fälſchlich für eine Folge der erlittenen Schmerzen, für körperliche Abſpannung und Mattigkeit nahm.

Der Baron Norweg, welcher ſeinen ſchönſten Lebensgenuß in zweckmäßiger Thätigkeit fand, und Geſchäftsloſigkeit nicht allein für die Quelle der meiſten menſchlichen Vergehungen erkannte, ſondern auch der Ueberzeugung lebte, das Bewußtſein einer gewiſſenhaften Anwendung unſerer Kräfte ſei der Born, aus dem die reinſte Freude und Zufriedenheit entquelle, beurtheilte dieſer Anſicht zufolge die ſanfte Weichheit ſeines ſonſt ſo ſtarkmüthigen Bruders als eine Wirkung ſeiner gegenwärtigen Unthätigkeit, und ſuchte ihn tröſtend mit der Vorſtellung aufzurichten, daß er ſelbſt auf das eifrigſte dafür bemüht ſein wolle, dem Bruder mit dem Abſchiede vom Militair eine angemeſſene Verſorgung auszuwirken.

Der Baron hielt redlich Wort; allein dennoch waren beinahe drei Jahre vergangen, ehe dieſer Zweck erſtrebt werden konnte. Rudolph von Burg hatte während dieſer Zeit ſich fortwährend in Lauenberg aufgehalten. Die Regelmäßigkeit der Lebensweiſe daſelbſt, ſeines Bruders belehrender Umgang und der liebenswürdigen Emilie freundliches Beſtreben, ihn dauernd für das Glück der Häuslichkeit zu gewinnen, war nicht ohne wohlthuende Wirkung auf ihn geblieben; ſo daß, als ihm die ziemlich einträgliche Poſtmeiſterſtelle in F...... angetragen wurde und Burg ſelbige annahm, ihn in ſeine neuen Verhältniſſe ein höchſt einfacher, echtbürgerlicher Sinn, wie ein begründeter Geſchmack an ſtillen Freuden, begleitete, und von den Außenfarben ſeines ehemaligen Standes ihm keine mehr anhing, als feine Geſellſchaftsſitte und anziehende Galanterie für die Damen.

Es konnte nicht fehlen, daß der junge, bildhübſche Poſtmeiſter, der ſo intereſſant lahmte und die Artigkeit und Beſcheidenheit ſelbſt war, große Aufmerkſamkeit in der höheren weiblichen Welt von F...... erregte.

Da Burg längere Zeit bedurfte, um ſich für den, ihm noch gänzlich unbekannten Beruf zu unterrichten, und der neuen Wirkſamkeit mit dem Feuer lang unbefriedigt gebliebener Thatenluſt oblag, ſo ſah man ihn nur ſelten in Geſellſchaft und würdigte dann ſeine Erſcheinung nur um ſo höher. Aber troß der gewandten Zuvorkommenheit, womit er ſich bei Frauen und Mädchen angenehm zu machen wußte, war es doch unverkennbar, daß er nirgends und gegen Niemand ein Intereſſe verrathe, welches manchen ſtillen Wunſch zur Hoffnung hätte erheben können, und wenn vollends die ſchlauen Beobachterinnen ſeines Benehmens gewußt hätten, wie ſtreng Rudolph auch das verzeihlichſte Entgegenkommen einer jungen Dame rüge, wie hart er die gewöhnlichen Fehler des anderen Geſchlechts auch in ihren ſchwächſten Andeutungen beurtheile, von welcher Art ſeine Forderungen an die künftige Gefährtin ſeines Lebens ſeien, ſie würden kaum den anmuthigen Poſtmeiſter mehr wünſchenswerth gefunden haben.

Allein dieſer unerkannte Sittenrichter wußte die Strenge ſolcher Geſinnungen ſo geſchickt zu verbergen, daß man weit eher vermuthete, ſein Herz müſſe bereits gefeſſelt ſein, als daß man an die Möglichkeit geglaubt hätte, dieſer weltkundige Sohn des Krieges ſuche eine Frau, deren Ruf fleckenlos, deren Schönheit möglichſt ungekannt, deren Gemüth in tiefer, häuslicher Stille gebildet wäre.

Doch ſolch ein Blümchen Wunderhold hatte ſich noch nicht finden laſſen, obgleich Burg den Jahrestag ſeines Anzuges in F...... ſich bereits nähern ſah, aber ein Glück anderer Art war ihm ganz ungeſucht zugefallen.

Das Ableben einer alten Tante ſetzte ihn in den Beſitz einer anſehnlichen Erbſchaft, und der Ertrag derſelben fügte dem ſorgenfreien Auskommen ſeines Amtes noch die Annehmlichkeit des Ueberfluſſes bei.

Auch Baron Norweg war von der Erblaſſerin bedacht worden, und da dieſe Erbſchaftsangelegenheit ihn zu einer Reiſe nöthigte, deren Ziel nicht allzuweit entfernt von F.... war, ſo beſchloß er, den unausgeführten Plan dieſes Sommers bei dieſer Gelegenheit zu realiſiren, und von ſeiner Frau begleitet, den Bruder Poſtmeiſter zu beſuchen.

Die Freude des Wiederſehens war von beiden Seiten ſehr groß, doch ſuchte Burg ängſtlich manche Mängel ſeiner Junggeſellenwirthſchaft den Blicken ſeiner umſichtigen Schwägerin zu entziehen. Auch ſchien Emilie gar nichts zu bemerken, das ihren Schwager, wenn auch nur im Scherze, hätte beſchämen können.

Rudolph ſprach gegen den fragenden Bruder die volleſte Zufriedenheit mit ſeiner dermaligen Lage aus; äußerte Vergnügen an ſeinem Berufe und rühmte erkenntlich den wohlwollenden Sinn der Einwohner dieſer Stadt; pries ferner die Anmuth ihrer Gegend, ja ſelbſt die Gemächlichkeit ſeiner Wohnung. Da unterbrach im Zuge dieſer Lobpreiſungen ihn plötzlich Emilie mit der Frage: „Aber, Herr Poſtmeiſter, braucht Er denn keine Frau Poſtmeiſterin?“

Rudolph erröthete, und geſtand nach einigem Zögern ſeiner drolligen Gewiſſensräthin, daß er ſich fürchte, in der Wahl, von der das Glück ſeines Lebens abhänge, einen Mißgriff zu thun, und obgleich er mit wachſender Sehnſucht nach einer geregelteren Häuslichkeit, wie nach einem treuen, mitfühlenden Herzen verlange, ſo habe er doch an Emiliens Muſterbilde einen Maßſtab, an welchen keine ſeiner weiblichen Bekanntſchaften paſſen wolle.

Emilie verbeugte ſich ein wenig und ſagte: „Dieſe verbindliche Ausbeugung ſoll mich nicht beſtechen, Ihnen tüchtig den Kopf zu waſchen. Dieſe eigenſinnige Wähligkeit, dieſes quälende Mißtrauen, dieſe furchtſame Scheu vor dem Rechte der Wiedervergeltung ſind bittere Früchte vom Baume der Erkenntniß, die den Männern, welche einſtmals ausſchweifende Liebesritter waren, den Eheſtand vergällen, und das von Rechtswegen. Jede Sünde, an meinem armen, bethörbaren Geſchlecht verübt, rächt ſich gewiß an dem Frevler durch die Einbuße eines Glückes, das die Vorſicht den Frauen zu verſchenken gab. Wen kein Schuldgefühl verſchüchtert, o! der wird in ſeiner Wahl von jenem zuverſichtlichen Vertrauen glücklich geleitet werden, welches ihm alle Roſen der Ehe giebt, ohne daß er ihre Dornen empfände. Ich bin fern davon, zu beklagen, was für die Gerechtigkeit des Himmels zeugt, doch ſollte es mir ſehr wehe thun, wenn ich Sie, lieber Rudolph, deſſen Herz ich kenne, obſchon es wohl mehr ein erneuertes iſt, als es ein allezeit feſtes geweſen ſein dürfte — dieſes Unſegens theilhaftig werden ſähe.“

Rudolph erglühete noch ſtärker, doch konnte er nicht umhin, die Wahrheit anzuerkennen, welche in Emiliens offener Erklärung lag. Er küßte begütigend die Hand ſeiner Schwägerin und bat um ihren Rath. Emilie, durch dies Inſichgehen zufrieden geſtellt, ſagte nun freundlich: „Sie, lieber Schwager, ſind unter einem glücklichen Geſtirn geboren, und ich würde mich ſehr wundern, wenn es Ihnen nicht auch bei Ihrer Verheirathung leuchten ſollte. Faſſen Sie daher Muth. Was ſich ſchicken ſoll, fügt ſich leicht. Suchen Sie nur mit Freiersaugen, ſo werden Sie finden, was Sie zuvor überſehen haben. Ich werde Ihnen den Daumen halten.“

Der Baron küßte ſeine holde Frau, die es ſo ſonderbar gut verſtand, Ernſt mit Scherz zu miſchen, und vereinigte nun gewichtige Vorſtellungen mit den ihrigen, um dem Bruder die Nothwendigkeit einleuchtend zu machen, je eher, je lieber an eine eheliche Verbindung zu denken.

Der Beſuch ſeiner Verwandten hatte in dem Gemüthe unſeres Poſtmeiſters eine kleine Unruhe zurückgelaſſen. Gegenſtandloſe Wünſche, ein unabſichtliches Aufmerken, flüchtige Zerſtreuungen zogen ſeine Gedanken jetzt öfter von ſeinen Arbeiten, wie von ſeinen Erholungen ab, und er begegnete mit ſehnendem Unmuthe da einer Leere, wo er ſonſt nur Vergnügen und Befriedigung gefunden hatte.

In ſolch einer Stimmung war er an einem hellen Winternachmittage ſchon ſeit einer Stunde auf dem Jahrmarkte in der fortſummenden Luft umhergezogen, hatte hier und da eine Kleinigkeit gekauft, ohne daß er ihrer gerade bedurft hätte, und ſtand jetzt an der Bude eines Italieners, wo er einen Kaſten mit ſchöngemalten Pfeifenköpfen in Augenſchein nahm.

Dicht an die Italienerbude ſtieß eine ſehr große Bude mit Pelzbekleidungen aller Art, reich ausgeſtattet und ſchön decorirt, um die Käufer anzulocken, deren jedoch keine der unermüdeten Einladung des Budenherrn und ſeiner geſchwätzigen Frau zu folgen kamen.

Die Dämmerung des kurzen Tages war raſch eingebrochen. Die bleiche Sichel des Mondes gewann helleren Glanz, ſilberne Sternchen blinkten in der tiefen Bläue des Himmels, und durch das dunkle Gewühl und Gedränge der Menſchen ſchimmerten zahlloſe Lichter in den bunten Ausſtellungen des Chriſtmarkts. Eine künſtlich gearbeitete Lampe ſtellte die geſchmackvollen Waaren des Italieners in gewinnende Beleuchtung, und auch in der Pelzbude wurden zwei große Laternen entzündet, welche ein ſchwankendes Licht über die winterlichen Hüllen verbreiteten.

Der Poſtmeiſter fühlte ſich wunderſam angeregt. Ein kindlichfrohes Gefühl einſt empfundener Weihnachtsluſt bewegte ſeine Seele in Erinnerung und Ahnung; es war ihm ſo zu Muthe, als müſſe er ſich recht von Herzen freuen, auf Etwas, das ihm der heilige Chriſt beſcheren würde. Dieſe Täuſchung heimlich belächelnd, wollte Burg jetzt nach Hauſe gehen, als mit leichtem, ſchnellem Fußtritt eine zarte, weibliche Geſtalt auf die unfeſten Bretter vor der Pelzbude trat. Der Poſtmeiſter blieb, um das zierliche Weſen ſchärfer ins Auge zu faſſen. Ein knappanſitzender Ueberrock von braunem Zeuge zeigte die reizendſten Körperformen, und das liebliche Geſicht, von Geſundheit und Kälte mit dem feinſten Purpur überröthet, guckte lauſchig unter einem zarten Häubchen hervor, das ein ſchwarzer Hut tief beſchattete. Mit ſchüchterner Stimme und höflichen Worten verlangte das Mädchen Pelzmäntel zu ſehen, die größere Weite hätten, als der gewöhnliche Bedarf erfordere, und alsbald wühlten die jüdiſchen Handelsleute in den reichen Vorräthen. Schweigend betrachtete das Mädchen das ihr vorgelegte Sortiment, und erhob jetzt die ſanften blauen Augen, ſchauete prüfend in der Bude umher, und blieb endlich an einem, mit feinem Fuchs gefütterten, ſchwarzſeidenen Mantel, dem Prachtſtücke der Bude, hangen, das eben deßhalb als Aushängeſchild gebraucht ward, und welches den ſchlanken Poſtmeiſter verbarg, ohne dieſem den Anblick der niedlichen Käuferin zu entziehen.

Die junge Dame ſtrich mit der kleinen Hand über den weichen Fuchs, und fragte etwas ängſtlich, wie es ſchien — nach dem Preiſe dieſes Mantels. Der Jude ſchwur hoch und theuer, das fünf und vierzig Thaler, von denen jedoch kein Groſchen abgehen dürfte, ein wahres Spottgeld für den ſchönen, echtpodoliſchen Pelz ſei, und ſeine Frau rühmte mit der geübteſten Zungengeläufigkeit bald die Schwere und Schwärze des ſeidenen Zeuges, bald die Feſtigkeit der Arheit, und meinte, das gnädige Fräulein könne ſich wohl vier Mal darein wickeln.

Aber als das Mädchen den Preis des Mantels vernahm, ließ es dieſen mit einem Seufzer los, und wendete ſich wieder zu denen, welche über den Kauftiſchen ausgebreitet lagen, indem es wie in halber Zerſtreuung ſagte: „Ich wähle nicht fur mich, und die Dame, für welche der Mantel ſoll, iſt ſehr ſtark.“

Der Poſtmeiſter fühlte eine warme Drangſeligkeit in ſeinem Herzen, und wußte nicht, wovon ſie erregt werde. Krampfhaft zuckte ſeine Hand, welche die wohlgefüllte Börſe noch umfaßte; wie gern hätte er dieſe zur freien Diſpoſition über den Kauf dem liebenswürdigen Kinde überlaſſen! Und mit einer leiſen Schärfe der Empfindung überraſchte ihn der Gedanke, wie viel ſchöner und menſchlicher es wäre, wenn wir überall dürften, was der reine Geiſt des Wohlwollens uns eingiebt! —

Freundlich, aber wortkarg ſetzte das Mädchen das Gebot eines Mantels von geringerem Werthe, als der hatte, dem Meiſter Reineke ſeinen Wärmſtoff gab, um ein Weniges herab, der Handel ward ohne Weiteres geſchloſſen, die Käuferin leiſtete Zahlung, und der Jude fragte, ob das gnädige Fräulein ſich ſelbſt mit dem Tragen des Einkaufs beläſtigen wolle.

„Ja, o ja!“ antwortete das Mädchen heftig, und mit einem Tone, als läge es ihm weit ab, Dienſtleiſtung zu erwarten. Als nun die Holde ſich zum Abſchiede mit Anmuth verbeugte, ſtreifte ihr mildes Auge noch einmal mit wehmüthigwünſchendem Blick über den Fuchsmantel. Sie ſeufzte und verſchwand nun ſchnell in das Gedränge.

Eine ſüße Befangenheit feſſelte den Poſtmeiſter noch immer an ſeine Stelle, aber höchſt widrig wurde der angenehme Eindruck geſtört, welchen die Erſcheinung des Mädchens auf ihn gemacht hatte, als er die Jüdin in der gemeinſten Mundart ihres Volkes zu ihrem Manne ſagen hörte: „Ich dachte ſchon, wir würden den Fuchsmantel anbringen; aber, ſchönen Dank! Und es wäre nichts. Ja, wenn er vor vier Groſchen zu haben wäre. Es ſoll der Putz immer ſchön ſtehen und nichts koſten. Sagte ich es Dir nicht vorher, daß unſer theures Lager für Krähwinkel nicht paſſe? Soll mir Gott helfen! Wir werden die Reiſekoſten und das Marktgeld kaum ausbringen, und haben doch wie die Hunde gelebt. Handelten wir mit Bauerwämſern und Pudelmützen, ſo würden wir hier beſſere Einnahme gehabt haben. Fi! über das armſelige Neſt!“

Den Poſtmeiſter überlief die Wuth heiß; er hätte die Frau erwürgen mögen. Zu anderer Zeit würde er den Ausfall belacht, und als eine poſſirliche Anklage auf ſein ehrenwerthes Städtchen der Erinnerung zu gelegentlicher Mittheilung eingeprägt haben, heute, in der fremdartigen Aufregung, in der er ſich befand, dünkte ihm die rohe Rede der mißmüthigen Händlerin eine heilloſe Läſterung, die zum Theil die nothwendige Beſchränkung des lieben Mädchens traf, deſſen ſtiller Wunſch zu dem Beſtande der Caſſe ganz offenbar im Mißverhältniß geſtanden. In leidenſchaftlicher Aufwallung, die ihm keine Zeit zu einer beſonnenen Frage an ſich ſelbſt gönnte, ſtürmte er mit ſoldatiſchem Ungeſtüm in die Pelzbude, und indem er flüchtig den Fuchsmantel aus einander ſchlug, fragte er mit wegwerfendem Tone, ob nicht ein beſſerer Pelz zu haben wäre. Die Verkäufer hüllten die verneinende Antwort in einen Schwall von Redensarten ein, und überboten den vorhin genannten

Preis um ein Bedeutendes. Aber vornehmſcharf ſetzte der Poſtmeiſter die Hälfte des Geforderten, und that dies überdies auf eine Weiſe, welche in geringſchätziger Ueberhebung des Chriſten den gedemüthigten Iſraeliten das gedrückte Loos ihrer Nation empfinden läßt.

Der Jude, in gefügiger Unterwürfigkeit, verſicherte ſchwörend, den Mantel dafür zu laſſen, ſei unmöglich; doch kaum machte Burg Miene die Bude zu verlaſſen, als der Erſtere ihn am Rockſchooße hielt, die Jüdin den Pelz herabriß, und ihn dem Poſtmeiſter mit der Schmeichelei einhändigte, einem ſo ſchönen Herrn, könne eine ehrliche Judenfrau wohl einmal mit Schaden verkaufen.

Schweigend warf Burg in blinkenden Goldſtücken den Betrag der Kaufſumme hin, ſagte, er wolle ſeinen Bedienten herſchicken, um den Mantel abholen zu laſſen, und eilte nach einem trotzigen: „Adieu!“ nach Hauſe.

Aber als er ſich hier nun ruhiger den Vorgang überlegte, kam ihm ſein Benehmen dabei knabenhaft und lächerlich vor, und er ſchämte ſich ein wenig. Der Anblick des Mantels würde dieſe Beſchämung dauernd gemacht haben, hätte ſich nicht zugleich ein ſüßes Andenken an jenes holde Mädchen daran geknüpft. Das Bild der Mantelkäuferin ſtand lebhaft vor ſeiner Seele, und er ſann oft darüber nach, wodurch die flüchtige Erſcheinung ihm wohl eigentlich ſo intereſſant geworden wäre. Allein er konnte es nicht ausfinden.

So waren drei Wochen vergangen, in denen die Erinnerung an die kleine Begebenheit doch eine bläſſere Färbung angenommen hatte.

Am Abend vor Weihnachten ſtand Burg mitten im Flur des Poſthauſes, die fahrende Poſt, welche ſich des durch dieſen Zeitpunct vermehrten Gepäckes wegen ungewöhnlich verſpätet hatte, mit jedem Augenblicke erwartend.

Die Luft hauchte ſcharf, und der Poſtmeiſter, in den warmen Huſarenpelz gehüllt, ein Pfeifchen Varinas-Knaſter dampfend, ſah ſich mit einem friſchen Behagen an dieſer Winterlichkeit vom Glanze des Vollmonds umfloſſen, der hehr und ungetrübt durch den klaren Nachthimmel zog.

Da hörte er von der Ferne des Stadtthors her den ankommenden Poſtillon die Melodie des alten Liedes ſchmettern: „Lieber Mond! du gehſt ſo ſtille durch die Abendwolken hin!“ Der Poſtmeiſter belächelte die elegiſche Stimmung des grauköpfigen Schwagers und trat in die Hausthür, prallte jedoch befremdet einige Schritte zurück, als er ein wohlgekleidetes junges Frauenzimmer mit beflügelten Schritten auf ſich zukommen ſah, an deſſen rechter Hand ein Knabe von etwa acht oder neun Jahren ging, der eine große Schachtel trug.

Nach einer leichten Verbeugung ſagte das Mädchen mit einer Stimme, deren Wohllaut ſo wenig von dem Poſtmeiſter vergeſſen worden war, als daß er ſie nicht im erſten Momente hätte wiedererkennen ſollen: „Ich erſuche Sie, mein Herr, dieſe Schachtel mit den, morgen auszutheilenden Poſtſachen an ihre Behörde verabreichen zu laſſen, und wollte der Briefträger ſich gegen eine kleine Belohnung — willig finden, ſie bis zuletzt aufzuheben, ſo daß mittlerweilen der Abend herankäme, ehe ſie abgegeben würde, ſo würde ich mich Ihnen für dieſe Gefälligkeit verpflichtet fühlen.“

Das Mädchen hatte während dieſer Anrede den Schleier zurückgeſchlagen, und Burg, überraſcht und entzückt, blickte in das mondbeſtrahlte, vom Reize bittender Freundlichkeit verklärte Geſicht ſeiner Unbekannten.

Er hatte kaum ſo viel Beſinnung, ihr die Gewährung des beſcheidenen Geſuches zuzuſichern. Sie machte eine grüßende Bewegung, und war nun eben ſo ſchnell verſchwunden, als ſie erſchienen war.

Dem armen Poſtmeiſter ward die Expedition heute ſehr ſchwer. Die Stimmung, in welcher ſeine Gefühle auf und ab wogten, paßte nicht wohl zur Leiſtung eines ſo abſtracten Geſchäftes. Mehrere Male ſchon hatte er die Adreſſe des, der Schachtel beigefügten Briefes überleſen, welcher an die verwittwete Hauptmannin von Helmchen gerichtet war, als könne er in dieſer den leitenden Faden zur näheren Bekanntſchaft des ſchönen Mädchens finden, und die feſte Entſchließung, dieſes Ziel von nun an unabläſſig zu verfolgen, hielt in wirren Gedanken ſeine Augen länger als gewöhnlich wach.

In der Frühe des folgenden Morgens kam die Frau des Schirrmeiſters, welche das Amt ſeiner Wäſcherin verſah, und brachte ihm die ſaubergeplätteten Jabots, auf daß er ihrer zum Feiertagsſchmucke nicht entbehre.

„Sagen Sie mir doch, Frauchen,“ hob der Poſtmeiſter an, und legte die Zeitungen, in denen er las, aus der Hand, „kennen Sie wohl eine Hauptmannin von Helmchen, welche hieſelbſt wohnen ſoll?“

Die Gefragte lächelte und antwortete: „Lieber Gott! ſo gut wie mich ſelbſt. Haben wir doch an zwölf Jahre in einem Hauſe gewohnt, und erſt vergangene Oſtern iſt die Frau Hauptmannin vor das Johannisthor gezogen, wo ſie nun in der Schwarzfärberei ein Stübchen in Miethe hat.“

„Nun, und was ſind es denn für Leute, dieſe Helmchen's? Setzen Sie Sich doch, Frau Steffen!“ ſagte Burg mit ſchlauverborgener Spannung und der Miene gleichgültiger Erkundigung.

„Darüber kann Ihnen, lieber Herr Poſtmeiſter, Niemand beſſere Auskunft geben, als ich;“ verſicherte Frau Steffen, indem ſie ſich zum Erzählen zurecht ſetzte, und mit verſchränkten Armen das zierliche Wäſchkörbchen auf ihrem Schooße feſthielt. „Der Hauptmanns- und gnädige Frauentitel klänge wohl fein, wenn nur die Mittel nicht ſo knapp zugeſchnitten wären. Der Hauptmann, Gott laſſe ihn ſelig ruhen! war ein Spieler von Profeſſion, deſſen Haare auf dem Haupte nicht allein von ſeinem Schöpfer, ſondern auch von ſeinen Gläubigern gezählt waren. Als er zum Glücke noch früh genug ſtarb, machte ſich ein Jeder ſo gut bezahlt, als er nur konnte, und der Wittwe wie den beiden Waiſen blieb nichts weiter, als die bittere Armuth. Die Frau hatte luſtig mit gelebt, ſo lange es gegangen war, und ſich wenig oder gar nicht um ihre heranwachſende Tochter bekümmert. Ein Kind in der Wiege würde nicht mehr Pflege gehabt haben, wie der Pilz im Walde, wenn das Schweſterchen nicht ſeine Wärterin geweſen wäre. Aber mit dem Maße, wo man mißt, wird einem wieder gemeſſen. Da wohnte doch im erſten Stock unſeres Hauſes die Räthin Weihrauch, eine Frau, vor der man Reſpect haben muß. Die hatte eingeſehen, daß Holland in Noth war. Sie nahm ſich des Fräuleins mütterlich an, unterrichtete es in allerhand Geſchicklichkeiten, gab ihm fromme Lehren und gute Bücher, und behütete ſo das verlaſſene Schäflein. Nun arbeitete das arme Kind in den Putzladen der franzöſiſchen Modehändlerin am Ringe, und nähete und ſtickte ſich halb blind, um das Nöthige für den ärmlichen Haushalt zu erſchwingen. Oft ſchon ſah ſie mit den hellen Aeuglein zum Hoffenſter hinaus, ehe die liebe Sonne leuchtete, und manchmal war der Mond längſt zu Rüſte gegangen, wenn für Fräulein Molly noch an keinen Feierabend zu denken war. Sie bezahlte den Miethzins, das Schulgeld für den kleinen Bruder, und ging immer ſchlecht und recht gekleidet, doch der Mutter durfte es an nichts fehlen, und die Leute wunderten ſich hier und da, wie die Frau noch ſo ſtattlich einhergehen könne. Ja, ich wußte es wohl, und dachte dann bei mir ſelbſt, wenn es dieſem guten Kinde einmal nicht reichlich vergolten würde, ſo wüßte ich nicht, was ich mir von unſerm Herrgott denken ſollte. — Endlich hatten ein paar junge Herrn in der Nachbarſchaft ſich in das Fräulein vergafft, denn es iſt von Ausſehn ein Engel! — die ſtellten ihm auf Schritt und Tritt nach. Da ſchlug Fräulein Molly der Mama vor, in die Vorſtadt zu ziehen, wo ſie es viel ſtiller und geruhiger haben würden.“

„Als ſie auszogen, ach! es war mir, als ginge der Segen aus dem Hauſe! ſtand ich auf dem Gange. Das Fräulein reichte mir freundlich die Hand. Mir gingen die Augen über. Ich küßte das Patſchchen und ſagte: Liebes, gnädiges Fräulein! Der Herr laſſe es Ihnen allezeit wohl gehen! Es wird auch geſchehen, denn Salomo ſagt: Fleißige Hand wird herrſchen; und die, welche ſo treu für eine Mutter arbeitet, muß wohl noch größeren Lohn davontragen. Da brach das liebe Kind in Thränen aus, und“ — mit ſinkender Stimme faßte Frau Steffen nach ihrer Schürze — „ich muß weinen, ſo oft ich daran denke.“

Der Poſtmeiſter fühlte ſich ergriffen, bewegt. Seine Unbekannte war dieſe unvergleichliche Molly, keine Andere, und der Gedanke flammte in ihm auf, daß er des Mädchens ſtillen Werth ahnend empfunden hätte. Die Fäden ſeiner Vermuthungen ſpannen ſich ſchnell noch weiter. Molly hatte den Fuchsmantel für die Mutter kaufen wollen, den dafür geforderten Preis jedoch unerſchwinglich gefunden, und ihr Einkauf, zum Weihnachtsgeſchenk für die Mutter beſtimmt, befand ſich wahrſcheinlich in der geſtern überbrachten Schachtel.

„Ich danke Ihnen, Frau Steffen," ſagte Burg ſehr gütig. „Doch, da fällt mir ein, wir haben heute heiligen Abend, wo ein kleines Geſchenk, mit willigem Herzen gegeben, ſich wohl geziemt. Nehmen Sie, gute Frau!"

Die begabte Berichterſtatterin ſah mit Erſtaunen einen holländiſchen Ducaten in ihre Hand gleiten, und meinte im mildeſten Widerſpruchstone, dies ſei wohl zu viel!

„Noch eins, Frauchen!" rief der Poſtmeiſter, als Frau Steffen die Thür bereits in der Hand hielt, „Iſt die Hauptmannin Helmchen ſtark von Perſon?"

Frau Steffen lachte. „Dick wie eine Pauke; man ſieht ihr weder Kummer, noch Mangel an. Aber das Fräulein iſt von zarter Statur und hat ein Geſichtchen ſo unſchuldig wie ein Sechswochenkind."

Der Poſtmeiſter klopfte freudig in die Hände.

„Nun mag es gut ſein!" ſagte Molly von Helmchen, indem ſie mit dem Ausdrucke der Erſchöpfung ihr Nähzeug abſeits ſtellte. Die Mutter rief in demſelben Augenblicke zur Thür herein, der kleine Guſtav könne den Tiſch decken, weil das Eſſen fertig wäre. Man ſetzte ſich nun zu dem ſpärlichen Mahle, das, obgleich in genügſamer Beſchränkung, der Feſtlichkeit dieſes Abends doch angemeſſen war, und Molly lauſchte, von Zeit zu Zeit durch irgend ein Geräuſch getäuſcht, ob ſie nicht das Kommen des Briefträgers vernähme, den ſie bereits ſeit zwei Stunden mit jeder Minute erwartete.

Die Mutter ſah betrübt in die Suppe, und dann in die funkelnde Blumendecke, die der Froſt über die niederen Fenſter gezogen hatte, indem ſie ſagte: „Wie der Reif an den Scheiben funkelt und blitzt! Die Kälte iſt merklich geſtiegen. Ich wäre ſo gern morgen einmal in die Kirche gegangen, aber“ —

„Nun, und ſollte das nicht angehen, liebe Mutter?“ entgegnete Molly, freudigſchlau es verleugnend, daß ſie die Urſache dieſer Verzichtleiſtung kenne. Aber Guſtav konnte nach kindlicher Art und Weiſe es ſich nicht verſagen, der Mutter trüben Sinn auf eine heitere Vorſtellung zu lenken, nicht wähnend, daß er nahe daran ſei, einen hochverpönten Verrath zu begehen. —

Den hellen Unſchuldsblick fragend auf die Mutter gerichtet, ſagte er: „Du fürchteſt Dich wohl zu frieren in dem dünnen Ueberrocke? Nicht wahr, Mütterchen, wenn der heilige Chriſt ein warmes Pelzchen brächte? Das würde Dir gar lieb ſein! Nun wer weiß, was geſchieht.“

Molly erſchrak; ihre Augen ſtraften den erſchrockenen Verräther, und ſie fühlte, wie gefährlich und unräthlich es ſei, Kinder zu Mitwiſſern eines Geheimniſſes zu machen. Aber die Mutter antwortete, ohne aufzublicken: „Nein, mein Kind, ſolches Hoffen wäre Thorheit; es geſchehen keine Wunder mehr.“

„Und doch," nahm Molly das Wort wieder auf, „waltet der alte Gott noch. Unſere gute Räthin Weihrauch ſagte einmal bei Abhandlung eines ähnlichen Capitels, der heilige Sinn und jener patriarchaliſche Glaube der Vorzeit, dem der Ewige ſich ſo oft helfend und errettend verſichtbart, ſei unter den Menſchen verloren gegangen, und Augen, welche nur auf die Erde und ihr vergängliches Glück gerichtet wären, könnten nimmer den Himmel offen anſchauen und das leuchtende Angeſicht des Vaters. Aber an einem kindlichfrommen Gemüth, an der getroſten Zuverſicht des Redlichen auf den Schutz der Allmacht, verherrliche ſich noch jetzt wie damals die ewige Liebe, und Wunder der Erbarmung würden heut und immerdar das Leben jedes Gerechten aufzuweiſen haben. — Und meine Mutter" — fuhr Molly mit bebender Stimme fort, die immer leiſer in die Töne des Weinens hinüberklang, „können wir nicht ſelbſt Zeugniß ablegen von der Wahrheit dieſer Behauptung? Es wäre kein Wunder, daß, obgleich uns kein Verſorger lebt, wir das tägliche Brod ohne Mangel und mit Zufriedenheit genießen? Daß, obſchon wir der rohen Härte unſerer Gläubiger anheimgefallen waren, wir jetzt nur verdiente Kleider tragen, ein bezahltes Gericht uns nährt, und kein drängender Mahner mehr an die ſichere, ruhige Thür klopft? Daß Gott meine ſchwache Kraft täglich erneut und ſtärkt, auf daß ſie nicht hinter der Freudigkeit zurückbleiben dürfe, womit ich meine Kindespflicht erfülle? O Mutter! Laß uns dankbar ſein und gutes Muths!"

Die Mutter ſchluchzte laut und reichte ihrer Tochter die Hand über den Tiſch, und der kleine Guſtav verbarg ſeine heftige Rührung an dem Buſen ſeines Schweſterchens. Da hob plötzlich Frau von Helmchen das bethränte Geſicht aus dem Taſchentuche empor, und ſagte: „Hörteſt Du nichts, Molly?“

„Es klingelte ſo eben an der Hausthürſchwelle.“ Ja, jetzt öffnet der Wirth — er weiſet Jemand die Treppe herauf. — Wer kann ſo ſpät noch zu uns kommen?“

Molly aber wußte es. Ihr Herz klopfte mit beflügelten Schlägen der Freude entgegen, welche die nächſte Minute bringen würde, und ſchweigend eilte ſie der Zimmerthür zu. Der Briefträger trat ein; er wünſchte freundlich ſchmunzelnd eine geſegnete Mahlzeit, entſchuldigte ſich, daß er des endloſen Umherlaufens wegen in der ſinkenden Nacht noch Störung machen müſſe, und überreichte Frau von Helmchen einen Brief, dem eine große, in Wachstuch eingenähete Schachtel beigeſellt war.

„An mich? Von wem in aller Welt könnte dieſe Zuſchrift ſein?“ rief die befremdete Empfängerin, während Molly dem Ueberbringer das verſprochene Douceur geſchickt in die Hand ſchob und ihm ſodann die Treppe hinableuchtete.

Als Molly wiederkehrte, hatte die Mutter den Umſchlag des Briefes geöffnet, und in dem letzteren nur die wenigen, räthſelhaften Worte gefunden: „Zins der Dankbarkeit für eine nie abzutragende Schuld.“

Noch war Molly's theilnehmendes Erſtaunen ein mühſamerkünſteltes, aber als nun die Mutter mit ungeduldiger Haſt die wohlbefeſtigten Fäden der Schachtelhülle raſch durchſchnitt, den Deckel eiligſt abnahm, und den, nicht von Molly eingekauften, ſondern von ihrem Wunſche nur geheim begehrten, aber von der unzulänglichen Caſſe aufgegebenen Fuchsmantel hervorzog, da glaubte ſie nicht allein in dem von ihr entwickelten, natürlichen Sinne an Wunder und Zeichen, ſondern ein leiſes Grauen durchrieſelte ſie, als fühle ſie die Nähe des Gedankenforſchers.

Frau von Helmchen ſtieß einen Schrei der freudigſten Beſtürzung aus, und ſah Molly ſogleich mit prüfenden Blicken an; aber als ſie die Wahrheit des Erſchreckens in der Tochter erblaßtem Geſicht, in ihren ſtarren Augen ſich ſpiegeln ſah, gab ſie ſchnell die flüchtige Idee auf, daß dieſer koſtbare Pelz ein Geſchenk ihrer kindlichen Wohlthäterin ſein könne, und genoß das Vergnügen dieſer willkommenen Ueberraſchung, ohne grade durch die Selbſtfrage beunruhigt zu werden, wer ihr ſelbige wohl bereitet haben möge.

Nicht ſo war es mit Molly. Tauſend Ahnungen und Vermuthungen über den ihr unbegreiflichen Zuſammenhang zwiſchen dem heimlichen Begehren eines Augenblicks und der wundergleichen Erfüllung deſſelben durchkreuzten ihren Kopf, ohne ihren umherfahrenden Gedanken eine beſtimmte Richtung zu geben. Sie war den ganzen Abend hindurch ſtill und zerſtreut, und Frau von Helmchen ſagte ſeufzend beim Schlafengehen zu ſich ſelbſt, es ſei doch ſehr Schade, daß jede Roſe ihre Dornen haben müſſe; der Weihnachtsblüthe dieſes Abends habe Molly's ungewöhnliche Theilnahmloſigkeit den verletzenden Stachel angeſetzt.

Als am folgenden Morgen die Glocken ins Gotteshaus riefen, trat Frau von Helmchen, mit dem ſtattlichen Pelze angethan und in etwas höherer Haltung als ſonſt, vor die lächelnde Tochter, um ſich ihr geſchmückt zum Kirchengange zu zeigen.

Molly küßte die Mutter und ſagte, ſie wolle daheim das kleine Feſtmahl beſchicken und ſich auch den Bruder zu Hauſe behalten, wenn ſie ja etwa eines Beiſtandes bedürfte, den dieſer vogelſchnelle Läufer ihr beſſer als irgend Jemand leiſten könne.

Doch als Molly in Bezug auf die übernommene Pflicht das Nothwendigſte gethan hatte, ſchrieb ſie ein Billet an den Poſtmeiſter, worin ſie ihn mit ſchüchternem Vertrauen von dem heimlichen Einkaufe und der ihm ſpäter ja bewußten Beſtellung eines, ihrer Mutter zugedachten Chriſtgeſchenkes in Kenntniß ſetzte. An dieſe Mittheilung knüpfte ſich das eben ſo dringend ausgeſprochene, als zartgeäußerte Erſuchen, daß Herr von Burg ihr Aufſchluß verſchaffen möchte über die Möglichkeit des Manteltauſches, u. ſ. w. Der kleine Guſtav, als Ueberbringer dieſes Briefchens, empfing eine mehrmals wiederholte Weiſung, daß er es ja dem Poſtmeiſter zu eigenen Händen übergeben und auf Antwort warten ſolle.

Ein ahnungsvoller Sturm erhob ſich in Molly's ſtillem Herzen, als ſie den Knaben nun behend dem Thore zueilen ſah. Sie blieb harrend am Fenſter ſtehen, obgleich ſie wußte, daß Guſtav vielleicht ſobald nicht wiederkehren würde.

So war eine halbe Stunde vergangen; die Stadtuhr ſchlug Zehn — und Molly berechnete mit einer Art von Aengſtlichkeit, wie lange die Mutter noch ausbleiben könne. Da ſah ſie den Kleinen an der Hand des hochgewachſenen Poſtmeiſters zurückkommen; mit brennendem Erröthen nahm ſie wahr, daß das brüderliche Blondköpfchen ſeinen Begleiter aufmerkſam mache auf Molly's Erſcheinung am Fenſter, und ſchamhaft zog ſie ſich in die Mitte des Zimmers zurück, ohne Guſtavs unabläſſiges Zunicken mit einer grüßenden Kopfneigung erwiedert zu haben.

Der bedrängten Molly ſtand Burg in ſeiner männlichen Anmuth nun gegenüber. Er löſete ihr das Räthſel, aber nur in fragmentariſchen Erklärungen, doch der Ausdruck ſeiner Züge, der feuchte Glanz ſeiner Blicke, das Beben der Hand, welche Molly's Rechte mit zärtlichem Drucke erfaßte, ergänzte die Lücken der Darſtellung.

Frau von Helmchen erſtaunte nicht wenig, als ſie bei ihrer Rückkehr aus der Kirche ihre züchtige Tochter in der Geſellſchaft eines jungen Mannes in Uniform antraf; aber ſie erſtaunte noch mehr, als der Poſtmeiſter noch an demſelben Tage ſie ſchriftlich um die Erlaubniß bat, ſich um Molly's Hand und Herz bewerben zu dürfen.

Dieſe Bewerbung war nun ſo erfolgreich, daß am Neujahrs heiligen Abend der entzückte Burg bei der nunmehr feſtlicher angeordneten Abendmahlzeit die vierte Tiſchſeite einnahm, und beim Nachhauſegehen auf Molly's unentweihete Lippen den Verlobungskuß drücken durfte.

Frau Steffen hatte Recht gehabt. — Der Verheißung Segen ging an der frommen Molly in Erfüllung, und ihre fleißige Hand, oft von dem glücklichen Gatten an das ſeligbefriedigte Herz gedrückt, herrſcht in Fülle und Wohlhabenheit über einen gediegenen Hausſtand und über ein Häufchen holder Kinder, zu denen die mütterliche Schweſter auch den kleinen Guſtav zählt.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtundvierzigster Band.

Die Familie Jacobi. Erſter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Familie Jacobi.

> Wie ſollten die heiligen Bande
> Der Familie auf Erden verlöſchen,
> oder verkannt werden?
>
> George Sand.

Der Stadtrath Jacobi war ein glücklicher Mann zu nennen. Zwar war ſein Glück ein unbekanntes und ſtilles, ein unbeneidetes und ſelten geſuchtes, aber dennoch ein vollgenügendes. Sein Vater, ein weit und breit berühmter Kaufmann in W......, war durch den Großhandel mit ſchleſiſcher Leinwand zum reichen Manne geworden; und indem er den Segen Gottes mit frömmſter Achtung würdigte, geſchah es doch nicht ohne einigen Stolz auf erworbenes Verdienſt, ſo daß es ſein höchſter Wunſch war, der einzige Sohn möge die väterliche Firma fortführen. Wäre dem jüngeren Jacobi eine freie Wahl vergönnt geweſen, er würde ſich für eine andere Wirkſamkeit entſchieden haben; denn Beruf war ihm der Stand des Kaufmanns nicht. Doch fügte er ſich ohne Weiteres in des rauhen Vaters Willen. Er arbeitete in dem ihm angewieſenen Fache mit dem pflichtmäßigſten Fleiße, wenn auch ohne diejenige Freudigkeit, welche die bewegende Feder in dem Mechanismus unſerer Kräfte iſt.

Sein väterliches Haus befand ſich dem Gymnaſium des Ortes gegenüber. In trauerndem Nachſinnen folgte ſein Blick zuweilen von den Fenſtern des Comtoirs aus dem luſtigwogenden Gedränge der Jünglinge, die zu den Hörſälen eilten. Seufzend beneidete er ihnen eine Laufbahn, auf der er gern mit dem kühnen Fluge des Talents auch die gerühmteſten der Schüler überholt hätte. Das Studium der Algebra, wie der Erwerb ſolcher Kenntniſſe, welche die kaufmänniſche Bildung in ſich faßt, ermüdeten ſeinen Verſtand, ohne ſein Intereſſe anzuregen; was dadurch erklärbar war, daß er mitten im Genuſſe des Wohlſtandes, in der unbeſtreitbaren Anwartſchaft auf den väterlichen Reichthum, die Unzulänglichkeit deſſelben für das wahrſte menſchliche Bedürfen fühlte, und alſo des Strebens nach dieſer täuſchenden Goldfrucht ermangelte, das, wenigſtens in den öfterſten Fällen — den Kaufmann zu ſeinem Berufe anleitet.

Mit gleichgültiger Miene zählte, berechnete und verzeichnete er der Anweiſung des Buchhalters gemäß eingelaufene Gelder; aber mit dem hellen Lächeln eines Kindes nahm er die Gaben der Natur in Empfang, und der zarteſte und offenſte Sinn für ihre Schönheiten ließ ihn auch bei dem Hange zu ungeſelliger Zurückgezogenheit weder an Genuß darben, noch an den gewöhnlichen Vergnügungen von Seinesgleichen Geſchmack finden.

War nun am Abend das Tagewerk geſchloſſen, dann floh er mit erleichterter Bruſt ſeinem Zimmer zu, und hier empfingen ihn die trauten Muſen. Jacobi ſpielte den Flügel mit Meiſterſchaft und zarter Empfindung; ſein reiner, milder Tenor hatte eine rührend anſprechende Lieblichkeit. Er las mit Neigung und Auswahl, und beſaß ſelbſt eine anſehnliche Bibliothek, welche die Claſſiker der älteren und neueren Zeit in ſtillen Reihen vereinigte. Die Büſten Homer's und Virgil's ſchmückten ſeinen Schreibtiſch, und die geiſtreichen und bedeutenden Phyſiognomieen durch Wiſſenſchaft oder Kunſt ausgezeichneter Männer zierten im feinſten Kupferſtich die ſtillen Wände, und verſenkten die Beſchauung ihres Beſitzers oft in eine ſelige Bewunderung ihrer Werke.

Aus dieſer vorläufigen Schilderung von der Eigenthümlichkeit des jungen Jacobi werden unſere lieben Leſer wohl abnehmen, daß derſelbe keine ſonderlichen Fähigkeiten beſaß, der Firma ſeines Vaters mehr Berühmtheit zu geben, als ſie bereits durch deſſen kaufmänniſchen Sinn gewonnen, aber die glücklichſte Anlage hatte, eine andere, und zwar perſönlichere Gültigkeit zu erlangen. Eine Seite, die bald zur Angelegenheit ſeines Herzens wurde, hatte jedoch das aufgezwungene Geſchäft für ihn. Sein Vater war der Brodherr der halben Weberſchaft des Landes, und oft jammerten den barmherzigeren Sohn die armen gedrückten Lieferanten, wenn ſie um der Vortheile des gewiſſen Abſatzes und der baren Zahlung willen in die Schmälerung des ohnehin kärglichen Lohnes mit trüber Geduld willigten. Er ward zum Anwalt der Benachtheiligten, und an ſeiner edeln Gluth für Billigkeit und Erbarmen ſchmolz des Vaters Herzenshärtigkeit, die von Gewohnheit und Speculation als eine ſtarre Rinde um den milderen Kern gezogen worden war.

„Du wirſt auf dieſe Art und Weiſe es nicht ſo weit bringen in der Welt, als ich, mein Sohn!“ ſagte Jacobi, der Vater, bei ſolchen Gelegenheiten mit warnendem Tadel, aber gedämpfter Stimme.

„O doch, mein Vater!“ verſicherte der Sohn, „ich gedenke das Vermögen, welches Ihre treue, unermüdete Sorge mir einſt nachlaſſen wird, zu den höchſten Zinſen anzulegen!“ Er deutete gen Himmel.

Der Alte, ſich der ſchönen, väterlichen Rührung ſchämend, die dies Bekenntniß in ihm hervorrief, antwortete mit ſchärferem Tone: „Man muß nichts übertreiben, Theobald. Ernſt und Strenge bilden beſſere Menſchen und fleißigere Arbeiter, als Güte und Nachſicht. Du wirſt das einſt einſehen lernen. Das arme Volk muß kurz gehalten werden, ſonſt ſchlägt es über die Stränge, und der Kaufmann darf ſo wenig nachgiebig ſein, wie der Soldat mitleidig, wollen Beide anders zu etwas kommen, der Erſtere zu Geld, der Letztere zu Ehre.“

Der Sohn verſetzte: „Und wenn ſie wegen jener Eigenſchaften, welche die Geſetze ihres Standes verpönen, die genannten Zwecke nicht erreichen ſollten, ſo kommen Beide deſſenungeachtet zu etwas, das über Schätze und Ruhm gehet, zu Gottes Segen, an welchem, wie Sie, mein Vater, oft fromm bezeugten, doch alles gelegen iſt!“

Der junge Jacobi hatte keinen anderen Frohgenuß ſeines Jünglingsalters kennen gelernt, als den er in den einſamen Beſchäftigungen ſeiner Mußeſtunden, in dem Aufbau lieblicher Luftſchlöſſer gefunden, woran ſeine Phantaſie in der Friſche ihrer jugendlichen Kräfte unabläſſig arbeitete. Dieſe Gebilde, zu denen Hoffnungen und Vorſätze die Materialien gaben, erhoben ſich jedoch ſtets im ſtillen, beſcheidenen Reize der Häuslichkeit. Frei und leicht von prunkendem Schimmer zerfloſſen ſie nicht vor den Berührungen der Wirklichkeit in Dunſt, ſondern ſtanden als die Ideale ſeines künftigen Glückes unverrückbar in den Räumen ſeiner Seele feſt. Die beliebteſten Vergnügungen junger, reicher Leute ekelten ihn an, er empfand ſich beklommen und gelangweilt, wenn Sehnſucht nach Anſprache und Mittheilung ihn in die lauten Sammelplätze öffentlicher Luſtbarkeiten führte. Nach der kurzen, aber feſtgeſtellten Erfahrung, daß dort das Element nicht ſei, worin er ſich heimiſch fühle, ſiedelte er ſich immer ſtiller in der Verborgenheit ſeiner inneren Welt an. Man fühlte ſich verſucht, den jungen Jacobi, welchen mancher Lüſtling um das Glück beneidete, der Erbe eines hochangeſchlagenen Vermögens zu ſein, für geizig zu halten, weil er ſo mäßig in ſeinen Bedürfniſſen, ſo einfach in ſeiner äußeren Darſtellung war; allein dieſer Ruf konnte nicht aufkommen; denn Stimmen der Achtung und Dankbarkeit, die von ſeiner Wohlthätigkeit erzählten, womit er manche Ungerechtigkeit des Vaters vergüte, widerlegten ihn. Nun tauſchte man in dem Urtheile über ihn die zurückgenommene Schmach mit einer anderen um, welche ihm jedoch mit gleichem Ungrund beigelegt wurde; man hielt ihn für einen beſchränkten Kopf, für eine gemeine Natur, weil es ihm an Sinn für die Freuden der Menge gebrach. Doch auch dieſer Ausſpruch erlangte keine Allgemeinheit; denn einige Wenige, die den Geſchmäheten näher kannten, erklärten mit dem beſchämenden Lächeln des Beſſerwiſſens dieſe Meinung für einen Fehlſchuß, und rühmten mit vertheidigender Beredtſamkeit die feinere Bildung ſeines Geiſtes, die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe, ſein Talent für die Muſik, wie die anziehende Liebenswürdigkeit ſeines genaueren Umgangs. So erklärte man ihn endlich, weil er doch einmal in geſelliger Beziehung rangirt werden mußte — für einen Sonderling, und dies Erkenntniß ward ziemlich von allen Autoritäten unterſchrieben. Der Begriff dieſer Benennung iſt geräumig und bequem und nimmt in ſeinen weiten Falten das Verſchiedenartigſte auf. Wie abweichend nun auch die Vorſtellungen von Jacobi's Sonderbarkeit ſein mochten, ſo trafen doch alle einmüthig darin zuſammen, daß er kein Mann für jubelnde Geſellſchaft und luſtigen Verkehr ſei, daß er freundlich, doch entſchieden dieſe Unfähigkeit an den Tag lege, und daß man ihm demnach gehen laſſen müſſe.

Der Weg einer höheren Geſinnung führt ja ſtets durch einſame Schatten, während die Gewöhnlichkeit die breite, geebnete Heerſtraße ziehet! Schon näherte ſich Jacobi dem männlichen Alter, und noch immer hatte er, einige Bewegungen ſeines Herzens abgerechnet, die ihn flüchtig getäuſcht hatten, das Mädchen ſeiner Liebe nicht gefunden. Unverkörpert lebte es nur in ſeinen Träumen, und ſein Auge, obgleich von manchem jungfräulichen Reize bewundernd gefeſſelt, war ſtets von der Bemerkung freigegeben, daß der giftige Wurm verderblicher Neigungen in dem Kelche dieſer lieblichen Blüthen wühle, oder daß ſie ohne Duft und Gehalt ſeien; und ſo hatte die Anmuth ſeiner weiblichen Bekannten für ihn, den Schätzer höherer Vorzüge, nur etwa den Werth, mit welchem der Blumenkenner die bunte Pracht eines Tulpenflors würdiget.

Die Eltern Jacobi's erwogen jetzt in gegenſeitigen Berathungen, es wäre an der Zeit, daß ihr Sohn an ſeine Verheirathung dächte. In Bezug auf die räthlichſte Wahl deſſelben begegneten ſich ihre Gedanken überall, wo eine reiche Kaufmannstochter ihrer Bekanntſchaft zu finden war. Doch als ſie einſt gemeinſchaftlich dem Sohne die Nothwendigkeit ſeiner baldigen Verehlichung anſchaulich zu machen ſuchten, und ihm dabei eine tabellariſche Anzeige der Mädchen gaben, die um der Firma ihrer Väter und um der goldenen Mitgift willen ſich zu der Ehre qualificirten, ihre Schwiegertochter zu werden — floh ein finſteres Wölkchen über die lichte Stirne des jungen Mannes. Seine Geſtalt hob ſich um einige Zoll höher, und mit der ruhigſten Selbſtändigkeit erklärte er ſeinen Eltern, daß er die zukünftige Gattin nur nach den Bedingungen, die ſein Herz feſtſtelle, wählen, oder niemals heirathen würde.

Die Entſchiedenheit hat eine Sprache, vor welcher jede

Anmaßung verſtummt. Von dieſer Zeit an ließen die alten Jacobi's dieſen Gegenſtand fallen.

In der Handlung Jacobi herrſchte die punctlichſte Ordnung, ohne welche kein Wohlſtand leichtlich Fortſchritte macht, weil dieſe nützliche Tugend die ſparſamſte Haushälterin iſt. Nach den Regeln derſelben ward alljährlich im Frühlinge Inventur gehalten, und nach gezogener Bilanz traf gewöhnlich das milde Wetter in der Laune des Hausherrn ein, deren Klima ſonſt eine eigenthümliche Kälte und Rauhheit hatte. Einſtmals ging dem gehofften Sonnenſcheine ein heftiger Sturm vorher. Er fand unter der Rubrik böſer Schuldner den Namen eines Kaufmanns aus einen nahgelegenen Städtchen, der die unerfreuliche Claſſification, womit ſein Andenken notirt war, durch den Ruckſtand einer längſt verfallenen Zahlung verbrochen hatte.

„Gotthilf Treumund Schone aus S......, mit fünfhundert und dreißig Reichsthalern!“ rief bei der Durchſicht des ſchwarzen Regiſters der Creditor mit zornigem Nachdrucke. „Wir haben dem Manne, der ſonſt ordentlich war, zu lange Luft gelaſſen, das hat ihn ſäumig gemacht. Morgen am Tage reiten Sie nach S...... hinuber, Herr Hartmann, und treiben den läſſigen Patron in die Enge. Binnen Dato und einem halben Monate muß die Schuld getilgt ſein, oder wir klagen ihn aus, und beſtehen auf der Forderung üblicher Zinſen.“

Der Beauftragte, ein junger Commis, den zuverläſſige Tüchtigkeit und Conſequenz im buchſtäblichen Gehorſam gegen die Befehle ſeines Principals, die nicht durch ein gefühlvolles Herz erſchwert wurden, zu der erwähnten Geſandtſchaft eigneten, verbeugte ſich in ſchweigender Unterwürfigkeit; Jacobi, der Sohn, aber, welcher neben ihm ſaß, ſprach: „Vater! der Name des bedroheten Mannes klingt wie eine ſanfte Bitte um Ihre Nachſicht mit wahrſcheinlichem Unvermögen, da Sie ſelbſt ſagten, er ſei vormals pünctlicher geweſen. Laſſen Sie mich nach S....... reiten und zuſehen, wie es um ſeine Umſtände ſtehe!"

„Daraus wird nichts, Herr Sohn!" antwortete der Vater mit gebieteriſcher Kürze. „Ich kenne das. Du läßt Dich beſchwatzen und mit Klageliedern abfertigen; die aber können wir nicht in Rechnung bringen. Es bleibt alſo bei meinem erſten Willen!"

Der jüngere Jacobi fühlte ſich durch die Gemüthshärte ſeines Vaters gedrückt, und durch dieſe Verſagung, welche ihn in Gegenwart der Handlungsgehülfen als einen Schwächling bezeichnete und in ihrer Achtung herabſetzte, ſogar beleidiget. Dieſe Stimmung gab ihm ein gereiztes Intereſſe, ſich als Sachwalter des armen Schone zu behaupten, und Ehrgefühl wie Menſchlichkeit vereinigten ſich in ihm, zur Oppoſition gegen die ſtrenge Gewaltſamkeit, womit der Reſtant zu ſeiner Pflicht angehalten werden ſollte. Allein die natürliche Milde ſeines Charakters verſchmähete jede feindliche Hintertreibung des beſchloſſenen Vornehmens, und begnügte ſich, angelegentlich darüber nachzuſinnen, wie dem Schuldner im Falle der Noth zu helfen wäre.

In geſpannter Erwartung harrete er der Wiederkehr Hartmanns, verſaumte jedoch zufälliger Weiſe die Ankunft deſſelben, und erfuhr nur nachträglich und beiläufig, daß Schone zur anberaumten Friſt zahlen würde. Nach Ablauf der kurzen vergönnten Zeit erſchien vor der Glasthür des Comtoirs ein holdes, ſichtlich betrübtes Mädchen, und bat mit zitternder Stimme um die Erlaubniß, eintreten zu dürfen. Die vertieften Schreiber wurden ſämmtlich von dem ſüßen Klange der ſchüchternen, bittenden Stimme in ihrem Fleiße geſtört und wendeten ſich nach der fremden Erſcheinung um. „Die Tochter des Schone aus S.......!“ ſagte Hartmann, und öffnete als der Nächſtſitzende dem Mädchen mit einer höflicheren Bereitwilligkeit die Thüre, als ihm ſonſt eigen war.

„Aha! Da wird es Etwas ſetzen!“ ſprach Jacobi der Vater, indem er die Feder niederlegte und, ſich auf einen Angriff gefaßt haltend, als die perſonificirte Unerbittlichkeit vor die arme Kleine trat, welche erblaſſend und mit bebenden Schritten näher wankte.

„Herr Jacobi!“ ſtammelte ſie nach einigen vergeblichen Verſuchen, der Sprache mächtig zu werden, und ſchlug ein Paar große, blaue, in Thränen funkelnde Augen zu dem finſteren Gläubiger auf; „ich komme im Namen meines Vaters, den eine langwierige, ſchmerzliche Krankheit abhält Sie anzuflehen, Erbarmen mit unſerer unverſchuldeten Bedrängniß zu haben! Nur hundert Thaler bringe ich ihnen heute auf Abſchlag der Ihnen ſchuldigen Zahlung. Ach! und auch dies Geld iſt mein Eigenthum, das Vermächtniß einer Pathe, welches mich ausſtatten ſollte, und das für Ihre Befriedigung hinzunehmen ich meinen Vater auf Knieen beſchworen habe.“ Das Mädchen brach bei dieſen Worten in ein krampfhaftes Weinen aus, unter welchem es um ſo heftiger erbebte, als die bereits überwältigte Kraft, noch mit ohnmächtigen Verſuchen nach der Faſſung des jungfräulichen Anſtandes rang.

Dieſer Ausbruch des wahrſten Schmerzes erſchütterte mehr oder minder die Gefühle ſeiner Zeugen, und blieb auf das Gemüth deſſen unter ihnen, der die eigentliche Veranlaſſung dazu gegeben, nicht ohne mildernde Wirkungen.

Schweigend betrachtete der alte Jacabi eine Minute lang die Schluchzende. Das Mitleid ward in ſeinem Herzen laut; doch ſich gleichſam ſelbſt Trotz bietend, ſprach er nachſtehende Worte mit ſpottender Härte: „Ei Jungferchen! die Ausflüchte kennt man ſchon. Borger haben ſtets von der Zukunft alle Taſchen voll zu erwarten, und Zahler ſind niemals um die Angabe eines Unglücks verlegen, das ſie beraubt hat.“

Des Mädchens Thränen ſtanden ſtill auf der erglühenden Wange; der Flehenden Blick ward zum vorwerfenden, und folgende Antwort brachte das Uebergewicht des Augenblicks auf die Seite der kleinen demüthigen Bittſtellerin. Mit feſterer Stimme entgegnete ſie: „Ueble Erfahrungen mögen Sie, Herr Jacobi, wohl dahin gebracht haben, dies Urtheil auf einen großen Theil der Menſchen anwendbar zu halten; aber mich dünkt, ſie gäben überall kein Recht, die gedrückte Ehrlichkeit mit vorſätzlichem Betruge in eine Claſſe zu ſtellen und mit ſtrafender Gleichheit zu behandeln. Und dieſelbe Menſchenkenntniß, durch welche Sie über die unterſcheidenden Kennzeichen leichtſinniger Schuldenmacher belehrt worden, wird Sie auch davon unterrichtet haben, daß ein Mann, der, wie mein Vater, zwanzig Jahre hindurch pünctlich bezahlte, ſchwerlich dieſe gewiſſenhafte Gewohnheit leicht aufgiebt, ſondern von einem ſchweren Schickſal zu ihrer Uebung gelähmt ſei.“ Hier brach dem muthigen Kinde die Stimme und das Herz dazu. Der jüngere Jacobi hatte dem Mädchen ſchon längſt einen Stuhl geboten; jetzt ſank es im Gefühle übermannender Schwäche darauf.

In einiger Verwirrung verſetzte der alte Jacobi: „Ja. Ihr Vater, Jüngferchen, war ſonſt ein ordentlicher Mann, und die Rückſicht darauf hat allein ihm ein Anrecht an meine Nachſicht gegeben; jedoch hat er es gemißbraucht, denn ſeit drei Jahren habe ich keinen Groſchen mehr von ihm geſehen, und ſo lange wird er doch nicht ſchon krank liegen.“

„Nein, Gottlob! ſo lange nicht;“ antwortete die Tochter des Schone mit geſammelter Beſonnenheit. „Erlauben Sie, lieber Herr Jacobi, daß ich Sie von dem Grunde unſerer zeitherigen Verlegenheit in Kenntniß ſetzen dürfe. Mein Vater hatte ſich zu jener Zeit, die der Anfang ſeines Unglücks war, für ſeinen liebſten und treueſten Freund verbürgt, welcher plötzlich in eine fürchterliche Noth gerathen war, worin er ohne die hülfreiche Hand eines Retters ſicher hätte untergehen müſſen. Seltſame Umſtände entfernten bald darauf den geborgenen Freund und halten ihn noch gegenwärtig in fremder Weite. Mein Vater mußte zum feſtgeſetzten Zahlungs-Termin für ihn eintreten und das verpfändete Wort mit großen Aufopferungen löſen. So gerieth unſere Nahrung, unſer Hausſtand allmählich in Verfall; mein Vater ſcheuete ſich, zur Tilgung unſerer unbedeutenden Waarenſchulden das freie Häuschen mit einer Hypothek zu belaſten, weil er von Tage zu Tage auf die Rückkehr des ausbleibenden Freundes hoffte; doch noch immer iſt er nicht gekommen.“

„Und wird niemals kommen!“ Dieſe üble Weisſagung fügte der alte Jacobi mit einem bittern Lächeln dem Schluſſe von des Mädchens Rede an, und fuhr fort: „Den Bürgen ſoll man würgen, ſagt das Sprichwort, und es hat Recht. Ihr Vater, mein Kind, ſoll nur verſuchen, eine Anleihe zu erheben, es wird ihm wenig Bemühung machen. Wer für die Schulden Anderer ein ſo bereitwilliges Wort und eine ſo freigebige Hand hatte, wird wohl wieder einen Freund finden, der ſich ein Vergnügen daraus macht, den gewünſchten Vorſchuß leiſten zu können.“

Des Mädchens Gemüth war ſo rein, daß es den Hohn dieſer Rede nicht empfand, ſondern dem Sinne der vernommenen, vorwurfsvollen Worte eine zartverheißende Bedeutung gab. Eine flüchtige Bläſſe überzog in einem frommen Schauer das Geſicht des guten Kindes, indem es erwiederte: „Ja, das meinte mein Vater auch. — Er ſagte oft, ich habe aus herzlicher Liebe und redlichem Zutrauen geholfen, und gieb Acht, Hannchen! auch mir wird der Helfer nicht fehlen, denn Er iſt treu, der uns berufen hat! — Heute las ich meinem Vater das Capitel aus der Bibel vor, welches das Gleichniß von den Schuldnern enthält. Wie ich an die Worte kam: Herr! habe Geduld mit mir; ich will Dir Alles bezahlen! konnte ich vor Thränen nicht weiter, und mein Vater faltete die Hände und ſprach mit einem Blicke zum Himmel: Sei getroſt, mein Kind! Dein Weg wird geſegnet ſein! Ich fühle es an der heiteren Zuverſicht, die mich erfüllt.“

Verſtohlen und mit gepreßten Athemzügen trocknete der jüngere Jacobi das benetzte Auge; die Rührung feierte in dem Kreiſe der lauſchenden Buchführer, nur der alte Jacobi ſchien unempfindlich gegen dieſe Anſprache der frommen Unſchuld zu ſein, welche in der Einfalt ihrer Kindlichkeit ihm die kräftigſte, religiöſe Warnung vor der ſchweren Verſündigung der Unbarmherzigkeit gegeben hatte.

Mit ſtörriſchen Mienen wendete er ſich von dem Mädchen ab und dem verlaſſenen Präſes-Stuhle zu, während er mit dem Tone des Abſchluſſes ſagte: „Nun wir werden ja ſehen, ob Ihr Vater mit der Auskunft zufrieden ſein wird, die Sie ihm mitbringen. Ihr Pathengeld verlange ich nicht.

beſtehe aber unbedingt darauf, daß nach Ablaufe eines Monats die Zahlung der bewußten fünfhundert und dreißig Thaler an mich gelange. Heute haben wir den erſten Juli; auf den erſten Auguſt alſo wird das Geld gelegt. Dabei bleibt es unwiderruflich.“

Jetzt erbleichte das Mädchen ſo tief, daß auch der friſche Mund zur weißen Roſe wurde. Es zitterte ſo heftig, daß es ſich an die Lehne des Stuhls halten mußte; dann verbeugte es ſich ſtumm und ſchwankte zur Thür hinaus.

Wenn diejenigen unſerer lieben Leſer, denen die himmliſche Milde und ein zarter, wohlwollender Sinn für die Noth ihrer leidenden Nebenmenſchen eigen iſt, ſich bei der Beſchreibung des Auftrittes im Jacobi'ſchen Comtoir mit Unwillen gegen den ſtrengen Gläubiger erfüllt ſehen, und ihm, als einen Götzendiener des Mammons, jede wahre Verehrung der Tugend, jedes menſchliche Gefühl abſprechen, dann erinnere ich ſie, die Worte eines Dichters zu beherzigen, welcher ſagte: „Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen, oder den wir richten, iſt der Mann!“

Zwar fühlte der alte Jacobi ſich anfänglich verſucht, das Anliegen des Mädchens um Schonung für den Vater ohne Weiteres abzuweiſen; aber die rührende Sprache der ſehr hübſchen Kleinen, der beſcheidene Muth, womit ſie die bedrückte Ehrlichkeit ihres Vaters vor der ungebührlichen Allgemeinheit des Urtheils rettete, deſſen gewiß zu findenden Ausnahmen er gerecht zu werden vergaß, hatte ihm unbeſchreiblich wohlgefallen. Doch hielt er es für rühmlicher, Angeſichts ſeines Sohnes und ſeiner Untergebenen, ſich in der harten Unerläßlichkeit ſeiner Forderung zu behaupten, als jenen menſchlicheren Regungen einen Einfluß auf ſein Benehmen zu geſtatten. Ueberhaupt war ſeine kaufmänniſche

Unfehlbarkeit, die das gegebene Wort für unverbrüchlich hielt, es mochte nun eine Zuſage enthalten, oder bedrohend ſein, der Nerv ſeiner Ehre, und die Puppe, welche er mit manchem Fähnchen aufſtutzte, wenn es auch den Blößen der Dürftigkeit entzogen worden war. Er bedachte nicht, daß, wie ehrwürdig die männliche Tugend der Zuverläſſigkeit auch ſei, wie ſicher es ſich auf ihrem graden Wege auch wandeln laſſe, ihre äußerſten Grenzen doch an das Gebiet der gehäſſigſten Fehler ſtreifen, und daß auf jedem Pfade, welchen das weite Leben ſeinen Pilgern öffnet, die Menſchlichkeit ſich als die beſte Leiterin bewähre.

Während Vater Jacobi nun dieſer Lieblingsneigung in der Verhandlung mit Hannchen Schone huldigte, und ihr in der Verleugnung ſeiner innerſten Geſinnung opferte, ging auf dem Schauplatze ſeines Herzens eine Handlung entgegengeſetzter Art vor. Leiſe verarbeiteten ſich ſeine Empfindungen zu dem Entſchluſſe, den kranken Schone durch die dritte Hand in den Stand zu ſetzen, ihm Zahlung leiſten zu können; denn er wollte ſich keiner Inconſequenz ſchuldig geben — und indeß ſein Mund dem Mädchen die letzte Hoffnung nahm, war ſein Wille zu der verſagten Hülfe bereit.

Allein die Wahrheit läßt ſich nie ungeahndet beleidigen! Diesmal forderte ſie keine geringere Bußung ihres Vorenthalts, als das Leben des alten Jacobi, und der Ueberſchwang dieſer Strafe gründete gleichzeitig das Glück des Mädchens für immer.

Die Scene zwiſchen ſeinem Vater und der lieblichen Supplicantin hatte auf den jungen Jacobi eine außerordentliche Wirkung gehabt. Schon ihr Anblick war ihm wunderbar aufgefallen. Er hatte wohl ſchönere Mädchen geſehen; aber der züchtige Reiz dieſer Geſtalt drang tiefer als in das Auge. Was und wie das Mädchen ſprach, brachte ſein Herz in eine warme Bewegung, und unwiderruflicher, als ſeines Vaters Ausſpruch, war es in ihm beſchloſſen, der rettende Engel des Vaters dieſer Tochter zu werden. Noch in der Ehrerbietung jener früheren Zeit erzogen, welche auch für erwachſene Kinder das Anſehen der Eltern heiligte, wagte Jacobi, der Sohn, hier um ſo weniger eine Einrede, als er ſie bei der Gewißheit ſeines Beſchluſſes und der Kenntniß von dem Charakter ſeines Vaters als überflüſſig erachtete, und in der Autorität deſſelben zugleich die Würde des bis dahin allein dirigirenden Principals der Handlung reſpectirte. Doch als das Mädchen bleich wie eine Marmorbüſte und ſchwankend, wie ein zartes Bäumchen im Sturme, das Comtoir verließ, war es ihm, als ob auch er den Kreis der beobachteten Rückſichten nun verlaſſen dürfe und müſſe. In betäubter Haſt ſprang er der Abgegangenen nach, in der Eile, womit er ihren Schritten folgte, alle Thüren offen laſſend. Eben ſetzte ſie den matten Fuß auf die Hausthürſchwelle, als er in den Flur trat. »Auf ein Wort, meine Liebe!« bat er mit ängſtlicher Dringlichkeit und faßte ihre Hand. »Sie ſcheinen mir ſo erſchöpft, daß ich Sie erſuche, mit mir zu meiner Mutter zu gehen und ſich durch ein halbes Stündchen Ruhe zu erholen und durch ein Glas Wein zu ſtärken.«

»Erholung?« fragte das Mädchen mit abweiſendem Kopfſchütteln, und bei dieſer Bewegung ſanken ein paar gewichtige Thränen langſam von den gebogenen Wimpern herab und rollten auf das ſteinerne Getäfel des Fußbodens. »Auch könnte ich,« verſicherte die Fortſtrebende, »keinen Tropfen

Wein hinunterbringen. Nein, ich danke Ihnen ſehr, mein gütiger Herr!«

Es war dem alten Jacobi keinesweges entgangen, wie heftig ſein Sohn, ungeachtet der ſchweigſamen Haltung, in der er ſich verhielt, von dem vergangenen Auftritt erſchüttert worden war. Als er ihn ſo ſchnell das Comtoir verlaſſen und dem Mädchen auf dem Fuße folgen ſah, fürchtete er von der jugendlichen Warmherzigkeit deſſelben die vorſchnelle Einmiſchung in eine Sache, welche er nun einmal nach ſeinem Sinne beendiget wiſſen wollte. Er erhob ſich daher ohne Verzug in den geräumigen Seſſel und ging den jungen Leuten nach, um einem muthmaßlichen Querſtriche durch den gefaßten Plan zuvorzukommen. Von der dicken, ſchwülen Luft des Comtoirs erhitzt, und von dem überſtandenen Wortkampfe in noch ſtärkeres Feuer verſetzt, trat der alte Mann, die hohe, gewölbte Stirne mit feinen Schweißtröpfchen überperlt, in die offenen Thüren, und fühlte ſich von dem Zugwinde angeſchauert, dem ein nächtliches Gewitter empfindliche Kälte gegeben hatte. Da war es ihm, als erſtarre ſein Blut plötzlich zu Eis, als lege ſich um ſeine Zunge ein feſtgeſchnürtes Band, und bleich wie Aſche, mit entgeiſterten Augen, ſank er an die eiſerne Seitenthür, welche den Hausflur mit dem großen Leinwandgewölbe und dem daran ſtoßenden Comtoir verband.

Das Mädchen ſah die ſchreckliche Verwandlung nicht mehr, wohl aber der Sohn, welcher mit einem Ausrufe des Entſetzens ſeinem Vater zu Hülfe eilte.

Der gerufene Arzt erklärte mit bedenklichem Achſelzucken den Anfall für ſchlagartig, verſchrieb und verordnete, und vertröſtete nächſtdem die beſtürzten Angehörigen des Erkrankten auf die Entſcheidung der kommenden Tage.

Zwei und eine halbe Woche hatte der Kranke ohne merkliche Verbeſſerung und Verſchlimmerung in dem Zuſtande dumpfer Bewußtloſigkeit hingebracht, da wiederholte der Schlag mit tödtender Stärke, und nach einer Stunde des letzten Kampfes war er nicht mehr.

Obgleich die Wittwe wie der Sohn den Hingang des Vollendeten mit aufrichtiger Betrübniß feierten, ſo war doch die Trauer Beider ſo ſtill und entfernt von jedem anſpruchsvollen Schaugepränge, wie die gemäßigten Empfindungen der Erſteren, und die ſanfte, jedoch verſchloſſene Gemüthsart des Letztern es vorausſetzen ließen. Auch löſete ſich mit dieſem Leben ja nicht die Ordnung des Hauſes auf, noch weniger durften die Hinterlaſſenen des Todten fragen: Woher werden wir nun Brod nehmen? Und ſo konnte, frei von dieſen Anregungen zu zerrüttendem Schmerze und bekümmernder Noth, welche in den öfterſten Fällen das Abſterben eines Hausvaters begleiten, die Wehmuth der Frau Wittwe Jacobi in dem ruhigen Andenken an den entſchlafenen Gatten Sänftigung und Troſt finden, während ihres Sohnes tief ergriffenes Gefühl von den Geſchäften, die ihm nun oblagen, beſchwichtiget ward.

Es ging Alles in dem alten Gange fort; Jacobi übernahm die väterliche Handlung, und bis auf den Wechſel der Vornamen in der Firma war nirgends die kleinſte Veränderung ſichtbar.

So wie die grauſen Bilder der Krankheit und des Todes wieder ein wenig in den Hintergrund ſeiner Seele traten, fielen die erſten Lichtblicke einer heiteren Hoffnung auf die Geſtalt des Mädchens, das vor jenen düſteren Ereigniſſen ſein letzter Gedanke geweſen war, und auch in den Aengſten der jüngſten Vergangenheit, oft wie ein heller Punct, nur mit flüchtigem Schimmer ſeine finſteren Vorſtellungen erleuchtet hatte. Wenn er daran dachte, daß er nun ermächtiget wäre, dem armen Schone die harte Schuld ganz und gar zu erlaſſen und die Thränen des treuen, lieben Kindes zu trocknen, wallte ſein Herz in einer Empfindung auf, die ein zartes, ahnendes Entzücken über ihn ausſtrömte und den inneren Lohn der Großmuth erhöhete. Noch fehlten nur wenige Tage zum erſten Auguſt, als er die kleine Reiſe in das Städtchen, worin Schone lebte, unternahm; früher hatte er nicht abkommen können.

Es war ein klarer, heißer Sommermorgen, an welchem er zu Pferde den Weg dahin antrat. Die Luft, erfüllt von Lerchenſtimmen, ließ nur ſelten ein linderes Wehen über die reifen Aehrenfelder ſtreifen, zwiſchen deren blaßgoldener und gebeugter Schwere die ſchlanke Cyane nickte. Weiße Schmetterlinge ruheten mit mattem Flügel auf dem röthlichen Blau der Wickenblüthe aus, und farbig ſpielten die Sonnenſtrahlen im hochaufwirbelnden Staube. Mit ſehnſüchtigem Verlangen nach erquickender Kühle und dem Ziele des Weges ſah daher Jacobi in blendender Ferne das Gehölz aufgrünen, welches ſich faſt bis an die dörflichen Hütten der kleinen Vorſtadt hinzog. Hier wiegte ihn die friſche Waldluft, das leiſe, kaum hörbare Rauſchen der Bäume, der zitternde Glanz ihrer Schatten in ſtilles Träumen; woraus ihn weder das gellende Pfeifen der Buſchvögel, noch die beladenen Fuhrwagen erweckten, welche abgemüdetes Geſpann in langſamer Schwerfälligkeit auf dem ſandigen Boden fortwälzte. Ueber ſeine tiefe Selbſtvergeſſenheit verwundert, ſah er ſich an dem Schlagbaume des Thoreinnehmers anlangen, und fragte dieſen, in welcher Gegend des Städtchens das Haus des Kaufmanns Schone zu finden wäre. Der Mann berichtete ihn umſtändlich, und indem Jacobi der gegebenen Weiſung folgte, fand er in dem bezeichneten ein nettes Häuschen mit einem offenen Laden.

Da ſtand Hannchen auf einer Waarenleiter, und wäre vor Schrecken beinahe herabgeſtürzt, als ſie den Ankömmling gewahrte. Aber ihre Augen ſchienen heute in Vergnügen zu blitzen, und auf ihren Wangen lag eine frohe Röthe, welche von der Ueberraſchung zum Purpur verdunkelt wurde.

„Ach, Herr Jacobi!" rief ſie, ihn ſogleich erkennend, und der helle Freudenklang dieſer grüßenden Worte hatte nichts gemein mit dem gedämpften Klagetone einer Condolenz, die bei dem erſten Wiederſehen des Leidtragenden ſchicklich geweſen wäre, von welcher Anſtandspflicht Hannchen jedoch nicht die mindeſte Notiz zu nehmen ſchien, ſondern in lebhaften Ausrufungen weiter ſprach: „Gott ſei Lob und Dank dafür, daß ich über Ihre Ankunft nicht zu erſchrecken brauchte und mich vielmehr derſelben freuen kann! Es hat ſich manches bei uns geändert und auf die glücklichſte Weiſe!"

„Auch ich habe eine wichtige Veränderung erfahren," antwortete Jacobi, auf den Trauerflor um ſeinen Arm deutend, und in dem wehmüthigen Lächeln, welches dieſe leiſe Verſicherung begleitete, malte ſich der Erinnerung Schmerz, und die tiefempfundene Anſprache dieſes unerwarteten Empfanges.

„Ja ich weiß, Sie haben Ihren Herrn Vater verloren," verſetzte Hannchen, und die Theilnahme, womit ſie dieſen Verluſt würdigte, ſchien mehr höflicher, als herzlicher Natur zu ſein. „Aber kommen Sie doch ſchnell zu meinem Vater!" fuhr ſie, die äußere Eingangsthür des Ladens ſchließend, fort, und führte den Beſuch eine kleine Treppe hinauf in das Wohnzimmer.

Bei dem Anblicke des Kranken, der als ein Geneſender mit ſchwachen Schritten darin umherging, erinnerte ſich Jacobi, den Mann in früherer Zeit öfter bei ſeinem Vater geſehen zu haben, und auch Schone begrüßte den Eintretenden als einen Bekannten. „Sie kommen wahrſcheinlich, Herr Jacobi,“ ſagte er mit offener Freundlichkeit, „Sich Ihres Rechts zu verſichern, und, Gottlob! ich kann es Ihnen nunmehr gewähren. Vielleicht wiſſen Sie durch meine Tochter, auf welche Art ich in die peinliche Nothwendigkeit gerathen war, mich bei Ihnen als einen böſen Schuldner anzuſchreiben; aber der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich deſſenungeachtet Ihres Zutrauens werth geblieben! Nun aber hat Gott gnädig geholfen. Er weiß wohl immer die rechte Zeit! — Ich habe mit der geſtrigen Fahrpoſt einen ſehr veralteten Brief von meinem fernen Freunde erhalten, dem eine Anweiſung auf die Auszahlung der mir ſchuldigen Summe eingeſchloſſen war. Der Redliche hatte die Intereſſen bei Heller und Pfennig berechnet, und, wie billig, verſtehe auch ich mich dazu, Ihnen das ſeit Jahren zahlbare Capital zu verzinſen.“

Dem armen Jacobi war bei dieſer Anrede alle Freude und Hoffnung auf den Gewinn dieſes Tages in den Brunnen gefallen.

Er erſchrak ſo ſichtlich, als wäre ihm ein Unglück angekündiget worden. Es wechſelte der Ausdruck in den Mienen dieſes Gläubigers und Schuldners eine Stimmung aus, wie ſolche ſonſt im umgekehrten Verhältniſſe Statt zu finden pflegt.

„Nicht doch, Herr Schone!“ ſprach Jacobi kleinlaut, „das würde ich nicht annehmen. Ueberhaupt war Kummer um die Kleinigkeit, welche bei ihnen in guten Händen ſtehet, nicht die Abſicht meiner Herkunft; hingegen wollte ich Sie beruhigen, ſich deßhalb keine Sorge zu machen. Das Geld wird mir immer zurecht kommen, und Sie können es mir ja in beliebigen Terminen und ganz nach Ihrer Bequemlichkeit zahlen."

Mit verlängertem Geſicht ſah Schone den milden Gläubiger an, der mit bittendem Auge und verlegener Miene, als ob er der Schuldner wäre — vor ihm ſtand. „Nein, lieber Herr Jacobi," entgegnete er; „Ordnung muß ſein. Ihr Herr Vater, er ruhe in Frieden! war wohl ein wenig ſtrenge, aber doch ein Ehrenmann, der tauſend müßigen Armen Brod und Arbeit gegeben hat. Allein um dies zu können, mußte er das Seinige zu Rathe und den Zügel ſeiner Nachſicht kurz halten. Noch heute, lieber, junger Herr, werde ich Ihnen mit der Zahlung gerecht, doch Ihre Güte bewahre ich in einem dankbaren Herzen, und werde mich Ihnen deßhalb lebenslang verpflichtet fühlen."

Jacobi war von dem Edelſinne dieſes Mannes unbeſchreiblich gerührt. Ungeachtet der Milderung, welche dem Urtheile über die Handlungen Verſtorbener eigen iſt, mußte er ſich geſtehen, daß ſein Vater gegen das gute Hannchen mit Härte verfahren war und das betrübte Kind nicht liebreich aufgenommen hatte. Welche achtungsvollen Begriffe mußte daher Schone von den Rechten des Gläubigers und den Pflichten des Schuldners haben, wenn er bei der Erfahrung dieſes Betragens noch die Selbſtverleugnung übte, es als Billigkeit anzuerkennen, und die Zweckmäßigkeit deſſelben gegen den Sohn, der ihm wohlthun wollte, zu rühmen!

„O!“ rief Hannchen in vergnügter Unbeſonnenheit, „das Herz hüpfte mir geſtern vor Freuden, wenn ich daran dachte, daß ich Ihnen das Geld nun auf den erſten Auguſt überbringen könnte! Ich habe ſeitdem unaufhörlich an Sie denken müſſen.“

Ein inniger Blick auf Jacobi's Augen antwortete dieſem unſchuldigen Bekenntniſſe, und die Gluth der Beſchämung färbte mit roſigem Wiederſcheine Stirne und Wangen der Jungfrau.

„Aber nicht wahr, Herr Jacobi,“ fragte Schone mit den Tönen bittender Unabweislichkeit, „Sie erzeigen meinem Hauſe die Ehre, heute Mittag mit einem Gerichtchen Hausmannskoſt bei uns fürlieb zu nehmen?“

Nur allzugern gab Jacobi dieſer Einladung ein bewilligendes Gehör. Hannchen eilte in die Küche, und Jacobi bemerkte, daß die häusliche Geſchäftigkeit und das ſchneeweiße Taſchenſchürzchen dem Mädchen ganz allerliebſt kleide.

Während der Vorbereitungen für die Bewirthung des geehrten Gaſtes machte Schone denſelben mit den Verhältniſſen ſeines Erwerbes bekannt und erzählte ihm die Geſchichte ſeiner Krankheit. Aus der Art, wie er ihm ſeine häusliche Lage ſammt ihren Mängeln und Beſchränkungen darlegte, ſprach ein Geiſt der Zufriedenheit und Gottergebenheit, welcher dieſem dunkeln, unbeachteten Looſe eine beneidenswerthe Verſicherung gab.

Jacobi fragte bei ſchicklicher Gelegenheit, ob Hannchen ſein einziges Kind wäre; worauf Schone antwortete, daß er noch einen Knaben von dreizehn Jahren hätte, den Sohn ſeiner zweiten Ehe. Mit Andeutungen, die ungeachtet ihrer Feinheit dem Zartſinne des Zuhörers verſtändlich waren, erwähnte er hierbei ſeiner erſten Gattin, Hannchens Mutter, als eines Urbildes weiblicher Muſterhaftigkeit, während er von der zweiten Frau mit ſo leiſer, überhinſchleichender Erinnerung ſprach, als wolle er das Andenken ſchlafender Uebel nicht wecken. Er beklagte ſich halb im Scherze, halb im Ernſte, über die Unbändigkeit des kleinen Buben, welche indeß nach der Meinung ſeiner Lehrer von einer Genialität ausgehe, deren Verirrung in eine ſo enge Sphäre der Erziehung und Ausbildung zu beklagen ſei, als in welche der Knabe durch ſeine Geburt verſetzt worden. Mit bedeutendem Achſelzucken geſtand er, daß eine unverheirathete Schweſter ſeiner zweiten Frau, welche bei ihm lebe und hülfreiche Hand im Haushalte leiſte, dieſe zur Ungebühr in die Maßregeln miſche, welche von ihm und Hannchen zur Aufſicht über den Kleinen genommen würden. Baſe Lorchen arbeite demnach in ihrem gutmüthigen Unverſtande an des Knaben Unglück, und, ſich auf das halbmütterliche Recht des Schweſteranſehns ſtützend, ſtets der weiſen Strenge entgegen, die ſeine kühnen, ausſchweifenden Neigungen zügeln müſſe.

Nachdem Schone ſeinem jungen Gaſtfreunde dieſe väterliche Sorge mit herzlichem Zutrauen offenbaret, ließ er ſich um deſto lobeſeliger über Hannchen, ſeinen Augapfel, aus. Er ſprach: „Nach der Verheißung, daß des Vaters Segen den Kindern Häuſer baue, muß mein Hannchen einſt groß und herrlich wohnen; denn nie ſchließt der Schlaf meine Augen, noch öffnet ſie der Morgen, ohne daß ich Gott um Heil und Glück für das treue Kind anflehete, und ich fühle es an der Inbrünſtigkeit meines Gebetes, daß es ein erhörtes ſei, und daß es Hannchen wohlgehen müſſe auf Erden! Ich weiß nicht, wie das Mädchen es anfängt mit zwei Händen ſo viel zu beſchicken, es iſt, als ob es deren hundert hätte. Den Tag über plagt es ſich mit dem Verkauſe im Laden und führt dabei die Wirthſchaft wie am Schnürchen, denn die Baſe handlanget nur ein wenig und hat vollauf zu thun, dem kleinen Bruder Liederlich nachzuraumen. Des Abends widmet ſich Hannchen ausſchließlich meiner Pflege, die ſie auch während des Laufes des Tages, unter dem Drange der Geſchäfte, nie aus den Augen verliert. Ach! und oft hat ſie, meines ausdrücklichen Verbotes ungeachtet, den ſüßen, durch anhaltende Mühen verdienten Jugendſchlaf entbehrt, um meinen unruhigen Krankenſchlummer zu bewachen!“ Eine aufquellende Thräne trubte den matten Strahl im Auge des dankbaren Vaters.

Jacobi's Herz ſchlug im flüchtigſten Tacte zu dieſer Mittheilung; doch hätte ihm jedes beifällige Wort eine Entweihung ſeines Gefühls geſchienen. Mit einem warmen Händedrucke ſagte er nun zu Schone: „Wie reich, wie glücklich ſind Sie!“

Der reinliche Tiſch war gedeckt und mit einigen beſcheidenen Zierden geſchmückt, ſogar eine Flaſche Wein, der ſeltenſte Feſtgenuß in dieſem Hauſe, fehlte nicht darauf. Jacobi fand ſein Leibgericht auf das wohlſchmeckendſte bereitet, ohne Eßluſt zu haben, die ſeiner Geſundheit ſonſt ſelten gebrach.

Jetzt waren auch die noch fehlenden Familienglieder zum Vorſchein gekommen, die Baſe und der kleine Engelhardt. Die Erſtere knüpfte die Bekanntſchaft des liebenswürdigen Fremdlings, der als ein reicher Erbe ein Mann von Wichtigkeit für ſie war, mit ſchüchterner Neugier an, und Jacobi betrachtete das verblühete Mädchen, welches auf der Grenze ſtand, wo die Hoffnung, ſeine weibliche Beſtimmung zu erreichen, das trauernde Herz verläßt, und es an Ergebung und Glauben verweiſet — mit einer Empfindung, die ſo weich und theilnehmend war, um die verderbliche Wirkſamkeit ihres Wohlwollens für den kleinen Neffen als einen verzeihlichen Mißgriff ihrer Liebebedürftigkeit zu entſchuldigen.

Des Knaben Schönheit, welcher die geſchwiſterliche Aehnlichkeit mit Hannchen in Jacobi's Augen den höchſten Reiz gab, fiel ihm wunderbar auf. Sein Benehmen, gemiſcht aus dem Trotze der Verzogenheit und aus gutherziger Gefälligkeit, zeigte die verſchiedenartigen Beſtrebungen ſeiner Bildner. Jacobi war von der Verſtändigkeit entzückt, womit Hannchen die thörichte Verzärtelung ihrer Baſe bei dem Brüderchen unſchädlich zu machen bemühet war, und er bewunderte das Mädchen um ſo mehr, als er ſah, daß aus jedem ihrer Blicke auf den kleinen Blondkopf die Liebe einer Mutter leuchtete.

Wie Hannchen dem Gaſte das erſte Glas Wein einſchenkte, ſagte dieſer mit zartem Scherze, indeß ein wehmüthiges Andenken einen flüchtigen Schatten über ſeine hellen Züge warf: „Ich ſollte eigentlich, wollte ich Repreſſalien gebrauchen, heute keinen Wein trinken, da Sie, in einem denkwürdigen Augenblicke meines Lebens, das Gläschen durchaus verſchmäheten, welches Ihnen zur Stärkung doch ſo nothwendig geweſen wäre.“

Hannchen ſeufzte bei dieſem Vorwurfe aus voller Bruſt auf. Sie erwiederte: „Ja, wüßten Sie aber auch, Herr Jacobi, wie mir in jener Stunde zu Muthe geweſen — — ich werde es nie vergeſſen.“

Doch ſich ſchnell von dieſer Erinnerung abwendend, fuhr ſie fort: „Aber auf die Geſundheit des Vaters mir Beſcheid zu thun, werden Sie Sich doch nicht weigern?“

Der Gebrauch des kleinen Wörtchens des, welches eine Gemeinſchaftlichkeit des Eigenthums vorausſetzte, oder mindeſtens zuließ, gab dieſer Anfrage eine ſo holde Traulichkeit, daß Jacobi ſelbige nicht geſchwind, nicht warm genug beantworten zu können glaubte. Indem er nun mit einem treuherzigen Wunſche ſein Glas dem, des mäßigen Tiſchwirthes zuneigte, trank es dieſer auf das Wohlſein der geehrten Frau Mutter ſeines Gaſtes aus.

Es war bereits in den ſpäteren Nachmittagſtunden, als Jacobi ſeinen Aufbruch als ſchicklich erkannte. Der Himmel mochte wiſſen, wie dieſer Tag verſchwunden war. — Der Liebe erſter Morgenſtrahl fiel in ſein Herz, und zu dieſer Zeit ſind die Schatten, welche abgelebte Stunden und Sorgen über das verklärte Daſein werfen, am kürzeſten.

Alles Ernſtes traf Jacobi mit ſeinem Schuldner die Uebereinkunft, daß dieſer das zu zahlende Geld noch einen Monat an ſich behalten, binnen deſſen Verlaufe ſich ſeine Wiederherſtellung hoffentlich vollenden würde, und er es ihm dann in Geſellſchaft ſeiner Tochter ſelbſt überbringen ſolle.

Der Abend war ſtill wie ein leiſer Wunſch, die Gefilde, in einen dämmernden Thauſchleier gehüllt, glichen der Sehnſucht, die in Thränen erglänzt.

Die Wachtel, welche im Golde der Weizenbreite bis über die Ohren ſaß, ermahnte den langſamen Reiter mit unaufhörlichem Rufen auf die weſtliche Regenwolke zu achten, die ſich immer ſchwärzer verdichtete, und die graue Rieſenſchleppe über den blauen Aetherbogen hinzog.

Die Sonne warf im Sinken noch einen flüchtigwarnenden Schein auf das finſtere Gewölk, aber Jacobi hörte und ſah nicht. Er war heute erwacht zum Hochgefühle des Lebens, ſeiner Meinung nach, ein wenig ſpät, und da gab es denn alle Hände voll für ihn zu thun, beinahe wollte er das Fertigwerden verſäumen.

Sein Weg führte ganz nahe an einem Vorwerke vorüber. Die kleine Anſiedelung hatte an ſich ſchon maleriſchen Reiz, den jedoch eine lebendige Gruppe erhöhete. Im Duftkreiſe hoher, bald abgeblüheter Linden, auf einer hölzernen Bank ſaß ein jugendlicher Mann, der vermuthliche Beſitzer des Gütchens, im ruhigen Geſpräche mit einem Andern. Näher der niederen Hausthür, in ſchamhafter Entfernung von beiden Männern, reichte ein friſches, rundes Weibchen dem Säuglinge die verſteckte Mahlzeit, und ſeitwärts, im hohen Graſe des Obſtgartens, ſaß ein kleines Mädchen mit dem Vollmondgeſicht der ländlichen Geſundheit und lallte einen ſchwarzen Pudel an, der ihm wahrſcheinlich zum Wächter geſetzt war und ſeines Amtes in ſtummer Treue wartete.

Dieſes Bild häuslicher Friedlichkeit ſtrahlte ſeinen einfachen Zauber verſchönert aus Jacobi's klarer, tiefer Seele zurück. Der innerſte Wunſch ſeiner Bruſt, dem der vergangene Tag die Sprache gegeben, flüſterte ihm die Verſe eines Liedchens zu, das er bisweilen geſungen: „Wann, o Schickſal! wann wird endlich mir mein letzter Wunſch gewährt? Nur ein Hüttchen, ſtill und ländlich, nur ein kleiner, eigner Herd, und ein Freund, bewährt und weiſe, Freiheit, Heiterkeit und Ruh — ach! und Sie, ſo ſeufz' ich leiſe, zur Gefährtin Sie dazu!“

Die unbekannte Sie dieſes Gedichtchens hatte für Jacobi Hannchens ſchlanken Wuchs, die weiche Lockenſeide ihres blonden Haares, die ſchmachtende Bläue ihrer Augen angenommen, über welche er in ernſthafter Ueberlegung nachgeſonnen, ob ſie weinend oder lachend hübſcher wären. —

Er kam ſo zerſtreut und in ſich gekehrt nach Hauſe, als hätte er einen Proceß verloren, aber die Hoffnung ſeines Herzens war reicher als der Gewinn einer ganzen Welt.

Die Wittwe Jacobi war eine von den jetzt ſeltener gewordenen Frauen, welche, der Vorſchrift des königlichen Weiſen und Vater Luthers gemäß, die Unterwürfigkeit gegen das gebietende Anſehen des Hausherrn als eine Hauptpflicht ihrer weiblichen Beſtimmung erkennen und befolgen. Zwar dürfen wir zur Entſchuldigung mancher unſerer lieben Leſerinnen, der die Uebung dieſer Tugend ſchwerer dünket, als ſie der Frau Jacobi ankam, nicht unerwähnt laſſen, daß ein gutes Theil Phlegma, körperliche Unbeholfenheit in ſpäteren Jahren und eine gewiſſe Beſchränktheit des Verſtandes dieſer pflichtmäßigen Unterordnung zu Gute kam. Auch würde der ſanguiniſche Spiritus der bebendeſten Nymphengeſtalt auf dem harten Steine von weiland Herrn Jacobi's Kopfe verraucht und verlodert ſein, ohne nur ein Tauſendtheilchen dieſes Felsſtoffes zu ſchmelzen, und da Frau Jacobi dieſe Ueberzeugung früh genug erlangt haben mochte, ſo fand ſie es am bequemſten, ſich die unbedingte Nothwendigkeit des Nachgebens durch keinen fruchtloſen Widerſtand zu erſchweren, der in verhältnißmäßiger Wirkſamkeit ſchwerlich ein reingemahlenes Eheſtandskorn zu Tage gefördert hätte.

Frau Jacobi hatte in der trägen Gemächlichkeit dieſer Gewohnheit nie darüber nachgedacht, ob ſie in ihrem Manne ihr eheliches Oberhaupt, oder den Herrn des Hauſes.

oder den Dirigens der Handlung am meiſten ehre und fürchte. Die Dreieinigkeit dieſer Autoritäten ließ keine Sonderung des tiefen Reſpects zu, der den häuslichen Gehorſam der Frau Jacobi bedingte. Obgleich ſie ihren Sohn mit mütterlicher Herzlichkeit liebte, ſo überſtieg doch die Höhe ſeiner Vortrefflichkeit den niederen Kreis ihrer Begriffe bei weitem.

Sie hatte weder Ahnung, noch Sinn von und für den Werth dieſes guten Sohnes, deſſen ruhiges Verhalten ſie mit gleichmüthiger Zufriedenheit rühmte.

Wie nun der Tod des alten Jacobi den jüngeren auf den männlichen Ehrenplatz des Hauſes verſetzte, wäre ſeiner Mutter eine Umänderung ihres Benehmens gegen den Vorſteher deſſelben eine läſtige Anſtrengung geweſen; ſo ließ ſie ihn demnach gewähren und ſich ſelbſt im verjährten Schlendrian fortgehen, ja, ſie war allen Neuerungen ſo durchaus abhold, daß ſie gegen die Domeſtiken und Comtoriſten ihres Sohnes nie anders Erwähnung that, als unter der früher gebräuchlichen Benennung: „Der Herr!“

Es fiel der kindlichen Beſcheidenheit dieſes Herrn nicht ein, von den überkommenen Gerechtſamen irgend einen Vortheil zu ziehen, welcher der Ehrerbietigkeit ſeines Verhältniſſes als Sohn zuwider geweſen wäre. Deſſenungeachtet ſollten ſie ihm in der wichtigſten Angelegenheit ſeines Lebens zu glücklicher Förderung nützlich werden.

Nachdem Jacobi zu der inneren Gewißheit gekommen war, daß Hannchen Schone das Mädchen ſei, das ihn beglücken könne, nachdem ſein Herz die Holde als die Eine erkannt, von der es nimmer laſſen werde — ſetzte er ſeine Mutter in einer traulichen Stunde in Kenntniß von der ſtillen Neigung und der heimlich getroffenen Wahl, und erbat ſich ihre Einwilligung dazu.

Frau Jacobi verwunderte ſich höchlich über dieſe unvermuthete Entſchließung, und hing in ihrer Antwort dem Mißfallen, womit ſie dies Geſtändniß ihres Sohnes aufnahm, das ſchonende Mäntelchen der Meinung um, nach welcher ſie glaube, daß er leicht ein beſſeres Glück hätte machen können. Als aber Jacobi mit flammenden Augen und einer Stimme, die den Worten der Erwiederung den Ausdruck der Unfehlbarkeit gab, ausrief: „Ein beſſeres Glück? O meine Mutter! daran zweifle ich ſehr. Wer das beſte Herz wählt, hat gewiß für ſein Glück am beſten geſorgt;“ — da enthielt ſie ſich jeder ferneren Einwendung, und ſagte: „Nun in Gottes Namen! Thue, was Du willſt, mein Sohn. Die Frau ſoll für Dich. Ich denke, wir werden uns wohl auch zuſammen vertragen, weißt Du doch, daß ich einen Jeden ſeinen Weg ruhig gehen laſſe.“

Jacobi küßte ſeiner Mutter in dankbarem Entzücken die Hände und verbürgte ſich für ihre freudigere Billigung ſeiner Wahl, ſobald ſie nur das gute Hannchen kennen würde. Und dabei verſprach er ihr, daß dieſe Bekanntſchaft in Kurzem erfolgen ſolle, da ſein Schwiegervater in Hoffnung, auf den nahen erſten September wegen einer Geſchäftsſache zu ihm kommen und ſeine Tochter mitbringen wolle.

Frau Jacobi ließ in ihren Anſtalten für die Aufnahme der erwarteten Gäſte die Rückſicht auch die Abſicht ihres Sohnes vorwalten. Hannchen ſah ſich daher bei ihrem zweiten Eintritte in dies unvergeſſene Haus auf eine Art aufgenommen, die ihr Zartgefühl in ſeltſamen Widerſpruch mit dem ſüßeſten, aber verſchwiegenſten Wunſche ihrer Seele brachte. Ueberall an die Beſchränkungen der Spärlichkeit gewöhnt, und doch von einer ſo zufriedenen Gefügigkeit des Gemüths, dem kein Druck derſelben fühlbar ward, ſah ſich Hannchen hier von einer Wohlhabenheit umgeben, die ihr mit ſchwerem Gewicht den jungfräulichen Traum von dem Gefühle des jungen Hausherrn für ſie als einen lächerlichen Dünkel vorwarf. Hannchen kam ſich hier zum erſten Male in ihrem Leben arm vor; denn ſie ſah die erſchreckende Verkürzung ihrer eigenen Lage an dem Maßſtabe, welchen die ſchüchternhoffende Liebe an die füllreiche Großartigkeit dieſes Hausſtandes legte.

Jacobi war über die blöde, verſtimmte Schweigſamkeit des Mädchens ſehr betroffen. Eine zarte Scheu vor ſeiner Mutter hielt ihn ab, ſich Hannchen ſoweit zu nähern, um ſie nach der Urſache dieſer Verdüſterung befragen zu können; auch war er ſelbſt für jede freiere Unterhaltung befangen; denn die Minute näherte ſich, wo er dem Vater der Geliebten das Anliegen ſeines Herzens vortragen wollte.

Nach aufgehobenem Eſſen gingen die beiden Männer auf das Comtoir, wo Schone den Betrag ſeiner Schuld aufzählte, deren Empfang Jacobi mit zitternder Hand quittirte. Als der Letztere nun ſtammelnd und erröthend ſein Heirathswörtchen anbrachte, und ſich dabei im Geiſte wahrer Liebe äußerte, taumelte der Erſtere auf einen Stuhl, (es war derſelbe, worauf ſeine Tochter zwei Monate früher troſtlos weinte), und ſprach mit emporgehobenen Händen und herabrollenden Thränen: „Gott im Himmel! Was kann ich Ihnen hierauf antworten, Herr Jacobi? Laſſen Sie dieſe Freudenthränen für mich ſprechen! Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer — — — ich bin ſo bewegt, daß der Boden unter meinen Füßen wankt.“ Er ſchloß ſeinen künftigen Tochtermann in ſeine Arme.

Während dieſer Verhandlung, welche dem glücklichen Jacobi väterlicher Seits die Anwartſchaft auf die Erfüllung ſeiner theuerſten Hoffnung gab, verſicherte ſich Hannchen in demüthiger Unbewußtheit der Gunſt ihrer zukünftigen Schwiegermutter. Die altbürgerliche Einfachheit in dem Weſen der Matrone ermuthigte das beklommene Mädchen zu Aeußerungen des Zutrauens, und Mutter Jacobi geſtand ſich mit wachſendem Vergnügen, daß ihr Sohn ſehr verſtändig und ihres Lobes werth gewählt habe.

Acht Tage ſpäter holte Jacobi, auf einen verabredeten Brief von Schone, das inhaltſchwere Jawort und den Brautkuß von Hannchens Lippen, und mußte nach dieſer empfangenen Weihe zu den Freuden des Himmels, unter deren ätheriſchen Geſtalten der Vollgenuß des Lebens dem reinen Sinne erſcheint — von ſeiner Berufspflicht ernſtlich daran gemahnt werden, dann und wann (um einen bekannten, an gefeierter Stelle ſtehenden Ausdruck zu borgen —) auf dieſe ganz gemeine Erde zurückzukehren, wo abſtracte Geſchäfte und Obliegenheiten die Gegenwart ſeines Geiſtes erheiſchten.

Zu Neujahr ſollte die Verbindung der Liebenden in aller Stille vollzogen werden; früher konnte Vater Schone die Tochter nicht miſſen, da der Ladengehulfe, den er nun annehmen mußte, vor dieſer Zeit ſeine neue Stelle nicht antreten durfte.

Mama Jacobi, eine treue Anhängerin der Herkömmlichkeit, machte ihren Sohn auf ſeine Bräutigamsſchuldigkeit aufmerkſam, nach der er die Verlobte mit einem Mahlſchatze beſchenken müſſe, und die Vorſchläge, welche ſie ihm dazu machte, waren zwar in Gemäßheit der Mittel, die ihm zu Gebote ſtanden, aber im unrichtigen Verhältniſſe zu Hannchens Anſpruchsloſigkeit. Jacobi entzog ſich dieſer Aufforderung in ſo weit, daß er erklärte, er wolle ſeine Braut bitten, ſich Geſchenke, die ihr Freude machen könnten, ſelbſt zu wählen. Als er es that, lächelte Hannchen ſonderbar, als belächele ſie den Gedanken, daß ihr Glück noch eines Zuſatzes, und beſonders von der gemeinten Art, fähig wäre; doch gleichzeitig ſtieg ein Strahl der Rührung in ihr blaues Auge und miſchte ſich mit dem Glanze einer hervorquellenden Thräne. Sie ſagte, er würde ſchon ſehen, wie gut ſie zu fordern verſtände, allein ſie wollte ſich das Anrecht auf ſeine Freigebigkeit bis den Tag nach ihrer Hochzeit vorbehalten, wo ſie alsdann ſich etwas von ihm erbitten würde, das ihr auf Lebenszeit Gewinn tragen ſollte.

Und dabei blieb es auch. Jacobi fühlte zu zart, um durch weiteres Dringen, daß Hannchen Schmuck und Koſtbarkeiten von ihm annehmen möchte, die Vermuthung in ihr anzuregen, daß er ſich ihrer Armuth ſchäme.

Es war ein kalter, aber ſonnigheller Wintertag, an welchem die junge Frau mit einem in Dank und Liebe glühenden Herzen, begleitet von den Ihrigen, in das Haus ihres Mannes einzog. Segenswünſche, ein makelloſer Ruf und die gezwungene Anerkennung der Mißgünſtigen, daß ſie ihr glückliches Geſchick verdiene, folgten ihr als Mitgift aus der verlaſſenen Heimath nach. Wohl dem Manne für und für, dem die Gattin Schätze dieſes Gepräges zubringt; er iſt geborgen immerdar!

Gegen den Abend fuhr bei ſchönem Mondlicht das Familien-Comitat zurück, und kein lautes, ſchwelgeriſches Feſt feierte die häusliche Einrichtung der jungen Eheleute.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und das Comtoir für dieſen geſchloſſen. Jacobi mußte jedoch einer perſönlichen Angelegenheit wegen ein halbes Stündchen darin verweilen, und ſein Weibchen war ihm nachgeſchlichen. „Ich komme,“ ſagte ſie unter ſeinen Küſſen, „Dein Verſprechen einer Hochzeitsgabe einzulöſen.“ „Fordere, mein himmliſches Weib, fordere! Alles, was ich bin und habe, iſt ja Dein!“ — rief Jacobi, und küßte die kleinen Hände, welche ihm liebkoſeten. Hannchen ſah ſeufzend umher. „Guter Gott!“ antwortete ſie; „es iſt erſt ein halbes Jahr vergangen, ſeit ich in dieſem Zimmer den ſchwerſten Augenblick meines Lebens überſtanden. Hätte ich damals denken können, daß ich, die von dem Ueberfluſſe des reichen Mannes mit vergehendem Herzen nur ein Scherflein Geduld erflehete, in ſo kurzer Zeit von dem Machthaber des Hauſes zur Herrin ſeines Geſammtvermögens geſetzt werden würde? — O! wie wahr ſagt das Lied: Es iſt dem Höchſten Alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich! — Noch ſchwebt Deines Vaters Geſtalt mit dem finſteren Auge und der abweiſenden Miene vor meiner Seele, und nie werde ich jene Stunde vergeſſen, wo das Gefühl der Scham über die ungetilgte Schuld, die Scheu vor der Gegenwart der mir fremden Zeugen mit der Erwägung von meines Vaters Noth rang, und die Pflicht des Kindes über das Erröthen der Jungfrau ſiegte! — Deßhalb bitte ich Dich, mein lieber Jacobi, und die Gewährung dieſer Bitte ſoll mein Schmuck und meine Zierde ſein — daß Du niemals einen Kummervollen und Bedrängten von dieſer Stätte ungetröſtet entläſſeſt! Hier müſſe ſtets der Arme Hülfe, der Ehrliche Vertrauen, und Jeder, Jeder! einen Kaufmann finden, der mehr geſegnet als reich ſein, und der lieber Gott als dem Mammon dienen wolle. Und ſo oft Du das Schuldbuch eines Unvermögenden vernichteſt, wird der Himmel Dir das Doppelte gut ſchreiben. So gedenke ich dem Höchſten meinen Dank und meine Gelübde für die unverdiente Erhöhung zu bezahlen!“

Eine Freudenthräne netzte Jacobi's Auge, als er in einer innigen Umarmung dies heilige Verſprechen beſiegelte, und in den Geſinnungen ſeines Weibes eine Bürgſchaft für die Unverlierbarkeit ſeines Glückes fand.

Bei ſolchen Anlagen mußte dieſe Ehe zu einem Garten Gottes, zu einem Eden des Friedens und der Liebe werden. Zwar blieb es auch jetzt, ungeachtet eine junge, reizende Frau die Seele des Jacobi'ſchen Hauſes war, bei der Stille, die ſeit Olims Zeiten, und das mag wohl lange her ſein — darin geherrſcht hatte; aber, liebe Leſerinnen, das wahre, vollgenügende Glück iſt in der Regel ſtill! Nur zu oft gleicht das Geräuſch geſellſchaftlicher Luſtbarkeiten, der laute Jubel größerer Kreiſe, die ſich um den Altar der Laren verſammeln, dem Getön, welches die Leerheit verurſacht.

Hannchen machte eine bewundernswürdige Ausnahme derer, die ein günſtiges Geſchick aus einer beſchränkten Lage, plötzlich in den Bereich des Ueberfluſſes verſetzt hat. Sie vergaß es nicht, daß ſie einſt arm geweſen war; eben ſo blieb ſie es ſich bewußt, daß ſie es wieder werden könne, und darum hing ſie das treue, demüthige Herz nicht an die Güter, die das Leben vergänglich ſchmücken, ſondern ſammelte mit unermüdetem Eifer früh und ſpät des Guten, das nicht hinter der Pforte des Grabes zurückbleibt.

Jacobi ward Vater einer Tochter, dann gebar Hannchen ihm einen Sohn, und dann abermals ein Mädchen, der Mutter liebliches Kleinbild, die aus dem dritten Wochenbette in blühender Friſche hervorging. Ihr glücklicher Gatte dachte jetzt zuweilen an den Ring des Polykrates. Er ſuchte die rächende Nemeſis durch Opfer des Dankes und der Wohlthätigkeit mit ſeinem ſeligen Geſchick zu verſöhnen, welches nicht das Loos des Erdenſohnes ſein darf —; allein immer kamen ſie in außerordentlichen Ereigniſſen, wenn auch in anderen Geſtalten, wieder an ihn zurück.

Die Welt hörte endlich auf, ein Aergerniß an der Abſonderung der jungen Jacobi's zu nehmen, welche es zu verſchmähen ſchienen, ihre lauten Freuden zu theilen. Wenn ſie im Ausfluge zu Winter- und Sommer-Partieen, zu fröhlichen Gelagen und Gaſtgeboten an dem ſtattlichen Hauſe vorüberrauſchte, das ſich der Theilnahme an ſolchen Freuden entzog, blickte ſie bedauernd zu den Bewohnern deſſelben auf, die, ihrer irrigen Meinung nach, die Vorzüge ihrer Lage weder zu würdigen, noch zu benutzen wußten. Als man einſt in einer größeren Geſellſchaft über die wunderlichen Launen der eigenſinnigen Fortuna ſprach, und die Familie Jacobi als hochbegünſtigte Lieblinge der Glücksgöttin nannte, beklagten Einige, daß dieſe beneidenswerthen Menſchen von den abgeſchmackten Vorurtheilen der Kleinbürgerlichkeit zu der traurigen Gefangenſchaft in ihren engen vier Mauern verurtheilt wären. Eine junge, kinderloſe Dame beſpöttelte mit verzogenem Munde Hannchens öfteres Wochenliegen, und fügte ihren beißenden Bemerkungen darüber den Ausſpruch bei, daß dies fruchtbare Mütterchen übrigens wohl nirgendhin, als in die Kinderſtube taugen möge; nur bedauere ſie den angenehmen Mann, deſſen lebensfroher Geiſt in der Stickluft dieſes Aufenthaltes nothwendig verdünſten müſſe.

Jacobi's Arzt hatte die liebloſe Rede vernommen, und indem er einen durchdringenden Blick auf die ſchmähſüchtige Blinde richtete, welche ſo über Licht und Farben in Jacobi's häuslicher Schöpfung ſprach, ſagte er mit einer kleinen Verbeugung: „Nie habe ich ein ſchöneres Lob über Madame Jacobi ausſprechen hören, als jetzt von Ihnen, meine Gnädige! Die Frau, deren Kinderſtube das Element ihrer Wirkſamkeit iſt, ſtehet auf der höchſten Ehrenſtufe Ihres Geſchlechts und verdient die Huldigungen einer ganzen Welt! — Was jedoch Ihr freundliches Mitleid für Herrn Jacobi anbetrifft, ſo kann ich Sie verſichern, daß es ein hier verſchwendetes und an jedem anderen Orte beſſer angebrachtes ſei. — Kennen Sie das Gedicht vom Hemd des Glücklichen? Wäre ich jetzt in dem Falle, einen Kranken nur dadurch curiren zu können, ſo wüßte ich es mir zu verſchaffen, und er dürfte nicht wie jener Fabelkönig ohne Hülfe ſterben.“

Bei dieſen Worten drehete der Arzt den verſtummten Damen den Rucken, und uberließ ſie dem beſchämten Erſtaunen, worin dieſe Erklärung ſie verſetzt hatte. Die Gezüchtigte rümpfte das ſpitze Näschen in hundert feine Reiffältchen und ſprach: „Nun, wenn das keine lächerliche Uebertreibung war, ſo weiß ich wahrlich! nicht, was man ſo nennen ſollte. Wahrſcheinlich wird dem Herrn Doctor mit dem Betrage der hohen Jahresrechnung für die Behandlung von Schnupfen, Huſten und Impfpocken noch ein artiges Douceur verehrt; deßhalb wird ſeine Dankbarkeit zum blauen Dunſte. Du lieber Gott! Wer es glaubte! Jacobi's werden wohl auch nur mit Waſſer kochen, wie andere ehrliche Leute!“

Mama Jacobi hatte ſich nicht lange an dem Kleeblättchen ihrer Großmutterfreude erquickt, als ein jäher Tod ſie dem Kreiſe der Ihrigen entriß. Bald darauf ſtarb auch Schone, obgleich noch in dem Alter männlicher Kraft und Rüſtigkeit, doch durch langes Siechthum ausgetrocknet und reif für die Senſe des bleichen Mähers, deſſen Erntetag nie untergeht.

Der junge Engelhardt Schone war nach dem Ablaufe ſeines ſechszehnten Jahres durch die Vermittelung ſeines Schwagers nach Berlin in eine angeſehene Handlung gekommen, und die verlaſſene Baſe folgte nunmehr der freundlichen Berufung in Jacobi's Haus.

Mit zarter Milde, doch mit weiſem Ernſte ſetzten Jacobi und ſeine Gattin, nach der Aufnahme ihrer betrübten Verwandtin, derſelben das Verhältniß aus einander, worin ſie künftig zu ihnen ſtehen müſſe, ſolle anders ihre Anweſenheit ein Beitrag zur Zufriedenheit aller Glieder der Familie werden. Beſonders bezogen ſich ihre billigen Forderungen an die Baſe auf das ſtrenge Enthalten jeder offenen oder heimlichen Gegenwirkung bei der Erziehung ihrer Kinder. Es ſchien jedoch, als habe der bethörende Geiſt der Schwäche die Baſe nur zum Schaden des wilden Neffen berückt, und ſei mit dem jungen Springinsfeld in die weite Welt gefahren; denn ſie benahm ſich in ihrer erkenntlichen Hülfswilligkeit gegen Jacobi's Kleinen ſo vernünftig und beſonnen, ſo verſtändig und klug, daß die erfreueten Eltern ihr das verdiente Zutrauen im lohnendſten Maße zu Theil werden ließen.

Frau Jacobi äußerte ihrem Manne den Wunſch, das ihr liebe, väterliche Häuschen nicht an einen Beſitzer übergeben zu ſehen, der, als ein ihr Fremder, die trauten Beziehungen auflöſen würde, durch welche ſie gern für immer an die Heimath ihrer Jugend geknüpft ſein möchte; und der gefällige Gatte wußte Rath für dieſen Wunſch. Einer ſeiner Commis, ein braver Menſch, doch nicht mehr jung und viel zu arm, um jemals an ein Etabliſſement denken zu können, verlangte mit trauernder Sehnſucht nach der weitausſehenden Berufsſelbſtändigkeit. Dieſem treuen, fleißigen Arbeiter übergab Jacobi das Vaterhaus der geliebten Frau, und unter den annehmlichſten Bedingungen eine Commandite ſolcher Waaren, wie er ſelbſt führte.

So wie Jacobi's Kinder mehr heranwuchſen und die Ausbildung ihres Geiſtes, ihrer Talente, vielſeitigere Forderungen machte, knüpfte ſich mit der Befriedigung derſelben hier und da ein Umgangsfädchen für die ſorgſamen Eltern an. Robert, der Sohn, beſuchte die öffentliche Schule; die beiden Mädchen empfingen Privatunterricht im Hauſe. Mehrere geſchätzte Künſtler der Stadt gingen lehrend aus und ein, und Jacobi's begeiſterte Kunſtliebe fand Nahrung und Genuß in ihrer Unterhaltung an heiteren Abenden, wo er den traulichen Familienkreis durch Gäſte dieſer Art erweiterte und erfröhlichte. Auch war Jacobi der Meinung, daß die Beſtrebungen der Schule und des elterlichen Hauſes in der genaueſten Zuſammenwirkung ſtehen und von einem Geiſte beſeelt ſein mußte, ſonſt würde eine traurige Halbheit die Mühen der erſteren, oder die Aufopferungen der letzteren fruchtlos ſein laſſen. Dieſem Grundſatze zufolge ſetzte Jacobi ſich mit dem Rector der Schule in ein freundſchaftliches Verhältniß, um ſich für dieſen hochwichtigen Zweck mit ihm zu verbinden. Der Rector war ein trefflicher Mann, Enthuſiaſt für ſeinen Beruf, und noch in den Jahren, wo Erfahrung und kälteres Blut die ſchöne, menſchliche Hoffnung nicht abgeſpannt hatten, daß an ſeiner Bildnergluth die anvertrauten Stoffe ſich zu fügſamem Wachs erweichen und zu brauchbaren Gefäßen formen laſſen würden. Es that dem Schulmanne wohl, einmal volle Würdigung ſeines Amtes und Willens zu finden, und er enthüllete dem theilnehmenden Jacobi die Ideale ſeiner Seele und ſeine Anſichten von dem Stande der Außenwelt.

„Was könnte die Schule ſein und leiſten, Herr Jacobi,“ ſagte er einſt auf einem Spaziergange zu dieſem, „wenn von allen Vätern und Müttern die Wichtigkeit derſelben für das ganze Lebensglück und ewige Seelenheil ihrer Kinder erkannt würde, wie von Ihnen! Wenn der wilde Wahn häuslicher Vorurtheile nicht ſtets das Licht der Wahrheit und Erkenntniß, welches der Lehrer mit mühſamer Hand und angeſtrengtem Odem in den Köpfen der Schüler entzündet, wieder verlöſchte! Wenn der zarte Boden des Kindergemüths von Eltern und Erziehern zu gereinigter Empfänglichkeit für die Schule bearbeitet würde, auf daß der Tugend Samen in lockeres Erdreich fallen könnte, und nicht unter dem Geſtrüppe roher Gewöhnungen, unter den Steinen des Anſtoßes übler Beiſpiele verkommen dürfte! Wenn dem Anſehen der Lehrer und der Pflicht des Fleißes ſtets die gebührende Ehre widerführe, und die Götzen der Vereitlung in Trümmer gebrochen würden, daß die Jugend zeitig einſehen lernte, dieſe Gebilde ſeien nur von ſchmutzigem Staube und ihrer Liebe und Anbetung unwerth! — O, theuerſter Freund, wenn es einſt dahin käme, dahin! dann könnten wir immerhin warnende Beiſpiele abſchaffen und Strafen in Wohlthaten verwandeln; dann würde auf dem ſtillen Herde jedes Bürgerhauſes ein heiliges Feuer lodern: dann gäbe es keinen ſeligern Beruf, als den des Schulmannes; denn er wüßte gewiß, daß er der Gärtner einer himmliſchen Pflanzung wäre!“

Der Rector ſchlug die glänzenden Augen zur blauen Höhe auf, und fuhr nach einer kleinen Pauſe mit einem Seufzer fort: „Sollte dieſe beglückende Hoffnung nichts weiter als ein ſchöner Traum ſein, deſſen bezaubernde Illuſion von der weckenden Wirklichkeit verſpottet wird? Sollte er nie, wenn auch in ſpäter, kommender Zeit in Erfüllung gehen? — Nein! dieſe Ueberzeugung darf ich nicht verlieren; ſie iſt die Federkraft meiner Thätigkeit! Möge immerhin der Raſen meines Hügels längſt eingeſunken ſein, ehe die Morgenröthe jener lichteren Zukunft anbricht, ich will ihr redlich vorarbeiten, ſo gewiß, ſo froh, als ob ſie morgen ſchon die dunkle Gegenwart verklären werde. Und wer es glaubt, dem iſt das Heilige nah!“

Jacobi drückte dem braven Manne die Hand und antwortete mit bewegter Stimme: „Die Reinheit und Zuverläſſigkeit unſerer Erwartungen ſind die ſicherſte Bürgſchaft für die Verwirklichung derſelben. Das habe ich oft erfahren. Gott helfe mir ferner dazu!“ Er dachte an ſeine Kinder.

Robert Jacobi war trotz der ungemeinen Lebhaftigkeit, in welcher er von dem Temperamentshange ſeiner Eltern abartete, und die nicht ſelten die Ehrenplätze der Schulbank mit neckenden Hinderniſſen umſtellt, ein Normal-Schüler und der ausgezeichnete Liebling aller Lehrer. Die freundliche Beſcheidenheit, womit er dieſen Vorzug genoß, ohne ſich ihn anzumaßen, die harmloſe Geſelligkeit, in der er ſich ſeinen Mitſchülern gleichſtellte, entwaffnete den Neid derſelben, und gab der reinen Sittlichkeit ſeines Betragens dem rühmlichen Eifer im Streben nach höherer Einſicht die Wirkſamkeit anregender Muſter.

Auch Jacobi's Töchter entfalteten ſich in unſchuldiger Schönheit. Emma, die älteſte, hatte des Vaters regen Kunſtſinn, doch zugleich eine Leidenſchaftlichkeit des Gefühls, welche der Gelaſſenheit deſſelben fremd war. Auf Bettina, die jüngſte, war die Begeiſterung der mütterlichen Frömmigkeit übergegangen; aber eine ernſte Sinnigkeit lieh dieſem edelſten Erbtheile bisweilen den Anſchein der Schwärmerei, da die natürliche Heiterkeit der Mutter durch einfache Religioſität gemildert und geſchützt wurde.

Emma beſaß mehr Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, und war heftiger in ihren Wünſchen, als Bettina; dieſe, beſchaulicheren Sinnes als ihre Schweſter, war durch dieſe Kraft, wie durch eine unbeſchreiblich ſanfte Gemüthsſtille, der Reſignation fähig.

Emma's Anmuth war eine Grazie; Bettina's Lieblichkeit glich einem Engel, deſſen höhere Natur an kein Geſchlecht erinnert. In Emma's hellen, blauen Augen ſpiegelte ſich die Welt wie ein farbiger Blumenteppich; in Bettina's braunen, klaren Sternen ſtrahlte der Himmel in Licht und Frieden. In Emma's blonden Locken flatterte muntere Beweglichkeit; Bettina's dunkle Flechten ſchmückte die Simplicität ihres Geſchmacks nur mit einem einſamen Blümlein. Emma's Lächeln war ein kleiner Schalk; Bettina's Lächeln ein zärtliches Kind. Das Gemüth beider Mädchen war mit den tiefſten Grundzügen der Weiblichkeit, Sanftmuth, Innigkeit und liebender Treue bezeichnet.

Zwanzig Jahre waren nunmehr verfloſſen, ſeit Jacobi der glücklichſte Ehemann geworden, und er konnte in dankbaren Rückblicken dieſen Zeitraum einem langen Sommertage vergleichen, den der Sonne Glanz von erſter Frühe an bis in den ſpäten Abend erwärmt und erleuchtet. Seine Gattin ſchien den Reiz unvergänglicher Jugend von der Gottheit zur Pathengabe empfangen zu haben; denn obgleich die Wangen ihrer Töchter ſich bereits mit dem zarten Purpurſchmelze der Jungfräulichkeit färbten, behielten die ihrigen doch die friſche Roſenblüthe der weiblichen Schönheit. Auch hatte die fliehende Zeit, welche verheerend über unſere theuerſten Freuden dahinſtürmt, und der eheliche Beſitz, der, wie die Erfahrung lehrt, erkältender Art ſei — nichts über die gegenſeitige Liebe dieſes neidenswerthen Paares vermocht. Klopfte Hannchens Herz auch nicht mehr höher auf, wie in jenen erſten Tagen ihrer Ehe, wenn ſie den Gang ihres Mannes auf der Treppe vernahm, ſo ſtrahlte ihr Auge doch heute noch ſeinem Kommen freundlich entgegen; und küßte gleich Jacobi ſeines Weibchens Hand, in der noch kein niedliches Grübchen ſich verflacht hatte, nicht mehr mit der entzückten Verliebtheit des Bräutigams, ſo hatte doch ein inniger Druck von der ſeinigen für die Gattin eine Verſtändlichkeit erhalten, welche ihr in ſtummer Kürze ſeine heiße und wandelloſe Zärtlichkeit verſicherte.

Jacobi hatte die Vergrößerung ſeines Vermögens weder mit ſchnöder Gewinnſucht befördert, noch auf Unkoſten ſeiner Milde und Menſchenfreundlichkeit erſtrebt, und der Segen Gottes hatte ihm Gewinn auf Gewinn gehäuft. Kein ſchweres Unglück, keine lebensgefährliche Krankheit hatte ein zufriedenes Haus beunruhiget, und nur eine einzige bekümmernde Erfahrung miſchte ſeit Jahren ſchon in den Vollgenuß dieſes Wohlergehens die herben Tropfen irdiſcher Unvollkommenheit, denen, ſelbſt im Fallen, eine leiſe Hoffnung noch Schärfe und Bitterkeit benahm.

Jean Paul ſagt, ein ganz blauer Himmel braue viel Böſes; und es mochte vielleicht eine ähnliche Folgerung ſein, welche Jacobi den ungetrübten Horizont ſeiner äußeren und inneren Verhältniſſe nur mit einem ſchüchternen Vergnügen und dem beſonnenen Muthe der Unſicherheit betrachten ließ. Dieſe weiſe Mäßigung erhielt ſeine Kräfte in Sammlung, die er für das böſe Stündlein bedürfte, welches die Uhr des Lebens noch Keinem zu ſchlagen vergeſſen hat! Doch ehe unſere Leſerinnen ſeinem Klange lauſchen, erbitten wir uns ihre Aufmerkſamkeit für die Mittheilung von dem früheren Kummer der Familie Jacobi.

Es iſt bereits an anderer Stelle geſagt worden, daß Engelhardt Schone vor dem Tode ſeines Vaters nach Berlin in eine große Handlung gekommen war, an welche ſein Schwager, der ihn aus zureichenden Gründen nicht ſelbſt aufnehmen wollte, empfohlen hatte. Die Berichte über Engelhardts Aufführung und Anſtelligkeit, welche auf Jacobi's öftere Anfragen während der Lehrzeit des Erſteren an ihn ergingen, blieben ſich mit ſehr geringen Abweichungen in dem Urtheile treu, daß der junge Menſch für das Fach ſeiner Beſtimmung ungemein brauchbar, und ſogar ſolchen Leiſtungen gewachſen ſei, die auf große Fähigkeiten ſchließen ließen; daß jedoch dieſe löblichen Eigenſchaften von der ſchwierigen Wachſamkeit aufgewogen würden, womit er unter Aufſicht erhalten werden müſſe, weil er, von der Kraft des Genies gedrängt, jeden Augenblick aus dem Gleiſe der häuslichen und bürgerlichen Ordnung trete, und ohne dem Geſetze und der Schuld zu verfallen, doch gegen Ueblichkeit und Sitte zur peinlichen Beängſtigung ſeiner Vorgeſetzten verſtoße.

Wenn Jacobi ſeiner Frau dieſe brieflichen Zeugniſſe mittheilte, ſagte Hannchen mit einem beſtätigenden Seufzer: „Ach! ich kann dem guten Manne glauben, und es beſſer als Andere einſehen, wie richtig und ſchonend er meinen Bruder beurtheilt. Der Junge wird uns noch Kummer genug machen!“

„Kummer?“ wiederholte Jacobi mit ſanfter Rüge, „liebes Weib, dieſes Wort, bei dieſer Veranlaſſung geſprochen, iſt weniger ein Ausdruck der Unzufriedenheit mit Engelhardt, als eine Anklage deſſen, der neben dem nützlichen Hausthiere auch den wilden Vogel der Lüfte ſchuf, und beiden ein gleicher Erhalter iſt. Sollten denn die Triebe und Kräfte des Menſchen nicht auch verſchieden gerichtet ſein? — Die Natur iſt zwar am ſchwerſten in ihrem Meiſterſtücke zu verſtehen, doch bei unabläſſigem Forſchen finden wir das Verſtändniß ihrer hochherrlichen Räthſelſchrift! Wir wollen die Zeit erwarten, Hannchen! Vielleicht iſt der kühnere Schwung von Deines Bruders Streben ein Beruf zur Freiheit in der höheren Sphäre des Verdienſtes!“ „Das gebe Gott!“ ſagte ſeine Schweſter, und der Wunſch klang wie ein halber Zweifel.

Nach geendigten Lehrjahren kam Engelhardt auf einen mehrwöchentlichen Beſuch in das Haus ſeines Schwagers. Ungewiß ſchauete Hannchen an der vollendeten Jünglingsgeſtalt auf, die mit dem Rechte der Vertraulichkeit in das Wohnzimmer der Familie trat. Die Baſe erkannte den Fremdaufgenommenen zuerſt und rief ſeinen Namen mit einem hellen Freudenſchrei. Da hing Hannchen an ſeinem Halſe und weinte ſüße Thränen des Wiederſehens, in die der Gedanke an den Vater, welcher die Wonne dieſes Augenblicks im ſtillen Grabe verſchlief, ein zärtliches Weh miſchte.

Eine ſchönere männliche Figur, als den jungen Schone, konnte man nicht leicht ſehen. Er glich in der jugendlichen Kräftigkeit ſeines Baues, wie in den edeln, untadeligen Formen des ganzen Körpers, einem Urbilde des Apollo. Auch ſein Geſicht war höchſt regelmäßig und von einer anziehenden Bedeutſamkeit beſeelt. Er war nicht grade heiter und blieb in dieſer Stimmung ſich mit der Verſicherung gleich, daß er das Gefühl des Wohlſeins überall nicht froher zu äußern vermöge. Der Sehnſucht düſtere Flamme loderte in ſeinen Augen und brannte in ſeinen Worten, deren Sinn den Herzen, welche ihn liebten, oft die ahnende Befürchtung einätzte, es würden zur Stillung dieſes heißeren Lebensdurſtes die Quellen gewöhnlicher Befriedigungen zu ſeicht ſein.

Eine Selbſtändigkeit, die ſich auf Stärke des Charakters und innere Vorwurfsloſigkeit ſtützte, machte ihn zu einer freien und zugleich abgeſonderten Erſcheinung, und die gutmüthig ſpottende Verachtung, womit er die leiſen Hemmungen und Einſchnitte der Gemeinüblichkeit, des Anſtandes, der Schicklichkeit, für Ketten erklärte, die des Menſchen natürliche Regſamkeit hinderten und ihn nichts Großes erſtreben ließen, ſtellten ihn auf eine Höhe, wo er faſt unwillkürlich die Blicke der Achtung nach ſich zog.

Frau Jacobi betrachtete den brüderlichen Jüngling mit dem Stolze einer Mutter, und freuete ſich beſonders ſeiner milden Zahmheit. Die Baſe befand ſich während ſeiner Anweſenheit in einer entzückten Exaltation, und Jacobi hatte an dem Schwager ein inniges Wohlgefallen. Auch die Kinder ſchloſſen ſich ſehr bald an den blühenden Onkel, der ihre Anhänglichkeit durch allerhand intereſſante Künſte zu feſſeln wußte. Jetzt bauete er der ſchmeichelnden Emma eine kleine Flotte, dann ihrem Brüderchen eine Feſtung, und als die kindliche Bettina, welche Klarheit und Helle über Alles liebte, einſt auf ſeinem Arme in das Sternengefunkel des nächtlichen Himmels ſchauete und ſeinen Hals mit ihren runden Aermchen feſter umſchlingend, mit ſüßer, unwiderſtehlicher Bitte ſagte: „Onkel! biſt ſo groß! kannſt Du mir nicht einen Stern da herunterlangen?“ antwortete er lächelnd mit Göthe's Worten: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut ſich ihrer Pracht;“ aber die unverſtandene Verſagung zu vergüten, brannte er der jauchzenden Kleinen ein minutenlanges Feuerwerk ab.

Jacobi war Zeuge der kleinen Scene geweſen; er ſagte zu ſeinem Schwager: „So iſt der Menſch in jedem Lebensalter! Nach dem Höchſten, dem Wahrſten, kann er verlangen, und ſich doch mit dem dürftigſten Scheine begnügen!“

„Du wirſt doch in Deiner Condition bleiben, Bruder?“ fragte Hannchen eines Abends mit traulicher Theilnahme, als Engelhardt ihr und der Baſe eine lobreiche Charakteriſtik ſeines Principals entworfen hatte. Sie fügte hinzu: „Nach Allem, was Du uns jetzt erzählt, glaube ich, daß Du nicht hoffen dürfeſt, eine gütigere, humanere Behandlung irgendwo zu finden.“

„Sage doch, Engelhardtchen,“ fragte die Baſe und ließ die Hände mit dem Strickzeuge feiernd in den Schooß ſinken, „haſt Du Dir etwa ſchon einen Plan in Betreff Deines künftigen Etabliſſements gemacht?“

„Etabliſſement!“ rief Engelhardt mit vorwerfendem Mißvergnügen, „ſchon dies Wort durchſchauert mich, gleich der kalten Luft eines Gefängniſſes! — Ich kann bei der Vorſtellung erzittern, daß ich mich für Speiſe und Trank, für

Kleider und Schuhe, für Wohnung und Taſchengeld, und für Alles, was zur Nahrung und Nothdurft des Leibes und Lebens etwa gehören mag — zu dem Frohndienſte einer alltäglichen Geſchäftigkeit verdingen könnte, die den harten Fluch der Knechtſchaft über mein freies Wollen und Handeln brächte. Nein! nein! der Menſch lebt nicht vom Brod allein! Die ſüßeſten Quellen des Genuſſes rinnen in ſtiller Verborgenheit, und die köſtlichſten Früchte reifen nicht am Anlaufe der Heerſtraße! Mit Recht muß daher ſchmachten, oder mit gemeiner Koſt ſich begnügen, wer in träger Ruhe die Mühe des Suchens ſcheut. Der Schwache hat zahme Tugenden, wie die Taube, welche im friedlichen Schlage ihre Jungen umgirrt; der Starke liebt den Reiz der Gefahr, gleich dem Adler, der ſich auf Felſengipfeln ſchaukelt."

Frau Jacobi verwunderte ſich ſtill über die ſonderbare Uebereinſtimmung, in welcher Engelhardt daſſelbe Bild für die Anſchaulichkeit ſeiner Ueberzeugungen wählte, worin ihr Mann die Unzurechbarkeit von den geiſtigen Naturell des Bruders zu beweiſen geſucht hatte. Dieſe Erklärung zerſtörte plötzlich ihren Wahn, daß ſich ſein Dichten und Trachten zu ruhiger Gefügigkeit geändert hätte, und verſetzte ſie in jene Zeiten zurück, wo ſie mit Zittern und Zagen ihn auf der Dachzinne ſtehen, oder auf einem ſchwanken Baumzweige am Ufer des Waſſers ſchweben und ſinnig in das Gekräuſel der Wellen ſchauen ſah. In ängſtlicher Ahnung fürchtete ſie den Commentar dieſer Bekenntniſſe, und enthielt ſich jeder weiteren Frage nach den Entſchließungen, zu deren Rechtfertigung ſie dienen ſollten.

Einige Jahre gingen wieder dahin, deren ruhiger Fortlauf die Beſorgniſſe allmählich einſchläferte, welche dieſe Unterredung in Hannchen geweckt hatte, als auf einmal ein

Brief von Berlin kam, der Beſtürzung und Trauer in der Familie Jacobi verbreitete. Engelhardt war auf einem Schiffe ſeines Principals als Supercargo nach Amerika gegangen. Er hatte den Abſchied von den Seinen und jede Erſchwerung ſeines Vorhabens ſich erſparen wollen; deßhalb war ſein Lebewohl ein ſchriftliches.

Frau Jacobi beweinte den geliebten Bruder wie einen Todten; die Baſe trauerte zwar, aber die Hoffnung des Wiederſehens ſtillete ihre Klagen. Sie meinte, ihr Gebet werde ihn ſchon auf ſanften Fittigen über das Meer tragen und ihn einſt glücklich in das Vaterland zurückführen.

Jacobi ſagte tröſtend: „Laßt doch den Brauſekopf in Frieden ziehen, Kinderchen! Die rauhe Seeluft wird ſeiner Salamander-Natur ein wenig Abbruch thun, und am Heimweh wird er für ein geruhiges und ſtilles Leben in aller Gottſeligkeit und Ehrbarkeit geſunden. Wie bald vergehen nicht ein paar Jahre! Und Gottes Arm, der ſchützende, reicht auch über den Aequator hinaus!" Er ſchloß mit einem ſchönen Lächeln die betrübte Frau an ſeine Bruſt.

Nach Jahr und Tag fand Jacobi die Anzeige von dem Tode des Kaufmanns in Berlin, dem ſein Schwager verpflichtet war, in den Zeitungen. Noch war keine Nachricht von Engelhardt eingegangen, und Jacobi fürchtete, daß mit dieſem Abſterben ſich die Communication zwiſchen dem Befehlshaber des Schiffes und deſſen beſorgten Angehörigen auflöſen könne, weil der nothwendige Zuſammenhalt fortan fehlen würde. Er ſchrieb demnach ohne Verzug nach Berlin, um ſich nach den Erben des Kaufmanns oder dem Executor ſeines Teſtamentes zu erkundigen, und längere Zeit verging, ehe die Antwort erfolgte. Endlich traf ſie ein und enthielt Freude und Leid.

Die Nichte des Verſtorbenen, eine junge, nach der Inſel Rügen verheirathete Frau, war die Univerſalerbin ihres reichen Oheims, deſſen letzter Wille die Gunſt bethätigte, welche der Erblaſſer ſtets für den jungen Schone gezeigt, indem er denſelben in den Beſitz des ihm anvertrauten Schiffes geſetzt hatte. Die Ladung des Schiffes aber ſollte nach geſchehenem Umtauſche mit fremden Waaren und nach glücklicher Heimkehr an den vaterländiſchen Strand verkauft und an verſchämte Hausarme der Hauptſtadt vertheilt werden; welches Geſchäft der Milde dem Schiffsempfänger durch das Teſtament übertragen worden und zu freier, eigenmächtiger Ausführung anheimgeſtellt ſei.

Wie ehrend das Urtheil auch war, welches dieſe Verfügung über Engelhardts Aufführung ausſprach, welch ein herrliches Zeugniß das Zutrauen des entſchlafenen Menſchenfreundes dem Herzen ſeines Zöglings gab, ſo ward doch dem gerührten Leſer dieſer angenehmen Berichte die Freude darüber gar ſehr getrübt. Ein Nachſatz der Zuſchrift ſprach die Verwunderung über das totale Schweigen des bedachten Seefahrers aus, und erwähnte eines dunkeln, ſchwankenden Gerüchtes, nach welchem bei den letzteren Aequinoctial-Stürmen der Adler (ſo hieß das Schiff) ganz nahe dem Ziele ſeines Meerfluges verunglückt ſein ſolle.

Jacobi las den inhaltsſchweren Brief unter verſtärkten Herzensſchlägen mehrere Male. Die grauſen Bilder des Schiffbruchs und Wellentodes verfinſterten, gleich einer plötzlich einbrechenden Sturmnacht, ſeine heitere Seele, in die ſo eben ſanft in einanderfließende Vorſtellungen von dem Segen des Wohlthuns, von der wolluſtreichen Abhülfe heimlicher Noth ein noch reineres Licht geſtrömt hatten.

Mit leiſer, ſchmerzlicher Stimme ſagte er: „Armer

Junge! So früh, ſo ſchrecklich hätteſt Du enden ſollen? Das wäre hart! Noch will ich es nicht glauben!“

Er beſchloß, ſeiner Frau eine Vermuthung zu verſchweigen, die eben ſo gegründet, als trüglich ſein konnte, um ſie nicht den Aengſten einer dauernden Ungewißheit preis zu geben. Nunmehr verdoppelte er ſeine Nachforſchungen, etwas über das Schickſal ſeines Schwagers zu erfahren, und die Lebendigkeit dieſer Anſtrengungen täuſchte ihn liebreich über die Möglichkeit, daß ihr Gegenſtand längſt zu den Todten gehören könne.

Aber im reißenden Strome der Zeiten rauſchten Jahre auf und nieder; den Jüngling brachte keines wieder! — Im erſten Jahre, ja im zweiten noch, hatte Frau Jacobi in geſpannter Unruhe einer Nachricht von ihrem Bruder geharret, und oft dem Drange ihrer Sehnſucht in erleichternden Geſprächen über den lieben Segler genug gethan.

Dieſe Nachricht blieb aus, und Hannchen ſprach ſeltener und dann ſtets in den bekümmerndſten Vorausſetzungen von ihm, die in dem Gewande banger Zweifel die traurige Gewißheit verhülleten, zu welcher ihr des Bruders Untergang geworden war. Oft ſtand ſie, in tiefe, düſtere Gedanken verloren, vor einem ſchönen Kupferſtiche, der im Wohnzimmer der Familie hing und einen Seeſturm darſtellte. Mit naſſen Augen ſchauete ſie in den Kampf der empörten Wogen, in die zuckenden Blitze, welche mit ſchauerlichem Lichte die ſchwarzen Wolkenmaſſen durchſchnitten, in das verlorene Schiff, welches vergebens gegen die Wuth der Elemente ankämpfte; und die Phantaſie vergrößerte dies Bild ohne optiſche Hülfe zu einem fürchterlichen Panorama.

Jacobi hatte leiſe bemerkt, in welcher Beziehung ſein gutes Weib dies Kunſtwerk betrachtete, und daß es das

Mancherlei ängſtender Ideen über Engelhardts Schickſal in ſeiner Vorſtellung fixirt habe; und nach einiger Zeit nahm er es unter irgend einem Vorwande hinweg und beſetzte die erledigte Stelle mit einem tröſtenden Gegenſtücke, das ein gefälliger Zufall ihm in die Hand geſpielt hatte. Es war ein Sonnenaufgang über dem Meere, der das von einem vorübergegangenen Unwetter noch wildbewegte erleuchtete und über die Verwüſtungen der Nacht glänzende Strahlen warf. Noch hing ein Theil des geſcheiterten Schiffes an dem ſpitzen Felſenriffe, woran es zerſchmettert war, und das zerriſſene Segel flatterte feſtgehalten in der beſänftigten Luft. Schäumende Wellen führten die geraubten Reichthümer mit ſpottender Gewalt in die Weiten der Waſſerwüſte, und nur ein einziges Leben ſchien ſeine Rettung der friſchen Jugendkraft zu verdanken. Ein wohlgebildeter Jüngling ruhete nämlich in den Schatten der einſamen Küſte. Das Matte in der liegenden Stellung dieſer hohen Geſtalt, die feſt anliegende, leichte Kleidung, welche die muskelkräftigen Formen des Körpers zeigte, das ſchlicht herabhängende Haar ließen vermuthen, daß der Gerettete nur mit großer Anſtrengung dem Tode entronnen ſei. Sein Blick erhob ſich über die Trümmer der Habſeligkeiten, die an ihm vorüberrauſchten in den ſchimmernden Oſten, und das entzückte Lächeln des Mundes, wie die gefalteten Hände, ſprachen deutlich ein „Hallelujah! Ich lebe wieder!“ aus.

Der erſte Anblick dieſes Bildes erregte in Frau Jacobi ein gemiſchtes Gefühl von ſanfter Rührung und wehmüthigen Vorahnungen. Sie ehrte dankbar die Liebe ihres Mannes; allein der tröſtende Geiſt dieſer bildlichen Anſprache verklang, wie die Stimme eines Predigers in der Wüſte.

Die Hoffnung, den trauten Bruder noch einmal hienieden wieder zu ſehen, war erſtorben in ihr, nur verwechſelte ſie mit der Kurzſichtigkeit des menſchlichen Fernblicks ihr Scheiden mit ſeinem Geſchiedenſein.

Der Baſe guter Muth, womit ſie ſich über den verſchollenen Liebling beruhigte, ohne ſeine Exiſtenz aufzugeben, war hingegen von unangreiflicher Dauer. Wenn ſie mit ihrer Nichte in unbelauſchter Stille ſeiner gedachte, ſagte ſie: „Hannchen, ich merke es Dir wohl an, daß Du mich nur aus Gutmüthigkeit gewähren läſſeſt, wenn ich mir den Engelhardt froh und munter denke! Du zählſt ihn, ich weiß es, längſt zu den Todten, und wähnſt vielleicht, daß er, gleich dem Propheten Jonas, nur mit weniger glücklichem Ausgange, der Raub eines gefräßigen Hayfiſches geworden ſei. — Und warum ſollten wir ihn denn mit ungewiſſer Hand aus der Liſte der Lebendigen ſtreichen? Weil er nicht geſchrieben? Das wäre noch kein ſchlagender Grund für die traurigſte Vermuthung! Ein Brief kann eher verloren gehen, als ein Menſch. Nein, Kind! Er lebt; glaube meinem Worte! Wer unſeren Herrgott mit anhaltender Inbrünſtigkeit um etwas fragt, den darf das antwortende Herz mit keiner Lüge täuſchen; und ſtets flüſterte mir nach dem Amen das meinige zu: Sei getroſt! Er lebt, um den Du ſorgeſt!“

Da reichte Frau Jacobi ſtillbewegt der Tröſterin die Hand, und erwiederte: „O Baſe! Sie lieben meinen Bruder am meiſten, denn wo die Liebe völlig iſt, da blühet die Hoffnung in himmliſcher Kraft; da iſt der Glaube zum Schauen geworden!“

Neun Jahre waren verſtrichen, ſeit Engelhardts Entfernung die Seinigen betrübte, und ſein gänzliches Verſchwinden, ohne die Annahme eines glaubwürdigen Zeugniſſes für ſeinen Tod, ihrer unruhigen Beſorgniß um ſein Schickſal die treuerwogene Möglichkeit ließ, daß der Betrauerte dennoch lebe und ihres Andenkens werth ſein könne. Der linde Balſam der Zeit, welcher auch den ſtechenden Schmerzen der Ungewißheit Milderung giebt, hatte nunmehr das ſtille Fürchten der guten Jacobi's zu ergebener Erwartung geheilt, worin ſie weniger von dem Nachgefühle verwundender Aengſte litten, als von der Zuverſicht ermuthiget wurden, daß ein Aufſchluß über das Leben oder Sterben des verlorenen Bruders doch endlich erfolgen müſſe und werde.

Jetzt aber drängte ein Familienereigniß von höchſter Wichtigkeit jedes früher gepflegte Intereſſe zurück; es bemächtigte ſich aller Herzen mit perſönlicher Gewalt.

Zur ſchönſten Frühlingszeit kehrte Jacobi mit den Seinigen von einer kleinen Luſtreiſe zurück, und fand nebſt den eingelaufenen Briefen zwei Viſitenkarten vor, die in den beiden Namen „Looſe“ und „Lindberg,“ einen Anſpruch an ſeine freundlichſte Beachtung geltend machten. Es waren dies die Namen einer achtbaren Compagnie-Handlung aus M........, mit welcher ſchon Jacobi's Vater Geſchäfte gepflogen hatte, und der Beiſatz: „Junior“ ließ vermuthen, daß die Angekommenen die Söhne jener Kaufleute wären und in der Gemeinſchaftlichkeit ihrer Väter eine Reiſe unternommen hätten.

Jacobi kleidete ſich um und ging dann ſogleich in den Gaſthof, wo die jungen Leute wohnten, um ſie mit gaſtlicher Freundlichkeit zu ſich einzuladen, während ſeine Frau, dem gegebenen Auftrage zufolge, für ein gutes Abendbrod beſorgt war. Als Jacobi einen Aufwärter nach dem Wohnzimmer der beiden fremden Herrn fragte, in welchem er nur eines vorausſetzte, nannte dieſer zwei Nummern in verſchiedenen Stockwerken, und fügte zu des Erſteren höchlicher Verwunderung hinzu, die Herren gehörten nicht zuſammen und wären auch nicht gleichzeitig eingetroffen. Herr Looſe werde, ſeinem Wiſſen nach, anweſend ſein; doch Herr Lindberg ſolle von einem bald unternommenen Ausgange noch zurückkehren.

Auf dem Vorſaale tönte Jacobi aus einer halboffenen Thür der fröhliche Schall einer angenehmen Männerſtimme entgegen, die ein luſtiges Opernliedchen ſang. Nach der Weiſung, welche die Nummer gab, war der Sänger kein Anderer, als der geſuchte Looſe. Jacobi hatte eintretend kaum ſeinen Namen genannt, als der junge, ſehr hübſche Mann ihn mit anſprechender Herzlichkeit begrüßte und die perſönliche Bekanntſchaft des geſchätzten Correſpondenten auf eine Weiſe eröffnete, welche die traulichſte Unbefangenheit mit geübter Herrſchaft an der Grenze einer feinen Ehrerbietung feſtzuhalten verſtand, die der Unterſchied ihrer Jahre und öffentlichen Bedeutſamkeit zwiſchen beiden Männern zog.

Nach den erſten Wechſelreden fragte Jacobi nach Lindberg, in welchem er aus den natürlichſten Folgerungen den Begleiter ſeines Landsmannes und muthmaßlichen Jugendfreundes vermuthet hätte.

Dieſe Erkundigung wirkte wie eine verdrießliche Mahnung auf Looſe. Ein Schatten mißmüthiger Verfinſterung lief flüchtig über ſeine unbewölkte Stirne, doch keinem ſtörenden Eindrucke nachgebend, antwortete er bald in der heiteren Stimmung, die ihm eigenthümlich zu ſein ſchien: „Der Zufall ſpielt zuweilen wunderlich, Herr Jacobi, und führt im Uebermuthe ſeiner Launen oft Menſchen zuſammen, deren Gemüther eine ſo feſtſtehende Entfremdung aus einander hält, wie die Geſetze der Natur den Berg vom Thale. — Sie müſſen wiſſen," fuhr Looſe Athem ſchöpfend fort, da er ein wachſendes Erſtaunen in den Zügen ſeines Hörers ſah, „daß die Geſchäftsverbindung unſerer Väter, nach einem Beſtande von mehr als dreißig Jahren, ſeit Kurzem aufgelöſet iſt. Der alte Lindberg, ein Griesgram, der alles grau ſieht, fürchtete von den jetzigen, dem Handel ungünſtigen Conjuncturen, trotz ſeines großen Vermögens, den Hungertod und wollte ſein Schäfchen ins Trockne bringen. Sein Sohn copirt die mißtrauiſche Bedächtigkeit des Vaters in einer überweiſen Geſetztheit, welche ihn an der unſchuldigen Fröhlichkeit Anderer Aergerniß nehmen läßt. Wir haben nie zuſammenſtimmen können. Er wollte ſtets meinen Mentor machen, und mein leichtfertiger Muth verlachte dieſe Ueberhebung, anſtatt ſich ihr zu fügen. Dafür iſt er denn auch mein bitterſter Feind geworden, deſſen tiefes Vorurtheil gegen mich ſchon im Kinderherzen Wurzel geſchlagen, und von meinem verſöhnlichen Willen nie hat ausgerottet werden können. Wo meine Empfehlung von ſeinem Urtheile abhängt, da bin ich unfehlbar ſchlecht recommandirt. Es wird uns dies Mißverhältniß weniger fühlbar, da die Trennung unſerer Väter durch die damit verknüpften Ausgleichungen zu einem Bruche ihrer Einigkeit geworden iſt. Der alte Lindberg hat ſich zur Ruhe geſetzt, und ſein Sohn von jeher den Dienſt des Mercurs verſchmähet und zur Fahne der blinden Themis geſchworen. Auch würden Sie ohne dieſe Notiz nicht zweifelhaft über den Beruf des jungen Lindberg's ſein, ſobald Sie ihn nur ſähen: es iſt derſelbe ſcharf auf ſeiner äußeren Darſtellung ausgeprägt. Sein Geſicht iſt ſo feierlich wie eine Seſſion über Leben und Tod, ſein Blick ein wahres Stabbrechen, und ſein Vortrag ſo trocken wie ein beſtäubtes Volumen Acten. —"

Jacobi hatte die empfangene Relation, wie die damit verbundene Charakteriſtik, mit der Unparteilichkeit angehört, welche in ſolcher geiſtigen Anſchauung eben ſowohl das Weſen ihres Gegenſtandes, als die Individualität des Zeichners erblickt, und Beides gehörig von einander zu ſondern weiß. Wenn ihm indeß die offene Mittheilung des jungen Mannes ein leiſes Gefühl inneren Unbehagens anregte, ſo wähnte er, dieſe zartempfundene Mißbilligung gälte einer Spaltung, die von ſeinem milden Friedensſinne, wie von ſeinem kaufmänniſchen Gutachten ein gleichtadelndes Urtheil empfing, und meinte nicht, daß ſein reines Gemüth, die Gerechtigkeit der Wahrheit handhabend, ihre Verletzung ahne und betrauere. Mit ruhigem Ernſte entgegnete er: „Was Sie mir da erzählen, Herr Looſe, iſt mir in der That! ſo neu, als leid! Die beiden Namen: Looſe und Lindberg, haben in ihrer verjährten Eintracht ſich ſo viel Achtung erworben, und der Segen, womit die Vorſicht dieſen Bund gekittet, iſt ſo rühmlichſt bekannt, daß mir der jähe Riß deſſelben als eine Zerſplitterung dieſer ſchönen Vortheile erſcheint, bei welcher es auf beiden Seiten nicht ohne Verluſt abgeht, und der Gedanke ſich mir aufdringt: Was Gott ſo ſichtbarlich zuſammengefügt habe, ſolle der Menſch nicht ſcheiden! — Doch ich beſcheide meine Einſicht in Verhältniſſe, die ein ſo ferner Ueberblick nicht zu durchdringen vermag. — Werden Sie vielleicht die Handlung Ihres Herrn Vaters fortſetzen?“

„Hierüber iſt noch nichts beſtimmt,“ antwortete Looſe ein wenig ſcheuer als vorher, „und nur ſo viel gewiß, daß mein Vater nach dem gemächlichen Abſchluſſe ſeiner Geſchäfte ihnen ſeine Selbſtthätigkeit entzieht, und entweder mir die Alleinführung derſelben anvertraut, oder, ihre

Oertlichkeit gänzlich aufgebend, mir erlaubt, mich, wo es mir beliebt, zu etabliren."

Ablenkend fragte Jacobi wieder: „Nun, wir waren vorhin davon abgekommen — auf welche Art fanden Sie Sich denn mit Herrn Lindberg hier zuſammen?"

„Auf die überraſchendſte!" verſetzte Looſe. „Als ich vor etwa zwei Stunden hier anlangte, fiel mein erſter Blick auf Lindberg, der mit dem Wirthe die Treppe herabkam, und ſich in der Zeit ſeines Vorſprungs in dieſem Hauſe bereits heimiſch eingerichtet hatte. Wir begrüßten uns wie gute Bekannte; denn das iſt ja das unterſcheidende Zeichen der feineren Bildung, daß ſie den Mangel geſelliger Uebereinſtimmung durch gefällige Höflichkeit vermittelt."

„Das nur?" warf Jacobi mit lächelnder Rüge ein, „dann verlohnt es ſich wahrlich kaum der Mühe, ihrer Aneignung ein Räumchen in unſeren Beſtrebungen zu gönnen; ja, wir wären, fehlte ſie uns, um das Verdienſt der Redlichkeit reicher."

Looſe erröthete; mit dem Tone geſchmeidigen Nachgebens erwiederte er: „Sie nehmen meine leichte Anmerkung wohl allzuſchwer. Welch eine rohe Gehäſſigkeit müßte es ſein, die ſich dem Anſtande nicht unterwerfen könnte! Und gewiß, es hätte nur einer mäßigen Erwiederung von Seiten Lindberg's bedurft, um dem Anſtriche meiner Freude über dieſe unerwartete Begegnung die echte Farbe der Natur zu geben. Er erzählte mir, daß er hieſelbſt mit einem Univerſitäts-Freunde zuſammentreffen wolle, deſſen Ankunft in einigen Tagen erfolgen würde, wo ſie alsdann nach einer getroffenen Verabredung eine gemeinſchaftliche, größere Reiſe vorzunehmen geſonnen wären. Ich ſagte ihm dagegen, daß ich die meinige in Geſchäften des Vaters angetreten, und nebenher den Zweck damit verbände, mich in den größeren Städten etwas länger umzuſehen, und mich in Bezug auf meine Unternehmungen in ihren Handlungsverhältniſſen zu orientiren, da es möglich wäre, ich fände mich geneigt, mir das heimiſche Neſtchen in der Fremde zu bauen. — So trennten wir uns vorläufig, fanden uns jedoch ſchon nach einer Stunde auf der Schwelle Ihres Hauſes wieder, und werden uns hier und überall noch oft finden, denn die Extreme berühren ſich immer.“

Jacobi ſagte hierauf mit ſehr milder Ironie: „Dieſe Gefaßthaltung kommt mir zu Gute, lieber Herr Looſe; da ſie mich zu der Zumuthung berechtiget, daß Sie mein Haus, während Ihres hieſigen Aufenthalts, als das Ihrige anſehen möchten, wenn gleich ich mich verpflichtet fühle, Herrn Lindberg dieſelbe Bitte vorzutragen. Ich habe den Meinigen verſprochen, ſchon dieſen Abend unſere werthen Gäſte bei ihnen einzuführen; und es wird von Ihrer Güte abhängen, ob ich Wort halten kann.“

Looſe verbeugte ſich mit dem Ausdrucke dankender Gewährung, doch als Jacobi vermeinte, ſeine Einladung nicht klar genug ausgeſprochen zu haben, und mit genauerer Beſtimmung den jungen Mann aufforderte, ein Zimmer in ſeinem geräumigen Hauſe zu beziehen, lehnte Looſe dieſe Einladung als ein Zuviel ab, ſich fein und artig mit der Annahme der Vergünſtigung begnügend, nach welcher das Haus des Gaſtfreundes ſeinem Beſuche zu jeder Zeit geöffnet wäre, und von der er ſchon nach einem halben Stündchen, zu dem dargebotenen Nachteſſen, Gebrauch machen wollte.

Jacobi entfernte ſich jetzt eiligſt, um in dem erſten Stockwerke noch einmal nachzuſehen, ob Lindberg nun zurückgekehrt ſei, aber noch war die Thür ſeines Zimmers verſchloſſen, und Jacobi gab eine Einladungskarte ab, womit er ſich für dieſen Fall verſehen hatte.

Noch in der frohen Aufregung, in welche häuslichgewohnte Menſchen von ungeſchwächter Genußempfänglichkeit ſo leicht durch eine geſellige Reiſe verſetzt werden, war es faſt allen Gliedern der Jacobi'ſchen Familie gleich angenehm, daß der Uebergang in die ruhige Hausordnung durch einen Beſuch gemacht werden ſollte, den der wiederkommende Vater den Seinigen als ein Vergnügen ankündigte. Jacobi ſchien ſehr zufrieden mit der neugemachten Bekanntſchaft; er ſprach mit der ihm eigenen Milde und Wärme von der jovialen Offenherzigkeit des jungen Mannes, die auf ein unverfälſchtes Gemüth ſchließen laſſe, und erwähnte lächelnd eines kleinen Wortkrieges, worin er bemerkt haben wollte, daß Looſe nur zurechtweiſender Exempel bedürfe, um mit der glücklichen Willfährigkeit ſeines Naturells einer richtigern Ueberzeugung zu folgen.

Als Looſe nun erſchien, fand der Eindruck ſeiner Perſönlichkeit wie ſein gewinnendes Benehmen die günſtigſten Vorbereitungen; auch kam demſelben ein Anflug von Blödigkeit zu Statten, den die ungeſuchte Liebenswürdigkeit der Hausfrau und die Anmuth und Schönheit ihrer Töchter veranlaßten, und welcher, wenn er die männliche Zuverſichtlichkeit gewältiget, einen ſchmeichelhaften Beweis von der hinreißenden Gewalt zarter Weiblichkeit ablegt.

Der Abend, bis zu ſpäter, nächtlicher Zeit verlängert, verging ſchnell wie ein Augenblick. Lindberg hatte die vorgefundene Einladung dazu unter der Entſchuldigung abgelehnt, daß er ſehr ermüdet und nicht ganz wohl wäre, ſich aber für morgen früh anſagen laſſen; und dieſe erſte Abweiſung einer erheiternden Aufnahme, wie gerechtfertiget ſie auch ſein mochte — gab Jacobi's empfangener Vormeinung von der düſteren Schroffheit des Angeklagten eine leiſe Beſtätigung.

Wie Looſe fort war, tauſchte der Jacobi'ſche Frauenkreis in üblicher Mittheilung ſein Urtheil über ihn aus. Die Baſe war durch eine Aehnlichkeit angeſprochen worden, welche ſie in dem jugendlichen Feuer des Fremden, in der Lebhaftigkeit ſeiner Aeußerungen mit Engelhardts Temperamentsart aufgefunden hatte. Hannchen konnte dieſe Wahrnehmung nicht theilen; mit ſanfter Widerlegung ſagte ſie: „Nein, Baſe; da hat Ihr Andenken an den unvergeſſenen Liebling Sie getäuſcht. Engelhardt war anders, ganz anders. Looſe mag ein herzlichguter Menſch ſein, ich zweifle nicht daran; aber mein Bruder war eine höhere Natur, nur mißverſtand er ſeine Berufung. Was in ihm leuchtet, dünkte ihm ein entfernter Glanz! So muß ich, ſein gedenkend, mit einem lieben, weiſen Dichter ſagen.“

„Der Fremde hat mir ſehr gut gefallen;“ geſtand Emma mit ſchüchternem Erröthen, und der kleine Seufzer, welcher den Gedankenſtrich zu dieſem Bekenntniſſe bildete, ließ errathen, daß noch nicht Alles damit geſagt ſei.

Bettina, um ihre Stimme nicht auszuſchließen, verſicherte, daß auch ſie den gefälligen Eigenſchaften des heutigen Geſellſchafters volle Anerkennung gewähre, aber nur ſolchen Vorzügen ihr innigſtes Wohlgefallen zugeſtehe, die ihren ſtilleren Sinn harmoniſch anſprächen.

„Mein Himmel, Bettina!“ verſetzte Emma, und der gereizte Ton des Vorwurfs, der den Unterſchied des geſchwiſterlichen Geſchmacks tadelte, zeigte, wie feſt ſie von der Untrüglichkeit des ihrigen überzeugt ſein müſſe, „wir erleben es noch, daß Du unter die Herrnhuter Brüdergemeinde geheſt.

Du hätteſt zu den Zeiten Johannis des Täufers leben ſollen. Er würde eine Gefährtin ſeines einſamen Aufenthaltes und ſeiner ſtrengen Weltverachtung an Dir gefunden haben!“

Es lag ſchon etwas Leidenſchaftlichkeit, die ſtets über das Gebiet einer wahren Würdigung ſchweift, in dieſer Rüge: ſie trat um ſo ſchärfer hervor, als Emma, ſonſt ſanft und gleichmüthig, die Schweſter, eben ihres zarteren Gemüthes wegen, mit heißer Inbrunſt liebte und ſelig pries.

Ohne Empfindlichkeit antwortete Bettina: „Haſt Du, Emma, wohl ſchon einmal das Veilchen geſcholten, weil es nur im verborgenen Schatten duftet? oder dem Vergißmeinnicht darum gezürnet, daß es am liebſten an der kühlen Quelle blühe? — Was hätte es Dir auch geholfen? Möge die Roſe ſich immerhin im Sonnenſtrahl entfalten und die hohe Malve das ſtolze Haupt in warmen Lüften wiegen, ſie ziehen doch die feuchte Stille vor.“

Dieſer beſcheidene Vergleich beſchämte Emma. Sie reichte Bettina mit einem liebreizendem Lächeln die Hand und ſagte: „Mein liebſtes Vergißmeinnicht, vergiß für diesmal die Unart Deiner Schweſter!“ Und ein inniger Kuß einigte die zärtlichen Herzen.

Beim Schlafengehen ſprach Frau Jacobi zu ihrem Manne: „Ich habe heute an unſeren Mädchen bemerkt, daß das Weſen der Weiblichkeit ſich auch bei ſolchen nicht verleugne, die durch die Wache der kindlichſten Unſchuld vor jeder frühzeitigen gefährlichen Erkenntniß ihrer ſelbſt geſchützt worden. — Looſe hat offenbar mehr Gnade vor Emma's, als vor Bettina's Augen gefunden, und vielleicht nur deßhalb, weil er über der ſichtlichen Bewunderung der Erſteren die Aufmerkſamkeit für die Letztere vergaß.“

Gegen den Mittag des folgenden Tages, als Beſorgungen der Hauswirthſchaft, in deren Führung und Beſorgung die Schweſtern abwechſelnd ſich theilten, Emma in Küche und Vorrathskammer beſchäftigten, Hannchen eine kranke Nachbarin beſuchte, und die Baſe einem Beſuche niederer Art aus dem ehedem bewohnten Städtchen S......, der auf der Durchreiſe ſich eines Päckchens Neuigkeiten entledigen wollte, auf ihrem Zimmer geheime Audienz gab, führte Jacobi einen Fremden in die Wohnſtube ein, wo Bettina einſam arbeitete, und nannte denſelben ſeiner Tochter als Herrn Lindberg.

Vielleicht miſchte ſich in Betina mit den geheimnißvollen Wirkungen der Sympathie eine leiſe Erinnerung an den geſtern empfangenen Vorwurf, nächſt dem Vorſatze, ihn unkräftig zu machen; denn ſie ward ſich bei dem erſten Anblicke des jungen Mannes des guten Willens bewußt, ihn wo möglich, ihres Beifalls würdig zu finden.

Lindberg war von mittler Größe, mehr ſtark als fein gebaut, doch ſeiner Bewegungen mit vollkommenſter Leichtigkeit mächtig. Sein Geſicht trug den Charakter des Ernſtes, in manchen Zügen bis zu ſanfter Melancholie ſchattirt; das ſchwarze, etwas tiefliegende Auge hatte einen durchdringenden Feuerſtrahl, der die Tiefen der Seele traf, und ſein Mund, der ein Paar Reihen blendender Zähne bedeckte, bei geeigneten Veranlaſſungen ein Lacheln, das dieſer düſteren Phyſiognomie einen eigenthümlichen Reiz gab.

Sein Anzug war der Spiegel einer Solidität, die dem Luxus in der Feinheit des holländiſchen Tuches, in der Koſtbarkeit und dem reinlichen Schimmer der Wäſche, das rechte Plätzchen angewieſen; und ſein Ausdruck, gewählt, aber natürlich, ſchien von demſelben Geiſte ausgegangen, und nicht minder, als ſeine Aeußerlichkeit, jedem prahleriſchen Flitter abgeneigt zu ſein. Das gediegene Gold ſeiner Worte war kaum zu verkennen.

Bettina's Blick verweilte mit ſteigendem Intereſſe auf Lindberg, der das ſchöne Mädchen nur ſo lange mit zarter Aufmerkſamkeit beachtet hatte, als die Schicklichkeit der erſten Begrüßung es erforderte, dann, ſich der Unterhaltung des Vaters widmend, die Gegenwart ſolch einer anmuthigen Zuhörerin gänzlich unberückſichtiget ließ.

Auch im Geſpräche mit Lindberg, wie geſtern mit Looſe, reichte die Aufhebung der väterlichen Handlungsgenoſſenſchaft die nächſten Stoffe dazu dar. Wie ſchonend der Erſtere auch in ſeiner Anſicht dieſer Trennung die Perſönlichkeit der Separaten berührte, ſo dünkte es Jenem doch, als geſchähe dies mit der ſicheren Einſicht eines Wundarztes, der dem erſtaunten Zuſchauer die Falſchheit einer außer Thätigkeit geſetzten Stelle da zeigt, wo dieſer ſie am wenigſten vermuthet hätte.

Ein ängſtliches Gefühl des Argwohns beſchlich den ſchweigenden Jacobi; er hatte bereits die anders lautenden Berichte, welche Looſe ihm gegeben, mit dem Vertrauen eines Gerngläubigen aufgenommen, und die Furcht, ſich deſſen ſchämen zu müſſen, mahnte ihn an des Letzteren Schilderung von Lindberg's feindſeligen Geſinnungen gegen ihn und ſeinen Vater, und gab mit Taſchenſpielerbehendigkeit ſeinem Mißtrauen eine falſche Richtung.

So wenig iſt der Menſch mit dem Mechanismus ſeiner Empfindungen bekannt, daß er oft ſein freieſtes Wollen von ihrer Maſchinerie ergreifen und formen läßt! —

Des Zuſammentreffens mit Looſe erwähnte Lindberg ſo kur, und überhin wie eines Gegenſtandes, der dem Sprecher entweder unangenehm, oder nur vom geringſten Werthe iſt.

Allein nachdem die Unterhaltung dieſe Klippen ihrer Freiheit paſſirt war, bewegte ſie ſich um ſo raſcher und ſorgloſer. Lindberg entwickelte in ihr einen männlichgebildeten Geiſt, ein tiefes Gemüth, ſtrenge Forderungen an die Pflicht und einen glühenden Abſcheu gegen den Flachſinn und die Erbärmlichkeit der Weichlinge, die auf halbe Zahlung mit ihr accordiren, um den Vorbehalt an die Befriedigung ihrer Gelüſte zu verſchwenden.

Jacobi war ſelbſt ein zu edler Menſch, als daß er gegen die Achtungswürdigkeit Lindberg's nicht hätte gerecht ſein ſollen, aber dennoch hatte ihn, ſonderbar! die fröhliche Thorheit ſeines Antagoniſten herzlicher angezogen. Er wußte es ſelbſt nicht, was ihn an der Hingebung hindere, welche bei ſo gleichartiger Denkweiſe natürlich geweſen wäre.

Auch Lindberg nahm die freundſchaftliche Einladung Jacobi's, ſich in ſeinem Hauſe heimiſch anzuſiedeln, mit der von Looſe behaupteten Einſchränkung an. Erſterer blieb auf des gütigen Wirthes Dringen bald zu Tiſche hier, wo ſich auch Looſe und die fehlenden Mitglieder der Familie einfanden. Als Emma jetzt mit hochgerötheten Wangen eintrat, welche das häusliche Küchenfeuer mit der empfehlenswerthen Schminke des wohlfeilſten Carmins gefärbt hatte — als ihre wunderklaren blauen Augen in dem Vergnügen freudiger Mühen blitzen: da war Lindberg's Aufmerkſamkeit einige Minuten ſo ausſchließend auf das reizende Mädchen gerichtet, daß er kaum wahrgenommen, wie Looſe Emma gefolgt ſei, und wie dieſer das Erſtlingsrecht ſeiner Bekanntſchaft in dieſer Familie in dem Tone einer Vertraulichkeit geltend macke, welche ihn an dem Zurückſtehenden für manche erfahrene Demüthigung rächen ſollte. Allein dieſem Zwecke machte ſich Jacobi's und der Seinen Zartgefühl, mit Ausnahme einer Verblendeten, die jedoch zu jungfräulich war, um die kühne Näherung ſichtlich zu geſtatten, nicht dienſtbar.

Ganz entſchieden nahm der Hausvater eine ehrendere Rückſicht auf Lindberg, als auf den begünſtigten Looſe, auch war es bemerkbar, daß dieſer an der Seite des Erſteren im Genitiv ſtehe. Es lag etwas Unklares, Zweideutiges in dem Benehmen Looſe's gegen Lindberg.

Bald war es ein auffallendes Beſtreben, dem Letzteren zu ſchmeicheln, was der argloſe Jacobi als gutherzige Verſöhnlichkeit in hohem Werthe anſchlug — und dann wieder eine unbeſorgte Luſtigkeit, die in ihrer humoriſtiſchen Maske ſich von der Achtſamkeit auf eine unbequeme Haltung losgeſprochen glaubte.

Lindberg behielt dagegen unausgeſetzt eine kalte, gemeſſene Superiorität gegen Looſe bei, die nur dann und wann der Ausdruck einer vorwerfenden Würde, oder die Miene einer leiſen Verachtung nüancirte. Alle, vorzüglich Emma, fühlten mit einer Art banger Beklommenheit die Einwirkung eines finſteren Geiſtes, den ſie jedoch, nur Bettina nicht — in der anmaßenden Geſinnung Lindberg's ſuchten.

Acht Tage vergingen, während deren Verlaufe Jacobi gegen die Söhne ſeiner Geſchäftsverwandten die erſchöpfendſte Gaſtfreundſchaft übte. Noch war Lindberg's erwarteter Reiſegefährte nicht angekommen, und der aufgehaltene Lindberg zeigte nicht die mindeſte Ungeduld in dem verlängerten Warten, wozu ihn des Freundes unerklärbares Säumen verurtheilte. Vielmehr ſchien ſein Herz ſich hier ganz und gar fixirt zu haben. Emma's Holdſeligkeit hatte, ſo glaubte man — den ernſten Mann gefeſſelt. Er beobachtete das Mädchen mit einem innigen, aber ſtummen Antheil, und in ſeinen Blicken glänzte zuweilen eine Wehmuth, worin Bettina beſorgtes Mitleid, die Anderen jedoch nur ſelbſtſüchtige Betrübniß über die von Emma empfangene Anweiſung zu einem unbedeutendem Range in ihrer Gunſt ſehen wollten.

Deſto lauter und triumphirender ſprach Looſe ſeine Huldigung für Jacobi's ſchönſte Tochter aus. Mit der ſchlauen Gewandtheit eines Spielers hatte er den widerſtrebenden Umſtänden einen Augenblick des Alleinſeins mit Emma abzugewinnen gewußt, worin er ihr ſeine Leidenſchaft, ſeine Wünſche und Plane für die Zukunft geſtand. Die erſte Liebe gab in Emma's Antwort die ſchüchterne Zuſage ihrer Treue, und die Trunkenheit des raſchen Siegers, welche nun den glücklichen Stürmer ergriff, riß das entzückte Mädchen über die Schranken ſicherer Beſonnenheit und zog es in den betäubenden Wirbel ſeiner Gefühle.

Looſe mochte gegründete Urſachen haben, ſo lange mit ſeiner Erklärung gegen Emma's Vater zu zögern, bis Lindberg abgereiſ't wäre. Dieſer Zeitpunct erſchien nunmehr. Lindberg's Freund, von wunderlichen Vorfallenheiten aufgehalten, kam endlich an und wollte den widerwilligen Verzug in einer ſo drängenden Eile der Weiterreiſe einbringen, daß er nur ungern dem unbedingten Verlangen Lindberg's ein paar Stündchen Weile zugeſtand, welche dieſer in die nöthigen Verfügungen und in den Abſchied von der Familie Jacobi zu theilen gedachte.

„Sie kommen mir wie gerufen, Herr Lindberg!“ ſagte Jacobi, ihm auf dem Hausflur begegnend, und reichte dem Beſuche freundlich die Hand. „So eben ſind die Meinigen, von Herrn Looſe begleitet, zu einer kleinen Landpartie abgefahren.“ Er lauſchte. „Hören Sie wohl? Da rollen die Wagen noch! Entſchluß und Ausführung war die Sache einer Viertelſtunde. Wir ſchickten zu Ihnen; Sie wären, hieß es, mit einem Fremden ausgegangen. Und ſo habe ich denn verſprochen, ſobald die Reitpoſt angekommen, mit der ich wichtige Briefe erwarte, Sie um Ihre Geſellſchaft zur Nachfahrt zu erſuchen.“

Lindberg lächelte trübſelig, als er hierauf antwortete: „Ich muß auf dieſes Vergnügen verzichten, wie überhaupt auf jeden Genuß, der mir in der Mitte Ihrer Familie, mein würdiger Freund, vorläufig noch werden könnte. Mein Gefährte iſt da und gleichſam auf Flügeln des Sturmwindes angelangt, der mit brauſendem Ungeſtüm mich hinwegführen und mir kaum Zeit gönnen wollte, Ihnen ein dankbares Lebewohl zu ſagen!“

„Wäre es möglich?“ rief Jacobi beſtürzt, „ſobald ſollen wir Sie verlieren?“ Es war, als ob, ſo wie es wohl immer der Fall iſt — dieſe Gewißheit erſt den Maßſtab für den wahren Werth des Verluſtes gäbe. Zudem ſprach aus den Blicken der Scheidenden eine ſo unverkennbare Rührung, ſeine Stimme tönte zum erſten und zugleich zum letzten Male im vollen Anklange weicher Herzlichkeit, daß ſie lieblich in Jacobi's zartbeſaitetem Gemüthe wiederhallete.

Er hatte Lindberg während deſſen in das Zimmer geführt, wo dieſer jetzt ſchweren Athem aus der gepreßten Bruſt zog, und begann: „Ich habe ſchöne, unvergeßliche Stunden in Ihrem Hauſe gelebt, Herr Jacobi! Engel begleiten mich daraus, die Erinnerung und der Glaube an die Menſchen, den ich beinahe verloren hatte. Könnte ich Ihnen dafür mein Mißtrauen zurücklaſſen — Gott iſt mein

Zeuge! Ich würde ruhiger von hinnen gehen. Weiſen Sie dieſen dunkeln Beſchützer nicht ganz von ſich, theuerſter Freund! Er iſt ein treuer Wächter unſeres Friedens! — In einem Jahre komme ich wieder. Möchte ich dann in Ihrer glücklichen Familie nichts verändert finden! Mein diesmaliger Aufenthalt glich einer Blüthenſammlung, welche der Stich eines giftigen Inſectes verkümmerte. Es wird indeß nicht immer ſo ſein. —"

Jacobi fühlte ſich von einer inneren, unheimlichen Gewalt abgehalten, den räthſelhaften Warner um eine nähere Erklärung zu bitten, und Lindberg, dieſe Aufforderung nur erwartend, um in dem ungeſtörten, letzten Augenblicke ſeines Zuſammenſeins mit Jacobi das volle Herz vor dieſem zu entladen, nahm ihr Ausbleiben für einen Wink, die bereitwillige Mittheilung zurückzuhalten, die eben ſo unwillkommen ſein, als unbeherziget bleiben würde. Er verließ den Gaſtfreund mit einer Umarmung und mit heißen Wünſchen für das Wohl ſeines Hauſes, worin erkenntliche Achtung und beängſtende Beſorgniß in einer Wärme zuſammenfloſſen.

Tages darauf wollte Looſe einen Brief aus der Heimath erhalten haben, der auch ihn durch Aufträge ſeines Vaters eiligſt von hier abrufe. Er bat Herrn Jacobi um eine Unterredung ohne Zeugen, worin er dieſen um die Hand der geliebten Emma anſprach. Der leidenſchaftliche Wunſch des vorgetragenen Geſuchs war mit einer gewiſſen Zuverſichtlichkeit zu der Gewährung deſſelben gepaart, die nicht weniger für die Sicherheit des Beſitzes von Emma's Herzen zeugte, als ſie die Deutung zuließ, daß der Bewerber durch perſönliche Würdigkeit und günſtige Verhältniſſe ſich dieſer Verbindung werth fühlen müſſe.

Bei dieſer Eröffnung trat die Warnung Lindberg's gleich einem drohenden Schatten, vor Jacobi's Seele. Er empfand eine furchtſame Abgeneigtheit ſich dem Begehr des jungen Mannes willig zu zeigen, und doch auch eine ſeltſame Scheu, dieſe Geſinnung in beſtimmter Form auszudrücken. So machte er nur den dringenden Looſe mit ernſter Väterlichkeit aufmerkſam auf die Kürze der Zeit, in welcher Emma ihn kennen gelernt, und die nicht zulänglich für eine Prüfung von der höchſten Wichtigkeit ſei, ferner, auf die Weite der Entfernung, welche die zärtliche Tochter künftig von den Ihrigen trennen ſollte, und entſchied endlich, daß er hierüber nichts entſcheiden könne, bevor er nicht über Emma's Gefühle und Entſchließungen, wie der Zuſtimmung ſeiner Gattin gewiß wäre.

In dem Lächeln, womit Looſe dieſe vorläufige Abfertigung aufnahm, lag eine ſo freudige, ſichere Erwartung, daß Jacobi, dadurch in Verwirrung gebracht, nicht mehr ganz klar zu überſehen vermochte, in wie weit die Vereitelung dieſes Heirathsplanes von ihm ſelbſt abhange.

Noch hingen Thränen des Abſchieds an Emma's ſchönen Wimpern, als ſie ſich an den Hals ihres Vaters warf, und dieſem beſten Freunde ihre heiße Liebe für den abgereiſ'ten Fremdling vertrauete, und daß ſie nimmermehr eines Anderen werden könne. Jacobi, ſelbſt noch in den Jahren, wo ungeſchwächte Gefühle der Zärtlichkeit und die Erinnerung an ein ſüßes Vormals ihm das Verſtändniß von Emma's Empfindungen eröffnete, und deren übereilende Heftigkeit vor ein nachſichtiges Urtheil ſtellte, beruhigte ſeine Tochter durch das Verſprechen, daß ihre Hoffnung erfüllt werden ſolle, wenn anders die Sicherſtellung für ihr äußeres und inneres Glück, zu der ſeine väterliche Pflicht ihn berufe, ſich damit verbinden laſſe. Vor Allem liege ihm an der Ueberzeugung, daß Looſe ein eben ſo rechtlicher als angenehmer, ſo zuverläſſiger, als vielverſprechender Mann ſei. Der bekümmerte Zweifel, wie und ob Gewißheit hierüber zu gewinnen wäre, ſchien die Unſchlüſſigkeit Jacobi's zur Einwillung in dieſe Heirath überhaupt zu begründen, und jede anderweitige Bedenklichkeit in Betreff derſelben nur untergeordneter Art zu ſein.

Nicht ganz ſo war es mit Hannchen. Ihrem Bedünken nach, war die gutmüthige Offenherzigkeit des liebenswürdigen Jünglings, die ſich ſelbſt kleiner Jugendfehler anklagte, Beweis genug für ſeine Redlichkeit, und nur die trübe Vorſtellung, ihr Kind ſo weit von ſich laſſen zu müſſen, herrſchte in dem Gemüthe der weichen Mutter vor.

Wenn die Eltern ſich gegenſeitig ihre Anſichten und Meinungen über dieſe Angelegenheit mittheilten, ſagte Jacobi: „Das wäre das Wenigſte, Hannchen, das Allerwenigſte. Wüßte ich zuverſichtlich, daß ich unſere Emma der treuen Hand eines Biedermannes übergäbe, der ſolch ein reines Herz verdiente, ſo möchte immerhin dieſe Hand mein Mädchen die Strecken von ſechzig oder noch mehreren Meilen führen. Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen! Dies ſagt Göthe, und, Hannchen, etwas Wahreres hat nie ein Dichter geſprochen.“

Seufzend verſetzte Frau Jacobi: „Und dennoch ſchließt dieſe Wahrheit ſo manchen Anſpruch mütterlicher Liebe aus. Ach! ihr guten Männer wiſſet nur nicht, wie ſehnſüchtig das Bedürfniß ſein kann, eine unerfahrene, verſchämte Tochter mit traulicher Mütterlichkeit berathen, ihr in heiligen Nöthen beiſtehen zu können! — Laß mich ganz aufrichtig ſein, Lieber! Auch liegt in der männlichen Natur, zürne mir nicht, Du Guter! mehr oder minder eine räuberiſche Wildheit, der ein ſanftes, ſchüchternes Lämmchen in die öde Fremde anzuvertrauen, als ein Wagniß erſcheinen läßt. — Mindeſtens iſt ſo viel gewiß, daß nur ein ſeltener hochherziger Edelmuth ſich voller Gewalt über ein Weſen bewußt ſein kann, ohne ſich dadurch zum Mißbrauch derſelben gereizt zu fühlen, ja, im Gegentheile darin eine Aufforderung findet, unſere hingebende Schwäche zu ehren. Weniger gefährdet iſt ein junges Weibchen, wenn es die Nähe liebender Verwandten abzureichen vermag. Der Blick eines geſchätzten Vaters, das gütige Wort einer ſorgenden Mutter, ſtellt eine Schutzwache der Achtung vor das ungeſtüme Zufahren des Mannes, und ſchirmt mit zarter Hut den Lammsſinn des verlaſſenen Schäfleins, auf daß es der Selbſtſucht nicht zum Opfer falle.“

Lächelnd und mit neckender Ehrerbietung küßte Jacobi die Hand ſeiner Frau, indem er ſagte: „Schönſten Dank, Beſte, im Namen meiner brüderlichen Wölfe, für Deine ſchmeichelhafte Definition der Männlichkeit! — In der That! daß ſein Geſchlecht ſo ſchlimm bei Dir angeſchrieben ſtehe, wäre Hannchens Gatte ſich kaum vermuthend geweſen! Doch jetzt Spaß bei Seite. Du biſt im Irrthum, Frauchen, wenn Du glaubſt, daß eines Mannes übermüthiger Dünkel ſich von der Autorität einer angeheiratheten Sippſchaft imponiren laſſe, oder ſich der Aufſicht füge, unter die man ſein beliebiges Benehmen zu ordnen, ſich für berechtiget hält. In hundert Fällen dieſer Art werden ſolche Verhältniſſe neun und neunzig Mal dem Weſen einer beginnenden Ehe mehr ſchaden als nützen. Freiheit! iſt die Looſung des Mannes, und wenn er der hehren Schönheit dieſer Göttin ſchon in der Geringfügigkeit ſeines Wollens und Wirkens huldiget, wie viel mehr wird ſie ihren Einfluß da geltend machen, wo die Berufungen der Natur ſeinen Geſchlechts-Charakter entwickeln und ſein Herz hinnehmen. Nur die erbärmlichſte Abart des echten Mannes, der Heuchler und Augendiener, wird mit tückiſcher Liſt den Schützern der, durch ſeine Wahl unglücklichen Frau in ihrer Gegenwart genügen, um in unbewachten Augenblicken ihr Gemüth zu kränken.

Wie wenig auch Bettina über Looſe und ſeine Abſicht auf ihre Schweſter äußerte, ſo fühlte Emma doch, daß Bettina dem Erwählten nicht in einem Grade wohlwolle, den die Gunſt des ſchweſterlichen Herzens hätte erreichen müſſen, um die Liebenden zufrieden zu ſtellen. Bettina fand ſich, wie unſere lieben Leſerinnen ſich erinnern werden, von der blendenden Perſönlichkeit, von der Eleganz des liberalen Fremdlings, nicht für die leiſe Wahrnehmung beſtochen, daß er ihrem innerſten Weſen nimmer zuſagen würde. Vielleicht ahnete ihr kindliches Gemüth die künſtliche Trüglichkeit ſeines Benehmens; denn ihre Seele, rein und durchſichtig wie Kryſtall, warf, von unheimlichen Bewegungen verdüſtert, das Larvenſpiel ſeiner Erſcheinung zurück. Aber dennoch würde ſie ihr unverſtandenes Mißfallen an ihm mehr dem Eigenſinne ihrer Anſprüche an die Eigenthümlichkeit derer, die ſie lieben könnte und achten müßte, als dem Gegenſtande deſſelben, zugeſchrieben haben, hätte Lindberg's gleichzeitige Bekanntſchaft ſie ſchweigend nicht des Wahreren darüber belehrt. Sie allein verſtand die Geringſchätzung, welche der edle Lindberg, aus Achtung für den Hauskreis, der ihn und ſeinem zufälligen Gefährten ſo freundlich aufgenommen, mit kräftigem Willen bei der Gelaſſenheit erhielt, die ihm ein ſchuldiges Opfer des Gaſtrechts dünkte. Eben ſo ſah ſie, daß es nicht, wie die Anderen glaubten, die Anziehungskraft von Emma's Reiz und Schöne, ſondern deren bethörte Eingenommenheit von ihrem befliſſenen Verehrer ſei, was den Blick des unbeachteten Zweiten mit dem Ausdrucke des Mitleids auf ihrer Schweſter feſthalte, welches der Liebe ſo verwandt und ähnlich iſt, daß es oft mit ihr verwechſelt wird. — Wie viel lieber hätte Bettina Lindberg, als Looſe, von Emma und ihren Eltern begünſtiget geſehen! Allein die Anerkennung, welche der Erſtere bei ihnen fand, ward mit kühler Nüchternheit gewogen, während man den Letzteren mit Beweiſen beifälliger und liebender Geſinnungen überſchüttete, in denen ein unglücklicher Rauſch koſtbare Schätze wegwerfend verſchleuderte. Dies ſchmerzte Bettina ſehr.

Es war das erſte Mal, daß dieſe Familie nicht mit einem Herzen fühlte, mit einem Geiſte urtheilte, und dieſe Abweichung vereinzelte und verſchüchterte die ſanfte Kleine. Das geſchwiſterliche Vertrauen litt unmerklich einigen Abbruch, und um Bettina's Verſchloſſenheit ſich zu erklären, hielt man ſich an die irrige Vermuthung, daß der düſtere Lindberg einen tiefen und verſchwiegenen Eindruck in dem weichen Herzen des Mädchens hinterlaſſen hätte.

Schon waren bereits mehrere Briefe von Looſe an Emma aus weiterer Ferne eingegangen, als nach längerer Zwiſchenzeit wie der, worin ſie gewöhnlich zu erfolgen pflegten, ein ſchwarzgeſiegelter mit dem Poſtzeichen von Looſe's Heimath den gefaßten Jacobi doch erſchreckte. In ſichtbarer Gemüthsverſtörung hatte Looſe die Meldung von dem plötzlichen Tode ſeines Vaters abgefaßt, und wenn die ſich dieſer traurigen Anzeige dicht anſchließende Eröffnung der beſonnenen Aufmerkſamkeit Jacobi's nicht anſchauliche Klarheit genug hatte, ſo gab er dieſen Mangel nur jenem Zuſtande der ſchmerzlichſten Aufregung Schuld. Looſe ſagte darin: Da der Tod ſeines Vaters ihn zu völlig unabhängiger Entſcheidung über ſein Schickſal freigegeben, und er aus mehreren Gründen nicht wünſchen könne, die väterliche Handlung fortzuführen, ſo fände er, daß dieſe Umſtände geeignet wären, das hauptſächlichſte Hinderniß der Erfüllung ſeiner ſchönſten Hoffnung zu entkräften. Er mache nämlich Herrn Jacobi den Vorſchlag, ihn als Schwiegerſohn zum Compagnon anzunehmen; gern wolle er die Vortheile, welche ſein Geburtsort ihm darböte, ja ſogar ſeine Selbſtändigkeit dem Beſitze ſeiner angebeteten Emma und dem Glücke opfern, fortan in der Mitte einer durch ihre Trefflichkeit ſo ausgezeichneten Familie zu leben. Auf dieſe Weiſe glaubte er die einzige Schwierigkeit beſiegen zu können, die ihm die elterliche Einwilligung in ſeine Verbindung mit Emma bis jetzt vorenthalten habe, und zur Zufriedenheit ihrer Angehörigen die gefürchtete Trennung in eine Beſtätigung lebenslänglichen Beiſammenſeins zu verwandeln, das, nächſt der Tochter, ſie eines Sohnes verſichern würde, deſſen ſüßeſte Pflicht es ſtets ſein ſolle, die Geſinnungen kindlicher Ehrfurcht und brüderlichen Wohlmeinens gegen ſeine künftigen Verwandten an den Tag zu legen.

Dieſer Erklärung war ein Anſchlag von dem Vermögen des jungen Looſe beigefügt, über deſſen Beträchtlichkeit Jacobi erſtaunte, wenn er auch, ſelbſt an eine ſo geregelte Ordnung in ſeinen Finanzen gewöhnt, daß der flüchtigſte Ueberblick ſie umfaßte, es kaum begreiflich finden konnte, wie der Nachlaß eines Mannes, als der verſtorbene Looſe geweſen, in ſolcher Verwirrung zerſtreut ſei, und auf ſo ſchwankenden Angaben beruhe, daß nach der Meinung des Erben wohl ein Jahr und darüber hingehen könne, ehe der Geſammtbetrag zu ſeiner Dispoſition geſammelt und befeſtiget wäre. So lange aber, betheuerte der verliebte Leidtragende, vermöge er nicht auf die Befriedigung ſeines Verlangens zu warten, Emma's glücklicher Gatte und der Schüler des würdigſten Kaufmanns zu werden, und er flehe daher den Vater ſeines Mädchens an, das quälende Hinhalten der Einwillung in die erſehnte Verbindung, wie die Genehmigung des Aſſociats-Vorſchlages nach Möglichkeit abzukürzen, und durch eine baldige gewährende Antwort ſeiner Ungeduld Flügel anzuſetzen, auf denen er über alle feſthaltenden Schwerfälligkeiten hinweg in die Arme ſeines zweiten Vaters eilen wolle.

Unter gemiſchten Empfindungen und in einſamer Erwägung ſeines Inhalts las Jacobi dieſen Brief mehrere Male, ehe er denſelben Emma und ihrer Mutter mittheilte.

Einer der kaufmänniſchen Grundſätze, welche der ſelige Jacobi mit ſtrenger Unverbrüchlichkeit behauptet hatte, und in deren Geſetztafeln er die Grundſteine von des Wohlſtands Segen erkannte, war der, nie einen Handlungs-Compagnon anzunehmen. Obgleich ſein Sohn ſich nicht genau zu erinnern wußte, durch welche Erläuterung der Verſtorbene dieſen Grundſatz gerechtfertiget hätte, ſo war er ihm doch nichts deſto weniger als ein Vermächtniß der väterlichen Einſicht, welcher ſeine Beſcheidenheit und Erfahrung einen ungleich höheren Rang als der eigenen zuerkannten, ſtets ehrwürdig geblieben. Und jetzt lockte eine Stimme, die für das Vaterherz von verführeriſcher Lieblichkeit war, ihn zur Abtrünnigkeit davon! Wenn bei der Ueberlegung, ob ſolch ein Geſchäftsbündniß durch enge Familienbeziehung um ſo feſter geknüpft, nicht eben ſo erſprießlich werden könnte, wie jede andere Vereinigung von Kräften und Mitteln für einen gemeinſamen Zweck, Jacobi die Frage feſthielt, ob es wohl nur ein ererbtes Vorurtheil ſei, das ihn an das vorgeſchlagene Verhältniß mit beklommener Scheu und ahnendem Widerwillen denken laſſe: ſo fühlte er, daß hierbei Alles auf die Eigenthümlichkeit des Aſſocié's ankomme. Indem er nun die, ſeines Schwiegerſohnes in Hoffnung mit ſchärfer prüfendem Verſtande beleuchtete, ſah er auf einmal, wie verſchieden uns Jemand erſcheint, wenn wir ihm für die Kürze einer leichten Geſellſchaftlichkeit unſer Wohlgefallen ſchenken, oder wenn er für eine ernſte Lebensverbindung unſer Zutrauen in Anſpruch nimmt.

Dieſes ſtille Selbſtgeſtändniß warf auf Lindberg's halbverlöſchtes Bild einen hellen Strahl der Hochachtung. Wäre von dieſem der Antrag gekommen, Jacobi konnte es ſich nicht leugnen — er würde vielleicht minder bedenklich zu ſeiner Annahme geweſen ſein. Auch gab die Bemerkung eine ſtörende Einflüſterung ab, daß die verworrenen Angelegenheiten der Looſeſchen Erbmaſſe nicht für den Ordnungsſinn des Sohnes zeugten, der durch ein thätigeres Bekümmern wo nicht durch pflichtſchuldigeres Eingreifen, einem Uebelſtande hätte vorbeugen können, der wahrſcheinlich nur in Folge der väterlichen Schwäche entſtanden war.

In einer Stimmung, welcher alle dieſe Erwägungen gerade keine fröhliche Tonart gegeben hatten, theilte Jacobi den Seinen das erhaltene Anſuchen mit, indem er Emma erſt jetzt den Einſchluß behändigte, der ohne Zweifel einen Auszug jenes Planes enthielt. Der Mutter Freude darüber äußerte ſich in dem Urtheile, daß ſich die ihrer Tochter ſchwerlich jemals beſſer als ſo geſtalten könne; und Emma's jauchzendes Entzücken feierte die glückliche Vereinigung ihrer Liebe mit der innigen Anhänglichkeit an Eltern, Geſchwiſter und Heimath, welche die Natur nicht minder geheiliget hat, als das Wort Gottes jenen mächtigen Zug des Herzens, da es lautete: „Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und Deinem Manne anhangen.“ Kaum konnte Jacobi's ruhigere Bedächtigkeit ſich mit einem kritiſchen „Wenn“ und „Aber“ in die fröhlichen Ausrufungen drängen, welche dieſe Fügung als die ſchönſte Gabe des Glückes prieſen, das ſich von jeher dieſer Familie hold und geneigt bewieſen hatte.

Am ſpäten Abend, als ſie ſich auf ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatten, ſprach Jacobi zu ſeiner Frau ein ernſtes männliches Wort über dieſen Gegenſtand. „Hannchen!“ ſagte er nachdrücklich, „laß über dieſe wichtige Angelegenheit das Herz nicht allein entſcheiden, ſondern ziehe die Vernunft doch da zu Rathe, wo ihr mit ſo vollem Rechte die erſte Stimme gebührt. Es handelt ſich ja um nichts Geringeres, als um die ganze irdiſche Wohlfahrt unſeres Kindes, um die Dauer unſer häuslichen Ruhe, um den ungeſtörten Fortgang meiner Geſchäfte! Looſe ſcheint mir, aufrichtig zu ſagen — ein wenig leicht und loſe und allzu luſtig und guter Dinge zu ſein. Nicht ohne Kummer würde ich dieſen Eigenſchaften die Zufriedenheit meiner lieben Tochter, wie die Theilnahme an meinem Berufe, der wahrlich! mehr, als mancher andere, einen ſoliden Sinn erfordert, anvertrauen. Lindberg's reellerer Charakter zum Beiſpiel dürfte bei einer ähnlichen Anfrage meine Willfährigkeit zuverſichtlicher finden. Auch war die Art und Weiſe, wie dieſer Letztere ſich gegen Looſe benahm, nicht geeignet, mein günſtiges Vorurtheil für den gutmüthigen Wildfang zu beſtätigen, und die Aeußerungen, welche ich ſeiner Vorſichtigkeit halb gewaltſam entriß, regten den Verdacht in mir an, daß die jungen Landsleute, deren Väter in ſo enger Verbindung geweſen, von etwas Bedeutenderem, als bloßer

Temperaments-Verſchiedenheit ſo fremd und weit aus einander gehalten würden.“

Nicht ohne den Mißton tadelnder Verdrießlichkeit antwortete Hannchen: „Lieber Himmel! warum quälſt Du Dich und mich denn mit dieſem peinlichen Mückenſeigen, mein guter Mann? Emma wird ſo wenig einen Engel heirathen, als ſie ſelbſt ein ſolcher iſt! Fehler und Schwachheiten haben wir Alle, und jede Frau braucht ihr volles Muttertheil Geduld, wäre es auch nur dazu,“ hier bildete Blick und Stimme den Uebergang zu ſchelmiſcher Leichtfertigkeit, „um dem Männchen die Grillen zu verjagen, welche ihn ſtechend plagen und in grauen Schwärmen ſeine lichteſten Ausſichten verfinſtern. — Freuet Euch alle Wege! ſagt ſelbſt die heilige Schrift; warum ſollten wir denn einen Menſchen bloß deßhalb mißtrauen, weil er im Beſitz der herrlichſten Gottesgabe, einer natürlichen Frohſinnigkeit, dieſer ſeligen Berufung folgt?“

Mit aufgehobenem Finger verſetzte Jacobi: „Vergiß, liebe Frau, den Nachſatz des Apoſtels nicht, aber freuet Euch im Herrn! Und ob Looſe ſein Sorgenfrei in den heiligen Bereich dieſer Bedingung gebauet habe, iſt eine Frage, welche die Menſchenkenntniß ſchwerlich mit Ja beantworten würde; daß ſie jedoch für Emma's Wohl und unſeren Frieden von der entſcheidendſten Wichtigkeit ſei, wirſt Du mindeſtens nicht verneinen können.“

Dieſe überzeugende Entgegnung konnte Hannchen nicht zurückſchlagen, doch ihre weibliche Gewandtheit entwaffnete ſie. Sie ſagte: „Nun gut, Väterchen, ich gebe ja gern und willig zu, daß Looſe ein wenig leichtſinnig ſein könne; allein die Natur verſchwiſterte dieſen Fehler ſtets mit einem guten Herzen und der weichſten Empfänglichkeit für alles

Edle und Schöne. Um dieſer beſſeren Seite bleibende Eindrücke zu geben, würde, meinem Dafürhalten nach, kein Mittel wirkſamer ſein, als daß Du die vorgeſchlagene Aſſociation eingingeſt. Wir hätten ihn dann in unſerer Mitte; ſeine Liberalität würde der Allgewalt guter Beiſpiele ſicherlich nicht widerſtehen, die Regel eines ſittlich bürgerlichen und moraliſchen Lebens ſchlöſſe ſein Thun und Laſſen ein, und was nun noch etwa von ſeinem leichten Sinne übrig bliebe, würde unſere Familienfreuden mit Champagnergeiſt verſetzen, und ſo jeden Werkeltag zum Feſttage machen.“

Es war, als ob Jacobi's Gedanken an dem Begriffe des Leichtſinns hängen geblieben wären. Er hatte nichts weiter von dem vernommen, womit ſeine Frau die Fähigkeit dieſer Gattung des Humors und der ihn begleitenden Neigungen zu den edelſten und begluckendſten Zwecken verarbeitet werden zu können, ins Licht zu ſtellen ſuchte.

„Leichtſinn!“ wiederholte er mit einem Seufzer ſchwerer Bekümmerniß, „iſt ein Ungeheuer in Geſtalt eines lächelnden Kindes, das mehr Unthaten verübt hat, als Raub- und Mordſucht, dieſe greulichſten Triebe menſchlicher Entartung, welche durch ihre Fürchterlichkeit uns zum Selbſtſchutz auffordern; ſo wie das ferne Gebrüll des Löwen den Wanderer zum vorſichtigſten Verbergen mahnt. Aber jene holde Harmloſigkeit laſſen wir tändelnd gewähren, und beweinen dann oft mit unverſiegbaren Thränen unſere Täuſchbarkeit — weſſen wäre ein Leichtſinniger nicht fähig? Er frevelt am Höchſten und ſagt dann, er habe es ſo böſe nicht gemeint; er untergräbt die Ehre und den Frieden Anderer und verſichert, es ſei nur zufällig geſchehen; er bahrt durch die tödtlichen Stiche ſeiner Vergehungen Freunde und Angehörige auf, und wundert ſich, wie man doch von ſolch einer Kleinigkeit ſterben könne!«

»Gott bewahre!« rief Hannchen geängſtet und ablenkend, »Du ſitzeſt offenbar zu viel, mein lieber Mann. Das iſt die leibhafte Hypochondrie, welche das Augenglas Deiner Phantaſie ſo ſchwarz gefärbt hat. Thue es mir zu Liebe, und reite täglich ein Stündchen ſpazieren. Auch will ich gelegentlich einmal Deinetwegen mit dem Doctor ſprechen. Es wäre wirklich höchſt nöthig, daß Du Dich eines guten Theils Deiner Geſchäfte entledigteſt. — Doch jetzt kein Wort mehr über dieſe Sache. Schlafe wohl, geliebter Freund!«

Unſere lieben Leſerinnen werden es ſehr glaublich finden, daß mit dieſer Unterredung die Verhandlungen über ihren Gegenſtand noch nicht geſchloſſen waren. Eben ſo begreiflich wird es denjenigen unſerer Leſer ſein, die in der Verjährung des Eheſtandes, oder durch ein anderes bindendes Verhältniß zum zweiten Geſchlechte von der Unbeſiegbarkeit einer weiblichen Lieblings-Idee überzeugt worden — daß Jacobi's Bedenklichkeiten endlich den Vorſtellungen ſeiner Frau und Emma's ſchmeichelndem Flehen weichen mußten. Genug, nach Verlauf eines halben Jahres war Alles zur Aufnahme des Bräutigams und nunmehrigen Handlungs-Compagnons bereit.

Vielleicht war die Bekanntwerdung dieſes neuen Verhältniſſes Veranlaſſung, daß man von Seiten ſtädtiſcher Behörden Jacobi mit ehrerbietiger Dringlichkeit erſuchte, eine Stelle im Stadtrathe anzunehmen.

Sein Vater hatte alle Aufforderungen zu gemeinnütziger, bürgerlicher Wirkſamkeit mit einer Feſtigkeit abgelehnt, die ſich durch den finſteren Gehorſam gegen jenen Ausſpruch des Weiſeſten: Niemand könne zween Herren dienen — vor jedem Vorwurfe geſchützt glaubte.

Man hatte dieſe Erklärung hinnehmen müſſen, und die Anerkennung ihrer Gültigkeit auch auf den Nachkommen des geachteten Namens Jacobi übergetragen, dem bei ähnlichen Anſprüchen gleiche Rechtfertigung, ſie abzuweiſen, zu Gebote geſtanden hätte; allein wie nun die Neuigkeit in Umlauf kam, Jacobi werde ſich mit ſeinem Schwiegerſohne aſſociiren, da meinte das gute Gedächtniß der älteren Bürgerſchaft, wo zwei Diener einer Arbeit warteten, da könne der Eine oder der Andere ſeines Auftrages unbeſchadet nebenbei etwas für das Beſte des Ganzen thun. Auch würde Jacobi's wohlwollender Sinn und die geordnete Verwendung ſeiner Thätigkeit ſich einem früher an ihn ergehenden Aufrufe weder entzogen haben, noch dabei die berechnete Zeit ſeiner Berufspflichten opfern müſſen.

Der neue Stadtrath wähnte nicht, daß die eingegangene Verbindlichkeit nur in der Annahme dieſes Titels beſtehe, ſondern des Sprichwortes eingedenk: „Würden bringen Bürden.“ übernahm er die ſeinige mit regem Eifer für das Wohl der geliebten Vaterſtadt. Wie wenig nun auch das Intereſſe des Kaufmanns dadurch litt, ſo wurden die Betrachtungen deſſelben doch oft davon abgelenkt und in einen Kreis gezogen, der eine höhere Wirkſamkeit umfaßte. Auch brachte die Collegialität dieſes Verhältniſſes ihn mit einem Vereine ſchätzenswerther Männer in nähere Umgangsverbindung, in deren heiteren und zerſtreuenden Anregungen die Schatten zerfloſſen, welche in jeder einſamen Minute der Hinblick in die Zukunft um ſeine Seele ſammelte, in denen er bald trübe Ahnungen, bald die Rächerinnen ſeines Ungehorſams gegen den väterlichen Grundſatz, und dann wieder, nach der Anſicht ſeiner Frau — die finſteren Geiſter der Milzſucht ſah.

Emma war überglücklich. Je kürzere Dauer das Glück ihrer Liebe haben, je härter der Schlag fallen würde, der es zertrümmern ſollte, um deſto ſeliger, furchtloſer genoß ſie es. Die Abweſenheit des Bräutigams verbreitete um ſein Andenken den Roſenſchimmer ſehnſüchtiger Entbehrung, und die glühenden Aeußerungen, welche ſeine Briefe enthielten, gaben ihr ein beſtehendes Bewußtſein der Vergötterung, das, als mündlicher Ausdruck des Gefühls, von dem Einfluſſe abſpannender Eindrücke verkühlt und matt geworden wäre. Nächſtdem fühlte ſie in vollerem Maße, wie vielleicht tauſend Andere, die eigenthümliche Wonne einer Verlobten, ſich als Braut für den gefeierten Mittelpunct aller gegenwärtigen Wünſche und Hoffnungen der Familie anſehen zu dürfen. In jedem Blicke, der auf ſie gerichtet war, ſpiegelte ſich, wenn auch von verſchiedenen Seiten, ihr naher Frauenſtand.

In dem Auge des Vaters ſah ſie ihn mit dem Ernſte bekleidet, der einer wichtigern Haltung ziemt, und zugleich mit einer leiſen Beſorgniß gemiſcht. In dem Blicke der Mutter hingegen entglomm, ſo oft er auf die bräutliche Tochter fiel, ein glänzender Wiederſtrahl jener untergegangenen Tage, wo Hannchen ſich in Emma's Lage befand. Eine zärtlichere Traulichkeit, womit von ihrem höheren Standpuncte die Mutter ſich herablaſſend zu der Tochter neigte, welche bald mit ihr auf gleicher Stufe ſtehen würde — heiligte gleichſam die Liebe des Mädchens, in der es die Beſtimmung ſeines Geſchlechts erreichte.

In der Waiſe belauſchte heimliche Neugier, das Weſen eines Zuſtandes zu erforſchen, worüber ihre eigenen Erfahrungen den Bericht ſchuldig blieben. Emma's Sinnen und

Treiben, und der Gedanke, daß dieſe in lachender Jugendfrühe den Ehrenpoſten einer Gattin und Hausfrau einnehmen würde, dem die Verſagung ihres Schickſals eine eben ſo tief als ſchmerzlich gefühlte Bedeutung gab, lieh dieſer Aufmerkſamkeit den Anſtrich eines demüthigen Strebens, der berauſchten Braut ausſchließend gefällig zu ſein.

Um Emma in wirthſchaftlichen Kenntniſſen die möglichſte Gewißheit zu geben, beſtimmte der einſichtsvollen Mutter Wille ſie jetzt zu ununterbrochener Führung des Haushalts, die flinke Ehrerbietigkeit der Domeſtiken huldigte im Voraus dem Anſehen der künftigen Gebieterin Anderer ihrer Claſſe.

Nur Bettina's Theilnahme an ihrer Schweſter Brautſtande lieferte keinen Vergleichungspunct zu dem verſchiedenartigen Antheile, womit das Perſonal dieſes Hauſes Emma's letztere froheilige Schritte an das Ziel ihrer Hoffnungen begleitete. Sie war ſelbſt nicht mehr in dem ſanften und ſtillen Grade heiter, wie ſie ſonſt es geweſen, und es gelang ihr kaum immer, die milde Ruhe des Gleichmuths in ſo weit zu behaupten, um der erregteren Stimmung der Ihrigen nicht entgegen zu ſein. Wie ſehr Emma auch ihre Schweſter liebte, ſo war ihr Herz doch zu leidenſchaftlich bewegt und durch den linden Hauch ſchmeichelnder Billigung zu reizbar geworden, als daß es die froſtige Verſchloſſenheit, womit Bettina ſich nunmehr jedes Urtheils über ihren künftigen Schwager und über das Glück ſeiner Geliebten enthielt, nicht mit einem Erkältungsſchauer hätte empfinden ſollen. Ach! Bettina zitterte insgeheim für die bethörte Schweſter, für die getäuſchten Eltern. Sie hatte in Lindberg's Seele geleſen; ſeine Haltung, Looſe gegenüber, ſein Betragen gegen ihn hatte mit den Tönen einer Sprache zu ihr geredet, woran die Gemüther ihre Heimath erkennen und ſich mitten in der fremden Welt, die ſie umgiebt, verſtehen —; und ſie, ſie allein wußte, wie und wen Emma wähle. Ihre ängſtliche Bitte an Vater und Mutter, doch ja den Gegenſtand von ihrer Schweſter Neigung länger und ſchärfer zu prüfen, war ihrer ſchüchternen Jungfräulichkeit ſchwer angekommen; denn man hielt dieſe üble Vormeinung für die Verrätherin einer Empfindung, welche der perſönlichen Abneigung Lindberg's gegen Looſe den überſpannten Werth unbewußter Parteilichkeit beilegte.

Nach der erfolgten Ankunft Looſe's in W...... ward bald die Hochzeit gefeiert, worauf die jungen Eheleute eine prächtige Wohnung in der Nachbarſchaft des Jacobi'ſchen Hauſes bezogen, welche die Eltern für ſie gemiethet und eingerichtet hatten.

Der gemüthliche Jacobi ſah es dem Freudenrauſche ſeines Schwiegerſohnes nach, daß er denſelben in den Tagen, welche der Trauung vorgingen und nachfolgten, zu einer beſonnenen Erklärung über Vermögensumſtände und Geldangelegenheiten, wie zu der nöthigen Feſtſtellung der Bedingungen, unter denen die Gemeinſchaftlichkeit ihrer künftigen Wirkſamkeit Statt haben ſollte, unfähig machte. Der Freudenrauſch, worin der neue Ehemann verharrte, obgleich die Sonne ſchon mehr als einmal ſeit dem Hochzeitmorgen aufgegangen war, ſchmeichelte gewiſſermaßen dem liebenden Vater, wenn auch der ſorgende es endlich als nöthig erachtete, den Trunkenen zu nüchternen Gedanken und zu dem Leben der Thätigkeit aufzuwecken. Doch dies Beſtreben hatte einen unbefriedigenden Erfolg. Es war, als ob Looſe mit einer Art verzweifelndem Unmuthe ſich der Verwirrung ſeiner Erbſchaftsverwickelung bewußt würde, die er um dieſer oder jener Urſache willen, welche er unter der Angabe glaubwürdiger Vorwände erklärte, trotz aller angewendeten Mühe bisher noch nicht hatte löſen können. Er machte den dermaligen Stand der Dinge in Betreff ſeiner Finanzen unter ſo kühnen und muthigen Verſprechungen die beträchtlichen Summen, welche ſein Eigenthum ſein ſollten, bald als disponibel betrachten zu können, anſchaulich, daß Jacobi, von dieſer Zuverſichtlichkeit mindeſtens die Hälfte der Gewährungen erwartend, im Stillen beſchloß, ſich mit dieſer begnügen zu wollen. Aber unmöglich konnte er, deſſen ganzes Weſen Klarheit und Ordnung war, gegen ſeinen Schwiegerſohn die lautgeäußerte Verwunderung unterdrücken, wie der alte Looſe als Kaufmann habe leben und beſtehen, ja ſelbſt zu ſolch großem Wohlſtande gelangt ſein können, ohne jemals zu einer faßlichen Ueberſicht ſeiner Verhältniſſe gekommen und in ein ſo entſetzliches Gewirre von abzutragenden und einzuziehenden Schulden gerathen zu ſein. Dieſe Aeußerung hatte jedoch mehr die Geſtalt eines milden Vorwurfs für den lebenden Sohn, der ſich ob ſeiner Unbekümmertheit deßhalb vertheidigen konnte, als das Anſehen, die Läſſigkeit des verſtorbenen Vaters rügen zu wollen, deſſen Mund zu ſeiner Entſchuldigung geſchloſſen war.

Allein der junge Looſe ermangelte für die ſeinige keiner zureichenden Gründe. Er ſagte, daß die Schwäche der väterlichen Gutmüthigkeit und Gedächtnißkraft, welche die eingeriſſene Unordnung verurſacht habe, mit einer despotiſchen Eiferſüchtelei auf das Herrenrecht über die Verwendung des Beſitzes gepaart geweſen ſei, welche am allerwenigſten einer vernünftigen Vorſtellung des Sohnes Raum gegeben haben würde, und nur als anmaßende Beſchränkung der freieren Eigenmächtigkeit aufgenommen worden wäre. Auch hätten

Lindberg's, die er heimliche Schleicher nannte, welche gewöhnt wären, im Trüben zu fiſchen, das Ihrige dazu gethan, den Vater in dem Netze ſeiner Täuſchbarkeit zu fangen und ſich dann leiſe und vorſichtig aus der Schlinge gezogen.

So hätten ſie ſich ſelbſtſüchtig vor jedem Anſpruche, an fremde Geſchäftsfreunde auf Treu und Glauben Credit zu geben, zu ſchützen gewußt, und ſich ſtets auf Nummer Sicher geſtellt, während das Zutrauen ſeines Vaters Aſſecuranz dafür geleiſtet, und in den meiſten Fällen den übeln Ausſchlag dieſer Wagniſſe mit eigenem, ungetheiltem Schaden bezahlt hätte. Die zu ſpäte Erkenntniß, wie ſehr ſeine Dienſtwilligkeit von dieſer ungeſelligen und eigennützigen Compagnieſchaft gemißbraucht würde, hätte endlich den alten Looſe zu dem Entſchluſſe gebracht, dieſe nachtheilige Verbindung aufzulöſen, deren Ausgleichungen nicht ohne verdrießliche Erörterungen und daraus hervorgehende Spannungen geſchehen wären. Offenbar hätte der alte Sicherheits-Commiſſarius Lindberg ſeinen ausſcheidenden Aſſocié mit großer Ungerechtigkeit behandelt, indem dem Letzteren alle böſen Schulden ihrer gemeinſchaftlichen Handlung und zwei Drittheile der beſſeren aufgedrungen worden wären, was der Verſtorbene in übereilter und erbitterter Kürze des Abſchluſſes zwar angenommen, ſich aber ſo zu Gemüthe gezogen hätte, daß ſein Tod gewiß dadurch beſchleunigt worden wäre. Und hieraus würden auch die befremdlichen Umſtände des väterlichen Vermögens ſehr natürlich zu erklären ſein.

Mit heimlichem Kopfſchütteln vernahm Jacobi dieſe Eröffnung, deren Wahrheit oder etwaige Uebertreibung er auf ſich beruhen ließ, indeß er nicht ohne Aengſtlichkeit an des jungen Lindberg's anderslautende Aeußerungen über den alten Looſe dachte, und über die Art der Nothwendigkeit, wodurch

Lindberg, der Vater, nach ſeines Sohnes einfacher Verſicherung gezwungen worden war, die erſten Schritte zu dieſer Abſonderung zu thun.

Die Nachklänge der hochzeitlichen Freude in Jacobi's Hauſe waren nun im Laufe einer Woche allmählich verhallt, und der Ernſt des Berufs, wie die Stimme der Pflicht, machte ſich wiederum geltend in den aufgeregten Gemüthern. In dem Comtoir ward ein Platz neben dem Herrn der Handlung frei gemacht; aber der Stuhl, welchen der Schwiegerſohn fortan einnahm, ſchien mit Stacheln gepolſtert zu ſein, denn er vermochte nicht darauf auszuhalten. Der unruhige Geiſt, welcher mit dem neuen Arbeiter in dieſe ſtille Werkſtätte des Fleißes gedrungen war, ſtörte auch mehr oder minder der Anderen Aufmerkſamkeit auf ihre Geſchäfte, ja ſelbſt der gleichmüthige Principal fühlte ſich mit geheimem Unbehagen von ihm ergriffen.

Looſe ſchrieb ein Stündchen, während ihm der Angſtſchweiß auf die Stirne trat; dann fand es ſich, daß er ſich geirrt hatte, und die Zeit, welche er auf die Erneuerung der vergeblichen Arbeit verwenden mußte, ging für eine dringendere Benutzung verloren. Ein andermal erzählte er der ſchweigſamen Schreiberſchaft poſſenhafte Neuigkeiten, luſtige Anekdötchen; ein Gelächter unterbrach das leiſe Geſeufze der Federzüge, und die Abſtraction, deren Ganzheit erforderlich war, nahm zum großen Nachtheile ihrer Leiſtungen der Komus zur Hälfte in Anſpruch.

Unausſprechlich fühlte Jacobi ſich durch die Wahrnehmung geängſtet, wie wenig ſein Schwiegerſohn Anlage und guten Willen zeige, ſich unter ſeiner Leitung zu einem tüchtigen Geſchäftsmanne zu bilden. Anſtatt daß, wie er gehofft, das Beiſpiel ſtrenggeregelter Thätigkeit und häuslicher Ordnung anziehend und ermunternd auf den flatterhaften Neuling in dieſen Tugenden wirken ſollte, trug dieſer die Fehler ſeines Hanges auf ſeine Vorbilder über, und löſete die Zufriedenheit derer, die mit ſtillem Weſen arbeiteten und ihr verdientes Brod aßen, in zerſtreuenden Wünſchen auf, und machte durch verführeriſche Bilder ungezügelter Freiheit ihnen die ſanfte Bindung der Pflicht zu einem drückendlaſtenden Joche.

„Sie haben Sich hier verrechnet, Herr Jacobi;“ ſagte eines Abends der alte Buchhalter zu dieſem, als ſich Niemand weiter im Comtoir befand, indem er ihm die Differenz ihrer Abſchlüſſe bemerklich machte und zugleich den Irrthum nachwies.

„Kann leicht möglich ſein;“ antwortete Jacobi gleichgültig, und indem er mehr über das Blatt hinaus, als darauf blickte, fügte er mit gepreßter Stimme hinzu: „Ueberhaupt, guter Alter, habe ich mich ſeit einiger Zeit oft und ſtark verrechnet; und zumal in Calcülen von weſentlicherer Wichtigkeit als der Gewinn oder Verluſt, der bei einem Error dieſer Art“ (er deutete auf die Handlungsbücher) „auf dem Spiele ſtände.“

Der Buchhalter, dem Vertrauen ſeines Herrn beſcheiden ausweichend, legte die Hand auf deſſen Arm und entgegnete mit Nachdruck: „Doch mit Geduld und Ausdauer, Herr Jacobi, kommt man auch mit der ſchwierigſten Aufgabe endlich in Richtigkeit.“

Jacobi ſah den erfahrenen Tröſter bekümmert an; aber er verſchwieg den Zweifel, daß Scharfſinn und Mühe ſich wohl umſonſt an der Gehaltloſigkeit des Gegenſtandes erproben dürften.

Emma fühlte ſich in der erſten Zeit ihrer Verheirathung ſo überſchwenglich und unbeſchreiblich glücklich, wie jede junge Frau, welche mit der zarteſten Reizbarkeit der Empfindungen ihren Mann leidenſchaftlich liebt, und durch die Gunſt ihrer Lage, wie durch die zärtliche Fürſorge liebender Verwandten, vor jeder Mahnung an die Mängel des Lebens geſchützt, nur ihrem Herzen genügen darf. Faſt wollte es der züchtigen Mutter zu viel dünken, wenn Emma in Gegenwart der lauſchenden Baſe und der erröthenden Bettina viertelſtundenlang in den Armen ihres Mannes lag und ſich ſeinen verſchlingenden Küſſen überließ. Auch Jacobi ſah finſter, wenn die rückſichtsloſen Ergüſſe dieſer Liebe dem ſanften Laufe des allgemeinen Geſpräches ſtörend wurden, und die unterbrochenen Zeugen derſelben zu der Langweiligkeit einer Anſchauung verurtheilten, welche unter gewiſſen Umſtänden ſogar peinlich werden kann. — Auf das mißbilligende Urtheil des Vaters nahm Hannchen dann gegen ihre innerſte Ueberzeugung der Tochter Partie. Entſchuldigend ſagte ſie: „Die Zeiten ſind anders geworden, Väterchen, und die Menſchen wohl auch. Freilich, wie ich Dich heirathete, da hätte ich mich zu Tode geſchämt, wenn Jemand es geſehen, daß ich Dir einen Kuß gegeben, und wenn ich mich Frau Jacobi nennen hörte, brannte meine Wange wie Kohlengluth. Lieber Gott! Emma ſagte am erſten Ehemorgen: Mein lieber Mann! zu dem ihrigen; das hatte ich nimmermehr vermocht. — Aber deßhalb denke ich doch von meiner Tochter nicht ſchlechter, als von mir ſelbſt; und wenn die jungen Leutchen einander jetzt allzulieb haben, ſo dürfen wir um ſo mehr hoffen, daß dieſer Ueberfluß für das lange Leben ausreichen werde.“

„Glaube das nicht, Hannchen,“ verſetzte Jacobi. „Die unausbleibliche Folge der Verſchwendung in jedem Sinne iſt Darben; und Maß zu halten in allen Dingen iſt eine Lehre der Weisheit, welche für alle Zeiten und Geſchlechter paßt, und denen, die ſie befolgen, die Dauer ihrer Freuden verbürgt. Jede Uebertreibung rächt ſich früher oder ſpäter, und unſere Emma kennt an ihrem Manne für jetzt nur die Liebhaber-Phyſiognomie, welche, wie die Erfahrung lehrt, die unhaltbarſte von allen iſt."

Es ſchien, als wollte ſich dieſe Behauptung ſehr zeitig beglaubigen. Daß die Roſenwangen der jungen Frau in den erſten Monaten zu Lilien wurden, daß der heitere Strahl ihres blauen Auges erloſch, und die klingende Stimme den Laut eines klagenden Glöckleins annahm, fiel Niemanden beſorglich auf; noch weniger war man geneigt, dieſen Außenfarben eine andere als hoffnungsvolle Deutung zu geben. Allein daß Emma ſtill und immer ſtiller ward, daß die Leidenſchaftlichkeit womit ſie ihrem Manne anhing, ſich in einer Spannung kund gab, welche mißtrauiſche Furchtſamkeit preßhaft für dies zarte Gemüth machte, daß die Mutter und Bettina ſie mehrmals in verborgenen Thränen überraſchten; dies war nicht ganz, ſo wie jene erſteren Zeichen, in der Ordnung eines glücklichen und geſegneten Eheſtandes.

Hannchen zerbrach ſich den Kopf mit der Frage, was in aller Welt ihrer Tochter fehlen könne, während dies traurige Geheimniß Bettina's Herz zerdrückte, worin es ruhete.

Looſe ging faſt täglich und ſelbſt bei der unfreundlichſten Witterung aus. Er gab vor, ſich ſtarke Bewegung machen zu müſſen, woran ſeine Geſundheit gewöhnt ſei, und Emma des Sturmſchrittes wegen, in welchem er ſchreite, nicht Theil nehmen könne. Emma glaubte, wie die Liebe pflegt, Alles, was ihr Mann ſagte, und beklagte nur mit trübſeliger Empfindlichkeit dieſe wunderliche Neigung, welche die liebende, ſehnſüchtige Frau in den ſchönſten Abendſtunden vereinſamte, da Looſe oft bei ſpäter Nachtzeit erhitzt, und nicht ſelten ganz verſtört nach Hauſe kam. Ein inſtinctartiges Gefühl belehrte jedoch Emma darüber, daß ſie ſich hüten müſſe, dieſer Gewöhnung gegen ihre Eltern zu gedenken.

Es war gegen das Ende des Roſenmonats, als Looſe an einem Sonntagnachmittage auf Emma's Bitten ſeine Frau und Schwägerin ſpazieren führte. Der liebliche Weg, den Bettina's Vorſchlag das junge Ehepaar leitete, ſchlängelte ſich in ſchmalen Windungen durch ein Buchenhölzchen, deſſen Schatten in geſicherter Entfernung von dem Geräuſche der Welt den beliebteſten öffentlichen Garten der Stadt umzogen. Zwar ließ mancher angenehme Ruheplatz der kleinen, grünen Wildniß vermuthen, daß nicht der Sinn Aller jenem lauten Verſammlungsorte geſelliger Luſt zugewendet ſei, und daß hier und da ein ſtilles oder betrübtes Herz dieſe Einſamkeit vorziehe; allein heute war ſie unbeſucht, und nur die Töne einer herrlichen Muſik, welche aus dem erhöheten und offenen Concert-Saale des Gartens ſcholl, ſchwebten wie ferne Geiſterſtimmen auf den Flügeln der lauen, mit Wohlgerüchen durchathmeten Luft in das heimliche Schweigen des Wäldchens.

„O höre!“ rief Emma entzückt und horchte ſchärfer; „kennſt Du das? Es iſt das Trinklied Caspers aus dem Freiſchützen. Es iſt fürchterlich ſchön! Der geniale Weber hat es meiſterhaft verſtanden, die Schauer vor dem böſen Feinde durch den Reiz der Verführung zu mildern. So lockt die Sünde!“

Looſe ſchien nur ein halbes Ohr für ſeines Weibchens Rede und den Zauber der Tonkunſt zu haben; er lauſchte zerſtreut nach der entgegengeſetzten Seite. So auch Bettina. Es war dieſer vorgekommen, als höre ſie bald rechts, bald links ein halbes, rufendes Huſten, und eben als Emma's Ausruf die Kunſt des Componiſten pries und das Nachſpiel des dritten Verſes den greulichen Eulenruf idealiſirte, ging ein Officier außer Dienſten, der als ein Spieler von Profeſſion berüchtigt war, an den Sitzenden vorüber und grüßte die Damen mit der Galanterie ſeines Standes, ihren Begleiter aber mit der Traulichkeit eines Bekannten; zurückſehend rief er, wie eine vergeſſene Bemerkung mit bedeutſamen Winken, Looſe einige italieniſche Worte zu, welche dieſer mit verlegener Flüchtigkeit in derſelben Sprache beantwortete.

Bettina war bleich geworden wie der Tod. Ihres Schwagers Geſicht glühete in den Flammen der Schuld, und leiſe und entſetzt ſagte Emma: „Gott! wie bin ich erſchrocken! Kennſt Du dieſen, Ludolph?“

„Fangen ſich Deine Fragen heute alle in dieſer Manier an, Frauchen?“ ſcherzte Looſe mit erkünſtelter Unbefangenheit, und fuhr fort, „Du dachteſt wohl an den Samiel, und wareſt nahe daran, dieſen armſeligen Penſionair für den leibhaften Fürſten der Finſterniß anzuſehen?“

„Nun, er iſt wenigſtens ſein eifriger Gehülfe, ſein dienſtbarer Geiſt, der ſchon manche Seele ins Verderben gelockt, manches Mutterherz gebrochen und manches häusliche Glück zertrümmert hat;“ ſagte Emma noch immer zitternd. „Du weißt wahrſcheinlich nicht, daß dieſer Capitain Aſtoni in dem Rufe eines Wüſtlings und falſchen Spielers ſteht, ſonſt würdeſt Du gewiß Anſtand genommen haben, Dich mit ihm in Bekanntſchaft zu ſetzen."

Looſe gab eine ſehr zufällige Veranlaſſung an, wobei er den zudringlichen Aſtoni kennen gelernt haben wollte, der jetzt zu ſeiner eigenen Befremdung noch Erinnerung für ſeine Perſon gezeigt, und ihm einen Schwank zurückgerufen, deſſen Derbheit ſich nicht für Damen geeignet und deßhalb von der Delicateſſe jenes Mannes in fremder Sprache vorgebracht worden ſei.

Bettina, welche ſeit längerer Zeit die italieniſche Sprache angefangen, wovon Looſe nichts wußte, zog in aufwallender Verachtung ihren Arm aus dem des Lügners und ging ſchweigend voran. Die Unterhaltung war durchaus geſtört, denn auch in Emma's Herzen zitterte ein geheimnißvoller Schrecken nach.

Der heitere, wolkenloſe Himmel, welchem das Hausleben der Familie Jacobi ſeit mehr als zwanzig Jahren geglichen hatte, ward jetzt von einer drohenden Schwärze verfinſtert, die ſich in ſtürmiſcher Eile über den ganzen Horizont deſſelben ausbreitete.

Es war für Jacobi nunmehr eine wirkliche Erleichterung, daß ſein Sitz im Stadtrathe ihn wöchentlich mehrere Male aus dem Comtoir entfernte, wo ihm nicht mehr wohl war und ſeine Gedanken an eine andere Wirkſamkeit, als die heftete, welche ihm verleidet worden, ſeit die leichtſinnige Faſelei ſeines Schwiegerſohnes den ruhigen Ernſt ſtörte, der ſonſt darin geherrſcht hatte; ſo wie eine ſtechende Fliege die Geduld des emſigen Arbeiters in einem Grade ermüden kann, der ihn der Quälerin und dem lieben Geſchäfte zugleich zu entfliehen treibt.

Hannchen trug ſtill, aber ſchwer, an heimlichen Befürchtungen für das Glück ihrer Tochter, zu denen jeder kommende Tag ein neues Gewicht legte; und dennoch wußte ſie bei weitem das Wenigſte. So verſchwieg Jacobi ſeiner Frau, im ſchonenden Andenken ihrer früheren Parteilichkeit für Looſe, wie unzufrieden er mit dieſem ſei und wie ſehr er Urſache dazu habe.

Die Baſe ließ es bei warnenden Seitenwinken bewenden, welche jedoch auf ein unerfreuliches Mehrwiſſen ſchließen ließen, deſſen theilhaftig zu werden die Mutter mit banger Scheu vermied.

Bettina konnte ihrer Wahrhaftigkeit nicht den kleinſten Beweis ſchweſterlicher Zuneigung für ihren Schwager abgewinnen. Alles, was ſie über ſich vermochte, ward von dem Bemühen erſchöpft, dem Widerwillen zu gebieten, womit ſie die theure, geliebte Schweſter von einem Unwürdigen getäuſcht und eingenommen ſah.

Emma endlich, die Mitleidswerthe, hielt mit krampfhafter Anſtrengung den Glauben an ihren Mann und den Wahn feſt, daß ſie durch ihn beglückt ſei. Sie zürnte nur auf den Neid der Umſtände, welche bald dieſe, bald jene Schattenſeite an ihm ſichtbar machten, und doch hätte die unſägliche Angſt, womit ſie ihn liebte, die Heftigkeit, mit der ſie ihm eine günſtigere Anerkennung Anderer wünſchte und zu bewirken ſtrebte, ſie darüber belehren ſollen, daß Achtung und Zutrauen keinen Antheil an dieſer Liebe, an dieſem Bemühen hätten; denn die zärtliche Empfindung für einen würdigen Gegenſtand iſt ruhig und deſſen gewiß, daß jeder kommende Augenblick ſeinen Werth enthüllen könne und müſſe.

An einem Sonntagmorgen kam der alte Buchhalter zu Herrn Jacobi und bat ihn um eine Unterredung ohne

Zeugen. Das feierliche Geſicht des trockenen Alten kündigte den Ernſt und die Wichtigkeit der beabſichtigten Mittheilung an.

Beſtürzt führte Jacobi ihn in das Comtoir hinab und ſchloß die Thür hinter ihm zu. „Lieber Herr Rath,“ hob der wackere Greis an; „ich habe in den Dienſten Ihres ſeligen Herrn Vaters geſtanden, und nun bereits ſeit einundzwanzig Jahren einen ſo treuen und gütigen Brodherrn an Ihnen, ſeinem Sohne, gehabt, daß ich glauben würde, es vor Gott nicht verantworten zu können, wenn ich Ihnen etwas verheimlichen wollte, das Sie durchaus wiſſen müſſen, um Ihre Maßregeln danach zu nehmen, weil es ſonſt Unheil und Verderben über Ihr ganzes werthes Haus bringen möchte. — Es betrifft Ihren Herrn Schwiegerſohn.“ Hier nickte Jacobi mit tieferblaßtem Geſicht, als hätte er dieſes vermuthet.

„Vorgeſtern Abend,“ fuhr der Buchhalter fort; „ging ich mit meiner Frau ſpazieren. Wir ſchlichen langſam von einem Thore zu dem andern, weil das viele Sitzen und die neunundſechzig Jahre mich für einen weiteren Gang zu müde gemacht haben. Während des Gehens merke ich kleine Neckerchen von meinem alten Uebel, dem Magenkrampfe, welches mich lange verſchont hat. Ich kürze ſo viel als möglich dem Heimweg ab, wie wir aber in die Nähe des Kaiſerſchen Kaffeehauſes kommen, packt mich der Schmerz ſo gewaltig, daß ich lange Zeit ſtille ſtehen mußte. Es war ein guter Geiſt, mein beſter Herr, der mir grade an dieſer Stelle den Athem verſetzte. Väterchen, ſagte meine Frau, gehe doch hinauf zu Kaiſers und laſſe Dir ein halbes guten Ungarwein geben. Wer den Wein ſtets ſo mäßig genießt wie Du, dem bleibt die Gottesgabe Stärkung und Arzenei. Und vielleicht iſt es nur ein Uebergang, der dadurch beſchleuniget wird. Ich denke, ſie hat Recht und gehe in das Haus. Es war wüſte und ausgeſtorben darin, weil Kaiſer mit den meiſten ſeiner Leute draußen auf dem Garten iſt, dem der ſchönen Jahreszeit wegen Alles zuſtrömt. In der großen Weinſtube war es ſtill und leer wie in einer reformirten Kirche; ich drückte mich in ein Winkelchen und mußte ewige Zeit warten, ehe der Aufwärter mir den geforderten Wein brachte. Endlich trat der Küper aus einer Mittelthür, welche, als er durch die Hauptthür ging, wieder zurückſprang, weil er ſie nicht feſt zugemacht hatte, ſo daß ich das lärmende Geſpräch vieler Männer aus einem dritten Gemache, welches ein breiter Vorhang mit dem zweiten Zimmer verband, deutlich vernehmen konnte. Ich ward bald inne, daß eine Geſellſchaft Spieler, deren Primus der hagere Aſtoni ſei, hier den Verſteck ihrer lichtſcheuen Freuden gefunden habe; allein ſie ſchienen dermalen noch nicht an ihr räuberiſches Werk gegangen zu ſein, ſondern eines fehlenden Genoſſen zu warten. Doch ich erſtarrte, als ich den Namen Looſe in Beziehungen nennen hörte, welche mir keinen Zweifel übrig ließen, daß der Herr Schwiegerſohn ein vertrautes Mitglied dieſes ſauberen Vereins wäre. Mit teufliſchem Gelächter, Gott vergieb mir die Sünde! ſprachen ſie davon, daß ſie Herrn Looſe ſchon bedeutende Summen abgenommen, und daß er erſt vor einigen Tagen achtzig Louisd'or verloren, worüber er einen Wechſel ausgeſtellt habe. Der eine von ihnen ſagte, es wäre gut, daß die eingeſperrten Thaler des alten Spießbürgers (worunter vermuthlich Sie, mein verehrter Herr Rath, gemeint waren), einmal ins Rollen kämen, nur könne er nicht begreifen, wie es der leichten Flocke, dem

Looſe, möglich geweſen, ſich ohne große Schwierigkeit ins Warme zu ſetzen; worauf ein Anderer erwiederte, das müſſe ſo ſein. Wenn der Satan einem fidelen Kerle einmal hülfreich werden wolle, ſo verblende er die wachſame Klugheit der Geizhälſe, welche dann den Wolf im Schafpelze nicht erkenne und willig in die Heerde der goldnen Schäflein dringen ließe, die der Gierige ohne Erbarmen verſchlänge und zerſtreuete. — Ach, mein beſter Herr! Solcher empörenden Redensarten mehrere bohrten ſich mir wie Meſſerſtiche in das treue Herz. Der Wein brannte mir in glühenden Tropfen auf der Zunge; ich ließ ihn ſtehen, denn er wäre mir zu Gift geworden. Aber vor Schrecken war der Magenkrampf wie weggeblaſen. Noch an dieſem Abende wäre ich gern zu Ihnen gekommen, hätte ich nicht gefürchtet, mit dem ſpäten Beſuche Aufſehen bei den Ihrigen zu erregen. Ich hatte eine böſe und ſchlafloſe Nacht; der Schmerz kehrte verſtärkt wieder, und meine Frau ließ am frühen Morgen den Doctor holen. Heute iſt mir etwas beſſer, und ich nehme der erſten Stunde wahr, um Sie in Kenntniß von der traurigen Verirrung des Herrn Schwiegerſohns zu ſetzen.“

„Verirrung?“ wiederholte Jacobi mit ſtarrem Blicken und leiſer, bebender Stimme, als der Mann nun ſchwieg und ſeinem Principal mit kummervoller Erwartung anſah. „Nein, redlicher Freund, dies ſanfte Wort, deſſen Sinn nur einer Weiſung auf den richtigeren Weg bedarf, iſt nicht das rechte für das Laſter einer vollendeten Heuchelei und jener fluchwürdigen Leidenſchaft! — Guter Gott im Himmel! Ein Spieler iſt meiner Tochter Mann! Arme Emma! damit iſt das Unglück Deines jungen Lebens entſchieden. Ein Spieler hat keine andere Gottheit als das Glück, kein

Herz als das, was die Karte zeigt! — Er ſpottet jeder ſtillen Bürgertugend und verhöhnt den Erwerbszweig, die fromme Mühſamkeit, womit Rechtſchaffene des Himmels Segen zu verdienen ſtreben. Er denkt, ihr Thoren! was quält ihr euch? Ich weiß auf leichtere Art reich zu werden. Wagen gewinnt! Allein die zweite Hälfte des Sprichworts geht doch, im Falle die erſte ſich auch bewährt finden ließe, ſtets an ihm in Erfüllung; denn wie oft er auch die Bank ſprengen möchte, was hülfe es dem Menſchen wenn er die ganze Welt gewönne und litte doch Schaden an ſeiner Seele?“

„Lieber Herr Rath,“ unterbrach der Buchhalter mit beruhigendem Tone die ſchmerzlichen Ausrufungen deſſelben; „denken ſie auch an das Sprichwort: Jugend hat nicht Tugend. Herr Looſe könnte ſich wohl noch leiten laſſen, er mag in der Erziehung verwahrloſt, frühzeitig in ſchlechte Hände gerathen ſein. Wäre ich an an Ihrer Stelle, ſo wüſche ich ihm den Kopf mit ſcharfer Lauge und nähme ihn dann in ſtrenge Aufſicht. Sie haben ein Recht dazu. Vor allem müßte er mir reinen Wein einſchenken über ſein Vermögen, wovon wir noch keinen Groſchen geſehen haben, und das wahrſcheinlich in Gründen und Beſitzungen beſteht die im Monde liegen. — Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Rath, daß ich gradezu behaupte, alle die ſchönen Vorſpiegelungen, die er Ihnen gemacht hat, ſind doch nichts wie faule Fiſche. Ich weiß es, daß Herr Looſe oft und heimlich Briefe erhält, die nach einem getroffenen Abkommen mit dem Ober-Poſtſecretair auf der Poſt abſeits gelegt werden, und welche der Empfänger ſich ſelbſt abholt. Dies ſieht ſehr verdächtig aus. Am wirkſamſten würde es vielleicht ſein, wenn Sie ihm droheten, ſelbſt eine Reiſe nach

M........ unternehmen zu wollen, um ſich perſönlich von dem Stande ſeiner Angelegenheiten zu überzeugen.“

Jacobi faßte dieſe gutgemeinten Rathſchläge mit einem düſtern Nachſinnen auf. „Ich werde reiflich überlegen und dann ſehen, was ſich thun läßt;“ ſagte er, dem ehrlichen Denuncianten auf eine Weiſe die Hand drückend, worin dieſer den Dank und das Weh des gedrückten Vaterherzens empfand.

Nach einer faſt gänzlich durchwachten Nacht, deren dunkle Stunden auch in geiſtiger Beziehung den Lichtſtrahlen weichen mußten, welche in Jacobi's trübe Seele fielen, fühlte er ſich ermuthiget, den verklagten Sünder in ein geheimes Verhör zu nehmen. Zwar ward der Inquiſit bleich wie Aſche und zitterte wie das böſe Gewiſſen; aber er leugnete nicht. Er maßte ſich kaum einer Vertheidigung an, und doch führte ſein Blick voll täuſchender Ehrlichkeit die verſichernde Miene der Wahrheit, eine ſolche, während er den eingeſtandenen Beſchuldigungen ein ſehr milderndes Anſehen durch die Geſichtspuncte gab, worin er ſie für das Auge ſeines Richters aufſtellte. Gottlob! es iſt noch einige Hoffnung da! Dies ſchien der Seufzer zu ſagen, der Jacobi's beklommene Bruſt erweiterte, und nun hielt er mit freudiger Anſtrengung und gewaltiger Rede dem Verführten die ganze Sträflichkeit ſeines Benehmens und die fürchterliche Heilloſigkeit der Leidenſchaft vor, welcher er ſich ergeben. Worte, gewichtig wie Gold und glühend wie Flammen, fielen von Jacobi's Lippen in das Herz ſeines Tochtermannes, beſtimmt, es zu zerknirſchen und zu läutern. Er forderte und nahm das heilige Verſprechen, daß Looſe jener verderblichen Neigung für immer entſagen wolle. Dagegen gab er ihm die Verſicherung, etwaige Spielſchulden unbedingt und ohne Verzug bezahlen zu wollen, nur ſolle Looſe ganz aufrichtig in der Angabe derſelben ſein; aber dieſer betheuerte, deren keine zu haben. Jetzt war es auch an der Zeit, auf eine unumwundene Erklärung über die Vermögensumſtände Looſe's zu dringen, und Jacobi that dies mit männlichem Nachdrucke, in dem er es nicht verhehlte daß er Urſache hätte, der frühergegebenen zu mißtrauen, und ſie für falſch zu halten. Nur ein wahrhaftiges, jede vorhergegangene Täuſchung berichtigendes Geſtändniß verlangte Emma's großmüthiger Vater, und enthielte dies auch die Verſicherung gänzlicher Armuth, ſo ſolle dennoch kein Vorwurf den Reumüthigen treffen und nur Vergebung ihn richten, wenn er ein neues, der Pflicht und Wahrheit geweihetes Leben unter der Leitung ſeines väterlichen Freundes beginnen wolle.

Der Sturm heftiger Gemüthsbewegungen jagte im raſchen Wechſel Bläſſe und Gluth über das Geſicht des erſchütterten Looſe. Mit hinreißender Wärme entwarf der edle Mann, welcher der Tugend ein Herz gewinnen wollte, das er zwar für ſchwach und verführbar, aber ihrer fähig hielt, ein Bild ihrer rührenden Schönheit. Er malte ihm das ſtille, unvergleichbare Glück eines geregelten, pflichtmäßigen Lebens, und ſagte ihm mit tiefempfundener Ueberzeugung, daß Vorwurfsloſigkeit und Frieden mit uns ſelbſt uns unter allen Umſtänden Ruhe verleihe, unſeren Nächten ſanften Schlaf, unſerer Arbeit fröhliche Förderung und in jeder Noth eine getroſte Zuverſicht auf den Schutz deſſen gebe, der an die Befolgung ſeines Willens zeitlichen und ewigen Segen geknüpft hat. Ach! der redliche Jacobi trauete der Rührung, welche dieſe Vorſtellungen in ſeinem Zuhörer erweckten, und er nahm die Thräne in dem beſchämt geſenkten Auge für eine Bürgſchaft der Reue und des ernſten Vorſatzes der Beſſerung.

Looſe erklärte hierauf ſeinen Entſchluß, ſich durch eine ſchnelle Reiſe in ſeine Vaterſtadt von dem verführeriſchen Anſpruche ſeiner Spielgeſellſchaft gewaltſam loszumachen, und zugleich dort mit durchgreifender Thätigkeit ſeine Finanzen in Ordnung zu bringen. Aſtoni, das Haupt jenes ſchwarzen Bundes, würde, das wiſſe er gewiß — in Kurzem dieſen Ort verlaſſen, und er erſpare ſich die Erwartung kränkender Verlegenheiten, wenn er auf dieſe ſcheinbar zufällige Art ſich der Gemeinſchaft mit dieſem Gefährlichen entziehen könne. Die Rache der Anderen fürchte er nicht, weil ſie nur die Creaturen jenes böſen und mächtigen Geiſtes wären.

Auch wolle er ſich Gewalt anthun und den alten Lindberg um Rath und Beiſtand zur Regulirung ſeines väterlichen Erbes und zum Ordnen der verwirrten Schuldangelegenheiten deſſelben anſprechen; was dieſer, in gewiſſenhafter Rückſicht, wie ungerechter Weiſe er ſich gegen den Erblaſſer ſtets in Vortheil geſetzt habe, ihm unmöglich abſchlagen könne.

Er erbat ſich daher die Genehmigung ſeines Schwiegervaters zu dieſer Reiſe, deren doppelter Zweck ihm eine zwiefache Befreiung von Sünde und Sorge gewähren ſolle, und welche jetzt, wo Emma's Entbindung noch nicht ſo nahe ſei, um ſeine Abweſenheit ängſtlich, und ſeine Wiederkehr, die er doch unmöglich auf den Tag berechnen könne, bindend zu machen, am füglichſten vorzunehmen wäre.

Jacobi's Klugheit fand nichts gegen ſolch eine Entſchließung einzuwenden, wiewohl es ſeinen Begriffen von der Kraft tugendhafter Vorſätze entgegen war, daß ſie ſich, nach

Looſe's Meinung, im Fliehen vor der verſuchenden Gelegenheit behaupten ſollten.

Emma vernahm die Ankündigung von ihres Mannes Reiſe nach M........, die nach der Verſicherung des Vaters dringend wäre, mit tiefem Erbleichen. Zwar enthielt ſie ſich auch des ſchwächſten Verſuches ihn zurückzuhalten, allein die Angſt, womit ſie ihn gewähren ließ, war ſo zerſtörend und ſichtbar, daß die Eltern ihr deßhalb milde Vorwürfe machten.

Auch an Looſe war die letzten Tage vor ſeiner Abreiſe ein heftiger innerer Kampf zu bemerken. Seine Stimmung war ſo ungleich, ſein Weſen ſo unſtät, daß die Gemüther derer, die ihm zunächſt ſtanden, von einer ahnenden Unruhe ergriffen wurden, und die Ueberzeugung, dieſer Zuſtand ſei überſpannt und ſtehe in keinem richtigen Verhältniſſe zu der veranlaſſenden Unerheblichkeit einer Trennung für ſo kurze Zeit, gegen Beſorgniſſe aufgaben, über deren Natur und Gegenſtand die Vernunft jede Auskunft verſagte.

Looſe war nun fort, und ſeinem Weibchen koſtete die Ausſicht auf eine Monat lange Strohwittwenſchaft heißere Thränen, als manche Frau auf den Sarg ihres Gatten fallen läßt. Jacobi verheimlichte den Seinigen die Schwäche ſeines Gefühls, welche er mit tadelnder Verwunderung in einer ſo preßhaften Beklommenheit verſpürte, daß er nahe daran war, ſeinem Schwiegerſohne noch am Abend vor deſſen Abreiſe das Dableiben vorzuſchlagen.

Emma's Eltern wünſchten, daß die junge Frau zu ihrer Zerſtreuung, indeß ihr Mann abweſend wäre, in dem väterlichen Hauſe wohnen möchte, welches Erbieten dieſe auch dankbar annahm.

Der erſte Tag, in dieſen heimiſchen Umgebungen verlebt, von dem Beſtreben der Ihrigen, ſie aufzumuntern, angeſprochen, war der Betrübten leidlich hingegangen, als am Morgen des zweiten eine Nachricht, der man kein Intereſſe für Emma beilegte, das Wachsthum ihrer Beruhigungen hinderte und ein Licht, fürchterlichhell, wie Feuerſchein, auf den Charakter ihres ehelichen Vertrauens fallen ließ.

Frau Jacobi hatte Ader gelaſſen, und der Chirurgus kam, den Arm zu verbinden. Die Unterhaltung dieſer Claſſe dürfte unter die Rubrik der Zeitungen und laufenden Tagesblätter zu rechnen ſein.

Der Chirurgus erzählte, daß in der vorletzten Nacht Capitain Aſtoni, der falſche Spieler und Gaudieb, auf und davon gegangen ſei und eine ungeheure Menge Schulden hinterlaſſen habe.

„Gott im Himmel! Was widerfährt Dir, mein liebes Kind?“ rief die Mutter bis aufs Aeußerſte erſchrocken, und ſprang mit aufgelöſeter Binde ihrer Tochter Emma zu, welche mit einem krampfhaften Lächeln ohnmächtig an die Lehne des Stuhles zurückſank.

Der Chirurgus zog gleichmüthig eine ſtärkende Eſſenz hervor, die er zur Hand hatte, und erklärte mit der Zuverläſſigkeit eines Erfahrenen, dieſen Zufall als eine Erſcheinung, die unter den Umſtänden, worin Madame Looſe ſich befände, von gewöhnlicher und unbedenklicher Art wäre.

Auf den Schreckensruf ſeiner Frau war Jacobi aus dem anſtoßenden Zimmer herbeigekommen, und als dieſe mit der Umſtändlichkeit, womit Berichtende ſich gerne bei den Vorgängen und kleinſten Nebenumſtänden eines Unfalles aufzuhalten pflegen, ihrem Manne erzählte, wie ſie Emma, grade als ihr Herr Sander erzählt, daß der Capitain Aſtoni in der geſtrigen Nacht verſchwunden ſei, habe mit veränderter Farbe und verfallenen Zügen umſinken geſehen, da errieth der Vater nicht ohne Schmerz den Grund von der Ohnmacht ſeiner Tochter.

Er führte Emma, nachdem ſie ſich ein wenig erholt hatte, in ihr Schlafzimmer und ſenkte die Erſchöpfte in einen kleinen Sopha, ſich an ihre Seite ſetzend.

„Willſt Du wohl,“ hob er an, „mein liebes Kind, mir offen vertrauen, was Dich quält? Ach! ich weiß es ohnedies und möchte es nur von Dir hören, um Dich beruhigen zu können. Nicht wahr, Du fürchteteſt einen Augenblick, daß dieſer Aſtoni —“ er ſuchte mit väterlicher Güte nach dem ſchonendſten Ausdrucke — „in Geſellſchaft Deines Mannes abgereiſt ſein könne? —“

Emma antwortete mit einem Thränenſtrome, und Jacobi fuhr fort: „Nein, das glaube nicht, arme Tochter! Es iſt ſchon Unglück genug, wenn die Liebe ſolch eine Möglichkeit gedenkbar findet. Dann wäre Leoſe ein verrätheriſcher Böſewicht, und dafür wollen wir ihn ſo lange nicht halten, als keine grauſame Nothwendigkeit uns dazu zwingt. Wiſſe denn mein Kind, daß im Gegentheile dieſe Reiſe in der Abſicht geſchehen ſei, Deinen Mann den Krallen habſüchtiger Betrüger zu entreißen, mit denen er ſich in leichtſinniger Unbedachtſamkeit gemein gemacht hatte, und daß er mir verſprochen, als ein Wiedergeborener zurückzukehren und einen neuen Lebenswandel in Geiſt und Wahrheit anzufangen. Deßhalb ſei ruhig meine Tochter!“

Emma legte das bleiche Köpfchen, über welches des Vaters Troſt wieder einen ſchwachen Hoffnungsſchimmer gehaucht hatte, dicht an die Bruſt dieſes beſten Freundes, und ihre Thränen tropften milder in den geſegneten Schooß, bis ſie vor dem Angeſichte der beſorgten Mutter verſiegten.

Zwar ſagt man, es ſende das Unglück nicht immer Boten; aber der aufmerkſamen Erfahrung und tieferen Menſchenkenntniß dürfte ihre Ankunft, ihr Daſein, nur in den ſeltenſten Fällen unbemerkt bleiben; nur daß ſie bald in zarter Geſtalt in das Gemüth einkehren, bald als Zeichen in das Leben treten, allein faſt immer vorangehend den Schlag verkündigen, der die Ruhe und das Glück einer Familie oder eines Einzelnen zerſchmettern ſoll. Sie fehlten auch dem Hauſe Jacobi nicht, als die Zufriedenheit deſſelben das Opfer der ſchwärzeſten Undankbarkeit gegen Liebe und Treue, ja, des ſchändlichſten Verraths an Glauben und Menſchlichkeit ward.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke,
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Neunundvierzigster Band.

Die Familie Jacobi. Zweiter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Familie Jacobi.

Seit Emma's Verheirathung, und genau genommen, ſeit der unheilbringenden Bekanntſchaft mit Looſe war der ſtille, klare Frieden aus dieſem glücklichen Hauſe gewichen, der ſonſt wie ein milder Maitag, aus gemeinſchaftlicher Mühe, aus dem Austauſche der Gedanken, aus den Tiefen der Empfindung, Blüthen der Freude gelockt, und, um das Bild beizubehalten — wo ſtille Thränen floſſen, deren Quell wohl keinem Erdenleben fehlt, liebliche Vergißmeinnicht gepflanzt hatte. In zunehmender Schwüle war dieſer holde, ſchöpferiſche Lenz verſchwunden, und jetzt fühlten ſich die Herzen Aller von dem finſteren Schweigen gedrückt, welches Jeder, die eigenen Befürchtungen für Uebertreibung des Mißtrauens erkennend und als ſolche zurückhaltend, gegen den Anderen beobachtete, und das wie in der Natur den Verheerungen eines ſchrecklichen Sturmes voranging.

Schon war eine Woche vergangen, in deren Laufe mehrere Poſttage das baldverſprochene Schreiben von dem Reiſenden hätten bringen können, und noch war keine Zeile von ihm eingegangen. Ein flüchtiges Zittern bewegte Emma's zarte Glieder, und das gekränkte Herz ſchlug unter der züchtigen Hülle ſichtbar auf, wenn der Ueberbringer der Poſtſachen auf die ungeduldige Anfrage nur eine verneinende Antwort geben konnte.

Jacobi war während dieſer Zeit keines beſonnenen Geſchäftes fähig. Der alte Buchhalter ſchüttelte immer ſtärker das ehrwürdige Haupt, und ſein Mienenſpiel drückte beredt üble Prophezeihungen und ein ehrerbietiges Bedauern für ſeinen Herrn aus.

Auch Mutter Hannchen war bis zur tiefſten Zerſtreuung bekümmert. Sie vergaß während ihrer Rede, was ſie ſagen wollte, und ſuchte beſtändig nach Etwas umher, das ſie nicht vermißte.

Bettina's Geſundheit hatte ſeit längerer Zeit gelitten, ohne daß ſie die krankhafte Mattigkeit derſelben durch ein örtliches Uebel hätte erklären können. Jetzt aber entzog ein leichtes Flußfieber ihren körperlichen Zuſtand jeder anderweitigen Vermuthung über die Urſache ſeiner Angegriffenheit und vertrauete ſie der Behandlung des Arztes an; jenes Biedermannes, an deſſen freundſchaftliche Wärme für die Familie Jacobi ſich unſere lieben Leſerinnen noch erinnern werden.

Der vierzehnte Tag nach Looſe's Abreiſe, ein Sonntag, erſchien mit düſterer Feier. Als aber der Glocken heller Frühklang durch die ſtille Herbſtluft tönte und der bleiche Sonnenſchein jetzt ſeine zitternden Blendungen durch die verhüllten Fenſter warf, da war es, als erginge der Ruf einer Gottesſtimme an das Gemüth der Mutter und als erhellete ein aufgehender Glanz die Schatten ihrer Seele. „Emma!“ ſagte ſie, mit dringender Geberde die betrübte Tochter anſprechend, „ich bitte Dich mit mütterlicher Inſtändigkeit, ſtarre nicht ſo zaghaft vor Dich hin und ſei nicht gar ſo ſtill! Wir wollen mit dem Vater zur Kirche fahren. Der Senior Peters hat die Amtspredigt; er ſollte richtiger Johannes heißen, denn die himmliſche Tröſtermilde jener Jüngerſeele haucht aus ſeinen Vorträgen und erquickt die Mühſeligen und Beladenen. Es wird Dir wohl werden, mein liebes Kind, und Du wirſt Dich in Geduld und Hoffnung ſtärken. Unſere Bettina, die ſich noch pflegen muß, bleibt zu Hauſe und empfängt uns vielleicht mit guter Nachricht. Quäle Dich nicht mit Putz und anſtrengender Toiletten-Sorgfalt; Dein Morgenkleid iſt ſauber, und Du darfſt nur den Mantel umnehmen, den die Kühle der Kirchenluft und die Rückſicht auf Deine Geſtalt nothwendig machen. —" Emma folgte willenlos den Verfügungen der liebenden Mutter über ihre Perſon.

Bettina ſaß daheim, von tiefer Stille umgeben, aber der inneren Sabbathruhe im aufgeregten Gemüthe entbehrend, und las in den Stunden der Andacht. Da kam der Arzt in ſcherzhafter Laune, ſich nach dem Befinden ſeines Pathchens zu erkundigen. (Er hatte bei jeder der drei Taufweihen in Jacobi's Hauſe zu Gevatter geſtanden.) Kaum war der erfragte Beſſerungsbericht von dem Mädchen abgegeben, da trat der jüngſte Commis der Handlung mit höflicher Entſchuldigung in das Zimmer und überreichte Bettina einen Brief, der mit anderen Poſtſachen gekommen war. Die flüchtigen Züge der Adreſſe, von einer geübten, männlichen Geſchäftshand geſchrieben, das doppelt unterſtrichene cito citiſſime! miſchten der Befremdung Bettina's über den Empfang eines Schreibens von unbekannter Hand einen großen Beſtandtheil ängſtlicher Ahnung bei, wozu ihre Gemüthsſtimmung von den obwaltenden Umſtänden vorbereitet worden war. Als ſie jedoch das Siegel um ſeine Herkunft befragen wollte und unter allegoriſchen Berufszeichen ein zierliches L erblickte, da überzog die Purpurfarbe des ſuperfeinen Lacks ihr zartes Geſicht, und ſie wußte, weß Geiſtes Kind dieſer Brief ſei.

Der Doctor ſah dies leuchtende Hochroth, und vermuthete, es übe Verrätherei an einem bräutlichen Geheimniſſe. „Ei! Ei! Pathchen Bettina!“ ſagte er mit aufgehobenem Finger, „das ſieht ganz verdächtig aus. Der unbekannte Briefſteller iſt ein bewunderungswürdiger Färber; ich möchte mir ſeine Aſſiſtenz erbitten: denn es will mir bei weitem nicht ſo gut und ſchnell gelingen, blaſſe Wangen mit friſcher Röthe zu überziehen, als in welcher dies erſtarrte Geſichtchen glüht. — Nun, nun, Kleine, keine Verſicherung! Ich glaube ja Alles; und auf daß Sie ſagen, wie discret ich ſei, ſo leſe ich in den Zeitungen, die mir hier ſehr bequem liegen, während Sie ſehen, was die Zuſchrift enthalte.“

Kaum hatte Bettina die erſten zehn Zeilen des Briefes geleſen, da verſchwand die Lebensgluth ihrer Wangen in Todesbläſſe. Ein gebrochener Laut der Angſt, des Entſetzens ſchlug an das Ohr des Zeitungsleſers, und heftig erſchrocken wollte dieſer wiſſen, ob ein Unglück vorgefallen wäre. Allein mit ſtarren Blicken las Bettina, ohne ihm zu antworten, das Blatt zu Ende, das in ihren fliegenden Händen hin und her ſchwankte, und als ſie am Schluſſe deſſelben war, rang ſie die zitternden und jammerte laut: „O meine unglücklichen Eltern! O arme betrogene Schweſter!“

Dem theilnehmenden Arzte rieſelte es bei dieſen Ausrufungen kalt durch die Glieder; er beſchwor Bettina, ihn wo möglich, wiſſen zu laſſen, worüber ſie in ſolch einem zerſtörenden Grade beſtürzt ſei, weil er glaubte, die jugendliche Heftigkeit des Mädchens übertreibe einen geringfügigen Anlaß zu Beſorgniß und Verdruß.

„Da leſen Sie ſelbſt!“ ſagte Bettina und reichte dem Doctor die traurige Anzeige dar. „Unſer Unglück wird nun bald offenbar werden; warum ſollte ein trauter, treuer Freund, der es uns tragen hilft, es nicht früher wiſſen als Andere, die es uns vielleicht erſchweren?“ Hier brach die Stimme, wie das Herz gebrochen war. Mit verfehlender Ungeduld ſuchte der Arzt nach ſeiner Brille, und als er ſie gefunden, las er, wie folgt:

Mein theuerſtes Fräulein!

Die unauslöſchliche Achtung, welche ich als einen Gewinn meiner Bekanntſchaft in Ihrem verehrten Hauſe daraus hinweggetragen und in werthen Erinnerungen bewahrt habe, läßt nicht zu, daß eine Gelegenheit, wobei ich die Geſinnungen meiner Ergebenheit und Theilnahme für die Familie Jacobi bethätigen könnte, mir vorüberginge, ohne daß ich ihrem Winke folgte; wenn es mich auch tiefer ſchmerzt, als ich zu verſichern wage, daß dieſer Anlaß meinen Wünſchen für Ihr ſämmtliches, ungetrübtes Wohl nicht angemeſſener ſei.

Herr Looſe, den ich nur ungern Ihren Schwager nenne — iſt in der Dämmerung des geſtrigen Abends, durch M........ gegangen, ohne daß mein Vater oder ich, oder irgend einer ſeiner näheren Bekannten ihn geſehen. Er hat nebſt ſeinem Begleiter, in welchem ein anweſender Fremder einen berüchtigten Spieler, Namens Aſtoni, hat erkennen wollen, auf dem Poſthauſe nur ſo lange verweilt, als der Umſpann von vier Pferden Extrapoſt, die nicht ſogleich haben herbeigeſchafft werden können, gedauert. In dem Beſtreben, dort unerkannt zu bleiben, durch das ſcharfe Auge des Poſtmeiſters und deſſen namhafte Anrede geſtört, habe er nicht ohne ſichtbare Verlegenheit die Maske der Fremdheit für einen prüfenden Scherz ausgegeben; aber mit deſto dringenderer Eile die Abreiſe zu beſchleunigen geſucht.

Jener Fremde, deſſen ſchlichtes Aeußere die Reiſenden getäuſcht, ihn für einen Mann ohne Bildung und Bedeutung zu halten, iſt der ungefürchtete Zeuge eines Geſprächs geweſen, welches dieſe in italieniſcher Sprache geführt, und deſſen Inhalt ſehr verdächtiger Art geweſen ſei. Dieſe Umſtände und mehrere andere noch, welche dieſer Durchreiſe das Anſehen einer Flucht gegeben, haben bald nach der Abfahrt des Herrn Looſe und ſeines böſen Dämons —, denn dafür wäre der Cumpan zu halten — das Gerücht der erſteren, als letztere, in Umlauf gebracht, und in dem Andenken an ſeinen früheren Leichtſinn, an die Verwerflichkeit ſeines Umgangs wie ſeiner Neigungen, glaubwürdige Beſtätigungen gefunden.

Eine große, ſchwere Caſſette, auf welche Herr Looſe ſorgfältig geachtet, wie der bei ihm bemerkte nicht unbeträchtliche Reichthum in Papieren, läßt vermuthen, daß er ſich mit zureichenden Mitteln verſehen, und es bleibt nur noch zu wünſchen übrig, daß dieſe Fürſorge nicht auf Unkoſten Ihres Herrn Vaters gebraucht worden ſei.

Vielleicht dürfte es befremdlich ſcheinen, daß ich dieſe Anzeigen, welche ich als meine Pflicht erkenne, wenn gleich ich ſie mit wundem, mitfühlendem Herzen übe, grade an Sie, mein hochverehrtes Fräulein, richte; allein Ihr Zartſinn wird eben ſo leicht die Abſicht, von der ich hierbei geleitet wurde, verſtehen, als Ihre Güte geneigt ſein dürfte, die Kühnheit einer Zuſchrift an Sie zu verzeihen.

Es wäre trotz allem Anſcheine vom Gegenfalle, doch möglich, daß Herr Looſe ungerechter Weiſe zu der Anſchuldigung eines heimlichen Entweichens gekommen, welches die Verhältniſſe, worin er in der jüngſten Vergangenheit eines Jahrs gelebt, zu einem Verbrechen ſtempeln würden. Wer kennt nicht die Täuſchungen der Umſtände, und weſſen Urtheil wäre nicht durch ihr trügliches Spiel irre geleitet worden!

Wenn dieſe Erfahrung ſich auch bei dem Verdachte bewährt finden ließe, der gegenwärtig Herrn Looſe's Reiſe befleckt, ſo iſt dieſer Brief nur für das Auge eines Mädchens geſchrieben, in welchem ich das ſanfteſte, ſchonendſte Gefühl, mit einem ſtarken, beſonnenen Geiſte verſchwiſtert, kennen gelernt habe, um es ewig zu ehren. — Sollte jedoch jener ſo natürlich erregte Argwohn in der Wahrheit beſtehen, ſo werden dieſe, Ihnen eigene Gaben Sie gewiß den ſchicklichſten Augenblick und die lindeſte Weiſe für eine Mittheilung an Ihre würdigen Eltern und an die bedauernswerthe Gattin des Undankbaren benutzen laſſen, welche auch aus dem Munde eines Engels, wie ein ſcharfes Schwert, in die Herzen dringen wird, die das Vertrauen verrieth.

Die Vorſicht wolle Sie und die theuren Ihrigen keiner der Tröſtungen entbehren laſſen, welche dem

Redlichen unter dem Drucke des Kummers vorbehalten ſind, und den geraubten Frieden bald wieder in Ihr werthes Haus zurückführen, das er ſonſt beglückte! Mit dieſem heißen Wunſche und der Hoffnung, mich ſchon nach dem Verlaufe eines Monats von ihrem Ergehen und der Entwickelung dieſer beunruhigenden Angelegenheit perſönlich überzeugen zu können, nenne ich mich, mein theuerſtes Fräulein,

Ihren gehorſamſten Lindberg.

„Alle Heiden! das iſt ein harter Schlag! Ein ſehr harter Schlag, bei Gott!“ rief der ehrliche Doctor mit hörbarer Alteration und faltete in unſicherem Bemühen den Brief langſam in einander. „Faſſe Dich jedoch, mein Herzenskind, und denke mit dem Apoſtel: Wir ängſten uns wohl; aber wir kommen nicht um! —“ Ein paar einzelne Thränen, als hielte die Gewalt der Empfindung ihre vollere Strömung zurück, floſſen zögernd über Bettina's Geſicht, das einem Bilde des Entſetzens aus weißem Marmor glich. „Die Verdammniß der Hölle über den Böſewicht, der ſolch Herzeleid über Euch, Ihr guten Menſchen, brachte!“ fuhr der Arzt mit ſteigender Hitze fort, da der Anblick dieſes ſtummen Jammers ihn entflammte. „Die Galle tritt mir ins Blut! Ich glaube, ich könnte ihn, oder den hagern Kartenteufel, dem er ſich verſchrieben, erwürgen, wenn ich einen oder den andern habhaft würde! — Aber, Bettina, mein Goldmädchen, faſſe Muth, und mache die Zuverſicht des Ehrenmannes, der ſich an Dich gewendet hat, nicht zu Schanden!“

Dieſe Aufforderung wirkte und goß wieder einige Regſamkeit in Bettina's betäubte Geſtalt. Sie erhob ſich und reichte dem alten Freunde wie verſichernd die kalte Hand. Der Doctor zog ſie tröſtend in ſeine Arme, und ſprach: „Es gilt eine ſchwere Stunde, arme Kleine; aber ſie gehet vorüber, wie die köſtlichſte des Lebens. Ich werde hier bleiben; ſie werden mich wohl zu finden wiſſen, wenn ſie mich brauchen ſollten. Wo ſolch eine entſetzliche Hiobspoſt wartet, da iſt der Arzt ſo gut an ſeinem Platze wie der Freund!“ Bei dieſen Worten legte er den Stock quer über den Tiſch, und ging, die Hände über den Rücken gekreuzt, mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder.

Jetzt läuteten ſie das Schlußgebet in der Kirche ab; Bettina fuhr bei dem Glockenſchalle zuſammen. Nun kamen die erſten Kirchleute; immer ſtärker wallte der Strom der andächtigen Menge die Straße entlang. Jetzt rollte auch der Wagen vor das Haus. „Ach mein Gott! ſeufzte Bettina aus bedrängter Bruſt, als ſie der Mutter Stimme von der Treppe herauf vernahm, und der Arzt wies das Mädchen noch ſchnell an, mit dem Vater zu ſprechen; er wolle Emma und die Mutter vorbereiten.

Ein begrüßendes Lächeln, womit Bettina die Eintretenden empfing, ſollte dieſen den Anblick des blutenden Herzens für einige wohlthätige Minuten entziehen, aber dies Lächeln um den blaſſen Mund glich dem Ausdrucke einer Freudigkeit, zu welcher das Märtyrerthum begeiſtert. Dagegen ſtrahlte aus den Augen der Mutter, wie aus Emma's matten Zügen eine Beruhigung, die ihrer Troſtbedürftigkeit in den ſtillen Hallen der Kirche zu Theil geworden war; ſie hatten die Weihe für das ſchwere Verhängniß empfangen, welches ihrer harrete.

Bettina, den Doctor ſeinem traurigen Vornehmen überlaſſend, ging ſäumigen Schrittes zu dem Vater hinab, der, wie ſie wußte, ſich ſeit ſeiner Nachhauſekunft aus der Kirche im Comtoir befand.

Mit verſtörter Miene im Leſen einiger Briefe begriffen, fragte er: „Was willſt Du, mein Kind?“ Und der Ton dieſer Worte war ſo haſtig und abweiſend, als würde er es gern ſehen, wenn Bettina's Anſuchen ſo ſchnell, wie möglich, abgemacht werden könnte. Wie zaghaft dieſe auch noch vor wenigen Secunden die Schwere der ihr auferlegten Pflicht erwogen hatte, ſo kam ihr doch bei dem Anblicke des Vaters, der ihr ohnedies beunruhiget erſchien, all der Muth, den ſie aus dem ſchnell erwachten Bewußtſein ſchöpfte, daß, wolle ſie dem Auftrage des Freundes und dem in ſie geſetzten Zutrauen genügen, ſie auf dem angreifenden Poſten, wohin daſſelbe ſie geſtellt, die heldenmüthigſte Faſſung und Geiſtesgegenwart behaupten müſſe.

„Mein Vater!“ ſagte Bettina mit kindlichem Anſchmiegen, und umſchloß ſeinen Arm mit beiden Händen, „ich habe Dir nicht, wie Du hoffteſt, gute Nachricht zu bringen, ſondern ſehr üble. Aber ein ſo chriſtlicher und gerechter Mann, wie Du, wird uns, denen Dein Beiſpiel vorleuchtet, zeigen können, wie Gott die Seinigen mit wunderbarer Kraft zum Siege über das Unglück auszurüſten verſteht, und unſere Schwachheit wird ſich an Deiner frommen Gemüthsfaſſung aufrichten.“

„Meine gute Bettina,“ antwortete der Vater mit tiefer, ſchmerzlicher Rührung, „wahrſcheinlich weiß ich Deine Nachricht ſchon. Dieſe Briefe ſind Dir zuvorgekommen. Looſe iſt zum Verräther an uns geworden und hat ſein ungeborenes Kind verwaiſet. Er iſt diebiſcher Weiſe entflohen, nachdem ſeine rohe Leidenſchaft befriediget, und ſeine Betrügerei, womit er mich über ſeine Umſtände getäuſcht, der

Entdeckung nahe war! — Dieſe Briefe, aus großen Handlungshäuſern, mit denen ſchon mein ſeliger Vater Geſchäfte getrieben, melden mir, daß Looſe auf meinen Namen und deſſen vorgezeigte Unterſchrift bedeutende Summen erhoben, die man bei dem Credit, deſſen ich genieße, meinem Compagnon ohne Weigern bezahlt hat. O! daß ich meinen Namen mit dem eines Betrügers brandmarken mußte!" Jacobi bedeckte mit beiden Händen ſein Geſicht.

„Vater! Vater!" rief Bettina, und rankte ſich an ihm hinauf, „gieb Dich zufrieden! Vor Gott haftet kein Flecken darauf, weil Deine Seele, ſelbſt ohne Arges und Falſchheit, kein Mißtrauen kannte; und auch vor den Menſchen wird Undank und Verrath nur gleich einer giftigen Spinne darüber hinkriechen, ohne eine Spur nachzulaſſen."

„Du irreſt in der letzteren Vorausſetzung, meine Bettina, ſagte ihr Vater mit ſchwerer, weiſſagender Sorge. „Wiſſe, mein Kind, daß die Welt ſich grauſam an Denen rächt, die ſich ihrer Gemeinſchaft entſchlagen, und in der Abſonderung ihrer Geſinnungen die Erbietungen, womit ſie lockt, verachten! Sie freut ſich ſchadenfroh, wenn menſchlicher Irrthum Unheil und Verderben über das Haus eines Stillen im Lande bringt, und wird eher das Laſter eines Böſewichts beſchönigend vergeben, als die Schwäche eines Tugendhaften ungeahndet laſſen! — Auch weiß ich wohl, wie ſehr ich gefehlt habe und demnach den Tadel der Freunde, wie die Rüge der Feinde verdiene. Ich war zu glücklich, deßhalb war ich ſicher geworden. O! warum hatte ich kein Arges gegen dieſen abgefeimten Buben, der hinter fröhlicher Jugendluſt räuberiſche Tücke verbarg? — Ich möchte mit Wallenſtein's Worten ſagen: Weit offen ließ ich des Gedankens Thore und warf die Schlüſſel weiſer Vorſich weg! — Doch ſprich, meine Tochter, woher weißt Du, daß Looſe ſeine Reiſe ſolch einem fluchwürdigen Beginnen vorgewendet habe? —"

Bettina zog Lindberg's Brief hervor und reichte ihn dem Vater. Als nun Jacobi an die Stelle kam, wo die Rede von dem Capitain Aſtoni, als dem Begleiter des Verworfenen, iſt, da erreichte Zorn und Abſcheu einen Grad, welcher das milde Gemüth des empörten Vaters in den Empfindungen des Haſſes zu verwüſten drohete. „Iſt ſolch eine unerhörte Niederträchtigkeit wohl möglich?“ rief er mit flammenden Augen. „Hier auf dieſer Stelle war es, wo ich vor ganz kurzer Zeit das heilige, mit Thränen beſiegelte Gelöbniß von ihm empfangen, daß er ſich losreißen wolle von den Banden, womit die Hölle ihn umſtrickt! Und hier muß ich erfahren, daß mein Vaterſchmerz einem Heuchler zum Gaukelſpiele gedient habe; denn gewiß war ſchon damals der Plan zu der gemeinſchaftlichen Entweichung und allen daran geknüpften Betrügereien entworfen, die ich noch nicht ganz überſehen kann, weil mein Unglück ſich in zu furchtbarer Ausdehnung vor mir erſtreckt!“

Bettina ging jetzt mit ihrem Vater zu den Andern hinauf, denen der Doctor während deſſen die niederſchlagene Kunde beigebracht hatte. Zu Jacobi's höchſter Verwunderung fand er Emma, die betrogene Tochter, ungleich gefaßter, als er zu erwarten berechtiget geweſen; hingegen befand ſich die Mutter in dem mitleidswertheſten Zuſtande. Zwar war Emma bleich und kalt wie der Tod, ihr Blick erloſchen, ihr Athem kurz und gepreßt, aber doch lag in den leiſen Tönen, womit ſie ſagte: „Nun iſt der Schlag gefallen, den ich ſo lange vorahnend gefühlt!“ etwas, das mehr der Beendigung eines ſchweren Kampfes, als ſeinem Anfange nachklang.

Hannchen jammerte laut und untröſtbar. Sie hatte weniger, als Gatte und Tochter, von den verdammlichen Neigungen, von der geheimen Lebensweiſe ihres Schwiegerſohnes gewußt; ihr günſtiges Vorurtheil für ihn hatte ſo tiefe Wurzeln in ihr mütterliches Herz geſchlagen, daß die Erfahrung es zerfleiſchte, welche es mit ſchneller Gewaltſamkeit dieſem weichen, zärtlichen Herzen entriß. Noch hatten die Angaben ſeiner Schuld für ſie eine Unglaublichkeit, die, ungeachtet deren genaue Uebereinkunft volle Gewähr für die Wahrheit leiſtete, ihr einen marternden Zweifel übrig ließ, da die Andern durch unbedingte Annahme ihrer Glaubwürdigkeit ſich die traurige Gewißheit ſicherten, womit jede Entſchiedenheit, wäre es auch die beraubendſte — ein geängſtetes Gemüth ſtillt.

Der Doctor mußte endlich nach Hauſe, verſprach jedoch bald wiederzukommen. Das Eſſen ward aufgetragen und unberührt abgenommen; nur die Baſe genoß ein paar Löffel Suppe, und Emma warf auf dieſe überaus mäßige Sättigung einen Blick, der die Fähigkeit, unter dieſen Umſtänden an ein körperliches Bedürfniß denken zu können, eben ſo unbegreiflich, als beneidenswerth zu finden ſchien. Ach! liebe Leſerinnen, wer unter uns hätte nicht jemals einen Tag erlebt, an welchem wir uns wunderten, daß die Sonne in gewohntem Glanze ihre Bahn ſo ruhig gehe, da doch keiner ihrer Strahlen in die tiefe Nacht unſerer Seele drang? Wo das gleichgültige Geſpräch eines Menſchen, und jeder Erſcheinung der Gewöhnlichkeit einen ſcharfen, ſchneidenden Contraſt zu der Empfindung bildete, welche die Theilnahme der ganzen lebenden Welt an einem Kummer vorausſetzte, der unſer Weſen aus den Fugen ſeines Beſtandes geriſſen! — Wer wußte aber auch nicht, mit welch ſanfter Hand die Zeit uns zurückführe auf die Natürlichkeit unſerer Anſprüche, und wie heilend der Balſam iſt, den ſie fliehend auf offene Wunden niederthauet!

Nachdem nun zureichende Beweiſe vorhanden waren, daß Looſe als ein Vagabond die vaterländiſchen Grenzen verlaſſen und den beglückenden Verbindungen, die ihm heilige Pflichten auflegten, in dem Wahne entflohen ſei, ſich unbeſchränkter Freiheit zu verſichern, da er ſich doch nur in engere Sündenfeſſeln ſchmiegte — konnte Jacobi den an ihm begangenen Raub auf zwanzigtauſend Thaler anſchlagen. Die Summe des Elends aber, welches der unnatürliche Flüchtling über eine ſtets zufriedene Familie brachte, würde nicht ſo leicht nachzuweiſen geweſen ſein. Die Nothwendigkeit, ſich mit ſeinen Handlungs-Correſpondenten zu verſtändigen, beſchäftigte den fleißigen Jacobi dringend, und zerſtreuete, wenn auch auf peinliche Weiſe, ſeinen Gram. Er brachte der Ehre ſeines Namens, worauf das Naheſtehen eines ſchimpflichen, entſtellende Schatten warf, große Opfer, indem er die Schulden ſeines Tochtermannes bis auf den letzten Groſchen bezahlte.

Hannchen, die arme Mutter, mußte endlich an die Schändlichkeit ihres Eidams glauben lernen; allein dieſer Zwang brach ihre Lebenskraft. Sie klagte ſich mit büßender Härte an, ihres Mannes widerſtrebende Einwillung zu der zwiefachen Vereinigung mit dieſem gleisneriſchen Fremdlinge durch die mächtigſten Waffen ihres Geſchlechts bekämpft, und die thörichte Neigung der Tochter geſchützt zu haben; und Emma, in der das Bewußtſein der Mütterlichkeit über das leidende, gebeugte Weib ſiegte, hatte die edle, kindliche Stärke, um ihrer Mutter Selbſtverſöhnung zu gewähren, ſich über ihr Geſchick zu erheben.

Bettina's Abneigung gegen ihren Schwager, von dem erſten leiſen Gefühl der Ahnung an bis zu den Schauern der Verachtung vor ſeiner Lügenfertigkeit, war nun gerechtfertiget. Man erkannte jetzt mit erhöheter Würdigung des Mädchens zarten Sinn für die Wahrheit, und empfand mit tiefer Innigkeit das Edelmüthige in Bettina's Benehmen, welche, da ihre vorſichtigen Warnungen vergeblich geweſen, allen Kummer um die Zukunft allein auf das verſchwiegene Herz genommen, die Verkennung, womit die Ihrigen an ſich und ihr geſündiget, nur betrauert und mit noch milderer Liebe gerächt hatte, und jetzt ſo fern davon war, einen anderen Gebrauch von der empfangenen Genugthuung zu machen, als daß ſie mit wahrhaftiger Wehmuth und eifrigſter Hülfsleiſtung die ſchwere Schickſalsbürde tragen half, welche auf ihren Verwandten laſtete.

In der fünften Woche folgte Lindberg ſeinem Briefe. Er bekleidete nunmehr einen anſehnlichen Juſtizpoſten in ſeiner Vaterſtadt, und kam jetzt von der Verlobung mit ſeiner Couſine, welche, eine Waiſe, bei ihrem Bruder in H........ lebte, der als Aſſeſſor bei dem daſigen Oberlandesgericht angeſtellt war und nebenher, doch nur mit ſchüchternem Hervorwagen, ſchriftſtellerte.

Wenn Lindberg gleich zu zart fühlte, um mit der Verſicherung ſeines Glückes, die mehr in ſeinem Betragen, als in ſeinen Worten gelegen hätte, in ein Haus zu kommen, das an den edelſten Theilen des menſchlichen Wohles, Ehre und Liebe, ſo ſchwer verletzt worden war und an noch friſchen Wunden blutete: ſo war doch ſein Charakter zu wahrhaft und ſeine Ueberzeugung von dem Werthe der empfangenen Hand zu gewiß, als daß er deßhalb das Freudenfeuer ſeiner Augen hätte willkürlich verlöſchen können und wollen. So trat ſein Herz ins Mittel und ließ die lebhaftere Anregung ſeiner Empfindungen der Theilnahme für dieſe Familie zu Gute kommen. Auch war der Empfang, den Lindberg diesmal darin fand, ſehr verſchieden von dem, welchen er bei ſeiner erſten Ankunft hieſelbſt gefunden. Mit Schmerz ward ſich Jacobi, mit Reue ſeine Gattin bewußt, daß ſie dieſen Redlichen, der ihnen zum Schutzgeiſt hätte werden können, wenn ſie ihn hätten erkennen wollen, mit der Voreingenommenheit für jenen Nichtswürdigen zurückgeſetzt, und die berichtigte Anerkennung prägte ſich in der vergütenden Schätzung aus, womit er ſich jetzt gewürdiget ſah.

Nur der unglücklichen Emma fiel es faſt allzuſchwer, einen Mann wiederzuſehen, an deſſen Anblick ſich Erinnerungen knüpften, die den geleerten Kelch ihrer Leiden mit friſchen Wermuthstropfen füllten. Die höhere Achtung, in der ihr Benehmen den Gaſtfreund ehrte, war dem widerwilligen Verdammungsurtheile ihres Mannes entnommen, und mit einer leiſen Beſchämung über den gröblichen Irrthum ihrer Leidenſchaft gemiſcht; welche Zuſammenſetzung jeder Mittheilung von Emma an Lindberg eine kühle Entferntheit gab, und ſie ihren körperlichen und geiſtigen Zuſtand benutzen ließ, ſich ſeiner Gegenwart ſo viel als möglich zu entziehen.

Aber deſto wärmer feierte Bettina ſeine Wiederkunft, und die wenigen Tage ſeiner Anweſenheit in W....... Kam er doch diesmal als Bräutigam, und ſo durfte ihre Jungfräulichkeit keinen Anſtand nehmen, ſich der ſympathiſchen Näherung hinzugeben, womit Geiſt und Weſen des jungen Mannes ſie anzogen. Ueberdies hatte Lindberg dadurch, daß er ſich mit der undankbaren Bemühung einer Anzeige von Looſe's diebiſcher Flucht an das Mädchen gewendet, ein Band der Traulichkeit um ihr Gemüth geſchlungen. Er erzählte der holden Bettina von ſeiner Braut, und wie er ſie ſchon lange, doch ohne Hoffnung geliebt hätte, weil ſie mit einem Unwürdigen verſprochen geweſen, der ſeine liebenswürdige Verlobte einer glänzenderen Partie aufgeopfert. Jede dieſer Eröffnungen beſchloß der Wunſch, daß ſeine Julie eine Freundin wie Bettina finden möchte. Auch ſeines künftigen Schwagers, gleiches Namens mit ihm, Lindberg, erwähnte er mit brüderlicher Geſinnung und freundſchaftlicher Werthhaltung.

Jacobi fand eine Erleichterung ſeines Kummers darin, dem eben ſo ſcharfſichtigen als theilnehmenden Freunde mit gewiſſenhafter Umſtändlichkeit Bericht zu erſtatten von dem ganzen Hergange der Doppelverbindung mit ſeinem geweſenen Schwiegerſohn.

Es entſchuldigte gewiſſermaßen ſeine Uebereilung und linderte das drückende Gefühl derſelben, wie Lindberg offen geſtand: er wiſſe längſt, welch eine unbegreifliche Gewalt Looſe unter dem Anſcheine unbeſorgter Treuherzigkeit und frohſinniger Genialität zu üben verſtehe, und wie er dieſe Fähigkeit von jeher nur zu den verderblichſten Zwecken angewendet. So habe er der Schwäche ſeines Vaters ſich ganz und gar bemächtiget, und den gediegenen Wohlſtand deſſelben binnen wenigen Jahren durch Spielſucht und Ausſchweifungen aller Art ſo durchaus untergraben und ruinirt, daß Lindberg der Vater, ſein eigenes Vermögen zu ſichern, ſich von ihm habe trennen müſſen.

In dem vollen Erguſſe ſeines Vertrauens entdeckte Jacobi auch ſeine feſte Entſchließung, die Handlung aufzugeben und mit den Seinigen dies Haus und die Stadt ſeiner Väter zu verlaſſen. Als Lindberg über dieſen Vorſatz eine beſtürzte Verwunderung äußerte, erörterte Jacobi ſeinem Zuhörer die Gründe, welche ihn dazu beſtimmten, indem er ſagte: „Ich kann fernerhin nicht in einer Wirkſamkeit verharren, die in der Unbeſcholtenheit meines Namens ihre feſteſte Stütze verloren hat. Er würde, ſetzte ich die Handlung fort, nur in der Gemeinſchaft des Betrügers genannt werden, der meiner thörichten Zuverſichtlichkeit, meinem Mangel an Menſchenkenntniß, einen bleibenden Vorwurf bei Denen nachgelaſſen, die mir ſonſt als einem verſtändigen und vorſichtigen Manne vertraueten. Die Firma muß aufgelöſet werden, weil der Flecken, der ſie entſtellt, gleich dem auf Macbeth's Hand — unverlöſchbar ſein würde.“ Bei dieſer Vorſtellung malte ein tiefer Schmerz ſich in Jacobi's Zügen, und gab Zeugniß von ſeiner angeſtammten Ehrerbietung für kaufmänniſchen Ruf und bürgerliche Ehre. „Meine Frau,“ fuhr er mit ausſtrömender Klage fort, „hat der Gram zweier Monate zur Matrone gemacht. Sonſt geſund und faſt jugendlich blühend, ſo daß Fremde ſich verſucht fühlten, ſie für die älteſte Schweſter ihrer Töchter zu halten, wankt jetzt umher, gebeugt, ein vergeßliches Mütterchen. Mit gewöhnlichen Troſtbehelfen möchte es bei ihr und bei meinem armen Kinde, ach! ein unglückliches Kind iſt dem Vaterherzen ja immer das Einzige, hätte es auch Geſchwiſter in Menge! — nicht gethan ſein. Es muß daher etwas geſchehen, das unſeren äußern Zuſtand total verändere. Das Wegziehen macht Geſchäfte und Beſorgungen nothwendig, welche den geſunkenen Kräften von Mutter und Tochter wieder einige Spannkraft geben dürften; ſelbſt die Erregungen des Abſchieds werden als wohlthätige Reizmittel meiner Abſicht dienſtbar ſein. Am fremden Orte beginnt dann ein neues Daſein für uns; aber mit Gottes Hülfe finden wir den alten Frieden wieder!“ Eine Thräne quoll in Jacobi's männlichem Auge, und auch Lindberg's feuriger Blick benetzte ſich. „Sie haben Recht, mein theurer Freund!“ ſagte dieſer, „und wählten Sie den künftigen Wohnort bereits?“

„Noch nicht;“ antwortete Jacobi, „aber für eine große Stadt beſtimme ich mich im Voraus, um in beliebiger Unbemerktheit leben und von den Klatſchereien neugieriger Kleinbürger befreiet bleiben zu können. Auch möchte ich gerne dem Kunſtſinne meiner Kinder einige Nahrung und Ausbildung zu Theil werden laſſen. Ein hübſches Landhaus nahe bei der Stadt wäre mir der liebſte Ankauf, den ich machen würde. Ich genöſſe dann der ländlichen Stille, welche ich von früheſter Jugend an mit ſehnſüchtigem Verlangen, wie ein verſagtes Glück, betrachtete, und dürfte zugleich keiner ſtädtiſchen Annehmlichkeit entbehren. Allein eine lächerliche Anmaßung würde es unſtreitig ſein, wenn ich die Erwartung hegen wollte, Alles zu finden, grade wie ich es wünſche.“

„Und dennoch könnte etwas Wirkliches Ihren idealen Wunſche Grund und Boden geben,“ verſetzte Lindberg mit lebhaftem Intereſſe. „Sollten Sie,“ fuhr er mit ſichtlichem Vergnügen in ſeinen bedeutenden Zügen fort, „ſich für das ſchöne H........ entſcheiden, ſo iſt dem Bedarfe eines Hauſes, nach Ihren Wünſchen gelegen, auf das zureichendſte abgeholfen. Mein Couſin, der Bruder meiner Braut, begleitete mich bei meiner diesmaligen Trennung von ihr und ihm bis an das äußerſte Ende der Vorſtadt, wohin ein gerichtlicher Auftrag ihn beſchieden. Er ließ meinen Wagen vor einem Hauſe halten, deſſen geſchmackvolle Neuheit mir auffiel und meine Frage veranlaßte, *wem* dieſe allerliebſte Beſitzung gehöre. Mein Couſin lächelte und erwiederte:

Einem Bürger von Braſilien, wenn überhaupt Jemanden. Ich glaubte, er wolle mich necken und ſah ihn lauſchend an; er aber verſicherte mich alles Ernſtes, daß er die Wahrheit geredet hätte. Sieh, Ludwig, fuhr er fort, die Geſchichte dieſes Hauſes iſt gar ſonderbar, und liefert einen Beleg zu der Erfahrung, daß der Geizige nie zu dem Genuſſe ſeiner Güter kommen dürfe. — Ein alter Hageſtolz, den man vor acht Tagen als den Herrn dieſes Hauſes begraben, nachdem er nur zwei Stunden lebend darin gewohnt, hatte es einem Edelmanne abgewuchert, der ſeinem Vermögen den Tod daran gebaut, und es laſſen mußte, um in minder reizenden Umgebungen ſubſiſtiren zu können. Aber der Kauf war in Form Rechtens geſchloſſen, und der bejahrte Mammonshüter verließ im Triumphe das räuchrige Hinterhaus eines engen Gäßchens, um ſeine nichtswürdige Perſon und ſeine ſchweren Geldſäcke in dieſe liebliche Villa zu verſtecken. Er hatte ſich eingeſchloſſen, um das Ordnen ſeiner Schätze verborgener Weiſe vorzunehmen, und nach der Dir genannten Friſt, als man ein leiſes Röcheln durch das Schlüſſelloch hörte, und Gewaltthat beſorgend die Thür aufbrach, fand man Ihn ſterbend, den wahrſcheinlich ein Schlagfluß im Dienſte ſeiner Götzen ereilt hatte. Das Publicum, welches ungemein ſcharfſinnig iſt, die Räthſel der Nemeſis zu löſen, erkannte in dieſem jähen Todesfalle ein Strafgericht für die Uebertretung des Gebotes: Du ſollſt nicht begehren Deines Nächſten Haus; welches auch unter einem Scheine des Rechten an uns zu bringen, die Erklärung des heiligen Geſetzes, wie die unſeres Gewiſſens verbietet. Der einzige Erbe des Verſtorbenen iſt der Sohn ſeiner Schweſter, der, ein Goldarbeiter ſeines Gewerbes, in den Reiſejahren ſeines Berufes nach Spanien gekommen war, und von dort aus durch eine Fügung der Umſtände, welche mir nicht bekannt, nach Braſilien gegangen iſt. Bis dieſer Erbe nun, der an ihn zu erlaſſenden Citation Folge geleiſtet, oder ſein Abſterben erwieſen worden, wird das Haus nebſt Garten und Zubehör vermuthlich vermiethet werden, um die Nutzung für die Rechnung vormundſchaftlicher Koſten anzuſchlagen, u. ſ. w. Ich ſah mir nun dies Haus auf die Erzählung ſeines Schickſals genauer an, und bewunderte das herrliche Gebäude, welches in vornehmer Abſonderung von den niederen Hütten der entlegenſten Vorſtadt im Gegenüber einer lutheriſchen Kirche liegt. Der Garten, von dem es umgeben iſt, obwohl deſſen Anlagen noch in zarter Kindheit knoſpen, und des Herbſtes traurige Oede nur ein ſchwaches Bild von ſeiner Anmuth gab, verſpricht den Bewohnern dieſes Sommerpalaſtes den Genuß unverkünſtelter Ländlichkeit, und zugleich dem thätigen Gartenfreunde ein weites Feld der Beſchäftigung in Blumenzucht und Fruchtcultur, wofür durch reiche Pflanzungen geſorgt iſt.“

Hier ſchwieg Lindberg, und Jacobi der dieſen langen Vortrag mit allen Zeichen beifälliger Aufmerkſamkeit begleitet hatte, dankte ihm mit Wärme für den gegebenen Bericht, welchen er benutzen wolle. Er fügte hinzu, daß er ohnedies bei der Wahl ſeines künftigen Aufenthaltes an H........ zunächſt gedacht, weil ſein Sohn Robert, wenn derſelbe von der Univerſität zuruckkehre, woſelbſt er ſich ſeit einigen Monaten befand, unter einer daſigen Juſtiz-Behörde arbeiten würde, und ſodann in der Mitte ſeiner Familie leben könne.

Nach Lindberg's Abreiſe machte Jacobi die Seinigen mit dem Entſchluſſe bekannt, die Handlung niederzulegen und wegzuziehen aus der Heimath. Nicht ohne bange Erwartung eines Widerſtandes, den er vor ihrer verjährten Anhänglichkeit erfahren würde, überraſchte ihn die Freudigkeit der unbedingten Zuſtimmung Aller, wenn gleich die Einmüthigkeit derſelben auf abweichenden Gründen beruhete.

„Den Gedanken hat Dir Gott eingegeben, mein lieber Mann!“ ſagte Hannchen mit einem dankbaren Händedrucke. „Wer,“ fuhr ſie mit zitternden Lippen fort, „ſo lange von ſeinen Mitbürgern als ein Glückskind angeſehen worden mit Augen voll beneidender Hochachtung, für den haben die Blicke des Mitleids eine Spitze, die das Leben trifft: weil eine gewiſſe Verächtlichkeit ſie vergiftet hat, die dem Bedauern ſo nahe verwandt iſt, wie der Mißgunſt die Achtung.“

Emma fiel ihrem Vater um den Hals. „Werden meine Erinnerungen zurückbleiben, wenn ich vor ihnen in die Ferne fliehe?“ fragte ſie mit leiſer Stimme und naſſen Augen.

„Sie werden zwar mit Dir gehen, mein trauerndes Kind,“ antwortete ihr Vater mit verſicherndem Troſte, „aber Du wirſt ſie beherrſchen und Dich einſt noch ihrer Geleitſchaft freuen lernen, wenn ſie Dir als Schutzwache gegen leidenſchaftliche Schmerzen als Führer zur Weisheit dienen.“

Bettina und die Baſe behaupteten bei der angekündigten Veränderung eine ruhige Neutralität ihrer Wünſche in Betreff dieſer Angelegenheit. Sie fügten ſich der Einſicht und dem Willen, welche dieſen Entſchluß als nothwendig erkannten, ohne, wie die Mutter und Emma, ſich von dem Orte, wo es ihnen doch ſo lange und ſehr wohl gegangen war, durch kränkende Beſchämungen und durch die Qualen des Andenkens vertrieben zu fühlen. Indem Bettina mit vorempfindender Wehmuth des bevorſtehenden Abſchiedes gedachte, gab die Hoffnung, mit Lindberg's nächſten Verwandten in freundſchaftliche Beziehung zu kommen, und vielleicht, wenn auch für noch kurze Zeit, die Bekanntſchaft ſeiner Braut zu machen, dieſem Gefühle verſüßende Milderungen; ſo wie die Baſe ſich von dem Wechſel der Ortsverhältniſſe, Erſatz für jeden Verluſt in Bezug darauf verſprach, und in dem menſchlichen Streben nach zukünftigem Glück von dem neuen Aufenthalte mit täuſchender Gewißheit das bis jetzt vermißte Heil erwartete.

In dringender Eile unternahm nun Jacobi eine Reiſe nach H........, um ſich von Lindberg's Ausſagen perſönlich zu überzeugen, und dann als Miether des ſchönen Landhauſes jedem anderen Anſpruche darauf zuvorzukommen. Als ſolcher kehrte er zurück, und konnte nicht müde werden den Reiz der gemachten Eroberung lobpreiſend zu erheben. Auch hatte er Lindberg's Braut aufgeſucht und ſich ihrem Bruder vorgeſtellt. An der Erſteren rühmte er die ſanfte Beſcheidenheit eines höchſt anziehenden Weſens, an dem Letzteren die herzliche Freundlichkeit ſeines Empfanges, die aufrichtige Bereitwilligkeit, womit dieſer Lindberg der zweite ſich zu jedem Dienſte, welcher etwa der Fremdheit Jacobi's oder der Seinigen jetzt oder jemals zu leiſten wäre, erboten hatte.

Es war für Jacobi eine ſchwere Stunde, worin er ſeinen Gehülfen in der Handlung die Auflöſung derſelben bekannt machte. Der alte Buchhalter ſagte ſchmerzlich: „O warum mußte ich dieſen Tag erleben? Wenn der ſelige Herr das hätte denken ſollen!“

Jacobi gab ihm die Verſicherung, daß ein ſo treuer Diener ſeines Hauſes durch dieſe Veränderung nicht brodlos werden ſolle. Der alte Mann antwortete: „Nicht um mich iſt mir es zu thun, wenn ich das Ende einer ſo hochgeſegneten Wirkſamkeit bejammere. Die Jacobi'ſche Leinwandhandlung hat ſchon ein feines Leichenhemde für mich abgeworfen, und ein Tiſchtüchlein, worauf man meinen Grabebegleitern ein gutes Glas Wein darreichen wird; aber die armen Weber und Spinnerinnen dauern mich, welche den ſicheren und ungeſchmälerten Verdienſt verlieren und vielleicht wieder zwiſchen die Thränenpreſſe eines ſteinharten Drückers gerathen.«

»Auch das ſolle nicht geſchehen!« betheuerte der menſchenfreundliche Jacobi, und machte nun Herrn Hartmann, dem Altgeſellen unter den Commis, der nicht ohne Mittel zu einem Etabliſſement war, und einem anderen ſoliden jungen Manne unter denſelben, welcher die Anwartſchaft auf die Erbſchaft eines beträchtlichen Vermögens hatte, den Vorſchlag, die Handlung, mit gewiſſen Einſchränkungen ihres Umfangs, unter billigen und erleichternden Bedingungen zu übernehmen. Die großen Vortheile, deren der abgehende Principal ſich zu Gunſten dieſer erwählten Fortſteller ſeines Geſchäftes begab, ſollten dieſe ſeinem ausdrücklichen Willen nach zu Milde und Billigkeit gegen die dürftigen Lieferanten verpflichten.

Dieſer Plan gelangte zur Ausführung. Der alte Buchhalter blieb nach wie vor in ſeiner Function; alles ging regelmäßig wie ein Uhrwerk fort, wenn gleich die Hand, welches es bisher im Gange erhalten, die Führung des Getriebes nun Anderen überließ.

So rückte das Chriſtfeſt und mit ihm Emma's Entbindung immer näher. Die Witterung, obſchon zeitgemäß trübe und düſter, hatte noch keine winterliche Rauhheit, und die Familie Jacobi, beſorgliche Rückſicht auf Emma's zarte, erſchütterte Geſundheit und auf die Forderungen ihres Zuſtandes nehmend, wollte das möglichſchnelle Einbrechen des

Froſtes nicht abwarten, um ihr längſtgefühltes Bedürfniß nach dem Genuſſe des heiligen Abendmahles zu befriedigen.

Am Vorabende dieſer Feier hatte ſich der kleine Hauskreis um des Lichts geſellige Flamme traulich, aber traurig geſchloſſen. Der kurze, dünngeſponnene Faden des Geſpräches riß oft ab, und lange Pauſen traten ein, ehe ein hingeworfenes Wort ihn loſe wieder anknüpfte. „Kinder!“ ſagte Jacobi, „wo iſt denn unſer Chriſtenmuth, unſere häusliche Heiterkeit, unſer Gottvertrauen geblieben? Wir ſitzen beiſammen ſtumm und ſtill, und wollen doch morgen in Liebe vereint zum Tiſche des Herrn gehen! Wo aber Haß und Bitterkeit Wohnung gemacht haben, da fliehen die Engel des Friedens und der Freude, und das Herz fühlt ſich verödet und einſam! Ich beſchwöre Dich, geliebte Frau, und Dich, mein hartgeprüftes Kind, und Euch Alle, Ihr Lieben! Laßt uns von nun an vergeben und vergeſſen, und die Rache Dem anheim ſtellen, der da recht richtet! Wir können ohne ſolche Geſinnung morgen nicht würdig das Feſt der göttlichen Verſöhnung feiern. Es wird uns leicht werden, himmliſch wohl, wenn Gehäſſigkeit und Groll uns nicht mehr belaſten, und wir zum unbekümmerten Weitergehen auf der Lebensbahn den Staub von unſern Füßen ſchütteln, den der giftige Wind des Argwohns und der Feindſeligkeit uns angewehet hatte. — Gott gebe unſeren Beleidigern eine ſanfte und aufrichtige Reue! Weine nicht ſo ſehr, Emma! Du wirſt in der Erziehung Deines Kindes für die Jugend der ewigen Gerechtigkeit ein wohlgefälliges Sühnopfer für das Vergehen ſeines Vaters darbringen.“ Jacobi ſtand auf; ſein Angeſicht leuchtete in der edelſten Begeiſterung. „Unſer Schuldbuch ſei vernichtet!“ fuhr er im Sinne des unſterblichen Sängers fort; „ausgeſöhnt die ganze Welt!“ rief Emma, und warf ſich an ihres Vaters Hals. Bettina hob die ſtrahlenden Augen himmelwärts, und die fromme Zuverſicht in dem Blicke, der zu den Höhen der Sterne drang, in dieſem Blicke, worin ſich ihr reines Herz aufthat, ſprach den Schlußgedanken jener Verſe! —

Wenige Tage darauf gebar Emma einen ſchönen, geſunden Knaben. Obgleich liebende Eltern, eine zärtliche Schweſter und theilnehmende Verwandte die mütterliche Freude der jungen Wöchnerin theilten, ſo fühlte dieſe doch mit herzzerſchneidendem Wehe, daß der Gatte fehlte, der ſich ſeines Anſpruchs an die höchſte Wonne der Natur als ein verblendeter begeben, und ſich auf immer verbannt hatte aus der Gemeinſchaft ſeines Weibes und Kindes.

Die Wiege des kleinen Vaterloſen war nun der Mittelpunct jeder Familienvereinigung; ſein Lächeln lichtete die Dunkelheit der Wintertage aus, und erhellte das Gemüth ſeiner Mutter mit lieblichem Hoffnungsſchein.

Unter allmählichen Vorbereitungen für den Wegzug, der zwiſchen Oſtern und Pfingſten geſchehen ſollte, verging der Winter, und die erſten Gräſer des Frühlings fingen an zu ſproßen. Jetzt ward es lauter und geſchäftiger in dem Hauſe; doch zerſtreuende Anordnungen und die Auflöſungen verjährter Gewohnheiten machten zugleich in den Herzen ſeiner Bewohner, nach Jacobi's weiſer Berechnung, einen Kummer rege, der, als preßhafte Einquartierung von den edelſten Kräften ſeiner Herberge geſchwelgt hatte.

Der Tag des Abſchiedes kam. Auch einem Manne von weniger tiefem und empfänglichem Gemüth, wie Jacobi es beſaß, würde die Trennung von der Heimath, worin er ein halbes Jahrhundert glücklicher Jahre verlebt, ſchwer geworden ſein. Der gefühlvolle Mann empfand das ganze Gewicht dieſes Scheidens von der theuren Vaterſtadt und ihren Erinnerungen; aber er hielt ſich mit aufrichtender Feſtigkeit an der Ueberzeugung, daß, wenn irgend ein wohlthätiger Lethequell für Emma's Schwermuth und ihrer Mutter abmattende Scrupel und Selbſtvorwürfe auf irdiſchem Gebiete entſpringe, derſelbe nur unter den Waſſern der Ferne zu finden wäre.

Liebliche Friſche hauchte die Luft am Scheidemorgen. Noch ruhete nächtliches Schweigen auf der ſchlummernden Stadt; Arbeit und Mühe umfing der ſüße Frühſchlaf mit weichen Armen, nur die kleinen, gefiederten Baumeiſter, die Schwalben, flatterten mit fröhlichem Geſchwirre unter dem entflammten Himmel an das frühe Tagewerk.

Der Transport der Möbeln und des Gepäckes war bereits unter der Aufſicht einiger Domeſtiken vorausgegangen. Die Reiſewagen für die Familie hielten angeſpannt und von einer Menge Menſchen umgeben, die, von dankbarer Anhänglichkeit geweckt, bei der Abfahrt ihrer Freunde zugegen ſein wollten.

„Unſern Ausgang ſegne Gott! Unſern Eingang gleichermaßen!“ ſagte Jacobi in ernſter Rührung, als ſeine Frau geſenkten Blickes über die Schwelle des verlaſſenen Hauſes ſchritt. Er befahl dem Kutſcher langſam zu fahren, weil er ſehen müſſe, wie jeder Giebel ihm ein Lebewohl zuwinke, und der Weg durch die Stadt zum Stammbuche werther Angedenken würde, worin der Tod ſchon manches Kreuz gezeichnet hätte.

Als nun dieſe Denkmale in blauer Aetherhülle hinter den Reiſenden lagen, und nur die im Strahle der Morgenſonne funkelnden Thurmſpitzen ihren ſuchenden Augen noch kenntlich waren, verſchwanden die wehmüthigen Eindrücke der letzteren Stunden vor dem Zauber der Natur, vor dem Aroma ihrer Blüthen, vor dem Schlagen ihrer Nachtigallen. Der freiere Genuß von Gottes ſchöner Welt, deſſen er ſich in Zukunft mehr, als bisher, erfreuen würde, war für Jacobi ein Gedanke voll erquickender Hoffnung. So wie er, eingewiegt in tiefes Sinnen, ungeſtört durch die ſchweigende Wagengeſellſchaft, wovon Jedes ſich ſeinem Nachdenken überließ, durch die grünen Fluren rollte, ſchwebten die poetiſchen Träume ſeiner Jugend an ihm vorüber. Es war ihm dabei zu Muthe wie einem, dem eine bekannte Landſchaft plötzlich unter der ſchönſten Beleuchtung erſcheint, die jedoch ein herbſtliches Bild verklärt. Zwar hatte der Beruf, den der väterliche Wille ihm aufgedrungen, die blühende und glühende Zeit ſeines Lebens weggenommen, aber der frühe Feierabend, welchen die einzige, wirklich bittere Erfahrung deſſelben eingeläutet, konnte der einſt verſagten Freuden noch genug gewähren. „Es iſt ſonderbar,“ ſetzte Jacobi ſeine ſtillen Betrachtungen laut fort; „daß ein ſchrecklicher Schlag des Schickſals die Verhältniſſe meiner Wirkſamkeit zertrümmern mußte, um meine Lieblingsidee, den Hausaltar in ländlicher Stille und Abgeſchiedenheit vom lärmenden Markte der Welt aufzurichten, in Realität zu bringen.“

„Aber, Väterchen,“ warf Bettina ein, und es hörte ſich ihrer Frage an, daß ſie von lieben Erwartungen ausgehe; „wir werden doch in ſolcher Nähe der Stadt uns dem Umgange ihrer Einwohner nicht gänzlich entziehen können?“

„Das werden wir auch nicht wollen, Bettina!“ antwortete ihr Vater. „Allein behutſame Auswahl darin treffen, ihre tobenden Luſtbarkeiten vermeiden, wie wir von jeher gethan; dies wird in unſere Gewalt gegeben ſein. Ach! die einzige Ausnahme, deren unſere Vorſicht ſich ſchuldig gemacht, hat uns zu hart geſtraft, als daß wir ihrer Lehre nicht eingedenk bleiben ſollten! — Wir werden die Muſen zu uns einladen, mein Kind! Sie trugen einſt auf ſanften Schwingen den Jüngling aus dem engen Kreiſe einer drückenden Abhängigkeit in die Räume des Himmels; ihre holden Tröſtungen werden den alternden Mann über einen menſchlichen Irrthum beruhigen. Wir werden glücklich ſein, meine Tochter! denn Niemand iſt auf die Länge unglücklich, der zu lieben und zu verzeihen verſteht; und Freude muß immer wieder aufgehen den frommen Herzen!"

Am Abend des dritten Reiſetages tauchten die Thürme des ſtattlichen H........ aus dem Nebeldufte der Ferne auf. In anſehnlicher Breite und beſtimmteren Umriſſen dehnte die Stadt ſich mehr und mehr vor den Blicken der Näherkommenden aus, die ſie, als ihre neue Heimath, mit wohlwollendem Vorurtheile betrachteten.

Jetzt hob die Landſtraße ſich in ſanften Schwingungen aufwärts; in mäßiger Entfernung davon, über die glänzenden Schatten friſch aufgebrochener Lindenknoſpen, ragte ein Gebäude, deſſen einfache Schönheit ſeinen Beſitzer glücklich, und den Architekten, der es erbauet, als einen Meiſter ſeiner Kunſt pries. Ein melodiſches Abendläuten in ſilbernen Glockenklängen ward in der Nähe dieſes Landhauſes hörbar, und goß den ſüßen Reiz der Wehmuth und des Friedens, der nach einem abgelebten Tage, oder nach einem verſchwundenen Leben den Müden erquickt, über die anmuthige Villa aus.

„Wir ſind zur Stelle!" ſagte Jacobi, und der Wagen hielt. „Sieh, Mütterchen!" fuhr er fort, und faßte die Hand ſeiner überraſchten Frau; „dies iſt das Aſyl, wohin verletzende Blicke und kränkende Anſpielungen auf unſer Unglück uns nicht verfolgen werden; wo wir vergeſſen wollen, was uns betrübte.“

Hannchen, ſtill erfreut, verſicherte ihrem Manne, die neue Wohnung übertreffe doch bei weitem ihre Vorſtellung davon; und die Baſe meinte, nur wäre es kein gutes Zeichen, daß der Zufall ihre Ankunft mit Geläute feiere, es deute dies auf ein Begräbniß.

„Ganz recht Baſe,“ war Jacobi's lächelnde Antwort; „begraben werden wir Alle einmal, und wir Eltern wie auch Sie, höchſt wahrſcheinlich hier, da es nicht in meinem Plane liegt, noch einen Abzug vorzunehmen.“

Als am folgenden Morgen die Familie ſich zum Frühſtücke verſammelte, und gemeinſchaftliche Berathung über die Eintheilung und Einrichtung der wüſten Zimmer hielt, denen bald ein wöhnliches Anſehen zu geben, die vereinigte Kraft aller Mitglieder bereit war, trat Jacobi, der dieſe Nacht allein geſchlafen, weil die Frauen zuſammen ein Zimmer eingenommen hatten, mit einem Geſichte unter die Seinigen, worauf ein fremdartiger Eindruck Züge der Sinnigkeit nachgelaſſen.

„Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt, dem prophetiſche Bedeutung beizulegen, ich mich verſucht fühlen könnte;“ erwiederte Jacobi auf die Frage, ob er wohl geruhet. „Laßt Euch erzählen, Kinderchen. In ſehr begreiflicher Aufregung legte ich mich nieder, der Ruhe zwar bedürftig und mich nach ihr ſehnend; aber von den munteren Gedanken wach erhalten. Der Vollmond ſchien blendend durch die unverhangenen Fenſter und malte wankende Baumſchatten an die hellgefärbte Wand. Ich heftete meine Blicke auf den ſchwebenden Wechſel dieſer natürlichen Geiſter, und hoffte mich dadurch einzuſchläfern.“

„Durch den Aſſeſſor Lindberg wußte ich, daß unſer Vorfahr in dieſem Hauſe, der alte Hageſtolz, den zweiſtündigen Traum ſeines Beſitzes in meinem Schlafzimmer geträumt hatte und vom Tode daraus erweckt worden war.“

„Grauenhaft ſchwebte das Bild des Geizigen vor meiner Seele, wie ſein brechendes Auge auf die Götzen fällt, die ihn hülflos laſſen, da der Todesengel ihn in der Erbärmlichkeit ſeiner wahren Armuth abruft. — Endlich ſchlief ich ein. Nicht lange, ſo öffnete ſich die Thür und ein blaſſes Männchen, die kleine Höckergeſtalt in ſchlichtes Grau gekleidet, trat herein und vor mein Bette, worin ich mit täuſchendem Bewußtſein und offenen Augen lag. Er reichte mir eine kalte, abgezehrte Hand und drückte die meinige. Darauf machte der ſtumme, nächtliche Beſuch mit bekümmerten Kopfhängen einige Gänge durch das Zimmer und nahm die Richtung abermals vor mein Lager. Er zog jetzt eine Tabacksdoſe hervor und bot ſie mir ungeöffnet dar. Es war eine große Seemuſchel mit köſtlichen Steinen beſetzt, deren Werth ſeltſam von der unbedeutenden Aeußerlichkeit ihres Beſitzers abſtach. Ich legte die Muſchel an mein Ohr und hörte das Meer rauſchen.“

„Mein Betrachten dieſer Koſtbarkeit mochte dem Männchen zu lange gedauert haben, denn es ſchüttelte die Doſe, wie ungeduldig über mein Zögern, und ich höre einen leiſen Klingklang darin.“

„Neugierig dadurch gemacht, laſſe ich den Deckel aufſpringen, ſie war leer; aber aus der glatten Tiefe des Bodens ziehe ich ein paar in einander geſchlungene, feingearbeitete Trauringe hervor. Die darauf gezeichneten Namen waren mir bekannt, doch konnte ich ſie nicht leſen, und das Männchen, meine Unfähigkeit wahrnehmend, ſprach ſie laut und langſam aus. Allein der Schall ſeines Mundes ward zum Getöne der Mitternachtsſtunde, welche vom nahen Kirchthurme herüberhallte und meinen Traum zerſtörte. Die Deutlichkeit deſſelben durchſchauerte mich doch ein wenig, als ich erwachte und nichts erblickte, als den langen, zitternden Schatten des Thurms, der wie ein unſicheres Schiff auf den Wellen des vollen Mondlichts ſchwankte. Nun, Kinderchen, was ſagt Ihr zu dieſem Traume?"

„Du wirſt Wittwer werden und noch einmal Trauringe wechſeln;" antwortete Hannchen mit einem Lächeln, hinter dem ſich das Gefühl ihrer Schwäche und die abergläubiſche Befürchtung, daß es wirklich ſo ſein möchte, verſteckte.

„Die Seemuſchel," erklärte die Baſe, welche mehr Geübtheit und ſchärfere Einſicht im Auslegen von Träumen und Zeichen beſaß, als ihre Nichte, in der nur eine Aufwallung ſchwermüthiger Eiferſüchtelei dies Vermögen angeregt hatte, „deutet auf eine Meerfahrt, und die koſtbaren Steine auf einen Reichthum, der damit in Verbindung ſtehe. Vielleicht käme Engelhardt noch einmal wieder und brächte uns orientaliſche Schätze mit. Ach! es würden viel Perlenreihen dazu gehören, um die Thränen aufzuwiegen, die ſeinem Verſchwinden gefloſſen ſind!" Und ein paar ſolcher Unzahlperlen rollten dem Andenken des Lieblings in den dampfenden Kaffee.

„Laſſen Sie die Todten ruhen, Baſe!" ſagte Jacobi, beſorgt dafür, daß eine vergebliche Hoffnung ſich an der Unwiederbringlichkeit abmatten, und die ſtillende Ueberzeugung, daß der Verſchwundene zu dieſen gezählt werden müſſe, gegen quälende Vermuthungen aufgeben möchte.

„Wir haben keine Gewißheit darüber, daß mein Bruder nicht mehr am Leben ſei; denn wer kann das unendliche

Reich der Möglichkeiten ermeſſen, das auch die Urſache ſeines Schweigens umfaßt, wenn gleich ſie unſerem kurzſichtigen Blicke verborgen iſt?“ verſetzte Frau Jacobi und fuhr fort: „auch ich habe heute ſchon mit einem Gefühle an ihn gedacht, das mich wie ein Gruß ſeines Geiſtes, wie eine Ahnung ſeiner Rückkehr anwehete. An meinem letzten Geburtstage vor meiner Verheirathung ſchenkte mir der herzige Bube ein Nadelbüchschen von Elfenbein in Form eines Wallfiſches zum Angebinde. Schon in zarter Kindheit prägte er ſeine leidenſchaftliche Vorliebe für Gegenſtände des Meeres und der Schiffahrt in ſeinen Spielen aus, und was ihm gefallen ſollte, mußte Beziehung darauf nehmen. Ich hielt die kleine Gabe meines brüderlichen Seeliebhabers werth und in Ehren; aber kurz vor ſeiner Abreiſe aus Berlin war ſie mir abhanden gekommen, und lange Zeit ermüdete ich nicht, ſie ſorgfältig zu ſuchen. Als ich nun dieſen Morgen mich durch den Wuſt des Gepäckes dränge, um zu einer Wäſchtruhe zu gelangen, liegt das glänzende Kleinbild des Wallfiſches zu meinen Füßen, und ſelbſt die Nadeln klipperten noch darin, die es enthielt, wie ich es verloren. Ein gefundenes Juwel hätte mich kaum ſo erfreuen können. Jener Morgen, wo ich das niedliche Büchschen empfing, ſtand vor mir — der Geber, in all ſeiner Gutherzigkeit und Liebenswürdigkeit, rief ein trauerndes Andenken an ſeinen Verluſt in mir auf — und die Thräne, welche der Vaſe den Kaffee verſalzte, iſt nicht die einzige, welche in dieſer Frühe der Erinnerung an den guten Engelhardt gefloſſen.“

Jetzt trat der Mann in das Zimmer, welcher, ſo lange dies Haus einſam geſtanden, es im Auftrage der ſtädtiſchen Obrigkeit bewohnt und beaufſichtiget hatte. Als er dem nunmehrigen Miethsherrn deſſelben den geforderten Beſcheid gegeben, kam Jacobi durch einige leiſeverknüpfende Fragen auf den vorigen Beſitzer. „Ja,“ ſprach der Mann mit mehrſagendem Kopfſchütteln, „das war ein ſchnurriges Schickſal mit dieſem Herrn Wollrad, und die Leute redeten ganz verſchieden davon. Er war nur drei Käſe hoch, grauſam verwachſen, und ging ſtets in den Farben einer Ratte. Man ſagte immer, er hätte den Drachen; da aber der Edelmann, der dies Haus erbauet, ein frommer Mann und Wohlthäter der Armen geweſen, wenn auch kein ſonderlicher Rechenmeiſter —, ſo hätte der Segen, den der Erbauer auf das Werk gelegt, keinen ſolchen Spuk mehr zugelaſſen, und der Teufel hätte ſeinen Leibdiener beim Geldzählen abgeholt. Sie mögen es wohl nicht glauben, mein geſtrenger Herr Rath, wie ich an Ihrer Miene ſehe; aber darauf können Sie Sich verlaſſen, daß der Todtengräber es hoch und theuer zugeſchworen, es hätte ſtatt des Leichnams nur ein Wiſchlein dürres Heu im Sarge gelegen.“

Die Familie Jacobi richtete ſich nun ein, und wenn auch auf verſchiedenartige Weiſe von dem neuen Aufenthalte angezogen, war ihre Zufriedenheit mit demſelben doch bis auf unmerkliche Differenzen übereinſtimmend.

Jacobi fühlte jetzt erſt, wie wenig der Beruf, den er ſo treu erfüllt, ſeinen natürlichen Neigungen angemeſſen geweſen ſei. Er durfte nunmehr den Lieblingsbeſchäftigungen ſeiner Jugend leben, und der Gebrauch dieſer Freiheit verjüngte ihn. Wie eine ſchwere, laſtende Bürde, war ſein Kaufmannsſtand, ſammt der ſchmerzlichen Erfahrung, die ihn beendigt hatte, hinter ihm weggeſunken; er fühlte ſich als Menſch erneuet und ſeinen urſprünglichen Rechten wiedergegeben.

Auch Emma's gramvolle Niedergeſchlagenheit begann ſich an unſichtbaren Stutzen zu erheben. Sie ſchlug das tiefgeſenkte Auge wieder muthiger empor, da die fremde Umgebung es nicht mehr, wie die heimiſche, mit vorwerfenden Mahnungen an ihr Unglück zu Boden drückte. Die Empfindung deſſelben hatte etwas von der reuigen und demüthigen Schamhaftigkeit einer betrogenen Jungfrau, deren Verführer ſie dem Hohne der Welt und der Büßung peinlicher Selbſtvorwürfe preis gegeben hat. Es währte lange, ehe das Gefühl ihrer Unſchuld über dieſe Entmuthigung ſiegen konnte; aber die unparteiiſche Neuheit aller todten und lebenden Gegenſtände, in deren Umkreis ſie ſich verſetzt ſah, beſchleunigte eine richtigere und tröſtendere Würdigung ihrer Schuld an dem herben Geſchick ihrer Liebe. Der kleine Ottocar füllte und heilte ihr einſames, zerriſſenes Herz. Er war das auffallende Ebenbild ſeines Vaters, und Emma liebte in der unſchuldigen Holdſeligkeit ihres Kindes das Idol ihrer Zärtlichkeit fort, welches von dem Verbrechen des Gatten ſo grauſam entſtellt worden war. Jedoch hatte das innerſte Weſen der jungen Frau eine Umwandlung erlitten, die zu beſtehend ſchien, als daß, ſelbſt bei den Erſchütterungen günſtiger Ereigniſſe ein Rückgang derſelben zu erwarten geweſen wäre. Sogar im elterlichen Hauſe eine ſo beſcheidene Haltung beobachtend, daß es der zarten Begegnung dieſer Eltern kaum gelang, den Schein des Gedrücktſeins von ihr abzuwenden, war es Emma ein Unmögliches, Verhältniſſe der Geſelligkeit außer demſelben anzuknüpfen. Der Anblick eines Spieltiſches regte ſie zu fieberhafter Reizbarkeit auf; gefällig gegen ihres Vaters Wunſch, trieb ſie dann und wann wieder Muſik, allein ängſtlich vermied ſie die Tonart von H moll, weil Caspars Trinklied darin geſetzt iſt, und als ſie es einſt von einem vorüberziehenden Leiermanne ſpielen hörte, war ihre ruhigere Faſſung für mehrere Tage unterbrochen.

Sie war bereits in geſetzlicher Form geſchieden von ihrem Manne, doch das heimliche Weh, womit ſie des Unwürdigen gedachte, zeugte dafür, daß die Natur Bande, die ſie feſtgeſchlungen, ſchwerer löſe als die Hand weltlicher Gerichtsbarkeit. Jeder Blick, den die verlaſſene Mutter auf ihr lächelndes Kind warf, hielt ihr die Heiligkeit der Pflicht vor, um dieſes Engels willen ſeinem Vater das an ihr begangene Unrecht zu vergeben.

Bettina fühlte ſich hier ſehr glücklich, und dies um ſo mehr, als ſie ihren Vater wieder zu der gemüthlichen Heiterkeit, die ihm früher eigen geweſen, aufleben ſah, und auch Emma aus ihrer Apathie zu einiger Theilnahme am Leben erwachte. Der geräumige Garten, mit ſeinen üppigen Blumenpartieen und dunkeln Lauben, war der Schauplatz ihrer ſüßeſten Freuden und liebſten Bemühungen; denn Bettina war eine fleißige Gärtnerin, und das Gedeihen folgte der Arbeit ihrer Hände. In dem einen Winkel des Gartens trug die Krone einer hohen Linde ein bequem eingerichtetes Zelt, welches eine freundliche Ausſicht in die Ferne und eine ernſtanziehende in die Nähe, auf die gegenüberliegende Kirche und den ſie umſchließenden Friedhof gewährte. Hier ſaß das Mädchen in der unbelauſchten Einſamkeit ſtiller Frühſtunden, und ein frommes Morgenlied, der Andacht reines Opfer, wallte zu den Wolken auf, die dem Haupte der Sängerin näher zu ſchweben ſchienen und vermählte ſeine leiſe Melodie mit dem Klange der Betglocke. Dann fühlte Bettina ſich von dem Geiſte einer himmliſchen Freude angeweht, wie von dem Dufte der Roſen, deren ſanften Hauch die Luft dem Schmucke der Gräber entführte. Hier ſaß ſie auch und las ihrem Vater vor, und die kräuſelnden Rauchwölkchen der behaglich geſchmauchten Abendpfeiſe ſcheuchten den Tanz lüſterner Mücken von dem blühenden Antlitz der lieblichen Tochter.

Die perſönliche und nähere Bekanntſchaft des Aſſeſſor Lindberg hatte bei der Familie Jacobi das günſtige Vorurtheil gerechtfertiget, welches er ſeinem Namen verdankte; ja, in gewiſſer Beziehung es ſogar übertroffen. Wenn ſein Vetter mit ſchätzenswürdigen Eigenſchaften unleugbar eine Strenge der Geſinnung verband, die zwar auf dem edelſten Selbſtgefühle beruhete, aber doch auf ſchwache oder ſchüchterne Gemüther abweiſend wirkte, ſo zog der Aſſeſſor mit der Unwiderſtehlichkeit einer Milde, welche wie der Gnadenengel der Gerechtigkeit ſeiner Erkenntniß vorwaltete, Menſchen jeder Gattung an. Er war eine poetiſche Natur, und deßhalb maßte er ſich nie an, die Handlungen Anderer in die Ketten der Meinung zu ſchlagen, oder ſelbſtſüchtigen Raub an ihren Rechten zu begehen. Frei und leicht legte er den Meißel des Genies an die rohen Formen äußerer Erſcheinungen, und ſah Götterbilder, wo die Unduldſamkeit an fratzenhaften Unbilden Aergerniß nahm. Dieſem höheren, geiſtigen Schwunge gab jedoch der Ausdruck von Kränklichkeit, welche die ſchwerzuverwindende Folge eines zweimal bekämpften Nervenfiebers war, einen mehr leidenden, als thätigen Charakter; allein vielleicht war es grade dieſe weichere Gemüthsſtimmung, welche ihn zum Hausfreunde einer Familie eignete, die durch ihre Erfahrungen gegen kühne Jovialität mißtrauiſch geworden war und deren verletzte Fühlbarkeit nur leiſe Berührungen erforderte.

In der That war der Aſſeſſor Lindberg beinahe Allen im Hauſe gleich angenehm, wenn auch ſein auszeichnendes

Intereſſe an Bettina's Reiz, ſein lebendiges Gefühl für ihren Werth, nicht immer von der zarten Achtung ſeines Benehmens verſchleiert wurde, oder von einem entſchloſſenen Willen unterdrückt werden konnte.

Emma vergütete mit zutraulichem Wohlwollen dem Verwandten eines Mannes die ungerechte und beleidigende Zurückhaltung eines Anerkenntniſſes, welches die redliche und uneigennützige Theilnahme deſſelben verdient hätte, und indem ſie mit freundſchaftlicher Wärme ſeine Vorzüge ehrte, und ſelbſt ſolche an ihm vorausſetzte, zu deren Darlegung ihm bis jetzt die Gelegenheit gemangelt hatte, huldigte ſie eigentlich der Trefflichkeit ſeines Vetters, welche gerecht zu würdigen, ſie früher leidenſchaftliche Parteilichkeit abgehalten hatte.

Der Aſſeſſor kam erſt zuweilen, ein gerngeſehener Gaſt; dann kam er oft und immer öfter, bis ſein tägliches Kommen zur Bedingung des häuslichen Vergnügens in der Familie Jacobi ward.

So wie die Abende ſich herbſtlich verlängerten, erſchien er mit der Dämmerung, und ſiedelte ſich in dieſem Hauſe ſo traut und heimiſch an, als ob er kein lieberes Plätzchen in der Welt wüßte. Auch entſprach die Aufnahme, die er darin fand, genau den Gefühlen, welche ihn zu der freundſchaftlichen Gunſt, deren er genoß, berechtigten. Er theilte ſich Allen mit. Bald ſpielte er mit Jacobi eine Partie Schach, dann mit Emma eine vierhändige Sonate. Jetzt zog er mit der Baſe die Dame; dann plauderte er mit der Mutter oder las Bettina Gedichte vor, deren Verfaſſer er war, oder auch zuweilen der ganzen Familie, wenn ſie zu ungeſtörtem Hören ſich vereinigte, kleine Erzählungen, die er noch im Manuſcript liegen hatte. Gab die große engliche Wanduhr den halben Ablauf der zehnten Stunde an, ſo überlief ein trauriger Abſchiedsſchatten die ſanftfrohen Geſichter: denn nun mußte Lindberg aufbrechen, weil Jacobi's Haus entlegen von der Stadt war, und dieſe um zehn Uhr geſchloſſen wurde.

In dieſen neuen Lebensverhältniſſen hörte der Gram dieſer guten Menſchen, den, wie auch ihn Eines oder das Andere unter ihnen ſchwerer als die Uebrigen empfunden, doch Alle getragen, allmählich auf, Sache des Gemüths zu ſein und nahm mehr Beſchaulichkeit an.

An einem milden Herbſttage war Emma mit dem Kinde, der Baſe und ihrer Schweſter ſpazieren gefahren, und die Eltern, der Heimkehr ihrer Lieben entgegenſehend, ſaßen in dem Lindenzelte, von wo aus ſie die Straße daher kommen mußten, und einen bedeutenden Flächenraum der Gegend überſehen konnten. Schon hüllte der nahende Abend die leeren Felder, von denen dünne Nebelwolken aufſtiegen, und die farbigen Holzungen in dunkelnde Schleier; von den Häuſern der breiten Vorſtadtſtraße blickten fernher einzelne Lichterchen; das geſchäftige Treiben ſolcher anzeigend, die keine Dämmerſtunden feiern, und der Abendſtern funkelte mit vollem Lichte neben der bläſſeren Mondesſichel am tiefblauen Horizonte.

Eine lange Pauſe, worin Jacobi und ſeine Gattin ſich ihren Gedanken und den Gefuhlen einer ernſten Wehmuth uberließen, welche die Herbſtzeit vorzüglich anzuregen pflegt, folgte einem innig ehelichen Geſpräche. Endlich hob Hannchen wieder an, und ſo leiſe, als fürchte ſie, die Luft, welche in den Zweigen der Linde rauſchte, könne ſie belauſchen: „Ich weiß nicht wie es kommt, Väterchen, daß ich jetzt ſo oft, viel öfter als ſonſt, an meinen Bruder Engelhardt denken muß. Es iſt mir immer, als wäre er mir nah, und dann wieder, als dürfte ich doch nicht hoffen, ihn auf Erden noch einmal zu ſehen. Ich verſchweige es nur der Baſe, um ſie zu ſchonen; denn eine Hoffnung ohne Grund läßt den Menſchen, der ſein Glück darauf bauet, nicht ſelten zu Schanden werden."

Jacobi ergriff die Hand ſeiner Frau, drückte ſie zärtlich und antwortete: „Du, mein gutes Weib, haſt nicht aufgehört, Deinen Bruder zu lieben, deßhalb vermagſt Du auch zu hoffen; denn die Liebe denkt ihrer Abweſenden, und müßte die Sehnſucht im Todtenreiche ſie ſuchen ewiglich mit den Worten eines lieblichen Geſanges: Du ſeiſt auch noch ſo ferne, Du biſt mir nah!"

Hannchen ſchlug das feuchte Auge zur blauen Höhe auf und ſagte: „Es waltet doch ein ſeltſames Schickſal über unſerer Familie! Der Bruder ziehet hin übers Meer und iſt verſchollen ohne Spur. Kaum kann es eine peinlichere Art des Verluſtes geben als dieſe. Der geängſteten Phantaſie bleibt die ſchauderhafte Wahl, ſein Grab in den Abgründen der Gewäſſer, in dem Rachen eines wilden Thiers oder unter den rohen Händen mörderiſcher Halbmenſchen zu vermuthen. Kein friedlicher Hügel giebt der ſehnſüchtigen Ungewißheit über das Daſein der Verſchwundenen ein Ruheplätzchen; kein tröſtender Stein, der Kundſchaft gäbe, wo er geblieben, beſchwichtiget das Klagen und Suchen Derer, die ihn vermiſſen! — Noch iſt dieſer Kummer nicht überwunden, da entläuft uns gleich einem Nachtdiebe, der mit dem geſtohlenen Raube davon ſchleicht, der Schwiegerſohn, dem wir unſere bürgerliche Ehre, das geliebte Kind, und alſo gleichſam den Kern unſeres Herzen anvertraut hatten, und brandmarkt ſeine Wohlthäter mit Schmach und Spott! —

Glaube mir, lieber Mann, die Wunde ſchließt ſich mir nicht hienieden! Emma, ſchuldlos wie ein Lamm, hat ſich in liebendem Vertrauen geopfert; dies Bewußtſein und die Lebenskräftigkeit ihrer Jugend werden ſie das blutende Weh vernarben laſſen; aber ich hätte eine weiſere Mutter ſein können, und dieſer Vorwurf wehrt meiner Heilung.“

„Und vergißt mein frommes Hannchen denn,“ verſetzte Jacobi mit dem Tone ſanfter Zurechtweiſung, „jene Stelle des heiligen Buches, welche lautet: Der Herr heilet die zerbrochenen Herzens ſind und verbindet ihre Schmerzen? Und wenn Seine gütige Hand aus Urſachen, die wir auf Seiner Allweisheit beruhen laſſen wollen, auch damit zögerte, bis das Herz ſtill ſtände; wenn die kühle Erde es bedeckt, dann brennt der heiße Schmerz nicht mehr! — Sieh, Hannchen! ich fange jetzt an zu glauben, daß eine Demütbigung uns nothwendig geweſen, um das Gefühl unſerer Schwachheit und Abhängigkeit von Gott in uns zu erneuen. Wir waren tugendhaft; aber wir waren auch glücklich, wir waren dies in einem Maße und Sinne, der irriger Weiſe dieſes Glück zu unſeren Tugenden in eine Wechſelwirkung ſetzte, welche nicht im Plane des ewigen Erziehers liegt. — Geſtehe, gute Frau, wir waren nahe an jener ſtolzen Sicherheit, die ſich durch Zurechnen eigener Verdienſte verſündiget! Da ſtürzte unſere erträumte Unfehlbarkeit an einer armſeligen Irrung, an einem kleinen Fehler in dem Exempel der Menſchenkenntniß zuſammen, auf daß wir wieder einſehen lernen, von wem jede gute Gabe komme. Wir ſollten unſeren fallenden Brüdern gleich werden, um mit Milde ihre Vergehungen zu richten, und in Kummer und Ungemach der Armen zu gedenken, die edel und gut im Kampfe mit Mangel und Sorgen ermatten, und gleich Dir, meine geliebte Frau, Gefahr laufen zu vergeſſen, daß Denen die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen! Seit ich dieſe Anſicht unſeres Unglücks aufgefaßt habe, iſt ſeliger Friede in meine Bruſt eingekehrt; ja, ein Friede, höher als alle Vernunft und ſüßer als die Zufriedenheit unſeres glücklichern Vormals!“

Hannchen drückte erbauet ihr unruhiges Herz an dieſe ſtillere Bruſt und küßte den Mund ihres Mannes. Jetzt entzog der Ausruf ſie ſeinen umſchlingenden Armen: „Dort kommen unſere Kinderchen! Der Wagen hält ſchon; auch höre ich den kleinen Ottocar aufjauchzen. Wenn ihm nur die Abendluft nicht ſchaden möchte!“

Der Winter war vergangen in heiterer, häuslichgeſelliger Stille. Bettina hatte zuweilen in Begleitung ihres Vaters ein Concert oder Schauſpiel beſucht, zu welcher letzteren Ergötzlichkeit ſich auch Emma dann und wann bereden ließ; allein nur einzelne Umgangsfädchen, und auch dieſe leicht und loſe genug, waren zwiſchen Jacobi's Landhauſe und der nahen Stadt angeknüpft worden. Zwar war das ſchöne Mädchen mit den großen, braunen, ſinnigen Augen und der einfachen Zierlichkeit des Anzuges, der nach der Verſicherung des Rufes über Jacobi's Vermögensumſtände, in koſtbarer Eleganz denſelben angemeſſener geweſen wäre, nicht unbemerkt geblieben von den jungen heirathsluſtigen Männern, die dem Reize der Neuheit und der Ungewöhnlichkeit jeder weiblichen Erſcheinung huldigen; doch hielt man die liebenswürdige Bettina für verſagtes Gut, da man Lindberg ſtets in ihrer Geſellſchaft erblickte und ihn mit zarter, wohlwollender Vertraulichkeit von ihr beehrt ſah. Zudem war es bekannt, daß der Aſſeſſor die Auszeichnung genieße, der einzige Hausfreund dieſer zurückgezogenen Familie zu ſein, und man war gar nicht verlegen, dieſe Ausnahme von einer ungeſelligen und ſcharfgetadelten Regel aus einer Herzensverbindung zwiſchen ihm und der jüngſten Tochter dieſes iſolirten Hauſes zu erklären.

Obſchon die öffentliche Meinung nur in ſo fern irren mochte, als ſie die Bindung ſolch eines Zuſammenhanges in dem erklärten Austauſche gegenſeitiger Neigung, in der ausgeſprochenen Beſtätigung der Eltern vermuthete, ſo hielt doch dieſe fälſchliche Annahme jede männliche Anmaßung beſcheiden von Bettina entfernt, und erſparte der weichen Güte des Mädchens den harten Zwang der Zurückweiſung.

Bettina fühlte ſich, je länger ſie den edlen Lindberg kannte, deſto wärmer von ihm geliebt; nicht mit jener leidenſchaftlichen Gluth, deren ſchnellverlodernde Flammen, wie ſie aus der traurigen Erfahrung ihrer Schweſter wußte, nur verzehrend brennen und grauenvolle Verwüſtungen nachlaſſen, wohl aber mit der milden Innigkeit einer Empfindung, welche die ewige Lampe auf dem Altare eines reinen und treuen Herzens iſt. Das Licht, welches dieſer zarte Strahl der Liebe über leiſe Anwandlungen krankhafter Trübſinnigkeit ausgoß, woran Lindberg je zuweilen litt, verloſch nie; aber es glomm in ſo ruhiger Helle fort, als zöge es aus ſich ſelbſt Nahrung und Leben. Ungeachtet dieſer Gewißheit des Geliebtſeins nun, von deren Untrüglichkeit nur Liebende das Verſtändniß haben — gerieth die arme Bettina in Verwirrung uber ſein Schweigen. Ihre jungfräuliche Schüchternheit ſteckte der zärtlichen Hinneigung zu dieſem ehrerbietigen Freunde ſehr dichte Grenzen, und ihr feiner, weiblicher Sinn ließ ſie die ſchmale Linie des freundſchaftlichen Anſtandes nie überſchreiten, um ihm in liebender Annäherung entgegen zu kommen. Bettina's Eltern, desgleichen Emma und ſelbſt die Baſe, nahmen mit beinahe unbewußter Zweifelloſigkeit das herzliche Vernehmen der beiden jungen Leute als ein ſolches an, welches ſie zu dem innigſten Bunde für das Leben verknupfen würde; und daß dieſe gegenſeitige Zuneigung ſich in ſo gemäßigter Wärme kund gab, war Keinem von ihnen ein Anſtoß. Von der Erinnerung geſchreckt, einer jähen, ſtürmiſchen Entzündung liebender Gefühle zu trauen, war ihnen vielmehr die zögernde Reiſe dieſer Wahlverwandtſchaft eine Bürgſchaft ihrer Echtheit, denn alles Edlere reiſt ja langſam!

Gegen Oſtern ward Robert von den Seinigen erwartet. Er verließ zu dieſer Zeit die Univerſität, worauf er ſeit anderthalb Jahren die Rechte ſtudirt hatte, und wollte für die zweite Hälfte ſeiner akademiſchen Laufbahn eine andere beziehen, welche in dem Rufe ſtand, den Studien dieſer Facultät beſonders günſtig zu ſein. Ein paar Wochen der Erholung dazwiſchen war dem Aufenthalte im Vaterhauſe beſtimmt. Die Ankunft dieſes wohlgerathenen Sohnes, der in unentweiheter Jugendkraft blühete, war ſeiner Mutter letzte Freude auf Erden. Hannchen, deren dauerhafte Geſundheit durch die Entdeckung von der Schlechtigkeit ihres Schwiegerſohnes einen heftigen Stoß erlitten hatte, und ſeitdem merklich zuſammengeſunken war, fühlte ſich ſchon ſeit Monatsfriſt unwohl, widerſtand jedoch mit krankhaftem Eigenſinne, der ihrer natürlichen Sanftheit ſonſt fremd war, den Bitten ihres Gatten und dem Flehen ihrer Kinder, einen Arzt anzunehmen. In der Mitte der Charwoche, vielleicht von den Erregungen des Wiederſehens beſchleuniget, brach unter ſehr bedenklichen Zeichen ein Fieber aus, und wie raſch und durchgreifend auch Kunſt und Hülfe ſeinen Zerſtörungen zu wehren ſtrebten, ſo war die auflöſende Gewalt deſſelben doch von ſchnellerer Wirkſamkeit. In der Frühe des heiligen Oſtermorgens ging Hannchens frommer Geiſt zu Gott.

Als die Sonne, nach dem Volksglauben, mit tanzendem Strahl am Frühlingshimmel emporſtieg und ihren goldenen Glanz über die Farbe des Todes ausgoß, welche die theure Leiche überzogen, als von dem Rathsthurme der Stadt der Poſaunenton eines hehren Auferſtehungsliedes, von der Ferne zu den leiſen, melodiſchen Hauchen einer Engelsſtimme gedämpft, in die feiernde Stille des Sterbezimmers ſcholl, da war die Stunde gekommen, welche Jacobi's Religioſität bewähren ſollte.

Mit zitternder Hand drückte Jacobi die gebrochenen Augen zu, welche ihm ſo lange Liebe geblickt hatten, als ſolle der helle Sonnenſchein ihrem Schlummer nicht ſtörend werden. „Ruhe wohl, Du Weib meines Herzens!“ ſagte er mit ſchwankenden, jammernden Tönen. „Laßt, o ich bitte Euch, meine Kinder, den Troſt nicht an uns verloren gehen, daß, ſeit dieſe Sonne das Grab des Auferſtandenen beleuchtete, dem Tode alle Macht genommen iſt! Fühlt Ihr nicht, daß wir die Mutter wiederfinden müſſen? — Unſer Glaube und der Triumph dieſes ſchmerzlichen Feſtmorgens iſt unſerer Sehnſucht und Hoffnung Unterpfand und Siegel. Emma!“ rief er und verſuchte die Tochter empor zu ziehen, welche bleich und verſtört in der heftigſten Gemüthserſchütterung an dem Lager der Entſchlafenen kniete und die kalten Hände derſelben mit Küſſen und Thränen bedeckte, „haſt Du kein Ohr für Deines Vaters Rede? Vernimmſt Du nicht jenen erhebenden Zuruf: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt! Wovor ſollte mir denn grauen? Faſſe Dich, mein Kind! Daß kein Chriſt mehr trauern dürfe, entwand der

Herr ſich dem Leichentuche und bekleidete ſich mit dem Lichte des Himmels!“

„Emmchen! ſchaltete die Baſe mit fürſorgender Ermahnung ein; „Du wirſt ſelbſt noch krank werden, wenn Du Dich deinem Schmerze ſo hingiebſt. Die drei Nachtwachen hinter einander und der Jammer der Tage haben Dich ganz unkenntlich gemacht; Du ſiehſt aus, wie ein Schatten. Höre doch auf, ſo fürchterlich zu weinen! Es iſt überhaupt nicht gut, wenn man Thränen auf eine Leiche fallen läſſet! — “

Emma, bei welcher die Gewaltſamkeit ihrer kindlichen Betrübniß um den Verluſt der treuen Mutter theils aus der höheren Lebhaftigkeit ihrer Gefuhle, theils aus dem verklagenden Gedanken hervorging, daß ihr Schickſal den Faden dieſes theuren Lebens verkürzt haben könne — erhob ſich und ſchwankte an die Bruſt ihres Vaters, der die Erſchöpfte in den nahen Sopha niederließ. Robert ſaß an der anderen Seite deſſelben und drückte in männlichem Verſtummen die überſtrömenden Augen in das durchgeweinte Taſchentuch.

„Mein Sohn!“ ſagte der Vater, und legte die Hand auf den gebeugten, lockigen Kopf des Jünglings, denn derjenige, welchem ein Kleinod entriſſen ward, zählt um ſo achtſamer die Häupter ſeiner Lieben; — „die Mutter hat Dein Bild, unbefleckt von Sünden und Laſter, mit in die Ewigkeit hinübergenommen. Entzückt weidete ihr Auge ſich daran, als es der Tod ſchon umflorte. Dies Bewußtſein bewahre Dich lebenslang vor ſeiner Entſtellung! Auf daß die Vorangegangene Dich einſt an den reinen, geliebten Zügen wiedererkennen möge, und wir Alle, unauflöslich vereiniget in der himmliſchen Heimath, ein Wiederſehen feiern können.

wovon die Wonne des verfloſſenen Dinstags nur ein ſchwacher Vorſchmack war!“

In trauerndem Schweigen, aber ſelbſt in dieſen ſchweren Minuten nicht ohne die Faſſung einer unbeſchreiblich ſanften Gelaſſenheit, ſaß Bettina auf einem Fußbänkchen an dem Todtenbette ihrer Mutter, und heftete mit zärtlicher Inbrunſt, bethränte Blicke auf das liebe entſeelte Angeſicht. „Die Mutter iſt ſehr ſanft geſtorben!“ verſicherte ſie mit wehmüthiger Ueberzeugung, und in dem Bedürfniſſe, ihr eigenes Leid durch die Beruhigung der Ihrigen zu ſtillen. „Ihre Hand,“ fuhr ſie fort, „ruhete, bis daß ſie kältete, in der meinigen, und auch nicht der kleinſte Druck derſelben ſagte mir, daß ſie leidend oder kämpfend ſich des Scheidens bewußt wäre. Ach! die allerleiſeſte Berührung würde ich ja empfunden haben, da meine Fühlbarkeit in höchſter Spannung war. Sie entſchlief ſtill und ſüß, wie eine Müde.“

„Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl!“ ſchluchzte die Baſe; „warum ging der Tod an mir vorüber, da er ein Opfer forderte? Ich habe abgelebt und hätte der Welt Valet geben können.“

Am dritten Feiertage, in den ſpäteren Nachmittagsſtunden, wurden die Reſte der Verſtorbenen zur Erde beſtattet. Jacobi hatte die Grabſtätte mit doppeltem, für ſeine Nachkunft berechnetem Raume an einem Platze des Kirchhofs gekauft, den er, vom Lindenzelte aus, ganz nahe vor Augen hatte. Hier verklangen die Töne ſeiner Trauer, hier fühlte er das Weben des ſeligen Geiſtes ſeiner Gattin, die linden Schauer ihrer liebenden Nähe. Wenn er in feierlicher Sonntagsfrühe den Klängen der Orgel lauſchte und im prächtigen Tempel der Natur ein bekanntes Kirchenlied mit andächtigem Geſange begleitete, dann war es ihm, als ſtimmten die Blumen, welche in gepflegter Fülle Hannchens Hügel kränzten, in dieſen Gottesdienſt ein. Oder wenn in ſpäter Abendſtille ſehnſüchtige Rückerinnerungen aus den Tagen der Vergangenheit herüberſchwebten, und im bleichen Schimmer des Monds die Schatten abgelebter Freuden vorüberwandelnd ihm zu winken ſchienen, dünkte es ihm, als ſähe er im Mondſcheine, der den weißen Marmorſtein des werthen Grabes verſilberte, die Geſtalt der geliebten Schlummernden im Gewande der Verklärung. Sie lebte und webte im Geiſte ihrer Geſinnungen in den Seelen ihrer Hinterlaſſenen.

Der Aſſeſſor Lindberg hatte bei dieſem Todesfalle ſeine Theilnahme für die trauernde Familie eben ſo zart, als entſchieden bethätiget. Es hatte die Wärme ſeines Mitgefühls ſogar die Feſtigkeit ſeiner entſchloſſenen Haltung gegen Bettina wankend gemacht, und das künſtliche Gebäude ſeiner Vorſätze erſchüttert. Wirklich bedurfte auch grade Bettina eines aufheiternden freundſchaftlichen Beiſtandes am meiſten, da ſie, wie es bei Gemüthern ihrer Gattung zu ſein pflegt, die ganze Kraft ihres Herzens für ein heldenmüthiges Ueberſtehen der Krankheit und des Todes ihrer Mutter zuſammengenommen, jetzt aber dieſen Sieg mit einer wundermatten Angegriffenheit ihres Innern feierte. Die Thränen ihrer Klage um den Verluſt ihrer mütterlichen Freundin rollten noch friſch und unverſiegt in verborgener Stille, da Emma's heftigere Betrübniß längſt von Geſchäftigkeit und zerſtreuenden Häuslichkeitsſorgen wohlthuend gemildert worden war. Emma war nämlich an den erledigten Platz der Hausfrau getreten und führte die Aufſicht über die häusliche Oekonomie. Zwar leiſtete ihr Bettina mit dienſteifriger Aufmerkſamkeit Beiſtand, jedoch nur in untergeordnetem Verhältniß, welches bei der Anſpruchsloſigkeit und Eintracht dieſer Geſchwiſter keine Veranlaſſung zur Störung derſelben war.

So war wiederum auf flüchtigen Schwingen ein Jahr vorübergerauſcht, worin ſich für die Familie Jacobi nichts Beſonderes zugetragen oder auffallend verändert hatte.

Am letzten März fiel Jacobi's Geburtstag, den ſeine Töchter vorzüglich feſtlich zu begehen wünſchten, da es der erſte war, an welchem die Mutter fehlte, und ſolche Tage ein trauerndes Andenken ſtets ſchärfer hervortreten laſſen. Bettina, eine geübte Stickerin, hatte jede helle Winterſtunde, die ſie, abgeſondert aus der Mitte der Ihrigen, zubringen konnte, der künſtlichen Arbeit eines Lichtſchirms gewidmet, den ſie dem Vater zum Angebinde beſtimmte. Die Fleißige hatte ſich beeilt, das mühſame Werk zu vollenden, weil der Rahmen noch gemacht werden ſollte, und auf die mögliche Säumniß des Tiſchlers Rückſicht zu nehmen war. Noch fehlten vierzehn Tage zu dem erwähnten Geburtsfeſte, als Bettina mit beſcheidenem Wohlgefallen die vollendete, maleriſche Schöpfung überblickte, und ſiehe! es war Alles gut. Eben begann ſie mit flinker Hand die Spannfäden zu löſen, da trat der Aſſeſſor Lindberg in die Thüre. Er, der jetzt geſunder als ſonſt war, wenn auch keineswegs dieſem Befinden angemeſſen, gleichmüthig und ruhig, hatte beinahe drei Wochen in der Entfernung zugebracht, wohin ihn ein Commiſſionsgeſchäft, im Auftrage ſeiner Amts-Behörde berufen, und war erſt am vergangenen Abend von dort zurückgekehrt.

Abſchied und Wiederſehen enthalten für die verſchwiegenen Gefühle der Liebe Momente von verrätheriſcher Bedeutung! Als Lindberg eintrat und Bettina in einſamer Beſchäftigung erblickte, als ihr ſchönes Auge ihm hold und freundlich entgegenſtrahlte, und die höhere Röthe der zarten Wangen und das Lächeln der Anmuth um den kleinen Mund ihm ein Willkommen! ausſprachen, das im bewegten Herzen lauter noch tönte, da vergaß er aller Bedenklichkeiten, die ihn bisher abgehalten hatten, ſich den Beſitz des geliebten Mädchens zu verſichern. Der Zauber ihrer Nähe, jede ſüße Gewohnheit ihres Umgangs, umfing ihn mit beſtrickender Gewalt. „Meine liebe, meine gute Bettina! Wie glücklich fühle ich mich, wieder bei ihnen zu ſein!“ ſagte er mit den weichen, rührenden Klängen einer leidenſchaftlichen Innigkeit, und drückte ihre Hand, welche die blinkende Stahlſcheere hielt, zu wiederholten Malen an ſeine heißen Lippen. Doch als er das leiſe Erzittern dieſer Hand in der ſeinigen empfand, fürchtete er die ſchüchterne Jungfrau durch ſeine ungewöhnliche Heftigkeit erſchreckt zu haben, und ſuchte den Sturm der frohen Wallung durch einen Scherz zu beſchwören. . „Sie ſehen, meine Freundin,“ ſagte er doppelſinnig, „wie viel Muth ich von meiner Reiſe mitgebracht habe; denn ich nahe mich der Parze, obgleich ihr Inſtrument meinem Leben Gefahr droht.“ Und dabei dachte er, ſelbſt wenn Atropos den Faden meines Lebens trennt, wird das Band, welches mit der Feſtigkeit einer Demantfeſſel mich an Dich, Du himmliſches Geſchöpf, bindet, unverletzt bleiben! — Der Geiſt dieſer Verſicherung mochte aus ſeinen Augen zu den ihrigen ſprechen, denn Bettina antwortete mit einem Blicke unausſprechlicher Huld. Lächelnd, und indem ſie die Scheere emporhielt, ſagte ſie: „Dieſes Werkzeug nur macht mich zu dem ungefährlichen Sinnbilde der Todesgöttin, und‚Sie wagen nichts dabei, wenn Sie Sich dieſer Waffe gegenüber ſtellen. Lieber Himmel!“ fuhr ſie fort, als ſpotte ſie dem Bewußtſein ihrer weiblichen Schwäche,

„nicht das Leben eines Hühnchens könnte ich verkürzen, und ſollte es mein eigenes koſten!“

„Aber welch ein reizendes Kunſtwerk iſt dies!“ rief Lindberg bewundernd aus, indem er das kurzſichtige Auge der geſtickten Landſchaft näher brachte, welche im Schmelze der Sauberkeit, in lebendiger Farbenfriſche und meiſterhafter Nadelarbeit, unter der hüllenden Decke hervorleuchtete, die er mit leiſer Hand lüftete. „Darf man fragen, zu welchem Zwecke — — —“

Bettina erglühete unter dem Lobe des Freundes. „Es iſt ein Lichtſchirm; als Geburtstagsgeſchenk dem Vater zugedacht, zur Schonung ſeiner Augen, die er durch ſpätes Abendleſen angreift, wenn die Müdigkeit ſie lieber ſchließen möchte,“ antwortete ſie, und enthüllete vollends das ländliche Gemälde dieſer gelungenen Darſtellung. Betroffen umfaßte Lindberg's Blick den Zuſammenhang des Gegenſtandes. Mit betrachtender Aufmerkſamkeit vertiefte er ſich darin, und ſagte dann wie zu ſich ſelbſt: „Das iſt doch wirklich ſehr ſonderbar!“

„Und was iſt ſonderbar? fragte Bettina, nicht ohne Aengſtlichkeit, es könne dieſer Ausruf einer unwiſſentlichen Irrung, einem, von ihr unbeachteten Mißgriffe in der Anlage oder Ausführung der Arbeit gegolten haben.

„Haben Sie das Muſterblatt ſelbſt gezeichnet?“ fragte Lindberg raſch zurück.

„Größtentheils;“ war Bettina's unruhige Antwort. „Ich fand keine Probezeichnung, wie ich ſie wünſchte und bedurfte. Die eine war mir zu groß, die andere zu klein; die eine zu überladen, die andere zu leer; und da habe ich denn zuſammengetragen, was mir von jeder das Beſte und Brauchbarſte dünkte, und bei der Fügung des Ganzen den

Genius walten laſſen. — Aber ſagen Sie mir, Lindberg, was es ſei, das Ihnen daran ſo auffällt?“

„Im Vertrauen, liebe Bettina,“ verſetzte der Aſſeſſor, und faßte mit gutmüthiger Schlauheit des Mädchens Hand von neuem, „da iſt ihr Genius ſehr gütig gegen mich geweſen, indem er in vorahnender Theilnahme den Ort aufgenommen, von wannen ich herkomme; einen Ort, der mir durch liebe, intereſſante Erinnerungen ſtets denkwürdig ſein wird.“

Kaum kann ein junges Mädchen das Wort intereſſant von friſchen, männlichen Lippen ausſprechen hören, ohne einen Sinn hineinzulegen, der auf Liebe Bezug nähme. Auch Bettina, bei aller Erhabenheit über die Schwächen ihres Geſchlechtes, war ein Mädchen, und war es in dieſer Stunde, worin Lindberg den Charakter des ruhigen Freundes gegen den Ausdruck einer leidenſchaftlichen Aufregung vertauſchte, mehr als jemals. Vielleicht würde ſie zu anderer Zeit daran gedacht haben, daß ein junger Dichter und Schriftſteller auch Erinnerungen intereſſant finden mag, die ſich nicht an den Reiz einer weiblichen Geſtalt, an ein hübſches Mädchengeſicht heften; heute aber war ihr jungfräuliches Gefühl zu bewegt, um einen Begriff dieſer Art in gewohnter Klarheit zurückzuſpiegeln. Und ſo erkältete ein Anflug eiferſüchtelnder Befremdung den Ton, womit ſie erwiederte: „Da hat der Zufall mir mit gefälliger Gunſt die Hand geführt, und meinen unbehülflichen Wunſch vertreten, etwas zu Ihrem Vergnügen beitragen zu können, da wir Ihnen für ſo viele Aufopferungen der Freundſchaft verſchuldet ſind.“

Das Ohr der Liebe, Ihr wißt es, liebe Leſerinnen — hört ſehr leiſe. Lindberg hatte nicht ſobald dieſen ſchneidenden Uebergang auf der Tonleiter von Bettina's Empfindungen vernommen, als er eiligſt und ängſtlich bemüht, die reine Harmonie wieder herzuſtellen, ausrief: „O liebe Bettina! Ihr Weſen leidet an keiner Unbehülflichkeit! Und wie jeder Ihrer Athemzüge eine Bruſt voll Güte und Frieden bewegt, ſo klopft jeder Pulsſchlag Ihres Herzens für das Glück Anderer!“

Dieſe ausgeſprochene Anerkenntniß, welche eine ausſchließende Huldigung bezeichnete, erhielt in nachſtehender Erklärung ihr volles Gewicht, und ſtellte dadurch den geſtörten Einklang der Gemüther wieder her. „Aber nun,“ fuhr er fort, indem ſeine Blicke zwiſchen der Stickerei und ihrer Meiſterin hin und her irrten, „um auf dieſen Gegenſtand zurückzukommen, muß ich Ihnen ſagen, daß dies herrliche Gemälde Ihrer künſtleriſchen Nadel die treue Copie des Dorfes Hochwieſe iſt, welches der Gemahlin des Oberſten Rhodus gehört. Es bedarf nur ſehr geringer Aushülfe der Phantaſie, um die Hauptpartieen der Landſchaft in dem Charakter ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen, worin ſie zu der Geſchichte des Oberſten in genaueſter Beziehung ſtehen. Hier, dieſe ſchöne Kirche in ihrer jugendlichen Neuheit, von ſchlanken Pappeln umkränzt; ſeitwärts, zwiſchen den ehrwürdigen Lindendunkel hervorlauſchend das alte Pfarrhäuschen in ſeiner patriarchaliſchen Niedrigkeit. Hier, das hohe Schilfgras um den bläulichen Spiegel des Weihers, und dort, auf der grünen Anhöhe, das ſtattliche Herrenſchloß! — Es iſt eine ſeltſame Aehnlichkeit, deren Zufälligkeit wahrhaft bewundernswürdig iſt! —“

„Waren Sie denn in Hochwieſe? Ich meinte von Ihnen gehört zu haben, Ihr Unterſuchungsgeſchäft führe Sie auf die Güter des Baron Gosminor;“ ſagte Bettina, in einer gewiſſen, ſüßen Befangenheit darüber, daß die Arheit ihrer Hände den Rapport anſchaulich machte, in welchem ihre Seele mit der des Geliebten ſtand, und in ſüßer Unbewußtheit die geheimnißvolle Zuſammenwirkung ihrer geiſtigen Kräfte offenbart hatte.

„So war es auch, meine Freundin;“ antwortete der Aſſeſſor, und ſetzte ſich Bettina gegenüber, „dorthin lautete mein Auftrag. Aber ein trauriges Geſchick wollte, daß zwei Tage vor meiner Ankunft die Baronin als Wöchnerin ſtarb; die Kinder lagen an den Maſern danieder, und ihr unglücklicher Vater befand ſich in einer Verſtörung, die ihn zu der ſchicklichen Aufnahme eines Gaſtes unfähig machte, welcher als ein fremder Geſchäftsmann den Gebeugten mit trocknen und verdrießlichen Angelegenheiten zu behelligen kam. Der Oberſt Rhodus, nächſter Grenznachbar und intimer Freund des verwittweten Gutsherrn, bethätigte ſeine Theilnahme an dieſen traurigen Erfahrungen durch das Erbieten, mich in ſeinem Hauſe aufzunehmen, und den Baron, auch in Bezug auf den Zweck meiner Anweſenheit, ſo weit zu vertreten, als es in Rückſicht auf die Zugänglichkeit ſeiner Inſtruction und auf die Mittelbarkeit der gerichtlichen Sache, welche ich ausgleichen ſollte, möglich wäre. Auf dieſe Art nun kam ich nach Hochwieſe, und zu einer Bekanntſchaft, der ich ſchöne Stunden eines ſanften Genuſſes verdanke. Der Oberſt iſt, obgleich noch im Alter jugendlicher Männlichkeit, Invalide, und das Feuer, womit er der militairiſchen Wunderthaten gedenkt, an denen er ehrenvollen Theil genommen, wird von ſchwermüthigen Erinnerungen gedämpft, die ihn oft, wenn die Gedanken mitten im unruhigen Gewühle der Schlachten verweilen, plötzlich ergreifen und an ſtillere Denkplätze führen. Seine Gemahlin, eine Engländerin von Geburt, iſt eine echte, britiſche

Schönheit, eine helle, züchtige Blondine. Mit leidenſchaftlicher Anhänglichkeit ihrem Manne ergeben, ſcheint ſeine Nähe nur allein ihre weibliche Liebenswürdigkeit zu entfalten, welche außer derſelben einen Schleier trägt, der aus leiſen Regungen des Heimwehes und aus einer bußfertigen, religiöſen Hinneigung ihres Gemüthes zu frommer Schwärmerei gewoben ſein mag. Was die Oberſtin während der Zeit gelitten, wo ihr Gemahl die Gefahren des Krieges beſtand, iſt noch ſichtbar, wenn der Letztere ſich in ſolchen Schilderungen verliert. Schnelle Anflüge von Purpur und Bläſſe auf der zartgefärbten Wange zeigen den Wechſel von Angſt und Entzücken, womit ſie den Geliebten auf der Heldenlaufbahn begleitet, und das blaue Auge blitzt durch Thränen eines beſiegten Kummers.

Der Paſtor des Ortes iſt der Vater des Oberſten und das Bild eines Apoſtels. Ich habe einem kirchlichen Vortrage des frommen Mannes beigewohnt und mich ſehr erbauet davon gefuhlt. Nicht ohne Andacht ſiehet und höret man den Greis, wenn er von der Kanzel herab Worte des Glaubens predigt, der das Heiligthum ſeines Lebens war, das ſchwere Prüfungen bewährten. Es läßt ſchön, wenn der Oberſt, der an keinem Sonntage in der Kirche fehlt, das von einer breiten, rühmlichen Narbe bedeckte Geſicht mit dem Ausdrucke ernſter Aufmerkſamkeit und kindlicher Achtung zu dem väterlichen Redner emporhebt, und die Gemeinde an ihrem Gutsherrn bald die Orden und Ehrenzeichen, welche ſeine muthige Bruſt ſchmucken, mit ſcheuer Bewunderung betrachtet, und dann wieder an den Zügen der Liebe für ihren abgöttiſch verehrten Seelſorger ihn zu ihres Gleichen mit traulicher Herzlichkeit zählt. Sie lächeln, Bettina? O gewiß! ich übertreibe nichts. Sobald Sie die

Geſchichte dieſer guten Menſchen kennen, werden Sie mein Intereſſe dafür theilen. Ich war ſo glücklich, das Vertrauen dieſes trefflichen Kleeblattes zu gewinnen, und aus dem Munde des Paſtors, wie ſeines Sohnes, zu deſſen Erzählungen auch die Oberſtin theilweiſe ihre Beiträge ſteuerte, die Begebenheiten zu erfahren, welche ihrem Schickſale ſeine gegenwärtige Geſtalt gegeben haben. Sie würden einer geübteren Feder, als der meinigen, den geeigneten Stoff zu einer romantiſchen Bearbeitung liefern. Ich werde mich begnügen, ſie in ſchmuckloſer Wahrheit aufzuzeichnen; kann mir aber die Genugthuung nicht verſagen, Ihnen, meiner kleinen Ungläubigen, die Handſchrift zu dediciren.“

Bettina neigte mit einer anmuthigen Beugung und der Miene des Dankes das anmuthige Haupt, und antwortete: „Wenn es ſich ſchickte, ſolch einer Gütigkeit Zeit und Stunde vorzuſchreiben, ſo wüßte ich wohl, zu welcher ſie mir am ſchätzenswertheſten ſein würde.“

„O geſchwind, holde Bettina, ſagen Sie!“ bat der Aſſeſſor mit ſchmeichelndem Dringen; „Sie machen mich glücklich durch dieſe freundſchaftliche Offenheit.“ Bettina gewährte ſeine Bitte, indem ſie ſprach: „Sie wiſſen, lieber Lindberg, daß den letzten März der Geburtstag meines Vaters einfällt. Nicht ohne Bangigkeit ſehen wir dieſem feſtlichfrohen Tag entgegen, denn ach! der Gefeierte wird, ſo wie wir alle, die Mutter ſchmerzlich vermiſſen, welche uns nur unſichtbar ein: Siehe! ich bin bei Euch! zurufen kann. Vergebens habe ich mit Emma überlegt, welch eine vergnügliche Ueberraſchung wir wohl dem Vater bereiten könnten, die ihn in eine Stimmung verſetzte, worin die Wehmuth nicht den Vorklang hätte; aber jeder ausführbare Gedanke verſagte ſich uns, und für ſtudirte Scenerieen iſt unſer Aller Geſchmack zu einfach. Die Baſe ſagte dann immer: Laßt doch das Sinnen und Sorgen, Kinderchen! Kommt Zeit, kommt Rath! Allein die Zeit kam näher, und der Rath blieb aus. Jetzt aber ſcheint das Troſtſprüchlein ſich doch bei Ehren erhalten zu wollen. Ihre Erzählung, lieber, gütiger Freund, von Ihnen ſelbſt vorgetragen, wird die Abendſtunden des erwähnten Geburtstages aushellen, und dem Vater eine ergötzliche Zerſtreuung gewähren. Nächſtdem liefert die willkommene Lectüre einen Commentar zu meinem Angebinde, und eins wird durch das andere erklärt.“

Jetzt unterbrach Jacobi's Eintritt die weitere Rückſprache des kleinen Geheimniſſes, welches den erſten Bezug auf ſeine Perſon nahm, und die feſtverknüpfenden Geſinnungen und Gefühle eines Herzenpaares mit leiſen Fäden umſpann, das würdig war, ſich liebend zu beglücken.

Der letzte März kam. Ein Frühlingsmorgen leuchtete, nach langer, ſtürmiſcher Regenzeit, in der erſten Helle des nahen Lenzes. Zarter Duft hüllte die knoſpenden Bäume ein und zerfloß in den warmen Sonnenſtrahlen. Ueber die lichtgrünen Hälmchen des feuchten Bodens ſtreifte in friſchen Schauern die gereinigte Luft, und hier und da zwitſcherte Vögelgeſang aus unbelaubten Zweigen herab. Es war dieſer erheiternde Wechſel der Witterung der Stimmung gar ſehr günſtig, welche die liebenden Töchter des guten Vaters, der heute ſein Lebensfeſt beging, beabſichtigten. Als er von dem Frühgange an das Grab der Gattin zurückkam und in das milderwärmte Zimmer trat, empfingen ihn die Glückwünſche der Seinigen. Der kleine Ottokar, im weißen Feierkleide, reichte dem Großvater ein Blumenſträußchen dar, welches die ſorgliche Mutter dem Garten am Hauſe abgepflegt und abgemüht hatte. Kaum konnte das Kind den Augenblick erwarten, wo es auf den mütterlichen Wink eine Schnur ziehen dürfe, deren Quaſte ſein rundes Händchen unzureichend umſpannte, und zu deren Gebrauche es mit unerſchöpflicher Geduld angewieſen worden war. Mit kindiſcher Ungeduld hütete es die Augen ſeiner Mutter, ihr, hörbar flüſternd, die Frage wiederholend: „Darf ich? darf ich nun?“ bis ſie endlich das Zeichen der Bewilligung gab. Jetzt zog der kleine Maſchiniſt aus allen Kräften, und ein grünſeidener Vorhang erhob ſich rauſchend über einem Bilde, welches in rührender Getroffenheit die Verewigte in allem Glanze der Kunſt und einer durch ſie idealiſirten, lieblichen Natur in den Kreis der Ihrigen ſchauen ließ.

„Ha!“ rief Jacobi, von der Aehnlichkeit ergriffen, welche ihm die geliebte und nun zerſtäubte Form darſtellte: „O mein gutes Hannchen; wie Du lebteſt und wareſt! Welch ein theures Geſchenk! Doch wem verdanke ich es?“ Emma bekannte ſich dazu.

„Alſo darum,“ fuhr der Vater fort, und drückte die Tochter an ſeine bewegte Bruſt, „hatte der Maler nie Zeit das Miniatur-Gemälde Deiner Mutter, das einzige, welches ich von ihr beſaß, in Oelfarben und verhältnißmäßiger Größe zu copiren? Jetzt iſt ſeine Zögerung, der ich ſo oft zu zürnen geneigt war, entſchuldiget.“

Nun zog Bettina's wunderſchöner Lichtſchirm das unwiderſtehlich feſtgehaltene Auge des Empfängers von dem mütterlichen Bilde ab, und endlich näherte ſich die Baſe, ein wollenes geſtricktes Nachtjäckchen in den ſchwachen müdegewordenen Händen.

„Lieber Herr Vetter,“ ſagte ſie mit beſcheidener Anſprache: „Sehen Sie nur den guten Willen fürs Beſte an, wenn ich ſo frei bin, Sie mit einer Arbeit von mir anzubinden, die Ihrer Geſundheit Vortheil tragen ſoll. Sie ſind immer ſo rüſtig und halten Sich meiner Meinung nach nicht warm genug. Das Alter, Herr Vetter, ich habe mehrere Jahre voraus — trägt ſich ohnehin ſchwer und mühſelig; wenn man aber auf dieſem ſauern Gange noch durch rheumatiſche Beſchwerden gedrückt würde, dann, dächte ich, müßte es kaum zum Fortkommen ſein. Und Ihre Kinder wünſchen doch, daß der Vater, welcher ihre einzige Stütze iſt, alt werde; deßhalb thun Sie es ihnen und mir zu Gefallen und tragen Sie das Jäckchen!“

Emma küßte mit naſſen Augen der Baſe die Hand, Bettina ſtreichelte ihre ſchlaffe eingeſunkene Wange, und Jacobi verſprach mit dankbarer Erkenntlichkeit, dieſe theilnehmende Fürſorge durch den Gebrauch des Jäckchens zu würdigen.

Nun aber ſetzte man ſich an den feſtlichgeordneten Tiſch zum Frühſtück, wo der dampfende Kaffee den durch Morgenkuhle und Rührungsſchauer erkälteten Jacobi zu erwärmen verſprach, und der würzige Mandelkuchen von Emma's lieblicher Fabrication ſo anlockend duftete. Das Bild der Mutter blickte in ſeiner Weſenloſigkeit, wie ein Geiſt, der nichts bedarf, zu den Genießenden herab. Der kleine Ottokar mochte die anſcheinende Menſchlichkeit der gemalten Frau mit dieſer, ſeinen engen Begriffen nach wunderlichen Eigenſchaft zuſammenſtellen, denn er fragte: „Iſt die ſchöne Großmutter da im Himmel? Und eſſen dort die Leute nichts?“ Man merkte es der Miene des Kindes an, daß es ſich gerade in dem Augenblicke, wo ſein geſunder Appetit eine Lieblingsbefriedigung fand, den irdiſchen Zuſtand vorzöge, im Falle die Frage verneint würde.

„Sie haben eine Speiſe, die kennen wir nicht!“ antwortete der Großvater ernſt und ſinnig.

Der Aſſeſſor Lindberg, dem heute der Drang unabweislicher Geſchäfte die erwünſchte Muße zur Theilnahme an dem Familientage in Jacobi's freundlichem Hauſe raubte, hatte ſeine Gratulation ſchriftlich erlaſſen und die früher angenommene Einladung zum Mittagseſſen auf die Berechtigung beſchränkt, zum Abendbrod erſcheinen zu dürfen. Er kam mit der Dämmerung. Jacobi's Geſundheit, an ſtrenge Regel gewöhnt, vertrug die neumodiſche Verſpätung des Abendbrods nicht wohl, und in Rückſicht darauf ward auch heute wie immer das Nachtmahl zeitig angerichtet. Eben betete der fromme Hausvater den kurzen Segenſpruch, welcher den Genuß deſſelben weihen ſollte, da ſchmetterte ein Poſthorn ſo gellend die Straße herauf und in die Stille der kleinen betenden Tiſchgeſellſchaft, daß die Baſe erſchrocken zuſammenfuhr.

„Gott verzeih mir die Sünde!“ ſagte ſie, als man ſich um den runden Tiſch reihete; „dachte ich doch, wer nur käme! Der Poſtillon leidet nicht an der Lunge; darauf ließe ſich ſchwören. Das iſt ein Hals, der Todte erwecken könnte!“

„Nun wer weiß: was er bringt oder wen er fährt!“ antwortete Lindberg, indem er die Baſe mit gutmüthiger Ironie anlächelte.

„Uns jedoch wohl ſchwerlich einen Gaſt!“ meinte Jacobi; doch die Baſe, als wolle ſie ſeinen Zweifel an dieſer Möglichkeit widerlegen, fügte hinzu: „Obſchon die Zeichen dieſes Morgens Beſuch aus der Fremde verkündeten. Als ich heute früh erwachte, guckte ein Sperlingsköpfchen zum

Fenſter herein und pickte an die Scheibe; dreimal flatterte der kleine geſiederte Bote hinweg und kam wieder, als ſolle ich die Meldung, welche er erneuerte, ja nicht überhören. Und wie ich in das Wohnzimmer gehen will, liegt vor der geſäuberten Thür ein breiter Strohhalm; ein alter Aberglaube ſiehet darin den Wegweiſer für Gäſte — da hatte ich gleich ſo meine eigenen Gedanken.“

Jacobi lachte und ſagte: „Das wäre nun freilich der kategoriſche Imperativ für unſere Vermuthung, daß das Furioſo dieſer Extrapoſt in das anſpruchsloſe Andante meiner Geburtstagsfeier einfallen werde.“ Er reichte der Baſe herzlich die Hand und fuhr fort: „Wir ſind deßhalb doch gute Freunde, nicht wahr, Bäschen? Wenn ich auch in Beziehung auf die Prophezeihung der Sperlinge und Strohhalmen ein ungläubiger Thomas bin.“

Das feingewählte Abendbrod war nun vorüber, ein warmer Punſch, der Kühle des Abends angemeſſen und für den Mitgenuß der Damen berechnet, ward nach abgenommener Mahlzeit aufgeſetzt. Jetzt zog der Aſſeſſor ſein Manuſcript hervor und machte den erfreuten Wirth mit der Veranlaſſung deſſelben bekannt. Die Beſtimmung dieſer Erzählung ſprach von ſelbſt, obgleich der Verfaſſer mit zurücktretender Beſcheidenheit ſich des Anſehens begab, als ſolle die kleine Vorleſung das Vergnügen dieſes Abends ſpenden.

„Das haben Sie ſehr ſchön gemacht, mein guter Lindberg!“ ſagte Jacobi froh erregt und drückte dem ſchriftſtelleriſchen Freunde dankbar die Hand. „Ich wüßte nicht, welche Unterhaltung für dieſe traulichen Stunden mir lieber wäre. Emma! Setze die Bowle auf den runden Tiſch hier, auf daß wir fein beiſammen bleiben.“

Geſchäftig ſtopfte Jacobi ſich ein Pfeifchen Taback, welches Denen, die daran gewöhnt ſind, ſelbſt zur Vollſtändigkeit geiſtiger Genüſſe gehört. Die Baſe und Bettina ſuchten leichte Handarbeit herbei; der kleine Ottocar lag ſchlafend im Sopha und ſeine Mutter verſah den Dienſt der Wirthin. Bettina's Lichtſchirm milderte dem Vorleſer die blendende Helle der gaſtlichen Erleuchtung und gab dem Inhalte des Vortrags eine örtliche Anſchaulichkeit. In erwartender Stille, welche nur die leiſen Athemzuge des ſchlummernden Kindes durchweheten, ſchwiegen die Zuhörer, und der Vorleſer begann, indem er den Titel der Erzählung las, welcher lautete:

„Die Kirche."

„In dem Pfarrhauſe des Dorfes Hochwieſe war ſeit längerer Zeit als hundert Jahren der Name Rhodus vom Vater auf den Sohn als den Paſtor der Gemeinde übergegangen. Unverkünſtelte Frömmigkeit, Einfalt der Sitten, Milde der Geſinnung verjüngten ſich als die Erbtugenden dieſer Familie in dem theologiſchen Nachfolger, der, in ſeltſamer Conſequenz des Schickſals, das über ihr waltete, ſtets der einzige Sprößling des Hauſes war. Es änderte nichts in der Seelſorge dieſes arkadiſchen Dörfleins, wenn der geiſtliche Hirtenſtab einer müden Hand entſank und ein Mund im Tode verſtummte, welcher das Wort Gottes lauter und rein gelehret hatte; der Sohn lebte und wirkte fort im Geiſte des väterlichen Vorgängers. Gleichwie jene erſten Vorzüge eines Landpredigers als die unveränderliche Eigenthümlichkeit der Führer dieſes Namens erſchienen, ſo konnte man auch innere Zufriedenheit, häusliches Glück und ehelichen Frieden als ihr dauerndes Loos betrachten. Das Hausleben der

Pfarre zu Hochwieſe war und blieb eine liebliche Idylle, wie auch eine Generation der andern folgte, ſo wie im raſchen Strome der Zeiten eine Woge die andere begräbt.“

„Auch übte der ſtehende Charakter dieſer Uebertragungen eine gewiſſe verpflichtende Gewalt auf ihren jedesmaligen Repräſentanten. Die Geiſter der Abgeſchiedenen wandelten in empfundener Nähe durch die Räume dieſer ſtillen Wohnung, durch die Gebüſche des Gartens, und nahmen ihren guten Theil an jeder frohen oder traurigen Stunde. Sie ſchwebten in den Schatten der majeſtätiſchen Linden, welche dem Pfarrhauſe eine heimliche Duſternheit geben und um deren graue Stämme das Moos des Alters grünt, und beſeelten gleich der Dryas des Fabelthums Obſtbäume und Rebengeländer, von theurer Hand gepflanzt und von dankbarer gepflegt und gepflückt.“

„Die Moden der Welt wandelten ſpurlos weit ab vom Pfarrhaus in Hochwieſe; Möbeln und Geräthſchaften erwieſen ſich uralt und waren durch ſo langen Gebrauch gleichſam ein Theil der Familie geworden. Alles war hier vom feſteſten Beſtand: Sitte, Glauben, Herz und Sinn — und ſogar vergängliche Sachen! Wie ſo manchen Greis hatte jener Großvaterſtuhl, mit blumigen Gewirk überzogen, der im Düſter der Wohnſtube ſtand, mit weichen Armen in den Traum der Ruhe gewiegt! Sie waren Alle nun wie Träumende. Der Fruhling ſchien noch immer auf die verblichenen Blumen des Stoffes; wo blühte der Staub Derer, die ſich daran erquickt hatten? — Auch die alte Uhr in ſchwarzem Gehäuſe ging noch; und manches fromme Herz, ſtark in ſeinem Gott, hatte ausgeſchlagen. Der letzte Prediger dieſes Paſtoralſtammes hatte eben, wie alle ſeine Vorgänger, die Tochter eines Geiſtlichen geheirathet, und freute ſich mit lieberfülltem Herzen der Treue des Familienglückes, das hier erblich ſchien, und welches ſich auch in der Wahl der ſanften Gattin bewährte. Der Bruder ſeiner Frau war ein Univerſitätsfreund des jetzigen Rhodus geweſen, welches Bündniß auch veranlaßte, daß jenes Eheband geknüpft wurde. Mit Wärme und Wahrhaftigkeit hatte der junge Paſtor ſeinen Schwager geliebt, obgleich das Weſen dieſer freundſchaftlichen Zuneigung mehr aus nachſichtiger Duldung und brüderlicher Zurechtweiſung, als aus herzlicher Achtung und ehrendem Nacheifer beſtanden; denn der Freund, den wir bei ſeinem Taufnamen Woldemar nennen wollen, beunruhigte die Erwartungen der Seinigen durch den Fehler des Leichtſinns. So lange Rhodus um und mit ihm gelebt hatte, war es ſeiner wachen Sorge gelungen, den Zunder der Gelegenheit von dieſem gefährlichen Brennſtoffe abzuhalten und ihn durch die Macht des Beiſpiels zu erſticken. Allein nach dem Verlaufe der akademiſchen Jahre hörte dies ſchützende Zuſammenleben auf, und die Jünglinge trennten ſich auf den Wegen ihres Berufs. Rhodus ging vorläufig in das elterliche Haus zurück, wo er bald darauf nach rühmlichſt beſtandenem Examen dem ſchwächlichen Vater ſubſtituirt wurde, und Woldemar kam als Erzieher einiger verwilderten Knaben auf das ferne Gut eines Edelmannes, der ein rohes, wüſtes Leben führte. Dort von üppiger Sinnlichkeit genährt, überwucherten die Keime des Verderbens ſchnell ſein Gemüth; dorthin reichte die Stimme des warnenden Freundes nicht mehr. Und ſo kam es denn, daß die ſelige Verlobungszeit deſſelben durch das Gerücht geſtört wurde, Woldemar hätte im Rauſche eines Luſtgelages ſich mit ſeinem Patron entzweiet, ſich thätlich an dieſem vergriffen, und wäre dann mit den ......ſchen Werbern aus jener Gegend verſchwunden. Zwei Jahre ſpäter, als Rhodu's Gattin nach mancher Täuſchung ihrer Sehnſucht die erſte mütterliche Hoffnung faſſen durfte, kam die officiell beſtätigte Nachricht von Woldemars Tode durch den Zweikampf mit einem ſeiner Cameraden.“

„Das zärtliche Schweſternherz der weichmüthigen Frau, verbunden mit der erhöheten Reizbarkeit ihres Zuſtandes, blutete tief und lange unter dieſem Schlage. Ihre Geſundheit war ſo angegriffen, daß der Arzt für dies gefährdete Doppelleben ernſtlich beſorgt zu ſein ſchien. Es erhielt ſich jedoch unter ſeiner redlichen Bemühung, wie niedergeſchlagen und leidend die junge Frau auch bis zu ihrer Entbindung blieb.“

„Sie gebar ihrem Gatten einen Sohn, und wünſchte, daß er ihn Woldemar nennen möchte. Dieſer Wunſch führte die Eltern auf den erſten Scheideweg ihrer Denkart, welche ſonſt in der innigſten Geſinnung, in der liebendſten Uebereinſtimmung Hand in Hand den Pfad der Ehe ging.“

„Der Paſtor ſagte etwas leiſer als gewöhnlich zu der Wöchnerin: Dem Menſchen, liebe Frau, wird oft mit ſeinem Namen ſein Schickſal gegeben, deßhalb ſollte man ihn ſehr vorſichtig wählen. Meine Autorität für dieſen Glauben iſt die heilige Schrift.“

„O! laß ihn Woldemar heißen! bat die junge Mutter. Der Vater meinte, daß dieſer Name durch die ſchmerzliche Erinnerung, die ſich an ihn knüpfe, ſein väterliches Glück ſtören würde; und die Mutter verſicherte, die Unſchuld ihres Kindes werde ſie mit dem Andenken ihres Bruders verſöhnen. Der Vater, in Liebe für die Mutter ſeines Kindes aufgelöſet, deren große Schwäche zu der zarteſten Achtſamkeit auf Alles, was ſie durch Freude und Befriedigung ſtärken könne, aufforderte, rechtfertigte ſeine Willfährigkeit bei ſich ſelbſt durch den Gedanken, daß die Anſicht der Frau von einem höheren Standpuncte als die ſeinige genommen wäre, und daß es unfehlbar ein reinerer Sinn ſei, welcher ein beflecktes und ſchmählich untergegangenes Leben durch das Liebſte und Theuerſte gleichſam entſühnen wolle, als der, welcher den dadurch geſtörten Frieden in der Vergeſſenheit ſuche."

„Mit ſehr gemiſchten Empfindungen bemerkte Paſtor Rhodus in der Geſichtsbildung des kleinen Woldemar eine auffallende Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Namensvetter; doch ſo wie der Knabe heranwuchs, nahm er mit beſtimmter Bangigkeit wahr, daß dieſe ominöſe Gleichheit ſich auch auf Temperament, Fähigkeit und Gemüth erſtrecke. Der verſtändige Vater kämpfte mit den Waffen der Vernunft gegen die Aengſtlichkeit, womit ihn das ſichtbarliche Hervortreten der Natur ſeines Kindes erfüllte, welche ein unglückſeliges Vorbild nachahmte, und ging mit der gewiſſenhafteſten Sorglichkeit bei der Erziehung deſſelben zu Werke. Wenn er auch in die Zukunft mit der getroſten Zuverſicht ſchauete, welche eine der vorzüglichſten Segnungen echter Frömmigkeit iſt; ſo umwölkte doch die traurige Ahnung ſeinen Blick, daß ſein Sohn gewiß in ſofern aus der Art ſeiner Vater ſchlagen werde, um ihrem geweiheten Stande, ihren einfachen Freuden und ihrer urväterlichen Heimath zu entſagen. Dieſe Vorausſagung ſprach in entſchiedenen Zeichen, und bekümmerte den Paſtor, der mit ganzer Seele an ſeinem Berufe hing und mit begeiſterter Ehrfurcht ſich ſeiner Abkunft aus einem Geſchlechte unvergeſſener Lehrer bewußt war. Schon in den Tagen der Kindheit hatte ſich in dem Paſtor die ſeiner Wirkſamkeit geeignete Neigung ausgeſprochen, wenn er ſeinen Geſpielen, den horchenden Bauerkindern, in dem dämmernden Grün eines Gehölzes, aus der Höhlung eines abgeſtumpften Baumes predigte, welcher die Kanzel des kleinen Redners vorſtellte. Solches Spiel kam ſeinem Sohne nicht bei; dieſer lieferte als Anführer einer dörflichen Schaar blondhaariger Barfüßer Schlachten auf offenem Felde, und begegnete dann heimkehrend mit der Miene des Siegers den Vorwürfen der ſcheltenden Mutter, wenn dieſe in den zerriſſenen Kleidungsſtücken keine Trophäen der Tapferkeit erkennen wollte.“

„So war Woldemar zwölf Jahr alt geworden. Jetzt hielt der Vater es an der Zeit, mit ihm über ſeine künftige Beſtimmung zu ſprechen. Welchem Berufe gedenkſt Du Dich denn zu weihen, mein Sohn? fragte er in traulicher Stunde der Ruhe.“

„Ich werde Soldat, Vater, und bis zum General muß ich's bringen! antwortete der Knabe feſt, doch ohne Trotz.“

„Kindergeſchwätz! Du weißt nicht, was Du redeſt! erwiederte der Vater ſchnell verdüſtert, und ein tiefer Seufzer entwand ſich ſeiner Bruſt. Die Mutter benutzte die Pauſe dieſer Secunde zu der unbeſonnenen Einrede: Das könnteſt Du uns anthun, Kind? Es wäre ſicherlich mein Tod! Du wollteſt der einzige Rhodus ſein, der die Agende verſchmähete, um das wilde Schwert zu ergreifen? Der den Namen ſeiner Väter lieber in einem blutigen Tode verlöſchen, als durch frommen, unſträflichen Wandel in ihren Fußtapfen, bei der angeſtammten Ehre vor Gott und Menſchen erhalten möchte? — Ich hoffe, Du wirſt Dich beſinnen, mein Sohn, und Dich zum Studiren entſchließen, auf daß Du einſt, wenn der Vater alt und ſchwach geworden, ihm ſubſtituirt werden könneſt.“

„Der Knabe trat einen Schritt zurück, und ſprach: Nein, Mutter! Das verlange nicht von mir! Sage doch, was hat denn der Vater und Seinesgleichen für Freude auf der Welt? Daß die Bauern in der Kirche weinen und ſagen: Heute hat der Herr Paſtor wieder einmal recht ſchön und beweglich geprediget! Oder daß er Sonntags Nachmittags nach abgehaltener Kinderlehre mit Dir um das Feld ſpazieren gehet, und alle zehn Schritte ſtehen bleiben muß, um über Wetter, Saat, Krankheit und Allerlei zu verkehren, damit die Landleute ihn nicht für hochmüthig halten? Oder daß er bei den langweiligen Hochzeit- und Kindtauffeſten den Ehrenplatz einnimmt? Nein! mir grauet, wenn ich nur daran denke. Das wäre nichts für mich. Da lobe ich mir das friſche Soldatenleben, worin man ſich regen kann nach Herzensluſt! Denke einmal, Vater, wenn es Krieg geworden wäre und die Feinde hätten unſer Dorf in Brand geſteckt, die Kirche, das Pfarrhaus! Da käme ich nun als Heerführer tapferer Truppen, als Retter und Beſchützer! Ich trüge Dich und die Mutter aus den Flammen, und am liebſten wäre es mir, ich nähme ein wenig Schaden dabei. — Dann theilte ich mit Euch meinen Sold, die ehrlicherworbene Kriegsbeute — das letzte Stücklein Brod! Der Knabe umſchlang die Mutter, ſeine blauen Augen blitzten Muth und Liebe, und zwei helle Thränen rollten die glühenden Wangen herab.“

„Die finſteren Geſichter der Eltern lichteten ſich aus. Die Mutter ſtrich ihrem Sohne das volle braune Gelock aus der offenen Stirne, und ſagte: Du Unglückskind! dieſer wilde Drang wird Dich in Noth und Jammer treiben. Gott läßt ſich nicht ſpotten! Das Elend, welches Du jetzt kindiſch träumeſt und frevelnd wünſcheſt, könnte über uns hereinbrechen, und doch in Dir der Helfer fehlen, denn oft verrechnen ſich Dünkel und Uebermuth!“

„Der Vater aber fügte ernſt hinzu: Mein Sohn! Du weißt nicht, was Du redeſt, und weniger noch, was Du willſt. Soldat willſt Du werden? Allein um dies mit Recht heißen zu können, mußt Du fähig ſein, des Lebens Freude und Friede zu entbehren, das weiche, fühlende Herz gegen den Anblick der flehenden Unſchuld zu verſteinern, und da zu vernichten, zu zerſtören, wo die Menſchlichkeit Dich zum Segen drängt. Betrachte doch, Du thörichtes Kind, dieſe ſchimmernde Laufbahn etwas näher und ſiehe, wie beſchränkt die Freiheit iſt, welche Dir ſo lockend erſcheint. Durch das Gebot der Pflicht aus der trauten Heimath verbannt, vielleicht für immer — treibſt Du Dich im wüſten Larme des Krieges, oder in der läſtigen Unthätigkeit ruhiger Zeit umher, biſt ſtets ein unwillkommener Gaſt, ein gefürchteter Zuſpruch. Und zieheſt Du an einem gottesdienſtlichen Sonntagsmorgen im Truppenmarſche mit wirbelnder Trommel an einer Dorfkirche vorüber, und die ſanften Orgelklänge rauſchen an Dein Ohr und laſſen Dich des fernen Vaters gedenken, der eben auch an heiliger Stätte ſeines Amtes waltet: dann haſt Du nicht ſo viel Muße, darin zu verweilen, um ein Vaterunſer für Dich und ihn zu beten. Auch mußt Du das fromme Weh dieſer Sehnſucht verbergen, wenn Deine Cameraden Dich nicht verſpotten ſollen.“

„Des Paſtors Stimme ſchwankte in innerer Bewegung, und der Knabe fiel an ſeines Vaters Bruſt und weinte laut.“

„Wir wollen nun für heute dies Geſpräch abbrechen, und es ein andermal fortſetzen, ſagte der Letztere, dem ſchluchzenden Buben die glühende Wange ſtreichelnd. Lerne nur fleißig, mein Sohn, und habe Gott vor Augen und im Herzen! Dieſe ſelige Uebung kommt Dir in jedem Stande zu Gute!«

»Und wirklich lernte Woldemar ſo fleißig, daß ſein väterlicher Lehrer über die Fortſchritte erſtaunte, die er durch eigene Kraft und Luſt ohne den Antrieb des Wetteifers machte. Geſchichte war ſein Lieblings-Studium. Wie er im Lateiniſchen ſo weit war, um mit Beihülfe ſeines Vaters die Römer leſen und verſtehen zu können, war die reichſte Quelle des Genuſſes für ihn gefunden. Die Heroen des Alterthums erfüllten die junge Seele mit glühender Bewunderung, deren brennender Wiederſchein von den Wangen des Leſenden leuchtete und aus ſeinen Augen ſtrahlte. An ihr entzündete ſich der heiße Durſt nach Ruhm und Thaten, und die Ideale einer ſtolzen Größe machten ihm das dunkle, unentwickelte Verlangen ſeiner Bruſt verſtändlich. Wie beſorgt der gute Paſtor auch für eine Gegenwirkung dieſer bemerklichen Eindrücke war, ſo machte doch die tiefe Gefährlichkeit derſelben ſein vorſichtiges Bemühen vergeblich. In träumeriſcher Sinnigkeit hing der entzückte Woldemar den Vorſtellungen nach, welche ihn auf den Schauplatz einer großartigen Vergangenheit verſetzten, und trauerte darüber, daß jene Heldenzeit in Ruinen der menſchlichen Schwäche zerfallen und verſunken, und die Gegenwart zu flach und ſeicht ſei, um ein Denkmal hochherziger Verdienſtlichkeit für die Nachwelt darin aufſtellen zu können.«

»Abermals waren drei Jahre verlaufen, an deren Schluße der Paſtor ſeinem Sohne die Frage wiederholte, ob er in Bezug auf die Wahl des künftigen Berufes, nun einig mit ſich ſelbſt und wozu entſchloſſen ſei. Nicht ohne ſtille Vorbereitung war der Vater an dieſen bisher vermiedenen Gegenſtand gegangen, und hatte ſich die Faſſung geſammelt, auch der für ihn ſchmerzlichſten Gewißheit eine ruhige Aufnahme zu gewähren.«

»Mit Erröthen und niedergeſchlagenen Augen geſtand der Sohn: Ich weiß nur Eines gewiß, das, ich kann nicht Prediger werden! Vergieb mir, Vater, wenn ich ſo unglücklich wäre, Dich durch dieſe Erklärung zu beleidigen; aber ich darf nicht zweifeln, daß Du mein Menſchenrecht in mir achten und mich zu nichts zwingen werdeſt. Gern will ich mich in allem Möglichen Deinem Willen fügen und Deiner Leitung unterwerfen.«

»O Woldemar! Woldemar! rief der Paſtor, und in dem Ausrufe dieſes Namens verklang, dem Ohre der Gattin hörbar, ein gegenwärtiger Vorwurf in die Töne ſchneidender Erinnerungen, auf welche die Abartung ſeines Führers zurückleitete, — welcher fremde Geiſt hat ſich in Dich, einen Rhodus, verirrt? Du verachteſt die ſtillen Segnungen meines Standes, und die Stunde, worin Du mir dieſe kränkende Verſicherung giebſt, ſoll den Wunſch für Dich enthalten, daß Du ihren Werth nie in öder Verlaſſenheit Deiner ſelbſt kennen lernen mögeſt! Auch Gottes Güte leitet zur Buße! — Und nun, mein Sohn, höre und beherzige noch einen Vorſchlag, welcher meine letzte Anmaßung iſt, Dich in Beziehung auf Deine Entſchließungen für die Zukunft berathen zu wollen. Du biſt noch zu jung, um, im Falle Du dabei geblieben wäreſt, Soldat zu werden, die Dienſte eines Gemeinen verſehen zu können, und Deine bürgerliche Geburt giebt Dir keinen Anſpruch auf einen höheren Eintritt in die militairiſche Laufbahn. In zwei, höchſtens drittehalb Jahren biſt Du reif für die Univerſität, und Kenntniſſe und Wiſſenſchaften ſind noch keiner Laufbahn hinderlich geweſen. Ich dächte, Du machteſt den akademiſchen Curſus; ganz frei und unabhängig von meiner väterlichen Vorſchrift oder Einmiſchung, kannſt Du dies in einem Fache thun, was Dir beliebt. Treibe Sprachen, Geſchichte, Mathematik; die Mittel dazu ſollen Dir nicht fehlen, und daß Du Deine Zeit nützen werdeſt, dafür bürgt mir Deine Liebe zum Fleiße und Deine Abneigung gegen die Vergnügungen der Rohheit. Kommſt Du alsdann zurück, ſo iſt die Ueberlegung der Mündigkeit der Vortheil Deines Entſchluſſes, in welchem Dich kein Vorurtheil Deiner Eltern, und möchte es noch ſo dringend gerechtfertiget ſein — hindern ſoll.“

„Die Vernünftigkeit dieſes Rathes leuchtete dem Jünglinge um ſo mehr ein, als er wirklich noch nicht völlig beſtimmt war, Soldat zu werden. Freilich ſchwebte wohl das kriegeriſche Leben der Gefahr ſeiner Phantaſie in Bildern vor, die er als das Element ſeiner Kräfte und Neigungen erkannte; aber unheimlich widerte ihn der Gedanke an, ſich in die drückenden Feſſeln der militairiſchen Friedens-Disciplin zu ſchmieden; und ſo war es eigentlich eine erträumte Sphäre der Wirkſamkeit, für welche er ſeine Entſcheidung aufſparte, wenn er ſich auch dieſes Geſtändniſſes ſchämte.“

„Der gute Paſtor ſuchte ſich mit der Idee vertraut zu machen, daß ſein Sohn für ein anderes Berufsleben geboren und geeignet ſei, als das, wodurch er und ſeine Ahnen ſich beglückt gefühlt hatten; doch konnte er die Möglichkeit davon kaum begreifen, und noch weniger ſich damit befreunden. Wenn ich mir es ſo recht überlege, liebe Frau, ſagte er zu der treuen Theilnehmerin ſeiner Bekümmerniß, ſo iſt es doch am Ende ein wenig geiſtlicher Stolz, was mich unzufrieden mit Woldemars hartnäckiger Verwerfung unſeres Standes macht. Der Adel der Frömmigkeit ruht nicht auf

Gaben der Kanzel, ſondern im Herzen. Unſer Schild iſt der Herr! Die Demuth würde Gott vertrauen, der die Herzen leitet wie Waſſerbäche — und den Jungen gewähren laſſen. Freilich, ich mag es Dir nicht leugnen, meine Lotte, wie traurig der Gedanke mich ſtimmt, daß einſt ein Fremder dieſe heiligen Mauern bewohnen und mit ſelbſtiſchem Neuerungsſinne die vorelterlichen Pflanzungen unſeres Gartens zerſtören werde! Aber ſoll des Menſchen Seele denn ſo feſt am Irdiſchen hangen, daß, wenn ſie davon laſſen muß, der blutige Schmerz nachbleibt? — Das iſt die Gemüthsverfaſſung eines wahren Chriſten nicht! Wie wäre es, wenn die Vorſicht uns ein Kind verſagt, oder dies Haus und die Kirche, die mir ſo traut und theuer, längſt durch Feuer- oder Wetterſchaden zerſtört hätte? Gott behüte! Meine Kirche! Ach! ich mag nicht daran denken, wie mir in dieſem Falle zu Muthe geweſen oder noch ſein würde. Sie iſt mir trotz ihrer dürftigen Unanſehnlichkeit ein Heiligthum, und ehrwürdiger, als der Dom der ſtolzeſten Kathedrale! Der eherne Mund ihrer Glocke weckt und ermuntert mich täglich zur Andacht; höre ich im Schlummer das Morgenläuten, dann tönt es mir zu: Wach auf, mein Herz, und ſinge! Und vernehme ich in ſtiller Sonntagsfrühe ſeinen Ruf an die Gemeinde, ſo bete ich: Frohlockend, Vater, wach' ich auf am Tage Deiner Ehre! Mein Morgenopfer dringt hinauf, ſchau Du herab, und höre! Du wirſt durch meinen Unterricht auch heute Muth, und Troſt und Licht in mancher Seele wirken!“

„Hier ſchwieg der tiefbewegte Mann, und ſeine Gattin nahm das Wort: Nun ſieh, Väterchen, wir müſſen uns mit dem Bewußtſein tröſten, daß es an uns ja nicht gelegen, wenn Woldemar Deinem frommen Beiſpiele nicht folgt.

Er kann deßhalb doch ein ehrlicher und braver Staatsbürger werden, wenn er ſich auch zum Volkslehrer nicht geſchickt fühlt.“

„Da haſt Du Recht, liebe Frau, antwortete der Paſtor mit Faſſung, es ſind mancherlei Gaben; aber es iſt *ein* Geiſt!“

„Wiederum vergingen einige Jahre, in denen der Jüngling mit unabläſſigem Eifer den Wiſſenſchaften oblag, und übrigens in verſchloſſener Ungeſelligkeit lebte. Die Flammen heftiger Leidenſchaften loderten in ſeiner Bruſt, aber ein düſteres Stillſchweigen bedeckte ſie. Sprach Beſuch aus der Nachbarſchaft in dem gaſtlichen Hauſe ſeiner Eltern ein, und ſchloß der Kreis ſich in gemüthlicher Mittheilung um den Kaffeetiſch in der großen Gartenlaube, ſo war es als ob dieſe trauliche Enge den Woldemar krampfhaft zuſammenpreſſe. Er ſchlich ſich daraus hinweg, und mit dem Homer in der Taſche einer fernen Waldung zu, wo er ſich in die verſunkene Welt des Dichters vertiefte. Zuweilen hatte der Eltern Sorge ſchon lange nach ihm ausgeſehen, wenn er am ſpäten Abend heimkehrte und bei dem Anblicke der Erfreuten, wie ein Träumender, zu dem Bewußtſein der Wirklichkeit erwachte.“

„Jetzt erſchien das unglückliche Jahr, welches Deutſchland in die Feſſeln der fremden Knechtſchaft ſchlug. Der Paſtor, ein eifriger Patriot, zitterte für ſein armes Vaterland und nebenher auch für ſeinen Sohn, wenn er dieſen mit funkelnden Augen und Händen, die ſich krampfhaft zuſammenballten, die Zeitung leſen ſah. Nur dem flehentlichen Beſchwörungen der Mutter gelang es, Woldemars Benehmen zu mäßigen, als das Dorf von einigen Streifzügen feindlicher Soldaten Ungebührliches erfuhr.“

„So ging der Winter hin in dumpfer Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Zu Oſtern wollte der junge Rhodus die Univerſität beziehen, um Cameralia zu ſtudiren. Welchem Zweige dieſer vielſeitigen Wiſſenſchaft er ſich dann widmen würde, vermied man vorläufig zur Erörterung zu bringen.“

„Nicht leicht wird ein Sohn des Hauſes mit ſchmerzlicherer Rührung von ſeinen Angehörigen entlaſſen worden ſein, als der ſcheidende Woldemar. Auch fühlt er tief bewegt die ergreifende Bedeutſamkeit in den Segenswünſchen ſeiner Eltern. Lange nach ſeinem Abgange noch floſſen die Thränen der betrübten Mutter aus friſchem Quell, und des Vaters gefaßter Muth hatte ſich in eine Traurigkeit aufgelöſet, welche den Klang der Abſchiedsſtunde überdauerte. Aber der ruhige Lauf des Lebens und ſeine kleinen, täglichen Mühen, die Stille der Umgebung und vor Allem die gegenſeitige, tröſtende Zuſprache der beiden Eheleute beſänftigten nach und nach einen Schmerz, der doch nun einmal den Herzen der Eltern unerläßlich iſt. Jetzt, wo die fremdartige Weiſe des Sohnes ſie nicht mehr in nächſter Anſchauung angſtete, knüpfte ſich der liebende Gedanke faſt feſter noch an den Entfernten, und mit ihm zuverſichtlicher die Hoffnung, daß er ihnen einſt Freude machen werde.“

„Nur zwei Jahr gedachte Woldemar auf der Univerſität zuzubringen, und dieſe Zeit war bis auf wenige Monate verlaufen, als ſeine Mutter zu kränkeln begann. Der zu Rathe gezogene Arzt fand die geäußerten Beſchwerden nicht unbedenklich, und nahm Gelegenheit, den Paſtor allein zu ſprechen, wo er dieſem ſagte, das Gemüth der Kranken ſcheine durch etwas beunruhiget, und die liebreichſte Sorgfalt für die Beſeitigung deſſelben würde die getroffenen Maßregeln für die Herſtellung des Körpers am wirkſamſten unterſtützen.“

„Der Paſtor, welcher in der Seele ſeiner Frau, wie in einem offenen Buche zu leſen glaubte, war geneigt, dieſen Ausſpruch in Zweifel zu ziehen; doch verſprach er ſich und dem Doctor, ſein Bemühen für die Erleichterung der geliebten Frau zu verdoppeln. Dieſes Streben blieb indeß ohne den erwünſchten Erfolg. Mit ſanftem Zureden, mit all der Innigkeit eines treuen, ehelichen Freundes, drang er in die leidende Gattin, ihm zu entdecken, ob und welcher heimliche Kummer ihre Geſundheit untergrabe, Allein die Kranke verharrete bei der Verſicherung, ſie wiſſe ihm nichts zu bekennen, als daß ſie fortwährend von einer Angſt, die keinen eigentlichen Gegenſtand hätte, gequält würde. Wenn nun der Paſtor, damit zufrieden geſtellt, von frohen Tagen der Zukunft ſprach, die der nun bald rückkehrende Sohn in das jetzt bange Haus bringen würde, wenn er die Näherung dieſes Wiederſehens mit liebender Genauigkeit berechnete: dann glitt ein ſchwermüthiges Lächeln über das bleiche Geſicht der Mutter und ein paar wohlthätige Thränen tröpfelten auf ihr Lager, das auf längere Zeit, als auf Stunden zu verlaſſen, ihre zunehmende Schwäche verſagte. Mehrere Wochen waren verfloſſen, welche dieſen hinfälligen Zuſtand um nichts gebeſſert hatten, als der Paſtor einen wunderbaren Aufſchluß über die Richtigkeit von des Arztes Anſicht der Krankheit ſeiner Frau und über den geheimen und ahnungsvollen Grund ihrer Gemüthsſtörung erhielt.“

„Es war an einem Sonnabend, als der Paſtor ſich im Krankenzimmer bei nächtlicher Lampe zu einigen Vorbereitungen für die morgende Predigt ſammelte. Abgehalten durch innere und äußere Unruhen, hatte er die letzteren Tage zu keiner Geiſtesſtille kommen können, welche die Erfüllung dieſer Amtspflicht begünſtiget hätte. Jetzt endlich wichen Sorgen und Umſtände vor dem Drange der Nothwendigkeit zurück. Die Augen der kranken Frau hatte ein ſanfter Schlummer geſchloſſen; ihre Athemzüge durchſäuſelten in leiſer Regelmäßigkeit die tiefe Stille, in welche der fromme Denker der ſtudirten Homilie die Nutzanwendung für ſeine Zuhörer gab. Draußen knarrte die Wetterfahne des Kirchthurms mit unheimlichen, pfeifenden Tönen, und der Thauwind, ein rauher Vorgänger der erſten Frühlingsmilde, polterte in wolkiger, ſternenloſer Höhe. Der Paſtor wickelte fröſtelnd ſich dichter in den wärmenden Schlafrock und rieb die müdegewordenen Augen, ſchon im Voraus die Süßigkeit des Schlafes empfindend. Er machte die Bibel zu, da fuhr die Kranke mit ſeltſamer Heftigkeit empor, blickte ſcheu um ſich und rief: Lieber Mann! biſt Du noch wach? Gottlob! da ſitzeſt Du. Der Paſtor trat erſchrocken zum Bette der Erwachten und ſagte begütigend: Was iſt Dir, mein Lottchen? Du ſchlummerteſt ſo ſüß, und ich freuete mich der Erquickung, die Deine ſchwachen Kräfte ſtärken würde. Beſinne Dich, mein Kind! Du ſieheſt, ich bin bei Dir, und nichts darf Dich beunruhigen.“

„Die Frau erwiederte, indem ſie ſich den Angſtſchweiß von der Stirne trocknete: Ach! das war ein ängſtlichſchöner Traum! Ein Vorgefühl der Hölle und des Himmels! Laß Dir erzählen, Lieber. Mir träumte Woldemar trat in voller Waffenkleidung vor mein Bette. Er ſah gerüſtet, wie der Kriegsgott aus, aber ſchön wie dieſer. Ich entſetzte mich und rief: O mein Sohn! mein Sohn! warum haſt Du mir das gethan? Er antwortete nicht, und zog den Säbel klirrend aus der Scheide, ihn gegen die Fenſter ſchwingend.

Aber das lebloſe Eiſen widerſtrebte der gegebenen Richtung, und fuhr mit Pfeilesſchnelle in meine Bruſt; ach! das war ein tödtlicher Schmerz. Ich fühle ihn noch jetzt hier auf dieſem Flecke! — Als ich die Augen wieder öffnete, die ich vor dem Blinken des Stahls zugedrückt hatte, war Woldemar verſchwunden, und an ſeinem Platze ſtand der Erzengel Michael und lächelte mich an. O! welch ein überirdiſches Lächeln war das! — Mit einer Stimme, die in leiſen, kaum vernehmbaren Hauchen mich lind anwehete, lispelte er: „Gehe ein, Du Getreue, zu Deines Herrn Freude! Da erwachte ich.“

„Den Paſtor überrieſelte ein kaltes Grauen. Die innere Bewegung jedoch verbergend, entgegnete er: Fieberbilder! Traumgeſpinnſte! welche das geheime Weben und Walten Deiner Phantaſie kund thun. Leugne es nur nicht, mein Kind, daß fort und fort [illegible] Dir das Vertrauen auf Gott von der Sorge bekämpft werde, unſer Woldemar könne nun bald ſeine früheren Vorſätze in Ausübung bringen. Aber wie im Leben, ſo auch im Traume, gewinnt das Heilige den Sieg, und himmliſche Stimmen beſchwichtigen das Weh irdiſcher Täuſchung. Du träumſt fromm, wie Du lebſt, geliebte Frau!“

„Am folgenden Tage ſchrieb der Paſtor an ſeinen Sohn, daß dieſer ſeine Heimkehr nach Möglichkeit beſchleunigen möchte, weil die Mutter, welche, wie er bereits wiſſe, ſeit Anfang Februar krank ſei, ſchwerlich mehr aufkommen werde, und ſich nach ſeinem Anblicke ſehne.“

Neun Tage darauf hob der in Folge eines Schlaganfalles ſchnell erfolgte Tod der Kranken den Zweck dieſer Citation auf.“

„Wenn auch der Paſtor durch dieſen Verluſt ſo gebeugt war, wie es jeder Ehegatte ſein wird, der die Gefährtin eines eintrachtsvollen Lebens in einem Alter verliert, wo nach dem Laufe der Natur noch auf ein langes Beiſammenſein zu rechnen geweſen wäre, ſo ſtand doch ſein Schmerz in Gemäßheit zu der Würde ſeines Charakters und zu der Lehre, die er predigte. Ohne Verzug meldete er dem erſehnten Woldemar das Abſterben der Mutter, und fügte dem umſtändlichen Berichte darüber, ſich auf ſein letzteres Schreiben beziehend, die der darin enthaltenen Forderung entgegengeſetzte an, daß Woldemar nunmehr die Schlußformen ſeiner akademiſchen Studien unbeeilt beobachten möchte."

„Die Antwort des Sohnes, welche ziemlich ſpät ankam, war dem Paſtor nicht durchaus verſtändlich. Zwar ſprach ſich eine heftige Erſchütterung über den Tod der Mutter darin aus; aber der leidenſchaftliche Ausdruck dieſes Gefühls ſchien aus einer Stimmung hervorgegangen zu ſein, die von dem Enthuſiasmus irgend einer Idee, bis zur äußerſten Höhe geſchraubt, alle Töne ſelbſtſüchtiger Trauer nur in der Tiefe verhallen ließ. Vom Nachhauſekommen kein Wort; vielmehr ging aus der genauen Zuſammenſtellung und Ueberſicht des ganzen Schreibens hervor, daß in der Kurze überhaupt nicht darauf zu rechnen wäre."

„Dem Paſtor ahnete nichts Gutes. Er las den Brief, und las ihn wieder, und ſpähete mit duſterm Grübeln nach dem wahrſten Sinne des Inhalts."

„Der Frühling ließ ſeine Blüthen auf den Grabhügel der Entſchlafenen fallen, und unter ſeinem linden Wehen kühlte ſich der heiße Schmerz in der Bruſt des vereinſamten Gatten; doch aller Zauber der Natur vermochte nicht die Sorge zu beſchwören, welche das Vaterherz in unruhiger Wallung erhielt. So war der Sommer herangekommen."

„Feld und Gartenfrüchte reiften bereits in ſeiner ſengenden Gluth, da lief, nach langem, ängſtlichem Warten, ein Schreiben von Woldemar ein. Gottlob! rief der Paſtor, er wird mir wohl nunmehr ſeine Ankunft melden! Darauf entfaltete er den Brief, welcher ungefähr ſo lautete:

„Mein theurer, geliebter Vater!

Wenn die Nachricht, welche ich Ihnen jetzt zu geben habe, Ihre väterlichen Hoffnungen täuſcht, wenn Sie in der erſten, ſtürmiſchen Unzufriedenheit über den Sohn, der es wagt, mit kühnem Muthe ſich die Bahn des Glückes auf unbetretenem Pfade zu brechen, ihn aufgeben wollen, als einen Verlorenen: o, ſo halte Ihr Herz an dem Glauben feſt, daß ein Rhodus zwar dem Berufe ſeiner Väter, doch nie ihrem Sinne für Recht und Pflicht abtrünnig werden kann! Die Zeit, mein Vater, iſt gekommen, wo ich in Ihre Arme zurückkehren und in bürgerlichfleißiger Anwendung meiner Kräfte und Kenntniſſe mir eine Selbſtändigkeit begründen ſollte, die Sie, nach Ihren Anſichten von der belohnenden Zweckmäßigkeit ſolch eines Wirkens, billigen könnten. Ich folge jedoch einer andern Ueberzeugung und der mir eingeborenen Berufung, ohne die ewige Dankbarkeit für die Aufopferungen Ihrer Liebe und den ſüßen Gedanken aufzugeben, Sie einſt noch mit dieſer eigenmächtigen Verfügung über mein Schickſal verſöhnt zu ſehen. Ein Dichter, den auch Sie verehren, ſagt: Denn aller Ausgang iſt ein Gottesurtheil! Darauf ſtützt ſich meine Zuverſicht; denn mein Wille iſt rein und eines deutſchen Jünglings würdig.

Der edle Herzog von Braunſchweig ſammelt tapfere Männer zu einem Streitcorps gegen unſere Unterdrücker. Das anfänglich kleine Häuflein iſt ſchon mächtig angeſchwollen; denn es giebt noch muthige Herzen, welche die engen Bande feſſelnder Verhältniſſe zerreißen, ſobald ein vorleuchtendes Beiſpiel ſie aus der dumpfen Ohnmacht ihrer ſchlummernden Thatkraft weckt. Der Geiſt dieſer Unternehmung und die Verfaſſung derſelben realiſirt meine früheſte Idee von der vorurtheilsfreien Würdigung militairiſcher Fähigkeiten und einem denſelben angemeſſenen Gebiete der Wirkſamkeit. Der abenteuerliche Traum meiner Jugend tritt nun ins Leben und nimmt mich hin mit Leib und Seele.

Ich folge dem Panier unſeres heldenmüthigen Anführers, und Ihr Segen, mein frommer Vater, bleibe mir nicht zurück!

Falle ich im Kampfe für die Sache der Menſchheit, ſo hat die edelſte Beſtimmung mein unbedeutendes Daſein geweiht; kehre ich aber einſt zurück, dann habe ich meiner Weltbürgerpflicht den ihr ſchuldigen Tribut bezahlt, und friedlich bringe ich den Lorbeerkranz, welchen ich verdienen möge, den ſchützenden Laren, die Ihr Wohl behüteten, zum Opfer dar. O mein Vater! wie ein verirrtes Lamm ſich zu den Füßen des Hirten ſchmiegt, will ich mich dann Ihrer Führung unterwerfen, und keinen Wunſch und Plan mehr haben, als Ihrem Alter Freude zu bereiten.

Die Mutter ſchläft in Frieden. Keine bittere Thräne ihres Harms, keine flehende Klage, erſchwert mir das Unerläßliche: und Sie, mein Vater, werden, Ihr Geſchlecht achtend, den Mann verſtehen, ihn gewähren laſſen, wenn Ihre ſanften Wünſche für den Sohn ihn auch widerſtrebend frei geben, zu einem Entſchluſſe, der Ihre väterliche Zärtlichkeit beunruhiget.

Für meine Equipage iſt geſorgt, und meine Bücher und Sachen werde ich durch ſichere Hand an Sie zurückbefördern.

Und nun, mein einziggeliebter Vater, lebe wohl, auf lange! Vielleicht bis zum Wiederſehen dort! Ich kniee im Geiſte vor Dir nieder und fühle Deine ſegnenden Hände auf meiner Stirne. Wie freudig und ſiegreich wird Dein Sohn kämpfen, wenn er hoffen darf, daß Gottes Friede Dein Leben auch ferner beſelige!

Woldemar.“

„Das Blatt entſank der zitternden Hand des Paſtors, und der Schrecken, worin alle ſeine Gefühle erſtarrt waren, löſete ſich in einer unendlichen Wehmuth auf. Nun ſo fahre wohl! Du mein Einziger! Kein Dich anklagender Seufzer ſoll ſich an Deine Ferſe heften, und, wie Du kindlich wünſcheſt, mein Segen Dir folgen!“

„So rief er und durchkreuzte mit dem bebenden Finger die Luft, indem er mit leiſen, weinenden Tönen den Pſalmvers ſprach: Der Herr gebe Dir, was Dein Herz begehrt, und erfülle alle Deine Anſchläge! — Meine Hoffnungen ſind verwehet wie die Spreu vor dem Sturme! Einſam wird mein Fuß fortan zum Grabe ſchleichen, und eine fremde Hand den Sarg mit Erde beſtreuen!“

„Dieſe Vorſtellung entlockte dem herzlichen Manne Thränen; er ging durch den Garten auf den Kirchhof, um ſie ungeſehen an einer geheiligten Stelle zu vergießen.“

„Wohl Dir, gutes Mütterchen, daß Deine Augen zu feſt geſchloſſen ſind, um den heutigen Tag zu ſehen! ſagte er, und ſtreichelte das ſchwellende Gras des Hügels, als liebkoſe er der Aſche, die unter dem grünen, mit bunten Blümchen geſtickten Sammet der Raſendecke ruhete. In melancholiſcher Sehnſucht nach der Ruhe des Todes fuhr er fort: Wie traut und heimlich iſt es hier! Nur die Natur arbeitet in leiſer Geſchäftigkeit um die ſtille Kammer herum, welche für jede Sorge unzugänglich iſt! — Nun, mein Feierabend wird ja auch kommen, und bis er mein Haupt auf das kalte Kiſſen bettet, wovon man es nie wieder erhebt, heißt es: Fortgekämpft und fortgerungen, bis zum Lichte durchgerungen muß es, bange Seele, ſein!“

„Der Paſtor war kein Mann, der mit ſchwächlicher Hingebung ſich ſeinen Gefühlen überließ; nur die erſte Stunde der gefürchteten Erfahrung hatte ihnen gehören dürfen, dann behauptete die Vernunft den ihr gebührenden Platz.“

„In ehrwürdiger Gefaßtheit begegnete er dem Bedauern ſeiner Gemeinde, die, wie das zu gehen pflegt — fälſchlich von den eingegangenen Nachrichten in Kenntniß geſetzt, den Sohn ihres vergötterten Pfarrherrn für einen ungerathenen und entlaufenen hielt.“

„Zwar war die wüſte Oede des Hauſes, worin auch der geſellige Verkehr ſeltener geworden, ihm zu mancher Zeit unausſprechlich beängſtend; aber ſein Amt beſchäftigte ihn ſo viel und ſo eifrig, daß er nur ſelten zu dem vollen Bewußtſein ſeiner einſamen Lage kommen konnte, und ſeine Menſchenfreundlichkeit füllte die trübe Leere mit der Theilnahme an dem Wohl und Weh Anderer nach Möglichkeit aus. Doch nichts deſto weniger begleitete ſein hochgeſpannteſter Antheil den Heldenzug des fürſtlichen Heerführers, unter deſſen ſchwarzer Fahne ſein Sohn den Sinn und die Kraft der Deutſchheit bethätigte. Vaterliebe und die männliche Freude an muthiger That entzündeten in der friedlichen Bruſt des Seelenhirten zuweilen ſogar einen Strahl jugendlicher Kampfluſt; ſo daß er an dieſem ſchwachen Maßſtabe den Drang des Triebes meſſen konnte, der die Jünglinge, die ſich Rächer nannten, für das heroiſche Beginnen ihres Häuptlings entflammt und begeiſtert hatte.“

„Als aber das rettende Meer die kleine kriegeriſche Flotte aufnahm und ſie der Uebermacht entführte, freuete Vater Rhodus ſich zwar der Geborgenheit dieſer tapferen Schaar, trauerte aber über die größere Entfernung, welche für die Wahrheit der Notizen unfehlbar einige Schwierigkeiten haben müſſe. Er erwog nicht, daß er auch bisher, aller aufgewandten Mühe ungeachtet, nichts über das Schickſal und perſönliche Ergehen Woldemars habe erfahren können, und gegenwärtig nicht wiſſe, ob er noch lebe, oder nicht. Auch war keine Nachricht, die darüber Kundſchaft gab, unter allen, die da kamen, die gefeierte Ankunft des Herzogs und ſeiner Truppen in England zu verkünden. Ein leiſes Fürchten und Hoffen erhielt die Seele des guten Paſtors noch lange in unruhiger Bewegung, und als endlich die bange Vermuthung, der Gegenſtand deſſelben ſei vielleicht ſchon vor der Meerfahrt ſeiner Cameraden über den ſtygiſchen Fluß geſchifft, eine todte Stille darüber verbreitete, ſtreifte noch dann und wann ein Hauch der Hoffnung, wie Frühlingsodem belebend darüber hin.“

„So waren drei Jahre langſamen Laufes verſchlichen. Jetzt brach der Krieg aus. Mit unbeſchreiblichem Intereſſe folgte die Aufmerkſamkeit des Paſtors den denkwürdigen Erfahrungen deſſelben. So lange der Schauplatz des wilden

Kampfſpiels noch in weiter Ferne von dem friedlichen Dörfchen war, das er mit treuer Wachſamkeit behütete, begnugte er ſich, an heiliger Stelle ſeine Gemeinde auf das Walten der ewigen Gerechtigkeit und ihrer wunderbaren Gerichte aufmerkſam zu machen; als aber die verheerende Fluth des Krieges ſich mit grauſendem Toſen näher und näher wälzte, und die geſchreckten Landleute vor Furcht und banger Erwartung kaum mehr geſchickt zu den Arbeiten waren, die ihr Beruf doch unerläßlich macht, da ermahnte der Paſtor ſie täglich und dringend am Vertrauen auf Gott feſtzuhalten, und zur Zeit der Anfechtung ihren Chriſtenmuth zu beweiſen.“

„Er hatte nicht umſonſt geſprochen. Das Dorf Hochwieſe lag nicht allzufern von einer Etappenſtraße, und der breite Strom fliehender und verfolgender Truppen überſchwemmte es. Freunde und Feinde hatten bereits zwar in drängender Kürze, aber nur um deſto gewaltſamer, die Vorräthe der Bauernhöfe und das dürftige Vermögen armer Hüttner durch das Gelüſten des Uebermuthes und durch trotziges Begehr erſchöpft, und immer noch waren die böſen Stunden vorübergegangen, ohne daß äußerſter Frevel verübt worden wäre; denn die Gemeinde hate ſich klug und ſtandhaft benommen. Schon glaubte ſie die Gefahr vorüber. Da drang in einer Nacht, in der die Bewohner des Dörfleins ſich ſicher gewähnt und dem langentbehrten Schlafe überlaſſen hatten, eine Rotte franzöſiſcher Nachzügler in daſſelbe. Von Wuth entflammt und Rache ſchnaubend, plünderten ſie beim Umlauf ein ſchönes, neuerbauetes Bauerngut und mißhandelten ſeine Beſitzer. Ein furchtbarer Lärm weckte den Paſtor. Ohne Verzug eilte er in den Tumult der Unmenſchen und ihrer grauſamen Thaten, und verſuchte es, ſie durch Vorſtellungen, in ihrer Mutterſprache geſprochen, zu beſänftigen. Gräßlicher Spott war ihre Antwort, und der darin enthaltenen Drohung folgte die ſchauerhafte Ausführung auf der Stelle. Ihr Sinn lautete: Wart, Pfafflein! wenn Du ſo gern im Freien predigeſt, ſo brauchſt Du keine Kirche! Und in wenigen Minuten der Betäubung ſah der Paſtor ſein Heiligthum, die Kirche, in Flammen aufgehen. Der ſcharfe Nachtwind ſtreuete das Flugfeuer auf manches Dach der Armuth, und was die Gluth nicht verſchlang, ward in der Plünderung verwüſtet. Eben ſollte dies letztere Schickſal über das verborgene Pfarrhaus ergehen, das durch die Richtung des Luftzuges von der erſteren Vernichtung ungefährdet geblieben war, da wurden die Zerſtörer durch die Vermuthung naher Verfolgung verſcheucht, und gleich einem Sturme, der über ſeine Verheerungen dahin, brauſt, verließen ſie das unglückliche Dörfchen.«

»In Oſten erwachte der Tag; glänzende Lichtſtreifen färbten den Horizont, und einzelne Lerchenſtimmen ließen ſich hier und da von der leuchtenden Höhe herab vernehmen. In dieſer Milde der Natur, in dieſer heiteren Frühlingsſchöne, die nach ewigen Geſetzen erfreut und ſegnet, trat das Werk des rohen Wahnes und der menſchlichen Willkür in grellen Schatten. Durchſchauert von nächtlicher Kälte, von Schrecken und Angſt, ſtand der Paſtor einſam und verlaſſen vor dem verglühenden Kirchlein. Die Rettenden hatten ſich, gedrungen von der Noth, ihren Gehöften und Häuſern zugewendet, und einige nahe herbeigeeilte Dorfſchaften verſtärkten mit vereinzelter Kraft dieſe Beſtrebungen.«

»Jetzt ergriff das Feuer mit fürchterlichem Gepraſſel den Glockenſtuhl, und ſein dunkler Wiederſchein färbte die Thränen, welche über die bleichen Wangen des gebeugten Seelſorgers herabfloſſen.“

„Die Glocke tönte unaufhaltſam in wimmernden, nach und nach erſterbenden Klängen, dem Paſtor dünkten ſie gleich dem vergeblichen Hülferufen eines bedrängten Freundes. Mit matter Stimme ſagte er: Ja, rufe nur, rufe! Du biſt unrettbar verloren und bald haſt du ausgetönt! Er verſank in dumpfes Hinſtarren. Doch plötzlich ſchien eine Erinnerung ſein Haupt emporzuheben. Mit dem ſchneidenden Lächeln des Grames fuhr er leiſe zu ſich ſelbſt und redend fort: O mein Sohn Woldemar! Dein kindiſcher Unverſtand hat einſt im Geiſte der Prophezeihung geſprochen! Wo biſt Du nun? Daß Du da wäreſt, um die Ohnmacht der Vermeſſenheit zu erkennen! Aber Dein Gebein, vielleicht längſt von fremdem Sande bedeckt, iſt das verächtliche Spiel der Würmer und keine Zuverſicht mehr für Deinen ſchwachen Vater! So habe ich denn nun den Untergang von Allem geſehn, was mir das Theuerſte war auf Erden! Der fromme Name meiner Väter ſinkt in Vergeſſenheit, da mein einziges Kind dahin iſt; und die glimmende Aſche dieſes Gotteshauſes, das meinen Vorfahren wie mir heilig und werth geweſen, wird von den Winden verwehet! — “

„Jetzt ſtürzte der Thurm krachend zuſammen. Der Paſtor bebte zurück, ſein dünnes Silberhaar ſtrebte aufwärts, und eine tiefere Bläſſe bedeckte ſein ehrwürdiges Apoſtelgeſicht. Der Organiſt, auch ein alter Mann, kam eiligſt vom Kirchhofe her gelaufen und rief, den Paſtor erkennend: Um Gottes Willen, Herr Paſtor, wollen Sie denn unter den Trümmern der Kirche begraben werden? Hier iſt Ihres Bleibens nicht mehr, wenn wir nicht in Ihnen unſerer letzten Stütze beraubt werden ſollen. Ich komme ſo eben aus der herrſchaftlichen Gruft, wohin wir aus der Sacriſtei, als die Kirche auf der anderen Seite zu brennen anfing, in Eile und Beſtürzung geſchleppt und geborgen hatten, was zu retten nur möglich war. Ach! wie ich ſah, iſt es ſehr wenig geweſen; denn Alles, Alles iſt hin!“

„Der greiſe Kirchendiener rang die Hände und weinte laut.“

„Der Paſtor ſprach ihm tröſtend zu, doch mit dem Ungeſtüm der Verzweiflung unterbrach ihn der Organiſt: Das ganze Silberzeug iſt fort, Herr Paſtor! Mit einem Worte, ſie haben uns in teufeliſchem Hohn nichts gelaſſen als den guten Klingebeutel, den carmoiſinen, den können wir zur Almoſenſammlung gebrauchen, und der Stecken daran kann mir alsdann zum Bettelſtabe dienen. — In unſer beſtes Altartuch von perlfarbenem Moire haben ſie geſtohlene Sachen gewickelt, und den Raub dann liegen laſſen. Nein! gegen dieſe hölliſche Rotte iſt Satan ſelbſt nur ein Stumper in der Bosheit. Gott verdamme die Ruchloſen!“

„Der Paſtor erfaßte den Arm des Ergrimmten und ſagte mit eindringlichem Tone: Still, Alter! Die Rache iſt mein, ich will vergelten! ſpricht der Herr! Und Jeſus bat ſterbend am Kreuze: Vater! vergieb ihnen; denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Auch wir dürfen ſo ſagen. In blinder Parteiwuth ſpotten dieſe Wahnſinnigen der Menſchlichkeit und fallen früher oder ſpäter als unbeweinte Opfer einer gerechten Vergeltung. Laſſen wir Silber und Tücher dahinſein, wenn wir nur des Gemüthes Frieden retten, welcher Denen verloren iſt, die dem Haſſe Raum geben. Um unſer Fortkommen für die wenigen Jahre, welche wir Beide noch zu leben haben, wollen wir keine Sorge tragen. So lange ich ein Stücklein Brod habe, werde ich es willig mit Ihnen theilen.“

„Beſchämt und dankbar drückte der Organiſt die Hand des Paſtors an ſeine Bruſt, dieſer aber fuhr fort: Mein Entſchluß iſt gefaßt. Die rechten Gedanken kommen, wenn der Geiſt Gottes unſere Schwachheit vertritt, immer zu rechter Zeit! Nach Verlauf einiger Tage, nachdem ich mein Haus beſtellt, und auch in Bezug auf meine Gemeinde das Nöthigſte geordnet haben werde, will ich nach F...... gehen, woſelbſt mir in dem Regierungs-Präſidenten Almy ein Univerſitätsfreund lebt, von dem ich Hülfe, oder doch mindeſtens Rath erwarte. Almy iſt ein Mann von ſeltener Redlichkeit und großem Einfluſſe, ich darf mir daher mit Zuverſicht etwas von ihm verſprechen. Dorthin können Sie mich begleiten, wenn Sie ſich entſchließen wollen, die öde Heimath zu verlaſſen. Der Taufſtein iſt verkohlt — der Altar des Herrn ein Schutthaufen; es dürfte ſomit hier lange nichts für uns zu thun geben. Wohl mir, daß ich hoffen darf, in die Herzen meiner Gemeinde eine Kirche gebauet zu haben, die kein Feind zerſtören und der Tod ſelbſt nur mit dem Lichte des Himmels verklären kann! Meine Kinder, o wie herzlich nenne ich ſie ſo! werden daher nimmer vom Tempel kommen, obgleich die Stätte, wo ſie ſonſt anbeteten, nunmehr in Staub zerfallen iſt! Ein tiefer Seufzer, welcher ſich ſchwer und langſam aus der Bruſt des Redners wand, hallete dieſen letzten Worten nach.“

„Am dritten Morgen nach der Schreckensnacht ſagte Paſtor Rhodus ſeiner Gemeinde auf der Brandſtätte des Gotteshauſes ein rührendes Lebewohl. Er machte derſelben die Nothwendigkeit anſchaulich, nach welcher er ſie für unbeſtimmte Zeit verlaſſen müßte, und ſagte ihr, daß dies nur in der Abſicht geſchähe, die Fortdauer ſeiner Wirkſamkeit als Paſtor in Hochwieſe durch den Beiſtand hoher

Behörden zum Wiederaufbau der Kirche nachzuſuchen. Er ermahnte ſie zur Eintracht, zur Geduld und Hoffnung, die ſich in dem alten Sprichworte: Krieg und Brand ſegnet Gott mit milder Hand! gar oft erfüllt und beſtätiget hätte. Und nun ſprach er Worte des Segens und Scheidens über den weiten ſchluchzenden Kreis.“

„Der Organiſt, welcher nach gehöriger Ueberlegung der gütigen Aufforderung ſeines Paſtors das Zurückbleiben in Hochwieſe vorgezogen, logirte ſich mit Genehmigung des abgehenden Disponenten in die Pfarrwohnung, die Geſchäfte eines Hausverwalters daſelbſt übernehmend, indem er ſein geringeres Quartier der zahlreichen Familie eines der abgebrannten Dörfner bis auf Weiteres einräumte.“

„Wie zerſtört und zerſtreuet in Folge gegenwärtiger politiſcher Verhältniſſe und der bangen Erwartung, wie auf der Waage des Geſchickes, die in unſichtbarer Schwebe hing, das Loos der Nationen fallen oder ſteigen werde (es war in den erſten Tagen des Waffenſtillſtandes), der biedere Landprediger auch ſeinen vornehmen Jugendfreund fand: ſo hatte dieſe Stimmung doch keinen Einfluß auf die Herzlichkeit der Aufnahme, welche für ein treues Gedächtniß und echtes Wohlmeinen zeugte. Lange hielten die Männer ſich ſchweigend umarmt, denn ſchwere Erfahrungen hatten während der Zeit ihrer Trennung Beider Herzen getroffen, und die Erwägung davon ſprach jetzt laut in ihnen an und verſchloß zur Mittheilung die Lippen. Endlich drückte Almy den Paſtor ein wenig von ſich und ſagte bewegt: Dein Haar iſt weiß geworden auf der Bleiche des Kummers, nicht durch den Reif der Jahre. Du wardſt hart geprüft, alter Freund! Ich habe es wohl erfahren und mit unverfühltem Antheil Dein Schickſal bedauert.“

„Dieſe Erinnerung ſchnitt in eine wunde Stelle und erweichte das Gefühl des Paſtors in Wehmuth. Ein paar Thränen ſchlichen ſich aus ſeinen trüben Augen in die Furchen der Wangen, welche die Ereigniſſe der letzteren Vergangenheit vertieft hatten.“

„Er antwortete, an der hohen ſtattlichen Geſtalt des Präſidenten aufſehend: Ueber Deinem Haupte hingegen, lieber Almy, ſind die Wetter des Lebens machtlos vorübergezogen. Du ſteheſt da, ſtark, kräftig, unerſchüttert, ein Bild des Eichbaums. Ich flüchte mich unter ſeinen Schatten. Der Krieg hat mir mein Kirche geraubt, und mich demnach nolens volens vom Amte geſetzt. Meine Gemeinde iſt verarmt und jetzt außer Stande, ihren Lehrer zu ernähren. Du, mein Freund, wirſt, ich zweifle nicht daran, für den alten Stubenburſchen ſorgen, und ſo Du es vermagſt, etwas dafür zu thun, daß er kein Emeritus bleibe.“

„Der Präſident lächelte den Paſtor an, und entgegnete: Habe Dank, guter Alter, für das treubewahrte Zutrauen! Ich bin zufällig ſo glücklich, es rechtfertigen und meine Hülfsfreudigkeit bethätigen zu können. Du kommſt ſogar wie gerufen. Vor einigen Tagen ſtarb der Prediger an der Hospital-Kirche zu St. Hiob. Das Hospital iſt aus ſehr begreiflichen Urſachen dermalen überfüllt, und auf eine Beſetzung der Vacanz, die nach allen Regeln des Herkommens vor ſich ginge, iſt jetzt, wo der Krieg, alle Formen amtlicher und burgerlicher Ordnung aus ihren Fugen gehoben, nicht zu rechnen. Es dürfte daher ein Leichtes ſein, Dir die einträgliche Stelle interimiſtiſch zu verſichern; weßhalb ich denn noch in dieſer Stunde die nöthigen Verfügungen treffen werde. Gefällt Dir das Aemtchen, ſo behältſt Du es für immer, und das Hospital-Glöcklein zu St. Hiob läutet Dir einſt zu Grabe. Sollte aber, was ich vermuthe, die Sehnſucht nach der heiligen Heimath und ihren Lebenden und Todten in Dir erwachen, weiß ich doch noch von alten Zeiten her, wie zärtlich Du Dein arkadiſches Dörflein verehrſt — und haben die Staaten ſich Freiheit und Frieden erbauet, dann wollen wir ſehen, was für Deine Kirche geſchehen könne.‘ Der Paſtor war ſehr erfreuet ob dieſer Zuſagen. Schon nach ſechs Tagen ging er aus dem Hauſe des Freundes in ſeine neue Wirkſamkeit über.“

„Das Hoſpital lag in der entfernten Vorſtadt auf einer kleinen Anhöhe, die eine höchſt maleriſche Ausſicht auf die halb ſtädtiſche, halb ländliche Umgebung gewährte. Das Gebäude ſelbſt war ſchön und regelrecht, geſund und bequem, und bildete in ſeiner neueren Bauart einen auffallenden Contraſt zu der kleinen, alterthümlichen Kirche, die, mit einer ſehr ſchadhaften, ſteinernen Statue des bibliſchen Dulders geziert, ſich als ein Denkmal grauer Vergangenheit bekundete. Um den Hügel liefen Alleen von Obſtbäumen, durch manches anmuthige Ruheplätzchen unterbrochen, für die lebensmatten Bewohner dieſer milden Anſtalt.“

„Es war gegen die Abendzeit, als Vater Rhodus, begleitet von dem Präſidenten, ſeinen Einzug in das Hoſpital hielt.“

„Der Inſpector deſſelben wies ihm eine anſtändige Wohnung an, welche die Fürſorge des Gönners möblirt hatte, und führte, da der Präſident preſſirt war, die Herren alsbald in die Kirche. Dann wollte der Inſpector dem Paſtor die Anſtalt zeigen, ward aber ſchon im Beginnen zu einem dringendern Geſchäfte abgerufen, und ſo wurde dieſer weitläufige Durchgang bis zum folgenden Morgen verſchoben.“

„Kaum hatte der Paſtor in einſamer Stille ſich zu einem ruhigen Ueberblicke ſeiner gegenwärtigen Lage geſammelt, als die Krankenwärterin ihn zu einer ſterbenden Hospitalitin rief, welche, im vollen Gebrauche ihrer Vernunft, ſehnlichſt nach geiſtlichem Zuſpruch verlange, den ſie wegen der eingetretenen Vacanz bisher habe entbehren müſſen. Der Paſtor folgte dieſem Rufe in Eil. Das Krankenzimmer war zu ebener Erde: nach der Vorſchrift des Arztes mußte es luftig erhalten werden, und ſo war über die offenen Fenſterflügel, ganz in der Nähe des Krankenbettes, ein grüner Vorhang herabgelaſſen, der das Spätlicht des langen Sommertages verdüſternd milderte und im leiſen Abendwinde hin und her wehete.“

„Die Kranke, eine hochbetagte Frau, und bereits das bleiche Bild des Todes, verlangte mit dem Paſtor allein zu ſein. Es ward ihr gewährt. Nun bekannte ſie ihm in hohlen Tönen, daß die Sünde heimlichen Ehebruchs, die ſie gegen ihren rechtſchaffenen Mann begangen, auf ihrem Gewiſſen laſte und ihr das Sterben erſchwere. Dies Bekenntniß trug das Gepräge eines in Reue zerknirſchten und vor Gottes Gericht zagenden Gemüthes. Der Paſtor überlegte unter einem ehrfurchtsvollen Schauer vor der ſtrengen Gerechtigkeit unſeres inneren Anklägers, wie lange Zeit wohl vergangen ſein müſſe, ſeit die ſterbende Matrone dieſe Schuld auf ſich geladen, und wie dennoch die vertilgende und ſchaffende Gewalt der Jahre die Flecken der Vergangenheit nicht von der geängſteten Seele verlöſcht hätte. Er ſprach ihr mit tröſtender Milde zu. Seine Beruhigungsgründe waren aus der Tiefe der göttlichen Erbarmung geſchöpft, und darum mußten ſie für das Bedürfniß der Lechzenden erquickend und ausreichend ſein.“

„Während ſeiner ſanften Rede fühlte er manch dankenden Druck ihrer kalten Knochenhand, doch zugleich glaubte er draußen vor dem Fenſter leiſes Seufzen und ſchwaches Schluchzen, wie aus beklommener Bruſt hervor, zu vernehmen. Das ahnende Gefühl der Nähe eines Ohrenzeugen kam über ihn und löſete unmerklich die Geiſtesſammlung auf, welche ihn zu der Erfüllung dieſer erſten und ernſten Amtspflicht befähiget hatte. Die Kranke, nunmehr aus der Folter ihrer Beängſtigung entſpannt, fiel in einen matten Schlummer, und der Paſtor entfernte ſich. Am Morgen vernahm er ihren Tod.“

„Jetzt erſchien der Inſpector, ſein geſtriges Verſprechen einzulöſen, und führte den Paſtor mit umſtändlichen Berichten und Nachweiſungen über die Beſtimmung der Gemächer in dem Gebäude herum.“

„Auf dem Saale, wo der Inſpector wohnte, begegnete ihnen eine ältliche Frau in anſtändiger Kleidung, welche die beiden Männer höflichſt, jedoch in der Manier der Fremdheit grüßte, und zu einer Thür einging, die an das Wohnzimmer des Inſpectors grenzte.“

„Wer war das? fragte dieſen der Paſtor. Die Antwort auf dieſe Frage iſt ein ganz eigener Caſus! flüſterte der Erſtere, mit einem Winke auf die Thür. Sehen Sie, lieber Herr Paſtor, da kommt vor etwa acht Tagen eine vierſpännige Extrapoſt mit einem ſtattlichen Reiſewagen und einer Sauvegarde, die mit ſchwerem Golde erkauft ſein mochte, vor St. Hiob an. Ein junges Dämchen, zart und ſubtil, wie Nürnberger Arbeit, ſitzt mit ihrer Kammerfrau darin, dies iſt die Perſon, welche uns grüßte — und bittet mich mit Thränen, ihr auf unbeſtimmte Zeit und für Geld und gute Worte ein Aſyl in unſerem großen Hauſe zu vergönnen; ſie verſicherte dabei, mit dem kleinſten Hinterſtübchen fürlieb nehmen zu wollen. — Ich hatte die gute Stube ſchon leer ſtehen, denn etwaige Gäſte nehmen in ſo bedrängter Zeit auch mit der ſchlechten fürlieb — da dachte ich, man muß doch menſchlich ſein! und ſo offerirte ich der Dame mein Beſuchzimmer. Sie nahm es dankbar an und deckte meine billige Forderung für den Miethszins pränumerando mit dem Doppelten. Mit nicht minderer Generoſität wurden die Bedingungen feſtgeſtellt, unter denen meine Frau ihr Koſt und häusliche Aufwartung angedeihen laſſen ſollte.“

„Ich vermuthete anfänglich, aufrichtig geſprochen, in der ſchönen Hausgenoſſin ein verſprengtes Maitreßchen; — denn Alles, was ſie umgiebt, iſt ſo fein und ſchön, ſo echt und koſtbar, daß dieſer Reichthum ein ſeltſames und verdächtiges Licht auf ihre Verlaſſenheit wirft; aber, wertheſter Herr Paſtor, da hatte ich ins Blaue geſchoſſen! Ich ſage Ihnen, keuſch wie Luna! und fromm, wie die heilige Hedwig! Die Kammerfrau lieſt ihr jeden Abend vor dem Schlafengehen ein paar Pſalmen vor, und dabei weint ihre Zuhörerin, daß es einen Stein erbarmen möchte. Ich muß ihr täglich in grauer Morgenfrühe die Kirche öffnen laſſen; da hat der Küſter ſie belauſcht, wie ſie vor dem Altare auf ihren Knieen liegt und inbrünſtig betet. Der Herr mag wiſſen, um was! Wahrſcheinlich iſt ſie ſchwermüthig oder krank; denn es riecht in ihrer Stube nach Lebensgeiſt und kölniſchem Waſſer, daß es Einem den Athem verhält. Allein nach dem Doctor hat ſie noch nicht verlangt. Als ich dieſem davon erzählte, meinte er, nach der Beſchreibung, ſetze er in dem Dämchen eine hyſteriſche Plage voraus, die für das Bemühen des Arztes Waſſerſchöpfen in ein Sieb wäre. Ich dachte bei mir ſelbſt, die Trauben ſind ſauer, hat der Fuchs geſagt! Wenn ſie nach ihm ſchickte, würde er ſchon kommen, und aus der vollen Reiſecaſſe meiner freigebigen Einquartierung ſchöpfen; und ſeine Börſe iſt kein Sieb, das muß ich wiſſen! he! he! he!“

„Dieſe Erzählung regte in dem Paſtor eine Neugier von zarter und wunderbarer Natur an. Er vermuthete, daß die Lage dieſer jungen Fremden den Rath der Erfahrung und ihr Gemüthszuſtand den Seelenarzt bedürfe, und er überlegte ſtill, ob er ihr wohl, geſtützt auf die Würde ſeiner Jahre und ſeines Amtes, herzlich entgegenkommen dürfe. Nicht leicht konnte der Mann, den eigenes Unglück den Kummer Anderer zu achten und zu beurtheilen gelehrt hatte, mit ſich darüber einig werden; aber dieſe Ungewißheit ward andererſeits beigelegt.“

„Als der Paſtor am Abend auf ſeiner Stube ſaß, und die Dispoſition zur erſten Predigt, die er als Geiſtlicher im Hospital-Kirchlein zu St. Hiob halten würde, entwarf, klopfte es an ſeine Thüre, und auf ſeinen Ruf trat die Kammerdienerin der ſchönen Unbekannten herein.“

„Ihr ängſtliches bekümmertes Geſicht vertrat bei dem menſchenfreundlichen Paſtor die Mängel ihres Vortrags, der in ſchwerfälligem Deutſch abgefaßt, nur mühſam den Wunſch und die Bitte erörterte, daß der Paſtor ſich doch mit tröſtender Zuſprache ihrer Dame annehmen möchte, welche an Kränklichkeit und mehr noch an Anfallen von Angſt und Schwermuth leide, die das Beruhigungsvermögen der theilnehmenden Dienerin bereits erſchöpft hätten.“

„Vater Rhodus verſicherte ſeine Willfährigkeit zu einem Troſtverſuche, und begnügte ſich mit der beſcheidenen Frage, ob dieſe melancholiſchen Launen ihren Grund in einer unglücklichen Temperaments-Stimmung, oder in ſchmerzlichen

Erfahrungen hätten. Die alternde Kammerfrau ließ mit einem bedeutſamen Kopfnicken das ſtumme Ja, auf die letztere Frage fallen, worauf der Paſtor meinte, ſo wäre die geiſtige Aufrichtung der Gebeugten eher zu hoffen und zu ermöglichen, als im erſteren Falle. Auf die wiederholte Bitte, den zugeſagten Beiſtand bald zu gewähren, vervollſtändigte er ſeinen Anzug ein wenig und folgte der vorangehenden Kammerfrau.“

„Die Schilderung des Inſpectors war, wenn auch übertrieben, doch keine Unwahrheit geweſen. Das Zimmer, worin jetzt der Paſtor trat, war erfüllt von dem Geruche ſtärkender Eſſenzen; aus dem Hauptkiſſen des blendendweißen Bettchens lugte ein blaſſes, wunderſchönes Geſicht hervor, das, halb bedeckt von der zarten Kunſtarbeit einer brabanter Kante, die ſich um das zierliche Nachthäubchen faltete, eine faſt kindliche Kleinheit zeigte. Sanfte, blaue Augen, vom Weinen geröthet und geſchwollen, richteten ſich befremdet auf den geiſtlichen Mann; doch ein wehmüthiges Lächeln, welches wie ein flüchtiger, halbverdunkelter Sonnenſtrahl die tieftraurigen Züge um den lieblichen Mund aushellete, hieß ihn willkommen.“

„Der Paſtor bat um Vergebung, daß er ſeine Ankömmlingspflicht, ſich als Hausgenoſſe zu empfehlen, zu einer Zeit erfülle, die vielleicht unſchicklich gewählt ſei, wenn anders Madame Melroſe (ſo hieß die Fremde) nicht geneigt wäre, einem alten Manne, deſſen Amt ihn zu einem Beſuche am Krankenbette bevorrechte, eine Freiheit dieſer Art entſchuldigend nachzuſehen. Statt der Antwort reichte die junge, leidende Frau dem treuherzigen Paſtor ein weiches, geründetes Händchen, woran ein koſtbarer Solitair neben einem Ringe von dunkeln Haaren flammte, mit ſprechendem

Drucke. Er nahm nun Platz am Lager der Kranken, und die Unterhaltung entſpann ſich von ſeiner Seite mit einer Frage nach der Art ihrer Unpäßlichkeit. Die Stimme, ſelbſt in den leiſen Klagelauten, worin ſie antwortete, von eigenthümlichem Wohlklange, verrieth durch die Anſtrengung der Rede und fremdartige Accentuation die Ausländerin. Sie ſagte, daß eine außerordentliche Angegriffenheit des Körpers in Folge heftiger Gemüthsbewegungen ſich oft bis zu krampfhaften Zufällen ſteigere, die dann, ſo wie heute, eine Ermattung nachließen, welche über alle Beſchreibung ohnmächtig ſei.“

„Der Paſtor verlangte für diesmal nicht mehr zu wiſſen. Er machte der Dame einige Vorſchläge zu augenblicklichen Erleichterungen, verbürgte ſich für deren Wirkſamkeit, und zog Belege aus ſeinen Erfahrungen. Dann ging ſein Geſpräch auf die große Angelegenheit der Zeit, den Krieg, über, und es blieb vor dem aufmerkſamen Beobachter nicht unbemerkt, daß dieſer Gegenſtand wohl der Nerv ſein möge, deſſen Berührungen die zarte Maſchine dieſes Seelen- und Körperbaues ſo zerſtörend erſchüttert hätten.“

„Mit frommer Zuverſichtlichkeit weiſſagte er die gottgeſegnetſten Erfolge aller heiligen Beſtrebungen für die gerechte Sache. Er hörte den Tropfenfall der Thränen, welche ſeiner Zuhörerin in unbewußter Aufregung entfloſſen; doch ignorirte er dieſe verrätheriſche Rührung. In ruhiger Darſtellung erzählte der Paſtor, wie auch er unter den Schlägen des Schickſals geblutet, und dem Würgengel dieſer kriegeriſchen Zerſtörungen die ſchwerſten Opfer habe bringen müſſen, indem ſein einziger Sohn ſeit Jahren ſchon verſchollen und wahrſcheinlich im Kampfe für die deutſche Freiheit gefallen ſei, und ſeine Gemeinde, das Kind ſeines

Herzens und ſeiner geiſtlichen Fürſorge, ihres Obdachs und ihrer Habe, ja, ſogar ihres Gotteshauſes! durch die Barbaren beraubt worden wäre; aber dennoch ſpreche er mit dem Schutzheiligen dieſes Hauſes: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt!“

„Als der Pförtner des Hospitals mit ſchallendem Getön den großen Riegel vor die Hausthür ſchob, ſtand der Paſtor auf, um Abſchied zu nehmen, und verließ ſeine neue Bekanntſchaft mit dem herzlichen und bereits erfüllten Wunſche, etwas zu ihrer Ermunterung beigetragen zu haben und ihr in Zukunft nützlich ſein zu können.“

„Am folgenden Morgen, ziemlich früh, kam die alte Euphemia (dies war der Name der Kammerfrau) zu dem Paſtor, und ihr erheitertes Geſicht ging der guten Botſchaft voraus, welche ſie zu ihm führte. Sie ſagte, daß ihre Dame ſo ſanft und ruhig, wie ſeit langer Zeit nicht geſchlafen, und beim Erwachen geäußert: Gott hätte ſich ihres Bedürfens endlich erbarmt, da er ihr in dem Paſtor einen Mann zugeſendet, der ihrem innerſten Gemüthe zuſage. Es würde ihr, ſie wiſſe nicht, wie es geſchehe, ſchon wohl und leicht, wenn ſie ihn nur anſähe oder den Ton ſeiner Stimme höre.“

„Obgleich jede Regung von Geſchlechtseitelkeit bis auf die Erinnerung in dem guten Paſtor erſtorben war, ſo erweckte die Verſicherung der Miß Euphemia doch in ihm ein Gefühl, welches mit wunderbarer Wärme ihn in den Frühling des männlichen Alters zurückverſetzte, und Kraft und Willen in ihm belebte, dieſe günſtige Vormeinung durch thätige Theilnahme für dies jugendliche und ſchon ſo unglückliche Weſen zu verdienen.“

„Wenn die weibliche Schutzbedürftigkeit in dieſer anziebenden Geſtalt ſeine männliche Charakterſtärke aufforderte, ſich der Verlaſſenen anzunehmen, ſo fühlte er als chriſtlicher Religionslehrer ſich insbeſondere zu dem Tröſter dieſes geängſteten und zerſchlagenen Herzens berufen. Bei dem täglichen und näheren Umgange, der nun zwiſchen dem Paſtor und ſeiner geiſtlichen Tochter Statt fand, lernte Vater Rhodus in dieſer eine Frau kennen, die er nicht weniger lieben, als bedauern mußte. Ihr Benehmen, wie manche unfreiwillige Aeußerung, ließen ihn anfänglich fürchten, daß ein ſchweres Vergehen auf ihrer Seele laſte, und wenn er bei der ſpäteren, berichtigenden Kenntniß ihrer Geſchichte dies vorläufige Urtheil auch um ein Bedeutendes milderte, ſo handelte er doch in Gemäßheit der Einſicht, daß ein beunruhigtes Gewiſſen die Hauptquelle ihrer Gemüthsverſtörung ſei.“

„Miſtreß Melroſe empfand ſehr bald den wohlthuenden Einfluß von dem Bemühungen ihres alten Freundes auf ihre Ruhe. Er ließ auf die finſteren Vorurtheile ihrer verabſäumten Erziehung die Strahlen des Evangeliums fallen, deſſen Verkünder er war, und ſtillete die bewegte Leidenſchaftlichkeit ihres Herzens mit göttlichen Worten des Friedens. Der Dämon, unter deſſen Peinigungen ſie bisher ſo unausſprechlich gelitten, entwich allmählich und überließ die gereinigte Stätte dem guten Geiſte der Hoffnung und des Glaubens, wie die ewige Liebe ihn lehrte.“

„Ungeachtet der neue Prediger zu St. Hiob ein ungemeines Intereſſe für ſein holdes, trauriges Beichtkind empfand und an den Tag legte, ſo hatte die Neugierde gewiß nur den geringſten Theil daran. Er beabſichtigte das Vertrauen der jungen Miſtreß in der redlichſten Beziehung auf ihre eigene Befriedigung; keinesweges aber, um ſich über ihr Herkommen und über die genauen Umſtände ihres Schickſals gewiß zu machen.

„Die Engländerin gehörte zu jenen Naturen ihres Geſchlechts, welche durch angeborene Furchtſamkeit und durch frühempfangene Eindrücke verſchüchtert, niemals einer völligen, unbedingten Hingebung an ein geliebtes und verehrtes Weſen fähig ſind. Und ob ſie zwar mit kindlicher Innigkeit ſich dem väterlichen Freunde anſchmiegte, ſo entzogen doch auch die traulichſten Stunden dem verhüllten Geheimniſſe ihres Lebens nur theilweiſe den Schleier. Was ſich aus dieſen fragmentariſchen Eröffnungen für den Paſtor ergab, war ungefähr Folgendes.“

„Anna Melroſe, geborene Dils, war die jungfräuliche Wittwe eines reichen Stahlfabricanten in London und die Tochter eines heruntergekommenen Kaufmanns, der ſeine dürftige Subſiſtenz den ſchriftlichen Arbeiten verdankte, womit ſein nachmaliger Schwiegervater ihn von Zeit zu Zeit beauftragte. Obgleich das Herz des alten, unverehelichten Melroſe hart und kalt war, wie das Material, welches ſeine Fabriken verarbeiteten, ſein Sinn ſo ſcharf und ſchneidend, wie die Werkzeuge, die daraus hervorgingen, ſo hielt die ſpröde Gewalt deſſelben doch nicht gegen die rührende Unſchuld der kleinen Anna aus, deren Vater mit berechnender Schlauheit das Kind ſtets zur Ueberbringerin ſeiner Arbeiten, oder etwaigen Bitten um kleine Vorſchüſſe an Herrn Melroſe gebrauchte.“

„Die wohlwollende Neigung für Anna Dils war wirklich die einzige Regung von Gefühl, welche jemals den greiſen Fabrikherrn zur hülfreichen Theilnahme an dem Unglück Anderer bewegt hatte; und wie ſpärlich dieſe Erweiſungen des Mitleids auch gereicht wurden, ſo waren ſie doch die Handhabe, an welcher ſich der untergegangene Tils mit hoffender Liſt feſthielt. Herr Melroſe nannte den kleinen Günſtling, in einförmiger und unbehülflicher Manier zu ſcherzen und ihr zu liebkoſen, ſo lange ſeine Braut, bis ihm, ſo wie ſie größer und ſchöner erwuchs, die Möglichkeit immer begreiflicher ward, daß ſie es wirklich werden könne. Wie ſich dieſer Gedanke endlich in ihm ſo feſt gehäkelt hatte, um ihn nicht mehr nach Willkür löſen zu können, entdeckte er ſeine heirathsluſtige Abſicht dem zukünftigen Schwiegervater, der recht füglich ſein Sohn, und ein Spätling als ſolcher hätte ſein können. Dils, von drückendem Mangel und harten Entbehrungen aufs äußerſte gebracht, war ohne Weiteres willig zu der Opferung ſeines einzigen Kindes. Er gab Herrn Melroſe ſeine freudigſte Zuſtimmung, und theilte der unſchuldigen Anna die prächtige Ausſicht für ihre Verſorgung in ſo entzückter Haſt mit, daß ſie den ſchüchternen Widerſpruch, deſſen ſie vielleicht fähig geweſen wäre, mit einem Seufzer in das beklommene Herz zurückdrückte.“

„Ihr Vater ſollte jedoch die beſſeren Tage, welche mit dieſer Verheirathung auch für ihn kommen mußten, nicht mehr erleben. Er erkrankte, und bald ſo ernſtlich, daß er ſelbſt an ſeinem Aufkommen zweifelte.“

„War es nun vielleicht die Nähe des Todes, was ſein Urtheil über irdiſche Angelegenheiten berichtigte, und ſeine Anſicht über das zweifelloſe Wohl, das ſeine Tochter in der Verbindung mit dem reichen Melroſe finden werde, mit einem Male veränderte: genug, er äußerte jetzt mancherlei früher verhehlte Bedenklichkeiten und Beſorgniſſe, und den entſchiedenen Willen, die Zukunft ſeines verlaſſenen Kindes, ſo viel als möglich, zu ſichern.“

„Wie er nun ſein Ende nahen fühlte, verlangte er, Melroſe ſolle teſtamentariſch Anna als Erbin ſeines Geſammtvermögens erklären, im Weigerungsfalle aber der zugeſagten Hand verluſtig geben. Gewiß war es ein Anflug thörichter Verliebtheit, welche den bedächtigen Bräutigam bewog, dieſem unbedingten Begehren zu willfahren. Dils ſtarb, und als die ſchickliche Trauerzeit verfloſſen war, führte Melroſe die ſiebenzehnjährige Anna als ſeine Hausfrau ein. Noch waltete in dem Herzen dieſer jungen Gattin jene Ruhe der Empfindungen, welche, unberührt vom Strahle der Leidenſchaft, es ihr möglich machte, die Vortheile ihrer Lage, wie die wenigen guten Eigenſchaften ihres Mannes anzuerkennen. In gleichgültiger Gefügigkeit ſchmiegte ſie ſich immer trauter in ſich ſelbſt, je enger die Beſchränkungen wurden, die in Sonderlingslaunen und lächerlicher Eiferſüchtelei ihre Feſſeln um das geduldige Weiblein legten. Ungereizt ließ Anna es geſchehen, daß ihr Ehegemahl den Schluſſel ihres Wohnzimmers abſchloß und in ſeine Taſche ſteckte, wenn er in die Fabriken ging. Kaum es der Mühe werth haltend, über den Grund ſolcher Vorſicht nachzudenken, verglich ſie ſich dann mit lächelnder Betrachtung einem Vögelchen im vergoldeten Käſich. Von der Welt und ihren Freuden ſtreng geſchieden, fehlte es ihr zwar an Putz und Koſtbarkeiten nicht, die einſam blühenden Reize zu erhöhen; aber nur ihr Spiegel durfte ſie bewundern. Einen einzigen Umgang hatte Anna ſich ausbedungen, und Melroſe, ſich wohl bewußt, wie unbilliger und doch weiblichgefälliger Weiſe ſeine Frau den Gewahrſam, worin er ſie halte, ertrage, ſie mit der Gewährung dieſes beſcheidenen Wunſches für höhere und gerechte Anſprüche abzufinden geglaubt. Dieſer Umgang war die Tochter eines

Cantors bei einer dem Melroſeſchem Hauſe nahegelegenen Kirche. Das Mädchen machte in nachbarlicher Anſprache die Schulfreundſchaft geltend, worin Miſtreß Melroſe in den Jahren der Kindheit zu ihm geſtanden, und Anna, von dem Hange jugendlicher Geſelligkeit und der Süßigkeit ihrer gemeinſchaftlichen Rückerinnerungen angezogen, erneuerte mit herzlicher Verleugnung ihrer Frauenwürde die Bekanntſchaft jener Unſchuldszeit.“

„Wie argwöhniſch Melroſe ſeine Frau auch bewachte, ſo hatte er doch nichts gegen die unbedeutende Geſellſchaft einzuwenden, in der ſie zuweilen Zerſtreuung ſuchte. Mit ſelbſtzufriedener Ueberlegung belächelte er ſogar ihren anſpruchsloſen Geſchmack, der ſich mit der kirchlichen Stille eines Cantorhauſes, mit dem Platze am Nähtiſchchen einer kränklichen Geſpielin begnügte; allein der Zufall ſpottete ſeiner Kurzſichtigkeit wie ſeinen Beſtrebungen. Gefahrloſer wäre die ſchöne Anna in den brillanteſten Ballſaal, wie in jene gering geachtete Wohnung eingegangen. —“

„In trüber Langweiligkeit war für Melroſe's Gattin das erſte Jahr ihrer Ehe verſtrichen. Geſättiget von dem täglichen Anblick ihrer Beſitze, begann ein tiefes Sehnen ſich in ihrer Bruſt zu regen. Ein Gefühl der Weiblichkeit, wie die Stimme der Natur ſagte ihr, daß ihr eheliches Verhältniß kein zweckgemäßes ſei, und ein leiſer verachtender Widerwille gegen ihren Mann ſetzte ſein ätzendes Gift der Reinheit ihres Herzens an. Die ſelige Friedlichkeit deſſelben ward jetzt oft von flüchtigen Erbitterungen unterbrochen, die eine leidenſchaftliche Bewegung vorbereiteten. In dieſe gefährliche Epoche von Anna's innerem Leben traf die Ankunft des Herzogs von Braunſchweig in England; ein Ereigniß, das ſelbſt in dem verborgenſten Winkel der brittiſchen Königsſtadt enthuſiaſtiſche Theilnahme oder doch das Intereſſe der Neugier fand.“

„Capitain Oriſon, ein Liebling des tapfern Herzogs, wohnte Melroſe's düſterem Hauſe gegenüber, und ſein kühner Soldatenblick ward von Anna's blauen Augen bezaubert. Der graue, grämliche Ehemann an der Seite dieſer blühenden, jungfräulichen Geſtalt, welche der junge Kriegsmann, bis er näheren Bericht eingezogen, für deſſen Enkelin gehalten, war ihm ein widriger Anblick, und der Ausdruck ſanfter Melancholie in dieſen zarten, friſchen Zügen lieh ſeiner erwachenden Leidenſchaft die Verkleidung des Mitleids.“

„Wir glauben, daß auch die jüngſten und unerfahrenſten unſerer lieben Leſerinnen es nicht unwahrſcheinlich finden werden, wie Capitain Oriſon als ein Liebender und als ein Soldat ſich der Gelegenheit zu bemächtigen gewußt habe, dem Gegenſtande ſeiner lauſchenden Bewunderung näher zu kommen. Das Cantorhäuschen gab den Schauplatz dazu ab, und die Tochter des Kirchendieners, als Mittlerin, ein unbewußtes Werkzeug verliebter Scharfſinnigkeit. Anna erhielt zum erſten Male in ihrem Leben Huldigungen ihrer Schönheit, wie ſie kein Weib ungerührt laſſen, und ſah den männlichen Muth des jungen Helden zu ihrem Schutze, zu ihrer Rettung, auf jede, wäre es auch auf die gewaltthätigſte Weiſe, bereit.“

„Da ward es Tag in dem Herzen der armen Anna, und bei ſeinem erſten, hellen Scheine erblickte ſie ſich als eine lebenslänglich Gefangene, und ihren Mann, dem ſie am Altare den Schwur der Treue geleiſtet, als ihren Kerkermeiſter! Die ganze Welt ſtrahlte im heiteren Sonnenglanze der Freiheit, und Oriſon bot ihr mit kühner, ſehnſüchtiger

Verheißung die Hand zur Erlöſung. Entzückt fühlte Anna ſich mit ſchwärmeriſchem Feuer von dieſem Jünglinge geliebt und erwiederte dies Gefühl mit all der Innigkeit, welche die leidenſchaftliche Zuneigung einer Gebundenen in dem Bewußtſein ihrer Lage erhöht; aber fromme Schauer, womit ſie ihrer Pflicht als Gattin gedachte, mäßigten dieſe ſtille Gluth bis auf einen Grad, der von der verzehrenden Gewalt, worin ſie verborgen loderte, nichts für die Ruhe ihres Gewiſſens fürchten ließ. Auch war Oriſon kein Unedler. Er ehrte die zarte Scheu der geliebten Frau vor jeder Verletzung züchtiger Sitte, und war zufrieden, wenn ein zärtliches Lächeln ihn grüßte, ein leiſes Wörtchen ſeinem Ungeſtüm ſchmeichelte, und ein Blick, wie ſchöne, blaue Augen zu blicken vermögen, wenn ſie die Fenſter eines Herzens voll Liebe ſind — ihm theure Verſicherungen gab. Dieſe Ueberzeugung, verſtärkt durch die traurige Erwägung, ſie werde ihn vielleicht nimmer wiederſehen, machte Miſtreß Melroſe geneigt, den heißen Wünſchen ihres ſcheidenden Freundes nachzugeben, als er ſie bei ſeinem Abgange nach Spanien um eine letzte zeugenloſe Unterredung anflehete.“

„Die weichherzige Cantorstochter, gewonnen durch Oriſon's Bitten, der klüglich die Gunſt der einzigen Freundin ſeiner St. Anna nicht verſäumt hatte, verſprach für dieſe Zuſammenkunft zu gelegener Stunde die Kirche offen zu laſſen, in deren Schließeramte ſie den bequemen Vater verſetzte. Dieſer abenteuerliche Plan ward ausgeführt. Schon harrete der Capitain hinter den Pfeilern der Kirche, als Anna am Arme der gefälligen Pförtnerin in die Vorhalle ſchlüpfte.“

„Zitternd vernahm ſie von innen das Abſchließen, und beſchwor die Forteilende noch durch die trennende Thür mit ängſtlicher Stimme, ſie um Gotteswillen nicht im Stiche zu laſſen und zur verabredeten Zeit dieſe freiwillige Gefangenſchaft zu enden.

„Oriſon kam den zögernden Schritten der bangen Frau entgegen. Sie beſtand darauf, daß er ſich mit ihr dem Altare gegenüber niederſetze, als ſolle der Anblick geheiligter Gegenſtände die Aeußerungen und Beſchlüſſe weihen, welche als das Ergebniß eines widerrechtlichen Verhältniſſes kein wohlgefälliges Opfer für den reinen, erhabenen Geiſt des Guten ſein konnten.“

„Das tiefe Schweigen der Kirche, die düſteren, abendlichen Schatten, welche mit zunehmender Verfinſterung um die hohen Gewölbe ſchwebten, das matte Licht des Mondſtrahls, der einen bleichen, geiſterhaften Schimmer auf das Antlitz des Herrn warf, wie er auf dem Altarblatte ſeinen Jüngern das geſegnete Brod brach, alles dies bildete ein ſeltſames Widerſpiel zu der unruhigen Wallung in Anna's Bruſt und ſtimmte die Reizbarkeit ihres heftigbewegten Gemüths zu der möglichſten Höhe.“

„Anna Melroſe vernahm nun die vollſtändige Erklärung von Oriſon, daß ſie wahrhaftig ſeine erſte Liebe ſei, wie ſie ſeine einzige und ewige bleiben werde. Er beſchwor ſie, ſobald der Tod ihre Ketten löſe, da ſie doch auf keine andere Art frei werden wolle — nach Deutſchland zu gehen und in C..... Nachricht von ihm, oder ihn ſelbſt zu erwarten. Doch ſolle ſie nicht eher an ſeinem Leben zweifeln, bis ein ſicheres Zeichen ſeines Todes an ſie gelangt wäre.“

„Er wolle, nachdem die ausmarſchirenden Truppen dieſe Stadt verlaſſen haben würden, mit einem treuen Freunde unter ſeinen Waffenbrüdern die nöthigen Maßregeln deßhalb verabreden. Und nun nannte er ihr das Haus, welches ihr dereinſtiger Vereinigungspunct ſein könne, und ſagte zugleich, daß eine Leiſtung von Erheblichkeit, womit er ſich der dankbaren Geſinnung der Beſitzer zu verſichern ſo glücklich geweſen, ihn zu dem Vertrauen auf die Bethätigung derſelben berechtige.“

„Nun ſchilderte er ihr mit hinreißenden Worten ſeinen Schmerz, ſie ſcheidend in ſolcher Gewalt laſſen zu müſſen, und forderte mit liebender Heftigkeit, daß ſie ihm den Schwur der Treue mitgäbe auf den Weg der Gefahr und des Todes, den er nun wiederum anträte.“

„Anna zitterte. Ach! Oriſon, flüſterte ſie mit bebenden Lauten, den Schwur der Treue ſoll die Meineidige ſchwören? An jener Stätte, die ich in dieſer Stunde entweihe, gelobte ich meinem Gatten! — — Sie deutete nach dem Altare, und ihre Blicke folgten für einen Moment der Richtung ihrer Hand; da war es ihr, als hefte der Heiland das Auge mit dem Ausdrucke eines ſtrafenden Vorwurfes auf ſie, und von dieſer täuſchenden Wahrnehmung bis in die innerſte Seele getroffen, verſtummte ſie, ehe ihre Selbſtanklage vollends ausgeſprochen war.“

„Oriſon bemerkte das ſichtliche Entſetzen der Geliebten, ohne die Urſache davon zu errathen. Er ſchlang tröſtend ſeinen Arm um ihren Leib, und, Schutz ſuchend vor dem ernſten Richterauge des heiligen Zeugen, ſchmiegte ſie ſich an die Bruſt ihres Mitſchuldigen. Ein Kuß glühete auf ihrem kalten Munde — für einige ſelige Minuten öffnete die Liebe ihren Himmel, wo ſonſt nur der Glaube ihn offen ſah. Da zerſtörte ein murrendes Wimmern den kurzen beglückenden Traum. Die erſchrockene Anna fühlte ſich am Gewande gezogen, und als ſie ſich haſtig aus Oriſon's umſchlingenden Armen wand, erblickte ſie den Wecker. Mignon, ein kleiner Hund, ihrem Manne gehörig, doch mehr noch der Gebieterin anhänglich, war unvermerkt mit in die Kirche gekommen und gab jetzt ſeiner Herrin ein Zeichen mißfälliger

Ungeduld, welches unter dieſen Umſtänden eines ergreifenden Eindrucks auf Anna nicht verfehlte. Auch das unvernünftige Thier mahnt mich an meine Pflicht! ſagte ſie mit ausbrechenden Thränen, ſich von Oriſon abwendend.“

„Jetzt vernahm ſie ein leiſes Schlüſſelklirren und beſorgte verrätheriſchen Ueberfall. Sollte Mary ſchon kommen? fragte ſie mit ängſtlicher Verwunderung. Die gute Anna, an einen langſamen, ſchleppenden Gang der Zeit gewöhnt, hatte heute erfahren, wie ſchnell ſie in ſolchen Minuten zu verrinnen pflege. Es war jedoch Mary; ein ſtürmiſches halbbetäubtes Lebewohl — und Anna ſah ſich geſchieden, vielleicht für immer von dem Jünglinge, den ſie mit allen Kräften ihres Herzens liebte, und den ſie dieſer Liebe werth halten durfte.“

„Mit büßender Geduld ertrug ſie nun die despotiſchen Quälereien ihres ehelichen Gefangenwärters und brachte die ſanfte, ausdauernde Ergebenheit, die ſie dem ſiechen Greiſe als Pflegerin bewies, der Vergebung, welcher ſie gegen ihn ſich ſchuldig wußte, zur Sühne dar.“

„Wenn ſie an langen, öden Abenden an der Seite des Lehnſtuhls ſaß, worin er ſtöhnte, und der kleine Hund, zu ihren Füßen geſchmiegt, ſie mit den munteren Aeuglein anblinzelte, dann dachte ſie, ihn ſtreichelnd, und in der Erinnerung an die ſüßeſten Augenblicke ihres verkümmerten Jugendlebens: Wenn du reden könnteſt mein kleiner Vertrauter, würdeſt du mich verrathen? Und ſeine Liebkoſungen ſchienen ein Nein! auszudrücken.“

„Ein Jahr voll unausſprechlicher Leiden, mehr für Anna, als ihren kranken Mann, der während dieſer Zeit das Bett nicht mehr verlaſſen konnte, war vergangen, als Melroſe ſtarb. Anna war nun frei und die Erbin eines ſehr beträchtlichen Vermögens. Aber zu angegriffen durch körperliche und geiſtige Erſchöpfungen, vermochte ſie erſt nach und nach ſich an das Gefühl ihrer Unabhängigkeit zu gewöhnen. Allmählich erholte ſie ſich und überließ ſich nun der Hoffnung, daß die Zukunft ſie in Oriſon's Beſitze für die verlorenen Blüthenjahre entſchädigen werde. Sie verkaufte ihre liegenden Gründe, legte die eine Hälfte ihrer Habe wohl verbürgt an, und nahm die andere in ſichern Papieren mit nach Deutſchland, wohin ſie, begleitet von einer treuen Kammerfrau, unſerer Euphemia, ſobald es ſchicklicher Weiſe geſchehen konnte, abreiſte. Nach E..... ſtrebte die Eile der Miſtreß Melroſe, die nicht ahnete, daß ihre zuverſichtlichen Erwartungen ſich ſo grauſam getäuſcht ſehen würden. Der Beſitzer des Hauſes, an das Oriſon ſie gewieſen, war vor einem halben Jahre geſtorben und ſeine Tochter, eine Wittwe, mit ein paar Kindern in die Ferne gezogen."

„Dies war ein ſchwarzer Strich durch Anna's frohe Rechnung. Das Bangen des Fremdſeins ergriff ſie, die Stütze, woran ihr liebendes Hoffen ſich bisher gehalten, war eingeſunken, und zagend erblickte ſie das Schwankende, Verlaſſene ihrer Stellung in der weiten Welt. Die Kammerfrau tröſtete ihre Gebieterin nach Kräften, obwohl nicht immer mit dem beabſichtigten Erfolge."

„Sie miethete eine anſtändige Wohnung, und gab auf dem Poſtamte die Adreſſe ihrer Dame nebſt der Weiſung ab, daß, wenn etwa ein Brief aus der Ferne an jenen verſtorbenen Mittler der Liebenden einlaufen ſollte, Miſtreß Melroſe auf das Recht des Halbeigenthums daran höchſt wahrſcheinlich Anſpruch machen könne; nach welcher Anweiſung die Poſtbeamten ſich zu richten, und wenn das gute Glück ihnen Gelegenheit zur Anwendung gäbe, auf eine großmüthige Belohnung zu rechnen hätten."

„Hier lebte nun Anna in klöſterlicher Eingezogenheit und einer Spannung, die mit jedem Tage peinlicher wurde. Sie fing an zu fürchten, Oriſon könne längſt bei den Todten ſein. Ohne alle Zerſtreuung fixirten ſich ihre Gedanken in dem quälenden Wunſche, über ſeine Exiſtenz Gewißheit zu erhalten, auf eine Art, unter der ihre zarte Geſundheit litt, die ohnehin mit der Eingewöhnung in ein verändertes Klima zu kämpfen hatte. Sie hielt dieſen Zuſtand für ein Strafgericht Gottes, das den Treubruch räche, deſſen ſie ſich anklagte, und der doch in nichts weiter beſtanden, als in einem Gefühle, das, gerechtfertiget von der Natur und von der Liebenswürdigkeit ſeines Gegenſtandes, wie entſchuldiget von dem harten Zwange ihrer Lage, unbefleckt geblieben war. Lebte er nicht mehr, der ihr Muth eingehaucht, um ſeinetwillen die Fremde aufzuſuchen, ſo war auch all ihre Entſchloſſenheit mit ihm geſtorben, und ſie bedurfte der Heimath, um ſich geſchützt und nicht ganz ſo ſehr verlaſſen zu fühlen.“

„Jetzt brach der deutſche Freiheitskrieg aus. Verſchüchtert und geängſtet floh Miſtreß Melroſe die beunruhigte Stadt und zog nun von Ort zu Ort, dem Getümmel der kriegeriſchen Bewegungen ſo viel als möglich ausweichend. Euphemia's bittende Vorſtellungen bewogen endlich die durch Seelenleiden und erduldete Strapazen bis zum Tode geſchwächte Frau, ſich für längere Zeit in F...... niederzulaſſen, um ſich zu erholen; und hier war es, wo die Vorſehung ſie mit dem Paſtor Rhodus zuſammenführte und das wunderbare Gewebe ihrer Fügungen in einen verbindenden Knoten ſchlang.“

„Dieſe Erzählung war dem Paſtor in Bruchſtücken geworden, die ihm theils Anna's reumüthige Bekenntniſſe, theils die Erzählungen der Kammerfrau überliefert hatten.

Als Menſchen- und Herzenskenner beurtheilte er Anna's Gemüthszuſtand mit weiſer Erfahrung, und ſein Bedauern für die ſchöne, junge Frau, die der Raub einer unglücklichen Leidenſchaft geworden war, erhielt noch den Beiſatz eines ſpeciellen Mitleids, das aus der Aehnlichkeit ſeines Kummers, der, wie der ihrige, einen verlorenen Liebling beweinte, ohne ihn aufgeben zu können, hervorging. Er erkundigte ſich, ob Anna niemals von Capitain Oriſon den Namen Rhodus erwähnen gehört, und als ſie dieſe Frage verneinte, kehrte er traurig zu der Vermuthung zurück, daß ſein Sohn auf deutſchem Boden gefallen ſei.“

„Doch nicht weniger wahrſcheinlich war ihm die Vermuthung, daß Capitain Oriſon in Spanien ein unbekanntes Grab gefunden, und wenn er dieſe Vorausſetzung auch nicht gradezu äußerte, ſo wurde ſie doch von den Tröſtungen umfaßt, womit er ſeine junge Freundin über ihren Gram zu erheben ſuchte.“

„Unſere Leſerinnen wiſſen bereits, daß dieſe wohlwollende Abſicht nicht gänzlich unerreicht geblieben. Miſtreß Melroſe fing an ſich zu erholen, wie ein krankes Blümchen unter der pflegenden, behutſamen Hand des Gärtners; freilich nur mit mattem Emporkommen, aber doch dem Untergange entriſſen. Sie meinte nicht mehr, wie noch vor wenigen Wochen, daß dieſe trübe Kataſtrophe ihr Daſein beſchließen werde, ſondern ſie dachte daran, ſich durch irgend einen erleichternden Entſchluß ihre Zukunft erträglicher zu machen. Nach langer Ueberlegung überraſchte ſie den Paſtor eines Tages mit der Eröffnung, ſie wünſche herzlich, ſein zerſtörtes Pfarrgut Hochwieſe möchte dem Beſitzer deſſelben feil ſein; dann wollte ſie es ſich ankaufen, ſeine Kirche erbauen, und in der innigſten Gemeinſchaft mit ihm, den ſie wie einen Vater ehre und liebe und deſſen Belehrungen ſie die beruhigenden Ueberzeugungen der Religion verdanke, ihr Leben ſtill und Gott geweiht hinbringen. Bei dieſen Worten drückte ſie ſeine Hand, ehe er es hindern konnte, an ihre Lippen.“

„Dem Paſtor ſtieg eine frohe Röthe ins Geſicht. Meine Tochter! antwortete er bewegt, wie reizend die Ausſicht auch iſt, welche Sie mit kindlicher Herzlichkeit vor mir eröffnen, ſo muß ich Sie doch auf dieſes graue Haar aufmerkſam machen. (Er deutete auf ſein Haupt.) Ihr Frühling ſteht noch in voller Bluthe, wenn auch Sturm und Ungewitter ſeinen heiteren Glanz vorubergehend verdunkelten; meine Blätter ſind bereits gefallen, und bald bedeckt des Winters Leichentuch den erſtorbenen Baum, deſſen ſtolze Frucht das Schwert des Krieges zerſchlagen. — Würde Ihre Jugend es nicht bereuen, ſich an einen ſo murben Stamm gehalten zu haben?“ —

„Auch ich bin ſterblich! erwiederte Anna entſchieden, und ich will mich nicht in vermeſſener Berechnung von Moglichkeiten des Vortheils begeben, welcher von der Vorſehung zum Heile meiner Seele in meinen Willen mit den Mitteln, ihn mir zu gewähren, gegeben iſt.“

„Anna's Wunſch und Plan war nicht das Gebilde einer verfliegenden Laune, und als der Paſtor uberzeugt war, daß die Idee, welche ſie ihm mitgetheilt hatte, ihr voller Ernſt, ja, ein unterſtützender Pfeiler ihrer gegenwärtigen Beruhigung ſei, überließ er ſich dem Vergnügen, welches ihm der Gedanke an den Aufbau ſeiner Kirche, an das Glück ſeiner Gemeinde, unter der milden Regierung ſolch einer Herrſchaft und an den geſicherten Beſitz einer ſo anhänglichen und liebenswürdigen Freundin erregte.“

„Der Kauf des Gutes konnte keine Schwierigkeiten haben, da der Eigenthümer deſſelben, durch den Krieg ruinirt, gewiß einen billigen Preis fordern würde, um mit der baren Zahlung dafür, auf die er rechnen durfte, ſeine zerrütteten Finanzen wieder herſtellen zu können.“

„Präſident Almy, dem der Paſtor mit Anna's Genehmigung dies Project mittheilte, freuete ſich aufrichtig dieſer glücklichen Wendung von dem Schickſale ſeines ländlichen Freundes. Er erbot ſich den Kauf zu vermitteln, da der Gutsherr von Hochwieſe, gleichfalls ſein guter Bekannter, und ſo wie er erfahren, ſeit einigen Tagen in F...... anweſend wäre.“

„Der Paſtor ließ es gern geſchehen, denn Rückſichten des Zartgefühls hätten ihm bei dieſer Angelegenheit ein weniger unbefangenes Verfahren geſtattet, als womit die Unparteilichkeit eines Dritten, und eines ſolchen, wie der Präſident, zu Werke gehen konnte.“

„In einer Kürze, die den Umſtänden der Zeit angemeſſen war, ward der Kauf abgeſchloſſen, und Miſtreß Melroſe war nun Frau von Hochwieſe und die Patronin des Mannes, dem ſie ſich ſo hoch verpflichtet fühlte.“

„Welch ein inbrünſtiges Dankgebet entquoll dem Herzen des Paſtors, als er dieſe überaus günſtige Veränderung als einen Erfolg ſeines hieſigen Aufenthalts anſehen durfte! Doch hätte er die ganze Fülle des Segens, den die göttliche Huld damit über ſeinem Haupte ausſtrömte, geahnet, ſo würde die vorempfundene Wonne das Maß ſeiner Kräfte überſtiegen haben.“

„Da Paſtor Rhodus vorläufig zu einer Reiſe nach Hochwieſe nicht perſönlich abkommen konnte, ſo erließ er, im Auftrage der Miſtreß, Sendſchreiben mit Verfügungen an den Organiſten und Schulzen des Dorfes. Nächſtdem waren dem Inhalte derſelben Anweiſungen zur Unterſtützung der Unterthanen beigefügt, geeignet, dieſen einen ermuthigenden Vorbegriff von der milden Geſinnung ihrer nunmehrigen Gutsfrau zu geben. Sobald die Straße völlig ſicher wäre, verſprach Vater Rhodus, wolle er ſich auf eine Woche Urlaub und die nöthige Vertretung ſeiner hieſigen Amtspflicht erbitten, nach Hochwieſe kommen, und dann die weiteren Anordnungen zum Kirchenbau treffen, der mit möglichſter Förderung vor ſich gehen ſolle.“

„Anna's blaſſe Wangen färbten ſich jetzt trotz der herbſtlichen Jahrszeit mit ſanfter Roſenfarbe, und die nagende Melancholie ihrer Stimmung war fromme Ergebung geworden. In gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen mit ihrem geiſtlichen Geſchäftsführer bildete ſich in ihr das Vornehmen, den Winter über in der ſtillen Hut dieſes Hauſes zu bleiben, zum Frühjahre aber, wo der Frieden für Europa hoffentlich erſchienen ſein werde, zur vaterländiſchen Inſel hinüber zu ſchiffen, um ihr Vermögen vollends einzuziehen und um zu erfahren, ob die treue Mary oder ſonſt Jemand etwas von Oriſon's Schickſal wiſſe.“

„Dann wolle ſie das Heimathland für immer verlaſſen, und das ihr noch unbekannte Aſyl und den Freund aufſuchen, der ihr, nach dem wahrſcheinlichen Verluſte des geliebten, der theuerſte und einzige auf Erden wäre. Zugleich ſtellte ſie ihm eine Summe zu freier, eigenmächtiger Verfügung für den Bau der Kirche oder den Bedarf ihrer Unterthanen in Papiergeldern zu, über deren Anſehnlichkeit der genügſame Mann erſchrak. Doch Miſtreß Melroſe verſicherte ihm lächelnd, daß ſie ſich damit nicht etwa bloß gäbe, ſondern mit ausreichenden Mitteln für alle Fälle gedeckt wäre.“

„Sehr natürlich war nun dem Paſtor und ſeiner ſchönen Ortsfrau die Erneuerung der Kirche, und manche Erwägung landesüblicher, herrſchaftlicher Obliegenheiten ein

Lieblingsgegenſtand der Unterhaltung in den Abenden, die ſich merklich verlängerten. Mit zarter, weiblicher Schmuckſüchtigkeit ging die junge Erbauerin der erſteren in die genaueſten Details in Betreff der Verzierungen ein, und verlangte zum Beiſpiel, daß das Innere der Kirche blaßgrau mit Gold ſtaffirt werden ſolle. Eben ſo beſtimmte ſie über die Form des Altars und über die Wahl der religiöſen Embleme, die ſeine Darſtellung hehr und erbaulich zu machen geeignet wären. Nun kam man an das Hauptbild; allein hierüber verrieth Anna eine ſinnende Unentſchloſſenheit. Der Paſtor ſchlug ihr vor, ihn in den nächſten Tagen zu einem berühmten Maler der Stadt zu begleiten, bei dem ſie die Beſtellung machen könnten, und der ihnen mit erfahrener Einſicht Rath geben würde. Es geſchah. Der Maler, ein alter, in eigenliebiger Meinung etwas unbiegſam gewordener Künſtler, gab der beſcheidenen Frage des wortführenden Paſtors den Beſcheid, es ſei in lutheriſchen Kirchen gewöhnlich, daß man die Abbildungen der Taufe oder des heiligen Abendmahls, als der beiden Sacramente des Glaubens der Proteſtanten, zum Gegenſtande des Altarblattes wähle.“

„Dabei zeigte er auf einige rieſengroße Gemälde, wovon das eine den Täufer am Jordan, wie er den Herrn des Himmels weihet, das andere den Erlöſer der Menſchen darſtellete, wie er die trauernden Seinen mit dem Teſtamente in ſeinem Blute tröſtet.“

„Wie Anna's Blick dies letztere Bild berührte, deſſen Farben bereits faſt ſtörend für den Eindruck ſeiner regelmäßigen und genialen Schönheit erloſchen waren, und die wahrſcheinlich der Maler auffriſchen ſollte, erbleichte ihr Geſicht noch tiefer als dieſe erblaßten Oele, und mit einem gepreßten Seufzer wendete ſie ſich nach der entgegengeſetzten

Seite, wo ein buntes Bildergewirre in überhäufter Unordnung aufgeſchichtet lag. Dieſe beſeitigten Arbeiten enthielten ſämmtlich Beziehungen auf die evangeliſche Geſchichte, und das Gleichniß vom verlorenen Sohne, in friſcher Anſchaulichkeit ausgeführt, war das Erſte, was dem Auge begegnete, das einer anklagenden Erinnerung entfloh.“

„Sie betrachtete es lange, und wie es ſchien, mehr in Gefühlen wie in Gedanken verloren; dann flüſterte ſie dem Paſtor leiſe zu, daß ihre Wahl ſich nunmehr für den Stoff dieſer Schilderei entſchieden habe. Als der Bibelkundige das Sujet erkannte, ſagte er nicht ohne Befremdung: Dies Bild hier, vom verlorenen Sohne? Und der Maler, welcher es vernommen, fügte mit mißbilligendem Widerſpruche hinzu: Es ſei nicht üblich, eine andere bildliche Vorſtellung als die der beiden erſtgenannten Weihen der Chriſtlichkeit zum Augenpuncte der andächtigen Aufmerkſamkeit einer lutheriſchen Kirchengemeinde zu machen. Allein in dem Tone, womit Miſtreß Melroſe darauf ſagte: Wenn auch! Ich will es nun einmal ſo! klang etwas von dem Stolze ihrer Nation, wie von der beharrlichen Sinnesweiſe eines kranken Kindes oder eines durch äußere Unabhängigkeit verwöhnten Willens vor.“

„Der Maler ſchwieg und der Paſtor beſprach die Beſtellung. Man ward über die Bedingungen einig, und indem Anna ein bedeutendes Angeld darauf gab, beſtimmte ſie mit ſtrenger Feſtigkeit eine ziemlich kurze Friſt zur Fertigung des Bildes. Der Maler, dem das ſeltſame Weſen dieſer eigenſinnigen Schönheit imponirte, verſprach, es zur angegebenen Friſt abzuliefern.“

„Gelockt von der herbſtlichen Sonnenwärme, machte der Paſtor mit ſeiner Begleitung noch einen einſamen Spaziergang. Er nahm Veranlaſſung, ihrer heftigen Erſchütterung beim Anblicke des Abendmahlbildes zu erwähnen, die ihm nicht entgangen ſei, und in dem Gedanken betrübt habe, daß dieſe Darſtellung des Vermächtniſſes der heiligſten Liebe, eine andere, als erhebende und ſtärkende Wirkung auf ſie habe hervorbringen können.“

„Anna brach in ein ſchmerzliches Weinen aus, und als der erſte Erguß ihrer Thränen vorüber war, ſagte ſie: O mein Vater! Ich empfinde gewiß den Werth des Unterpfandes, womit jene fromme Feier uns die göttliche Verſöhnung verbürgt; aber noch iſt meine Phantaſie nicht ganz geneſen, noch zittert die zweideutige Wonne jener Stunde, wo meine Leidenſchaft gleichſam der Heiligkeit ihres Schauplatzes ſpottete, nächſt den geheimnißvollen Schrecken, die ſolche ſündliche Verwegenheit rächten, durch meine Seele, als daß ich dies Bild in würdiger Stimmung betrachten könnte. Dagegen ward mein Gemüth von der himmliſchen Gewalt jener zweiten Verheißung erquickt, und dieſe Labung war ohne irdiſche Bitterkeit. O! dieſe Momente der vergangenen Stunde werden mir unvergeßlich bleiben, wo in dem einen das Gewicht der Schuld mein Auge zu Boden drückte, und in dem anderen ich die Vaterarme Gottes auch für ſein verlorenſtes Kind geöffnet ſah! Und dieſer ſelige Zuruf ſoll nachklingen in meinem Herzen immerdar; deßhalb wählte ich geſchehener Weiſe. Und wird denn in Ihrer Gemeinde, wie gut ich auch von ihr denke — Einer ſein, welcher der Wiederaufnahme an das Herz des beleidigten Vaters nicht bedürfte, weil er nimmer abgeirret wäre in die Gebiete der Sünde? —“

„Wir mangeln Alle des Ruhmes, den wir vor Gott haben ſollen! antwortete der Paſtor mit Ruhe, und hielt es für nöthig, dies Geſpräch abzubrechen, welches die Reizbarkeit ſeiner Freundin in krankhafter Aufregung erhielt.“

„Ungeachtet der, ſolch einer Unternehmung ungünſtigen

Jahreszeit, war doch der Kirchenbau in Hochwieſe mit eifriger Thätigkeit begonnen worden. Der Baumeiſter, ein tüchtiger Mann, der ſich in raſchen Fortſchritten in ſeinem Elemente fühlte, handelte der empfangenen Inſtruction gemäß, da er ſo viele Hände beſchäftigte, als ſich ihm darboten, und deren waren nicht wenige, weil bittere Armuth, ja ſelbſt der Mangel des Nothwendigſten den Bedarf des täglichen Erwerbs dringend machten. Die Förderung geſchah demnach ſo fleißig und luſtig, als es bei der Kürze der winterlichen Tage und den Einſprüchen der übeln Witterung nur immer möglich war. Auch das Schloß, welches durch Unbewohntheit gelitten hatte, ward nebenher verbeſſert und in bequemeren Stand verſetzt.“

„Die Hälfte des Winters war ohne eine beſondere Störung vergangen, als zu Anfange des neuen Jahres die Zeitungen erzählten, daß der Herzog von Braunſchweig in ſein Erbland zurückgekehrt ſei. Dieſe Nachricht wirkte wie ein elektriſcher Schlag auf Anna. Zu dem höchſten Erſtaunen des Paſtors war bei dem nahen Klange dieſes berühmten Namens eine Hoffnung, welche er ſo tief begraben glaubte, wie ihren Gegenſtand, in dem Herzen der liebenden Frau erwacht. Sie machte ſich Vorwürfe, an einem Leben gezweifelt zu haben, für deſſen Endſchaft das verkündete Zeichen bis jetzt fehlte.“

„Eine leidenſchaftliche Unruhe, doch von muthigerer Art, als vormals, bemächtigte ſich ihres Gemüthes und machte ihr das längere Verharren in dieſer einſamen Gelaſſenheit unmöglich. Sie ſagte dem Paſtor, daß ſie entſchloſſen ſei, zuerſt nach Braunſchweig zu gehen, um, und wäre es beim Herzoge ſelbſt, zu erkunden, was aus Oriſon geworden. Dann wolle ſie nach England und dann, er wiſſe es ja — ſein Schatten bleiben bis an den Tod.“

„Vater Rhodus wäre am liebſten mit nach Braunſchweig gereiſt, wo er auch eine traurige Herzensfrage an den fürſtlichen Helden hätte richten wollen, aber das Aemtchen, dem er verpflichtet war, band ihn feſt. So begnügte er ſich, Anna zu bitten, ſeiner mit dem Bemühen eingedenk zu ſein, etwas Zuverläſſiges über das letzte Schickſal ſeines Sohnes zu erfahren."

„Und nun drang er in ſie, die vorgenommene Reiſe in Rückſicht auf ihre zarte Geſundheit bis in die Mitte des Februars zu verſchieben. Anna fügte ſich dieſem wohlmeinenden Verlangen. Der Abſchied ward mit gegenſeitiger, wehmüthiger Innigkeit, doch ohne trübe Ahnungen gefeiert, und der Paſtor begann bald darauf an den ſeinigen von dem gaſtfreundlichen St. Hiob zu denken. Er eröffnete dem Präſidenten, daß er geſonnen wäre, die interimiſtiſch verſehene Stelle aufzugeben und nach ſeinem heimiſchen Dörfchen zurückzukehren; aber dankbar für ihre Verſorgung, ſo lange aushalten wolle, bis der neue Hospital-Prediger gewählt und angezogen ſei."

„Dieſe Erklärung ward an die Behörde, vor deren Forum ſie gehörte, abgegeben, und die Vacanz ſodann bekannt gemacht. Aller beſchleunigenden Verfügungen ungeachtet, blühete der Mai bereits in voller Pracht, als der Paſtor mit unbeſchreiblichen Empfindungen das Paradies ſeiner Heimath wiederſah. Hoch ſchlug ſein Herz auf vor Freude und Luſt, als die Landleute ihm mit frohen Begrüßungen und mit Beweiſen ihrer unverminderten Achtung und Liebe entgegeneilten; als ſein wohlgepflegtes Gärtchen ihn wie ein artiges Kind anlächelte, das während der Abweſenheit der Eltern in guter Zucht geweſen, und der alte Organiſt mit biederer Selbſtgefälligkeit ihn auf überſehene Pflanzungen und Verſchönerungen aufmerkſam machte; als er vor den ſchon hochragenden Mauern der Kirche ſtand und die wimmelnde Menge der Bauleute in ihrer geräuſchvollen Geſchäftigkeit ſtockten, um ihm ihr ehrfurchtvolles Willkommen! zuzurufen. Ein Gefühl, in unnennbarer Miſchung, der tiefſten und mächtigſten Empfindungen webete ihn wie mit den warmen Hauchen der Jugend an; es war ihm, als eröffne ſich eine ſchöne Lebensbahn vor ſeinen müden Schritten, und als wäre aller Gram und Kummer der Vergangenheit weit, weit hinter ihm weggeſunken.“

„Er gab ſich Mühe, dieſe Täuſchung als eine ſolche zu belächeln, konnte ſich aber deren nicht erwehren. Indeß rechtfertigte ſich dieſe ahnungsvolle Heiterkeit ſehr bald durch einen erfreulichen Brief von Miſtreß Melroſe. Oriſon lebte, und war, ſeiner Liebe treu, nach England gegangen, um zu ſehen, ob ſie frei ſei und unveränderter Geſinnung für ihn geblieben. Auf Flügeln der Sehnſucht war ſie geeilt, ihn dort noch zu treffen, und dieſes Schreiben war am Vorabende ihrer Abreiſe und in der Exaltation abgefaßt, worin dieſe durch echte Beglaubigungen verbürgte Nachricht ſie verſetzt hatte.“

„Wie ſelbſtſüchtig wird doch auch das beſte Herz im Glücke! ſagte Vater Rhodus mit einem Seufzer, als er den Brief zweimal geleſen, und vergebens nach einem Wörtchen ſpähete, das über ſeinen verſchwundenen Sohn Auskunft gegeben. Nun ich muß mich gedulden! fuhr er fort; im Spätherbſte denkt die kleine Miſtreß hier anzukommen, wenn ſie den Bräutigam nicht verfehlt. Da müſſen wir uns mit dem Bau ſputen, daß die Kirchweihe zur Ankunft der neuen Herrſchaft geſchehen könne.“

„Da das einfache Dorfkirchlein zu Hochwieſe kein Tempel Salomonis war, ſo konnte die ausdauernde Anſtrengung, womit der Aufbau deſſelben gefördert wurde, es ermöglichen, daß er nach dem Umlaufe eines Jahres bis auf kleine unweſentliche Vervollſtändigungen als vollendet angeſehen werden konnte.“

„In der Mitte des Octobers erhielt Paſtor Rhodus endlich einen längſt erwarteten Brief von ſeiner Freundin Melroſe, worin ſie ihre Ankunft zu Ende dieſes Monats verkündete, ihn jedoch noch auf eine genauere Beſtimmung des Tages verwies, die von der Nähe aus an ihn gelangen ſollte. Beinahe hätte der gute Paſtor gefürchtet, das Wiederfinden des Oberſten Oriſon, der in ehrenvoller Invalidität nun auf ſeinen Lorbeeren ausruhen wollte, habe der liebenden Anna das ſchöne ſchwärmeriſche Köpfchen verdreht; denn wenn er auch an die Verſtändlichkeit ihrer Schreibart nur diejenigen Anſprüche machte, welche der Ausländerin, unbehülflich in den Schwierigkeiten des deutſchen Styls, zugemuthet werden konnten, ſo war doch ſelbſt für ſeine beſcheidene Forderung der Inhalt des Schreibens wahrhaft hieroglyphiſch. Das Einzige in dem Schreiben, was der Paſtor weder mißverſtehen konnte, noch zu entziffern brauchte, war der ſchlicht ausgeſprochene Wunſch, daß die Kirche ſo weit fertig ſein möchte, um ſie durch die Trauung ihrer Erbauerin mit dem Oberſten einweihen zu können. Anna habe den Bitten ihres Verlobten um eine frühere eheliche Verbindung mit muthiger Selbſtverleugnung widerſtanden, weil es ihr ein theurer Gedanke ſei, in dem Gotteshauſe, das ſie aus dem Schutte der Vernichtung erhoben, den Bund für Zeit und Ewigkeit mit dem Manne zu ſchließen, welchem ſie einſt an heiliger Stätte die Verſicherungen ſtrafbarer Liebe zu geben gewagt. Auch habe ſie es über ſich vermocht, dem Oberſten ihr Gutseigenthum wie den Ort und die Zeit ihrer Vereinigung zu verſchweigen, und, daß er ſich willenlos ihrer Führung überlaſſe, zum Lohne ihrer langen Leiden um ihn verlangt.“

„Mit unruhiger Emſigkeit traf nun der Paſtor die nöthigen Veranſtaltungen. Er ſchrieb an das Conſiſtorium, und, die beſonderen Umſtände des Falles ſo weit erörternd, als es für den Zweck der Bittſchrift erforderlich war, ſuchte er die Vergünſtigung nach, die erwartete Gutsherrſchaft von Hochwieſe ohne Proclamation trauen zu dürfen.“

„Der Maler hatte als ein Mann von Wort die beſtellte Arbeit abgeliefert, und Paſtor Rhodus konnte ſich nicht ſatt an dem Bilde ſehen, das meiſterhaft gelungen war; er betrachtete es mit ſchwellendem Herzen. Das Geſicht des Vaters glänzte im Ausdrucke verzeihender Liebe; ſeine Stellung zwiſchen natürlicher Hoheit und zärtlicher Herablaſſung mitten inne ſtehend. Aus den bleichen Zügen des Sohnes ſprach das Elend der Entfremdung von dieſem kindlichen Platze, und obwohl die Wiederaufnahme an denſelben ſeine gebeugte Geſtalt bereits mit einem Feierkleide geſchmückt hat, ſagt doch die demüthige Senkung des Hauptes, wie ſehr er ſich ſeiner Schuld bewußt ſei. Mit einem flehenden Blicke, worin ein herztreffender Strahl reuigen Selbſtgefühls leuchtet, empfängt er den Ring aus Vaters Handen, das Unterpfand der Verſöhnung!“

„Der Paſtor ſtudirte nun ſorgfältig auf die Traurede; aber es war vielleicht das erſte Mal während ſeiner langen Amtsführung, daß die lebhafte Bewegung ſeiner Gefühle ſich von dem gebietendem Ernſte erhabener Vorſtellungen nicht beſchwichtigen ließ.“

„Nun es wird mir ja zur Stunde gegeben werden, was ich zu reden habe! ſagte er, nach manch vergeblichem Bemühen, in gläubiger Selbſtberuhigung der Kraft ſeines Geiſtes und höherem Beiſtand vertrauend.“

„Jetzt erſchien der letzte kurze Brief von Anna Melroſe, worin ſie ihre Ankunft genau beſtimmten, mit dem ausdrücklichen Wunſche, in der Kirche empfangen zu werden.“

„Der letzte October, an welchem das bräutliche Paar erwartet wurde, war nun gekommen: ein Tag des Jubels und der Freude! Auch die Natur verherrlichte ihn. Ein heiteres Sonnenlicht ſtrahlte von der klaren tiefen Bläue des Herbſthimmels und glänzte in dem blaſſen Golde der gefallenen Blätter. Mild rauſchte die Luft durch die dünne rothgelbe Belaubung der Baumzweige, und hob den Rauch in ſäulenförmiger Gradheit aus den kleinen Schornſteinen der Landleute empor, welche heute einen Feſttag feierten, der ſie in unruhiger Freude raſtlos ließ, bis die gnädige Herrſchaft käme. Aber dieſe blieb lange aus.“

„Schon warf die Sonne ſchräge Strahlen, und ſeit mehr als Stundenlänge war das ganze Dorf um die Kirche verſammelt. Da fing auf das verabredete Zeichen, welches von einer nicht allzufernen Hügelwarte gegeben wurde, die Glocke zum erſten Male zu tönen an, und dieſer ſchmerzlich entbehrte Klang ward unter Schauern der Rührung vernommen. Der ehrliche Organiſt, nicht ohne ein ſtolzeres Gefühl ſeiner veralteten, aber gediegenen Kunſt, die in der neuen beſſeren Orgel ein angemeſſeneres Werkzeug, als in der zerſchmolzenen fand, ließ ein pomphaftes Präludium erſchallen, und Thränen fielen auf das Pedal, das er mit jugendlichem Feuer regierte.“

„Vor dem Altar ſtand der Paſtor im geiſtlichen Talar und hielt die Agende mit nicht ganz feſter Hand. Ein vierſpänniger Reiſewagen rollte vor die offenen Kirchthüren, und durch die wogende Menge trat die ſchöne Gutsfrau an der Hand ihres Bräutigams in den Hauptgang.“

„Zwar bezeichneten die ſchimmernden Orden auf der Bruſt dieſer hohen männlichen Geſtalt, die tiefen Stirnnarben den künftigen Gebieter dieſer neugierigen Schaar als einen Helden: aber das Auge im Waſſer ſtehend und die auffallende Bläſſe ſeines edeln Geſichtes zog ſeine geiſtige Größe zu den Empfindungen herab, welche ihm jetzt in den klopfenden Herzen dieſer Hunderte entgegenwallte. Auf Anna's zarten Wangen glühte das Hochroth leidenſchaftlicher Erwartung und bedrängender Wonne. Huldvoll grüßte ſie rechts und links, doch eilig, denn ihre Blicke ſuchten den alten Freund am Altare. Das herrliche Paar war nunmehr an die Stufen deſſelben gekommen. Da beugte der Oberſt, indem er das geſenkte Haupt erhob und die Arme ausbreitete, ſeine Kniee, und ſagte mit vernehmlichen und ergreifenden Tönen: Mein Vater!“

„Der Greis zitterte wie ein welkes Blatt im Sturme.

„Gott im Himmel! rief er, wäre es möglich? Mein Sohn! O mein Sohn! Hochgelobet ſei der Herr!“

„Da umſchlangen ſich Vater und Sohn in der ſprachloſen Inbrunſt ſolch eines Wiederſehens. Ein hörbares Schluchzen der Zuſchauer und leiſe Ausrufungen der Theilnahme feierte dieſe unbeſchreibliche Scene. Die Braut lächelte unter Thränen wie ein ſeliger Engel, und die ſinkende Sonne verklärte das Bild vom verlorenen Sohne. Der Himmel war in der Kirche — und aller Herzen erhoben ſich zu Gott, der dem armen irrenden Menſchen die heilige Liebe gegeben hat.“

Hier endete die Vorleſung des Aſſeſſors. Der Lector empfing den Dank ſeiner Zuhörer, unter denen Emma ſichtlich am meiſten ergriffen war. Mit Heftigkeit trocknete ſie zu wiederholten Malen die Augen, als wolle ſie den immer neuaufquellenden Thränen gewaltſam wehren, indem ſie ihrem Vater zuflüſterte: „Ich wünſchte mir ſolch ein Bild vom verlorenen Sohne! Es iſt das Licht himmliſcher Farben, das davon in den allerfinſterſten Kummer wiederſtrahlt!“

„Mein Kind!“ antwortete Jacobi, den Sinn dieſer Aeußerung wie die Rührung ſeiner Tochter überhaupt verſtehend: „Gott hat es mit einem Griffel und mit den Flammenzügen ſeiner heiligen Schrift in unſer Herz gegraben, welche die ſchwache menſchliche Kunſt entbehrlich machen!“

In dieſem Augenblicke hörte man ein ſtarkes Läuten an der äußeren Hausthürſchelle, und die Baſe wollte ſchon eher ein unſicheres Klopfen und Tappen vernommen haben. „Wer kann ſo ſpät noch kommen? Es iſt halb zehn Uhr!“ ſagte Jacobi, nicht ohne beſorgliche Verwunderung, da ein Beſuch zu ſo ungewöhnlicher Zeit in dieſer abgeſchloſſenen Familie ein Vorfall von äußerſter Seltenheit war.

Jetzt ward unten geöffnet, die Neugier lauſchte geſpannt und ſchweigend in dem kleinen Kreiſe. Eine fremde männliche Stimme, im raſchen Treppengange ſich nähernd, richtete einige kurze, abgebrochene Fragen an den Domeſtiken, der dieſem ſpäten Zuſpruche leuchtete und verſtummte auf dem Vorſaale. Unangemeldet trat die anſehnliche Figur eines Mannes in Reiſekleidern in das Zimmer, und ſchauete mit einer Art freudiger Beſtürzung in die erſtaunten Geſichter der kleinen Geſellſchaft. Jetzt unterbrach den erſten Laut ſeiner Lippen ein heftiger Schrei der Baſe: „Jeſus Maria! Wenn ich recht ſehe, iſt es Engelhardt! Der Schlag rührt mich auf der Stelle! Sehen Sie wohl, Herr Vetter? Mein Sperling! Mein Strohhalm!“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Funfzigſter Band.

Die Familie Jacobi. Dritter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Familie Jacobi.

Der Augenblick des gegenſeitigen Erkennens war vorüber; gleich einem elektriſchen Schlage hatte er die Erwartungsvollen berührt, und die Gemüther zitterten in ſeiner Erſchütterung nach.

„Engelhardt! biſt Du es denn auch wirklich? O mein Hannchen!“ rief Jacobi in froher Verwirrung an der Bruſt ſeines Schwagers, und der letztere Ausruf zeigte, wie ſeine Seele die vollendete Gattin in dieſer Stunde der Freude vermiſſe.

„Wo iſt meine Schweſter?“ fragte Engelhardt, und ſein Auge forſchte mit ſuchender Haſt umher, während er ſich ſanft von der Baſe los zu machen ſuchte, die mit ihren hageren Armen den kräftigen Leib des Seefahrers umrankt hielt und weinend in bibliſchen Dankſprüchen frohlockte.

„Im Himmel!“ antwortete Jacobi mit ſchwankender Stimme, und fuhr fort: „Ihr Sehnen nach Dir, mein Bruder, blieb hienieden unerfüllt! Doch jetzt wird ſie im Licht erkennen, was ihr auf Erden dunkel war!“

Engelhardts Blick, von einer aufquellenden Thräne getrübt, fiel nunmehr auf Emma, die den kleinen Ottokar an den ſchönen Buſen gedrückt, ein reizendes Bild jugendlicher Mütterlichkeit darſtellte. Das Kind, von dem jähen Tumulte erwacht, hatte ängſtlich aufgeſchrieen, Emma es beſänftigend in ihre Arme genommen, und jetzt ruhete es mit rothgeſchlafener, bethränter Wange wieder ſchlummernd und träumend in ſüßer Geborgenheit.

„In dieſer Madonna,“ ſagte der Ankömmling, und faßte die Hand der holden Mutter, „glaube ich — Emma zu erkennen, und dieſer Herr (er verbeugte ſich gegen Lindberg), iſt wahrſcheinlich ihr Gemahl und Vater des kleinen Engels, der mich zum Großoheim macht?“ —

Der Aſſeſſor lächelte ſchweigend. Bettina erröthete wie eine Purpurroſe, und Emma antwortete dem Frager nur mit einem Blicke, der, obgleich unter Waſſer ſtehend, ihm den Schmerz ihres Schickſals und die Bitte um Schonung rührend genug ausdrückte. Jacobi kam mit ſchützender Beſonnenheit der Antwort zuvor, und ſprach: „Emma, mein Bruder, iſt — Wittwe; das Nähere darüber wirſt Du zu gelegener Zeit ſchon erfahren. O meine Tochter, weine doch nicht! Die Stunde, in der ein geliebter Verlorener, aus dem weiten Grabe des Meeres erſtanden, geſund und liebend vor uns ſteht, darf keine andere als eine Freudenthräne fließen ſehen! — Aber Lindberg, wo wollen Sie denn hin? Legen ſie den Hut nur wieder weg! Wer, wie Sie, mit treuer Theilnahme an Tagen der Angſt und Trauer bei ſeinen Freunden ausgehalten, gehört auch in ihren Kreis, wenn der Wandel des Geſchickes die Betrübten durch ein überraſchendes Glück erfröhlicht. Dieſer Herr, in welchem ich Dir den Aſſeſſor Lindberg vorſtelle, iſt ſolch ein ſeltener und ſehr werther Freund meines Hauſes. Sie, Lindberg, bedürfen es nicht, daß ich ihnen den willkommenen Gaſt nenne.“ Engelhardt reichte dem Aſſeſſor mit biederem Drucke die Hand, und die freundſchaftliche Bekanntſchaft war ſomit kurz und herzlich eingeleitet.

„Dies meine kleine Betty?“ fragte der Erſtere weiter, indem er die glühende Bettina an ſich zog, und mit dem Vorrechte der Verwandtſchaft des Mädchens Roſenſtirne küßte. Ei, da ſehe ich, daß ich alt geworden. Wenn ich mir das kleine Püppchen denke, wie es mich um einen Stern anſprach, den ich ihm von der funkelnden Höhe herunterlangen möchte, weil ich ſo groß ſei — o ich weiß es noch, als wäre es geſtern geweſen! Damals antwortete ich mit Göthe, und heute möchte ich mit Schiller ſagen: Und herrlich in der Jugend Prangen, wie ein Gebild aus Himmelshöhn, mit züchtigen, verſchämten Wangen ſieht er die Jungfrau vor ſich ſtehn!“

Die Baſe verſchüttete mit einer proſaiſchen Frage dieſen poetiſchen Erguß, indem ſie mit verſtärkter Andringlichkeit ſich Gehör zu verſchaffen ſuchte. „Aber ſage doch, mein Herzensſohn, wo? und durch wen haſt Du es denn erfahren, daß Du uns hier finden würdeſt?“

„Durch den ſonderbarſten Zufall,“ entgegnete der gereiſte Neffe. „Ich bin nämlich durch eine, in Rio Janeiro gerichtlich getroffene Uebereinkunft der Beſitzer dieſes Hauſes geworden: doch hätte ich mir nicht träumen laſſen, daß mich dieſes Grundeigenthum zum Hauswirthe meiner Verwandten machen wurde, die in unveränderter Häuslichkeit in W...... ich wiederzufinden wähnte. Da der Weg zu dieſem erſehnten Reiſeziele mich hier durchführt, ſo wollte ich in möglichſter Eile mein Anrecht an dieſe Beſitzung legitimiren; doch war es für heute zu ſpät, und ich begnüge mich, bei dem Wirthe im Deutſchen Hauſe, wo ich abgetreten bin, Erkundigungen über die gemachte Acquiſition einzuziehen. Er nennt mir den Namen des Miethers, und ich erſchrecke, denn die angegebenen Umſtände paſſen zu einer

Vermuthung, welche meine beſtürzte Ungläubigkeit verwirft, weil ſie einen denkbaren und wahrſcheinlichen Zuſammenhang zwiſchen dem Hierſein der theuren Meinigen und der feſtgeankerten Heimathlichkeit ihrer bürgerlichen Verhältniſſe zu W...... nicht zu faſſen vermag. Ich konnte im Gaſthofe nicht aushalten, und ſtürzte, von einem Führer begleitet, hinaus auf den nächtlichen Weg, der mich, o Gott! in die Mitte meiner Lieben führte!“ Er umſchlang Jacobi von neuem und drückte die dürre, zitternde Hand der Baſe an ſeine heißen Lippen. Nun tönten im frohen Wirrwarr halbvernommene Fragen, abgebrochene Antworten, Ausrufungen der Freude und des Erſtaunens durch einander; bis endlich Vater Jacobi mit herrſchendem Worte rief: „Emma! beſorge bald eine neue und verbeſſerte Auflage von Punſch, denn ein Seemann bedarf in doppelter Beziehung ſtarken Geiſtes. — Lindberg, Sie bleiben die Nacht hier; das Thor iſt ohnedies ſchon geſchloſſen und mehr als *ein* bequemes Gaſtſtübchen iſt bereit, ſo liebem Beſuch Ruhe und Herberge zu geben.“

Es geſchah, wie der Hausherr angeordnet hatte. Bald dampfte die friſchgefüllte Bowle und die Gläſer klangen in oft wiederholtem Willkommen! an einander. Die Männer tauſchten in lebhafter Anſprache ihre fröhliche Erregung aus, und das weibliche Dreiblatt gab den ſanfteren Wiederhall dieſer lauten Freude. Emma's milde Augen blitzten in ungewöhnlichem Feuer; Bettina glich der lächelnden Hore, welche das Entzücken, wie eine leuchtende Sonne, nur um ſo ſchöner, weil mit flüchtigem Scheine, in das dunkle Leben ſtrahlt — und ſelbſt auf der Baſe winterlicher Wange blühete in dem warmen Weben dieſes Abends ein zirkelrundes Röslein auf. Und unter dieſem Jubel ſchlummerte der Knabe fort, gleich dem kindlichen Genius in einer Menſchenbruſt, worin die Leidenſchaften laut und mächtig geworden. „O Schweſter!“ flüſterte Bettina in Emma's Ohr; „hätten wir an ſolch eine Ueberraſchung für des Vaters Geburtstag denken können? Wie eitel war unſere Sorge! Die Baſe hatte wohl Recht mit ihrem beharrlichen: Kommt Zeit, kommt Rath! Und beſchämt muß unſere Ungeduld jetzt bekennen, daß diesmal mehr, als wir wünſchten und hofften, bitten oder verſtehen, gekommen ſei!“ Bettina's Worte enthielten den tiefen Sinn einer prophetiſchen Wahrheit, die ſie in unſchuldiger Ahnungsloſigkeit ausſprach.

Allein zum Erzählen und ausführlichen Verſtändigen kam es für heute nicht. Jacobi's väterliches Zartgefühl wollte die Tochter ſchonen, deren unglückliches Geſchick den Wendepunct wichtiger Veränderungen abgegeben hatte, und Engelhardt verſicherte, er müſſe ſich erſt ſatt ſehen und ſatt freuen an den lieben Seinigen, ehe er ihnen die Geſchichte ſeiner Entfernung mittheilen könne. Mitternacht war längſt vorüber, als dieſer glückliche Hauskreis ſich auflöſete, um dem Bedürfniſſe der Ruhe zu genügen. Doch der Schlaf blieb der einladenden Stille des Lagers fern; denn der Freude innerer Aufruhr verſcheucht dieſen leiſen Boten des Friedens, der mit zarter Hand ſeine Mohnkörner ſtreut, und erſt als der Schein des kommenden Tages am Morgenhimmel erſchien, ſchloſſen ſich die müden Augenlieder zu ſtärkendem Schlummer.

Der Aſſeſſor ging mit Thoraufgang nach der Stadt zurück, weil dringende Geſchäfte ihn zu früher Arbeit riefen. Als Jacobi, der von ſeiner lebenslänglichen Gewohnheit auch heute keine Ausnahme machte, zeitig aufſtand, fand er zu nicht geringer Verwunderung ſeinen Schwager, den er noch in tiefer Ermüdung ſchlummernd glaubte, ſchon angekleidet im Wohnzimmer vor Hannchens Bilde in wehmüthiger Betrachtung verloren. Jacobi benutzte dies unbelauſchte Zuſammenfinden zu der Erzählung ſeiner traurigen Erfahrungen. Wie er auf Looſe's ſchändliche Entweichung kam, und den Jammer ſeines Hauſes ſchilderte, konnte Engelhardt die Empörung ſeiner Seele nicht durch ein längeres Schweigen beherrſchen. „Das mörderiſche Ungeheuer!“ brach er in heftigem Zorne aus; „der rohe, barbariſche Wilde, vor deſſen Grauſamkeit der reiſende Fremdling bebt, fühlt menſchlicher für Weib und Kind! O Emma! Du ſanfte Taube! mußteſt Du ſolch einem Würger zufallen?“ —

„Und nun,“ ſchloß Jacobi ſeine erregende Mittheilung: „laß uns, mein Bruder, in Gegenwart der armen Verlaſſenen fortan kein Wort über dieſen Gegenſtand wechſeln! Die tiefe, leichtvernarbte Wunde des zerriſſenen Herzens bricht unter der leiſeſten Berührung auf und ſtrömt in heißen Schmerzen den jungen Lebensmuth aus, welcher dies liebe, zerſtörte Weſen zu erneuen beginnt. Gott ſei Dank, daß meine Emma Mutter iſt! Dieſe Segnung hat dem Leide der Gattin ein wohlthätiges Gegengewicht gegeben. Aber glücklich — glücklich werde ich ſie wohl nie wieder ſehen.“ —

Engelhardt wagte es, mit getroſter Hoffnung dieſen ſchwermüthigen Zweifel zu bekämpfen; er berief ſich dabei auf die Kraft der Jugend, auf den Troſt von Emma's Schuldloſigkeit und auf die Gerechtigkeit Gottes. Und endlich theilte ſich ſeine zuverſichtliche Ueberzeugung, daß, wenn auch in den Blüthenjahren des Lebens ein Sturm die junge Saat vernichte, doch ſpätere Früchte des Glückes gedeihen und reiche Ernten geben könnten. Jacobi's väterlichem Kummer mit. Es war demnach natürlich, daß, als ſich die Hausgenoſſenſchaft zum Frühſtücke verſammelte, der Blick des unterrichteten Oheims mit auszeichnendem Intereſſe auf Emma verweilte. Er freute ſich heimlich der milden Sanftheit dieſer Mienen und Züge, die ſo rührend das Herz anſprach, während ſie in ruhiger Geduld doch nichts zu verlangen ſchien, als daß man ihr den ſtillen Kummer laſſe. Und der erheiterte Strahl ihres Auges ließ ihn hoffen, es könne noch einmal das getrübte Leben mit vollerem Glanze anſtrahlen.

Auch die Anmuth der ſüßen Bettina fand verdiente Würdigung bei dem zurückgekehrten Vetter; aber es liegt ein unnennbares Etwas in der liebenden Bräutlichkeit eines Mädchens, das, auch wenn die fixirte Neigung deſſelben ein tiefes Geheimniß wäre, den Beifall jedes anderen Mannes, als des Erwählten, theilt, oder mindeſtens zu unbegeiſterter Beurtheilung verkühlt. Als die kleine, häusliche Geſellſchaft ſich am Nachmittage zu ungeſtörter Unterhaltung vereinigte, ward Engelhardt einſtimmig um die Erzählung ſeiner Erfahrungen angeſprochen. Bereit dazu, hob er an: „Erwartet, meine Geliebteſten, ja keine vollſtändige Reiſebeſchreibung von mir, oder in meinem Schickſale unter fremden, ſüdlichen Sternen die intereſſanten Drangſale einer Robinſonade! Nein! dieſelben Verknüpfungen natürlicher Ereigniſſe, wie ſie in Europa, wenn auch oft unbemerkt und unbekannt, Wunder und Zeichen wirken, werden von der Hand des großen Werkmeiſters auch an Amerika's Küſten zu dem Gewebe ewiger Beſtimmungen verarbeitet. Natur und Schickſal zeigen ſich am Amazonenſtrome, wie an der Spree, einem Herrn unterthan! Zwar bin ich bereichert mit mancherlei Kenntniß und Wiſſenſchaft, und mit dem, worunter die Menſchen gemeinhin und doch ſo fälſchlich den Hauptgewinn jeder Beſtrebung zu verſtehen pflegen, mit Gütern des Glückes, an den vaterländiſchen Strand zurückgekommen; allein der Weg, auf welchem ich dieſe Ausbeute gemacht, iſt mehr von meinem Herzen als von meinem Verſtande notirt worden, und wenn ich durch eine offene Darlegung der geheimſten Blätter dieſes Journals irgend Jemanden nützlich werden könnte, ſo würde es ſicherlich nicht auf eine Art geſchehen, welche die Begriffe Unkundiger über die Beſchaffenheit fremder Länder und Sitten zu vollſter Genüge belehrend aufklärte. Auch gehöre ich unter die Zahl derer, denen das äußere Leben zum Traume, der innere Traum aber zum Leben wird. Ich habe viel geſehen, viel erfahren! Und bin ich weiſer dadurch geworden, ſo gilt dies nur in Bezug auf die Erkenntniß, daß der kleine Raum des menſchlichen Herzens das wunderreichſte Gebiet der Schöpfung iſt. Es dehnt ſich aus zu unendlicher Sehnſucht, welche die weite Welt umfaßt, und verengt ſich zur ſtillen Hütte, die genügſam den ſichern Schatz verſchließt. Mein jugendlichſtrebender Geiſt hätte den Erdkreis durchfliegen und die weite Welt umfaſſen wollen; und ein Unfall, eine Krankheit hielt den kühnen Jüngling in den Banden ohnmächtiger Schwäche gefangen! Ein glühender Durſt nach Freiheit und unbekannten Befriedigungen zog mich gewaltſam in die Ferne, und ein Kind hielt den Fortſtrebenden an des Mitleids zarteſten Fäden feſt! — Doch genug der Reflexion und der Vorrede! Ich muß jetzt noch ein wenig in meine vormaligen Verhältniſſe zurückgehen, um meine ſchnelle Abreiſe zu erklären, und wenn ich auch nicht bei der Arche Noah beginne, um nach gänzlich verſiegter Geduld meiner lieben Zuhörer endlich auf mein Schiff zu kommen, ſo kann ich doch die Umſtände nicht unerwähnt laſſen, welche meine Seereiſe einleiteten.“

„Wie unzufrieden auch mein Principal zuweilen mit mir ſein oder ſcheinen mochte, ich fühlte doch, daß ich mich in dem wärmſten Fleckchen ſeiner Gunſt tief eingeniſtet hatte. Die Schwäche ſeiner Vorliebe für mich geſtattete ihm nicht, meinen Seltſamkeiten jemals wahrhaft zu zürnen, wenn er auch dieſe gutherzige Unfähigkeit hinter angenommener Mißbilligung verbarg. Ich durfte glauben, daß er den ernſtlichen Willen habe, das Glück meiner Zukunft zu begründen, nur wollten die gewöhnlichen Aufhülfen des bürgerlichen Fortkommens nicht an den Maßſtab meiner ungeſtümen, verlangenden Wünſche paſſen. Der ruhigſichere Gang unſerer mercantiliſchen Geſchäfte hatte für mich eine lähmende Langweiligkeit, doch jede Speculation von großem Riſico einen unwiderſtehlichen Reiz, in deſſen Erregungen ſich zum beifälligen Vergnügen meines Brodherrn ein käufmänniſcher Geiſt kund gab. Wagen gewinnt! dies war das Symbolum meiner Unternehmungen, und mein gutes Glück, welches jeden Vorſchlag von gewagter Wichtigkeit, den mein Principal oft gegen ſeine vorſichtige Ueberzeugung einging, mit dem ſchönſten Gelingen krönte, erhielt es bei Ehren. Dieſer fing an, mich für den geheimnißvollen Schützer von ſeines Hauſes wachſendem Flor anzuſehen, und mich gleich einer perſonificirten Wünſchelruthe werth und feſt zu halten, deren verſchwiegener Gebrauch ihm den Fund künftiger Schätze verſpreche, ſo wie er ihm den Beſitz bereits gewonnener Vortheile zu verdanken glaubte. Er feſſelte meine Gegenwart mit einem ſo bindenden Zwange, daß er mir nachgrade ſehr drückend ward; ich mußte ihn überall begleiten. Dieſe abergläubiſche Begünſtigung regte in meinen Mitarbeitern Neid und Haß gegen mich an. Zahlloſe Unannehmlichkeiten verbitterten mir das Leben; ich ſehnte mich herzlich fort, und nur die väterliche Anhänglichkeit meines Principals und meine dankbargerührte Anerkenntniß ſeiner Güte für mich machten mich mit dem entſcheidenden Schritte der Trennung zögern. In dieſer Zeit hatte ein leichthingeworfenes Project von mir, das er, in Folge ſeines blinden Glaubens an meinen Glücksſtern, wie eine koſtbare Perle aufgenommen, ihn zu einem Wagniſſe von großer Erheblichkeit veranlaßt; und ſiehe da! die Speculation gelang über alles Hoffen und Erwarten. Mit leuchtenden Augen las mir mein Principal die beſtätigenden Briefe in ſeinem Schlafzimmer vor, indem er ſprach: Sie, mein liebſter Schone, ſollen Ihren gehörigen Antheil an dieſer herrlichen Priſe haben! Noch in dieſer Stunde wird er zur Gutſchrift für Sie in mein Capitalienbuch eingetragen. Daß ich Ihnen jedoch die zugedachte Summe nicht bald auszahle, daran ſind Sie ſelbſt ſchuld. Sie wiſſen den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen, und wer im Gewinnen deſſelben ſolch einen zuverſichtlichen Treffer hat, wie Sie, braucht ſich auch eigentlich um das Bewahren weniger zu kümmern, als andere Leute. Künftige Woche reiſen wir zur Ausgleichung dieſes Geſchäftes zuſammen nach Stettin, da wollen wir ein Weiteres über Ihre Zukunft ſprechen.

Die Reiſe war mir recht; das verſicherte Capital ließ mich ganz ruhig. Mein Principal ſtand mit einem alten, ſehr reichen Kaufmanne daſigen Ortes in vieljähriger Verbindung, der mit berechnender Gaſtfreundſchaft unſere Freiheit beſchränkte, welche wir durch das Logis im Wirthshauſe geborgen glaubten. Dieſer Mann, ein odiöſer, geldſtolzer Prahler, welcher die angeerbte Gediegenheit ſeines Wohlſtandes nur der kaufmänniſchen Einſicht, die ſein Dünkel ſich anlog, zuſchrieb, oder einem ganz beſonderen Wohlwollen Fortunens für ſeine unbehülfliche Perſon — gab zur Feier unſerer Anweſenheit ein ſchwelgeriſches Abendeſſen, wobei ein hübſcher Mann von etwa dreißig und einigen Jahren mir gegenüber ſaß, deſſen Weſen und Aeußern meine Aufmerkſamkeit anzog. Ich hörte, daß er Supercargo in den Geſchäften unſeres Wirthes, und ſeit zehn Jahren von demſelben zu allen Verſendungen über das Meer beauftragt geweſen ſei; jetzt aber dieſen gefährlichen Beruf aufgeben, und ſich in Bremen, ſeiner Geburtsſtadt, etabliren wolle, wo eine geliebte Braut ſeiner harre. Der junge Mann erzählte ſehr intereſſant von ſeinen Seereiſen, und der feurige Burgunder, den ich in ungezählten Gläſern trank, entflammte mich für die geſchilderten Situationen. Nur war meiner Theilnahme die Anmaßung ärgerlich, womit der Hausherr das Entkommen aus jeglicher Gefährlichkeit und jede rettende Zufallshülfe auf Rechnung ſeines Glückes ſetzte, ſtatt der Geiſtesgegenwart ſeines Geſchäftsführers und dem göttlichen Schutze die rechte Ehre zu geben. Der Erzähler ſchien mit dieſer fatalen Ichſucht vertraut zu ſein; mit überſehender Klugheit ließ er ihre ſtörenden Aeußerungen unbeachtet. Doch endlich rollte ſie einen ſchweren Markſtein, woran ſich die Fortſetzung jener Mittheilungen brach und der Gang meines Schickſals wendete, in das lebhafte Geſpräch. Der Kaufmann klopfte ſich ſchmunzelnd auf den runden Bauch, und ſagte: Ja, wir haben ein ſolides Glück, das muß wahr ſein. Mein Adler hat einen tüchtigen Zug, er wird kein Narr ſein und ſich die ſtarken Flügel an einem Felſenriffe brechen oder auf einer Sandbank ſitzen bleiben. In ſtolzer Sicherheit iſt er noch ſtets über die Gewäſſer geflattert, und hat rückkehrend den Goldſtaub fremder Länder in meine Magazine geſchüttelt. Wenn des Sonntags im Kirchengebete der Seefahrer gedacht wird, und die Frauen der abweſenden Kaufleute und Schiffer die Augen ängſtlich flehend zum Himmel erheben, dann ſchließe ich ruhig mein Geſtühle und denke: Betet nur immer! ſolche Sorge rührt mich nicht. Mein Königsvogel kommt ohne unſer Gebet; es iſt ſo gut, als ob er ſchon in ſeinem heimiſchen Neſte ſäße.

„Mein Blick fiel auf den Supercargo, der in ſichtlicher Beſtürzung den Wortführer anſah und mit aufwallendem Unmuthe erwiederte: In dieſem Augenblicke iſt es mir lieb, daß ich der Ehre entſagt habe, künftig Ihre Geſchäfte zur See zu dirigiren. Ich würde fortan mich dem Schwunge des Adlers nur zitternd anvertrauen. Das Glück der Segler iſt äußerſt ſchüchterner Natur; es hat ein eben ſo leiſes Gehör, wie ihr Verderber, der Sturm, eine donnernde Stimme, und der Poſaunenton des Ausrufs verſcheucht die ſchützende Begleitung. Will daher der Schiffer auf offenem Meere ſich ihrer Hut verſichern, ſo ziehe er ſchweigend, wie der Fiſch des Grundes, die Fluthenſtraße.“

„Mein Principal belächelte den Aberglauben des beſonnenen Mannes, und fröhlich gereizt, verſetzte ich: Es mag wohl ſehr erklärbar ſein, wie auch der Verſtändigere, der Woge und dem Wetter preis gegeben, die unſichtbaren Mächte mehr fürchtet, als der, welcher außer dem Bereiche dieſer feindlichen Gewalten den Lauf ſeines Lebens durch Wachſamkeit und Kraft vor möglichem Unglück ſichern kann. Auch liefert ja die ſinnvolle Wahrheit, welche in der Fabel vom Schatze liegt, der unter den Händen des Gräbers verſchwindet, ſobald ein Freudenruf ſeiner Hebung voraneilt, einen Beleg zu der Meinung des Herrn Meyern (ſo hieß der Supercargo), dennoch wollte ich es auf dieſe Gefahr hin mit dem Adler verſuchen, indem ich mit einem Dichter dächte: In meiner Bruſt ſind meines Schickſals Sterne!“ —

„Noch in dieſer Nacht machte ich meinen Principal mit dem heißentbrannten Wunſche bekannt, dies kühne, zuverſichtliche Wort bethätigen zu können. Ich bat ihn, mich dem Gaſtfreunde zum Supercargo vorzuſchlagen. Mein gütiger Herr vernahm dieſe Eröffnung mit bekümmerter Betroffenheit, doch mochte er wohl an dem glühenden Drange dieſer Entſchließung ſehen, daß jedes Bemühen, mich durch Vorſtellungen zurückzuhalten, vergeblich ſein würde. Er ging bei frühem Morgen aus und kam erſt gegen Mittag wieder, wo er mir mit erheitertem Geſicht ſagte: Ihrem Verlangen iſt genügt, Schone; und mit einer kleinen Veränderung Ihres Planes, welche Ihre Verhältniſſe im Gleiſe gewohnter Verbindlichkeiten erhält, werden Sie wohl nicht ganz unzufrieden ſein. Das Schiff, deſſen Ladung Sie beaufſichtigen wollen, iſt nunmehr mein Eigenthum, und der Kauf förmlich geſchloſſen. Vorerſt gehen Sie nach Amſterdam, um ein Extrageſchäft für Herrn Diſter (ſo hieß der Stettiner Kaufmann) abzuſchließen, was in unſeren Vertrag bedungen iſt, und um holländiſche Leinwand einzuladen, die wir nach Surinam führen wollen, wobei eben ein guter Schnitt zu machen. Alles Uebrige ausführlich zu anderer Zeit. — Herr Meyern iſt bereit, Ihnen die nöthigen Inſtructionen zu geben. Und nun, mein lieber Supercargo (hier ſchloß mich der würdige Mann in ſeine Arme, und ſeine Augen feuchteten ſich), Glück und Segen dazu! Ich habe väterliche Abſichten mit Dir, mein Sohn: Du mußteſt alſo ſchon der Meinige bleiben! —“

„Auch in meine Augen ſchoſſen Thränen; ich war von freudiger Dankbarkeit wie berauſcht. Nach einigen Tagen reiſte mein Principal von Stettin ab: ich aber blieb dort zurück. Die Vollmacht, welche er mir zur Ausführung ſeiner Aufträge gab, war ſo unbedingt, die Freigebigkeit, womit er mich ausſtattete, ſo ungemeſſen, daß ich ihn mit tiefſter Rührung ſcheiden ſah. Zwar wäre es mir binnen der Zeit bis zu meiner Abfahrt durch eine forcirte Reiſe zu ermöglichen geweſen, daß ich meine lieben Verwandten noch ein Mal geſehen; allein theils erforderten mancherlei Vorbereitungen meine bleibende Gegenwart, theils wollte ich mir die entmuthigende Schwere des Abſchiedes erſparen, und darum war mein Lebewohl ein ſchriftliches.“

„An dem letzteren Sonntage vorher, ehe ich an Bord ging, ſtehe ich an dem Fenſter des Gaſthauſes, wo ich wohnte, und meine Gedanken ſchifften vorauseilend auf dem Ocean, oder luſtwandelten unter den Palmen Indiens. Da ſtört ein wunderlicher Anblick mein Sinnen und Träumen. Ein ſchwerfälliger, ganz geſchloſſener Gallawagen, von neugierigen Menſchen begleitet, dröhnt langſam wie zur Leiche fahrend über die Straßen, welche jetzt in den Stunden des öffentlichen Gottesdienſtes leer und ſtill waren. Ich frage einen Aufwärter, der eben von der Erkundigung zurückkehrte, und höre, man bringe den Kaufmann Diſter, vom Schlage getroffen, aus der Kirche nach Hauſe. Erſchrocken gedachte ich ſeiner übermüthigen Rede: es überlief mich ein Grauen. Und wenn ich mir die Beziehung zurückrief, in welche er ſeine kirchliche Ueberhebung zu dem vermeſſenen Rühmen ſeines Glückes als Schiffsherr ſetzte, ſo mußte ich gegen die ernſtliche Neigung kämpfen, dies Ereigniß als ein böſes Zeichen zu deuten, und für die fernere Bewährung des geprieſenen Adlers beſorgt zu ſein. Der günſtigſte Anſchein ſchläferte indeß die Erinnerung an jenen ominöſen Todesfall und mit ihr meine furchtſame Ahnung ein. Ich befand mich nun auf dem Meere, dem Ziele meiner ſehnſüchtigſten Wünſche, ſeit der Zeit, wo ich als Kind die kleine Flotte von Kork am blumigen Ufer eines Feldbächleins vom Stapel laufen ließ. Damals hüpfte mein Herz in Freude und Entzücken, gleich der ſpielenden Welle im Sonnenglanze, worauf die leichte Schifffahrt mit Veilchen und Maaslieben beladen, dahintanzte, und endlich in einem ſchattigen Kranze von Weiden verſchwand! Heute ſchlug es ruhig und in einem Gefühle, das, ich mußte es mir geſtehen — weit hinter dem wonnigen Traume jener kindlichen Luſt zurückblieb. Oft blickte ich über die unermeßliche Waſſerfläche, und verlor mich in dämmernden Vorſtellungen von den Geheimniſſen ihrer ſchauderhaften Tiefe, von den Paradieſen ihrer unſichtbaren Küſten. Der Weltgeiſt ſchien mir in ſtiller Erhabenheit über dem Ocean zu ſchweben, und meine Bruſt erweiterte ſich zu großen Empfindungen. Das enge Drängen und Drücken der Menſchen auf feſtem Boden reibt dort die Seele nicht wund, wo die Natur ihre Geſchöpfe in ungeheuern Räumen wohnen und in der Freiheit des furchtbarſten Elements walten läßt. Ich konnte es begreiflich finden, wie Leute, die ihr Leben auf der See zubrachten, die bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe des Landes nur mit geringſchätziger Abneigung beurtheilen und ſich darauf nimmer heimiſch zu fühlen vermögen."

„Unſere Reiſe ging glücklich von Statten. Ohne Sauſen und Brauſen blähete der Wind die Segel, und froher Hoffnung voll paſſirten wir eine flammende Brücke nach der andern, die der Auf- und Untergang der Sonne über die Fluthen bauete. Der Mond ſpiegelte ſich mit heiterer Milde in den Wellen und füllte ſeine Silberhörner mit zunehmendem Lichte, ohne daß irgend eine Veränderung ſeiner Sichtbarkeit uns durch ſtürmiſche Verfinſterungen bedrohlich geworden wäre. Allmählich wechſelten die Sterne ihre leuchtenden Bilder, und eine ſorgloſe Ruhe hatte ſich in mein Gemüth geſenkt. Ich ſaß auf einem geſonderten Platze des Verdecks und las Homer's Odyſſee oder Virgil's Aeneide, wobei die eintönigen Schläge der Ruder, das Rauſchen der Luft in den ziehenden Segeln und das Getriebe des Schiffshaushalts mich in träumeriſche Vergeſſenheit der Gegenwart wiegten und mich in die Fabelwelt jener Sänger der Vorzeit verſetzten. So waren wir der Rhede von Paramaribo, wo wir ankern wollten, näher und immer näher gekommen. Schon ſchnitt ein blaſſes, grünliches Band, das ich für einen Wolkenſtreif gehalten haben würde, den tiefblauen Aether ab, und mein Herz ſchwoll, als man mir ſagte, dies wäre die Küſte von Surinam. Da trat ein verſuchender Dämon zu mir und lockte mich, das ununterbrochene Glück unſerer Seefahrt wie die noch übrige Kürze derſelben hochmüthig zu berechnen. Lächelnd gedachte ich der Aengſtlichkeit, die Herr Meyern hatte blicken laſſen, als der prahleriſche Schiffspatron die himmliſchen Mächte gleichſam herausforderte, und ich mochte etwas Aehnliches fühlen, wie dieſer Kaufmann im Kirchengeſtühle, wenn er im Dünkel ſeiner Vorgezogenheit der bangen Beter um Schutz und Rettung ſpottete. Ach! man lächelt wohl ſtets zu früh! Das Schickſal beſtrafte mich, wie ihn. — Mit dem einbrechenden Abend zog ſich ein fürchterliches Wetter zuſammen. Ein Sturm, der den Untergang aller Lebendigen und das Nahen des jüngſten Gerichts zu verkündigen ſchien, ſchwärzte die Nacht; wir gaben uns verloren, und wir waren es auch.

Ich habe ſpäterhin manchen Seeſturm erlebt und überſtanden; aber die Schreckniſſe dieſes erſten ſind von allen folgenden Erfahrungen ſolcher Art unerreicht geblieben! — Wir kämpften mit kalter Verzweiflung gegen die Wuth der empörten Elemente. Wohlthätiger Weiſe wird der Menſch in ſteigender Gefahr gegen das Entſetzen ihres Anblicks von einer ganz eigenen Betäubung geſchützt. Eine berghohe Welle ſchleuderte das Schiff, ich weiß nicht wohin, denn ich ſtürzte vor mich nieder, ein ſchneidender Schmerz durchbohrte meine Stirne, und — ich war nicht mehr. Wahrlich! der Tod iſt ein Augenblick; und wäre ich damals geſtorben, ich würde die Grenze des jenſeitigen Lebens in gefühlloſer Unbewußtheit betreten haben.“

„Als das erſte Bewußtſein wieder in mir aufdämmerte, empfand ich die Schmerzen meiner Kopfwunde und eine unbeſchreibliche Schwäche meines Körpers, deſſen jugendliche Kraft die tödtliche Gewalt eines nervös gewordenen Wundfiebers beſiegt und ſich in dieſem Kampfe bis zur äußerſten Ohnmacht erſchöpft hatte; aber alle meine Erinnerungen waren in tiefe, nächtliche Finſterniß gehüllt. Auch war dieſer matte Gedankenſtrahl unzulänglich zur Beleuchtung meiner dermaligen Lage. Nur mit Mühe faßte ich, daß ich mich auf feſtem Boden und in einem kleinen, reinlichen Gemache befinde. Ein Kind, das ich im dumpfen Erkennen für einen Engel hielt, nicht wegen des weißen, luftigen Gewandes, worin die kleine zarte Geſtalt mir erſchien, ſondern um eines Ausdrucks willen, der in einer Miſchung von Ernſt, Wehmuth und Milde aus dieſem himmliſchen Geſichtchen ſprach, ſtand an meinem Lager, und hielt die Augen, aus denen das weichſte Mitleid blickte, feſt auf mich geheftet. Der Funken von Geiſt, welcher in dieſem Momente in mir entglomm, mochte ſich in den meinigen zeigen, denn das etwa elfjährige Mädchen fragte mit furchtſamer Stimme und in leiſem Franzöſiſch, ob ich wache und wie mir zu Muthe ſei. Ich verſuchte zu antworten, doch vergebens; der Krankheit ſchwere Hülle, nur für wenige Augenblicke gelüftet, hatte ſich bereits wieder um meine Seele gelegt. Doch endlich löſeten ſich dieſe Banden; allmählich gelangte ich, wenn auch ſehr langſam und mit empfundener Verkürzung, in den Beſitz meiner geiſtigen Kräfte, nur das Gedächtniß verſagte ſich mir, und was es ſich durch angeſtrengtes Nachſinnen abringen ließ, bezahlte ich durch vermehrte ſtechende Schmerzen in dem verwundeten Kopfe. Beſonders blieben mir die letzteren Ereigniſſe meines Lebens unklar; verworrene, phantaſtiſche Bilder umkreiſeten mich in immer engerem Wirbel, ſo oft ich an dem leitenden Faden der Erinnerung in die jüngſte Vergangenheit zu dringen verſuchte, um mir den Uebergang zu meiner gegenwärtigen Niederlage erklären zu können. Meine nächſte, dringende Frage an das Kind, welches wie ein hulfreicher Genius Wacht an meinem Lager zu halten ſchien, war demnach die, wo und bei wem ich mich befinde, und wie ich hierher gekommen ſei. Ein Strahl des Entzückens verklärte das Antlitz der Kleinen, als ſie dieſe Worte in den Klängen der franzöſiſchen Sprache von mir vernahm. Du biſt ein Franzoſe? O ſtirb nicht, armer Mann! die arme Louiſon hätte dann doch eine Freude auf der Welt — ſie könnte zuweilen von ihrem Vaterlande mit Dir reden. — Große Thränen rannen aus den ſchwarzen Augen des holden Kindes; es beugte ſich abwärts und küßte, ehe ich es hindern konnte, meine ſchlaff herabhangende Hand. Die kleine Scene rührte mich ſehr. Es koſtete mir Mühe, auf meine Fragen zurückzukommen, und noch ſchwerer hielt es, Louiſon befriedigende Antworten zu entlocken. Es war wirklich eine Moſaik-Arbeit, die einzelnen, ſcharfabgeſchnittenen Angaben der Kleinen ſo zuſammenzuſetzen, daß ſie ſich zu einem anſchaulichen Bilde fügten; doch glaubte ich im Ganzen der Wahrheit nahe gekommen zu ſein. Ich war in Surinam und in dem Hauſe einer reichen Plantagen-Beſitzerin, die vor kurzer Zeit Wittwe geworden. Ihr Bruder, Capitain eines Schiffes, welches nach Batavia beſtimmt war, hatte einige Tage hier vor Anker gelegen, um ſeine Schweſter in den abliegenden Colonieen zu beſuchen, und ſich in Paramaribo mit friſchen Lebensmitteln zu verſorgen. Da der Wind am Morgen nach jener unglücklichen Sturmnacht ſich ſeiner Abfahrt günſtig gewendet, ſo ließ er die Segel lichten. Einige meiner Reiſegefährten die dem Untergange entronnen waren, hatten ſich in ein Boot geworfen, und auch mich, weil ſie noch Spuren des Lebens in mir wahrzunehmen geglaubt, nicht übrig gelaſſen. Der Rettung froh, erreichten ſie glücklich die Rhede, und der Bruder meiner Wirthin war bereit, die Verunglückten an Bord zu nehmen. Doch mit mir, dem Todtwunden, Bewußtloſen, der ich eher ein Paſſagier für Charons Nachen, als für ſein rüſtiges Schiff zu ſein ſchien, wollte er ſich nicht befaſſen. Und doch bewog ihn die Stimme der Menſchlichkeit und das Flehen meiner Gefährten, ſich meiner Hülfsbedürftigkeit anzunehmen. Vier Neger, welche das Gepäck des Capitains von der weitabliegenden Beſitzung ſeiner Schweſter bis an den Strand getragen hatten, waren noch anweſend, und der gutherzige Seemann ſäumte nicht, ihre leere Trage mit meiner Perſon belaſten, und den verwundeten Supercargo der Sorgfalt ſeiner Schweſter empfehlen zu laſſen. Vielleicht meinte er, daß ich deren nicht lange bedürfen werde. Doch die Vorſicht hatte es anders beſchloſſen. So war ich alſo hierher gekommen. Was weiter mit mir werden würde, daran konnte ich für jetzt nicht denken; die Mattigkeit, welche mit bleierner Schwere meine Kräfte niederhielt, unterdrückte auch mein Sinnen und Sorgen, und während ich in ſchlaffer, geiſtiger Ruhe unbekümmert um das Geſchick des nächſten Morgens lebte, — wenn man anders jenen halbwachenden, träumeriſchen Zuſtand Leben nennen kann — wirkte die gütige Natur für die Geneſung meines Körpers. Noch hatte ich die Frau des Hauſes nicht geſehen. Ein alter Neger verband meine Stirnwunde, eine grämliche Dienerin, über die Jahre jungfräulicher Rückſichten hinaus, und gleich ihrer Gebieterin, holländiſcher Abkunft, leiſtete die gröberen Dienſte meiner Pflege, und alle feineren Erquickungen des Leibes und der Seele empfing ich durch Louiſon's kleine Hand und durch ihre anmuthige Unterhaltung. Eine Empfindung, aus dem Kerne des Herzens geboren, durchdrang in dem Triebe der reinſten dankbarſten Zärtlichkeit für dies liebenswürdige Kind meine Bruſt, und nur in den Stunden, wo Louiſon nicht bei mir war, fühlte ich mich verlaſſen, elend und abhängig von fremder Güte und Wohlthat. — Die kleine Louiſon hatte, wenn ſie gegen mich der Frau des Hauſes erwähnt, dieſe ſtets Mutter genannt, doch den heiligen Namen niemals an Beziehungen kindlicher Liebe und herzlichen Vertrauens geknüpft; vielmehr ſprach ſich in der Kleinen eine ſclaviſche, zitternde Furcht vor dieſer ſogenannten Mutter und eine feſtgewurzelte Abneigung gegen ein Verhältniß aus, das nicht in natürlicher Freiheit, ſondern nur durch den Zwang der Umſtände zu beſtehen ſchien. Und iſt denn Frau Johanna van der Maar (ſo hieß die Beſitzerin des Hauſes) wirklich Deine Mutter, liebe Louiſon? fragte ich einſtmals meine kleine Freundin. Sie ſchüttelte heftig das dunkle Lockenköpfchen und flüſterte, indem ſie ſich ängſtlich umſah, als ob ſie einen Zeugen fürchte: Nein! aber ich bitte Dich, ſage es nur Niemanden, lieber Deutſcher! Meine Mutter iſt todt. Ach! ſie war ſchön, wie die heilige Jungfrau, und gut — ſo gut — allein ſie ſtarb doch. Louiſon brach bei dieſen Worten in ein convulſiviſches Weinen aus und bedeckte mit den gerungenen Händen, die überſtrömenden Augen. Ich bereuete es, eine ſo ſchmerzliche Erinnerung in ihr angeregt zu haben, und ſuchte ſie mit tröſtenden Worten zu beruhigen. Um ſie von dieſem Gegenſtande abzulenken, fragte ich weiter: Und Dein Vater, Louiſon? wie kamſt Du nach Surinam?“

„Mein Vater? fragte ſie verwundert zurück. Nun, als die Mutter begraben war, mußte ich ihn hierher begleiten, wie ſehr ich auch bat und weinte, weil ich mich vor der See ängſtete. Er trug mich auf ſeinen Armen in das Schiff und hatte mir vorher die Augen verbunden, weil ich das Waſſer nicht ſehen ſollte, bis ich mich ein wenig daran gewöhnt hätte. — Ich wurde aber doch krank. Tag und Nacht betete ich inbrünſtig: Liebe Mutter, wenn Du im Himmel biſt, ſo nimm mich zu Dir! Mir graut vor dem fremden Lande und vor der unbekannten Frau, die ich künftig Mutter nennen ſoll, und die ich ſicherlich nicht ſo lieb haben kann als Dich! Als der Vater dies Gebet einmal belauſcht hatte, ſagte er zu mir, ich ſollte ihm das Herz nicht brechen, es ſei ihm ohnedies ſchon ſchwer genug. Bei unſerer Ankunft allhier gab es einen hitzigen Zank zwiſchen dem Vater und meiner jetzigen Mutter, und ich merkte wohl, daß ich die Urſache davon wäre. — Mein

Anblick war ihr verhaßt. Wie mir dabei zu Muthe geweſen, kannſt Du leicht denken, Freund. Ich hatte die Traurigkeit von meiner Mutter geerbt, und wenn mich der Vater wehmüthig anſah und ich ihm zulächeln wollte, floſſen meine Augen über. Stunden lang ſaß ich ohne alle Beſchäftigung im hohen Graſe des Gartens und weinte mich ſatt. Ich dachte dann, wie es ſo hübſch in Frankreich wäre, und bemühete mich, ob ich nicht in Gedanken die Stimme der ſeligen Mutter, das Rauſchen der Garonne oder den Klang des Kirchengeläutes vernehmen könnte. Manchmal gelang es mir wirklich; aber dann war ich auch ſo matt, daß mich eine Fliege hätte umſtoßen können. Dazu die große Hitze — ich ſchlich umher wie ein Schatten. Die Mutter ſchalt mich einen müßigen Tagedieb, ein Unkraut, das zwiſchen den Waizen geſäet worden; — mir war hier bange zum Sterben. Die häßlichen Neger machten mich fürchten — auch ſind ſie Alle falſch und tückiſch: der Luco, der Alte, welcher Dich verbindet, iſt noch der beſte. Der Vater grämte ſich, daß mich die Mutter nicht leiden mochte, und ich hörte ihn einmal ſagen, ihr Haß gegen mich ſei der Nagel zu ſeinem Sarge. Vor einem Monate ſtarb er, und — und — jetzt meint es Niemand mehr gut mit mir auf der Welt. — Sie ſchluchzte. Ich liebe Dich, armes Kind! ſagte ich mit erſchüttertem Gefühl; ich liebe Dich von Herzen, meine gute Louiſon! wiederholte ich und ſchloß das verlaſſene Geſchöpf in meine Arme. O könnte ich doch etwas für Dich thun! In dieſem Augenblicke, als meine Lippen dieſen Wunſch ausſprachen, ergriff mich der Gedanke, ob ich nicht vielleicht hierher hätte kommen müſſen, um der Halt und Helfer dieſer unglücklichen Waiſe zu werden."

„Ich war nunmehr ſo weit hergeſtellt, daß ich mehrere

Stunden aufſitzen konnte, und jetzt kündigte mir Louiſon an, daß mich die Hausfrau beſuchen wolle. Möchteſt Du ihr nur recht gut gefallen, ſagte die Kleine, und gerieth mit dem Nachſatze ins Stocken; vielleicht wollte ſie hinzufugen, auf daß die Mutter geneigt würde, meinen Aufenthalt in ihrem gaſtfreundlichen Hauſe zu feſſeln. Sie iſt auch nicht ganz ſo ſchlimm, fuhr Louiſon fort, wenn ſie mich ſchon übel behandelt. Die Schuld kann auch an mir liegen. — Das gute, liebe Kind! Es wollte meinem Benehmen gegen die mütterliche Peinigerin gefällige Milde geben und das eingeflößte Vorurtheil verſöhnen; allein ich hatte Louiſon bereits zu lieb gewonnen, um ihre Pflegemutter mit vollkommener Unbefangenheit beurtheilen zu können. Louiſon putzte mich zu dem Empfange des gemeldeten Beſuches ordentlich heraus. Sie ordnete mein weniges Haar unter leiſen Seufzern und klagend, daß die vollen Locken bis auf dieſen dünnen Reſt ein Raub der Krankheit geworden wären. Dabei erzählte ſie mir unter ſüßem Geplauder, wie die Mutter mein junges Leben bedauert, als die Neger die Trage, worauf ich, von Palmblättern bedeckt, bleich und blutend gelegen, zu ihren Füßen niedergeſetzt hätten. Dann holte ſie einen Schlafrock von feinem indiſchem Zeuge herbei, den der verſtorbene Vater getragen, und drang in mich, ihn anzulegen, indem ſie mich verſicherte, die Mutter hätte ihr ſchon vor mehreren Tagen befohlen, meine Kranken-Garderobe aus dem väterlichen Nachlaſſe zu vervollſtändigen. Auf einmal verſtummte ſie und ſchmiegte ſich mit ängſtlicher Scheu in einen Wandwinkel; denn die Thür öffnete ſich, und Frau Johanna trat herein. Eine junoniſche Figur! Ein höchſt reizendes Geſicht, deſſen Bluthe zwar nicht mehr den zarten Schmelz der frühen Jugend, aber die volle

Friſche der Schönheit hatte! Nur flammte eine etwas düſtere Gluth in den Augen, die viel geweint zu haben ſchienen, und ein bitterer Zug um den üppigen Mund der ſchönen Wittwe miſchte dem Wohlgefallen, das ſie unbeſtreitbar einflößte, einen herben ſtörenden Beiſatz zu. Die Vorſtellung, daß ich der Menſchenfreundlichkeit dieſer fremden Frau die Rettung meines Lebens zu verdanken hätte, ein Gefühl meines erlittenen Unglücks, das in dieſer Minute lebhaft in mir aufwallete, vielleicht der Glanz dieſer Erſcheinung, auf den ich nicht gefaßt geweſen — dies Alles bewegte mein Gemüth ſo ſtark, daß, als ich mich aufrichtete, um mich tief und dankbar vor meiner Wohlthäterin zu beugen, ich erbleichend ſchwankte, und einer Ohnmacht nahe in den Seſſel zurückſank. Frau van der Maar kam mir zu Hülfe. Ihr ſeid noch ſehr ſchwach, mein Herr! ſagte ſie mitleidig in gebrochenem Deutſch, erholt Euch erſt und ſprecht lieber gar nicht. Die Närrin da (hier wendete ſie ſich nach der zitternden Louiſon um, und ſtrafte ſie mit einem Blicke des gehäſſigſten Vorwurfs), hatte mir vorgefaſelt, Ihr wäret ſtark genug, einen Beſuch von mir auszuhalten.“

„Selten, glaube ich, werden die Frauen darüber zürnen, wenn der erſte Eindruck ihrer Perſönlichkeit von ſichtlicher Gewalt iſt; und noch weniger werden ſie geneigt ſein, dieſe Wirkung auf eine Art zu erklären, wobei ihre Eigenliebe zu kurz käme. Auch Frau Johanna verdollmetſchte wahrſcheinlich meine Anwandlung von Ohnmacht auf dieſe Weiſe, und ein unglückſeliger Irrthum ihres Gefühls leitete ſein Entſtehen von dieſer Zufälligkeit ab. Meine gütige Wirthin betrachtete mich mit wohlwollenden Blicken. Sie äußerte ihre Freude an meiner Herſtellung und nächſtdem den Wunſch, daß ich auch geneſen bei ihr bleiben möchte. Beſchäftigung würde ſich ſchon für Euch finden, mein Herr! fuhr ſie mit einem leichten Lächeln fort, ſammelt nur erſt Eure Kräfte vollends und ſeid ohne alle Bedenklichkeit. Ich ſuchte ihr meine Dankbarkeit auszudrücken; dann ſagte ich, daß ich nach völliger Erholung in meine Heimath ſchreiben, die erlittenen Drangſale den Meinigen anzeigen und ſie um die Ueberſendung von Geld und Mitteln bitten wolle, um mein Glück weiter verſuchen zu können. Bis dahin müſſe ich ihre milde Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen und würde mich durch jeden Auftrag geehrt fühlen, der mir Gelegenheit gäbe, ihr nützlich zu werden. Die Wittwe ſchien dieſe dankbare Verſicherung überhört zu haben. Betroffen fragte ſie: Euer Glück? Ihr könnt es auch hier finden. Ich denke, Ihr habet das Gelüſt, Seewaſſer zu koſten, hinlänglich gebüßt, es hätte Euch noch ſchlechter bekommen können. Doch wir wollen ein andermal mehr darüber ſprechen.“

„Von nun an kam die ſchöne Hausfrau täglich, ſich perſönlich von den Fortſchritten meiner Beſſerung zu überzeugen. Die Aufmerkſamkeit, womit ich jetzt bis zur Verwöhnung bedient wurde, war mir ein Beweis ihrer freundlichen Geſinnung für mich. Auch beſtätigte Louiſon die Richtigkeit dieſer Schlußfolge.“

„Die Mutter iſt Dir gewiß gut! ſagte ſie mir in kindlich-traulichem Verrath noch in ſpäter Stunde des Tages, an welchem Frau Johanna mich zum erſtenmale beſuchte, denn ſie hat die alte Margareth tüchtig ausgeſcholten, daß ſie Dir nicht beſſere Wäſche gegeben und den Luco einen Eſelskopf geheißen, daß er Dich in dieſem engen Gemache wie in einem Schwitzkaſten habe ſtecken laſſen. Du wirſt morgen ein größeres Zimmer bekommen, es ſoll nur noch ein wenig geräumt werden.

„Es geſchah, wie mir die kleine Schwatzerin verkündet hatte. Mein mattes Leben ſonnte ſich in der theilnehmenden Gunſt der reichen Herrin dieſes Hauſes, welche mich allſeitig beſtrahlte, es blieb mir hinſichtlich meines äußeren Zuſtandes nichts zu wünſchen übrig, als das Gefühl meiner jugendlichen Vollkraft und die Uebung derſelben in angemeſſener Thätigkeit.“

„Aber die Schlaffheit meiner tiefgeſunkenen Kräfte wollte ſich bei aller Anſtrengung ernſtlicher Verſuche noch immer nicht ſpannen. Der ſtarke Blutverluſt, das heftige Fieber hatte eine Bläſſe auf meinem Geſichte nachgelaſſen, die auch dann noch blieb, als die Wunde meines Hauptes zu vernarben und der Haarwuchs ſich zu erneuern begann. Das, den Europäern ſo ſelten dienliche Klima dieſer heißen Zone mochte, vereiniget mit den Nachwehen der überſtandenen Gefahren, meine gute, tüchtige Natur in ihrer Wirkſamkeit hindern.“

„So viel ich aus fragmentariſchen Erzählungen der Frau van der Maar wußte, deren wachſendes Vertrauen und ein natürlicher Drang, ſich mitzutheilen, mich nach und nach in Kenntniß von ihren Familien- und Eigenthumsverhältniſſen ſetzte — war die ausgebreitete Kaffee-Plantage, deren unbeeinträchtigter Beſitz ihr geblieben, urſprünglich das Eigenthum eines alten Holländers geweſen, der erſt vor einigen Jahren verſtorben. Ihre Mutter, die Frau eines Kaufmanns aus Rotterdam, der ſie, ein armes Mädchen, gegen den Willen ſeiner reichen Familie geheirathet, und ſich durch forcirte Speculationen zu Grunde gerichtet hatte, war nach dem Ausbruche des Falliments in die bedrängteſte Lage gerathen, da die Verwandtſchaften ihres Mannes das Verſprechen, ihm aufzuhelfen, an die Bedingung knüpften, daß er ſich von der ihnen verhaßten Gattin trennen ſolle, welche wohl nicht ganz unſchuldig an dieſer feindlichen Erbitterung, wie an dem frühen, finanziellen Untergange ihres Mannes geweſen ſein mochte. — In ſolcher Bedrängniß wendete ſich die Verfolgte an den landsmänniſchen Anſiedler aus Surinam, der, nach einer Abweſenheit von zehn Jahren, in Geſchäftsangelegenheiten nach Holland gekommen war, und klagte dem Herrn Pathen ihre Noth, mehr auf Tröſtungen in klingendem Gelde, als in harttönenden Redensarten rechnend, da der Ruf von dem erworbenen Reichthume des Herrn Wenkhouſen bis über das Meer erſchollen war. Allein der Ehrenmann, nachdem er genau unterrichtet war über die näheren Umſtände ihrer Lage, machte ihr den Vorſchlag in die Scheidung von ihrem Manne zu willigen, weil er kein Heil aus ihrer längeren Vereinigung abſehen könne, und ihn mit ihrer dreijährigen Tochter nach Surinam zu begleiten, wo er für Beide väterlich ſorgen wolle. Den älteren Sohn werde ſie jedoch dem Vater überlaſſen müſſen. Die Mutter der kleinen Johanna nahm dies Erbieten an; auch blieb ihr faſt kein anderer Ausweg übrig, und die Ausſicht auf eine anſehnliche Erbſchaft für ſich und ihr geliebtes Kind ſtellte ihn unter die hellen Geſichtspuncte der Hoffnung. Herr Wenkhouſen kehrte glücklich nach Amerika zurück, und ſeine weiblichen Begleiterinnen ließen es ſich unter dem fremden Himmelsſtriche ſehr wohl gefallen. Die kleine Johanna erwuchs in einſamer Abſonderung von der Welt und ihrem Erziehungszwange unter den Einflüſſen einer üppigen Natur, nur gebildet durch den Unterricht des Pflanzers, der einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe beſaß und dies angenommene Kind bald mit väterlicher Herzlichkeit und Schwäche liebte. Wie Johanna das ſechzehnte Jahr zurückgelegt hatte, ſtarb ihre Mutter, und der alternde Wenkhouſen, welcher dieſen Verluſt ſchmerzlich empfand, dachte mit Entſetzen daran, daß die Zeit gekommen ſei, wo eine Heirath ihm den jungfräulichen Liebling entziehen, und ſomit ſein Alter völlig vereinſamen könnte. Dieſe Beſorgniß verſchmolz mit einer Regung ſeines Gewiſſens, die ihn insgeheim ſchon lange beunruhigt hatte, und bildete ſich, von reumüthigen und ſelbſtſüchtigen Abſichten geformt, allmählich zu einem Plane.“

„Herr Wenkhouſen hatte einen Stiefbruder väterlicher Seite gehabt. Schwierigkeiten in der Ausmittelung väterlicher Verlaſſenſchaft verurſachten einen hartnäckigen Proceß zwiſchen den Brüdern, den Wenkhouſen mit allen Vortheilen gewann. Der jüngere Bruder verarmte durch dieſe gerichtliche Entſcheidung, und verließ ein Land, das ihm durch eine ſo beraubende Ungerechtigkeit, wie er erfahren zu haben glaubte, verleidet worden war. Er ging nach Rochelle, wohin ihn die Freundſchaft berief. Dort lebte er ſehr glücklich. Er hatte von früher Jugend an eine außerordentliche Vorliebe für die Mathematik gezeigt, und ſich dem Baufache widmen wollen. Der für ihn ungünſtige Ausſchlag des Proceſſes entzog ihm die Mittel, ſeine Studien für eine höhere Laufbahn zu vollenden, und er war nun auf die Anwendung des bisher Erlernten, auf eigenen Fleiß und mühſames Forſchen beſchränkt. Sein Freund, ein genialer Zeichenkünſtler, und dem Mathematiker demnach berufsverwandt, verſchaffte durch Connexionen ſeinem Pylades eine kleine Lehrerſtelle bei einer öffentlichen Anſtalt, und verſüßte durch ſeinen Umgang ein Leben, deſſen beſcheidenes Loos bald ein liebenswürdiges Mädchen theilte. Ein holder Knabe war und blieb der einzige Sprößling dieſer zufriedenen Ehe. Wie derſelbe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, ſtarben ſeine Eltern, innerhalb des Zeitraumes von drei Monaten. Der Herr einer großen Seidenmanufactur, in deſſen Nachbarſchaft die kleine durch den Tod aufgelöſete Familie gewohnt hatte, ward von dem Waiſenſtande des Knaben gerührt, und erbot ſich, ihn in ſein Haus aufzunehmen, und für ſeine Geſchäfte zu bilden. Hier ging es nun dem Jünglinge ſo gut, daß — — doch hier brach Frau Johanna, wenn ihre Mittheilungen ſie bald von dieſer, bald von jener Seite auf den angegebenen Punct führten, jedes Mal mit einem verhaltenen Seufzer ab, und ich vermuthete, daß dieſe Störung nur das ſympathetiſche Gefühl einer Wehmuth wäre, womit ihr ſeliger Mann jener glücklichen Zeit ſtets gedacht und erwähnt haben könnte.“

„Herr Wenkhouſen war, wie ſchon geſagt, ſeit Jahren von dem Zweifel beunruhigt worden, ob ſein bedeutendes und noch täglich wachſendes Vermögen auch auf dem Grunde der Rechtmäßigkeit beruhe. Und es war ihm, als könne ſeine chriſtliche Ueberzeugung nicht ſo unbedingt mit Ja! darauf antworten, wie das Geſetz es gethan hatte, da es ihm den Fond dazu in der beſtrittenen Erbſchaft zuſprach. Nach eingezogenen Erkundigungen über ſeinen Bruder war er früher durch Nachrichten über deſſen dürftiges Geſchick zu ängſtlicher Selbſtprüfung, in wie weit er dieſen Unterſchied zwiſchen der Armuth jenes Sohnes ſeiner Mutter und ſeinem eigenen Ueberfluſſe verſchuldet, und ſpäter durch die Kunde von dem Tode deſſelben zu noch ernſteren Bedenklichkeiten gekommen. Endlich war der Vorſatz in ihm gereift, das fragliche Unrecht gegen den Vater an dem Sohne zu vergüten, und ihn zum Miterben ſeiner Habe und Güter zu beſtimmen. Wie vielen Theil an dieſem bußfertigen Entſchluſſe der Gedanke gehabt, es könne ſein Neffe ein ſchicklicher und annehmlicher Gemahl für Johanna ſein, dies wollen wir auf ſich beruhen und jene verſöhnliche Geſinnung ungeſchmälert laſſen. — Er faßte demnach ein Schreiben an den jungen van der Maar ab, worin er mit aller Deutlichkeit die großmüthige Abſicht ausſprach, welche den Empfänger nach Surinam berief; doch wie klar die Erwartungen auch angegeben waren, zu denen ſich der Neffe in Beziehung auf die zugedachte Erbſchaft berechtiget fühlen konnte, von den ſchöneren, die ihm in der reizenden Johanna winkten, ſchwieg der vorſichtige Oheim gänzlich."

„Er kam. Dieſer van der Maar muß ein auffallend ſchöner Mann geweſen ſein — ich habe ſein Bild geſehen, und obgleich ein Ausdruck von tiefem Kummer und melancholiſchem Ernſte darüber verbreitet war, ſo erwärmte es ſelbſt unter dieſem Schatten zu bewundernder Theilnahme. Es war demnach natürlich, daß Johanna, deren Leidenſchaften Gluth hauchten, wie der ſüdliche Himmel, unter dem ſie wandelte, für den Jüngling entbrannte, zu dem ſie ſich nun in ſo nahen Beziehungen befand. Es läßt ſich ſchwer beſtimmen, wie lange? und in welchem Grade dieſe heiße Neigung ihrer Gegenſeitigkeit entbehrt habe. Denn wenn ich die Mittheilungen der Wittwe mit Louiſons Erzählungen verglich, ſo ergab es ſich, daß der junge Mann van der Maar kein freies Herz mehr im Buſen getragen und das Wort der Treue mehr an ein Vergehen der Liebe und an eine heilige Pflicht verpfändet hatte. Allein — er ließ es verfallen. Zwar vielleicht nicht ohne harten Kampf — er hatte ein halbes Jahr nach ſeiner Ankunft in Surinam an einer ſchleichenden Krankheit, an einem Tiefſinn gelitten, den der alte Wenkhouſen Heimweh genannt — aber doch;

und er ward Johannens Gatte. Daß er bei dieſer Entſcheidung eben ſo ſehr dem Drange der Umſtände nachgegeben, als hingeriſſen von dem Reize des ſchönen Mädchens ſeine eigenen Wünſche erfüllt, daß durch die ganze Zeit ihrer Ehe die kühlere Empfindung des Mannes die Leidenſchaft der Frau in vollen Flammen erhalten habe, glaube ich aus der Art, wie ſie von ihm ſprach, aus ihren Schilderungen ſeines Benehmens und vorzüglich aus ihrem eiferſüchtigen Haſſe gegen die arme Louiſon zu erkennen. Acht Jahre nach ihrer Verheirathung, die ohne Kinderſegen geblieben — war er ohne wiſſentliche Veranlaſſung wieder in ſeine vormalige Schwermuth geſunken, und hatte eine Reiſe nach Europa anzutreten gewunſcht, die er auch trotz den widerſtrebenden Bitten der Gattin ins Werk ſetzte. Ruckkehrend davon brachte er Louiſon mit, uber deren eigentliche Herkunft ſie ein verſtimmtes Schweigen beobachtete. Alsdann war van der Maar nicht mehr geſund und heiter geworden, bis er etwa vor zwei Monaten in den Jahren der kräftigſten Lebensfulle geendet.“

„Der Unſtern, unter welchem Louiſon geboren, war mir nun klar! Und wenn ich das Schickſal dieſes holden, kindlichen Weſens mit blutendem Herzen erwog, ſo konnte ich nicht umhin, die Wittwe zu bedauern.“

„Frau Johanna ſagte mir, daß ihr Bruder, der Schiffscapitain, nach zwei Jahren wiederkommen wolle; unter dieſer Zeit würde ſie nun wohl einig mit ſich geworden ſein, ob ſie ihre daſigen Beſitzungen verkaufen, verpachten und in ihr Vaterland zuruckkehren, wozu er ſie dringend zu uberreden geſucht — oder unter dem Beiſtande des bisherigen Aſſiſtenten, der, ein alter Diener des ſeligen Herrn Wenkhouſen, ihr Beſtes zwar mit gereifter Umſicht wahrnehme, aber in der Schwachheit ſeiner Jahre nicht mehr ſo thätig fort könne, wie es nöthig wäre — das große, vielbeſchäftigende Werk ihrer Aufſicht ferner treiben wolle. Die Relation ſtockte hier und da, weil ſie ein wenig umſchrieben ward, — in ihrem eigentlichen Sinne mochte eine zweite Heirath gemeint geweſen ſein. Vielleicht, ſchloß ſie mit einnehmender Freundlichkeit, hat ſich der Himmel meiner Unbehülflichkeit angenommen und mir die ſchwere Wahl erſpart, indem er mir in Euch einen Gehülfen geſendet. Mindeſtens ſoll es an mir nicht liegen, Euch hier zu behalten, und der alte, matte Gomel wird es ſich gern gefallen laſſen, daß Eure jugendliche Regſamkeit ſich zu meinem Vortheil mit ſeiner Erfahrung vereinige. So wie ich mich nach und nach erholte, lebte auch der Drang nach Beſchäftigung in mir auf. Ich bat die Wittwe, daß ich mich Louiſons annehmen dürfte, deren herrliche Anlagen in Beziehung auf ausbildenden Unterricht ſehr verſäumt ſchienen. Ihre freundlichen Blicke verſinſterten ſich bei dieſer Vorſtellung. Sie antwortete: Thut das, mein Herr, wenn es Euch gefällt; doch fürchte ich, Ihr werdet Euch vergebliche Mühe machen. Wie emſig Ihr auch einen Kieſel ſchleifet, er wird dennoch kein Diamant. Uebrigens will ich Euch nur ſagen, daß Louiſon eine getaufte Katholikin ſei, ich aber will keinen Prieſter unter meinem Dache ſehen. Bringt Ihr daher nur ſo viel Religion bei, als ſie bedarf, um mir das Leben nicht ſo gar ſauer zu machen, und ihr tägliches Brod nicht mit ſündlichem Müßiggange zu eſſen. Dies genügt für jetzt, und ehe ſie das vierzehnte Jahr erreicht, kann ſich viel geändert haben, dann mag ſie meinethalben zum Koran ſchwören.“

„Dieſe wahrhaft ſtiefmütterliche Abfertigung empörte mich, und regte den Eifer in mir an, das verlaſſene Kind nach meinem beſten Vermögen zu bilden und zu beſchützen.“

„Louiſon ward die gelehrigſte Schülerin, und ſogar die, für eine franzöſiſche Zunge ſo ſchwere deutſche Sprache vermochte ihr Lerntrieb ſich eigen zu machen. Doch ein Inſtinct der Klugheit, deſſen Aeußerungen ich oftmals anſtaunte, ließ die Kleine ihre Fortſchritte verſchweigen, und ihre dankbare glühende Anhänglichkeit an mich den argwöhniſchen Blicken der Frau van der Maar entziehen.“

„Ich bemerkte ſehr bald, daß Louiſons früheſte Kindheit die nährende Milch ihres Geiſtes und Gemüths von den Einflüſſen religiöſer Schwärmerei, zu der unglückliche Frauen ſo leicht hinneigen, empfangen habe; um ſo behutſamer mußte ich in dem Beſtreben verfahren, ihre Religionsbegriffe aufzuklären. Wenn ich in ſtiller Abendfeier mit ihr im Freien ſaß, und der Aufblick zu den funkelnden Sternen auch unſere Herzen erhob zu himmliſchen Höhen, dann ſprach ich mit ihr von dem ewigen Vater, der den Sand der lybiſchen Wüſte und das Haar unſeres Hauptes mit nicht geringerer Sorgfalt gezählt hat, als jene Myriaden leuchtender Welten. Daß von ihm, dem Vater des Lichts, jede gute und vollkommene Gabe komme, und alſo auch Schutz und Rettung für ſeine Kinder, aus aller Noth und Drangſal zu erwarten ſei, auf dieſe Zuverſicht ſuchte ich ihre Hoffnung, ihren Muth zu gründen.“

„Louiſon hörte mir mit Andacht zu, eine Frage ſchien auf ihren Lippen zu ſchweben, ihre Mienen verriethen Unruhe und Aengſtlichkeit. Endlich ſagte ſie: Und Maria? die Königin des Himmels? warum nennſt Du dieſen gebenedeieten Namen niemals? — Mit ſo zarter Schonung als möglich, ſuchte ich ihr den Unterſchied meines Glaubens von dem ihrigen begreiflich zu machen. Sie faßte meine Hände und ſprach: Du Armer! Ich werde die Mutter Gottes für Dich anflehen. Mein Mütterchen betete nur zu ihr, und ward erhört; ich werde es nicht vergeſſen. Jeden Morgen lag ſie vor einem Bilde der Madonna auf ihren Knieen und rief die Heilige an, daß ſie meinen Vater vor ihrem Tode noch einmal zu ihr führen möchte. Sie betete mit ſolcher Inbrunſt, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen müſſen, wie viel weniger nicht die himmliſche Maria! Ich dachte oft, jetzt würde das Bild mit dem Kopfe nicken oder mit den Augen winken, zum Zeichen, daß die arme Mutter erhört wäre; — aber nein, es blieb Alles, wie es war. Doch drei Tage vor dem Tode meiner Mutter ſtürzte der Vater, den ich noch nicht kannte, zur Thür herein, und wie die Mutter nun ohnmächtig vor Freude in ſeinen Armen hing, da kam es mir vor, als lächle das Bild; doch genau konnte ich es nicht ſehen, denn die Augen ſchwammen mir in Thränen. — Ich dachte mit Schiller: Wort gehalten wird in jenen Räumen jedem ſchönen, gläubigen Gefühl! Und überließ den Katholicismus meiner guten Louiſon den reiferen Ueberzeugungen der Zukunft.“

„Ich ſchrieb nunmehr einen langen, ausführlichen Brief an meine Lieben in Deutſchland, und Frau Johanna, welche aus gütiger Fürſorge für meine Geſundheit mich dringend vor der Anſtrengung des Schreibens gewarnt hatte, ließ mir den Brief durch Luco den Neger abfordern, der, im Auftrage ſeiner Gebieterin nach Paramaribo geſendet, ihn bei dieſer Gelegenheit zur Beförderung an das Poſtſchiff abgeben wollte.

Sobald ich mich nur dazu fähig fühlte, übernahm ich in Gemeinſchaft mit dem alten Gomel und unter ſeiner Anweiſung die Aufſicht über die Plantage und über die große Zahl von Negerſclaven, welche darin arbeitete. Mit dieſem Unterrichte hatte der Greis ſeine letzte Beſtimmung auf Erden vollendet; denn er ſtarb, als ich über meine nunmehrige Obliegenheiten belehrt war. Ich ward alſo von den waltenden Umſtänden zu dem Factor der Frau van der Maar geſetzt, die meine mängelvollen Leiſtungen mit überſchwänglicher Erkenntlichkeit belohnte. Die Neuheit meiner Geſchäfte, die nähere Bekanntſchaft mit jenen rohen Kindern der Natur, die Erzeugniſſe und Ernten des fremden Bodens, Alles dies intereſſirte mich lebhaft; ich fühlte mich befriediget, nur Etwas ſtörte in ahnungsvoller Befürchtung mein ruhiges Glück. Die ſchöne Wittwe war allmählich heiterer geworden; aber eines jener reizbaren, weiblichen Weſen, die ſich nur in den Extremen der Empfindungen bewegen, hatte ſie ihren Gram aufgegeben, um, ach ich durfte nicht zweifeln! ein noch hoffnungsloſeres Gefühl für mich mit eigenſinniger Heftigkeit zu nähren. Sie glaubte vielleicht nicht, daß der arme Fremdling kalt gegen ihren Reiz, wie gegen ihren Reichthum bleiben könne; und doch war es ſo. Ich würde ſie auch unter anderen Umſtänden nicht geliebt, noch ihrer begüterten Hand begehrt haben, denn mein Herz hatte ſeine Sehnſucht in die Ferne noch nicht geſättiget, und nur ein inniganhängliches Gefühl für Louiſon und die Erwartung einer Nachricht aus Deutſchland hielt mich in dieſer Lage feſt. Dieſe aber blieb aus. Ich wiederholte mein Anſchreiben; doch eben ſo erfolglos. Sie wollen im Vaterlande nichts mehr von Euch wiſſen, armer Freund, und haben Euch vielleicht zu den Todten geworfen; Euer Leben gehört demnach uns; laßt es unſer Eigenthum bleiben! ſagte Frau Johanna mit verſuchendem Spotte, wenn ich meine Verwunderung darüber äußerte.“

So vergingen einige Jahre; auch der Schiffscapitain kam nicht, wie er verſprochen hatte. Vielleicht war es eine richtige Ahnung meiner Geſinnung, und die Furcht, ich möchte ſie nach geſchehener Erklärung ſogleich verlaſſen, was meine Gebieterin abhielt, mir mit Worten zu ſagen, daß ſie mich zu ihrem Herrn zu erheben, geneigt wäre. Auch that ich, was ich konnte, ihr dies unmöglich zu machen. Ich hielt mich in ehrerbietiger Entfernung von ihr — ich bewachte mein Betragen und beherrſchte ſomit das ihrige. Wahrlich! auf den Mann kommt es an, daß das Weib ſich ſelbſt ehre; und nur von ihm verlockt, überſchreitet es die zarten Grenzen, womit die Natur den Kreis ſchüchterner Sitte beſtimmte, in dem es ſich bewegen ſollte! — Allein dies Verhältniß ward mir doch auf die Länge drückend, und ich dachte jetzt zuweilen daran, es durch meinen Abgang aufzulöſen. Nur ſchien es mir der ſchwärzeſte Undank gegen meine Wohlthäterin, ſie unberathen der Läſſigkeit und Tücke ihrer ſchwarzen Dienerſchaft zu uberlaſſen. Und Louiſon? — An die Trennung von dieſer Engelsſeele durfte ich gar nicht denken. Wenn ich dieſe Möglichkeit leiſe andeutete, ſagte ſie: Du wirſt mich nicht verlaſſen, ich weiß es; denn ich würde dieſen Augenblick nicht überleben. Und mußt Du von hinnen gehen, ſo folge ich Dir, und ginge es in den Tod! Du biſt mein Schutzgeiſt! Die heilige Jungfrau hat ſich der armen Louiſon erbarmt und Dich ihr zugeſandt, auf daß ſie nicht in Weh und Leid verginge. Wohl manchmal ſchon, wenn mir in Deiner Nähe zu Muthe war, als könne mir nichts Uebels auf der Welt widerfahren, zitterte ich davor, Deine Geſtalt könne in Duft und Nebel zerrinnen, und ich Dir in die Wolken nachſehen müſſen!“ —

Bettina's Augen ſtanden in Thränen. Mit ſanftem

Vorwurfe fragte ſie: „Und Du biſt doch ohne Louiſon wiedergekommen, lieber Oheim?“ Engelhardt blickte das Mädchen traurig an, dann antwortete er: „Ich mußte meine Beſtimmung erfüllen und ſie ihrem Schickſale überlaſſen.“

„Bedenke nur, Betty,“ nahm die Baſe mit ausſchlagendem Urtheile das Wort, „ſie war eine Katholikin! Dieſer Umſtand hätte die Familie in große Verlegenheit geſetzt.“

Jacobi lächelte und bat um die Fortſetzung der Erzählung, auf welche er ſehr geſpannt ſei.

„Louiſon hatte nun ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt,“ hob Engelhardt wieder an, „und blühete in vollendeter, jungfräulicher Schönheit. Wenn Frau van der Maar früher das liebliche Kind, als die Tochter ihres Mannes angefeindet hatte, ſo haßte ſie es jetzt, indem ſie eine Nebenbuhlerin in Louiſon vorausſetzte, die ihren Wünſchen entgegenſtehe. Nur die ruhige Väterlichkeit, wenn ich ſo ſagen darf — womit ich mein Wohlwollen für das theure Weſen an den Tag legte, ſchützte es vor rohen Ausbrüchen eines eiferſüchtigen Unmuths. Doch dieſer ſchwache Damm würde am Ende gegen die ſteigende Leidenſchaftlichkeit der heftigen Frau nicht vorgehalten haben, wenn die Zeit nicht gekommen wäre, wo ein Wink der Vorſicht unſere Wege von einander ſchied.“

„Eines Tages, wo Frau Johanna nöthiger Einkäufe wegen eine langverſchobene Reiſe nach Paramaribo in Begleitung mehrerer Neger angetreten hatte, ſitze ich ermüdet von Arbeit und ſtarken Umlaufen unter dem kühlenden Dache der Palmen, die unſerm Hauſe Schutz und Schatten gegen den Sonnenbrand und den glühenden Hauch ſchädlicher Winde gaben. Mit dem Gefühle einſamer Ruhe beſchleicht mich das Sehnen nach einer Veränderung meiner Lage; die Wolken, welche über der ferneren Meeresbläue ſchweben, ſcheinen mir zu winken, und plötzlich erwacht der unruhige Drang in mir, fort! fort von hier! Da tritt Louiſon erhitzt und athemlos auf mich zu; von ihrer Pflegemutter mit ſo beſchäftigenden Aufträgen überhäuft, daß ihr auch bei der emſigſten Förderung derſelben kein Augenblick Zeit für mich bleiben konnte, ich hatte ſie heute noch nicht geſehen. Sie ſollte das Haus von Grund aus reinigen laſſen, und bei dem Aufräumen der Zimmer ſelbſt Hand anlegen; denn Frau van der Maar verleugnete in ihrer pedantiſchen Ordnungsliebe und faſt lächerlichen Sauberkeit die Holländerin von Geburt nicht."

„Ich ſuche Dich, Freund! ſagte Louiſon mit flüchtiger, zitternder Stimme, o ſieh! welch einen koſtbaren Fund verdanke ich der ſauern Mühe dieſes Tages! Wie ich des ſeligen Vaters Schreibtiſch ordne, berühre ich zufällig eine verborgene Feder; ein kleines, geheimes Schubfach wird ſichtbar, worin ein Schatz ruhet, von deſſen Daſein ich auch nicht die mindeſte Ahnung hatte."

„Sie entfaltete vorſichtig ein bauſchiges Taſchenbuch, und mit den Worten: Siehe, Lieber! dies iſt meine Mutter! zeigte ſie auf das Kleinbild eines jugendlichen Frauenzimmers, das in zierlicher, goldener Faſſung an einer reichen, blonden Haarſchnur zwiſchen engbeſchriebenen Papieren lag. Louiſon hatte Recht, mit einer Art von kindlichem Stolze meine Aufmerkſamkeit für dies Portrait anzuregen; denn etwas Schöneres, als dies Geſicht, läßt ſich im Himmel und auf Erden wohl nicht denken. Der Liebe Zauber beſeelte ein blaues Augenpaar, woraus Geiſt und Güte blickten, zärtliche, Alles aufopfernde Hingebung malte ſich in dieſen ſanften Zügen, und ein Ausdruck ſchwärmeriſcher Trauer gab dem Ganzen einen höchſt rührenden Reiz. Ein leiſer Ausruf der Verwunderung entfloh meinen Lippen und befriedigte Louiſon. Auch dieſe Schriftzüge, fuhr ſie fort und deutete auf die beſchriebenen Blätter; die Tinte iſt ſchon gelblich geworden — ſind von meiner Mutter Hand; doch wie gerne ich auch möchte, heute kann ich keine Zeile leſen. Ich lege alſo dies Taſchenbuch als ein heiliges Depot in Deine Hand, und verweiſe mein ſehnſüchtiges Begehren, ſeinen Inhalt kennen zu lernen, auf gelegenere Zeit. Hierauf drückte ſie einen andächtigen Kuß auf die gefundene Reliquie und eilte, Scheltworten und Vorwürfen zu begegnen, ihren Geſchäften zu. Gute, glückliche Louiſon! Du wußteſt nicht, was ein höheres Walten Dich hatte finden laſſen! — Ich konnte mir Muße gönnen, dieſe theils zuſammenhangenden, theils vereinzelten Blätter zu leſen, und glaubte, Louiſons preßhafte Lage und meine redliche Theilnahme an dem Schickſale dieſes armen, lieben Kindes rechtfertige vor dem Gerichte der Todten dieſe Freiheit. Es war ein Tagebuch, bald in raſcher Folge geführt, bald durch kleinere oder größere Intervallen unterbrochen. Allein es lieferte mir die Geſchichte des Unglücks von Louiſons Mutter in vollſtändiger Ueberſicht, und unerwartete Weiſungen, die für das zukünftige Gluck ihrer Tochter zu benutzen waren.“

Margot Delput, ſo hieß dieſes beklagenswerthe Opfer der menſchlichen Schwäche — war eben die älteſte Tochter jenes wohlthätigen Mannes, der ſich des jungen van der Maar ſo hülfreich angenommen. Seit ihrer früheſten Kindheit durch elterliche Verträge an den Sohn eines portugieſiſchen Kaufmanns verlobt, deſſen Vater der Begründer von dem Wohlſtande des ihrigen geweſen, gab ihr das drückende Gefühl von dieſer feſſelnden Beſtimmung eine leidenſchaftliche Reizbarkeit, ihr Herz nach eigener Wahl und Neigung zu verſchenken. Ihres Vaters Schützling, ausgezeichnet durch jede männliche Vorzüglichkeit, lenkte dieſe auf ſich, und erwiederte ſie mit heimlichem Feuer. Liebende ſind ſtets reich an Hoffnung wie an Muth! Margot verzagte nicht an der Erfüllung ihrer Wünſche, wenn auch der Jüngling, den ſie liebte, ſich durch ſeine Stellung zu dem edelmüthigen Wohlthäter zur Reſignation berufen fühlte. Die erſten ſchüchternen Verſuche prallten an dem eiſernen Sinne des Vaters ab, und verſtärkten nur in ihrer Rückwirkung die verſchwiegene Gluth, in der das Glück ſo vieler Menſchen untergehen ſollte. Der alte Delput, weit entfernt, die Gefahr zu ahnen, welche der Ruhe und Ehre ſeines Hauſes drohete, ward durch Margots Aeußerungen und mehr noch durch ihr Benehmen aufmerkſam auf ihr Verhältniß zu van der Maar, und indem er das Einverſtändniß der jungen Leute für das leichte Spiel der Gelegenheit hielt, und in ſeiner Unkenntniß dieſer Leidenſchaft ihre tiefſten Eindrücke in den Herzen ſeiner Kinder als eine oberflächliche Täuſchung ihrer geſchwiſterlichen Zuneigung erkannte, die der Nothwendigkeit weichen werde — dachte er mit ruhiger Gemächlichkeit daran, ſeinen Schützling binnen Jahresfriſt zu entfernen, weil nach dem Verlaufe dieſer Zeit der Bräutigam aus Portugal erwartet würde.“

„Margots jüngere Schweſter hatte ſich indeß mit Bewilligung ihres Vaters einem Staatsbeamten daſigen Ortes verſprochen, und fühlte ſich ſehr glücklich in dieſer Verbindung, deren Vollziehung von gebietenden Umſtänden verzögert, auf unbeſtimmte Zeit hinausgerückt werden mußte. So wie die unglückliche Margot einen Tag nach dem anderen ſchwinden ſah, ohne daß ſie ihrem Ziele ſich nur um den kleinſten Schritt genähert hätte, und man dagegen Anſtalten zu treffen begann, die auf ihre ſich nähernde Verheirathung mit dem Ausländer Bezug nahmen, verlor ſie ihre Beſonnenheit, und mit ihr die einzige Rettungsſtütze in dieſer kritiſchen Lage. Liebe, Angſt und Furcht überlieferten ſie dem Verderben. Ihr Vater ſchützte ſich durch kalte Unzugänglichkeit vor ihren flehenden Blicken und naſſen Augen. Er hatte ihr ja erklärt, daß ihr Schickſal unwiderruflich entſchieden wäre, und nun war dieſe Unterhaltung für immer abgebrochen.

In dieſer verhängnißvollen Epoche erſchien die Aufforderung des Herrn Wenkhouſen, daß der unbekannte Neffe nach Surinam kommen ſolle, um ſeine Anſtrengungen im Anbau der Plantagen zu theilen, und ihren Segen als ſein einſtmaliges Erbe in Beſitz zu nehmen. Nichts konnte dem alten Delput erwünſchter kommen, als dieſe Fugung. Auch van der Maar nahm den entfernenden Ruf freudig auf, weil er ihm die einzige Möglichkeit darzubieten ſchien, durch die Anwartſchaft auf künftigen Reichthum den Vater ſeiner Geliebten für ſeine heißen Wünſche zu ſtimmen. Und Margot hatte ihm verſprochen, den potugieſiſchen Freier von dem Zuſtande ihres Herzens in Kenntniß zu ſetzen, dann von ſeinem Edelſinn zu erwarten, was ihr des Vaters Ehrfurcht vor der Unverbrüchlichkeit des gegebenen Wortes verſagte: und, ſchlüge dieſes letzte Hoffen fehl, ſich um jeden Preis von der verhaßten Heirath los zu machen. In der beruhigenden Ausſicht, daß eine Trennung für immer, wovon er ſich überzeugt hielt — ſeine väterliche Bekümmerniß ſehr bald und auf ewig zu Ende bringe, ließ der alte Delput ſeine Tochter die letzteren Wochen vor dem Abgange van der Maar's unbeachteter als ſonſt. Die Liebenden, vor moglichen Unfällen, ihrem gegenſeitigen Verluſte und der nahen Abſchiedsſtunde zitternd, und aus ſich ſelbſt geſetzt, wurden durch dieſe unſelige Begünſtigung verrathen. — Ein Vergehen, welches die Verpflichtungen des Fehlenden zu dem ſchwärzeſten Verbrechen ſtempelte, raubte den beiden Unglücklichen den Troſt, womit die Unſchuld auch über die ſchwerſten Leiden des Lebens zu erheben weiß.

In ſtarrer Betäubung, mit heiligen Schwüren der Treue, verließ van der Maar ſeine Margot; doch ach! dieſe luftigen Seifenblaſen des vergänglichen Gefühls zerrannen wie ein Hauch vor Johanna's Schönheit und vor der Dringlichkeit einer Lage, die nur von der unbedingteſten Conſequenz hätte beherrſcht werden können. Und wenn auch Margots Bild, mit unauslöſchbaren Zügen in das unbefriedigte Herz des kühlen Ehemannes geätzt, durch keine Zeit daraus verwiſcht wurde, ihr gab dieſe Gewißheit nach den herbeſten Büßungen ihrer Schuld nur die letzte mattempfundene Freude im Tode. —

Indeß zogen ſich in Rochelle über dem Haupte der verlaſſenen Margot ſehr finſtere Wetter zuſammen. Die Folgen jener leidenſchaftlichen Selbſtvergeſſenheit nöthigten die Arme, ſich mit beſchämtem Vertrauen zu dem Rathe und Beiſtande der verſtändigen Schweſter zu flüchten. Dieſe, vielleicht ihr eigenes Geſchick ahnend — wollte verzweifeln, als Margot ihr das ſchmachvolle Bekenntniß ablegte, und wußte nichts Beſſeres, als ſich mit reumüthigem Geſtändniſſe dem Vater zu Füßen zu werfen. Der alte Delput, ſonſt von gleichmüthiger Natur, ward ſeiner Wuth nicht Meiſter, als er die Entehrung der Lieblingstochter vernahm, und in derſelben zugleich den tödtlichen Giftſtich einer Schlange empfand, die er wohlthuend in ſeinem Buſen erwärmt hatte. Er ſchleuderte einen fürchterlichen Fluch über den Undankbaren hin, der ihm für väterliche Milde und Liebe ſo gelohnt, und ſchwört, ſein unwürdiges Kind zu verſtoßen, welches nimmermehr das Vaterantlitz ſchauen ſolle.

„Da wirft ſich die jüngere Schweſter abwehrend in die Arme des Erzürnten, und flehet, daß er Gnade vor Recht ergehen laſſe und ſich der mitleidenswerthen Margot erbarme. Wohlan! ſagt er, hältſt Du das Opfer ſo leicht, das Du mir zumutheſt, ſo beweiſe, daß Du ein ähnliches zu bringen vermagſt. Tritt an die Stelle Deiner Schweſter, und heirathe den Sohn meines portugieſiſchen Freundes. So überhebſt Du mich der Demüthigung, zu dem Bewerber ſagen zu müſſen: Meine Tochter war Deiner nicht werth! Gehe, und ſuche Dir ein unbeflecktes Weib! — Dann will ich Margot verzeihen und meine väterliche Hand nicht ganz von ihr abziehen, wenn ſie auch ferner in weiter Ferne von mir leben muß. Da erblaßt die jüngere Delput, denn ſie liebt ihren Verlobten mit Innigkeit, wenn auch mit ſtillerem Gefühl. Doch nicht ſelten hat das ſchwächere Weib dem Manne ein Vorbild der Seelenſtärke gegeben! Ja ich will! ſagt nach kurzem Kampfe die edelmüthige Schweſter, es gilt meiner Margot Leben, und ſo werden mir die Heiligen beiſtehen, daß ich es für eine hellere Zukunft erhalten kann.“

„Da bricht dem Vater vollends das Herz. Der einen Tochter Schuld, die Tugend der Andern, rühren gleich mächtig daran. Allein Keinem von ihnen kommt der Gedanke ein, daß die Treuloſigkeit van der Maar's dies reine Opfer der Geſchwiſterliebe für Margots Glück vergeblich machen werde. Mit ſchonenden Vorbereitungen wird Margot von ihrem Vater nach einem Dörfchen an den Ufern der Garonne gebracht, woſelbſt ſie bei ihrer Amme, der Pflegerin ihrer Kindheit, einer Pächterwittwe, ihre Niederkunft und Nachrichten aus Surinam abwarten ſoll."

„Unterdeſſen erſcheint zu feſtgeſetzten Zeit der reiche Freier aus Liſſabon, der durch eine wohlerſonnene Fabel zufrieden geſtellt, ſich den Brauttauſch unbedenklich gefallen läßt und in phlegmatiſcher Dumpfſinnigkeit eine Hand annimmt, die noch von dem Abſchiedsdrucke einer geliebten aufgegebenen zittert. — Eine Veränderung, auf welche die junge Delvut nicht vorbereitet geweſen, ſteht ihr noch bevor. Das portugieſiſche Handlungshaus, deſſen Erbſohn ſie heirathet, hat eine Commandite in Braſilien, welche in ihrem Umfange der Bedeutendheit von jenem entſpricht. Speculative Abſichten beſtimmen den Grundherrn derſelben zu einem Wechſel dieſer kaufmänniſchen Verhältniſſe. Sobald der Sohn vermählt iſt, übernimmt er die Handlung in Braſilien, welche von nun an den Mittelpunct dieſer ausgebreiteten Wirkſamkeit bildet, und der Vater in Liſſabon behält ſich nur den Betrieb untergeordneter Commiſſionsgeſchäfte vor, wie ſolche in Angemeſſenheit zu der abnehmenden Kraft ſeiner Jahre ſtehen, und doch dem munteren Alten die Thätigkeit gewähren, woran er gewöhnt iſt. Die junge Frau muß demnach ihren Gemahl nach Rio Janeiro begleiten. In reſignirter Gefaßtheit vernimmt ſie dieſe Ankündigung. Wer ſein Herz geopfert hat, verachtet die Klage über kleine Störungen gleichgultiger Plane! —"

„Während deſſen lebt Margot in banger Erwartung einer Kunde von dem Vater ihres Kindes, doch dieſe bleibt aus, und die ungluckliche Mutter iſt allen Qualen der Ungewißheit preis gegeben. Als ſie endlich durch verbürgte Ausſagen erfährt, er ſei in Surinam verheirathet, da verfinſtert ſich das Licht ihrer Gedanken, alle Lebenspulſe ſtocken und mit unheimlichem Sinnen ſchaut ſie in die Wellen der Garonne, ob ihre Tiefe wohl Ruhe gäbe für einen ſo unendlichen Gram. — In dieſen verſuchenden Augenblicken fühlt ſie ſich leiſe am Rocke gezogen, ſie wendet ſich um, und ihr Kind, am Ufer unter Blumen ſpielend, ſtreckt lächelnd und verlangend die Arme nach der Mutter aus. Sie empfindet mit mütterlicher Inbrunſt, daß dieſes Lächeln einen lichten Strahl über ihr dunkles Schickſal verbreite, daß dieſe zarten Aermchen ſie unentrinnbar an die Pflicht zu leben ketten, und ſie gelobt, ihr ſchweres Verhängniß muthig zu ertragen bis an den Tod, doch nie mehr in die Welt zurückzukehren.“

„Wie ich die Beſchreibung dieſer kleinen Scene las, welche noch in voller Ekſtaſe wildbewegter Gefühle verzeichnet war, wallte mein Herz in heißem Mitleid auf. O Gott! Wehe dem Manne, der, mit ſolch einem Verbrechen belaſtet, noch auf Glück zu hoffen wagt! Ich erkannte in der tiefen Schwermuth, womit van der Maar ſein gabenreiches Loos wie eine drückende Bürde trug, ein Strafgericht der vergeltenden Gottheit.“

„Die einfachen Tröſtungen der Amme, die tiefe Stille, in der ihre Thränen fließen, religiöſe Schwärmereien und der Liebreiz ihres Kindes mildern doch allmählich die Schärfe ihres Schmerzes, aber ihre Liebe für den Verlorenen, ihre Sehnſucht, ihn noch einmal wiederzuſehen, verliert nichts von ihrer Stärke. Sie kann nicht an ſeine Untreue glauben, und wenn ſie ſeine Hand zehnmal gefeſſelt wüßte. Als ihr Vater ſie beſucht und ſie ihm nun entdecken muß, daß van der Maar ſich eine Gattin in Surinam gewählt, beſchwört ſie ihn zugleich, die Nachricht zu verbreiten, daß ſie auf ihrer Abweſenheit, die man mit dem Vorwande, ſie beſuche

Verwandte in den Niederlanden, beſchöniget hatte, geſtorben ſei, weil ſie ſich und ihr Unglück auf ewig in dieſe Einſamkeit begraben wolle. Der alte Delvut läßt ſich für dies ſeltſame Begehren erweichen; er verſorgt ſeine Tochter hinreichend mit Gelde und legt, von einer wunderbaren Ahnung geleitet, ein kleines Capital in Toulon nieder, deſſen Zinſen die Amme als eine Penſion jährlich erheben ſolle. Bei ſeiner Rückkehr nach Rochelle kündiget er Margots Tod an; doch kaum iſt dies geſchehen, ſo übereilt ihn ſelbſt ein tödtender Schlagfluß, und da er ohne Teſtament ſtirbt, fällt ſein ganzes großes Vermögen uneingeſchränkt der Tochter in Rio Janeiro zu."

„Die Sonne war ſchon tief im Sinken, als ich mit dem Leſen dieſer Blätter fertig war. Immer ſchwächer ſprach die Empfindung einer Verlaſſenen aus ihnen, doch noch aus ihren ſchon erſterbenden Lauten wehete der Liebe Hauch mich an. Die Sammlung war ohne Schluß: wahrſcheinlich hatte die Krankheit Margot im Weiterſchreiben unterbrochen, und wie ihr letzter Wunſch ſich noch erfüllte und van der Maar drei Tage vor ihrem Tode kam, dies wußte ich ja aus Louiſons Erzählungen. Jetzt ſchwebte dieſe auf mich zu. Gottlob! die Arbeit iſt beendet, rief ſie, ſich der errungenen Muße freuend. Und Dein Unglück auch, theure Louiſon! erwiederte ich, ſie froh umſchlingend. Du biſt nicht mehr verlaſſen, arm und harter Dienſtbarkeit unterworfen. Es leben Dir nahe Blutsfreunde, die Dir einen Theil ihres Vermögens ſchuldig ſind, woran Du gegründete Anſprüche haſt! Louiſon ſtarrte mich ungläubig mit großen Augen an, und ich erklärte ihr den Zuſammenhang. Ach! ſie wird mich nicht ziehen laſſen! ſprach ſie ängſtlich, ſie wird meine Angaben für ein Mährchen erklären, das von uns erſonnen worden, um meine Entlaſſung von ihr zu erliſten; denn die Wahrheit dürfen wir ihr doch nicht geſtehen, und dieſe Blätter darf ſie nicht leſen, wenn wir ihr Leben nicht vollends vergiften wollen. Sie wird ihr Recht an mich behaupten, weil in dieſem Falle ihr Haß gegen mich eine Befriedigung findet, die ihr in ſo grauſamer Genüge noch nie zu Theil geworden. — "

„So traue doch wenigſtens meiner Liebe, Du argwöhniſche Seele! antwortete ich der Zaghaften verweiſend. Ich führe Dich in den ſicheren Schooß der Deinigen: mir uberlaſſe es, Frau van der Maar zu Deiner Losgebung zu vermögen, und genieße rein und ruhig die Freude, eine Sclavenkette, wie Du, armes Kind, getragen, durch das Walten der Vorſicht geſprengt zu ſehen! Es war eine herrliche Mondnacht, die Frau Johanna der Kühle wegen zu ihrer Heimkehr benutzte. Ich, viel zu aufgeregt, um ſchlafen zu können, wollte ihre Ankunft erwarten, und bat Louiſon, ſich zur Ruhe zu begeben, auf daß unſer ſpätes Zuſammenſein der Dame kein Aergerniß gäbe. Frau Johanna ſchien dieſe kleine Aufmerkſamkeit höher zu wurdigen, als mir lieb war. Sie ließ die Maulthiere abladen, und als ſich die Neger entfernt hatten, ſagte ſie: Verzieht noch einen Augenblick; ich habe mit Euch zu reden, Herr Schone! Ich hörte an ihrer gepreßten Stimme, daß ſie in großer Bewegung ſei, und mit erhöheter, vorſichtiger Aufmerkſamkeit lauſchte ich ihrer Rede. Sie leitete ihre ſchwierige Mittheilung folgendermaßen ein: Es lagen Briefe aus Holland für mich bereit, die mir wenig Gutes verkünden und meine Entſchließungen in eine Alternative drängen, deren Peinlichkeit mich bei Euch entſchuldigen muß. Mein Bruder iſt auf ſeinen letzteren Seereiſen in vieler Beziehung unglucklich geweſen. Er hat nach ſeiner

Rückkehr länger als ein halbes Jahr gichtkrank gelegen und den freien Gebrauch ſeiner Glieder vielleicht für immer verloren. Mit dem Berufe, der die kräftigſte Regſamkeit erfordert, iſt es nunmehr vorbei. Auch mögen nun ſeine finanziellen Umſtände ziemlich zerrüttet ſein. Er bietet daher alle Künſte einer ſchriftlichen Ueberredung auf, mich, da er erfahren, daß ich bisher unvermählt geblieben — dahin zu bewegen, daß ich Surinam verlaſſe und in das mir fremd gewordene Vaterland zurückkehre, um — ich merke es wohl — auszuhelfen, wo es fehlt. Auch will ich das, doch von hier aus; denn ungern nur würde ich dieſem Lande Valet geben, das mir zur Heimath geworden, und ich bin noch zu jung, um den Anblick von heranwachſenden Neffen und Nichten ertragen zu können, die auf meinen Tod warten. — Und doch läßt ſo manche Erwägung meinen Entſchluß ſchwankend. Euer Hierbleiben, Herr Schone, iſt mir durch nichts verbürgt — die Laune eines Augenblicks, ein tückiſcher Zufall kann mich in Eurer Unterſtützung der einzigen Möglichkeit berauben, das große Werk meiner hieſigen Beſitzungen fortführen zu können. Sodann ſchreibt mir mein Bruder, daß zwei holländiſche Familien unterweges ſeien, die, vom ſeltſamſten Mißgeſchick vertrieben, ſich in Surinam anſiedeln wollen, und der Mittel nicht ermangeln, ihre Niederlaſſung hieſelbſt durch einen Ankauf von Bedeutung zu begründen. Sie wären geneigt, ſchreibt er ferner, unter billigen Bedingungen mein Haus und ſeine Vorräthe, meine Anlagen nebſt dem nöthigen Apparat zu ihrer Bearbeitung zu übernehmen, mir die Hälfte des Betrags gleich bar zu bezahlen und für die andere gehörige Sicherheit zu geben. Mein Bruder warnt mich, eine ſo günſtige Gelegenheit, welche ſchwerlich zum zweiten Male eintreten dürfte, zu verſäumen. — Ihr ſeht nun, Freund, daß ich in einer dringenden Lage bin. Nur eine ſchnelle Heirath könnte meine Weigerung, des Bruders ſelbſtſüchtige Wünſche zu erfullen, rechtfertigen, und mich fortan beſchwerlichen Zumuthungen überheben. — Gebt mir daher einen guten Rath und ſagt mir ohne Scheu und Hehl Eure Meinung! Ich wußte nun genug, um noch eines Wortes zur Erläuterung der ihrigen zu bedürfen. Ohne Zögern antwortete ich: Dieſe Fügung iſt wahrlich! kein Ungefähr. O geht nach Holland, edle Frau! und werdet dort die Wohlthäterin Eures Bruders, wie Ihr die meinige geweſen ſeid, was ich Euch nimmer vergeſſen und wofür ich Euch bis an den letzten Athemzug meiner Bruſt dankbar verehren werde! Auch ich muß von hinnen ſcheiden, und da Euer gütiger Vorbegriff meinen geringen Leiſtungen einigen Werth beilegt, ſo kann ſich nichts glücklicher treffen, als daß die Aufhebung Eurer gegenwärtigen Verhältniſſe Euch meine Ergebenheit und Hülfe fernerhin entbehrlich macht.“

„Ihr — Ihr wollt mich verlaſſen? fragte Frau Johanna mit einem ſo hörbaren Entſetzen, daß mir kein Zweifel ubrig blieb, ſie wäre ſich dieſes Ausgangs nicht vermuthend geweſen.“

„Und was beſtimmt Euch dazu? fragte ſie mich weiter. Ich war ſo ſchwach, ihr Gefühl zu ſchonen, und ſo verſetzte ich: Längſt nährte ich den Wunſch, Braſilien kennen zu lernen, und jetzt bietet ſich mir ein ſchicklicher Anlaß, ihn zu befriedigen, dar. Durch einen Zufall deſſen nähere Kenntniß Euch, edle Frau, gleichgültig ſein kann, habe ich in Erfahrung gebracht, daß Eure Pflegetochter Louiſon in Rio Janeiro nahe Verwandte habe, die ihr ein beträchtliches Erbgut ſchuldig ſeien. Ihr werdet, nachdem ich Euch mein Ehrenwort für die Wahrheit dieſer Ausſage verpfändet, keinen Anſtand nehmen, das Kind ziehen zu laſſen. Ich aber will es ſchützend begleiten, und denke Euch damit den letzten Beweis von meiner Achtung für jede Angelegenheit Eures werthen Hauſes zu geben. Sie legte betäubt die Hand an die Stirn und ſagte in zerſtreuetem Nachſinnen: Wie iſt mir denn? Was könnt Ihr wohl von Louiſons Herkunft wiſſen? — Ihr ſchätzt meinen Verſtand ſehr gering, Herr Schone, wenn Ihr wähnt, daß ich ſolch einem ſeichten Vorgeben Glauben ſchenken werde.“

„Ich gab Euch mein Ehrenwort, Frau van der Maar, daß ich die Wahrheit geſprochen, antwortete ich beleidiget.“

„Frau Johanna lenkte ein, indem ſie ſagte: Die Sache möge ſich nun verhalten, wie ſie wolle, ſo viel iſt klar, Louiſon iſt meiner Aufſicht müde, Sie fahre dahin! Ich war keine Thörin, einen beſſeren Dank von ſolch einer Creatur zu erwarten; aber daß Ihr im Stande wäret, meine Freundſchaft um dieſes armſeligen Geſchöpfes willen auszuſchlagen, das, ich geſtehe es gekränkt, lag außer meinen Berechnungen, und ich glaube nicht, es um Euch verdient zu haben. Der ſchmerzliche Vorwurf in dieſen Worten zog mich zu ihren Füßen; ich ergriff ihre widerſtrebende Hand und bedeckte ſie mit Küſſen. Bei dem allwiſſenden Gott! betheuerte ich, Ihr thut mir Unrecht, Johanna! Ich fühle die Ueberſchwänglichkeit Eurer Güte für mich, und Ihr habt keinen Undankbaren zu Eurem ewigen Schuldner gemacht. Aber betrachtet doch nur meinen Entſchluß mit dem Auge der Billigkeit! Ihr ſeid ſelbſtſtändig; durch Eure Schönheit, Eure geiſtige Kraft, Eure Großmuth vor dem Andringen roher Gewalt geſchützt. Louiſon hingegen ſtehet mit ihrer kindlichen Schutzbedürftigkeit allein in einer Welt, worin ſie fremd iſt. Wollt Ihr der Armen den einzigen Freund mißgönnen, den ſie gefunden? Und iſt die Verehrung für einen Gegenſtand nicht mit der thätigen Theilnahme für einen zweiten vereinbar?“

„So geht! ſagte Frau Johanna erbittert, Eure Worte ſind glatt; doch Eure Thaten verwunden wie ſcharfe Dolche! — Ich will nichts weiter hören.

„Ein paar ſchwere Tage für mich und die arme Louiſon gingen nun auf und unter. Van der Maar war geſtorben, ohne eine Verfügung nachzulaſſen, die ſein unglückliches Kind nur mit dem dürftigſten Bedacht abgefunden hätte. So blieb das gemeinſchaftliche Vermögen dieſer Eheleute, nach dem letzten Willen des alten Wenkhouſen, das Eigenthum der Wittwe, und die ihr verhaßte Waiſe von ihrer Güte abhängig, welcher edelmüthige Sinn ſich nur gegen das arme Kind verleugnete und kaum in der froſtigſten Gerechtigkeit erſchien. Es war mir unbegreiflich, wie der Verſtorbene eine ſo heilige Pflicht hatte verabſäumen können! Ich hatte Mühe, ihn, der vielleicht in matten Hinträumen, gedrückt von Schuld und Kummer, das nahe Ende nicht vorherſah, nicht laut der Gewiſſenloſigkeit anzuklagen. — Doch Johanna konnte wohl leidenſchaftlich handeln; allein nicht nach Art und Weiſe gemeiner Seelen. Sie liebte Louiſon nicht; aber dieſe Unfähigkeit übertünchte kein Gefühl der Heuchelei, auch das großmüthiger Fürſorge nicht. Die karge, verſagende Hand entſprach der Geſinnung des Herzens gegen Margots Tochter. Jetzt, wo dieſer unſchuldige Stein des Anſtoßes ihr den Weg zur Erfüllung ihrer Wünſche verſperrte, wo ihr Haß gegen Louiſon einen Höhenſtand erreichte, der nicht wohl zu beſchreiben wäre.

gefiel ſich Frau van der Maar darin, das Gewicht dieſer unverdienten Anfeindung an die Verbindlichkeit einer, wenn auch liebeleeren Generoſität zu hängen, mit der ſie Louiſons Reiſeausſtattung beſorgte. Als das beſcheidene Mädchen ſich weigerte, die Summen und Sachen anzunehmen, welche ihr mit ſchneidender Kälte dargereicht wurden, und dagegen um ein freundliches, gütiges Wort bat, antwortete Johanna mit empörender Härte: Nimm nur, nimm! Ich bin Dir ja noch den Todtengräberlohn für Deines Vaters Grab ſchuldig! — Ohne Deine fleißige Arbeit daran würde er ſchwerlich ſo zeitig hineingekommen ſein. Auch mußt Du etwas haben, um einen abtrünnigen Freund feſthalten und entſchädigen zu können, und ich wünſche nur, daß es lange vorhalten möge! — Ich nahm die bleiche, wie im ſchmerzlichſten Krampfe erſtarrte Louiſon tröſtend an meine Bruſt, und bedauerte ſtill, daß Selbſtſucht und Leidenſchaft ein ſonſt edles Gemüth bis zu ſolch einer Verſündigung verſtören konnten!“

„Es war hochnöthig, daß wir bald fortkamen, und der Zufall fügte ſich dieſem dringenden Verlangen. Durch einen unſerer Neger erfuhr ich, daß ein Schiff zum Abgange bereit liege, und ſchleunigſt traf ich in aller Stille Anſtalten zu unſerer Aufnahme an Bord. Plötzlich zum nahen Aufbruche gerufen, waren es nur Minuten, in denen wir die Bitterkeit eines Abſchiedes empfanden, welchen kein Segenswunſch, kein herzliches Scheidewort verſüßte. Als auf der Schwelle des Hauſes Louiſon noch ein Mal die Knie der ſtrengen Frau umfaßte und mit rührender Bitte um ein Zeichen der Verſöhnung flehete, da ſchwebte ein mildes Dichterbild vor meiner Seele, und ich ſagte mit Iphigeniens Worten: Lebe wohl! O wende Dich zu uns und gieb ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück! Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an, und Thränen fließen lindernder vom Auge des Scheidenden. Leb wohl! und reiche mir zum Pfand der alten Freundſchaft Deine Rechte!“

„Der Geiſt dieſer himmliſchen Dichtung bewährte ſich auch in der Anwendung; denn Johanna ſagte, wie Thoas, Louiſen die Hand reichend und die naſſen Augen auf mich geheftet: Lebt wohl!“

Der Erzähler verſtummte in wehmüthiger Erinnerung und feierte in minutenlanger Stille. Auch der kleine Zuhörerkreis ſchwieg ergriffen; nur Emma ließ ein paar ſchwere Thränentropfen auf das Strickzeug rollen und ſprach: „Arme Johanna! Ach! warum muß ihr Schmerz mich an eine andere Stelle der Iphigenie mahnen, die der Deinigen ziemlich nahe ſteht? Sie lautet: Denkt an mich und mein Geſchick! Der raſche Kampf verewigt einen Mann; er falle gleich, ſo preiſet ihn das Lied. Allein die Thränen, die unendlichen, der überbliebnen, der verlaſſ'nen Frau zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt, von tauſend durchgeweinten Tagen und Nächten, wo eine ſtille Seele den verlornen, raſch abgeſchiedenen Freund vergebens ſich zurückzurufen bangt und ſich verzehrt.“ — Engelhardt wollte antworten; da trat der Aſſeſſor Lindberg ein, und der weitere Verfolg der Geſchichte war für heute unterbrochen. Emma aber ſchlich ſich leiſe hinweg, und als der Oheim ſie vermißte, folgte er ihr nach, um mit freundlichem Troſte die Trauer zu beſchwören, welche er unbewußt geweckt hatte.

Der folgende Morgen, mit frühjährlicher Sonnenmilde lockend, vereinigte die häusliche Geſellſchaft auf der Linde zur Fortſetzung der geſtern unterbrochenen Erzählung. Die ſingende Lerche ſchwang ſich zu den glänzenden Wölkchen auf, die wie Geiſter des Lichts an der Dunkelbläue des Himmels hinſchwebten. Ueber das zarte Saatengrün ſtreiften friſche Lüftchen, die den Kelchen verborgener Veilchen aromatiſchen Duft entführten; der Uhren vielſtimmiger Schlag tönte von den Thürmen der unruhigen Stadt in dieſe ländliche Stille herüber, wo das Toſen und Treiben der Menſchen in dem Frieden der erwachenden Natur verklang.

„Dieſer ſchöne, heitere Morgen,“ hob Engelhardt an, „entſpricht dem Abſchnitte meiner Geſchichte, womit ich jetzt beginne. Die glücklichſte Fahrt ließ mich ungeſtört Muth und Hoffnung in der armen Louiſon anregen, die ſich kaum in das Gefühl ihrer Freiheit zu finden wußte. Nur langſam gewöhnte ſie ſich daran, nicht mehr eine gehäſſige Rüge ihrer kleinſten, unſchuldigen Handlungen zu fürchten, und mit Zuverſichtlichkeit um ſich zu blicken. Ihr feiner, weiblicher Sinn behütete ſie jedoch vor einem Mißbrauche dieſer Wiedereinſetzung in ihre Menſchenrechte, welcher ihrer Jugend zu verzeihen geweſen wäre — und nie überſchritt ſie die feinen Grenzen der Schicklichkeit. Wir nannten uns, allem Anſtoß zu begegnen, vor den Schiffsleuten Bruder und Schweſter, und erreichten unter dem Schutz der Dioskuren, und ſtets einig wie dieſe, den Hafen von Rio Janeiro. Die Großartigkeit deſſelben machte auf die in tiefſter Einſamkeit erzogene Louiſon ſehr verſchüchternde Eindrücke, während mich der Anblick dieſes bunten Gewimmels, dieſes lebendigen Verkehrs aller Nationen der Erde entzückte und Thatenluſt und Lebensdrang in mir entflammte.

Dagegen hing des Mädchens Auge begeiſtert an den Kirchen und Klöſtern, welche die maleriſchen Umgebungen der prächtigen Kaiſerſtadt in reicher Fülle bedecken. Bei dem erſten Heiligenbilde, das wir auf unſerm Wege paſſirten, warf ſich Louiſon auf ihre Kniee und betete ein andächtiges Ave Maria. Und ſeltſam! ungeachtet meiner aufrichtigen Toleranz gegen die Glaubensmeinungen Anderer ſank dennoch in dieſen Momenten, mir fühlbar, eine Scheidewand zwiſchen mir und der kleinen Katholikin nieder. Nach vielen vergeblichen Erkundigungen vernahm ich endlich zu unſerer Beruhigung, daß Louiſon's Tante und ihr Gemahl noch lebten. Man wies uns in ihre Wohngegend, und die letzten Berichte führten uns vor einen Palaſt, der, mit Emblemen des katholiſchen Glaubens bis zur Ueberladung geſchmückt, für den Reichthum wie für die Bigotterie ſeiner Beſitzer im Voraus Zeugniß ablegte. Als wir in den weiten Flur dieſes Hauſes traten, zitterte Louiſon erblaſſend und ſchmiegte ſich ängſtlich an meine Seite. Ein alter Diener kam die Stiege herab und faßte, wie ich deutlich bemerkte, meine Gefährtin mit einem erſchrockenen Blicke ins Auge. Er beantwortete meine Fragen zerſtreut und verwirrt, weil ſeine ganze Seele ſich in Louiſon's Anſchauung verlor. Nur mit Anſtrengung konnte ich ihm meinen Wunſch verſtändlich machen, mich der Dame vom Hauſe als einen Fremdling zu melden, der mit wichtigen Eröffnungen zu ihr käme — und nach einem Weilchen kehrte er zuruck und ſagte, daß ſeine Gebieterin uns erwarte. Ich hatte nur von mir geſprochen, und meine Begleiterin abſichtlich unangekündiget gelaſſen; der greiſe Kämmerling aber vermuthlich meinem Auftrage an ihn eine eigenmächtige Vollſtändigkeit gegeben.«

„Eine Frau von ſehr einnehmender Geſichtsbildung, deren Bläſſe Krankheit oder Kummer verrieth, ſaß in tiefer Trauerkleidung läſſig vor einem Bilde und wendete, als wir eintraten, die Augen, in denen die Spuren friſcher Thränen ſichtbar waren, mit einer Art von unwilliger Neugierde nach uns hin. Wie ich ſie in franzöſiſcher Sprache anredete, ergoß ſich ein mattes Roth über ihre bleichen Wangen, ein Strahl der Theilnahme englomm in ihren trüben Augen, und ſie ſagte: Seid mir willkommen, mein Herr! Was habt Ihr mir zu bringen oder zu vertrauen? Ich erwiederte: Die Tochter Eurer unglücklichen Schweſter, Madame, welche hoffentlich jetzt in Euch eine Mutter gefunden hat, deren Liebe das verlaſſene Kind ſo lange vermißte! — Louiſon beugte ſich ſchluchzend auf die Hand ihrer Tante, und auch mein Herz klopfte in ſtärkeren Schlägen, denn dieſe Minute war verhängnißſchwer."

„Heilige Mutter Gottes! rief die Kaufmannsfrau; wäre es möglich? Margot — ein Kind von meiner Margot? — Mein Herz iſt geneigt, Euch zu glauben, denn dieſe Züge ſprechen mich rührend an; aber verargt es dem Verſtande nicht, wenn er Beweiſe fordert."

„Ich zog die Schreibtafel hervor; bei dem Anblicke des Portraits brach die reizbare Franzöſin in ein heftiges Weinen aus und drückte es wiederholentlich an ihre Lippen. Es war eine gewaltſame Scene, deren Wirkung auf Louiſon ich durch die gedrängte Erzählung ihres Schickſals zu mildern ſuchte. Louiſon lehnte ſich matt und angegriffen hinten über; ihre Tante ſchellte und befahl, daß man Wein bringen ſolle. — Wie der alte Diener erſchien, die verlangte Stärkung zu ſerviren, flüſterte er, mir hörbar, der Hausfrau zu: Ach, Madame! welch eine Aehnlichkeit iſt mir an der Kleinen dort aufgefallen! Es iſt ja unſere leibhafte Mademoiſelle Margot, wie ſie in ihrer erſten Jugendblüthe war. Nur die weißere Haut und die Blondheit ausgenommen. Louiſon's Tante lächelte dieſer Bemerkung Beifall zu, und ihr Wink entfernte ihn.“

„Louiſon hatte ſich nun erholt und gab ihren Theil zu meiner Erzählung, welche die Dame mit großer Rührung anhörte. Deine Stimme, mein Kind, ſagte ſie, erklingt wie aus der weiten Ferne ſchönerer Zeiten und dringt mit den Tönen Deiner Mutter mir in die innerſte Seele! — Ja, ich erkenne es, die Heiligen haben Dich mir zum Troſte geſendet; denn vor ſechs Wochen ſtarb meine einzige Tochter, das letzte von vier hoffnungsvollen Kindern, welche der Tod mir geraubt hat, und nichts iſt mir geblieben, als der Gram um mein Liebſtes auf Erden, der ſtarre Reichthum, welcher kein verödetes Herz auszufüllen vermag — und die Erinnerung an einige glückliche nur zu flüchtige Tage meiner Jugend.“ —

„So war denn meine liebe Louiſon anerkannt und aufgenommen! Es wurden mir zwei ſchöne Gaſtzimmer angewieſen und ein paar Stunden ſpäter konnte ich mich dem Herrn des Hauſes vorſtellen, der mich mit der verbindlichſten Artigkeit willkommen hieß. Ich befand mich jetzt gewiſſermaßen in Verlegenheit. Zwar war es mein Wunſch, mich einige Zeit in Rio Janeiro aufzuhalten; allein es lag nicht in meinem Plane, als Gaſtfreund eines mir völlig unbekannten Hauſes hier unthätige Tage zu verleben. Ich nahm der erſten Gelegenheit wahr, dies meiner gütigen Wirthin zu verſichern. Louiſon's Tante erwiederte hierauf: Beruhiget Euch doch deßhalb, mein Herr! Als Ihr ein glänzendes Glück ausſchluget, um Louiſon's Geleitsmann zu werden (Louiſon mußte meine Unterredung mit Frau Johanna in jener Nacht belauſcht und ihrer Tante davon erzählt haben), da ließet Ihr Euch durch keine Geſchäfte und Verbindlichkeiten von der Erfüllung einer ſo menſchlichen Pflicht abhalten. Wollt Ihr denn nun die Muße und einige geringe Beweiſe unſerer Dankbarkeit nicht genießen, welche Ihr Euch in ungleich größerem Maße verdient habt? Drückt Euch aber das Biſchen Ruhe und der gute Wille unſerer gaſtlichen Geſinnung, ſo wird das Comtoir meines Mannes Euch Beſchäftigung gewähren, wie ſie Eure Neigung ſich erwählen mag.“

„Dies ließ ich mir alſo gefallen; ich arbeitete von nun an täglich einige Stunden in dem Comtoir des braſilianiſchen Kaufmanns, und erſtaunte über die ungeheure Ausbreitung dieſer Handlung, von der ich nur einen unzulänglichen Begriff gehabt hatte. Louiſon ſah ich jetzt nur an der Seite ihrer Tante, und ihr Betragen ſchien mir verändert. Der offene Freimuth, womit ſie ſonſt ſelbſt unter den eiferſüchtigen Augen ihrer tyranniſchen Pflegemutter ihre Anhänglichkeit an mich bekannt hatte, war einer ſonderbaren Scheu gewichen, in der ſie ſich von mir entfernt hielt. Nur verſtohlene Zeichen ſagten mir zuweilen, daß dies noch dieſelbe Louiſon, meine Louiſon ſei, wenn anders die innigſte, ungetheilteſte Hingebung einer reinen, kindlichen Seele dieſe zum Eigenthume ihres Gegenſtandes machen. Dieſer auffallende Wandel war und blieb mir räthſelhaft. Endlich führte der Zufall mich allein mit ihr zuſammen, und ich benutzte ihn, ſie dringend um die Urſache ihres veränderten Benehmens, wie um ihr Ergehen in den neuen Verhältniſſen zu befragen. Sie leugnete meine Beſchuldigung und ſagte: Meine Tante, o glaube mir! iſt ein Engel an Güte und Liebe für mich, nur ſehr bekümmert meinetwegen. Sie hat mit Entſetzen vernommen, daß ich wie eine Heidin aufgewachſen und noch nicht einmal gefirmelt wäre. Jetzt giebt ihr Beichtvater mir Unterricht, und nach gehöriger Vorbereitung werde ich die heiligen Sacramente empfangen. Auch fürchtet ſie — laſſe es Dich nicht beleidigen, Freund! daß Dein Umgang — wie ſehr ſie Dich auch ſchätze —“

„Sage es nur grade heraus! fiel ich ihr in die Rede, daß der Umgang eines Ketzers Dir verderblich geweſen ſein könne. Du biſt eine gelehrige Schülerin, arme Louiſon, und machſt Deinem Beichtvater Ehre! O Sancta Simplicitas! könnte ich vielleicht mit dem frommen Märtyrer der Wahrheit rufen; denn ich bin überzeugt, Du werdeſt in Kurzem ſo weit gekommen ſein, mit eigener Hand ein Bündel Kien herbeizutragen, um Deinen treueſten Freund verbrennen zu helfen. — Die ſchneidende Härte dieſer Worte verletzte das arme Kind. Thränen ſchwollen in Louiſon's Augen, und mit ſanfter Stimme antwortete ſie: Gott möge mir es verzeihen, daß ich Dich gleich einem der gebenedeieten Heiligen verehre und liebe! Und könnte ich Deine Seele mit meinem Leben retten, ich würde dieſen Preis nicht zu koſtbar finden. Ach! leide ich denn nicht täglich Flammenpein in der Sorge um ihr ewiges Heil? Du könnteſt — o geliebter Freund — — Ich ließ ſie nicht ausreden. Was ich kann, Louiſon, warf ich mit Heftigkeit ein, werde ich auch wollen; und ſehr bald wirſt Du meine Kraft wie meinen Willen kennen lernen! Ich verließ ſie gekränkt, und ein Andenken, das ſchmerzliche Vergleichungspuncte hatte, ſtreifte nach Surinam zu der verſchmäheten Johanna hinüber.“

„Ich glaube nicht, daß es Liebe war, was mich an Louiſon knüpfte: aber ein Gefühl, dieſer Leidenſchaft verwandt und durch die Beſtandtheile väterlicher und brüderlicher Zärtlichkeit geläutert und verſtärkt, machte mir das Mädchen unausſprechlich theuer. Und dennoch hatte dieſe innige Empfindung während meiner Anweſenheit in Rio-Janeiro ſich in meiner inneren Welt anders geſtaltet. Ich wußte nun Louiſon geborgen, verſorgt und durch ihre gegenwärtige Lage meiner ſchützenden Fürſorge überhoben, und es war mir, als habe ſich mit dieſem Bewußtſein ein feſſelndes Band von meinem Herzen gelöſet, und ich dürfe nun wieder weiter ſtreben, unbekannten, nur geahneten Zielen zu. Seit ich aber durch Louiſon's eigenes Bekenntniß wußte, wie man meinen Einfluß auf das Mädchen beurtheilte, und welche Bedingungen man an die Fortdauer unſerer Gemeinſchaft und in Bezug auf ſie an eine reizende Ausſicht — zu machen wage, ſeitdem hielt ich es an der Zeit, mich loszureißen und eine Täuſchung zu zerſtören, die nimmer zur Wahrheit werden konnte. Auch wäre mir ein längeres Bleiben unter dieſen Umſtänden ſchwer geworden. Noch an demſelben Tage, wo ich mit Louiſon geſprochen, fügte es ſich ſchicklicher Weiſe, daß ich den Gemahl ihrer Tante meine Abſicht eröffnen konnte, mir ein Stück Brod für den Genuß einer ruhigen Zukunft zu erwerben, und noch ein wenig mehr von dieſer närriſchen Kugel zu ſehen; ich bat ihn daher um ſeine Verwendung für dieſen Zweck.“

„Das Geſicht des Kaufmanns erhellte ſich; offenbar war dieſe Erklärung nach ſeinem Wunſch und Sinne. Freundlich antwortete er mir: Damit kann ich Euch, wenn Ihr es nun nicht anders wollt, ſehr bald dienen. In kurzer Zeit ſegelt ein Waarenſchiff von hier nach Hindoſtan, welches, von einem kaufmänniſchen Vereine befrachtet, eines zweiten Aufſehers der eingeladenen Güter bedarf, im Falle der erſtere erkrankte oder irgend ein Unglück nähme. Der junge, dazu berufene Mann iſt von einem böſen Fieber befallen worden, und ich würde Euch ganz von ſelbſt ſeine Stelle vorgeſchlagen haben, wenn ich nicht den möglichen Argwohn hätte umgeben wollen, als ob ich Eures Aufenthaltes in meinem Hauſe überdrüſſig wäre. Dieſer Poſten iſt ſehr vortheilhaft, denn Gefahr und Verantwortlichkeit erheiſchen ihre Belohnungen. Auch will ich Euch Adreſſen nach Goa geben, wo Ihr, wenn es Euch gefällt, vielleicht eine Zeit lang bei einem Portugieſen conditioniren könnt, der als Kaufmann wie als Menſch ein empfehlenswerther Mann iſt. Kehrt Ihr früher oder ſpäter zurück, ſo werdet Ihr mein Haus für Euch geöffnet und Rath und Hülfe, wie ich beides nur zu geben vermag, zu Euren Dienſten bereit finden. Schöner hätte ich mir die Erfüllung meiner Wünſche nicht träumen können, wie ſie mir nun wahr und wirklich dargeboten wurde.. Ich machte mich reiſefertig und ſchrieb einen langen, ausführlichen, an Dich, liebſter Schwager, gerichteten Brief, worin ich Dir und den Deinigen, mit Beziehung auf die von Surinam aus gegebenen Nachrichten, den Verfolg meiner Erfahrungen und mein Vorhaben meldete. Dieſes Schreiben muß jedoch verloren gegangen ſein; ſo wie hingegen ein dringender Verdacht darauf ruht, daß alle meine früheren Briefe nach Deutſchland von Frau van der Maar unterſchlagen worden, aus Furcht, die Antwort könne mich ihr entziehen. Der Abſchied von Louiſon war mir ſehr ſchmerzlich; kaum konnte ſie ſich aus meinen Armen reißen, und es war mir, als hätte ich ihr auf ewig

Lebewohl geſagt. Ihre Tante beſchenkte mich mit einem koſtbaren Ringe, und unter meinem Reiſegepäcke fand ich eine Schatulle, die Louiſon eigenhändig den Trägern übergeben und zu ſorgfältiger Bewahrung empfohlen hatte. An meine Uhr war durch eine mir unbegreifliche Taſchenſpielerei der Schluſſel geknüpft worden. Wie ich das ſaubere Käſtchen öffnete, fand ich es mit Summen gefüllt, über deren Anſehnlichkeit ich erſchrak; in einem kleinen Fache lag eine lange, dunkle Locke von Louiſon's Haaren. — Unſere Reiſe ging zwar raſch, aber weniger glücklich als meine zweite Seefahrt von Statten. Wir hatten mit mancherlei Beſchwerden und ſehr ernſtlichen Gefahren zu kämpfen; doch begrüßten wir endlich wohlbehalten die Küſten von Hindoſtan. O mein Hindoſtan! Dich werde ich nie vergeſſen! — Da, wo der milde Himmel Aſiens auch im Gemüthe des Menſchen ſchönere Blüthen der Liebe und Güte treibt, als im rauhen, kalten Norden, wo die Einfalt der Unſchuldswelt neben Induſtrie und Kunſtfleiß wohnt — da entfaltet die Natur Paradieſe, wie kein ſchwaches Bild einer menſchlichen Zunge oder Hand ſie ſchildern kann! Und bis meine Erinnerungen im Tode verbleichen, werden jene himmliſchen Auen und der herzliche, freundſelige Sinn ihrer Bewohner mir gegenwärtig bleiben und ein ſüßes Sehnſuchtsweh in mir anregen. —“ Engehardt hielt bewegt inne — und die Baſe, welche die Wärme dieſes Andenkens verdrießen mochte, ſagte: „Nun, mein Sohn, ich dächte, die Heimath könnte Dir lieber ſein, als der Aufenthalt unter wildfremden Menſchen, und wäre er auch noch ſo reizend. Ich meinerſeits müßte dafür danken, und wollte lieber mitten in der Lüneburger Haide wohnen, als in der ſchönſten Stadt von Aſien, und würde froh ſein, wenn ich mit heiler Haut davon gekommen wäre.“ Engelhardt ſah die Vaſe mit einem Blicke an, worin ſich ein leiſes Mitleid malte. Er antwortete: „Du irrſt, meine gute Vaſe. Der eingeſchränkte Begriff, womit der Menſch, welcher nie von der Erdſcholle weggekommen, auf der er geboren worden, ſich und ſein heimiſches Plätzchen von fremden Völkern und Ländern abſondert, erweitert ſich bei jedem Schritte in die Welt. Dieſe Grenzen verſchwimmen unmerklich; man fühlt, daß ein brüderliches Band die ganze Menſchheit umſchließe, und während oft der Nächſte unſeres Weſens wild und fremd an unſerm Herzen reißt, gießt vielleicht das rohe Kind einer fernen Zone mit ſamaritiſcher Barmherzigkeit Oel in unſere Wunden! — Doch laß mich wieder auf Goa zurückkommen.

„Der Portugieſe, an den ich empfohlen war, nahm mich mit freundlicher Gutherzigkeit auf. Er hatte große Teppichwebereien und eine Menge Wollefärbereien, in denen bekanntlich die Bewohner jenes Landes excelliren. Ein einziger Sohn, die Spätfrucht einer längſt durch den Tod getrennten Ehe, war der Erbe dieſer reichen Beſitzungen. Aber der Jüngling ſchien ſchwermüthig und wenig geeignet, ſich dieſer Güter zu erfreuen, und noch weniger geneigt, ſie thätig zu verwalten. Der Vater, von der Laſt ſchon ziemlich hoher Jahre gebeugt, entbehrte daher eines Beiſtandes in ſeinen Geſchäften, den er mit zuvorkommendem Vertrauen in mir vorausſetzte, indem er mir nach dem Leſen meiner Empfehlungsbriefe das Anerbieten machte, bei ihm zu bleiben und in ſeinen Handelsangelegenheiten wirkſam zu ſein. Ich nahm es dankbar an. Schon nach einigen Tagen entdeckte mir der gute Alte mit ſichtlicher Bekümmerniß das Verlangen ſeines Sohnes, welcher mit unſerem zurückkehrenden Schiffe nach Braſilien zu gehen wünſchte. Er war beſorgt, ihn ziehen zu laſſen, und doch von dem Gemüthszuſtande des Jünglings gedrängt, ihm die Erlaubniß zu einer ſo anhaltenden Zerſtreuung nicht zu verſagen. Der Sohn liebte ein Mädchen aus der verachteten Kaſte der Hindu's, und der Vater konnte und wollte dieſe Neigung nicht durch ſeine Genehmigung krönen. Es iſt der erſte, einzige Wunſch, an deſſen Erfüllung der Jüngling verzweifeln muß, und deßhalb verzehrt er ſich in ihm und weiſet mit dem eigenſinnigen Trotze dieſer Leidenſchaft jede Entſchädigung von ſich, die des Vaters Zärtlichkeit ihm zu geben bereit iſt. — Ich dachte an Louiſon. Wenn der liebekranke Jüngling dies reizende Mädchen in der Blüthe jungfräulicher Schönheit ſähe? Wer weiß, ob er nicht ſeine ſehnſüchtigen Seufzer mit den Seewinden zurückließe und dem Vater in dieſer reichen Erbin eine willkommenere Schwiegertochter mitbrächte! Ihr ſehet, meine Geliebteſten, daß mein Gefühl für Louiſon ohne alle ſelbſtſüchtige Anmaßung war, und daß ich nicht daran dachte, das Mädchen für mich aufzuſparen und an mich und mein ungewiſſes Loos zu binden. Mit Behutſamkeit äußerte ich jedoch meine Meinung, daß die Reiſe für den jungen Mann heilſam ſein werde, und enthielt mich der Anführung jedes Grundes, der entſcheidend hätte ſein können. Auch hatte ich ſpäter Urſache dieſe vorſichtige Enthaltſamkeit zu ſegnen. —"

„Der junge Mann beſtand indeß auf ſeinem Vorſatz, und ſein Vater entſchloß ſich endlich die Ausführung deſſelben zu bewilligen. Der gute Alte gewann mich lieb; er gab mir täglich Beweiſe ſeiner wachſenden Gunſt. Es waltete zwiſchen ihm und mir ein ähnliches Verhältniß, wie das, worin ich früher zu meinem Principal in Berlin geſtanden. Er überließ ſich der erheiternden Hoffnung, daß ſein Sohn geſund und von ſeiner Herzenskrankheit geneſen einſt wiederkehren werde. Aber ach! wie grauſam ward dieſe väterliche Täuſchung zerſtört! Ein Tag des Jammers brachte uns die ſchreckensvolle Kunde, daß ein Sturm, das Schiff aus Braſilien an Klippen verſchlagen, und es mit ſeiner Mannſchaft und Ladung in den Grund des Meeres verſenkt habe. So war das heiße Herz des armen Jünglings in die kalten Wellen begraben und mit ſeinen quälenden Wünſchen auf ewig zur Ruhe gebracht! — Der Schmerz des unglücklichen Vaters überwand den natürlichen Stumpfſinn des Alters. Er raufte ſein dünnes, weißes Haar und war jedem Troſtverſuche unzugänglich. Am Abend dieſes Trauertages ging durch die Unvorſichtigkeit eines Arbeiters eine ſeiner Färbereien in Flammen auf. Gleichgültig ſtarrte er trocknen Auges in die Lohe, welche einen Theil ſeiner ſchönſten Vorräthe verſchlang. Das iſt Deine Todtenfeier, mein Sohn! ſagte er mit Tönen, die aus einer zerriſſenen Seele drangen. Möge dieſer Brand mir immerhin Haus und Habe rauben! Der, um deſſentwillen ich ſorgte und arbeitete, und mich freute ein reicher Mann zu ſein, iſt ja nicht mehr! — Und nun brach er wieder in lautes, anhaltendes Wehklagen aus. Aber jene Schwäche der höheren Jahre, welche keinem lebhaften Gefühle auf die Dauer Nahrung zu geben vermag, milderte auch den Vaterſchmerz meines alten Freundes. Vor allem tröſtete ihn der Gedanke an das Grab, dem er ſich durch dieſe Erfahrung um Vieles näher gerückt fühlte, über den herben, unerſetzlichen Verluſt, den er erlitten. Doch ſein Intereſſe für die Geſchäfte war erſtorben, und ihr Betrieb lag wie eine ſchwere Bürde auf ſeinen müden Schultern. Ich ſuchte ſie ihm nach Pflicht und Möglichkeit zu erleichtern, die väterlichſte Geſinnung belohnte mich dafür: allein es reift nichts Vollkommenes unter dem Monde! und ſo hatte auch jenes herzliche Verhältniß ſeine Mängel.«

»Der alte Herr in Goa war ein eifriger Katholik, und wäre ſein Herz nicht toleranter als ſein Glaube geweſen, es würde ihm ſchwerlich möglich geworden ſein, ſich jemals mit einem Proteſtanten zu befreunden. Seit er nun den einzigen Sohn verloren, ſuchte er die Mittel ſeiner Beruhigung in religiöſen Uebungen und reichen Opfern, der Kirche und ihren Prieſtern dargebracht. Vielleicht war er auf die Verdienſtlichkeit meiner Bekehrung in den Schooß der alleinſeligmachenden Kirche — aufmerkſam gemacht worden; denn mit Befliſſenheit ſuchte er mich von ihrer höchſten Würde und Heiligkeit und von dem Fluche meiner Verſtockung zu überzeugen. Als längere Zeit hindurch ſein Eifer fruchtlos geblieben war, ſagte er eines Tages: Mein Sohn, denn als ſolchen betrachte ich Euch, und erkenne, daß die Hand Gottes Euch zu mir geführt hat, auf daß mein Alter nicht ſo ganz einſam wäre — hört mich an! Ich habe ein letztes Wort über die wichtigſte Angelegenheit mit Euch zu reden. Das Leben iſt mir öde, ſeit mein Gideon in den Fluthen umkam; die Früchte meines Fleißes werden in fremde Hand, und keine Thräne auf mein Grab fallen. Still, Freund! Ich glaube, daß Ihr es redlich zu mir meint; aber eine ungeheure Kluft trennt uns noch. — Wäre ſie durch Euren frommen Willen überſprungen, ſo übrigte mir hienieden keine Sorge mehr, und ruhig würde ich ſterben können. Beſinnt Euch des Beſſeren, mein Sohn, daß nicht Eure ewige Verdammniß uns in jener Welt ſcheide, und ich mich in dieſer fortan durch meine Liebe für Euch verſündige. Schwört Eure ketzeriſchen Irrthumer ab, und der Tag Eurer katholiſchen Weibe verſichert Euch mein ganzes Vermögen, mit Ausnahme einiger Legate für Seelenmeſſen und milde Stiftungen. Ich hätte dann doch mit dem Schweiße meines mühevollen Lebens eine mir theure Seele vom Verderben errettet! — “

„Dieſe Geſinnung rührte mich ſehr, ſowohl in ihrer Richtung auf die Frömmigkeit des Mannes, — Gott ſiehet das Herz an! — als auch in Beziehung auf das väterliche, mir geſchenkte Wohlwollen, deſſen ganzen Umfang dieſe Stunde enthüllte.“

„Vater! erwiederte ich, und drückte ſeine Hand auf mein Herz, hier klopft mein Dank für Eure Güte, den mit Worten auszudrücken ich nicht im Stande bin. Wäre Euer Anſinnen von der Art, daß ich es erfüllen könnte Euer Wunſch bedürfte zu ſeiner unbedingten Gewährung keiner anderen Lockung, als ſich ſelbſt. Aber gebraucht doch nur einmal Eure klare Einſicht, um mich von einer Zumuthung freizugeben, die Euch, im Falle ich ihr nachgäbe, nur mit einer verächtlichen Täuſchung befriedigen würde, welche mich vor dem Gerichte der Ewigkeit verklagen müßte. — Iſt denn die Ueberzeugung feil, wie eine Waare, die man für den beſten Preis losſchlägt? Iſt ihr Weſen denn nicht Geiſt, der frei iſt, oder doch frei ſein ſollte — von den Feſſeln des Goldes? Was hülfe es Euch wohl, wenn ich aus Gewinnſucht Euch mit Lippenwerk betröge? Ich würde vor Euren Heiligen knieen, aber dabei denken, daß es nur Bilder von Holz oder Marmor wären; ich würde das Kreuz ſchlagen, allein das luftige Zeichen würde keinen Eindruck auf mein Gemüth machen. — Zürnet meiner Redlichkeit nicht, edler Mann! Ich bin ſo wenig ein Freigeiſt, als ein Frömmler, und mein Glaube iſt einfach wie meine Moral. Ich verehre ein höchſtes Weſen, halte liebenden Bruderſinn, wie ihn Chriſtus lehrte, für den Inbegriff unſerer Nächſtenpflichten, und weiß mit erhebender Gewißheit, daß, wenn dies kleine Haus von Erde zerfällt, der göttliche Funken, welcher es beſeelt, zu freierem Wirken berufen iſt! — Seht darin einen Beweis meiner dankbaren und ewigen Hochachtung, daß ich Euch durch Wahrheit ehrte, und lieber Eure Schätze als das Bewußtſein miſſen will, Eures väterlichen Wohlwollens werth geweſen zu ſein! —"

„Wie tief auch die Lebenswurzeln von dem Glauben des biedern Alten in ſein Gemüth eingedrungen waren, ſo fand doch die Sprache der entſchiedenſten Gewißheit mit durchdringender Gewalt in dem verhärteten Boden Raum. Er reichte mir wie verzeihend die Hand und ſchwieg. Vielleicht würde dieſe Entgegnung nicht für immer vorgehalten haben, wenn mich nicht die zunehmende Schwäche des guten Greiſes und das allmähliche Verlöſchen ſeiner geiſtigen Kräfte vor ferneren Angriffen auf meinen Proteſtantismus geſchützt hätte. Er ſtarb und ſein letzter Wille zerſetzte ſein Vermögen in drei Theile, wovon der eine für die Kirche des Ortes zur Stiftung von Seelenmeſſen für ſich und ſeinen Sohn, der zweite einem Dominicanerkloſter in Portugal, worin ſein Bruder lebte, und der dritte mir beſtimmt war was mich zum reichen Manne machte." —

Jacobi reichte ſeinem Schwager mit achtungsvoller Theilnahme die Hand, und die Baſe fiel froh erröthend ein: „So biſt Du alſo wirklich in guten Umſtänden, mein Sohn?" Engelhardt blickte die Fragerin mit einem ſchlauen Lächeln an, und antwortete: „Ich bin zufrieden, Baſe, und dies Gefühl ſetzt uns ja in den Beſitz der reichſten Schätze!" Die Baſe ſchüttelte leiſe und unmerklich den Kopf; lieber als dieſe Verſicherung wäre ihr die Angabe der runden Summe ſeines Vermögens bei Heller und Pfennig geweſen. „Werden wir noch einmal von Louiſon hören, Oheimchen?“ fragte Bettina mit ſeelenvoller Freundlichkeit; und ſeufzend erwiederte der Erzähler: „Bald kommen wir zu ihr zurück;“ dann nahm er den abgeriſſenen Faden der Geſchichte folgender Maßen wieder auf: „Die Bande, welche mich an Hindoſtan feſſelten, waren von der ſcharfen Senſe des Todes nunmehr gelöſt, und in öder Unabhängigkeit ſehnte ich mich nach befreundeten Verbindungen. Vielleicht ſtieg aus des Herzens Tiefen der Gedanke in mir auf, daß, wäre Louiſon noch frei — ich ihr jetzt mit meiner Hand ein Loos anbieten könnte, das den günſtigen Verhältniſſen, worin ſie lebte, nicht ganz unangemeſſen wäre; denn noch immer herrſchte ihr Bild in meiner Seele, und keine üppige Schönheit Aſiens hatte es daraus verdrängen können. — Genug, ſobald nur meine Erbangelegenheiten beendigt waren, ſchied ich von dieſen gaſtlichen Küſten, wo es mir ſo wohl gegangen war, und ſegelte gen Braſilien.“

„Es war am Tage Aller Seelen, als mein Fuß die Straßen von Rio Janeiro betrat. Der Feiertag verbreitete ſeine Stille und ſeine feſtlichen Außenfarben über die fromme Reſidenz; die Heiligenbilder waren noch überall vom vorigen Tage her geſchmückt. Andächtige wallten in Schaaren nach den offenen Tempeln. Der lieben Kirche weich nicht aus, findſt Du ſie auf dem Weg, dachte ich mit Fridolin, und trat in die Halle einer Hauptkirche, an deren Pforten mich mein Weg vorüberführte. Das Schiff der Kirche war gedrängt voll; vom ſtrahlenden Hochaltare ſcholl Prieſtergeſang und das Signalglöcklein der Miniſtranten. Weihrauchdüfte hüllten die betende Menge in dämmernde

Wolken ein. Ueber meinem Haupte rollte eine prächtige Muſik ihre Töne in die hohen Gewölbe; ein göttlicher Geſang ſchien die Himmel zu theilen und das ſehnſüchtige Andenken der Sterblichen in den Chor der Seligen zu tragen. Ueberwältiget von dieſen Eindrücken ſenkte ich mich auf ein Knie, und mein Geiſt beugte ſich in Dank und Demuth vor Gott, der mich aus ſo großen und mannigfaltigen Gefahren errettet und mit ſegnender Hand bis hierher geleitet hatte. — Von dem großen Zudrange in meinen Empfindungen geſtört, flüchtete ich mich in einen Seitengang, den die breiten Pfeiler mit ihren finſteren Bildern und überladenem Schmuckwerk verdunkelten. Ein düſteres Kerzenlicht winkte mir von hier aus nach einem einſamen Winkel; ich fand eine tiefe Plende, deren flimmernder Hintergrund von einer wächſernen Madonna ausgefüllt war. Das Marienbild, mit einem Gewande von ſtarrer Seide angethan, ſchimmerte im Gefunkel köſtlicher Edelgeſteine; ein leichtes Gitterwerk von Metall ſchützte ſeinen anlockenden Glanz vor möglicher, räuberiſcher Entweihung. Nur eine einzige Beterin lag hier auf ihren Knieen in Andacht verſunken. Es zog mich näher und näher, die zarte Geſtalt zu betrachten, welche mit heißer Inbrunſt die Mutter aller Gnaden anzugehen ſchien. Aber unvernommen näherten ſich meine leiſen Schritte. Der ſchneeweiße Mouſſelin ihres Kleides floß in weiten Falten über die breiten Marmorſchwellen herab, ein perſiſcher Shawl, deſſen Koſtbarkeit ich nunmehr beurtheilen konnte — umhüllten den Oberleib der Dame, ein echter Spitzenſchleier umſchlang die ſchöngeordnete Fülle dunkler Locken und fiel zu beiden Seiten der Schultern lang hernieder, und ein Paar kleine, zierliche Hndäe, von den erleſenſten Brillanten bedeckt, hoben ſich gefalten und flehend empor. Gewiß eine Unglückliche! dachte ich, die mitten im Genuſſe des Reichthums mit darbender Seele um Troſt und Beruhigung ringt. Ich ward neugierig, ihr Geſicht zu ſehen, und trat an die Seite des Altars. Wie ſie das geſenkte Haupt aufrichtete, erkannte ich Louiſon.“

„Ihr Auge traf auf meines; doch erbleichend, gleich dem Marmor, worauf ihre Kniee ruheten, ſtarrete ſie mich an, als ſähe ſie einen Geiſt. Ich bin es, Louiſon! erkenne doch Deinen Freund! flüſterte ich ihr zu. Da ſtieg ein ſchwacher Lebensſchein in ihre farbloſen Züge. Sie zog gewaltſam die heller werdenden Blicke von mir ab, ſchlug ein Kreuz und lispelte leiſe einige dem Bilde zugewendete Worte; dann ſagte ſie haſtig zu mir: Begleite mich! und ging ſchweigend an meiner Seite durch eine Nebenthür aus der Kirche. Kaum waren wir im Freien, ſo löſete ſich der unnatürliche Zwang ihres Benehmens in die reinſte Freude auf. Du lebſt, mein Engelhardt! rief ſie entzückt und drückte meine Hände, o warum ließ ich mich täuſchen und glaubte an Deinen Tod. —“

„Du wähnteſt mich todt, Louiſon? fragte ich verwundert. Man ſagte mir, verſetzte ſie, Du hätteſt bei dem Scheitern jenes Schiffes, worauf Du nach Hindoſtan gegangen, Deinen Untergang gefunden, und ich habe Dich mit unverſiegbaren Thränen beweint. Ja, noch heute flehete ich, die heilige Jungfrau weiß, mit welch heißem Ringen nach Erhörung! um Ruhe für Deine Seele. — Da ſtandeſt Du plötzlich in leiblicher Geſtalt vor mir! Ich mußte Dich wohl für eine Erſcheinung, für einen Trug meiner Sinne halten. —“

„Meine gute Louiſon! erwiederte ich mit dem Tone unveränderter Zärtlichkeit, auch ich habe Dich nie vergeſſen und Dein liebes Bild treu im Herzen getragen. Wenn wir uns nicht mehr trennen dürften, wenn kein Hinderniß uns ferner ſchiede — — — ſo biſt Du mir alſo ein wenig gut geblieben? unterbrach ſie meine ſtockenden Wünſche, während Thränen aus ihren Augen rannen, die ſie durch den Fall des Schleiers der Beobachtung zu entziehen ſtrebte; nun, das iſt ſchön von Dir, mein Freund! Ich habe es auch um Dich verdient! Wir ſtanden jetzt vor der Thür ihres Hauſes; ſie führte mich in ein Zimmer, welches durch grünverhangene Glasthüren mit einem anderen verbunden war. Hier umſchlang ſie mich mit Innigkeit und drückte ihre Lippen auf meinen Mund. So heiße ich Dich noch einmal willkommen aus dem Todtenreiche, Du geliebter Freund! ſprach ſie mit einer Art von Feierlichkeit. Ich bedeckte, durch dieſen Empfang außer Faſſung geſetzt, die holde Louiſon mit durſtigen Küſſen, und preßte ſie an mein hochſchlagendes Herz. Sie aber entzog ſich mir erröthend und ſagte ſanft: Verweile hier, Lieber, bis ich wiederkomme. Darauf verſchwand ſie durch die Glasthüren und gönnte mir Zeit, mich zu beſinnen.«

»Jetzt erſt fiel es mir auf, wie ſehr Louiſon ſich in der Zeit meiner Abweſenheit verändert hatte. Sie war noch gewachſen und ſchien mir auch voller als ſonſt; doch ihre jungfräuliche Blüthe war verweht. Allein der reifere Ernſt ihres Geiſtes, und ein, durch die höchſten, weiblichen Gefühle veredeltes Gemüth goß den milden Reiz einer würdevollen Anmuth über ihr ganzes Weſen aus. Und Louiſon war noch ſo jung! Woher nun die augenſcheinliche Veränderung? Sollte Kummer und Gram — hier wollte die Eigenliebe mir Erklärungen geben — aber Louiſon ſah gar nicht aus wie eine Leidende, vielmehr leuchtete ihr Auge im reinſten Vergnügen, und um ihren lieblichen Mund ſchwebte ein ſüßes, zufriedenes Lächeln. Da kam ſie ſelbſt, und überhob mich dieſer voreiligen Grübeleien. Sie führte ein Paar Kinder, ſchön wie Liebesgötter, auf mich zu, und ſagte mit zitternder Stimme: Sieh hier, meine Kinder, in denen meine ewige Dankbarkeit für Dich fortleben ſoll; welche aus meiner Lebenskraft Liebe für Dich geſogen haben! —«

»Deine Kinder! ſtammelte ich erſtarrt, ſo biſt Du Gattin, Louiſon? — Eine dunkle Gluth überzog ihr Geſicht bei dieſer unbeſcheidenen Frage; doch ohne Empfindlichkeit antwortete ſie: Und eine ſehr glückliche! Sei der Freund meines Mannes, wie Du der meinige wareſt!«

»Ich wendete mich traurig ab. Wie ich Louiſon, zu ihren Kindern herabgeneigt, den blöden Kleinen eine Weiſung, mich zu begrüßen, zuflüſtern hörte, war mir wie damals, als ich ſie auf offener Straße vor einem Heiligenbilde knieen und ſo ihren Glauben bekennen ſah. Ich fühlte mich getrennt von ihr durch die Gewalt der Natur, getrennt für immer. — Vergieb, Louiſon, ſagte ich, mich faſſend, wenn ich mich erſt an den Gedanken gewöhnen muß, daß es Weſen giebt, die einen heiligeren Anſpruch an Deine Liebe haben, als ich!«

»Sobald ich nur meine ſtürmiſchen Gefühle niedergekämpft hatte und die Ueberlegung Raum in mir gewann, ſah ich wohl ein, daß die Verſchiedenheit unſeres Glaubens für eine eheliche Verbindung zwiſchen mir und Louiſon ein unabſtellbares Hinderniß geweſen wäre, und ſo mußte ich mich ja wohl freuen, ſie als eine glückliche Gattin wieder zu finden. Sie hatte einen jungen, franzöſiſchen Kaufmann geheirathet, der, an die Handlung ihres Oheims mit Adreſſen verſehen, ſich die Gunſt deſſelben und ſpäter die Zuneigung der ſchönen Nichte zu erwerben wußte. Die erſte Nachricht von dem Tode ihres reiſenden Freundes verſenkte Louiſon in ein tiefes, untröſtliches Leid, und erſt, als dieſe Stimmung ſo weit überwunden war, um milderen Gefühlen Eingang in das trauernde Herz zu gönnen, machte der ſchlaue Franzoſe jeden kleinen Vortheil der Landsmannſchaft und die beſtrickende Gewalt ſeines angenehmen Umgangs mit Erfolg auf das von ihm vergötterte Mädchen geltend. Er war entſchloſſen, ſeinem Vaterlande für immer zu entſagen, und Louiſons Oheim gab ihm einen Antheil an dem Ertrage der Handlung und die Zuſicherung von der Hand ſeiner Nichte. Kurze Zeit vor der Vollziehung dieſer Heirath erhielt der Oheim durch ſeine Correſpondenten in Goa die Nachricht, daß ich noch lebe, und das Todesloos den Sohn meines Gönners getroffen habe. Jetzt aber wagte er es nicht, Louiſon mit dieſer Auferſtehung ihres vielbeweinten Lieblings bekannt zu machen, aus Furcht, es könnte dieſer Umſtand in dem Gemüthe meiner Freundin eine Veränderung bewirken, die wohl gar eine verdrießliche Störung des wichtigen Vorhabens abzugeben im Stande wäre. So blieb alſo Louiſon in dem Wahne, daß ich todt ſei."

„Louiſons Tante und Oheim lebten beide noch, und nachdem die erſten Verlegenheiten über mein Erſcheinen und die geheimen Erörterungen über mein verſchwiegenes Daſein vorüber waren, genoß ich der gaſtfreundlichſten Aufnahme von ihnen. Louiſons Gatte war ein ſehr hübſcher Mann, von dem gewandteſten Benehmen; auch er überſchüttete mich mit Artigkeiten. Aber war es eiferſüchtige Selbſtſucht? oder eine zu große Verſchiedenheit unſerer Individualität? — Er konnte meine Freundſchaft nicht gewinnen."

„Jetzt erwachte die Sehnſucht nach der Heimath, nach meinen Lieben, wie ein ſchlummernder Rieſe in mir. Ich ſtrebte fort: allein man drang in mich, noch einige Zeit in Rio Janeiro zu verweilen. Der heiße Durſt nach fremden Anblicken war geſtillt; die Bilder meiner Kindheit und früheren Jugend ſchwebten im Zauber trauter Erinnerungen vor meiner Seele und verdrängten die Erfahrungen ſpäterer Tage. Die friedliche Raſt am eigenen Herde erſchien mir nunmehr als das Süßeſte auf Erden. Auch mag ich nicht leugnen, daß die Anſchauung von Louiſons häuslichem und mütterlichem Glücke Wünſche in mir anregte, die ſo laut noch nie in mir geworden waren, und das Andenken an meinen Geburtstag ſagte mir, daß es hohe Zeit wäre, an ihre Erfüllung zu denken. — Zufällig erfahre ich, daß ein deutſcher Goldarbeiter ſich in Rio Janeiro befinde, deſſen künſtliche Arbeiten ganz vorzüglich beliebt wären. Erfüllt von dem ſehnenden Verlangen nach einer heimathlichen Anſprache, ſuche ich die Bekanntſchaft des Landsmanns unter dem Vorwande eines Einkaufs. Er erzählte mir nach einer einleitenden Stunde unſerer Unterhaltung, daß das Glück, welches ihn auf europäiſchem Boden hartnäckig geflohen, durch hitzige Verfolgung bis nach Braſilien gelockt, wo es ſich dann plötzlich gewendet und ihn mit offenen Armen empfangen habe, ihn jetzt in eine wunderliche Alternative ſtelle. Er habe ſich vor einigen Wochen mit einer reichen Wittwe daſigen Ortes verlobt, und vor wenig Tagen ein Schreiben von hier aus erhalten, welches ihn in den Beſitz einer unerwarteten Erbſchaft ſetze, von der er keinen perſönlichen Gebrauch machen könne, weil er in dieſem Falle Verzicht auf jene vortheilhafte Verbindung leiſten müßte. Er zeigte mir einen ſehr ſaubern Riß von dieſem Hauſe und Garten, der jener ſchriftlichen Nachricht beigefügt geweſen.“

„Halb im Scherze, halb im Ernſte, äußerte ich, daß ich geneigt wäre, ihm die Erbſchaft abzukaufen, wenn er es billig mit mir machen wolle; denn die Vorſtellung reizte mich, wie ſchön es wäre, wenn ich ein Eigenthum im Vaterlande hätte, ehe mein Fuß noch ſeine Grenzen betreten. Er forderte einen, wie ich jetzt einſehe — ſehr mäßigen Preis, und, dictum factum! wir gaben dem Abſchluſſe unſeres Handels gerichtliche Bekräftigungen.“

„Das Scheiden von Louiſon, eine Trennung für dieſe Welt! fiel mir dennoch ſehr ſchwer. Ich mußte jedoch ihren Zuſtand ſchonen, denn ſie befand ſich in erneueten, mütterlichen Hoffnungen. Mit jeder zurückgelegten Seemeile preßte die Frage mit ſtärkerem Gewichte meine Bruſt, wen von meinen Lieben ich wiederfinden, wen vermiſſen würde. Meine gute Schweſter! Dein Grab war mit jener bangen Ahnung gemeint. Ich ſollte Dir nicht mehr ſagen können, wie der Klang des Namens Johanna, womit ich Frau van der Maar, mit dem Vorrechte, was ihre Gunſt mir gab, ſo gern anredete, mich zu tauſend Malen an Dich erinnert habe; und vielleicht beſtärkte die brüderliche empfundene Zärtlichkeit in ſeinen Tönen einen Irrthum ihrer Gefühle, den ich bedauern und mit dem Scheine von Undankbarkeit berichtigen mußte, aber nie wiſſentlich verſchuldet hatte. —“

„Meine Ungeduld gab dem ruhigen Fortgange unſerer Reiſe eine marternde Langſamkeit. Endlich betrat mein Fuß die heilige deutſche Erde wieder. Mein Herz ſchwoll — und ein paar Thränen netzten den Grenzboden, auf dem ich eine lange, ſinnige Minute ſtand und den Zeitraum von mehr als zwölf Jahren, die ich abweſend zugebracht, mit flüchtigem Blicke überſchauete. Ich war ein Anderer geworden; von der Erfahrung enttäuſcht und belehrt, lächelte ich jetzt über die thörichten Träumereien meiner Jugend. Alles erſchien mir in verändertem Lichte, ich meinte, in hellerer Wahrheit, und vermuthlich wird die Folgezeit die Erſcheinungen des Lebens wieder unter andere Geſichtspuncte ſtellen. Aber glücklich bin ich! Ach! könnte ich Euch, meine Theuern, doch ſagen, wie ſehr! glücklich, daß ein liebender Familienkreis mich wieder umſchließt, daß Hannchens Geiſt mich tröſtend aus den Zügen ihrer Kinder anſpricht, daß die freundlichen Beziehungen der Verwandtſchaft mich an ein häusliches Walten binden, und daß ich mit Gewißheit weiß, es gäbe nirgend auf der Welt Ortſchaften und Verhältniſſe, welche Entſchädigung für die ſüßen Freuden der Heimath bieten könnten."

Hier endigte Engelhardt ſeine Erzählung, und reichte bei dem Schluſſe derſelben jedem der Zuhörer mit herzlichem Drucke die Hand; dann verließ er, der Erholung bedürfend, die Linde, und ging ſtill im Garten auf und nieder.

Bettina, von wirthlichen Geſchäften abgerufen, ging dem Hauſe zu, die Baſe, nachdem einige Bemerkungen in ihrem Geiſte über das Gehörte unbeantwortet geblieben waren, folgte ihr bald nach, und Emma blieb mit dem Vater allein. Nach langem Schweigen ſagte ſie: „O mein Vater! des Oheims Erzählung hat mich ſo ergriffen, wie ich es Dir nicht zu beſchreiben vermag. Die mir vorgeführten Bilder haben faſt die Erinnerung an mein eigenes Unglück verdrängt. Dieſe leidenſchaftliche Johanna, der ich mein wärmſtes Mitleid nicht verſagen kann — gemahnt mich in den Flammen der verletzten Scham und gekränkten Liebe, die ſie meinem Gefühle nach verzehren müſſen, an die verlaſſene Dido; das harte Schickſal der lieblichen Louiſon, und der ſichtliche Schutz, in den ſie der Himmel genommen, bedrängt mein Herz in Wehmuth und Wonne. Margot — o wie habe ich die Arme ſo lieb! welche ihr ſchweres Leid und ihre einzige Hoffnung auf Erden jener heiligen Mutter anvertrauet, überzeugt, daß eine Mutter die andere verſtehen müſſe und Die, welche den Mittler der Menſchen geboren, auch ein Kind ſündiger Schwachheit mit Huld und Erbarmen umfaſſen werde; — van der Maar, der die Schuld gebrochener Treue und ſchwarzer Undankbarkeit mit Schwermuth büßte und durch einen frühen Tod ſühnte — jener liebende Jüngling aus Hindoſtan, der in den Fluthen verſank, — alle dieſe Beklagenswerthen ſchweben vor meiner Seele, und mein Gemüth wird von ihren Leiden in unausſprechlichen Empfindungen bewegt. Ich möchte mit meinem Lieblingsgeſang ſagen: „Blick um Dich her auf Deine Brüder! Wer iſt denn glücklich? frag' ich Dich; ſteig in die fremden Herzen nieder, Du findeſt Deinen Jammer wieder; ein jedes blutet ſtill für ſich!“ Emma trocknete heftig die Thränen, welche in raſchem Falle ihr Geſicht überſtrömten.

Vater Jacobi faßte die Hand ſeiner Tochter und entgegnete mit weiſer Ruhe und tröſtender Stimme: „Nein, Emma! nein! hätte Gott uns, ſeine Kinder, zu Schmerz und Qual beſtimmt, er würde dieſe Erde nicht ſo ſchön geſchaffen haben, nicht tauſend Quellen des Genuſſes rinnen laſſen unerſchöpflich. Und fragen wir mit Deinem Liede: Was weinſt Du, Pilger dieſer Erden? ſo möchte mit der Hand auf dem Herzen oft, ach, wie oft! die Antwort lauten: Weil ich mich verirrt habe. Wir kommen einſt an das Ziel! Jede Thräne, die ein herber Vorwurf für unſeren gütigen Schöpfer weint, iſt Verſündigung an der ewigen Liebe, welche uns zu einer unendlichen Seligkeit ſchuf; dazu ſind wir berufen! Wie wahr drückt dies der ehrwürdige Gellert in dem frommen Verſe aus: „Ich lebe nicht auf Erden, um glücklich hier zu werden, die Luſt der Welt vergeht; ich lebe hier im Segen, den Grund zum Glück zu legen, das ewig wie mein Geiſt beſteht!“ — Emma warf ſich gerührt und beruhiget an ihres Vaters Bruſt, und er ſtreichelte liebreich ihre naſſe Wange.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Einundfunfzigſter Band.

Die Familie Jacobi. Vierter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Familie Jacobi.

Am Abend dieſes Tages kamen Engelhardts Sachen an. Nachdem er ſich längere Zeit von der kleinen, häuslichen Geſellſchaft entfernt hatte, um einiges Nöthige auszupacken und ſeinem Bedienten die erforderlichen Anweiſungen zu geben, kam er beladen von Geſchenken, die er ſeinen Lieben aus fernen Welttheilen mitgebracht, zurück in das Familienzimmer. Aller Augen warteten auf den Herrn Oheim, der freundlich, wie ein Handelsmann, welcher ſeine Waaren feil bietet, die verhüllten Gaben auf dem großen, runden Tiſche ausbreitete. Zuerſt ward ein breites Paquet eröffnet, woraus ein köſtliches Gewirk, ein Meiſterſtück der indiſchen Webekunſt, ſich in leuchtenden Farben entfaltete. Es war ein Fußteppich, der ſchweſterlichen Hausfrau beſtimmt geweſen; jetzt ſollte er, dem Wunſche des Gebers zufolge, als ein gemeinſchaftliches Eigenthum der Familie Jacobi betrachtet werden.

Eine Anſicht von Goa, mit einem verſchwenderiſchen Aufwande von Mühe und künſtlichem Fleiße gearbeitet, war der Gegenſtand ſeiner bildlichen Darſtellung.

Dann empfing Vater Jacobi ein kleines Futteral, woraus ihm eine koſtbare Doſe entgegenblitzte. Es war eine ſeltene Seemuſchel, in feines Gold gefaßt, und mit Braſilientaback angefüllt. Wie nun der Empfänger dies ſchöne Geſchenk emporhielt, um ſeine Freude darüber den Seinigen mitzutheilen, lächelte ihm die Vaſe mit Bedeutung zu, und dieſer Blick lautete in der Wortſprache: Denkſt Du auch an Deinen Traum und meine Auslegung davon? Da er ſich in Beziehung auf die Doſe ſo ſonderbar erfüllt, werden die Trauringe wohl auch nicht ausbleiben.

Abermals löſete Engelhardt mit geübter Hand die Schnüre um einen kleinen Ballen. Drei extrafeine Shawls entquollen dieſen engen Feſſeln, und entlockten den Damen laute Ausrufungen der Verwunderung. Der erſte, von beſcheidener Färbung, kam auf den Theil der Vaſe; die andern zwei, bunt, aber reizend, wie die ſchimmernde Iris, wurden den erröthenden Nichten dargereicht. „Seh ein Menſch an!“ ſagte die Vaſe, indem ſie die warme Hülle über den gekrümmten Rücken hinaufzog, und ſich dabei in der Manier ihrer Jugendzeit geberdete, „ob nicht die alten Moden wieder aufkommen! Das iſt eine Art Raff-Saloppe, wie ſie früher getragen wurden. Nur viel netter ſah man in jenen aus; ſolch ein Shawl hingegen wickelt die ganze Geſtalt wie in einen langen Sack.“ — Sie ſchwieg plötzlich, aus Furcht, ihren freigebigen Liebling beleidigt zu haben; dann fuhr ſie ſich verbeſſernd fort: Aber warm iſt dieſe ſuperfeine Wolle, das muß wahr ſein! Es iſt mir gerade ſo, als ſchiene die Sonne recht mild auf meinen Nacken! Nun, ein zehn oder funfzehn Thälerchen kann er wohl koſten?“ —

Mit jenem zarten Anſtande, welcher der Gabe ziemt, verſchmähete es Engelhardt, dies unwiſſende Urtheil über ihren Werth zu berichtigen; doch in dem herzlichen Küſſe, womit zuerſt Bettina, dann Emma dem gütigen Oheim dankten, empfand er, daß ſeine gutwillige Geſinnung, wie das Geſchenk, mit dem er dieſe erweiſen wollte, eine wahrere Schätzung bei Hannchens Töchtern gefunden.

Niedliche Käſtchen von braſilianiſchen Holzarten und meiſterlicher Tiſchlerkunſt überraſchten jetzt die holden Dankbaren. Als Engelhardt dieſe netten Behälter aufſchloß, lag in jedem ein Halsband auserleſener Perlen von den reichen Ufern des Indus. Für Robert war eine koſtbare Repetir-Uhr beſtimmt, deren Hinterblatt im ſauberſten Kleingemälde die Kaiſerin von Braſilien zeigte. Auch der Aſſeſſor Lindberg durfte als Augenzeuge dieſer Austheilung nicht leer ausgehen. Ein Dutzend herrlicher Kupferſtiche, welche die vorzüglichſten Gegenden des Gebiets vom Braſilianiſchen Reiche aufgenommen hatten, ergötzte den Freund der Natur und Kunſt, und machte ihn zu einem erkenntlichen Schuldner des Gebers.

Das einförmige Stillleben der Familie Jacobi hatte durch Engelhardts Anweſenheit eine heitere, geſellige Belebung gewonnen. Der verſtändige Hausvater wußte den geiſtvollen Umgang ſeines Schwagers nach Gebühr zu würdigen; die Baſe waltete in oft unnützem, aber doch rührendem Abmühen mit mütterlicher Dienſtwilligkeit um ihren ehemaligen Zögling; Emma vergaß ihren Kummer, und Bettina zuweilen ihren Lindberg, wenn die anmuthigen Erzählungen des Oheims eine Stunde der Muße und des traulichen Beiſammenſeins kürzten; doch am allerglücklichſten war der kleine Ottokar, welcher dem bald ausgefundenen Kinderfreunde bis zur Ueberlaſt anhing.

Engelhardt Schöne war in Wahrheit ein ſehr liebenswürdiger Mann. Zwar fehlte ſeiner hohen, regelmäßigen Geſtalt die Eleganz, welche eitele Gefallſucht, üppige Pflege des Körpers und ein leichter, ſpielender Beruf über männliche Schönheit zu verbreiten pflegen; allein ein Ausdruck von Kraft und innerer Gediegenheit machte dieſen glänzenden Firniß überflüſſig. Sein Geſicht, von der Sonne ſtark gebräunt, hatte das harmloſe Lächeln früherer Jugend und leichtfertiger Kühnheit verlernt; doch die ernſten, ſinnigen Züge des Nachdenkens- und der Erfahrung ließen ihm nicht weniger gut. Der Blick ſeines Auges drang mit prüfender Schärfe tief in die Seele. Eine philoſophiſche Anſicht des Lebens und ſeiner Erſcheinungen, ein treffendes Urtheil, Sicherheit des Willens und die entſchiedenſte Feſtigkeit des Charakters waren die Früchte ſeiner Reiſen und der durch ſie empfangenen Ausbildung.

Wenn das Hervortreten dieſer geiſtigen Eigenſchaften ihm Achtung erwarb, ſo weckte zugleich die warme Herzlichkeit ſeines Gemüthes Liebe und Vertrauen für ihn. Ohne ſich irgend überhebender Anmaßung ſchuldig zu machen, war er ſtets der leuchtende Stern ſeiner Umgebungen geweſen, und war es auch jetzt. Der gute Lindberg fühlte dies, wenn auch nicht mit Neid und Unmuth, doch mit einem leiſen Drucke auf ſeine weiche, empfindliche Stimmung. Sonſt erheiterte ſein Eintritt den kleinen Hauskreis, dem ſein Herz mit ſehnſüchtigem Verlangen zueilte; jetzt fand er ihn oft ſo eng in ein intereſſantes Geſpräch verknüpft, oder ſo geſpannt, Engelhardts Vorträgen lauſchend, daß man ſein Kommen kaum bemerkte und ihn zu ſchweigender Theilnahme verurtheilte. Freilich machte Bettina in ihrem Betragen eine Ausnahme von dieſer unabſichtlichen Zurückſetzung. Für ſie war jeder Unterhaltungsfaden abgeriſſen, wenn die Hausthürſchelle um die Zeit ertönte, wo Lindberg zu kommen pflegte, und ihr holdeſtes Lächeln erhielt durch den Anblick des Geliebten einen verklärenden Zauber; doch der arme Aſſeſſor war blind für ſein Glück, und wähnte ſich in der Gunſt ſeiner Bettina durch den reichen, wohlredenden Vetter verkürzt.

So war ein Monat verfloſſen. Die Aufregung, worin Engelhardts liebe, unerwartete Ankunft die Seinigen verſetzt hatte, war allmählich in die ruhigfreudige Gewißheit übergegangen, daß er nun ferner unzertrennlich von ihnen ſein werde. Aber wo Engelhardt Schone weilte, ging nichts im Gleiſe mechaniſcher Gewöhnlichkeit. Ein bewegteres Leben, raſcherer Umſchwung der Gefühle, thätigere Handlung ſchien von ſeiner Gegenwart auszugehen.

Eines Tages, wo Jacobi mit ſeinem Schwager allein war, ſchloß der Erſtere eine lange, vertraute Unterredung mit der Frage: „Welchen Plan für Deine Zukunft haſt Du denn nun entworfen, mein Bruder?“ Engelhardt lächelte ſeltſam, indem er antwortete: „Welchen Plan? Vergieb, lieber Jacobi, wenn ich bei der Erinnerung lächeln muß, wie ſchauderhaft mir in früherer Zeit dies Wort klang; doch habe ich es ehren gelernt, und ſehe nunmehr ein, daß der Menſch, der, ohne einem Zwecke zuzuſtreben, dahin lebt, und ſich von den Wellen des Zufalls treiben läſſet, gar leicht in den Strudel des Verderbens geriſſen werden kann. — Aber was wollte ich denn eigentlich ſagen? Ich bin ganz abgekommen — ja, nun weiß ich es! Sieh, Brüderchen, den Kaufmann habe ich gleich Dir, für immer an den Nagel gehängt. Allein Ruhe, wie ich ſie jetzt genieße, wie ſie mein mattes, durſtendes Herz erquickt, würde auf die Länge meinem Geiſte, dazu kenne ich mich genau genug — eine unerträgliche Marter werden. An ein Hierbleiben, im gemächlichen Schlendrian der Gegenwart, iſt alſo nicht zu denken. Mein Entſchluß iſt daher, wenn ich noch eine Reiſe“ —

Sehr beſtürzt unterbrach Jacobi ſeinen Schwager: „Wie? Engelhardt! höre ich auch recht? Kaum uns wiedergeſchenkt, konnteſt Du den Gedanken faſſen, uns aufs neue durch Trennung zu betrüben? — Nein, das gieb in Zeiten auf! Einen Vogel, der uns ſo weit entflatterte, wollen wir in Zukunft feſter halten.“

„Höre mich doch nur aus!“ bat Engelhardt den eifernden Jacobi; „die Reiſe, welche ich projectirt habe, wird hoffentlich nicht wieder dreizehn Jahre dauern. Auch hängt ſie davon ab, daß“ — hier ſtockte er und ſeufzte — „ich erwünſchte Geſellſchaft dazu finde, ſonſt muß ſie ganz unterbleiben. Kehre ich zurück, ſo ſuche ich mir hier in der Nähe ein Gütchen, und fände ich eins, von Feuer- oder Wetterſchaden verheert, oder von einem trägen Beſitzer vernachläſſiget, ſo wäre mir dies, Gott verzieh mir die Sünde ſolch eines ſelbſtſüchtigen Wunſches! der liebſte Fund. Ich hätte dann ein weites Feld der Wirkſamkeit, und wollte nach Herzensluſt bauen, ſchaffen und raſtlos thätig ſein. Mit häuslichem Sinne würde ich meinen Kohl pflanzen, und Korn und Weizen, Flachs und Gerſte beſchicken helfen. Wenn der Wind die Leinwand auf meinen ländlichen Bleichen ſchwellt, dann ſchwillt wohl auch mein Herz; denn ich gedenke der flatternden Segel, die mich einſt in die Ferne zogen. Mitten, auf die einſamſte Stelle des Forſtes, laſſe ich mir ein ſurinamiſches Hüttchen bauen. Drinnen an den ſtillen, heimlichen Wänden dunkelt die ſüdliche Palme, und ihre künſtlichen Schatten wiegen mich in träumeriſche Erinnerungen an ſchöne, vergangene Tage. — Der Erntekranz, er möge nun mit vollen oder leeren Garben gebunden werden — ſoll auch für die Dürftigſten meiner Unterthanen ein Blümlein der Freude und des Ueberfluſſes fallen laſſen.

und ich will der Altgevatter meiner Bauern werden, wenn die Vorſicht mir ein liebes Weib und eigene Kinder verſagen ſollte.“ —

„So willſt Du heirathen?“ rief Jacobi froh überraſcht: „nun, das iſt ein vernünftiger Gedanke! Gott ſegne Dich zu der Ausführung!“

„Es iſt noch ſehr die Frage,“ erwiederte Engelhardt mit einiger Verwirrung, „ob ich eine Frau bekomme?“

„Da ſorge nur nicht!“ verſetzte ſein Schwager lachend, „ich ſelbſt will Dein Freiwerber ſein, und glaube mich hiermit keiner großen Anſtrengung zu unterziehen.“

Nachdem Jacobi in öfteren Unterredungen mit ſeinem Schwager ſich davon überzeugt hatte, Engelhardt wolle nur Gaſt in dieſem, ihm zugehörigen Hauſe ſein, und es nicht für die Dauer benutzen, fragte er ihn mit brüderlicher Zutraulichkeit, ob er nicht geneigt wäre, es ihm ganz und gar, und ſomit käuflich zu überlaſſen. Engelhardt war willig und bereit dazu, nur um den Preis konnten ſie nicht bald einig werden. Jacobi wollte es ihm nämlich nach dem vollen Werthe bezahlen, und Schone keinen Groſchen über die ſehr mäßige Summe annehmen, die er ſelbſt dafür gegeben. Endlich ward dieſer ſeltene Kaufſtreit durch vermittelnde Bedingungen ausgeglichen, und das Haus dem Rath Jacobi zugeſchrieben.

Gegen die Mitte des Sommers erhielt der Aſſeſſor Lindberg die Nachricht, daß eine alte, reiche Verwandte, die kürzlich geſtorben, ihn mit einem Vermächtniſſe von ſechstauſend Thalern bedacht habe. Der Juſtizrath Lindberg, ſein Schwager, welcher eines gleichen Antheils an dieſer Verlaſſenſchaft genoß, ſchrieb ihm dieſe erfreuliche Teſtaments-Eröffnung, und gab ihm zugleich die angenehme

Hoffnung, daß, wenn es ſich in Beziehung auf ſeine überhäuften Geſchäfte nur irgend einrichten ließe, er ihm in Geſellſchaft ſeiner Frau die Erbſumme theils bar, theils in Documenten, Anfang September überbringen wolle.

Dieſer unerwartete Glücksfall ermuthigte den ſchüchternen Lindberg vollends zu einem Entſchluſſe, den eine Liebe, welche auf die reinſte Hochachtung gegründet war, vorbereitet, und ein ſehnſüchtiges Unbehagen, durch des Oheims ſtörende Dazwiſchenkunft erregt, die letzte Reife gegeben hatte. Auch ließe ſich, ſeine Pulſe klopften ſtärker bei dieſer Vorſtellung — der verſprochene Beſuch für die ſchönſte Feier ſeines Lebens benutzen. Raſch, als wolle er den Lauf der Zeit und verlorene Stunden überholen, ging er ans Werk. Er ſchob die Acten bei Seite und entwarf einen Heirathsantrag in Verſen. Doch mit unſicherer Hand verſchnitt er ſich manche Feder, ehe er ſie dienſtbar fand; der fertige Schreibkünſtler konnte heute ſeinen Schriftzügen nicht gebieten. Aber die Gedanken quollen aus dem tiefſten Borne des Herzens, und ſein Genius durfte nur ihrer vollen Strömung wehren. Als er ſeinen poetiſchen Erguß beendigt hatte, ging er, mit wähliger Sorgfalt gekleidet, zur ungewöhnlichen Stunde nach Jacobi's Villa. Er fand Niemand von der Familie; die Leute im Hauſe ſagten ihm, ihre Herrſchaft ſei drüben in der Kirche, wo ein Jubelpaar eingeſegnet würde. Unruhig ging Lindberg nach dem Wohnzimmer, und trat in den Fenſterbogen, an welchem Bettina's Arbeitstiſchchen ſtand. Sie mußte eben davon aufgeſtanden ſein, denn die angehängte Arbeit zeigte Spuren von jetzt erſt unterbrochenem Fleiße. Ein ſtiller, friedlicher Geiſt ſchien um dieſe Stätte weiblicher Thätigkeit zu ſchweben; anders, als ſonſt, betrachtete er das niedliche

Werkzeug derſelben, und ſelbſt die feine Nähnadel wurde zum Pfeile der Sehnſucht, der ſich tief in ſein hochklopfendes Herz drückte. Er drückte ſeinen Mund auf die Rundung des kleinen, goldenen Fingerhuts, und ſchraubte ſein verſiegeltes Bittwort zwiſchen das blinkende Nähkreuz von Stahl; dann ging er, ſein Herz in ähnlicher Preſſe fühlend, der Linde zu, um dort Bettina's Rückkehr durch die Entſcheidung ſeines Schickſals abzuwarten.

Wer ſie kennt, die nicht leicht zu beſchreibende Pein jener Minuten, in denen wir einen hochwichtigen Wunſch zur Erfüllung geſtellt haben, und, weil wir unſer Wohl und Weh daran geknüpft wähnen, noch in Zweifel ſchweben, er könne, alles verſichernden Anſcheins ungeachtet, dennoch abgewieſen werden — wer jene ſchweren, gehemmten Athemzüge kennt, wie ſie ſich einer Bruſt, von ſolcher Ungewißheit belaſtet, entwinden: der denke ſich den armen Aſſeſſor, wie er mit ſtarren Augen nach der Kirche blickt, und der Langſamkeit zürnet, worin die feierlichen Orgeltöne erſchallen. Er glaubt die Geliebte anweſend bei jener Weihe und in frommer Ruhrung von der Vollziehung der heiligen Handlung gefeſſelt. Der Lindenblüthe balſamiſcher Duft umhaucht ihn mit ſüßer Betäubung; das leiſe Fluſtern der Blätter, das Rauſchen der Luft in dieſer harrenden Stille wiegt ſein unruhiges Verlangen in Träume, welche mit jener ehrwürdigen Scene in Beziehung ſtehen. Er denkt, wenn er einſt an Bettina's Seite ſolch einen Augenblick erlebte; wenn der Glanz dieſes ſpäten Zieles einen hellen Strahl auf eine Vergangenheit würfe, die durch treue, innige Liebe über jedes herbe Geſchick geſiegt hätte, wie ſanft müſſe das Alter, wie ſchön der Tod ſein! „Und wurdeſt Du, Bettina," ſprach er in der Begeiſterung dieſes Gedankens laut, „mir denn nicht als ein greiſes Mütterchen noch liebenswerth ſein? Iſt es Dein ſchönes, dunkles Auge, das meine Blicke ſo unwiderſtehlich anzieht? Nein, die ſchönere Seele iſt's, welche in milden Sternen daraus hervorſtrahlt! Sind es die Roſen und Lilien Deiner Wangen, welche die Begierde in mir entflammen, dieſe Blüthen zu beſitzen? Ach! weiß ich doch, wie kurz der Frühling iſt, wie vergänglich! aber Dein Herz, Bettina, dies ewige Eden voll Engelsgüte werde mein Theil! Ich will Dich lieben, wie nie ein Mann liebte, keine rauhe Berührung ſoll Dich, Du zartes Sinnkraut, jemals verletzen, und wenn meine Hand einſt in Deiner erkaltet, ſo ſollſt Du weinend ſagen: Er war treu und gut!“ —

Da fiel es leiſe wie Tropfenfall neben ihm — er wendete ſich ſchnell, und Bettina, das Geſicht von ſeligen Thränen übergoſſen, ſtand dicht bei ihm, und ſprach mit zitternder, zärtlicher Stimme: „Ich ſage es heute ſchon, Lindberg! und nehme dieſe Hand auf Treu und Glauben!“

Die Arme der Liebenden verſtrickten ſich, ihre Lippen fanden ſich in einem langen Kuſſe — und von der Kirche herüber ſcholl das Lied: „Liebe, die Du mich zum Bilde Deiner Gottheit einſt gemacht; u. ſ. w.“

Bettina war, ihren Leuten unbewußt, nicht mit den Ihrigen in die Kirche gegangen, ſondern während Lindberg's kurzen Verweilens an ihrem Arbeitstiſchchen in einem entfernten Zimmer geweſen. Wie ſie zurückkehrte, fand ſie zu ihrer großen Ueberraſchung einen Brief in ihre Nähſchraube eingeklemmt, deſſen Aufſchrift ſie in bekannten Zügen anſprach und ihre Wangen mit höherem Carmin überzog. Der Aſſeſſor war ſeit einiger Zeit ſeltener als ſonſt zu Jacobi's gekommen, und die liebende Bettina hatte mit geſchärfſtem Blicke und ſtiller Bekümmerniß Anwandlungen ſeines ehemaligen Trübſinns an ihm wahrgenommen. Jetzt, als das Schreiben in ihrer Hand bebte, war ihr erſter Gedanke: Er will ſich in ſeinem unglücklichen Spleen ganz von uns losſagen; gewiß er ſchreibt es mir — o Gott! Was werde ich leſen? — Kaum konnte ſie den Umſchlag löſen; doch ſchon bei dem Anblicke der Verſe verflüchtigte ſich der Schlag ihres Herzens nach den ſtockenden Pauſen des Schreckens in dem Tempo des Entzückens. Sie las:

An Bettina.

Zürne nicht! wenn endlich ohne Hülle
Meiner Liebe Geiſt vor Dir erſcheint!
Um aus ſeiner Kräfte tiefer Fülle
Dir zu ſagen, was er wünſcht — Dein Freund!
Ach! verſchließe ihm die Seele nicht,
Wenn er bittend zu Dir ſpricht!

Daß Du theurer mir als tauſend Leben,
Lieber mir als meiner Augen Licht;
Daß ich Deinem Zauber hingegeben: —
Dies, Bettina, weißt Du. Oder nicht?
Weil ich dieſe Gluth in mich verbarg
Wie in einen ſtillen Sarg? —

Schon ergriffen von der Parze Händen,
Die des Daſeins morſche Fäden trennt,
Glaubt' ich meines ſchwachen Daſeins Enden —
Und nur kurze Friſt mir noch vergönnt.
Schon umirrete den dunkeln Fluß
Schwermuthsvoll mein Genius.

Doch allmächt'ge Liebe! deine Quellen
Haben meine matte Kraft erneut!
Und ich tauche in die warmen Wellen,
Welche deines Stromes Urne beut.
Kühn im Hoffen, faſſ' ich deine Hand,
Die mich längſt in Feſſeln wand.

Willſt, Bettina, Du an meiner Seite
Wandeln durch des Pilgerlebens Au'n?
Und daß ich mit Treue Dich begleite,
Mir mit ſtiller Herzlichkeit vertraun?
Willſt Du theilen Schmerz und Luſt,
Liebliche! an meiner Bruſt?

Willſt Du mir das Naheſte auf Erden,
Und vereinigt für die Ewigkeit,
Mein geliebtes Weib, mein Alles werden,
Dem ich mich mit reinem Sinn geweiht?
Ach! die Antwort läge Dir ſo nah,
Holde! gieb ſie, und ſprich — —

Eine himmliſche Stille ſenkte ſich mit der Erfüllung ihres geheimſten Wunſches in Bettina's Bruſt. In ſicherer Ahnung, daß Lindberg in ihrer Nähe wäre, flog ſie mit leichten, ſchwebenden Schritten den Garten hinab, ihn zu ſuchen. Sie vernahm ſein Selbſtgeſpräch, und ihre unverkünſtelte Natur enthüllte ihm in holder Unſchuld das Herz, worin ſein Bild wohnte, und welches nunmehr ſeine Liebe und ſein Beſitz beſeligte.

Als Jacobi aus der Kirche zurückkehrte, ging er ſogleich in den Garten, wo ihm ſeine Bettina an Lindberg's Hand entgegenkam. Nicht weniger über Lindberg's ungewöhnliche

Erſcheinung zu dieſer Zeit befremdet, wie über eine Vertraulichkeit, welche durch die zögernde Erklärung des Aſſeſſors noch keine Legitimation vor der väterlichen Autorität erhalten, malte ſich eine ernſte Verwunderung in Jacobi's Auge. Doch wie ſchnell ward dieſer leichte Schatten erhellt, als Lindberg mit warmem Drucke des Vaters Rechte faßte, und ſagte: „Lieber Vater! es ſteht hier vor Ihnen ein Brautpaar, wenn Ihr Segen, den wir uns herzlich erbitten, uns dazu weihen will.“ —

„Meine Kinder — wäre es möglich?“ — antwortete Jacobi, und eine flüchtige Bläſſe lief über ſein männliches Geſicht; „ich freue mich herzlich, daß Eure Herzen, die ſich längſt gefunden, ſich endlich erkannt haben. Mein Sohn Lindberg! Ich ſchätze Sie ſehr! — Gott mache Euch glücklich durch Liebe und Geduld, durch Muth und Treue! O! warum muß ein herbes Andenken ſeine bitteren Tropfen in die Wonne dieſes Augenblicks miſchen? Vergeben Sie, guter Lindberg! Ich gedenke jener Stunde, wo ich dieſe väterliche Segnung zum erſten Male und über einen Fluchwürdigen ausſprach. — Weine nicht, Bettina! Deine Ehe wird hoffentlich die Wunden verbinden, welche Emma's Unglück meinem Vaterherzen geſchlagen. Und Eure Zärtlichkeit ſchone der Armen. Beherziget mit dieſer Bitte den Ausſpruch eines weiſen Dichters, welcher ſagt: Wohl thuſt Du, wenn Du liebſt, nur nicht mit Leidenſchaft, in der beſteht die wahre Liebe nicht! —“

Jetzt kamen auch Engelhardt und die Baſe, Emma und ihr Bübchen von einem kleinen Spaziergange um den Kirchhof zurück, und die neue Verlobung ward im Familienrathe vorgetragen, ſo wie Lindberg's von dem Vater genehmigter

Wunſch, daß die Hochzeit bei der Anweſenheit des Juſtizrath Lindberg und ſeiner Gattin gefeiert werden ſollte.

„Dagegen proteſtire ich!“ unterbrach die Baſe den vielſtimmigen Ausdruck theilnehmender Freude. „Nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Vetter, das muß ich beſſer verſtehen. Und hätten wir zehn Hände für eine Hand, ſo würden wir doch in dieſen paar Wochen mit der großen Ausſtattung nicht fertig, die ſie Ihrer jüngſten Tochter wohl nicht geringer geben werden, als Emma ſie bekommen hat.“

„Das iſt kein Hinderniß,“ wendete Jacobi mit lächelnder Duldung ein, „das Nöthige für Bettina's künftigen Hausbedarf wird im Nothfalle mit fremder Hülfe vollendet werden können, und was noch übrigt, giebt der jungen Frau Beſchäftigung, wenn der Beruf ihres Mannes ſie einſam läßt.

Mit jener häuslichen Superklugheit, die ſich auf die Erfahrung ſtützt, antwortete die Baſe: „Ja, das weiß man ſchon! Da giebt es wieder andere Dinge zu beſorgen.“ Sie machte bei dieſen Worten eine verſtändliche Bewegung nach dem kleinen Ottokar hin.

Bettina's Geſicht brannte wie eine Fackel; Lindberg's glühender Blick hing an dieſem reizenden Flammenroth, und Engelhardt fragte lachend: „Baſe! ob Eva's Hochzeitfeier im Paradieſe wohl auch auf die Vollzähligkeit ihrer Tafeltücher und Kaffee-Servietten gewartet haben mag?“ —

„Deine Gleichniſſe kenne ich ſchon!“ verſetzte die Baſe geärgert, „doch hätte Eva mehr auf Gehorſam und Anſtand gehalten, ſo ſäße ſie vielleicht noch im Paradieſe, und wir dazu.“ —

Alle lachten, und die Baſe fuhr mit gereizter Heftigkeit fort: „Ich habe doch Recht! Zu meiner Zeit hätte ſich eine

Braut geſchämt, wenn ſie vor den Altar hätte treten ſollen, ehe das letzte Trockentuch für die Küche geſäumt und gezeichnet geweſen wäre; jetzt geht es holter polter; deßhalb hat aber auch nichts Dauer. Man ſchließt heut zu Tage leichtſinniger einen Eheſtand, als man ſonſt eine Köchin miethete; allein es iſt auch Alles danach." — Hier fiel ihr Auge auf Emma, deren betrübte Miene den harten, wenn auch unabſichtlichen Vorwurf, von dem ſie ſich getroffen fühlte, verklagte. Die Baſe gerieth in ängſtliche Verwirrung, und ſagte in mitleidigem Gutmachenwollen: „Nun ich werde mein Möglichſtes thun, und rechne vorzüglich auf Deine Unterſtützung, Emmchen! denn auf Verliebte iſt ſich in nichts zu verlaſſen."

Emma war ſeit ihres Oheims Ankunft viel heiterer geworden; auch legte Engelhardt Schone es ganz beſonders darauf an, der trauernden Nichte tröſtlich zu werden. Mit zarter Aufmerkſamkeit begegnete er ihren dunkeln Erinnerungen, und ſchob dann ſchnell fremdartige Bilder vor. Oder ein anderes Mal veranlaßte er ſie ſelbſt, von ihrem Kummer zu reden, um ſie durch kräftige Beruhigungsgründe und durch die Aeußerungen tiefer Theilnahme zu einer milderen Anſicht ihres Schickſals bringen zu können. Emma empfand die Innigkeit dieſes Betragens, und vergalt ihm mit einem dankbaren Gefühle, in welches die Weiblichkeit eine leiſe und ſchönere Wärme miſchte. Am rührendſten wirkte er auf ihr mütterliches Herz. Seine Liebe für den kleinen Ottokar, die väterliche Obhut, welche er dem Kinde widmete, die herablaſſende Geduld, womit er ſtundenlang die Spiele des Knaben leitete, ihn durch Erzählungen ergötzte, und ſein eigenes Vergnügen darin zu finden ſchien, bewegten das gedrückte Gemüth der Mutter in reiner, ſtillempfundener Freude. Dieſer Oheim dünkte ihr ein ſtarker Schutz fur ihre eigene Verlaſſenheit, wie für ihr verwaiſetes Kind; denn die Mitleidenſchaft des Vaters, über deſſen Haupt ſie Unglück und Verderben gebracht, mußte ſie ſo viel als möglich mit dem ſchmerzlichen Anblicke ihres wunden, zerriſſenen Herzens verſchonen. Vor Engelhardt aber ließ ſie die verhüllenden Schleier fallen, und er behandelte ſie wie ein ſorgfältiger Arzt. Während dieſer langſamen Behandlungsweiſe tauſchten ſich jedoch allmählich Wohl und Weh in ihnen um. Emma zeigte wieder Empfänglichkeit und Hoffnung für des Lebens Reiz und Glück, und Engelhardt ſchien an beiden Abbruch gelitten zu haben. Er ging umher wie ein Träumer und ſaß oft in einſamer Abſonderung, in ſtarres Sinnen vertieft. Dieſe Veränderung mußte endlich auffallen. „Ich wette,“ ſagte Vater Jacobi, wenn er ſeinen Schwager in einem grunen Verſtecke ſitzen ſah, wie er mit der erloſchenen Tabackspfeife hieroglyphiſche Figuren in den Sand malte, „der ſchifft wieder einmal auf allen Meeren umher, und entdeckt neue Welten!“

„Das iſt wohl möglich, Väterchen;“ antwortete ſchelmiſch Bettina, „wenn auch nicht im Ocean. Es giebt Unermeßlichkeiten, die man mit einer Hand bedecken kann!“ — Sie legte mit bedeutſamem Lächeln die Hand auf das volle Herz. Bettina war auf ganz richtiger Spur. Engelhardts männlicher Starkmuth war in Emma's Thränen geſchmolzen, ſein unbeſiegter Sinn in ihrer leidenden Schwachheit befangen. Er liebte zum erſten Male, und die Natur machte ihr verſpätetes Recht mit dem Ungeſtüm eines lange beſchwichtigten Gläubigers geltend.

Eines Tages ſaß Emma im Garten und Engelhardt ihr gegenüber. Sie waren allein und ziemlich ſtumm. Sein

Blick, magnetiſch angezogen, hing an den Blumen ihrer Stickerei und an der leichten Beweglichkeit ihrer flinken Finger. Der kleine Ottokar zog jauchzend ein künſtlichausgeſchnittenes Wägelchen von Kartenblatt im feinen Sande, und rief bisweilen: „Oheim, ſieh doch her, wie gut mein Wagen geht! Oheim! aber Du ſiehſt ja nicht — wie hurtig kann ich mit fahren!“ —

Engelhardt zog ſein feſtgehaltenes Auge zu verwunderungsvollen Winken über den raſchen Lauf der winzigen Equipage ab; doch das Kind mochte die Wahrheit dieſes theilnehmenden Erſtaunens vermiſſen. Er ſchüttelte den kleinen Lockenkopf und erkaltete plötzlich für das Spiel.

Jetzt kam die Baſe den Gang herab und ſagte: „Engelhardt! gieb mir doch die Schlüſſel zu Deinen Wäſch-Commoden; ich will ein wenig darin aufräumen.“

Die Baſe war die Einzige im Hauſe, welche den Neffen bei ſeinem Vornamen nannte; alle Anderen gaben ihm die Benennung ihrer verwandtſchaftlichen Beziehung zu ihm. Der Knabe wiederholte mehrere Male den Namen Engelhardt, dann lief er zu dem Oheim, umſchlang ſeine Kniee und ſprach in kindiſcher Plauderei: „Ich werde jetzt immer Oheim Engel zu Dir ſagen! Das klingt viel hübſcher, als Engelhardt.“

Nenne mich lieber Eginhardt!“ ſagte der Oheim zu ihm herabgebeugt und mit unſicherer Stimme, „doch frage vorher, ob Mutter Emma es auch erlaube?“

Emma's Geſicht ward wie von Abendgluth übergoſſen; ſie konnte das Auge nicht emporheben, und ſtreichelte dem Liebling die Wange, der in ſeiner Unſchuld alles Ernſtes fragte: „Erlaubſt Du es, Mütterchen?“

„Der Oheim ſcherzt nur, Du kleine Einfalt!“ erwiederte ſie mit Tönen, worin Mutterluſt und zarte Verſchämtheit erklangen.

„Sage doch, liebe Mutter,“ ſchwatzte das Kind fort, „warum habe ich denn gar keinen Vater, ſondern nur einen Großvater?“ Paſtors Emil, mit dem ich neulich auf dem Kirchhofe ſpielte, hat einen Vater und doch auch einen Großvater!“

Der Mutter entſtürzten Thränen; unaufhaltſam rollten ſie in ihren Schooß, und die Hand, welche ſie, obwohl vergebens zu trocknen verſuchte, zitterte heftig. Dieſer Augenblick entſchied. In innerſter Seele ergriffen, zog Engelhardt den betroffenen Knaben an ſich und ſprach: „Frage die Mutter, ob ich Dein Vater ſein darf? Und ſagt ſie nein, ſo bitte ſie recht ſehr darum.“

„Ach gutes, engliſches Mütterchen!“ ſchmeichelte das Kind, „laß doch den Oheim meinen Vater ſein! Er iſt mir der allerliebſte.“

Emma's Mund ſchwieg und bebte nur im leiſen Krampfe einer heftigen Rührung. „Die Mutter iſt böſe auf mich,“ flüſterte der Knabe furchtſam, „ſieh, Oheim, ſie ſpricht kein Wort mit mir.“

„Die Mutter iſt gut!“ verſicherte Engelhardt mit Beklommenheit, „ſie will ſich nur erſt beſinnen. Gehe, Ottokar, und fahre Dein Wägelchen bis an die Laube dort!“

Als nun der Kleine mit dem glücklichen Leichtſinne der Kindheit, ſeine freiwerberiſchen Vermittelungen aufgebend, dahinhüpfte, legte Engelhardt ſeinen Arm um Emma's ſchlanken Leib, und ſagte mit innigem Tone: „Emma, wenn ein Herz voll treuer, inniger Liebe noch Glauben bei Dir finden kann, ſo erfülle Deines Kindes Bitte und werde mein Weib! Ich mache keine Forderung an Dein Gefühl, die es mit Verleugnung früherer Gewöhnungen aufgeben müßte: die Zeit, dies hoffe ich mit der Zuverſicht meiner Geſinnung für Dich! wird die Anſprüche meiner Zärtlichkeit erfüllen.“

Emma ſchmiegte ihr weinendes Geſicht an ſeine Schulter und entgegnete: „O edelmüthiger Mann! Du verdienſt eine beſſere Mitgabe von Deiner künftigen Gattin, als ein gebrochenes Herz! —“

„Es wird nach der Heilung dem Arzte anhangen!“ antwortete Engelhardt und küßte mit Jünglingsfeuer die Lippen der bräutlichen Frau Nichte.

„Mir auch, mir auch einen Kuß!“ rief der zurückgekommene Ottokar, ließ ſein Fuhrwerk ſtehen und flog mit kindiſchem Neide in die Umarmung ſeiner Mutter. Es ward ſeinem liebenden Verlangen genügt; dann ſagte der väterliche Oheim: „Jetzt, mein Söhnchen, fahre einmal bis an das grüne Gitterthor, und kommſt Du dahin, ohne abzuwerfen, ſo ſchenke ich Dir noch heute ein großes, hölzernes Pferd.“

Emma mußte doch lächeln über die Schlauheit, womit ihr verliebter Freund den kleinen Zeugen abermals entfernte. Das Kind fuhr nun, die ſchwierige Aufgabe zu löſen, äußerſt langſam und vorſichtig, und ſo gewann Engelhardt Zeit, die wichtige Unterredung fortzuſetzen. „Sieh, meine Emma, ſprach er mit jener unwiderſtehlichen Dringlichkeit der Liebe und Ueberzeugung, „Du bedarfſt eines Freundes, an deſſen feſte Bruſt Du fliehen kannſt, wenn bange Vorſtellungen Dich entmuthigen wollen. Der Vater kann dieſer Freund nicht ſein, weil er, Dir zu nahe ſtehend, durch den ſchrecklichen Schlag, der Dein Glück, arme Emma, zerſchmetterte, auch in den Grundfeſten des ſeinigen erſchüttert worden iſt. Er wankt noch jetzt, wo Du erbebſt. — Doch ſoll Deine Ruhe ferner nicht ſchwanken, ſo mußt Du Dein Schickſal durch einen unwiderruflichen Entſchluß befeſtigen. Faſſe ihn getroſt, mein Herzenskind! er ſoll Dich Dein Leben lang nicht gereuen!“ —

Emma drückte ſeine umſchlingende Hand gerührt an ihr bedrängtes Herz. „Sei ruhig, holdes Weſen!“ hob Engelhardt mit fallender Stimme wieder an, „ich will Dich nicht drängen, noch Deiner Neigung Gewalt anthun; frei möge Dein Gefühl entſcheiden!“

„Es hat entſchieden!“ ſagte Emma leiſe, und ihr heller, durch Thränen ſtrahlender Blick ſagte noch mehr.

„Gott im Himmel!“ ſprach Engelhardt mit einem Wonneſchauer, und ſein Auge ſuchte Ihn im glänzenden Blau des Aethers, „das Leben iſt doch ſchön! welches Uebermaß von Seligkeit kann das ſchwache Herz tragen!“ — Er umſchlang die geliebte Emma aufs neue, als wolle er ſich ihres Beſitzes unentreißbar verſichern. „Verſagſt Du mir Deine Zuſtimmung nicht, liebe Emma,“ redete er nach kurzer Ueberlegung weiter, „ſo bleibt unſer Verlöbniß bis zu Bettina's Hochzeittag — der zum Glück nicht mehr fern iſt — mein ſüßes Geheimniß. Dann treten wir vor den Vater, erbitten uns ſeinen Segen und laſſen uns an demſelben Tage trauen. Für den Erlaß der Proclamations-Formen werde ich ſchon Sorge tragen. Am zweiten oder dritten Ehemorgen ſetzen wir uns mit Ottokar in den Reiſewagen und fahren nach Holland, wo ich Frau van der Maar aufzuſuchen ernſtlich geſonnen bin. Es iſt mir, als ob ihr Geiſt mich überall verfolge; ich fühle mich wie von unſichtbarer Hand gezogen — vielleicht bedarf die arme Johanna meiner dankbaren Hülfe. Doch ſo lange ich unvermählt war, wollte ich ſie nicht wiederſehen. — Finde ich ſie freundlos, in drückenden Familienverhältniſſen und, wie ich fürchte, habſüchtiger

Rohheit preis gegeben, ſo möge ſie ihre Schätze zurücklaſſen; wir aber bieten, o nicht wahr, meine Emma? der aus einer ſchöneren Heimath Verbannten unſer friedliches Haus als eine ſichere Zuflucht an. Ich trage dann die Zinſen meiner großen Schuld gegen ſie ab, und das Weib meines Herzens hilft mit bezahlen.“

„O überzählig, guter Engelhardt!“ verſprach Emma in großmüthiger Erregung. „Und weißt Du, Lieber, fuhr ſie von dieſem Gegenſtande ablenkend fort, „weßhalb mir die Reiſe noch ſehr erwünſcht wäre? Ich furchte mich vor der Baſe.“ —

„Eben deßwegen!“ verſetzte Engelhardt. „Du biſt dann vor ihren gutmüthigen Peinigungen gerettet, und nächſtdem vor rührenden Scenen u. ſ. w. — Unſer Eheſtand beginnt im engen Raume des Wagens! Da ſoll kein ägerlicher Störenfried ſich mit hineindrängen. Wir haben die ſchöne Ausſicht in Gottes weite Welt; da wollen wir das kleinliche Treiben der Menſchen überſehen. Und kommen wir zurück“ — —

„Oheim, ich bin da! Und ich habe nicht umgeworfen; nun gieb mir auch das Pferd!“ — ſchrie der kleine Fuhrmann, und auf ſeinem ruhigen Geſichtchen ſtanden die feinen Schweißperlchen ſeiner ausdauernden Anſtrengung.

„Ja, Du ſollſt es haben, Dein trojaniſches Roß!“ antwortete Engelhardt in tiefſter Seele vergnügt. Dann zu Emma gebeugt, ſagte er leiſer: „Dies Werkzeug kriegeriſcher Liſt, wenn auch im verjüngteſten Maßſtabe genommen — diente abermals einem eroberungsſüchtigen Plane, nur war er zu friedlicheren Zwecken angelegt.“ — Er küßte die Hand der erröthenden Emma und richtete das Wort wieder an den Knaben: „Martin mag Dich, wenn Mütterchen es zufrieden iſt — nach der Stadt tragen; ich werde mitgehen, und Du ſelbſt ſollſt Dir das ſchönſte Pferd, das zu haben iſt, ausſuchen.“

Der Kleine ſchlug jauchzend in die Hände; ſeine Mutter lächelte, und der Oheim ſchied von ihr als ein Beglückter.

Niemand im Hauſe hatte eine Ahnung von Emma's ſtillem Bündniſſe, deſſen einziger Zeuge den unſchuldigen Verrath unterließ, weil Pferde und bleierne Jagden längſt ſeine kleine Seele wichtiger beſchäftigten. Zwar klopfte Emma's Herz gewaltig, wenn ſie daran dachte, was ihr Vater wohl zu ihrer Entſchließung ſagen, wie er ihre Verheimlichung aufnehmen werde. Aber Engelhardt hob jeden Zweifel der zagenden Braut mit ſeinem ſtarken Glauben an Vater Jacobi's freudigſte Vergebung. So war der Tag, der dieſe feſte Zuverſicht bewähren ſollte, näher gerückt, und übermorgen ſollte die Hochzeitsfeier vollzogen werden.

Der Juſtizrath Lindberg und ſeine Frau langten zur feſtgeſetzten Zeit in H........ an. Mit der unverkühlten Wärme ſeiner früheren Theilnahme an der Familie Jacobi trat der Erſtere wieder in ihren Kreis. Er hatte dieſe guten Menſchen unter dem auffallenden Wechſel des Schickſals geſehen und ſie ſeiner höchſten freundſchaftlichen Achtung nicht minder in Leid als in Luſt werth gefunden. Jetzt ſchien ein glückliches Geſtirn dieſem hartgeprüften Hauſe zu leuchten. Für Bettina und ihren Bräutigam war jeder Kummer der Vergangenheit in den Lethe geſunken; Emma glich einer Roſe, die, ſchwer von Sturm und Regen gebeugt, ſich unter den Spuren erlittener Gewaltſamkeit in ſchönerer Erfriſchung erhebt; — nur Jacobi zeigte mit dem Ausdrucke ſeiner innigen Vaterfreude jenen unverwiſchten Zug eines tiefen Seelenſchmerzes, den das Gefühl und Gedächtniß der Eltern noch traurig bewahrt, wenn Jugend und Leidenſchaft ihn in dem Herzen eines geliebten, unglücklichen Kindes längſt kräftig beſiegt haben.

Der würdige Lindberg ſah ſich mit der herzlichſten Gaſtfreundlichkeit aufgenommen und ſeine ſanfte, geiſtvolle Frau von Bettina mit zärtlicher Schweſterliebe umfaßt. Auch Emma gefiel ihr ausnehmend, und ſelbſt die Baſe fand Gelegenheit, ſich als gefällige Wirthin von ihrer gewinnendſten Seite zu zeigen.

Wie anders beurtheilte heute Emma den Juſtizrath, als damals, wie er mit Looſe zugleich ihre erſte Bekanntſchaft machte! Um eine ſchreckliche Erfahrung zu ſpät erkannte ſie ihn jetzt in der ganzen Trefflichkeit ſeines Charakters; und wenn einſt ein leidenſchaftliches Vorurtheil ſeinen Abſcheu gegen Sünde und Schlechtigkeit ihr in dem Gewande feindſeliger Geſinnungen gegen die Perſon ihres Geliebten dargeſtellt hatte, ſo empfand ſie nunmehr, daß ein redlicher Mann unmöglich zarter und ſchonender verfahren könne, als Lindberg im Zuſammentreffen mit jenem Heilloſen.

Hatte einſt die geſpannte Entferntheit zwiſchen Lindberg und Looſe ihr an dem Letzteren hangendes Herz von jeder vertraulichen Näherung an den verkannten Ehrenmann abgehalten, ſo zog jetzt das Band einer edleren Neigung ſie in gleichem Grade an ſeine freundliche Nähe; denn der Juſtizrath und Engelhardt hatten ſich bald als Wahlverwandte gefunden.

In der, dem Jacobi'ſchen Hauſe benachbarten Kirche wollte Bettina gern zum heiligen Bunde eingeſegnet werden. Der erſte Prediger derſelben ließ die Braut um den Trautext bitten. Bettina, ohne in der Schrift ſuchend zu wählen, wünſchte den Vers aus Johannis Evangelium: Den Frieden laſſe ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch. Nicht gebe ich Euch, wie die Welt giebt.

Während Vater Jacobi dem Paſtor die Stelle aufſchrieb, bemerkte die Baſe mit leiſem Kopfſchütteln, es wäre dies kein rechter Brauttext. „Nicht?“ fragte Bettina mit ſanftvorwerfender Verwunderung; „o Baſe! wenn ich Gottes Frieden vom Altare mit mir nehme in das unruhige Leben, ſo darf mein ſtilles, ſeliges Herz vor nichts erſchrecken und ſich fürchten.“ — In des Vaters Auge blinkte eine große Freudenthräne; ſie rollte auf die Worte jenes himmliſchen Vermächtniſſes. Er umarmte ſein frommes Mädchen mit Segnungen väterlicher Liebe.

Der ſchönſte Morgen beſtrahlte Bettina's Hochzeitsfeſt, das auch in Emma's verödetem Herzen wieder Freude aufgehen laſſen ſollte. Wie die Familie ſich zum Frühſtücke verſammelte (Lindberg war ſchon zugegen und ſeine Verwandten waren in Jacobi's geräumigem Hauſe aufgenommen), fehlte Emma, und auch Engelhardt war ſchon einige Male gerufen worden. Da ging die Thüre weit auf, und Emma, blaß, aber ſchön, trat an ihres Oheims Hand herein, der den kleinen Ottokar im Feierkleide auf ſeinen Armen trug. Ein weißes, einfaches Kleid umfloß in weichen Wellen den zierlichen Wuchs; die ſchimmernden Perlen von Engelhardts Hand reiheten ſich um das bläuliche Geäder des leuchtenden Halſes; das lichtbraune Haar, nur durch ſeinen eigenen Reichthum geſchmückt, ſchien mit dem entbehrten Kranze auch auf jede andere Zier zu verzichten — und ein beſcheidenes Sträußchen Reſeda duftete an dem Herzen, das ſeine Roſen und Myrten welken geſehen. — So ſtand Emma, ein rührendes Bild bräutlicher Anſpruchsloſigkeit, vor dem ſtarren Kreiſe und ſtammelte kaum hörbar: „Mein Vater!“

Sie beugte ſich demüthig auf ſeine Hand herab und ſprach noch zitternder: „Mein guter Vater" — doch die Stimme erſtarb in einem Seufzer, und Emma ſchwankte wie ein Rohr, das der Sturm bewegt. Engelhardt umfaßte die bebende Braut und nahm ihr das Wort ab, indem er ſagte: „Lieber Jacobi! die Abſicht, in der wir hier vor Dir erſcheinen, wird Dir nunmehr wohl klar ſein. Zürne nicht, wenn Emma meiner Ueberredung Gehör gab, und, Deine väterliche Einwilligung in unſere Verbindung vorausſetzend, Dir die ſchuldige Mittheilung davon vorenthielt, um Dich heute froher damit zu überraſchen. — Vertraue mir das Glück Deiner Emma an! Kein Verſprechen ſoll Dich jedoch an die Unzuverläſſigkeit menſchlicher Vorſätze mahnen — meine redliche Liebe glaubt wörtlicher Zeugniſſe nicht zu bedürfen. Aber daß ich Mutter und Kind mit gleicher Zärtlichkeit umfaſſen und treu als Vater wie als Gatte ſein werde, — dies wirſt Du mir zutrauen, da ich Dich um die Hand Deiner Tochter bitte."

Jacobi war bleich geworden, wie eine Marmorbüſte; allein die Freude war es, die ſein Blut nach innen drängte und ihn für eine lange Minute der Sprache beraubte. Endlich faßte er ſich und machte ſeiner bedrängten Bruſt in dem Ausrufe Luft: „Großer, gütiger Gott! So ſoll dieſer Tag mich in doppelter Wonne entzucken? O meine Emma! Sagte ich es Dir nicht immer? Sieh, aus der Finſterniß unſerer langen Kummernacht bricht das Licht hervor, welches immer wieder aufgehen muß dem frommen Herzen! Nun kann ich ruhig ſterben — Du biſt verſorgt, und ein ehrlicher Mann, dem ſeine Pflicht heilig iſt, ſchützt und ſchirmt Dich liebend."

Er ſchloß das Brautpaar innig in ſeine Arme. Die

Baſe nahm dieſer augenblicklichen Pauſe wahr, um ſich Gehör zu verſchaffen. „Herr, mein Heiland!“ rief ſie, die Hände zuſammenſchlagend, „das geht ja hier zu wie im polniſchen Kriege! Brautleute ſeid Ihr Beide! Das muß nicht mit rechten Dingen zugegangen ſein, denn ſonſt hätte ich etwas davon gemerkt. Aber wahrhaftig! man muß ordentlich auf ſeiner Hut ſein, ſonſt wird man Hals über Kopf ſelbſt noch zur Braut! — Nun, ich gratulire von Herzen! Emma, höre doch nur — ich meine es ja auch gut, und habe manche Thräne mit Dir geweint.“

Emma fiel der Baſe um den Hals und küßte ihre eingeſunkene Wange. Jetzt ward es laut in der kleinen, glücklichen Verſammlung. Jacobi blickte naſſen Auges nach Hannchens Bilde und flüſterte Engelhardt zu: „Es geht mir wie Deiner Louiſon; ich wollte darauf ſchwören, die Mutter habe gelächelt, als ich Eure Hände ſegnend vereinigte. O! hätte ſie dieſen Tag erlebt — der Tochter Gram drückte ſie in das frühe Grab!“

„Emma's Zufriedenheit,“ gelobte der neue Eidam, „ſoll ſie im Himmel mit dem Schmerze dieſer kurzen Prüfung verſöhnen!“

Der Geiſtliche mußte nun unverzüglich von dieſem Ereigniß unterrichtet werden, denn gegen den Mittag war die Trauung beſtimmt. Wie nun der frohe Zug ſich anſchickte, um in die Kirche zu gehen, weihete Vater Jacobi ſeine Kinder mit heißen Wünſchen und Segensthränen. Auch die Baſe konnte ihren Engelhardt kaum aus den Armen laſſen. „Scheide Dich nicht von einer vernunftigen und frommen Frauen, denn ſie iſt edler weder kein Gold!“ ſprach ſie mit Juda's weiſem Sittenlehrer, und Engelhardt erwiederte: „Baſe, ich weiß den Werth meiner Emma zu ſchätzen.“

Dann zu dieſer gewendet, ermahnte ſie: „Uebergieb Deinen Freund um keines Gutes willen!“ Und Emma betheuerte, ihm das treueſte Weib ſein zu wollen.

Als der Juſtizrath Lindberg mit der ſchönen Bewegung eines freudiggerührten Antheils in Blick und Stimme Emma's Hand ergriff, um ihr Glück zu wünſchen, ſagte ſie mit liebenswürdiger Schüchternheit: „O theuer Freund! Sie waren einſt Zeuge von dem Entſtehen meiner erſten Neigung für“ — ein ſchmerzlicher Seufzer trat an die Stelle eines Namens, deſſen Klang die reine Harmonie dieſer Empfindungen geſtört haben würde — „werden Sie der ſchwachen Frau nicht ſpotten, die nach ſolcher Täuſchung ihres liebenden Vertrauens noch einer zweiten Wahl fähig war?“

Da drückte Lindberg ihre Hand inniger noch, und antwortete: „Die Sinnenliebe ſchürzt lockre Knoten nur, und die zernagt die Zeit; doch wählt der Geiſt aus einem reinern Triebe, ſo iſt das Band der beſſern Liebe geknüpft für eine Ewigkeit!“ —

Um dieſes ſchöne Feſt zu krönen, überraſchte auch Roberts Ankunft die frohe Tiſchgeſellſchaft. Des Vaters letzter Brief hatte ihm Tag und Stunde angegeben, wo Bettina's Verbindung gefeiert werden ſollte, und den Wunſch ausgeſprochen, daß er, wenn irgend möglich, dabei zugegen ſein möchte. Und jetzt fand er ſogar zwei Schweſtern im Brautſchmuck ſtatt, vermutheter Weiſe, einer. Er flog aus einem Arm in den andern. Der Oheim, jetzt ſein Schwager — konnte ſich nicht ſatt an dem hochgewachſenen Jünglinge ſehen. Aber der Vater bemerkte mit ſtiller Beſorgniß, daß ſein Sohn ſich verändert habe. Die volle, blühende Wange war, nachdem der Purpur der erſten Minuten des Wiederſehens darauf verflogen, ein wenig ſchlaff und blaß geworden; ſein ganzes Ausſehen zeigte die Angegriffenheit eines kränkelnden Befindens oder übermäßiger Anſtrengungen. Auch entging es dem ſcharfblickenden Jacobi nicht, daß ſein Sohn den linken Arm ſichtlich ſchone. Sobald es ſchicklich geſchehen konnte, gingen Vater und Sohn in ein anderes Zimmer. „Höre, Robert,“ ſagte der Erſtere, „ſei einmal ganz aufrichtig und geſtehe mir die Wahrheit! Du biſt verwundet worden?“

„Weißt Du es ſchon, Vater?“ antwortete der Sohn mit freimüthiger Offenheit; „aber gewiß, ich habe den ärgerlichen Vorfall nicht geſucht, und mich ſtets vor aller Rabuliſterei ſorgfältig gehütet.“

„Nun ſo erzähle mir die Sache!“ ſagte Vater Jacobi geſpannt, und Robert hob an: „In den letzteren Ferien machte ich mit einigen meiner Freunde eine Fußreiſe in die ....ſche Gegend; wir wollten uns ein paar Tage in dem anmuthigen Badeörtchen T..... aufhalten. Zufällig hatte ein Trupp unſerer wüſteſten Renommiſten ſich daſſelbe vorgenommen; wir trafen unterweges mit ihnen zuſammen, und ohne die rohen Zänker beleidigend zu reizen, konnten wir uns nicht abſondern. Um unſer gehofftes Vergnügen war es nunmehr geſchehen. Eine böſe Ahnung beklemmte meine Bruſt; ich dachte mit Sehnſucht an die Rückreiſe, deren ruhiger Genuß mich für dieſe verdrießliche Störung entſchädigen ſollte. Im Bade angekommen, trennten wir uns endlich, und jetzt athmete ich wieder freier auf. Am anderen Morgen ging einer von unſerer kleinen Geſellſchaft in das große Kaffeehaus, um etwas zu beſtellen. ‚Habt Ihr Euch nicht auch gewundert, ſagte ein Anderer, daß wir geſtern Abend von jener wilden Jagd nichts mehr gehört und geſehen haben? Sie war verſtoben und verſchwunden, und Gott ſei dem Hauſe gnädig, wo ſie eingefallen iſt! — Jetzt kam unſer Geſandter zurück. Das iſt eine ſchöne Wirthſchaft! ſprach er mit Alteration; dort, er zeigte auf einen Seitenflügel des Kaffeehauſes, deſſen Fenſter grün und dicht verhangen waren, ſtecken ſie, die Verlorenen, und ſpielen ſich um Leib und Leben! Es iſt die ganze Nacht hindurch gegangen, und der Wirth, welcher ſolchen Unfug duldet, der doch bei großer Strafe verboten iſt, ſollte in des Teufels Küche zu Fricaſſée verarbeitet werden! — Sie haben ſammt und ſonders ungeheure Bären angebunden, die nicht nach ihrer Pfeife tanzen werden. Ich trat auf einen Augenblick ein — es ſchauderte mich vor dem Goldberge, hinter welchem der Spitzbube von Banquier ſaß. Eben verlor der lange Home aus Mecklenburg mit einem Kartenzuge dreißig Ducaten; da ſchoß ihm das Blut wie ein Strom aus der Naſe — ich konnte den Greuel nicht länger mit anſehen und zog mich leiſe zurück.“

„Gott! rief ich empört, laßt ſie uns retten! es iſt Menſchen- und Bruderpflicht!“

„Vergebene Mühe! warnte mein Freund: der Satan — und dieſen perſonificirt der Banquier leibhaftig — hat ſie bei mehr als *einem* Haare gefaßt; ſie ſind ſeine gewiſſe Beute.“

„Laßt es uns wenigſtens verſuchen! bat ich, von ſeltſamer Angſt gedrängt, und ſtrebte fort, nach jenem unheimlichen Verſtecke eines Laſters, vor welchem ſeit Emma's Unglück mein Abſcheu noch tiefer als jemals geworden. Die Anderen folgten mir in ſchweigender Neugier. Eine Todtenſtille herrſchte in dem unheimlichen, verfinſterten Cabinette: nur das Näſeln des Banquiers, der Karten leiſer, verhängnißvoller Fall und der Klang des Goldes tönte durch den dichtgedrängten Doppelkreis, der mit verhaltenen Athemzügen den Entſcheidungen des Spielglücks harrete. Ich ſuchte mir Platz, und faßte den Banquier, den man Baron Hynatz nannte, ins Auge. Sein Blick ſtach wie eine Otter, und traf mich, ich weiß nicht warum? wie ein zweiſchneidiges Meſſer, auch ich ſah deutlich, o ich habe mich nicht getäuſcht! daß ihn mein Anblick in Verwirrung brachte. Ich machte mir Bahn und trat hinter ſeinen Rücken. Vielleicht ließ ihn eben jene Verlegenheit, die ich ſonderbar genug über ihn gebracht, die beſonnene Gewandtheit entbehren, welche er in hölliſcher Uebung erlangt; denn ich entdeckte ſogleich ſein betrügeriſches Fingerſpiel, und faßte ihn, kaum wiſſend, was ich that, an der Bruſt, indem ich ihn einen Falſchſpieler, einen ſpitzbübiſchen Schurken nannte. Es entſtand ein fürchterlicher Lärm. Beſternte Herren, Officiere von hohem Range, und überhaupt die Mehrzahl der Anweſenden kamen dem Baron zu Hülfe, der in der Kunſt, ſeine Opfer zu täuſchen, Meiſter ſein mußte, da ſelbſt diejenigen, welche ſeine Habſucht ausgezogen, für ihn Partie nahmen. Er glaubte ſich durch dieſen Beiſtand außer Gefahr und ſchlug mich unter den gemeinſten Schimpfreden wüthend ins Geſicht. Jetzt drangen meine Freunde gleich ergrimmten Löwen auf ihn ein, und er wäre ſeines Lebens nicht ſicher geweſen, hätten die ſeinigen nicht eine Schutzwehr um ihn gebildet.“

„Du mußt Dich ſchlagen, Jacobi, und dieſen Schimpf mit Blut abwaſchen; wir aber wollen Dir eine beſſere Genugthuung verſchaffen und dieſen Betrüger entlarven! riefen die guten Jungen.“

„Von Zorn und Haß betäubt, ließ ich über mich verfügen. In einer Stunde ſollte das Duell vor ſich gehen.

Wohl dachte ich an Dich, mein Vater, an meine Geſchwiſter — und was Du ſagen würdeſt, wenn ich von ſolch verruchter Hand fiele — aber ich durfte mich nicht erweichen, und ging mit dem Muthe der gerechten Sache meinem Schickſale entgegen. Wie mir der Böſewicht, ein bleicher Sünder, nun gegenüber ſtand, durchblitzte mich der Gedanke: Wie? wenn dieſer Baron Hynatz jener ſchändliche Aſtoni wäre, auf deſſen Gewiſſen der Jammer unſeres Hauſes laſtet und die Thränen meiner armen Schweſter brennen? Denn Spieler tauſchen ſo leicht ihre Namen, wie ſie die Volte ſchlagen. — Dieſe Möglichkeit entflammte mich zu einer Kampfluſt, welche der Geſchicklichkeit meines Gegners, der ein geübter Fechter war, ſpottete. Schon blutete ich bereits aus mehreren Wunden; da entſank ſeiner gelähmten Rechten die Waffe, und das Duell war geſchloſſen. Ich ließ mich verbinden; ein leichtes Wundfieber feſſelte mich mehrere Tage an das Bett, und während dieſer Zeit waren meine Freunde nicht unthätig geweſen. Baron Hynatz war nunmehr als ein Gauner erkannt, und mußte, trotz ſeiner Verwundung, bei Nacht und Nebel vor der Ahndung ſeiner enttäuſchten Anhänger entweichen. Hier, mein Vater, habe ich Dir den Vorgang in ſchlichter Wahrheit erzählt. Sage nun, konnte ich dieſer Unannehmlichkeit entgehen, ohne mich der wiſſentlichen Duldung eines giftigen Verderbers ſchuldig zu machen?“

Vater Jacobi hatte mit ernſter Aufmerkſamkeit zugehört. Jetzt antwortete er: „Lieber Sohn! Höchſt wahrſcheinlich hat die ewige Gerechtigkeit Dich zu ihrem Werkzeuge erkoren, und Du biſt, wenn auch dieſer Berufung unbewußt, der Rächer Deiner Schweſter geworden; denn es bleibt mir faſt kein Zweifel übrig, daß dieſer Baron Hynatz kein Anderer war, als jener Capitain Aſtoni. Beſchreibe mir ihn doch ein wenig!“

„O ſeine Perſönlichkeit iſt ſehr unterſcheidend,“ verſetzte Robert, „beſonders ſind ſeine Züge ſcharf markirt. Eine lange, hagere Geſtalt, der Gang etwas unſicher, ſchwarze Haare, die ſich fein um eine ſtarke Platte kräuſeln, graue, tiefliegende Augen, die Naſe ſpitz und gebogen, ein dünner, hönischverzogener Mund, eine ſchlaffe, fahle Haut — bilden ein Ganzes, was ihn vor Tauſenden kenntlich macht.“

„Er iſt es!“ ſeufzte Jacobi; „ſo hat dieſes Ungeheuer noch einmal nach meinem Vaterherzen gezielt! — Verſchweige ja, mein Sohn, dies Ereigniß gegen Emma behutſam; es würde den bitterſten Wermuth in ihre hochzeitliche Wonne miſchen. Wo? und in welchem Zuſtande mag der gerichtete Verführer wohl den unglücklichen Looſe verlaſſen haben?“ — Er verſank in düſteres Nachſinnen. Die Baſe, welche neugierig war, wo Vater und Sohn ſo lange blieben, ſtörte endlich ihre Unterhaltung. Sie gingen nun in den Kreis der Ihrigen zurück; doch einige herbe Tropfen der Erinnerung waren in Jacobi's Freudenwein gefallen.“

Drei Tage gingen noch im Genuſſe eines herzlichen Beiſammenſeins vorüber; dann kam der Trennungsmorgen. Der Juſtizrath Lindberg und ſeine Gattin fuhren gen Oſten, Engelhardt und Emma mit ihrem kleinen Anhange nach Weſten, und Bettina begleitete ihren Mann nach der Stadt. Als die Zurückbleibenden den Reiſewagen nachſahen, der das Schone'ſche Ehepaar davon führte, bis er hinter wirbelnden Staubwolken ihren wehmüthigen Blicken entſchwand, ſagte die Baſe: „Wer mir das noch vor acht Tagen geſagt hätte, ich würde ihn als einen Träumer verlacht haben! Aber ſo iſt der Engelhardt, und ſo wird er bleiben bis an ſein ſeliges Ende! Weder Ruhe, noch Raſt — ich dächte, er könnte das Reiſen genug haben. Warum blieb er jetzt nicht daheim und beſorgte ſich um ein hübſches Gütchen, da er doch nun einmal ein Landwirth werden will?“ —

„Ich mißbillige dieſe Reiſe nicht ſo ganz,“ verſetzte Jacobi; „ſie wird Emma verhindern, ihren zweiten Eheſtand mit ſtörenden Beziehungen auf den erſten zu beginnen. Der ſchnelle und reizende Wechſel der ſie umgebenden Gegenſtände, das Bangen, wovon ein durch Leiden verſchüchtertes Gemüth in der fremden Welt ergriffen wird, dürfte ſie um ſo feſter ihrem Manne anſchließen, deſſen Herz ihr Halt und Heimath geworden iſt.“ —

„Nun,“ erwiederte die Baſe, „was Ihre Wirthſchaft anbetrifft, Herr Vetter, ſo ſollen ſie meinem Willen nach die rüſtigen Töchter darin nicht vermiſſen. So weit reichen meine Kräfte ſchon noch; lieber Gott! ich mußte die letzte Zeit ohnedies das Beſte thun. Allein jetzt weiß ich, warum die Emma ſo zerſtreut geweſen, daß ſie Pfeffer nahm, wo Zucker nöthig war, und den Sonnenſchirm in der Speiſekammer aufhob.“

Jacobi lächelte, und ſagte mit gutmüthigem Spotte: „Kennen Sie dergleichen Abweſenheiten nicht aus eigener Erfahrung, Baſe?“ —

„Nein, Gott ſei Dank!“ entgegnete die Baſe mit jungfräulichem Stolze, „ich war immer bei ganz geſunder Vernunft, und ließ mir keine Neigung zu Kopfe wachſen. Ueberhaupt glaube ich, daß die Liebe in früherer Zeit ſolider war, als jetzt: ſie wurde geheim gehalten, verſchämt geäußert, auf daß den Leuten kein Aergerniß gegeben würde und die Bräute ſtrengten ſich an, in dem Haushalte das Doppelte zu leiſten, damit Niemand merken ſollte, daß die Gedanken getheilt wären, und Jeder ſagen mußte: Dem Manne iſt zu gratuliren; er bekommt eine wahre Kernwirthin zur Frau! — Jetzt iſt Alles anders; der Hausvater iſt ein geſchlagener Mann, welcher eine verlobte Tochter hat, und die Mädchen thun ſich auf ihre verliebte Verwirrtheit ordentlich etwas zu Gute. Es wird in Gegenwart der Kinder und Dienſtboten ohne Scheu und Scham gekoſet; ja, den Tag vor der Hochzeit küßte ſelbſt die beſcheidene, zurückhaltende Bettina vor meinen ſehenden Augen ihrem Bräutigam die Hand. Ich denke, ich muß in die Erde ſinken!“ —

Jacobi lachte, daß ihm das helle Waſſer in die Augen trat. „Laſſen Sie es gut ſein, Baſe, und ereifern Sie Sich nicht!“ ſprach er, indem er ſie ſanft auf die dürre Schulter klopfte. „Die Liebe war von Anbeginn der Welt mit ſüßer Thorheit gemiſcht, und wird es bleiben, wenn das, was wir Anſtand nennen, noch tauſend Mal ſeine Formen gewechſelt haben wird. Wir wollen nicht tadeln, was der weiſe Schöpfer für gut angeſehen. Hätte das ſtärkſte Gefühl des menſchlichen Herzens dieſen Beſtandtheil nicht, es würde ſeinen heiligen Zwecken weniger dienſtbar ſein.“

Vater Jacobi ging nun in die einſame Leere ſeines Hauſes zurück, und widmete ſich ſeinen gewohnten Lieblingsbeſchäftigungen, der Lectüre, Muſik und dem Gartenbau. Auch war Robert ihm eine liebe Entſchädigung für die Abweſenden, und der ſtündliche Umgang dieſes wohlgerathenen Sohnes ließ ihn die öde Stille weniger empfinden, welche ihn umgab. Der tägliche Beſuch ſeiner Kinder aus der Stadt, der Anblick ihres ehelichen Glückes ſtärkte ſein Herz, und wirklich war dieſes Glück nicht gewöhnlicher Art und etwas mehr, als der flüchtige Rauſch ſinnlicher Neuheit.

Bettina ſah ſich von ihrem Manne vergöttert; ſie war ſein Alles und Liebſtes auf Erden, und ſeine einzige Nebenliebſchaft, die Muſe der Dichtkunſt, nur hülfreich, ihm den Körper- und Seelenreiz der jungen Gattin in idealiſcher Verklärung darzuſtellen. Auf eine ſo hold ſchmeichelnde Nebenbuhlerin konnte Bettina unmöglich eiferſüchtig ſein. Je länger und gewaltſamer der Aſſeſſor ſeine Leidenſchaft für Jacobi's jüngſte Tochter unterdrückt hatte, mit deſto ſtärkerer Schwungkraft trug ſie jetzt ihren errungenen Gegenſtand gen Himmel. Es übrigte ihm nichts als der Wunſch, ſeiner Bettina die Genüſſe des Reichthums gewähren zu können. Die kleine Frau meinte aber, dieſer wäre vom Uebel und in allen Weſen ein Verſucher zum Böſen.

Wenn Lindberg ihr das häusliche Häubchen, das ihr ſo wohl ließ, liebkoſend zerknittert und verſchoben hatte, und ſie dieſe Zerſtörung, die glühende Wange, das flammende Kinn, worauf ſeine Küſſe brannten, im Spiegel betrachtete, ſagte ſie: „Sieh, mein Schatz! dieſer Ekſtaſe dürfteſt Du Dich ſchon nicht überlaſſen, wenn ein koſtbarer Putz mich zu einem Schaugepräge machte. So iſt es beſſer! nicht wahr, mein Lindberg?“ Wenn Beide am ſpäteren Nachmittage den weiten Weg nach des Vaters Landhauſe antraten, und ſich bald vor rollenden Wagen, bald vor dem Treiben des öffentlichen Verkehrs auf die Seite flüchten mußten, und dann der Staub der langen Vorſtadt

Bettina's nettes Fußwerk entſtellte, ſprach der Aſſeſſor ſeufzend: „Wenn wir Equipage hätten! dann durfteſt Du Deine armen Füßchen nicht mehr ſo abmüden.“

Die Beklagte lächelte, und meinte, an ſeinem Arm wurde ſie durch die Welt gehen, ohne Schmerz zu fühlen. —

Ich muß mich ernſtlich zuſammennehmen,“ vertrauete Lindberg eines Tages ſeiner Frau, „daß ich meine Acten nicht in Verſen ſchreibe: die poetiſchen Bilder, welche meine Seele erfullen, wollen ſich in jede Abfaſſung drängen. Geſtern, als ich dem Präſidenten — der mein warmer Protector iſt, und ſich wohl einen Scherz erlauben darf — eine Arbeit vorlegte, ſah er ſie flüchtig durch und mich dann mit einem Blicke an, vor dem ich erröthete. Das haben Sie erſt nach Ihrer Verheirathung geſchrieben? ſagte er halb fragend, halb deſſen gewiß, und weidete ſich an der Verlegenheit, womit ich ſeine Vermuthung bejahete. Sie ſind ein ſehr befriedigter Ehemann, mein guter Lindberg, fuhr er fort, und Sie verdienen auch, es zu ſein. Ihre kleine Frau iſt wirklich ſehr liebenswürdig! — Ich verbeugte mich. Milder konnte er unmöglich tadeln; doch habe ich mir die ſanfte Rüge ad notam genommen. — O meine Bettina!“ ſprach er weiter, und drückte die Holde an ſein Herz, „ſeit ich Dich mein nenne, iſt die Baſe meinem Mitleid ehrwürdig geworden, und jeder Hageſtolz regt heißes Erbarmen in mir an. Was entbehrt der Mann, welcher allein und ungeliebt durch das Leben geht? Um den göttlichen Sinn des Daſeins zu faſſen, muß man in dem Beſitze eines geliebten Herzens das Verſtändniß davon ſuchen. Die Liebe allein giebt dieſe Klarheit, welche, ſelbſt wenn der Tod die irdiſchen Stoffe dieſes heiligen Bandes zerriſſen, wie ein ſanfter Nachſchein noch Licht und Wärme über die verödete Stätte verbreitet! Die Welt iſt arm — bei all ihrem Ueberfluſſe vermag ſie nicht die Sehnſucht zu ſtillen, welche die Seele emporzieht über den dürftigen Tand ihrer leeren Freuden; aber daß der Menſch die ewige Huld anſchauen lerne im Bilde ſeiner Güte, legte Gott in die ſüße Liebe die Befriedigungen des Himmels, wie der Erdenbürger ſie empfinden darf. — Was wird ſie uns erſt dort ſein?" —

Vater Jacob ſchlich ſich zuweilen hinweg, und verwickelte ſeinen Sohn in ein anhaltendes Geſpräch, wenn er bemerkte, daß der Aſſeſſor für nichts mehr Aufmerkſamkeit hatte, als für den Zahnſchmerz ſeines geduldigen Weibleins. Wenn Lindberg jedoch Angeſichts der Baſe die leidende Frau auf ſeinen Schooß verſetzte, leiſe Worte mit ihr flüſterte, und die ſtrenge Zeugin durch den Anblick zärtlicher Tändeleien ärgernd langweilte; dann erinnerte der freundliche Vater ſeine vergeßlichen Kinder an Milton's Worte: „Wohl thuſt Du, wenn Du liebſt, nur nicht mit Leidenſchaft;" und die Ermahnung bewachte mindeſtens für ein Weilchen die Aeußerungen einer innigehelichen Liebe, und ſtellte die jungfräuliche Richterin derſelben zufrieden. —

Während nun dies junge Ehepaar ſich in dem engen Raume der Häuslichkeit ein Eden bauete, worin der Odem des himmliſchen Vaters webete, und die Stimme des irdiſchen ſich mit liebender weiſer Berathung in die Angelegenheiten der Glücklichen miſchte, rollte Emma an der Seite ihres Engelhardts in die weite Welt. Der Herbſt hatte die Natur noch nicht ihrer Schönheit beraubt, nur leiſe legte er die erſten farbigen Schleier um ihre alternden Reize.

Emma, von ihres Mannes Arm umſchlungen, der lieber in ihr blaues Auge, als in den klaren Himmel ſah und ſich in ihrem Lächeln ſonnte — durch ihres Kindes ſtaunende Luſt ergötzt, genoß das Vergnügen dieſer Reiſe in reiner, heiterer Stimmung. Er hatte ihr Herz verſtanden und es zu ſchonen gewußt. Ungeſehen von den Ihrigen, frei von jedem Zwange des Bemerktſeins, wagte ihre ſchüchterne Neigung ſich kund zu geben. Sie ſchloß ſich feſt und herzlich an den Mann, den ſie mehr noch ehrte als liebte, und fand in der Ueberzeugung, wie beglückt er durch ihren Beſitz ſei, Lohn und Erſatz für den überwundenen Schmerz, ſich verlaſſen zu ſehen von dem, welchen ſie mit leidenſchaftlicher Gluth anhänglich und ergeben geweſen war. Engelhardt befand ſich nun in ſeinem Elemente. Mit Enthuſiasmus feierte er die Reminiſcenzen ſeiner größeren Reiſeerfahrungen, und im Flügelſchlage der Freiheit fühlte er ſich von dem zarten Bande umſchlungen, welches ihn an ſüße Pflichten band.

Da ſie mit ihren eigenen Pferden fuhren, ſo machten ſie zur Schonung derſelben nur ſehr kleine Tagereiſen, und von Zeit zu Zeit einen Raſttag, um ſich die Merkwürdigkeiten der Städte, welche ihr Weg berührte, anzuſehen. Eines Tages kamen ſie in die Nähe der freundlichen Stadt A......., als der Kutſcher erklärte, das eine Pferd lahme ein wenig; es müſſe ſich vertreten haben. Nachdem ſein Herr ſich von der Richtigkeit dieſer Bemerkung überzeugt hatte, ließ er ſehr langſam fahren, und beſchloß, für heute hier zu bleiben. Eine blaue Bergreihe, deren äußerſter Saum mit dem Rande des Horizonts zuſammenfloß, dunkelte auf der öſtlichen Seite dieſer anmuthigen Gegend, während von Weſten herüber die Sonne ihre blendenden Lichter auf den Kuppeln der Thürme leuchten ließ, und ihren Glanz, der ſich bereits mit Purpur zu färben begann, zwiſchen die Schatten malte, welche ſich merklich verlängerten. Vor der Einfahrt in die Vorſtadt ſtand ein großes, ſchönes, von ſtarken Pappeln umrauſchtes Gebäude, und über dem Portal mit goldenen Buchſtaben: „Hoſpital.“ Emma's Blicke ruheten lange auf dieſem Worte: ſie ſeufzte — eine ſeltſame Aengſtlichkeit beſchlich ihr Gemüth, und hier blieb das Pferd ſtehen und wollte nicht weiter.

„Das arme Thier! es muß große Schmerzen haben;“ ſagte Engelhardt mitleidig, und verließ den Wagen. „Wir möchten wohl vor dem Thore bleiben, liebe Emma, um unſerer armen Bellona das Steinpflaſter zu erſparen.“

Die weiche, gute Emma genehmigte dieſe menſchliche Rückſicht willig und gern, und bald hielt der Wagen vor einem Gaſthofe, der ziemlich anſtändig ſchien. Engelhardt ſchickte ſogleich nach dem Curſchmidt; er wollte ſelbſt bei der Unterſuchung des Uebels zugegen ſein, und die Herſtellung deſſelben dem Heilkünſtler dringend ans Herz legen. Emma ſehnte ſich indeß aus der drückend heißen Stubenluft, von deren Schwüle ſie ſich beklommen wähnte, hinaus ins Freie, und gab den Bitten des kleinen Ottokars nach, der die Mutter quälte, mit ihm ſpazieren zu gehen.

Sie ſchlug einen ſchmalen Wieſenpfad ein, der von dem Hofe des Gaſthofs aus durch ein Hinterpförtchen führte, und ſich weiterhin durch Baumgruppen ſchlängelte, bis er ſich in Gärten verlor. Das Kind entſchlüpfte nach einigen geſetzten Schritten der mütterlichen Hand ſeiner Führerin, und jubelte voran; Emma folgte in tiefen Gedanken.

Der ſchönſte Herbſtabend ſenkte ſich allmählich auf die Landſchaft; leiſe rieſelte bei dem Ziehen der milden Luft ein goldener Blätterregen herab; die reifen Spätfrüchte glänzten durch das dünne Gezweige im Glutſchein der ſinkenden

Sonne, und ſchon ſchwebte der Mond in ſilberner Bläſſe am tiefblauen Aether. Jener wehmuthige Geiſt einer herbſtlichen Naturfeier kam in wehmuthigen Erinnerungen über Emma; ſie gedachte der verklärten Mutter, ihrer fernen Lieben — und ſelbſt Looſe's Bild ſchwebte in geläuterter Reinheit vor ihrer Seele. Ein unendliches Sehnen ſchwellte ihr Herz. — „Was die Männer dort machen, liebe Mutter?" fragte der Knabe, und weckte Emma aus wachen Träumen.

Sie ſah ſich nicht ohne einen leichten Schauer an der offenen Thür eines kleinen Kirchhofs, wo in einem Winkel an der Mauer zwei Männer mit den letzten Schaufelwürfen ein fertiges Grab beendigten. „Sie haben ein Grab gemacht, mein Kind," antwortete die Mutter mit banger Stimme; „aber wie ſind wir denn hierher gerathen?" „Ach! es iſt recht ſchön hier, Mütterchen!" ſprach ſich der reine, furchtloſe Kinderſinn aus; „ſieh! in der Mitte ſteht der liebe Herrgott, und in den Gräbern ſchlafen ſie ganz ſtill und ruhig, weil er die große Wache hält. O ich fürchte mich auch nicht ein Bischen! bleiben wir noch ein wenig!"

Dieſe Sprache der frommen Unſchuld drang tief in das Herz der Mutter. „Mein Kind! Gott erhalte Dich mir!" ſagte ſie, ſich zu dem kleinen Engel herabbeugend, um ihn zu küſſen, und unter den langen Wimpern ſtahlen ſich ein paar Thränen hervor.

Die Todtengräber, auf ihre Spaten geſtützt, ſahen erſtaunt die ſchöne Frau mit dem holden Knaben an dieſer einſamen, unbeſuchten Stätte, und im Anſchauen dieſes lebenden Bildes der Liebe erweichten ſich ihre harten Züge zu einem Ausdrucke theilnehmender Empfindung, wofür ihr trauriger Beruf ſie längſt abgeſtumpft hatte.

„Da kommen ſie ſchon!“ ſprach der Eine zu dem Andern, und griff in kalter Gefühlloſigkeit nach den Bahrtüchern. Emma war mit Ottokar ein wenig auf die Seite gegangen; ſie wendete ſich bei dieſen lauten Worten nach dem Eingange und ſah erſchrocken einen langen, ſchwarzen Sarg, auf den Schultern ſeiner Träger, ohne Sang und Klang hereinſchweben. Grabesgrauen erfaßte Emma; ihre Blicke folgten geſpannt dieſem dürftigen Leichenbegängniſſe, das nicht allein jedes beſcheidenen Glanzes, ſondern auch die Feier der Wehmuth in dem Benehmen ſeiner Zeugen entbehrte. Still und kalt ward der Sarg der Bahre enthoben und in die Tiefe geſenkt; dann gingen die Träger und verließen, ihrer Pflicht entlediget, ohne das geringſte Zeichen perſönlichen Antheils den Kirchhof.

Emma gedachte mit ſchwellendem Herzen jener Worte: „Ach! geliebt, beweint von hinnen gehen, iſt des Menſchen ſchönſtes, letztes Loos!“ „Es iſt Dir nicht geworden, dieſes Loos der bedauernden, ſehnenden Liebe, Du Armer!“ ſagte ſie in leiſer Betrachtung zu ſich ſelbſt; „kein Freund, der weinend zu Deinem offenen Grabe ſchliche, um eine Hand voll Erde hinabzuwerfen — klagt um Deinen Verluſt!“ — Von aufwallenden Gefühlen gedrängt, ging ſie der Grube zu, faßte die kleine Höhlung der zarten Hand voll gelblichen Sand, und goß dieſe Weihung des weichſten Mitleids über den Sarg eines Unbekannten aus. „Darf ich auch, liebe Mutter?“ fragte der Kleine, welcher bisher ſtarr und ſtumm vor neugierigem Erſtaunen geſtanden, und füllte das Händchen mit Erde. Emma nickte, die Erde rollte hinab, ein ſchwaches, hohles Getön ſchlug von unten herauf an das Ohr des lauſchenden Kindes. Emma gab den Todtengräbern ein Silberſtück, und fragte dabei, wer der Verſtorbene geweſen ſei.

„Einer aus dem Hoſpital, Madamchen! Ein Fremder, der an der Straße gefunden worden iſt;“ antwortete der Gefragte, und arbeitete rüſtig, den Damm aufzuwerfen, welchen kein irdiſcher Kummer mehr durchbricht. Und ſein Gehülfe ſetzte in amtlicher Philoſophie hinzu: „Ja, da heißt es auch, wer weiß, wo ich noch ruhen werde, und welcher Sand mein Grab einſt deckt? — Es wird Keinem bei der Wiege geſungen, was für ein Schickſal ihn erwarte. Der, dem wir jetzt das kalte Bette zurecht machen, mag hübſcher Leute Kind geweſen ſein, und blutjung, wie der Inſpector ſagte; doch wird er nicht viel beſſer als ein Selbſtmörder begraben. Wer aber hätte auch die Koſten tragen ſollen? Nun, ich denke, es wird ihn wenig kümmern. Hat er keine Beſchläge an dem Sarge, ſo dürfen ſie nicht erſt roſten; es kommt auf Eins heraus.“

Emma fröſtelte. Schweigend grüßte ſie die rauhen Bettmeiſter, und trat ſo eilig den Rückweg an, als folge ein Schatten, dem ſie entfliehen wolle, ihren Ferſen. Engelhardt kam ihr entgegen, und erfreut, die Seinigen zu erblicken, rief er ihnen ſchon von weitem zu: „Wie habe ich Dich und Ottokar geſucht, liebe Emma! Du warſt mir zu lange! Aber um Gotteswillen! was fehlt Dir, mein Herz? Du biſt bleich wie der Tod! Sage, was iſt Dir geſchehen?“ —

Emma warf ſich an des Gatten Bruſt, und der Kleine ſagte: „Wir ſind auf dem Kirchhofe geweſen, lieber Vater, und haben einen fremden Mann begraben. Die Mutter weinte — iſt es denn ſo ſchlimm, wenn die Leute ſterben?“ —

„Iſt es wahr, Liebe, was das Kind plaudert?“ fragte Engelhardt ſeine Frau beſtürzt und dringend. Emma erzählte den Vorgang in gepreßter Kürze und ſprach: „Vielleicht, o halte es mir zu Gute, mein liebſter Mann! iſt es eine krankhaft gereizte Stimmung, die mich, ſeit ich jenen Gottesacker betreten, mit ſeltſamen Vorſtellungen ängſtet; doch werde ich nicht eher dieſen Ort verlaſſen, bevor ich weiß, wer der Todte geweſen, den ich beſtatten ſah!“

„Dieſe Beruhigung will ich Dir bald verſchaffen;“ verſicherte Engelhardt und ging, nachdem er Frau und Kind in den Gaſthof gebracht, in das Hospital. Der Inſpector deſſelben begegnete dem Eintretenden im Hausflur, der, mit Wachholder durchräuchert, an den friſchen Abzug einer Leiche mahnte. Er fragte mit Artigkeit, was zu Dienſten ſtehe, und öffnete, ohne die Antwort abzuwarten, ein Zimmer zu ebener Erde.

„Entſchuldigen Sie, Herr Inſpector,“ ſagte Engelhardt, indem er alle weiteren Complimente ablehnte, „wenn ein Umſtand, zart und wichtig zugleich, mich zu der Erkundigung veranlaßt, wer in dieſer Stunde aus dieſer Anſtalt begraben worden ſei.“

Des Inſpectors Geſicht verlängerte ſich bei dieſer Frage; er ſah Engelhardt ſcharf an, und entgegnete ſo, als wolle er einen Anlauf zu einer langen Erzählung nehmen: „Ja, ſehen Sie, mein wertheſter Herr! das iſt ein ganz beſonderer Caſus mit dieſem Todten. Ich will Ihnen jedoch von Anfang an“ — Engelhardt, ein abgeſagter Feind aller Weitſchweifigkeit, ſträubte ſich gegen die Folter, welche ſeine Ungeduld bereit glaubte, und unterbrach den Inſpector mit dringendem Tone: „Den Namen, Herr Inſpector! den Namen, wenn ich bitten darf!“

„Den Namen!“ wiederholte der Inſpector, mit leiſetadelnder Verwunderung über die heftige Wißbegierde des Fremden, „nun, das iſt ja eben die Sache, daß wir ſelbſt keine Gewißheit darüber haben; beſtätigen ſich jedoch die Ausſagen eines Fieberkranken, ſo hieß der arme, junge Mann, welcher hier die letzte Pflege gefunden, Rudolph Looſe.“ —

„Gerechter Gott!“ rief Engelhardt, unfähig die Gewalt des Eindrucks zu verbergen, den dieſer erſchütternde Bericht auf ihn hervorbrachte.

„Sie haben wahrſcheinlich den Verſtorbenen gekannt, mein guter Herr?“ fragte der Inſpector mit einem Zuge von Beileid und äußerſt reger Neugier, fortfahrend: „Doch kann ich ohne Selbſtlob Ihrer Theilnahme verſichern, daß ihm hier nichts gefehlt und auch unſer Arzt ſeine Schuldigkeit redlich gethan habe.“

„Jetzt bitte ich um Ihre Erzählung, Herr Inſpector! und ſo ausführlich, als möglich!“ ſagte Engelhardt, noch immer in ſtarrem Schrecken befangen.

Der Inſpector nahm dieſe Genugthuung freundlich auf, und erſchöpfte das Verlangen des fremden Mannes bis auf den unſchmackhafteſten Grund. Er hob an: „Ja, ja! das war eine ganz entſetzliche Geſchichte. Sehen Sie, da trank ich vor einiger Zeit den Selter Brunnen, welchen mir der Doctor verordnet hatte. Ich pflegte der nöthigen Bewegung dabei an der Straße hinauf zu gehen bis an das ſchöne Erlenhölzchen, das Sie im Vorüberfahren wohl bemerkt haben werden. Als ich nun eines Morgens tapfer marſchire und wieder an das Linksum gekommen bin, ſehe ich einen ſchlafenden Menſchen im thauigen Graſe liegen.

Der Menſch ſchien beſſer gekleidet als ein Handwerksburſche; ich gehe ein wenig näher, ihn zu betrachten, und fahre zurück, als hätte mich eine Natter gebiſſen, denn ich denke bei ſeinem Anblicke: hilf Gott! das iſt ein Todter! Das Geſicht war weiß wie Kreide; um die geſchloſſenen Augen zog ſich ein bläulicher Rand, und die blaſſen Lippen waren feſt zuſammengepreßt. Ich fühlte an ſeinen Puls — der ſchlug zwar noch; aber ſo ſchwach, als wäre er eben am Garaus. Es iſt doch ein Menſch, dachte ich, und ich bin Inſpector des Hospitals zum barmherzigen Samariter! Wirklich kam ich mir in dieſer Lage wie der wohlthätige Mann aus Samaria vor, als er" — Engelhardt ſeufzte ungeduldig und wagte doch nicht, die dehnende Breite der Erzählung abzukürzen, aus Furcht, eines weſentlichen Umſtandes verluſtig zu gehen; doch der ſelbſtgefällige Redner mochte in den Blicken ſeines Zuhörers ein bittendes Wegſtreichen alles Ueberflüſſigen leſen, denn er beachtete dieſe ſtille Cenſur und lenkte wieder zur Hauptſache — „Ja, daß ich es kurz mache; ſehen Sie, mein werthbeſter Herr, ich verſuchte nun, ihn zu ſich ſelbſt zu bringen, und wie nichts helfen wollte, ſprang ich zurück und holte meine Leute. Zugleich ſendete ich nach dem Doctor. Endlich nach vielen Verſuchen ſchlägt er die Augen auf und führt wirre Reden; wir konnten nicht klug daraus werden. Der Arzt behauptete, das ſei gar kein gewöhnlicher Zuſtand, wie er auf ſtarke Ohnmachten zu folgen pflege, und es waren Symptome vorhanden, wonach zu ſchließen, daß dem Manne auf irgend eine Art Gewalt geſchehen ſei. Genug, es brach ein Nervenfieber aus, wie es mir in meinem Leben nicht ähnlich vorgekommen, und, mein guter Herr, ich habe Gelegenheit gehabt, manches zu beobachten. In den Jahren Dreizehn und Vierzehn, wie der Typhus gleichſam wie ein Würgeengel ſein Zeichen faſt an jede Hausthür machte und nur ſelten eine vorüberging, da — — (wieder ein preßhafter Seufzer, den der Inſpector richtig überſetzte) — doch zur Sache. Der Kranke phantaſirte fürchterlich. Bald ſpielte er Karten, und da ging er mit dem Gelde um, als ob es wie kleine Steine am Bache gefunden würde; allein am heftigſten äußerte ſich ſein Paroxismus im Zank mit einem Kameraden, den er ſeinen Verderber nannte und verfluchte und vermaledeiete, daß einem die Haut ſchauerte. Ein andermal bat er ſeine geliebte Emma um Verzeihung; das mochte ſeine Schöne ſein, die er irgendwo, nach der Art ſolcher leichtſinnigen Vögel, mit einem kleinen Anhängſel hatte ſitzen laſſen; denn er ſehnte ſich nach ſeinem Kinde und nannte ſich einen Rabenvater.“

„Guter Gott!“ rief Engelhardt, von ſeinen Empfindungen übermannt, „und ſtarb der Unglückliche, ohne daß Sie erfahren konnten, wie er in dieſen Zuſtand verſetzt worden ſei?“

[illegible]s mich anbetrifft, mein beſter Herr,“ antwortete der Inſpector, „ſo habe ich nicht mehr Kenntniß davon, als ein neugebornes Kind; aber der Arzt könnte Ihnen vielleicht beſſere Auskunft darüber geben. Er wohnt hart am Thore, der Doctor Rinnthal, in ſeinem eigenen Hauſe, Nummer Zweihundertfünfundachtzig. — Einige Tage vor dem Tode des armen Looſe brach ſich die Wuth der Krankheit. Er ſprach mit Bewußtſein und hielt lange, geheime Unterredungen mit dem Doctor. Er bedankte ſich auf das rührendſte bei mir für alle erwieſene Gutthat, und vermachte mir ſeine ſchöne Repetiruhr unter der Bedingung, daß ich ihm ein goldenes Ringlein, das er am Finger trug, mit ins Grab gäbe. Darauf verſchied er ſanft; wir wurden ſein Sterben kaum gewahr." Der Inſpector trocknete ſich die Augen. Engelhardt bot ihm herzlich die Hand, und drückte in die gereichte ein ſchweres Goldröllchen zum Erſatz für gehabte Mühwaltung und Koſten. Der Inſpector machte große Augen; er legte plötzlich den Werth dieſer gewichtigen Entſchädigung auf den Gegenſtand der dankbaren Großmuth dieſes ſtattlichen Fremden und wollte ſich eines Weiteren über den Verſtorbenen auslaſſen; aber Engelhardt enteilte mit voller, bedrängter Bruſt den zugedachten Nachträgen und war für einige Augenblicke zweifelhaft, ob er erſt den Doctor aufſuchen oder zu Emma zurückkehren ſolle. Endlich wählte er das Erſtere, weil er glaubte, Emma nicht mehr verlaſſen zu können, ſobald er ihr eine Nachricht gebracht haben würde, die ihre bange, wunderſame Ahnung auf das erſchütterndſte beſtätigte. Er ging alſo unverzüglich nach der bezeichneten Wohnung des Arztes. Ungern, ſo ſchien es, ſah Doctor Rinnthal, ein junger Mann von ſehr einnehmender Perſönlichkeit und einem Geſichte, worauf die Verjährung einer Berufsübung, welche mit Leiden vertraut macht, noch nicht die weichen Züge des Gefühls verhärtet hatte, ſich am Schreibtiſch durch den Eintritt eines Fremden, geſtört; allein als dieſer mit kurzen Worten die Abſicht ſeines Zuſpruchs erörterte und die Beziehung erklärte, welche ihn veranlaſſe, den Arzt um einige rückhaltloſe Notizen über die letzten Tage des verſtorbenen Looſe zu erſuchen, da wich jener leichte Anflug von Verdrießlichkeit ſchnell einem Ausdrucke des wärmſten Intereſſes für dieſe Bekanntſchaft und ihren Zweck.

„O mein Herr!" ſagte der Doctor mit lebhafter Verſicherung, „ich vermag nicht, Ihnen zu ſagen, wie lieb, wie ſehr lieb' mir Ihre Erſcheinung iſt. So eben ſchrieb ich nach dem Wunſche jenes Sterbenden an Ihre Frau Gemahlin. Die Behandlung dieſes Kranken, den ich ſo gern dem Leben und ſeiner Veredlung gerettet hätte, deren Keime unter ſchweren Körper- und Seelenſchmerzen fruchtbar wurden, wird eine merkwürdige Erinnerung für meine Praxis, wie für mein Herz bleiben. Eine herrliche Natur war in dieſem Looſe zu Grunde gerichtet! In der Kriſis, die ſeinen Tod entſchied, erwachte er auch von dem tiefen, langen Sündenſchlafe, und die Klarheit der nahen Vollendung ließ ihn die Vergehungen, deren er ſich ſchuldig gemacht, in ihrer düſterſten Schwärze erblicken. Mit rührender, wahrlich! verſöhnender Reue gedachte er ſeiner verlaſſenen Gattin und des Kindes, das er nie geſehen. Er beſchwor mich, ihr mit der Anzeige ſeines Todes von ſeiner Sehnſucht zu ſchreiben, daß er ihres verzeihenden Andenkens gewiß hinüber ſchlummern könne. O meine Emma! ſagte er noch mit ſchwacher Stimme, könnte ich Dich doch nur auf eine kurze, ſelige Minute an mein Lager verſetzen, auf daß der Anblick meiner Leiden Dich rühren möchte zu milder Vergebung! Mein verſtoßenes Schickſal mein ſchmählicher Untergang würde Dich, Du ſanfte Seele, vergeſſen laſſen, was ich an Dir verſchuldet, und eine Thräne des Mitleids würde mein unbetrauertes Grab weihen!« — In wehmuthsvoller Ergriffenheit hielt der Doctor einige Augenblicke inne, und Engelhardt antwortete, indem ein ſonderbares Lächeln ſein erblaßtes Geſicht erhellete: »Dieſer Wunſch iſt ins Leben getreten; denn mein gutes Weib hat zufällig, oder richtiger geſagt, durch einen ſympathetiſchen, geiſtigen Zug geleitet, der Beerdigung des Unglücklichen beigewohnt, und eine Hand voll Erde, dieſe Libation des Staubes, über ſeinen verſenkten Sarg ausgegoſſen.“ —

Der Doctor hörte mit antheilvoller Betroffenheit die Erzählung der kleinen Kirchhofſcene an. Darauf ſagte Engelhardt: „Von Ihnen, Herr Doctor, hoffe ich nun zu erfahren, wie der verewigte Looſe in jene bewußtloſe Lage, die ihn zu einem Hospitaliten machte, verſetzt worden ſei.“

„Das ſollen Sie auch,“ erwiederte der menſchenfreundliche Arzt, und hob an: „Nach dem zuſammenhangenden Geſtändniſſe des Sterbenden, entwich er mit einem Capitain Aſtoni, der, ein verruchter Böſewicht und Spieler von Profeſſion, den Leichtſinn ſeines eingefangenen, ſogenannten Freundes mit Schlangenliſt zu dieſem Bubenſtück bethört hatte. Die Vorſtellung, unverrückbar vor ſein Auge gedrängt, daß der junge, feurige Mann lebenslang in minorenner Abhängigkeit von ſeinem Schwiegervater gehalten werden würde, verſchaffte den erſten leiſen Beweggründen zu einer gewaltſamen Löſung dieſer bindenden Verhältniſſe Eingang in ein Gemüth, dem es zur Zeit noch an jedem Sinne für den Segen und die Nothwendigkeit dieſer milden Vormundſchaft gebrach. Lockende Ausſichten auf Freiheit und ungezügelten Genuß ſtanden dem dauernden Zwange läſtiger Arbeit und einförmiger Pflichterfüllung gegenüber, und die erſten Befriedigungen einer heftigen Neigung ließen dem Emporkommen einer zweiten, der unſeligen Spielſucht, Raum, die früher und länger als jene in ihm geherrſcht hatte. Die Furcht, ſich durch Herrn Jacobi's angedrohete Reiſe in die Vaterſtadt des Eidams in einem Gewebe von Lügen gefangen zu ſehen, gab endlich den Ausſchlag für den unverzeihlichen Schritt. Ein paar Jahre waren bereits vergangen, in welcher Zeit ſich der ſaubere Aſtoni und ſein Gefährte in ausländiſchen Bädern und winterlichen Sammelplätzen der Verfuhrung umhergetrieben hatten, als Looſe ſeinen Begleiter zu erkennen anfing. Ihr gemeinſamer Glücksſtand war, wie leicht anzunehmen, unter ſehr wechſelnden Höhengraden geſtiegen und gefallen, und Looſe faßte nunmehr den feſten Entſchluß, ſich mit dem Reſte der entwendeten Gelder von der läſtigen Genoſſenſchaft zu befreien. Bei Gelegenheit dieſer Erklärung kam es zu einem heftigen Zanke, den jedoch Aſtoni in teufliſcher Planmäßigkeit ſcheinbar friedlich ausglich. Looſe konnte ſich nur erinnern, daß Aſtoni einen Punſch vorgeſchlagen und bereitet habe, den ſie auf die Verſöhnung trinken wollten. Nachdem er einige Gläſer getrunken, habe er eine unwiderſtehliche Schläfrigkeit verſpürt und ſich ihr wahrſcheinlich zu ſeinem Unglücke überlaſſen, denn erſt im Hospitale zum barmherzigen Samariter ſei er von dieſem tödtenden Schlummer erwacht, und Aſtoni mit ſeiner Habe verſchwunden geweſen. — Ich habe dringenden Verdacht, daß dieſer kaltblütige Mörder ſich zur Ausfuhrung ſeiner ſchändlichen Abſicht zerſtörender Betäubungsmittel bediente; dazu die kalte, feuchte Nachtluft, die den unglücklichen Looſe, nach vorhergegangener Erhitzung durch Zorn und geiſtige Getränke, durchſchauerte; genug, der leibliche Tod des armen Verführten laſtet nicht minder auf der Seele des Unholds, als ſein moraliſches Verderben! Und entginge er auch dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit, die göttliche wird ihn finden!“ —

„Dieſer Ausgang oder ein ähnlicher, doch immer ein heilloſer, war von jener Verbindung zu erwarten,“ entgegnete Engelhardt; „denn es bleibt gewiß und ewig wahr:

Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ſäet, Erfreuliches zu ernten; jede Unthat trägt ihren eigenen, wohlverdienten Lohn! Looſe iſt mit ſeinen Thaten, wie mit ſeiner ſpäten Reue und Erkenntniß dem Todtenrichter verfallen, und es iſt löblich, wenn das Urtheil des Menſchen verſtummt, wo ein höherer Spruch über den abgeſchiedenen Geiſt eines ſeiner Brüder auf Erden ergehet: — aber dennoch muß ich ſagen: Er hat nicht viel beſſer als jener Aſtoni gehandelt. Mit beiſpielloſer Frechheit zerſtörte er ein ſeltenes Familienglück, verrieth die Liebe des edelſten Weibes und ſetzte das zarte Leben eines ungeborenen Kindes auf ein grauſames Spiel! — O Herr Doctor! wenn ſie wüßten, welch ein Engel meine Emma iſt — wenn Sie die trefflichen Menſchen kennen ſollten, welche er ſo unglücklich gemacht, daß ſie ſogar der trauten Heimath entſagten, um den quälendſten Erinnerungen ihres Lebens zu entfliehen; Sie würden — — doch es macht Ihrem Herzen Ehre, daß Sie über dem Unglücke ihres Patienten ſein ſchwereres Verbrechen leicht und gering achten konnten.“ —

Der Doctor erröthete. Er war ein edler, feinfühlender Mann; doch traf der Vorwurf parteiiſcher, mitleidiger Schwäche ihn mit leiſer Verletzung, ſo daß er mit minderer Gutſinnigkeit, als ihm ſonſt eigen war, ſich Genugthuung dafür nahm. Und wenn der Arzt durch die natürliche Theilnahme für ſeinen Kranken und durch den Anblick ſeiner reuigen Zerknirſchung ſich auch wirklich jenes Vorwurfs ein wenig ſchuldig gemacht hätte, ſo war Engelhardts leidenſchaftliche Rüge nicht minder aus ſelbſtſüchtigen Regungen hervorgegangen, indem ſein nahes verwandtſchaftliches Intereſſe und ein kleiner Beiſatz unbewußter Eiferſucht — ſein Gerechtigkeitsgefühl für den todten Gegenſtand derſelben ſchärfen. Doctor Rinnthal erwiederte mit einer faſt unmerklichen Verbeugung: „Das wohl nun grade nicht, Herr Schöne. Es iſt jedoch ein altes, wahres Wort, daß, wer redet, Recht habe. Ich war indeß zu ſeinem Helfer und nicht zu ſeinem Richter berufen. — Sehr freut es mich, daß Madame Looſe einen ihrer unwerthen Gatten ſo bald in den Armen eines würdigeren Gemahls vergeſſen konnte.“ —

Engelhardts Charakter war zu feſt und gediegen gegen die leiſe Stichelei der Empfindlichkeit. Er traf das halbgeſenkte Auge des Arztes mit einem offenen, flammenden Blicke, und entgegnete: „So bald? Wenn es wahr iſt, Herr Doctor, daß Angſt und Gram im Verhältniſſe ihrer Stärke die Secunden ausdehnen, ſo liegt eine Unendlichkeit von Jammer und Leiden in dem Zeitraume dieſes bald! — Ich danke Gott, daß er dem Herzen meiner Emma die Geneigtheit gab, die treue, ſchützende Hand eines alten Freundes anzunehmen; und wenn ſich mein eheliches Glück auch nur auf die Ueberzeugung einſchränkte, ihr ein nöthiger Beiſtand zu ſein, ſo wäre es groß genug. Allein ein Weib, wie meine Emma, beglückt den Mann ihrer zweiten, ruhigen Wahl mit höherem Lohn. — Wie ſolch ein Herz auch gebrochen werden möge, zu lieben verlernt es nicht. Man zerſtöre die Roſe und zerreiße die zarten Blätter, welche ſich um die Geheimniſſe ihrer Tiefe wölben — und ihr himmliſcher Duft wird ſein letztes Leben auf die Hand verſtrömen, von der ſie ſpielend vernichtet ward!“ —

Der Arzt lächelte gerührt. Er äußerte den Wunſch, Emma kennen zu lernen, und kam damit Engelhardts Bitte zuvor, daß er den gegebenen Bericht unmittelbar der einſtmaligen Gattin des Verblichenen wiederholen möchte.

Emma ſaß indeſſen am Fenſter des Wirthshausſtubchens und harrete in ängſtlicher Ungeduld der Wiederkunft ihres Mannes. Der Mond ſchien ſo hell, daß jeder Gegenſtand zu erkennen war, und ihr Auge, feſt auf die Straße gerichtet, ward von dem Schatten jedes Vorübergehenden in ſeiner Erwartung getäuſcht. Schlummernd ruhete der Knabe in ihrem Schooße, der Tiſch ſtand gedeckt; aber Emma fühlte weder Appetit, noch Hunger. Endlich trat der Erſehnte ein. Er ſchien verſtört — und nach dem erſten Blicke auf ſein Geſicht entledigte ſich Emma ſchnell ihrer holden Bürde, um in näherer Anſchauung den Ausdruck ſeiner Züge zu erforſchen. „Da biſt Du ja!“ ſagte ſie aufſtehend, und fuhr mit wenig gelingendem Scherze fort: „Es iſt dies ein unglücklicher Ort; wir verlieren einander abwechſelnd, und bringen die Zeit mit Sorgen um unſer Ausbleiben hin!“

„Um uns deſto bleibender und inniger anzugehören,“ antwortete Engelhardt mit ernſter Bedeutung, und zog Emma an ſein Herz. „Wird meine Emma,“ redete er weiter, „an dieſer Bruſt Schutz gegen einen erſchütternden Gedanken finden? Du haſt Looſe begraben ſehen, und Frau und Kind haben ſein Grab mit ahnungvollen Gefühlen geweiht.“ —

Emma erbebte in den Armen ihres Mannes, dieſer aber ſprach: „Halte mich nicht für ſo engherzig, daß ich mit kalter, eiferſüchtiger Vernünftelei die Bewegung tadeln möchte, die Dich bei dieſer Vorſtellung ſo natürlich ergreifen muß, oder durch die Thräne beleidiget werden könnte, welche Du dem Manne Deiner erſten Liebe, dem Vater Deines Kindes, weinſt. Der Tod ſühnt ja, liebe Emma, die Vergehungen ſeiner Opfer! Und früher, als ſeine kalte Hand die Flecken der Vergangenheit verlöſchte, haben Strafe und Reue des Verſtorbenen Deinen Kummer an ihm gerächt.“ — Hierauf erzählte

Engelhardt ſeiner tiefergriffenen Gattin, was er von dem Inſpector und von dem Arzte erfahren, und eine Stunde ſpäter erhielt Emma von dem Letzteren mündliche und ausführliche Beſtätigungen. Dieſer Beſuch war eine peinliche Wohlthat für Emma. Der angeborene und vorherrſchende Sinn des Anſtandes läßt die Frauen einem fremden Zeugen gegenüber die Gewalt ihrer Empfindungen unterdrücken, und der Arzt gab den ſchmerzlichen Berührungen, womit er das Gemüth ſeiner Zuhörerin verletzen mußte, ſo viel Sanftheit als möglich. Emma's Lage war gewiß eine der ſchwierigſten, welche die Fähigkeit des weiblichen Zurechtfindens erproben; aber Wahrheit des Herzens und Reinheit der Geſinnung reichen für die prüfendſten Verhältniſſe aus, während die feinſte Weltklugheit nicht zulänglich iſt, wo es darauf ankommt, die Probe zu halten. — Die gekränkte, warme, jugendliche Liebe für den Entſeelten loderte bei der Schilderung ſeiner Leiden hoch empor; der wiederholte Klang ſeiner Worte ließ den Nachhall verklungener Stunden voll Wonne und Weh in ihr ertönen; — allein dieſe Empfindungen mußte ein heiliger, unberührbarer Schleier dem Auge der beiden Männer entziehen. Emma fühlte zu zart, um die Schwäche ihres Geſchlechts dem fremden Arzte zu enthüllen, und Engelhardt, erkannt, verehrt und geliebt von ſeiner Frau, würde bei dem Anblicke dieſer Todtenfeier in dem ſchwärmeriſchen Aufwande der Wehmuth und verzeihenden Zärtlichkeit die kühle Spärlichkeit der zweiten Liebe empfunden haben, da die reiche Wärme ihres Herzens ihn nie dazu kommen ließ, über die Grade der Zuneigung nachzudenken, welche Emma's liebeerfülltes Gemüth vertheilte.

Als der Doctor ziemlich ſpät aufbrach, um Abſchied zu nehmen, trat Emma zu ihm hin, und ſagte mit ſeelenvoller

Innigkeit: „Wir, lieber Herr Doctor, werden uns wohl ſchwerlich mehr wiederſehen in dieſer Welt; nehmen Sie daher als einen kleinen Beweis der dankbarſten Achtung vor der milden Menſchlichkeit, womit Sie ſich eines Verlaſſenen angenommen haben, dies Andenken an mich! Und wenn die leiſeſte Schonung, wie die lauteſte Hülfe den Segen der Vergeltung trägt, ſo dürfte die Zartheit, in der Sie das Gefühl der Mutter ſeines Kindes ehrten, nicht allein von meiner herzlichen Erinnerung an Ihre Bekanntſchaft belohnt werden!" — Sie zog einen koſtbaren Ring (das Erbtheil ihrer Mutter) von ihrem Finger, und reichte ihn dem Arzte dar; und das Bild der liebenswürdigen Frau, welcher er ihn verdankte, ſpiegelte ſich ihm fortan in dem klaren Waſſer dieſer Edelſteine.

Freilich netzten häufig fließende Thränen Emma's Kopfkiſſen auf der fremden Ruheſtelle, die ihr die Erquickung des Schlafes verſagte; aber ſie floſſen milder als einſt, wo ſie in heimiſchen Umgebungen um den Entflohenen rannen.

Am grauenden Morgen fuhr Engelhardt aus unruhigen Träumen empor; er hatte Emma die Nacht hindurch oft und lange ſeufzen gehört, und ſein erſter Blick lauſchte nach ihr hin. Aber ſie lag jetzt in leiſem Schlummer, und ihre Athemzüge weheten ſacht und regelmäßig. Vorſichtig jedes Geräuſch vermeidend, verließ er nun das Lager und ſchlich nach dem Stalle hinab, um nach der lahmen Bellona zu ſehen. Munter wieherte ihm das ſchöne, ſchnellgeheilte Pferd entgegen, und Engelhardt klopfte vergnügt den ſchlanken, ſtolzen Hals deſſelben. Der Kutſcher verſicherte, daß der Curſchmidt ſeine Sache aus dem Fundamente verſtehe und ſich eine anſehnliche Belohnung verdient habe — und daß auf ſeine Verantwortung die Reiſe jeden Augenblick weiter gehen könne. Engelhardt war deſſen herzlich froh, doch wollte er die Beſtimmung darüber ſeiner Frau überlaſſen.

Als Engelhardt in das Zimmer zurückkehrte, war Emma ſchon aufgeſtanden, und auch das Kind regte ſich erwachend. Zwar hatte die geſtrige Erfahrung Bläſſe auf ihren Wangen und einen traurigen Laut im Tone ihrer Stimme nachgelaſſen! Allein die Schleier der Nacht und der mildernde Schlaf hatten jene ſchaurigen Bilder mit den erſten Hüllen umzogen, und das heitere Morgenlicht beleuchtete ſie nunmehr. Vor ſeinen reinen Strahlen zerfloſſen die geſpenſtiſchen Täuſchungen, die jede dunkle Erſcheinung des Lebens mit ihrem Grauen umlagern. Emma ſelbſt war für ein längeres Verweilen hieſelbſt nicht: „Nur," ſetzte ſie dieſer Erklärung hinzu, „eine einzige Bitte gewähre mir Deine nachſichtige Liebe hier noch, mein guter Mann! begleite mich und Ottokar auf den Hoſpital-Kirchhof; ich möchte gern noch einmal, und zwar mit klarem Bewußtſein — an dem Grabe ſeines Vaters ſtehen!" —

„Sehr gern, liebe Emma!" antwortete der großherzige Engelhardt, und traf einſtweilen Anſtalten zur baldigen Abreiſe. In herbſtlicher Friſche bewillkommte dieſer Morgen die ſpäte Sonne und die frühen Spaziergänger, welche ſchweigend den Weg zum kleinen Gottesacker antraten. Ein ſcharfer Oſtwind führte purpurne Wölkchen und goldene Streifen über die weite Bläue des Himmels; in durchſichtigen Säulen ſtieg der Nebel zu den verklärten Höhen auf. Die Rübenpflanzungen der Stoppelfelder boten dem Auge das letzte Sommergrün dar, während jeder Lufthauch die loſen, falben Schatten der Obſtbäume verdünnte. In der matten Wärme des bleichen Sonnenſcheins flatterten die weißen Fäden, welche den nahen Winter und ſeine ſchneeigen

Gewande verkünden, und die Natur ſchwieg, wie die Wehmuth vor dem nahen Scheiden. Das Pförtchen zum Kirchhofe war nur angelehnt; denn wer wurde die Armuth dieſer Todten berauben? In ſtiller Feier erleuchtete der Morgen die friedliche Stätte, und Emma ſtand mit ihrem Kinde an der Hand an dem, von fremder Barmherzigkeit vergönnten Grabe deſſen, den ihre Liebe einſt auf den Thron ihres Herzens erhoben hatte. Von dieſer Erwägung heftig erfaßt, dünkte ihr dieſer vergeſſene Winkel, wo ſeine Aſche ſich mit fremdem Staube miſchen ſollte, der Strafort einer richtenden Verbannung. Sie brach in lautes Weinen aus, und indem ſie ſich über den unbelegten Hügel beugte, ſagte ſie: „Ruhe ſanft, Du Armer! den die Heimath ausgeſtoßen hat aus der Mitte ihrer Gräber! Ich habe Dir von Herzen vergeben, und keine meiner Thränen ſoll Dich vor Gott verklagen! — Dort, wo ein neues Leben tagt, ſehen wir uns wieder!“ — Sie legte die zitternde Hand wie gelobend auf das Grab.

Engelhardt umfaßte die Schluchzende, und ſprach: „Emma! daß der Mann, dem das heiligſte Band Dich einſt verknüpfte, hier den frühen Schlaf des Todes ſchläft, das betrübt Dich ſo ſehr? O Liebe! iſt denn dieſes Plätzchen nicht auch ein Garten Gottes? Hätten mich die Hindu's begraben, oder die Negerſclaven in Surinam meiner Leiche die letzten Dienſte erwieſen, ich würde dennoch ſanft im Schooße der fremden Erde geruhet haben. Und ob auch die Verweſung die dürftigen Gräber dieſer Hoſpitaliten-Geſellſchaft nur mit blühenden Denkmalen ſchmückt, ſo iſt die Aufnahme in ihren modernden Verein dennoch ehrenvoller, als die lebende Gemeinſchaft mit einem Aſtoni.“ —

Die Wahrheit dieſes Gedankens ſiegte über Emma's

Schmerz. „Ja, Du haſt Recht, mein Engelhardt,“ erwiederte ſie, ſeine Hand an ihre Bruſt drückend. „Er ruhet jetzt in Gottes Schutz und iſt der Gewalt des Böſen entnommen. Ich will ſuchen mich damit zu beruhigen.“

Der kleine Ottokar, welcher ſtill geſehen und gehört hatte, ahmte jetzt ſeiner Mutter nach, und wiederholte in kindlicher Weiſe den Act, worin jene dem Ruhenden die Abſchiedsweihe verſöhnter Losſprechung von der ſchwerverübten Schuld gegeben hatte. Er kußte den röthlichen Sand des Hügels, und ſagte mit rührendem Ernſte: „Ich bin Dir auch gar nicht mehr böſe, Du fremder Vater da drinnen, wenn ich Dich auch ſchon gar nicht kenne! Wenn ich einmal wiederkommen werde, da will ich Dir ſchöne Blumen mitbringen, ſo ſchöne!“ — —

Emma's Mutterherz wallte in heißem Schmerze; aber Engelhardt entzog ſie mit liebreicher Bitte jeder weiteren Anregung zu Empfindungen, von denen ihr tieferſchüttertes Weſen ohnehin zu ſehr ergriffen war.

Vor dem Wirthshauſe erwartete der angeſpannte Reiſewagen die Wiederkehrenden. Bellona und ihr robuſtes Beigeſpann ſtampften ungeduldig den Boden; der Kutſcher ſaß wartend auf dem Bocke, der Bediente ſtand am offnen Schlage, und in der raſchen Flucht weniger Minuten lag dieſer verhängnißvolle Ort in dem bläulichen Dufte der Ferne.

Obgleich Engelhardt nicht grade gefürchtet hatte, daß dieſes tragiſche Reiſeabenteuer eine totale Verfinſterung ſeines Ehehimmels zur Folge haben werde, ſo war er doch darauf gefaßt, Emma's Auge, die Sonne ſeines Lebens, für längere Zeit in bewölkter Trübe zu erblicken. Um ſo mehr überraſchte ihn das ſanfte, reine Licht, welches ihm ſchon unter den verſiegenden Thränen daraus anlächelte. Eine erhöhetere Gemüthsſtimmung, ein noch leiſerer Sinn für die Anklänge der unſichtbaren Welt war ihr als der Nachlaß jener erſchütternden Erfahrung geblieben. Engelhardts edelmüthiges Benehmen, Emma's zarte Berückſichtigung ihrer Pflichten gegen ihn hatte ein neues Band der Werthſchätzung um beide Gatten gewoben; und wenn die feine Discretion des erſteren das wunde Herz der ſtillen Frau jetzt mit Liebkoſungen verſchonte, die rohe Selbſtſucht verrathen hätten, ſo empfand Emma nichtsdeſtoweniger den edlen Stolz dieſer Entäußerung und vergalt in echtweiblichem Geiſte. Eines Tages warf ſie die ſchönen Arme um ſeinen Hals, und ſagte: „Mein lieber, guter, beſter Mann! wie glücklich bin ich durch Dich! — Wäre ich doch dieſer Fülle von Zärtlichkeit würdig und fähig, ſie zu belohnen! — Aber mein Leben iſt Dein; und bei dem hohen Zeugen im Himmel! auch meine Liebe.“

Engelhardts Augen wurden naß; in Schauern des Entzückens dehnte ſich ſeine Bruſt. Er küßte Emma's Hände, und antwortete: „O Emma! dieſer Augenblick iſt ein Vorſchmack der Seligkeit! Ach! ſchon fürchtete ich, Du könnteſt auf dem Kirchhofe von A..... bereuet haben, daß Du mich vor dem Altare zum Wächter Deiner Seufzer und Thränen ſetzteſt; aber Du haſt bewieſen, daß ein Weib die Freiheit des Gemüths auch in den verfänglichſten Lagen behaupten könne — und ich bewundere Dich, wie ich Dich liebe!“ —

„Das Herz, lieber Engelhardt,“ erwiederte Emma mit ſinnender, lächelnder Miene, „wird ewig dem Menſchen das größte Geheimniß bleiben. Ich mag es Dir nicht leugnen, daß jener Vorfall mich fürchterlich angegriffen; in den Tieſen meiner Seele regten ſich Gefühle, die ich mühſam zur Ruhe gebracht, und droheten neue Empörung. Doch plötzlich wälzte ein Gedanke den ſchweren, preſſenden Stein der Bangigkeit von meiner Bruſt und rollte ihn hinab in dieſe dunkle Unergründlichkeit, auf daß er jene Störer meines Friedens für immer unterdrücke. Ich bin jetzt mit mir ſelbſt im Reinen. Mein Vater behauptete ſtets, der Leichtſinn ſei von allen moraliſchen Fehlern der unheilbarſte; und ſonach wäre Looſe nie tugendhaft, ſondern nur elend geworden. — Es mag viel Stärke dazu gehören, ſich von ſo tiefer Geſunkenheit in eigener Kraft zu erheben; der Tod reichte ihm die hülfreiche Hand dazu. Wohl ihm! ich bin ruhig, denn Gott iſt gnädig! Das Kreuz ſeiner Erbarmung ſtehet auf dem Gottesacker, wo der Verirrte ſchläft!“ —

Nach manchem kürzeren oder längeren Verweilen an fremdem Aufenthalt näherten ſich die Reiſenden endlich dem Ziele ihres Weges und ſahen den ſtolzen Bau der prächtigen Handelsſtadt durch die aufſteigenden Dünſte und Nebel des dunkelnden Abends ſchimmern. Langſam fuhren ſie durch die unruhigen Straßen; ein blaſſes Mondlicht warf ſeinen ungewiſſen Schein über die Maſſen der höheren Gebäude, während grelle Laternenhelle die Reinlichkeit und Stille der geſchloſſenen Hausthüren beleuchtete. Engelhardts Herz klopfte gewaltig; er gedachte ſeiner erſten Anweſenheit zu Amſterdam vor der Seereiſe, und vieler, in froher Erwartung hieſelbſt verlebten, unvergeſſenen Stunden. „Ob Frau Johanna es wohl ahnen mag, daß ihr der Freund, auf den ſie vielleicht noch zürnt, weil ſie ihn undankbar wähnt, mit verſöhnenden Anträgen ſo nahe ſei?“ fragte er ſich ſelbſt, in ſüßem Vorgenuß ihrer Ueberraſchung und die Freude des Wiederſehens empfindend.

„Schwerlich dürfte ſie das;“ antwortete Emma, und fuhr fort, „morgen, mein lieber Mann, morgen wollen wir Deine Freundin aufſuchen und ſie eines Beſſeren überzeugen.“ Jetzt, da Emma ſich der Frau, die ihren Mann mit unerwiederter Leidenſchaft geliebt hatte, ſo nahe wußte, miſchte ſich doch ein wenig beſorgte Aengſtlichkeit vor möglichen Einflüſſen jener Erinnerung auf ihren unbeſchränkten Alleinbeſitz von Engelhardts Herzen in die großmüthige Willfährigkeit, womit ſie ein Verhältniß einzugehen bereit war, das nie ohne Gefahr für den Frieden derer iſt, welche die ſchützende Enge der ehelichen Verbindung durch die Aufnahme eines fremden Weſens erweitern. Emma hätte an dieſer leiſen Regung merken können, wie gewagt ihr Vorhaben ſei; aber ſie verſtand das warnende Gefühl nicht und erklärte es für die natürliche Scheu vor der fremden Bekanntſchaft.

Der Octoberabend war klar, aber ſehr kalt: jeder ſtärkere Luftzug führte den ſchneidenden Hauch des Meers über den breiten Wall der Straßen und Vorſtädte, und Emma freuete ſich des wohlgeheizten Zimmers und des erwärmen-Abendbrodes in einem der beſten Gaſthöfe, wo ſie abgeſtiegen waren.

„Das iſt ein Punſchabend!“ ſagte Engelhardt, und brauete alsbald eine Extra-Sorte dieſes beliebten Getränks. Emma mußte ihrem Manne ſo fleißig Beſcheid thun, als ihre geringe Fähigkeit, ſolchen Feuergeiſt zu vertragen, zuließ. Ihre Wange brannte im Nachglühen der ſcharfen Luft und erhitzt von dieſem mäßigen Genuſſe. Der ſeemänniſche Engelhardt hingegen, an die rauhen Winde des Waſſers und an den ſtärkeren Spiritus der Schiffsleute gewöhnt, fühlte ſich nur von einer milden, wohlthuenden Wärme entflammt, die ſich vom Körper aus auch über die Seele verbreitete.

In ſteigender Erregung erzählte er ſeiner theilnehmenden Frau von jenen Tagen, wo er ſich in Amſterdam zur Abfahrt nach Surinam geſchickt machte. „Wie iſt mir doch Alles ſo lebendig vor Augen, als wäre es geſtern geweſen!“ ſagte er mit glänzenden Blicken. „Staunend ſtand ich am erſten Abend meines Hierſeins vor dem majeſtätiſchen Rathhauſe und betrachtete die künſtlichen Bildwerke von Stein, über welche der Mond einen melancholiſchen Schimmer ausgoß, als wolle er an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen mahnen. Es wurde mir ernſt und feierlich dabei zu Sinne; ich dachte daran, wie der Künſtler von ſeinen Werken überdauert wird — wie auch dieſe verwittern; der Genius der Kunſt aber ſein unſterbliches Leben in ewig jugendlichen Schöpfungen erneuere, und derſelbe Mond, welcher gleich der Sonne, die zu Vater Homers Zeiten leuchtete, die Gebilde des Praxiteles beſchien, noch in Jahrtauſenden ſein ſanftes, trauriges Licht über die Meiſterſtücke bildender, erſtarrter Hände ergießen wird, wann längſt dieſe koloſſalen Formen in Schutt und Staub zerfallen ſind. — O Emma,“ fuhr er fort, und ging vom Fenſter weg, wo er geſtanden, „es drängt mich, jene Empfindungen zu wiederholen! Das Vormals würde mit dem Anblicke, der ſie erregte, in ſeiner deutlichen Geſtalt zu mir herantreten. — Ich möchte noch einen kleinen Gang um die Hauptplätze der Stadt machen!“

„So begleite ich Dich, Lieber!“ ſprach Emma raſch, und griff nach der Pelzhülle. „Ottokar ſchläft feſt, und der zuverläſſige Martin bleibt ſein Hüter. Doch wird unſer

Nachtwandeln — es iſt bereits über zehn Uhr — — nicht Aufſehen erregen, wenigſtens hier im Hauſe?"

„Der Gaſthof bleibt offen," entgegnete Engelhardt; „allein zur Fürſorge werde ich mit einem der Aufwärter ſprechen, auf daß er unſeres Wiederkommens warte."

Die ſpäte Stunde ließ die Schritte des wandelnden Ehepaares in nächtlichem Schweigen wiederhallen. Der Lärm des Tages und abendlicher Gelage war verhallt; Mühe und Geſchäftigkeit ruheten, und der ſchimmernde Sternenmantel des Himmels bedeckte den wachen Kummer und die ſchlummernden Sorgen dieſer Stadt. — In ſtiller Feier der Erinnerung ſtand Engelhardt lange vor dem Rathhauſe; dann führte er Emma noch an einigen vorzüglichen Gebäuden vorüber, und nun bogen ſie durch eine Seitenſtraße nach dem Platze ihres Abſteigequartiers ein. Es war hier ſehr ſtill rings umher, nur in einem großen Eckhauſe verrieth die ſtarke Erleuchtung der Frontſeite des erſten Stockwerks noch ein geſelliges Beiſammenſein, und der helle Klang tönender Gläſer, wie das wirre Durcheinander-Geſchrei heiſerer, männlicher Stimmen ließen auf ein Bacchusfeſt ſchließen. Dieſe Wahrnehmung zu einer Zeit, wo die tiefe Stille der Umgebung das rohe Treiben jener luſtberauſchten Zecher hörbar machte, regte Engelhardts Neugierde für einige Momente an. Er blieb ſtehen und blickte zu den angelaufenen Fenſtern auf. Da ergriff Emma ſeinen Arm, und ſagte: „Hörſt Du nichts, lieber Mann? Es iſt, als ob hier ganz in der Nähe ein Menſch in erſticktem Schluchzen ſeufze und von Fieberfroſt zähnklappernd geſchüttelt werde. Schon wieder — o höre doch, vermuthlich iſt es ein Kranker, der auf der Straße liegen geblieben."

Engelhardt lauſchte — und ſchritt dann raſch vorwärts, den vernommenen Jammertönen entgegen. Sie drangen aus einer Art von gewölbten Vorhalle, welche den Eingang dieſes alterthümlichen Hauſes bildete. Auf einem der ausgebauenen, ſteinernen Sitze ſaß oder lag vielmehr ein Menſch in zuſammengedrückter Stellung. Ein ſchmaler, düſterer Mondſtrahl beleuchtete die ſtarken Umriſſe dieſer kläglichen Geſtalt, und Engelhardt fragte, ob hier ein Kranker vielleicht Hülfe bedürfe.

Kaum waren dieſe wenigen Worte ausgeſprochen worden, ſo erhob die Geſtalt einen Kopf, der ſtraff mit ſchwarzem Creppflor überzogen ſchien — und lag im Nu zu den Füßen des erſchrockenen Fragers. „O Herr! mein Herr — Luco geholfen ſein — Gott ſich mein erbarmen!“ — rief der alte Neger, Engelhardts einſtmaliger wundärztlicher Beiſtand, in den Accenten des Entzückens und weinte laut.

„Gerechter Gott! Luco! Du?“ erwiederte Engelhardt nicht ohne Beſtürzung ſeinen alten Freund ſo wiederzufinden, und doch mit einem Zuſatze hoffnungsvollen Vergnügens, denn er glaubte, Frau van der Maar mit ihrem bejahrten Diener gefunden zu haben und jeder weiteren Bemühung, ihre Wohnung zu erforſchen, überhoben zu ſein. Er hob ihn empor und umarmte den Indianer mit brüderlicher Freude. „Aber Luco, ſage mir doch,“ fuhr er ſich ſammelnd fort, „was machſt Du ſo ſpät auf offener Straße? Du ſcheinſt zu leiden — was fehlt Dir? Und warum gehſt Du nicht ſchlafen, da dies wahrſcheinlich das Haus Deiner Gebieterin iſt?“

Der Neger ſchüttelte den Kopf, und in ſeiner Antwort lag tiefer Schmerz, da er ſprach: „Lieber Herr! meine Gebieterin draußen ſein — ſehr kleines Haus haben — Luco.

wie arme Hund verſtoßen worden, und haben treu gedient! Oh!“ —

Emma's warme Thränen tröpfelten auf die kalten Quader; doch Engelhardts Blut gerann zu Eis und ſeine Pulſe ſtockten. In fürchtender Ahnung fragte er dringender: „Um Gotteswillen! Luco, verſtehe ich Dich auch recht? So wäre Frau Johanna todt? Sprich nein, ich bitte Dich!“

Mit trauriger Geberde antwortete der Alte: „Kann nicht, gute Herr! muß ja ſagen. Aber meine Gebieterin ſein gern geſtorben — haben ſich viel gegrämt um die ſchöne Surinam; und geärgert auch, denn —“ hier blickte Luco mit ſclaviſchem Zittern aufwärts, als ob er fürchtete, daß die ſtillen Wände ſeine Anklage hören und verrathen könnten — „Herr Bruder, die geweſene Schiffscapitain, ſein entſetzlich böſe Mann; thun alle Geld verſaufen — mußten gute Frau immer hergeben.“

„Ich errathe den Zuſammenhang,“ ſagte Engelhardt mit Empörung: „unglückliche Johanna! Bei wem aber, armer Alter, biſt Du jetzt?“

„Bei liebe Herrgott! ſonſt bei Niemand;“ erwiederte Luco mit gefalteten Händen und geſenktem Haupte. „Kinder von Herr Bruder ſchlimm ſein, oh! viel ſchlimm, wie wilde Thier — laſſen Luco nicht mehr ein; ſchimpfen, fluchen, ſchwarze Teufel, alte Beeſt, können vor Thüre erfrieren. Morgen Luco erfroren ſein!“ —

„Nein, Du armer Mann! Du ſollſt nicht erfrieren und nicht mehr verlaſſen ſein! Ich nehme Dich zu mir,“ ſprach Engelhardt, und reichte dem Greiſe die verſichernde Rechte. „Sieh, Luco, das iſt meine liebe Frau; ſie wird ſehr gütig gegen Dich ſein, und mit ſanfter Behandlung die Wunden Deines Herzens ſo geſchickt verbinden, wie Du einſt die meinigen. Ich kam hierher, um Frau van der Maar mit nach Deutſchland zu nehmen, wo ich ihr mit aufrichtiger Erkenntlichkeit ein frohes, glückliches Leben in meinem Hauſe bereiten wollte. Ich finde ſie nicht mehr! doch meine Dankbarkeit ſoll Dir, Freund Luco, die alte Schuld mit reichen Zinſen bezahlen. — O meine Emma! laß uns heimreiſen! Unſere Stationen ſind — — Gräber.“

Luco küßte ehrfurchtsvoll den Mantel der jungen Frau, die ihn mit freundlichen Worten anredete, dann begleitete er, ganz matt von Erſtarrung und Schauern der Todesangſt, die einem jähen Freudenſchrecke gewichen war, das Schone'ſche Ehepaar in den Gaſthof. Verwundert ſah der Aufwärter die ſchwarze Geſtalt, den Erwerb des ſpäten Ausganges dieſer Gäſte; beſtürzt fuhr Martin einige Schritte zurück, als er einen Neger, deſſen Anſehen durch die Verfallenheit des Alters und durch die letzteren Erduldungen, welche die Unmenſchlichkeit des barbariſchen Schiffscapitains über den unglücklichen Fremdling gebracht hatte, wahrhaft geſpenſtiſch geworden war, ſeiner Herrſchaft in das Zimmer folgen ſah. Hier ſtand der Reſt des Punſches noch nicht völlig verkühlt, und hinreichend, ein neues Leben durch die erſtorbenen Glieder des alten Südländers auszuſtrömen.

Auch der kleine Ottokar bebte am folgenden Morgen vor der finſteren Erſcheinung ſcheu und furchtſam; aber eben in dieſer Fremdartigkeit lag ein Reiz für das kindliche Gemüth, wie er ſich ſtets dem Grauenhaften beigeſellt, und nach Verlauf von acht Tagen waren Luco und der Knabe die beſten, unzertrennlichſten Freunde.

Engelhardt und ſeine Gattin hielten ſich nur ſo lange in Amſterdam auf, als ſie nöthig hatten, alles Sehenswerthe daſelbſt in Augenſchein zu nehmen, ſich von den unvermeidlichen Beſchwerden der Reiſe zu erholen und Kräfte für den Beginn ihres Rückweges zu ſammeln. Der Schnee fiel fein und dicht, und der Chriſtmarkt öffnete zum Ergötzen ſchauluſtiger Kinder und Kinderfreunde ſeine anlockenden, flimmernden Buden, als der ſchwerbepackte Reiſewagen an einem Sonntagabend vor Jacobi's Landhauſe hielt, deſſen Abgeſchiedenheit in winterlicher Oede den bangen Eindruck ihrer verſchneieten Einſamkeit durch ein helles, gaſtliches Licht, welches die Fenſterreihe des großen Familienzimmers erleuchtete, in der Vorſtellung geſelliger Häuslichkeit milderte.

Martins eherne Lunge war die Poſaune, welche die unvernommene Ankunft vorerſt der Dienerſchaft verkündete, welche laut und thätig verſammelt war. Alsbald entſtand ein froher Lärmen.

Auch Emma trat ungehört und unerwartet in den Kreis der Ihrigen, den ſie durch einen hohen, ſtattlichen Mann in militäriſcher Kleidung und eine ſchöne, jugendliche, blaſſe Frau erweitert ſah. Ein vielſtimmiger Freudenſchrei empfing die Eintretende, und die Worte: „O Gott! Emma! Sie ſind da! Ach das iſt herrlich!" umſchwirrten in ihren bewillkommenden Tönen, die durch den Anblick der Fremden ein wenig verdutzte Frau, deren natürliche, graziöſe Gewandtheit durch den lähmenden Froſt der kalten Tagereiſe und durch die wärmende Verpackung von einer ſtarren Unbehülflichkeit gehemmt wurde, die ihr den Anſchein einer anmuthigen Verlegenheit gab. Jetzt kam auch Engelhardt; ihm folgte der Neger, welcher den ſorglich vermummten Ottokar auf ſeinen Armen trug. „Herr Jeſus! Wer iſt denn das?" ſchrie die Baſe bei ſeinem Erblicken, und deutete mit dem Finger auf Luco's ſchwärzliches Geſicht; Frage und

Zeichen ganz ohne jene beſcheidene Rückſicht ausdrückend, womit man ſich üblicher Weiſe in Gegenwart fremder Perſonen zu erkundigen pflegt. „Dies, Baſe," antwortete Engelhardt, „iſt mein lieber Luco, von dem ich Ihnen erzählte, daß er in Surinam den mangelnden Chirurgus bei mir vertrat und mich treu gepflegt hat; es ſoll ihm jetzt das Gleiche widerfahren, und wer mich liebt, wird auch meinen Freund in Ehren halten." —

Die Empfangsgruppe zog ſich nun nach der Mitte des Zimmers hin, wo den beiden Ankommenden der unbekannte Herr und die fremde Dame als der Oberſt Rhodus von Hochwieſe und ſeine Gemahlin vorgeſtellt ward. Der ehrwürdige Vater des Oberſten war im vergangenen Sommer zu ſeinen Vätern verſammelt worden, und der Erſtere, um eine bedenkliche Kränklichkeit der zarten Gattin aus dem Grunde heben zu laſſen, vor Monatsfriſt nach H....... gezogen, wo er den Winter zubringen wollte und die Cur einem berühmten Arzte anvertrauete. Hier erneuerte er auch ſeine Bekanntſchaft mit dem Aſſeſſor Lindberg, und die Frauen, Anna und Bettina, fühlten ſich gegenſeitig von einander angezogen. In Folge dieſes freundſchaftlichen Umgangs war auch Vater Jacobi mit den Seinigen dem intereſſanten Oberſten und ſeiner Frau bekannt und werth geworden. Man kam nun oft und gern zuſammen, und heute feierte Jacobi den Geburtstag der Baſe mit einem feſtlichen Abendeſſen, wozu er nebſt ſeinen Kindern aus der Stadt die Gutsherrſchaft von Hochwieſe eingeladen hatte. Die unerwartete Ankunft der noch Ferngeglaubten erhöhete die Freude dieſes heiteren Familienvereins, und weder der Oberſt, noch Anna ſtörten mit ſchroffer Fremdheit die herzlichen Ergießungen der Verwandtenliebe. Nachdem Engelhardt mit ſchicklicher Kürze den Gäſten ſeines Schwiegervaters den Zweck der Reiſe nach Holland und ſeine dankbaren Wünſche in Beziehung auf das glückliche Auffinden der Frau van der Maar erklärt hatte, um ſie von dem aufmerkſamen Intereſſe an der Mittheilung des Erfolgs nicht auszuſchließen, welchen er den mehrſeitig an ihn gerichteten Fragen nicht vorenthalten konnte, erzählte er, wie traurig ſeine Hoffnungen vernichtet worden, und daß ſeiner Erkenntlichkeit nur die Rettung des Negers übrig geblieben ſei.

Emma hingegen verſchwieg das von ihr erlebte, tragiſche Seitenſtück zu der nächtlichen Scene mit Luco. Jenes Erlebniß mußte in ſeinen zarten und tiefen Gefühlen gefaßt und verſtanden werden, und für dieſe innere Anſchaulichkeit war die gegenwärtige Stunde geſellſchaftlicher Unterhaltung nicht geeignet.“

„Nein, Träume ſind doch nicht ganz zu verachten!“ ſagte die Baſe, als ſie die dampfende Weinſuppe vorlegte; „ſo träumte mir in verwichener Nacht, Du, Emma, kamſt zurück und brachteſt mir ein Püppchen mit, das einen ſchwarzen Flor trug. Das Püppchen zerfiel, als ich es berührte, zu Staub und Aſche, der kleine Trauerſchleier aber blieb in meiner Hand, und der deutete ſicherlich auf den Mohren, mit dem wir uns jetzt befaſſen müſſen. Du, Engelhardt, hatteſt den Gedanken, die Holländerin hierher zu bringen, um ihr Liebes und Gutes vergelten zu können, gleichſam als ein Schooßpüppchen gehegt und gepflegt, und ſiehe da! er iſt zu Staub und Aſche geworden! — Nur der ſchwarze Anhang iſt geblieben, und unter dieſen iſt, nach deutlicher Auslegung, der alte Neger gemeint.“

Vater Jacobi belächelte mit gutmüthiger Toleranz dieſen harmloſen Aberglauben, ohne ihn wörtlich anzugreifen; doch

Emma erwiederte, indem ſie mit einem ſtillen Seufzer auf ihren Teller niederſah: „Dieſer Traum könnte auch eine andere Deutung leiden — wenn nun einmal ſolch ein weſenloſes, gaukelhaftes Spiel der Seele den Sinn der Wahrheit enthalten ſoll.“ —

Als die Städter aufgebrochen waren, folgte Emma ihrem Vater in ſein Schlafgemach und erzählte ihm hier, in heimlicher, unbelauſchter Stille, Looſe's Tod und Begräbniß, deſſen Zeugin ſie geweſen. Mit erſchüttertem Gemüthe vernahm Jacobi aus dem Munde der Tochter das traurige Ende ihres erſten Mannes. „Friede ſei mit Ihm!“ ſagte er mit bewegter Stimme; „er dürfte ihn auf Erden ſchwerlich gefunden haben; doch deſto ſchneller und ſicherer hat ihn die Nemeſis ereilt. — Ein verlorener, reuiger Sohn iſt er nun in das große Vaterhaus zurückgekehrt, und wie der Herr die Seinen aufnimmt, weiß meine chriſtliche Emma ja. Wenn wir ihn wiederfinden, ſo ſind die Spuren jener bettelhaften Armuth, womit die Sünde ihren Sclaven zu lohnen pflegt, jener tiefen Erniedrigung zu den Dienſten des Laſters vertilgt; im Feierkleide göttlicher Huld und Reinigkeit erblicken wir den Begnadigten! Und die Liebe, deren geheiligte Verhältniſſe hier die Schuld ſo gewaltſam zerriſſen, bindet dort auf ewig die der Tugend wiedergeſchenkte Seele mit himmliſchen Banden an uns.“

Emma warf ſich an die Bruſt ihres Vaters, und ſprach mit dem Feuer der Empfindung: „Ach, mein Vater! dieſe Deine Worte ſind Balſam für mein Herz. Wie ich den beklagenswerthen Looſe geliebt habe, wie heiß und hingebend, weiß Gott am beſten! — Aber nur eine Mutter kann den Schmerz ermeſſen, mit welchem ein Weib, das ein Pfand rechtmäßiger, ehelicher Zärtlichkeit unter ihrem Herzen trägt, ſich von dem Vater ihres Kindes verlaſſen ſieht! — Und dennoch umſchlingt jenes von der Natur gewobene Band auch die zürnende, abgewendete Seele noch; das habe ich an Looſe's offenem Grabe empfunden. Schauer der Ahnung verkündeten mir, daß der Todte, welcher in unbeweinter Dürftigkeit zur Ruhe gebracht wurde, mich nahe angehe, und ein geheimnißvolles Etwas drängte mich, ſeinen ſchmuckloſen Sarg mit einem Zeichen der Wehmuth zu weihen. Ja, mein Vater, die Liebe iſt gewiß himmliſchen Urſprungs; denn wie auch Zeit und Schickſal jede irdiſche Verbindung zerſtören mögen, ihr reiner, geiſtiger Stoff äußert ſich in einem unbegreiflichen Zuſammenhange; ich weiß dies nun aus der Erfahrung."

„Es währte nicht lange, ſo hatte ſich die Baſe mit Luco befreundet, der mit ſichtlichem Bemühen ſich ihr gefällig zu machen ſuchte und ihrem Alter, wie ihrer häuslichen Autorität eine ſo tiefe Ehrerbietung bewies, wie ihr in dieſem Grade ſelten erzeigt worden, da ſie es wenig verſtand, ſich aller Gemeinſchaft mit den Dienſtboten ſo gänzlich zu enthalten, wie dies das Fundament des Reſpects vor der herrſchaftlichen Inſtanz oder ihren Stellvertretern iſt. „Der Luco," ſagte ſie eines Tages zu Engelhardt, „iſt ein recht leidlicher Menſch! Er hat natürliches Geſchick und viel guten Willen. Wohin ich denke, da iſt er ſchon geweſen, und was ſeine Augen ſehen, das machen ſeine Hände. Ich muß Dir geſtehen, Neffe, daß ich nicht gedacht, die Neger hätten ordentlich Verſtand und Talent, wie wir Europäer; aber da habe ich mich ſtark geirrt. Ich ſage Dir, er überſieht die weißen Geſichter unſerer Leute, die ſich, leider Gottes! nur zu oft auf dem faulen Pferde finden laſſen, und thut es ihnen Allen an Dienſteifer zuvor.

Wie ich am erſten Abende vor ihm erſchrak — da war es mir hauptſächlich um die jungen Weiberchen. — Müſſen wir einmal ein Taufen ausrichten, wozu Bettina uns gute Hoffnung giebt, — ſo können wir erleben, daß ein ſchwarzer Prinz oder ein Mohrenfräulein in der Wiege liege, und mit ſcandalöſem Teint aus der blendenden Wäſche herausgucke. Da hätten wir denn eine ſchöne Beſcherung! — Aber ſonſt kann man es Dir nicht verübeln, daß Du Dich des armen, alten Mannes annimmſt, der ohne Dich erfroren wäre, wie das Wild, wenn ein harter Winter es hindert, ſein Futter zu finden. — Dieſer gottvergeſſene Menſch, der Schiffscapitain, hat ja, wie ich gehört habe, ärger als ein Heide an ſeiner leiblichen Schweſter gehandelt. Erſt hat er ſie mit ſchönen Verſprechungen von Surinam weggelockt, wo ſie gut aufgehoben war, dann mit Liſt ihr bares Eigenthum an ſich gebracht, und zuletzt den Tyrannen gegen ſie geſpielt, als ſie ſich nicht ganz hatte bloß geben wollen. — Der Luco hat mir Dinge erzählt — freilich muß man ihm ein wenig zu Hülfe kommen, weil er der Sprache nicht mächtig iſt.“ —

Engelhardt lachte ſo herzlich, daß die Baſe es ihm faſt übel genommen hätte; aber Luco hatte die unermüdlichſte Dollmetſcherin an der redſeligen Baſe gefunden.

Der Winter verfloß der Familie Jacobi in dem Genuſſe der heiterſten, zufriedenſten Ruhe. Die ſo langentbehrte Vereinigung aller Mitglieder derſelben, noch verſüßt durch die verwandtſchaftlichen Anrechte, welche Lindberg durch ſeine Verheirathung mit Bettina gewonnen, wie die neue Beſtätigung derer, die Engelhardt ſchon beſaß, und endlich das herzliche Anſchließen des Oberſten Rhodus und ſeiner Gemahlin an dieſe guten liebenswürdigen Menſchen machten das

Landhaus des Raths Jacobi zu einem Mittelpuncte reiner, häuslich-geſelliger Freuden. Gern gab der Oberſt der ſchüchternen Neigung ſeiner Anna nach, welche die große Welt und ihre rauſchenden Vergnügungen ſorglich vermied, ſich jedoch mit inniger Anhänglichkeit dem Zuge überließ, der ſie mit dem Zauber der Sympathie in Bettina's Nähe zog, und dieſe Wahlverwandtſchaft, wenn auch in ſchwächerem Grade, im Umgange mit Emma empfand. Oberſt Rhodus wehrte dieſer zärtlichen Geſinnungen um ſo weniger, als er ſelbſt ſeine Rechnung dabei fand; und wenn der Aſſeſſor Lindberg ihm ſchon früher ein eben ſo warmes, als hochachtungsvolles Intereſſe eingeflößt hatte, ſo fühlte er ſich von Jacobi's milder Weisheit, von Engelhardts kühnem, kräftigem Geiſte nicht minder angeſprochen. Eine dreifache Befriedigung ließ ihn daher in Jacobi's glücklichem Hauskreiſe keine glänzendere Verſammlung vermiſſen. Die Unterhaltung des Aſſeſſors, von einem poetiſchen Hauche mit eigenthümlicher Anmuth beſeelt, regte die weichſten Gefühle ſeines Herzens an; Jacobi's reifer Verſtand war der Wegweiſer zur Wahrheit, wenn die drei jüngeren Männer ſich mit feuriger Lebhaftigkeit in ſpeculativen oder philoſophiſchen Forſchungen verirrten, und Engelhardts entſchloſſene Seele, ſeine feſte Selbſtſtändigkeit weckte durch ihre Aeußerungen in dem mannhaften Oberſten gleichlautende Erinnerungen an die verklungene Zeit ſeiner glorreichen Tapferkeit.

Faſt jeder Abend führte dieſe kleine, trauliche Geſellſchaft zuſammen; am öfterſten geſchah dies in Jacobi's Hauſe, den leichte Anfälle von Rheuma die kältere Spätluft ſcheuen ließen. War das Geſpräch nun von ſeiner Allgemeinheit auf Einzelnes übergegangen, ſo erzählte bald Engelhardt von ſeinen Seereiſen, oder der Oberſt von den kriegeriſchen Thaten jener denkwürdigen Tage des Völkerkampfes für Freiheit und Menſchenrecht. In ängſtlicher Spannung lauſchten die Frauen dieſen Schilderungen; doch oft erbleichten Emma's zarte Wangen bei der Vorſtellung jener grauſen Gefahren und der Erinnerung ihrer damaligen Seelenleiden. Dann löſete Vater Jacobi die ergreifende Darſtellung blutiger Begebenheiten mit ſanfteren Bildern ab. Er ſprach mit anziehender Gemüthlichkeit von dem Leben in ſeiner Eltern Hauſe, von der frommen, nützlichen Strenge der Erziehung jener Zeit, in welcher er aufgewachſen; und die Ehrfurcht, womit er des Vaters und der Mutter gedachte, die nun ſchon ſo lange von den heißen Mühen der Arbeit, zu der ſie ſich auch im Beſitze eines erworbenen Wohlſtandes verpflichtet gefühlt, unter dem kühlen Raſen ruheten, verbreitete über die Gemälde der Vergangenheit einen verklärenden Schein. Ein anderes Mal las Lindberg eigene oder fremde Aufſätze vor, und dieſe Vorträge, wie die abweichende oder zuſammentreffende Kritik der Zuhörerſchaft, gewährten einen neuen und angenehmen Wechſel dieſer abendlichen Unterhaltungen.

Die Baſe war jetzt ganz in ihrem Elemente. Ihr unbeſchäftigter Sinn fand in der Vervielfältigung der Familienverhältniſſe, in denen ſie lebte, reiche Nahrung für ihren Hang, Anderen durch Rath und That hülfreich zu werden; eine Neigung, deren Verdienſtlichkeit nicht ſelten durch üble, beläſtigende Anwendung derſelben entkräftet wurde. Die gleichzeitige Verheirathung von Jacobi's beiden Töchtern hatte ihr den häuslichen Scepter in die emſige Hand gegeben, und ſie führte ihn mit ſo treuem Eifer als anmaßender Würde.

Jacobi ließ ſie gewähren; er war Philoſoph genug um mit erhabenem Lächeln auf ihre unſchädlichen Schwächen herabzuſehen, die den Gang ſeiner Lebensweiſe durchkreuzten. Luco befeſtigte ſich täglich mehr in ihrer Gunſt. Mit neugieriger Geduld ſetzte ſie ſeine Sprachübungen fort, und Bettina bemerkte, indem ſie die Baſe mit ſatyriſcher Schalkhaftigkeit fixirte, daß Luco ſeit ſeiner Anweſenheit in ihres Vaters Hauſe auffallende Fortſchritte in der Deutlichkeit des Ausdrucks gemacht habe.

Im Monat März ward der Oberſt Rhodus durch eine beſondere Angelegenheit für den Verkauf eines ſchönen Ritterguts in Anſpruch genommen, welches, drei Meilen von H........ entfernt, zwiſchen anmuthigen Rebenhügeln lag. Davon unterrichtet, daß ſein neuer Freund Schone auf eine ſchickliche Gelegenheit zum Ankauf einer ländlichen Beſitzung warte, unterließ er es nicht, aller Vorzüge der feilgebotenen gegen denſelben zu erwähnen, mit dem ausdrücklichen Bemerken, er glaube nicht, daß ſich leicht wieder ſo erwünſcht und vortheilhaft ein ähnlicher Ankauf darbieten dürfte. Engelhardt fuhr nun mit dem Oberſten nach Goldentraum (dies war der feenhafte Name des Gutes) und kam als der Eigenthümer davon zurück, ſehr vergnügt über den in entſchiedener Kürze geſchloſſenen Handel.

Die erſten Boten des Frühlings riefen den Oberſten und ſeine geneſene Gattin nach Hochwieſe, auch Engelhardt und Emma trafen Veranſtaltungen zu nahem Aufbruche nach ihrem Gute. Die ruhige Geſchloſſenheit der geſelligen Zuſammenkünfte in Vater Jacobi's Hauſe löſete ſich nun allmählich in jene ſtörende Regſamkeit auf, welche jeder Veränderung unſerer Lage und hauptſächlich Trennungen voranzugehen pflegt. Der Oberſt und Anna verließen H........ zuerſt. Am letzten Abende vor ihrer Abreiſe ward in Jacobi's Villa, welche die Verkündigung der nahen Blüthenzeit mit jungem Reize ſchmückte, ein herzliches, wehmüthiges Scheidefeſt gefeiert. Man überblickte die, in dieſem freundlichen Vereine frohverlebten Stunden, und der Gedanke, ſie wären vorüber, miſchte der Erinnerung daran den ſehnſüchtigen Wunſch bei, ſie einſtmals erneuert zu ſehen. — Oberſt Rhodus und ſeine Gemahlin ladeten demnächſt ihre Freunde ein, ſie dieſen Sommer auf ihrem ländlichen Stammſitze Hochwieſe zu beſuchen, und empfingen das Verſprechen des erbetenen Zuſpruchs. „Aber dieſe Freude werde uns nicht in karggemeſſener Zeit zu Theil!“ ſagte der Oberſt, die willige Gewährung bedingend. „Sie kommen mit der beginnenden Ernte und bleiben bis zum Waizenkranze; wir gehen dann auf's Feld, und ſingen wenigſtens den erſten Vers von dem Schnitterliede, welches einſt einem erhabenen Gegenſtande geweihet ward: Die Halm und Aehren winken, ſo reich und mild; die hellen Senſen blinken, die Garbe ſchwillt!“

Jacobi antwortete, indem ſein Blick im feuchten Glanze der Sehnſucht an Hannchens Bilde hing: „Es könnte auch Jemand in der Geſellſchaft ſein, der, im Andenken an eine unvergeßliche Todte die letzten Strophen ſänge: Zwei Augen ruhn im Grabe, ſo fromm und blau! Und auf die Gottesgabe fällt Thränenthau!“ —

„O nicht wahr,“ hob Bettina nach einer langen, ſchweigenden Pauſe an, „ich darf dann das Pfarrhaus ſehen, welches mir durch meines Lindberg's Erzählung ſo lieb und intereſſant geworden? Der junge Prediger wird doch ſo freundlich ſein und den Gäſten ſeines Patrons den Eintritt vergönnen?“

„Mein erſter Gang,“ fügte Emma dieſer Frage ihrer

Schweſter bei, „ſoll in die Kirche ſein; dort werde ich mit Andacht vor dem Bilde des verlorenen Sohnes ſtehen!“ —

Jetzt nahm die Baſe das Wort, und ſprach: „Wie mir Vetter Lindberg geſagt hat, ſo ſoll ihre Viehzucht in Hochwieſe ganz vortrefflich ſein. Zwar vertrage ich die Milch nur wenig; aber guter Rahm bleibt doch die beſte Zuthat zum Kaffee.“ — Die Oberſtin flüſterte ihrem Gemahl etwas ins Ohr, worauf dieſer, zur Baſe gewendet, erwiederte: „Sie ſollen bald Gelegenheit haben, aus eigener Erfahrung zu urtheilen, ob Freund Lindberg der Wahrheit die Ehre gegeben, oder meine Heerden mit dem Auge des Dichters erblickt habe. Das ſchönſte Schweizerliesli aus meinem Stalle wird ſich Ihnen nächſtens zur Prüfung ſtellen. Herrn Jacobi's mit jeder wirthſchaftlichen Erforderniß verſehenes Haus ermangelt ja des nöthigen Obdach's nicht, mehr als eine ſolcher Milchfrauen aufzunehmen.“

Die Baſe erröthete vor Vergnügen über das ihr zugedachte Geſchenk, und ſtattete im Voraus ihren Dank dafür ab; während ſie unter den wortreichen Verſicherungen, ſie wiſſe nicht, wie ſie zu ſolch einer großen Güte komme — bei ſich ſelbſt dachte, es wäre nichts mehr als eine geziemende Abtragung der Verbindlichkeiten für genoſſene Gaſtfreundſchaft und verurſachte Mühwaltungen.

„Und wann bekomme ich denn liebe Gäſte?“ fragte der nunmehrige Herr von Geldentraum, indem er das Auge auf Anna's lächelndes Geſicht heftete, und dann im Kreiſe umherſah, bis ſein Blick auf dem Oberſten ruhen blieb. „Meine ſchönen Weinberge,“ fuhr er fort, „verſprechen eine artige Traubenleſe, und dieſe giebt auch ein hübſches Schauſpiel ländlicher Fröhlichkeit. Wir könnten dann ganz unter uns und con amore das Feſt der Winzer feiern und unſere Rolle dabei ſpielen, ſo lange es uns gefällt. — Dann laſſen wir den jungen Wein keltern und ſingen bei einer Flaſche alten Hochheimer: Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge, wir geben ihm den Wein!" — Ein helles Anklingen der geſtimmten Gläſer beſtätigte im Voraus dieſe wohlwollende Abſicht.

Es war gut, daß Blumen und Blüthen im milden Hauche des Lenzes ſo üppig hervorbrachen und die Nachtigallen ihre lieblichen Geſänge anſtimmten, als dieſe Töne der Freude verhalleten und der bange Abſchied dieſen geſelligen Kranz auflöſete, um die Freunde, welche ſich ſo feſt und liebend an einander geſchloſſen hatten, da und dorthin zu zerſtreuen.

Jacobi's Haus ward nun abermals vereinſamt; aber die Hoffnung des Wiederſehens waltete gleich einer himmliſchen Geſtalt an der verödeten Stätte.

An einem wunderherrlichen Maiabende ſaß Engelhardt mit ſeiner Emma in einem Lindenrund, welches ſeitwärts des ſchönen Hofraums ſeines Gutes einen Platz beherrſchte, der eine freie Ausſicht auf das Dorf und die Landſtraße gewährte. Sie hatten heute ihren erſten Beſuch aus der Stadt von den Ihrigen erhalten und ſahen eben dem Wagen nach, der den Vater und die Baſe, den Aſſeſſor und ſein Weibchen zurückführte. Jetzt bog die Straße um einen Hügel, und Robert, der zu Pferde war, ſchwenkte noch einmal das leichte, grüne Mützchen zu einem grüßenden Zeichen für Emma und ſeinen Schwager. Die Landſchaft prangte in vollendeter Frühlingsſchöne. Das zarte, ſaftige Grün der jungen Saaten wallte mit leiſebewegten Spitzen im balſamiſchen Athem der ſtillen Luft; die friſche Belaubung der fernen Gehölze milderte wohlthuend den Glanz des Aethers, welcher einen durchſichtigen Silberſchleier um die ſchattigen Anhöhen wob. In roſiger Fülle glühete noch die Apfelblüthe, während der weiße Blüthenregen auch bei dem leiſeſten Säuſeln eines ſchmeichelnden Abendlüftchens den Boden überwebete. Am wolkenloſen Himmel neigte die Sonne ſich bereits abwärts, und an dem Gewäſſer im Garten erhob Philomele die flötende Stimme zu einem elegiſchen Wechſelgeſange. Jenes unausſprechliche Gefühl voll ſchwermüthiger Wonne und ſüßem Wehe, welches ſolch ein Frühlingsabend in tiefen Gemüthern anzuregen pflegt, beſchlich Emma. Sie blickte ſinnend auf das Dorf, welches in friedlicher Ländlichkeit ſich weithin zog und mit ſeiner grauen Kirche und dem bemooſten Thurme einen maleriſchen Anblick darbot. Arkadiſche Bilder ſchwebten in idylliſchem Reize um dieſe genügſamen Hütten, und Emma, den ſicheren Schatz im Herzen tragend, fühlte, wie glücklich das Loos derer ſei, die fern vom unruhigen Gewühle der Welt in einfacher Pflichtübung von der ſegnenden Natur ihr beſcheiden Theil Speiſe und Freude dahin nehmen. Engelhardt theilte dieſe Betrachtungen ſeiner Gattin mit. In großer Aufregung ſeiner Gedanken ſchauete er nach dem ſtattlichen Schloſſe, das bei aller äußeren Anſehnlichkeit doch großer innerer Verbeſſerungen bedurfte. Er hatte heute ſeinem Schwiegervater den Plan zu den projectirten Bauten vorgelegt und um deſſen Rath gebeten. Jetzt ſtörte er Emma in ihrem träumeriſchen Schweigen, indem er ihr die, durch Jacobi's Meinung veränderte Zeichnung wörtlich angab, und ſeine Frau zu lebhafterer Theilnahme an den Entwürfen, die ihn ausſchließend zu beſchäftigen ſchienen, durch ſeine feurige Mittheilung aufforderte.

Ein liebliches Lächeln ſpielte um Emma's Mund; ſie legte die zarte Hand auf ſeine Schulter, und ſagte: „Vergiß auch nicht, mein lieber Mann, für ein Kinderſtübchen zu ſorgen; es dürfte uns in Kurzem nöthig werden.“ —

Engelhardt erblaßte; er warf einen Blick des wonnigſten Erſchreckens auf Emma, deren matte Geſichtsfarbe ſich im Purpur der keuſcheſten Schamhaftigkeit erhöhete. — „Gott im Himmel!“ rief er, und ſchlang ſeinen Arm um das holde Weib, Emma! wäre es möglich?“

Emma ſank an ſeine Bruſt und flüſterte ihm die Gewißheit der ſchönſten, menſchlichen Hoffnung zu, womit ſie ihn eben wie mit einem Zauberſchlage von dem flachen Boden, welcher der Spielraum ſeiner neuentbrannten Thatenluſt war, mit Sinn und Seele in eine höhere Region entrückt hatte. Engelhardt hielt ſeine Gattin lange und innig umarmt, dann ſagte er: „Welch ein Thor iſt der Menſch, und wie hochgeſegnet von der ewigen Weisheit! Er ſtrebt mit unſtillbarem Verlangen dem Glücke, einem fliehenden Schatten nach, und ſtürmt an den Quellen vorüber, die rein und lauter dem Schooße der Natur entquellen und Freude und Seligkeit in das durſtende Herz ſtrömen! Und Gottlob! ſie rinnen allen Kindern der Erde; auch den ärmſten, den vergeſſenſten (er deutete mit der Hand auf die Strohdächer des Dorfes) ſind ſie wie Frühling und Sonnenſchein, gegeben von Dem, welcher allen ſeinen Kindern ein gleich gütiger Vater iſt! — O meine Emma! dies iſt der reichſte Augenblick meines Lebens!“ —

In dieſem heiligehelichen Momente erklang der melodiſche Ton einer Leier. Emma, wie von kalter Hand berührt, fuhr aus den Armen ihres Mannes empor, und ſeufzte, indem ſie ſagte: „Ach! warum iſt denn kein Accord der Freude hienieden ohne Mißlaut? — Dieſe Melodie ruft einen böſen Geiſt aus den Tiefen der Vergangenheit — ich kann dies Trinklied (es war das aus dem Freiſchützen) ohne inneres Erbeben nicht hören.“

Engelhardt, nicht bekannt mit der eigentlichen Veranlaſſung ihres Widerwillens gegen das Liedchen, gab dieſe Schauer einer heftigen Abneigung dem graulichen Texte Schuld, welcher mit grellen Erinnerungen in der erhöheten Gemüthsſtimmung ſeiner Frau anklinge und wie ein ſchneidender Wehlaut durch ihre reizbaren Nerven zittere. — Er griff in die Taſche, um den Leiermann mit einer Gabe abzuweiſen, verzog aber in der Eile, womit er Emma von dieſem peinlichen Ohrenzwange befreien wollte, die Schnüre der Geldbörſe, ſo daß der Leiermann Zeit gewann, ſich ſpielend der Herrſchaft dieſes Schloſſes zu nähern, welche er in dieſem wohlgekleideten Paare vorausſetzte. Emma's Augen hafteten mit ſtarren Blicken, die allmählich in einen Ausdruck des Entſetzens übergingen, auf der bleichen, abgezehrten Geſtalt des Spielmannes, deſſen matte Kräfte und ſchleichender Gang mit der funkelneuen Leier und den fröhlichen Weiſen, die ſeine linke Hand hervorrief, contraſtirten.

„So ſtark iſt jener Eindruck geweſen,“ ſagte Emma, in der Heftigkeit, womit ſie ſprach, vergeſſend, daß Engelhardt nicht wiſſe, wovon ſie rede, „daß meine Phantaſie mich überreden möchte, ich ſähe in der Geſtalt dieſes kranken, alten Mannes jenen Samiel vor mir, der meiner Ahnung ſchon damals als ein Dämon der Hölle erſchien! — Sein Beruf im Dienſte des Böſen reicht ihm jedoch einen Sündenſold, welcher ihn der ehrlichen Armuth dieſes herumziehenden

Bettlers nur ſpotten laſſen würde, und dieſe täuſchende Aehnlichkeit zu einem lächerlichen Phantom meiner aufgeregten Sinne macht. Aber nein! — ich irre mich nicht — es iſt wahrhaftig Aſtoni! O Gott! Du biſt gerecht!“ —

Mit erſchüttertem Gefühl antwortete Engelhardt: „So weit hat ihn das Spiel gebracht! Aber — Gott iſt die Liebe! ich kann in dieſer Stunde einem elenden Beleidiger gegenüber nichts als das empfinden!“ Dann leerte er die volle Börſe in dem Hute aus, den Aſtoni mit dem Stumpfe der rechten Hand und der Geberde bittender Demuth an den Kaſten drückte. Er ſprach mit weicher Stimme: „Wartet hier ein wenig, alter Mann!“ und führte Emma zuvor in den Garten, wo ſich ihr ſchwellendes Herz in einem Thränenſtrome entladete; darauf rief er den Bedienten, und befahl, daß dem armen Manne dort alsbald ein Trunk ſtärkenden Weines gebracht werde.

Die Leier tönte ferner und ferner — aber das verſtimmte Saitenſpiel von Emma's Seele bebte noch lange. Doch — die Grundtöne der Tugend löſen jeden Mißklang des Lebens in himmliſche Harmonie auf.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiundfunfzigſter Band.

Der Barmherzige. Der Schutzpatron.

* * *

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Barmherzige.

„Verſtehe mich! ſo wirſt Du nie erliegen!“
Dante

An einem klaren ſchönen Abend herbſtlicher Jahreszeit rollte ein Reiſewagen vor den erſten Gaſthof von G...., der, vormals ein Kloſter, einen finſtern Winkel dieſer anſehnlichen Stadt bildete. Der Umſchwung der Verhältniſſe, der endlich für Alles in dieſer wandelbaren Welt kommt, hatte auch dieſen geweiheten Mauern eine andere Beſtimmung gegeben. Ein güldner Apfel prangte zwiſchen ſteinernem Laubwerk und gothiſchen Schnörkeln über dem Portal. Wem dieſer rieſige Apfel zufiel, der aß ſchwerlich mehr von den Früchten der Erde. Der ihn beſaß, war jedoch ein reicher Mann geworden, an deſſen Wohlleben Niemand zweifelte. In ſchmalen Niſchen zu beiden Seiten des Eingangs waren graue Standbilder mit Biſchofsſtäben in den ſtarren Händen eingefügt. Durch den offnen Thorweg zeigte ſich wie durch ein rundes, großes Sehrohr eine köſtliche Fernſicht des Gebirges; im Hofe ſelbſt quoll das lockende Geräuſch eines Brunnens zwiſchen den ſchwärzlichen Schatten zweier uralten Nußbäume, und dieſes Waſſer galt im ganzen Orte für das beſte und geiſtreichſte, deßhalb taufte auch der Wirth ohne Bedenken ſeinen Wein damit.

In und außerhalb dem unruhigen Bezirk des Gebäudes war es dermalen ungewöhnlich ſtill. Weiße Vorhänge, mit leichtfertigen Troddeln beſäumt, weheten zu den Fenſtern des Reſſourcen-Saals heraus, wo eben gelüftet wurde — einſt war dieſer Raum die Kirche geweſen. Ein paar Leute ſaßen auf den Rundſitzen unter den obenerwähnten Niſchen einander gegenüber und ſchwatzten. Da die Extrapoſt ankam mit blaſendem Geſchmetter, ſprang der eine burtig empor und zog die Klingel zum Empfang der fremden Herrſchaft, daß dieſer Laut durch die weite Wölbung des Hauſes hallte. Eine junge Dame in Trauer ſetzte ein Füßchen, ein kleines Wunder an Schönheit, welches auch in einem Herzen von Stein ſeine Spur nachgelaſſen haben würde, gleich dem Fuße der heiligen Hedwig — auf den Tritt des Wagens, ſchlug dann den ſchwarzen Schleier zurück und blickte mit einem Lächeln, mild wie Mondenſchein, in das Fahnengeſäuſel der flatternden Vorhänge, als ob die größte Freude ihr zum Willkommen ein weißes Tuch entgegenſchwänge. Ihr folgte ein ſchlanker Mann, bräunlich von Farbe, mit ausdrucksvollem Geſicht. Bei dem Anblick des Gebirgs ſtrahlte Entzücken aus ſeinen Zügen, als ob die liebe Sonne, die ſchon geſunken war, noch einen Abglanz würfe. Er ſtreifte flüchtig mit den brennend ſchwarzen Augen über den kühlen Brunnen hin, der ſogar erquickend anzuſehen, warf dann einen ſprechenden Blick auf die Dame, und dieſe ſagte mit jenem angebornen Befehl im Tone, wozu die Natur als Stimmhammer dient: „Ein Glas Waſſer aus dem Brunnen dort!“ Sie deutete dabei auf ihren Begleiter, und die Geberde, daß ſie es für ihn fordere, war nicht zu verkennen. Darauf ſchritt ſie weiter, und ein alter Diener beſorgte das Gepäck.

„Du, das ſind Engländer!“ ſagte der eine jener Beiden, die vor der Ankunft dieſes Wagens da geſeſſen, der Stubenheizer des guldenen Apfels, der jetzt, im September, noch müßige Zeit hatte, eine Art Philoſoph und ein altes Inventarienſtück dieſes Hauſes.

„Woher weißt Du denn das?“ fragte der Andere, ein armer Vetter der Wirthin, der hier das Gnadenbrod erhielt.

„Die ganze Vornehmigkeit zeigt's — das Schweigſame!“ antwortete Jener, „ſo was habe ich auf den erſten Blick weg. Was mit vielen Redensarten verfährt, iſt ſicherlich kaum was Rechts. Ein hoher Schlag lähmt ſelbſt den Weibſen in Etwas die Zunge. Sieh! was man ſo gemeinhin die Menſchheit nennt, nun, das ſpricht ſich aus. Die ſtummen Geiſter denkt man ſich gleichſam als Nobleſſe; denn das geht Unſer Einem völlig über den Horizont — und haſt Du je von unſerm Herrgott ein lautes Wort gehört?“

Der Vetter ſtarrte ihn mit blöder Miene an, und ſprach: „Mit ſolchen übergeſtudirten Gedanken mache ich mir den Kopf nicht erſt wüſte. Mich wundert's nur, wo Du ſie her haſt?“ Eine Schmeichelei lag nicht im Accent dieſer Brüderſchaft.

Der Stubenheizer aber lächelte. Er erwiederte: „Das will ich Dir ſagen. Wenn ich ſo Feuer anmache in den Zimmern der Gäſte, da leuchtete mir Manches ein; ich hatte von Jugend auf ein helles Genie. Das Pärchen, welches eben kam, das ſind Eheleute nach der neueſten Mode. Die reiſen jetzt Alle. — Gleich nach der Trauung — es iſt ſonderbar! ſuchen ſie das Freie. Dabei flattert die Liebe nicht ſelten auf und davon; denn das iſt eine gewiſſe Sache, vom Rückweg hält die Liebe nicht viel.“

„So was iſt mir doch in meinem Leben nicht vorgekommen!“ ſagte der Andere. „haſt Du es gehört? Sie wußte, daß Er durſtete.“

„Das iſt nur in der erſten Zeit —“ entgegnete der Illuminat mit roher Grimaſſe, „durch Blicke redet dies Paar — durch Mienen wird's vertraut — es ſteht in Gellert's Fabeln.“

Während dieſes Zwiegeſprächs war die junge Dame ſammt ihrem Begleiter die Treppe hinangeſtiegen. Man öffnete ihnen ein paar Zimmer der erſten Reihe. Der junge Mann richtete ſich in ſtiller Geſchäftigkeit ein; die Dame entledigte ſich ſchweigend des Reiſeanzuges. Engländer waren es nicht; aber für Engel an Geſtalt und Weſen hätte auch ein beſſerer Kenner der Menſchen ſie halten können. — Beide legten ſich, ohne zu ſprechen, ans Fenſter. Der Himmel war tiefblau und doch ſo heiter! Nur ein herbſtlicher Abendhauch, das Heimweh der Lüfte, ſchauerte leiſe durch die fremde Straße. An den Häuſern fernhin zeigte ſich betriebſamer Verkehr und geſelliger Verband. Auch einſame Menſchen gingen vorüber. Doch wie oft ſind ſolche mehr noch allein, die neben Andern erſcheinen!

Dies war der Fall mit der jungen Dame, deren Blick und Bild wir hier auffaſſen. Sie war völlig fremd, eine Waiſe, und ihr Bruder — taubſtumm. — Auch ſchien ſie einſam in traurigen Gedanken; der Bruder aber theilte ſich durch lebhafte Aufmerkſamkeit der ihm unbekannten Welt mit.

Jetzt klopfte es beſcheidentlich an die Thür. Die junge Dame — wir wollen ſie Aline nennen — wendete ſich raſch um. Ein hübſcher Knabe trat ein, die leſerlichſte Bitte in dem kleinen Geſicht, ein Buch in Quart gebunden in ſeiner Hand. „Wollen die gnädige Dame nicht Etwas kaufen?“ ſagte er in der Manier eines verſuchten Hauſirers.

„ſchöne, ausgeſchnittene Bildchen, man hat ſeine Freude daran.“

Aline verneinte ſo achtlos, als hätte ſie an gar nichts mehr Freude.

„O ſehen Sie doch nur,“ bat der kleine Agent, und ſchlug das Buch auf: „ein armer Menſch lebt davon.“

Aline griff ſchnell danach. In dieſem Augenblicke trat der Taubſtumme hinzu. Mit jenem regen Antheil an Zeichen mechaniſcher Geſchicklichkeit, welche wir bei denen wahrnehmen, welche der natürlichen Ausdrucksweiſe ermangeln, beugte er ſich näher. Sein Blick fragte die Schweſter. Aline verdolmetſchte flüchtig.

„Ach wenn die gnädige Dame wüßten, wie viele Mühe das koſtet,“ ſagte der Knabe inzwiſchen des Umblätterns, um ſeine künſtliche Bilderwaare dem Mitleid zu empfehlen, „wie dem armen Manne oft die Thränen über die Wangen laufen, wenn er lange auf das ſchwarze Papier geſehen, und haarfein hin und her geſchnitten hat, Sie würden gewiß eins behalten.“

Der Taubſtumme, als hätte er dieſe rührenden Worte verſtanden, zog ſeine Geldbörſe. Er nahm das Buch und ſchüttete einen Regen von Schattenſpiel auf den Tiſch. Dann reichte er dem Knaben ein Goldſtück und den Quartanten dazu.

Der Knabe trat beſtürzt zurück, und ſagte hocherröthet: „Nein, Ihro Gnaden, das iſt zu viel. Zwei Groſchen iſt der gewöhnliche Preis, von den Naturſchilderungen aber vier. Dieſe verwachſenen Bäume und das dürre Wintergeäſte gerath ihm am ſchönſten, weil er ſelbſt ein Krüppel iſt, und entblößt von Allem — wie er ſagt. Profit möchte ich nicht nehmen.“

„Was haſt Du denn von dem Verkauf, Kleiner?“ fragte Gräfin Aline mit Thränen in den ſchönen Augen.

„Er unterrichtet mich, der nämlich, der die Bilder ausſchneidet,“ antwortete der Knabe, „mit der Freiſchule iſt's nicht gar viel. Ich bin ein armes Soldatenkind, und muß mir einmal forthelfen. Geſtern nahm der Wind mir drei Bilder, als ich ſie einem Fremden bei offnem Fenſter zeigte. Ich weinte daheim, die Mutter aber tröſtete mich und ſprach: Wer weiß, wo Dir der Wind ein anderes Glück zuweht.“

„Da nimm! nimm! das iſt für Dich!“ ſagte Aline ängſtlich dringend, und ihre ſeidne Hand verdoppelte die Gabe des Bruders.

„O Her Chriſt!“ rief der Knabe entflammt; die Sonne des Glückes ſchien ihm zum erſten Male, „nun iſt uns für den ganzen Winter geholfen.“ Er ſtürzte fort. Die Gräfin fühlte ſich bedankt, und ſah beſchämt in den Zug der kleinen Börſe. Sie rief ihm nach, er ſolle wiederkommen; die Antwort aber verhallte im Sturm der Freude und hinwegeilender Schritte.

Graf Iſidor von Noaſſett — dies war der Name und Rang des jungen Mannes — ſetzte ſich an den Tiſch und ordnete die länglichen Streifen auf der hellpolirten Fläche. Er verfuhr fein ſäuberlich damit. Bald lag das Ergebniß ausgebreitet vor ihm, wie die Karte einer Welt, die man nur von ihrer finſtern Seite ſähe. Unter dieſen Bildchen waren kleine dunkle Stillleben, Gartenpartieen, auch romantiſche Gegenſtände. Iſidor beugte ſich tiefblickend darüber hin. Sein Geſicht war eine Ombres chinoiſes. Was er hier ſah, war ihm der Schattenriß von etwas Wirklichem, und mit jedem Augenblick ſchien ihm ein neues Licht aufzugeben. Er klopfte freudig in die Hände. Aline erſchrak. Sie trat zu ihm. Der Graf ſuchte ſich ihr verſtändlich zu machen und deutete lebhaft hierhin, dorthin. Die Schweſter war bemüht, ihn zu faſſen, ohne daß ſie es vermochte. Sie ſchüttelte traurig den Kopf. Iſidor zog raſch ſeine Brieftaſche hervor und ſchrieb mit Silberſtift auf ein Blättchen: „Aline! kennſt Du denn unſer Burgſtrablau nicht mehr? Das iſt das Schloß — dies das Angelhäuschen im Park — hier die Voliere. Die Wohnung des Oberverwalters iſt vor Allem zu erkennen: daneben der ungeheure Birnbaum — und dieſe hiſtoriſchen Schildereien hängen meiſtens im Bilderſaal des Großvaters.“

Die junge Gräfin bezeigte ein Staunen; wir wiſſen nicht, ob über den Scharfſinn ihres Bruders, oder über die unverkennbare Richtigkeit der ausgefundenen Copieen. Wehmüthig lächelnd blickte Aline in die Abbildungen der mütterlichen Heimath nieder, die ihr verkleinert durch die Ferne der Erinnerung, wie durch ein verdüſterndes Andenken ähnlich ſo vorſchwebte. Sie ſchrieb unter die Zeilen ihres Bruders: „Wir wollen uns nach dem Künſtler näher erkundigen.“ Der Graf nickte zuſtimmend. Er blieb wie feſtgezaubert ſitzen.

Aline aber trat zurück ans offne Fenſter und ſah den Mond allmählich emporſteigen über die dunkeln Maſſen der Stadt. Sein Schein war ihr traut und lieb zu erblicken und tröſtend gegen das beängſtende Gefühl der Fremdheit. Alle Scenen, trüb' und froh, deren Zeuge er geweſen, was entfernt ihr und theuer war, jeden Gedanken der Sehnſucht, beleuchtete er mit einem milden ſänftigenden Licht. Er war lauter Klarheit und Friede.

„O du ſanfter, treuer Freund!“ ſagte die Gräfin tiefſinnig, als ſpräche ſie mit dem Himmel ſelbſt, und ob auch ſehr leiſe, doch erſchreckend vor ihrem eigenen Ton in dieſer lautloſen Stille um ſie her, „finde ich Dich auch hier treu?“ wiederholte Aline ſeufzend.“ Der Mond verſchwand hinter einer glänzenden Wolke, und die ihn liebte, gedachte ſeiner Wandelbarkeit.

Am nächſten Morgen trat ein Mann in ſchwarzer Ordenstracht bei den Geſchwiſtern von Roaſſett ein und reichte unter einer kleinen Beugung des Hauptes eine blanke Büchſe mit den Worten dar: „Für das Kloſter der Barmherzigen.“

Der Sammler, von hohem, edlem Wuchs, glich wohl eher im Stolz ſeiner Haltung dem Großalmoſenier des ſpaniſchen Hofes, als einem Frater der barmherzigen Brüderſchaft hieſelbſt — und Aline, welche ſich allein befand — ihr Bruder im anſtoßenden Zimmer ſtörte in Papieren — fühlte ſich wunderſam von dem Anblicke dieſes Mannes betroffen, der wie mit heiligem Recht ſo plötzlich vor ihr ſtand. —

Schüchtern ſchob ſie ein Anſehnliches in den metallnen Mund der Büchſe, und ſagte, als wolle ſie ein unfreiwilliges Gefühl der perſönlichſten Achtung dem frommen Gewande zuweiſen, und die Größe der Gabe mit ihrem Zweck rechtfertigen: „Dieſer wohlthätigen Stiftung giebt man gern. Hat Ihr Kloſter zur Zeit viele Kranke?“

„Es geht wohl an,“ lautete die Antwort im Ausdruck der Ruhe, „das Uebel iſt furchtbar. Wir ſind ſtets beſchäftiget.“

„Aber die Meiſten ſterben — nicht wahr?“ fragte die junge Gräfin theilnehmend, und ſetzte ſchnell vergütend in holder Verwirrung hinzu: „ich meine, weil man dem Kloſter nur die unheilbarſten zumuthet.“

„Nun, mit des Heilands Beiſtand," erwiederte der Ordensmann, „haben wir ſchon manchen Geneſenen entlaſſen. Freilich, der Kirchhof nimmt auch ſein Theil; aber er giebt allein die eigentlichſte Befreiung."

Aline lauſchte — wo hatte ſie dieſen tiefen Sprachton ſchon gehört? Davon bewegt, wie vom Sinn der Worte dieſes Mannes, der ſelbſt die Geſundheit, welche er herſtellen half, nur für ein bedingtes Glück hielt, entgegnete ſie: „Ach! welch ein ſchwerer Beruf muß es ſein, Leiden und Tod immer vor Augen zu haben!"

„Das Leben iſt auch ſchwer," erwiederte der Sammelbruder düſterlächelnd und mit einem beklommenen Athemzuge.

„Der Himmel wird es einſt belohnen!" ſagte Aline mit einem Blicke, worin ein Himmel voll Güte und Treue lag. Sie meinte das erbarmende Thun; doch hätten ihre, dem vollen Herzen entriſſenen Worte auch gedeutet werden können, das Ertragen des Lebens.

Jener fühlte ſich gehalten und ſprach: „Hier ſchon erſcheinen Momente ſolcher Offenbarung. Als ich heute früh das Kloſter verließ, begegnete mir eine junge blaſſe Dirne, die ich öfter geſehen, unter dem Pförtchen. Sie trug einen Kranz geringer Blumen in ihrer Hand, naß vom Morgenthau und von Thränen, denn das Mägdlein weinte noch. Ich blieb ſtehen und fragte. Seit einiger Zeit ſchleicht das arme Kind vor Tage auf unſern Gottesacker und bringt Kränze und ein betrübtes Herz zu einer Stelle, wo, wie ich wußte, ein alter Mann begraben lag. Das Mädchen aber, fälſchlich berichtet, ſucht den Bräutigam dort. Der war in Beſſerung, und morgen ſollte er das Kloſter verlaſſen. Ich holte ihn herab —" der Sammler ſagte die letzteren Worte mit erſtickter Stimme und endete nicht.

„O Gott!“ rief die junge Gräfin begeiſtert, „es muß himmliſch ſein, einen geliebten Menſchen lebend finden, den man für todt gehalten hat! Ich kann mir es nicht ſelig genug denken.“

Er neigte das Haupt ein wenig, dann hob er das Auge zur Höhe; es glänzte. Alinen ſchien es, als wolle er nun gehen; aber es war ihr, als könne ſie ihn nicht laſſen.

„Die Barmherzigen ſind gute Aerzte,“ ſagte ſie eilends, und merkte in ihrer Unſchuld nicht, daß ſie eine religiöſe Wahrheit ausſpräche, „wollen Sie mir wohl einen gütigen Rath ertheilen? — Meine Jungfer iſt eine kleine Tagereiſe von hier krank zurückgeblieben. Sie bekam Krämpfe, und ich durfte die Reizbarkeit eines taubſtummen Bruders, für den ich *mütterlich* ſorgen muß — der Gefahr dieſes Anblicks nicht ausſetzen. Das Mädchen iſt jedoch in guten Händen. Was meinen Sie nun? Würde es von Nachtheil für ihn ſein und ſchädlich, wenn ich das arme Geſchöpf behielte? Ich möchte es gern; doch die nähere Pflicht geht vor.“

Der geiſtliche Pfleger hatte mit ſichtlichem Antheil vernommen, was die Gräfin ihm geſagt. Die Jugend dieſer zarten Schönheit, welche ſich einer ſo ernſten Sorge, als die *mütterliche*, rühmte, lockte ein gerührtes Lächeln auf ſeine ſchmalen Lippen. Aber es verſchwand alsbald, und er ſprach: „Das läßt ſich kaum beſtimmen. Die Wirkſamkeit krankhafter Zuſtände auf einander iſt nicht zu berechnen. Wenn wir thun, was menſchlich iſt, ſo müſſen wir der göttlichen Obhut die Folgen anheim geben.“

Aline ſagte beruhiget und freundlich: „Gut, ſo werde ich das Mädchen kommen laſſen.“

Bei dieſen Worten trat Graf Iſidor in die Mittelthür und verbeugte ſich ehrfurchtsvoll vor dem barmherzigen Bruder. Dieſer betrachtete den Jüngling, dem das edelſte Geſchenk des Menſchen verſagt und die Welt eine Stumme war, mit einem faſt durchſichtigen Intereſſe. In dieſem Blick war Anklang für die geſpannte Aufmerkſamkeit Jenes, und der Gedankenreichthum einer Seele, die zum Verſtändniß einer andern der Worte nicht bedarf.

„Noch Eins, würdiger Herr!“ ſagte Aline, die, ſo oft ihr Bruder mit einem Fremden zuſammentraf, ſich durch den Mangel der Mittheilung weiblich geängſtet fühlte, „Sie ſind gewiß ſehr genau mit der hieſigen Oertlichkeit bekannt, wäre in einem Garten hier irgend eine Wohnung für ein paar Wochen zu beziehen? Mein armer Bruder, an ländliche Umgebungen gewöhnt, empfindet ſein Unglück mehr unter den erregenden Anläſſen der Stadt. Ich möchte ihn ſo geſchwind als möglich hinaus retten; da unſer Aufenthalt hier leicht länger dauern könnte.“

Nach einigem Beſinnen antwortete der Gefragte: „Ich wüßte, nicht allzuweit von unſerm Kloſter, ſolch ein Logis — wenn es nicht zu entlegen wäre.“

„Nein! nein!“ verſicherte die Gräfin, „je abgeſonderter, deſto beſſer. O ich bitte, weiſen Sie es uns an!“

„Ein paar trockne, helle Zimmer mit dem nöthigen Gelaß,“ entgegnete zögernd der Mann des Gelübdes, „der freie Gebrauch eines ſehr hübſchen Gartens und eine Hausgenoſſenſchaft, die wenig beläſtigen dürfte. Die Bedingungen ſind billig — nur ſtille Miether werden gewünſcht.“

„Nun, *ſtiller* können ſie nicht gefunden werden,“ ſprach Aline mit ſchmerzlicher Ironie.

Der Barmherzige warf einen bereuenden Blick auf das flammende, ſchöne Geſicht der Gräfin. Er zog ein kleines Schreibzeug aus dem ſchwarzen Gewand, und ſchrieb die Wohnung auf.

Zu dieſem Behuf, um aus der Hand zu legen, was ihn hinderte, war er an den Tiſch getreten, worauf die ausgeſchnittenen Bilder noch lagen. Sein Blick wurzelte an dieſen kleinen Bäumen, und Aline bemerkte deutlich, daß er ſich entfärbte. „Das iſt unbegreiflich — künſtlich!“ ſagte er, ohne das Auge abzuwenden. Beinahe rückſichtslos äußerte er den Wunſch, zu wiſſen, wer dieſe Fertigkeit beſitze? —

„Ein armer, nothleidender Menſch; mehr weiß ich ſelbſt nicht —“ antwortete die Gräfin. „Sein Leben mag wohl ein Nachtſtück ſein, darum ſind die Bildchen ſämmtlich ſchwarz. Wir kauften ſie geſtern von einem Knaben.“ Sie dankte ihm lebhaft für die gegebene Weiſung, und bat, daß er ſie in der neuen Wohnung beſuchen möchte. Er verſprach es, ſeltſam lächelnd. Dann verließ er das Zimmer in Haſt, als müſſe er ſich gewaltſam losreißen.

Graf Iſidor ſchrieb in ſein Gedächtnißbuch: „Eine impoſante Figur! Schade! daß dieſer Mann, dem ich den edelſten Stolz zutrauen möchte, neugierig ſchien. Neugier iſt ein populärer Fehler. Man findet ihn häufig bei Allem, was ſich geiſtlich trägt. Ich ſehe den Grund davon nicht ein. Was aber braucht mich der ſchwarzwollne Rock dieſes Barmherzigen zu kümmern? —“

In den ſpäteren Stunden des Nachmittags ging die Gräfin Noaſſett am Arme ihres Bruders aus, um ſich die bezeichnete Wohnung anzuſehen. Des Fahrens ſatt, wollten ſie den Weg ſeiner Weite ungeachtet, wonach ſie ſich vorläufig erkundiget hatte, zu Fuße machen, und als einen Spaziergang zum Zeitvertreib betrachten. Der alte Bediente, die Karte in ſeiner Hand, welche der barmherzige Bruder geſchrieben, ſchritt ſeiner jungen Herrſchaft als Wegweiſer voraus.

Sobald Aline die ſichernde Stille ihrer Zimmer und die Halle des Gaſthofs hinter ſich hatte, unter deſſen hohen Mauerbögen noch ein klöſterliches Düſter wohnte, das einer finſtern Zeit verblieben war, fühlte ſie ſich beengt und befremdet, und ihre Schritte eilten ſcheu und haſtig uber das Pflaſter, das im weſentlichen Sinne wie im wörtlichen einer Charade — keine Wunde heilt. Graf Iſidor ſtarrte mit geiſtvollem Studium in die Geſichter der Vorübergehenden, daß man ihn für einen Schüler Lavaters hätte halten können. Sein leuchtender Blick ſtieg zu den ärmlichen Blumenſcherben der höchſten Fenſter hinauf, hinter denen ein zufriedenes Angeſicht lauſchte, oder flog zu den fernſten Geſtalten hin, als wolle er alles Menſchliche an ſich heranziehen. Was er zunächſt abreichte, ward leutſelig gegrüßt. Aline aber hielt die lieben Augen geſenkt im achtloſen Stolze ihrer Weiblichkeit und ihrer Trauer.

So waren ſie bis in die äußerſte Vorſtadt gekommen, und hier wirbelte kein Getöſe mehr, nur der ſtille Staub um die Wagen der Luſtfahrer und eine harmloſe Kindertrommel vor den Augen der wachthabenden Mutter.

Endlich breiteten ſich ſchon die nachglänzenden Sommerfluren in goldner Fläche aus, denn ſie hatten ihre

Segensfülle abgegeben: und die Ausſicht ward immer freier.

„Dies iſt das Kloſter der Barmherzigen!“ ſagte Gottfried, der alte Bediente, zurückgewendet zu der Gräfin, und deutete auf ein anſpruchsloſes, aber umfangreiches Gebäude, welches ſeitwärts lag. Wie zum Sinnbild des höchſten Schutzes ſtand es unter Linden von außerordentlicher Größe, die dieſe alten Mauern mit ſtarken Armen umrankten, doch ihre Blätter ſchillerten bereits gleißend wie Wandeltaffet, und hatten einen farbigen Teppich über dieſen Vorhof der Wohlthätigkeit ausgebreitet. Der Wind rauſchte in leiſer Melancholie darüber hin, als wüßte er etwas davon zu erzählen, wie ſeit manchem Menſchenalter dieſe kleinen Leichname der Natur tauſende von größeren in dieſen Boden hinabgeweht hätten. Aber die Sonne ſchien hell auf den Kirchhof daneben, der durch eine niedere Mauer nach Außen abgeſondert war.

Aline blickte hinüber. Das Bild des Mannes von dieſem Morgen ſtand in ſanfter Erhabenheit vor ihrer Seele. Ihr Begriff ſchwankte — es war ihr, als könne ſie es nicht tragen, daß er, grade dieſer! zum Zeichen ſeines entäußernden Berufes die Armenbüchſe trüge. Bewegt blickte ſie an die Fenſter, hinter denen das Elend eine Aufnahme fand und nach Licht dürſtete — dann zu den Gräbern des kleinen Gottesacker hin, auf welchem das arme Mädchen, was hier mit Thränen geſäet, himmliſche Freude geerntet und den beweinten Geliebten lebend wiedergefunden hatte. —

Gottfried ſetzte ſofort hinzu: „Von hier aus haben wir nun nicht mehr weit zur Gartenwohnung der Madame Herbe.“

Einfach hatte Aline geglaubt, die Weiſung des alten

Dieners geſchehe nur um des barmherzigen Bruders willen, der ihre neueſte Bekanntſchaft war, denn ihrer geſelligen Beziehungen waren wenige.

Und ſchon ſahen ſie das empfohlene Aſyl im grünen Bezirk und einiger Entfernung recht anmuthig vor ſich liegen. Aber dieſe bald erreichte Nähe war eine optiſche Täuſchung. Der Weg verlängerte ſich zuſehends, der Garten wuchs ihnen unter den Augen, und die kleine, weiße Siedelei zeigte ſich in den Verhältniſſen einer Villa. Ermüdet, des weiten Gehens ungewöhnt, ſtanden die Geſchwiſter von Noaſſett an der eiſengitternen Pforte, und tiefathmend zog Graf Iſidor die Klingel, ohne ihren Laut zu vernehmen. Ein alter Mann öffnete, in deſſen blöden Geſicht ſich die Seltenheit einer zutrittfähigen Einkehr ſpiegelte — und auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete er nach einigem Zaudern. Gottfried ward zur Meldung abgeſandt, und alsbald kam Madame Herbe ihnen ſelbſt entgegen. Eine Frau in mittlern Jahren, von ſchlanker Geſtalt, deren ſchlichtes Hauskleid das Bedeutende ihrer Perſönlichkeit nicht verhüllen konnte. Das Lächeln einer gebildeten Freundlichkeit in dieſen zarten Zügen gab ihnen etwas Empfangendes, und Aline fühlte ſich ſehr gut aufgenommen; ja, beinahe hätte ſie geglaubt, Madame Herbe wäre zu Gunſten ihres Geſuchs bereits davon unterrichtet. — Die Zimmer waren ſchön und von übrigem Gelaß, und die Bedingungen ſo billig, daß es ſchien, als ſeien ſie nur der Form wegen geſtellt.

„Wie gutig ſind Sie, Madame!“ ſagte Aline, als Jene ſich ſogar erbot, fur die Einrichtung Sorge tragen zu wollen, da ſie merkte, daß die Jugend der kleinen Gräfin nicht beholfen dazu ſein möchte; „wir wollen Ihnen auch für unſern kurzen Aufenthalt keine Unruhe erregen, und zeitlebens dieſer großen Gefälligkeit eingedenk ſein.“

„Das kann man ſo eigentlich nicht verſprechen —“ antwortete Madame Herbe mit leiſer Widerrede der Erfahrung, doch verbindlich; „das Gedächtniß des Herzens läßt ſich ſchwerlich verbürgen. Und ſchon jetzt regt der Gedanke mich auf, daß meine Tochter eine angenehme Geſellſchaft nicht lange genug haben könnte.“

Aline neigte ſich dankbar ein wenig — Graf Iſidor verbeugte ſich auch, und ſeine Schweſter ſah es mit Rührung. Sie ſprach: „Ein Mädchen in einem Gaſthofe iſt übel daran — ich bin ſo gut wie allein; mein armer Bruder kann mich nicht ſchützen.“

Madame Herbe vermied mit feinem Gefühl, darüber zu ſprechen. Sie berückſichtigte die Gegenwart des Grafen, und der Zartſinn Iſidors errieth eine Schonung, deren nur ein achtungswerther Geiſt fähig iſt. Taubſtumme errathen die geheimnißvollen Räthſel der Geſinnung wie durch Inſpiration, während die, denen das Wort gegeben iſt, gar oftmals keinen Mittler haben, der ſie von ihrem Irrthum erlöſe.

Die Sonne begann zu ſinken, in goldnem Feuer brannten die Fenſter der Villa — und bei dieſem Anblick leuchtete Alinen plötzlich ein, daß ja auch die Küche bedacht ſein müſſe. Und abermals trat Madame Herbe mit dem Vorſchlage hervor, daß ihre Hausgenoſſen von oder an ihrem Tiſche eſſen könnten, wenn ſie fürlieb nehmen wollten, weil die Stadt doch zu entfernt ſei, um ein Speiſehaus benutzen zu können. Die Gräfin nahm es mit freudigem Danke an, und küßte in Gedanken dem barmherzigen Bruder die Hand, der ſich all ihrer Verlegenheit ſo hülfreich angenommen hatte. Dann reichte ſie die ihrige dem Bruder, dem Gegenſtande ihres heißen Erbarmens — und ſchickte ſich zum Rückweg an, froh, daß ſie morgen ſchon ihren Einzug halten könnten.

Bei der abſchiednehmenden Bewegung glitt der Knäuel am Strickzeug der Madame Herbe von ihrem Seſſel an die Diele. Der Graf bückte ſich, ihn aufzuheben, und reichte ihn mit ſo inniger Geberde an die Behörde, als hätte er den Faden des Geſpräches damit erfaßt.

Am Abend ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Ein intereſſanter Tag! ich habe viel geſehen. Als wir durch die Stadt gingen, bemerkte ich, daß die Menſchen ſich doch wenig um einander bekümmern. Dieſe allgemeine Fremdheit kam mir traurig vor und that meinem Auge wehe. Ein paar Markthelfer zankten ſich — ich mußte mich abwenden. Iſt der Zorn, der ſo furchtbar entſtellt, einem Glücklichen natürlich? — Wie viel Liebes mag nicht mit Worten zu erwerben ſein! mit dem Schall, den ich mir denke, wie der Farbenſtrahl, darin das Licht ſich bricht. Wohnt nicht in jedem Worte göttliche Kraft? — Daß ich reden könnte! Wie heilige Bienen ſollten die Laute von meinem Munde ſchwärmen, die ſüße Blume der Lippen zu koſten, und mir den Honig der Freundſchaft zu ſammeln! O Du ſtiller Freund dort oben! hörſt Du mich? — Welch eine liebenswürdige Frau, dieſe Madame Herbe! Sie ſpricht ein Gefühl an, das ich nicht namhaft zu machen wüßte. Ihren Garten ſammt dem Hauſe habe ich einmal geträumt; denn es war mir nicht, als ſähe ich ihn zum erſten Male, ſondern ich erkannte ihn wieder. Reich ſchien ſie zu ſein, denn ſie verſchmäht die Welt. Ich beneidete Aline; es war mir, als ob ſie Perlen aufläſe, und die Blätter, die von den Bäumen fielen, däuchten mir Gold.“

Als nun der Mond am nächſten Abend den goldnen Apfel verſilbert, finden wir den Ofenheizer, das Licht des Gaſthofs! mit ſeinem Schatten, dem Vetter der Wirthin — an ihrem Lieblingsplatze, wo ſie behaglich des kühlen Scheins genießen. Unſinn qualmt aus dem Munde des Erſteren, während der Andere ſich ſchweigend begnügt, die heilige Selene mit dem blauen Dunſte ſeiner Tabackspfeife anzublaſen, ſo daß ein finſteres Wölkchen über ihre klare Götterſtirne zieht.

Jener ſpricht: „Sie ſind nun fort, die Fremden aus Nummer Eins und Zwei. Ein Lohnkutſcher holte den Reiſewagen vorhin. Seltſames Plaiſir! ſich ein Sommerlogis zu miethen, dort, wo die Füchſe einander gute Nacht nehmen, und zur Zeit, da der Winter vor der Thür. Polen waren's. Ich habe es nun heraus ſpintiſirt. Es iſt eine herrliche Sache, wenn man ſeinen Verſtand veredelt. Sieh! im Polenlande hatten die Vornehmen einen Eigennamen. Man nannte ſie die Mißvergnügten. Daher ſtammen die Beiden.“

„In Polen, ſo?“ fragte der Andere mit der Ironie der Dummheit; „Du, von den Mißvergnügten müſſen ſich auch welche unter das Volk verlaufen haben. Die erkenne ich Dir auch. Woher weißt Du es denn aber?“

„Die junge Dame,“ antwortete der Klügler, „hat ſo einen feinen Adel von Verſchmählichkeit in dem Geſichte — und als unſere Madame heute auf die Suſanne ſchmählte und ſagte: Was iſt das für eine polniſche Wirthſchaft? machte ſie eine auffallend mißvergnügte Miene, drehte ſich auf der kleinen Sohle um, und warf ihr einen Blick zu, den Deine Frau Muhme ſchwerlich an den Spiegel ſtecken wird. — Der Herr, der mit ihr war, iſt ein Gelehrter; ich hörte es ihm bald an. Die kümmern ſich um nichts.“

„Nun, das mußt Du künſtlich angeſtellt haben,“ entgegnete der Vetter, beleidiget durch ein dumpfes Gefühl verwirrten Staunens; „zwar — Du hörſt das Gras wachſen. Im ganzen Hauſe weiß kein lebender Menſch, daß er den Mund nur aufgethan.“

„Weil es keiner verſteht,“ antwortete der Ofenheizer kaltblütig, „das iſt ja eben die ſogenannte todte Sprache, welche gelehrte Köpfe reden.“

Der Vetter klopfte verſtummt auf ſeinen Pfeifenkopf.

Die Geſchwiſter von Noaſſett fühlten ſich vom Sturm der Reiſe wie auf das Eiland einer guten Fee gerettet. Aline fand ſich bald zu Madame Herbe in einem traulichen Verhältniß, das ihr ein Wörtchen der Klage nach der andern von der gebundenen Seele knüpfte; ihr Bruder bewegte ſich freier in der Natur. Die Gräfin ſprach von ſeinem Unglück, und wie ihr dies eine Selbſtändigkeit aufnöthige, die ihrem angebornen ſchüchternen Weſen und niedergeſchlagenen Gemüth ſchwer ankomme.

„Ach liebe Gräfin,“ antwortete Madame Herbe, „wir können nicht frühzeitig genug für uns ſelbſt ſtehen — es iſt doch einmal unſere Aufgabe.“ Aline ſah die mütterliche Frau mit großen ſchönen Augen an, in denen leiſe Thränen aufquellten. „Das dachte ich nicht,“ ſagte ſie mit ſchwankender Stimme, „unſer Geſchlecht iſt ſchwach und bedarf einer Stütze. Das iſt in der Ordnung und natürlich.

Der Ulmbaum wird nicht von der weichen Rebe umarmt, daß ſie ihn halte. — Wenn ich einen Mann zum Beiſtand hätte, den ich liebte.“ —

„Die Liebe an ſich macht ſtark,“ entgegnete Madame Herbe mit leidendem Lächeln; „und dann wäre es auch nicht für lange.“

„Wie?“ fragte Aline, „alle Frauen werden doch nicht jung Wittwe werden, wie meine Mutter?“

„Nein,“ lautete die Antwort, „aber die Meiſten finden ſich alternd allein — ſo — wie ich!“ — Dieſen Nachſatz ſagte nur ein leichtes Zucken in den Zügen dieſer Frau; es entſprach dem Namen, den ſie führte, und der Schmerz iſt ein kenntlicher Egoiſt.

„Beklagen Sie Sich nicht, liebe Gräfin,“ fuhr Madame Herbe im Tone der Gelaſſenheit fort, „es herrſcht im Ganzen ſo wenig Verſtändniß unter Menſchen, die ſich gegenſeitig fördern ſollten, und das iſt der Grund unſeliger Verwirrungen; denn wo kein Verſtehen iſt, da iſt auch keine Liebe. Man fühlt ſich fremd, die Gemüther trennen ſich weiter und weiter ab, ob man auch äußerlich beiſammen bliebe. Glauben Sie mir das nur! Auch ich bin eine Geſchiedene.“

Aline betrachtete die Frau, welche dies ſo ſcheinbar ruhig ſagte, mit Schrecken und Mitleid. Aber mit einem Beben der Stimme, welches ihr nicht entging, ſetzte Jene hinzu: „Wie viele Männer ſind nicht Taubſtumme gegen die ſeufzende Seele, die ihnen angetraut iſt! Wie wenige haben eine Sprache für das Gefühl des Weibes! — Ihr Bruder, liebe Gräfin, wird dieſen Seltenen zuzuzählen ſein. Was nach Außen ſchweigt, redet nur um ſo inniger zum Herzen.“

Von dieſen allgemeinen Bemerkungen ging Aline auf das Beſondere ihrer Lage über und ſprach: „Sie ſcheinen viele Menſchenkenntniß zu haben — wie glücklich iſt Ihre Tochter!“ Hier ſeufzte Madame Herbe, und die Gräfin fuhr fort: „Ich werde mir Ihren gütigen Rath zu Nutze machen, wenn Sie ihn einer Waiſe geben wollen. Der Mutter Leitung fehlt mir bei all meinen Schritten — o läge ich für ſie im Grabe!“

Bei dieſen Worten brach die Gräfin in heißes Weinen aus, und Madame Herbe glaubte zu bemerken, daß dieſe Thränen weniger auf das Grab der Mutter, als auf eine tiefe Stelle ihres Herzens fielen, wo etwas Liebes ruhe. „Was der Jugend an Umſicht abgeht,“ antwortete ſie in tröſtendem Tone, „erſetzt die Hoffnung, und ein zuverſichtlicher Muth trifft in der Regel das Rechte. Sie aber, liebe Gräfin, fangen ja erſt an zu leben.“

Ein müdes Lächeln ſchlich über Alinens liebliches Geſicht, als ſtände ſie am Ziele.

Was nun Aline der Madame Herbe von ihren Familienverhältniſſen auszugsweiſe mittheilte, wollen wir in Folgendem ergänzen.

Ihr Vater, ein wackerer Officier, doch ohne höheren Grad, war bei einer Revue um ſein Leben gekommen; die Mutter war erſt ſeit fünf Monaten todt. Die verſtorbene Gräfin hatte es vorgezogen, mit ihrer Tochter auf einem kleinen Gute zu leben, und nur ſelten brachte ſie einige Zeit in Burgſtrahlau, der Standesherrſchaft der Familie, zu, deren Erbe Graf Iſidor war. Dieſer taubſtumm geborene Sohn war einem berühmten Inſtitut anvertraut worden, doch vor einigen Jahren zu den Seinen zurückgekehrt. Ein ehemaliger Regimentscamerad des Vaters war der Vormund ihrer Kinder und der Freund der Mutter; und es fand eine innig umgängliche Beziehung zwiſchen ihnen Statt; denn dieſer, Hauptmann Montalde, beſaß ein Gut in der Nachbarſchaft der Gräfin Noaſſett. Er war unverheirathet, und trug alle Zärtlichkeit ſeines einſamen Herzens auf die Hinterbliebenen des Freundes und auf den Sohn einer alten Liebe über, die ihm einſt ſchmerzlich entriſſen worden. Dieſer junge, adelige Forſtmann, Namens von Toſten, wurde von ihm erwartet, um einigen Verwilderungen ſeines Forſtweſens abzuhelfen. Er beſucht ſeinen zweiten Vater zum erſten Male in dieſer Gegend, und in der erſten Nacht legt ein Wetterſtrahl das Schloß in Aſche. Nur ein Flügel bleibt ſtehen, worin das Archiv in einem feſten Gewölbe war. Alinens Mutter bietet ihr Haus zur Wohnung an, und Alles, was ihr Gut und guter Wille vermag. Der Gaſt des Vormunds wird nun der ihrige für längere Zeit. Er lernt Aline kennen — und der elektriſche Funke zündet zum zweiten Mal. Die Gräfin Noaſſett läßt dieſe entſtehende Neigung unbefangen gewähren; denn ſie glaubt, es ſtehe derſelben nichts entgegen, ſobald ſie einwilligt, und eine warnende Erinnerung hält ſie ab, ein Paar Herzen zu trennen, die ſich wahlverwandt gefunden haben. Sie weiß, wie feſt Aline in jeder Anhänglichkeit ſei, und ſie ſelbſt giebt zu, der junge Mann, den ſie als ihren künftigen Schwiegerſohn betrachtet, ſei ein höchſt anziehender Charakter. Gern möchte ſie Aline glücklich wiſſen, um ſo mehr, als ihr eigenes Glück kurz und getrübt geweſen. Das Unglück ihres Sohnes liegt außer dem Bereich ihrer Sorge. Sie übergiebt es der göttlichen Allmacht, und ſo ſcheint der Gräfin die einzige Tochter gewiſſermaßen das einzige Kind. — Sie nimmt ſich vor, mit dem Vormund offen über dieſen Punct zu ſprechen. — Aber der Hauptmann hat jetzt alle Hände voll zu thun; denn unter dem Schutt des Schloſſes hat ſich etwas gefunden, das ihn fort und fort wie Feuer auf die Seele brennt; der Beweis, daß es nähere Prätendenten an den Beſitz des Gutes geben könne als ihn ſelbſt. Er entdeckt der Gräfin ſein beängſtendes Geheimniß, und ſagt, wie er nun ſein Haupt nicht eher ſanft legen wolle, bis er wiſſe, wem er unwiſſend ſein Recht vorenthalten habe.

Als dieſe ihn hierauf zu beſchwichtigen verſucht, antwortet er: „Nein, liebe Gräfin, nein! Ungerechtigkeit geſtattet weder Raſt, noch Ruhe. Und müßte ich auch künftig von meiner kleinen Penſion leben — freilich iſt es ſchlimm für mich — ein verſchollner Menſch nach dem andern macht mir zu ſchaffen. Ich habe indeß eine Spur — ſobald nur das Nöthigſte gethan iſt —“

„Nun denn, ſo thut ein Geſtändniß Noth —“ unterbricht ihn die Gräfin, und entdeckt ihm die Neigung Alinens. Gluth bläſt über das Geſicht des redlichen Mannes. „Bei Gott im Himmel, Gräfin, das thut mir leid!“ ſagt er beſtürzt. „das thut mir ſehr leid; ich glaube, der Junge iſt bereits verſprochen.“

„Und das erfahre ich jetzt erſt?“ fragt die Gräfin erblaſſend, „ich hätte meine Maßregeln genommen.“

„Maßregeln gegen die Liebe!“ ruft der Hauptmann mit einem verſpottenden Lächeln, welches für ſeine Erfahrungen beweiſ't; aber er ſelbſt iſt von dieſer neueſten überwältiget. Wie köſtlich hätte ſich Alles fügen können! — Er geräth ins Gedränge mit ſeinen Wünſchen und Planen; aber die Gräfin iſt im Klaren, was nun geſchehen muß.

Sie läßt den jungen Forſtmann vor ihr Angeſicht rufen, und ſpricht. „Ich habe ein Wort mit Ihnen allein zu reden, und wünſche, Sie möchten es für ein Zeichen meiner Achtung nehmen. Ich fürchte, meine Tochter liebt Sie — wie gern möchte ich es hoffen! aber Recht hiezu hat, wie ich nun weiß, eine glücklichere Mutter, als ich bin.“

„O gnädigſte Frau!“ ſtammelte Toſten, und ſein männliches Angeſicht erbleichte. „Es iſt gut,“ ſagte die Gräfin mit leiſer Faſſung; „die Umſtände tragen die Schuld, nicht Sie, nicht mein armes Kind; und der Blitzſtrahl, der des Hauptmanns Schloß in Aſche legte, und Alinens unſchuldiges Herz für Sie entzündete, gehört nur zu den Schlägen des Schickſals, die mich getroffen. Laſſen Sie uns Alles ſo ſanft als möglich löſen! — Ein furchtbares Beiſpiel von den Folgen einer unglücklichen Leidenſchaft in unſerer Familie — ließ mich weiter gehen, als ſich vielleicht geziemen mag.“

„Gnädigſte Frau,“ ſagte der junge Toſten mit jener Aufrichtigkeit, welche ſtets für die Wahrheit ſpricht, „es iſt nicht der kleinſte Schmerz dieſes Augenblicks, daß ich Ihnen ſtrafbar erſcheine. Vor zwei Jahren lernte ich ein edles, theures Mädchen kennen, das ich zu lieben glaubte — glaubte! — Bald aber ſah ich, es fehle unſerm Verhältniß irgend ein Element der innigſten Befriedigung. Wir verſtanden uns nicht ganz, oder doch nicht immer. Meine Braut iſt zart, kränklich und vielleicht deßhalb nicht ganz heiter; ich empfand es als einen Mangel an Liebe, und ihr reizbarer Trübſinn ließ mich keinen Grund abſehen, das Glück meiner Wahl zu preiſen. Der Gedanke war mir heimlich erleichternd, daß noch ein weiter Zeitraum zwiſchen unſerer Verbindung läge. Sie ſchrieb mir wunderſchöne Briefe, aus denen ich Ihren Geiſt erſah und ihren Irrthum — ſie enttäuſchten wahrhaft mein Herz. Ich empfand mit verkühlender Scham, daß ich es nicht ſei, den ſie meinte. Ach! ein kleines Billet, was mir Aline jüngſt mit dem Wagen nach Serben ſchickte, athmet mehr Sehnſucht und eine Seele, die mich liebt, als alle dieſe köſtlichen Schreiben. So lernte ich einſehen, daß nur der Zukunft das richtigere Urtheil über unſere Neigungen zuſteht.“ Er ſeufzte tief.

„Und was folgt hieraus?“ fragte die Gräfin mit etwas ſcharfer Stimme, „daß vielleicht eine ſpätere Liebe Ihr Gefühl für meine Tochter als nichtig erklärt?“ —

„Niemals, niemals!“ antwortete der junge Mann gekränkt. „Sie ſtrafen mich härter, Frau Gräfin, als ich verdiene; ich habe mich bewacht, ſo weit ſich dem Eindruck einer liebenswürdigen Natur gebieten läßt; doch Aline hat mit zauberhafter Gewalt ſich meines ganzen Weſens bemächtiget. Und ich bin doch auch nur ein Menſch!“

„Ein Mann!“ ſetzte die Gräfin hinzu, mit einem Tone, deſſen Nachdruck nur ein mütterlicher Tadel war, den die Weiblichkeit milderte. Und mit ſchneidendem Scherz der Wehmuth fuhr ſie fort: „Die arme, kleine Königin von Golconda! ſie würde über einen großen Reichthum gebieten; aber er liegt in fremdem Bann, und das Goldland iſt ſchon erobert. — Meine Kinder haben kein Glück. Auch Iſidor könnte als Standesherr von Burgſtrahlau ein Mädchen fürſtlich beglucken, wenn die Natur die Thore dieſer Möglichkeit nicht geſchloſſen hätte. Er iſt ſeit einiger Zeit ein Träumer geworden. Wer wird für ihn wachen? Wer ihn lieben, wenn ich geſtorben bin?“

„Dies Herz wird ſich finden —“ antwortete der junge Toſten mit Wärme. „Ich verlaſſe morgen, Frau Gräfin, Ihr gaſtlich theures Haus unter einem Vorwand. Außer der Verſtändigung mit Ihnen, die ich ſcheute und doch wünſchte, hat mich eines zurückgehalten, was ich gern verſchwiegen haben würde. Das Bild meiner Braut iſt mir abhanden gekommen.“

„Wie?“ fragte die Gräfin betroffen: „das iſt mir äußerſt unlieb. Die Faſſung war wohl koſtbar?“

„Nicht eben —“ erwiederte Jener, „auch fehlt nur das Portrait.“ Er zeigte die leere Kapſel. „Und weil ich das Bild im Herzen nicht treuer bewahrt,“ ſetzte er mit trauriger Selbſtanklage hinzu, „ſo war ich um ſo ſorgfältiger, die Copie zu ſuchen. Doch bleibt es unerklärbar, ob ich ſie verloren habe, oder ihrer beraubt worden bin.“

Vierzehn Tage nach dieſer Unterredung ſtarb die Gräfin Noaſſett. Hauptmann Montalde traf die zweckmäßigſten Anſtalten in Betreff der Verwaltung von Burgſtrahlau, und nahm ſich der verwaiſten Geſchwiſter väterlich an. Aber die Reiſe, deren Zweck wir kennen, konnte er nicht aufgeben. Es drängte ihn von hinnen — Iſidor und Aline ſollten ihm entgegenkommen und ſeine Ankunft hieſigen Ortes erwarten.

Als Aline ihrer freundlichen Wirthin die äußern Umſtände aus dem Inhalt dieſer Erzählung angegeben hatte, ward es dem Scharfblick der Madame Herbe nicht ſchwer, den bittern Kern herauszufinden. Sie durchſchaute das gebrochene Herz des armen Kindes und miſchte den Troſt der Erfahrung danach. Die junge Gräfin fühlte ſich wohlthuend von dieſem milden Geiſte berührt, und in voller Inbrunſt des Vertrauens loderte ihr heißer Schmerz auf. Sie geſtand mit klaren Worten, daß ſie den jungen Gaſtfreund über Alles geliebt hätte, und nun nie heirathen würde, da dieſer Unvergeßliche ihr nicht zu Theil werden könne.

Madame Herbe ſah die Gräfin ſchweigend und lächelnd an; ein ganzes Leben war in dieſem Lächeln, das den Schein trügeriſcher Gefühle zurückwarf. Endlich ſagte ſie: „Was vergäße nicht der Menſch! Die Zeit hat einen einſchläfernden Mohn, der jeden Schmerz betäubt und uns das Leiden nur wie einen Traum erſcheinen läßt. Thränen um das Glück der Liebe, wenn es Gott verſagt, fallen vom Himmel, und zuweilen wird es uns thautropfenklar, warum wir weinten. Ein einziger Tropfen aber, der um eine aufgelöſte Liebe aus dem Auge fließt, das geſehen hat, wie ſich das Herz ändern kann, iſt Scheidewaſſer und tödtend. Und dieſes Aufhören des innerſten Lebens wird nie ein Menſch begreifen lernen, der die Liebe kannte. — Dieſe leidigen Verſprechungen der jungen Männer! Die Sache der Allmacht iſt es, welche ſie vermeſſen übernehmen; denn Niemand, wie ein Autor ſagt, kann beſtändig ſein, es gebe es ihm denn Gott. — Ich ſelbſt, liebe Gräfin, verlobte mich in unbedachtſamer Jugend gegen den Wunſch meiner Eltern, und habe dieſen Schritt leidenſchaftlicher Eile zeitlebens bereut. Auch meine Tochter —“ Madame Herbe ſtockte, und ſah bekümmert vor ſich nieder.

Aline fragte mädchenhaft, ob dieſe Tochter auch ſchon Braut ſei; und ihre Mutter antwortete mit zweifelndem Blick: „So weit ſich dies ſagen läßt, ehe der Segen geſprochen iſt. Sie hat einem wackern jungen Manne das Wort der Treue gegeben; ich aber will an dem Glauben feſthalten, daß auch die Liebe nur nimmt, was eine gütige Vorſehung zugiebt. Vielleicht gereicht es Ihnen zu theilnehmendem Intereſſe, ja zur Tröſtung, wenn ich Ihnen Einiges aus der Geſchichte meines Lebens erzähle. Mein Mann war der Gegenſtand meiner erſten Neigung, und ich liebte ihn mit unſäglicher Gewalt. Meine Mutter hatte Etwas gegen dieſe Verbindung, und ich war unklug genug, dem Geliebten kein Geheimniß daraus zu machen. Ich nannte der Mutter ſeine Vorzüge. Sie führte mir dagegen einen Fehler an, der mir ſo klein dünkte, daß ich dazu lächelte. Er hat den Geiſt des Widerſpruchs — ſagte ſie. Wehe mir! dieſer Dämon vernichtete all mein Lebensglück. Er ſetzte unſere Heirath mit einer Energie durch, die mir als die Kraft ſeiner Zärtlichkeit ſchmeichelte; doch kaum hatten die Eltern, überwunden von meiner ſtürmiſchen Leidenſchaft, mich an ſeine Bruſt gelegt, ſo ließ er mich aus meinen Himmeln fallen. Was ich wünſchte, war die Widerſache meines Mannes; kann Einigkeit dabei beſtehen? Wäre ich der Falſchheit fähig geweſen, ſo hätte es geben mögen; aber ich bat Gott, er wolle mir das Herz redlich erhalten, wenn es auch unter dieſem ewigen Zwieſpalt bluten müßte. — Wir geriethen zuweilen in den heftigſten Streit um das Wetter — Beweis genug, wie tief das Wetterglas unſerer Liebe gefallen war. Gott gab mir eine Tochter, und in ihr neues Leben; denn ich hatte mir wohl gar manchmal den Tod gewünſcht, im Beſitze des Mannes, ohne den ich nicht leben zu können meinte. Doch nun ging das Elend erſt recht an, da wir in Allem, was die Erziehung des Kindes betraf, verſchiedener Meinung waren. Endlich führte die Ueberzeugung, daß hieraus kein Heil erwachſen könne, einen Schritt herbei, zu dem ich unwiſſend den Fuß gehoben hatte, da ich die Schwelle des Traualtars betrat. Wir ſchloſſen einen Separat-Frieden, indem wir uns trennten. —

Alljährlich ſollte Adelheid — ſo heißt meine Tochter — den Vater ein Zeit lang beſuchen, und jetzt eben erwarte ich ſie von dort zurück. Dieſe pflichtmäßigen Abweſenheiten gaben leider! dem Sinn und Weſen meiner Tochter eine getheilte Richtung, und ließen nicht zu, daß ſich dies ſo einfach geſtaltete, wie ich gern gewollt und gewünſcht hätte. Ich merkte bald, daß ich doch unauflöslich mit dem Geiſte meines Mannes verheirathet wäre, denn er hatte ſich in Etwas auf Adelheid vererbt. Ich liebe es ſehr, ſein Glück in allen Dingen der Natur zu überlaſſen; mein Mann baut das ſeine kunſtlich auf Syſteme und iſt ein Anhänger aller neueren, und wiederum iſt es der alte Adam der Widerſetzlichkeit, der hierin ſein Spiel treibt und einen Stein des alten Babel auf den andern thürmt, in einer Verwirrung der Begriffe ohne Gleichen. — In Rückſicht auf die zarte Organiſation meiner Adelheid kaufte ich dies Grundeigenthum, auf daß ſie fern von Allem, was ſchädlich erregend für ſie ſein könnte, in geſunder friſcher Luft erſtarken möchte. Hier trinkt ſie reinen Aether — mir ſelbſt iſt die Einſamkeit Balſam — für eine häusliche Badeanſtalt iſt geſorgt, und die Stadt mit ihren erheiternden Einfluſſen iſt nahe zu erreichen. — Was thut aber mein Mann? Er beredet das Mädchen zu einer magnetiſchen Cur, da er wohl weiß, wie ich das haſſe. Gott im Himmel! Adelheid kommt wieder, ſo nervös geſtimmt — in ſolcher Spannung des Gemüths —" Madame Herbe hielt einen Augenblick inne, dann ſetzte ſie mit ergriffenem Tone hinzu: „Solch ein Zuſtand kann doch nicht beſtehen vor der rauhen Hand der Wirklichkeit. Jener edle Barmherzige, der Sie, liebe Gräfin, an mich empfohlen, kam auf Berufswegen in mein Haus. Ihm nächſt Gott, verdanke ich es, daß Adelheid in naturgemäße

Beziehung zu ſich und Andern kam. Er behandelte ſie mit Sorgfalt und Segen. O wahrlich! er iſt ein frommer Mann! — und ſeitdem iſt er mein Hausfreund geworden.

Aline lächelte freundlich, als wäre ihr dies beſonders lieb zu hören.

Bäder von Kräutern hatten meiner Tochter treffliche Dienſte geleiſtet," fuhr Madame Herbe mit jener mütterlichen Wärme fort, die ſich auch in den genaueſten Angaben äußert. „Friſchblühend, wie die jüngſte Roſe dieſes Gartens, reiſte Adelheid des folgenden Jahres zu ihrem Vater. Ihres Herzens ledig, wie ſeiner Ruhe — kehrte ſie wieder. Sie hatte ſich mit Bewilligung des Vaters einem jungen Manne verlobt, den er ſehr begünſtigte. Und Deiner Mutter haſt Du dabei nicht gedacht? fragte ich gekränkt, als ſie an meiner Bruſt dies Geſtändniß mit halben Worten ſtammelte. Sie ſchwieg ſchuldbewußt unter dieſem Vorwurfe. Ich mochte den Namen des Mannes nicht wiſſen, der mir das Vertrauen meines einzigen Kindes entzogen. Der Barmherzige fand mich in Thränen, und ich klagte ihm meinen Schmerz. Er ging zum Theil in meine Anſicht ein, daß mein Mann ſich des Schickſals ſeiner Tochter habe bemächtigen wollen. Doch, ſagte er, ſein ſie deßhalb nicht bange. Ihr abgeſchloſſenes Leben in ſtiller Friedlichkeit, laſſe dem Troſte Eingang, daß eine höhere Hand Alles zum Beſten fügen werde. Iſt bei dieſem Verlöbniß Ihrer Tochter auch nur eine gehäſſige Triebfeder von Seiten des Vaters gegen Sie, wirkſam geweſen, auch die kleinſte nur; geben Sie Acht! die Zeit wird ablaufen, ohne daß dieſe Heirath zu Stande käme. Oder meinen Sie, daß dieſer Garten zu klein wäre, Gottes Größe zu offenbaren? Ich ſage Ihnen, gnädigſte Frau — hätte Ihr Herr Gemahl über einen Weltkreis zu gebieten, wie über die magnetiſchen Kreiſe ſeines Hausarztes, der Tochter Glück kann und wird doch unter dieſen weinenden Augen erblühen. Davor ſei Gott, daß die treue Wachſamkeit einer Mutter zu Spott würde! Den Seinen giebt er's ſchlafend."

Hier aber erwachte Madame Herbe plötzlich zu der Frage, ob ſie vielleicht gegen die kleine Gräfin zu weit gegangen wäre, — während Aline muthmaßte, der die gnädige Frau im Munde des Barmherzigen, den jene redend eingeführt, aufgefallen war, es dürfte wohl hinter dieſer beſcheidenen Zurückhaltung ein höherer Rang verborgen ſein. Doch nur der bittere Schmerz in ihrer eigenen Bruſt, und der Adel der Gefuhle ließ ſie hier eine anziehende Gleichheit finden.

Bei dem ſtillſten Verlauf der Zeit waren mehrere Tage ſeit dieſer Unterredung verfloſſen. Jetzt war Jahrmarkt in der Stadt, die Damen fanden einige Einkäufe für nöthig und fuhren herein. Graf Iſidor aber, den das Gewühl der Menſchen beunruhigte, worin er ſich allein fand, zog es vor, zu Hauſe zu bleiben, wo die Natur und irgend eine liebe Beſchäftigung ihm entſprechendere Geſellſchaft leiſteten. Er ging in den Garten, warf ſich in den kleinen Diwan ſeiner Lieblingslaube, den weſtöſtlichen in ſeiner Hand — und der Himmel, in ſüdlicher Bläue ausgeſpannt, ſchien — ein ätheriſches Gezelt! auf Stellen nieder, die ihm eigends angehörten.

Jenes helle Septemberlicht, jene rührende aber bleiche Schönheit, worin der Herbſt erſcheint, wie ein geſchmückter

Freund, der nun bald ſcheiden muß — beleuchtete Alles. Die Luſt webete warm, doch ein wenig bangſam, wie der innige Odem des Abſchieds, die letzten Blumen athmeten noch ein kurzes Glück; die Bäume flüſterten im leiſen Winde das Geheimniß blüthenſeliger Vergangenheit, und ließen hier und da ein erröthetes Blatt, wie einen glänzenden Gedanken fallen.

Dem Grafen war warm und enge geworden. Sein Blick ſtahl ſich durch das farbige Gitter der Gehölze; die Sonne hatte einen flimmernden Silberzindel an die Wand des Wohnhauſes gewebt, der ihn feenhaft blendete, ſo daß ihm das Auge thränte. — Der Jahrmarkt ſummte in ſeiner Idee — Iſidor fand ſich wunderbar einſam. Die Schatten der Blätter ſpielten auf ſeiner ruhenden Geſtalt und bewegten ihn heimlich. Träume ſchlichen über ſein Herz, traurig zu dieſer Stunde — ein ſachter Zug fächelte ſeine brennende Stirn, und entführte ihm die Seele in das Unabſehliche. Er entſchlief auf den üppigen Polſtern der Phantaſie, und die Stille der Erwartung lagerte ſich über dem Schlummernden.

Da hielt ein Wagen vor dem Landhauſe, der unhörbar im Staube der Straße gekommen war. Eine junge Dame ſtieg heraus, unterſtützt von einem Bedienten in Livree. Sie ſchlug den Flor zurück, und das ſchöne Auge ward ſtaunend größer, als ſie die ſtets verſchloſſene Pforte offen fand. Der alte Mann, der den Dienſt des Thürhüters verſah, hatte in träger Sicherheit dem lieben Herrgott ſein Amt überlaſſen, und einem Dorfſchulmeiſter, welcher Fibeln zu kaufen nach der Stadt kam und im Vorübergehen zuſprach, ein Stückchen Weges das Geleit gegeben.

Es war Adelheid, die Tochter der Madame Herbe, die wir ankommen ſehen, höchlich erſtaunt, auch die Zimmer ihrer Mutter ohne Gewahrſam zu finden. Nur der Geiſt der mütterlichen Ordnung empfing ſie hier, und jener eigenthümliche Geruch der Heimath, der wie Blumenduft mit dem Gedächtniß des Herzens zuſammenhängt und die ganze Empfindungswelt trauteſter Liebe erſchließt.

Adelheid athmete tief und ſah wundernd umher. Etwas Fremdes vermiſchte ſich ſeltſam ihrem Gefühl. Hier lag ein zweites Strickzeug, dort war eine kleine Handſtickerei zuſammengerollt. Die Mutter aber — das wußte ſie — ſtickte nicht. Sie trat in den grünverhangenen Alkoven. Dort ſtand ihr Bett zu Häupten der Mutter. Es ſchien ihrem feinen weiblichen Blick, als hätte Jemand darin geſchlafen. Und ſo war es auch. Gräfin Aline, welche den Abend vorher unpäßlich geweſen, hatte auf dringendes Verlangen der Madame Herbe in ihrer Nähe bleiben müſſen. Unter der verſchobenen Decke lag ein Nachthäubchen vom feinſten Batiſt. Adelheid betrachtete es befremdet. Die zarten Spitzchen daran ſtachen mit Nadeln der empfindlichſten Neugier. Wer hatte dieſen Platz eingenommen? Sie fühlte ſich verdrängt — ein leiſer kindlicher Neid regte ſich in ihrem Buſen, und ihr Geſchlecht trat in ſeine vollen Rechte. Und der Augenblick war gekommen, wo Adelheid nach unbewußten Vorgängen Alles aufgelöſt wünſchte, was ſie jemals von ihrer Mutter hätte trennen mögen.

„Sie werden im Garten ſein!“ dachte die Tochter vom Hauſe, und unter dieſem Plural war Madame Herbe ſammt ihrer Jungfer verſtanden. Dieſe aber kramte in den Behältniſſen einer Bodenkammer, indeß die Jungfer mit auf dem Jahrmarkt war. Adelheid ſäumte nicht, ihre Mutter aufzuſuchen. Sie ſchloß die Zimmer ab, verſteckte den Schlüſſel und ging hinaus. Aber überall eine Stille wie im tiefen grünen Grabe! Kein Vogel ſchwirrte mehr in den Zweigen, nur die Blumen nickten bedächtig, als wüßten ſie wohl was, müßten's aber verſchweigen.

Scheu und lauſchend eilte Adelheid an ihnen vorbei, bis endlich ihre Schritte vor der Laube wurzelten, worin Iſidor ſchlief. Ein Tiſch voll Mathematik in Zeichnungen und Inſtrumenten verbarg ihr erſt ſeinen vollen Anblick. Ein rother Seidenfaden hing von Sextanten herab und ſchwebte luftbewegt wie der Perpendickel einer ſtillen Geiſterſtunde — mit einzelnen Papieren tändelte der Wind, und den kleinen herabgeweheten Schattenriß von Burgſtrahlau berührte Adelheids Füßchen im Sande. Sie wollte ihren Augen nicht trauen. Wer war dieſer Fremde, der ſich hier auf dieſem weichen Pfühl ſo bequem gemacht hatte? — Der Schlaf, der die Seele vereinſamt, wenn ſie in Ruhe ſinkt, hob ſanft den Unterſchied der Sinne auf, denn dieſer Taubſtumme athmete wie andere Menſchen. Seine linke Hand, weiß und vornehm, hatte das Weſtchen zurückgeſchoben, und ein gemaltes Mädchenbild ſah hervor, das elaſtiſch gewiegt, mit halbem Lächeln und blauem Auge aus ſeinem Verſteck blickte. Adelheid ſtand wie feſtgezaubert und glaubte zu träumen. Dies war unverkennbar ihr eigenes Bild, dasjenige, was ſie ihrem Verlobten geſchenkt hatte, und ſie ſelbſt war ſich ein Räthſel! —

Von ihrer Schlafſtätte hatte eine unſichtbare Verdrängerin Beſitz genommen; hier ſah ſie ihr Porträt, das Eigenthum des Freundes, auf eines Fremden Bruſt! — Dort war ſie eine Abweſende, und jede Abweſenheit iſt ein Schatten des Todes — hier lebte ſie ſichtlich in Liebe. Ein Herz, deſſen Gefühle ihr völlig unbekannt waren, ſchlug beruhiget unter ihren reizenden Zügen. Bei der peinlichen Frage, wie dies Alles zugehe, ſtiegen Thränen in ihre Augen. Ihr Blick drängte ſich mit Verwirrung in jene Ruhe, daß der leiſe Schlaf davor entwich. Iſidor öffnete die ſeinigen, und ſah beſtürzt und entzückt die holde Erſcheinnng vor ſich ſtehen.

Adelheid war ſo ängſtlich erglüht, daß ein Schein davon die weißen Papiere, welche für das Licht des Verſtandes beſtimmt waren, mit blaſſer Morgenröthe hätten färben mögen.

„Mein Herr," ſprach ſie mit verhaltener Stimme. „Wollen Sie mir wohl gütigſt ſagen, wem ich hier ſtörend geworden bin? — Es iſt der Garten meiner Mutter, und ich finde weder ſie, noch mich ſelbſt darin zurecht."

Der Graf ſeufzte. Ein ganzes Sprachſyſtem lag auf ſeinen Lippen, welche furchtſam lächelten, als fleheten ſie um Entſchuldigung. Seine beredeten Blicke drückten Freude und Angſt aus, und, vom Zittern der Ueberraſchung angeflogen, ſuchten ſeine Hände nach dem Bleiſtift.

Adelheid aber, nachdem ſie einige inhaltſchwere Augenblicke abgewartet, fragte empfindlich: „Sie ſchweigen, mein Herr? nun wohl, ich werde es ja doch erfahren." Sie wendete ſich zu gehen. Iſidor faßte ihr Gewand, als wolle ihm das Glück entfliehen. Seine Mimik machte ihr den Zuſtand begreiflich, worin er ſich befinde, und mehr. Er redete mit Flammen — und es ward bald klar, daß ihm nichts Freudigeres hätte begegnen können, als ſie. Adelheid ſchrieb ihren Namen und die flüchtigen Gedanken einer Antwort auf ein Blättchen, und dieſe ſchwachen Schriftzüge verknüpften die ſeltſame Unterhaltung zur innigſten Gegenſeitigkeit. Madame Herbe und Aline fanden Beide noch zuſammen. Man ging in das Haus, nur der Graf blieb noch draußen. Die Sonne war zu Rüſte, der Abend dämmerte auf, und Iſidor ſchrieb kaum leſerlich in ſein Taſchenbuch: „Bin ich denn erſt erwacht? Ich ſehe, der Tag fängt an ſich zu neigen und Schatten weben um mich her. Dort flimmert der Abendſtern! vermeſſener Gedanke, die Weite der Sterne meſſen zu wollen! Das Ueberirdiſche iſt ohne Maß, und das Herz, das ſich unter dem Geſetz der Zeit ſo flüchtig bewegt, kann die Unendlichkeit faſſen. — Sie iſt es! Allgütiger! es giebt nichts Holderes auf Deiner ſchönen Welt. Wird ſie mir wieder verſchwinden, zur Strafe, daß ich das Feuer ihres ſanften Blickes ſtahl, mein todtes Sein zu beleben? Dies Gefühl, als ich den Glanz ihres Auges und das Engelslächeln dieſer Lippen ſah, iſt das ewige Hephata, thue Dich auf! — Es war mir, als ob eine goldne Feder ſpränge, mit erſchütterndem Klang; tauſend Stimmen drangen überwältigend in meine Seele, und der Schlag meines Herzens betäubte mich. Ich verſtand das Rauſchen ihres Kleides. Für den Verſtehenden nur giebt es eine Sprache. Das Herz redet durch Wärme, der Geiſt durch Licht — Gott durch Liebe!“

Der Landjägermeiſter, Graf Firnſtein auf Burgſtrablau, war ein Mann, der als eine Irrung der Natur angeſehen werden konnte. Bei einer vulcaniſchen Hitze des Temperaments glich ſein inneres Leben einer Eiswüſte. Nie hatte eine menſchliche Bitte den Weg zu ſeinem Herzen gefunden, nie ein Zug der Milde an ihm gezeigt, daß auch er zu Gottes Ebenbild geſchaffen ſei. Nur eine Richtung nahm ſein Sinn, und dieſe war todt, wie der Boden, dem ſie entkeimte. Sein Stammbaum war ſein Leben, und der Wunſch, ihn fortgepflanzt zu ſehen, das einzige Gefühl, was an die Stelle der Liebe trat. — Graf Firnſtein war zweimal verheirathet geweſen, und beſaß aus der erſten Ehe einen Sohn, aus der zweiten eine Tochter. Die Comteß blühte wie eine Alpenroſe, einſam, auf der ſchroffen Höhe ihrer Verhältniſſe; der junge Graf Johannes glühte in ſtiller Genüge für die Wiſſenſchaften und für die heilige Luſt am Wohlthun. Auch ſeine Schweſter wendete das edle Metall ihrer Stimme wie ihrer Börſe dazu an, manche Wehthat, von ihrem Vater verſchuldet, zu vergüten. Tauſend Seufzer ſeiner Unterthanen ſchrieen zu Gott wider ihn. Vor allem waren die Wittwen und die Kranken zu beklagen. Der Graf warf ohne Gnade die Gattin eines Verſtorbenen zu den Todten.

Die bejammernswerthen Opfer des heidniſchen religiöſen Wahns litten doch nur kurze Flammenpein, und der Volksglaube heiligte die Schauer der Vernichtung; in Burgſtrahlau wurden die armen verwittweten Frauen grauſamer getödtet, durch Hunger und Haß. Den Kranken war der harte Dienſt der Frohne nicht erlaſſen; bleiche, wankende Schatten ſchienen die Strafen der Unterwelt zu vollziehen. Vergebens war es, daß der Erzprieſter des Ortes ſeine wenigen Predigten im Jahre nur über die Unbarmherzigkeit hielt, daß Graf Johannes dem Vater drohete, er ſelbſt werde Steine karren, wenn die blaſſen Fröhner nicht geſchont würden — daß manches Zeichen göttlicher Warnung an ſeine ſteinerne Bruſt klopfte. Ein einziger Menſch übte Gewalt über ihn; doch leider! die des Böſen, der Oberverwalter Saul.

Graf Johannes haßte dieſen Mann wie einen ſataniſchen

Geiſt, der Macht über ſeinen Vater hätte. Er ſuchte dieſen zu überzeugen, welchen Fluch der Oberverwalter auf ihn, den Ortsherrn, lade, wie gleißneriſch und eigennützig er ſelbſt ſei; aber umſonſt. Dies konnte der junge Graf nicht ruhig mit anſehen. Er ging auf Reiſen, und blieb mehrere Jahre in Italien, wo er die ſchwärmeriſche Gluth der Seele an religiöſen Stoffen, am Holz des Kreuzes nährte. — Nach der geheimnißvollen Wechſelwirkung des Beiſpiels auf die moraliſche Natur war dieſer Sohn ſeines Vaters grades Gegentheil geworden. Er verachtete den Rang, deſſen jener ſich überhob, den Stolz freiwilliger Armuth verwechſelte er mit chriſtlicher Entäußerung, und ein Gotteskeim ſchlief in ſeiner Bruſt, woraus ſich das Heil der Zukunft für ſeine Unterthanen entfalten ſollte.

Als er endlich zurückkehrte, fand er Manches verändert. Seine Schweſter war die verlobte Braut eines jungen Militairs geworden, der kühn genug geweſen war, dieſes Felſenkind zu erklimmen. Als ein wackerer Waidmann dem Landjägermeiſter bekannt, erlegte er einen Edelhirſch in den Wäldern von Burgſtrahlau, und bat ihn bei dieſer Gelegenheit um die Hand ſeiner Tochter. Graf Firnſtein zählte entzückt die Sproſſen — nicht die, welche der Lieutenant von Noaſſett zu ſteigen hätte, um als Eidam ſeinem Hochmuth gerecht zu ſein — er war überdies ein Sprößling eines Geſchlechts von altem Adel, und ſo willigte er ein, ſein Schwiegervater werden zu wollen.

Der Oberverwalter hatte ſeine Hauswirthin verloren, und die einzige Tochter von einer Verwandtin, welche ſie erzogen zurückberufen, auf daß ſein Sohn, ein verwachſener und verwilderter Knabe, nicht ohne Aufſicht wäre. Graf Johannes ſah das Mädchen und meinte, ein Engel heilige die Wohnung der Ungerechtigkeit. Wenn die Demuth eine Geſtalt gewinnt, ſo wird ſie unter dem Bilde dieſes ſanften, frommen Weſens erſcheinen. Graf Johannes fand in dieſer Tochter Sauls ſein Idol und entbrannte in Leidenſchaft für ſie. Dies Gefühl warf einen lichteren Schein auf das Thun und Treiben ihres Vaters. Er ſah es in milderem Lichte. Aber die beſcheidene Lowine ſchien nicht glücklich hier zu ſein, und ſo fremdängſtlich, ſich den kleinſten Vorzug anzueignen, als ob ſie nicht in ihrer Heimath wäre, und nirgend ein Recht dazu hätte. Es war, als ob ein geheimes Leiden an ihrer zarten Jugendblüthe zehrte. Sie hielt ſich ſo inne als möglich, vermied den Grafen, deſſen Neigung ihr nicht entgangen war, wo ſie wußte und konnte; aber nur um ſo ſtärker fühlte der feurige Johannes ſich angezogen. Endlich führte doch die Liebe ihre Herzen zuſammen. Eine zärtliche Thräne in ihrem Auge löſchte das ſchwarze Sündenregiſter ihres Vaters aus, und die Oberverwalterei, früher eine Hölle, von wo ihm alle Verdammniß der armen Burgſtrablauer ausging, war ihm jetzt der Himmel, wo er allein ſich ſelig fühlte.

Einſt ſtanden ſie, verborgen unter dem Schatten eines hohen Baumes im Gehege des Gartens und ſahen aus weiter Ferne der wimmelnden Schaar der Arbeiter zu, welche ein uraltes Gemäuer abtrugen. Die Abendglocke fing an zu läuten, leiſe bewegte der Wind die Aeſte des Baumes wie mit Schwingen der Andacht, und die Liebenden falteten die Hände, welche innig verſchlungen geweſen waren. Der lange Sommertag ſpann noch goldene Sonnenfäden über die Felder, und der Blick des Mädchens hing verdunkelt an der glühenden Mauer, um welche ein Gewühl menſchlicher Kräfte, einem Ameiſenhaufen gleich, ſich geſchäftigt regte.

„Was ſinnſt und ſiehſt Du ſo, meine ſüße Lotwine?“ fragte der Graf, und legte ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib.

„Ach! daß dort noch keine Ruhe iſt — keine Ruhe, wie in meiner Bruſt!“ antwortete ſie bangſam. „Der ſaure Schweiß dieſer armen Menſchen erbarmt mich. Mein Vater peinigt ſie bis aufs Blut; das fordert ein Opfer. O daß ich es ſein dürfte! daß ich hier ſterben könnte! Du würdeſt mich begraben und betrauern — nicht wahr, mein Johannes?“

„Schone mein!“ rief der Graf mit bitterm Ton, „ich verſenke Dich in den Kern meines Herzens.“ Er ſprach von der Zeit, wo ſein Vater nicht mehr ſein würde. Er ſprach hoffnungsvoll davon. Befreit vom Joche der Dienſtbarkeit ſollten ſeine Unterthanen es gut haben, er ſelbſt wollte ſein Glück finden im Erweiſen der Güte und Menſchlichkeit, und ſeinen Lohn in Lotwinens Armen.

Das Mädchen ſchüttelte den kleinen Kopf, den blonde Locken umſchwebten, und ſagte mit einem ungläubigen Lächeln: „Nimmermehr! ich bin Dein auf ewig; aber hienieden? nein! dieſer Hoffnung kann ich nicht Raum geben. Baue Dein Glück nicht auf den Sand eines Grabes, es möchte zerrinnen; wünſche ihm nicht den Tod, dem Herrn, Deinem Vater —“ bat Lotwine ängſtlich, „die Liebe ſchenkt auch in Gedanken das Leben. — Der Unrechte ſtirbt, wo wir Unrecht thun und auf ein Sterben warten. — Sprich freundlich mit ihm, hörſt Du? ſein Herz kann ſich immer noch wandeln. Auch einem Stein weiß die allmächtige Hand Gottes die Schwungkraft des Segens zu geben, und wenn er Dich zerſchmetterte!“

Dieſe letzteren Worte hatte Lotwine mit ahnungsvoller

Aengſtlichkeit geſprochen. Der Graf ſchwieg traurig. Sie fuhr fort: „Wie gern wollte ich auf Alles verzichten, wenn nur der Bruder einmal nicht Noth litte — aus bloßer Furcht, es könne vor dem Gewiſſen nicht beſtehen! — Du ſiehſt, ich kleide mich ſchlecht, ich eſſe ſelbſt wenig — nur um das Wohlleben meines Vaters zu ſühnen.“ —

„O Du heilige Seele!“ rief der Graf, bis ins Innerſte gerührt, „wie könnte ich jemals von Dir laſſen? —“

Franz, Lotwinens jüngerer Bruder, ein poſſirlicher Knabe, war von dem Landjägermeiſter wohl gelitten. Er durfte, da er entſchiedenes Talent zum Zeichnen beſaß, im Schloß copiren, was ihm gefiel. Dieſes krüppelhafte Kind, für welches der Oberverwalter eine Schwäche hatte, die ihn aller Vorſichtsmaßregeln vergeſſen ließ, verrieth im geſchwätzigen Unbedacht die Betrügereien des Vaters und die Liebe ſeiner Schweſter. Der alte Graf erſtarrte. Er überzeugte ſich, und rächte dann ſeine Blindheit an dem, der ihn hintergangen hatte.

Der entſetzte Beamte konnte nicht faſſen, wer ſein Ankläger geweſen; denn Niemand hätte es gewagt, ihn nur im Namen anzutaſten. Ohne Verzug ſollte er fort ſammt den Seinen, ehe die Sonne unterginge; der Schadenerſatz nahm den größten Theil ſeiner Habe hin.

Ein Anfall von Schlage lähmte den Oberverwalter für jedes Abwenden dieſes gewaltſamen Verfahrens. Der kleine Unheilſtifter hockte am Boden und ſtarrte erſchrocken in das entgeiſterte Geſicht ſeines Vaters. Dies Alles geſchah in Johannes Abweſenheit, der auf einige Tage verreiſ't war.

Der Arzt, den Lotwine um ſeine Fürbitte anflehte, geſtand, er fürchte den Zorn des Landjägermeiſter. Ein verachtendes Lächeln ſchlich über ihr todtblaſſes Geſicht. Sie ging ſelbſt. Ach! ſie meinte, das Herz müſſe ihr zerſpringen, als ſie die Treppe des Schloſſes hinanſtieg, deſſen Gebieterin ſie hatte werden ſollen. —

Die Gräfin Noaſſett war eben gekommen und befand ſich in geſegneten Umſtänden. Mit dem Muthe einer Märtyrerin näherte Lotwine ſich dem alten Grafen und beſchwor ihn, ihrem Vater, der erkrankt ſei, noch eine kurze Friſt zu gönnen. Der Landjägermeiſter aber ſchnaubte Wuth. Er beſchimpfte und verhöhnte die Unſchuldige. Sie ertrug es gelaſſen. Sie fiel ihm zu Füßen und ſagte mit himmelanrufender Stimme: »Nur dieſe Nacht noch! um des Erlöſers willen! Wir ſollen ja die Sonne nicht untergehen laſſen über dem Zorn.«

Noch immer verneinte ſeine Geberde heftig, und Lotwine flehete immer bänger in ringender Angſt: »O bei dem Kinde, was ein unſichtbarer Zeuge dieſer Scene iſt, beſchwöre ich Sie, Herr Graf, ſein Sie nicht taub gegen das Flehen eines troſtloſen Kindes!«

Die Gräfin Noaſſett trat erſchüttert hinzu; ihr Vater, beſchlichen von einem prophetiſchen Schauer, machte eine abwehrende Wendung, und Lotwine taumelte rückwärts gegen einen Pfeilertiſch, bleich wie der weiße Marmor deſſelben. In dieſem Augenblicke ſtürzte Johannes herein. Er riß das geliebte Mädchen empor, und beſtürmte es mit verzweiflungsvollen Fragen, mit zärtlichem Troſt.

»Er verſtieß mich —« hauchte Lotwine kaum hörbar.

»Stieß Dich? ſtieß Dich?« ſchrie Johannes athemlos, »nun, ſo möge mich Gott von der Schwelle der Seligkeit verſtoßen, wenn ich einer andern Stimme Gehör gebe, als der Deinen!«

Die Züge des Mädchens veränderten ſich ſchnell, wie im

Kampf zu ſprechen; doch anſtatt der Antwort quoll ein warmer Strom von dieſem kalten Munde, und netzte den Teppich des Fußbodens. Pluto, der Jagdhund des Landjägermeiſters, leckte dieſen Thau von den wollnen Blumen des Gewirks, die ihn eingeſogen hatten, und trank den Schmerz des reinſten jungfräulichen Herzens.

In dem Aufruhr, der nun entſtand, nahm Johannes die Ohnmächtige, und trug ſie auf ſein Zimmer. Er legte ſie ſanft und ſäuberlich auf die ſeidnen Decken ſeines Lagers. Das Toſen ſeines Vaters war ihm nur, als ob ein ferner Donner murre, die Thränen ſeiner Schweſter nur, als ob es ein wenig regne. Doch welch eine Nacht voll ſchwerſter Kämpfe! — Als das goldene Morgenthor ſich aufthat und das holde Licht daraus hervorging, ſchwand auch der Schatten ſeiner Hoffnung.

„Du biſt ein guter Krankenpfleger, Johannes!“ ſagte ſie mit einem ſterbenden Lächeln. Er ſchwieg — ſein Seele war zerriſſen.

„Verſtehſt Du mich?“ fragte ſie mit Anſtrengung. Dies waren ihre letzten Worte.

Graf Johannes ſelbſt war der Todtengräber ſeiner hingeſchiedenen Freundin. Er begrub ſie unter denſelben Baum, wo Lotwine dieſen Wunſch ahnungsvoll geäußert hatte. — Es geſchah bei grauendem Morgen, und die Sterne erbleichten über dieſer bangen Arbeit, nach welcher nimmer, nimmer! wie er fühlte — eine Ruhe auf Erden für ihn ſein könne. — Die Morgenglocke fing an zu tönen, und hallte wie ein feierlicher Ruf zum Auferſtehen durch die ſtille Frühe. Er aber legte ſein Liebſtes ſchlafen, ſchweigend, wie ein Trappiſt. Die Sonne ging auf, die Gegend ſchwamm in roſigem Licht — Johannes Auge ſchwamm in Thränen.

Die Luft ſäuſelte durch die Zweige — er gedachte mit tiefem Schmerz der holden Stimme und Rede, die nun verſtummt wäre, und der Lieblichkeiten jede ſchwebte in Verklärung ihm vor der Seele.

„Dir iſt nun geſchehen, wie Du gewünſcht!“ ſagte er leiſe, „Du biſt geſtorben, o Du mein einzig Leben! ich habe Dich begraben — nur zu bald; doch ewig werde ich Dich betrauern. Du kleideteſt Dich ſchlecht, um der Blöße der Armen willen — nun hüllſt Du Dich in weiße Seiden der Gerechtigkeit, in den Glanz der Engel. Du genoſſeſt wenig, denen gleich zu ſein, die unſere Väter darben ließen, genieße nun die Fülle der Seligkeit! Ein Lamm an Sanftmuth, biſt Du dem Würger erlegen. O! auch ich! auch ich! —“

Der Graf ſank überwältiget an dieſer Stelle nieder, und die kalte Scholle kühlte ſein angſtheißes Geſicht. Da war es ihm, als wehe der Athem Gottes ihn an, und flüſtere: „Verſtehe mich! ſo wirſt Du nie erliegen!“ Sein Gedächtniß ſprach dieſe Worte; aber er meinte, ein himmliſcher Geiſt — nicht der Dichter der Hölle — ſpräche ſie zum Gedächtniß Lotwinens und zu ſeinem Troſte. Ein Strahl von Oben erhellte ihm plötzlich den Weg, den er gehen müßte. Er knieete an dem kleinen Hügel nieder, der ihm der bittere Fruchtkern der ganzen Grafſchaft war, und ein ernſter Schwur ſtieg auf, ein Monument für dieſe Todte. Dann ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen, und ward in Burgſtrahlau nicht mehr geſehen.

Der Oberverwalter ſtarb bald darauf an wiederholtem Schlagfluß; ſein Sohn Franz ward in die Fremde geſtoßen, und fühlte die Härte der Menſchen. Seine Habe, woran der Schweiß der Armuth und die Sünde des Betrugs klebte — blieb überall hängen und oftmals fehlte es ihm an einem

Groſchen, der dem Erben des Gerechten zu tauſendfältigem Segen gereicht.

Die Gräfin Roaſſett ward, als ihre Zeit und Stunde kam, von einem ſchönen Knaben entbunden, der ſich jedoch zum größten Leidweſen ſeiner Eltern taubſtumm wies. Der Arzt erklärte dies Unglück als die Wirkung eines heftig erſchütterten Gemüths — die Mutter erkannte ein Gericht Gottes darin, und trug nun lebenslänglich mit ſchwerem Herzen die Schuld des Vaters.

Der Landjägermeiſter lebte noch manches Jahr. Dann litt er lange — und keine Thräne, keine! netzte den Sand, worin die Wüſte ſeines Daſeins endete.

An einem beginnenden Abend der nächſten Zeit ward eine Sänfte dem Thore zugetragen, wo hinaus der Weg zur Villa der Madame Herbe führte. Schon zerfloß die klare Luft in jenes unbeſtimmte Grau, welches jede Unterſcheidung aufhebt, in jenen wüſten, wenn auch leichten Nebel, den der Blick der Neugier nicht mehr durchdringt.

Die Träger der Sänfte gingen wie durch eine dünne Wolke, und voran ſchritt eine ernſte, dunkle Geſtalt. Hier und da erhellte ein geſelliges Licht mit heimathlichem Schimmer das kleine, vorüberwandelnde Haus, worin ſchwerlich ein Glücklicher wohnte —; jetzt warf dicht am Thore, außerhalb der Stadt, der flammende Herd einer Schmiede grellen Schein daran und gab der Erſcheinung des Führers einen Phosphor, der es deutlich machte, daß der Boden unter ſeinen Füßen brenne.

Da kam die Straße eiligſt ein rüſtiger Mann gegangen.

dem Sänftenzug entgegen, und hielt ihn an der Schmiede auf. Die Uniform eines Artillerie-Officiers blitzte in den ſprühenden Funken des Feuerwerks darinnen — und das runde, kräftige Angeſicht deſſen, der ſie trug, leuchtete wie ein Meteor im Düſter des Herbſtabends.

„Verzeihung, Würdigſter!“ ſagte er athemlos doch ehrerbietig, „wenn ich Ihren wohlthätigen Gang für einen Augenblick hemme. Nach allen Kennzeichen ſind Sie Der, den ich ſuche — ich hätte ein dringendes Wort mit Ihnen zu reden.“

„Die Noth iſt das Dringendſte, mein Herr!“ antwortete der Dunkle abweiſend, „und ein armer Menſch in dieſer Sänfte leidet ſie. Wenn Ihr Verlangen, mich zu ſprechen, Zeit hat, ſo nennen Sie mir Ihren werthen Namen und den Ort, wo ich mich morgen bei Ihnen einfinden kann.“

„Ich bin der Hauptmann Montalde, außer Dienſt —“ erwiederte Jener haſtig, „und logire im güldnen Apfel Nummer Eins. Sie kommen gewiß? und ſo früh als möglich?“

„Um acht Uhr!“ antwortete der Führer mit dem Ton der Zuverläſſigkeit, gab den Trägern einen Wink, der ſie des Weiteren in Bewegung ſetzte, und ſchwand vor ihnen hin wie ein Schatten.

Der Hauptmann verweilte noch unfreiwillig vor der heißen Werkſtätte und trocknete ſich den Schweiß von der Stirne, obwohl unter einem kühlen Schauer. Er dachte bei dem alten Meiſter, der das Eiſen ſchmiedet, an den griechiſchen Hephäſtos; das Gedächtniß der Schulzeit that ſich ihm auf und ſpielte in einigen mythologiſchen Fünkchen; aber klarer bildete ihm die maleriſche Lohe dieſes Anblicks jenes Feuer vor, worin Seelen für ein reineres Element geläutert wurden.

Am andern Morgen ging Montalde mit ſtarken Schritten in ſeinem geräumigen Zimmer auf und nieder. Der Kopf ſummte ihm von Gedanken: er ſetzte ſich in den Angriffsſtand gegen einen Religioſen und nahm ſich vor, alle Minen ſpringen zu laſſen, um die Feſtigkeit eines Mannes zu erſchüttern, der mit der Welt abgeſchloſſen hätte. — Die Thurmuhr viertelte, die kleine Schwarzwälderin auf dem Vorſaal ſchwirrte nach; doch wie achtſam der Hauptmann auch war, er hatte, durch ſich allein geſtört, nicht bis auf Drei zählen können. Sein Herz ſchlug der Uhr voraus. Jetzt ſchlug es Acht — Jene erwartungsvolle Stille, in welcher wir den Geiſt eines Kommenden früher als ihn ſelbſt empfangen, ließ ihn auf das kleinſte Geräuſch merken.

Jetzt ward ein flinker leichter Schritt von der Treppe herauf vernommen. „So raſch der geiſtliche Mann?“ dachte Montalde lächelnd und legte mit verhaltenem Athem die Hand auf den Drücker der Thür. Dieſe öffnete ſich, und — der junge Toſten trat ein.

Wehe denen, die ein ſchadenfroher Dämon zum Vorläufer einer ſehnlichſt erwarteten Perſon macht! Sie greifen unſchuldigerweiſe mit einem Mißton in die Spannung des Gemuths ein und dürfen nimmer auf einen andern Empfang rechnen, als den die Miene der Täuſchung zu geben vermag.

Toſten blickte einigermaßen betroffen in das Geſicht des Freundes, worin dieſer Zug ihm fremd war. Der Hauptmann fragte in Haſt: welcher Zufall — ein arges Ohr würde dies Wort ſeines Tones wegen gleichlautend mit einem ſchlimmeren gefunden haben — Jenen hierher führe? —

„Ich reiſe zum Waldgraf —“ ſagte der junge Forſtmann, und holte tief Athem und wie zu einem langen Vortrag weit aus.

„Und ich komme von ihm —“ fiel Montalde ein; der

Faden war zerriſſen und mit dem Wunſch verknüpft, daß Toſten ſich der Kürze befleißige.

„Durch ein Ungefähr,“ ſprach dieſer weiter, „erfahre ich, daß Sie hier angekommen ſind, und laufe ſeit einer Stunde in allen Gaſthöfen umher. Es iſt mir von unſchätzbarem Werthe, daß ich Sie vor dieſer Reiſe noch ſprechen kann. Ein Entſchluß — ich habe Ihnen viel zu ſagen, mein väterlicher Freund!“

„Laſſe Deinen Entſchluß nur jetzt um Gottes willen zugeſchloſſen, oder mache damit, was Du willſt,“ verſetzte der Hauptmann; „ich habe jetzt gar keine Zeit. ‚Still!‘ kam nicht Jemand? — Weißt Du was, mein Söhnchen?“ fuhr er drangſeliger fort. „Deine Braut iſt hier. Gehe hinaus vor das Bogenthor, hinter dem Kloſter der Barmherzigen —“ er lauſchte abermals — „liegt ein artiges Landhaus; dort wirſt Du ſie finden. Gehe nur, gehe! die Liebe bedarf keines Wegweiſers.“

Toſten ſtand zaudernd. Ein Anflug von Hochröthe verrieth die Ueberraſchung ſeines Herzens. Im ſtillen Kampf der Gefühle behauptete er ſchweigend das kleine Feld der Diele, von wo ſein militairiſcher Dränger ihn gern zum Weichen gebracht hätte.

„Du glaubſt es nicht?“ fragte der Hauptmann wie beleidiget; „ſonſt ſtändeſt Du nicht mehr hier. Es haben ſich Dinge zugetragen — ich ſage Dir, Du wirſt Dich wundern.“ Ein wichtiges Geheimniß im Ausdruck ſeiner Geſichtszüge deutete Toſten wie eine verhehlte Gunſt ſeines Schickſals, dem er grollte. Er faßte ahnungsvoll höheren Muth. „Auch gut,“ ſagte er entſchieden, „je kürzer, deſto beſſer.“

„Ja,“ erwiederte Montalde, „wir wollen uns kurz faſſen; komme wieder, Freund Eugen. Dann ſchütte mir getroſt Dein Herz aus; jetzt bin ich, wie Du ſieheſt — preſſirt.“

Toſten ſah den Hauptman allein, unbeſchäftiget. Eine unheimliche Frage lag in dem Blick des Jünglings — er kannte Montalde als den beſonnenſten Mann.

„Ich wollte Sie eines Vorſatzes wegen in Rath nehmen,“ ſagte er, ſchon im Begriff zu gehen; jetzt aber, wenn wir uns wiederſehen, erzähle ich Ihnen etwas Geſchehenes.“ Er ſchüttelte dem Hauptmann die Hand und eilte von dannen.

Faſt wollte es Montalde flüchtig gereuen, ſeinen Liebling ſo unfreundlich abgewieſen zu haben, als das Gehör, welches er ihm verſagt, den Beſuch meldete, um deßwillen es geſchehen war. Ein langſames Heranrauſchen, das ſich allerdings geiſtlicher vernehmen ließ, als Toſtens windſchneller Fuß — näherte ſich ſchrittweiſe; es klopfte — und der Barmherzige trat ein, den wir kennen.

„Sein Sie mir herzlich willkommen!“ ſagte der Hauptmann mit erhöheter Stimme, in welcher eine leiſe Bebung merklich war, und faßte die hohe Geſtalt und das edle, bleiche Geſicht tief ins Auge. „Sie ſind,“ redete er ihn männlich an, „wie ich nun weiß. Graf Johannes Firnſtein von Burgſtrablau? Und wenn ich mich Ihnen als den Freund Ihres verſtorbenen Schwagers vorſtelle, als den Vormund Ihrer Schweſterkinder, ſo werden Sie hoffentlich die Zudringlichkeit entſchuldigen, womit ich dieſen ſchwarzen Rock zu luften ſuchte.“ Er berührte in lächelnder Scheu, wie mit dem Grauen der Achtung, das wollne Gewand.

Der Barmherzige war doch bei Nennung ſeines Namens erröthet. „Hauptmann Montalde,“ erwiederte er, „Sie kommen gütig meinem Wunſch entgegen, und um wenige

Zeit ſpäter hätte ich Ihnen mein Herz enthüllt. Doch fürchte ich mich der Frage: Lebt meine liebe Schweſter noch?“

Ein trauriger Blick Montalde's antwortete hierauf. „Seit Kurzem nicht mehr —“ ſagte er halblaut. „Die Hand Ihrer theuren Schweſter, die mir eine ſeltne Freundin war — iſt in der meinigen erſtarrt und hat mein treues Verſprechen mit in die Ewigkeit genommen, mich ihrer Hinterlaſſenen anzunehmen.“ Er reichte dem Bruder die Rechte, und dieſer drückte ſie langſam und lange.

„O Verehrter!“ ſagte Montalde, hingeriſſen von ſeinem lebhaften Gefühl, das ihn dieſem Manne ſchnell verbrüderte, „welch ein ungeheurer Entſchluß! Wie war es Ihnen möglich, auf Vorzüge, wie die Ihrigen, zu verzichten und dieſer chriſtlichen Erniedrigung — verzeihen Sie, Graf! ich bin wohl auch kein Heide — fähig zu ſein?“

Die ganze Größe der Weltentſagung lag in dem Lächeln, in dem kleinen Emporzuge ſeines Mundes, womit Johannes den Frager anblickte. Er ſprach: „Das Unglück hat einen Stufengang in die Tiefe; aber der Gipfel der Reſignation will erſtiegen ſein, und nur durch das Höhere gewinnt man das Höchſte.“

„Ja, ja, das iſt wohl gut geſagt und wahrhaft gemeint,“ antwortete Montalde aufrichtig; „allein es kommt mir doch ſo vor, als hätten Sie viele ſchöne Jahre verloren. Es gehört Genie dazu, ſolch eine Möglichkeit nur zu begreifen. Ich ſubmittire — lieber Graf. Wer herrlich und in Freuden leben kann und ſolch ein Leben voll Mühſal führt — Wem die Bahn der Ehre offen ſteht —“ der Blick des Hauptmanns funkelte ſoldatiſch. Er ſtand ſtolz, wie unter den Waffen ſeiner Rede.

„Mir nach, ſpricht Chriſtus, unſer Held —“ ſagte Graf

Johannes mit dem Muthe der Gelaſſenheit, der ſich das Beſſere erſiegt.

„Freilich,“ entgegnete Montalde geſenkten Auges, „dem Herrn Chriſt hätte himmelwohl ſein können; aber er zog es vor, im Lande umherzuziehen, Kranke zu heilen und ſich zuletzt ſchmählich kreuzigen zu laſſen. Doch, geſtehen Sie, lieber Graf! nicht die fromme Nachfolge, oder Fanatismus in der Selbſtverleugnung, ſondern die Liebe — hat Sie zu dieſem Aeußerſten gebracht. — Ich habe auch einmal geliebt —“ eine Wandlung jugendlichen Schmerzes gab bei dieſen Worten dem Geſicht Montalde's einen lebhaften und rührenden Ausdruck, „und weiß, daß man das Leben ohne ſein Liebſtes wegwirft, wie eine taube Nuß — aber —“

„Sie halten meine Aufnahme in den Orden der Barmherzigen für eine Wegwerfung?“ fragte Johannes mildlächelnd. „Ich ſage Ihnen, dieſer Entſchluß hat mich noch nie gereut. Die Liebe, ich leugne es eben ſo wenig, hat mich dazu geweiht. Ein unausſprechliches Weh ließ mich für den Gedanken erglühen, nur für die leidende Menſchheit leben zu wollen. Ich bin ein Menſch geweſen. Das Geheimniß des Lebens wird nur in der Tiefe ergründet. Tauſend Saiten der Empfindungen werden dem Glücklichen gar nicht berührt.“

Doch ſtreitſüchtig, ſeinem Zwecke immer näher rückend verſetzte der Hauptmann: „Ein Schlachtfeld hat bei allen Grauen und Schauern für die menſchliche Natur doch etwas Erhabenes an ſich. Man empfängt einen Total-Eindruck von grauſamer Vernichtung; es iſt jedoch Poeſie des Todes darin. Aber zwiſchen Krankenbetten hin und her zu ſchleichen, den täglichen Anblick ekelhafter Gebrechen vor Augen, Gewimmer, das alte Lied vom Morgen bis zum Abend wie eine Wärterin einſingen müſſen mit geiſtlichem Odem, dies, bei Gott im Himmel! heißt mehr als ſterben, und ich fühle mich ſelbſt zu ſchwach, es mir nur lebhaft zu denken, geſchweige, daß ich es aushielte. Wäre ich zu dieſer Stunde der Pabſt, deſſen Namen der meine iſt," fuhr Montalde mit männlicher Stimme fort, „ſo würfe ich alle Schwachheit von mir und entbände Sie Ihres Gelübdes auf der Stelle."

„Es bindet mich nicht mehr —" ſprach Johannes tiefathmend, während eine dunkle Gluth ſeine blaſſen Züge bedeckte. „Die Zeit iſt längſt um, für welche ich meine Kräfte dem heiligen Dienſt gelobte. Nur eine unſichtbare Hand hielt mich, bis das letzte Glied in der Kette meiner Pflichten ſich gefügt hätte. Wie leiſe iſt doch der Gang des Schickſals! In welch wunderbarem Zuſammenhang ſteht oft die kleinſte Urſache zur größten Wirkung! — Ich komme jüngſt hierher, treffe ein Paar junge Leute in dieſem Zimmer, die mich ſeltſam anziehen. Doch nie mich aufhaltend, daß ich nach dem Stand und Namen der Fremden frage, thue ich es auch diesmal nicht. Sie ſchienen von guter Herkunft. Dies Aeußere, ſo truglos liebenswürdig, genügte mir, ſie an eine Freundin zu empfehlen. — Tauſendmaltauſend Dinge in den Zimmern Fremder, deren Milde ich für mein Kloſter anſprach, habe ich geſehen; doch der innere Sinn nahm keinen Theil daran, es waren Schatten für mich. Hier fallen mir eine Menge Bildlein in die Augen, geſchnitten von ſchwarzem Papier, die nur ein Weſen gemacht haben konnte, das in näherer Beziehung zu den Verhältniſſen meiner Heimath ſtand. Ich erkannte Burgſtrahlau — zwar nur unvollſtändig; aber mein Herz ergänzte. Dieſe kleinen Fragmente erſchienen mir in der Farbe des Fluches, oder der Trauer. Ich frage haſtig: Wer die Bildchen gemacht? Ein armer Menſch, höre ich. Wie ich dies Zimmer verlaſſen, weiß ich nicht. Ich forſche weiter — und — o barmherziger Gott! es iſt der Sohn eines Mannes, der meines Vaters erſter Beamter war — der Bruder eines mir ewig theuren Mädchens, den ich im tiefſten Elende finde. Geſtern Abend, als Sie mir begegneten, brachte ich ihn unter Obhut unſeres Kloſters, und dieſen Morgen iſt er in meinen Armen geſtorben. Wie ein Traumwandler erwachte ich, da er entſchlafen war, und ſah ſchwindelnd auf meinen Weg zurück. Schweſter und Bruder! Anfang und Ende meiner ſamaritaniſchen Lebensreiſe. Ich ſehnte mich nach Ruhe; die ſterbende Stimme dieſes Menſchen hatte den Wunſch in mir erweckt, den Ort meiner Geburt wieder zu ſehen, dort zu leben, ſo lange es Gott gefällt, ein freundlicher Verſorger der Meinen, ſo weit ich es ſein könnte.“

„Graf!“ rief der Hauptmann in überwallender Freude und griff mit Wärme an ſeinen Arm, „ich faſſe zwar noch nicht Alles; aber — Sie wollen das Kloſter verlaſſen und nach Burgſtrahlau zurückkehren? Dem Himmel ſei es gedankt! ſo iſt uns geholfen. Das wiſſen Sie nun wohl — aber ich erzähle vielleicht dem Thürmer, wie viel die Glocke geſchlagen — daß die beiden jungen Leute, deren Sie erwähnten, Ihr Neffe und Ihre Nichte geweſen? das heißt: ſie ſind es noch und ſind hier. Graf Iſidor iſt leider Gottes! taubſtumm; aber Aline —“

„Taubſtumm —“ wiederholte Johannes ſehr bewegt: „ſein Anblick ſprach zu meinem Herzen. Wie Vieles werde ich zu erfahren haben! ſo auch, wer Ihnen, Freund der Meinigen, geſagt, wo Sie mich zu ſuchen hätten?“

„Das iſt eine weitläufige Geſchichte, Graf, die nur mich angeht," antwortete Montalde; „und ich müßte weit ausholen, wollte ich ſie von Anfang an erzählen. Genug, nur ſo viel: Ein Unglück, das mich getroffen, iſt der Grund des Glückes geweſen, daß ich Sie gefunden. Es hat mir viele Mühe gekoſtet, herauszubringen, daß eine Seitenlinie der Familie von Herbau einen Strich durch meine Rechnung zöge, nach welcher ich mich als den alleinigen Erben von Salben — ſo heißt mein Gütchen, betrachten durfte. Der Waldgraf — Sie kennen dieſe Charge? iſt mir, wenn auch nicht perſönlich bekannt, doch mittelbar befreundet. Seine Tochter — nun, das gehört nicht hierher. Zu ihm reiſte ich. Das Anrecht an mein kleines Grundeigenthum war abgeſtorben. Dann ſagte er mir von Ihnen; ich wollte es nicht glauben. Ein Förſter, vormals in Dienſten Ihres Hauſes, hatte Sie erkannt. Sie waren doch nicht immer in dem Kloſter dieſes Ortes. Bis nach dem Ableben des Vaters glaubte Ihre Schweſter Sie in Italien. Dann, hoffte ſie, würden Sie in den Beſitz Ihrer Rechte treten. Ach! wie oft habe ich die liebe Selige erbleichen ſehen, wenn ein Wagen unvermuthet anrollte, ſo oft ein Brief aus der Ferne kam, oder ein ſpätes Klopfen an der Thür laut ward! — Noch in ihren letzten Augenblicken behauptete ſie gegen mich: Er muß noch leben! —"

Dieſe Erzählung klopfte mächtig an das Herz des Grafen Johannes, und es that ſich zärtlichen Erinnerungen auf. Mit unterdrückter Stimme, die in Thränen ſchmolz, ſprach er: „Ich ſehne mich nach den Kindern meiner Schweſter und werde gegen Abend in das Landhaus gehen. Früher kann ich nicht."

„Sagen Sie mir, lieber Graf," fragte Montalde, „macht Ihr Ausſcheiden vielleicht Schwierigkeiten?"

„Ich fürchte nicht,“ antwortete Johannes wie ein Mann, der ſich der vollen Anwendung ſeiner Kräfte und eines bedeutenden Vermögens bewußt iſt.

Der Hauptmann umarmte ihn; der Silberlahn der Uniform blieb an der ſchwarzen Wolle des Gewandes hangen. „Sehen Sie, dieſem Rocke hängt bei dem Schein der Demuth doch Glanz an —“ ſagte er lächelnd, wie mit leiſem Spott.

„Doch kein unechter Flitter,“ antwortete der Graf, indem er ſich losmachte. „Dieſes dunkle Kleid hat mancher Blick von dort verklärt!“ Er hob die Rechte gegen Morgen, der faltenreiche Ermel rauſchte auf; in dieſem Augenblick warf die Sonne ihren blaßgoldenen Herbſtſtrahl durch das Fenſter und hüllte hurtig die Geſtalt des Prieſters der Barmherzigkeit in ein Gewebe von Licht.“

Während dieſer Unterredung ſchritt der junge Toſten eiligſt zum Thor hinaus. Der erwachte Betrieb der Straßen, die laute Geſchäftigkeit der Menſchen ſtörte ihn nicht im Laufe ſeiner Gedanken; der Aufruhr in ſeiner Bruſt betäubte ihn für alles Aeußere. Es war ihm klar geworden, wie dieſer demanthelle Tag, daß er ſeiner Verlobten den Muth der Achtung ſchuldig ſei, ihr den wahren Zuſtand ſeines Herzens zu bekennen. Er meinte freilich, in den Tod zu gehen, wäre leichter, und er lächelte der Männer, die vor einer Liebeserklärung zagen könnten.

Die Nachricht, welche der Hauptmann ihm gegeben, ſeine Braut ſei hier — hatte ihn in einen Tumult der Gefühle verſetzt, aus denen er ſich nicht ſogleich zurecht finden konnte. Die bewußte Nähe übte ihre volle Bedeutſamkeit über ihn aus, es war ihm völlig wie einem Liebenden zu Sinne. „Bin ich nicht ein Kind?" redete er ſich ſelbſt zu, „daß ich mich ängſtlich ſcheue, Adelheid in einem Puncte unbedingtes Vertrauen zu ſchenken, der über unſer ganzes Lebensglück entſcheidet? Aber ſie iſt doch ein Mädchen —" flüſterte eine Stimme in ihm. „Wenn auch —" ſagte er, „ſie iſt gut und verſtändig — ſehr verſtändig. Sie wird einſehen, daß wir uns nicht glücklich machen würden. Adelheid! werde ich zu ihr ſagen, eben weil ich Sie wahrhaft liebe und ehre, weil ich Sie höher ſtelle, als Ihr Geſchlecht — welche Sophiſtereien! kann irgend ein Ausdruck im ganzen Reichthum der Sprache den Mangel der Liebe übertragen? der Liebe! die an einem armen kleinen Verbindungswörtchen genug hat? — Und wenn ſie mich nun beleidigt anſieht und für treulos erklärt? Wie gedemüthigt werde ich vor ihr ſtehen! — Wenn ich mich in ihr geirrt hätte, und ſie gäbe mich nicht los? — Schon dieſe kettenartige Beſorgniß beweiſt mir, daß dieſer Schritt geſchehen muß. — Liebe iſt die Ueberzeugung! iſt Freiheit! das bittere Müſſen dieſer Stunde kann nur allein der Gedanke verſüßen —" er hatte laut gedacht und rannte gegen den Markt einer Obſthändlerin an, ſo daß er das kleine Creditſyſtem am Wege ganz und gar erſchütterte. Da war kein Früchtchen, was nicht gewankt hätte bei dieſem Stoß; ein Korb voll Weintrauben ſtürzte um, und fiel ihm vor die Füße.

Die Verkäuferin ſchalt: „Ei was, mein Herr! man nimmt ſich hübſch in Acht! Mir wird jede Beere ſauer." Toſten zahlte beſchämt ein Mehreres, als der Schaden betrug.

Aber der kleine Vorfall hatte ihn doch zu ſich ſelbſt gebracht. Er dachte: wenn dies ein Vorzeichen wäre! und Adelheid gäbe mir den Korb — ſchwerlich hat noch je ein halber Bräutigam ſich mit ähnlichem Entzücken dieſer Möglichkeit hingegeben. Der Wein deutete auf einen Freudenrauſch — dachte er weiter. Eine taumelnde Bewegung des Hoffens ergriff ſein Innerſtes; Muth war plötzlich über ihn gekommen, begeiſterter Muth, Adelheid mit wahrer Todesverachtung zu geſtehen, daß er eine Andere mehr liebe als ſich ſelbſt — mehr als ſein Leben! — Das Herz drängt immer nach Entſcheidung hin.

Da blickte das Landhaus einſam aus dem Gebüſch — ein ſtiller Vorwurf für den Wandelbaren. Dem Gebäude, das den Gegenſtand unſerer Gedanken umſchließt, wohnt eine geiſterhafte Gewalt bei, die wir perſönlich empfinden.

Jetzt ward das eiſerne Gitterwerk der Thür ſichtbar, und die Stäbe, an denen der Sonnenſtrahl ſpielte, ſtemmten ſich ſeinem Vorſatz entgegen, in ſolcher Abſicht hier einzugehen. Die Lüfte ſchauerten ſo friſch und morgenfreundlich vom Garten herüber, und Toſten erblaßte in Ahnung, nun bald vor der Geliebten zu erſcheinen. Noch einmal ging er wie ein blöder Schüler ſeine Aufgabe durch — dann zog er den Klingeldrath, und dieſer Ton klang ihm unwiderruflich. Es dauerte ein Weilchen, ehe der Alte kam. Toſten ſummte die Melodie aus der weißen Dame: „Ich bin hier — ich bin hier, um Dich zu ſehen!“ doch ſeine Seele wußte nichts davon, daß er in leiſer Zerſtreuung den Schatten ſeiner Liebe herausforderte. Auf ſeine Anfrage, ob die Damen anweſend ſeien, ſchlug ſein Herz noch mächtiger.

Niemand war im Flur, der ihn hätte anmelden können. Er klopfte an eine Thür, einmal, zweimal — kein Laut erfolgte, und doch deuchte es ihm, er hätte Adelheids Stimme wie Geräuſch des Windes aus der Ferne — er wußte ſelbſt nicht, woher? vernommen. „Und ich ſoll draußen ſtehen?“ dachte er, zürnend mit dem Zufall, der ihr das Ohr für ſeine Ankunft verſchlöſſe. Noch einmal pochte er, und trat dann ein.

Das Zimmer war leer; die weiße Stickerei der Luftfenſter, durch eingeſtreute Blümchen verdichtet, gab ſeinem Licht etwas Schleierartiges. Ein blauer Seidenvorhang im Hintergrunde wehete im linden Zuge hin und her wie ein bewegter Himmel. Er theilte ſich, und nicht Adelheid — Aline trat heraus.

„Aline!“ rief Toſten, als wolle Freude ihm die Bruſt zerſprengen, „darf ich meinen Augen trauen? theure Aline! Sie hier? Darauf war ich nicht vorbereitet.“

Sogar der Weinſtock draußen erſchrak vor dieſem Tone, denn ſeine Blätter, abgeſchattet am Boden, ſchienen ſtärker zu zittern.

Ein luftleiſes: „Still!“ wie von Adelheids Stimme geflüſtert, wehete dieſen Worten vor; Toſten aber ſchlug es in den Wind; wann hätte die Liebe jemals etwas Anderes gehört als ſich ſelbſt?

Mit bebendem Ton und bebenden Gliedern fragte Aline: „Sie ſuchen uns hier auf, lieber Toſten? Das iſt ſehr freundlich von Ihnen. Ach! als Sie weg waren, da war auch alle Freude weg. Die Mutter ſtarb —“ Sie weinte; aber ihre Thränen glänzten wie Thau in der Sonne.

Toſten verſenkte ſich ganz in den Reiz dieſes holden Weſens, dem ſelbſt der bittere Schmerz neue Süßigkeit zu geben ſchien. „Aline —“ ſagte er innig, „Sie zweifeln wohl nicht, daß ich mit Ihnen getrauert? Meine Seele hat Sie nicht einen Augenblick verlaſſen.“ Und indem er im Flug der Gedanken zurückſtreifte in die jüngſte Vergangenheit, war es, als ob er ſich entzückt beſänne.

„Gott!“ rief er, „nun iſt mir Alles, Alles klar. Montalde ſendete mich zu Ihnen; ich darf nun frei ſprechen — Er, der mir ein zweiter Vater iſt, hat mit dem Waldgrafen geſprochen.“

„Beſinnen Sie Sich, Toſten!“ bat das Mädchen ängſtlich; „ich verſtehe kein Wort von dem, was Sie ſagen.“

„Doch! doch!“ erwiederte er leidenſchaftlich, „Sie verſtehen mich, ſpräche ich auch unzuſammenhängend wie ein Fieberkranker; denn Sie ſind mir gut — oder nicht?“

Aline nickte erglühend. Er drückte die kleine Hand gegen ſeine ungeſtüme Bruſt, ſtreichelte ſanft die ſeidne Fläche und ſprach: „O Aline! fühlen Sie den Sturm hier innen, und welch einen Himmel von Hoffnung ich faſſe — dieſer Augenblick kommt nicht wieder; laſſen Sie mich ihn nützen und Ihnen ſagen, daß ich kein Glück mehr kenne ohne Sie — keines! Eine frühere Verbindung hielt mich gefeſſelt. Der gute Hauptmann ſah meinen Seelenkampf, das Ringen meines Herzens —; er ſtiftet lieber Frieden als Heirathen. Die Reiſe geſchah nur vorgeblich in ſeinen Angelegenheiten. Heute finde ich ihn, unerwartet. Er drängt mich fort, ſpricht von einem Geheimniß — ſeine Miene war räthſelhaft, als verſchwiege er die glücklichſte Löſung. Ich würde mich wundern — es giebt kein Wunder für den, der liebt.“

„Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll —“ ſprach Aline in Verwirrung. „Waren Sie denn nicht mit der jungen Herbau verſprochen?“

„Ich war es,“ antwortete Toſten, ſo bekennend, als geſtände er ein Verbrechen, und begleitet von Entſchuldigung, „in dem Sinne, theure Aline, worin man dies Wort für eine Irrung nimmt; ich verwechſelte innige Achtung mit Liebe, Zuverſicht mit Zuneigung. Ewig werde ich Adelheid als ein trefflich theures Weſen ſchätzen; doch geliebt — geliebt habe ich ſie nie.“

Aline lächelte ihn unbeſchreiblich an; ein Bild der Gnade kann nicht wirkſamer entſündigen.

Mitleidend fragte ſie: „Wird aber Ihre Braut ſich darein finden? Mich dünkt, dies ſei unmöglich.“

„Sie wird —“ verſicherte Toſten, „Sie iſt voll Güte, voll Geiſt —“

„Ich bin nur liebevoll,“ unterbrach Aline mädchenhaft dies Lob.

Er ſtreckte ſtumm, verlangend den Arm nach ihr aus — und Aline ſank für einen überſeligen Moment an ſein Herz.

Graf Iſtor trat ein — und endete ein Zuſammenfinden, welches in wenigen Minuten Toſten ein jahrelanges Verhältniß und den eigentlichen Zweck ſeines Hierſeins hatte vergeſſen laſſen.

Arme Adelheid! draußen am Geländer ſaß ſie mit ihrer Mutter und hatte dies Geſpräch von der erſten Silbe an vernommen; kein Seufzer war ihr entgangen.

Den Kopf geſchmiegt zwiſchen niederhangende Trauben, durchſichtig im Sonnenreife, war ihr der Rauſch entflogen, worin ſie ſich vergöttert wähnte. Das lichtbraune Haar hatte ſich mit dem Geringel der Rebe umſponnen. Sie mußte aushalten. Dieſe trunkene Stelle machte ihr das ganze

Buch der Erfahrung überflüſſig. Mutter und Tochter tauſchten bedeutſame Blicke. —

Madame Herbe empfing Genugthuung für die unbeachtete Lehre, wie leicht ein Irrthum der Gefühle möglich ſei, und wie gefährlich für eine Herzensverbindung auf Lebensdauer; aber ſie fühlte zu mütterlich zart, um ſich zu freuen, daß Adelheid auf dieſe Weiſe überzeugt würde. Doch als der unſichtbare Toſten Aline an ſeine Bruſt ſchloß und die Pauſe eintrat, wonach der Graf —, da ſtand Adelheid tiefathmend auf und rauſchte ſchweigſam neben ihrer Mutter den Gang hinab. Nur eine kleine Zeit der Faſſung war ihr gegönnt, da ſah ſie Toſten auf ſich zukommen. Madame Herbe hatte ſich ſchon entfernt.

Eine zarte Bläſſe hauchte doch Adelheids Wangen an, da ſie den Freund ſich nähernd erblickte, den ſie geliebt. Ein beſchämtes Gefühl — Rahel ſagt: Eiferſucht ſei Beſchämung — verbreitete eine Zurückhaltung und Würde über ihre Geſtalt, die empfinden ließ, daß ſie ihm nun nicht und nie mehr entgegenkommen werde. Sie ſah ihn, ſonſt war ſein Auge ſchon von Weitem in ihre Seele gedrungen — jetzt ſtand er ihr nahe — ein flüchtiges Bild vergangener Zeiten ſchwand zwiſchen ihrem Blick; doch der Zauber der Täuſchung, der war auch verſchwunden.

Er kam, geſättigt von der Wonne des Wiederſehens, der Liebe gewiß — mit dieſem Gefühl hat ein Mann noch ſtets ein Herz für die Braut, der er den Wunſch zu entdecken kommt, daß ſie ſeine Freundin werden möge und nicht ſeine Frau. Dieſer Wunſch war mehr als Abbitte in ſeinen Zügen ausgedrückt. Und wenn das tiefſte Glück nur mit einem Anflug von Reue empfunden wird, der göttlichſten Befriedigung nicht durchaus werth zu ſein, der Liebe eines ſchönen Herzens, ſo war es dieſe liebenswürdige Rührung, welche aus ſeinem Blick ſprach und es Adelheid unmöglich machte, ihm ein zürnendes Geſicht zu zeigen.

Er öffnete die Lippen, auf denen Alinens Kuß brannte, und angehaucht von jener Gluth war der ſchmelzende Ton, womit er ſagte: „Ich ſuche Sie, liebe Adelheid.“

Sie lächelte doch ein wenig bitter. „So haben Sie mich verloren?“ fragte ſie mit ungewiſſer Stimme. „Still, Todten! ſein Sie ſchönſtens gegrüßt im Garten meiner Mutter! Doch ehe ich Sie zu ihr führe, muß ich Ihnen ſagen, mir träumte dieſe Nacht, Sie hätten mein Bild nicht mehr. —“

Beſtürzt, als läge darin ſeine Schuld, erwiederte er: „O Theuerſte! trotz der größten Wachſamkeit —“

„Iſt Ihnen dennoch etwas Menſchliches begegnet?“ unterbrach ſie ihn mit ſchmerzlichem Spott; „wenn Ihnen das Bild abhanden kam, ſo geſchah es natürlich, Freund! der Schatten ſchwindet mit dem Lichte.“ Und ihr ſchönes Auge verdunkelte ſich, als ſie dieſe Worte ſprach.

„Adelheid!“ rief er, „zürnen Sie mir?“ Ein Laut zurückkehrender Liebe war in dieſer Frage.

Sie ſtanden vor der Laube, in welcher Adelheid jüngſt den Grafen ſchlafend gefunden. „Laſſen Sie uns hier einen Augenblick verweilen,“ ſagte ſie, und deutete abgewendeten Blickes auf den Divan. „Es iſt kein Ungefähr, das Sie heute hierher führt — ich wollte Ihnen ſchreiben; die Schriftzüge, welche ich in Gedanken ordnete, haben Sie zur Stelle gezogen. Hören Sie mich ruhig an, ruhig! lieber Freund. Dies ſoll der Lohn für unzählige Stunden quälender Unruhe ſein, die —“ die beſchleunigte und ſchmerzbewegte Stimme ſtockte abermals; jene Zeit war abgelaufen.

und etwas gehaltener fuhr Adelheid fort: „Würden Sie mir verzeihen, wenn ich Ihnen geſtehen müßte, daß ich aufgehört hätte, unſere Verbindung für mein größtes Glück zu halten? — Man iſt nicht immer Meiſter ſeines Herzens, und die Liebe der Meiſten mag wohl nur ein Verſuch zu lieben ſein. — Nein, laſſen Sie mich vollends ausreden. Sie ſind mir gut geweſen — ich weiß das; aber für einander waren wir nicht geſchaffen. Dieſe beglückende Gewißheit — ich möchte ſie das Leben der Liebe nennen — fehlte unſerm Verhältniß. Wo die Roſe auch den kleinſten Wurm in ihrem Buſen trägt, da hilft es nicht, daß man ſie bindend befeſtige. Eine ſtille Angſt lag tief in meiner Seele; ich fürchtete, Sie nicht ganz glücklich machen zu können.“

„Wahre Liebe fürchtet das nie —“ warf Toſten ſanft ein, „ſie iſt der Glaube des Herzens, der alleinſeligmachende.“

„Vielleicht hätte ich noch länger gezögert,“ ſprach Adelheid ſofort, „dieſer Erkenntniß für unſer gemeinſames Beſte zu folgen, hätte ich nicht kürzlich einen Mann kennen gelernt, der mir ſtill den Beweis gegeben, daß es einen Vorausbeſitz der Liebe giebt, während, wie meine gute Mutter behauptet — im Haben gar oft das Geheimniß der Unhaltbarkeit begriffen iſt. Nicht mit dieſen vergänglichen Zügen, ſondern mit dem einen Zuge, der für ewig zuſammenhält, ſcheint Gott unſere nähere Bekanntſchaft eingeleitet zu haben. Und ſo laſſen Sie uns das Band löſen, das uns bisher verknüpfte. Sie ſehen, daß ich Sie dennoch als meinen Freund betrachte, dem ich Vertrauen ſchulde.“

Toſten fühlte, als Adelheid nun inne hielt, nur ſeine Schuld gegen dies edle Gemüth. „Mich laſſen Sie bekennen, mich!“ ſprach er, und beugte ſich, bedeckt mit heißer

Schamröthe, nieder auf ihre fröſtelnde Hand: „ich möchte das Leben nicht haben, wenn ich Ihnen jemals ein Fremder würde. Nein, Adelheid, ich verdiene dieſe himmliſche Güte nicht — ich bin ein ſchwacher Menſch geweſen, wenn auch nicht unredlich. Auch Sie müſſen mich hören."

Er erzählte ihr mit einer Aufrichtigkeit und Treue, die in dieſer Lage gewiß verdienſtlich war, was unſere Leſerinnen bereits wiſſen, und ſchloß dann mit den Worten: „Sie, theure Adelheid, haben noch einen reichen Geiſt außer dem Gefühl für mich Armen; Alinens Weſen beſteht nur in Liebe. Sie ſind ein Engel — Aline iſt ein Mädchen, ſchutzbedürftig, waiſenhaft, in aller Schwäche ihres Geſchlechts. —"

Adelheid fühlte ſich ihrem Geſchlecht nicht enthoben, bei dieſer Schutzrede einer leidenſchaftlichen Hinneigung, die ſie frei gab; und nicht ſtark genug, länger anzuhören, wofür ein weiblich Ohr nie geſtimmt ſein wird — entdeckte ſie ihm, daß Alinens Bruder es wäre, der, wenn ihr Vater zur Einwilligung zu bewegen ſei, ihr Gemahl zu werden wünſche.

Dieſe zu erwirken, machte Toſten ſich anheiſchig. „Kein Zweifel," ſagte er, „daß der Waldgraf ſich glücklich ſchätzt, den Schwiegerſohn alſo zu tauſchen. Zwiſchen dem künftigen Erbherrn von Burgſtrahlau und einem jungen amtloſen Forſtmann kann kein Vergleich Statt finden."

„Es liegt ein Widerſpruch in den Wünſchen meines Vaters —" entgegnete Adelheid und ſah ſinnend vor ſich hin, als ſähe ſie voraus, wie es nun kommen würde, „er iſt niemals einig mit ſich ſelbſt. So iſt er auch nicht zu berechnen, und die ſchwankhaften Vermuthungen, wie er in dieſem oder jenem Falle entſcheiden dürfte, machen es ſchwierig, ihn zu faſſen.“

„Aber ein Entſchluß iſt zu faſſen, Adelheid!“ erwiederte Toſten mit feſter Stimme.

„Armer Iſidor! Du kannſt nicht für Deinen Wunſch reden — dies wird der erſte Einwand meines Vaters ſein —“ verſetzte Adelheid traurig.

Toſten kopfſchüttelte ſtumm; über ſein Geſicht flog ein Zweifel wie Schatten, in den er ſich ſelbſt ſtelle. „Ihr Vater kann nichts Weſentliches gegen dieſe Verbindung einwenden,“ ſagte er, „und nur der Haß iſt nichtig. Nehmen Sie mich zu Ihrem Fürſprecher an! Er willigte in unſern Bund — er wird Sie mir zur Schweſter geben.“

Und verſchwiſtert, kein beſſeres Gefühl war in ihnen vernichtet, verließen ſie die Laube, welche die ſtille Zeugin eines Tauſches geweſen, wobei den bereits ausgewechſelten Empfindungen ihr völliges Recht geſchah. Wer von ihnen hätte ſich beklagen mögen? „Die Liebe nimmt Alles; aber ſie giebt auch Alles!“

Wenige Worte genügen nun zum Schluſſe unſerer kleinen Erzählung.

Adelheids Vater ſchlug zwar das Heirathsgeſuch nicht ab, das ihm Iſidor in einem rührenden Anſchreiben vortrug; aber ſeine Antwort entladete einen elektriſchen Stoff, wie er ſich in dieſer heißen und unklaren Natur zuſammengezogen haben mochte.

Dies Schwarz auf Weiß war wie der haſtige Flug kleiner finſterer Wolkenzüge zu betrachten, aus denen Vorwürfe Schlag auf Schlag die arme Mutter trafen. Es war, als ob das Papier voll unheimlicher Funken kniſterte. Adelheid nannte dieſen Brief ein geſchriebenes Gewitter.

„Nun wohl," erwiederte Madame Herbe, die wir in ihrer beſcheidenen Bürgerlichkeit als die Frau des Waldgrafen kennen lernten. — „ſo wird es die Luft reinigen, und fortan wird Friede zwiſchen uns ſein." Sie ſagte dies mit jener Sanftheit des Charakters, mit jenem weiblichen Gebeugtſein, worüber ein ſchweres Geſchick machtlos hinzieht. Dann ſegnete ſie die ſtille Verlobung ihres einzigen Kindes mit milden Thränen, die aus der Quelle eines innern Lebens floſſen, welches in ſeiner urſprünglichen Reinheit nicht hatte verbittert werden können. Und mehr gegen das zweite Brautpaar gewendet, als zu Adelheid, welche in dieſen Augenblicken einer ſympathetiſchen Taubſtummheit hingegeben war, ſagte ſie deutungsvoll: „Ein höherer Blitz, als der Dunſtkreis gebiert, muß die Flamme ſchlagen, die zwei Menſchen verſchmilzt und magnetiſch macht."

Sie dachte erſchütterten Herzens daran, wie wahr und verheißend der edle Barmherzige geſprochen: und es war ihr, da Adelheid unter dem Geleit dieſes Mannes von hinnen zöge, als wüßte ſie ihre Tochter unter dem Schutze eines höheren und geheiligten Weſens. Der junge Toſten ward Forſtmeiſter auf den Gütern des Grafen Firnſtein, und heirathete Aline von Noaſſett.

Als Johannes mit Iſidor und deſſen neuvermählter Gattin einige Zeit ſpäter in Burgſtrahlau anlangte, waren die Regungen dieſer Stunde dem Erwachen aus einem langen, tiefen Schlafe zu vergleichen. Wie aus dumpfer Vergeſſenheit tauchten die Bilder des Vormals ſeiner Jugend auf, und das Vergangene kehrte ſeinem Geiſte zurück, der, dieſen

Erinnerungen zu entfliehen, ein ſo heroiſches Mittel gewählt hatte. Ein neues Geſchlecht, das ihn fremd anſah, wandelte unter dem alten Himmel ſeiner Heimath. Das Schloß ſtand unverändert, ein grauer düſtrer Zeuge ſeiner Flucht wie ſeiner Wiederkehr. Jener wilde Schmerz, in welchem er fortgeſtürmt war, hatte ſich durch die Allmacht der Zeit in milde Weisheit verwandelt, in das tiefe Gefühl der Unzulänglichkeit alles Irdiſchen.

Johannes erſte Schritte waren zu Lotwinens Grabe, worin jene liebliche Hülle, in welcher ſeine ſtolzeſten Hoffnungen ruhten, nun längſt in die Atome des Staubes aufgelöſt worden. Er hatte Mühe, den kleinen eingeſunknen Hügel zu finden, den er ſelbſt aufgeworfen hatte wie einen Damm zwiſchen ſich und der Welt. Der Garten war durchaus verändert, nur jener einzelne Begräbnißplatz war öde gelaſſen. Der alte Baum ſtand noch, und ſtreckte wie ein in ſeiner Pflicht erſtorbener Wächter die ſtarren Zweige über dieſe namenloſe Stelle hin; und die gelblichen Hälmlein wankten ſchauerlich im Winde.

Johannes weilte hier einſam, aber mit dem rührenden Gefühl der befriedigten Treue, mit Segnungen eines Herzens, welches den heißen Schmerz der Liebe aus dem Born des Wohlthuns fühlt. Er wollte ſie Alle glücklich machen die Menſchen, ſo weit ſeine ſterblichen Kräfte reichten — welche in dieſer Luft lebten, die einſt der Aether der reinſten Bruſt geweſen war, die je geathmet. Mit der Melancholie eines Gemüthes, das nichts mehr für ſich begehrt, faßte er den ſterbenden Blick der Natur auf. Er ſah tiefſinnig dahin, wo das Gemäuer geſtanden. Eine traurige Leere, nur matt beleuchtet von einem winterlichen Strahl, war in dem verödeten Blachfelde. Das Mitleiden eines Engels hatte einſt dieſen Augenpunct geweiht, und dieſes Andenken ließ in Johannes Seele den frommen Vorſatz entſtehen, dort eine Stiftung zu errichten für ruhebedürftige Arme, denen die Feierſtunde des Lebens nach einem mühſeligen Tagewerke bereits geſchlagen. Wenn das Frühjahr kommen würde, ſollte unter dem Gewühl lebendiger Kräfte ſich das Gewimmel der Arbeiter regen für dieſen Zweck.

Sein ſchwarzes Gewand bewahrte er wie eine Reliquie und wollte auch darin begraben werden. Sein Herz, einſam, aber mild, war den Kranken und Leidenden hülfreich offen, und obwohl Graf Johannes ſich der Sitte ſeines Standes gemäß wies und durch nichts Aeußeres an ſeinen Kloſterwandel erinnerte, ſo blieb er doch, ſo lange er lebte für die myſtiſche und dankbare Verehrung eines Jeden, der ihn kannte: „Der Barmherzige.“

Der Schutzpatron.

> Unſere Neigungen ſind beſtimmt . . .
> Die Liebe war es ja, welche die Kunſt,
> Worte zu malen und den Ton ſichtbar
> zu machen, erfand
>
> Bernard

Der Banquier Ballaſt — die Wellen des Lebens trugen in jedem Sinne ſchwer an ihm — beſaß ein nettes Haus in der äußerſten Vorſtadt, das er mit ſeiner Tochter während der ſchönen Jahreszeit bewohnte. Wenn dieſer kränkliche Geſchäftsmann, von tauſend peinlichen Bedenklichkeiten an ſein vergittertes Comptoir gebunden, ſich nur aus väterlicher Schwäche, wie er es nannte, dem Hange ſeines Töchterleins zu einer Wohnung im Freien bequemt hatte, und dieſer Gewohnheit, ob auch widerſtrebend, dennoch Jahr vor Jahr treu blieb, ſo fühlte er doch ſelbſt den wohlthätigen Einfluß, welchen die friſche Luft und der Genuß der freien Natur auf ſeine Geſundheit, wie auf ſeinen Gemuthszuſtand übte. Der verſtörende Geiſt der Hypochondrie blieb dann zuruck in den ſtädtiſchen Mauern, und webte dumpf und düſter um die vollen Geldkiſten, indeß ſein freigelaſſenes Opfer für eine kurze Friſt aufathmete und die Güte Gottes in der Ueberzeugung empfand, daß der Menſch nicht bloß zu Qual und Mühe geſchaffen ſei. Ein Strahl der Freude drang doch zuweilen erheiternd in ſeine finſter umzogene Seele, und es ward auf einen Augenblick hell in ihm und um ihn her, ſo daß er Welt und Menſchen in anderem Lichte ſah. Wenn die bluhende Geſtalt ſeiner Tochter, gleich den Blumen, unter denen ſie wandelte, ſich täglich ſchöner entfaltete, ſo färbte doch wenigſtens ein ſchwacher Lebensſchein das verkümmerte Geſicht ihres Vaters, und ſein Herz, voll erfinderiſcher Selbſtmarter, war minder als ſonſt ihrem kindlichen Troſte, ihrem bittenden Zureden verſchloſſen. Deßhalb waren der liebenswürdigen Clementine die Monate, welche ſie da draußen zubrachte, doppelt erſehnt, und ſie begrüßte die erſte Schwalbe immer als eine Verkünderin beſſerer Tage.

Dieſe ſollten nun abermals nach einem langen, trüben Winter für das arme, gequälte Kind gekommen ſein. Sie hatte heute, am vierten Mai, den kleinen Sommerpalaſt bezogen, und das Holen und Tragen, Räumen und Ordnen wollte kein Ende nehmen; denn Clementine ſorgte mit aufmerkſamem Bedacht dafür, daß ihr Vater ſich auch hier von den hunderterlei Bequemlichkeiten umgeben ſähe, an welche ſeine krankhafte Laune gewöhnt war. Endlich war die Einrichtung vollendet, und Clementine ſah ihr Werk als gut an. Sie ging noch einmal die Regiſter des Gedächtniſſes durch, ob irgend etwas vergeſſen wäre; aber ſie fand nichts, und konnte nun an ſich ſelbſt denken.

Ermüdet ſetzte Clementine ſich unter einen Apfelbaum, der unweit des Hauſes und eben in voller Blüthe ſtand. Sie überließ ſich dem erſten erquickenden Gefühl der Ruhe. Ihre Augen irrten entzückt in den Frühlingsreizen des Gartens umher. Die letzten Laubknospen waren in der Wärme dieſes Tages aufgebrochen, und das blendende, ſaftige Grün wallte in zitternden Schatten durch einander; leiſe bewegte der Weſt die duftigen Glocken der Hyazinthen, und die Augen der Aurikeln ſchaueten gläubig, wie eine fromme Gemeinde, zur Klarheit des Himmels auf. Die Abendſonne neigte ſich bereits, um hinter den purpurnen Vorhang mit Gold beſäumt, zu ſinken, in deſſen erhabenen Faltenwürfen das Weben der Kühle ſpielte, und die ſilberblaſſe Hälfte des Mondes war in dem blauen Gewölbe des Aethers ſchon ſichtbar.

Clementinens Gemüth erhob ſich wie in der Kirche. Vom Dome der Stadt klang Geläut; aber es verhallte hinter ihr in leiſen, feierlichen Tönen; der Thurmuhren lauter Schlag betäubte und ängſtete ſie hier nicht mehr — die alte, unaufhörliche Leier der Vaudevilles- und Volksweiſen ſtörte hier nicht gewaltſam die Stille der Einſamkeit, oder riß mit ſchreiendem Mißlaut in ihre Stimmung; eine Nachtigall ſchlug an die zarten Saiten ihrer Seele und entlockte mit dem flötenden Geſange voll Gefühl Clementinen einen Seufzer der Sehnſucht, und wiegte die ſinnige Zuhörerin in ſüße Träume der Zukunft.

Ein anſtürmender Schritt weckte ſie plötzlich daraus, und ihr Bruder Victor ſtand vor ihr.

„Guten Morgen, Schweſterchen!“ ſagte er, und warf das ſcharlachfarbige Studentenmützchen ſo ungeſtüm auf einen vorſpringenden Aſt des ſtolzen Reinettenbaumes, unter dem Clementine ſaß, daß die roſigen Blüthen erſchrocken zuſammenbebten und auf des Mädchens weiße Stirne, auf das braune Lockenhaar herabtaumelten.

„Guten Morgen?“ wiederholte Clementine fragend und mit lächelnder Rüge, „ich wünſche Dir wohl geſchlafen zu haben, mein Brüderchen! Dort ſteht der Mond — und die Sonne wird bald untergehen.“

„Gleichviel!“ gab Victor mit unbekümmertem Tone zur Antwort, „der Burſch lebt in der ſchönſten Zeit ſeines Daſeins, im Glanze der Freiheit; für ihn iſt es daher ſtets Morgen, ob er auch zur Mitternacht ſeinen Gruß rufe. — Dabei fällt mir etwas ein, das ich Dir erzählen will. Die braune Nacht wird heute mit ihren Sternenblicken einen köſtlichen Spectakel anſchauen. Wir wählen einen Senior, weil der Tod dieſen Ehrenpoſten vacant gemacht hat.“ Bei dieſen Worten ging Victor, von einem tragiſchen Humor hingeriſſen, aus der erzählenden Redeweiſe ſingend in die Strophen über: „Wir weinten und wünſchten Ruhe hinab in unſeres Bruders kühles Grab;“ — dann fuhr er wie vorher fort: „Wir brauen Punſch, das heißt, en maſſe, und der Geiſt wird nicht, wie etwa in Deiner Manier, mein zarter Engel, homöopathiſch hineingetröpfelt, ſondern in Strömen ausgegoſſen, auf daß er uns mit Feuer und Muth zu einer That entflamme, die einen Unglimpf rächen ſoll!“

„Victor!“ unterbrach Clementine ihren Bruder, und blickte beſtürzt in ſein erhitztes Geſicht, „ich glaube, Du biſt ſchon ein wenig im Sturme!“ —

Victor lachte und ſprach: „Da müßte ich mich im Zuckerwaſſer berauſcht haben, das ich auf des Vaters dringende Empfehlung trinke; aber die ſchale Süßigkeit ekelt mich an — ich lobe mir die reine Quelle! — Doch Du haſt mich geſtört, Tina, höre nur weiter! Haben wir nun gewählt und gepunſcht, ſo ziehen wir aus und bringen der Magnificenz zum Namenstage ein Pereat, und morgen, wird ſein Glaſer alle Hände voll zu thun haben.“

„Dem Profeſſor? dem Florian?“ rief Clementine entſetzt, und ihr erſchrockener Blick hing an der lächelnden Lippe des Bruders. Dieſer nickte bejahend und ſagte: „Er hat dem Felix Dorwald in Gegenwart mehrerer Studenten auf eine malitiöſe Weiſe das beſcheidene Geſuch um ein Freicollegium abgeſchlagen. Die Studenten waren empört von dieſer Scene, und der arme Dorwald iſt bleich wie der Tod und keiner Silbe mächtig geweſen. Doch dieſe hämiſche Beleidigung ſoll ihm nicht ſo hingehen. Der Felix iſt ein braver Junge, die ganze Univerſität iſt ihm gut, und nur der Rector ſein Feind. Der Grund davon iſt nicht tief zu ſuchen. Du, mein Schweſterchen, haſt ihn gelegt. Der Korb, welchen Du dem hochweiſen Herrn Doctor Juris gegeben, iſt zu einem Neſte voll Satanseier geworden, und nun kriecht ein Teufelchen der Bosheit und des Haſſes nach dem andern aus.“

Clementine war erblaßt; ſie rang die weißen Hände und antwortete in jammernden Tönen: „Guter Gott im Himmel! das fehlte noch. Ich müßte den Profeſſor nicht kennen, wenn ich zweifeln ſollte, daß der beſchloſſene Scandal Deinen Untergang, mein Bruder, zur Folge haben werde. Dir bleibt die Schelle am Halſe, ein lebenslänglicher Schimpf — Du magſt nun Anführer des Pereats ſein, oder nicht. Denke an den Vater — denke auch an mich!“ Clementine ward hier von dem Gedanken an das volle Maß ihrer häuslichen Erduldungen übermannt, ihr Gefühl floß in heißen Thränen über, und die ſanfte, bittende Stimme erſtickte in Schluchzen.

Der Jüngling ſah betroffen auf die weinende Schweſter, und ihre Thränen tropften auf ſein Herz.

„Was ſoll ich aber machen?“ fragte er mit ungewiſſem Tone; „ich habe weder Befugniß, noch — aufrichtig geſagt, Luſt, dem Chor der Rache Einhalt zu thun; — der Einzige, der es aufhalten könnte, wäre Dorwald ſelbſt; doch den will man auf dem Wege nach dem Pfarrdorfe ſeines Bruders geſehen haben.“

Clementine trocknete ſich ſchnell die blauen Augen, und ein Strahl der Hoffnung erhellte ihren trüben Blick. „Ach!“ ſagte ſie auflebend und ergriff flehend ihres Bruders Rede, „ſprich unverzüglich mit Felix, guter Victor! grüße ihn von mir und bitte ihn in meinem Namen, daß er dieſem Unheil zuvorkomme! Sollte er noch draußen in Graulinden ſein, ſo ſende ihm einen reitenden Boten entgegen, verſteht ſich, auf meine Koſten. — Hätte ich nur einen Bleiſtift zur Hand — ich würde ſelbſt — aber ich zittere ſo ſehr; — erzeige mir alſo die einzige Liebe, Victor! und eile, meinen Wunſch zu erfüllen! Ich werde es Dir auch nimmermehr vergeſſen.“

Clementinens ängſtliche Bitte rührte den Bruder; er legte ſeine Hand auf ihre weiche Schulter und ſprach: „So muß ich alſo fort — ich wäre aber gerne noch ein wenig bei Dir geblieben.“ Darauf erhob er den ſchmelzenden Tenor in die ſtille Luft und ſang: „Ach liebe, liebe Clementia mein, ach könnt' ich doch immer bei Dir ſein! am Montag.“ — —

„Gehe nur jetzt, gehe!“ bat Clementine, indem ſie den Sänger von ſich ſchob, „die Zeit drängt, ich bitte Dich inſtändigſt, verſäume keinen Augenblick!“

„Ach liebe, liebe Clementia mein, ach könnt' ich doch immer immer bei Dir ſein! am Montag, Dienstag“ — — ſang Victor fortſtürmend, und rannte in der Gartenthüre gegen den Vater.

„Holla! junger Herr! wohin ſo haſtig!“ ſagte der Banquier, ſich an das grüne Gitter lehnend, welches ſeiner wankenden Stellung Schutz gab.

„Verzeihe, lieber Vater! ſprach Victor gutmüthig, aber ohne Verweilen, „ich habe etwas Wichtiges vergeſſen.“

„Ja, es mag ſehr wichtig ſein, das!“ murmelte Herr Ballaſt mit entrüſtetem Hohne ſich in den Bart, und blieb ſtehen, um dem Sohne nachzuſehen, der mit Rieſenſchritten nach der Stadt zurückging. Ein väterliches Wohlgefallen an der hohen, kräftigen Geſtalt des Jünglings leuchtete auf in ſeinen Augen; aber der Mund, nun einmal gewöhnt, ſich nur zum Tadel oder zur Klage des Mißmuths zu öffnen, verleugnete dies natürliche Gefühl.

Indem Herr Ballaſt ſich mit langſamem Schritte dem Platze näherte, von wo aus ihm ſeine Tochter entgegenkam, ſagte er im lauten Selbſtgeſpräche: „Das brüllt und ſingt beſtändig, wie auf der Wachtſtube! Der wilde Muth, das rohe Treiben der jungen Leute artet immer mehr aus. Sie waten in dem Schlamme ihrer Lüſte, und wie mancher wackern Eltern Kind verſinkt ſogar darin! Die aber endlich wieder feſten Fuß faſſen müſſen, wie ſollen ſie den Uebergang zu dem trocknen Ernſte des Geſchäftslebens finden? — Da ſuchen ſie ihn, wenn das Bischen Berufswiſſenſchaft nothdürftig und kümmerlich genug eingeſammelt iſt, auf weiten Reiſen, in der Schweiz, am Rheine, in Italien, auf den Karpathen, ja, meinetwegen auf dem Blocksberge! verthun das ſauererworbene Geld ihrer Väter und ſträuben ſich gegen die ſegnende Arbeit, ſo lange noch ein Goldſtück durch die müßigen Finger rollt, und geberden ſich in dem ſchlichten Bürgerrocke, in der Amtsuniform, wie Irre in der Zwangsjacke. — Ja, die Welt iſt ſchlimm geworden, ſehr ſchlimm. Guten Abend, Clementine! na, da bin ich. Aber der weite Weg ward mir ſauer; die Frühlingsluft greift einen doch gewaltig an! Es iſt hübſch hier, obgleich ich mir die liebe Natur noch ſchöner gedacht hätte.“

„Willkommen, Väterchen!“ ſagte Clementine mit Engelsfreundlichkeit, und küßte ihm die Hand. „Deinen Eingang ſegne Gott!“

„Meinen Ausgang gleichermaßen,“ antwortete Herr Ballaſt, und machte aus chriſtlichen Reſpect vor dem frommen Wunſche ſeines Kindes eine minutenlange Pauſe in dem gewöhnlichen Klageliede. Dann hob er an: „Das war ein heißer Tag! wie matt wird die Nacht ſein! wie bange mir mein kühles Haus thun! Dies hier iſt ein wahres Treibhaus; die Sonne brennt von früh bis Abend auf die Fenſterſcheiben. Vergiß nur nicht, ſie fleißig öffnen zu laſſen, denn die Stickluft macht mich krank!“

Clementine verſprach es; aber ein kleiner, leiſer Seufzer entſchlüpfte ihr. Sie war heute weniger fähig und geſchickt, als ſonſt, durch zärtlichen Widerſpruch und holdes, zerſtreuendes Geſchwätz die Grillen ihres Vaters zu verſcheuchen.

Der Banquier bemerkte es. „Was fehlt Dir, Clementine?“ fragte er, „Deine Stimme klingt ſo kläglich, und — ich glaube gar, Du haſt geweint? Gewiß, es iſt ein Unglück vorgefallen; geſtehe mir es nur! ich bin auf alles gefaßt und vorbereitet.“

Clementine wollte ihren Vater beruhigen; doch Herr Ballaſt, nun einmal im Zuge ſeiner Befürchtungen, verſagte den verſichernden Worten ſeiner Tochter Glauben. „Nur heraus mit der Sprache,“ fuhr er fort, „ich kann das hinter dem Berge halten nicht leiden; ich möchte es errathen, was geſchehen. Zufall und Ungeſchick ſuchen ſich in der Regel das Schönſte und Liebſte aus, um es zu zertrümmern; ſo werden die Träger mir wohl meine koſtbare Stutzuhr zerbrochen haben. Das klotzige Volk achtet auf nichts ſorgſam. Es wäre ewig Schade darum! Der Tod daran war ein wahres Meiſterſtück der Kunſt!“

Mit einem traurigen Lächeln verſetzte Clementine: „So wahr, als ich lebe, ſchwingt der kleine Tod auf Deiner Lieblingsuhr, mein Vater, ſeine Senſe unverletzt über jeder abgelaufenen Stunde! Ach! möchte die bald tönen, welche den Schlag meines Herzens ſtille ſtehen heißt!“

Ergriffen von dieſer Sprache der Wahrheit und des Kummers, fragte Herr Ballaſt ſchwankend zwiſchen Angſt und Wehmuth: „Nun, was haſt Du denn, Tinchen? Oder liegt vielleicht die alabaſterne Lampe, das letzte Andenken meines Freundes — in Stucken?“ —

„Ach dieſe iſt ganz, ſo wie überhaupt unſer Auszug diesmal ohne allen Schaden abgegangen iſt,“ betheuerte Clementine, und ſetzte zögernd, mit fallender Stimme hinzu: „Es war nur eine kleine Beſorgniß, Victors wegen, was mich beunruhigte: — aber ich hoffe, meine Furcht wird ungegründet ſein.“

„Ob es mir nicht ahnete!“ brach Herr Ballaſt aus, die durren Hände zuſammenſchlagend, „der Tollkopf rannte gewiß zu einem Duell! Die gottloſe Jugend gehet ja mit den koſtbaren Gliedmaßen um, als wären es Carbonadenſtücken — und während wir hier ſitzen und plaudern, beraubt mich vielleicht ein Hieb in den Kopf, ein Schuß in die Bruſt, ein Stich in den Unterleib meines einzigen Sohnes. Ach, ich unglückſeliger Mann!“

Clementine nahm ihre leidende Geduld zuſammen, und ſagte mit tröſtender Gefaßtheit: „Lieber Vater, höre mich doch nur an! es iſt an keinen Zweikampf zu denken; aber ich will Dir alles wahr und aufrichtig ſagen. Profeſſor Florian hat heute den jungen Dorwald beleidiget; einige Studenten, die Zeuge davon geweſen, haben die Landsmannſchaft aufgewiegelt, und man will in dieſer Nacht dem Erſteren ein Pereat bringen. Victor verrieth dies Vorhaben gegen mich, unbedachtſamer, aber diesmal glücklicher Weiſe; ich habe ihn beſchworen es zu hintertreiben; denn ich beſorge, daß derſelbe Haß, welcher den trefflichen Jüngling verwundete, der eine Zierde der Univerſität und der Stolz ſeiner Lehrer iſt, auch meinen Bruder treffen könnte, wenn dieſer ſich auch nur der geringſten Theilnahme an einem öffentlichen Vergehen gegen die Perſon des Rectors ſchuldig finden ließe."

„Da haſt Du Recht, mein kluges Kind!" antwortete Herr Ballaſt, und ſeine Züge druckten den Wechſel des Schreckens aus, „ich ſehe es kommen, der Victor wird relegirt, und das iſt noch ſchlimmer, als wenn er todt wäre. — Die Raſenden! dem Florian wollen ſie ein Pereat bringen! Das iſt ungefähr, als hätten ſie beſchloſſen, mit Pechfackeln in die Hölle zu ziehen — wenn es nämlich eine giebt. Ich ſage zwar immer: Dem Teufel müſſe man zwei Lichter aufſtecken; allein von weitem, von weitem! Ich habe alle Hochachtung vor dem böſen Feinde."

Clementine blickte nachſinnend zu Boden und ſagte: „Wenn der Profeſſor nur zu entfernen wäre! er iſt allzuſehr verhaßt, und der Studenten trunkener Muth könnte gereizt und entzügelt" — — hier ſtockte Clementine und beſann ſich, daß ſie in ihrem eigenen Kummer die Rückſicht auf die peinliche Vorſtellungsart des Vaters ausgeſetzt hätte.

„Und wo es einen Spectakel giebt," ſetzte Herr Ballaſt, der ſeine Gedanken nur auf den Sohn gerichtet hielt, die Rede ſeiner Tochter fort, „iſt unſer Victor gewiß nicht der Letzte; darauf kennen wir ihn. Wenn er nun aber mit Schimpf und Schande von der Univerſität gewieſen wird, was ſoll ich dann mit ihm anfangen? Zum Kaufmann ſchickt er ſich, wie die Fauſt aufs Auge."

„Denke Dir nicht dieſen ſchlimmſten Fall, mein Väterchen!" ſagte Clementine mit liebreicher Miene, und wollte weiter reden, als ſie abgerufen ward, um ein verſchloſſenes Geräth auszugeben, deſſen man bedurfte. Zu ihrer nicht geringen Beſtürzung war der Vater verſchwunden, als ſie zurückkehrte. Sie ſendete ſogleich nach der Stadt; aber dort hatte Niemand in ſeinem Hauſe ihn nach dem Weggange vor einer Stunde geſehen.

In der kurzen Zeit, wo Clementine ihren Vater verlaſſen mußte, war der Gedanke in ſein aufgeregtes Gemüth gekommen, den Profeſſor Florian von der ihm drohenden Fatalität zu benachrichtigen und wo möglich zu entfernen, auf daß derſelbe perſönlicher Inſultation entzogen würde, und das Wort des Warners im ſchlimmſten Falle — dem Sohne zu Gute kommen könnte.

Es gehörte zu den beſondern Eigenthümlichkeiten unſeres Hypochondriſten, einen in der Angſt gefaßten Gedanken ſo feſt zu halten, daß kein ſpäterer Zweifel, ob er beſſer unausgeführt bliebe, ihn demſelben zu entreißen vermochte — wie oft er auch eingeſehen, daß dieſe Art, ſich aus eingebildeten Gefahren zu retten, ihm wirklichen Schmerz und Verdruß zugezogen. Eine Wetterwolke ruhig vorüberziehen zu laſſen, zu warten, ob ſie ſich vertheilen oder ausladen werde, oder ihren Schlägen ſich mit leiſer Vorſicht zu entziehen, lag nicht in ihm; vielmehr lenkte die quälende Ungeduld, welche einen Hauptzug ſeines Weſens ausmachte, öfters Uebel auf ſein und der Seinigen Haupt, die zu vermeiden geweſen wären.

Clementines leicht hingeworfener Wunſch, daß Doctor Florian bei der ſcandalöſen Feier ſeines Namentages abweſend ſein möchte, ward von ihrem Vater auf die beſchriebene Weiſe ergriffen. Ohne alles weitere Ueberlegen brach er in Haſt und Eile nach der Stadt auf, ehe der bedenkliche Widerſpruch ſeiner Tochter die gewagte Abſicht hindern könnte. Die Sonne war indeß geſunken, in Schaaren ſtrömten die Städter ins Freie, um des balſamiſchen Maiabends zu genießen, und jodelnder Pöbel ſpottete und lachte hinter dem Banquier her, daß er das ſchöne Landhaus verlaſſe und der dunſtigen Stadt zueile, um darin wahrſcheinlich ſeines Mammons zu hüten. Herr Ballaſt erreichte mit immer ſchnelleren Schritten die leeren Straßen und ſtand jetzt keuchend vor dem großen Hauſe, das dem Profeſſor Florian gehörte. Der Mond beleuchtete mit ſanften Strahlen das düſtere Gebäude, das eine öde Stille umwebte, und nur der einſame Schein eines Lichtes, welches hinter den trüben Fenſterſcheiben eines Eckzimmers hin und her wankte, ließ vermuthen, daß es nicht ganz unbewohnt und ſein Beſitzer daheim wäre.

Der Banquier zog heftig an der Klingel, die Wirthſchafterin öffnete um ſo träger, und hätte beinahe vergeſſen, den Mund und die Thür wieder zuzuſchließen, als ſie in dem ſpäten Zuſpruche, Herrn Ballaſt, einen Mann bei der Stadt, eintreten ſah, den ihr Brodherr, wie ſie ſchlau erſpäht hatte — gar gern Schwiegerpapa genannt haben würde.

Aber ungleich größer noch war die Verwunderung des Profeſſors über den ſeltenen Beſuch, der ihm zu dieſer ungewöhnlichen Zeit ward.

Florian, Doctor der Rechte, war ein Mann zwiſchen vierzig und funfzig Jah[illegible]ehnlich, wohlgebildet, geiſtreich und gelehrt, aber kaum Jemanden angenehm, weil der Ausdruck eines feindſeligen Sinnes und gehäſſiger Leidenſchaften ſich ſeinen Zügen ſcharf eingeprägt hatte. Sein Charakter ſtand in dem gefürchtetſten Rufe: unzählige Beiſpiele von ſeiner Bösmüthigkeit waren zur Erfahrung des Publicums gekommen, und mit Scheu ward er überall vermieden. Das heilige Recht war ihm nur eine todte Wiſſenſchaft, kein lebendiger Beruf, und Selbſtſucht war die Autorität der Geſetze, denen allein er ſein Thun und Treiben unterwarf.

Dieſer Mann nun war dem Banquier in Geſchäften näher bekannt geworden, und hatte das Unglück gehabt, ſich ernſtlich in die holde Clementine zu verlieben. Doch ſelbſt in dieſer Thorheit war er noch klug und ſpeculativ, denn Clementine galt für einen Engel und für eine reiche Erbin; er bewarb ſich daher in aller Form um das ſchöne Mädchen.

Dem alten Ballaſt kam Zittern und Zagen dabei an; er beſorgte, ein Korb werde die Rache des Profeſſors auf ſein Haus laden, und wäre es nach ihm gegangen, ſo hätte ſeine Tochter den Freier, der ihm ſelbſt widrig war, aus purer Furcht und Höflichkeit nehmen müſſen.

Aber Clementinens Herz, das längſt nicht mehr frei war, kannte kein Bangen vor menſchlicher Gewalt; Unſchuld und Liebe erhoben das Mädchen über die Bedenklichkeit, einen Mann, wie den Profeſſor, durch eine abweiſende Antwort zu erbittern. Mit jungfräulichem Zartſinne war Clementine dafür bemühet, dem Freier, welchem ſie ſich unausſprechlich abgeneigt fühlte, jeden nähernden Schritt zu erſparen; allein in der Hitze ſeiner Heirathsluſt ging er doch zu weit, und ſtieß nun wirklich an das Körbchen, das, wie fein und zierlich auch geflochten, ſeinen Stolz doch verwundend fiel. Er forſchte nach, was Clementinen abgehalten haben könne, die Seinige zu werden, ein tiefes Räthſel für ſeine Eitelkeit! und brachte endlich heraus, daß ſie mit einem jungen Theologen verſprochen ſei, der vor Jahr und Tagen die Landpredigerſtelle in Graulinden, einem Dorfe, zwei Meilen von dieſer Stadt, erhalten; daß ihr Vater jedoch dieſer Heirath ſeinen Conſens bis jetzt verſagt habe, weil es ſein Wunſch wie ſeine Hoffnung wäre, die einzige Tochter an einen Kaufmann verehelicht zu ſehen, der ſein anſehnliches Wechſelgeſchäft einſt fortführen könnte.

Der Gedanke, daß Clementine ja auch nicht glücklich in ihrer Liebe wäre, der des Vaters Segen fehlte, kühlte den Haß, in den ſeine Leidenſchaft ſich verwandelte, und welcher ſich beſonders gegen ihren Verlobten und deſſen Anhang wendete. Auch Victor, Clementinens Bruder, war ſchon einige Male nahe daran geweſen, den Zunder der Rache, der in des Profeſſors tückiſchem Gemüthe glomm, in Flammen zu ſetzen; doch immer verhinderten ſchützende Umſtände den völligen Ausbruch derſelben. Clementine hatte alſo ſehr Recht, wenn ſie ihren Bruder vor jeder Gelegenheit zu bewahren ſuchte, wobei er jenen gefährlichen Funken zu ſeinem eigenen Verderben anfachen könnte.

Wir empfangen Herrn Ballaſt nunmehr bei ſeinem Eintritt in das Zimmer des Profeſſors. Das Auge des Banquiers, an die Verhältniſſe einer geſchmackvollen Ordnung gewöhnt, fiel hier auf Umgebungen, die ihn anwiderten. In dem großen Zimmer ſah es unheimlich und wirr aus, kein Möbelſtück an ſeiner Stelle. Die Repoſitorien waren theilweiſe leer, und die hinein gehörigen Bücher lagen zerſtreut an der Erde oder auf den Stühlen umher. Die Vorhänge, von Staub und Stubenrauch geſchwärzt, hingen graulich herab, wie Trauerfahnen; auf dem eingedrückten Sopha ſchnarchte ein feiſter Mops, und die bleiche Büſte des Juſtinian ſtarrte aus dem Wuſt des Schreibtiſches hervor. Der Profeſſor ſelbſt, in einem abgetragenen Schlafrocke, ſaß hinter einem aufgehäuften Actentiſche, der in der Mitte des Zimmers ſtand und blätterte in einem Volumen, und die Roſe, welche an dem ungeputzten Lichte blühete, war vielleicht das einzige Blumenbild, das in ſein ödes Leben hineinleuchtete.

Als der Banquier dieſe ungaſtliche Schwelle betrat und den Profeſſor anſichtig ward, überlief ihn ein fröſtelnder Schauer; jetzt auf einmal, aber nur zu ſpät, gereuete ihn der Gang hierher; er wäre gerne umgekehrt, allein der Profeſſor hatte ihn bereits erblickt und erhob ſich mit der verwunderungsvollen Frage: „Ei, Herr Ballaſt! ſehe ich auch recht? da widerfährt meinem Hauſe ja die ſeltenſte Ehre! Stände ich beſſer im Geruche der Frömmigkeit, ſo würde ich glauben, Sie, ein Nicodemus der Bürgerſchaft kämen am ſpäten Abend, um Heil bei mir zu ſuchen. Das darf ich aber wohl kaum vermuthen.“ Dies ſagte der Profeſſor mit einem Lächeln, in welchem ſich freigeiſteriſche Selbſtgefälligkeit mit dem ſpottenden Vorwurfe für das geringe Zutrauen miſchte, wovon er in dem unverſchmerzten Korbe einen Beweis empfangen zu haben meinte.

„Gehorſamer Diener, Herr Profeſſor, gehorſamer Diener!“ antwortete der Banquier in ſcheuer Verlegenheit; „ich komme, Sie von meiner Freundſchaft zu überzeugen, und dabei darf man nicht auf Zeit und Stunde ſehen.“

„Das wäre ich mir in der That noch weniger vermuthend geweſen!“ verſetzte der Profeſſor, doch um einen Grad freundlicher, als vorher, und rückte, einen Stuhl darbietend, näher; denn dem guten Ballaſt wankten die Füße von dem raſchen Laufe.

Die kalte, höhniſche Ruhe des Profeſſors brachte ſeinen Gaſt um den letzten Reſt von Beſonnenheit, deren volle Sammlung er doch zu einer ſo ſchwierigen Aufgabe bedurft hätte, wie der mitzutheilende Gegenſtand war. Verwirrt und geängſtet ſprach er: „O, mein wertheſter Freund! ich und meine Kinder, wir haben gewiß alle Hochachtung für Sie!“

Der Profeſſor neigte den Kopf ein wenig und ſagte mit bitterem Tone: „Dies Gefühl iſt zeither ſo meiſterhaft cachirt worden, daß ich eher auf das Gegentheil hätte ſchwören mögen. — Ihr Sohn, Herr Ballaſt, läßt es nicht ſelten an der gebührenden Ehrerbietigkeit für mich fehlen, und Ihre Tochter — hat durch den Vorzug, welchen ſie dem unbärtigen Landpaſtor giebt, bewieſen, wie hoch ſie meinen Werth anſchlage.“

„O laſſen wir das, Theuerſter!“ bat der Banquier in zunehmender Bedrängniß; „mein Sohn iſt ein junger Menſch — meine Tochter eine kleine Thörin; wäre ich mein Sohn und meine Tochter, ich würde Sie reſpectiren und — heirathen.“

Der Profeſſor biß ſich lächelnd in die Unterlippe und ſprach: „Welchem außerordentlichen Zufalle verdanke ich aber das Vergnügen Ihres Beſuchs und dieſer vergütenden Erklärung?“

Herr Ballaſt räusperte ſich, der Angſtſchweiß rann an ſeinen Schläfen herab, er ſagte: „Ich komme aus gutem Herzen, Sie vor einer Ungelegenheit zu warnen, die Ihnen nahe bevorſteht. Sie haben heute dem jungen Dorwald ein Geſuch abgeſchlagen, wozu Sie wahrſcheinlich Ihre triftigen Gründe hatten.“ —

Ein zürnender Schatten lief über die geſpannten Züge des Profeſſors, als er den Namen hörte, den ja auch ſein Nebenbuhler führte, denn der gekränkte Student und der Paſtor in Graulinden waren leibliche Brüder.

„Das Studentenvolk aber,“ fuhr der Banquier fort, „hängt und hält zuſammen wie die Juden, oder wie die

Freimaurer — oder wie — wie — Gott weiß, wie wer ſonſt noch! — Sie, mein ſchätzbarer Freund, haben alſo, wie man zu ſagen pflegt, in ein Wespenneſt geſtochen. Der Jüngling, ich meine den Felix Dorwald, wird allgemein geliebt, das gute Lob ſeiner Sitten wie ſeines Fleißes wird nur mit einer Stimme von tauſend Zungen geredet. Seine Commilitonen haben ſich vereiniget, den Bittſteller, welchen Sie, wie Einige behaupten, unfreundlich abgewieſen haben ſollen, an Ihnen zu rächen, und die Sache kann recht ſchlecht ausfallen. Ein Zufall ſetzte mich davon in Kenntniß, zum Glücke will ich ſagen, wenn Sie meiner Warnung Gehör geben wollen. Meine Tochter ſchwimmt daheim in Thränen, und Clementine weint ſo leicht nicht; — und in dieſem Augenblicke ſetzt mein Sohn Victor Himmel und Erde in Bewegung, um ſolch einer öffentlichen Verdrießlichkeit vorzubeugen. Ach, mein Gott und Herr! vernünftige Menſchen haben gerade genug zu thun, wenn ſie dem Tollmannswerke Anderer ſteuern wollen!“

Profeſſor Florian war während dieſer Mittheilung verblichen; er war feig, wie jeder Unedle. Das Gewiſſen ſchlug ihm wie eine Sturmglocke, denn er war ſich bewußt, den Haß der Studenten durch mehr als dieſe eine heutige Handlung der Ungerechtigkeit fürchterlich gereizt zu haben. Der ubertriebene Vortrag des Banquiers, die ſichtliche Angſt, welche dieſer Sprache den Stempel der Wahrheit aufdrückte, ließ den Profeſſor kaum weniger, als einen Anſchlag auf ſein Leben fürchten. „Die Elenden!“ ſtieß er mit zuckendem Munde hervor; „das Gelüſt der Rache an mir ſoll ihnen übel bekommen!“

„Wenn es nur bei dem Gelüſt bleibt,“ antwortete Herr

Ballaſt mit einer Geberde der Warnung, „ſo wollen wir froh ſein, und die eingebrockte Suppe gerne ſtehen laſſen.“

„Was ſoll ich aber machen,“ fragte der Profeſſor verſtört, „um, wie es die Würde meines Amtes erheiſcht, mich auf den Angriff dieſer wilden, mörderiſchen Rotte vorzubereiten?“

„Wollen Sie meinem Rathe folgen,“ erwiederte der Banquier dringend, „ſo ſchicken Sie ſtehenden Fußes nach einem Lohnwagen und fahren auf und davon. Ein altes Sprichwort ſagt: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß; und heiß könnte Ihnen, blieben Sie, hier gar leichtlich werden — zuletzt auch kalt. Die Mainacht wird wunderſchön — in die Wagentaſche poſtiren Sie einen alten Ungar mit rother Mütze — der giebt Feuer; ein wenig kalte Küche daneben, ſo wird die Flucht gewiſſermaßen zu einer Spazierfahrt voll Genuß.“

„Den Teufel auch!“ entgegnete der Profeſſor heftig, und riß ſo ungeſtüm an der Klingel, daß die Dräthe ſprangen. Die Wirthſchafterin, welche gehorcht hatte, trat bebend ein, und der Profeſſor herrſchte ihr zu: Ein Fiacker, aber ſogleich — er muß bald kommen, ſage ich! Man ſende zu dem langen Jobſt, nur den Trunkenbold, den Ulrich, ſoll er mir nicht etwa ſchicken.“

Herrn Ballaſt fiel, als er dieſe Befehle vernahm, ein Centner von der Bruſt; doch das Gewicht ſeiner Angſt rollte nur einen Zoll breit tiefer und wälzte ſich auf ſein Herz, da der Profeſſor ſich mit den Worten zu ihm wendete: „Ihr Vorſchlag, mein verehrter Freund, ſcheint mir gut, und ich will ihn annehmen. Sie haben mir die Sache ſo plauſibel gemacht, daß ich ordentlich Luſt bekomme, vor der Revolution zu emigriren, deren zornigen Ausbruch in meinem Innern ich mehr fürchte, als das Toben der Renommiſten, die nicht ungeſtraft, das ſchwöre ich! gegen den Rector der Univerſität ausziehen werden. Der Senat ſoll ein Exempel ſtatuiren, das hoffentlich für ein paar Jährchen vorhalten wird. Doch nur unter der Bedingung, daß Sie mir bei der nächtlichen Fahrt Geſellſchaft leiſten, will ich im Wagen die Augen zudrücken, ſonſt bleibe ich und habe noch ein Stündchen Zeit, die Brille meines Scharfſinns für die härteſten Maßregeln klar zu reiben."

Wie aufgeregt der Profeſſor auch ſein mochte, ſo war es ihm doch nicht entgangen, daß die Miene ſeines Rathgebers ſich auffallend erheitert hatte, ſeit der Entſchluß zur Wegreiſe durch die gegebene Ordre nach dem Wagen befeſtiget war. Dies war genug für das Schuldbewußtſein eines Florian, um den Rath ſelbſt verdächtig zu finden. Ein unbeſtimmter Argwohn ſtieg in ihm auf, er faßte ſchnell den Gedanken, der ehrliche Ballaſt ſolle ihm gleichſam als Geißel dienen; vielleicht war es auch ein inſtinctartiges Schutzbedürfniß, was ihn drängte, ſich eines Begleiters zu verſichern.

Der Banquier trat einen Schritt zurück. Ich, Herr Profeſſor?" fragte er beſtürzt; „verzeihen Sie, das geht nicht an; ich könnte mich, anfällig, wie ich leider Gottes! bin, in der feuchten Nachtluft erkälten. Ohne Mantel — und meine Tochter würde in Todesängſten um den Vater ſchweben, der ihr im Umſehen abhanden gekommen.". Er griff nach ſeinem Hute.

Der Profeſſor fand in dieſer Weigerung einen Grund für das Mißtrauen, und ſagte mit gebietender Entſchloſſenheit: „Gut! ſc bleibe ich auch; es komme nun, was da wolle."

Herr Ballaſt legte den Hut wieder aus der Hand; kalte Tropfen perlten auf ſeiner heißen Stirn. „Nein!“ ſprach er nach kurzem Bedenken, „ich will mir nichts vorzuwerfen haben, ich fahre mit Ihnen! — der Wagen möge an meinem Landhauſe halten, dort laſſe ich die Clementine herausrufen, beruhige das gute Kind durch ein paar Worte und ziehe mir einen Mantel an.“ —

Während dieſer Verhandlungen hatte die einſame Clementine vergebens geharret, daß ihr Vater wiederkommen, oder einer der nach ihm ausgeſendeten Boten ihre Sorge durch die Nachricht, wo er geblieben ſei, beſchwichtigen würde. Ihre Angſt ſtieg von Minute zu Minute, ſie konnte im Hauſe nicht ausdauern, und ſtand wie die perſonificirte Erwartung an der Gartenthür, den Weg nach der Stadt unverwandt hinſtarrend. Es fiel ihr wohl ein, daß ihr Vater zu dem Profeſſor gegangen ſein könnte; aber dieſer Gedanke diente nicht dazu, ihre Unruhe zu vermindern. Sie kannte ihres Vaters unglückliche Geneigtheit, die Wahl zweckdienlicher Mittel zu verfehlen, und durch das Vorausſetzen äußerſter Fälle Uebel ärger zu machen — und bittere Selbſtvorwürfe ſtraften die übereilte Ausnahme, welche Clementine, obwohl ſie einem offenen Bekenntniſſe nicht füglich hatte ausweichen können, von der ſtrengen Regel, gegen ihren Vater über alle Unannehmlichkeiten zu ſchweigen, ſich diesmal hatte zu Schulden kommen laſſen.

Der laue Abend war nunmehr in die kühle, tiefe Stille der Nacht übergegangen. Die Sterne flimmerten frühlingshell am Firmament, das Geräuſch der Landſtraße war verſtummt und hörbarer tönten die Glockenſchläge, welche Clementine mit bangem Herzen zählte, aus der Stadt herüber.

Da hörte Clementine einen Wagen rollen; er kam näher — ſollte es der Vater ſein? dachte ſie mit ſchüchternem Hoffen. Der Wagen hielt wirklich. „Vater, lieber Vater! biſt Du es?“ rief ſie laut und freudig.

„Ja, mein Kind, ich bin es! antwortete die erſehnte Stimme; Herr Ballaſt bog ſich über den Schlag und drückte die ausgeſtreckte Hand ſeiner Tochter ſo ſtark und bedeutſam, daß Clementinens weiblichfeines Gefühl die geheimnißvolle Sprache dieſes Händedruckes ſogleich als ein Zeichen zur Vorſicht verſtand. Eine Schaar lichter Wölkchen verbarg in dieſem Augenblicke den Mond, und Clementinens ſpähender Blick konnte den Gefährten ihres Vaters nicht erkennen, der ſich verhüllt tief in die Ecke gedrückt hatte.

„Sei ganz ruhig, meine Tochter!“ ermahnte der Banquier mit einem Tone, der Clementine überzeugte, ihr Vater nehme Rückſicht auf das offene Ohr des Mannes, welcher neben ihm ſaß; „eine kleine, nothwendige Reiſe überraſchte mich, ehe ich Dir Nachricht davon geben konnte; morgen früh, ſo Gott will, ſehen wir uns wieder. Hole mir ſchnell einen Mantel, es fängt an kühl zu werden.“

Auf dieſe Erinnerung an ihres Vaters kränkliche Reizbarkeit ſprang Clementine in das Haus und brachte einen Mantel. „Gott! lieber Vater,“ ſagte ſie ängſtlich, „ich werde kein Auge ſchließen“ — — —

„Schlafe in Frieden, Herzenskind!“ tröſtete der Banquier gerührt und väterlichgut; „die Nacht geht vorüber, der Kummer auch; die Schatten fliehen bei dem anbrechenden Tage. Gute Nacht denn, meine Tochter!“

Es war, als ob ein anderer Geiſt aus Clementinens Vater ſpräche; die Zuverſicht eines ruhigen Gewiſſens und eine unbewußte Ahnung ließen ihn in dieſer dunkeln Stunde den ſchwarzen Dämon verleugnen, der ihm ſonſt im hellſten Sonnenlichte die ſchöne Welt in troſtloſer Finſterniß zeigte.

„Fort!“ lallte der Kutſcher mit ſchwerer Zunge; die Pferde zogen an, und jetzt trat der Mond hervor und weidete, wie ein guter Hirte, die kleine Heerde ſilberner Wolkenſchäfchen, welche leiſe am Himmel hinzog.

Clementine blieb ſtarr und ſtaunend ſtehen. „Es war der Profeſſor!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt; „mein Herz, das ſtets beklommen in ſeiner Nähe klopfte, verrieth es mir; ich fühlte die Schwüle ſeiner Gegenwart. Der arme Vater! Gott verhüte nur, daß ihm ein Unglück zuſtößt! — Wohin mag ihr Weg wohl führen?“ —

Ach, Clementine! hätte ein Engel Dir die Antwort auf dieſe Frage zugeflüſtert, Du würdeſt — — doch wir wollen unſerer kleinen Erzählung nicht vorgreifen.

Die Nemeſis des Profeſſors, welche wie ein böſes Geſtirn dieſe verhängnißvolle Nacht regierte, wollte, daß der Auftrag an den Lohnkutſcher gerade dem unrechten Manne, dem verbetenen Ulrich, und zwar mit ſchonungsloſer Treue ausgerichtet würde. Die plebeje Seele des Trinkers, tief in die Nebel des Schlafes und in die aufſteigenden Dünſte des Korngeiſtes verſunken, ſchwor. Genugthuung an dem läſternden Ruheſtörer zu nehmen und ſann auf einen verderblichen Plan. Er taumelte vor das Lager ſeines Herrn und ſprach, Profeſſor Florian habe ſchnell eines Wagens zu einer unverſchiebbaren Geſchäftsreiſe und ausdrücklich ſein, ihn zu fahren, begehrt; und obgleich der Pferdeverleiher, ſeine Gedanken nur mühſam aus dem erſten Schlafe emporraffend, ſich über das auszeichnende Vertrauen wunderte, das dieſem unnützen Knechte widerfuhr, ſo war er doch für einen wirkſameren Zweifel daran ſchon zu ſehr der Gewalt des Traumes verfallen, in deſſen Bereich auch das Seltſamſte zu geſchehen pflegt.

Der Banquier hatte den Vorſchlag gemacht, daß ſie auf ein etwa vier Meilen von G........ gelegenes Gut fahren wollten, woſelbſt ein weitläufiger Verwandter von ihm als Oberförſter ein ſchönes Waldhaus bewohnte. Dort wollten ſie, die frühe Rüſtigkeit vorausſetzend, in welchem gewöhnlich Forſtleute ihrem Berufe nachzugeben pflegen, einige Stunden ausruhen, dann bei dem vollen Anbruche des Tages gemächlich zurückkehren und den Beſchluß, was nun weiter zu thun wäre, auf den Bericht ankommen laſſen, der ſie empfangen würde. Profeſſor Florian, der nichts wußte, war es zufrieden.

Sie mochten etwa anderthalb Stunden gefahren ſein, als ihr Weg in ein Gebüſch führte. Ulrich nickte auf dem Bocke, die Zügel hingen ſchlaff und loſe in der halboffenen Hand. Der Profeſſor brütete in dumpfer Stille über unheilvolle Anſchläge und Herrn Ballaſt hielten mitternächtliche Schauer und die Sorge wach, daß Clementine heute in ihrer Beſtürzung wohl vergeſſen haben könnte, das Landhaus mit gehöriger Vorſicht zuſchlieſſen zu laſſen. Der finſtere Geiſt der Hypochondrie kam über ihn: er ſah Diebe einbrechen, das einſame Mädchen überfallen — ſeine Leute knebeln und binden — und die geſchäftige Phantaſie malte ihm das Schreckbild in furchtbaren Zügen aus.

Da ſchlug ein tumultariſches und verworrenes Geräuſch von eigenthümlicher Art in der Ferne an ſein lauſchendes Ohr, und plötzlich brach durch eine Oeffnung der Baumſchatten der Schein eines Feuers zu ebener Erde. Funken ſprühten und ſchwebten in weiten Bogen durch die thauende Luft und verloſchen dann auf dem feuchten Mooſe. Die

Pferde, geblendet von dem wallenden Lichte der Flammen, die ſich wie eine hölliſche Perſpective vor ihnen ausbreiteten, ſcheueten, und ehe noch der trunkene Ulrich zur Beſinnung kam, rannten ſie zügellos über Stock und Stein, bis der Wagen an einem abgehauenen Eichenſtamme krachend umſtürzte.

Der Profeſſor war übel gefallen, und für einige Minuten betäubt, und da der wiederholte Angſtruf des Herrn Pallaſt, welcher beſſer weggekommen, unbeantwortet blieb und auch der Kutſcher kein Lebenszeichen von ſich gab, ſo hielt der Banquier, nach ſeiner gewohnten Weiſe, das Schlimmſte zu fürchten, Beide für todt, und, durch eine ſehr natürliche Ideen-Verbindung, einegroße Anzahl Menſchen beiderlei Geſchlechts, welche, um das nahe Feuer gelagert, durch einander lärmten, tanzten und ſangen — für eine Räuberhorde. In dieſer entſetzlichen Vorſtellung keiner Ueberlegung fähig, fühlte er nur den Trieb, ſein Leben retten zu wollen, und von dem Grauen der Todesfurcht gejagt, ließ er die hulfloſen Gefährten im Stiche, und floh in das verbergende Dunkel der Gehölze.

Indeſſen war der Profeſſor zu ſich gekommen. Er empfand eine Wunde am Kopfe, das Blut rieſelte warm und ſacht in die Hand, welche danach faßte, ſeinen Arm, den er gebrochen wähnte, quetſchte noch der laſtende Druck des Wagens. Doch der Arm war nur verſtaucht, und er konnte ihn, wiewohl mit Anſtrengung und Schmerz, gebrauchen. Er raffte ſich auf und ſuchte den Banquier — dieſer war verſchwunden. Ulrich lag noch ohne Beſinnung unter den Pferden, welche nun ſtill wie Lämmer ſtanden und nach den jungen, ſaftigen Zweigen haſchten. Von dem erleuchteten Nachtſtücke herüber ſcholl Geſang, und der Profeſſor konnte deutlich die Strophen verſtehen: „Florian! Sanct Florian! lieber, heil'ger Schutzpatron! eifrig rufen wir Dich an, ſieh! die Flamme praſſelt ſchon. — Kämſt Du jetzt in unſre Nähe, denn — wir wiſſen — was geſchähe! unſerm werthen Florian würde Ehre angethan.“

Der Profeſſor glaubte jetzt, daß er verrathen wäre; die Beziehung, worin er ſeinen Namen nennen hörte, däuchte ihm ein wilder Spott, wo nicht gar eine grauſame Drohung! — Von der Vorſtellung des Pereats, dem er entfloh, eingenommen, ſah er in dem Kreiſe bleicher Männer, welche um das Feuer webten, eine übernächtige Geſellſchaft von Studenten, die er noch nicht genau erkennen konnte, und welche mit ihren Dirnen — denn es waren auch Frauenzimmer in gemeiner Kleidung darunter — ausgezogen wären, um hier in dieſer fernen, einſamen Gegend ſich jeden Frevel gegen ihn, ihr Opfer, erlauben zu können, das der treuloſe Ballaſt ihren rohen Händen überliefert hätte. Mit einem Gefühle, worin ſich verzweiflungsvoller Muth, empörter Stolz und ein dunkles Vertrauen miſchten, durch das ſchon erlittene Unglück vor jeder Gewaltthätigkeit geſchützt zu ſein, ging der Profeſſor raſch auf die Feuerſcene zu, erhob die dröhnende Stentorſtille und ſprach in die erſchrockene Stille: „Hier iſt der Florian, welchen Sie verlangen und verhöhnen! Doch wehe Ihnen! Sie werden einen böſen Geiſt beſchworen haben! — Sittenloſe Wüſtlinge! ich ſchäme mich, Ihr Vorgeſetzter zu ſein, da Sie hier, wie leichtes Geſindel, in Gemeinſchaft lockerer Dirnen“ —

Hier entſtand ein fürchterliches Geſchrei: „Lockere Dirnen? Vorgeſetzter? leichtes Geſindel?“ wiederholten mehr als funfzig Stimmen mit Tönen des Erſtaunens und der Wuth. Der gereizte Haufen drang auf den Redner ein, die

Blutstropfen, welche von ſeinem Haupte auf den Mantel niederfloſſen, fielen zwar löſchend in die Lohe des Zorns, welche nun über ihm zuſammenſchlug; aber dennoch war er nahe daran, gemißhandelt zu werden.

Da ward ein Mann unter dieſer tobenden Menge ſein Retter; er kannte den Profeſſor, und indem er ihn bei ſeinem Titel und Namen nannte, löſte ſich der ſeltſamſte Irrthum auf.

Der Profeſſor war unter die Töpferzeche gerathen, welche bekanntlich den heiligen Florian, den Schutzpatron des Feuers, auch als den Ihrigen verehrt. Dieſe Gegend war durch eine Erdart, welche ſich zu einer feſteren Thonmaſſe verarbeiten ließ, jenem Gewerbe beſonders günſtig, und ihre Gefäße hatten eine geſuchte Berühmtheit erlangt. Man fand daher im Umkreiſe mehrerer Meilen viele Töpfer angeſiedelt, welche alljährlich am vierten Mai in einem Wäldchen, das durch ſeine Lage, wie durch ſeine Anmuth ſich zu einem ſchicklichen Verſammlungsplatze eignete, die Namensfeier ihres Schutzpatrons wie ein Feſt der Handwerker begingen. Das große Feuer, welches dieſe fröhlichen Wegelagerer entzündeten, diente ihnen eben ſo wohl als ein Sinnbild ihrer Verehrung für ſeinen Schützer und als ein Zeichen, daß dies Element zu ihrer Nahrung gehöre, als zum Behufe ihrer Tafelfreuden.

Alles einigte ſich nun friedlich. Der Profeſſor verwünſchte zwar heimlich den Schabernack dieſes Mißverſtändniſſes; aber die Klugheit rieth ihm, gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Der ſtolze Mann, welcher ſelbſt gegen ſeines Gleichen nur eine herablaſſende Manier ſtatt geſelligen Bezeigens anzunehmen pflegte, befand ſich jetzt in der Verlegenheit, der zudringlichen Gaſtlichkeit dieſes Töpfervereins in ſchäumendem Warmbier Beſcheid thun zu müſſen — und er leerte damit einen Kelch herber Demüthigung.

Doch nun forderte er auch den ihm gleichſam verbrüderten Sinn dieſer Zunft zum Beiſtande für ſein verunglücktes Fuhrwerk auf. Man eilte in ungeſtümer Bereitwilligkeit nach der Stelle, wo es niederlag; der Schaden daran war nicht ganz ſo groß, und auch Ulrich war wieder zu Verſtande gekommen. Er blutete aus mehreren Kopfwunden, und eine mitleidige, junge Töpfersfrau behandelte ihn wie ein erfahrener Wundarzt.

Als nun die Morgenröthe erſchien, der Thau fiel und die heilige Frühe ihre Schauer ausgoß, war der Profeſſor auf dem Rückwege zur Stadt zu Fuß ſchon eine Strecke vorwärts geſchritten. Ulrich folgte langſam mit dem zerbrochenen Wagen, und in ſeinem verbundenen Kopfe gingen allerhand philoſophiſche Betrachtungen auf und nieder. „Ich werde mich künftig hüten, den Teufel an die Wand zu malen!“ brummte er in den Bart; „er läßt nicht mit ſich ſpaßen, das habe ich nun gemerkt. Es war nun ſo ein Einfall von mir, daß ich den Profeſſor umwerfen, oder irre fahren und ihm ſomit einen Denkzettel für die loſe Rede geben wollte, und jetzt liegt auf meinem Schädel ein Heftpflaſter, und der beſte Zahlaus ſteht mir noch bevor.“ —

Mit geſenktem Blicke, die Hauptſtraßen vermeidend, ſchlich Profeſſor Florian durch ſtille Nebengäßchen ſeinem Hauſe zu. Er zog die Thürſchelle, und erſt nach langem, ungeduldigem Warten erhielt er Einlaß. Die Wirthſchafterin erſchrak vor ſeinem verſtörten Anblicke.

„Iſt etwas vorgefallen?“ fragte er ſtieren Auges und hielt den Athem an, um kein Jota der Antwort zu verlieren.

„Nicht das Geringſte weiter,“ antwortete Jene gähnend, „als daß einige junge Tonkünſtler dem Herrn Profeſſor ein Ständchen zur Namensfeier gebracht haben.“

Der Profeſſor knirſchte: „Das hölliſche Feuer über die Tonkünſtler! Wenn ich künftig einen Topf am Herde ſtehen ſehe, wird Gift in meinen Adern kochen!“ —

Der Haushälterin kam ein Grauen an; ſie glaubte, der Profeſſor wäre wahnſinnig geworden, auch widerſprach der Ausdruck ſeiner Zuge und ſein zerrütteter Anzug dieſer Vermuthung nicht. Sie eilte zu ſeinem Arzte und übertrieb die Schilderung von dem Ausſehen und Benehmen ihres Herrn dergeſtalt, daß der Doctor ſich entſetzte und einen baldigen Beſuch verſprach.

Wenn er nun auch den Profeſſor bei geſundem Verſtande antraf, ſo war doch ſein Körper krankhaft angegriffen, und die Folgen dieſer ereignißreichen Nacht hielten ihn für mehrere Tage an Bett und Stube gefeſſelt.

Wir wollen uns nun wieder nach dem Banquier umſehen. Mit geflügelter Sohle, ſo, als würde er verfolgt, flog der arme Mann waldaus, feldein, ohne an ein Ziel dieſer Flucht zu denken, oder ſich ihres eigentlichen Grundes klar bewußt zu ſein. Die ſchwerkeuchende Bruſt war kaum noch zu dem Geſchäfte des Athmens fähig, die müden, zitternden Füße verſagten die überforderten Dienſte, und die erſchöpfte Natur drohete zu erliegen; aber Schrecken und Furcht, das Bild jenes Feuers und ſeiner Hüter, der Ton des hinſchmetternden Wagens, das Verſtummen ſeiner Gefährten geißelten ihn immer weiter.

So war er mit Schritten, die doch langſamer wurden, auf dem Fußſteige einer Straße hingeeilt, welche er für den

Weg nach S......... hielt, als er hinter den durchſichtigen Schleiern der Nacht ein Dorf ganz dicht vor ſich liegen ſah. Eine Mühle klapperte in der Nähe, die Mondſtrahlen tanzten auf dem brauſenden Wehre; allein der hypochondriſche Flüchtling hatte eine ſonderbare Scheu vor jeder Mühle, deren Räderwerk und Waſſerfluth ihn immer mit der Vorſtellung einer nahen Gefahr ängſtete. Auch waren ihm eine Menge Mord- und Räubergeſchichten, deren Schauplatz eine Mühle geweſen, aus Mährchen und Erzählungen ſeiner Kinderjahre in ſchreckhafter Erinnerung geblieben. Deßhalb widerſtand er dem heftigen Drange, unter ſolchem Dache ein wenig auszuruhen, und ſeinen brennenden Durſt durch einen friſchen Trunk zu kühlen.

Allein nicht weit davon, doch am Ende ſeiner Kräfte, öffnete ſich ein länglichrunder Platz, in deſſen Mitte die Kirche wie ein verhülltes Heiligthum ſtand. Uralte Linden rauſchten um den dörflichen Tempel, der Nachtwind flüſterte in dem verjüngten Laube. Niedere Hütten, deren offenes Gatter die ruhige Sicherheit der Armuth kund that, größere Gehöfte, worin anſchlagende Hunde ſchon die wache Sorge um den Beſitz verriethen, zogen ſich näher oder ferner umher, doch einige beſſere Häuſer ſtanden dichter an der Kirche.

Bis zum Tode matt, ſchwankte der unglückliche Ballaſt an die Thür des erſteren davon, und ſah zu ſeiner Freude durch das wankende Gitter hoher Roſenbäume, mit denen das Haus zierlich umpflanzt war, Licht in einem Zimmer zu ebener Erde. „Vielleicht wohnt hier der Bader,“ dachte der Banquier, während ſeine Hand den Klopfer ergriff; „um ſo beſſer! ſo laſſe ich mir ein niederſchlagendes Pulver oder ein Stärkungsmittel geben, und ſende den ländlichen Wundarzt mit ſeinen Leuten hinaus, wo der Profeſſor und der vermaledeiete Ulrich liegt — wenn etwa dieſen Verunglückten noch Hülfe zu ſchaffen wäre.“

Unter dieſem Beſchluſſe vernahm Herr Ballaſt den Schritt eines muntern Ganges; ein junger, hübſcher Mann im Schlafrocke, eine Leuchte in der Hand, öffnete die Thür, und trat, erblaſſend vor dem Nachtwandler, zurück, welcher jetzt mit vergehenden Sinnen auf eine Bank glitt, die zur Pilgerruhe wartender Boten, oder kranker Bettler im vorderen Raume des Hausflurs ſtand.

Der Pförtner aber, der kein Anderer als Paſtor Dorwald in Graulinden war — rief: „Gott im Himmel! Sie, Herr Ballaſt, zu dieſer nächtlichen Zeit? Da iſt unfehlbar ein Unglück geſchehen! — O! wenn Sie eines Wortes mächtig ſind, theurer Mann, ſo ſagen Sie, welcher Vorfall Sie in mein Haus geführt habe? ob Clementine — Victor“ —

Der Banquier ſchüttelte ſchwach mit dem Kopfe, und machte ein Zeichen mit der Hand, das der Paſtor nicht zu deuten wußte. Das abſpannende Gefühl, nun unter Schutz und Schirm zu ſein, und der beſchämende Gedanke, dieſen bei einem Manne geſucht, oder doch im blinden Irrgehen gefunden zu haben, gegen den er ſich im Unrechte des Vorurtheils wußte, brachten ihn einer Ohnmacht nahe.

Im Nu faßte der Paſtor mit ſtarkem Arm die ſchwächliche, halbentgeiſterte Geſtalt ſeines theuren Gaſtes und trug ihn in das Zimmer, wo er ihn ſanft auf das Sopha niederließ, ihm die Schläfe mit Wein rieb und ihm einige Tropfen einflößte. Unter dieſem liebenden Bemühen erholte ſich der Kranke und war nunmehr im Stande, die Geſchichte dieſer unglückſeligen Fahrt und Flucht zu erzählen, wobei er aber, wie bei Gemälden zu geſchehen pflegt, die für den Effect des Lichtes berechnet ſind, die Farben ſtark auftrug.

Paſtor Dorwald glaubte einen abenteuerlichen Traum zu vernehmen. In Bezug auf die Kränkung, welche ſein Bruder Felix von dem Profeſſor Florian erfahren, war er ſchon durch Erſteren unterrichtet, der ihn dieſen Nachmittag beſucht, doch nur kurze Zeit verweilt hatte, um zu verhindern, daß ſeine Commilitonen bei dieſer Gelegenheit ihr Müthchen an dem Profeſſor kühlten, unter dem Vorwande, ihm Genugthuung geben zu wollen. —

In der Beſchreibung des Feuers und der um daſſelbe gelagerten, vermeintlichen Diebesbande errieth der Paſtor ſogleich die gewohnte Feſtlichkeit der Töpferzunft und ſagte dem Banquier von dieſem herkömmlichen Gebrauche. Doch die bängſte Seite des Berichts war das Unglück, welches der Profeſſor und der Fuhrmann genommen, und deſſen ganzen Umfang Herr Ballaſt zwar in ſchwarzer Ahnung vermuthete, allein nicht beſtimmt anzugeben wußte. Paſtor Dorwald ließ ſogleich den Bader des Dorfes wecken und zu ſich rufen; dieſer ſollte zu Wagen, von einigen Männern begleitet, die ihm zur Hand ſein könnten, ohne Säumen nach dem bezeichneten Platze abgehen, und das kleine Feldlazareth entweder nach der Stadt, oder in ſein Haus bringen, je nachdem die Gefährlichkeit ſeines Befindens es zulaſſen würde.

Während der Paſtor dieſe Anſtalten traf, machte Herr Ballaſt die ſtille Bemerkung, daß ſein menſchenfreundlicher Wirth allerliebſt wohne, und noch hübſcher eingerichtet ſei. In dem heitern, verhältnißmäßigen Zimmer ſah es zwar recht wiſſenſchaftlich aus; aber die Grazien ſchienen aufgeräumt zu haben. Alles nett, ſauber, gefällig, geordnet!

Eine ſehr ſchöne Aſtrallampe verbreitete ihre milden Schimmer über eine dunkle Schriftſtelle, die Dorwald zu einer Predigt ausarbeitete, und ein vortreffliches Gemälde, das den Diogenes als Sucher enthielt, hing zu ſeiner Augenweite dem Sitze am Schreibtiſche gegenüber. Der Philoſoph, die Laterne beſchaulich neigend, deren künſtliches Licht mit täuſchender Wahrheit blendete, ſah ſo tiefblickend und ſeelenvoll auf dieſen Platz herab, als wolle er ſagen: Hier habe ich einen Menſchen gefunden! —

Jenes unbeſchreibliche Wohlſein, das jedes geordnete Gemüth in Umgebungen empfindet, die ſeinem Sinne für das Schickliche und Schöne entſprechen und ihn zugleich mit dem Geiſte der Liebe berühren, durchdrang das matte Herz des Gaſtes. Ein erquickender Thee erwärmte ihn; aber wie dringend der Paſtor auch bat, die Labe des Schlafes und der nöthigen Ruhe wollte Herr Ballaſt ſich nicht eher geſtatten, als bis er über das Schickſal ſeiner Gefährten beruhiget wäre.

Nach einer guten Stunde kam der Dorfbarbier ſammt ſeinen Leuten zurück, und brachte die tröſtliche Nachricht mit, daß der Profeſſor ein paar Minuten vor ihrer Ankunft nach der Stadt abgegangen wäre und auch der Kutſcher noch mit einem blauen Auge davon gekommen ſei, zur Warnung, es ein andermal offen zu halten, wenn ſeine Pflicht dies erheiſche.

Der Banquier dankte Gott für dieſen Seelentroſt und belohnte den Glücksboten mit angemeſſener Freigebigkeit.

Erſt jetzt, nachdem die Spannung auf den Ausgang nachgelaſſen, fühlte der Banquier den tiefen Grad ſeiner Erſchöpfung und ließ ſich wie ein Kind von dem Paſtor zu Bette führen.

Die Morgenröthe beſtreuete das weiße Lager mit jungen Roſen, unter denen Herr Ballaſt entſchlummerte, und der Aufgang des Tages erleuchtete das heimliche Schlafſtübchen. Während dieſer müde Gaſt nun ſchläft, wollen wir unſeren lieben Leſern mit kurzen Worten erzählen, in welchem Verhältniſſe Paſtor Dorwald zu der ſchönen Clementine und ihrem Vater eigentlich ſtehe.

Seit Jahren bereits erwiederte Clementine mit ſanfter, aber feſter Neigung die heiße Leidenſchaft des jungen Theologen; doch dieſe Liebe mußte dem Vater verborgen werden, weil er ein Vorurtheil gegen den geiſtlichen Stand, beſonders gegen den der Landprediger hatte, und eine Landpredigerſtelle war das Ziel und Streben von Dorwald's Wünſchen. Clementinens beſtändiges Anliegen bewog den Geliebten, ſeine erklärende Bitte um des Vaters Segen zu dieſem Bunde zu verſchieben, bis Dorwald ein Amt hätte, oder bis der Vater ſeinen Sinn ändern würde, oder bis — bis — dies bis verlor ſich in die dämmernden Räume der Ungewißheit. Aber noch niemals hätte es einer gegenſeitigen Liebe an Hoffnung gefehlt. Die Liebe Gottes ließ das Weltall aus dem Schoße des Nichts hervorgehen, und die Liebe des Menſchen bauet die kleine Welt ſeines Glückes aus Nichts auf! —

Ein gewißer Geldſtolz — häufig der Fehler ſeiner Claſſe — ließ den Banquier herabſehend auf einen Stand blicken, dem ſelten das Loos des Reichthums fällt, und deſſen Wohlfahrt größtentheils von den zufälligen Gaben und der launenhaften Gunſt ſeiner Gemeinde abhängt. Das Verhältniß eines Geiſtlichen auf dem Lande zu ſeinem Gutsherrn — Herr Ballaſt kannte dies aus einigen äußerſten Erfahrungen — dünkte ſeiner freien, bürgerlichen Selbſtändigkeit unerträglich, und die unterwürfige Dankbarkeit von ein paar Predigerwittwen, die er unterſtützte, erfüllte ihn mit einem Gefühle überhebenden Mitleids für ihre Lage, das mit Geringſchätzung gegen die Geiſtlichkeit verſchmolz, deren Wittwen und Waiſen auf das Almoſen der Weltkinder angewieſen wären.

Auf dieſe Weiſe miſchten ſich in dem Banquier die Begriffe von Abhängigkeit, Eigennutz, Armſeligkeit und Schmeichelſucht, um ein Bild von dem gewöhnlichen Leben der Landprediger zu grundiren, und ſein Vorurtheil dagegen verhärtete ſich. Den Vicar of Wakefield hatte er nicht geleſen, den armen Landprediger von Lafontaine auch nicht, um eines Beſſeren belehrt zu ſein; auch würde ihm für den idylliſchen und rührenden Reiz dieſer poetiſchen Gemälde die Empfänglichkeit der Phantaſie gemangelt haben. Kein Wunder alſo, daß Clementinens Vater, da Dorwald bald und glücklich verſorgt ward und ſich nun um die Hand ſeines Mädchens bei ihm bewarb — eine heftige Abneigung verrieth, in die Wünſche der Liebenden zu willigen.

Er mußte zwar geſtehen, daß der junge Mann ihm als Schwiegerſohn ſchon recht ſein würde, wenn dieſer einen anderen Beruf bekleidete; aber die Gerechtigkeit, welche er dem wackern Dorwald hiermit widerfahren ließ, war zu kühl, um ſein ſtarres Vorurtheil aufzulöſen, und der Gedanke ihm über die Maßen widrig, ſeine einzige Tochter eine Pfarrfrau werden zu ſehen.

Die ſanfte Clementine beruhigte den mit dieſer Erklärung abgewieſenen Geliebten durch leiſe Hoffnungen, die ſich auf ihres Vaters Lenkbarkeit ſtützten, der man jedoch Zeit laſſen müſſe. Sie ſelbſt wartete geduldig, wie Gott ihr Schickſal und das Herz ihres Vaters wenden würde, und wenn ſie in einem bekannten Kirchenliede an die Strophen kam: „Er kennt die rechten Freudenſtunden, weiß, wenn ein Glück uns nützlich ſei“ — da hob ſich ihre Bruſt in dem frommen Vertrauen, daß dieſer weiſe und wache Gott auch die Zeit des ihrigen nicht verſäumen werde.

So war ein Jahr ſtillen Harrens und Hoffens hingegangen, ohne daß in Bezug auf dies Verhältniß ſich irgend etwas verändert hätte, als Sanct Florian, wie ein Engel mit feurigem Schwerte, den Banquier unter das ſchützende Dach der Landpfarre zu Graulinden trieb.

Süßer hatte der arme Ballaſt nie geſchlafen, als hier, wo er nach einigen Stunden ſo geſtärkt erwachte, als wäre ein wunderthätiger Lebensbalſam in ſeine Adern gefloſſen. Er öffnete die Augen und ſah das nette Gemach vom Glanze des Morgens verklärt. An ſeinem Lager ſaß Dorwald ſchlafend, noch lag die Hand des Paſtors auf der Decke, als hätte er den werthen Gaſt während des Schlummers bewahren wollen. Er betrachtete das Geſicht des jungen Mannes, von deſſen Zügen Friede und Freundlichkeit ſtrahlten. Die ſchön gebaute Stirne ſchien der Sitz tiefer Gedanken zu ſein, um den ſanft athmenden Mund ſchwebte heitere Ruhe, und als der Blick des Betrachtenden abwärts glitt, lächelte ihm Clementinens Engelsbild von der Bruſt des Schläfers entgegen. Dies rührte den Banquier unbeſchreiblich; es ging etwas in ihm vor — er fragte ſich ſelbſt: „Und was habe ich eigentlich gegen den jungen Mann, daß ich ihm mein Kind nicht gebe? Er trägt Clementinens Bild ſo ſtill auf ſeiner Bruſt, die kein Vorwurf bedrücken mag, denn ſie hebt ſich ſo leicht! Er würde ſie vielleicht nicht minder treu und werth im Herzen tragen. —

Er hat an meinem Lager gewacht, auf daß ich ſchlummern möge: ſo würde er auch als mein Schwiegerſohn meine Ruhe behüten und einſt mein brechendes Auge mit einem Worte des Troſtes ſchließen!“ —

Hier that ſich Dorwald's Auge auf, erſtaunt, ſeinen Gaſt ſchon wachend zu finden. Dieſer bot ihm die Hand und ſprach: „Ich fühle mich durch einen köſtlichen Schlummer geſtärkt, und ein Engel hat mir im Traume das Verſtändniß des Spruches eröffnet: Den Seinen giebt Er's ſchlafend! — Er hat mir einen guten Gedanken in die Seele gegeben, und Ihnen, Herr Paſtor, ein gutes Weib! Sie ſollen meine Clementine haben, das iſt mit Gott beſchloſſen!“ —

Dorwald erblaßte; er glaubte noch zu träumen, und ſein ſtarrer Blick verrieth, daß er dies ſchnelle Glück nicht zu faſſen vermöge.

„Sie ſehen mich ſo ungläubig an, lieber Dorwald?“ redete Herr Ballaſt weiter, im ſeligen Drange, den jungen Mann zu überzeugen; „es iſt wohl mein Ernſt, und guter Rath iſt ja nicht ſelten über Nacht gekommen. Nehmen Sie mein Kind hin und meinen ganzen Segen dazu!“ —

„Gott! mein Vater!“ ſtammelte der Paſtor, und, hingeriſſen von der überwältigenden Wonne dieſes Augenblicks, ſank er über das Bett hin und ſchämte ſich der Freudenthränen nicht, welche auf die ſegnende Hand niederfloſſen.

Dieſe Scene des Entzückens bewegte Herrn Ballaſt ſo ſtark, daß er lange nicht ſprechen konnte; endlich machte ſich ſein frohes, volles Herz Luft in den Worten: „Ich werde das Gut Graulinden kaufen, es ſteht feil — und ich will ein paar tauſend Thaler nicht anſehen. Meine Geſchäfte habe ich ſatt, ich lege ſie nieder und ziehe heraus; vielleicht ſagt das Landleben meiner Geſundheit beſſer zu. Wenn mich Gott nur ſo lange erhielte, daß ich den Victor als Juſtitiarius hier einſetzen könnte! ſo wäre die Familie beiſammen. Der Felix ſtudirt auf meine Koſten; doch unter der Bedingung, daß er ſich, ein ſittlicher Mentor, meinem leichtfüßigen Telemach beigeſelle. — Jetzt aber, lieber Herr Sohn, bitte ich um das Frühſtück, dann wollen wir ſelbander nach der Stadt. — Nun, die Clementine wird Augen machen!“ —

Ob zu all dieſen großmüthigen Entſchließungen nicht der Gedanke beitrug, die Freundſchaft mit dem Profeſſor, wenn gleich ſie ſtets nur politiſch geweſen — wäre nun für immer vorbei; denn nie werde der unverſöhnliche Mann es ſeinem Rathgeber verzeihen können, daß dieſer ihn in Noth gebracht und dann verlaſſen habe — ob ſie nicht mit dem Wunſche verſetzt waren, ſich der Rache eines ſolchen Feindes zu entziehen und zu Schutz und Trutz mit einem Manne, wie der Paſtor, zu verbinden, der keine Menſchenfurcht zu kennen ſchien; dies zu unterſcheiden, wollen wir dem Auge deſſen überlaſſen, der in der Klarheit des ewigen Lichtes in die Tiefen des Herzens ſchauet, wo das echte Gold der Tugend unter Schlacken keimt — wie in die Klüfte der Berge, wo das köſtliche Metall ſich unter gemeinen Stoffen erzeugt.

Die kurze Nacht war Clementinen ſehr lang geworden; der wohlthätige Schlaf floh ihr heißgeweintes Auge, in wacher Unruhe lauſchte ſie, das kleinſte Geräuſch ſchreckte ſie auf — ſie dankte Gott, als die Stimmen der Vögel erwachten und der Tag aufging. Sie ſendete zeitig nach der Stadt und ließ ihren Bruder bitten, ſo bald als möglich zu ihr zu kommen; doch der Bote berichtete, daß Victor noch im tiefen Schlafe gelegen und daß er den dringenden Ruf nach dem Garten nur den Leuten im Hauſe habe auftragen können, welche ihn auszurichten verſprochen hatten.

Aber Victor ließ auf ſich warten. Es ſchlug Sechs — Sieben — halb Acht, und immer war er noch nicht da. Die geängſtete Clementine, um nicht mehr in dieſer marternden Ungewißheit auszuhalten, wollte jetzt ſelbſt nach der Stadt, als Victor endlich, harmlos trällernd, die Gartenthür aufſtieß. Seine Schweſter eilte ihm entgegen — er aber, ohne ſich Zeit zu einem Morgengruße zu nehmen, rief ihr zu: „Eine göttliche Neuigkeit, Tina! Unſer Vater hat die knülle Idee gehabt, den Profeſſor Florian zu entführen — er mochte uns nicht trauen; es war aber von mir und Felix ſchon alles beigelegt. So ſind ſie nun bei dieſer nächtlichen Fahrt unter eine Clique Topfer gerathen, welche den Namensvetter ihres Schutzpatrons bei einem Haare zu einem Aſchenkruge gemacht hätten. Man munkelt, er habe ſich nur dadurch retten können, daß er mit der ganzen Zunft Schmollis getrunken. — Das iſt gut! der Vater“ —

„Nun, um Gottes Willen! der Vater?“ unterbrach ihn Clementine; „was iſt mit dem?“

„Ich will hinauf zu ihm!“ gab Victor zur Antwort, und machte eine Bewegung nach der Thür.

„Jeſus Chriſtus!“ ſprach Clementine, und ihre Wangen erbleichten zu Schnee; „der Vater iſt noch nicht da — und der Profeſſor wäre zurück? da“ —

„Da kommt der Vater!“ rief Victor in Ueberraſchung und löſte das bange Wort ſeiner Schweſter in die Töne der Freude auf.

Ein leichtes, geſchmackvolles Fahrzeug rollte dicht vor das grüne Gartenthor, und Paſtor Dorwald half dem Banquier mit ſo vertraulicher Handreichung vom Wagen, als wären ſie die beſten Freunde.

„Nun guten Morgen, Kinderchen!“ ſagte Herr Ballaſt mit heiterer Miene; „ich bringe Dir einen Gaſt mit, meine Tochter. Sieh ihn nur an, Clementine — er dürfte Dir bekannt vorkommen. Der brave Dorwald hat mich dieſe Nacht ſehr wohl beherbergt; dafür ſollſt Du ihn nun Dein Lebelang hegen und pflegen. Was zitterſt Du ſo, Närrchen? Es iſt mein Ernſt! nimm ihn nur hin — ich habe nichts mehr gegen Eure Liebe!“ —

Clementine ſank laut weinend an ihres Vaters Bruſt. Dieſer wendete die naſſen Augen bald hierhin, bald dorthin, um die Schwäche ſeines Gefühls in dieſen väterlichen Thränen nicht zu verrathen.

Der Paſtor aber drückte die Hand des theuren Mädchens an ſein Herz, worin ein Meer von Seligkeit auf- und abwogte, und gelobte ſtill, dieſem Engel einen Himmel auf Erden zu bereiten. Und Victor, im jugendlichen Enthuſiasmus ſeiner brüderlichen Theilnahme, ſank zu des Vaters Füßen und ſprach: „Du handelſt heute wie ein Gott, mein Vater! Ich muß Dich knieend dafür verehren. — Sieh! jetzt biſt Du ein wahrhaft reicher Mann, und dieſe Stunde wird von allen Schätzen der Erde nicht aufgewogen!“ Doch plötzlich in dieſer Emphaſe vom Burſchengeiſte ergriffen, faßte Victor den Vater in ſeine Arme, und, trotz dem heftigen Sträuben deſſelben, trug er ihn wie im Triumphe auf den mit Bänken verſehenen Platz vor dem Hauſe, während er mit hellen Jubeltönen die folgenden Strophen aus einem Commerce-Liede ſang: „Thränen trocknen, Seufzer ſtillen, langer Sehnſucht Wunſch erfüllen, Unglück lindern ſanft und mild, Unſchuld von Deſpotenketten, Leidende aus Noth erretten, macht uns zu der Gottheit Bild!“

Die famöſe Geſchichte des Profeſſors hatte ihm den Spottnamen zugezogen: der Schutzpatron. Er trug auf ſeine Verſetzung zu einer anderen Univerſität an, und dort veränderte er die Endſilbe ſeines Namens und nannte ſich Florin.

In der Pfarre zu Graulinden ward der vierte Mai als ein ſtiller Feſttag eingeſetzt; „denn,“ ſagte die junge Paſtorsfrau, „Sanct Florian war ja der Schutzpatron unſerer Liebe und unſeres Glückes!“ —

„Das wolle Gott uns geben und ſchützen!“ antwortete Dorwald, ſein holdes Weib umſchlingend, und ſein Blick flammte nach Oben, von wo herab aller Segen kommt!

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreiundfunfzigſter Band.

Die Schwägerinnen. Erſter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Schwägerinnen.

> Niemand kann beſtändig ſein:
> es gebe ihm denn Gott!
> Petrarca.

Wir verſetzen unſere Leſer bei dem Anbeginn dieſer Geſchichte in ein weites Gemach des aufgehobenen Stiftes der Ciſterzienſerinnen zu Sanct Capella, nahe dem Städtchen Leidthal. Dieſes Zimmer viel zu großartig, um wohnlich zu ſein, bietet eine überraſchende Ausſicht dar, und zeigt noch die Spuren klöſterlicher Pracht. Seltſam vereint werden hier die religiöſen Begriffe aller Zeiten anſchaulich; doch mit gemiſchtem Gefühle ſiehet man: die Gegenwart herrſcht vor. An dem Plafond rollet der feurige Wagen des Elias. Wie zu vielen tauſend Malen mochten ſeit dieſer Himmelfahrt die Sonnenroſſe ihren Lauf vollendet haben! Aber jene Flammen ſind erloſchen, und der Prophet erſcheint nur noch als ein grauer Schattenriß ſeiner Zeit. Scenen des römiſchen Cultus geben den leeren Wänden ein ſinnvolles Intereſſe, und über erblaßten Martern der eifrigſten Bekenner ihres Glaubens hängt Doctor Martin Luthers Bildniß glorreich in einem Rahmen von echter Bronze. Die erhabene Arbeit über dem Kamin von ſchwarzem Marmor zeigt ein Autodafé, und die darunter lodernde Gluth, welche die Jahreszeit und der Raum des Zimmers erfordert, dient dazu, dies Relief zu beleuchten mit einem Schauer für die Phantaſie, der faſt die Wohlthat der empfundenen Wärme vernichtet. Die Möbeln ſind theils veraltet und doch pomphaft, theils von neuer, brauchbarer Form und höchſt einfach. Das hochlebnige Canapee, welches gradaufſtrebend und in der Mitte altarförmig zugeſpitzt, ſich gegen die Wellenlinien einer modernen Bergère etwa verhält, wie die feierliche Anſtändigkeit der Etiquette zu der nachläſſigen Ruhe der Schönheit — nimmt ſich in dem überladenen Zierath geflügelter Kinderköpfe ſogar kirchlich aus. Ueber den Häuptern der Cherubim prangt der Erzengel Michael in goldnen Waffen, und der geriſſene Sammet auf dem Sitze dieſer kleinen Engelsburg erinnert mit leiſer Beziehung in der Farbe verblühter Veilchen an den Purpur der Eminenz. — Der venetianiſche Spiegel erreicht ſeine ungemeine Breite und Höhe durch eine Einfaſſung von Tritonen und Delphinen, welche in kunſtreichen Verſchlingungen um die glänzende Fläche ſpielen, worin mancher geiſtliche Vollmond aufgegangen war. — Oben thronen die Meergötter erſten Ranges, und im Vordergrunde — ſo zu ſagen — ſteigt Anadyomene aus der klaren Maſſe an den Bord von Silber. Das Auge des Reformators grade auf dieſen Punct gerichtet, ſcheint finſter an dem heidniſchen Unweſen zu haften, indeß ein kaum merklicher Zug frommer Ironie den Ernſt des Mundes mildert, der wohl ſtärkere Pfeiler erſchütterte als den, der die reizende Geſtalt der Liebe in den Mauern der Entſagung trägt. Die Morgenſonne des elften Novembers ging eben auf und beſtrahlte mit blendendem Licht die Abtei, welche ihren majeſtätiſchen Schatten über die öden Felder ausbreitete. Der Reif der kalten Nacht ſchimmerte wie Candis an den falben Reſten der Weide, und die herbe Miene des heiligen Bernhard von Clairvaux, deſſen Statue am Rande einer dunkeln Ciſterne ſtand und tiefſinnig hinabſchauete, war wie mit Zucker beſtreut. — An einem Fenſter des beſchriebenen Zimmers ſaß eine Frau, von der wir ſagen müſſen, daß ſie über die Jugend hinaus und weit entfernt von jener gefälligen Anmuth ſei, die unter keinem Geſetz der Zeit ſteht, ohne ſie deßhalb dem achtſamen Intereſſe unſerer Leſer entrücken zu wollen. Der häusliche Anzug, beinahe matronenhaft beſcheiden, paßte den Formen einer Figur nett an, die in ihrer Haltung Charakter verrieth. Das Häubchen, ohne die mindeſte Keckheit dieſes Putzartikels, der einen guten weiblichen Kopf ſeltner beſchattet, als in das vortheilhafteſte Licht ſetzt, und ſich oft in dem kleinſten Kniff ſichtbar macht — ſchloß ſich dicht an ein Oval von regelmäßigem Schnitt. Die Beſchäftigung dieſer Frau ſchien mit der bewußten Strenge, welche ſich in ihrem Aeußern offenbarte, in keiner Verbindung zu ſtehen. Sie wand eine Guirlande von Immortellen, die aufgehäuft in einem flachen Körbchen, in bunter Menge und Mannigfaltigkeit zur Auswahl vor ihr lagen. Sie ſchien ſo ganz in ſich und in dieſe feiernde Früharbeit verſenkt zu ſein, daß ſelbſt der Sinn des Gehörs ihre Seele nicht auf das lenkte, was ein junges Mädchen an ihrer Seite aus der Bibel vorlas. „Wirſt Du dafür die Schmerzen eines Betrübten haben —“; dieſe verkündenden Worte des Jeſaia ſprach die klare ſüße Stimme mit einem ſchüchternen Beben der Ahnung, und hielt inne. Die Sonne blitzte herein und warf lange herbſtliche Strahlen durch die Scheiben. Der blonde Scheitel des Mädchens erglänzte, die metallne Brüſtung am Fenſter funkelte wie gediegenes Gold, und die lebloſen Blümchen badeten ſich in dieſem ewigen Glanze.

Das Mädchen erhob das Auge blau und tief wie der Himmel, um einen Blick in die Ausſicht zu richten, welche in der ſchönſten Morgenbeleuchtung im melancholiſchen Reiz der ſterbenden Natur ſich in das Unabſehliche verlor; und der Mund, auf dem noch die traurige Vorausſagung des iſraelitiſchen Sehers ſchwebte, lächelte ſo entzückt, als ſähe dieſer Blick in eine verklärte Welt.

Da öffnete ſich die Thür, und ein feines jugendliches Geſicht, dem ein ſchlanker Körper folgte, ſchauete mit hellen braunen Augen herein. Ein leichtes Abſchrecken bei dem Hinblick auf die ſchweigſame Gruppe am Fenſter und die ſpöttiſche Unluſt, an dieſer ſtillen Betrachtung und an dem trocknen Gewinde Theil zu nehmen, ſprach ſich in dieſen beweglichen Zügen aus.

Wie leiſe dies Geräuſch nun auch geweſen war, die ältere Frau hatte es dennoch vernommen. Sie wendete das Auge, und ein flüchtiges Roth überlief ihre Wange. zweifelhaft, ob als Wiederſchein der Lohe des Kamins, oder durch die Erſcheinung in der Thür erregt. Dieſe huſchte mit zarten Füßen über das Getäfel der Diele, blinzelte hinter dem Rücken des Mädchens in das heilige Buch und ſprach zwiſchen Schalkheit und Pathos: „Hebet Eure Häupter auf — thut Euer böſes Weſen von Euch — o! ich weiß auch, was hierin ſteht.“ Dabei legte ſie eine ſeidenweiche Hand, der man keine Diſtelleſe im Garten der Ehe anſah, obwohl ein Trauring an ihrem Goldfinger blinkte — unter das geſenkte Kinn der Aelteren und ſprach: „Biſt Du mir noch böſe, Fabia? Sei gut! ich kann Dich nicht ſchmollend wiſſen, und ſo laſſe ich meinen Wunſch fallen.“ Bei dieſen nähernden Worten beugte die hübſche junge Frau ſich mit verſöhnender Anmuth herab, ſo daß ihr warmer Athem wie ein ſchmeichelndes Lüftchen diejenige anwehete, welche ſie froſtig aufnahm.

Fabia hob den Kopf ein wenig und erwiederte: „Ich dachte es wohl, daß Du zur Vernunft kommen würdeſt —“

und indem ihr Auge die weiblich-optiſche Kunſt übte, die da ſcheel ſieht, ohne einen offnen Blick zu gönnen — ſetzte ſie hinzu: „Daß Du Dich nicht erkälteſt, Thereſe! Du geheſt ſo bloß.“ — Sie reichte ihr eine Nadel, zugleich ſtach der Blick, doch nicht in das kleine Schalytuch, welches den wunderſchönen Hals und Buſen loſe umflatterte, ſondern in dieſe Blöße ſelbſt. —

Thereſe ſteckte die Nadel verloren ein, aber nicht dieſe Antwort, welche ſie ſichtlich zu verdrießen ſchien, und nun auch die Stimmung ihrer gutmüthigen Abbitte um einen tiefen Grad fallen machte. Erglühend ſprach ſie: „Es iſt ſchon geſchehen. Du irreſt, Fabia, Du irreſt, ſage ich Dir, wenn Du Deine hartnäckige Weigerung, in einen harmloſen Scherz einzugeben, für vernünftig hältſt. Und wenn ich es zu vergeſſen ſuche, daß Du mir und dem Bruder eine Freude verdirbſt, ſo geſchiehet es nur, weil ich Dich dieſes abtödtenden Eigenſinnes wegen am meiſten bedauere.“ Fabia erröthete ſehr. Sie löſ'te ſchnell ein kleines Schlüſſelbund von ihrem Gürtel und gab dem Mädchen einen entfernenden Auftrag. Dann ſprach ſie, und ein krampfhaftes Zucken unterdrückten Zornes flog um ihre Lippen: „Dieſe Aeußerung iſt ganz in Deinem Geiſte. Spare Dein Mitleid für Dich ſelbſt, Thereſe. Du wirſt es einſt brauchen. Herr der Güte! muß ich mich ſo behandeln laſſen in Gegenwart des Kindes? Haſt Du keine Achtung für mich und meine Sinnesart, ſo ſollteſt Du doch Joſephinens Jugend ſchonen. Willſt du das Mädchen auch verderben?“

Thereſens Stirn flammte. In größter Aufregung entgegnete ſie: „Verderben? auch? Wer iſt verdorben? Ich muß bitten, daß Du Dich in Deinen Ausdrücken mäßigeſt. Ein verderbtes Herz trachtet nach Schaden, iſt feindſelig und mißgünſtig; ich aber gönne der ganzen Welt ihr Vergnügen, wenn ſie mir nur das meine läßt.“

Fabia ſtand auf. Mit einem gewiſſen Hervortreten ihrer Meinung, doch das innerſte Gefühl noch immer bezwingend, ſagte ſie: „Ich haſſe nun einmal jede Falſchheit, und halte Verſtellung, von welcher Art ſie auch ſei, für Sünde. Und Comödie ſpielen iſt eine ſolche.“

„O! die ſchlimmſte iſt es nicht —“ entgegnete Thereſe, „es iſt nur eine kleine ergötzliche Luſt.“ Und indem dieſer verwehrte Genuß in allem Schimmer der Einbildungskraft vor ihrer Seele ſtand, ſo daß es ihr vor den Augen flimmerte, in welche Thränen des Verdruſſes drangen, rief ſie verblendet von Schmerz und dem Reiz jener zerrinnenden Illuſion aus: „Der arme Cöleſtin! es würde ihm ein köſtlicher Spaß geweſen ſein! Du aber wirſt ihm mit tiefſinnigem Ernſte einen Kuchen backen und ein Capitel aus der Bibel leſen.“

Fabia erbleichte. Sie ſagte ſchneidend: „Dies dürfte ihm heilſam ſein, wie Dir. So höre nun dies: Die Du in Wolluſt lebeſt und ſo ſicher ſitzeſt, und ſprichſt in Deinem Herzen: Ich bin's, und Keine mehr. Ich werde keine Wittwe werden —“ die Hand, welche Fabia auf dieſe Stelle legte, zitterte ſtark, und ihre Stimme wankte, als ſie das Wort: „Wittwe“ ausſprach, als läge in dieſem Verhältniß jene erſchütternde Beſeitigung, die dem Unglimpf freies Spiel erlaubt.

Aber mit einem Lächeln unſterblichen Leichtſinns wies Thereſe den Vorwurf der bibliſchen Prophezeihung von ſich ab. Sie kannte die Selbſtändigkeit der frommen Fabia und ließ ſich nicht irren. Statt des unnützen Gezänks um eine bereits aufgegebene Sache warf ſie die Laſt dieſer Scene über die Seite, und ſprach: „Genug des Aergers. Nochmals, ich verzeihe Dir, was Du auch gegen mich denken mögeſt. Du thuſt mir leid, denn Du kannſt nicht anders.“

Dieſer Ton der Ueberlegenheit eines Gemüths, welches die ſchroffe Fabia ſo tief unter ſich glaubte, ſteigerte ihre Erbitterung aufs äußerſte. Sie wollte ſprechen — aber Thereſe wendete den Fuß und prallte an einen jungen Mann, der unbemerkt von den ſtreitenden Parteien eingetreten war, und nun als Schiedsrichter vor ihnen ſtand. — Es war Herr Prälat, der Adminiſtrator des Stiftes, deſſen Schwägerinnen wir in den beiden Damen vorläufig kennen gelernt haben. Der Zufall hatte es ſeltſam gefügt, daß ein Mann, der ſo hieß, Vorſteher dieſes weiland geiſtlichen Hauſes würde; allein ein Blick auf ſeine Perſönlichkeit reichte hin, ihn ſelbſt von dem Begriff ſeines Namens zu unterſcheiden. Dieſe Geſtalt, der eines Großwürdenträgers der Kirche durchaus nicht ähnlich, ragte über das gewöhnliche Maß hinaus, und ſchien von innerer Thätigkeit zu ſehr angeregt, um völlig zu ſein; das ſchmale etwas blaſſe Geſicht hatte mehr den Anſchein einer kränklichen und deßhalb enthaltſamen Beſchaffenheit des Körpers, als den eines kloſterherrlichen Lebens in bona pace, und dieſes gebietende Auge, obgleich getrübt — war voll Feuergeiſt; aber der köſtliche Wein, der einſt in den Kellern des ehemaligen Kloſters lagerte, glüht minder tief, als jener Blick.

Er ſchlang ſeinen Arm mit brüderlicher Traulichkeit um Thereſens ſchlanken Leib, ſie aufzuhalten, und ſprach: „Wohin ſo eilig? Was iſt's? Du ſchweigſt, Fabia? und Dein Auge verbirgt Thränen? Ich will nicht fürchten, daß ein Zwiſt — ſtehe Du mir doch Rede, Thereſe!“ Mit dieſen dringenden Fragen flog der betroffene Blick des Adminiſtrators von einer Schwägerin zur andern.

Thereſe aber ſtrebte fort. Als wünſchte ſie der weitern Verantwortung nun los und ledig zu ſein, entwand ſie ſich ihm und ſprach flüchtig: „Es war ſo wichtig nicht — laſſe es Dir nur von Fabia erzählen.“ Vielleicht war es eine kleine Rache, daß Thereſe im ſichern Gefühl, für weſſen Sache der Schwager ſich entſcheiden würde, den Vortheil des Vortrags Jener überließ.

„Nein, bleib!“ forderte der Adminiſtrator, „ſo ſprich doch Fabia! ich will es wiſſen! werde ich es nicht erfahren?“

Mit niedergeſchlagenen Augen und gekränkter Stimme ſprach Frau Fabia: „Ich muß Dich erſuchen, mein Bruder, daß Du mich in Zukunft vor Beleidigungen ſchützeſt, die ich länger weder ertragen kann, noch darf. Meine ſtille Weiſe will ich immerhin verſpotten laſſen; aber das Heiligſte ſoll man mir nicht antaſten. Das greift mich an die Seele.“ Sie brach in heißes Weinen aus, und Fabia weinte ſelten oder nie. Des Schwagers Auge traf Thereſe. Dieſe aber hielt den zurnenden Blitz aus, der nicht zündete, zuckte vornehm mit den runden Achſeln, als beklage ſie die Erbärmlichkeit der Anklage, hob den Blick zu den Wolken der Decke und ſprach: „Welch ein Aufheben um Nichts! Ich will es Dir in Kürze ſagen. Wir waren am Sonntag Abend bei Gottſchalks drüben fröhlich, führten Sprichwörter, Charaden auf —“ „Erlaube!“ fiel hier Fabia ein, mit einem Tone, der nicht im Klange einer abhängigen Bitte an die Wortführerin erging, „das ganze Gebiet üblicher Gemeinplätze reichte nicht aus für dieſes muthwillige Treiben — denn Narrenſpiel will Raum haben — man ſuchte ihn auf kirchlichem Boden. Die reiche Sprache mußte, ſchnöde genug, eine Benennung hergeben, um die geiſtig Armen lächerlich zu machen. Sie ſpielten Wiedertäufer, und das heilige Sacrament ward an dem Töchterlein der Gerichtshalterin verhöhnt."

„Ich ſehe nichts Uebles dabei," ſagte der Adminiſtrator begütigend nach einer kleinen Pauſe, „jene raſende Rotte hat die Taufe auf eine frevle Art gemißbraucht."

„Ach!" ſagte Thereſe lachend, „von irgend einem Frevel konnte ja überhaupt die Rede gar nicht ſein. Wir waren nur luſtig, ich verſichere Dich, lieber Cöleſtin, und der alte Halderich brachte jenes Wort in Vorſchlag. Bei den Silben „Täufer" ſah Gottſchalk als Bierfürſt ſo fürchterlich poſſirlich aus, daß wir Alle vor Lachen ſterben zu müſſen glaubten. Ich, die Tochter des Herodias, tanzte koſackiſch vor ihm — der ſtarke Punſch war mir ein wenig in den Kopf geſtiegen. Dann zogen wir uns ſchweizeriſch an, die Gerichtshalterin brachte eine zinnerne Barbierflaſche, ein Urerbſtück — zur Taufkruke herbei, und an Helene trieb ihr Vater den Teufel der Widerſpenſtigkeit und des Muckerns aus, der die Kleine bisweilen plagen ſoll. — Wem, ich frage Dich, geſchah nun hierbei ein Leides?"

„Fabia!" ſprach ihr Schwager ſanften, tiefen Tones; er hätte die höchſte Vernunft, den Gott des Friedens ſelbſt mit keiner andern Stimme anrufen können. Doch Fabia antwortete mit erzwungener Ruhe: „Höre nur weiter! es kommt noch beſſer."

„Ja," rief Thereſe leidenſchaftlich, „höre nur weiter! es kommt noch ſchlimmer. Es ward immer hübſcher, bei Gottſchalk's nämlich. Wir kamen mehr und mehr in den Zug, und endlich auf den Einfall, Dir zu Deinem Geburtstage künftigen Monat ein kleines Schauſpiel zu veranſtalten. Dieſer Plan, einſtimmig aufgenommen, machte uns unſägliches Vergnügen in der Idee. Doch Fabia, als Schlüſſeldame des Hauſes, verweigerte uns zur Ausführung das Local und ihre Theilnahme. Wir wünſchten das grüne Bogenzimmer für dieſen Zweck, und baten, daß ſie eine kleine alte anſpruchsloſe Rolle übernähme.“

Ein Schatten jugendlicher Anſprüche veränderte hier die Züge der ernſten Fabia, welche kalt und ſchweigend wie eine Büſte zuvor geweſen. Sie warf einen Blick unaussprechlicher Verachtung auf ihre Schwägerin und ſprach: „Freilich, mit einer Inamorata warſt Du ſo gütig, mich zu verſchonen — die ſpielſt Du ſelbſt.“

Thereſe hielt es vermuthlich nicht für nöthig, darauf zu antworten. Sie wendete ſich zu dem Schwager, und ſagte wie zum Schluß: „Du weißt nun, worüber wir in Streit geriethen — mir war er abgemacht.“

„Und warum warſt Du dagegen?“ fragte der Adminiſtrator beklommen die Unverſöhnte, und abermals nach einer kleinen peinlichen Pauſe.

„Es läuft wider meine Grundſätze,“ erwiederte Fabia finſter, und trocknete die Thränen, welche in einzelnen Tropfen, wie nachfallend einem ſchweren Wetter, über ihr Geſicht floſſen.

„O, gute Fabia! Deine Grundſätze ſind ſehr ſtreng!“ ſagte Herr Prälat mit bitterm Lächeln, „wenn wir ſolch einen Maßſtab an die kleinen Freuden des Lebens legen wollen, ſo wird der arme Menſch zu kurz kommen. Ich ſehe nichts Verwerfliches in der ganzen Sache, wohl aber ein geſtörtes Vergnügen, für deſſen Abſicht ich dankbar ſein muß. Der Geſchmack am Schauſpiel iſt ziemlich ſo alt wie die Welt, und der Trieb, ſich anders zu zeigen, als er iſt, dem Menſchen angeboren.“

„Leider!“ ſprach Fabia, „deßhalb iſt es nothwendig, daß man ihn bekämpfe. Wir ſollen wahrhaft ſein in Wort und That.“

„Dies dürfte doch tiefer gemeint ſein, liebe Schwägerin —“ verſetzte der Adminiſtrator etwas leiſe, wie wenn er die Wirkung dieſes Widerſpruchs mildern wolle, „als was man unter der Mummerei einer kleinen Poſſe verſteht, den Inhalt des Lebens in Luſt und Schmerz dramatiſch darzuſtellen.“

„Ja,“ fügte Thereſe mit einem leichten Uebermuthe hinzu, der wie Champagnerkork auf dem Oberwaſſer ſchwamm, welches ſie durch den Beiſtand ihres Schwagers gewonnen, „Jeſus Chriſtus ſelbſt, ich wette! würde nichts Arges an unſerm Scherz gefunden haben; die Scheinheiligkeit nur war ihm verhaßt.“ „Und ich erkenne nun,“ ſagte Fabia, während ſie mit bebenden Fingern eine Immortelle zerpflückte, „daß es an der Zeit für mich ſei, ein Haus zu verlaſſen, deſſen Freuden ich verkürzte, und dem ich nur in ſeinen Vergnügungen ſtörend bin. Ich tauge zu weiter nichts, als einen einfältigen Kuchen mit Bedacht zu backen, wie Thereſe mir vorwarf, und ein Capitel aus der Bibel zu leſen, deren Sinn ich nicht einmal verſtehe, wie mir ſo eben bewieſen worden. Ein armſeliges Talent, das meine, gegen die Vorzüge Anderer! — So will ich denn gehen. Es wird doch irgendwo ein ſtilles Plätzchen für mich geben, wo man mit Arbeit und Gebet Ruhe finden kann für ſeine Seele.“

„Gott des Lebens!“ rief der Adminiſtrator außer Faſſung, „muß es dahin kommen? Wer iſt's, der unter dieſem Zwieſpalt leidet, als ich? Fabia! hätteſt Du Dich jemals über mich beklagen können? — Ich achte jede Individualität, und ehre die Deinige nach Verdienſt. Thereſe! biete die Hand zuerſt, Dir kommt es zu, Du biſt die Jüngere.“ „Ich habe es gethan,“ ſagte Thereſe etwas eingeſchüchtert von dieſem Ausgange, „ich kam mit gutem Herzen hierher; der Himmel und Joſephine iſt mein Zeuge!“

Der Adminiſtrator ſchien dieſer identiſchen Berufung Glauben zu ſchenken. Er ſprach: „Du haſt Fabia gewiß nicht kränken wollen. Auf die Comödie verzichte ich gern; aber, liebe Schweſtern, laßt das Band der Eintracht mein Angebinde ſein, ſo werde ich mich heute ſchon wie neugeboren fühlen.“ „Es würde doch nur ein kleines Schauſpiel werden,“ antwortete Fabia mit entſchloſſnem Lächeln, „und Du weißt, mein Bruder, ich bin ungefügig dazu.“

„Gehe, Thereſe!“ ſagte Herr Prälat, und es ſchien, als ob nur größere Zutraulichkeit zu dieſer Schwägerin ſie verweiſe, „laſſe mich mit Fabia allein.“ Thereſe ging. Alsbald faßte der junge Mann die runden Arme Fabia's ſo feſt, daß ſie an dieſem Drucke die innere Bewegung empfand, in der er ſprach. „Fabia! das konnteſt Du mir thun? Muß ich Dich an Deine zärtliche Sorge für mich erinnern? — Sieh! wollteſt Du mich verlaſſen, ich könnte Dich nicht halten; genug, daß ich mich an das Bewußtſein hielte, ich hätte es nicht um Dich verdient.“ Fabia war ergriffen, dennoch ſagte ſie: „Du behältſt ja Thereſe —“

„Ja,“ antwortete ihr Schwager, „und ich werde, was auch geſchehe, mein Wort nicht brechen, welches ich dem Bruder gegeben.“

Die Entſchiedenheit eines Mannes verfehlt nie ihrer Wirkung auf die Frau, ſelbſt wenn ſie verſchroben, oder in minderem Grade weiblich wäre. Die Erklärung des Schwagers hatte das Eis von Fabia's ſtarrem Sinne gebrochen. Sie zerſchmolz in Thränen, und ſprach: „Muß es mich nicht ſchmerzen, daß Du ihr alles gut heißeſt, ſelbſt das, was mich empört? Vergeht wohl ein Tag, ohne daß ich über ſie ſeufzen müßte? Kommt je ein gottesfürchtiger Gedanke in ihre Seele? Kannſt Du mir den geringſten reellen Nutzen nennen, den ihr Daſein hier hat?“

„Sie giebt Dir Gelegenheit,“ antwortete Herr Prälat wie mit düſterm Spotte auf die vorwurfsvollen Fragen ſeiner Schwägerin, „Dich in einer der ſchönſten chriſtlichen Tugenden zu üben, der Duldung. Gönne ihr die Luft dieſes abgeſchiedenen Aufenthaltes; betrachte ſie wie eine Blume, die für kurze Zeit zwiſchen dieſe Mauern verpflanzt iſt, und von der man nichts verlangt, als daß ſie ihre Stelle einnimmt.“

„Man wird keine Trauben leſen von den Dornen —“ entgegnete Fabia tiefathmend. „O! dieſe Blume iſt giftig —“

„Nein, gute Fabia! höchſtens nur ein wenig betäubend —“ ſprach der Adminiſtrator und lächelte zerſtreut. „Sei doch nur billig!“ fuhr er in ernſterem Tone fort, „und überlege, wie verſchieden von Dir Thereſe, ihrem Naturell, ihrer früheren Lebensweiſe nach, denken muß, und ungerecht wäre es von Dir, wenn Du deßhalb mit ihr rechten wollteſt. Im Geräuſch der Welt erzogen, entbehrt ſie hier alle Freuden, an welche ihre Jugend gewöhnt war. Sie iſt nicht geeignet, ſich an irgend eine Pflicht zu binden, und unter ſolchen Umſtänden erſt gar nicht. Dies hat der Himmel wohl gewußt, und ſo iſt ihre Ehe ſeltſam genug ohne Zuſammenhang dieſes Verhältniſſes. — Ihren kleinen Machinationen ſtehet landwirthſchaftliche Induſtrie entgegen; vor den Maſchinen, die den öden Raum von Sanct Capella füllen, kommen die Neigungen einer jungen lebendigen Frau nicht an das Brett — und wollte Thereſe auf Eroberungen ausgehen, ſo ſähe ſie ſich von einem invaliden Kreiſe umſchloſſen, der in der ſchläfrigen Ruhe des Kloſters von ſeinen Siegen träumt.“

Fabia antwortete: „O! Thereſe beſiegt auch wachſame Leute — und übt ihre leichtfertigen Künſte vor ſehenden Augen.“

Ein wundes Lächeln zuckte über das Angeſicht deſſen, welcher der Gegenſtand jener feindſeligen Bemerkung war. Er ſeufzte, legte wie unbewußt die Hand auf ſeine linke Seite, als fühle er dort Schmerz, und ſprach: „Fabia! laß uns dies Geſpräch enden; doch vernimm zuvor meine Bitte: mache Thereſen Deine Frömmigkeit liebenswürdig! verſuche es einmal mit freundlicher Güte. Iſt nicht Friede mit ſich und Andern die weiche Blüthe der Religioſität? — Denkſt Du nicht, daß es mich betrübe, wenn Jemand gezwungen wäre, Deinen Werth zu verkennen und Deinen Glauben dazu, deſſen Früchte für ihn zeugen ſollen? Flöße Thereſen, dieſem Kinde an Vernunft — ſanftmüthigen Geiſtes, die Milch einer beſſeren Liebe ein, als welche vielleicht die Nahrung ihrer eitlen Wünſche geweſen, und ſtärke ſie für das Leben der Seele. Dann ſtärkſt Du auch mich — und wahrlich, Fabia, ich bedarf es. Als ich krank war — dieſe Zeit, deren ich mich nicht gern erinnern mag, weil mich mein Befinden noch täglich daran mahnt — hat mich Dir auf ewig verpflichtet. Du lauſchteſt, mir Alles an den Augen abzuſehen, was mich laben könnte — willſt Du, da ich kaum — kaum geneſen bin, härter gegen mich ſein? Erquicke mich durch Eure Verträglichkeit! ich wollte ſonſt, ich läge im Grabe.“

Dieſe Worte, in überwallendem Unmuth geſprochen, waren von zureichendem Einfluß. Fabia reichte dem brüderlichen Schutzherrn die Hand, und ſah ihn mit bangen Mienen an. Sie ſagte beſänftiget: „Mißkenne auch Du mich nicht, mein lieber Bruder. Es iſt wohl ſchwer, in nächſter Gemeinſchaft auszukommen mit dem, der das gerade Gegentheil von uns iſt, wie Thereſe von mir. Was hilft ihr ſogenanntes gutes Herz? Es iſt nur Temperament. Sie denkt an nichts Ernſtes und Edles; ihre Zeit, dies Capital, das uns der Herr der Ewigkeit geliehen, wird in Tand verſchwendet. Sie wuchert nur mit ihren Reizen. Am häuslichen Heerde brennen ihr die Sohlen. Sie fängt — was ich nun vor den Tod nicht leiden kann — hundert Arbeiten an, ohne eine zu vollenden. Der Fleiß erſcheint ihr wie eine Frohne, gegen die ſie einen Freibrief zu haben meint. Alle Ordnung iſt ihr lächerliche Pedanterie — jüngſt hat in einer koſtbaren Wolleſtickerei, die ſie in den Winkel geworfen, die Katze Junge gehabt.“ Den Adminiſtrator wandelte das Lachen an, aber ſein Blick grollte in Wehmuth, welche dieſe komiſche Anſchuldigung entkräftete. Er hatte, während ihm Fabia Thereſens Fehler aufzählte, ein paar Mal ſchwer geſeufzt über die Unart der Frauen, nachdem ein vernünftiger Mann ſie überzeugt zu haben glaubt, ihre Beſchwerde immer wieder zu erneuern. Dieſe Verdammniß manch häuslicher Hölle iſt gleich der Strafe des Siſyphus. —

„Und was mir am meiſten Kummer verurſacht,“ fuhr Fabia fort; „iſt, daß ihr Beiſpiel endlich dem Kinde, der Joſephine, nachtheilig werde, um ſo mehr, da es ihr nicht an verführeriſchen Gaben fehlt. Joſephine ſpricht ihr, wie wenig ſie redet, beſtändig das Wort; das iſt ſchon ein übles Zeichen.“

„O Fabia!“ ſagte ihr Schwager mit innigem Tone, „es iſt das Zeichen eines heiligen Gemüths, in deſſen Reinheit alle Flecken des Nächſten verſchwinden, einer himmliſchen Demuth, die nur an die eigenen Fehler denkt. Die Unſchuld beſchützt ſich ſelbſt. Und ſollte ja durch den nahen Umgang Thereſens eine ſchädliche Einwirkung auf Joſephine zu befürchten ſein, ſo wird Deine Strenge“ — Herr Prälat betonte, was er ſagte, und es lag ein leiſer Vorwurf in dem Nachdruck jenes Worts —, „dieſer möglichen Gefahr ſchon zu begegnen wiſſen.“

Fabia erwiederte hierauf: „Man kann nicht ſtrenge genug ſein in Sachen des Gewiſſens, und das Bewahren dieſes Mädchens iſt eine Gewiſſensſache für mich.“

Der Adminiſtrator wollte ſprechen, da kam ein Bote, der ihn abrief. Er zögerte zu gehen. Noch einmal faßte er ihre Hand, ſah ihr freundlich ins Geſicht und ſprach: „Du biſt alſo wieder gut? Wir ſcheiden als Freunde, oder vielmehr wir ſcheiden nun nicht? Und Thereſe?“

Fabia lächelte. „Ich werde ſie verſöhnen —“ ſagte ſie verſichernd. Da zog er ihre Hand an ſeine Bruſt, drückte mit heißen Lippen einen Kuß darauf, und enteilte auf den Ruf ſeiner Pflicht.

„Wie ſtark ſein Herz klopfte!“ ſagte Fabia leiſe und ängſtlich zu ſich ſelbſt, und dieſe Beſorgniß galt mehr der fieberhaften Wallung des erhitzten Blutes, als der nervöſen Störung, welche dieſen Umlauf beſchleunigte. Fabia hatte den zarteſten Sinn für den krankhaften Zuſtand ihres Schwagers, und zugleich eine ſtumpfe Härte in Betreff alles deſſen, was ſeiner Seele weh thun könnte. Das kleinſte körperliche Uebel regte ihre wohlwollenden Kräfte ihm abzuhelfen auf, während ſie in kalter Gleichgültigkeit verharrte, wo ſein Inneres litt, wenn es auch in ihrer Macht geſtanden hätte, dieſes tiefere Weh zu lindern. Sie erſchöpfte ſich in dienſtlicher Befliſſenheit, indeß es ihr ein Leichtes geweſen wäre, die bittere Quelle zu verſtopfen. — In dieſem Widerſpruch lag all der Egoismus, durch welchen Frauen ſolcher Art die Wirkung einer pietiſtiſchen Moral verkümmern, wogegen die Liebe in ihren Fehlern ſogar — heilbringend wird.

Es klopfte ſacht an die Thür, und als Frau Fabia „herein!“ geſagt, erſchien eine ehrwürdige Geſtalt, die einzige noch übrig gebliebene Nonne von der Geſammtſchaft des aufgelöſ'ten Ordens, welche die Vergünſtigung nachgeſucht und empfangen hatte, in Sanct Capella den Reſt ihrer Tage beſchließen zu dürfen. Das fromme Stillleben der Nonne hatte ſich wenig geändert, ſeit jener Kataſtrophe, welches die Verfaſſung des reich fundirten Kloſters ſtürzte, und in dem Muth, womit ſie als eine einſame Ruine unter den geweihten Trümmern ihrer Welt begraben zu werden wünſchte, bewährte ſich eine wahrhaft hohe Seele. Schweſter Veronica verzehrte hier ihre Penſion, in wunderlicher Zuſammenſtellung mit einer Anzahl Officiere, die eben ſo die Mittel zu ihrer Subſiſtenz in einem Gnadengehalt aus der Staatscaſſe erhielten. Der Adminiſtrator, ein guter Cameraliſt, hatte die glückliche Idee gehabt, einen Theil dieſer Zuflüſſe in die Einkünfte des Stiftes zu leiten, worin die kleineren Wohnzimmer und größeren Säle des weitläufigen Gebäudes für ſolch einen Zweck zu benutzen wären, und ſeit Herr Prälat mit Genehmigung der Behörde dies in öffentlichen Vorſchlag gebracht, hatten ſich zwölf ausgediente Krieger gefunden, welche alle unter einander bekannt, dies Anerbieten mit Freuden ergriffen und den politiſchen Streit weltlicher Intereſſen gegen die friedliche Geſelligkeit eines Invalidenhauſes aufgaben, das ihnen kaum reizender gelegen ſein konnte. So miſchte ſich denn das Geſpräch manch welken Lorbeers mit den ſtillen Schatten der klöſterlichen Palme von Sanct Capella. — Dieſer militairiſche Club beſtand nun neben dem Familienleben des Adminiſtrators, neben der Clauſur der geiſtlichen Jungfrau, ohne daß dieſe verſchiedenartigen Verhältniſſe durchaus umgänglich geworden wären. Zwar hatte der junge Prälat unter den alten Officieren einige, die ſeine Achtung von den übrigen ſonderte, auch einen Freund —; aber dieſe Auszeichnung that weder dem guten Vernehmen mit Allen, noch der Zurückhaltung Eintrag, die er im Ganzen beobachtete. Auch war ſein Wirkungskreis ſehr groß und forderte all ſeine Zeit, und für die wenigen Stunden der Muße, welche ihm vergönnt waren, ſprach das Bedürfniß mächtig in ihm an, ſich wiſſenſchaftlich zu beſchäftigen. Und mitten unter dieſem invaliden Ruheſtande, der doch zuweilen, alter Gewohnheit nach, ein lärmender Aufſtand wurde, wenn auch der renommirende Säbel in friedſamer Scheide ſteckte — mitten unter der raſtloſen Geſchäftsloſigkeit des Adminiſtrators und ſeiner Leute — war die Wohnung der Schweſter Veronica, gleich einer Einſiedelei zu betrachten, worin ſie, wie die Schutzheilige des Hauſes, Segen durch ihre fromme, lautloſe Gegenwart verbreitete. Sie hatte ſich den Schwägerinnen des Herrn Prälat herzlich befreundet, wie dem Stiftsverweſer ſelbſt, Joſephine war ihr Liebling — dennoch geſchah es nur ſelten, daß ihr Beſuch in dem Flügel geſehen wurde, den der Adminiſtrator mit den Seinen bewohnte. Doch ſo oft Jemand in dieſer Familie krank war, ob am Leibe oder an der Seele — und es war, als ob die Nonne es durch Eingebung erführe, wo ihr Rath, ihr Troſt nöthig ſei — kam ſie ungerufen, und man war daran gewöhnt, das milde Gefühl der Theilnahme an ihr Erſcheinen zu knüpfen. Dazu trug ſelbſt ihr Aeußeres bei. Schweſter Veronica hatte mit Ergebung die ihr liebgewordene Tracht der Ordensregel aufgegeben; aber ihr einfacher Anzug näherte ſich derſelben ſo ſehr als möglich. Ein Schleier der Weltentſagung wallte unſichtbar nieder an dieſer Geſtalt, welche, trotz der Bürde von ſiebenzig Jahren und mancher beugenden Erfahrung, ſich vollkommen aufrecht erhalten hatte. Ihre Stimme tönte rein und ſanft, wie in leiſen Nachklängen der Hora — und in dem Tiefblick ihrer Augen glomm noch ein ſchwacher ſchwärmeriſcher Funken jener ewigen Lampe, womit ſie einſt in nächtlicher Stunde dem himmliſchen Bräutigam entgegengegangen war. Lichtvolle Klarheit war über die Züge der Nonne ausgegoſſen, wie wenn blaſſer Mondſchein einen ſtillen Abend erhellt. Und wie die Zeit dieſes langen Lebens in gleichförmiger Ruhe vergangen war, ſo hatte ſie auch nur unmerkliche Spuren nachgelaſſen. Zwei Reihen wohlerhaltener Zähne ſtützten wie eine elfenbeinerne Doppelmauer den Mund, dem nie ein liebloſes Wort entſchlupfte, und der noch eines heitern Lächelns fähig war, gegen den Einfall des Alters. Wenn Schweſter Veronica mit ſachtgewöhntem Fuß durch die wüſten Gänge ſchlich, und ein beſtiefelter Schritt ihr dröhnend begegnete, dann grüßte der Officier in kirchlicher Ehrerbietung, und wechſelte gewiß ein paar Worte, welche die Nonne immer freundlich, ja oftmals ſcherzend erwiederte.

Wir wenden uns nun wieder zu dem Eintritt der Nonne. „Guten Morgen, Frau Fabia!“ ſagte die Conventualin, und es bleibt zu errathen, ob ſie die trauliche Benennung des Vornamens in klöſterlicher Sitte beibehalten, oder als Vorrecht der Freundſchaft für die beiden jüngeren Frauen angenommen hatte. — Ueber Fabia's verdüſterte Züge flog ein bewillkommendes Lächeln. Sie nahm den guten Geiſt mit Freuden auf; nur der Blick, der noch naß glänzte, ward dem Gruße vorenthalten, daß Schweſter Veronica die thränenden Augen nicht ſähe.

„Ein goldener Tag!“ ſagte die Nonne, und ihre feine Wange brannte wie glimmende Kohlen, „die Sonne ſcheint ſo ſchön und blaß wie eine Braut. Man fühlt ſein Herz ordentlich erwärmt. Doch — ſehe ich recht? warum denn ſo betrübt, Frau Fabia? Ich will nicht fürchten, daß ein Unglück“ — —

Bei dieſen antheilvollen Worten ſchüttelte Fabia leiſe mit dem Kopfe. Sie antwortete mit wehmuthzitternden Lippen: „Es giebt zuweilen etwas; kein Himmel iſt ſo hell, daß er nicht einmal weinte — und den Himmel auf Erden — glauben Sie es mir, Schweſter Veronica! den habe ich grade nicht.“

„Wer hätte den!“ erwiederte die Nonne mit aufwärts gehobenem Blicke, der in die Tiefe menſchlicher Erfahrungen ſchauen ließ. „Wir können nur danach ringen. Und dieſe Kraft kommt auch von Gott. Thränen fallen wie Thau in der Nacht; ſie erfriſchen. Der Kummer, auch der längſte, geht vorüber — ich kenne nur ein Elend, welches bis in Ewigkeit dauert, und das iſt der Unfriede.“

Fabia nickte; erſchauernd wie im Fröſteln eines verweinten Gefühls und dieſer Vorſtellung ſprach ſie: „Warum ſollte ich es Ihnen nicht ſagen? Ich hatte mich mit Thereſe erzürnt, der Bruder ward in den Streit gezogen, er war wie gewöhnlich auf ihrer Seite. Das kränkte mich. Wer iſt's, der für ihn ſorgt? ihn pflegt und ſein Beſtes wahrnimmt? — Thereſe nimmt keine Notiz von dieſen Pflichten einer rechtſchaffenen Schwägerin und ihn nur durch flatterhaften Leichtſinn für ſich ein. Ich wollte fort — man ſäet ja doch nur auf den Wind."

„Der Dank, Frau Fabia," entgegnete die Nonne, „iſt eine Ernte, die man unbewußt ausſtreut, ein Lohn, auf den man nie rechnen darf, eine überraſchende Freude, wie eine Blume auf dem Felſen; denn ſie wurzelt nur in ſtarken Herzen. Der wackere Adminiſtrator ſcheint mir jedoch ſehr wohl zu erkennen, was er an Ihnen hat, wenn er ſich auch der jungen Frau ſeines Bruders gleichfalls zuneigt. Bin ich doch ſelbſt der lieben Thereſe herzlich gut. Ach! ich betrachte ſie nie ohne Mitleid."

„Mitleid?" fragte Frau Fabia mehr mit einem Anfluge von Kälte, als der Verwunderung; „und worin wäre Thereſe zu bedauern?"

„Solch glücklichem Leichtſinn," verſetzte die Nonne mit weicher Stimme, „iſt häufig ein ſchweres Schickſal zu tragen beſchieden. Sie thut mir leid, die holde, hübſche Frau! Es iſt keine böſe Ader in ihr, wenn auch die Pulſe hüpfen."

Fabia ſchwieg, und Schweſter Veronica, als ob ſie mit ſich ſelbſt redete, fuhr fort: „Es iſt ſeltſam, Jeder wünſcht ſich etwas Anderes, als was er beſitzt, tadelt nebenher fremde Eigenthümlichkeit; und wir Alle haben, was wir brauchen. Ausgerüſtet für unſere Beſtimmung, treten wir in den Kampf der Welt, und an dem Keime unſerer Neigungen und wie ſich dieſe entwickeln, daran wäre die Frucht unſeres Lebens, ach, die bittere oft! zu erkennen, wenn wir fleißiger nach Innen blickten. Die beſchauliche Stille des Kloſters führt auf ſolche Betrachtungen.“

„Der Kloſterzwang hatte auch ſein Gutes,“ ſagte Fabia mit einem Seufzer über die Willkür, unter der ſie zu leiden wähnte, „und was man immer davon ſagen mag, bis auf einen gewiſſen Punct hält er doch zuſammen. Wo aber die Meinungen ſo durchaus verſchieden ſind in Sachen der Seele und Seligkeit, auf der Höhe der wahre Gott angebetet wird, unten aber dem Baal geopfert“ — Fabia ſtockte und ſprach nicht vollends aus.

Wie lächelte die Nonne bei dieſer Rede! Sie antwortete mit verhaltenem Tone: „Unſer Kloſter iſt nicht mehr — ſein Altar ſteht nur noch in meinem Herzen: dennoch Frau Fabia, wenn ich der Wahrheit die Ehre geben will, ſo muß ich bekennen, der Friede ward hier nicht gefunden, ſondern nur geſucht, und höchſtens gelernt. Wir Alle müſſen Geduld mit einander haben. Und wie von den tauſend Ehen, die auf Erden geſchloſſen werden, jedes Mägdlein ſich den Verlobten aus eigener Liebe oder beſondern Gründen nimmt, ſo iſt auch der Herr jedweder Seele, die ſich ihm weihet, ein Anderer. Der Schleier hüllt nicht immer das Heil derſelben ein — viel öfter ein Herz voll Wunden — und die einſame Zelle verbirgt zuweilen einen Stachel, der ſich ſelbſt zu Tode trifft. Wenn die Menſchen große Prüfungen herbeiziehen wollen, ſo dürfen ſie nur Zank und Zwiſtigkeit über ein Geringes erheben. Manchmal dachte ich, es muß ein Unglück kommen, und es kam. Da fühlten wir das Band unſerer Verbindung, und der Riß ging durch das Leben.“

Während Schweſter Veronica alſo ſprach, hatte Frau Fabia ſich mit der nun fertigen Guirlande, die ſie wie ein Feſton ſchwebend trug, dem Bilde Martin Luthers genähert, um dieſen Schmuck daran zu befeſtigen. Das Blumengewinde, von ſeiner eigenen Wucht niedergezogen, glitt abwärts, ehe Fabia es dem Rahmen anpaſſen konnte, und die Nonne daneben leiſtete ihr mit freundlicher Toleranz Beiſtand, den Mönch von Wittenberg zu bekränzen. Dieſe Huldigung ward von Seiten Fabia's emſig, doch ſchweigend dargebracht. Auch Schweſter Veronica verſtummte, und richtete den Blick ſtarr auf das Portrait, welches einer andern Erinnerung aufhalf, als der, die ſie großmüthig zu vergeſſen ſchien.

„Warum ich eigentlich gekommen bin" — ſagte ſie mit einem gaſtlichen Geheimniß in der Miene, „man geräth ins Plaudern und ein altes Gedächtniß wird ſchwach. Sie haben mir verſprochen, mich zu beſuchen, Frau Fabia, mit Joſephine — und Thereſe! So lade ich Sie hiermit ein, auf eine Schale Thee, um fünf Uhr, wenn Sie ſo gütig ſein wollen. Ich bin am Feuer geweſen, Sie ſehen es mir noch an. Meine lieben Gäſte, auf die ich hoffe, zu bewirthen, habe ich Olyppen gerollt und mürbe Schneetörtchen aufgeſetzt, mit Kirſchmuß gefullt, weil ich weiß, Sie mögen dies Gebäck gern."

„Kirſchmuß?" fragte Fabia zerſtreut, doch dankbar, und der ſchwarze Groll in ihrem Herzen war unterdeſſen in Süßigkeit zergangen. Der Gedanke rührte ſie, die Nonne wolle ihr, ob auch verſchwiegenermaßen, doch nach echtkatholiſcher Weiſe, den Namenstag des Reformators feiern — eine Selbſtverleugnung, der die lutheriſche Fabia ſchwerlich fähig geweſen wäre. Sie antwortete demnach: „Ihre Güte beſchämt mich, Schweſter Veronica; ich nehme, was mich betrifft, die Einladung mit Vergnügen an, doch würde ich auch zu jeder andern Zeit" — —

„Nein," erwiederte die Nonne ſanft beharrend, „warum alſo nicht heute? Sanct Martin will auch ſein Recht haben. Es hat große Männer dieſes Namens gegeben. Papſt Martin der Fünfte ritt ein weißes Roß — daher vielleicht das volksthümliche Sprichwort: Sanct Martin kommt auf dem Schimmel; das ſo viel ſagen will, als daß oftmals zu Martini der erſte Schnee fällt. Von meiner Kindheit her war dieſer Tag mir immer eine kleine winterliche Vorfeier des heiligen Abends; ich jauchzte, wenn die erſten Flocken die ſtille Luft einſchleierten; dann ward es mir ſo traut und heimlich düſter im Zimmer, ich ſchmiegte mich in meinen Winkel, ſpielte Kloſter und betete das Chriſtkind an, vor dem ein paar kleine Lichter brannten. Die Mutter ſchenkte mir deßhalb ſtets den angemalten Wachsſtock voraus."

Bei dieſer Rückerinnerung lächelte die alte Nonne faſt kindlich. Sie glich in dieſem Augenblicke einem Wachsbilde.

Frau Fabia aber fragte nachdenklich: „War jener Papſt, deſſen ſie erwähnen, mit dem heiligen Martin, den Ihre Kirche verehrt, eine Perſon?"

Schweſter Veronica verneinte es und ſprach: „Der ſogenannte heilige Martin war ein Muſter aller Tugend, obwohl ein geborner Heide. Er ſchenkte einſt einem Armen, der ihm in erbarmungswürdiger Blöße unter den Thoren von Amiens begegnete, die Hälfte ſeines eigenen dürftigen Kleides. In der folgenden Nacht erſchien ihm der Heiland, und der göttliche Leib war bedeckt mit dieſem halben

Gewande. Doch dieſes dünne düſtere Grau hing in den ſchönſten Farben zuſammengefloſſen über der Schulter des Gekreuzigten, wie ein Regenbogen am Himmel; Glanz erfüllte das Gemach" — die Augen der Nonne ſchimmerten.

„Der mildthätige Mann," entgegnete Frau Fabia, „wird an die Worte der Verheißung gedacht haben: Was dem Geringſten meiner Brüder geſchieht, ſoll mir gethan ſein."

„Noch war er nicht getauft; aber es geſchah alsbald," antwortete die Conventualin, welche ihren frommen Wunderglauben durch dieſe bibliſche Erklärung angegriffen ſah. Der Gedanke an den Unterſchied ihrer religiöſen Meinungen drängte ſich in die Lücke des Geſprächs, dann fügte Schweſter Veronica hinzu: „Auch Martin von Amboiſe war ein berühmter Mann." —

Frau Fabia erſtaunte nicht wenig, dieſen Namen, der in den tiefſten Saiten ihres Herzens Anklang fand, aus dieſem Munde zu hören.

Die Nonne war im Begriff zu gehen, vielleicht fürchtete ſie auch nur abzuhalten. Perſonen, welche die meiſte Zeit haben, machen in der Regel die kürzeſten Beſuche und ſind überall eilfertig. „Um fünf Uhr, Frau Fabia, ich bitte!" ſagte ſie, bereits an der Schwelle, „und Thereſe?"

Mit dieſer Frage ſchien ſich heute jede Unterredung für Fabia zu ſchließen. Sie ſprach: „Ich werde ihr die Einladung mittheilen und meinen Wunſch, daß wir als gute Freunde zu Ihnen kommen."

Schweſter Veronica lächelte friedſelig zu dieſem Verſprechen. Sie nickte noch einmal und verſchwand.

Während dieſer Unterhaltung war der Adminiſtrator, ſobald das Geſchäft, welches ſeine Gegenwart erfordert hatte, beſeitiget worden, mit ſtarken Schritten allein in ſeinem

Zimmer auf und nieder gegangen. Da trat Major Feldmeiſter bei ihm ein, einer der penſionirten Officiere, ein Hausgenoſſe des Stiftsverweſers, und dieſem der liebſte. Nicht der Krieg hatte den wackern Ingenieur zum Invaliden gemacht, oder die höhern Jahre, in denen er ſtand; er war bei einer Uebung der Artillerie gelähmt worden.

„Bon jour, Freundchen! ſtöre ich?“ rief der alte Feldmeiſter indem er ſich langſam durch die Thür ſchob; dicht neben ihm drängte ſich ſein großer, pechſchwarzer Pudel heran, gleichſam der Dritte in dieſem Bunde.

Der Adminiſtrator begrüßte den Beſuch wie einen gern geſehenen, und ſtreichelte den Fauſt, ſo hieß der Hund — der Täufling eines Kraftgenies, das weder an Göthe, noch Klingemann oder irgend einer Klinge Anſtand genommen hätte, den Schwarzkünſtler in ſeiner Art, alſo zu benennen. „Schön, aber verteufelt kalt heute!“ bemerkte der Major, und glitt ein wenig wankend und mit einem Zuge von Schmerz um den eingekniffenen Mund in einen nahen Seſſel.

„Ich wollte nur,“ ſagte er tiefathmend, „ich hatte mit Ihnen zu ſprechen, ehe ich am Ende ſitzen bleibe im Winterquartier, denn ſeit geſtern, wo ich, wie Sie wiſſen, noch in Leidthal war, verſpüre ich Gicht im Knöchel.“ Der Pudel entzog ſich der Liebkoſung des Adminiſtrators, und lagerte ſich zu den Füßen ſeines Herrn, den zottigen Umhang des Ohres an die kranke Stelle geſchmiegt, als wolle er das leiſeſte Necken heraus hören, und mit einem drohenden Blicke hölliſcher Melancholie in den röthlichumzogenen Augen knurrte er vor ſich hin, als wolle er dem Weh, welches der Major männlich verbiß, rathen, nicht allzu nahe zu kommen; denn ein Funken himmliſcher Treue belebte dieſe hündiſche Seele.

„Es wird hoffentlich nur ein wenig Rheuma ſein," erwiederte der Adminiſtrator tröſtend auf jene Klage, „ein gelinder Schweiß hilft es heben," dabei trocknete er ſich die Stirne, und verbarg eine verſtörte Miene in dem feinen Tuche.

„Wie es ſcheint, Freundchen," ſagte der Major und lächelte, „ſind Sie ſelbſt in Tranſpiration — oder in Angſt? Das verhüte Gott!"

„Die Weiber haben mir den Kopf warm gemacht," ſprach Jener heftig; „es koſtet Kampf, mit ihnen fertig zu werden." Bei dieſen Worten rückte er ein Käſtchen mit Cigarren dem Gaſt zur Hand, und drehete den Hahn an der Maſchine von Waſſerſtoffgas wie mit zürnender Vollkraft, daß der Strahl erſchrocken herausſprang. Es geſchah dies mit unbewußtem Nachdruck des Gedankens, er ſehe ſich genöthiget, ihnen den Daumen aufs Auge zu drücken.

„Glaub's gern," antwortete der Major gleichmüthig, und ſchickte ſich ohne Umſtände zum Rauchen an. „Man hat mit einer zu thun. Sie ſtecken mir da wahrhaftig in jedem Sinne ein Licht auf. Oft ſchon habe ich gedacht, wie Sie nur Friede erhalten mögen unter den Frauen? Feuer und Waſſer ſind nicht ſo verſchieden wie dieſe Beiden, und Joſephine" — der Blick des Majors ſtreifte den gläſernen Globen — „iſt ein Kind des Lichts, eine Tochter der Luft, ſo zu ſagen, denn man weiß nicht, woher? von wannen? Genug, die Kleine iſt Gott Vaters Ebenbild — und die Frau Schwägerin eine wackere Stiefmutter."

Herr Prälat ſchien das Letztgeſagte nicht vernommen zu haben. Er ſtarrte vor ſich hin, als dächte er dieſem zweideutigen Lobe nach. Der Major fuhr fort: „Wenn es den irdiſchen Eigenſchaften nachgeht, ſo muß Frau Fabia einſt Schaffnerin im Himmel werden. Sie iſt eine treffliche Wirthin, das muß wahr ſein. Und dieſe Ordnung, dieſe Stille -— aber Freundchen, der Menſch lebt nicht von Brod allein. Wenn ſie nun heirathen, wird eine Frau ſich dies Regime gefallen laſſen? und eine ſo hübſche Mitregentin wie Thereſe dazu? Schwerlich. Sie dächte wohl, Jene führte den Scepter im Hauſe, Dieſe trüge die Reichs-Inſignien im Herzen des Mannes, und ſo wäre ſie nur gleichſam eine Schattenkönigin.“

„Es wird nicht geſchehen,“ verſetzte der Adminiſtrator halblaut, ohne ſich deutlicher zu erklären, ob er das Heirathen, oder dieſe Vertragſamkeit meine.

„Es taugt nicht,“ fuhr, nun im Zuge, der alte Feldmeiſter fort, „ſich vor der Zeit mit Familienverhältniſſen zu befaſſen. Frei muß der Mann ſein, ehe er freit! Eine ganze Sippſchaft Vettern und Baſen rückt ihm mit dem Hochzeittage auf den Hals. Meine ſelige Frau hatte keine Geſchwiſter, und kaum war ich ein Jahr mit ihr verheirathet, ſo däuchte es mir, ich hätte das leibliche Kind der Mutter Eva zum Weibe genommen; denn das Menſchengeſchlecht kam und wollte mit mir verwandt ſein.“

„Mein Schickſal iſt ein Schlangenknoten, ſchon um meine Wiege geſchürzt,“ entgegnete der Adminiſtrator düſter, „und wenn ich den Lauf meines Lebens überdenke, ſo ſcheint es mir, ich ſei beſtimmt, unter falſchen Anſichten zu leiden. Urtheilen Sie ſelbſt!“

Herr Prälat war in einer jener Stimmungen, welche dem nächſten Zufall den Schlüſſel giebt, auch ein verſchloſſenes Herz zu öffnen. Zumal war dies Herz gepreßt wie noch nie; er kannte den Major als einen wackern Mann, und ſo genügte er dem Bedürfniß des Vertrauens. Indem er eine Tabackpfeife ergriff und lächelnd den Kopf des Muſtapha, genannt der Fahnenträger, betrachtete, ſagte er: „Kein Unterſchied des Glaubens, kein religiöſes Vorurtheil, und was aus dieſer oder jener Gattung für das Leben hervorgeht, iſt mir fremd geblieben, den Islam ausgenommen“ — hier knurrte Fauſt, und ſchnappte wie nach dem Schall dieſes Wortes.

Der Adminiſtrator ſetzte ſich dicht an die Seite des Majors und ſprach: „Mein Vater ſoll ein Freigeiſt geweſen ſein — ich will es nicht bezweifeln, denn der Gott in meiner Bruſt war kein kindliches Erbe, ſondern der Segen der Natur. Ziemlich jung noch hatte er eine Wittwe geheirathet, die bedeutend älter war.“

„Taugt nicht, Freundchen,“ ſchaltete der Major ein, und Jener fuhr fort: „Diesmal taugte es wirklich nicht, obwohl ich ſonſt ſchon geſehen habe, daß deſſenungeachtet das Glück einer Verbindung beſtehen kann. Ein weſentliches Mißverhältniß entgegengeſetzter Art machte dieſe Ehe unglücklich. Die Frau war coquett und lebensluſtig für ihre Jahre, mein Vater weltſatt und ungeſellig für die ſeinigen. So gab es keinen Einklang zwiſchen ihren Meinungen, und endlich nur den einer Scheideſtunde. Sie trennten ein Band geſetzlich, das bereits unauflöslich war; denn meines Vaters Frau ſollte nach längerer Zeit ihrer Verheirathung jetzt Mutter werden. Der Verdacht der Untreue, der meinen Vater beſtimmte, ſich unter dieſen Umſtänden von ſeiner Gattin loszuſagen, muß durch dringende Beweismittel unterſtützt worden ſein; denn er ward von Seiten der Behörden nicht verpflichtet, ſich ihrer weiter anzunehmen, oder für das Kind zu ſorgen. In öder Vereinzelung ging ihm nun ein langer Zeitraum hin. Er war ein ältlicher Mann geworden, da kam ihm der Gedanke, ſich wieder zu verehlichen, und er wählte ein blutjunges Mädchen, meine liebe Mutter.“

Der Adminiſtrator hielt inne und ſeufzte tief.

„Taugt wieder nichts,“ brummte der Major ſich in den Bart, „hätte ihn nicht nehmen ſollen, die arme Kleine.“

„Mein Vater war wohlhabend — und meine Mutter eine abhängige Waiſe,“ verſetzte ihr Sohn mit gebundenem Athem; „Gott trat ins Mittel — meine Geburt gab ihr den Tod.“

„Armer Freund!“ ſagte der Major weich, „ſo haben Sie das Treueſte auf Erden nicht gekannt.“

Der Adminiſtrator ſchwieg eine bange Minute und fuhr dann fort: „Mit einer wahren Todesverachtung wiederholter Trennungen heirathete mein Vater alsbald zum dritten Mal. Ich war als ein ſchwächliches Kind, das mühſam behandelt werden mußte, zu der Schweſter meines Vaters gekommen, der Frau eines Predigers auf dem Lande. Einſt ward ich aus einem harmloſen Spiel empor geriſſen; es hieß, der alte Schreiber meines Vaters wäre da, mich zu holen, mein Vater läge im Sterben, und wolle mich noch einmal ſehen. Lieber Gott! er hatte mich noch niemals geſehen, ſeit ich denken konnte. Man kleidete mich an, ein ärmlicher Flechtenwagen hielt vor der Pfarre; ich ward hineingeworfen. Die verſchrumpfte Geſtalt des Schreibers ſaß neben mir, oder lag vielmehr wie eine faule Birne auf dem Stroh. Er ſchlief den ganzen Weg, ich wachte mit regen Sinnen, Bäume und Berge flogen an mir vorüber — die Reiſe war wie ein wüſter Traum. —

Die Scene meines Empfangs ſchwebt auf jede Weiſe dunkel vor meinem Gedächtniß. Das Krankenzimmer öffnete ſich mir. Eine ſpaniſche Wand verbarg das Bett, worin der Vater lag, und dem Sterbenden einen bittern Anblick. Eine hochbuſige Frau probirte eine ſchwarze Florhaube vor dem Spiegel, der dieſes eitle Bild der Trauer verdoppelte. Ein ſchöner etwa dreijähriger Knabe ſaß auf dem Boden und ſtieß, als ich eintrat, in eine kleine Trompete von Blech, als wolle er der Herold meiner Ankunft werden, und als fände nicht die geringſte Berückſichtigung Statt, welche die Achtung der Stille erheiſchte. Welche Macht über die Erinnerung üben Kleinigkeiten aus! Glauben Sie es wohl, Major? Vor jenem gellenden, ſchrillenden Hall ſinken, wie einſt zu Jericho — noch heute die Mauern meiner Seele ein, und ein Gedanke dieſes Augenblicks voll Grauen, voll Schmerz durchdringt mich."

Der Major nickte zweimal, als kenne er das und Aehnliches.

„Ich trat verdutzt," erzählte Herr Prälat weiter, „an das Lager meines Vaters, mit einer dumpfen Empfindung von Mitleid, Angſt und Ehrfurcht, nicht unähnlich der, womit man ſich zum erſten Mal dem ſogenannten heiligen Grabe nähert. Er lag wie ein Ecce homo darin. Seine Augen waren umflort, und ruhten ſchon in der tiefen Höhle des Todes, ſeine Glieder ohne Leben wie von bleichem Holz. Er reichte mir mit letzter Anſtrengung die feuchte, ſchwere Hand. Am andern Morgen ſagte man, mein Vater wäre geſtorben. Es war ein großes Begräbniß, ich ging unbetrübt hinter ſeinem Sarge, kindlich ſtolz, das erſte Mal öffentlich aufzuziehen. Meine Verwandten waren auch gekommen; des andern Tages war ein großer Zank; ich erinnre mich, daß meine Tante ein niederſchlagendes Pulver nahm. Sie war eine robuſte Frau und ſtets geſund, nie kam ein Arzt über die Schwelle des Pfarrhauſes, ſo gab dies unſchuldige Mittel mir den Begriff einer ungeheuern Alteration. Mein Oheim beſaß mit ſeiner Pfarrſtelle eine Widmut, auf der ich mir die erſten Kenntniſſe der Oekonomie ſpielend erworben habe. Meine Tante war mit Leib und Seele Landwirthin; das liebe Vieh gehörte gleichſam zu unſerer Familie. Sie hatte ein eigenes Idiom, ſich jedem Geſchlecht ihrer Hofhaltung verſtändlich zu machen. Es heißt gewiß ihrer Sorgfalt für mich den größten Ruhm beilegen, wenn ich ſage, ſie habe mich mit dieſen Pfleglingen in eine Kategorie geſtellt. Das iſt deine Amme geweſen, Cöleſtin! ſagte ſie und deutete auf eine ſchwarz und weiß gefleckte Kuh, die, vergeſſend ihrer Segnung, an mir vorüberſchwenkte. Ein ägyptiſcher Schauer rieſelte dann durch meine junge Seele; die Tante, obgleich ſie eine wackere Chriſtin war, hätte es, glaube ich, gut geheißen, wenn man den Sultan Wampum der Heerde auf Knieen verehrt hätte. Standen wir an lauen Sommerabenden am Waſſer, und eine Henne lief mit dem Glucken der Angſt vor Gefahr am Ufer hin und her, weil die zarten Entlein, die ſie ausgebrütet, ihre erſten Schwimmverſuche machten — ſo ſagte die Tante: Das iſt eine beſſere Stiefmutter als Deine, armer Junge! — Dann ward mir ſo ſonderbar weh zu Muthe, und ich wünſchte mich hinab in den dunkeln Teich, wo er am tiefſten iſt. Mit welcher Empfindung belauſchte ich, ein Knabe noch! die geheimnißvolle Zärtlichkeit in einem Schwalbenneſte! Das Zwitſchern des mütterlichen Vogels war mir wie der magiſche Laut einer Welt, aus der ich verſtoßen wäre: das geringſte Geſchöpf ſchien mir neidenswerth, welches mir Kunde geben könnte von jener Heimath, nach der ich mich ſehnte, ohne ſie zu kennen. Das Gefühl ſchützender Liebe, wie die Natur ſie lehrt, wurde zu einer Grundidee in mir, zu einem Princip, welches ſpäter meine Handlungen leitete."

„Armer Freund!" ſagte der Major abermals mit Blicken voll rauhen Mitleids, und ein leiſer Ingrimm zuckte in ſeinen Mundwinkeln, als er eine neue Cigarre abknirſchte, „ſo hatte die Tante kein Herz für Sie?"

„Ein Herz wohl," antwortete Jener, „aber nur für meinen Leib, nicht für meine Seele. Der äußere Bedarf galt ihr alles, wie das häufig bei Frauen dieſer Art der Fall iſt. Sie hatte eigene Kinder gehabt; vielleicht war die Stelle dieſes Verluſtes zu lange ſchon vernarbt — und Narben werden Härten."

„Nun, und der Oheim?" fragte der Major theilnehmend weiter.

„Mein Oheim," erwiederte der Adminiſtrator mit ſinnendem Auge, „war ein liebenswürdiger Greis von einer wahrhaft patriarchaliſchen Einfalt der Sitten. Seltſam! wie ein ſo ſchlichter charakterfeſter Mann ſich in die künſtlichen Folgerungen eines Syſtems hatte verwickeln können, ſo daß er mit ſich ſelbſt im Kampfe lag. Er war ein geheimer Anhänger Mesmer's, und ging im Forſchen der wunderreichen Kräfte, welche dieſer Schwärmer zum Wohl der Menſchheit darbat, weit genug, um bis an die Quellen der chriſtlichen Offenbarung zu dringen. So hielt er den Meſſias für einen außerordentlichen Magnetiſeur, den Tod am Kreuze für Somnambulismus, die Jünger für Hülfsärzte pro Secundo — und jede That des Heils für eine Wirkung dieſer myſteriöſen Kraft. — Wohin verirrt ſich oftmals ein reger, nicht genugſam beſchäftigter Geiſt! Das Conſiſtorium mochte ſchwerlich eine Ahnung davon haben; denn mein Oheim galt für ein Muſter lutheriſcher Seelſorge und des unverfälſchten Glaubens. Doch um die Göttlichkeit ſeiner Lehre war es gethan. Der Schmerz des Wiſſens, der Durſt nach Wahrheit gab ſeinen Vorträgen eine Inbrunſt, die ſich ſeinen Zuhörern mittheilte. Das Zutrauen, deſſen er genoß, grenzte an Wundergläubigkeit und erſtreckte ſich weit über die Feldmarken ſeiner Diöceſe hinaus. Er ward verfolgt vom Neide ſeiner Amtsbrüder. Nach ſeinem Tode fanden wir ganze Bündel Schmähſchriften der benachbarten Geiſtlichen an ihn, die er mit ordnender Ruhe unter Rubriken der Gehäſſigkeit gebracht hatte. Ein kleiner Auftritt iſt mir eingedenk geblieben. Eines Sonntags nach dem Gottesdienſt kam eine Fiſchersfrau, die zwei Meilen von unſerm Dorfe am Ufer des Fluſſes wohnte, weinend zu meiner Tante. Der Mann wartete draußen. Dieſe Leute ſcheueten den langen Weg nicht, um eine Predigt in der hieſigen Kirche zu hören, wo ſie ermüdet oftmals nur mit knapper Noth ein Plätzchen zum Sitzen fanden. So wären ſie auch, erzählte die Frau, ſeit geraumer Zeit hierher zur Communion gegangen, und mein Oheim hätte die fremden Gäſte am Tiſche des Herrn geduldet. Nun aber habe der Paſtor des Ortes, wohin das Ufer eingepfarrt ſei, ſie kommen laſſen, mit Vorwürfen empfangen, und hart bedroht, daß ſie ihm den Beichtgroſchen entzögen. Er wolle eine grobe Epiſtel an meinen Oheim ſchreiben und ſich dies in Zukunft verbitten. Was ſagen Sie zu dieſem Hirtenbriefe? Jener geiſtliche war ein communer Neidhammel. Die Fiſcherin ſchluchzte und ſagte: nun habe der Herr Paſtor (mein Oheim nämlich), ſie heute freundlich ermahnt, ihm ferner keinen Verdruß zu machen; dann ſetzte ſie entſchloſſen hinzu: Ehe ich aber das heilige Abendmahl wo anders halte, ſo laſſe ich es ganz und gar, es muß ja nicht ſein."

„Blitz! da ſchlage doch das Wetter drein!" rief der Major mit Indignation, „über die Pfaffen! die lutheriſchen auch — es iſt all Eins. Einer armen Seele den Troſt Gottes vorzuenthalten, weil ſie ihn, wie billig, nicht aus einer ſchnöden habſüchtigen Hand empfangen will! — Da wird ja der proteſtantiſche Altar zu einer Tetzelsbude, einer Kleinkrämerei von Nichtswürdigkeiten. Unter uns geſagt, Freundchen! ich kann die Schwarzröcke nicht leiden. Der Teufel hole den geiſtlichen Hochmuth!"

Der Adminiſtrator lächelte ſtill. Er ſah ein ſtummes Veilchen mit ſeitwärts geſenktem Kopfe auf den Turban des Muſelmannes nieder, der umwunden von dem Dampfe ſeiner Pfeife nur bläulich ſchillerte, wie eine geſtorbene Perle. Dann fuhr er in ſeiner Erzählung fort: „Solchergeſtalt ward mir die Theologie verleidet, die ich nach dem Wunſche meiner Verwandten ſtudiren ſollte. Es miſchte ſich mir ein fixer Gedanke von Haß, Hader und ekler Widerſacherei in dieſen Stand des Friedens. Die Widmut theilte anderer Seits mein Intereſſe für den geiſtlichen Beruf, und ſchadete demſelben in gleichem Grade, worin ſie nützte. Wo blühet auf ſolchem Miſtbeet die Lilie des ungefärbten Glaubens? Die Roſe zu Saron ſtehet nur im tiefen Thale des Gemüths, einſam und heilig. Den Haushalter über die Geheimniſſe Gottes dachte ſich meine ſcheue Hochachtung abgeſondert in Gedankenſtille von der gemeinen Menſchenclaſſe und ihrem niedrigen Bedarf. — Meine Meinung entſchied ſich für den Landbau. Die Gleichniſſe und Parabeln der

Schrift, in deren Worten ich von früheſter Kindheit an geathmet, waren mir ein Element religiöſer Poeſie für jene natürliche Beſchäftigung geworden. Die Bilder vom Säemann, vom Weizenkorn, das in die Erde gelegt wird — von der Ernte, den Garben und Schnittern, vom guten Hirten, der das verlorene Schäflein unabläſſig ſucht, faßte ich im Geiſte der Natur. Dieſe fromme Weihe, wenn ich ſo ſagen dürfte — mein chriſtliches Gedächtniß bewahrte mich vor jener Rohheit, die man oft bei dem Betrieb der Oekonomie findet, und welche ein wilder Sproß unveredelter Kraft iſt. — Ein blöder Schüler der Welt, kannte ich nichts Süßeres, als frei wie der Vogel in blauer Luft nach meiner Weiſe zu leben. — Mein Oheim ſtarb — und mit dieſen zwei Augen ſchloß ſich der erſte Act meiner Jugend."

„Es iſt mir lieb, daß ſich das Blatt nun wenden wird, wie?" ſagte der Major mit vorausſetzender Frage und rauchte ſtärker; „die Erziehung in den Pfarrhäuſern taugt nichts."

Der Adminiſtrator hatte keinen Widerſpruch für das Sprichwort ſeines alten Freundes; vielleicht gab er ihm ſchweigend die Ehre der richtigen Anwendung. Nach einer kleinen Erholungspauſe fuhr er fort: „Ich kam nun zu einem Verwandten mütterlicher Seite, der mein Vormund war, dem Stiftscanzler von Sanct Capella, der als prakticirender Juriſt in M —. wohnte. Im Actenſtaube grau geworden, war jeder Lebenstrieb in ihm vertrocknet — er war ein Hageſtolz. Die Geſetze ſtanden leſerlich auf dem brüchigen Pergament ſeiner Stirne geſchrieben, der Blick ſeines kleinen Auges, deſſen Pupille wie in einem gallichten Gelbei ruhete, hatte eine forſchende, durchdringende, Kraft, die ihm oftmals den Vortrag ſeiner Clienten erſparte — ſeine Miene drückte ſtets auch in ihren wohlwollendſten Zügen eine Sentenz zu gemäßigtem Zuchthaus aus, und auf den geklemmten Lippen wechſelte das Urtheil zu Einbuße oder Leibesſtrafe; ſie öffneten ſich faſt nie ohne einen Verluſt anzukünden, ſelbſt der Gluckwunſch zu einem gewonnenen Proceſſe ward durch den Grimm ſeines juridiſchen Dämons zu einer Drohung. Und dennoch war dieſer wunderliche Mann nicht böſe. Er hatte einen ausgebreiteten Ruf, ſeine Redlichkeit war gefürchtet. Die Beamten auf den Kloſtergütern zitterten vor ihm, die guten Nonnen liebten ihn mit Furcht und ſchmiegten ſich in ſeinen weltlichen Arm — er war der Donnergott der Abtei. — Ein Geſchwiſterkind von meinem Vormund und ſomit auch mir verwandt — führte ihm daheim die Wirthſchaft; ein liebes altes blaſſes Mädchen, an das ich nur mit dankbarer Rührung denken kann. Die gute Beatrix hatte eine kleine heimliche Hauscanzlei, wo ſtille Geſetze ausgeſchrieben wurden, und mein Vormund ſtand unter dieſem Kammergericht, ohne daß er ein ſtummes Wörtchen davon wußte. — Beatrix, trotz ihrer untergeordneten Anſpruchsloſigkeit, war die Juſtitia des Canzlers. Sie that ſo ſimpel, daß man ihr die Gerechtigkeitspflege eines ſo gewandten Juriſten nimmermehr zugetraut hätte. Sie konnte nicht anders mit Federn umgehen, als daß ſie beſtändig dieſe rupfte oder ſchliß — als gälte es das ewige Brautbett des alten Junggeſellen. —

Mein Vormund empfing mich mit logiſcher Kürze, und wies, weil er eben dringend beſchäftiget war, mich an die Muhme. Sei nur nicht bange, lieber Cöleſtin! ſagte Beatrix ſo lind und leidſam, daß ich die künftige Angſt wie im Voraus vergütet fühlte, wenn es Dir auch Anfangs nicht bei uns gefällt. Der Herr Vetter iſt nicht gar ſo ſchlimm. Man muß ihn nur kennen. Einiges will ich Dir aber doch zur Warnung ſagen: Widerſprich ihm nicht! Du kannſt Dir ja Einwand und Rechtsmittel vorbehalten. Ich mußte lächeln, ſo jung ich war, über dieſe Brocken von der Brodwiſſenſchaft des Vetters, welche die haushälteriſche Muhme geſammelt. Dann, ſprach ſie weiter, hüte Dich, mit dem Stuhl zu wackeln, wenn Du bei ihm ſitzeſt! ein Erdbeben würde wohl weniger beachtet, als dies. Endlich laſſe nie die Putzſcheere unvorſichtig vom Leuchter gleiten. Ich ſage Dir, der liebe Gott läßt eher die Sonne aus ſeiner allmächtigen Hand fallen, und ſchaut großmüthig drein, ehe der Herr Vetter dieſen Fehler vergiebt. — Ich bebte; welch ein Wütherich mußte mein Vormund ſein! — Wir aßen ein kleines vortreffliches Abendbrod zu Dreien, der Canzler ſchenkte mir ein Glas Wein ein, um mir Muth einzuflößen. Ich ſaß unbeweglich auf meinem Stuhl und ſah ängſtlich hin, ſo oft Beatrix das Licht putzte. Sie that es jedoch mit feſter Hand und winkte mir zuweilen mit den Augen, wenn ich ein Wort ſagte, das ihr unpaſſend ſchien. Nun, Du willſt ein Bauer werden, wie ich höre? fragte der Herr Vetter zwiſchen dem Eſſen, und die Frage klang wie Spott. Beatrix zwinkerte ſchon wieder verneinend. Du haſt dreſchen ſehen, da iſt Dir die Luſt dazu angekommen, mein Junge. Dieſe Analogie mit dem Flegel verſetzte meiner ökonomiſchen Liebhaberei einen tüchtigen Schlag. Studire nur fleißig! ſprach er dictatoriſch, es wird ſich alsdann ſchon finden, was aus Dir werden ſoll. Nur kein Juriſt! dagegen proteſtire ich. Bei der Rechtspflege bliebe auch ein Eiſenfreſſer nicht geſund. Man ärgert ſich tagtäglich und lebenslang von Amts wegen. Ich warf einen mitleidigen Blick auf die hagere gekrümmte Geſtalt des Vetters, und glaubte ihm. — Zu meinem Erſtaunen ſah ich, daß dieſer unwirſche Mann auch heiter ſein konnte, und dies beſonders im Umgange mit ſeinen Collegen. Es fand das beſte Vernehmen zwiſchen ihnen Statt, und nie ward ihm eine Streitſache zu perſönlichem Groll. Ich konnte nicht umhin, dies ſehr achtungswerth zu finden und dabei an die unaufhörlichen Zankereien der theologiſchen Herrn Brüder zu denken.“

„Ja, die Juriſten ſind cordial!“ fiel der Major ein, „aber die beſte Cameradſchaft beſtehet doch unter dem Militair. Da, wo der Tod Hauptmann iſt, ſchließen ſich die Glieder engzuſammen — und Gewalt geht vor Recht.“

„Ich fragte mein Muhmchen einſt,“ ſetzte Herr Prälat fort, „warum der Vetter denn nicht geheirathet hätte? — — Das ſei Gott zu danken — meinte Beatrix und lächelte mit Gleichmuth. Sie ertrug ſchon ein halbes Jahrhundert ſeine hypochondriſchen Launen. Er habe ſo viele Eheſcheidungen amtlich behandeln müſſen, daß ihm ein Abſchmack — Abſcheu wollte ſie vermuthlich ſagen — vor dem Eheſtand angekommen ſei.“

„Taugt nichts“, unterbrach hier der Major ſeinen Freund, „mit einer Sache zu genau bekannt ſein, die Illuſion fordert. Köche haben in der Regel den wenigſten Appetit. Jeder prüfe ſein Selbſtwerk! — die Unerfahrenheit iſt auch manchmal gut.“

Ohne ſich durch dieſe eingeſtreueten Bemerkungen aufhalten zu laſſen, fuhr der Erzähler fort: „Wirklich überzeugte ich mich, welche üble Meinung der Canzler von dem weiblichen Geſchlechte hätte. Er nahm mich zuweilen mit nach Sanct Capella — die Aebtiſſin vergünſtigte es. Als wir einſt ein wenig illuminirt das Kloſter verließen, der ganze verſammelte Convent Kopf an Kopf gedrängt und nachſah, mein Vetter noch einmal zurückgrüßte, wendete er ſich von dieſer Verbeugung zu mir, und ſprach liſtig: Gut für manchen wackern Mann, daß Ihr hier aufgehoben ſeid im chriſtlichen Harem, Ihr verſchleierten Engel! Das Stift, glaube es mir, Cöleſtin! iſt eine wahre Büchſe der Pandora. Sollten ſich dieſe goldenen Thüren einmal öffnen: Hu! welch ein Heer von Plagen würde da in die weite Welt herausſtürzen! — Ich habe dieſer Worte ſpäter gedacht. Es war ein Seherblick geweſen, den der Canzler damals auf die verſchloſſenen Pforten warf. Auch war jene kleine ausgelaſſene Tücke gegen die gutherzigen Ciſterzienſerinnen nicht etwa der Ausdruck eines Spötters in Glaubensſachen. Die Religioſität meines Vetters — er war Katholik — war der geheimnißvolle Reſpect vor einer himmliſchen Gerichtsbarkeit, an die er in Augenblicken des Entſetzens appellirte und, gerechter Gott! ſein höchſter Ausruf.

Ich lebte eine Reihe Jahre in der That glücklich im Hauſe meines Vormunds, und danke ihm viel. Dieſer ſtrenge Geſchäftsmann gab mir privatim ein Beiſpiel der Toleranz, das mir damals eben nöthig war. Er haßte alles Abſprechen nicht nur an Andern, er vermied es auch an ſich ſelbſt. Ich äußerte ihm einmal ehrerbietiges Bewundern, und ein Wörtchen mit Bezug auf meine früheren Erfahrungen entſchlüpfte mir. Er lächelte und ſprach: Du mußt wiſſen, mein Söhnchen, daß dieſe Eigenſchaft einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den Facultäten bemerklich macht, und unſern Beruf gewiſſermaßen austauſcht. Die Theologen ſind in der Regel Richter, was ſie nicht ſollten; — wir dagegen vertreten nach Chriſtenpflicht und von Amts wegen die Fehler und Fährlichkeiten des Nächſten.

Sie laſſen ihr Licht leuchten vor den Leuten — wir gebrauchen es nur, um auch dem finſterſten Falle eine Seite der Entſchuldigung abzuſehen.“

„Wahrhaftig in Gott! da hat er Recht!“ rief der Major aus überzeugtem Drang des Herzens.

Der Adminiſtrator ſchwieg, als wäre dieſe Mittheilung nun abgebrochen, und ſah lange weitſchauenden Blickes vor ſich hin. Dann hob er mit verändertem Tone an: „Ich ſtudirte Cameralia — ging auf Reiſen — welch eine Welt liegt zwiſchen dieſen ſchmalen Grenzen auf der Charte meines Lebens! — Ich hatte einen Freund — —“ ein tiefer, ſchwerer Athemzug, wie wenn dies Wort ſich nur mit Ketten aus dem Born der Seele wände.

Der Major beſaß bei einer rauhen Außenſeite den zarteſten Sinn der Freundſchaft. Er ſagte: „Falſcher Conjunctiv, Freundchen! Sie haben einen, der nicht alles zu wiſſen braucht. Laſſen Sie ruhen, das ſich nur mit Seufzern heben läßt. Taugt nichts, erſchöpftes Vertrauen. Ich wünſche nur noch zu erfahren, wie Sie eigentlich zu der weiblichen Drei-Uneinigkeit gekommen ſind? Joſephine, das friedſame Täubchen! iſt nicht in dieſem Zwieſpalt begriffen. Sie iſt auch hier als der heilige Geiſt die ſchwächſte Perſon dieſer Trinität und eine wahre Vergebung der Sünden. Wie?“ fuhr der Major abſtrahirend fort, „iſt's nicht ſo? werden nicht dem heiligen Geiſt ſelbſt im Glauben nur flüchtige Honneurs gemacht?“

Der Adminiſtrator lächelte wie ein Leidtragender, dem ein zerſtreuender Tröſter von den Verhältniſſen des Himmelreichs vorſpricht. Er antwortete: „Ich habe meine Geſchichte ſo weit angelegt, daß ich ſchwerlich damit an das Ziel gelange. — Meine hieſige Anſtellung knüpfte ſich an

Fäden, welche noch mit der vormaligen Einwirkung meines Vetters, des Excanzlers, zuſammenhingen. Er ſtarb bald darauf. Die gute Beatrix war längſt todt. Man fand ſie eines Morgens entſeelt, mit dem Angeſicht in eine Wolke von Flaum geſunken. An den ſtarren Wimpern hingen die zarten Federn; aber ſie bewegten ſich nicht mehr vor dem verſchloſſenen Munde; es ſchien, als ob ſie ohne einen Hauch der Todesangſt verſchieden ſei. Dieſes ſanfte plötzliche Sterben in weicher Pflicht, wie wenn der Schlaf einen Müden überraſcht, war die ſchönſte Gabe ihres armen harten Lebens. So oft mein Vetter mir das erzählte, und des Anblicks jener befiederten geſtorbenen Augen gedachte, die ſo treu auf ſeinen Vortheil geſehen, gingen ihm die ſeinigen über. — Meine Lage als Adminiſtrator gefiel mir wohl; ſie war gewiſſermaßen das Reſultat der Ergebniſſe meiner früheren Jugend. Hier konnte ich ein Landwirth ſein im weiten Felde der Induſtrie, nicht beſchränkt auf die Hufe eines engen Beſitzthums, und zugleich ein Diener des Staats, dem ich mit all meinen Kräften zu nützen wünſchte. Meine Vorliebe für dieſen Ort iſt ſich ſtets gleich geblieben. Wie oft hatte der katholiſche Geſang von Sanct Capella, die heilige Nonnenſtille, der Weiheduft andächtiger Myſterien, den lutheriſchen Jüngling in mittelalterliche Träume gewiegt! Ich war nun erwacht, und Alles war anders und wirklich. Doch noch jetzt ſchlägt die große Glocke mit jenem romantiſchen Klange tiefe Saiten in mir an, und wenn Fabia mit dem großen Schlüſſelbunde durch den Kreuzgang geht, muß ich der Pförtnerin gedenken und jenes kleinen klingelnden Geläuts in ihrer Hand, welches, meinem Gefühl nach, den Chor ſeliger Geiſter in einem Himmel öffnete, den die Welt fälſchlich für ein

Grab der Lebendigen hielte. — Wie öde reformirt war nun das ſchöne Stift, wie profan geworden! — Ich ſchützte mit Pietät, was noch aus dem Umſturz jener Verhältniſſe zu erhalten war. Die Hand, welche leiſe und achtſam an das heilige, das genommene Recht rührte, war deſto eifriger, wo es den Ertrag der Grundſtucke galt. Man ſprach davon, es ſei im Werke, das pompöſe Gebäude zu einer Strafanſtalt, einem Spinnhauſe, herabzuwürdigen; dieſe Möglichkeit empörte mich. Dann ſollte es zu einer Seidenfabrik benutzt werden, endlich wolle man, hieß es, eine chirurgiſche Pepiniere daraus machen. Ich kam den Behörden mit einer Propoſition von meiner eigenen Idee zuvor. Solle es denn nun einmal hier geſponnen oder geſchnitten ſein, wohl! ſo gebe man den Parzen Wohnung, und laſſe verdiente Officiere hier leben und ſterben. Dann zieht die Ehre ein und nicht die Schmach, und ſtatt Ruhe, Plage und Schmerz webt in dieſen Mauern das Seidenleben der Ruhe. — Es wurde einſtweilen zugeſtanden.“

Major Feldmeiſter reichte dem Adminiſtrator mit einem gerührten Blicke die Hand und ſagte kein Wort. Er dampfte nur einen unendlichen Qualm aus, als wollte er ſagen: „Bis an meinen letzten Athem werde ich Dir dies danken.“

Und der bürgerliche Prälat der einſt gefürſteten Abtei ſprach: „Ich machte mich nunmehr mit meiner neuen Lage genau bekannt. Das Drängen der erſten Einrichtung ließ mich wenig zu mir ſelbſt kommen. Es waren Rückſtände zu bearbeiten, mein Vorgänger hatte lange danieder gelegen — auf den verſäumten Gütern lag mehr als ein Feld der Nutzung brach. An geſelliges Bekanntwerden in der Nachbarſchaft zu denken, hatte mir noch keine Zeit geübrigt. Es war in einer Geldangelegenheit von Belang, wo ich geſprächsweiſe den Oberförſter zu Rathe zog. Das wird Ihnen ihr Vetter, der Rentmeiſter in Bühle, am beſten ſagen können — meinte er. Mein Vetter? fragte ich befremdet; ich wußte von keinem. Nun ich dachte nur, antwortete Jener, weil er eben ſo heißt, Sie wären mit einander verwandt. — Dies gab mir ein Intereſſe mehr, dieſer Weiſung zu folgen, und den Mann meines Namens kennen zu lernen. Ich ritt deſſelben Tages noch hinüber. Es war im Mai. Ein Gewitter ſchauerte über die quellenden Saaten; doch ſah ich wohl, es würde vor der Nacht nicht kommen. Ein eigenes Gefühl von Schwermuth oder Ahnung preßte mir die Bruſt, als laſte ein nie getragenes Gewicht mir auf der Seele. So kam ich an den engliſchen Garten von Bühle. Die Sonne ſchoß eben einen goldrothen Pfeil auf das ſteinerne Windſpiel, welches am untern Ende des Parks auf einem Poſtamente ruht. Es blickte mit todten Augen in den flammenden Köcher — ich weilte einen Moment an dieſer Stelle und dachte, da liegt der Hund begraben! Gott weiß, durch welche Verbindung der Ideen mich der Gedanke geiſterhaft ergriff, es läge unter den dunkeln Schatten dieſes Ortes irgend ein Geheimniß verborgen, das meiner Theilnahme angehöre! — Das große gothiſche Schloß, die Colonnade vor den Wohnungen der Beamten, ſchien mir ſchön, aber düſter, und ich gab dies Halbdunkel meiner innerſten Auffaſſung der frühlingstrüben Atmoſphäre Schuld. Innerhalb der Gehöfte war es auf die bängſte Weiſe ſtill, nur der Brunnen machte ein kühles Geräuſch und die Waſſerkufe ſchäumte über. Ich ſah Niemand, den ich nach dem Rentmeiſter fragen konnte. Da öffnete ſich leiſe eine Thür hinter der Colonnade, ein Mädchen, kaum jungfräulich erwachſen, tritt hervor, ein feines

Glas in der zarten weißen Hand, und wirft einen ſchüchternen Blick auf mich, den Mann zu Pferde. Es liegt etwas Poetiſches, Major, in dem Anblick eines ſchönen Kindes am Brunnen; der Durſt des Herzens, worin er auch beſtehe, wird dadurch gelöſcht. — Ich fragte höflich, ob ich den Rentmeiſter zu Hauſe anträfe. Die Kleine nickte — es war Joſephine." Jetzt nickte auch der Major.

Ich band mein Pferd an eine Säule und folgte ihr. Sie bat, daß ich einen Augenblick verziehen möchte, denn der Vater wäre krank, und ſie müſſe es ihm erſt ſagen, daß ihn Jemand zu ſprechen wünſche. Ich wartete vor der Thür zu ebener Erde; drinnen entſtand ein ungaſtfreundliches Gemurmel, dazwiſchen hörte ich Joſephinens Stimme wie vorbittend. Endlich winkte ſie mir. Ich trat in ein düſteres Zimmer. Grüne wollene Vorhänge dunkelten es, und warfen noch bleichere Schatten auf einen kranken Mann, der bei dieſen ſchwülen Wärmegraden in Betten eingehüllt auf dem Sopha ſaß. Eine Frau rückte ihm die Kiſſen zurecht, und ſchien, mit Sorgfalt um ihn beſchäftigt, ſich nicht um den Eintritt eines Fremden zu kümmern. Der Anblick dieſes Kranken erſchütterte mich. Ich ſtellte mich ihm vor, und fragte beklommen, ob unſer Gleichname vielleicht Grund in einer entfernten Verwandtſchaft hätte! — Der Rentmeiſter lächelte — o! furchtbar lächelte er. Seine Antwort lautete: Verwandt? Nein, Herr Adminiſtrator, wir ſind nur Brüder. — Mein Blick ſah ihn mit — Entſetzen, möchte ich es nennen, — auf die Wahrheit dieſer Ausſage an; dunkel hatte es mir vorgeſchwebt, dieſer Mann könnte der Sohn meines Vaters ſein. Er war gegen mich ein Greis, eine ganze Lebenslänge ſchien ſich zwiſchen uns hinzuziehen; doch der verknüpfende Faden blieb und zerriß in jener Minute mein Herz. Jetzt wußte ich, warum mir ſo ahnungsvoll zu Muthe geweſen, was dieſer Weg mir aufgebürdet hatte. Meines Vaters Freiheit hemmte mich wie eine Kette, deren tauſendſtes Glied noch getragen werden muß. Mein Bruder! und mir ſo todesfremd! — Getrennte Ehen ſind es, welche eine Weltverbrüderung unmöglich machen und das Band der Menſchheit auflöſen. Mit dieſem ſtillen Bekenntniß legte ich mir ſelbſt das Gelübde ab: Scheiden laſſe ich mich nimmer! — Ich wagte ein brüderliches Wort an den Rentmeiſter. Er nahm es nicht auf, und nannte mich Sie. Ihr Vater, Herr Prälat, ſagte er, als ginge ihn dieſer Name gar nichts an, verſtieß mich im Mutterleibe, und wer einmal unter der Bank geboren iſt, kommt nie auf. — Dieſe Worte deuteten mir langes Unglück an und einen zerbrochenen Geiſt. Eine Thräne ſchlich über die Wange ſeiner Gattin, welche ſie verſtohlen abwiſchte; Joſephine ſchlich leiſe hinaus. Ich hatte nicht den Muth, nach ſeinen früheren Verhältniſſen zu fragen. Spät ritt ich nach Hauſe. Der Donner rollte krachend, die Wolken waren Feuerſchlünde, es regnete wie mit Gießbächen. Ich empfand wenig von der empörten Natur. Meine Seele bebte noch unter ſtärkeren Schlägen, und die einzige Thräne meiner Schwägerin hatte mich mehr erweicht, als dieſes Sturzbad. Sie werden leicht denken, daß ich nicht ſäumte wieder nach Bühle zu kommen; doch nur langſam gelang es mir, mich meinem Bruder zu nähern und Eingang in ſein Vertrauen zu finden. Seine Frau, gleichwohl auch zurückhaltend, war dennoch freundlicher mit mir. Ich merkte bald, daß ſie zu den Stillen im Lande gehöre, und eben ſo, wie oft der Unmuth ihres Mannes über eine Frömmigkeit laut werde, die ihm doch in der Geduld, womit ſie ſeine Leiden ertrug, zum Segen gereichte. Aber mein Bruder war menſchlichen Anſehns nach ein Mann des Todes, und ſein Gemüth ſchien mir noch kränker. Wie viel die Frau für ſeine Pflege that, eine größere Kraftanſtrengung entwickelte ſie, ſeine Seele zu retten. Sie ließ ſeinen Eigenſinn und die Natur gewähren, wenn er den Arzt nicht wollte; aber ſie quälte ihn unaufhörlich mit dem lieben Heiland.“

Der Major ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Taugt nichts, daß ſolch heilige Liebſchaft aufdringlich werde; der Mann muß dem beſten Freunde die Thür des Hauſes und Herzens ſelbſt aufmachen.“

„Einſt kam ich dazu,“ fuhr der Adminiſtrator fort, „als Beide in ſtreitendem Geſpräch über die verſtörende Urſache ſeiner jetzigen Leiden waren. Mein Bruder ſchwieg ſogleich; aber Fabia, geſtützt auf die Autorität ihrer Gottſeligkeit, konnte nicht abbrechen ohne weiblich das letzte Wort zu behaupten. Sie ſprach: Sei nur getroſt! es wird uns im Himmel wohl belohnet werden, ſo man uns um Gerechtigkeit willen verfolgen ſollte. Da fuhr mein Bruder heftig auf: Um Gerechtigkeit willen? Frau, Du faſelſt! eine Schändlichkeit iſt es, die ich werde verantworten müſſen; ich ſage Dir, es iſt kein größerer Betrug erfunden worden. Der Glaube an eines Menſchen Wort iſt mein Unglück geweſen und mein Elend geworden — ich will Gott nun nicht mehr verſuchen. Es lag eine Reſignation darin, die mich mit kalter Hand durchgriff. Fabia entfernte ſich; ihr Mann fiel erſchöpft in einen fieberhaften Schlummer, ich ging ſeiner Frau nach. Sie ſtand im Gärtchen, begoß ein Blumenbeet mit ihren Thränen und rang in chriſtlicher Verzweiflung die Hände über den weißen Lilien. Ich redete ihr zu. Fabia verklagte den unbeugſamen Sinn ihres Mannes, der jedem Gnadenmittel widerſtände und nicht arbeiten möge an ſeinem Heil. Ein Luftzug führte die leiſe ängſtliche Frage von ihren Lippen: Ob er nur ſelig werden wird? Die Lilien nickten. Ich ſagte, was ich dachte, daß dieſe Kinder ihres Schöpfers auch nicht arbeiteten im reinen Glanz ihrer Heiligkeit, und dennoch erſtänden zur Frühlingsfreude der verjüngten Erde. —

Fabia ſchien nicht einzugehen in dieſen natürlichen Troſt. Sie ſagte: Seine Mutter iſt lediglich Schuld daran. Dieſe war ungewiß über den Vater — ſeinen Vater — darum zweifelt nun der Sohn an Gott! — So ſchob meine Schwägerin ihren Scrupel, ob ihr Mann das ewige Leben haben werde, Denen zur Laſt, die ihm das irdiſche gegeben. Bald darauf ward es ſchlimmer mit dem Bruder. Kurz vor ſeinem Tode übergab er mir die Sorge für ſeine Wittwe, für ſein Pflegekind, legte den Schlüſſel zu einem wichtigen Geheimniß in meine Hände — dann drückte ich ihm die Augen zu. Das Recht eines Geſtorbenen zu vertreten, darf ich keinen eigenmächtigen Schritt thun, noch geſtatten, eine ſchwere Verpflichtung hält mich an Fabia feſt. Sie ſehen alſo, wie viel mir daran gelegen ſein muß, Einigkeit unter den beiden Frauen zu erhalten; denn auch Thereſe — —“ hier ſummte die elfte Stunde vom Kloſterthurme. Der Major fuhr elektriſch zuſammen, wie von dieſem Schlage gerührt. „Elf! ich muß nun fort, und es wird mir den ganzen Tag ſein, als ſteckte ich mit einem Arme nur im Aermel des Rockes. Ich habe dem Hauptmann Moorhauſen eine Partie Piquet vor dem Eſſen verſprochen, und halte Wort, wenn auch ihm kein wahres Wort aus dem Munde geht. Das Genie dieſer Art muß in den Endſilben dieſes Namens wohnen: Moorhauſen! Münchhauſen! — Wie hat er uns vorgeſtern wieder belogen! er ſprach von ſeinem Gute in P. — Wir lachten unvernünftig. Er nahm es nicht übel — das war honett. Aber — Ihre Geſchichte, Freundchen, iſt mir in Wahrheit intereſſant; der Schutz, den Sie der Frau Fabia angedeihen laſſen, hat ſeinen gediegenen Grund; ich bin nur neugierig, welcher Wind Ihnen die flatterhafte Thereſe zugewehet haben mag. — Allzugroßmüthig ſein, taugt nichts.“

Das Reitpferd, worauf der Adminiſtrator täglich um dieſe Zeit die Ronde zu machen pflegte, ward vorgeführt. Der Major erhob ſich mit ſteifem Gelenk, Fauſt ſchüttelte den ſchwarzen Mantel. Im Begriff zu gehen, ſagte der Major: „Da fällt mir ein, ich habe ganz vergeſſen, weßhalb ich eigentlich gekommen bin. Ich wollte ihnen auch ein Geſchichtchen erzählen, das fabelhaft klingt, das Mährchen vom gläſernen Pantoffel. Mein Neffe — doch jetzt iſt's zu ſpät; wo werden wir nur all' die Zeit zu den vielen Reden hernehmen?“

„Wir ſprechen uns bald wieder —“ vertröſtete Herr Prälat, und griff nach ſeinem Hute. Er hatte ſich die Bruſt doch etwas freier geſprochen. Es iſt gut, wenn ſich die Menſchen zuweilen des Warums ihrer Bürden bewußt werden; die Nothwendigkeit, ſie zu ertragen, wird ihnen alsdann klar und leichter.

Sanct Martin war und blieb gegen ſeine Gewohnheit hell und ſchön. Sonſt hat an dieſem Tage, der Himmel Baumwolle feil, und die Luftgeiſter ſind geſchäftig, der Natur eine weiße warme Schlafmütze daraus zu weben. Doch heute ſchritt der Herbſtheilige, der ſonſt winterrüſtig erſcheint, in heiterer Luſtigkeit einher, und grüßte mit dem gelben

Sommerhute ſo herablaſſend freundlich, daß die ſchläfrige Welt munter aufwachte und träumeriſch hoffte, der Sommer wolle noch einmal wiederkommen. Hier und da zwitſcherte ein ſchlaftrunkener Vogel, robuſte Bäuerinnen verbauten die kleinen Fenſter mit Moos, um im Grünen zu arbeiten — der klöſterliche Invalidenſtamm rückte luſtig ins Feld.

Schwerlich dürfte der glänzendſte Thee im ſchönſten Salon der Reſidenz eine wichtigere, wenn auch andere, Beklommenheit der Erwartung erregen, als bei den Damen des Stiftes der ſimple Nonnenthee in Veronica's kleiner Zelle, wohin ſie geladen waren. So ſind die Vergnügungen der Geſelligkeit, wie verſchieden auch geſtaltet und bedingt, ſich doch in ihrer Wirkung überall gleich. Zudem machte der ſeltene Schritt aus dem engen Kreiſe heiliger Regel dieſe Einladung zu etwas Außerordentlichem, und die ſtille Geſchäftigkeit der prieſterlichen Jungfrau, der Opferrauch ihrer Küche oder *Küchel*, wie Veronica ſie nannte — legten einen unbewußten und geheimnißvollen Altarwerth auf den kleinen Theetiſch der Nonne.

Als es nun in den gewölbten Räumen des Kloſterhauſes zu düſtern begann, die Schatten des Abends längs den kalten Wänden hinſchlichen, flimmerte es ſchon lichterhell in Veronica's Stübchen. Mit dem Glockenſchlage Fünf ſtanden die Schwägerinnen und Joſephine an dieſer geweihten Thür, hier wußte man nichts davon, oder wollte nichts davon wiſſen — daß ein verſpätetes Erſcheinen für bedeutend gelte. Schweſter Veronica empfing ihren Beſuch erhitzten Angeſichts und mit einer gewiſſen gaſtlichen Feierlichkeit. Die Zelle, noch immer ein geiſtliches Betſtübchen, hatte nur einen Anſtrich von Häuslichkeit bekommen, die jedoch in ihrer einfachen Beſchränkung dem religiöſen Charakter der Einrichtung nicht zu nahe trat. In einer Niſche ſah ſeit manchem Jahr die Mutter Gottes mit dem Chriſtuskinde auf das jungfräuliche Bett herab; das Waſchbecken und die Waſſerflaſche von engliſchem Zinn blinkten in Formen wie Geräthe der Sacriſtei; in die blendende Serviette über dem aufgeklappten Tiſch war das Lämmlein mit der Kreuzesfahne gewebt, die Lichter von gelblichem Wachs warfen kirchlichen Schein, und bei jeder der drei Taſſen lag ein kleiner Blumenſtrauß, bei Joſephinens aber der ſchönſte. —

Thereſe, durch den Zwiſt am Morgen und die ſpät erfolgte Verſöhnung empfänglich geſtimmt für den Eindruck ſolch einer Umgebung, ſagte: „Wie heimlich iſt's hier! wie hübſch! Ich könnte gern hier wohnen, einzig und allein.“ Joſephine wußte hier Beſcheid. Wie mit dem Vorrecht eines Kindes zog ſie die grünen Bettvorhänge aus einander, ſchmiegte die warme Mädchenwange an die geſteppte Decke, ſchlug das blaue Auge gegen die Madonna auf — in dieſem Wechſelblicke lag eine Welt der Ahnung — und flüſterte: „Wie traut! wie lieb! Ich möchte ewig hier ſchlafen! —“

Frau Fabia ſagte nichts der Art. Sie bewunderte die Ordnung des Stübchens, lobte die Nützlichkeit des kleinen Sparofens, und ſah dieſer frommen Clauſe die häusliche Seite ab. Die Bouquets gaben dieſer Winterſtunde einen ſchwachen Hauch von Sommerduft, und die Damen freuten ſich daran. Man wunderte ſich, wie Veronica dieſe Blümchen ſo ſpät noch erhalten könne.

„Ich war von Kindheit an eine glückliche Gärtnerin,“ erwiederte die Nonne hierauf, „und ſchleppte mich mit Pflanzen hin und her, woraus mein Vater die Folgerung zog, ich würde eine treufleißige Mutter werden, die da Segen mit der Erziehung ihrer Kinder hätte.“ Sie lächelte wunderſam, wie über einen zerronnenen Traum.

„Schade!“ ſagte Fabia leiſe. Veronica hatte dies Wörtchen nicht gehört. Sie machte mit ſichtlich gutem Willen, wenn auch nicht mit der Uebung einer Weltdame, die Wirthin, ſchenkte Thee ein, warf Zucker in die Taſſen, und beſann ſich alsbald, daß ſich das nicht ſchicke, und das Maß der Süßigkeit dem Geſchmack eines Jeden ſelbſt überlaſſen bleiben müſſe. — Dann reichte ſie das lockende Backwerk, von den Schwägerinnen als trefflich gerühmt. Man bat um die Recepte, inzwiſchen las Joſephine ſchon eines. Sie hatte dies Papier an dem für ſie beſtimmten Platze unter dem Sträußchen liegend gefunden; es lautete: „Nimm fünf Loth Ernſt, zehn Loth Geduld, zwanzig Loth Sanftmuth und hundert fünf Loth Demuth, dieſes alles ſtoße wohl unter einander im Mörſer des Glaubens mit dem Stempel der Stärke, rühre ein Viertelpfund Hoffnung dazu, ſchütte es in die Pfanne der Gerechtigkeit, und laſſe es bei dem Feuer der chriſtlichen Liebe gar kochen. Alsdann bewahre es wohl, damit der Schimmel der Eitelkeit nicht anſetze. Mit dieſer Salbe ſtreiche Dich des Morgens und des Abends; es iſt ein Mittel gegen die Hölle.“

Thereſe ſeufzte, als wäre der Athem ihres Buſens mit all dieſen Gewichten beladen. Die Nonne aber ſprach: „Ein Arcanum, der künftigen Hausfrau zu Nutz und Frommen! meine Mutter hielt es für probat.“

„Sagen Sie, Schweſter Veronica,“ fiel hier Thereſe ein, „ſind Sie wirklich aus wahrem Kloſterberuf Ciſterzienſerin geworden! Ich wüßte kaum, wie ich mir dies möglich denken ſollte.“ Ihre Miene zweifelte. Die Nonne ſah die lebensluſtige junge Frau mit einem Blicke an, worin ſich die ſchweigende Entgegnung ausſprach: „Chriſtum lieb haben, iſt beſſer, denn alles Wiſſen —“ und nach einem kleinen Beſinnen antwortete ſie: „Die innerſten Triebfedern kennt nur Gott allein, und das Herz mag ſich zu tauſend Malen eine ſich der Welt entſchwingende Seele bewegt haben; doch — wenn ich einen Rückblick auf mein langes Leben werfe, und auf den Gang meines Schickſals, der ſich in dieſen ſtillen Mauern endet, ſo möchte ich doch glauben, es ſei des Himmels Wille geweſen, daß ich mich ihm weihe, und die früheſten Eindrücke des Gemüths, alle Umſtände meiner Jugendzeit hätten dazu dienen müſſen, daß meine Beſtimmung erfüllt werde. — Im Keim der Zukunft iſt die verhängnißvolle Blume eingeſchloſſen, und der Menſch entwickelt ſich mit ihr. Unſerer heiligen Märtyrer einige, die in den Flammen geſtorben, fingen damit an, den Finger in das brennende Licht zu halten, um zu verſuchen, wie lange ſie Feuerſchmerz aushalten könnten. — Warum ſollte ich es Ihnen nicht erzählen? Iſt doch nun Alles überwunden.“ Die beiden Frauen bezeigten ein neugieriges Intereſſe an dem, was ihnen Schweſter Veronica mitzutheilen hätte, und ſetzten ſich zum Hören zurecht; nur über Joſephinens Geſicht glitt ein Schatten zarter Furchtſamkeit, als ſcheue ſie es, daß ihre ehrwürdige Freundin zur bloßen Unterhaltung Narben enthülle, die einſt vielleicht ſchmerzlich geblutet hätten. Sie zog die ſchneebleiche Hand, welche keinem Mann angehört, ſacht und ſeitwärts an ihre Lippen und küßte ſie mit Ehrfurcht.

„Mein Vater,“ begann die Nonne, „war ein gelehrter Mediciner und Arzt am Jeſuiter-Collegio in B—. Sein einnehmendes Betragen, äußerſt verbindliche Manieren, ſo weit ich mich deren erinnern kann — ſeine ſtattliche Geſtalt und großen Kenntniſſe, gewannen ihm aller Menſchen Gunſt und Zutrauen, weßhalb er denn eine verbreitete Praxis beſaß. So dächte man nun, meine Mutter müßte eine glückliche Frau geweſen ſein. Doch nicht alſo. Sie weinte oft ſtill und bitterlich. Ich ſchmiegte mich dann als ein kleines Kind in die naſſen Falten ihres Kleides, ohne zu verſtehen, was ſie ſo betrübe — ſpäterhin iſt mir die Quelle ihrer Thränen wohl klar geworden. Manche Zähre aus dem Auge der Gattin, das nicht blind war für die Abwege des Mannes, iſt damals auf mein Haupt gefallen —; *dies war die erſte Salbung zur Kloſterfrau.* — Meine Mutter," fuhr Schweſter Veronica fort, „ſoll in ihrer Blüthe ausnehmend hübſch geweſen ſein."

Die drei Zuhörerinnen ſahen die Nonne auf den kindlichen Ruhm jener Schönheit an, die längſt ſchon Staub war, im Einverſtändniß der Meinung, daß dies glaubhaft ſei, und noch aus den dunkeln Umriſſen des Alters ihrer Tochter erhelle.

„Mein Vater," ſo war der weitere Verlauf der Erzählung, „hatte ſie aus heftiger Zuneigung geheirathet, er ſcherzte zuweilen im Beiſein der Freunde meiner Eltern oder Fremder über ſeine Bräutigamsthorheiten — wie er ſie nannte — die Mutter aber ging nie in dieſen Ton ein. Sie blickte ernſt und bekümmert dazu. Ich entſinne mich genau, daß dies eine Empfindung in meine Seele legte, *als wäre die Liebe eines Mannes kein Glück, mindeſtens kein dauerndes Glück.* Das Einkommen meines Vaters ſetzte ſein Haus in Wohlſtand. Wir ſahen oft Gäſte bei uns. Die elterliche Güte für mich, das einzige Kind, überſchüttete mich mit kleinen Schätzen, ein unerfüllter Wunſch fand nicht Raum unter den angehäuften Spielſachen; dankbare Kunden meines Vaters beſchenkten mich koſtbar, und dieſer Ueberfluß machte mich gleichgültig gegen den Beſitz. — Meine Mutter hatte einen ältern Bruder, der war ihr Beichtvater und Erzprieſter an der Stadtkirche. Niemand ſah ich ſo gern kommen, als ihn, den freundſeligen, lieben Mann, dem der Troſt unſichtbar zur Seite ging. Stets brachte er mir Etwas mit, woran ich beſonderes Gefallen fand, und immer war die Mutter ruhiger, wenn er einmal da geweſen. Dieſe Freude, dieſer Friede miſchte ſich in meine dämmernden Begriffe vom geiſtlichen Stande. Der Vater mochte ihn nicht leiden, und dies kränkte meine Mutter ſehr. Einſt zog mein Ohm, nachdem er mich lange hatte rathen laſſen, was er in der weiten Taſche ſeines Rockes trüge, eine Puppe hervor, eine allerliebſte Nonne von unſerm Orden, und mein Entzücken darüber war unbeſchreiblich. Ich küßte die Farben von dem kleinen Geſicht, daß es todtenweiß ward, und drückte die wächſerne Bruſt mit ſolcher Inbrunſt an die meine, daß ſie zerſpringen mußte. Am liebſten ſpielte ich Kloſter, ſang tiefe Weiſen wie Choräle, was der Vater manchmal mit einem Fluche unterſagte, indem er glaubte, ich ſpiele Begraben. — Er war, beiläufig geſagt, nicht von allem Aberglauben frei, hinſichtlich auf ſeinen Beruf.“

Thereſe unterbrach die Geſchichte der Nonne mit den Worten: „Man ſagt, es ſoll von weſentlichem Einfluſſe auf das Geſchick der Kinder ſein, an welchen Gegenſtänden ſich ihr Liebesſinn übe. Sie ſelbſt, Schweſter Veronica, liefern einen Belag zu dieſer Erfahrung. Hätte ich einſt ein Püppchen, ich ließe es nur mit Engeln ſpielen.“

Frau Fabia konnte nicht umhin zu erwiedern: „Dann würde es nicht lernen, Menſchen zu ertragen.“

Wir laſſen es, der Wahrheit dieſer Bemerkungen unbeſchadet, dahingeſtellt, ob weiblicher Neid gegen das ihr verſagte Mutterglück, oder verletzte Verehrung für die höhern Kinder Gottes, ſie in Anregung gebracht habe.

„Die gute Mutter,“ nahm die Erzählerin den abgeriſſenen Faden wieder auf, „ließ mir ein kleines Sprachgitter machen, und lehrte mich in ahnungsloſer Zärtlichkeit, wie ich mich dabei benehmen ſollte. Gewiß iſt es, daß dieſe kindiſche Spielerei mein Sinnen und Trachten richtete. — Doch hören Sie nur weiter. Zuvor aber noch eine Taſſe Thee, ich bitte! er iſt nicht ſtark.“ Zeitweiliges Nöthigen. Das Geklirr der Taſſen, der leiſe Guß des goldgelben Waſſers, das Gepraſſel der mürben Brezeln und Mandelplätzchen, ein dankendes oder ablehnendes Wort füllte die Pauſe der Geſchichte, bis Veronica ſie fortſetzte: „Das Haus meiner Eltern, worin meine Mutter geboren wurde, ſtand am Marktplatze, dicht neben dem ſogenannten Rathskeller, den die Gebrüder Posca, ein Paar Italiener, in Pacht hatten. Dort fanden ſich die Patricier der Stadt ein, und mein Vater ging jeden Abend — kaum machte der heilige Abend eine Ausnahme von dieſer leidenſchaftlichen Gewohnheit — in dieſe Tabagie, ein Gläschen Monteſiascone zu trinken. Nur Geſchäfte hielten ihn ab, doch nie Liebe für die Seinigen. Meine Mutter ſaß wie eine verwittwete früh und ſpät mit mir allein; es war dann ſo traurig und waiſenhaft ſtill um uns her, und die Uhr ſchlug manchmal ſchauerlich die zwölfte Stunde, ehe der Vater heimkehrte. —

Die Mutter ertrug zwar duldſam, was ſie nicht ändern konnte, ich habe nie gehört, daß ſie dem Vater deßhalb Vorwürfe machte; dagegen nährte ſie einen ſeltſamen Groll gegen die Menſchen, die ihrer Meinung nach daran Schuld wären, daß ſie ſo verabſäumt würde, und ihr Haß erſtreckte ſich über ganz Welſchland. Von einem italieniſchen Salat hätte ſie nimmer einen Biſſen angerührt; ich würde nur Gift und Galle eſſen — ſagte ſie einmal zu mir, als ich ſie in Geſellſchaft bat, von ſolch einer Schüſſel ein wenig zu nehmen. — Mir war dieſe Nachbarſchaft unbeſchreiblich anziehend. So oft ich mit meiner Mutter im Dunkeln von einem Gange nach Hauſe kam, bat ich ſie, vor den geöffneten Thüren dieſer Unterwelt einen Augenblick ſtehen zu bleiben. Die Lampe, welche die feuchten Stufen erleuchtete, hatte einen zauberiſchen Schein, es zog mein Herz hinab — ich wußte nicht, wie? Das fremdartige Rufen der dienſtbaren Geiſter, die Glocke, welche geläutet wurde, wenn einer der Weingäſte etwas begehrte, brachte meine junge Seele in eine ganz eigene Schwingung. Die Mutter mußte mich mit Gewalt fortziehen, und ich erinnere mich, daß ſie einſt ſeufzend ſagte: Der Rathskeller hat Dir's angethan, wie Deinem Vater. — Einer der Brüder Posca hatte ſeine Familie noch in Verona, und nie iſt dies ſonderbare Verhältniß mir deutlich geworden. So war ich herangewachſen. Einſt kam mein Vater in nächtlicher Zeit etwas benebelt heim — dies war ſonſt ſein Fehler nicht. Ich lag zwiſchen Schlafen und Wachen mit dem Kopfe auf meiner Mutter Schoße und hörte das Geſpräch der Eltern. Mein Vater erzählte, wie er dieſen Abend dem Peter Posca die Hand darauf gegeben habe, daß, wenn ſein Sohn, der das Geſchäft fortführen ſollte, nun käme, was zu erwarten, und hätte ſeinen Beifall, ſo ſolle er auch die einzige Tochter haben und ſein Eidam werden. — Ich fühlte, wie meine Mutter erſchrak, und elektriſch zuckte der Schlag dieſer Worte durch meine Glieder. Du wirſt doch unſere Clara — ſo hieß ich in der Welt — nicht einem Weinwirth geben? fragte ſie mit bebender Stimme; ſolch ein Italiäner, wenn er noch nicht gebleicht iſt und kaum ein Wort Deutſch verſteht, kommt mir vor wie ein Bandit. — Es gab eine feine Linie für meinen Vater, wo ſeine angetrunkene gute Laune in Jähzorn überging; auf dieſer Linie ſchwankte ſein Ton, womit er erwiederte: Verlaß Dich darauf, mein Schatz! Clara wird den jungen Posca heirathen, und weder an ſeinem Kauderwelſch, noch an der ſchwarzbraunen Farbe ſeines Angeſichts ſterben. Wir haben mancher Flaſche den Hals gebrochen, um dies Verlöbniß zu beſiegeln. — Meiner armen Mutter mochte wohl das Herz dabei brechen. Es war mir, als hätte ich dies zu hören nur geträumt. Als ein Mägdlein von funfzehn Jahren, wußte ich mich die Braut eines Unbekannten, und dachte ich an die Vorſtellung meiner Mutter, ſo durchbohrte ein ahnungsvoller Schmerz mir die Bruſt. Ich verlautete aber in jungfräulicher Schüchternheit nie eine Silbe, daß ich davon Wiſſen hätte. Das Geheimniß, welches ich bewahrte, war jedoch nicht danach, meine Aufmerkſamkeit für die Nachbarſchaft zu ſchwächen. Ein Geräuſch am Rathskeller bewegte mich wie das Blatt der Espe, jede brünette Mannsperſon brachte mich in Schrecken. Doch ging eine Zeit ſtill hin. Ich hatte es von jeher geliebt, wenn die Frachtwagen mit den welſchen Waaren kamen, dem Auspacken der Früchte und Delicateſſen zuzuſehen. Es geſchah dies gewöhnlich in einem Hofraume, den das Fenſter einer Hinterſtube unſers Hauſes beſtrich. Die Atmoſphäre vom Dunſt feuriger Weine, die ſich hier niemals verzog, betäubte mich angenehm, während ſie meiner Mutter Kopfweh verurſachte. Wenn ich die Citronen, ſineſiſchen Aepfel, Datteln und Limonien aus Blätterſchichten hervornehmen ſah und der ſüdliche Duft herüberwehete, ſo war mir ſo ſehnſüchtig zu Muthe, als wären dieſe Früchte vom Baum des Paradieſes gepflückt; aber immer ſtand etwas Trauriges wie eine dunkle Geſtalt mir vor der Seele. Beinahe war meiner Mutter ſo wie mir eine vergeſſene Sache, was ihr der Vater geſagt, als er eines Tages in das Zimmer trat, einen jungen Mann an ſeiner Hand, den er uns als den Sohn des Herrn Peter Posca vorſtellte. Meine Mutter ward bleich wie der Tod, ich aber erröthete, daß mir die Stirn flammte. Der ſah nicht aus, als könnte er Menſchen berauben oder ermorden! Ein wenig bräunlich nur war ſeine Geſichtsfarbe wie ein ſchönes Oelgemälde, dem man es bewundernd verzeiht, daß der Künſtler ſich in etwas ſtarken Schatten gefiel. Seine glänzend ſchwarzen Augen ruhten wie der höchſte Gewinn eines Würfels auf mir — und der Wurf meines Schickſals ſchien mir ein erſtaunenswerthes Glück.“

Bei dieſer begeiſterten Schilderung einer männlichen Perſönlichkeit, im Munde einer alten Nonne, huſtete die kühle Fabia, und ſah bedenklich nach Joſephine hin, die geſenkten Blickes an ihrem Strickzeug eine Maſche aufhob, welche ihr tief entfallen war. Thereſe aber rief erregt: „O das iſt prächtig! der Gedanke des Vaters war ſo übel nicht. Mir däucht, die Frau eines Mannes, der offene Tafel hält, ohne daß ſie ſich mit Kochen und Backen plagen darf, und ein Lager für Gäſte, müßte es gut mit haben und eine immer fröhliche Ehewirthin ſein. Ich brenne vor Begierde zu erfahren, ob Sie den hübſchen Jüngling noch genommen haben.“

Der ſchwache Schein einer längſt gedämpften Flamme, wie wenn Aſche ausglimmt, röthete Veronica's Wangen, als ſie ſprach: „Was Sie äußern, ſchmeichelt dem Intereſſe meiner einfachen Erzählung. Sie vergeſſen jedoch, Frau Thereſe, daß ich eine Braut Chriſti geworden bin. — Ueberdies theilte meine Mutter Ihre Meinung nicht. Als der Beſuch fort war und ich ſchweigend blieb, redete ſie mich mit händeringender Geberde an: So iſt es doch wahr! ich dachte ſchon, jener mir verhaßte Gedanke wäre mit Deines Vaters Rauſch verflogen, und hütete mich wohl, ihn daran zu erinnern. Mein armes Kind! jammerte ſie, eine Kellerſpinne ſollſt du werden, die hurtig hin und her läuft und darauf lauert, eine loſe Fliege in das Netz zu bringen. Maria und Joſeph! ſoll ich meine Tochter in den Keller betten? — Obgleich das mütterliche Herzeleid mich rührte und jenes Bild mir widrig war, ſo mußte ich doch lächeln, wie meine Mutter ein Sprichwort anwendete, worin ihre tiefſte Abneigung ſich ausdrückte. — Von dieſer Zeit an beſuchte uns der junge Nachbar zuweilen. Nie blieb er einen Tag länger aus, oder verweilte eine Minute über die gewöhnliche Friſt. Dieſe Regelmäßigkeit ängſtete mich heimlich; ich wußte ſelbſt nicht warum? Ueberhaupt war etwas in dieſem Verhältniß, was mich wie ein leiſer Zwang drückte. Von einer Heirath zwiſchen uns war die Rede nicht, und daß wir Brautleute wären, hätte uns Niemand angeſehen. Ich leugne nicht, daß ich meinem Zukünftigen ſehr gut war, und mir mit Vergnügen bewußt, wie ich zu ihm ſtände, wenn ich auch das Vorurtheil meiner Mutter ſchonte. Ludovico ſollte ſich erſt in ſeine Lage eingewöhnen — hatte ſein Vater geſagt. So ſaßen wir einander blöde gegenüber; ich fühlte ein ängſtliches Bedürfniß, ihn zu unterhalten, als ob ich ſeine Langeweile empfände. Hatte ich auf ſein Kommen gehofft, ſo ſah ich nicht minder gern dem Augenblick entgegen, wo er aufbrechen würde — wußte ich ihn doch voraus. Manchmal preßte mir der Druck einer innerlichen Beklommenheit Thränen aus, die dann floſſen, wenn er fort war. Dabei tröſtete ich mich, daß er nicht recht fort könnte mit der Sprache — ich hoffte ohne Hoffnung —“ die Nonne lächelte trübe; „die Liebe hilft auch einem Stummen aus.“

Eine Solche ward jetzt redend. „Aber liebe Veronica,“ ſprach Joſephine, die ihren Mund noch nicht aufgethan, was man am tiefſten fühlt, läßt ſich oft am wenigſten ſagen — der junge Herr kann auch aus Liebe geſchwiegen haben.“

„Schweige Du, voreiliges Kind!“ herrſchte Fabia mit leiſer Strenge ihrer Pflegetochter zu, „Du kannſt hierüber noch gar nicht urtheilen.“

„Ich dächte doch!“ meinte Thereſe, und ihr Lächeln nahm Partei für dieſe.

Veronica blickte das verſchüchterte Mädchen zärtlich dankbar an. Sie wußte wohl, welchen Glauben Joſephinens Worte anſprächen.

„Oft iſt es ſo, mein beſtes Kind,“ ſagte die Nonne zu dem Liebling ihres Herzens; „allein hier war es nicht der Fall. So oft Ludovico kam, beſchenkte er mich mit einer artigen Kleinigkeit. Ich durfte nur etwas lobend erwähnen, ſo dauerte es nicht lange, es war mein Eigenthum. Dieſer aufmerkſame Sinn, mir eine Freude zu machen, täuſchte mich in dem Gedanken, er wolle mein Glück. Ludovico trug einen Ring an ſeinem Finger, der mir in die Augen ſtach; er war vom feinſten Golde, mit dem Bildniß einer Mater doloroſa in Moſaik ungemein künſtlich gearbeitet. Dieſer Ring war das Einzige, was er meinem ſichtlichen Wunſche vorenthielt, und zufällig ſagte er einſt, daß es ein

Andenken von ſeiner verſtorbenen Mutter wäre. — So war länger als ein Jahr vergangen, und jetzt äußerte mein Vater, daß unſere Verlobung in einiger Zeit vollzogen werden würde. Doch ehe ich mich meinem Ziele nähere, muß ich zuvor noch etlicher bedeutſamen Umſtände erwähnen. Vielleicht war es in Folge der Unruhe meines Gemüths, daß ich mich damals etwas kränklich befand. Mein Vater glaubte nicht recht daran, wie denn Aerzte in der Regel Uebel, woran die Ihrigen leiden, für unerheblich halten. Die hochſelige Gräfin Frankenſtern beehrte meinen Vater mit ihrem Zutrauen. Wenn ſie mit ihrem Gemahl auf den hieſigen Gütern war, bediente ſich ſich ſeines Rathes, eines Schadens wegen, der, wie mein Vater meinte, leicht in einen Krebsgeſchwür hätte ausarten können. Auch in jenem Herbſte kam ſie nach B—. Sie fand mein Ausſehen verändert, und erkenntlich für geleiſtete Hülfe, forderte ſie meinen Vater auf, mich ihr auf ein paar Wochen mit nach Bühle zu geben, zur Zerſtreuung, wie die Gräfin ſagte. Mein Vater war zu höflich, um der vornehmen Dame dieſe gnädige Bitte abzuſchlagen, meiner Mutter flehender Widerſtand, mein eigenes Wollen oder Weigern kam dabei nicht in Betracht. Indeſſen gefiel es mir doch ganz wohl in Bühle. Die Gräfin war die Leutſeligkeit und Liebe ſelbſt, eine wahre Seele von einer Frau! — Morgen, mein Clärchen, ſagte ſie am zweiten Abend, wird eine Novize in Sanct Capella eingekleidet; haſt Du das ſchon geſehen? Wir werden hinüberfahren. Ich verneinte; es war mir unbeſchreiblich lieb, daß es ſich ſo träfe, und ich konnte den folgenden Tag kaum erwarten. Die geiſtliche Hochzeit wurde mit größter Pracht vollzogen. Die Nonne, welche Profeß that, war eine reiche Erbin von Hardt. Die Sage ging, ſie hätte ſich die Untreue eines Geliebten zu Gemüth gezogen. Das wunderſchöne Frauenbild von edlem Wuchs, im vollen Brautſchmuck, flimmernd von Geſchmeide, worin die Kerzen der Altäre wiederſtrahlten, die Geſtalt des hochwürdigen Biſchofs; — alles, was ich ſah und hörte, machte einen mächtigen Eindruck auf mich. Wie nun die Orgel erbrauſte und bebte, löſte ſich mein Weſen in erſchütternden Gefühlen auf. Ich wurde hingeriſſen von dem heiligen Strom. Alles Irdiſche verſank, ich ſah in den offnen Himmel der Kirche und in meiner Bruſt rief es: De profundis!“

„Schweſter Veronica,“ ſagte Fabia, indem ſie die Hand der Nonne faßte, als wolle ſie ihr mit dieſer Bewegung Einhalt thun, „werden dieſe Erinnerungen Sie auch nicht allzuſehr angreifen? Ich dächte“ — ſie redete nicht aus. Vielleicht war dem Proteſtantiſmus Fabia's jene Schilderung noch ungleich aufregender, als dem ſtillbegeiſterten Gemüth der klöſterlichen Jungfrau. Dieſe ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Nein, nein! laſſen Sie mich nur ruhig auserzählen. Ich ſah das Kleid von Goldbrocat fallen wie eine verachtete Zier — die blonden Haare — der Biſchof ſchnitt mir in das Herz — und das Fräulein, aller Eitelkeit bar, der Welt abſterben. — Während dieſer ergreifenden Ceremonie wurde eine Glocke geläutet. Mir ſummte es ſchwer vor den Ohren, ich war einige Secunden ohnmächtig. Wenn ich an den Blick dachte, den die junge Nonne, ehe ſie von dem Convent in die Mitte genommen, auf das gefullte Schiff der Kirche warf, und dann durch die Thür verſchwand, welche nach dem Innern des Kloſters führt; ſo ſchwamm ihr Bild vor meinen Augen. Als ich am Abend jenes denkwürdigen Tages mich allein befand, und meine Haare auflöſete, bemerkte ich, daß ſie genau von derſelben Farbe wären, wie die des Fräuleins von Hardt, welches knieend vor dem Biſchof das ſtolze Haupt in ſeinen Schoß beugte, daß es ſeines Schmuckes beraubt würde. Während ſich dieſe Scene meinem Gedächtniß wiederholte, entflocht ich die langen Zöpfe, und ließ ſie wellenartig durch meine Finger gleiten. Da fällt etwas mit leiſem Geklingel zu meinen Füßen — es war eine ſilberne Scheere, die ich unverſehends vom Tiſch geſtreift hatte. Eine innere Stimme raunte mir zu, daß dieſer kleine Zufall vorbedeutend wäre, und unter Nervenfröſteln legte ich mich zur Ruhe. — Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin einzuſchalten, wie es mir vorkommt, als ob in jedem öffentlichen Opfer eine geheimnißvoll anziehende Kraft zur Nachahmung läge, welche verſchwiſtert iſt mit dem Reiz der Traurigkeit und der Gefahr. Und wie verſchieden es auch ſei — mein Heiland bewahre mich vor dem Vergleich! — ein reines Herz am Hochaltar den Lockungen der Welt zu entziehen — oder ein verbrecheriſches Leben auf dem Hochgericht in die Hände ſeines Schöpfers zurückzugeben; eine ähnliche Tiefe der menſchlichen Seele iſt es gleichwohl, worin es liegt, daß Todesſtrafen weniger abſchrecken, als ſie ſollten. — Bei meiner Nachhauſekunft fand meine Mutter, daß eine Veränderung mit mir vorgegangen wäre. Sie ſuchte mich durch allerhand erheiternde Mittel zu zerſtreuen. Am Andreasabend goſſen wir üblicher Weiſe geſchmolzenes Blei. Der Geiſt Gottes, den wir ſolchergeſtalt verſuchten — ſchwebte über dieſer kleinen Waſſerfläche. Ich zeigte der Mutter die Form, welche ſich meinem Guß gebildet hatte. Nun das iſt ja ganz natürlich wie eine Abtei mit Thürmen und Kreuzen — ſagte ſie: Du wirſt uns doch nicht ins Kloſter geben wollen, Kind? Und da die gute Mutter hinſichtlich meiner Zukunft keines Scherzes fähig war, der nicht ein wenig bitteres Salz gehabt hätte, ſo ſetzte ſie lächelnd hinzu: Viel eher hätte ich gedacht, Du würdeſt kleine Tönnchen, worin man Sardellen und Kappern vorausſetzte, oder ein kugelrundes Weinfaß ſticken. — Ich betrachtete ſchweigend mein bleiernes Schickſal. Doch genug hiervon; meine Erzählung möchte ſonſt ihre Geduld ermüden. Das Jeſuiter-Collegium beſaß ein uraltes Gebäude vor dem Thore, welches, ſeiner ſchönen Lage wegen, theilweiſe in wohnlichen Stand geſetzt worden war. Der ſchöne Garten daran, mit tropiſchen Gewächſen bepflanzt, war zu einem wiſſenſchaftlichen Zweck eingerichtet worden, und mein Vater, der die Botanik leidenſchaftlich liebte, durfte ihn gewiſſermaßen als den ſeinigen betrachten. Hier verlebten einige Familien der Profeſſoren die wärmere Jahreszeit, zumeiſt ſolche, die ein kränkliches Mitglied hatten. Auch uns waren des Anrechts wegen, welches ſich mein Vater an dem Garten erworben, ein paar der beſten Zimmer eingeräumt, und ich freuete mich ſtets auf den Tag, wo wir unſer Sommerlogis beziehen würden. Unter dem Dache dieſes Hauſes wohnte ein Sprachmeiſter, Namens Tambio, hoch genug, daß die hektiſche Bruſt des ungeſunden Mannes hier Luft des Himmels trinken konnte. Mein Vater hatte dem armen Tambio dies beſcheidene Plätzchen ausgewirkt, wo er gleichſam einen Thurmwart vorſtellte, der, ob auch mit kurzem Athem, gegen Jedermann das Lob ſeines Arztes und Wohlthäters auspoſaunte. Dieſer hatte ihm den Unterricht verbieten müſſen, weil das viele Sprechen ſeine kranke Bruſt angriff; nur einige wenige Stunden ſetzte ſeine Tochter fort, die allgemein für ein wackeres Mädchen und fur eine nette Stickerin galt. Er hatte ſonſt ohne dieſe Sprachfertigkeit ſeiner Tochter und den Fleiß ihrer kunſtreichen Nadel verhungern müſſen. — Wie groß nun auch der Abſcheu meiner Mutter gegen meine heranrückende Verbindung war, ſo vergaß ſie dennoch alle die kleinen und größeren Beſorgungen nicht, welche ein Brautſtand in hergebrachter Form erheiſcht. Zwar hatte Ludovico bis jetzt noch kein Wörtchen gegen mich fallen laſſen; aber eine Heirath war damals nicht das Recht gegenſeitiger Zuneigung, ſondern lediglich die Angelegenheit elterlichen Anſehens und eine Pflicht des kindlichen Gehorſams. Sie lachen, Frau Thereſe? Ja, und doch gab es zu jener Zeit weniger unglückliche Ehen als jetzt. Eines Tages ſprach meine Mutter mit mir über die Geſchenke, welche dem künftigen Bräutigam zu machen wären, und führte unter ihnen auch eine Verlobungsweſte auf. Ich dächte, wir nehmen paille Atlaß, ſagte ſie, und ließen die Klappen und Taſchen mit einer Borde ſticken, und zerſtreute Blümchen in die Mitte. Was meinſt Du? — Wir wollen des Sprachmeiſters Tochter herunterbitten laſſen. — Die junge Tambio kam. Ihr Aeußeres war mir ſonſt nie aufgefallen; da ſie nun jetzt vor uns ſtand, erſchien ſie mir ſehr intereſſant — wie man heut zu Tage zu ſagen pflegt. Man hätte ſie nicht ſchön nennen können, vielleicht kaum hübſch; aber es lag ein Ausdruck in ihrem Geſichte, der unbeſchreiblich rührte. Was ſie ſprach, klang wie traurige Muſik, und wendete mir das Herz im Buſen. Meine Mutter redete im Tone ruhigen Beſtellens über dieſe Arbeit, welche ſie der äußerſten Mühſamkeit der Stickerin dringend empfahl, weil es ein Brautgeſchenk werden ſolle. Bei dieſen Worten ward das Mädchen todtenblaß, und ihr Auge erloſch, wie ein Licht ausgeht. Sie ſind wohl unpaß, armes Kind, vielleicht vom vielen Sitzen? fragte meine Mutter, unbekümmert, daß ſie dieſe Anſtrengungen vermehre. Wie geht es denn mit ihrem Vater? Er huſtet ſtark, antwortete das Mädchen mit ſchwankender Stimme, und meine Hoffnung wird täglich ſchwächer. Dieſe Nacht hat er wieder ein wenig Blut ausgeworfen — meine Mutter verſprach, den Vater hinaufzuſchicken, ſobald er käme. Sie verlangte nun, ich ſolle die Blumen und die Zeichnung beſtimmen. Mir that das Mädchen ſehr leid, und ſo äußerte ich, wir könnten es ja noch laſſen. Nein, ſagte meine Mutter, es ſtehet geſchrieben, was du thun willſt, das thue bald. Ich wählte alſo ein Muſter von Vergißmeinnicht. In dem niedergeſchlagenen Blicke des Mädchens ging ein Schein von Beifall auf, die Mutter aber tadelte mich und ſprach: Vergißmeinnicht! das hätte wohl keine Art und ſähe aus wie ein Andenken. Du vergiſſeſt jedoch, daß Dich der Bewußte ſo gut wie in der Taſche hat — womit ſie darauf anſpielte, daß ich mich nach dem Willen des Vaters heimlich für ihn malen ließe, und mein Bild ihm in die Weſtentaſche geſteckt werden ſollte. Das Mädchen griff raſch in die ihrige und zog ein Tüchelchen hervor, mit welchem ſie ſich die Stirn trocknete. Ich achtete deſſen nicht, es war ſehr warm an jenem Tage. Eine Woche mochte ſeitdem vergangen ſein,“ fuhr Schweſter Veronica tiefathmend fort, „als eines Abends ein ſchweres Wetter aufzog. Auch der Odem meiner Seele war ſchwül; Ludovico war mir ſeit einiger Zeit ſehr trübe vorgekommen. Ich legte mich ans Fenſter, um in den Kampf der Wolken zu ſchauen; meiner Mutter ſchwache Augen vertrugen den Blitz nicht. Sie ſetzte ſich in ihr Schlafgemach hinter verſchloſſene Läden und betete. Grade unter meinem Fenſter war eine Mauerblende mit einem eiſernen Gitter und ſteinernen Sitzen nach Außen. Ein breiter Ahorn wölbte ſich ſchirmend um dieſen kühlen Verſteck. Ich ſtarrte in die Finſterniß hinaus, mit Gedanken an meine Zukunft, die nicht viel heller waren. Da war es mir, als ſähe ich bei dem ſchwachen Leuchten der Blitze den Schatten eines Mannes um die Blende wanken, und alsbald vernehme ich ein klagendes Geflüſter von Innen. Es dauert nicht lange, daß ich in der antwortenden Stimme die meines mir zugedachten Bräutigams erkannte. Er nannte Diejenige, mit der er zu dieſer unheimlichen Stunde Zwieſprach hielt, ſeine Clara, und an dem Tone, womit er dieſen meinen Namen ausſprach, der zu jener Zeit ſo allgemein war, daß ihn die meiſten Töchter unſerer Stadt führten, an dieſem Tone hörte ich, daß ich ſeine Clara nie geweſen, noch werden würde. Schrecken und Eiferſucht bewaffneten mein Gehör, ſo daß mir keine Silbe entging, obgleich jede mein Herz durchdrang. Ludovico's Gegenſtand mochte ihn bitten, ſich bei dem näher kommenden Sturm nicht zu verweilen, denn er ſagte, die Gewitterwache ſtände am Thor, und dieſes bliebe offen, bis ſie abziehen könnte. Dann ſchien er ſich gegen zärtliche Vorwürfe zu vertheidigen. Er nannte mich ein liebes, gutes Mädchen, welches er aber nicht lieben könne, weil es ihm aufgedrungen werde, und nur nehmen müſſe, gezwungen durch den Willen ſeines Vaters, der den meinigen für einen Cröſus halte. Er ſprach ſein Sträuben gegen dieſe Heirath aus, und wie er den Tag der Verlobung ſo lange als möglich hinzuhalten ſuchen werde. Er betheuerte, die Mutter Gottes ſolle ihn in Angſt und Noth verlaſſen, ſo er jemals der vergäße, die einzig und allein ſeine Liebe beſitze. Ich bin unglücklich, ſo lange ich lebe, ſagte er, doch ewig werde ich Dein gedenken. — Reiche mir Deine Hand aus dem Gitter, bat Ludovico, daß ich Dir dieſen Ring an den Finger ſtecke, das Liebſte, was ich habe. So ſind wir verlobt für den Himmel, jenes Gelöbniß hat nur irdiſche Dauer. — Ach! der Menſch ſollte nie weder ſo beſtimmt, noch ſo vermeſſen reden! Gott iſt's allein, der da bindet und löſt. Ein fürchterlicher Donnerſchlag ſchlug ein, ich wünſchte, dieſer Blitz möchte mich zum Tode getroffen haben. Meine Seele war zermalmt, und betäubt taumelte ich hinweg. Dieſe Nacht war die ſchrecklichſte meines Lebens. Ich rang zu Gott, daß er mich ſtärken möge zu einem Entſchluß; denn Ludovico's Frau konnte ich nun nicht werden.“

„Arme Veronica!“ rief Thereſe mitleidig, „es iſt entſetzlich, aus einer hoffnungsvollen Täuſchung ſo zu erwachen!“ —

„Und doch war es gut, daß es nicht ſpäter geſchah,“ ſprach Frau Fabia mit der Ruhe der Vernunft und Erfahrung. Nur Joſephine wagte leiſe zu ſagen: „Ach! und auch der Ludovico dauert mich. Er iſt doch wohl am unglücklichſten daran.“

„Das dachte ich auch!“ äußerte die Nonne, und fuhr mit bewegter Stimme fort: „Wie nun der Morgen tagte, der ſchönſte Frühlingsmorgen! da fühlte ich, daß meine Blüthen gefallen wären für immer. Die Natur war erfriſcht, die Vögel ſangen luſtig in den Zweigen — wie *mir* zu Muthe geweſen, ich möchte es nicht ſchildern können. Es war ſehr zeitig, die Eltern ſchliefen noch — da ging ich nach der Stadt auf den Pfarrhof, um mit meinem Ohm zu ſprechen. Die wenigen Leute, welche mir begegneten, ſtrichen geſpenſteriſch an mir vorüber, meine Schritte wankten, wie über einem Abgrunde; ich hatte kaum Kraft, die Klingel zu ziehen, die in der nüchternen Stille ſo nächtlich laut hallte, daß mir ein Grauen ankam. Mein Fuß zögerte über die Schwelle zu ſchreiten, als gäbe es kein Entrinnen mehr für mich. Der gute Erzprieſter war ſchon auf und im Garten beſchäftiget, Ranken und Reben anzubinden, die der Sturm der verwichenen Nacht wild aus einander geriſſen hatte. Sein Geſicht war voll Sonnenglanz – Dieſer traute Anblick überwältigte mich — ich ſank an ſeine Bruſt und weinte laut. Er hielt mich beſtürzt in ſeinen Armen; kein Unglück war ſo groß, daß er es nicht in meiner Verſtörung, in der ſchmerzbewegten Fluth von Thränen geſucht hätte, die an den Blumen ſeines Schlafrocks niederfloß. — Ich ſagte ihm nun, wie, nachdem ich lange mit mir gekämpft, ich nun gewiß wäre, daß ich den jungen Bosca nicht heirathen könnte, indem ich eine unbezwingliche Neigung in mir fühlte, den Schleier zu nehmen, und nur fürchtete, die Eltern würden mir ihre Einwilligung verſagen. So bäte ich ihn denn inſtändigſt, meines Wunſches Wort bei der Mutter zu führen. Was den Vater anbeträfe, ſo wollte ich erſt Vertrauen und Muth faſſen, da ich von ſeiner Seite auf ſtarken Widerſtand gefaßt ſein müßte; weßhalb ich denn auch ſo zaghaft wäre.“ —

„Mein Ohm ſchüttelte den Kopf und ſprach: Wäre mir dies doch nicht im Traume eingefallen! Iſt es auch nicht etwa nur eine flüchtige Einbildung von Dir? Beſinne Dich, liebe Clara! Nonne werden und allen Freuden des Lebens abſterben, iſt kein Kinderſpiel, und ich mache mir einen Vorwurf daraus, daß ich Dir vielleicht mit jener Puppe die erſte Idee dazu an die Hand gegeben habe. Iſt es mir doch nie ſo vorgekommen, als ob Du Deinem Liebſten abgeneigt wäreſt! Ich fürchte, Du verſchweigſt das Wichtigſte hierbei! — Doch um keinen Preis hätte ich meinem Ohm die Wahrheit entdecken können. — Wenn Gottes Abſichten vollführt werden ſollen, ſo muß es ſich wunderlich ſchicken. Wer meinen Vater gekannt hätte, ſeinen Haß, o, daß ich es ſagen muß! gegen die Geiſtlichkeit im Allgemeinen und gegen die klöſterliche insbeſondere — ſeine Ueberſchätzung alles Eiteln, ſein Trotz, wie er den Glücklichen dieſer Welt eigen iſt, womit er einen einmal gefaßten Vorſatz feſt hielt: der würde es für ein Unmögliches gehalten haben, daß er meinem Wunſch ſich nicht nur füge, ſondern ein williges und willkommenes Sühnopfer für ſich ſelbſt darin ſähe. Und dennoch mußte ein gewaltſamer Umſtand mir dazu behülflich ſein.“ Hier hielt Schweſter Veronica lange inne, und ein tiefer Seufzer ihrer Bruſt ſäuſelte durch die hochgeſpannte Stille. Dann fuhr ſie mit unterdrückter Stimme fort: „Die Heiligen ſegnen die Seele meines Vaters! Ich weiß nicht, ob es mir als Tochter wie als Nonne ziemt, daß ich einer Geſchichte erwähne, die einen Schatten auf ſein Grab wirft, obgleich die Zeit von funfzig Jahren hat Gras darüber wachſen laſſen! Wenn ich es thue, ſo geſchieht es in dem Vertrauen, daß die Ruhe ſeiner Aſche nicht dadurch geſtört werde. Sie mögen ſich ſelbſt überzeugen, wie es möglich war, daß ein Mann von der Art meines Vaters hat plötzlich ſo erſchüttert werden können, daß ſein ganzes Weſen eine totale Umwandlung erlitt. — Mein Vater hatte ſich der Wittwe eines Wundarztes thätig angenommen. Die Frau ſtand nicht im beſten Rufe und mochte auch leichtſinnig genug ſein; ihr ſeliger Mann, deſſen Geſchäft ſie fortſetzte, ſo weit ſie dazu im Stande war, hatte ſie in kläglichen Umſtänden verlaſſen. Die arge Welt legte der Betriebſamkeit meines Vaters für das Beſte dieſer Frau, der Pünctlichkeit, womit er ſie beſuchte, und dem weichen Polſter ihres Wittwenſtuhls eben keine bewegende Feder unter, die von gediegenem Golde geweſen wäre. — Dieß Verhältniß war der ſtille Schmerz meiner guten Mutter. Als mein Vater eines Abends wie gewöhnlich zu dieſer Wittwe geht und in die unverſchloſſene Stube tritt, iſt es dunkel darin, nur der Mond ſcheint auf die Geſtalt der Frau, welche ſchweigend mit verhülltem Kopf hinter der Thür lehnt. Mein Vater, der da glaubt, ſie habe Verſteckens mit ihm ſpielen wollen, eilt ſcherzend auf ſie zu — doch welcher furchtbarer Ernſt ſchreckt ihn zurück! Seine Freundin hängt an ihrem Schürzenbande, und mein Vater — er ſelbſt! muß ſie mit einem Raſirmeſſer losſchneiden.“

Die Zuhörerinnen ſchauderten — Joſephine legte beide Hände vor ihr unſchuldiges Geſicht. Und Schweſter Veronica ſprach: „Ja, mein Kind, wir müſſen wohl den Blick ſchonend bedecken, der auf ſolch einen tiefen Fall trifft! Nie iſt der Grund aufgefunden worden, warum die Frau ſich ein Leides gethan. Mein Vater mußte, da der Kreisphyſicus erkrankt war, der geſetzlichen Section ihres Leichnams beiwohnen, und dieſe Amtspflicht, der er ſich nicht entziehen wollte, um ſich vor den Augen der Menſchen keine Blöße zu geben, hatte ſeine innerſten Lebenskräfte angegriffen. Dieſes unglückſelige Ereigniß hatte ſich an jenem Abend begeben, wo ich auf andere Weiſe Todesweh empfand. — Auch mir war es aus reinerer Scham Bedürfniß, mich in der Achtung des einen herzuſtellen, der mich höchſtens hätte bemitleiden können. Die Geſchichte machte ein ärgerliches Aufſehen, es war, als ob der Würgengel vor meinem Vater herginge, und, um ſein Unglück zu vollenden, ſtarben ihm damals mehrere ſeiner bedeutendſten Patienten. Meine Mutter hatte in eben der Stunde, wo ich vom Pfarrhof zurückkam, die erſte Kunde von dem Geſchehenen erhalten. Sie würde es daher kaum gemerkt haben, wenn ich als eine Geſtorbene aus dem Grabe wiedergekehrt wäre und ſo bleich ausgeſehen hätte, wie ich nun wirklich vor ihr ſtand. Wir finden es daher gewiß ihrer Stimmung angemeſſen, und auch folgerichtig, wenn wir ihr eingewurzeltes Vorurtheil gegen die Heirath mit dem Italiener bedenken, daß ſie, als ich nach einigen Tagen ihr im Beiſein des Erzprieſters meinen Wunſch eröffnete, mir zur Antwort gab: Ich ſegne Deinen Entſchluß, meine Tochter. Viel lieber will ich Dich im Schooß der Kirche, oder auch in den Mauern der Gruft aufgehoben wiſſen, als in den Armen eines Mannes. Willig reiße ich die Blume meiner Freuden aus dem mütterlichen Herzen, wenn ich weiß, daß Dir die Dornen der Ehe erſpart bleiben. — In dieſer Aufregung meiner Eltern unterdrückte ich möglichſt den Tumult meiner eigenen Gefühle, nur das Verlangen ſprach laut in mir an, zu wiſſen, wer das Mädchen ſei, dem Ludovico ſeine Liebe geſchenkt, ich meinte ruhiger zu ſein, wenn ich es wüßte. Wie aber ſollte ich es erfahren?“

„Ja,“ rief Thereſe, und rückte unruhig auf ihrem Stuhle hin und her, „dieſe Neugier hätte mich auch gemartert, und ich würde jedem Mädchen im Hauſe auf die Finger geſehen haben.“

„Das that ich auch,“ erwiederte die Nonne lächelnd, „aber leider fand ich wenig Gelegenheit dazu. Zu jener

Zeit herrſchte auch unter Hausgenoſſen eine gewiſſe Zurückhaltung des Umgangs; die Töchter der Profeſſoren hielten zuſammen und mich für ſtolz, womit ſo oft der Sinn für Einſamkeit verwechſelt wird, und die Fähigkeit, ſein eigener Freund zu ſein. Indem ich nun Tag und Nacht darüber nachſann, wen ich mir zum Fürſprecher bei meinem Vater erwählen könnte, und — da die Zeit drängte, ich mit unſchlüſſiger Angſt bald an die Gräfin Frankenſtern dachte, bald in Ueberlegung nahm; ob ich mich an den alten Posca ſelbſt wenden ſollte, der als ein bigotter Mann Scheu getragen haben würde, die Rechte ſeines Sohnes gegen den Herrn Jeſum Chriſtum geltend zu machen, war mir der Ring, und wer ihn trüge, wirklich ein wenig ins Vergeſſen gekommen. Den Ludovico hatte ich ſeitdem nicht wieder geſehen. Nach einigen Tagen kommt des Sprachmeiſters Tochter und bringt die fertige Weſte. Das Muſter blühete nur ſo, und war mit dem reizendſten Geſchmack ausgeführt. Meine Mutter breitete den Atlas vor mir aus, und als ich die Vergißmeinnicht ſah, die ich ahnungsvoll gewählt, da ſchwellten meine Augen, und ein großer Tropfen fiel auf die abgezeichnete Taſche, die mein Bildniß hatte bergen ſollen. O weh! ſagte meine Mutter betroffen, was haſt Du da gemacht? — O das ſchadet nicht, verſicherte das Mädchen, die Farbe iſt echt, Sie werden es ſehen. Darauf nahm die junge Stickerin den äußerſten Zipfel des Seidenzeugs, und rieb damit fadengleich die feuchte Stelle. Auf dem reibenden Finger aber — erblickte ich Ludovico's Mater doloroſa, und fühlte ihre ſieben kleinen Schwerter in meiner Bruſt. — Ich beſann mich, daß Ludovico bei dem Sprachmeiſter Unterricht genommen, ich wußte auch, daß ſeine Clara italieniſch ſpräche. Dies arme, geringgeachtete Mädchen mit der kummervollen Leidensmiene ſtand vor mir, ſo glückbegünſtiget, als ob ein Königreich an ihrem Finger funkelte. — Ich weiß nicht, in welche Verbindung ich es ſetzen ſoll, daß mir bei dem Lichte, was mir nunmehr über den ganzen Zuſammenhang der Dinge aufging, jeder Schatten von Furcht vor meinem Vater verſchwand. Noch an demſelben Tage redete ich mit ihm. Ich unterſtützte die getroſte Bitte durch Alles, das meiner Meinung nach wirkſam auf ihn ſein könnte, als zum Beiſpiel, daß ich aus guten Gründen glauben müſſe, Herr Peter Posca halte ihn für unermeßlich reich, und ſolch ein Rechnungsfehler bei einem Kaufmann ergäbe kein verläßliches Facit. Dann würde er wohl als Arzt bemerkt haben, wie deſſen Sohn zum Heimweh hinneige, und wenn der Alte einmal das Zeitliche geſegnet, könnte es kommen, daß ich mit Ludovico über Berg und Thal in ein fremdes Land werde ziehen müſſen. — Daß mein Vater mit den Italienern ſeit einiger Zeit nicht mehr auf dem alten Fuße ſtand, daß ihm die Idee unſerer Verbindung ſelbſt leid geworden, davon wußte ich nichts, als ich mit dringender Beredtſamkeit an dem verknüpften Bande lockerte, als ob ich es Wunder! wie unauflöslich hielte. Sieh da! der Faden war ſchon gelöſt. — Mein Vater ließ mich ausreden, tödtlich ſtumm. Dann ſagte er: Thue, was Du nicht laſſen kannſt! Ich will Dich weder hindern, noch zwingen. Dieſer leichte Sieg war über mein Erwarten. Ich ſchlang meine Arme um ſeinen Hals und rief: Lieber Herr Vater! iſt dies auch wahrhaftig wahr? — So will ich Gott mein Herz weihen, daß er Ihnen ſeinen Segen dafür gebe, lebenslang für Sie beten, und als Ihr treues Kind erſterben. — Dieſe Freude ſchien ihn zu erſchüttern; thue es — ſagte er mit erſtickter Stimme; und zum erſten Male ſah ich ſeine Augen benetzt. Mir aber hatte ſich eine Compreſſe vom Herzen gelöſt, und es blutete aus tiefen Wunden. Ich bat meinen Vater, daß er mir noch eine Bitte gewähre. Wenn der alte Tambio ausgelitten haben würde, was nicht mehr lange dauern könne, dann möchte er die Clara an Kindes Statt aufnehmen, daß dies verlaſſene Mädchen elterlichen Schutz, und meine Mutter eine Tochter hätte, die ihres Alters Troſt und Pflege würde. — Er verſprach es mir. Nun übrigte mir noch das Schwerſte. Kaum eine Stunde nachher kam mein zukünftiger oder geweſener Bräutigam, und warb in einer entſchloſſenen Rede um meine Hand. Ich bebte an allen Gliedern, da ich ſprach: Herr Ludovico! ein langer Irrthum hat zwiſchen uns gewaltet; ich bin Willens, des Himmels Braut zu werden und keines Mannes. Hätte ich einen gewählt, Sie würden es geweſen ſein, denn ich ſchätze Sie ſehr hoch! — Hier ergriff er meine Hand — ich fühlte einen heftigen Druck, und mit gepreßtem Athem fuhr ich fort: Ich habe meinen Eltern eine Nachfolgerin gegeben, die an meine Stelle träte, Clara Tambio — ein braves Mädchen, welches das beſte Glück verdient. Wenn Sie künftig das freundſchaftliche Verhältniß zu unſerm Hauſe fortſetzen, ſo gedenken Sie auch meiner. — Ich wagte es, in ſein Angeſicht zu ſchauen; es ſah aus wie von Marmor, ſein Blick war gebrochen — und Freude war es nicht, was ſeine Züge verſteinte. Clara, rief er, iſt dies möglich? Mein Name in ſeinem Munde hatte bei dieſer Frage einen andern Klang als ſonſt — dieſer Augenblick war mein glücklichſter.“

Die Nonne verſtummte in bewegter Erinnerung. Alle ſchwiegen. Nach einer Pauſe fuhr Schweſter Veronica fort: „An dem Tage, wo ich mein Noviciat antrat, begrub man den Sprachmeiſter. Seine Tochter zog in meiner Eltern Haus und in mein Zimmer. Sie trug meine Kleider mit Liebe, und die Schwächen meiner Mutter mit kindlicher Geduld. Die paille Atlaßweſte mit Vergißmeinnicht aber hat Ludovico an ſeinem Hochzeittage getragen. — Im Begriff, eine geiſtliche Jungfrau zu werden, war es mir gelungen, meine Eltern gleichſam noch einmal zu trauen. Ich genoß die unausſprechliche Beruhigung, daß ſie die letzten Jahre ihrer Ehe einmüthig lebten. Mir aber war wohl — das mögen Sie mir aufrichtig glauben. Ich erkannte meine Beſtimmung, und daß die Welt meiner Wünſche Ziel nicht geweſen wäre; in ihr würde meine Liebe mir verloren gegangen ſein, die ich mir nun wie ein werthes Kleinod gerettet hatte. Wenn ich den Ludovico hätte heirathen müſſen — und dem würde ich nicht haben entgehen können — ach! und eine *ungeliebte* Frau iſt die unglücklichſte von allen — dann würde ich in ſeinem Beſitz zu beklagen geweſen ſein, und außer Stande, meine Pflichten mit Vertrauen zu erfüllen, nachdem ich wußte, *wem* ſein Herz gehöre, und daß ein armes verwaiſetes Mädchen durch mein Glück leide. So dachte er gewiß mit Wohlwollen an die Clauſur, welche ich gewählt, auf daß *er* frei wäre in ſeiner Wahl. Die *Nothwendigkeit* meiner Entſchließung leuchtete mir alſo ein, wenn es doch dann und wann einen Augenblick für mich gab, wo ich meinte, es hätte vielleicht einen andern Ausweg für mich geben können. Allmählich ſchloß ich die Augen meiner Seele für ſolche Rückblicke. Mir war wie *einem*, *den* mitten am hellen, lichten Tage eine Sehnſucht nach Ruhe ergreift; der er nicht zu widerſtehen vermag; der Sonnenſchein da draußen blendet ihn nicht, und das Getümmel der Welt regt ihn nicht auf an der ſtillen Stelle, wo er Frieden träumt, — Gebet und Arbeit füllten meine Zeit, ich zog viel Blumen, welcher Neigung ich durch mein ganzes Leben treu geblieben bin. Mehrere botaniſche Werke aus der Bibliothek meines Vaters waren mein fortgeſetztes Studium. Auch lernte ich den Generalbaß und Latein — was — wie ein claſſiſcher Schriftſteller ſagt, ein gutes Mittel gegen die Wolluſt ſein ſoll“ — ein klares Lächeln, worin die Reinheit einer Gott geheiligten Seele ſchimmerte, ergoß ſich über Veronica's Züge, da ſie erläuternd hinzuſetzte — „als worunter jener Autor vielleicht die Luſt zum Wohlleben und ſchlaffe Unthätigkeit verſtanden wiſſen will. Auch muß ich ihm gewiſſermaßen Recht geben, und es iſt wirklich wahr, daß jene anſtrengende Schule ein empfindſames Frauenzimmer ſehr erkräftiget, und keinem weichlichen Verſinken in ſich ſelbſt Raum giebt. Beide Kenntniſſe, nachdem ich ſie mit unſäglicher Mühe erworben, waren mir über die Maßen lieb. Ich konnte die Väter unſerer römiſchen Kirche leſen, die heiligen Legenden — und der Generalbaß — der iſt der Schlüſſel zu aller Harmonie, und gleichſam das Thor zu der Welt der Töne. Man geht erſt ein in das Geheimniß der Muſik, wenn man ihn kennt. — So waren mir fünf Jahre ſtill verrauſcht. Als ich einſt nach der Veſper vom Chore kam, die Violine im Arm, die ich zu einer Uebung mit auf meine Zelle nehmen wollte — ward mir geſagt, ein fremder Herr, der einen Auftrag an mich hätte, wünſche mich zu ſprechen. Ein Herr! ein Fremder! dies ſind Worte, welche ein Frauenkloſter in Aufruhr bringen. Der ganze Convent ſah mich mit Neid und Neugier an, und die Aebtiſſin bewilligte es, daß ich das verlangte Gehör gäbe. Es war im Herbſt, zur Zeit des Zwielichts; der Mond ſchien ſchon blaß durch die hohen Fenſter, die Reben daran wankten in der Abendluft, ſo daß ſich Licht und Schatten zitternd in dem düſtern Sprachzimmer mengten. Mein Blick fiel auf die Geſtalt eines Mannes, der am Pfeiler lehnte, und deſſen bleiches, verhärmtes Geſicht ich nicht ſogleich erkannte. Um Gott! Ludovico! rief ich ſo erfreut als beſtürzt, da ich ihn tieftrauernd ſah; ich fühlte die Scheidewand zwiſchen uns — den Bogen ließ ich tönend auf die Saiten fallen und konnte mich des Inſtruments nicht geſchwind genug entledigen. Sein Auge ſtrich an meinem Ordensgewand und dann an der Violine herab, da er ſprach: Liebe Clara — nie werde ich Sie bei einem andern Namen nennen — und ich mißverſtand ihn wohl, denn ich dachte, um ſeiner Gattin willen — alſo ſetzte er hinzu: Ich mußte Sie doch einmal wiederſehen. — Ich drückte ihm meine Freude darüber aus, und durfte ihm nun die Fülle der Liebe zeigen, die keinen Abbruch gelitten, als ich mir mit dem Grundſtein ſeines Glückes eine Stufe in den Himmel bauete, denn er war ja einer Andern, und ich war Gottes. Das Herz war mir ſo voll — ich wußte nicht, wonach ich zuerſt fragen ſollte. Was mußte ich vernehmen! — Seine Frau war todt, in einem ſchweren Kindbett geſtorben, und Ludovico Willens, mit ſeinen Kindern nach Italien zu gehen. So wollte ich denn Abſchied nehmen, auch komme ich nicht mit leerer Hand — ſagte er mit zermalmender Wehmuth, und bat, daß ich ihm die meinige reichen möchte. — Und durch das Gitter, wie es damals geſchah — ſteckte er mir den Ring an meinen Finger, den er der Geliebten gegeben, den ſeine Ehefrau getragen, den Ring der Schmerzensmutter! — Empfangen Sie dies zum Andenken von mir und ihr! ſagte er, dieſes gottſelige Bild darf eine Braut des Himmels tragen, ohne ihrem Gelübde treulos zu ſein. Und erinnern Sie Sich in frommer Fürbitte eines, der mit einem Herzen, worin der Harm wühlt und ein Wurm, der nicht ſtirbt, vergangener Tage gedenkt. — Ich weiß nicht, ob das meinige mehr leidvoll als entzückt war; ich hatte ein Gefühl von Verlöbniß, und doch nicht von irdiſcher Art. Wir trennten uns auf immer — und doch nicht für ewig. Ich beſaß ein Pfand, das den armen Leidenden an mich bände, und der Freund meiner Seele, mein Herr und Heiland! hatte nichts dagegen. Auch die Aebtiſſin erlaubte, daß ich den Ring trüge. — Nach Jahresfriſt erhielt ich eine Cremoneſer Geige, wohl verpackt, von Ludovico zugeſchickt, die mir unbeſchreibliches Vergnügen machte. Es war als ob ſeine frühere Gewohnheit, mich zu beſchenken, ſeit dem Tode der Frau wieder ihren alten Platz eingenommen hätte. Vor einigen Jahren,“ ſo endigte Schweſter Veronica ihre Geſchichte, „zerbrach mir der Ring — ich konnte mich jedoch nicht entſchließen, ihn einem Goldſchmied zu geben. Wie bald — dachte ich, bricht nicht der Tod das Auge, das zu viel tauſend Malen darauf geruhet! So möge er denn ruhen. Hier liegt er nun.“ Bei dieſen Worten zog die Nonne ein kleines Schubfach auf, nahm ein Döschen von Perlenmutter in Form einer Muſchel heraus, öffnete es, und drinnen ſchlief das Bild der allerſeligſten Jungfrau auf ein wenig Watte. Die blanke Glätte des Goldes und ein kleiner Bug am Ringe zeigten, wie lange er getragen worden ſei. Die Damen betrachteten ihn mit einem, obgleich verſchiedenartigen, doch gemeinſchaftlichem Intereſſe.

Frau Fabia hielt ihn lange vor ihr ernſtes Auge, und ſeine Farben ſpielten unter myſtiſchen Gedankenblitzen. Sie dachte an die geheimnißvolle Verkettung der menſchlichen Schickſale, wovon dieſer Ring als ein Glied anzuſehen wäre — und daß ſelbſt ſo winzige Steine reden müßten, als die, welche den kleinen Altar reinſter Mütterlichkeit zuſammenbauten, wenn es darauf ankäme, daß der Unerforſchliche ſeinen Willen offenbare. Thereſens Blick ſpiegelte ſich leuchtend im hellen Golde dieſer Faſſung — unter Regungen des Flatterſinns wie des Vergnügens dachte ſie, wie ſolch eine traurige Treue wohl möglich wäre; und nur ein leiſer katholiſcher Schauer verſenkte ihr Anſchauen etwas tiefer in die durchbohrte Bruſt der kleinen Madonna. Joſephine, als die jüngſte, bekam den Ring zuletzt, und durfte ihn am längſten behalten; ihr war er eine Reliquie. Der todte Schmerz darin — das Leben und Leiden der Nonne — bewegte ihre junge Seele. Die Mutter Gottes, feſt gefügt, ſchwankte, und ihr ſtarrer Jammer löſete ſich in der Thräne auf, die dem frömmſten Kinde der Chriſtenheit in den klaren Augen funkelte. Joſephine empfand, daß ſolch ein Ring den Schmuck der ganzen Erde aufwöge. Sie fühlte die Heiligkeit der Liebe, und den unvergänglichen Werth eines Herzens, das ſich zu opfern vermag, auf daß die Welt ſelig würde, die es umfaßt.

Während dieſer Theeſtunden war der Adminiſtrator bei dem Major Feldmeiſter geweſen, der ihm hatte ſagen laſſen, es ginge ſchlimmer mit dem Bein, und er möchte ihm doch ein wenig Geſellſchaft leiſten auf ſeinem Zimmer.

Jener, der in der Abweſenheit der Frauen eine ſchwache

Anwandlung von dem Unbehagen eines Ehemanns ſpürte, welcher den Zuſammenkünften der Damen und ihrer geſetzgebenden Tyrannei nachſtehen muß — hatte der Einladung augenblicklich Folge geleiſtet. Das Geſpräch vom Morgen ward fortgeſetzt, und der Major brachte die Frage wiederum in Anregung, wie der Erſtere zu ſeiner zweiten Schwägerin gekommen ſei. Da es ſich nun der Allgegenwärtige allein vorbehalten hat, aller Orten zugleich zu ſein, und, wie einer ſagt, der nach dem erſten Erſchaffenen heißt, Adam im Dorfbarbier —, ein einzelner Menſch nicht an Alles denken kann, ſo müſſen wir uns das Vergnügen verſagen, unſere Leſer als Zeugen dieſer Unterhaltung einzuführen, weil und ſo lange wir in Veronica's Zelle verweilen. Indem wir nun den Inhalt derſelben nachträglich mittheilen, iſt uns der Vortheil gegönnt, auch das, was dem Erzähler ſelbſt verſchloſſen geblieben, kraft des magiſchen Schlüſſels, den wir dazu beſitzen, unſern Leſern zu eröffnen. — Die Stiefmutter des Adminiſtrators hatte ſich nach ſeines Vaters Tode mit ihrem Söhnlein in die Hauptſtadt des Landes begeben, welches der Schauplatz dieſer einfachen Geſchichte iſt. Die Dame mochte ihre guten Urſachen haben, ſo fern als möglich von ihrem ehemaligen Wohnorte zu leben, um perſönlichen Vorwürfen zu entgehen, und die Früchte eines erliſteten Teſtaments unter dem Schutze der Unbemerktheit genießen zu können. Und wie es denn nun häufig geſchieht, daß ein ungemeines Glück auf den Schmutz ungerechten Beſitzes und in befleckte Hände fällt, ſo waren ihrem Kinde ſeltene Gaben geworden. Der kleine Conſtanz war ein Ausbund in jedem Sinne, und unter keine Regel zu bringen. Er wuchs in genialer Wildheit auf, und ſeiner Mutter, wie Jedem, der an ihm erzog, über den Kopf.

Seine Fähigkeiten überflügelten frühzeitig die Erwartungen der Lehrer, die nicht wußten, in welche Claſſe ſie ihn ſetzen ſollten. Seinen Mitſchülern war er unbegreiflich — und mit einer wohlwollenden Seele ſah Conſtanz ſich nirgend verſtanden, denn es fehlte ſelbſt der Mutter an dem Maßſtab der Liebe, den Geiſt ihres Kindes zu meſſen. Die Mutter befand ſich nicht wohl, und zog, eine Frühlingscur zu gebrauchen vor das Thor. Dicht neben dem Hauſe, worin ſie wohnte, war das Hotel des ... ſchen Geſandten, mit einem prächtigen Garten. Der Knabe blickte zuweilen ſehnſüchtig aus dem engen grünen Bezirk, den ſeine Eigenthümer ein Gärtchen nannten, und deſſen Beete in ſeine ſtrebſamen Wünſche hemmend einſchnitten, in die freien Räume hinüber, wo die Söhne des Geſandten, etwas älter als er, unter hohen Schatten ſich nach Willkür beluſtigten, und unter dem geſenkten Auge des Hofmeiſters, der nicht weit davon in einem Buche las und mit vornehmer Ruhe ſeine Eleven gewähren ließ — ein wenig turnten. Es prickelte den Conſtanz oft in allen Gliedern, das Glück dieſer Ungebundenheit zu theilen, denn die Mutter ſchrie ſchon ängſtlich auf, wenn er einen Purzelbaum ſchoß, oder, die langſame Treppe zu umgehen, ſich über das Geländer hinaufſchwang. Jede ſolche Kraftübung ihres Söhnleins ſetzte ihren ſchwachen Kräften zu. Das Verlangen nach dieſem Spielraum ward ihm denn nun auch erfüllt. Die Lebendigkeit des Kindes, das ſich den ſtolzen Söhnen des Geſandten auf ihren Wunſch und Wink zugeſellt, etwas Hinreißendes in ſeinem Weſen, die Art und Weiſe, wie der freundliche Knabe ſeinen Willen ſtets gegen den hochmüthigen Trotz der Andern durchſetzte, ſchienen dem Hofmeiſter bemerkenswerth. Er ſagte dem Geſandten davon, und als dieſer einſt

Gelegenheit hatte, den kleinen Conſtanz ſelbſt zu beobachten, fand ſein feiner diplomatiſcher Blick ein Talent an dem Knaben aus, das wohl der Mühe verlohnte, für ſeine Zwecke entwickelt zu werden. Der Geſandte ließ ſofort die Wittwe artig erſuchen, ihren Sohn, der ihm lieb geworden ſei, an dem Unterricht ſeiner Kinder Theil nehmen zu laſſen. Es geſchah, und mehr noch. Als der Sommer zu Ende ging, war auch die Mutter des kleinen Conſtanz an ihrem Ziele — und der Geſandte nahm den verwaiſeten Knaben nun ganz zu ſich. Die Söhne folgten ihrer Beſtimmung, Conſtanz blieb das Kind des Hauſes. Er ward Privat-Secretair des Geſandten. Dieſe Stellung machte ihn mit den geheimſten Staatsverhältniſſen vertraut, er ſonderte die Rechte der Familie gegen einander, und ihr Oberhaupt ſetzte ein ungemeſſenes Vertrauen in die Klugheit ſeines Günſtlings. Nur deſſen Geſchlechtsname war ihm zuwider, aus einem angeſtammten Vorurtheil gegen klöſterliche Machthaber, und da nun Conſtanz von früher Kindheit an ſo und nicht anders genannt worden war, behielt er dieſe Benennung ſpäter und für immer bei, ſo daß man kaum mehr wußte, wie er eigentlich heiße. So ward es dem Conſtanz nicht ſchwer, die Prälation ſeines Namens gegen jenen aufzugeben, der im Hauſe mit franzöſiſchem Accent ausgeſprochen ward. Seine Perſönlichkeit ging in der Bedeutung des Gönners unter, dem er Kopf und Feder lieh. Es war bekannt, daß der Secretair die rechte Hand des Geſandten wäre; doch die Frau deſſelben tadelte dieſen Vorzug, wenn auch nicht laut. Sie liebte den Jüngling nicht gleicherweiſe, theils aus ein wenig Mutterneid, theils aus einem dunkeln Gefühl von Eiferſucht auf die Gunſt ihres Gemahls, endlich, weil er ſehr verſchwiegen war.

Dieſe erforderliche Eigenſchaft ſtand im Conflict zu einem Fehler der Dame, dem Mißtrauen. Sie argwöhnete, das Cabinet, deſſen Geheimniſſen der Secretair verpflichtet wäre, enthielte auch ſolche, welche nicht in anderer Herren Länder, ſondern über die Grenzen des ehelichen Bereichs, in das Gebiet fremder Frauen, verhandelt würden. Und in wie weit dieſer Verdacht begründet geweſen, wird die Folge lehren. So war das Verhältniß des begünſtigten Conſtanz gegen die Dame des Hauſes etwa das eines natürlichen Sohnes.

Wenn der Geſandte, was er oft zu thun pflegte — rühmte, wie expedit Conſtanz ſei, wie er darin das Unmögliche leiſte, dann beſtrafte ſeine Gemahlin ihn für den Aerger dieſes Lobes, indem ſie weniger mit einer Miene des Tadels, als übler Weiſſagung entgegnete: „Ich fürchte ſehr, Conſtanz übertreibt Alles, und ſich zumeiſt. Solche Leute leben nicht lange. —“ Dies Prognoſtikon, mit kaltblütiger Ruhe geſprochen, jagte den Geſandten in Furcht. Einſt hörte er ſeine Frau zu dem Secretair ſagen: „Wenn Sie nur nicht immer ſo en carrière wären, Conſtanz! ich mag es nicht gern, wenn der Menſch weder Raſt, noch Ruhe hat. Denken Sie an mich, Sie werden einmal wie ein Wirbelwind heirathen, der den Leuten Staub in die Augen ſtreut — und mit Extrapoſt gen Himmel fahren. —“ Der Jüngling lächelte der Drohung, die ihn zügeln ſollte, und ſprach: Nichts könnte ihm lieber ſein, denn alles Langſame wäre ſein Tod. —

Der Geſandte dachte darauf, wie er den Conſtanz, ohne ihn zu verlieren, entfernen könnte, und alsbald traf dieſer Wunſch mit den Intereſſen ſeiner Charge, wie mit denen ſeiner eigenen Angelegenheiten auf das genaueſte zuſammen.

Es war um die Zeit der Aufſtände in Polen, wo er den Secretair mit einem Auftrage von größter Wichtigkeit an einen entlegenen Hof ſendete. Es war eine Courierreiſe. Doch zu einem Aufenthalt erhielt der junge Mann geheime Unterweiſung, und Conſtanz muthmaßte ſchlau, dieſe mache nicht den unbeträchtlichſten Theil ſeiner Sendung aus. An der polniſchen Grenze lebte eine Freundin des Geſandten, um die er in Sorgen war. Conſtanz ſollte ſich von der Lage dieſer Dame und ihrer Tochter in Kenntniß ſetzen, und wie es Beiden in den kriegeriſchen Unruhen ergangen ſei, dann ihnen Briefſchaften überreichen, welche der Geſandte ihm, unter dem Siegel der tiefſten Verſchwiegenheit, übergab. Er verſprach dagegen, wenn die Ausführung jenes Geſchäfts — vielleicht meinte er auch dieſes — den Beauftragten bewähre, ſo ſolle Conſtanz einer ſeinem Verdienſt entſprechenden Verſorgung im diplomatiſchen Corps gewiß ſein. — Es war, als ob der Landſturm jener Revolution eine alte Erinnerung in dem Herzen des Geſandten aufgeſtört und ſeinen gleichmüthigen Beſtand aufgelöſet hätte. Dieſer hohe Gönner, getäuſcht von der innern Bewegung, wähnte, ſeinen äußern Zuſtand verändern zu müſſen, und indem er die Anſtrengung im Auge hatte, ſich auf den Gipfelpunct ſeiner Wünſche zu ſchwingen, ging er von der Idee aus, den Schützling für dieſe Abſicht zu nützen, bevor er ihn beförderte.

Freudig, wie ein Vogel den goldenen Käfig hinter ſich läßt, worin er eingeengt geweſen, flog Conſtanz durch die blauen Lüfte. Er war ganz in ſeinem Elemente; eine weite Ausſicht that ſich vor ſeinen Blicken auf. Er ſchwelgte gleichſam im Genuß einer pflichtmäßigen Eile. — Doch indem er der Ferne zuſtrebte, war er unverſehends an die Marken ſeines Schickſals gekommen; und hier war es, wo der Horizont ſeiner Hoffnung Erde und Himmel für ihn abgrenzte.

Als Conſtanz ſich den Wäldern Polens näherte, drängte ſich ein düſterer Ernſt in ihm auf. Ueberall traf er auf Spuren wilden Kampfes und verzweiflungsvoller Schritte. Die Zerriſſenheit dieſes Volkes dauerte ihn, er ſah betrübt zu Boden, den ſo viel edles Blut beſprengt, und jeder Ton dieſer ſarmatiſchen Mundart ſchlug dumpf und traurig eine tiefe Saite ſeines Herzens an.

Conſtanz ſprach ſehr geläufig polniſch, was ihn jenen heimatbloſen Flüchtlingen naturaliſirte, in deren rauhen Mienen ein Strahl vaterländiſchen Sonnenſcheins bei ſeiner Anrede aufging. Man wies ihn überall freundlich zurecht, doch nicht in einen erfreulichen Port. Der kleine Edelſitz, auf dem die Freundin des Geſandten reſidiren ſollte, war eine wüſte Brandſtätte, ein trauriges Bild gänzlicher Verödung. Es war um die Mittagsſtunde, als Conſtanz auf dem weichen Eſtrich dieſer polniſchen Wirthſchaft anhielt. Dieſe verkohlten Gebälke ſchienen noch zu dampfen; doch kein Rauch ſtieg aus der Eſſe des Gemäuers, des einzigen auf dem Höfchen, das den Anſtrich hatte, bewohnt zu ſein. Ein alternder Mann, in der Livree der Armuth, welche ein luſtiges Bunt giebt und freie Schnitte — doch beſſeren Anſehens als die, welche ſie gewöhnlich tragen — ſtand in der niedern Thür, und ſah tiefſinnig auf das leere Häuschen einer Hundehütte nieder, deren Kette gelöſ't daneben lag und den Wächter frei gegeben hatte. Der Mann ſchrak zuſammen, als das leichte Fuhrwerk ſchnell, wie ein Pfeil von der Senne, durch den offnen Thorweg prallte und gleichſam ſein Herz zu treffen ſchien. Der junge Reiſende trat wohlwollend auf ihn zu, und fragte nach der Herrin des Ortes. „Meine Dame ſchläft —“ ſagte der vermuthliche Diener, indem ein Seufzer ſeiner Rede voranging, welcher ſie der Theilnahme des Zuſpruchs anempfahl, „und ungern möchte ich ſie wecken. Auch würde es“ — meinte der Getreue, „wenig nützen. Seit den erſchrecklichen Vorfällen allhier,“ fuhr der Alte fort, „hat meine Dame das Gedächtniß verloren, und kann ſich auf nichts mehr beſinnen.“

„Nun, vielleicht doch! wir wollen ſehen —“ erwiederte Conſtanz lächelnd auf dieſen Beſcheid, der beinahe abweiſend lautete.

„Sogleich!“ ſprach der Alte in der reizbaren Empfindlichkeit ſeiner Nation und eigenen Unglücks, von dieſem Lächeln, dieſem Zweifel beleidigt, und ſtieß leiſe ein zerſprungenes Fenſter nach Innen zu auf, das nur angelehnt war. Der junge Fremde ſollte Einſicht in die Wahrheit ſeiner Ausſage bekommen. Conſtanz trat vor die Oeffnung und als Schatten vor die Sonne, welche wie zum Spott Verhältniſſe beleuchtete, deren Glücksſtern untergegangen war. Welch ein Anblick! Das nackte Sparrwerk der Wände war mit Teppichen behangen, die augenſcheinlich einer beſſeren Beſtimmung angehörten. Auf einen verſtümmelten Pfeilertiſch von Marmor ſtand eine maſſive Eßſchale, trübe verblindet, worin ein Reſt ärmlicher Speiſe war. Tauſend Kleinigkeiten, darunter die meiſten vom Ueberfluß, lagen — ein Quodlibet — wirr durch einander, und eine Anzahl kleiner abgetragener Schuhe, wie vertretne Kinderſchuhe, nahm den Fußboden ein. Alles ſchien nur für den Nothbehelf zu ſein. In einem Großſtuhle, der, ſchräg gegen das Fenſter gerückt, vorausſetzen ließ, er ſtände nur derweilen da

— lag eine ältliche Frau mit geſchloſſenen Augen. Ein echter Shawl, an den der matte Kopf ſich ſchmiegte, hing nachläſſig über die Lehne geſchlagen, und der Chineſe des Gewirks hielt ſeinen Schirm über dieſe eingeſunkene Wange. Vielleicht war dieſer phantaſtiſche Schutz der einzige, deſſen die ſchlummernde Dame genoß. — Um ihren feinen Mund ſchwebte ein Lächeln — das Todeslächeln unbewußter Beruhigung; ihre rechte Hand lag auf dem Arme des Seſſels. Eine zartere Hand, gewebt aus der feinſten Seide des Müßiggangs, hatte Conſtanz nie geſehen; aber er gewahrte jenes Nervenhüpfen daran, welches auf krampfhafte Zuſtände, und nicht ſelten auf eine nahe Auflöſung ſchließen läßt. Im lebendigſten Contraſt dieſes abgeſpannten und verblichnen Bildes, ſaß ein junges ſchlafendes Mädchen zu den Füßen der Dame. Dieſe Sieſte war eine andere; dieſer volle Athemzug war ein trunkenes, träumeriſches Schöpfen aus der Ruhe ſüßeſtem Quell. Conſtanz ward berauſcht vom Zuſehen. Für einen jungen Mann giebt es keine größere Gefahr, als die Schönheit, wenn ſie ſchläft, und die geſenkten Waffen blinkender Augen. — Doch nach einigen Secunden, die ſein Leben wendeten — es giebt Augenblicke, welche alle Verhältniſſe der Zeit aufheben — trat Conſtanz zurück, denn der Anzug des Mädchens däuchte ihm nicht für die Nähe eines Mannes berechnet. Er wollte warten; doch jetzt regte ſich die Dame, und der alte Diener führte ihn an die Thür. Conſtanz mußte ſich bücken, und ſein Herz beugte ſich, als die Dame ihre Augen aufſchlug, und erſchrocken fragte, ob wieder Feinde da wären. — Conſtanz verſicherte ehrerbietig, er käme als ein Bote der Freundſchaft. Die Dame legte die ſchneeweiße Hand an ihre Stirn, wie Jemand, der ſich beſinnt, und ſprach: „Freundſchaft —?“

Es war, als wäre der Begriff dieſes vielſagenden Wortes ihr tief entfallen.

Während deſſen war das Mädchen auch erwacht. Angeſichts des jungen Fremden trat es vor den alten Mann und ließ ſich ungenirt das Kleid von ihm zuhäkeln. Dieſe polniſche Unſchuld verwirrte den entzückten Conſtanz, dem der kleinſte Dienſt weiblicher Toilette bisher wie das Werk geheimnißvoller Verwandlungen geweſen — ſo daß er mit Mühe nur ſeinen Auftrag auszurichten vermochte.

Es war eine helle Stunde für die Mutter, in der ſie die Briefe des Geſandten las. Und während ſie aus den Wolken fiel — ſehr dunkle hatten den Lebenstag dieſer unglücklichen Frau verfinſtert — daß jener Freund ſich ihrer jetzt, und auf dieſe Weiſe erinnere, fiel das Roſenlicht einer ſchöneren Vergangenheit auf jede Zeile. —

Das Leſen geſchah indeß ſo langſam, daß Conſtanz unterdeſſen völlig Muße hatte, ſich der Tochter zu befreunden. Er bat um die Vergünſtigung, bis zum andern Morgen hier verweilen zu dürfen. Die Mutter war über jede Verlegenheit ihrer Lage hinaus — das Fräulein bewies ſich nur in ſo fern gaſtfreundlich, indem es bei der Sorge für die Bewirthung dieſes angenehmen Botſchafters doch nicht das Vergnügen über ſeine längere Anweſenheit verleugnete.

„Bonaventura —" ſo hieß der alte Kämmerer — „wird ſchon Rath ſchaffen," ſagte Thereſe — unſere Leſer wiſſen ihren Namen doch. „Wir wollen die Mutter nur ganz außer Acht laſſen —" flüſterte Thereſe ihm traulich zu. „Sie lieſ't zwei Stunden an dem Briefe — ich kenne das. Wäre es Ihnen vielleicht gefällig, eine Partie Schach mit mir zu ſpielen? Sie mögen Rußland ſein — ich bin Polen."

Conſtanz erſtaunte über die Vortheile, welche Thereſe ſieggewiß ihm vorausgab; doch nicht minder, daß er fände, wie dieſer harmloſe Leichtſinn vermengt wäre mit patriotiſcher Tücke. — Nach wenigen Zügen war ſeine Niederlage entſchieden, und nebenbei verlor er ſein Herz.

Nachdem Thereſens Mutter geleſen, verſank ſie in eine Apathie, welche ihre Gegenwart den ganzen Abend hindurch unwirkſam machte. Und dieſer Abend, er reichte hin, die flatterhafte Neigung der beiden jungen Leute unauflöslich zu knüpfen. Auf Conſtanz Seite ſtand unſichtbar ſein treibender Genius, der ihn immer und überall drängte. „Spute Dich!" raunte dieſer beflügelte Geiſt ihm zu, „wir haben Eile, und die Zeit entflieht." Wie verwirrend die zarten Seile nun auch waren, die ſich leiſe um dieſe flüchtige Natur legten, wie verworren das Verhängniß dieſes Hauſes vielleicht, Conſtanz blieb zum Aufmerken frei, wie zu einer und der andern Frage, die ihm ſein Gönner an das Herz gelegt, bevor er die an das Fräulein richtete, welche ihn ſelbſt betraf. Es geſchah dies geſprächsweiſe. Thereſe ſtand auf, rüttelte ſacht an der ſchwachen Mutter, und weckte ihre ſchlafende Seele mit den Worten: „Sage einmal, habe ich Verwandte?"

„So viel ich weiß, nicht;" antwortete die Dame mit Reſignation, und bat, daß ihre Tochter ſie in dieſer traumhaften Stille laſſen möchte. Ein kühner Wurf des Geſprächs brachte es auf Religion, und Conſtanz begehrte zu wiſſen, zu welcher das Fräulein ſich bekenne. „Eigentlich zu keiner," antwortete Thereſe mit liebenswürdiger Freigeiſterei, „ich habe meinen Glauben gern für mich, und meine Liebe auch. Doch bin ich mit Salz getauft —" Conſtanz lächelte gelinde.

Thereſe, die es zweifelnd anſah, ſtand abermals auf, ging zu dem Großſtuhl, neigte ſich über die blaſſe Geſtalt und ſprach: „Mütterchen, bin ich katholiſch?“

„Etwas —“ antwortete die Dame kaum hörbar, „Du fragſt mich viel. —“ Thereſe ſtand beſchämt. „Die Mutter hat eigentlich recht —“ ſagte ſie und nickte dazu. „Faſttage halte ich gar nicht, und auf die Beichte nicht viel; ſie müßte denn freiwillig ſein, wie zum Beiſpiel jetzt. Wenn ich es Ihnen ehrlich geſtehen ſoll —“ fuhr Thereſe fort, „die Religion iſt mir ein Bischen zuwider. Erſtens des vielen Krieges und Streites wegen, den ſie verurſacht hat, und ich liebe es ſehr, daß man ſich freundlich begegne; dann habe ich einige Fromme kennen gelernt, die mir außerordentlich gehäſſig waren. — So kann ich auch nicht anders, als mir unſern Herrgott unter dem Bilde eines wohlwollenden alten Mannes denken, der eine großmächtige Schlafmütze trägt — als Symbol der ewigen Ruhe. Und in dem Himmel ſtelle ich mir eine ehrſame, aber höchſt langweilige Geſellſchaft vor.“

Für Conſtanz waren dieſe Aeußerungen, um der Anmuth und anſpruchsloſen Offenheit ihres Vortrags willen, Bekenntniſſe einer ſchönen Seele. Ein aufrichtiges Herz ſchätzte er über Alles, und er wünſchte, ſich dieſes argloſe zuzueignen.

Was Thereſe dem Gaſt im Laufe des Abends erzählte, dürfte ohngefähr folgendes Ergebniß ſein. Thereſe war, ſeit ihrer früheſten Kindheit von ihrer Mutter getrennt, in einem großen Hauſe erzogen worden, ziemlich ſich ſelbſt und ihrer natürlichen Gutartigkeit überlaſſen. Jene Familie aber lebte, verwandtſchaftlicher Verhältniſſe wegen, wenig daheim, und ſo konnte ſich auch kein weibliches Gefühl der Stille und Stetigkeit in Thereſe entwickeln. Dieſer auswärtige Aufenthalt entfremdete ſie der Mutter wie der Mutterſprache, und eine fanatiſch proteſtantiſche Bonne vermiſchte den katholiſchen Geiſt des Fräuleins ſo lange mit dem Waſſer der reinen Lehre, bis Thereſen das religiöſe Element der Seele vom Ueberfluß ſchien. — Als die Gährungen in Polen ausbrachen, löſ'te jene Familie ſich theilweiſe auf; eine heimathliche Sehnſucht erwachte zum erſten Male in Thereſe. Sie verlangte nach ihrer Mutter, und man hielt das Mädchen in der waldigen Steppe des mütterlichen Witthums beſſer aufgehoben, als im Mittelpunct einer wildbewegten Stadt. —

„Aber es war nur um ſo ſchlimmer —“ ſagte der alte Bonaventura, als er am Abend ſpät Conſtanz in dem dürftigen Verſchlage bediente, wo ſein Nachtlager bereitet war, und auf die warmen Erkundigungen des Gaſtes mit traurigem Bericht Thereſens Ausſage vervollſtändigte; „die Ankunft des Fräuleins war entſetzlich. Die Mutter ſah ihr ſchönes Kind bei dem Feuerſcheine ſeiner Habe wieder, und die Kraft meiner Dame ward davon verzehrt, wie unſer weniges Heu von der Flamme. Nur der Entſchloſſenheit eines jungen feindlichen Officiers verdanken wir perſönliche Berückſichtigung und das, was wir aus dieſem Wirrſal retten konnten. Ein lieber Menſch! die Andern waren nur wie reißende Wölfe gegen ihn; aber Gott haucht Milde ein, da, wo ſie Noth thut, und mäßiget den Wind für das Lamm einer geſchorenen Heerde.“

Conſtanz hatte jenes Officiers auch von Thereſe erwähnen gehört, und mit einem ſo bedeutſamen Intereſſe, daß dieſer Antheil eine eiferſüchtige Regung in ihm erweckte. —

„Seit jenem Tage nun,“ fuhr Bonaventura fort, „vergißt meine Dame Alles! Wohl ihr! das Gedächtniß verlieren iſt für den kein Unglück, der nichts als Kummer zu vergeſſen hat. Jeder Augenblick, wo ſie nun ſchläft, erquickt mein eigenes Herz, das ihr die Ruhe gönnt, und mit Freude werde ich ihr die Augen zudrücken, welche nicht viel gute Tage geſehen haben.“ Die des alten Mannes ſtanden voller Thränen, als er dies ſagte. Dieſe treuherzige Geſinnung rührte Conſtanz und flößte ihm Achtung für den Diener wie für die Herrin ein. Er fragte, er wolle vornehmlich wiſſen, warum Thereſe ihrer Mutter entriſſen worden ſei. —

Bonaventura zuckte die Achſeln. Er erzählte eine Geſchichte jugendlicher Verirrungen, welche ſeine arme Herrſchaft unter die Despotie ehelicher Tyrannei gebracht hätten. Dabei gerieth er in ein Labyrinth der Darſtellung, verlor den leitenden Faden — und wußte am Ende nicht, wo aus noch wo ein, da es ihm zur Unzeit einfiel, ob es nicht verrätheriſche Geſchwätzigkeit ſei, die zarten Leiden ſeiner Dame einem fremden Ohr preis zu geben. — Jene Geſchichte gehört nicht in unſern Plan. Wir laſſen ihren Stoff daher unter der großen Maſſe menſchlicher Schwachheit und menſchlichen Unglücks auf ſich ruhen. —

Conſtanz wußte die gewiſſenhafte Aengſtlichkeit des redlichen Mannes zum Schweigen zu bringen. Er entdeckte ſich ihm ganz, und Bonaventura nannte ihn einen Geſendeten Gottes, und nicht des Geſandten.

Am Morgen mußte Conſtanz fort. Die Werbung um die Braut war bald geſchehen und mit Erfolg; die Mutter befand ſich fähig, ihn anzuhören. Conſtanz legte ihr einfach ſeine Verhältniſſe wie ſeine Wünſche dar. Er wollte Thereſe bei ſeiner Rückkunft mit ſich nehmen, unterdeſſen den Conſens des väterlichen Gönners dazu nachſuchen, und daß dieſer ſeine Anſtellung beſchleunige. Doch war er eines weigernden Grundes der Dame von Seiten ihrer Kränklichkeit gewärtig. Aber nichtsdeſtoweniger war die Mutter bereit, ſich ihrer kindlichen Stütze zu begeben. Sie ſagte mit einem gewiſſen Todesmuth, der für eine rettende Idee froh, wenn auch einſam, ſterben lehrt: „Grüßen Sie den Geſandten tauſendmal von mir — wenn Sie ihm Thereſe bringen, wird Ihr Glück ihm beſtens empfohlen ſein. — Ich verlaſſe das Leben gern, da ich meine Tochter unter dem Schutze ihres natürlichſten Freundes weiß. Der da —“ (ſie wies auf Bonaventura) „begräbt mich ſchon.“ Thereſe weinte wohl, allein nicht allzuſehr. „Dann bleibt Dir Alles, guter Bonaventura!“ ſagte ſie, reich in Hoffnung.

„Alles!“ wiederholte Bonaventura, und lächelte traurigbitter wie der Verluſt zu der Erbſchaft, dieſes Alles war ſo viel als Nichts. — Der gute Alte wußte nicht, daß die Liebe jeden Strohhalm zu den Mitteln des Glückes zählt, er dient zu einer bunten Seifenblaſe, zu einem Luftſchloß, das vor dem nächſten Seufzer verſchwindet.

Als Conſtanz, der Verlobte Thereſens, nun mit aufgeregten Gefühlen den öden Ort verließ, wo unter Schutt und Trümmern ſeines Lebens ſchönſte Blume blühete, da dachte er an die verheißenden Worte der Geſandtin, er würde einmal im Fluge die Braut heimführen. —

Im höchſten Schwunge ſeiner geiſtigen Kräfte legte Conſtanz die weite Reiſe zurück, und erreichte mit dem Ziel auch die Abſicht. Er erſtaunte ſelbſt, wie leicht ihm alle Schwierigkeiten zu beheben geweſen; ein Gott hatte ihm Flügel geliehen und den Schlangenſtab der Klugheit. Er glaubte die Zufriedenheit des Geſandten beſtens verdient zu haben, und in dieſem kühnen Vertrauen fügte er daher ſeiner Meldung deſſen, was er ausgerichtet, die Bitte bei, daß der Geſandte ſeine Verbindung mit Thereſe genehmigen und die ſchriftliche Zuſicherung ihm ohne Säumen entgegenſenden möge. In der gewiſſen Vorausſetzung, daß dies unverweigerlich geſchehen werde, kam Conſtanz nach Polen zurück. Er fand eine ſo leidenſchaftliche Aufnahme bei ſeiner Braut, als wäre ſeine Wiederkehr ihr dennoch zweifelhaft geweſen. Mit Thränen ſagte ſie ihm, er komme zur rechten Zeit, denn ſeit dem vorigen Tage lag die Mutter im Sterben und konnte nicht enden.

Bonaventura hatte indeſſen mit treuer Umſichtigkeit alles vorbereitet. Ein Weltgeiſtlicher in der Nähe war durch ſeine einfache Ueberredung gewonnen, die jungen Leute zu copuliren. Er war eben anweſend, und vertrat die Stelle eines Arztes für Leib und Seele zugleich. „Mein werther Herr,“ ſagte der Prieſter höflich zu Conſtanz, „ich verſtoße gegen ein Staatsgeſetz, wenn ich Sie ohne vorhergegangene Proclamation traue; aber — inter arma silent leges — ſagen wir Lateiner, und ich verhoffe, Sie werden mich in ſo fern gegen alle Verantwortung ſichern, daß Sie mir einen Schein ausſtellen, worin Sie Sich verpflichten, jeden Einwand vertreten zu wollen, welcher möglicher Weiſe dieſer Heirath mit Fug und Recht gemacht werden könnte. — Unter dieſer Bedingung will ich mein heiliges Amt zu Gunſten Ihres Wunſches üben. —

Conſtanz, im Gefühl, von Seiten des Gewiſſens völlig frei zu ſein zu dieſem Schritt, verſtand ſich gern dazu, und der Geiſtliche beſchied ſie für den nächſten Morgen in eine kleine Capelle auf der Hälfte des Weges. Bis dahin, meinte der todeskundige Mann, — würde die Mutter des Fräuleins ausgelitten haben.

Aber als der Morgen erwachte, lag die Hochzeitmutter noch in Agonie. Es war eine ſchauerliche Stunde, die der Einſegnung. Der Sturm ſauſete unheimlich durch den Wald, das morſche Kirchlein wankte, die Lichter wollten verwehen, der Regen rauſchte herab, die Braut ſchwamm in Thränen —, kein Zeuge war zugegen, als der Meßner und Gott! —

Sie kamen nach Hauſe; kein fröhliches Mahl war ihnen bereitet. Conſtanz ſah ängſtlich nach der Uhr, deren Zeiger, gleichgültig gegen die bange und dringende Erwartung umher, unaufhaltſam weiter rückte, und fand, daß ſeine Zeit abgelaufen ſei. Nur jene Körner wollten nicht ausrinnen. Da bat Bonaventura, daß man ihm eine Vorſtellung erlauben möge. „Meine Dame," ſagte er, „kann nicht ſterben, ſo lange Sie hier gleichſam auf dem Sprunge ſtehen. Iſt es doch mit einer Frau in Kindesnöthen gerade ſo. Die kann auch nicht geneſen, wenn darauf gewartet wird, und der Tod ſoll ja eine neue Geburt ſein. — Ueberlaſſen Sie die Verſcheidende mir; ich bleibe bei ihr, ich! es iſt mein letztes Geſchäft auf Erden." Der gute Alte legte das ganze Gewicht ſeiner treuen Gegenwart in einem zitternd aushaltenden Accent auf dieſes Wörtchen.

Conſtanz fand, daß er Recht hätte. Er gab ihm eine volle Börſe und unbedingte Vollmacht. Dann beugte er ſich weich über das ſtille Lager der Mutter, die langſam zwiſchen ſchweren Pauſen athmete und keinen Blick des Segens für ihren Eidam hatte. Thereſe küßte ſchluchzend ihre ſchlaffe Hand, fühlte aber auch nicht den leiſeſten Druck der Liebe mehr — und nun rollte der Wagen vor und fort. Kaum waren ſie an ein ſteinern Kreuz gekommen, eine Viertelſtunde von dem Oertchen und ſo gelegen, daß es einen Rückblick darauf gewährte, ſo ſahen ſie ein weißes Tuch vom Giebel wehen. Conſtanz bemerkte es zuerſt. Er ſagte ernſt: „Bonaventura giebt uns ein Zeichen, die Mutter wird verſchieden ſein. — Denke nur, ſie ſchläft etwas tiefer als bisher, und hat alles Leid auf ewig vergeſſen.“ Und Thereſe dachte wirklich ſo. Die junge Frau nahm alſo über die Grenze ihres zerriſſenen Vaterlands, wenn auch grade kein zerriſſenes Herz — dazu war der natürliche Verband mit ihrer Mutter nicht innig genug geweſen — doch ein völlig aufgelöſtes Familienverhältniß, und keine andere Mitgift, als frühe Gewöhnungen, wie ſie den Damen dieſer Abkunft eigen ſind. Es war, als hätte ein günſtiges Geſchick dies harmloſe Weſen in die Arme der Liebe vor den Schauern des Grabes und der Pflicht zu trauern retten wollen.

Seltſam genug bemächtigte ſich des jungen Ehemannes jetzt, in der geſicherten Erfüllung ſeiner leidenſchaftlichen Wünſche, der Zweifel, was der Geſandte zu dieſer Heirath ſagen werde. Vorher war Conſtanz der Zuſtimmung, ja des Beifalls ſeines Gönners gewiß geweſen. So verändern ſich unſere Anſichten Anderer mit jedem unſerer eigenen Schritte. Es gereichte ihm wie zum Troſt, daß die Macht der Umſtände ihn zu dieſem, den er raſch gethan, gedrängt hätte. Er fühlte ſich in einer geheimnißvollen, aber um ſo bindenderen Verwandtſchaft zu ſeinem väterlichen Freunde, und bedurfte nur — ſo däuchte es ihm — das Siegel der Beſtätigung zu erblicken, um Thereſe mit jedem Recht als Gattin an ſeine Bruſt zu drücken. Doch kein Brief gab Antwort auf dieſe Frage, und mit wachſender Unruhe eilte

Conſtanz einer endlichen Entſcheidung entgegen. Eine leichte
Unpäßlichkeit Thereſens hielt die Reiſe um ein paar Tage
auf, und ihr Gemahl fühlte, daß eine Frau Rückſichten
erfordere, welche den Mann nicht fördern.

So waren ſie in das Städtchen Leidthal gekommen und
hielten an der kleinen Poſthalterei daſelbſt. Conſtanz hatte
auf dem letzten großen Poſtamte abermals kein Schreiben
angetroffen. Er war jetzt reſignirt — es mußte etwas von
beſonderer Wichtigkeit vorgefallen ſein; nichts war ihm drin-
gender, als nur ſo bald als möglich an Ort und Stelle
zu gelangen. Thereſe theilte dieſe Ungeduld indeß nicht.
Die reizende Lage der kleinen Expedition, eine vollblühende
Jelängerjelieber-Laube, welche den ländlichen Vorplatz ſchmückte
— eine Pilgerruhe der Paſſagiere — entlockten ihr den
Wunſch, hier einige Stunden ausruhen zu können, und
Conſtanz zeigte ſich gefällig dafür. Er trat zu dem Poſt-
meiſter, als dieſer im Begriff ſtand, das Felleiſen auszu-
packen. Da ſprang die erſehnte Handſchrift ihm in die Au-
gen, ein Brief an ihn vom Geſandten. Conſtanz beglau-
bigte ſich, als den Empfänger. Er riß haſtig in das
Papier — aber der Inhalt zerriß das Blatt ſeiner Hoff-
nung noch heftiger. Sein Gönner ſchrieb ihm: Ein Ereig-
niß von größter Bedeutung habe ihn genöthiget, ſeinen
Standpunct zu verlaſſen und nach dem Süden zu gehen.
Er werde die Tour über B. — nehmen, woſelbſt er ſeinen
Secretair erwarte, der ihn auf dieſer Reiſe begleiten müſſe;
die Dauer dieſer Reiſe wäre vorläufig nicht zu beſtimmen,
und hinge von Umſtänden ab, welche ſchwebten. Conſtanz
ſollte daher ſein Eintreffen dort ſo viel als möglich beſchleu-
nigen, der Geſandte harre ſein. Was die fragliche Partie

anbeträfe, ſo werde dieſer Punct zu gelegener Zeit zwiſchen ihnen zur Sprache kommen. —

Dieſer Brief war in dem Tone jener Anmaßung abgefaßt, die ſtets ein Vorbehalt derer bleibt, welche in ihrer Perſönlichkeit die Freundſchaft mit der Ueberlegenheit des Gönners für uns verbinden. Conſtanz war durch die früheſten Eindrücke für dieſen vornehmen Ausdruck empfänglich geworden. Er war dem Geſandten in den zarteſten Beziehungen verpflichtet, den der Dankbarkeit. Auch war gewiſſermaßen das Wohl des Staates dieſem Zuſammenhange verknüpft, ſo konnte er ſich ſeiner Pflicht nicht entziehen. Thereſe mitzunehmen, daran durfte ihr Gatte nicht denken; denn ſo wie er den Geſandten kannte, war der Anhang, die Heirath betreffend, als abweiſend anzuſehen. So mußte dieſer erſt durch die Ueberredungsgabe ſeines Lieblings für Etwas gewonnen werden, was bereits geſchehen war.

Conſtanz ſtand äußerſt betroffen. Er theilte Thereſen mit, was ſie ſo nahe anging, und erklärte ihr dieſen Ruf des Schickſals als unabweislich. „Nur dieſe Reiſe noch,“ tröſtete er die beſtürzte Frau, indem das Gefühl der Selbſtändigkeit in ihm anſprach, „dann trennt uns nichts mehr, Du Liebſte! — Erfüllt der Geſandte ſein Verſprechen nicht, mich zu verſorgen, ſo reicht mein Vermögen hin, ihn entbehren zu können. Doch jetzt darf ich ihn nicht im Stiche laſſen; ich muß die Reſultate meiner Sendung in ſeine Hände niederlegen. Wer konnte dies vorausſehen? Wüßte ich nur, wo ich Dich einſtweilen aufhöbe!“ Er ſtarrte nachſinnend in die blaue Weite, als wolle er einen Ausweg erſpähen. Da trug ein Hauch der Luft einen Glockenton von ferne über die Mittagsſtille der Felder; und dieſer leiſe ſilberne Laut ſchlug an ſein Gehör und klopfte an ſein

Herz. — Seine Augen folgten der Richtung dieſes Schalles und ſahen die Thürme von Sanct Capella im ſenkrechten Strahl der Sonne verblendend blinken. Conſtanz fragte nach jenem Ort. Der Poſtmeiſter nannte das Kloſter, und erwähnte geſprächig der gegenwärtigen Verhältniſſe des Stiftes. Aber der, zu dem er redete, hatte nichts Weiteres davon vernommen, und war einer eigenen Gedankenreihe gefolgt.

„Schade!“ ſagte Conſtanz, „daß die Klöſter aufgehoben ſind. Was man auch dagegen ſagen konnte, ſie waren doch immer ein ſchicklicher Aufenthalt für unbeſchützte Frauen. Und Du biſt ja ein wenig katholiſch.“ Er blickte ſeine Frau mit einem ſchmerzlichen Lächeln an, welches ſie ermuthigen ſollte. Thereſe aber hatte jetzt keinen Sinn für tragikomiſche Erinnerungen, und keinen Glauben als den, daß ſie ſehr unglücklich wäre. —

Wie aus einem Traume erwachend, und in großer Zerſtreuung, fragte Conſtanz den Poſtmeiſter, der ſich abſeits gewendet hatte, ob er recht vernommen, daß der Prälat dieſes Ordens noch dort wohne. Jener berichtigte das Mißverſtändniß, und was er von dem Adminiſtrator zu ſagen wußte, ließ dem Secretair des Geſandten kaum einen Zweifel übrig, daß er ſich in der Nähe ſeines Bruders befinde. Von einem raſchen Entſchluß durchblitzt, forderte er Feder und Tinte, und ſchrieb in Haſt ein franzöſiſches Billet an ihn, des Inhalts: Ein Fremder wünſche den Stiftsverweſer von Sanct Capella ſo dringend als unverweilt im Poſthauſe zu Leidthal zu ſprechen. Die Chiffre des Namens Conſtanz war ſo charakteriſtiſch verſchlungen, daß ſie ſchwerlich von Jemand, der ſie nicht kannte, zu enträthſeln geweſen wäre.

Nach anderthalb Stunden, in deren Verlaufe Conſtanz ſein Weibchen zu beruhigen geſucht hatte, kam ein ſtattlicher junger Mann neben dem reitenden Boten daher geſprengt, und der Poſtmeiſter rief: „Da iſt er ſchon, der Herr Prälat!“ Conſtanz ſah unter einem Freudenſchauer auf, und Thereſe zog ſich in einer kindiſchen Furcht der Erwartung in die Laube zurück, und einen Behang von Blüthen über ihr reizendes Geſicht.

Conſtanz gab ſich ſeinem Bruder herzlich zu erkennen, und in dem Anmuthen, Thereſe ſo lange unter ſeinen Schutz zu nehmen, bis er ſie abholen würde, einen brüderlichen Beweis. Dieſe Minute drängte ſtark an das Herz des Adminiſtrators. In dem Weſen ſeines jüngern Bruders lag bei freundlicher Offenheit etwas erſichtlich Vornehmes, ein gewiſſer Succeß des Zutrauens, das Jenem imponirte, der mitunter zurückhaltend, ja ſogar blöde war. Unwillkürlich ſtellte er die finſtere verſchloſſene Strenge des älteren Bruders daneben: er dachte leiſe an Fabia — und mit dem beengten Gefühl eines Ehemanns, der da Scheu trägt, die häusliche Kette der Gewohnheit um ein Glied zu erweitern. Um ſeinen ſchweigenden Mund ſpielte ein Lächeln gutmüthiger Ironie, daß er beſtimmt ſein ſollte, die Frauen ſeiner Brüder zu beſchützen. „Wenn es der jungen Dame nur bei uns gefällt —“ ſagte der Adminiſtrator bedingungsweiſe, „es geht ſtill zu im Stift. — Die Wittwe unſeres älteſten Bruders, die ich ſammt ihrer Pflegetochter bei mir habe — iſt — unſeres älteſten Bruders,“ unterbrach er ſich ſelbſt —, „der, Du weißt ja —“ aber Conſtanz ſah den Adminiſtrator an, als hätte dieſer fremd und romantiſch vom Bruder Graurock geſprochen.

„Ich weiß von nichts —“ antwortete Conſtanz, entſchloſſen, ſich mit keinem weitläufigen Verhältniß zu befaſſen.

und ſeine kosmopolitiſche Seele ſtreifte das Band der Natur ſogar im Begriffe ab, als — „wir Menſchen ſind hier alle Brüder —“ ein rüſtiges Mägdlein, das kleinſte Kind der Poſtmeiſterin an die Bruſt gedrückt, welche ein knappes Mieder von Leinewand umſchloß, ſtrich bei dieſen Worten hurtig an ihnen vorüber, und eine ſchnelle Verbindung der Ideen, in richtiger Folge jener Strophe und dieſes Blickes, ließ ihn an den Bruder mit dem Ordensband denken, der einſt ſo dankbar als einflußreich dieſem ſchlichten Schutzfreund ſein werde, wenn die Zeit dazu gekommen. „Sieh meine Frau nur ſelbſt!“ ſagte Conſtanz, indem er auf die Laube zuſchritt. Er bog ihre Zweige aus einander, und die ſchönere Blüthe von Thereſens Angeſicht lächelte durch das weiche Grün, und ihr Auge funkelte in Thränen, wie die Sonne im Thau. — Die Schönheit hat das Eigenthümliche, daß ſie jedem Manne Muth einflößt. Das Herz des Adminiſtrators öffnete ſich den gaſtfreundlichſten Gefühlen. Zudem behandelte Conſtanz die Sache ſo ganz in ſeinem Geiſte, das heißt, ſo flüchtig, daß Herr Prälat glauben mußte, mit dem Aſyl zu Sanct Capella ſei es nur durchaus vorübergehend gemeint, und auf ein längeres Bleiben nicht abgeſehen. So bewilligte er daher die Bitte ſeines Bruders, wenn auch nur mit einer gewiſſen widerſtandloſen Gelaſſenheit. Er ſah dies Ereigniß für ein Schickſal an, dem auf keine Weiſe zu entgehen geweſen wäre. Das leichte Gepäck war bald getheilt, ein Poſtwagen, worin Thereſe nach dem Kloſter fahren ſollte, geſchirrt. Der biegſame Leib der ſchönen Geſtalt, ſchwankte von ihrem Manne umſchlungen, im Sturm des Abſchieds. Zwei Ströme floſſen von ihren Wangen — zwei Wochen waren erſt und wie auf Roſen verfloſſen, ſeit Conſtanz der Ihrige war. — Mit gemiſchten

Empfindungen ritt der Adminiſtrator neben der Chaiſe her, worin die noch weinende junge Frau ſaß. Er warf zuweilen einen mitleidigen Blick auf Thereſe; die Jugend dieſer Ehe rührte ihn, ihre gegenwärtige Trennung und der Zukunft ungewiſſes Loos. Nebenbei gedachte er und eben nicht leichten Herzens an die nächſte Stunde — und hätte gern ein wenig älter ſein mögen.

Frau Fabia hatte heute nicht den guten oder ſchönen Tag ihres Geſchlechts. Eine Nachtigall, welche ſie ſehr liebte, und die in einem dunkeln Thurmhäuschen wohnte, das, nicht unähnlich einer kleinen Kirche, an ihrem Fenſter empor hing, war an dieſem Morgen ihrer Haft entſchlüpft. Das arme kleine Nönnchen ſang die Hora der Nacht und Natur im vergitterten Chor ihres Kerkers ſo himmliſch klagend, als ſeufze der Engel der Melodie aus dieſer befiederten Bruſt. Joſephine hörte es mit ſüßem Erbarmen. Frau Fabia aber, die ſich ſelbſt zu den Gefangenen Zion zählte, hatte nicht Luſt, die klöſterliche Philomele zu Gunſten irdiſcher Liebe in Freiheit zu ſetzen. Nun war ſie entflohen, und auf dem Mädchen ruhte ein ſcharfer Verdacht, daß es mit lindem Urtheil, wie dieſem kleinen Gottesgeſchöpf himmelſchreiendes Unrecht geſchähe, ſeine Erlöſerin geworden wäre. — Es gab einen Lärmen der Entdeckung, und Joſephine, die ſich nie gegen einen Vorwurf vertheidigte, ſchwieg auch diesmal, und die Schuld blieb auf ihr haften, ſo wie auf Fabia der Mißmuth über dieſen Verluſt, geſchärft durch ein zweifelhaftes Gefühl der Verſündigung an dem lieben Kinde. Dieſer Stimmung ſich erinnernd, hätte der Adminiſtrator gewünſcht, ſeine Schwägerin vorbereiten zu können — aber da ſtand Fabia ganz gegen ihre Gewohnheit ſchon an der Thür, und ihr Geſicht — eine totale Sonnenfinſterniß — warf keinen Schein feſtlicher Empfängniß auf den anrollenden Wagen. Dem Reiter ward es ſchwarz vor den Augen. Er ſprang vom Pferde, der jungen Dame beizuſtehen, welche den ſchönſten Fuß, der jemals über dieſe Erde gegangen, hell und ſeiden beſchuht, auf den Tritt der Poſtchaiſe ſetzte. Thereſe an ſeiner Hand, trat der Adminiſtrator vor die Domina ſeiner Häuslichkeit und ſprach: „Liebe Fabia! ich bringe Dir hier eine werthe Verwandte, die Frau meines Bruders Conſtanz, und alſo Deine Schwägerin, ſo wie Du mir. Laſſe die gute Thereſe Dir herzlich empfohlen ſein, da ſie einige Zeit bei uns verweilen wird.“

Frau Fabia brachte mühſam ein fremdes Lächeln der Bewillkommung auf; der Adminiſtrator war deſto freundlicher. Die eiſige Kälte dieſes Empfangs verſetzte ihn durch die natürlichſte Gegenwirkung in einen Wärmegrad, der unter allen Launen dieſer chriſtlichen Juno dem Queckſilber der zweiten Schwägerin Stand und Stange hielt. — Am Abend ſpät verſuchte der Stiftsverweſer jenes übeln Eindrucks Herr zu werden. Er ſagte daher in einem Tone, der ſcherzhaft ſein ſollte, aber doch anzüglich war: „Nun, Fabia! Du warſt heute abſonderlich ſchweigſam — Du biſt es noch. Iſt es Verdruß, daß Dir das Vögelchen entgangen? O gönne ihm die Freiheit, das edelſte Gut! Oder zürnſt Du, daß ich Dir ein anderes eingebracht?“ —

„Wenn Dich nur nicht ſelbſt ein loſer Vogel etwa angeführt hätte“ — antwortete Fabia mit furchtbarem Ernſte, „woher weißt Du denn, daß jener Conſtanz Dein Bruder war? und dieſe Thereſe wirklich ſeine Frau?“

„Großer Gott!“ rief ihr Schwager, „welch ein Gedanke! woher ich es weiß? Dieſelbe Stimme hat es mir verſichert, die mir ſagte, daß Dein ſeliger Mann mein Bruder ſei, und mir Burgſchaft leiſtete für die Wahrheit ſeiner Ausſage. Es giebt eine innerſte Gewähr dafür, Fabia!“

„Nicht jeder Stimme muß man glauben —“ erwiederte Fabia, indem ſie ſich entfärbte, und unwiſſend, daß ſie eine claſſiſche Stelle recitire, „der Lügengeiſt kann alle nachahmen. — Und wäre denn ſolch ein Betrug etwa unerhört? Könnte jener junge Mann nicht ein Abenteurer geweſen ſein, der ſeine ſogenannte Frau gern los ſein wollte? — Wie manches Kind, —“ Fabia ſtockte, immer mehr erblaſſend — „wie manches Kind, wollte ich ſagen — iſt durch hölliſche Spiegelfechterei argloſen Menſchen als eine lebenslängliche Laſt aufgebürdet worden? Denke nur an mich! Wir werden die Dame ſobald nicht wieder los werden, und jedes fremde Einſchreiten ſollte wohl bedacht ſein.“ —

Herr Prälat ſah ſeine Schwägerin mit leiſer Beängſtigung an; es war, als ob ein dunkler Schatten von Furcht an ihm vorüberſchwände. „Fabia!“ entgegnete er um ſo heftiger, als er ſich von ihrem Tone ergriffen fühlte, „welch ein Geiſt des Mißtrauens und übler Weiſſagung iſt heute in Dich gefahren? Du wäreſt im Stande, mich zweifelhaft zu machen, wer ich ſelber ſei. — Dein Betragen war nicht ſchweſterlich, auch nicht gegen mich. Du bewirtheteſt die arme Thereſe, an deren Stelle mir der Appetit zu dieſem Aufenthalt vergangen wäre, mit kurzen Redensarten, einer ſauerſüßen Sauce, wie man ſie zu einem Kalbskopf giebt, für den Du mich hältſt. — Was meinſt Du denn, das ich hätte thun ſollen? Dem Bruder etwa meine Hand weigern, da er mir die ſeinige zum erſten Male entgegenreichte? Seine Bitte abweiſen, oder warten, bis er mir den Taufſchein zeigen könne? — Fabia! Fabia! Gaſtfreundſchaft iſt eine Blume der Humanität, welche auch von Horden und Heiden gepflegt wird. Jüngſt las ich — und es hat mich innigſt gerührt — in den ungeheuren Flächen Nubiens ſind kleine Zelte geſteckt, worunter die Einwohner des nächſten Ortes ein Gefäß mit Waſſer füllen, daß die Reiſenden nicht verſchmachten dürfen im heißen Sande — und dieſer Gebrauch wird heilig gehalten von jenen Negern. Sollte denn die goldne Kuppel des Kloſters, das man ein Gotteshaus nannte, einem matten Blick, der das Nächſte nicht abſieht, nur ein Blendwerk ſein, und weniger probehaltig, als das Dach von geflochtenem Baſt, womit der Wind der Wüſte ſpielt? — Du ſprichſt den Ruhm einer guten Chriſtin an — beſinne Dich, wie oft die Apoſtel die geheiligte Pflicht einer gaſtfreien Aufnahme den Bekennern ihrer Lehre empfehlen. Herberget gerne! Seid gaſtfrei ohne Murren — doch Du kennſt die Vorſchriften der Bibel beſſer, als ich. So gleiche denn der Wittwe von Sarepta, deren geſegneter Oelkrug nie erſchöpft wird. Sei gelinde, Fabia! doch gieße nicht Oel ins Feuer. Du ſchlägſt mir die Hoffnung nieder, daß Thereſe eine Schweſter an Dir finden würde — doch ſchlägſt Du mich damit nur zu ihrem Ritter, und zwingſt mich, ſie gegen Dich zu vertheidigen.“

Dieſe letzteren Worte ihres Schwagers wirkten am ſchlagendſten auf die Zweiflerin. Sie hoffte, der Bruder ihres Mannes, auf den Frau Fabia ein mütterlich-eiferſüchtiges Auge hatte, werde ſich in der Anfechtung behaupten — und der Friede ward zwiſchen ihnen geſchloſſen. Dieſer erſte Abend gab den Ton an, der ſich während der Anweſenheit Thereſens im Stifte nie in Harmonie auflöſ'te. Unſere Leſer finden ihn in der Verſtimmung, womit die Geſchichte dieſes Buches anhebt. Seltſam war es jedoch, daß die Vorherſagung der Frau Fabia ſich als richtig bewährte, es iſt traurig — aber es iſt in Wahrheit, daß der Erfolg das

Mißtrauen öfter rechtfertiget, als die Zuverſicht. Conſtanz ſchrieb nach langer Zeit — es mußten Briefe verloren gegangen ſein — aus weiter Ferne. Er war dem Intereſſe des Geſandten verkettet, und konnte die Feſſel nicht ſprengen; doch vertröſtete er ſich und ſie wie ein Liebender. So hatte zweimal ſchon die Laube der Poſthalterei zu Leidthal geblüht, und Thereſe, die ſich behaglich in Sanct Capella eingerichtet hatte, und deren Sinn in harmloſer Lebensphiloſophie der Gegenwart angehörte, dachte je länger, je leiſer an jenen Tag des Abſchieds. Nur in böſen Stunden wünſchte ein banges Gedenken ihres Mannes ihn zurück, und ein Gefühl, daß ſie hier nur gelitten ſei, und deßhalb leide — kam über ſie. Thereſe hatte mehr ein Gemüth für die heitere Luſt des Lebens, die jeden Augenblick genießt, als für der Liebe tiefe Sehnſucht. Das letztere Schreiben hatte eine nahe Rückkehr hoffen laſſen, die nur noch von einigen Ausgleichungen abhänge. Seitdem aber beſtätigte kein Weiteres dieſen Abſchluß und daß auf ſeine baldige Ankunft zu rechnen wäre. Dies Alles hatte, in eine präciſe Mittheilung gedrängt, der Adminiſtrator, dem wir vielleicht die ſchweigende Kürze der Erzählung ablernen möchten — dem Major Feldmeiſter vertraut. Und dieſer erwiederte jetzt: »Ich ſehe wohl, Freund! Sie konnten füglich nicht anders — Sie können weder dafür, noch etwas ändern, obſchon, ich behaupte es redlich, ſolch ein Zuſammenleben nichts taugt. Verlangen ſoll es mich aber doch, ob der Herr Bruder kommen wird. Ad vocem! kommen! es kommt noch Jemand, Freundchen! mit Ihrer Genehmigung, verſteht ſich. Dieſen Morgen ſchon wollte ich es Ihnen ſagen; aber die lieben Schwägerinnen hatten mich ganz confus gemacht, und das Bein hier hat mir das Gedächtniß abwärts gezogen. —

Der Major fuhr mit der Hand ſacht an dem gichtiſchem Knöchel nieder, ſtreichelte den Fauſt und hob an: „Es giebt eine Sympathie der Erfahrung. Geſtern früh erhalte ich ein Billet vom Oberſt Milch; ein Name für ein Wochenkind, und nicht für einen Soldaten, nicht wahr? Dieſer, mein alter Freund, ſollte Feuer heißen, denn er hat den Teufel der Bravour im Leibe. Alſo, er thut mir ſchriftlich ſeinen Wunſch kund und zu wiſſen, mich in der Poſthalterei in Leibthal zu ſprechen, da die Zeit ihm nicht erlaube, den Umweg über Sanct Capella zu nehmen. Er kam mit ſeiner Frau von D—. und hatte den Reitknecht von der letzten Station aus zum Behuf der Eile voraus geſandt. Ich machte mich alsbald auf. Die Oberſtin ſaß, weil es draußen ſo hübſch und drinnen dunſtig heiß war, in derſelben Laube, und, ich wollte wetten, nicht einen Zollbreit weiter auf der Bank, als Thereſe. Ihr Geſicht war hochroth von der Herbſtluft, der Oberſt aber fror ein wenig, und trank ein Glas Wein; die offne Flaſche ſtand auf dem Tiſche. Wir waren die Alten. Der Oberſt ſcherzte über die Gluth ſeiner Frau, und ſagte, ſie hätte meinetwegen wie auf Kohlen geſeſſen. Du könnteſt von uns ſagen, ſetzte er hinzu, wir ſähen aus wie Milch und Blut — das giebt ein zartes Bouquet, Du darfſt es nur binden. Und dabei umarmte er mich derb und herzlich. Er iſt ſo dick geworden, daß man ihn wie ein Faß binden möchte — taugt nichts, ſolche Corpulenz. Unterdeſſen verduftet dies Bouquet hier — antwortete ich, und ſteckte den Stöpſel in die Flaſche. Du biſt recht hübſch geworden in der Carthauſe, ſpöttelte der Dicke, das wird Deinem Neffen drollig vorkommen. Er empfiehlt ſich, und will Winterquartier bei Dir machen. Iſt der Junge toll? platzte ich heraus; doch es wird wohl nur Dein

Spaß ſein. Die Oberſtin lachte wie Dame Kobold. Nein, nein! verſicherte ihr Mann, es iſt dem Lieutenant voller Ernſt damit. und daß Du es nur weißt, er will einer hoffnungsloſen Leidenſchaft entfliehen. Der Oberſt machte eine ernſte Miene. Ich gerieth in Harniſch und ſprach: Das wäre mir gemüthlich, daß ich ihm Zuflucht gäbe vor einer dummen Liebſchaft, die nichts taugt. — Er hat ſich um einer Dame willen geſchoſſen — entgegnete mir Jener kleinlaut, gönne ihm daher die Zuflucht Deines Kloſters, daß er in dieſer Abgeſchiedenheit Ruhe habe, und an Seele und Leib geneſe. — Möchte einem nicht gleich der Schlag vor Aerger rühren! rief ich entrüſtet, und der Schrecken war mir wirklich in alle Glieder geſchlagen; ich hielt den Rudolph für vernünftig. Erzürne mir den Major nicht — ſagte die Oberſtin begütigend, und erzählte mir nun eine närriſche Hiſtorie, die den Lieutenant forttreibt und Urſach ſein wird, daß er um Verſetzung anhält. In ſeiner Garniſon lebt eine alte adelige Dame von wunderlicher Art. Ihre Wohnung iſt ein Antiquitäten-Cabinet, ſie ſelbſt geht auffallend einher, und ſtets wie ein Kinderſpott der Redoute. Man hält ſie für reich, doch auch für geizig, denn außer der Fliege, der ſie das Leben ſchenkt, kann ſich kein lebendes Weſen einer Gabe von ihr rühmen. Ihr Anblick muß etwas Unheimliches haben. Wer ſie ſieht, weicht ihr aus, — die Fee Fanferlüſche, dieſen Namen führt ſie. Und doch iſt dieß verrufene Mütterchen ein alter Ueberall. Vor Kurzem iſt zu Ehren einer ſtädtiſchen Feier großer Ball, und alle Honoratioren ſind geladen. Alles iſt im höchſten Glanz, die Damen im allerſchönſten Putz ſitzen wie am Faden gereiht. Da tritt jene Alte in den erleuchteten Saal, wie eine geſpenſtiſche Mode des vorigen Jahrhunderts — ſagte die Oberſtin. Es entſteht ein Aufſehen, die kleine Gnädige kommt ins Gedränge, wird abſeits geſchoben und verliert einen Schuh. Doch was für einen? Frau von Milch hatte die Güte mir das Corpus delicti zu beſchreiben. Ein Pantöffelchen von geblümten Silbermoor, mit einer Schleife vorn von geſponnenem Glaſe. Iſt es nicht, ſagen Sie, Freund, als ob man in der blauen Bibliothek aller Nationen läſe?“ Der Adminiſtrator nickte lächelnd. „Ein allgemeines Gelächter!“ fuhr Major Feldmeiſter fort, „die Officiere zerren den Schuh hin und her — da ſchwankt die Alte, wird bleich wie Aſche, als würde ſie auf der Stelle zuſammenſinken. Mein Neffe — ein braver Junge iſt der Rudolph doch! ſtürzt wie ejn Satan herbei, ſpricht davon, wie wenig Ehre dabei ſei, eine kindiſche Matrone bloß zu ſtellen — reißt den Pantoffel von der Säbelſpitze, womit ein Jäger-Officier ihn aufgeſpießt hat, hebt die Alte in einen Seſſel, und zieht ihr vor vielen hundert Augen ihren Schuh wieder an.“ Der Major athmete tief.

„Dies iſt ein hübſcher Zug vom Lieutenant Feldmeiſter,“ fiel hier der Freund ſeines Oheims ein, „der mir ſehr gefällt. Es gehört meines Bedünkens ein größerer Muth dazu, dieſen kleinen Pantoffel zu fangen, als einen feindlichen General; und es mag dem braven Artilleriſten leichter geworden ſein, ſich einer tüchtigen Salve auszuſetzen, als dem Arſenal des Spottes. Das Gefuhl, das einen jungen Mann ſeines Gepräges gegen die Schmach einer ſchutzloſen alten Frau bewehrt, iſt wahrhaft ritterlich.“

„Das meine ich auch —“ ſagte der Major, und ſeine Augen funkelten. „Mein Neffe,“ fuhr er fort, „war der Held des Abends, tanzte aber keinen Schritt. Jener Officier hatte ſich für beleidigt gehalten, und den Rudolph auf

Piſtolen gefordert. Er ward in die Achſel verwundet, aber nicht ſchwer. Sein Gegner kam auch nicht ungebuſcht davon. Man witzelte leiſe, des Lieutenants Dame hätte einen Schuß, und er nun auch einen; doch Niemand wagte mehr ein lautes Wort an ihn; denn wie verträglich der Junge auch iſt, er hätte ſich mit dem ganzen Officiercorps gerauft. Die gnädige Alte rauft ſich die eisgrauen Haare aus, als ſie erfährt, der junge Mann hätte ihretwegen mit blauen Bohnen geſpielt. Die Geſchichte machte Aufſehen. Wie nun der Arme Rudolph des Abends allein liegt, meint er, das Wundfieber ſtelle ſich ein, und glaubt ein Phantom zu ſehen. Vor ſeinem Bette bewegt ſich ein Quantli, die Kammerfrau der Dame Fanferlüſche, klein und krüppelhaft wie ein verdorrter Zwergbaum. Sie ſagt, wie es der Gnädigen doch ſo jämmerlich leid thue, daß der Herr Lieutenant ſich Unannehmlichkeiten zugezogen hätten. Sie bitte ihn durch den Mund ihrer Dienerin, ſeines jungen Lebens zu ſchonen und beifolgende Kleinigkeiten zur Linderung ſeiner Schmerzen von ihr anzunehmen. Dabei packt ſie aus. Binden, fein wie Battiſt, Charpie, Eingemachtes in Taſſen, wie ſie der Kaiſer von China von ſeinem Ahnherrn geerbt haben mag, Tamarinden zum Beiſpiel, deren eingeſottener Zucker verſteinert war, und die, wie mir die Oberſtin ſagte, eine wirkſame Kraft haben ſollen, das Fieber zu vertreiben. Zugleich ſchickt ſich die uralte Zofe an, meinen Neffen zu pflegen und die Nacht über bei ihm zu bleiben, und thut wie zu Hauſe. Darüber wird nun der Rudolph beinahe grob. Er ſagte, ſein Burſche halte Wacht bei ihm und auf Ordnung, ſo bedürfe er Niemand. Nichtsdeſtoweniger bleibt die alte Seele freundlich und höflich, und kommt von nun an alle Morgen, die Gott der Herr giebt, um ſich nach dem Befinden meines Neffen zu erkundigen, und immer bringt ſie etwas zugeſchleppt, eine Nachtlampe ſogar, einen kleinen Fußteppich vor das Bett, damit er nicht hart auftrete, und hundert Kleinigkeiten, auf die ein Garçon nichts giebt. Der Regiments-Chirurgus ſieht es, lächelt und ſchweigt — und dieſes Lächeln ſchneidet dem Patienten tiefer ein, als ſein wundärztliches Meſſer. Einmal nur ſagt Jener: Sie ſcheinen die Wunderlampe überkommen zu haben, die dem Aladin verloren ging — nehmen Sie nur Ihr Glück beſſer in Acht — lieber Feldmeiſter. Aber dem Rudolph iſt der Gedanke unerträglich, daß auf der Kugel, auf die er ſein Leben geſetzt, ſolch eine greuliche Fortuna ſtände. — Und als nun die Geſchäftsträgerin kommt, und ihm, Namens ihrer Dame, ein ſchönes Logis im Hauſe derſelben anbietet, auf daß die Gnädige ihm ihre Dankbarkeit nahe und anders noch beweiſen könne — da ſchüttelt er ſich, und dies überhäufte Vergelten eines kleinen Dienſtes, den er am liebſten vergeſſen möchte, wird ihm über allen Ausdruck widrig. So trägt der arme Junge, dem es in ſeinen Verhältniſſen ſo wohl gefiel, darauf an, daß er verſetzt werde, und einſtweilen will er hierher kommen. Was meinen Sie nun dazu?“

„Ich kann es dem Lieutenant Feldmeiſter nicht verdenken,“ antwortete der Adminiſtrator, „und würde in ſeinem Falle vielleicht eben ſo denken und handeln. Dieſe Erfahrung liefert wieder einen Beweis, daß man Jemand durch die ſtärkſte Nothhülfe nicht halb ſo ſehr verpflichtet, als wenn man ihn einer kleinen Verlegenheit überhebt. Und dann auch, daß die Ritterlichkeit im Benehmen eines Mannes das Geheimniß jedes Sieges über eine Dame enthält, ſie möge nun eine Methuſala an Jahren, und ſo geizig und hartnäckig ſein, wie ſie nur wolle. Solcher Courtoiſie widerſteht keine.“ —

„Der Rudolph würde,“ ſprach der Major, „dem Verdacht der Erbſchleicherei, dem niedrigſten, der auf einem ehrenwerthen Menſchen haften kann — auf keine Weiſe entgangen ſein. So iſt es gut, daß er Reißaus nimmt. Dieſe Retirade laſſe ich mir gefallen. Sie haben als Vorſtand unſeres Invalidenhauſes alſo nichts dawider, daß der wackere Junge für einige Monate meine Wohnung theile?“ —

„Es wird für ein beſonderes Zimmer geſorgt werden,“ ſagte Herr Prälat, „und daß ihr Neffe ſich hier ſo gemächlich als möglich fühle. Iſt doch Raum bei uns da — wie im Himmel; und ſollten wir alle diejenigen aufnehmen, welche ihrem Vortheile entfliehen, ſo würden wir noch Gelaß übrig behalten.“

Des Majors Geſicht verklärte ſich. Er blickte in helle Abende und ſprach: „Wir ſpielen das l'Hombre alsdann mit dem Moor — der Moorhauſen ſcheint mir in eine Ihrer Schwägerinnen verliebt, denn er quält mich beſtändig, ihm Entree bei den Damen zu verſchaffen. Nun — mit dem hat es keine Gefahr. Aber — Hm! wird auch der Rudolph Unheil anrichten im Stifte? Frau Thereſe iſt ein entzündbarer Stoff, und die Kleine wahrhaftig hübſch genug.“

„Die bewacht Fabia,“ verſetzte der Adminiſtrator mit trüber Ruhe.

„Was das betrifft,“ entgegnete der Major, „meine Frau ſang ein altes Lied, das ich immer gern hörte; es hatte einen Refrain: Denn wenn ich nicht ſelbſt mein Herz bewache, o ſo hilft kein Argus und kein Drache. Mit allem

Eſtime gegen die Frau Schwägerin geſprochen. Joſephine iſt ein ſtilles Wäſſerchen" —

„Und tief!" fiel Herr Prälat ein, „aber im reinſten und höchſten Sinne. Sie gleicht einem jener lichtentfloſſenen Ströme, die Swedenborg entzückten Geiſtes fließen ſah."

Der Major ſah ſeinen Freund nachdenklich an und ſprach: „Auch wünſche ich von Herzen, daß dies Bächlein in das Bette eines Flußgottes geleitet werden möge, der es nie in Thränen fließen läßt, ſie müßten denn vor Freude geweint ſein." — Jener ſchwieg.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierundfunfzigster Band.

Die Schwägerinnen. Zweiter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Schwägerinnen.

Einige Wochen waren ſeitdem den Bewohnern von Sanct Capella gleichförmig vergangen. Jetzt war der Chriſtmonat da, und mit ihm jene winterheimliche Stille, ſelbſt in der Natur, wie ſie um das heilige Dunkel dieſer Zeit webt, die häuslichen Verbindungen enger ſchlingt und die kleinen verſteckten Freuden der Liebe an das große Geheimniß der Weltbeſeligung knüpft. Die Frauen beſchäftigten ſich einſam, vergnügliche Ueberraſchungen zu bereiten, ſogar Schweſter Veronica fertigte einige kloſterkünſtliche Gaben in verſchloſſener Zelle an zu Weihnachtsgeſchenken für ihre Freunde. Deſſenungeachtet fehlte es an geſelligem Verkehr nicht, und mancher lichthelle Abend ward traulich plaudernd, hier oder da, hingebracht. Bei dem Gerichtshalter Gottſchalk — einer gaſtfreundlichen Familie, welcher, wie unſere Leſer ſich erinnern wollen, zu Anfange dieſer Erzählung erwähnt wird — und der nicht im Kloſter, ſondern in einem dazu gehörigen Gebäude wohnte, waren die Stabsofficiere von Sanct Capella freundlich aufgenommen, und auch Fremde öfters da zu finden. Thereſe gefiel ſich ſehr dort. Ihr Schwager hingegen nahm ſelten Theil an dieſen muntern Zuſammenkünften, und Frau Fabia gar nicht. Der Adminiſtrator hatte es aus Neigung wie mit Abſicht vermieden, um vornehmlich Fabia's ſtrengen, ſtillen Geiſt nicht zu beleidigen, ſein Wohnzimmer zu einer militairiſchen Reſſource zu machen. Major Feldmeiſter gehörte nicht in jene ausſchließende Regel; doch dachte er zart genug, um nur beſcheidenen Gebrauch von einem Gunſtrecht zu machen, das ihm zu jeder Zeit und Stunde den Eintritt in den weiblichen Hauskreis ſeines Freundes geſtattete. So geſchah es auch nur ausnahmsweiſe, wenn einer oder der andere der Officiere ihn dahin begleitete. Das l'Hombre, wovon der Major redete, ward zumeiſt auf ſeinem Zimmer geſpielt, und Hauptmann Moorhauſen, ein Mann von lebhafter Phantaſie und kühner Darſtellungsgabe, war der Dritte von dieſer Partie. Deßhalb ſtand der Letztere zu dem Stiftsverweſer in etwas näherer Beziehung als die Uebrigen. Auch fühlte Herr Prälat, oft abgeſpannt und ermüdet von Geſchäften, es als eine geſunde Wohlthat, daß ſein Zwerchfell erſchüttert werde. Man hatte jeden Gedanken an eine kleine geſellſchaftliche Ueberraſchung zu dem Geburtstage des Adminiſtrators fallen laſſen. Von jenem Streit an, der die Schwägerinnen entzweite, ſchien die Stimmung der beiden Frauen ausgewechſelt zu ſein. Fabia gab ſich alles Ernſtes Mühe, Thereſe den kleinen Vorfall vergeſſen zu machen, und ſich ihr gefällig zu erweiſen; ſo wie Thereſe ihrerſeits ſich hütete, Fabia zu nahe zu treten. Wenn nun jedes Wohlwollen heiterer macht und auch liebenswürdiger, ſo gewann Frau Fabia am meiſten bei dieſem Beſtreben auch in den Augen ihres Schwagers, da hingegen Thereſe durch leiſen Bedacht eines ihres natürlichſten Reizes beraubt ward, jener Hingebung an die Freude, an das Vertrauen, daß alle Menſchen von ihrer guten Geſinnung überzeugt ſein müßten, weßhalb ſie ſich denn auch ganz unbefangen geben ließ. Jetzt war ſie in ſich gekehrt, eine ſehnende Stille hatte dies regſame Weſen beſchwichtiget.

Sie ſprach davon, wie ihr eine innere Stimme ſage, Conſtanz werde nun nächſtens kommen, und nur den Wunſch damit aus, daß es geſchehe. So oft ein Wagen vor das Kloſter rollte, fuhr Thereſe mit der Hand nach dem Herzen, weil es hochauf klopfte — und dem Munde des Majors entfuhr gleichzeitig ein gelinder Fluch, wo der Rudolph nur bleiben möge, denn Zögern und Zaudern, meinte ſein Oheim, — dies tauge nichts. —

Schweſter Veronica beſchenkte den Adminiſtrator zu ſeinem Wiegenfeſte mit einer Roſe, die ſie mit unſäglicher Sorgfalt für ihn gezogen hatte. Als er ſich in das Anſchauen der Blume verſenkte, wehete ihn ein Hauch aller Frühlinge an, die er gelebt, ein Auferſtehungsathem geſtorbener Freuden — und er äußerte, wie es doch nur möglich geweſen, dem ſtarren Winter dies weiche zarte Leben zu entlocken. —

Schweſter Veronica lächelte und ſprach: „Der Liebe und Freundſchaft iſt alles möglich; und ein warmes Herz iſt ein gutes Treibhaus für die Blumen jeder Zeit. Dieſe Roſe iſt gekommen, wie ich es wünſchte, auch das Knöspchen daran war mir lieb. — Heute, gerade heute, hatte ſie ihren Kelch erſchloſſen, es rührte mich, da ich es ſah — wie man die Bruſt öffnet einem frohen Tage; trinken Sie den göttlichen Odem der Freude daraus!“

Der Adminiſtrator drückte gerührt die Hand der alten Nonne und dankte ihr; ein ſtilles Bedauern ging durch ſeine Seele, daß dieſe treue Hand nur Roſenkränze von ſchwarzen Perlen umſchlungen hätten.

Schweſter Veronica hatte auf dringendes Bitten verſprechen müſſen, den Abend bei ihren Freunden zuzubringen. Auch Major Feldmeiſter und Hauptmann Moorhauſen waren eingeladen. Joſephine deckte den großen runden Tiſch; der Wirth deſſelben brauete eine Bowle. Thereſe kleidete ſich an, die Männer zu berauſchen, Fabia ſchaltete in der Küche. Er ſah das Mädchen geräuſchlos hin und her weben; alle Bewegungen Joſephinens waren leiſe und harmoniſch wie ihr Sprachton, ſo daß, als ſie aus einem Körbchen Gläſer und Teller nahm und achtſam niederſetzte, nur ein ſanftes Klingen, doch kein Klirren, das, was ſie that, verrieth. Herr Prälat verlangte die Citronenpreſſe, Joſephine reichte ſie ihm. Er forderte darauf ein Meſſer, und nahm es aus ihrer Hand. Er ſah mit heißem Blick in die ſchönen Augen des lieben Kindes, der Gedanke an den reinen Himmel, der darin ſchimmerte, war dieſem Blicke nicht fern. Und er ſprach: „Weißt Du wohl, was Abraham a Sancta Clara ſagt? Ein Mädchen ſoll ſein wie eine Citrone, und auch nicht wie eine Citrone, es ſoll einen Stern im Herzen tragen, und doch Niemanden das Leben ſauer machen. Das thuſt Du nicht, mein ſüßes Kind! Du biſt biegſam — voll Kern — ein Zuckerrohr“ — der Adminiſtrator warf im Verhältniß zu dieſem Lobe ein blitzendes Randſtück feinſter Raffinade in die ſtarke Miſchung. Joſephine lächelte, als hätte ſie den Geiſt derſelben oben weggeſchöpft getrunken. Sie antwortete: „Ach Onkel! dieſes Urtheil giebt nur die Güte ab. Die Mutter klagt doch manchmal über mich! und tadelt mein träumeriſches Weſen; ſo ſagt ſie oft, ich ginge ſo zerſtreut umher, als wiſſe ich vom hellen Tage nichts, und könne nicht bis auf Drei zählen.“

Herr Prälat hatte, während Joſephine dieſe Worte ſprach, einen Löffel vom Eßtiſch gelangt, ein ſchwarzes Pünctchen, was in der goldenen Fläche ſchwamm, damit zu fiſchen. Sein Auge umzirkelte im Nu die gaſtliche Tafelrunde, und er antwortete im Tone ſchmeichelhafter Mißbilligung: „Da thut ſie Dir nicht Unrecht, meine Kleine. Du haſt acht Couverts gelegt. Wie viel ſind unſer? Auf Sieben wenigſtens kannſt Du nicht zählen. Doch das iſt eine böſe Zahl, — dieſer Irrthum, dieſe Achte geht in der Achtung Deiner lieben Seele für das Gute auf.“

Joſephine erröthete und nahm das Gedeck hinweg. Sie erwiederte: „Es wird ein Gaſt kommen, auf den wir nicht gerechnet haben. So oft ich einen Stuhl zu viel ſetzte, geſchah es.“

„Nun, ſo möge es denn Conſtanz ſein,“ ſagte ſein Bruder, denn es will mich bedünken, als ſehne Thereſe ſich nun fort.“

Eben trat ſie ein. Auch die Andern kamen. Man aß, trank und war vergnügt. Auf einmal ſtieß Thereſe einen hellen Schrei aus, und fuhr mit der Hand nach dem Munde. Alle ſchrieen erſchrocken auf, ſo daß auch Fauſt mit Geheul emporſprang. Sie hatte ſich an einem Rebhuhnbeinchen die Spitze eines Seitenzahns ausgebiſſen, und zeigte mit weinender Wehklage den kaum ſichtbaren Makel und das abgeſprengte Stückchen Emaille. Man tröſtete und ſpöttelte wirr durch einander; aber Thereſe lamentirte deſſenungeachtet, als wäre ihr eine unerſetzliche Perle aus der Krone des Lebens gebrochen. „Man bemerkt es gar nicht, ich ſchwöre es Dir!“ betheuerte ihr Schwager, als Thereſe geſtand, ihr zitterten alle Glieder. „Es iſt ein hübſches Zähnchen und mehr nicht,“ ſagte der Major, „laſſen Sie es geknickt ſein. Wie wollten Sie thun, wenn Ihnen das Herz bricht? — Um das Biſchen Glaſur ſo zu verzweifeln, das Zerbrechliche allzuſehr lieben, — taugt nichts.“

Und die Nonne verſicherte in einer Theilnahme, welche allein in der Stimme des Troſtes ſprach, Thereſe wäre ja noch ſchön genug.

„Beruhigen Sie Sich, meine Gnädigſte," ſagte Hauptmann Moorhauſen, „ich wünſche, ich könnte Ihnen Erſatz geben, auf Ehre! und mithin ein wenig von meiner Conſtitution. Das Naturell meiner Landsleute iſt ſo vegetativ, daß es gar nichts Seltenes iſt, wenn geſunde Perſonen drei bis vier Mal Zähne bekommen. Wie Sie mich hier ſehen, ſind das meine fünften."

Er fletſchte das Gebiß, dies gab ſeiner Phyſiognomie einen ſo affenartigen Ausdruck, daß die Damen, anſtatt zu bewundern, ſich davor entſetzten. Thereſens Thränen ſtanden ſtill. Der Major rief: „Sechſer, Moorhauſen, Sechſer!" Der Hauptmann ſtutzte einen Augenblick, ließ ſich aber, einmal im Zuge, nicht ſtören und ſprach: „Ich bin überhaupt mit einer gewiſſen Unzerſtörbarkeit geboren. Als die Schlacht bei *** vorüber war" — „nun ſind wir geſchlagen" — murmelte der Major ſeinem Nachbar zu, „er rückt ins Feld" — „wir hatten den ganzen Tag hindurch gemetzelt" — die Nonne faltete die frommen Hände, und über Joſephinens Geſicht lief ein banger Schatten, das gute Kind vergaß, daß jene erſchlagenen Feinde auch nur Schatten wären, — „fühlte ich mich der Ruhe bedürftig. Man wird vom Todtmachen zuletzt mit todt;" redete der Hauptmann weiter. „Ein Stündchen nur hätte ich ſchlafen mögen; ich ſtreckte mich auf einen ländlichen Kirchhof hin, und dachte, ich hätte brav gethan, und könnte mir nunmehr auch eine Güte thun. Das Schießen dauerte fort — ich hörte es dumpf im Traume. Als ich am folgenden Morgen erwachte, meinte ich, der jüngſte Tag wäre gekommen. Zerſtreute Glieder lagen um mich her, hier war eine Granate zerplatzt, dorthin eine Bombe geflogen; in meiner offenen Hand hatte ſich eine kleine Kugel gefangen und nur einen rothen Fleck nachgelaſſen.“

„Das war doch Münze, Alterchen?“ rief der Major.

„Wie meinſt Du das, Herr Bruder?“ fragte der Hauptmann verblüfft, „glaubſt Du vielleicht, ich flunkere? Auf meine Ehre! die Kugel war noch lau!“

„Jeder Achill hat ſeine Ferſe,“ fiel hier der Adminiſtrator ein, dem dieſe Verſicherung zu warm war, und der da wußte, daß der Major auch hitzig werden konnte, „der Ihrigen, Herr Hauptmann, verdanken wir das Glück, Sie zu beſitzen.“

Der martialiſche Moorhauſen, ſeiner unempfindlichen Natur getreu, beachtete den empfangenen Stich nicht. Durch einen geſchickten Wurf ſchleuderte der Major den tapfern Hauptmann vom Champ de Bataille auf den Boden ſeiner Heimath, deſſen ungemeine Ergiebigkeit ein Lieblingsthema ſeiner Rede war. Er ſprach: „Die Seeluft Eurer Provinz ſtärkt die Natur dort ſo rieſenhaft — iſt's nicht ſo, Moorhauſen? Was Du mir davon erzählt, iſt wirklich zum Erſtaunen.“

Der Hauptmann lächelte wie ein ſchaffender Gott. „Ueberall hervorbringende und ergänzende Kraft,“ ſagte er, unendlich glücklich. „Nach einem fruchtbaren Gewitterregen war in einer Nacht auf meinem Gute das Getreide um ein und eine halbe Elle gewachſen — auf Ehre!“

„Das wiſſen ſich die älteſten Leute keiner Zone zu erinnern,“ ſprach der Adminiſtrator mit duldſamer Ironie, und der Major konnte ſich nicht enthalten, zu bemerken: „Wenn das in der Progreſſion ſo fortgegangen wäre, ſo hätten die Engel im Himmel die Früchte Deines Feldes einſammeln können, während die Bauern das Korn an der Wurzel ſchneiden dürfen.“ Alle lachten.

Dieſer beiſpiellos geſegnete Gutsherr fühlte ungekränkt, auf welche Weiſe er zu einem erheiternden Mittel für die Geſellſchaft würde. Angeregt durch ihren Beifall, fuhr er fort: „Ein ander Mal hätte der Schaden eben ſo groß ſein können. Bei einem ungeheuern Sturme entſtand ein gläſernes Krachen in der Luft — als wenn die Giganten Zank bekommen hätten und ſich Gletſcher an den Kopf würfen. Es hatte geſchloßt — die Felder lagen voll Eisklumpen, wovon der kleinſte im Umfang dieſer kryſtallnen Butterglocke war. Ich ließ das Eis auf Wagen an das Seeufer ſchaffen. Alles, was Hände hatte, mußte dran; es war eine Luſtpartie, wie in den Gefilden von Nova-Zembla. Ein armer Menſch erfror ſich die rechte Hand dabei, ſie mußte abgenommen werden, und er erhält noch jetzt eine kleine Penſion von mir. Und grade in dieſem Jahre war es, wo mein Weizen ſchöner blühete als je! — Ich ſtand mit Reſignation an jener Eiswüſte, und dachte es nicht. Die Sonne ſchien wie in einen zerſprungenen Weltſpiegel, ich trug eine Augenentzündung davon.“

Die Damen ſchlugen die Augen nieder, der Major blinzelte, als ſähe er ſelbſt in Sonne und Eis — es herrſchte eine große Stille, als wäre ein Engel durch das Zimmer geflogen, der Engel der Wahrheit aber war es nicht. — Hauptmann Moorhauſen empfand dies Schweigen. Er wollte einen mildernden Schatten auf jene glänzende Weizenbreite fallen laſſen, und ſagte nach einer kleinen Pauſe: „Es däuchte mir ſelbſt ein Wunder. Von Mißwachs wiſſen wir in meiner Provinz gar nichts; doch eben ſo unbekannt — und das wird Ihnen nicht weniger unglaublich vorkommen — iſt dort die Chriſtfeier und das Oſterfeſt. An eine Beſcherung denkt Niemand; weder vom heiligen Abend, noch vom heiligen Grabe nimmt eine Seele Notiz. So erinnere ich mich, am Charfreitage auf einem brillanten Ball en masque geweſen zu ſein.“ .

„Heiliger Gott!“ ſeufzte Fabia; ein mitleidiges Lächeln umſpielte die Lippen der Nonne. Sie hielt den Hauptmann für verrückt.

Major Feldmeiſter hob ſeinen Blick an die Decke, und hielt ſich die Seite. Selbſt Thereſe vergaß ihre Betrübniß und ſprach: „Da machten Sie wohl den armen Schächer, Herr von Moorhauſen, oder den Kriegsknecht mit der Lanze etwa? — der Major bekommt ſchon Seitenſtechen von dieſem Gedanken — oder den Pilatus mit einem Täfelchen auf der Bruſt, worauf die Frage ſtand: Was iſt Wahrheit?“

Der kühne Moorhauſen war doch vor ſich ſelbſt erſchrocken, und vor dem Tone tiefſter Indignation in Fabia's Ausruf. Dieſer Seufzer zu Gott galt nicht der Verleugnung Chriſti, ſondern dem Glauben an den Frevel der Lüge, den der Hauptmann ihnen zumuthete. Er fuhr auf. als empöre ihn der Gedanke, etwas Unrichtiges geſagt zu haben. „Nicht am Charfreitage — wie iſt mir denn? Ich bitte tauſend Mal um Verzeihung! Nein — da hatten wir einen andern Spaß — am Tage Charitas, den achten October, zum Anbeginn der Wintervergnügungen, war jene glänzende Redoute.“

Schweſter Veronica athmete bei dieſen Worten ſo erleichtert auf, als hätte ihr Jemand das Kreuz des Herrn von Bruſt und Schulter genommen, auf der ſie es getragen—

und Jener fuhr fort: „Doch um noch einmal auf das Vorige zu kommen, Sie könnten leicht durch meine Schilderung einen falſchen Vorbegriff von den Bewohnern meiner Heimath faſſen. Denken Sie Sich nicht etwa ein Völkchen von barbariſchen Sitten, Gott bewahre! es ſind ſo charmante, humane Leute, ſelbſt unter der gemeinen Claſſe — die Oefen im Schloſſe — es fehlt an Töpfern in der Gegend und an feinem Thon — hat mir ein Freimaurer geſetzt.“

Hier gab Herr Prälat, um Fabia und der Nonne willen, dem Geſpräch eine Wendung. Man gerieth in das Gebiet der Geheimniſſe, und kam auf Träume, Ahnungen und dergleichen. Allen war dieſer Stoff anziehend, Jedes gab ſeinen Beitrag.

„Es iſt ein ſchöner Glaube,“ ſagte die Nonne, „daß es Geiſter giebt, die auf eine gottmögliche Weiſe dem blöden Auge des Menſchen ſichtbar werden können. Schutzengel giebt es gewiß; ich weiß ein Beiſpiel. Schweſter Hedwigis, eine geiſtliche Jungfrau unſeres Stiftes — ſie ruhet längſt — beſucht als ein lebensluſtiges Fräulein eine verwandte Familie. Sie liegt im erſten Schlafe, und feſt, wie die Jugend ſchläft, nach einem ermüdenden Tage. Da hört ſie ſich bei ihrem Namen rufen, ängſtlich und dringend. Sie wacht auf, und Niemand iſt zu ſehen. Kaum wieder eingeſchlummert, wird dieſelbe Stimme laut und flehentlicher als zuvor; ſie ſolle das Lager ſogleich verlaſſen. Dem Fräulein kommt ein Grauen an; es ſpringt aus dem Bett, und ſieht bei hellem Mondſchein eine lichte Geſtalt die Urne des Ofens umklammern. Oft hat mir Hedwigis verſichert, und ihrem Munde entging gewiß kein unwahres Wort — die Flügel dieſer Erſcheinung hätten geſchimmert.

Das Haus erbebt in einem fürchterlichen Getöſe. Ein Theil der Decke und der altfränkiſche Ofen war eingeſtürzt, und Hedwigis wäre im Schlafe erſchlagen worden, wenn jene Stimme ihres Schutzgeiſtes ſie nicht gerettet hätte. Man fand das Fräulein ohnmächtig im Nachtgewande auf den Stufen; alle Bewohner verließen, erſchüttert von dieſem Vorfall das Haus, welches überhaupt ſchon baufällig geweſen ſein mag. Durch Hedwigis Seele bebte dieſe Erinnerung fort und fort. Sie dachte, daß der Himmel ihr Leben ſichtbar beſchützt hätte, und weihete es ihm.“

Joſephinens Blick ſchimmerte auch, und hing noch an den Lippen der Nonne, als dieſe ſich ſchon wieder geſchloſſen hatten, um einem Andern das Wort zu gönnen.

„Ach, ich wüßte eine merkwürdige Vorbedeutung zu erzählen —“ ſagte Frau Fabia mit tiefgeſenkten Augen, denn ſie ſchauten in die Geheimniſſe der Gräber —, „die mich überzeugt, daß wir mit ſeligen Geiſtern, mit den Todten in naher Verbindung ſtehen. —“ Aller Blicke richteten ſich auf Fabia, kein Athem ward laut, und dieſe horchende Stille ſchien um die Mittheilung zu bitten. Sie begann leiſen und langſamen Tones: „Ich war noch im Hauſe meines Vaters, der auch Beamter des Grafen Frankenſtern war, als der Juſtitiarius deſſelben ſtarb. Er hinterließ ſchönes Vermögen und eine einzige Tochter, den Abgott der Mutter, die noch lebte. Wir waren ein Herz und eine Seele, und wenn Minna einige Jahre mehr als ich zählte, und mir an Geiſtesbildung wie an Talenten überlegen war, ſo hatte ich häusliche Kenntniſſe und den Starkmuth voraus, den eine chriſtliche Erziehung mir gegeben, und war ſonach dem Leben, wie es nun einmal iſt, voll Angſt und Mühe — beſſer als meine Freundin gewachſen. Minna konnte ſich nicht faſſen, da ihr Vater der Welt Valet gab. Sie bedeckte ſeinen Leichnam mit Küſſen und Thränen, wie ſehr wir ſie auch baten, ihm die Ruhe zu gönnen; denn es iſt nicht gut, wenn man über einen Todten weint. Er nimmt dann heißen Schmerz mit in die kühle Erde — und geht vom Himmel aus, ihn zu ſtillen. — Meine Minna hatte ſich einige Zeit vorher einem jungen Edelmanne verlobt, zwar mit Genehmigung der Eltern, aber der Vater ſah dieſe Verbindung doch nicht ganz gern. Nicht, daß er etwas Weſentliches gegen den künftigen Eidam gehabt hätte, ſondern weil er aus mehr als einem Grunde ein Mißverhältniß darin fand. So war der Geliebte Minna's faſt in gleichem Alter mit ihr und noch abhängig von ſeiner Mutter, die ein kleines Rittergut beſaß; dann konnte kaum ein Brautpaar, ſeinem Außern nach, ſo ungleich wie dieſes ſein. Er, ein baumlanger Menſch, eine wahre Athleten-Geſtalt; ſie, ein zartes Heimchen, eine kleine Pſyche, die ihm kaum bis an die Rocktaſche reichte. — Wie nun das Teſtament des Juſtitiars eröffnet wird, findet ſich, daß er als unumſtößliche Bedingung der väterlichen Erbnahme den Punct geſtellt hat, die Heirath der Tochter ſolle erſt nach dem Ablauf dreier voller Jahre — er beſtimmt ſogar den Tag, denn dieſer Vater war ein ſehr entſchiedener Mann — vollzogen werden. Hieran war nun kein Jota zu ändern, und Alles wohl verclauſulirt. Der Braut war dies Gebot ihres Vaters heilig; die Wittwe aber, die es nicht erwarten konnte, ihre Tochter als gnädige Frau zu ſehen, war damit ſehr unzufrieden. Sie hatte Reſpect vor ihrem Manne bei ſeinen Lebzeiten gehabt; ſeinen letzten Willen ſcheute ſie weniger. — Eine Pietät, bei der dies in umgekehrtem Verhältniß Statt gefunden hätte, legte dieſer Frau zarte Pflichten auf.

Sie dachte, wie ſie den Verſtorbenen und ſelbſt den Gehorſam ſeines Kindes überliſten könnte — und zog die Mutter des Bräutigams in ihr Intereſſe, der damals auf Reiſen war. Was aber ein rechter Mann iſt, meine Herren —“ hier lächelte die ernſte Fabia, und das männliche Kleeblatt lächelte mit, „der drückt auch mit der todten Hand einer widerſpenſtigen Frau den Daumen aufs Auge, und der Wittwe des Rechtsgelehrten lief eine ſchmerzliche Zähre heraus. — Ein Jahr fehlte noch zum Ablauf der feſtgeſetzten Friſt, da wollte nach einem ſchriftlichen Uebereinkommen zwiſchen beiden Müttern die Edelfrau ihrem Sohne das Gut übergeben, die Acte war ſchon fertig — und den Bräutigam heimlich zurückrufen — Minna und ihre Mutter dahin einladen, und dort ſollten die jungen Leute am Geburtstage der Braut mit der Trauung überraſcht und gleichſam zu ihrem Glücke gezwungen werden. Alles war dazu vorbereitet. Nun hören Sie, was geſchah! — Der Juſtitiarius hatte ein eigenes Haus auf dem gräflichen Gute, was ſeiner Frau als Witthum verblieben war. Eines Tages beſucht mich Minna. Sie ſah ſehr blaß aus, und beſorgt fragte ich um die Urſache. Du wirſt mich ein Kind ſchelten, ſagte ſie, aber ich kann einen ergreifenden Traum nicht los werden. Ich brachte meinen Schreibtiſch in Ordnung, verſchloß alle Schubkäſten — da trat mein Vater ein, mit raſchem Schritt, wie er kam, wenn er ſich eine Minute für mich abmüßigte, ganz in der Manier ſeiner lebendigen Eile. Ach Fabia! ſagte ſie, und Thränen floſſen über ihre Wangen, ich habe ihn leibhaftig geſehen; aber ſeine Miene war bekümmert. Er ſprach, daß er mich nun nächſtens abholen werde. — All' meine Sehnſucht nach ihm iſt mit mir erwacht. — Ich ſuchte es dem lieben Weſen auszureden. Einige Wochen waren ſeitdem vergangen, das Wetter fing an frühlingsſchön zu werden, und jener einladende Brief, der die ahnungsloſe Braut an den Altar lockte, war gekommen. Da kam Minna und vertrauete mir, daß jener Traum ſich ſeltſam wiederholt hätte. Sein Auge zürnte, ſo erzählte ſie von der Erſcheinung ihres Vaters, als er den Brief meiner Schwiegermutter liegen ſah. Er verlangte, daß ich ihm ſogleich folgen ſollte. Ich entſchuldigte mich, daß ich ja nicht angezogen wäre. Er erwiederte: Fragt danach ein Retter? und verſchwand. Ich muß geſtehen, daß mich dieſe Worte ſehr ängſten; es iſt mir, als werde ich von irgend einem Unglück bedroht, und als wolle mein treuer Vater mir von Jenſeits herüber ein treuer Warner ſein. Wüßte ich nur, was ich zu thun, oder zu laſſen hätte! — Mich ſelbſt beſtürzte dieſe Ausſage, wenn ich es auch verbarg, da Minna ohnedies verſtört war. Acht Tage waren wiederum verfloſſen, binnen deren Verlauf wir uns wenig geſehen hatten — da — ich weiß es wohl noch wie heute — räumte ich meine Bodenkammer auf, und die Sonne ging unter, als ich mit dieſem ermüdenden Geſchäfte im Reinen war. Ich komme eben aufgeſchürzt die Treppe herab, da ſteht Minna, weiß wie eine Taube, und bittet mich mit kranker Stimme, ein wenig mit ihr ſpazieren zu gehen. Gern, meine Minna, wollte ich das, gab ich ihr zur Antwort; aber Du ſiehſt ſelbſt, wie eingeſtäubt ich bin. So muß ich zunächſt an ein Waſchfeſt gehen, und dann möchte wohl die Feierſtunde ausgeläutet haben. Es dürfte auf lange das letzte Mal geweſen ſein — ſagte ſie, den Donnerstag geht es fort — lieber Gott! auf das Gut, meinte ſie. Ich muß mich zerſtreuen, Fabia, ſagte Minna mit einem krampfhaften Lächeln; denke nur, dieſe Nacht hat mich mein Vater wirklich abgeholt. Er trat eilfertig, in einen Pelz gehüllt, in mein Stübchen, ſeine Taſchenuhr in der aufgehobenen Hand. Nun iſt es Zeit — ſagte er, und hielt mir die Uhr vor die erſchrockenen Augen, ſie ſtand ſtille. Ich eilte im Schlafrock an ſeiner Seite von hinnen. Vor der Thür ſtand ein Schlitten, der Schnee lag wie ein Leichentuch — als ich einſteigen wollte, verlor ich einen ſchwarzen Schuh — er ſank tief ein. Den Führer ſah ich nicht; aber der Schlitten ſauſete auf den Kirchhof zu. — Mich überlief es kalt,“ fuhr Fabia fort, und auch ihre Zuhörer ſchien ein Fröſteln zu durchrieſeln. „Am folgenden Tage,“ redete die Erzählerin ſeufzend weiter, „kehrten wir erſt ſpät von einer kleinen Ausflucht heim; ich ſchlief daher den nächſten Morgen etwas länger als gewöhnlich. Der Vater ſtand vor meinem Bette, im blendenden Schein der Frühſonne, und ich ſah nicht bald, wie betrübt ſein Auge war. Du haſt ſanft geſchlafen, Fabia! ſagte er, das hat Dich denn für eine traurige Nachricht geſtärkt. — Minna iſt recht krank — — ich blickte in ſein Geſicht und rief: O Gott! ſie iſt ſchon todt! — Er nickte ſchmerzlichſtill. — Sie war in der verwichenen Nacht an einem Scharlachfieber geſtorben, was nicht zum Ausbruch kam, und unſere kleine Promenade war ihr letzter Gang geweſen; denſelben Abend noch hatte Minna ſich gelegt. — Den Donnerstag, der zu ihrer Abreiſe beſtimmt geweſen, wurde meine Freundin begraben. Als der Sarg, mit Kränzen behangen, die jungfräuliche Ehrenkrone von ſilbernen Zitterblumen zu ſeinen Häupten, aus dem Hauſe ſchwankt, kommt ein Reiſewagen angefahren. Es war der unglückliche junge Edelmann, der ſeine Braut abholen wollte auf das Gut der Mutter. Er kam nur gerade zur rechten Zeit, um ihr das letzte Geleit zu geben. Mit welchem herzzerreißenden Schmerze — davon will ich ſchweigen —“

Hier ſchwieg Fabia, und eine lange Pauſe feierte dieſe Erzählung, welche bei der einfachen Ruhe ihres Vortrags von um ſo größerer Wirkung geweſen war. Man wußte, und mit Achtung wußte man es — wie wahrhaft Frau Fabia ſei, und mit gewiſſenhaftem Stolze ſogar den Schmuck der kleinſten Zuthat verſchmähe. Sie glaubte deſſen nicht zu bedürfen, um das Intereſſe Anderer für jene wehmüthige Erinnerung in Anſpruch zu nehmen.

Endlich unterbrach der Adminiſtrator die allgemeine Stille und ſprach: „Ich würde den Verſuch bedauern, ſolch eine Thatſache natürlich erklären zu wollen; hier tritt das geiſtige Element hervor, und wir können nur verſtummen. Was, in aller Welt, wäre denn nicht wunderbar, oder ahnungsvoll? — Nur unſere Sinne ſind ſtumpf. Und ein Schutzfreund, wie er dort ein gefährdetes Leben aus dem Schlafe weckt, hier eines in den Schlaf lullt, wohnt gewiß in eines Jeden Bruſt, wenn dieſer Engel nur nicht ſo oft irdiſch verbaut wäre. In einer für das Höhere erweiterten Seele findet er gewiß Freiheit, zur rechten Zeit an das Herz zu pochen.“

Der Major, der vielleicht aus einem zu weichen Gefühl das Tragiſche nicht liebte, und als ein tüchtiger Mann auf ebenem Boden eine Scheu vor überſinnlichen Unterſuchungen hatte, ging nicht auf die Aeußerung ſeines Freundes ein, und dachte vielmehr bei Minna's verlornem Schuh an den Pantoffel, der ſeinen Neffen aus dem Felde ſchlug. Er hatte die Gewohnheit laut zu denken, und ſo ſagte er: „Nun ſollte eine Sandale an die Reihe kommen.“

„Meinſt Du ein Fahrzeug, Herr Bruder?“ fragte Hauptmann Moorhauſen, wohl iſt dieſer Stoff ein unerſchöpfliches Meer.“

Und Joſephine ſagte: „Die Sandalien der Jungfrau Maria in der Capelle ſind wunderprächtig mit Gold und Perlen geſtickt.“ Die Kleine ſtockte beklommen; doch Frau Fabia gab heute Preßfreiheit für Lügen wie gedruckt, wie für die Legende des Hauſes, und ſo that ſich dieſer blühende Mund auf und ſprach: „In dem blaſſen Mondſchein, den die kleine Lampe wirft, ſchimmern die Sandalien ſo traurig und doch ſo heilig, daß man gläubig wird, dieſer Fuß müſſe den Thron des Himmels beſteigen. Oft ſchon habe ich ihn geküßt — und dabei gedacht, wie manches bekümmerte Angeſicht mag ſeine Thränen darauf geweint haben! die ſind denn zu Perlen geworden. Sogar der Staub, der darauf ruht, hat mir etwas Rührendes, denn er erinnert mich, wie dieſer beſtändige Fuß ſeine Stelle verlaſſen und wandelbar geworden, das Liebſte zu ſuchen.“

„Recht, mein Kind,“ erwiederte die Nonne erregt, „unſere Jungfrau von der Capelle, von der das Kloſter den Namen führt, gehört ganz eigentlich hierher, und es ließe ſich Manches von dieſer Wunderthäterin erzählen, wenn auch keine Wallfahrt ſie verehrt hat.“

„Das kenne ich ja nicht —“ ſagte Herr Prälat, erſtaunt, ſein Schutzkind ſo bewandert in der Geſchichte der Patronin dieſes Hauſes zu finden; und der Major fragte: „Was iſt's mit der Jungfrau?“

Die Nonne ſprach: „Nach den Urkunden des Stifts iſt die kleine dunkle Capelle dahinten ſeine erſte Gründung geweſen. Man ſieht es auch an der Bauart, wie viel älter ſie iſt, als die des Kloſters. Nun ſteht in der Niſche des Altars eine Mutter Gottes mit dem Kindlein an ihrer

Bruſt. — Das Bild iſt nur von Wachs und nicht ſonderlich ſchön, es hat aber einen zarten Ausdruck von Erbarmen in der Miene, daß man gleichſam Troſt fühlt, wenn man es anblickt. Die rechte Hand hält es bedeutſam in die Höhe, mit aufgehobenem Zeigefinger, als ob warnend oder winkend. Die Sage erzählt: Eines Schäfers Wittwe, der man aus Mitleid die Hut der Heerde gelaſſen, habe ſich den Verluſt ihres Mannes dermaßen zu Gemüth gezogen, daß alle Kraft ihr entſchwunden ſei, zumal das arme, junge Weib einen Säugling hätte ſtillen müſſen, mit dem Grame ihrer Bruſt. — Da man die Schäferin oftmals ſchlafend gefunden am Berge unter einem Baum, ſo iſt ſie vom Orte aus bedroht worden, ihr, wenn ſie nicht achtſamer ſein werde, den ſpärlichen Dienſt zu entziehen. In dieſer Bedrängniß hat die betrübte Wittwe ihre Zuflucht in die Capelle genommen und voll Einfalt und Inbrunſt gefleht, die Heilige des Himmels möchte die ärmſte Mutter der Erde vertreten in ihrer großen Schwachheit. Und als dennoch täglich um die Stunde der Veſper die ſtillende Mutter von einem Schlummer bezwungen wird, dem ſie nicht widerſtehen kann, wollen glaubhafte Leute jener Zeit die Jungfrau Maria geſehen haben, wie ſie bleichen Angeſichts die Lämmer gehütet, auf daß die Schäferin der Ruhe pflegen möge. Sie iſt erkannt worden an dem Kleide von perlfarbnem Mohr, deſſen ſchillerndes Gewäſſer nun wie mürber Zunder iſt — an der aufgehobenen Hand, womit ſie die Heerde ſtumm gelenkt — im andern Arme hat ſie das göttliche Kind getragen, wie Jene das dürftige Kleine. In der Nähe des Baumes hat Maria ein leiſes Lied geſungen, ein Wiegenlied — ſo himmliſch, daß der Wind geſchwiegen und die Vögel in den Zweigen gelauſcht. Auf dem Heimwege hat das Geläut der

Heerde geklungen, wie die Glöckchen beim Hochamt, und die Sandalien haben in der Abendſonne goldne Strahlen verbreitet über den grünen Klee. — Niemand wagte mehr der Wittwe ein Wort zu Leide zu ſagen. Kein Lamm geht verloren — aber eines Tages das Kind vom Schooße der Mutter, als ſie auch einmal ſchläft. Ein Engel ſoll es ihr ſacht und ſanft entzogen haben, weil der Born der Nahrung nun verſiegt geweſen und das Würmchen nahe am Verſchmachten. Die Frau kommt wie von Sinnen. Sie rennt in der Irre umher, ihr Kind zu ſuchen, das ſich nirgends findet. Man entbindet ſie ihrer Pflicht und friſtet mit kärglichen Almoſen ihr Leben, das der Jammer verzehrt. Sie ringt die Hände wund und fleht, die heilige Junfrau möchte ſie ihr Kind wiederfinden laſſen, ohne das ſie keines Bleibens habe auf der Welt. Aber Maria bleibt unbeweglich und blickt traurig nieder, daß der, welcher ihre himmliſche Güte ſich ſichtbar angenommen — der Glaube fehlt. — Da nun die unglückliche Mutter nicht Zeichen, noch Wunder ſieht, wird ſie eines Tages von verzweiflungsvollem Wahnſinn erfaßt. — Sie ſagt: Du magſt wohl ſchwerlich wiſſen, wie einer Mutter zu Muthe iſt, die ihr Einziges eingebüßt; ſonſt würdeſt Du auf mein Herzeleid merken und Dich meiner erbarmen. Wer nicht hören will, muß fühlen! — Und damit hebt ſie das Kind vom Arme der Madonna, und drückt es mütterlich an ihren Buſen, als ob das kalte Wachs an dieſer heißen Angſt zerſchmelzen müßte. Daheim legt ſie es in eine kleine Lade auf das weiche Vließ von einem ungeborenen Lämmlein. Sie ſelbſt liegt im Fieber. Als nun der Morgen tagt, ſteht Maria vor dem Bette der Armen, rührt ſie an, und fordert ihr Kind zurück. Da ſagt die Kranke, wo ſie es hingethan, und ſpricht: Gieb mir nun auch das meine wieder und zeige mir, wo ich es finde. Maria hebt den Zeigefinger gen Himmel — — darauf iſt die Mutter geſtorben. — Seitdem nun,“ ſchloß Schweſter Veronica dieſe Tradition, „hat Mancher, der etwas vermißt — ach mein Heiland Du! Weſſen Leben wäre ohne Verluſt?— Troſt und Erſtattung an dieſer Stelle geſucht und — gefunden; denn die heilige Jungfrau giebt erhörend ein Zeichen mit dem Finger, was noch nie trüglich geweſen.“

„Es gehört ein ſtarker Glaube dazu —“ ſagte Hauptmann Moorhauſen, er, der den ſtärkſten in Anſpruch nahm —, „und eine deutſame Einbildungskraft, um die Weiſung der Jungfrau Maria zu verſtehen, denn ſie kann doch nur Rechts, Links!“ (dieſe Worte wurden im exercirenden Tone geſprochen) „nach Oben oder Unten zeigen, und das kommt mir ungefähr ſo vor, wie jene Adreſſe: An meinen lieben Sohn in der Armee.“

„Dem Verzweifler iſt nichts beſchieden —“ antwortete Thereſe ſpottend, „wenn ſie einmal das Gedächtniß verlieren, mon Capitaine, wird Sanct Maria es Ihnen nicht ſuchen helfen.“

„O! mein Gedächtniß iſt gut!“ erwiederte der Hauptmann prahleriſch ſicher. „Das muß es auch —“ verſetzte die muthwillige Frau und lächelte ihn an, ſo daß ihm die kleine Bosheit der Replik nur wie ein ſchalkhafter Liebesblick einleuchtete.

„Es iſt doch viel,“ fiel hier der Adminiſtrator ein, „daß bei der Aufhebung des Kloſters die Capelle unangetaſtet geblieben.“

„Viel?“ fragte die Nonne und ihre Wange röthete ſich bei dieſer aufregenden Erinnerung, „wenig war es, wertheſter Freund! ſehr wenig. Was iſt denn Koſtbares darin?

Ein paar arme Bilder — morſche Bänke — die Jungfrau ſelbſt iſt alles Schmuckes bar, die Fußkleidung etwa ausgenommen, und für dieſe habe ich Alles hingegeben, was ich von Werth noch beſaß. Die goldne Taſchenuhr meines Vaters — ein köſtliches Werk! wog der Commiſſair in ſeiner Hand, die gerade keine Wagſchale der Gerechtigkeit war — und dabei fiel der kleine Urſchlüſſel klingend auf die marmorne Schwelle, wo wir ſtanden, und mir gleichſam auf das Herz; denn ich dachte, wie ſo tauſendmal ich dieſen Schlüſſel in der Hand meines Vaters geſehen! ich ſah die Miene, womit er ihn drehete — — ich mußte meine Augen abwenden. Da ſagte der Commiſſair, wir wollten einen chriſtlichen Tauſch abſchließen. Er zog den großen Schlüſſel aus dem Schloß der Capelle, reichte mir ihn und ſprach, dieſe ſolle fortan als mein Heiligthum zu betrachten ſein. Die Uhr mochte er dagegen als ſein Eigenthum anſehen. Er ſteckte ſie ſich in die Taſche, nachdem er den kleinen Schlüſſel feſt gemacht. —“

Der Major murmelte ein vernichtendes Wort, und ſchluckte den Aerger in einer Neige Wein hinunter. Herr Prälat aber ſchlug in ſtillem Grimm das umgekehrte Ende des ſilbernen Meſſers auf den Tiſch, als hätte er den Commiſſair damit auf die Finger ſchlagen mögen. — Aber friedlich ſprach die Nonne: „Dies Alles iſt nun überwunden; ich wollte nur ſagen, ich hätte mir gewiſſermaßen ein Anrecht an die Capelle erworben. Die ſchönſten Blumen ſtelle ich in die kleinen Krüge zu beiden Seiten des Altars; dann duften ſie Weihrauch. Und das ewige Licht nähre ich aus meinen geringen Mitteln, und müßte der Winter meines Lebens finſter für mich ſein, wie eine lange Sterb[illegible]

Der Blick der Nonne leuchtete bei dieſen Worten auf, wie ein Flämmchen vor dem Verlöſchen. Alle waren gerührt.

„Und dieſes liebe Geſchäft," ſagte Joſephine in holder Geſchwätzigkeit, wie von einem Lieblings-Gegenſtand hingeriſſen, „gönnt mir die gute Schweſter Veronica bisweilen, wenn meine Zeit es erlaubt. Es iſt für mich ein kleiner Tempeldienſt, den ich nie ohne ein andächtiges Gefühl verrichte. Ich komme mir dann vor wie eine Veſtalin, von denen Du neulich erzählteſt, Onkelchen. Es iſt wirklich etwas Heiliges um das Licht. Man denkt ſich eines Sünders Seele dunkel. — Ich fürchte mich auch nicht ein Bischen allein, und ſitze oft in der Dämmerung in dem verwitterten Beichtſtuhl. Da flüſtert es neben mir, die feuchten Wände wispern, ich höre den Holzwurm picken — und denke, es ſei Veronica's Uhr, und wo dies Herz der Capelle wohl ſchlüge? — Und wenn ich ſinnend in die wehende Lampe blicke, iſt mir Manches ſchon hell geworden. Jüngſt beſchlich mich mein ſehnſüchtiges Weh, ich mußte weinen und trüber Zeit gedenken. Da fragte ich laut, und erſchrak vor meiner eigenen Stimme: Wo iſt — wo iſt mein lieber Vater, den ich verloren? — — Ein Seufzer —" der Athem in Joſephinens Bruſt ſtockte vor dem Blick, womit Frau Fabia ihn anſah. Das Mädchen verſtummte. Hauptmann Moorhauſen haſchte alsbald den letzten Laut von dieſen Lippen und ſprach kategoriſch: „Ahnungen giebt's! ich ſelbſt habe —" jetzt ſtieß der Major einen tiefen Seufzer aus, der die Gedankenreihe ſeines Cameraden auf einige Momente unterbrach. „Ja, das war ein Abenteuer," ſetzte er ſeine Rede fort und feſten Fuß in weichenden Boden —, „das Muth erforderte. Als wir im Jahr 18— an der Grenze ſtanden, ward ich mit einem Commando nach dem Gebirge detachirt, wo eine aufrühreriſche Rotte zu bändigen und nach Umſtänden zu beſtrafen war. Die Unruhen waren bald gehoben, die Empörer feſt genommen, und wir beeilten uns, aus jenen unwirthbaren Hürden zu kommen. Es war tief im Herbſt, der Paß verſchneit — kein Wunder, daß wir uns verirrten. So gelangten wir bei Nacht und Nebel an ein adeliges Schloß, das Gott weiß! wie weit abſeits von unſerm Wege lag. Sie können wohl denken, meine Verehrteſten, daß wir als Gäſte zu ſo ſpäter Zeit nicht gerade die willkommenſten waren; aber man muß nur die Leute zu behandeln wiſſen. Nach einer Stunde ſaß ich mit dem Förſter, der in Abweſenheit der Herrſchaft den Wirth vorſtellte, ganz cordial bei einer Flaſche Wein. Ein Wort gab das andere, er erzählte von den Verhältniſſen der Familie, die faſt nie hier wohne, ungeachtet die Gegend entzückend ſei, und als ich nach der Urſache fragte, äußerte der Förſter, es wäre nicht geheuer im Schloſſe. Ich lachte und glaubte, der Schalk wolle mir das Nachtquartier verleiden — da verſicherte er mich ernſthaft, es wäre gar nicht zum Lachen. Der Erbe jenes Gutes, ein junger Graf — St — der Name iſt mir entfallen — ſei vor mehreren Jahren geſtorben an einer Erweiterung des Herzens, das nach ſeinem Tode ein Gewicht von zwanzig Pfund ergeben hat."

Vor dieſer Möglichkeit ſanken alle Begriffe, die Damen faßten unwillkürlich an ihre linke Seite, und der Major ſprach: „Potztauſend! über den Zwanzigpfünder! — Dem iſt das Herz ſchwer geweſen. —"

„Auch im moraliſchen Sinne —" antwortete Hauptmann Moorhauſen; „ein Freund des Grafen, ſeine zweite Seele gleichſam — hatte einen wichtigen Auftrag, eine Geliebte betreffend, von ihm bekommen, und ſäumte zu erſcheinen, und das ganze Haus ſah dieſem Zuſpruch ſehnlichſt entgegen. — Der Kranke konnte nicht ſterben und friſtete ſein Daſein elendiglich. So genoß er nur täglich einen kleinen Apfel, und dieſer machte ihm Wallungen. Er konnte kein geheiztes Zimmer vertragen, weßhalb ſeine Pfleger zur kalten Jahreszeit in dem rauhen Klima jener Gegend häufig wechſeln mußten. In der einen Nacht wacht der Jäger, der Graf liegt ſtille, da öffnet ſich die Thür, und ein junger blaſſer Officier tritt ohne Geräuſch herein. Der Büchſenſpanner erkennt den Freund des jungen Herrn und verhält ſich ruhig. Der Officier beugt ſich über das Bette, flüſtert tief in die Kiſſen hinein — da wird dem Jäger unheimlich, er ergreift die Kerze, wagt einige Schritte, obgleich ſich ſein Haar ſträubt, und wie er hinzuleuchtet, iſt der Officier verſchwunden, und der Graf verſchieden. —"

Ein Schauer der Furchtſamkeit, der hörbar die kleine Geſellſchaft durchfröſtelte, befriedigte den Hauptmann. Dieſer kühne Geiſterſeher lächelte kaltblütig, und ſchickte ſich zum Verfolg der Geiſtergeſchichte an. Herr Prälat aber war auffallend bleich, und Thereſe rückte ſich ihrem Schwager noch näher und umſchloß ſeinen Arm mit ihren beiden Händen. „Es taugt nichts," ſprach der Major, „daß wir uns jetzt zu nächtlicher Stunde mit ſolchen Geſchichten den Kopf erhitzen; ich dächte, wir höben uns das Ergebniß für ein ander Mal auf."

„Nein," ſagte Thereſe, „es fürchtet ſich hübſch unter Mehreren und ich laſſe es mir nicht nehmen, die Bravade des Hauptmanns zu bewundern; fahren Sie fort!"

Moorhauſen gehorchte dieſem Befehl und ſprach: „Den Freund des Grafen hatte ein plötzlicher Tod abgehalten zu kommen, aber ein treuer Freund hält ſein Verſprechen, todt oder lebend, das iſt Partie egal. — So oft nun Jemand ſeit jener Zeit in dem Zimmer und Bette des ſeligen Grafen ſchläft, erſcheint er und bringt die verſpätete Kunde; aber einer Frage hielte dieſer zuverläſſige Schatten nicht Stich. — Er ſoll mir Stand halten, auf meine Ehre! erwiederte ich dem Förſter, und bat mir jenes geſpenſtiſche Zimmer aus. Er wollte mir nicht willfahren, ich ſetzte es aber durch. In beſagtem Zimmer nun ſah es ziemlich wüſt und unheimlich aus. Der Förſter verſah mich mit dem Nöthigen, legte mir, wie ich gefordert, einen Hirſchfänger, blank gezogen, und eine Piſtole, ſcharf geladen, zur Seite und wünſchte mir, grauenhaft lächelnd, eine geruhſame Nacht. Mit dieſen Waffen und einer wahrhaft todesverachtenden Courage forderte ich den Geiſt nun heraus. — Als ich mich ſterbensmüde in dem Himmelsbette des ſeligen Grafen ausſtreckte — der Rieſe Goliath hätte Platz darin gefunden — dachte ich an das Rieſenherz des armen Jünglings und ſah in den gedrechſelten Kugeln des Geſtells die kleinen Aepfel ſeiner Mahlzeit. Mir war, als hätte ich die Weltkugeln im Magen. Die compacte Koſt des Förſters hatte mir Congeſtionen erregt. Endlich überwältigte der Schlaf das empörte Blut — da klopft es dreimal deutlich — —“

Es klopfte jetzt wirklich an die Thür des Kloſters. Der Hauptmann verblich zum ſteinernen Gaſt, die Frauen ſprangen auf, der Major in gleicher Haſt, vielleicht glaubend, daß ſein Neffe komme, wollte es ihnen gleichthun, bekam aber den Krampf in den Fuß und Herr Prälat leiſtete ihm Beiſtand. Man zog die Klingel, doch Niemand kam; und in dieſer Verwirrung hatte Joſephine ein übriges Licht ergriffen — den Tiſch erhellte eine ſchöne Lampe — und war hinausgeeilt. Sie floh den Gang entlang, ihr Schatten wehete an den düſtern Wänden hin — nun ſtand ſie an der Pforte pochenden Herzens, und draußen ſchlug eine unbekannte Hand nahe ihrem Ohr den Klopfer noch einmal an, daß dieſer Laut wie ein unendlicher Hall durch die Stille der klöſterlichen Nacht tönte. — „Gleich! gleich!“ ſagte Joſephine beklommen, ſchob die ſchweren Riegel zurück, und wich nun ſelbſt einige Schritte, als ein Mann eintrat, von hoher Geſtalt, umfloſſen von einem weißen weiten Mantel, dem eine ſchmale Reiſetaſche von rothem Saffian überhing, ſo daß ſein Anſehen bei mäßiger Zuthat der Imagination das eines Kreuzritters hatte. Joſephine, im flackernden Scheine der Kerze, die den lichten Umriß des Mädchens aus der finſtern Umgegend hervortreten ließ, fühlte ein Beben bei dem Anblick dieſer bedeutenden Erſcheinung, und heftete einen furchtſamen Blick auf die bleichen Züge des Fremden, der mit einem Ausdruck von freudigem Staunen ſeine Pförtnerin ins Auge faßte. „Wo ein Engel öffnet um dieſe Stunde —“ ſagte er, „da darf man über die Aufnahme nicht zweifelhaft ſein. — Mein holdes Kind! treffe ich den Adminiſtrator daheim? Gleichviel, ob ſchlafend, ich muß ihn ſprechen.“

„Er iſt noch wach,“ antwortete Joſephine „zur Feier ſeines Geburtstages, in der Mitte ſeiner Freunde.“ Und alsbald tadelte ſich das Mädchen, daß es den fremden Mann in ein Familienfeſt einführe.

„Seiner Freunde —“ wiederholte der Unbekannte mit zitterndem Tone, und ging raſchen Schrittes voran. Herr Prälat kam ihnen ſchon entgegen, hinter ihm Frau Fabia, zu wiſſen, was es gäbe. Ein ſprachloſer Moment des Erkennens! dann rief Jener: „Sylvius!“ Wie ein Echo aus der Ferne der Erinnerung rief Fabia einen andern Namen nach — und nur undeutliche erſchütternde Töne entrangen ſich der Bruſt des Fremden. Da breitete der Adminiſtrator die Arme ſo jählings aus, daß er in Joſephinens Leuchte griff, ſie erloſch — und das Dunkel des Kreuzgangs umfloß ein Wiederſehen.

Unſere Leſer wollen ſich erinnern, daß, als Herr Prälat dem Major Feldmeiſter Einiges aus ſeinem Leben mitgetheilt, er eines Freundes erwähnt, ohne den Faden jenes Verhältniſſes auszuſpinnen —; wir aber knüpfen die neue Bekanntſchaft, und was wir nachträglich davon zu ſagen haben, an jenes Fragment.

Nachdem der Held unſerer Erzählung ſeine cameraliſtiſchen Studien beendiget hatte, arbeitete er eine Zeit lang unter ſeiner Behörde in H—. Dann dachte Cöleſtin, wir wollen den Adminiſtrator der Kürze wegen ſo nennen — ehe er eine fixe Stellung annähme, eine große Reiſe anzutreten, welche der Zielpunct ſeiner jugendlichen Sehnſucht geweſen war. Es hatte Mühe gekoſtet, dem Vormund die Genehmigung dazu, wie die nöthige Summe abzugewinnen; und als es ihm endlich gelungen und alles feſtgeſetzt war, fühlte er ſich feſtgehalten durch die zarteſten Bande, und der Wunſch, die Welt zu ſehen, war ihm gleichgültig geworden.

Cöleſtin war in dem Falle, ein anderes Quartier zu bedürfen. Er fand die Anzeige in einem öffentlichen Blatte, daß eine Wohnung für einen ältlichen Herrn frei ſtehe, die ein Hausmiether von ſeinem Locale ablaſſen wolle. Er mußte des bedingenden Wortes lächeln, ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, das Quartier in Augenſchein zu nehmen, und es war, wie er es ſuchte. Inhaber deſſen waren ein Forſtrath von Schütz, der ehemals Jagdjunker geweſen in jenen Gegenden, wo dieſe Charge üblich war, und gegenwärtig nur in ſeinen vier Pfählen herumförſterte, ſeine Schweſter, Frau von Schütz, die Wittwe eines Vetters, und Fräulein von Schütz, ihre Nichte, die Waiſe des Bruders. Cöleſtin ſagte: Wenn ſie unter einem ältlichen Herrn einen ruhigen verſtänden, ſo könnten ſie ihn getroſt einnehmen, und die fehlenden Jahre überſehen. Er dürfe von ſich rühmen, ein ſtiller Miether zu ſein. So wurde der Contract abgeſchloſſen. Bei näherer Bekanntſchaft mit dieſer Familie bemerkte Cöleſtin, wie künſtlich gehalten dies verwandtſchaftliche Verhältniß ſei, das ihm ſo einfach geſchienen. Der Forſtrath war der dringende Liebhaber ſeiner Nichte, die Tante dem Bruder wie ſeiner Neigung gram und der Jugend des Mädchens abhold, die ſchöne Tony ein verfolgter Gegenſtand der Liebe wie des Haſſes, und in meiſterlicher Uebung beiden überlegen. Sie wollte die Tante beerben, den Onkel zwar nicht heirathen, aber bei Gutem erhalten, und einſt goldne Früchte ernten, wenn dies lachende Auge doch zuweilen weinen mußte. Aber dieſe trube Ausſaat war ſelten, denn die Vorſehung hatte ſolch ſchweres Ertragen durch leichten Sinn aufgewogen. Cöleſtin ſah mit Erſtaunen in dieſem Hauſe ein ſtehendes Theater für kleine Intriguen-Stücke von ſchlauer Erfindung und wohlberechnetem Erfolg. — Es wollte ihm doch ſo vorkommen, als ob Tony der Leidenſchaft des Onkels ſchmeichle, wie den gehäſſigen Fehlern der Tante, und Beide anzuführen wiſſe, wo es das Erreichen einer Abſicht gelte. Dieſer wahrhaften Bemerkung ungeachtet, hatte ſich das reizende Geſchöpf ſeines Antheils doch ſo ſehr verſichert, daß ſie unwirkſam auf ſeine beobachtende Ruhe blieb. Er war nicht lange aus dem Spiel gelaſſen — Tony theilte ihm die Rolle ihres Vertrauten zu, und bald hätte er ihr das ganze Glück ſeines Lebens anvertrauen mögen. Er hielt den Gebrauch liſtiger Waffen für Nothwehr, die fügſame Klugheit, welche ein wenig nach der Schlange ſchillerte, für Taubenſinn, und den abgelegten Anzug der Tante, den die reizende Tony ſich gefallen ließ, wie das Verheimlichen prächtiger Geſchenke, die der Onkel ihr aufdrang, für gleich nachgebende beſcheidene Gefälligkeit der Nichte. — Die Liebe war es, meine Leſer, welche Engel ſchuf. Sie verſchönt, vergiebt, vergöttlicht — und öffnet ſelbſt den Geiſtern der Hölle ihren Himmel. — Tony gab bei ſchicklichem Anlaß dem Hausfreund zu verſtehen, wie widrig der Onkel ihr ſei, und welcher fortwährenden Anſtrengungen ſie bedürfe, ſich ihn als eine Reſpectsperſon drei Schritte entfernt zu halten. Sie führte ihm mit lachendem Munde kleine Züge der Bosheit und des Geizes ihrer Tante an, ſo daß Cöleſtin eben ſo viel Ekel als Mitleid empfand, und heftig wünſchte, das ſchöne heimlich geliebte Mädchen aus dieſer Höhle des Satans befreien zu können. Doch ein inneres Etwas, dem er keinen Namen zu geben wußte, hielt ihn zurück, ſo oft ein erklärendes Wort auf ſeine Lippe trat, und dieſe Gefahr trat ihm näher und näher. — Als jenes würdige Geſchwiſterpaar einmal in eine langweilige Geſellſchaft geladen war, und Tony unter irgend einem Vorwande davon zu Hauſe bleiben durfte, beſchied ſie den ihr begegnenden Cöleſtin raſch und flüſternd in den Garten, wo er ihrer harren möge. Cöleſtin wußte nicht, was er von dieſem naiven Rendezvous denken ſolle — aber er folgte dem ſüßen Befehl. Sein Herz pochte, Tony blieb lange aus — endlich kam ſie, im neueſten Geſchmack und ſo reizend angezogen, daß er geblendet vor ihr ſtand. „Gefalle ich Ihnen ſo?“ fragte ſie lächelnd, „ich putze mich manchmal auf meine eigene Hand, um doch auch zu wiſſen, daß ich ein Mädchen bin. Da komme ich mir denn wie eine verwünſchte Prinzeſſin und mein Schickſal mir wie ein Mährchen vor, worin ſich eheſtens mein alberner Plagegeiſt in einen ſchmucken Freier verwandeln würde, mit dem ich freudig zöge über Berg und Thal; die Linſen und Erbſen aber, die ich habe zählen müſſen, in blankes Gold. „Denn“ — ſetzte Tony in liebenswürdigem Uebermuthe hinzu, „ſollte ich die Tante nicht beerben, ſo wollte ich lieber heute ſterben. — Sie hat mich eingeſperrt und ihr Geld, und zu ihrer Verdammniß wollen wir künftig rollen in die weite Welt.“

Und trotz dieſer leichtfertigen Sprache überredete Cöleſtin ſich ſelbſt, daß Tony, ihn als Gattin zu beglücken, geeigneter als jede Andere ſei. Kaum würde er einem übereilten Verſprechen entgangen ſein, wenn nicht die Freundſchaft ſeine Gefühle rettend getheilt hätte. —

Jenes geheimnißvolle Geſetz, nach welchem die Sterne der Menſchen ihre Laufbahn durchkreuzen und Seelen ſich begegnen, beſtimmt auf einander zu wirken, ließ Cöleſtin einen Freund an jenem Sylvius finden, ſein Geſchlechtsname möge einer ſpäteren Mittheilung vorbehalten bleiben — den wir nach einer Reihe von Jahren an der Pforte von Sanct Capella treffen. Dieſer junge Mann lebte ohne allen Umgang, in ſtiller ſchwermüthiger Weiſe, vertieft in mathematiſche Arbeiten, doch ſcheinbar ohne Zweck, als Cöleſtin ihn kennen lernte. Er fühlte ſich wunderbar von jener Natur angezogen, und jede Anziehungskraft iſt oder wird zuletzt gegenſeitig. Sie wurden herzliche Freunde, nur mit dem Unterſchiede, daß Cöleſtin ihm ſeine ganze Seele offen gab, während Jener dieſes Vertrauen nur leidend erwiederte, und die zarteſte Theilnahme für die Geheimniſſe des Freundes an den Tag legte, ohne irgend einen Antheil für die ſeinigen in Anſpruch zu nehmen. Es lag ein Zug von Stolz in ſeinem Charakter, der Stolz des Grams und eines edeln gedrückten Herzens. Er trug die Abzeichen eines gewiſſen Ranges an ſich, ohne ihn geltend zu machen. Sein Anzug war die feine Interims-Kleidung eines Forſtmanns, auch ſein Bedienter hatte das Anſehen eines Jägers. Dieſe Außenfarbe der Hoffnung ließ jedoch wie Spott der düſtern Gleichgültigkeit, womit Sylvius, achtlos auf das Treiben der Menſchen und das Intereſſe der Welt, kein anderes Glück zu wünſchen ſchien, als was die Ruhe des Einſamen gewährt. Ueber ſeine angeſtammten Verhältniſſe verbreitete er ſich nie; dagegen gab er freundlich Allem Raum und Gehör, was Cöleſtin ihm von ſich ſelbſt ſagen mochte. Dieſer fand einſt ein Portrait auf dem Schreibtiſche des Freundes liegen. Er fragte, ob es eine Copie wäre — und Sylvius ſagte, indem ein flüchtiges Erröthen ſein bleiches Geſicht überflog, es ſei das Bild ſeiner Frau. „Seine Frau?“ fragte Cöleſtin ſich ſelbſt, und hatte kaum Zeit, darüber zu ſtaunen, oder die Schönheit der jungen Dame zu bewundern, ſo ſchnell verbarg Sylvius ihr Conterfei und ſprach von etwas Anderm. Sylvius hatte oftmals das Töchterchen ſeines Wirthes bei ſich und liebkoſete ihm väterlich-weich. Cöleſtin ſcherzte darüber. — „Die Kleine iſt meinem Kinde auffallend ähnlich und in demſelben Alter,“ ſprach Sylvius mit auffallender Rührung. „Seinem

Kinde?" fragte Cöleſtin abermals in ſich hinein; Sylvius mußte als ein Jüngling geheirathet haben. — Aber wenn auch ein Ehemann und Vater, wie jung er immer ſei, ſein Urtheil über Angelegenheiten der Liebe von einem andern Standpuncte abzugeben pflegt, als ſolche ſeines Alters und Geſchlechts, die den Schritt zum Traualtare noch vor ſich haben, ſo machte Cöleſtin ſeinen Freund doch nichtsdeſtoweniger mit der ſtillen Neigung vertraut, die er für Tony von Schütz gefaßt hatte, wie mit den quälenden Zweifeln über die eigentliche Geſtalt dieſes reizenden Chamäleons, und ob dieſes Gemüth endlich Farbe halten werde. —

Sylvius ſchüttelte zu dem Allen den Kopf und ſagte unumwunden: „Das Mädchen, Lieber, gefällt mir nicht; mein Geſchmack iſt zu einfach für den Reiz der Schlauheit."

Cöleſtin vertheidigte ſeine Liebe mit Hitze; aber er gab dabei in ſeiner eigentlichen innerſten Meinung manche Blöße. Das üble Vorurtheil gegen Tony ſchmerzte ihn, da jedoch Sylvius vermöge ſeiner Zurückhaltung Macht über ſeinen Freund übte, ſo hatte dieſer entſchiedene Ausſpruch doch trotz dem Drange ſeines Herzens — ein vorſichtiges Verfahren Cöleſtins zur Folge. Er war nun mit dem Abſchluß ſeiner Geſchäfte fertig, und an den Termin der Reiſe gekommen. Da kam er zu Sylvius und ſprach: „Eine Bitte, Freund! die letzte. Es fällt mir ſchwer zu ſcheiden, und am liebſten möchte ich dies Poſt- und Reiſeſpiel, das meine Phantaſie mit Luſt gemalt, nun es in meine Willkür gegeben iſt, verſchenken, wie ich eines von Pappe abſeits gethan, das ich beſaß, als ich ein Knabe war. Und doch iſt es vielleicht gut, daß ich fort muß. — Ich würde ruhiger reiſen, wenn ich mit mir ſelber im Klaren wäre.

Du, Freund, Du allein könnteſt mir reinen Wein einſchenken, und wäre es auch ein herber Kelch, ich glaubte Dir dennoch. Thue mir den Gefallen, und beziehe meine Wohnung, da Du ohnehin wechſeln willſt; Du findeſt dann Gelegenheit, Tony kennen zu lernen. Thue es aber ohne Arg! und fändeſt Du ein wärmeres Herz, als Du ihr zutrauſt, und ein Fünkchen Liebe für mich darin glimmen, o! ſo fache es an mit dem Athem eines freundlichen Mundes, wahre mir mein Gluck, denn ich liebe das Mädchen ſehr!“ Cöleſtin legte dieſes Bekenntniß mit wankender Stimme ab, und fiel ſeinem Freunde um den Hals.

Von der Zuverſicht erſchüttert, womit er das Wohl und Weh ſeiner Zukunft in dieſe Hand legte, verſprach Sylvius, was Jener von ihm begehrte. Es war ein ſchönes Gefühl der Freundſchaft, das ihn in dem Wunſche bewegte, er möchte Tony Unrecht gethan haben, und eine Stütze für die Ruhe, für die Hoffnung ſeines Freundes werden. Er ſprach die Worte: „Das größte Glück eines Mannes iſt, ſeine Geliebte gut und würdig zu wiſſen.“ Und Cöleſtin antwortete ihm: „Das größte Glück iſt ein treuer Freund!“ Sie wollten einander nicht ſchreiben. Ein Jahr, meinte Cöleſtin, der mit dem Auge der Liebe ſein Ziel ſchon abſah, laufe ſchnell um, und nur in dem Falle, daß Sylvius ſeinen Aufenthalt verändern müſſe, ſolle der Freund Nachricht von ihm erhalten, oder doch bei ſeiner Rückkehr vorfinden. — Da dieſe Nachricht durchweg ausgeblieben war, hoffte Cöleſtin um ſo ſicherer, ſeinen Freund noch in H—. anzutreffen. Mit drängenden Empfindungen erreichte er die Stadt. Der Mond beſchien den ſtillen Markt, ſein Herz ſchwoll, da er den Brunnen rauſchen hörte, deſſen Waſſer die Geliebte trank, und aus der tiefen Quelle, der die Gedanken entſteigen, tauchte ihm die Erinnerung an die Bitte auf, daß Sylvius ihm reinen Wein einſchenken möge. Dieſe Stunde war nun gekommen. Er eilte nach ſeiner Wohnung. Bei Forſtraths war es ungewöhnlich erleuchtet, die Fenſter ſeines Zimmers ſtanden offen, Blumen davor, und drinnen ſang eine angenehme, weibliche Stimme ein Weberſches Liedchen zum Flügel. Seine Pulſe ſtockten — dieſer fremde fröhliche Ton, der Anſchein des Unbekannten ängſtete ihn, er wendete ſich ſeitwärts, wo auf einer Bank ein Mädchen dicht an ihren Liebſten geſchmiegt ſaß, und fragte beklommen, ob der Forſtrath Gäſte bei ſich habe. Das kann wohl ſein —“ antwortete die Dirne und lachte frech. „Ich meine Geſellſchaft —“ ſprach Cöleſtin, von einer dunkeln Ahnung empört.

„Nein,“ entgegnete das Mädchen, „der iſt zur Ruhe.“

„Zur Ruhe?“ fragte Cöleſtin, „es iſt kaum halb Neun.“

„Der iſt ganz und gar geſtorben —“ war die faſt höhniſche Antwort.

„Und Frau von Schütz? —“ „Die iſt fortgezogen.“

„Und das Fräulein? —“ Cöleſtins Athem ſtand ſtille, ſo auch der Schlag ſeines Herzens, nur die Uhr viertelte dazwiſchen, als das Mädchen gleichgültig erwiederte: „Fräulein Tony? hat den Herrn geheirathet, der hier wohnte. Er trug immer einen grünen Rock. —“

Der Mond trat hinter eine Wolke und nahm ſeinen Schein von einem Geſichte, das bis zum Tode erblichen war. Cöleſtin ſtammelte mit leiſer Lippe: „Das iſt nicht wahr!“ Dann dankte er für gegebenen Bericht, und ſeine Seele zerriß, da er die wüſte Dirne hinter ſich ſcherzen hörte. Sylvius ehemaliger Wirth, den Cöleſtin in ſeiner

Betäubung aufſuchte, beſtätigte, daß er die lautere Wahrheit vernommen.

„Nun, ſo iſt die Wahrheit ſelbſt eine Lüge!“ ſagte Cöleſtin verſtärkt: „Er hatte ja eine Frau! —“ Der Wirth lächelte. Sein Töchterchen ſah mit unſchuldigen Augen zu ihm auf. Er dachte an das Kind des Freundes, und die ſeinen füllten ſich mit Thränen. Mit zerrüttetem Gemüth verließ er den Ort, alle Nachforſchungen blieben fruchtlos, und Sylvius und Tony verſchollen — bis wir den Schall ſeiner Ankunft hören, und das, was er zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen weiß.

Die beiden Freunde fanden ſich auf einem Zimmer allein zuſammen; die kleine Geſellſchaft hatte ſich bei der Dazwiſchenkunft des Fremden ſogleich aufgelöſ't, Mitternacht war bereits vorüber und alſo der Geburtstag des Adminiſtrators, ein neues Leben ſchien für ihn anzubrechen, aber noch lagen tiefe Schatten auf der Geſtalt, deren erſter Anblick ihn überwältigt hatte. — „Jetzt —“ ſagte Cöleſtin, und ſein Blick drang tief in die verfallnen Züge des Freundes ein, als ſuche er die ehemalige Wohnung ſeiner Zuverſicht, „jetzt, wo ich den Ton Deiner Stimme höre, klingen Saiten mir an, die lange unberührt geblieben, und was ich auch inzwiſchen von Dir vernommen, es iſt mir, als wäre es eine Lüge geweſen. Du wirſt mir die Wahrheit nicht vorenthalten. Man ſagt, Du hätteſt Tony geheirathet — Tony von Schütz, die ich liebte, die ich Dir anvertrauete.“

„Da hat man Dir eine Thatſache berichtet —“ antwortete Jener, und lächelte kalt. „Sylvius!“ rief Cöleſtin mit lodernden Augen, eine Flamme der Beleidigung ſchlug durch ſein Herz.

Und Sylvius ſprach: „Ich war beſtimmt, Dein Retter zu werden — um jeden Preis! ich warf mich auf, Dich zu ſchützen; wer iſt der Menſch, der es wagen dürfte, ſich der Täuſchung für überlegen zu halten? So warf dieſer Hochmuth mich nieder. Wer fallen ſoll, wird zuvor ſtolz.“

„Das Einzige bitte ich, entgegnete der Adminiſtrator, „ſage mir Alles unumwunden; es iſt mir, als könnte ich dennoch nicht an Dir zweifeln.“

„Das darfſt Du auch nicht,“ erwiederte der Freund mit ſchmerzlicher Stimme. „Verrath war meiner Seele fern. Niemand haßt Falſchheit, das Schnödeſte, was ich kenne — aufrichtiger als ich, und doch mußte ich dieſe Larve tragen. Eine eiſerne Hand hat ſie mir abgeriſſen; ich darf nun frei um mich blicken, und ſehe, daß ich allein der Getäuſchte war — daß ich allein bin.“ Cöleſtin reichte ihm ſchweigend die Hand. „Ich will Dir meine ganze Seele enthüllen —“ fuhr Sylvius fort, „wenn anders ein Menſch im Stande iſt, das Gewebe ſeines Innern in all den feinen Fäden aufzufaſſen, aus denen ſein Verhängniß beſteht. — Du weißt, daß ich bald nach Deiner Abreiſe zu Forſtraths zog und mit ziemlich übler Vormeinung gegen das Fräulein; ich nahm mir vor, dieſe Tony, der ich Dich nicht gönnte, ſolle mich nicht beſtechen noch verblenden, nud wenn jeder Blick ihres ſchönen Auges ein Sonnenpfeil wäre. Dieſe feurigen Augen aber zogen Waſſer — ich dachte Deinenwegen, und dieſer Gedanke zog mich an, freundlicher, als ich gewollt, hineinzublicken. Ich fand das Mädchen ſo einfach betrübt, ſo ſchweigſam und unabſichtlich, daß ich nicht begreifen konnte, wie Du Dich ſo gänzlich hätteſt irren können. Das Betragen des Fräuleins ſagte meiner Stimmung zu; daß mich Tony wenig oder gar nicht bemerkte, war mir lieb, der leiſeſte coquette Angriff würde ſelbſt das kühle Intereſſe des Beobachters mit einer Art von Abſcheu — der Ausdruck iſt hart, aber wahr! — von ſich abgewendet, und mein Urtheil vollends verhärtet haben. Ich trug einen Talisman in und auf meinem Herzen, gegen den Zauber der Schönheit, gegen buhleriſche Künſte. Du haſt das Bild geſehen, das auf meiner Bruſt ſchläft — das Original, der Inbegriff meines Lebens ſchlief in fremder Erde, und all mein Glück war mit ihm eingeſargt. Die früher empfangene Nachricht hatte ſich mir damals beſtätiget, daß die Seele meiner Seele, das Weib meines Herzens geſtorben ſei. Die Welt wußte nichts von dieſem Verhältniß und daher auch nichts von meinem Schmerz; was weiß die Welt von den eigentlichen Beziehungen des Menſchen? Sie kennt nur den Schein der Dinge. So hatte mich der Gram in einen Zwinger eingeſchloſſen, worin ich unzugänglich für Alles war, nur nicht für das Unglück. Dich, Freund! hätte ich vor dem längſten wahren mögen — und Tony fand das kleine Pförtchen, und ſchlüpfte durch Mitleid in mein Herz. — Eines Morgens leſe ich Briefe, in Wehmuth aufgelöſ't, daß dieſer himmliſche Geiſt, den ich im Ausdruck der Liebe in jeder Zeile finde, mir entrückt iſt. Da klopft es an meine Thür, ſo ſchnell! ſo heftig-leiſe! wie der Vogel, gejagt vom Sturm, an mein Fenſter pickt. Ich öffne, das Fräulein ſteht draußen. Dieſer unweibliche Schritt macht mich ſtutzen. Doch Tony iſt blaß, der ſcheue Blick niedergeſchlagen — ich darf vermuthen, daß ſie mir etwas Außerordentliches mitzutheilen hat. Ich leite ſie herein zum Sopha. Sie verneint zu ſitzen und ſagt, ſie könne ſich auf keine Ruhe einlaſſen, ſo lange ſie in Furcht und Seelenängſten ſchwebe. Dies ſagt ſie mit gebrochner Stimme und bricht in ein heißes Weinen dabei aus.

Ich bitte Tony, ſich zu faſſen, und faſſe ihre Hand, indem ich mich zu Allem erbiete, was zur Erleichterung ihrer Lage dienen könne. Sie ſah mich an mit thränendem Blick — dieſer Blick rührte mich unbeſchreiblich. Im Leiden iſt Wahrheit — dachte ich, und wie Tony wirklich ſehr ſchön wäre. Haben Sie doch Zutrauen zu mir, Fräulein! ſagte ich, und meine Worte mochten vielleicht einen Anklang jener Regung haben. Dies führt mich zu Ihnen, antwortete Tony; drüben bin ich bewacht und darf mit keiner menſchlichen Seele reden. Ich halte Sie für einen Ehrenmann — war es doch gerade, als wollte ich ſagen Ehemann? — wenn das nicht, würde ich mich wohl über alle Sitte ſo weit hinwegſetzen, Sie in Ihrem Zimmer aufzuſuchen? — Das Mädchen hielt mich alſo für verheirathet. Ich konnte kaum weniger thun, als mir ſelbſt geloben, daß die Wahl ihres Schutzfreundes die arme Tony nicht gereuen ſolle. Sie entdeckte mir nun ihre Bedrängniſſe. Der Onkel war in einem Anfalle von Eiferſucht plötzlich ſo dringend in ſeinem Werben geworden, daß die Nichte zagte, er möchte ihr im Umſehen den Brautkranz mit tölpiſcher Hand auf die weichen Locken ſtülpen. Dann hatte ſich noch ein Freier gefunden, den die Tante begünſtigte, und das war noch ſchlimmer. Frau von Schütz hatte gedroht, ihr Vermögen an Fremde zu vermachen, wenn Tony den Forſtrath heirathe, und dieſer einen Eidſchwur darauf geſetzt, daß er ſeine Hand von ihr abziehen wolle, wenn ſie die ſeinige nicht nähme, oder den ihm verhaßten Nebenbuhler vorzöge, und die Tante hatte öfters Schlaganfälle. — So war Tony in der Lage eines Gegenſtandes, den zwei zankend hin und her zerren, er zerreißt. Abends vorher war eine Scene vorgefallen, der Forſtrath hatte ſich krank geärgert und lag zu Bett. Tony, zum Aeußerſten gebracht, war in einer ſchlafloſen Nacht zu dem Entſchluß gekommen, zu entfliehen. Sie kam, mich um eine Männerkleidung, wie um meinen Rath für mögliche Fälle zu bitten. — Du kannſt denken, Freund! daß ich über dieſen kühnen Einfall erſchrak, und ihn dem Mädchen auszureden ſuchte. Das ſchöne, blühende Geſchöpf, landflüchtig! Ich ſchilderte die Gefahr dieſes Wagniſſes ſo entſetzlich als möglich; doch Tony blieb hartnäckig dabei, ſie könne es länger bei ihren Verwandten nicht aushalten. All meine Mittel ſind erſchöpft, ſagte ſie, auch bin ich wohl zu geängſtet, zu längerem Widerſtande; ich bin nichts, als ein armes, zitterndes Opfer, ſo oder ſo. Fräulein! ſprach ich, Sie haben doch ſonſt die Fähigkeit entwickelt, Ihren Drängern die Spitze zu bieten. — Ach! verſetzte Tony, Sie kennen die Gewaltſamkeit nicht, womit man ſeit einiger Zeit auf mich eindringt; hätte ich mich nur ein Jahr noch behaupten können — ich dachte, ſie wolle damit ſagen, dann würde ihr der Erſatz durch Dich gekommen ſein. Nimm einen Dritten, hatte die Tante geſagt, ſo mag es drum ſein, und Keines von uns hat ſeinen Willen. Ach! ſeufzte Tony, ein anderer Name wäre mir ein anderes Schickſal; der kleine Schütz meines Wappens, der ohne Unterlaß auf mich anlegt, würde zum Schutz für mich, könnte ich ihn tauſchen. — Selbſt eine Scheinheirath würde ich als eine wahre Erlöſung betrachten können. Das Frauenhäubchen wäre mir Fortuna Wünſchhütlein, und ich könnte mich verſetzen, wohin ich wollte. Ein Mädchen iſt gebannt in ſeinen Kreis, und wenn ihn die Hölle umſchriebe. Freilich, auf jede Brücke möchte ich nicht treten. — Ein dunkler Gedanke ſchwebte mir vor, als Tony dieſe Worte ſprach, es war mein Dämon, der mir die verfängliche Antwort eingab: Fräulein! wenn ſich nun ein Mann fände, den Sie der Hoffnung würdigten, auf dieſe Weiſe Ihr Retter zu werden, was dann? — Dann, ſagte Tony, verſpräche ich, ihm das Leben ſo ſauer zu machen, daß er froh und gewiß ſein ſollte, mich nach ſechs Wochen wieder los zu werden; wir würden uns einmüthig über die Scheidung bereden. Ich aber wäre ſelbſtändig, und dürfte mir keine Unbill mehr gefallen laſſen. — Dieſe Idee faßte mich; laſſe Dich aber den Teufel bei einem Haare faſſen, und Du biſt ſein auf ewig! — Wiſſe, Freund! meine erſte Heirath war eine heimliche, die Gattin war nur vor Gottes Augen mein. Hier kam es darauf an, der Gemahl einer Fremden zu ſcheinen, und begierig haſchte ich nach dieſem waghaften Verhältniß, wie nach dem Schatten von meinem verſchwundenen Glück. — Fräulein! ſagte ich, Sie ſprachen vorhin, auf jede Brücke möchten Sie nicht treten? die meinige ruht auf den feſten Pfeilern der Ehre und der Freundſchaft. Wollen Sie Sich mir anvertrauen? Ich entdeckte ihr nun Deine Liebe, und wie Du an ihrem erwiedernden Gefühl gezweifelt und weßhalb Du geſchwiegen. Tony ſchwieg auch. Sie lächelte, reichte mir die Hand, und ſagte: Ich überlaſſe mich Ihnen gänzlich. — Ich wußte nicht, wie mir geſchehen, als ich, nachdem ſie fort war, meine Briefe wieder aufnahm. Welche Reihenfolge von Gedanken ſchloß ſich dem Fragezeichen an, bei dem ich aufgehört? O! warum beherzigte ich jenes warnende Zeichen nicht? — Ich weiß nicht, ob Du je zu der Erfahrung gelangt biſt, daß Niemand größere Gewalt über uns übt, als wer ein früheres Mißtrauen in uns überwunden. — Umſonſt ward ich mir meines Verdachts gegen die liſtige Tücke dieſes Mädchens bewußt, vergebens ſchreckte mich eine ahnungsvolle Scheu, ein unwürdiges Gaukelſpiel zu treiben, hundert Scheingründe bekämpften mein ſträubendes Gefühl. Wie viele erbärmliche Motive ſchließen nicht täglich Ehen? dachte ich; mein raſcher Entſchluß entſpränge mindeſtens dem redlichen Willen, Freiheit und Liebe, dieſe höchſten Güter, Andern erwerben zu helfen. Ich wollte eine Sclavin löſen und ſie heilig halten, die Braut meines Freundes. Was nun folgt, kann ich nicht folgerichtig beſchreiben. Es iſt nur ein wüſter Traum, den ich mir nicht deutlich machen darf, wenn ich nicht von Sinnen kommen will, daß ich es damals war. Ich warb um Tony; Frau von Schütz ſagte mir ohne Weiteres ihre Nichte zu, ich fand nicht einmal die leiſe Zurückhaltung der Schicklichkeit. Man hielt mich für reich, um eine Bürgſchaft für meinen Charakter, für alles Weſentliche kümmerte ſich die Tante nicht, und mir blutete das Herz, daß die arme Tony ſo waiſenhaft verlaſſen wäre von mütterlicher Fürſorge. Von einem Mitbewerber war die Rede auch nicht, es ſchien, als ob Frau von Schütz eine gegenſeitige Neigung zwiſchen uns vorausſetze. Der Forſtrath lag ernſtlich krank. Wenn er ſtürbe, Ihr Onkel, Fräulein, ſagte ich, ſo wäre ein Grund gehoben — gereut es Sie ſchon? fragte mich Tony mit aufreizendem Spott, ich ſage Ihnen, es iſt deſſenungeachtet nothwendig, daß Sie Sich meiner annehmen. Ich war bereits zu ſehr von dieſem in ſeiner Art einzigen Verhältniß befangen, um es noch durchaus beherrſchen zu können. Noch benahm ſich Tony mit jener Behutſamkeit gegen mich, deren ich auch bedurfte. Sie hielt mich an der feinſten Kette. Wenn andere Brautleute von der Ewigkeit ihrer Liebe reden, ſo flüſterte Tony mir zu, in welcher Kürze unſere Trennung zu beſchleunigen wäre. — Ich ſollte ſie unter dem Vorgeben einer Reiſe nach meiner Heimath in Sch—. bringen, wo eine Geſpielin ihrer Kindheit glücklich verheirathet lebte; dort wären wir weit genug, meinte ſie — um unſer Scheiden in eine Nebelferne einſchleiern zu können. Dies war wohl recht gut; aber ich athmete ſchwül, ich athmete Gift, der Keim einer Krankheit ſetzte in mir an. Ein ängſtliches Schwanken, ein Schwindel von Unſicherheit hatte mich ergriffen, ein Zuſtand ängſtlicher Betäubung ließ mich nicht mehr feſten Fuß faſſen auf irgend einem vernünftigen Grunde. Doch laſſe mich kurz ſein — Lieber! mein Schmerz iſt dennoch lang."

„Ha! ich ahne —" ſagte Cöleſtin, der bis dahin regungslos zugehört. „Nein, es kommt über Erwarten —" fuhr Sylvius fort, „höre nur weiter! Frau von Schütz machte mir den Vorſchlag, mich je eher, je lieber trauen zu laſſen, weil man nicht wiſſen könne, welchen Ausgang die Krankheit ihres Bruders nähme. Dann wolle ſie, ginge er mit Tode ab, unverweilt dieſen Ort verlaſſen, und Gott danken, den Leichtfuß, die Tony, wie ſchwer laſſe ein Mädchen ſich hüten — unter der Obhut eines Mannes zu wiſſen, eines Mannes, dem ſie nun pöbelhaft die unverſchämteſten Schmeicheleien ſagte. — Tony hatte mir entdeckt, daß ſie ſich durch die Freigebigkeit des Onkels ein hübſches Capital geſammelt, wovon ſie bequem ein paar Jährchen zu leben gedenke. Es war etwas in dieſer Vorſichtigkeit, was mir mißfiel; doch auch dies Mißfallen an dem berechnenden Talent, einen verliebten Thoren zu bevortheilen, mußte Zeit haben, um nachzuwirken. — Auf Tony's Anſtiften gab die Tante die Ausſtattung der Nichte in Geld, weil wir ja reiſen wollten, und zwar vom Hochzeittage aus; der Zuſtand des Forſtraths, die Schonung für ſeine Schwachheit, diente zum Behuf dieſer Wegeile. — Wir wurden im Armenhauſe copulirt, ich, der Bräutigam, der Aermſte von Allen, die der Ceremonie zuſahen. Ich leiſtete den falſchen Schwur, innen verneinend, wie die Juden — ich gab Tony einen falſchen Namen, denn auch Du, Lieber, kannteſt meinen wahren nicht. Die warme Mondnacht wollten wir zum Fahren benutzen und mit der Dämmerung abreiſen. — Ich hatte mich ſchon ſeit einigen Tagen nicht ganz gut gefühlt; die Wiege des Wagens ſchaukelte den tobenden Kopfſchmerz nicht zur Ruhe, ich lag zwiſchen Schlummer und Traum, und ein Cyklop arbeitete in meinem Gehirn. Ein Hauch von Feuer ging aus von meiner Stirne, mein Athem dampfte Gluth, zugleich ſchlich ein ſchauerndes Fröſteln und Ziehen durch meine Glieder, und die Füße zitterten mir auf der weichen Decke. In welche phantaſtiſche Welt ſchien der ſchöne ſtille Mond! Ich drückte die Augen zu, weil jeder Blick mich ſchreckte und ſchmerzte; die Braut ſchlief ſanft an meiner Seite. — Als ich erwachte, fand ich mich mit dumpfen Bewußtſein in fremden Umgebungen. Ich lag im Bett, unter dem Gebälke eines ländlichen Stübchens; ein ſtarker, betäubender Geruch von Moſchus wirkte auf mich ein. Tony ſaß auf einem roth und blaugemalten Schemel in meiner Nähe, ein dicker Mann ſtand vor ihr, und großäugig ſchauete ſie zu ihm auf. Ich rief ſie leiſe. Sie ſtieß einen Freudenſchrei aus, und ſtürzte in froher Haſt zu mir hin. Der Dicke, es war der Arzt — wünſchte mir mit fetter Stimme Glück, ich hatte dreizehn Tage in einem Nervenfieber gelegen. — Der kleinen Frau nur, ſagte der Licentiat beſcheiden, als Tony ſich auf einen Augenblick entfernte, verdanken Sie nächſt Gott Ihr Leben. Sie iſt nicht aus den Kleidern und von Ihnen weggekommen. Solch eine wackere Pflegerin lobe ich mir. — Tony, ſprach ich, als wir allein waren, der Arzt hat mir geſagt, wie viel Sie für mich gethan, es iſt nun der Güte genug. Denken Sie an Sich, an das eigene Wohl — ich bin Ihr ewiger Schuldner. Lachend antwortete Tony: Das wäre mir was! der Himmel ſelbſt hat mich in mein Recht eingeſetzt, woraus ich mich nun nicht mehr verdrängen laſſe. Und wenn Du mich noch einmal Sie nennſt, ſo ſage ich dem Doctor, daß Du noch immer phantaſirſt, mich nicht erkennſt für Deine Frau, und die Cur geht von neuem an. So ſprach ſie mit reizender Gutherzigkeit; ich fühlte mich Tony nun wirklich verbunden. Luſt des Lebens und der Liebe wallte wieder auf in meiner Bruſt, meine Seele ſtrömte gegen die ihre. Sie ſetzte mich in tauſend kleine Verlegenheiten vor dem Arzt, und zwang mir die Rolle eines Ehegatten auf. Sie überwältigte mich durch trautes zärtliches Zudringen an mein Herz, ich war ganz in ihren Feſſeln.« — Der Adminiſtrator machte eine ſchmerzhafte Bewegung. Sylvius hielt einen Moment inne, dann fuhr er mit ſteigendem Tone fort: »Freund! ſprich keine Entſchuldigung für mich an? Verſetze Dich an meine Stelle. Ich dachte an Dich mit einer Wehmuth, die mir Dein Andenken trübte. Allmählich ging mir der Gedanke auf, daß eine geheime Leidenſchaft meine Handlungsweiſe geleitet hätte, der ich willenlos nachgegeben, wo ich nur dem Drange der Umſtände zu weichen glaubte. Jetzt mußte ich an meiner Liebe halten, ſollte ich nicht in die tiefſte Scham verſinken. Ich war mir ſelbſt ein Räthſel geworden und wünſchte aufrichtig, der Tod möchte es löſen. — Aber ich genas; nur ein krankes Gefühl innerſter Schwäche vermochte ich nicht zu überwinden. Wie Alpen laſtete es auf meiner Seele, Freiheit und Kraft lagen hinter mir — und ich meinte dieſer Schwermuth zu erliegen. Ich dachte nunmehr ernſtlich daran, wo meines Bleibens ſein würde. Nirgend! ſagte eine Stimme tief in der Bruſt. Mein Vater lebte noch; ich war ſein Aſſiſtent geweſen, ſeine Stelle war mir beſtimmt. Ein Sehnen wie Heimweh zog mich nach dem Orte, wo ich den väterlichen Greis einſam wußte. Ich wollte ihm Tony als Tochter zuführen und den Herd meines Glückes häuslich bauen. Mein Arzt forderte, daß ich mich nicht übereilen ſollte, auch meine Kräfte forderten das. — So verließen wir das Dorf, wo ich an einen denkwürdigen Abſchnitt meines Lebens gekommen war, und zogen unſere Straße. Eines milden Abends im Frühherbſt gelangten wir in ein paradieſiſches Thal; durch eine Gebirgsſchlucht ſah man, eine Stunde davon entfernt, einen berühmten Brunnenort liegen, und ein bläulicher Duft, wie von den Stahlkräften der Quelle aufſteigend, webte geheimnißvoll um die glänzenden Gebäude. Das nette neue Wirthshaus, woran wir hielten, war im Widerſpruch zu ſeiner Beſtimmung, in den Reiz der Ruhe eingehüllt. Eine junge Frau, blond wie ihr Flachs, ſaß und ſpann, eine Reihe ſteinerner Brunnenkrüge, in denen die Sonne erfunkelte, war aufgepflanzt. Gegenüber lag auf Felſen erhöht ein altes Schloß von gothiſchem Bau. Das Waſſer, das ich trank, war köſtlich, ich äußerte mich begeiſtert über dieſen Aufenthalt, und Tony ſprach: Ei! ſo laſſe uns hier raſten und trinke Dich ſatt! — O! hätte ich Lethe getrunken! — — — Wir blieben da. Ich ſaß im Garten und ſtarrte hinüber nach dem Schloß. Der linke Flügel nur ſchien bewohnt; ein Fenſter ſtand offen, und der Wind blähte die weißen Vorhänge. In dieſem Spiel der Luft wehete mich der Odem eines befreundeten Geiſtes an, ich fühlte mich warm durchdrungen. Meine Gedanken ſchlüpften in die Falten des kleinen Segels, und ſchifften über das tiefe, ſtille Meer der Ahnung. Tony kam und ſagte, ich ſäße gleich dem Ritter Toggenburg — und ſähe ſo blaß aus wie eine Leiche. Sie war ſo zärtlich, wie noch nie. Ihr Eingehen in meinen Wunſch, ihr Anſchmiegen an meine Stimmung that mir wohl. Die trauten Beziehungen eines innigen Zuſammenlebens hatten zwiſchen mir und meiner erſten Frau nicht Statt gefunden. Dieſe war mir eine hohe Braut geweſen, zu der ich mich im Verhältniß der Leidenſchaft befand, gedemüthiget, mein Recht verleugnen zu müſſen vor den Menſchen; in den Augenblicken, wo ich mein Eigenthum an mich riß, fühlte ich mich einen Gott. Wie anders mit Tony! Hier verhindert mich der wunde Stolz des Gewiſſens, den Begriff der Ehe zu faſſen; aber ich empfand mich geliebt. — Sie lehnte den Kopf an meine Schulter und flüſterte mir ſüße Worte der Beſorgniß zu. Ich ſcherzte, ſie würde ſich zu tröſten wiſſen, wenn ich auch ſtürbe. Ein weiblicher Charakter, wie der ihre, könne der Stütze entbehren, und ich ſei doch nur ein wankender Stab. — Tony ſchmollte. Glaube nur, Geliebte, ſagte ich mit verſtärkter Stimme, indem ich ſie an mich drückte, kein Menſch, wenn er hinweg iſt, macht eine Lücke, die nicht irgend womit ausgefüllt würde; kein Geſtorbener, käme er wieder, und wären tauſend Thränen um ihn gefloſſen — fände mehr Raum in der Welt, die ſo drängend iſt im Erſatz. Die Geſchichte jener lebendig begrabenen Frau, die da heimkehrt zu nächtlicher Stunde und vergebens an Haus und Herz der Ihrigen pocht, die ſie nicht kennen wollen und für eine blaſſe geſpenſtiſche Lüge halten, ſo daß ſie wieder zurück muß in die Wohnung der Todten, um dort

Herberge zu ſuchen, iſt von ergreifender Wahrheit. Das Grab iſt allein zuverläſſig. Als ich dies ſagte, überrieſelte mich das leiſe Geräuſch naher Schritte mit einem wunderſamen Schauer. Eine weiße Geſtalt geht, nein, ſchwebt hurtig an uns vorüber, ſo daß ihr langes Kleid die Grasſpitzen hörbar tüpft. Sie wendet das Geſicht, vom grünen Schirm des Hutes magiſch entfärbt, nach unſerer Gruppe — ich hielt Tony umfaßt. O! ich kannte dies bleiche, ſchöne, liebe Geſicht gar wohl. Mit einem Blick im Fliehen ward mir mein Urtheil zugeworfen; nur einen Moment ſah ich in dies blaue Auge, in meinen verſcherzten Himmel —, es war meine Frau.“

„Allgerechter Gott!“ rief der Adminiſtrator, als gäbe ihm die Erſcheinung einer Mitbetheiligten das Recht, laut zu werden, „und Du irreſt Dich nicht?“

Sylvius lächelte. Dies Lächeln, ein Schattenriß jener Viſion, ſchnitt ſeinem Freunde in die Seele. Er ſprach: „Ich ſage Dir, bei dem lebendigen Gott! ſie war es wirklich. Ein kleines, blankes Schlüſſelbund an ihrem Gürtel klirrte, da ſie in achtloſer Eile über eine Baumwurzel ſtrauchelte. Sie trug einen Zweig Ebereſchen in der weißen Hand, die lagen verſtreut auf dieſer Stelle, da ich ſie ſuchte, wie Blutstropfen, die von meinem Herzen abgeträufelt wären. Frage nicht, wie mir geweſen; ich weiß nichts von jener Zeit. Tony glaubte, daß ich mir einen Rückfall der Krankheit durch Erkältung zugezogen hätte. — Wer war die Dame? wo iſt ſie hin? fragte ich die Wirthin, und meine Zähne ſchlugen an einander. Ich erhielt keine andere Auskunft, als den Beſcheid, es wohnten ein paar Brunnengäſte auf dem Schloſſe, ein Herr und eine Dame, dieſe würde es wohl geweſen ſein; ſtille, vornehme, abſonderliche Leute.

ſagte die Frau mit einem Fingerzeig gegen die Stirne, die das Geräuſch nicht lieben und Niemand etwas zu Leide thun. Sie mochte meine Geberde für Furcht halten. — Die Nacht kühlte mich nicht; ich lag in Angſt gebadet. Noch war die Sonne nicht aus dem Morgenthor gegangen, da läutete ich ſchon an dem des Schloſſes. Ein ſchlaftrunkener Wächter that mir auf und ſchnaubte Grimm; doch der wilde Mann auf dem Goldſtücke, welches ich ihm vorhielt, machte ihn zahm. Er habe ſtrengen Befehl, Niemand einzulaſſen, ſagte er, ſeit geſtern Abend. Auch ſei die Gräfin unpaß. Alſo krank! dachte ich. Wer krank iſt, lebt doch! ich aber war gekränkt bis zum Tode. Und als die Thürflügel hinter mir zufielen, fühlte ich mich von jeder Hoffnung auf ewig ausgeſchloſſen. Willenlos ließ ich nun Tony über mich verfügen, die unſere Weiterreiſe beſchleunigte. Sie weinte im Wagen — ich ſprach kein Wort, ein Laut von meinem Schmerz hätte mir die Bruſt geſprengt. In der nächſten Stadt ging Tony aus und kam mit einem Doctor wieder, den ſie ſelbſt geholt hatte. Es war ein ehrwürdiger Mann, der mir Zutrauen einflößte. Er tadelte collegialiſcher Weiſe meinen vorigen Arzt, der mich ſo früh in der Reconvaleſcenz nicht hätte reiſen laſſen ſollen, und meinte, nun müßte ich acht Tage Quarantaine halten, ich bedürfe Ruhe. O Gott! — Sein Auge ſchien mit Liebe auf Tony zu verweilen, die, wie er und ſeine Frau gefunden, ihrer einzigen Tochter ſehr ähnlich ſähe, welche ihnen vor zwei Jahren eine anſteckende Krankheit entriſſen, wozu der Vater ſelbſt den tödtlichen Stoff herzugetragen. Wie rührend ſchilderte der Mann mir dieſen Schmerz! — Er bat mich, der armen Mutter den Troſt dieſes Anblicks zu gönnen, und während unſeres Aufenthalts freundlich zu ihnen zu kommen.

Dieſe herrlichen Menſchen werde ich nicht vergeſſen. Mir kam der Gedanke, Tony, die ich beſſer nicht aufgehoben wüßte, bei ihnen zu laſſen, allein in meine Heimath zu reiſen, das Terrain zu recognoſciren und ſie dann abzuholen. Tony ſchien dieſes Vorſchlags froh, der Doctor und ſeine Frau gingen mit Vergnügen darauf ein. Ich athmete freier und fühlte mich erlöſ't, da ich im Wagen ſaß. Der Unglückliche, allein neben Andern, findet Troſt darin, einſam zu ſein, und der Gram iſt ein unduldſamer Gefährte. Mein alter Vater empfing mich mit großer Rührung. Er kannte den Sohn kaum mehr, ſo hatte ich mich verändert. Ich wagte es, ihm mein Unglück zu bekennen. Es floß eine große Kraft von ihm aus — und ſein ſanftes Wort fiel wie Thau in meine brennende Seele. Sylvius, ſagte er, Du haſt ein gefährlich Spiel geſpielt, und ich fürchte, Du haſt es verloren — finde Dich nur darin; den Vater ſollſt Du ſtets in mir finden. Ein Zurückgehen in ſeine alten Verhältniſſe iſt dem Menſchen immer unmöglich, jede Stunde reißt uns von der vorigen ab, und der zerriſſene Faden einer Fügung läßt ſich nicht haltbar wieder anknüpfen. Gott fügt zuletzt doch Alles wohl. Ermanne Dich, mein Sohn! der Muth hilft Berge tragen, und der Glaube verſetzt ſie. — Wie oft hatte ich dieſes frommen Glaubens heimlich geſpottet! Jetzt neidete ich meinem Vater ſeine ſtille Gelaſſenheit. Er war es zufrieden, daß ich ihm Tony brächte. Wir wollen ſehen — ſagte er mit bekümmertem Blick. Ich will Tony alſo holen. Auf der Straße jener Stadt begegnet mir mein alter Doctor. Er erkennt mich beſtürzt und ruft: Nun, es iſt doch kein Unglück vorgefallen? Ich frage: Wie ſo? — Tony war ſeit fünf Tagen fort, vorgebend, Nachricht von mir erhalten zu haben, daß ich mein Verſprechen unmöglich erfüllen könne, und dringend nach ihr verlange. Die Frau des Doctors zitterte an allen Gliedern, ich ſah, man verſchwieg mir etwas. Auch liegt ein Brief an Sie da, ſagte Jene, der den Tag nach der Abreiſe Ihrer lieben Frau ankam, mit dem Vermerk, daß wir ihn aufbewahren ſollten, bis daß er abgeholt würde; dieſer Umſtand iſt uns ſehr aufgefallen. — Tony ſchrieb mir: Von den letzteren Erfahrungen überzeugt, mit welcher Aufopferung ich mich ihrer angenommen, wolle ſie mir nicht länger beſchwerlich fallen, und ich dürfte ſie um ſo ruhiger ihrem Schickſal überlaſſen, als ſich ein Begleiter für ſie gefunden, der die Pflicht, ſie zu beſchützen, für ſein Glück halte, und mit Freuden jede Verantwortlichkeit auf ſich nehme. Böslich habe ſie mich nun zwar nicht verlaſſen, was uns ſogleich ſcheiden werde — aber ich könne immerhin darauf klagen, und auf was ich immer wolle. Sie ertheile mir die unbedingteſte Vollmacht für alle Fälle der Schuld und wünſche mir wohl zu leben. — Bei dem unverkennbaren Leichtſinne in dieſem Schreiben, war es mir, als ob ein Fenſter zerſpränge; freie Luft ſtrömte mich an, und ich ſah Alles, Alles ein!“

„Sieh!“ ſagte Cöleſtin mit einem Klange der Rede, als hätte eine lange Diſſonanz ſich gelöſ't, „ſo hat auch Dich dieſe falſche Tony nicht geliebt. Sie iſt eine Schauſpielerin, die heute im Fache der Intrigue ſiegt, und morgen als gedrückte Unſchuld rührt. Du warſt nur ein Mittel ihres Talents und ihrer Zwecke. Sie hat Dich zu der ſchwerſten Rolle gezwungen. Armer Freund! ich muß Dich beklagen und mich dazu, daß ich Veranlaſſung dazu gegeben. Sprich mir nicht davon, daß ſie Dich gepflegt, Dir Güte und Liebe bewieſen, auch eine Actrice fühlt, und vergießt natürliche Thränen; es liegt eine Fähigkeit in der Lüge, daß ſie ſich ſelbſt für wahr hält. — Wer war denn aber das neue Opfer ihrer aimablen Kunſt?“

„Ein junger Mediciner, ein Libertin, der Beſchreibung nach,“ antwortete Sylvius „der, zur Zeit Secondairarzt des alten Doctors, Gelegenheit gefunden, mit Tony ſchnell bekannt zu werden. Das Aehnliche findet ſich bald aus. Er hatte einen Ruf nach Liefland erhalten — Tony war immer fortſchreitend. Sie ging mit ihm, und die treue Aufſicht jenes würdigen Paares ward getäuſcht.

„Und Du?„ fragte der Adminiſtrator. „Und ich?“ fragte Sylvius mitleidig zurück und ſprach: „Es giebt Erfahrungen, welche durch ihre glühende Reize die ganze Ichheit in ein fremdes Gefühl verſchmelzen. Ich hätte Gott danken mögen: aber ich konnte nur ſein Wunder denken. Als jener reine Geiſt erſchien, verſchwand der Trug des Blendwerks; denn die Liebe iſt Licht! iſt Befreiung! — Unſere Ehe war null und nichtig. Ich eilte ohne Weilen zu meinem Vater, ihn der Sorge um mich zu entheben. Gern hätte ich ihn unterſtützt mit meiner beſten Kraft, dieſe war mir hin. Eine Zeit lang ſah er meinen ohnmächtigen Verſuchen zu, mich zurecht zu finden, dann ſagte er: So geht es nicht, nein Sohn! gehe nur in die weite Welt, und wenn ich auch unterdeſſen in die Enge geriethe. Der gute Greis! ach! ich verſtand ihn, obgleich ein väterliches Lächeln mich über den düſtern Sinn dieſes Ausdrucks täuſchen ſollte. Unſere Familie ſtammt urſprünglich aus Caſtilien. Dahin reiſe! ſagte mein Vater, der es wußte, daß, dies Land zu ſehen, ein früher Wunſch meines Lebens geweſen war. Die ſpaniſche Sprache, unſer Muttertheil, hatte ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt; wenn auch das Wenige, was ich überkommen, nur ein Stammeln genannt werden konnte, deutlich machen konnte ich mich doch. O mein Freund! dieſe Reiſe war mir wie eine Wallfahrt, und mit büßender Seele trat ich ſie an; ich hoffte, mich müde zu träumen an der Wiege meiner Väter. Etwas Schöneres als die Einſiedeleien dieſes Landes giebt es auf der ganzen Erde nicht. Wo die Natur eine ſtille Capelle gebaut, da finden ſich auch Spuren der Hausaltäre, und ein Hauch ſüdlicher Gluth weht unter dieſen heiligen Schatten. Man ſieht, der Menſch hat die Hand nur leiſe heben dürfen, um das Höchſte in Beſitz zu nehmen. Die reizende Ueppigkeit des Bodens ließ mein armes Herz freudeleer, der Glanz der Städte ſchimmerte mir kein Glück vor, die Verwickelungen der Politik zogen mich nicht an, nur die Poeſie der Einſamkeit war es, was mich rührte. Ich zog hin, ich zog her — die Zeit zog auch vorüber; ich forſchte nach der Quelle meiner Abkunft — der Ruhe Quell in meiner Bruſt war mir verſchüttet. So hatte ich kaum gemerkt, daß meine Barſchaft zu Ende ging. Der Schmerz, welcher den Geiſt reift, iſt in Betreff auf zeitlichen Vortheil ein Mündel unſeres Herrgotts. An den Pyrenäen traf ich einen Deutſchen. Ich fand Gelegenheit, ihm einen wichtigen Dienſt zu leiſten, dann fand ich etwas Seltenes: einen Dankbaren. Ich konnte ſeine großmüthige Erkenntlichkeit nicht ablehnen. Wir blieben eine Weile zuſammen. Er entließ mich nicht, ohne mir das Verſprechen abgedrungen zu haben, daß ich, wären meine Verhältniſſe zu löſen, mich ſeinem Schickſal, ſeinem Glücke auf immer anſchließen wolle. Er war ein ſehr bevorzugter Mann, unabhängig, und begünſtiget zu der Freude, ſeinen Freunden nützen zu können. Mein Vater war todt, ſeinen Ehrenplatz nahm ein Anderer ein, Fremde ſchalteten und walteten an heimiſcher Stelle, überall vermißte ich das Geliebte. — Ich ſehnte mich, ach Cöleſtin! ich ſehnte mich unausſprechlich zu Dir! — Einmal nur wollte ich Dich wiederſehen und Dir ſagen, wie Alles gekommen. Dann ſcheide ich für immer. Ich habe die Schuld bezahlt — wirſt Du ſie auslöſchen in Deinem Herzen?“

Der Adminiſtrator heftete einen langen, feuchten Blick auf ſeinen Freund und ſprach: „Laſſe es doch gut ſein. Dein Andenken war mir nie ſo verwiſcht, daß ich Dich nicht wieder erkennen ſollte. Gott tilgt Alles! von den meiſten Tugenden heißt es: ſie werden einſt nur vergeben. Du biſt mein Freund und bleibſt bei mir.“

Sie hielten ſich ſchweigend umfaßt — ihre Herzen ſchlugen hoch an einander, keine Liebe reicht an die verzeihende.

Am ſolgenden Morgen hatte Frau Fabia eine lange geheime Unterredung mit dem Freunde ihres Schwagers. Sie ſchien einen alten Bekannten in ihm wiedergefunden zu haben; ohne lebhaft laut über dies erneuerte Verhältniß zu werden. Und daß auch hierin die beiden Schwägerinnen zu gleichen Theilen gingen, geſchah es, daß, ehe die Winterſonne deſſelben Tages ſich neigte, Thereſe bei der unvermutheten Ankunft des Lieutenant Feldmeiſter in dem Neffen des Majors jenen Officier erkannte, der mit entſchloſſenem Muthe ihr mütterliches Gut vor gänzlicher Einäſcherung geſchützt hatte.

Auch Rudolph ſtand betroffen, da er die ſchöne junge Frau erblickte. Eine Feuerröthe, der Wiederſchein jener Flammen, ſchlug in ſeinem Geſichte aus, und eine Wunde, die er im polniſchen Kriege davon getragen, ſchmerzte ihn tiefer, als die erſt geheilte. Er nannte die Gattin des Conſtanz, „mein gnädiges Fräulein.“ Thereſe hatte ſich reizender noch entfaltet; ihre Augen leuchteten unſtät und frühlingskräftig wie Sterne am Firmament einer warmen Mainacht, der Blick einer Frau iſt ein ſanftes, ſicheres Licht am häuslichen Horizont. Sogar in dieſer kalten Jahreszeit verſchmähete Thereſe das Häubchen, und trug das Haar üppig frei, als könne ihr Flatterſinn ſelbſt einen Zwang von Flor und Band nicht dulden. Alle ihre Bewegungen hatten den tanzenden Rhythmus der Freude; der Gang einer Hausfrau iſt ſchwerfällige Proſe und ſchreitet nur unter dem Klingklang eines Schlüſſelbundes einher. Kein Gewicht dieſer Art beſchwerte den Gürtel dieſer leichten ſchwebenden Geſtalt. Zwar hing in ihrem rechten Ohr ein winziger Schlüſſel von Gold und Demant, und in dem linken das dazu paſſende Schloß; doch ohne daß der erſtere etwas Anderes eröffnet, als den Geſchmack im Putz — das letztere ein volles Herz bewahrt hätte. —

Als Rudolph nun hörte, daß er eine Strohwittwe vor ſich ſähe, da meinte er, ſeine Hoffnung, daß der Zufall ihn wohl nicht umſonſt mit dieſem anziehenden Weſen zuſammenführe, wäre auf eine taube Aehre gefallen.

Auch Thereſe fühlte ſich durch den Anblick des Lieutenants in die Vergangenheit entrückt. Sie hörte im Geiſte das Schießen der Feinde — Thränen ſchoſſen in ihre Augen und ſchleierten das Bild der blaſſen Mutter ein.

Als der Major ſeinem Neffen die Verhältniſſe des Hauſes aus einander ſetzte, konnte Rudolph vor Allem die ſeltſame Ehe nicht faſſen. Er ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Sie kann nur an den Mann im Monde verheirathet ſein.

Nur dieſe Entfernung und die Kälte des Planets macht es denkbar, ſolch ein himmliſches Weib Jahre lang miſſen zu können. Und welche Gleichgültigkeit liegt darin, eine Frau, wie dieſe, dem Bruder zu überlaſſen, der doch ziemlich jung und ein ſehr hübſcher Mann iſt! — Die vertraulichen Beziehungen ihres Zuſammenlebens —“ „ſind eine Höllenplage für ihn, der gern friedlich wäre,“ unterbrach der Major ſeinen Neffen, indem ein ſarcaſtiſches Lächeln des Oheims dem Lieutenant zu denken gab. „Es iſt ſehr möglich,“ fuhr Jener fort, „daß dieſer ärmſte Prälat ein Cölibataire bleibt, wie ſeine geiſtlichen Namensbrüder, bloß weil er das Glück genießt, der Schutzherr zweier Frauen zu ſein. Wer mit der Schönſten familiair umzugehen ein Recht hat, verliebt ſich ſelten in ſie. Du, mein Junge, ſprichſt wie der Blinde von der Farbe.

Die Schwägerſchaft nahm plötzlich wandelnd eine hellere in den Augen des Neffen an.

Das Leben der Hausgenoſſen im Stifte geſtaltete ſich nun um vieles anders. Der Adminiſtrator war ſichtlich erheitert, ſeit er den Freund zur Seite hatte, und ſeine Geſundheit kräftigte ſich zuſehends. Sie ritten täglich zuſammen aus, Pläne zu Verbeſſerungen der Güter beſchäftigten ſie daheim. Ein gemeinnütziger Ernſt, der ſich gegenſeitig mittheilte, ließ ſie Bedacht auf Alles nehmen, was dem Wohl der äußern Angelegenheiten förderlich werden könnte. Sie tauſchten ihre Anſichten aus — und ein ſolcher Freund hatte dem Verweſer nur gefehlt, daß er ſeine Stellung ſich mit Luſt und Liebe aneigne. — Der Oberförſter war ein bejahrter Mann; Cöleſtin dachte, ſeinem Freunde zu dieſem Poſten helfen zu können, ſo würde die Zukunft ſie nicht mehr trennen. Auch gab es für einen ſo fähigen

Kopf auf jeder Stelle Beſchäftigung, und Sylvius nützte den Renten des Kloſters, während er der Gaſt des Hauſes war und blieb. Andererſeits war dem Adminiſtrator nicht minder geholfen. Er ſchloß ſich lediglich an den Gefährten an, und vergaß über ihrem männlichen Thun, was er längſt hätte laſſen ſollen, ſich der Zufriedenheit ſeiner Damen anzunehmen. Ob die Frauen ſich vertrügen oder nicht, es kümmerte ihn kaum noch, und Sylvius überzeugte ihn vollends, daß die Weisheit und Gerechtigkeit in höchſter Perſon weibliche Anſprüche nicht auszugleichen vermöge. — Seit die Schwägerinnen keinen Schiedsrichter mehr hatten, brauchten ſie auch keinen mehr. Frau Fabia war aus ihrem frommen Hinbrüten aufgeſcheucht worden. Sie ging geſellig in manche ihrem Weſen fremdartige Idee ein, und war nicht ſo finſter als ſonſt. Die tiefe Fuge ihrer Tonart hatte ſich in Harmonie gelöſ't, und ein beſſerer Einklang zwiſchen ihr und Thereſe niemals Statt gefunden. Fabia's Sorge um den Schwager wendete ſich, da er geſund geworden war, mehr ſeinem Freunde zu, der an einer unheilbaren Krankheit des Gemüths zu leiden ſchien. Sie achtete ſelbſt weniger auf Joſephine. Dieſe brachte jeden Augenblick, der zu erübrigen war, bei der Nonne hin, da Schweſter Veronica ſich der fremden Männer wegen zurückgezogen hatte.

Thereſe war liebenswürdiger als je. Sie machte tauſend kleine liebreizende Gefälligkeiten geltend, die ihr zu Gebot ſtanden, und ſelbſt Fabia mußte ſich geſtehen, daß, wenn ſie *wolle*, ihr nicht zu widerſtehen ſei. Sie entſchuldigte heimlich den Adminiſtrator, daß er parteiiſch geweſen. — Und ſeltſam! gerade jetzt zeigte ſich Cöleſtin ſo kühl und ſelbſtändig, als hätte dieſer Zauber ſeine Kraft an ihm verloren. —

„Der alte Feldmeiſter iſt aus dem Felde geſchlagen —“ ſagte der Major zu dem jungen, und leiſe ſprach in ſeinem Tone eine krankhafte Empfindlichkeit an. „Dieſer Freund, dieſer Fremde, der mir nicht ſonderlich behagt, füllt die Zeit und das Herz des Adminiſtrators aus. Ein Glück, daß ich Dich hier habe, Rudolph.“ Fauſt knurrte eiferſüchtig, als der Oheim bei dieſen Worten dem Neffen die Hand reichte.

In der That würde die Freundſchaft des Majors kaum einem Gefühl der Zurückſetzung entgangen ſein, wie wenig Cöleſtin ſich auch derſelben bewußt geweſen, wären häufige Anfälle der Gicht, die den Erſteren an ſein Zimmer feſſelten, und die Anweſenheit des Lieutenants nicht zur Entſchuldigung für den Adminiſtrator geworden. So oft das Befinden des Majors leidlich war, vereinigte ſich die kleine Geſellſchaft. Dann ſpielte Rudolph mit Thereſe Schach, und immer ward ſie ſeine Siegerin. Es gelang ihm nie, den Ruhm ſeines Namens gegen ihre kleinen Kunſtgriffe zu behaupten. „Einmal gewinne ich doch!“ ſchwor er bei jeder Niederlage. Thereſe lächelte nur.

Wenn der Hauptmann erzählte, der ganz Europa durchreiſ't ſein wollte, dann ſah Rudolph zu Boden auf die Spitze von Thereſens Fuß, und mit ſo tiefſinnigem Blick, als gälte es, die Pointe ſeines Lebens ins Auge zu faſſen. Der Oheim drohete ihm einſt mit dem Finger. „Du denkſt gewiß an die Geſchichte vom Pantoffel —“ ſprach er neckend, „höre doch unſerm Moorhauſen zu, der eine lebendige blaue Bibliothek aller Nationen iſt.“ Er klopfte den Hauptmann auf die Uniform — dieſer, unwiſſend über jene Sammlung Mährchen, machte eine geſchmeichelte Miene. —

Frau Fabia ſah es gern, daß Joſephine ſo wenig Intereſſe an der Nähe des jungen Officiers nähme; für Syldius hingegen äußerte das Mädchen eine ſtille innige Theilnahme, welche ihre Pflegemutter vollkommen zu billigen ſchien. Er ertheilte auf den Wunſch derſelben Joſephinen wiſſenſchaftlichen Unterricht, und ein zartes geiſtiges Band hielt den Lehrer und die Schülerin zuſammen, oft lange über die gegebene Stunde, und auch außer der Zeit, welche dieſem Zwecke gewidmet war. Und Fabia zürnte nie, wenn Joſephine lernend oder liebend nach ihrer Weiſe einen Auftrag verſäumte. Genug, aller Kampf, ſogar der Streit der Pflichten ſchien zu Ende, ſeit das Opferfeſt zum Geburtstag des Adminiſtrators unterbrochen worden war, und die Weihnachtsglocken hatten längſt ausgeklungen, als unſichtbare Engel noch immer über der Kloſterflur von Sanct Capella ſchwebten, welche ſangen: „Friede auf Erden! und dem Menſchen ein Wohlgefallen.“

Das neue Jahr war ſchon um einen guten Schritt vorgerückt, und der Tag verlängerte ſich merklich, da kam die Nachricht, daß der Lieutenant Feldmeiſter verſetzt ſei in eine ferne Garniſon, und ſchleunigſt fort müſſe. Das Invalidencorps fühlte ſich durch dieſe Ordre wie auf Feldetat geſetzt, es gab Allarm, der junge Officier war Allen lieb und werth geworden. Auch der Familienkreis des Adminiſtrators empfand die Lücke, die nun bald entſtehen würde. Thereſe ging umher, als hätte ſie ihr ganzes Glück, ihr Glück auf immer verloren — und der Major ſagte zu ſich ſelbſt: „Thereſe iſt ſchachmatt — es iſt Zeit, daß das Spiel aufhört.“

Am Abend vor dem Tage, wo der Lieutenant Feldmeiſter das Stift verlaſſen ſollte, ſaß Schweſter Veronica allein in ihrem Stübchen und blätterte in einem Folianten ihres Vaters, worin getrocknete Kräuter lagen. Tiefe

Stille war um ſie her, ein heiterer Winterfriede durchathmete die Zelle. Des Lichtes Flamme brannte wie gemalt, der warme Glanz des weißen Oefchens ſpiegelte ſie in blendenden Funken zurück, und das Kniſtern der innen glimmenden Kohlen ſtörte feuerheimlich dieſe lautloſe Ruhe nicht. Das große Lebensbuch der Pflanzen lag vor der Nonne aufgeſchlagen; ihr Auge leuchtete in ſanftem Vergnügen. Sie ſuchte: die Liebe im Nebel — eine Gattung der Paſſionsblume. Und wie ſie Blatt um Blatt wendete, gingen alle Frühlinge, die ſie gelebt, an ihr vorüber, und der botaniſche Garten, worin ſie gewohnt, blühete mit den Freuden ihrer Jugend auf. Sie ſah den Vater heiß vor Luſt, unter dem glühenden Strahl der Mittagsſonne, weil keine andere Zeit ihm blieb, betrachtend ſtehen, die Mutter, wie ſie in der Mondkühle einſam unter den Gängen des verlornen Paradieſes auf und nieder wandelte, mit traurigen Gedanken, die auf der verbotenen Frucht verweilten, welche eine verführeriſche Schlange dem Gatten reichte. Sie hörte den Baum rauſchen, unter dem der geliebte Bräutigam einer Andern Treue verſprach, und mit dem Regen jener Stunde, dem ſo viele Thränen nachgefloſſen, rieſelten leiſe Schauer der Erinnerung über das Herz der guten Nonne. Da naheten eilende Schritte, die Thür ging auf, ohne daß Jemand angeklopft hätte, und Joſephine trat herein, ſcheu und haſtig. Schweſter Veronica hob den Blick auf, der ängſtlich auf dem lieben Kinde haftete, und ſprach: „Was iſt Dir, Mädchen? Dein Geſicht brennt, Du ſiehſt aus, als hätteſt Du geweint, oder als würde es eben geſchehen, und der große Schlüſſel zittert in Deiner Hand?“

Joſephine antwortete mit erſtickter Stimme: „Mir hat Niemand etwas zu Leide gethan, und doch fühle ich ſo. Ach liebe Veronica! ich habe etwas Entſetzliches erfahren — das lege ich nieder in ihre tiefſte Bruſt.“

„Es bleibt darin begraben —“ verſicherte die Nonne feierlich leiſe und mit der Kraft des Schweigens, „ſprich ruhig, mein Kind.“

Mit gebundenem Athem begann Joſephine: „Ich ging, wie Sie wiſſen, in die Capelle, die Lampe mit Oel zu verſehen. Immer freue ich mich auf dies kleine Geſchäft, bei dem ich länger verweile, als nöthig wäre. Dort ſtort mich nichts in meinen ſtillen Träumen. Das Herz iſt mir jetzt zuweilen ſo gedrückt, ſo enge — als fände ich nirgend Raum für Wünſche, die ich nicht zu nennen weiß, den ausgenommen, daß ich einſt in dieſer Capelle ruhen möchte. So iſt die Maria wie meine gute Freundin, die es verſteht, was ich keinem klagen kann. Als der Docht der Lampe aufglomm, nachdem ich ſie getränkt, und dieſer Schimmer an das Gewand ſchien, wie wenn der Mond über dem Waſſer ſchillert, da war es mir, als würde ihr todtes Auge hell, und ſie ſpräche: „Gieb Dich zufrieden! wir wollen ſehen!“ —

„Die Liebe, meine gute Joſephine,“ ſchaltete Schweſter Veronica ein, „gewinnt Allem Leben ab, wie der Glaube eine Seele des Troſtes. Das iſt der wahre lebendige Hauch aus Gott, und ein ewiges: Es werde Licht! — Die Welt wandelt in Schatten des Todes und ihre Werke ſind finſter. Die Heiligen ſehen das Werk an und vergelten auch den kleinſten Dienſt. Es wird Dir gewiß wohl gehen auf Erden. Du wirſt lange leben, und ſo betrübt es mich, daß Du in ſo jungen ſchönen Jahren ſchon an Dein Begräbniß denkſt.“

Joſephine ſah die Nonne mit bangem Lächeln an. „Und was geſchah denn nun, mein liebes Kind?“ fragte dieſe, „faſſe Dich, mir es ſagen zu können. Ich will Dich zu tröſten ſuchen, mit Gottes Hülfe.“

Das Mädchen ſchüttelte leiſe den Kopf und ſprach: „Als ich noch ſinnend ſtehe, vernehme ich ein ſchnelles Kommen und Flüſtern. Nun iſt es recht beſonders, Schweſter Veronica, mit den Geiſtern halte ich Zwieſprach, als wären ſie meine Geſchwiſter, und vor Menſchen fürchte ich mich. — Ich ſchlüpfte in den Beichtſtuhl und duckte unter — es war nur ein Augenblick, ich wußte ſelbſt nicht, was ich that. Da erkannte ich Thereſens Stimme im Geſpräch mit einem Manne, und ich merkte ſogleich, daß es der Lieutenant Feldmeiſter wäre. Sie redeten höchſt vertraut. Hier ſind wir allein -- ſagte er, als ſie in die Capelle traten, hier ſucht uns Niemand. Vergeſſen Sie nicht, antwortete ihm Thereſe, daß die wächſerne Mutter Gottes das Verlorene ſucht, und verloren wäre ich, wenn man uns hier zuſammenfände. — Sie machte ihm hierauf zärtliche Vorwürfe über ſeine verfolgende Leidenſchaft. Einige Minuten müſſen Sie mich hören! betheuerte er, und — o Veronica! was läßt ſich in ein paar Minuten ſagen! ich meine, Thereſe hätte ihr Leben lang darüber zu denken. Sie lieben ſich — ſie lieben ſich ſchon lange. Und Thereſe iſt die Frau eines andern Mannes! — Wenn das der redliche Major wüßte! und — und — der Unglückliche ſchwor, wenn er ſie zum dritten Male finden ſollte, dann müſſe ſie ſein werden, und wäre ſie mit Ketten an dem Himmel geſchloſſen. Ich habe nicht gedacht, daß ein Menſch ſo reden könnte — jedes Wort war ein Funken, der zündete.“

Schweſter Veronica ſah mit bekümmertem Blick die brennenden Wangen des Mädchens, und ſeufzte tief, daß dieſe fromme Unſchuld Zeugin ſolch einer leidenſchaftlichen Scene geweſen. „Den armen Conſtanz verurtheilte er —" fuhr Joſephine mit einer ihrem Weſen fremden, feindlichen Regung fort, „und ſeine Gattin duldete es. Dem Onkel gönnte er das Glück ihrer Nähe nicht, ihm, der die Frau ſeines Bruders in freundlichen Schutz genommen, und gar manche Unbill ihretwegen ertragen hat' ich weiß das am beſten. Dann ſank er ihr zu Füßen — dann küßte er ſie — o Gott!" „Er küßte ſie!" wiederholte die Nonne leiſe, auf deren keuſcher Lippe nie der Kuß eines Mannes geglüht. „Du armes Kind! ja, das mag eine Angſt geweſen ſein. Angeſichts der heiligen Jungfrau entblödeten ſie ſich dieſer Sünde nicht! — Und der junge Mann ſcheint ſonſt ein liebenswürdiger Menſch."

„Ach! ich bin dem Lieutenant böſe —" ſagte Joſephine, „das iſt nicht edel von ihm gehandelt; ich denke, ein Mann muß ſeine Leidenſchaft bezwingen können. Es hatte mir ſo gut von ihm gefallen, wie er ſich jener alten Dame angenommen — Sie kennen die Geſchichte —! nun aber verfällt er ſelbſt in ärgeren Wahnſinn, verliert den Kopf, und der ſich ſo tapfer ſchlug, daß die Schwäche des Alters in Ehren gehalten würde, kann ſich einen Gedanken nicht aus dem Sinne ſchlagen, der die Würde einer jungen Frau beleidiget, die wohl noch ſchwächer iſt. — O! das iſt nicht löblich! das iſt eine Verletzung des Gaſtrechts.

„Du haſt ganz Recht, mein Töchterchen," antwortete die Nonne, „und Gott behüte mich, daß ich beſchönigen wolle, was ſich nicht billigen läßt; nur meine ich, der junge Feldmeiſter ſei bethört, ſich ſelbſt entfremdet, und Thereſe mag ihm wohl reichlich Gelegenheit gegeben haben. Dieſe ſcheint mir in ſofern zu entſchuldigen, daß ſie gleichſam nur ein kurzes Achtel verheirathet war, und eine lange Pauſe iſt für dies lebendige Allegro nicht. Wie endete ſich denn nun dieſe Zuſammenkunft?„

„Ich ſeufzte zu Gott,“ ſprach Joſephine, „daß ich erlöſet werden möchte, und kaum war dieſer flehende Gedanke aufgeflogen, da flatterte eine Motte aus dem Buſen der Maria, und ſchwirrte mit ſingendem Geräuſch um das Flämmchen. Dieſer kleine Zufall ſcheuchte die Liebenden hinweg. Ich zitterte an allen Gliedern und mußte mich erſt erholen. Wer aber hat mir denn was gethan? Was geht es mich an, wen Thereſe liebt? Und doch war es mir, als hätte man ein tiefes Gefühl in mir verletzt.“

„Wo die Tugend leidet,“ verſetzte Schweſter Veronica, „da leidet eine reine Seele mit, und der Schmerz dieſer Erfahrung iſt groß. O mein Kind! Treue iſt unſer einzig Glück auf Erden! ſelbſt den Nichtliebenden rührt ſie mit einem zärtlichdauernden Gefühl, das ſich erwerben läßt. — Treue ringt den Himmel nieder in Deinen Beſitz — ſie iſt ein Strahl der ewigen Liebe. Ein wankendes Herz findet nirgend Ruhe. Wir wollen Thereſe bedauern. Sie macht Keinen glücklich, und ſich am wenigſten. Wenn ihr Gemahl nun heute oder morgen kommt, mit welchem Blicke ſoll ſeine Frau vor ihm ſtehen?“

Joſephine ſah mit einem flammenden der Nonne in das Geſicht, und ſie mochte vielleicht an den Engel des Gerichts denken. Sanften, entwaffnenden Tones ſetzte ſie hinzu: „Gott ſenke Kraft in Deine junge Seele, an der Liebe des Nächſten zu halten, denn nur, wer harret, merke Dir es, mein Mädchen — der wird ſelig! —“

Joſephine ſchmiegte ſich an die Bruſt der Nonne und fühlte das treueſte Herz ſchlagen. Sie ſchämte ſich, entrüſtet geweſen zu ſein, vielleicht zum erſten Male in ihrem Leben — und aus der tiefſten Quelle des weiblichen Gemüths drangen Thränen, herbe und doch hoffnungsvoll, in ihre milden Augen.

Ein paar Monate waren ſeitdem vergangen. Sanct Capella, von der höher ſteigenden Sonne beſtrahlt, glänzte wie eine weiße Glockenblume mit goldnem Kelche zwiſchen dem aufgrünenden Frühling. Im Stifte ſelbſt ſah man den ſchönen Tagen, die nun kommen würden, mit drängender Erwartung entgegen. Man nahm ſie gleichſam voraus. Frau Fabia ordnete diesmal das große jährliche Waſchfeſt zeitiger als ſonſt an, und als der April ſein Wechſelrecht geltend machte und einen hurtigen Regen über das ſonniggetrocknete Linnen ausgoß, behielt ihr Geſicht ſeine Heiterkeit, der beſte Beweis von dem beſtändigen Wetter in der Laune der muſterhaften Hausfrau.

Schweſter Veronica, bedrängt von jener heiligen und tiefen Wehmuth, die ſich ihrer ſanften Schmerzen ſchämt, ſchlich jetzt manchmal im Mondſchein auf den Kirchhof des Kloſters und mit ſchwellendem Herzen die Mauer entlang, woran der Flieder knoſpete. Wenn ſie in ihrem weißen Gewande zwiſchen den Gräbern wandelte, im geiſtigen Verkehr mit den Schatten der ſchlafenden Schweſtern, glaubte man Libitina die ſtille Göttin der Todten zu ſehen.

Die Officiere ſuchten mit friſchangeregter Lebensluſt das Freie. Major Feldmeiſter warf den Pelzſtiefel zuſammt dem Podagra abſeits, und rief: „Da liege, daß du berſteſt! ich habe es nun ſatt, und will geſund ſein!“ Er ſchritt herzhaft einher. Die großen Fenſter waren geöffnet, die Thüren ſtanden weit offen, als ſolle der Winter ausziehen. Herr Prälat, empfindlich gegen den Zug, ging als der Zeus des Hauſes mit einer Donnerſtirn von einem Flügel zum andern und blitzte hier und da heftig zu. Ein thatenluſtiger, rühriger Geiſt war in den Adminiſtrator gefahren. Er ſträubte ſich beinahe ungeberdig gegen die krankhafte Ruhe, die ſeine Kräfte bisher unterdrückt hatte, gegen die Pflege der Weiber. Fabia ſchalt ihn undankbar, wenn er eine Maßregel ihrer Vorſicht für unnütz erklärte. Sie meinte nach Art einer erzürnten Prophetin, dieſer Uebermuth werde ihm ſchlimm bekommen. Doch Joſephine freuete ſich und ſagte leiſe: „Er iſt jetzt um Vieles beſſer.“

Thereſe ließ ihren Schwager gewähren. Sie ging ſpazieren früh und ſpät auf geheimnißvollen Wegen, und nicht ſelten brachte ein Führer die Verirrte zurück. Frau Fabia ſagte kein entſcheidendes Wörtchen über dieſen entſchiedenen Müßiggang. Sie wärmte geduldig das Eſſen, wenn Thereſe die Stunde der Mahlzeit verſäumte, doch keine begangenen Fehler mehr auf. Fabia wußte vielleicht, daß Thereſens Seele unter einer größeren Laſt arbeitete, als früherhin ihr Leichtſinn und ihre Läſſigkeit Andern aufgelegt hatte. —

Als einſtmals Thereſe von einem weiten einſamen Ausflug nach Hauſe kam, die Hände voll ſelbſtgepflückten Veilchen, ſah ſie einen ausgeſpannten Reiſewagen vor dem Stifte ſtehen, deſſen helles Gelb wie eine große Mondſcheibe durch das Dämmern des Frühlingsabends leuchtete. Sie ſtieß einen kurzen Schrei aus, und ihr war in dieſem Augenblicke, als ſtieße er ihr das Herz ab. Sie floh dem Kloſter zu, und ſtürzte außer Athem in das Wohnzimmer. Conſtanz war vor einer Stunde angekommen. Seine Frau zu ſuchen, hatte man Boten nach allen Richtungen ausgeſendet. Sie rang die Hände um ſeinen Nacken; dieſe Geberde ſah aus wie Liebe, wie Jammer, und konnte beides ſein. Der Diplomat ſtand mit Veilchen beſchüttet und zitterte ſichtbar. Thereſe verbarg ihr Geſicht, ohne in das ſeine zu ſehen, an der Bruſt ihres Mannes. Er hob es empor und drückte heiße, langentbehrte Küſſe auf ihren krampfhaft lächelnden Mund. Die Familie war verſammelt, auch — der Zufall hatte es gefügt — Major Feldmeiſter und Schweſter Veronica, als ſollte Niemand fehlen, der nähern Theil an dieſem Ereigniß nähme.

Conſtanz hatte ſich nach dem ſtillen Bemerken ſeines Bruders auffallend verändert. Die Sonne ſeiner Reiſen hatte ihn gebräunt, ſeine ſcharfausgeprägten Züge hatten den Schmelz der Jugend und den liebenswürdigen Ausdruck unbewußter Herzlichkeit verloren. Staatsmänniſches Intereſſe war dem Ernſt der ſinnenden Miene tief eingedrückt, und über ſeine Stirn eilte ein Gewölk von Sorgen, wie getrieben von einem innern Sturm.

„Meine Thereſe! mein einziges Weib,“ ſagte Conſtanz mit einer Rührung, die ihm ſchön ſtand, „Du biſt bleich und ein wenig abgekommen — Du haſt Dich wohl um mich geängſtet? Du biſt mir nicht böſe? Du machſt mir keine Vorwürfe? Dieſen gütigen Empfang habe ich nicht verdient.“

„Ich mache Dir keine Vorwürfe —“ antwortete Thereſe mit gepreßter Stimme, und lauter ſagte ihr Gewiſſen, wer von ihnen eigentlich ſo fragen müßte. Aber nun brach Thereſe in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Conſtanz ſchien über dieſe äußerſte Wirkung der Freude betroffen. Er hielt ſeine Frau für krank.

Joſephine ſtand mit der Nonne an einem Fenſter. Sie wendete ſich ab, und ſprach leiſe zur Schweſter Veronica: „Wie iſt dies möglich, ſo falſch zu ſein gegen die redlichſte Liebe? — Wenn ich Thereſe in den Armen ihres Mannes ſehe und daran denke, daß vor kurzer Zeit —“ Joſephine ſchauderte in ſich hinein.

„Das mußt Du zu vergeſſen ſuchen —“ flüſterte die Nonne, mir kommt dieſe wunderliche Freude wie Seelenangſt vor. Ach! Thereſe könnte jetzt getreu und getroſt in das Auge blicken, das ſie ſo entzückt betrachtet! Und ſähe es tiefer auf den Grund ihrer Thränen, es würde ſich wohl lieber ſchließen für immer.“

Conſtanz war nach ſeinem Wunſche verſorgt; ſchon in der nächſten Frühe ging er nach dem Orte ſeiner Beſtimmung ab, und Thereſe mußte bereit ſein, ihn zu begleiten. Sie erſchrak doch über dieſe Kürze. Fabia erbot ſich dienſtfertig, ihr das Einpacken zu beſorgen. Sie ſollte ſich um nichts kümmern und ihr Glück genießen. —

Der Adminiſtrator lächelte. Er wollte den Worten ſeiner Schwägerin eine leiſe Ironie abgemerkt haben. Aber Thereſe ließ ſich zum erſten Male nicht von der thätigen Fabia übertragen. Sie rüſtete Alles ſelbſt zur Abreiſe. So verging dieſer Abend drangſelig. Man kam zu keinem ruhigen Genuß des Beieinanderſeins. Conſtanz ſchien ſehr ermüdet, und der ältere Bruder machte ihm freundliche Vorwürfe, ſich und den Seinen mindeſtens nicht einen Tag der Raſt gegönnt zu haben. Und Jener ſprach: „Ich bin an dieſe erſchöpfende Eile gewöhnt, und daran, die Erfüllung meiner Wünſche und Alles, was ich liebe, nur im Fluge zu berühren.“ Endlich zog die Nacht mit einer kurzen beſchwichtigenden Pauſe vorüber. Noch blickte der Morgenſtern am Himmel, da kamen die vier Pferde Extrapoſt ſchon von Leidthal, welche dem Conſtanz bewilligt worden. Das ganze Stift war in Allarm. Die alten Officiere ſtanden in Parade, der jungen ſchönen Frau die Honneurs zum Abſchied nicht zu verſäumen.

Thereſe ſchien verweint, ehe ſie noch Jemand Lebewohl geſagt hatte. Lange hing ſie am Halſe des Schwagers und konnte ſich nicht losreißen. Dann küßte Schweſter Veronica ihr einen leiſen Segenswunſch auf die bethränten Lippen. Nun umarmten ſich die Schwägerinnen und Thereſe ſprach: „Denke meiner nicht in Groll — ich habe Dich oft gekränkt, Fabia!“ Die Stimme erſtarb in Schluchzen.

Und Fabia erwiederte: „Still davon, Thereſe! auch ich habe gefehlt. Wir ſcheiden in Frieden, und der Herr geleite Dich!“

Nun kam die Reihe an Joſephine, an Sylvius, an den alten Feldmeiſter und die Uebrigen. Dem Major reichte Thereſe die Hand, und drückte die ſeine inniglich und noch einmal, als wiſſe der Alte ſchon für wen? — Ihrem Gemahl dauerte dies Valet zu lange. Er hatte das ſeine in ſummariſcher Kürze abgegeben, den Bruder ausgenommen. Seine Meinung war, man müſſe den Schmerz ſolcher Scenen verkürzen, ja vermeiden, wo möglich; aber die Weiber ließen ſich keine einzige Thräne unterſchlagen, die ſie mit Fug und Recht vergießen durften. Sprach's und ſchob ſeine Frau mit einem ſchmerzverachtenden Lächeln in den Wagen. Noch einmal ſtrahlte Thereſens Blick durch einen doppelten Schleier das ganze Comitat an; die Officiere verbeugten ſich unwillkürlich dienſtmäßig, die Nonne ſchrieb ein Kreuz in die blaue Luft, Conſtanz winkte herzlich — und der Poſtillon ſtieß in das Horn, daß der ſchmetternde

Hall von den Wölbungen des Kloſters wiedertönte. Dieſer Ton fand ein geheimnißvolles Echo in der tiefſten Seele des Adminiſtrators und ein Grauen ſtrich über ſeine Nerven. Es erſchütterte ihn dieſer Klang, wie jener, als er am Sterbebette des Vaters den Bruder die kleine Trompete blaſen hörte. — Und als der Wagen nun pfeilſchnell entrollte, das gaſtfreundliche Stift weit und weiter zurückwich, die Gehöfte von Sanct Capella verſchwanden, nun auch das letzte Häuschen vorbeigeflogen war, und jetzt der Horizont über der erwachenden Landſchaft ſich ſo klar vor ihnen aufthat, da gedachte Conſtanz an die Worte der Geſandtin, er würde einſt mit Extrapoſt in den Himmel fahren.

Graf Frankenſtern war der letzte Sprößling eines alten fränkiſchen Geſchlechts. Früh verwaiſt, ſeinem Stammhauſe entfremdet, hatte er den Beſitz der deutſchen Standesherrſchaft Bonna und Bühle einer Spaltung der Familie und dem Unglück ſeines Oheims zu danken, der vier kräftige Söhne in der Blüthe ihrer Jugend hinſterben ſah, um dies reiche Majorat einem kränklichen Neffen zu hinterlaſſen, der ſchon im Sarge gelegen. Graf Frankenſtern war von Kindheit an zu Starrkrampf geneigt, und in ſolchem Zuſtande einmal für todt gehalten worden. Ein rettender Zufall gab ihn dem Leben zurück; doch den tiefen Eindruck jener entſetzlichen Gefahr nahm die Oberfläche der Welt nicht mehr hinweg. Dem edeln Geſichte blieben lebloſe Züge, ein Grauen vor Allem, was an das Grab erinnert, wurzelte tief in der Natur dieſes Erſtandenen, und jene bange einſame Ruhe, welche die Todten umſchwebt, wich nie von ſeiner blaſſen Stirne. —

Von ſeinem Oheim mit kalter Strenge behandelt, hatte Graf Frankenſtern ſchon zeitig das Weh empfunden, ein aufgedrungener Erbe zu ſein. Kein inniges Band zärtlicher Achtung knüpfte ihn an ſeine Verwandten. Liebe machte ſeine dankbare Pflicht nicht freiwillig; das Schloß zu Bonna war eine Oede des Haſſes für ſeinen künftigen Herrn. Als dieſer nun auf eine ferne Ritterſchule kam, fühlte er ſich zum erſten Male geſellig glücklich und in einem Zuſammenhange, der ſein Herz erweiterte. Vorzugsweiſe ſchloß er ſich an einen jungen Edelmann fremder Abkunft, und vielleicht war es weniger manches Gleiche in den äußern Verhältniſſen der beiden Jünglinge, als ihre innerſte Verſchiedenheit, was dieſe Freundſchaft begründete.

Sylvius de Romana war durch ein ſeltſames Geſchick von den Küſten ſeiner Heimath auf den Boden dieſes Landes verſchlagen worden. Seine Vorfahren hatten großen Rang und Reichthum in Spanien behauptet, doch den Umſchwung ihres zeitlichen Glückes erfahren, und ſeitdem die ſchwebende Göttin auf andern Stellen der Erdkugel geſucht. Eine junge verwittwete Dame jenes einſt glänzenden Namens bewohnte im Gebiet von Valencia ein verfallnes Landhaus am Meere. Sie hatte den Gemahl auf einer Seereiſe verloren und den letzten ſchmerzlichen Troſt entbehrt, ſeinen Leichnam geſehen zu haben. Sein Ebenbild, ein holder Knabe, war ihr einziges Glück! — Nach einer ſtürmiſchen Gewitternacht, in der ein Schiff verunglückt war, fand Donna Romana einen Mann, beſinnungslos an einen Balken geklammert, unter Trümmern am Strande. Sein Blut floß aus einer Armwunde, die er im Kampf gegen den Untergang davon getragen haben mochte, ſacht in den glühenden Sand. Dieſer traurige Anblick regte in der Spanierin Erinnerungen auf, die ſie beſtimmten, ſich des Ohnmächtigen anzunehmen. Sie glaubte noch ſchwache Spuren des Lebens in ihm zu entdecken. Es war der Kaufmann, den jener Verluſt betroffen; doch die Dame dachte nur an ihren eigenen, indem ſie ihm Hülfe leiſtete. Sie ließ ihn in das Landhaus tragen und pflegte ſein mit ſamaritiſchem Geiſt. Er erkrankte ſchwer, das Fieber ward durch die ſchädlichen Einflüſſe des Klimas und der Jahreszeit auflöſend; doch er genas, und kaum war der Sieg ſeiner rüſtigen Natur entſchieden, als die gute Kranke ein Opfer ihrer Menſchenfreundlichkeit ward. Die Dame richtete die ſchwarzen Augen, vor denen die Schatten des Todes ſchwebten, auf den unglückſeligen Gaſt, der händeringend an ihrem Lager ſtand — dann erloſch ihr Blick, dieſer mütterliche Strahl, auf dem weinenden Geſicht ihres Kindes. Der Kaufmann vergaß niemals dieſen Blick. Das Lächeln, womit die Mutter ſtarb, als ſie ihren Sohn in den Armen jenes Mannes und ſich verſtanden ſah, hatte ein Teſtament in ſein redliches Herz geſchrieben, mit Zügen, die keine Zeit verwiſchte. Niemand that Einſpruch, als der Fremdling den Romana als ſein Eigenthum anſah und, ſobald er dazu im Stande war, ihn fortführte von dieſer traurigen Küſte. Der kleine Sylvius nahm nichts von dort mit ſich hinweg, als ein dämmerndes Andenken an die Schönheit ſeines Vaterlandes, eine Sprache, die in der Stimme ſeiner Mutter lebenslang wie Frühlingslaut an ſeine Seele rührte — und das Blut ſeiner Nation, das ſtolz und heiß in ſeinen Adern floß. Im Hauſe des Kaufmanns kam dem Knaben daher — ſprichwörtlich geſagt — Alles ſpaniſch vor, und nichts heimiſch. Bis dahin hatte er im Garten des mütterlichen Landhauſes unter einer Dattelpalme, in deren Kern ſich bekanntlich die Seidenraupe einſpinnt, den langen Tag der Kindheit verträumt, und, ein Fiſcherliedchen ſummend, kleine Grotten von Muſcheln gebaut. Jetzt ſchirmte ihn zwar auch der Baum des Friedens und des Fleißes; aber der Ernſt eines geſchäftsthätigen Lebens rief ſeine Kräfte zu nützlicher Uebung auf. Das jüngſte Töchterlein des Kaufmanns hatte ſich mit Sylvius in eine Art von Verſtändniß zu ſetzen gewußt, die andern Geſchwiſter nicht. Die kleine Blanca ſchien ihm ein Engel, und waltete ſchützend um ihn wie ein ſolcher. Einſt ſagte ſie bittend: „Vater! laſſe doch den kleinen Ritter“ — der Kaufmann lächelte zu dieſer anmuthigen Benennung. — „nicht mehr in die Manufactur gehen; das Getöſe der Webſtühle macht ihm Kopfſchmerz.“ Der Vater legte ſeine Hand auf die blonden Flechten ſeines Kindes und ſprach: „Das Meer, woran die Wiege Deines kleinen Freundes geſtanden, toſet viel ſtärker, Blanca!“

Aber er ſorgte dafür, daß Sylvius bald darauf in verhältnißmäßige Aufſicht käme, und brachte ihn ſpäter in jenes adelige Inſtitut, wo er ſich, wie wir bereits erwähnt, mit Graf Frankenſtern freundlich zuſammenfand. Als die Zeit ihrer Trennung gekommen war, dachten ſie kaum, wann und wo ein günſtiger Stern ſie wieder vereinigen werde, und eben ſo wenig daran, einen Briefwechſel zu verabreden. Das Band einer jugendlichen Freundſchaft hält ſich ſo ſtark, daß es keiner Verknüpfung dieſer Art bedarf oder zu bedürfen glaubt.

Graf Frankenſtern kehrte nach Bonna zurück und nahm die Stellung ein, auf die er Anſprüche hatte. Die Welt zog ihn in ihre Kreiſe, ohne daß er ſich ihrem Intereſſe hätte anſchließen können; immer war und blieb der Hang zur Einſamkeit vorherrſchend in ihm.

Als er nach dem Tode ſeines Oheims die Güter antrat, meinte er, es ſei nun ſchicklich, daß er ſich vermähle. Wenig zugänglich für leidenſchaftliche Gefühle der Liebe, richtete er mit ruhiger Ueberlegung ſein Augenmerk auf die Töchter edler Herkunft, und ſeine Wahl fiel auf ein liebes, leutſeliges Weſen, welches den Grafen durch eine Ahnung von Stille für ſich einnahm, die in dieſem Gemüth wohne und ihn ein Uebereinſtimmen ihrer Neigungen hoffen ließ. Ein ſo glänzendes Loos wäre dem Fräulein nicht im Traume eingefallen. Dies liebenswerthe Kind, elternlos und unbegütert, lebte in der Mitte einer hochmüthigen Familie, hart gedrückt, und war, ohne Ausſicht auf eine andere Verſorgung, entſchloſſen geweſen, den Schleier zu nehmen, der damals noch manches Mädchen durch freiwillige Entſagung vor dem Schmerz ſchützte, unbegehrt von einem Manne zu bleiben. Der irdiſche Bräutigam kam bei dem Fräulein dem himmliſchen zuvor, und ein beinahe fürſtlicher Brautſchatz machte es dem Gelübde der Armuth untreu.

Aber es ſchien doch, als ob jene Idee Beruf und Element dieſer jungfräulichen Seele geweſen wäre. Ein klöſterlicher Hauch — wenn wir ſo ſagen dürften — ſchwebte um die Geſtalt der jungen Gräfin, und die Blume ihres Glückes hatte einen Athem von Reſignation. Sie verehrte ihren Gemahl gleich einem Schutzheiligen, hütete ſich ſorgſam gegen ſeine Eigenheiten zu verſtoßen, deren der Graf wirklich viele hatte; doch war es nur Achtung, nicht Liebe, was die Gräfin ſo zart in ihren Pflichten machte. In ihrem Herzen blieb eine Lücke, welche der ganze Vollbeſitz ihrer Lage nicht auszufüllen vermochte. Einen verborgenen

Kummer trug ſie darüber. In ihrer linken Bruſt war eine kleine Verhärtung entſtanden, die Gräfin wußte nicht wie. Sie hatte lange keine Gelegenheit, einen Sachverſtändigen um Rath zu fragen, und dann eine ſchmerzliche Scham zu überwinden, als es ſpäter doch geſchah. Der Graf duldete keinen Wundarzt erſter Claſſe im Bereich ſeiner Herrſchaft, und der Bader des Ortes mußte ſich wie ein Geächteter ſeinem Blick entziehen. Als die Gräfin ihrem Gemahl ſanfte Vorſtellungen zu machen pflegte, ward er heftig und ſagte: „Nein, nein! meine Liebſte! ſolch ein Meſſer in der Hand des Chirurgs, das er mit Gleichgültigkeit entblößt, während das arme Opfer zitternd ſitzt und nach dem furchtbaren Stahl zitternd hinblinzelt — iſt mir nicht viel anders, als ob ich ein Richtſchwert ſchwingen ſähe.“ — Ein jäher Krampf flog über ſeine Züge, die Gräfin erbleichte — und es war nie mehr die Rede davon.

Nur zum Behuf des Gottesdienſtes durften die Glocken in Bonna geläutet werden; die Abgeſchiedenen wurden ohne Sang und Klang beſtattet. Der Graf entſchädigte die Geiſtlichkeit für den Verluſt, den ſie an dieſen ſtillen Begräbniſſen erlitt, ſehr freigebig. Doch wie väterlich er für ſeine Unterthanen ſorgte, ihnen Krankenhäuſer baute, naſſe Augen heimlich trocknete und ſich als den Schutzfreund ihrer Wittwen und Waiſen bewies, ſo verziehen ſie es ihm doch nicht, daß er ihnen den Genuß öffentlicher Trauer und Thränen raubte; das Gepränge mit ihren Todten galt ihnen mehr, als die Zufriedenheit der Lebendigen. Daß ihr gütiger Grundherr einen Grund zu dieſem Verfahren haben müſſe, dies ſahen ſie nicht ein. Der Graf fühlte jedesmal eine Anwandlung ſeiner Krankheit, ſo oft er einen Leichenzug erblickte. Endlich machte er ſeinen Unterthanen den

Vorſchlag, ihre Geſtorbenen zu verbrennen, und dieſe claſſiſche Idee wurzelte in ſeiner nervöſen Furcht vor der Möglichkeit, lebendig begraben zu werden. Alle Spuren der Verweſung wären dann vertilgt vom Boden ſeines Gebiets, und er war Willens, der Erfüllung dieſes Wunſches denen, die ſich ihm fügten, große Vortheile einzuräumen. Der Aſchenkrug, worin die Reſte der guten Landleute von Bonna geſammelt würden, ſollte ein volles Maß von Wohlergehen über ſie ausgießen. — Aber es gab einen Aufruhr — und wenig fehlte, ſo hätten ſie das Schloß geſtürmt und den Grafen geſteinigt. Nur die abgöttiſche Hochachtung vor ſeiner Gemahlin hielt das Volk von roher Unbill zurück.

Von dieſer Zeit an ward Graf Frankenſtern mit Vorurtheil gehaßt. Dies nährte ſeinen tiefſinnigen Stolz, und er verſchloß ſich in ſich ſelbſt; nur das Gefühl, geliebt zu ſein, macht populair. Seine Güte war Grundſatz, deßhalb erſchütterte ihn der Undank nicht; aber er ſtand allein und auf einer ſchroffen Spitze.

„Das wollen wir erleben, der wird noch überſchnappen,“ ſagte der Bader, ſo oft er einer alten Gevatterin zur Ader ließ, befliſſen, den Widerwillen des Grafen gegen ſeine Perſon auf eine Art zu erklären, die nur Jenem ſchadete. So kam das Gerücht in Umlauf, es ſei nicht richtig mit ihm. Und da die Sage es iſt, welche Verhältniſſe ſchafft, ſo wie nicht ſelten durch die Meinung Zuſtände entſtehen, ſo ſchwebte auch dieſerhalb Graf Frankenſtern in Gefahr, für wahnſinnig gehalten zu werden.

Mit jener tiefen Wehmuth, die nur die Reichen dieſer Welt kennen, die da wiſſen, wie nichtig eitler Beſitz für das Bedürfniß des Glückes ſei — entäußerte ſich die Gräfin ihrer Vorzüge, und meinte das Beſte zu entbehren, da es nicht in ihrem Vermögen läge, ihren Gemahl zu erheitern. Sie glaubte, ſeine finſtere Seele werde ſanften Eindrücken ſich öffnen, als ſie ſich Mutter fühlte, und ihr ganzes Herz hing an dieſer Hoffnung. Die Gräfin ward von einem Knaben entbunden, aber ſchwer; es mußte ein Geburtshelfer geholt werden. Der Graf hielt ſich in ſeinen Zimmern, und kam nicht eher wieder zum Vorſchein, bis man ihm ſagte, Alles wäre vorüber.

Wie duldſam die Gräfin nun auch war, eine kleine Empfindlichkeit, ſo weit ihre Schwäche ſie zuließ, konnte ſie doch nicht bergen. Und als das Kind nach kurzer Zeit an Krämpfen ſtarb, brachte der Gedanke, mit welch einſamen Schmerzen ſie es geboren, und daß die Natur des Vaters es ihr entriſſen, die Mutter aus dem Gleichgewicht ſanftmüthiger Gelaſſenheit, ſo daß ſie ſchwankte zwiſchen Groll und Gram. Der Graf weigerte ſich, den kleinen Leichnam zu ſehen, und ſeine Gattin fühlte ſich verlaſſen wie eine Wittwe, da ſie ihn mit ihren mütterlichen Thränen ſalbte. „Mein Kind, mein ſüßes, kleines Kind!“ jammerte die Gräfin, „ſo mußteſt Du mir hinſterben, bewußtlos wie eine Blume einſchläft, die in tödtendem Froſt erſchauert! — Und kaum habe ich das Blinken Deines Auges geſehen, keinen Blick des Verſtandes.“ —

„Das Kind war weiſe,“ ſprach der Graf am Fenſter eines Corridors, wo er in der umgebenden Stille die Klage ſeiner Frau vernommen hatte.

„Weiß? ſagſt Du?“ fragte die Gräfin, aufhorchend, welch ein Wort der ſtumme, ſcheinbar kalte Vater fallen ließe, und ſchritt mit matten Schritten näher; „nein, da irrſt Du, mein Gemahl! es hatte von Geburt an eine blaurothe Farbe.“

„Es war weiſe, ſagte ich,“ betonte der Graf, „denn es ſträubte ſich gegen das Licht dieſer Welt, und hat ſie bald wieder verlaſſen, weil ſich die Mühe des Lebens nicht verlohnt.“

Dieſe Worte ſchnitten mit zwiefachem Weh in die Seele der Mutter, ſie erinnerten an Stunden der Angſt, und zeigten, welch eine düſtere Anſicht ihr Gemahl von einem Daſein hätte, das Schätze über ſeinem Haupte gehäuft, ohne ihm eine Freude abzugewinnen.

Die Gräfin konnte ſich nicht von dem Anblick ihres Kindes trennen, und hätte es lieber wie ein Bild unter Glas und Rahmen geſetzt. Sie ſchützte vor, es könne wohl gar in Starrſucht liegen; aber es lag im Arme des Todes.

Der Graf hatte die ganze Zeit unbeſchreiblich gelitten, und ſein bleiches, verſtörtes Geſicht forderte Schonung für ſeinen Zuſtand. Da dieſer Zuſtand nun das Geheimniß eines Leidens war, was, innig verflochten in das wundervolle Gewebe der Nerven, nicht minder eine Krankheit der Seele wie des Körpers genannt werden konnte, und die Menſchen in der Regel nur ein mitleidiges Auge für ſichtbare Uebel haben: ſo ſchonte ſelbſt die Gräfin bei aller natürlichen Zartheit der Empfindung ihren Gemahl nicht immer genug. Wir wollen bedenken, daß der Gräfin jenes Gefühl für ihn abging, welches allein den Geiſt zu durchdringen vermag: die Liebe — das tiefſte Verſtändniß! —

Ob wir auch Tugenden an dieſer liebenswürdigen Frau rühmen muſſen, die kein Gemeingut ihres Geſchlechts ſind, und nur das Eigenthum der edelſten weiblichen Seelen, ſo war ſie doch als Eva's Tochter von einer kleinen Schwäche nicht frei. Der Reiz des Verſagten wirkte auf ihren beſcheidenen Sinn. In abſonderlicher Hinneigung zu Aerzten und Wundärzten, nahm ſie den geringſten Anlaß wahr, ihre Kunſt anzuſprechen, ſelbſt den Bader von Bonna grüßte ſie freundlich und bedeutſam — was freilich zur Ehre eines vergütenden Willens erklärt werden könnte. Für die Utenſilien des Todes hatte die Gräfin ein bemerkendes Intereſſe; und ſo wie Jemand das, was eine Geſtalt in ihm gewonnen, in jedem Gegenſtande erblickt, ſo prägte ſich ihr Alles zu Bildern der Sterblichkeit aus.

Im Verſchluß ihres Gemahls befand ſich eine Schatulle, worin die Juwelen der Familie aufgehoben lagen. Dies Käſtchen von einer Form, wie man auch jetzt noch, nur im kleinſten Verhältniß, ein compendiöſes Nähzeug für Damen kennt, war von dunkelm Saffian; um die ſchmal abwärts laufende Höhe zog ſich eine feine ſtählerne Gallerie, Schloß und Handhaben waren maſſiv und von Silber. Die Gräfin, gleichgültig gegen Schmuck und Putz, ſo daß ſie als Braut jedes ſchimmernde Geſchenk verſchmäht hatte, liebte von allem Geſchmeide nur Perlen. Eines Tages erwähnte ſie geſprächsweiſe, daß die Perlen im Halsband von ihrer ſeligen Mutter, worin ſie ſich habe trauen laſſen, nun auch abgeſtorben wären. Sie ſagte dies mit ſo bekümmerter Miene, als wäre ein Leben von größerem Werth ihr erblichen. „O! da ſei ruhig, mein Schatz!“ antwortete der Graf eilig, weil jener bildliche Ausdruck ihn ſchon leiſe ängſtete, „Perlen kannſt Du ſehr ſchön haben, wirklich köſtlich, echte orientaliſche!“ — Und mit freundlicher Gefälligkeit für den Geſchmack der Gattin ließ er das Käſtchen aus dem Behältniß eines Schrankes heben, und reichte ihr den Schlüſſel. Die Gräfin war doch eine Frau. Mit leuchtenden Augen betrachtete ſie das nette Käſtchen und ſprach: „Iſt dies doch ein förmlich kleiner Sarg! das niedlichſte Modell zu einem ſolchen. Oben fehlt nur das Crucifix, ſo iſt er fertig.“ Das Schloß, leiſe erklingend, that ſich auf; dieſer Ton, jene Worte, berührten in dem Grafen eine überſpannte Saite — und ſchaudernd wendete er ſich ab.

„Und innen auch —“ fuhr die Gräfin unvorſichtig fort. „dies duftende Kiſſen von weißem Atlaß, mit kleinen Franzen beſetzt, was darauf ruht, iſt doch ein wenig mehr als Staub. —“ Sie nahm ein Stück nach dem andern heraus, und der Schimmer der Edelſteine ſpiegelte ſich in ihrem lächelnden Blicke.

Der Graf bat ſeine Frau mit dumpfer Stimme, das Käſtchen von nun an in Gewahrſam zu behalten.

Eine abermalige Niederkunft der Gräfin war nicht glücklicher als die erſte. Das Kind ſtarb an Krämpfen. Sie fing an zu zweifeln, daß ihr Mutterfreuden beſchieden ſein würden, nur halb getröſtet von dem Gedanken, es geſchehe ihr zum Wohl; denn kränklichen Geſchöpfen das Leben gegeben zu haben für langes Leiden, ſei viel ſchmerzlicher, als ihren frühen Tod zu beweinen.

Graf Frankenſtern nahm dieſen Verluſt mit gewohnter düſterer Faſſung hin, und dieſe melancholiſche Unempfindlichkeit vereinſamte ſeine Gattin in ihrem Schmerz. Mit der bedenklichen Stelle in ihrer linken Bruſt war es während jener Zuſtände ſchlimmer geworden, und ein erfahrener Arzt äußerte, wenn die Gräfin nur nicht wieder guter Hoffnung würde, ſo dürfe ſie ſchon ohne Furcht ſein. —

Eine Reihe von Jahren war hingegangen, ohne daß irgend ein Ereigniß von bedeutender Art die tiefe, eintönige Ruhe im Schloß zu Bonna unterbrochen hätte. Es war der Gräfin zuweilen, als hätte ſie ſeit ihrer Verheirathung ein Weltalter durchlebt. — Sie brachte jeden Sommer eine Zeit lang in Bühle zu und beſuchte dann freundſchaftlich die Ciſterzienſerinnen von Sanct Capella. Mit einem ſchmerzlichen Lächeln blickte ſie in das heitere, vollblühende Geſicht mancher geiſtlichen Schweſter, deren Geburtstag nicht weit von dem ihrigen aus einander lag. Sie ſah an dem jungen Zuwachs der Töchter auf den Gütern ihres Gemahls, daß ſie alt würde, und nahm in trübem Verzichten auf die Freuden des Lebens das Gefühl einer Matrone voraus. Die ſchweigſame Haltung des Grafen, die goldne Wucht des Reichthums und der Druck der Gleichmäßigkeit beugte ihre liebliche Geſtalt vor der Zeit.

Jetzt aber wurde die Gräfin, deren zarte Geſundheit ſelten geſtört geweſen, ſehr kränklich und verfiel ſichtbar. Ein Arzt, dem die Gräfin ihr Zutrauen ſchenkte, meinte, als er ihre Klage vernahm, ſie fühle ſich beengt und einen Andrang nach dem Herzen — traurige Gedanken ſchwebten ihr beſtändig vor, und ſie ſei nicht mehr im Stande, die Stimmung ihres Gemahls auszuhalten —; es läge ihr ein wenig im Gemüth, und Zerſtreuung würde hier das Beſte thun. Die Gräfin ſchüttelte leiſe den Kopf, wobei ein paar Thränen von ihren Wimpern tropften. Sie ſprach: „Habe ich jene Schwermuth, unter der eine Frau unſäglich leidet, doch ſo lange mit Freudigkeit getragen, warum ſinkt mir denn jetzt der Muth?“

„Weil jede Laſt mit jedem Tage ſchwerer und zuletzt unerträglich wird —“ erwiederte ihr hierauf der Doctor. Er gab ſein Gutachten dahin ab, daß, wenn der Graf ſich entſchließen könnte, die Bäder von S... zu gebrauchen, ſo wäre hoffentlich auch ſeiner Gemahlin geholfen. — Es koſtete einen ſchweren Entſchluß, daß dieſer Rath befolgt würde. Der Graf war beinahe menſchenſcheu, die Gräfin durch langes Entwöhnen von geſelligem Umgang nonnenhaft blöde geworden; es grauete Beiden vor dem Geräuſch der Welt. Der Graf machte die ſchöne Reiſe wie ein Automat. Er ſprach nur, was er wußte. — Die Gräfin ſaß ſtumm an ſeiner Seite, und ihr Blick ſtreifte düſter über die wallenden Getreidefelder hin, an denen noch die letzte Blüthe hing — oder tauchte unter in ein Meer von Sorgen. Sie ließ halten, ſo oft noch ein Fußgänger, mühſelig und beladen, ein Armer am Wege mit neidendem Staunen zu der prächtigen Equipage aufſah, und reichte ein Goldſtück heraus, das ihm fröhlich weiter half. So ſammelte die gute Gräfin tauſend Segenswünſche ein, und der große Rentirer an der Hauptcaſſe des Himmels zahlte richtig an Ort und Stelle die Zinſen des Wohlthuns.

In dem palaſtähnlichen Hauſe, worin Graf Frankenſtern mit ſeiner Gemahlin Wohnung fand, hatte die nächſt daran ſtoßenden Zimmer ein alter freundlicher Mann mit einer jungen blaſſen Frau inne.

Ein Zufall brachte die Gräfin ſchon am erſten Morgen in nähernde Beziehung zu dem alten Nachbar. Es war ein berühmter Geburtshelfer, der ſeiner Schwiegertochter zu Liebe hierher gekommen war. Er erzählte, die junge Frau hätte fünf todte Kinder geboren, „und fünftauſend lebendige,“ ſetzte er mit ſummariſchem Accent und einer Miſchung von Stolz und Schmerz hinzu, „habe ich mit dieſer meiner Hand eingetragen, und komme mir deßhalb wie ein kleiner Herrgott vor, der ſeine Kinder nolens volens an das Licht bringt.

Bei dieſen Worten hob er die Hand empor, die obgleich klein und hager, doch ſo gewaltig war; der Gräfin Auge haftete auf einem Siegelringe am Finger des Prieſters der Lucina. Sie erröthete gleich dem ſchönen Carniol, und faßte ein Herz zu dieſem Manne. —

„Mein bleiches Töchterchen,“ fuhr er fort, „thut mir leid; das gute Weib grämt ſich und weint oftmals im Stillen, eine Leichenmutter zu ſein. Und ich, der Geburtshelfer! kann ihr nicht helfen, und muß meinen Ruf verlieren am eigenen Blut. So kannte ich einen Mann, der die halbe verkrüppelte Welt gerade gemacht hatte, und ſein einziger Sohn war ein Aeſop. Dies iſt ein herber Spott für die Kunſt und ein mächtiger Schlagbaum gegen den Egoismus, aber gewiß eine weiſe Einrichtung von Gott. Die Kräfte des Einzelnen gehören der Menſchheit und nicht ſeinem Glück.“

Die Gräfin hörte ihm mit erſichtlicher Theilnahme zu. Sie kam ſich, im Vergleich zu jener beklagenswerthen Frau, minder unglücklich vor. So erwähnte ſie ihrer eigenen Leiden, und fragte ihn um ſeine Meinung, über den Gebrauch der Bäder dieſes Ortes für ſie ſelbſt. Der Alte that ein paar Querfragen, dann mit einem praktiſchen Lächeln den Ausſpruch: die Gräfin würde noch vor Ablauf des Jahres einer kleinen Wanne bedürfen. — Sie ſah ihn an mit einem Blick — einem Blick! — wenn, nach einem platoniſchen Ausdruck, Verwunderung die Mutter des Schönen und Guten ſei, ſo dürfen wir, in kühner Anwendung deſſelben, die Gräfin als eine Geſegnete ihres Geſchlechts betrachten.

In dieſer Stunde ging der Graf einſam ins Freie; er überließ ſich ſeinen Gedanken, und gerieth auf einen jener geheimnißvollen Spaziergänge, die dadurch an ihrem Reiz verlieren, daß die Menge ſie weder kennt, noch ſucht. Unter dem Niederhang einer Birke ſaß ein Mann, der einen Knaben zwiſchen ſeinen Knieen hielt, dem er aus einem Buche etwas zu erklären ſchien. Der Graf grüßte ſtumm und ging vorüber. „Gieb Acht, Sylvius!“ ſagte der Fremde, als der Knabe zerſtreut Jenem mit ſeinen Blicken folgte.

„Sylvius!“ wiederholte der Graf leiſe, und blieb ſtehen, um einem Echo der Erinnerung zu lauſchen. Als er aber jenen Mann mit einer fremdartigen Ausſprache weiter reden hörte, rief er, daß Berg und Thal davon wiederhallte: „Sylvius!“ Vater und Sohn dieſes Namens ſprangen erſchrocken auf, und Romana lag in den Armen ſeines Freundes.“

Der Knabe ſtand ausgeſchloſſen, ja ſcheinbar vergeſſen, und ſchaute mit großen Augen unter einem ſtrohernen Hütchen hervor, dem eine kleine rothe Feder ein phantaſtiſches Anſehn gab; der Unbekannte hatte ſich mit all' der hinreißenden Gewalt der Freundſchaft ſeines Vaters bemächtigt.

„Sieh hier meinen Sohn!“ ſagte der ältere Sylvius, und ſtreckte ſeine Hand nach dem jüngeren aus; „mein einzig Gut — Du biſt wohl reicher, Frankenſtern?“

„Ich habe gar keine Kinder —“ antwortete der Graf ſchmerzlich.

„Aber verheirathet biſt Du doch?“ fragte der Freund, und es gereute ihn, voreilig geweſen zu ſein. Der Graf nickte bloß. Wie wenig dieſe Antwort auch beſagte, Romana würde, ſie geben zu können, ſich für einen Cröſus an Glückſeligkeit gehalten haben.

Seine geliebte Frau war geſtorben, die kleine blonde Blanca, die groß und ſchön und ſein größtes Glück geworden war. Er hatte mit ihr in Virginien gelebt. Dieſe Verſorgung ſeines jüngſten und beſten Kindes war ein Opfer geweſen, welches der edelmüthige Kaufmann ſeinen Familienverhältniſſen gebracht. Seine älteren Töchter haßten den Sylvius und liebten ihren Vater nicht, und lohnten ihm ſchlecht. Er hatte ſich aus dem Vortheil gegeben; das giebt nie ein gutes Ende — es wäre denn ein leichtes Sterben darunter gemeint.

„Mein Vater ſehnt ſich nach mir —“ ſagte Blanca mit thränenden Augen zu ihrem Gemahl, „ich höre mich zuweilen ganz deutlich von ihm rufen. Jüngſt träumte mir, ſein Reichthum wäre zu Waſſer geworden, wir ſchifften ſtill darauf hin — und hatten uns verirrt; denn es war das todte Meer.“

Als Sylvius nun ſah, daß ſeine Frau gemüthskrank vor Heimweh werden könnte, machte er die Rückreiſe möglich. Die Fahrt war aber nicht glücklich, und ihr Ziel traurig. Der Kaufmann lag im Grabe und konnte nicht mehr klagen, was ihn hinein gedrückt; aber man hörte es doch, und auch weß Geiſtes Kind ſeine Töchter wären. — Die Folgen der Seereiſe, erſchütternde Gefühle wirkten ſchädlich auf Blanca's zarte Geſundheit, und nicht lange, ſo bettete man ſie an ihres Vaters Seite.

Romana nahm ſein Kind, nahm den Reſt ſeiner Habe, und verließ dies Haus für immer. Er wollte eine Anſtellung ſuchen, wie er ſie bei ſeiner vielſeitigen Ausbildung in dieſem oder jenem Fache finden konnte, als er den Jugendfreund wiederfand. Er erkannte den Grafen Frankenſtern nur an der alten Liebe noch; ſeine Geſtalt war ihm unkenntlich geworden. In tiefen Höhlen, von finſtern Brauen überbuſcht, lagen ſeine Augen, ſein Blick war verſtört und verrieth eine zerrüttete Seele. Und jenes ihm eigenthümliche Lächeln um den geklemmten Mund war nicht mehr ſtill und friedlich wie ſonſt, ſondern krampfhaft, ſo daß auch dieſer weltverſöhnte Zug nur wie ein Nervenſpiel innerſter Angſt erſchien.

Auch Sylvius de Romana hatte ſich verändert. Er war ſehr braun geworden, ſonſt würde er ſehr bleich geweſen ſein, wie dies in den Schattirungen ſeiner Geſichtsfarbe zu bemerken war. Sein ſtolzer Wuchs hatte etwas Gebeugtes angenommen, tiefe Erfahrungen ruhten in ſeinen Zügen — aber ſie ruhten. Der Klang ſeiner Stimme, ſonſt voll und laut, der Ausdruck einer heftigen Seele, war geiſtig beſänftiget und etwas langſam und leiſe. —

Doch empfände wohl der Menſch eine äußere Veränderung, ob er ſie auch ſähe, in einem Augenblicke unſterblicher Freude? — Der Begriff der Zeit verſchwindet, wo wir fühlen, daß die Freundſchaft ewig iſt. — Virginien, das Andenken an Blanca, ihres Vaters Grab, jeder in Thränen und Tagen verfloſſene Schmerz, Alles ſank in der Unendlichkeit des Gefühls unter, das, wie ein Weltmeer, in Sylvius Herzen aufwallte, da es an dem des Freundes ſchlug, und ſeine Augen wurden feucht. Und im Anblick der kleinen Narbe an Romana's Stirn, die Graf Frankenſtern ihm einſt in der Fechtſchule mit dem Rappier geſchlagen, ſchloß ſich für dieſen jede Wunde des Schickſals, und ſeine kranke Seele blutete nicht mehr. Entzückt führte er den Freund und deſſen Sohn mit ſich fort in ſeine Wohnung, ſein Glück mit ſeiner Frau zu theilen.

Die Gräfin brannte unterdeſſen vor Begierde, die große

Nachricht, die ſie wußte, ihrem Gemahl mitzutheilen. Er ließ lange auf ſich warten, endlich kam er, doch nicht allein. Die Fremden, die er mitbrachte, waren als eine Störung von ihr angeſehen, und leider! iſt der erſte Eindruck beinahe immer entſcheidend. So iſt es nicht genug, daß Jemand ein Recht zu kommen hat, er muß auch zur *rechten* Zeit kommen, und kein Menſch — nur ein Gott kann dieſe wiſſen.

Hier, im Beiſein ſeiner Frau, ſchüttete der Graf das verſchloſſene Herz aus, deſſen eiſerne Bänder die Freude ſprengte. „Du bleibſt nun bei mir, Romana! denke nicht daran, mich zu verlaſſen —“ ſagte er gebietend, und in den Ausdruck, wie ſehr, wie innerlichſt er dieſer Nähe bedürfe, miſchte ſich etwas von dem Bewußtſein, wie viel er äußerlich zu gewähren vermöge. „Dein Sohn —“ ſo fuhr der Graf fort, „ſoll wie der meine gehalten ſein, um ſo mehr, da wir keine Kinder haben.“ Die Gräfin huſtete leiſe und wurde blaß vor Schrecken. Sie wäre keine Frau geweſen, wenn dieſe Aeußerung ihres Gemahls gegen einen ihr fremden Freund ſie nicht beleidiget hätte; dazu dieſe geſprächige Wärme, als ob Geiſt des Lebens über ihn gekommen. Nie hatte ſie, auch zur Brautzeit, eine ähnliche Macht auf ihn geübt, und ganz nach Art weiblicher Eiferſucht nahm ſie dies *dem* übel, der dieſe erheiternde Wirkung hervorbrachte, ohne ſich ſelbſt heiter zu zeigen — was immer anſpruchslos erſcheint. Der unſchuldige Knabe kränkte in der Aeußerung des Grafen ihr neugebornes Kind — und ein leiſer Widerwille gegen dieſe Fremden ſchlich wie eine Schlange über ihr Herz —

Als die Gräfin Gelegenheit hatte, ihren Gemahl mit der neuen Hoffnung bekannt zu machen, fand ſie ihn zwar erfreut; aber — nicht im richtigen Verhältniß zu ihrer mütterlichen Erwartung. Vielleicht fürchtete der Graf, das Kind werde wieder ſterben — oder er ſchlug als ein ſeelenkranker und niedergeſchlagener Mann den Werth eines Leibeserben überhaupt nicht hoch an; ſeine Freude war mäßig.

Die Gräfin trug ihr Glück wie eine Buße, mit ſchwerem, verſchwiegenem Herzen; mancher Stich ging jetzt durch ihre leidende Bruſt, die ſich täglich mehr verhärtete.

Romana und ſein Sohn begleiteten das Ehepaar von Frankenſtern nach Bonna. Erſterer ſollte Forſtmeiſter werden — hatte der Graf flüchtig hingeworfen. Den erſten Abend ihrer Ankunft daſelbſt ſagte die Gräfin: „Ein Einziges bitte ich von Dir, mein lieber Mann! Bleibt Romana hier, ſo ſei es doch nicht in unſerm Hauſe; ich habe dazu meine guten Gründe.“

Der Graf ſah ſeine Frau beſtürzt an, nie hatte ſie durch Laune oder Eigenſinn ſeine Handlungsweiſe bedingt — er ſchwieg, aber er wagte nicht, dieſen befremdenden Wunſch zu verneinen.

Romana ſtellte die Bedingungen, unter denen er in Bonna bleiben wolle, mit edler Selbſtändigkeit feſt. Er ſagte: „Gieb mir ein Plätzchen, Frankenſtern, nach meinem Sinn, worauf ich mir ein Haus baue, und Material dazu; dann Gelegenheit, Deinen Gütern wie Dir ſelbſt zu nützen, ſo haſt Du mich.“

Sie gingen aus, einen Platz zu ſuchen, und der Graf dachte ſeufzend, wie viel Raum in dem weiten Schloſſe, und daß keine Frau, auch die beſte nicht! durchaus verträglich wäre.

Ganz in der Nähe von Bonna, kaum ein paar Schritte davon entfernt, lag ein kleines Vorwerk, Heiland genannt.

Vermuthlich hatte es dieſen ehrwürdigen Namen von einem Chriſtuskreuze erhalten, das in ungewöhnlicher Höhe zwiſchen dem herrſchaftlichen Hof und dieſem Höfchen ſtand. Ein klares Brünnlein rieſelte darunter hin, und eine eingeroſtete Gitterthür ſchien dieſen lautern Quell zu verſchließen. Es waren Spuren da, die es wahrſcheinlich machten, daß der Bezirk dieſer Stelle einſt Mauern getragen habe, und bewohnt geweſen ſei; die Ausſicht war himmliſch. „Laß mich hier zu Jeſu Füßen wohnen!“ ſagte Romana, indem er mit glänzenden Augen an dem Crucifix hinaufblickte, „doch Dir zuvor und gewiß am rechten Ort — ein Bekenntniß ablegen, nach welchem es ſich fragt, ob ich nicht den Staub von den meinen ſchütteln und weiter ziehen muß.“

Graf Frankenſtern glaubte ſeinen Ohren nicht zu trauen, als er vernahm, daß Romana, dieſer katholiſche Edelmann, unter deſſen Vorfahren vielleicht Ritter vom goldenen Vließ geweſen, ſeinem Glauben entſagt habe, und der eifrige Anhänger einer frommen Gemeinde geworden ſei, die das Lamm verehrt, das der Welt Sünde trägt. So wie Menſchen von ſchwärmeriſcher Anlage der äußerſten und entgegengeſetzten Richtungen ihres Weſens fähig ſind, ſo hatte Romana in Verbindungen, worin er mit Blanca in Virginien gelebt, dieſen Umſchwung ſeiner religiöſen Ideenwelt erfahren. Eine große Gefahr, aus der er auf beinahe übernatürliche Weiſe gerettet worden, entſchied, und ſeine angeſtammte Wundergläubigkeit wechſelte nur ihre Form in ſeinem Gemüthe. Das Gefühl ſeiner Abkunft und Armuth ward chriſtlicher Stolz; den Armen war ja vorzugsweiſe das Evangelium gepredigt. —

Nachdem der Graf dies vernommen, ſtand er eine lange, ſinnende Weile. Der Boden dieſer katholiſchen Gegend ſchien empfänglich, um die neue Lehre darauf zu verpflanzen, und neben Klöſtern, päpſtlichen Kirchen und Heiligenbildern lebte friedſam und einmüthig ein Häuſchen der Stillen im Lande. Selbſt unter den Beamten der Ortſchaft waren einige derſelben, deren gewiſſenhafte Redlichkeit Graf Frankenſtern ſchätzte. Und ſo ſagte er: „Was ich höre, Romana, ſetzt mich in Erſtaunen, wie Du ſiehſt; aber es ändert nichts zwiſchen uns. Unſere Freundſchaft iſt mir eine Art Religion — und ſo glaube ich an Dich, wenn ich auch nicht begreiſe, wie es möglich war, daß Du — ein Abtrünniger werden konnteſt. Ich halte Dich für einen ehrenwerthen Mann, und mich an dieſe Ueberzeugung. — So eben dachte ich, wie ſeltſam es ſei, daß der Wind des Schickſals Menſchen eines Sinnes von allen Enden der Welt hierher zuſammenweht.“

Von der feſten Zuverſicht des Freundes gerührt, antwortete Romana: „Weht! ja, das iſt das rechte Wort. Der Herr ſammelt, was verſtreut geweſen. Sein Athem iſt es, das Wehen ſeines Geiſtes, was den Blüthenſtaub im Frühling auch über Mauern zu der verwandten Blume trägt.“

Die Grundmauern zu dem neuen Hauſe wurden nun gelegt, und hundert arbeitſame Hände beförderten den Bau. Es fand ſich, daß ein gewölbter, völlig gut erhaltener Gang von hier aus nach dem Schloſſe führe, wovon die eiſerne Gitterthür am Brunnen der Ausgang wäre. Dieſer Fund war für den Grafen die Entdeckung einer Goldmine. Er dachte bekümmert, ſeine Frau wüßte bereits, was er ihr hätte verhehlen mögen, und am liebſten für immer, denn er kannte ihren Abſcheu gegen Apoſtaten. „Sieh!“ ſagte er ſehr glücklich, und ſich insgeheim bewußt, ſein Umgang mit dem Freunde ſtände unter unſichtbarem Schutze, „ſo können wir ungehindert und ſelbſt zur Nachtzeit zu einander kommen. —“ Aber der Samen des Geheimniſſes trägt ſelten Fruchte für das Licht.

Endlich ſtand das Haus fertig, mit plattem Dach, worauf Romana einen kleinen Garten anzulegen geſonnen war. Der Herr Chriſtus prangte als Schutzwache davor, und leiſe rieſelte das Wäſſerchen unter der marmornen Schwelle. Hinein zog Romana mit ſeinem Sohn, und lebte nicht allein in ſtrenger Abſonderung, ſondern einſiedleriſch verſchloſſen. Wenn die Förſter und Holzſchläger, die den Forſtmeiſter zu ſprechen kamen, Einlaß ſuchten, ſo zitterte der Schall der hellen Hausglocke durch den mäuschenſtillen Flur, und ſelbſt Verſtockte meinten, der Himmel werde ihnen einmal eher aufgethan werden.

Wie ſelig Graf Frankenſtern ſich die Nähe ſeines Freundes geträumt, ſo empfand er doch die Beruhigung nicht davon, welche er gehofft hatte. Er ſah ein, daß die Gefühle der Jugend eine bedeutende Zuthat zu jener innigen und beglückenden Freundſchaft geweſen wären. Wirklich hatte Romana ſich ſehr geändert, und war ein wenig kopfhängeriſch geworden; der Graf war ein geiſteskranker Mann, der ganz eigen behandelt ſein wollte und eines aufrichtenden Umgangs bedurft hätte. Romana's Uebertritt hatte eine Kluft zwiſchen ihnen geriſſen, die der Graf in der Fülle ſeines Herzens anfänglich nur für eine Linie hielt —; aber es war ein tiefer, dunkler Spalt, der ihr innigſtes allſeitiges Vertrauen nicht zuließ. Sie vermieden ſorgſam jedes Geſpräch, das nur von fern dieſen Punct berührte, und wehe der Freundſchaft, die, wenn auch nur *eine* Stelle weiß, welche geſchont werden muß! —

Der Hochmuth des Grafen war durch ſeine Verhältniſſe, durch das Gefühl, verkannt zu ſein, durch die Natur ſeiner Krankheit genährt worden. Auch der Unglücklichſte hat noch einen Freund, den Tod! Graf Frankenſtern aber ſah in dieſem das Geſpenſt ſeines Lebens, und die öde Unſterblichkeit, die er ſich in der Angſt ſeiner Seele wünſchte, ſtellte ihn allein unter den Menſchen. Romana's ritterlicher Sinn war Stolz der chriſtlichen Demuth geworden. Ein leiſer Hang zum Abenteuerlichen, der ihm verblieben, ein inneres Abſondern von Andern ließ ihn von der breiten Straße abbeugen, auf der gewöhnliche Menſchen das Glück ſuchen. Der Geiſt ſeiner Secte ſetzt etwas darin, vertraut mit dem Tode zu ſein und ſeine düſtern Farben und Symbole in den Bedarf des häuslichen Lebens aufzunehmen; Romana ſchlief unter einer Decke ſchwarz und weiß, zu ſeinen Häupten lief lautlos oder ſtand eine Sanduhr, weil ſein Schlaf ſo leiſe war, daß auch der ſanfteſte Seiger ihn verſcheuchte. Er würde lächelnd ſeinen Morgentrunk aus einem Schädel genommen haben, er ſprach freudig von ſeiner Auflöſung, und dieſe Kraft ſtellte ihn hoch über ſeinen Freund.

Graf Frankenſtern arbeitete nichts; nur ſeine Phantaſie war unabläſſig beſchäftiget. Das Bewußtſein, durch ſeine eigenſten Kräfte zu nützen, hatte ihn nie gehoben. Die Leichtigkeit, womit er wohlthun konnte, täuſchte ihn über die Unterlaſſungsſünde, die Mittel dazu aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen.

Romana beſaß ſchöne Kenntniſſe und übte ſie mit Fleiß. Er war thätig von früh bis ſpät, und der Kernſpruch ſeines großen Landmanns, daß Arbeit des Blutes Balſam ſei — bewährte ſich an ihm; er war ſehr geſund. Er trieb viel Mathematik, und flößte ſeinem Sohne Luſt und Eifer für dieſe Wiſſenſchaft ein; indem er ihm gewöhnte, ſeinen Verſtand anzuſtrengen, unterdrückte er das frühzeitige Aufſtreben von Gefühlen, denen die Einſamkeit Nahrung giebt.

Die Gräfin war im Spätherbſt jenes Jahres, welches ihren Gemahl ſeinen Freund wiederfinden ließ, ſchnell und ſonder Gefährlichkeit von einer Tochter entbunden worden. Wie leicht auch die gefürchtete Stunde vorübergegangen war, die Mutter ſchien dennoch überaus ſchwach.

„Das Kind iſt im Zeichen des Krebſes geboren —“ ſagte die Wärterin nach einem Blick in den Kalender, „Gott verhüte, daß ihm nicht Alles rückgängig werde!“ Die Gräfin ſchauerte bei dieſen Worten in einer andern Furcht.

Die Kleine ward Albane getauft, und gedieh wunderſchön an der Bruſt einer derben Amme. Keine Spur von Krämpfen zog das Herz der Mutter in der Befürchtung zuſammen, dies Engelskind werde ja doch nur wieder ein geliehenes Gut ſein, wie die kleinen Brüder — was ſie nach kurzer Zeit mit tauſend Thränen würden zurückzahlen müſſen. Langſam hatte ſich die Gräfin erholt, und war auch bei wiedererlangten Kräften und, ihres Anlaſſes zur Freude ungeachtet, in ſich gekehrt und traurig geblieben.

Zwei Jahre waren ſeitdem verſtrichen, als eines Tages Romana ſich bei ſeinem Freunde im Schloß befand. Sie unterredeten ſich über die Zukunft ſeines Sohnes. „Sylvius bekommt einmal Deine Stelle —“ ſagte Graf Frankenſtern gleichſam zuſichernd. Er ſprach damit die Gewißheit an, den Vater des künftigen Forſtmeiſters zu überleben.

„Meinem Wunſche nach,“ antwortete Jener, „geht er in die weite Welt.“

„Dein einziger Sohn?“ erwiederte der Graf mit Vorwurf. „Du willſt doch nicht, daß er ein Glücksritter werde?“

„Warum nicht? bin ich doch auch Einer —“ ſagte Romana, und lächelte wie ein Eremit. „Sieh, lieber Frankenſtern,“ fuhr er fort, „die Seinen für ſich behalten und in den Kreis der angeſtammten Verhältniſſe anſchließen wollen, wäre engherzig gedacht. Nur in der Welt wird der Mann ein Menſch und lernt brüderlich denken. In dieſem Ausſenden liegt mir etwas Göttliches —“

„Wir aber ſind Menſchen, Romana,“ unterbrach ihn der Graf, „und es liegt in der Natur, daß man ſein Kind ſo nahe und ſo lange als möglich um ſich habe; es ohne Noth dem Zufall anheim zu geben, kommt mir wie Vermeſſenheit vor.“

„Aber gehorſam dem Willen des Herrn, oder einer heiligen Idee?“ wendete Romana mit erhöheter Stimme ein, „ich fühle, das würde ich können. Wäre es dem Sylvius beſtimmt, in einem rechtlichen Kriege zu fallen, ſo preiſe ich ihn ſelig. Zöge er über's Meer, um die Heiden dem Erlöſer zuzuführen und verſänke, ich würde deßhalb nicht zu Boden ſinken. Im Aufgeben, Freund, liegt das wahre Haben und das Geheimniß ewigen Gewinns. Wie ärmlich iſt das Leben, wenn es keinen andern Werth hat, als daß man athme!“ Der Graf ſeufzte ſchwer, und Romana verließ ihn.

Noch wirkte dieſes Geſpräch nach, als die Gräfin in das Zimmer ihres Gemahls trat. Die kleine Albana hing ſchlafend auf ihrem Arme, und das volle Händchen des Kindes, wie aus roſigem Wachs mit reizenden Grübchen geformt, lag ſchützend auf der linken Bruſt der Mutter.

Den Grafen rührte dieſer Anblick. Er küßte väterlich ſacht dieſe kleine Hand, und das Mutterherz darunter ſchlug ſtärker. Vielleicht ward in dieſem Augenblicke der Gedanke an das, was Romana geſagt, zu einer ſtillen Freude, daß dies ſein einziges Kind eine Tochter ſei. Zum erſten Male äußerte er, wie glücklich ihn der Beſitz des Kindes mache, und daß es ſo geſund ſei, und die Mutter dazu, um die er vordem doch ſehr beſorgt geweſen.

Die Gräfin entfärbte ſich. Mit bewegter Stimme ſagte ſie: „Es könnte ſein, daß ich mein Leben um einen Preis gerettet hätte, der Dir mißfällt.“

Dem Grafen fiel dieſe Aeußerung auf. Er ſah ſeine Frau forſchend an, welche ihm nunmehr geſtand, wie ſie ſeit ihrer Verheirathung ein ſchadhaftes Fleckchen in der Bruſt verſpürt, was ihr dann und wann Schmerzen, immer aber Kummer verurſacht habe. In jedesmaliger Schwangerſchaft ſei es ſchlimmer geworden, bis endlich bei der Geburt der kleinen Albane der leidende Theil ſich zu Stein verhärtet und dergeſtalt ſich entzündet habe, daß ſie (die Gräfin) hätte fürchten müſſen, den Krebs zu bekommen, wenn ſie nicht Muth zu einem gewagten Schritt faſſen könnte. —

Der Graf legte beide Hände vor das Geſicht, ſchon bedeckt von der Bläſſe des Grauens. Er ſagte: „Gut, daß ich es nicht wußte; der bloße Gedanke macht mich ſchaudern. Eine Operation ſolcher Art brächte mich von Sinnen. Du glaubſt nicht,“ ſetzte er mit ſcheuem Vertrauen hinzu, „wie tauſend Dinge, ſtumpf für den Verſtand Anderer, in mein Gehirn bohren! Dieſe Vorſtellung zum Beiſpiel — durchdringt mich entſetzlich.“ Seine Lippen zuckten, als wühle ein Meſſer in ſeiner Seele.

Die Gräfin hätte beinahe ihr Geſtändniß bereut — gewiß hätte ſie es ſollen. Sie ſprach: „In dieſer Noth that ich das Gelübde, hülfe mir der Himmel und würde ich geheilt, ſo ſolle die Bruſt meines Kindes ſich nie für eitle Wünſche heben — nur dem Heil der Seele. Und es dauerte nicht lange, ſo genaß ich an einem ſimpeln Umſchlage.“

„Verſtehe ich Dich recht?“ fragte der Graf ſchwach, „Albane — eine Kloſterfrau?“ Die Mutter nickte ängſtlich.

„Das iſt hart!“ murrte der Graf, und ſeine Frau hatte jene Gefahr nicht härter empfunden, als dieſe drei Worte. So ſprach die Gräfin weichmüthig: „Du, mein Gemahl, machſt Dir ja ſelbſt nichts aus der Welt und ihren trüglichen Freuden. Die Güter kommen an fremde Hand — Anverwandte haben wir nicht, Albane ſtände allein. So iſt ſie unter den vornehmſten Schutz geſtellt, und die Kirche, eine ſegensreiche Mutter, giebt ihr Schweſtern.“

Der Graf lächelte kalt und murmelte etwas von Stiefgeſchwiſterſchaft.

„Nein,“ fuhr die Gräfin, ihren Gemahl mißverſtehend, fort, „dort würde mir Albane nicht aufgehoben geweſen ſein. — Sage, was fehlt einer Braut Chriſti?“

„Dieſes Glück!“ antwortete Graf Frankenſtern und deutete auf ſeine Kleine, „eine Bruſt, woran ſolch ein Kind erblüht, kann viel verſchmerzen. Ihr ſeid zu Müttern geboren. Und — daß ich es nur frei geſtehe — ich mag die Klöſter nicht leiden, und es wird einmal aller Tage Abend mit ihnen werden. Warum aber ſoll meine Tochter darin untergehen?“

„O mein Gott!“ jammerte die Gräfin und hob die Augen thränenſchwer zur Höhe, „warum bin ich nicht geſtorben?“ Ihr Herz ſchlug ſo mächtig, daß des Kindes Händchen auf dem Buſen ſeiner Muter erbebte. Sie ſelbſt wankte.

Der Graf war erſchüttert; nach einer Pauſe ſagte er:

„Du wirſt glauben, daß mir Dein Leben über Alles theuer iſt! Nur den Beweis fordere nicht, daß ich gleichgültig dazu wäre, wenn unſer einziges Kind geopfert wird, in welchem ich Dich ja auch liebe. Uebrigens warſt Du damals in einem Zuſtande, der keiner Zurechnung fähig iſt. — Nöthigenfalls würde Dispens vom Papſt zu erlangen ſein. Ich zweifle jedoch, ob das Recht, über das Schickſal eines Menſchen alſo zu verfügen, auch einer Mutter zuſteht, und meine, von der Sünde, es gethan zu haben, könne Jeder ſich ſelbſt entbinden.“

„Dies ſind Romana's Grundſätze,“ ſtöhnte die Gräfin, „es iſt ſein Geiſt, der aus Dir redet, mein Gemahl. Irret Euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten; ich will Wort halten wenigſtens.“

Sie entfernte ſich hierauf, heftig erregt. Die Gräfin fühlte einen tiefen körperlichen Schmerz in ihrem Herzen, und ſich wie im Innerſten zerriſſen. Von Froſt geſchüttelt mußte ſie ſich alsbald zu Bett legen. O! daß die Arme geſprochen und mit dem Laut der Rede den ſtillen Wächter ihres Geheimniſſes verſcheucht hatte! Ihre Ruhe war dahin. Seltſam genug warf ſich ein ſchnell entwickelter Krankheitsſtoff auf ihre zuvor geneſene Bruſt. Es half nichts, daß die Gräfin ihr erneuetes Unglück ſiebenfach verhüllte; jede Hoffnung ſchien verloren, und das Leben war ihr nichts mehr werth.

Wenn die geneigten Leſer der Meinung wären, Güte und Liebe in dem Charakter der Gräfin Frankenſtern würde nicht zugelaſſen haben, daß ſie in grauſamer Selbſtſucht das Glück ihres einzigen Kindes zum Preis ihrer Rettung gemacht hätte, ſo glauben wir dieſem Vorwurf zu begegnen, wenn wir bemerken, wie grade die zärtlichſten, die weichſten

Mütter es ſind, und die Mutter mag dieſen Widerſpruch löſen — welche oftmals das Schwerſte über ihre Kinder verhängen. Hier war es ein Schleier, und den zu tragen hielt die Gräfin für leicht. Sie hielt ferner, im Gefühl ihrer Ehe, keine für ganz glücklich, und verwechſelte ihr unbefriedigtes Herz mit dem Sehnen nach einer Beſtimmung, die vollendender wäre. Und wie es im menſchlichen Wunſche liegt, daß diejenigen, welche unſer Daſein fortſetzen, Alles weiter bringen, jeden Keim unſers innerſten Lebens entwickeln, und ein höheres Glück erreichen ſollen: ſo war der Gräfin der Gedanke lieb geworden, ihre Tochter würde werden, was zu ſein ihr nicht beſtimmt geweſen. Von einer gewiſſen Stufe der Erfahrung ſcheint jeder Schritt, den wir unſern Nachkommen zumuthen, ob er auch die liebſten Freuden hinter ſich laſſe — klein, im Vergleich zu dem, was er anſtrebt. Vielleicht war es auch die mütterliche Ahnung, welche die Gräfin fürchten ließ, ihre Tochter in den Armen eines Mannes nicht ſicher genug zu wiſſen. —

Nach einiger Zeit ward Romana heimlicher Weiſe zur Gräfin berufen. Dieſe einfache Bitte machte den Forſtmeiſter ſtutzen, und Schwierigkeiten, daß er ſie erfülle; denn der Graf mußte umgangen werden. — Zur beſtimmten Stunde fand ſich Romana ein. Die Gräfin war in ihrem Schlafzimmer. Jener erſchrak vor ihrem Anblick. Sie war äußerſt entſtellt, ihr Geſicht aſchfarben, ihr Auge erloſchen, und nur ein ſchwachglimmender Lebensfunken noch darin. So krank hatte er ſie nicht geglaubt, obgleich er von ihrem Uebelbefinden wußte.

„Verzeihen Sie, Romana, daß ich Sie bemühte!“ redete ſie ihn mit jenem rührenden Wohllaut der Stimme an, der je leiſer, um deſto ſtärker ans Herz dringt, „ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu ſprechen. Sie könnten mir ein großen Gefallen erzeigen.“

„Herr, mein Gott!“ antwortete der Forſtmeiſter, und das Mitleid mäßigte dieſen Ausruf bis zur zarteſten Verſicherung, „gebieten Sie doch über mich!“

„Es wäre mir viel daran gelegen,“ ſprach hierauf die Gräfin, „wenn Sie morgen — oder übermorgen,“ der kranke Blick ihres matten Auges verdunkelte ſich wie die Nacht dazwiſchen, und ein voller Seufzer füllte den Moment, „meinen Mann auf einen halben Tag — beſſer wäre freilich ein ganzer — zu entfernen wüßten.“

„Das wird ſchwer halten,“ erwog Romana, „hält doch Frankenſtern kaum mehr eine halbe Stunde bei mir aus. Verlaſſen Sie Sich indeß darauf, es geſchieht! Ich ſinne nur nach, wie ich es anzuſtellen habe, ihn zu einer kleinen Reiſe zu bereden.“

„Dann fiele mir ein Stein vom Herzen,“ erwiederte die Gräfin, indem ein paar Thränen über ihre abgehärmten Wangen rollten. „Wiſſen Sie denn, ich werde operirt — das heißt, ich laſſe mir die Bruſt ablöſen. So begreifen Sie auch, daß dies meinem Manne verſchwiegen bleiben muß.“

Die Worte, mit Ruhe und Faſſung geſprochen, ſträubten dem Forſtmeiſter das Haar. „Die Bruſt — ablöſen?“ fragte er, und ſein männliches Geſicht erröthete in Angſt; die Gräfin erbarmte ihn unausſprechlich. „Und bleibt kein anderes Mittel?“

Ein ſanftes Kopfſchütteln, und: „Nur dieſes letzte —“ war die ſehr leiſe Antwort.

„Sie werden eines Beiſtandes bedürfen, arme Gräfin!" ſagte Romana dringend, und irrte mit ſeinen Gedanken hin und her, wie er zugleich den Grafen abwehren, und hier eine Stütze in der Gefahr ſein könnte.

Die Gräfin lächelte; es war, als hätte die Senſe des Todes dies Lächeln in ihre tiefen Züge eingeſchnitten — und dem Forſtmeiſter blutete das Herz. Sie ſprach: „Ich wäre doch allein, im Grauſen deſſen, was mir bevorſteht; allein muß Jeder ſeinen Weg gehen. Aber, wenn ich am Ziele bin, verlaſſen Sie meinen Mann nicht! er wird den Freund dann nöthig haben. — Und nun das Wichtigſte. Wir ſind zwar nicht mehr eines Glaubens, Sie — doch laſſen wir das. Ich halte Sie für einen redlichen Mann, Romana." Nie hatte der Forſtmeiſter ein ehrenwertheres Zeugniß empfangen, als dies. Er würdigte es, und die Gräfin fuhr mit bewegter Stimme und widerſtrebenden Lippen fort: „An ihre männliche und chriſtliche Ehre nun wende ich mich, wenn ich hoffe, daß Sie, unſerer abweichenden Meinungen ungeachtet, das Wort, das eine bedrängte Mutter dem Himmel als Pfand eingeſetzt, nicht verfallen laſſen werden, gleich einer Schuld. Verſprächen Sie, Ihren Einfluß auf meinen Mann für dieſen Zweck zu benutzen, dies würde mich ſterbend noch erquicken."

Darauf erzählte die Gräfin dem Forſtmeiſter, was unſere Leſer ſchon wiſſen. Wie lange und wie ſtill ſie den Kummer in ihrer Bruſt getragen, was die Aerzte geſagt, und ſo weiter. Und als ſie ihr letztes Kind geboren, habe ſie es mit tiefem Erbarmen angeſehen, wie vielen Schmerzen eine Mutter unterworfen ſei und was ein Weib ſchweigend erdulden müſſe. So ſei ihr denn ein Leben in Gott als das höchſte Glück erſchienen, dem ſie das Neugeborene gelobt, wenn er das ihrige friſten wolle, weniger, um ſich ſelbſt zu retten, als ihr Kind. — Die Gräfin eröffnete nun dem Freunde ihres Gemahls mit reuiger Wehmuth, daß ſie ſich von einem ungewöhnlichen Anfluge ehelicher und väterlicher Zärtlichkeit des Grafen habe hinreißen laſſen, ihm dies zu geſtehen, worauf er ihr bittern Vorwurf gemacht, und das Anſinnen, jenes Gelöbniß zu brechen. „Ich muß nun,“ ſetzte ſie troſtlos hinzu, „den Frevel dieſes Gedankens mit dem Tode büßen, denn der Himmel läßt nicht mit ſich ſpaßen. Ich bekam ſofort Froſt, die alten Schmerzen — es ward ſchlimmer mit mir, wie je zuvor. So will ich, obwohl ſelbſt ein Opfer, doch, daß meine Tochter durch Gehorſam ſühne, was ihr Vater zu ſagen ſich vermaß. Werden Sie es nicht hindern, Romana? daß Albane —“ weicher läßt ſich nicht bitten, als es in dieſen Worten geſchah; die Stimme der Gräfin zerſchmolz in Thränen.

Der Forſtmeiſter legte ſtumm ſeine Rechte im ihre kleine, weiße, feuchte Hand. In ſeinen Augen, denen Kreuz und Leiden in aller ihrer Heiligkeit vorſchwebten, brannte ein Schwur. Sie glaubte ihm, ohne daß er eine zuſichernde Silbe geſagt hätte.

Wie überzeugend iſt das Vertrauen! Romana, ſeinem umgewandelten Sinne nach, ein Feind der Klöſter, hätte die kleine Albane lieber heute ſchon einſperren mögen. Er war der geiſtliche Anwalt des Wunſches ihrer Mutter geworden, daß dies liebe Kind, einſt abſagend weltlichen Schimmer, der Edelſtein eines Ordens würde. Vielleicht wäre die Gräfin dennoch zu retten geweſen; aber das Fatum, dem ſelbſt die Parzen dienen, hatte ihrem Leibarzt den Lebensfaden, und ſomit die Gelegenheit abgeſchnitten, ihren frommen, feſten Glauben an göttliche Hülfe und an die ſeinige noch einmal zu bewähren. Der junge Heilkünſtler, der das Zutrauen der Gräfin von ihm ererbt, war ein hitziger Anatomiker, der ſeinen beſten Freund eben ſo gern ſecirt, als ganz glücklich geſehen haben würde — und wir wiſſen, daß die Leidenſchaft ihren Gegenſtand nicht immer zeitgemäß behandle. — Als nun der gefürchtete Morgen kam, und mit ihm der Doctor, begleitet von einem Wundarzt, fand er Alles bereit, ſogar die Seele der Gräfin zum Sterben. Graf Frankenſtern war durch einen Anlaß, den die Klugheit des Forſtmeiſters erſonnen, geſchickt entfernt worden. Todtenſtille herrſchte im Schloſſe. Die weiblich-vornehme Faſſung der Gräfin entmannte den Operateur. Verſtörten Auges blickte er nach der Uhr, und ſeine Hand zitterte mit dem Secundenzeiger um die Wette. Nach dem erſten Schnitte entfiel ihm das Meſſer, und es ſank mit ſolcher Schärfe in die Diele ein, daß ein kleiner blutbefleckter Spahn daneben aufgaffte. — Die Gräfin verlangte mit erlöſchender Stimme, man ſolle das Meſſer nur liegen laſſen. Aber dieſer Zufall war von übler Vorbedeutung, die Gräfin verſchied am dritten Tage. —

Wir wagen nicht, den Zuſtand ihres Gemahls beſchreiben zu wollen. Er klagte ſich als den Mörder dieſer unvergleichlichen Gattin an, obgleich er die eigentlichen Umſtände ihres Todes nicht kannte, und nur wußte, daß ſie von jenem Wortwechſel an gekränkelt hatte; die Wahrheit würde zu ſtark für ihn geweſen ſein. Liebe und Schauder bekämpften ihn mit gleichen Waffen. Romana's Freundſchaft ſtand ihm kräftig bei; aber — wie ſind jene finſtern Mächte zu bezwingen, die den Menſchen ſich ſelbſt entfremden? — Vergebens mahnte der Forſtmeiſter ihn an die Pflicht, ſich zu zerſtreuen. Er konnte ihm nicht einmal den Abgrund zeigen, der unter dieſer tiefſinnigen Langeweile gähnte, aus Furcht, der Graf könne dann früher noch in das Elend völliger Geiſtesverwirrung ſtürzen. — Romana bot ferner Alles auf, jedoch umſonſt, ihn zu bewegen, daß er die kleine Albane unter andere Aufſicht gäbe, als die ihrer Amme. Mit jener Hartnäckigkeit, womit ſchon der Eigenſinn, wie viel mehr der Wahnſinn, ob er auch unterdrückt wäre, an ſeinem Willen feſthält, behauptete der Graf, er könne nirgend ausdauern unter Menſchen, und eben ſo wenig ein weiblich Weſen in beſſern Kleidern um ſich ſehen, als die trüge, welche ſeine Albane genährt.

„Und wozu auch? fragte er mit düſterm Stolz, „meine Tochter kommt einmal ins Kloſter, und alſo nie in den Fall, der Welt und deſſen, was ſie fordert, zu bedürfen. Gott hat ſie wohl gebildet — es iſt nichts zu tadeln an meinem Kinde.“ Dagegen ließ ſich nun freilich nichts ſagen, und Romana ſchwieg.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfundfunfzigster Band.

Die Schwägerinnen. Dritter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Die Schwägerinnen.

Wenn man annehmen darf, daß die Freundſchaft durch ein verjährtes Zuſammenleben tauſendmal eher aufgehoben als befeſtiget wird — ſo wie durch lange Trennung verinniget — ſo ſpricht die Erfahrung dafür und den Beweis an, Verſtand, Einſicht, Wiſſenſchaft, Dankbarkeit, Lebensſinn, Erinnerung — könnten zwar als eine feſte Grundlage freundſchaftlicher Verhältniſſe angeſehen werden, doch nicht unerſchütterlich gegen die Gewalt der Zeit und Umſtände. Die einzige Baſis des Beſtands iſt ein tiefes Gemüth voll göttlicher Kraft der Liebe!

Allmählich hatte Romana ſich ſeinem unglücklichen Freunde entfremdet, und es war ſo unmerklich geſchehen, daß ihre Seelen ſich wie aus weiter Ferne kaum mehr verſtanden, als ihr äußerer Verkehr, beſonders von Seiten des Forſtmeiſters — noch ganz derſelbe ſchien. In dem Grade, als der Graf ſich in ſich ſelbſt zurückgezogen, war ihm auch das Nächſte. ſein Kind ausgenommen — gleichgültig geworden. Er vermißte Romana nicht, er ſuchte ihn nie auf. Tage lang ſaß er allein, und flüſterte ſo anhaltend, daß die Bedienten oft lange warten mußten, ehe ſie ihn unterbrechen durften. Des Abends klagte er ſich matt von der fortwährenden Unterhaltung. Da ſahen ſeine Leute ſich an und es grauete ihnen; denn Niemand war bei ihm geweſen, als ſein Dämon.

Daß er geſtörten Geiſtes ſei, war, wenn auch ein bewahrtes Geheimniß der Achtung, doch Jedem klar.

Einſt an einem milden Herbſttage fand ihn Romana im Garten ſeltſam beſchäftiget. Er band die Blätter einer Eſpe mit grüner Seide an die Zweige feſt, der Knäuel, deſſen Faden eine rothe Wunde in ſeine Finger eingeſchnitten, lag im falben Graſe und glänzte in der Sonne.

„Gott grüße Dich, lieber Frankenſtern!“ ſagte Jener, „was machſt Du denn da?“

Der Graf lächelte und ſprach: „Ei! ich binde mir die Blätter ein wenig feſt, dies Zittern ängſtet mich, ſo oft ich es ſehe. Ich weiß, wie einem zu Muthe iſt, der vor jedem Lüftchen bebt; die Furcht iſt das entſetzlichſte Gefühl.“ Und indem er emſig in ſeinem unheimlichen Treiben fortfuhr, ſetzte er hinzu: „Dann — Dir will ich es wohl ſagen, Romana, wenn der Wind nun rauher weht, und die Blätter fallen, und liegen fahl und ſtill an der kalten Erde, wie aufgehäufte Leichen — manche haben ordentlich Phyſiognomie —“ Der Forſtmeiſter ſah voll Mitleid in die ſeines Freundes. „Den Schmerz der Natur,“ ſagte er mit dem tiefſten, „wollen wir ihrem Schöpfer überlaſſen. Dieſer Faden, Du Armer, ſchneidet mir in die Seele. Haſt Du nie den Frühling geſehen, das Bild der Auferſtehung? Wer bindet denn da die Kränze von Laub und Blumen, welche Himmel und Erde umſchlingen? —“ Er umſchlang den Freund, und weinte vor großer Rührung.

So wurde es immer finſterer um den Grafen, nur in dem hellen Blick ſeines Töchterchens ging ihm zuweilen ein Strahl von Freude, das Licht des Lebens auf. Er hing mit unendlicher Liebe an dem Kinde, und dieſe zärtliche Empfindung wurde nur durch das Andenken an die verſtorbene Frau getheilt. — Die kleine Albane, obwohl ohne alle Erziehung, entwickelte ſich zart und ſchön. Die Natur war ihre Gouvernante, und welche Bonne bildet ſo gut als ſie? — Ihre Sprache hatte den reinen Klang des Gefühls, ihr Gang war ein leichtes Schweben über gemeinen Boden, und jenen angeborenen Adel der Sitten hätte weder die Stiftshofmeiſterin eines Fräuleins-Inſtituts heben, noch die gutmüthige Plumpheit der Amme unterdrücken können. —

Die Amme, welche mit roher Treue um ihren Pflegling ſorgte und waltete, ſprach oft von ſeiner künftigen Beſtimmung, dem Kloſter; aber die Farben, womit ſie die Zukunft malte, waren eine Reibung für das junge Herz, und es miſchte ſich in ihnen religiöſe Ehrfurcht mit dem Schein von Hoffnung, Albane werde hinſichtlich ihres wahren Glückes zu täuſchen ſein. Sie ſtaffirte die Zelle mit Gold aus, und bekleidete die kleine Gräfin mit den Würden einer Aebtiſſin. Aber es giebt nur ein Bedürfniß, ein Talent, welches die Einſamkeit vorzugsweiſe weckt, das Verlangen und die Fähigkeit zu lieben. Während die Amme wähnte, ſie baue möglicher Abneigung vor, ward Albanen der Gedanke an das Kloſter verhaßt, und der Inſtinct ihres Geſchlechts ſtellte eine Widerſetzlichkeit dagegen auf. Dem Grafen war es zwar unumſtößlich gewiß, daß ſeine Tochter Profeß thun müſſe —; doch den Zeitpunct dazu glaubte er hinausſchieben zu dürfen, wie weit? dies wußte er ſelbſt nicht, und es dämmerte ihm vor den Augen.

„Wie könnte ich Dich nur verlaſſen, mein Vater?“ fragte Albane ihn in bangen Stunden der Anfechtung, und ihr Vater fühlte dann ſelbſt die Unmöglichkeit, ſeinen einzigen Troſt in ihr entbehren zu können. Mehr als dieſe Frage erlaubte ſich jedoch die junge Gräfin nicht, um an ihrem Ziel zu rücken; denn als ſie einſt den Verſuch gewagt ihrem Vater recht kindlich zu ſagen, daß ſie doch lieber den Brautkranz wie den Schleier trüge, wenn ſich nämlich ein Mann für ſie fände, der ſie nicht von ihm und ihrer Pflicht trennte — war der Graf in einen fürchterlichen Zuſtand gerathen. „Soll ich auch des Todes ſterben, wie Deine Mutter?“ hatte er ihr rollenden Auges entgegnet. „Es war mein Wunſch wie der Deine, armes Weſen, Du möchteſt glücklich werden; aber ich bin nur elend deßhalb geworden. Möchte wohl ein Vater ſein Kind zu lebenslänglicher Gefangenſchaft verurtheilen, wenn es nicht die Rettung des Lebens gälte? — Aber es giebt einen Schlüſſel zur Freiheit — —“

Geiſtig Geſtörte ſind wie Inſpirirte zu betrachten. „Der Schlüſſel zum höheren Leben iſt die Liebe!“ und Albane trug ihn in ſtiller Bruſt. —

Wie durch ein ſtillſchweigend Uebereinkommen der Grundſätze beider Väter waren ihre Kinder faſt gar nicht zuſammen gekommen. Auch war Sylvius ziemlich voraus; doch die Natur hob durch ihre höchſte Kraft dieſen Unterſchied auf, und lernte die beiden jungen Leute, wie fremd und fern von einander gehalten, ſich innigſt finden. — Jener Arzt, der die Gräfin operirt hatte, war dem herrſchaftlichen Hauſe von Bonna verpflichtet geblieben, und weil er ſich vorwurfsvoll beimaß, durch Uebereilung an dem Tode einer der trefflichſten Frauen, die er je gekannt, Schuld zu ſein, nahm er die Geſundheit ihrer Tochter mit vergütender Sorgfalt und um ſo gewiſſenhafter in Acht. — Und wie das, was wir bewahren, wäre es auch fremdes Eigenthum, allmählich eigenen Werth für uns gewinnt, ſo war das Glück nicht minder als das Leben der Comteſſe ihm theuer geworden. Er bedauerte, daß ein ſo ſchönes Kind dem Kloſter beſtimmt ſein ſolle. Mit leiſer Geſchäftigkeit taſtete er an dieſem Entſchluß herum. Albane hütete ſich indeß wohl, ihm ihr jungfräuliches Herz zu öffnen — und der Graf zeigte bei dem behutſamſten Verſuch, ob er hierin wankend zu machen wäre, ſich ſo erſchüttert, daß der Arzt, gegen deſſen perſönliches Annähern er eine innerſte ahnungsvolle Abneigung zu empfinden ſchien — es nicht wagen durfte, ſtärker in ihn zu dringen. So begnügte er ſich, dem armen Opfer noch einigen Genuß des Daſeins zu wünſchen, ehe es ſeine düſtere Beſtimmung erreiche. Er konnte nicht begreifen, wie die junge Gräfin es ſo ganz ohne allen Umgang aushalten könne, und erwähnte zugleich, wie dies bei dem Sohne des Forſtmeiſters, einem vielverſprechenden Jüngling, der nämliche Fall ſei, ſo daß Albane ein ſinnverwandtes Weſen in Sylvius ahnete. Im Hauſe Romana's hingegen ſprach der Arzt mit Begeiſterung von der Tochter des Grafen, bejammerte ihr Loos jetzt und künftig — rührte und regte ein Herz für die himmliſche Schönheit, für das ſchuldloſe Unglück dieſes Mädchens an — ein Herz, deſſen heiße Sehnſucht ein langes ſtilles Glühen für ein verhangenes Bild geweſen war, das ſein Idol nun gefunden zu haben glaubte, und heftig aufflammte. — So war der Arzt, indem er haſtig hin und her fuhr, wie der Wind, hier ein Wort verſtreuete, dort eines, gleich dem Träger des Samens, aus dem die Blume der Liebe erwuchs. Und wie in der Welt jedes Verhältniß, auch das tiefſte, ſich verflacht, ſo wird in der Einſamkeit auch das oberflächlichſte bedeutend. — Nicht leicht wird ein Mädchen dieſes Ranges einſamer erwachſen, als Albane. Ach! ſie war wohl ſchlimmer daran, als eine Waiſe. Die Mutter lag in tiefer Ruhe, und das Geheimniß manch ſchwerer Sorge war mit ihr verſenkt; der Vater, Herr eines beinahe fürſtlichen Beſitzthums, war ein armer verſtörter Mann, mit dem der geplagteſte ſeiner Unterthanen nicht hätte tauſchen mögen. — Seine Tochter hing mit kindlicher Seele an ihm, und hielt ſo nur allein ſeine zerriſſenen Gedanken in einem gewiſſen Zuſammenhange. Sie fand ſich mit jener Sicherheit, die ein Gott uns lehrt, in ſeinem zerrütteten Geiſte zurecht, wie dunkel die Spur auch geweſen wäre. Wenn Albane ihren Vater anſah, ſo oft er wirre Worte redete und die Begriffe durch einander warf, ſo drang mit dieſem Blick ein mildes Licht in ſein Inneres, und er erkannte ſich ſelbſt wieder und ſein Kind. Ihre liebe, ſanfte Stimme, vom innigſten Bezug, war wie der Laut eines Glöckleins, das den Verirrten auf den rechten Weg ruft. Wenn der Graf ſeine Beamten vor ſich ließ, und Geſchäfte von Wichtigkeit zu beſprechen waren, ſo ſtand die Comteſſe daneben, und hielt wie mit einem leiſen Faden die Gedanken im Zuge; verwickelte er ſich auch einmal in einen Widerſpruch, ſo wußte Albane ihn leicht zu löſen. Die Bewunderung, mit der jene Männer zu ihr aufſchauten, erlaubte ihnen nicht, einen Blick des Mitleids zu wechſeln. O heilige Liebe! Du biſt jener wunderbare Hauch der Allmacht, der den Funken des Geiſtes nicht verglühen läßt in todter, wüſter Aſche. Darum iſt es unſer laienhaftes Urtheil, daß Kranke dieſer Art unter der verſchwiegenen, liebevollen Pflege der Ihrigen am beſten aufgehoben ſind. Verſtand und Kunſt ſtützen zwar die Pfeiler, auf denen das Gleichgewicht der Seele ruht, können aber gänzlicher Zerſtörung nicht immer vorbeugen. Die Liebe in ihrem umfaſſendſten Sinne erſteigt nicht allein Mauern, ſie wirft auch deren auf gegen ſolchen Verfall.

Doch nichtsdeſtoweniger war dem armen Kinde das Herz unſäglich ſchwer. Albane hatte keinen Troſt als ſich ſelbſt, und daß ſie ſich nicht ſelbſt genüge, ward ihr klar in Thränen, die ſie heiß und heimlich weinte. — Wenn der Graf ſchlief, und er ſchlummerte oftmals des Tages über ein, weil er ſich des Nachts gegen die Wohlthat der Ruhe ſträubte, aus Furcht, in Bewußtloſigkeit zu verſinken — ſo lauſchte Albane, wie tief und ſtöhnend er athme. Ihr Blick hing bewölkt an ſeinem grauenden Haar, an der gealterten zuſammengeſunkenen Geſtalt — und ihr Gefühl hatte keine Stütze. Albane durfte nur an ſeiner Seite ſitzen und den weichen Wedel von Pfauenfedern ſchwingen, daß die ſummende Fliege ihren Vater nicht beläſtige, ſo ſanken vor den Augen des Argus die ſeinen zu, und einſchläfernde Regenbogenkreiſe zogen ſeine wache Seele in ein träumendes Vergeſſen. —

Niemals kamen Gäſte in das Schloß zu Bonna, niemals! Auf der breiten ſteinernen Brücke, die zu ſeinen Thoren führte, wuchs Gras, als hätte ein altgläubiger Fluch es hervorgerufen. Die Zimmer waren pomphaft, doch leer und öde, nur die Zeit wohnte darin, und nützte den Glanz der Möbeln nicht mehr ab, wie eine ruhige alte Frau von leiſem Schritt und Weſen. Losgeſprochen von jeder andern Aufgabe als der, zu leiden, fand die junge Gräfin nie und nirgend etwas zu thun. — Der Tag zu Bonna und ſeine Glocke war ein Tonſtück von ganzen Noten und großen Pauſen. Tanz und Muſik, die kirchliche ausgenommen — waren Freuden, welche Albane nur dem Namen nach kannte, und manchmal wünſchte ſie wohl, die Horen möchten ihr die Pforten des Himmels öffnen, daß Alles zu Ende wäre. Sie thaten es, doch auf andere Weiſe, zu dem Anfange eines neuen Lebens. — Die Weidenflöte, das Geläut der Heerden, der klingende Tropfenfall des Springbrunnens, das Schwirren der Heimchen im abgeſichelten Felde, dies Alles regte eine ſehnſüchtige Wehmuth in ihr an, einen wollüſtigen Schmerz, gemiſcht aus Gram und Entzücken. Einſt fand der Graf ſeine Tochter, wie ſie das bethränte Geſicht an den Blättern einer dunkeln Laube trocknete. Erſchrocken fragte er: „Du haſt geweint? Was fehlt Dir, mein liebes Kind?“ Albane antwortete überraſcht: „Die Freiheit, mein Vater! ich fühle mich ſo beengt.“ — Es war einer der lichten Augenblicke des Grafen, worin ihm dieſe Klage ſeiner Tochter einleuchtete. Er erlaubte ihr nun ſpazieren zu gehen, wann, und wie weit ſie nur irgend wolle. Von dieſer Zeit an ging eine Veränderung mit Albane vor. Als ob tauſend Seelen in ihr erwacht wären, belebte und erhöhte ſich ihr ganzes Weſen. In dem großen, kalten Schloſſe war es wie Frühling geworden. Die zarte Wange der jungen Gräfin, ſonſt nur ſchwach gefärbt, war eine glühende Roſe, ihre ſanften Augen leuchteten wie in einem ſeligen Fieber, und die grauen Rieſen am Steinthor ſchienen im Abglanz ihres Blickes zu lächeln. Anſtatt leiſe aufzutreten, ſchwebte ſie nur, kein Unfall berührte ſie mehr, alle Geſichter erheiterten ſich bei ihrem Anblick, und ſelbſt auf der finſtern Stirn ihres Vaters blühete eine kleine kümmerliche Freude an der reizenden Zufriedenheit ſeines himmliſchen Kindes auf.

Es iſt bereits früher erwähnt worden, daß mehre Einwohner dieſer katholiſchen Herrſchaft zu den Stillen im Lande gerechnet wurden; dies nicht allein, auch die erſten von den Officianten des Grafen gehörten jener religiöſen Innung an. Darunter war der Oberverwalter, ein ſchätzbarer Oekonom. Der Geſchäftskreis, den er mit der beſonnenſten Umſicht verſah, war groß, der ſeines Familienlebens hingegen klein. Er hatte ſeine einzige Tochter Fabia dem Caſſirer des Majoratsherrn verlobt, und konnte ſicher darauf rechnen, ſeine Tochter werde an der Seite dieſes redlichen Mannes, den ſie mit ruhiger Neigung gewählt, eben ſo ſicher zufriedene Tage zählen, als dieſer, von dem kein Rechnungsfehler zu beſorgen war, die ihm anvertrauten Summen. — Die junge Gräfin, obgleich weder von Fabia angezogen, noch feſtgehalten, hatte durch die Leitung des Zufalls, oder, um uns angemeſſener auszudrücken, einer höheren Hand — die fromme Braut kennen gelernt, und konnte ihr ein Gefühl der Achtung nicht verſagen. Fabia hatte einige Jahre früher eine herzlichgeliebte Freundin verloren — unſere Leſer kennen die Geſchichte jener Todten und ihrer Freundſchaft — und vielleicht war es ein ſanfter Nachhall jenes erſchütternden Ereigniſſes, vielleicht ein noch innigerer Ton, was Anklang fand in Albanens Seele. Die ſtille Weiſe, in der Fabia viel leiſtete, ihr geſetztes Betragen, der Tact der Ruhe und Rechtmäßigkeit — wenn wir ſo ſagen dürfen — womit ſie ſich bewegte und das Ruder des Hausſtands lenkte, bildete eine Art von Gegenſatz zu dem leidenſchaftlichen Zuſtande Jener, und wirkte beſchwichtigend auf ſie ein. Albane empfand, daß Verlaß auf Fabia zu ſetzen, und konnte ſich des ſtillen Zugeſtändniſſes nicht erwehren, daß, in ſolch ſichere Hand ſein Schickſal zu legen, keinem Manne zu verargen ſei. Ein feſtes weibliches Herz, dachte die junge Gräfin, wäre vielleicht ein größeres Glück als Eigenthum, wie als Geſchenk — und dachte doch mit Schauder, mit dem Schauder der Vernichtung, ſie könne einſt dieſes Stillſtands, dieſes Gleichmuths theilhaftig werden. — Fabia ſprach gelaſſen von der nächſten Zukunft, in der ihre Heirath vollzogen werden ſollte; der Schritt von ihrer heimathlichen Schwelle geſchah mit ſo leiſem Bedacht, mit ſo viel Rückſicht auf das Größte wie auf das Kleinſte, was dem Vater zu Gute kommen könnte, da ſein Kind ihn verlaſſen müſſe, um dem Manne zu folgen — daß Albane auch dies vergleichungsweiſe bemerkte und fühlte. Sie galt für eine Braut der Kirche; aber Frieden und Freudigkeit war nicht in ihr. Die Gegenwart erfüllte ihr Herz — eine ungeheure Kluft trennte ſie von ihrer Pflicht, und an das Künftige vermochte ſie nicht zu denken. Der neue Eheſtand hob jenen Umgang auf, wenn die weite Beziehung, worin die Tochter des Grafen zu der des Oberverwalters geſtanden, nämlich ſo zu nennen — man ſagte die Comteſſe kränklich, der Arzt kam oft nach Bonna, und Albane war beinahe von Niemand mehr geſehen.

Inzwiſchen waren ein paar Jahre vergangen. Man hatte wenig oder nichts von dem jungen Ehepaare gehört, ein Beweis, daß es glücklich lebte. Da ward die Gattin des Caſſirers eines Tages der Gräfin Albane gemeldet, und alsbald ſtand jene bekannte Geſtalt vor ihr. — Ein wenig fraulich hatte Fabia ſich doch verändert. Sie war hagerer als ſonſt — die friſchen Wangenroſen waren verweht und etwas eingefallen, und um den Mund hatte ſich ein matronenhafter Zug von kleinen Falten gebildet, der um ſo ſchärfer hervortrat, als ſie ſich zu lächeln bemühte. — Doch ungleich deutlicher noch machte Fabia ihrerſeits die Bemerkung, daß Albane kaum mehr zu kennen wäre. — Sie ſaß an dem einzigen Fenſter eines Gemachs, das wie eine Laube gemalt, und deßhalb düſter war. Seltſam ſtachen die unbeweglichen Schatten der Malerei gegen das lebendige Farbenſpiel der Tuberoſen und grünen duftenden Stauden ab, die in einem kleinen reizenden Gartenflor an dieſer ſonnigen Stelle blühten. Der Wind ſtrich leiſe durch die Zweige, und ihre Umriſſe ſpielten warm auf dem Geſicht der Gräfin, die, verbleicht, krankhaft zu fröſteln ſchien, denn ſie trug in dieſer Jahrszeit — es war im Auguſt — einen weiten Mantel von Seide. — Dieſer Anblick brachte Fabia um die ihr eigenthümliche Gegenwart des Geiſtes. Ihre Seele forſchte in dem beſtürzten Blicke nach der Urſache dieſer Veränderung. Wie war dieſe unvergleichliche Schönheit zerſtört! Welches verwahrloſende Geſchick hatte das Feuer dieſer ſtrahlenden Augen ausgelöſcht? — Zwar hatte man lange ſchon von einer bedeutenden Unpäßlichkeit der jungen Gräfin geſprochen, und wie dieſe ſelbſt für die Diener des Hauſes unſichtbar würde — die Amme war ſichtlich geängſtet, doch ſchweigſam wie das Grab, das ſie für ihren Liebling fürchtete —; aber dieſe matte Bläſſe, dieſe kranke Stimme, aus Seufzern zuſammengehaucht, deutete eben ſo ſehr auf ein beladenes Gemüth, als auf unterdrückte Kraft des Körpers hin.

Mit Fabia ſtand der Gräfin die Vergangenheit vor Augen. Das klare Anſehen der jungen Frau und ihrer reinen Verhältniſſe bewegte das Herz im Buſen der unglücklichen Albane. Ein tiefer Seufzer ſchwebte auf ihren Lippen, da ſie nach dem Anlaß dieſes lieben Zuſpruchs fragte. — Darauf trug Frau Fabia beſcheidentlich die Bitte vor, ihr gütigſt eine blaue Camelia abzulaſſen, womit ſie ihrem Manne, der ein großer Blumenfreund ſei, eine Freude zu ſeinem Geburtstage zu machen wünſche. Die Gräfin gewährte dies und mehr, jede ſchöne ſeltene Pflanze, die ſich innerhalb der Glashäuſer, oder im Bereich des Gartens überhaupt befinde, ſolle zu ihrer Auswahl ſtehn. Fabia bezeigte ein lebhaftes Vergnügen. Albane erkundigte ſich nun nach dem Ergehen der jungen Frau, und kam der zögernden Antwort zuvor, indem ſie ſchmerzlich lächelnd ſagte: „Doch dieſe Frage iſt wohl vom Ueberfluß. Sie haben aus Neigung geheirathet. Sie ſind die Gattin deſſen, den Sie lieben, vor der Welt die Seine, und begünſtiget durch ein Stillleben, das ich mir über alle Maßen traut und glücklich denke. Sie dürfen ihren Ehemann mit jeder Blume beſchenken, mit jeder — ſelbſt wenn ſie unter Ihrem Herzen blüht —" hier ſtockte die Gräfin. Fabia ſenkte tief das Auge, und es bedeckte eine aufquellende Thräne. Dieſe Seligſprechung einer Vermählten im Munde der gräflichen Jungfrau, die eine geiſtliche zu werden beſtimmt war, mußte die Frau des Caſſirers befremden, und jene höchſte Blüthe der Liebe, worin Albane das, was ſie dachte, verblümte, auf der ſchamhaften Lippe eines Mädchens die züchtige Fabia allerdings Wunder nehmen. Sie ſprach erröthend: „Ich darf mein Loos nicht beklagen; doch auch die günſtigſte Lage läßt wohl etwas zu wünſchen übrig. Mein Mann iſt brav, und hat mich noch mit keiner Miene beleidiget: aber er iſt peinlichen Gemüths, beſonders was ſeine Geſchäfte betrifft. Freilich iſt ſein Amt verantwortlich, da der gnädige Herr Graf —" Albane nickte, und Fabia fuhr fort: „Dann mag die Erziehung meines guten Mannes hier und da verfehlt geweſen ſein — damit hat eine Frau auch zu kämpfen. Er verbittert ſich manchen Lebensgenuß, mein Vater ſpricht, es komme von einer krankhaften Galle her. Schreckt er doch ſelbſt mich nicht ſelten mit einer gewiſſen mißtrauiſchen Kälte ab — und der Himmel iſt mein Zeuge! daß ich ihm gern die Sonne zuneigen möchte. Endlich wünſcht er ſich ſo ſehnlich ein Kind — und es wäre hart für mich, wenn dieſer Segen uns verſagt bleiben ſollte.“

Nichts lockt ſo ſicher Aeußerungen des Vertrauens auch aus der verſchloſſenſten Bruſt, als wenn der Schatz, den ſie beſitzt, überſchätzt wird. In dieſem Falle dürfte ſich ſelbſt der vorſichtigſte Geizhals in einer ungefähren Angabe ſeines Vermögens verrathen.

Die weiße Albane ward wie mit Roſenblut begoſſen. Sie brach eine Knoſpe ab und zerpflückte ſie in ihrem Schoße. Das Geſpräch ward noch eine Weile mit Wärme fortgeſetzt — dann ging Fabia. Später hörte man von ihr und ihrem Manne, ſie hätten ein Pflegekind angenommen.

Wieder eine geraume Zeit war ſeitdem verfloſſen. Da ging Albane an einem milden Sommerabend ſpazieren, und wie gewöhnlich allein. Sie war kürzlich abermals ſehr krank geweſen, und als ſie zum Vorſchein kam, ſah man wohl, wie viel ſie gelitten. Man beklagte die arme junge Gräfin, die ſchwerlich zu völliger Geſundheit und Kräften kommen könne, in ihrer herzpreſſenden Lage, und der, allem Vermuthen nach — ſich die Thüren der Gruft eher öffnen würden, als die Pforten des Kloſters. —

Ein Hirtenknabe durchkreuzte ihren Weg, der weinte. Die Gräfin fragte nach der Urſache dieſer Betrübniß; ein junges Lamm war ihm von der Heerde abhanden gekommen. Albane bot ihm Geld, der kleine traurige Schäfer aber in Angſt und Eile des Suchens ſchlug es aus und ſprach: „Wenn ich das Verlorene nur wieder hätte! das wäre mir lieber als Alles.“ Dieſer kleine Vorfall rührte wunderbar an Albanens Gemüth. Dort flog er hin, der kindliche Hirt! Albane ſah ihn hinter dem blühenden Klee verſchwinden; am Hügel tauchte er wieder auf, und hielt das gefundene Lämmlein mit beiden Armen umſchlungen, und feſt an ſeine Bruſt gedrückt. Er winkte aus der Ferne der Dame zu, daß es nun da ſei, ſeine Miene lachte entzückt, und der ſchlichte blonde Scheitel des Knaben glänzte im Schein der ſinkenden Sonne.

Die Gräfin ſah thränenden Blickes und verſenkt in tiefe Gedanken nach ihm hin; tiefer noch war die Quelle, die in ihren ſchönen Augen überfloß. — Sie ſetzte ſich auf einen Feldſtein, neigte das Haupt und ſtarrte zu Boden. Da ſtand der alte Romana vor ihr, der unbemerkt herangekommen war. Er hatte die Tochter ſeines Freundes lange nicht geſehen, und konnte ſeine Betroffenheit über ihren Anblick an dieſer einſamen Stelle nicht bergen. Albane fühlte ihre Wange erkalten, und ſtammelte, daß ſie von einer jähen Schwäche angewandelt worden ſei, die ihr von der letzten Krankheit anhänge. Der Forſtmeiſter betrachtete dies holde, erblaßte Geſicht wie mit väterlichem Mitleid. Er bat, die Gräfin wolle ihm erlauben, ſie in ſeine Wohnung zu führen, die in der Nähe ſei, auf daß ſie ſich daſelbſt erholen und eine kleine Stärkung zu ſich nehmen könne. Er bat ſo herzlich, daß Albane ſeine Güte nicht ablehnen konnte. Während des Gehens unterſtützte er die zarte Geſtalt, deren biegſamer Wuchs wie bewegt von einem innern Sturme an ſeinem Arme ſchwankte. Er machte ihr ſanfte Vorwürfe, ſich als eine kaum Geneſene, unbegleitet ſolch einer Anwandlung ausgeſetzt zu haben. „Ihr Vater, liebe Comteſſe," redete er treumüthig weiter, „dem die nächſte Sorge für die theure Geſundheit ſeines Kindes zuſtände, iſt leider! dieſer Obhut nicht fähig; vergeben Sie es mir daher, wenn ich Sie aufmerkſam mache auf die Pflicht, ſich zu ſchonen.

Laſſen Sie mich in dieſer Mahnung Vaterſtelle an Ihnen vertreten! — Was ſollte aus meinem armen Freunde werden, wenn ſeine einzige Stütze vor ihm ſänke in das Grab? — Und wenn das ſo fortgeht — —“. Sie ſtanden an dem Hauſe, Albane drückte die Hand des liebreichen Mannes, als wolle ſie damit ein ſtummes Verſprechen leiſten. Sie ſah empor; ihr Blick hing an dem ſüdlichen Dach, das, getragen von der heiterſten Wohnung, einem der hängenden Gärten der Semiramis zu gleichen ſchien.

Der Forſtmeiſter fragte, ob die Gräfin ſich wohl zu erſchöpft fühle, um dieſe mäßige Höhe zu erſteigen, und als ſie es als Wunſch äußerte, ließ er Brod und Wein hinauf bringen, den werthen Gaſt zu erquicken.

Es war ein himmliſches Plätzchen, und Albane genoß zum erſten Male den Reiz dieſer Ausſicht weitſchauenden Blickes. „Wie ſchön iſt es hier! eine wahre Augenweide!“ ſagte ſie tiefathmend, und ihr Gedanke ſtreifte in dieſem Ausdruck noch leiſe an der Heerde der wallenden Wolkenſchäfchen hin.

„Ja,“ antwortete Romana innigſt begnügt, „ich danke dieſer Anlage manche Stunde, die ich mit einem goldenen Platz nicht tauſchen möchte. Und an Gold mangelt es hier auch nicht.“ Die Sonne goß eben ihren letzten Glanz blendend aus, der Himmel flammte und das Blut der Traube perlte im Glaſe wie ein flüſſiger Rubin. „Wie Viele möchten in erträumter Größe mich beklagen,“ ſetzte er mit heiterm Lächeln hinzu, „während ich mein Glück hoch genug zum Preiſe des Herrn anſchlage. Wer die Einſamkeit liebt und mit ſich ſelbſt umzugehen weiß, entbehrt nie eines tröſtenden Freundes. Wäre mein Sohn fortzubringen von hier, oder anders — er iſt ſo wenig froh — ſo würde ich von keinem Kummer wiſſen, als an den ich mich aus vergangener Zeit erinnere. Im Revier des Waldes bin ich in meinem Element, und kenne jeden Baum. Wenn der friſche Morgenhauch die grüne Haide durchſchauert, dann athme ich wie ein Jüngling; und wenn ich des Abends hier ſitze, welcher Odem des ewigen Lebens weht mich von dieſem Holze da an!" Er deutete auf das Kreuz.

„Gräfin!" fuhr Romana begeiſtert fort, und vergaß, zu wem er rede, „wie mag es doch Menſchen geben, die ihr Heil in andern Dingen ſuchen, als bei dem einen, dem Heiland? — Wie ſtill iſt die Seele, die Ihn liebt! Sie geht geführt von ſeiner Hand auf den Wogen des Lebens, wo Andere unterſinken. Einſt war es nicht ſo mit mir. Ich war ein leidenſchaftlicher Menſch, ungeſtüm in meinen Wünſchen, meinem Begehren; ich fürchtete das Geliebte zu verlieren, obgleich ich es noch hatte, ohne daß ich es eigentlich beſaß. Die Leidenſchaft betäubt, ſie iſt der Sturm in unſrer Bruſt, der unſre beſte Habe verſchlingt, der unſer Glück zertrümmert, nur beſchwichtiget von Dem, welchem Wind und Willen gehorchen."

Dieſe Worte ſchlugen an Albanens Herz. Sie wagte jedoch hierauf zu entgegnen: Dieſe Ruhe des Gemüths, dieſe Stille der Seele möchte wohl eine Frucht gereifter Jahre ſein.

Der Forſtmeiſter ſchüttelte ſein ehrwürdiges Haupt und ſprach: „Das wäre traurig, liebe Comteß. Dann wäre die Jugend ein ausgeſchloſſenes Kind, und das Alter ruhete der Liebe im Schooße. Nein! wir ſind nur blind, bis wir ſehend werden. Wer ſich auch in der Verblendung gefällt, er wird früh oder ſpät merken, welcher Sinn ihm abgeht. Wage Jemand, ein Glück behaupten zu wollen, was Gott nicht billigt! ja, der Menſch iſt ſo wunderſam beſchaffen, daß, wo Niemand ihm ſtreitig macht, was er beſitzt, er, er ſelbſt es ins tiefſte Meer würfe zur Sühne für den Himmel! Schon die Geſetze der Welt müſſen das Juwel unſerer Freuden faſſen, ſollen wir es tragen können.“

Mit dieſen Worten hatte der ehrenwerthe Mann das Innerſte Albanens ausgeſprochen. Sie ſchwieg, tief erſchüttert, und als er ihr das Brod und den Wein wohlmeinend aufdrang, war ihr nicht viel anders, als genöſſe ſie das heilige Abendmahl.

Die Unterredung nahm nun die Wendung auf Sylvius. Sein Vater klagte, und ahnete nicht, daß er die Seele der Gräfin zerriß — wie vielen Kummer ihm dieſer ſo treffliche Sohn verurſache, durch ſtillen Trübſinn, durch ſein eigenſinniges Beharren, nicht weichen zu wollen von der heimiſchen Scholle, da ihm doch die weite Erde offen ſtände. „Es iſt,“ fuhr der Alte mit ſorgenſchwerer Stimme fort, „als ob ein Bann ihn hier gefangen hielte, den der Herr löſen wolle! — Was ihn hält und härmt, ich weiß es nicht, denn er hat kein Vertrauen zu mir, ſeinem einzigen und beſten Freunde! —“ Ein gekränkter Seufzer ſtieg aus dieſer väterlichen Bruſt — Albane ſtand auf. „Aber was iſt Ihnen, liebe Gräfin?“ fragte Romana beſtürzt, „Sie weinen? Sie zittern?“ Albane konnte den hervorbrechenden Thränen nicht wehren; das Herz wollte ihr zerſpringen, und ſie machte eine Bewegung, als wolle ſie dem Forſtmeiſter zu Füßen ſinken. „Entlaſſen Sie mich —,“ bat Albane ſehr leiſe, „ich fühle mich krank.“ Sogleich wollte Romana einen Wagen kommen laſſen; die Gräfin lehnte dies ab, und ſich auf ſeinen Arm. Er führte ſie ſacht und ſanft nach dem Schloſſe, unwiſſend, daß er ſeine Schwiegertochter leite.

Ach! die arme Gräfin war ſeit mehreren Jahren Sylvius heimlich angetraute Gattin, und binnen dieſer Zeit zweimal Mutter geworden. — Sie hatte den heißen Bitten des Geliebten nicht widerſtehen können, ſich mit ihm zu verbinden und ihrer Beſtimmung ſich alſo zu entziehen. Nimmermehr, das wußte Albane, würde ihr Vater ſeine Einwilligung dazu gegeben haben, und auch der junge Romana hatte Urſache zu glauben, der ſeinige werde nicht minder entſchieden dagegen ſein, wenn gleich der Grund diesſeitiger Abneigung ihm verborgen war. Der Arzt und die Amme waren im Geheimniß dieſer Ehe, und ihrer vereinten Liſt gelang es, unter dem Schutz der Umſtände eine Täuſchung der Art zu ermöglichen und bis dahin dauernd zu erhalten.

Tief in der weiblichen Natur begründet, liegt etwas Widerſtrebendes, ein geheimnißvoller Wille, nicht zu wollen, was ein höheres Geſetz als ſein Geſchlecht von ihm fordert, während der Mann, wo er im Kampf begriffen ſcheint mit der Welt und dem, was ſie ihm weigert, nur ſeiner innerſten Ueberzeugung gehorcht.

Der Gedanke an das Kloſter war der Gräfin ſtets furchtbar geweſen, und das Gefühl ihres Menſchenrechts hatte ſich gegen dieſe Beſtimmung geſträubt. — Jetzt galt es, aus freier Wahl dieſe Nothwendigkeit aufzuheben. Der Vater wurde nicht davon berührt — er wußte nichts. Und wie mag ein weiblich Ohr, erfüllt von den Stimmen der Liebe, und in nervöſer Scheu vor jenem Glöcklein der Kirche, das über der abſterbenden Novize geläutet wird — auf das Flüſtern religiöſen Zartgefühls hören? — Dieſer verſchwiegene Bund, ſein verſtohlenes Verhältniß, ja ſelbſt der Reiz einer gewiſſen Gefahr erhöhete die heimlichen Entzückungen deſſelben, da des Vaters Ruhe, wo nicht ſein Leben, daran hing, daß es unentdeckt bliebe, ſeine Tochter wäre vermählt. Dieſe Gattin, das freie Eigenthum der Liebe, würde dem Sylvius, der öffentlichen Stimme nach, nur ein kirchenräuberiſcher Beſitz geweſen ſein; aber er trank von ihren Lippen Weihe und Wonne. — Als hätte eine ſchützende Gottheit einen Schleier über dieſe Ehe geworfen, ſo blieb ſie jedem Auge verhüllt. Albane galt für eine Himmelsbraut, kein ſchnöder Verdacht ſchlich ihren Schritten nach; ihr kindlicher Ruf war über jeden Argwohn erhaben; wie hätte man denken können, ſie wolle ſich einer heiligen Pflicht des Glaubens entziehen, für den ihre Mutter geſtorben? — Das Bedauern für die junge Gräfin war ſo allgemein und innig, daß man ihr jede Seltſamkeit nachgeſehen haben würde — und nachſah. Die Natur gab dieſem Bündniß Unauflöslichkeit, und jetzt fühlte Albane zum erſten Male, daß das Einsſein zweier Herzen, ob auch vereiniget durch Prieſters Hand, unter den Schutz der Oeffentlichkeit gehört; denn ſchon die Geſtalt einer werdenden Mutter heiſcht eine rechtliche Meinung, und macht es unmöglich, ohne Sünde oder Sorge den höchſten Segen des Weibes zu verheimlichen. Nur die Lage der Gräfin, ſo gänzlich abgeſondert von der Welt, und in dieſem Vorzug — dieſer Begriff gelte für jene Umſtände — faſt einzig und allein in ihrer Art, der blöde Geiſt ihres Vaters, das blinde Vertrauen, deſſen ſie genoß, das vorſichtige Verfahren des Arztes und die erfinderiſche Klugheit der Amme halfen über jenen ſchwierigen Zeitpunct wiederholentlich hinweg. — So waren Jahre verfloſſen. Das Band dieſer ehelichen Liebe ſchien an Stützen gebunden, die tiefer begründet waren, als für ein ſterbliches Auge einzuſehen möglich; es war ſo innig mit beruhigendem Schweigen verwebt, daß die furchtſame Beſorgniß Albanens, es könne zur Kenntniß ihres Vaters kommen, allmählich nachließ. Sie ward endlich ſicher.

Aber die Stimme in der menſchlichen Bruſt, ein ſchwacher Vorklang jener, die einſt ſchlafende Welten wecken wird, welche in den leiſeſten Bebungen des ſittlichen Sinnes an ein betäubtes Herz dringt — ward laut. Die Gräfin war längſt nicht mehr glücklich, wenn ſie es eigentlich jemals geweſen. Ihr Glück däuchte ihr nur ein entzückender Traum, unhaltbar zerronnen, aus dem ſie mit ſchwerem Herzklopfen erwacht wäre. Ihr ganzes Weſen, vom Sitz des Herzens aus, durchdrang ein trauriges Sehnen, das ſich ſelbſt in Sylvius Armen nicht ſtillte; das Bewußtſein ihrer, ſeiner Liebe genügte ihr nicht mehr. — Ein kränklicher Gram zehrte an ihrer Geſtalt, und ein Gefühl unſäglicher Wehmuth, von trübem Grund der Seele, bedrängte ihren Buſen. Sah ſie ein junges Ehepaar neben einander ſitzen oder gehen, ſo dachte ſie mit einem alten Liede: „Manches Herz geht ganz alleine ſeinem ſtillen Kummer nach —“ Albane verkannte, daß der Liebe Geiſt, der treueſte von allen Freunden, ihr zur Seite wäre. — Geſchah es, daß ſie Fabia von oder zu ihrem Manne reden hörte, ſo fühlte ſie ſich ſchmerzlich fremd, wie eine Taubſtumme, Angeſichts ſolcher, denen das Vorrecht und die geiſtige Beziehung der Sprache gegeben iſt. Ein weinendes Kind, geſchmiegt an den Hals ſeiner Mutter, lockte bittere Tropfen in ihr Auge, und die arme Gräfin hätte all ihr Blut verſtrömen mögen, wenn ſie eine Thräne ihres Kindes, eine nur — tröſtend hätte wegküſſen dürfen. —

In dieſer Stimmung dachte Albane oft an ihre Mutter, auf die ſie ſich wenig zu beſinnen wußte. Zwar bebte ihr Gedanke vor dieſem beleidigten Bilde zurück; aber es zog allmählich immer trauter und verſöhnender ihr Denken und Sinnen an ſich. Einſt führte das Bedürfniß innerſter Anſprache ſie an die Familiengruft, deren Thür ſie ſich öffnen ließ. Auch den Deckel des Sarges ihrer Mutter ließ ſie abheben, und dieſem Willen der jungen Gebieterin ward, wenn auch widerſtrebend, doch Folge geleiſtet. Der Leichnam lag unverſehrt, nur das weiße Kleid war in der linken Bruſtgegend hochroth gefärbt, als hätte der Todten das Herz geblutet; das rechte Auge war nicht ganz geſchloſſen, wie drang dieſer erſtorbene Blick in die Seele ihrer Tochter! — Um den eingefallenen Mund ſchwebte noch der Schatten eines Lächelns, womit die edle Frau die Welt geſegnet hatte. Albane ſtand in heiliger Rührung an dieſer Stätte der Ruhe. Ein ganzes Leben voll Vorwürfe hätte nicht ſo dringend an ihr Herz reden können, als dieſer ſtille Anblick, der den Frieden der Gottſeligkeit ſchweigend offenbarte. Und hier war es, wo Albane den Schmerz der Leidenſchaft als ſündlich empfand. — Fuhr die Gräfin des Sonntags nach der Kirche, ſo trat ſie mit einem Schauer der Buße in die vergitterte Loge. Das Erbrauſen der Orgel ſchwellte ihre Bruſt, ihr Gefühl war ein frommes Heimweh. Sie wünſchte ſterben zu können an dieſen Tönen des Himmels. Und wenn die Sonne zu den hohen Fenſtern hereinſchien und in der Stola des Prieſters flimmerte, dann leuchtete dieſer Strahl auch in ihr Innerſtes, und um den dunkeln Altar des Gemüths ward es helle. — Doch ein Blick der Liebe ihres Vaters, der kleinſte Beweis ſeiner Zuverſicht zu ihr, die ſein Ein und Alles war, ſpaltete Albanen das Herz. — Wenn ſchon eine zarte Scheu ſich in Acht nimmt, einem Blinden auf irgend eine Weiſe Anſtoß zu geben, ſo wird ein zarterer Sinn Anſtand nehmen, den geiſtig Blöden zu hintergehen. So war Albane ſich nach und nach einer Schuld gegen ihren Vater bewußt geworden, die ſie in heißer Reue mit keinem Opfer der Liebe, auch dem größten nicht, ſühnen zu können glaubte. — Die Unterredung mit dem Forſtmeiſter, welche das Herz der Gräfin erſchütterte, fand daher den Tag der Reiſe, und löſete die Frucht der Selbſterkenntniß ab in einem Gedanken, den ſie lange getragen.

Auch Sylvius war unbefriediget, und konnte es nicht immer verhehlen. Er vergaß in der Heftigkeit ſeiner ſtrebſamen Wünſche, daß Albane, indem ſie ihnen nachgegeben, ihm das Ziel derſelben als ein unabänderliches gezeigt. Das ſüße Geheimniß, der unſichtbare Trauring, war ihm eine Feſſel, die er in männlichem Trotz hätte abſtreifen mögen — er fühlte ſich beſchränkt, und die Geliebte war es, die ihn hinderte, ſeine jugendlichen Kräfte an den Schranken der Welt zu verſuchen.

„Ich las heute,“ ſagte die Gräfin in der Späte jenes Abends, an dem ſie ſeinen Vater geſprochen, zu ihrem Gemahl, „die entſtehende Liebe iſt in einem Nichts reich, die wachſende iſt in den Wünſchen beſcheiden, nur die glückliche Liebe hat nie genug — da dachte ich an Dich.“

„Ach, Albane!“ lautete ſeine Antwort, „wie könnte meine Liebe glücklich ſein, da Du es nicht biſt? Umſonſt verbirgſt Du mir einen Kummer, als deſſen Urſache ich mich anſehen muß — ich bin nicht im Stande, Dein Herz ganz auszufüllen. Lebten wir nicht in dieſer unſeligen lichtſcheuen Vereinzelung, kein finſtrer Gedanke würde Raum finden zwiſchen Dir und mir.«

Wie Du mich quälſt, Romana!« ſeufzte ſeine Frau, »gönne mir den Troſt, das Leben meines Vaters zu ſchonen; an dieſem ſchwachen Faden laß mich vorſichtig halten, das Gewebe der Verhängniſſe iſt zart. — Und damit Du das Wenige ſchätzen lernſt, was Du an mir beſitzeſt, ſo dürfte es gut ſein, wenn Du mich eine Zeit lang ganz entbehrteſt. Der Arzt dringt in mich, den Vater zu einer Reiſe von längerer Dauer zu bereden, und auch Dir, mein Sylvius, dürfte eine weite Ausflucht eben einmal nöthig ſein.«

Albane ſtellte nun dem Gemahl dieſe Reiſe aus den verſchiedenſten Geſichtspunkten als eine allſeitige Nothwendigkeit dar. Der jüngere Romana glaubte jedoch nicht, daß es dazu kommen würde; aber der Graf zeigte ſich viel leichter entſchloſſen, als zu erwarten geweſen, ja, es war, als ob dieſer Entſchluß ſeine Kräfte aus ihrem unterdrückten Zuſtande aufgerufen hätte. Er war zum Staunen der Seinen der beſonnenſten Maßregeln fähig, und Albane, welche dieſen Lichtblick benutzen zu müſſen glaubte, förderte die Anſtalten in dringender Eile.

Es gab mehr Leute, welche dieſen günſtigen Zeitpunkt zur Erreichung ihrer Zwecke abſahen. Der Oberverwalter, Fabia's Vater, war vor Jahr und Tagen geſtorben, und ein Mann an ſeine Stelle gekommen, der, obgleich tüchtig für ſein Fach, doch nicht als vertragſam gerühmt werden konnte, am wenigſten von dem Schwiegerſohn ſeines Vorgängers. Dieſer, ärgerlicher Art, that nur ſeine Pflicht, doch nichts, um ein freundlicheres Verhältniß einzuleiten; bei ſolcher Unfügſamkeit in nahem Verkehr waren Reibungen unvermeidlich, und es kam ſo weit, daß Fabia einſah, ihrem Manne würde nicht nur ſein Amt, ſondern das Leben verleidet. So redete ſie ihm zu, den Grafen um Verſetzung anzugehen. — Aber dieſer Gutsherr war ſo wenig zugänglich, wie ein Fels im Meer, und einmal abgeſchlagen, konnte jener Wunſch nicht wiederholt werden. Als nun Graf Frankenſtern den Caſſirer rufen ließ, und ihn dieſer geſammelten Geiſtes und überaus gütig fand, erſchrak er faſt vor Freude, daß der Augenblick für ſeine Angelegenheit ſo plötzlich gekommen wäre. Er trug ſeine Bitte vor, zugleich mit der Beſchwerde für den Oberverwalter, und der Graf verfügte ohne Weiteres, daß der Gegner deſſelben als Rentmeiſter nach Bühle verſetzt würde. — Er hob bedeutende Summen aus, und fand das Rechnungsweſen in muſterhafter Ordnung; es ergab ein Facit gegenſeitiger Zufriedenheit. Frau Fabia hatte, als ihr Mann vom Schloſſe nach Hauſe kam, eine langentbehrte heitre Stunde: aber dieſe war auch für längere Zeit die letzte. Nachdem die Spannung nachgelaſſen, worin er ſich zeither befunden, fühlte er ſich krank in Folge verhaltnen Aergers. Als der Graf nun Tages vor ſeiner Abreiſe den Rentmeiſter noch einmal zu ſich rufen ließ, ihm Papiere von Wichtigkeit zu übergeben, raffte dieſer ſich mühſam auf, die Befehle des Gutsherrn zu empfangen, und beſorgt ſah ſeine Frau ihm nach.

Graf Frankenſtern war heute nicht völlig ſo klar, als er ihn das letztemal geſehen; er konnte ſich auf Einiges durchaus nicht beſinnen, und ſchritt nach dem Flügel, den ſeine Tochter bewohnte, Aufſchluß von ihr zu fordern.

Die Gräfin war nicht da — und als ihr Vater unverrichteter Sache in ſeine Zimmer zurückkehrte, ſah er auf dem Gange ein Gewölbe offen, worin Silberzeug und koſtbare Vorräthe verwahrt wurden. „Welche Unvorſichtigkeit!“ murmelte der Graf; Niemand war zu ſehen. Er bewegte die eiſerne Thür nach Außen und trat hinein; ſein Begleiter blieb auf der Schwelle. Eine Truhe war geöffnet, woraus Pelzwerk, wahrſcheinlich zum Bedarf der Reiſe, genommen worden, denn ein feines Marderfutter hing über dem Deckel, Büſchel vertrockneten Lavendels lagen verſtreut am Boden, und ein ſtarker Geruch erfüllte den kühlen Raum. In einer ſchmalen Vertiefung der Mauer ſtand, etwas erhöht, jenes Schmuckkäſtchen, das unſre Leſer kennen. Eine ſchöne, doch ſchadhafte Statue von Alabaſter, das Haupt ſinnig gebeugt, den Finger auf dem Mund — ſchien als Wache daneben geſtellt; in der zerbrochenen Bruſt ſteckte eine kleine verwelkte Roſe. —

Der Graf warf einen Blick in jenen Winkel und ſchauderte. „Freund!“ ſagte er hinter ſich gewandt, „Sie können mir einen Gefallen thun — und Sie werden es!“ ſetzte er mit unabweislichem Tone hinzu, „in jener Chatoulle dort iſt der Familienſchmuck — nehmen Sie ihn zu ſich. Meine Tochter hat den Platz für die Kleinodien des Hauſes —“ hier lächelte der Graf düſter —, „ſeltſam gewählt; ich muß dieſen Fehler verbeſſern. Mitnehmen kann ich das Käſtchen nicht, und muß es daher während unſerer Abweſenheit gut aufgehoben wiſſen. Sie ſind ein zuverläſſiger Mann, ich weiß Niemand, zu deſſen Redlichkeit ich größeres Vertrauen hätte.“

Der Rentmeiſter verbeugte ſich. Er hatte den Grafen erbleichen geſehen, und gab dies dem Odem des Kamphers Schuld, der hier wehete, und den die kranken Nerven deſſelben nicht vertrügen. Auf einen Wink hob er das Köfferchen hinweg, und bat um den Schlüſſel. „Albane wird ihn haben —“ verſetzte der Graf in Scheu und Haſt, „verlaſſen Sie Sich jedoch darauf, ich ſende ihn heut Abend noch; das Verzeichniß des Inhalts kann ich Ihnen ſogleich ſuchen.“ Auf ſeinem Zimmer ſuchte Graf Frankenſtern nach der Liſte, und es währte lange, ehe er ſie fand.

Mittlerweile hatte der Rentmeiſter ſich geſetzt und hielt das Käſtchen auf ſeinem Schooße; die Kniee zitterten ihm unter der koſtbaren Laſt, denn die Stunde des ſchleichenden Fiebers, an dem er litt, war herangekommen. Endlich reichte der Graf ihm das Papier und ſprach, als Jener es mit bebender Hand empfing: „Das iſt ein ſchlimmer Froſt, und Sie ſind ſo leicht gekleidet! — Wahrlich! ich hätte ihnen unter dieſen Umſtänden den Ueberrock nicht übel genommen; vielmehr verbinden Sie mich durch Bedacht auf Ihre Geſundheit. Nehmen Sie einen Mantel von mir an! die Abendluft könnte Ihnen ſchädlich werden.“

Unter dieſer gnädigen Fürſorge, obgleich ſie gewiß redlich gemeint war, verbarg der Graf mit der eigenthümlichen Schlauheit derer, die in der Regel geiſtesabweſend ſind, den vorſichtigen Wunſch, der Rentmeiſter möchte die Chatoulle unbemerkt in ſeine Wohnung tragen.

Frau Fabia erſchrak nicht wenig, als ſie ihren Mann nun langſam kommen ſah. Er war leichenblaß, unter einem dunkeln Mantel, der in der Dämmerung wie ſchwarz ließ, trug er einen zierlichen Kinderſarg, und ſeine Schritte ſchwankten wie die des Trägers einer Bahre. — Erſchrocken eilte ſeine Frau ihm an die klingelnde Hausthür entgegen; aber ſchweigend trat er ein, ſtumm ging er in die Mitte des Zimmers, ſetzte das Käſtchen auf den Tiſch und ſprach mit erſchöpfter Stimme: „Ich bin krank, Fabia, recht ſehr krank. Der Weg vom Schloſſe bis hierher — nun der Himmel weiß es — wie ſauer er mir geworden! Ich ging gleich dem heiligen Chriſtopherus wie im Waſſer, und als trüge ich eine Weltlaſt, die immer ſchwerer würde. — Iſt denn das Käſtchen wirklich ſo ſchwer? Die Juwelen der gräflich Frankenſternſchen Familie liegen darin, und ich wünſchte wohl, ich wäre der Ehre, ſie zu bewahren, überhoben geweſen. Das Fieber ſcheint heftig im Anzuge — ich kam mir wie ein Todtengräber vor; nur die Citrone fehlte noch in meiner Hand.“

Fabia warf einen bekümmerten Blick auf ihren Mann, dann auf die Chatoulle, welche durch ihre Form dieſe wüſte Idee erregt haben mochte, und um ſeinen Sinn abzulenken, ſagte ſie: „Das Käſtchen hebt ſich leicht; mir deucht, Edelſteine müßten ſchwerer in das Gewicht fallen.“

Nun drang Fabia darauf, daß der Kranke ſich ſogleich zur Ruhe begäbe, und kaum war dies geſchehen, ſo fing er an zu phantaſiren. Er klagte, der Oberverwalter hätte ihm die Demanten aus Chriſti Krone verfälſcht, ſprach vom Gott des Schweigens, der ihm den Finger auf den Mund gelegt habe — pflückte Lavendel von der Decke, und ſchalt ſeine Frau, daß ſie ihm den Pelz auszuklopfen vergeſſen. Er ſähe eine Unzahl Motten um das Licht ſtirren. —

Fabia, dies Muſter häuslicher Ordnung, konnte die Vorwürfe des Fieberträumenden ungekränkt anhören. Sie lächelte beklommen und ſtarrte verſtört in die ruhige Nachtleuchte, in deren matten Schimmer die Beſchläge der Chatoulle unheimlich blinkten. — Gegen den anbrechenden Tag hörte Fabia die herrſchaftliche Reiſekutſche über die Schloßbrücke dröhnen. Sie hatte die ganze Nacht am Bette ihres Mannes verwacht und kein Auge geſchloſſen. Jetzt ſtand ſie auf und trat ans Fenſter. Da rollte der Wagen vorüber und verſchwand in der grauenden Frühe, und Fabia ſah zum Himmel auf und ſprach mit der Inbrunſt eines geängſteten Herzens: „Sei mir gnädig, Gott, ſei mir gnädig; denn auf Dich vertrauet meine Seele! — Wende Dich zu mir, denn ich bin einſam und elend, und Deine Güte iſt tröſtlich. Du meines Lebens Licht! Betet an den Herrn im heiligen Schmuck —“ Der Oſten bekleidete ſich mit Purpur, und der Morgenſtern ging unter in ſchwachem Geflimmer.

Dem Krankenbette, dieſer dunkeln Stelle — wendete Fabia die volle Lichtſeite ihres Charakters zu, und es wäre heilſam für trübe Erfahrungen, wenn dieſe Eigenſchaft an mancher Frau zu rühmen, die unſern Leſern vor den Augen der Welt vielleicht beſſer gefällt, als dieſe werkthätige Fromme. Nicht umſonſt hatte die Vorſehung ſie daher als Gattin einem Hypochondriſten zugetheilt, der auch in geſunden Tagen krank genug und voll wunderlicher Gramhaftigkeit war, um die Kraft der Geduld ſeiner Frau in beſtändiger Uebung zu erhalten. Kein Phantom ſeiner Einbildung ſchreckte ihren ruhigen Sinn. Ihr gelaſſener Muth ſiegte über jede Unbill verdrießlicher Launen ihres Mannes, ihre klare verſtändige Handlungsweiſe lag offen da vor ſeinem mißtrauiſchen Blick; ſtets achtſam auf ihre Pflicht, verſäumte Fabia nie, was ihr zu thun oder zu laſſen oblag, und der Glaube an die rechtliche Strenge, womit ſeine Gattin alles Mögliche von ſich forderte, und nicht viel weniger leiſtete, zwang ihrem Manne eine, wenn auch widerwillige — Zufriedenheit mit ſeinem häuslichen Glück ab.

Diesmal machte ein bösartig gallichtes Fieber den Rentmeiſter für längere Zeit unfähig, ſein Amt zu verwalten. Auch hierin trat ſeine Frau helfend ein. Fabia ſchrieb eine ſchöne, feſte Hand; genau bis ins Kleinliche, war ſie unfehlbar in jeder Art der Buchführung, und deßhalb wohl geeignet, einen Secretair ihres Mannes zu vertreten. Sie unterzog ſich auch dieſem Geſchäft mit willigem Eifer, und theilte ihre Zeit zwiſchen ſeiner Pflege und ſeinem Beruf. Wir können uns nicht enthalten, hier zu ſagen, wie wichtig es ſei, daß eine Frau den Beruf des Mannes ehre. Wo dies geſchieht, da iſt in der Achtung dafür auch ein Geſetz der Unterordnung gegeben, nach welchem weibliches Wirken und Wollen beſtimmt werden muß. — Auch von dieſer Seite hätte ihr bitterſter Feind unſerer Fabia nichts zur Laſt legen können. Dies, wie überhaupt den reellen Werth ſeiner Frau, wußte der Rentmeiſter auch zu ſchätzen, und vielleicht war es mehr ein Bedürfniß ſeiner Krankheit als ſeines Herzens, daß er die Freude an einem Kinde, ihrer ermangelnd — ſo gar tief empfand. Das liebenswürdige Pflegekind füllte dieſe Lücke nicht aus, die eine Wunde in Fabia's Herzen blieb; denn tief im Innerſten verletzt, kämpfte ſie oft mit Thränen, wenn ihr Mann mißmüthig gegen die Vorſehung grollte, und ſich in Worten Luft machte, die eben ſo gut eine Anklage für ſie ſelbſt enthalten konnten.

„Wie aus einem Stein entſprungen,“ ſagte er dann wohl, „wie von der Sonne ausgebrütet, bin ich beſtimmt, ohne Vater, ohne Kind zu leben und zu ſterben. Der natürlichſte Troſt für eine verwaiſete Jugend, der Troſt, ſein Daſein fortzupflanzen, iſt mir verſagt. Wenn einſt Deine Thräne, gute Fabia, verſiegt iſt, dann gedenkt man mein nicht mehr, und keine Blume ſprießt aus der trocknen Erde meines Grabes.“

Da weinte Fabia ſchon jetzt. „Du ſchneideſt mir mein Herz entzwei —“ ſprach ſie mit unterdrückter Stimme.

„Wir wollen uns nicht verſündigen, Lieber! wenn uns nun ein Kind zu Theil geworden wäre, etwa behaftet mit einem Fehl, oder erbärmlicher Art, deſſen klägliches Geſchrei Tag und Nacht nicht zu ſtillen? Wie? oder wenn aber ein geſundes, das uns zu größerem Jammer bald wieder entriſſen würde? —“ Auch ein ſtummes, auch ein todtes Kind wäre ihm lieber als keines — gab der Rentmeiſter in eigenwilligem Trotze der beſänftigenden Vorſtellung ſeiner Frau zur Antwort. Fabia flehete hierauf ihren Mann an, ſich ſolcher Reden zu enthalten, und warnte ihn mit chriſtlichem Sinn, aber im Geiſte jener heidniſchen Worte: „Ihnen zur Strafe erhören die Götter der Sterblichen Wünſche! —“

Dies war in den erſten Jahren der Verheirathung des Rentmeiſters geweſen. Später hatten ſich dieſe Eheleute der Hoffnung begeben, daß dies erſehnte Glück ihnen noch werden könne, und ſich mit ganzer Liebe — ſo weit Fabia's Gemüth derſelben fähig war und der kränkliche Zuſtand ihres Mannes ſie zuließ — der Erziehung der kleinen Joſephine gewidmet. Sobald der Rentmeiſter ſich von jener Niederlage erholt hatte, ging er mit den Seinen von Bonna ab. Fabia fiel das Scheiden von der Heimath doch ſchwerer, als ſie gedacht. Der neue Wohnort war auch ſchön; aber ſo recht wohl wollte es ihr in Bühle nicht werden. Dazu kam, daß ihr Mann, obgleich von amtlichen Unannehmlichkeiten frei, doch ſein verdrießlich Weſen beibehielt, jeden erheiternden Umgang mied und verſcheuchte, und endlich durch eine gewaltſame Entdeckung für immer verſtört wurde. Jene Chatoulle, deren unſre Leſer gedenken — war unter dem Drangſal des hitzigen Fiebers, das ſich unmittelbar an ihre Uebergabe ſchloß, abſeits gekommen. Nach dieſer Zeit fand der Rentmeiſter ſo viel Geſchäfte, deren Abſchluß ihm bei ſeiner Ortsveränderung dringend anlag, daß es ihm genügte, dies anvertraute Gut wohlverſchloſſen zu wiſſen. — Einſt aber ſprang ihm das Käſtchen ins Auge, und er verlangte den Schlüſſel dazu von ſeiner Frau. „Den Schlüſſel?“ fragte Fabia befremdet, „ich habe keinen je geſehen. Du brachteſt das Käſtchen ja ſelbſt, wie es hier iſt. O, ich weiß mich jenes ſchrecklichen Abends noch ganz genau zu entſinnen.“

Der Rentmeiſter beſann ſich jetzt, daß der Graf den Schlüſſel hatte ſchicken wollen, und er muthmaßte, daß es in der Verwirrung der Abreiſe vergeſſen worden wäre. Einen Schloſſer kommen zu laſſen, daß dieſer den innenliegenden Reichthum ſähe, dazu war der Rentmeiſter ſo furchtſam. Ein krankhaftes Mißtrauen verurſachte ihm und Andern gar manche unnütze Qual — und ſo beredete Fabia ihn, das Geſchmeide und deſſen Richtigkeit einſtweilen auf ſich beruhen zu laſſen.

Nach längerem Verlauf ſeitdem ſtarb eine alte Jungfer in Bühle, die daſelbſt gelebt, die Tochter des Fiscal. Dem Rentmeiſter, als einem Bekannten der Wohlſeligen, fiel ein kleines Legat mit dem Auftrag zu, ihren Nachlaß zu ordnen und ſomit eine Menge Schlüſſel in die Hände, worunter mehrere kleine waren. An einem Tage, wo Fabia auf die Bleiche gegangen war und Joſephine mit ſich genommen hatte, ihr Mann ſich ungewohnter Weiſe ganz allein befand, beſchlich ihn der Geiſt des Unglücks in dem Gedanken, einen jener Schlüſſel an dem Käſtchen zu verſuchen, ob es ſich öffnen ließe. Das künſtliche Schloß widerſtand dieſer Probe, doch erhitzt vom böſen Feind, der nicht ſelten in Geſtalt der Neugier den Menſchen berückt, that er ihm Gewalt an. Die feine Stahlfeder ſprang entzwei, der Deckel auf — und der Rentmeiſter blieb mit entſetztem Blick ſtarr vor dem Inhalte ſtehen. Statt des verzeichneten Schmuckes funkelte ein Meſſer, woran Blut eingeroſtet war — und auf dem atlaßnen Kiſſen, wo ſonſt blitzende Roſetten und Bruſtſchleifen geruht, lag, in weißem Battiſt gewickelt, der Leichnam eines Kindes, ſo mumienartig zuſammengetrocknet, daß er kaum zu erkennen war. Nur wie ein brauner Gedanke, ſo unkörperlich, ſo geweſen — ſah das winzige Geſicht unter einem tiefen Häubchen hervor, deſſen Form für ein Mädchen zeugte. — Ein ſchwach gewürzhafter Geruch war die erſtickte Luft dieſes kleinen Grabmals.

Als Fabia mit heißen Wangen von der Bleiche heimkehrte, fand ſie ihren Mann ſelbſt erbleicht. „Sieh hin!“ ſagte er mit bläulichen Lippen, „der Hehler einer ſchauderhaften Mordthat bin ich geweſen, und nicht allein um die Ruhe meiner Seele, ſondern auch um all mein Gut, wenn ich den Majoratsſchmuck erſetzen muß. Wer wird mir denn glauben, daß ich dem Worte eines Wahnſinnigen trauete? — Darum fand ſich der Schlüſſel nicht, und ich — ich leichtgläubiger Thor! ladete mir ein fremdes Verbrechen auf. Wie oft haſt Du meine argwöhniſche Vorſichtigkeit getadelt? Du ſiehſt nun, wie vorſichtig ich war! —“

Zum erſten Male verließ Fabia ihre Faſſung. Sie ſtieß einen leiſen Schrei aus, und ſtand entfärbt, Grauſen im Blick, wie unbeweglich. „Mein Herr und Heiland! ſtammelte ſie, „das iſt ganz erſchrecklich! der Verſtand ſteht mir ſtill.“

„Der meinige iſt hier zu Ende —“ fuhr der Rentmeiſter fort, „was ſoll ich nun anfangen! Anzeige davon machen? ſtillſchweigen? daß ein Zufall dieſe Beweiſe einer Unthat bei mir entdecke und mich zum Mörder ſtemple! —

Ich habe nicht Luſt, zum Lohne für Treu und Glauben auf dem Schaffot zu beſchließen.“

Fabia kannte ihres Mannes Weiſe, ſich ſelbſt in furchtbaren Möglichkeiten zu überbieten. Sie ſprach aus geängſteter Seele: „Ach! warum bin ich heute nicht zu Hauſe geblieben! Wer hieß Dich dies Behältniß öffnen? — Das Kind läge fein ſtille vor wie nach, und wir wüßten von nichts. Das arme Würmchen! —“ Und mit gewundenen Händen niederblickend darauf, dachte ſie an den Wurm im Gewiſſen, der die unglückliche Albane wohl genagt haben mochte. —

„Was redeſt Du doch, Frau?“ rief der Rentmeiſter erzürnt, „es hätte längſt geſchehen ſollen, ſage ich Dir. Unverzeihlich iſt meine Saumſeligkeit! Ich bin wie mit Blindheit geſchlagen geweſen. Deßhalb wurden die Anſtalten zu jener fluchwürdigen Reiſe ſo ſchleunigſt getroffen, als wie auf der Flucht — der Sohn des Forſtmeiſters iſt auch fort in die weite Welt; die Früchte ihres Leibes fallen Andern zur Laſt, und von ihnen heißt es: Die ſind beſorgt und aufgehoben, der Graf wird ſeine Diener loben.“

„Du vergiſſeſt, lieber Mann,“ fiel Fabia betäubt ihm in die Rede, „daß man die Gräfin todt ſagt. Ach! ihr wäre wohl, wenn ſolch ein Weh auf ihrem Leben gelaſtet hätte. — Graf Frankenſtern aber und der junge Romana müſſen doch einmal wieder kommen. —“

„Die werden ſich hüten —“ entgegnete Fabia's Gemahl. „Der Alte — ich meine den Grafen — hat um dies gräuliche Geheimniß gewußt; nichts iſt gewiſſer. Die Haſt, womit er mich nöthigte, das Käſtchen anzunehmen, iſt mir deutlich im Gedächtniß. Sieh, Fabia! ich habe eine

Ahnung gehabt; denn es wollte mich erdrücken, als ich es mir nach Hauſe trug.“

Fabia ſah dieſe verſchwiegene Erfahrung als ein göttliches Strafgericht an. Wie oft hatte ihr Mann gegen den Himmel gemurrt! Jetzt war ihm zu Theil geworden, was er für beſſer hielt, als das weiſe Verſagen ſeines Wunſches, ein todtes, ein ſtummes Kind! — Sie ſelbſt verſtummte vor dieſer Betrachtung und war ſehr gebeugt.

Die unglückliche Fabia! Dieſer heimliche Gedanke ſchlug Wurzel in der Seele ihres Mannes und wurde zum Polyp, der mit tauſend Faſern ſeine Lebenskräfte umklammerte. Der Rentmeiſter ward nicht mehr geſund. Wir wiſſen, wie er nach kränklichen Jahren kurz vor ſeinem Ende die Beruhigung genoß, in dem Bruder, der ſich zu ihm finden mußte, den Seinen eine Stütze hinterlaſſen zu können. Sterbend legte er in die Bruſt des wackern Adminiſtrator's das Geheimniß nieder, das ihn zu Tode gedrückt, und die Pflicht, den ihm geſpielten Betrug zu ſeiner Zeit offenkundig zu machen.

Nachdem ſein Bruder beſtattet worden, ließ Herr Prälat bei nächtlicher Weile den kleinen Schmuckſarg unter den Altar der Capelle verſenken, von der das Stift den Namen führt. Die Maurer mochten wähnen, ſie vergrüben einen Schatz — aber dieſe Stelle ſtand unter heiligem Schutz. Schweigend verrichteten ſie ihre Arbeit, und die dumpfen Schläge hallten ſchaurig von den ſtillen Wänden wieder.

Die Wittwe, geſenkten Hauptes, ſah ihnen zu. „Was blickſt Du ſo düſter, Fabia?“ flüſterte ihr Schwager, „verlaſſe Dich darauf, ich bin zwar nicht ſo bibelfeſt wie Du, weiß aber doch, daß, wenn ein finſtres Werk zu Tage kommen ſoll, oder die Unſchuld gerechtfertiget, die Steine reden müſſen. Darin laſſe Alles ſich fügen, wie es des Himmels Wille iſt! —“

Als die Gräfin, der heimlichen Gegend entrückt, fremde Luft ſog, athmete ſie doch etwas leichter auf, und es war, als ob hinter ihr die leidige Welt verſänke. Zwar war nicht feſter Boden unter ihren Füßen, und die Zukunft ihr nicht weniger als klar; aber der trübe Strom, worin Albane dem Verſinken nahe geweſen, rann doch abwärts, ſo wie die Räder des Reiſewagens entrollten. Nach einer folgerichtigen Nothwendigkeit müſſen leidenſchaftliche Gemüther zuletzt vor ihrem eigenen Glücke fliehen, und nur Ruhe ſuchen. Ruhe, der Friede ſtiller Seelen, dieſer tiefe geiſtige Genuß, iſt ihnen das einzige Bedürfniß. Weinend wenden ſie das Auge von jenem ſüßen Taumel, jener Freudetrunkenheit, die nicht dauern kann, und ſtreben nach Selbſtbewußtſein. Sie wiſſen, wie bald das ſchwache Herz erliegt, wie nöthig ihm eine Stütze ſei. Das Glück aber fordert Kraft zur Ausdauer — des Himmels Seligkeit, unſer höchſtes Streben, währt ewig. Die überſpannte Saite ſpringt jedoch mit einem Wehlaut. — Vielleicht hatte eine gewiſſe Ueberſättigung von Geheimniß das Verlangen in der Gräfin erzeugt, öde zu bleiben, ohne irgend eine andere Beziehung als auf ihren Vater; ja, ſie hatte in den verfloſſenen Jahren, trotz der befriedigten Leidenſchaft und dem Gelingen ihrer kühnſten Plane — ſo viel gelitten und nur Gott bewußt —, daß ein völliges Nichtſein ihr dagegen wünſchenswerth erſchien. Daß ſie ſpurlos verſchwände, ſich und Andern, das hätte Albane wohl gewünſcht. So war dieſe Reiſe vorläufig als eine Geſtorbenheit zu betrachten, die von mancher Seite erlöſend für ſie wäre. — Auch waren Gründe dazu vorhanden geweſen, abgeſehen von denen, die das Innerſte der Seele ſo zart verhüllen, daß nur der Finger Gottes ſie aufzudecken vermag. Der Arzt, der Gräfin trauteſter Freund, hatte ihr eröffnet, wie er von hoher Behörde aufgefordert worden ſei, über den Geſundheitszuſtand ihres Vaters und ſein geiſtiges Vermögen Zeugniß einzuſenden. Der Staat trage billiges Verlangen, unter der Befugniß, für eine bedeutende Seelenzahl zu ſorgen, deren Aufſicht unmöglich einem Geiſteskranken anvertraut bleiben könne, das ſchöne Majorat bei Leibesleben ſeines derzeitigen Grundherrn zu ererben, und den Grafen Frankenſtern anſtändig zu penſioniren. Zudem wiſſe er von guter Hand, daß der Biſchof, in Kenntniß von dem Gelübde der Mutter Albanen's ſich höchlich wundere, wie und warum dem Himmel eine Seele und der Kirche ein Brautſchatz ſo lange vorenthalten werde. — Auch von dieſer Seite drohe den Verhältniſſen der Gräfin ein Angriff. — Sonach ſei es an der Zeit, ſich dieſen Anmaßungen zu entziehen.

Wie durch Inſpiration jener Frage an das Gewiſſen ſeines Leibarztes kundig, beantwortete der Graf ſie ſelbſt. Nie war er geſammelter geweſen, als zu dieſer Zeit, wo die Zerſtreuung der Reiſeangelegenheiten ſeine verworrenen Gedanken auf gewiſſe Weiſe entſchuldigt haben würde. Da war kein träges Säumen mehr. Gleich einem ſchlafenden Funken, den ein Hauch plötzlich weckt, leuchtete er auf, und entbrannte auch wohl im Zorn über ſo manchen Mißbrauch, der ſich eingeſchlichen. Die Beamten erſtaunten, denen er ſich edelſtolz als Herr zeigte, als der gütige Schützer ſeiner Unterthanen gegen die Strenge der Verwaltung. Alles trat in ein anderes Licht — und erröthend vor Freude, ſchrieb der Arzt ſeinen Bericht an die Regierung.

Doch nur für dieſen Zweck ſchien der Graf zu thätiger

Umſicht erwacht zu ſein. Er ſank alsbald wieder in ſeine gewöhnliche Apathie zurück, und fuhr mit geſchloſſenen Augen und Sinnen durch die Natur, ohne daß ihre ſchönſten Wunder vermocht hätten, nur mit einem Strahl göttlicher Offenbarung an ſeinen finſtern Geiſt zu dringen.

Albane webte um ihn wie ein Schatten, und verließ ihn nie; die Pflicht der Sorge für ihren Vater erfullte jeden ihrer Augenblicke. Auch bedurfte der Graf dieſer Treue. Die Furcht vor dem Tode quälte ihn abweſend minder, und war zu der fixen Idee geworden, dieſer Feind ſeiner Lebensruhe könne ihn nicht ereilen, ſo lange er von Ort zu Ort zöge, wie man nur in der Heimath ſchlafen zu können meint. Ein beſtändiges Fliehen trieb ihn raſtlos umher, und die Geißel der Menſchheit vereinigte ſich mit dieſem unſtäten Drange, ihm keine bleibende Stätte zu gönnen.

Der Ausbruch des Krieges hatte das Land überſchwemmt — die Güter des Grafen waren ſtark mitgenommen. Albane erkannte es als eine nicht genug zu preiſende Wohlthat, dieſem Drangſal entronnen zu ſein. Sie lebte in verborgner Stille mit ihrem Vater, bald hier, bald da. Ein dem Grafen vormals befreundeter reicher Edelmann, der ſein einſames Alter in der Hauptſtadt geſellig erheiterte, hatte Albane und ihren Vater unterweges getroffen, und ihnen ſeine unbewohnten Schlöſſer in Auswahl zum Aufenthalt angeboten, welche ſie zu Zeiten benutzten. Der Oberverwalter ſendete die verlangten Summen durch die dritte, vierte Hand gegen die Unterſchrift des Grafen an ein Handlungshaus, und mußte in Allem für ſich ſelbſt ſtehen. —

Ein Irrthum hatte die Nachricht, Albane ſei todt, in Bonna verbreitet, leicht für wahr angenommen, da ja die Gräfin immer kränklich geweſen. Eine authentiſche Beſtätigung war unter jenen wüſten Umſtänden nicht einzuziehen. Niemand zweifelte, auch Sylvius nicht. Wir wiſſen, welche Folge dies hatte. Zweifel wäre hier Glauben geweſen — Glaube der Liebe! —

Als die Gräfin daher ihren Gemahl in Tony's Arm erblickt, als ſie die Geſchichte der verſtorbenen Frau aus ſeinem Munde vernommen, da war ihr Zuſtand der jener abgeſchiedenen Gattin vergleichbar, welche, wie eine ſinnige Sage uns erzählt — nachdem ſie ihren Gatten, den zu tröſten ſie aus der Unterwelt heraufgeſtiegen, an der Seite ſeiner Braut geſehen, ob auch nur einen Augenblick lang — willig in die Hölle zurückgekehrt ſei auf ewig. — Albane floh vor dieſem Anblick, dieſen Worten, unauslöſchliche Flammen im Buſen. Wie eine Verfolgte warf ſie ſich an den Hals ihres Vaters, und das ungeſtüm klopfende Herz begehrte Zuflucht bei ihm. Sie wußte nicht, daß Sylvius ſie für todt hielt. Die Gräfin dachte endlich nicht daran, daß ſie ſelbſt ſich zuerſt von ihrem Gemahl losgeriſſen hatte. Aber nichts deſtoweniger fühlte ſie unter heißen Schmerzen, wie ſehr ſie ihn geliebt, und daß er ſie nicht hätte vergeſſen dürfen noch ſollen. Jener Moment, der ſie davon überzeugte, hatte eigentlich und weit anders als ihre Trennung ein inniges Band zerriſſen, und das Herz blutete nach.

„Dies alſo war die Liebe —“ ſagte Albane mit dem wunden Lächeln einer friſchen Kränkung, „der ich mein Seelenheil geopfert!? — O Gott! ſo lieben Menſchen, — Männer! O meine Mutter!“

Ihr grauete nun vor nichts mehr auf Erden, es wäre denn die Rückkehr nach Bonna geweſen. — Nach und nach ſpannten ihre Gefühle ſich ab, und eine tonloſe Stille, die keinen Anklang mehr von ſich giebt, ſchwebte um das zertrümmerte Saitenſpiel ihrer Empfindung. Wenn alle Schmerzen der Seele ſich durch Mittheilung lindern, die Leiden gekränkter Liebe nicht. Dieſe tragen ſich nur allein. Wo Menſchen um eine verlorene, verrathene Liebe wiſſen, da wird ihr Verluſt doppelt gefühlt, da iſt der Schmerz jenes Wiſſens größer, als der ihrer Erfahrung. Wer getröſtet ſein will, darf nur die Theilnahme der Engel anſprechen, und wirklich war ein Engel Albanens einziger Troſt, ihre kindliche Pflicht.

Graf Frankenſtern war allgemach ein Greis geworden. Sein Körper ſchien geſund, doch ſein Geiſt bei zunehmenden Jahren die zerſtörende Kraft verloren zu haben, und in einen gewiſſen Zuſtand der Kindheit zurückgegangen zu ſein. Seine Imagination war ein Spiel — aber mit ernſten Gegenſtänden. Er intereſſirte ſich für Politik — allein nur in Gemäßheit ſeiner verworrenen Begriffe. Aus Mangel entſprechender Mittheilung berief er oft die Monarchen und ihre Feldherren zu ſich, und legte ihnen ſeine Anſichten und Plane vor. „Ach!“ ſagte er dann, und deutete traurig auf die hohen Stühle. „Sie ſchweigen, meine Tochter! ich hoffe wenig.“ Albane ſchwieg auch. Sie hoffte gar nichts mehr. —

Die Gräfin pflegte ihres Vaters treu und ſanft wie eine Mutter. Sie ſchmückte ſich geduldig, wenn er es für ſolch eine Zuſammenkunft wünſchte, ſorgte für eine vornehme Bewirthung, die unberührt blieb, weil nur Geiſter zu Gaſt waren — und machte ihm allen Willen, wie man einem kranken Kinde thut. Mit träumeriſchem Lächeln ſtarrte ſie in die wüſte Leere des Zimmers — nur der Spiegel zeigte ihr ein bleiches Bild. Aber jener Friede, welcher höher iſt als alle Vernunft, fing an, bei ihr einzukehren.

Vorzugsweiſe beſchäftigte den Grafen eine welthiſtoriſche Perſon, der beſeitigte Schutzgeiſt Napoleons, die Exkaiſerin von Frankreich. Sie war die liebſte Puppe ſeiner Gedanken, ihr Schickſal trug er im Herzen — und hätte lieber geſehen, daß Jedermann dieſe erſte Frau auf Händen trüge.

„Heut kommt Joſephine — ſie hat es mir geſchrieben,“ ſagte der Graf und blickte in einen kleinen Zettel, der vor ihm lag, „binde Dir ein beſſeres Halsband um, meine Tochter.“

Albane erblaßte. Dieſer theure Name regte die tiefſte Sehnſucht ihres Buſens auf. „Wenn das wäre,“ antwortete ſie mit wankender Stimme, „dann hätte ich nur einen Schmuck —: zahlloſe Perlen! Perlen aus dem tiefſten Meer!“ Und über ihre Wangen rollten Thränen, in denen ein Glanz von Freude ſchimmerte.

Die große Tragödie des Völkerkrieges war nun aus. Die Heerführer und ihre Schaaren ſteckten das Schwert in die Scheide, die Fürſten zogen ruhmgekrönt nach Haus. Die Blüthe der Nationen war gefallen. — Gras wuchs über den Schmerz der Welt. So manchen Braven deckte ein fremder Hügel. — Jetzt war dem Grafen zu Muthe, als wäre ein langer Kampf in ihm zu Ende, und er dürfe nun auch heimziehen. Er ſehnte ſich nach Ruhe — nach einer neuen oder vielmehr alten Ordnung der Dinge. „Albane,“ ſagte er, „ich habe es nun ſatt, dies Nomaden-Leben. Wir wollen fort, nach Bühle —“ ein leiſer Schauer vor Bonna rieſelte über ſeine Nerven — „hörſt Du? meine Tochter?“ Dann ſetzte er hinzu: „Sanct Capella iſt nicht weit von dort.“

„Die Klöſter ſind aufgehoben —“ antwortete die Gräfin, indem ſich bei dem Worte ihres Vaters der Schleier hob, worein ſie, völlig entſagend, alle Wünſche, ihr irdiſch Leid, vor der ganzen Welt verhüllt hatte.

„Nun, das Stift ſteht ja noch —“ verſetzte Jener, als wolle er ſich nicht merken laſſen, daß er daran nicht gedacht. „Nonne kannſt Du nicht werden —“ fuhr der Graf wie befreit fort, „nicht Seine päpſtliche Heiligkeit, nein! der himmliſche Vater ſelbſt hat Dir Dispens davon gegeben, und Du biſt mehr als eine barmherzige Schweſter, Du biſt eine wohlthätige Tochter geworden für mich alten ſchwachen Mann!“

Da weinte Albane laut. Sie fühlte ſich entſündigt, und daß die Liebe des Geſetzes Erfüllung ſei.

Die Zurüſtungen zur Reiſe wurden nun getroffen. „Wie werde ich Alles finden?“ fragte die Gräfin ſich tauſendmal. Das Thor der Möglichkeiten that ſich weit vor ihr auf — doch der künftige Tag iſt den Sterblichen verſchloſſen.

Wir finden Thereſe auf der Reiſe nach ihrem künftigen Wohnorte wieder. Sie ſitzt an der Seite des Gemahls, berührt von ſeinem Mantel; ihre Hand liegt in der ſeinigen —; aber die Jahre ihrer Entfernung, die Länder, welche Conſtanz durchreiſ't, liegen fühlbarer noch für ſeine Gattin zwiſchen ihnen. Sogar ſeine Stimme klingt ihr fremd — wie von einem dunkeln Jenſeits herüber. Jener rührende Zauber, womit die geliebteſte Stimme an die Seele dringt, er war vernichtet durch eine Gegenkraft — und Thereſe hörte nur, daß ihr Mann etwas heiſer ſei. — Sie blickt in den Boden ſeines Hutes, den ſie auf ihrem Schooße hält, weil Conſtanz, um beſſer zu ruhen, ſich mit unbedecktem

Haupte in der Ecke des Wagens geſchmiegt hat; doch eigentlich blickt ſie in die Tiefe ihres Herzens, das auch ohne Obhut und deßhalb übel gefahren iſt — und ein fremder Meiſter hat dort auch ſein dunkles Zeichen angeheftet. — Die Fahrt geht raſch; aber Thereſe kann ſich von dem Gedanken an das Stift nicht losreißen, und doch, ſo wie der unermeßliche Himmel ſich vor ihr ausſpannt, ſpannt ein geheimnißvoller Aether die Flügel ihrer Sehnſucht nach der Ferne. —

„Erzähle mir etwas, Du Liebſte! von Deinen Freunden —“ ſagte Conſtanz zu ſeiner ſchweigſamen Gefährtin, „und vergönne, daß ich Dir ſtill zuhöre. Es iſt, als ob mir jedes Wort einen ſchmerzenden Reiz in der Luftröhre verurſachte. Wie es ſcheint, haſt Du ſehr glücklich in Sanct Capella gelebt.“

„O ſehr glücklich!“ antwortete Thereſe mit einem Seufzer der Wehmuth; und der Ton dieſer Verſicherung hätte ihren Mann beleidigen müſſen, wenn er innigere Anſprüche an ſeine Frau gemacht.

„Der Ort iſt doch wirklich zauberiſch ſchön gelegen,“ fuhr Thereſe fort, „und läßt nichts vermiſſen. Wir bildeten eine kleine Geſellſchaft unter uns, das iſt denn ein ganz anderes Verhältniß, als die Verbindungen in der Mitte der Welt. Wir waren Hausgenoſſen — eine Familie gleichſam — und mit wahrer Luſt im Bann des Kloſters. Die Verſchiedenheit der Charaktere, welche dazu gehört, um innig im Umgange zu ſein, gab unſerm einfachen Zuſammenleben vielſeitiges Intereſſe. — Welch ein köſtlicher Menſch iſt der Bruder! Nur geſünder möchte ich mich ihn wünſchen, obgleich er ſich in der letzteren Zeit erholt zu haben ſchien. Dann Fabia — wie eine Mutter war ſie für mein Beſtes bedacht.

Man muß ſie nur kennen. Wer ſie aber kennt, ſchätzt ſie gewiß. Sie gleicht einem ſüßen Kern in ſpröder Schale. Und etwas Lieberes, als die alte Nonne, die Du geſehen haſt, kannſt Du Dir gar nicht denken, Conſtanz. Das iſt wahrlich eine heilige Jungfrau, die beſſer als der Papſt die Sünde den Menſchen verzeihen könnte! — Da iſt nichts von der finſtern Verdammniß zu ſpüren, die Niemand ſelig werden läſſet, der die Welt ein wenig lieb hat. Schweſter Veronica iſt ſanftmüthigen Geiſtes, mild gegen Jedermann — kein feindlicher Gedanke, kein gehäſſiges Gefühl fände Raum in ihrer friedenvollen Seele. Auch hat ſie ſelbſt geliebt und ihr Herz dieſer Liebe geopfert. Man kann dieſe kleine Geſchichte nicht ohne die größte Rührung hören. — Dafür ſcheint ihr denn auch ewige Jugend geworden zu ſein, und ich habe zuweilen ſchon gedacht, die gute Nonne ſtirbt wohl gar nicht, und wird in ihrem Erdenleibe, worin ſie himmliſch lebt, einmal von Engeln emporgetragen."

„Deine Schilderung iſt begeiſtert, meine Thereſe —" fiel hier Conſtanz ſeiner Gattin in die Rede, „und ich hätte Dir ſo viel Sinn für klöſterliche Vorzüge kaum zugetraut."

Thereſe empfand die leiſe Ironie in den Worten ihres Mannes nicht. Sie ſprach: „Von der Clauſur merkte man nicht das Geringſte an ihr. Veronica konnte ſehr heiter ſein, und ſogar anmuthig ſcherzen. Wie oft hat ſie über die tollen Lügen Moorhauſens herzlich gelacht! Wo ſelbſt der Schwager ergrimmte, ſagte ſie nur, es iſt ihm zur andern Natur geworden, ich denke mir, er genießt das Vergnügen eines Fabeldichters, der aus dem Stegreif erzählt, und gönne es ihm."

„Und der Major?" mit dieſen drei Frageworten ſtörte hier abermals Conſtanz die Charakteriſtik, womit ſeine Frau ihn unterhielt, „dem ſcheinſt Du ganz beſonders wohl zu wollen.“

Thereſe erröthete; ein Wiederſchein von Purpur, von zarterem Anflug und höherer Farbe als das Futter ihres Hutes, hauchte ihre Wange an, und ſie ſchlug die braunen Augen tief nieder. Sie ſprach: „O! das iſt auch ein excellenter Mann! Den ſollteſt Du kennen. Er war mir väterlich gut, und ich hätte ihm zuweilen die Hand küſſen mögen.

Hier zog Conſtanz die ſeinige aus Thereſens Hand, und ſchlang einen Knoten in das baſtſeidne Schnupftuch, als wolle er ſich etwas in das Gedächtniß knüpfen. Eine Pauſe trat ein, dann ſagte er: „Dieſer Major Feldmeſſer —“

„Feldmeiſter,“ berichtigte Thereſe, und ihr Mann redete weiter, „hat mir auch ſehr gefallen.“ Seine Frau warf auf dieſen Ausſpruch ihm einen ſchönen Blick zu, und erwiederte: „Er iſt der beſte Freund Deines Bruders, und dieſen Rang wird ihm ſchwerlich jener Sylvius ſtreitig machen, der mir immer unheimlich vorgekommen iſt.“

„Nun der Schatten darf Deinem Gemälde auch nicht fehlen —“ verſetzte Conſtanz, „doch das Schönſte, den Lichtpunct, haſt Du Dir bis zuletzt aufgehoben, Joſephine. Dieſes liebenswürdige Geſchöpf, erquicklich in ſeinem Anblick und beſcheiden, iſt ein wahres Blümchen Augentroſt.“

Es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn eine Frau, auch die beſte — das Lob einer Andern ihres Geſchlechts, ohne Eiferſucht, aus dem Munde ihres Gemahls hört. Ohne die leiſeſte Empfindlichkeit entgegnete hierauf Thereſe: „Es iſt ein ſeelengutes Mädchen, und gar nicht etwa einfältig, wie man glauben könnte. — Sie wird ſtrenge gehalten, die arme Joſephine! und ihren zarten Kräften wird viel aufgebürdet, was nur durch dieſe ſtille Duldung zu ertragen möglich iſt.“

„Das ſüße Lamm!“ ſprach Conſtanz mit regem Bedauern; „doch, nach dem Sprichwort und der Erfahrung, „regieren geſtrenge Herren nicht lange.“ Ein diplomatiſches Lächeln ſpielte um ſeinen Mund. Und weil dieſes Bild von raſchem Umſchwung ihn in den Kreislauf ſeiner Vergangenheit zurückverſetzte, ſo kam er durch eine ſehr natürliche Verbindung der Ideen auf die Frage: „Wie brachtet Ihr denn ſammt und ſonders Eure Tage zu?“

„Du meinſt, wir hätten Langeweile gehabt? nicht einen Augenblick, ſage ich Dir!“ verſicherte Thereſe mit leuchtenden Augen. Und das Queckſilber ihres Temperaments machte ihre Seele zu einem Spiegel, der die kleinen Freuden des Stiftes glänzend verdoppelte; ihre Rückblicke zeigten Alles in erhöheter und reinſter Potenz. „Des Abends waren wir zuſammen und ſpielten Whiſt oder Schach —“ ſetzte ſie mit fallender Stimme hinzu; und der Tagesbericht der muntern Koſtgängerin von Sanct Capella endete in einem langen, ernſten Seufzer.

„Und da ſchlugſt Du ſelbſt den tapfern Feldmeiſter aus dem Felde — nicht wahr?“ fragte Conſtanz, ihrer Fertigkeit ſich entſinnend, und zupfte ſeine Frau an einem Löckchen hinterm Ohr. Aber es war Thereſen, als ob ſie am Gewiſſen gezupft würde.

„Nicht immer —“, antwortete ſie halblaut, „ich war auch bisweilen im Verluſt.“ — War es der verſteckte Sinn dieſer Worte, oder der Geiſt der Liebe, der in der Erinnerung an das Schachſpiel ahnungsvoll ſein Herz bewegte? — Genug, die Wage ſeines unpäßlichen Gleichmuths ſchwankte, und der Ton war von Gewicht, als ob ein Vorwurf ihn herabzöge, womit er ſagte: „Da Deine Zeit ſo mit Vergnügen beſetzt war, wie ich zu dem meinigen höre, — ſo fandeſt Du wohl wenig Muße, meiner zu gedenken? —“

So hätte Conſtanz jedoch nicht fragen ſollen! Thereſe ward ſich bewußt, daß ihr Gemahl beinahe drei Jahre abweſend geweſen. Sie antwortete tiefſinnig lächelnd: „Es braucht viel Zeit, bis eine Welt untergeht.“ —

„Wo haſt Du die Phraſe her, Thereſe?“ fragte Conſtanz, erſtaunt über das Wiſſen ſeiner Frau, und über die Anwendung, welche ſie von jenen Worten machte.

„Ich ſchlug ſie jüngſt in einem Buche auf, worin der Bruder las —“ ſagte die ſchöne Frau, welcher der Verfall des ganzen römiſchen Reichs übrigens ſehr gleichgültig war.

„So bin ich noch Deine Welt?“ fragte er ſeltſam heftig, und neigte ſich zu ihr, und Thereſens Blick, ein Abglanz jener Sonne, die ihn einſt erwärmt, fiel wie ein Mondſtrahl, kühl und geheimnißvoll, in das Düſter ſeiner Vorſtellungen.

Während der längeren Dauer dieſer Reiſe ſuchte Thereſe durch freundliches Geſchwätz ihren Mann zu erheitern, der ſich leidend dabei verhielt. Wenn ſie befliſſen ſchien, von Dieſem und Jenem zu ſprechen, ſo war's vielleicht, daß er ihre Abſicht merkte, was ihn verſtimmte. — Das Bedürfniß der Unterhaltung iſt ein ſchlimmes Merkmal für die Liebe. Wo ein Liebender die Langeweile des Andern empfindet, da iſt dieſer Andere ſchon verkürzt. Ein Herz, ganz von ſeinem Gegenſtande ausgefullt, bedarf nichts als des Glückes, bei ihm zu ſein. Liebende ſind — iſt ihr Verhältniß in der Ordnung — Sich die Einzigen, die da leben; denn jede junge Ehe wiederholt die Schöpfung, und der Athem Gottes hat millionenmal das Paradies geſchaffen, ſeit das erſte verloren ging. Wenn daher Menſchen, beſeelt von dieſem ewigen Hauch, etwas außer ſich merken, und mit jenem Bewußtſein, das der Liebe heiliges Glück vernichtet, ihr Gefühl verhüllen, o! dann blitzt der feurigſte Gedanke, oder auch ein Witzfunken, nur von dem flammenden Schwerte des Engels, der an der Gartenpforte ihres Edens ſteht. Sie wandeln fortan zwiſchen Dornen und Diſteln der Erbſünde, und das Kind der harten Erde wird mit Schmerzen geboren, wiſſend, daß es ſterben muß! —

Nach mehreren Tagen, in denen der neue Legationsrath ſich und ſeiner Gattin nur wenige Stunden der Ruhe gegönnt, ſahen ſie die ſchöne Stadt nun vor ſich, welche der Ort ſeiner Beſtimmung war. In äußerſter Erſchöpfung freute ſich Thereſe, endlich am Ziel zu ſein. Ihr Blut war durch das anhaltend raſche Fahren in Wallung, das feine Geäder am Halſe hüpfte, in jeder Fingerſpitze hämmerte ein Puls. Sie war zu müde, um ſich ängſten zu können, da Conſtanz ſich unwohl klagte. „Dein Huſten pfeift ordentlich und hat einen ſchneidenden Ton,“ ſagte ſie unter einem nervöſen Fröſteln zu ihrem Manne. „Ich denke, wenn Du wirſt ausgeſchlafen haben, dann giebt es ſich.“

„Ja, ich denke einen langen Schlaf zu thun —“ antwortete Conſtanz mit mattem Lächeln, und ſchloß die entzündeten Augen vor dem Häuſermeer, das der letzte Abendſchein vergoldete.

„Das wolle der Himmel geben!“ erwiederte Thereſe unſchuldig auf jene berühmten Worte.

Indeſſen dämmerte es tief, ehe ſie die Stadt erreichten. Es war zur Zeit der Meſſe, und trotz der abendlichen Späte ein wogendes Gewimmel in den Straßen. Der Reiſewagen, dem der blaſende Poſtillon Reſpect verſchaffte, rückte jedoch nur langſam vorwärts, und hielt am Engel, einem Hotel, das hinſichtlich ſeiner Vorzüglichkeit ſo hoch uber die Adler und Sterne der beſten Gaſthöfe ragte, wie der Geiſt ſeines Sinnbildes über die menſchliche Unvollkommenheit.

Thereſe erſchrak, als die großen Laternen zu beiden Seiten des ätherblauen Schildes, worauf der weiße Engel mit einer Palme in den Händen ſchwebte, ihren Schein auf das Geſicht ihres Mannes fallen ließen; es war auffallend blaß, Conſtanz war kaum noch im Stande, die bequeme Stiege hinanzuſteigen. Im Zimmer angelangt, ſank er beinahe ohnmächtig in einen Stuhl. — Hier, von einem erſtickenden Huſten, wobei ihm jede Muskel ſchwoll, krampfhaft erregt, konnte er lange nicht zu Worte kommen; doch als er eines Silbenlautes mächtig war, forderte er einen Arzt, weil der Schmerz im Halſe von Minute zu Minute heftiger würde. Es ward beſtellt. Alsbald rauſchte unter den Händen eines flinken Dienſtmädchens das Bett, wonach Conſtanz ſtöhnend verlangte; der Tiſch war gedeckt, die kräftige Suppe dampfte — aber der Kranke ſchüttelte ſich gegen den Genuß, und der armen Therſe war aller Appetit vergangen.

Eine lange, bange Stunde war vorüber, und der Doctor noch immer nicht da. Das Kommen an der Hausthür, das unaufhörliche Gehen auf dem Vorſaale, der Laut jeder männlichen Stimme im Flur täuſchte die peinliche Erwartung der harrenden Frau. Conſtanz lag ganz ſtill, er ſeufzte nur. —

Unglücklicherweiſe hatte man für das Erkranken eines Herrn, der mit vier Pferden Extrapoſt angekommen, nur den vornehmſten Arzt paſſend gefunden. Leider aber war dieſer der bequemſte von Allen, der lieber ſeinen Leib pflegte, als den derer, die ſich ſeiner Kunſt anvertrauten. In ſolchen Aerzten hat das Gefühl ihrer eigenen Unſterblichkeit die achtſame Sorge für das Leben Anderer verſchlungen. Sie fußen feſt auf der begrabenen Welt, die einen düſtern Lorbeer für ſie trägt. —

Jener Primus der Mediciner dieſer Stadt, ſaß bei einem Abendſchmauſe, kaum mäßiger als der in Voßens Idyllen, und gehabte ſich gleich ſeinem Collegen aus Hamburg, den der Pächter redend darin einführt — als der Ruf aus dem Engel an ihn erging. Er that jedoch ſeiner Menſchlichkeit zuvor volle Genüge und gütlich, ehe er ihm Folge leiſtete.

Endlich rollte ſein Wagen vor. „Der Regierungsrath kommt —“ rief der Kellner in das ſtille Zimmer, und ein ſtattlicher Mann keuchte die Treppe herauf. Thereſe war eines deutlichen Berichts faſt unfähig, der Doctor verpuſtete inzwiſchen. Dann ſchritt er gravitätiſch dem Bette zu, nahm Platz, ſeine Taſchenuhr in die Hand und faßte den Puls des Kranken. Die ruhige Flamme der Kerzen zitterte im Zifferblatt und warf einen prunkenden Schein auf den Orden an der Bruſt des Arztes. Thereſens Herz ſchlug flüchtig; doch ihr Athem ſtockte. —

„Eine ſchlimme Halsentzündung iſt im Anzuge —“ war der Ausſpruch, wobei Thereſe ihren ſchönen, freien Hals wie zugeſchnürt fühlte. „Ein Wundarzt muß ſchleunigſt herbeigerufen werden —“ ſetzte der Doctor dictatoriſch hinzu, und betrachtete einige Momente die Geſichtszüge des Kranken, der taub und glühend, wie in den Schmerz von Flammen eingehüllt, da lag, und kein Zeichen der Theilnahme an ſeinem eignen Wohl und Weh — von ſich gab. Man brachte das verlangte Schreibzeug, der Doctor ſchrieb nach kurzem Beſinnen einige chaldäiſche Schriftzüge blaſſer Tinte, und ſchlang ſeinen Namenszug in eine großartige Hieroglyphe. Dann ſchnitt er — mit der Scheere der Parze — den Streifen Papier ab, und reichte ihn einem Aufwärter, der ſchon darauf wartete, das Recept in die Apotheke zu tragen.

Unterdeſſen kam der Wundarzt und empfing ſeine Anweiſung. Dann entfernte ſich der Regierungsrath, um an die Tafel des Wohllebens zurückzukehren; unbekümmert darum, ob auch wiſſend — daß ein bedeutender Mann hier in dringender Gefahr ſei.

„Verlaſſen Sie mich nur nicht!“ flehte Thereſe den Wundarzt an, der, ein guter Menſch und viel ſanfter als ſein Beruf — ihr verſprach, die Nacht über da zu bleiben. „Auch wird es nöthig ſein —“ ſagte er, um dieſe Maßregel durch mehr als ſein Mitleid, durch Erkenntniß der Gefahr zu rechtfertigen, „der Herr Gemahl haben die Bräune.“

Thereſe ſtarrte den Chirurg mit ihren braunen Augen an, die auch wohl gefährlich werden konnten, und fragte furchtſam: „Die Bräune? an der ſterben doch wohl nur Kinder? —“

Der Wundarzt ſchwieg; ein Lächeln trüber Erfahrung, ein leiſes Achſelzucken nur war ſeine Antwort.

Mit einem kindiſchen Grauen ſah Thereſe ihn die zappelnden Blutegel auspacken, die ſich ihr wie kleine dunkle Schlangen an das Herz legten.

Welch eine Nacht! — doch auch die Schatten der bängſten zerfließen.

Als der goldne Morgen heraufſtieg, zerfloß Thereſe in tauſend Thränen. Conſtanz war gegen die dritte Stunde geſtorben. Mit allen Schauern der Natur hatte ſeine Frau zum erſten Male den Tod geſehen, und in den Zügen deſſen, den ſie einſt geliebt. Dort lag er nun, ein ſtarrer Leichnam! Die bleierne Stille ſeines Anblicks wirkte zermalmend auf Thereſens Leichtſinn — es waren die ſchwerſten Stunden, die ſie gelebt; denn an dem Todtenbette ihrer Mutter hatte die Liebe ihr zur Seite geſtanden.

„Eine Stunde früher —" hatte der Wundarzt unbedachtſam geäußert, und der Kranke wäre zu retten geweſen; jene Stunde der Säumniß, am Tiſche des reichen Mannes, die dem armen Conſtanz himmliſches Manna zu koſten gab.

Das Geräuſch des Tages erwachte, der Markt füllte ſich mit Menſchen, die Kaufleute legten ſchöne, bunte Waaren aus. Eine fremde, gleichgültige Welt bewegte ſich unter Thereſens verweintem Blick. Die Sonne ſchien frühlingsheiter — ſah denn das Auge Gottes dieſen Jammer nicht? — Die furchtbare Eile dieſes Vorfalls machte den Eindruck davon auf das Gemüth der beklagenswerthen Frau noch gewaltſamer, ſo daß ſie zu erliegen glaubte. Sie fühlte ſich fürchterlich allein. Sie dachte an die Bewohner des Stiftes, die ruhig träumen würden, es gehe ihr nach Wunſch. Endlich ſank ſie in eine fühlloſe Mattigkeit.

Wie ungemein dies traurige Ereigniß nun auch war, ſo konnte der Wirth zum Engel, bei dem Gedränge ſeines Hauſes, ſich nur auf flüchtige Beweiſe ſeiner Theilnahme einlaſſen. Er übernahm die Meldung bei den Behörden, die Beſorgniſſe der Beſtattung, und hatte nun für weiteren Beiſtand keine Zeit, doch deſtomehr, ſeine Gäſte mit jenem intereſſanten Vorfall zu unterhalten. Zum Tröſter war der praktiſche Mann ohnehin nicht geſchaffen. Man denke Thereſe! ſie, die, ſelbſt für den freudigſten Zweck, keines geſchäftsmäßigen Beſtellens-jemals fähig geweſen, ſollte nun Auskunft geben, wie ſie wünſche, daß ihr Gemahl begraben werde, mit dem Tiſchler reden, der, das Maß zum Sarge zu nehmen, kam, und dem Schloſſer Gehör geben, für den der Wirth bat, daß er die Arbeit bekäme. — „Ich beſchwöre Dich, Füßli," — ſagte ſie mit gerungenen Händen zu dem Bedienten ihres Mannes, einer treuen, leidtragenden Seele, „überhebe mich dieſer Menſchen, die härter ſind als ihr Holz und Eiſen, das ſie handhaben! Ich halte es länger nicht aus, ihnen Rede zu ſtehen."

In einem kraftloſen Zuſtande lag ſie auf dem Sopha; unter ihren Fenſtern ſummte das Gewühl. Sie glaubte, die Bewegung des Fahrens noch zu empfinden, zuweilen ſchrak ſie auf, im Gefühl von einem tiefen Fall. Wie im Traume traten die Bilder vergangener Stunden zu ihr hin. Es war ihr, als ob Fabia ſpräche: „Du biſt nun auch eine Wittwe, wie ich!" Eine Wittwe! dieſem bangen einſamen Begriff widerſtrebte ihre friſche Jugend, und der harmloſe Sinn, welcher ſie bisher beglückt hatte. Die Glocken hallten mit tiefen Tönen dies Wort — die Stille flüſterte es nach, und die Reiſeuhr, die noch regelmäßig ging, da die Zeit ihres Beſitzers abgelaufen war, pickte mit ſachter, ſilberner Ruhe, daß es wirklich wahr ſei. — Auf einmal fragte ſie ſcheu und leiſe: „Hörteſt Du nichts, Füßli?" „Nein," antwortete der Bediente, „ich glaubte, gnädige Frau wären eingeſchlafen, und dankte meinem Gott dafür." „Ach!" fuhr er ſein betrübtes Herz erleichternd fort, „zur Meſſe ankommen und ſterben, und in einem Gaſthofe ſein, das iſt Alles, was ein Menſch ausſtehen kann. Das Leichenbrett ſogar ſteht auf der Rechnung."

„Ach laß es ſtehen! Sei nur ſtill, um Gotteswillen —

wenn Du nicht willſt, daß ich ſelbſt den Tod davon habe —“ ſagte Thereſe abwehrend, „es war mir, als hörte ich Jemand ſprechen, deſſen Stimme mir bekannt iſt.“ Sie lauſchte nach der Wandſeite.

„Eine Herrſchaft vom Lande, eine alte Baronin, war eben angekommen, und logirt daneben —“ antwortete Füßli, und ſeine Dame nahm doch Anſtand, ihm einen Auftrag der Neugier zu geben.

„Mein Kopf iſt wüſt —“ ſagte Thereſe, „und in dieſem Gewirre der Angſt werden einem ſelbſt die ſtillſten Gedanken laut.“ Doch wie von jener Täuſchung beſänftiget, ſchlief ſie nun wirklich ein.

Als Thereſe am nächſten Morgen zu einer dumpfen Beſonnenheit erwachte, ſagte ſie: „Mit Schrecken ſehe ich, daß ich noch wie ein Regenbogen gekleidet bin — ich muß doch wohl ein wenig trauern? Mir iſt ganz ſchwarz vor den Augen, wenn ich nur daran denke. Gehe Füßli, und kaufe mir einen Streifen Flor zur Binde — eine finſtre Haube könnte ich nicht tragen um keinen Preis. — Dann hole mir ein Paar Schuhe von Serge; nimm einen von dieſen mit, ſie paſſen mir am beſten.“ Sie ſchleuderte den Probeſchuh — eine ſeidene Aurora — von dem zierlichen Fuß, und ſetzte mit einem herben Lächeln hinzu: „Wer mich ſo ſähe, müßte glauben, ich wandelte auf Roſen. — Das Kleid ſoll mir die Wirthstochter beſorgen.“

Der Befehligte ging und kam lange nicht wieder. Endlich trat er ein mit einer gewiſſen Haſt, der Athem ſchien ihm entgangen, und die Zornader ſtark angelaufen.

„Du warſt lange, Füßli —“ empfing ihn ſeine Dame im Klageton eines gütigen Vorwurfs, „wohl eine Stunde, und Du glaubſt nicht, wie bange mir der Augenblick vergeht, den ich ganz allein zubringe.“

„Kann nichts dafür, gnädigſte Frau,“ entſchuldigte ſich jener, „es iſt überall ein Gedränge, man kann nirgends zu. Aus einem Viertel machen ſich die Kaufleute nichts — es wird Alles im Ganzen abgeſetzt; da ließen ſie mich ſtehen. Dann müſſen kleine Füße bei großen Damen hier rar ſein. Des Suchens war kein Ende, und an Kinderſchuhen von dieſem Maße kein Vorrath. Zuletzt hatte ich noch einen Auftritt auf offner Straße. Es iſt hier eine verflixte Polizei.“

„Wie ſo?“ fragte Thereſe, und ſchickte ſich an, den Einkauf zu verſuchen.

„Nun,“ antwortete der Bediente mit entrüſtetem Tone, „wie ich ſo im beſten Gehen bin, kommt einer von der Polizei daher — ich meine, das müſſe er geweſen ſein — ſtiert auf meine Hand und ruft: Freund! wo haſt Du den Schuh her? — Es fiel mich an. Mein Herr Officier, gab ich ihm zur Antwort, geſtohlen habe ich den Schuh nicht, und um das Weitere braucht ſich Niemand zu kümmern. Nun legte er ſich aufs Bitten, beſah ſich den Schuh von allen Seiten, ſo daß ich daran denken mußte, was mir, da ich noch ein kleiner Knabe war, meine Mutter ſeliger von einem bezauberten Prinzen erzählte, der — —“

„Ich weiß, ich weiß —“ unterbrach ihn Thereſe mit einiger Heftigkeit. — Füßli ſtarrte ſeine Dame an. Sie war wie mit Blut begoſſen — er meinte, es käme vom Bücken; nur über ſeinen Horizont ging es gänzlich, daß ſie wiſſen wolle, was er aus dem tiefſten Winkel der Beilade ſeiner Mutter Goldamme hervorzuſuchen im Begriff geweſen. „Wie ſah denn der Herr aus?“ fragte ſie.

„Es war der hübſcheſte Polizei-Lieutenant, den ich noch geſehen habe —“ antwortete Füßli, „lang und wohl gewachſen; aber ſeine Keckheit hatte mich verdroſſen, deßhalb gab ich ihm nur kurzen Beſcheid.“ Thereſe ließ ſich die Uniform beſchreiben. Sie hörte ſtill zu, dann ſagte ſie mit rügender Stimme: „Du hätteſt ihm doch höflicher Auskunft geben ſollen.“

Füßli, ſtumm gekränkt, ſchüttelte leiſe den Kopf. Er meinte in ſeinem ſchlichten Verſtande, daß ſelbſt die betrübteſte Frau ſich von der Aufmerkſamkeit eines Mannes geſchmeichelt fühle, die dem kleinſten ihrer perſönlichen Reize zu Theil würde, er wußte nicht, wie viel feiner Thereſe ſchloß, da ſie ihrem Diener den Mangel eines verbindlicheren Benehmens vorhielt. —

Jetzt ward es laut auf dem Vorſaal. Thereſe öffnete die Thür und trat hinaus. Die Dame vom Lande, ihre Wandnachbarin, ſtand im Begriff abzureiſen, von ihren Leuten und den dienſtbaren Geiſtern des Gaſthofs umgeben, welche mit Schachteln, Paqueten, Flaſchen und hundert unnennbaren Kleinigkeiten des Bedarfs zu einem behaglichen Leben, belaſtet waren. Sie ſelbſt glich einem wandelnden Pavillon, blieb aber ſtehen, als die ätheriſche Geſtalt Thereſens, nur etwa wie ein Trauermantel mit leichtem Schwarz beſäumt, aus der düſtern Stille ihres Zimmers aufflatterte, und redete ſie an. „Ach, meine Liebe,“ ſagte ſie mit einer Fülle von Gutherzigkeit in dem wohlgenährten Geſicht, „Sie ſind gewiß die junge Dame, welche hier zu einer ſo traurigen Erfahrung gekommen iſt? — Wie mich das gedauert hat! ſo jung Wittwe werden, das iſt in Wahrheit betrübt. Wie gern hätte ich Ihnen meine Theilnahme bezeugt! Aber man hat den Kopf ſo voll von Einkäufen, — ſieh, Dörtchen! o verzeihen Sie — den polniſchen Gries, den haben wir ja nun doch vergeſſen!“ Thereſe bedeckte mit der weißen Hand die Augen, vor all' dieſem häuslichen Wuſt. Sie hätte keiner Erinnerung bedurft an den unwirthbaren Boden ihrer Heimath. Mit leiſem, verachtendem Stolz, wie er dem Schmerz und der Liebe gegen ſolche Geringfügigkeiten eigen iſt, verbeugte ſie ſich, aber doch mit der Grazie des Kummers.

„Könnte ich Ihnen irgend womit dienen?“ fragte die Baronin im Tone erhöheter Achtung, da ſie kein Sterbenswörtchen, kaum einen Seufzer, aus dieſem ſchönen Munde vernommen, der ein ſo heiliges Recht zur Klage hatte, deren Zurückhaltung ſtets am ſtärkſten an das Herz des Mitleids dringt. Thereſe dankte gerührt. Sie konnte den Wunſch, ein aufrichtiges Mitgefühl zu äußern, nicht verkennen.

„Die Zeit —“ ſetzte die Baronin, wie wenig ſie deren auch zu haben ſchien, in der Weiſe einer erfahrnen Tröſterin hinzu, „die Zeit, glauben Sie das mir, meine Beſte! lindert auch den größten Schmerz. Da mein guter Mann ſtarb — er iſt nun ſchon ſeit zwanzig Jahren todt — da meinte ich auch nicht, noch einen frohen Tag zu erleben. Es giebt ſich jedoch Alles, auch das, was uns beugt. — Werden Sie, wenn man fragen darf — Sich lange hier aufhalten?“

„Ich fürchte nicht, daß ich das müßte,“ antwortete Thereſe mit einem Blick voll Schauer, „der Boden dieſes Hauſes brennt unter meinen Füßen.“

Die Dame nickte, gleich einer unförmlichen Pagode auf dieſem großartigen Kamin, worin ein friſches Leben zu Aſche geworden war, und ſprach: „Sonſt hätte ich Sie gebeten, zu mir zu kommen, auf mein Gut. Ich bin die Baronin Lenau.“

Dieſer Name ſchlug mit einem bekannten Klange nicht an Thereſens Ohr, nein! an ihr Herz. Thereſe wußte von jenem Nicolaus, der ihn mit dichteriſchen Ehren führt, und würdigte ihn wohl höher als den Kaiſer, den ſie als einen Feind ihres zerſtückten Vaterlandes betrachtete. Eine poetiſche Verwandtſchaft ſo wenig wie eine andere, zwiſchen dieſem Lenau und der Baronin ließ ſich gleichwohl ſchwerlich vorausſetzen, und doch — trotz der Proſa dieſer Erſcheinung, und wie verſunken in ſich ſelbſt Thereſe auch war, ſo flüſterte, da ſie ihn nennen hörte, ein zartes, ob auch melancholiſches Gefühl, wie das Schönſte ſeiner Schilflieder es erregt, in ihrem Buſen auf. —

Das Wohlwollen verbindet ſchnell. Mit einem Zuge von Wehmuth ließ Thereſe die Baronin aus den Augen. Sie trat ans Fenſter, und ſah die bepackte Landkutſche, von ihrer ariſtokratiſchen Beſtimmung zu einer anſpruchsloſen Victualienfuhre benutzt — langſam und ſchwerfällig abfahren. Thereſe dachte dieſer flüchtigen Begegnung nach, welche ſie doch ein wenig zerſtreut hatte. Sie beſaß überhaupt eine gewiſſe Vorliebe für ältere Perſonen ihres Geſchlechts und die Gabe ihnen zu gefallen; hingegen Frauen von mittleren Jahren konnte ſie nicht leiden, ohne ſich eines Grundes dafür bewußt zu ſein. Dieſe Eigenheit, denen, die mit ihr lebten, ſo bekannt, daß, als Thereſe einſt ein rüſtiges Weib, welches ihr Erdbeeren feil bot, gegen ihre Gewohnheit ziemlich unfreundlich abwies, ihr Schwager lächelnd ſagte: „Die Arme hat wahrſcheinlich nicht das rechte Alter, um Dir ſammt ihren ſchönen Früchten anzuſtehen? —“ hielt ſie vielleicht theilweiſe von Fabia entfernt, während ein Verhältniß ungeheuchelter Zuneigung zwiſchen der alten Nonne und der jüngſten Schwägerin des Adminiſtrators beſtand.

„Es giebt ſich Alles,“ hatte die Baronin geſagt, „auch das, was uns beugt.“

Was iſt wohl ſtarrer als der Tod? Und doch ſchmiegt der Gedanke an die Verſtorbenen ſich allmählich unſern Vorſtellungen an, hausbequem wie ein Kleid, in deſſen weiten Falten ein wenig Staub ruht, ohne daß auch das reinſte Herz davon beunruhigt würde.

Thereſe blickte tiefſinnig in das Gewühl, welches geräuſchvoll wie ein Strom, doch eben ſo unverſtändlich ſich unter ihr bewegte. Stunde an Stunde verrann — gegen den Abend ſollte Conſtanz ſtill, doch feierlich beerdiget werden, und ſeine Frau begehrte, während dieſes Acts allein zu bleiben. Füßli wagte beſcheidenen Widerſpruch; das Gefühl der Einſamkeit und eines gemeinſamen Verluſtes hatte dem treuen Diener Freundesrecht dazu gegeben.

„Es iſt ſo ſchön, gnädigſte Frau,“ ſagte er beklommen, „wenn ein Ehegatte den letzten Gang mit dem Andern nicht ſcheut, ſei es immerhin der ſchwerſte. Ich möchte ſagen, es ſähe den Frauen ſo ähnlich. Die Mutter blickt zehnmal in die Wiege, ob ihr Kindlein gut ſchläft, eine Pflegerin achtet darauf, ob die Kiſſen des Kranken recht liegen, und eine Wittwe ſollte das Auge abwenden und nicht ſehen wollen, wie man ihren Todten gebettet hat? — Was mich betrifft, ſo würde ich meinen Herrn begleiten, und wenn ich auf den Knieen ſeinem Sarge nachrutſchen müßte.“

Thereſe erröthete beſchämt, und ein Anflug von Zorn über den Vorwurf, der in dieſen treuen Worten für ſie lag, ſchürte die Flamme ihres Angeſichts. Sie ſagte mit

Selbſtvertheidigung: „Daß ich mein blutend Weh vor den Augen fremder Menſchen entſchleiern und der Neugier ein Schauſpiel geben ſollte, dies kann ich nicht. Es wäre eine Form, die meinem Weſen widerſtände; meinem Conſtanz hilft es nicht mehr, und wem ſchadet es, wenn ich laſſe, was zu thun er ſelbſt unräthlich finden würde? — Jeder hat ſeine eigene Schicklichkeit, guter Füßli.“ Und dabei lächelte ſie ängſtlich, wie im Beſſerwiſſen einer höheren Stimmung.

Jener ſchüttelte den Kopf, und ſeine Miene würde ein Kundiger dieſer Sprache der Seele in die Antwort übertragen haben: „Aber die Liebe iſt doch nur eine!“

„Wäre nur der Schwager hier,“ jammerte Thereſe, und brach in Thränen aus, deren Thau ſie dem Gras des fremden Kirchhofs vorenthielt —, „oder ein anderer Freund, der ſich meiner annähme!“ Füßli ſchwieg gekränkt. Seine weinende Dame ſprach: „Verlaſſener, als ich, iſt wohl auf Gottes Erde Niemand — und war ich es eigentlich nicht immer? —“ In dieſer Frage, womit Thereſe ſich gleichſam frei ſprach von den zarten Pflichten einer Verbundenen, geſchah dem Anſpruch des Gemahls Eintrag, den der Tod von jedem irdiſchen Bande gelöſ't: aber die Stunde des Begräbniſſes gab ihm ſein volles Recht wieder. Erſchütternd in Schluchzen, aufgelöſ't in Leid, ſaß Thereſe im einſamen Sopha, während der, dem ſie kraft des ehelichen Gehorſams hierher gefolgt war, zu ſeiner letzten Ruheſtätte ſchwankte, und ſie an fremder Stelle allein ließ. Jeder Glockenhall bewegte ihre Seele in einer Schwingung ſtürmiſchen Schmerzes; überwältigt von unbekannten, aber furchtbaren Gefühlen, war ſie keines klaren Gedankens fähig. Endlich lagerte ſich eine dumpfe Stille um ihren müden Geiſt. Sie lehnte den

Kopf hinten über, ſchloß die Augen, und ließ unbewußt einzelne Tropfen unter den Wimpern hervorrinnen. — Im Hauſe, das den todten Gaſt entlaſſen, herrſchte eine ungewöhnliche und bange Stille; ſelten ſchwebte der Engel mit der Palme in ſolcher Ruhe.

Da eilte ein ſtarker, doch gedämpfter Schritt die Treppe herauf an die Thür von Thereſens Zimmer; es klopfte, und ohne das Wörtchen der Erlaubniß abzuwarten, trat ein Officier ein. Rudolph Feldmeiſter lag zu Thereſens Füßen, und hauchte athemlos einen ehrerbietigen Kuß auf die ſchwarze Serge ihres Schuhes.

Wie von einem elektriſchen Schlage geweckt ſchaute ſie auf. Schweigend ſah ſie ihn an, nur der naſſe Blick, die zitternde Hand redete in einem leiſen Druck, der dennoch die gepreßte Empfindung verſtändlich machte, worin ſie athmete. Thereſe glaubte, der Himmel habe ſich geöffnet, ihr ſeinen ſichtbaren Schutz zuzuſenden. Nach einer unausſprechlichen Minute ſagte ſie mit wankender Stimme: „So eben begräbt man meinen Mann — und ich weiß nicht, ob es ſich ziemt, daß Ihr Hierſein, lieber Freund, ſeine Wittwe tröſte? —“

„O Thereſe!“ rief der Lieutenant leidenſchaftlich verſichernd, „wie hat dieſer Todesfall mich ergriffen, ohne daß ich wußte, wen er träfe! und nun ſollte ein erbärmlicher Anſtand mich fern halten, wohin mein Herz mich drängt, ſelbſt wenn es anders ſchlüge, als für den einzigen Wunſch dieſer geliebten Nähe?“

Thereſe weinte heftig, der Lieutenant ſtand langſam auf, und ſah finſter in den Fall ihrer Thränen. „Fürchten Sie nicht, Thereſe,“ ſagte er mit jener edelſinnigen Achtung, die einem höheren Gemüth der Anblick des Leidens einflößt, wenn gleich ſich in ſeinen Ton ein wenig verbitternde Kälte der Eiferſucht miſchte, „daß ich die Heiligkeit dieſer Stunde und ihrer Gefühle nicht genug ehren möchte, um von dem meinigen zu ſchweigen. — Aber — die Vorſehung ſcheint mich zu Ihrem Schutz berufen zu haben, den Sie in ſo ſeltſam unglücklicher Lage in dieſer fremden Stadt bedürfen könnten. Mit unſäglicher Mühe und Eile bin ich einer zarten Spur von Ihnen nachgegangen, hoffend, daß ich Sie fände — — Thereſe! mein Wiederſehen ſo unvermuthet, freut Sie nicht?“

Thereſe erhob das quellende Auge zu ihm; ein warmer Strom floß in ſein Herz, und machte es ſchwellen. Sie ſchüttelte den ſchönen Kopf, und dieſe verneinende Geberde ſprach jene zuverſichtliche Erwartung nicht ab. „Unvermuthet?“ ſagte ſie mit dem leiſen Accent magnetiſcher Ahnung, „nein, mein Freund! ich wußte, Sie wären mir nahe. Wo ich bedrängt bin, da erſcheinen Sie! — Habe ich doch ſchon ihre Stimme vernommen. Unmöglich ſcheint mir nichts nach dem, was ich erfahren. Ach!“ und bei dieſem ſeufzenden Ausruf rang ſie die zarten Hände in ihrem Schooße, „was habe ich gelitten ſeit unſerer Trennung! ich werde es nie — nie! vergeſſen.“

Dieſe Verſicherung ſpaltete ſich in dem Gefühle des Empfängers. Der angegebene Zeitpunct ſchmeichelte, ob auch unbeſtimmt, ſeinem fordernden Herzen; doch das Unmaß von Weh, wovon der leichte Sinn dieſes harmloſen Weſens betroffen worden, deutete wahrſcheinlich nur auf einen Schlag des Schickſals hin, der zur Zeit ſeine eigenen Empfindungen unterdrückte. Seine Zunge war für einen Moment gelähmt, dann ſagte er: „Ich glaube nicht, daß der Verluſt eines Mannes, den Sie eigentlich nur dem Namen nach beſaßen, Sie bis zu dieſem Grade hätte außer Faſſung bringen können, da es nur auf Ihre Neigung ankommen würde, jenen hohlen Beſitz zu behalten.“

Thereſe ſeufzte aus voller Bruſt und dachte: „Am Ende nimmt er es wohl übel, das ich traurig bin? O über die Männer! ihre Eigenſucht findet ſich ſogar durch die Aufregung beleidigt, welche Derjenige verurſacht, der allen irdiſchen Wallungen ein Ziel ſetzt! —“ Sie antwortete: „Als Conſtanz zurückkehrte — o Gott! wann kam er denn? da hätte ich im Voraus wiſſen können, was mir begegnen würde. Mir war ſo kalt und ſchauerlich zu Muthe, als ob der Tod mich in ſeine Arme ſchlöſſe. Nun ging es holter, polter fort. Unerbittlich für den Wunſch der Seinen, gönnte er mir kaum Zeit, mich zu faſſen, da das Scheiden vom Stift mir ſehr ſchwer fiel. Dort iſt mir wohl geweſen, ſehr wohl! Kleine Uebelſtände etwa abgerechnet, die gegen ſo vieles Gute nicht in Betracht zu ziehen ſind. Mit freundlicher Vernunft ließ der Schwager mich gewähren und mir kein Härchen krümmen. Er war mir ein Bruder, wahrhaftig ein Bruder! Und Ihren Oheim, ja den Major, habe ich wie einen Vater geliebt!“

Sein Neffe lächelte kühl, wie mit der Indolenz eines dankbaren Vetters, denn die Wärme, womit Thereſe des Adminiſtrators erwähnte, that der Wirkung jenes kindlichen Gedankens Eintrag.

„Der Morgen, wo wir von Sanct Capella abreiſeten,“ fuhr ſie fort, „war mir ſchrecklich. Die ganze Welt kam mir verändert vor, ſo auch mein Mann. Ich war wirklich ein wenig einſiedleriſch geworden — und der Gedanke, mich wieder in ſeine umherfahrende Weiſe einzurichten, widerſtrebte mir. Unbeſchreiblich abgemüdet, mehr am Geiſt als am Körper, langte ich hier an. Erlaſſen Sie es mir, daß ich

„Ihnen von der kurzen Krankheit erzähle, die den armen Conſtanz binnen wenig Stunden hinabwürgte; ich bin es nicht im Stande. Und wäre er mein Feind geweſen, und nicht mein Mann, ich hätte gern, als es ihm an Luft gebrach, den Athem meiner Bruſt ihm einhauchen mögen.“ Ein langer zitternder Seufzer, aushaltend in ſprachloſem Schmerz, ſchloß dieſe Rede.

„Ich glaube Ihnen —“, ſagte Rudolph bewältigt. Doch von ſeinem Standpunct aus, und nach der Behauptung jenes Kenners der menſchlichen Seele, deſſen genialem Blick dieſe dunkle Subſtanz durchſichtig war, ſo daß er ihre tiefſten Geheimniſſe an das Licht brachte, wie zum Beiſpiel eine beſchattete Stelle der Theilnahme, die da lautet: Denn nichts ſcheint denen trübe, die gewinnen —, ſetzte er hinzu: „Jenes Bild des Grauens wird ſich mildern, theure Thereſe. Wie ſollte, wenn die Vorſtellung des Todes haften bliebe, der Soldat beſtehen, der ihn mit all ſeinen Schrecken ertragen, und in furchtbarer Maſſe ſehen muß, ohne daß er bei dieſem Anblick zagen dürfte? Ein ſtärkeres Gefühl bezwingt ihn. Mein ſüßes Leben! beruhige Dich! jetzt bin ich da.“

Ein Blick innigſter Schutzverſicherung ward zwiſchen ihnen gewechſelt. Und mit dem ſchüchternen Aufſchluchzen überwundner Aengſte ſagte Thereſe: „Ich bin kein Held, lieber Freund! und mich in einer ſo ganz einzigen Lage zu benehmen, fehlt es mir an Umſicht, wie an Erfahrung. Mich mit dem Nachlaß des Verſtorbenen zu befaſſen, iſt mir rein unmöglich. Ich glaube, ich könnte die größte Erbſchaft wegſchenken, um nur nicht davon reden zu hören.“

Der Lieutenant lächelte wunderſam in ſich hinein. Und Thereſe ſprach weiter: „Ein feiner Mann vom Corps diplomatique war bei mir, dem ich das Portefeuille meines Mannes aushändigen mußte. Ich wußte nicht, ob ich recht daran gethan, und ob nicht noch andere als ſtaatsgeheime Papiere darin geweſen. — Wäre nur der Schwager hier? Ich habe einen Brief an ihn angefangen — dort liegt er noch. Als ich mich dazu ſammeln wollte, kam ein Sammelbruder, wie denn überhaupt Störungen begehrlicher Art hier unvermeidlich ſind. — Die Gedanken verſagten mir, kein Wort wollte aus der Feder fließen; aber Thränen ſind genug auf das Papier gefloſſen.“

„Ich ſchreibe an den Major —“ ſagte der Lieutenant mit nachholender Haſt, heute noch! ſogleich. Wir ſenden eine Eſtafette. Der Adminiſtrator muß her. Doch dürfte es bei der großen Entfernung eine ziemliche Weile dauern. O Thereſe, Muth gefaßt, holde Freundin! es werden beſſere Tage kommen; dann ſind dieſe ein beklemmender Traum geweſen. Mir war, als hätte ich auch geträumt — aber feenhaft, und meine Zukunft wäre verwandelt. Ich wüßte Ihnen Gutes zu erzählen; allein es deucht mir unzart, daß ich in dieſen Augenblicken von mir ſpräche, und von irgend einem andern Glück als dem, zu Ihrer Beruhigung beitragen zu können.“

Thereſe athmete erleichtert auf, reichte ihm herzlich die Hand und ſprach: „So wäre mir denn geholfen; zweifeln Sie nicht, daß ihre Gegenwart die größte Wohlthat für mich iſt. Aber noch iſt mein ganzes Weſen ſo von Furcht und Beben eingenommen, daß ich die Hoffnung nicht zu faſſen vermag, ich würde mich wieder einmal freuen können. — Es iſt mir, als begäbe ſich der Troſt, daß ich Sie ſähe, nur im Fieber. Ihr Bild wankt vor meinen Augen, eine ſo jähe, ſo erſchütternde Veränderung läßt uns fühlen, daß nichts Beſtand hat. Und die Angſt zuckt ſchreckend durch meine Glieder, ich könnte erwachen, und Sie wären verſchwunden.“

„Nein ich bleibe!“ rief der junge Mann mit feſter Innigkeit, und der Ton entſchiedenen Selbſtvertrauens ſteigerte ſich zur Leidenſchaft, da er hinzuſetzte: „Ich bleibe ewig Ihr treueſter Freund! Und eher möchte ich mich wohl ſelbſt verlaſſen, als von dem Platze weichen, auf den himmliſche Gunſt mich geſtellt hat. — Iſt es ein Zufall, daß wir uns in Polen, im Stifte, und nun hier, in öder Weite, abgeriſſen von allen vorigen Beziehungen, gefunden haben? Eine unſichtbare Hand hat uns verknüpft, Thereſe! Ich halte meinen Schwur, und der Himmel ſelbſt ſcheint es zu wollen.

„Conſtanz —“ flüſterte Thereſe, „wird mir auch ſein Schatten zürnen?“

„Er war eine vermittelnde Macht zwiſchen uns —“ entgegnete Rudolph, „ſein Daſein, nun nicht mehr begrenzt, erweitert ſich für unendliche Wünſche. Ein Geiſt iſt nicht engherzig mehr, daß er dem Liebſten, was die Erde für ihn hatte, einen Strahl von Seligkeit, die Liebe! mißgönnen ſollte. Aber Thereſe — Sie ſind krank, und ein Wunder iſt es nicht. Wenn ich Sie nur beſſer aufgehoben wüßte, in weiblich ſchicklicher Pflege! Der Gaſthof iſt kein Aſyl für eine Leidtragende. Nun, morgen wird es anders ſein. Ich ſchreibe die Nacht hindurch, und mit Anbruch des Tages laſſe ich meinen Boten fliegen.“

Jetzt trat Füßli ein. Die Schwermuth der Dienſtpflicht, von der er zurückkehrte, beugte ihn ſichtbar, ein Grabeswehen duſterte um die beflorte Geſtalt, und die Citrone in ſeiner Hand, deren Poren im Ausdruck ſtarken Schmerzes lind geworden waren, hauchte einen leiſen, bangen Geruch aus.

Eine wunde Röthe floß mit Bläſſe Thereſens zuſammen, als ſie den Diener anſichtig ward, an den ſie während dieſer Scene mit keiner Silbe gedacht hatte. Und auch das erdfahle Geſicht des ehrlichen Schweizers überzog ſich mit der Farbe der Empfindlichkeit, da er den fremden Officier erkannte. „Füßli!“ ſagte Thereſe mit weichem Tone, „dieſer Herr, ein naher Verwandter des Major von Feldmeiſter im Stift, wird ſo gütig ſein, in meinem Namen nach Sanct Capella zu ſchreiben, und Dir das Nöthige hierüber ertheilen.“

Der Diener verbeugte ſich ſtumm, und indem ſeine Dame ſich gleichſam zu einer Entſchuldigung herabließ über dieß Zuſammentreffen, wie über die Vollmacht, welche der Lieutenannt von ihr empfangen, zwang eine zarte Stimme ihres Buſens ſie, ſich ſolchergeſtalt gegen ihn zu erklären. — Wenn es eine Pflicht zu trauern giebt, ſo iſt ſtumme Treue der beredteſte Vorwurf. Wer ſich ſchweigend härmt, verſinkt in tiefen Gram, erhebt ſich in jeder Sphäre über den, der Ohr und Lippe dem Troſte öffnet.

Rudolph ging bald darauf. Er beeilte ſich, die Briefe zu ſchreiben, die keinen längeren Verzug geſtatteten. Den folgenden Nachmittag wollte er wieder kommen, weil der Dienſt ihn am Morgen nicht entließ.

Thereſe empfand ſein Fortgehen ſelbſt für die Friſt einer kurzen Frühlingsnacht und bei der Gewißheit ſeiner Wiederkehr, doch beängſtend.

Füßli blieb ſtöckiſch, und wartete mit finſterer Unterwürfigkeit ſeines Dienſtes. O! warum kann keiner ſehnenden Seele Erquickung zu Theil werden, ohne daß die Mißgunſt irgend einen verbitternden Tropfen dazu miſchte? — Vor Allem ſtehet der Genuß auch der ſchuldloſeſten Liebe unter dieſem weltlichen Fluch. Sie iſt das himmliſche Feuer, deſſen Raub mit jener Strafe gebüßt wird, die ſich täglich erneut. — Der Freundſchaft — und iſt dieſe weniger ätheriſchen Urſprungs? — wird ihre ſchmelzende Kraft eher verziehen. Sie — „die Freundſchaft hat Stufen, die am Throne Gottes durch alle Geiſter hinaufſteigen bis zum Unendlichen!“ So hoch kann der gewöhnliche Begriff ſich nicht erheben. Aber Liebe, hienieden gefühlt, erſcheint den Menſchen oftmals niedrig. — Und nicht immer ſind die Beweggründe derer rein, die im unberufenen Zweifel, ob ein Verhältniß lauter ſei, ein Herz in Flammen läutern. — Hätte der Major anſtatt ſeines Neffen ſich zum Beiſtand Thereſens gefunden, der Diener ihres verſtorbenen Gemahls würde ihn geſegnet haben; der junge hübſche Officier, der ihren Schuh ſogar erkannt — war ihm ein Dorn im Auge.

Schon hatte Thereſe am folgenden Tage ihres Freundes geharrt, und die Minuten, welche er zögerte, berechnet, als Rudolph kam, und wie es ſchien im Drange einer willkommnen Nachricht.

„Ich habe über Sie verfügt —“ ſagte er mit einem offnen Blicke, und hörbar knitterte ſeine Hand ein Blatt Papier in der Taſche, das er aber ſtecken ließ, als bedürfe es zwiſchen ihnen des Beweiſes nicht, „werden Sie mir das Zutrauen verleihen, daß ich es durfte?“

Thereſe bat ihn, mit einer Miene der Vorausbilligung, niemals ungewiß darüber und jetzt deutlicher zu ſein.

„Hier können Sie nicht bleiben, mein ſüßes Kind!“ ſprach der Lieutenant, und dieſer zärtliche Zuſatz ſänftigte den taktiſchen Ton, der die Vermuthung anſchlug, dieſer Feldmeiſter von Thereſens Gegenwart werde ſich, als ehelicher Feldherr ihrer Zukunft, gar wohl zu benehmen wiſſen. — „Selbſt meine Beſuche,“ fuhr er fort, „würden einem ärgerlichen Aufſehen nicht entgehen, und ich — ich leugne es nicht — bin empfindlich gegen die öffentliche Meinung. Lieber aber möchte ich einen Flecken an meiner Ehre dulden, oder in der Pupille meines Auges, als daß Ihr Ruf, theure Thereſe durch mich, und wäre es um den leiſeſten Hauch eines Wortes — verdunkelt würde. Da iſt mir denn guter Rath nicht über Nacht, nein! geſtern Abend ſchon gekommen. Eine Anverwandte von mir, die Beſitzerin eines hübſchen Landgutes in hieſiger Gegend, und eine ſo wackere Frau, daß ich wohl manche weibliche Tugend neben der harmloſeſten Gutherzigkeit an ihr verehre, iſt freundlich bereit, Sie bei ſich aufzunehmen. Meine Tante iſt in jedem Sinne wie von Milch genährt, und der Aufenthalt bei ihr ganz geeignet, den Effect der Betrübniß herabzuſtimmen. Sie werden —“, dies ſetzte der Lieutenant mit einem gutmüthigen Lächeln hinzu, „Gelegenheit finden, ſich zu beruhigen; ein Athem von phlegmatiſcher Behaglichkeit iſt die Lebensluft dieſes Hauſes, und ich werde Fug und Recht haben, oft genug darin einzukehren.“

Es hätte dieſes letzteren Antriebes kaum bedurft, um Thereſe dem Vorſchlag ihres Freundes geneigt zu machen. Das wilde Täubchen war völlig zahm geworden.

Füßli — ſo wurde beſchloſſen – ſollte im Gaſthof bei den Sachen bleiben, bis der Adminiſtrator in Perſon, oder doch Nachricht von ihm käme. Auch konnte von Seiten der Behörden noch irgend eine Forderung ergehen, zu deren Aufnahme Jemand an Ort und Stelle ſein müßte. Schon in einer Stunde — mit ſolch militairiſcher Kürze war dieſer Aufbruch beſtimmt worden — ſollte die Equipage da ſein, worin Thereſe nach einem Landgut abgeholt werden würde. Rudolph wollte ſie zu Pferde begleiten. In fliegender Eile wurden nun die Anſtalten zur Abreiſe getroffen. Thereſe ſäumte keineswegs, den Engel dieſes Hauſes zu verlaſſen, um dem zu folgen, den ſie mit beſſerem Recht für den ihrigen und für einen Boten des Himmels hielt. Sie zog den ſchwarzen Schleier über ihr Geſicht, und ſich in den Hintergrund des Wagens zurück, ſo lange er durch das lärmende Getöſe der Stadt rollte. Doch als auch das Geräuſch der Vorſtadt immer ländlicher wurde, bis endlich am letzten Häuschen die ſauſenden Räder an dem ſchwirrenden Rade eines Seilers vorüberflogen, der ſein hartes Geſpinnſt durch die weichen Frühlingslüfte milderte, da bewegte dieſe Schnur Thereſens Herz, und es ſchlug in der grünen Stille einſam wie eine Bilderuhr. — Wie ſanft wallten die Saaten! wie weit vergoldete die Sonne den Geſichtskreis! In welcher erhabenen Ruhe miſchte das Blaßblau eines fernen Amphitheaters von Bergen ſich mit dem Horizont! — Die Natur ſenkte ihren maleriſchen Vorhang über Thereſens Einbildungskraft und den Tumult jener wüſten Scenen, denen ſie entronnen war. Kein neugierig kalter Blick traf ſie mehr, und hier und da fiel der ihrige auf ein unſchuldiges Blumenauge in der zarten Friſche erſter Färbung, und es ſchien mit Wärme zu ſagen, daß es den Thau gar wohl kenne, der zu nächtlicher Zeit ſinkt.—

Rudolph ritt nebenher, und zum erſten Male ein neues ſchönes Pferd, womit er ritterlich bei dem Geleit ſeiner trauernden Dame paradirte, und deſſen charakteriſtiſche Uebermüthigkeiten ſein Aufmerken erforderten. Thereſe ſaß allein in tiefen Gedanken. Wie wenig glich ihre dermalige Stimmung jener, in welcher ſie einſt nach dem Scheiden von ihrem Gemahl, in Begleitung ſeines Bruders, dem gaſtfreundlichen Kloſter zuflüchtete. — Gänzlich unbekannt war ihr der Ort und die Perſon, denen ſie nun eine ſchützende Aufnahme verdanken würde; aber ſie überließ ſich mit unbedingtem Vertrauen ihrem Führer. Die Gleichgültigkeit des Kummers und erſchöpfter Kräfte nahm dieſer Hingebung auch das leiſeſte Bedenken. Das Fahren erinnerte ſie an die jüngſte Vergangenheit. Conſtanz lag nun ſtill für immer. Welch ein kleiner beſcheidener Raum genügte ihm zur langen Raſt! Sein ruheloſes Leben voll glänzender Entwürfe war nun aus, wie ein fliegender Stern in Dunkelheit erliſcht. Sie verſetzte ſich in die Empfindungen, welche ſie bei ſeiner Ankunft und während der Reiſe gehabt hatte, und geſtand ſich, daß es Vorgefühle gebe. War die tiefe ſehnende Ruhe, in welcher alle Aengſte, alle Wünſche ſchwiegen, vielleicht Gewähr dafür, daß Furcht und Hoffnung nun erfüllt ſeien? — Nie hatte Thereſe mit zarteren Regungen der Reue an Conſtanz gedacht, nie ſein Verhängniß in ſo innigem Bezug auf ihr Gemüth empfunden, obſchon jeder Faden von Eintrag in dem Gewebe ihres gegenſeitigen Lebens nun abgeriſſen war. Auch das Glück wird mit Buße getragen, nicht allein das Gefühl der Schuld und der Beſitz, ſogar der zu hoffende: giebt uns nicht ſelten erſt eine vorwurfsvolle Schätzung deſſen, was wir verloren haben. —

Der Abend begann ſich auf die Landſchaft zu ſenken. Noch ſchwebte der feurige Sonnenball, jedes Lüftchen riß eine flammende Roſe aus dem Kranz von Purpurgewölk, der Himmel glich einem Garten voll brennender Liebe. — Das Geläut der ziehenden Heerden vom friſchen Anger ſcholl fernher, wie wandelnde Abendglöckchen, da der Tag ſich neigte, und dieſer friedſame begnügte Ton weckte ein traumhaftes Sehnen, dem Heimweh verwandt, in Thereſens Seele. Wo war ihre Heimath auf Erden? Nirgend! — Als nun die Sonne hinunter war, die geſchäftigen Schatten einſchlieſen, und ein dämmernder Duft ſich über Feld und Wieſe verbreitete, da erſchien ihre ſelige Mutter vor Thereſens träumenden Augen, und ihr überirdiſches Lächeln ſagte: „Mir iſt recht wohl! laß mich ſchlafen, Kind!“ Auch Conſtanz richtete ſich auf, und ſeine geſtorbene Geſtalt blühete wie unter einem Veilchenſchimmer, der vom violetten Schein der Höhen mit dem röthlichen Hauch noch nicht aufgebrochner Laubknoſpen zuſammenfloß. Und der Abendwind flüſterte mit ſeiner Stimme: „Ich habe nun Ruhe gefunden — was betrübſt Du Dich?“ Eine namenloſe Wehmuth ließ Thereſe wünſchen, ſie könnte auch ſterben. — „Sterben? jetzt, wo ihrer treuloſen Neigung nichts mehr im Wege ſteht?“ fragſt Du vielleicht, meine Leſerin, und Deine Hand hebt den Stein des Anſtoßes. Aber laſſe mich den Zweifel Deiner Frage heben. Wiſſe! der Schmerz um die, welche nicht mehr athmen, und das Entzücken des Lebens, die Liebe! miſchen ihre tiefſten Einflüſſe zu einem Quell, der verlangend ſtrebt, ſich in das Meer der Ewigkeit zu ergießen. In Beiden fühlen wir uns unendlich. So ſtirbt die Jugend leicht unter dem vollen Blüthenhang ihrer Hoffnungen; nur das Alter klammert ſich feſt an den entblätterten Stamm des Daſeins, hätte es auch nur bittere Früchte getragen. —

Bei einem Bug der Straße öffnete ſich die Ausſicht in ein reiches Dorf, von Obſtgärten umgeben. Das Schloß, kein Ritterſitz von architektoniſchem Prunk, nur ein ſtattlicheres Wohnhaus — lag kaum abgeſondert und ſehr freundlich.

Der Lieutenant rief in den Wagen: „Wir ſind an Ort und Stelle. —“ und bei dem erſten Hinblick auf die Fenſter, welche ein Abglanz der Abendröthe in ſaffranfarbenem Mattgold erhellte, ſpürte Thereſe jenes Bangen, welches uns Frauen mehr oder minder vor dem Eingehen in ein neues Verhältniß ergreift, oder, was oft gleichbedeutend iſt — wenn wir uns dem Ziele einer Reiſe nähern.

Der Spiegel eines ſchöngeformten Teiches dicht vor dem Schloſſe, am vorderen Rande von einer Bruſtwehr eingefaßt und zu beiden Seiten mit weißen Gartenbänken verſehen, ſtrahlte das ſchwache Geflimmer einzelner Sterne zurück und daneben den leuchtenden Vollmond des runden, rothen Geſichts einer Dame, die, über das Geländer gelehnt, Karpfen fütterte. Die auftauchenden Fiſche zogen dunkle Kreiſe über die glatte Waſſerfläche, worin das Schloß winkte und wankte; die Dame aber wich nicht von ihrem Platze, und war ſo vertieft in ihre ſpeiſende Luſt, daß ſie den Wagen nicht kommen gehört hatte. Schweigend hob der Lieutenant Thereſe heraus, und ſie gingen dem Teiche zu. Die Dame wendete ſich um — erleichterten Herzens erkannte Thereſe die Baronin Lenau in ihr. Und jetzt wußte ſie auch auf einmal, daß Rudolph ſchon im Stift ihr dieſe Verwandte genannt und von ihr erzählt hatte.

Die Baronin ſchien mit dem Begriff der Nahrung völlig identiſch zu ſein. Ihre Geſtalt war wie die Fülle von Gottes Segen; ein angeſchnittnes Brod lag in ihrem derben Arm, und das Meſſer blickte nur wie zum Spott der ihr eigenthümlichen Milde, womit ſie nie eine andere Schärfe handhabte. — „Sieh da!“ ſagte die Baronin ſichtlich erfreut, „mein einladender Wunſch kam von Herzen, und iſt deßhalb zu Herzen gegangen — wenn gleich auf einem kleinen Umwege —" ſetzte ſie mit einem Lächeln vergnügter Schlauheit hinzu.

Dieſe einfachen Worte und eine begrüßende Umarmung ließen Thereſe fühlen, wie herzlich es mit dieſer Aufnahme gemeint ſei.

Rudolph hatte nicht nöthig, das Kleinod ſeiner Sorge der gütigen Tante werth und wichtig zu machen, welche liebreich es in Gold hätte faſſen mögen.

Die Baronin hielt in einer einfachen neidloſen Denkweiſe die Schönheit für einen Empfehlungsbrief ihres Schöpfers und das Unglück für ein heiliges Recht. Sie benahm ſich, dieſem Glauben zufolge, ſo daß Thereſe ſich wie im Himmel fühlte. Selbſt ihr Aufenthalt im Stift, wie geneigt wir auch ſind, das Vergangene zu überſchätzen — war von mancher Seite für ſie und für manche kleine Blöße ſchonungsloſer geweſen, als der gaſtfreie Schirm dieſes Hauſes. Die Baronin war nicht minder ein Muſter der Wirthlichkeit, als Du, häusliche Fabia! Aber dies hausmütterliche Walten war ihr ein rühriges Vergnügen, ein vorbereitender Genuß, kein werkthätiges Verdienſt, das ſich geltend machte. Sie war auch fromm, doch ohne ſelbſtgefällige Strenge. Ihr Chriſtenmuth war kein abtödtender und abſondernder Stolz, ſondern guter Muth und deßhalb ein tägliches Wohlleben, wie die Schrift ſagt. Die fröhliche Zutraulichkeit zu Gott, womit ſie ſich des Beſten von ihm verſah, belohnte ſich durch Zufriedenheit mit allen Menſchen. Sie ließ die ganze Welt gewähren — und wer jemals unter unduldſamen Bekehrungsverſuchen gelitten, weiß dieſe köſtliche Eigenſchaft zu würdigen. Allein auch Thereſe hatte ſich geändert, nicht nur, daß ihre Umgebung eine andere war. Wir dürfen es zudem rühmlich vorausſetzen, daß Frau Fabia ſich der verwittweten Schwägerin gewiſſenhaft angenommen haben würde. Theilnahme an widrigen Erfahrungen ward nimmer bei ihr vergebens geſucht; nur der Mitfreude war dies verſchloſſene Gemüth nicht fähig. Ihre Tugenden ſchmeckten alle, — wenn dieſer Ausdruck nicht profan wäre — ein wenig nach dem Eſſig vom Kreuz. So verſüßte ſie Niemanden das Leben, und ſelbſt das Gute, was ſie erwies, blieb nicht ohne eine ſäuernde Miſchung. — Die Baronin dagegen war ein chriſtlich-weiblicher Epikur; ihre Glückſeligkeitslehre lief auf unſchädlichen Genuß hinaus, den keine Verbitterung trübte. Sie ſchlürfte Geiſt des Lebens mit jedem Athemzuge, und wandelte das reine Element in ſtärkenden Wein. — Einer Thereſe mußte dieſes Syſtem freilich beſſer zuſagen. Jener anmuthige Leichtſinn zwar, der zu ſo vielen Mißhelligkeiten zwiſchen den Schwägerinnen Anlaß gegeben, trug nunmehr einen Flor von Melancholie, der ihn niederhielt; doch wäre ihr bewegliches Naturell auch nicht durch dieſen zarten Ueberhang von Trauer gehalten worden, das Geheimniß jener wunderbaren Gegenwirkung Anderer auf uns würde hier, wo im Umgange einer frohſinnigen Matrone nichts von der jungen Frau gefordert ward, als daß ſie ſich erheitern möge, Thereſe zu einem ſoliden Ernſt für Pflicht und Nachdenken geſtimmt haben. Und endlich die Hauptſache! Welch eine ſcharfe Ehrenwächterin war ihr Fabia gegen den Blick eines Mannes geweſen! Wie kränkend hatte jenes wachſame Auge auf jeden Schatten gedeutet, wenn der wohlwollende Schwager die Schwächen von Conſtanz reizender Gattin in allzugünſtigem Lichte zu betrachten ſchien! Und welcher ſtummen, aber richterlichen Rüge war die bemerkte Leidenſchaft Rudolphs verfallen! und wie ſtreng war das Urtheil, das über den aufmunternden Gegenſtand ſeiner ſtrafbaren Flammen erging! — Die Baronin gönnte das menſchliche Glück, zu gefallen, von ganzem gutem Herzen ſo gern, ohne deßhalb eine liebenswürdige Frau für einen gefallnen Engel zu halten. Jeder Vorzug, den Thereſe beſaß oder empfing, ſchien ihr natürlich. Sie fand die öfteren Beſuche des Lieutenants, die Begeiſterung für ſein Schutzamt, ganz in der Ordnung und rechtmäßig. Sie ſchalt, wenn er eine Stunde länger ausblieb, als zu erwarten geweſen, und Thereſe vertheidigte lächelnd den Freund, der ſich zu ihr bekennen und die Wirkſamkeit ihrer anziehenden Kräfte beweiſen durfte.

Der junge Mann war ſeiner Tante ſehr ehrenwerth und ein Schoßkind des Geſchicks; — den Neigungen der Günſtlinge aber wird geſchmeichelt, und vielleicht war die Baronin es ſich kaum bewußt, daß ſie die Güte der Gottheit verehrte, indem ihre eigene ein Verhältniß heiligte, das außerdem dem Bannſtrahl der Welt ſchwerlich hätte entgehen können.

Und da wir Thereſe einſtweilen ſo wohl aufgehoben wiſſen, wenden wir uns nach Sanct Capella zurück.

An einem milden Abend jener Zeit, in welcher wir die abweſende Thereſe begleitet haben, befand Schweſter Veronica ſich mit Joſephine in demſelben großen Zimmer, worin unſere Erzählung anhebt. Sie ſaßen feiernd am offnen Fenſter einander gegenüber. Tiefe, ernſte Dämmerung herrſchte in dem bewohnten Raum, in ſchattigen Umriſſen zeigten ſich alle Gegenſtände; die Miene des Reformators war nicht mehr kenntlich, und nur der Rahmen ſeines Bildes warf einen zweifelhaften Strahl in das uranfängliche Düſter.

Fabia welche die ſogenannte Dämmerſtunde nicht liebte, wie man dies — beiläufig geſagt — meiſtens bei Perſonen von vorwaltendem Verſtande und äußerer Thätigkeit findet — war in die Familie eines der Unterbeamten des Stiftes berufen worden, wo eben ein Lebensfunke erlöſchen wollte. Ein liebholdes Kind, das einzige der Eltern, lag ſehr krank. Man hatte die Schwägerin des Adminiſtrators, deren Umſicht und chriſtliche Gemüthsfaſſung geachtet war, zum Troſt der Mutter herbeigeholt, und noch ſollte ſie aus der Wohnung des Jammers wiederkehren. Von dieſem Fenſter aus war jene Wohnung in einem der klöſterlichen Seitengebäude zu überſehen, und von dem wankenden Lichte da unten ſchwebte der ſtille Schatten des Todes herauf um die beiden Geſtalten. Draußen aber pulſirte das warme Leben der Natur, und das Firmament flimmerte frühlingskräftig. Prachtvoller hatte die Nacht ihren Bogen nie gewölbt; die grüne Erde, geſtickt mit Thauperlen und einer Milchſtraße von Blüthen, ſchien dunkelblau und nur ein tieferer Himmel.

Veronica hing mit verklärten Zügen an der überirdiſchen Welt, die — nach einem poetiſchen Gleichniß — wie eine heilige Nonne verſchleiert aus dem Sprachgitter der Sterne blickte; Joſephine hing das Köpfchen auf den Buſen. Beide hatten bisher geſchwiegen. Jetzt ſagte die Erſtere, wie in ſich ſelbſt zurückſinkend: „Ich will doch warten, bis Frau Fabia kommt, obgleich ich kaum zweifle, welche Kunde ſie uns bringen wird. — Die arme Mutter! noch ſchwach und angegriffen von einer ſchweren Krankheit, wäre es viel, wenn ſie es ertrüge, daß ihre ſüße Blume gebrochen daliegt!“

Joſephine lächelte ſanft und ſprach: „Ich, liebe Veronica, kann das Sterben nicht ſo ſehr bedauern. Es hebt uns leiſe empor über alles Schwere, und ſtillt unſre Sehnſucht. Muß uns Jemand ſterben, müſſen wir erſt traurig werden, um dieſe Sehnſucht zu empfinden? Mir erregt ſie der auflebende Frühling, die Freude ſogar. Ihnen, liebe Veronica, darf ich es geſtehen, es gehet mir wohl, worüber hätte ich mich zu beklagen? Und doch iſt mir zuweilen ſo weh zu Muthe, daß ich es nicht zu beſchreiben wüßte. Aber um alles Glück der Welt möchte ich dieſes wehmüthige Gefühl nicht tauſchen.“

„Mein Kind,“ antwortete die Nonne, und die geiſtliche Jungfrau nahm in ihrer Seelenreine keinen Anſtand, ein mütterliches Bild für ihre Erklärung anzuwenden, „das ſind die jugendlichen Wehen des Herzens, aus denen der Menſch in zarteſter Bildung hervorgeht, und die Liebe, ein Kind ihres Schöpfers, wird zum Licht geboren.“

Hier rauſchte der Wind, wie jener Geiſt, von dem man nicht weiß, von wannen er kommt — und ein zartes Erröthen Joſephinens barg ſich unter dem dunkeln Flügel der Luft. Mit einem linden langen Athemzuge ſprach das Mädchen: „Ach, und der Frühling! das lichte Weiß ſeines erſten Blümleins, ſein Blüthenſchnee, das rinnende Gewäſſer, kommt mir wie der reine Glanz eines Engels vor, der am Grabe der Natur, Auferſtehen! ſingt, und die Erde gleichſam heiligt. Ein ſeliger Schmerz durchdringt meine Seele, ich liebe Alles, was mir angehört, inniger, aber ſehnſüchtig. Das Künftige zieht mich zu ſich heran, und von dem Gegenwärtigen kann ich nicht laſſen.“

„Und wenn nun,“ fuhr Schweſter Veronica fort, „die Farben aufglühen und wie Töne zuſammenklingen, ſo daß eine Stimme der Unſterblichkeit uns vernehmlich wird, wenn alles Leben ſich erneut und verjüngt, dann feiern wir das Gedächtniß der Todten, und die Sonne beſcheint den Tag aller Seelen, der in den Frühling gehört und nicht in den Herbſt, zur trüben Zeit, wo die letzten Blätter fallen. Nie habe ich für meine Verſtorbenen inbrünſtiger gebetet, und ihre verſunkenen Denkmale wieder aufgerichtet in meinem Gemüth, als wenn ich zum erſten Male den friſchen Sproß des Graſes aus ihrer Aſche grünen und blühen ſah. — Ich verſtehe wohl Dein Gefühl, aber das meinige kannſt Du noch nicht faſſen. Die Jugend reißt der warme Strom des Lebens mit ſich fort; doch das Alter ſteht am Ufer der Zeit, worin ſo mancher Wunſch einwinterte und erſtarrte. Jenſeits ſtrecken die Vorangegangenen ihre Arme nach uns aus, und der Blick ihrer Nähe zieht uns zu ihnen hinüber.“

„Nein, nein!“ rief Joſephine lebhaft und ängſtlich, und faßte das Gewand der Nonne wie ein Kind, das die davoneilende Mutter an dieſem ſchwachen Stoff zu halten meint, „es iſt, als ob dieſer Gedanke ſchon Sie mir entzöge. Auch reißt mich nichts hinweg — dieſe Möglichkeit könnte ich nur fürchten, doch mich ihr willig hingeben? nie! o nie! — Als ich Sie am Sonntage auf ihrer Violine phantaſiren hörte — ich ſaß auf der Bank im Kloſtergarten — war es mir, als ob ein Himmel unausſprechlicher Empfindung auf mich niederſchwebte. Ich mußte weinen, und wußte doch nicht warum? Ich dachte, wie ſo mancher dieſer entzückenden Klänge in den Mauern Ihrer Zelle ſchliefe, und daß, wenn einſt ein Herz voll Liebe darin klopft, es dieſe Capelle aufwecken würde, um ihrer Heiligkeit und Ruhe theilhaft zu werden. Wer wird einſt dieſes Weiheſtübchen bewohnen? — O laß mich ruhn an dieſer lieben Stelle — bat ich den lieben Gott. Wenn ich aber dennoch ſcheiden müßte —“ ihre Stimme verſagte —, „ſo werde ich jene Töne, die mich über das Irdiſche hinaustrugen, lebenslang mit dem Athem meines Herzens tragen, und in dieſem Herzen Alles, was ich hier geliebt, und für wenig Anderes wird Raum darin ſein.“

„Mein trautes Kind!“ rief Veronica in einem Ausbruch der Rührung und Güte, „Du ſollſt meine Zelle erben, ich verſpreche es Dir. Und meine Bücher, meine Blumen — die Violine, den Ring —, Alles was ich habe. Es iſt mein liebſter Wunſch, daß Du mir die Augen zudrückeſt. Dann werde ich —“ ſetzte ſie leiſe hinzu, „wie eine Nonne ſterben, von der man ſagt, daß der Engel jungfräulicher Frömmigkeit ſichtbar wird, wenn ſie verſcheidet — und wie eine Mutter zugleich. Du weinſt, Joſephine? es fiel ein Tropfen und Deine Wange iſt feucht. Beruhige Dich, Herzenskind! Nimm Deine Guitarre, und ſinge mir ein kleines Lied, es iſt lange nicht geſchehen. Du fühlſt ſehr wahr, die Muſik iſt ein religiöſes Geheimniß und nicht auf Erden geboren. Die Töne, welche aus der innerſten Fülle der Seele quellen, ſind himmliſche Eingebungen und die Sprache der Geiſter. So ſoll das ganz einzige Spiel des großen Violiniſten — ich hätte ihn hören mögen — etwas Dämoniſches gehabt haben, und alle Schönheit ſeines Vortrages würde mir höchſtens nur geweſen ſein, als ob ich empfände, wie die Kunſt verzweifelt. Nein! ſelbſt Paganini hätte meine cremoneſer Geige nicht erben dürfen; ſie iſt nur Dein Vermächtniß — keines Andern. Und wenn ein Zufall den Bogen zerbräche, und nur ein Seufzer Deines reinen Athems jemals über den ſtummen Steg hinſtreicht, ſo iſt ewige Harmonie darin, und das Werkzeug meiner innigſten Freuden kann ſchweigen und zerfallen, wie ich, oder wie das, was lieblich an mir iſt.“

Die Violine war — wie wir bemerken — eine ſchwache Seite dieſer trefflichen Choriſtin; eine Saite, welche leicht in nachtönende Schwingung gerieth. Sie wollte nächſtdem das geſchmeichelte Gefühl ihrer Virtuoſität mit dem unerkünſtelten Beifall vergelten, den ſie den einfachen Melodieen ihres Lieblings zollte.

Joſephine, gehorſam dem Wunſch der Nonne, löſ'te das Inſtrument, ein Geſchenk des Adminiſtrators, von der Wand, und griff einige Accorde. Dann ſetzte ſie ſich nieder, hob das ſchöne Auge aufwärts und ſang mit jenem melancholiſchen Wohllaut, der die tiefſten Gefühle anſpricht, ein kleines ſanftes Lied.

„Welch ein köſtlich Lied, mein ſüßes Mädchen!“ ſagte die Nonne mit ſchimmernden Augen, „es ſpricht für eine tiefe und heilige Empfindung. Kennſt Du den Dichter?“

Joſephine verneinte und ſprach: „Es iſt auch mein liebſtes. Seit ich es habe, ſinge ich es faſt nur allein, doch nicht oft, weil es weder geſtört, noch täglich werden darf, und eine Stimmung und Stille erheiſcht, die — wie jetzt —“

„Ein Schlummerlied im höheren Chor —“ unterbrach Schweſter Veronica die Rede des Mädchens. „Wenn das Kind etwa ſchon geſtorben wäre, ſo könnteſt Du den Schrei des Schmerzes aus der Bruſt der Eltern damit eingeſungen haben.“

Die Thür ging auf, und Fabia's dunkle Geſtalt trat geſpenſtiſch mit müden Schritten ein. Sie hielt einen Brief uneröffnet, verhängnißvoll in ihrer weißen Hand.

„Nun, Frau Fabia,“ ſagte die Nonne und erhob ſich von ihrem Seſſel, „was werden wir nun erfahren?“

„Die Kleine iſt dem Herrn entſchlafen —“ antwortete Fabia mit jener dumpfen Ruhe chriſtlicher Ergebung, die jedoch wachſam für ihren Ausdruck iſt. Noch iſt die Mutter betäubt, der Vater hingegen ſcheint gelaſſen; nur fürchte ich, daß es nicht vorhalten werde. — Noch kein Licht, Joſephine? wie kann man ſo gern im Finſtern ſein! — Beſorge es geſchwind, daß ich dieſen Brief leſen kann. Ein Bote von Bühle iſt angekommen, und die einfältigen Leute ſchickten ihn mir nach. Es war, als ob der Tod hörbar anklopfte, und Furcht und Schrecken kam uns Alle an, wie wir ſtill um das kleine Sterbebett ſtanden und beteten.“

Joſephine eilte, die Lampe anzuzünden, und indem der kaum entglommene Schein derſelben auf Fabia's Geſicht fiel und ihr Auge von einer Zeile zur andern glitt, ſah Veronica, daß ihre Züge ſich veränderten. „Eine Neuigkeit, Schweſter Veronica,“ wendete die Pflegemutter Joſephinens im Drange der Mittheilung ſich an die Nonne, „Graf Frankenſtern iſt mit ſeiner Tochter endlich angekommen.“

„Graf Frankenſtern!“ rief Jene mit antheilvollem Erſtaunen, und der Ton, den die Glocke dieſer Nachricht anſchlug, war ein Klang aus der guten, alten Zeit des Kloſters. „Der hochbejahrte Herr lebt alſo noch! und Comteſſe Albane kann auch nicht mehr jung ſein — wenn ich mir die Gräfin Mutter bedenke — dieſe leutſelige Dame war mir ein höheres Weſen, und wie ſo ganz war ſie für Sanct Capella eingenommen! — In Bühle, ſagten Sie, hält die Herrſchaft ſich auf?“

„Ja —“ antwortete Fabia ſchwach, und eine große Erſchütterung dieſer ſtarkmüthigen Frau ward laut in der kleinen Silbe, „reiche mir einen Stuhl, Joſephine —“ ſagte ſie ſehr ſacht, während das ſichtliche Schwanken ihres

Körpers verrieth, daß Fabia mit dem Gefühl der Ohnmacht kämpfe. —

Dieſe Botſchaft wirkte nach, und ihr ſchlagender Eindruck hielt an. Die kleinen klaren Schriftzüge, von einer Hand kommend, welche, wie Fabia jetzt deutlich empfand — Gram und Herzeleid über ihr unbeflecktes Leben gebracht, verwirrten ihre Seele. Das Dunkel einer finſtern That ſtieg vor ihr auf, daneben der Schatten ihres Mannes, kummerkrank und dräuend, daß ſeine Frau nicht vergeſſen möge, welch eine Laſt ihn ins Grab gedrückt, und Fabia glaubte mit ihm zu verſinken.

„Jeſus Maria!“ rief die Nonne, als ſie die Bläſſe auf dem Angeſicht ihrer Freundin ſah, „was widerfährt Ihnen denn? Ein paar Tropfen Lebensgeiſt — wenn ich ſie nur bei der Hand hätte — ein Trunk friſchen Waſſers —“ das zitternde Mädchen flog hinab, ihn zu holen. Inzwiſchen hatte Frau Fabia ſich ſchon erholt. Sie wehrte ſich mit ſelbſtändiger Kraft gegen die Schwäche, von der ſie einen Augenblick bewältigt worden war, wie gegen die mitleidige Angſt, welche über ſie verfügen wollte und ſprach, obgleich mit bebenden Lippen: „Es iſt ſchon vorüber. Sein Sie außer Sorgen meinetwegen, Schweſter Veronica. Und Joſephine — Du ſiehſt, mein Kind, es iſt mir wieder beſſer. Aber trinken will ich doch. —“ Sie ſtärkte ſich durch einen erfriſchenden Zug.

„Ja, ja!“ ſagte die Nonne, und ihre Rede nahm wider Wiſſen und Willen die Methode einer gelinden Strafpredigt an, „ein geiſtlich Amt, das der Tröſtung und des Beiſtands in der letzten Noth, erfordert ſtarken Athem, und wer ſich ſtark fühlt, iſt es deßhalb nicht zu allen Zeiten und übernimmt ſich wohl einmal. Sterben aber iſt kein Kinderſpiel, und man ſieht nicht zu, daß man ſich daran ergötze.“ So iſt aber — der geneigte Leſer erlaube uns dieſe Epiſode — auch eine edle und geläuterte Seele nicht ſicher, daß kleinliche und niedere Stoffe, welche die Scheidekunſt eines gereinigten Charakters für immer ausſondern müßte, ſich in das Ergebniß ihrer Urtheile miſchen. Wir ſind uns ſelbſt nicht klar. In der freundſchaftlichen Aeußerung der Schweſter Veronica, die wir vor Vielen ihres Gleichen heilig und ſelig preiſen, dürfte ein kleiner Nonnendünkel kaum zu verkennen ſein, und der Glaube, daß, um in Todesängſten beizuſtehen, menſchliche Theilnahme hiezu nicht genüge, und die Kraft zu ſolchem Beiſtand nur von einem Geiſte ausfließen könne, der durch prieſterliche Weihen dazu befähigt worden ſei.

„Denn der Bote —“ ſo fahren wir mit den Worten der Nonne fort, „ein Bote hat mir all mein Lebtag Schrecken eingejagt, und es war mir immer, als ob ich das Schickſal in Perſon kommen ſähe, das mir ein neues Päckchen zu tragen brächte. Wer weiß auch, was der Brief enthält! — So viel ich mich erinnere, waren Sie in früheren Jahren in Verbindung mit Gräfin Albane? —“

Fabia nickte. ſchwer und ſchwieg. „Wenn nur der Schwager da wäre!“ ſagte ſie, und ihr Auge ſtarrte ſinnend vor ſich hin, „erſt morgen Abend kehrt er zurück, dann iſt es zu ſpät.“

„Wozu!“ fragte die Nonne mit einem leichten Anfluge jener Neugier ihres Alters und Standes. Und mit aufrichtiger Liebedienſtlichkeit ſetzte ſie hinzu: „Wenn Sie in Etwas bedrängt wären, Frau Fabia, worin ich Ihnen mit Rath und That nützlich werden könnte —“

„Das wird ſich ſpäter finden —“ antwortete Fabia mit einem bedeutenden Blicke nach Joſephine hin, und drückte dankbar die zellenzarte Hand der Nonne, wie aus Wachs gewebt, „für jetzt bedarf ich nichts als Ruhe.“

„Wie kalt Sie auch ſind!“ ſagte Schweſter Veronica beſorglich, „ich dächte, ein Krampfpulver wäre nicht übel für die Nacht; es beruhiget die Nerven.“

Fabia lächelte ſeltſam bitter, als bedürfe ihre innere Aufregung ein anderes Opium. Sie verneinte den Gebrauch des Mittels, und begab ſich in ihr Schlafgemach. Den folgenden Morgen war große Wäſche im Stift; eine der Haupt-Stadien dieſer geregelten Oekonomie. An ſolchen Tagen ging Frau Fabia ſonſt gleich der Sommerſonne früh auf, um ſich mit wahrer Hoheit im Meere dieſer Waſchfluth zu beſpiegeln. Ja, wir dürfen kühn behaupten, daß die Göttin, an der wir Selbſtgefälligkeit ſo natürlich finden, ſich vielleicht in einem minderen Grade derſelben aus dem Schaum der Wellen erhoben habe, als womit die Juno dieſer häuslichen Sphäre ſich von ihrem brauſenden Element benetzen ließ. — Daß dieſe Wolke ihm vorübergehe, hatte der Adminiſtrator ſtets und ſo auch jetzt eine kleine Reiſe unternommen, und Thereſe ihm einſt muthwillig gedroht, er werde einmal aus dem Regen in die Traufe kommen. In dieſem Puncte war aber Thereſe gleich den Männern, und wendete am liebſten jener häuslichen Nothwendigkeit den Rücken. Sie badete wohl eher die Füßchen im Thau, als daß ſie einen ihrer roſigen Finger zu Gunſten einer wirthſchaftlichen Bemühung naß gemacht hätte. — Wir zweifeln daher, daß Thereſe ſelbſt der Waſchfrau Chamiſſo's die poetiſche Seite hätte abgewinnen mögen, wogegen ſie gewiß den trockenſten Gegenſtand des verſandeten Schlaraffenlandes geeigneter gehalten haben würde, beſungen zu werden. —

Heute aber ſchwebte kein ordnender und waltender Geiſt über dieſen Waſſern. Fabia ſchien in tiefem Schlaf verſunken zu ſein. Joſephine klopfte leiſe an die Thür der Pflegemutter, und Fabia that auf. — Ihr Ausſehen trug die Spuren einer ſchlummerloſen Nacht, ungewöhnlich achtlos war ihr Anzug; doch ſelbſt in ſeiner Nachläſſigkeit noch keuſch und ſauber. Ihr Auge, von Schatten vertieft, die ſich darunter gelagert, glühte fieberhaft, und Miene wie Geberde war von jener Ermattung — der Feindin jeder Thätigkeit — beſchlichen, welche uns anhängt, ſobald wir verſtörten Herzens ſind.

„Vergieb, liebe Mutter, daß ich es wagte, Dich zu ſtören —“ ſagte Joſephine, indem ſie ihren betroffenen Blick in einen bittenden zu mildern ſuchte. „Es befremdete uns, daß Du noch nicht aufgeſtanden warſt, weil es gegen Deine Weiſe iſt.“

„Ich habe nicht viel geſchlafen —“ antwortete Fabia gemäßigt wie immer, „um mich auf Wichtiges vorzubereiten. Wir müſſen heute nach Bühle auf das Schloß — mein Kind; doch fahren wir erſt nach Tiſche. Ziehe Dir das neue luftblaue Kleid an, und ordne Dein Haar ſorgfältig, ich will Dir gern behülflich dabei ſein. Das goldne Kreuzchen binde um den Hals, und wirf den geſtickten Schleier über, er läßt Dir äußerſt günſtig.“

„Heute?“ fragte Joſephine beſtürzt, und dachte, der Herold des jüngſten Tages habe die Stimme ihrer Pflegemutter geliehen. Nie war Frau Fabia an Tagen häuslicher Geſchäftigkeit nur einen Schritt von der Schwelle dieſes Hauſes und von ihrer Pflicht gewichen; nie hatte das Mädchen ein eitles Wort aus Fabia's Munde gehört. Das Ende aller Dinge ſchien gekommen, oder doch nahe zu ſein.

Scheu und bekümmert ſetzte daher Joſephine jener einſilbigen Frage hinzu, deren Accent all ihre Verwunderung ausdrückte: „Du ſcheinſt ſehr unwobl, meine Mutter."

„Und wenn auch!" antwortete dieſe, indem ein herbes Lächeln der Gleichgültigkeit gegen alles Bisherige auf ihre Lippen ſtieg, „der Herr, mein Gott, wird mich ſtärken." Sie heftete dabei einen durchdringenden Blick auf das Crucifix von Gußeiſen, welches auf ihrem Nachttiſche ſtand. Dieſer Blick enthielt ein angſthaftes Gebet, und beſagte, ſoviel wir von dem flehenden Geflüſter am Altar des innern Heiligthums verſtehen: „Du! der Du uns rein gewaſchen haſt von unſern Sünden mit Deinem theuren Blut, gieb, daß Albane —" hier drang ein unausſprechlicher Seufzer durch das kalte Metall an das Herz des höchſten Erbarmers. Und von einem Gefühl ermuthiget, das ſich erhob, ſagte ſie: „Es muß Alles gehen. Wie wird es ſein, wenn ich nicht mehr da bin?"

„O ſprich mir davon nicht!" bat Joſephine, und küßte Fabia's mütterliche Hand.

„Eben jetzt muß ich recht ſehr mit Dir davon ſprechen," erwiederte Fabia, ſelbſt in dieſer erweichenden Minute dem Grundſatz treu, dem Eigenwillen eines Kindes niemals nachzugeben. „Wir haben viel mit einander zu reden. — Doch ſiehe! daß Du die Thür zuvor verſchließeſt. So! nun ſchiebe den Riegel vor."

Von dieſer Vorſicht geängſtet, war Joſephine voll Furcht und Warten der Dinge, die da kommen würden. Frau Fabia ſchien einer vorbereitenden Pauſe zu bedürfen, in der ſie ſich faſſe, dann ſprach ſie mit einem Ton würdevoller Abbitte: „Wenn ich Dich zuweilen hart angelaſſen, und Dir zeither ſtrenger war, als daß ich Deinen unſchuldigen

Neigungen und Wünſchen jemals geſchmeichelt hätte — ſo geſchah es —“ ihre Stimme wankte.

„O geliebte Mutter!“ rief Joſephine, welche dieſe demüthige Sprache der tugendſtolzen Pflegemutter nicht aushalten konnte, „es iſt nur zu meinem Beſten geſchehen. Womit habe ich Dich beleidiget, daß Du Dich ſo fremd gegen mich ausweiſeſt? Bin ich nicht Dein Kind? — Ich will ſie ablegen, dieſe Fehler, denen mein guter Wille noch manchmal unterliegt; habe nur ein wenig Geduld mit mir. Und wenn ich mich heute in Bühle etwa linkiſch benehmen ſollte —“

Ein Lächeln, worin mehr Rechtfertigung lag, als in jedem moraliſchen Beweiſe, flog Fabia's Miene an. Sie antwortete: „Das fürchte nicht. Du haſt ein Recht, dort zu ſein, die Gräfin Frankenſtern, der ich Dich zuführe, iſt Deine Mutter.“

Joſephine ſtieß einen leiſen Schrei aus, als hätte ihr dies Wort einen Dolch in die Bruſt geſtoßen. Der Name der, die ihr das Leben gegeben, ſchien dieſe Himmelsgabe zurückzunehmen, und das liebliche Bild des Mädchens verſteinte zu weißem Marmor.

„So iſt's, mein Kind!“ ſetzte Fabia mütterlicher als je hinzu, „die Stunde, worin das Band ſich auflöſ't, das uns ſo lange verknüpfte, reißt nicht allein an meinem Herzen — ich muß mich ernſtlich zuſammennehmen.“

„Mutter!“ ſagte Joſephine furchtſam und leidenſchaftlich, „ich hoffe zu Gott, Du willſt mich nicht verſtoßen.“

„Du brichſt mir das Herz entzwei, Mädchen!“ entgegnete Fabia ſchmerzlich. „Darf ich Dich denn jenen Anſprüchen vorenthalten? Es wird Alles darauf ankommen, wie wir die Gräfin finden. Du biſt die Tochter einer heimlichen Ehe, und dein Vater — der Onkel wird Dir ſagen —“

„Der Onkel — iſt mein Vater?“ fragte Joſephine mit ſchwacher Stimme.

„Der Onkel — komme doch zu Dir, Kind! iſt auch Dein Onkel nicht, und es nur dem Namen nach geweſen. Dem Blute nach, gehſt Du uns gar nichts an.“

Bei dieſer Erklärung, welche Fabia nicht aus losſagender Kälte, ſondern der vollſtändigen Erklärung wegen gab, ſah Joſephine aus, als wären ihr alle Adern geöffnet. Ihre Seele ſtrömte in Liebe für die Menſchen, mit denen ſie gelebt, für den Ort, der ihr die trauteſte Heimath geworden war. Sie empfand den Einfluß einer innigen Gewohnheit. Sie empfand ihn mit ſchwellendem Herzen, da ſie den Abſchied ſo nahe wußte. Die gräfliche Mutter ſtand wie eine verhüllte Gottheit von ferne, und ſcheue Ehrfurcht, ein fremdartiges Grauen war Alles, was Joſephine für ihre Näherung hatte. Und der Adminiſtrator war nicht einmal da! Es däuchte Joſephinen, als ob ſie dieſem gütigen Freunde hinterrücks entführt würde. Ein Gefühl, zarter noch als Dankbarkeit, forderte in ihr, daß ſie ihm dieſen ſchnellen und gewaltſamen Abruf ſelbſt ſagen und klagen könnte, daß er Augenzeuge wäre der ſträubenden Wehmuth, womit ſie von hinnen ſchied. —

Als der Nachmittag nun kam, erſchien Joſephine in vorſchriftlichem Anzuge. Sie war bei dem Werk der Toilette ihrer wenig bewußt geweſen, um ſo eifriger hatten ihr die Grazien gedient, welche zurückweichen, wo die Eitelkeit handreicht. Auch Fabia war ausnahmsweiſe feſtlich angethan. Sie trug ein dunkles Kleid von tannengrüner Seide; doch indem die verwittwete Frau bei dieſer ſeltnen Gelegenheit ihr Licht leuchten ließ, trug doch der Chriſtbaum ihres Gewandes kein einziges Flämmchen Flitterſtaat zur Schau, ſondern nur die Frucht beſcheidener Einfalt, an der man erkannte, weß Geiſtes Kind ſie wäre.

Der Himmel hatte ſich mit Gewölk umzogen. Frau Fabia, im Begriff, ſich in den Wagen zu ſetzen, ſchaute auf und ſprach: „Den guten Regenſchirm wollen wir noch mitnehmen zur Fürſorge. Wir könnten ihn brauchen, beim Ausſteigen. Er ſteht, wenn ich nicht irre, in des Schwagers Zimmer, im Winkel, wo die Pfeifen lehnen —“ Und hurtiger flattert der Vogel nicht vom Zweig, als Joſephine dahinflog, ehe es möglich war, ihr zuvorzukommen. Sie drängte die Seele des Abſchieds, als den Inbegriff ſchmerzlicher Empfindung, in den heißen Blick, womit ſie die ſtummen kalten Wände grüßte, und wer weiß, ob nicht zum letzten Mal! — Dort ſtand der braune Schirm, und neben dem Saum ſeines geſchloſſenen Zeltes blickte der Kopf des Muſtapha zu ihr hinauf, die in dem wehenden Schleier eher der ſchönſten Blume des Harems, als, des goldnen Kreuzchens ungeachtet — einer jungen Braut der Kirche glich. Hier ſtand das Schreibpult des Adminiſtrators, und ein kleines weißes Blättchen lag lockend auf der grünen Fläche. Joſephine warf einen Blick darauf — ein Sonnenſtrahl fiel gleichzeitig in die Werkſtatt ihrer Gedanken. Eine Feder war auf jenem Streifen Papier probirt: „Joſephine,“ ſtand in kalligraphiſcher Schönheit am Rande des Blättchens, und das Urbild dieſes wohllautenden Namens ſtand mit ſchöneren Zügen davor. Sie ergriff die Feder, und ſchrieb mit fliegendem Finger:

> „Ich muß fort — verzeihe, daß ich mit Ich anfange; aber Stolz iſt nicht in mir, nur eine ſehr trau-

rige Liebe, daß ich von Sanct Capella ſcheiden muß. Kannſt Du etwas beitragen — —

Deine —

Joſephine vernahm, daß ein Eilbote ihr nachgeſchickt würde. Sie mußte ſich losreißen. Ein Fädchen aus dem Blondengewirk ihres Schleiers blieb an dem Gefieder der Schreibfeder hängen, und ein kleiner Tintenfleck an ihrem Finger.

Joſephine wie ihre Pflegemutter ſprachen wenig auf dem Wege nach Bühle. Fabia ſaß ſtill in ſich gekehrt, trübſinnig ſtarrte Jene in die Ferne. Als aber jetzt der engliſche Garten ſichtbar ward, und hinter dem Immergrün ſeiner Gehölze, vermiſcht mit der zarten Friſche lebendiger Knospen, das graue, todte Schloß, eine verſtorbene Einöde von Stein — als ſie jetzt bei dem Poſtamente vorüberfuhren, worunter der todte Hund begraben liegt, da erblickte Joſephine den ſtummen Wächter mit keinem minderen Schauer als eine abgeſchiedene Seele der Vorwelt den Cerberus, und als ſei dies feſtgehaltene flüchtige Bild nur allein ein Symbol ewiger Ruhe, und dies der Eingang in das ſtille Reich der Schatten.

Das eintönige Geräuſch des Brunnens, auch nicht um den leiſeſten Tonfall eines Tropfens anders als ſonſt, weckte in Fabia bittere Gefühle der Vergangenheit. Dort war die Wohnung, in der ihr Mann gelitten und aufgehört zu leben — es däuchte ſeiner Wittwe, als ob das Lüftchen, welches die ſpielenden Wellen der Waſſerkufe kräuſelte, ihr ſeine letzten Seufzer zuwehete. Blüthenbäume ſtreuten ihren Schmuck vor die Schwelle, über die Kummer und Gram mit ihm eingezogen waren, um nur den Todten zu entlaſſen —; und dieſe Gleichgültigkeit der Natur, welcher der Menſch unwillkürlich Theilnahme abverlangt, dieſe Wiederkehr ihrer unſchuldigen Freuden an dieſelbe Stätte, wo die Schuld, eigene oder fremde, unſre beſten hinweggenommen für immer — ſchärfte die Empfindung, womit Fabia ſich jener Zeit bewußt ward und des wichtigen Augenblicks, der ihr jetzt bevorſtand.

Um das Schloßgebäude ſchwebte die Stille der Einſamkeit und der Ehrfurcht vor dem Range, wie vor dem kranken Geiſte ſeiner dermaligen Bewohner. Der Zuſtand des Grafen war bekannt, und ſeine Tochter galt kaum weniger leidend an Gemüth.

Das Unglück, wie mächtig es auch ſei, hat ſtets eine kleine Hofhaltung. Nur ein einziger Bedienter ſtand, nicht unähnlich einer Statue ſeines Standes, an einer Säule des Flurs, harrend, wie es ſchien. Die Zeit hatte angemeſſen der altväteriſchen Livree ſeinen Scheitel mit Puder beſtreut, und mehr noch, als dieſe greiſe Mode, gab ihm eine Miene unbewußter Geringſchätzung gegen dieſe Etiquette adeliger Größe und ein Zug von Schweigen in ſeinem erfahrungsvollen Geſicht ein ehrwürdiges Anſehen. Auf ihre Frage erhielt Fabia zur Antwort von ihm, daß ſie erwartet würde — und Joſephinens Blick hing dabei ſo ängſtlich an den goldbeſponnenen Knöpfen des Rockes, als ob ſie eine nahe wichtige Entſcheidung davon abzählen wolle. Noch fragte Fabia, die niemals ſicher genug gehen konnte: Die Herrſchaft ſei doch — allein? — Der Bediente; ein alter Bekannter von ihr, lächelte nur; die Tochter des Oberverwalters von Bonna mußte fremd geworden ſein dem Andenken der Lebensweiſe des Majoratsherrn. Er ſagte mit ſchwermüthigem Scherz: „Es iſt zwar heute großer Gallatag; aber dieſe hohen Gäſte laſſen Raum und Ruhe, und die Frau Rentmeiſterin dürfen ſich ganz und gar nicht irren laſſen.“

Indem Fabia die breite Treppe, mit Decken belegt, unter ſtarkem Herzklopfen hinanſtieg, erhob ſie ſich zu dem Gefühl, daß ſie es nicht ſei, welche die nächſte Minute zu ſcheuen brauche. Doch wie kommt es, daß die Laſt auf dem Gewiſſen eines Andern den Athem des Rechtſchaffenen hemmt? Und warum wirft ein fremdes Erröthen, noch ehe es vor unſerm Auge aufgeht, den Schein der Schuldverkündigung auf unſer eigenes Geſicht? —

Sie ſtanden auf dem öden Vorſaal. Eine Uhr, in langem Gehäuſe, nahm ſich an dem dunkeln Pfeiler, woran ſie befeſtiget war, geiſterhaft aus, und das Gleichmaß des Perpendikels bewegte ſich im Einklang mit dem Geſetz der Zeit und ihrer Schwere. Der Stundengott hatte hier keine Flügel. — In den Niſchen der Wand entlang erblickte man zwar beſchwingte Geſtalten; doch ſchienen auch dieſe ſeit manchem Jahr unregſam ihren Standpunct einzunehmen, und nur in ſo fern, wenn Ruhe der Begriff des Himmels iſt — dem Olymp anzuhören.

Der Bediente zog die Thür ſacht auf, ein Strom von Licht und Luft aus dem ihr gegenüber geöffneten Fenſter quoll durch die Spalte. Die Meldung geſchah lautlos, und alsbald traten auf einen Wink des Alten die beiden Damen ein.

Frau Fabia, und hinter ihr das ſchüchterne Mädchen, ſah ſich in einem Zimmer, das füglich den Sälen des Schloſſes hätte beigezählt werden können. Zwei Reihen Ahnenbilder, in Oel gemalt und tief nachgedunkelt, behaupteten die Seitenwände, und gaben der ſchweigſamen Leere dieſes Prunkgemachs eine geiſterartige Geſelligkeit. An dem obern

Ende des länglichen Zimmers ſtand ein antikes Canapee, breitgeſtreift, mit weiß und ſeladongrünem Atlas überzogen; davor ein Tiſch, köſtlich beſetzt. Ein damaſtnes Tafeltuch, wie vom Webſtuhl der kunſtreichen Athene, hing in ſchimmernder Weiße bis auf das bunte Gewirk des Teppichs nieder, und um den Tiſch herum ſtanden mehrere Lehnſeſſel, deren jeder ein Großvater, bequem und doch galant, wie am Tage der goldnen Hochzeit. In einem Winkel geſchmiegt ſaß der Graf, und dem Canapee gegenüber ſeine Tochter.

Bei dem erſten Blicke auf jenen unglücklichen Mann, auf den Schnee ſeines Hauptes, auf den Staatsrock, der ſo weit, ſo ſpottend weit entfernt zu paſſen, um die abgezehrten Glieder hing, zerſchmolz aller Groll in Fabia's Herzen. Der Putz der Alten wie der Blinden hat etwas eigenthümlich Rührendes. Jener, weil ihr hinfälliger Anblick das Nichtige der Eitelkeit predigt; dieſer, daß ihnen ſelbſt unſichtbar, eine Huldigung der Welt beigegeben ward, die nur am Schein hängt. Und ſind Blödſinnige nicht Blinde in geiſtigem Sinn? — Zwar könnte Graf Frankenſtern für einen Seher gegolten haben, denn eben jetzt leuchtete ſein Geſicht im Abglanz einer Viſion; aber es war nur ein Blendwerk, nur das Irrlicht einer geſpenſtiſchen Einbildung, woneben die Nacht ſeines innern Lebens nur um ſo finſterer erſchien.

Auch Gräfin Albane war älter geworden, als zufolge einer Berechnung von Jahren; doch war der Eindruck dieſer erſichtlichen Veränderung durchaus ein anderer. Man könnte von ihr ſagen, ihre Schönheit ſei verwelkt, um verklärt zu werden. Ein weißes Kleid von wolkigem Mouſſelin umhüllte ihre zarte Geſtalt, doch im ſchärfſten Contraſt zu dieſer anſpruchsloſen Wahl blinkte jener Schmuck, ſo ſchwer vermißt! ſo grauſig erſetzt! auf dem ſeinen Halſe und der Bruſt der Gräfin, und hielt ihren ſchlanken Leib, ihre Arme umſchloſſen — wie wenn Kinder in eitlem Spiel ſich mit dem Geſchmeide ihrer Mutter zieren — und ſtach, bewaffnet mit allen Blitzen der Frühlingsſonne und einer jähen Reflexion, Fabia ins Auge und durch das Auge in das tiefſte Herz. — Ein kleines blankes Schlüſſelbund an ihrer linken Seite ſtellte die Gräfin als Wirthin des Hauſes und jener unſichtbaren Gäſte dar, denen zu Ehren ſie ſo geſchmückt und gleichſam nur dadurch verkörpert ſich zeigte. Doch der ſchmale zackige Reif einer goldnen Krone auf ihrem reichen Haar ließ phantaſtiſch und in Zweifel, welch eine Fürſtin in der wüſten Ideenwelt ihres Vaters ſie, fremd ſich ſelbſt, vorſtelle. — Und über dies häusliche Theater goß die waſſerziehende Sonne einen trüben Glanz der Illuſion aus. Die Blumen in dem damaſtnen Gedeck traten labyrinthiſch und winterweiß hervor, wie durch einen Hauch von Froſt entſtanden — und der feurige Wein auf dem Tiſche glühte nur zum Schein. Das rothe Blut der Traube ſchwellt nur die Adern der Lebendigen; doch dieſe begeiſternde Kraft leiht nimmer denen eine Seele, welche keine Exiſtenz haben. Der Graf fand nur Genuß in Gedanken, und ſchwelgte heute mehr als je in ſeinem Wahn; und Albane ſaß da ſo geiſterhaft geſättiget und traumtrunken, mit einem herben verzichtenden Lächeln auf den bleichen Lippen, als hätten dieſe nie die Süßigkeit des Lebens gekoſtet, und jener edlen Gabe, die des Menſchen Herz erfreut und ſtärkt! —

Als die reelle Fabia dieſes Schauſpiels anſichtig ward, rieſelte ein eiſiger Schauer an ihrem Rücken hinab, und ihr nähernder Gang erſtarrte.

Die Gräfin zeigte bei dem Eintritte derſelben einen heftigen Ruck, ſo, als wenn eine Unbeweglichkeit mechaniſch aufgehoben wird. Und indem ſie dabei das Gleichgewicht verlor, fiel das Diadem, nur loſe aufgelegt, von ihrem Haupte und rollte zu Boden. Joſephine bückte ſich danach. Doch achtlos dieſes bedeutſamen Vorfalls ſchritt die Gräfin den Kommenden entgegen, und begrüßte ſie mit ſanfter, ſehr bewegter Stimme. „Das iſt Joſephine?“ fragte ſie; aber das Bezeichnende für den Laut dieſer Frage fehlt unſerer Sprache und jeder. — Darauf berührte ihr Mund die Stirn des Mädchens, und dieſer heilige Kuß, den das verleugnete, namenloſe Kind als Sacrament empfand, firmelte es.

„Joſephine!“ rief der Graf mit dem herzſchneidenden Tone der Ueberſpannung, taumelte von ſeinem Sitz und ſchwankte gegen die Gruppe, um in eine Kniebeugung zu ſinken; aber Joſephine kam ihm zuvor. Sie umſchlang den Greis mit weichen Armen und weinte über ihn. Gräfin Albane überließ ihren Vater dem Entzücken, ſein kaiſerliches Idol, oder die Pſyche deſſelben in lieblicher Verjüngung vor ſich zu ſehen, und das Mädchen dem guten Geiſte der Demuth und der Wahrheit, der in ihm einwohnte. Im Drange, ihr Herz zu öffnen, legte ſie die zitternde Hand an den blanken Drücker einer Tapetenthür, und zog Fabia mit ſich in ein anſtoßendes Cabinet. „Wie viel Dank bin ich Ihnen ſchuldig, liebe Fabia!“ ſagte ſie haſtig und herzlich. „Joſephine ſcheint ein Engel. Dieſer Blick einer himmliſchen Unſchuld kann nicht lugen.“

Die fromme Fabia antwortete: „Gottlob! nicht umſonſt war mein Gebet bei des Mädchens Erziehung: Hilf, Herr!

hilf! laß wohl gelingen! Joſephine iſt ohne Trug und Argliſt; lauter und rein von Gemüth und Sinn wie ein Waſſertropfen aus dem Weihebrunnen der göttlichen Gnade."

Wir laſſen es dahingeſtellt ſein, ob dieſes Bild vom Tropfen, in welchem ſich Frau Fabia zum Lobe der Tochter ergoß, ganz unvermiſcht und klar von einem Vorwurf ihrer Abſtammung geweſen, der die erquickende Wirkung deſſelben trübte. —

Albane ſenkte die benetzten Wimpern, wie beſchämt von der Verſchuldung, der ſie ſich gegen Fabia bewußt war, und mit einem erkenntlichen Seufzer glitt ihr Blick, zufällig vielleicht — auf einen Ring von großem Werth an ihrem Finger. Fabia fing dieſen Blick im Brennpunct ihrer Seele auf. — Sie ſprach, und jede Fiber zitterte an ihrem Körper: „Ich will nicht fürchten, Gräfin, daß Sie mir ein Geſchenk zudenken! — Die Sucht zu glänzen war nie mein Fehler, nie die zufriedene Eitelkeit ſogar, daß mein Thun Werth vor Gott hätte. Einer Wittwe ziemt es vollends nicht, zu brilliren, und die da einſam iſt, ſorge nur, daß ſie dem Herrn gefalle. Der Frau, welcher die Bruſt des Mannes fehlt zu ihrem Schilde vor den Pfeilen der Welt, ſteht nichts beſſer an, als ein Flor der Trauer und Zurückgezogenheit, der ſie gleichſam unſichtbar mache unter denen, die nach dem Schein urtheilen und ſpitzfindig einen Stein des Anſtoßes ſehen, wo nichts zu ſehen iſt. — Darum will ich ihn nicht tragen, und wenn er alle Schätze der Erde aufwöge; iſt mir das Herz doch ſchon beſchwert genug. O Gräfin! dieſe Edelſteine hier haben meinen guten Mann in das Grab gedrückt und mir viel tauſend, tauſend Thränen gekoſtet!"

Der Gräfin Geſicht erbleichte zu Schnee, eine ängſtliche Verwirrung ſprach aus ihrer Miene. Sie richtete das Auge, voll eines ſanften Lichtes, forſchend auf Fabia, als wolle ſie ihre dunkle Rede beleuchten. Ein krampfhaft leiſes Zucken regte ſich nur auf ihren Lippen, als ob ihr die Kraft gebräche zu einer Frage, deren anſchuldigende Beantwortung ihr das Herz brechen müßte.

Es lag etwas Verſöhnendes in dieſem ſtummen Hinnehmen. Gemildert ſprach Fabia: „Sie wiſſen wahrſcheinlich, daß ihr Herr Vater meinem ſeligen Manne den Tag vor ihrer Abreiſe von Bonna eine Chatoulle in Verwahrung gegeben, worin dieſer Familienſchmuck befindlich ſein ſollte. Den Schlüſſel dazu hatten wir nicht bekommen. Mein guter Mann ward gleich darauf ſo krank, daß ich fürchtete, das Grab werde ſich ihm zunächſt öffnen. Doch er genas. Nach Jahren, in denen er ſich, peinlich wie dieſer Redliche nun war, mit Zweifeln getragen, die ich jetzt für eine Ahnung halten möchte, gab uns der Zufall den Aufſchluß in die Hände. Wir fanden in dem Käſtchen nichts von Schmuck, nur eine todte Perle —, den Leichnam eines Kindes und ein blutbeflecktes Meſſer.“ Hier hielt Frau Fabia mit einem durchbohrenden Blicke bedeutſam inne.

Aber nicht die Farbe der Blutſchuld zeigte ſich auf den Wangen der Gräfin, nur jener zarte unſchuldige Anflug, den ein ſchneidender Wind etwa in dem Kelch der weißen Roſe entblößt. Sie lächelte kalt und ſprach: „So hielten Sie vermuthlich dafür, daß ein Zuſammenhang zwiſchen beiden Dingen Statt fände, der — mich ſchaudert, es auszudenken. Wohl war jenes Kindlein das meine, ein zu früh Gebornes. Ich verſündigte mich durch den Wunſch, es der Erde vorenthalten zu können — o! wie beſtraft ſich doch jeder Gedanke räuberiſch gegen die Natur! — Der Arzt, vielleicht weniger aus Mitleid mit meinem mütterlichen Schmerz, als aus Leidenſchaft für jedes Präparat, ſchlug mir vor, den Körper meines Kindes zu balſamiren, ſo könnte ich ihn in einem kühlen Gewölbe aufbewahren. Es geſchah — ich legte das kleine Vergißmeinnicht, das der Tod mir vom Herzen gepflückt, in jenes ſargähnliche Käſtchen; darin iſt es vertrocknet. Mit jenem Meſſer aber hat der Arzt, der nämliche, meiner theueren Mutter die kranke Bruſt abgelöſt.“

Frau Fabia fühlte bei dieſen erklärenden Worten einen Schnitt durch ihr tiefſtes Innere. Nach einer verſtummenden Pauſe ſagte ſie: „Doch werden ſie zugeben, daß jenes Depot geeignet war, einen Geſchäftsmann ſtutzig zu machen; zumal wenn er, wie mein Seliger, von einem unſeligen Mißtrauen heimgeſucht, jeder Sache die ſchlimmſte Seite abſah.“

Die Gräfin ſah ſtill vor ſich nieder, und antwortete eine lange Weile nicht. Dann ſprach ſie: „Ach, ich verzeihe Ihnen — wen man ſchwach geſehn, hält man gar bald eines Verbrechens fähig.“

„Gräfin —“ ſtammelte die Wittwe, „ich habe viel gelitten dieſer Geſchichte wegen.“

„So wäre ich denn noch auf andere Art, als ich meinte, in unabtragbarer Schuld gegen Sie!“ erwiederte die Gräfin mit dem herben Lächeln der Kränkung. Fabia ſtiegen Thränen in die Augen. Das Taſchentuch entfiel ihr — die Gräfin beugte ſich es aufzuheben, und die Schlüſſel an ihrem Gürtel erklirrten ſilberhell und leiſe. Und wie geringfügig dieſe kleine Dienſtleiſtung auch war, ſo verlieh ihr doch die augenblickliche Stellung gegen die Beleidigerin etwas Hohes.

Wie von dieſem erklingelnden Laut erinnert, ſonderte Albane nicht ohne Schwierigkeit einen kleinen Schlüſſel von der Mehrzahl derer, die der Ringhaken an ihrem Gürtel umfaßt hielt, bis es ihr gelang, ihn davon loszumachen: und ſprach: „Hätte ich dieſen Schlüſſel wohl ſo nahe an meinem Herzen tragen können, wenn dieſes Herz noch ein ſtrafbares Geheimniß umſchlöſſe, als deſſen Mitwiſſerin Sie ſind? und wenn ich gewußt, welchen Kummer Sie deßhalb trügen? — Nehmen Sie ihn denn hin, mit der Verſicherung, daß ich unſchuldig an ihrem Gram, und Ihnen ewig, ewig! dankbar bin! — Nein, gute Fabia! fürchten Sie keinen andern Lohn als dieſes Wort, das bethätigen zu können, meine beſte Hoffnung wäre. Ein Edelſtein, und wäre es auch der erſte Solitair der Welt — bezahlt weder Liebe, noch Leiden. — Mit dieſem Schmucke belade ich mich nur, um meinem Vater eine Freude zu machen. Wehe mir! o es iſt ſchrecklich, wenn der Vater zum Kinde wird, und die Tochter zur Mutter! —“

„Wiſſen Sie ſchon,“ ſagte Fabia, durch eine ſehr natürliche Verwandtſchaft der Ideen zu dieſer Mittheilung gelenkt, indem ſie ihre Thränen trocknete, „daß Herr de Romana, Sylvius bei uns genannt — ſich in Sanct Capella aufhält? Er iſt der intimſte Freund meines Schwagers.“

Bei dieſer Nachricht ging eine Wandlung in den Zügen der Gräfin vor.

„Um Gotteswillen!“ ſprach ſie mit aller Dringlichkeit befürchtender Angſt, „verhindern Sie, daß er hierher kommt! Ich weiß nicht, ob ich es aushielte. Das geringe Maß meiner noch übrigen Kräfte reicht kaum zur Erfüllung der traurigen Pflicht, die ich meinem Vater ſchulde. Jenes Band iſt gelöſt. Wozu ſollte er mich auch beunruhigen wollen? Für ihn bin ich todt. — Ich, ich ſelbſt habe es gehört, wie er, ein jüngeres ſchönes Weib umfangend, davon ſprach, daß eine geſtorbene Liebe in ihrem Grabe bleiben müſſe. — So ſei es denn! Und nimmer will ich ihn wiederſehen.“

Und indem die Gräfin ſo ſprach, ſchwand ein Schatten jener Scene, deren flüchtige Zeugin ſie geweſen, über ihr Geſicht. — Eine Eiferſucht höherer Art offenbart ſich nur im Verſchwinden der verdunkelten Erſcheinung.

„Wenn ich nur kann, liebe Gräfin!“ antwortete Fabia in Bezug auf das von ihr erflehte Verhindern, „wenn ich nur kann! — Aber wird Sylvius — oder Romana — nicht nach Joſephine fragen? Und iſt das Recht dazu ihm irgend verweigerlich?

„Joſephine bleibt einſtweilen hier,“ entſchied die Gräfin, ohne ſich auf eine nähere Beſtimmung über dieſen Punct einzulaſſen, „auf Sie aber, liebe Fabia, verlaſſe ich mich, daß Sie den Vater derſelben mir entfernt halten.“

Frau Fabia verſprach dies mit größerer Willfährigkeit als ſie vielleicht früher gezeigt haben würde, eine Zuſammenkunft der Liebenden zu vermitteln. Sie hielt den Schlüſſel zur Chatoulle feſt empor und ſprach: „Könnte ich nun — nicht den kleinen Sarg, der iſt auch verſenkt! — nein! den großen Sarg meines Mannes damit öffnen und ihm ſagen, wie ſo ruhig er hätte ſein können bei Lebzeiten, und daß er ſich und mich unnütz abgequält. Ach! er würde ſo wenig auf mich hören als ſonſt.“

„Ja, die Todten ſchlafen tief —“ ſagte Albane mit verſtörtem Lächeln. Das Bedürfniß dieſer unaufregbaren Ruhe ſprach eben jetzt lauter als jemals in ihr an.

Als die Frauen ihre geheime Unterredung hiermit beendigten und wieder in das Zimmer traten, fanden ſie den Grafen auf dem Canapee an Joſephinen's Seite, und in emſigem Geſpräch mit ihr, welches anziehend ſein mußte, denn die Augen des alten Herrn hingen innig an dem lieben Kinde, und jener wüſte Ausdruck geiſtiger Verworrenheit, welche ſeine ſchlaffen Geſichtszüge charakteriſirte und unter jedem Härchen des greiſen Bartes hervorſtach — war dem klaren Durchblick des Gefühls gewichen, womit die anmuthige Nähe eines Weſens auf ihn wirkte, das ihn ſo nahe anging.

Wir überlaſſen dieſe kleine Geſellſchaft des Weiteren ſich ſelbſt, und eilen der ſpäten Rückkehr Fabia's nach dem Stifte zuvor.

Zeitiger, als er vermuthet worden, und ziemlich mißvergnügt kam der Adminiſtrator mit ſeinem Freunde nach Sanct Capella zurück. Der Zweck dieſer kleinen Reiſe war unerreicht geblieben, auf der ihnen einige Fatalitäten zugeſtoßen, und dies war es wohl nicht allein, was ihn verſtimmte. Jenes geheimnißvolle Unbehagen, welches die Seele wie den Körper deſſen durchſchleicht, dem ein Uebel bevorſteht, der ſchwüle Schauer, der die Blitze ankündigt, die unſer Herz treffen ſollen, die ganze Atmoſphäre trüber Ahnung beklemmte ihn heimlich, und verdunkelte ſeinem Blicke die Lieblichkeit der Natur. In ſolcher Stimmung gelingt uns faſt nichts. Unſere Plane vereiteln, die ſicherſte Berechnung trügt — wir finden Hinderniſſe bei Allem. Und von der Zukunft leiſe beängſtigt, wird es uns nicht deutlich, warum die gegenwärtige Minute den gewohnten Gang unſerer Weiſe, unſerer Wünſche alſo erſchwere? So wie im Gegenſatz die Hoffnung ohne eine andere Gewähr, als ſich ſelbſt, zu jedem Glück verhilft und oft unſere kühnſten Erwartungen überflügelt.

Sylvius, der ſich unpäßlich fühlte, begab ſich ſogleich in ſein Zimmer, um noch einen Brief von dringendem Bezug auf das mißlungene Geſchäft dieſer Reiſe zu ſchreiben, und der weltliche Prälat von Sanct Capella ſchritt mit bewölkter Stirn dem ſeinen zu. Niemand hatte ihn willkommen geheißen — das kam ihm ſeltſam vor. Etwas finſter von dieſer ſcheinbaren Vernachläſſigung fragte er eine dienende Perſon, die ihm begegnete, nach Fabia, und erhielt zur Antwort, daß ſie verreiſt wäre.

„Verreiſt? meine Schwägerin?“ fragte der Adminiſtrator, und hätte nicht ungläubiger hohnlächeln können, wenn man ihm geſagt: das Stift, in höchſteigener ſteinerner Figur, ſei bei dem ſchönen Abend ein wenig ſpazieren gegangen.

Man erwarte die Frau mit jedem Augenblick zurück, ſetzte die Berichterſtatterin hinzu; worauf Jener flüchtig vermuthete, nur ein wirthſchaftlicher Grund von großer Erheblichkeit müſſe eine ſo ſtete Haushälterin von Ort und Stelle gerückt haben. Doch um nichts heiterer durch dieſe Forderung trat er in die heimiſche Wohnung, entledigte ſich des Reiſebedarfs und alsbald ward ſein umherſchweifender Blick von jenem Blättchen auf ſeinem Schreibpult magnetiſch angezogen. Er las dieſe wenigen Zeilen unzählige Male, ehe er den Sinn derſelben zu faſſen vermochte.

„Allmächtiger Gott!“ rief er zu ſich ſelbſt, „das arme Mädchen in meiner Abweſenheit fortzuſchaffen — gleichſam wegzuſtehlen! —“ Ein Getümmel aufrühriſcher Gedanken beſtürmte ihn, und Frau Fabia, welche ſich im Laufe des verfloſſenen Nachmittags richterlich benommen, ahnete wohl ſchwerlich, daß ihr Andenken ob jener eigenmächtigen Gewaltthat um wenig ſpäter vor Gericht gezogen — wo nicht zermalmt würde. — Aber der kindliche Ton des kleinen Brieffragments entwaffnete ihn, und keine Reihe thatſächlicher Beweiſe hätte ihn ſo vollſtändig überzeugen können, wie die ſchulmäßige Entſchuldigung der erſten Zeile, daß es nimmer ein Weſen gegeben, ſo fremd jeden Egoismus, ſo ganz aus Liebe und Hingebung gebildet, wie Joſephine. Beitragen ſollte er? Wozu? — Er ſammelte ſeine ganze Kraft für dieſe abgebrochene Bitte. Dabei nahm er das Fädchen an der Feder hängend wahr. Zarter ſind die Fäden nicht, in denen der Sommer in die Lüfte flattert — doch nichts wirkt ſo ausnehmend fein wie die Zuneigung zu einem perſönlichen Gegenſtand, und ſo war denn jene Seidenfaſer ein ſtarkes Bindemittel ſeiner Ideen, ein Segeltau, das ſein Herz ſchwellend machte. „Schweſter Veronica wird es wiſſen —“ dachte der Adminiſtrator, und eilte ohne Verzug aus dem Zimmer. Leidenſchaftliche Haſt, dieſes räthſelhafte Dunkel aufgehellt zu ſehen, trieb ihn die öden Säle entlang bis zur Thür der entlegenen Zelle, an welche die Abendſonne Verklärung malte, ſo daß dieſer Eingang wirklich einer Himmelspforte glich. Hier ſtand er ſtill, und Stille waltete ringsum. Ein Gefühl, der Andacht verwandt, ließ ihn zögernd dies Altarblatt betrachten, wohinter ein Geiſt wohnte, der mit dem Göttlichen vertrauten Umgang pflog. Sein Herz, heftig klopfend vom hurtigen Gehen, vom Drange der Erwartung, ward in dieſer ſanften Nähe wunderbar beſänftigt. Er richtete ſich hochathmend auf, während er den gekrümmten Finger leiſe und langſam an die Thür legte. Sie that ſich auf. Der hereindringende Strahl vergoldete dieſe anſpruchloſen Wände, und warf einen Schimmer von Glanz und Heiligkeit auf die Geſtalt der Nonne, welche in frommer Einfalt mit einem Liebeswerk beſchäftiget war. Ein Myrtenbaum von üppiger Schönheit, wovon die Nonne mit wähliger Vorſicht eine Menge Zweige abſchnitt, ſtand vor ihr auf einem Tiſche und daneben lag ein kleiner Namenszug aus altdeutſchen Lettern in Perlen gereiht. Und wie die klöſterliche Jungfrau den alten ſchönen Kopf, um den ein Nimbus der Gottſeligkeit ſchwebte, an den Baum der Liebe ſchmiegte, der ihr nie geblüht, der ihr nur die bittere Frucht der Entſagung bereitet, gewährte ihr Anblick ein faſt überirdiſches Bild.

Wie ſelten hatte ein Mann dieſe einſame Schwelle beſchritten! — Der aufgeregte Blick des Adminiſtrators ſchien den ewigen Beſtand der Dinge umher aufheben zu wollen. Kein Stäubchen dieſer reinlichen Clauſe ruhete noch ſo tief und lange, es lief empor bei ſeinem Eintritt, um geſellig in der plötzlichen Erleuchtung zu ſchweben, und eine größere als dieſe lautloſe Unruhe ſtörte nie die ſtete Geborgenheit dieſer Wohnung, deren Luft nur ein Athemzug des Friedens war.

„Verzeihen Sie doch ja gütigſt meiner Zudringlichkeit,“ ſagte der Beſuchende nach ehrerbietigem Gruß, „Ihnen zu dieſer Zeit vielleicht beſchwerlich zu werden.“ Man findet, in abgeſondertem Verhältniſſe werden die Menſchen leicht eben ſo weitläufig als förmlich gegen einander, wogegen die Welt der Umgangsweiſe eine drängende Kürze anſchleift. Schweſter Veronica ließ das Meſſerchen, womit ſie Myrten ſchnitt, ihrer Hand entgleiten, und bezeigte eine verwunderungsvolle Freude, den Vorſtand des Hauſes bei ſich zu ſehen, der ihr nach herzlicher Verſicherung zu jeder Zeit willkommen wäre. Zugleich bemerkte ſie ſtill für ſich, daß ſein ſtattliches Aeußere etwas verſtört ſei — und die Stimmung der guten Nonne, ſeit einigen Tagen von ſtärkeren Eindrücken bewegt, ſpannte ſich für den beziehungsvollen

Ton, womit er anhob: „Ich war verreiſt mit meinem Freunde und finde jetzt bei unſerer Rückkehr die Schwägerin nicht daheim. Das befremdet mich. Sie hat auch Joſephine mitgenommen — —“ Der Adminiſtrator ſtockte. „Eine hypochondriſche Aengſtlichkeit wandelte mich an — wenn nur kein unangenehmer Vorfall — ich meinte nun, Sie, werthe Schweſter Veronica, würden mir des Näheren Auskunft geben können.“

„Was ich weiß, will ich ihnen ſagen —“ ſprach die Nonne, und das tiefſinnige Lächeln in ihren Zügen drückte eben ſowohl ihre bekümmerte Unwiſſenheit in dieſer Sache, als eine Zuflucht der Gemüthsruhe aus, die ſie dem Frager gäbe. „Frau Fabia iſt nach Bühle gefahren mit dem lieben Kinde. Dort iſt die Gräfin Frankenſtern mit ihrem Herrn Vater angekommen — und trägt Verlangen, ihre gute Freundin hieſigen Orts baldigſt zu ſprechen. Ein expreſſer Bote —“

Das Geſicht des Adminiſtrators hatte ſich während dieſer Nachricht verändert. „Das iſt ein großes Ereigniß!“ unterbrach er die Nonne mit geſenkter Stimme; doch nur mechaniſch ſchien er die Silbenlaute dieſes Wortes auszuſprechen, das Muskelſpiel ſeines Mundes ſchob krampfhaft der getroffenen Wahl des Ausdrucks einen andern unter, und ſagte: „Das iſt ein großes Unglück!“ Der Nonne ging die Ahnung auf, ſie hätte ihm etwas höchſt Wichtiges mitgetheilt.

Da jedoch Niemand, am wenigſten aber ein ältliches Frauenzimmer, dem Reiz des Bewußtſeins zu widerſtehen vermag, das, was man ſagen könne, habe Werth für den, der es höre, ſo konnte auch Schweſter Veronica nicht umhin, den Schatz ihrer Neuigkeit in kleiner Münze auszuzahlen. Vorerſt aber mußte ſich der Adminiſtrator auf ihr inſtändiges Nöthigen niederlaſſen. Er berührte kaum die Kante eines Stuhls, und ſaß dennoch wie auf Nadeln. — Schweſter Veronica begann nun: „Geſtern Abend, da es dämmerte — das Schummerſtündchen bringe ich gern drüben zu — ging ich hinüber zu den lieben Ihrigen. Es war uns Allen traurig zu Sinne; denn Gregors kleine Julie lag im Sterben — ich bin, wie Sie ſehen, daran, für ein Todtenkränzchen zu ſorgen — die Mutter, hieß es, wäre außer ſich, und man hatte geſchickt, Frau Fabia möchte kommen und in dieſer Angſt den armen Leutchen mit Rath und Zuſpruch ein wenig beiſtehen. Sie iſt, das muß man an ihr rühmen — von chriſtlicher Geduld und gelaſſenem Weſen —“ dieſe Tugenden ſeiner Schwägerin hätte jetzt ſchwerlich ein Freund der Wahrheit dem Adminiſtrator nachſagen mögen. Er ſah die Nonne mit einem weitſchauenden Blicke beſchleunigender Aufmerkſamkeit an, und es däuchte ihm, ſeiner theilnehmenden Nächſtenliebe ungeachtet, als ob ſie von einem Falle ſpräche, der die erſten Eltern nach Erſchaffung der Welt betroffen hätte.

„So blieb ich denn,“ fuhr die geiſtliche Jungfrau fort, „mit Joſephine allein. Das gute Kind war aber betrübt und äußerte ſonderbare Gedanken, die ich jedoch für weiter nichts hielt, als jenen wehmüthigen Ernſt, der ein jugendlich Gemüth ergreift, wenn es den Tod in der Nähe weiß und gute Menſchen in Schmerz und Leid um ein Liebſtes und Einziges. Dann wird der Gedanke an jede mögliche Trennung, die uns ſelbſt bevorſtehen könnte, ſo natürlich. Wenn uns ein Verluſt bewegt, dann ſcheint Alles um uns her zu wanken, und wir umfaſſen, was uns vorzugsweiſe am Herzen liegt, nur um ſo inniger. — Alſo wieder auf

Joſephine zu kommen, ſo ſagte ſie, wie weh es ihr thun würde, Sanct Capella zu verlaſſen, wo ihr nur allein wohl wäre. Wie gern ſie hier ſterben möchte oder wohnen in dieſer Zelle, es ging mir nahe. Ich erwiederte ihr, daß an ſolch ein Scheiden vor der Hand doch nicht zu denken ſei, daß ſie mein Stübchen erben ſolle mit Allem, wie es ſteht und liegt.“

Das Auge des Zuhörers ſchien dies Teſtament im Innerſten ſeiner Seele aufzunehmen. Sein Blick ſpähte umher, als ſchätzte er die lieben Heiligen allzumal — und der geringſte Gegenſtand war durch den Gebrauch ein kleiner Heiliger geworden — nach ihrem Nennwerthe ab, und trüge die ſtummen Effecten in die Regiſter ſeines Geiſtes ein. Dann ruhte ſein Auge auf einem umgeſchlagenen Notenblatte aus, als notire er dies Adagio, zähle die Pauſen, und vergleiche den letzten hinſterbenden Ton mit der Rede der Erblaſſerin, welche mit heiterem todesvertrautem Sinn an ihre Auflöſung denken konnte. — Ein anderer Kranz von dieſem Myrtenbaume, ein anderer Name in den Anfangsbuchſtaben dieſer Perlen ſchwebte ihm in einer gewiſſen Ideenverwirrung vor. Die Wünſche des jungen Mädchens, welche beide auf bittere Reſignation deuteten, griffen ſchmerzlich an ſein Gefühl, und er ſchwieg mit einem tiefen Seufzer. „Wie wir noch ſo über mein Vermächtniß ſprachen,“ fuhr die Nonne fort, „kam Frau Fabia zurück. Sie trug einen Brief in ihrer Hand und begehrte Licht, um ihn zu leſen. Und da ſie ihn las — ſehen Sie um Gotteswillen! wird uns die Frau ſchier ohnmächtig. Ich kann nicht leugnen, daß mir alle Glieder zitterten. Die Frau Schwägerin iſt nicht nervenſchwach, nein! eine ſtarkmüthige Perſon, häuslich erkräftiget, geſund an Leib und Seele; ſo mußte ihr der Brief hart angekommen ſein. Auch jagt der Sturm das Laub der Eſpe nicht geſchwinder, als das Blatt in ihrer Hand flog. Sie ging alsbald zu Bette, und ich hatte ihretwegen eine unruhige Nacht. Am Morgen in aller Frühe wollte ich mich erkundigen, wie ſie geſchlafen; das Zimmer war noch zu. Ich kam wieder und fand es abermals verſchloſſen; doch vernahm ich drinnen ein leiſes Geſpräch und unterſchied Joſephinens ſchluchzende Stimme. Nun halte ich Einbruch kaum ſo ſchlimm, als Eindrängen in das Geheimniß eines Andern, und habe mich mein Lebtag davor geſcheut. Das Vertrauen muß ein Geſchenk der Freundſchaft ſein, nicht aber eine milde Gabe, die der Ungeſtüm davon trägt, wenn er die Gutherzigkeit überraſcht. — Ich dachte, es wird wohl an mich kommen. Auch kam Frau Fabia, um mir zu ſagen, daß ſie für dieſen Nachmittag nach Bühle fahren würde. Joſephine ſtand ſtumm und blaß wie ein Marienbild daneben, und ſah mich nur mit einem barmherzigen Geſichtchen an. Und da die Mutter meinte, ſie denke nicht allzuſpät wieder da zu ſein, konnte ſie ſich nicht enthalten, zu weinen, als ſollten wir uns niemals wiederſehen. Ich ſprach ihr Muth ein und ſagte: Nun, wir ſcheiden ja nicht für ewig, mein Herzenskind! Was wär's denn auch, wenn Du ein paar Tage drüben bleiben müßteſt? Bin ich doch in meiner Jugend, und noch dazu als Braut, auch bei der hochſeligen Gräfin Frankenſtern geweſen, und würde heut noch Beſcheid im Schloſſe wiſſen, und Dir das kleine Gemach zeigen können, worin ich geſchlafen. — Das ſchien dem lieben Mädchen denn traut und tröſtlich zu ſein, und ein Mehreres, werther Herr Adminiſtrator, wüßte ich Ihnen nicht zu ſagen."

Es genügte jedoch. Der Adminiſtrator dankte zerſtreut.

wechſelte in gebundener Rede — im Sinne der Zurückhaltung — einige Worte; denn es machte ihn beklommen, daß er gegen die herzliche Nonne nicht ganz aufrichtig ſein dürfte. So war es ihm nicht unlieb, daß der Zufall ihm über einen Augenblick hinweghalf, der ſein Zartgefühl, das der Freundſchaft wie der Verſchwiegenheit, in die Probe nahm. — Er ward abgerufen, weil Jemand ihn zu ſprechen begehre. Doch als der Adminiſtrator in ſein Zimmer kam, fand er zu ſeinem Befremden keinen fremden Zuſpruch, ſondern ſeinen Freund, den Major Feldmeiſter, der im Gleichmaß ſtarker Schritte auf und nieder ging. Es verändert ſeltſam unſere Stimmung, ob wir Beſuch in unſerm Eigenthum empfangen, oder von Andern darin empfangen werden. Demnach ließ eine gewiſſe erſchrockene Verwunderung, gemiſcht mit einem dumpfen Gefühl getäuſchten Erwartens, den Adminiſtrator an der Schwelle ſeines Zimmers zurücktreten, als er die Einquartierung deſſelben inne ward. —

„Bitte nicht übel zu nehmen, Freundchen, daß ich ſo ſans façon Eingang geſucht,“ ſagte der Major, die Miene des Unmuths an Jenem bemerkend, und ein fremdartiges Lächeln lief hurtig wie Geflügel über die Furchen ſeines Angeſichts, das in dieſem Augenblicke einem Winterfelde glich, matt von der Sonne beſchienen.

„Den rechten Eingang finden,“ fuhr er fort, „iſt ſchwer, und mancher folgerichtige, bei dem wahrhaftigen Gott! taugt dennoch nichts.“

Herr Prälat kannte ſeinen Freund und deſſen Redeweiſe zu genau, um noch eines einleitenden Wortes zu bedürfen. Eine böſe Ahnung kroch an ſein Herz; aber er nahm ſich zuſammen, und ſagte mit ſtoiſcher Stimme: „Sie haben mir etwas Schlimmes anzukündigen, Major! Faſſen Sie Sich in der Kürze, ich bitte! ich bin gefaßt.“ —

Dieſe Vorausſetzung brachte den Major aus dem Zuſammenhang. In merklicher Verwirrung antwortete er: „Schlimmes? Nun ja, aber vermengt mit Gutem, wie uns die bitterſten Erfahrungen gereicht werden. Das Schickſal iſt ein Miſchling. Glücklich retournirt, Freundchen? Waren Sie ſchon da, wie die Eſtaffette kam? — Sehen Sie, da habe ich mir all mein Lebtag eingebildet, ein blaſender Poſtillon müſſe ein Glück verlautbaren, etwa das große Loos — die Ankunft des Königs — oder einen Ehrenaufzug und dergleichen. Daß eine Hiobspoſt mit ſolch fröhlichem Gebläſe kommen könne, das hätte ich nimmer gedacht. So erinnere ich mich, daß, als ich, ein junger Officier damals, in B— ſtand, hatten wir eine Schlittenfahrt en Masque mit ſolchem Vorklang. Der Zug war originell genug, und wir fuhren, ſo zu ſagen, mit Furcht und Schrecken. Der Führer der erſten Dame, ein allerliebſtes Mädchen, ſchön wie das Leben, war der Tod!“ —

„Major!“ ſagte der Adminiſtrator in ſichtlicher Pein, „nochmals bitte ich Sie, ſagen Sie mir ohne Bild, ohne Masque, weſſen Tod ich erfahren ſoll? — Mein Bruder“ —

Es wäre nicht genau zu beſtimmen, ob der alte Feldmeiſter hierbei nickte, oder nur das Haupt ſenkte, da er alle Allegorien fallen ließ, und einfach ſagte: „Ja, wozu die vorbereitende Folter und ihren ausdehnenden Grad? Sie ſind ein Mann. Ihr Bruder — iſt nicht mehr, und nur an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, um auf das ſchleunigſte zu ſterben.“ —

Alles Blut wich aus den Wangen des Adminiſtrators.

„Großer Gott! mein guter Conſtanz!“ rief er mit blaſſen Lippen, und fühlte in dieſem herzandringenden Moment, daß eines Vaters Blut in ihren Adern flöſſe. „Nicht möglich! Und an Sie, Major, iſt die Nachricht gekommen?“ Es war, als ob ein leiſer Zweifel in dieſer Frage läge.

„An mich!“ antwortete der ehrliche Alte mit dem Vollbewußtſein eines wahrhaften Freundes, „mein Neffe hat es mir geſchrieben, da die arme Thereſe ſich außer Stande dazu gefühlt, und Füßli nicht Zeit gehabt hat. Füßli! der Leichtfuß vergißt zu bemerken, wer Füßli ſei, als ob mir wie dem Allwiſſenden aller Menſchen Namen in mein Buch geſchrieben wären.“

Der Major berührte hierauf in Kürze, wie und wann der Gemahl Thereſens geſtorben ſei.

„Ich träume wohl?“ fragte ſein Brüder und legte die Hand an die Stirne, auf der noch bleiches Entſetzen ſchwebte, „wie aber kam der Lieutenant Feldmeiſter in jene ferne Gegend, und zu einer ſo herben Dienſtleiſtung? Es war, als ob er dieſe ſonderbare Fügung im Namen des Verſtorbenen übel nähme.

„Sehen Sie,“ erwiederte der Major, „das iſt eine merkwürdige Geſchichte, und ich gäbe meine Lieblingsſchmarre darum, wenn ich in meiner Jugend Logik ſtudirt hätte. Da könnte ich Ihnen Alles fein ordentlich entwickeln, ſtatt daß ich hinten anfange, vorn ein Fädchen abreiße, — und ſo weiter. Der Rudolph hat ein enormes Glück gehabt, das mir bei dieſer traurigen Gelegenheit kund geworden, und mein Glaube an die Fama der Eſtafette gewiſſermaßen doch Recht. Die Fee Fanferlüſche — Sie wiſſen ſchon — hat das Zeitliche geſegnet und ihn zum Univerſalerben eingeſetzt.

Das hätte der Junge wohl nicht gedacht, daß, als er die alte Dame Wiſchiwaſchi aus einer lächerlichen Verlegenheit emporriß, und ſie vor aller Welt Augen in den Ballſtuhl ſetzte, ſie ihn dafür zeitlebens jeder ernſthaften Verlegenheit überheben, und ſo weich ſetzen würde? — Man ſchätzt ihren Nachlaß auf hunderttauſend Thaler. Gleichzeitig mit dieſem Vermächtniß erfährt er, verſetzt zu ſein, worauf er, wie Sie Sich vielleicht erinnern, angetragen, um nicht für einen Erbſchleicher zu gelten. So ſpielt der Zufall. Daß der Rudolph grade an den Ort kommen mußte, wohin Ihr Bruder, begleitet von der lieben Frau, ſeiner geſandtſchaftlichen Ordre folgte, ſcheint mir jedoch nicht von Ungefähr. Taugt nichts! rief ich unwillkürlich aus, wie ich das las. Nun verurſacht großes Glück auch im beſten Falle eine kleine Narrheit. Und wie der Ritter Don Quixote ein Barbierbecken für Mambrins Helm hielt, ſo ſieht nun Rudolph einen Damenſchuh in Allem, was ihm begegnet. Ich glaube, würde die Armee auf Kriegsfuß geſetzt, er ſähe ſie auf Pantoffeln von Silbermoor marſchiren. Der Pantoffelheld! Der!“ —

Der Adminiſtrator empfand ſchmerzlich, daß des alten Freundes theilnehmendes Intereſſe an den gemeinſamen wichtigen Mittheilungen diesmal zu ſilbern ſei, um mit dem ſeinigen in Einklang zu ſtehen. In dieſen Augenblicken ſchien ihm kein todtes Metall beglückend. Er hatte nur Gefühl für den Verluſt eines ſo kräftigen jungen Lebens, welches der Welt und ihren Freuden ſo im Umſehen entriſſen worden war.

„Ich kann es noch nicht faſſen,“ ſchob der Adminiſtrator in die Pauſe jenes Ausrufs ein, und ſein Ton ließ errathen, daß er von der Rede des Freundes wenig oder nichts gehört, und während ihrer Dauer nur an den Verſtorbenen gedacht hätte. Er ſah jetzt auf, in ſeinem erloſchenen Blicke entglomm ein Funke — und ſo fragte er: „Sie meinen alſo, Major, daß Ihr Neffe in Verabredung mit Thereſe dort eingetroffen wäre?“ — Der Schatten, der in dieſem Gedanken auf die Abweſende fiel, verfinſterte ſein Geſicht tief. Aber mit dem Eifer der Selbſtentrüſtung trat der Major vor ihn hin, und ſprach: „Davor ſei Gott! daß ich ſo etwas nur gedacht, geſchweige denn geäußert hätte. Oder es müßte eine Verabredung der höheren Mächte darunter verſtanden ſein, die vorausgeſehen, daß Ihr Bruder ſterben und Thereſe, fremd und verlaſſen allda, einen Freund brauchen würde, der wie mein braver Artilleriſt für ſie durchs Feuer lieſe. — Beſinnt Euch, Freundchen! es wäre ja nicht einmal möglich geweſen; denn mein Neffe ward früher verſetzt, als der Legationsrath ſeine Frau von hier abholte. — Hätten Sie Acht gegeben, was ich geſagt, ſo würden Sie jetzt hören, wo ich hinausgewollt — mein Schwadroniren hat mich jedoch zu weit abwärts geführt. — Da geht der Rudolph eines Tages über den Markt, und ſtößt auf einen Menſchen, der einen Schuh trägt. Jener erkennt ihn — den Schuh nämlich — an der Farbe, an dem kleinen polniſchen Maße; er kennt die Dame, der er gehört. Nun läuft gleichſam dieſer niedliche Wegweiſer vor ihm her, und führt ihn vor die rechte Schmiede. So iſt's, Freundchen. Und daß mein Neffe nun der armen Thereſe beiſteht, ſo viel er kann, iſt nicht mehr als billig.“ —

Dies Letztere ſagte der Major in dem Tone löblichen Gutachtens, und mit perſönlichem Nachdruck — als ob der Lieutenant nur, bewogen von der Rückſicht, in welchem Verhältniß ſein Oheim zu der Familie des Hingeſchiedenen ſtände — ſich der jungen Frau angenommen. Dennoch konnte der Adminiſtrator ein Lächeln, ſo bitter als traurig, nicht unterdrücken, als er ſagte: „Es wäre deſſenungeachtet ſehr möglich, daß mein ſeliger Bruder ſo wie die Welt, welche er verlaſſen, etwas gegen dieſen Curator einzuwenden hätte.“ —

Der Major zog die Braunen zuſammen, und klemmte die Unterlippe ein. Er fühlte wohl, daß ſein Freund recht hatte; wie hätte er aber das kleine Unrecht, was in dieſer Erwiederung gegen ihn ſelbſt lag, nicht lieber männlich verbeißen als rügen, und mit der Gereiztheit eines Betrübten Geduld haben mögen? Er antwortete demnach langmüthig: „Das hat der Rudolph auch bedacht, und deßhalb dafür geſorgt, daß Thereſe den Gaſthof verließe. Sie hält ſich jetzt höchſt wahrſcheinlich auf dem Gute der Baronin Lenau, einer Schweſter ſeiner Mutter, auf. Dies war die Intention meines Neffen, als er den Brief an mich geſchrieben. Doch die Hauptſache darin hätte ich beinahe vergeſſen. Thereſe läßt Sie flehentlichſt bitten, wenn es irgend möglich wäre, hinzukommen. Sie wüßte ſich nicht Rath, und es gäbe Manches zu ordnen, was nur den nächſten Verwandten zuſtände.“ —

Herr Prälat ſah ſchweigend vor ſich hin. Die Forderung dieſer weiten Reiſe von ſolch traurigem Anlaß geſchah zu einer Zeit, die dem Entſchluſſe günſtig war. Sein Herz war erſchüttert, und nicht von der Seite allein, wo der plötzliche Schlag der eben vernommenen Nachricht es beſtürzte. Die Zukunft ſchwebte im Ungewiſſen — und es war, als wäre der Beſtand aller bisherigen Verhältniſſe aufgelöſt. Dann konnte Sylvius ihn jetzt vertreten. Wer wüßte, ob er jemals eine ſo lange Abweſenheit ohne Zeitverluſt für ſein Amt ermöglichen könnte? — Und wie er auf der Wage der Gedanken alles Schwierige der fraglichen Reiſe erwog, und dachte, ob er ſich auch ſtark genug dazu fände, die kalten Geſchäfte des Verſtorbenen zu beſorgen, und ein warmes Bad hyſteriſcher Thränen hinzunehmen, die Thereſe etwa vergießen möchte, — fühlte er mit einem nervöſen Schauer, daß ein Leben von ſo verhängnißvollem Gewicht und in ewiger Pendel-Schwingung wie das ſeines Bruders den Todten hätte ſo früh hinabziehen müſſen. In Folge dieſer Betrachtungen ſagte er: „Seine Raſtloſigkeit — glauben Sie es! hat den armen Conſtanz aufgerieben."

„Das ſag ich auch!" ſprach der Major, „man bekam Schwindel, vom Hören bloß. Er flog ja, wie auf Fauſts Mantel" — der Hund knurrte — „ſtill da! Dich meine ich nicht, mein Alterchen — von einem Ende der Welt zum andern. Wären wir vom Schöpfer dazu geſchaffen, dann hätte er uns Flügel gegeben wie der Schwalbe, oder uns luftig gemacht wie den Wind. So aber ſind wir Weſen mit Fleiſch und Bein, und ein ſtandhafter Prinz iſt derjenige, der in der Tragödie dieſes Erdenlebens am würdigſten aushält. — Wir ſchreiten bedächtig einher, oder fahren gemächlich mit Vieren. — In der Schrift ſteht, der Herr habe nicht Gefallen an Jemandes Beinen, noch an der Stärke des Roſſes. — Oft habe ich über dieſe Stelle nachgedacht. Wenn ich die Gicht in meinen Beinen ſpürte, da empfand ich, daß der gütige Gott und Heiland kein Wohlgefallen daran haben könnte."

„Und jetzt," ſprach der Adminiſtrator, der nur wie im Dunkeln der Gedankenreihe ſeines alten Freundes gefolgt war, „wo er endlich feſten Fuß gefaßt haben würde, mußte mein guter Bruder ſterben!“

„Ebendeßwegen!“ erwiederte der Major mit verſtärkter Stimme, „ebendeßwegen ſtarb er. Gebt Euch zufrieden, Freundchen!“ — Mit aller Hochachtung gegen den Legationsrath geſprochen; aber ein Mann der Ruhe war er nicht, und ſo machte er ſich mit der Schnellpoſt des Todes davon. Vielleicht war dies der klügſte Streich des Diplomaten, und jedenfalls beſſer als ein ſpäterer Rückzug aus dem neuen Hausſtaate.. Er mochte die alte Urkunde der Liebe hervorgeſucht und manchen Buchſtaben darin verlöſcht gefunden haben. Zum Eheſtande dieſer ſeßhaften Charge paßte er nur ſo wie der Vogel, der ſich im Fluge vermählt, ſein Weibchen dann in irgend einem Neſte ſitzen läßt, wo dann der Teufel nicht ſelten ein Ei in die Wirthſchaft legt.“ —

Hier trat Frau Fabia ein, und bei dem Anblick der frommen Domina des weltlichen Kloſterhauſes erſtarb das böſe Princip dem alten Feldmeiſter auf der ſoldatiſchen Zunge. Er grüßte, ſchlüpfte zur Thür hinaus, durch ein unverſtändliches Murmeln andeutend, er wolle den bewußten Brief holen — und Herr Prälat ſah ſich mit ſeiner Schwägerin allein. Er hatte den Wagen nicht kommen gehört, ihre Ankunft ſchien ihm erſehnt, obſchon ſie allein kam. Auch entſprach Fabia's Geſicht der Empfindung, welche ſie aufnahm. Der ſtrenge Charakter deſſelben war einem Ausdruck von Schwermuth und Erleichterung gewichen, der ſich wechſelſeitig aufhob und ein ſanftes Ineinanderfließen von Klarheit und Trübſinn über ihre Züge verbreitete, das Zutrauen einflößte, ſie werde eine ſchmerzliche

Erfahrung eben ſo wohl zu theilen fähig ſein, als zu beurtheilen wiſſen.

„Es iſt mir lieb, Fabia, daß Du nun da biſt!“ ſagte der Adminiſtrator ihr entgegentretend; aber ſein Gruß klang traurig. „Denke nur, mein guter Bruder iſt todt! und Thereſe iſt nun eine Wittwe, wie Du!“

Frau Fabia erſchrak. Alles, was dieſer Nachmittag für ſie enthalten, trat vor der Wichtigkeit dieſer Worte in den Schatten; aber ein leiſes Streiflicht zuckte auf ihren Lippen — der Geiſt der Wahrſagung erſchien darin, und ein Gedankenblitz des Vergleichs: Thereſe werde nimmer ſein wie ſie.

„Um Gott! was Du ſagſt, mein Bruder!“ antwortete Fabia, „und wäre dieſe Nachricht mehr als ein Gerücht?“

„Dieſe Nachricht,“ erwiederte Jener mit abgeſchloſſener Gewißheit in Blick und Ton, „iſt dieſen Abend durch eine Eſtafette an den Major gekommen. Conſtanz iſt in der Nacht ſeiner Ankunft in — an der Bräune geſtorben, und — alſo erſtickt!“ Dies Letztere ſetzte der Adminiſtrator mit erſtickter Stimme hinzu. Das Waſſer ſchoß ihm in die Augen, und vor Fabia's Theilnahme, welche ſich mütterlich zu äußern pflegte, das heißt, ob auch zartſinnig, doch überlegen — ſchämte er ſich der brüderlichen Thräne nicht.

„Denke Dir das nicht gar ſo ſchwarz,“ ſagte Fabia leidſam, und bemühte ſich, obgleich unverhehlt der eigenen Rührung, ihren Schwager zu tröſten. Sie machte dabei zu Gunſten einer dunkeln Stunde eine Kraft geltend, welche gewiß zu den ſchätzbarſten dieſer oft verkannten Frau gehörte. Fabia beſaß die Gabe eines wunderbar wirkenden Zuſpruchs. Vermöge ſolcher Erfahrungen, die, indem ſie das Leben trüben, den Blick des Geiſtes ſchärfen, war ihr eine tiefere Einſicht in die Herzen vergönnt, als dieſe ſonſt ſelten gefunden werden dürfte, wo es an Weltkenntniß fehlt, die Fabia nicht hatte erwerben können. — Zuweilen ſogar ſprach etwas Sibylliniſches aus ihr. Um ihrer Zuverläſſigkeit willen glaubte man an ſie. Und da Fabia es für eine Pflichterfüllung ihrer Religion hielt, ſich der Betrübten anzunehmen, ſo verſäumte ſie keine Gelegenheit, es zu thun; in ihrem Benehmen lag alsdann eine ſchmerzvergütende Innigkeit, deren ſie gänzlich ermangelte, wo es darauf ankam, ſich mit den Fröhlichen zu freuen. Gegen den Gottesdienſt der Freude war Fabia ſtumpf. Und da ſie im Geiſte der Zerknirſchung den Spruch vor Augen hatte: „Ein zerſchlagenes Herz wird Gott nicht verachten;“ — ſo war ihr nichts von größerem Werth, ſich linden und lieblichen Weſens daran zu beweiſen, als — eine Wunde. So ging ihr des Schwagers Leid ſehr nahe, und zwar um ſo näher, als ſie bedachte, er traure jetzt in gleichem Grade wie um ihren Mann. Und obgleich der verſtorbene Bruder deſſelben ihr ein Fremder geweſen, ſo empfand doch auch ſie ſeinen Tod in einem Nachgefühl ihrer eigenen Verwittwung.

„Mein Herr und Heiland! was iſt doch das Leben!“ ſagte nun Fabia beſchaulicher Weiſe, als der Affect des Schmerzes beſprochen ſchien, „hier ſtand er noch vor wenig Wochen — ich ſehe ihn leiblich vor mir ſtehen. Ich habe es Dir nicht ſagen mögen und Keinem; aber der Bruder kam mir übel vor. Es giebt einen gewiſſen Verfall des Ausſehens, der doch ſelten trügt; indeß wähnte ich, er wäre nur angegriffen von den Anſtrengungen ſeiner Reiſen, auch habe ich ihn früher nicht gekannt. Glaube nur, Beſter! das Zuſammenleben mit Thereſe hätte nicht mehr gut gethan. Sie waren einander entwöhnt, wo nicht gar fremd geworden. Und was iſt denn die Ehe, wenn ſie Jahre zuläßt, in denen man vergnügt ohne einander ſein kann, und nach dem Lebewohl vom Munde des Gatten nun wirklich wohllebt? Der Ehe Bund iſt ſo enge, daß er alles Fremdartige ausſchließt, und wo Mann und Weib einander viel zu erzählen haben, da fühlt gewiß Eins fürs Andere wenig.“

„Du gehſt zu weit, Fabia,“ entgegnete der Adminiſtrator, „Tauſende von Ehegatten werden durch Pflicht und Verhältniß getrennt, und lieben ſich dennoch.“

Darauf ſprach Frau Fabia: „Es mag eine Liebe geben, die in der Trennung ſogar beſſer beſteht; aber es iſt nicht die, welche ich meine. — Was nun Thereſe anbetrifft, ſo dürfte ihr ehelich Gefühl ſchwerlich unter den erſteren Fall zu rechnen ſein. Wer weiß, wie ſehr wir Urſach hätten, für dieſe Auflöſung den Herrn zu preiſen! — Du weißt ja ſelbſt, wie verbitternd Scheidungen anderer Art“ — der Faden ihrer Rede riß bei dieſer geſchwiſterlichen Beziehung ab, und der Adminiſtrator ſchaute düſter wie in eine Ferne der Zukunft oder der Vergangenheit.

„Was ſoll nun aus Thereſe werden?“ fragte Fabia, und wendete die Richtung ihrer Gedanken, „ohne Vermögen, ohne einen Halt, der Luſt am Fleiß, wie jeder Geſchicklichkeit ermangelnd, die da Nutzen ſchafft.“ —

Der Adminiſtrator lächelte dieſer unnützen Sorge. „Ich glaube, gute Fabia,“ ſagte er mit jener Ironie der Duldſamkeit, die nur ganz ſchwach eine Schwäche andeutet, „wir dürfen deßhalb unbekümmert ſein. Das Glück ſelbſt ſcheint ſich ihrer angenommen zu haben, und wen dies ſich zu eigen macht, der braucht nichts als ein Paar Flügel des

Leichtſinns, und dieſe hat Thereſe ſchon.“ Und nun erzählte er ſeiner Schwägerin halblaut, was er vom Major erfahren. Er ſchloß mit den Worten: „So läßt ſich nun abſehen, wie Alles kommen werde. Wenn es nun ein ſchöner Zug von Dir iſt, liebe Fabia, daß Du das Unglück achteſt, und dem vorzugsweiſe freundlich biſt, den — um in Deiner Sprache zu reden — der Herr heimſucht; ſo laß uns Thereſen mindeſtens nicht zürnen, daß ſie verdienſtlos eine Begünſtigte ſcheint; daß noch vor dem Verluſt der Erſatz ſchon Wurzel gefaßt, wie ein neuer Kinderzahn ſchon glänzend daſteht, ehe der erſte faſt ſchmerzlos gebrochen. — Auch das Glück kommt von Gott, und wir ſchmähen den Geber, wenn wir vom Glücklichen nicht glimpflich denken.“

Mit einem gekränkten Lächeln antwortete Fabia: „O! ich will ihr alles Gute gönnen und wünſchen. Der Allwiſſende ſieht ins Innerſte, und weiß allein, ob wir treu erfunden werden oder nicht. Daß ich mich fortan auch der leiſeſten Verurtheilung enthalte, das iſt gelobt. Ach, mein Bruder, welch ein erfahrungsreicher Tag der heutige! Seit geſtern Abend iſt mein Herz nicht aus der Preſſe gekommen. Ich war in Bühle — Du weißt es. Frankenſterns ſind da, und die Gräfin hatte mir geſchrieben. Sie iſt unſchuldig — und ſehr unglücklich. Eine Centnerlaſt iſt von meiner Seele gewälzt; aber ich könnte doch nicht ſagen, daß mir leicht zu Muthe wäre; denn der Vorwurf, wie unrecht ihr geſchehen, wenn auch in Gedanken nur, drückt mich nieder.“ Und nun erzählte auch Fabia ihrem Schwager, wie ſie die Gräfin und ihren Vater angetroffen, und wie Albane ſich erklärt hinſichtlich jenes empörenden Verdachts. Sie endete ihren Bericht mit den

Worten: „Und ſo hat denn mein Mann um ein Nichtiges ſein Leben verkürzt, und das meine mir verkümmert!“

„Sieh, Fabia!“ ſagte der Adminiſtrator nach einer ernſten Pauſe, „hätten wir die göttliche Kraft, einem Menſchen zu vertrauen, dann wäre uns das nagende Gefühl bitterer und fruchtloſer Reue erſpart, und wir hielten uns an etwas Beſſeres, als an Beweiſe. Unſere Sinne ſind falſche Zeugen — nur das Herz ſpricht wahr, in dem Glauben an das ewig Gute.“

Ein Gedenken an Sylvius, an das, was in ſeinen eigenſten Angelegenheiten ihm einſt das Licht dieſer Ueberzeugung verdunkelt — ſchwebte ſchattenähnlich vor ihm auf. „Und Joſephine?“ fragte er mit verhaltener Stimme.

„Sie grüßt Dich — grüßt Dich tauſend Mal!“ antwortete Fabia. „Sie wird für einige Zeit in Bühle bleiben?“ fragte der Adminiſtrator abermals, und ein Gefühl, gemiſcht aus Wunſch und Zweifel, ließ ihn ſeiner Schwägerin dieſe Antwort in den Mund legen. Aber Fabia ſagte nicht ja, nicht nein. Sie legte die Hand an die Stirne und ſprach: „Was wird nun Romana dazu ſagen? Seine Frau iſt ihm ſo nahe — und er hat es keinen Gewinn: die Tochter iſt ihm entrückt, und er muß es geſchehen laſſen. Und wenn Albane Joſephine nicht mehr von ſich ließe, wer könnte es hindern? Es iſt einmal ihr Kind!“

„Wer es hindern könnte?“ entgegnete Herr Prälat lebhaft und mit Wärme; „Du, Fabia! unbeſchadet des mütterlichen Vorrechts iſt Joſephine auch Dein durch die treue Mühe der Erziehung. Du hätteſt, dünkt mich, auch ein Wort dagegen zu ſagen, daß das arme Mädchen in jener unheimlichen Umgebung verkommen ſollte. Joſephine iſt an uns gewöhnt — es wäre auch hart für den armen

Sylvius, wenn er ihre Nähe — dies einzige Glück, was er ohne Vorwurf genießt — einbüßen ſollte.“

„Wirſt Du mit ihm ſprechen?“ fragte Fabia mit kranker, krampfhafter Stimme, „mein Kopf glüht und hämmert; ich werde nun gehen, und mir einen Umſchlag von Kräutereſſig geben laſſen.“

Noch eine kleine Weile hielt ihr Schwager ſie zurück und berieth, auf welche gleichlautende Weiſe dieſe unverweigerliche Mittheilung an den Freund beſchränkt werden könnte und müßte. Dann eröffnete er ihr den Entſchluß zur Reiſe, was der nöthigen Anſtalten wegen auch nicht geeignet war, Fabia's tobenden Kopfſchmerz zu beſchwichtigen. Es giebt jedoch einen Zuſtand des Leibes und der Seele, der die Welt in Trümmer brechen ſieht, ohne etwas mehr als aus Schwäche zu wanken. Mit dieſem wankenden Schritte entfernte ſich Fabia, und Herr Prälat mochte ſeinem Freunde die Ruhe der kommenden Nacht nicht ſtören. Ihm ſelbſt kam und verging ſie ſchlaflos. Als aber der Morgen frühlingshell und heilig erwachte, da ging aus dem Chaos ſeiner Gedanken ein neues Licht hervor, und der Gott in ſeinem Buſen ordnete die finſtern Kräfte. —

Nachdem der Adminiſtrator nun den Brief an den Major geleſen und ſich gleichſam mit eigenen Augen von dem Geſchehenen überzeugt hatte, ſah er die darin enthaltenen Umſtände wie mit andern an. Geſammelten Geiſtes hatte er eine lange Unterredung mit Sylvius, und betrieb dann ſeine Abreiſe, die in der Frühe des nächſten Tages Statt haben ſollte.

Die Officiere in Corpore kamen, um dem Adminiſtrator ihr Beileid bei dem Hintritt ſeines Bruders zu bezeugen; auch die Nonne, die Repräſentantin der ſchlafen gegangenen Geiſtlichkeit des Stiftes, fehlte nicht, ſeinem Verweſer ein Wort des Antheils und der Herzlichkeit über den Entſchlafenen zu ſagen. Sie äußerte ſich dabei in der ihr eigenthümlich milden Gelaſſenheit, die auf der Höhe des Alters und eines erhobenen Charakters mit Ruhe dem Wechſel des Lebens zuſieht. — Veronica ſprach: „Beſinnen Sie Sich einmal, Frau Fabia! Sagte ich es nicht immer, daß die arme Thereſe noch nicht überhin wäre? Solch glücklicher Leichtſinn iſt oftmals zu großer Beſchwerde beſtimmt, und wer immer luſtig und läſſig ſein will, muß ſich endlich durcharbeiten. Das Leben fordert Ernſt, und ſelbſt das Glück iſt gewichtig und trägt ſich ſchwer, wie vielmehr das Unglück! —. Jener berühmte Maler aus Modena, derſelbe, der die heilige Nacht gemalt hat, o wunderſchöne! trug ſich an einem Geldſack todt. Wollte man Thereſe anſpannen, fleißig zu ſein, ſo käme es mir vor, als ſähe ich einen Schmetterling an einer Kette von Drath ſein Futternäpfchen ziehen, wie man Vögel abzurichten pflegt. Ich gönnte es ihr, daß ſie ſich von Blumen nährte.“

Ein wenig Wermuth bitterte auf Fabia's Lippen, da ſie antwortete: „Wenn ich die Schwägerin ſo eitlem Treiben hingegeben ſah, ſo gänzlich unbekümmert um das Eine, was Noth iſt, dann dachte ich wohl an jene Stelle in den Pſalmen, die da heißt: Es wird ein grauſamer Engel über Dich kommen“ —

„Das iſt denn der Gaſthof zum Engel für die Arme geweſen,“ entgegnete die Nonne mit einem ſtillen Seufzer. Die beiden Prophetinnen theilten ſich flüſternd mit, was ſie von der Zukunft der jungen Wittwe dächten. Veronica's Schauen war ein gläubiges im Geiſt der Liebe, die allen Menſchen Gutes wünſcht und das Beſte gönnt. Und weil das Verſagte uns das Höchſte ſcheint, und die Reinheit des Ideals uns für den Nichtbeſitz entſchädigt: ſo that ſich der Himmel vor ihr auf, der Himmel auf Erden, als wofür ſie eine Ehe hielt, aus gegenſeitiger Neigung geſchloſſen.«

Der Fernblick der Frau Fabia hatte die Erfahrung für ſich. Indem ſie wußte, daß eine Frau auch Tugend und Treue bedürfe, um ihren Mann auf die Dauer zu feſſeln, ſetzte ſie das Glück in den Selbſtgenuß eines reinen Bewußtſeins und Thereſe deßhalb in den Fall mancher trüben Stunde, die ſich von vergangenen Tagen herleite.

Frau Fabia mag auf ihre Weiſe Recht haben. Aber eben ſo gewiß iſt es, das jenes ſchöpferiſche Genie des Glückes, woraus die Poeſie des Lebens, ja, das Leben ſelbſt hervorgeht — in etwas Unbewußtem beſteht, und daß die Erfüllung unſerer Pflichten nicht hinreicht, uns ſelig zu machen, hier und dort. —

Unter den Penſionairen des Kloſterhauſes von Sanct Capella hatte nur einer keine Notiz von dem traurigen Ereigniß genommen, Hauptmann Moorhauſen, und der Adminiſtrator, trotz ſeiner Zerſtreuung, ihn doch vermißt, da der gutmüthige Fabuliſt einer wahrhaften Theilnahme an Allem, was dieſe Familie betraf, ſonſt nie zu ermangeln pflegte.

Gegen den Abend — Sylvius de Romana war von einem einſamen Spaziergange in die Wildniß des Waldes noch nicht zurück — Frau Fabia für ihren Schwager mit Einpacken beſchäftiget, und Herr Prälat allein in ſeinem Zimmer, um einiges Nöthige für ſeine Abweſenheit zu beſorgen, da trat der Hauptmann bei ihm ein.

Obgleich Jener verdüſterten Blickes von ſeinem Schreibpult aufſah, als ob der Flor um ſeinem Arm ihm vor den Augen läge, ſo bemerkte er doch, er ſähe den Hauptmann in der Staatsuniform. Die weißen Glaçee-Handſchuh, blendend neu, doch mit einem gelblichen Schein vom langen Liegen — glänzten mit gekreuzten Fingern auf dem Invalidenſtocke, und deuteten auf den Tact der Condolenz, da von feſtlicher Eleganz anderer Art hier nicht die Rede ſein konnte. Seine Miene drückte den Anſtand des Bedauerns und einen Hinterhalt von Selbſtgefälligkeit und Abſicht aus. Er verſicherte ſeine Theilnahme, und gemahnte in dem allegoriſchen Schwunge, den er dabei nahm, an die Sprache eines altmodiſchen Neujahrswunſches, der unter ſeiner Vignette, gepreßt mit den Inſignien der Zeitlichkeit, einen Amor mit flammendem Herzen verbirgt, das im Verhältniß ſeiner Größe zu dem kleinen Gott jenes zwanzigpfündige anſchaulich machte, wovon er einſt erzählt.

Der Adminiſtrator dankte in Kürze und lächelnd. Er erkundigte ſich nach des Hauptmanns Befinden und ſagte, daß, da er ihn dieſen Morgen unter den andern Officieren nicht bei ſich geſehen, er beinahe gefürchtet, Jener, welcher bisweilen an krampfhaften Zufällen litt, hätte ſein Zittern wieder bekommen.

Der Veteran erröthete, faßte unter die ſtraffe Halsbinde, räusperte ſich und ſprach: „au contraire, Wertheſter! ich war nie geſünder und fühle mich wie verjüngt. Meine Natur —“ „iſt vortrefflich; ich weiß es —“ unterbrach ihn der Adminiſtrator, der ſich heute nicht ſtark genug fühlte, den Kampf mit dem Rieſen dieſer Einbildungskraft zu beſtehen.

„Von Zittern keine Spur —“ ſetzte der Hauptmann die Ruhmrede ſeiner Geſundheit fort, „und nur aus einem feſten Grundſatze kam ich nicht früher. Mir widerſteht die übliche, oder vielmehr üble Sitte, daß man mit ſeiner Theilnahme zudringlich werde, und en Maſſe über einen herfalle, dem ein Trauerfall begegnet iſt. Leidtragende möchten auf dieſe Weiſe unterliegen — und Delicateſſe in der Freundſchaft geht mir über Alles.“

„Sie iſt die Grazie des Gefühls —“ entgegnete der Adminiſtrator wie mit trübem Spott; doch konnte er nicht umhin, in dem, was Moorhauſen geſagt, zum erſten Male etwas Wahres zu finden.

„Grazie! ja, auf Ehre!“ antwortete jener, „das iſt das rechte Wort.“ Und das fletſchende Lächeln, womit er es ausſprach, gab den Inbegriff weiblicher Anmuth in die widrige Gewalt eines Fauns. „Dieſe Eigenſchaft,“ ſetzte er mit Grimaſſe hinzu, „iſt jedoch nicht Jedermanns Sache, und ich glaube, ihr verdanke ich es allein, daß mir alle Leute gut ſind. Ich muß etwas Anziehendes an mir haben — wo aber ſteckt es? dachte ich oft. Mir ſelbſt unerklärbar. Als ich ein Knabe war, ſchenkte mir eine alte Pathe einen Magnet in Geſtalt einer Seejungfer — wir können nicht ableugnen, in manchem Sinnbild wirkt Magie. Mein Glück bei dem ſchönen Geſchlecht war enorm — ich könnte Ihnen zum Erſtaunen davon erzählen.“

Herr Prälat entſetzte ſich vor dieſer Möglichkeit und ſprach haſtig in jener flüchtigen Tonweiſe, die nicht zweifeln läßt, man wünſche verſchont zu bleiben: „Zu beſſerer Zeit, Capitain! ein ander Mal wird mir das viel Vergnügen gewähren.“

Doch nichtsdeſtoweniger verfolgte dieſer Unabweisliche den Lauf der Rede wie folgt: „Die Weiber — ich ſage Ihnen —“

„liefen davon?“ fiel der Adminiſtrator mit verzweifelndem Humor ein. Der Hauptmann ſtutzte betroffen, und jener ſetzte vergütend hinzu: „Ich meine, aus Furcht vor dem Sieger.“

„Ah ſo!“ antwortete der Cäſar des Invalidencorps, zufrieden geſtellt, „dieſe kleinen Feinde wiſſen ſich in ihren Waffen zu behaupten. Doch wer ſich ſtark fühlt, der hüte ſich nur vor einer Delila, die ihn an die Philiſter verräth. Auch dem niedlichſten Satan hätte ich mich nicht bei einem Haare faſſen laſſen. — So oft ich ſogar auf eine Dame im Spiel pointirte, Tauſend gegen Eins; ich gewann. Aber ein Mann von Ehre benimmt ſich auch discret, wo er gewiß iſt, ſeine Fortüne nicht zu verfehlen.“

Der Adminiſtrator warf einen vielſagenden Blick auf den kahlen Scheitel dieſes Simſons, und rief mit einem ſtillen Seufzer das Glück an, ſtatt ſeiner ein Thor der Erlöſung zu erſchüttern, daß er frei würde. Es verließ ſofort ſeinen Prahler, der den Stuhl heranſchob, als wolle er dem Zwecke ſeines Beſuchs näher kommen — und entrückte ihm das Ziel.

„Jetzt freilich,“ ſprach der Hauptmann, „habe ich manchen bedenklichen Augenblick, daß ich die Gunſt der Gelegenheit mir entfliehen ließ. — Was nützt mir all' mein aufgeſpartes Vermögen? mein ſchönes Geldchen, und mein Gut? Ich genieße es allein. Das macht grämlich vor der Zeit. Ich bedürfte Jemandes, der mich erheiterte.“

Der Adminiſtrator lächelte ein wenig ſpöttiſch, indem er erwiederte: „Wer ſo Viel in ſich trägt, wie Sie, dächte ich, kann kaum in den Fall kommen, durch Geſellſchaft zu gewinnen."

„Den Teufel auch, mein Freund!" antwortete der martialiſche Moorhauſen, durch den leiſen Stich, der ihm ſchmeichelnd verſetzt worden, empfindlich gereizt. „Ein Mann von ſo ungeheuern Erfahrungen, wie ich, iſt nur um ſo mehr einſam, und bedarf ſeines Gegenſatzes, eines kindlichen Weſens, dem er imponirt, das er glücklich macht, und welches ihn ergötzt — und ſo habe ich denn längſt reiflich überlegt und erwogen — Hm! Hm! es wäre das Zuträglichſte für mich, ich heirathete. Nur ſchwankte das Schiff meiner Gedanken nach allen Richtungen der Windroſe; ich wußte nicht recht, wohin mich wenden, bis ich denn endlich wie durch einen plötzlichen Ruck feſt in meiner Wahl geworden bin."

Der Adminiſtrator ſtarrte den Hauptmann an. Er dachte an eine Windsbraut, und wie das Schifflein, dem danach gelüſtete, vermuthlich auf eine Sandbank gerathen wäre. So ſprach er nicht ohne einen Blick mitleidigen Ernſtes auf den kühnen Segler: „Heirathen? Sie ſcherzen, Capitain."

„Nicht daß ich wüßte —" antwortete dieſer, und zog die Stirn kraus. Mir iſt, wahrhaftig in Gott! nicht ſpaßerlich zu Muthe. Auch wäre das zur Unzeit, Freund! weil aber die rechte Zeit treffen ein Punct iſt, den ich ſtets im Auge gehabt — weßhalb man mich auch beim Regiment den glücklichen Zieler zu nennen pflegte, ſo zog ich mich dieſen Morgen in mein Zimmer zurück, und wartete bis jetzt. Iſt das Gemüth einmal afficirt, ſo wird auch der beſte Menſch leicht in Harniſch gebracht gegen eines Andern Anliegen. Man ſagt: Weilen bringt Gefahr; aber die Eile thut es nicht minder. So erinnere ich mich, daß, als meine Mutter im Sterben lag — es dauerte lange, und es iſt ſchrecklich, daß auch Leute von Rang ſo ringen müſſen — kamen Schlöſſer, Schreiner, und ſo weiter — um die Arbeit für die Leiche, die es noch nicht war, zu erbitten. Darob ergrimmte mein Vater dergeſtalt, daß er einen jener armen Handwerker, die, um das liebe Leben zu friſten, dem Tode vorausgeeilt waren, beinahe gemißhandelt hätte. — An dieſe Scene mußte ich unwillkürlich denken, da ich Anſtand nahm, früher als in dieſem Augenblick mich Ihrer gütigen Fürſprache bei der Wittwe Ihres Herrn Bruders zu verſichern. Uf! nun war's heraus. —“

Der Adminiſtrator zweifelte jetzt nicht mehr, daß Moorhauſen den Verſtand verloren hätte. Er meiſterte daher ſein ſprachloſes Staunen, und indem er in dieſe fixe Idee einzugehen ſchien, ſagte er ſo vernünftig als möglich: „In der That, Sie fühlen fein; es wäre wirklich ein Stückchen Arbeit, das Sie in Thereſens Hand anſprächen. —“

Ein Lächeln der Selbſtzuverſicht verklärte den alten Eheſtandscandidaten. „Sie meinen,“ ſprach er, „die ſchöne Frau würde mir den Kopf warm machen? Thut nichts. Die kleine Hexe hat mir's angethan — werde ſchon mit ihr fertig werden. Eine Gardinenpredigt hält die nicht, dafür ſtehe ich Ihnen. Und dieſe fatale Theologie macht nur verſtockte Sünder und Langeweile. Wir liefern kleine Gefechte, allerliebſte Scharmützel. Sie giebt mir Eins darauf — ich aber liebe das.“ „Capitain Moorhauſen,“ verſetzte Herr Prälat, deſſen Stimmung nicht danach war, dieſen Unſinn länger auszuhalten, „Sie ſind ein eben ſo einſichtsvoller als expediter Mann. Wie zeitig Sie auch in dieſer Angelegenheit kommen, ich habe dennoch Grund zu glauben, es geſchähe in jedem Sinne zu ſpät. Sollte meine Schwägerin ſich wieder verehelichen, ſo ſteht ihr der Mann, den ſie wählt, ohne Zweifel ſchon zur Seite. —“

Dem Hauptmann entfiel der Stock, ſein Geſicht verlängerte ſich zuſehends. Der Adminiſtrator bückte ſich nach dem Bambus und legte ihn in die Hände, an denen jenes erwähnte Zittern ſichtlich zu werden anfing. Und mit unverkennbarer Redlichkeit redete er ſofort: „Sehen Sie dieſe zutrauliche Erklärung meinerſeits nicht für einen Korb an; auch reiche ich Ihnen hiermit nicht den Stab zum Weitergehen in dieſer Abſicht. Nein! nur einen Stützpunct auf dem einſamen Gange, der unter manchen Umſtänden und in gewiſſen Jahren auch ſein Gutes hat. Zuweilen borgt der Geiſt der Lüge die göttliche Stimme, welche einſt ſprach: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“

Der Hauptmann verſtummte. Er bat nur noch, daß ſein Vertrauter auch ſchweigen möge. Die Glaçee-Handſchuhe platzten bei dem Händedrucke des Abſchieds, den er bald darauf nahm. Der Krampf zog ihm die Bruſt zuſammen, das Herz ſchlug Chamade. Er ließ die Flügel tief hängen — und ſelbſt der kleinſte Querpfeifer bei ſeinem ehemaligen Regiment würde dieſen Preiswürdigen jetzt nicht „den glücklichen Zieler“ genannt haben.

Joſephine war nur ein paar Wochen in Bühle. Obgleich faſt kein Augenblick verging, in welchem ihre Gedanken nicht hinüberſchwebten nach St. Capella und weiter noch, da ſie ihren Schutzfreund auf Reiſen wußte —, ſo machte doch ihr jetziger Aufenthalt ſein Recht auf dies empfängliche Gemüth geltend. Die traumhafte Stille des Schloſſes, der melancholiſche Reiz ſeiner Umgebungen, die einſiedleriſche Schwermuth der Gräfin, die ſelbſt der Umgang ihres liebenswürdigen Kindes nicht zerſtreuen konnte — die unheimliche Welt ihres Vaters, welche ſchweigſam die magiſchen Kreiſe zog, wirkte, vereint mit der Stimme der Natur, auf das junge Mädchen, deſſen Herz jedem tiefen Eindruck offen war. Der Frühling hatte ſich indeß entfaltet und prangte in völlig aufgeſchloſſener Schönheit. Auch in die dumpfen Zimmer und Säle des herrſchaftlichen Hauſes von Bühle drang ſein milder Hauch, und die warmen Sonnenſchatten von den aufknoſpenden Blättern der Linde ſpielten an den kalten Wänden und miſchten ihren lebendigen Schein mit dem todten Ernſt der Ahnenbilder. Der Brunnenſtrahl blitzte vielfarbig, wie ein Ueberfluß von Diamanten, und ſein eintöniges Rauſchen weckte eine Quelle der Ahnung in dem Herzen ſeiner düſtern Anwohner, und floß mit dem Strom von Luſt, Leid und Leben zuſammen, der die verjüngte Schöpfung ſchwellte. An einem der ſchönſten Abende hob Graf Frankenſtern den Blick vom Boden auf, über den die Sonne lange goldene Brücken ſchlug, ſo daß die Möglichkeit ihm einleuchtete, ſie zu paſſiren. — Er hatte den lieben langen Tag mit ſo tief geſenktem Auge vor ſich hin geſehen, als wolle er das Räthſel des Daſeins ergründen; doch als jetzt das himmliſche Licht über dieſen Abgrund ſchien, verlangte er, Joſephine ſolle ihn in den Garten führen. Dies war unerhört. Seit Jahren hatte der Graf keinen Spaziergang gemacht, und nur den Sitz im Seſſel mit dem Polſter der Kutſche vertauſcht. Freudig gehorchte das Mädchen, und reichte ſchnell, ehe der Vorſatz ihn gereue, Hut und Stock dar, und ſchlang ein kleines Tuch von perſiſcher Seide zur Fürſorge um ſeinen Hals. Die Gräfin wollte nachkommen.

Vorſichtig leitete Joſephine den ſchwachen Greis die Treppe hinab, und unterſtützte ihn zart, doch jugendkräftig. Seine gleitenden Schritte, das fühlbare Wanken des verfallnen Körpers bewegten ihr das Herz im Buſen, und ihr elaſtiſcher Fuß ging ſo langſam als möglich. Der Bediente öffnete das eiſerne Gitterthor und geleitete ſeinen Herrn mit theilnehmenden Blicken von ferne. Sie traten in den grünen Bezirk. Alles ſtand hier noch unverändert; nur die jungen Bäume waren groß und ſtark geworden, ſeit der Graf ſie zum letzten Male geſehen, einige hingen voll Blüthen und ſchimmerten mit weißröthlichen Büſcheln lieblich zwiſchen dem finſtern Gehölz.

Joſephine athmete tief — und ein leiſer Seufzer, ein Odem von langem Weh, ſchwebte auf den ſtummen Lippen des Grafen, und vermiſchte ſich mit der Wonne der ſüßen, ambroſiſchen Luft. Beinahe taumelnd vor Schwäche, ſtrebte der Graf doch weiter und weiter, obgleich Joſephine ihn beſcheiden aufmerkſam machte, es möchte ihm für's Erſte wohl zu viel werden. So waren ſie an einen Platz gekommen, der eine ſchöne Ausſicht bot. — Unter einer breitäſtigen Eiche winkte ein weißer Gartenſtuhl, ſo hart und kunſtlos, als hätte ihn ein Eremit geflochten — zur Ruhe. Der Graf ließ ſich mit Hülfe ſeiner Führerin darin nieder, und Joſephine ſetzte ſich ſchmeichelnd zu ſeinen Füßen. Es war eine kleine Anhöhe. Der Wind kräuſelte ſanft das grüne Meer der Saat, ein lindes Säuſeln, wie von Geiſterflügeln, regte ſich in den Wipfeln des Baumes. Eine ahnungvolle Stille rings umher! — Der Graf ſenkte das Geſicht, um ſein Auge an dem friſchen Anblick zu ſtärken. Er ſah die Ernte im Geiſt — und die dünnen Halme ſeines Haupthaars weheten ſilberweiß auf und nieder, als wäre das Feld nun reif und der Schnitter in der Nähe.

„Die Welt iſt doch ſchön!“ ſagte er nach einer beſchaulichen Pauſe, „wenn das Leben ſo hervorgeht, und Alles wach wird, wach!“ Und mit fallender Stimme ſetzte er ſcheu und furchtſam hinzu: „Gehſt Du gern ſchlafen, mein Kind?“ —

Joſephine fuhr aus träumeriſchem Sinnen empor. Sie antwortete: „Ich? wenn ich müde bin, ſehr gern. Der Schlaf, die Ruhe der Weſen, iſt etwas recht Erquickendes. In ſanfter Betäubugg ſtärkt ſein Labſal. Wer möchte ihn nicht lieben, dieſen Wohlthäter? — Auch beunruhigt mich nie ein böſer Traum — höchſtens träume ich ſeltſam. In der verwichenen Nacht wärmte ich einen Schneekönig an meiner Bruſt — der war erſtarrt; plötzlich flatterte er auf und verſchwand in den Wolken — und traurig ſah ich ihm nach.“

„Schneekönig?“ erwiederte der Graf, „das iſt ein kleiner Vogel, nicht wahr?“ Und wie aus einem Geklüft ſeines Gedächtniſſes tönte ein Echo jener Stelle: „Der Menſch wird geboren zu leiden, wie die Vögel ſchweben, emporzuſliegen. — In vergleichendem Sinne ſagte er: „Die Vögel des Waldes ſind glücklicher daran als wir; ſie ſteigen aufwärts mit fröhlichem Geſange — die Tiefe nur iſt ſtill und ſchrecklich. Wer aber ſchläft, iſt allein, iſt in Gefahr, und ſchließt ſich ſein Auge, dann —“ Joſephine ſah mit offenem blauen Auge zu dem Greiſe auf, der unter einem Schauer verſtummte, ehe er noch ausgeredet hatte. Sie ſprach mit leidſamem Widerſpruch: „Das will mir nicht ſo vorkommen, lieber Herr Graf. Die Menſchen ſind einſam, und daß ſie es wiſſen, iſt ihr größter Schmerz. Wer aber ſchläft — und wäre es auch im Grabe — genießt unbewußt Frieden, und Gott ſchützt den Schlummer des Gerechten! —“

Graf Frankenſtern ſchien ſichtlich erſchüttert durch dieſe Rede des Mädchens. Mit zitternder Lippe wagte er etwas auszuſprechen, was ein halbes Säculum nicht laut in ihm geworden war, das Bannwort ſeines Dämons. Er ſah Joſephine dunkeln Blickes an, und ſagte: „So fürchteſt Du Dich nicht vor dem — Tode — mein Kind?“

Ein unſterbliches Lächeln verklärte mit der Abendſonne zugleich Joſephinens reine Züge. „Nein! gewiß nicht!“ verſicherte ſie mit Innigkeit. „Ich halte dafür, der Tod ſei ein verkannter Engel, kein Bote der Schrecken. Er kommt ja auch nur auf Gottes Geheiß, wie ſollte er einer kindlichen Seele nicht willkommen ſein — früh oder ſpät! — Das kleinſte Blümchen zerſtiebt, und wenn ſeine Zeit da iſt, erblühet es aufs neue; die Sonne geht unter und ſchöner wieder auf, und das Herz, welches ſelbſt im Traume den kleinen Schneekönig erwärmt, ſollte erſtarren — und nicht für den Himmel ſchlagen? — Könnte ich glücklich-machen, Alle, die ich liebe, ich gäbe gern die kleine Blume meines Lebens hin.“ Ein paar Thränen rollten, als Joſephine dies ſprach, von ihren Wangen, und der Thau auf einer jungen Roſe glänzt nicht ſchöner.

Dies war der wunderbare Augenblick, der eine gequälte Seele erlöſete. Der Graf athmete auf mit leiſem Stöhnen, wie einer, der erwacht, und ſprach: „Ich ſehe ein, daß Du recht haſt, mein Kind, und wie bleiern meine Augen geſchloſſen geweſen. Mir iſt, als ob ein Geſpenſt verſchwände — als ob es Morgen würde. Mir iſt recht klar. Nun will ich erſt noch einmal zu leben anfangen. Sieh! was dort ſo golden funkelt, iſt das nicht Sanct Capella? Vorhin erkannte ich es deutlich. Wir wollen nun nächſtens einmal hinüberfahren.“ Joſephine lächelte wehmüthig, und das Herz war ihr unſäglich ſchwer. „Und glaubſt Du wohl,“ fragte der Graf abermals nach einer ſtillen Weile, „daß ich die Abendglocke höre?“ Dem Mädchen kam ein Grauen an, es war faſt unmöglich in dieſer Entfernung. „Ich bin doch müde von dem kurzen Gange,“ ſagte er mit matter Stimme, „laß mich ein wenig an dich lehnen — oder iſt Deine Bruſt auch krank? —“

Joſephine umſchlang mit weichem Arm ſeine Schulter und drückte das ſinkende Haupt ſanft an ſich. Sie ſchwieg bange, und ſchaute geängſtet aus, wo die Gräfin nur bleiben möge? Da kam Albane. Das leichte Rauſchen ihrer Schritte, den Gang, der ihm ſo treu durch die Wüſte des Daſeins gefolgt, vernahm ihr Vater noch einmal. „Mir däucht, ich ſähe meine Frau —“ ſtammelte er kaum verſtändlich, „warum ſprichſt Du ſo leiſe? — —“ Und jetzt ſprach der Graf nicht mehr, und athmete ſchwächer und ſchwächer. Die Gräfin kniete ins Gras und faltete die Hände; ihr Gebet war ein unausſprechlicher Seufzer. Joſephine glühte wie eine Fackel. Angſt und Abendſchein gaben ihr die flammende Geſtalt eines Cherubs. Sie glich dem Genius des Todes, wenn er ſich des müden Menſchen erbarmt, dem Sinnbild ihrer eigenen Vorſtellung. Mit bebender Hand ſtreichelte ſie den kühlen Scheitel, den der Gedanke verließ, und deſſen Sinne ſchon geſchloſſen waren. Sie legte den Finger prüfend an den Puls der Schläfe, und fand ihn ſtockend — nun ſtand er ſtille.

„Er iſt entſchlafen —“ ſagte Joſephine mit der allerleiſeſten Stimme, als könnte ein Laut ihn wecken.

Albane ſchwieg noch immer und weinte nur heftig. So blieb die Gruppe lange in heiligem Verſtummen.

Jetzt ſchlief Joſephinen der Arm ein; denn der Todte ward ſtarr und ſchwer. Sie lehnte ihn zurück in den Seſſel, und die Seinen ſchauten nun in ſein erblaßtes Angeſicht.

„O mein Vater!“ ſagte die Gräfin mit heißen Thränen, „kann man leichter und ſchöner ſterben, als Du? Dein ganzes Leben war nur eine Flucht vor Dir ſelbſt, eine Furcht vor dem Tode, und freundlich erſchien er Dir, und ereilte Dich zu lieblicher Stunde.“ In zerrinnenden Bildern ſah Albane ſein hartes Geſchick und was ſie mit ihm ertragen. Und ſo ergoß ihr gepreßtes Herz ſich in den bekannten Strophen: „Schlummre wohl indeß, du träge Bürde ſeines Erdengangs! Ihren Mantel deckt auf Dich die Nacht, und ihre Lampen brennen über Dir im heil'gen Zelte. —“

Es ſchien der Gräfin bedeutſam, daß ihr Vater unter einer Eſche verſchieden wäre, welchem Holze dieſes Baumes man eine wundſtillende und ſchmerzheilende Kraft zuſchreibt. —

Die Sterne brannten ſchon am Himmel, und ihr feierliches Licht fand jene Gruppe noch unverändert. Jetzt fing die Abendluft an kühl zu werden; die Gräfin erſchauerte in jenem Fröſteln, welches man nur in der Nähe des Todes empfindet, und auch Joſephinens blühende Wange war ſehr blaß. — Auf einen Wink der Erſteren ward der weiße Gartenſeſſel mit ſeinem ſtillen Inhaber ſacht und ſanft aufgehoben, und nach dem Schloſſe getragen. Hier ließ man die Vorhänge tief herab und die entſeelte Hülle auf ein Lager nieder. Viele Kerzen wurden angezündet, auf daß es hell würde um den allerdunkelſten Schlaf. Albane und ihre Tochter ſetzten ſich zu beiden Seiten des Verſtorbenen und blieben die Nacht hindurch bei ihm, weil ſie fürchteten, er könne im Starrkrampf liegen. Hätte der Graf dies vorausgeſehen, der traute Anblick dieſer erſten Nachtwache würde ihn ſei Leben lang beruhiget haben. An der Kerze, welche ihren geheimnißvollen Schein auf ſeine ſchweigſamen

Züge warf, blühete ein glimmender Brief — dies Auge aber war geſchloſſen, und las keinen mehr. Es hatte ſich für jenen Freibrief geöffnet, der nicht mit Tinte geſchrieben iſt, oder Funken, oder in den rinnenden Sand der Zeit, ſondern mit dem Geiſte des lebendigen Gottes.

Draußen erwachte der Geſang der Lerche, und vor der goldnen Leuchte des Tages erbleichte das nächtliche Licht. Ein purpurner Schimmer breitete ſich allmählich über den Leichnam aus — da verließ ihn die Gräfin unter den Flügeln der Morgenröthe, und begab ſich zur Ruhe, deren ihre erſchöpften Kräfte bedurften. Auch Joſephine wankte von hinnen, zu verſuchen, ob ſie ein wenig ſchlummern könne, doch ihre Pulſe klopften wie im Fieber, und das Herz ſchlug hoch und ängſtlich unter dem weichen Sterbepfühl ihres Großvaters.

Wie Albane es ſich im Stillen gelobt, ſo geſchah es. Die Section des Grafen ward, nachdem der Arzt die Auflöſung deſſelben dargethan, ohne Geräuſch vollbracht, und dann — da kein eigentliches Familienbegräbniß in Bühle vorhanden war, ſein ſterblicher Theil in Sanct Capella beigeſetzt. Das Herz ihres Vaters aber blieb, in einer Urne verwahrt, ihr Eigenthum. — Um jedes Aufſehen zu vermeiden, ging die Beſtattung zu ſpäter Zeit vor ſich, und nur das Heer der Sterne gab dem düſtern Leichenzuge Glanz und Geleit. Still, wie der Thau der Nächte ſinkt, fielen Albanens Thränen, und Joſephine dachte mit Wehmuth daran, wie der Graf wenige Augenblicke vor ſeinem Abſcheiden von der Fahrt nach dem Stifte geſprochen. —

Nachdem der Adminiſtrator ſeiner brüderlichen Pflicht vollkommen und nach beſter Einſicht genügt, kehrte er, zufrieden mit dem Abſchluß deſſen, was ihn hierher gefordert, nach ſeiner Heimath zurück. Auf der langen Reiſe hatte er Muße, über dies Fragment ſeines Lebens nachzudenken, und auch die tiefſinnige Neigung dazu. Seine Brüder waren nun beide todt. Die Beſchäftigung mit den Papieren des Jüngſtverſtorbenen hatte ihn dem Conſtanz inniger verſchwiſtert, als das Vermächtniß der mütterlichen Natur ihn jemals hätte fühlen laſſen, daß ſie ihnen einen Vater gegeben. Er nahm ein beſonderes Gefühl von Einſamkeit mit hinweg — er ſtand nun allein. Wunderbar genug war Thereſe, welche länger als zwei Jahre in häuslicher Verbindung mit ihm gelebt, ihm faſt entfremdet worden, im Gegenſatz zu der Erfahrung, nach welcher eine Auflöſung durch den Tod Familienbande ſelten erſchlafft, ſondern ſie vielmehr enger zieht. Auch hätte die Weite den Verknüpfungspuncten ihrer gegenſeitigen Anhänglichkeit wohl am wenigſten geſchadet. Ein anderer Schutzfreund nahm ſich ihrer innigſt an, und ſolch ein Edelſtein für weibliche Faſſung iſt immer ein Solitair. —

Es lag nicht in Thereſens Weſen, Schmerz zu heucheln, mit Thränen Prunk zu treiben, oder ſich in der Rolle einer Artemiſia zu gefallen. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit veränderte ſie den Faltenwurf des Trauerflors, und verhüllte nur ganz leicht die Bruſt, voll von dem Wunſche, das Leben möglichſt zu genießen, und kaum die Blöße der flatterhaften Schultern, welche keinen Kummer tragen könnten. So hatte die ſchöne leichtſinnige Frau es ihrem Schwager keinen Hehl, daß ſie, ſobald der Anſtand es nur irgend erlaube, den Lieutenant Feldmeiſter heirathen werde, und ſich von dieſem Bündniß des Glückes Fülle verſpreche. Mit jenem entziffernden Inſtinct der Schlauheit, welche unſer Geſchlecht in den geheimſten Zügen eines Männerherzens leſen läßt, verſchwieg ſie ihm die Leidenſchaft, welche dieſe Bürgſchaft leiſtete, und ſprach nur von ſoliden Eigenſchaften des künftigen Gatten, von ſeinem Erbvermögen, das ſie über jeden Mangel hinwegſetze und ſicher ſtelle; als ob ſie darin die Gewähr fände, welche zunächſt auf dem Grade ihrer eigenen Zuverläſſigkeit beruhete.

„So dürfen wir auch hoffen," ſetzte Thereſe wie zum Facit der aufgezählten Summe ihrer Hoffnungen hinzu, „daß die gute Baronin uns ihr ſchönes Gut vermache. Sie hat ſchon ein Wörtchen davon gemunkelt. Dann lebe ich den Sommer über hier, glückſelig wie eine kleine Fee in meinem Blumenreiche. Den Winter aber bringe ich in der der Stadt zu. Eine Officiersfrau ſteht immer ein wenig auf freierem Fuß, auf halbem Sold ihres Standes gleichſam, und iſt von den Philiſtern entlaſſen. — Sieh! ſo geht bei uns das Sprichwort in Erfüllung: Wo Tauben ſind, fliegen Tauben zu."

Der Adminiſtrator hing ſchweigend an dieſem geſchwätzigen Munde, dem er ſo oft ein willigeres Ohr geliehen — und ſprach jetzt wie von einem plötzlichen Ingrimm überraſcht: „Nun ſo ſpanne Deine Tauben vor den Wagen der Liebe, und ſorge, daß ihrer keine der Geier hole."

Thereſe ſah ihren Schwager betroffen an. „Biſt Du mir böſe, Cöleſtin?" fragte ſie, ſcheu geworden, „und dem Rudolph biſt Du wohl auch nicht gut?"

Herr Prälat verneinte mit Hitze jede Animoſität gegen den Nachfolger ſeines Bruders, und ſagte dann: „Wie ſollte ich Dir zürnen, Thereſe? Du biſt ein Weib! —" Er lächelte bitter. Es lag viel herbe Wirklichkeit in dieſem Lächeln, der Zauber jener kleinen einſchmeichelnden Gaukeleien, die das Urtheil eines Mannes ſo leicht verblenden, war verſchwunden. — Er nahm einen kühlen Abſchied von der künftigen Frau von Feldmeiſter; Thereſen aber ſchoſſen ein paar warme Thränen in die Augen.

Die Baronin Lenau empfand, vermöge der Sympathie ihres Geſchlechts, den Kaltſinn, der ihre Schutzbefohlene betrübte, und ſagte, als dieſe weinte: „Das iſt nun nicht anders, meine Goldtochter! wenn das Kind todt iſt, hat die Gevatterſchaft ein Ende.“ —

Der Adminiſtrator hing, wie wir bereits erwähnt, ſeinen ſtillen Betrachtungen nach. Wie anders erſchien ihm Thereſe als ſonſt! Nicht der Bruder ihres Mannes war in ihm gekränkt, ſondern der Mann im Allgemeinen. Er bedauerte es nun nicht mehr, daß ein mitleidiger Tod den armen Conſtanz einer ſchlimmeren Verkältung entriſſen. Er dachte an die Worte des Majors. Dabei konnte er nicht umhin, mit inniger Achtung Fabia's zu gedenken. Er geſtand ſich, daß der pflichtgetreue Sinn einer Frau wohl die Gabe aufwöge, den Augen eines Mannes zu gefallen, und Thereſens Liebreiz ſank gegen den charakteriſtiſchen Gehalt ihrer Schwägerin tief in der Wagſchale. — Doch man vergeſſe nicht, daß Thereſe abweſend war. —

Wenn nun Fabia's Gatte die Augen auf immer vor einem Phantom geſchloſſen, und Thereſens Gemahl einem Schatten nachgejagt, der ihn vor der Zeit ins Grab ſtürzte, ſo mußte die philoſophiſche Selbſtfrage in dem letzten der drei Brüder entſtehen, von welchem Geiſt und Weſen ſein Streben ſei. Er ſtieg bis in die Gründe ſeines Herzens hinab, und was er da gefunden, wollen wir einſtweilen auf ſich beruhen laſſen. — Dort lag ſeine Jugendliebe unter tiefem Schutt in ſich ſelbſt zerfallen; aber der Glaube an dieſe göttliche Kraft ſtand noch feſt, und die Freundſchaft unterſtützte ihn, wenn gleich als Kummerſäule. Die Nachricht von der Ankunft der Gräfin hatte ſeinen Freund Sylvius außer ſich geſetzt, und der Adminiſtrator ihn in dieſer äußerſten Aufregung verlaſſen müſſen. Jetzt dachte er bekümmert darüber nach, was aus dieſem ganz einzigen Verhältniß nun werden ſolle. — In den zarteſten Beziehungen hing ein Theil ſeines eigenen Glückes davon ab — und nicht der kleinſte.

Mit aufgehobenem Gleichgewicht ſeiner Empfindungen kam er in Sanct Capella an, und das Erſte, was er vernahm, war, daß Graf Frankenſtern unterdeſſen ein ſtiller Bewohner des Stifts geworden ſei. Der Verweſer deſſelben erſchrak über dieſen Verweſenden; denn daß Gräfin Albane nun wegziehen und ihre Tochter mit ſich nehmen würde, war die natürlichſte Ideenfolge; aber ſie führte ihn traurig ein. Er trat in das Kloſter wie in eine Einöde. Seine Wohnung däuchte ihm unſäglich weit, und ſo war es ihm im Stillen lieb, daß er am Abend ſeiner Heimkehr mit Fabia nicht ganz allein wäre. Der Major und Schweſter Veronica kamen, den Wirth des Hauſes willkommen zu heißen. Der Adminiſtrator ſtattete Bericht ab, jedoch in Kürze, und hier und da ſogar abgeriſſen. Fragen der Frauen, querfeld eingeſchoben, konnten den Zuſammenhang nicht durchaus ergänzen, wie ſehr es auch der apoſtoliſchen Fabia zuwider war, daß ihr Wiſſen, wie das unſer Aller, nur Stückwerk ſein ſolle, und wie auch Veronica, die fromme Tochter der Kirche, ihre Abſtammung nicht verleugnete und ſich diesmal als Evens Tochter bewies. Wir ſprechen die gute Nonne ſelig, aber von der Erbſünde einer kleinen Neugier gar nicht frei. —

Herr Prälat lief flüchtig über die Vorgänge der Krankheit und über den Hügel hin, worunter ſein Bruder ſchlief, und hielt ſich nur etwas länger bei dem Glück des jungen Feldmeiſter und dem Gute der Baronin auf, das auch zu dieſem gehörte. Von Thereſe ſprach er vermeidlicher Weiſe ſo wenig als möglich. Man nahm das Geſchick dieſer Beiden als ein entſchieden gepaartes an, und ſtellte unter mancherlei Bemerkungen dieſer Ehe das Prognoſtikon.

Der Major hob an: „Der Rudolph hat Glück, und ich gönne es ihm von Herzen, denn er verdient es auch. Er iſt ein tüchtiger Menſch, ein ehrenwerther Soldat — doch mag er ſich in Acht nehmen, daß er nicht zu einem verrufenen Regiment komme. Der Pantoffel iſt ſein Schickſalszeichen — und die verfängliche Deviſe nicht immer von Zucker. Die Schleifen auf dem Schuh ſeiner alten Fee waren, wie mir die Oberſtin erzählte, von geſponnenem Glaſe. Eine gefährliche Maſſe, das! man macht auch kleine Sprühteufelchen davon. Und dabei fällt mir eine merkwürdige Geſchichte ein. Als ich ein Knabe war, ließ ich einſt zur Faſtnacht einen Reſerve-Pfannkuchen in die Taſche ſchlüpfen, worin ſolch ein gehörntes Ding ſtak. Alsbald fuhr der Grünliche durch die geſchmorte Rinde in die ſchwarze Hölle der gegoſſenen Pflaumen hinein, und that wie zu Hauſe. Ich aber aß den leidigen Satanas wie zur geſegneten Mahlzeit, und würde es bis jetzt noch nicht wiſſen, wenn mir nicht ein Splitter von dieſem heilloſen Füllſel die Zunge geritzt hätte.“

„Gott behüte und bewahre!“ rief die Nonne mit frommem Schaudern vor ſolch leiblicher und geiſtlicher Gefahr, und die Geberde des Entſetzens wurde in der Mechanik ihrer Finger zu einem Kreuz. „wie war es möglich, daß Sie ohne Schaden davon kamen?“ Der Major lachte und ſprach: „Was verdaut man nicht Alles, wenn man jung und geſund iſt! — Mein Vater tobte, daß ich den Teufel im Leibe hätte; und die Mama kochte ohne Unterlaß Milchbrei, den ſie mit mütterlichen Thränen ſalzte. — Aber um wieder auf das Vorige zu kommen, ſo will ich von Grund der Seele wünſchen, daß die beiden Leutchen ſich vertragen und einander das Leben nicht verſalzen mögen.“

Fabia lächelte ganz leiſe. Sie ſprach: „Thereſe läſſet ihre Lindigkeit kund werden Jedermann — und das Küchenweſen war nie ihre Sache.“ Der Adminiſtrator bemerkte ſtill, wie ſeine ſchriftkundige Schwägerin ſich glimpflich auszudrücken wüßte, indem ſie doch verſtändlich genug andeutete, daß Coquetterie und Mangel an Häuslichkeit, dieſe Fehler, welche ſie ſo oft zum Aerger gereizt hatten, der ehelichen Glückſeligkeit, von der die Rede war, ſchädlich werden könnten. Und wie in unbewußter Gewohnheit, ſich Thereſe anzunehmen, nahm er das Wort und ſprach: „Der Geiſt einer guten Ehe kann deſſenungeachtet beſtehen. Wie manche treffliche Speiſemeiſterin kocht Gift, vergällt ihrem Manne jede Freude und brät ihn an langſamem Feuer!“ — „Ach!“ entgegnete Veronica, ſchauernd bei dieſer Vorſtellung, mit einem kühlenden Seufzer, „das kann ich mir ſchrecklich denken. Zwar in der Welt, ſagt man — ſoll es da oder dort ſo ſein. Die Frauen, hörte ich, trachten nach eitlen Dingen, ſind fremd daheim und wiſſen nicht Beſcheid weder im eigenen Hauſe, noch in der Herzenskammer des Mannes. Sogar die Kindlein — wenn es nicht etwa böſer Leumund redet — ſind ihren Müttern häufig eine Nebenſache, und öfter läſtig als lieb. — Ich bin nur eine Jungfrau — aber daß mein Geſchlecht dahin entartet wäre, ſcheint mir kaum möglich. So darf man ſich jedoch nicht wundern, wenn heut zu Tage ſo viele Männer die ſchönſte Gelegenheit links liegen laſſen, das göttliche Geſtift des Eheſtandes aufheben und leider Gottes! ledig bleiben. Wenn unſere Frauen fleißiger den Himmel bauten, ſo würde ſich ſeltner ein Stein des Anſtoßes für das Heirathen finden.“

Der Major ergriff die heilige Hand der Nonne, und drückte ſie etwas derb, wenn auch mit Verehrung, indem er ſprach: „Hoch hinaus wollen ſie wohl; aber es wird ein Thurm zu Babel daraus, eine Sprachverwirrung ohne Gleichen. Wo eine Frau den Mann verſtände, da wäre die Looſung: Ein Gott! Ein Herz! Eine Seele! Ein Glück und ein Grab! — Dem Himmel ſei's geklagt! es lautet anders — und tiefer beſehen, denken ſie nur an die Grube. — Sie, Schweſter Veronica, wollte ich heute noch ehelichen. Sie würden jeden Mann nicht allein glücklich gemacht haben, ſondern auch gut.“

Bei dieſer Erklärung in Kürze erröthete Veronica durch die blaſſe Tünche des Alters ſo jungfräulich ſchön, als hätte dies rauhe Betaſten ihrer zarteſten Gefühle auf der feinen Zeichnung des Geſichts eine Spätroſe abgerieben. Herr Prälat kam ihrer beſcheidenen Antwort zuvor und ſprach: „An den Motiven zur Ehe mag es zumeiſt liegen, daß ſo wenige Segen tragen. Auf welches Fundament werden ſie gegründet? — Ich erinnere mich, daß meine Tante vermittelſt einer Karte, der einzigen franzöſiſchen Leichtfertigkeit, die das plattdeutſche Pfarrhaus aufzuweiſen hatte, die innerſten Herzensgedanken jedes Bräutigams in der Gemeinde herausbrachte, indem ſie dabei ein Sprüchelchen im Munde führte, wovon ich nur den Anfang noch weiß: Der Eine thut's um die Ducaten, der Andre um ein ſchön Geſicht — wobei der Onkel, wenn er guter Laune war, die Reihenfolge unterbrach und mit poetiſcher Freiheit darauf reimte: Gerathen — nicht! — Zwölf Ausſprüche enthielt dies pſychologiſche Orakel. Zwölf? lieber Gott! das ſind falſche Apoſtel. Legion heißt ihre Zahl, und dann wäre der Einzige noch nicht darunter, auf den ſich bauen läßt, wahre Liebe!“

„Wahre Liebe!“ wiederholte der alte Feldmeiſter, und es war, als ob das leiſe Spottlächeln, welches ihm auf der bärtigen Lippe ſchwebte, jenes Wort mit der Andacht des Gefühls ausgeſprochen — hohnneckte. „Es iſt damit,“ fuhr er fort, „wie mit dem alleinſeligmachenden Glauben; wie Viele bekennen ſich bloß äußerlich dazu, ohne dieſe göttliche Mutter des Heils im Geiſt und in der Wahrheit zu verehren. Die Mehrzahl der Männer beſteht aus heimlichen Mohamedanern — getaufte Weiber in Maſſen ſind dem heidniſchen Götzendienſte zugethan; in der Ehe aber herrſcht das Judenthum vor, und der Erlöſer wird da tagtäglich gekreuziget, ſo daß ihm die Luſt zur Auferſtehung wohl vergehen möchte.“

„Wer Sie ſo hörte, Herr Major,“ entgegnete hierauf die Nonne, welche es leiſe beängſtigte, ſo oft ein religiöſes Bild, behufs der Rede gebraucht ward, „der ſollte glauben, Sie ſprächen aus Erfahrung. Und doch weiß ich von guter Hand, welch ein friedliches Stillleben Sie mit Ihrer lieben ſeligen Frau geführt haben, wie man dieſe allgemein als eine ganz vortreffliche Dame gerühmt — der Meriten ihres Ehemannes zu geſchweigen.“

Dieſer verbindliche Ausfall auf den ſeinigen, womit Veronica weiblichen Sinnes ſich erwiedernd zeigte, ſchien von niederſchlagender Wirkung auf den Major zu ſein.

Die Menſchen an ihre Verdienſte wie an ihre Verluſte zu erinnern, erreicht faſt immer den Zweck, ſie aus den Vortheil des Angriffs in jene leidſame Stellung zu verſetzen, die der Geſchmeichelte wie der Gerührte unwillkürlich annimmt. — Die buſchigen Brauen des Majors zogen ſich zuſammen und ſeine Augen wurden feucht; das ſanfte Bild ſeliger Tage ſchwamm in ſeinem Blick. Mit ſchwankender Stimme antwortete er: „Meinen Sie, Schweſter Veronica, daß, wenn jene Erfahrung meine eigene wäre, ich ſie ausgeſprochen haben würde? — Meine Frau war gut und brav, und als ſie todt war, da merkte ich erſt, wie ſehr ſie es geweſen. — Doch deßhalb widerrufe ich kein Jota von dem Obigen. Gott beſſer's! es iſt an der Zeit."

Es war auch an der Zeit, dies Geſpräch zu enden. Fabia, verſtimmt durch die Vertheidigung des Schwagers, die er der abweſenden Thereſe nicht minder als der gegenwärtigen angedeihen ließ, hatte kein Wort mehr geſagt. Ihr däuchte, ſie hätte die Koſten dazu getragen. Sein Urtheil ſchien ihr eine Geringſchätzung derjenigen Verdienſtlichkeiten zu enthalten, in denen ſie ſich auszeichnete. Sie wünſchte, er möchte einmal zu der Einſicht gelangen, wie hoch eine gute Wirthin zu halten ſei. Sollte dies jedoch geſchehen, ſo mußte er die treue Fabia vermiſſen. Und indem der Major davon ſprach, daß er die abgeſchiedene Gattin erſt vollkommen gewürdiget, regte dies den Gedanken in ihr an, zu ſcheiden. Sie legte in gekränktem Geiſte das Amt der Schlüſſel nieder, und ahnete nicht, daß dieſe Handlung in der Idee der Wirklichkeit nur um einen leiſen Schritt voraneilte.

Noch immer hatte Gräfin Albane ſich entſchieden geweigert, ihren Gemahl zu ſprechen, weil ſie ſich die Kraft dazu nicht zutraute. Sylvius, der das Heil ſeiner Beruhigung daran zu knüpfen ſchien, daß ſeine Frau ihm angehöre, ließ nicht ab mit Dringen, und ſetzte alle Hülfsmittel in Bewegung. Fabia's Zureden ſchürte den Funken, der in der Aſche glomm, worin Albane büßte — und Joſephinens rührende Fürſprache gewann endlich ihrem Vater die heißerſehnte Gunſt. Der Tod des Vaters hatte ſeine Tochter dergeſtalt erſchüttert, daß ſie glauben mochte, die heftige Bewegung, in welche die Zuſammenkunft mit ihrem Gemahl ſie verſetzen mußte, werde drein gehen. Und ſo war der Entſchluß dazu gleichſam ein Abſchluß aller bisherigen Verhältniſſe, und ſogar erforderlich um Joſephinens willen.

In der Stunde, worin die Gräfin ihren Gemahl in Bühle erwartete, ſaß ſie am offnen Fenſter und allein, von jener ſäuſelnden und ſummenden Frühlingsſtille träumeriſch umwebt, welche aus dem Schlaf des Herzens, aus ſeinem innerſten Düſter herauf, Gefühle der Vergangenheit beſchwichtigt. Als ſie den Hufſchlag ſeines Pferdes vernahm, ſtand der Schlag in ihrem Buſen ſtille, und nicht dies Herz ſelbſt, nur ein Seufzer flog ihm entgegen. Jetzt hörte ſie ſeinen Schritt auf der Treppe — ſein Näherkommen — Zeit und Erfahrung hatten mächtige Fortſchritte gemacht, ſeit ſie den Beſuch ihres Gemahls zum letzten Male in Bonna empfangen; dennoch drang dieſer vertraute Hall wie einſt an ihre Seele, und keine Empfindung, über welche er ſonſt Macht geübt, konnte ihm entweichen. Er trat langſam ein, Albane zitterte heftig, unvermögend ſich aufrecht zu erhalten. Sylvius blieb wie gefeſſelt und gebannt an der Thür ſtehen, und warf einen unausſprechlichen Blick nach der geliebten Geſtalt, welche ſein geweſen war — und eine weite wüſte Welt lag zwiſchen ihnen. „Albane!“ ſagte er leiſe, und ein paar große Thränen rollten über ſeine Wangen, „bin ich Dir gar nichts mehr?“ — O! welch ein Zauber liegt in der Stimme eines Menſchen, der uns theuer iſt oder war! — Solch eine Stimme enthält den Schlüſſel zu jedem Geheimniß der Harmonie, und kann, ob ſie durch tauſend Mißverhältniſſe hindurchklänge, nie zu einem Mißlaut für die Seele werden, worin einmal ihr Echo wohnte. Sylvius hatte ſeinen Jahren voraus gealtert, und *der*, den die Morgenröthe der Jugend einſt zu den Göttern erhoben, zeigte ſich gebeugt von menſchlicher Schwachheit; aber die Stimme war ihm geblieben, mit der er die Geliebte einſt bewegt, daß ihr unſterblicher Antheil der ſeine würde. —

Die Gräfin wendete ſich nach ihm um, mit einem Lächeln der Verzeihung, der Abgeſchiedenheit — wenn wir ſo ſagen dürfen; es war das geiſtſelige Lächeln eines Schattens, was auf ihren Lippen ſchwebte, die ſo ſo wenig eines Lautes mächtig ſchienen, wie ein körperloſes Weſen der Rede fähig ſein mag. Endlich entrang ſie ihnen die Kraft dazu, und ſprach mit bebendem Munde: „Vielleicht, Sylvius, wäre es beſſer geweſen, wir hätten die *begrabene Liebe* früherer Jahre ruhen laſſen; — aber da es einmal Dein Wunſch war, da Du meinſt, es werde zu Deinem Frieden gereichen, daß Du mich ſäheſt, ſo komm doch näher und laß uns freundlich zuſammen ſprechen!“

Dieſe Antwort zerriß Romana's männliche Seele. Was iſt das *Zürnen* der Liebe gegen die ſtille Freundlichkeit der erkalteten! — Wir bemerken dabei, wie es Albanen ſelbſt in dieſer Minute nicht möglich war, ihr Geſchlecht zu verleugnen, und in den erſten Worten, die ſie zu ihrem Manne ſprach, ſeit ſie ihn in den Armen einer Andern geſehen, etwas Anderes zu faſſen, als jene Erinnerung.

Sylvius verſtand ſeine beleidigte Gattin augenblicklich. Daß Albane jedoch ihrer Weiblichkeit ein Genüge leiſtete, ermannte ihn. Gefaßt entgegnete er nun: „Ja, theure Albane! es iſt die Bedingniß meines Fortlebens und der Ruhe, welcher ich noch irgend theilhaft werden kann, daß ich Dir ſage, auf welche Weiſe Du Zeugin jener unſeligen Scene geworden biſt, in der Du mich betroffen. Du wirſt mich dann vielleicht weniger ſchuldig finden, als Du wähnteſt, und mindeſtens — wie Dein Gefühl auch entſcheide — mich bedauern müſſen. Höre mich gutwillig an!“ Hierauf erzählte Sylvius de Romana ſeine Geſchichte mit Tony von Schütz, einfach und wahr. Er verſchmähete, nach edelſinniger Art, Alles und Jedes, was jenem Verhältniß zur Beſchönigung dienen konnte. — Dieſe Mittheilung hatte nicht den Stoff, aber ſeine Kraft, ihn zu bewältigen, erſchöpft; und ſo eilte er zum Schluß und ſprach: „Du weißt nun Alles — und doch auch Nichts; denn ich kann Dir nur die äußeren Beziehungen nachweiſen, die mich in jenes Netz verlockten. Gott aber, der es einſt auflöſen wird vor Deinem Blick, ſieht ins Innerſte, und weiß, daß ich Dich, das Weib meines Herzens! nur allein geliebt, und ewig lieben werde. Wäre es Dir nicht möglich, einen flüchtigen Augenblick zu vergeſſen; in welchem Du an mir zweifelteſt? — Dein Vater iſt nun todt. Was hindert Dich noch, für den Reſt unſeres Daſeins mein zu ſein, zu der öffentlichen Rechtfertigung unſeres geheimen Bündniſſes, und — laſſ' mich es hinzufügen — zu dem Glück unſeres Kindes?“ —

Die Gräfin athmete tief. Sie ſchüttelte leiſe den Kopf, lächelte weinend und verneinend und ſprach: „Der Himmel ſei mein Zeuge! ich zürne Dir nicht. Auch müßte ich mich zuvor ſelbſt anklagen, denn mein Wegbleiben gab Dich ja frei. Doch jedes Zurückgehen iſt unmöglich, des griechiſchen Sängers Gattin verſchwand vor einem Rückblicke. Ein erſtorbenes Gefühl läßt ſich nicht wecken — und jenes, mit welchem ich mich die Deinige wußte — iſt todt. Aber Deine Freundin bin ich noch — Deine beſte Freundin! Ja, Sylvius, die will ich immer bleiben. Mache kein ſo unglückliches Geſicht, Lieber! Frage Dich ſelbſt, ob wir verdient haben, mit einander glücklich zu ſein? — Die Ehe iſt ein Verhältniß der Heiligkeit, nicht aber der Heimlichkeit, und Gott iſt gerecht. Nach ſeinem unerforſchlichen Geſetz und Willen müſſen diejenigen ein Glück verſchmähen, welche es ſich anzueignen wagten ohne höhere Befugniß, als die der Leidenſchaft. — Wir verſöhnen den Himmel durch ein freiwilliges Opfer. So werden unſere Väter uns von dorther ſegnen; hier glaubten wir dieſer Weihung entbehren zu können, als das Band der Stola uns zuſammenfügte. Ich werde nach Bonna ziehen, Sylvius, in jenes Haus, worin Du gelebt haſt, und mich geliebt — mich allein. Still, mein Freund! ich glaube Dir. — Der Majoratserbe überläßt mir das kleine Witthum, und dieſe Angelegenheit iſt längſt berichtiget. Gönne es mir auch, in Frieden einſam zu ſein, und die ſtille Freude meiner Liebe.— Ich werde in Deinem Cabinet ſchlafen, an derſelben Stelle, wo Dein Bett geſtanden, und die alte Einrichtung, wie zu den Zeiten Deines Vaters, herzuſtellen ſuchen. So werde ich Deine Hausfrau ſein, ohne Gemahl — wie ich Deine Gattin war, ohne Dein Haus zu kennen. Ein Theil jener früheren ſüßen Täuſchungen wird mir wiederkehren, der Traum Deiner Nähe wird mich begleiten und beglücken, und ſo werden meine Tage gleichmäßig hinrinnen, wie das Bächlein unter dem Kreuze, welches dort die Wache hält."

„Albane!" rief Sylvius mit heftigem, mit heißem Schmerz, „Du reißeſt mir mein Herz entzwei, und ich weiß nicht, ob gütiger als grauſam? Vermag nichts, Dich zu bewegen, daß Du anderes Sinnes würdeſt?“

„Du ſollteſt dies nicht einmal wünſchen, viel weniger fragen,“ antwortete die Gräfin bedeutſam. „Sieh es doch ein, mein Sylvius, es geſchieht zu Deinem Beſten, daß ich mich Deinem Wunſche weigere. Willigte ich in Dein Begehr, es thäte nimmer gut. Nur auf jene Weiſe können wir vereint ſein — ſonſt nicht. Sänke ich in Deinen Arm; ein Geſpenſt, Dir innig angeſchmiegt, ſcheuchte mich zurück, und ſo oft ich die Ebereſchen Früchte tragen ſehe, würde mein Herz bluten.“ — Und wer möchte ſie zählen, die Tropfen Herzblut, welche bei dieſer Erinnerung der tiefen Wunde entträufelten, die Albane geſchloſſen wähnte? — Doch nur ihre abgehärmte Wange war geröthet, und hellblinkende Tropfen ſtanden in ihren Augen. Sylvius empfand, obwohl durch die Verhärtung des Vorwurfs, etwas vom Zartgefühl dieſes Wehes, und wie jene Stunde nimmer ausgelöſcht werden könne. — Und während eine unſichtbare Feder in der Canzlei ſeiner Gedanken dieſen Ausſpruch unterzeichnete, ſtrebte er mit überredenden Worten noch dagegen an. Er erinnerte ſeine Frau an Joſephine, und wie das Verhältniß des Mädchens ſich bei dem Zwieſpalt der Eltern nun geſtalten ſolle. —

„Sieh!“ antwortete die Gräfin mit nachſinnender Miene, „auch die Mutter muß büßen, was ſie gegen ihre Pflicht als Tochter gefehlt. Es iſt, als ob das liebe Kind mir nicht angehörte. Nur was man ſelbſt gebildet hat, daran glaubt man ein Recht zu haben. — Joſephine ſcheint ſich im Stift ſehr glücklich zu fühlen, ſo könnte ſie zunächſt unter Deiner Aufſicht dort bleiben. Noch bin ich durch die verhängnißvolle letztere Zeit zu befangen, als daß ich ſogleich das Beſte auffinden könnte; aber Gott wird Alles zum Guten leiten! —"

„Wenn Du auf dieſe Weiſe am Ende biſt —" entgegnete Sylvius, ſo dürfte meines Bleibens in Sanct Capella nicht mehr lange ſein, und ich ziehe noch einmal von hinnen. Ruhe zu erwerben, hoffe ich nicht; aber vielleicht eine Ruheſtätte. Du erwarteſt vom Zufall, er ſolle ſich Joſephinens annehmen, da Du ſelbſt das natürlichſte Glück abweiſeſt?" — Die Gräfin ſchwieg, und antwortete nur mit einem ſchmerzlichen Lächeln. Dann ſagte ſie: „Ich liebe Joſephinens Glück mehr als das meine — darin fühle ich mich wenigſtens als Mutter."

Ohne daß Beide es merkten, verlängerte ſich dies Geſpräch bis in den dämmernden Abend hinein. Jetzt ſtand Sylvius auf. Es war Albanen, als ſollte ſie ihn halten, ſo hatten ſich während ihres trauten Zuſammenſeins abgeriſſene Fäden aus dem Gewebe ehemaliger Beziehungen leiſe wieder angeknüpft; denn der Geiſt der Liebe — auch einer abgeſchiedenen — webt geſchäftig.

„Es wird mir nicht leicht, zu ſcheiden —" ſagte Romana mit einem Ton, der dieſe Verſicherung beglaubigte, „meine Füße ſind wie Blei und verſagen mir ihren Dienſt — und das Herz iſt mir noch ſchwerer. Darf ich Dich wiederſehen, Albane?" Er ſah ſie dunkeln Blickes an.

Das Auge der Gräfin glänzte, ein Sonnenſchein verſchwundener Tage war darin; ein Strahl von Freude drang tief in Sylvius Herz. Sie antwortete: „Wenn es Dich tröſten mag —, ſo ſollſt Du mir willkommen ſein." Darauf faßte er ihre zarte Hand, woran kein Trauring blinkte — er ergriff ſein einſtmaliges Eigenthum ſo furchtſam, wenn auch innig, wie man die letzte Hoffnung zu faſſen wagt, und fühlte einen leiſen Druck der ſeinigen. Dieſer elaſtiſche Druck hob mit überirdiſcher Federkraft den Stein von ſeinem Herzen, von der Thür der begrabenen Liebe — und ein Engel des Troſtes, mit Flügeln, ſich zum Himmel ſeiner Heimath aufzuſchwingen, ging daraus hervor.

Der Adminiſtrator ſtand in vollem Anzuge vor dem Spiegel. Er wollte nach Bühle hinüberfahren, und der Gräfin ſeine Aufwartung machen, deren Schickſal mit dem der Seinen in wunderſamer Verbindung zu ſtehen ſchien. Vielleicht hätte das Intereſſe für dieſe Bekanntſchaft ihm dennoch Zeit gegönnt; aber das Verlangen drängte ihn, Joſephine wieder zu ſehen. Das Zimmer war voll Sonnenglanz — Herr Prälat aber blickte, auf keine Weiſe verblendet, die ſchöne männliche Geſtalt muſternd an, welche auch ein mäßiger Grad von Selbſtgefälligkeit tadellos gefunden haben würde. Er ſchaute vielmehr über aller Welt Eitelkeit hinaus, ſich ſelbſt ſo forſchend ins Auge, als ſollte ihm in dieſem Spiegel der Seele die Wahrheit eine Geſtalt gewinnen — und ſeine Finger knitterten noch an den Fältchen der feinen Halsbinde, während er gleichgültig dazu ausſah, und gleichſam unbewußt der verbeſſernden Mühe, die er ſich gab, nur an die Falten ſeines Herzens dachte. Er ſtand ſo ernſt dabei wie auf dem Katheder. — Doch plötzlich ſchien unſer Profeſſor der Pſychologie ſein Studium zu wechſeln, daran zu erkennen, daß er die Farbe wechſelte, und daß ein ſo entzücktes Lächeln in ſeinem Geſicht aufging, als ob er einen Stern aufgehen ſähe. Und wirklich war dem ſo. Die Thür ging auf, und im Hintergrunde des Spiegels — als hätte, der hineinſah, eben eine Frage an den Himmel gerichtet — erſchien ein zauberhaftes Bild. Vor dieſem Glanz jugendlicher Schönheit, erhöht durch einen Schimmer ſeliger Freude, den die Trauer nur wie ein Wölkchen umdüſterte — verſchwand Alles.

„Joſephine! mein einzig Mädchen!“ rief der Adminiſtrator mit dem hellen Laut wonniger Ueberraſchung. „wo kommſt Du her? Eben wollte ich nach Bühle.“

Sie lag in ſeinen umſchlingenden Armen, ihr Herz ſchlug an dem ſeinen — und onkelhaft dreiſt küßte er die ſüßen Lippen. — Dieſer Kuß — die glückſelige Innigkeit dieſes Moments, beraubte das Mädchen der Sprache. „Ach! könnte ich Dir doch nur meine Freude ausſagen, daß ich wieder hier bin!“ ſagte ſie mit einer Stimme, die dieſem Wunſche entſprach. „Seit ich wußte, daß Du da biſt, Onkelchen, hatte ich keine Ruhe mehr. Ich quälte die Mutter — ſie ſagte, es ſchicke ſich nicht. Dies Wort wollte mir nicht zu Sinne. Ich bin ja das Kind des Hauſes — ſagte ich — da mußte ſie endlich meinen Bitten nachgeben.“

Herr Prälat lächelte begeiſtert. „Du Herzenskind!“ ſagte er gerührt. „Alſo hält die Gräfin doch ſo viel auf Anſtand?“ Man glaube nicht, daß in dieſer Frage der mindeſte Vorwurf für die arme Albane lag. Nein! nur eine leiſe Verwunderung, daß bei dem einſamſten Unglück noch dieſer Sinn für das Schickliche gefunden würde.

„Nun, ſo iſt es mir lieb,“ ſetzte er ſchnell hinzu, „daß ich nicht habe zögern wollen, mich ihr vorzuſtellen. Du ſiehſt, ich bin danach angethan — nur mit der Halsbinde konnte ich wie gewöhnlich nicht zurecht kommen.“

„Das ſehe ich!“ ſagte Joſephine lachend, und ſchickte ſich an, nachzuhelfen. „Es iſt nicht allzuſchön gerathen. Dieſer Zipfel hier, nimm es mir nicht übel! ſieht ſo pedantiſch aus, wie die Schlafmütze des ehrwürdigen Primarius im Leidthal. — Iſt es denn ſo ſchwer, ſolch ein Knötchen zu knüpfen?“

Aurorens Roſenfinger verbreiteten keine lieblichere Helle, als das Licht, welches dem Adminiſtrator während dieſer verfänglichen Minute aufging. Sie ſtanden wie ein trautes Ehepaar. Er hatte ſeine Hände an Joſephinens ſchlanken Leib gelegt, die ſchwarzen Bänder ihres Hutes bewegten ſich unter ſeinen tiefen Athemzügen — ihr Athem ſpielte fühlbar wie ein laues Lüftchen, und immer wärmer wurde ihm ums Herz. Er ließ ſie zierlich gewähren, und verhielt ſich ſchweigſam und lauſchend.

Die magiſche Schleife war nun geſchürzt — legen die Grazien jemals eine Cravatten-Fabrik an, ſo wird man das Modell dazu finden.

„Auf bindende Künſte —“ äußerte Herr Prälat etwas gepreßt, „verſteht Dein Geſchlecht ſich ſchon am beſten. Joſephine!“ er hob das Mädchen zu ſich empor, „überhebe mich künftig dieſer Mühe — heirathe mich; liebe, theure Seele! —“

„Onkel!“ rief Joſephine, und machte ſich von ihm los. Ihre jungfräuliche Wange glühte zwiſchen Scham und Zürnen. Sie hielt dieſe Sprache für einen Scherz.

„Ich bin Dein Onkel nicht!“ entgegnete jener heftig, „dieſen Titular-Verwandten hat Dir Fabia aufgedrungen, um den Unterſchied unſerer Jahre durch gehörigen Reſpect hervorzuheben. Aber Dein Mann kann ich werden, wenn ich Dir anſtehe, Du mein Liebſtes! — Ich dachte immer, Du wärſt mir gut — ſo könnten wir zuſammenbleiben, lebenslang — und Alles bliebe beim Alten.“

Da lag das Mädchen an ſeiner Bruſt und ſtammelte: „Wenn es wahr wäre — o Gott im Himmel!“

„Es iſt wahr!“ wiederholte der Adminiſtrator im gefühlteſten Entzücken dieſer Verſicherung, und drückte das holde hingebende Weſen innigſt an ſich, „ich liebe Dich redlich, Joſephine! und will Dein beſter Freund auf Erden ſein. Doch frage Dein Herz! Ich möchte es nicht räuberiſch an mich reißen, aus freier Wahl ſollſt Du es mir ſchenken — oder verſagen. Wer weiß, ob ich Dir nicht zu ernſt bin, zu kränklich — oder was Du ſonſt an mir etwa auszuſetzen hätteſt. Mir haſt Du nur einen Fehler, meine ſüße Kleine! — Du biſt noch ſehr jung — aber ich finde Dich gewachſen. —“ Er lächelte wie ein Liebender, indem er den ſchlanken Wuchs des Mädchens mit einem Blicke maß — „nicht nur wirklich ein Stückchen, ſeit ich Dich nicht geſehen, ſondern überhaupt allen Forderungen und Wünſchen an meine künftige Frau völlig gewachſen.“

In reizender Verwirrung antwortete Joſephine: „Es mag vielleicht geziemend ſein, daß ein Mädchen an ſich hält; ich gebe Dir mein Ja ohne Weiteres. Wen könnte ich lieber haben? — Alle meine Wünſche ſind erfüllt. In dieſem Augenblicke weiß ich es erſt ganz, wie unglücklich ich geworden wäre, wenn ich Dich und dieſes geliebte Haus hätte auf immer verlaſſen müſſen! Jetzt bin ich Dein! —“ Sie warf ſich mit dem Ausdrucke der liebevollſten Hingebung in ſeine Arme. — Er umfing ſie jauchzend, und der Spiegel verdoppelte ein Bündniß, magiſch geſchlungen, in dem einfachen Glück der Herzenseinigung, dem einzigen, was es auf Erden wie im Himmel giebt. —

Beide hatten in dieſen ſeligen Minuten weder an die Gräfin, noch an Fabia oder Sylvius gedacht, die doch auch ein Wörtchen dazu ſagen könnten. Es giebt einen Inſtinct der Ahnung für unſer Geſchlecht, welcher uns einem unwillkommnen Vertrauen entrinnen läßt, wenn es unſer Herz etwa wie ein Pfeil treffen könnte. — Auch Frau Fabia entrann auf leiſer, aber ſicherer Spur dem, was ihr Schwager ihr zu ſagen hatte. Joſephine flüchtete mit ihrem Glück in das Betſtübchen der Nonne, und legte das Bekenntniß deſſelben auf dieſem jungfräulichen Hausaltare nieder. — Sylvius war nicht daheim. Zeitiger, als es nöthig geweſen, brach Joſephine auf, und der Adminiſtrator begleitete ſie. „Hätte ich doch nicht geglaubt,“ ſagte das Mädchen mit jener Traulichkeit, in welcher auch die ſchüchternſte Verlobte ſich dem ausſchließendſten Vertrauen annähert, woran der Geliebte ein Recht hat, „daß ich einmal Gott danken würde, von Sanct Capella wegzukommen, und heute iſt mir ſo. Ich konnte kein Auge aufſchlagen — Fabia hat mir die heimliche Braut anſehen müſſen. Lieber! verſäume doch ja nicht, ſobald als möglich mit ihr zu ſprechen. Ich thue es bei der Mutter, und davor bangt mir weniger.“

„Meinſt Du,“ fragte Herr Prälat, „der bürgerliche Eidam werde der Gräfin genehm ſein? — wenn dieſe Hoffnung nur nicht allzukindlich iſt, Joſephine! —“

Das Mädchen ſchüttelte den Kopf zu dieſem Zweifel und ſprach: „Du kennſt die Mutter nicht, mein Freund! — Sie iſt ſo gänzlich ohne Anſpruch und Eigenſucht — Fabia hingegen —“ Joſephine flüſterte dieſe Worte, „neigt ein wenig zur Eiferſucht, und es iſt eine ganz andere Zuverſicht, die ich zu jener habe als zu dieſer. Ewig werde ich Fabia dankbar ſein; denn ſie hat mich treu erzogen, und ohne ſie wäre ich nimmer nach Sanct Capella gekommen; aber das Blut aus meinen Adern wollte ich verſtrömen, daß ich die theure Albane nur einmal lächeln ſähe.“

Der Adminiſtrator entdeckte noch an demſelben Abend auf einem einſamen Spaziergange dem Freunde ſein Herz. Sylvius nannte ſich ſeinen größten Schuldner, und gab ihm damit das gelegene Wort zur Hand.

„Wir könnten ſehr bald mehr als quitt werden —“ gab ihm jener zur Antwort, „Du nahmſt mir einmal die Braut — gieb mir Deine Tochter zur Frau, ſo bin ich nicht mehr Dein Gläubiger, ſondern ſchulde Dir zwiefach.“

„Wenn dies Dein Ernſt iſt —“ entgegnete Herr de Romana, „ſo nimmſt Du einen Kummer von meinem Herzen, und Niemand kann bei dieſem Wunſche des Deinigen froher betheiligt ſein, als ich. Es iſt mir eine Sorge geweſen, das Mädchen werde die Jugend hinkümmern bei der traurigen Mutter, und mit all ſeiner Liebenswürdigkeit der Beſtimmung des Geſchlechts verloren gehen. Was wird aber Albane dazu ſagen? Und biſt Du Joſephinens Neigung auch gewiß?“

„Ich denke doch!“ antwortete der Bräutigam lächelnd, „ſo gewiß man irgend einer weiblichen Neigung ſein kann. —“ Ein leiſer Seufzer verwebte ſich dieſer bedingten Vorausſetzung.

„Auch hoffe ich,“ ſetzte er hinzu, „das Kloſter werde mich ſchützen, das Invalidencorps — und endlich die fromme Veronica. Wiſſe! ein Engel der Treue wohnt in der Nonne, und wird, wenn dieſe ſeine kleine Herberge einſt zuſammenbricht, den Ort nicht verlaſſen, den er ſo lange heimlich geſegnet. — Sieh, Freund! ich habe Zeit gehabt, reiflich darüber nachzudenken, welche Eigenſchaften der Frau einen Mann vor allen glücklich machen können, und da iſt denn bei meinem Denken und Sinnen nur jener Satz herausgekommen, den ich mir gemerkt, daß ſich auf der Erde in jedem Beiſammenleben der Kopf erſchöpft, Witz und Phantaſie und Verſtand, nur aber nie ein gutes Herz, das eine ewige Quelle iſt.“

Romana ſchwieg, und ſein Freund fuhr nach einer Weile fort: „Aus welchen wunderbaren Stoffen beſteht eine einzige Miſchung, die wir Liebe nennen! Glaubſt Du wohl, Sylvius, daß jene ſympathetiſche Regungen der Freundſchaft für Dich, nur zarter — mich zuerſt an das Mädchen knüpften? Die magnetiſche Kette der Gefühle, wie weit auch angelegt, läßt uns empfinden, wo unſer Herz ſtark berührt war. Was mich ferner mit zärtlicher Innigkeit für das Mädchen erfüllt, iſt nicht die holde Bildung allein, ſondern auch der Einfluß ihrer Bildnerinnen. Darunter dürfte Fabia's der bedeutendſte geweſen ſein, und Fabia iſt mir doch ſehr achtungswerth.“

„Und das mit Recht —“ erwiederte Sylvius. „Sie gehört meines Erachtens zu den unerkannten Größen. Ihr Charakter, nur etwas zu ſchroff für eine Frau, iſt ein Fels für das Vertrauen. Ich ſchätze Fabia ſehr hoch.“

Der folgende Morgen war ſchon weit vorgerückt, ohne daß Herr Prälat einen Augenblick hätte finden können, in welchem ſeine Schwägerin zu ſprechen wäre. Frau Fabia ſchien von kleinen geſchäftigen Sorgen umringt, ſo daß ſein Vertrauen nicht Raum gewann; eine finſtere Zerſtreuung in ihrer Miene ließ ihn den heitern Muth nicht ſammeln, mit ihr über eine Sache zu reden, die ihm mehr am Herzen lag, als was zu Nutz und Frommen ſeiner Häuslichkeit geſchehen möchte. Ihr Blick ſogar war vermeidend — und wich ihm aus. Endlich haſchte er den günſtigen Moment und ſprach: „Gönne mir ein paar Minuten, Fabia! ich habe Dir etwas Dringendes zu ſagen.“

Fabia machte ihre Hand, welche er ſanft gefaßt hatte, leiſe los, ſetzte ſich nieder, jedoch mit jener Art, die es deutlich macht, daß man ſich nur auf flüchtiges Verweilen einlaſſen könne und wolle, und ſagte: „Nun, ſo laſſe doch hören, wie dringend das ſei, was ich vernehmen ſoll.“

Der Adminiſtrator war um ſeine Faſſung zu dem Vortrage, er wußte nicht wie? — Er antwortete mit merklicher Verlegenheit: „Deine Stimmung, Fabia, iſt meinem Wunſch nicht freundlich, und wirkt auf mich zurück. Ich wollte Dir eben eröffnen, daß ich — daß Joſephine —“ Fabia lächelte, ihre Geſichtsfarbe war bläſſer als gewöhnlich. Sie ſprach: „Das käme zu ſpät, Freund — die Gräfin hat mir dieſen Morgen geſchrieben, daß Du ihrer Tochter den Antrag zur Heirath gemacht. Sie giebt Dir ihre Einwilligung; ich aber habe nichts zu geben, als den Wunſch, daß der Herr Alles wohl gelingen laſſe!“ Und während Fabia dieſe Worte ſagte, zerrann ihre Stimme und das Lächeln ihres Mundes in Wehmuth, in Wermuth — und ihr Schwager, erſtaunt über die Taubenpoſt der weiblichen Mittheilung, fühlte eine heißes bitteres Aufwallen in ſeinem Herzen, über das er nicht ganz klar werden konnte. Er nahm noch einmal ihre Hand in die ſeinige und ſagte mit ergreifenderem Ton: „Fabia, es ſcheint, Du zürneſt mir. Glaube nicht, daß ich Dir zurückhaltend eine Abſicht verſchwiegen — ich bin mir keiner bewußt geweſen. Der Gedanke war nur ein Blitz, in welchem mir einleuchtete, Joſephine werde als mein Weib mich glücklich machen. Und wenn dieſe Hoffnung wirklich wird, wem werde ich es verdanken als Dir? Du haſt das Mädchen erzogen. Dein frommer, feſter Geiſt wird fortwirken zu meinem Glück. Ich denke, wir wollen freundlich zuſammenleben — nicht? —“

Fabia ſah ihn verdunkelten Auges an. „Nein, Bruder!“ antwortete ſie mit jener Beſänftigung und Ruhe, die nur der Selbſtgewißheit angehört, „das würde nimmer gut thun. Das taugt nichts — würde der Major ſagen —“ Fabia lächelte bei dieſen Worten noch einmal, und zwar ſehr ſchmerzlich. „Darum entlaſſe mich, Lieber! ich laſſe Dir dafür meinen beſten Segen. — Jenes Geheimniß, das mich unter Deinen Schutz ſtellte, iſt gelöſ't — Was ſollte Dich hinfort noch an mich binden? — Dein Herz hat an einer Pflicht genug, und dieſe umfaßt der Trauring. Ich werde mit der Gräfin ziehen. Die arme Albane wäre ja ſonſt ganz verlaſſen, und es iſt billig, daß ein treues Gemüth ihr vergelte, was ſie an dem Vater gethan. Der Herr hat den Willen dazu mir in den Sinn gegeben.“

Der Adminiſtrator ſtand ſtumm und ſah zu Boden.

Fabia fuhr nach einer kleinen Pauſe mit ſteigender Bewegung fort: „Wir wollen nach Bonna. Dort hat die Gräfin einen Wittwenſitz, den ſie ſchwerlich tauſchen möchte um einen Thron, das Vaterhaus ihres Gemahls, Heiland genannt. Dort iſt mein Platz. Hier würde ich überflüſſig ſein, das macht alt vor der Zeit. Die Heimath aber giebt auch in ſpäten Tagen einen Theil der Jugend zurück. Ich werde die Wohnung meiner guten Eltern wiederſehen und jener harmloſen Zeit gedenken, wo ich darin glücklich war. Ich werde in der Nähe ihrer Gräber leben — und den Garten des ſüdlichen Daches pflegen, den der ſelige Oberförſter Romana angelegt — die Sonne mag jetzt wohl eine Wüſte darauf beſcheinen. — Ich bin alsdann — Du weißt es — an geeigneter Stelle, und gleichſam wie auf meines Zions Zinnen.“

„Fabia!“ antwortete ihr Schwager von einer ſeltſamen Rührung bewältiget, „beſinne Dich anders — bleibe bei mir! es wird ſich für die Gräfin ein Ausweg treffen laſſen. Du biſt mir nothwendig geworden, Du gehörſt zu meinem Glück. Auch iſt Joſephine noch ſo jung und unerfahren, als daß ſie Deines Rathes nicht wohl entbehren könnte.“

„Sie hat Dich!“ entgegnete Fabia mit einem Nachdruck, der alles Weitere hob, „und alſo den Rath und den Helſer dazu. Und was wirthſchaftliche Leiſtungen anbelangt, darauf legſt Du ja wenig.“

Auch Fabia, meine Leſerinnen, war eine Frau, und nur ein weiblicher Engel würde es verſchmäht haben, ein verkanntes Verdienſt geltend zu machen. Es iſt eine göttliche Sphäre, allwo der Ruhm verſchwindet, den wir vor den Menſchen haben und vor uns ſelbſt. Wir aber leben auf der mängelvollen Erde, niedergehalten von dem Bedürfniß menſchlicher Schwachheit. Das alte Lied des Lebens ſingt uns in getragenen Tönen ein. Es war nur ein Aufſchwung unterdrückten Gefühls, in welchem Fabia ſich im Geiſt ihrer Sinnesweiſe zu erheben glaubte.

Der Adminiſtrator dachte beklommen dem Entſchluß ſeiner Schwägerin nach, denn es fiel ihm in Wahrheit ſchwer, ſie künftig zu vermiſſen. Seine brüderliche Freundſchaft für die getreue Fabia ließ ihn nicht ergründen, aus welchen Urſachen ſie ſo feſt auf dem Abſchied beharre.

Es giebt nur einen Dietrich, dem kein Aufſchluß widerſteht, der ſich ohne Schwierigkeit in den Beſitz der geheimſten Gedanken ſetzt. — Die Geheimniſſe der Seele liegen unter magiſchem Schutz, und nur durch ihn ſelbſt können ſie beſchworen werden. —

Freilich ſah Herr Prälat ein, daß Fabia, im Ganzen genommen, Recht hätte, daß ihre häusliche Unfehlbarkeit Joſephinens ſchüchternen Verſuchen, als Hausfrau für ſich allein zu ſtehen, hinderlich ſein würde; daß die Gräfin Jemandes bedürfe, der mit zarter achtſamer Sorge um ſie ſei — und wie es in der religiöſen Bußfertigkeit von Fabia's Charakter liege, ſich ſelbſt zur Sühne zu geben für das Unrecht, was dieſer geſchehen; — aber dennoch geſtaltete ſich dies Verhältniß nicht nach ſeinem Wunſch und es war ein Zwieſpalt in ſeinem Herzen, als ob eine Flamme ſich trenne. —

Frau Fabia nahm ſich zuſammen, auf daß ſie ein achtungsvolles Gedenken mit hinwegnähme. Sie ordnete alles mit Umſicht und ſtimmte nicht dafür, daß die Hochzeit weithin aufgeſchoben würde. — Aus der Ferne kamen Briefe, welche den Zeitpunct von Thereſens zweiter Verbindung um nicht viel ſpäter anberaumten. Dann wollten die Neuvermählten im Herbſt zum Beſuch nach Sanct Capella kommen. Major Feldmeiſter verjüngte ſich vor Vergnügen. Er hätte ſich beinahe von ſeinem Sprichwort entwöhnt, denn fand er gut, wie das Schickſal ſeiner Freunde ſich gewendet hatte, und — Alles taugte ihm. —

Hauptmann Moorhauſen ſprach von einem Urlaub über Winter. Vielleicht wollte er im gigantiſchen Eiſe ſeines Gutes die Schamröthe abkühlen, womit er der Ehewerbung gedachte, und in dieſem zerſprungenen Weltſpiegel nur ein Bild ſchauen, wie der Kryſtallpalaſt ſeines Wunſches, aus dem Froſt des Alters erbaut, zu Waſſer geworden wäre. —

Den Tag vor der Hochzeit brachte Fabia ihr Haushaltungsbuch ihrem Schwager, ihm Rechnung abzulegen; zu gleicher Zeit entledigte ſie ſich des Amtes der Schlüſſel. Die Redlichkeit, womit ſie beides geführt, gab dieſem kleinen Act etwas Feierliches.

„Fabia!“ ſagte der Adminiſtrator gerührt, „wollte Gott! mein Facit wäre einſt dem Deinen gleich, und wir Alle könnten in der Rechnung beſtehen, wie Du! — Wie treu hat Deine liebe Hand auf meinen Nutzen geſehen! Der Himmel möge Dich dafür belohnen!“ Er küßte die nützliche Rechte mit einer größeren Wärme als der Dankbarkeit — und dieſe zuverläſſige Hand zitterte ein wenig. —

Am Morgen der Trauung — Joſephine war nur wenige

Tage vorher von Bühle nach dem Stift zurückgekehrt — brachte Schweſter Veronica ihrem Liebling den Brautkranz. Sie waren allein. Mit zitternder Stimme ſagte ſie: „Joſephine! mein theures Kind! hier bringe ich Dir den Kranz, von meinen Händen ſollſt du ihn empfangen.“ Das zarteſte jungfräuliche Bewußtſein lag in dieſen Worten. „Und indem ich Dir ihn aufſetze —“ die Nonne that es mit leiſem Beben, „iſt es mir, als würde mein liebes Kloſter mir wieder eingeſetzt. Liebe und Treue ſind doch Altäre, die der Himmel aufrecht hält! — Als ich im Frühling die Zweiglein von der Myrte ſchnitt zu dem Todtenkränzchen für die kleine Julie, und Perlen dazu fädelte, wenn mir das der Baum damals geſagt hätte! — Auch in dieſen habe ich Perlen geflochten, Freudenperlen! Segensthränen! Trage ihn zu lebenslänglichem Glück! Die Krone der Unſchuld, die Dir Dein Engel reicht, die trägſt Du ewig! — Heute fühle ich wieder, wie groß Gott iſt! wie gut! — Ich bin Jungfrau und Dein bräutlicher Anblick läßt mich das Entzücken einer Mutter empfinden. Ich werde nun nicht einſam ſterben; Du, geliebtes Kind, wirſt mir meine Augen ſchließen — und dann den Ring erben.“

Joſephine umſchlang die Nonne und drückte ſchon jetzt ſanft küſſend die weinenden zu, das heilige Vermächtniß zu beſiegeln. Sie war eine Erbin dieſes Herzens und ſeines Friedens.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechsundfunfzigſter Band.

Der Alte Überall und Nirgends. Die Sphinx.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

P.O. germ. 571 / 56-62

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Alte Überall und Nirgends.

„Glaube an ihn — ſo wird er
Dein Warten belohnen.“
Thomas Thornau.

Die ländliche Schule war geſchloſſen; mit fröhlichem Lärmen, ihre Fibeln unter dem Arme, ſtrömten die Kindlein ins Freie und hüpften mit hungrigem Verlangen ihrem ſchwarzen Vesperbrode zu; der Ludimagiſter aber, ſchwarz angethan, gebot mit aufgehobenem Stocke und der Miene voll befehlenden Ernſtes der wimmelnden Schaar Stille! — Er ging, den Adjunctus an ſeiner Seite, über Land, um bei einem Begräbniſſe ſein Amt zu verrichten, und ein barfüßiger Choraliſt trug ihm den Trauermantel und das Geſangbuch nach.

Unter dem breiten Ahorn, der ſeine Schatten über das niedere Schulhaus wölbte, blieb eine anziehende Gruppe zurück. Da ſaß Röschen, die älteſte Tochter des Schulmeiſters Liebich und verlobte Braut des Adjunctus, an dem zierlichen Spinnrade; eine blühende, dralle Brünette! Das Mädchen ſummte wie im Fluge, die runden, geübten Finger zogen aus dem ſilberweißen Flachſe haarfeine Fäden, während ihre ſchwarzen, blitzenden Augen an dem keuſchen Joſeph hafteten, der auf dem Zerrbilde des goldenen Rockenbriefes vor der buhleriſchen Potiphar Reißaus nahm. Chriſtel, Röschens jüngere Schweſter, erſchien als das Gegenſtück der muntern Spinnerin. Das feine Geſichtchen, zart und blaß, als wäre ſeine Frühlingsblüthe von einem ſtürmenden Froſte verweht worden — beugte ſich ſinnig herab auf eine düſtere Arbeit; ſie nähete dem Vater, der an Kopfgicht litt, ein ſchwarzes Tuchkäppchen. Die blinde Großmutter ſaß zwiſchen den beiden Mädchen, und ihre ſchwache Hand bewahrte mit dem leiſen Schwunge des Fliegenwedels den Fleiß ihrer Enkelin vor dem Schwarm ſtechender Inſecten.

Auf der dörflichen Straße wirbelten Staubwolken auf, und eine ſtädtiſche Equipage nach der andern rollte vor das Amthaus; denn morgen ſollte das Gut an den Meiſtbietenden verſteigert werden, und die Käufer kamen, es ſich anzuſehen. Jetzt ſchwankte auch ein hochbeladener Wagen, voll Meublen und Hausrath, vorſichtig in Stroh gepackt, an dem Schulplatze vorüber und hielt vor dem Pfarrhauſe. Röschens Fuß ſtand auf dem Trittbrette ſtille; mit Blicken voll unſchuldiger Neugier maß ſie den verhüllten Reichthum der neuen Wirthſchaft, der ihr genügſames Herz in Staunen verſetzte; aber die dunkelblauen Augen der ſtummen Chriſtel, wie ſie dem Wagen nachſah, füllten ſich mit Waſſer, und eine verſtohlene Thräne rann auf die ſchwarze Nath, an der ſie ſäumte.

Die Großmutter lächelte in ihrem glücklichen Dunkel den warmen Sonnenſchein an, der ihr kühles Alter erquickte; ſie blickte nur noch in die Welt der Erinnerung, und dieſe ſchien heute dem lichtloſen Auge der Matrone allen Zauber verſchwundenen Glückes zu entfalten, denn in ihren eingeſunkenen Zügen drückte ſich Vergnügen und ſtille Freude aus.

„Ich weiß nicht,“ wiſperte die Großmutter, ungehört, weil die Mädchen jetzt keine Ohren, ſondern nur Augen hatten, „warum mir heute ſo wunderbar wohl iſt! Ob ich nur etwa bald ſterben werde? — Ich möchte glauben, es ſtände mir ein Glück ſo nahe, daß ich es nur mit den Händen erfaſſen dürfte, das Herz ſchlägt mir unruhig und doch froh — ach lieber Gott! was haſt Du mit mir vor?“ —

„Chriſtel!“ ſagte Röschen und duckte ſich, „ſieh mich einmal an!“

Chriſtel hob die naſſen Augen ein wenig zu der Schweſter auf, und dieſe fuhr fort: „Nicht wahr, der Wagen da iſt Dir über das Herz gegangen; — ich merkte es gleich. Ei! laß den Kram fahren und den falſchen Paſtor dazu! An Deiner Stelle ſchlüge ich mir ihn aus den Gedanken und dächte: Es giebt der Töffel mehr, die beſſer ſind als Er!“

„Was habt Ihr denn, Kinderchen? ſagt doch!“ fragte die Großmutter mit der dringenden Wißbegierde der Blindheit und des Alters.

Röschen antwortete leichthin: „Ach! wir redeten nur ſo. Der Hausrath von der Paſtorbraut fuhr vorbei, ſie hatten das Gepäck, wer weiß wie ſehr, aufgethürmt — da ging es der Chriſtel nahe; Ihr wißt wohl, Großmutter, warum? ich aber ſprach, ſie ſolle es gut ſein laſſen und ſich nicht grämen; iſt doch noch nicht aller Tage Abend gekommen.“

„Liebes Kind!“ ſagte die Großmutter mit tröſtender Stimme, „betrübe Dich bei Leibe nicht! Du würdeſt Dich damit verſündigen. Es war gewiß nicht recht von dem Pfarrer, daß er Dir ſolche Dinge in den Kopf ſetzte; aber auch ein Geiſtlicher bleibt ein Menſch, ſchwach und ſündhaft wie Andere. Allein hätte er auch redlicher an Dir gehandelt, es wäre die Frage, ob es ein Glück für Dich geweſen. — Wenn ein armes Mädchen von geringem Stande durch eine vornehme Heirath verſorgt wird, dann iſt die üble Nachrede und der Neid der Menſchen geſchäftig. Wäreſt Du einmal mit Deinem Manne auf das Schloß zur Tafel gegangen und hätteſt, wie es Mode iſt, den Sonnenſchirm in der Hand getragen, ſo würden die Leute an den Thüren ſtehen geblieben ſein und geſagt haben: Hm! ſonſt ſchwang ſie den Bakel, wenn der Vater nicht zu Hauſe war.“ —

Die blaſſe Chriſtel erglühete. „O liebe Großmutter!“ bat ſie verletzt, „ſchonet mein! Ihr glaubt doch nicht etwa, daß es Hochmuth von mir geweſen“ — —

„Hochmuth,“ wiederholte die Alte, „nein, mein Kind! dann widerführe Dir nur die verdiente Strafe. Zwar haſt Du Dich von Kindesbeinen an über Deinen Stand erhoben, und ich wüßte nicht, wie ein Müller, Brauer oder Krämer oder ſo ein dergleichen vornehmer Landmann es anfangen wollte, Dich zur Ehe zu begehren; aber es liegt Dir, ſo zu ſagen, ſchon im Blute, und was einmal des Menſchen angeborene Natur iſt, das läßt ſich nun und nimmermehr ausrotten. Dieſe Erfahrung“ — hier ſeufzte die Großmutter tief und ſchwer — „habe ich leider Gottes! mit Trauer und Thränen gemacht. Mein Sohn Emanuel“ —

Bei dieſen Worten unterbrach Röschen die Matrone ſchnell, indem ſie ſagte: „Laß es gut ſein, Großmutter, wir wollen heute daran nicht denken und wieder auf die Chriſtel und den Paſtor zurückkommen. Wie oft habe ich, Du weißt es — Dich nicht gewarnt: Chriſtel, traue ihm nicht und laſſe Dich ja nicht bethören! Ich glaube, er meint es doch nicht redlich mit Dir und hat eher eine reiche Heirath im Sinne; allein dann zürnteſt Du mit mir und mochteſt vielleicht hejmlich denken, die ſchnöde Mißgunſt heiße mich das reden.“

Chriſtel ſchwieg leidend zu dieſem Vorwurfe ſtill gerührt von dieſer ſanften Geduld, ſprach die Großmutter: „Ja, ja! daß es der Chriſtel wegen geſchah, wenn der Paſtor alle Augenblicke kam, um in der Schule nach dem

Rechten zu ſehen, das mußte ſelbſt ich, eine Blinde! merken; und daß er dann Stunden lang bei uns ſitzen blieb, dem Mädchen auf Wegen und Stegen nachlief, und der armen Chriſtel dadurch den Kopf verdrehete, daß er ihr bald Noten, bald Blumen ſchenkte, ihr, als ſie den Geburtstag hatte, einen Vers machte und zur Faſtnacht uns im Pfarrhauſe drüben ein Gaſtmahl anſtellte, das hätte auch jede Andere auf den Gedanken bringen müſſen, er handle aus Abſichten. Und was er ihr ſonſt vorgeſchwatzt, das wird ſie, klug und verſchämt, gar wohl verſchwiegen haben. — Ach! das leidige Geld! es wird ihn ja nicht glücklich machen. Du aber, mein Töchterchen, gieb Dich zufrieden und vergiß das falſche Herz! Der liebe Gott wird Dich durch ein redliches tröſten!«

Chriſtel brach in ein heftiges Weinen aus; ihr Gemüth war nicht ſtark genug für die Hoffnung. »Ach!« ſagte ſie ſchmerzlich, »möchte doch alles ſein, wenn ich den Gram nur nicht ſo nahe vor Augen hätte! Wenn die junge Frau nun ankommt und die Gemeinde ſie mit Muſik und Ehrenpforten empfängt — dies alles muß ich nun ſehen und hören. Wenn ich ſo auf einmal der Qual dieſes Anblicks entnommen wäre — ich habe im Stillen um dieſe Wohlthat zu Gott geſeufzt! aber wie ſollte das zugehen? Wunder geſchehen nicht mehr.«

Röschen hatte dieſe letztere Rede ihrer Schweſter nicht mehr vernommen; ſtarr blickte ſie ſeitwärts nach dem großen Brunnen des Dorfes hin, auf deſſen ſteinernem Rande, verborgen vom tiefen Blätterhange uralter Linden, ein Mann ſaß, der dem Anſcheine nach ein Fremder war und unverwandt nach dem Schulhauſe herüberſah. Sie ſprach: »Chriſtel, höre auf zu weinen! Der Mann dort auf dem

Brunnenrande hat uns ſchon lange belauſcht. Er iſt ſo braun von Geſicht, ſein Blick ſo ſcharf und hell; ich möchte ihn für einen fremden Maler halten, der eben recht arbeitet, wenn er zu ruhen ſcheint. Nun, meine Wenigkeit am Spinnrade iſt kein Gegenſtand für ſeines Gleichen, das weiß ich wohl! aber an Dir, Chriſtel, wird er das Urbild für eine Kirchenheilige gefunden haben, wo nicht gar für die Mutter Maria ſelbſt, wo ſie dargeſtellt wird mit ſieben Schwertern in der Bruſt.“

Chriſtels Thränen ſtanden auf der erröthenden Wange, ſie trocknete leiſe und heimlich ihre naſſen Spuren, dann ſuchten die feuchten, blauen Augen den Lauſcher — der war verſchwunden.

Die Herbſtſonne neigte ſich, die Feldarbeiter kehrten heim, der Hirt trieb die blökende Heerde nach dem Stalle, und kalt ſtreifte der Wind durch den Ahorn; da mahnte ein fröſtelnder Schauer die Großmutter daran, daß es wohl Zeit wäre, die erwärmte Stube zu ſuchen. Sie ließ ſich von der Chriſtel in das Haus führen. Auch Röschen machte Feierabend; ſie löſete die geſchwollene Spule von der heißen Spille, ſtellte das Rädchen beiſeit und holte, da die Kirchuhr die ſechste Stunde ſchlug, den großen eiſernen Schlüſſel zur Thurmhalle, um in Abweſenheit ihres Liebſten und ſeiner Schüler, denen dieſe Pflicht ſonſt oblag, als Glöcknerin den Abendſegen einzuläuten.

Mit raſchen Schritten ging ſie den kurzen Gang, erſchloß die knarrende Thür und fing an mit rüſtigen Armen den ſchweren Glockenſtrang zu bewegen, während ſie ein andächtiges Vaterunſer dazu betete.

Jetzt war es geſchehen, der Nachhall des Geläutes tönte ſchwächer und ſchwächer, und Röschen wendete ſich, um nach

Hauſe zu gehen. Da ſtand der Mann vom Brunnen, in einen Mantel gehüllt und an die bemooſete Thurmmauer gelehnt, und das freundliche Lächeln, womit er das einſame Mädchen begrüßte, ſollte einem möglichen Erſchrecken Röschens zuvorkommen.

„Iſt dies auch ein Geſchäft für eine zarte Jungfrau?" fragte der Fremde mit traulich anſprechendem Tone.

„Warum denn nicht, mein Herr?" antwortete das furchtloſe Röschen und drehete den Schlüſſel im Schloſſe; „dieſe Arme," fuhr die kleine Schließerin fort, „ſind an ſchlimmere Arbeit gewöhnt. Mein Vater iſt Organiſt und Schullehrer allhier, und die Morgen- und Abendglocke gehört nun einmal zu ſeiner Function; heute aber iſt er mit ſeinem Gehülfen und den Schülern über Land gegangen."

„Er kommt doch aber dieſen Abend wieder?" fragte der fremde Mann mit bemerkbarem Antheil, und, ſchnell ſich faſſend, ſetzte er hinzu: „Ihr Vater, mein ſchönes Kind, heißt — Liebich?"

„Gottfried Liebich, Ihnen zu dienen," gab ſeine Tochter höflich Beſcheid.

„Und die alte Frau, welche ich dieſen Nachmittag vor der Schulwohnung ſitzen geſehen, iſt wahrſcheinlich — ſeine Mutter? Sie muß bereits in hohen Jahren ſein und ſchien doch noch geſund," ſagte der Fremde, und ſeine Stimme zitterte hörbar bei dieſer vorausſetzenden Frage.

„Wenn ſie nur nicht blind wäre!" erwiederte Röschen beklagend; „das iſt aber auch ein großes Elend."

„Gott im Himmel! blind?" rief der Fremde, und ſchien in ſeiner Stellung zu wanken, und trotz der ſinkenden Dämmerung ſah Röschen eine verſtörende Veränderung in ſeinen Zügen.

Dem Mädchen ward plötzlich bange und unheimlich zu Muthe; es hob den Fuß zum Fortgehen, der Fremde aber faßte, wie bittend, Röschens vollen Arm, und ſprach: „Nur Eins noch, mein liebes Kind! Wie iſt denn das Unglück über die Großmutter gekommen?“

„Sie hat viel geweint über einen ungerathenen Sohn, da iſt ihr die Sehkraft erloſchen,“ antwortete Röschen ſchon im Abgehen.

Der Fremde ſchwieg, er lehnte ſtumm und ſtarr, gleich einem Leichenſteine, an der Mauer, und dem davoneilenden Röschen war ein Grauen angekommen!

Ein Gefühl, gemiſcht aus Furcht und Ahnung, hielt Röschen auch ab, dieſes kleinen Abenteuers gegen die Ihrigen zu erwähnen.

Die Familie des Schulmeiſters Liebich ſaß nun am Abend zuſammen; der warme Kürbisbrei war verzehrt, die Großmutter mit der leichteren Koſt eines Waſſerſüppchens ſchon ſchlafen gegangen, und Vater Liebich ſchickte ſich an, ſeinem kleinen, häuslichen Kreiſe das gewöhnliche Vergnügen der geſelligen Muße deſſelben, eine kleine Vorleſung, zu gewähren.

Der Krämer des Dorfes, welches der Schauplatz dieſer Erzählung iſt, hatte aus dem Nachlaſſe eines ſtädtiſchen Bekannten Bruchſtücke einer veralteten Bibliothek zu Maculatur gekauft, die von dem modernen Geſchmacke der Erben ausgeworfen worden, und der Krämer hatte den Schulmeiſter erſucht, die ſehr wohlfeil gekaufte Sammlung durchzuſehen, ob etwas Brauchbares darunter wäre; da hatte ſich denn Manches gefunden, was dem Schulmeiſter einer beſſeren Benutzung werth dünkte, und er ging mit dem Krämer um die beſten dieſer Ausſchußwerke einen billigen Handel ein.

Unter dieſen waren mehrere Geiſtergeſchichten von Spieß, an denen die lebhafte Einbildungskraft der Mädchen ein ſchauriges Intereſſe fand; ſie freueten ſich den lichten Tag über auf das Fürchten am Abend. Jetzt las man eben den alten Ueberall und Nirgends, und ſo wie dieſes Buch hatte keines ſeiner Vorgänger die Theilnahme des Vorleſers und ſeiner Zuhörer angeregt.

Vater Liebich nahm ſeinen Platz auf dem braunen Sorgenſtuhle ein, Röschen ſchüttete mit vorſichtiger Hand den ſchneeweißen Flaum, den ſie und die Chriſtel ſchließen wollten, auf der Mitte des runden Tiſches aus, der Adjunct an Röschens Seite ſchnitt Federn für den morgenden Schulbedarf, der ſchlummernden Großmutter leiſe Athemzüge ſäuſelten hinter den großblumigen Vorhängen des Himmelbettes hervor in dieſe horchende Stille, und das Kätzchen ſaß ſurrend auf der Thürſchwelle und putzte ſich. Der Vorleſer begann mit lauter, docirender Stimme, und nur je zuweilen unterbrach ein Laut der Verwunderung oder ein Seufzer des Mitgefühls ſeinen ſchulgerechten Vortrag. Man war eben an einen Schlußpunct des zweiten Theils gekommen, und die Ergebniſſe von des abgeſchiedenen Hohenſtaufens Wanderung auf Erden fingen an einzuleuchten. Da legte der Schulmeiſter das Buch aus der Hand, ſich in den Lehnſtuhl zurück, und ſprach: „Es liegt eine tiefe Moral in dieſer Geſchichte! Ihr verſtehet doch ihren Sinn, Kinder? Wir lernen daraus, daß das, was wir für Unglück, Kreuz und Elend halten, oft die größte Wohlthat für uns iſt, daß wir uns mit keinem anderen Verdienſt brüſten dürfen, als dem einer guten Abſicht, weil die Folgen in Gottes Hand ruhen — daß menſchliches Wünſchen und Sorgen Thorheit iſt vor dem Allweiſen, der nicht ſelten von dem Throne ſeiner ewigen

Weltregierung herabrufen möchte: Ihr wißt nicht, was Ihr bittet! — Seht, Kinderchen! der Geiſt des ermordeten Hohenſtaufen wandelte umher in leiblicher Geſtalt, um mit der ihm verliehenen Kraft, Gutes zu ſtiften, Jammer und Noth zu mildern und Liebenden wie Leidenden ein Retter und Helfer zu werden, und was war der Erfolg? Er hatte Fluch ſtatt Segen gebauet! — Ja, darum geziemt es uns kurzſichtigen Menſchen, mit Demuth zu wünſchen und ohne Stolz zu wollen, und darum denke auch ich mit jenem alten Liede: Ich bin vergnügt, ob ich auf Erden ſchon großen Reichthum habe nicht, und muß mir's laſſen ſauer werden, was mir zur Nothdurft noch gebricht. Ich denke, Gott hat's ſo gefügt. O ſchöner Troſt! ich bin vergnügt!“

Die Chriſtel ſeufzte, und von dieſem tieferen Athemzuge ſchwebten die Flaumfedern wie ein leichtes Gewölk empor; Röschen beſchwichtigte es mit wehrender Hand, und ſprach: „Wenn in dieſen Augenblicke ſolch ein alter Ueberall und Nirgends auf der Schwelle dort ſtände“ — aller Blicke wendeten ſich nach dem Dunkel der Thüre, — „und ſpräche, ich will Euch glücklich machen — nennet mir Eure Wünſche!“

„Da wäre ich bald entſchieden!“ antwortete der Schulmeiſter erregt; „auch würde ich,“ fuhr er fort, „den guten Willen des hülfreichen Geiſtes keinesweges abweiſen, ſondern nur mit beſcheidener Mäßigung benutzen. Ich bäte ihn nämlich um eine neue Orgel, denn mit den zwei zerſprungenen Pfeifen iſt mir das Herz und alle Freude zerbrochen; ich muß die Töne ſchonen, und das gießt allemal kaltes Waſſer in die Flammen der Begeiſterung, in der ich gerne mit tauſend harmoniſchen Zungen ſänge: Herr Gott, Dich loben wir!“ —

„Und Du Ehrhard?“ fragte Röschen, ſo hieß der Adjunct, ihr Verlobter.

„Ich?“ fragte dieſer, „wäre mit funfzig Thalern jährlicher Zulage zufrieden; dann heirathete ich mein Röschen, und lachte den großen Mogul aus.“ Er umſchlang zärtlich die lächelnde Braut.

„Und ich,“ ſagte Röschen, „ließ mir von ſeiner Güte noch funfzig Thaler dazulegen, auf daß ich in keiner Noth, wie groß ſie auch wäre, an des Vaters Tod denken dürfte und mit ſorgloſem Herzen beten könnte, daß er lange leben möchte auf Erden!“ Sie reichte über den Tiſch hin dem Schulmeiſter die Hand.

„Gutes Kind!“ erwiederte der Schulmeiſter gerührt; und nun ſtreichelte er auch die blaſſe Wange der neben ihm ſitzenden Chriſtel und ſprach: „Du aber, mein Töchterchen, würdeſt den milden Geiſt, der bei uns einſpräche, wohl um ein ſtarkes, getroſtes Herz bitten müſſen und um ein friſches Röslein für dieſe verblühete Wange.“ —

„Ach!“ verſetzte Chriſtel mit aufwallendem Gefühle, „möchte doch der Schnee des Kummers die Roſen meiner Jugend für immer begraben haben — wenn nur eine ſtarke Hand mich hinweghöbe von dieſer Stelle! das wäre mein einziger Wunſch!“

„Von dieſer Stelle!“ wiederholte Vater Liebich gekränkt, „wo Deine Wiege geſtanden, und wo man Deiner Mutter Sarg hinausgetragen? wo Deine kindlichen Freuden blühten, und wo die Frucht des Baumes Dich erquickt, deſſen Samenkern Du einſt in ſpielendem Verſuche ſelbſt gelegt? — O wähne nicht, mein Kind, daß ſolch eine Stelle ſo leicht zu vergeſſen ſei! — Aber — ſeufzte es nicht draußen? Habt Ihr es nicht auch gehört?“

Man lauſchte und verneinte, daß der Vater recht gehört, denn es war todtenſtill rings um das Schulhaus. So fuhr der Schulmeiſter nach einer kleinen Weile der Störung in ſeiner Rede an die Chriſtel fort: „Leid und Gram gehen vorüber wie eine Nachtwache, und es wird wieder einmal hell auch in der finſterſten Seele; — aber die Liebe zur Heimath begleitet als Morgen- und Abendſtern den guten, gefühlvollen Menſchen durch alle Zeiten ſeines kurzen Daſeins hienieden.“

Die Großmutter ſtöhnte im Schlafe auf und rief wie im Traume: „Emanuel — mein Emanuel! wo biſt Du? —

Eine lange, lautloſe Pauſe am Tiſche! welche Vater Liebich endlich mit den Worten unterbrach: „Da hätten wir ja auch den Wunſch der Großmutter, wenn jetzt ein alter Ueberall und Nirgends käme, der das Verlangen unſerer Herzen erkunden wollte, um es ſegnend zu befriedigen. Sie wünſcht zu wiſſen, wo ihr der verlorene Sohn, mein älterer Bruder, hingekommen, der, wenn er jetzt zur Stelle wäre, bezeugen müßte, was ich ſo eben geſprochen, daß das Vaterhaus, und wäre es auch die niedrigſte Hütte und ſein Raum noch ſo dürftig und klein, das höchſte Glück auf Erden und mehr inneren Reichthum umfaſſe, als auf den Gefilden beider Indien gefunden werden mag. Doch laßt uns wieder zu unſerer Lectüre zurückkehren, der berufene Geiſt wird doch nicht erſcheinen.“ —

Da klopfte es dreimal an die Thüre, und mit einem leiſen Schrei des Erſchreckens fuhren die Mädchen zuſammen, und auch die Männer wurden unwillkürlich von einem bebenden Gefühle der Furcht ergriffen.

„Nun, ſo etwas lebt doch wahrhaftig nicht!“ ſagte der Schulmeiſter mit ſchneller, männlicher Gefaßtheit, und in komiſchzürnenden Tone ſetzte er hinzu: „Ich glaube gar, wir fürchten uns? Immer herein, wer draußen iſt!“

Da öffnete ſich langſam die Thür, und herein trat mit ſachten, feierlichen Schritten eine Geſtalt, welche der Erwartung einer ungewöhnlichen Erſcheinung keineswegs widerſprach. Es war ein Mann von unbedeutſamem Anſehen und wie ein Reiſender, wenn auch ein wenig fremdartig, gekleidet, und das Lockenhaar der Mädchen ſträubte ſich empor, als ſie nach dem rothen Streifen um ſeinen Hals ſahen und ſtatt dieſes Blutzeichens doch wirklich ein rothes, indiſches Tuch gewahrten, das er, nachläſſig umgeknüpft und halb unter der Weſte verſteckt trug. Obgleich Röschens frühere Bekanntſchaft von heute, ſo war ihr der Fremde doch ſchon bei ihrem erſten Zuſammenſein am Thurme ſonderbar vorgekommen, und jetzt machte ſein ſpukhafter Eintritt eine Wirkung auf ſie und ihre Schweſter, in deren furchtſame Regungen ſich Neugier und Theilnahme miſchten.

Als dieſer Mann nun über die Schwelle ſchritt und ſich mit glänzenden Augen rings in der Stube umſah, überzog eine geſpenſtiſche Bläſſe ſein bräunliches Angeſicht, und die Hand, welche er wie zum Anhalt für eine ſichtbare Erſchütterung ſeines Weſens auf die ausgeſchnitzte Seitenlehne des ledernen Sorgenſtuhls legte, zitterte heftig.

„Vergeben Sie, meine Lieben,“ hob er mit tiefer, ſchwankender Stimme an, „wenn der ſpäte Zuſpruch eines Fremden Ihrem traulichen Beiſammenſein auf eine läſtige Weiſe ſtörend werden ſollte! Das Wirthshaus, wo ich abgetreten bin, wird gebaut, und die einſtweilen zur Herberge der Gäſte beſtimmten Scheuern ſind voll Juden und luſtigen Geſindels, das zu einem nahen Jahrmarkte zieht. Da iſt alſo meines Bleibens nicht. Die Amtswohnung iſt mit Fremden überfüllt, der Prediger verreiſt — und ſo wage ich es, Sie, mein Herr Schullehrer, zu erſuchen, mir, einem beſcheidenen Gaſte, der Sie nicht im Mindeſten beunruhigen würde, ein Nachtquartier zu gönnen und wäre es auch nur ein Plätzchen auf dieſem Stuhle hier. — Ich bin ein Kaufmann aus Rußland, zwar von Geburt ein Deutſcher — und in der Abſicht hergekommen, morgen dies Gut käuflich an mich zu bringen."

Dieſe letztere Aeußerung des Fremden kam jeder Entſchuldigung von Seiten des Schulmeiſters zuvor; er konnte, wenn er den kleinen, von ihm begehrten Dienſt leiſtete, ſich in der Perſon dieſes Unbekannten vielleicht ſeinen künftigen Gutsherrn verpflichten, und der Erweis dieſer Höflichkeit von den vortheilhafteſten Folgen für ihn ſein. Es war, als ob eine Stimme aus der Tiefe ſeines Gedächtniſſes ihm die Worte Johannis zuflüſterte: „Mein Lieber, Du thuſt treulich, was Du thuſt an den Brüdern und Gäſten!" — Er verbeugte ſich alſo tief und ſprach: „Ich würde es mir zur beſondern Ehre rechnen, Ihnen, mein werther Herr, durch eine gaſtliche Aufnahme gefällig ſein zu können, wenn ich Ihnen nur ein ſchickliches Logis anzubieten hätte! Sie würden freilich fürlieb nehmen müſſen. — Die große Schulſtube voll Bänke und Tafeln giebt keinen paſſenden Quartierſtand für einen anſtändigen und müden Gaſt ab, denn die Kindlein kommen früh und toben und lärmen, noch ehe es Zeit iſt. So habe ich nun kein anderes Gemach als die Stube, welche gleichſam mein Ein und Alles, mein A und O iſt; aber meine Mutter ſchläft dort in jenem Himmelbette, ihr ſchwaches Alter bedarf der Wärme, und wir Rüſtigen und Geſunden behelfen uns in den Kammern."

„Wie ſchon geſagt," antwortete der Fremde, „ein Plätzchen auf dieſem Sorgenſtuhle iſt Alles, was ich von Ihnen wünſche und erbitte, und der Schlaf jener guten alten Frau ſoll keine feindliche Störung durch mich erfahren.“

Während dieſes Geſprächs hatte Röschen die Federn hinweggeräumt und Chriſtel den Fremden mit großer Aufmerkſamkeit betrachtet. Jetzt nöthigte man ihn auf den Sitz, auf welchen er ein beſonderes Augenmerk zu haben ſchien; er nahm ihn ein und das vor ihm liegende Buch in die Hand, indem er ſagte: „Ich habe Sie wahrſcheinlich in einer gemeinſchaftlichen Lectüre unterbrochen — allein die Fortſetzung folgt dennoch!“ dieſe letztere Verſicherung begleitete er mit einem ſeltſamen Lächeln, und ein leiſer Froſt rieſelte in Röschens ſchönem Rücken hinab.

Draußen ſtieß der Wächter in das Horn, und die Mädchen ſprachen davon, daß ſie dem fremden Herrn ein Bett bereiten wollten; dieſer aber verbat es ſich ernſtlich, und Chriſtel zündete nunmehr den trüben Strahl des Lämpchens an, was er ſich gefallen ließ. Man wünſchte dem Gaſt eine gute Nacht, und ging; Vater Liebich mit ruhiger Zuverſicht, der Adjunct voll beherzter Neugier, den Unbekannten zu erforſchen, und die Mädchen mit ängſtlichen Blicken auf das Lager der Großmutter, die ſie in der Gemeinſchaft eines geiſterhaften Weſens zurückzulaſſen fürchteten.

Als der Morgen tagte, und das Purpurlicht der kommenden Sonne vom grauen Kirchthurm leuchtete, wollte Chriſtel, welche der Jugend ſüßeſte Gabe, die Labung eines geſunden Schlummers, entbehrte, dem Fremden das Frühſtück bringen. Sie fand die Großmutter ſchon wach und gekleidet, und von ihrem faltenreichen Geſichte glänzte, gleich dem Wiederſcheine der Morgenröthe, eine frohe Verklärung.

In den Jubeltönen des entzückten Dankes betete ſie einen Freudenpſalm nach dem andern.

Chriſtel ſah ſich vergebens nach dem Fremden um, und ſagte jetzt erſtaunt: „Großmutter! ſeid Ihr ſchon auf? und wer hat Euch angezogen?“

„Mein Kind,“ antwortete die Großmutter, „ich habe in der verwichenen Nacht das Licht geſehen, das immer wieder aufgeben muß dem frommen Herzen!“ —

„Um Gott! Ihr ſeht, Großmutter?“ ſchrie die Chriſtel außer ſich.

„Ich habe den Herrn geſehen in ſeiner Hülfe und Gnade!“ ſagte die Großmutter und faltete die Hände und hob die blinden Augen zur Höhe auf: „Aber ſchweige, Chriſtel! Du wirſt Alles erfahren.“

In dem großen Speiſeſaale des herrſchaftlichen Schloſſes, wo die Auction abgehalten werden ſollte, verſammelte ſich nun gegen den Ablauf der neunten Stunde, wer als Käufer oder Zuſchauer dieſem Acte beizuwohnen wünſchte. Die Väter des Dorfes und Alle, welche Dienſtpflicht oder Krankheit nicht zurückhielt, drängten ſich durch die weitoffnen Thüren, um ſo früh als möglich das Schickſal dieſes Gutes zu erfahren. Auch der Schulmeiſter war nicht daheim geblieben und hatte Röschens kräftiger Hand den Zepter über ſein kleines, unruhiges Volk anvertraut. Sein heiterer Blick verfinſterte ſich mißfällig, als er in einem Winkel der Bogenfenſter ſeinen Gaſt gewahrte, der ihm und den Seinen den Morgengruß und ein höfliches Wort des Dankes für die freundliche Herberge ſchuldig geblieben war; und ſchnell abwärts gekehrt, verleugnete er ihn. Die Verſteigerung nahm ihren Anfang, allmählich erhitzten ſich die Käufer in immer raſcheren Ueberbietungen, und faſt war der hinaufgetriebene Preis über den Werth des Gutes erhöht, — da trat eine Pauſe der Beſinnung ein und der Kaufmann aus Rußland aus ſeiner Ecke hervor, wo er bisher mäuschenſtill geſeſſen, und ſagte mit lauter Stimme ein Gebot, worauf keines weiter erfolgte. Der entſcheidende Schlag fiel, und die Kaufſumme, wie der Name des Beſitzers ſollte nun ab acta genommen werden. Der Fremde nannte ſich: Emanuel Liebich — unter der gaffenden Menge an der Thür lief ein freudiges Gemurmel umher — und als er nun auf die Frage: aus welchem Orte er geboren ſei, dies Dorf nannte und mit ſichtbarer Rührung hinzuſetzte: Der Sohn des verſtorbenen Schullehrers und der Bruder des jetzigen, da fiel es dieſer unbekannten, brüderlichen Liebe wie Schuppen von den Augen, und ſie erkannte, daß ſie geſtern, der apoſtoliſchen Vorſchrift treu, und alſo gaſtfrei ohne Murren einen Engel des Troſtes beherbergt, der ſich fortan als ein ſolcher, hülfreich und wohlthätig, an dem Hauſe der Seinen bezeugen werde. Vor Freude weinend, taumelte der Schulmeiſter im trunkenen Entzücken der Ueberraſchung dem neuen Gutsherrn und Patron in die geöffneten Arme, und die Hausväter des Dorfes ſtreckten die harten Hände, voll Schwielen der Arbeit, ihrem ehemaligen Spielgefährten entgegen, und der jauchzende Willkommen, womit er ſich in der Heimath aufgenommen ſah, war eine frühe und freiwillige Huldigungsſcene.

Emanuel Liebich war durch zwölf Jahre der einzige Sohn ſeiner Eltern und ein feuriger, unternehmender Knabe.

Sein Vater, der einen ihm natürlichen Enthuſiasmus für den erwählten Beruf öfters durch die betäubenden Dünſte des Korngeiſtes verſtärkte, hatte mit ſtrengem Eigenſinne über ſein einziges Kind verhängt, daß es ſein Nachfolger im Amte werden ſolle; eine Beſtimmung, der Emanuels Fähigkeiten und Neigungen mit gleicher Entſchiedenheit widerſprachen. Nicht ſelten mißhandelte daher der Vater im Zorn eines böslichen Rauſches den kleinen Geographen, der lieber vor der Karte und dem Globus, als vor dem Notenbuche ſaß, und heimiſcher in der Kenntniß fremder Länder, als in der Welt der Töne war. — Die weiche Mutter konnte nichts ändern, ſondern nur weinen und ermahnen; doch als einſt die Unachtſamkeit ihres Lieblings dem Vater einen Feſtchoral verdorben und dieſer ihn halbtodt und blutrünſtig dafür geſchlagen, ſagte ſie in der Heftigkeit ihres mütterlichen Schmerzes, indem ſie Emanuels Wunden wuſch und verband: Ich wollte Dich lieber auf der Bahre ſehen, als daß ich jeden Augenblick fürchten muß, der Vater werde Dich einmal in der Hitze umbringen! Ja, wüßte ich Dich ſonſt nur geborgen, ich hätte nichts dagegen, und wenn Du lieber heute als morgen fortliefeſt, ſo hätte der ewige Spectakel und meine Angſt doch ein Ende.

Das unglückliche Wort war geſprochen, es fiel auf empfänglichen Boden und trug reichen Samen des Jammers.

Einige Tage nachher ſendete der Vater ſeinen Sohn mit einem kleinen Auftrage in die nächſte Stadt. Der Knabe ſtand an dem Eingange eines großen Gaſthofes, wo mancher fremde Gegenſtand ſeine jugendliche Schauluſt rege machte. — Da fiel ihm ein angeſchlagener Zettel auf, deſſen Inhalt das Verlangen eines Kaufmanns aus Danzig veröffentlichte, welcher einen Knaben von dreizehn, vierzehn bis funfzehn Jahren ſuchte, der ihn in der Eigenſchaft eines Jockeys auf einer Reiſe durch Rußland nach Aſien begleiten ſollte. Emanuel las — und es flirrte ihm vor den Augen; ein günſtiges Geſchick glänzte ihn in der Erfüllung ſeiner kühnſten, kindiſchen Hoffnungen an! — Die Forderungen des Kaufmanns an treue Ehrlichkeit und unbedingten Gehorſam, an eine leſerliche Handſchrift und ein wenig Mutterwitz waren durch die Verſicherung der väterlichen Verſorgung aufgehoben, und Emanuel lächelte darüber, daß der fremde Herr nur verlange, was ſich ja von ſelbſt verſteht. Er ging einen Kellner mit der Bitte an, ihn zu dem Kaufmann aus Danzig zu führen, und nachdem der Grüngeſchürzte den kecken Burſchen mit beifälligen Blicken gemeſſen hatte und für einige neckende Witzeleien mit treffender Antwort bedient worden war, genügte er dieſem Anſuchen. Die offene einnehmende Bildung des Knaben, ſein freimüthiges Betragen gewannen ihm ſogleich ein günſtiges Vorurtheil des Kaufmanns; doch als Emanuel auf die Fragen deſſelben mit rührendem Vertrauen von den häuslichen Verhältniſſen ſeiner Eltern ſprach und ihm die Gründe ſeines Fortſtrebens darlegte, da ſtutzte der Kaufmann, und ein ſchnelles Gefühl der Redlichkeit machte ihn ungewiß, ob er von der leidenſchaftlichen Aeußerung einer geängſteten Mutter mit unedler Selbſtſucht Gebrauch machen und ihr das hoffnungsvolle, einzige Kind entziehen dürfe.

Dieſe Erwägung, wörtlich offenbart, klang beinahe wie ein abweiſendes Nein, und als der Knabe es betrübt vernommen, zog er ſein Jäckchen vom Leibe und zeigte, während heiße Thränen über ſeine Wangen floſſen, die blutigen Striemen und Wundenmale als Nachweiſer von des Vaters mißhandelnder Härte, um den Kaufmann zu einer aufnehmenden Antwort zu rühren.

„Du überzeugſt mich durch den Augenſchein!“ ſagte der Kaufmann, entſetzt über den leidenden Anblick; „ich nehme Dich in meinen Dienſt und erſpare dadurch vielleicht fernerhin ein Verbrechen. Dein Vater, armer Junge, muß ein Unmenſch ſein! — ſchreibe an Deine Mutter, denn wir reiſen noch in dieſer Nacht ab, und hier iſt ein Goldſtück als Handgeld für Dich, das lege ihr zu dem Lebewohl; für Deinen Bedarf iſt nun geſorgt.“

Der eingeſchränkte Plan dieſer kleinen Erzählung geſtattet nicht, daß wir dem Emanuel Liebich auf ſeinen Reiſen und Lebenserfahrungen folgen, und die Theilnahme der geneigten Leſer, welche wir hoffend vorausſetzen — begrüßt ihn erſt wieder, wenn er nach zwei und vierzig Jahren in das heimathliche Dörfchen zurückkehrt und durch Fleiß und Wohlverhalten, Einſicht und Glück ein reicher Mann geworden iſt.

Frau Liebich aber weinte untröſtbar dem verlorenen Kinde nach, welches ihr der Himmel durch ein Söhnlein, das ſie noch vor Ablauf dieſes Jahres gebar, erſetzen zu wollen ſchien. Dieſer Knabe war nun, nach ihres Mannes Wunſche, ein muſikaliſches, ſchulmeiſteriſches Genie, und genoß einen milderen Unterricht als ſein armer Bruder, da der Vater die barbariſche Lehrmethode, welche er bei ſeinem Erſtgeborenen angewendet, mit Reue und Gewiſſensſchmerz büßte.

Der Tiſch im Schulhauſe war gedeckt, und Alle harreten des Vaters, voll neugieriger Ungeduld, was er ihnen von dem Verkaufe des Gutes erzählen werde; da trat er ein, an ſeiner Hand den Gaſt, und ſprach: „Hier bringe ich Euch den alten Ueberall und Nirgends — der unſer neuer Gutsherr geworden iſt! Und, Kinder, öffnet Eure Ohren und Herzen einer großen Freude! Es iſt mein Bruder Emanuel, von dem Euch die Großmutter ſo oft erzählte; kommt und küßt dem Vetter die Hand!“

Die Mädchen wollten thun, wie ihnen geheißen; aber der Vetter zog die lieblichen Nichten an ſeine Bruſt, und ſagte in ſeliger Wehmuth lächelnd: „Nun fürchtet Ihr Euch doch nicht mehr vor mir, Ihr lieben herzigen Mägdlein? Aber, obgleich von Fleiſch und Bein, kann und will ich Eure beſcheidenen Wünſche doch erfüllen, und auch den Meinigen, hier, auf heimiſchem Boden, zu leben und zu ſterben. Habe ich doch zwei und vierzig Jahre gearbeitet für ein Grab unter dem Flieder des Kirchhofs, mit deſſen glänzenden Todtenwürmern ich ſo oft geſpielt!“

„Mein Sohn,“ antwortete die Großmutter, welche den Arm ihres Wiedergefundenen ſuchte, „was ſprichſt Du da? Zuvor mußt Du mich begraben; aber einſt ruhen wir neben einander, und dort trennt uns auch kein Stäubchen Erde mehr! Das fühlt eine Mutter mit Gewißheit. — In der verfloſſenen Nacht lag ich und ſchlief in Frieden; da faßte eine Hand die meine, und eine Stimme weckte mich — eine Stimme, die ich gar wohl kannte und oft mit heißer Sehnſucht gerufen hatte. Welch ein Erwachen war das! O Herr, mein Gott! ich dachte, ſo wird es einmal im Himmel ſein!“ —

Darauf fühlte ſie mit prüfender Hand an der Größe des Sohnes hinauf und betaſtete die Feinheit ſeines Rockes.

„Aber nun bringe auch das Eſſen, Röſe!“ ſagte der Schulmeiſter mit gebietender Eile, „dort ſehe ich ſchon die erſten Böcklein meiner Heerde kommen, Schulzens Hänschen und die Zwillinge des Müllers, welche nicht der löbliche Lerneifer ſtets früher als ihre Mitſchüler hierher treibt, ſondern die übermüthige Luſt, ſich auf dem Schulplatze herum zu boxen. Auch will ich heute die Schule nicht verſäumen, man möchte mir es gleich als Hochmuth auf den brüderlichen Gutsherrn auslegen.“

Die nahrhafte Schüſſel dampfte; alle reiheten ſich um den Tiſch, der Hausvater zog das Käppchen vom Haupte und ſprach mit chriſtlicher Weihe den Segen über dies einfache Mahl in den Worten: „Der Herr iſt mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“

Darauf ſetzte Röschen nach altherkömmlichem Gebrauch in dieſer Familie das Gebet in dem zweiten Verſe des drei und zwanzigſten Pſalms alſo fort: „Er weidet mich auf einer grünen Auen und führet mich zum friſchen Waſſer.“

Und Ehrhard, der Adjunct, nahm dem geliebten Mädchen das fromme Wort ab, und ſprach: „Er erquicket meine Seele, er führet mich auf rechter Straße um ſeines Namens willen!“

Nun ſagte die Großmutter mit andachtsvoller Ergebung: „Und ob ich ſchon wandere im finſtern Thal, fürchte ich kein Unglück“ — und in den Ton der gläubigen Zuverſicht miſchte ſich ein Laut mütterlicher Freude und befriedigter Sehnſucht, da ſie weiter betete: „denn Du biſt bei mir! Dein Stecken und Stab tröſten mich!“

Jetzt fiel die Chriſtel ein, ſie neigte den blonden Lockenkopf, als erwarte ſie in Demuth die Salbung der Hoffnung und die Krone der Geduld — und der ſchwere, ſtille Gram ſank gleich einem Centner von ihrer weichen Bruſt, als ſie ſprach: „Du bereiteſt vor mir einen Tiſch gegen meine Feinde; Du ſalbeſt mein Haupt mit Oele und ſchenkeſt mir voll ein.“

Nun kam der Spruch an Emanuel; mit erſtickter Stimme und rollenden Thränen ſagte er den Schlußvers: „Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hauſe des Herrn immerdar!“

Die Chriſtel zog mit dem Oheim auf das Schloß; die Großmutter wollte aber im Schulhauſe ſterben.

Herr Emanuel Liebich machte mit ſeiner ſchönen Nichte eine Reiſe in die Hauptſtadt, wo er Geſchäfte hatte und kehrte erſt von dort zurück, als die Hochzeit des Paſtors ſammt den Empfangsfeierlichkeiten und der erſten Kritik der Dörfler über die junge Predigerfrau bereits vorüber war. Die kleine Zerſtreuungscur hatte gut angeſchlagen, und Entfernung, Reiz der Neuheit, Gefühl eines ſicheren Schutzes und ſelbſt die Fülle der Wohlhabenheit, in welche die Chriſtel ſich ſo plötzlich verſetzt ſah (ach! ein liebendes, gekränktes Herz glaubt ſich ja vom Drucke der Armuth gebeugt —), färbte ihre blaſſen Wangen mit friſchauflebenden Roſen.

Nach Jahr und Tag ſtand ein niedliches Haus neben dem Schulgebäude, und der Adjunct, nunmehr mit auskömmlichem Gehalte ſeinem Schwiegervater ſubſtituirt, führte Röschen als ſein liebes Weib darin ein. Einige Monate ſpäter ſang Vater Liebich ſeiner jüngſten Tochter zu der neuen prächtigen Orgel mit drei Regiſter das Brautlied denn ſie trat mit dem Juſtitiarius ihres Oheims an den Altar.

Der Paſtor hatte ſich krank melden laſſen, und einer ſeiner Amtsbrüder aus der Nachbarſchaft, ein wackerer Greis, trauete das liebenswerthe Paar.

Und wenn dieſe glückliche Familie ihrem Oberhaupte und Ortsherrn mit einem Schmeichelworte danken will für den Segen, den er mit gütiger Hand über die Seinen ausgegoſſen, da nennen ſie ihn noch heute: Den alten Ueberall und Nirgends.

Die Sphinx.

Willſt Du die falſche Lieb'
von wahrer unterſcheiden:
So ſchau! ſie ſucht ſich ſelbſt
und fället ab im Leiden. —
Angelus Sileſius.

Im Anfange jener verhängnißvollen Zeit, wo die aſiatiſche Cholera ſich den geſegneten Grenzen Schleſiens und dem Weichbilde der Stadt näherte, welche der Schauplatz dieſer kleinen Geſchichte iſt, — Schauer der Furcht vor ihr hergingen, die Zeitungen und Provinzialblätter ihre Opfer zählten, und ihre düſtere Erſcheinung ſchon von fern einen bangen Schatten in jeden hellen Augenblick der Gegenwart warf, geſchah es gewiß ſehr ſelten, daß man ein paar Menſchen harmlos der vergönnten Stunde genießen ſah. Ganz im Gegenſatze zu anderer Gefahr, welche das friedſame Band der Gemeinſamkeit nur enger um die Bewohner eines Ortes ſchlingt, entzweite todesängſtlicher Egoismus die Gemüther; Jeder war bedacht auf das Eigene. Das Volk empörte ſich gegen den heilſamen Zwang der Geſundheitspolizei, noch ehe es ſich ihm unterwerfen mußte; wo jener ſchreckliche Name genannt wurde, entſtand Streit — der Puls der Liebe ſtockte; wie hätte man das Leben hoffen können?

So wenden wir uns um ſo freundlicher einer kleinen Geſellſchaft zu, welche jene allgemeine Stimmung nicht zu theilen ſchien, als der Zufall ſie in einem reizenden Garten, etwa eine Meile von L..... gelegen, zuſammenführte. Das Wetter war ſo milde, die Luft ſo rein, der Himmel mit ſeinem tiefen Blau blickte ſo wolkenlos, die ganze Natur athmete ſo fühlbar Ruhe, Wärme und Lieblichkeit, als wäre das Grauen der peſtartigen Seuche nur eine Phantaſie der Hölle. In klaren Wellen ſchlängelte der Fluß ſeine rauſchenden Windungen um die vorſtädtiſchen Gewerke; ſeine Ufer am Saume der Felder grünten wohl zu friſch, um den Fuß des Verderbens herbeizulocken; die Hütten der Armuth beglänzte die liebe Sonne, als wollte ſie ſagen: „Fürchtet euch nicht! das Auge Gottes ſieht auch hierher!“

Waldburgau — hieß jener Luſtort, deſſen oben erwähnt worden, dem aber, wie ſo manchem Schönen — ſein Eigenthümer fern war, während Fremde ſeines Reizes genoſſen. Graf Pforta, ein Domherr, wartete ſeines geiſtlichen Amtes in einer biſchöflichen Reſidenz und ließ daheim den herrlichen Park verfallen; das Schloß ſtand einſam in der weiten Welt, wie ſein Beſitzer, doch erlaubte die humane Geſinnung des Gutsherrn, daß der Garten anſtändigen Leuten geöffnet ſei. — Hier war es nun, wo einige Wagen voll Städter, theils mit, theils ohne Verabredung, faſt gleichzeitig anlangten, des köſtlichen Tages im Freien zu genießen. Man hielt ſich zuſammen, da es meiſtens Bekannte waren. Die Schloßuhr ward bald nicht mehr vernommen; die Zeit war von der Fröhlichkeit beflügelt worden. Im heiligen Dunkel des Parks flüſterte kaum ein Blatt im Winde; doch die ſtillen Buchen und Espen jener Umgebung bebten ſtärker, denn, wie es im Landprediger von Wakefield ſo lieb und einfältiglich heißt: „Und was der Geſellſchaft an Witz gebrach, das wurde durch Gelächter erſetzt;“ dies galt auch von der unſrigen.

Jetzt nannte eine Dame die Cholera. „O ſtill!“ rief der Syndicus, ein junger, lebensluſtiger Mann, und im Tone dieſes Interdicts verlautete der Bevollmächtigte am

Rathstiſche, „die Cholera bleibe unerwähnt. Dieſer ſchwarze Name fällt überall wie ein Gifttropfen in den Becher der Freude. Leide es nicht, Doctor! daß der unſaubere Geiſt citirt werde.“

Mit dieſen Worten wandte er ſich an ſeinen Freund, einen jungen Arzt, allem Anſchein nach — den Solitair dieſes ringförmigen Kreiſes.

Der Doctor lächelte. Er ſprach: „Obgleich ein Neuling in der Praxis, weiß ich doch, daß ſich den Damen ſchwer etwas verbieten läßt — und ſelbſt in der Cholera reſpectire ich ihr Geſchlecht.“

„Seinem Schickſal kann man nicht entfliehen,“ ſagte jene Dame etwas gereizt, und ihr Blick, der zwiſchen dem Syndicus und ſeinem Freunde wechſelte, gab dieſem altklugen Ausſpruch den deutſamen Ton einer Drohung.

„Aber dem Reden davon,“ widerſprach der Erſtere fröhlich und heftig, „und dies iſt auch ein Schickſal, das einen um den Verſtand bringen kann. Jedes Uebel iſt minder ſchlimm, wenn nicht viel davon geſprochen wird. Das Böſe, dünkt mich — kann auch berufen werden. Worte ſcheuchen das Glück — und ziehen das Unglück herbei.“

„Von Ihnen,“ ſagte eine kleine Frau mit ſchnippiſchem Ton zu dem Magiſtratsherrn, „hätte ich am wenigſten eine Apologie der Schweigſamkeit erwartet.“

„Ja, ich liebe das Geſpräch,“ erwiederte der Syndicus gutmüthig, „das iſt es jedoch nicht, was ich meinte. Man kann redſelig ſein ohne die unſelige Vermeſſenheit, Gegenſtände von geheimnißvollem Inhalt zu berühren. So mag ich nicht leugnen, daß meine Scheu davor ein wenig abergläubiſch iſt.“

„Leicht aufzuritzen iſt das Reich der Geiſter,“ fiel hier der Feldprediger mit Schillerſchem Pathos ein. Und ſein Nachbar, der Oberlehrer Pilgrim, wohlbewandert in der Geſchichte deutſcher Dichter, ſetzte hinzu: „Jener Ausdruck hing unſerm Schiller noch von der Chirurgie an.“

„Aufritzen!“ wiederholte der Steuerrath Baſtide, ein Mann der Proſa, deſſen maſſenhafte Perſönlichkeit einem poetiſchen Schwunge der Unterhaltung durchaus widerſtrebte. „Ich glaube, ſolcherlei ritzt dem armen Kinde dort das Herz auf; ich ſehe eben, wie meiner Jungfer Nichte das Blut in die Wangen dringt. Sie müſſen wiſſen, man fürchtet ſich ganz ungeheuer vor der Cholera.“

Bei dieſen Worten erröthete eine reizende Brünette, welche plötzlich Aller Augen auf ſich gerichtet ſah. Ein Blick — ein Blitz aus den ihrigen, traf den verrätheriſchen Oheim. Der Doctor, welcher mit einem Mädchen, das neben ihm ſaß, geflüſtert hatte, vernahm ſichtlich zerſtreut nicht mehr, was ſeine Nachbarin ihm zulispelte. Er heftete einen aufmerkſamen Blick auf die Braune ihm gegenüber. Dann ſagte er gezogen: „Sie, mein Fräulein? Gewiß, das hätte ich nicht gedacht!“ Es war beinahe, als ob er eine freudige Ueberraſchung damit ausſpräche.

„Und warum ſollte ich mein Leben nicht auch lieb haben?“ fragte die Brünette mit einem leidſamen Trotz in der Stimme, wie er oftmals dem Geſtändniß einer Schwachheit eigen iſt. Die Gluth der Beſchämung wich einem jähen Anflug von Bläſſe, und ein Lächeln der Todesverachtung ſpielte um den ſchönen Mund.

„Ja, leugnen kannſt Du es nicht!“ behauptete der dicke Oheim; „ich habe es Dir wohl manchmal ſchon angeſehen, wenn von der — die man nicht nennen ſoll, die Rede war. — Geſtern zum Beiſpiel! Als der Inſpector von den Anſtalten in B...... erzählte, wo Nacht für Nacht die Leichenwagen raſſeln, und von dem Elend, in welchem die beiden Aerzte hingeſtorben wären — da waren die Thränen nicht weit, ich merkte es. Ich mußte nur abbrechen, ſonſt wäre mir das Mädchen ſchier ohnmächtig geworden.“

Das ſchwarze Auge der armen Nichte, wie von Angſt benetzt, ſchien ihn auch jetzt um dieſe Schonung anzuflehen: des Doctors Blick hing an den Lippen des Steuerraths, als hinge ſein Leben an einem Barthärchen dieſes Mannes.

Das ſchöne Mädchen an des Arztes Seite, ſeine muthmaßliche Verlobte, Tochter der Juſtizräthin Lobbe, und der hellen Zartheit ihrer Farben wegen ſcherzweiſe nur Miß Jenny genannt, ſagte: „Nein, Gottlob! von ſolcher Furcht weiß ich nichts. Ich denke, Ruhe ſchützt auch. Wenn ich die nöthige Vorſicht anwende, mich in Acht nehme und warm halte, und die Gefahr vermeide, ſo viel ich kann, ſo darf ich meinetwegen ohne Sorgen ſein.“

Des Doctors Miene verwandelte ſich in Unmuth. Er zog die Brauen zuſammen. Wie mag es kommen, daß ein junger Mann, auch den Verſtändigſten angehörend, holden Lippen eher alles Thörichte verzeiht, als ein wenig Vernunft? —

Einer aus der Geſellſchaft rief: „Nun, ſo wären wir ja richtig wieder auf dem alten Fleck! Ich ſehe es dem Doctor an, wie übel ihm dieſer Text behagt. Die armen Mediciner! In Scherz und Ernſt haben ſie es ſchlimm. Jeder Pflaſtertreter erlaubt ſich, auf ihre Koſten witzig zu ſein. So las ich jüngſt ein Anekdötchen; — kennen ſie es? „Ein Arzt in London“ — „Aha! ich weiß“ — fiel der Oberlehrer ein.

„O, laſſen Sie ihn doch erzählen!" bat der Steuerrath, ein Freund von luſtigen Geſchichten. Alle Wahlſtimmen waren für den Vortrag Jenes, und er fing abermals an: „Ein Arzt in London läßt ſeinen Hof mit Quadern pflaſtern. Als man damit zu Rande iſt, kommt der Herr des Hauſes, ſchilt, die Arbeit ſei ſchlecht, der Grund nicht gehörig gelegt und dann mit Sand und Erdboden bedeckt. Der Pflaſterer ſchweigt zu dieſer Schmähung und ſagt endlich: Nun, es giebt mehr Leute, welche ihre ſchlechte Arbeit mit Erde bedecken."

Der Doctor nickte Beifall, die Andern dagegen äußerten ihn laut. Das kleine Hiſtörchen gab den Impuls zu Aehnlichem. Einfälle fielen wie geſchüttelte Pflaumen. Man hat eine Sorte Geſellſchafter, welche ſie vorrathsweiſe in den weiten Aermeln tragen. Auch Nürnberger Räthſel kamen an die Reihe; als: Welche Aehnlichkeit iſt zwiſchen einer Frau und einem Major? Beide ſtreben nach dem Regiment. Dann, warum ſingt der Nachtwächter: „Hört, Ihr Herrn, und laßt Euch ſagen!" Antwort: „weil ſich die Frauen nichts ſagen laſſen." Und ſo fort.

Der Oberlehrer, dem dieſe kurze Waare nicht ſonderlich gefiel, ſtellte Folgendes auf: „Ich nenne Dir ein Weib mit ſeltner Macht, das überall nur Unheil ſtets vollbracht; das auch das beſte Ding, woran ſich's klammert, ſo böſe macht, daß es der Menſch bejammert."

Kaum war die Aufgabe geſprochen, ſo ſah man auf den leiſe geöffneten Lippen der Brünette, ſie ſei gelöſt. Aber das Mädchen ſchwieg — und die Wiſſenden und die Weiſen mögen urtheilen, ob es leicht ſei, ein Wort zu unterdrücken, welches die Wahrheit trifft.

„Ich glaube, ich habe es," ſagte der Feldprediger mit zweifelloſem Tone, „irre ich nicht, ſo iſt es Miß! Das Wort, woran dieſe kleine Silbe ſich hängt, ſpricht ſtets etwas Klägliches aus.“ „Das iſt ganz einfach wahr!“ „Richtig!“ riefen Einige. Der Doctor blickte ſtumm nach unten, und ſein Angeſicht verfinſterte ſich, als hätte der ſchwarze Rock des Geiſtlichen einen Schatten darauf geworfen. „Der Mann Gottes,“ raunte der Syndicus einem Naheſitzenden zu, „iſt manchmal recht von Gott verlaſſen. Er hat ein eigenes Mißgeſchick im Treffen.“ Der Andere antwortete durch einen verſtändlichen Augenblick. „Nun ein Doppelräthſel! bitte, meine Damen, ſich an dieſer Nuß zu verſuchen!“ rief der Anwalt der ſtädtiſchen Commune, räuſperte ſich und ſprach: „Mit einem weichen Kopf zeigt Anfangs gleich ein Schlüſſel mich; mit einem harten Kopf bin oft zu einem Land der Schlüſſel ich. Mit einem weichen Kopf kann man mit mir durch viele Länder reiſen; doch ohne harten Kopf wird ſich manch Hinderniß dem Wandrer weiſen. Mit einem weichen Kopf bin ich ein Inſtrument, bei der Muſik zu ſehen; mit einem harten Kopf bin ich ein Inſtrument, urkundlich zu verſtehen. Mit einem weichen Kopf ſchreibt mich der Componiſt auf das Papier, mit einem harten Kopf ſchreibt mich die Polizei und giebt mich Dir!“

Es entſtand eine athmende Stille um den Tiſch. Einzelnes wurde hier und da laut wiederholt, aber ſo leiſe, als ob das tiefſte Nachſinnen dies Echo abgäbe. „Mit einem harten Kopf,“ ſagte der Doctor und legte die Hand an ſeine Stirn.

„Freund Conradin von Schwaben,“ ſprach der Syndicus neckend zum Arzt, deſſen Name Conradin war, „der harte Kopf zerbricht Dir den Deinigen gewaltig.“

Es dauerte diesmal ein Weilchen, ehe man den Nagel des Räthſelſchmiedes auf den Kopf traf. Endlich gelang es dem Scharfſinn, den Baß und Paß der Deutung aufzufinden.

Der Steuerrath, den dieſes anſtrengende Vergnügen langweilte, hatte ſchon Zeichen von Ungeduld blicken laſſen. Jetzt erhob ſich der Oberlehrer und ſagte mit ſeinem tiefen Schulbaß: „Die liebe Sonne ſchreibt uns bereits unſern Paß auf Goldpapier; ich dächte, es wäre die höchſte Zeit, wenn wir den Garten noch einmal durchgehen wollen.“ Darauf geſchah ein allgemeiner Aufbruch, und man zog insgeſammt den noch unbeſuchten Partieen des Parkes zu.

Die Ruhe des beginnenden Abends und Herbſtes webte im Dunkel der alten hohen Bäume; kein Vogel ſang mehr in den Zweigen. Noch rauſchte der Fußboden nicht von gefallenem Laube; aber welke Blätter, goldtäuſchend — fielen doch ſchon ſacht in ihrer Mutter Schooß. Der Geiſt der Einſamkeit ſchaute aus der Eremitage, von wildem Wein umſponnen, und ſchwebte auf den Stufen der gothiſchen Capelle. Jede Ausſicht war ſchön benutzt, die Natur nirgend verſchroben — und man ſah, die Seele eines edlen Geſchmacks habe den Garten einſt angelegt; doch mochte ſein Gründer wohl längſt, längſt! im Grabe liegen, denn überall durch die verjüngende Kraft der Natur zeigten ſich Spuren der Veraltung in den Anlagen. Immer aber bleibt ſolch ein lebendiges Denkmal ehrenwerth, und in dieſem Sinne ward es jetzt gewürdiget.

Am Ende des weitläufigen Gartens breitete ſich ein kleiner, klarer See vor den Luſtwandelnden aus, über den die untergehende Sonne eine flammende Brücke ſchlug. Schwäne zogen wie reine Gedanken der Sehnſucht darüber hin; das Schwanenhäuschen wankte im Schilfe. Am jenſeitigen Ufer führte eine breite Marmortreppe, deren tiefſte

Stufen die grünliche Fluth umſpülte, und die in ihrem Spiegel abwärts zu erblicken war — auf eine Anhöhe, mit ausländiſchem Gebüſch bepflanzt. Auf der Plateforme lag eine koloſſale Sphinx von ſchwarzem Baſalt, und ihr Schatten blickte düſter aus dem Waſſer. „Da haben wir das uralte Räthſel ſelbſt!“ ſagte der Doctor und betrachtete die myſtiſche Figur mit einem Blicke voll Tiefſinn. Und abermals entſtand eine Stille ringsum. „Eine ſeltſame Idee!“ rief einer aus der Geſellſchaft. „Welche? die Sphinx?“ fragte ein Anderer. „Nein, ſie hier aufzuſtellen,“ verlautete die Antwort. „Es lohnte der Mühe, den Grund davon zu wiſſen.“

„Vielleicht,“ äußerte ein Dritter, „ſteht ſie als römiſch-kaiſerliches Wappen hier, ſo zu ſagen, dem Garten an der Stirne; daß Jedermänniglich gleich ſieht, weß Geiſtes Kind der Beſitzer ſei.“ Es wurde nun klug und heraldiſch geſprochen über den Urſprung und die Bedeutſamkeit dieſes Sinnbildes.

„Sag an, was biſt du denn eigentlich, Du Ungethüm mit einem Mädchenkopf?“ fragte eine junge Dame, keck hervortretend.

„Die Cholera,“ antwortete eine etwas entferntere Stimme, „ſie tödtet, wenn ihr Geheimniß nicht enträthſelt wird.“

„Ein Mädchenherz!“ ſagte der Doctor halblaut, der bisher ſtumm geweſen, „ein Inbegriff des Wunderbaren und der Grauſamkeit.“ Ihm gegenüber ſtand wieder die Brünette und hatte ihre weiße Hand auf die ſchwarzen Schleierfalten der Antike gelegt. Bei dieſen Worten zitterte dieſe Hand und zuckte; ein kleines Demantherz an ihrem Zeigefinger, von der Sonne berührt, ſchoß einen Feuerſtrahl.

Die Blondine nicht weit davon hatte nichts vernommen und nichts geſehen. Man fragte, ob ſie den Ausſpruch des Doctors gehört? — Sie verneinte. — „Das iſt gut! ſagte jener geſchäftige Zwiſchenträger, denn Sie dürfen ihn nicht dulden — mein Fräulein! Er behauptete, ein Mädchenherz ſei unergründlich.“

„Die Liebe duldet Alles —“ ſagte der Feldprediger mit einer leutſeligen Kopfbeugung gegen die ſchöne Blonde, und ſogar als Schalk noch theologiſch. „Herr Conradin kennt mich zu gut, als daß ich dies auf mich beziehen könnte —“ erwiederte Miß Jenny gleichgültig.

„O, wer möchte ſagen, daß er ein Mädchen kenne?“ ſprach der Syndicus; „der Doctor hat ganz Recht. Und wäre er der größte Anatom und wüßte er den Lauf jedes Aederchens, das Herz, deſſen Pulſe er berechnen könnte, wird ihm dennoch verſchloſſen bleiben, wenn nicht der Schlüſſe dazu —“

Der Steuerrath ſtampfte ſeinen Stock in den Boden: „Da haben ſie ſchon wieder den Schlüſſel beim Leibe! Nun wird es mit dem harten und weichen Kopf gleich wieder losgehen. Mir brummt der meine von alle dem.“

Der Schlüſſel zu höherm Leben iſt die Liebe —“ ſagte eine äſthetiſche Dame, welche kurz zuvor die Bettina geleſen.

„Gewiß!“ rief der Syndicus mit Wärme, „und für die Liebe iſt der Menſch kein Räthſel mehr. Was iſt ſie denn anderes, als Aufſchluß des geiſtigen Daſeins? Verſtändniß! Erkennen — Finden — Finden alles Verlornen?“

„Und darum,“ ſagte der Doctor, indem er dem Ideengange ſeines Freundes folgte, findet auch nur der Liebende in dem grundloſen Meer, welches das Herz mit ſeinem Wellenſchlage in ſich faßt, des Glückes edelſte Perle. Ein anderer verſinkt in ſeinem Unglück.“ — Er holte tief Athem.

„Und darum," ſetzte der Feldprediger gerührt hinzu, „werden ſie einſt nur diejenigen erkennen, welche ſich wahrhaft lieben. Wahrhaft! Hienieden verſpricht die Liebe goldne Berge — und hält oft nichts. Das iſt wohl ſehr traurig. Dort aber wird ſie den weiten Himmel halten — eine Stütze von Gottes Thron! Hier ruht ſie, ob auch noch ſo zart, unter dem Schleier des Körperlichen — dort wird ſie Licht ſein, was eine geliebte Seele durchdringt."

„Dies iſt der unſichtbare Diamant —" ſprach der Doctor wie in Gedanken, und ſein Auge blitzte noch einmal auf jenes Ringlein hin.

Indeſſen war die Sonne noch tiefer hinab. Der Abendſchein lag glänzend auf dem See; das Ufer, von einem purpurnen Schimmer wie mit dunkeln Roſen umgeben, glich dem Geſtade jener ſchöneren Welt, wo kein Schatten das Glück der Liebe mehr ſtört. Die Geſellſchaft war wie verklärt — und die letzten aufleuchtenden Strahlen gaben der finſtern Sphinx eine wiederſcheinende Helle. „Verweilen wir noch länger an dieſer Stätte," ſagte der Oberlehrer, ſo fürchte ich, wir kommen in ägyptiſcher Finſterniß nach Hauſe. Und es wird kühl. Auch gebe ich zu bedenken, daß die hohe Reiſende — wir wiſſen welche — ſchon von Weitem auf Ordnung hält.

Auf dieſe Warnung ward einſtimmig der Rückzug beſchloſſen. Die Geſellſchaft erinnerte ſich ſpäter mit Vergnügen dieſes Tages, und Einige ihrer Mitglieder behielten ihn in tieferem Gedenken.

Es mochte jetzt ein Jahr und etwas darüber ſein, daß Doctor Conradin nach L..... gekommen. Fernher gebürtig, war er eine Zeit lang als Leibmedicus eines vielvermögenden Standesherrn angeſtellt geweſen; doch hatte das Curweſen jenes hochadeligen Verhältniſſes der ſtillen Klagen zu viel für ihn gehabt. Er wollte nach ſeinem Sinn curiren, wie ein freier Mann. So konnte ihn denn weder das anſehnliche Fixum beſtimmen, zu bleiben, da, wo es ihm nicht gefiel, noch die ſchöne Equipage, welche ihm zu Gebote ſtand, ihn zu den Gedanken bringen, daß eine ſolche Lage ſich mit edler Selbſtändigkeit vertrüge. Er quittirte daher kurz und bündig die geſicherte Stellung, ein ungewiſſes Einkommen vorziehend; welcher Verſuchung er nicht widerſtehen konnte.

Dieſer Schritt war ein Stein des Anſtoßes für alle ſeine Angehörigen. Er hoffte aber — und nicht im Sinne des Böſen — der liebe Gott werde ihn zu Brod werden laſſen. — Und ſelbſt in dieſem Wagniß lag ein Reiz; denn jeder Wagende entfaltet männlichen Geiſt, und wer Kraft in ſich fühlt, zweifelt nicht, daß ihm das Nöthige zufallen werde.

An einem regnichten Abend trat Doctor Conradin unverſehends bei dem Syndicus ein. Sie waren Univerſitätsfreunde, ſeitdem aber getrennt geweſen, und die verſchiedenen Richtungen, welche ihr Leben bis dahin genommen hatte, wurden von dem hellen Augenblicke ihrer Wiedervereinigung beleuchtet.

Der Syndicus, ein heißblütiger Menſch, kühn und ſtrebſamen Geiſtes, hatte, ergriffen von einer heftigen Leidenſchaft für ein armes ſchönes Mädchen, als Referendarius geheirathet und ſpäter dieſen Stadtpoſten, der ſeinen unruhigen Wünſchen ein Ziel ſetzte, nur angenommen, um den proviſoriſchen Titel los zu werden, der übel zu der Würde eines Hausvaters paßte. Vielleicht hatte er ſich keine rechte Ausdauer in ſeinen Herzensneigungen zutrauen mögen, und indem er die Geliebte ſein eigen nannte, bevor er ein Amt beſaß, eben ſo wohl ihren Beſitz, als ſich ſelbſt in dieſem Entſchluß befeſtigen wollen. — Solch innerſtes Zagen, das äußerlich muthvoll erſcheint, verhält ſich wie Geſpenſterfurcht zur Freigeiſterei. — Wie dem aber auch ſei, der Syndicus hatte die Kraft, was er einmal gewollt, ſtets für gut zu halten, und die Stärke der Reſignation, die ſolch ein abgeſchloſſenes Verhältniß doch mehr oder minder erfordern dürfte. — Der Doctor fand ihn am Abendtiſche mit den Seinen. Er ſaß in einen weiten Schlafrock, der keine Abzeichen der Burſchenzeit mehr trug, ſondern durchaus ſchicklich war, wie in tauſend Falten des Eheſtandes eingehüllt. Ihm zur Seite ſeine junge Frau, verblüht, aber lieb und ſanften Geſichts, und abermals in vorgerücktem Segensſtande; neben ihr ein blaſſes Kind, welches kränklich zu ſein ſchien und mit weinerlichem Lächeln unter dem Mondſchimmer der Aſtrallampe eine kleine Schäferei dem Geblüme des Tiſchtuches entlang aufſpazieren ließ. Der Syndicus erkannte den befreundeten Gaſt nicht ſogleich, und da es geſchah, ſprang er auf mit einem Freudenſchrei und fiel ihm um den Hals. Dieſe jähe Bewegung hatte einen Umſturz jener kleinen willenloſen Heerde zur Folge. Das Kind erſchrak, ſchrie, verfing ſich und bekam einen Anfall von Keuchhuſten, an dem es litt. Der Mutter erſtickte vor Angſt der Gruß im Munde für den Freund ihres Mannes, und in den Ausbruch der Freude dieſes miſchte ſich ein gelinder Schweiß väterlicher Beunruhigung. Unwillkürlich lauſchte der Doctor dem krampfhaften Tone des Huſtens, und verordnete auf der Stelle ein beruhigendes Mittel.

„Sage mir nun, mein alter Junge, woher kommſt Du?“ fragte der Syndicus aufathmend, als ſeine Frau mit dem Kinde ſich entfernt hatte, „das ſchöne Heidelberg ſteht in Deiner Geſtalt mir leibhaftig vor der Seele! Ich ſehe den Neckar vor meinen trunknen Augen fließen, und manches Glas des guten Weines, den wir zu beſſerer Stunde geleert.“

Der Doctor ſtand da, ſo jünglingskräftig, froh und frei, als ſähe man es dieſen Schultern an, daß ſie ſo eben eindrückendes Joch abgeſchüttelt hätten. Er warf das Reiſemützchen von ſich — den Doctorhut, den unſichtbar ein friſcher Lorbeer ſchmückte — hatte er beſcheidentlich daheim gelaſſen. Der Syndicus betrachtete ihn voll Jugendneid; da Jener aber erzählte, ſchwieg er lange.

„Und hier willſt Du bleiben?“ fragte er endlich. „Wir haben viele Aerzte, guter Conradin, Du wirſt Deinen Freund für Etwas rechnen müſſen, dem Du zum Heile wirſt.“

„Ein Nothhelfer will ich werden —“ erwiederte der Doctor lächelnd, „und ein Weniges zum Zuſetzen habe ich. Guter Muth iſt ein täglich Wohlleben — ſo viel habe ich doch aus der Schrift behalten — und die Genügſamkeit hat überall genug, ſagt unſer Göthe.“

Der Syndicus drückte ihm die Hand; es lag eine Verſicherung darin, und das volle Gönnen der Theilnahme.

„Was mich außer der alten Freundſchaft zu Dir hierher zog,“ fuhr der Doctor fort, „iſt, daß ich wildfremd an dieſem Orte bin.“

„Das eben wollte ich. In meiner Heimath iſt die halbe Stadt mit mir verwandt, und ich hätte vor lauter Rückſichten nicht zu mir ſelbſt kommen können. Nach allen

Straßen laufen die Adern meiner Blutsfreundſchaft, die wie ſteinichte Wege das freie Fortkommen erſchweren.“

„Hier, wo man hoffentlich nur von Conradin, dem Enthaupteten, weiß, glaube ich mich behaupten zu können. Denn eine weitläufige Sippſchaft führt zur elendeſten Philiſterei.“

Der Syndicus verzog die Lippen zu einem bittern Lächeln. Seine Frau hatte viele Anverwandte. „Wenn Du nun aber heiratheſt?“ fragte er, und der Grund ſeiner Seele war herbe bei dem Gedanken, wie mancher ſüße Augenblick der Liebe und Ehe ihm durch den gährenden Familiengeiſt verdorben worden ſei.

„Wer bürgt Dir dafür, daß Du dieſem Verhängniß entgehſt? Zu überſehen iſt das anfänglich nicht. Man lernt ſein Glück erſt nach und nach kennen.“

„Wer mir dafür bürgt?“ fragte der Doctor kalt; „mein Wille, Freund! Ich werde, wenn ich mein Herz verſchenke, nicht zugleich meinen Verſtand verlieren.“

„Dann liebſt Du auch nicht —“ antwortete Jener entſchieden.“ Die Liebe zählt nicht, weder Vettern noch Vorwürfe, die ihrer Wahl gemacht werden könnten. Die Glieder der goldnen Kette, an der ihr Kleinod hängt, fügen ſich ungezählt und unauflöslich zu ihrem ganzen Glück. — Die Liebe fragt auch nach nichts, außerhalb ihres einzigen Wunſches. Die Geliebte iſt ihr ein Solitair — und ihre Angehörigen, und wäre ihr Kreis noch ſo umfaſſend — nur Perlen vom erſten Waſſer.“ Sein Auge blitzte — auch war es feucht.

„Ich freue mich,“ ſagte der beſonnene Freund, „daß Du jenſeit der Flitterjahre noch dieſer Begeiſterung fähig biſt, welche mehr als alle verſichernden Worte für Dein Glück ſpricht. Jedermann urtheilt nach ſeinen Erfahrungen. Die meinigen waren trübe. Ich habe Ehen von ſchönſter Anlage an verwandtlichen Störungen zerfallen ſehen und denke mich in Acht zu nehmen.“

„Wenn dies überhaupt nur möglich iſt, Doctor!“ ſprach der junge Ehemann. „Glaubſt Du denn ein Mädchen nach Deinem Wunſche zu finden, das aus einem Stein entſprungen wäre, oder von der Sonne ausgebrütet worden? Soll das Liebenswürdige darunter leiden, daß es nicht allein ſteht? — Zufällig iſt hier, wie vielleicht anderswo, manches bedeutende Haus ein Neſt voll Töchter, allerliebſte Kinder, denen der himmliſche Vater einen hübſchen Mann ſchuldig iſt. Du müßteſt denn ledig bleiben wollen, und das würde Dir, dem Arzte, ſchaden.“

„Nein,“ entgegnete der Doctor ruhig; aber übereilen möchte ich mich nicht, wo es auf das längſte Schickſal ankommt. Es iſt eine Gabe des Himmels, die mir Zeit gönnt; ich will entweder ewig lieben, oder niemals glücklich ſein. Doch, wie geſagt, dieſe Bedächtigkeit kommt auch von Oben; „denn,“ ſetzte er mit einem ſchlauen Blick neckend hinzu, indem er ſeinen Arm um den Freund ſchlang: „„gewiſſen Leuten geht ein Sturm nach, und ſie müſſen die Schritte, die ſie thun, wider Willen ſchneller machen.““

Der Syndicus erröthete, und der Schritt der Hausfrau unterbrach vielleicht zur rechten Zeit dies Geſpräch.

Eine zweite verbeſſerte Auflage des Abendbrodes erſchien, und man ſaß fröhlich und guter Dinge bis tief in die Nacht zuſammen.

Der Syndicus und ſeine Frau ſorgten nun dafür, daß der Doctor alsbald ein anſtändiges Quartier fände und ſich behaglich einrichtete. Die Damen der Stadt nahmen ihn mit großen und mitunter ſchönen Augen auf, die Kranken, welche nach ihm ſchickten, mit Zutrauen, und die alten Herren Collegen eben nicht mit Scheelſucht, wenn er auch unfreiwillig zurückſetzte, wie es ja durchgehends Geſetz der Natur iſt, daß der jüngere Zweig den welkenden abſeits drängt.

Er war der tägliche und liebſte Gaſt in der Wohnung des Freundes und verdankte der Ortskenntniß deſſelben, wie dem weiblichen Scharfblicke ſeiner Frau, manchen nützlichen Wink.

Der Doctor ſah wohl, daß ſein Freund zu zeitig geheirathet hatte und daß auf der kaum erreichten Mittagshöhe des männlichen Alters ihn zuweilen ein lebensmüdes Gefühl beſchlich. Aber waren doch dieſe Rückblicke gerade keine Anwandlungen von Reue, und durften es nicht ſein; denn die junge Frau war und blieb herzlich gut, wenn ſie auch nach einigen kränklichen Ehejahren aufgehört hatte, friſch und ſchön zu ſein. Die Roſe ihrer Jugendblüthe war gebrochen, doch die Lebenskraft der Liebe wirkte für das Knöspchen an ihrem mütterlichen Buſen fort. So war der Frühling dieſer Ehe zwar dahin, und das Schöne kommt nicht wieder, — aber ohne Wärme, die ſelbſt der Freund wohlthuend empfand, war ihr gegenſeitiges Verhältniß nicht. Und wenn der Mann ſeinen Irrthum, daß er einen Engel wählte, ſpäter der Frau verzeiht, ſo darf die Gattin ſolch eines Gerechten ſich immer noch glücklich preiſen.

Einige Wochen waren dem Doctor unter dem erſten Bekanntwerden raſch vergangen, und der Reiz der Neuheit fing an, ſich in ein heimathliches Gefühl zu verwandeln, als eines Tages zu ungewöhnlicher Zeit der Syndicus in ſein Zimmer trat. „Eine Neuigkeit, Freund! für die das

Botenlohn nicht golden ausfallen dürfte, wenn Du anders eine Heimſuchung im Sinne der Trübſal — nicht für etwas Gutes hältſt.“

Dies ſagte er mit lachendem Verdruß und theilte nun in Haſt mit, daß eine verwittwete Frau Doctor Conradin aus O...... an den hieſigen Magiſtrat geſchrieben habe, um eine Schutzverwandte dieſer guten Stadt zu werden.

Der Doctor erblaßte. Er ließ die Feder ſinken und faltete die Hände in einander. „Hilf Himmel!“ ſagte er, „das iſt meines Vaters Schweſter! eine hyſteriſche Tante! Da ſtehe mir nur Gott bei. Sie ändert im Jahre zweimal ihren Wohnort und ihr Teſtament — ich renoncire und möchte am liebſten noch heute fort.“

„Du wirſt doch nicht!“ lautete die Antwort. „Biſt Du ein Miterbe dieſer guten Dame? und iſt ſie wohlhabend?“ Man hörte es dieſer Frage des Freundes an, daß er, trotz ſeines Idealismus, den Werth realer Mittel zu ſchätzen wußte.

„Ach!“ erwiederte der Doctor unmuthig, „das gilt mir gleich. Jedenfalls muß ſie ein hübſches Vermögen haben, und ich weiß nur ſo viel, daß ſie von Ort zu Ort zieht, weil ſie mißtrauiſch fürchtet, Erbſchleicher wären ihr auf den Ferſen. Wenn die Erfahrung ſich bewährt, ſo iſt in dieſem Inſtinct ſchon die Gewißheit eines Schickſals, das lauerſam ihrer wartet, und dem ſie ſich zuletzt ſelbſt ausliefern wird.“

„Die arme Perſon!“ ſprach der Syndicus mit einem Tone des Mitleids, das nicht ohne Anklang des Verächtlichen war; „wenn du aber ihr natürlicher Erbe biſt, ob auch nur theilweiſe — was kümmert es Dich? Und warum wollteſt Du anſtehen, einen Vortheil mitzunehmen, der Dir von Rechts wegen zukommt, wäre er auch mit einiger Unluſt für Dich verbunden? Ein Arzt darf nicht bequem ſein — betrachte es von dieſer Seite.“

„Um Geld laſſe ich mich nicht quälen —“ verſetzte der Doctor ſtreng und ſtolz. Viel lieber will ich mich um ein Gotteslohn von dem Aermſten meiner Kranken hudeln laſſen. Es geſchähe dann um des heiligen Berufes willen. Durch dieſe Geduld gewönne ich an Selbſtachtung — jener Gewinn aber würde mich entwürdigen.“

„Doch wie könnte ich mich den tantenhaften Anſprüchen einer ſo nahen Verwandtin entziehen? Die Frau Doctor Conradin! heißt es. Wir ſind ja gleichſam durch Stand und Namen an einander getraut.“

„Ich aber laſſe Dich nicht ſcheiden —“ rief der Syndicus lachend. „Jetzt muß ich aufs Rathhaus. Dir, mein Freund, wird hoffentlich noch früher, als über Nacht der gute Rath kommen, daß man in das Unvermeidliche ſich finden müſſe.“

Dieſer vorläufigen Nachricht folgte alsbald die Beſtätigung in einem eigenhändigen Schreiben der Tante an den Doctor, und dieſem Briefe in kurzer Zeit ſie ſelbſt.

Die Blicke der Einwohnerinnen von L.... ſtiegen mit Staunen an den hochgethürmten Wagen voll Kiſten und Kaſten auf, die dem Einzuge der fremden Wittfrau Gewicht gaben, und der Doctor, ihr Namensvetter, ſtieg verhältnißmäßig im Preiſe.

Die Tante umarmte ihren Lieblingsneffen weinend und ſagte ihm, daß ſie nur um ſeinetwillen hierher gezogen ſei, wobei der Doctor in einem Seufzer des Dankes leiſe ſtöhnte. Er ſolle ihr die Augen zudrücken und dann ihr Bischen Armuth hinnehmen.

Und wirklich ſchien es, als ob dieſer letzte Zweck nun erreicht wäre. Die Tante hatte ſich durch ſchädliche Einflüſſe der Reiſe, durch unvorſichtiges Sich-Ausſetzen während des Räumens eine Magenentzündung zugezogen und lag hart und feſt danieder. So konnte der Doctor nicht, wie er es ſich vorgenommen — eine gewiſſe Zurückhaltung beobachten, ſondern mußte die Patientin pflichtſchuldigſt täglich dreimal beſuchen. Er fand eben jene Blondine, die wir unter dem Namen Miß Jenny kennen, ſchon in den erſten Tagen bei ihr.

Die Juſtizräthin Lohde bewohnte den zweiten Stock des Gebäudes, worin Conradin's Tante eingemiethet war, und Mutter und Tochter ſchienen ſich der leidenden Hausgenoſſin mit mehr als gewöhnlicher Theilnahme anzunehmen. Die ſchöne Jenny benahm ſich äußerſt thätig und kindlich, und die Kranke war ihres Lobes voll. Der Doctor ſah ſie ſogar — denn die Einrichtung war noch lange nicht vollendet — wie mit häuslicher Demuth vor den geöffneten Schubkäſten knieen, und die Wäſche, gezeichnet mit den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens, fein ſäuberlich in Ordnung legen. Er betrachtete ſeitwärts die blonde Schönheit, die hier ordnete, ihn ſelbſt aber in einige Verwirrung brachte — und er faßte ihr Bild mit der günſtigen Meinung auf, hier vereine ſich äußere Liebenswürdigkeit mit ſtillem Verdienſt.

Warum Jenny ihn nicht noch mehr anſpräche, wagte er kaum ſich ſelbſt zu geſtehen. Er fühlte ſich in Beziehung zu ihr, aber deßhalb doch nicht durchaus angezogen. Das Recept, welches er geſchrieben, ging durch ihre zarten Finger, ehe es in die Apotheke geſchickt wurde, und ihr blaues Auge — auch dies entging dem Doctor nicht — blickte tiefſinnig, nicht auf die Abbreviaturen der Pharmakopöe, nein! nur auf den Geſchwindzug darunter. So oft er eintrat, färbte ſich Jenny's durchſichtige Wange höher, und welchen jungen Mann hätte ſolch ein Anſchein noch jemals beleidigt? Es leuchtete vielmehr dem Doctor ein, daß er ſeinen guten Theil an dieſer ſamaritiſchen Nächſtenliebe habe.

Verließ Jenny auf einen Augenblick das Zimmer, ſo rühmte die Tante ihre Pflegerin zu allen Pforten heraus. »Der Mann macht ein Glück, der das engliſche Kind einmal zur Frau bekommt! Das iſt die Geduld und Beſcheidenheit ſelber. Und eine Liebe hat das gute Mädchen zu mir gefaßt, eine Liebe zu mir armen kranken Frau! — ich ſage Dir, Leopold, das läßt ſich nicht beſchreiben. Bleibſt Du ein Stündchen länger aus, als ſonſt, ſo ſteht ſie gewiß am Fenſter und ſieht, ob ſie Dich erblicke, weil meine Leiden ſie rühren.«

Den Doctor rührte dieſe verrathene Theilnahme auch; aber er ſchwieg, denn heimlich hatte ſchon ein anderer Gegenſtand ſein Herz gerührt.

Die Frau des Syndicus hatte wenig weiblichen Umgang, doch eine Freundin, die Nichte des Steuerrathes Baſtide, Tugendreich, am Tage vor Weihnachten geboren. Der Schalkſinn dieſer artigen Brünette ſpottete der prunkenden Moral womit ihr Name großthat, und ihre anſpruchsloſe Heiterkeit ſchien einen Schatz anzudeuten, den ſie an ihrer muntern Laune hätte. Ein kleiner Schelm, ein Dieb — war, nach einem Dichter — das Grübchen in ihrer rothen Wange, und ein Pfeil aus Amors Köcher prallte von des Mädchens Lippen, wenn es, was oft genug geſchah, eine ſpitze Antwort gab.

Die arme Tugendreich war eine Waiſe und lebte von der Gnade ihres Oheims. Sie vergalt dieſen väterlichen Schutz durch mütterliche Aufſicht, welche ſie einer Enkelin ihres Wohlthäters angedeihen ließ, einem Mädchen von acht Jahren, dem einzigen Nachlaß ſeiner Stieftochter, die nach jenem Kindbette geſtorben war. Der Steuerrath liebte die beiden Töchter ſeiner Fürſorge, wie ſeine Augäpfel, deren er wirklich einen großen und einen kleinen hatte. Er war ein ſeltſamer Mann voll ſchnurriger Eigenheiten. Die Nichte hatte ihre liebe Noth mit ihm, und er ſetzte ſie zuweilen in große Verlegenheit. So war ſie gezwungen, alle Waffen ihres Geſchlechts gegen ihn zu gebrauchen.

Ihren innigſten Bitten hätte er hartnäckig widerſtanden; ein drolliger Einfall verſchaffte ihr faſt immer den Sieg. Dies hatte einen kleinen Muthwillen zur Folge, der aber dem Mädchen ſo wohl ließ, daß die Männer dieſen Fehler, den ſie lieben und leiden, nur für einen Reiz mehr hielten und dem ſchönen Kinde, das keinen Vater hatte, der Ihresgleichen in Reſpect erhielt, den Mutterwitz nicht übel nahmen, womit es ſich wehrte. Der Steuerrath hätte es für ſein Leben gern geſehen, wenn ſeine Nichte zeitig geheirathet hätte, obgleich ſie ihm unentbehrlich war. Er ſagte es ihr täglich vor, daß ſie arm ſei und keine Anſprüche machen könne.

„Du biſt ein Mädchen, ohne bare Ausſteuer,“ ſprach er warnend, „und die dürfen heute zu Tage keine ſo wählige Miene machen. Selbſt Dein Name ſollte Dich hindern, leichtfertig zu ſein, und man würde Dir gar manche Tugend abſprechen, wenn ich Dir nicht die Stange hielte, ich, der da weiß, daß Du eine gute Seele biſt. — Hätten ſie Dich Schmerzenreich getauft, wie den Sohn der heiligen Genovefa, ſo wäreſt Du ohne Zweifel ein luſtiger Bruder geworden. Das hängt Euch Allen von der Großmutter Eva an, der Du nur um einen Tag zuvor gekommen biſt.“

„Mein Oheim hält mein Herz für eine Steuer, womit ich ihm pflichtig bin, daß er amtlich darüber verfüge. – “ ſagte die Nichte zu ihrer Freundin.

Der Syndicus, der das Mädchen vorzugsweiſe lieb hatte, dachte wohl zunächſt daran, daß die anmuthige Brünette eine Frau für ſeinen Freund werden könnte; aber er kannte den Geſchmack des Doctors nicht und wußte, daß Vorſchläge dieſer Art oft nachtheilig wirken und die Uebereinſtimmung ſolcher Wünſche eher hindern, als fördern. Er ließ daher dieſer Bekanntſchaft freien Lauf und unterſagte ſeiner Frau mit einem Nachdruck, der ſtets Gehorſam fand, jedes annähernde Bemühen, auch das leiſeſte.

Dem Doctor gefiel das Mädchen ſichtlich. Er verrieth ein lebhaftes Intereſſe an der Geſellſchaft der ſchönen Nichte und lenkte fein — ob auch errathen von ſeinen Freunden — das Geſpräch auf ſie; doch der Syndicus ging ſo wenig darauf ein, als wäre von einem Haubenkopf die Rede, und ſeine Frau ließ Lob und Tadel ihrer Freundin fallen, ohne Aufhebens davon zu machen.

Einſt, als die Männer über weibliches Betragen ſprachen, und wie abſchreckend eine Prüde ſei — äußerte der Doctor, man fände doch ſelten bei den Damen kaum etwas hübſcher, als die Gabe, ſich auf Scherz zu verſtehen, dieſer Handhabe geſelliger Anſprache. „Dieſer pretiöſe Ernſt,“ ſetzte er hinzu, „den die Mädchen für Anſtand halten, giebt den leichteſten Verhältniſſen eine läſtige Schwerfälligkeit und läßt nicht dazu kommen, Neigung zu faſſen, oder einen Entſchluß. — Fräulein Baſtide macht hiervon eine Ausnahme; — freilich —“ ſetzte er nach einer kleinen Pauſe hinzu. „Spott ſchadet oft der Zartheit des Gefühls, das ein weiblich Weſen wecken ſollte, kaum weniger, als prüde Strenge.

„Spott kann auch Schmerz ſein —“ konnte ſich die kleine Frau nicht enthalten, zu erwiedern, und ihr Mann ſprach: „Hat doch ſelbſt die Natur die Roſe mit Dornen umbaut, ihr Schönſtes vor keckem Angriff zu ſchützen.“ Und hiermit war dies Geſpräch abgebrochen.

Später fragte der Doctor einmal geradezu nach der jungen Hausfreundin, die er lange nicht mehr getroffen. „Sie kommt jetzt ſeltener zu uns —“ lautete die Antwort. „Seit ich da bin?“ fragte er in Haſt und ſchien beleidigt. Die Frau ſeines Freundes lächelte ihm ſchweigend zu, und er konnte es für ein Ja nehmen, oder auch für einen Vorenthalt, der ihm ſchmeichelte.

Wenn der Doctor einerſeits ſeine Eitelkeit durch das Ausbleiben der Brünette verletzt fühlte, deſſen Urſache ihm wie ein ſpröder Goldfaden ins Auge ſprang, ſo fand andrerſeits die Blonde täglich Gelegenheit, ein Fädchen nach dem andern, ſo fein und fügſam wie ihr Haar, — um ein Herz zu legen, das dieſer Neigung beinahe widerſtrebte. Die Tante war nun wirklich ſo krank, daß der Doctor nicht glaubte, ſie werde noch einmal aufkommen, wenn ihre Niederlage auch langwierig würde. Sein Mitleid, ſein gutes Herz ward rege; er hatte nie ſo wie jetzt gefühlt, daß dieſe Tante ſeines Vaters Schweſter ſei. Die Gewohnheit that das Ihrige auch. Ohnehin kann kein Arzt eine Patientin lange behandeln, ohne das Intereſſe für ſeinen Beruf mehr oder minder als das Intereſſe ſeines Gemüths zu empfinden. Ihr Zuſtand beſchäftigt ſein Nachdenken, die Abhängigkeit von ſeiner Hülfe macht die Kranke zu ſeinem Geſchöpf, und das Gefühl, Schutz zu geben, nimmt ein. Hier war dies nun insbeſondere der Fall. Die Tante hing ihre letzte Lebenshoffnung, hing ihr mattes Herz an den Neffen, der doch bei aller Läſtigkeit dieſer Liebe nicht ganz unbewegt davon blieb und dankbar ſeine Pflicht in den Augen behielt. Vielleicht ward der Doctor es ſich nicht bewußt, in wie weit die beſtändige Gegenwart dieſes jungen Mädchens hier gegen widrige Eindrücke mildernd auf ihn einwirkte. Die Schönheit iſt eine lebendige Sühne. — Genug, ſein Vorurtheil ſchwand mit den Kräften der Tante dahin. Er wendete alle Mühe auf, alle Mittel an, ihr noch einmal zu helfen. Er trat wie ein erſehnter Engel in das verdüſterte Zimmer, ſo oft er kam, und ließ ſtets einen Roſenſchein auf Jenny's Wangen zurück. Dieſe ſchien die Leiden der Kranken theilnehmend zu empfinden und die Sachen derſelben als ihr Eigenthum zu betrachten. Sie wußte auf das Genaueſte Beſcheid, und der Doctor konnte nicht umhin, ſich verpflichtet dafür zu halten.

Eines Morgens, als der Doctor berufen früher als gewöhnlich eintrat, fand er Jenny nicht vor. Die Tante, welche früher eitel geweſen, hatte dieſer Schwachheit auch in ihrer derzeitigen Schwäche nicht abgeſagt. Das Krankenbett war mit einigem Prunk zurecht gemacht worden; das Nachtjäckchen, das mit einer verſchwenderiſchen Fülle von Tüllfalten ihren armen Leib umgab, kam ſichtlich erſt vom Plätteiſen, die Haube, unſerm Geſchlecht in kranken wie in geſunden Tagen eine Hauptſache, hatte einen Anſtrich von coquetter Zierlichkeit — und eine kleine violette Bandſchleife unter dem langen gelben Kinn blühte wie ein Veilchen in einer Sandſtrecke.

Auf einem Seitentiſche ſtand eine verſiegelte Flaſche Wein, nebſt einem Teller mit Hobelſpänen, einem feinen Gebäck, das durch ſeinen Namen an den Sarg erinnert.

„Vergieb mir, Leopold, daß ich ſo früh zu Dir ſchickte.“

ſagte die Tante mit etwas feierlicher Stimme: „ich wollte mein Teſtament noch einmal ändern und Dich vorher um etwas fragen.“

Ein uneigennütziges Lächeln, daß dieſer letzte Wille noch immer nicht der letzte ſei, wechſelte mit einer Miene voll Ernſt in den Zügen des Doctors. Er ſagte: „Ich bin nicht wohl damit zufrieden, Tante! es wird Sie aufregen.“

„Ach!“ antwortete die Kranke weinerlich, doch mit Gelaſſenheit, „was thut's denn, ob die paar Körner in meinem Stundenglaſe vollends aufgerüttelt werden, oder nicht? Meine Zeit iſt abgelaufen. Da ließ es mir denn keine Ruhe, weder Tag noch Nacht, der guten Jenny, dem lieben Kinde, das mich ſo treu gepflegt, ein kleines Legat zu vermachen, wenn Du nämlich nicht dagegen wäreſt.“

„Tante!“ ſprach der Doctor tiefen Tones, „womit habe ich dieſe Frage verdient? Schalten Sie doch ganz und gar nach freiem Gefallen über Ihr Vermögen. Und ſetzen Sie Jenny ſelbſt zur Univerſalerbin ein, wer könnte es Ihnen wehren? Ein kleines Legat bleibt mir doch — wäre es auch nur, die Doctorrechnung zu tilgen.“ Es lag etwas Herbes in dieſem Scherze, als fühlte der Doctor ſich nicht allein in ſeiner Großmuth, ſondern in ſeinem Unrecht unverdient gekränkt.

„Alles bleibt Dir, liebes Herz,“ erwiederte die Tante ängſtlich; „nur mußt Du mir nicht etwa böſe werden. Meinen letzten Wunſch — vom Willen kann hier nicht die Rede ſein — lege ich in Deine Seele nieder. Ich dachte nämlich, wenn Ihr Beide die Erbſchaft theiltet — das heißt: wenn Eure Hände verbunden würden.“

Der Doctor ſchwieg und ſah zu Boden.

„Wenn Ihr einig wäret in allen Stücken —“ fuhr die

Tante fort; „es iſt ſchon ein erheblicher Grund, daß Ihr eines Glaubens ſeid.“

„Einer Liebe wäre beſſer —“ entgegnete der Neffe leiſe.

„Nun, das hoffe ich doch!“ ſprach die Tante zuverſichtlich. „Sage ſelbſt, woher wollteſt Du eine beſſere Frau bekommen? — Sie iſt ſtill und gelaſſen, ſanft und beſcheiden, ſittſam und fleißig — und die Ordnung ſelber. Du nähmſt ein armes Mädchen, das Dir ſein Glück verdankte; ſo hätteſt Du eine pflichtgetreue Gattin und wäreſt ſicher vor Prätenſionen.“ Hier lächelte der Doctor abermals und ſprach: „Trotz all' dieſer Vorzüge könnte Jenny doch nicht für mich paſſen. Tauſend-tauſend Tugenden können keine Liebe erwerben; ein kleiner liebenswürdiger Zug — vielleicht ſogar für einen Fehler angeſehen — reicht dafür aus.“

Der Tante genügte dieſe Antwort wenig. „Ich verſtehe Dich nicht, Leopold,“ ſagte ſie, „oder ich verſtehe Dich falſch. Es ſoll doch ein Mädchen nicht etwa laſterhaft ſein, um geliebt zu werden? — Woraus ſollteſt Du denn ſchließen, was Du an einer Frau bekämeſt, wenn nicht aus ihren Eigenſchaften?“

„Aus ihrem Herzen allein!“ ſprach der Doctor mit Nachdruck; „das iſt der Himmel, wo die Ehen geſchloſſen werden.“

Eine kleine Pauſe erfolgte, wie nach einem Abſchluß. Dann ſagte die Tante: „Nun, an Jenny's Herzensgüte wirſt Du doch nicht zweifeln? Ich wüßte nicht, was ich davon glauben ſollte. Sie iſt arm — die Eltern haben das ſchöne Einkommen verlebt, und die Tochter muß ſich ihr Taſchengeld mit der Nadel erſticheln, und doch bringt ſie ihre Zeit bei meinem Elend zu, was ich ihr nicht mit Golde aufwiegen kann.“ Dieſe Worte der

Tante gaben dem Doctor einen Stich ins Herz. Eine Regung von Mißtrauen, gemiſcht mit Mißfallen, wollte in ihm aufkommen — aber er unterdrückte ſie und ſprach: „Ueberheben Sie immerhin die arme Jenny der bittern Nothwendigkeit, ihr erwerbſames Talent auf ſolche Zinſen anzulegen; es iſt ſchwer, wenn ein zartfühlendes Mädchen gebildeten Standes für die Bedürfniſſe fremder Menſchen arbeiten muß. Nur ein Geſchenk für einen Mann von Verdienſt darf die fleißige Hand eines feinen Kindes ſein, und wenn Sie, liebe Tante, dieſe Hand mit Güte und Segen füllen, ſo gönne ich es ihr und dem Würdigen, dem ſie zu Theil wird.“

„Bedenke!“ fuhr die Tante nicht ablaſſend fort, „Jenny hat keinen Anhang. Die einzige Mutter! Nun mit der würdeſt Du doch wohl fertig werden.“ Der Doctor machte Miene, als wolle er nicht erſt anfangen.

„Du willſt ſie alſo nicht zur Frau?“ fragte die Tante krankhaft dringend und heftig.

„Ich mache ja nicht zugleich mein Teſtament — und will mich beſinnen;“ antwortete der Doctor, indem ein leichtes Zittern ſeiner Stimme die Wirkung jener peinlichen Frage hörbar machte.

„Nochmals wiederhole ich Ihnen meinen Wunſch, daß Sie ohne alle Rückſicht auf mich über Ihr Eigenthum verfügen mögen.“ Der Doctor konnte nicht deutlicher ſagen, als durch das Verſchweigen des Nachſatzes, daß er es auch ſo halten wolle.

Die Tante ſchwieg hierauf eine lange Weile. Dann ſagte ſie: „Ein hübſches Begräbniß wirſt Du wohl auf mich wenden, lieber Neffe? Den Wagen mit dem ſilbernen Engel — ein gemauertes Grab mit einer Guirlande bemalt und Moosroſen oben darauf gepflanzt — die laſſe nicht verkommen, wenn auch keine Thräne ſie benetzt.“ Sie fing an zu weinen und begoß die Blumen ihres Andenkens im voraus mit heißen Zähren. Eigentlich beweinte ſie die Störrigkeit des Doctors, und daß ihre Idee, ihn mit Jenny zu verheirathen, nicht auf der Stelle Roſen trüge.

Der Doctor verweilte noch einige Minuten bei den Umſtänden der Krankheit und wendete alsdann dem ſilbernen Engel des Vermächtniſſes den Rücken. Indeſſen hatte ſich in der Stadt das Gerücht verbreitet, die Heirath zwiſchen dem Doctor Conradin und Miß Jenny ſei ſo gut, als abgeſchloſſen. Verbindungen dieſer Art werden immer früher von Andern richtig gemacht, als von den Intereſſenten ſelbſt.

Der Syndicus fragte ſeinen Freund, ob es wahr wäre, daß er ſich bereits erklärt habe.

„Noch bin ich mir ſelbſt nicht klar —“ antwortete der Doctor unmuthig; ich fürchte mich vor einem Mißgriff. Sage ſelbſt! Du biſt ein Ehemann — Welche ſoll ich wählen? Die mich ſucht? Die mich meidet? — Die mir Intereſſe einflößt — oder die es für mich zeigt? — Was beweiſet mir denn, daß meine Wahl nicht trügt?“

„Die Liebe iſt der Gott, der nicht Beweiſe giebt —“ dieſe claſſiſche Antwort ließ der Syndicus ſtatt ſeiner eigenen den Fragen des Freundes folgen. „Sieh nur, mein Trauteſter!“ ſetzte er ſeine Rede mit einem Lächeln fort, das den Muth Jenes eben nicht erhöhte; „es iſt der feinſte Punkt für den Scharfſinn eines Mannes, der eine Verſorgung mit ſeiner Hand bieten kann, ob ein Mädchen ihn aus Abſicht auszeichne, oder aus wahrem redlichem Gefühl. Und doch beſtimmt dieſe ſubtile Grenze den Himmel oder die Hölle. — Wie willſt Du es ergründen? Die Folgerungen jahrelangen Umgangs kann oft ein Augenblick vernichten. — Ein alter Spruch ſagt: Den Freund prüfe ſiebenmal in der Noth, ob er Dir hilft, ſiebenmal im Glück, ob er Dich nicht beneidet; die Geliebte aber prüfe ſiebenmal ſiebenzigmal, und doch biſt Du nicht ſicher. Aber liebe nur: dann biſt Du überzeugt.“

Der Doctor ſeufzte kläglich; in ſeiner Seele war ein Zwieſpalt, der nicht enden wollte. Er entdeckte hierauf ſeinem Freunde, daß ihm kein Mädchen dieſes Ortes beſſer gefalle, als die Nichte des Steuerrathes, daß er ihr aber — es mußte heraus — kein Herz zutraue im tiefſten Sinne der Liebefähigkeit überhaupt, oder für ihn insbeſondere. Daneben geſtand er, daß er nicht ungerührt von Jenny's ſtiller Neigung für ihn geblieben; daß er jedoch — es mußte wieder heraus — ſie zu wenig lebhaft finde und an ihren Geiſtesgaben zweifle. Ein geiſtloſes Mädchen aber genüge ihm nicht. Auch theilte er dem Freunde mit, wie er durch den dringenden Wunſch der Tante ins Gedränge gerathen ſei.

Der Syndicus kämpfte den ſeinigen nieder und ſprach nur gerade ſeine Meinung aus. „Stille Waſſer ſind tief! Nimm Dich in Acht, Freund Conradin! die Frau Juſtizräthin iſt dafür bekannt, daß ſie im Trüben fiſche.“

Der Doctor lächelte langſam, doch verneinend. Er ſagte: „Und wenn die Liſt dieſer Frau ſo ſtark wäre, ein Crocodill ans Land zu ziehen, glaubſt Du, daß es ihr gelingen würde, meiner Tante das kleinſte Codicill zu entlocken? Und meinſt Du, daß ich mich fangen ließe dämlicher Weiſe?“ Der Syndicus lachte und dachte für ſich, ſein Freund zapple ſchon halb und halb im Netze. Er ſchwieg fortan und hoffte, der gute Geiſt der Liebenswürdigkeit werde für die arme Tugendreich wohl anderweitig zu ſorgen wiſſen. — So blieb denn Alles beim Alten, außer daß die Neuigkeit, der Doctor Conradin ſei mit Miß Jenny verſprochen, bald genug für Niemand eine mehr war.

Der Doctor ſah auf einmal ſeine Beziehungen zu den Damen verändert. Man ließ ihn außer Acht. Es iſt wohl ein hartes Wort, aber ein wahres, wenn auch nur einem ſo geiſtreichen Mann als Tiek zu verzeihen, der da ſagt: „Ein Mann wird nur recht liebenswürdig gefunden, ſo lange ſich ihn jedes Mädchen als ihren Liebhaber denken kann; entſcheidet er ſich aber für eine beſtimmte Geliebte, ſo ſehen ihn alle Uebrigen nur als einen Anhang ihrer Feindin an; er iſt ein todtes Wild, das nicht mehr gejagt wird.“

Sogar das Geſicht der Frau ſeines Freundes hatte ſich für den Doctor umgewandelt. Er gab es ihrem Zuſtande Schuld, daß ſich ihre Miene zuweilen in ein ſchneidendes Lächeln verzog, denn ihr Stündlein ſollte nun bald kommen. Mit der Nichte des Steuerraths kam der Doctor nun wieder öfter zuſammen. Er ſah ſie bei jedem längeren Beſuche, welches Glück ihm ſonſt nicht hatte zu Theil werden wollen; aber es war, als wäre er nun ſelbſt unſichtbar für ſie geworden, denn ſie bemerkte ihn gar nicht. Die ſchöne Brünette ſah ein wenig blaß aus; für den Doctor aber hatte dies intereſſante Geſichtchen nur um ſo mehr Intereſſe. Der üppige Scherz, der ihr ſo wohl ließ, war verblüht auf ihrer Lippe. Sie äußerte ſich ſo kalt, ſo beziehungslos, wie der Froſt, wenn er Winterblumen an eine klare Glasſcheibe haucht, und der warme Wunſch entſtand ganz natürlich, dieſe liebliche Natur wieder aufgethaut zu ſehen. Alle Witzfunken waren in ihren wunderſchönen Augen ausgelöſcht, ihr Blick ſchien dunkler als vorher — und der Doctor fürchtete ſich ein wenig. Aber die Furcht hat einen geheimen Reiz und ihre eigene Illuſion.

Der Syndicus ward Vater eines Töchterleins; die Wöchnerin befand ſich verhältnißmäßig ſehr munter, und das Taufen wurde ein Feſt. Es war früher ſchon eine abgemachte Sache geweſen, daß der Doctor und Tugendreich Baſtide Gevatter ſtehen ſollten. Dabei mußte es denn ſein Verbleiben haben.

Als er die Hand des reizenden Mädchens berührte, um es an den Wagen zu führen, ſchlug der Gedanke elektriſch durch ſein Innerſtes: wie, wenn er die holde Nichte in dieſem milden Seidenweiß, mit der Roſenknoſpe im ſchwarzbraunen Haar, als ſeine Braut zur Kirche führte? — Tauſend Gedankenknoſpen öffnete dieſer geheimnißvolle Strahl. Er ging von dieſem Bräutigamstraume ſo zerſtreut und tiefblickend, als lägen dieſe Roſen am Boden, und er hätte ſein ſchönſtes bereits mit Füßen getreten. — Er machte ſogar kleine Verſtöße gegen das Schickliche und faßte Tugendreich noch einmal und heftiger an. Da platzte ihr Handſchuh, er aber meinte, eine loſe Nath in ſeinem Herzen wäre zerriſſen, und das Lebendige dränge hervor. Im Wagen ſprachen Beide kein Wort; vielleicht würden ſie trotz des Geraſſels ſich doch verſtanden haben.

„Welch ein ſchönes Paar!“ ſagten die Leute vor den Thüren, und eine Beklommenheit, eine wonnige Angſt, wie die Brautſchau zu erregen pflegt, ließ den Doctor in der Spannung jener Augenblicke keines Lautes mächtig ſein, verfeinerte aber ſein Gehör. Die arme Tugendreich zitterte ſichtbar, und nicht allein unter dem Schauer der Kälte.

Vergnügter hatte man den Syndicus nie geſehen, als an dieſem Tage. Die kleine Roſa — dieſen Namen hatte er dem Kinde geben laſſen, weil die Mutter ſo blaß geworden, daß er wieder etwas Friſches hätte — wozu ſie doch lächelte, wenn auch ſchmerzlich — hatte den Vater in die roſenfarbenſte Laune verſetzt.

Der Steuerrath that ſich in einem drolligen Räuſchchen gütlich; ein anderer ſolider Pathe trug nach einer Mode, die ewig jung und ewig neu bleiben wird, einen kleinen Haarbeutel davon — und ſelbſt die Damen kamen ein wenig aus dem Tacte. Der Doctor hatte alles Tempo vergeſſen. Er wurde zärtlich und dringend gegen ſeine Tiſchnachbarin und ging ſo weit, ihr Vorwürfe wegen ihres zurückhaltenden Betragens zu machen. Sie ſah ihn ſchnöde von der Seite an und hielt ſich lange. Endlich deutete ſie mit bebender Stimme auf ſeine Verhältniſſe hin, welche ihn abhalten ſollten, auf dieſe Weiſe Scherz und Kurzweil zu treiben — und dabei funkelten ein paar Thränen tiefbeleidigten Gefühls in ihren Augen, und ihr ganzer Körper zitterte im Zorn dieſer Abweiſung, dem einzigen Zorne, der einem ſchönen Mädchen wohl anſteht.

Jetzt wurde der Doctor hinausgerufen. Er war eben auf dem Wege geweſen, Tugendreich ſeine Freiheit von andern Banden zu betheuern. Wer hätte die Folgen abſehen mögen? Dieſer Abend — dieſe Nacht — ſollte nun einmal verhängnißvoll für ihn werden.

Es ginge ſehr ſchlecht mit der Tante — lautete die Botſchaft. Sie hätte heftigen Krampf und wünſchte, den Herrn Doctor noch bei ſich zu ſehen, wenn es auch ſpät würde. Dabei ward ihm ein großer Hausſchlüſſel in die Hand gelegt mit dem Bemerken, die Thür werde unverriegelt bleiben.

Dieſes Stelldichein, ſo zur Unzeit, ſchien dem Doctor ſchlecht zu behagen, und es lief ihm eiskalt über die Haut, als er den Schlüſſel in Empfang nahm. Bei dem Worte „Krampf" denken ſich die Aerzte ſelten etwas anderes, als ein Uebel, das von ſelbſt vergeht, und ſo eilen ſie nicht allzuſehr mit ihrer Hülfe. Dieſer Abruf kam jedoch dem Doctor abſonderlich ungelegen und wirkte wie ein Niederſchlag auf ſeine erhitzten Lebensgeiſter. „Ich werde kommen, ſobald es angeht —" damit entließ er den Boten. Und dieſe Antwort, wenn die Kranke ſie wörtlich erführe — hätte ihr geſagt, daß ihm diesmal die Geſellſchaft vorgehe.

Als der Doctor in das Zimmer zurückkehrte, hatte die Brünette ſich an einen andern Platz gerückt, und er konnte das verlorne Terrain nicht wieder gewinnen. Das Verlangen der Tante rückte ihn im Geiſt eben ſo fernab, das tumultuariſche Geräuſch ließ ihn nichts mehr hören, daß er gerufen worden ſei, denn es war doch ſchon ein Stündchen her — und ſo ſchlug es zwölf Uhr, als er durch die ſtillen Straßen ging, in denen das Horn des Nachtwächters ſchaurig tönte, und der Wind, der ſchneidend aus Morgen blies, ſeine heiße Stirn empfindlich abkühlte.

Eine Laterne brannte im Hausflur und auf dem Saale. Er ſchritt leiſe und tappend, obgleich es nicht finſter war, dem Krankenzimmer zu und öffnete es. Ein Helldunkel erfüllte dieſen Raum, worin es ein wenig dünſtete, wie nach geiſtigen Wäſſern. Athmende Stille war um das Bett gelagert. In dieſem Dunſtkreis von Eſſigäther, mit einem Geſicht, das der vollkommenſte Ausdruck von ſauerm Himmel, oder himmliſcher Säure war, ſaß Jenny am Tiſche, und ſtickte im Schimmer der Lampe an einem Schlummerkiſſen. Ihr Kopf war geſenkt, die blonden Locken hingen tiefer, ihre Finger näheten die letzten Stiche am Schweiſe eines Löwen, der den Kommenden, als er ſich näherte, ſcheinbar zu verſchlingen drohete.

„Sie ſchläft wohl?“ fragte der Doctor und deutete auf das Bett. Jenny nickte bloß, als wolle ſie die Ruhe der Kranken durch keinen Laut ſtören. Dieſe Ruhe dünkte ihm, der noch vom Leben der Tanzluſt glühte, beinahe todtenhaft, und er fühlte vor der ſchweigſamen Jenny einen heiligen Reſpect. — Die Wärterin, eine getreue Dienſtfrau der Tante, zog ihn abſeits und wiſperte: „Ach! das war ein Abend, Herr Doctor! den werd' ich nie vergeſſen. Die Leberkrämpfe wollten kein Ende nehmen. Das war ein Glucken! ein Ziehen! Wir wußten vor Angſt nicht, was wir machen ſollten. Und nichts war Schuld, wie das Tanzen. Die Frau hatte ſich geärgert.“

Die Berichterſtatterin warf einen deutſamen Blick auf die ſtickende Jenny. Es war, als ob ihn der Doctor verſtände.

Jetzt regte ſich die Kranke. Der Doctor neigte ſich zu ihr. Sie ſprach mit der Schmerzensſtimme einer eiferſüchtigen kranken Frau ein paar Worte zwiſchen Klage und Vorwurf: Ob er ſich nun habe losreißen können? Und es thue ihr leid, daß ihre Leiden der Bodenſatz eines ſo berauſchenden Vergnügens für ihn ſein müßten — u. ſ. w. Hier ſah der Doctor, der das Auge auf die Stickerin gerichtet hielt, einen Tropfen in die wollene Wildniß fallen.

Wahrhaftig! Jenny weinte. Dieſer Thränentropfen fiel wie Oel in das Feuer ſeiner Aufregung.

„O, meine Seite! o! —“ ſtöhnte die Tante, „einen Löffel Arzenei — von der rothen dort — Jenny ſoll mir ihn geben!“

Jenny ſtand auf. Sie goß mit unſtäter Hand den Löffel ein wenig zu voll und ſchütte mehr als die Hälfte davon auf das ſchneeweiße Bett, und der blutrothe Makel ſtreckte ſich vielarmig wie nach Verzeihung aus. Vielleicht die erſte Ungeſchicklichkeit in Jenny's Leben. Warum aber auch hatte die Kranke fortwährend vom Taufen geſprochen? In Folge alles deſſen ſchüttete der Doctor ſein Herz — ja, ſo zu ſagen — das Kind mit dem Bade aus.

Jenny wollte wachen und zugleich das Schlummerkiſſen vollenden, woran ſie durch ihre ausharrende Pflege gehindert worden war. Es mußte morgen abgeliefert werden. Der Doctor ſchickte ſich an, da zu bleiben, und die Tante legte nunmehr ihr Haupt ſanft nieder. Gereizt durch die ſchnöde Abfertigung ſeiner Mitgevatterin und in einem Zuſtande, der ihn nichts mehr klar erkennen ließ, fand er, je länger er den Löwen anſah, ſich zu dem großmüthigen Wunſche geſtimmt, Jenny, das arme Lamm, möchte nicht mehr geſchoren werden, und ihre Mühen alle möchten auf dieſem Polſter für immer einſchlafen. Der Wein bewirkt leichtlich Rührung. — Er dachte in leiſem Ingrimm ferner, was Tugendreich wohl ſagen würde, wenn er plötzlich — er wollte, er mußte Jenny, die mit bitterer Ruhe zu arbeiten nicht abließ, noch lächeln ſehen, es koſte auch, was es wolle. Und ſo zahlte er freilich den höchſten Preis dafür.

Als die winterliche Morgenröthe anbrach, beſchien ſie einen verſprochenen Bräutigam. Und für Tugendreich, die ſchwerlich etwas davon geträumt, wäre die Geſchichte mit dem Löwen ein Sommernachtstraum geweſen, der ihr Herz zerriſſen hätte.

Der Doctor erwachte, der Rauſch von geſtern war verſchlafen. Er würde die erlebte Wahrheit der verwichenen Nacht für einen Traum gehalten haben, wenn ein kleiner rother Fleck auf der ſeidenen Weſte, gerade in der Herzgegend, ihn nicht vom Gegentheil überzeugt hätte. Es war das Maalzeichen — nicht von verſpritztem Blute, ſondern der verſpritzten Medicin, und unverwiſchbar wie die Schuld. Er ſtarrte lange dieſen Punct an und dachte, wie eine wichtige Periode ſeines Lebens damit abgeſchloſſen wäre. Es wollte Etwas wie Reue in ihm aufwallen, aber der Doctor war ein Mann, der das Gefühl einer einmal gefaßten Nothwendigkeit feſt zu halten wußte. Bevor er zu ſeinen Kranken ging, eilte er zu ſeinem Freunde und eröffnete ihm, daß er nunmehr mit Jenny Lohde verlobt ſei. Der Syndicus erſchrak ſichtlich. „Nun, ſo wünſche ich viel Glück und Segen!“ ſagte er, ein wenig zu kühl für den Wunſch der Freundſchaft. „Du biſt ſchnell geweſen, Freund! Der Himmel gebe nur, daß es Dich nicht gereue.“

Dies lautete halb und halb wie eine üble Vorherſagung. Ein prophetiſcher Schauer rieſelte dem Doctor durch alle Glieder; es war ihm, als ob er Kälte ſpürte.

Zum erſten Male fand er bei der Tante ſeine Braut nicht vor.

„Jenny ſchläft!“ flüſterte die Kranke mit befriedigtem Lächeln. Sie zog den Neffen näher, und goß mit vieler Salbung ihrer heißen Segenswünſche über ihn aus. Noch heute wollte ſie der Juſtizräthin und ihrer Tochter Alles übergeben; in beſſere Hände könne ja ihr Eigenthum nicht kommen. Auch die Hochzeit ſollte ſo bald als möglich ſein, wogegen der Doctor Ausflüchte ſuchte und herbe lächelnd ſagte, er wolle ſeinen Brautſtand doch auch ein wenig genießen. Daß Jenny ihr nun geſchloſſenes Herzensbündniß ſchon verrathen, und ihm mit dieſer Mittheilung an die Tante zuvorgekommen war, erregte ihm ein unangenehmes Gefühl; es war ihm, als müßte er Beide als Verbündete gegen ihn ſich denken. Dieſe Nacht mindeſtens, ſo meinte er, hätte das Geheimniß der glücklichen Liebe bewahren ſollen; wahre Liebe iſt ſtill — ſtill wie die Nacht! Nur das Gelingen einer Abſicht macht geſchwätzig.

Er nahm ſich vor, die Juſtizräthin ſchicklicher Weiſe um die Hand ihrer Tochter zu bitten. Es iſt eine oft beſtätigte Erfahrung, daß manche Perſonen mit ihren Umgebungen die Farbe für uns wechſeln, und daß wohl Niemand an verſchiedenem Orte derſelbe für uns bleibt. — Der Doctor verſetzte ſich in ein künſtliches Feuer, als er mit jener Angſthitze auf den Wangen, die alle Männer kennen, welche die die Stunde der Brautwerbung hinter ſich haben, — zu ſeiner künftigen Schwiegermutter ging. Auch die Juſtizräthin ſchien vorbereitet und nahm den Antrag etwas pretiös auf, wie Mütter thun, die an ihren Töchtern einen gebornen Edelſtein zu verſchenken haben.

Sie hielt nun ihr blondes Kleinod hoch, ſtellte es von allen Seiten ins Licht und ſorgte dafür, daß der Freier es gehörig werth ſchätze. Der Doctor vermißte jene mütterliche Wärme, welche auch das Glück ihrer Tochter im Beſitz eines liebenswürdigen Mannes erwogen haben würde. Sie pries nur das ſeine. Eine Stimme in ſeiner tiefſten Bruſt ſtimmte nicht mit ein, denn ſoll unſer Herz reden, müſſen Andere ſchweigen, wo es ſeine eigenſten Urtheile gilt.

Endlich kam Jenny. Die Mutter legte die Hände des vor ihr ſtehenden Paares in einander und ſprach mit Selbſtgefälligkeit, wie ein Buch. Der Doctor, dem dieſe Rede mißfiel, dachte: Ob er ſeine Wahl nicht länger hätte prüfen ſollen? Dabei verirrte ſich ſeine Rechte wie prüfend an das zarte Handgelenk der Braut; er fühlte mechaniſch ihren Puls und fand, daß er etwas ſchläfrig gehe. Und des Doctors Herz ſchlug ſo fieberhaft, ſo ſtark, als wolle es Liebe wecken in dem ihrigen.

Jenny hatte ihm übernächtig geſchienen, ſogar ihr Kuß war ihm mundnüchtern geweſen. Wo blieb jener Glanz des ſchönſten Tages — der in Freudenthränen aus hellen Augen bricht? Wo blühte die ſüße Roſe, die das Jawort auf ſehnſuchtsblaſſe Wangen haucht? — Der Doctor war nicht befriedigt. — Die Mutter hatte ihm erklärt, ſie werde ſich nie von ihrem einzigen Kinde trennen und wolle in der Haushaltung des Schwiegerſohnes mit Rath und That an die Hand gehen. Obſchon dem Doctor das Herz auf dem rechten Flecke ſaß, ſo hatte er es doch zum Unglück gerade verſchenkt, um alsbald Muth zu gewinnen, dieſe Doppelmariage in dem Anerbieten der Frau Räthin augenblicklich von der Hand zu weiſen. Dieſer Beſuch dauerte kaum länger als eine halbe Stunde, dennoch war der Doctor ganz erſtaunt, was Alles in der Kürze dieſer Zeit zur Sprache gekommen war. Klagen über die Wunderlichkeiten der Tante, eine Menge Dinge, die anzuſchaffen wären; ja, hätte der Doctor nur Platz genommen, die Juſtizräthin würde Sopha und Stühle ausgemeſſen und der Stoff ihrer Suada hingereicht haben, ſich über den Stoff zum Brautkleide zu verbreiten.

Gegen den Abend deſſelben Tages trat die Nichte des Steuerrathes in die Wochenſtube ihrer Freundin. Dieſe ſaß allein und hielt die Wiege im Schwunge. Die Verſchleierungen des Prunkbettes, der Dämmer des Schirms, jene weiße oder grüne Schonung verdüſterte kaum das kleine heimliche Zimmer ſo ſehr, als die Miene der jungen Frau. „Gut, daß Du kommſt, liebe Seele!" ſagte ſie, und es war ein Ton in dieſem Gruß, ein Ton! wie der Vorklang eines Uebels. „Setze Dich doch!" fuhr ſie mit unterdrückter Stimme fort, „hier, mir gegenüber, daß ich Dich im Auge habe; denn es iſt ſchon ziemlich dunkel. Bin ich doch ganz ſchwach — ſo hat der Junge geſchrieen. Ja, was eine Neſſel wird, brennt bei Zeiten. Die Männer bringen einen wohl zum Schweigen — das weiß Gott! ſo klein, wie groß. Du wirſt auch nicht wenig ſtaunen, meine gute Tugendreich, wenn ich Dir jetzt etwas erzählen werde. Denke nur! In dieſer Nacht, am Krankenbette ſeiner alten Tante, hat Doctor Conradin ſich mit Miß Jenny verlobt. Das hätte ich nicht gedacht, als er bei uns abgerufen wurde."

Verſtummend blieb die Brünette in ihrer Stellung; ihre Wangen überzog ein ſo reines Blaß, daß ſie in dieſem Moment für eine Blondine hätte gelten können; der feurige Blick, auf ihre Freundin geheftet, erloſch; dies war die Antwort, und der Neumond, der durch die Scheiben blickte, ſchien bei dieſer Neuigkeit auf ein bleiches Mädchen nieder.

„In dieſer Nacht?" ſprach ſie endlich mit Beben, „nun, ſo ſage ich gar nichts mehr. Und geſtern drängte er mich noch ſo — mit einem, faſt hätte ich's geglaubt — leidenſchaftlichem Gefühl. Wofür muß er mich halten, daß er dies Benehmen wagt? O! das iſt ein ſeelenkränkender Schmerz! Jetzt aber verachte ich ihn!" Ein heißer Strom ſtürzte aus ihren Augen auf das runde Bettchen der Wiege, welches ſich in Folge des Schwunges ihr eben zuneigte, ſo daß die kleine Schläferin unter dieſe heilige Traufe gerieth. „Ach, Du verachteſt ihn nicht!" ſagte die Freundin voll Weichmuth und Theilnahme. „Nimm es Dir aber nur nicht gar ſo ſehr zu Herzen. Ich mag nicht leugnen, daß ich ihn vielmehr bedaure. Die Juſtizräthin hat ſich ſchon lange dieſer Partie gerühmt. Dieſe Jenny, ſo nichtsſagend wie ein Semmelſüppchen, iſt fade und ſtolz und ein ſtilles Waſſer.

Ich begreife den Doctor wahrhaftig nicht. Mein Mann hat vor Aerger keinen Biſſen gegeſſen. Glaube nur, es hat ſo ſein müſſen. Wer weiß, ob Du glücklich mit ihm geworden wäreſt! Ja, wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz zu ſchätzen wüßten — wenn! — hinter dem Traualtare, liebes Kind, da ſieht man Manches anders an. Da liegen die Aber. Beringt! bedingt! — Vorher iſt Alles unbedingt wünſchenswerth.“

Es lag in dieſer Sprache etwas Mütterliches, und der ſanfte Verzicht im Zureden der jungen Frau leiſtete wirklich dem Troſte Aehnliches, wenn es nämlich eine tröſtende Ausdrucksweiſe giebt für ein in Liebe gekränktes Herz.

Seitdem war eine geraume Zeit verfloſſen. Der Frühling hatte abgeblüht, der Sommer war gekommen und vergangen, ohne daß der Doctor wärmer geworden war. Er ſah ein, ſein Entſchluß möchte wohl unreif geweſen ſein, und ſeine Hoffnung auf Lebensglück, wie er ſich es geträumt, ſei eine taube Blüthe. Er erſchrak zuweilen vor dem Zuſtande ſeines Herzens. Aber es giebt Lagen, in denen wir nur aushalten können, ſo lange wir uns leidend verhalten, bis ein jäher Impuls alle Fäden der Unentſchloſſenheit zerreißt, ſo daß der Menſch, dem die Seele gebunden war, ſich wieder frei aufrichtet: Er ſelbſt! — er liebte ſeine Braut nicht, er fühlte es mit jedem Tage mehr; ihr Benehmen regte manchmal einen leiſen Haß in ihm an. Ihre Tugenden, ſo oft und viel geprieſen, däuchten ihm Phlegma, er hätte ſie allzumal für einen kleinen Fehler der Leidenſchaft hingegeben. Er athmete Langeweile in ihrer Nähe; das Leben dehnte ſich vor ſeinen Blicken aus. Er fühlte dabei eine folterhafte Pein, und die Bruſt, das Haus, die Welt ward ihm zu enge.

Sie arbeitete ruhig fort. Seine Gedanken beſchäftigten ſich ungeſtört mit etwas Anderem. Wie nahe ſie ihm auch ſtand, in den Kreis ſeiner Individualität war ſie nicht getreten, und ihren Verlobten zu verſtehen, war Jenny niemals fähig. Doch war dies bis jetzt noch eine dumpfe und allgemeine Beobachtung für ihn geblieben, und kein beſonderer Fall hatte es zu klarer Probe gebracht.

Auch ſchien ſich aus dieſem glatten Häutchen, mild wie Eiweiß, die künftige Frau auf eine überraſchende Weiſe zu entwickeln. Die blöde Miß benahm ſich zuweilen wie eine Lady. Sie hatte unholde Launen, und hinter dieſem ſanften Geſicht — der Doctor war es inne geworden — wohnte ſogar ein wenig Tücke. Am wenigſten verzieh er ihr einen Hang zum Geiz.

Dieſe Neigung war ihm vor allen ſchnöde. Er empfand einen unüberwindlichen Ekel, ſie an ſeiner Gattin zu dulden, obſchon er einſah, daß eine gute Wirthin des Mannes Segen ſei.

Die Juſtizräthin — das mußte man ihr laſſen — hatte den Plan ihrer künftigen Regierung mit diplomatiſcher Umſicht entworfen; doch wie der kleinſte Theil, wird er außer Acht gelaſſen, die künſtlichſte Berechnung aufhebt, und eine verletzte Fiber den vollkommſten Körper zu zerſtören vermag, ſo hatte ſie in dem Staatskörper, der ihrer Willkür unterworfen werden ſollte, nur eine Kleinigkeit vergeſſen, das Herz ihres Schwiegerſohnes.

Der Tante Befinden hatte ſich indeſſen nur wenig gebeſſert und in geiſtigem Sinn — ſogar verſchlimmert. Sie konnte zwar außer dem Bette ſein, aber die freie Luft durchaus nicht vertragen. So ſaß ſie am Fenſter und genoß den Frühling bei einem Glaſe voll Veilchen.

Der Doctor fand ſie faſt immer allein; dann war Jenny mit ihrer Mutter ſpazieren gegangen, oder ſonſt auswärts. Mit jenen kleinen zärtlichen Achtſamkeiten, die der Tante das Herz abgewonnen und ihn um ſeine Freiheit gebracht, war es gänzlich vorbei. Es jammerte ihn der Armen, doch er fühlte ſich nicht minder herzenskrank und einſamer noch, als ſie. In Gegenwart der Braut war es faſt noch ſchlimmer.

Sonſt hatten Mutter und Tochter der Kranken in Allem Recht gegeben; jetzt gab es Streit um Nichts. Der Doctor griff in den meiſten Fällen eher nach ſeinem Hute, als daß er eine Partei ergriffen hätte. Oft ſetzte es Zank darüber, wo man dies oder jenes Stück in der neuen Wirthſchaft hinſetzen würde. Einſt ſagte die Tante: „Die kleine ſchwarze Commode dort iſt ein Familien-Inventarium. Meine Mutter hatte ſie ſchon ererbt. So oft ich ſie anſehe, ſteht mir die ſchöne Jugend vor Augen.

Ich hatte eben den oberſten Schub ausgezogen, als mein ſeliger Mann, da ich den Rücken wendete, mir den Brief hineinlegte, worin er mir ſeine Liebe und ſeine Abſicht erklärte. Seitdem iſt es mir immer geweſen, als ob ich mein Glück fände, ſo oft ich den Schub öffnete, und es iſt mir daran gelegen, daß die Commode auch nach meiner Zeit in Ehren bleibe.

Deßhalb hoffe ich auch, Du, lieber Neffe, wirſt ſie nicht zu ſchlecht finden, wo Du Dich am liebſten aufhältſt.“ Bei dieſen Worten, die den Doctor mit einer leiſen Rührung anwandelten, ſah er Jenny mit ihrer Mutter einen Blick wechſeln, der jene Weichheit plötzlich in Schärfe kehrte. „Verlaſſen Sie Sich darauf, Tante!“ ſagte er mit ſchneidendem Tone: „Was Ihnen werth iſt, wird Beſtand bei mir finden; dafür ſtehe ich ein.“

„Der ſchwarze Kaſten da?“ rief die Juſtizräthin, welche ſich nicht länger halten konnte. „Sie ſcherzen wohl nur? Das iſt eine kleine Phantaſie von Ihnen. — Unſere Möbeln ſind alle von hellem Holze beſtellt; da ſähe es ja aus, wie eine Todtenlade unter den Lebendigen.“ Der Doctor antwortete nur mit einem Lächeln; aber es kam den Damen eine Furcht davor an. Und die Frau Schwiegermama in Hoffnung ſagte zu ihrer Tochter: „Ich glaube gar, er wäre im Stande, ſeinen Willen durchzuſetzen.“

Die Tante führte jetzt zuweilen wunderliche Reden. Der Doctor merkte wohl, wo ſie hinauswollte; aber ein unſichtbarer Arm hinderte ihn, auf irgend eine Entſcheidung einzugehen. Einſt ſagte ſie: „Glaube mir, Leopold! wenn Gott einen Menſchen züchtigen will, ſo erfüllt er ihm ſeinen liebſten Wunſch.“

Der Doctor dachte: Die Tante hätte doch ſchwerlich den Horaz geleſen, oder, daß ſie eine Sinnverwandte des römiſchen Weltweiſen wäre, der da ſagt: „Ihnen zur Strafe erhören die Götter der Sterblichen Wünſche!“ Doch als ſie einen Schritt näher rückte und ſagte: Ich fürchte, wir Beide haben uns übereilt; es liegt ſchwer auf meinem Gewiſſen, daß ich Dir zu dieſer Heirath zugeredet habe. Noch wäre es Zeit —“ da fuhr der Neffe erzürnt und heftig auf und ſprach: „Ich habe längſt Ihre Anſpielungen verſtanden, Tante! Aber das Wort eines Mannes iſt kein Federball, den er in den Wind ſchlägt. Ich müßte Gründe von Gewicht haben, wenn —“ er redete nicht aus und ſeufzte ſchwer. An Gewicht ſchien es dieſem Seufzer nach nicht zu fehlen.

„Er liebt ſie doch!“ ſagte die Tante, wie beklagend, als der Doctor unmuthig hinweggegangen war.

„Er liebt ſie nicht —“ antwortete ihre dienſtliche Vertraute, welche im Vorzimmer Alles mit angehört hatte; „denn wer gewiß iſt, zumal in der Liebe, der bleibt ruhig.“ Und diesmal kam Frau Barteln der Wahrheit näher, als ihre Dame. Auch möchten wir annehmen, ſie habe einſt den ſichern Schatz in ihrem müden Herzen getragen.

Der Doctor wußte es, ſo oft ſeine Tante ſich geärgert hatte; denn alsdann ließ ſie noch ſpät am Abend ein Beruhigungspulver von ihm holen. Einſt, als er hinter dem Boten die Thüre abgeſchloſſen hatte, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Wenn ich hieraus einen Schluß für meine Zukunft ziehen ſoll, ſo wird die Geſundheit meines Herzens wohl nur in meiner Hausapotheke beſtehen, und will ich Ruhe finden für meine Seele, ſo muß ich den Doctor Pulvermacher vorſtellen.“

„O, mein Himmel! Du biſt wohl nur ein Aether, der bereits verflogen iſt? Ich habe eine Wolke umarmt und muß ein trübes Leben erwarten.“

Um dieſe Zeit geſchah es, daß jene heitere Zuſammenkunft in Waldburgau den Doctor zerſtreute, deren wir zu Anfange unſerer kleinen Erzählung erwähnten. Er konnte ſich jetzt wenig Muße gönnen, denn ſeine Praxis war bedeutend geworden und nahm ihn faſt durchaus in Anſpruch. So beſuchte er einmal die Tante zu ungewöhnlicher Stunde und fand ſie ſchlafend. Frau Barteln winkte ihm abſeits, und wiſperte: „Ich danke dem lieben Gott für jedes Bischen Ruhe. Der Schlucken hätte ſich wohl gelegt und auch der Schmerz in der linken Seite ein wenig nachgelaſſen; aber ach! meine arme Herrſchaft ſchluckt den bittern Tod in ſich hinein, und ich muß einmal von der Leber weg reden, wenn ich nicht erſticken ſoll in meinem Groll. Gott ſei es geklagt! Wir ſitzen immer verlaſſen, wie in der Wüſtenei. Niemand kümmert ſich mehr um uns. Die Frau Tante hat ſich aus dem Vortheil gegeben, das thut mein Lebtag nicht gut. Fremden Leuten in die Hände ſehen müſſen, bringt Herzeleid. Als ich der Frau Doctorin ein Licht aufſtecken wollte, da traute ſie lieber dem Schein, als meinem redlichen Munde. Wir leiden manchmal Noth und ſind doch bei Mitteln! — Geſtern mußte die Frau Tante den Thee von Tauſendgüldenkraut bitter trinken, weil kein Stückchen Zucker mehr vorhanden und das Fräulein Braut ſammt ihrer Mutter nicht zu Hauſe war, welche die Schlüſſel führen. Und wie höflich und bittweiſe muß ich anklopfen, ſoll ein Viertelchen geſchlagen werden. Die Juſtizräthin warf mir ſchon vor: Wir brauchten Viel. Das kränkt!“

„Iſt dies möglich?“ rief der Doctor empört; „dieſem Uebelſtande muß heute noch geſteuert werden. Die Tante iſt unbegreiflich ſchwach geweſen.“

Frau Barteln zuckte mit den Achſeln, auf denen die Laſt kummervoller Jahre ruhte, und ſprach: „Liſt geht über Stärke; wie käme es doch ſonſt, daß geſcheidte Männer eingefangen werden, ſie wiſſen nicht wie? und nachher gute Miene zum böſen Spiel machen müſſen?“ Der Doctor erröthete. „Und dies iſt bei weitem noch nicht Alles —“ fuhr Frau Barteln ſchonungslos fort; „da hat es immer geheißen: Die Hochzeit werde aufgeſchoben, bis die Frau

Tante ſo weit hergeſtellt wäre, um dabei ſein zu können. Ja, ſterben ſoll ſie vorher. Geſtern hörte ich mit meinen eigenen Ohren, daß die Juſtizräthin zu ihrer Tochter ſagte: Gottlob! nun wird ſie doch mit jedem Tage ſchwächer.“

Jetzt erblaßte der Doctor. „Das iſt ein Irrthum, gute Barteln,“ ſagte er mit bekämpfter Stimme; „ich habe gegen Jenny geäußert, ſo lange die Wallungen der Tante anhielten, wäre nicht zu hoffen, daß es ſich beſſere. Sie müſſe erſt ſchwächer werden —“ Frau Barteln lächelte kalt, und der Doctor fühlte ſein Blut wallen. Er würde jetzt auf der Stelle ſeine Braut und Schwiegermutter zur Verantwortung gezogen haben, wenn ſie daheim geweſen wären. Er dachte nun ernſtlich auf ein letztes Mittel zur Kriſis dieſer Verhältniſſe; denn ſeine Liebe — wenn wir annehmen wollen, ſie hätte gelebt — lag in den letzten Zügen.

Dieſes letzte Mittel kam, — widerwärtig zwar, — wer aber geneſen will, muß das Grauen bezwingen können.

Am Abend deſſelben Tages, an dem Frau Barteln dem Doctor jene unerfreuliche Eröffnung gemacht hatte, kam der Steuerrath Baſtide aus dem Club. Sein Angeſicht glich dem Vollmonde, wenn er glühend aufgeht, und ſchien größer als ſonſt; denn jede Ader war geſchwollen. Er keuchte heftig. Aus dem finſtern Gewölk der Stirn rannen einzelne Tropfen, ſeine Schläfe troffen — und er ſtülpte die Pfeife mit ſolchem Ungeſtüm auf ihren Platz, daß die Nichte aus wachen Träumen emporſchrak, in denen ſie vertieft geſeſſen.

„Sie ſcheinen erhitzt, Onkelchen! Iſt etwas vorgefallen?“ fragte ſie beſtürzt. „Geärgert habe ich mich —“ antwortete er ſtoßweiſe; „gieb mir nur den Schlafrock, daß ich ein wenig in Ruhe komme. Es ging wieder einmal über die Cholera.“

„Gott im Himmel!“ ſagte Tugendreich ſo ängſtlich als unwillig; „kann man es denn nicht erwarten, bis dieſes Unheil da iſt? Muß es auch noch berufen werden, um Störungen zu erzeugen? Aerger ſchadet Ihnen; Sie ſind zu dick.“

„Nun, nun! das brauchſt Du mir auch nicht vorzuwerfen, Jungfer Tugend,“ entgegnete der Steuerrath etwas begütigt; „man ſpricht denn ſo. Es war ein kleiner freundſchaftlicher Streit. Das verſtehſt Du nicht, Kind. Aber man lernt die Geſinnung der Leute dabei kennen.“

„Und wer trat Ihnen denn zu nahe?“ fragte die Nichte, indem ſie ihm in ſeinen Kaftan half und mit ſanften Händen, weicher als das weiße Tuch, womit es geſchah — den Schweiß abtrocknete.

„Zu nahe?“ parodirte der Oheim die bemitleidende Frage des Mädchens, „da biſt Du auf falſchem Wege, liebe Nichte; fern treten einem die Menſchen, wenn Noth am Mann kommt, ſo daß man Keinen mehr erkennt. Sieh! da war der Doctor Melzer und ſein Bruder, der Stadtpfarrer. Wir ſind, ſo zu ſagen, immer gute Freunde geweſen. Jener hat mir vor Jahren ein Recept geſchrieben, als ich einen Anfall von der Kolik bekam. Es iſt wohl ſchon lange her; aber ich hielt ihn immer noch für meinen Arzt. So ſagte ich: Nun, Ihr werdet mich wohl nicht im Stiche laſſen, Freundchen, wenn es ſchlimm herumreicht? O! da bramarbaſirte er gewaltig, ſagte, jeder werde ſich ſeiner eigenen Haut wehren müſſen, und ſprach von den ergreifendſten Todesfällen ſo kalt und verächtlich, daß die Wirthin mir ſtillſchweigend ihren Arm zeigte, worauf ich ganz deutlich eine Gänſehaut ſah. — Immerhin! ich hatte ſo kein rechtes Zutrauen. Es ſind ihm in Kürze viele Kinder geſtorben, auch große Leute, an kleinen Uebeln, kaum der Rede werth.“

„Es iſt wohl ſtets das größte Uebel, an welchem Jemand ſtirbt,“ verſetzte Tugendreich mit einem kaum merklichen Lächeln. „Die Aerzte ſind am meiſten zu beklagen. Wird ein Kranker geſund, ſo hat ihm die Natur geholfen; hilft ihm der Tod, ſo helfe Gott dem Doctor, der ihn behandelte.“

„Was brauchſt Du die Aerzte in Schutz zu nehmen?“ fragte der Steuerrath, von dieſer Entgegnung betroffen. „Dafür haben ſie dieſen Beruf erwählt. Jeder muß ſeine Rechnung machen — ich auch. Fehler brächten mich um Amt und Brod. Das weiß ich auswendig. Irrungen aber, die den inwendigen Menſchen betreffen, wer kann die nachzählen? Man ſpricht nun ſo. Gedanken ſind zollfrei.“

„Und wie war es denn nun mit dem Pfarrer?“ fragte die Nichte ablenkend. Der Steuerrath knöpfte ſeine Weſte noch einen Zoll tiefer auf, ſchöpfte Athem und ſprach: „Der fiel nun ganz aus ſeiner Rolle. — Er ließ in Gottes Namen die Welt untergehen; es rührte ihn gar nicht. Ich ſage Dir, er ſprach wie ein Fataliſt — recht fatal. Nein, ſagte ich, laſſen Sie uns einmal ernſthaft reden! Welchen Troſt hätten ſie für mich, wenn mir meine liebe Nichte Tugendreich ſtürbe? — Der Pfarrer lachte. Er lachte! Keinen! antwortete er dann. Das vergeſſe ich ihm nie. Halte von mir, was Du willſt; aber eher fütterte ich meinen Braunen mit Dampfnudeln, als daß ich noch einen Scheffel Hafer vom Pfarrhofe kaufe.“

„Der Pfarrer iſt ja aber kein Kornjude, und ich bin noch nicht geſtorben —“ wendete die Nichte mit Lächeln ein.

„Gott ſei Dank! das biſt Du nicht —“ verſetzte der Oheim, von der zunehmenden Genugthuung in der Idee ſchon befriedigt. „Aber daß er tröſte, das verlange ich von einem Diener der Kirche: Sie werden Ihr liebes Kind wiederſehen, oder ſo was Aehnliches. In ſo ſchlimmer Zeit intereſſirt einem doch die Ewigkeit. Wofür iſt er denn Geiſtlicher? Das danke ihm Herodes.“

Die Brünette küßte mit ihrem Roſenlippen die Wange des Oheims und ſank für einen Moment in ſeine Arme. Dann ſprach ſie, während jener Zug von reizendem Spott um ihren Mund ſchwebte, der lange ſchon einer trüben Gelaſſenheit gewichen war: „Der Pfarrer hat damit nur ſagen wollen, die tiefſte Theilnahme ſei ſtumm, oder mein Verluſt wäre ſo groß, daß er nicht ein einzig Wort der Tröſtung dafür wüßte.“

Der geküßte Oheim ſchwieg einige Augenblicke mäuschenſtill. Dann ſagte er um Vieles milder: „Sieh! ſo gefällſt Du mir. Das war wieder einmal die alte Schalkmiene. Du biſt zeither ſo mauſchel geweſen, als ob eine Krankheit in Dir ſteckte; ſo gelaſſen — ſonſt warſt Du loſe. Wenn ich bedenke, wie ſehr mir dieſer kleine Fehler ſchon gefehlt hat, was ſollte ich anfangen, wenn ich die ganze Tugendreich verlöre?“

„Onkelchen —“ erwiederte das Mädchen gerührt, „ich will mich beſſern.“ „Nun, laſſe es Dir nur nicht nahe gehen, Kind! — Ja, was ich doch ſagen wollte; wir werden künftig den Doctor im Hauſe haben. Höre nur weiter! es war noch nicht alle vom Club. Einer aus der Geſellſchaft erzählte: Dem Doctor Conradin — der junge Mann hat mir neulich ausnehmend gefallen — ſei von ſeinem Hauswirth die Miethe aufgeſagt worden, was monatweiſe geſchehen kann. — Niemand wolle ihn aufnehmen, aus Furcht, der ſchwarze Tod ziehe mit ihm ein. Sein Sie ſtille, ich bitte! ſagte ich zu dem, der da ſprach; ich zittre an allen Gliedern. Ich nehme den Conradin in mein beſtes Zimmer. Sie ſahen mich der Reihe nach verwundert an, und ich rief: Zu Dienſten bis zur Grube ſteht ihm die blaue Stube — der Muth begeiſtert mich ordentlich.“

Die Nichte trat erbleichend einen Schritt zurück. Mit dieſer Ausſicht in die blaue Stube öffnete ſich ihr der Himmel; aber wie einem, der den Tod am Herzen fühlt.

„Dem Doctor Conradin?“ fragte ſie mit ſterbender Stimme.

„Biſt Du nicht ein Kind!“ eiferte der Steuerrath. „Was haſt Du denn gegen ihn einzuwenden? Ich thue es hauptſächlich, daß Du Deinen Abſcheu bezwingen lernſt. Er iſt Bräutigam und geht ſeiner Wege. Wir aber haben im ſchlimmſten Falle einen Doctor zur Hand.“

Tugendreich merkte wohl, daß des Oheims Furcht größer wäre, als die ihrige. Sie hoffte jedoch, daß der Doctor dies Anerbieten abweiſen würde, abweiſen müßte, wenn ſie ſich nicht gänzlich in ihm geirrt haben ſollte.

Noch an dieſem Abend öffnete ſie das bewußte Zimmer. Es war ſo ſtill drinnen. Sie hörte ihr Herz ſchlagen. Es war ſo kühl — kein lebendiger Athem wehete hier. Sie dachte daran, daß dies tiefe Bergblau der Wände die Farbe der Treue wäre. „Hier wird er wohnen,“ flüſterte ſie in ſich hinein, „mit ſeinen liebenswürdigen Gedanken — mit aller Wärme ſeiner Liebe für die kalte Jenny! Konnte der Onkel etwas ausſinnen von größerem Weh für mich? —

Ich werde mich ihm nahe fühlen, um ſeine Ausgänge wiſſen, — jeden Klingelzug hören, der ſeine Nachtruhe ſtört. Gott im Himmel! und wenn er nun krank würde? und Jenny käme ſelbſt? — Sie iſt nun einmal ſeine Verlobte, und die Gefahr traut.“ Ein Schauer ging durch das Innerſte des Mädchens. Das Zimmer füllte ſich mit Schatten an. Ein wunderſames Ahnen und Fürchten drängte die arme Tugendreich von hinnen. Dennoch warf das Licht einen ſeligen Schein an die Stätte, die ſie verließ. Alles ſchlief im Dunkel, und hinter ihr blieb der linde Glanz des Mondes.

Der Doctor habe ſein Erbieten mit Freuden angenommen und werde zum erſten October einziehen — ſagte der Steuerrath einige Tage darauf, mit einer Art von Triumph.

„Mit Freuden!“ wiederholte die Nichte, und ein bitterer, leidvoller Zug ſpielte in das Lächeln der Lippen, die ſie doch ein wenig aufwarf. Jetzt galt es, Muth zu faſſen. — Kurze Zeit vor beſagtem Termin zog die Cholera in dieſe Stadt ein und hauſete ärger, als anderswo. Eine dumpfe Angſt lähmte das betriebſame Intereſſe der Einwohner. Jeder zieh ſich ſeines Lebens. Der öde, abgeſonderte Kirchhof hatte die meiſte Beſchäftigung. An Luſtbarkeiten, an irgend einen Schwung der Freude konnte nicht gedacht werden, ſo lange der Tod ſolchergeſtalt die Senſe ſchwang. Man erfuhr nichts, als erſchreckliche Dinge, hörte ſogar wenig in Geſellſchaft fahren — nur der Leichenwagen raſſelte prunklos durch die bange Stille der Nacht, und nur ein flimmernder Stern erſten Ranges vertrat, von Oben herab, die Stelle des ſilbernen Engels und führte Reiche und Arme zur Ruhe. Perſonen von nervöſer Stimmung verſicherten, ſie würden dieſen Ton zeitlebens nicht vergeſſen.

Wie viele Stellen wurden jetzt erledigt! Wie Manches Habe, angſthaft geſammelt und bewahrt, kam in fremden Beſitz, ohne daß der Erbe daran gedacht hatte, es ſei ihm doch auch nur geliehen, gleichviel ob auf kurz oder lang. Nichts iſt ſo ſehr wahr — eine Lehre, die eine Zeit, wie dieſe, von allen Dächern predigt — als daß uns von dem, was wir unſer nennen — das kleine Selbſt nicht ausgenommen, nur der Kern gehört, das wenige Gute, was nicht ſterben kann, wohl aber den Himmel erben; — und doch findet man kaum etwas häufiger, als den Irrthum, es laſſe ſich irgend ein äußeres Eigenthum gewinnen und behaupten. Begiebt ſich wohl der Menſch dieſer armſeligen Täuſchung, um das koſtbare Pfand, die heilige Seele, zu löſen, ehe es verfällt? Das große Leihamt macht ſich um jeden Preis bezahlt. Und wer ſein Herz an irdiſche Dinge hängt, wird lebendig begraben, ob er auch wirklich geſtorben wäre!

Eines Abends wurde dieſe Materie abgehandelt, als der Doctor ſich für ein Stündchen bei ſeinem Freunde zu erholen dachte, und auch die Freundin der Ehefrau zugegen war. Eine Dame von großem Vermögen und noch größerem Geiz war an dieſem Tage Todes verblichen. Der Syndicus berechnete rechtsgelehrt die geſetzlichen Grade der Erben; der Doctor ſprach von dem geſparten Wuſt und Mammon, den ſie finden würden. Er ſprach gleichgültig und abgeſpannt davon; denn er hatte zu dieſer Friſt viele reiche Leute ſterben ſehen.

„Ach!“ ſagte Tugendreich, „ich möchte Niemand beerben, der mich nur einigermaßen anginge. Bei jedem Todesfall iſt doch etwas Trauriges. Wie es nun Erbſchleicher geben kann, liegt völlig außer meinem Begriff. Das fremdeſte Leben iſt mir ſo heilig, wie der fremdeſte Anſpruch an das, was es nachläßt. Schon der habſüchtige Gedanke daran dünkt mich ein Raub. Nur das habe ich mir hübſch gedacht, wenn mir einmal ein überraſchendes Vermächtniß zu Theil würde, eine Kleinigkeit von unerheblichem Werthe. Es mag ein kindiſcher Wunſch ſein. — Ein großes Erbgut, das vorgezogener Weiſe an Jemand käme, dächte ich, müßte einen laſtenden Eindruck machen.“

Der Doctor ſah hierauf das Mädchen mit glühendem Blick an und ſchwieg eine lange Weile. Es geſchah heute wieder zum erſten Male, daß Tugendreich ein mittheilendes Wort an ihn richtete. Aller geſellige Austauſch zwiſchen ihnen war zeither zurückhaltend geweſen. Er war nunmehr der Hausgenoſſe des Steuerraths; doch war er es nur ſelten. Tag und Nacht mußte er ſeiner gefahrvollen Pflicht Folge leiſten, wie in den Statuten der Bürgerſchaft die Jüngſten ins Feuer müſſen — ſein Schlaf war unerquicklich, ſeine flüchtige Mahlzeit ohne Genuß, ſein Gemüth ohne Ruhe. So oft Tugendreich ſeinen Schritt rauſchen hörte, ſtrömte ihr freudig das Blut in die bläſſergewordenen Wangen. Er war doch noch geſund!

So war ein Monat, erſchöpfend für ihn, verfloſſen.

Auch an dem Furchtbarſten erprobt ſich die Macht der Gewohnheit. Man fing an, in der Nähe des greulichen Gaſtes etwas Anderes zu denken, als an die Möglichkeit, daß er heute oder morgen an die eigene Thür klopfen könne. — Eines Morgens, in finſterer Frühe, weckte ein heftiges Pochen an der Hausthür den Doctor aus einem wüſten Traume. Er hatte mit dem Waſſer gekämpft, eine erſtickende Angſt gefühlt und eine kleine ſchwarze Barke vor ſich geſehen, ohne ſie erreichen zu können. Endlich gelang es ſeinen ringenden Kräften, er ſtreckte die Hand nach dem

Steuermann der ſchwarzen Barke aus — es war die Zeit. Und in dieſem Moment zerrann der Traum in Schrecken; denn eine heiſtre Stimme bat ihn auf ſeinen Ruf durch das Fenſter, um Gotteswillen ohne Verzug zur Tante zu kommen, mit der es ſehr ſchlecht ſtehe.

Sie lag ſchon entſeelt. Ein Schlagfluß hatte ihre langen Leiden plötzlich beendet. In den erkalteten Händen hielt ſie — hielt ſie feſt, wie der Tod zu halten pflegt, einen ſchmalen Streifen Papier, worauf mit undeutlichen Zügen geſchrieben ſtand: „Die ſchwarze Commode nimmſt Du.“ Der Stift war auf den Boden gefallen, der Doctor trat darauf und zeichnete ohne ſein Wiſſen einen Verſtärkungsſtrich unter dieſes lakoniſche Vermächtniß. Schluchzend ſprach Frau Barteln: „Sehen Sie! dies iſt der ſeligen Frau letzter Wille! Das Teſtament ſollte immer noch einmal geändert werden, und ich dachte, das nähme gar kein Ende. Nun hat es doch noch recht mit ihr geeilt.“

Nun erſtattete ſie mit ſchmerzbewegter Stimme darauf Bericht und ſprach zuletzt: „Meinte ich doch, ſie phantaſire, als ſie vor einer Stunde mitten aus dem Schlafe haſtig zu ſchreiben begehrte und dabei ihren Namen nannte. Nun nennt ſie ihn nicht mehr.“

Gerührt betrachtete der Doctor die bläulichen Lippen der Verſtorbenen. Sie war wirklich todt. Von jenem innerſten Froſt durchſchauert, welchen der Menſch bei dem Anblick einer Leiche empfindet, die es unverſehens für ihn geworden, dachte er an ſeinen Traum zurück. Er ſetzte ihn in bedeutſame Verbindung mit dieſem aufgelöſeten Leben. Dieſer Schlagfluß war alſo das Waſſer, womit er gekämpft, — denn noch war ſeitdem keiner Stunde Sand verronnen; die ſchwarze Commode, — die kleine Barke, die er zu erreichen ſtrebte, und die Zeit war es, die ihn gerettet hätte! — Er verhieß dieſem altmodiſchen Erbſtück, um welches jener Streit entſtand, die dankbarſte und liebevollſte Aufnahme. Frau Barteln händigte ihm alsbald den Schlüſſel dazu ein.

Nachdem er Sorge getragen, daß dem Leichnam der Tante die ſchuldige Achtung widerführe, wollte er die nun öde Wohnung verlaſſen, als die treue Seele ihm den Trauring gab, den ſie der ſeligen Frau vom Finger gezogen. Er wollte ihn ſammt dem kleinen Codicill in die ſchwarze Commode legen zu den Reliquien der alten Liebe, wozu er eigens gehörte. Indem er den Schub öffnete, quoll ihm ein verjähter Roſengeruch entgegen, wie ein ferner, ferner Frühling — der nur noch ſchwach im Sinne des Gedächtniſſes blüht.

Dem Doctor gingen die Augen über. Traurig, voll Wehmuth, ſchwellte ein Gefuhl ihm das Herz, als wäre die Roſe ſeines Lebens auch dahin. Er dachte, wie die ſchönſte Freude der Menſchen doch ſo flüchtig ſei, und ihr ſüßeſtes Glück, das Hoffen der Liebe — wohl nur ein kurzer Traum! — Es war, als ob er die Todtenſtille frage, die ihn umgab. Es war nur ein Augenblick, worin er dies fühlte und dachte.

Was erblickte er in der trüben Dämmerung des anbrechenden Tages? Auf einer gedrungenen Schicht von Papieren lag wie zur Preſſe eine kleine, ſtarkvergoldete Sphinx, die ihn mit gediegener Ruhe anzuſchauen ſchien.

Die ſchwarzen Corallen-Aeuglein blickten ſanft vor ſich hin, wie in Gedanken. Es war ein Schreibzeug, wahrſcheinlich ſehr alt — aber ſehr ſchön. Er hob die obere Hälfte ab, die den Deckel bildete. In dem kleinen Gefäß von durchſichtiger Feine war rothe Tinte tief eingetrocknet.

Eine auflöſende Idee färbte dem Doctor aus dieſem geringen Bodenſatz die Welt mit Morgenröthe. Eine kurze geſchmückte Feder lag dabei, einſt gebraucht, wie die blaßrothe Spitze zeigte. Der Doctor tauchte ſie in Gluth und brannte vor Begierde, damit zu ſchreiben.

Dieſe kleine todte Figur erinnerte ihn an die große Sphinx in Waldburgau, und jener Abend ſtand lebendig vor ſeiner Seele.

In die mittlere Höhlung der Attrape ließ er den Trauring der ſeligen Tante gleiten, verſchloß den gefundenen Schatz und ſchlich dann ſchwermüthig ſeiner Wohnung zu.

Vielleicht dürften unſere Leſerinnen ſich wundern, die Juſtizräthin und ihre Tochter bei jenem Act, als ſo nahe Betheiligte — nicht erwähnt gefunden zu haben. Wir aber wiſſen wenig mehr von ihm zu ſagen.

Sie waren verreiſ't, bald darauf, als die Cholera gekommen war; und wäre dem Doctor früher ein Zweifel geblieben, dieſe Reiſe hätte ihn mitgenommen. Sie hatten ihn ſeinem Schickſal überlaſſen, und die Kranke auch.

Nachdem die Tante begraben war, nahm der Doctor ihre treue Pflegerin zu ſich. Er ſelbſt — wie ungern er es ſich auch geſtehen mochte — bedurfte einer ſolchen. Die ungeheuren Anſtrengungen, denen er ſich zeither ohne Rückſicht auf die Grenzen der Natur unterzogen, hatten ſeine Kräfte tief erſchöpft. Der Tod der Tante war nächſtdem nicht ohne Gemüthserſchütterung für ihn abgegangen, und es war, als ob nur bis dahin eine Spannung ſeines ganzen Weſens gereicht hätte, die nun plötzlich erſchlafft wäre. Er fühlte ſich von einem ſchleichenden Unwohlſein gelähmt, dem nur ſein Wille noch widerſtrebte. Vergebens beſchwor ihn Frau Barteln, ſich doch nur einige Tage Ruhe zu gönnen. Er klagte über brennenden Durſt, ſein Mund war beſtändig trocken, und tiefe Kreiſe dunkelten um ſeine Augen.

Frau Barteln bereitete ihm ein kühlendes Getränk, brachte es und ſprach: „Gutwilliger kann man doch nirgend aufgenommen ſein, als Sie hier im Hauſe, Herr Doctor. Die Decocte habe ich an dem Feuer des Fräuleins —“ hier ſtockte ſie, und wir benutzen dieſe Pauſe, um zu bemerken, daß Perſonen, welche viel um Kranke und Aerzte ſind, ſich leicht an die Kunſtausdrücke der Medicin gewöhnen.

„Alles ſteht mir zu Dienſten,“ fuhr Frau Barteln fort, „und das gute Kind legte ſelbſt mit Hand an. Als ich nun jetzt Red' und Antwort geben mußte über ihr Befinden, und es ängſtlich machte, wie mir zu Muthe iſt, ſah ich — ganz deutlich ſah ich es — einen Thränentropfen in die Suppe fallen. Nun, ich denke, ſolch eine mitleidende Thräne wird auch die beſte Suppe nicht verſalzen.“

„Ich möchte ein wenig von dieſer Suppe —“ ſprach der Doctor mit verhaltenem Athem und benetzte den Mund, als ob er ſchmachtete.

„Das iſt nur ſo ein flüchtiger Kranken-Appetit —“ antwortete Jene, mit dem mildablehnenden Ton einer erfahrenen Wärterin; „doch —“ ſetzte ſie lächelnd hinzu, „wenn Ihnen gerade an dieſem Tröpſchen etwas gelegen wäre, ſo will ich es nur geſtehen —: es fiel in dieſen Trank.“

Der Doctor that ſchweigend einen langen Zug, ſo daß Frau Barteln ihm halb mit Gewalt das Glas vom Munde zog.

Jetzt kam ein Dienſtmädchen, welches die glückliche Ankunft der Juſtizräthin Lohde und ihrer Tochter meldete. Sie hätten mit Bedauern vernommen, daß der Herr Docter ſich nicht wohl befinde, und da es doch nicht ſchicklich wäre, weder für das Fräulein, noch für die Mama, ihn ſelbſt zu beſuchen, ſo ließen Beide nur von Herzen gute Beſſerung wünſchen.

Der Doctor lächelte kalt, obſchon Gluth ſein Geſicht bedeckte. Er ließ ſich auch nur bedanken.

Kaum war das Mädchen fort, ſo machte er eine Miene, ſich anzukleiden. „Ich muß noch ausgehen,“ ſagte er, „es drängt. Auch bin ich wie geneſen.“ Er richtete ſich mühſam auf, und ſein Schritt ſchwankte über die Diele.

Frau Barteln war beſtürzt, nicht minder, daß er ſeinem Zuſtande dies anmuthe, als über den Grund dazu, den ſie in der empfangenen Nachricht vorausſetzte. Sie verwünſchte im Stillen die herzloſe Braut, um derentwillen dieſer gute, gemüthliche Menſch ſich vielleicht den Tod zuziehe. Da all' ihr Bitten nichts half, ſo half ſie ihm in die Kleider. Sein Anzug war nunmehr vollendet. Doch jetzt verwandelten ſich ſeine Züge. Er fragte mit entfärbten Lippen, was draußen wohl für eine große Glocke anſchlüge? Darauf winkte er nach dem Schreibtiſch hin, wo ein eben erſt geſchriebenes Recept lag, ſank in das Sopha zurück, und kein Athem wehete mehr von ſeinem Munde.

„Herr Doctor! mein Heiland und Herrgott! hören Sie doch nur, um Jeſu willen!“ rief die gute Alte in tödtlicher Angſt und rüttelte ihn leiſe, doch vorſichtig. Da auf ihre ſchwachen Bemühungen, ihn zu ſich zu bringen, kein Zeichen des Lebens erfolgte; ſo ergriff ſie das Recept und eilte mit bebenden Knieen die Treppe hinab. Auf dem untern Vorſaal ſtand die Nichte des Steuerraths, wie beſtellt.

„Ach, liebes Fräulein!“ weinte Frau Barteln in ihre Schürze, während das Blättchen in ihrer Hand zitterte:

„Oben liegt der arme Doctor ganz ohnmächtig. Wer weiß, iſt er nicht gar ſchon todt! Da ſchickt die Juſtizräthin her, ſie ſei angekommen mit ihrer Tochter. Nun war kein Halten mehr; ich ſah es voraus. Ich ſpringe nur in die Apotheke, und um einen Arzt zu holen. Bis dahin muß ich ihn allein ſeinem Schickſal überlaſſen. Gott erbarme ſich!“

Tugendreich war ſchon die halbe Treppe hinauf, ehe Frau Barteln noch ausgeredet hatte, und dieſe ſah ihr nach, wie einem Engel, der gen Himmel ſteigt. Sie eilte nun von dannen, im Fluge, wie ſie meinte; aber, ſprichwörtlich, nur gleich einem bleiernen Vogel, denn der Schrecken war ihr ſchwer in die Füße geſunken.

Wie Viele, oder richtiger geſagt, wie Wenige unſeres Geſchlechts — wir fragen auf unſer weibliches Gewiſſen! würden in der Lage der liebenswürdigen Tugendreich wohl einen Fuß gehoben haben? Wahre Liebe iſt's jedoch, die in jedem Falle über ſich ſelbſt erhebt.

Sie trat in das Zimmer des Doctors. Die Winterſonne ſchien untergehend zum Fenſter hinein, und begoſſen wie mit heiliger Scham, mit ſchönſter Schuld, ſtand das Mädchen vor dem ohnmächtigen jungen Manne. Sein Geſicht war hintenüber gelehnt, das Auge geſchloſſen.

Welch' eine Verſöhnung lag in dieſer geiſterhaften Bläſſe, von der aller Schein gewichen war! in dieſem ſtummen Gedächtniß des Vergehens — in dieſem Nichtwiſſen, was um ihn geſchah!

Auch Tugendreich wußte nichts von ſich. Sie fühlte nur ihre Liebe. Sie wünſchte nichts, als ſein Leben. Das Mädchen legte die Hand, welche leiſe zitterte, an ſeine Wange; die war kalt. Unverſehens lag ſein Haupt an ihrem Buſen und ſie drückte es mit der flachen Hand und mit tiefem

Seufzen immer inniger an die hochklopfende Bruſt. Ihre Thränen rannen unaufhaltſam auf ihn herab.

Die Liebe aber beſeelt — und wird nach aller Tage Abend die Todten wecken.

Er öffnete die Augen. Ein Blick — ein einziger Gedankenblitz machte ihm ſein Glück klar. Er ſchlang ſeine Arme feſt um dieſen zarten jungfräulichen Leib, ſo daß das Mädchen die Kraft des Bewußtſeins darin fühlte. Dann flüſterte er ihren Namen; die arme Tugendreich konnte vor Weinen, vor bedrängender Wonne keines Lautes mächtig werden. Ihr Geſicht, von tauſend Thränen überſtrömt, neigte ſich beſchämt. Er zog es an ſich, und ein langer, tiefer Kuß erſchöpfte den Ausbruch eines ſo lange zurückgedrängten Gefühls und machte jedes Wort überflüſſig.

Die Hausthür ging auf. Tugendreich entriß ſich ihm und trat ans Fenſter. Dem Doctor, der ſich ſchlafend ſtellte, verſagte der Athem.

„Er wird gleich kommen —“ rief Frau Barteln athemlos, „und hier iſt auch Aether.“

Ein Lächeln ſchlich über das Geſicht des Doctors, da himmliſcher Geiſt ihn bereits geſtärkt hatte.

„Nun, Gottlob! da iſt doch wieder Lebensfarbe,“ ſagte die treue Alte; „blieb er noch lange weg? Große Hitze ſcheint er zu haben. —“

„Es iſt nun beſſer mit ihm —“ antwortete das Mädchen mit ſchwacher Stimme und ſchlich leiſe fort. Und der Doctor dachte: „Es iſt nun Alles gut — und auf ewig!“

Es war am Abend vor Weihnachten, als die Nichte des Steuerraths von einer freundſchaftlichen Feier ihres Geburts- und Namenstages nach Hauſe kam. Die Frau des Syndicus hatte es ſich nicht nehmen laſſen, ihrer Tugendreich eine kleine Freude zu bereiten, die freilich geſtört war, ohne daß die Hauptperſon davon wußte; denn der Doctor konnte nicht dabei ſein.

Neunzehn brennende Lichtchen auf einem Kuchen, in Ermangelung der Blumen mit Myrtenzweigen beſteckt, thaten es dem Chriſtbaum zuvor, und das Pathchen hielt eine Arbeit von den Händen der Mutter in der kleinen ſeinen. Auch der Syndicus blieb ſein Theil nicht ſchuldig. Er ſchenkte der ſchönen Gevatterin die Perlen von Henriette Hanke, weil, wie er lächelnd ſagte, er die Freundin ſeiner Frau für eine Perle ihres Geſchlechts halte. Aber Tugendreich, die das Buch kannte, erröthete, und es war ihr, als wüßte ſie einen andern Grund.

Tugendreich hatte den Doctor nicht wiedergeſehen, und aus dem feinſten Gefühl des Schicklichen es vermieden, ihm ſichtbar zu werden. Nach jener Scene konnte ſie ihm unmöglich gleichgültig gegenüberſtehen. Sie fürchtete, die kleinſte Bewegung außerhalb ihres eingezogenen Kreiſes könne etwas von dem einzigen Glück ihres vollen Herzens verſchütten. Sie zitterte, ſo oft der Steuerrath die Thür öffnete, indem ſie fürchtete, etwas Neues zu vernehmen. Wer liebend weiß, daß er geliebt ſei, begehrt nichts weiter zu wiſſen, wenn er nicht erfahren kann, daß er des Geliebten werden dürfe.

Der Syndicus hatte ihr erzählt, daß heute der erſte Tag geweſen, wo kein Cholerakranker im Bereich der Stadt ſei — und Tugendreich fühlte erleichtert, was dieſer Abzug der Gefahr zu bedeuten habe, denn nun würde ja auch der Doctor ausziehen.

Jetzt kam ſie heim — und das ſchönſte, das Lebenslicht! ſollte ihr nun erſt aufgehen. Der Onkel war noch im Club, die Kleine ſchon zu Bette. Sie band den feinen braunen Filzhut ab, den ihr der Steuerrath aus Fürſorge voraus geſchenkt, ſtrich die Haare, welche ihn dunkler ſchattirten, aus der hellen Stirn und ſchaute um ſich. Was blinkt dort auf dem Nachttiſch? Die kleine goldene Sphinx, wie ein Spiel des Geheimnißvollen, ſcheint ernſthaft im Schimmer des Mondes, der wohl größere Wunder ſchon geſehen, und darunter liegt ein Briefblatt in der Preſſe.

Tugendreich entfaltete es ahnungsvoll und las:

„Theure!“

Sie äußerten einſt den Wunſch, ein kleines Vermächtniß zu empfangen von Jemand, den Sie kaum gekannt. Vergönnen Sie es mir, ſüße Freundin! jenen beſcheidenen Wunſch an dem Tage zu erfüllen, welcher der Welt das Schönſte, das Liebenswürdigſte gab, was ſie beſitzen kann, ein weiblich liebefähiges Herz! Möchte dieſes Herz mein Geſchenk, mein Eigenthum, der Segen meines Lebens ſein! Wir lieben uns! dieſe Ueberzeugung wird mir ſelbſt der Tod nicht mehr entreißen.

Was könnte Sie hindern, für mich zu leben? Ich bin frei. Die Gefahr, der meine Pflicht mich bloßſtellte, iſt vorüber, und eine größere auch, in der mein eigenſtes Leben ſchwebte, die Liebe meines Herzens! Ich war mir ſelbſt ein Räthſel.

Meine Verbindung mit Jenny iſt gelöſt durch den größten Theil der Erbſchaft, die mir zugefallen; aber der beſte Theil iſt mir geblieben, wenn Sie, geliebte Tugendreich die meine ſein wollen.

Innerhalb dieſes kleinen Schreibzeuges liegt der Trauring der ſeligen Tante. Nur die Jahreszahl darf geändert werden, ſo würde er an Ihrem Finger paſſen, und die Erblaſſerin ſich ihrer Erbin freuen, die ihn trüge; denn ich wäre ſchon auf Erden zu einem himmelreichen Mann geworden. Auch das reinſte Gold iſt falſch, wie ſeine Liebe; — mein liebſtes Mädchen aber würde mir treu ſein, und nimmer wollte ich den Augenblick vergeſſen, der es prüfte. Gott gebe, daß ich ewig beſtehen darf, als der

Ihrige

Dr. Conradin.“

Was Tugendreich nun ſagte? O liebe Leſerinnen!

Jeder von Ihnen ſchenke das Schickſal einen Moment, worin ſie empfinde, daß es Gefühle giebt, die keine Erklärung fordern, noch geſtatten. Jede liebe nur! liebe nur recht! ſo iſt das Wort erlaſſen, wie die Furcht, Gott werde nicht verſtehen, das, was ſein iſt, zu beſeligen, früher oder ſpäter, ſo oder ſo.

Der Doctor blieb in der blauen Stube wohnen, und der Steuerrath hatte an jenem Abend im Club wie ein Prophet geſprochen, doch nicht als einer, der am wenigſten daheim gilt, bei den Seinen, denn die jungen Eheleute tragen ihn ſeiner Schwerfälligkeit ungeachtet auf Händen. — Die ſchwarze Commode, welche die Juſtizräthin verachtet hatte, ſteht am Spiegelpfeiler. Oben auf ruht die kleine Sphinx. Wollte ein modiſcher Beſuch das altfränkiſche Möbel belächeln, ſo würde es der jungen Frau an der Gabe nicht fehlen, diejenigen abzufertigen, welche Anſtoß daran nähmen. Glückliche ſpotten nicht; aber ein wenig Mutterwitz möge der liebe Mann ihr laſſen, den könne jede Tochter Evens brauchen, weil ein treffender Einfall den Feind des Friedens oft ſicherer aus dem Felde ſchlägt, als ein ganzer Heerzug von Waffen. — Nach den Ausgleichungen des Teſtaments fand ſich in dieſer Commode ein Depot von Pfandbriefen, die dem Erbnehmer eigens und allein angebören ſollten. So war er mehr als entſchädigt.

„Es iſt ſchwer,“ ſagte der Doctor, „wahre Liebe zu unterſcheiden; aber es lohnt ſich auch. Wir lächeln derer, die den Stein der Weiſen ſuchen —“ hier lächelte er ſelbſt — und eine Tugendreich wird ſelten gefunden.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenundfunfzigſter Band.

Der Colibri.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Colibri.

> Welch kleinen Lohn für langes Kummerleben!
> Petrarca.

Das reizende Oertchen Greiſswerda, an einem ſchiffbaren Strom gelegen, ſchien die Inſel der Glücklichen, worauf ein unabhängiger Fürſt, der außer dem Johanniterkreuz kein drückenderes trug, in Freude und Friede regierte. Der Vogel Greif hielt mit verſchlingender Geberde Wache über dem Portale der ländlichen Reſidenz, und manches wandelnde Geſchlecht der Menſchen war dort aus- und eingegangen, ſeit dieſe ehernen Schwingen ausgebreitet wurden für den Flug der Zeit. — Wenn, wie man ſagt, dies fabelhafte Geſchöpf der Alten in ſeinem Mythos von den Cherubim abgeleitet wird, ſo hatte es hier ſeine geeignete Stelle; denn hinter der Himmelspforte, die es hütete, ſtand der Thron des kleinen Erdengottes auf Liebe gegründet, und die Geiſter ſeiner Nähe führten ein ſeliges Leben im Chor.

Der alternde Fürſt liebte die Muſik und das Theater mit einer Leidenſchaft, die ihn beherrſchte wie verjüngte, und der ſeine übrigen einfachen Bedürfniſſe durchaus untergeordnet waren. Der Hof enthielt eine ſtehende Bühne, auf welcher der dramaturgiſche Geſchmack ſeltſam gewechſelt hatte; nur der ihres Begründers war ſich ſtets gleich geblieben. Ein mimiſches Talent galt dem Fürſten für Verdienſt, eine ſchöne Stimme dünkte ihm ein Vorzug, dem jede Huldigung gebühre. Die fürſtliche Capelle war berühmt. Er ſparte keinen Aufwand für dieſen Lieblingszweck, und die reichen

Einkünfte floſſen zumeiſt den goldnen Wellen der Töne zu, und in den goldnen Wein, den die Tonkünſtler tranken.

Dieſe Neigungen hatten den Fürſten, der ſchwächlich und von ſanfter Natur war, ſehr weich geſtimmt, und ſeine eingeborene Leutſeligkeit zu der zarteſten Reizbarkeit verfeinert. Die ideale Welt, der er mit Sinn und Seele angehörte, hatte ihn der wirklichen entfremdet, worin ihm die Gabe verſagt war, eine ſeinem Range angemeſſene Rolle zu ſpielen. So, durch ſeine äſthetiſche Ausbildung auf einen höheren Standpunct geſtellt, war der Blick dieſes guten Fürſten über jedes Vorurtheil ſeines Standes erhaben. Die Kunſt war ihm allein die Sphäre, in der ſeine Sterne ſchimmerten und Unſterblichkeit wohnte. Er ſelbſt ward angebetet von den Seinen, und dieſer Bereich ſchloß einen weiten Umkreis ein. Die Schönheit des Aufenthaltes, der freiſinnige Hof, welcher den ſeltnen Verein zwangloſen Umgangs und geiſtreicher Unterhaltung gewährte, ohne den Genuß der Einſamkeit zu ſtören, oder das perſönliche Recht zu beeinträchtigen, womit ein Jeder über ſich und ſeine Zeit verfüge, hatte viele Anſiedler hierher gezogen, und Greifswerda war allmählich eine adelige Colonie geworden. Eine Menge ſtattlicher Gebäude umringte geſellig, ob auch in ſchicklicher Ferne, das fürſtliche Schloß, manches Landhaus blickte zwiſchen Gärten und Baumgruppen hervor. Auf einem großen runden Platze ſtand ein Petrus von gegoſſenem Erz, in ernſter Gediegenheit; ein heiliger Schirmvogt gleichſam dieſes den Muſen geweihten Gebiets. Ein Baldachin falbender Linden rauſchte über dem Standbilde. Kein Gewerbe war in dieſem vornehmen Bezirk zu erblicken; kein Geräuſch der Arbeit unterbrach die feiernde Morgenſtille der Stunde, worin unſere Erzählung beginnt. Sogar die alte Obſthändlerin, welche ſonſt unter dem Schutze des Apoſtels Früchte feil bot, hatte heute den kleinen Markt ausgeſetzt und gönnte ſich und dem himmliſchen Legaten einmal Ruhe. Und dies nicht allein weil es Sonntag war. Der erlauchte Ortsherr beging ſein Wiegenfeſt, und die Natur ſchien freundlich dazu. Am Himmel, der im leuchtendſten Blau herbſtlicher Färbung mit den blaſſen Umriſſen der fernen Berge und den Nebeln des Waſſers verſchmolz, war bis an den Saum des Horizonts kein Wölkchen zu ſehen. Der Fluß flimmerte in Silberglanz und rauſchte prächtig in der Sonne.

Am diesſeitigen Ufer, wie an den Faden der Fluth gereiht, zogen ſich die Häuſer und Hütten der Schiffer hin, deren viele hier heimiſch waren. Sie hatten aus dankbarer Hochachtung für den Fürſten zu Ehren dieſes Tages dem Standbild des Heiligen, der ihnen durch ſeine Abkunft berufsverwandt war, eine ſeidene meergrüne Fahne in den Arm gegeben. Ein ſanfter Wind blies aus Oſten, das abgewehete Laub ſtiebte wie goldne Funken in den Lüften, und der kanoniſche Fahnenjunker ſchwenkte unaufhörlich gegen das Schloß.

In einer der anſehnlichſten Privatwohnungen, dem Hauſe der verwittweten Generalin, Gräfin Dohna, ſaß dieſe Dame und wand feine ſpaniſche Wolle von einer kleinen Winde, die, aus Ebenholz geformt, mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegt war. Würde umſchwebte die alte ſtille Geſtalt, welche zurückgebogen in einen Armſeſſel, deſſen Lehne mit kleinen vergoldeten Engelsköpfen geziert war, ſchon von den Genien der Ewigkeit getragen ſchien. Die vornehme ſchneebleiche Hand glänzend in der weißeſten Zärte und im einfachen Schmuck eines Siegelringes, deſſen Carniol von langem abnützendem Gebrauch ein wenig entfärbt und auch im

Stich des Wappens nicht mehr ganz kenntlich war — wickelte langſam das Geſpinnſt ab und legte es weich um den ſchwellenden Knäuel. Und wie die Rollen der Winde ſich leiſe bewegten, glich die Generalin einer Parze, welche, achtlos der Zeit, über dem Wandel der Sterblichen in ſinnendem Ernſt ihr ewiges Geſchäft fördert und mit erhabener Ruhe die Fäden menſchlicher Schickſale ſchlingt. In dem geiſterblaſſen Angeſicht mochte einſt der Schönheit Lenz geblüht haben, in den tiefen Furchen der Züge lag eine verſchüttete Welt — der Ausdruck von begrabenem Leid, von Stille, gab dieſer Phyſiognomie etwas Rührendes; die Augen der Matrone, geſegnet durch eine ſeltne Klarheit, blickten wie Sterne über einer Winterflur, in tiefer Anſchauung wahrſcheinlich in ein anderes Verhältniß als das, welches ſich ſo ſanft und ſichtlich löſete.

In dem räumlichen Zimmer herrſchte jene Ordnung, die ein ödes Gefühl erregt, indem ſie häusliches Walten und den Begriff der Gemächlichkeit ausſchließt. Das ſeidne Sopha zeigte in ſeinen ſtraffen Polſtern keinen Eindruck einer Lieblingsſtelle; das geſtickte Schlummerkiſſen, wie ein verſchobenes Quadrat in die rechte Ecke geſtülpt, lockte zwar hervorſchwellend; nur Schade! daß die Wahl der Stickerin auf eine Datura gefallen war, deren betäubendes Gift ſelbſt im Bilde — von einem müden Haupte bisher geſcheuet worden zu ſein ſchien. Der blumenreiche Teppich prangte weit hinaus in das Parquet, auf dieſen Roſen, friſch, als ob eben von der Nadel erblüht, ruhete gewiß ſelten ein Fuß. An der tapezirten Wand hing eine Reihenfolge brauner Kupferſtiche, Kriegsſcenen chronologiſch geordnet. Das Schlachtengetümmel der Phantaſie ſtach ſeltſam ab gegen das Schweigen der Umgebung. Dieſe meiſterhaften Darſtellungen ſchloſſen recht ſchicklich einen Helden ein, den ſeligen General, wie an der innen laufenden Feder des militairiſchen Hutes zu erkennen, der ihm beigegeben war. Mit entblößtem Haupte und ſiegreicher Miene ſchien er wie auf dem Champ de Bataille zu ſtehen; der Mund, friedlich verſtummt fur das Commando, war noch ein wenig geöffnet, die Hand lag feſt am Degen der Ehre, und die Herbſtſonne webte im Farbenſchimmer ſeiner Orden.

Dicht an dieſes Portrait und von derſelben Form und Größe, wie ein eheliches Doppelbild im gleichen Rahmen der Verhältniſſe — ſchloß ſich das Knieſtück eines Mädchens, in erſter Jugendblüthe gemalt. Es hielt einen Kranz empor wie zu einem Lorbeer für den ehrwürdigen Nachbar — in den Lächeln dieſer Lippen und ſeiner ganzen Wunderſüßigkeit lag die Poeſie ſolch einer Huldigung; die Beugung des zarten Halſes, als fiel es ihm ſchwer, die Krone der Schönheit zu tragen, wog einen Triumph auf, dem es ſich neigte. Doch der General wendete ſich abwärts dieſem holden Blick und ſchauete leutſelig auf ſeine Wittwe nieder. Unter dem breiten Pfeilerſpiegel ſchlug eine Stutzuhr lange Stunden. Die Zeit, eine allegoriſche Figur, fußte auf dieſem Prachtwerk, und der gewichtige Ernſt im Ausdruck der kleinen goldnen Miene, die ſtarre Schwere der Flügel machten ſie gleichſam zu einer Ironie ihres Sinnbildes. Am zweiten Fenſter, dem zunächſt unter deſſen bergenden Bogen die Gräfin Dohna ſaß, ſtand ein Mädchen von zartem Wuchs und blickte ſinnig, während es in unbewußtem Gedankenſpiel einen Namenszug an den dünnen Hauch der Scheiben zeichnete, in den offnen Platz hinaus, wo Sanct Peter das Schifferfähnlein ſchwenkte. Das ſtille Kind ſchien jedoch keinen Sinn für dieſes komiſche Schauſpiel zu haben, ſondern wie in den Traum eines Melodrama verſenkt zu ſein; denn vom Schloſſe herüber wehete die Morgenluft Töne wie vom Stimmen muſikaliſcher Inſtrumente, und die Nähe des Fluſſes verurſachte ein dumpfes Geräuſch.

Die Sonne war nun höher gekommen und goß einen vollen Blendſtrom über den Geſichtskreis des Mädchens aus. Die Glorie des Heiligen ſchimmerte, das Zimmer war mit heiterm Licht erfüllt, und ſelbſt ein Löckchen der Matrone wagte ſich wie unter klöſterlichen Schleiern hervor und glänzte ſilbern in der hellen Freiheit.

Der Faden der Vicogne haftete in einer Schlinge; die Generalin hielt an, erhob den Blick und ſprach: „Dort liegt etwas, Iſolde!“ Sie hielt blinzelnd eine Stelle im Auge und deutete mit dem Finger darauf hin. Das Mädchen dieſes Namens wendete ſich um — wir ſehen dabei in ein intereſſantes Geſicht, von ſchwarzbraunen Augen beſeelt — bückte ſich an den Reflectionspunct und hob einen ſchmalen Gegenſtand auf. „Ein Strohhalm! ſagte Iſolde, verwundert, daß dieſer Angehörige der Niedrigkeit ſich hierher verirrt, „wir werden einen Gaſt bekommen.“

„Davor ſei Gott!“ antwortete die Generalin mit einem tiefen Athemzuge. „Wer würde es anders ſein als Ritter Sauſewind? Um Ruhe und Regel aber iſt's alsdann gethan. Man wird ganz ſchwach von ſeiner Gegenwart.“

„Wenn Alexander von der Oper gehört,“ entgegnete das Fräulein, „ſo glaube ich ſelbſt, daß er nicht fern ſei.“

Die Generalin ließ die Hände in den Schooß ſinken und ſeufzte. Sie ſprach: „Ja, ja! ich fürchte ſehr, der Fürſt hat ihm davon geſagt. Er mag den Wildfang leiden und gönnt ihm gern ein Vergnügen. Doch auf weſſen Koſten?

auf meine; denn er beraubt mich des Einzigen, was ich noch auf der Welt genieße, der Stille!“

„Der Lieutenant hat aber doch ein gutes kindliches Herz“ — verſetzte Iſolde mit bangem Antheil an der Matrone, und einem Tone, der die Unbilden dieſer Einquartierung eben nicht hoch anſchlug.

„Dies iſt zu wenig, Iſolde, um ein mütterliches vor Angſt und Sorge zu ſchützen,“ erwiederte hierauf die Generalin, „er macht mir nichts deſtoweniger viel Kummer. Sein Leichtſinn —“

Hier trat der Kammerdiener ein und meldete eine junge Dirne vom Ufer, die auf der Bitte beſtehe, bei der Frau Generalin vorgelaſſen zu werden. „Nun ſo mag ſie kommen,“ bewilligte ſeine Herrſchaft und heftete den Blick nach der Thür, durch welche bald darauf ein allerliebſtes Mädchen eintrat. Das Geſicht, voll und friſch wie eine Roſenknoſpe, ward vom Hochroth der Verlegenheit höher noch gefärbt, ein ſcheuer Blick der brennenden Augen, ſo blau und blitzend wie der Himmel im Sommer, flog nach Iſolde hin, und ein beklommener Seufzer von den Lippen, die ſich der Bitte ſcheuten, ſäuſelte hörbar in das Lauſchen der Erwartung.

„Was bringſt Du mir, mein Kind?“ fragte die Generalin mit gütigem Tone, „tritt doch näher!“

Vor dieſer klaren Stimme ſchwand jeder Schatten von Furcht in des Mädchens Seele. Es gehorchte dem Befehl, küßte der Generalin die Hand und ſprach: „Mein Vater, der Fiſch- und Fährmeiſter Balthaſar, läßt ſeinen unterthänigen Reſpect melden, und ſchickt der Frau Excellenzen eine Goldſchleie. Er ſagte, dies wäre ein zartes Fleiſch für einen alten Magen, und der Name des Fiſches hätte nebenher einen ſchicklichen Klang für die Tafel einer reichen und vornehmen Dame.“ Bei dieſen Worten zog des Fiſchers Tochter ein bläuliches Netz unter der Schürze hervor.

Die Generalin glaubte hierin eine Anſpielung auf ihre Generoſität zu verſtehen. Sie betrachtete mit einem milden Lächeln die niedliche Botin und ihren Auftrag. Das Mädchen ſah aus wie ein Idyll, der Fiſch zappelte kräftig und ſchillerte ſo wunderſchön, als wäre er aus einem Feenteiche gezogen, das Netz ſogar war von Filet.

„Ich weiß Deinem Vater Dank dafür,“ ſagte die Matrone; „Iſolde! klingle doch und bezahle die artige Kleine!“ Sie gab der jungen Geſellſchafterin einen Wink.

Dieſe Rede von der Zahlung hätte das Mägdlein vom Ufer beinahe übel genommen. Es trat einen Schritt zurück und ſprach: „Behüte! mein Vater ſendet ſeinen Fang der Frau Excellenzen nur aus gutem Herzen. Umſonſt möchte ich ihn freilich nicht gebracht haben — aber —“ das hübſche Kind ſchlug die Augen tief nieder.

„Nun ſo ſprich, und nenne mir Dein Begehren,“ ſagte die Generalin ermuthigend und nicht ohne beunruhigte Neugier. Iſolde, ſchon im Gehen begriffen, faßte wieder Fuß, und das Mädchen mit finſterer Aufmerkſamkeit ins dunkle Auge. Sie athmete während dieſer Audienz-Scene ſchwer und leiſe.

„Ich habe eine Klage zu führen, der die Frau Excellenz abhelfen könnte —“ begann das Jüngferchen und ſtockte abermals.

„Eine Klage?“ wiederholte die Generalin befremdet; doch das Wort hallte mit vertrautem Ton tief in ihr Inneres hinab und dort durch einen langen Zeitraum durch ein ödes Herz.

„Ja, ja!“ ſagte die Kleine mit einem pfiffigen Lächeln und nickte wichtig dazu, „über einen feinen Hecht, der aber wohl ſchwerlich das Leiden Chriſti im Kopfe hat.“ —

Iſoldens Wange entbrannte; eine ſchwache Röthe färbte die bleichen Züge der Generalin. Sie ſprach mit Würde: „Rede frei heraus und nicht im Sprichwort; ich liebe das nicht. Was iſt's, worüber Du Dich beſchwerſt und dem ich abhelfen könnte?“

Das Mädchen war ſichtlich erſchrocken, der kecke Muth des begonnenen Vortrags wollte entfliehen — doch dieſer plötzlichen Verſchüchterung ſtand ein Trotz entgegen, der auch die Blödeſten erkühnt. Des Fiſchers Töchterchen antwortete daher unverzagt: „Ich muß es nun ordentlich ausſagen. Wenn mein Vater des Abends müde von dem ſchweren Dienſt bei der Fähre ein wenig ausruht und die Bootsleute ſich nach allen Winden zerſtreut haben, ſo geſchieht es zuweilen, daß ich einen Fremden mit dem kleinen Kahne über den Fluß holen muß. Ich bin ein Kind des Waſſers, habe rüſtige Arme und weiß mit dem Ruder Beſcheid. So geſchah es öfters, daß ich den Eidam der Frau Excellenzen überſetzte.“

„Meinen Eidam?“ fragte die Generalin entſetzt, und fügte, ſich ſelbſt wie das Alter und die Bildung der vor ihr ſtehenden Klägerin vergeſſend, hinzu: „Mädchen! um Gott! ſo fährſt Du, ein weiblicher Charon, abgeſchiedne Seelen über den Fluß?“

Die Schifferin erglühete beſchämt ob ihres Irrthums und ſprach: „Nein, nein! wie iſt mir denn? den Enkel der Frau Excellenzen wollte ich ſagen. Aber eine abgeſchiedene Seele — der Himmel weiß es! das war er nicht; ich habe die meinige jedesmal Gott befohlen, denn es war nicht viel beſſer, als führe ich den Sturm ſtroman.“

Die Generalin horchte beſtürzt. „Und was hätte mein Enkel Dir denn zu Leide gethan?“ fragte ſie verhörend; ein ſtrenger Blick, auf das Mädchen gerichtet, forderte Wahrheit.

Dieſes entgegnete: „Nun, zu Leide grade nichts; allein zu Liebe — das hat auch ſein Schlimmes. Sehen Sie nur, Frau Excellenzen,“ fuhr die Kleine dreiſter in dem Bewußtſein der Vertraulichkeit fort, durch welche ſie beleidiget zu ſein vorgab und jetzt wirklich beleidigte —, „der Lieutenant ließ mir nicht Luſt, küßte mich, da ich mich nicht wehren konnte, denn Unſereins hat ſein Leben doch auch lieb! — und trieb lauter gefährliche Poſſen, mitten auf den Wellen. Wenn ich ihn ſchalt und warnte, dann ſagte er mir vorwitzig, er ſei kein Jude und könne ſchwimmen im ſchlimmſten Falle. Dann weinte ich bitterlich und ſprach: Es ſei doch auch nicht chriſtlich, ein armes Mädchen ſo zu ängſten. Und nun ſchmeichelte er ſo lange, bis ich wieder gut war und zuletzt lachen mußte. Bald nannte er mich die Jungfrau am See, eine kleine trotzköpfige Undine; er weiß unzählige Schnurren und kannte mehr Namen als im Kalender ſtehen. So hieß er mich auch ſeine Hulda, die Donaunymphe — oder er ſchwor gar, ich ſei die Pathe des göttlichen Nelſon, eine geborene Waſſerheldin, weil ich Nelly heiße, eigentlich Petronelle. Das wollte der Vater haben, des Schutzpatrons wegen.“

„Mein Gott! Du wirſt doch Spaß verſtehen, Mädchen!“ warf Iſolde mit zürnender Miene und zitternder Stimme der Erzählung ein.

„Ja, ich wohl, gnädiges Fräulein,“ vertheidigte ſich Nelly, „aber mein Vater nicht. Ach! und mein Vater, mit Erlaubniß zu ſagen, der kann entſetzlich grob ſein.“

Nun fürchte ich mich, es könnte etwas ſetzen; denn der Vater hat geſchworen, er mache den Lieutenant einmal rudelnaß und laſſe ihn ablaufen. Und da dachte ich, es wäre beſſer, wenn die Frau Excellenzen ihm bei Gelegenheit tüchtig den Kopf wüſche, ſo käme er doch leichter davon.“ Klägerin ſah mit naſſen Augen vorbittend zu der Großmutter des Inculpaten auf.

Die Generalin ſchien bereit zu der Wiedertaufe mit dem Exorcismus. Sie ſprach: „Sei außer Furcht, mein Kind! ich werde dafür ſorgen, daß mein Enkel Dich künftig ungekränkt laſſe.“ Doch war dieſe Schutzverſicherung nicht ohne einen leiſen Anklang von beleidigtem Stolz.

Nelly ſtutzte.

Ein Mädchenohr hört fein, zumal in Liebesſachen. Sie ſagte mit beklommener Stimme: „So iſt es gut, denn heirathen wird er mich doch nicht, wenn er es mir auch zehnmal verſprochen.“

„Verſprochen?“ ſtieß Iſolde faſt mit einem leiſen Schrei hervor.

„Nun ja, ſo — ich weiß nicht, ob verſtellter Weiſe —“ beſtätigte Nelly; „indeſſen wollte ich es doch lieber der Frau Excellenzen geſagt haben. —“

Ein Lächeln umſchlich bei dieſem naiven Zweifel die ſchweigenden Lippen der Matrone; es lag viel Adel in dieſem Lächeln. Sie maß mit einem weitſchauenden Blick wie aus Ahnenferne die Verhältniſſe der kleinen Einfalt, welche vor ihr ſtand, für die Größe dieſes denkbaren Anſpruchs, und in der edeln Miene drückte ſich ein herabſehendes Verzeihen aus, womit ſie die Kurzſichtigkeit der Jugend bemitleidete. Schon war das Mädchen entlaſſen, da beſann die Generalin ſich und ſprach: „Warte noch ein wenig Kleine.“ Sie ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Iſolde entzündete chemiſch eine Kerze, deren flackernder Schein ſeltſam gegen die herbſtliche Morgenbeleuchtung abſtach — Nelly ſtand wie auf glühenden Kohlen. Die Generalin hatte nun geſchrieben, das Blatt kniſterte als die geübte Hand es brach. Sie ſiegelte und drückte den Petſchierring mit ſolch angeſtrengter Kraft in den ſchmelzenden Purpur des Lacks, als dächte ſie damit die kleine Grafenkrone unauslöſchlich dem wächſernen Herzen einzuprägen, das, für jeden flachen Eindruck empfänglich, die Wappen ſeines Ranges und Standes nicht immer anſchaulich genug bewahrte. Sie reichte das Billet dem harrenden Mädchen und ſprach: „Hier, mein Kind! iſt ein Geleitsbrief für Dich! Ich hoffe, er wird Dich in Zukunft ſicher ſtellen. Bei der nächſten Ueberfahrt giebſt Du ihn meinem Enkel, noch ehe er einen Fuß in den Kahn ſetzt. Grüße Deinen Vater von mir. Er ſollte Dich mit dieſem Geſchäft verſchonen; es bringt Dich in Gefahr. Ich werde einmal ſelbſt mit ihm ſprechen.“

Nelly entfernte ſich. Sie ſchien an dem leichten Blättchen wie an einem ſchweren Vorwurfe zu tragen. Iſolte folgte ihr in ſtillem Unmuth. Kaum über die Schwelle geſchritten, kehrte ſie zurück, einen Brief in ihrer Hand, den ſie der Generalin mit den Worten übergab: „Ein Hoflakei wartet draußen — ich eile nur, daß des Fiſchers Tochter endlich abgefertiget werde.“

Die Generalin öffnete und las, ihr Auge lief unruhig die Zeilen hin und her. — Sie erhob ſich dann, um eine mündliche Antwort ſelbſt zu ertheilen. Als dies geſchehen war, bewegte ſie den Griff des Glockenbandes, und der klingelnde Befehl hallte laut durch den gewölbten Vorſaal.

Fräulein Iſolde, das Pflegekind der Gräfin Dohna, kam dem Dienſteifer ihrer Leute zuvor, und brachte eine kleine Taſſe Brühe, wobei ein Biſſen Weißbrod lag, etwa gerade groß genug zum Imbiß eines mäßigen Vogels.

„Du gutes Kind!“ ſagte die Generalin, „Dir galt mein Ruf wohl nicht, und am wenigſten dem Frühſtück; ſtelle die Taſſe nur hin, ich habe keinen Appetit, obſchon ich meine ſchwachen Kräfte ſtärken möchte für den Tag, der ſich unruhig genug anfängt. Die Canoniſſin ſchreibt mir“ — ſie winkte dem eintretenden Bedienten zurück — „und erſucht mich im Namen ihres Bruders um eine kleine Gefälligkeit. Eine junge Künſtlerin, welche krank geweſen und von B...... aus durch geheime Gönnerſchaft empfohlen worden, ſoll in einem ſtilleren Aufenthalt, als den das Schloß in dieſen Tagen bietet, geſchont und in der Wahl meines Hauſes zu ihrer Aufnahme — nach der verbindlichen Sprache dieſer Zeilen — geehrt werden. Der Fürſt, wie ſeine Schweſter, bitten um ein Gaſtſtübchen für ihre fremde Sängerin auf kurze Zeit. Ich kann es nicht abſchlagen, wie ungern ich es auch gewähre. Der General-Stabs-Chirurgus hat ſich im Auftrage des Arztes, der das Mädchen behandelt, dafür verwendet —.“ Die Matrone ſtockte zerſtreut, und indem ſie die Winde mit dem Knäuel abſeits ſchob, war der Faden ihrer Mittheilung wie abgeriſſen.—

Iſolde fragte, welche Zimmer die Generalin für dieſen gaſtlichen Zweck beſtimme?

Die Generalin antwortete mit unwilligem Blick: „Welche? ich halte mich an das Wort der Bitte und gebe nur eins, das grüne, mit dem Cabinet. Ich bin zu alt und zu wenig kunſtverſtändig, um einer Theater-Prinzeſſin mehr einzuräumen.“ Die Stimme, welche dieſen Ausſpruch ſcharf und entſcheidend abgab, war gereizt und milderte ſich in zitterndem Schmerz, da ſie hinzufügte: „Der Fürſt ſchont die Sängerin — allein ſchont er mich? Und vom Zartgefühl der Canoniſſin hätte ich auch ein Anderes als dieſe Zumuthung erwartet. Sie bürdet in ihren Wünſchen meiner Schwäche Schweres auf.“

„Nun die paar Tage,“ tröſtete Iſolde, „gehen ſchnell hin; länger wird es ja wohl nicht dauern. Wir dürften zudem die junge Dame nicht ſehr gewahr werden, denn ſie wird unfehlbar bei Hofe ſingen und ſein.“

Die Generalin ſah noch einmal in das Requiſitions-Blatt, ſchüttelte wie in Gedanken den Kopf und ſprach: „Sie kommt Nachmittags erſt, ſteigt im Schloſſe ab, um eine Soloprobe einiger Nummern ihrer Partie zu halten, und fährt dann gegen Abend bei mir vor, ihre Wohnung in Beſitz zu nehmen, und ſogleich zur Toilette zu ſchreiten. Die Sache kommt mir bei alledem wunderlich vor.“

„Nun, ſo muß ich wohl Anſtalten treffen,“ antwortete Iſolde preſſirt; „das Gartenzimmer alſo? Ich habe doch recht verſtanden?“ Die Generalin, in den Schluß des höfiſchen Briefes vertieft, ohne ihn zu verlautbaren — zögerte einige Secunden, ehe ſie ſprach: „Es bleibt dabei, Iſolde. Der kleine hintere Balcon mit der Ausſicht auf den Fluß — die Lauben der Tapete — Nachtigallen wohnen gern am Waſſer und im Schatten. Mancher Wohllaut ſchläft in dieſen ſtillen Mauern. Es war das Zimmer meiner Tochter — — — — — —“

„Der Mutter?“ fragte Iſolde freudigleiſe, mit einem Sonnenblicke in dem trübſeligen Geſicht.

Die Generalin hatte kein Ohr für dieſe Frage. Sie hob das Auge wehmuthsvoll zu dem Bilde der jungen

Dame auf — es ſchaute in ſtummer Liebenswürdigkeit abwärts. — „Eine ſüße Stimme" — ſetzte die Generalin hinzu, die ihrige erloſch in Sehnſucht, das alte Herz ſchlug einen heißen Schlag jenes Frühlings nach, und dieſer Ton der Vergangenheit rührte an die ergriffene Seele der Matrone.

Iſolde ſah traurig, daß der Geiſt, dem der gefaßte Sinn dieſer würdigen Dame je zuweilen unterlag, die Aeolsharfe der Erinnerung bewege. Sie reichte die Taſſe nochmals dar mit der Bitte, die Suppe nicht ganz verkühlen zu laſſen.

Die Generalin ſchöpfte einige Tropfen dieſer Kraftbrühe, ſeufzte tiefer dabei und ſprach: „Es bringt nicht, Iſolde. Alles iſt in Ordnung, und eine halbe Stunde genügt, das, was noch nöthig wäre, einzurichten. Setze Dich, mein Kind! ich habe Nöthiges mit Dir zu reden."

Iſolde ſchien, von Angſt und Ahnung hinweggedrängt, nur widerſtrebend zu bleiben.

„Der General-Stabs-Chirurgus," hob die Generalin zögernd an; „ſein Wunſch wird Dir kein Geheimniß mehr ſein — hat ſich an die Canoniſſin gewendet um ihre Fürſprache bei Dir und mir. Er will ſein Schickſal entſchieden wiſſen."

Ein melancholiſcher Blick des Fräuleins ſpottete dieſer Ungeduld. „Das hätte er längſt gekonnt — ich kann es nicht theilen," ſagte Iſolde faſt gleichgültig.

„Und warum denn nicht, mein Kind?" fragte die Generalin freundlich. „Weil ich ihn nicht liebe" — antwortete Iſolde kurz, doch leiſe. —

„Dieſer Grund," entgegnete die Generalin nach einer minutenlangen Pauſe, „fordert wieder einen andern, denn wenn ein hübſcher, artiger, intereſſanter Mann, von tadelloſem Rufe und preiswerthen Verhältniſſen ſich um ein Mädchen bewirbt, das ihn ohne Weiteres ausſchlägt; ſo muß ihm ein namhaftes Hinderniß entgegenſtehen.“

Iſolde athmete gebunden. „Ich habe es genannt — wahrhaftig!“ ſagte ſie mit Flehen im Blick.

Die Generalin ſprach: „Was hätteſt Du an dieſem Manne auszuſetzen?“

Das Fräulein erwiederte raſch: „Er iſt mir zu höflich, zu dienſtbar, überall zu bedacht — eine lebendige Form.“ — Damit ſchien nur eine längere Reihenfolge von Mißfälligkeiten abgebrochen.

„Wäre es möglich?“ verſetzte die Generalin in lächelndem Erſtaunen: „zu höflich? ach geh', Iſolde! Du ſcherzeſt. Dieſer Fehler gäbe ſich in der Ehe, und noch keine Gattin hätte ſich jemals darüber zu beklagen gehabt. In jedem Bräutigam ſteckt ein Paſcha. Wo habe ich doch einmal geleſen —?“ Die Matrone ſann nach: „Ein Vater will des Sohnes vergötternde Leidenſchaft für ſeinen Gegenſtand herabſtimmen und ihn auf die unausbleibliche Verwandlung ſeiner Anſichten hinweiſen. Er ſagt daher zu dem Ungläubigen; was ſuche ich nach Vergleichen? Sieh dort dies Bild, mein Sohn! ein Sonnentempel und die kleine dunkle, arabiſche Hütte daneben; der Tempel iſt die Geliebte, das Hüttchen die Frau. Der Gedanke gefiel mir, es iſt Wahrheit darin.“

„O!“ ſagte Iſolde, und ihre Augen ſtrahlten bei dieſer Vorſtellung, „möge mein Leben immerhin eine kleine dunkle Hütte ſein, wenn nur Zufriedenheit darin wohnt. Die wahre Liebe verbirgt ſich gern.“

Die Generalin ſah Iſolde aufmerkſam an und ſchwieg eine Weile. Dann ſprach ſie: „Nun ſo thäte Dir wohl der leiſe Verdacht Unrecht, mein Mädchen, daß dieſer Antrag dir nicht genehm, weil er von keinem Edelmanne kommt? oder daß der Beruf des Freiers Dir zuwider ſei?“ —

„Himmliſcher Vater!“ antwortete Iſolde; „welche Anſprüche könnte ich machen? Ich, ein Geſchöpf der Güte und fremder Wohlthat! hätte ich den Stabs-Chirurgus lieben konnen; die Sonde, womit er dieſe Wunde unterſuchte, welche ihn uns näher bekannt machte“ — ſie zeigte auf eine friſche rothe Narbe am Knöchel der zarten Hand — „wäre mir Amors Pfeil geweſen.“

„Das denke ich auch,“ ſagte die Generalin beruhiget. „So bleibt uns für jetzt nur die Sorge, den Bewerber ſobald und ſo ſchonend, als möglich, davon in Kenntniß zu ſetzen, daß er ſich vergeblich bemühen würde. Freilich, unangenehm bleibt dieſe abſchlägige Antwort immer, nicht minder für uns, wie für ihn. Der Fürſt ſelbſt intereſſirt ſich für dieſe Abſicht ſeines Günſtlings — und die Canoniſſin — nun ſie wird es gehörig übel nehmen; denn die höchſten Herrſchaften laſſen nicht von der regierenden Forderung, auch über die Herzen der Menſchen zu gebieten. Willensfreiheit iſt ihnen ein ariſtokratiſches Verbrechen, und gehorſam ſoll ſich das ganze Lebensglück derer, die ſie ſolcher Gnade würdigen, an ein oberflächliches Urtheil, an einen Wink ihrer Laune knüpfen. Du wirſt daher meinen Wunſch nicht mit ſolcher Anmaßung verwechſeln, daß ich Dich gern verſorgt ſehen möchte. Sieh, liebe Iſolde, ich bin ſo alt — jeder Tag, mir noch geſchenkt, iſt eine Nachſicht des Todes. Deine Jugend war arm an Freuden — mein Abend iſt einſam. Du kennſt das Leben nur von der düſtern Seite, die es dem Alter zuwendet, ehe dieſes zur Ruhe geht. Ich wünſchte Dich glücklich zu wiſſen, wie es Dein treues Herz verdient.“

Thränen, langverhaltene, ſtürzten aus Iſoldens Augen. Sie zog die Hand der Verſorgerin an ihren Mund, deſſen heiße Lippen im Krampf der Rührung zuckten, und ſprach: „Nein, ich heirathe nicht; ich bin recht glücklich ſo — und meine Pflicht iſt meine Liebe.“

Die Generalin ſtreichelte die naſſe Wange der weinenden Iſolde. Sie antwortete bewegt: „Du biſt ein gutes Kind! aber auch eine ſo ſchöne Tugend, wie die Dankbarkeit, hat ihr Aeußerſtes. Wenn ich nun ſterbe — und dieſer Fall liegt nahe — was ſoll aus Dir werden?“

„Dann,“ ſagte Iſolde mit gebrochener Stimme, „dann — pflege ich Ihr Grab, bleibe hier und lebe ganz ſtill.“—

„Du — ein Mädchen?“ fragte die Generalin mit weichem Tadel, „das würde ſich ſchicken! Ich müßte Dich denn dem Hofe empfehlen. Nein, Iſolde! weihe dieſe Seele, ſo grenzenloſer Hingebung, jedes Opfers fähig, einem würdigen Manne, und pflanze die Blume der Glückſeligkeit in ſein Haus. Mich aber laſſe ſchlafen. Die Natur ſorgt ſchon für den Frühlingstraum meines Schlummers und für ein Tröpflein Thau, das an der öden Zeitloſe hängt.“

Iſolde ſchwieg lange; das wallende Herz mußte erſt auszittern, ehe ſie aus tiefſtem Grunde ſprach: „Als die Mutter ſterbend war und ich an ihrem Lager zagte, da ſchaute ſie mich mit einem Blicke an, der in mein Innerſtes drang, und ſagte mit leiſen Lippen: Möchteſt Du, daß ich länger noch lebte? Dieſe Frage zerriß mir das Gemüth; ich ſah ſtumm zum Himmel auf. So ſetze mein Leben fort, redete die Selige weiter, ſo ſchwach, daß ich es kaum vernehmen konnte, in Liebe für meine Mutter. Sie iſt mein theuerſtes Vermächtniß an Dich. Der Liebe verlohnt es ſich, auch der unerwiederten, und die Treue, dieſer göttliche Schimmer, ſteht als ein Engel an unſerm Sterbebett. Es war in der Nacht, ach! ich vergeſſe es wohl nie — ich wachte allein, denn der Doctor, der da geblieben, ſchlief in beſter Ruhe. Die Lampe brannte dämmernd, doch ein blaſſer Mondſtrahl wankte um den Vorhang und glänzte am Boden. Sieh, Iſolde! ſagte ſie, ſtarrte hin, und ihre Miene verklärte ſich; hier ſteht er hell und klar und winkt mir. Der Tod iſt nicht dunkel, wenn wir treu geweſen im Leben. — Mich kam ein Grauen an; furchtſam ſagte ich: Mutter, es iſt nur der Mond, der ſcheint. Sie aber lächelte, wie Jemand, der es beſſer weiß, und wisperte ſacht. Auch ich betete, und gelobte mir, feſt an dieſem heiligen letzten Wort zu halten."

Die Generalin hatte dieſer Rede mit großer Erſchütterung zugehört; ihr ehrwürdiges Geſicht war noch bleicher geworden, ein trüber Schleier legte ſich um ihren Blick. Sie faltete die Hände und ſprach: „Gott!" es war ein bebender Laut, worin ein verworrenes Geheimniß zu dem Allwiſſenden ſeufzte, „Du wirſt es einſt auflöſen. — Iſolde!" fuhr ſie nach einer Pauſe der Sammlung fort, „ich ſegne Dich, mein herziges Mädchen! Wähle frei! Eine Heirath ohne Liebe iſt doch, recht betrachtet, die ſchlimmſte Verlaſſenheit."

Iſolde lächelte erlöſt. Sie erhob das Auge mit verweinten Spuren, es ſtreifte nach dem Fenſter, alsbald erſchrak das Mädchen heftig und rief: „Ach da kommt er ſchon — —"

„Wer denn? der Stabs-Chirurgus?" fragte die Generalin mit hörbarem Schrecken; doch Iſolde war ſchon aus der Thür verſchwunden, durch welche bald darauf nicht der Gefürchtete, ſondern ein ſchlanker Uhlanen-Officier eintrat.

„Guten Morgen, Großmama!“ ſagte er ſo tönend und freudig, daß der volltönende Gruß von den klöſterlichen Wänden widerhallte. Er ſchleuderte die militairiſchen Abzeichen auf ein Fortepiano, die Reſonanz ſang dieſem klingenden Wurf eine leiſe Tonleiter nach — und im Nu hatte er jeden Ton dieſer ſtillen Umgebung geweckt, ſogar einen ſchwachen Schrei der Wehr aus dem Munde der Matrone, als er ſie mit ſtarken Armen umfing und kräftig an ſich preßte.

„Alexander!“ ſagte die Generalin tiefathmend, als hätte der Würgengel ſie losgelaſſen, „wie ungeſtüm! Du wirſt mich noch einmal erdrücken. Ich wünſche Dir eine Braut von Erz, um ſolchen Angriff auszuhalten.“

„Nein, nein!“ antwortete der moderne Macedonier, „die Standhaftigkeit liebe ich an dem zarten Geſchlecht eben nicht; ich werde ſchon ſanft und ſacht verfahren mit dem Mägdlein, das ich mir erwähle. Du aber, Großmama, biſt doch allzu unkörperlich. — Eben ſo gut wollte ich einen Hauch, einen Schatten umarmen, eine bloße Seele; ich fühlte nichts, als die wollige Feine Deines Kleides, und doch habe ich Dir weh gethan.“

„Eine verwelkte Senſitiva“ — ſetzte die Generalin wie ſpottend dieſer Schwäche hinzu; „das Alter macht mürbe, ehe das Bischen Staub vollends zuſammenſinkt.“

„Wo iſt Iſolde?“ fragte der Lieutenant ablenkend, denn

Todesbetrachtungen in dieſem Sinne waren ihm ein Greuel; „mir deucht, ich hätte ſie am Fenſter erblickt.“

„Du kommſt früh,“ verſetzte die Generalin, ohne ſeine Erkundigung zu beachten; „allein?“

„Mit dem General-Stabs-Chirurgus,“ ſagte der Enkel; „wir fuhren die Landſtraße, und deßhalb bei Mond- und Sternſchein aus.“ Er gähnte.

„Du liebſt dieſen Weg nicht?“ fragte die Großmutter mit Beziehung.

„Wie keinen Umweg“ — antwortete Alexander beſtimmt, „der ebenſte iſt mir verhaßt. Mein Schritt iſt auf gut ſoldatiſch, gradaus. Wenn ich von der Höhe des Meierberges die Chauſſee überſehe, dieſes endloſe Krümmen und Drehen, ſo kommen mir dieſe glatten Windungen wie das Bild einer Rieſenſchlange vor, die langſam, aber ſicher an das Ziel ſchleicht.“ —

Die Generalin lächelte zweideutig und ſprach: „Ja, das muß wahr ſein, Du biſt ſehr fortſchreitend, oder voreilig — und den Fehler der Klugheit könnte ſelbſt Dein Feind Dir nicht vorwerfen.“

Der Officier ſtutzte; dem ironiſchen Tone dieſer Bemerkung war es abzuhören, daß ſie einen ſchweren Vorwurf anklinge. Er ſagte ohne Weiteres: „Großmama — Du biſt verſtimmt! Was werde ich nur wieder einmal gemacht haben?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, ſuchte er Harmonie. Er ſetzte ſich an das Inſtrument, und vielleicht war es ein poetiſcher Einfall ſeines Gewiſſens, was ihn aus dem Regiſter ſeiner Sünden, wie ſeiner Lieder, folgende Nummer vorziehen ließ. Er ſang:

„Es *) ſchiffte ein Mägdlein über den See —
Ihr werdet es freilich nicht kennen.
Doch daß meiner Heldin ihr Recht geſcheh,
Will ich — Bianca ſie nennen.

Das Schifflein glitt ſanft auf den Fluthen dahin,
Und Mai war's, und Alles war heiter;
Geſtimmt zur Freude war jeglicher Sinn:
Was will unſre Schifferin weiter?

Allein, ein Mädchen will immer noch was —
Ein Sturm, meint ſie, wäre wohl beſſer;
So käme doch etwas luſtiger Spaß
Und Tanz in das ſtille Gewäſſer.

Geſagt, geſchehn! aus Süden daher
Kam ein Sturm mit gewaltigen Schwingen;
Das Schifflein tanzte die Kreuz und die Quer,
Als ſollten's die Fluthen verſchlingen.

Nun ruft ſie ängſtlich zum Himmel auf;
Nicht tanzen! ruft ſie, und weinet:
Wer nimmt denn Alles ſo ernſtlich auf,
So war es gewiß nicht gemeinet!

O laß mich, o Himmel, nicht untergehn!
Bei der Sonne gelob' ich's da droben:
Sie ſoll mich nimmermehr tanzen ſehn —
Man kann's nicht feſter geloben.

---

*) Dies Gedicht iſt aus einer Sammlung und nicht von mir.
L. B.

Schon zürnten leiſer und leiſer die Wellen,
Das Schifflein gewinnet den ruhigen Lauf,
Der dunkelnde Himmel fängt an ſich zu hellen,
Die Sonne geht unter, der Mond geht auf.

Der Sturm verſchwand, man kam an den Port,
Bei einem gar fröhlichen Städtchen;
Da tanzten an einem offenen Ort
Die Fiſcherbuben und Mädchen.

Und als Bianca ſo ſinnig da ſtand,
Da konnten die Füßchen kaum ruhen;
Es tanzten auf ihre eigene Hand
Die Zehen geheim in den Schuhen.

Sie aber ſtand in ſich gekehrt und ſtumm,
Und will in den Tanz ſich miſchen;
Und ſieht nach dem Meere verdrießlich ſich um —
Doch endlich ſpringt ſie dazwiſchen.

Und fliegt hinauf die luſtigen Reih'n,
Es wehn die ſchmückenden Kränze,
Von oben der prächtige Maimondſchein
Beleuchtet die fliegenden Tänze.

Da ruft eine Stimme vom Himmel: O weh!
Bianca! Du haſt Dich verloren —
Gedenk' an den fährlichen Tanz auf dem See:
Was haſt Du der Sonne geſchworen?

Bianca! Du haſt Dein Gelübde verletzt. —
Was, ſagt ſie, was hab' ich verbrochen?
Die Sonne iſt in Amerika jetzt,
Und dem Mond hab' ich gar nichts verſprochen!“

Bei dem Aushall des Schluſſes trat Iſolde ein; es war, als wäre ſie heute dazu beſtimmt, von den drei Silben des letzten verhängnißvollen Wortes betroffen zu werden. Während ſie die Generalin in einer tüchtigen Strafpredigt begriffen glaubte, ſang zu ihrem nicht geringen Erſtaunen der Enkel den anzüglichen Text luſtig und guter Dinge ab. Iſolde wollte ihren Ohren nicht trauen. Die Generalin war mittlerweile im Zimmer auf und ab gegangen, leiſen Schrittes, wie wenn ein Geiſt hin und her weht. Der Geſang, deſſen harmloſe Weiſe den Kampf ihrer ernſten Gefühle gleichſam parodirte, hatte lange genug gedauert, um trotz ſeines anmuthigen Vortrags ihre Geduld zu ermüden. Und mit einer, an der Matrone ungewöhnlichen Entrüſtung ſprach ſie, als der Lieutenant nun haſtig aufſtand, Iſolde zu begrüßen: „Du kommſt, raſeſt und reißeſt in mich hinein, ſetzeſt Dich dann hin, ſpielſt und ſingſt, nicht fragend, ob Du mir ſo oder anders das Herz abdrückſt. Alexander! ich muß es nur ſagen, ich bin Dir böſe. Du haſt keine Aufmerkſamkeit für die alte, ſtille Großmutter mehr, und für ihre treuen Wünſche und Warnungen. Dein Sinn iſt erfüllt mit Sturm, Tanz, wilden Freuden und leichtſinnigen Wortbrüchigkeiten. —“

Der Kammerdiener erſchien, und bat Ihro Excellenz, einen fraglichen Gegenſtand in Betreff des Gaſtzimmers höchſtſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Die Generalin verſchwand im Fluſſe ihrer Rede.

Der Lieutenant ſtand wie ein verſteinerter Kriegsgott; Iſolde glich einer ſchlanken Salzſäule, aber ſchimmernd in Unſchuld.

„Was war das?“ fragte Alexander. „Sturm? Ich glaube, die Großmutter rechnet es mir zum Fehler an, daß ſich der

Wind erhebt. Wortbrüchigkeiten? Nun, ich habe ja mein Verſprechen gehalten, ich bin nun hier.“

Iſolde lächelte ein wenig bitter, mit abgewendetem Geſicht.

„Sage mir, liebe Iſolde,“ fuhr der Lieutenant fort und drängte das Mädchen zutraulich, „warum zürnt die Großmutter mir ſo hart? Erſt vor ein paar Tagen ſendete ſie mir das Packet voll gütiger Beweiſe ihrer Gunſt, den wattirten Schlafrock, worin ich ſo bequem moraliſche Fabeln ſchreiben könnte, wie der ſelige Gellert. — Und heute verſagt ſie mir den Mantel der chriſtlichen Liebe, der doch luftig genug iſt, und läßt mich froſtig vor den verſchloſſenen Herzensthüren ſtehen!“ —

„So wiſſen Sie es denn,“ antwortete Iſolde, doch gönnte ſie ihm nur den halben Blick, „Nelly, des Fiſchers Tochter, hat Sie verklagt.“

Des Lieutenants Geſicht ward wie ein Nordſchein. Er ſagte: „Nelly? Ei, ſeht doch! du kleiner Satan, das ſollſt du mir büßen.“

„O büßen Sie ſelbſt!“ verſetzte Iſolde ſchmerzlich, und wendete ihm das ſanfte Auge voll Licht der Selbſterleuchtung zu; „es iſt frevelhaft, ein armes, einfaches Mädchen dergeſtalt zu verwirren.“

„Was habe ich denn aber gethan? fragt der Uhlan!“— ſagte der Beſchuldigte frank und frei, „wenn ſolch ein nichtsſagender Scherz Sünde iſt, ſo hänge ich noch heute meinen Waffenrock an den Nagel, krieche in die Karthauſe und ſchlinge meinen Arm um das Kreuz.“

„So ſchifft man ſicher durch des Lebens Wogen“ — erwiederte das Fräulein und ſeufzte.

„O docire nicht!“ bat der junge Officier, „Du glaubſt nicht, wie ſehr ein frommer Sinnſpruch den ſchönſten Mund entſtellt."

„Mein Mund iſt nicht ſchön" — antwortete Iſolde, und eine kleine Empfindlichkeit zur Ehre des Erlöſers warf die feinen Lippen auf, „aber aufrichtig. Einen nichtsſagenden Scherz nennen Sie jene Leichtfertigkeit? Das Mädchen äußerte doch, Sie hätten vom Heirathen geredet."

„Die Kleine iſt toll!" entgegnete Alexander in einem Anfluge von Hitze, „ich habe nicht daran gedacht. Einen Kuß aus Neckerei, wobei ich ihren ſchlanken Leib umfing, weil das Ruder ſchwankte und der Nachen gaukelte — das iſt es alles. Einmal" — fügte er mit fallendem Tone hinzu, „hatte ich ein paar Gläſer Champagner im Kopfe — der Fürſt war ein ſo gütiger Gaſtgeber geweſen, die Geiſter des Muthwillens hüpften wie ſilberne Funken um den tanzenden Kahn, der Mond ſchien aus dem Waſſer — da mag ich leichtlich Unſinn geſprochen haben; aber eben ſo gut hätte ich mich der Meerfee verlobt, und Nelly mußte merken, daß ich ein wenig betrunken war."

„Sehen Sie wohl," ſagte Iſolde, „etwas iſt alſo doch daran! Der Rauſch der Liebe und des Weins mag ſchwer zu unterſcheiden ſein an ſolch einem Abend, und für ein eitles Ding, das blind für ſich eingenommen iſt." —

Der Lieutenant lächelte. „Nelly hat nicht das Glück gehabt, meiner theuerſten Freundin zu gefallen?" fragte er ſchlau.

Das Fräulein erröthete und ſprach: „Sie kam mir dreiſt vor — ja, ich leugne es nicht — und coquett. Die kecke Anklage" — hier zitterte Iſoldens Stimme, „verdroß mich. Und irre ich nicht, ſo war es weniger darauf abgeſehen, ſich vor einem zärtlichen Verhältniſſe zu ſchützen, als dieſes unter den Schutz der großmütterlichen Mitwiſſenſchaft zu ſtellen. Nelly vertraute ſich und Sie der Generalin: aber horchte mehr noch hin.“

Alexander erwiederte hierauf mit einem liſtigen Blicke: „Iſolde bemerkt fein — in Wahrheit! fein und mädchenhaft. Nelly iſt ſicher vor mir. Der Koloß zu Rhodus ſtand nicht kälter, regungsloſer — als ich von nun an den Nachen des Mägdleins gleiten laſſen werde, von einem Ufer zu dem andern.

„Welch ein rieſenhaftes Bild für einen kleinen, kurzen Vorſatz!“ ſpottete Iſolde mit einem Lächeln, halb prüfend, halb ungläubig.

„Nein, nein!“ ſprach der junge Officier gereizt, „kein Mann verträgt, daß ein Kuß, dieſer Brüthenſtaub von Amors Flügeln, vor dem Sitze einer Matrone abgeſchüttelt werde, wo ſcharf gefegt wird, und alles in öder Reinheit glänzen muß, wie der winterliche Schnee. Und ein koſendes Wörtchen, ausgeplaudert vor Gericht, zerfällt in den Buchſtaben des Geſetzes, der die Liebe tödtet.“

Iſolde glaubte ihm jetzt. „O Alexander!“ ſagte ſie innig, „ſo machen Sie die Ruhe eines Mädchens nicht mehr zum Spiele einer flüchtigen Weinlaune! Und dann noch eine Bitte —: nennen Sie mich künftig Sie.“

Dieſe Bitten, ihre Verbindung — es war etwas darin, was ſeltſam an das Herz des Jünglings rührte.

„Nimmermehr!“ antwortete er, und Iſolde fragte ſich ſelbſt, ob betheuernd oder weigernd? als der Lieutenant, indem er die erſte Forderung auf ſich beruhen ließ, folgendermaßen ſprach: „Ich will Dich vielmehr zwingen, mir dies Du zurückzugeben. Sind wir nicht wie Geſchwiſter aufgewachſen? Wer könnte das Mindeſte dagegen haben? Dein eigener Wille etwa? So biſt Du mir wohl auch nicht mehr gut?“ Er faßte ihren weichen Arm. Sie entzog ihn langſam ſeinen umſchlingenden Händen, bis ihr Puls am Handgelenk unter ſeinen drückenden Fingern klopfte.

„Die Ader,“ ſagte er, „ſchlägt voll und treu — Dein Herz hingegen, fürchte ich, ſtockt in einem trägen Ader auf der Zunge. Nenne es mir, Iſolde! Nur laß mich alsdann Dein Auge wieder freundlich ſehen, und verlange nicht, daß ich Dir jemals fremd begegnen ſoll.“

Von Iſoldens ſchönen Wimpern floſſen Thränen. Sie achtete deren nicht und ſprach mit wankender Stimme: „Mein Blut gäbe ich dafür, daß Sie in Eintracht wären — ich meine es redlich; aber alles kann ich doch nicht ſchlichten“ —

„Dein Blut?“ fragte der Officier; da färbte dieſer Herzensquell purpurn die jungfräulichen Wangen. Alexander preßte ſeinen heißen Mund auf die zarte Stelle, welche die Arterie bedeckte, und rief mit bezwungenem Gefühl: „O Du ſüßes Leben! dies reine Opfer — das vergeſſe ich Dir nie. Ich will von nun an ſanft ſein, wie ein Lamm, und mich auch ein bischen ſcheeren laſſen — die warmen Socken tragen, weil die Großmutter es fürſorglich wünſcht, und mich in Watte und Willfährigkeit geſchmeidigen. — Doch ſage mir, mein trautes Mädchen, warum die Gute mir ſolch einen unſäglichen Wollpackt auf den Hals geſchickt hat? Sie konnte es compendiöſer einrichten. Eine gedrungene Geldbörſe, zum Beiſpiel, auf die ich ſtark gerechnet, enthält viel Wärmemittel.“

Ein Gedankenblitz erhellte das Wölkchen auf Iſoldens klarer Stirn. Sie ſprach haſtig und glühend: „Warten Sie, Alexander, einen Augenblick.“ Sie entſchlüpfte behende durch die Mittelthüre in das anſtoßende Cabinet, und kam bald darauf athemlos, wie kurz der Gang auch geweſen, wieder. In ihrer Hand flimmerte ein ſilbernes Netz von blauen Flammen durchſchoſſen, und dieſe Hand zitterte ſo ſehr, als ob ſie den Drachen trüge, der da Gold bringt. Und doch glänzte die Gabe ſo fromm! unter den gelben Münzen dicht geſchaart, blickte die himmliſche Maria ſammt ihrem Kindlein von manchem blanken Randducaten.

„Geſenkten Hauptes, mit der Miene einer armen Sünderin beklommen und doch ſchuldlos, hielt ihm Iſolde die Börſe hin und ſtammelte: „Da habe ich recht was Dummes gemacht! Ich beſorgte das Gepäck, und das Wichtigſte ward vergeſſen. Nehmen Sie nur geſchwind! nehmen Sie; aber danken Sie der Großmama nicht erſt. Sie kann es wirklich nicht gut leiden.“

Der Lieutenant entfärbte ſich. Ein tiefer Ernſt, ein Fremdling in dieſem fröhlichen Geſicht — ſammelte ſich in ſeinen Zügen, und ein paar noch ſeltnere Tropfen quollen in dem offnen Auge. Er ſprach: „Wohl, Iſolde, ich nehme, was Du mir bieteſt, aber unter einer Bedingung.“

„Welche?“ fragte das Mädchen mit bangem Dringen.

„Du giebſt die Hand mir mit“ — antwortete er und hielt ſie feſt.

Erblaſſend ſtarrte ihn Iſolde an; die kleine Rechte zuckte, die Börſe ſchütterte dabei in einem leiſen Goldgeklingel, doch der Athem des Mädchens ſchwieg, das überraſchte Herz ſtand ſtille, in Wonne und Schreck.

„O Iſolde!“ ſagte der Lieutenant, „Du ziehſt ſie zurück? Du zweifelſt, daß ich es redlich meine? Das thut mir wehe. Sei doch mein, theure Seele! Es ſoll Dich nicht gereuen, ſo wahr mir Gott helfe! Du wirſt mein guter Engel ſein, und mich leiten und lieben wie Keine. Du warſt mein Schutzgeiſt von je; was hindert's, daß ich Dich mir auf ewig ſichere? — Dein Blut wollteſt Du vergießen, zur Sühne für mich, und dies zu einer Stunde, wo tauſend andere Mädchen in böslicher Wallung geweſen wären und nichts verſpritzt hätten, als ein wenig Gift — Deine Sparcaſſe bieteſt Du meinem vergeudenden Wunſche. Du liebſt mich wahrhaftig, Iſolde! leugne es nicht — Du kannſt nicht lügen.“

Iſolde weinte, aber ſie wußte es nicht. Er nahm ſie an ſein Herz, kein Wort kam über ihre Lippen, die ſein Kuß verſchloß. Der nahende Schritt der Generalin ſtörte die Gruppe der Liebe.

Zerſtreut von mancherlei Anordnungen, die eben nöthig geweſen waren, trat die Matrone ein, und ahnete wohl ſchwerlich, daß die Spanne Zeit, worin ſie das Zimmer verlaſſen, ein himmelweites Verhältniß zu dem engſten Bunde umgeſtaltet hätte. Iſolde ſtand am Fenſter, mit Gluth begoſſen, halb von dem dunkelrothen Vorhange verhüllt, der, ſonnig angeleuchtet, einen ſchamhaft-verklärenden Schein über die holde Geſtalt warf. Der Uhlan neſtelte an den Schnüren der Uniform und verbarg den ſüßen Kuß, den er genommen, hinter einem ſauern Geſicht. Das Herz ſchlug ihm mächtig gegen die goldnen Madonnen der Bruſttaſche, doch die Königin ſeines Himmels thronte einzig im innern unendlichen Raume des Gefühls.

Bei dem Anblicke der ſtummen Beiden, die da ausſahen, als ob ſie ſich gezankt hätten, fiel der Generalin ihr Unmuth über den Enkel und die Veranlaſſung dazu ein. Sie ſagte begütiget: „Wundere Dich nur nicht, Alexander, wenn Du heute keinen ſo freundlichen Empfang findeſt, als ſonſt. Auch Iſolden — ich ſehe Euch nicht im beſten Vernehmen mit einander — kannſt Du es nicht verdenken, daß ſie an ſich hält. Ein Mann, der ein Mädchen, ob auch niedrigen Standes, zum Zeitvertreibe narrt und neckt, bringt das ganze Geſchlecht gegen ſich auf. Ich meine des Fiſchers Tochter — Du wirſt mich ſchon verſtehen. Wozu ſollen dieſe Poſſen führen? Ich tadle ſolch unziemlichen Spaß. Und Iſolde denkt zu reell, um Dir das gut zu heißen, wenn ſie auch ſonſt beſtändig Deinen Anwalt macht, und ſinnreich im Vertheidigen Deiner loſen Streiche iſt. Du haſt es Dir ſelbſt zuzuſchreiben, wenn dieſe Gunſt verſcherzt wäre.“ —

„Ich fürchte nicht ſo ganz — liebe Großmama,“ antwortete der Officier kleinlaut, als ob er den ſittenrichterlichen Urtheilsſpruch demüthiglich hinnähme. Und dabei ſah der Schalk mit einem verſtohlnen Blicke zu Iſolde hinüber.

„Doch damit Du ſiehſt,“ fuhr er fort, ſich der Generalin nähernd, „daß es mein entſchiedenſter Ernſt ſei, mich zu beſſern, ſo will ich —“ Iſolde ward unruhig in ihrem Verſteck, und ſtrebte ſich ihm zuzuwinken, daß er ſchweigen möchte —, „heirathen!“ platzte Alexander heraus.

„Ich ſähe es nicht ungern,“ entgegnete die Generalin, „und bin ſogar der Meinung, es wäre das Beſte für Dich. Wer aber mag Dir trauen? — Der Eheſtand iſt ein Port, und Du ſchiffſt noch mit tauſend Segeln auf offner See. Mein Gott!“ ſetzte die Matrone, wie ärgerlich auf ſich ſelbſt, hinzu, „ich bringe die odiöſe Schifffahrt heute doch gar nicht mehr aus den Gedanken.“

„Wirf Deinen Groll über Bord, und verſenke ihn in das Meer, wo es am tiefſten iſt!“ rief der Jüngling, und machte Miene, die Großmutter zu umfangen, welche erſchrocken zurücktrat und ſich vor dem Stürmer zu retten ſuchte. „Ich gebe Dir mein Wort,“ verſicherte der Lieutenant, „Du lobſt mich meiner Wahl wegen.“

„Es wäre die Frage,“ ſeufzte die Generalin, „unſer Geſchmack iſt doch allzuſehr verſchieden.“

„Diesmal nicht,“ ſchmeichelte der Enkel, „Alles, was Du an einem Mädchen ſchätzeſt, vereiniget ſich in meiner Auserwählten.“

„Nun ſo laß doch hören!“ ſagte die Matrone, und lächelte im Voraus, ihn ſeines Irrthums überweiſen zu können.

Iſolde wollte fort, beſcheiden mit fliehenden Schritten ihrem Lobe zu enteilen, wie ſüß es ihr auch von den Lippen des Geliebten geläutet hätte; doch die Generalin ſprach: „Warte und weile noch, mein Kind! Da habe ich vorhin in der Eile, die plötzlich auf mich eindrang, eine große Verwirrung angerichtet; hilf mir zurecht!“ Sie löſte die zuſammengezogene Wolle von den Walzen der kleinen Winde, und reichte ſie dem Mädchen hin.

Während nun Iſolde mit zagen Händen die verſchlungenen Fäden lüpfte, ſchürzte ſich unauflöslich in einem leichten Räthſelknoten das Gebinde, woran ihre Liebe, ihr Leben hing.

„Sie iſt,“ fing Alexander mit heller Stimme an, weil Iſolde im Feuer ſeiner Begeiſterung aushalten mußte, „vor allen Dingen — ein Engel.“

„Alles Uebrige,“ fiel ihm die Großmutter ins Wort, „könnteſt Du Dir nun erſparen; allein ich meine, Dein Seraph wird irdiſche Mängel haben, und wenn es hoch kommt, ein ganz gutes Geſchöpf ſein. Sprich daher natürlicher, wenn ich Dir glauben ſoll.“

„Nun denn,“ fuhr der Lieutenant in Ekſtaſe fort, „ſo will ich mein Glück niedriger noch als menſchlich vergleichen, und doch ſoll es an keinem Vorzug verlieren. Sie iſt wie ein Bienchen, emſig und einſam, ſchwärmt niemals, und die heilige Regel, das ſittliche Maß, wonach ſie in der häuslichen Zelle einen Himmel voll Süßigkeit und Stille baut, iſt ihr eingeboren. Das Herbeſte wird zu Heil und Honig auf dieſen Blumenlippen.“

Ein dankbares Lächeln umſchlich die geprieſenen; die Generalin aber hatte ſichtlich ein wenig Wermuth auf den übrigen. Doch der Lobredner ließ ſich nicht ſtören.

„Und taubenfromm iſt meine Holde!“ ſprach er weiter, „wen könnte dieſe Sanftmuth nicht entwaffnen? Urach den Wilden ſogar, dächte ich. Du kennſt den grauſen Ritterroman, Großmama. Ein Militär, Du giebſt mir Recht, braucht ſolch ein zahmes Weibchen, das ihn in hitzigen Fällen der Wehr entnimmt. Dabei denke nicht, ſie ſei blöde und biegſam, zur Unzeit; o nein! ſie hat Charakter!“

Die Generalin nickte beifällig und ſprach: „Der thäte Dir Noth, mein Söhnchen! Denn Dir ſelbſt mangelt es zuweilen an Conſequenz.“

„Und eine Erziehung hat ſie genoſſen,“ fuhr er fort, ohne hierauf etwas zu erwiedern, „ein Beiſpiel, ſo vortrefflich — Großmama, auf meine Ehre! Du kannſt es nicht beſſer geben.“

Die Generalin, durch dieſe Beziehung auf ſich ſelbſt in das Gefühl ihrer Würde verſetzt, entgegnete: „Wenn, wie ich zu glauben anfange, an der ganzen Sache etwas Wahres iſt, ſo würde die Erfahrung ſich beſtätigen, daß ein ſolches Mädchen oftmals beſtimmt ſcheint, der gute Genius eines Mannes zu werden, der, gleich Dir, nicht feſt gegen die Gewalt wüſter Geiſter iſt. Leute Deines Schlages, die alles leicht nehmen, auch das Wichtigſte, die Frau! haben das meiſte Glück im Heirathen; doch fürchte ich nur, der hinkende Bote kommt nach. Du haſt mir noch nichts von den äußern Verhältniſſen Deiner Schönen geſagt, und ich ſcheue mich faſt, danach zu fragen. Daß ſie arm ſei, ſetze ich voraus, denn ein reeller Beſitz war nie Dein Wunſch noch Streben.“

„Ich freue mich,“ antwortete der Enkel, indem er der Großmutter die Hand küßte, „daß Du mir das Zeugniß der Uneigennützigkeit giebſt. Doch arm iſt meine Geliebte nicht. Sie hat eine gütige Pflegemutter zu beerben, die für wohlhabend gilt.“ Er lächelte die Generalin liſtig an.

„Ach!“ ſagte dieſe, „darauf iſt wenig Verlaß — man kennt das ſchon. Was die Menſchen in der Schätzung des perſönlichen Werthes einander vorenthalten, das legen ſie dem zufälligen bei. Und zuletzt iſt ein hungriger Erbe da, ein Herr von Habenichts, welcher der verdienten Waiſe die kleine Ausſteuer zu Waſſer macht.“

Der Lieutenant ſtutzte, lauſchend auf das nächſte Wort — doch die Matrone hatte ohne alle Ahnung geſprochen und fuhr nun fort: „Wie aber ſteht es um die Abkunft des Mädchens aus? Ich beſorge mit Grund, nicht weit her; denn Deine Neigungen waren immer volksthümlich.“

Ein lauter Seufzer Iſoldens brachte den Jüngling aus dem Gleichgewicht der Beſonnenheit, und dieſe Frage ſeiner Großmutter zu beantworten, ward ihm ſchwer.

Iſolde war das angenommene Pflegekind ſeiner Stiefmutter geweſen, ehe ſie das der Geneneralin ward, und um ihre Wiege ſchwebte ein Dunkel, das aufzuhellen ſchwerlich von einem irdiſchen Tage zu hoffen ſtand, weil es unter den finſtern Geheimniſſen des Todes ruhete. Alexander ließ der Liebe Strahl darauf fallen. Er ſagte daher mit feierlichem Tone, gemiſcht aus Scherz und Empfindung, weil es ihm im Ernſt nicht in Sinn kam, die Billigung der Großmutter zu bezweifeln: „Die ich liebe, hat ein edles Gemüth, eine vornehme Seele, und Du, Du gewiß! rechneſt ihr ſchöne Gedanken für Ahnen an.

„Ich weiß genug,“ ſagte die Generalin mit unterdrückter Stimme, und ſtand auf. „Dieſe Sprache,“ fuhr ſie fort, „wenn ich nicht irre, iſt aus Cabale und Liebe? Und Deine Luiſe, oder wie ſie ſonſt heißen mag — iſt auch wohl nur eines Geigers Tochter? Da gäbe es wieder ein bürgerliches Trauerſpiel, und der Wurm ſpielt auch eine Rolle darin, nämlich, der mir am Herzen nagt. Du hörſt,“ ſetzte die Matrone mit einem ſchneidenden Lächeln hinzu, „ich habe auch ein theatraliſches Gedächtniß. Daraus würde nichts, ſo weit ich es zu hindern vermag. Nein, Alexander! Du biſt ein Graf Dohna. O! warum weckeſt Du den alten Schmerz? Ich wollte, ich läge im Grabe.“ —

Unter dieſen Worten nahete Iſolde, legte die Wolle eben auf den nächſten Tiſch, zupfte im Vorübergehen den Freund krampfhaft leiſe, er wendete ſich um, ihr Auge in Thränen gebrochen, bat ihn abzubrechen — dann wankte ſie hinaus ſich auszuweinen, und alle ihre Hoffnungen blieben zurück.

Der junge Graf ſtand beſtürzt; es fing an ihm einzuleuchten, die Großmutter könne trotz ihrer Liebe für Iſolde, trotz aller Rechtfertigungen der ſeinigen, gegen dieſe Verbindung ſein. Der Name des theuren Mädchens trat auf ſeine Lippen, er wollte wiſſen, woran er wäre. Da trat der Kammerdiener ein, der ſchon zum zweiten Male als Deus ex machina einer Scene der Verlegenheit erſcheint, und meldete: Bei dem Wegrücken der Möbeln habe ſich durch den Drücker einer verborgenen Feder in der Tapetenwand, ein geheimes Schubfach voll Briefe vorgefunden.

Die Generalin folgte ihm auf dem Fuße.

Bei Tiſche ſaßen die drei Perſonen ziemlich ſtumm zuſammen. Die Matrone ſchmälerte heute die winzige Mahlzeit, deren ihr Alter in gewohnter Mäßigkeit bedurfte, ſo daß es ſchien, ſie wolle bloß vorkoſten; Iſolde, geſättiget von Gefühl, berührte die Speiſen kaum — nur Alexander bekämpfte ſeinen Gram durch Eſſen, und trank auch tiefbetrübt dazu; und freundlich ſah die Großmutter, wie es ihm ſchmeckte.

Sobald die Tafel aufgehoben war, und die Generalin, dem Gange der täglichen Ordnung nach, ſich in ihren Armſtuhl ſetzte, eine kleine Mittagsruhe zu halten, die bei der Aufregung ihres Gemüths heute nur dem Scheine nach möglich war — ging Iſolde in den Garten am Hauſe hinab, wo Alexander ihres Kommens wartete. Sie hatte ſich nunmehr gefaßt, und bat den Jüngling, gelaſſen anzuhören, was ſie ihm ſagen werde und müſſe.

Mit jener rührenden Offenheit der Verzichtleiſtung, die nichts verſchweigt, weil ſie alles aufgiebt, entdeckte Iſolde ihm, daß ſie ihn von Kindheit an geliebt, daß ſie ihn ewig lieben werde. Hierauf wollte er ſie leidenſchaftlich in ſeine Arme ſchließen; Iſolde aber trat erröthend zurück und weigerte ſich ſeinem Kuß. Sie ſprach: „Nicht alſo, mein Freund! Dieſen Morgen überraſchte mich mein Herz, ich habe einen Augenblick an dem Ihrigen geruht — dies darf nicht wieder geſchehen. Ich werde keinem Manne angehören, ich heirathe nie — und wenn ich Ihnen theuer bin, o ſo ſtören Sie unſer friedliches Verhältniß nicht! Es iſt das einzige Glück, deſſen ich genießen darf.“

Der junge Graf beſtürmte das geliebte Mädchen mit heftigen Einwendungen. Iſolde widerlegte ſie ſanft. Er behauptete, ſeine Großmutter, wenn ihr ſein Wohl angelegen ſei, könne ihn mit keiner beſſern Frau jemals verſorgt wiſſen, und ſchon der Umſtand, daß ſie ſelbſt Iſolde bilden helfen, werde den fehlenden Stammbaum erſetzen. Iſolde aber machte ihn aufmerkſam, wie wenig Grund für dieſe Hoffnung in der wunderlichen Härte liege, womit die Generalin dieſem Kinde ihrer Sorgfalt, dem Troſt und der Freude ihres öden Alters, nicht erlaubt, wenn auch nicht gradezu verſagt — ſie bei einem mütterlichen Namen zu nennen. Ausgeſprochener aber noch ſei das Urtheil der Matrone, welches die Werbung ihres Enkels treffen würde, in dem Schweigen zu dem ſeltſamen Mißverhältniß, daß Alexander Iſolde duze, ohne gleiche Vertraulichkeit von Seiten des Mädchens. Er möge dies nur ſelbſt überlegen, um einer abſchlägigen Antwort gewiß zu ſein, und dieſe Demüthigung ſolle er ihr doch um Gottes willen erſparen.

Der Lieutenant ſprach: „Bedenke, daß alte Leute ihre Eigenheiten haben, und daß man meiner Großmutter, bei einem Rückblick auf ihre Erfahrungen, die allerbeſonderſten nachſehen muß. Du aber biſt, Iſolde, und bleibſt meine Braut, wenn anders Dein liebes Herz Ja und Amen dazu ſagt. Ich gebe, was ich, da es mir wie Schuppen von den Augen fiel, für mein Glück erkannt, nicht auf, ohne den letzten Verſuch, geſchweige den erſten — und noch in dieſer Stunde rede ich mit unſerer Excellenzmama.“

„Himmel!“ rief Iſolde beſtürzt, „wie ängſten Sie mich doch, Alexander! Nur heute nicht, ich beſchwöre Sie darum! Es iſt kein guter Tag. Können Sie den Spruch, der Ihre hoffende Zuneigung für mich Arme als eine Thorheit erklärt und auf ein kleines geſchwiſterliches Anrecht beſchränkt, nicht erwarten, o! ſo kommt er Ihnen morgen noch früh genug.“

„Wohlan!“ antwortete Graf Dohna, unfähig, der Inſtändigkeit dieſer Bitte zu widerſtehen, „es ſei, bis morgen alſo, weil Du es willſt; ungeachtet ich nicht abſehe, was der kurze Aufſchub Dir frommen mag. Dieſe Nacht kann nichts herbeiführen, was unſer Verhältniß ändert, und der Generalin dürfte mit der Sonne ſchwerlich ein neuer Sinn aufgehn. Und weiter, das ſage ich Dir, wird nicht vertagt.“

„Dieſe Zweifel,“ erwiederte Iſolde ſchmerzlich, „ich wollte, mein Freund! ich wüßte nichts davon. Wer wahrhaft liebt, glaubt Wunder. Die Nacht an ſich iſt ein heiliges Geheimniß. Wenn ihre Geſtirne glänzen wie der Sand am Meer, ſollte nicht ein Glücksſtern für ein Paar gute Menſchen, die ſich angehören, unter ihnen ſchimmern? Der den großen Weltenwagen da oben lenkt, kann er nicht auch ein kleines Herz hienieden lenken, welches ſeine Laufbahn bald vollendet hat, daß es ſich unſern Wünſchen zum frohen Ziele lege?“

„Du ſchwärmſt, mein holdes Mädchen,“ ſagte der Uhlan und lächelte; aber ich liebe das. Nun, der Himmel verleihe der Großmutter einen göttlichen Traum, eine Eingebung im Schlafe, daß wir uns nehmen dürfen.“

Sie ſtanden Beide an einer Stelle des Gartens, welche die Ausſicht auf den Fluß gewährte, der vor ihren Augen brauſ'te. Am jenſeitigen Ufer rollte donnernd ein Wagen mit einem Poſtzug auf die Schiffbrücke; die Pferde wurden entſpannt, das Stampfen ihrer Hufen, der laute Zuruf der Matroſen hallte herüber durch das Getöſe der Wellen.

Unter tactmäßigen Schlägen der Ruderer ſpritzte in weiten Bogen der Schaum des Waſſers auf, die Kiele zogen ſilberne Furchen, und die Fähre ſchwamm näher und näher. Neben ein paar Männern ſtand eine Dame von zarter Geſtalt und bog ſich über das Geländer. Sie war ſorgſam verhüllt, und ein langer grüner Schleier flatterte wie ein Wimpel der Hoffnung von ihrem Hute.

„Es wird die fremde Sängerin ſein,“ ſagte Iſolde zu dem Jüngling, der ſchweigend mit ſchauendem Blick die Fahrt begleitete, „laſſen Sie uns gehen, Lieber.“

Sie gingen. Unruhe, die Vorläuferin ungewohnter Gaſtlichkeit, erfüllte das ſonſt ſo ſtille Haus. Die Generalin war wach, ſah aber auffallend bleich aus, und klagte ſich unwohl.

Herbſtlich klar und kalt dämmerte bereits der Abend heran; ſchon flammten im Schloſſe hier und da Kerzen, deren feſtlicher Schein ſich mit dem bleichen Zwielicht der Fenſter miſchte. Der General-Stabs-Chirurgus Lanzin, ſeines Namens wegen bei Hofe nur der Ritter Lanzelot genannt — begleitete, courmäßig angethan, die junge Dame zu dem Hauſe, welches ſie aufnehmen würde. Er führte die Fremde, welche ſchwach und ſchwankenden Schrittes ſchien, mit Sorgfalt die Treppe hinan, ein Bedienter leuchtete vor, der Lieutenant Dohna machte nach dem Willen ſeiner Großmutter die Ehren des Empfanges. Iſolde ließ ſich nicht ſehen. Nicht lange, ſo ließ der Stabs-Chirurgus ſich bei der Generalin melden. Er kam, die Dame, als deren Charge d'Affaires er ſich berufen zeigte, zu entſchuldigen, daß ſie nicht ſogleich der Pflicht, ihrer gütigen Wirthin aufzuwarten, nachkommen könne. Von der Probe erſchöpft, da die jugendlichen Kräfte, von Krankheit hingerafft, noch nicht völlig gehoben wären, wolle ſie ſich erſt ein wenig erholen, und bitte dann nach beendigter Toilette um die Erlaubniß, ſich Ihrer Excellenz im Coſtüm der Oper vorſtellen zu dürfen. — Es lag im Tone dieſer Anmeldung, daß die Generalin damit ein Vergnügen empfangen ſolle.

Aber ein bitteres Lächeln flog die matten Züge der Matrone an, daß ihr der Kelch voll Herbe, etwas Schauſpielartiges zu ſehen und zu hören, nicht vorübergehen ſolle. Von ſeinen eigenen Angelegenheiten ſchwieg der Ritter — vielleicht war ihm auch Alexanders Gegenwart im Wege.

Die Leute der Generalin horchten mit Neugier und wunderndem Intereſſe auf das leiſe Regen und Rühren im Gaſtzimmer; das Mädchen, welches die Prima Donna bediente, war ihnen die Gehülfin einer Fee, und mit Eile und Ehrfurcht reichten ſie die geforderten Bedürfniſſe dar.

Selbſt Iſolde empfand etwas Magiſches bei dem Gedanken, daß die junge Fremde ſich in den obern Zimmern für dieſen Zweck ankleide. Alles Theatraliſche, bis auf die Verwandlungen der Garderobe, iſt mit einer Art Geheimniß verwebt. —

Es dunkelte tiefer, der Mond ſtieg empor, von Sanct Petrus Lindendom glänzte falbes Licht, und das Fähnlein rauſchte düſter im Winde. Der Wagen fuhr abermals vor; doch jetzt holte ein fürſtlicher Lakai die Sängerin ab. Sie ließ ihn vornehm ein Weilchen auf ſich warten. Dann entſtand ein Flüſtern im Vorſaal, der Kammerdiener kündete flüchtig den Beſuch der Dame an, empfing die ſeidene Hülle, welche ſie draußen von ihren Schultern gleiten ließ, auf ſeinen Arm, und herein trat ein reizendes Weſen als Roſine, mit allem Zauber der Darſtellung geſchmückt, worin

Kunſt und Geſchmack zu einem einfachlieblichen Bilde verſchmolzen. Sie dankte der Generalin in einigen Worten, denen der reinſte Sprachton eine innige Seele, einen Wohllaut verlieh, geſchaffen für die tiefſten Saiten der Empfindung. Die Matrone, ganz in dieſen holden Anblick verloren, vermochte kaum ſich zu einer höflichen Antwort zu faſſen, wie der Augenblick ſie heiſchte.

Auch Iſolde ſtand ſtumm; ein Schauer des Wohlgefallens beſtrich ihre Nerven. Sie glaubte nie etwas Liebenswürdigeres geſehen zu haben. Es war jedoch ſichtlich, daß dieſe gedrückte Blume erſt wieder aufzuleben beginne. Um die ſchönen Augen lag noch Bläſſe und Tiefe, die Roſen der Schminke täuſchten Geſundheit auf die zarten Wangen, indeß ein Gefühl von Angegriffenheit dieſer liederreichen Stimme etwas Leidvolles gab, das nur um ſo rührender zum Herzen drang.

Als nun der Convenienz in einem kurzen, ſchwerfälligen Geſpräch genügt war, das in der Befangenheit derer, die es führten, nicht zur Unterhaltung erleichtert ward — entfernte ſich die junge Unbekannte nach Hofe. Die Generalin folgte mit träumenden Blicken dem Schatten ihres Wagens durch das mondliche Helldunkel, bis er vor dem Schloſſe hielt, das nun in voller Erleuchtung prangte. Dann ſagte ſie: „Schade! daß dieſes anmuthige Geſchöpf ſolchem Looſe verfallen iſt! — Dieſe ſüße Stimme bewegte mich ſehr — man hört es ihr an, wie ſchön ſie ſingen mag.“

Hier erwachte Iſolde aus tiefen Gedanken. Sie ſprach: „Solchem Looſe? giebt es ein neidenswertheres, als jedes Auge, jedes Ohr zu entzücken? Hätte ich die Wahl zwiſchen der erſten Krone des Erdballs und dieſem Kranze, ich begehrte nur ſein.“

„Was muß ich vernehmen!“ rief die Generalin, „thörichtes Mädchen! iſt das Dein Ernſt? Sprach dies meine häusliche Iſolde? Du, ſonſt ſo beſcheiden, ſo weiblich geſinnt? Die Sängerin hat Dich verblendet!“

„Bezaubert nur,“ entgegnete Iſolde freimüthig. „O! ich denke es mir über allen Ausdruck herrlich im Beſitz ſolcher Gaben zu ſein. Ich mußte an das Mährchen von der Königstochter denken, bei der eine Elfin Pathe geſtanden, die ihr die wunderbare Eigenſchaft verliehen, daß ſie bei jedem Wort der Rede Perlen verſtreue. — Der Genius des Wohllauts wohnt in dieſer Seele, wenn irgendwo — man fühlt gleichſam Harmonie. Ich hätte meine Arme um das fremde Mädchen ſchlingen mögen und bitten: Laß mich, die nichts hat als ein treues Herz, ein wenig Liebe von dir ſammeln!“

„Iſolde!“ ſagte die Generalin in Erſtaunen, „ich kenne Dich nicht mehr; welch ein Geiſt ſpricht aus Dir? Die nichts hat — klagſt Du! weißt Du denn, was ich für Dich zu thun geſonnen bin?“

Dies war freilich die große Frage und ein banger Zweifel für Iſolde; doch die ehrwürdige Frau wußte auch nicht, daß der erſte Kuß vom Munde des Geliebten dieſe ſchüchternen Lippen heute entſiegelt hatte. Sie ſprach: „Jede öffentliche Vorſtellung wird nur durch Selbſtverleugnung möglich, und die Kunſt des Geſanges iſt zum öfteren eine verderbliche, welche in Weichheit auflöſt, da der Menſch doch ſtark ſein muß, um die Aengſte der Welt zu überwinden.“ Sie ſeufzte.

„Dann wäre es die rechte nicht“ — erwiederte Iſolde, „die wahre Kunſt denke ich mir göttlich, und was vom Himmel ſtammt, kann nur mit Kraft ausrüſten zu irdiſchen Siegen.“

Iſolde ward abgerufen, die Generalin blieb mit ihrer Verwunderung über dieſe Sprache ihrer wortkargen Pflegetochter allein.

In der Mitte des Vorſaals, unter dem Schimmer der Lampe, ſtand des Fährmeiſters Tochter, erhitzt und ein wenig verſtört, wie es ſchien. Tropfen glänzten auf ihrer Kleidung, als käme ſie ſo eben von einer Arbeit mit den Wellen des Fluſſes.

Bei dem Anblick des Mädchens erwachten eiferſüchtige Gefühle in Iſolde, und mit den Worten: „Mein Gott! was willſt Du denn ſchon wieder?“ ſprach ſich der ganze Unmuth über den Auftritt am Morgen aus, und der berechtigte Anſpruch an eine Liebe, in deren Beſitz die kleine Schifferin ſich dünkte.

„Gnädiges Fräulein!“ antwortete Nelly leiſe und athemlos, „diesmal komme ich nicht von mir ſelbſt.“ Sie blickte ſcheu um ſich, winkte Iſolde geheimnißvoll näher heran, und flüſterte ihr einen langen Bericht zu, worauf Iſolde nachſinnend bei ſich zu Rathe ging, und dann das Mädchen mit einer Antwort, ſacht gegeben, gütiger entließ, als ſie es aufgenommen.

Die Oper hatte nun im Schloſſe begonnen; trotz der ziemlichen Entfernung klangen die Becken des Barbiers von Sevilla über den Platz, und ein gedämpfter Ton jener lärmenden Inſtrumental-Muſik erreichte noch den ſtillen Sitz der Matrone. Wie rauſchend da drüben; hier verfloß der Abend lautloſer als je. Der Tag war vielfach aufregend geweſen, und die Generalin hatte ſich ſeit langer Zeit nicht ſo matt gefühlt. Sie verlangte daher zeitig zu Bette, und Iſolde geleitete ſie in ihr Schlafgemach. Schweigend verrichtete dieſe kindliche Pflegerin alle die kleinen Dienſtleiſtungen, deren die Schwäche der alten Dame bedurfte, und welche ſonſt einer Kammerfrau zugekommen wären. Als Iſolde ihr die Nachthaube band, und nicht mit dem Knüpfen der Schleife fertig werden konnte, ſagte die Generalin: „Wie Dein Herz ſchlägt, Iſolde! es fliegt nur ſo — fehlt Dir etwas?“ Iſolde verneinte. Sie hüllte die Matrone in die weiche Decke, wie man einem Kinde thut, und rückte das Tiſchchen mit allerlei Bedarf in den Bereich des Pavillons.

„Vergiß mir auch meinen Cooper nicht!“ ſagte die Generalin, und ſetzte hinzu, „Er iſt mein Traumgott, und manche Nacht, wo ich nicht ſchlafen konnte, und Alles in mir wach ward, was beſſer ruhen bliebe — ich mich dann unter nervöſem Fröſteln hin und her warf, habe ich mich müde geleſen. Verſetzt in ſeine warme Zone, hörte ich das Rauſchen der Lebensbäume und heiliger Quellen, aus denen ich den Troſt der Täuſchung ſchöpfte. Und in glühender Sehnſucht gedachte ich der Strophe: Dort träufeln lohnend ihre Kühle die Palmen Edens über mich!“

Die Romane des Amerikaners lagen jedoch ſchon da. Nun ließ Iſolde die altmodiſche Taſchenuhr der Generalin repetiren, es war erſt Neun. Sie zog das Werk auf, und hing die Uhr in ein Gehäuſe von Bronze. Jetzt küßte ſie der Matrone die Hand zur guten Nacht und wollte gehen.

Die Generalin hielt das Mädchen feſt und ſprach: „Du zitterſt, Iſolde! gewiß biſt Du nicht wohl? Auch ſiehſt Du bleich aus — bleibe noch ein wenig bei mir!“ Iſolde beruhigte dieſe mütterliche Beſorgniß, und gehorchte. Sie verhielt ſich ſtill. Die Generalin lauſchte aus den Kiſſen hervor, ſah mit ſtarren Blicken, vor denen der Schlaf ſchon leiſe ausſtieg und ſeine magiſchen Kreiſe zog — nach dem Tiſchchen, als ob ſie den rückenden Weiſer beobachtete, und ſprach: „Das Uhrgehäuſe ſteht doch grade aus, wie die Pforte eines Kirchhofs; es dürfte nur noch drüber ſtehen: Eingang zur Ruhe. Allein, da — da ſteht das Herz der Zeit ſtill, und es ſchlagen keine Stunden mehr.“

Bald genug wiegte der leiſe Schwung des Pendels, das Säuſeln der Athemzüge Iſoldens, dieſe und ähnliche Gedanken ein. Die Generalin verſtummte, und der Schlummer, ein wohlthätiger Genius der Kummervollen, breitete ſeine dunkeln Schwingen über die müden Augenlieder der Matrone. Aber die Fackel in der Hand ſeines Bruders iſt noch nicht verlöſcht, wobei wir den Schickſalsgang der Generalin beleuchten wollen. Wir laden unſere Leſer ein, und am Faden der Geſchichte in dies Labyrinth zu folgen; den Ausgang hoffen wir zu finden.

Die Generalin hatte als ein Edelfräulein von alter, aber armen Familie ihre Kindheit und erſte Jugend in dem Hauſe eines Verwandten, und zwar unter hartem Druck verlebt. Dieſer rauhe Wohlthäter bekleidete ein Staatsamt und dieſe Waiſe; doch beides dürftig genug. Es fanden Verhältniſſe Statt, die ſeine Wirkſamkeit in Beziehung zu dem Militair ſetzten, das eine Zeit lang in jener Hauptſtadt ſeiner Beſtimmung wartete. So geſchah es denn, daß Fräulein Friederike (ſo hieß die Generalin) dem Adjutanten des Regiments ihr Herz ſchenkte, deſſen Oberſten ſie ſpäter ihre Hand gab. Von einer Weigerung, dieſen würdigen Officier zu heirathen, konnte in ihrer Lage nicht die Rede ſein; auf ihre Neigung ward keine Rückſicht genommen. Der Oberſt, Graf Dohna, ein ſtattlicher Mann, in den ſogenannten beſten

Jahren — galt für reich, ſein Stammbaum war in vielen Zweigen weit verbreitet — der Adjutant, ein Bürgerlicher, Himmely geheißen, hatte keinen rothen Heller im Vermögen, nur ein tapferes rothes Blut, es für die Geliebte einzuſetzen, um den Preis ſeiner Wünſche zu gewinnen. Doch Gefühle der Subordination auch im Dienſt der Minne — ſchloſſen ihm den Mund, als der Oberſt das Glück hatte, die Braut heimzuführen. Der Oberſt empfing lachend die Glückwünſche ſeiner Officiere. Er bemerkte es nicht einmal, daß der Adjutant finſter dazu ſchwieg.

Die junge Gräfin fühlte ſich unſäglich elend. Sie nahm ihrer Jugend ungeachtet, keinen Theil an all den Herrlichkeiten, die ihr Erſatz ſein ſollten für ein geopfertes Glück, und der erſtorbene Leib einer Leiche kann nicht kälter den Schmuck empfangen, unter dem er prangen ſoll, als ſie die koſtbaren Geſchenke des Oberſten empfing und trug. Daſſelbe Geſchick, nicht minder über Töchter edler Herkunft, wie über das Kind des ärmſten Eigners verhängt, ließ ſie die Abhängigkeit des weiblichen Geſchlechts als ſclaviſch empfinden. Sie konnte den Gemahl nicht lieben, und eben ſo wenig eine Leidenſchaft unterdrücken, deren Gegenſtand ihr durch das Unrecht, welches ſie ihm, ob auch gezwungen, hatte zufügen müſſen, und die Art, wie er es ertrug, nur um ſo theurer geworden war.

Der arme Adjutant ſchonte die Gräfin ſo viel als möglich; aber die Liebe und der Huſten, wie irgend Jemand ſagt — laſſen ſich nicht verbergen. Er ſah bleich aus; berief ſeine Pflicht ihn zu dem Oberſten, ſo war es, als ſtände er bei dem Rapport auf glühenden Kohlen, als brenne der Boden unter ſeinen Füßen.

Die Flitterwochen, denen jedoch kein einziges Flämmchen von jenem Goldglanz zärtlicher Täuſchung anhing, welche dem erſten Tagen der Ehe dieſe Benennung gegeben — waren kaum vergangen, als das Regiment Ordre erhielt, ſeines nahen Aufbruchs gewärtig zu ſein. Der Oberſt traf ſeine Anordnung; denn es war Krieg, und ein Theil der Armee rückte dem Feind entgegen. Er verfügte, ſeine Frau ſolle auf einem Landgute wohnen, das ihm gehörte, und dort den Sommer über bleiben, oder ſo lange es ihr gefalle und Ruhe in jener Gegend ſei. Eine Couſine, eine jener diſponiblen Geſellſchafterinnen, die keine Heimath haben, außer in fremdem Hauſe, und deßhalb nur den Bedürfniſſen nachleben, ſich zu unterhalten — ward der Armen als Ehrendame zugeordnet.

Eines Tages, als der Oberſt zu ungewöhnlicher Stunde ausgeritten war, ſeine Frau aber im Zimmer des Gemahls ein kleines Felleiſen packte, wobei ſie knieete, trat der Adjutant mit einer Extra-Meldung ein. Sie konnte ſich nicht raſch genug aus dieſer demüthigen Stellung aufraffen. Erblaſſend ſtammelte er einige Worte, die unbeantwortet blieben. Da ſcholl von der Straße herauf — die Hauptwache war in der Nähe — ein Signal in dieſen peinlichen Moment. Der Adjutant fuhr zuſammen — es erſchütterte dieſer Ton die zarte Geſtalt der jungen Dame. Sie waren allein — und von einem vertraulichen Gefühl vormaliger Zeiten überraſcht, rief ſie: „Geht es etwa fort? Himmely, ſagen Sie!“

Daß die Gräfin ihn in der Selbſtvergeſſenheit einer augenblicklichen Verwirrung bei ſeinem Namen nannte, brachte den armen Himmely aus aller Faſſung. Aufflammend im Wunſch zu ſterben, wendete er ſich ab und ſagte dumpf: „O! ginge es doch zum Ende!“

Und dieſe Worte waren in derſelben Verzweiflung geſprochen, womit ein jugendlicher Held des dreißigjährigen Krieges, Max Piccolomini, nach dichteriſcher Eingebung ruft: „Blaſ't! blaſ't! o wären es die ſchwediſchen Hörner, und ging's von hier grad ins Feld des Todes“ —; denn Liebe und Schmerz drücken durch alle Epochen der Welt ſich in gleicher Stimmung aus.

Der Adjutant verbeugte ſich — der Abſchied war kurz und doch auf ewig. Noch einmal ſah er die Unvergeßliche an, ihr Geſicht war mit tauſend Thränen begoſſen. Durch dieſen trüben Schleier ſtrahlte der Liebe letzter Blick ihm tief in die zerriſſene Seele, dann leuchtete ihm der Stern des Lebens nicht mehr.

Nachdem das Regiment ausmarſchirt war, begab ſich die Gräfin Dohna, begleitet von jener Couſine des Oberſten nach ihrer Abgeſchiedenheit. Das Landgut war verſäumt, aber ſchön gelegen, der Park eine reizende Wildniß. In dem Schatten dieſer Einſamkeit verbarg die junge Frau den traurigen Glanz ihres Glückes, froh, daß ihn Niemand ſähe.

Die Couſine war anderer Meinung. Dieſer ländliche Aufenthalt, die einförmige Weiſe, in der die Gräfin ſich einrichtete, däuchte ihr unerträglich. Sie hatte ſich auf Milchſpeiſen gefreut, die ſie vorzüglich liebte, ward aber ſehr bald deren ſatt. Das Vergnügen, einen gebackenen Reis zu eſſen, füllte doch nur einen kleinen Theil der unendlichen langen Weile aus, die ſie empfand; ihr Geſchmack war nicht ſo durchaus genügſam. Die täglichen Spaziergänge ermüdeten ſie ohne Intereſſe; eine Faſanerie im engliſchen Garten, der die Gutsfrau einige Theilnahme angedeihen ließ, hätte der Couſine vereinzelt und gebraten mehr Genuß gewährt. Der öde Bilderſaal im Schloſſe war jedenfalls kein Salon, und ſeit Olims Zeiten ſtanden die Spieltiſche, ohne für den Zweck der Unterhaltung benutzt worden zu ſein. So konnte die Couſine, an Triſet und l'Hombre gewöhnt, nicht umhin, eine Karte für ſich zu miſchen. Sie ſchrieb an ihre verheirathete Schweſter heimlich folgenden Brief.

„Herzlich geliebte Schweſter!

Das ſage ich Dir, hier bleibe ich nicht länger, es komme nun auch, wie es wolle. Ich bin wie auf eine wüſte Inſel verſchlagen, wo man unter Wurzeln und Kräutern watet, und ein ſolches Leben halte der Kukuk aus. Freilich geht mir gerade nichts ab, als Geſellſchaft; aber wer kann die entbehren? Die Gräfin iſt ſchwermüthig, vielleicht ſchwanger — unter uns geſagt, ich glaube, der Couſin hat ſich mit dieſer Heirath belämmert. Indeß möchte ich ihn doch nicht gern vor den Kopf ſtoßen, er hat manchmal einen guten Gedanken — und ſo wollte ich die Sache ſo fein als möglich einfädeln. Schreibe mir daher, Du ſeiſt ſehr krank — ich laſſe Dir unter allen denkbaren Uebeln die Wahl. Du ſehnteſt Dich nach mir — richte es nur recht kläglich ein. Die Gräfin wird mich ſchon fahren laſſen, und an Ort und Stelle können wir mit Geſchick vermeiden, daß der Kutſcher etwas merke. Ich will Dir auch um die Vorhänge in der blauen Stube Filet-Franzen ſtricken und Troddeln klöppeln. Ich habe wieder hübſche Muſter gelernt und bringe auch neue Haubenſchnitte mit. Mein rechter Fuß, der, wie Du weißt, immer etwas wandelbar iſt, und jetzt zumal von dem vielen Laufen alle Abend — die Gräfin wird es nicht ſatt, und ich glaube, wenn es auf ſie ankäme, ſie ginge der Sonne nach — war ſtark geſchwollen, ſetzt ſich aber ſchon ein wenig; der linke hält ſich noch, womit ich Lebens lang verharre, als

Deine getreue Schweſter."

Die Antwort erfolgte wie gewünſcht. Die Geſellſchafterin ſchrie zu Gott um die Gefahr der Schweſter, klagte möglichſt laut ein Geſchick an, durch welches ſie der ſeligen Ruhe des Landlebens entriſſen würde, und die Gräfin, arglos, jeder Verſtellung unfähig, glaubte den falſchen Thränen der Couſine. Aber ſie athmete freier auf der Laſt dieſes Umgangs entlediget zu ſein. Sie war nun einſam mit ihrem Gram, und hing ungeſtört leidenſchaftlichen Träumereien nach. Vergeſſend der Welt und ihrer Verhältniſſe, wenn ihr Blick nicht etwa auf den Trauring fiel — leidend und doch glücklich, lebte ſie faſt nur in der Idee. Stunden lang ſaß ſie ohne alle Beſchäftigung in einer Muſchelgrotte auf der Inſel des Teiches, ihrem Lieblingsplätzchen, und ſtarrte, verſenkt in tiefe Gefühle der verlorenen Liebe, nach dem Spiegel des Waſſers, oder heftete den dunkeln Blick an die bemooſte Wand, um deren bleichen Zierath der Mondſtrahl geiſterheimlich webte. Die Gräfin empfand weder Furcht noch Kühle, nur ihr Herz den kranken Theil ihres Weſens. Ach! und unter dieſem Herzen voll Weh und Sehnſucht keimte ein Leben, welches dieſe Gefühle als treulos verdammte, und das Recht des Gatten wie des Vaters in Anſpruch nahm.

Der ſogenannte Thiergärtner auf dem Gute des Oberſten war ein Mann von vorgerückten Jahren und einer rohen

Außenſeite, Logau mit Namen. Er hatte den Park in Aufſicht und Ordnung zu halten; doch wartete er andere Dinge emſiger ab, als ſeinen eigentlichen Beruf. Ein nettes Häuschen unter den Eiben und Erlen des Dickichts war ſeine Wohnung, und die Sorge für eine naheſtehende Volière, worin ein kleiner Springbrunnen plätſcherte, eine Pflicht, die er mit Neigung erfüllte. Außerdem ging Logau — nicht minder ein unabläſſiger Angler — mit waidmänniſcher Luſt der Jägerei nach. Die junge Frau des Thiergärtners, welche recht füglich ſeine Tochter hätte ſein können, eine ſanfte, ſtille Geſtalt, war bereits zum dritten Male guter Hoffnung, der einzigen, die das Schickſal dieſer Ehe ihr zu gönnen ſchien. Sie verſah anſtatt des ſtets abweſenden Mannes ſeine Pflichten. Nicht viel geſelliger, als die heilige Genoveva, und eben ſo bleich, fütterte ſie eine alte blinde Hirſchkuh, die allein übrig geblieben war von dem ausgeſtorbenen Rothwild des Thiergartens, und gleich einer ewigen Jüdin ihres Geſchlechts lebensmatt und müde unter dem Trauerweiden des Parks wandelte. Die blaſſe Frau, über deren jugendliche Züge ein ſchwermüthiger Reiz gegoſſen ſchien, das ärmliche Kindlein auf ihrem Schooße, die Hinde, der Gruppe treulich angeſchmiegt, gab ein anſchauliches Bild jener claſſiſchen Hiſtorie.

Ein leiſer magnetiſcher Zug führte die Gräfin Dohna auf ihren einſamen Spaziergängen öfter an dem Hauſe des Thiergärtners vorüber, und ſie verweilte immer ein wenig bei ſeiner Frau. Die Kinder waren häßlich und glichen dem Vater; dennoch verweilte das Auge der Mutter mit dem Sonnenblick der Liebe auf ihnen. Einſtmals war die Gräfin Zeugin einer Scene, worin Logau die Arme eines leichten Verſehens wegen hart anließ und ihr rauh und übel begegnete. Die Frau blieb gelaſſen, nur eine verſtohlne Thräne ſchlich über die farbloſe Wange. Sie ſchlug das kummervolle Auge durch die Wipfel der Bäume zu dem Blau des Himmels auf, als ſuche ſie das Auge Gottes, daß es ihr Leiden ſähe. Ein Schauer ging durch das Gemüth der Gräfin. Sie nahm ſich vor, die Frau näher kennen zu lernen, und es geſchah.

Bei nächſter Gelegenheit fragte ſie, wie es ihr nur möglich ſei, ſolchen Unglimpf ſo dulдſam zu ertragen, da dieſer Mann es für ein unverdientes Glück halten müßte, eine Gattin ihrer Art zu beſitzen; ja, wie ſie ihn nur überhaupt habe wählen können? — Die Gräfin vergaß in theilnehmender Mißbilligung an ſich ſelbſt zu denken.

Frau Logau lächelte trübe und ſprach: „Wählen? Ach! gnädigſte Frau, ein armes verlaſſenes Mädchen hat keine Wahl. Ich bin in der Familie des Paſtors von Steinkirch erzogen, eine vater- und mutterloſe Waiſe, die der brave Geiſtliche von der Straße in ſein Haus aufgenommen. Es kam wenig ein in der dürftigen Pfarre, und doch ein Kind übers andere. Der Paſtor war heftiger Gemüthsart, ſeine Frau lind und leidſam von Worten und Werken, ſchwieg, wenn die Hitze ihn übermannte. Er ſah es dann um ſo eher ein, daß er ihr Unrecht gethan, und vergütete die Wehthat. Sie ſagte: Thue einmal deßgleichen, Marie. Eine Frau muß ſchweigen können, wenn der Mann auf die Stimme des Gewiſſens hören ſoll. Ich darf nie vergeſſen, daß er der Vater meiner Kinder iſt, wenn er auch einmal vergäße, welche Bürde ich mit Schmerzen trage. Eine Mutter, eine werdende Mutter zumal — iſt eine Gebenedeiete des Herrn. Das Herz muß ſtill ſein in Gott, unter dem er eine Seele ins Leben ruft. Der kurze Augenblick der Kränkung vergeht; aber die Folgen bleiben ewig; haſt Du der Verſuchung widerſtanden, ſo ſchläft ein Engel in Deinem Schooße, der dir in ſpäteren Tagen dient.“

Die Gräfin ſtand ſtumm, erglühend. Sie ſchämte ſich vor der frommen Kraft dieſer Frau und ihrer einfachen Lehre.

„Wie war es aber mit der Heirath?“ fragte ſie nach einer Pauſe.

„Ich nahm den Logau nicht gern“ — antwortete ſeine Frau ſeufzend, „allein, aus meiner Neigung für einen Andern konnte ſchwerlich etwas werden. Denke nur, Marie, es ſei des Himmels Wille nicht geweſen tröſtete mich die Pfarrerin. Sie ſagte mir ihren Spruch, den ich mir ins Herz geſchrieben: Bei Pflicht und Fleiß ſich Gott ergeben, ein wenig Glück in Hoffnung ſehn, dies iſt der Weg zu Ruh' und Leben — —“ hier wankte die Stimme der Erzählerin, ihre Augen floſſen über, und eine ſympathetiſche Quelle in denen der Gräfin fing an zu tröpfeln. „So bin ich denn,“ fuhr Frau Logau in bekämpfter Rührung fort, „dieſen Weg getroſt gegangen bis hierher, und ich hoffe, der Höchſte wird wohl weiter helfen. Und wenn ich ruhig ertrage, was ich nicht ändern kann, ſo kommt dies auch von Gott.“

Wie beneidete die Gräfin der armen Frau dieſen Frieden der Ergebung! Sie ſollte ihn um einen andern Preis gewinnen.

Der Oberſt, geſchickter, den Degen als die Feder zu führen, hatte ſeiner jungen Gattin nur ſelten geſchrieben, und ſolch ein karger, kurzer Brief glich mehr einem militairiſchen Bericht, als der Schreibart eines Ehemannes an die geliebte Frau. Eines Abends, bei dem Beginnen der Ernte, ging die Gräfin einſam, wie gewöhnlich, am Rain der Landſtraße ſpazieren. Sie ließ gedankenvoll die Halme einer Weizenbreite durch ihre Finger gleiten, das Getreide lag in Garben, die Mäher und Binderinnen waren heim, nur ein einziger Schnitter ſchwang noch die blinkende Senſe. Der Gedanke eines Schlachtfelds und des Todes, wie die glänzenden Reihen vor ihm ſinken, ſtieg düſter vor der Seele der Gräfin auf. Sie lenkte ihren Blick abwärts, und ſah einen Soldaten, der ein Pferd führte, langſam von ferne daher kommen. Der Gräfin ſchlug das Herz in ängſtlicher Ahnung. Sie trat unter einen wilden Apfelbaum am Wege, und wartete ſein. Der letzte Strahl des Tages erloſch, und dunkel ward es vor den Augen der Dame, als der Soldat mit ſeiner Roſinante näher kam, und die Gräfin den Reitknecht und das Roß des Adjutanten erkannte. Der arme Himmely war gefallen. — Sein treuer Burſche hatte als Invalide den Abſchied und das gleichfalls verwundete Pferd zum Erbe erhalten. Damit konnte er nun nach ſeiner Heimath ziehen. Der Oberſt gab ihm einen ſchriftlichen Auftrag an ſeine Frau. Er machte ihr Meldung von dem blutigen Treffen, worin der Adjutant in tollkühner Tapferkeit ſein Ende gefunden, und erſuchte ſie, wie um eine gleichgültige Höflichkeit, dem Reitknecht und ſeinem Pferde Raſt und gute Pflege zu vergönnen.

Der Soldat erzählte mit gebrochnen Tönen, das Roß ſtand daneben und wendete, wie im Verſtändniß dieſer traurigen Mittheilung, die großen Augen voll thieriſcher Melancholie auf die bebende Geſtalt der Dame, der es in mancher Stunde hatte huldigen müſſen.

Die Gräfin behielt dieſe Hinterlaſſenen ſo lange als möglich. Ihre Liebe war nun zur Ruh — aber die Kräfte dieſes regen Gemüths, in langer leidenſchaftlicher Uebung auf einen Punct gerichtet, ließen ihn nur in das Grab ſinken, um ein Näherrecht an die verödete Stelle zu haben.

Die Gräfin ward Mutter einer Tochter, und das Kind füllte ihre ganze Seele mit Erſatz. Der kleine Abgott verſchlang jeden Gedanken eines Opfers, die Gräfin hatte keines mehr gebracht, noch eines zu bringen. —

Der Krieg nahm ein glorreiches Ende und heimwärts ſchlug der ſanfte Friedensmarſch. Geſchmückt mit ehrenvollen Narben kehrte der Oberſt als General mit und zu den Seinen zurück, und die kleine Julie lallte ihm den Vaternamen entgegen. Er hatte viele Stufen väterlicher Glückſeligkeit überſprungen, während er die Leiter des Ruhmes hinangeſtiegen, und die männliche Freude, womit der alternde Held ſein wunderſchönes Kind an die Bruſt, bedeckt mit Orden, drückte, doch dieſe Liebkoſung kürzte, weil wichtige Geſchäfte ſeine Zeit forderten, genügte der hochgeſpannten Erwartung ſeiner Gattin nicht.

Die Generalin war abermals guter Hoffnung, doch dabei in einer Stimmung bleibenden Mißmuths als womit ſich häufig Mütter gegen die Segnung der Natur ſträuben. Die Vorſtellung widerte ſie an, daß ihre Julie fortan den Alleinbeſitz kindlicher Rechte theilen ſollte. Sie hatte die fixe Idee daß ihr Gemahl kühl gegen das ſüße Engelskind ſei, ein Gedanke, der die Vorliebe der Mutter bis zum Eigenſinn der Leidenſchaft überſpannte und in Gluth erhielt.

Der General war beſorgt bei den kränklichen Launen ſeiner Frau, er ſchonte ihrer, ſich ſelbſt verleugnend, dies gab ihm ein zarteres Intereſſe — wenn wir dieſen Ausdruck ſtatthaft halten dürfen — für den unſichtbaren Gegenſtand all dieſer Verſtörung. Der General hatte den Dienſt aufgegeben, und ſo hinderte ihn nichts, ſeine Frau auf das Gut zu begleiten, wo ſie ihre Wochen halten wollte.

Es war wieder um die Zeit der Ernte, als die Generalin ganz allein — ihr Gemahl war auf einige Tage verreiſ't — einen Spaziergang in das Feld machte. Es war ſchon ziemlich ſpät, der Abend aber göttlich ſchön. Der Mond ſtieg über die ſtille goldne Fläche empor; die Luft, duftend und dämmernd, fächelte milde. Die Generalin ging in tiefen Sinnen, wie in einem wachen Traume, gleich einer Nachtwandlerin weiter und weiter, ohne ſich ihres Weges bewußt zu ſein. Da ſchlug der Laut einer kleinen dumpfen Trommel, die ein wunderliche Bube auf offner Straße wirbelte, an ihr Ohr, und unter dem Apfelbaum regte es ſich wimmelnd und dunkel. Die Generalin bemerkte entſetzt, daß ſich dort eine Horde Zigeuner gelagert hatte. Sie wollte umkehren, ihre Füße waren wie gelähmt; doch ehe ſie den Schritt wenden konnte, ſchoß ein braunes Weib pfeilſchnell auf ſie zu, und forderte ihr eine Gabe ab. Die Generalin zitterte am ganzen Leibe. Sie hatte kein Geld bei ſich, und verſagte daher mit ſcheuer Stimme. Furcht und Angſt gaben ihr die Miene des Grauens. Die ſchwarzen Augen der Zigeunerin blitzten unheimlich. Sie gebrauchte die Waffe ihres Stammes und ſprach gebietend: „Suche nur! Du wirſt doch Dein Leben lang ſuchen müſſen!“ Dieſe Drohung fuhr wie ein Dolch in das Herz der Generalin; es war ihr in dieſem fürchterlichen Augenblicke, als hätte ſie das Liebſte auf der Welt ſchon verloren und würde es nimmermehr finden. Sie glaubte umzuſinken; doch mit Stolz erhob ſie ſich und ſprach: „Schweig, Elende! und laſſe mich in Frieden. Wiſſe! Du ſprichſt mit der Frau des Ortsherrn. Behalte Deine Weiſſagung für Dich; ich mag mein Schickſal nicht kennen."

Die Zigeunerin ſchlug eine höhniſche Lache auf und rief mit frecher Ueberlegenheit: „Elende Du ſelbſt, meine Dame. Willſt Du mir nichts zufließen laſſen, als Schimpf und ſchnöde Rede, willſt Du Dein Schickſal nicht kennen, wohlan! denke an mich — ſo wirſt Du Dein eigen Blut auch nicht kennen." —

Die Generalin kam halbtodt nach Hauſe. Am andern Morgen zog die Horde bei dem Schloſſe vorüber, der Bube mit der Trommel voran, einen grünen ſchwanken Zweig auf ſeiner Mütze. Die Zigeuner hatten, ihr boshaftes Müthchen zu kühlen, die Bäume der Gegend ſehr beſchädiget, und die edelſte Blume dieſes Bodens gebrochen. Die Generalin konnte den gehabten Schrecken nicht verwinden; wo ſie ging und ſtand, dachte ſie dem Sinne jener räthſelhaften Worte nach. Sie vermied von nun an die Stelle, welche einem finſtern Geiſte der Erfahrung Raum über ſie zu geben ſchien.

Nach der Geburt eines Mädchens trat ein heftiges Kindbetterinnenfieber ein, und die Viſionen der Wöchnerin zeigten, wie ſtark der Eindruck jener Scene geweſen ſei. Sie ſah allnächtlich das braune Weib an der Wiege ihres Kindes; es wurde ausgetauſcht, fortgeſchleppt, in Knabenkleider geſteckt, dann mußte es die ſchwere Trommel ſchlagen, und jeder Schlägel fiel zermalmend auf das Mutterherz. Sie irrte wie Ceres über die ganze Erde, und fand ſich in der Hölle brennender Seelenqual und Fiebergluth.

Endlich legte ſich die Gewalt der Krankheit; in dem verdunkelten Zimmer herrſchte die allerleiſeſte Ruhe, ſo daß der Flügelſchlag einer Mücke zu hören war. Frau Logau, vor einem Monat erſt entbunden, ſaß und ſtillte das Kind der Generalin. Die Mutter ließ es ſich reichen. Es war nicht hübſch, und mit einem Nervenfröſteln der mütterlichen Eitelkeit dachte ſie, es könne doch wohl verwechſelt ſein. — Wie die Generalin ſich auch erholte: ſie erſtarkte nie zu der Liebe für dieſes Kind, welche Julie genoß; doch ihr Gemahl hatte eine übergroße Zärtlichkeit für das Kleine.

Jahre gingen hin. Seit dem letzten Wochenbett war der Generalin eine Schwermuth verblieben, die Charakter geworden. Die Aerzte meinten, eine Ortsveränderung würde wohlthätig auf ihr Gemüth wirken, und der Zufall bot ſich helfend dar zu dieſem Mittel.

In Greifswerda, dem Schauplatze unſerer Erzählung, lebte dem General ein alter Freund und Verwandter gleichen Namens, von einer Nebenlinie der Grafen Dohna. Dieſer alte Edelmann, ein Attaché des Hofes, beſaß allda ein ſchönes Haus. Er hatte einen einzigen Sohn, der auf Reiſen war, und als der Verlobte einer reichen Erbin einſt die Güter der Braut übernehmen ſollte.

Der General machte mit den Seinen eine Reiſe nach jenem Luſtort, und Graf Dohna ihm den Vorſchlag, ſein Haus zu kaufen, daß es in befreundete Hände käme; doch mit dem Beding, darin wohnen zu dürfen bis an ſein Ende. Sie wurden einig. Das Gut des Generals, ihm längſt feil, ging um einen billigen Preis an einen Nachbar über.

Nach den Ehren des Empfangs, die der Graf, ein alter Hofmann, ſich nicht nehmen ließ, wurden ihm ſelbſt die letzten Ehren erwieſen, und er begnügte ſich mit einer engeren Wohnung, als die er ſich ausbedungen hatte. Der General überlebte ihn nicht lange. Es ſchien, als ob er ſeine Gattin nur hier eingeführt und die zarten Töchter der

Protection des Fürſten empfohlen hätte, um dann zu ſterben. Seine Wittwe genoß größter Auszeichnung vom Hofe. Sie zog jedoch ein häusliches Stillleben den Zerſtreuungen vor, die das Schloß darbot, und zu denen ihr Rang und die Achtung der erlauchten Perſonen ſie berechtigten.

Julie und Elfriede, die beiden Comteſſen, wuchſen heran. Die Erſtere, ſchön, leuchtend und laut wie der Tag; die Letztere, ſtill, beſcheiden, ohne irgend einen Reiz, der da blendet. Nur ein Paar nächtliche Augen und ein Blick, ſanft wie Mondſchein, rührten leiſe, wo die ſiegende Schönheit ihrer Schweſter alle Gefühle der Bewunderung in Anſpruch nahm. Julie entfaltete ſich unter dem heißen Sonnenſtrahl der mütterlichen Liebe, in jener tropiſchen Wärme, die brennende Farben giebt; Elfriede dagegen glich einem Blümchen im Hauche des Nordens. Wie ein Stiefkind, fremd und fern gehalten, küßte ſie nur zuweilen das Kleid der Mutter, leiſe und heimlich, daß ſie es nicht merke. Ihrer Schweſter ward jeder Vorzug zu Theil; Frieda empfand die geringſte Gerechtigkeit ſchon als eine außerordentliche Güte. In jenem liebenswürdigen Uebermuthe, den ſtets erfüllte Wünſche aneignen, kannte Julie keine andere Beſchränkung, als die in der Knospe ihrer Leidenſchaftlichkeit lag. Elfriede hatte keinen Willen, keinen Wunſch, als den, das Angeſicht der Mutter einmal freundlich auf ſich gewendet zu ſehen.

Julie, der Liebling des Fürſten und ſeiner Angehörigen, wohnte jeder theatraliſchen Vorſtellung, ſogar den Proben bei; ihre junge Seele war voll von romantiſchem Wuſt, und ihre Gefühle reiften vor der Zeit im Treibhauſe der Kunſt. Schon als Kind führte ſie kleine Stücke für ſich auf. Bald war ſie eine Nonne, die ein Ritter entführte, bald eine Prinzeſſin, die mit dem Pagen ihres Vaters entfloh; immer aber war die Idee der Freiheit und eines Opfers, das ſie der Liebe brächte, vorherrſchend in ihren Darſtellungen. O Mutter! Du ſiehſt mit entzücktem Auge, bewundernd die kleine vollendete Schauſpielerin, und zitterſt nicht? —

Nur einen einzigen Widerſtand, in Bezug auf Julie, hatte die Generalin mit Feſtigkeit geleiſtet, den, daß ihre Tochter — von der jüngſten war die Rede gar nicht — der Hofbühne perſönlich angehören dürfte. Der Fürſt wagte nicht, gegen das Vorurtheil der würdigen Frau deßhalb in ſie zu dringen, die Rollen der aufzuführenden Stücke waren beſetzt — Julie ſtand noch allein mit einem Herzen, das vor Begierde brannte, ſich auf gleiche Weiſe zu verſuchen, berauſcht von jedem Reiz der Täuſchung, den der Vorhang deckt. Doch bald genug ſchien ſie dieſe glühende Neigung gegen einen beſcheidenern Wunſch aufzugeben.

In dem Hauſe des Hofcaplans wohnte ſeit einiger Zeit ein junger Mann unter dem Namen Palm. Dieſer Fremde, das Geheimniß ſeiner Zurückhaltung erregte Intereſſe, obſchon er ſelbſt keines Menſchen Theilnahme anzuſprechen ſchien. Niemand wußte, von wannen er kam, und weß Geiſtes Kind er ſei. Man vermuthete, er müſſe dem Fürſten empfohlen oder ihm bekannt ſein; denn öfters luſtwandelte der durchlauchtige Herr mit dieſem titelloſen Palm in den Gängen des Schloßgartens, und ihr vertrauliches Geſpräch wollte kein Ende nehmen. Bei Tafel erſchien er nie; doch in jedem Schauſpiel, in jeder Oper lehnte er an einer Säule des Parterre, ganz Auge und Ohr. Es geſchah auch zuweilen, daß er mitten in der Aufführung ſich ſchnell entfernte — und der Fürſt ließ ihn alle Wege gewähren. Die bedeutende Geſtalt des jungen Mannes machte ſich ſelbſt in der ſchlichten Form geltend, unter welcher er hier jede Auszeichnung ablehnte; dieſes edle bleiche Geſicht mit düſter glimmenden Augen konnte die vornehme Abkunft eines höheren Geiſtes nicht verleugnen. Es lag etwas in ſeinen Zügen, in dem Tiefſinn ſeines Blickes, das auf eine große Seele wie auf ein ungemeines Schickſal ſchließen ließ und Ahnungen des Mitleids und der Achtung weckte. Der Hofcaplan ſchwieg durchaus über die Verhältniſſe dieſes Schutzverwandten ſeines Hauſes, und hatte für alle zudringliche Fragen nur die eine Antwort: Herr Palm ſei kränklich, und liebe es, in Stille der Natur und ſeinen Studien zu leben, bis er ſeiner anderweitigen Beſtimmung folgen werde.

Julie, voll Enthuſiasmus für alles Ungewöhnliche, fand die intereſſante Seite an dem Fremden bald heraus. Ihr Blick war einſtmals dem ſeinen in einem Lächeln begegnet; deſſen konnte ſich kein Einwohner von Greifswerda weiter rühmen. Eine bemooſete Klippe am Ufer des Fluſſes war ſein Lieblingsſitz, wo er laut las, ungehört im Geräuſch der Brandung. Julie, welche mit einem zarteren Antheil, als dem bloßer jugendlicher Neugierde, ſeinen Spuren nachging, fand dort ein Buch, das er hatte liegen laſſen. Es war ein Drama von Shakeſpeare, in der Sprache des Dichters.

Von nun an wünſchte Julie engliſch zu lernen. Sie wiederholte dieſen Wunſch ſo oft, ſie äußerte ihn ſelbſt in Gegenwart des Fürſten, daß die gütige Durchlaucht kein Bedenken trug, zu erwiedern; dazu ſei jetzt Gelegenheit am Ort — Herr Palm — ein Wink an den Hofcaplan verſprach, ſich für dieſes Verlangen zu verwenden, und Julie erröthete in freudiger Hoffnung. Nach einigen Tagen erfolgte die Erklärung, Herr Palm ſei mit Vergnügen zu dem gewünſchten Unterricht erbötig, wenn er ihn im Hauſe des Hofcaplans ertheilen dürfte. Die Generalin fand darin eine Unſchicklichkeit; Julie aber meinte, man müſſe, da der fremde Sprachmeiſter jeden Familienumgang zu vermeiden ſchiene, dieſe Lehrſtunde als eine beſondere Gefälligkeit anſehen, und die Nichte des Geiſtlichen könne ja zugegen ſein. Sie ſetzte, wie immer, ihren Willen gegen den der Mutter durch.

Das Haus des Hofcaplans hatte eine wunderſchöne Lage dicht am Strome, auf einem hohen Damm, der reizende Fernpuncte darbot. Er war ein vortrefflicher Redner, die Poeſie der Umgebung blieb nicht ohne Einflüſſe auf ſeine Ausarbeitungen, jeder Vortrag ward zu einer Uferpredigt. Wenn er bei ſpäter Zeit ſtudirte, dann warf das nächtliche Licht einen langen einſamen Strahl, wie die Fackel eines Leuchtthurms, über die dunkle Fluth, die Schiffe zogen ſtill vorüber, und die Matroſen blickten ehrfurchtsvoll zu ihm auf; in der Geſtalt dieſes frommen Denkers ſchwebte ihnen der Geiſt Gottes ſichtbar über den Wäſſern.

Julie befand ſich nun täglich mit ihrem Lehrer wie in der Einſamkeit einer wüſten Inſel. Die Nichte ging ab und zu, der Hofcaplan konnte nur ſelten gegenwärtig ſein. Gewohnheit lullte endlich den leiſen Vorwurf ein, daß dies Verhältniß nicht eben ganz in der Ordnung wäre — nur die Wellen murrten darüber.

Julie lebte und webte in dieſem Unterricht. Sie lag beſtändig über den Büchern, ihr Blick hing an der Uhr ſehnſuchtsvoll, ob die Stunde ſchlüge — nichts hätte ſie abgehalten, auch nur eine Minute zu verſäumen. Die Hofcaplanei war der Magnet ihrer Gedanken.

„Das Mädchen ergreift Alles mit Leidenſchaft,“ ſagte die Generalin zu der Schweſter des Fürſten, und hüllte ihr mütterliches Lob in eine Klage; „es iſt erſtaunlich, welche Fortſchritte Julie binnen dieſer kurzen Zeit gemacht hat. Auch das Franzöſiſche treibt ſie mit dem Herrn Palm, was mir noch lieber iſt, denn es iſt die Sprache der Welt, jetzt zumal. Mit wem aber wird Julie jemals engliſch reden? — Ach! die Menſchen verſtehen einen nicht, und wenn man göttlich ſpräche.“ —

Julie äußerte jetzt zuweilen Grundſätze, die ihre Mutter befremdeten. Dieſe hatte Rouſſeau's Schriften bei ihrer Tochter gefunden; aber dennoch fürchtete ſie nicht, daß Herr Palm der Comteß Dohna ein zweiter Saint Preux werden könnte. —

Ein Jahr war ſeitdem verlaufen, als eines Tages der Hofcaplan die Generalin unter einem Vorwand beſuchte. Das Geſpräch kam ſehr bald auf den Genoſſen ſeines Hauſes, auf den Unterricht, den Julie von dieſem Palm erhielte, und die Mutter rühmte den Lerneifer ihrer Tochter und Juliens Sinn für dieſe wiſſenſchaftliche Beſchäftigung.

Der Hofcaplan wagte es, ob auch möglichſt zart, doch mit würdigem Ernſt, die Generalin aufmerkſam zu machen, daß dieſe Kenntniſſe nicht ohne einige Gefahr erworben würden. Herr Palm ſei ein Mann, eben ſo intereſſant als glücklich, und beide Eigenſchaften Brennſtoff für ein junges empfängliches Herz.

Die Generalin erglühte. Sie ſprach: „Ich hoffe, daß meine Tochter weiß, was ſie ſich ſelbſt ſchuldig iſt.“

Der Geiſtliche zuckte die Achſeln. „Es iſt ein ſchöner Fehler der Jugend,“ lautete ſeine Antwort, „daß ſie das Eigene nicht kennt, und Rückſichten zu nehmen vergißt.

Nach meiner Erfahrung übt kein Gefühl über ein ſo ſchönes tiefes Gemüth, wie das der jungen Gräfin, mehr Macht, als Mitleid und Bewunderung, und in eben dem Maße, je geringer der Anſpruch daran zu ſein ſcheint. Ich habe dieſe Meinung zu verlautbaren, für meine Pflicht gehalten, und ich wünſchte, Ew. Excellenz erinnerten ſich, daß ich es gethan, und zwar aus wahrhafter Ergebenheit."

„Unmöglich — entgegnete die Generalin, ihre Stimme ſchwankte zwiſchen Zorn und Zweifel; „ein ſo obſcurer Menſch —"

„Die Liebe hat ihr eigenes Licht" — ſagte der Warner und lächelte. „Sie verleiht Glanz, und ein Helldunkel, das um ihren Gegenſtand ſchwebt, wie er auch Andern ſcheine — iſt ihr geheimnißvolles Element." Somit verließ er Juliens Mutter.

Die Generalin würde in ihrer Aufregung unbeſonnen genug geweſen ſein, mit Julie ſogleich in einer Weiſe zu reden, dem Zuruf an den Schwindelnden zu vergleichen, der an einem Abgrund wandelt — wenn nicht ein unvermutheter Beſuch ſie daran hindert und für jetzt und längere Zeit zerſtreuet hätte.

Jener junge Graf Dohna, deſſen Vater der Beſitzer des Hauſes geweſen, welches die Generalin bewohnte, war längſt von ſeinen Reiſen durch das ſüdliche Europa zurückgekehrt, hatte geheirathet, und der Liebe höchſtes Glück mit dem Schmerze gebüßt, die Gattin in der Blüthe ihres Lebens zu verlieren. Sie ſtarb, als ſie nach ein paar unglücklichen Niederkünften, von denen ihr nichts geblieben, als das Weh der Erinnerung, einen geſunden Sohn geboren hatte. Es war der Troſtloſigkeit des Grafen nicht gegönnt, ohne kränkende Gefühle anderer Art um ſein verlorenes Glück zu trauern. Sein Zuſtand war getheilt in Groll und Gram. Die Verſtorbene hatte ihm mit ihrer Hand ein großes Vermögen gegeben, das aber durch den Aufſtand alter Familienanſprüche beeinträchtiget war. Mehrere wichtige Proceſſe ſchwebten, als die Seele der Gräfin ſich von dem Streit der Erde aufſchwang und eine Erbin des Himmelreichs ward. Graf Dohna hatte Pflichten für ſeinen Sohn, er durfte ihm daher kein Recht vergeben, noch ſich den Anſtrengungen entziehen, in denen ihn die Hartnäckigkeit ſeiner Gegner erhielt. Aber theils weich geſtimmt, theils verbittert und ſteigend erregt, empfand er das Bedürfniß, ſich zu zerſtreuen, und das empörte Gemüth durch mildernde Eindrücke zu ſänftigen. So wollte er das Haus, den Garten wiederſehen, worin er harmlos als Knabe geſpielt, und an dem Grabe ſeines Vaters der Tugenden des Entſchlafenen gedenken, unter denen die zufriedene Fügſamkeit in jede Schickung einen vornehmen Rang behauptet hatte.

Der Graf fand die Aufnahme bei der Generalin, wie dieſe kleine weibliche Familie ſelbſt, ſo weit über ſeine Erwartung, Julie ſo ſchön, daß er länger in Greifswerda verweilte, als er anfänglich willens geweſen war. Die Generalin gab nicht zu, daß ihr Verwandter im Gaſthof wohnen bliebe. Juliens liebenswürdige Heiterkeit, die ſanfte Anſprache ihrer Schweſter, der theilnehmende Ernſt der Mutter, die Heimathlichkeit der Umgebung, alles dies wirkte wohlthätig auf ſeine wunde gereizte Stimmung. Er gab einen Tag um den andern zu, zurückverſetzt in das Paradies ſeiner Kindheit, wo er den Tod und die ſaure Mühe des Beſitzes nicht gekannt hatte. — Der Garten war unverändert; denn die Generalin liebte neue Anlagen nicht — die alten Bäume ſtanden noch, und im Winkel an der-

Mauer war ſogar das Schilderhaus mit dem Grenadier noch ſichtbar, welches der junge Dohna einſt mit Röthel hingezeichnet, um einen ſeltnen Erdbeerſtrauch zu bewachen. Seitdem hatte manches Jahr Blüthe und Frucht verjüngt, der Soldat ſchulterte noch immer, und der Graf Dohna belächelte gerührt das Spiel der kindiſchen Einbildungskraft. Doch keine Wache ſtand vor ſeinem Herzen, als ſich die ſüße Julie tief hineinſchlich. Ihre holde Geſtalt, umwebt vom Zauber der Jugend, regte leidenſchaftliche Gefühle in ihm an. Er vergaß ſeines gehabten Verluſtes, wie deſſen, der ihn noch treffen könne, über dem Wunſche, das ſchöne Mädchen zu gewinnen; und ehe der Graf abreiſte, hatte er eine lange geheime Unterredung mit der Generalin.

Graf Dohna war ein Mann von Charakter und Welt. Ein ſolcher macht die Tiefe ſeiner Empfindungen fremden Blicken nicht anſchaulich, und den Stand ſeiner Finanzen nie zum Stoffe des Geſprächs. Der Verdruß ſeiner Proceſſe war daher nicht zur Sprache gekommen, und die Generalin wußte nichts davon.

Als der Gaſt fort war, eilte Julie ihrem Lehrer zu. Die Wiederkehr aus der Lehrſtunde verzögerte ſich länger als gewöhnlich, und bei dem Anblick ihrer Tochter gedachte die Generalin der Warnung des Geiſtlichen. Juliens Wange glühete, ihre Augen ſchimmerten, die ſchöne Wimper war noch feucht.

„Julie,“ ſagte die Generalin gereizt, „ich ſehe, der Unterricht erregt Dich — es iſt Zeit, daß er aufhöre. Du haſt jetzt Beſonnenheit nöthig. — Graf Dohna hat mir ſeine achtungswerthe Abſicht auf Dich eröffnet — ich denke der Artikel iſt wichtig genug, um eine Sprachübung darüber aufzugeben. Eine künftige Frau ſollte vor allen Dingen ſchweigen lernen — ich werde morgenden Tages Herrn Palm ein Douceur ſenden.

Julie erbleichte; dieſer Augenblick zerriß den feſteſten Faden der Kindesliebe. Sie antwortete mit Unwillen: „Ich heirathe den Grafen nicht — und werde eben ſo wenig zugeſtehen, daß mein edler Lehrer ſolch eine Kränkung erfahre. Mein Herz trägt ihm ſeinen Lohn ab.“

Es gab eine Scene; die Generalin vergaß, was eine Mutter nie vergeſſen ſollte. Sie ſagte, daß ſie um ein zärtliches Verhältniß zwiſchen Julie und dieſem Abenteurer wiſſe, und daß ſie ihre mütterliche Gewalt brauchen werde, eine ſo unwürdige Beziehung aufzulöſen, es koſte auch, was es wolle. Sie ſprach mit ſchneidender Verachtung von dieſem Palm, und erklärte ſich ſogar Willens, den Fürſten um ſeine Entfernung anzugehen. Die Wünſche des Grafen nahm die Generalin dagegen in Schutz, und zwar ſo, als ob die Verbindung mit ihrer Tochter eine beſchloſſene Sache wäre. Je mehr die Generalin ihre Schwäche fühlte, womit ſie Juliens Eigenwillen zeitlebens nachgegeben, deſto härter und tyranniſcher war der Ton, in dem ſie jetzt Gehorſam von ihr forderte, ohne zu bedenken, daß die Liebe frei und keine Sclavin der Pflicht ſei — und die Ehe dem Menſchenrechte angehört.

Die Pſychologen mögen es uns erläutern, warum Mütter, die das Opfer des Herzens ſelbſt gebracht, es nichtsdeſtoweniger ihren Kindern zumuthen, und ſich der Liebe ihrer Töchter, der Liebe, die doch das ganze Glück des Lebens umfaßt — mit einer Art von Haß entgegenſtellen. — Duldung jugendlicher Gefühle, weiſes Verhalten in Wahl und Neigung ihres Kindes, wird in der Regel nur eine Mutter an den Tag legen, die ſanfteren Gemüths, dem leidenſchaftlicher Schmerz erſpart blieb, ihre Tochter durch eine ſtrengere Erziehung zur Selbſtändigkeit führt.

Julie lächelte mit blaſſem Munde — die Generalin hätte ſich ihrer Thränen eher freuen mögen. Mit dem Unterricht war es vorbei. Der Baum der Erkenntniß blühete Julie hinfort nicht mehr; aber er hatte bereits die Früchte der Zukunft getragen.

Seit längerer Zeit war es ein Lieblingsgedanke des Fürſten, Romeo und Julie auf die Bühne zu bringen, nur waren die Umſtände dieſem Wunſche bisher entgegen geweſen. Der erlauchte Directeur hatte einſt in guter Stunde der Generalin die Bewilligung abgewonnen, daß ihre Tochter, die dieſen Namen führte, und durch Jugend, Schönheit und einen Anſtrich von Schwärmerei eine geeignete Darſtellerin der Heldin wäre, dieſe Rolle übernehmen dürfe. Die Generalin gab, wenn auch ausnahmsweiſe — ihre Zuſtimmung um ſo geneigter, als ſie glaubte, es werde bei den vorwaltenden Schwierigkeiten nicht zu der Tragödie kommen. Ueberdies ſchien Julien's Luſt am Theater erloſchen. Sie meinte daher, nichts mit dieſem Verſprechen zu wagen; doch gegen ihr Erwarten löſete es der Fürſt zur ungelegenſten Zeit ein.

In dem ſchwülen Schmollen, welches jener Unterredung folgte, erſchien Se. Durchlaucht perſönlich bei der Generalin, und mahnte dieſe an ihr gütiges Wort. Er erzählte mit unbefangener Freude, wie es ihm endlich gelungen ſei, jedes Hinderniß der Aufführung zu beſiegen, und daß ſogar Herr Palm, ein Mann von ſeltenen Fähigkeiten, ſich ſeiner Bitte füge und den Romeo geben wolle.

Die Generalin erröthete vor Unmuth. Ein höfliches Lächeln ſpielte in dem bittern Zug um ihren Mund, als ſie ſagte: „Ja, ja! dieſer Herr Palm ſcheint eminentes Talent zu einem Verführer zu haben“ — eine Antwort, die der gutmüthige Fürſt nur für einen Mißgriff des Ausdrucks nahm. Die ganze Seele der Generalin widerſtrebte dieſer Vorſtellung. Sie durfte Julie jedoch nicht compromittiren — ein Verbot, dem eine Dame von Rang unter allen Umſtänden Folge leiſtet. Sie ſelbſt machte ihrer Tochter mit der Aufforderung des Fürſten bekannt, und gute Miene zum böſen Spiel; denn Durchlaucht hatten beiläufig erwähnt, das Stück müſſe beſchleuniget werden, da Palm Anſtalten zu ſeiner Abreiſe treffe.

„Ich habe zugeſagt für Dich,“ ſetzte die Generalin hinzu, „unſerm Fürſten die Freude nicht zu verderben; aber Einmal nur — hörſt Du, Julie? ſo wahr mir Gott helfe! einmal und nicht wieder trittſt Du auf.“

„Einmal nur“ — antwortete Julie leiſe, „das ſchwöre auch ich!“

„Dann erlaube ich Dir,“ ſprach die Mutter in einem Tone, den ihr Zerwürfniß unſicher machte zwiſchen Scherz und Hohn, „die deutſche Hausfrau zu ſpielen; es iſt eine dankbare Rolle.

Juliens Blick funkelte. Sie hielt ſich von ihrer Mutter verſpottet. „Nur das Fremde iſt mein Genre“ — ſagte ſie mit feſter Stimme. Die Gefühle der Tochter bildeten die entſchiedenſte Widerpart gegen jede, ſelbſt beſſere Meinung der Mutter.

Indeß war die Generalin doch nun ein wenig beruhiget. Sie hoffte alles von der nahen Abreiſe des Unheilſtifters, und zählte die Tage bis zu dem Trauerſpiel. Julie fand ſich in ſichtlicher Spannung, ihre Mutter gab dies der ungewohnten Aufregung Schuld. Elfriedens ſtilles Geſicht drückte ängſtliche Beſorgniſſe um ihre Schweſter aus. Sie umſchlich die Mutter, und ſchien etwas auf dem Herzen zu haben; doch die herbe Kälte der Generalin raubte dem ſchüchternen Kinde den Muth, was es fürchtete, zu offenbaren.

Der Tag der Aufführung kam. Ein Gerücht, von den Proben ausgehend, verkündete, daß Julie bezaubernd ſpiele, und einen beſſeren Romeo vielleicht kein berühmtes Theater aufweiſen könne. Die Generalin ſchwankte zwiſchen dem Verlangen, einen mütterlichen Triumph zu feiern, und der Abneigung, jenen verhaßten Gegenſtand zu ſehen und zu hören, wie Julie unter den Berechtigungen ihrer Aufgabe die Leidenſchaft ausſpräche, welche der Dichter ſo hinreißend dargeſtellt hat. Die Eitelkeit der Mutter ſiegte. Es waren viel Gäſte am Hofe; der Fürſt wollte den längſterſehnten Kunſtgenuß mit ſeinen Freunden theilen. Das Stück ward vortrefflich gegeben. Julie entzückte, Romeo bemächtigte ſich aller Herzen, die Verklärung der Liebe lieh dieſen Geſtalten himmliſchen Glanz, und als der Vorhang herabrauſchte, athmete in jeder Bruſt ein höheres Gefühl.

Nur die Generalin hatte in dieſen Stunden äſthetiſch gelitten. Sie ahnete die Verzweiflung einer Mutter, die ihr Kind alſo verlöre. Die Wahrheit in Juliens Spiel verſetzte die Generalin in eine quälende Täuſchung. Dieſer traumähnliche Schmerz und ein betäubendes Kopfweh, durch dieſe Angriffe erregt, ließen ſie unempfindlich gegen Aeußerungen des Beifalls und der Bewunderung ſein. Jede weitere Einladung ablehnend, fuhr ſie mit ihrer Tochter nach Hauſe, froh, daß Julie willig dazu wäre.

„Ich bin müde zum Sterben,“ ſagte Julie, blinzelnd mit trunkenen Augen, „und werde ſogleich ſchlafen gehen.

Gute Nacht, meine Mutter!“ Sie umfaßte und küßte die Mutter.

Die Generalin drückte ihre Tochter an ſich und ſprach: „Dein Mund brennt heiß, mein Kind! Das Schauſpiel hat Dich krank gemacht, wie mich. Der Kopf hämmert mir, und das Herz ſchlägt ſtärker noch in krampfhafter Angſt. Ich fürchte, Dein Schlaftrunk hat meinen Schlaf für lange Zeit verdorben — ich werde bei Dir wachen laſſen.“

Julie lehnte es heftig ab. Sie küßte ihrer Mutter die Hand. Eine verſöhnende Innigkeit legte in die kleine Scene die Rührung des Abſchieds; doch die Mutter wähnte, ſie hätte ihr Liebſtes nun wiedergefunden.

Es war noch früh, als die Generalin aus einem fieberhaften Schlummer erwachte. Elfriede ſtand ſchon vor dem Bett der Mutter mit verſtörtem Anblick. Die Generalin erſchrak vor der geſpenſtiſchen Bläſſe ihrer Tochter, und dachte, die Gardine werfe einen ſo entfärbenden Schein. Sie raffte die grüne Seide haſtig zurück; aber das Mädchen blieb todtenbleich und zitterte an allen Gliedern. Julie war fort in der verwichnen Nacht. Ein kleiner Zettel von ihrer Hand enthielt ein Lebewohl, das den Ihrigen keine Hoffnung ließ. Die Motive dieſer Flucht blieben unenthüllt, — wir aber ziehen einen Vorhang über den Schmerz der Mutter, verzagend, daß unſere Feder ihn zu ſchildern vermöchte. —

Die Natur iſt wohlthätig, indem ſie bei ungeheuern Erfahrungen den Menſchen unfähig macht, ſein Schickſal zu empfinden. Welche Milde liegt dennoch in der gänzlichen Kraftloſigkeit eines gebrochenen Herzens; wenn unſer Wehe den höchſten Grad erreicht, dann läßt es in dumpfer Schwäche nach, und wir fühlen nichts mehr als Ohnmacht.

Drei Tage waren ſeitdem vergangen. Die Generalin wankte mit müden, ſchleppenden Schritten umher, ihr Blick ſtarrte bald in dieſe, bald in jene Ecke. Elfriede hielt ſich unter Gottes Beiſtand aufrecht, zur Stütze der unglücklichen Mutter.

Der Hofcaplan kam gleich am erſten Morgen; Elfriede hatte in Seelenängſten zu ihm geſendet. Vermutheter Weiſe war Palm mit Julie entflohen, und zwar, wie ſich aus dem Bericht des Geiſtlichen ergab, nach einem völlig vorbereiteten Plane.

Der Hof, der ganze Ort gerieth bei dieſem Ereigniß in theilnehmende Bewegung. Der Fürſt hatte mehrere Male in dem verödeten Hauſe anfragen laſſen; doch die Dame deſſelben war außer Stande, ihn zu empfangen. Jetzt trat er ſelbſt ein, und wer hätte wagen mögen, Se. Durchlaucht abzuweiſen? Er fand die Generalin in jener ſtummen Faſſung, die erſchütternder als lauter Jammer auf das Beileid wirkt, doch ihre Geſtalt in der kurzen Zeit, daß er ſie nicht geſehen, um zwei Jahrzehente gealtert.

„Der Gram iſt ſtolz, er beugt den Eigner tief!“ Auch der Fürſt beugte ſich vor dieſer Mutter, welche ihm in der Größe ihres Unglücks recht ehrwürdig erſchien. Er zeigte ſich höchlich beſtürzt, und verſicherte bedenklich zu ſein, ob ſein Vergnügen etwa in irgend einer urſächlichen Verbindung zu dem Kummer der Generalin ſtände. — Darüber beruhigte ihn die arme Mutter. Sie leitete das Geſchehene von früherer Zeit ab, wo jener Abſcheuliche einſame Gewalt über ihr unerfahrenes Kind geübt, und es zu einem Schritte verlockt hätte, der Julie, wohin es auch ſei, nur ins Verderben führen könne. Sie klagte den Hofcaplan an, daß er nicht achtſamer geweſen, und doch hatte ſeine Warnung keinen andern als einen beleidigenden Eindruck zur Folge gehabt.

Der Fürſt ſprach hierauf: „Da Palm die Pflicht der Ehre wie der Gaſtfreundſchaft gebrochen, ſo bricht er damit zugleich das Siegel meines Mundes, und ich bin Ihnen Auskunft ſchuldig über das Schickſal eines Mannes, der ſich ſolchergeſtalt in ihre Familie eingedrängt hat, zu keinem erfreulicheren Zwecke, als Sie eines theuren Mitgliedes derſelben zu berauben. — Dieſer Palm iſt urſprünglich ein Franzoſe von hoher Geburt. Bei ſeines Vaters Bruder in England erzogen, kehrte er während der Greuel der Revolution in ſein Vaterland zurück, um die Seinigen über den Canal zu retten; kam aber nur zurecht, um ihr Gefängniß zu theilen und ſich ſelbſt in die Hände ihrer Henker zu liefern. Ein Zufall entzog ihn dem Beil der Guillotine; aber er verachtete das Leben, das Vater, Mutter, Geſchwiſter und Verwandten, wie tauſend andere Schlachtopfer hatten unſchuldig hingeben müſſen. Er kam hierher mit krankem Herzen, todeswund, von einem meiner Freunde an mich empfohlen. Die Geſellſchaft ekelte ihn an; es iſt billig" — ſetzte der Fürſt mit einem trüben menſchlichen Lächeln hinzu, „daß einem dem Schaffot Verfallenen die Ketten abgenommen werden. — Ich entband den armen François jedes Zwanges, und hielt das Haus des Hofcaplans für ein Aſyl, wo er ungeſtört Muth ſammeln könne, ein Daſein zu ertragen, das ſolche Erinnerungen enthält. Unbegreiflich iſt es mir daher, wie dieſer Mann, den ich für den Reiz der Liebe ertödtet wähnte, ſich einer Handlung hat ſchuldig machen können, welche nur durch die üppigſte Leidenſchaft entſchuldiget werden mag. — Freilich, das Mitleid iſt verführeriſch, und Fräulein Julie war unausſprechlich gütig — —"

Die Generalin zuckte mit der Hand nach der linken

Seite — der Fürſt hielt inne. Sie ſprach mit Bezug auf die Geſchichte des Entführers: „Darum alſo konnte Julie den Gedanken aushalten, daß ihrer Mutter Herz ſich verblute, dies Herz, das nur für meines Kindes Glück ſchlug!“ Die Generalin hob bei dieſen Worten ihre Augen auf, dann geſenkt verweilten ſie lange auf dem Bildniß des Gemahls. Der gleichmüthige Blick des Portraits, der Gedanke, wie anders der General dazu ausſehen würde, wenn er dies erlebt hätte, regte den tiefſten Schmerz ſeiner Wittwe auf. Es liegt etwas in der todten Ruhe eines Bildes von Farben oder Stein, was dem Menſchen bei dem grauſamen Wechſel ſeines Schickſals, die fühlloſe Stetigkeit der Materie als ein Glück erſcheinen läßt.

„O wohl Dir, daß Du ſchläfſt!“ ſagte die Generalin in brechenden Tönen, „Deine Wunden empfingſt Du mit Ehre — dieſe wäre Dir tödtlich geweſen. Du hatteſt nur Freude an Deinem Kinde, ich weine die blutigen Thränen der Schmach allein!“ — Und zum erſten Male ergoß ſich die tröſtende Quelle, die der ſtarre Schmerz verſchließt, heiß und bitterlich.

Der Fürſt ſchwieg ergriffen. Thränen fließen ſelten in fürſtlicher Gegenwart — und dieſer Zeuge kannte die ſtarke Seele der Frau, die dem Gefühl ihres mütterlichen Leides erlag. Er verſprach mit reger Theilnahme das Möglichſte aufzubieten, um den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen; doch die Generalin ſagte: „Julie iſt mir nun doch verloren, ob ſie ſich auch wiederfände.“

Der Fürſt äußerte hierauf, ſinnend, welchen Weg ſie genommen haben könnten; Palm ſei entſchloſſen geweſen — es müſſe denn dieſe Idee ſpäter von ihm aufgegeben worden ſein — nach Amerika zu gehen, woſelbſt ein zweiter Bruder ſeines Vaters in den Freiſtaaten lebe.

Die Generalin, als ſie das hörte, zitterte in ſich zuſammen; das Weltmeer legte ſich zwiſchen ihre letzte Hoffnung.

Alle Bemühungen, die Entflohenen zu erforſchen, waren vergebens; Julie blieb ſpurlos verſchwunden. Der Fürſt, den Harm der Generalin zu ehren, entſagte eine Zeit lang ſeinem liebſten Vergnügen und ſogar der Muſik; es war, als ob der Hof Trauer hätte. Endlich ging der Vorhang des Theaters auf, die Inſtrumente rauſchten wieder — doch der Mutter Haus blieb öde, und wie die Zeit auch hinrauſchte, ſie weckte keinen Ton der Freude mehr in dieſer Bruſt.

Die Generalin dachte jetzt oft an den frommen Glauben der Frau Logau. Juliens Leidenſchaftlichkeit, in den Elementen des Lebens ihr mitgetheilt, war die Strafe ihrer Mutter geworden, während Elfriede mit jenem ſanften Sinne, den ſie in der erſten Nahrung geſogen, ruhig, engelmild, zu ihrem einzigen Troſte diente. Die Güte und Treue dieſes zurückgeſetzten Kindes zermalmte die Seele der Generalin, wo Juliens Undankbarkeit ihr Herz zerriſſen hatte. Elfriede verließ ihre Mutter keinen Augenblick. Sie lebte nur für ihre kindliche Pflicht, und ein erheiterter Blick der Mutter war der Sonnenſchein ihrer trüben Jugend.

Die Zeit zog einen Schleier über jenen Tag des Schreckens und ſeinen Folgen. Die Generalin hatte ſich von aller Welt zurückgezogen, und lebte, los und ledig jeder Verbindlichkeit der Convenienz, in faſt klöſterlicher Abgeſchiedenheit. Nur für die Eindrücke der Natur war ihr gramverſchloßner Sinn noch geöffnet, und die anmuthige Ländlichkeit des Ortes, ſeine reizende Lage, der Schatten geſtorbner Freuden, der dieſe Wohnung umſchwebte, hielt ſie hier feſt. Die Schweſter des Fürſten beſuchte ſie zuweilen, es geſchah, wenn auch ſelten, daß die Generalin ein Stündchen ihrer eignen Wahl auf dem Schloſſe zubrachte; ein Band gegenſeitiger Achtung fand Statt, ohne daß die Generalin ſich angezogen fühlte, die Annehmlichkeit des Hofes zu theilen. Sie ſaß oft allein in ihrem Garten, unter dem Ueberhang einer Akazie, auf einer Bank, wo ſie den Fluß in ſeinem majeſtätiſchen Bogen vor Augen hatte. Dieſes Plätzchen liebte die Generalin ganz vorzüglich. Das Grollen der Wogen wiegte den Groll ihrer Erinnerung in trübe Ruhe, die raſtloſe Eile der Wellen war ihr ein tröſtendes Bild von der Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens, und wenn der Wind in die Segel der Schiffe blies, die auf der blauen Tiefe fernhin ſchwebten, dann ſchwellten Seufzer der Sehnſucht ihr Herz. Traurig ſah die Generalin ihnen nach und dachte: „Sie kehren doch heim, früher oder ſpäter — o Julie! brächte eines derſelben Dich mir zurück! ich netzte den Fuß, Dich um ſo früher zu begrüßen“ — und bei dieſer Vorſtellung benetzten ſich ſchon ihre Augen — „Deine Schuld ſänke hinter Dir in den tiefen Grund hinab, ich ſchlöſſe Dich an meine Bruſt und vergäße alles, und wüßte nichts, als daß eine Mutter ihr Kind nie vergeſſen kann.“ Doch die Schiffe zogen hin, ſie kehrten aus der Ferne, der Mutter Sehnen ward nicht geſtillt.

Elfriede war, wie ſchon geſagt, das einzige Glück ihrer Mutter, ohne ſich jemals dieſes Vorzugs zu überheben, den die Entweichung ihrer Schweſter ihr eingeräumt hatte. Sie fühlte, daß ihre Mutter auch darin geſchont werden müſſe, und maßte ſich ihrer nunmehrigen Stellung nicht eingreifend an, ſondern eignete ſich die Verdoppelung ihrer Pflichten zu, wie ein Gunſtrecht, von dem man nur leiſe Beſitz zu nehmen wagt. Es lag etwas ungemein Vergütendes in der ſtillen Seele dieſes Mädchens, und dieſe linde Friedlichkeit beſchwichtigte den Kampf der Gefühle, unter dem die Generalin litt. Dieſe war wohl zu wund, um die Zartheit in dem Benehmen ihrer Tochter nicht zu empfinden, wenn auch ſelbſt dieſes achtſame Berühren ihr nur Schmerzen verurſachte. Sie erkannte jetzt den ganzen Werth dieſes Kindes, und auch ihr langes Unrecht gegen daſſelbe. Sie ſah nicht minder ein, daß jede Vergötterung unausbleiblich zur Einſicht menſchlicher Schwachheit führt, und daß auch die Liebe einer Mutter weiſe ſein müſſe. Irrthümlich kam die Generalin faſt dahin, die Kälte für eine Schutzmauer gegen beugende Erfahrungen zu halten. Sie ſah ja erſchüttert, wie edel und ausdauernd Elfriede vergalt, und weinte heimlich manche Thräne der Reue um beide Töchter. O ihr Zurückgeſetzten! harret geduldig, denn es kommt ein Tag, der ſeinen hellen Strahl in jedes Dunkel der Verkennung fallen läßt. Dann werden die Letzten die Erſten ſein, wo von himmliſchem Lohn die Rede iſt! —

Ein paar Jahre nach jener unglücklichen Kataſtrophe kam Graf Dohna abermals nach Greifswerda. Er bewarb ſich um den erledigten Landrathspoſten daſelbſt, und erhielt ihn auch. Seine Umſtände hatten ſich binnen dieſer Zeit ſehr verändert. Mit den Prozeſſen war der größte Theil des Vermögens ſeiner Frau verloren gegangen, der Reſt, ein kleines Gut, beſchäftigte den Grafen nicht durchaus, er wünſchte ſich gemeinnützig zu machen und ſeine Renten anſtändig zu vermehren, und ſo wurden ſeine finſtern Rückblicke durch die Ausſicht, welche ſich ihm plötzlich eröffnete, ausgehellt. Doch keine glückliche Veränderung kommt allein, ſondern im Geleit mehrerer frohen Ergebniſſe; die Freude iſt ſtets eine geſellige Erſcheinung.

Bei dem erſten Wiederſehen der Generalin benahm ſich Graf Dohna wie ein Mann, deſſen feines Gefühl die Aufrichtigkeit ſeiner Theilnahme auch ſchweigend auszudrücken weiß. Mit Kränkungen jeglicher Art vertraut, war der Glaube an die Menſchen ihm tiefer noch als ſein Glücksſtand geſunken; er wußte daher ein niedergeſchlagenes Gemüth durch ſeine zarteſte Achtung zu erheben. Die Generalin wußte es dem Himmel Dank, der ihn hierher geführt, denn ſie ſchätzte und liebte den Grafen. So bot ſie ihm, zu einem höchſten Beweiſe ihres günſtigen Vorbegriffs, das zweite Stockwerk ihres Hauſes zur Wohnung an, da doch das landräthliche Amt die klöſterliche Abgeſchloſſenheit deſſelben einer gewiſſermaßen öffentlichen Unruhe ausſetzte, und erfreut fand ſich der neue Landrath in der alten Heimath wieder.

Die anſpruchsloſe Liebenswürdigkeit Elfriedens, ihr unvergleichliches Weſen und Walten als Tochter, die mütterliche Anmuth, womit ſie den Sohn des Grafen an ihre Schritte feſſelte, erlöſchte in dieſem bald genug ein glänzenderes Bild und das Andenken an manche bittere Erfahrung. Es ward ihm innigſt wohl in ihrer Nähe. Er trauete ihr beſcheidnen Sinn zu, ein Loos, wie er es ihr bieten konnte, mit ihm zu theilen, ſo wie die Kraft der Selbſtverleugnung, deren eine redliche Stiefmutter bedarf. Elfriede reichte ihm mit Neigung die begehrte Hand, die Generalin ſegnete dieſe Wahl, und ſie bildeten fortan nur eine Familie.

Dieſe glückliche Ehe, welche in den Verhältniſſen der jungen Gräfin wenig änderte, und ihr erlaubte, die Stütze ihrer Mutter vor wie nach bleiben zu dürfen, verſagte jedoch dieſer treuen Tochter die Freude, ein eigenes Kind zu haben. Elfriede war kränklich, und ihr Gemahl ängſtete ſich ſtill um die Möglichkeit, dieſe unerſetzliche Gattin einzubüßen. Was ſind die Befürchtungen der Menſchen? Ihm, nicht ihr war ein früheres Grab beſtimmt. —

Auf das Dringen des Leibarztes ging die Gräfin in ein weit entlegnes Bad, obgleich es ihr ſchwer fiel, ſich auf längere Zeit von den Ihrigen zu trennen, indem die Generalin nicht zu bewegen war, Greifswerda zu verlaſſen und ſich in einen Strudel fremder Menſchen zu begeben, und den Landrath ein Zuſammendrang wichtiger Geſchäfte in der Kreisverwaltung abhielt, ſeine Frau zu begleiten. Er verſprach ihr die möglichſte Sorfalt für die verehrte Schwiegermutter zu tragen. Nach drei Monaten kehrte Elfriede ſichtlich geſtärkt zurück; doch nicht allein. Sie brachte ein kleines Mädchen mit, das ſie an Kindesſtatt aufgenommen. Graf Dohna, der ſeiner Frau bis auf die Hälfte des Weges entgegenreiſ'te, wehrte ihr dieſe Milde nicht und ließ ſie gewähren, was auch Elfriede zutrauensvoll vorausgeſetzt hatte. Nur was ihre Mutter dazu ſagen würde, darüber war die junge Gräfin ungewiß; und ſie wußte nicht, warum dieſe Frage ihr von Anfang an zweifelhaft, ja ſogar ein wenig peinlich geweſen war. Vielleicht daß Elfriede, die nie beſondere Liebe für Kinder an ihrer Mutter bemerkt, hingegen oftmals geſehen, wie ſtörend der wilde Bube Alexander ihrer ſtillen Sinnigkeit geworden, fürchtete, die Generalin möchte die Annahme der kleinen Iſolde als eine Unruhe und Verantwortlichkeit mißbilligen, die der Familie erſpart bleiben können, und wobei die ſchwächliche Geſundheit ihrer Tochter hätte erwogen werden müſſen. Genug, die Landräthin, ſo einfach ſonſt und unverkünſtelt in all ihrem Thun, ſann darauf, den Eintritt ihres Schützlings zu einer kleinen Scene der Ueberraſchung für ihre Mutter zu machen.

Die kleine Iſolde war nicht ſchön; aber ein höchſt einnehmendes Kind. Ein feiner Bau, dunkle Augen mit einem Blick voll Tiefſinn, Locken von lichter Bräune, die ein blaſſes Geſichtchen beſchatteten, worauf Unſchuld und Melancholie ſich in den zarteſten Zügen verliefen, eine reine reizende Sprache, in den halben Tönen einer Bitte oder Klage geſänftigt, dies gab dem kleinen Weſen etwas ſo innig Bedeutendes, daß es Gefühle der Rührung wie des Wohlwollens unverweigerlich in Anſpruch nahm.

Sobald Elfriede ihre Mutter in dem Wohnzimmer derſelben begrüßt, erſchien Iſolde, ein ſchönes Mundglas in der kleinen Hand, mit dem frommen Spruche: „Wenn Du erkenneteſt die Gabe Gottes!“ welches ſie der Generalin mit einem ſchüchternen Handkuſſe überreichte.

„Wer biſt Du, Kleine?“ fragte dieſe befremdet, und blickte bald auf das Kind, bald auf das Glas.

„Eine Schauſpielerin,“ antwortete Iſolde mit blöder Stimme.

„Was iſt das, Elfriede?“ fragte die Mutter erſtaunt.

„Nein, nein! Du kleine Einfalt,“ fiel die Landräthin ein, „Deine Mutter war eine Actrice, Du aber ſollſt es nicht werden. Deßhalb,“ ſetzte ſie halblaut hinzu, nahm ich das Kind zu mir, weil es mich dauerte.“

„Ich habe doch mitgeſpielt!“ ſagte Iſolde mit Bewußtſein, „in den Soldaten war ich das Kind der Wittwe Felden, ein kleiner Junge. Sie riefen Bravo im Parterre, ach fürchterlich! und klatſchten ſehr — da ſchämte ich mich und weinte.“

Die Generalin lächelte, das Herz that ihr weh; über Elfriedens Wangen, von einer ſchönen Wallung gefärbt, rollten Thränen.

Die Landräthin hatte in jenem ausländiſchen Bade das früher beſtellte Logis in einem Hauſe gefunden, das als eines der ſchönſten und größten des Ortes eine große Anzahl von Familien unter ſeinem Dach vereinte. Elfrieden zunächſt und zwar im Erdgeſchoß, wohnte eine Schauſpielerin mit den Ihrigen. Wir nennen die Frau vorerſt, weil ſie als der Edelſtein der Geſellſchaft, die ſich während der Saiſon hier aufhielt, den höchſten Gehalt empfing, den die Direction zahlte, und den Werth in ſich faßte, die Verſorgerin ihrer Angehörigen zu ſein, der Mann hingegen, im Hauſe wie auf dem Theater, nur in einer Nebenrolle figurirte. Nichtsdeſtoweniger machte er mit gehäſſiger Anmaßung ſich geltend, und der liebenswürdigen Frau das aufreibende Berufsleben ſchwer und ſauer. Madame Sommny — ſo hieß die Schauſpielerin — hatte zwei allerliebſte Mädchen, Zwillinge, Iſolde und Emmy. Eine Mutter der Künſtlerin, ſelbſt noch recht rüſtig, ſtand der Pflege dieſer Kinder und dem wirthſchaftlichen Fache dieſes beweglichen Haushalts vor.

Die Landräthin, in ihrer beſchaulichen Stille intereſſirte ſich für dieſe theatraliſche Welt in einer Nußſchale, ihrem Zimmer nebenan. Sie bedauerte die Anſtrengungen der Actrice, ſie bemitleidete die armen Kinderchen, die doch dabei verſäumt werden müßten. Wenn die Mutter im tragiſchen Kothurn auf und nieder ging und ihre Rolle einübte, ſaßen die Kleinen im hohen Graſe vor dem Hauſe und ſpielten harmlos mit Blumen. Dann weilte Elfriedens Blick mit Wehmuth auf ihnen. Sie dachte, noch freueten dieſe Unſchuldigen ſich der Natur; doch einſt, zu dem Looſe ihrer Abkunft beſtimmt, würden ihre natürlichſten Gefühle ſchweigen müſſen, und die Kunſt ſie nach Brod gehen heißen.

Der Wunſch, ein Kind zu beſitzen, ließ in Elfriedens Glück, in ihrem Herzen ſelbſt eine ſchmerzliche Lücke; hier war die Segnung, welche ſie vergebens vom Himmel erflehte, einer Mutter doppelt zugetheilt, die dieſem heiligen Beruf nicht leben konnte, und der das kleine Pärchen vielleicht nicht wenig zur Laſt war. Doch zu ihrer größten Verwunderung ſollte ſie bei näherer Bekanntſchaft erfahren, daß es ſich anders damit verhielte.

Die Landräthin war oftmals unfreiwillig Ohrenzeugin eines Gezänks, wobei Herr Sommny ſich gleich dem Richard Wanderer gehabte, nur weniger gemüthlich — und mit kräftigen Citaten um ſich warf. Der Sanftmuth nach, womit Madame die rohen Aeußerungen ihres Mannes hinnahm, vermuthete Elfriede, er müſſe ein Recht zu dieſen Vorwürfen haben. — Eines Tages, nach einem heftigen Auftritt zwiſchen den Eheleuten, trat die Mutter der Schauſpielerin in die Nebenthüre, die Landräthin um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, und ſagte, gegen die Wand winkend, mit dem Gleichmuthe der Gewohnheit und eines gefeſtigten Nervenſyſtems, „ſie führen den häuslichen Zwiſt da drinnen öfter auf, als eben nöthig wäre. Ja, wo keine Gelegenheit zu Streit iſt, da ſchafft man ſich welche an, und keine kinderloſe Ehe darf auch nicht immer als ein Unglück angeſehen werden. Es giebt etwas um die Kinderchen. Der Schwiegerſohn möchte ihrer gern los ſein, und meine arme Tochter weigert ſich.“

„Los? ſeiner Kinder?“ fragte Elfriede ſo erſtaunt als empört.

„Nun ſeine Kinder ſind es nicht,“ antwortete Jene,

„ungeachtet ich dem Sommny, der ein unausſtehlicher Menſch
iſt, damit nicht helfen will.“

Die Landräthin erröthete und ſchwieg.

„Doch meiner Tochter gehöken ſie auch nicht,“ fuhr die
Mutter beſorgt für die Ehre derſelben fort, „ſie ſind fremdes
Eigenthum, und nur gleichſam aufgehobene Pfänder der
Freundſchaft.“

„Und Madame Sommny entäußert ſich ihrer nicht?“
fragte Elfriede mit ſteigender Achtung, und indem ein Ge-
danke in ihr aufſtieg.

„Nein,“ entgegnete die Mutter, „ſie ließe ſich wohl eher
von dem Manne ſcheiden. Sehen Sie, gnädige Frau, das
war ſo.“ Geſchmeichelt von dem Intereſſe ihrer Zuhörerin,
begann die Alte zu erzählen. „Die Heirath meiner Tochter
war, ſo zu ſagen, ein Genieſtreich — und durchaus gegen
meinen Willen. Was wollte ich aber machen? Die Liebe iſt
nicht allein blind, ſondern auch taub, ſie hört auf keine
Warnung. Wir waren damals in“ — die Mutter nannte
eine Seeſtadt. „In ihrer erſten Entbindung kam meine
Tochter mit Zwillingen nieder, und die Kinderchen waren ſo
ſchwächlich, daß ihr bloßer Anblick erbarmte. Meine Tochter
marterte ſich unſäglich ab mit der Pflege der armen Würmer.
Sie iſt die Stärkſte auch nicht, das tragiſche Fach greift an —
und wo könnte eine Schauſpielerin ſich halten? Sie mag
Wöchnerin ſein oder nicht, der Tag fordert ſein Recht. Der
Regiſſeur mußte Geduld haben, das Repertoir ward oft
geändert, meine Tochter war zweimal auf dem Theater ohn-
mächtig geworden, und für dergleichen Schauſpiel werden
die Logen nicht gemiethet. In dieſer Angſt kam uns eine
ſonderbare Fügung zu Hülfe. Neben uns wohnte ein fremder
Herr mit ſeiner Frau, die ich dem Anſehen nach für ſeine

Tochter gehalten. Die Dame war engelſchön, blutjung, und ſchon ein Mütterchen in Hoffnung — der Mann ſchien bedeutend älter zu ſein, und ſah, ich will nicht ſagen verlebt, aber doch ein wenig erloſchen aus. Doch war er das Licht ihrer Augen — ſolch eine Liebe! man hat gar keinen Begriff davon. — Die Fremden lebten ſehr eingezogen, und warteten nur einen Zeitpunct ab, um über See zu gehen. Sie hatten häufig das Theater beſucht, und meine Tochter von dorther kennen gelernt, und es war ein freundſchaftlicher Umgang zwiſchen den beiden Frauen entſtanden. Einſt nun kommt die Dame zu meiner Tochter, da ſitzt ſie und reiht Perlen an Schnüre, und tauſendfältig rollen ihre Thränen dazwiſchen; denn unſere Zwillinge ſchwebten zwiſchen Leben und Sterben, und den folgenden Abend ſollte eine große Tragödie gegeben werden. Das dauerte nun dieſe Engelsſeele und ſie ſpricht: „Ich trete für ſie ein, Madame Sommny! laſſen Sie mich den Regiſſeur ſprechen. Geſagt, gethan. Sehen Sie, die Fremde ſpielte, als wäre ſie auf den Brettern groß geworden, Jedermänniglich erſtaunte. Zwei Monate hindurch vertrat ſie meine Tochter, indeß dieſe ihre Gage unverkürzt bezog. Sie konnte nun ihre Kindlein ruhig begraben, den erſten Schmerz ausſchluchzen und ein Bischen Kräfte ſammeln. Die fremde Gaſtſpielerin, von der Niemand zuvor gehört, fand ungeſtümen Beifall. Man warf ihr Kränze zu, machte Verſe — denn ihr Talent war für eine Privatperſon außerordentlich, und ihr Edelmuth blieb auch nicht verſchwiegen. — Doch war ihr dies wohl ſchwerlich an der Wiege geſungen worden, denn die Dame wie ihr Gemahl, ſchienen vornehmer Abkunft zu ſein. Man hat ſo einen Blick dafür, wenn man viel unter Menſchen lebt.“

Die Landräthin fragte mit zitternder Stimme nach ihrem

Namen; die Mutter der Madame Sommny nannte einen unbekannten.

„Es iſt jedoch ein elend jämmerlich Ding um der Menſchen Gunſt!“ mit dieſer alltäglichen Bemerkung ſetzte die redſelige Frau ihre Erzählung fort, „die gute Dame mußte ſich nun ſelbſt inne halten — meine Tochter war jetzt im Stande zu dem Debut; aber ſie fand die ehemalige Stimmung unter den Zuſchauern nicht mehr.“

„Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich Sie nochmals unterbreche,“ ſagte Elfriede in hörbarer Spannung, „können Sie ſich wohl noch erinnern, welche Tragödie es war, in der jene Dame zuerſt auftrat?“

„Dächte ich doch,“ antwortete die Frau mit ſinnender Miene, „es wäre Emilia Galotti geweſen. Unſer Eins vergißt, was geſtern geſpielt worden. Oder war es Romeo und Julie? — Nein! ich wollte ſchwören, daß es Emilia Galotti war.“

Die Landräthin ſtieß einen Seufzer über dies treuloſe Gedächtniß aus; und die Frau, welche dieſen zweifelhaften Umſtand für unerheblich halten mochte, kam auf gewiſſe Rückerinnerungen zurück, die ihr gegenwärtig geblieben, und deren Vortrag ſie mit Wärme folgendermaßen fortführte. „Hat das Publicum in Betreff ſeiner Lieblinge einmal Einſchub angenommen, ſo iſt es mit ihnen vorbei, und ſie haben für immer das Nachſehen. Die Direction kündigte meiner Tochter unter einem nichtigen Vorwand, der fremden Dame wurden unter der Hand hohe Anträge gemacht, die ſie mit Stolz abwies. So war ihre Gütigkeit zum Schaden meiner Tochter geweſen! — Einige Zeit darauf ward auch ſie von Zwillingen entbunden — es war ein geſegnetes Jahr. Jetzt kamen Briefe, es mußte eine wichtige Bewandtniß mit ihnen haben, der fremde Herr ſtrebte fort, und die zarte Frau befand ſich in ängſtlicher Unruhe, der Arzt hatte erklärt, die ſchwachen Kinderchen würden die Reiſe zu Waſſer nicht aushalten. Sie mußte meiner Tochter mehr von ihren Verhältniſſen entdeckt haben, denn dieſe erbot ſich, die Kleinen da zu behalten, und ihrer treu zu pflegen. Der fremde Herr ließ eine anſehnliche Summe als Alimente zurück, die er zu erneuern verſprach, wenn er in zwei Jahren nicht zurückkehrte, ſeine Kinder abzuholen. Dieſer Betrag half nun den Meinigen aus großer Verlegenheit. Aber dieſen Abſchied will ich nicht vergeſſen! — eine Mutter ſcheidet doch ſchwer — —“ die Frau ſtockte und trocknete ſich die Augen.

„O Julie!“ dachte Elfriede, ihr Herz ſchlug mächtig, ſie hatte ihre Kinder verlaſſen müſſen, troſtlos, wie ſie die Mutter verließ!

„Und haben ſie ſeitdem keine Nachricht von den Eltern Ihrer Pfleglinge erhalten?“ fragte die Landräthin, und ihr Athem ſtockte bei der Frage.

„Keine!“ antwortete die Mutter der Schauſpielerin mit völlig abgeſchloſſener Hoffnung. „Wir können nicht anders glauben, als daß ihnen ein Unglück zugeſtoßen ſei. Das Geld iſt nun verzehrt, und die Kinder, ein freſſendes Capital, ſind uns geblieben. Da kann man es dem Sommny auch nicht grade verdenken, wenn er manchmal murrt. Aber bitte, gnädige Frau, ſagen ſie meiner Tochter nichts hievon, was ich Ihnen erzählt habe.“

Welche Wichtigkeit lag für Elfrieden in dieſer zufälligen Mittheilung! Sie zweifelte nicht, die vornehme Gaſtſpielerin wäre Julie geweſen; ihre Kinder lebten in der Nähe der Gnade eines rohen Menſchen, wie dieſer Sommny, und von ſeiner Scheelſucht mit feindſeligem Blicke angeſehen. Bei dieſem Gedanken blutete der Landräthin das Herz, und zagte in Zweifeln; denn es hatte keine andere Gewißheit, als welche auf einigen Combinationen und dem einfachen Gefühle beruhete, welches ihr ſagte, dieſe Umſtände paßten zu dem Geſchick ihrer Schweſter. Konnte dies jedoch nicht auch anders ſein? —

Nachdem Elfriede mit ſich ſelbſt zu Rathe gegangen, machte ſie der Schauſpielerin den Vorſchlag, ihr eines dieſer lieblichen Kinder zu überlaſſen.

Madame Sommny hatte die Landräthin unter dem Gedränge von Hausgenoſſen mit einer ſo zarten Aufmerkſamkeit ausgezeichnet, welche dieſe, ſeit ihr der Aufſchluß jener Geſchichte geworden, weniger den nachbarlichen Näherungen als ihrer Ahnung zuſchrieb, vermittelſt deren ſie in ihr die Schweſter ihrer Freundin erkannte. Durch die ewig häuslichen Mißhelligkeiten auf einen Punct gebracht, der dieſem Verlangen Elfriedens günſtig war, ging die Schauſpielerin unter der Bedingung darauf ein, daß die Gräfin Dohna es ſich gefallen laſſen wolle, das Kind als eine anvertrauete Pflicht, und nicht als ein übernommenes Recht zu betrachten, weil früher oder ſpäter ein näheres daran geltend gemacht werden könnte.

Die Landräthin ſtellete ſich damit zufrieden und es anheim, welche von beiden Pfleglingen ihr zufallen ſolle. Hier aber zeigte ſich ein Kampf in der mütterlichen Stellvertreterin. „Ich kann nicht entſcheiden oder wählen,“ ſagte Madame Sommny in ſchmerzlicher Unſchlüſſigkeit.

„Nun, ſo laſſe das Loos entſcheiden!“ ſchlug ihre Mutter vor, und machte ſogleich Anſtalt dazu. Madame Sommny wendete ſich ab, als die beiden Unſchuldigen an den verhängnißvollen Griff nach dem Looſe ihrer Zukunft gingen, und wir wiſſen, wie es Iſolden auf das lieblichſte gefallen ſei.

Nach reiflichem Ueberlegen beſchloß die Landräthin, ihrer Mutter zu verſchweigen, was ſie hinſichtlich Juliens muthmaßte. Die Generalin — dies ſah ihre Tochter wohl ein — durfte kein Wort von jener Schauſpielergeſchichte erfahren, wenn ihr unterdrücktes Gemüth nicht aufgeregt, und die Reſignation nicht gewagt werden ſollte, welche einen traurigen Frieden über dies öde Leben verbreitete. Elfriede durfte die ſchwer errungene Ruhe ihrer Mutter nicht auf ein ungewiſſes Vielleicht ſetzen, und eben ſo wenig in die Aufnahme des fremden Kindes irgend einen Zwieſpalt der Empfindung bringen. Aber dem Gemahl eröffnete ſie, nach liebender Frauen Weiſe, was ihr Herz erfüllte, und er billigte es der Klugheit ſeiner Gattin, daß ſie geheim halten wolle, was nun einmal nicht zu beweiſen möglich war. Ihm ſelbſt ſchien es nicht ſo ganz wahrſcheinlich, daß jene Fremden Palm und Julie geweſen ſeien. Sein Verſtand zog die Folgerungen; das Herz hat aber eine andere Logik, und in einem feinen weiblichen Gefühl tauſendmal die richtigere.

Die Einführung der kleinen Iſolde war nun vorüber, und die Generalin ſah mit Wohlwollen das Kind zu jeder Zeit und Stunde um ſich. Alexander kam jetzt aus dem elterlichen Hauſe, einem Grundſatze ſeines Vaters zufolge, nach welchem Knaben nicht frühzeitig genug in die Schule der Welt geſchickt werden können. Die Kleine, an geringe Anſprüche gewöhnt, füllte zwar die Lücke nur mit Stille aus, aber ſie beſchäftigte doch die Sorgfalt der Mutter nicht minder wie ihr Nachdenken.

Es gab einen rührenden Anblick, den kindlichen Dienſteifer der zarten Iſolde für die Generalin zu ſehen, als fühlte die Kleine, daß die Liebe, welche ſchuldloſen Seelen ſonſt wie eine Gabe der Götter zufällt, hier erworben werden müſſe. Sie lauſchte der ſchweigſamen Dame jeden Wink, jeden Wunſch an den Augen ab, und ſaß am liebſten zu ihren Füßen.

Die Generalin hielt nicht Stand gegen dieſe zärtliche Anhänglichkeit. Sie fühlte ſich davon überwältiget, und etwas Aehnliches jener Schwachheit, als welche ſie einſt für Julie gehabt. Doch eingedenk ihrer Erniedrigung durch dieſe vorgezogene Tochter, wehrte ſie ſich gegen die hinreißende Liebe dieſes Kindes, und ſchob einen ſtarken Riegel vor ihr Herz. Sie fürchtete, ſich noch einmal ſelbſt zu verlieren. So durfte, ihrem ausdrücklichen Verſagen nach, Iſolde die Generalin auch nicht Großmutter nennen, wie natürlich dies auch zu dem Verhältniß des Kindes geſtimmt hätte. Elfriede ſeufzte heimlich über dieſe Härte und Strenge ihrer Mutter, welche doch nichts anderes war, als die weichherzige Furcht, mit dieſem Namen auch der Schwäche, die gewöhnlich auf ihm laſtet, nachzugeben. Als ob die Stimme der Liebe ſich in der fremdeſten Benennung verleugnete! Ihr Klang rührt in jeder Form an das Herz. —

Ein Briefwechſel war zwiſchen der Landräthin und Madame Sommny verabredet worden, der von Seiten der Erſteren auch pünctlich begonnen und fortgeſetzt wurde, zuerſt ſäumige Erwiederung, und bald genug gar keine mehr fand. Die Schauſpielerin hatte ein entferntes Engagement angenommen, dies dann quittirt, um noch weiter zu gehen. So wußte die Landräthin ihren Aufenthalt gar nicht mehr, und mußte erſt eine Anzeige davon erwarten, und da dieſe nicht erfolgte, ſo glaubte Elfriede, Madame Sommny wäre geſtorben. Vielleicht liebte die Landräthin ihr Pflegekind nur um ſo mehr, als der Beſitz deſſelben ihr auf keine Weiſe verſichert war. Eben ſo wenig konnte ihr mütterliches Gefühl für Iſolde je zu der Gewißheit kommen, ob es auf ein Naturrecht, oder nur auf die Gunſt der Gelegenheit gegründet wäre; aber nichtsdeſtoweniger ruhete es tief in dem treuen Herzen der trefflichen Frau.

Graf Dohna ſtarb in der beſten Kraft ſeines Lebens, und ward neben ſeinen Vater auf dem Friedhofe zu Greifswerda beſtattet. Das Haus der Generalin nahm ſeine vormalige Abgeſchloſſenheit wieder ein. Iſolde war beinahe erwachſen, als die Landräthin, nach einem kränklichen, nur der Pflicht geweiheten Daſein, ihrer Mutter zur letzten Ruhe voranging, und dieſer die Sorge für das Kind ihres Herzens allein überließ. Sie nahm das Geheimniß ihrer Vermuthung mit in das Grab.

An Elfriedens Sarge fühlte die Generalin den Unterſchied in der Trauer einer Mutter. Wie ſanft war der Schmerz dieſes Verluſtes gegen die Erfahrung, welche ihr Julie entriſſen. Sie durfte der Hingeſchiedenen nachweinen; Julie hatte ſich der Nachſicht ihrer Mutter als unwerth gezeigt. Der ehrwürdige Schall des Geläutes, der den Hingang einer Stillen im Lande verkündete, bewegte das Mutterherz in Wehmuth; aber ſeine Schläge ſtockten einſt, als das Gerücht von Juliens Flucht von Ohr zu Ohr lief. Jeder Mund, auch der Leumund, war des Lobes der Verewigten voll; doch auch die Beſten und Billigſten hatten ihre Schweſter tadeln müſſen. Um beide Töchter richtig zu würdigen, war Elfrieden die Ehre des Sterbens geworden; Julie, die lebend geſchieden, hatte ihrem Gedächtniß ein Andenken kränkender Schmach hinterlaſſen.

O! der Tod der Liebe iſt nicht ſchwer! Ein Leben in Entfremdung oder Haß iſt viel ſchwerer.

Jetzt wäre die Generalin fürchterlich einſam geweſen, hätte Iſolde ihr nicht kindlich zur Seite geſtanden. Auch Alexander hielt die Großmutter werth, und ſtürmte oft in den Kloſterfrieden ihres Hauſes. — Wir wiſſen unſere Leſer mit den Verhältniſſen deſſelben vertraut, und ſind nunmehr unſerer Erzählung bis auf den Punct gefolgt, wo ſich das Weitere ergeben ſoll.

Es war um die elfte Stunde. Die Muſik im Schloſſe hatte aufgehört, die Fenſter des Speiſeſaals, voll der hohen Verſammlung, ſchimmerten, und die übrigen Anwohner von Greifswerda genoſſen ſchon der Wohlthat des Schlafs, und mancher Arme auf hartem Pfühl ſchwelgte an der Göttertafel der Träume.

Iſolde ſtand am äußerſten Ende des Gartens, gegen die nächtliche Kühle verwahrt und doch durchſchauert. Das Pförtchen nach Außen war geöffnet. Sie lauſchte auf den Fluß hin. Es war einſam um das Ufer, jeder Wellenſchlag tönte, das Rauſchen eines Blattes ließ ſich vernehmen. Der Mond ſchwamm auf dem Waſſer, die Sterne funkelten in die feuchte Tiefe nieder, und die Nacht goß ihr heiligſtilles Licht über die Schatten der Erde aus.

Doch Iſolde war nicht ruhig, ihr Herz ſchlug ängſtlich vor der kommenden Minute. Wie ſollte ſie, ein ſchwaches Mädchen, auf dieſem ſpäten Wachtpoſten ſich nun gegen eine Annäherung vertheidigen, die ihr bange machte? Nur der Gedanke an die Generalin, die ſich jetzt ſchwerlich etwas von dieſem Vorgange träumen ließ, ermuthigte ſie, und ſelbſt das Bild des Geliebten und ſeiner Nähe mußte der Erwartung zurückſtehen, die Iſolde hier feſthielt.

Jetzt ein Geräuſch, ein Ruder plätſcherte — Iſolde fuhr zuſammen und wickelte den Mantel enger um die klopfende Bruſt. Sie ſtrengte das ſchöne, ſcharfe Auge an, richtig! ein Kahn zog die leuchtende Furche und glitt langſam daher. Der Mond trat hinter einem lichten Wölkchen hervor und ſchien auf das Fahrzeug, die Schifferin erglänzte, Iſolde erkannte Nelly. In des Kahnes Mitte ragte aufrecht ſtehend eine hohe Geſtalt, von einem weiten weißen Mantel umfloſſen, deſſen Helle ſich auf dem dunkeln Gewäſſer geſpenſtiſch ausnahm, als ob ein Geiſt aus den Fluthen geſtiegen wäre. Der Nachen legte an, Iſolde wagte in unſäglicher Beklommenheit einige Schritte vor, Nelly ſprang erhitzt und athemlos herbei und flüſterte dem Fräulein etwas zu, worauf ſie ſich eiligſt wieder entfernte. Nach einem kurzen, peinlichen Harren trat jener Reiſende im weißen Mantel in den Eingang des Gartens, und ſtand nun — das Schickſal in Perſon — vor der bebenden Iſolde.

Der Fremde war ein alternder Mann von großartiger Haltung und ſtark gebräuntem Geſicht. Er nahm die Reiſemütze ab, und die gebleichten Locken bedeckten noch in Fülle den Scheitel; der Kummer ſchien dem Geſchäft der Zeit in ihrer Färbung vorgegriffen zu haben. Iſolde, von einer wunderſamen Regung bewegt, ſchauete ihn mit einem Blick des Mitleids an. Es war ihr, als ob ſie mit dieſer Erſcheinung eines vergeſſenen Gegenſtandes anſichtlich würde, deſſen ſie ſich nun wieder erinnerte. Ihre Seele grüßte ihn vertraut; doch um alles in der Welt hätte ihr Mund keine Silbe vorbringen können.

Der Fremde faßte die junge Dame, welche ihm hier dies ſeltſame Rendezvous gab, ins Auge, ein Dritter würde bemerkt haben, er wolle ſie lieber in ſeine Arme faſſen — aber Iſolde ſah es nicht, und gläubig blickte ſie zu ihm auf. „Mein Fräulein,“ begann er, und es dünkte Iſolde, ſeine Stimme wankte —, „wie ſoll ich Ihnen für die Güte danken, daß Sie ſich der Ruhe berauben, Ihre zarte Weiblichkeit der Nachtluft ausſetzen oder irgend einem nachtheiligen Angriff, um — —“

Der Muth des ſchwachen Geſchlechts wächſt an dem Abnehmen des ſtärkeren. „Danken Sie mir nicht, mein Herr,“ antwortete Iſolde gefaßter, „es iſt die Beruhigung einer mir ſehr theuern Perſon, welche mich keine ſchädliche Möglichkeit ſcheuen läßt, und mich allein ihrem Wunſche willfährig machte. Sie bringen Nachricht aus Amerika, wie ich von Balthaſars Tochter erfahren. O ſagen Sie! lebt Julie, Gräfin Dohna noch? und — glücklich?“ —

Ein Moment dumpfen Schweigens erfolgte. Der Fremde ſeufzte.

„Dieſe Frage,“ erwiederte er, „giebt mir zu verſtehen, Juliens Verhältniß zu einem Manne, dem ſie ſich mit gänzlicher Hingebung anvertrauete, ſei hier nicht anerkannt worden. Jener Unglückliche, dem dieſer Engel lebte und ſtarb — bin ich ſelbſt!“

Iſolde wich zurück. „Allmächtiger Gott! ſagte ſie erſchrocken, „der Vicomte — Herr Palm — —“

Der Franzoſe neigte das Haupt und ſprach: „Laſſen wir Titel und Namen, mein Kind! Es iſt ſchwer genug, ein Menſch zu ſein, und gleichbedeutend, welche dieſer zufälligen Laſten man trägt. Ich habe den Rang meiner Väter vergeſſen; aber das ſchmählich vergoſſene Blut der Meinigen

Bayerische

dringt noch immer an dieſes alte Herz. Der Elende glaubt ſich frei jeder Pflicht, und ſogar im Recht gegen die Natur, wenn er ihre tiefſten Schmerzen empfunden. Es dürfte alſo übermenſchliche Kraft erfordern, einen Engel von ſich zu ſtoßen, der ſich ihm in ſolcher Oede zugeſellt und von der Schuld erlöſt, an Gott und der Menſchheit zu verzweifeln. Alles Glück, das ich Juliens Mutter geraubt, habe ich der Tochter wieder erſtattet, und dieſes Zeugniß iſt gewißlich wahr!“ Es lag eine Zuverſicht in dem Tone dieſer Rede, die erſchütternd auf Iſolde wirkte.

„Die arme Generalin!“ ſagte ſie, „es iſt ſonach beſſer, daß ſie nichts von Ihrem Hierſein erfährt, Herr Palm — wenn Sie denn ſo wollen. Jede Gemüthsbewegung iſt für dieſe morſche, mühſam zuſammengehaltene Kraft zu fürchten.“

Palm trat auf Iſolde zu. Er ergriff ihre Hand, ehe ſie es hindern konnte, und der Druck der ſeinigen drang dem Mädchen durch Mark und Bein. Er ſagte: „So hinfällig iſt die edle Frau? — Mein gutes Kind, möchten Sie doch geneigt ſein, mir einen Gefallen zu erzeigen! Himmel, welch ein armſeliges Wort wählte ich da, um die überſchwängliche Wohlthat anzudeuten, die ich von Ihnen begehre!“

„Worin könnte ich Ihnen dienen?“ fragte Iſolde wohlwollend; „ſprechen Sie doch! was ich irgend vermag, ſoll geſchehen.“

„Die Generalin“ — hob Palm an, und ſein Ton verrieth inneren Kampf, „ſchläft jetzt wohl, nicht wahr? — Was ich auch vorhin geſagt, das ihr zugefügte Leid zu beſchönigen, ihr Andenken zürnte mir, wenn nicht Schlimmeres noch, darüber war keine Täuſchung möglich. Das Bild der beleidigten Mutter drängte ſich zwiſchen mein Glück im

Beſitz ihres Kindes; ich hielt nichts ſicher, was mir am Herzen lag. Jede harte Erfahrung prägte ſich meinem Bewußtſein zu Strafe aus; denn die Nemeſis bezahlt mit gleicher Münze. Wo eine gebückte Alte mir begegnete, da dachte ich an die würdige Frau, die ich ſo tief gebeugt, und gab der Wiederhall den Namen Julie zurück, ſo war es mir, als riefe ihr die Mutter aus der Ferne. Als Julie nun todt war und meine Verhältniſſe ſich löſen ließen, trieb es mich über das Meer, eine Beſtätigung nachzuſuchen, die mir vor allem wichtig war, und dann hierher. Die Generalin lebte und war geſund, mit welcher Freude hörte ich das im Fährhauſe. So hatte der Gram um die Verlorene ſie nicht getödtet, noch an ihrem Leben gezehrt. Sie würde zu verſöhnen ſein, ſagte mir mein Glaube. Doch ehe ich um dieſen Segen ringe, laſſen Sie, mein gütiges Kind, gewähren Sie mir dieſe Bitte, laſſen Sie — mich die Schlafende ſehen!“

Iſolde entſetzte ſich vor dieſer Zumuthung. Sie entgegnete: „Die Frau Generalin hat einen leiſen Schlummer, es könnte ihr Tod ſein, wenn ſie zu dem Anblick ihres —“ Iſolde ſtockte —

„— ärgſten Feindes erwachte, ſagen Sie es nur heraus!“ ſprach Palm und lächelte ſchmerzhaft. Dann fuhr er dringend fort: „Bitte, mein beſtes Mädchen! Sie verſagen dem Armen ſchwerlich eine Gabe, gönnen Sie dem Bedürftigſten von Allen dieſen kleinen Troſt. Im Schlafe iſt Beſchwichtigung — ich werde Muth ſchöpfen, dem Zuge meines Herzens zu folgen, habe ich die Züge, vielleicht vertieft vom Griffel herzdringender Kränkung, vorerſt beſänftiget geſehen, und die Augen geſchloſſen, welche ſo heiße Thränen über mich geweint.“

Iſolde fühlte ſich bezwungen. Es lag etwas in dieſem Verlangen, was über ihre Unſchlüſſigkeit ſiegte, und ſie beſtimmte, ihm zu gehorſamen, obgleich ſie es für gewagt und unſtatthaft fand. —

Schweigend gingen Beide in das Haus. Palm dämpfte den Schritt, nur der Mantel raſſelte ein wenig; Iſoldens Fuß berührte den Boden kaum. Sie ſchlich behutſam voran. Jetzt waren ſie an der Thür des Schlafzimmers, die ſtand offen, zur Fürſorge, wenn der alten Dame etwas zuſtieße. Die Generalin ſchlief ſanft und tief, ihr Athem ſäuſelte hörbar. Sie lag, die Hände gefaltet, ſo weit ſeitwärts, daß die Gardine des Bettes ihre Nachthaube ſtreifte, und die grüne Falte mit ihrem ſeidnen Blaß dies farbloſe Geſicht noch bleicher erſcheinen ließ. Ein friedſam geiſtiges Lächeln, wie es Geſtorbene verklärt, war in der ernſten Miene, und der Carniol des Siegelringes blinkte im Dämmerlicht der Schirmlampe.

Palm blieb auf der Schwelle, und Iſolde deckte ſeine Stellung. Sie hörte ihr Herz ſchlagen. Er blickte ſtarr auf das Schlummerbild, welches ſeinem Gefühl etwas Heiliges hatte, ſeine Lippen zuckten, vielleicht im Verſuch eines Gebets, er beugte ſein Knie an dieſem Altar der Ruhe Jetzt regte ſich die Matrone und redete im Traum: „Meine Julie! weiche nicht vor mir — ſieh! ich bin gut“ — die Stimme erloſch in einem Seufzer. Iſolde zog ſich leiſe zurück und ihren Gefährten mit ſich fort.

Im Vorſaal brannte Licht, der Gäſte wegen, die zurück erwartet wurden; das Wohnzimmer aber war nur durch einen zweifelhaften Mondſchein erhellt. Hier ließ Palm den Mantel fallen und jede Hülle des Geheimniſſes. Er ſelbſt fiel Iſolden um den Hals und ſprach faſt ſchluchzend:

„Mein Kind, mein theures Kind! ſo wiſſe es denn, Du biſt meine Tochter, Iſolde! Sei ſtark, mein Herz! du haſt Todesängſte ausgehalten, jetzt wolle mir vor Freude nicht brechen!" Der ſtarke Mann wankte und weinte in den Armen des zitternden Mädchens.

Iſolde wußte nicht, wie ihr geſchah. Sie konnte den Zuſammenhang dieſer Angabe nicht faſſen. Der Vater aber überzeugte ſie, und entwickelte hierauf, was unſere Leſer ſchon wiſſen. „Was hat es mich gekoſtet," ſchloß Palm ſeine Erzählung, „Zeit, Mühe, Geld, zu erforſchen, daß meine Kinder leben. Fremde Quittungen über große Summen, die wir geſendet, hatten uns getäuſcht, die Zwillinge der Sommy's wären geſtorben, womit nicht die angenommenen, ſondern die leiblichen gemeint waren. Und während der verlorenen Jahre führte ein wunderbares Walten der Vorſehung Dich in dieſes Haus zu Deinen Verwandten, daß Du die Freude, die Pflegerin der verlaſſenen Mutter würdeſt. Wo aber werde ich Emmy finden?"

Iſolde, im Entzücken jener Vorſtellung, überhörte dieſe väterliche Frage; auch rollte der Wagen der Sängerin vor, und unterbrach für eine Weile dies Zwiegeſpräch. Palm horchte zerſtreut auf das Geräuſch ihrer Ankunft, und ſchwieg lange. Endlich, da alles wieder ſtill geworden war, trat er an ein Fenſter, und zog Iſolde innig an ſich. „Welch eine ſchöne Nacht!" ſagte er begeiſtert, „wie klar, wie kühl, für jede dunkle Erinnerung, für jede brennende Wunde! — Dort, ein wenig vom Monde beſtreift, neben dem finſtern Gebüſch des Parks, kommt die Hofcaplanei zum Vorſchein, über dieſen gelben Raſen iſt Juliens Fuß ſo oft geſchwebt — hier ſteht der alte Petrus noch, der mit ſeinen klangloſen Schlüſſeln uns den Himmel öffnete, denn er war Zeuge unſeres Bundes. Alles unverrückt, ſo wie ſonſt — nur der Menſch wankt im Wechſel der Geſchicke und muß der Nothwendigkeit weichen.“

Iſolde ſchmiegte ihr Köpfchen an ſeine Schulter, und ließ ſich von ihrer Mutter erzählen. Ein Schatten kam hurtig über den Platz auf das Haus zu. Iſolde ſah nur einen Augenblick lang, wie er ſich drohend ſtreckte, dann hörte ſie die Thür eben nicht geiſterhaft öffnen und Alexanders Gang auf der Treppe. Sie eilte hinaus. Er glühete. „Ich hoffe,“ ſagte er mit barſcher Stimme, voll eiferſüchtiger Furchtſamkeit, „ein Blendwerk der Hölle hat mich geäfft, Iſolde. Ich ſah Dich in eines Mannes Arm, ihm zugeneigt auf eine Weiſe, die mein Blut ſieden machte. Es kann nicht weit von Zwölf ſein — ſo war es vielleicht die Spiegelfechterei eines böſen Geiſtes, ein Phantaſieſtück in Hoffmann's Manier, denn Dein Buhle ſchien ſchwärzlich wie der Teufel.“

„Gott behüte und bewahre!“ ſagte Iſolde, von dieſer Wildheit geängſtet; „ſprich leiſe, Lieber! und verhalte Dich ſacht, daß wir den Schlaf nicht ſtören. Du haſt ganz recht geſehen — welch ein Blick, Alexander! Höre doch nur erſt — der Mann war mein Vater.“

„Dein — Vater?“ ſtammelte der Uhlan, „und der wäre wie ein Mondſtein vom Himmel gefallen? Ich bin doch nicht betrunken? — Nein! dieſe Wände ſtehen wahrhaft feſt, es flimmert mir nicht vor den Augen, ich erkenne alles ganz wohl, das iſt Dein ſüßer, ſchöner Mund, der mir ſo etwas vorlügt. Oder wüchſe der Wein des Fürſten vielleicht am Spalier eines Irrenhauſes?“

Iſolde theilte ihm in Eile und Kürze mit, was ihn ihrer Ausſage wie ſeiner ſelbſt gewiß machte. „Nun bitte ich Dich noch" — ſetzte ſie hinzu, „nimm den Vater mit zu Dir hinauf und herberge ihn bis morgen. Wir wollen jedes Geräuſch vermeiden, bevor der Tag laut wird, denn die Nacht iſt Niemands Freund. Gott wird dann wohl weiter helfen."

Alexander wollte nun auf der Stelle ſein ſchnödes Urtheil gut und die Bekanntſchaft des Oheims machen; aber Iſolde drängte ihn abſeits. Er ſchloß das Mädchen leidenſchaftlich in ſeine Arme, und fragte mit zärtlichem Spott: „So biſt Du wirklich meine Couſine und ſogar eine kleine Vicomteſſe von Geblüt?" Iſolde nickte. „Und die Generalin," ſprach ſie, „darf ich jetzt mit vollem Rechte Großmutter nennen, ich mag nun Deine Frau werden oder nicht."

„O in dieſer Alternative iſt Gleichgültigkeit," ſagte Alexander empfindlich. Da gab Iſolde ihm ſtatt der Antwort mit ſanften Lippen einen Kuß zurück, und er fühlte ihre Liebe und ſein Glück.

Ehe Palm den Bitten ſeiner Tochter nachgab, und ſich in das Gaſtſtübchen des unbekannten Neffen zur Ruhe verfügte, ſagte er: „Eines Vermächtniſſes will ich mich entledigen." Er nahm aus der Bruſttaſche des Mantels ein länglich rundes Etui von äußerſt feingeflochtenem Baſt, woraus er einen Gegenſtand zog, den er in Iſoldens Hand legte. Es war ein Vögelchen, ein Colibri. „Sieh, mein Kind!" begann der Vater, „dieſer kleine Südländer war der Liebling Deiner Mutter; er pickte noch auf ihre Stirn, da ſie verſchied, und trank ſich an dem kalten Honigthau dieſer erbleichenden Blume ſelbſt den Tod, denn er ſtarb an demſelben Tage." —

Iſolde drückte das zarte Gefieder an ihre Wange, und erſchauerte unter dieſer Berührung. Sie fühlte ein körperliches Mittel zwiſchen dem Geiſte der Mutter und ihrer kindlichen Sehnſucht.

„Wir wollen ihm ein warmes Neſtchen geben" — ſagte ſie leiſe mit bewegter Stimme, und brütete im Inſtinct der Ahnung über einem Gedanken.

Auf der zierlichen Garnwinde der Generalin war eine offene Schale von Elfenbein befeſtiget, den Knäuel hineinzulegen; darin war abgegangener Flaum der Vicogne beſeitiget, und auf dieſes lockere Lager verſetzte Iſolde den kleinen Leichnam. Dann ging der Vater, ein wenig auszuruhen, denn er war ſehr erſchöpft. Seine Tochter aber blieb wach. Sie ſchwang die reine Seele in betender Inbrunſt auf, und flehete Verſöhnung. Gott erhört, die ihn in Wahrheit anrufen, und der ewige Mittler neigt ſich der Liebe zu, die ihn ſucht! Er erlöſet von jedem Uebel immerdar, und ſeine Wunderkraft wirkt fort und fort in denen, die an ſeine Hülfe glauben und mit vertrauender Zuverſicht heilig darauf hoffen.

Der Morgen nach dieſer verhängnißvollen Nacht erwachte ſchön und heiter. Ein Schimmer von roſiger Helle — noch war die Sonne nicht ſo hoch — erfüllte das Zimmer, wie ein holdes Verkünden dem Licht der Erſcheinung vorausgeht. Iſolde ordnete mit unſtäten Fingern den Bedarf zum Frühſtück, da trat die Generalin aus ihrem Schlafgemach. Sie ſah auffallend bleich aus, doch freundlich wie verklärt.

„Welch ein herrlicher Tag wird das werden!" ſagte ſie nach dem empfangenen und erwiederten Morgengruß, und ſchauete ſinnend hinaus in die blaue Höhe, an der ſich purpurne Fahnen entfalten, als wolle der Himmel heute einen Triumph feiern. Und Iſolde dachte: „Wenn Du wahr ſprächeſt!“ In Gedanken vertieft, ſchmälerte die Generalin ſelbſt ihr gewöhnlich kleines Maß von Genuß, und als Iſolde beſorgt nach der Urſache fragte, antwortete die Matrone: „Wer Nektar gekoſtet, verſchmäht Kaffee und Kuchen. Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt, den muß ich Dir erzählen, Iſolde. Tauſend Erinnerungen waren geſtern durch meine Seele gezogen, alles Ferne trat zu mir heran, es war mir, als hätte eine unſichtbare Hand den tiefſten Verſchluß meines Herzens geöffnet, und fremde Gefühle nähmen es in Beſitz. So war es vielleicht nur eine Gedankenfolge dieſer Aufregungen, daß mir träumte, ich ruhe auf meinem Lager und eine dunkle Geſtalt ſtände neben mir. Sie winkte, ich folgte ihr. Wie leicht waren meine Glieder! jede Schwere, jede Müdigkeit daraus verſchwunden — ſo wird es uns ſein, wenn wir dieſen Erdenleib abgelegt haben. — Ich fand mich in einer himmliſchen Gegend. Berge leuchteten in unbeſchreiblichem Glanz, ein morgenländiſcher Hain kränzte Wieſen, die der Frühling reizend beſäet hatte. So blüht keine irdiſche Roſe! — Der Aether war ein farbiges Meer, prächtige Vögel ſpielten wie Edelſteine in den Lüften, und ſchneeweiße Täublein girrten am Boden. Meine Augen waren trunken, und ſuchten einen ſchattigen Ruhepunct. Da trat Julie — ich habe ſie leibhaftig geſehen, Iſolde — unter den Palmen hervor. Seltſam, daß ich mir meine Tochter, die jetzt eine Frau von vorgerückten Jahren wäre, nie anders habe denken können, als in ihrer erſten Blüthe. Auch hier war ſie jugendlich ſchön, nur eine leiſe, ich möchte ſagen, eine göttliche Traurigkeit war über ihr liebes Geſicht verbreitet. In ihrem Blick, als ſie mich erkannte, war eine bittende Sehnſucht, und die Arme hoben ſich — — —"

„O Iſolde!" fuhr die Generalin nach einer Pauſe mit wankender Stimme fort, „da habe ich gefühlt, daß unſere Trennung nur ein Traum war. Ich empfand die nahe Wiedervereinigung mit meinem Kinde, ich empfinde ſie noch, und will dieſen Troſt feſthalten. Ich war mir dämmernd eines langen Zeitraums bewußt, der zwiſchen uns läge, und hier war es ein kleines, grünes Feld, und meine Thränen hingen wie Thau an dieſen ſeligen Blumen. — Nein, Mutterliebe iſt unvergänglich. Ich glaubte mich zu verſteinern gegen ihr Andenken, ich nahm den Haß zu Hülfe, und vergaß, daß der Menſchen Thun ja auch nur Gottes Werk iſt und unter ſeiner heiligen Zulaſſung zu unſerm Beſten geſchieht. Wenn wir das nie vergäßen, dann wären wir fähig, unſern Schuldigern zu vergeben, wie wir bitten, daß uns vergeben werde. Iſolde, wie hieß doch der Vers, den Du jüngſt laut ſagteſt?"

Iſolde, welche in tiefer Ergriffenheit die Rede der Generalin gehört hatte, ſprach die Göthe'ſchen Strophen: „Der Haß iſt eine läſt'ge Bürde! er ſenkt das Herz tief in die Bruſt hinab, und legt ſich wie ein Grabſtein ſchwer auf alle Freuden. — Doch überwiegt das Leben alles, wenn die Liebe in ſeiner Schale liegt!" —

„Ja," ſagte die Generalin, indem ſie ſich in ihren Armſeſſel niederließ, „das iſt ſo wahr als ſchön. Seit mir träumte, ich ſähe den Himmel offen, erſcheint mir alles in einem andern Lichte. Es nimmt mich Wunder, daß ich ſo ſchwer getragen, da ich es hätte leichter haben können. Ein Fels iſt von meiner Bruſt gerollt, der Stein gewälzt von der Thür meines Herzens, und die gemarterte und geſtorbene Liebe geht als ewiges Leben wie ein Gott aus ſeinem Grabe hervor. Ich bin wie von einem Seelentode auferſtanden, und habe nun Friede mit der Welt. Auch dem, der mich unter allen Menſchen am meiſten gekränkt, ſelbſt ihm verzeihe ich!" —

Bei dieſen Worten ſtrahlte die Herbſtſonne in das Zimmer und webte auf Juliens Bilde. Die Generalin hatte ſich die kleine Garnwinde näher gerückt, ihre tägliche Arbeit zu beginnen. Die Vicogne glänzte wie ſilbernes Haar, in der elfenbeinernen Schale ſchillerte es bunt wie Smaragd, Saphir und Rubin, und ein paar winzige Corallenäuglein blickten todt und ſanft in das blaſſe Angeſicht der Matrone. „Was iſt das?" fragte ſie befremdet, und ſtarrte hin. Da trat Iſolde ſchwanken Schrittes heran, hob das Vögelchen aus der Wolle, legte es in den Schooß der Generalin und ſprach: „Ein kleiner geflügelter Bote aus Amerika, der, obgleich verſtummt, viel von Julie zu erzählen wüßte."

„Gott!" rief die Generalin beſtürzt, „wie kommſt Du zu dem Colibri? Von Julie? ſprich! o halte mir keine Silbe, die ſie beträfe, nur um die Dauer einer Secunde vor!"

„So hätten Sie Kraft," fuhr Iſolde mit unterdrückter Stimme fort, „Jemand zu ſehen, der Ihnen ihren letzten Gruß brächte? Juliens Tochter, oder — ihren Gemahl?"

„Ihren letzten Gruß!" wiederholte die Generalin, und eine erſchütternde Bewegung ward ſichtbar an der alten Frau. „Der Allwiſſende weiß es," ſetzte ſie hinzu, „er wäre meine erſte Freude ſeit langen leidensvollen Jahren. Julie hätte doch im Tode mein gedacht. Ihre Tochter? ob ich ſie ſehen will? wenn Du einſt Mutter ſein wirſt, Iſolde, dann denke dieſer Frage. Juliens Gemahl? — — nun er würde mich ſtark genug finden, das hoffe ich zu Gott — ſeinen Anblick auszuhalten.“

Iſolde verließ das Zimmer, und kam bald darauf mit Palm wieder. Sie eilte auf die Generalin zu, umſchlang ihre Knie und rief zwiſchen Schluchzen und Jauchzen: „Hier iſt Juliens Kind, geliebte Großmutter, das an Deinem Herzen aufwuchs, und dort ſteht mein Vater!“

Die Generalin wandelte doch eine kleine ohnmächtige Schwäche an. Sie lehnte erbleichend, als hätte der Todesengel ſie berührt, im Armſeſſel, und ihre erloſchenen Augen hingen an dem Vicomte, der, wie der Zöllner, geſenkten Hauptes von ferne ſtand. Seine alternde Geſtalt, die weißen Locken, dabei etwas Würdiges in ſeinem Anſehen, rührte die Matrone und regte ihr Mitleid an. Das war nicht das Bild eines Verführers, wie es ihr vorgeſchwebt; und mit dieſem Manne, der ſchon mehr ein Greis ſchien, konnte ſie einer jugendlichen Verirrung wegen nicht rechten. Eine Minute verging ſchwer und ſchweigend; während dieſes leiſen Schrittes der Zeit näherte ſich die Generalin jener Stärke an, die ſie vor weniger als einer Viertelſtunde als ihr eigenſtes Gefühl ausgeſprochen. Sie reichte Palm mit abgewendetem Geſicht die Hand. Er ſtürzte zu ihren Füßen, und bedeckte dieſe mütterliche Hand mit männlichen Thränen.

„Julie hat Sie geliebt!“ ſagte die Generalin mit ſchwacher Stimme, „wenn meine Tochter glücklich geweſen, dann iſt der Jammer ihrer Mutter vergeben und vergeſſen.“

In der Verſöhnung offenbart die Gottheit ihr ſeligſtes Geheimniß. Kein ſchönerer Tag war in dieſem Hauſe noch gelebt worden, und eine außerordentliche Freude löſte ſeine Regel auf; die Liebe iſt alles Geſetzes Erfüllung. Die Generalin ſaß und horchte, und hörte ſich nicht ſatt, da Palm von ſeiner entſchlafenen Gattin, von ihrem häuslichen Glück in einſamer Befriedigung erzählte. Julie war ihr aufs neue geſchenkt, ob ſie auch geſtorben war. Der Aufſchluß hinſichtlich Iſoldens zeigte ſich von minderer Wirkung auf die Großmutter, als ihre Enkelin dies erwartet hatte. Schwerlich konnte dieſe Entdeckung die Zärtlichkeit der Matrone für das Mädchen erhöhen, nur etwa unter eine verwandtſchaftliche Berechtigung ſtellen, und für jetzt ging alles Denken und Sinnen der Generalin in dem Durſte auf, von Ihm, der die Quelle ihrer Leiden war, Troſt zu ſchöpfen, um das Mutterherz zu erquicken. — Eine Scene anderer Art hemmte jetzt den Einfluß dieſer gewaltſamen Rührung. Alexander trat ein.

„Guten Morgen, liebe Großmutter!" ſagte er friſch und froh, „nicht wahr, dieſer Wunſch iſt Dir ſchon erfüllt! Gewähre nun auch den meinigen. Sieh! hier iſt meine Erwählte!" Er umfaßte Iſolde, und hob im ſteten Drange einer Kraftäußerung das Mädchen ein wenig in die Höhe.

Die Generalin öffnete die Augen weit. Sie ließ das Paradies einer wundervollen Natur, worin Julie gelebt, fallen, und den Waſſerfall dazu, in deſſen Nähe das Landhaus des Vicomte gelegen, um den Begriff einer Möglichkeit zu faſſen, die über ihren Horizont war.

„Iſolde?" fragte ſie mit Staunen und zögernd, „davon habe ich noch gar nichts gemerkt."

Ich ſelbſt habe es geſtern erſt gemerkt," antwortete Alexander liſtig, „und ſchon an einer ganz kleinen Lüge, daß ich ſie wahrhaft liebte."

Iſolde erröthete und blinzelte ihm ein Verbot zu.

Die Generalin ſchüttelte wie ungläubig den Kopf. „Wie iſt's mit Dir, Iſolde?" fragte ſie hierauf; „Du ſchlägſt den Wildfang aus? und läſſeſt ihn fahren — zu Kahne mit der kleinen Schifferin?"

„Nein, liebe Großmutter," erwiederte Iſolde mit dem vollen Ausdruck der Liebe, „ich ſchlage ein; mein Herz, mein treuer Wille ſoll künftig ſein Steuermann ſein. Auch wird er es mir zu Gefallen thun, und von nun an die Landſtraße kommen."

„Ein Luftſchiff wäre mir zu dieſem Zweck ſchon das Liebſte" — entgegnete der raſche Uhlan, und die Meinung ſchwankte, ob er damit ſeine Sehnſucht andeuten oder ein Verſprechen umgehen wollte, auf das er ſich nicht einzulaſſen ſchien.

„Du biſt ein Windflügel, mein Sohn," antwortete die Matrone mit einem Lächeln zärtlicher Bekümmerniß, „und könnteſt leichtlich aus Deinen Himmeln fallen. Für Leute Deines Schlages iſt Zögern Zuverläſſigkeit. Iſolde, Du wirſt ihn kurz halten müſſen. — Doch, Alexander, hier ſitzt der Vater, noch haſt Du ihn nicht gefragt. Ihm gebührt das Wort um die Braut."

„O mit dem Oheim bin ich bereits richtig," verſicherte der Neffe, und reichte dem Vicomte vertraulich die Hand, „er giebt mir die Tochter. Ein Soldat wirbt ſchnell."

„Nun ſo gebe Euch Gott langes Glück!" ſagte die Generalin gerührt.

„Ich empfange hier nur," ſprach Palm, „unverdiente Freude erfüllt mein Herz."

Aber auch das Herz der Matrone ſchwoll zu ſehr. Dieſe flüchtige Verlobung hatte ihre Kraft vollends erſchöpft. Sie bedurfte der Erholung um ihre Lebensgeiſter zu ſammeln, und bat, daß man ſie für jetzt allein laſſen möge.

Palm ging nach dem Schloſſe, ſich dem Fürſten vorzuſtellen; die Liebenden gingen in den Garten. Sie hatten ſich noch tauſend Dinge zu ſagen, und Nachmittags ſchon mußte Alexandèr fort.

Der Fürſt machte ſeinen gewöhnlichen Morgenſpaziergang, als der Vicomte ihm gemeldet ward. Er kam daher, ſein Schritt rauſchte langſam durch den Blätterſchutt des Herbſtes. Dieſer ſtolze Nacken war doch nun ein wenig gebückt, und er verbeugte ſich tief. Der Fürſt ſtand betroffen; es war ihm, als ſähe er einen Geiſt. Er ſchauete trüben Blickes in den Spiegel der Vergangenheit, und erkannte zum erſten Male, wie alt er ſelbſt geworden wäre.

„Das dachte ich nicht,“ ſagte er, „daß wir einander hienieden noch einmal begegnen würden. Romeo, der ſich unſerm Andenken ſelbſt getödtet, iſt ſeinem Grabe entſtiegen.“

Dieſer Vorwurf war der einzige, deſſen der wohlwollende Herr gegen einen Mann fähig war, der ſo ſichtlich das Gepräge ſchwerer Erfahrungen trug. Palm überließ ſich der Gnade des fürſtlichen Urtheils, führte ſeine Entſchuldigung mit wenig Worten und nur ſchließlich an: die Generalin ſei ihm verſöhnt. Dies reichte hin, die gutmüthige Durchlaucht der Laſt zu entheben, ſich zürnend gegen ihn behaupten zu müſſen. Der Fürſt, daran gewöhnt, nur einen äſthetiſchen Maßſtab an leidenſchaftliche Verirrungen zu legen, hatte jenen Schritt im Stillen weit minder ſtrenge gerichtet, als die Welt. Der Vicomte war ihm einſt ein Gegenſtand des tiefſten Mitleids und perſönlicher Schätzung geweſen. Er hatte den Umgang dieſes Mannes geliebt, der ſich rar machte, und das Vertrauen des Unglücklichen, der jeder Theilnahme auswich, der ſtarr und abgeſchloſſen allen Freuden, nur in ſich ſelbſt lebte, ihm zarter geſchmeichelt, als die dienſtwillige Hingebung derer, welche ihm nichts zu entdecken wußten, als die Wünſche ſeiner Gunſt. Jetzt ſtand dieſer Mann nun vor ihm. In dem Fürſten erwachten verjährte Erinnerungen, zu denen ſich ein neues Intereſſe geſellte, dieſes ſchönen Herzens würdig. Während des Geſpräches gingen ſie mit einander auf und nieder, wie vor zwanzig Jahren.

„Ja,“ ſagte der Fürſt, und ein geheimnißvolles Lächeln umſpielte ſeine Lippe, „es war wohl nicht hübſch von Ihnen, Vicomte, daß Sie uns damals die herrlichſte Zierde von Greifswerda, die Blume unſerer weiblichen Jugend an Schönheit und Talent, entwendeten; aber — auch was beweint ward, kommt zurück! ſagt irgendwo ein geiſtlicher Dichter. Jede Natur findet ihren Herbſt; doch ein neuer Frühling bringt die verſchwundenen Blüthen wieder. — Sie erſcheinen mir wie gerufen, wenn dies als möglich anzunehmen wäre. Wiſſen Sie ſchon, Ihre Tochter iſt hier, und im Hauſe der Generalin?“

„Ich weiß“ — antwortete Palm, „Gott hat mir überſchwänglich mehr gegeben, als ich zu hoffen wagte; ich ſuchte Schmerz an Gräbern, und habe Freude in den Armen der Lebendigen gefunden.“

„Sie wiſſen alſo?“ fragte der Fürſt in Begeiſterung; „nicht wahr? ein engliſches Weſen! welche Geſtalt! welche Stimme! Sie gleicht ihrer Mutter. Wir waren geſtern alle bezaubert. Ich mußte viel an die holde Julie denken, und jetzt ſehe ich, daß es eine Ahnung geweſen. Der gefälligſte Zufall führt Sie hierher, Vicomte. Wie aber nahm die Generalin dieſe Ueberraſchung auf?“

Palm ſtarrte den Fürſten an. „Geſtern?“ ſagte er fremd, „die Generalin? Nun, ſie liebte das Mädchen ſchon; das

Alter findet nichts wunderbar mehr, was ſich ihm auch begeben mag.“

Der Fürſt nickte beifällig und ſprach: „Ich muß Ihnen aber doch nun mittheilen, wie ich dazu gekommen bin, den Vermittler in dieſer difficilen Sache zu machen; ich miſche mich ſonſt nie in Familienangelegenheiten. Es war im verfloſſenen Frühjahr, als ich eines Morgens am grünen Gitterthore dort einen Menſchen erblickte, der ein ziemlich vagues Anſehen hatte. Ich frage ihn, was er hier zu ſuchen habe; und er antwortete mir in gebildeter Sprache, nennt ſich einen Schauſpieler, Namens Sommny, und ſpricht meine Kunſtliebe für ſein Fach um ein Viaticum an. Auch wolle und könne er mir ein Geheimniß entdecken, was für eine achtungswürdige Dame hieſigen Ortes von größter Wichtigkeit wäre. Ich erlaube ihm zu reden. Da erzählt der Menſch mir eine fabelhafte Geſchichte, in Bezug auf Sie und die Ihrigen, Vicomte. Eine Tochter von Ihnen ſei für das Theater, doch fein und gut erzogen worden, aus einer fürſorgenden Hand in die andere, und zuletzt nach B...... gegangen, um ſich dort als Sängerin zu engagiren. Von einer zweiten — als hätten Sie bei Ihrer Ueberfahrt nach Amerika die Töchter dutzendweiſe am Strande verſtreut, und dieſer Vagabund ſie aufgeleſen — faſelte er Unſinn, den ich nicht verſtand. Dieſe ſolle von ſeiner geſchiedenen Frau an eine ausländiſche Edelmama, eine Schwiegertochter unſerer Generalin, verkauft worden ſein. Die Generalin hatte ja aber nie einen Sohn; das iſt alſo ſchon eine Lüge. Seine erſtere Ausſage enthielt jedoch ſo viele genaue Angaben, daß ich nicht umhin konnte, ſie wahrſcheinlich zu finden. Ich merkte davon, was mir brauchbar ſchien, entfernte ſodann den Schauſpieler mit einem Geſchenk, und forſchte nach. Unter dem

Namen Emmy Sommer — dieſe kleine Umſchreibung konnte mich nicht irren — lebte Ihre Tochter in B......., und ob auch nach Verdienſt gefeiert, doch nicht ganz glücklich. Eine Familie, der ſich das liebe Kind angeſchloſſen, um ſeine Jugend unter eine freundliche Aufſicht vor zudringlichen Verehrern ſicher zu ſtellen, machte ſchnöden Mißbrauch von dieſem Vertrauen. Man quälte das arme Mädchen mit habſüchtigen Ränken, mit Anſchlägen der verwerflichſten Art. Emmy hatte ſich mit Abneigung gegen die Oeffentlichkeit des Talents erklärt, das für ihre zarte Geſundheit überfordert würde. Sie hatte ferner den Wunſch ausgeſprochen, in ländlicher Zurückgezogenheit nur wie die Nachtigall ſingen zu dürfen, begeiſtert von der Natur. Sie können denken, daß Emmy mit Freuden einwilligte, als ich ihr durch einen bevollmächtigten Freund meinen Schutz anbieten ließ, und ein ſtilles Plätzchen zur Uebung der himmliſchen Stimme. Greifswerda hat auch ſeinen Helikon.“

Der Fürſt lächelte mit Selbſtbewußtſein und fuhr fort: „Reich würde ſie hier nicht werden, aber ruhig; die Genügſamkeit iſt unſere Schatzkammer, und dieſe, wie wir claſſiſch wiſſen, hat überall genug. — Das verwandtſchaftliche Geheimniß bewahrte ich annoch; wußte ich doch nicht, wie die Generalin zur Aufnahme ihrer Enkelin geſinnt ſein würde, die als Sängerin aufträte. Verhaltener Aerger und die Folgen einer Erkältung nach heißen Stunden verurſachte Ihrer Emmy eine ſchwere Krankheit, an der ſie lange daniederlag. Die Angegriffenheit, an der ſie noch leidet, gab uns den Vorwand, ſie der Generalin nahe zu bringen; auf einen ſo ſchnellen Erfolg hätte ich jedoch nicht gerechnet.“

Der Vicomte ſtand wie eine Bildſäule. Sein bräunliches Geſicht hatte während dieſer Rede die Farbe gewechſelt, bald bleichgelb, bald dunkelroth, gleich dem Laube des Herbſtes; aber in ſeinem Auge glänzte ein Sonnenſtrahl des Entzückens, wie der Aufgang einer ſchöneren Zeit. Er hob die Hände zum Himmel auf, und ſprach mit gerührter Stimme: Du ewiger Schirm! ſo habe ich dieſe Nacht unter einem Dache mit meinem Kinde geſchlafen, ohne es zu wiſſen! Mein Fürſt, wie ſoll ich danken? Ich finde hier zum zweiten Male, was mein verödetes Herz beſeligt!“ Er machte eine Bewegung, als wolle er ein Knie beugen.

Jetzt kam die Reihe des Erſtaunens an den Fürſten; eine gegenſeitige Erklärung erfolgte, zum Preiſe Deſſen, der wohl tauſend Wege ſeiner Führungen zu finden weiß, wo die Vernunft nicht einen ſieht.

Dann ging Palm in jugendlicher Geſchwindigkeit nach Hauſe, denn er ſehnte ſich, ſeine Emmy zu ſehen, das Ebenbild der Verſtorbenen, wie der Fürſt ihm geſagt, und ſie erkennen zu laſſen von den Andern.

Palm blieb mit ſeinen Töchtern im Hauſe der Generalin wohnen. Er wollte Greifswerda nicht mehr verlaſſen. In der Hofcaplanei war jenes Zimmer zu bewohnen, welches einſt das ſeinige geweſen. Seinem Wunſch ward die Vergünſtigung, daß er ſich auch jetzt als ein ſtiller Inhaber deſſelben betrachten dürfe. Hier verlebte der Vicomte manche Stunde allein, denn eine gänzliche Einſamkeit war ihm zuweilen Bedürfniß. Der Schlüſſel öffnete ihm die Pforte der Erinnerung. Die alten Möbeln waren wiederum zu ſeinem Gebrauch; auf dieſem Stuhl hatte Julie geſeſſen, an dieſen Tiſch ihren ſchönen Arm geſtützt, wenn ſie ſinnig ſeinem Vortrage horchte. Hier ſtand der kleine Bücherſchrank noch, der den größten Geiſt ſeines Zeitalters faßte, und abermals ſtellte der Vicomte ſeinen Shakespeare darin auf; es lagen Bandzeichen von Julie zwiſchen den Seiten, die er heilig bewahrte. Am Spiegel ſteckte eine welke Blumen noch, die einſt an ihrem Buſen geduftet — die Liebe, welche auch den Leichnam eines Blümchens beſeelt, hauchte ihr jenen lebendigen Odem wieder ein.

Der Winter feſſelte den Fluß; rauchend athmete der Froſt über der ſchimmernden Eisbahn, ſilberne Wälder ſtarrten an den Scheiben, die ſein Blick durchirrte; aber es hinderte ihn nicht, das Herz in dieſem Raume zu erwärmen. Er fand ſich hier zurecht, wenn das Labyrinth der menſchlichen Schickſale ſein Gemüth befangen hatte.

Der Ritter Lanzelot kam ſeit jener Zeit ſelten mehr nach Greifswerda. Ein junger Edelmann, ein Attaché des Hofes, der, ein muſikaliſches Genie vom erſten Range, an jenem Opernabend den Barbier von Sevilla geſpielt hatte, bewarb ſich einige Zeit darauf um die Hand der ſchönen Roſine. Die Generalin ſagte lächelnd, als Emmy ihr mit ſüßem Zagen ihre Neigung geſtand: „Etwas Chirurgiſches — das war in den Sternen geſchrieben — ſollte nun ſchon in unſere Familie kommen — und ſo gebe der Himmel, daß der Geliebte Dir ein Heilkünſtler im höchſten Sinne werden möge!“

Iſoldens Hochzeit war nach Ablauf eines Jahres angeſetzt, und es blieb unabänderlich bei dieſem Beſchluß, ob auch Alexander ſtürmiſch dagegen ankämpfte. Diesmal beſiegte ihn das Gefühl einer zunehmenden Schwäche und die Stärke der kindlichen Liebe; die Generalin fühlte ſich. Wenn ſie in ihrem Armſtuhl ſaß, und das Auge, jetzt von einem dünnen Flor überwebt, auf das Vögelchen gerichtet hielt, dann ſchien ihr das Spiel ſeiner Farben ein Regenbogen der Verſöhnung nach einer Sündfluth von Thränen! Ihr Gedanke ſchwebte auf den kleinen Flügeln, die der Tod geſenkt, in das Land ſeiner Heimath, wo Julie begraben lag. Die Grenzen der Erde rückten zuſammen, die Zeit, auch die längſte, die dem Menſchen vergönnt iſt, war ja nur eine Spanne, und alles Irdiſche ein flüchtiger Traum. Ihr vergangenes Leben trat in wechſelnden Bildern vor das müde Gedächtniß, und zerrann, wie die Vorſtellungen deſſen, der da einſchläft. Alles war vorüber, die verkümmerte Jugend, die unglückliche Liebe, die ſo lange ſchon unter tieferen Schmerzen ruhete — die unendliche Sehnſucht, welche nun Ruhe geworden. Manche Geſtalten nur tauchten grell, oder im mildeſten Lichte der Erinnerung unter dieſem Verdämmern auf. Unter den erſteren ragte die Zigeunerin hervor. Wie ſo fürchterlich hatte das Weib wahrgeſagt. Die Generalin erſchauerte bei dieſem Andenken. Zu den letzteren gehörte die gute Logau, deren eheliche Kette der Tod zeitig löſete; doch lebte ſie in wackern Kindern fort. Vielleicht dachte die Generalin jener Frau, wenn ſie ihren Enkeltöchtern unter den Regeln für die Zukunft der Ehe auch die Lehre gab: „Befleißiget Euch vor allen Dingen des Gleichmuths und einer ſtillen Seele. Das Gemüth des Weibes ſei heilig, eine unſichtbare Kirche! Gebet nie einem zerſtörenden Grame oder leidenſchaftlicher Heftigkeit Raum, denn Ihr ſollt Mütter werden, liebe Kinder. In dieſer Beſtimmung liegt etwas Göttliches. Dann theilet Eure Liebe gleichmäßig, oder doch Euren

Segen. Die Vorſehung iſt gerecht. Das Quentlein, das Ihr dem einen Kinde vorenthaltet, fällt als ein Centnergewicht des Kummers um das andere auf Euer eigenes Herz zurück.“ Die Generalin ſeufzte ſchwer.

Nelly Balthaſar ſaß im Frühlingsſonnenſchein am Ufer und ſtrickte Netze. Sie zog die Schlingen krampfhaft enge, wobei ſie bedachte, wie bald man ſich in ſeiner eigenen Liſt fangen könne; das Herzchen war ihr ſelbſt ein wenig zugeſchnürt. Sie rudert nicht mehr auf dem ungetreuen Element. Wenn der Mond mit ſeinem ſtillen Licht über dem rauſchenden Waſſer ſchimmert, dann ſitzt Nelly am liebſten allein und ſchaut tiefſinnig den Wellen nach. Sie ſummt ein Liedchen, das, welches Inhalts es auch ſei, in ſeinem Gefühl ſagt oder ſingt: „Fließe, fließe, lieber Fluß, nimmer werd' ich froh — —“

Der Colibri ſitzt noch immer in der ſpaniſchen Wolle, während ſeine Pſyche vielleicht in dem Paradieſe einer neuen Welt ſchwebt und den Honig ätheriſcher Blumen koſtet.

Seit einiger Zeit ſteht die kleine Winde ſtille, denn die Parze hat den Lebensfaden der würdigen Generalin abgeſchnitten.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtundfunfzigster Band.

Der Hut. Minna.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Hut.

Und ſprich: Wie ſchwindet Liebe?
„Die war's nicht, der's geſchah."
Halm

Die Glocke vom nahen Dome gab die ſechste Stunde an. Ein tiefer Seufzer hallte leiſe nach, und ein Herz, im Innerſten gepreßt, ſchlug bänger noch als vorher, und fühlte im Schmerz der Zeit die Wahrheit jener Worte: „Die Uhr ſchlägt keinem Glücklichen!“ Nanny ſteckte die Nähnadel in den Kelch der halbvollendeten Roſe, blickte ſinnend die lange Kirchſtraße hinab, dann beugte ſie ſich nieder auf ihre Arbeit, und zwei Thränen rollten auf die blinkende Silbergaze. Nanny's Mutter, die verwittwete Conſiſtorialräthin Walde, trat durch eine Seitenthür in das Zimmer. Sie warf einen flüchtigen, aber ſpähenden Blick auf die Stickerin, welche, der Mutter das weinende Auge zu verbergen, nicht aufſah. Aber es giebt einen Sinn auch für verborgene Thränen und verſchwiegene Klagen, und wer empfindet zärter als eine liebende Mutter? —

„Da habe ich mir,“ ſagte die Conſiſtorialräthin, und trat der Tochter näher, „im Geſchäftseifer den Verband von dem ſchlimmen Finger geſtreift und die Schmerzen ſind heftiger geworden; ſieh' doch einmal nach, mein liebes Kind, und lege mir einen friſchen Verband um.“ Bei dieſen Worten hielt ſie dem Mädchen den Zeigefinger der rechten Hand hin, der ſtark entzündet war. Nanny leiſtete ſo ſchonend als verſtändig der Mutter den verlangten Beiſtand, ſo daß das mütterliche Mitleid in dem Wunſche emporwallte, dem geliebten Kinde vergelten zu können; hier aber gab es eine bedeutendere Wunde ſacht und ſanft zu behandeln, und das Herz, in deſſen Kern ein ſtärkerer Schiefer eingedrungen war, als den die Mutter ſich unvorſichtiger Weiſe eingezogen, blutete noch ſichtlich. Sie ſagte milden Tones: „Du haſt geweint, Nanny?“ — Dieſe Frage, aus welcher mehr Theilnahme als Vorwurf tönte, machte Nanny's Thränen ſtärker fließen, ſie brachen ſtrömend aus den treuen, blauen Augen. Das Mädchen legte beide Arme um den Leib der Mutter, drückte das Köpfchen traut und dicht an die treue Bruſt, welche das innigſte Mitgefühl ſchwellte, und ſagte in leiſen, bittenden Tönen: „Ach! zürne nicht, Mütterchen! — Es ſchlug ſechs Uhr; ſeit zwei Jahren iſt es heute das erſte Mal, daß dieſer Stunde Schlag mir nicht das Signal Seines Erſcheinens iſt! — Dies erwägend, ward mir plötzlich ſo weh und bang; ich ſchauete die Straße hinab, es war mir, als müſſe Er kommen. — Da erfaßte mich der Gedanke, Er werde nie mehr kommen, niemehr! mit tiefem Grauen; und in der ſchmerzlichen Sehnſucht nach ihm ging jede Erinnerung an alle mir zugefügten Kränkungen unter, und ſein Bild ſtand im verſöhnendſten Lichte vor mir. Indem ich hätte bitter weinen mögen, löſchte meine Reue, über das kleinſte Unrecht, was ich ihm gethan haben könnte, ſeine Schuld aus. Bin doch auch ich nicht rein von Fehle.“ Nanny endigte mit leiſem Schluchzen. — Ein Schatten von Wehmuth ſchwand über die klaren Züge der Mutter; ſie drückte einen Kuß auf die brennende Stirn der Tochter, und ſagte: „Dieſes Gefühl verbürgt den Werth Deines Herzens, welches nur des Guten denkt, und ſeinen Peiniger noch mit Liebe umfaßt. — Wohl Dir, mein Kind! Dieſer Schmerz erhebt Dich über ſo viele Deiner Schweſtern, welche die

Lücke, welche die entflohene Liebe in dem leeren Herzen macht, nur durch bittern Haß, giftige Verachtung und tückiſche Schadenfreude auszufüllen vermögen, und eben dadurch beweiſen, daß ihre Liebe nur Selbſtſucht war. Denn — iſt die erſte Liebe das, was ſie nach dem Willen Gottes ſein ſoll, und unſerem zur Hälfte dem Himmel zugehörigen Weſen ſein kann: ſo bleibt, wenn auch das Schickſal oder der wandelbare Sinn der Menſchen das Mädchen zwingt, dem Geliebten zu entſagen, in einem edeln, weiblichen Gemüth doch ein zärtliches Andenken, ein heißer Wunſch für das Wohl des theuern Gegenſtandes — ein ſehnſüchtiger Hinblick auf die goldne Zeit eines wahrhaft zärtlichen Verhältniſſes zurück; welches alles wie Liebe ausſieht, gleichwie wir der Sonne Bild noch zu ſehen wähnen, während uns nur ihr Schatten aus dem Purpur des Abendgoldes anſtrahlt. — Doch, mein gutes Kind, laß uns jetzt ohne weitere Bemerkungen auf die Sache ſelbſt zurückkommen. — Als ich Dich geſtern Abend von dem Gefühl der erlittenen Kränkung glühend und in Thränen fand, und Du mir heftig zitternd und Deiner kaum mächtig ſagteſt, Du habeſt für immer mit Flammbourg gebrochen, da ſchonte ich Deine gereizte Empfindung, und mich mit der kurzen Ausſage begnügend, überließ ich Dich der wohlthätigen Einſamkeit und wollte Dich erſt zu derjenigen Ruhe und Beſonnenheit gelangen laſſen, welche zu einer klaren Mittheilung erforderlich iſt, ehe ich dieſe von Dir heiſchte. — Fühlſt Du Dich nun jetzt ſtark genug dazu, ſo ſage mir, welch' entſcheidende Veranlaſſung denn nun endlich dieſen von mir längſt vorausgeſehenen Bruch herbeigeführt habe." —

Nanny verſicherte, daß es ihr Bedürfniß ſei, der treuen Mutter die gemachte ſchmerzliche Erfahrung mitzutheilen, und ſich der Billigung und des Rathes der Einſichtsvollen zu verſichern. — Die Mutter zog das liebe Kind neben ſich in den Sopha, und Nanny hob an: „Es iſt Dir genügend bekannt, meine Mutter, daß unter allen Fehlern meines geweſenen Verlobten, welche die Achtung für ſeinen ausgebildeten Verſtand und manche rühmliche Eigenſchaft bei denen, die ihn näher kannten, ſtören mußten, keiner mich mit größerer Beſorgniß erfüllete, als das angeſtammte Mißtrauen, welches ihm der Liebe und Freundſchaft Glück verbitterte, die Freuden des geſelligen Umgangs ſtörte, und ihn zu dem ſcheuen Wächter und Wäger meiner Blicke machte. — Oft — ach Mütterchen! Du weißt nicht, wie viel ich gelitten — — wenn mich ſeine heftige Eiferſucht zu ängſtlicher Beachtung meiner ſelbſt zwang, und ſeine hämiſche Auslegung meiner unſchuldigſten Worte und Handlungen mich der harmloſen Unbefangenheit beraubte, die mir ſonſt eignete, erwog ich mit tiefem Kummer, daß es auch dem reinſten Engel nicht immer möglich ſei, ſich vor Verdacht zu ſchützen, da, wo der Glaube an Tugend und Treue, wo das Vertrauen nicht feſt begründet iſt, im Selbſtbewußtſein der achtungsvollen Liebe eines Mannes. Und iſt dieſes Vertrauen nicht die ſchönſte Blüthe jedes Verhältniſſes? Darf es vorzüglich dem bedeutendſten dieſes Lebens, der Ehe, fehlen?“ —

„In Augenblicken traulicher Herzensergießungen machte ich Flammbourg darauf aufmerkſam, wie die innige Zuverſicht auf die Liebe und Treue eines Andern das Herz allein mit ſüßer Ruhe erfülle und den Adel unſeres eigenen Gemüthes beurkunde. — Ich ſagte ihm ferner, ſo zu denken, habe mich mein Vater gelehrt, welcher noch hinzugefügt habe, daß das, was wir von der Liebe und Treue unſeres himmliſchen Vaters hoffen und erwarten, der richtigſte

Maßſtab für die Echtheit und den Charakter unſerer Religioſität ſei. — Ich verſicherte ihm, daß ich ihn wahrhaft treu und ausſchließend liebe; daß ich mich jedoch ſelbſt genug ehre, um nicht jede Unbill des Trotzes oder der Laune mit krankhafter Schwäche duldſam zu ertragen, und daß, wenn es ihm nicht möglich ſein ſollte, ſich zu dem Grade des Vertrauens zu erheben, der nun einmal zu meinem Glück unentbehrlich ſei, es doch wohl für uns beide beſſer wäre, wenn er ſich eine Lebensgefährtin ſuche, welche entweder mehr Ueberzeugungsgabe, als ich, oder weniger Zartgefühl beſäße. — Wenn es mir nun gelungen war, ihm die Ungerechtigkeit ſeines Verdachts, den himmliſchen Frieden eines ruhig vertrauenden Gemüths anſchaulich zu machen: o! dann war ſeine Reue ſo ſtürmiſch, wie kurz zuvor ſein Vergehen, und oft noch an demſelben Abende kränkte mich ſchon wieder der kaum bekämpfte Argwohn. — Deine ohnehin ſtets wache Sorge für mich, geliebte Mutter, nicht zu ſchärfen, verſchwieg ich Dir, wie bang ich der Zukunft entgegenſah, wie ſo manchmal der Schlaf meine Augen in Thränen des tiefverletzten Gefühls zudrückte, wie heiß mein Flehen zu Gott war, daß er mich leiten, den armen Selbſtquäler erleuchten, und ehe ich lebenslang elend würde, mich retten möchte! — Er hat mich erhöret! — Geſtern früh gehe ich nach Lolly's Laden, um anzufragen, ob das von mir längſt beſtellte Putzhütchen denn nun endlich fertig ſei, weil ich es bei der heutigen Geburtstagfête des Geheimenraths Willnau, zu welcher wir doch auch gebeten waren, gern aufſetzen wollte. — Unweit des Rathhauſes begegnet mir Flammbourg; er fragt mich, wohin ich in ſo früher Morgenſtunde wolle; und ich antwortete ihm die Wahrheit. — Die Freude mich zu ſehen, welche ſich in ſeinen Zügen ausgeſprochen, wich plötzlich dem Ausdruck der Befremdung. — Lauernd und gezogen ſagte er: Welche beſondere Veranlaſſung beſtimmt denn meine einfache, prunkloſe Nanny, diesmal ſolche ängſtliche Vorrichtungen zu der Wahl ihres Putzes zu treffen? — Ich fühlte, daß ich erröthete, vor Unmuth erröthete — meine unbedeutendſten Handlungen unter ſo ſcharfe Controle gebracht zu ſehen — nie war mir der Druck meiner Ketten empfindlicher geweſen, als in dieſem Augenblick. — Doch gewaltſam die Wallung des Unwillens beſiegend, entgegnete ich: Die Achtung für die Feier des Tages und den Rang der Geſellſchaft, und das natürliche Beſtreben eines jungen Mädchens, ſich durch eine angenehme und anſtändige Aeußerlichkeit des Beifalls der Geſellſchaft zu verſichern, — Flammbourg blickte mir betroffen ins Geſicht und ich verließ ihn. — Ich trat in Lolly's Laden. Es waren mehrere Käufer darin, unter andern ein junger Mann von hohem Wuchs und edelm Anſehen, der neben einem ſchönen Mädchen ſtand, welches im Kauf eines Hutes begriffen ſchien; denn die Tafel lag voll Hüte von allen Stoffen und Formen. — Doch die Fremde nahm jeden derſelben auf, ſchüttelte nach flüchtigem Betrachten wählig und verneinend den Kopf — und Madame Lolly und deren Ladenmädchen trugen der jungen Dame unermüdet neue Hüte zu, hoffend, es werde doch einer unter ſo vielen dem ſchwer zu befriedigenden Geſchmack der Fremden genügen. — Dieſe Bemerkungen machte ich im erſten Augenblick meines Eintritts in den Laden; denn kaum gewahrte mich Madame Lolly, als ſie mir freundlich zurief: Ah! ſieh da, liebes Fräulein! Ihr Hütchen iſt fertig, und Sie mögen ſelbſt beurtheilen, ob es nicht wunderreizend gelungen ſei. Aber die Geduld verdient auch das Beſte! Wohl zehnmal hatten Sie das Nachſehen, und nie wurden Sie unfreundlich! — Dieſe Worte leiteten die Blicke aller Anweſenden auf mich; das Fremdenpaar grüßte — ich fühlte, daß mich der junge Mann aufmerkſam betrachtete, und dies Bewußtſein beſchämte mich, ſo daß ich fühlte, wie ſtark ich erröthete. Jetzt kehrte Madame Lolly, meinen Hut auf der Hand, aus dem Ladenzimmer zurück, und triumphirend hielt ſie mir ihn entgegen. — Es war nicht zu leugnen, Mütterchen, das Hütchen war ſchön und mit zartem Geſchmack geformt! Die Farbe — nun ein milderes Roſa haſt Du noch gar nicht geſehen — mit weißem Flor gefüttert, ſo daß es nur etwa den Schein einer Apfelblüthe auf die Wange werfen mochte, ließ dies Innere nun beſcheiden, ſo waren die Schleifen um ſo kühner, und Marabouts, ſo zart, ſo blendend, von ſo reizendem Fall, daß ich mir im Voraus darin gefiel. — Doch Du belächelſt wohl die eitle Thörin, Mutter?“

Die Conſiſtorialräthin konnte ſich wirklich eines unmerklichen Lächelns nicht erwehren. — „Nein, Liebe!“ ſagte ſie gütig, „ich möchte nicht, daß meine gute Nanny etwas anderes ſein und ſcheinen wolle, als das, was ſie iſt, ein natürliches Mädchen!“ — Nanny küßte die Hand der Mutter und fuhr fort: „Die junge Fremde betrachtete den mir beſtimmten Hut mit beifalllächelnden Blicken und ſagte, wie von ſich ſelbſt überraſcht: Ja, dieſer Hut iſt ſchön und doch einfach, genau ſo, wie ich mir ihn wünſchte! — wäre dieſer noch zu haben — —“

„Ein flammender Zornblitz aus den dunkeln Augen des Begleiters der Sprecherin traf dieſe, und machte ſie plötzlich verſtummen; doch Madame Lolly fiel ſchnell mit der Verſicherung ein, daß, wenn die Sache Zeit bis morgen früh habe, ſie bis dahin einen andern ſolchen Hut anfertigen laſſen wolle. — Nein, Madame, wir müſſen noch in dieſer Stunde fort! ſagte der junge Mann entſcheidend. Und als das Mädchen leiſe und verlegen hinzufügte: und das Bedürfniß iſt dringend — hatte ich den minutenlangen Kampf mit meiner Eitelkeit ſchon ſiegreich ausgekämpft; und mit ein paar freundlichen Worten bat ich die Fremde, dieſen Hut als noch käuflich anzuſehen; ich wohne am Ort, und nehme alſo Madame Lolly's Verſprechen für mich in Beſchlag.“ —

„So iſt Ihnen wohl das Hütchen nicht lieb, Fräulein Walde? fragte Madame Lolly mit offenem Munde und faſt beleidigt ſcheinend. — Sehr lieb, erwiederte ich, aber lieber iſt mir die Freude, jemanden eine kleine Gefälligkeit erweiſen zu können! — Das liebe Mädchen ſträubte ſich in froher Beſtürzung, mein Erbieten anzunehmen; doch der junge Mann, mein Gefühl beſſer verſtehend und ehrend — trat mir näher, ergriff und küßte ſchweigend meine Hand, doch drückte ſein feines Mienen- und Geberdenſpiel die beredtſte Anerkenntniß für mein geringes Opfer aus — und mit ſüßem Herzpochen eilte ich aus dem Putzladen. — Ich war zufrieden mit mir ſelbſt, mit inniger Freude hatte ich ein vergängliches Vergnügen gegen dauernden Genuß eingetauſcht, und freundlich begleitete mich der Gedanke an dies kleine Ereigniß in die Geſchäfte des Tages. — Zu der gewöhnlichen Zeit kam Flammbourg. — Seine ſcharfen Blicke ſenkten ſich tief und forſchend in mein vergnügtes Geſicht! er ſagte: So heiter, liebe Nanny? — Gewiß iſt der neue Hut vorzüglich ſchön ausgefallen? — Darf man denn dies Meiſterwerk der Kunſt und des Geſchmacks nicht ſehen? — Mein Vergnügen entſtrömt diesmal einer edleren Quelle, gab ich ihm zur Antwort, und als er dringender fragte, erzählte ich ihm einfach und treu die ganze kleine Begebenheit. Es fiel mir anfänglich nicht auf, was, als ich mich ſpäter der bittern Scene erinnerte, mir bedeutend erſchien — daß, als ich des jungen Mannes erwähnte, ſein Geſicht ein dunkles Roth überglühete und ſtechender Spott in den Mundwinkeln zuckte. Und war der junge Mann hübſch? fragte er, die Frage halb verſchluckend und mit verhaltenem Grimm einen Seidenfaden nach dem andern von dem Stickröllchen reißend.“ —

„Sehr wohlgebildet und durch Anſtand und einnehmende Freundlichkeit höchſt intereſſant, antwortete ich unbefangen. — Da — o meine Mutter! da loderten die Flammen der Eiferſucht aus ſeinen Augen, doch die gewaltige Wuth bezwingend, ſagte er in Tönen, die mir das weiche, in Liebe aufgelöſ'te Herz zerſchnitten: Nun, das war in der Ordnung! — Die gewöhnlichen Angeln der Coquetterie ſind wohl zu verbraucht, als daß ein ſo feingebildetes und zartempfindendes Mädchen, wie die willfährige Nanny, nicht ihren Vortheil beſſer verſtehen und zartere Mittel wählen ſollte, den Zweck der Aufmerkſamkeit und Bewunderung zu erreichen! — Ein alltägliches Mädchen hätte in dem ſchönen Hütchen eine Waffe geſehen, womit es die Herzen der Männer verwunden könnte; doch Nanny iſt feiner. — Sie verzichtet mit freundlicher Gefälligkeit anſpruchslos auf den reizenden Putz, und dieſer geiſtige Pfeil trifft den Herzenskern des intereſſanten Fremden! — Bei dieſen Worten war es mir, als fühlte ich mein Blut zu Eis gerinnen; ein kalter Froſthauch wehete mich an, der ſchnell die Roſen der Selbſtzufriedenheit entblätterte — doch mitten durch die Dunkelheit, welche mich umflorte, erkannte ich klar, was ich thun müſſe. Unglücklicher Theodor! erwiederte ich bebend, dem es nicht möglich iſt, an die Reinheit eines weiblichen Herzens, an die Unſchuld und Abſichtloſigkeit einer Handlung zu glauben! — Dieſer Augenblick trennt unſern Bund auf immer. Lieber will ich einſam und in ſtillem Frieden mit mir ſelbſt durch das Leben wallen — als an der Seite eines Mannes, der das Weib, welches er beglücken ſollte, nur durch Mißtrauen herabwürdigt. Iſt nicht das hingebendſte Vertrauen die unerläßliche Bedingung des Eheglücks? — Wenn die Welt das Thun der Frau mißdeutet, und nur ungern ihren höhern Werth anerkennend, dem reinſten Walten oft gemeine Beweggründe unterſchiebt, dann muß ein Blick in das frohe Auge, ein inniger Händedruck des geliebten Mannes ihr ſagen, daß ſie von ihm verſtanden werde; und in dieſem Verſtändniſſe finde ſie den reichſten und ſchönſten Lohn! — Aber — wenn es erſt der Worte und Erklärungen bedarf, um den Grund des Handelns zu enthüllen: o dann belebt dies heilige Verhältniß nicht der Geiſt der Liebe, welche ein Himmelsſtrahl mit ſtillem Leuchten, auch in die Tiefen der verſchwiegenſten Bruſt bringt!« —

»Flammbourg erblaßte; er ergriff meine Hand und ſtammelte einige Entſchuldigungen; doch ſeine Hand feſt drückend ſagte ich ihm, daß dieſer Entſchluß das Reſultat zweijähriger ſchmerzlicher Erfahrungen ſei. — Ich bat ihn, mir zum Lohn meiner treuen, von ihm verkannten Liebe, dadurch, daß er mir die unvermeidliche Trennung nicht erſchwere — den Beweis zu geben, daß auch ich ihm theuer geweſen. Da erbleichte er noch tiefer, und noch einmal mit unnennbarem Ausdruck das erloſchene Auge mir zuwendend — ſtürzte er hinweg. Aber, o Mutter! vermöchte ich es doch, Dir zu ſchildern, wie mir nun war, als die Thür hinter ihm zufiel! — Mein Herz brach, meine Thränen ſtrömten — ich fühlte mich allein auf der Welt! — Ach! es mag wohl ſchwer ſein, wenn der Tod uns das Liebſte aus den Armen windet, und unſern Augen die theuere Geſtalt entrückt, an deren Anblick wir gewöhnt waren; doch ſchwerer, unendlich ſchwerer iſt es, wenn Mennſchenhand das ſchöne Geiſterband zerreißt, und die Sehnſucht der Getrennten ſich nicht hoffend nach dem Himmel wenden kann, ſondern gemiſcht mit herbem Mitleid noch auf der dunkeln Erde umher irren muß! — Du kamſt, meine Mutter. Dein Anblick ſchon beſchwichtigte meinen Schmerz; Deine ſanften Worte fielen wie tröſtender Thau in die brennenden Wunden meines Herzens. — Nun ſage mir: Verdiene ich Tadel oder Billigung?«

Die Conſiſtorialräthin hatte dieſe Erzählung mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit angehört. — Jetzt ſagte ſie mit weicher Stimme: »Beruhige Dich, mein gutes Kind, und richte Dich an der Ueberzeugung auf, daß es ſo kommen mußte. — Du haſt mit muthigem Entſchluß durch ein gewiß vorübergehendes Weh den Gram eines ganzen Lebens von Dir abgewendet. — Dieſe Erfahrung muß doch, ſo glaube ich feſt — zu Deiner geiſtigen Entwickelung und Veredelung nothwendig geweſen ſein, ſonſt würdeſt Du ſie nicht haben machen dürfen. Es wird Dir erinnerlich ſein, daß, als vor zwei Jahren ſich Deine Neigung mit voller Jugendgluth dem jungen Manne zuwendete, das Geſtändniß davon Deinen Vater und mich mit tiefer Beſorgniß erfüllete; daß wir alle Kraft, aus Liebe und Erfahrung geſchöpft, aufboten, Dir das Gewagte einer Verbindung mit einem ſo heftigen, aufbrauſenden, und laß es mich offen herausſagen — durch den Umgang mit unwürdigen Mädchen und Frauen, verdorbenen Charakter, anſchaulich zu machen. — Doch die angenehmen Eigenſchaften Flammbourg's hatten Dich bethört; ſeine brennende Leidenſchaft Dein Herz entzündet — und wir fügten uns, wiewohl ungern, in Deinen Wunſch und Willen. — Welcher Vater, welche Mutter möchte nicht gern das einzige, heißgeliebte Kind auch durch deſſen freie Wahl glücklich ſehen? — Kurze Zeit nach Deinem ſtillen Verlöbniß mit Flammbourg erkrankte Dein ſeliger Vater; es entging mir nicht, daß eine geheime Sorge ſein ſtilles Gemüth beunruhige, und das in ſeinem letzten Willen ernſt ausgeſprochene Verlangen, daß Deine Verbindung nicht vor dem Ablauf Deines zwanzigſten Jahres vollzogen werden dürfe, hatte gewiß weniger den, von ihm angegebenen Grund, daß unter dieſer Zeit der junge angehende Juriſt mehr Ruf und Wirkſamkeit gewinnen würde, als die Vorausſetzung, daß der Zeitraum zweier Jahre hinreichend wäre, Dich tiefer in die Sinnesart Deines Freundes eindringen zu laſſen, und Dich durch das Ergebniß mancher bittern Stunde zu der Ueberzeugung zu führen, daß Flammbourg nicht fähig ſei, Dich zu beglücken. — Sterbende ſehen mit einem Hellblick, denn die nahe Verklärung ſchärft und geiſtiget! — Der Erfolg beweiſet, daß auch Dein Vater den dichten Vorhang der Zukunft durchſchauete! Darum beſänftige alſo Deinen Schmerz; büße in ſanfter Ergebung und freundlichem Hoffen die Verirrung Deines Herzens, und denke ſtets mit zarter Empfindung und inniger Theilnahme an den Mann zurück, der einſt Deine Liebe beſaß! — Glaube mir, meine gute Tochter, nur in den ſeltenſten Fällen wird die erſte Liebe mit dem gewünſchten Erfolge gekrönt, und in dieſen ſeltenen Fällen iſt es ſo gar ſelten nicht zu finden, daß der reine Einklang der Seelen ſich durch ſchnelle, herzergreifende Uebergänge in ſchreienden Mißlaut verliert! Dort erſt wird Alles ſich auflöſen.“

Nanny gewöhnte ſich daran, es ſechs Uhr ſchlagen zu hören, ohne den verbannten Freund erwarten zu dürfen; aber ihr liebebedürftiges, liebegewöhntes Herz vermißete doch ſchmerzlich den ſüßen Austauſch liebender Gefühle und die ſtete Beziehung auf ein theures Weſen. — Die Conſiſtorialräthin ſah mit leiſem Bangen, wie Nanny's Munterkeit und Frohmuth täglich mehr ſchwand, wie ſichtlich ſie jede Geſellſchaft, jede Zerſtreuung vermied, und ſie beſchloß, das Mädchen dem dumpfen Hinbrüten zu entreißen, in das es immer mehr verſank.

Die Einladung der Baronin von Eichen, einer Jugendfreundin der Conſiſtorialräthin, daß dieſe nebſt ihrer Tochter die Erſtere auf deren ſehr ſchönem Landgute Eichenforſt auf einige Zeit beſuchen möchte, beſtimmte ſchnell das lange und ſorgſam erwogene Mittel, zu dieſem Zwecke zu gelangen. — Die ſcharfblickende Mutter ſah wohl, daß Nanny's freudiges Ergreifen des gemachten Vorſchlages der Vorſtellung entſprang, daß ſie auf dem unbeſuchten, einſamen Landhauſe ihren düſtern Träumen ungeſtörter werde nachhängen können; daß die Mutter durch das, der Wirthin ſchuldige Geſellſchaftleiſten abgehalten werden würde, ſie ſo ſtreng und unausgeſetzt wie bisher zu beobachten; und daß ſie dort nicht fürchten dürfe, dem ehemals Geliebten, oder ſcharfen Splitterrichterinnen über den aufgelöſ'ten Brautſtand zu begegnen; — aber mehr noch, als dies alles, der ſchönſte Lohn harrete dort der unſchuldigen, leidenden Nanny. —

Die Baronin von Eichen war eine Frau, welche, bei vieler natürlichen Gutmüthigkeit und einem hellen Verſtande, doch einiger ſchroffen Charakterſeiten wegen nur von wenig Menſchen geliebt ward. Da ſie bei einem ſehr bedeutenden Vermögen und gänzlicher Unabhängigkeit das Verſagen der allgemeinen Gunſt um ſo ſchärfer empfand, als es die einzige Entbehrung war, deren ſchmerzenden Stachel ſie, die an Ueberfluß aller Art Gewöhnte, fühlte: ſo war auch ihre Erkenntlichkeit für diejenigen, von deren Anhänglichkeit ſie ſich verſichert halten konnte, und die ſich an den ſüßen Kern in der rauhen Schale hielten — um ſo begeiſterter und reger; und ſie vergalt den kleinſten Beweis des Wohlwollens und der Liebe mit der großmüthigſten Dankbarkeit. — Unter die Erwählten ihres Herzens gehörte vorzüglich die Conſiſtorialräthin. — Von der früheſten Jugend an hatte das Band des Vertrauens und der Gewohnheit die beiden, an Gemüths- und Denkungsart ſo ungleichen Frauen verbunden; und ihre Freundſchaft blieb ſich vielleicht nur deßhalb treu, weil ſie ſpäter durch ihre Verheirathungen getrennt — nicht durch den widerſprechenden Charakter der Baronin angefochten werden konnte. Die Conſiſtorialräthin hatte von Zeit zu Zeit ihre Freundin, welche frühzeitig Wittwe geworden und kinderlos war, beſucht; und Nanny ſpielte ſchon als ein zartes Kind unter dem Schatten der hohen Linden, deren leiſes Flüſterſpiel und lauer Blüthenhauch jetzt die Jungfrau in dämmernde, ſehnſüchtige Träume der Vergangenheit wiegte! —

Die Baronin hatte, als noch Nanny's Wünſche ſich auf Blumen, Puppen und ein Plätzchen auf dem Mutterſchooß — beſchränkten, die Conſiſtorialräthin mit der zuverſichtlichen Aeußerung geängſtiget, daß ſie es ſich einſt nicht nehmen laſſen würde, Nanny zu verheirathen; ſie gedenke jedoch dieſen Eingriff in die Rechte einer Mutter dadurch aufzuwiegen, daß ſie der geliebten Nanny nicht allein eine ſehr anſehnliche Ausſtattung, ſondern auch einen Artikel im Teſtament beſtimme. — Die Conſiſtorialräthin, wohl wiſſend, welche ſonderbare Anſichten, vorzüglich in Beziehung auf die weſentlichen Erforderniſſe zu dem Glück der Ehe, ihre Freundin habe, wie ſtarr und unbeugſam ſie dieſe Anſichten gegen jeden, auch den vernünftigſten Widerſpruch zu behaupten wiſſe — zitterte vor innerer Furcht, das Heil ihres Lieblings der Gewaltſamkeit dieſer eigenſinnigen Gönnerin unterwerfen zu ſollen; doch, die gute Abſicht, die herzliche Liebe, welche die Baronin zu der verletzenden Anmaßung bewog, dankbar anerkennend, tröſtete ſie ſich mit dem Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath; und das Sprüchwort bewährte ſich auch diesmal.

Nanny hatte ſich nach Körper und Geiſt auf das lieblichſte entfaltet. — Die Eltern derſelben, dies einzige, ihnen von der Vorſicht erhaltene Kind mit glühender Zärtlichkeit umfaſſend, kannten keinen ſüßeren Wunſch als den, dies geliebte Weſen auch dann, wenn es ſeiner Beſtimmung folgen würde — in ihrer Nähe behalten zu können; und da dieſer Wunſch oft der Gegenſtand traulicher Unterredungen zwiſchen Mutter und Tochter war, ſo ward auch Nanny's kindlichem Herzen bald die Vorſtellung lieb und wichtig, ſich einſt an ihrem Geburtsorte zu verheirathen.

Die Baronin war von ihrer Freundin faſt regelmäßig alle zwei Jahre auf mehrere Wochen beſucht worden; ſeit Nanny's Ueberſchritt in das jungfräuliche Alter hatte dieſe Regelmäßigkeit jedoch Unterbrechungen erlitten. — Als Nanny nunmehr ihr ſiebzehntes Jahr zurückgelegt hatte, fühlte die Conſiſtorialräthin Drang und Beruf in ſich, den oft an ſie ergangenen, wiederholten Einladungen der Baronin, nach Eichenforſt zu kommen, nachzugeben. — Sie reiſ'te auf einen Monat dorthin ab, während Nanny bei dem Vater zurückblieb, der, oft kränklich, die treue Pflege einer zarten, ſorgenden Hand nicht füglich entbehren konnte.

Obgleich die Baronin ſich ſehr liebevoll und theilnehmend nach Nanny erkundigte, und alles, das Mädchen betreffende mit ſichtlicher Theilnahme anhörte, ſo blieb doch, zur größten Beruhigung der Conſiſtorialräthin, das ehemalige Lieblingsthema der Baronin, Nanny's Verheirathung — diesmal von ihr unberührt; und Jene hielt mit weiblicher Gewandtheit jeden Unterredungsſtoff, der dazu hätte führen können, in gemeſſener Entfernung.

Zufriedener als ſonſt, verließ diesmal die Conſiſtorialräthin Eichenforſt und deſſen Beſitzerin, fand bei der Rückkehr die Ihrigen geſund, und würde ſich mit ſüßem Heimathsgefühl wieder mitten im lieben, trauten Hauſe und in den Armen der Geliebten gefunden haben, wenn nicht Nanny ſchon am erſten Abend ihre Mutter mit einem Erlebniß bekannt gemacht hätte, deſſen ſchwere Bedeutung für das ſtille Glück ihres kleinen Familienkreiſes ſogleich erkannt und mit banger Sorge erwogen hätte. —

Nanny hatte nämlich ſchon vor längerer Zeit die Bekanntſchaft jenes jungen Mannes gemacht, den unſere Leſer bereits von ſeiner Schattenſeite kennen. — Die Anſtändigkeit ſeines Betragens, mit Fleiß erworbene und ohne Verletzung der Beſcheidenheit gezeigte Kenntniſſe, die Gediegenheit ſeiner Arbeiten, ſtimmten den allgemeinen Ruf, der Beſitz einer angenehmen Perſönlichkeit, erheiternder Kunſtfertigkeiten, gefälliger Sitten und der Gabe ſein zu ſchmeicheln, die weibliche Richterwelt — die glühende Leidenſchaftlichkeit endlich, mit welcher er ſich um der ſanften Nanny Gunſt bewarb, das reine Herz des Mädchens günſtig für ihn. — Geſtern, als am Tage vor der Mutter Ankunft, hatte Nanny in einer Geſellſchaft, zu welcher ſie mit ihrem Vater geladen war, und wo ſie unter mehreren jungen Männern auch den Juſtiz-Aſſeſſor Flammbourg vorfand, durch eine freundliche Zufallslaune zu einem flüchtigen Alleinſein begünſtiget, von dem Geliebten das Geſtändniß ſeiner innigen, ihr geweiheten Neigung und die flehende Bitte um ein Wort der Hoffnung und des Troſtes empfangen. — Wie ſüß und mächtig auch dies Geſtändniß Nanny's Bruſt beklemmte, wie ſelig befangen auch die Gewißheit, ſich geliebt zu wiſſen, auf ſie eindrang, ſo war doch des Mädchens Sinn und Gefühl für das Rechte und Wahre zu klar ausgebildet, als daß ſie nicht augenblicklich hätte erkennen ſollen, was ihr zu thun übrige. — Mit ſchimmernden, halbgeſenkten Augen, deren feuchtglänzende Blicke die erbetene Antwort genügender als der ſchüchterne Mund ausſprachen — ſagte ſie, ihr Glück ſei zu feſt und innig an die Zufriedenheit ihrer Eltern geknüpft, als daß ſie ſich einer ihr geſchenkten Neigung erfreuen, oder dieſe erwiedern zu dürfen glaube, wenn ſie nicht vorerſt der Billigung dieſer ſo gütigen Eltern gewiß ſei. — Immer dringender ward Flammbourg; doch Nanny blieb feſt bei ihrem Ausſpruch, zuvor die Geſinnung ihrer Eltern über dieſen Punct zu erforſchen, ehe ſie ihm die ihrige enthüllete; und wenn die ſtürmiſche Sehnſucht des Drängers durch dieſen Vorbehalt unbefriediget blieb, ſo gab er doch derſelben einen achtungsvollen und würdigen Charakter. — „Dir, meine Mutter,“ ſo ſchloß

Nanny die geheime Beichte — „Dir — ſo fühlt die Jungfrau — gehöret das Geſtändniß meiner erſten Liebe! — Möchte kein triftiger Grund Dich abhalten, meine Wahl mit Deinem Beifall zu krönen, mein Glück und das ſeinige durch Deine Genehmigung zu gründen! Möchteſt Du mir bald in Uebereinſtimmung mit dem guten Vater, die Erlaubniß ertheilen, ihm ſagen zu dürfen, mit welchem Entzücken ich mich die Seinige nenne!“

Die Mutter hatte dieſe Erzählung mit immer ernſter werdendem Geſicht angehört. — Jetzt ſagte ſie, als Nanny ihrer Antwort lauſchte: „Dein offenes Bekenntniß, mein gutes Kind, erfüllet mich mit Kummer, und erfreuet mich nur in ſofern, als es mir Beweis Deines kindlichen Vertrauens iſt. — Möchte meine Nanny dieſes Vertrauen, welches ich als den Lohn meiner treuen Mutterſorge erkenne, ſich und mir auch dann noch ungeſtört zu erhalten wiſſen, wenn ich ihr, von zahlloſen Erfahrungen dazu berechtiget — ſagen muß, daß grade die Vorzüge, welche die öffentliche Meinung an ihrem Erkorenen rühmt, es ſind, die oft das eigentliche, wahre Glück der Ehe ausſchließen; ein Glück, für welches Du gebildet biſt, und deſſen höchſte, weſentlichſte Erforderniſſe wohl in ganz andern Eigenſchaften, als die, welche an dem jungen Manne glänzen, beſtehen. Diejenigen Männer, welche als ſogenannte gute Geſellſchafter bekannt und gefeiert ſind, deren Erſcheinen in jedem größeren oder kleineren Cirkel mit allgemeiner, froher Aufmerkſamkeit ausgezeichnet wird, ſind in der Regel ohne Sinn für den ſtillen Reiz des Familienlebens; und unfähig das Weib an dem Platze ſeiner Beſtimmung zu würdigen, die zarte Liebe der Gattin zu verſtehen — die nimmer müde Sorglichkeit der

Hausfrau dankbar anzuerkennen und die opferſchwere, oft leidensvolle Uebung der Mutterpflichten durch liebende Theilnahme, treue Mitſorge und zärtliche Achtung aufzuheben, betrachten ſie die unglückliche Frau oft nur als das Mittel, mit größerer Bequemlichkeit leben zu können. — Während dieſe Männer jeden fremden, geſelligen Kreis verſchönern, ſchmücken, gleicht ihr eigenes, wüſtes Haus einem unbebauten Ackerlande, das nur Diſteln und Dornen trägt! — Während *ihr gewandter Geiſt* der Geſellſchaft gehört, iſt nur *ihr Dämon* der Geſellſchafter der Frau. Niemand wird ahnen, daß daheim die bedauernswerthe Gattin oft wochenlang den Augenblick erlauern muß, der ihr der günſtigſte ſcheint, eine billige und gerechte Vorſtellung oder Bitte anzubringen. — Ich glaube, ein Verhältniß dieſer Art läßt ſich recht gut durch folgendes Bild bezeichnen. Dieſe Männer gleichen dem Schauſpieler, der, ſo lange er der Welt gegenüber ſteht, die Zuſchauer entzückt, welche die Dame ſeiner Rolle für neidenswerth halten; aber ſie wiſſen nicht, welche matte Proſa dieſer armen Hausfrau hinter den Couliſſen übrig bleibt. — Doch genug hiervon; die düſtern Bilder manches trüben Ehelebens gingen an mir vorüber. — Vielleicht giebt es in dieſen Fällen mehrere Ausnahmen, als ich anzunehmen Urſache habe. — Dein dauerndes Wohl, meine Nanny, iſt hienieden mein ſüßeſter Wunſch, mein höchſtes Streben! — Ehre daher die Beſorgniſſe Deiner Mutter, welche viele Verbindungen unglücklich werden ſah, bei deren Schließung mehr auf blendende Aeußerlichkeiten und ſcheinbare Vortheile, als auf das, was allein einen Bund für Zeit und Ewigkeit zu knüpfen und zu beglücken vermag, auf Treue der Seele und Wahrheit des Gemüths, Rückſicht genommen wurde. Gönne mir Friſt, die Sache mit Deinem Vater zu überlegen; und prüfe Dich ſelbſt und Deine Liebe!“ —

Einige Zeit hierauf ließ ſich der Aſſeſſor Flammbourg bei Nanny's Eltern melden. Mit beſcheidener Freimüthigkeit und dem allerzarteſten Achtungserweiſen entdeckte er ihnen, daß er ihre Tochter liebe, deren Beſitz innig wünſche, und jetzt gekommen ſei, ſie um die Erlaubniß zu bitten, ſich ferner um Nanny's Liebe bewerben zu dürfen. — Er machte den Conſiſtorialrath und deſſen Gattin mit ſeinen Verhältniſſen, dem Vermögen, welches er gegenwärtig ſchon beſaß, und dem, das er einſt noch zu hoffen habe, mit ſeinen Ausſichten in die Zukunft, und allen Mängeln und Vortheilen ſeiner Lage bekannt; und nirgend war etwas, das die Erwartungen Beider, in Beziehung auf die Lage des einſtigen Schwiegerſohnes nicht befriediget, oder wohl gar übertroffen hätte. — Der Conſiſtorialrath dankte dem jungen Manne für dies ehrende Vertrauen, und ſagte, er fühle ſich verpflichtet, es mit dem Geſtändniſſe zu erwiedern, daß er kein bemittelter Mann ſei, und alſo Nanny dereinſt nur auf ein ſehr mäßiges Erbtheil zu rechnen habe; und die erblaßte Mutter fügte hinzu, Nanny ſei demnach für das ſichere Glück eines beſchränkten Hausſtandes erzogen, und werde vielleicht den Forderungen eines Mannes von Welt zu entſprechen, nicht im Stande ſein. — Doch Flammbourg verſicherte dem Vater, er ſei zu ſtolz, um ein reiches Mädchen zu freien; und der Mutter, Nanny's himmliſche Unſchuld und Anſpruchsloſigkeit ſei es ja eben, das ihn an ihr entzücke. Uebrigens ſei nichts leichter, als einem gut erzogenen Mädchen das anzueignen, was man Weltton nenne, und ihm mit dem ſchärferen Gefühl ſeines Werthes, auch mehrere Sicherheit bei kleinen geſellſchaftlichen Verlegenheiten zu geben.

Der Conſiſtorialrath ſchüttelte den ehrwürdigen Kopf; ein leiſes Fröſteln durchſchauerte die Mutter. — „Davor ſei Gott," entgegnete der Erſtere, „daß mein Kind jemals verlernen ſollte, demüthig und beſcheiden zu ſein! — Demuth iſt die wahre Sicherheit, welche durch alle Verlegenheiten des Lebens hindurch hilft, indem ſie in uns das lebhafte Gefühl unſerer Abhängigkeit von einem weiſen und liebenden Lenker unſeres Schickſals erhält." — Flammbourg erröthete und verſicherte, der Conſiſtorialrath habe ihn mißverſtanden, und die lange Unterredung endigte ſich endlich damit, daß man dem Freier nochmals für die ſchmeichelhafte Auszeichnung dankte und die Sache in Ueberlegung zu nehmen verſprach.

Der Fußtritt des Hinwegeilenden war ſchon ein Weilchen auf dem Hausflur verhallt, als die beiden Ehegatten noch ſtumm und lautlos einander gegenüber ſtanden. — Der Conſiſtorialrath legte jetzt die erloſchene Pfeiſe aus der Hand, und ſagte: „Ich weiß es nicht, mein Schatz, was ich zu dem Antrage ſagen ſoll. Der junge Mann mißfällt mir nicht; ſeine Wohlhabenheit und der Umſtand, daß Nanny, wenn ſie ſeine Frau würde, in unſerer Nähe bliebe — könnte mich ſogar locken, ohne weiteres Bedenken meine väterliche Einwilligung zu geben, wenn mir bei dieſer wichtigen Schickſalsentſcheidung Nanny's nicht der Charakter des Mannes, dem ſie ſich anvertrauen will, als das Wichtigſte und Prüfungswürdigſte erſchiene." —

Die Mutter ſah düſter zu Boden. — Leiſe ſagte ſie: „Und wenn Flammbourg alles wäre, was beliebt und angeſehen bei den Menſchen macht, ſo iſt er doch etwas nicht, was allein in uns die beruhigende Ueberzeugung erwecken könnte, daß unſer Kind an ſeiner Seite glücklich ſein werde:

er iſt nicht fromm! Der Verſtand, die Form, der Schein gilt ihm über alles; das Herz, das Weſen nichts!“ —

Der Conſiſtorialrath antwortete hierauf: „Dies Urtheil dürfte doch wohl ein wenig zu ſcharf ſein. — Du mußt nur erwägen, liebe Frau, daß Flammbourg ein junger Mann iſt; und die jungen Leute jetziger Zeit es ſich faſt — Gott ſei es geklagt! für eine Schande rechnen, zu zeigen, daß ſie Religion haben. Deßhalb darf er kein Freigeiſt ſein; und wenn Nanny ihn liebt, ſo — wollen wir denn das Glück des einzigen Kindes unſerer täuſchbaren, vielleicht irrigen Anſicht aufopfern?“ —

Und Nanny liebte ihn. Mit ausdauerndem Streben wußte ſie endlich die rührbaren Eltern von der Stärke und Unveränderlichkeit ihrer Liebe und dem Werth des Geliebten zu überzeugen, und nach dem Verlauf weniger Wochen gaben Nanny's Eltern dem Freier das erbetene Jawort, doch unter der Bedingung, daß die Vollziehung dieſer Verbindung noch lange aufgeſchoben würde, theils weil Nanny noch ſehr jung ſei, theils weil die Conſiſtorialräthin erſt eine weitentfernte junge Verwandte, welche unter fremden Menſchen lebte, zu ſich berufen wollte, daß ſie von derſelben an Nanny's Stelle in den Sorgen und Mühen des Haushalts unterſtützt würde.

Nanny war nun Braut; und wie wenig man auch von Seiten der Familie Walde dazu beitrug, die Nachricht davon zu verbreiten, ſo war es doch binnen einigen Tagen allgemein bekannt, daß die Hand der holden, ſittigen Nanny bereits verſagt ſei. — Aber ach! warum verwirklichet die Zukunſt doch ſo ſelten die ſchönſten Träume, die natürlichſten Hoffnungen? — Die Gewißheit ſeines Glückes hatte den Verlobten Nanny's verwandelt; der ſchmachtende Schäfer war zum tyranniſchen Beherrſcher des ſanften, furchtſamen Mädchens geworden, und Nanny fühlte erſt dann den ſchweren Eiſendruck gewichtiger Ketten, welche umhüllt mit den Blumen des Scherzes und der Liebeständelei ihr der Geliebte angelegt hatte — als ſie ſchon an jeder freien Regſamkeit gehemmt war. Sobald an dem nahenden Abend die ſechste Stunde ertönte, kam Flammbourg nach vollendeter Arbeit in das Haus ſeiner Schwiegereltern und brachte den Abend bei oder mit ihnen und Nanny zu; und dies ruhige Zuſammenleben zeitigte die genauere Kenntniß des Bräutigams.

Unmöglich hätte die Veränderung, welche ſichtlich und unverkennbar in Flammbourg's Benehmen ſich kund that, und deren übles Einwirken auf Nanny's unſchuldige Heiterkeit und Harmloſigkeit lange den Eltern verborgen bleiben können, wenn ſich nicht ein Ereigniß begeben hätte, deſſen Bedeutung jede andere Sorge und Rückſicht weit hinter ſich zurückließ. Der Conſiſtorialrath erkrankte und endete nach mehrwöchentlichen Leiden ſein ſtilles, ſchuldloſes, beglückendes Leben.

Worte vermögen nicht den Schmerz der tiefgebeugten Wittwe, die ſtumme Trauer des zärtlichen Kindes zu ſchildern; und Flammbourg bewies hierbei, daß ihm die, wahrhaft Liebenden ſelten fehlende Kraft und Fähigkeit abgehe, ſolchen Schmerz wohlthuend zu beſchwören. — Nach einiger Zeit ward das Teſtament des Verſtorbenen eröffnet; man fand darin unter andern den klar ausgeſprochenen Willen, daß Nanny vor dem Ablauf ihres zwanzigſten Jahres ihre Verbindung mit dem Verlobten nicht vollziehen dürfe.

Flammbourg ſchäumte vor Wuth als er von dieſem Artikel in Kenntniß geſetzt wurde; doch Nanny ergriff ſeine Hände, und ſagte in Tönen, deren rührender Geiſt wohl hätte einen Tiger zähmen können: „Warum ſo heftig, mein Geliebter? — Sind wir nicht glücklich durch die längere Ausſicht auf ein noch ſchöneres Glück? — Mein edler Vater liebte mich zu ſehr, als daß eine andere Abſicht, als die treueſte Sorge für mein Wohl ihn bei dieſem ſeltſam ſcheinenden Verlangen geleitet haben könne. Es ſtört mich nicht, daß ich dieſe Abſicht nicht weiß; mir genügt an der Ueberzeugung ſeiner Liebe — und keine Macht auf Erden würde mich dazu vermögen, dem letzten Willen meines Vaters den Gehorſam zu verſagen, welchen ihm zu weihen, ſtets mein ſüßeſtes Beſtreben war.“ — Flammbourg verſtummte; von dem Sinn und den Klängen dieſer Worte, von der feſten Entſchloſſenheit des ſonſt ſo ſchüchternen Mädchens ergriffen und bezwungen.

Die Zeit rauſchte dahin. — Der tiefe Gram, welcher anfänglich nach dem Tode des Conſiſtorialraths auf dem Gemüth der trauernden Gattin laſtete, mußte bald der thätigen Wachſamkeit für das gefährdete Glück des lebenden Lieblings weichen. — Täglich drang die Ueberzeugung, durch das Ergebniß mancher wermuthsvollen Stunde begründet — mehr auf die beſorgte Mutter ein, daß die erſte Ahnung ſie nicht betrogen, Nanny das Loos ihres Lebens vergriffen, und die reine, hingebende Liebe des ſchönſten Herzens ſich auf einen unwürdigen Gegenſtand verirret habe.

Auch Nanny fühlte allgemach, daß ſie ſich getäuſcht, und im bethörenden Wahn der erſten Leidenſchaft dem Geliebten Tugenden angeeignet habe, welche er nicht beſaß. — Ihre weiche Seele blutete unter den rohen Verletzungen, die ſein Mißtrauen, die glühendſte Eiferſucht und bitteres Uebelwollen gegen Perſonen ihr zufügte, von denen er ſich beleidiget glaubte, Ihr heiterer Jugendſinn erſtarb allmählich — ſie fühlte ſich den Freuden ihres Alters, den lichten Hoffnungen für die Zukunft; von denen ſie ſonſt umgaukelt worden war, entfremdet — und wir haben, durch Nanny ſelbſt erfahren, zu welchen Wünſchen und Entſchließungen ſie dieſer bange Zuſtand geführt, und wie ſich ein Verhältniß aufgelöſet habe, deſſen Endſchaft die Mutter von einem heimlich nagenden Kummer befreiete und Ruhe und leiſes Hoffen der muthigen Tochter wiedergab. —

Die Conſiſtorialräthin hatte gleich nach dem Tode ihres Gatten der Baronin die Anzeige ihres Verluſtes gemacht, und von der theilnehmenden Freundin alſobald ein ſchriftliche Verſicherung ihres Beileids erhalten, worin ihr dieſe das Anerbieten machte, künftig mit Nanny nach Eichenforſt zu ziehen. Mit vieler Zartheit war die Baronin bemüht, die Trauernde zu überzeugen, daß nur der Wunſch, im innigen Verein mit der Jugendgeſpielin die Tage des Lebensherbſtes zuzubringen, nicht aber die drückende Anmaßung, die zwar nicht reich begüterte, aber doch auch grade nicht arm zu nennende Frau von ſich abhängig zu machen, ſie bei dieſem Erbieten geleitet habe; und die Conſiſtorialräthin fühlte ſich gerührt und dankbar zu der ſchleunigſten und ausführlichſten Beantwortung dieſer liebevollen Zuſchrift verpflichtet. — In einem ausführlichen Berichte machte ſie die Baronin mit

Nanny's Verhältniß zu Flammbourg als dem weſentlichſten Hinderniß der Annahme des gemachten Vorſchlages bekannt, ſchilderte in einigen flüchtigen Zügen, jedoch nur von der Lichtſeite — den Charakter des Verlobten ihrer Tochter. — bat die Freundin um ihr Wohlwollen für den künftigen Schwiegerſohn und um die Erlaubniß, von dieſem und Nanny begleitet, auf einige Tage in Eichenforſt einſprechen zu dürfen. —

Keine Antwort erfolgte. Es war klar, daß die Baronin zürne. Noch einmal ſchrieb die Conſiſtorialräthin und bezog ſich auf den Inhalt des erſteren Schreibens, die Möglichkeit erwägend, dies könne verloren gegangen ſein; doch auch dieſer zweite Brief blieb unbeantwortet. — Die Conſiſtorialräthin, trauernd über die ſeltſame Härte der ſonſt ſo gutmüthigen Frau, erwartete nun geduldig die Wiederkehr von deren milderen Geſinnungen, und ward ſehr bald von dem ſchmerzenden Bewußtſein, daß die geliebte Freundin ihr zürne, durch den ſtillen, aber mächtigen Kampf gegen die Sorge für Nanny's bedrängten Frieden abgezogen.

Kaum waren vierzehn Tage verſtrichen, ſeitdem Nanny ein Band zerriſſen, welches ſie an die Launen, den Uebermuth, die Grollſucht des Verlobten gebunden hatte, als ein liebes, langes, von dem drängenden Bedürfniß, früheres Unrecht zu vergüten, warm durchwehetes Schreiben von der Baronin anlangte. Kein Wort darin erwähnte des Vergangenen; doch jede Silbe ſprach die heiße Sehnſucht aus, die theure Jugendfreundin aufs baldigſte bei ſich zu ſehen. Die Conſiſtorialräthin zu ſanft, zu gut, um der zugefügten

Wehthat eingedenk zu ſein, ſah in dieſer Einladung ein willkommenes Mittel, die träumeriſche, ſtillleidende Nanny ſchmerzlichen Erinnerungen und dem öfteren gefährlichen Alleinſein zu entführen, und die Reiſe ward unternommen.

Reich an wehmüthigem Genuß war die erſte Stunde des Wiederſehens der beiden Freundinnen. — „Schwere Erfahrungen hatten das Herz der Conſiſtorialräthin berührt, ſeit es zum letztenmal an der vertrauten Bruſt geſchlagen; dieſer Gedanke machte von beiden Seiten Thränen fließen, welche jedoch der Troſt zärtlicher Theilnahme verſüßte. — Als nach aufgehobener Abendtafel die Frauen auf einem, mit ſchöner Orangerie beſetzten Balkon ſaßen, und Nanny ſich in die düſtern Partieen des Parks verloren hatte, um den Liedern der nun bald verſtummenden Nachtigall zu lauſchen: da begann die Baronin zum erſtenmal von Nanny's aufgelöſ'ter Verbindung zu ſprechen, und ſagte: „Aber wie konnte doch meine gute, verſtändige Walde ihr einziges Kind einem anerkannten Tollkopfe, einem gallſüchtigen Brauſewinde, der überall mehr gehaßt und gefürchtet, als geliebt iſt — anvertrauen wollen? — Daß dieſer Flammbourg ſchon auf Univerſitäten ein verrufener Schläger geweſen ſei, der in jeder Geſellſchaft zum mindeſten eine Verdrießlichkeit angeſponnen, und nur durch den Geiſt und die Kühnheit einiger Wenigen, die ihm zu imponiren verſtanden — habe gezügelt werden können, iſt mir durch einen ſeiner Univerſitätsbekannten kund geworden. — War dies wohl aber eine Aufgabe für mein ſanftes Mädchen? — Dies fromme, gemüthliche Weſen würde ſein verquältes Leben zeitig genug unter den Schmerzen des Mißverſtandenwerdens und der Reue über den eigenen Mißgriff ausgeblutet haben.“ Die Conſiſtorialräthin machte im Entgegnen ihrer Freundin bemerkbar, daß der Ruf ein Maler ſei, der im Auftrage von Schatten und Licht ſelten das richtige Verhältniß beobachte; und daß dem, von ihrem Urtheil ſo hart Gerichteten auch manche Liebenswürdigkeiten und Vorzüge eigen geweſen ſeien.

Die Baronin gab die erſtere Behauptung zu. „Doch," fuhr ſie fort, „liegt die Wahrheit dieſen Gemälden wohl immer zum Grunde; und wem an der Aehnlichkeit liegt, für den iſt das Colorit Nebenſache. — Aber all mein Lebtag habe ich gefunden, daß poetiſche Menſchen, denen doch, nach der Meinung der Erleuchteten — bei weitem der Rang über uns ſchroffe, trockne Proſaiſten gebührt, es verſchmähen, den Warnungen des Verſtandes Glauben zu ſchenken und deſſen Rathſchläge zu befolgen. Sie halten den Trieb des Herzens — auch da, wo der Fall keine Anwendung duldet — für des Schickſals Stimme und geben dieſem Glauben zufolge ſich oder diejenigen, welche ſie nicht verletzen wollen, dem Schmerz der Täuſchung Preis. Doch dies Geſpräch verſtimmt Dich, meine Julie, und dies allein ſollte es nicht. — Komm, laß uns ſehen, wo Nanny bleibe!"

In der Tiſchzeit des folgenden Tages kam das Geſpräch auf alle bemerkenswerthen Veränderungen, welche ſich in Eichenforſt und der Umgegend dieſes beträchtlichen Gutes in den Jahren ereignet hatten, in denen die Conſiſtorialräthin nicht hier geweſen war. — Mit ſichtlichem Intereſſe fragte dieſe, was aus der Familie des verſtorbenen Predigers

Hellfried geworden ſei. — Das Geſicht der Baronin verklärte ſich in ſanfter Freude. „Ach meine guten Hellfried's!" ſagte ſie mit Innigkeit, „der Sohn Richard, welchen ich auf meine Koſten ſtudiren ließ und durch die brodloſe Zeit des Referendair-Lebens mit dem Nöthigen verſorgte — hat mir dieſe geringen Opfer durch die unausſprechliche Freude vergolten, daß er ſich zu einem unvergleichlichen, geſchickten Menſchen, zu einem nützlichen Mitgliede des Staates und der Welt bildete. — Er hatte bereits in ſeltener Kürze ſein drittes Examen glücklich überſtanden, als ihm durch die Verwendung eines wohlwollenden Gönners die freie Stadtrichterſtelle in E..., drei Meilen von hier, angetragen wurde. — Ich wußte darum und fürchtete, daß Richard dieſe, übrigens ganz einträgliche Stelle als eine, ſeinen Anſprüchen nicht genügende ausſchlagen würde; allein ich irrete. — Dankbar und beſcheiden nahm er das Amt an, um, wie er mir ſchrieb, ſo zeitig als möglich das Glück zu genießen, der Verſorger ſeiner Mutter und Schweſter, welche bis dahin nur von meiner Unterſtützung abgehangen hatten, zu werden. Seiner Mutter Freudenthränen verlöſchten die flüchtigen Züge der Handſchrift dieſes Briefes, und ich fühlte mit ſeliger Befriedigung, daß Gott mein frommes Wollen durch das herrlichſte Gedeihen geſegnet habe. Seit einem halben Jahre nun iſt mein Richard in E...., und ſchon hat er in dieſer Zeit die Liebe und das Vertrauen der Bürgerſchaft gewonnen und eine ſehr erfreuliche Erfahrung gemacht. Seine Schweſter Minna, welche grade damals, als Du liebe Julie zum letztenmale hier wareſt, ſich mit ihrer Mutter in B... befand, woſelbſt dieſe ſich, um die langwierige Cur einer bedeutenden Augenkrankheit abzuwarten, faſt ein halbes Jahr aufhalten mußte.

hatte durch die Lieblichkeit ihrer Geſtalt und die treue Kindespflege, mit welcher ſie der leidenden Mutter wartete — die Achtung und das zarte Intereſſe des Augenarztes, eines ſehr berühmten Mannes, des Profeſſor Linnes, gewonnen. Daß dieſer Eindruck von ungewöhnlicher Tiefe geweſen ſein müſſe, bewies die zwei Jahre ſpäter erfolgte Bewerbung des, unter dieſer Zeit zum Wittwer gewordenen Profeſſors um Minna's Hand. Da dieſer Mann noch im blühendſten männlichen Alter, höchſt achtungswerth, und das Mädchen ihm herzlich zugethan iſt, ſo ſahen wir alle, die wir das Wohl des lieben Kindes im Herzen tragen, dies Ereigniß als ein ſehr glückliches an; und es wurden die ſchleunigſten Zurüſtungen zur Hochzeitfeier gemacht, welche bei uns in Eichenforſt vollzogen werden ſollte. — Doch als wir den Bräutigam erwarteten, langte ſtatt ſeiner ein Eilbote an, durch welchen er uns meldete, daß das jähe und gefährliche Erkranken der Augen eines ihm befreundeten würdigen Gelehrten ihm die Pflicht auflege, B... nicht zu verlaſſen; daß er daher von ſeiner Braut hoffe und erwarte, ſie werde ſeine erſte Bitte erfüllen und begleitet von ihren Verwandten zu ihm kommen, wo ſie ſich in aller Stille zuſammengeben laſſen wollten. — Er verſpreche dagegen, daß, ſobald dieſe wichtige Cur beendiget ſein würde, er mit der jungen Frau in hieſige Gegend kommen, die Bekanntſchaft aller ihr theuern Perſonen und der geliebten Heimath ſelbſt machen und ſich wenigſtens eine Woche lang hier aufhalten wolle. Sein Verlangen ward erfüllt. Der Bruder begleitete Minna an den Ort ihrer Beſtimmung; die Mutter blieb einer Unpäßlichkeit wegen zurück. Gern hätte ich den Geſchwiſtern, da ihr Weg über F... führte, ein Briefchen an Dich, liebe Freundin, mitgegeben; aber ich wollte nicht, daß der junge Mann jetzt erſt die Bekanntſchaft eines Mädchens machen ſolle, das ich — —"

Ein höheres Roth färbte bei dieſen Worten Nanny's zarte Wangen, und die Baronin fuhr ſtockend fort: „Nach dem letzten Briefe von der Frau Profeſſorin dürfen wir nun das neue Ehepaar mit jedem Tage erwarten; und fährt ein Wagen vor, ſo glaube ich, daß entweder der Stadtrichter oder das Pärchen ankomme." —

Eine Woche war bereits vergangen, ſeit die Conſiſtorialräthin mit Nanny in Eichenforſt angekommen war, und noch hatte kein Beſuch das einförmige Stillleben dort unterbrochen. Nanny war dies eben recht; doch die Baronin, für die Unterhaltung ihrer lieben Gäſte beſorgt, ließ ſich durchaus nicht abhalten, für den folgenden Tag, der ein Sonntag war, einige Einladungskarten in die Nachbarſchaft zu ſenden. — Schon waren mehrere Boten abgefertigt worden, noch einer ſtand harrend im Hausflur, und die Baronin am Schreibtiſch ſitzend, ſchob jetzt die unbeſchriebenen Karten zurück und griff nach einem feinen Blatt Papier, ſich zu einem Brieſchen anſchickend, als ſie plötzlich in ein heftiges Geſchrei ausbrach. — Nanny, welche ſich in der Nähe befand, eilte hinzu; eine Wespe hatte die Baronin in die rechte Hand geſtochen — Nanny ſprang ſchnell zurück auf den an das Zimmer gränzenden Balkon, holte ein wenig friſche Erde und legte ſie in dichtem Verband auf die kleine, ſchmerzlichbrennende Wunde.

Die Baronin empfand die wohlthätige Kühlung, und ſagte, mit der unverletzten Hand Nanny's glühende Wange ſtreichelnd: „Du lieber, kleiner Wundarzt! Schon mäßiget ſich der Schmerz; wenn ich nur ſchreiben könnte! Der Bote wartet — — —" „Darf ich mich zu dieſem Geſchäft erbieten?“ ſagte Nanny, und küßte ſchmeichelnd die zur Unform angeſchwollene Rechte der Baronin. Die Züge der Baronin verklärte plötzlich ein ſonderbares Lächeln; ein vielſagender Ausdruck ſprach aus dem Blick, mit welchem ſie entgegnete: „Ich nehme Dein freundliches Erbieten an, und werde Dir dictiren. Setze Dich, Nannchen, und ſchreib: Mein lieber Hellfried!“ —

Nanny ward betroffen, daß die Zuſchrift dem geprieſenen Liebling der Baronin gelten ſolle, und die Züge des ſonſt feſten Händchens wurden unſicher. Die Baronin dictirte weiter. „Hat denn die leidige Rechtspflege Ihr ſonſt gutes Herz ſchon ſo ſehr verſteinert, daß Sie darüber die Pflicht der Theilnahme für Ihre alte Freundin, ſo ganz und gar vergeſſen? — Seit vier Wochen habe ich täglich Ihrem Beſuch vergebens entgegengeſehen. — Wüßten Sie jedoch, was heut meine Einladung, daß Sie bald, ja recht bald — nach Eichenforſt kommen mögen, veranlaßt und dieſe dringender macht, als es ſonſt wohl meine Art und Weiſe iſt, ſo würden Sie Sich überzeugen, daß ich nicht ſo empfindlich ſei, als Sie es verdient hätten. — Doch nun kein Wort mehr! Unbefriedigte Neugier ſei die einzige Strafe, welche Ihnen zuerkannt werde von

Ihrer
ſchmollenden Freundin,
Erneſtine, Baronin von Eichen.“

Eine leiſe, ſchüchterne Ahnung, die ſich in Nanny's Herzen geregt hatte, ſo oft Hellfried's erwähnt worden war — berührte in ſtärkeren Anklängen während des Schreibens dieſes Briefes ihre Bruſt. Ihr Herz pochte ſtärker — das Auge ruhete, ohne aufzublicken, auf dem räthſelvollen Blatte, deſſen Deutung ihr ein richtiges Mädchengefühl enthüllete. Doch mit anſcheinender Gleichgültigkeit überlas Nanny noch einmal laut die Zeilen; ſiegelte — und übergab das zierliche Briefchen dem wartenden Beförderer deſſelben.

Der Glocken feierlicher Frühklang weckte am folgenden Morgen die ſchlafende Nanny. Noch ſchlummerte die Mutter ſanft und ſüß, und Nanny ſchlüpfte leiſe an ihrem Lager vorüber in ein anſtoßendes Gemach, deſſen Fenſter die Ausſicht in ein reizendes Thal gewährten. Nanny öffnete das Fenſter — und kühlte die liebliche Roſe ihres Geſichts in dem Wehen der friſchen Morgenluft.

Der Feierſchein des Sonntagsmorgens verklärte Flur und Wald in heiliger Ruhe; aus dem reinen Aether herab tönte der wirbelnden Lerche kunſtloſer Freudenpſalm, aus dem grünen Thale herauf ſtieg der Duft der Kräuter, ein Weihrauch für den Schöpfer aller Dinge, den des frommen Hirten einfacher Geſang lobte. Das feſtliche Kirchengeläut verkündete den Tag des Herrn und ladete zu Troſt und Erbauung ein. Auch in Nanny's Seele war es Sonntag geworden. In ihr geöffnetes Gemüth drang das Licht ſanfter Hoffnung; die nächtlichen Schatten der Trauer flohen abwärts vor dem Sonnenglanz der göttlichen Gnade, und jede Empfindung des erneueten Herzens ward zum Gebet. Die Weihe dieſes Morgens hatte Nanny ſich ſelbſt zurückgegeben. — Zum erſtenmal ſeit ihrem Bruch mit Flammbourg empfand ſie den gänzlich erſtorbenen Trieb, ſich zur

Kirchfahrt zu ſchmücken. Sie langte den uns bekannten und bis dahin unberührt gebliebenen Hut hervor und mußte ſich geſtehen, daß Madame Lolly ihre Kunſt daran erſchöpft und an Zierlichkeit der Form und Arbeit in der Copie das Original noch übertroffen, wodurch ihr williges Verzichtleiſten auf dies letztere reichlich belohnt worden wäre. Mit mädchenhafter Befriedigung erblickte ſie das reizend geſchmückte Köpfchen im Fanchonſpiegel, und geſtand ſich, daß ihr kaum je etwas ſo gut geſtanden und gefallen habe.

Ein lockeres Erdreich nimmt auch das unſcheinbare Samenkörnlein willig auf und bewahrt es ſtill und verhüllend, auf daß es zur goldnen Frucht reiſe; — und in ein empfängliches Gemüth ſenkt ſich ſegenbringend auch das ſchlichteſte und einfachſte Wort der Chriſtuslehre. Nanny verließ erbaut und befriedigt die ſchmuckloſe Dorfkirche. Noch bewegte ſich ihr Herz in der ſanften Wallung frommer Erhebung, noch hingen Perlen der Rührung an den langen, gebogenen Augenwimpern, als ſie zurückkehrend vernahm, daß mehrere der geladenen Gäſte bereits angekommen wären. Nanny wollte die ſchöne Empfindung, welche ſich dieſen Morgen ſo rein in ihr erhalten hatte, nicht gern durch das zwangvolle Beachten geſellſchaftlicher Formen ſchnell abtödten, ſondern ſie lieber in dem Tempel der Natur zu tieferer Stille auszittern laſſen — und ſie trat in einen offenen Gartenſaal, in deſſen Fenſtern hohe, blühende Roſenbäume ihre vollen Zweige hineinreichten. — Nanny ſtand verloren in den Anblick dieſer Naturſchöne; zauberiſch mild weheten dieſe holden Kinder Flora's ihre ſchönere Schweſter an; und Nanny achtete der Dornen nicht, und ergriff den ſchlanken Stamm des Roſenbäumchens, vor welchem ſie ſtand, bog einen der blüthenreichſten Zweige zu ſich herüber und prüfte lange, unfähig zu entſcheiden, welche der halbentblüheten Roſen, wohl die ſchönſte und preiswürdigſte ſei.

So vernahm es Nanny nicht, daß leiſe Tritte hinter ihr rauſchten, und fühlte ſich plötzlich von einem ſtarken Arm umfaßt. Eine volle Hand hob mit ſcherzender Gewalt das Kinn mit dem Grübchen empor, ein warmer Herzenskuß glühete auf Nanny's Lippen, welche ſich zu einem lauten Schrei öffneten. — Nanny ſtand in eines Mannes Armen. Der Fremde ließ erſchrocken die Geküßte fahren, doch verwandelte ſich ſeine Beſtürzung in die freudigſte Ueberraſchung, als er in der Verkannten das unvergeſſene, anmuthige Weſen erblickte, deſſen Bekanntſchaft er in Lolly's Putzladen gemacht hatte. Er ſtammelte erblaſſend einige Entſchuldigungen: — „Vergebung, mein theueres Fräulein! — Ich glaubte — dieſer Hut — ich vermuthete meine Schweſter —“ Nanny glühete in den Flammen zarter Jungfräulichkeit. — Doch den Zagenden zu entſündigen, ſagte ſie mit freundlicher Milde: „Dieſer Hut ſcheint nun einmal dazu beſtimmt zu ſein, unſere Bekanntſchaft zu knüpfen und zu erneuern. — Wahrſcheinlich hielten Sie mich für Ihre Schweſter, welches gewiß jene junge Dame geweſen iſt, der durch das Ueberlaſſen eines ähnlichen Hutes einen kleinen Dienſt zu erweiſen — ich kürzlich ſo glücklich war. Und ſo darf ich dieſer Aeußerung zufolge wohl in Ihnen Herrn Hellfried vermuthen?“

Der Stadtrichter bejahete, die Holde nun muthiger anblickend. — Erkühnt durch ihre Freundlichkeit, wagte er es zu ſeiner Entſchuldigung noch anzuführen, daß ein geſtern erhaltener Brief der Baronin von einer andern Hand geſchrieben geweſen ſei, in welcher Handſchrift er die verſtellte ſeiner Schweſter zu erkennen geglaubt — und dieſem Umſtande zufolge das Hierſein der kleinen Frau vorausgeſetzt hätte. — Ein dunkler Purpurſchein färbte abermals Nanny's Geſicht, doch ſchwieg ſie mäuschenſtill zu dem Geſagten, und fand es nach einigen Wechſelreden für ſchicklich, zur Geſellſchaft zu gehen.

Der Tag verfloß in heiterer, genußreicher Unterhaltung; ſeit langer Zeit hatte man die Baronin nicht ſo vergnügt geſehen. — Der Monat, welchen in Eichenforſt zuzubringen die Conſiſtorialräthin beſtimmt hatte, war verfloſſen, und ſchon wurde dann und wann ein Wörtchen von der nahen Abreiſe geſprochen. Hellfried hatte ſich ſeit jener Einladung der Baronin den Vorwurf, daß er zu ſelten in Eichenforſt geſehen würde, nicht mehr zu Schulden kommen laſſen; er war oft und immer öfter wiedergekommen. — Eines Tages, an welchem er erwartet wurde, langte ſtatt ſeiner ein Brief an. — Die Baronin erbrach die anſehnliche Depeſche, ein Schreiben, an Nanny adreſſirt, fiel heraus. Einzelne Thränen entquollen den Augen der Baronin, als ſie das Ihrige las, dann beſtellte ſie haſtig die Inlage an ihre Behörde; und ſuchte nun die Conſiſtorialräthin auf, welche in einem entfernten Winkel des Gartens mit weiblicher Arbeit beſchäftiget ſaß.

Mit herzlicher Innigkeit drückte die Baronin ihre erſtaunte Freundin an die athemloſe Bruſt, und ſagte, oft von Rührung überwältiget: „Die Vorſehung hat die Redlichkeit meines Willens, mit welchem ich einſt den Plan entwarf, unſere Nanny zu verheirathen und durch den Liebreiz und die Tugenden des herrlichen Mädchens einen ſeltenen, jungen Mann zu beglücken, gewürdiget und überſchwänglich belohnt. — Wie wenig auch Anſchein zu dem Gelingen war, ſo hat doch die höchſte Weisheit Alles ſo gefügt, daß ich mich der beruhigenden Ueberzeugung getröſten darf, daß meines Wunſches Erfüllung auch des Himmels Wille war. Hellfried, der Dir nun auch lieb und werth geworden iſt, bittet mich in dieſem Schreiben, mit meiner Fürſprache ſeine, heute noch mündlich an Dich ergehende Bitte um Nanny's Hand zu unterſtützen. — Während ich Dir nun in dieſer Nachricht vielleicht nichts Unerwartetes mittheile, wird auch Nanny durch eine ſchriftliche Erklärung von ſeinem, gewiß längſt errathenen Verlangen, ſie die Seinige zu nennen, in Kenntniß geſetzt. Es wird Dir ſo wenig wie mir entgangen ſein, daß die Herzen unſerer Kinder — die Liebe, welche ich für die jungen Leute hege, berechtiget mich, ſie ſo zu nennen — für einander klopfen; und wenn Nanny's zweite Neigung ſich auch ſchüchterner, beſonnener, gemäßigter äußert, als ihre erſtere, ſo darf ich Dir wohl bemerkbar machen, daß grade dieſe Art von Liebe es ſei, welche die allerglücklichſten Ehen gründe."

Die Conſiſtorialräthin gab ihrer Freundin Recht, und bald lag Nanny mit dem zärtlichen Geſtändniß in den Armen ihrer Mutter, daß ſie als Hellfried's Gattin das ehemals geträumte Glück zu finden hoffe.

Nach einiger Zeit ward Nanny's Verbindung in Eichendorf gefeiert. Auch Profeſſor Linnes und ſeine junge Gattin erhöheten durch ihre Anweſenheit die Freude dieſes frohen, ſtillſeligen Tages; und die Beſitzerinnen der Zwillingshüte tauſchten die liebenden Herzen gegen einander aus. Jetzt ſagte Nanny ihrer liebenswürdigen Schwägerin, mit welcher ſie in den Tagen der Kindheit die innigſte Freundſchaft geknüpft hatte, daß es ihr bei dem Anblick der völlig ausgebildeten Jungfrau in Lolly's Putzladen geweſen ſei, als habe ihr ſchon einmal von dieſem reizenden Geſicht geträumt, als habe ſie ſchon einſt aus weiter Ferne herüber — den Klang dieſer hellen Stimme gehört. Heißere Umarmungen feierten nun das glückliche Erkennungsfeſt.

Als Nanny am Vorabende des Brauttages am Arm des glücklichen Hellfried's in den mondbeglänzten Gängen des Gartens auf und nieder ging und das Gefühl ihrer Wonne, indem es ſich durch das Bewußtſein, wie wunderſam Gott den Knoten ihres Schickſals geſchlungen und ſo leiſe als herrlich gelöſet habe, läuterte und veredelte — faſt wie Wehmuth ſich äußerte, glaubte der Bräutigam, mit den zarten Verſchmelzungen weiblicher Gemüthlichkeit unbekannt, dieſer Anklang von Schwermuth ſei ein Gedächtnißton der erſten, kaum erkalteten Liebe, eine Mahnung an erſtorbene Hoffnungen, ein Hinſtreben zu dem trauernden Verlaſſenen. Er wollte Nanny beruhigen und flüſterte ihr zu, er habe vor einigen Tagen die zuverläſſige Nachricht erhalten, daß Flammbourg ſich mit der älteſten Tochter des reichen Amtsraths Wild aus Höhen verlobt habe. Nanny nahm dieſe Nachricht mit inniger Freude auf; es war ihr, als dürfe ſie erſt jetzt dem Geliebten ganz gehören, als dürfe ſie ſich erſt jetzt ihres Glückes bewußt ſein.

Nanny ward ein ſehr glückliches Weib. Ihrem Verein mit Hellfried entblühete ein liebliches Kinderdoppelpaar, ſtilles Familienglück, häuslicher Segen — reine, geſellſchaftliche Freude und heiterer Lebensgenuß. Die Conſiſtorialräthin hatte dem Dringen ihrer Freundin nachgegeben und war für immer nach Eichenforſt gezogen. — Hier genoß ſie das Glück der Nähe ihrer Kinder, ohne von ihrem Grundſatz, niemals die Hausgenoſſin der verheiratheten Tochter werden zu wollen, abgehen zu dürfen; ja, ſie blieb dieſem geprüften Grundſatz ſelbſt dann noch treu, als nach Jahr und Tag Hellfried's kränkliche Mutter ſtarb, und Nanny und deren Gatte mit liebendem Ungeſtüm in ſie drang, ihnen dieſe Stelle zu erſetzen.

Die Ausflüchte nach Eichenforſt waren die Silberblicke in dem Leben der kleinen glücklichen Stadtrichterfamilie. Die Baronin, dieſe muſterhafte Ehe mit Entzücken gleichſam als ihre Schöpfung betrachtend, überſchüttete einer großmüthigen Fee gleich dies Paradies der Liebe, der Zufriedenheit, der ſanften Duldung, des gegenſeitigen Zuvorkommens — mit den glänzenden, aber entbehrlichen Gaben des Ueberfluſſes, die jedoch dieſen reichen Genügſamen nur in ſofern Werth hatten, als ſie ihnen Beweiſe von dem Wohlwollen der hochverehrten Geberin waren.

Nanny hatte eben ihr drittes Kind entwöhnt, als einer, dem Hellfried'ſchen Ehepaar ganz unerwartet zufallenden, kleinen Erbſchaft wegen aus Nanny's Vaterſtadt von dem Juſtizrath Saaren eine Vorladung zu einem beſtimmten Termin an den Stadtrichter und deſſen Gattin erging. Es waren nun fünf Jahre verfloſſen, ſeit Nanny ihren Geburtsort verlaſſen hatte. Jene ſchmerzlichen Erinnerungen, denen ſie damals nur auf kurze Zeit zu entrinnen wähnte, waren von ihrem gegenwärtigen Glück, wie von einem roſigen Schleier verhüllet worden; und ſo empfand die zartfühlende Frau bei Annäherung der geweſenen Heimath, ohne alle bittere Störung jenes ſüße Weh, das kindliche, ſchmerzliche Entzücken, welches gewiß jedes warm empfindende Herz bei dem Anſchauen von Gegenſtänden erfaßt, die durch traute Erinnerungen geheiliget ſind.

Es war bereits tiefe Dämmerung, als unſere Reiſenden in F... anlangten. — Am folgenden Morgen zur beſtimmten Stunde gingen Hellfried und ſeine Gattin in das, von dem Gaſthofe, worin ſie abgeſtiegen waren, nicht weit entfernte Haus des Juſtizrath Saaren. Ein Schreiber empfing die Ankommenden im Hausflur, fragte nach ihren Namen und öffnete, als er dieſe vernommen, ein ſchönes Zimmer zu ebner Erde, mit der Bitte, ſich einſtweilen hier hinein zu bemühen, weil der Herr Juſtizrath noch im Abſchluß eines wichtigen Termines begriffen ſei. Die Ehegatten folgten der Einladung, und Nanny ſetzte ſich auf ein Tabouret, welches dicht an dem hohen Fenſter ſtand und grüßte mit frohem Blick die befreundeten Gegenſtände der wohlbekannten Straße, während Hellfried mit Kennerblicken die ſeltenen Kupferſtiche, mit welchen das Zimmer reich geziert war, muſterte.

Ein Viertelſtündchen mochte ſo verlaufen ſei, als ein heftiger Männertritt dröhnend durch den Hausflur ſchallte, und eine dunkle Geſtalt mit Schattenſchnelle an dem Fenſter vorübereilte, an dem Nanny ſaß. — „O Gott! das war Er!“ — ſagte dieſe erblaſſend und mit bebender Stimme. — „Wer?“ fragte, zu ihr eilend, der erſchrockene Gatte. — „Frage nicht, Lieber!“ entgegnete ſie beklommen, „Flammbourg war es! Aber wie ſah er aus! — Todtenbleich ſein Geſicht — wilder Groll in ſeinen Zügen — dunkelflammend ſein Auge; gleichwie damals — als habe er jetzt ſo eben wieder mit Jemand gebrochen.“ —

Jetzt rollte eine elegante Equipage vor. — Eine Dame von zarter Geſtalt, in einen Mantel dicht verhüllt — von einem Bedienten behutſam unterſtützt, ſchwankte aus dem Hauſe, und wendete, bei dem Ertheilen eines Befehls an den Kutſcher, ein ſanft erblaßtes Geſicht, ein Paar ſchöne, aber rothgeweinte Augen in den Geſichtskreis der Lauſcher am Fenſter. „Und das war Sie!“ ſagte Hellfried mit einem feſten Blick auf die Einſteigende. —

„Wer?“ fragte in ängſtlicher Ahnung nun Nanny. — „Madame Flammbourg,“ antwortete ihr Gatte, und fuhr fort, indem er auf einen Geiſtlichen in der Amtstracht deutete, welcher gleichzeitig mit der Dame dies Haus verlaſſen und in eine andere Straße eingebogen hatte, „jener Mann dort, die Kleidung, in der er hier erſchienen — beweiſet mir, daß ein Gerücht, welches ich kürzlich vernahm, Dir aber aus Schonung verſchwieg, nämlich dies, daß Flammbourg's Gattin ſich ſcheiden laſſen wolle — dennoch wohl auf Wahrheit gegründet ſein könne; — und daß ſo eben die geſetzlich vorgeſchriebene Sühne verſucht worden ſei.“

Nanny bebte tieferbleichend zuſammen; ſie ſchmiegte ſich in Angſt und Liebe an die Bruſt des Treuen, der ſie beglückte — und jetzt trat der Juſtizrath in das Zimmer und beſtätigte Hellfried's Vermuthung.

Eine drückende Bangigkeit hatte ſich Nanny's, ſeit ſie Flammbourg erblickt hatte und ſein Schickſal kannte — bemächtiget. Luſt und Freude an der Vaterſtadt waren ihr vergangen, und mit Thränen in den Augen bat ſie ihren Mann um die Zeitigung der erſt morgen angeſetzten Abreiſe. Als Nanny mit etwas erleichterter Bruſt im Wagen ſaß, zog ſie des Gatten Hand, welche in der ihrigen ruhete, an ihre Lippen, und ſagte gerührt: „Es war gewiß kein Zufall, was mich an dieſem entſcheidenden Morgen in das Haus des Juſtizraths führte, und mich die wahre Geſtalt des ehemals geliebten Freundes und das herbe Loos, das auch mir an ſeiner Seite zu Theil geworden wäre, im Spiegel ſeines Schickſals erblicken ließ. — Mein ganzes Leben und Sein ſei Liebe für Dich, Du mein Alles! Sei Beſtreben, Deiner werth zu ſein, Du edler Menſch! — Doch täglich ſoll auch mein Gebet für den Armen emporſteigen, der friedenlos und freudenarm, jedes wahre Glück entbehrend — darbend durch das reiche Leben geht.“

Hellfried drückte die Gelobende an ſeine Bruſt, und unter ſeinen Küſſen ſtillete ſich ihr aufgeregtes Gemüth. — Unſere Reiſenden langten nach einer ſchnellen und glücklichen Fahrt zu Hauſe an. Die Kleinen jubelten der Mutter entgegen, die ſie diesmal mit noch innigerer Zärtlichkeit, als ſonſt, an das bewegte Herz ſchloß.

Als die Hausfrau jeglichen Gegenſtand ihrer Sorge und Wirkſamkeit beſichtiget, und alles in Ordnung gefunden hatte — ſchlich ſie, von einer dunkeln, aber gebietenden Empfindung getrieben, in ein abgelegenes Kämmerlein. — Dort öffnete ſie eine große Truhe, welche zum Aufbewahren veralteter Modeartikel beſtimmt war, zog jenen Hut hervor, den unſere Leſer ja kennen, und ſagte, ihn ſinnig betrachtend: „So komme denn noch einmal an das Licht, o Du mein Hütchen! — Du unſcheinbares Werkzeug, welches mich dem größten Elend entriß und mir das höchſte Glück gab. Deine Farben ſind verblichen, aber meine ſtille Zufriedenheit leuchtet hell und ſtrahlend, wie der täglich wiederkehrende Glanz der Sonne! — Dein Reiz iſt längſt veraltet — aber das Gefühl meines Glückes erneuet ſich in jedem Augenblick! Deine Form iſt aus der Mode, man würde dieſes kleinen Schildes lächeln; aber bei dem Gedanken, wie Gottes Obhut die Seinen bedeckt, wird mir das Herz groß, und es ſchwillt.“ — Nanny richtete mit dem Ausdruck der kindlichſten Demuth das Auge himmelwärts, und als ſie das benetzte ſenkte, rollte eine dankbare Thräne in den Flaum der Marabouts.

Minna.

Nichts Gutes oder Unſchuldiges
ſtirbt vergeſſen!

Boz.

Die Scene dieſer kleinen Erzählung verſetzt uns in das Gartenhaus des Salvator Roſa, nicht des berühmten Malers einer längſtvergangenen Zeit, deſſen Leben, Luſt und Leiden Lady Morgan beſchrieben, ſondern des Buchhändlers zu G—, eines preiswerthen Mannes der jetzigen, der um ſeines Familiennamens willen ſo genannt worden. Iſt es auch nur eine Fata Morgana, der wir die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe des geneigten Leſers zuwenden möchten, ein Traumbild, beleuchtet von der Phantaſie, ſo liegt doch Wahrheit in dem Gedanken eines reellen Charakters, und auch die Idee hat ihre Verwirklichung.

Die Gattin des Herrn Roſa ſitzt am offnen Fenſter des Gartenſaals; der Frühlingsſonnenſchein ſpielt warm auf ihrer rothen Wange und die zitternden Schatten der Weinblätter und Rebengeringel weben um das züchtige Morgenhäubchen einen gaukelnden Kranz. Dieſer reizende Aufenthalt, um den ein Eden grünt und blüht, prangt in der aufgeſchloſſenen Schönheit des Frühlings, die Stadtuhren hallen fern — ſelbſt die Zunge der Zeit ſchweigt in dieſer athmenden Stille, durch welche die Stimme Gottes vernehmlich wird, im Geſang der Vögel, im Säuſeln des Windes, in der Sprache der Blumen. Der Gärtner, welcher zufällig Adam heißt — ſteht unter dem blühenden Apfelbaum, der ein edles Geſchlecht von Markgrafen trägt — und labt ſich an dem künftigen Genuß der keimenden Früchte. Er hat die Diſteln und Dornen menſchlicher Mühe im Schweiße ſeines Angeſichts bereits überwunden; der Acker iſt ein üppiges Spargelbeet geworden, und die Knospen der Roſe ſchwellen hundertfältig am grünen Geſträuch. Auch windet ſich keine andere Schlange in dieſem Paradieſe, als die kleine goldne am Finger der Madame Roſa, ihr Trauring, nicht zum Fluche der Sterblichkeit, ſondern als ein Pfand ewiger Liebe. — Eine gewichtige Stickerei ruht im Schooße der liebenswürdigen Frau, an der ſie fleißig zu ſein ſich vorgenommen; denn es ſoll ein Angebinde werden zu dem Geburtstag ihres Mannes, ein Ofenſchirm für ſein Comtoir. Die ſchöne weiße Hand, der es anzuſehen, daß ſie ſich einer ſchwereren Arbeit nie unterzogen, rückt mit der funkelnden Nähnadel auf dem Probeblatt von Gefach zu Gefach, und die feinen Lippen zählen leiſe die Verhältniſſe des Muſters. Dies ſtellt eine ſchauerliche Alpengegend dar, mit einer Höhle im Vordergrunde, wohin ein junges Weib in fremder Tracht ihr Kind in Sicherheit bringt. In der Haltung der Tyrolerin drückt ſich verzweifelnder Muth aus, während ſie wild und ängſtlich nach den treuen Bergen zurückblickt, hinter denen feindliche Soldaten hervorſchießen. Aber das Auge der Madame Roſa glänzt, indem es darauf ruhet; denn der Sichere ergötzt ſich gern am Bilde der Gefahr. Ihr Gemahl führt daheim die friedliche Feder, und dort ſpielen ihre Kinder und die ſeinen unter dem Schutze häuslicher Ruhe. Nicht weit vom Sitze der Mutter ſtand ein niederer Kindertiſch mit zwei Bänkchen; ein paar allerliebſte Mädchen von drei und vier Jahren ſaßen darauf einander gegenüber. Die älteſte dieſer kindlichen Schweſtern hatte die vollen Aermchen engelhaft verſchränkt, und ſchauete blauen

Auges mit dem Tiefſinn der Unſchuld in ein altes Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft. Neuere Gaben dieſer Art lagen in großer Anzahl und Mannigfaltigkeit bunt durch einander geworfen am Boden.

Man ſah wohl, der Buchladen des Herrn Roſa verſehe des Vaters Töchterchen reichlich mit ſolchem Bilderkram, und achte dieſer netten Gaben wenig. In gepreßten Vignetten häuften ſich Genien, allegoriſche Figuren, Blumengewinde und Arabesken um das liebliche lebende Bild, und ſchottiſche Abteien, türkiſche Damen, bärtige Ritter, die Helden der Novelle, guckten aus den aufgeſchlagenen Blättern zu dem harmloſen Kinde auf, das mit überſehender Verachtung dieſe köſtlichen Stahlſtiche, wie die tragiſche Muſe, deren Zubehör ſie waren, auf ſich beruhen ließ, um bei einem komiſchen Gegenſtande zu verweilen, einer Katze in Jury's Manier, die ſacht vom Brei ſchlich. Die kleinere Emmy beſchäftigte ſich indeß mit einem lebenden Exemplar dieſer Gattung und quälte ſich ab, ein niedliches Kätzchen in aufrechte Stellung zu bringen und ihm das Vaterunſer zu lehren. Bei jeder Bitte miaute Minette kläglich, und dieſer religiöſe Katzenjammer griff der Mutter an die reizbaren Nerven.

Im Hintergrunde des Salons, auf einer breiten Fenſterſtufe, ſitzt ein blaſſes, blondes Mädchen, mit dem Rücken gegen Madame Roſa gewendet. Durch den ſchlaffen Hang der zugezogenen Vorhänge blitzen die Sonnenſtrahlen auf einen durchſcheinenden Kamm von Schildkröte, der in Form eines langgeſchweiften Vogels, im Geflecht des ſchönſten Haares ſein weiches Neſt hat — und daneben in den blanken Meſſingſtäben eines Käfigs, worin ein Papagei, unſchön, von dunkler Farbe, ſich in ſeinem Ringe wiegt. — Das bleiche Mädchen bog ſich dem gelben Gitter ſo nahe als möglich, lächelte unheimlich — und flüſterte dem Gefangenen leiſe ſüße Worte zu. Doch Papchen wies ſich ſtöckiſcher Laune. Er warf die Hülſen der gekochten Maiskörner, wie ein verwüſtender Dämon, rechts und links, ſprang dann erboſ't in eine kryſtallne Schaale, und badete ſich ſo ungeſtüm, daß dies kleine Baſſin bald erſchöpft war, das graue Gefieder waſſerſchwer träufte, und die hellen Tropfen thränengleich auf dem zarten Geſicht der Blondine ſtanden.

Jetzt rauſchte es unter den Akazien; ein Schatten huſchte vorüber. Madame Roſa ſah auf und warf erſchrockenen Blickes die Arbeit und das Muſter ſo haſtig unter den Tiſch, daß die purpurne Wolle zerriß, an der ſie nähete. Der Herr des Hauſes trat ein, ein hübſcher Mann von etwa dreißig und einigen Jahren. Sein Wuchs groß und kräftig, nur ein wenig gebeugt, wie von der Laſt der Geſchäfte. Er iſt ſuperfein und nett gekleidet, wenn auch ſichtlich im Drang der Eile. In der offnen Bildung des Geſichts drückt ſich eine freimüthige Seele aus, der gewölbten Stirne ſieht man ein Ablager ernſter Sorgen an, die er auf ſich beruhen läßt, weil eine Freude ihn zu bewegen ſcheint — und um den Mund ſchwebt das Botenlächeln einer angenehmen Neuigkeit.

„Guten Morgen, meine Minna!“ ſagte er mit friſcher, froher Stimme. Minna, die kleine, wirft die alte Liebe und Freundſchaft weg und hängt ſich ſchmeichelnd an die väterliche Hand. Emmy aber kümmert ſich nicht um Vater oder Mutter und fährt fort die Katze zu quängeln, daß ſie in geziemender Stellung das Gebet Jeſu anhöre.

Der Buchhändler grüßte freundlich in den Winkel des Saales und ſprach: „So fleißig ſchon, liebe Lony?“ ein

Anklang von Bedauern war in dem Tone dieſes Grußes. Die Blonde gönnte ihm einen ſanften Blick, aber kein Wort. Sie nickte und ließ ſich nicht ſtören.

„Emmy, laß die Kitſche los!“ rief ihr Vater gebietend und ſetzte liebreich hinzu: „Komm, kleiner Affe, und küſſe mich!“ — Die Katze, ein befreites Opfer, entſprang im Nu der Lehrübung.

„Was bringſt Du uns in aller Frühe, mein beſter Mann?“ fragte Madame, und machte ſich ſo breit als möglich, kaum im Stande, ihre Verlegenheit zu verbergen; das Herz klopfte ihr hoch in heimlicher Liſt der Liebe.

Herr Roſa trat näher. „Das klingt halb und halb,“ entgegnete er, „als ob Du dies unzeitige Kommen nicht ganz gern ſäheſt? Geſtehe es nur! Wie aber ſitzeſt Du, Frau? Auch iſt Dein Geſicht ſehr roth — fehlt Dir etwas, liebe Minna?“

Sie wehrte bedrängt die Theilnahme ihres Mannes ab, und ſprach: „Ein jäher Krampf im Fuß — laß mich nur, Lieber! es iſt ein peinliches Gefühl, doch vorübergehend.“

„Das kommt vom Sitzen —“ ſchmälte der Eheherr, und ſchritt ſeitwärts, Hut und Stock abzulegen, die er noch in ſeinen Händen hielt. „So haben wir nicht gewettet, meine Damen. Nur aus Sorge für die Geſundheit, nicht zu Gunſten Eurer verwünſchten Sticheleien, habe ich mein Haus vereinſamt. Dort ſitzt das Fräulein auch und thut es dem Mai zuvor, anſtatt ihn zu genießen. Du aber, Minna, ſollteſt Deiner Freundin mit gutem Beiſpiel vorangehen.“

„Alles hat ſeine Zeit,“ antwortete Minna, „wir gehen wohl auch des Abends —“

„Zu Bette!“ fiel Herr Roſa ſeiner Frau ins Wort,

„wir kennen das. Die Schrift preiſt den Mann ſelig, deſſen Gattin ein beſtändig Gemüth hat und mit Wolle und Flachs umzugehen weiß. Das Erſtere wird der fernſte Sonnenpunct männlicher Hoffnungen bleiben — das Letztere iſt, mindeſtens theilweiſe — ein erreichtes Glück der Zeit. Welch eine Menge Knäuel! Ich möchte Ball damit werfen, damit Du nur mehr in Bewegung kämeſt.“ Somit bückte der Buchhändler ſich auf einen braunen Korb herab, angefüllt mit Wolle, und nahm einen flammendrothen Knäuel, der oben lag, neckend und ſchweigend in beide Hände.

„Du biſt recht häßlich, Roſa!“ ſchalt Madame, entriß ihm die Wolle, und ein Anflug vom Purpur ihrer Farbe gab dem lieben Geſicht der jungen ſchönen Frau einen reizenden Zorn.

„Sieh!“ ſagte der Gemahl, „das iſt der Vortheil meines Namens, er läßt keine hörbare Wehthat zu. Der Stachel eines Wortes, das verwunden ſoll, wird, wenn es mich nennt, auf der Lippe ſchmeichelnd zur Blume; hieße ich hingegen Eiſenfreſſer oder Teufel, ſo würde das zarteſte Liebeslob ſich nur in Grimm und Fluch verwandeln.“

Die blaſſe Flora am grünen Fenſter wendete den Kopf nach der Gruppe, und in den zarten Zügen lauſchte ein leiſer Antheil an dieſem Geſpräch. Der Papagei öffnete den krummen Schnabel und ſchnarrte: „Bon jour, Herr von der Hölle! dixi!“ Und nun, dieſes claſſiſchen Ausdrucks ungeachtet, wirrte und wühlte der redefertige Vogel in franzöſiſchen Brocken und ſchrie wie ein Markthelfer.

Vielleicht hatte die Sprache des Auslandes den Gedanken der Madame Roſa die Richtung gegeben, in deren Folge ſie ſagte: „Die Franzoſen werden Dich am Ende für ein Frauenzimmer halten, wie den Maria von Weber.“

„Das hätte auch ſein Gutes —“ verſicherte ihr Gemahl, und ſetzte hinzu, „es iſt und bleibt ihr Nationalruhm, daß ſie ſich galant gegen Dein Geſchlecht zu benehmen wiſſen, und ich wäre in möglichen Fällen mancher Unbill überhoben. — Die Sache der Namen,“ fuhr Herr Roſa abweichend in einer ernſteren Wendung fort, „was man auch dagegen ſagen mag, hat etwas auf ſich. Minna iſt mir der ſchönſte. Minna heißt Alles, was mir gefällt, was mir werth iſt — was ich jemals liebte. Dieſer Name, wie kein anderer, rührt an mein Gemüth.“

Die verehelichte Minna machte ein herbes Lächeln zu dieſem Geſchmack ihres Mannes, wie bittere Wurzeln, in Zucker eingemacht, zur Delicateſſe werden. Sie ſagte: „So theile ich wohl dieſen Vorzug und Dein Herz mit einem andern Dir theuren Weſen noch, als mit meinem Kinde? und verdanke nur der Taufe das Glück, den Deinigen führen zu dürfen?“

Herr Roſa lachte und ſprach: „Freilich, ein Judenkind würde ich ſchwerlich geheirathet haben. Doch die Liebe giebt Raum, wie der Himmel. Sie duldet auch eine frühere — Du aber, theure Seele, biſt meine letzte.“

Er küßte ſeine Frau innig und herzlich auf den roſigen Mund, der ein klein wenig aufgeworfen war.

Minna ſchmollte. Sie wußte indeß ſelbſt nicht, warum — und empfand nur heimlich einen Grund dazu. Nach der Weiſe der Weiber, auch der beſſeren — die da ſelten einem humoriſtiſchen Silberblicke zu begegnen wiſſen, ſtand auch Madame Roſa für jetzt — wie die leiſe verzogene Miene zeigte — nicht im Einklang zu der fröhlichen Stimmung ihres Mannes. Mit ſinkendem Tone ſagte der Buchhändler daher: „Du ſollſt erfahren, was mich ſo froh erregt und ich Dir mitzutheilen habe. — Unmöglich konnte ich bis zum Feierabend warten, da ich Dein Intereſſe daran vorausſetzen darf.“ Er hielt inne und ſchauete in das große neugierige Auge ſeiner Frau. Dann fuhr er fort: „Unter den Briefen, die mit der heutigen Frühpoſt einliefen, war auch einer in Bezug auf unſern Sonntag. In dieſem wunderlichen Schreiben von einem gewiſſen Baldamus — wenn ich anders die hieroglyphiſche Unterſchrift richtig leſe — ſpricht ſich eine ſeltſame Theilnahme an dem Geheimniß des Aſſeſſors aus. Der unbekannte Briefſteller will im Verſtändniß davon ſein, die Perſonen genau kennen, und vertraut mit ihrem Verhängniß macht er ſich anheiſchig, dem Autor Aufſchlüſſe geben zu können, die dieſem jedenfalls erwünſcht und förderlich ſein würden. — Dies iſt nun in einem klaren Stile geſagt, in einer Sprache, die durch ihre Einfachheit rührt und als wahrhaft überzeugt. Man ſchämt ſich des Gedankens, dieſer Mann ſei wohl nur ein Phantaſt. Wenn ich nach einigen charakteriſtiſchen Merkmalen ſeiner Schreibart ſchließen darf — man gelangt in meinem Fach leichtlich zu dieſer Logik — ſo iſt er bei Jahren wie bei Mitteln. Er bittet mich, dem Verfaſſer, in welchem er meinen perſönlichen Bekannten oder Freund vorausſetzt, dieſe Nachricht mitzutheilen, ihn aber ſo bald als möglich von den Vermögensumſtänden jenes Schriftſtellers in Kenntniß zu ſetzen, wobei ich auf ſeine Verſchwiegenheit rechnen dürfe. Großenburg ſteht als Ortſchaft im Vermerk; das Datum iſt acht Tage alt.“

Herr Roſa griff in die innere Taſche ſeines Rockes und zog den Brief hervor. „Dieſer Inlage geſchieht keine Erwähnung,“ agte er betrübt und leiſe, und hob ein Blättchen, feiner zwar, doch anpaſſend dem Format des Umſchlags, heraus. Die Aufſchrift, von weiblicher Hand, an den Herausgeber des Geheimniſſes.

„Sieh das Siegel, Kind!“ ſagte er, „ein kleiner Schlüſſel, wie für dieſen Fall geſtochen, und darunter die Buchſtaben: M. M.“

„Was könnte das heißen?“ fragte Madame geſpannt.

„Minna Minor —“ antwortete ihr Gemahl ſonderbar lächelnd, nach einem langen Blicke auf ihren verſchlungenen Zug, „aber es heißt nicht ſo. Auch die Aehnlichkeit der Handſchrift iſt nur eine Täuſchung.“

„Beſinne Dich, Lieber!“ ſagte Roſa's Gattin, weiblich geängſtet, „daß ich von gar nichts weiß. Du ſprichſt in Räthſeln, Freund. Wer iſt dieſe Minna Minor, die ich noch niemals von Dir nennen hörte?“

„Sie war meine erſte Liebe —“ erwiederte der Buchhändler und ſeufzte tief; in ſeiner Stimme bebte ein Ton, der leiſe genug verklungenen Stunden nachhallte, um ſeiner gegenwärtigen Frau jene ſchöne Zeit der jungen Liebe als eine Vergangenheit zu bezeichnen.

„Und davon erfahre ich erſt heut und ſo gelegentlich?“ fragte die Minna zweiten Ranges mit eiferſüchtiger Verwunderung, „iſt dies auch recht, Roſa?“

„Ich denke doch —“ entgegnete dieſer feſt. „Man muß dem Vertrauen ſeine Reife gönnen, und wer die Zeit erwartet, ſagt ein altes Sprichwort, bekommt zuletzt alle Briefe zu leſen. So höre denn, mein letzter Principal war ein Mann, der ſeinen wohlerworbenen Ruf nicht minder verdiente, als zu behaupten wußte. Es fällt mir auf, daß ich ſein erwähne wie eines Verſtorbenen, da er noch lebt, und ich nur von meinem geweſenen Verhältniß zu ihm rede. Es iſt Lighof in D—. Ich war gleich dem Kind im Hauſe angeſehen, Madame verwöhnte mich durch die erſinnlichſte Güte, Lighof ſcherzte oft mit mir darüber; aber er durfte die zarte, liebe Frau, die immer kränkelte, gewähren laſſen und mir trauen. Er ſelbſt nannte mich ſeine rechte Hand, Andere ſchätzten mich danach, und als ich einſt, niedergeſchlagen durch eine traurige Familienerfahrung, ihren ſanften Fragen nach der Urſache meines Kummers Rede ſtand, richtete ſie mich durch die Hoffnung auf, daß ihr Mann mit der Idee umgehe, mich zu ſeinem Aſſocié zu machen. Dieſe tröſtende Verrätherei öffnete mir eine überſchwängliche Ausſicht. Herr Lighof hatte keine Kinder, ich kein Vermögen ich handelte für mein Beſtes, wenn ich mich ſeines Vortheils treulich annahm, wie ich es auch ohne eigennützigen Antrieb gethan haben würde. Ich mußte mir geſtehen, wie manche ſchätzbare Seite an dem Charakter meines Principals auch aufzufaſſen wäre, ein ſonderbarer Mann ſei er bei alledem. Gegen ſeine Frau rauh, kühl, bisweilen ſogar lieblos; dann wieder verſchwenderiſch, ihr eine kleine Annehmlichkeit zu verſchaffen. Sie aber ſchlich bleich und ſtill in der prächtigen Wohnung umher, ſchien keine Freude an Putz und Prunk zu haben, und lebte ſehr eingezogen. Eines Morgens ſendet mich Lighof mit einigen Novitäten zu ihr hinauf. Sie ſtand vor einem offnen Schube und ordnete die koſtbaren Meßgeſchenke ihres Gemahls, welche ſämmtlich in unberührter Neuheit lagen. Sogleich nahm ſie ein Etui von einem nahen Pfeilertiſchchen, worauf ich die Bücher legen ſollte, öffnete es, und ein Halsband, wirklich koſtbar in ſeiner Art — ſchimmerte darin. Es war in Amethyſten gefaßt, und dieſes Veilchen unter den Edelſteinen blühete im Glanz des Goldes, und die beſcheidene Beſitzerin hatte einen Hals wie gefallener Schnee."

Madame Roſa warf geſchwind einen antheilvollen Blick an die ſpiegelnde Fenſterſcheibe, lüftete das leichte Tuch, und ihr Mann, nachdem er tiefer Luft geſchöpft, fuhr fort: „Wer wird ſich einſt damit ſchmücken, Roſa? ſagte die gute Lighof, und lächelte gleichgültig zu dieſer Frage an das Schickſal, die im Geiſt der Ahnung an mich gerichtet war. Ich fühlte eine unſägliche Wehmuth in mir, und wagte es, dieſem Gedanken des nahen Todes zu widerſprechen. Ein ſtolzes eitles Bild ſtieg in meiner Phantaſie auf, mit Widerwillen wendete ich mich davon ab und zu der edeln Seele, die ja noch lebte und Eigenthümerin der Schätze wie der Rechte des Hauſes war. Guter Gott! hätte ich damals denken ſollen — Madame antwortete: Nein! ich gehe ſchlafen, lieber Roſa, und es iſt gut ſo. Gewiß, ſie war nicht glücklich.“

Ein Juwelenſchimmer der Rührung, dem die Eitelkeit Folie gab, funkelte in Minna's Augen. Sie ſprach, und lächelte auch: „Nun, ſo bin ich doch neugierig, zu erfahren, wer den Schmuck und Deine Liebe erbte? —“

Herr Roſa bog aus, als wolle er dem Gange der Erzählung nicht vorgreifen, um an eine dunkle Stelle ſeines Lebens zu kommen. Er fuhr fort: „Als Verleger war mein Principal äußerſt anſtändig und ehrenwerth. Er ſuchte eine Größe darin, nur gediegene Schriften in Verlag zu nehmen und unter gefeierte Namen ſeinen eigenen zu ſetzen. Wie mancher junge Autor, der furchtſam und glühend in den Buchladen trat, mochte verſchüchtert für einen weiteren Verſuch von uns gehen! — Wenn ich ein gutes Wort einlegte und ſagte, wie ich dachte, einen erſten Verleger muß doch jeder Schriftſteller haben, und es ſei ein großes Verdienſt, das Talent zu fördern und einen ſtrebſamen Ankömmling die Thore des Ruhms zu öffnen, dann antwortete mir Lighof faſt ſpottend: Ein Pförtner hat auch Pflichten, und der Andrang iſt zu groß. Sie werden Nein ſagen lernen, Roſa, und einmal an mich denken. — Ich aber nahm mir vor, weniger hart zu ſein und einer blöden Muſe mein Herz nicht zu verſchließen.“

„Du guter Menſch!“ fiel hier Madame Roſa lebhaft geregt und gerührt ein, „das hälſt Du auch redlich. Es muß aber auch eine eigene Freude ſein, wenn ſich aus ſolchen Erſtlingsblättern ein großer Ruf entfaltet; und der Verleger, der es damit wagte, nimmt ein ſchöneres Procent von dieſem Gewinn, als was ſich bar nachweiſen läßt.“

Der Buchhändler nickte und ſchwieg, als verweile er mit ſtillem Vergnügen auf dieſer Betrachtung. Dann ſprach er weiter: „Der Haß Lighof's gegen weibliche Schriftſtellerei war ſo groß, daß er, wie ich glaube, auch der berühmteſten Frau von denen, die da ſchreiben, ſeine Firma verſagt haben würde. Als er einſt eine Dame trocken abfertigte, die ihm ihre Manuſcripte anbot, und ſie dann beleidigt fortrauſchte, ſagte er lachend: Das wäre mir lieb, daß ich mein ſchönes Lager ſo unter Waſſer ſetzte! — Er ſah mit hellen Augen an den glänzenden Titeln umher und ſprach: Dieſer Geiſterorden verträgt keine Laienſchweſter. Weiber müſſen nie und nirgend einen Mann ſuchen; auch den Verleger nicht. Die es thut, iſt entweder verlegene Waare, oder ſonſt in Verlegenheit. — Ungeachtet dieſer Strenge im Betreff unſerer Verlagswerke, ließ Lighof dennoch Gunſt der Regel vorwalten, und unter andern eine Ausnahme gelten, die mir vor allen befremdend war. Ein Autor, der trotz ſeines heiligen Berufs nicht zu den Auserwählten gehörte — gab jährlich eine Sammlung Predigten bei uns heraus, die Niemand kaufte, und Herr Lighof zahlte ein nicht ganz unbeträchtliches Honorar für dieſen Salm, der dann unbeweglich liegen blieb. Nach der Urſache dieſer ausnehmenden Begünſtigung zu forſchen, hielt ich jedoch meiner damaligen Stellung nicht geziemend. Nun geſchah es, daß mein Principal mich zum Behuf ſeiner Geſchäfte auf die Frühjahrsmeſſe mit nach Leipzig nahm. Wir fuhren am zweiten Abend ziemlich ſpät in ein Dörfchen ein, das abſeits von der Straße lag. Im Mondſchein ſchimmerte die weißgetünchte Kirche zwiſchen Linden hervor, daneben ſtand ein kleines ſchlechtes Haus in tiefem Schatten. Hier bleiben wir zu Nacht, ſagte Lighof, und es war, als ob der Kutſcher dies auch bereits wüßte. Zwar iſt es eine koſtbare Herberge — fuhr Jener bedeutſam und mit unterdrücktem Lächeln fort, im Hôtel de Rome logirt man viel billiger; aber wir werden mit einem Gericht theurer Krebſe hieſelbſt bewirthet. Hier? das Wirthshaus? und dies wäre ſo theuer? fragte ich ungläubig. Nur die Ruhe ſchien unter dieſem Dache einzukehren, und was in dieſem niedern Raume lebte, ſchon nach Bethlehem gegangen zu ſein. Um den kleinen offenen Stall war es mäuschenſtill und dunkel, keine Leuchte hing am Gebälke, nur der Sterne himmliſches Licht funkelte über den Schauben. — Jetzt klingelte die Hausthür, ein junges Mädchen kam an unſern Wagen und begrüßte Herrn Lighof wie einen erwarteten Freund. Die Stimme, welche den Vater entſchuldigte, den die Roſe am Fuße hindere, dem werthen Gaſt entgegenzukommen, klang lieblich, aber beklommen — und ich ſchob dieſen Dämpfer auf die genannte Unpäßlichkeit. Wir waren in der Pfarre. Der Paſtor ſaß im Lehnſtuhl feſt, ſein Schlafrock war mit tauſend Tintenflecken tättowirt, der kranke Fuß in Hanf gewickelt. Lighof, mußt Du wiſſen, mein Kind, heißt bei den Letten der Gott der Lebensfreuden; beſſer konnte die Aufnahme nicht ſein, und wenn jene Gottheit in Perſon über dieſe Schwelle geſchritten wäre. Der Tiſch ſtand ſchon gedeckt, wir aßen wirklich köſtliche Krebſe — ich erwähnte, Herr Lighof hätte ſich darauf gefreut. Der aber winkte mir mit blinzelnden Augen, daß ich ſchweigen möchte, und verbiß das Lachen. Noch hatte ich den Namen des Paſtors nicht nennen hören; ich war zerſtreut, ſo daß mir manche Beziehung des Geſprächs entging. Am folgenden Morgen erwachte ich zeitig und verließ das Schlafgemach. Ein Pfarrgärtchen ſah ich von jeher gern, und das, worin ich jetzt eintrat, war in reizender Ordnung gehalten. Der Thau funkelte in den braunen Aurikelaugen, volle Veilchen dufteten in einem kleinen Bezirk. Die Frühglocke fing jetzt an zu tönen — mir war ſo friedlich, ſo feierlich! Ich ſetzte mich in das Helldunkel einer Laube voll Lindenknoſpen. Da bogen ſich die Zweige auseinander, und das blühende Geſicht der Tochter vom Hauſe ſchaute herein. Sie bot mir freundlich einen guten Morgen, und wie traulich klang ihre Anrede in ſächſiſcher Mundart, als ſie ſagte: Mein Herr Roſa! Sie haben eine ſo aufrichtige Miene, daß ich Sie um etwas fragen möchte. Und nicht wahr, Sie antworten mir ehrlich? — Ich betheuerte es ihr. Das liebe Mädchen zuckte ein paarmal mit den Lippen, ehe es hervorbrachte: Die Werke meines Vaters finden wohl nicht viel Beifall —? ich meine Abſatz — ich war im Klaren, liebe Frau, und ſah ein, welch wäſſerichtes Element die Augen des armen Kindes näßte, und woraus die Krebſe gefiſcht würden, die mein Principal mit Recht zu theuer fand, wenn auch eine großmüthige Laune ſie deſſenungeachtet nicht verſchmähen ließ. *) — Die Kleine ſah mich betrübt und harrend an; ich aber äußerte in Verwirrung, darüber ſolle ſie ſich beruhigen. Herr Lighof wäre ein Geſchäftsmann, der ſich vor Schaden zu hüten wüßte. — Ach! das iſt es eben, was mich drückt — ſagte des Geiſtlichen Tochter; ich meine nämlich die dankbare Schuld gegen dieſen hochverehrten Mann. So oft ich ihn ſehe, überfällt mich ein Zagen. Wenn nur der gute Vater aufhören möchte zu ſchreiben! Aber daran iſt nicht zu denken. Jüngſt ſah ich ein neues dickes Manuſcript von ihm angefangen, auf dem Titelblatte ſtanden die Worte: Noch Vieles hätte ich Euch zu ſagen, aber Ihr könnt es nicht tragen. — Ich glaubte auch es nicht tragen zu können, und weinte auf die heilige Bibel. — Mir wallte das Herz. Des Vaters Predigten gehen künftig auf *meine* Rechnung, dachte ich; denn daß ich es nur ehrlich ſage, das Mädchen gefiel mir unbeſchreiblich, und wir ſchieden als vertraute Freunde. — Noch einmal, da Lighof ſich kränklich befand, machte ich die Reiſe, welche das anziehende Band dieſer Bekanntſchaft feſter zog, doch wollte ich mich nicht eher gegen meine Minna erklären, bis ich einen geſicherten Standpunct hätte.“

„*Deine Minna*! wiederholte Madame Roſa, lächelnd zwar, doch mit empfindlichem Ton: „Aha! Dieſe war es alſo. Iſt mir doch, als wäre ich geſtorben, da Du ſo von einer Andern ſprichſt.“

Der Buchhändler entgegnete mit weicher Stimme und zärtlichem Blick: „Der Mann, der lebendig fühlt, daß Du

---

*) Zur Erläuterung für unſere Leſerinnen wird hier angemerkt, daß *Krebſe* diejenigen Verlagsartikel heißen, welche als ungangbar wieder an den Verleger zurückgeſendet werden.

d. B.

die Seinige biſt, darf wohl der alten Liebe in dieſem Tone gedenken. Auch iſt über dieſe Zeit Gras gewachſen. Doch laß mich enden, die meinige iſt kurz. — Von der gehofften Verbindung — ich meine die Aſſociation mit Herrn Lighof — war die Rede nicht mehr. Meine Hoffnung ſchwankte, denn es wollte mich ſogar bedünken, als entzöge mir mein Principal, mindeſtens theilweiſe, ſein Zutrauen. Doch auf einmal gab er mir einen überraſchenden Beweis davon, der freilich, wie ich ſpäter einſah, nur eine gelegentliche Entlaſſung war. Er ſchickte mich kurz vor der Meſſe nach Flandern und ertheilte mir die Ehre dieſes entfernenden Auftrags, wie der ſpaniſche Philipp dem Herzog Alba — mit allen Zeichen eines geheimen Unmuths. Ich fühlte, ſeine Freundſchaft wäre mir verwirkt, wodurch? wußte ich nicht. Das Geſchäft ſeiner Sendung war ſo ſchwierig als wichtig, und konnte mich lange entfernt halten. Madame Lighof lag ſehr krank, und nahm Abſchied von mir auf immer. An Ort und Stelle ſah ich mich in tauſend haltende Fäden und verwickelte Beziehungen verſtrickt, die langſam aufzulöſen wären; doch mußte ich als Lighof's perſönlicher Sachwalter aushalten. Nicht lange nach meiner Abreiſe meldete er mir den Tod ſeiner Frau, in der ich eine unvergeßliche Freundin betrauerte, im Übrigen waren ſeine Briefe kurz und kaufmänniſch. — Endlich war ich zu einem glänzenden Abſchluß gelangt, ein bedeutendes Object war uns durch unſägliches Bemühen aus wüſter Maſſe erhalten, und ich erwartete nun nichts Geringeres, als daß mein Principal mich als Compagnon empfangen und belohnen würde. Mein nächſter Gedanke war die Heirath. Wie ſchön dachte ich es mir, wie wir künftig bei Lighof's Wohlwollen für Minna nur Eine Familie bilden könnten! — In dieſen Träumen reiſte ich wie auf Flügeln heimwärts. Auf der letztern Station von D— mußte ich auf Pferde warten. Das Felleiſen wird eben expedirt, ich ſtehe dabei, und erblicke einen ſchwarzgeſiegelten Brief unter meiner Addreſſe, weiſe mich gegen den Poſthalter als Behörde aus, und leſe nun, daß ein alter Oheim von mir mit Tode abgegangen ſei, deſſen alleiniger Erbe ich bin. Denke Dir meine Empfindung, trautes Weib! ich zweifelte nun an nichts mehr, denn jedes Glück giebt Zuverſicht. Lighof hatte einen Garten vor dem Thore, und Madame ſonſt jeden Sommer darin gewohnt. Eine hohe Linde, in deren Zweigen ſich eine häusliche Einrichtung barg, ragte über die Mauer und war der Lieblingsſitz der ſeligen Frau geweſen. Mein Weg führte vorüber, ich blicke hinauf, und ſehe eine weibliche Geſtalt an dem erledigten Platze. — Ein Grauen ſchlich durch meine trunkne Seele, als ſähe ich den Schatten der heimgegangenen Freundin. Doch jetzt wendet ſich die weiße Dame um — mir war, als ſähe ich Minna's Büſte, ſo bleich — ſo ähnlich fand ich dies Geſicht. Ich ließ den Wagen fahren — eilte der Gartenthür zu, und die Möglichkeit ſchwebte mir vor, Minna Minor könne mit ihrem Vater hier zum Beſuch ſein. Guter Gott! ſie war es wirklich. Leibhaftig, wankenden Schrittes, kam ſie mir entgegen; doch mitten im jähen Lauf blieb die Arme ſtehen, als könne ſie nicht weiter, und umſchlang eine marmorne Terme des Mercur, wie zum Schutze gegen meine Annäherung. Nie werde ich dieſes Bild vergeſſen. Ein ſchwarzes Shawltuch — das ich gar wohl kannte, es war das letzte Geſchenk des Principals an Madame, ich ſelbſt hatte es in ſeinem Auftrage zur Meſſe gekauft — flatterte im Winde um ihre Schultern. Hingeriſſen von meinem Gefühl und der Gewalt des Zufalls, ſtürze ich zu ihr hin, ſagte ich ihr meine

Liebe, mein Glück. Sie aber ſchwieg mit entfärbtem Munde und glitt beinahe ohnmächtig auf die ſteinerne Stufe. — In dieſem Augenblick ſchritt Lighof von der andern Seite haſtig auf uns zu. Ohne mir die mindeſte Freude des Wiederſehens zu bezeigen, ſprach er gebieteriſch: Wozu dieſe Alfanzereien? Ich dulde dergleichen nicht an meiner Frau. Kommen Sie, Roſa — ich ſtand wie leblos. Minna war die Seinige.“

„Nimm es mir nicht übel, mein guter Mann,“ benutzte Madame Roſa die Pauſe, in welcher der Buchhändler inne hielt, um dem Staunen ſeiner Frau und dem Nachgefühl jener ſchmerzbewegten Scene Raum zu gönnen, „ein wenig Wankelmuth ſetzt dieſer Entſchluß doch voraus. Ein feſteres Herz würde dieſer Verſuchung oder Verſorgung widerſtanden und auf Dich gewartet haben.“

„Ach! ſie liebte mich wohl —“ ſprach ihr Gemahl, „aber ein ſchüchternes Gemüth hofft nur mit Zagen, und die Preſſe, unter der ihres Vaters Predigten gedruckt wurden, drückte hart auf ihr weiches Herz. Man könnte glauben, eine Ahnung von Verlaſſenheit habe das arme Kind gedrängt, denn Minna's Vater war den Tag nach dem erſten Aufgebote ſeiner Tochter am Schlage geſtorben.“

„Vielleicht,“ meinte Roſa's Gattin, „war ſie auch nicht ganz gleichgültig gegen den Reiz einer gediegenen Lage — ich bin Dir doch treuer! —“

„Man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben —“ entgegnete Minna's Ehemann warnend und mit einem zweideutigen Lächeln.

„Ich liebäugle höchſtens nur mit dem Abendſtern —“ verſicherte ſie treumüthig, erröthete unter dem Kuß ihres

Mannes und ſprach: „Wie aber kamſt Du denn mit Lighof aus einander?“

„Sehr bald,“ antwortete Herr Roſa, „ich verließ unverzüglich ſein Haus, ſchützte meine Erbſchaft vor — und die Erfahrung, welche ich mit hinwegnahm, war bitter, doch lehrreich. Nun weißt Du auch, warum ich keine theologiſchen Schriften verlege.“

„Nun, und dieſer Brief?“ fragte Minna, und beſah noch einmal Aufſchrift und Siegel der Inlage, und ließ ihn fallen, als der Papagei mit durchdringendem Laut ſchrie: Manum de tabula!

„Bin ich doch erſchrocken, über den Schreihals —“ ſagte Madame; doch dieſes gelehrte Verbot galt nicht ihr, ſondern ihrem Töchterlein. Die kleine Minna, welche die Beſchäftigung mit den Muſen aufgehoben, ſaß auf ihren Knieen, mit gefaltenen Händen, wie ein Pilgerkind in Loretto vor dem kleinen Häuschen, das ein Engel von einem Ort zum andern trug, und hatte, müde dieſer beſchaulichen Langeweile, jetzt ein Florläppchen von dem Zubehör der Blondine angetaſtet.

Der Buchhändler lachte und ſprach: „Dies hat der Architekt ſeinem Schüler gelehrt, auf daß man ihm ſeine Zeichnungen und Riſſe unberührt laſſe. Signor Cellini iſt ein guter Wächter.“

Der Genannte pfiff den Vogelfänger, die Kleine jauchzte auf, ihre Mutter aber ſagte mit niedergehaltenem Blick auf die Buchſtaben des Petſchafts: „M. M.? man könnte es auch ſo deuten: Mit Muße.“

„Und dabei mag es denn ſein Verbleiben haben,“ antwortete Herr Roſa, indem er aufſtand. „Gieb Du den

Brief nach Gefallen ab, ich laſſe Dir die Freude — und den Aſſeſſor grüßen.“

„Willſt Du ihn denn nicht ſelbſt ſprechen?“ fragte Madame unſchlüſſig.

„Das wird ſich finden —“ erwiederte ihr Gemahl, „für heute bin ich preſſirt, und habe ſchon zu lange verweilt. Allein der anziehende Stoff — — — begleite mich ein wenig, Liebſte.“

Minna erhob ſich heiß und mühſam, wie ein brütendes Weibchen. Sie hatte nun Zeit genug, über die Geſchichte ihres Mannes nachzudenken, ob auch die Sorge für den Zeitvertreib der Kinder, denen der lange Frühlingsmorgen ſich zu einem Jahr ausdehnte, ſie unterweilen darin ſtörte.

Eine Frau, ſelbſt eine ältere — kann ſchwerlich das Geſtändniß einer andern Neigung, und wäre es auch nur das einer Liebhaberei — aus dem Munde ihres Mannes hören, ohne in Wallung zu gerathen; jeder fremde fernſte Gegenſtand ſeines Antheils ſcheint ihr ein Näherrecht zu entziehen; ſogar der Pfeifenkopf, den er mit Luſt betrachtet, „entzündet den ihrigen. Doch ſeltſam! entflammt zugleich ihr Herz, das in der Ehe leichtlich ausglimmt. Die Gewitterluft der Eiferſucht lockt elektriſche Funken aus dem Weltſtoff eines weiblichen Gemüths.

Madame Roſa hatte zweimal nach dem Aſſeſſor ausgeſendet. Er hielt Termin, dann war er von einem Fremden abgeholt worden. So ſaß die Erſtere in tiefem Sinnen und Warten, und fuhr zuſammen, ſo oft die Angel des Gartenthors ging. Die Geſellſchafterin, deren wir erwähnt, war eigentlich keine. Das blonde Mädchen, ein weiblicher Lenz, arbeitete von früh bis ſpät, und Seufzer der Emſigkeit ſäuſelten wie linde Lüftchen um ihre Blumen. An Bewegung war nicht zu denken; der wackere Roſa hatte in den Wind geſprochen. Selbſt Cellini, der im Schweigen des Salons jede Weiſe des Ausdrucks verſuchte, pfiff den alten Deſſauer umſonſt.

Wir aber wollen, ehe der Aſſeſſor kommt, den geneigten Leſer mit dieſer bleichen Flora und ihrem Weſen etwas näher bekannt machen. Apollonie war eine Tochter des verſtorbenen Landbaumeiſters, Herrn von der Hölle. Dieſer Ehrenmann, der ſeinen Namen mit der That führte, nur nicht in dem Sinne, daß er der Meiſter ſeiner häuslichen Verdammniß geweſen wäre — bauete am liebſten den Himmel und wohnte im Hauſe des Buchhändlers Roſa, noch ehe dieſer der Beſitzer davon war. — Durch den böſen Dämon der zweiten Frau aus ſeiner innern Ruhe vertrieben, flüchtete der Landbaumeiſter zu ſeiner Kunſt, und der ihm eingeborne Genius ließ ihn nicht ſinken; aber ſein Kind erſter Ehe fiel einem ſchlimmen Schickſal zu. Wäre Lony nicht ein Engel geweſen, ſie hätte teufliſch werden müſſen. Das Schifflein ihres jungen Lebens ward zur Galeere; doch die freie Pſyche ſchwebte über der harten Ruderbank, und nur Schwielen blieben in den unſchuldigen Händen. Unter dem Vorwand, Apollonie zur Häuslichkeit anzuhalten, mußte das Fräulein ſich den unwürdigſten Arbeiten unterziehen. Der Landbaumeiſter, mit erhabenen Ideen und ihrer Ausführung beſchäftiget, wußte kaum, daß ſeine Tochter gleich einer Magd erniedrigt werde. Es war, als wollte ſeine Frau prüfen, in wie weit eine hohe Seele den Druck häuslicher Schmach ertragen könne. Aber das Maß ſollte ſich nur für ſie ſelbſt erfullen — die keines kannte in ihrer ſtiefmütterlichen Tyrannei.

Das Verhalten der Landbaumeiſterin war mährchenhaft, und Prinzeſſin Aſchenbrödel nur eine Sultanin Favorite gegen unſer Fräulein. Schamhaft verbarg Lony den ſchönen Fuß in plumpen Schuhen, und das zierliche Bein, bis über den Knöchel hinauf ſichtbar, vor fremdem Blicke. Das ärmliche Fähnchen war ſo kurz und knapp, daß es ausſah, als trüge Lony zum Spaß, dem der traurige Ernſt ihres Geſichts und zuweilen ein weinendes Auge widerſprach, das Flügelkleid der Kinderjahre immerfort. Wenn der Landbaumeiſter darüber murrte, ſchlug ſeine Frau den Muth und die gebührliche Forderung des Vaters mit philoſophiſchen Gründen nieder, und meinte, man müſſe der Eitelkeit junger Mädchen durch eine beſcheidene Tracht entgegenwirken. Er war zuletzt nur froh, daß ſie nicht eine Tracht Prügel für ſein zartes liebes Kind im Sinne hatte.

Apollonie hatte weder Raſt noch Ruhe vor dem Anſinnen ihrer Zuchtmeiſterin; mit dem erſten Hahnenſchrei mußte ſie wach ſein. Die Angſt, womit die arme Lony der Stiefmutter genug zu thun ſtrebte, war völlig nervös geworden. Ein fliegendes Zittern bewegte ihre Finger, ſie hielt nicht an, auch wenn ſie es gedurft hätte, als ob unſichtbar die treibende Geißel hinter ihr ſtände; ſelbſt im Schlafe zuckten noch die müden Hände, wie in der Haſt des Fleißes. Die jugendlichen Kräfte des Fräuleins, auf dieſe Art überſpannt, mußten unnatürlich erſchlaffen. Oftmals ſanken mitten am Tage Lony's Augenlieder zu, und der helle Sonnenſtrahl beleuchtete ein traumhaftes Lächeln der matten Züge. —

Leocadie, die leibliche Tochter der Frau von der Hölle und ungleich jünger als Apollonie, war dagegen von der Wiege an beiſpiellos verzärtelt worden. Für dieſes Kind verſündigte ſich die Landbaumeiſterin täglich in Liebe wie in Haß. Jedes Freudenlichtchen, das ſie der armen Lony auslöſchte, gleich als wäre es nur der Docht in der Lampe einer thörichten Jungfrau — ſollte einſt den Glanz ihrer eigenen Tochter erhöhen, und ſie dachte wohl nicht, daß es nur der Kerzenſchein ſein würde, der eine Leiche umgäbe.

Leocadie lernte ſo zeitig tanzen, als wäre ihr Vater bei dem Ballet engagirt. Wenn der Landbaumeiſter fragte: „Warum Apollonie nicht auch?“ dann antwortete ſeine Frau mit einem Seufzer, der Gefahr andeutete, ſie ſei zu ſchnell gewachſen. Der Vater ſchon zu einem Ausfall bereit, ſah ängſtlich die ſchlanke Höhe ſeiner Tochter an und ließ die verſagende Stiefmutter gewähren. Dies ermangelnde Talent ſollte das Sturmlaufen der Bälle hindern. — Nach dem Wunſch und Willen der Frau von der Hölle ſollte Apollonie ſo wenig als möglich in Betracht kommen und gar nicht heirathen, vielmehr lebenslang ein dienſtbarer Geiſt Ihrer Schweſter bleiben, auch in Bezug auf ihr Vermögen. Sie wollte die Freier, die danach lüſteten, ſchon abwehren. Sie war ſich tauſend verſcheuchender Kräfte bewußt.

Leocadie, welche mit dem Eigenwillen eines frühreifen Kindes, dem ſeine Eltern gehorchen, Alles durchſetzte, befriedigte ihre Leidenſchaft für den Tanz ſo unmäßig, daß ihr ſchwacher Körper dies nicht lange aushalten konnte. Sie ſtarb in ihrem Lieblingspas an der galopirenden Schwindſucht. — Die Landbaumeiſterin raſete wider Gott. Sie geberdete ſich wie Hiobs Weib, da er geprüft ward. Ihr Gemahl trug dieſen Verluſt männlich, Apollonie beweinte die ſelbſt vom Tode vorgezogene Schweſter, den dies gedrückte Herz ſich ſo heiß erſehnte.

Unter Allem, was der haushälteriſche Sinn der Landbaumeiſterin umfaßte, den arge Leute eine Wurzel alles Uebels nannten — war ihr nichts ſo wichtig als das Holz, woraus ſie ein Kreuz machte für den armen Schächer ihren Mann. Er konnte nicht Vorrath genug anſchaffen. „Die Frau von der Hölle ſorgt für die Heizung —“ ſagten Spötter, wenn ſie bei den Scheiterhauſen vorübergingen, welche die ſchöne Jahreszeit hindurch kein Ende nahmen. Fand ſie einen Spahn auf der Straße, ſo hob ſie ihn auf und trug ihn in ſeidenen Händen nach Hauſe, als ob ein Lohn damit zu gewinnen. Sie fror in glühenden Zimmern, denn ein kaltes Herz kann ſelbſt am Sonnenfeuer nicht erwarmen — ihre Augen wuchſen habſüchtig an jeder Klafter feſt, die etwa käuflich war. Das Ofenthürchen, vor dem die Dame vom Hauſe ſelbſt ſaß, um in die lodernde Flamme, ihr Element — zu blicken, war, wie in der allerliebſten kleinen Erzählung von Börne, „der Janustempel“ — das Zeichen offener Fehde zwiſchen dieſen Eheleuten. Einſtmals ſagte der Landbaumeiſter, indem Schweiß von ſeiner Stirne troff, mit der Ironie Jenes, der im Pfuhl der Pein zu Beelzebub ſprach: „Ein Sparer thut jetzt klug, die Hölzer werden theuer — löſch es halb aus, es bleibt noch heiß genug.“

Ein armes Fräulein, dieſer Familie verwandt, welches ein großes Talent beſaß, künſtliche Blumen zu verfertigen, und dieſe in einen Putzladen der Hauptſtadt ſendete, wo ſie für Pariſer verkauft wurden — ward von der Landbaumeiſterin erſucht, Apollonie in die Lehre zu nehmen, wenn nämlich das Mädchen, dem leider! aller Schönheitsſinn abgehe, einiges Geſchick dazu zeige. Die Blumiſtin, für manche ſaure Wohlthat verpflichtet, in der Überzeugung, Lony wäre auf jede Weiſe unfähig, ihr Abbruch zu thun, und dieſer kleinen Zerſtreuung bedürftig — war willig dazu. Zum erſten Male gönnte die Stiefmutter Apollonie eine

Freude, und dieſe küßte ihr mit dankbaren Thränen im Auge die Hand. Aber die Dame hatte ihre Abſichten dabei; doch könnte man nicht ſagen, ihre guten. Sie wollte der Kirche, worin Leocadie abgekündigt worden, ein Paar maſſive ſilberne Vaſen verehren zu einem Ehrenandenken ihrer Tochter, und Apollonie ſollte die Blumen hineinliefern, auf daß die Mutter wohlfeil dazu käme. Wie oft findet man prunkende Ausgaben von Belang, gemiſcht mit kleinlicher Erſparniß. — Doch dies war nicht der einzige Grund aus dem Apollonie in eine höhere Sphäre der Arbeit erhoben wurde. Sie ſollte ihrer armen Lehrerin heimlich den Erwerb ſtreitig machen. So wollte die Mutter mit den keuſchen Fingern der Tochter hinwiederum vom Altar nehmen; denn wer dem Armen ſein Brod nimmt, beraubt den Tiſch des lieben Gottes.

Die gute Lony arbeitete mit ſolcher Süßigkeit des Fleißes, wie ein Bienchen im Kelch der Zuckerblume. Ein ſchöpferiſcher Genius, der die tiefſten Geheimniſſe der Natur an das Licht brächte, beſeelte ihre kunſtfähige Hand; als wäre die Mathematik des Vaters ihr eingeborenes Erbtheil, traf ſie die feinſten Verhältniſſe leicht und ſicher, und doch, wenn ihr Blick wie ein blauer Himmel auf der reizenden Willkür ihrer zarten Bildungen ruhete, ſchien er zu ſagen: „Gott giebt den Geiſt nicht nach dem Maß. —“

Da der Landbaumeiſter ein ſchweres Verbot auf jede Blume gelegt hatte, die zu dem Zwecke des Verkaufs gemacht würde, da ſeine Frau, ihrem Charakter treu, deſſenungeachtet und bloß aus Gier zu Haben, das kindliche Sollen und die Kräfte der Tochter überforderte, und Apollonie, wie ein warmer Frühling ſich ſelber trieb, ſo ſchwollen die Blumen dergeſtalt, daß es bald keinen Raum mehr dafür gab. Der Landbaumeiſter gerieth in Hitze, was ſelten geſchah. „Donner und Wetter!“ rief er einſtmalen ergrimmt, bei der Entdeckung, daß ſeine Frau ein Kiſtchen unter falſchem Aviſo in ſein Zimmer eingeſchmuggelt hatte, „nun hört mir einmal auf mit dieſer ewigen Macherei! — Mein Zimmer iſt kein Kränzelmarkt, kein Platz, um Sträußer zu verſtecken. Blumen und Holz! Holz und Blumen, man weiß ſich kaum davor zu retten. Ein feiſter Ochſe, wie zur Kaiſerkrönung, könnte ſtatt des Rebhuhns täglich bei mir gebraten werden, und der ſitzenden Jungfrau eine Guirlande um das länderweite Kleid geheftet; ich glaube, unſer Vorrath reichte hin.“ —

Sie beantwortete dieſe Hyperbel mit dem Hohn der Kälte. In dieſer Einſamkeit ſeiner ehelichen Gefühle, durch ſtiefmütterliche Tyrannei faſt getrennt von ſeinem einzigen Kinde, war es dem Landbaumeiſter erwünſcht, als er einen jungen Architekten zu ſeiner Hülfleiſtung erhielt, den er väterlich lieben konnte. Dieſer junge Mann, der Sabbath hieß, war fremd daſigen Ortes und ſchloß ſich innigſt dem Intereſſe der Familie an. Er wußte ſogar freundlich und friedlich mit der Dame auszukommen; doch verſtand er nicht, die Selbſtverleugnung, welche dazu gehörte, ſeinem Zögling einzulernen, jenem Papagei, den wir ſchon kennen. Der Vogel haßte den Schatten ihrer Geſtalt, und der Inſtinct der Bosheit lehrte ihn jedes Schmähwort ſeiner ſchimpffertigen Zunge auf ſie anwenden. Frau von der Hölle ſchwur ihm den Tod; aber Signor Cellini fand eine Beſchützerin an dem Fräulein.

Wenn der Architekt den Landbaumeiſter auf ſeinen Reiſen begleitete, dann übergab er ihn der Obhut Apolloniens, die ihn unter ihre Engelflügel nahm. Dieſe Fürſorge vermittelte eine leiſe Vertraulichkeit zwiſchen Beiden. So oft dieſer gottgeſchenkte Sabbath kam, feierte Lony. Seine Nähe wirkte nicht nur eine noch heiligere Stille in dieſem ſanften Gemüth, ſondern einen Stillſtand in ihrem Schaffen. Der Krampf der Pflicht, wenn wir ſo ſagen dürfen — ließ nach, und wurde ſeliges Ermatten. Die Liebe, ein ſympathetiſches Wunder, wirkt ohne Mühe und beſpricht das Fieber der Angſt und die Roſe heißer Stunden.

Doch an ihre Vereinigung durften dieſe Liebenden nicht denken. Dies Ziel ſtand fern, wenn es überhaupt zu hoffen ſtand. Der Architekt ſchwieg über ſeine Verhältniſſe — ſie möchten die günſtigſten nicht ſein, dachte Apollonie, und fühlte zu zart, um danach zu fragen. Nur von Planen, die ihn in die Ferne riefen, ſprach er öfter, ohne ſich deutlich darüber auszulaſſen. —

Eine lähmende Kränklichkeit, ein plötzliches Sinken ſeiner Lebenskraft, bewog den Landbaumeiſter, ſeine Entlaſſung nachzuſuchen, und wie er ſich ausdrückte — das Gerüſt ſeiner Thätigkeit abzubrechen. Der Kummer um den geiſtigen Zuſtand ſeiner Frau war ihm doch zu ſchwer geworden.

Der Architekt mußte ſcheiden. Seinen Vogel ließ er in den liebſten Händen, die ſich jammernd rangen bei der Trennung von dem einzigen Freunde, bei der Gefahr des Vaters und der eigenen; denn Apollonie war, wenn er ſtürbe, allein mit einer halbwirren, bösartigen Stiefmutter, und gänzlich in dieſe furchtbare Gewalt gegeben. Dieſer Fall trat bald darauf ein. Der Landbaumeiſter ſtarb und ſetzte ſterbend ſeinen Hauswirth, den Buchhändler Roſa, zum Vormund ſeiner Tochter. Frau von der Hölle, deren Holzgeiz bei der Verſtörung ihres Gemüths nach Leocadiens Tode eine fixe Idee geworden war, gab nach dem Abſterben ihres

Mannes Zeichen völliger Geiſteszerrüttung. Apollonie hielt unter Grauen bei der wahnſinnigen Stiefmutter aus und ſammelte feurige Kohlen auf dies wüſte Haupt. Nächte hindurch wisperte dieſe im wachen Traume, zählte Stämme im Forſt, dingte den Holzfällern an ihrem Lohne ab und ermahnte ihre Leute, auch nicht das kleinſte Rüthchen zu vergeuden.

Lony fühlte mit ſchwerem Herzen, daß die Ruthe der göttlichen Strafe die Unglückliche träfe. Sie flehete mit kindlicher Angſt und Innigkeit um eine Stunde Schlafes, um Ruhe, um die tiefſte — für ihres Vaters Wittwe. Doch, die Niemanden Ruhe gegönnt, fand nun ſelbſt keine.

Lange ſträubte Apollonie ſich, ſie in Gewahrſam bringen zu laſſen, und erduldete lieber und verſchwieg das Schlimmſte. Aber als ſie einſt die unſelige Mutter fand, wie ſie mit einer kleinen ſcharfgeſchliffenen Axt, die ſie ſich heimlich hatte machen laſſen, ein großes in Ahorn geſchnitztes Bild, das einen Vögelkampf darſtellte und von dem Landbaumeiſter als ein Meiſterwerk dieſer Art geſchätzt worden war, in wilder Luſt zertrümmerte, daß die Splitter dieſes künſtlichen Gefieders um ihre grauen Haare flogen, da ſpaltete dieſer Anblick dem weichen Mädchen das Herz. Kein Möbel war nunmehr vor dieſer Raſerei ſicher, und der Vormund, verantwortlich für die Gefahr, in welcher das Fräulein bei ſolchen Anfällen ſelbſt ſchwebte, that ſeine Pflicht zu Lony's Schutz. Man brachte die Landbaumeiſterin in eine Anſtalt; doch hätte ſie ſich wohl eher das Leben, als die Axt entreißen laſſen, womit ſie täglich ein Bündel Reiſig kurz und klein machte, das ſie täglich für ihren Zeitvertreib erhielt.

Apollonie blieb im Hauſe des Buchhändlers und lebte mit Roſa's Gattin wie eine Schweſter. Man behandelte ſie mit der zarteſten Achtung. Bei ſo viel Anſpruch an den Reiz des Lebens war ſie doch abgeſtorben für jede Freude, welche die Welt giebt. In dem Gedanken an ihre Stiefmutter kam ein Beben des Entſetzens über ſie; das arme Mädchen hatte doch allzuviel gelitten. Nur in ihrer Blumenſchöpfung lebte und webte ſie mit leiſer Luſt und einem Frühlingsgefühl des Daſeins. In dem eingeimpften Drange, Blüthen des Fleißes zu treiben, empfand Lony jeden erholenden Augenblick gleich einer Sünde. Dafür gab ihr die Natur öfter einen kurzen Schlaf, und ſpannte wohlthätig die angeſtrengten Kräfte ab. — An ihrem Reichthum nahm ſie ſo wenig Theil, als beſtände er in goldnen Bergen, die im Monde lägen.

Der Architekt, auf deſſen Treue ſie gebaut, war verſchollen. Sein Vogel blieb ein theures Vermächtniß für die treue Apollonie. Ihr trauriges Herz, ihre ſchweigende Liebe fand an dem Schwätzer einen Tröſter, einen Freund, und ſie lieh ihm ihre Seele.

Es war ſo ſtill im Gartenſaal, worin die Damen arbeiteten, daß man den ſchwelgenden Fleiß der Bienenflüge draußen vernahm; ſummende Käfer, welche laut hineinſchwärmten, machten in einer flüchtigen Gaſtrolle die Runde und Geräuſch. Die Kinder führten unter der Leitung von Adams Frau ein Schäfchen auf die Weide, ein Marterlamm! das ihnen eben erſt geſchenkt worden war. Madame Roſa ſah ihr Werk an, und daß es gut wäre. Der erſte Soldat war geſchaffen, und fußte auf ein wenig Erde — da trat der Sonntag ein. Minna hatte ihn nicht kommen hören. Sie erröthete bei ſeinem Anblick, vielleicht nur im Wiederſchein, denn die ſinkende Sonne warf ein goldrothes Feuer an die ſchöne Geſtalt und verklärte den Aſſeſſor. Er führte die Hand der lieblichen Frau an ſeine Lippen, von denen heiße, hurtige Athemzüge weheten, und Minna, ſeinem Wort zuvorkommend, ſprach mit Pathos: „Ihr kommt ſpät, Graf Iſolani, doch Ihr kommt! der weite Weg entſchuldigt Euer Säumen.“

„Die Kürze meiner Zeit vielmehr,“ antwortete Jener lächelnd, „und ein langweiliger Menſch, der mich nicht los ließ.“

„Mein Mann grüßt Sie,“ erwiederte deſſen Gattin, „er iſt auch überhäuft, der Meſſe wegen, und hat mir daher bei ſeinem Beſuch dieſen Morgen einen Auftrag, Ihren neueſten Roman betreffend, hinterlaſſen. Sie ſehen es mir auch an, wie wichtig ich mich fühle.“

„Wann dürften Sie dies nicht?“ fragte der Aſſeſſor verbindlich. Madame Roſa erzählte ihm hierauf, was unſere Leſer ſchon wiſſen, und händigte ihm am Schluſſe ihrer Rede jenen geheimnißvollen Brief ein. Es lieſt ſich nicht gut und am wenigſten ſtill in Gegenwart anziehender Perſonen. Sie entnehmen ihren Antheil der erforderlichen Aufmerkſamkeit. Während der Aſſeſſor den Inhalt des Schreibens überflog, las Minna's ſchöner Blick in ſeinen Zügen. Seine Miene drückte aus, daß er ſich betroffen fühlte, doch beachtet wiſſe. —

„Das iſt doch eigen — wahrlich! ſehr ſeltſam!“ ſagte er nach einer Pauſe, wie der Ueberlegung, indem er das Papier zuſammenfaltete und in ſeine linke Weſtentaſche ſchob. Das Siegel guckte heraus, als wäre es auf ſein Herz gedrückt.

„Geheimniß über Geheimniſſe!“ ſprach Madame Roſa ein wenig empfindlich. Sie hatte erwartet, der Aſſeſſor würde mittheilſamer ſein gegen ſie, und fühlte ſich durch dieſen Vorenthalt als Frau wie als Freundin wirklich etwas beleidigt.

„Und dieſer Herr Baldamus,“ fragte er ſichtlich zerſtreut, „will die Meinigen kennen? Das wäre mir unbegreiflich.“

Sie ſprach: „Laſſen Sie Sich doch den Irrthum dieſes Mannes lieb ſein! Er bürgt für die Wahrheit Ihrer Charaktere. Einige davon ſind doch wohl aus dem Leben genommen?“

„Einige?“ fragte der Aſſeſſor mit ſcharf ausgeſprochenem Ton, „nicht daß ich wüßte —“

„Nun denn, Einer oder Keiner, wie Sie wollen —“ verſetzte Minna, „der Dichter kann es nicht hindern, daß die proſaiſche Menge ſeine Ideale in der Wirklichkeit ſucht.“

Jener ſah die ſchöne Frau mit glimmendem Blick an, und ſprach: „Mag die platte Meinung der Welt immerhin errathen, wer ihn begeiſtere, und welche Opferfeuer auf ſeinen Höhen glühen, ſie werfen keinen Schatten auf das verehrte Bild, ſondern nur Glanz. Es iſt nur eine Copie im ganzen Buch — und dann eine dunkle Skizze von einem Verhältniß, das mich nahe angeht.“ Er ſeufzte tief.

„Auch hat Jedermann,“ entgegnete Madame Roſa ablenkend, „Furcht, ſich ſelbſt zu ſehen, und kaum gäbe es einen Judas Iſcharioth, der bei vorkommender Gelegenheit nicht fragte: „Meiſter, bin ich's? —“

„Ich verſchmähe es,“ ſagte der Aſſeſſor mit dem Ausdruck edler Abneigung, „die ſchreibende Hand an die Fehler derer zu legen, die ich kenne, und mag meine Feder nicht in die Schwärze der Bosheit tauchen, daß ich's ungeſtraft dürfte. Der Genius flieht vor ſolchem Dienſt. Welch ein ſchönes warnendes Muſter dieſer heiligen Scheu iſt Weißflog's treffliche Erzählung: Das Abendmahl des Herrn! als Leonardo da Vinci den verhaßten Mönch gemalt, konnte er den Erlöſer nicht auf die Leinwand bringen, die wie ein Vorhang ihm das Göttliche verhüllte, ſtatt es aufzunehmen. Wie wahr und tief! — Schadenfreude, wo und wie ſie ſich auch zeige — iſt ein Zerrbild und ſtört das reine Verhältniß ſchöpferiſcher Kunſt; aber an allem Schönen und Guten darf der Sinn des Seelenmalers ſich ſteigern auf der Leiter der Vollkommenheit. In der Viſion meiner Geheimniſſe, in dieſem Traum, mehr meiner Vergangenheit als der Zukunft — iſt mir ein Engel niedergeſchwebt."

„Wenn Sie Ihre Molly damit meinen," antwortete Madame Roſa, indem ſie ein Büſchel Wolle zerpflückte, „ſo haben Sie das Wort ganz richtig gewählt. Ein ſolches Weſen giebt es hienieden nicht, und was weibliche Züge trägt, muß erröthen, wenn es in dieſen Spiegel blickt."

„Sie doch nicht, meine Freundin?" fragte der Aſſeſſor, und faßte mit poetiſchem Freimuth ihre Hand. Er pflückte die helle Roſe dieſes Augenblicks. „Wem gehören dieſe zarten Linien anders, als Ihnen? Ich habe nichts gehoben, als den Schleier, der die Schönheit Ihrer Seele den Augen der Welt verbirgt."

Minna's Angeſicht entbrannte. „O!" ſagte ſie mit leiſem Schmerz in der Stimme, „warum haben Sie mir das gethan? Wäre auch nur der Schrecken damit gemeint, den mir Ihr Geſtändniß verurſacht. Fühlen Sie nicht, daß Vorzüge, welche uns angedichtet werden, das Bewußtſein der Mängel nur beſchämen? — Und wenn ich meinem Manne und ſeinem Glücke etwas bin, iſt dies nicht genug für mich und meine Freunde? In dieſem Kreiſe nur will ich gelten.“

„Gott!“ rief der Aſſeſſor beſtürzt, „ſollte Ihr Zartſinn durch mich verletzt ſein? und wäre Kränkung mein Lohn für die Treue, womit ich jeden kleinſten Zug Ihrer Liebenswürdigkeit wiedergab?“

„Sie haben viel zu ſchön gemalt, und Schmeichler werden nicht bezahlt —“ lautete die Antwort, „doch,“ fuhr Madame Roſa lächelnd fort, „ich bemerke ſo eben, daß ich mich heute gleich dem Richard Wanderer nur in Erinnerungen ausdrücke. Wir ſahen das Stück vorgeſtern, und jener Enthuſiaſt muß mir noch gegenwärtig ſein.“ Sie entzog dem Aſſeſſor die Hand, die er noch immer hielt, mit einem ſchlauen Blicke und leichten Klopfen der ſeinigen.

Wenn Jean Paul behauptet, daß Literaten ihr Herz nur denen ſchenken oder laſſen, die ihre Schriften loben und lieben, ſo dachte Madame Roſa vielleicht mit Selbſtvertheidigung in Anwendung auf vorliegenden Fall an jene Stelle, als ſie hinzuſetzte: „Um noch einmal auf Ihr Buch zu kommen, muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, daß mir Ihre früheren Erzählungen weit beſſer gefallen. Ich weiß nicht, es greift etwas in dieſen Geheimniſſen an mein Herz. Das ſehe ich nun wohl, es iſt gefährlich, mit Schriftſtellern Freundſchaft halten, und einen Dichter möchte ich nicht lieben.“

„Warum?“ fragte der Aſſeſſor raſch.

„Des Dichters Liebe,“ ſprach ſeine Freundin, „kommt mir wie die Frühlingsſonne vor, welche Blüthen treibt, die ein Lüftchen verweht, ſich in tauſend Blumenaugen, in jeder

Welle ſpiegelt, und nachdem ſie ihren Gegenſtand verklärt hat, ach! mit untergehendem Schein — ins Meer der Vergeſſenheit ſinkt, um einer andern Welt zu leuchten. — Die Liebe eines wackern Mannes aber, der in Proſa ſchreibt und ſpricht, iſt dagegen einem Sommertage zu vergleichen, der, obwohl heiß, doch heiter über grünen Ernten aufgeht und Schatten gewährt.“

„Und kommt kein Gewitter?“ fragte der Aſſeſſor, und ſein Auge blitzte bei der Frage, und eine Wolke, wie vom Sturm gejagt, zog über ſeine Stirn, „kein Hagelſchauer? Geht die Sommerſonne niemals unter?“

„Laſſen wir das Bild fallen, wenn es Ihnen nicht gefällt,“ ſagte die Gattin des Buchhändlers, „nur das ſteht feſt, ein Dichter ſollte niemals heirathen.“

Der Blick des Aſſeſſors öffnete ſich weit, um die Gründe dieſes Cölibats zu faſſen.

„Das Mühlwerk des täglichen Getriebes,“ fuhr Madame Roſa fort, „wo das Brod zur täglichen Nothdurft und Nahrung gemahlen wird — betäubt ihn. Die ſtillen Muſen vertragen kein Geräuſch. Er mahlt feiner — in ſeinem Elemente darf nur der Blumenſtaub fliegen, den andern läßt er ruhen, und wehe der Frau, die einmal ſtöberte!“ Minna ſah den Aſſeſſor ſchalkhaft an.

Er lächelte doch und ſprach: „Ihre Häuslichkeit, meine Freundin, hat den zarten Reiz eines Götheſchen Mühlenbildes, und iſt Poeſie. Man hört weder Getöſe noch Geklingel. Das Rad der Wirthſchaft dreht ſich in leiſem Schwung, magiſch, wie bei Mondſchein, zwiſchen ſilbernen Funken der Zeit.“

„Ach!“ ſeufzte Minna komiſch, „mit der Magie einer Hausfrau iſt es nicht weit her. Ein kleines Fünkchen, wenn auch kein ſilbernes — reicht oft hin, ein großes Feuer anzuzünden. Ein Ehemann geräth leicht in Hitze, und man iſt zufrieden, wenn ſie einen bei dem, was man zu thun hat, nur gewähren laſſen.“

Und weil eine Frau im gefährlichſten Zuge ſteht zwiſchen den Flammen des Dichters und dem kühleren Luftſtrich, der um den häuslichen Herd ſpielt — und weil Madame Roſa dies fühlen mochte — wendete ſie klüglich und ſprach: „Nun aber, dieſer Herr Baldamus —“

„Iſt wahrſcheinlich nur ein gutmüthiger oder anmaßender Thor,“ fiel ihr der Aſſeſſor ins Wort, „der eine entfernte Aehnlichkeit jener erträumten Verhältniſſe auffaßt, um weſentlich ſtörend in die meinigen einzugreifen. Die Menſchen können nicht in die Geheimniſſe der Phantaſie dringen; aber ſie taſten deſtomehr an dem Aeußern des Autors herum, der Schlüſſel zum innern Leben fehlt ihnen, die Liebe! Dieſe — wie ich jüngſt las — bereitet vor zur Freiheit — und Freiheit iſt Geiſterleben. Die Welt, welche nach der Lehre Jeſu auch ſo viel heißt, als, der Feind — macht Gefangene. — Daß Sie, verehrte Freundin, ſagen, es rühre etwas in meinem Buch mit banger Nachempfindung an Ihr Gefühl, beweiſt mir nur, wie zart und fein Sie mich ausfinden. Es iſt ein Theil der Geſchichte meiner Eltern darin; aber er hängt nur leiſe mit dem Ganzen zuſammen, und die Verknüpfungen der Wahrheit dürften ſchwer zu errathen ſein. Sie, theure Frau, ſollen Alles wiſſen.“

Der Sitz der Madame Roſa ſchien heute zum Beichtſtuhle beſtimmt. Der Aſſeſſor rückte ſich traulich zurecht und hob ſeine Eröffnung an: „Mein Vater war Weinhändler in H—, und ſo viel ich mich erinnern kann, von ſehr einnehmender Perſönlichkeit. Er war früher bei der Intendantur geweſen und hatte ſpäter dies für ihn ſo unſelige Geſchäft ergriffen. Wir wohnten in einem ehemaligen Kloſtergebäude, das käuflich auf den Namen meiner Mutter geſchrieben war. Die ungeheuren Souterrains enthielten ein Lager, das nicht gering zu nennen. Nichts machte mir mehr Freude, als mich an des Vaters Hand zu hängen, wenn er in den Keller ging, und dort wonnetrunken auf einem Faß zu reiten. Einſt ſah es die Mutter. Sie band loſe einen Kranz von Epheu, der um die vergitterten Fenſter hing, ſetzte ihn auf mein kindliches Haupt und ſchauete mich mit mütterlichem Liebeslächeln an. O! ich ſehe noch Alles lebendig vor mir. Das Refectorium war — was es vielleicht ſchon vormals geweſen, zur ſogenannten Trinkſtube geworden. Weingäſte hielten ihre Gelage und Orgien darin. Die alterblaſſen Farben einer Hochzeit von Cana verdünſteten an den feuchten Wänden, und das fromme, freudige Bild rührte mich wunderſam, als ich ein kleiner Knabe war. Ach! in dieſen Räumen war kein Heiland zu Gaſt — heillos verwandelte ein böſer Geiſt den Segen der Traube in Waſſer und Thränen. Mein Vater gewöhnte ſich an den Trunk und war fürchterlich im Rauſch. Oft mußte ich, zitternd an die Mutter geſchmiegt, in irgend einem Verſteck des Hauſes Schutz ſuchen vor ſeiner verfolgenden Wuth. Ich ſah die Mutter bitter weinen und ahnete nicht, daß ich den Schmerz, der aus ihrem Auge floß, einſt noch für ein Glück halten könnte. — Mein Vater reiſete alle zwei Jahre nach Ungarn und blieb lange weg. Dunkel ſchwebt es mir vor, daß meine Mutter ihn im Verdacht einer Untreue hatte mit einer Dame, die er in Trentſin kennen gelernt. Es fielen harte Scenen zwiſchen meinen Eltern vor. Nach ſolch einem Streit trank und tobte mein Vater ärger als jemals. Er rannte mit einem blanken Hirſchfänger die Treppe auf und ab, und ſuchte Frau und Kind, uns zu ermorden. Kein Menſch wagte ſich zu unſerer Hülfe herbei. Die Leute waren verſperrt. Wir hielten uns in dem gewöhnlichen Schlupfwinkel nicht mehr ſicher, und meine Mutter, verfolgt, geängſtet, faſt unentrinnbar das Opfer eines Raſenden, wenn Gott ihn nicht mit Blindheit ſchlüge — flüchtete hinter ein Bild, das an einem Pfeiler des gewölbten Flurs hing, ſchräg unter dem Schimmer der Lampe. Es ſtellte, ich weiß nicht, welche Legende dar, nur ſo viel iſt mir noch erinnerlich, einen römiſchen Kriegsmann in Waffen, der eine Jungfrau blenden läßt. Und hinter *dieſem* Bilde ſuchte meine arme Mutter Rettung! Himmel! wie blättert doch der Finger Gottes das Traumbuch des Lebens auf, und deutet warnend! Aber wir verſtehen uns nicht auf Zeichen, unſer Glaube iſt ſchwach, und ſo müſſen wir überall unſer Schickſal erfüllen.“

„Allmächtiger! ich will nicht fürchten —“ rief Minna, während der Aſſeſſor Athem ſchöpfte aus tiefer Bruſt. Und leiſer ſetzte er ſeine Erzählung fort: „Daß ich es nur kurz mache, um die Qual dieſes Andenkens zu verkürzen —, der Schein des Lichts, der grauſe Gegenſtand — mein Vater ſah das Bild ſich regen und durchſtach es im Wahnſinn ſeines Zuſtandes. Ein Schrei drang hervor, Blut rieſelte auf den Boden — nun entſinne ich mich auf nichts mehr. Ein treues Dienſtmädchen, welches durch ein Dachfenſter in des Nachbars Haus entkommen war, hatte die Wache geholt. Man zog den Vater gefänglich ein. Die Mutter, dicht am Auge verwundet, verlor es in Folge der heftigen Entzündung, und die geſchwächte Sehkraft des andern erloſch auch.“

Madame Roſa bedeckte ihre Augen, und warme Thränen des Mitleids quollen ſacht unter den roſigen Fingern hervor. — „Und ſeitdem war alſo ihre beklagenswerthe Mutter blind?“ fragte ſie, ergriffen von beklemmender Theilnahme und gleichſam wünſchend, es möchte eine andere, eine ſpätere, Veranlaſſung zu dieſem Unglück geweſen ſein.

Der Sohn bejahete ſchweigend. Nach einer erholenden Pauſe fuhr er fort: „Meine Mutter klagte nun auf Scheidung, und nachdem dieſe erfolgt war, ging ſie ſelbſt, von mir geführt, in den Bürgerzwinger, wo er ſaß, und machte ihn frei. Der Auftritt welcher hier erfolgte, iſt mit Flammenzügen in mein Gedächtniß geſchrieben. Mein Vater ſchrie bei ihrem Anblick auf, der ſtarke Mann wankte, und die zarte ſchwache Frau mußte ihn halten, daß er nicht ſänke. Es hatte meiner Mytter große Summen gekoſtet, ihn zu löſen; auch entließ ſie ihn aus den Ehehaften auf die edelmüthigſte Weiſe. O es iſt gewißlich wahr! keine Liebe rührt mehr als die verzeihende! — Meine Mutter bat ihn, ihr den Abſchied nicht zu ſchwer zu machen, der doch nun unerläßlich wäre. — Der Magiſtrat verlangte, er ſolle die Stadt verlaſſen. Scheu, wie ein Verbrecher, dem aus Barmherzigkeit ein Aſyl gegönnt wird, ſchlich er der heimathlichen Schwelle zu, um die letzte Nacht in ſeinem Hauſe zu ſchlafen. Den Tag darauf hielt er ſich inne, und am Abend, um Aufſehen zu vermeiden, ſollte die Abreiſe geſchehen. Ein Wagen war vor das Thor beſtellt. Als nun der Mond über die Dächer ſtieg — ſein heiligmildes Licht beleuchtete eine grauſame Nothwendigkeit. Ach, meine Freundin! was muß ein armes Kind leiden, wenn die ſich trennen, welche eins in ihm ſind! Mein Herz zerriß, denn es hing doch auch ſehr an dem Vater, der bei Vernunft der beſte und liebenswürdigſte Mann von der Welt war. Ich ſchluchzte mich matt, und ließ es mir nicht wehren, ihn zu begleiten. Die Mutter blieb mit verhülltem Geſicht an der Thür ſtehen, ſo lange als ſie den Gang des Gatten, der ſie auf ewig verließ, hören konnte. Er wollte auf dem Wege mit mir ſprechen, die Stimme verſagte ihm aber, und ſo ſtammelte er mühſam, ich ſolle der Mutter Freude machen und ſein nicht vergeſſen. Ich glaubte dabei ſterben zu müſſen vor Weh. Wirſt Du denn niemals wiederkommen, mein Vater? fragte ich ihn weinend. Nie! ſprach er mit einem Lächeln, als hätte der Tod es auf ſein bleiches Geſicht gezogen. Noch einmal drückte er mich an ſich, ſtieg in den Wagen, der eilig rollte —" ein paar Tropfen rollten langſam über die Wangen des Erzählers, und Minna ſprach mit wankendem Ton: „Bitte, mein Freund! es erſchüttert Sie zu ſehr. —"

„Wo von dem Zuſammenſturz unſerer natürlichſten Verhältniſſe die Rede iſt, kann es nicht anders ſein —" antwortete er gefaßter, und ſetzte hinzu, „im Uebrigen kann ich kurz ſein. Meine Mutter führte die Weinhandlung mit Hülfe eines Küpers fort, der eigentlich ein Kaper war, ein raubgieriger Menſch. Betrug, Unglück, erſchlaffter Muth richteten das kleine Vermögen zu Grunde, und die Mutter ſah ſich genöthiget, zu verkaufen. Der Reſt von dem Erlös ward für mich angelegt. Jener Kranz aus Epheu und das zerſtochene Röckchen, welches ich trug, als Gott mein Leben hinter dem Bilde des römiſchen Hauptmanns ſchützte — bewahrte ich als Reliquie meines kindlichen Glückes und Märtyrerthums, und habe ſie noch. — Unſere Lage war ſehr beſchränkt; doch nur ein Wunſch glühte in meiner Bruſt, der, daß ich einſt den Vater wiederſähe, und er ſich meiner Ausbildung freuen könnte; ich mußte ihn aber der trüben Mutter verſchweigen. Meine Studien, die Jahre vor meiner Verſorgung, nahmen viel hin, wenigſtens viel von dem Wenigen, was uns geblieben war. Mit meiner Ausfertigung zum Aſſeſſor ward mir die Nachricht, daß unſer letztes Capital verloren ginge. Nun war Alles bis auf einen Nothpfennig zuſammengeſchmolzen. Meiner Mutter blieb die Angſt erſpart, es zu wiſſen. Ich nahm ſie zu mir, und ſchrieb die Nächte hindurch, um ihre Nacht zu erhellen. Ein zufriedenes Lächeln von ihr war meines Lebens Strahl. Während deſſen gelangte ich auf eine Spur von meines Vaters Daſein; aber es fehlte mir an Zeit und Geld, ſie zu verfolgen. Mein Geheimniß enthält in fremder Einkleidung einen Theil von dieſer traurigen Geſchichte meiner Eltern. Sie, holde Freundin, haben das Leid des Verfaſſers in der fabelhaften Hülle ausgefunden. Ihr Bedauern wird als ein Tadel für mein Buch von Ihnen gefühlt; doch dieſer Tadel muß mich freuen. Sie haben damit in meiner Seele geleſen — und für die Wunden der Seele iſt ein erwiedertes Vertrauen der zarteſte Verband."

Madame Roſa reichte dem Aſſeſſor mit einem ſchönen Blicke die Hand, und drückte die ſeine. Sie ſprach: „Nach Großenburg wollen Sie alſo nicht?"

„Großenburg?" wiederholte er in leiſer Verwirrung, „ich achte dafür, es würde zwecklos ſein und zu unnützen Erörterungen führen. Mein Streben geht danach, etwas vor mich zu bringen, und tauſend Thaler nehme ich als den Betrag der Summe an, die ich mir erſparen möchte. Dann cedire ich auf ein Jahr mein Amt und mache eine

Entdeckungsreiſe. Nicht nach der neuen Welt, ſondern nach einem alten Vater, der, wie eine wüſte einſame Inſel, im weiten Weltmeer der Vermuthungen ruht. So lange meine Mutter lebte, konnte ich daran nicht denken; jetzt, da ſie todt iſt, drängt es mich von hinnen — — —“

„En avant!“ rief der Papagei, der während der Dauer dieſes Vortrags faſt regungslos geſeſſen, und rannte wie ein wilder Commandeur vor der Front ſeines Quarrés auf und nieder. Dann pfiff er ſanft und tactmäßig den alten Deſſauer.

Apollonie erhob den geſenkten Kopf, und ſchlug die ſchlaftrunkenen Augen auf; aber ihre Seele hatte nur leiſe die klaren Fenſter geſchloſſen, und wie durch ein träumendes Gitter den Inhalt des Geſprächs vernommen. Sie ſaß im Roſenſchein, die Sonne flammte tief — und die Blume in Lony's Hand ſchien zu duften. Da ſagte ſie: „Lieber Sonntag, wollen Sie mir einen Gefallen thun?“ Es war eine Seltſamkeit Apolloniens, daß ſie den Hausfreund ihres Vormunds ſtets ſo, und nicht anders nannte, und etwas Seltenes, daß ſie eine Bitte an Jemand richtete.

Der Aſſeſſor ſprang auf. „Mein gnädiges Fräulein,“ antwortete er, „Sie machen mich froh durch dies Verlangen.“

„Sie ſprachen vorhin —“ ſagte Lony mit blöder Stimme, und ſah Madame Roſa bittend an, als ſolle ſie ihr beiſtehen, „von tauſend Thalern, die Sie zu ſammeln wünſchten. Das iſt mühſam und fordert Zeit, und unterdeſſen könnte der Vater ſterben, wenn er noch lebt. Mein Vermögen trägt mir mehr Zinſen als Freuden; gönnen Sie einem armen Mädchen das Verdienſt, etwas beitragen zu können zu Ihrem Glück. Nehmen Sie dieſe tauſend Thaler von mir an — ſein Sie nicht ſtolz!“

„O heilige Seele,“ rief der Aſſeſſor, „wie könnte ich das?“

Er machte eine Bewegung, als wolle er ein Knie beugen. Minna, die herbeigekommen war, drückte Lony's Köpfchen an ihren Buſen, der in hohen Wellen ging. In dieſem Augenblicke trat der Herr des Gartens ein, hinter ihm die beiden Kinder, welche das Schäfchen zerrten, das in matter Geduld folgte und ſich erſchöpft zum Boden ſchmiegte — das Mädchen mit dem Abendtiſch vervollſtändigte die laute Unterbrechung jener Scene. „Gott!“ rief Roſa beſtürzt, und ſchritt in Haſt der Gruppe zu, „Apollonie iſt ohnmächtig?“

Aber verklärt von dem reizenden Gefühl der Großmuth, ſchaute das Fräulein mit einem lebensvollen Blicke zu dem Vormund auf, und ſprach: „Mir iſt recht wohl!“ Minna trocknete ſich abgewendet die Augen, die des Aſſeſſors ſchimmerten.

„Was habt Ihr aber? Was iſt vorgefallen?“ fragte Jener dringend.

„O nichts! es war nur eine Rührung —“ ſagte ſeine Frau und lächelte beruhigend, wenn auch durch Thränen.

„Dieſe Rührung —“ der Buchhändler parodirte das Wort; „hat mir einen Schrecken in den Leib gejagt, den zweiten bereits, ſeit mein Fuß durch das Gartenthor gegangen. Minna hatte dem Schafe die Schleife um den Hals feſt zugezogen, es gipste nur grade noch. Wir hätten, wäre ich nicht dazu gekommen, eine Litanei hören können, vom Lamme, das erwürget ward. — Du mußt den Kindern das arme Thier nicht ſo durchaus überlaſſen, ſie verſtehen nicht damit umzugehen.“

Dieſer ehſtandskühle Vorwurf löſchte plötzlich wie der Wind die Flamme der Begeiſterung in der Seele ſeiner Gattin. Minna ſchwieg. Die ausgegoſſene Abendgluth an den Wänden verlor ihren Schein — jede Täuſchung verſchwand, Alles war wirklich.

„Cellini, halt das Maul! was raſt der tolle Junge ſo?“ rief der Gemahl, und klopfte gebietend an ſein kleines Häuschen. Apollonie beſchwichtigte ihn ſanfter, und erweckt von der Idee, die ſie gefaßt, nahm ſie Herrn Roſa abſeits, und bat ihn um die baldmögliche Auszahlung der uns bewußten tauſend Thaler.

„Gern, liebes Fräulein,“ antwortete der Buchhändler verwundert; „aber wozu? der Vormund iſt befugt zu dieſer Frage; denn tauſend Thaler ſind doch ein Gegenſtand!“ Und bei dieſer kaufmänniſchen Bemerkung ſah er das liebenswürdige Mädchen nicht auf den Werth ihres Herzens, ſondern auf den Werth des Geldes an.

„Ich leihe es dem Himmel —“ erwiederte Lony leiſe, mit einem Blicke, der ſein Spiegel war; „und dieſer Zinszahler genügt Ihnen doch? Es ſind heilige Intereſſen, die ich an dem Capitale nehme, das Sie mir legen ſollen.“

Herr Roſa hätte trotz ſeinem Glauben an jenen Gläubiger am liebſten widerlegen mögen; aber es fehlte ihm an Muth, dieſem Weſen, das ſo gänzlich ohne Begehr, ohne Wünſche lebte, etwas abzuſchlagen, woran es ſichtlich eine Freude knüpfte. Und ſo ſagte er nur: „Es wird ſich finden, Fräulein! morgen wollen wir darüber ſprechen.“

Man ſetzte ſich zu Tiſche. Madame verſah mit verſtummten Geſichtszügen ihre Pflicht als Hausfrau. Das Geſpräch war eintönig und die Harmonie des Beiſammenſeins durch einen Eingriff in die erhöhete Stimmung geſtört worden. Herr Roſa empfand es zumeiſt. „Da iſt mir heute den ganzen Tag," ſagte er, „der Brief des Baldamus durch den Sinn gegangen, worin doch wenig Straße iſt für ſolche Zufuhr, weil mir die Arbeit über den Kopf wächſt, und ich vor dem Gewirre meiner Geſchäfte kein anderes Augenmerk haben kann. Ich dachte, wenn ich mich einmal losriſſe — der Gedanke war wie ein herzhafter Hieb durch ein Geſtrüpp von Hinderniſſen, und der Plan ebnete ſich mir. Kurzum, wir machen die Reiſe zuſammen, und der Aſſeſſor muß mit."

„Ich auch! ich auch!" riefen die Kleinen; „und Phyllis" — ſo hieß das Lämmchen — „und die Katze!" Cellini lachte überlaut, mit animaliſchem Hohn.

„Und auch der Vogel!" bat die kleine Minna mit einem Strom von Gutherzigkeit in den klaren Kinderaugen; „ſonſt wäre Lony traurig, und ich hätte auch keine Ruhe."

„Da will ich denn," antwortete der Vater, „bei dem Wagenbauer eine Arche auf Rädern beſtellen, auf daß wir mit unſerer Hausgenoſſenſchaft Platz finden."

„Es fehlt nur an der Hauptperſon —" ſagte Madame Roſa mit leiſer Ironie, die das Project für null und nichtig erklärte, „hier, Freund Sonntag, hat nicht Luſt nach Großenburg."

„Wie ſagſt Du?" fragte ihr Gemahl; „nein! ich verſpreche mir Spaß von der Reiſe." Der Aſſeſſor ſah ernſt auf ſeinen Teller nieder. „Wir haben ſämmtlich," fuhr Herr Roſa fort, „eine Zerſtreuung nöthig, und dem Schriftſteller, wie mir däucht, dürfte ſie am erſprießlichſten ſein."

Dieſe Meinung wurde von Seiten des Aſſeſſors mit Gründen beſtritten, die ſein Verleger zu beheben wußte.

„Es dauert ja auch nicht ewig,“ ſagte Apollonie bedeutſam; „die ſchöne Zeit fängt erſt an.“

„Recht ſo, Fräulein!“ ſprach der Buchhändler; „wenn ein heiliges Standbild, wie Sie, meinem Vorſchlage geneigt iſt und Willens, beweglich zu werden; da ziehen wir nur in Gottes Namen und Geleit. Auch iſt dies eine ganz beſondere Reiſe. Der Freund, den wir beſuchen, iſt uns fremd, ſein perſönliches Verhältniß wie ſeine Lage durchaus unbekannt, und ſo erfahren wir jedenfalls etwas Neues. Seid Ihr denn gänzlich ohne Neugier, Freundchen?“

„Ich fürchte —“ entgegnete der Aſſeſſor, „dieſer Herr Baldamus hat deren zu viel.“ —

„Ei was!“ entgegnete Roſa; „wir ſind doch Leute, welche die Erwartung nicht ſcheuen dürfen.“

Der Gärtner meldete Jemand, der Herrn Roſa in einer dringenden Sache zu ſprechen wünſchte. Es war ein Mann vom Magiſtrat, der den Buchhändler um die Gefälligkeit zu bitten kam, für ſeinen Sohn, einen Studioſus in G—, eine Anweiſung auszuſtellen, die morgen früh mit der Poſt fort müßte, weßhalb denn der Wirth des Gartens dies ſpäte Aufſuchen hier, am Ort ſeiner Erholung, beſtens entſchuldigen wolle. Der Rathsherr ſchien Eile zu haben, vielleicht nur aus Artigkeit, um nicht lange ſtörend zu ſein. Er konnte ſich jedoch einem Gange durch den Garten nicht weigern, wozu er aufgefordert ward. In das Beſprechen ihrer Angelegenheit lief hier und da ein bewunderndes Wort für die ſchönen Anlagen mit unter. Endlich kam das Geſpräch auf gemeiner Stadt Beſtes, auf Rechtswohlthaten — da blieben die Blumen links liegen, die Pfleglinge der Natur, die der Vater im Himmel kleidet und nährt.

Der Vollmond erglänzte über den düſtern Maſſen der

Stadt. Herr Roſa, der das Sommerlogis der Gattin nur für Stunden der Muße theilte, ging mit dem Rathsherrn nach Hauſe, und der Aſſeſſor beiher.

„Gute Nacht, Minna!“ ſagte ihr Gemahl, und küßte ſie flüchtig, mit der Ermahnung, die Fenſter doch ja nicht offen zu laſſen. Der Kuß, womit er ſchied; war nicht kalt, doch kältend, wie der Thau, deſſen Einwirkung ſie empfand, und gewiſſermaßen haushälteriſch gegeben. Die Liebe fordert ihre Zeit, und Roſa hatte deren wenige; denn der Rathsherr wollte das Geld noch heute zahlen.

Als Madame allein war, ſchloß ſie das Fenſter nicht ſobald, ſondern legte ſich daran, den erquickenden Schein des Mondes zu genießen. Die Luft, ein wallender Glanz, wehete ſo lind, ſo leiſe! in dieſem ſilberblauen Meere ſchwebte ihr Athem über eine Tiefe von Gefühl. Wie aufregend war dieſer Tag geweſen! Welche Bilder gingen Minna's Seele vorüber! — Die Erzählung von der erſten Liebe ihres Mannes ſchien ihren Anſpruch an den Alleinbeſitz derſelben betheiligt, und das Vertrauen des Freundes ihr ein Recht eingeräumt zu haben, das ſie pflichtmäßig nicht behaupten durfte. Sein Schickſal rührte ſie innigſt! die vergoſſenen Thränen ſeiner Kindheit lockten noch jetzt ſympathetiſche Tropfen in ihr Auge, welche unbewußt, doch warm über Minna's Wangen floſſen. Die herbe Kränkung ihres Mannes, in ſeinem jugendlichen Hoffen, beurtheilte ſie dagegen mit erfahrener Ruhe. Es war ihr dabei ſo weh zu Muthe, als wäre ihr irgend von wem ein Unrecht geſchehen. — Das Schifflein ihrer Gedanken flog hin und her und verwebte wunderſam den verhängnißvollen Stoff. Auf dieſe hohe Linde baute die Phantaſie den Sitz der ſeligen Lighof, und durch jene Arcade von Blättern blickte der Mond ſo bleich! ſo traumgleich, wie die verſtummte Liebe derer, die ihren Platz einnahm. — Wie der Weinkranz am Kloſter, hing hier ein Blüthenzweig am ſchattigen Geäſte voll berauſchender Kräfte nieder, ſchräg unter Lunens Lampe im weiten Flur des Gartens. Dort flimmerte ein unheimlicher Strahl an dunkler Wand, wie der Speer des römiſchen Hauptmanns — und bei dieſer Erinnerung floß das Blut warm vom Herzen Minna's. Der ſchwanke Schatten auf dem Gange war der Vater mit ſeinem Kind — und das Gartenthor war geſchloſſen. Minna verhüllte ihr Geſicht. Sie hätte einer Binde bedurft für die Augen, die ihr weinend aufgegangen waren. Wie hoch ſtellte ſie der Begriff des Freundes! Wie gleichmüthig nahm ihr Mann ſein Glück hin, ſo, als müßte es ſein. Sie erſchrak, da ſie mit einer Widerwilligkeit daran dachte, wie platt und proſaiſch er heute eingeſchritten wäre, ſtörend für den ſchönſten Moment gemeinſamer Entzückung. — Es half nichts, daß Madame Roſa ſich Vorwürfe machte über dieſe unfreiwilligen Vergleichungen. Auch ein treues Herz hat, wenn nicht ſchwache, doch *ſchwächere* Stunden. Sie meinte nun zwar, die Freundſchaft eines Dichters ſei wärmer, als die Liebe eines — Ehemanns; doch jene Flamme wäre keuſch, und Minna's Herz war rein.

„Ich will mich ſeiner Achtung werth erhalten —“ ſagte ſie ſo leiſe zu ſich ſelbſt, daß nur ihr guter Genius es hörte, der zu ihrer Seite war. „Einmal heirathet er doch auch — dann nimmt er den Schmuck mir wieder und bekleidet ſein Idol damit. Weh mir! wenn ich eine Blöße gebe! — Ein Dichter leiht nur Liebenswürdigkeit, und liebt nur *eine*, die Muſe. Und mein Mann iſt gut und brav; wie möchte ich vergeſſen, was er an meiner Mutter gethan! —“

Minna ſeufzte, ein kühler Hauch küßte ihre Lippen. Sie dachte an ihre Kinder und daß die Nachtluſt ihnen ſchaden könnte. Schnell war das Fenſter geſchloſſen. Darauf trat ſie an das Bettchen ihrer Minna. Das Kind lag ſchlafend da, und Phyllis theilte ſein kleines Lager. Die Mutter erinnerte ſich, daß die Kleine ihr die Erlaubniß dazu abgeſchmeichelt hätte, weil das Lamm noch ſo matt wäre von der erſt überſtandenen Gefahr. Der Kopf des Kindes, wie von Guido Reni gemalt, war an das feine Vließ geſchmiegt, das bloße Aermchen — ein ſchöneres ſchafft ſelten die Natur — hielt den geretteten Hals umſchlungen und innig an die kleine Bruſt gedrückt, worin das zarteſte Mitleid ſchlug. Und der Mond, in einem Kranze von Wolkenſchäfchen, ſah mit himmliſchem Licht auf dieſes unſchuldige Schlummerbild hernieder, als weide er ſich daran.

Die Mutter ſtand verklärten Blickes mit gefaltenen Händen. Sie fühlte die Wonne dieſes Anblicks durch ihre Seele zittern; aber ihre Empfindung war ein Gebet.

Mutterliebe! Du Poeſie unſeres Geſchlechts! Gott hat in Dir dem ſchwachen Geſchöpf, das ſein Wille dem des Mannes unterwarf, einen Theil ſeiner Kraft und Seligkeit gegeben. Du biſt ein Born ſittlicher Reinheit, die Quelle ſanfter Freuden. Dein heiliger Strahl duldet kein unlauteres Feuer. Du biſt das ewige Licht auf dem Hausaltare, und wo in Deinem kirchlichen Schein eine Lippe ſich öffnet, da wird der Segen geſprochen. Engel tragen Deine Harfe, worin die Harmonie des Daſeins in den feinſten Schwingungen der Seele ſchläft, und ihren Ton hallt die Ewigkeit noch nach. Wo eine Mutter recht liebt, da wird der Gatte gewürdigt, und das Kind gut und ſeinen Vater ehren.

Herr Roſa war geſprächsweiſe nun mit dem Rathmann vor der Thür ſeines Hauſes angekommen und wollte ihn nur zuvor höflich ausreden laſſen, ehe er ihn herein nöthigte. Der Bau des neuen Rathhauſes, deſſen Grundſtein in den nächſten Tagen gelegt werden ſollte, war nicht ſogleich abgefertigt. Der Aſſeſſor, welcher den ganzen Weg über kein Wort geſprochen, drückte jetzt ſeinem Freunde den Brief in die Hand, ein Stein fiel damit von ſeinem Herzen — wünſchte Beiden eine gute Nacht und ging ſeiner Straße. Jener ſchloß den Buchladen. Die Nacht lagerte ſtill um die Werke großer und kleiner Geiſter — hier und da zeigte der Mond wie mit ſilbernem Griffel auf einen gefeierten Namen — ein wiſſenſchaftlicher Schauer ging durch die Seele des Patriciers. Er zahlte das Geld, bemerkend, daß es doch recht ſpät geworden, während Herr Roſa in Kürze die Anweiſung ſchrieb. Dann trennten ſie ſich zufrieden.

Als der Buchhändler ſich in ſeinem Schlafzimmer befand und auf den abgelebten Tag zurückſchaute, ward er ſich eines dumpfen Mißbehagens bewußt. Seine Gedanken irrten hin und her; er konnte jedoch dieſem trüben Gefühl nicht auf den Grund kommen. Mechaniſch zog er die Uhr auf. Die kleinen goldnen Räder ſchwirrten leiſe — die Räder des Schickſals gingen in einer noch leiſeren Kette. Der Blick des Buchhändlers fiel auf den Brief, den ihm der Aſſeſſor gegeben. Das Siegel war gelöſt. Er rückte das Licht ſo haſtig näher, daß die leuchtende Roſe, die daran glimmte, in Aſche zerfiel. Er las:

„Hochzuverehrender Herr!“

Herr Roſa hielt inne und den Athem an, als wolle er ſein eigen Herz ſchlagen hören; aber er ſtand einen Moment lang ſtille. Der Brief lautete weiter, wie folgt:

„Obgleich ich Ihnen eine Fremde bin, wenn es auch wahrſcheinlich iſt, daß der Name, den ich führe, Ihnen nicht ganz unbekannt wäre — wage ich es dennoch, von einer inneren Stimme dazu aufgefordert, mich an Sie zu wenden in einer Angelegenheit, die mir von größter Wichtigkeit iſt. — Ein Dichter iſt ja der Freund aller Menſchen, der Vertraute jedes Kummers, ob er auch glücklich wäre, was der Himmel Ihnen verleihen wolle! — Doch nicht Ihr ſchönes Werk, welches Ihnen die Herzen der Menſchen wohlwollend geöffnet, iſt es allein, was Ihnen das meine erſchließt, in dem drängenden Gefühl eines Wunſches, an den ſich die einzige Hoffnung meines Lebens knüpft; es beſteht ein vermittelndes Band zwiſchen uns. Sie ſind der Freund eines Mannes, der einſt der meinige war; dem ich für immer anzugehören dachte. Es war Gottes Wille nicht. So machte eine Fügung der Umſtände mich zu der Gattin eines Andern. O! warum weine ich doch bei dieſer Erinnerung? Vielleicht, weil ich an den Altar nicht denken kann, woran ich das Opfer meiner Liebe brachte, ohne einem theuern Grabe im Geiſte nahe zu ſein. — Was ich aus kindlichem Herzen gethan, blieb nicht ohne Lohn, ohne den Segen mütterlicher Freude. Ein liebenswürdiger Knabe iſt mein, der mich zu den ſchönſten Erwartungen berechtiget; als Gattin habe ich zu fürchten. Mein Mann, ſonſt von rüſtiger Geſundheit, kränkelt ſeit dem erſten Jahre unſerer Verheirathung. Der tödtliche Keim ſeiner Krankheit ſcheint vom Gemüth auszugehen; die

Aerzte erklären es gelehrt — ich verſtehe es nicht und merke nur, daß ſeine Kräfte zuſehends ſinken und er ſich ſeinem Ende zuneigt. So viel iſt gewiß, daß weder der blühende Fortgang ſeiner Geſchäfte, noch das Wachsthum ſeines Kindes ihn zu erfreuen vermag. Ihm ein Lächeln abzulocken, wäre mir wie Sonnenſchein nach langer trüber Zeit — aber ſeine Leiden verdunkeln ſeinen Geiſt und oftmals mein Auge in Thränen, daß ich ihm nicht zu helfen weiß. Jüngſt, in einem helleren Augenblicke, äußerte er mir einen Wunſch, daß der Buchhändler Roſa in G—, der eine geraume Zeit hindurch ſein Geſchäftsführer geweſen und im Beſitz ſeines vollen Zutrauens, unſern Sohn zu ſich nähme und ihn bildete für den Beruf des Vaters wie für ſeinen eigenen. Er ſprach mit Beſtimmtheit von ſeinem nahen Tode, und daß, um einen Knaben zu erziehen, ein Weib zu weich wäre, zumal ich. — Dieſe Aeußerung bewegte mich ſehr; doch mein Mann irrte, wenn er mich widerſtrebender Meinung glaubte. Herr Roſa iſt unſer gemeinſamer Freund, und ihm allein möchte ich mein Kind mit völliger Zuverſicht anvertrauen. Man ſagt, ſeine Frau ſei gut und lieb. Sie beglückt ein Herz, dem ich einſt Etwas war —, wie ſollte ich ihr nicht auch das zweite überlaſſen wollen, mein Liebſtes und Einziges in der Welt? — Doch mein armer Mann wagte nicht, ſich mit dieſer Bitte an Herrn Roſa ſelbſt zu wenden, aus Furcht vor einer abſchlägigen Antwort, die er bei ſeinem gegenwärtigen Zuſtande nicht ertragen könnte, weil an dieſem Plan ſein letztes Hoffen auf Erden hinge. Mich hält eine zarte Rückſicht ab, es an ſeiner Statt zu thun. Ich habe nie aufgehört, Herrn Roſa zu ſchätzen — aber nur ſchweigend bewährt ſich dies Gefühl. Eine verkannte Liebe findet wohl Beruhigung in ſtiller Anerkenntniß des Charakters, doch den Muth nicht mehr, dieſe zu offenbaren. Da gab Gott mir den Gedanken ein, deſſen ich bedurfte. Ihr vortreffliches Buch lag vor mir, der Name des Verlegers ſprach mich ſo vertraut an — Sie entwickeln darin in einem ähnlichen Falle eine Kraft der Beredtſamkeit über einen beleidigten Freund, die mich nicht zweifeln läßt, wie wirkſam Ihr Verwenden bei Herrn Roſa ſein dürfte. O Verehrteſter! wollten Sie einem ſterbenden Manne, deſſen redliches Bewußtſein nur ein Vorwurf drückt, dieſe Wohlthat erzeigen und jene Idee in einer Handlung der Güte verwirklichen? — Die Menſchen leſen einen ſchönen Zug ohne Beziehung auf ſich ſelbſt; Engel aber würden Ihnen Beifall zollen, wenn ſie bewirkten, daß Herr Roſa meinen Sohn erzöge. Sie hätten dann einen Traurigen getröſtet und mit dem Tode verſöhnt; dafür wolle denn Gott Ihr Leben mit ſeinem beſten Segen beglücken! —

Hiernach wüßte ich nichts mehr hinzuzuſetzen, als daß ich mit innigſter Hochachtung mich nenne

Ihre

ergebenſte
Minna Lighof.“

Herr Roſa ſtarrte lange, nachdem er bereits geleſen, in das Blatt, welches unter einem tiefen Seufzer wehete. Jetzt beſann er ſich, daß er dies Petſchaft wohl kannte. Es hatte der erſten Frau ſeines Principals gehört. Dieſer verſchlungene Namenszug entwirrte ſich ſeinem Gedächtniß. Madame Lighof, eine geborne Meiſter und Maria getauft, hatte einen früheren Bräutigam, der Schloſſer geheißen, und deſſen Zeichen dieſer kleine Schlüſſel geweſen war, durch den Tod verloren. Sie trug den Petſchierring, den er ihr geſchenkt, zu des Jünglings Andenken, und Herr Roſa hatte dieſen feingeſchnittenen Carniol oftmals an ihrer Hand geſehen.

Er hob ſeinen Blick in die Nacht voll Welten, und dachte an Minna. An ſeine Frau? Nein, liebe Leſerin! an ſeine Freundin. Ihr ſanftes Bild ſchwebte ihm vor, die Gattin trat für einen Augenblick in den Schatten. Mit vorwurfsloſer Empfindung dachte er an verfloſſne Tage, jede Kränkung war verſenkt — ſeine Bruſt wallte, die Thränen der armen Dulderin zu trocknen. Lighof ſollte in Frieden vom Leben ſcheiden.

Wirre Träume beunruhigten ſeinen ſpäten Schlummer. Bald befand er ſich in Lighof's Buchladen, und Paſtor Minor packte zur Meſſe — dann war Cellini kein Vogel, ſondern ein wirklicher Goldſchmied, der an dem Petſchaft der ſeligen Madame hämmerte — dann trug ſeine Frau den Grundſtein zum neuen Rathhauſe, wie einen Kindtaufkuchen, auf beiden Armen, und der Senator, dem er die Anweiſung geſchrieben, ging mit einem Knäuel purpurner Wolle daneben, die Richtſchnur zu ziehen. Und endlich hörte der Aſſeſſor nicht auf, ſich in einem Brünnlein auf offener Straße die Hände zu waſchen, an denen ein kleiner Tintenfleck klebte, indeß Apollonie hinter ſeinem Rücken ihm eine Guirlande von Katzenpfötchen an den Hut heftete. Als aber die Göttin des Tages das goldne Morgenthor und ſeine Augen öffnete, und vor dem Licht jener phantaſtiſche Wuſt zerfloß, drang auch ein Schimmer in ſeine wache Seele, wach zu allem Guten. Sein erſter Gedanke war die Aufnahme von Minna's Sohn in ſein Haus wie in ſein Herz. — Das alte Verhältniß, die alte Liebe übte wieder die unterdrückte Macht über ſein treues Gefühl.

Wir finden den Buchhändler ſammt den Seinen, zu denen wir auch den Hausfreund zählen, auf der Reiſe nach Großenburg wieder. Im erſten Wagen fährt Madame Roſa, das Fräulein, die beiden Kinder und ein Dienſtmädchen, Apollonie, das Häuschen, worin Cellini gefangen ſitzt, auf dem Schooße. Sie gleicht damit einer Heiligen oder einer Madonna, welche einen kleinen Münſter trägt und hält. Auch ſpricht der Papagei nur Latein und in Sentenzen; doch jetzt läuft die Straße in einem blühenden Buſch, nun hat es mit der claſſiſchen Philoſophie ein Ende, und er pfeift luſtig die populäre Weiſe ſeiner Brüder. Roſa's kindlichen Töchtern iſt die Mitnahme ihrer Günſtlinge verſagt worden, weil ſie unſtatthaft wäre. Phyllis iſt unter Aufſicht von Adams Frau im Garten geblieben, in Arkadien reiſt man nicht — und die Katze iſt ein häuslich Thier und pfötelt auf der Schwelle.

Madame Roſa ſaß die erſten Meilen durchaus ſtill; ihre Gedanken ſchweiften zurück in die Räume der verlaſſenen Haushaltung. Alle Kammern des Gedächtniſſes wurden geöffnet, Schlüſſel abgezogen und gezählt. Der Genius der Reiſe iſt ein harmloſes Kind, das die Roſe pflückt, welche am Wege blüht; den Frauen aber iſt dieſer Genius nicht eigen. Ihnen iſt der Wagen nur eine Wiege zurückgewendeter Träume. Sie ſind ſtets in der Schwebe zwiſchen hier und dort. Wer da reiſen will, dem verſchwinde die Heimath! Das Schifflein der Freude, worauf ſie ins Blaue ſegeln, geht ihnen unter, weil ſie es mit unnützem Ballaſt beladen.

Madame Roſa kreuzte nun auf dem Meere der Gedanken. Sie dachte ſich Großenburg wie eine wüſte Inſel, und in dem Hospiz des Herrn Baldamus eine alte Junggeſellenwirthſchaft.

„Welch ein Einfall meines Mannes; mit ſolch einer Karavane —“ durch eine natürliche Ideen-Verbindung kam ſie auf Thee — und ſagte nun laut, „haſt Du auch die Kaffeemaſchine eingepackt — die große?“ Das Mädchen verſicherte es. Nun fand die gute Minna vorläufig nichts mehr, woran ſie ſich hätte ärgern können.

Die beiden Männer in der nachrollenden Droſchke gaben ſich dagegen dem Vergnügen der Reiſe ganz unbedenklich hin. Roſa, als wäre der große Buchladen von ſeiner Seele gehoben, athmete leichter in der balſamiſchen Luft, obwohl er einer Verpflichtung entgegeneilte, die ſchwer zu übernehmen war.

Der Sinn des Aſſeſſors war klar wie der Aether. Er faßte die Schönheit der Natur in ein dichteriſches Auge und ſah in der ſchönen Welt eine ſchönere. Der rüſtige Wanderburſch der am Rain der wallenden Saat hurtig hinſchritt war ihm ein Uhlandſcher Geſell, die Bettlerin dort an der Brücke die Baſe Schlick aus Glogau. Der Baum ſeiner Phantaſie ſetzte an dieſem warmen Morgen friſche Blüthen an.

Herr Roſa äußerte den ängſtlichen Wunſch, daß er den kranken Lighof noch lebend finden möchte; und die lange Fahrt gab Raum, um ſich über vormalige und zukünftige Verhältniſſe verbreiten zu können. Von allen Erinnerungen des Erſteren war jener Moment, wo Minna, die er noch für die Seine hielt, die Statue umſchlungen hatte, daß ſie nicht zu Boden ſänke, ihm das Denkmal der erſten Liebe, und dieſer Mercur ihr Schattenführer geweſen.

Lighof's Garten däuchte ihm daher ein Friedhof, die ſchönſte Hoffnung ſeiner Jugend lag dort begraben, und mit ernſtem Gefühl dachte er daran, daß er dieſen Bezirk eher wiederſehen würde, als den Herrn des Gartens ſelbſt. — Er nahm dieſe Empfindungen voraus. Doch als ſie G— erreichten und der Wagen an dem Geſtein der Vorſtadt hinraſſelte, lenkte er nach einem andern Thore; denn die Straße wurde gebeſſert. —

Herr Roſa grüßte freundlich an die Thüren, als müſſe man ihn noch kennen, und die Leute wunderten ſich über die Höflichkeit des fremden Mannes. Man hielt an der alten Leyer, dem beſten Gaſthofe des Ortes. Es war ein neuer Wirth darin, der die Saiten hoch ſpannte. Dieſer fatale Name, der doch ohne Nachtheil für den Ruf des Hauſes nicht abzuändern war, hatte ſich von jeher als ein Mittel gegen den Schlendrian bewährt. Welch einen Ton ſchlug die alte Leyer in Roſa's Bruſt an! — Nichts hatte ſich verändert und doch Alles. In ſolcher Stimmung werden die leiſeſten Übergänge des Lebens empfunden, während die Ruhe des Beſtehenden uns rührt. In der Mitte des Marktes rauſchte die grüne Röhre ihren Waſſerſtrahl ganz ſo gleichmäßig wie vormals.

Herr Roſa ſtand am Fenſter des Gaſthofs und ſah hinüber nach Lighof's Haus. Endlich ging er hinüber und öffnete die Thür des Buchladens. Ein junger Mann nahm die Stelle ein, die ſonſt ſein Platz geweſen war. „Was beliebt?“ fragte er, ohne die feuchte Feder wegzulegen.

„Ich wünſchte Herrn Lighof zu ſprechen,“ ſagte Roſa und ſein Athem ſtockte vor der Antwort. Der junge Mann zuckte die Achſeln — „Muß bedauern,“ ſagte er; es zuckte durch Roſa's Gebein. — „Gott!“ rief er mit einem Dämpfer der Angſt auf der Stimme, „er iſt ſchon geſtorben? —“ Jener lächelte belebend, und Dieſer fragte aufathmend, „ſo ſteht es nicht ſo ſchlimm mit ihm?“

Der junge Mann machte wieder eine Pantomime, als hätte er die Verneinungen mimiſch ſtudirt, und ſprach: „Er iſt doch wohl ein Mann des Todes — wenn die Blätter fallen.“ Die Blätter aber grünten in vollem Saft, und eine Hoffnung, welche leiſe die Friſt der Zeit giebt, ſchwellte leicht Roſa's Herz.

Der junge Mann, aufgemuntert durch den erſichtlichen Antheil des Fremden, ſprach: „Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?“

„Ich heiße Salvator Roſa —“ antwortete der Buchhändler beſcheiden.

Das Geſicht deſſen, der vor ihm ſtand, verklärte ſich, als hätte der große Maler ſelbſt es mit ſeinen leuchtendſten Tinten geſchminkt. „Wie leid wird das meinem Principal ſein! Wie ſehr leid!“ ſagte er rege.

„Wo ſind Lighof's denn eigentlich hin?“ fragte Herr Roſa.

„Zuvörderſt nach M—“ lautete der Bericht des Geſchäftsführers, „um dort einen berühmten Arzt zu conſultiren; dort wird es ſich entſcheiden, ob ſie auf das Gut eines Freundes gehen, oder in ein Bad, wogegen der Kranke eine gewiſſe Abneigung hatte. Wie geſagt, es kommt auf den Ausſpruch des Arztes an. Die Rückkehr der Familie hängt von dem Befinden des Patienten ab.“

„Ich glaube am Ende gar, ich bin verdrießlich, daß ich ihn nicht ſterbend angetroffen.“ ſagte Roſa auf dem Wege nach dem Gaſthofe zu ſich ſelbſt, um ſich durch dieſen Tadel für ein Gefühl zu ſtrafen, das dem Mißmuth über einen Fehlſchlag nicht unähnlich war, „Gott ſei Dank, daß der arme Lighof im Stande geweſen, meinen Zuſpruch zu verſäumen. So gehe es denn unaufgehalten nach Großenburg — wenn dies nicht etwa ein erdichteter Name und gleich der Inſel Felſenburg ein Mährchen iſt. —“ Er lächelte traumhaft, als er dies dachte.

In der Frühe des folgendes Morgens klopfte es leiſe an die Thür des Schlafcabinets der Eheleute. Herr Roſa im Schlafrock öffnete, und Apollonie, völlig angekleidet, ſah mit ſcheuem Blick herein. „So rüſtig ſchon, Fräulein? fragte der Buchhändler verwundert, „ich meinte, wir hätten noch ein Stündchen bis zur Abfahrt.“

„Eine Bitte —“ ſagte Lony mit verhaltener Stimme und unterdrückten Thränen, „führt mich zu Ihnen, lieber Roſa, eine dringende Bitte, die Sie mir gewähren müſſen.“

„Nun, gegen ein Muß läßt ſich freilich nichts einwenden,“ antwortete der Vormund und lächelte. „Was iſt's, mein gutes Kind? Sie ſcheinen angegriffen, und haben vermuthlich wenig geſchlafen? —“

Lony nickte. „Mir träumte in der verwichenen Nacht —“ ſagte ſie, erblaſſend unter der Erzählung, „meine Mutter träte vor mein Bette, todtenbleich. Sie trug einen dürren

Weinſtock in den abgezehrten Händen, und ſprach: Sieh nur, Tochter! wie meine Augen brechen — das Holz brach, ich meinte, mein Herz bräche auch — dabei zeigte ſie auf die Augen der Rebe — dieſe weinten. Mutter, rief ich, die Zeit iſt ja ſchon vorbei — es iſt noch nicht zu ſpät — erwiederte ſie, und verſchwand mit einem Seufzer, den ich wachend noch zu hören glaubte.“

„Ein lebhafter Traum, Fräulein! Nichts mehr;“ ſagte der Buchhändler mit einem freigeiſtiſchen Lächeln, obwohl nicht ohne einen Schein von Froſt in dem morgennüchternen Geſicht.

„Nein, lieber Roſa, nein!“ entgegnete Apollonie mit ungewöhnlicher Heftigkeit, „ich fühle die Wahrheit. Die Mutter ſtirbt und will mich noch einmal ſehen. Ihr Aufenthalt iſt nur eine Tagereiſe von hier — laſſen Sie mich gewähren! Es wird zu meiner Beruhigung gereichen.“

„Dies wäre ſehr die Frage —“ meinte Jener, und überlegte während dieſer Worte, ob dies Wagniß, denn als ſolches erſchien es ihm, in Rückſicht auf Apolloniens Gemüthsſtimmung — zuläſſig ſein dürfte.

Jetzt trat der Aſſeſſor ein, und als er hörte, wovon die Rede ſei, auf des Fräuleins Seite. Er bot ſich zu ihrem Begleiter an.

„Das geht doch nicht,“ redete Minna mit fraulicher Altverſtändigkeit darein, „daß die beiden jungen Leute allein fahren. Der Schutz der Schicklichkeit darf nicht außer Acht gelaſſen werden.“

Es ward alſo beſchloſſen, daß die Gattin des Vormunds die Dritte in dieſem Reiſebunde wäre, und ihr Gemahl mit den beiden Kindern vorausginge. In Großenburg, wenn nicht an einem näheren Ort, wollte man verabredeter Weiſe wieder zuſammentreffen.

An dieſer früheren Station verweilte Herr Roſa mit ſeinen Kindern einen halben Tag, ohne ſeine Frau, Apollonie und den Aſſeſſor erwarten zu können. Die Ungeduld, ſich, ſo nahe dem Ziele, davon zurückgehalten zu ſehen, trieb ihn vor dem ländlichen Wirthshauſe umher, bald auf die Straße den Ausbleibenden entgegen, bald ein Stückchen Weges hinaus der Richtung nach Großenburg zu. Die beiden Kleinen tummelten ſich indeſſen harmlos im Grasgarten der Schenke, während das Dienſtmädchen mit einem beobachtenden Lächeln, dem der Ekel etwas Schnödes gab, dem Treiben der Wirthin und ihrer Leute zuſah. Die Mägde ſchlugen die Thüren im flinken Ein- und Ausrennen krachend zu, und beantworteten die plumpen Späße der Fuhrleute mit naiver Grobheit, um ſich vor der ſtädtiſchen Jungfer zu zeigen.

Unter einer breitäſtigen Kaſtanie, welche die Giebel des niederen Gaſthofs beſchattete, ſaß ein invalider Soldat bei einem Glaſe Cornelius, und las alte Zeitungen. Dieſer Stammgaſt lieh dem Wirthshaus einen politiſchen Reiz. Die Erinnerung, unter dem Marſchall Vorwärts gedient zu haben, verbreitete einen kriegeriſchen Stolz über den Mann der großen Retirade, und der Quell der Mittheilung, woraus ſeine Zuhörer das Vergnügen unterhaltender Bewunderung ſchöpften, verſiegte nie, wenn gleich dieſe fließende Beredſamkeit nicht immer die lautere Wahrheit war.

Die behagliche Ruhe, womit dieſer Unterofficier, an der abgetragenen Uniform als ſolcher kenntlich — ſein Pfeifchen ſchmauchte und blauen Dunſt in den milden Weſt blies, ſtach zu grell gegen die ſtachelnde Unruhe des Harrenden ab, als daß Herr Roſa nicht mit einem Gefühl der Beſchämung, das ihn zügelte, auf den eingeklemmten Stelzfuß hätte blicken ſollen. Er näherte ſich dem Helden des Dorfes mit der Frage, wie viel Stunden man wohl von hier bis Großenburg rechne. Der Invalide ſagte: „Kommt auf die Pferde an —“ und mit einem geſchickten Schwunge ſaß er auf dem großen Pferde der Campagne. Herr Roſa ließ eine Flaſche alten Ungar aus ſeinem Reiſevorrath bringen, und begeiſterte den Ruhmredner jener kriegeriſchen Zeit. Der Soldat gerieth in Feuer — erzählte einige Kraft-Anekdoten von ſeinem Heros und erwähnte des verlorenen Beins nur beiläufig mit tapferer Reſignation. Endlich kamen ſie auf Großenburg zurück.

„Der Brauer dort,“ ſagte der Unterofficier, „iſt mein Geſchwiſterkind, und das Urbar von Belang. Er hat ein ſtattliches Haus gebaut, zur Einkehr für hübſche Leute.“ Zugleich ſagte ein ausdrucksvoller Blick, daß er den Buchhändler ſowohl an Geſtalt als an Wohlanſtändigkeit dieſer Claſſe beizähle. „So iſt das Schloß nicht geeignet zum Logis?“ fragte dieſer. „Das Schloß wäre wohl gut —“ lautete die Antwort, „nur iſt es beſtändig verſchloſſen.“

Herrn Roſa ſchoß das Blatt; der Invalide aber nahm keines vor den Mund und ſprach: „Es iſt eine wüſte Stille um das Gebäude, der Garten verwildert, der Herr ein Croat — und Jahr aus, Jahr ein, auf Reiſen.“

„Ein Croat!“ rief Herr Roſa ungläubig, „nicht möglich! —“

„Doch! doch!“ verſicherte der Soldat mit einem tiefen ungariſchen Zuge, „ich weiß es aus dem Grunde. Sein

Leibdiener iſt ein Bosniak und trägt ſich noch landesüblich. Er reitet bisweilen hier durch, da trinken wir Eins zuſammen. Zwar ſpricht er nur gebrochen Deutſch, aber man verſteht genug. Vor mehreren Jahren hat ſein Herr Großenburg gekauft, das ſchöne Gut war in der Cride — und iſt mit ſeiner ſchwermüthigen Schweſter hierher gezogen. Von ihrem Leben ſpricht ſich wunderlich Zeug, denn ſie haben Glieder begraben — die Croaten mögen wohl ſo recht im Heidenthume verſunken ſein. Wenn mein Bein dort läge —" ſetzte er mit dem Humor der Weinlaune hinzu, „ſo könnte ich das arme Beeſt einmal beſuchen."

Dem Buchhändler ſchauderte bei dieſem barbariſchen Scherze die Haut. „Und lebt dieſe Schweſter des Herrn Baldamus noch?" fragte er nach einer Pauſe.

„Nein," antwortete der Invalide, „die ruht; aber der Bruder hat keine Raſt auf ſeinem Ritterſitze. Wie der Menſch ſich einmal gewöhnt."

„Ich hoffe ihn anzutreffen," erwiederte Herr Roſa, geirrt von dieſer Beſchreibung. Und indem er mit ſtillem Bedenken dachte, wie wenig Glück er bei dieſer Reiſe zu haben ſcheine, war ſein Entſchluß gefaßt, ihrer ganzen Vergeblichkeit ſo ſchnell als möglich gewiß zu ſein.

Im Beginnen eines von jenen Abenden, wo die Natur, gleich einer Braut, im reizendſten Schmucke zwiſchen Frühling und Sommer ſteht, wo die zarte Blume, welche den heißeren Strahl nicht verträgt, Sehnſucht haucht, wo das Aroma der Kornblüthe, ein Aether der Sättigung — die Luft ſchwelgeriſch durchwürzt, und der Odemzug des Lebens, der Athem des Schöpfers, die Welt ein Paradies erſcheinen läßt, an ſolch einem Abend fuhr Herr Roſa zwiſchen den Feldmarken von Großenburg ein. Dort lag das Schloß im

Düſter des Parks! Das Thürmchen funkelte in der untergehenden Sonne und ſeine Glockenuhr tönte weniger hell in die tiefe Einöde hinab. Herr Roſa ließ vor dem Brauer halten und fragte mit kurzem Athem, ob er die Herrſchaft anweſend fände. Nein! lautete der noch kürzere Bericht, der gnädige Herr ſei ſeinem Neffen entgegengefahren, der von einer weiten Reiſe heimkehre.

„Weite Reiſe!“ ſagte Jener kleinlaut nach, und dachte, wie weit die ſeine wäre, wie umſonſt. Er beſtellte ein paar Zimmer, und wollte das Schloß doch einmal in der Nähe ſehen. Er ging allein, ſein eigener Führer, ſich ſeinen Gedanken überlaſſend. Das Gatter des Eingangs fiel langſam hinter ihm zu, und Herr Roſa ſah ſich wie von der lauten Welt abgeſchloſſen.

Die wildſchöne Einſamkeit des engliſchen Gartens ſagte ſeiner finſtern Stimmung zu. Der Sang der Vögel, die noch nicht verſtummt waren, im ſtillen Neſt — begünſtigte den ſinnenden Traum, worin er fürbaß ſchritt. Die Schloßuhr viertelte; kaum verirrte der ſchwache melancholiſche Hall ſich in die dunkeln Zweige, doch ihm war es, als ob eine tiefe Schlucht im Herzen ein leiſes Echo davon nachſänge. Ein kühler Hauch, wie das Fröſteln der Ahnung, ſchauerte vom Teich herüber, worin das Schloß ſich ſchwankend bewegte, ein Schwanenhäuschen ragte im Schilf. Eine heilig-kirchliche Stille rings umher! Die flammende Gottheit ging ſichtbar durch ihren Tempel, jeder Stamm der hohen Eiben war eine glühende, glimmende Säule, und der Teppich des Raſens, wie mit Goldfäden durchwebt, ſchimmerte unter ihrem leuchtenden Schritte.

Verſunken in ſich ſelbſt, war Herr Roſa bis an einen entfernten Theil des Parks gedrungen, hier ſtand er ſtill —

und ſein Herz vergaß für einen Pulsſchlag zu ſchlagen. An einem von dichtem Gebüſch umgebenen Hügel, auf dem eine Urne in hetruriſcher Form aus Gras und Blumen ragte, ſaß ein Knabe und zeichnete dies einfache Monument auf eine Schiefertafel. Die kleinen Füße mit gelbem Saffian beſchuht, ruheten, türkiſch gekreuzt, auf ſchwellendem Mooſe; ein unvollendeter Kranz, aus Binſen geflochten, lag auf ſeinen Knieen. Und der lieblichſte Sonnenblick ſtahl ſich durch das Gezweige, um die kindliche Stirne, eine unbeſchriebene Tafel der Natur — und das graue Denkmal ohne Namen anzuſtrahlen. Dieſes Bild, von Ruhe umſchwebt, ſchien Herrn Roſa wie ein Gedicht. Er hätte den kleinen Zeichner nicht ſtören mögen, und doch war er ihm unbewußt näher gekommen. Da hob der Knabe das Angeſicht auf und ſah den fremden Mann unſchuldig an. Herr Roſa verſank in die Bläue dieſer Augen wie in ein Meer von Erinnerung, die Knoſpe des kleinen Mundes war ihm nicht fremd, er kannte die mütterliche Roſe, die gebrochene — und ein ſcharfer Dorn riß in dieſem Augenblicke durch ſein Innerſtes.

„Wer biſt Du mein Kind?“ fragte er weichmüthig.

„Ich bin Heinrich Lighof —“ antwortete der Knabe anmuthig dreiſt.

„Minna's Sohn!“ rief der Buchhändler entzückt.

„Ja, Minna heißt meine Mutter,“ ſagte der Kleine mit einem Lächeln, das er ihr abgelernt hatte, und mit einem Klang von Stolz, dem es abzuhören war, daß er den mütterlichen Namen für den ſchönſten halte.

„Und iſt Dein Vater auch hier? war die nächſte Frage des Herrn Roſa.

„Ich will Dich zu ihm führen —“ erbot ſich Heinrich, und die Blumen entſanken ſeinem Schooße.

„Fürchteſt Du Dich nicht, hier ſo allein?“ fragte Jener, und ſtreichelte ſein blondes Haar.

„Nein,“ verſicherte das Kind mit der Zuverſicht der Unſchuld, „ich bin den armen Todten auch gut; ſie können doch nichts dafür, daß ſie geſtorben ſind.“

O! Du wirſt bald einen Todten lieben,“ dachte Roſa wehmuthsvoll, hob den Knaben auf und drückte ihn an ſein Herz, das in dem heiligen Vorſatz klopfte, ihm den Vater zu erſetzen, ſo weit als möglich.

Der Knabe umſchlang die Stütze ſeiner Zukunft — und Roſa trug das Kind, das ſich ſchmeichelnd an ihn drängte, auf ſeinen Armen in das Schloß. Ein heller Strahl von Freude ging wie das Licht der Frommen, welches nicht für immer erliſcht — in Minna's bleichem, bekümmertem Geſicht auf, als der Freund mit dem vermißten Liebling vor ihr ſtand. Dieſes Finden erklärte ſich. Lighof war ein Bekannter des Gutsherrn und herzlich von ihm eingeladen worden. Der Brief des Herrn Balſamus an Roſa lieh dieſem Zuſammentreffen den Schein des Zufälligen. Minna's Schreiben an den Aſſeſſor blieb unerwähnt und ihrem Mann ſomit eine Beſchämung erſpart. Daß Roſa ſeinen ehemaligen Principal mit zuvorkommender Verſöhnlichkeit hatte beſuchen wollen, ſtellte die rückkehrende Freundſchaft des Kranken unter den Geſichtspunkt der Erwiederung.

Lighof war ſehr verändert. Seine Kraft war dahin, nur ein Gefühl von Strenge gegen ſich ſelbſt ſchien dies morſche Leben noch zuſammen zu halten. Er lag auf einem ledernen Ruhebette, richtete ſich mit halbem Leibe auf und ſprach: „Welch ein erbärmliches Werk iſt es doch — nicht wahr, Roſa? — was immer auf dem Lager bleibt?“ Herr

Roſa ſchwieg zu dieſem Scherze; ein Blick auf Minna und ihre Vergangenheit hielt ihn ab darauf einzugehen.

Er erfuhr nun, daß der Herr des Hauſes in den nächſten Tagen zurückkehren werde. So wollte er ihn denn erwarten; doch kein Zureden, keine gaſtfreundliche Bürgſchaft Lighof's vermochte ihn, indeß Quartier im Schloſſe zu beziehen.

„Wir haben morgen Zeit, Alles zu beſprechen, da Baldamus im beſten Falle nicht vor Abend kommt —“ ſagte Lighof, angegriffen von dem unvermutheten Wiederſehen, das einen Wunſch erfüllte, der ihn nicht ſterben ließ, „doch heute — heute wollen wir es nicht; ich möchte es ſonſt mit einer völlig ruheloſen Nacht büßen, daß ich dem Drange der Mittheilung gefolgt wäre. Gehe hinaus, liebe Frau! mit Deinem Freunde Roſa, und ſchöpfe ein wenig friſche Luft. Wir bedürfen beide der Erholung.“

Wie ſo anders lauteten dieſe Worte als jene, die Roſa einſt von ihm hörte, da er erſt Minna's Gatte geworden! Die Eiferſucht wäre demnach ein Gefühl, welches ſich mit den Kräften des Körpers verzehrt, während die Liebe noch im verglühenden Herzen auflodert und ſich wie der Phönix aus der Aſche ſchwingt. Dieſe reine milde Flamme gehört dem Himmel, jene dämoniſche Gluth den untern Mächten an.

Minna rückte ihrem Manne den Schirm vor das Nachtlicht, hieß heimlich den kleinen Heinrich bei dem Vater bleiben, und ging mit Herrn Roſa hinaus. Draußen goß des Mondes heilige Lampe ſchon blaſſen Schimmer über den dunkeln Teich, der dämmernde Park war voll geiſterhaften Scheins. Sie ging am Arm des Freundes durch die Schattengänge, der Wind flüſterte im grünen Laub, ſie hörten das leiſe Rauſchen ihrer gleichmäßigen Schritte. Lieber Roſa,“

ſagte ſie zu ihm gewendet, ſo daß ihr Athem an ſeiner Wange ſpielte, und dieſer traute ſüße Ton ihn in das Pfarrgärtchen der alten Liebe zurückverſetzte, „ich hätte manchmal vergehen müſſen in meinem Kummer, wenn des Vaters Predigten nicht mein Troſt geweſen wären. Er hat ſie doch nicht ganz umſonſt geſchrieben. Zwar eine Stimme in der Wüſte waren ſie, doch eine tröſtende, ſegnende für ſein Kind, da es ſich von allem Glück verlaſſen ſah. Ich habe ſie oft mit Thränen geleſen, mit heißen Thränen — o Roſa! die gewiß wie ein fruchtbarer Regen auf den Samen des göttlichen Wortes fielen.“

Der Buchhändler ſah die Ernte dieſer Mutter im Geiſt. Er gab ihr das Verſprechen der treueſten Fürſorge für ihren Sohn, wenn Lighof ſterben ſollte, und Minna weinte halb aus Freude, halb aus Schmerz.

Am folgenden Morgen ſpät kam Madame Roſa mit Apollonie und dem Aſſeſſor. Sie fiel ihrem Manne heftig um den Hals und küßte ihre Kinder mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit. Das Fräulein ſah bleich und matt aus und trug ein ſchwarzes Band auf dem Hute; der Aſſeſſor blickte ungewöhnlich ernſt.

Minna zog ihren Gemahl abſeits auf die Wieſe hinter die Brauerei und ſprach: „Ach, mein Freund! dieſer Tage will ich gedenken, ſo lange ich lebe! Das Fräulein iſt wahrhaftig eine Somnambüle — wir fanden die Mutter ſterbend, aber bei völlig klarem Bewußtſein. Sie hatte ſich unausſprechlich nach Apollonie geſehnt. Dieſe Scene —“ ein Schatten davon verdunkelte Minna's Blick, und ihr freundlicher Mund ſchluckte an Thränen, „ich werde ſie nie vergeſſen. Die Unglückliche ſchilderte uns ihren Zuſtand. Ich war immer in einer ungeheuren Wildniß, ſagte ſie, und fürchterlich allein. Ein entſetzlicher Froſt lag wie ein langer Winter auf meiner Seele. Was ich auch ſah war mir wie todtes Holz, und als hätte die Pein der Kälte, die ich tiefinnerlich litt, ein Recht daran. Jetzt — ſetzte ſie hinzu, und ein ſchmerzvolles Lächeln gab dem hohlen Anblick ihrer Züge etwas Ergreifendes, lichtet ſich der finſtere Wald — ich ſehe Alles ein. Deine Hand iſt hübſch warm, Apollonie, und Du wirſt mir wohl die Augen damit zudrücken. Und dabei zog ſie die Hand der beleidigten Tochter an ihre Lippen und küßte ſie inbrünſtig. Du kannſt Dir vorſtellen, beſter Mann, wie dem armen Kinde zu Muthe war. Lony ſah ſelbſt bleich aus wie der Tod und zitterte wie eine Eſpe. Deſſenungeachtet war ihre Geiſtesgegenwart bewundernswerth. In dem kleinen Zimmer der Landbaumeiſterin ſah es noch heimlich genug aus. Es hatte nur ein Fenſter, und dieſes war mit einer groben wollnen Decke verhangen, weil ſie keine Helle vertragen konnte. Sie ſah ſcharf in einen Winkel am Boden, dort blinkte etwas; es war eine kleine oben abgegriffene Axt. Mir grauete. Das legt nur mit in meinen Sarg — ſagte die Sterbende, es war mein Todesbeil und hat tauſendmal mein Leben zerſpalten. Nicht lange darauf verſchied ſie. Wir blieben, weil Apollonie es wünſchte, bis nach dem Begräbniß. Als ich in dem wüſten Irrgarten des kleinen Kirchhofs ſtand und dachte, welche Labyrinthe hier verſchüttet lägen, da empfahl ich Dich, unſere Kinder und mich dem höchſten Gott mit zerrinnenden Gedanken; aber gewiß! ich habe nie heißer gefleht um Klarheit der Seele, als in jenem dunkeln Augenblicke. Wie einſam, Roſa, iſt doch ein verſtörter Geiſt! Wie öde auch in der Mitte von tauſenden — ſelbſt ſein Grab!“ Madame Roſa warf ſich in die Arme ihres Mannes und weinte laut. Er drückte ſie an ſeine Bruſt und ſprach beruhigende Worte. „Du biſt angſthaft erregt, meine Minna — jener Anblick war nicht für Dich; ich hätte Euch nicht reiſen laſſen ſollen und werde mir deßhalb Vorwürfe machen müſſen. Wer konnte aber auch denken, daß ſolch ein Erfolg zu erwarten wäre? Ich fürchte ſehr für das Fräulein. Wie wird dieſes Ereigniß die zarte Geſundheit, das kränkelnde Gemüth Lony's angegriffen haben? —“

„Da irrſt Du, lieber Freund!“ antwortete Madame, „Apollonie ſcheint ſogar erleichtert. Sie ſagte, der ruheloſe Geiſt ihres Lebens ſei nun erlöſ't. Es liegt wirklich etwas Seliges in dem Mädchen.“

Der Vormund des Fräuleins ging befriediget in dieſe Anſicht ein. Er ſuchte nun ſeine Frau für ſeine jüngſten Erfahrungen zu intereſſiren, und führte ſie dann Lighof's zu. Allein zwiſchen der Frau und der erſten Freundin eines Mannes ſteht ſtets etwas Scheidendes. Die Liebe, welche ſonſt Seelen verſchmilzt, iſt in dieſem Falle eine ſondernde Kraft. Jedoch fanden ſich die Mütter. Ein zartes Verhältniß, dem Vergangenheit und Zukunft eine gegenwärtige Innigkeit gaben, vereinigte die beiden Familien.

Man ſaß beiſammen. „Baldamus!“ rief jauchzend der kleine Heinrich auf, und umſchlang die Kniee eines fremden Mannes, der geräuſchlos eingetreten war.

„Baldamus! rief Lighof mit der Kraft der Freude, und ſtreckte ihm die matte Rechte entgegen. Ein leiſer Ausruf der Ueberraſchung hallte von den Lippen der Frauen. Der Aſſeſſor faßte ſeinen unbekannten Freund ins Auge; dieſer aber faßte ihn bei der Hand und hieß ihn herzlich willkommen. In dem geiſtvollen Blicke, womit er den jungen Autor betrachtete, flammte ein Funken, der offenbar nicht auf den Herd der Gaſtfreundſchaft gehörte — ; und das tiefſinnige Lächeln in dieſen bedeutenden Zügen ſcheuchte den Gedanken an irgend einen oberflächlichen Blick hinweg, der bei dieſer nachgeſuchten Bekanntſchaft obgewaltet hätte.

Man hatte keinen Wagen kommen hören, und wunderte ſich darüber. Der Gutsherr erzählte, Beide, er und ſein Neffe, hätten nicht weit von hier einen kleinen Unfall genommen, weßhalb der Letztere zurückgeblieben ſei, um mit dem Schmiede ſelbſt zu ſprechen.

Doch länger als eine Stunde verging, der Neffe blieb aus. Madame Roſa, zerſtreut von dem Intereſſe ſo vieler Anknüpfungspuncte, erſchrak jetzt tödtlich, da ſie ihrer Kinder gedachte, und daß ſie dem Waſſer zu nahe gekommen ſein könnten. Sie eilte hinaus. Eben kam das Dienſtmädchen mit brennenden Wangen und augenſcheinlich in Haſt irgend einer Verkündigung. „Wo haſt Du meine Kinder?“ fragte die Mutter, fordernd in Angſt. „Sie ſind mit dem Gärtner gegangen,“ erfolgte zur Antwort, der ſucht ihnen türkiſche Bohnen und allerlei Geſäme. Dabei ſind ſie vor Vergnügen ganz außer ſich; ich glaube gar, Emmy hat ihm die runzlige Hand geküßt. — Ich ging unterdeſſen ein wenig ſpazieren. Der Papagei hing im Schatten, und es war ihm äußerſt lieb, da er mich ſah. Er erzählte mir — er war juſt bei Laune — unſer Fräulein hätte einem fremden Herrn in den Armen gelegen, wie man nur ſo liegen kann. —“

„Du lügſt!“ ſprach Madame Roſa, entrüſtet über die freche Einfalt der Dirne, „das ſähe dem Fräulein ähnlich, und dem Vogel dazu.“

„Wenn ich es nun aber ſelbſt geſehen habe, und mit einem Jurament beſchwören kann?“ vertheidigte das Mädchen mit weinerlichem Trotz die Wahrheit der Ausſage.

Minna wollte forſchend eindringen in dieſe unglaubliche Behauptung; da zog ein wohlbekannter Laut ihren Blick abwärts, und ſie ſah am äußerſten Ende des Gartens, das ſie mit den Augen abzureichen vermochte, Apollonie am Arm eines jungen Mannes daher kommen, der Cellini's Häuschen trug. Der Papagei weckte mit freudigem Schrei die Stimmen der Vögel, und dieſer Chor der Lüfte begleitete den flüchtigen Gang des jungen Paares. Des Fräuleins Angeſicht leuchtete von ferne, das Schweben ihrer Füße deutete auf eine beflügelte Seele. Madame Roſa eilte ihrer Freundin entgegen — vielleicht um ſobald als möglich zu erfahren, wer dieſer wildfremde Freund ſei. — Wir aber wollen zum Aufſchluß dieſer Erſcheinung einen kleinen Rückſchritt in unſerer Erzählung machen.

Apollonie, durch ihre entferntere Stellung von dem Kreiſe um Lighof's Krankenlager ausgeſchloſſen, wie durch ihr ſtilles Leiden von jedem Zwange der Geſelligkeit freigeſprochen, hatte ſich unbemerkt hinwegbegeben. Sie irrte wie eine Traumwandlerin eine Weile im Garten umher, dann winkte ihr ein lieblich ſchattiges Plätzchen zum Ausruhen. Das Vogelhäuschen ward an den vorragenden Aſt eines Baumes gehangen, und Lony ſchmiegte den Kopf an ſeinen Stamm, ſo daß der ſchildkrötene Vogel, umflochten vom weichſten Blond der Haare, ſein Neſt im Moos der Rinde gefunden zu haben ſchien. Der Hut ruhte läſſig auf ihrem Schooße, und die gefaltenen weißen Hände hielten das ſchwarze Band kreuzweis geſchlungen. Die tiefe Sonne ſchoß farbige Blitze durch das dunkle Gebüſch, ein Regenbogen entſtand vor dem Himmel dieſer Augen und rundete ſich enger und enger — Lony's Wimper fiel müde zu, und der Schlaf näherte ſich ihr leiſe. Cellini verhielt ſich ſtill, mit ſtarrem Blick ſchien er dieſes Schlummerbild zu bewachen. Auf einmal gluckte er, eine gewaltſame Regung ſchien die gefiederte Bruſt zu erſchüttern; er ſtürmte mit geſpreizten Flügeln gegen den leichten Bau ſeines Kerkers, und ſchrie: „Sei ſtille, amico, ſei ſtille, ich befehle es Dir!“

Dieſer Zuruf, wobei der Schreier die Palliſaden der hölzernen Feſte mit immer erneuertem Angriff berennen zu wollen ſchien, und doch verlautbarte, wie er ein inſtinctmäßiges Bewußtſein davon habe, daß die Ruhe des Fräuleins nicht geſtört werden dürfe — galt einem jungen Manne, der in Eile gegangen kam und wie bezaubert am Boden dieſer Stelle wurzelte. Vielleicht hätte der Neffe des Herrn Baldamus ſich weniger gewundert, in der romantiſchen Wüſte dieſes Parks auf einen fabelhaften Vogel Phönix zu treffen, als ſeinen treuen Cellini hier zu finden. Er horchte entzückt und lächelte, wie ſein Schüler ihm die Schule bezahlte; der Mißgriff des treuen Vogels in der Wahl ſeiner Anrede rührte ihn, wie das Wort ſeines Freundes. Und dennoch ſchauerte eine ſchöne Freude durch ſeine Nerven, als er die Geliebte, ſein tiefbetrübtes Mädchen, beſtreut von den Roſen des letzten Sonnenſtrahls, ſchlafend ſah. Er ſog mit Wolluſt dies theure Bild in ſeine Seele. Sein Auge wankte trunken auf der frommen Geſtalt, auf dem Friedensſchluß der zarten Hände, auf den ſanftgeſchloſſenen Lippen, von denen kein Seufzer wehete, ſondern nur ſüßes Athmen voll ſeliger Ruhe. Ein Kinderlächeln, wie wenn ein Engel vor ihm ſtände, verklärte den ſtillen Mund. Der Architekt — unſere Leſerinnen werden nicht zweifeln, daß er es ſei —

ließ ſich auf ein Knie nieder und berührte mit den ſeinigen den Saum ihres Gewandes. Apollonie ſchlug die Augen auf, und das Anſchauen dieſer reinen Sterne in der Unendlichkeit eines Blickes der Liebe hob den wiedergefundenen Freund von der Erde zum Himmel empor.

Wie wenig Worte bedürfen Liebende, um die tiefſte Kluft der Trennung auszugleichen!

Apollonie hörte nun, welch eine Menge Briefe ihr Freund an ſie geſchrieben, ohne daß ſie nur einen derſelben erhalten. Die Mutter, die erklärte Feindin dieſer Liebe, hatte ſie alle aufgefangen. Aber der Architekt war mehr noch zu entſchuldigen. Nach langen vergeblichen Bemühungen, irgend eine Nachricht von der Geliebten einzuziehen, hatte ihn eine irrthümliche getäuſcht. Er hatte erfahren, daß Apollonie verſtörten Sinnes ſei, was ihm nicht unwahrſcheinlich ſchien, wenn er der furchtbaren Härte gedachte, womit ſie behandelt worden war. So erklärte er ſich traurig das gänzliche Schweigen aus der Verfinſterung dieſer geliebten Seele. Er verweilte lange in Rom und ſchiffte dann nach Griechenland hinüber. Auch hier wandelte er gebeugt und nur gehoben von der Idee, über claſſiſchen Boden. Der ſchönſte Tempel war ihm zerſtört, worin das Ebenbild Gottes wohnte — das reinſte, das er je auf Erden gefunden. Grauen umfing ihn bei dem Gedanken an Apollonie. Jetzt ſchauete er den klaren Geiſt dieſes holden Angeſichts und war unſäglich glücklich. Und Alles war nur ein banger Traum geweſen, ein bitterer Tropfen für den einzigen Genuß dieſer Reiſe, auf daß er nicht berauſcht würde vom milden Feuer der Kunſt und einer Phantaſie, die unter Göttern ſchwelgte.

Cellini lärmte noch immer. Der Architekt raffte ſich auf und ſprach: „Der Himmel weiß, mein alter Junge, wie lieb Du mir wieder biſt, und wie ſüß Deine unholde Stimme mir klingt; aber — jetzt, wo mein Herz befreit ſchlägt, entronnen dem Kerker der Angſt — jetzt ſollte ich ein dumpfes Gefühl der Gefangenſchaft heben können, und es nicht thun? Nein! Dir geſchehe wie mir, und entflöheſt Du mir auf immer.“ Bei dieſen Worten öffnete der junge Mann die kleine Thür der Verhaftung, und der Vogel wagte gravitätiſch und zögernd einen Verſuch der Freiheit.

Apollonie ſah mit Zagen, wohin ihr Günſtling ſich wenden und wie bald er ihr entſchwinden würde. Aber der Papagei blickte mit dem verſchmähenden Stolze der Anhänglichkeit in den weiten Raum der Luft und ſchwang ſich nur auf die Schulter ſeines Herrn, von wo des Fräuleins ſchmeichelnde Hand ihn an den Buſen voll Liebesglück drückte und dann in ſein Häuschen zurückverſetzte. „Er fände die Heimath doch nicht mehr —“ ſagte Lony zu dem Geliebten; „er hat Deine Locken geküßt — nun iſt es gut.“

Der Vogel pfiff luſtig und guter Dinge, als ſich das Pförtlein wieder hinter ihm ſchloß.

Wenn auch für die kleine befreundete Geſellſchaft in Großenburg die Neuigkeit eben ſo intereſſant als überraſchend war, daß der Neffe des Gutsherrn, ein alter Freund, ja, wie es ſich kaum bezweifeln ließ — der Verlobte dieſes gaſtfremden Fräuleins wäre: ſo ſollte doch der Abend in ſeiner Späte dieſe Eröffnung durch einen Aufſchluß von ungleich größerer Wichtigkeit noch überbieten.

Man überließ, wie gewöhnlich, den leidenden Lighof zur Schonung ſeiner kranken Nerven, die das Fieber der Nacht ſtärker aufzureizen pflegte, der einſamen Nähe ſeiner Gattin. Madame Roſa hatte Nöthiges mit ihrem Manne zu beſprechen. Der Architekt und ſeine Geliebte taumelten in der erſten Trunkenheit ihres Glückes im Freien umher, getragen von der Wonne dieſer Vereinigung, nach langem Aushalten von Schmerz. Herr Baldamus bat den Aſſeſſor mit unterdrückter, aber dennoch feierlicher Stimme um einen Spaziergang.

Nachdem ſie aus dem Bereich des Schloſſes waren, begann er einen Vortrag, der ihn den ganzen Weg entlang des Wortes bemächtigte, ob er es auch in aller Einfachheit und Kürze der männlichen Sprache gegen den Schriftſteller führte. So erzählte Baldamus dieſem, wie der Zufall ihm ſein Geheimniß in die Hand gegeben, und — da er ſonſt nie Romane leſe — ihm dies Buch von Anfang an ein wunderſames Intereſſe abgewonnen habe. —

Als er aber tiefer hineingekommen, ſei er inne geworden, daß die Erfindung des Stoffes nur der Rahmen um ein Familienbild ſei, welches eigentlich in die Galerie ſeiner Erfahrungen gehöre. Er habe in jenen ſchickſalvollen Zügen, deren der Aſſeſſor gegen ſeine Freundin gedachte — wie zart und dichteriſch verſchlungen ſie auch wären, die charakteriſtiſche Aehnlichkeit der Perſonen und eine ihm bewußte Begebenheit erkannt. Dazu der Name des Verfaſſers —, dies Alles habe den Schluß ergeben, daß er den Aſſeſſor als einen nahen Verwandten betrachten dürfe. Darauf erklärte Baldamus das Nähere, wie folgt: „Sie müſſen wiſſen, ich bin ein Ungar von Geburt, und eben nicht von niederer Abkunft. Von früheſter Jugend auf war der Hang vorherrſchend in mir, die Welt kennen zu lernen, und der angeborene Geſchmack an Kunſt und Wiſſenſchaft widerſtrebte meiner Beſtimmung, nach welcher ich Soldat werden ſollte. Man hatte meine Schweſter, die ich ſehr liebte, zu einer verhaßten Heirath gezwungen; ich konnte ihre ewigen Thränen nicht ſehen. Ein naher Anverwandter, für den ich gewiſſermaßen verantwortlich war, brachte durch eine ſchimpfliche Handlung Schmach über den edeln Namen unſeres Hauſes; ich vermochte dies noch weniger zu ertragen. So entſagte ich dem meinigen, zog mein Erbtheil ein und verließ die Heimath. Nach Jahren kehre ich wieder und finde meine Schweſter als Wittwe; doch deßhalb nicht minder unglücklich; denn ſie war befangen in einer unglücklichen Leidenſchaft für einen deutſchen Ehemann, den ſie irgendwo kennen gelernt, und der Gelegenheit gefunden hat, ihr einen großen Dienſt zu leiſten. Dieſe ſtrafbare Liebe, an der meine Schweſter mit der unbegreiflichſten Eigenſinnigkeit einer Frau hing, die durch das gebrachte Opfer ein Recht erworben zu haben glaubt, jeder Neigung zu fröhnen — entzweit uns. Nach einer weiten Ausflucht in den Norden, wo ich die Schwäche der Armen kühler beurtheilen gelernt, zieht mich geſchwiſterliche Anhänglichkeit wieder zu ihr zurück. Sie hatte dem Himmel die Erfüllung ihrer Wünſche abgerungen; der Kaufmann war geſchieden und der Ihrige. Aber deſſenungeachtet war meine Schweſter keinesweges glücklich und vielleicht beklagenswerther als je zuvor. Ihr Mann, von ſtattlichem Wuchs und in den Jahren der beſten Kraft, ſchien krank, gemüthskrank; ein heimlicher Wurm mochte ihn nagen. Kein Tropfen Wein netzte ſeine ſchweigſame Zunge, er äußerte eine nervöſe Scheu vor jedem Ausbruch der Heftigkeit, ein zorniges Wort machte ihn erbleichen; und dennoch war mein Schwager nichts weniger als feig. Seine Frau hatte ihm einen Sohn geboren; der Vater nahm wenig Theil an dem Kinde — die Mutter fühlte dies — wie überhaupt den Zuſtand ihres Mannes, tief und ſchmerzlich. Als ich meine Schweſter wiederſah erſchrak ich vor dem Anblick ihrer veränderten Geſtalt. Sie führte mir den Knaben zu und ſprach: Nimm Du Dich dieſes armen Kindes an; ich habe Sorge genug um den Vater. Und dabei floſſen ihr die Thränen häufig von den eingefallenen Wangen. Dieſer Augenblick legte den Knaben an mein Herz — ich hielt ihn ſeitdem wie meinen Sohn.

„Mein Schwager lebte nicht lange. Unter ſeinem Nachlaß fanden ſich Aufſchlüſſe, welche die Geſchichte ſeines früheren Lebens enthielten, wie die Urſache ſeiner düſtern Gleichgültigkeit. Meine Schweſter erkannte zu ſpät, daß ſie die Schlangen der Reue, welche er krampfhaft empfand, an den eigenen Buſen gelegt, und daß ihre Verbindung mit dieſem Manne ein furchtbarer Schickſalsknoten wäre. Sie verblutete ſich ſtill, da Gottes Hand ihn löſete. Die Erziehung meines Neffen gab meinem umherſtreifenden Leben nun einen beſtimmten Zweck. Seine Mutter ließ Alles willenlos geſchehen, was ich als gut für ihn befand. Ein Ungefähr leitete mich hierher in dieſe Gegend. Es koſtete wenig Ueberredung, meine Schweſter zu bewegen, daß ſie mit mir zöge. Sie nahm den Kern ihrer Trauer mit ſich — und trauert nun nicht mehr. Mein Neffe widmete ſich einem Studium, das er vorzüglich liebte, ich ließ ihn zum Behuf ſeiner künſtleriſchen Ausbildung reiſen, und für ſein Glück wird die Zukunft das Weitere ergeben. Wahrſcheinlich hat er in Ihnen einen Bruder gefunden — der Name meines Schwagers war vertauſcht wie der meine, oder vielmehr umgebildet. Er hatte, laut ſeiner ſchriftlichen Selbſtgeſtändniſſe, ihm abgeſagt, wie der Sünde, die jenen gewaltſamen Schritt herbeiführte, da er die Stadt verließ, wo eine wackere

Frau und ein Sohn ihm nachweinten, der ſeines Alters Ehre geworden wäre, wie er die Stütze der blinden Mutter war.“

„Sie ſehen, ich weiß Alles —“ ſetzte Herr Baldamus am Schluſſe des Spaziergangs und ſeiner Rede hinzu, „und hier ruht ſein Herz! —“ Sie ſtanden an dem kleinen Hügel, und die graue Urne glänzte im melancholiſchen Schein des Mondes.

„Meines Vaters Herz!“ rief der Aſſeſſor mit erſchütterter Stimme, und beugte ſich tiefathmend über das Moos, während ein heißer Strom von Zähren ſeinen Augen entſtürzte.

Der Augenblick, wo er zum letzten Male an dieſem Herzen gelegen, das nun eine Hand voll Staub war, trat im bleichen Schein der Erinnerung vor ihn hin, und der Mond war wie damals Zeuge dieſer Scene und dieſer kindlichen Thränen.

„Meines Vaters Herz war gut —“ ſagte er mit bezwungenem Schmerz dieſer Einſchränkung.

„Dafür bürgt die Art, wie er betrauert worden — und wird!“ antwortete Baldamus dieſem Ausdruck betrübter Innigkeit, und ſetzte mit dem Tone und Lächeln philoſophiſcher Wehmuth hinzu: „Niemand ſammelt die Reſte des Böſen.“ Dann ſchloß er den Sohn ſeines Schwagers tröſtend voll Hochachtung in die Arme und ſicherte ihm ſeine Freundſchaft zu. So fand der Aſſeſſor an der Stelle, wo ein waiſenhaftes Gefühl der Vergangenheit ihm das Gedächtniß ſeines Vaters ſchmerzbewegt erneuerte, einen väterlichen Freund und einen Bruder, ſeiner Liebe werth.

Wir können nicht mit Gewißheit ſagen, wie lange Lighof noch in Großenburg und unter den Lebenden blieb. Wir wiſſen nur, daß die Parzen am Wittwenſchleier ſeiner Gattin weben. Doch öde wird ihre Zukunft deßhalb nicht ſein, denn ein hoffnungsvolles Kind entfaltete ſich zur Stütze ſeiner Mutter, und der Geiſt und Segen eines frommen Vaters webt auch — ein weißes Zelt des Friedens in der Wüſte der Verlaſſenheit. Ein treuer Freund ſteht ihr zur Seite. So oft Roſa unter dies Dach eingeht, geht ein Schimmer ſchönerer Tage von ihm aus und macht Minna's abgehärmte Wangen im freudigen Gefühl ſeiner Gegenwart erröthen.

Die Hochzeit des Fräuleins wird nach einſtimmigem Beſchluß auf dem Gute des Herrn Baldamus in aller Stille vollzogen werden. Dann bleiben die jungen Eheleute den Sommer über daſelbſt wohnen, während der Oheim ſeiner umherirrenden Neigung zufolge auf Reiſen geht. Apollonie macht wenig ſeidene Blumen mehr — flicht aber dafür Roſen in das irdiſche Leben ihres Mannes. Der Architekt baut ſeiner Liebe einen Himmel auf Erden; indeß die Mathematik, dieſe Wiſſenſchaft des Verſtandes, hinter dem Gefühl zurückbleibt, daß er über alles Maß hinaus glücklich ſei.

Zum Herbſt wollen Alle im Hauſe des Herrn Roſa zuſammentreffen, ſeinen Geburtstag zu feiern. Minna muß daher fleißig ſein, um ihr Angebinde zu fördern. Unter ihrer emſigen Hand erhöhen ſich die Alpen der Stickerei. Ihr Blick ruht mit Wärme auf dieſem bildlichen Schnee; denn ſie gedenkt dabei des Aſſeſſors, der mit dem Vorſpann der Freundſchaft den wirklichen zueilt. Sein Geheimniß liegt aufgeſchlagen — Madame Roſa, als eine feinſinnige

Frau hat längſt in der Seele des Verfaſſers geleſen. Sie weiß, daß ewige Sehnſucht nach dem Unendlichen ihn in die Ferne zieht, und daß die Welt des Dichters Heimath nimmer ſei.

Bei dem Anblick der Tyrolerin, welche ihre ſchaffenden Finger geſtalten, bewegen mütterliche Empfindungen ihr ſanftes Herz. Sie bringt ihre Kindlein in Sicherheit, denn auch in der Bruſt des beſten Weibes lauert der Erbfeind. Gott aber ſchützt ſeine Getreuen und wendet die Gefahr der Gedanken. So dachte Minna: „Nichts iſt heilig und wahr und unmittelbare Gottesgabe, als echte Neigung; ewig aber wird die bekämpft für ein anerkanntes Nichts.“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Neunundfunfzigster Band.

Der Amtsrath. Erſter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Amtsrath.

Sieh hier des Herzens reif gewordene Früchte!
Leopold Schefer

„Was? ſchon wieder eine Einladung? Denken die Leute denn, man habe auf Gottes Erde nichts weiter zu thun, als Thee zu trinken und l'Hombre zu ſpielen? — Abſagen! wo es auch ſei!"

So herrſchte der Juſtizrath Siegel den Bedienten an, der mit leiſem Schritt vor das Schreibepult trat, an dem ſein Herr vertieft in Arbeit ſaß, und ihm ſchweigend eine Karte überreichte. Der Bediente verbiß ein Lächeln und antwortete: „Belieben der Herr Juſtizrath nur die Karte zu leſen! Es iſt eine Meldung aus dem Hauſe!"

„Ja ſo! aus dem Hauſe? Was?" ſagte Jener, indem er haſtig die Feder hinwarf. Er nahm die Karte, und ſeine Augen folgten mit ſichtlichem Erſtaunen nachſtehender Anzeige:

> Der wohlwollenden Theilnahme ihrer Freunde empfehlen ſich als Verlobte:
>
> Elfriede Fels
> und
> der Amtsrath Römer.

Während der Juſtizrath dieſe wenigen Worte mit ſeinen Blicken zu verſchlingen ſchien, rauſchte die mittlere Thür auf, ein Paar kleine, zarte Hände legten ſich weich um die Augen des Leſenden, und ein ſanfter Kuß von warmen Lippen gehaucht, ward auf dem kahlen Scheitel deſſelben fühlbar. Der Juſtizrath löſte dieſe Binde und fragte mit einer Stimme, welche der Sprache des gutmüthigen Polterers den möglichſt milden Ton verlieh: „Biſt Du es, Fräulein Sauſewind? Nun, das iſt mir lieb! Willkommen zu Hauſe! Vor allen Dingen überraſche ich Dich mit einer Neuigkeit, worüber Du Dich wundern wirſt. — Da lies, Hermine, und freue Dich!“ Bei dieſen Worten hielt der Juſtizrath die Karte empor.

Hermine las, aber — ſie freute ſich nicht. Die ſchwarzen, blitzenden Augen hafteten ſtarr auf der ſchöngeſchwungenen Schrift, das roſige Geſicht ward von Bläſſe überzogen, worin ein ſonnenhelles Lächeln in jenem Zucken verſchwand, welches tiefen Schmerz verräth —; wie ſtark das Herz auch wäre, das ihn verbergen möchte.

„Nun? Was ſagſt Du dazu?“ fragte der Juſtizrath, dem der erwartete Ausruf einer frohen Ueberraſchung zu lange ſäumte. „O Gott! die arme Elfriede!“ ſtammelten endlich die vom Schreck geſchloſſenen Lippen der betäubten Hermine nur mühſam hervor.

Der Juſtizrath ſtand auf. Die Verwunderung darüber, daß ſeine Tochter ſolch ein Heirathsglück ſo verkenne, ließ ihn die Veränderung nicht bemerken, welche in den letzteren Minuten mit ihr vorgegangen war. Er ſagte: „Arm? Biſt Du toll, Mädchen? Sie heirathet einen der reichſten Männer im Lande! Und was hätteſt Du wohl ſonſt an dem Amtsrath auszuſtellen?“

„Auszuſtellen?“ wiederholte Hermine, und lächelte. Wehmuth, der Hohn eines leidenſchaftlichen, gekränkten Herzens, lag in dieſem Lächeln.

„Ich habe an ihm nichts auszuſtellen,“ ſetzte ſie hinzu, als den Mangel der Fähigkeit, Liebe zu unterſcheiden oder vielmehr zu erkennen. Und beſäße der Amtsrath auch die Schätze beider Indien, ſo würde Elfriede doch beklagenswerth ſein; denn ſie liebt nicht ihn, ſondern einen Andern, und dieſe Heirath beraubt die Arme ihrer liebſten und theuerſten Hoffnung."

Der Juſtizrath zündete die verglommene Tabackspfeife wieder an und gerieth, indem er antwortete, ſelbſt in Hitze.

„Redensarten! man kennt das. Ich gebe Dir mein Wort, Elfriede wird den angenehmen Amtsrath ſchon lieben lernen, wenn er nur einmal ihr Mann iſt. Glaube nur, Minchen, die Liebe findet ſich nachher wie das Griechiſche."

Hermine ſeufzte ſchwer und blickte zu Boden. Ihr Vater ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und nieder, und ſprach: „Das iſt eine verkehrte Anſicht des jetzigen Zeitlaufs, ſolch eine verworrene Emancipations-Idee, daß die Mädchen glauben und ſich geberden, als brächten ſie das größte Opfer, wenn ſie einem wackern Manne die Hand zum ehelichen Bunde geben. Sie ſehen aus, als wollten ſie zerfließen, und ſollten doch ihren Gott im Himmel danken. Doch kaum haben die Hochzeitspauken ausgeklungen, ſo hebt die blaſſe Lilie das geſunkene Haupt; der Muth der jungen Frau wächſt dem Manne zu Kopf. Das ſchwärmt umher in immerwährendem Geräuſch! Das ſummt wie die Bienen, nur nicht ſo fleißig; dieſe Freifrauen, unedler Weiſe, ſcheinen auch nicht mit einem Faden gebunden, der durch die Nähnadel ginge. Der Ehemann erwacht aus ſeinem Traume vom Himmelreich und ſieht ſich nothdürftig genug mit einem Pflichttheil abgefunden; die Liebe des Herzens aber, das ihm treu ſein ſollte in Glück und Leid, nun, die nimmt irgend ein ſchlauer Hausfreund in Anſpruch für müßige Stunden, deren doch manche Leute viele haben. — Früher iſt es anders geweſen. Unbeſchadet ihrer züchtigen Sittigkeit haben die Mädchen vormaliger Zeit ſich gefreut, wenn ſie die Beſtimmung ihres Geſchlechts erreichten. Sie hielten es für eine Ehre, wenn ein Mann, den nicht leicht eine hätte ausſchlagen mögen, ihnen den Vorzug gab. Der Brautſtand erhob ſie vor den Menſchen. Dann aber entzog die Stille der Häuslichkeit ſie den Blicken der Welt. Sie blieben jungfräulich an Sinn und Gemüth, und die Bläſſe ſtand der jungen Mutter ſchön. So lange die Frauen noch in ihren Männern ihre Herren erkannten, ſo lange übte noch manch anderer Ausſpruch der heiligen Schrift ſeine ſegensreiche Kraft auf den Eheſtand.“

Hermine hatte ihren Vater völlig ausreden laſſen und ſich unterdeſſen ein wenig erholt. Sie legte, um dem Vater ihre Bewegung zu verbergen, beide Arme um ſeine breiten Schultern, drückte den dunkeln Lockenkopf gegen ſeine Bruſt, indem ſie ſagte: „Väterchen! was eiferſt Du ſo? Du biſt Juſtizrath — wie kannſt Du ſo ungerecht ſein? — Ich meine damit nicht, wie ſchwer Du unſer ganzes Geſchlecht beſchuldigeſt, wohl aber das harte Urtheil, wodurch Du insbeſondere ein ſchönes, wahres, treues Herz beleidigeſt. Womit hat unſere Elfriede, dieſe reine, einfache Seele es nur verdient, daß Du hinſichtlich ihrer Verhältniſſe ein Bild entwirfſt, das jeden Mann abſchrecken müßte?“

Der Juſtizrath ward unruhig. Er hatte, wie ihm das öfter zu gehen pflegte, im Eifer ſeiner Rede den Grundgegenſtand derſelben, Elfriedens Verbindung, aus dem Geſichtskreiſe verloren und nur die Bemerkungen ausgeſprochen, welche ſein raſches Gedankenſpiel davon ableitete. Der Tochder Vorwurf brachte ihn mit reuiger Beſchämung darauf zurück, und er ſtand keinen Augenblick an, der mit Unrecht beſchuldigten Elfriede die verdiente Ehrenerklärung zu geben. Er ſagte: „Elfriede iſt eine Ausnahme von der Regel. Sie iſt ein Muſterkind, ein liebes, herzliches Weſen, welchem ich mit wahrhaft väterlicher Zuneigung wohlwill. Aber — ſie iſt ein Mädchen, und ſelbſt die Beſten unter Euch bleiben nicht ganz unangefochten vom berückenden Zeitgeiſte. Elfriedens Benehmen widerlege dieſe Behauptung. Sie wird demnach in anſtändiger Fröhlichkeit zu erkennen geben, daß ſie den Vorzug zu würdigen wiſſe, die Erwählte eines Mannes zu ſein, deſſen Trefflichkeit anerkannt iſt, und der nächſtdem mit gleicher Auszeichnung vom Glück und von der Natur bedacht worden.“

Hermine unterdrückte traurig lächelnd einige Seufzer, welche ſich aus der beklommenen Bruſt emporarbeiten wollten. Sie legte die kleine, ſchöne Rechte auf das ängſtlich-pochende Herz und entgegnete: „Mein lieber Vater! Die Liebe hat einen andern Maßſtab als den, womit der Verſtand den Werth der Menſchen mißt, die Klugheit ihn berechnet und benutzt. Sie kennt nur einen Vorzug, geliebt zu ſein von dem, welchem unſer Herz gehört. Sie ſchätzt nur eine Tugend, die Treue! Sie weiß nur von einer Gunſt und einer Gabe, dem Beſitze.“ Einige warme Tropfen ſchlichen ſich der Weinenden unbewußt über ihre glühenden Wangen.

Erſtaunt blickte der Juſtizrath ſeine Tochter an; er entzog die Pfeife dem offenen Munde, und ſagte: „Wie? was war das? Sprichſt Du vielleicht aus eigener Kenntniß dieſer Leidenſchaft? Bis jetzt beruhigte mich die Ueberzeugung, Dein leichter, harmloſer Sinn, Deine willige Theilnahme an allen unſchuldigen Freuden ſei ſo natürlich bei einem unbefangenen Gemüthe. Ich hielt mich feſt an die Erfahrung, daß Väter weit eher dem Muthwillen ihrer Töchter, als der ſchwermüthigen Sinnigkeit derſelben vertrauen dürfen. So hätte ich mich dennoch geirret? Oder dieſe Reiſe —“

Hermine erglühete. Sie antwortete: „Nein, nein! Dieſe Reiſe hat nichts in mir verändert, und Du darfſt meiner Verſicherung Glauben ſchenken, daß ich ſo wiedergekommen ſei, wie ich Dich verlaſſen habe. — Laſſe es überhaupt gut ſein, Väterchen. Ein lachendes Geſicht kann auch einmal erröthen und erbleichen, und Scherz und Neckerei ſind nicht ſelten die Maske eines ſchüchternen Gefühls. Ein neuerer Dichter ſagt: Man kann auch lieben ohne Thränen. Aber laſſe uns wieder auf Elfriede zurückkommen. Wie hat dieſe Verbindung ſich doch noch ſo ſchnell geſchloſſen? Als ich vor vier Wochen von hier abreiſte, war die Abſicht des Amtsraths ſelbſt der feinſten Beobachtung noch zweifelhaft.“

Der Juſtizrath entgegnete: „Das kann ich Dir wahrhaftig nicht ſagen. Der Amtsrath iſt nicht öfter als ſonſt hier geweſen; dies iſt Alles, was ich weiß; doch glaubte ich, er hätte Geſchäfte mit dem alten Fels. Daß die Beſuche des aufgeweckten jungen Mannes, der wie ein perſiſcher Prinz lebt, dem ſtillen, eingezogenen Mädchen galten, davon ließ ich mir nichts träumen. Aber ich ſchätze ihn deßhalb um Eins ſo hoch; denn er beweiſet durch dieſe Wahl, daß ſeine Kennerſchaft ſich auch auf die Edelſteinsnaturen der Weiber verſtehe. Elfriede wird als ein Solitair von ſeltenem Werthe Alles überſtrahlen, was Glänzendes und Schönes ihn nur umgeben mag und der herrlichſte Schmuck ſeines Hauſes ſein.“

Hermine zerdrückte mit dem kleinen Roſenfinger ein hervorquellendes Thränlein; ihr Vater aber fuhr fort: „So eben fällt mir ein, daß Elfriede mir vor einigen Tagen des Abends auf dem Hausflur begegnete. Sie kam aus dem Comptoir, worin, wie ich wußte, zu dieſer Zeit Niemand mehr verweilte, als der Factor. Sie erſchien mir blaß und verweint, und die Stimme, mit welcher ſie mir einen guten Abend ſagte, war eben kein Glöckchen. Wie wenn das Herz zerſprungen iſt, ſo mag es klingen. Was ſpracheſt Du vorhin von ihrer Liebe zu einem Anderen? Ich erinnere mich dunkel davon gehört zu haben. Wer ſich aber auf alle Eure Liebesgeſchichten gleich beſinnen könnte, müßte das Gedächtniß aller Gedächtniſſe haben. War es nicht der junge Bardelov, der Vetter des Factors? Ich glaubte jedoch, die Sache ſei wie vergangen, ſo auch vergeſſen.“

Mit leiſer Bitterkeit erwiederte Hermine: „Das Vergeſſen, mein Vater, iſt nur ausſchließend die Fähigkeit der Männer. Dieſe Glücklichen erquicken ſich täglich aus dem Lethe. Unſer Gedächtniß hingegen iſt treu. Der Aufgegebene, der Verlorene, ja, ſelbſt der Undankbare bleibt unſerer Erinnerung gegenwärtig und übt auch als Gedankenbild Einfluß auf unſere Stimmung. Elfriede iſt ſehr unglücklich. Nimmer wird, wie ich ſie kenne, es ihr gelingen, ihre erſte Liebe zu verleugnen, um ihrer Pflicht Genüge zu leiſten. Du weißt, mein lieber Vater, daß Elfriede mit Eduard Bardelov erzogen worden. Elfriedens treffliche Mutter begünſtigte die Anhänglichkeit der beiden Kinder zu einander, deren einſtmalige Verheirathung ihr Lieblingswunſch war. Madame Fels handelte in Bezug auf den Schutz, welchen ſie der Liebe ihrer einzigen Tochter angedeihen ließ, in der ſicheren Vorausſetzung, daß das Ausführen ihres Planes unfehlbar ſei, und mußte wohl durch die Beſchaffenheit ihres ehelichen Verhältniſſes zu dieſer Gewißheit berechtiget ſein. Auch konnte ſie um ſo ungeſtörter für ihre Zwecke wirken, als der alte Fels früher, außer ſeinem Geſchäft und den Geſprächsangelegenheiten des Clubs in der goldenen Krone, ſich um Nichts in der Welt bekümmerte, und alle Vorfallenheiten des Hauſes wie der Familie uneingeſchränkt den Verfügungen ſeiner Frau überließ. Madame Fels hatte Elfriedens neunzehnten Geburtstag für die Erklärung ihres Verlangens gegen ihren Mann beſtimmt, und — drei Tage vor dieſem entſcheidenden ſtarb ſie.“

„Wie nun die, von uns Allen ſo tief betrauerte Frau an dieſem Geburtstage begraben wurde, wie troſtlos Elfriede war, welche mit der beſten Mutter auch die feſteſte Stütze ihrer Hoffnungen verloren, das wird Dir, mein Vater, jetzt wieder gegenwärtig ſein, da ich Deinen Erinnerungen ein wenig zu Hülfe komme.“

„Aber nun drang der Factor darauf, daß ſein Principal in Kenntniß geſetzt werde von der gegenſeitigen Neigung der jungen Leute, und noch an dieſem ſchmerzvollen Abende übernahm er ſelbſt mit ſchwerem Herzen das noch ſchwerere Geſchäft. Der alte Fels wüthete bei der Eröffnung des redlichen Mannes und vernichtete mit eiſerner Kälte und ſtörriſchem Trotze, welche ſein Schmerz über den unerwarteten Todesfall nur noch ſchneidender gemacht hatte, das Glück der Liebenden. Elfriedens Thränen, die weiſen Vorſtellungen des Factors, die kühnen Entwürfe des jungen Bardelov, blieben ohne die mindeſte Wirkung auf den alten Fels, welcher dieſen Namen mit vieler Angemeſſenheit führt, und ſchon nach einigen Wochen ging Eduard nach Hamburg ab, um ſich nach England einzuſchiffen und vielleicht gar in einem anderen Welttheile ſein Glück zu verſuchen. Drei Jahre ſind bereits bis auf wenige Monate verlaufen, und Elfriede, eine zweite Penelope, hat durch Anſtrengungen mancherlei Art die ſtürmiſchen, golddurſtigen Freier von ſich abgewehrt, mit Sanftmuth den Unwillen des rauhen Vaters uberwunden, und insgeheim dem Troſte ſich hingegeben, es werde der Unvergeſſene wiederkommen, das Alte eine neue Geſtalt und ihre Treue den verdienten Lohn gewinnen. Allein dieſer Cröſus, dieſer ſiegreiche Römer, ſetzt dem langgeübten Widerſtand ſein Ziel. Und gewiß ſchob Elfriedens Vermuthen ſeiner Annäherung, ſeinen Beſuchen eine ganz andere Abſicht unter, als — ach!“

Der Juſtizrath rieb die krauſe Stirn und ſagte gezogen: „Nun, das iſt freilich ein Anderes. Die arme Elfriede! Und wie geduldig das Mädchen ſein ſtilles Leiden getragen hat! Mit welcher Beſonnenheit und klarer Ueberſicht ſtand und ſtehet es dem großen Hausweſen vor, während die Seele ſehnſuchtsvoll in die Ferne und Höhe ſtrebte! Wie kindlich und ſanft erträgt es die Launen des mürriſchen Vaters, welcher den Geliebten in Noth, ja, vielleicht in den Tod jagte! — Der alte Kieſelſtein! Gott! Warum verhärtet doch das Geld die Menſchen ſo? Aber ſchweren Opfern folgt großer Lohn, und ſo wird auch Elfriedens Edelmuthe der Siegerkranz nicht fehlen. Wer will jedoch dem Höchſten vorſchreiben, wie er ſegnen ſolle? Er kann viel tauſend Wege finden, wo die Vernunft nicht einen ſieht! Und damit Punctum.“

Die Augen waren dem gemüthlichen Manne naß geworden. Er klopfte die Tabackspfeife aus, und als jetzt die Stutzuhr in hellen Klängen die elfte Stunde angab, ſagte er: „Nun habe ich einen Termin; verlaß mich demnach mein Töchterchen! Ich werde gegen den Abend hin nach Grünbach reiten, um dem Amtsrath ſelbſt zu gratuliren; Du aber wirſt dieſer Pflicht bei Deiner Freundin genügen.“

Hermine preßte die leiſe zuckende Unterlippe, küßte ihres Vaters Hand und entfernte ſich ſchweigend.

Als Hermine darauf rechnen zu können glaubte, die bräutliche Elfriede allein zu finden, ging ſie in das erſte Stockwerk hinab, welches der Hauseigenthümer, Herr Kaufmann Fels, mit ſeiner Tochter ſelbſt bewohnte. Sie ſollte, den Forderungen der Sitte nach, einen Glückwunſch darbringen, der unter den vorwaltenden Umſtänden und bei den Gefühlen, die ihnen zum Grunde lagen, nichts weniger als ein ſolcher war, und es auch nicht ſein konnte. So entfernt Hermine davon war, es für ein Glück zu halten, daß ihre Freundin die erſte und einzige Liebe, das Leben des Herzens, einer glänzenden Verbindung aufopfern ſollte, eben ſo weit, wenn auch ihr ſelbſt unbewußt, entrückte die mächtige Gewalt dieſer Neigung ihrem guten Willen den Wunſch, daß Elfriede in der zu ſchließenden Vereinigung Erſatz finden möchte für den Aufgegebenen durch die Zärtlichkeit eines Mannes, welchen, wie unſere Leſerinnen wohl bereits ahnen — ſie ſelbſt heiß, aber verſchwiegen liebte.

Behutſam, mit ſchüchternen Schritten, als wolle ſie einen Schlafenden nicht wecken, ſchlich ſie über den Saal und ſtand jetzt vor der Thür zu Elfriedens Zimmer, das die Ausſicht in den Garten hatte. Sie lauſchte, es war ſtill drinnen, doch jetzt vernahm ſie einen Seufzer, und nun öffnete ſie ſchnell.

Elfriede ſaß am Fenſter, welches ein blühender Birnbaum beſchattete, die Stirn gedankenvoll in die Hand gelegt. Sie wendete ſich um, und — erblickte die herzlichgeliebte Hermine. Sanfte Blitze der Freude ſtrahlten aus den ſchönen, blauen Augen, die ein Wölkchen des Kummers verdüſterte, und ein ſüßes Lächeln, wie eine unerwartete Tröſtung es auf das Geſicht des Leidenden haucht, umſpielte den lieblichen Mund der Begrüßenden. „O willkommen! Tauſendmal willkommen!“ ſagte ſie, „es iſt mir, als wäre nun Alles gut, da Du, meine Hermine, nur wieder da biſt. Mit Dir war meine Hoffnung fortgezogen; ach! auf immer! ohne Wiederkehr. Es hat ſich viel verändert, Liebe, ſeit wir uns nicht geſehen haben. —“ Elfriede brach in lautes Weinen aus; die Mädchen umſchlangen ſich, und ihre Thränen, obgleich ſehr verſchiedenartigen Quellen entſtrömt, floſſen liebend in einander.

Wie verſchieden ſind doch die Gründe der menſchlichen Betrübniß und Freude! Was den Einen mit Angſt und Abneigung erfüllt, iſt das höchſte Streben des Anderen. Was Jenen zu beglücken vermag, würde Dieſem eine drückende Laſt ſein.

Dieſe Erwägung machte Hermine ſo ſcharf als ſchnell, als ſie den ängſtlicheiligen Schlag von Elfriedens Herzen an dem ihrigen fühlte. Was Elfriede in dieſe Tiefe der Muthloſigkeit ſtürzte, würde Hermine auf den Gipfel ihrer geheimſten und kühnſten Wünſche erhoben haben. Die Verbindung mit dem reichen und liebenswürdigen Amtsrath Römer, welche Elfriede der Möglichkeit beraubte, ihre ſtille Liebe durch einen glücklichen, wenn auch ſpäten Erfolg gekrönt zu ſehen, hätte Herminens eigenthümlichſten Neigungen entſprochen. Aber bei der letzteren ging ein, gewiß verzeihlicher Neid in leidvolles Mitgefühl über, und Elfriedens Thränen der Trauer löſchten das Fünkchen von Herminens glimmender Selbſtſucht. Sie drückte Elfriedens Hand, und ſagte: „Sei doch nur muthig, liebes Friedchen! Du warſt es ſo lange, und nun —“

Elfriede trocknete ſich die Augen, und antwortete: „Weil die Hoffnung mir zur Seite ſtand. Sie hat mich verlaſſen, und ich bin nun allein mit meinem Kummer und dem Gefühle meiner Schwäche bei außerordentlichen Anforderungen an meine Kraft. In einigen Monaten ſind die drei Jahre verlaufen, nach welcher Friſt Eduard zurückkehren, oder doch wenigſtens eine entſcheidende Nachricht von ſich geben wollte. Wenn er nun wiederkommt, findet er die treugeglaubte als das Eigenthum eines Andern. Er ſieht mich dann umgeben von Glanz und Luſt und wird nimmer glauben, daß mein Gemüth und Sinn ſich vom bethörenden Einfluſſe dieſes Flimmers frei erhalten. Keine Kenntniß davon, welche heilige Stimme mich zu der Leiſtung dieſes Opfers aufgerufen, wird ihn mir verſöhnen und ſeine Vergebung erflehen. O des armſeligen Goldes! Zum zweiten Male zerdrückt es mit kalter Schwere mein Herz!“

Ein Anflug von Haß, von ſcharfer Herbigkeit, verwehete für einen Augenblick den Ausdruck der Milde in dieſen Zügen.

Hermine entgegnete: „Sei jedoch nicht ungerecht gegen die Vorſicht, welche Dir für eine verſagte Gunſt einen ſo genügenden Erſatz darbietet. Römer iſt nicht allein reich an Gütern; er iſt auch reich an Vorzügen. Er liebt die Freude, aber auch das Recht. Er huldiget dem Vergnügen, aber auch der Tugend; dafür —" ſetzte Hermine muthiger hinzu, „ſpricht ſeine Wahl. Nur begreife ich nicht, wie ein ſo ſcharfblickender junger Mann überſehen kann, daß der Erwählten das erſte Erforderniß zu einer glücklichen Ehe die gleichmäßige Erwiederung ſeiner Neigung fehle?"

Elfriede lächelte ſchmerzlich. Sie ſagte: „Nun ſo mußt Du noch nicht wiſſen, was meine herbe Erfahrung mich gelehrt hat; daß ſolchen überſättigten Kindern des Glückes nichts begehrenswerth erſcheine, als das, was ſich ihnen entziehet, und daß wir niemals einer Eroberung gewiſſer ſind, als wenn wir davor zittern. Als mein Vater mich mit den Abſichten des Amtsraths bekannt machte, forderte er von mir, nicht wie ſonſt mit gebieteriſcher Strenge, ſondern mit rührender Herzlichkeit, ich ſollte Römern meinen Liebeshandel (ſo nannte er mein Verhältniß zu Eduard), verſchweigen. Ach! ich fühlte wohl, daß er dies Verhältniß als ein geweſenes betrachtete und keine Ahnung davon hatte, es beſtehe in all ſeiner Kraft und Innigkeit noch gegenwärtig zwiſchen mir und dem Entfernten. Ich gelobte dem väterlichen Dringen die Gewährung, doch behielt ich mir vor, was ich als meiner Pflicht gemäß erkannte, den Amtsrath aufmerkſam zu machen auf die große Verſchiedenheit, welche in jeder Beziehung zwiſchen uns Statt finde. Mein Vater bewilligte dieſen Vorbehalt mit ſichtlicher Zufriedenheit, und dieſe Sicherheit erfüllte mich mit einem fürchtenden Grauen, aber nichtsdeſtoweniger ließ ich es bei der nun endlich an mich erfolgenden Erklärung des Amtsraths an der Anſtrengung ermangeln, den Freier von der Unpaſſenheit einer Verbindung zwiſchen uns zu überzeugen. Ich wendete mich an ſein Herz. Mit einer Wärme, welche mich faſt über die Grenzen dieſes zart zu behandelnden Gegenſtandes führte, ſagte ich ihm, daß ich nur für die häusliche Stille erzogen ſei und nur in dieſer gedeihen könne. Ich gebrauchte dabei ein Bild, welches mir einleuchtend ſchien. So wie die Blume, die im Schatten erwuchs, welkt und erſtirbt, wenn ſie der Sonne bloß geſtellt wird, ſo würde auch ich ſehr bald in jenem ſchwülen Dunſtkreiſe ermatten, worin die Freunde der Welt und ihrer Freuden ihr ſogenanntes Glück zu genießen pflegen, und daß ich eines ſtillen Geiſtes bedürfte, um meine Pflichten gewiſſenhaft erfüllen zu können. Ich ſagte ihm ferner, daß mich die Erkenntniß, was er von ſeiner künftigen Gattin zu erwarten berechtigt ſei, lebenslang in den peinlichen Zwieſpalt zwiſchen Wollen und Können ſetzen würde, und daß ich demnach ſtets der Genugthuung entbehren müßte, den Wünſchen meines Mannes zu entſprechen. Und ſo ſchloß ich mit einer Vergleichung zwiſchen ihm und mir, die ihm meine Vorſtellung recht anſchaulich machen ſollte. Sie lieben, ſagte ich, die Freuden der Geſelligkeit; ich traulichen Freundſchaftserguß. Sie fühlen ſich froh erregt im Geräuſche des Lebens; ich werde mir jedes theuern Beſitzes mit Vergnügen nur in einſamer Ruhe bewußt. Sie meſſen gern die innere Kraft und das äußere Vermögen an dem Spiele einer großartigen Thätigkeit; ich, die ich daran gewöhnt bin, die ſchmale Bahn meines weiblichen Berufes zu gehen, würde keine tüchtige Theilnehmerin Ihrer Beſtrebungen ſein können. Sie, von der Wiege an mit den Gewährungen des Reichthums vertraut, reizen den verwöhnten Geſchmack durch mannigfaltigen Lebensgenuß; ich begnüge mich mit der Hausmannskoſt einfacher Familienfreuden."

Elfriede hielt einen Augenblick inne, und Hermine fragte geſpannt: „Nun, und was erwiederte er Dir darauf?"

Elfriede antwortete: „Er hatte mich ohne die mindeſte Unterbrechung angehört, ja, ich dürfte ſogar ſagen, mit einigen mimiſchen Aeußerungen des Beifalls. Als ich nun ſchwieg, blickte er mich mit den funkelnden Augen halb gerührt, halb ſchalkhaft an, und ſagte: Wie viel Sie und Ichs haben Sie noch, theure Elfriede? Doch, wären deren auch tauſende und noch mehr, wiſſen Sie auch, welch Reſultat ſie ergeben? Ich entgegnete: Daß Sie ſich eine Gattin wählen, die ihrem ganzen Weſen nach beſſer, als ich, dazu geeignet wäre, Ihren gerechten Anſprüchen zu genügen und harmoniſcher in den Grundton Ihrer Seele ſtimme.“

„Römer lächelte und ſagte: Mit nichten, Theuerſte! Daß wir für einander geboren ſeien! Denn wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes ſich und Mildes paarten, da giebt es einen guten Klang! Sie, fuhr er mich parodirend fort, werden mich mit ſanften Banden an die Häuslichkeit feſſeln, wenn ich Gefahr laufe, mich in dem Treiben der Außenwelt zu verlieren. Sie pflegen die Blumen der Gegenwart; ich pflanze Früchte für die Zukunft. Sie ſorgen dafür, daß mein Streben ſich theile zwiſchen dem Anbau äußerer Annehmlichkeiten und der Pflege geiſtiger Güter; Sie ſtellen mich unter den Schutz aller Segnungen einer geſchmackvollen Mäßigung, wenn ich mich verſucht fühle, dem Reize der Ueppigkeit nachzugeben.“

Elfriede ſchwieg erſchöpft, und erſt nach einer langen Pauſe hob ſie wieder an: „Erlaſſe mir, liebe Hermine, die weitere Relation. Genug, ich bin nun Braut. Dies Wort zuckt krampfhaft durch meine Nerven, mir klingt es gleichbedeutend mit dem Ausſpruch treulos! Ach, Eduard! Wirſt Du dies wohl ahnen?“ Elfriede blickte in träumeriſchem Sinnen mit den ſchwimmenden Augen in die Ferne.

Hermine hatte mit ſchmerzlichregem Intereſſe zugehört. Elfriedens Erzählung warf auf das Bild des Amtsraths goldene Strahlen; es glänzte ſie in dem Lichte an, welches die entbehrende Liebe ihren Göttern verleiht. Aber edel und ſtark ſich über den Götzendienſt der Leidenſchaft erhebend, ſagte ſie: „Sei nicht ſo zaghaft, meine gute, liebe Elfriede! Weißt Du, was Wieland ſagt? „Verzage Keiner je, dem in der bängſten Nacht der Hoffnung letzte Sterne ſchwinden!" Und im Falle Du von dieſer Verbinduug nicht mehr zu retten und für Eduard verloren wäreſt, ſo iſt dennoch ein ſchönes, ein herrliches Loos Dir zugefallen! Ach," fügte Hermine ſeufzend hinzu, „Tauſende werden Dich beneiden! Die Meiſten um Deines Goldes, die Beſſeren um der Anmuth, um des Werthes Deines künftigen Mannes willen."

Bekümmert vernahm Elfriede dieſe glaubwürdige Verkündigung. Einer abweichenden Gedankenreihe folgend, entgegnete ſie: „Seit dem Momente, wo ich dem Machtſpruche einer gebietenden Nothwendigkeit zufolge Römer mein Jawort gab, iſt es mir, als habe mein guter Geiſt mich verlaſſen. Du weißt, Minchen, daß meine fromme Mutter mich frühzeitig Gott fürchten und lieben lehrte, und ich konnte in frohen und trüben Tagen mit Wahrheit von mir ſagen: das iſt meine Freude, daß ich mich zu Gott halte! Aber —" mit ſehr leiſer Stimme fügte ſie hinzu, „jetzt kann ich nicht beten. Will ich die geängſtete Seele zu Ihm erheben, ſo zerrinnen die bangen Gedanken in der Frage: Vater! Mein Vater! Warum haſt Du mich verlaſſen?" Elfriede verhüllte das tieferblaßte Geſicht.

Hermine war erſchüttert. Sie drückte die beklagenswerthe Freundin feſt und innig an das ſchwellende Herz, und wie durch eine wunderbare Eingebung dazu gezwungen, ſagte ſie: „O hoffe, Du Unglückliche, hoffe! Noch biſt Du nicht vermählt, noch kann Alles ſich ändern! Jeder kommende Tag erhält ſeine Aufträge und Botſchaften von der ewigen Liebe, und die gefürchtete Stunde iſt es oft gerade, welche den Rettungsengel uns zuführt. Sei ruhig, Geliebte! Die Muthloſigkeit macht uns zur ſicheren Beute des drohenden Elends, aber das Vertrauen auf uns ſelbſt und auf höheren Beiſtand ſtählt unſere Kraft zum gewiſſen Siege!“

„Nun mag es gut ſein!“ ſagte der Juſtizrath, indem er die Feder ausſpritzte. Er klingelte und befahl, daß der Braune vorgeführt werden ſolle. Dann, während er ſich rüſtete, gab er dem Actuarius den Auftrag, ſeiner Tochter zu ſagen, es wäre ſehr wahrſcheinlich, daß er zum Abendbrod ausbliebe, weßwegen denn Niemand in Sorgen um ihn ſein dürfe. „Ich reite nach Grünbach,“ ſetzte er fort, „und treffe ich den Amtsrath zu Hauſe, ſo werde ich ſchwerlich vor zehn Uhr zurückkehren.“

„Sehr wohl!“ erwiederte der Beauftragte, und der Juſtizrath ſagte: „Adieu!“

In ſanftem Trabe trug der muntere Braune den wohlbeleibten Reiter durch die blühenden Fluren. Die Sonne brannte vom wolkenloſen Himmel herab, und die laue Mailuft umſpielte mit faſt ermattender Schwüle das arbeitsheiße Geſicht des Juriſten. Der gute Siegel fand daher heute im Freien die gehoffte Ergötzlichkeit nicht und richtete den Blick ſehnſuchtsvoll auf das nahe Grünbach, welches, von der Oder umwunden, freundlich aus dem Schatten des Uferwaldes emporſah und in der lieblichen Dämmerung des reizend angelegten Gartens die erſehnte Kühle zu verſprechen ſchien. Der Juſtizrath konnte ſeine Blicke von dieſem maleriſchen Ziele ſeiner Ausflucht nicht abwenden. Gaſtlich winkte das prächtig gebauete Schloß dem Beſuchenden, und die Gebäude des Gartens, welche durch das ſaftige Grün ſchimmerten, ladeten zur Aufnahme ein. Der Juſtizrath ſagte zu ſich ſelbſt: „Ein angenehmer Wohnort! Elfriede wird ſich darin ausnehmen wie Eva im Paradieſe. Nur Schade, daß, als das Herz der Unſchuldigen zum Bewußtſein erwachte, ihr in der Schöpfung der Gefühle ein anderer Adam als dieſer neidenswerthe Gutsherr erſchien! Das arme Kind! Ja, das junge Volk ſieht, wenn es verliebt iſt, Alles mit anderen Augen an, als wir vernünftigen Leute. Das denkt, eine Hütte gebe Schutz und Schirm für das lange Leben, und von Wurzeln und Kräutern laſſe ſich leben, wenn man nur ſatt küſſen und koſen könne. Du lieber Gott! und wenn der Frühling der Liebe abgeblüht iſt, die Vögel zu Neſte tragen — dann tritt allmählich Kälte ein, und die Träume von überſchwenglichem Glück, von einer Liebe, die nichts bedarf, gar nichts weiter, flattern auf und davon. Denn die Liebe iſt eine zarte Pflanze, die unter einen warmen Himmelsſtrich gehört. Und doch iſt jene goldene Zeit die einzige im Leben, die uns fühlen läßt, wozu wir eigentlich berufen ſind. Alle Tugenden fallen dem Liebenden gleichſam von ſelbſt zu. Wo ſich neben der Liebe noch Stolz oder Eigennutz findet, da dürfte ſie nicht von echter Abſtammung ſein. Hätte der Geldteufel, welcher den alten Fels plagt, ſich auch nur eines Haares ſeiner Tochter bemächtiget; ſo würde das betrübte Friedchen weit eher die Schätze des Bräutigams, als die Seufzer des Geliebten erwägen. Mich dauert das Mädchen von ganzer Seele, und hätte ich nicht ſelbſt eine heirathsfähige Tochter, ſo würde ich dem Amtsrath klaren Wein einſchenken. Aber ſo bliebe die Deutung meines unberufenen Einmiſchens in eine Sache, die mich nichts angeht, ſeiner Beſcheidenheit oder Anmaßung anheimgeſtellt. Potz Element! wenn der Amtsrath ſich in dem Hauſe, in das er mit Freiersfüßen eingegangen iſt, um ein Stockwerk höher verſtiegen hätte, und Hermine iſt doch wahrhaftig ein Kernmädchen! Welch ein glücklicher Vater wäre ich heute! Nach gethaner Arbeit trüge mich mein Bräunchen wohl täglich dieſen Weg, und aus dem Eckfenſter des rechten Flügels dort winkte die Frau Tochter Amtsräthin mir einen fröhlichen Willkommen! zu. Seltſam! Iſt es mir doch, als ſähe ich das rothbackige Schwarzköpfchen herabnicken. Auch Wünſche ſind Verſucher, und wozu ſolche Gedanken, da der Termin für immer abgeſchloſſen iſt und die Parteien einig geworden ſind? Darum hebe Dich weg von mir, Satanas!“

Der Juſtizrath ritt jetzt auf die Anfurth des Schloſſes, unter deren ſanfter Erhöhung ſich ein zierlichgeordnetes Blumenſtück ausbreitete. Ein Jäger ſprang herbei und nahm dem Ankommenden das Pferd ab.

Der Juſtizrath, indem er mit dem oſtindiſchen, ſeidenen Taſchentuche ſich die Schweißperlen von der Stirne trocknete, ſagte: „Was iſt das warm in ſo früher Jahreszeit! Wahrhaftig zum Zerfließen!“ Und nun fragte er, ob der Herr Amtsrath zu Hauſe und ungeſtört ſei. Der Jäger antwortete zögernd und mit einer gewiſſen Verlegenheit: „Ja,“ und in dieſem Momente erblickte der Juſtizrath durch die geöffneten Thüren des Flurs in dem inneren Hofraume die kleine, gelbe Droſchke ſeines Hauswirthes, des Kaufmann Fels. Er fragte abermals: „Iſt etwa Herr Fels hier mit dem Fräulein Braut?" Und der Jäger antwortete: „Nein! nur der Herr Factor Pilger, welcher vor einer halben Stunde hier ankam. Noch haben wir den Herrn Amtsrath nirgends finden können, obgleich wir wiſſen, daß er nicht auswärts ſei. Der Gärtnerburſche behauptet, ihn vor einer Stunde, mit einer Rolle Schriften unter dem Arme, an den Pappeln hinuntergehend, geſehen zu haben."

„Nun, wenn das iſt," entgegnete der Juſtizrath, „ſo muß er ſich ja wohl finden, und ich werde einſtweilen meinem Hausgenoſſen Geſellſchaft leiſten. Wo finde ich denn den Herrn Pilger?"

„Im Badehausſaale, wohin der Herr Factor den Kaffee ſich hat bringen laſſen! ſagte der Jäger, und fragte nun, womit dem neuen Gaſte aufzuwarten wäre. „Kaffee?" überlegte mit komiſchem Ernſte der Juſtizrath; „nun, warum nicht? eine Hitze vertreibt die andere. Um einige Cigarren würde ich noch bitten."

Der Jäger verbeugte ſich, und eilte die Dienſtpflicht zu erfüllen.

Schwerathmend, ſich Luft zuwehend, keuchte der dicke Juſtizrath die langen Schattengänge hinab, in deren dichten Wölbungen die gebrochenen Sonnenſtrahlen hüpften und zitterten. Das Rauſchen des Fluſſes, das Brauſen eines nahen Wehres, das Klappern einer großen Röthemühle unterbrach nicht ſtörend die liebliche Stille, welche hier herrſchte, und ſchien erforderlich, den Eindruck hervorzubringen, welchem der Juſtizrath ſich mit aufgehendem Herzen überließ. Endlich war der Platz erreicht, wo das Badehaus ſtand. Dort ſchäumte die Oder hin; ungehindert konnte das Auge ſie lange in ihren Krümmungen verfolgen. Dicht am Ufer, von den grünlichen Wogen umſpielt, erhob ſich das waſſerfeſte Badehaus, an welches ein nett eingerichteter Saal ſtieß, der jedoch mit den Badegemächern in keiner Verbindung war und nur eine Thür hatte. Dieſe ſtand ein wenig offen; der Juſtizrath ſah durch die Spalte. Da ſaß an einem der weitgeöffneten Fenſter in nachdenkender Stellung der Factor und ſchauete mit ſtarren Blicken in die Wellen; unbeachtet von ihm dampfte der Kaffee auf einem nahen Pfeilertiſchchen. Der Juſtizrath trat ein, und ſagte: „Ei, gehorſamer Diener, mein lieber Herr Pilger! Wenn man lange das Vergnügen entbehrt hat, Sie im Hauſe zu ſehen, ſo kommt es einem auf ein Meilchen Weges nicht an, um Ihre werthe Geſellſchaft zu genießen.“

Der Factor fuhr überraſcht in die Höhe und bot dem geſchätzten Freunde mit freundlichem Grüßen die Hand. Der Juſtizrath nahm den zweiten Platz am Fenſter ein, bei welchem eben einige große Oderkähne mit ſanftgeblähten Segeln vorüberglitten. Er knöpfte die Piqué-Weſte weiter auf, und ſagte: „Ein ſcharmantes Plätzchen! Wahrhaftig! Aber gewiß habe ich Sie in allerhand Gedanken und Betrachtungen geſtört, welche dem Kaufmann der Anblick eines Stromes und Schiffes ſo natürlich erregen mag.“

Der Factor lächelte düſter. Er antwortete: „Sie irren, Herr Juſtizrath; nie war ich weniger Kaufmann, als in dieſen Augenblicken. Ich dachte an meinen Vetter. Wer weiß, auf welcher Meeresfläche jetzt der arme Eduard dem theuren Heimathlande zuſegelt! Wie ſehnſuchtsvoll er in die blauen Fernen blickt! Wie hoffend er der Zukunft entgegenſieht! Armer Junge!“ Das ausdrucksvolle Auge des Factors verdunkelte ſich; er endigte dieſe Ausrufungen mit einem Seufzer. In ſichtlicher Rührung drückte der Juſtizrath ſeinem Gegenüber die Hand und ſagte: „Ich weiß, ich weiß. Ein

Vaterherz. und das, Freund Pilger, hatten Sie ſtets für den braven, jungen Mann, bleibt nicht ungetroffen, wenn Weh und Gram die Bruſt des Lieblings erfaſſen. Was mich jedoch über das Geſchick der Liebenden tröſtet, iſt die Erfahrung, daß Leiden dieſer Art nur zu oft dem Gewitterſturme gleichen; man denkt, die Welt geht unter, und — nach einer Stunde, oder in kaum ſo langer Zeit, ſcheinet die Sonne heller als vorher.“

Ein heißer Schmerz zuckte über das Geſicht des Factors und veränderte ſeine ruhigen Züge. Es war, als ob der Vorhang für einen Augenblick ſich höbe, welcher ſonſt ſo undurchdringlich tiefe, unheilbare Wunden in dem Gemüthe dieſes kräftigen Mannes verbarg. Mit bewegter Stimme erwiederte er: „Es mag zuweilen ſo ſein, wie Sie ſagen; aber es giebt hier und da Ausnahmen, in denen, um Ihrem Gleichniſſe zu folgen, der Sturm, welcher die Hoffnungen einer reinen, ſchuldloſen Liebe vernichtet, die Blüthen und Ernten des ganzen Lebens mit eiſigem Regen zerſchlägt und den Beraubten zum ſteten Darben und Entbehren verurtheilt.“ Bei dieſen Worten legte er, unwiſſend, daß er es thue, die Hand auf ſeine Bruſt, als wolle er ſagen: „Ich ſelbſt gehöre unter die Zahl dieſer Mitleidswerthen!“

Der Juſtizrath ſchien den Sinn dieſer Geberde ſo zu deuten; er ſah den Factor betroffen an, und ſagte: „Wie? Das Schickſal hätte Ihnen, dem beſten Mann, den ich kenne, auf ſolche Art die ſchönſten Güter des Daſeins verſagt? Das wäre hart, Freund Pilger! Wir wohnen nun bereits ein zwanzig Jährchen unter *einem* Dache, und dieſer lange Zeitraum hat mir zwei Räthſel nicht löſen können, welche mich Ihren Charakter, Ihre Gemüthsbeſchaffenheit mit den Verhältniſſen, in denen Sie leben, im ſchreiendſten Widerſpruche erblicken ließen. Das erſte iſt, warum Sie, geſchaffen für das Glück der Häuslichkeit, ganz geeignet, ein edles Weib zu beglücken, ohne die Schrollen und Vorurtheile, wie ſelbige ſonſt gewöhnlich den Hageſtolzen zu einem ſolchen machen, unverheirathet geblieben ſind. Das zweite iſt, weßhalb Sie auf dieſer Stufe der Geiſtesbildung und, wie mir bekannt iſt, im Beſitze eines kleinen Vermögens, das jedoch groß genug wäre, um Ihnen eine angenehme Berufsſelbſtändigkeit zu geben, der Factor eines Mannes geblieben ſind, den Sie doch in jeder höheren Beziehung ſo tief unter ſich betrachten müſſen. Es würde mir ordentlich ein Stein vom Herzen fallen, wenn Sie geneigt wären, mir den Schlüſſel zur Eröffnung dieſer Unerklärbarkeiten zu geben.“

Der Factor blickte den biederherzigen Siegel mit wehmüthiger Freundlichkeit an und antwortete: „Warum nicht? Sie ſind ein Ehrenmann und des reinſten Vertrauens werth! Die Antworten auf jede dieſer Frage ſtehen in der engſten Verbindung zuſammen, oder beide ſind nur eine. Ich will Ihnen die Geſchichte meines Lebens erzählen, welche ein ſchweres Verhängniß noch einmal in trauriger Verjüngung an mir vorüberführt, und in dem Geſchicke zweier ſehr von mir geliebten Menſchen wiederholt. Unterbricht uns der Amtsrath nicht ſehr bald, ſo — — — doch vernahmen Sie nicht ein Geräuſch in der Nähe?“

In dieſem Augenblicke trat der Bediente mit dem Kaffee- und Tabakgeräth ein. Als er fort war, ſagte der Juſtizrath: „Es war der Bediente.“ „Mich dünkt,“ erwiederte der Factor, ſcharf um ſich blickend und mit etwas gedämpfter Stimme, „das Geräuſch habe ſich von der andern Seite her vernehmen laſſen.“

Der Juſtizrath munterte ſeinen Geſellſchafter zum Mitgenuſſe des Kaffees auf, und ſetzte ſich nun, in die feingekräuſelten Rauchwölkchen der glimmenden Cigarren gehüllt, zum Hören zurecht; der Factor aber hob folgendermaßen an:

„Ich bin in unſerer Stadt W..... geboren und der einzige Sohn des längſtverſtorbenen Bürgermeiſter dirigens. Mein Vater war der Meinung, die Behauptung ſeines Standpunctes erfordere es, daß er ſich ſtreng abſondere, um die Würde, welche er als das einzige Mittel erkannte, ſeine Zwecke zu erreichen, und ſich Anſehen und Gehorſam zu erhalten, durch keine geſellſchaftlichen Familiaritäten zu ſchwächen. Ich darf wohl ſagen, daß er dieſer Maxime alle Freuden des Umgangs zum Opfer gebracht habe; ja, ſie regelte ſelbſt ſein Benehmen im ſtillen Hauskreiſe. Unſere kleinen Familienfeſtlichkeiten glichen ſo lange feierlichen Seſſionen, wo einer nur den Vortrag hat, bis der Geiſt des Weines alle Unterſchiede ausglich, und das Band der in Ehrfurcht gefeſſelten Zungen löſte. Mein Vater ſprach ferner gegen ſeine, gewiß innigſt von ihm geliebte Frau, nur im Tone der Geſetzgebung, und doch gehörte die Ehe meiner Eltern wohl unter die glücklichſten, welche die Erfahrung aufzuweiſen hat. Eben ſo hielt er es für ungeziemend, mir die ganze Fülle der Liebe zu zeigen, mit der er mich, ſein einziges Kind, umfaßte. Vorſichtig, mit einer Kargheit, die ſich ſelbſt nicht traut, ſie könne leicht des Guten zu viel thun, wog er Liebkoſungen und Worte des Lobes, und nur ſeltenen Ueberraſchungen ſeines Gefühls verdankte ich die Ueberzeugung, daß ich zu ſeinem Glücke nothwendig wäre.“

„Die weiche Zärtlichkeit meiner Mutter gab mir vollen Erſatz für dieſen Vorbehalt und begründete ſchon frühzeitig in mir eine warme Vorliebe für das zweite Geſchlecht, welches allein ich liebefähig hielt. Die wilden Knabenſpiele verſchmähend, brachte ich jede Mußeſtunde bei der Tochter unſeres Nachbars zu, eines wohlhabenden Kaufmanns, der mit Colonialwaaren handelte. Dieſes Mädchen, Elfrieden's Mutter — feſſelte durch Liebreiz und unausſprechliche Sanftheit, wie ſolche nur ſelten ein Weib zum Engel erhebt, die Neigung des kleinen Buben. Unſere Eltern hatten zwar, dem Grundſatze meines Vaters zufolge, keine Gemeinſchaft mit einander, doch erinnere ich mich nicht, daß irgend eine kleine Störung den Frieden dieſer Nachbarſchaft jemals getrübt hätte. Die Gärten von beiden Häuſern waren durch ein Spalier getrennt, in welches auf Auguſtens Bitten, eine Thür zu mehrerer Bequemlichkeit für uns gemacht worden war. Hier ſaßen wir in ſchönen Sommerabenden, und ich half der kleinen Auguſte Schoten auspellen oder Johannisbeeren von den Stielen abpflücken zum Einlegen; oder ich rechnete ihr ein ſchweres Exempel aus, oder überhörte ihr die fünf Hauptſtücke. O ſelige Kindheit!“

„So reihte ſich Jahr an Jahr. Ich war fleißig geweſen und nach den Zeugniſſen meiner Lehrer einer der tüchtigſten Schüler des Gymnaſiums. Mein Vater hatte eine große Achtung vor dem geiſtlichen Stande, es war dies der einzige, dem er ſich unterordnete. Verſchiedene Male hatte ich ihn über meine künftige Beſtimmung ſprechen gehört, welche mich ſeinem Willen nach zum Theologen bilden ſollte. Da ich daran gewöhnt war, meines Vaters Ausſprüche als Unfehlbarkeiten zu betrachten, und ich nicht grade von einem ausſchließenden Hange zu irgend einer Berufsart beherrſcht ward, ſo fiel es mir nicht ein, zu unterſuchen, ob ich dieſer Anweiſung würde genügen können, noch weniger dachte ich daran, mich dieſer Beſtimmung zu widerſetzen, und knüpfte demnach alle Plane für die Zukunft an den Gedanken, daß ich zum Religionslehrer berufen wäre.“

„Ich war ſechzehn, die kleine Nachbarin dreizehn Jahre alt, als wir in den erſten Tagen der Pfingſtwoche in dem gewölbten Gartenhauſe zuſammen ſaßen, vor uns auf einem Tiſche ein großer Berg Smyrnaer Roſinen, welche Guſtchen, dem väterlichen Befehle nach, von Steinen und Stielen ſondern ſollte. Ich half der Fleißigen, doch betrachtete ich von Zeit zu Zeit meine klebrigen Hände mit leiſem Zeichen des Ekels. Auguſte bemerkte es; ſie lächelte wie die Geduld, und bat mich, ihr dies unangenehme Geſchäft allein zu überlaſſen. Ich weigerte mich, ihr nachzugeben, und ſagte: Macht dieſe Arbeit Dir denn Vergnügen, Guſtchen?“

„Sie ſah mich trübſelig an und antwortete: Ich könnte es eben nicht ſagen; was will ich aber machen? Auch weiß ich ja ſeit heute, daß es vielleicht lebenslang mein Geſchäft ſein wird; deßhalb muß ich mich hüten, daß es mir nicht vollends zuwider werde. Ich fragte betroffen, wie das gemeint wäre. Und Auguſte erzählte mir nun, daß ihr Vater heute bei Tiſche geſagt habe, ſie dürfe nicht daran denken einſt einen Anderen als einen Kaufmann zu heirathen; er würde nimmer zugeben, daß ſein Haus und Waarenlager einmal in fremde Hände käme. Der Vater habe den Ernſt dieſes Willens durch einen Schwur bekräftiget, bei welchem ihr Zittern und Beben angekommen ſei. Als er geſchwiegen, habe die Mutter ein anderes Capitel mit Aerger und Eifer abgehandelt, nämlich, daß es ſich nun nicht mehr ſchicke, wenn ein Mädchen, das künftige Oſtern eingeſegnet werden ſolle, alle Abende mit einem jungen Menſchen allein zubringe, der — kein Kaufmann werden wolle. Aus

Auguſtens blauen Augen rollten bittere Thränen in die ſüßen Früchte.“

„Mir ſchlug das Herz ſtürmiſch. Was weinſt Du, liebſte Guſte? fragte ich ſchnell entſchloſſen. — Ich werde ein Kaufmann, und damit holla. Denn — nicht wahr, Du möchteſt nun doch einmal keinen andern Mann als mich? Auguſte nickte mit einem Erröthen, welches das Mädchen um drei Jahre älter machte. Sie reichte mir beide Hände über den Roſinenberg und ſagte: Ach, Karl! da würdeſt Du mir einen rechten Gefallen thun! Du wirſt als Kaufmann gewiß ein reicher Mann werden; denn Dir kaufen einmal die Leute mit Luſt ab. Und mit unſerem Zuſammenſein iſt es ſo fernerhin vorbei; die Mutter hat einen gar zu großen Trumpf darauf geſetzt.“

„Noch an demſelben Tage fand ich die ängſtlichgeſuchte Gelegenheit, meine Mutter allein ſprechen zu können, um ihr die Eröffnung meiner Sinnesänderung zu machen. Sie wollte mir eben antworten, da trat der Poſtbote ein und überreichte ihr einen ſchwarzgeſiegelten Brief. Von Hamburg! ſagte meine Mutter erblaſſend. Dort lebte der einzige Bruder meiner Mutter, welcher jünger als dieſe, Kaufmann und ſeit einigen Jahren verheirathet war. Der Brief enthielt die Anzeige von dem Tode der Frau meines Oheims, welche als Wöchnerin geſtorben war. Das neugeborne Kind, das einzige, war der Mutter ins Grab gefolgt. Meine Mutter, nachdem ſie den Brief zweimal überleſen, ſagte ſehr bewegt: Karl! Deine unerwartete Erklärung in dieſer Stunde, erſcheint mir als eine Schickung des Himmels! Du könnteſt bei Deinem Oheim die Kaufmannſchaft erlernen. Der arme Bruder äußert eine ſo unendliche Betrübniß, daß ich zweifle, er werde noch einmal heirathen. Deine Nähe würde ihm vielleicht Troſt gewähren, und — es könnte Dein Glück ſein. Auch wollte ich um dieſen Preis die Trennung von Dir recht gern ertragen.“

„Ich war überraſcht; in entzückter Dankbarkeit umſchlang ich die geliebte Mutter, und dieſe ging ſogleich zu meinem Vater hinüber, um ihm die Erfahrungen dieſer Stunde mitzutheilen. Mein Erſtaunen war das größte, als mein Vater mich bald darauf rufen ließ und mir mit gewohnter Freundlichkeit die Genehmigung in meine Berufswahl gab. Ich weinte die erſten kindlichen Thränen an ſeinem Halſe und küßte in ſprachloſer Rührung ſeine Hände. Doch als er mich fragte: Warum aber, alberner Junge, haſt Du es nicht eher geſagt, wie heiß dieſer Wunſch ſei? Da verſtummte ich beſchämt; ich wollte dieſe heiligen Augenblicke durch keine Lüge entweihen.“

„Es wurde nun nach Hamburg geſchrieben; die Antwort des Oheims entſprach der Erwartung, mit welcher wir derſelben entgegenſahen. Nach dem Verlaufe dreier Monate verließ ich nach einem wehmuthsvollen Abſchiede von meinen Eltern, nach einem thränenreichen von der betrübten Auguſte, die liebe Vaterſtadt.“

„Mein Oheim, ein vortrefflicher Mann, verſtand die ſchwere Kunſt, die ſchöne Uneigennützigkeit, welche der echte Bürgerſinn erfordert, die Gerechtigkeit, welche das Chriſtenthum für die Anſprüche der Menſchheit von uns erheiſcht, mit der feſteſten Pflichttreue, mit dem regeſten Intereſſe für ſein Geſchäft zu vereinigen. Er lehrte mich den Handel als das Fundament aller bürgerlichen Wohlfahrt kennen, aber er machte mich auch zugleich auf die Gefahren aufmerkſam, welche die Uebung dieſer Berufsart für einen ungefeſtigten Charakter haben könne.“

„Potz Blitz!“ rief der Juſtizrath, den Kaffee hörbar trinkend und eine neue Cigarre anglimmend, „das war ein Kaufmann für den Himmel! Er dürfte hienieden wenig Brüder haben. So kenne ich welche, nennen will ich Niemanden — die mich ſchon oft zu dem frevelhaften Wunſche gebracht haben, daß ihnen Beelzebub einſt das ſiedende Gold in den Hals gießen möchte.“

Der Factor fuhr fort: „Der gütige Oheim gewann bald mein ganzes Herz, meine innigſte Anhänglichkeit. Ich buhlte um ſeinen Beifall durch Erſchöpfung meiner Geſchäftspflichten, durch Alles, wodurch ich glaubte, mich ihm angenehm machen zu können, und kein eigennütziges Begehren, ihn einſt beerben zu können, trübte die reine Quelle meiner Liebe für ihn.“

„Die Schwermuth des Oheims verſchwand allmählich, er ward wieder heiterer und kündigte mir endlich in einer ſchönen, traulichen Stunde an, daß er ſich wieder verheirathen werde. Er ſagte ferner, daß er in dieſer zweiten Verbindung vollen Erſatz für das verlorene Glück der erſten erwarte. Dieſer Erklärung folgte ein Verzeichniß der Vorzüge und Tugenden ſeiner Erwählten, in welcher ich, der gegebenen Schilderung nach, einen Engel vermuthen durfte. Aufrichtig freuete ich mich der erneuerten häuslichen Zufriedenheit meines guten Oheims, ohne daran zu denken, daß dieſe Heirath den Plan meiner Mutter vernichtete, auf welchem mein Hierſein gegründet war.“

„Die Braut meines Oheims hieß Auguſte, und dieſe Zufälligkeit wäre allein hinreichend geweſen, mich auf das wärmſte für ſie zu intereſſiren, hätte ſie nicht auf alle Weiſe die Huldigung der Herzen zu feſſeln und zu verdienen gewußt. Die neue Tante unterſchied mit zarter Freundlichkeit und wohlwollender Auszeichnung den jungen Vetter unter den übrigen Handlungs-Commis, und befriedigte meine ſchweigende Ergebenheit durch eine fein und weiblich an den Tag gelegte Schätzung derſelben.“

„Wenn mein glücklicher Oheim ſeine Frau liebes Guſtchen nannte, ſo dachte ich mit ſüßem Herzklopfen an die noch ferne Zeit, wo auch ich ſo würde ſagen können, und dieſe Hoffnung gab meiner Thätigkeit, die ich für die Bedingung jener erſehnten Vereinigung hielt, neue Schwungkraft.“

„Ein und ein halbes Jahr lang war ich in Hamburg, und die Lebendigkeit des Orts, die Annehmlichkeit der Verhältniſſe, in denen ich lebte, die Güte der Menſchen, zu welchen ich in den nächſten Beziehungen ſtand, hatten mich die Heimath verſchmerzen laſſen. Da vollendete ſich das Eheglück meiner Verwandten durch die Geburt eines Sohnes, zu deſſen Pathen ich erkoren ward. Eine ahnungsvolle Rührung bewegte meine Seele während der heiligen Handlung. Eine Thräne, welche ich vergebens zu unterdrücken ſtrebte, rollte auf das Kind, als meine Finger zum Taufſchwur deſſen kleine Stirn bedeckten! Ach, dieſes überſtrömende Gefühl war prophetiſcher Natur! Durch ein Zeichen der Wehmuth weihete ich es zu dem Schmerze, welcher auch mir von der Vorſicht beſtimmt war!“

„Mein Oheim fragte mich am Abende, was mich während des Tauf-Acts ſo ergriffen hätte. Ich antwortete, daß ich es ſelbſt nicht wußte. Gut denn, ſagte mein Oheim, ſo weiß ich es. Ich denke, Du wirſt einſt der Vater, der Beſchützer meines Eduards ſein, wenn ich — nicht mehr bin. Nicht wahr, lieber Junge, Du würdeſt dies Vertrauen rechtfertigen, wenn es Gott gefallen ſollte, mein Kind durch meinen frühen Tod zu verwaiſen? Ich gelobte es tief gerührt.“

„Nach einiger Zeit erhielt ich die Nachricht von dem Tode meiner guten Mutter. Mein Schmerz war groß, aber die ſanfte Theilnahme meiner Verwandten ſuchte ihn zu beſchwören, bald durch zarte Tröſtungen, bald durch Geſchäfte, welche meine volleſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, jetzt durch freundliche Vorſtellungen, und dann wieder durch erheiternde Zerſtreuungen. Nach dem Verlaufe dreier Jahre ſtarb auch mein Vater, und mit der Erneuerung jener erſten Betrübniß um meiner geliebten Mutter Abſcheiden erwachte auch heiß und ungeſtüm die Sehnſucht in mir, die Vaterſtadt wieder zu ſehen, wo der Tod die Theuerſten mir entriſſen, um wenigſtens an ihren Gräbern dem wunden Herzen durch ein Thränenopfer, ihrer Aſche dargebracht, genügen zu können. In einem Jahre war meine Lehrzeit vorüber; mein Oheim erließ mir die Hälfte davon, und beſchränkte vielleicht nur deßhalb ſeinen gütigen Erlaß, um mir in dem vorſeienden halben Jahre eine Friſt zu mehrerer Beruhigung meines Gemüthes zu geben, bevor ich den Ort wiederſähe, der ſolch ein trübes Andenken für mich hätte.

„Doch nicht allein der Verluſt meiner Lieben war es, was ſo ängſtlich mich aufſcheuchte aus der Ruhe, die ich bisher empfunden, und ſo gewaltſam mein Streben fernhin zog, ſondern eine Wahrnehmung, welche mein ſittliches Gefühl bekränkte, verleidete mir das liebgewordene Haus meines Oheims und machte mir jede frühere Entfernung daraus wünſchenswerth.“

„Mein Oheim gehörte unter jene männlichen Geſtalten, denen eine gewiſſe Kräftigkeit des Charakters und Heiterkeit des Gemüthes noch weit über die Grenzlinie der Jugend hinaus den Glanz dieſer ſonnigen Lebenstage verleiht. Dieſe geiſtige Jugendlichkeit — ſo möchte ich es nennen — war es, was den großen Unterſchied der Jahre anfänglich ausglich, welcher zwiſchen ihm und ſeiner zweiten Frau Statt fand. Doch ſeit den letztern zwei Jahren begann der ſonſt ſtets geſunde Mann an einem periodiſchen Uebelbefinden zu kränkeln, welches der Arzt für ein Leberleiden erklärte. Die Kränklichkeit veränderte ſeine Farbe und veraltete ihn eben ſo unverhältnißmäßig, als früher ſein Ausſehen über die Zahl ſeiner Jahre getäuſcht hatte.“

„Obgleich die blühende Frau es nicht an zärtlicher Sorge und Aufmerkſamkeit für ihren Mann fehlen ließ, ſo lag doch ein mehr empfundenes, als erkanntes Etwas in ihrem Betragen, welches dem, der ihn beobachtete, die Bemerkung aufdrang, daß ſie das Mißverhältniß des Alters zwiſchen ſich und ihrem leidenden Manne wohl empfinde. Laue Schauer von ehelicher Kühle und Fröſtelei weheten aus unfreiwilligen Erklärungen hervor, die bald in unüberlegten Worten, bald in überraſchten Gefühlen gegeben wurden, und nicht immer konnte ihr Verſtand, als ſtrenger Wächter, fremden Blicken das Eindringen in ihr Inneres verwehren, welches Unmuth, Mißvergnügen und ſtille, unverſtandene Wünſche verbarg.“

„Das Zartgefühl meines armen Oheims, noch verfeinert durch die leidenſchaftliche Neigung für ſeine Frau, empfand gewiß nicht ſpäter, als Andere, die Verſtimmung der geliebten Gattin. In einer Täuſchung, welche ſelbſt unter den helldenkendſten Männern eben ſo allgemein gefunden wird, als ſelbige folgenſchwer iſt, glaubte er, dies erkaltende Gefühl durch Aufopferung ſeiner männlichen Rechte, durch verſchwenderiſche Großmuth, durch Toleranz für jede kleine oder größere Laune wieder erwärmen zu können. Er erwog nicht, daß ſolche ſtraffällige Nachgiebigkeit der ſchwächeren Frau die feſteſte Stütze entziehen müſſe, die Achtung für ihren Mann.“

„Sag' ich auch, Freund Pilger!“ unterbrach der Juſtizrath den Erzähler, „die Weiber ſind Kinder! wer ſie verziehet, mag die wohlverdiente Plage ertragen!“

„In dieſer gefährlichen Epoche,“ nahm der Factor das Wort wieder auf, „engagirte mein Oheim einen Buchhalter, welcher ihm dringend empfohlen worden war. Dieſer junge Mann, Namens Werſt, war von höchſt einnehmender Bildung; ſeine Sitten hatten die feine Politur der Welt, und mit geübtem Scharfblicke wußte er ſchnell ſeine Stellung aufzufaſſen. Mein Oheim erſchöpfte ſich in dem Lobe des neuen Gehülfen, auch meine Tante nahm jede Gelegenheit wahr, deſſen Vorzüge zu preiſen. Mit einem ängſtlichen Grauen, welches ich heut Ahnung nennen möchte, damals aber als eine Regung des Neides erkannte und verwarf, bemerkte ich, daß Herr Werſt nicht weniger um die Gunſt der Letzteren, als um den Beifall des Erſteren buhle. Meine Tante hörte auf, ihn laut zu loben, aber ſie fing an ihn leiſe auszuzeichnen, und welch eine Fertigkeit die Frauen darin beſitzen, Beweiſe einer verdächtigen Werthſchätzung unter den Schutz der Schicklichkeit und Rechtmäßigkeit zu ſtellen, habe ich dort erfahren können. Glauben Sie deßhalb nicht, daß meine Tante ein gewöhnliches, leidenſchaftliches Weib geweſen wäre. Nein! Aber die ſyſtematiſche Anneigung des angenehmen Hausgenoſſen füllte unmerklich ihr leeres, unbefriedigtes Herz, ſo daß die Gefühle für ihre Pflichten nicht Raum und Wirkſamkeit mehr darin gewinnen konnten. Mit all der Strenge, womit die Jugend jedes geſetzwidrige Verhältniß verurtheilt, richtete ich die Verirrung der, bis dahin ſo hoch von mir verehrten Frau und empfand glühenden Haß gegen den verführeriſchen Speculanten, welcher die zunehmende Schwäche ſeines Principals, mit der Schwäche von deſſen Frau, für geheime Zwecke zu berechnen ſchien. Ach! meine eigene Erfahrung mußte mich darüber belehren, daß die ſtolzeſte Tugend den Verſuchungen der Sünde auch ausgeſetzt ſei, und daß Milde allein dem menſchlichen Urtheil zieme, weil wir doch Alle des Ruhms ermangeln, welchen wir vor Gott haben ſollen!“

„Ich ſtrebte fort. Mit Entſchiedenheit drang ich in meinen Oheim, daß er mich entlaſſen möchte. Er ſagte: Nun gut, Karl, ich will Dich nicht länger halten, wie ſchwer Dein Scheiden mir auch ankommen mag. Aber nimm noch guten Rath von mir an. Was willſt Du jetzt in W..... anfangen? Du biſt zu jung und bedarfſt noch einer Erweiterung Deiner mercantiliſchen Kenntniſſe, um Dich ſogleich etabliren zu können. Auch kann ich Dir bei dieſer Angelegenheit nicht dringend genug die behutſamſte Vorſicht und ſorgliche Rückſichtsnahme auf die örtlichen Handlungsverhältniſſe empfehlen, wenn anders Du Dein Bischen Vermögen nicht muthwillig in die Schanze ſchlagen willſt. Ich hätte demnach einen Vorſchlag für Dich. Das Haus Dietrich Emanuel Fels, bekanntlich das angeſehenſte in W...., begehrt einen Commis von Qualitäten, wie ſolche in Dir zu ſchätzen ſind. Ich würde Dich, im Falle Du es genehmigeſt, dorthin empfehlen, und ſo könnteſt Du mit Muße und vermehrter Umſicht einmal für den eigenen Herd beſorgt ſein. Ich fand dies Erbieten dankenswerth. Mein Oheim ſchrieb, und nach ſechs Wochen reiſte ich von Hamburg ab.“

„So wie ich immer weiter mich von dieſem Orte entfernte, löſten ſich auch die Bande ein wenig, in denen ich zeither befangen geweſen war. Die Vergangenheit tauchte aus dem Nebel der Erinnerung auf; halbverloſchene Bilder gewannen Farben und Glanz, und frühere Eindrücke machten ihr Näherrecht auf mein Herz geltend. Vor Allem beſchäftigte mich das Andenken an die holde Nachbarin, welche mich zu einem Diener des Mercur beſtimmt hatte. Wie groß und ſchön wird Guſtchen geworden ſein! Wie wird das Mädchen ſich meines Wiederſehens freuen! So dachte ich in frohen Träumen, und die Phantaſie eilte der Wirklichkeit zuvor und überraſchte die Geliebte auf mannigfache Weiſe.“

„An einem warmen, mondlichten Auguſt-Abende langte ich in der äußerſten Vorſtadt von W..... an. O Gott! Wie ſchwoll mir das Herz in Entzücken und Wehmuth, als das Geläut vom Stephansthurme, der Wirbel des Zapfenſtreiches mein lauſchendes Ohr erreichte; als bekannte und befreundete Gegenſtände mich ſo heimathlichtraut anſprachen! Mit welch ſchmerzlicher Sehnſucht ſtrebte meine Seele nach den Vollendeten! Wie gramvoll erwog ich, daß die Hände, welche mich ſegnend umfaſſen ſollten, erſtarret ſeien — im Tode erkaltet!“

Der Factor hielt einen Augenblick in tiefer Bewegung inne, als bedürfe er Faſſung für das Nächſtfolgende. Mitleidig, aber ſchweigend blickte der Juſtizrath ihn an, dann fuhr der Erſtere in ernſter Sammlung fort:

„Die ſchwerſte Minute meines Lebens erwartete mich. — Ich hatte auf der letzten Poſtſtation einen eigenen Wagen genommen, um meine betrübte Rückkehr in die liebe Vaterſtadt ohne Zeugen feiern zu können. Am Thore ſtieg ich aus, und befehligte meinen Kutſcher vor das Haus des Herrn Fels zu fahren und dort mein Gepäck abzuladen. Ich ſelbſt wollte vorher das verlangende Herz durch den Anblick des Vaterhauſes ſättigen, welches mein Geſchäftsanwalt in W..... mit meiner Zuſtimmung an den neuen Bürgermeiſter verkauft hatte.“

„Unter beklemmenden Vorgefühlen ſchlich ich die breite Straße entlang und ſtand jetzt vor dem wohlbekannten Eckhauſe, deſſen Fronte von der blaſſen Beleuchtung des Vollmonds erhellt ward. Unter hervorquellenden Thränen ſtarrte ich zu den geſchloſſenen Fenſtern hinan, hafteten meine verdunkelten Augen auf der Hausthür, durch welche meines Vaters ehrwürdige Geſtalt ſo oft ein- und ausgegangen war! Ein ſüßeres Sehnen zog endlich meine Blicke abwärts, auf das Nachbarhaus, in deſſen Wohnzimmer man helles Licht ſah. Guten Abend, mein liebes Guſtchen! So ſagte ich leiſe, indem ich einem von mir bemerkten, an der Wand hinſchwebenden Schatten einen Kuß zuwarf, und fuhr in meinem Selbſtgeſpräche fort: Ob Du es wohl ahnen mögeſt, daß ich mit ſolchem Wunſche Dir nahe ſei? — Ich hielt es für ungeziemend, in Reiſekleidern und zu dieſer Tageszeit Auguſtens Eltern meinen Beſuch zu machen, und verwies meine liebende Ungeduld auf den nächſten Morgen; erkannte es aber als meine Pflicht, mich noch in dieſer Stunde dem neuen Principal vorzuſtellen. Zögernd lenkte ich meine Schritte nach dem Marktplatze und unſerem Hauſe zu. Ein Hauswärter nahm meine Sachen in Empfang; ich fragte den Mann, ob ich Herrn Fels noch aufwarten könne. Ein Dienſtmädchen, welches geſchäftig über den Flur ſprang, kam ſeiner Antwort zuvor, und ſagte, Madame nur ſei anweſend; der Herr jedoch im Lorenzgarten, bei ſeiner gewöhnlichen

Kegelpartie, komme aber um neun Uhr pünctlich nach Hauſe. Ich erſuchte das Mädchen, mich bei Madame anzumelden, doch die kleine Faſeldirne ließ mich nicht dazu kommen, meinen Namen zu nennen; flüchtig wie ein Reh lief ſie vor mir her, und war nach einer Handweiſung auf eine nahe Zimmerthür verſchwunden. Ich klopfte ſchüchtern, eine leiſe Stimme rief herein. Ich trat nun in ein großes Zimmer, das nur vom Lichtglanz des Mondes erleuchtet war. Eine ſchöne, volle, weibliche Geſtalt erhob ſich vom offenen Fenſter und trat mit ſcheuer Befremdung mir näher. Ich erinnerte mich an Herrn Fels, als an einen Mann von gereiſteren Jahren, und hatte, ohne mir des Warums? bewußt zu ſein, mir in ſeiner Frau eine nicht ganz junge Perſon gedacht. Die Geſtalt aber, welche jetzt halb von der Dunkelheit verhüllt, halb verklärt vor mir ſtand, zeigte ſo jugendliche Formen, eine ſo zierliche Mädchenhaftigkeit, daß ich einen Augenblick lang darüber zweifelhaft war, ob ich Madame Fels vor mir ſehe.“

„Vergebung, Madame, wenn ich vielleicht eine unſchickliche Zeit gewählt habe, mich Ihnen vorzuſtellen und mich Ihrem gütigen Wohlwollen zu empfehlen, ſagte ich, indem ich die Hand der muthmaßlichen Principalin erfaßte, um einen ehrerbietigen Kuß darauf zu drücken.“

„Großer Gott! Wäre es möglich? rief die Angeſprochene mit Tönen, welche alle Fibern meines Herzens in Bewegung brachten. Von einem Ahnungsblitz betäubt, ſchauete ich der vor mir Stehenden in das überglänzte Geſicht, und fuhr entſetzt zurück. Gerechter Himmel! Madame Fels war meine Auguſte!“

Der Juſtizrath ſträubte haſtig mit der ſtarken Hand das dünngekräuſelte Haar empor, und rief: „Potz Hagelwetter!

Armer Freund! Solch eine Ueberraſchung liegt außer dem Spaße. Es geht mir jetzt ein Licht auf, oder vielmehr eine ganze Schwefelniederlage! Doch fahren ſie fort, ich bin äußerſt begierig das Weitere zu hören.“

Der Factor hätte mit einem Ausdrucke von Mattigkeit die Hand ſinnend über die Augen gelegt, welche der funkelnde Strom blendete, und erwiederte nun: „Zwei und zwanzig Jahre liegen voll reichhaltiger Erfahrungen zwiſchen jenem Augenblicke und der Gegenwart; dennoch, verſichere ich Sie, wird die Gewalt ſeines Eindrucks mir bewußt bleiben, ſo lange ich der Erinnerung mächtig bin. Kaum vermag ich es, Ihnen das Folgende zu ſchildern. Wie Auguſte in froher Beſtürzung dem Erkannten beide Arme entgegenſtreckte, wie ſie kindlichfreudig aufjauchzte bei der Vorſtellung, daß ich ihr Hausgenoſſe und ſomit ihr kühnſtes Wünſchen erfüllt ſei; wie ſie mich bald Du, bald Sie nannte, und die ſüße Vergangenheit an die Gegenwart knüpfte, in der ſie ſo heitere Hoffnungen für die Zukunft fand! Die ſechs Jahre unſerer Trennung, die wichtige Kataſtrophe ihrer Verheirathung, ſchienen von dieſer Lebens- und Freudenrechnung durchaus ausgeſchloſſen zu ſein.“

„Ich ſtand da in ſprachloſer Verwirrung, wie einer, der einen koſtbaren Schatz zu heben gedenkt und an der erreichten Stelle nur ein liebliches Blümlein findet, welches ihn zwar nicht über den ſcharfen Schmerz der Täuſchung zu tröſten vermag, aber doch zu ſchön iſt, um unmuthig überſehen zu werden. Auguſte dachte in ihrer reinweiblichen Genügſamkeit nicht daran, daß ihr durch meinen vollen Beſitz ein höheres Glück hätte zu Theil werden können. Ich, nur den Verluſt meiner liebſten Hoffnung im Auge, erkannte es für eine nur ſehr geringe Gunſt des Geſchickes, der Hausgenoſſe meiner Freundin geworden zu ſein.“

„Jetzt brachte das Dienſtmädchen Licht. Mit neidiſcher Freude ſah ich, wie reizend die junge Frau ſich entwickelt hatte. Aus dieſen zarten Zügen ſprach noch das ſanfte Gemüth, die liebende, zufriedene Seele des Kindes, welches mit ſtiller Gewalt über den heftigen Buben herrſchte und auch jetzt dieſe geheime Macht über den leidenſchaftlichen Ungeſtüm des Jünglings übte.“

„Der Umſtand, daß Herr Fels heute ganz ungewöhnlichermaßen eine halbe Stunde länger ausblieb, als ſonſt, verſüßte die Herbigkeit, welche in unſerem erſten Wiederſehen lag, und gönnte Auguſte Zeit, mir auf mein dringendes Fragen zu erzählen, was ſie zu einer, in mehrfachen Beziehung ſo ungleichen Heirath bewogen habe. Mit leiſen Seufzern berichtete ſie mir nun, daß Herr Fels ſich drei Jahre hindurch um ihre Hand beworben und in der unermüdeten Ueberredung ihrer Eltern eine mächtige Unterſtützung bei dieſer fruchtloſen Mühe gefunden habe. Geduldig habe ſie alle üble Behandlung und Drohungen ertragen, ja ſelbſt den Bitten ihrer Eltern widerſtanden, bis endlich eine bedeutende Waarenniederlage ihres Vaters durch das Feuer zu Grunde gegangen ſei, welchen beträchtlichen Schaden Herr Fels zu erſetzen verſprochen, wenn Auguſte ſich entſchließen könne, ſeine Frau zu werden. Nun habe man ſie mit verſtärkter Kraft beſtürmt und den Beichtvater der Familie, welchen Auguſte gleich einem höheren Weſen verehrte, zu Hülfe gezogen. Dieſer habe der ſich Sträubenden die vorgeſchlagene Verbindung als den Willen des Himmels erklärt und den Segen der Eltern als das weſentliche Erforderniß einer glücklichen Ehe dargeſtellt, deſſen heilbringende Wirkungen noch das Loos der Kinder und Kindeskinder verſüßen würden.“

„So hatte man endlich die von Natur nachgiebige und zu jedem Opfer willfährige Auguſte dahin gebracht, Madame Fels zu werden!“

„Als ich nun aber mit dem Rechte unſerer früheren Vertraulichkeit in ſie drang, mir zu ſagen, ob ſie in ihrer Ehe ſich unglücklich fühlte, antwortete ſie mit milder Heiterkeit: Nein, lieber Karl! Ich bin nicht unglücklich, und werde es künftig um ſo weniger ſein, da der liebſte Freund meiner Jugend nun wieder in meiner Nähe lebt. Mein Mann quält mich nicht mit einer Aufmerkſamkeit oder Zudringlichkeit, welche mir zur Laſt fallen müßte. Er begnügt ſich, mich als ſein Eigenthum zu wiſſen, und betrachtet mich wie ſeine übrigen Beſitze, deren er ſich erfreuet, ohne die Neigung in ſich zu fühlen, ſie für ſein Glück anzuwenden. Uebrigens darf ich ihn als einen tüchtigen Geſchäftsmann achten, deſſen ſchroffe Seiten zu umgehen mich die Pflicht und Klugheit des Weibes lehren. Die einzige Forderung, welche er ſtreng an mich macht, iſt Eingezogenheit, und die Leiſtung dieſes Verlangens ſtimmt mit meinem Hange und einer liebgewordenen Gewohnheit überein. Mein Haushalt giebt mir Beſchäftigung, die Zufriedenheit meiner Eltern ein lohnendes Bewußtſein, und — der Himmel will mich durch die ſchönſten Segnungen beglücken. Dieſe letzten Worte ſagte Auguſte mit züchtigem Erröthen und etwas leiſerer Stimme; ich konnte errathen, daß ſie ſich Mutter fühle.“

„Jetzt kam Herr Fels. Ein ungemeines Glück im Kegelſpiel hatte ihn ſo heiter, das Schuldgefühl, das Geſetz der Stundenordnung im Rauſche ſeines Vergnügens verletzt zu haben, ſo ſanft geſtimmt, daß er mich mit unerwarteter

Freundlichkeit aufnahm, und daher einen nicht ganz ungünſtigen Eindruck in mir erregte. Er ſagte ſeiner Frau, daß er ihr nur deßhalb den Namen des erwarteten Handlungsgehülfen verſchwiegen hätte, weil er ſie mit dem nachbarlichen Landsmanne habe überraſchen wollen, und die ſcheue Entfernung, von welcher aus ich gegen die Frau meines Vorgeſetzten jene frühere Beziehung in Anwendung brachte, ſchien ſeinen Erwartungen von mir, wie ſeinen Begriffen von Wohlanſtändigkeit zu entſprechen.“

„Als ich am folgenden Morgen aus dem kurzen Frühſchlafe erwachte, welcher mir für die verſagte Ruhe der Nacht nur ſpärliche Erquickung gegeben, dünkte mir das Erlebniß des vergangenen Abends ein neckender Traum, deſſen Aengſte und Seltſamkeiten vor dem lichten Tagesſchein in Trug und Täuſchung zerrinnen würden. Aber immer heller geſtalteten ſich die Bilder zur unleugbaren Wahrheit, und ſo faßte ich denn, wie ich zu thun gewohnt war, das Gebiet meiner neuen Verhältniſſe mit feſtem, ſcharfem Blicke auf.“

„Obſchon meine jugendliche Neigung zu Auguſte aus dem reinen Boden der Unſchuld und Kindlichkeit entſproſſen und keineswegs bis zur Leidenſchaft erſtarkt war, als wir getrennt wurden, obgleich die ſechs Jahre meines Aufenthaltes in Hamburg mein Gefühl von dieſem einen Gegenſtande abgezogen und ihm mannigfaltige Richtungen angewieſen hatten: ſo konnte ich mich doch nicht dafür verblenden, daß meine Stellung in dieſem Hauſe höchſt gefährlich ſei und leicht verderblich für die Ruhe der armen Auguſte werden könne. Mein redlicher Oheim hatte meinen Abſcheu vor jedem Unrecht ſo lebendig in mir erhalten, daß ich vor dem Gedanken erbebte, ich könnte wohl, ohne es ſelbſt gewollt zu haben, hier die ſtille Pflichtübung einer gewiſſenhaften

Frau ſtören, das freudenloſe Geſchick dieſes beſten Weibes unerträglich machen und in eine Bruſt voll Frieden die Flammen der Leidenſchaft werfen.“

„Dieſe Betrachtungen fortſetzend, ging ich dem Kirchhofe zu, wo ich die Gräber meiner Eltern begrüßen wollte. Von einem prachtvollen Denkſteine geziert, welchen die Bürgerſchaft meinem Vater in dankbarer Anerkennung ſeiner Verdienſte um das Wohl der Stadt hatte ſetzen laſſen, grünten die vereinigten, und erregten ein höchſt trauriges Gefühl des Verlaſſenſeins in mir, welches an der heiligen Stätte, wo die Aſche unſerer geborenen Beſchützer ruhet, eben ſo natürlich als ſchmerzlich iſt. Allein eben dies Gefühl regte auch die Kraft der Selbſtändigkeit in mir an und machte mir mein ſittliches Vermögen fühlbar. Wer ſich vor der Sünde hütet, iſt beſchützt vom Geiſte des Guten! So dachte ich getroſt und betete mit Chriſtenfurcht: Führe mich nicht in Verſuchung!“

„Der den Demüthigen Gnade giebt, erhörte meine Bitten und beſchirmte mein Herz. Auguſte, die holde, engelgute Frau, war und blieb mir unausſprechlich theuer, und gleichſam der Angelſtern meines Lebens, aber als das Eigenthum eines Anderen, als die Mutter eines Kindes, deſſen Vater mein Brodherr war, blieb ſie unberührt von meinem leiſeſten Begehren.“

„Einer der goldenen Sprüche, welche mein Oheim mir ſo oft zur Anwendung empfohlen, konnte jetzt ſeine Gültigkeit an mir bewähren. Er lautete: Das unfehlbarſte Mittel, einen Menſchen, der durch ſeine Eigenthümlichkeit oder durch die Verhältniſſe, in welchem wir zu ihm ſtehen, uns zum Widerwillen reizt, lieben, oder doch wenigſtens ertragen zu lernen, iſt: daß wir gerecht, ſelbſt in den allerkleinſten

Forderungen gegen ihn handeln. — Ich erprobte die Wahrheit dieſes Satzes in meinem Benehmen gegen Herrn Fels, gegen welchen ich eine ſo große Abneigung empfand, daß ich Schutz ſuchte in dem genannten Grundſatze vor dieſer fremdartigen Regung. Mit ängſtlicher Genauigkeit erfüllete ich meine Berufspflichten und benutzte jeden ſchicklichen Anlaß, um mich der Perſon meines Principals gefällig erzeigen zu können, und ſo nahm ich mein Gewiſſen in Dienſte gegen Anwandlungen von Haß und Widerwillen, die manche üble Eigenſchaft an ihm wohl hätte entſchuldigen können."

„Der Lohn, welcher jedem redlichen, ausdauernden Streben folgt, blieb auch mir nicht aus. Ich betrachtete fortan Herrn Fels mit einem Gefühle, in welches ſich ſtets eine reine Siegesfreude miſchte; meine Arbeit ward mein Vergnügen, ein ſtilles Genügen füllte mein Gemüth. Herr Fels gewann nach und nach ein uneingeſchränktes Vertrauen zu mir, welches mich ermächtigte ſeine vorurtheilsvollen Anſichten aufzuklären und ſeine Entſchließungen für den Vortheil der ihn Umgebenden zu leiten. Eine Befriedigung, die eben ſo viel Süßes als Schmerzliches hatte, gewährte mir die Ueberzeugung, daß meine Anweſenheit vielleicht der einzige Halt ſei, an welchen ſich Auguſtens beſcheidene Wünſche knüpften. Oft bemerkte ich während der Eſſenszeit, daß die Blicke der jungen Hausfrau, gleichgültig die anſehnliche Zahl der Tiſchgenoſſen überſchauend, ſich mit frohem, bedeutungsvollem Lächeln auf mich hefteten, als wollten ſie ſagen: Sieh, wie ſchön es iſt, daß wir ſo traulich und nahe zuſammen ſein können! An Sonn- und Feſttagen, wo Herr Fels einen zweiſtündigen Mittagsſchlaf hält und ſeine Natur ſo unter den Zwang feſtgeſtellter Tagesregeln gebracht hat, daß er mit dem Glockenſchlage, Drei erwacht, wie tief er auch ſchlummerte — forderte er mich auf, ſeiner Frau bis zum Kaffee Geſellſchaft zu leiſten. O! das waren liebe Stunden, auf die ich mich die ganze Woche hindurch freuete! Wir plauderten leiſer, den Schlafenden nicht zu wecken, und rieſen uns mit wetteifernder Gedächtnißkraft frohe Scenen der Kindheit zurück; oder ich erzählte Auguſte von Hamburg, oder ich las ihr vor aus Stark's Gemälden häuslicher Scenen, welches Buch ich ihr zum Geburtstage geſchenkt hatte. Nicht immer, Gott weiß es! konnte ich die Erwägung unterdrücken, wie Alles anders und beſſer hätte kommen können. Aber das Unabänderliche war nun einmal geſchehen, und jedes Grübeln über die Schwere dieſer Fügung ſchwächte meinen Muth und die Freudigkeit der Ergebung, wodurch ich ſie ertragen konnte. Eine leiſe, aber nie verſtummende Warnung, ein wahrer Schutzgeiſt meiner Tugend war mir das Andenken an das letzte halbe Jahr, im Hauſe meines Oheims verlebt. Dort hatte ich, frei von jeder ſelbſtiſchen Parteilichkeit, ſehen können, wie auch eine edelſinnige Frau, und dies war meine Tante — durch leidenſchaftliche Verirrung, vom Pfade des Rechten verlockt, und das Fundament des häuslichen Glückes, der treue, eheliche Zuſammenhang der Gatten, mögen ihn nun Liebe oder Pflichtgefühl bilden, erſchüttert werden könne. Ich war es mir bewußt, wie tief das ſchlaue Unternehmen des liſtigen Werft gegen die, nur vom argloſeſten Zutrauen geſchützte Ehre meines guten Oheims mich empört hatte, und ich fühlte klar und beſtimmt, daß ich das Bewußtſein meiner Superiorität über Herrn Fels und meiner Wirkſamkeit auf denſelben einbüßen würde, erhielte ich mich nicht rein und fleckenlos von aller Schuld gegen ihn.“

„Gewiß, mein beſter Juſtizrath, iſt die eigene Erfahrung eine Schule der Weisheit, wenn wir nur immer geneigt wären, ihre Lehren für unſer Heil zu benutzen!"

„In dieſem ſteten Widerſtande gegen mich ſelbſt, in dieſer ſtrengen Wachſamkeit auf jede fremde Bewegung meines Herzens konnte ich nicht dazu kommen, Plane für die Zukunft zu entwerfen oder Hoffnungen in mir aufkommen zu laſſen, von deren einſtmaliger Erfüllung ich Entſchädigung für manche peinliche Selbſtverleugnung hätte erwarten können. Nach erſchöpfender Comptoir-Arbeit ſuchte und fand ich meine Erholung nur in Auguſtens zufriedenem Lächeln, in der heiteren Zuverſichtlichkeit, zu welcher die holde Schüchternheit der anſpruchsloſen Frau durch die Nähe eines Freundes erhoben wurde, der dieſem theuren Zwecke willig das Glück ſeines ganzen Lebens zum Opfer brachte."

„Wenn man oft geſagt hat, die Ehe ſei der Liebe Tod, und dies Sprichwort von Manchem in ſeiner roheſten Bedeutung verſtanden wird, ſo dürfte es in ſeinem beſten und richtigſten Sinne wohl nur ſo viel heißen, als daß die Sicherheit des Beſitzes, der feſtgeſchloſſene Kreislauf des Zuſammenlebens, die Sammlung, welche von Geſchäften und Sorgen gebieteriſch erheiſcht wird, das Weſen der Leidenſchaft in uns vernichte und jene Ruhe und Beſonnenheit uns zurückgebe, welche bei überſpannten Empfindungen nicht wohl denkbar iſt."

„Vielleicht waren es ähnliche Urſachen, oder, um mich richtiger auszudrücken, ein zweiter Grad von Ermäßigung in dem Seelenfieber, welches von einer herrſchenden Neigung in uns erzeugt wird, was meine Freundſchaft für Auguſte nach und nach ſo vergeiſtigte, daß ich mich in ſeliger Stille mit dem Bewußtſein begnügte, das ſchönſte, weibliche Herz ſei mit innigem Wohlwollen und reiner Achtung mir ergeben, ohne mich weiter darum zu kümmern, daß ich die liebenswerthe Frau nicht ausſchließend beſitzen konnte. Nur an der Abneigung, welche ich gegen den Gedanken an meine Verheirathung empfand, an der gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die anmuthigſten Mädchen, mit denen der Zufall mich hier oder da zuſammenführte, an dem Genügen, welches ich in den engen Grenzen fühlte, die Auguſtens Walten und Weben beſchränkten, konnte ich die urſprüngliche Natur jener Freundſchaft noch erkennen.“

„Auch hatte mein Herz einen neuen Gegenſtand gewonnen, den es mit der unzweideutigſten Liebe umfaſſen und keine Aeußerung dieſer Empfindung zurückhalten durfte. Sie werden errathen, daß ich unſere Elfriede meine. Wie zärtlich hing ſich mein Gemüth an dieſes kleine Ebenbild Auguſtens! Wie erquickte mich des Kindes Lächeln, das früh mich unterſcheiden lernte! Wie ſorglich belauſchte und förderte ich deſſen geiſtige Entwickelung!“

„Drei Jahre ungefähr war Elfriede alt, als ich die Nachricht erhielt, daß mein guter Oheim in Hamburg nach langem Leiden geſtorben ſei. Schon einige Monate darauf meldete mir ein Geſchäftsfreund unſeres Hauſes, daß meine Tante Herrn Werſt heirathen werde. Es überraſchte mich nicht, aber es ſchmerzte mich. Ich betrauerte den redlichen Oheim, deſſen zarte Güte nicht die verdiente Würdigung bei der Gattin gefunden hatte, die er mit den höchſten Opfern beglückt haben würde, wären ſie die Bedingung ihrer Zufriedenheit geweſen.“

„Die Beſtimmung des Schöpfers hat den Menſchen zur Ehe angewieſen, auf daß er die Zwecke der Natur erfülle, und jede innere und äußere Kraft durch ernſte Sorgen und ſüße Pflichten ihre Wirkſamkeit erhalte. Wir finden daher bei jedem vereinzelt Lebenden eine Gemüthsleere, welche er bald mit dieſer, bald mit jener Lieblingsbeſchäftigung auszufüllen ſucht. Fröhlich vertändelt der glückliche Vater und Gatte in der Mitte der Seinen die vergünſtigten Arbeitspauſen, und fährt betroffen auf, wenn er wahrnimmt, daß es ſchon weit über die Zeit iſt, welche er dem Berufe entziehen konnte, während der Einſame ängſtlich dem Klange der Stunden lauſcht, um das Geſchäft an die Erholung zu reihen, damit der leiſe Vorwurf, der das Schickſal oder die eigene Verſtockung anklagt, zwiſchen beiden nicht laut werden könne.“

„Auch ich gehörte, und zwar in noch ſehr blühendem Alter, unter die Zahl jener beklagenswerthen Letzteren. Es könnte Ihnen vielleicht lächerlich vorkommen, daß ich damals, im ſiebenundzwanzigſten Jahre ſtehend, mein Jugendleben als abgeſchloſſen betrachtete, und mit einer wahren Hageſtolzen-Entſchiedenheit in die öde Zukunft blickte. Allein dieſe Reſignation ging ſehr natürlich aus der ſeltſamen Lage hervor, worin ich mich befand. Obgleich es mir nicht an der Erkenntniß ermangelte, daß ich der Uebertreter eines Geſetzes ſei, das nur unſer Glück bezweckt, ſo fühlte ich doch meinen Willen gelähmt, wenn es darauf ankäme, die Ketten zu zerbrechen, welche mich an meine gegenwärtige Lage feſſelten. Mich etabliren und dann heirathen, und ſomit alle die Beziehungen auflöſen, welche mich an mein Verhältniß in dem Hauſe Fels feſthielten? Nein! ich fühlte, daß mir dies unmöglich wäre, und ſo ließ ich mich denn ruhig vom Strome der Zeit hintreiben, ohne irgend einen Verſuch zur Rettung meines beſſeren Selbſt zu machen. Aber doch beſchlich mich ein banges, wehevolles Sehnen, ſobald ich mich auf meinem Zimmer allein befand; düſtre Stille umgab mich, wenn das geſchäftige Schweigen des Comptoirs oder das lärmende Geräuſch bedeutender Expeditionsgeſchäfte meine Aufmerkſamkeit nicht mehr in Anſpruch nahm. Ein trübes, dunkles Verlangen begleitete mich aus dem Bereiche von Auguſtens freundlichem Wirken in meine Einſamkeit, und ich fühlte wohl, was ich ſollte, aber, von einer unerklärbaren Gewalt abgehalten — nicht konnte. Ich wünſchte herzlich die Forderungen meines Herzens befriedigen zu können, das wie ein ungeſtümer Gläubiger mahnte, und ließ mich nun auf Unterhandlungen ein. Ich überlegte, ob ich nicht, ohne zu heirathen, mein Daſein für irgend ein Weſen auf der Welt nützlich und bedeutend machen könnte? Da dämmerte ein Gedanke in mir auf. Mein kleiner Pathe Eduard, ein Kind, mir doppelt theuer durch ſeine eigene Liebenswürdigkeit, wie durch das dankbare Andenken an ſeinen Vater, war jetzt verwaiſet und vielleicht der Gefahr ausgeſetzt, dem Stiefvater ein Stein des Anſtoßes zu werden. Wie wäre es, wenn ich mir den Knaben von ſeiner Mutter erbäte, und dieſer dagegen das Verſprechen leiſtete, zu Nutz und Frommen meines künftigen Erben unverheirathet zu bleiben? Ich glaubte dieſes Entſchluſſes ſo gewiß zu ſein, daß ich bei ſolch einer bindenden Verpflichtung keine Regung der Reue jemals zu fürchten hätte. Ich bildete mir den Plan aus, und immer lieber ward er mir. Es war mir, als hätte ich auf einmal alle Räthſel meines Lebens gelöſt, als hätte ich gefunden, was ich ſo lange vergebens geſucht. Ich entdeckte Auguſte mein Vornehmen. Ihre Augen ſtrahlten mich durch Thränen an, die eine ſchmerzliche Rührung ihr zu entlocken ſchien, und doch glänzte eine freudige Beſtürzung auf in ihrem lieben Angeſichte, wie wenn die Sonne eine Gegend beleuchtet, die ein milder Regen ſanft umwölkte. Sie billigte meinen Entſchluß, den Knaben zu erziehen, aber ſie bat mich dringend, mich zu nichts verbindlich zu machen, was mir doch einſt leid werden könnte, wenn ich früher oder ſpäter ein Mädchen fände, welches mich zu einer Aenderung meiner Geſinnungen vermöchte. Das Letzte ſagte ſie mit ſtärker rinnenden Thränen, und von dieſem Geſprächsgange ableitend, welcher für uns Beide eine gefährliche Wendung zu nehmen drohete, fügte ſie hinzu: ſie glaube, daß ich, auch ohne dies ſchwere Entſagungsgelübde meine Tante zur Abgabe des Kindes an mich bewegen würde, weil Frauen, die, wie Eduard's Mutter, in leidenſchaftlicher Neigung am Sarge des erſten Gatten ſchon über deſſen Nachfolger zweifellos wären, auch leicht den heiligen, mütterlichen Anſpruch aufgäben, wenn ſie dies unter dem Scheine des Rechten könnten."

„Die edle Auguſte handelte gegen ihre reinen Zwecke. Ich verließ mit erhöheter Achtung die ſeltene Frau, die in dem Augenblicke, in welchem meine Erklärung ihr die Erfüllung eines leiſen, vielleicht ihr ſelbſt unbewußten Wunſches verbürgte, die Freude über dieſe Gewährung muthig niederkämpfte, um mich im Beſitze einer Freiheit zu erhalten, deren von ihr beabſichtigter Gebrauch ſie eines tröſtenden Umgangs und mannigfaltiger, liebgewordener Gewohnheiten beraubt haben würde. Ich war überzeugter als jemals, es gäbe keine zweite Auguſte."

„Nun erkannte ich es aber auch als Pflicht, Herrn Fels von meiner Abſicht in Kenntniß zu ſetzen. Der finſtere Principal hörte mich mit immer heller werdender Freundlichkeit an, und als ich geendigt hatte, ſagte er, dieſe meine Eröffnung überraſchte ihn auf das angenehmſte. Er habe immer gefürchtet, daß ich mich der gewöhnlichen Thorheit junger Kaufleute ſchuldig machen würde, welche ihr eigenes Etabliſſement nicht erwarten könnten, und nun habe ich ihn durch die beiläufig gegebene Erklärung vom Gegentheile verſichert. Er fuhr fort, daß, wäre es nicht durchaus ſein feſter Grundſatz, keinen Compagnon anzunehmen, dieſer Beweis von meiner ſoliden Denkart ihn dahin bringen könnte, ſich mit mir zu aſſociiren. Doch, um einen Mittelweg einzuſchlagen, wolle er nicht nur meinen Gehalt erhöhen, ſondern mir auch gewiſſe Procente an dem Gewinne der Handlung einräumen, meine Wohnung um ein Zimmer vermehren und meinen künftigen Zögling als ein Kind vom Hauſe auf und an ſeinen Tiſch nehmen.“

„Ich geſtehe es, dieſe Erbietungen rührten mich, und ich fühlte mich von einer wärmeren Empfindung für den kalten Mann bewegt. Ich dankte ihm für die wohlwollende Bereitwilligkeit, womit er die Ausführung meines Planes mir erleichtern wollte, nahm das angebotene Zimmer, wie die Stelle am Tiſche für meinen Eduard an, im Falle er der meine würde, ſchlug aber die vergünſtigten Procente, wie die Erhöhung meines Gehaltes aus, da mein bisher empfangener, mit den Zinſen meines Vermögens zureichend war, meine Bedürfniſſe anſtändig zu befriedigen. So ſicherte ich mir in dem untergeordneten Verhältniſſe, worin ich mich befand, eine gewiſſe Unabhängigkeit, und Herr Fels, der keinen Begriff davon hatte, wie man einen dargebotenen Vortheil von ſich weiſen könne, behandelte mich von nun an mit jener ehrerbietigen Werthſchätzung, die wir demjenigen faſt unfreiwillig zollen, welcher mit Gleichgültigkeit Güter und Gaben verſchmähet, welchen unſere Neigungen einen großen Werth beilegen.“

Der Juſtizrath ſprang fröhlich auf, und indem er den

Saal auf und nieder rannte, rief er: „Bei meiner Seele, Factor! Sie haben als ein grundgeſcheuter Mann gehandelt! Das ſoll mir eine Lehre ſein, nicht Jeden für einen Diener zu halten, der einen Andern ſeinen Herrn nennt. Ein Sklave nur iſt der, welchen niedere Leidenſchaften beherrſchen! Doch fahren Sie fort, wenn ich bitten darf. Ihre Erzählung intereſſirt mich, gleich der Verwickelung eines Proceſſes.“

Der Factor begann aufs neue: „Ich ſchrieb nun unverzüglich an meine Tante und trug ihr mein Anliegen vor. Auguſte hatte Recht. Madame Werſt antwortete mir bald und gewährend, und unterſtützte dieſe befremdende Willfährigkeit durch das Vertrauen, welches ihr ſeliger Mann in meinen Charakter geſetzt habe, eine Zuverſicht, die auch durch meine gegenwärtige Stellung in dem Hauſe Fels gerechtfertiget werde. Ich nahm nun Urlaub zu einer Reiſe nach Hamburg und konnte glücklicher Weiſe die Erreichung eines wichtigen Geſchäftszweckes damit verbinden.“

„Eduard war jetzt beinahe zehn Jahr alt, und ein Kind von auffallend ſchöner Bildung; aber ſein Betragen zeigte Spuren von Vernachläſſigung, und zuweilen eine Schüchternheit, die unfehlbar die Wirkung der Härte war, welche der Knabe erduldet hatte, und die durch leiſe Anreizungen in den Trotz der Erbitterung überging. Obgleich ich mich von der Liebenswürdigkeit des Kindes mächtig angezogen fühlte, ſo ſah ich doch recht wohl ein, daß es eine ſchwierige Aufgabe für mich ſein würde, den irregeleiteten Knaben auf einen richtigeren Weg zu bringen und die Eindrücke zu vernichten, welche Liebloſigkeit und Parteilichkeit in ſeinem Gemüthe zurückgelaſſen hatten. Aber die Erkenntniß dieſer Schwierigkeit ſteigerte nur mein Intereſſe für den kleinen Schützling. Meine Tante bewillkommte mich mit einer

Miſchung von Verlegenheit und Herzlichkeit, welche mich mit einem Bedauern für ſie erfüllete, das ihrer Schwäche ein ſanftes Urtheil ſprach. Dieſe Regung des Mitleids ward durch ihr Ausſehen noch verſtärkt. Der Kampf heftiger Leidenſchaften mit einem regen Gefühl für alles Gute hatte den Reiz dieſes ſonſt ſchönen Geſichtes gewaltſam vernichtet und einen Trübſinn darauf geprägt, der davon Zeugniß gab, daß der Sieg jener Leidenſchaft zu keinem erfreulichen Reſultate geführt habe. Ein Anflug von Scham röthete ihre Wangen, als Werſt unſere Unterhaltung vermehrte und ſich mit all der anmaßenden Entſchiedenheit gegen ſeine Gattin benahm, zu welcher die liebende Unterwürfigkeit derſelben ihn berechtigt hatte. Als er ſich einen Augenblick lang entfernte, übergab ſie mir den kleinen Eduard mit heißen, verrätheriſchen Thränen, und weihete meinem verſtorbenen Oheim eine Erinnerung, welche nicht deutlicher ſein durfte, um mich Alles wiſſen zu laſſen.“

„Da der weitere Verlauf meiner Erzählung das Schickſal meiner Angehörigen in Hamburg nicht mehr berührt, ſo will ich Ihnen vorläufig ſagen, daß dieſe, in ſo vieler Beziehung ſchätzenswerthe Frau das Opfer ihrer Verirrung ward. Nachdem ſie die Erwartung ihres zweiten Gatten, zweimal durch die Geburt todter Kinder getäuſcht hatte, geſegnete ſie gern die Welt, eines Lebens überdrüſſig, welches die Selbſtſucht ihres ehelichen Tyrannen ihr zur Qual machte.“

„Mein Pflegling machte mir nicht weniger Noth als Freude. Treu in Wort und That, der kleinſten Lüge geſchworner Feind, mit Stolz es verſchmähend, ein Vergehen durch die geringſte Entſchuldigung zu beſchönigen, konnte ich in ihm den Sohn meines gradſinnigen Oheims nicht verkennen, aber dieſe Feſtigkeit ward dann ein Gegenſtand meiner Sorge, wenn ſie in einer Neigung ſich ausſprach, die mir als verderblich für ſein Glück erſchien, oder in einem Widerwillen ſich äußerte, welchen aufzugeben die Klugheit gerathen hätte.“

„Man ſagt, Kinder ſeien die feinſten Phyſiognomen, und wirklich bemerkt man oft, daß eine grämliche Außenſeite dieſe kleinen Seher nicht abhält, ſich ſchmeichelnd dem Wohlwollen anzuſchmiegen, welches ſo finſter erſcheint, und hingegen keine erheuchelte Freundlichkeit, kein, der inwohnenden Kälte abgezwungener Gunſtbeweis ſie über den Mangel an Liebe täuſchen kann. Auch mein Eduard mochte etwas von dieſer Fähigkeit in ſich ſpüren. Bei Tiſche haftete ſein Auge mit einem Ausdrucke des Mißfallens an dem Geſichte des Herrn Fels, welcher in Rückſicht auf mich dem kleinen Trotzkopf ſehr gütig begegnete und ihm nicht ſelten mit ſpaßhafter Laune Rede abzugewinnen ſuchte. Die Antworten des Knaben waren kurz, kalt, ja nicht ſelten beleidigend, und keine Vorſtellung, weder Drohung, noch Strafe, konnten ihn dahin vermögen, dem Herrn des Hauſes mit gebührender Ehrerbietung zu begegnen.“

„Vielleicht war die abſtoßende Manier, mit welcher mein Zögling dieſe erſten Aufmerkſamkeiten des Herrn Fels aufnahm, der Grund, weßhalb dieſer abgeneigt wurde, ihn jemals mehr einer derſelben zu würdigen, und ich hielt dieß damals für das Beſte, ohne daran zu denken, daß es mir in der Folgezeit ſo vielen Kummer bereiten könnte.“

„Aber das Gefühl, welches der Knabe zu ſeinem Unglücke dem Herrn Fels vorenthielt, gab er in verſchwenderiſcher Fülle an deſſen Frau hin. Sein Benehmen gegen Auguſte vereinigte kindliche Ergebenheit mit der Liebhabereigenſchaft, Alles, was der Gegenſtand unſerer Bewunderung beſitzt, darſtellt, ſagt oder thut, unvergleichlich zu finden, und mit feinem Tacte für die Wünſche deſſelben, ſolche zu erfüllen, ehe ſie laut würden. Selbſt ein weniger gütiges Herz, als Auguſte es beſaß, würde von der Anhänglichkeit des kleinen Fremdlings gerührt worden ſein, wenn dieſer auch nicht von ſo lieblicher Bildung und der Schützling eines Mannes geweſen wäre, den von einer zarten und innigen Werthſchätzung zu überzeugen, jede Veranlaſſung die willkommenſte Aufnahme fand. Eben ſo feſt, wenn auch auf andere Weiſe, hing ſich Eduard an die kleine Elfriede. Er vergnügte das Kind mit Aufopferung ſeiner beſchränkten Erholungsſtunden, und war abwechſelnd bald ihr Spielgenoſſe, bald ihr Lehrer und Beſchützer. Die reinen Gefühle der Unſchuld ſtrömten aus den Seelen dieſer Kinder in einander, und die unnennbaren Bande, welche ein verjährtes und engabgeſchloſſenes Zuſammenleben um jugendliche Gemüther ſchlingt, knüpften ſich mit jedem Tage feſter.“

„So rauſchte Jahr an Jahr vorüber. Eduard ſtand jetzt in dem Alter, wo Knaben ſich bereits für ihren künftigen Beruf entſchieden haben, aber noch hatte mich keine, auch nicht die leiſeſte Aeußerung von ihm darüber belehrt, welchem Stande er ſich widmen wolle, und eben ſo wenig eine hervortretende Neigung oder Fähigkeit an ihm mich angewieſen, welche Richtung ich ihr zu geben hätte.“

„Ein zarter Sinn für die Natur war dem Knaben eigen, ich bemerkte augenſcheinlich die entſchiedenſte Hinneigung zur einſamſten Stille an ihm. Wahrlich! ein poetiſches Gemüth war hier zu entwickeln, ohne daß ich nur irgend gewußt hätte, wie ich es anfangen ſolle, für das Glück dieſer jungen Seele ihrem höhern Bedürfniſſe angemeſſen zu ſorgen.

Manchmal ſtieg der Gedanke in mir auf, den Jungen einen Landwirth werden zu laſſen und ihm einſt eine kleine Beſitzung zu kaufen; aber dieſer ſchnelle Entſchluß ward von dem leiſen Wunſche unterdrückt, daß er ein Kaufmann werden möchte; weil — die Antwort auf dieſe Frage verhüllte zwar ein Schleier, aus den ſeltſamen Fäden von Folgerungen gewoben, zu denen die Erinnerung den Stoff gegeben — allein ich machte mir die Erwiederung klar — weil, ſage ich, es wohl vorauszuſetzen war, daß Herr Fels, wie einſt Auguſtens Vater, ſeine einzige Tochter keinem Anderen als einem Kaufmanne zur Frau geben würde. Die Vorſtellung, meinen Eduard mit Elfriede in Zukunft vereiniget zu ſehen, war von mir mit Liebe und Phantaſie gebildet worden, und gab meinem Hoffen die Erwartung der Unfehlbarkeit; eine Täuſchung, zu welcher der Trotz ſo leicht verleitet, womit wir von der Vorſicht Erſatz für manch verſagtes Gut begehren.“

„Ich ſprach endlich mit Eduard und machte ihn aufmerkſam darauf, daß die Zeit nun da ſei, wo ſeine Entſcheidung für den künftigen Beruf den Wendepunct ſeiner ferneren Ausbildung feſtſtellen müſſe, und obgleich ich der von ihm erwarteten Erklärung unbedingte Freiheit zugeſtand, konnte ich doch nicht umhin, ihm zu ſagen, ich vermuthete. er würde dem Kaufmannsſtande ſich widmen wollen, was mir auch um ſo lieber wäre, weil ich ihn dann in meiner Nähe und in den bisher beſtandenen Verhältniſſen behielte. Eduard ſah mich mit großen Augen an, und bejahete ein wenig zögernd meine Vermuthung. Er ſchien eine Einwendung gewaltſam zu unterdrücken und ſich ernſt und ſchweigend einer Fügung zu ergeben, die er als gebietend erkannte. Es ward mir bei dieſer Wahrnehmung ein wenig unheimlich zu Muthe. Aber wie das ſo zu gehen pflegt, man ſcheuet ſich, die Erfüllung eines Wunſches zu entkleiden, um nicht der Wahrheit auf den Grund zu kommen.“

„Herr Fels ward nun von Eduards Beſtimmung in Kenntniß geſetzt, und die Bitte von mir an ihn gerichtet, den jungen Menſchen als Lehrling in unſere Handlung aufzunehmen, auf daß ich auch fernerhin meine Einwirkung auf ihn üben könne. Es war dies die erſte Bitte von einiger Bedeutung, welche ich in dem langen Laufe von Jahren, die ich in dieſem Hauſe verlebt hatte, gegen meinen Principal äußerte, und die Erwägung dieſer Seltenheit vielleicht der einzige Grund, der Herrn Fels zur Gewährung derſelben beſtimmte. Er ſchüttelte zweifelhaft mit dem Kopfe und meinte, es wolle ihm vorkommen, als walte in Eduard kein echter Kaufmannsgeiſt vor; doch ſei mein Erſuchen hiermit bewilliget und die Sorge mir anheim geſtellt, meinen Zögling nach Pflicht und Gewiſſen bei deſſen neuer Function zu beaufſichtigen.“

„Obſchon meines Eduards geübte Faſſungskraft und pünctliche Thätigkeit ſelten einem Tadel Raum ließ, ſo trugen doch ſeine Geſchäftsübungen mehr das Gepräge eines ängſtlichſtrebenden Pflichteifers, als das befriedigter Berufsneigung. Andere Außenfarben waren es, welche ſeinem Weſen den Anſtrich des Vergnügens gaben, wenn Sonntags, wo, wie Sie wiſſen, das Gewölbe geſchloſſen iſt, wir ſelbander einen Spaziergang, oder in Gemeinſchaft mit der Familie eine kleine Landpartie machten. Das raſtloſe Treiben und Drängen, Wagen und Fürchten des Handels regte ihn nur auf, um ihm den Genuß einer ruhigern Beſchäftigung wünſchenswerther zu machen, da der Zweck dieſes

Strebens ein ſteigender Gewinn ſeiner ſtoiſchen Genügſamkeit ſehr gleichgültig blieb.“

„Die Lehrzeit meines Eduards war verſtrichen, ohne daß irgend eine Vorfallenheit von einiger Bedeutung den ruhigen Lauf unſeres Familienlebens unterbrochen hätte. Elfriede war zur zarten Jungfrau aufgeblühet, und Auguſte, welche mit heiterer Klarheit, die weder von Scham noch Reue getrübt wurde, den zurückgelegten Weg überſehen konnte, ſchauete hoffend in die Zukunft, die, ihrem heißen Wunſche nach, unſere Kinder noch feſter verbinden ſollte. Schon längſt hatte Auguſte jeden Anſpruch auf eigenes Glück gegen den mütterlichen Wunſch aufgegeben, die Zufriedenheit ihrer Tochter geſichert zu wiſſen, und ſie machte um ſo mehr dieſes Ziel von Elfriedens herzlicher, wenn auch vielleicht in der Gewalt ihrer Stärke noch unbewußten Neigung zu Eduard zur Sache ihres wärmſten Intereſſes, als ſie ſelbſt aus ſchmerzlicher Erfahrung wußte, wie viel einer Frau zu wünſchen übrig bleibe, die in dem Ehegatten nur den Beſchützer und Verſorger, nicht aber den Geliebten ihrer Seele, den zärtlichen Freund ihrer Wahl beſitzt.“

„In einer ſchönen, traulichen Stunde theilte mir Auguſte ihre Plane in Betreff dieſer Angelegenheit mit. Ich hielt es für überflüſſig, ſie davon zu verſichern, daß auch meine Wünſche mit den ihrigen übereinſtimmten, aber ich achtete es für nöthig, ſie darauf aufmerkſam zu machen, welche Hinderniſſe uns dabei die Geſinnung des Herrn Fels in den Weg legen würde, der weder meinen Vetter jemals einer Gunſt gewürdiget, welche dieſen zu ſolchen Hoffnungen hätte erkühnen dürfen, noch der Meinung ſei, daß gegenſeitige Liebe in Betracht kommen müſſe, wenn nicht die hochgeſchraubteſten Prätenſionen auf äußeren Vortheil zugleich befriedigt werden könnten. Aber Auguſte lächelte und meinte, Zeit und Klugheit hätten wohl Schwereres noch beſiegt, als den Starrſinn eines Mannes, und ich überließ ihr nun die Ausführung unſerer Entwürfe, wohl fühlend, mein Ehrgefühl erheiſche es, daß ich mich paſſiv bei einer Angelegenheit verhalte, deren Motive dem Mißtrauen in einem zweideutigen Lichte hätten erſcheinen können. Wie verſtändig und beſonnen auch Auguſte dachte und handelte, ſo hatte ſie doch ihren reichen Antheil an Weiblichkeit, der ſich bei einem Falle äußerte, welcher vor tauſend andern die Eigenthümlichkeit der Frauen von der Sinnesweiſe und Handlungsart der Männer unterſcheidet. Der Heirathsplan für Elfriede war entworfen, und der Mutter leiſe Anſpielungen auf die Zukunft ſcheuchten das Mädchen aus der glücklichen Unbewußtheit auf, in welcher es bisher geliebt und gelebt hatte. Elfriede ſah in Eduard nicht mehr den Gefährten ihrer Kindheit und Jugend, ſondern ihren künftigen Mann, und eine bedeutungsvolle Schüchternheit trat an die Stelle des zwangloſen Vertrauens, und entfernte ſie von dem Geliebten. Die Wirkung davon war die natürliche. Elfriedens jungfräuliches Benehmen belehrte meinen Eduard über das Weſen ſeiner Empfindungen für das holde Mädchen. Dieſer Erkenntniß folgte ſpäterhin die gegenſeitige Erklärung ihrer Gefühle. Tage des reinſten Glückes begannen nun für die Liebenden. Des mütterlichen Schutzes, wie meiner Billigung gewiß, erhielt die unſchuldige Neigung Beider ſich frei von jener wilden, verderblichen Gluth, die von dem Widerſtande entzündet und von dem Zwange des Geheimniſſes unterhalten wird. Mit weiblicher Vorſicht und mütterlicher Wachſamkeit leitete Auguſte die Gemüthsregungen ihrer Tochter. Sie gab Elfrieden in dem Verſprechen, daß ſie an deren neunzehnten Geburtstage den Vater von der Liebe ſeines Kindes zu Eduard unterrichten und zu ſeiner Einwilligung in dieſe Verbindung vermögen wolle, eine Entſchädigung für öftere Entbehrungen von dem Umgange des Geliebten, welche die einſichtsvolle Frau ungeſucht zu veranlaſſen wußte, um Elfriedens Intereſſe für die Forderungen ihres weiblichen Berufs nicht geſtört zu ſehen, und für Herrn Fels die Entdeckung dieſes Verhältniſſes nicht früher zu ermöglichen, bis daß er die nöthige Vorbereitung dazu empfangen hätte. Auch dieſes Ziel rückte allmählich näher. Nur noch einige Monate war die entſcheidende Geburtstagsfeier entfernt, da erhielt Herr Fels Briefe aus Frankfurt am Main, welche uns den Beſuch zweier unſerer daſigen Geſchäftsfreunde, angeſehener und als reich bekannten Kaufleute, ankündigten. Die beiden Kaufleute waren auf einer weiten Reiſe begriffen und hatten unſer Haus zu einem Ruhepuncte nach anhaltenden Erſchöpfungen erkieſen. Die Dauer des Beſuches, welche in der Meldung unangegeben geblieben war, hatten ſie wahrſcheinlich von der zu findenden Aufnahme und ihrem etwaigen Wohlbefinden bei uns abhängig machen wollen. Dieſe Ankündigung verſetzte Herrn Fels in eine ungewöhnliche Aufregung. Seine kaufmänniſche Ehre ſchien und ſcheint noch heute der Nerv ſeines Handelns zu ſein, und Alles, was zu dieſer auch nur in der entfernteſten Beziehung ſtehet, erregt ihn zu erhöheter Thätigkeit. Er forderte ſeine Frau zu der rückſichtsvollſten Aufnahme der erwarteten Gäſte auf und wollte Alles in Angemeſſenheit der Gewöhnung dieſer reichen Leute und der anſehnlichen Geſchäftsverbindung, welche zwiſchen ihnen und uns ſchon ſeit zwanzig Jahren Statt fand, beſorgt wiſſen.“

„Unſer Beſuch langte endlich an. Der Erſte war ein alternder, kränklicher Mann, ernſt, ſchweigſam und finſter. Ein ſchlechtverhehlter Ekel der Ueberſättigung und eine unfreiwillig geäußerte Verſchmähung heiteren Lebensgenuſſes gaben kund, daß der Fluch des Reichthums auf ihm laſte. Er war ſeit zehn Jahren Wittwer, und, wie zu glauben geweſen wäre, weit eher mit dem Gedanken an einen nahen Tod, als eine zweite Heirath befreundet. Bei dem Andern, einem angenehmen Manne in mittleren Jahren, hatten die Sorgen für eine geliebte Gattin und ein Häuflein Kinder dem gefährlichen Bewußtſein das Gleichgewicht gehalten, daß er in einem großen Vermögen die Mittel beſitze, jedem etwaigen Verlangen genügen zu können. So ſtellte er in ſich die Ruhe dar, welche der Befriedigung unſerer Wünſche zu folgen pflegt, und zeigte zugleich eine rege Empfänglichkeit für die Annehmlichkeiten des Lebens, die er der Wohlthat kleiner häuslicher Sorgen verdankte.“

„Sehr paſſend hatte der düſtre Dolte (ſo hieß der Wittwer), ſeinen Begleiter gewählt; denn der Letztere konnte gleichſam als das Organ betrachtet werden, durch welches der Erſtere einer Erheiterung fähig ward.“

„Unſer einförmiges Hausleben auch bei der größten Bemühung des ſchroffen Wirthes und der wortkargen eingeſchüchterten Hausfrau würde ſchwerlich den beiden, durch die Welt verwöhnten Fremden genügt haben, wenn nicht Elfriede geweſen wäre. Dieſe holde Erſcheinung verbreitete ein günſtiges Licht über den beſchränkten Kreis. Vielleicht diente grade das Alterthümliche unſerer häuslichen Einrichtungen, wie der ſpröde, ſtörriſche Sinn des Herrn Fels, den er auch bei dem beſten Willen nicht ganz verleugnen konnte, nur dazu, um die friſche Blüthe des lieben

Mädchens und deſſen ſanfte Fügſamkeit vortheilhaft hervorzuheben. Genug, Elfriede ward von dem Ehemanne bewundert und von dem Wittwer bemerkt; dieſe Aufmerkſamkeit ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde, und nach dem Verlaufe von acht Tagen, bis zu dieſer Dauer hatte ſich die Anweſenheit der Kaufleute bei uns ausgedehnt — ſah Auguſte die Fremden mit der ängſtlichen Befürchtung abreiſen, daß die lange, geheime Unterredung, welche am letzten Abend Herr Dolte mit ihrem Manne gepflogen, wohl gar eine Bewerbung des Erſteren um Elfriedens Hand zum Gegenſtande gehabt haben könne. Ich verſchwieg behutſam meiner Freundin, und ſo auch dem bedroheten Eduard eine quälende Ahnung, die meinen ſonſt freien Ausblick in die Zukunft trübte, und von deren Richtigkeit die nächſtfolgenden Ereigniſſe Beweis gaben.“

„Herr Fels hingegen war ſeit der Abreiſe unſerer Gäſte auffallend heiterer als vorher. Er ſcherzte ſogar, was er ſonſt nie gethan hatte, zuweilen mit ſeiner Tochter und machte Anſpielungen auf ihren nächſtkommenden Geburtstag, vor deren wahrſcheinlicher Bedeutung ich heimlich zitterte, obgleich Elfriede harmlos ſich der Täuſchung überließ, dieſe Anſpielungen nähmen Bezug auf die von der Mutter gepflegten Hoffnung.“

„Auguſte hatte, wie es Ihnen vielleicht noch erinnerlich ſein wird — in ihrem hausmütterlichen Geſchäftseifer ſich eine kleine Erkältung zugezogen, welche, anfänglich nicht gehörig beachtet, die Stoffe zu einer lebensgefährlichen Krankheit in ihr entwickelte. Die Merkmale dieſer inneren Zerſtörung zeigten ſich in erhöheter Reizbarkeit und einem Hange zur Verſtimmung, wie man dieſen ſonſt früher an der gleichmüthigen Frau nie bemerkt hatte in einer Mattigkeit, die nur mit Mühe und Anſtrengung den gewöhnlichen Forderungen ihres Wirkens Gewährung leiſtete und ſich zu nichts, was Kräfte heiſcht, erſtarken konnte.“

„Wahrſcheinlich war in dieſem krankhaften Zuſtande der Grund zu ſuchen von der Säumniß, mit welcher Auguſte es von Tage zu Tage verſchob, ihren Mann für die ihm zu gebende Erklärung zu ſtimmen. Eine Woche vor dem ſchon oft erwähnten Geburtstage Elfriedens ward Auguſte bettlägerig. O, welche Stunden der Angſt waren es, in denen wir die theure Frau in wachſender Gefahr erblickten! Elfriede, von Befürchtnngen, Thränen und Nachtwachen erſchöpft, taumelte gleich einer Träumenden umher und ſuchte Troſt und Beruhigung in meinen trüben Blicken. An einem jener Tage, welche durch falſchen Geneſungsſchein die beſorgte Theilnahme ſo grauſam täuſchen, überließen auch wir uns der Hoffnung, daß die Vorſehung uns die geliebte Kranke erhalten werde. In dieſem trügeriſchen Wohlgefühle verlangte Auguſte ihren Mann allein zu ſprechen, um, wie ſie ihrer Tochter haſtig zuflüſterte, die Heirathsangelegenheit derſelben ins Reine zu bringen, auf daß Elfriede auf alle Fälle geſichert wäre. Doch Herr Fels ſaß ſchon auf dem Comptoir feſt, und ließ der nach ihm ſendenden Gattin ſagen, er hätte in dieſer Woche ſeine Geſchäfte ſo durchaus vernachläſſiget, daß er dieſen erſten Tag ihrer Beſſerung und die, ihm dadurch zu Theil gewordene Ruhe dazu anwenden wolle, um etwas von dem Verſäumten einzuholen. Sie möchte ſich daher nur bis in die ſpäteren Nachmittagsſtunden gedulden, wo das Dringendſte gethan ſein würde.“

„Die Kranke entſetzte ſich ein wenig über dieſen Beſcheid, welcher ihr ohne die fieberhafte Reizbarkeit, in der ſie ſich befand, wohl ſchwerlich aufgefallen wäre. Unglücklicher Weiſe war die Stunde, in der es endlich dem Herrn Fels beliebte, dem Verlangen ſeiner kranken Frau zu willfahren, die Grenzſcheide, wo der ſogenannte gute Tag von dem böſen Abſchied nahm. Das hat uns ſpäter der Arzt geſagt. Was nun folgt, iſt uns Allen ein Geheimniß geblieben, und es hat Herrn Fels nie beliebt, uns die Löſung dieſes Räthſels zu geben. Zu vermuthen iſt nur, daß dieſer Letztere ſeiner Frau mit der Eröffnung eines ſtillen Planes zuvorgekommen, und die Kranke, von der Gewalt des Fiebers, von Schrecken und Beſtürzung übermannt, keiner geregelten Mittheilung fähig geweſen ſei. Aengſtlich rief Herr Fels nach Hülfe; ein Anfall von Krämpfen hatte ſich eingeſtellt, und als das nächſte Morgengrauen die Schatten einer todesbangen Nacht zerſtreute, ſchwang ſich Auguſtens frommer Geiſt zur himmliſchen Heimath auf."

Ein minutenlanges Schweigen feierte dieſen ernſten Abſchnitt der Erzählung. Der Factor blickte in die ziehenden Wolken, und in dem Glanze, worin ſein dunkles Auge ſtrahlte, ſchien ſich der beſeligende Glaube an einſtmaliges Wiederfinden zu verklären.

Die leichtgefurchte Stirne mit der Hand reibend, ſagte der Juſtizrath jetzt: „Dieſer traurige Fall bewährt das alte Sprichwort: der Menſch denkt, und Gott lenkt! Die gute Fels hätte früher handeln ſollen. Aber ſo gehet es! Der Anwendung jener goldnen Regel: Was Du thun willſt, das thue bald! ſtehet oft die Trägheit des Menſchen, und dann ſein Dünkel, alle Zufälligkeiten voraus berechnen zu können, hier, die Hoffnung auf günſtigere Zeitumſtände, dort, die Ausſicht auf einen feſtlichrührenden Geburtstag im Wege. — Ich kann mir ſchon denken, wie Alles gekommen iſt. Der alte Geldmann protegirt den hagern Witwer, und meint, dem hübſchen Friedchen ſei ein Sack voll harter Thaler Erſatz für ein Herz voll Liebe.“

„Erlaſſen Sie mir,“ hob der Factor mit einem tiefen Seufzer wieder an, „eine nähere Beſchreibung der Zuſtände und Stimmungen, in welche Auguſtens Tod die um ſie Trauernden verſetzte. Jetzt erſt fühlte ich, daß ich ſie geliebt hatte, nicht wie meine Freundin, die man mit inniger Schätzung neben eine zweite ſtellt und mit parteiiſcher Gunſt von einer dritten unterſcheidet, welche wohl gleichen Anſpruch auf unſere Achtung hätte, ſondern als das Ideal meiner Verehrung, als die Geſpielin meiner Kindheit, als die Geliebte meiner Jugend, als ein Weſen, das durch jede höhere Empfindung mir verknüpft und theuer war. Ihr freundliches Auge hatte ſich geſchloſſen, und Alles war nun anders für mich geworden. Obgleich ich wahrhaft ſchaudernd meine Lage überblickte, ſo konnte ich doch an Auguſtens Sarge es nicht bereuen, ihrer Zufriedenheit mein Lebensglück aufgeopfert zu haben. Ein reuiges Gefühl meiner Unbedeutendheit, der Zweckloſigkeit meines Daſeins wollte mich beſchleichen, aber das ſanfte Lächeln um Auguſtens blaſſen Mund ſchien mir zu ſagen: Du biſt doch Etwas geweſen: mein treuer Freund! mein Tröſter! mein ſtilles Glück — — — nimm meinen Dank dafür!“

„Tauſend Rückſichten, die ich bisher, durch lange Gewöhnung ihrer faſt unbewußt, um Auguſtens willen genommen, verſchwanden, und ich fühlte mich einer traurigen Freiheit zurückgegeben, ohne des Muthes fähig zu ſein, ſie für meine Erheiterung zu benutzen. Der Gedanke, daß die ewige Gerechtigkeit einen anderen Maßſtab habe als die Welt, nach welchem ſie den Gehalt unſeres Handelns würdige, erhob mein geſunkenes Selbſtgefühl, und wie herbe ein Verluſt auch für uns ſein möge: er begegnet ſüßen Tröſtungen in unſerer eigenen Bruſt, wenn dieſe frei iſt von Schuld und Vorwurf.“

„Elfriedens Wiegenfeſt ward die Begräbnißfeier ihrer Mutter, und die Erwägung, wie ſchrecklich dieſer erſehnte Tag begangen werde, wie ſchmerzlich er die frohe Erwartung täuſche, ſchärfte den Schmerz des unglücklichen Mädchens.“

„Aber der Tod einer theuren Perſon berichtiget wohl immer unſere Begriffe von dem wahren Werthe des Lebens und belehrt uns ernſt über das Eine, das allezeit noth thut. So erſchien es mir als wichtig im Geiſte unſerer lieben Vollendeten, noch an dieſem Tage den Herrn Fels von den Wünſchen unſerer Kinder in Kenntniß zu ſetzen und mit männlicher Faſſung des Erfolges gewärtig zu ſein. Er hörte mich mit allen Zeichen eines heftigen Unwillens, einer ſteigenden Erbitterung an, und meinte, auch wenn Elfriede nicht, wie es bereits der Fall ſei, verſagt wäre, würde er ſich nicht entſchließen können, ſein einziges Kind einem Manne zu geben, der, wie Eduard, es niemals der Mühe werth geachtet, ſich um die Gunſt des Schwiegervaters in Hoffnung zu bewerben, und nur ſtets ſo gehandelt habe, als wäre die Gewogenheit der Mutter allein hinreichend, ihn an das Ziel ſeiner Wünſche zu führen. Er habe Alles recht wohl gemerkt, aber aus Schonung für die ſelige Frau geſchwiegen, bis daß er gefragt würde.“

„So war alſo mein banges Vorgefühl gerechtfertiget! Doch wie fürchterlich mir auch der Mann erſchien, welcher, vom Grabe einer engelgleichen Gattin zurückkommend, im Stande war, das Herz ſeines tiefbetrübten Kindes zu brechen, ſo bot ich doch alle Kräfte der Beredtſamkeit auf, ihn anderes Sinnes zu machen. Er opponirte mit jener kalten

Feſtigkeit, die jedem Angriffe widerſteht, und ſagte, er habe ſein Wort gegeben, daß Elfriede Madame Dolte würde, und nur ihren Geburtstag abwarten wollen, um ſie mit der Anzeige ſolch eines außerordentlichen Glückes zu überraſchen."

„Selbſt troſtlos, verſuchte ich es, die arme Elfriede zü tröſten und ſie durch Hoffnungen, welche mir ſelbſt fehlten, unter der Laſt ihres Kummers aufrecht zu erhalten."

„Am andern Tage wagten die Liebenden noch einen Sturm auf den unerſchütterlichen Fels. Elfriede beſchwor den Vater mit Allem, was die Sprache der Liebe Rührendes hat, in eine Verbindung zu willigen, die ihn der Nähe, der treueſten Anhänglichkeit ſeiner Kinder verſichern würde, und Eduard unterdrückte den Stolz des Selbſtgefühls, und flehete um Elfriedens Hand wie um das Heil ſeines Lebens. Aber vergebens. Elfriede ward mit der Erklärung abgefertiget, ſie ſei ein von der ſchwachen Mutter verzogenes Kind, das nicht wiſſe, was es wolle, weßhalb die väterliche Einſicht und Autorität darüber entſcheiden müſſe, und meinem Eduard der Beſcheid gegeben, er möchte aus dem Mißlingen dieſes Planes ſich die Lehre entnehmen, künftig zur Erreichung ſeiner Zwecke tauglichere Mittel anzuwenden und auch verhaßte Perſonen nicht ganz zu überſehen, weil deren Stimme doch zuweilen den entſcheidenden Ausſchlag zu geben hätte, für jetzt aber darauf bedacht ſein, ſich um eine andere Condition zu bemühen oder für ein Etabliſſement zu ſorgen, weil unter den obwaltenden Umſtänden das bisher beſtandene Verhältniß ſich nun fernerhin auflöſen müſſe."

„Welcher Jammer erfüllte nun Elfriedens Seele! Wie fehlte ihr die Mutter, deren milder Sinn den rauhen Trotz des Vaters gezähmt haben würde. — Der arme Eduard war außer ſich. Ich ſuchte ihm die Vorſtellung anſchaulich zu machen, daß jeder weitere Verſuch jetzt ohnfehlbar die entgegengeſetzte Wirkung haben würde. und daß es klug und räthlich ſei, der Gewalt nachzugeben. Ich bat den Verzweifelnden an das Sprüchlein zu denken: Geduld, Vernunft und Zeit, dies ſind drei ſchöne Sachen, die, was unmöglich ſcheint, doch können möglich machen. Endlich machte ich ihn darauf aufmerkſam, welchen vielſeitigen Nutzen es für ihn haben könne, ſich ein Stück in der Welt umzuſehen, und wie ſolch eine längere Entfernung gerade jetzt an der Zeit ſei. Mein Vetter faßte dieſen letzteren Gedanken auf, jedoch lieh er ihm eine andere Bedeutung. Er verſank in ein tiefes Nachſinnen und verkündigte mir am folgenden Morgen ſeinen Entſchluß an, unſere Stadt auf mehrere Jahre zu verlaſſen. Doch wollte er bei dieſer weiten Reiſe ſich durch keine Vorſchrift oder Mittheilung ſeiner Plane beſchränken, und ſogar auf alle nähere Mittheilungen von dem Ergehen ſeiner Lieben Verzicht leiſten. Von London aus würde ich von Zeit zu Zeit Nachricht von ihm erhalten, und nach Verlaufe dreier Jahre wolle er zurückkehren, um ſeine treue Liebe durch Elfriedens Beſitz zu krönen, oder müßte er das theure Mädchen verloren geben, ſein Vaterland abermals und zwar auf immer zu verlaſſen. Er erſuchte mich, ihm zu dem Behufe dieſer Reiſe einen Theil von ſeinem väterlichen Erbe auszuzahlen. Umſonſt war ich dafür bemühet, die mir unbekannten Entſchließungen Eduards von einem Wagniſſe abzuhalten, das den kühnen Geiſt des jungen Mannes, noch beſchwingt durch eine heftige Leidenſchaft, leicht mit falſchen Verſprechungen in mannigfaltige und unzuberechnende Gefahren verwickeln konnte. Er umarmte mich mit thränenvollen Augen, und ſagte: Nicht auf meinen Rath, ſondern auf meinen Schutz, welchem er die verlaſſene Elfriede, ſein Liebſtes auf Erden, empfehle, wolle er diesmal ſein Glück, ſeine Ruhe bauen. Der Gedanke, daß ich hier in ſtiller Wirkſamkeit für ihn handeln und die bedrohete Elfriede vor jeder Gewaltthätigkeit ſicher ſtellen werde, ſei ihm ein tröſtender Reiſebegleiter.“

„Ich verſprach dem guten Jungen das Möglichſte zu thun, und gewiß darf ich mein Aushalten in einem Hauſe, das durch Auguſtens Tod und den Abgang meines Vetters mir verödet worden, und das mich im engen Zuſammenhange mit einem Manne erhielt, deſſen Härte und Fühlloſigkeit mich empört hatten, als das größte Opfer betrachten, welches ich der Tochter meiner Freundin und dem Sohne meines mir unvergeßlichen Oheims hätte bringen können. Die kurze Friſt bis zu Eduards Abreiſe verſtrich allgemach. Noch einige Male war den Liebenden in kurzen Unterredungen der traurige Genuß zu Theil geworden, ihre Klagen, Befürchtungen und leiſe Hoffnungen gegen einander auszutauſchen. Es war ein trüber Morgen, an welchem Eduard von uns ſchied. Bleich wie der Tod und rückſichtslos wie eine Sterbende ſank Elfriede Angeſichts ihres Vaters dem betäubten Eduard an die beklommene Bruſt, flüſternd: Ich bleibe ewig Deine treue Elfriede! und entglitt ohnmächtig ſeinen umſchlingenden Armen. Heiße Thränentropfen fielen aus den Augen des Scheidenden auf Elfriedens kalte Wange. Da ſiegte die Liebe über Stolz und Haß. Er ſtürzte dem alten Fels zu Füßen, küßte ſeine Hand, und rief mit herzzerſpaltender Stimme: O! geben Sie uns Beiden das Leben wieder! Laſſen Sie mich Ihren Sohn ſein! — Aber Herr Fels lächelte höhniſch, und meinte, ſo müſſe er ja wohl glauben, die vorgegebene Reiſe ſei nur falſches Spiel geweſen, um eine Komödien-Kataſtrophe herbeizuführen. Doch ſei er nicht geſonnen, als ſolch ein Luſtſpielvater zu debütiren, und eben ſo wenig ſchwachnervig und reizbar genug, um ſich durch den Anblick einer Ohnmacht zur Umſtimmung feſtgegründeter Beſchlüſſe bewegen zu laſſen. — Aber vernahmen Sie jetzt nicht auch ganz deutlich einen Seufzer?“

Der Juſtizrath ſchüttelte den Kopf, und ſagte ergrimmt: „Es müßten die Waſſergeiſter geweſen ſein, welche vielleicht Ihrer Erzählung lauſchen, und die, ihrer zarten Weſenheit nach, den Unwillen über ſolch eine Grauſamkeit ſo ſubtil verlautbaren. Der Klotz von einem Manne! Der! Wer als ein Menſch fühlt, möchte vor Aerger aus der Haut fahren. Wie hat mich der Eduard gedauert, als er Tages vor ſeiner Abreiſe von mir und Hermine Abſchied zu nehmen kam. Er ſah blaß aus wie ein Gipsbild, und meines Mädchens Augen wurden nicht trocken. Doch hatte ich damals eine ſehr oberflächliche Kenntniß von der Veranlaſſung ſeines Weggehens; denn ich kann es Herminen zum Ruhme nachſagen, daß ſie ein wenig aus der Art ihres Geſchlechtes ſchlägt und gar nicht plauderhaft iſt. Nun aber, wie kam denn Elfriedchen von dem Frankfurter los?“

„Durch Gottes Rathſchluß,“ antwortete der Erzähler, und fuhr alſo fort: „Eine dumpfe Stille folgte jenen Schreckenstagen, die kein Laut der Freude unterbrach. Allein im einſamen Schweigen reifen große Entſchlüſſe, und die Seele ſammelt und ſtärkt ſich zum Dulden oder Handeln. Ich mußte das weiche Mädchen bewundern, wie es in eigener Kraft ſich über den Schmerz erhob, welchen es durch den Verluſt der beiden Perſonen erlitten, die ihm die theuerſten auf Erden waren; wie es dem geſtörten Gefühle des kindlichen Vertrauens dennoch eine zarte Achtung für den Vater abzuringen wußte, deſſen übelgebrauchtes Recht dem frommen Kinde durch die Stimme der Natur und durch den Ausſpruch der Schrift als geheiliget erſchien. „Wie es die Träume einer lebhaften Phantaſie beherrſchte, um den Pflichten des Haushalts Folge leiſten zu können.“

„Wahrſcheinlich wollte Herr Fels ſeiner Tochter einige Zeit zur Erholung gönnen, ehe er ſein Verlangen erneuerte, daß ſie ſich als Dolte's Braut erklären möchte. Doch mit einem Male erſchreckte ihn die Nachricht von dem ſchnellen, in Folge einer Gehirnentzündung geſchehenen Tode des Freiers. Elfriede war nun los von dem quälenden Anſpruche deſſelben, aber deſto weniger vor ähnlichen Andringen ſicher geſtellt. Das Benehmen des Herrn Fels ward noch finſterer und gebieteriſcher, als ſollte es jede leiſe aufſtrebende Hoffnung im Keime erſticken. Allein des guten Kindes ſanfte Zuvorkommenheit und ausdauernde Geduld ſiegten doch zuweilen über dieſe unnatürliche Kälte. Auch hatte ſich in unſeren Geſchäftsverhältniſſen viel verändert, was der Verſtimmung des Principals zu einiger Entſchuldigung hätte vergereichen können. Seitdem Eduard unſer Comptoir verlaſſen hatte, ſchien das Glück daraus gewichen zu ſein. Ein bedeutender Abſchlag der Colonialwaaren, von denen wir ungeheure Vorräthe beſaßen, verſetzte uns einen beträchtlichen Verluſt; nicht geringer war der Schaden, den uns der Fall eines Hauſes zuzog, mit welchem wir in enger Verbindung ſtanden. Ein Commis, den zu entlaſſen Herr Fels ſich genöthiget geſehen, hatte Mittel gefunden, ein ziemlich anſehnliches Etabliſſement in unſerer nahen Nachbarſchaft (ich meine den Windbeutel, den Lüftner), ermöglichen zu können, und that uns in der Einzelung einen bemerkbaren Abbruch. So hatte die letztere Inventur ein Facit ergeben, das den Herrn der Handlung ſehr bedenklich machte.

Derſelbe war zu allgemein für einen reichen Mann bekannt, als daß das Gerücht, die muthmaßliche Verbindung von deſſen einziger Tochter mit meinem Vetter ſei aufgelöſet, nicht Bewerber von verſchiedener Art und Bedarf hätte herbeilocken ſollen. Aber theils verſtand Herr Fels die Kunſt, ſich und ſein Haus unzugänglich zu machen, theils war er jetzt um ſo weniger geneigt, ſeine Forderungen an die Verhältniſſe des künftigen Eidams herabzuſetzen, als er in der Abnahme ſeines Wohlſtandes ein Motiv mehr der einſeitigen Sorge für ſeiner Tochter Wohl fand, ſo daß er unwillkürlich ſich mit Elfriedens ſtillen Beſtrebungen vereinigte, die Näherung der heirathsluſtigen Männer zu begrenzen.“

„Ein Vierteljahr mochte ſeit Eduards Abreiſe vergangen ſein, als der Amtsrath Römer Grünbach kaufte. Allgemein ward von dem jungen, frohmüthigen Manne geſprochen, der mit der goldenen Wünſchelruthe, die das Glück ihm verliehen, in zaubergleicher Schnelle die natürlichen Anlagen dieſes lieblichen Ortes zu einem Paradieſe geſtaltete. Seine geiſtige Eigenthümlichkeit blieb jedoch den aufmerkſamen Städtern mehr oder minder ein Räthſel. Man wäre geneigt geweſen, ihn für einen argen Lebemann zu halten, wenn nicht, trotz der üppigen Laune, die ſeinem Weſen den Anſtrich des Muthwillens gab, in ſeinen geſelligen Unternehmungen die Rückſichten der zarteſten Sittlichkeit vorgeherrſcht hätten. Man glaubte, er lebe dem Vergnügen allein, und doch war es, als regele ein beſſerer Grund als die feine Sinnlichkeit ſein Thun und Laſſen. Einige geübtere Beobachter meinten, die Heiterkeit des Amtsraths ſei nichts weniger als Leichtſinn, ſondern der klare Spiegel der Seele eines grundrechtſchaffenen Mannes, der tiefen Ernſtes nicht mit ſich ſpaßen laſſe. Und ſo wäre dies fröhlich

Geſicht nur ein Glück mehr für ihn, weil ja doch nichts ſo ſicher den Neid entwaffne, als der Ausdruck wohlwollender Freude.“

„Wie wenig ich mich auch in der Stille meiner Umgebungen und bei der ſteten leiſen Anſprache meines Kummers um Eduard und Elfriede für das intereſſirte, was der Außenwelt wichtig dünkte, ſo ward meine Aufmerkſamkeit doch erregt, als eines Morgens ein junger Mann in unſer Comptoir trat, der ſich mit beſcheidener Zuverſichtlichkeit als den Amtsrath Römer ankündigte und ein bedeutendes Geſchäft mit meinem Principal einleitete. Ich hielt die Spannung, mit welcher ich ſeine Perſönlichkeit und ſein Benehmen betrachtete, für eine Folge der längeren Vorbereitungen, die ich durch das ſo viel und ſo verſchiedenartig über ihn Gehörte empfangen, und dachte wohl nicht, daß ſie der ahnungsvolle Antheil an der Wichtigkeit ſei, womit dieſer Mann einſt in das Schickſal meiner Lieben und eben deßhalb auch in das meine — eingreifen würde.“

„Sie kennen unſern Fels. Nur die Wohlhabenheit ſeiner Mitmenſchen giebt denſelben einigen Anſpruch auf ſeine Beachtung und die größere oder mindere Anſehnlichkeit ihres Reichthums iſt der Maßſtab, wonach er ſich ihnen höflich erweiſ't. Wenn alſo der Amtsrath, als ein einſtmaliger Tonnengoldesmann, die Artigkeit des Herrn Fels auf ihrem Culminationspuncte fand, ſo vermochte er nächſtdem, während er eine genau eingezogene Kenntniß von den Sonderbarkeiten des alten Fels verrieth und dieſe Kenntniß eben ſo ſchlau als erfolgreich benutzte, den mürriſchen Alten zu einer ſo mittheilſamen Freundlichkeit, über die ich erſtaunte.“

„Es reichte über den Horizont meiner Begriffe hinaus, daß Herr Fels den Amtsrath nöthigte, ihn auf ein Frühſtück in die Wohnſtube zu begleiten; eine Artigkeit, die er, ſo weit ich mich erinnern konnte, noch nie Jemanden erwieſen hatte, der in Geſchäften zu ihm kam.“

„Von dieſem Tage an ward der Amtsrath von Zeit zu Zeit in unſerem Hauſe geſehen. Obgleich Empfang und Einladung des Herrn Fels ihn zu einem Wiederkommen ohne allen Vorwand berechtiget hätten, ſo machte der feine Mann nur mit der zarteſten Behutſamkeit Gebrauch von dieſem Gunſtrechte, und war eben ſo angelegentlich bemühet, ſein Erſcheinen frei von der vertraulichen Anmaßung der Hausfreundſchaft darzuſtellen, als es leider! jetzt zum guten Ton zu gehören ſcheint, daß junge Courmacher von Profeſſion ihre kecken Zudringlichkeiten ohne Befugniß unter den Schutz dieſes ehrwürdigen Namens ſtellen.“

„Ich könnte eben nicht ſagen, daß ich bemerkt hätte, der Eindruck, welchen Elfriede auf den Amtsrath hervorgebracht, ſei von auffallender Art geweſen; nein! er drückte nur das unbewußte Wohlempfinden, die zartgehaltene Bewunderung aus, welcher jeder Mann von Geiſt und Gefühl in der Nähe eines liebenswürdigen Weibes äußert, und ein leiſes Ahnen von Elfriedens verſchwiegenem Leide läuterte ſeine Leichtfertigkeit zu ſanfterem Frohſinn. In der Sphäre ihres Umgangs adelte ſich allmählich ſein ganzes Weſen zu Ernſt und Wahrheit, die den Beweis lieferten, daß jene Menſchenkenner Recht gehabt, welche von ihm behaupteten, daß ſeine weltluſtige Außenſeite nur eine harmloſe Maske ſei, die Menſchen kennen zu lernen.“

„Ihre Tochter, mein beſter Juſtizrath, war, als Elfriedens vertrauteſte Freundin, oft, ja faſt immer von der Geſellſchaft, und wenn ich ehrlich ſein darf, ſo möchte ich ſagen, es hätte mir geſchienen, als fänden zwiſchen Fräulein

Hermine und dem Amtsrathe ungleich mehr Berührungen Statt, als zwiſchen dieſem und ſeiner jetzigen Braut. Die ſchlaue Gewandtheit des Amtsraths war für des loſen Minchens Witz und Schalkheit eine angemeſſene Aufgabe, und ſelbſt der düſterſte Sinn ward von den anmuthigen Neckereien zwiſchen Beiden ergötzt und unwillkürlich an das Sprichwort erinnert: Was ſich neckt, das liebt ſich.“

„Auch Elfriede ward von dem, gegen mich ausgeſprochenen Gedanken erheitert, daß die Beſuche des Amtraths mehr ihrer Freundin, als ihr ſelbſt gälten, und je mehr ſie das Wehe einer in weite Fernen hingewieſenen Sehnſucht empfand, um deſto herzlicher gönnte ſie der trauten Hermine ein Glück, das den harmloſen Sinn derſelben vor ſolcher Störung ſicherte. Aber Herr Fels theilte dieſe unſere Vermuthung nicht. Er überließ ſich der angenehmen Hoffnung, daß der Amtsrath, welcher ihn Papachen nannte und ſich wie ein gefälliger Sohn gegen ihn benahm, den Wunſch hege, ſein Eidam zu werden, und nur die rechte Zeit und Stunde erharre, um dieſe Abſicht auszuſprechen.“

„Wenn die Ausſicht, ſein einziges Kind ſo glänzend zu verſorgen, ihn einerſeits wohl über das Mißlingen von mancher kaufmänniſchen Speculation hätte tröſten können, ſo verletzte andererſeits das Bewußtſein ſeinen angeſtammten Geldſtolz, daß, da Verluſt an Verluſt im Handel ſich reihete, die Mitgift der begehrten Elfriede einem ſolchen Freier täglich unangemeſſener würde. Stets daran gewöhnt, jedes Unternehmen mit dem beabſichtigten Erfolge gekrönt zu ſehen, und die Ehre dabei nicht dem Segen Gottes, ſondern ſeiner Einſicht zu geben, erfüllte ihn jetzt das Vergebliche ſeiner Anſtrengungen mit ungewohntem Verdruſſe und dem beſchämenden Gefühle eigener Unzuverläſſigkeit. Er brach jetzt zuweilen in laute Aeußerungen ſeines Mißmuths aus, verwünſchte die vertracten Conjuncturen und meinte, wenn er noch einmal zu leben anfangen ſollte, ſo würde er unfehlbar eher ein Stallknecht oder Holzträger, als ein Kaufmann werden wollen. Dieſer Stand leide gegenwärtig an einem Auszehrungsfieber, welches ſeine Kräfte mit jedem Tage ſchwäche und ihn einem langſamen, aber gewiſſen Tode weihe. So lange er noch ſeines väterliches Anſehns mächtig ſei, werde er nie zugeben, daß ſeine Tochter durch die Verheirathung mit einem Kaufmanne ſich zur Theilnehmerin ſolch drückenden Geſchäftskummers mache.“

„Wenn Herr Fels ſich auf dieſe oder ähnliche Art verlautbarte, ſo ſah Elfriede mich mit jammervollen, troſtheiſchenden Blicken an, als erwarte ſie Hülfe und Rath von mir. Ach! ich konnte nicht viel dazu ſagen, weil der Vater gewiſſermaßen Recht hatte.“

„Vor zehn Tagen erhalten wir die Nachricht von dem Falliment eines Eiſenhändlers im Städtchen L...... bei welchem wir eine anſehnliche Forderung hatten. Gleichzeitig mit dieſer Schreckenspoſt erreichte uns ein Geheimbericht von einem nahen, bedeutenden Abſchlage des Kaffees. Die Erbitterung des Herrn Fels erreichte den höchſten Grad; er war zu den härteſten Maßregeln gegen den armen Eiſenhändler entſchloſſen, deſſen Hauptgläubiger er war, als auf einmal mir ſo unerwartet, als ihm erwünſcht der Amtsrath mit dem deutlich ausgeſprochenen Geſuche um Elfriedens Hand der Aufregung ſeines Gemüthes einen, dem erſteren ganz entgegengeſetzten Charakter verlieh. In fröhlicher Haſt ertheilte mir Herr Fels den Auftrag, ſchleunigſt nach dem Städtchen L..... zu reiſen, um dort ſelbſt nachzuſehen, ob ſich etwas für uns retten oder zu unſerm Nutz und Frommen ermitteln laſſe, und ich hätte keinen Grund auffinden können, der meine Weigerung zu dieſer Reiſe zureichend würde entſchuldiget haben. Gott weiß es aber, mit welchen Empfindungen ich mich auf den Weg machte, zurücklaſſend die unglückliche Elfriede in ſolch unentrinnbarer Bedrängniß, vor mir den bedauernswerthen Mann, dem ich, gleich dem unerbittlichen Gericht erſcheinen ſollte! Vielleicht war es mein eigener Kummer, was mich gegen die Noth des armen Eiſenhändlers, der mir mit Frau und Kindern zu Füßen ſank und todtenbleich um Schonung flehete, ſo weichherzig machte. Genug, ich verſprach ihm nicht allein, bei Herrn Fels ſelbſt Bürge für ihn zu werden, ſondern gab ihm auch Rath und Mittel an die Hand, ſich aufs neue aufzuhelfen, und ſo reiſ'te ich nach dem Verlaufe zweier Tage, mit dem einzigen Schutze bewaffnet, den es gegen das ſchreckliche Ergreifen einer gefürchteten Gewißheit giebt, mit dem ſüßen Bewußtſein einer menſchenfreundlichen Handlung, gefaßt und ruhig der Heimath zu.“

„Herr Fels war nach Grünbach gefahren, und ſo konnte ich Elfriede allein und ungeſtört ſprechen. Mit trüben, verweinten Augen, matt und müde, wie eine beſiegte Kämpferin, fiel ſie mir um den Hals, unfähig ein Wort hervorzubringen. Wehmuth wollte mich übermannen, daß Auguſtens Tochter nicht glücklicher als ihre Mutter ſein ſollte, aber ich hielt mich aufrecht, und ſagte muthig: Sei ruhig, mein gutes Kind! Ich errathe Alles! — Du biſt verlobt. Da fing Elfriede an heftig zu ſchluchzen. Oft, fuhr ich fort, entblühet dem unſer ſchönſtes Heil, was wir fälſchlich für ein Unglück halten. Sei getroſt, Elfriede! Deine Mutter brachte noch ſchwerere Opfer, und weihete ſie nicht durch Thränen, ſondern durch ein ergebungsvolles Lächeln. Der

Amtsrath iſt ein edler, ein ſehr vorzüglicher Mann, an ſeiner Seite wirſt Du vergeſſen lernen. Meinſt Du, Friedchen, der Herr, welcher Menſchenherzen wie Waſſerbäche leitet, würde es nicht vermocht haben, den Sinn Deines Vaters unſeren Wünſchen geneigt zu machen, wäre es anders ſein liebender und heiliger Wille geweſen? Finde darin den Grund Deiner Beruhigung. Nach zwanzig Jahren wirſt Du dieſe Stunde und ihre Schmerzen anders beurtheilen.“

„So gelang es mir, Elſriede zu tröſten und ſie der Mittheilung fähig zu machen. Sie erzählte mir nun, obgleich ihre betrübte Zerſtreuung den Faden der Erzählung mehr als einmal abriß, und dann am unrechten Ende wieder anknüpfte, die Ereigniſſe der letztverfloſſenen Tage. Aus dem Zuſammenhange konnte ich vermuthen, daß der alte Fels ſeiner Tochter die Beſchaffenheit ſeiner Finanzen als höchſt gefährdet und mißlich, und demnach in ängſtlicher Uebertreibung dargeſtellt habe, und es blieb mir nur noch zu errathen übrig, ob er dies aus irriger Ueberzeugung von der Wahrheit dieſer Angaben, oder aus der Abſicht gethan, die weichherzige Elſriede um ſo eher zu ihrer Entſcheidung für den Amtsrath zu bewegen. Wie dem auch ſein mochte, ich fühlte, mir gezieme es, über dieſen Punct zu ſchweigen. Ich würde durch meine, Elſriedens Wahn berichtigende Erklärung, daß ihr Vater noch immer ein wohlhabender Mann ſei und dies durch ſeine Achtſamkeit und Sorge auch hoffentlich bleiben werde, ihr den Troſt geraubt haben, daß ſie glauben könne, ſie opfere ihre Liebe auf, um ihren Vater vom Untergange zu retten, und doch außer Stande geweſen ſein, ihrem Schickſale eine andere Wendung geben zu können.“

„Indem ich nun am Ende meiner Erzählung bin, deren

Länge ſie leicht hätte ermüden können, wenn ihr Intereſſe an der Familie Fels und an meiner Wenigkeit minder freundſchaftlicher Art wäre, muß ich meines Vetters noch in einigen Worten erwähnen, die zugleich die Veranlaſſung meines Hierſeins erläutern werden.“

„Verſprochenermaßen hatte ich von einem halben Jahre zum andern von London aus ein kurzes, nur wenige Zeilen enthaltendes Schreiben von meinem Eduard empfangen; doch trotz ihrer Unausführbarkeit genügten mir dieſe kleinen Briefe; denn ſie verſicherten mich von ſeinem Wohlbefinden, und nach ſeinem eigenen, jedesmal wiederholten Ausdrucke von ſeinem Wohlergehen. Die Regelmäßigkeit, in welcher dieſe Nachrichten eingingen, brachte mich zuweilen auf den Gedanken, daß mein Vetter mir vielleicht nicht gar ſo fern ſei, als ich zu vermuthen zu anderer Zeit geneigt war. Ich benutzte eine, mir von Eduard zurückgelaſſene Adreſſe an einen jungen Kaufmann in London, der, ein geborener Deutſcher, ſich dort etablirt hatte und mit Eduard von früher her bekannt war, um meine Antworten an den Letzteren gelangen zu laſſen, die natürlich Elfriedens nicht namentlich erwähnten, und ſich nur darauf beſchränkten, den Zuſtand unſeres Hauſes und aller ſeiner Bewohner im Allgemeinen zu berühren.“

„An jenem verhängnißvollen Tage, wo herbe Berufserfahrungen dem Herrn Fels durch die Erfüllung ſeiner ſchönſten väterlichen Hoffnung in Beziehung auf Elfriedens Verſorgung vergeſſen gemacht wurden, erhielt ich eine Stunde vorher, ehe der Amtsrath ſein Wort anbrachte, wieder ſolch ein Schreiben von Eduard, das zum erſten Male ſeit ſeinem Scheiden Elfriedens lieben Namen nannte; doch ward des Mädchens nur in ſofern Erwähnung gethan, als, da mich mein Vetter von ſeiner, wahrſcheinlich dieſen Auguſt zu erfolgenden Ankunft in W..... unterrichtete, er mich dringend bat, im Falle Elfriede bereits Gattin oder Braut, oder doch auf dem Wege ſei, eines oder das andere zu werden, ihm ohne Verzug Nachricht davon zu geben, in zufolge deren er dann ſeinen Lebensplan ändern und einen Ort wieder zu ſehen vermeiden wolle, welcher nur den Schmerz getäuſchter Hoffnung in ihm wecken würde.“

„Guter Gott! Jeder Buchſtabe dieſes Briefes ward zu einem Dolche, der mein Herz zerſchnitt. So war der arme Junge treu geweſen und hatte, von der Geliebten durch Zeit und Raum geſchieden, dennoch den Glauben an ihre Zuverläſſigkeit bewahrt! Und nun — Niemand wußte es zwar beſſer als ich, wie ungetheilt der entfernte Eduard noch Elfriedens ganze Seele erfüllte, wie die Vorſtellung ihr bitterer als der Tod ſei, von der ſüßen Gewohnheit ſcheiden zu müſſen, ſich als ſein Eigenthum betrachten zu dürfen; aber die Gewalt der Verhältniſſe hatte das Mädchen auf einen Standpunct gebracht, auf welchem die Verleugnung dieſer Geſinnung von der Klugheit gefordert und ſtrenger noch von der Pflicht erheiſcht wurde.“

„Ich verbarg dieſen Brief wie meine Beſtürzung darüber, und nach reiflicher Ueberlegung entſchloß ich mich, von Herrn Fels meine Entlaſſung zu fordern, und die erbetene, leider! unerfreuliche Antwort meinem Eduard ſelbſt nach England zu bringen. Ich fühlte, daß die Zeit gekommen ſei, wo meine Gegenwart in dem Hauſe, welches ſie ſo lange gefeſſelt hatte, nichts mehr nutzen, wohl aber ſchaden könnte, indem ſie Elfrieden das Aufgeben ſtörender Erinnerungen erſchweren würde. Auch Herr Fels ſchien dieß, wenn auch nur dunkel zu empfinden, denn er willigte in mein Begehren mit größerer Leichtigkeit, als ich, hoffen durfte, da ich, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, ſagen kann, ich wußte, wie nothwendig ich ihm geworden war.“

„Vor einiger Zeit hörte ich vom Amtsrathe den Wunſch ausſprechen, einen Mann aufzufinden, deſſen Redlichkeit genug bewährt ſei, um ihn mit einem eben ſo wichtigen, als dringenden Geſchäfte nach London beauftragen zu können, im Falle er Luſt bezeigte, die Reiſe dorthin unter annehmlichen Bedingungen zu machen, und es freuet mich in der That, daß ich mit dem Hauptzwecke meiner Reiſe noch einen Nebenzweck verbinden kann, womit dem guten Römer, welchen von Herzen hochzuſchätzen ich mich gezwungen fühle, ein Dienſt geleiſtet wird. Dieſen ihm anzubieten, wählte ich die Nachmittagsſtunden des heutigen Tages, an welchem ſeine Braut unter einem ſcheinbar glaubwürdigen Vorwande ſeinen Beſuch abgelehnt hat. Doch werde ich, wenn er noch länger ausbleibt, unverrichteter Sache wieder nach Hauſe fahren müſſen.“

Kaum waren einige Minuten vergangen, ſeit der Factor ſeine Erzählung endigte, als die Thür ſich öffnete, und der Herr des Hauſes eintrat und ſeine Gäſte freundlich, doch mit feinſter Unterſcheidung grüßte.

„Da kommt ja unſer Bräutigam in der Irre!“ rief der Juſtizrath, dem Eintretenden entgegengehend und ihn herzlich umarmend, indem er ſagte: „Nun Glück auf, mein wertheſter Freund, zu dem Lottoſpiel der Ehe, in welchem Sie, bei meiner Treu! unter tauſend und abermals tauſend Nieten das große Loos gezogen haben! Obgleich ich ſelbſt Vater einer Tochter bin, mit der einen redlichen Mann zu betrügen ich nicht fürchten darf, ſo muß ich doch der Wahrheit gemäß bekennen, daß jede Tugend, die Hermine ziert, nur eine Frucht des Beiſpiels iſt, das Elfriede ihr gegeben hat. Alſo noch einmal, Gott ſegne Sie und das gute Kind! Doch, Freund Amtsrath, wo haben Sie denn geſteckt? Wir ſitzen hier beinahe zwei Stunden, zwar in bona pace, aber doch begierig, Sie von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen.“

Wir müſſen der Antwort des Amtsraths die Bemerkung voranſchicken, daß er dem Factor, welcher die Gabe ſchneller und ſcharfer Beobachtung in einem vorzüglichen Grade beſaß, heute durchaus verändert vorkam. Es ſchien Etwas in ſeinem Gemüthe vorgefallen zu ſein und ſeine Seele zu beunruhigen, was eine leiſe, fremdartige Bewegung in ſeinen Mienen hervorbrachte, gleichwie der Waſſerſpiegel noch lange in unruhigen Kreiſen nachzittert, wenn ein Einwurf in ſeinen dunkeln Schooß geſchah. Ein Hauch von Bläſſe milderte ſeine friſche Geſichtsfarbe, und in ſeinen ſchwarzen, feurigen Augen, welche ſonſt nur in Blitzen des Muthwillen leuchteten, malte ſich ein ernſtes Nachſinnen neben einer frohen Beſtürzung, wie bei einem, der ein ſchweres Räthſel gelöſet hat und ſich noch mit der Forſchung beſchäftiget, ob die Stellung deſſelben richtig geweſen ſei. Aber dennoch waren dieſe feinen Schattirungen der Regel untergeordnet, welche ſeiner Aeußerlichkeit wie ſeinem Benehmen ein ſo eigenthümliches Gepräge gab, und die wir am richtigſten eine muthige Zuverſichtlichkeit nennen dürften, gleichweit von Anmaßung als von Keckheit entfernt, und nur aus dem Gefühle inwohnender Kraft und äußerer Unabhängigkeit entſpringend.

Der Amtsrath ſchlang den linken Arm um den breiten Rücken des Juſtizraths, während er die Rechte nach der Hand des Factors ausſtreckte, dieſe mit einem warmen Drucke feſthielt und erwiederte: „Dank, Herr Juſtizrath, für Ihren treugemeinten Glückwunſch, der hoffentlich ſich auch darauf beziehet, daß es mir niemals an Einſicht und guten Willen fehlen möge zur richtigen Anwendung des mir zugefallenen Heils. Oft empfangen wir ein ausgezeichnetes Glück, in welcher Geſtalt es auch erſcheine, nur zur Prüfung dieſer Fähigkeiten, und laſſen uns ſelten darin bewährt finden, weil die Aufgabe unter die ſchwerſten gehört."

Der Juſtizrath lachte und ſprach: „Nun, das laſſen Sie einmal Elfriede hören, daß Sie das Mädchen eine Prüfung nennen! Zu ſolch einem Worte iſt allenfalls ein alter Practicus von Ehemann berechtiget, aber in dem Munde eines Bräutigams iſt es eine Todſünde, welche die Strafe verdient, daß die Lippen, die dieſes Frevels ſich ſchuldig machten, eine lange Woche hindurch kein ſüßer Kuß entzücke."

Der Amtsrath erröthete und wollte etwas entgegnen, aber der Factor unterbrach ihn mit den, an den Juſtizrath gerichteten Worten: „Vielleicht hängt die Aeußerung des Herrn Amtsraths mit einem Begriffe zuſammen, in welchem die Alten ein zu reiches Maß von irdiſchem Glück der Schuld an die Seite ſtellten, indem ſie Beides dem zürnenden Walten der Nemeſis unterwarfen. Wenn dem ſo wäre, dann dürfte allerdings die Sorge ihren rechten Platz finden, durch den edelſten Gebrauch der ſchönſten Vorzüge die Macht der Vergeltung zu verſöhnen."

Der Amtsrath zog ſeine Hand von der Schulter des dicken Rechtsgelehrten, und indem er den Factor mit einer tieferen und heftigeren Innigkeit umarmte, als es dem geleiſteten Beiſtande in einem ſcherzhaften Streite angemeſſen war, ſagte er: „Es iſt ſchön von Ihnen, lieber, guter Pilger, daß Sie ſich zu meinem Advocaten aufwerfen, und ſomit für die gute Sache ſtreiten wollen, da hingegen dieſer tückiſche Themis-Prieſter hier den Beweis davon liefert, daß das Recht eine wächſerne Naſe habe.“

Dieſer heitere Geſprächston verklang allmählich in einen ernſteren, als der Amtsrath ſeines langen Außenbleibens wegen ſich zu entſchuldigen begann. In einiger Verwirrung ſagte er, er hätte ſich auf einem Spaziergange weiter verloren, als er zuerſt geſonnen geweſen, und dann, die Anweſenheit eines ſo lieben Beſuches nicht ahnend, einen anderen Rückweg eingeſchlagen, auf welchem ihm die Begegnung eines ſeiner Bekannten aus der Stadt, der nach Weidenberg geritten ſei, längere Zeit aufgehalten habe.

Die von dem Factor ſpäter gegebene Erklärung von der eigentlichen Abſicht ſeines Zuſpruchs in Grünbach ſchien dem Amtsrath nicht ſo ſehr zu überraſchen, als der Erſtere dies vorausgeſetzt hatte. Mit einer ſprechenden Pantomime, welche die Beſeitigung jedes dritten Zeugen als durchaus nothwendig erklärte, ſagte der Amtsrath, er würde in einem der nächſtfolgenden Tage Gelegenheit nehmen, mit dem Factor über ſeine Angelegenheiten zu ſprechen. Dieſer verſtand den Wink und ſchwieg.

Der Juſtizrath nahm des gaſtfreien Wirthes Einladung auf einen friſchen Wels und ein Glas echten Peter Mumm mit Vergnügen an, der Factor aber lehnte ſie ab, und fuhr, in ſtilles Nachdenken verſenkt, durch die im Maienthau duftenden Fluren der Stadt zu.

Der Amtsrath Römer war der Sohn eines wohlhabenden Pächters vom Lande, der es ſich in ſchlichter Redlichkeit ſein

Lebtag hatte ſauer werden laſſen, wie man zu ſagen pflegt, dafür aber auch ſeinen Fleiß und ſeine zufriedene Genügſamkeit von der Vorſehung reich belohnt ſah. In der That, konnte Jemand mit vollem Rechte ein geſegneter Mann genannt werden, ſo war es Vater Römer. Das Gelingen folgte jeder ſeiner Unternehmungen. Gottes Segen wogte in den üppigen Kornfeldern und ſchwellte die Aehren, Gottes Segen beugte die edeln Obſtbäume unter der Laſt ihrer Früchte und gab ſeinen Heerden Gedeihen.

Mit einer frommen Scheu und weiſen Mäßigung erfreuete der gute Pächter ſich ſeines Glückes. „Frau,“ ſagte er oft zu ſeiner ehelichen Gehülfin, „brich den Hungrigen das Brod, und ſo in Elend ſind, führe ins Haus; denn wie ſonſt anders ſollten wir Gott danken für ſeine Gnade, die täglich über uns neu wird?“

Nur der Wunſch nach Kindern war der einzige, welcher dem friedlichen Ehepaare unerfüllt blieb, und den Beſitz dieſer Schätze der traurigen Gewißheit unterwarf, daß ſie einſt lachenden Erben anheimfallen würden. Endlich aber, nach dem vergeblichen Harren langer funfzehn Jahre, ward auch dies Verlangen geſtillt. Frau Römer fühlte ſich Mutter, und als ſie ihrem entzückten Manne dieſe frohe Kunde gab, zog er erſt ſein Mützchen vom Haupte und richtete einen dankbaren Blick zum Himmel, dann drückte er ſein weinendes Weib an die ſchwellende Bruſt, und nannte es ſeine Sara.

Der Eigenthümer des Gutes, welches Vater Römer in Pacht hatte, war mittlerweile geſtorben, und Letzterer hatte von den Erben des Erſteren die Beſitzung für einen annehmlichen Preis gekauft. Aber dieſe Veränderung hatte auf die

Einfachheit ſeiner Lebensweiſe keinen Einfluß geübt, und dieſe demüthige Geſinnung verwandelte ſeine Untergebenen in treue Freunde, die mit Liebe und nach Kräften die Wohlfahrt ihres Brodherrn förderten, der in Sitte und Gewohnheit ſich ihnen gleichſtellte. So blieb ſein häusliches Leben unter dem Schutze ſtiller Unbemerktheit und geſichert vor den Feindſeligkeiten des Neides und der Mißgunſt, welche ſo oft die Rächer willkürlicher Ueberzeugungen ſind und den Freudenwein des Glücklichen mit Galle und Wermuth tränken; ſo wirkte keine Böswilligkeit der Menſchen den Segnungen des Himmels entgegen, welche in verſtärkter Fülle den Reichthum des dankbaren Empfängers mit jedem Jahre beträchtlich vermehrten.

Vater Römer's neugeborner Sohn ward Fürchtegott genannt, und das Kind blühete lieblich auf wie ein wildes Röslein in der Friſche der Landluft. Als der Kleine fünf Jahr alt war, ward er dem Unterrichte des Dorfſchulmeiſters übergeben, auf daß dieſer es leſen und ſchreiben lehren ſollte. „Herr Gevatter,“ ſagte der ländliche Pädagog zu ſeinem Gutsherrn, „in dem Knaben, dem Fürchtegott, ſteckt Etwas, das werden Sie einmal ſehen! Freilich iſt es ein Unband an Muthwillen und Leichtfertigkeit, aber das werden, wie die Erfahrung zeigt, oft die tüchtigſten Leute. Es wäre Jammerſchade, wenn der Spiritus des Jungen verſauerte. Sie ſollten einen Informator ins Haus nehmen!“

Vater Römer vernahm dieſe Aufforderung mit bedenklichen Mienen. Er entgegnete: „Die Leute würden mir dies als Hochmuth auslegen.“

„Hochmuth?“ wiederholte entrüſtet der Schulmeiſter, bei welchem der Wunſch, einer Lehreraufſicht über das Kind ſeines freigebigſten Gönners überhoben zu ſein, weil Rückſichten des Eigennutzes ihn hinderten, mit Ernſt und Nachdruck gegen ſeinen Schuler zu verfahren, ſich hinter den gegebenen guten Rath verſteckte, der, im Falle er befolgt und dann als bewährt erfunden würde, den Berathenen aufs neue zu ſeinem Schuldner machte; „was da! Die Leute ſchwatzen oft, wie Blinde von den Farben. Eher könnte man von Ihnen ſagen, Sie ſtelleten Ihr Licht unter den Scheffel. Ich will Sie in einen Spiegel blicken laſſen, worin dieſe Vorſtellung in ihrem wahren Lichte erſcheint.“ Und nun recitirte der Dorfdocent ſeinem Zuhörer die Gellertſche Fabel: „Ein Bauer, der viel Geld und zween Söhne hatte, nahm einen Informator an,“ u. ſ. w.; daß Vater Römer einer aufquellenden Thräne nicht wehren konnte, und bewegt ſagte: „Ja, das iſt auch meine Meinung. Ich will mein Vermögen zum Beſten meines Kindes benutzen und den Mann als meinen größten Wohlthäter erkennen und dankbar ehren, der mir dazu hilft, daß ich Freude und Ehre an meinem Kinde erlebe. Nur trage ich Sorge, daß der Weizen nicht mit der Spreu verwehet und Unkraut da gepflanzt werde, wo guter Same gelegt werden ſollte. Aber weiß ich doch, daß, wer mit rechtem Sinne ſuche, auch zu ſeiner Zeit ſinde, und nichts Falſches.“

Das Wort des Schulmeiſters war in empfänglichen Boden gefallen. Vater Römer war jetzt ernſtlich darauf bedacht, ſich nach einem jungen Manne umzuſehen, der die erforderlichen Eigenſchaften mit dem guten Willen verbände, ſich den Bedingungen des biederen Landmanns in Bezug auf die Grenzen des Unterrichts für deſſen Sohn, zu fügen, aber noch war ſein ſtilles Forſchen ohne den erwünſchten Erfolg geblieben.

Da eine Wollmarktsreiſe ihn nach R...... führte, beſchloß er, einen daſelbſt wohnenden alten Bekannten, vor deſſen Einſicht er große Achtung hatte, geheime Aufträge in dieſer Angelegenheit zu geben.

Von der Anſtrengung eines geſchäftsheißen Tages erſchöpft und ermüdet, trat Vater Römer in ein Weinhaus, wohin ihn der Käufer ſeiner Wolle beſchieden, um dort die ſchuldige Zahlung in Empfang zu nehmen. Der Wirth, welcher Römer ſeit langer Zeit kannte, ſagte demſelben, daß der Zahler vor einigen Minuten da geweſen ſei und ihm einen großen, ledernen Beutel mit Geld anvertrauet habe, mit der Bitte, ſeinen Gläubiger zu erſuchen, daß dieſer ein Stündchen auf ihn warte, weil ein dringendes Geſchäft ihn bis dahin in Anſpruch nehme. Vater Römer ließ ſich dieſen Verzug gern gefallen. Er warf ſich in ein kleines Sopha, und während er mit großer Behaglichkeit ein kaltes Rebhuhn verzehrte und ein Glas Rheinwein dazu trank, lauſchte er mit ſchweigender Neugier den Geſprächen der Anweſenden. Ihm zunächſt ſaßen, um einen langen Tiſch gereihet, eine Menge Fremder, unter ihnen mehrere Einwohner dieſer Stadt, welche mit ausſchließendem Intereſſe einen Gegenſtand der Unterhaltung behandelten, der bald dem Hörer im Sopha rege Theilnahme abgewann. Aus den Fragen der Fremden und den wiederholten Mittheilungen der Einheimiſchen ordnete ſich ihm der Zuſammenhang der Erzählung, welche wir unſeren lieben Leſerinnen in möglichſter Kürze geben wollen.

Die einträgliche Rectorſtelle bei einem Gymnaſium des Ortes, welches im beſten Rufe ſtand, war vor kurzer Zeit erlediget worden, und es hatten ſich eine große Anzahl Candidaten dazu gemeldet. Es fand kein Zweifel darüber Statt, wer unter denſelben der Tüchtigſte zu dieſem Amte wäre.

da bei der Prüfung ihrer Fähigkeiten ein junger Mann, Namens Jory, ſeine Mitbewerber ſo weit hinter ſich zurückgelaſſen hatte, daß von keinem Vergleiche zwiſchen ihm und Einem oder dem Andern unter jenen, und einer desfalls entſtehenden Uneinigkeit im Urtheile der erkennenden Behörde die Rede ſein konnte. Nur ein Umſtand verdiente beſondere Erwägung, der Candidat war kränklich. Sein Ausſehen, bleich und matt, ſchien von einem verſchwenderiſchen Aufwande der geiſtigen Kräfte zu zeugen, welcher auch die Quellen der körperlichen erſchöpfte; ſeine Augen ſchwach und angegriffen, ſchienen durch anſtrengende Arbeiten gelitten zu haben, der lichtſcheue Blick war offenbar krankhafter Natur. Aber dennoch wird einſtimmig dem geſchickten Jory die Stelle zuerkannt. Der neue Rector, welcher bisher ſich hatte ſehr beſchränken müſſen, iſt entzückt. Er ſpricht gegen einen vertrauten Freund ſeine Abſicht aus, nach der er eine ältere, verwachſene Schweſter, die ihn mit Muttertreue erzogen und nun in öder Verlaſſenheit von dem Fleiße ihrer, in Putzſachen kunſtfertigen Hände lebt, zu ſich nehmen wolle, um die Schuld der Dankbarkeit abzutragen. In der Freude ſeines Herzens überläßt er ſich ohne Einſchränkung dem Hange, anhaltend zu ſtudiren, und achtet nicht der Reizbarkeit ſeiner Augen, die ſolchen Frevel empfindlich ahndet. Er erkrankte an einer heftigen Augenentzündung; ein gröblicher Mißgriff des Arztes giebt dieſem Uebel die gefährlichſte Richtung, und der unglückliche Rector erblindet. —

Man wußte nicht, was man ſtärker und ſchmerzlicher ſchildern ſollte, ob die Selbſtvorwürfe des beklagenswerthen jungen Mannes, oder den ſtillen Jammer ſeiner elenden Schweſter, oder die Trauer der ganzen Stadt. Denn ein trefflicher Lehrer war hier durch den Verluſt der Sehkraft für die Schule zu Grunde gegangen.

So weit die Erzählung. Doch kein Wort erwähnte, ob irgend eine Veranſtaltung der Milde etwas zur Erleichterung des Zuſtandes dieſer Unglücklichen gethan. Nur Urtheile über den armen Jory und ſein Elend durchkreuzten bunt und wirr die lebendige Unterhaltung. Hier nannte ihn Einer einen Frevler an ſeinem eigenen Leibe; dort meinte ein Anderer, dem großen Wirkungskreiſe ſei ſeine körperliche Schwachheit nicht angemeſſen geweſen, und dieſer Unfall demnach als eine Schickung des Himmels zu betrachten. Ein Dritter behauptete, die dumpfe Stadt- und Stubenluft hätte den Candidaten ſiech gemacht, und auf dem Lande, bei mehrerer Bewegung im Freien, würde er ſich ſchnell erholen; und endlich glaubte ein Vierter, der Verluſt ſeiner Augen würde dieſem ſtillen Gemüthe vielleicht minder empfindlich ſein, als die Einbuße des Seelenfriedens, den die als höchſt unangenehm und ſchwierig bekannten collegialiſchen Verhältniſſe, in welche der neue Rector träte, unfehlbar beeinträchtiget hätten.

Wehmuth und Mitleid bedrängten das Herz des Gutsherrn im Sopha. Er ſchob das leckere Huhn und den perlenden Rheinwein zurück, und ſchien nur im Sinne des Gehörs zu leben. Geſpannt horchte er dem Geſpräche, bis dies den anziehenden Stoff mit gefühlloſer Gleichgültigkeit gegen einen Urtheilswechſel über die geſtern geſehene Theaterpoſſe: „Der Bär und der Baſſa,“ vertauſchte.

„Das iſt der Rechte!“ flüſterte der Geiſt des Erbarmens dem Vater Römer zu, und nicht gewohnt, dem Rufe der Gottesſtimme lange zu ſäumen, die in Regungen der Menſchenliebe zu uns ſpricht, erhob er ſich raſch und fragte die Wirthin, wo der Rector Jory wohne. Nachdem er nun berichtet worden war, ließ er den erwarteten Zahler durch die Frau erſuchen, ihm gleiche Gefälligkeit zu erzeigen und hier ein wenig ſeiner zu harren.

Das bezeichnete Haus war bald gefunden, mühſamer jedoch für den ſchwerfälligen Landmann zwei dunkle Treppen erſtiegen. Er pochte, man rief: „Herein!“

Eine kleine, höchſt verunglückte weibliche Geſtalt ſaß vor einem Haubenkopfe, auf welchem ihre abgezehrten Finger einem zierlichen Spitzenhäubchen die gefällige Rundung gaben, und blickte, einen Irrthum vorausſetzend, dem Eintretenden mit Befremdung entgegen.

„Um Vergebung, meine Wertheſte, wohnt hier nicht der Herr Rector Jory?“ ſagte der Letztere mit anſprechender Herzlichkeit in Mienen und Ausdruck.

Die blaſſen Lippen der kleinen Putzmacherin zuckten im Krampfe einer ſchmerzlichen Berührung. „Rector?“ wiederholte ſie, und der Ton, womit dies einzige Wort ausgeſprochen ward, voll Wehmuth und Herzeleid, drang dem alten Manne an die Seele. Ein Seufzer machte der engen Bruſt Luft, dann fuhr ſie fort: „Mein armer Bruder hatte freilich die Anwartſchaft auf das hieſige Rectorat, aber —“

Mit zarter Theilnahme antwortete Vater Römer: „Ich kenne ſein Unglück, und bin hergekommen, um — doch meine Liebe, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen erſt vorſtelle. Ich bin der Gutsbeſitzer Römer aus Erlenhof (hier machte die kleine Blaſſe ſchnell eine ſehr freundliche Verbeugung), und Vaters eines einzigen Sohnes, deſſen Wohl mir nach väterlicher Pflicht und Liebe dringend am Herzen liegt. Ja, ſehen Sie, das iſt nun ſchlimm: Worte machen war all mein Lebtage meine Sache nicht, vollends wenn mir, wie jetzt, die Bruſt voll war. Da dachte ich nun ſo, könnte Ihr Herr Bruder ſich entſchließen, zu mir zu ziehen, und würfe er dann und wann meinem Kleinen einen Broſamen von ſeiner Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit zu, ſo wäre uns Beiden geholfen. Ich habe das große Schloß und wohne nur par terre, die ſchönen, lichten, hohen Zimmer in den obern Stockwerken ſtehen leer, damit geſchiehet dem Hauſe kein Nutzen. Und Ihnen, mein gutes Kind, würde, denke ich, die friſche Bergluft auch wohlthätig ſein. Laſſen Sie den Plunder hier fahren! Die Glotzaugen da (bei dieſen Worten klopfte er mit dem ſtarken, ſilbernen Stockknopfe auf die anſehnliche Naſe des Haubenkopfs), mögen Ihnen wohl keinen Troſt in die Seele geblickt haben, wenn Ihnen bange danach war. Mein Lenchen bedürfte einer Handreichung bei der großen Wirthſchaft, und Ihnen würde dies eine kleine Zerſtreuung ſein. Verſteht ſich, nur Leichtes müßte Ihnen zugeſtanden werden, als etwa den Kaffee einſchenken oder die Milchſuppe einbrocken, Spargel ſtechen oder Aepfel auf die Backe ſchälen. Auch iſt mein gutes Weib eine ganz vortreffliche Krankenpflegerin; ſtieße Ihnen einmal etwas zu, ſo würde es Ihnen an Wartung nicht gebrechen. Ueberlegen Sie die Sache nun mit Ihrem Herrn Bruder, und ſpräche er Ja, ſo führe ich vergnügt von der Wollmeſſe nach Hauſe.“

Das Märchen hielt die, in Erſtaunen gleichſam ſtarrgewordenen Augen auf dem Sprechenden feſt. Jetzt, als er nun ſchwieg, wendete ſie ſich ein wenig gegen das offene Fenſter, welches von der Abendröthe vergoldet wurde, und der glühende Schein ſtrahlte von dem bleichen Geſichte wieder, als ob es den Himmel offen ſähe. Die Züge eines langen, geduldigen Grams wichen ſchnell einem Lächeln der Entzückung, einem Abglanze der Gottheit, deren helfende Nähe ſich verſichtbarte. Wie eine Träumende, oder als wäre ſie allein, ſprach ſie leiſe, indem ihre Hände ſich über der Bruſt falteten: „O Gott! Wie biſt Du doch in der Noth mit Hülfe allezeit denen nahe, die Dir vertrauen!“

Dankbare Thränen erglänzten in ihren Augen, welche nach der Höhe ſtrebten. Auch über Vater Römer's braune Wangen rollten ſchwere, wolluſtreiche Tropfen; er empfand die reinſte Freude, die der Menſch hienieden fühlen kann, und die ihm ein Vorſchmack der Seligkeit iſt, in dem Bewußtſein, der Engel Bedrängter, das Werkzeug einer rettenden Vorſicht geworden zu ſein. Ihr Reichen! Ihr Erhobenen! Zählt Ihr keine ſolcher Augenblicke unter Eure Beſitze und Eure Erhebungen, ſo ſeid Ihr dennoch arm, dennoch niedrig geſtellt!

Des Rectors Schweſter ergriff nun Römer's Hand, und ſagte gerührt: „Lieber Herr Römer, der Ruf ſagt nicht zu wenig von Ihnen, obgleich er Sie den edelſten Mann nennt. Ich gehe meinen Bruder zu wecken, der ein Stündchen ſeines Unglücks verſchlummert hat. Mit heißem Dankgefühle denke ich an die Worte: Den Seinen giebt Er's ſchlafend! —“

Sie ſchlüpfte in einen Alkoven, und kam bald darauf, einen jungen Mann von regelmäßiger Geſtalt führend, zurück, um deſſen lichtloſe Augen ein Tuch gebunden war. Vater Römer begrüßte ihn. Der blinde Jory erwiederte den kräftigen Handdruck des treuherzigen Landmannes und ſagte, mit einer angenehmen, ſonoren Stimme: „Meine Schweſter hat mir Ihre gütige Aufforderung mitgetheilt, die wohl mehr eine Wirkung Ihres menſchenfreundlichen Sinnes, als des vorgegebenen Bedarfs iſt, welchem ich nur in Schwachheit würde genügen können. Haben Sie auch erwogen, wie beſchränkt die Leiſtungen eines Blinden ſeien?“ Römer antwortete: „Was Sie in Ihrer Dunkelheit meinem Knaben gewähren können, wird noch Licht genug für ihn ſein. Er iſt jetzt neun Jahr alt, da hat es ſchon noch ein wenig Zeit mit den Sprachen, und ich hoffe mit Gott, daß aus Ihrer Nacht wieder Tag werde. Es giebt noch geſchickte Augenärzte, wenn auch freilich Manchem unter ihnen der Staar am Geiſte ſelbſt möchte geſtochen werden.“

Jory's Schweſter lächelte, ihr Bruder aber ſagte: „So mußte ich erſt erblinden, um meinen ſtillgepflegten, früheren Lieblingswunſch, den Genuß des Landlebens bei der Uebung des Berufes, welchem ich mich gewidmet, in Erfüllung gehen zu ſehen? — Wohlan! ich faſſe die Hand, welche ſich zu meiner Hülfe darbietet, und Gott wolle meine Kräfte ſegnen, auf daß ich mich dankbar beweiſen könne! Der Sehende wird nie vergeſſen, was der Blinde erfahren!“

Acht Tage ſpäter fuhr der Rector Jory mit ſeiner Schweſter in einem bequemen Wagen, den Vater Römer geſendet, nach Erlenhof ab, wo die Ankommenden mit der aufrichtigſten Freundlichkeit empfangen wurden.

Liebe und Wohlwollen machen die richtigſten Calcule, wenn gleich der Gewinn ihrer Berechnungen nicht durch Gold oder Silber nachgewieſen werden kann. Es fand ſich ſehr bald, daß Vater Römer ſein Kind nicht leicht beſſeren Händen hätte anvertrauen können. Jory's heller Geiſt, ſeine tiefen und vielſeitigen Kenntniſſe, ſein warmes Herz waren mit der glücklichen Gabe vereiniget, ſich dem Faſſungsvermögen der Kinder jedes Alters anzupaſſen, und dem Unterrichte eine ſehr gefällige Form zu geben. Dazu kam, um den Knaben für alles Schöne und Gute zu entzünden, daß die Vorſtellungen ſeines Lehrers jene unbeſchreibliche Farbe trugen, womit die Phantaſie den Blinden in der Regel Erſatz gewährt für die verlorene Anſchauung der herrlichen Außenwelt. Dieſe Vorzüge zu vollenden, wurden Jory's Beſtrebungen von dem Geiſte zarter Dankbarkeit und inniger Anhänglichkeit für die Eltern ſeines Schülers durchwehet, und er geizte nach der Gelegenheit, dem Knaben auf alle und jede Weiſe nützlich zu werden. Auch trug Jory's Schweſter, und zwar von Herzen, ihr Scherflein zu des Kleinen Vervollkommnung bei. Sie war des Bruders Auge und hütete daher den muthwilligen Knaben vor manchem Fehltritt, den der Erſtere nicht wahrnehmen konnte. Ihr angeborener Schönheitsſinn veredelte durch die Wirkung eines ſteten, ununterbrochenen Zuſammenlebens ſeinen Geſchmack, und gab ihm unvermerkt die würdigſte Richtung. Auch verſtand ſie, und zwar ſehr regelrecht, die lateiniſche und franzöſiſche Sprache, welches unſere Leſerinnen nicht mehr verwunderlich finden werden, ſobald ſie erfahren haben, daß die Geſchwiſter Jory Kinder eines Schulmannes waren, der auch ſeiner Tochter eine geiſtige Bildung gegeben hatte, die über den Kreis des gewöhnlichen weiblichen Wiſſens hinausreichte.

Der kleine Römer, welcher ſich plötzlich von dem mechaniſchen Unterrichte des Dorfſchulmeiſters in eine Aufſicht verſetzt ſah, die mit ſtiller Gewalt ſeine Seelenkräfte anregte, ſeine Neigungen leitete und eine neue Welt voll Wunder und Herrlichkeiten vor ſeinem Geiſte öffnete, gehörte keinesweges zu jenen unglückſeligen Günſtlingen, denen, als einzigen Kindern bemittelter Eltern, die thörichte Zärtlichkeit derſelben den Segen in Fluch verkehrt. Der Ernſt des Chriſtenthums hatte in den Herzen der Römerſchen Eheleute zu viel Raum gewonnen, als daß die Täuſchungen irdiſcher Eitelkeiten ſie über das Eine, was allein Noth thue, hätten verblenden können. Sie umfaßten den ſpätgeſchenkten, einzigen Sohn mit inbrünſtiger, aber wahrer Liebe; das heißt, ſie bezweckten ſein geiſtiges und leibliches Wohl, und benutzten die angemeſſenen Mittel, wenn dieſe ihnen auch ein ſtrenges Verſagen und empfindliche Züchtigung zur Pflicht machten. So bemerkte man an dem kleinen Fürchtegott neben einer weichen Gutmüthigkeit und ſcharfem Verſtande einen auffallenden Hang zur Fröhlichkeit und einer eigenthümlichen Abirrung derſelben, eine Luſt zu ſonderbaren Neckereien, die ſich jedoch allemal in einem Erweiſe des Wohlwollens auflöſeten — aber keine von den widrigen, dünkelvollen Unarten, welche ſo oft die Kinder der Begüterten und Vornehmen zu Gegenſtänden gerechten Unwillens und tiefer Abneigung machen. Unbeſchreiblich war der Einfluß, den in einer langen Reihe von Jahren, in welchen nichts Bedeutendes für den kleinen Hauskreis zu Erlenhof vorging, Jory und ſeine Schweſter auf ihren Schüler übten. Der Originalität von dem Charakter des heranwachſenden Jünglings unbeſchadet, verrieth doch Sinn und Gemüth an ihm deutlich den Geiſt ſeiner Bildner, die Einwirkungen der Verhältniſſe, in denen er gelebt, der Umgebungen, die ſein bisheriges Walten begrenzt hatten. Eine angeſtammte, tiefe Achtung vor Gott und ſeinem heiligen Worte, eine liebliche Frucht von der echten Frömmigkeit ſeiner Eltern, gab der raſchen Beweglichkeit ſeines Weſens eine feſte Stütze; dann geſtattete ihm die völlige Unbekanntſchaft mit den Sorgen des Lebens, die bunten Erſcheinungen derſelben mit Scherz und Laune zu behandeln. Jory's Unterricht hatte ihn mit dem Hochſinne ſeiner Namensverwandten, der Römer, aber auch mit ihrer Prachtliebe, ihrer Neigung zur Schwelgerei, bekannt gemacht, und wenn der feurige

Jüngling von den Thaten erſteren Gepräges mit einer Begeiſterung erfüllet ward, die ihn hoch über Gemeines erhob, ſo war es nicht zu verkennen, daß die Schilderungen dieſer ähnliche, wenn auch edler gerichtete Neigungen in ihm weckten. Die verwachſene Schweſter des ſogenannten Rectors, eines des vortrefflichſten, weiblichen Weſens, welches jemals zu den Ketten einer elenden Körperlichkeit verurtheilt war, beſtimmte endlich für immer ſeine Forderungen an das zweite Geſchlecht. Mild und zartſinnig, demüthig und vertrauend, ſtets bereit zum Entſagen und eben ſo willfährig zum Gewähren, weich gegen fremdes Leid und feſt gegen eigenes, hatte ſie ihn ſo an die Verehrung dieſer Tugenden gewöhnt, daß es ihm ſpäter unmöglich geweſen wäre, einem Mädchen ſeine Hand zu geben, dem die Mehrzahl derſelben gemangelt hätten. Einige Wochen waren Jory's in Erlenhof, als der kleine Fürchtegott, von der anziehenden Unterhaltung ſeiner neuen Lehrerin gewonnen und von ihrer mißgeformten Geſtalt abgeſtoßen, heftig ausrief: „Ach, Riekchen, wenn Du ſchön wäreſt und geſund, wie Paſtors Emilie, ich wollte Alles darum geben, was ich habe!“ Da netzte eine bittere Thräne Riekchens Auge, aber freundlich ſagte ſie: „Der Leib verblühet und wird einſt Staub und Aſche; die Seele aber ſteigt zu Gott, der ſie mit Licht bekleidet, wenn ich ſie hienieden durch keine Sünde entweihete.“

Zwei Jahre darauf, bei einer Veranlaſſung, die dem elfjährigen Knaben Riekchens geiſtige Liebenswürdigkeit beſonders anſchaulich machte, umfaßte er ſie mit Innigkeit, und flüſterte ihr leiſe zu: „Glaubſt Du es wohl, Riekchen? Es kommt mir manchmal vor, als trügeſt Du Dein lichtes Kleid jetzt ſchon!“ Da lächelte Riekchen Jory wie die befriedigte Gerechtigkeit, und freuete ſich der unzweideutigen Huldigung ihrer ſchönen Seele.

Den ausdauernden Bemühungen eines kenntnißreichen Augenarztes war es gelungen, die Nacht vor Jory's Augen in eine Dämmerung zu mildern, in welcher er die Gegenſtände wie durch einen dichten Flor zu unterſcheiden vermochte. Zwar ging es langſam mit der Beſſerung, aber der Arzt gab gute Hoffnung, und verſprach, ihn unter Gottes Beiſtande ganz herzuſtellen, wenn nämlich der Patient durch keine unzeitige Anſtrengung der leidenden Augen dieſem Streben entgegenwirkte. Bei ſolcher Verheißung ſagte Vater Römer: „Die Stunde, in welcher Sie zum erſten Male wieder klar ſehen, wird mir die Freudigkeit geben, die ich ſtets empfand, wenn die Sonne nach langer, trüber Zeit ihr liebes Antlitz entwölkte. Aber freilich, dann wird es auch bald heißen Adieu Erlenhof! Hier bleiben, wenn Gott gnädig geholfen, hieße Ihr Pfund vergraben.“ Da preßte Jory des alten Römer's Hand an ſeine Bruſt und antwortete: „O theurer Mann, den ich am liebſten Vater nennen möchte, wie können Sie ſo von mir denken? Das wiedergeſchenkte Augenlicht würde mir doppelt werth ſein, wenn es mich in den Stand ſetzte, Ihrem Sohne unbeſchränkter nützlich werden zu können. Daß dieſe Jahre meines Unglücks die ſüßeſten Erinnerungen meines Lebens einſchließen, daß ich in dieſer Hülfloſigkeit meines Zuſtandes dem Ueberfluſſe in den weichen Armen und an der Freundſchaft treuer Bruſt lag, das danke ich Ihnen und Ihrer Familie! Und wenn das Schickſal mich von Ihnen trennen ſollte, ſo wird Sehnſucht und Dankbarkeit mein Andenken an Erlenhof ſein und mich in jedem Augenblicke meines Lebens begleiten.“

Der Gebrauch des T......er Bades führte endlich Jory's vollendete Heilung herbei. Der junge Römer hatte ſeinen Lehrer dorthin begleitet, und an dem Tage ihrer beiderſeitigen Rückkehr nach Erlenhof ſendete der glückliche Fürchtegott mit Genehmigung ſeines hocherfreueten Vaters den ganzen Betrag ſeiner anſehnlichen Sparcaſſe an ein berühmtes Blindeninſtitut.

Ohne daß jemals eine Berathung darüber angeſtellt worden wäre, welcher Berufsart der junge Römer in Zukunft ſich weihen wolle, hatte man in ſtillabgeſchloſſener Uebereinkunft angenommen, daß er dereinſt die Beſitzungen ſeines Vaters verwalten und ſomit ein Landwirth ſein und heißen werde. Auch widerſprach des Jünglings Hang und die Richtung ſeiner Neigungen keineswegs dieſer Vorausſetzung. Er nahm regen Theil an den Beſchäftigungen, Einrichtungen und Bauten ſeines Vaters, doch oft ein Aergerniß an dem Eigenſinne, mit welchem der alte Römer die Lehre der Erfahrung den Unterweiſungen der Schreibtiſch-Oekonomen voranſetzte, und an der vorurtheilsvollen Feſtigkeit, womit er an allem Hergebrachten und Eingeführten hing. Jory's Schüler liebte zwar auch die Wiſſenſchaften, aber ſeine geiſtige Eigenthümlichkeit ſtrebte mehr dahin, das äußere Leben zu veredlen, zu ſchmücken und die Gegenwart ſo reichhaltig als möglich zu machen, als daß ſie beſchaulicher Natur geweſen wäre. Noch einige Jahre hatte der ſehend gewordene Jory mit vielen Segen in Erlenhof für ſeinen Zögling gelebt, und nun ſollten Beide auf Reiſen gehen; ſo war es Vater Römer's Wille. „Zuerſt gehen wir nach Italien," ſagte Jory, wenn von dieſer Reiſe die Rede war, „der Frühlingszeit unſerer Wanderung gehören jene Blüthen und Düfte, jene Entzückungen der Kunſt und die

Gefühle der Wehmuth, mit welchen Roms Denkmale an verſunkene Größe, an die Wandelbarkeit aller irdiſchen Herrlichkeit die Bruſt des Betrachtenden erfüllen. Dann beſuchen wir England, um in ſeinen Nebeln, in dem Getriebe der Induſtrie und Speculation die Gluth der Begeiſterung abzukühlen, und endlich kehren wir nach Deutſchland zurück, um Treue und Redlichkeit zu üben, und das lange, oft froſtige Leben durch die Erinnerungen an das ſchöne Südland zu erwärmen, und die Gewinne des Verſtandes, welche wir der britiſchen Inſel verdanken, praktiſch anzulegen.“ Es geſchahe alſo.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechzigſter Band.

Der Amtsrath. Zweiter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Amtsrath.

Nach dem Verlaufe von beinahe zwei Jahren langten die Reiſenden wieder in der Heimath an, wo wichtige Veränderungen ihrer harreten. Mutter Römer, welche ſeit längerer Zeit gekränkelt, und deren Sehnſucht nach dem abweſenden Sohne nur das ſchwache Flämmchen ihres Lebens vor dem Erlöſchen geſchützt hatte, ſegnete mit mütterlicher Freude den Zurückkehrenden; dann verglomm der matte Strahl. Dieſem traurigen Ereigniſſe ſtand eines von froher Bedeutung gegenüber. Der Rector zu N......, welcher damals an Jory's Stelle gewählt worden, war geſtorben, und der tüchtige Jory, noch im ehrenden Andenken ſeiner Wähler, erhielt zum zweiten Male die Aufforderung, dieſe Stelle zu bekleiden. Die Fügung der Umſtände, unter denen dieſe ungeſuchte Berufung geſchah, ſtimmte dafür, daß der Wink von Dem komme, welchem wir ja nur zu unſerem Heile folgen, und Jory's Thätigkeitstrieb, der in Erlenhof keine angemeſſene Wirkſamkeit mehr fand, ergriff verlangend die dargebotene Möglichkeit zu ſeiner Uebung, wenn gleich das Herz des Dankbaren ſich dagegen ſträubte, die Bande zu löſen, welche ihn an ſeine zeitherigen Verhältniſſe innig geknüpft hielten.

So hatte denn das Hausleben in Erlenhof einen Umſchwung erlitten. Nur Vater und Sohn walteten, und obſchon zu gemeinſamem Zwecke, ſo doch in ſtörender Wechſelwirkung ihrer verſchiedenartigen Anſichten und Meinungen auf einander. Des Sohnes Neuerungsluſt und heftiges Zufahren zerſchellte an der eiſernen Kälte, womit der Vater an dem hielt, was er als erprobt kannte. Der Sohn wollte verſchönern, der Vater war angelegentlich bemühet, Nutzen zu ſtiften, und ſo mochten wohl Beide im Trotze auf ihr Recht bis an das Aeußerſte gehen und die Wahrheit in der Mitte liegen laſſen, wo ſtets ihr Platz iſt.

Einige Jahre waren wiederum vergangen, in denen mancherlei Reibungen dem guten Vernehmen zwiſchen Vater und Sohn oft Eintrag gethan, und Beiden den Mangel eines weiblich verſöhnenden Wirkens fühlbar gemacht hatten. Da ſagte eines Tages Vater Römer zu ſeinem Sohne: „Höre, Fürchtegott, ich habe Alles wohl überlegt und einen Entſchluß gefaßt, der, ich hoffe es mit Gott, unſere gegenſeitige Liebe in Schutz nehmen ſoll, welcher die unſelige Rechthaberei und die Fehler unſerer Jahre zeither zuweilen Abbruch gethan haben. Dir brauſt der Kopf, mir mag er wohl zu kühl geworden ſein. Du willſt Oben hinaus, ich kann vor lauter Bedächtigkeit nur langſam weiter. Du, mit der Parteilichkeit der Jugend, entſcheideſt Dich für das ungeprüfte Neue; ich, mit der Erfahrung meiner Sechzig, hange am bewährten Alten. Das ſtimmt nicht zuſammen. Du kannſt mein Amtmann nicht ſein, und ich will mich nicht zu Deinem Herrn aufwerfen. Alſo iſt es beſſer daß unſere Wege ſich äußerlich ſcheiden, ehe Verſtimmung und Unwillen die Herzen aus einander brächte. Hier, mein Sohn, haſt Du achtzigtauſend Thaler in ſicheren Papieren, über welche Summe Du zu eigenem Beſitz frei und uneingeſchränkt verfügen kannſt. Betrachte ſelbige als einen Fond, den zu verſtärken ich zu jeder Zeit bereit ſein werde, ſobald ein vernünftiger Zweck den Bedarf rechtfertiget. Ich bin ein ſehr reicher Mann durch Gottes Gnade (bei dieſen Worten nahm Vater Römer ſein Mützchen ab), und auch ein glücklicher; denn ich darf Dich meines Reichthums verſichern, ohne zu fürchten, daß Du Mißbrauch von dieſer Kenntniß machen werdeſt. Kaufe Dir nun ein Gütchen, wo und von welcher Art Du willſt. Wählteſt Du jedoch eines nicht allzuweit von Erlenhof gelegen, ſo würde Dein alter Vater Dir es Dank wiſſen. Und nun, lieber Junge, nimm noch guten Rath von mir an; Du kaufeſt manchen Vortheil wohlfeil dafür ein. Prüfe Alles, und das Beſte behalte! Gieb jeder Zeit ihr Recht. Das Leben iſt ernſt, mache es zu keiner Spielerei. Halte zuſammen, was Du haſt, und ſuche es zu vermehren zu Gunſten der Armen und Bedürftigen. Traue nicht dem Anſcheine von Freundſchaft, die reichen Leuten ſo willfährig entgegengebracht wird; findeſt Du jedoch einen redlichen Freund, ſo theile mit ihm, was nur irgend theilbar iſt, denn ein treues Herz iſt mit keinem Golde aufzuwiegen. Und endlich habe Gott vor Augen und im Herzen, auf daß Du in keine Sünde willigeſt. Amen!"

Dem Vater brach die Stimme, dem Sohne das Herz, weinend hingen ſie Einer in des Anderen Armen.

Da in der Nähe von Erlenhof, im Umkreiſe mehrerer Meilen, grade kein Gut käuflich war, das den Wünſchen und Abſichten des jungen Römer's entſprochen hätte, ſo blieb der Letztere noch im Vaterhauſe, und die weiſe Verfügung des Alten hatte die gegenſeitige Stellung Beider auf das erwünſchteſte verändert. Die Ausſicht auf eine Unabhängigkeit, deren Zeitigung nur von ihm ſelbſt abhing, gab dem heftigen Sohne jene ſanfte Fügſamkeit in die Beſchlüſſe des Vaters, die um ſo leichter anzueignen iſt, als die Hoffnung auf baldige Eigenmächtigkeit über den Druck der Unterordnung tröſtet. Der Vater, welcher mit eiferſüchtiger Strenge über ſein Anſehn wachte, und es oft zur Ungebühr gegen des Sohnes beſſere Einſicht behauptete, doch aber auch ſeinen Einzigen zärtlich liebte, behandelte dieſen jetzt zart, und ſchon wie einen werthen Gaſt, um ihn ſo lange als möglich in ſeiner nächſten Umgebung zu behalten. Endlich machte der junge Römer ſeinem Vater die Eröffnung, daß er eine zweite Reiſe nach England unternehmen und dort ſich längere Zeit aufhalten wolle, um ſeine ökonomiſchen Kenntniſſe durch die ſpeculativen Anſichten dieſer Nation zu vervielfältigen, und das Maſchinenwerk derſelben, das zur Erreichung der Zwecke dienen ſolle, welche die Landwirthſchaft anſtrebt, für die Tauglichkeit ſeiner Anwendung zu prüfen. Vater Römer wendete nichts dagegen ein, wohl aber widerrieth er ernſtlich dem Sohne, nicht alles Geld mitzunehmen, was dieſer aus irgend einem Grunde beinahe Willens war. „Nein, mein Sohn,“ ſagte der beſonnene Alte, „das thue nicht. Und wozu wäre es auch nöthig? Du wirſt in England Dich nicht ankaufen, auch keine Einkäufe machen wollen, welche dieſe Summe erforderten. Schon die Hälfte davon würde ich für Ueberſchwang erklären, wenn ich nicht wüßte, daß man mit größerem Vergnügen reiſet, wenn man weiß, daß man dasjenige im Ueberfluſſe bei ſich führe, was auf Reiſen ſo leicht verloren gehen kann und ſo ſchwer zu erſetzen iſt, das Geld.“

Ein halbes Jahr hatte der junge Römer ſich in London aufgehalten, und dieſe Zeit für ſeine Abſichten wohl benutzt. Seine Abreiſe war nunmehr beſtimmt, und die Sehnſucht nach der Heimath bewillkommte mit froher Ungeduld den Tag, an welchem er die britiſche Hauptſtadt verlaſſen wollte.

Es war ein friſcher Herbſtmorgen, deſſen ſcharfe Kühle die Schritte der Gehenden beeilte, deren man in der tiefen Sonntagsſtille, die bekanntlich in London waltet, weit weniger als ſonſt wahrnahm. Mit Haſt, von den Beſorgungen des Weggehens zerſtreut, die unruhigen Gedanken halb der Reiſe zugewendet, eilte der junge Römer den Ufern der Themſe zu. Er ſchritt durch eine Nebenſtraße, und mit dem Geize, mit welchem der Scheidende ſeiner Erinnerung Gegenſtände einzuprägen ſtrebt, in deren Spiegel allein er ſie wiederzuſehen hoffen darf, heftete er ſeine Blicke auf jedes bemerkenswerthe Gebäude, das ſein Geſichtskreis umfaßte. So, der Achtſamkeit auf ſeine eigene Perſönlichkeit ermangelnd, ward er von der, eines fremden jungen Mannes angeſprochen, der ihm begegnete, und deſſen Kleidung und Manieren den Deutſchen zu verrathen ſchienen. Der Fremde, von angenehmer Geſtalt und edler Haltung, aber etwas bleich und verſtört, kam von der entgegengeſetzten Seite und ging langſam die Straße aufwärts, welche Römer hinabeilte. Seine Blicke feſt am Boden haftend, dienten der Neugier nicht, ſondern ſchienen der ſinnenden Betrachtung eines Kummers zu gehören, welcher ſich in ſeinen regelmäßigen Zügen ausdrückte. Eine geheimnißvolle, magnetiſche Kraft zog die Aufmerkſamkeit beider junger Männer an einander, doch nur einen Augenblick lang; denn jetzt verſchwand Römer um eine Straßenecke. Der Fremde war noch einige Schritte gegangen, als er ein Taſchenbuch liegen ſah, welches wahrſcheinlich der ihm Begegnende verloren haben mußte, da ein ſo ins Auge fallender Gegenſtand nicht lange unbeachtet geblieben wäre. Er nahm es auf, und ſprang zurück, aber Römer's hohe Geſtalt mit dem weißlichleuchtenden Mantel und dem Hute, mit Wachstaffent überzogen, war nirgends mehr zu ſehen. Betroffen blieb der Finder ſtehen, unentſchloſſen, was er thun ſolle. Er betrachtete das Taſchenbuch von rothem Maroquin von allen Seiten. Ein kleiner Schlüſſel ſteckte im Schloſſe, welches er jetzt öffnete, um zu ſehen, ob der Inhalt den Verluſt zu einem bedeutenden mache. Aber wer beſchreibet ſein Entſetzen, als er eine beträchtliche Summe in Papieren neben einer Menge mathematiſcher Zeichnungen und verſchiedenen Aufſätzen darin fand.

„Großer Gott!“ ſagte er beſtürzt, „der Unglückliche, der in der Achtloſigkeit auf ſein Eigenthum vielleicht ſein ganzes Vermögen verlor; in welcher Angſt wird er ſchweben, ehe er weiß, daß es gerettet ſei!“

In wachſender Beängſtigung, die ihn zu keinem Entſchluſſe kommen ließ, ſtand er zögernd auf dem Platze, wo der Fund gelegen hatte, und wußte nicht, ob er dem Verlierenden nacheilen, oder deſſen vermuthliche Wiederkehr hier abwarten ſolle.

Da öffnete ſich die Thür des Hauſes vor welchem er ſtand, und heraus trat ein wohlgekleideter Mann, dem Greiſenalter nahe, aber noch in rüſtiger Kräftigkeit. Ihm folgte ein Bedienter, der ein paar ſchwarz eingebundene Bücher trug, und ſomit die Abſicht, in welcher der fromme Alte ſein Haus verließ, den muthmaßlichen Kirchgang andeutete. Der junge Fremde trat ihm ſchnell entgegen, und redete ihn in gutem Engliſch und mit deutſcher Beſcheidenheit in folgenden Worten an: „Um Vergebung, mein werther Herr! Begrüße ich in Ihnen den Eigenthümer dieſes Hauſes?“ Der Alte ſtutzte, aber bejahete die Frage freundlich. „Nun denn,“ fuhr der Erſtere fort, „ſo richte ich, ein Fremder, der, eben erſt in London anlangend, einen Unfall von ſonderbarer Art erfährt, eine Bitte, mit dem Vertrauen an Sie, welches Ihre ehrwürdige Geſtalt mir einflößt. Der Zufall läßt mich ein Taſchenbuch finden, deſſen Inhalt von großem Werthe iſt, und das wahrſcheinlich ein junger Mann verloren hat, der vor etwa zehn Minuten hier raſch an mir vorüberging. Unbekannt mit allen hieſigen Oertlichkeiten und mit den Maßregeln, welche ich zu nehmen hätte, um dem Armen ſeinen Verluſt zu erſtatten, bin ich für jetzt noch zweifelhaft, ob es nicht beſſer gethan ſei, hier die Wiederkehr des Mannes abzuwarten, der doch bald das Verlorne vermiſſen und den genommenen Weg zurückmachen dürfte, als daß ich bei der Unkunde von dem Ziele ſeines Ganges mich vergebens abquälte, ihn aufzufinden. Wenn mich nun Ihr gütiger Rath für das Erſtere beſtimmte, ſo würde ich Sie zugleich um die Erlaubniß erſuchen, an dieſem Fenſter Ihres Hausflurs der willkommenen Erſcheinung harren zu dürfen.“

Der Brite hatte den Jüngling mit beifälligem Erſtaunen angehört. „Nicht Jeder,“ antwortete er mit einem Lächeln, „würde geneigt ſein, einen Fund, und zudem von dieſer Art, mit dem Namen Unfall zu bezeichnen.“

In den düſteren Augen des fremden Jünglings entbrannte ein zürnendes Feuer. Stolz erwiederte er: „Ein echter Deutſche kennt keinen anderen Maßſtab für die Erfahrungen ſeiner Nebenmenſchen, als den, womit er das eigene Wohl und Weh ermißt, und demnach dürfte das Wort, welches ich gebrauchte, nur eine ſehr mäßige Benennung für einen Verluſt von der Beträchtlichkeit des erlittenen ſein.

Der Chriſt jedoch begehrt auch in Gedanken das nicht, was ſeinem Bruder gehört.“

„Trage die Bücher zurück, John! Wir gehen nicht in die Kirche!“ herrſchte der Alte dem Bedienten zu, indem er das feine Bambusrohr mit dem goldenen Knopfe aufhob und es rückwärts ſchwang; mit anmuthiger Heiterkeit gegen den Jüngling gewendet, fuhr er fort: „Die Predigt hätte ich ja gehört, kurz, aber erbaulich.“

Gaſtfreundlich nöthigte er nun den jungen Mann einzutreten, aber wie ſehr er auch in ihn drang, in einem Zimmer des erſten Stockes zu warten, ob der Fremde als Sucher ſich zeige, ſo war doch der Erſtere von dem Hausflurfenſter nicht wegzubringen, weil er befürchtete, daß, während er die Treppe erſtiege, oder über den Saal ginge, der Erwartete ihm entgehen könnte.

Der Hausbeſitzer, ein anſehnlicher Kaufmann und Fabrikenherr, leiſtete, auf einer gepolſterten Bank ſich niederlaſſend, dem ſeltſamen Zuſpruche Geſellſchaft. Er knüpfte das abgeriſſene Geſpräch mit den Worten an: „Und der Betrag der inliegenden Papiere iſt alſo von Belang?“ Der Fremde nannte die Summe mit der Wichtigkeit, worin der Kaufmann die Zahlen ſolcher Summen betont, und der Bedeutung, womit derjenige den Werth des Geldes anſchlägt, der es als das Hinderniß und die Bedingung ſeines ſchönſten Glückes betrachten muß. „Hm!“ erwiederte der Alte, „ein Windflügel muß der doch ſein, welcher das Buch verlor; ſolche Summen ſteckt man nicht in die Weſtentaſche.“ „Ach!“ verſetzte der Jüngling, indem er unverwandten Blickes auf die Straße ſtarrte, „ich könnte dem Fremden deßhalb ordentlich gut ſein. Wer ſein einziges

Augenmerk nicht auf das Geld richtet, iſt gewiß von mehr als einer Seite achtungswerth.«

»Junger Mann,« ſagte der Alte, »es wird in Deutſchland, von deſſen moraliſcher Verfaſſung Sie mir ſo eben ſehr Erfreuliches erzählten, wohl auch Sitte ſein, daß alte Leute das Vorrecht haben, zuweilen um Etwas zu fragen, was ſie nichts angeht, ohne daß ihnen die Jugend eine freundliche Antwort vorenthält. Genießen Sie ſelbſt das Glück des Wohlſtandes?«

Es war, als hätte der Alte mit dieſer Frage eine wunde Stelle im Gemüthe des Jünglings berührt. Schmerzlich biß der Angeſprochene in die wohlgeformte Unterlippe, und ſprach: »Der Begriff des Reichthums iſt ſo relativ, daß ich in Wahrheit! kaum weiß, wie ich die Antwort zu ſtellen habe. Ich bin wohlhabend, weil ich keinen Mangel kenne, keine Schulden mich drücken, und ich ein kleines Vermögen beſitze, das mir mehr giebt, als ich bedarf; ſomit dürfte ich ſagen, ich ſei reich. Doch muß ich mich arm nennen, weil dieſer Zuſtand meiner Finanzen einem Manne nicht genügt, welcher die Gewalt hat, den theuerſten Beſitz, nach dem ich ringe, zu verſagen oder zu gewähren.«

»Aha! ich verſtehe!« antwortete der kluge Fabricant; »ein Schwiegervater vermuthlich, der ſein hübſches Töchterchen um den höchſten Preis losſchlagen will. Doch, deutſcher Freund, ich muß noch einmal fragen: Wäre Ihnen mit der Summe im Taſchenbuche geholfen geweſen?«

Der Gefragte zögerte überlegend mit der Antwort, endlich gab er ſie. »Faſt glaube ich, daß — — — Gott! dort aber ſehe ich den weißlichen Mantel flattern!« Und mit einem Sprunge war er zur Thür hinaus und der Ecke zugeeilt, wo Römer mit erbleichtem Geſicht, ſcheu und ängſtlich um ſich blickte. Vielleicht war es die richtige Ahnung von der Landsmannſchaft des Suchenden, oder nur die Freude, einem Andern eine ſehr große bereiten zu können, was den fremden Jüngling ſo ganz und gar den Ort vergeſen ließ, wo er ſich befand, daß er Römer in deutſcher Sprache anredete und ſagte: „Mein Herr! ſuchen Sie vielleicht Etwas?“

„Gerechter Himmel!“ antwortete Römer, „wäre es möglich! Sie hätten gefunden, was ich verloren, und ich in dem glücklichen Finder einen Landsmann? Ein Taſchenbuch in rothem Maroquin eingebunden, mit ſilbernem Schloß — — —“

Mit leuchtenden Blicken reichte der junge Mann das bezeichnete ſeinem Eigenthümer dar, und ſprach: „Es gewährt mir das innigſte Vergnügen, Ihnen daſſelbe unverſehrt wieder zuſtellen zu können.“

Ein froher Schrecken röthete Römer's Geſicht. In dem Andrange der Ueberraſchung ſtammelte er: „Wie ſoll ich Ihnen, mein braver Landsmann, genug danken?“ „Wofür?“ fragte der Fremde dagegen mit heiterer Ruhe; „daß ich dies Buch aufnahm, welches eine freundliche Zufallsfügung vor meine Füße gelegt hatte? Oder, daß ich hier ein Viertelſtündchen ſäumte, um die Wiederkehr des geängſtigten Suchers zu erwarten? Beides giebt mir ſehr unerhebliche Anwartſchaft auf Ihre Erkenntlichkeit. Ich bin vielmehr Ihrem Verluſte die Freude ſchuldig, meinen Eintritt in London durch einen glücklichen Fund bezeichnet zu ſehen, was ich bei der Abſicht meiner Reiſe für ein günſtiges Omen zu deuten geneigt wäre.“

Die wenigen Augenblicke, in denen dieſer Zwieſprach gehalten wurde, drängten Römer in die peinliche Klemme, zwiſchen den Forderungen ſeines Dankgefühls und der zarten Achtung, welche des Fremden Betragen in ihm erregte, und ihm nicht geſtattete, den Finder auf gewöhnliche Weiſe abzulohnen. Indem er ſeine goldene Repetiruhr mit der feingearbeiteten Kette von dem gleichen, edeln Metall und den Berloques, an denen der erſte Goldarbeiter in London, ſeine Kunſt erſchöpft hatte, hervorzog und ſie mit anmuthiger Geberde dem jungen Manne überreichte, ſagte er: „Aber ein Andenken an meine Dankbarkeit werden Sie doch nicht verſchmähen? So oft dieſe Uhr Ihnen ſchlägt, erinnere der Klang derſelben Sie an einen Landsmann, deſſen ſchönſte Stunde, welche er auf engländiſchem Boden verlebte, die war, wo er deutſche Redlichkeit fand.“

„Die Uhr mußt Du nehmen, mein deutſches Goldjungchen!“ entſchied der alte Fabricant, der ſeinem Gaſte nachgefolgt war und unbemerkt von dieſem hinter ihm geſtanden hatte. Er ſagte dieſe Worte ſo komiſchgebietend, und zugleich mit einem Ausdrucke von treuherziger Traulichkeit, ſo daß nur ein Milzſüchtiger ſie hätte übel nehmen können.

Jetzt kam Römer's Bedienter athemlos herbeigeſprungen, und berichtete ſeinem Herrn, daß die Schiffsleute ungeduldig wären und nicht länger warten wollten. Sie verlangten zu wiſſen, ob ſein Herr noch mitfahren würde, oder nicht? Und er hätte ſich ſchon die Beine abgelaufen, um ihn aufzufinden.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?“ fragte Römer im Fortſtreben, mit einem warmen Händedrucke. „Meinen Namen?“ wiederholte der Gefragte, den Kopf ſchüttelnd, „wozu? — Wir ſehen uns doch wahrſcheinlich in der Ewigkeit wieder, und da haben wir Alle nur einen Namen. Adieu, Landsmann! Glück auf die Fahrt und Grüße an das Heimathland!“ Dieſe letzten Worte verwehete ein Seufzer, welchen der rauhe Morgenwind den Lippen des Redenden entführte.

Als der noch aus weiter Ferne Abſchied winkende Römer den Blicken der ihm Nachſehenden entſchwunden war, ſagte der alte Engländer zu dem jungen Deutſchen: „Mir aber, mein lieber Herr, werden Sie Ihren Namen ſchon nennen müſſen; denn ich bin alles Ernſtes geſonnen, Ihre Bekanntſchaft fortzuſetzen, wozu wir bei einem Frühſtücke die nähere Einleitung machen wollen.“ Hiermit zog er den Fremden ſeinem Hauſe zu. Als der Letztere ſeinen Namen und Stand dem gütigen Wirthe genannt hatte, ſagte dieſer: „Und wenn ich noch einmal fragen darf: — in welcher Abſicht ſind Sie nach England gekommen?“ „Mein Glück zu ſuchen, und im Falle ich es hier nicht fände, nach Indien zu ſchiffen,“ antwortete der Fremde mit einer leiſen Biterkeit. „Nun dazu wäre ein guter Anfang gemacht,“ verſetzte der Alte; „aber freilich, wenn man ſo ſtrebt, es wieder los zu werden — — — —“ Der Deutſche blickte den Britten mit ſcherzhaftem Grollen an, und dieſer fuhr fort: „Schon gut, ſchon gut. Ich möchte ſonſt wieder eine Abhandlung zu hören bekommen. Doch, junger Freund, wenn Sie es denn durchaus für kein Glück anſehen wollen, daß Ihnen bei den erſten Schritten auf den Londoner Straßen, ſolche Summen zu Füßen liegen, ſo dürften Sie es aber vielleicht als einen Gewinn betrachten, daß eben dies Ereigniß und Ihr Benehmen dabei Ihnen das herzliche Vertrauen eines Mannes gegeben hat, der nicht gewohnt iſt, verſchwenderiſch damit umzugehen. Laſſen Sie mich gerade herausſagen, was ich meine. Mein Buchhalter, ein geborener Irländer, kehrt in einigen Wochen nach Dublin zurück, wo er eine Erbſchaft zu heben hat. Die Stelle, welche mehr bindende, als ſchwierige Obliegenheiten mit einer nicht ganz unbeträchtlichen Einnahme verbindet, iſt noch unbeſetzt, weil weniger glänzende Fähigkeiten die Bedingung derſelben ſind, als es die ſtrengſte, gewiſſenhafteſte Rechtlichkeit iſt, und man leider! eher jene als dieſe aufzufinden vermag. Es ſind mir viele junge Männer dringend empfohlen worden, aber dieſe Empfehlungen fließen nicht immer aus den lauterſten Quellen, und ſo möchte ich lieber meinem eigenen Urtheil die Wahl vertrauen. Zur Sache alſo. Sie kommen hier an. Der Fund, welchen Sie erblicken, erregt Ihnen Beſtürzung und läßt Sie an nichts denken, als an die Angſt deſſen, der das werthvolle Taſchenbuch verlor. Dies iſt Selbſtloſigkeit, die dafür bürgt, daß Ihr Herz ein treuer Behälter für das Intereſſe Anderer ſei. Ferner, ſtreben Sie mit Hintenanſetzung Ihrer Geſchäfte und Bedürfniſſe, den Verluſt zu erſtatten. Dies iſt Gerechtigkeit und Menſchenliebe. Drittens, verhindern Sie durch die Superiorität Ihres Betragens, daß der mit Achtung für Sie erfüllte Fremde Ihnen eine anſehnliche Belohnung anbiete; dies iſt Ehrgefühl und Uneigennützigkeit. Endlich, nennen Sie ihm Ihren Namen nicht, weil Sie die Ewigkeit, wo wir dieſe Bezeichnungen nicht mehr brauchen werden, feſt an dieſes Leben knüpfen. Dies iſt Chriſtenſinn und Chriſtenglaube. — Könnte ich mir eine Vereinigung beſſerer Eigenſchaften an meinem Buchhalter und Stellvertreter wünſchen? Und ſo frage ich Sie hiermit, wollen Sie in dieſer Qualität bei mir bleiben?«

Der Gang unſerer Erzählung geſtattet nicht, daß wir uns vorläufig bei der Antwort auf dieſe Frage und der an ſie geknüpften Ereigniſſe aufhalten, ſondern erheiſcht, daß wir dem jungen Römer auf der Reiſe in das Vaterland folgen.

Mit den ſonderbarſten Empfindungen hatte der Schluß-Act in London das Gemüth des Scheidenden erfüllt. Lange noch, nachdem die prächtige Stadt längſt ſeinen Blicken entſchwunden war, beſchäftigte ſich ſein Nachſinnen mit der Geſtalt und der Handlungsweiſe jenes Fremden, der ihn ſo wunderbar angezogen hatte. Wenn es ſchon für ein weniger großmüthiges Herz, als Römer es beſaß, quälend geweſen wäre, einem Unbekannten hoch verpflichtet geworden zu ſein, ſo fand dies in dem gegenwärtigen Falle um ſo mehr Statt, als der intereſſante Fremdling durch einen Ausdruck ſtillen Kummers die zarteſte Theilnahme ſeines Schuldners anregte, und dadurch, daß er es verſagt, ſeinen Namen zu nennen, und ſomit jede Gelegenheit abgeſchnitten hatte, daß der Letztere in der Folgezeit ſeine Verpflichtung auf eine oder die andere Weiſe abtragen könne.

Vielleicht ſind wenige unter unſeren Leſerinnen, welche das Gefühl nicht aus eigener Erfahrung kennen, das uns zuweilen bei dem erſten Anblicke einer Perſon erfaßt. Es iſt dann, als verwirkliche ſich uns ein ſüßer, längſtverdämmerter Traum, oder als hätten wir das gefunden, was wir ſo lange vergebens geſucht, oder als könnten und würden wir den nie mehr laſſen, der uns doch ſehr vorübergehend auf dem Lebenswege begegnet, oder als erwarteten wir mit ſeltſamer Zuverſichtlichkeit von der neuen Bekanntſchaft eine heilbringende Einwirkung auf unſere äußere oder innere Verfaſſung. Dürfte ſolch ein ſympathetiſches Gefühl nicht aus einer früherbeſtandenen, geheimnißvollen Verknüpfung zwiſchen uns und dem Gefundenen erklärt werden, ſo deutet es vielleicht ahnend auf einen künftigen, engeren Zuſammenhang, auf eine Verwebung, in welcher die Vorſicht die Schickſalsfäden der Angezogenen zu einem Knoten ſchlang. Wir werden ſpäterhin erfahren, auf welche Art das Intereſſe ſich rechtfertiget, das Römer an der flüchtigen Bekanntſchaft des jungen Landsmanns nahm.

Nur noch vier Meilen von dem Geburtsdörfchen Erlenhof entfernt, kam Römer durch das romantiſch gelegene Grünbach. Von der reizenden Lage dieſes Oertchens entzückt, deſſen üppigwilde Anlagen von keiner bildenden Hand geregelt worden waren, erkundigte ſich Römer, wem es gehöre, und erfuhr, daß es ſeit einigen Monaten zum Verkaufe frei ſtehe. Ohne alles Bedenken über den zu nehmenden Entſchluß entſchieden, fuhr er nach dem nahen W......, ging daſelbſt zu dem Bevollmächtigten des abweſenden Gutsherrn, und leitete die Kaufunterhandlungen mit ſo glücklichem Fortgange und Erfolge ein, daß er ſchon nach wenigen Stunden als der Eigenthümer der ſchönen Beſitzung dem heimathlichen Ziele weiter zueilte.

Vater Römer empfing den zurückkehrenden Sohn mit lebhafter Freude. Er gewährte dem Kaufe von Grünbach ſeinen vollen Beifall und überraſchte den neuen Gutsherrn mit einem angemeſſenen Titel. Ein dankbarer Gönner Römer's des Älteren hatte es zu veranſtalten gewußt, daß dieſem das Amtsrathprädicat zugeſendet würde, der ſchlichte Mann hatte aber den zugedachten Vorzug abgelehnt. Es mußten Urſachen obwalten, welche es durchaus wünſchenswerth machten, die Römer's zu verbinden, und ſo ward der vom Vater verſchmähete Titel dem Sohne dargeboten, und zwar auf eine Weiſe, welche das abermalige Ausſchlagen deſſelben zu einer Beleidigung gemacht haben würde. Vater Römer holte nach der Erzählung dieſer Anerbietungen das Beglaubigungsſchreiben herbei und wünſchte mit väterlichen Scherzreden dem Herrn Amtsrathe Glück zu der erlangten Würde. Bald darauf nach kurzer Erholungszeit, im Vaterhauſe verlebt, zog der nunmehrige Amtsrath in Grünbach ein, und, kühn im Unternehmen, ausdauernd im Beſiegen der Schwierigkeiten, aller Mittel zur Ausführung mächtig und unterſtützt durch den Segen von Oben, bildete ſein ſchöpferiſcher Geiſt in bewundernswürdiger Schnelle die ſchönen Anlagen zu einem Eden.

Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann, wie der Amtsrath, die Aufmerkſamkeit der nahen Städter von W..... auf ſich zog. Aber obgleich ſelbſt die Schmähſucht ſeine Gaſtlichkeit rühmen mußte, ſo verſtand er doch die ſchwere Kunſt, ſich für Zudringliche und Tafelfreunde unzugänglich zu machen. Seine nähere Bekanntſchaft hatte demnach einen um ſo größeren Werth, je ſeltener ſie Jemanden zu Theil ward, und als man den reichen und angenehmen Amtsrath in der Mitte ſeines ſelbſtgeſchaffenen Paradieſes, als abgeſchloſſen und beinahe unerreichbar für ſtörendes Andringen betrachten mußte.

Wenn gleich der Amtsrath ein zartes, warmes Gefühl mit einer feurigen Phantaſie in ſich vereinigte, ſo entbehrten doch alle Eindrücke, welche ſein Gemüth aufnahm, derjenigen Tiefe, welche nur zu oft die Feinde unſeres Friedens verbirgt. Sein natürlicher Frohſinn, ſein Hang, das Leben wie ein heiteres Spiel zu betrachten, waren die Wächter ſeiner Ruhe, und nur ein paar Mal, und mit bald wieder verlorenen Siegen hatte die Gewalt weiblicher Reize dieſe treuen Hüter ſeines Herzens überwältiget. Lachend ſprach er oft davon, daß die Liebe ihre Kraft an ihm verliere, und daß er die Wahl einer Gattin wohl würde dem Verſtande anvertrauen müſſen.

Doch wo ſchlüge wohl das Herz, und wie müßten wir es würdigen, welches ſtets unberührt von der Mahnung an unſeren ſüßeſten und heiligſten Beruf, den, zu lieben, bliebe?

Seit der Amtsrath für den eigenen Herd ſorgte, geſtalteten ſich ſeine Träume zu Bildern des häuslichen Lebens. Seines Geiſtes Munterkeit ward oft von einem ſtillen Sehnen gedämpft, welches ihn in einſamen Stunden beſchlich. Die Geſichtspuncte, von denen er die Außenwelt betrachtete, fingen an, ſich ein wenig zu verſchieben, und die Vergnügungen der jugendlichen Ungebundenheit traten in tiefen Schatten gegen den ſanfteren Reiz ſüßer Umgangsfreuden und einer geregelten Häuslichkeit. Zwar ließ der Anbau und die Einrichtung ſeines Gutes ihm wenig Zeit übrig zur ruhigen Einkehr in das heimlichverlangende Herz, aber es kamen doch dann und wann Augenblicke, in welchen er das Unbehagen von der Leere deſſelben fühlte. Solch eine Stimmung war es, die ihn an einem regnichten Herbſttage in die Stadt und auf das erſte Kaffeehaus von W..... führte. Er trat zu einer Zeit ein, wo es eben leer war, nur einige alte Particuliers ſaßen in ſchwerfälliger Ruhe, mit dem Leſen von Zeitungen oder Journalen beſchäftiget. Der Amtsrath beſtellte Kaffee und trat an ein Fenſter.

Einige Minuten hatte er gedankenvoll in das lärmende Gedränge des Werkeltreibens hinausgeſtarrt, als ein ſtilleres Bild ſeine Blicke anzog und feſſelte. An dem Fenſter eines großen, düſteren Hauſes, ſchräg über von dem Kaffeehauſe, ward ein lieblicher Mädchenkopf ſichtbar. Locken vom ſanfteſten Blond ſchmückten das kleine Haupt und ringelten ſich bis in die Falten der weißen Halskrauſe. Tief war das langbewimperte Auge auf die Arbeit niedergeſenkt, nur einmal erhob es ſich zu den bewölkten Höhen, und ein Himmel von Sanftheit und Milde ſtrahlte aus der klaren Bläue deſſelben. Vielleicht war es eben das Inſichzurückziehen des Mädchens, was das Intereſſe des Amtsraths in ſolchem Grade anregte, daß er ſich ganz in das Anſchauen der Emſigen verlor und erſt nach einer langen Weile die Blicke ein Stockwerk höher richtete, wo eine zweite Erſcheinung, von nicht minder anziehender Art ſie gefangen nahm. An dem Fenſter, welches in gleicher Richtung ſich über dem erhob, woran die fleißige Näherin arbeitete, zeigte ſich ein holdes Schwarzköpfchen mit dunkeln Sonnenaugen und einer Morgenröthe voll Geſundheit und Jugendfriſche auf den zartgerundeten Wangen. Mit muthwilliger Theilnahme ſchauete es in den ergötzlichen Kampf einiger Blumenverkäuferinnen hinab, die ſich um ihre Plätze ſtritten, und ein Beifallslächeln, lieblich, wie wenn eine geſchloſſene Roſe ſich öffnet, dem Siege der gerechten Sache geſpendet, verſchönte das Geſicht, das höchſt reizend war, ohne eigentlich ſchön zu ſein.

Der Amtsrath war wie bezauert; er wußte nicht, welcher er den Preis der Schönheit zuerkennen ſolle, der Blonden oder der Braunen? Er wendete ſich um und erblickte den Wirth des Hauſes, welcher, einen ſo reichen und ſcheinbar lebensluſtigen Gaſt zu öfteren Wiederkehr zu kirren, mit ausſchließender Rückſicht auf die Unterhaltung deſſelben bedacht war.

»Ihre Gäſte, Herr Cyrus,« begann der Amtsrath im Tone einer anſtändigen Jovialität, »erfreuen ſich eines höchſt anziehenden Schaugenuſſes. Sie haben ein allerliebſtes Gegenüber!«

Cyrus lacht in beifälliger Devotion. Er antwortete: „Der Herr Amtsrath meinen vermuthlich die beiden Damen dort an den Fenſtern des Fels'ſchen Hauſes? — Leider! verſchwinden dieſe Sterne nur, wenn das Leben bei mir ſich zu regen beginnt, daß heißt, in den ſpäteren Nachmittagsſtunden. Die Herrn Officiere haben es den armen Kinderchen zu arg gemacht, da kann man es ihnen freilich nicht verdenken, daß ſie ſolchen unbeſcheidenen Artigkeits-Blokaden ſich entzogen haben.

Die letzten Worte hatte der Amtsrath nur halb gehört, denn die Blonde war jetzt aufgeſtanden, und ſtellte ſich dem Auge des Betrachtenden in dem züchtigen Reize eines fein gewählten Hauskleides und ſonach in einem Anzuge dar, welches einem angehenden Freier ſchöner dünket, als der pomphafteſte Gallaputz oder als ein ideales Maskengewand, weil er der Huldigung des jungfräulichen Zaubers den Gedanken an den hausmütterlichen Beruf der Holden verknüpft.

„Und wer — — wem gehört dies Haus?“ fragte der Amtsrath, ohne die Blicke abzuwenden. „Ihnen ergebenſt aufzuwarten,“ antwortete der Wirth, „dem Kaufmann Fels, einem Manne, der ſein Schäfchen bereits ins Trockne gebracht hat, aber ſeine Tochter, die Blondine da, ein geduldiges Lamm! wie ein feuerſpeiender Höllenhund bewacht. Manch liebes Netz iſt ſchon ausgeſtellt worden, um den ſchönen Goldfiſch zu fangen; doch da müßte einer früh aufſtehen. Freilich, wenn ein Mann käme, welcher ſelbſt Vermögen beſäße — —“ Hier ward Herr Cyrus abgerufen, kam aber bald wieder, und fand den Amtsrath mit brennenden Blicken an dem zweiten Stockwerke des Fels'ſchen Hauſes hangend, wo die Braune das Fenſter geöffnet hatte, um einem dicken Manne, der eben angefahren kam, mit der kleinen, ſchneeweißen Hand Küſſe zuzuwerfen.

„Sehen Sie, mein beſter Herr Amtsrath,“ ſagte Cyrus ſchnell und wichtig, „der Mann, welcher jetzt aus dem Wagen ſteigt, iſt der Juſtizrath Siegel, Vater der jungen Dame im grünen Ueberrocke. Das iſt auch ein engliſches Mädchen, voll Geiſt und Leben! Und dabei wickelt der kleine Wildfang den dicken Papa wie ein Zwirnsfädchen um den niedlichen Finger. Verſteht ſich, zu allem Guten. Der alte Siegel iſt ein achtbarer Juriſt, über deſſen Haupte die Arbeit manchmal zuſammenſchlägt. Wenn nun wo ein Armer iſt, deſſen Recht Niemand vertheidigen will, oder weil die Gegenſache einen Vornehmen angehet, ſo wendet Fräulein Hermine ſich mit ſo beweglichen Fürbitten an den Vater, daß dieſer unmöglich Nein ſagen kann, und wen der Juſtizrath Siegel vertritt, iſt geborgen, wie in Abrahams Schooß. Es iſt zum Begraben, wenn man den drolligen Mann ſprechen hört von ſeiner Armenpraxis, wie er es nennt — die er ſeiner Tochter verdankt, und wie ſie ihn für ihre Wünſche zu ſtimmen weiß. Neulich hat ſie es ihm ſo arg gemacht, daß er ſie zu Schreiberdienſten verurtheilt hat, und vierzehn Tage hindurch hat das arme Kind bis nach Mitternacht geſchrieben, und —“ hier küßte Cyrus ſich die Fingerſpitzen, „führt eine Handſchrift, wie in Kupfer geſtochen.

Eine frohe Rührung glänzte auf in Römer's geſpannten Zügen; der wärmſte Antheil an der Darſtellung des Lobredners ſpiegelte ſich in den feuriger blinkenden Augen des Zuhörers. Nach einer kleinen Pauſe ſagte der Amtsrath „Das iſt ein wahres Vorbild für die Töchter des Juriſten, möchte es doch viele Nachahmerinnen finden! Ich denke, dafür wird der Himmel dem lieben Kinde den Lohn gewähren, daß es überall mit Gerechtigkeit gewürdiget werde. Dies Haus umſchließt demnach zwei ſehr liebenswerthe Mädchen.“

„Unfehlbar die hübſcheſten in der Stadt!“ entſchied Herr Cyrus, und fuhr fort, „und Beide ſind ein Herz und eine Seele! Man ſagt ſonſt immer, unter Frauenzimmer, und beſonders unter hübſchen, könne keine Freundſchaft beſtehen, weil der Neid in ihnen zu mächtig ſei und die Mißgunſt auf Eroberungen; aber jede Regel leidet ihre Ausnahmen, dafür zeuget auch die Eintracht der beiden Mädchen. Es wird einmal Künſte koſten, wenn ſie getrennt werden ſollen! Ja, wenn ein Mann ſie Beide nehmen könnte — der fände alle weiblichen Tugenden in ſeinen Frauen vereiniget. Sie lächeln, beſter Herr Amtsrath, und mögen in Ihrem Herzen vielleicht denken: und alle weiblichen Fehler dazu. Wahr iſt es wohl, man hat grade zu thun, daß man mit einer Frau fertig wird; auch die Beſte iſt noch ſchlimm genug.“

Eine Menge Officiere trat jetzt in den Saal, man rief nach dem Wirth, und bald darauf verſchwand die Blonde vom Fenſter. Die Ankunft des Vaters hatte früher ſchon die Braune davon entfernt.

Von dieſer Zeit an beſuchte der Amtsrath dies Kaffeehaus öfter, doch immer zu ſolchen Tagesſtunden, wo das Vergnügen, welches er daſelbſt erwarten konnte, ſich nur auf die Schauluſt beſchränkte. Endlich ereigneten ſich faſt gleichzeitig zwei günſtige Gelegenheiten, die Väter der von fern bewunderten Mädchen näher kennen zu lernen, und ſomit in einige Verbindung mit beiden Familien zu kommen. Ein Geldgeſchäft von Bedeutung führte ihn in das Comptoir der Handlung Fels, und der Tod des Juſtizverweſers auf ſeinem

Gute veranlaßte ihn, den Juſtizrath um die Uebernahme der Rechtspflege auf demſelben anzugehen.

Wir haben aus dem Munde des Factors erfahren, wie der Amtsrath von Herrn Fels aufgenommen worden, wie leicht es ihm ward, ſeine Abſicht zu erreichen, beide Mädchen in ihren häuslichen Umgebungen näher zu beobachten.

Es iſt nicht immer der Fall, daß das Intereſſe eines jungen Mannes ſich erhöhet, ſeine Achtung geſteigert wird, wenn er den Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit mit prüfenden Blicken in den Verhältniſſen des Familien- und Hauslebens verfolgt, wo kein angetäuſchter Tugendfirniß auf die Länge hält und das innerſte Weſen des Charakters nothgedrungen hervortreten muß; hier fand er Statt. Wenn der an den Fenſtern des Kaffeehauſes lauſchende Amtsrath von Elfriedens ſittigem Liebreize, von dem Ausdrucke der zarteſten Weiblichkeit in Mienen und Geberden entzückt worden war, ſo veredelte ſich dieſes *männliche* Vergnügen an weiblicher Liebenswürdigkeit zu *menſchlicher* Freude an allem Guten und Edlen, als er des Mädchens Vortrefflichkeit in dem feſtgeſchloſſenen Kreiſe ihrer häuslichen Wirkſamkeit wahrnahm. Hier traf er überall auf Spuren ihres ſtillen Fleißes, ihres reinen Geſchmacks, ihres beſonnenen Waltens und Webens. Hier lüftete die Hand der Gelegenheit je zuweilen den Schleier der Beſcheidenheit, welcher Elfriedens ſchönſte Vorzüge verhüllete, und des Amtsraths Herz glühete auf in einem Gefuhle der Andacht, wenn er in dem Allerheiligſten ihres Gemüthes ungeheuchelte Demuth, kindliche Frömmigkeit und ein ſeliges Hoffen erblickte. Er fühlte ſich von einem unbedingten Vertrauen für Elfriede erfüllt, von dem heißen Wunſche, ſie beglücken zu können, und berufen zu ihrem Schutze, wenn er mit unterdrücktem Zorne ſah, wie rauh der alte Fels oft die weiche Seele ſeines Kindes berührte, und mit welch freundlicher Geduld ſie das Bluten der geſchlagenen Wunden verbarg.

Empfindungen anderer Natur, jedoch von nicht geringerer Gewalt als jene, waren es, welche Hermine bei genauer Wahrnehmung ihrer Eigenthümlichkeit in ihm erregte. Das Mädchen hatte ein erſtaunenswürdiges Talent, das Ackerfeld der häuslichen Mühen zu einem Luſtgarten voll Blumen des ſüßeſten Genuſſes umzuſchaffen. Der glücklichen Hermine roſiger Sinn verwandelte jede Sorge in einen Segen, jede Furcht in frohe Erwartung, jeden bangen Zweifel in freudige Gewißheit, und fand die Mängel der Menſchen höchſtens des Belachens, niemals des Haſſens werth. Die Liebenswürdigkeit beider Mädchen ward durch ihre Verſchiedenartigkeit in das helleſte Licht geſtellt, und der Amtsrath, welcher der Gunſt theilhaftig ward, die wohlthuenden Einflüſſe dieſer lieblichen Gegenſätze ſtets vereiniget zu empfinden, war nicht immer fähig, das Gefühl zu unterſcheiden, welches bald mehr für die Eine, bald ſtärker für die Andere ſprach. Seltſam war es jedoch, daß Elfriede, bei einer zarteren Zurückgezogenheit ihres Weſens, ſich doch rückhaltloſer ihren wohlwollenden Empfindungen hingab, als die unſcheinbar unbefangene Hermine, welche das, was ſich in des warmen Herzens Tiefe erregte, mit ängſtlicher Wachſamkeit hehlte und hinter die Bollwerke eines ſie ſehr wohl kleidenden Muthwillens verſchanzte. „Eine von Beiden wird meine Frau! Aber welche?“ fragte der Amtsrath von Zeit zu Zeit zu ſich ſelbſt, ohne die peinliche Unentſchiedenheit dieſer Frage auf eine nahe Antwort verweiſen zu können. Er fühlte ſich von Elfriede begeiſtert und von Hermine angezogen. Er huldigte der Erſteren mit flammender Seele und barg der Letzteren reizendes Bild im Kerne des Herzens. Er glaubte ſich von Elfriede geſchätzt und von Hermine geneckt, und ſo war ſein Inneres getheilt zwiſchen Verehrung und Sehnſucht, zwiſchen Befriedigung und Begehren.

In der ſüßen Pein dieſes geheimen Kampfes ward der Amtsrath durch eine Meldung erfreuet, welche ihm den Beſuch ſeines Vaters und ſeines Lehrers des Rector Jory, nebſt deſſen Schweſter ankündigte. Es war ein feſtlichſchöner Tag für den Amtsrath, an welchem er die Angeſagten als ſeine Gäſte begrüßte. Mit frohem Stolze und übertroffener Erwartung nahmen Vater Römer und der Rector die Schöpfung ihres Lieblings in Augenſchein, und Riekchen ergötzte ſich ſtill an dem zarten Geſchmacke, welcher die ganze Einrichtung adelte, und freuete ſich mit Thränen liebevoller Anhänglichkeit über das Glück ihres Günſtlings.

Als die kleine Geſellſchaft bei dem wohlgewählten Abendeſſen ſaß und in wechſelſeitigen Urtheilen die Reſultate der letztgemachten Wahrnehmungen zog, ſagte Vater Römer: „Es fehlt Dir nun nichts mehr, mein Sohn, als — eine gute Frau, und Gott wolle Dich ſie finden laſſen!“ Der Amtsrath unterdrückte einen kleinen Seufzer, und der Rector meinte, das günſtige Geſtirn, unter welchem der Erſtere geboren, werde ihn auch auf den rechten Weg zu dieſem Ziele leiten. Doch Riekchen fügte hinzu, wenn nur die Leidenſchaft nicht wäre —; ſie hoffe indeß zu ihrem Troſte, ihr beſonnener Freund werde in ſolch wichtiger Angelegenheit ſich keiner ſo trüglichen Führerin anvertrauen. Da ſagte der Amtsrath: „Warum ſollte ich meinen Geliebteſten ein Vertrauen vorenthalten, auf welches Natur und die Treue der bewährten Geſinnung ihren heiligen Anſpruch geben? So will ich Ihnen denn mittheilen, wie es in

Beziehung auf jenen Punct mit mir ſtehe. Ich habe zwei Mädchen gefunden, welche durch äußere Anmuth und innere Güte Beide verdienen, daß ein braver Mann ſich um ihre Liebe bewerbe. Durch andere Vorzüge entzückt eine Jede von ihnen, und für welche das Herz ſich entſcheide, es bleibt mit zärtlicher Achtung oder mit leiſem Vermiſſen mancher Liebenswürdigkeit der Aufgegebenen verknüpft. Ich würde ſie Martha und Maria nennen, aber der Vergleich paßt nicht; denn Beide ſind häuslich, Beide gemüthlich. Richtiger vielleicht würde ich ſie mit dem Namen Heraklit und Demokrit bezeichnen; denn bei der Einen verklärt ſich das Leben in Thränen des Gefühls, bei der Andern ſpiegeln ſich ſeine Lichtſeiten in lachenden Blicken. Bei der Einen fühle ich mich gut, bei der Andern glücklich. Die Erſte befriediget meine Erwartungen immer, und ſähe ich ſie nur auf einige Minuten; die Letztere läßt meinen Wünſchen etwas zu Sehnen übrig, und brächte ich ganze Tage lang in ihrer Geſellſchaft zu. Die eine liebe ich mit ruhiger Innigkeit wie eine Freundin, deren Beſitz man zweifellos genießt, die Andere umfaßt meine Seele mit einem unruhigen Begehren, welches vor ängſtlicher Furcht, ſeines Gegenſtandes verluſtig zu gehen, zu keiner Eigenthumsfreude gelangen kann."

„Hier haben Sie ein ſchwaches Bild beider Mädchen, und meines getheilten Herzens. Nun iſt die Frage, welche von Beiden wähle ich? Von welcher darf ich am ſicherſten das Glück meines Lebens abhängig machen?" — Eine lange Pauſe. Endlich unterbrach der Rector die tiefe Stille, indem er ſagte: „Ich würde unbedenklich für die Erſtere ſtimmen. Nur im Zuſtande der Ruhe können wir den Werth einer Perſon würdigen, ohne uns parteiiſcher Ueberſchätzung ſchuldig zu machen und uns in Folge davon dem Schmerze der Täuſchung auszuſetzen.“

„Ich würde auch dieſer Meinung ſein,“ verlautbarte ſich Riekchens ſchüchterner Urtheilsſpruch. „Die zur Freundin taugt, paßt auch zur Frau, umgekehrt würde dieſer Satz oft keine Anwendung leiden. O! ſtellen Sie bei der Wahl Ihrer Gattin die dauernden Vorzüge den ſchimmernden voran! Der Ehe Geiſt erheiſcht, wie die Erfahrung lehret, Echtheit der Geſinnungen, nicht Glanz der Außenfarben.“ Dies Letztere ſagte Riekchen mit einer ſanften Röthe auf den bleichen eingeſunkenen Wangen und einer Beſcheidenheit im Ausdrucke, die es zu wünſchen ſchien, man möchte dieſe Entſcheidung als eine freie, durch keine Rückſicht auf die anſpruchsloſe Perſönlichkeit derjenigen, die ſie gab, aufnehmen.

Jetzt ſchüttelte Vater Römer den grauen Kopf und ſagte: „Mein Rath klingt nicht ſo entſchieden, lieber Sohn. Nehmt mir es nicht übel, Kinderchen, was ich nun ſagen werde. Eure Liebe, Freund Jory, war ſtets die Gelehrſamkeit, keine andere. Wie es außerhalb der düſteren Grenzen dieſes bedächtigen Umgangs zugehe, davon hat Euer wohlwollendes Herz Euch zwar Manches erzählt, aber die Hauptſache doch verſchwiegen. Das läßt Eure Rathgebung nicht vollkräftig ſein. Und was unſer Riekchen betrifft, ſo denke ich, ſie liebt nach der Engel Weiſe, und dieſe werden freilich nicht beunruhiget durch ſtörende Einmiſchung weltlicher Luſt in ihre himmliſchen Regungen. Aber ich, der, obwohl ich ein ſchlichter und alt gewordener Mann bin, doch von mir ſagen muß, ich habe geliebt nach Gottes Willen und der Vorſchrift der Natur, erwäge, daß die Werke des Höchſten alle gut ſeien, auch die Wirkſamkeit der Sinne bei dem Weben eines Bandes, das die lange Ewigkeit hindurch halten ſoll.

Ja, ich behaupte ſogar, der Mann muß nichts an der Geliebten ſehen und ſchätzen, als daß ſie hübſch, herzlich und häuslich ſei. Iſt ſie ſeine Frau geworden und welken die Liebesblüthen, dann müſſen die Früchte ihrer Tugenden hervortreten, auf daß er ſehe, er habe keinen tauben Baum in ſeines Hauſes Garten gepflanzt. Iſt der Bräutigam ganz nüchtern, ſo wird der Ehemann in der Regel kalt und ſchläfrig ſein; doch macht der Freudenrauſch den Menſchen vor dem Ehrengange zum Altare ein wenig zum Narren, ſo lächelt oft ein geſcheuter und glücklicher Familienvater jener kleinen Thorheiten, die er einſt beging, ohne ſie bereuen zu können. Darum, lieber Sohn, frage und prüfe Dein Herz, in welchem doch, wie es mir ſcheinen will, noch nicht Alles ganz klar iſt. Wie ich auf Freiersfüßen ging, kannte ich ſolche Ungewißheit nicht. Deine Mutter war mir die Eine, Einzige, neben der keine Andere nur von fern einen Vergleich aushielt. Sie iſt es mir geblieben, und,“ hier trocknete Vater Römer ſich die benetzten Augen — „wird es in der Erneuerung eines beſſern Lebens mir wieder werden.“

Der Amtsrath, welcher während dieſer Rede ſeines Vaters im leichten Gedankenſpiel den Klang der ſilbernen Gabel auf dem Porzellanteller erprobt hatte, ſtrich jetzt mit der linken Hand über die freie Stirne und ſagte mit erleichternden Athemzügen: „Es giebt einen Zuſtand, und die Gemüthsverfaſſung, in welcher ich mich befinde, iſt ſolcher Art — wo wir die Entſchiedenheit, die uns mangelt, von einem unſichtbaren Ausſpruche erwarten, und, abergläubig genug, am liebſten ein Orakel ausſprechen möchten. So ließ ich auf meinem Lieblingsplatz im Garten zwei Roſenbäumchen pflanzen, und nannte den einen Elfriede, den andern Hermine. Ich beſtimmte mich zu glauben, daß, der von beiden die meiſten Roſen tragen würde, mir das Zeichen ſein ſolle, von welchem der Mädchen ich eine reichere Fülle an Freuden erwarten dürfe. Mit ſehnender Ungeduld zählte ich die zarten Knoſpen, und zu meinem Erſtaunen trugen die Bäumchen genau die gleiche Anzahl derſelben. Es kommen nicht alle Knoſpen zur Reife! tröſtete ich mein nach Entſcheidung ſtrebendes Herz; aber, ungebrochen von räuberiſcher Hand, frei von Wurmſtich und Wetterſchaden entwickelten ſie ſich zu den ſchönſten Centifolien und lächelten mich in der Pracht ihres Blüthenſchmuckes in eine ſo ſüßpeinigende Ungewißheit, wie die Reize und Vorzüge derer, die ſie ſinnbildlich vorſtellen ſollten. Nun ſetzte ich in die Lotterie, und ſchrieb auf beide Looſe die Anfangsbuchſtaben von den Namen meiner Holden. Gott vergebe es mir! Ich war mehr unmuthig als erfreut, da mir der Collecteur meldete, daß auf jedes dieſer Looſe tauſend Thaler gefallen ſei. Noch einmal wollte ich die unbeantwortet gebliebenen Fragen an das Schickſal wiederholen, dann ſollte es genug ſein. Mir war bewußt, daß zwei der hübſcheſten Mädchen auf meinem Gute ſeit Jahr und Tagen trauerten, weil bei einer Militairaushebung ihnen die Verlobten, Söhne meiner Bauern, genommen worden waren. Ich beſchloß mit dem gewonnenen Gelde die Thränen der armen Bräute zu trocknen und ihnen zur Gründung einer kleinen Wirthſchaft behülflich zu ſein. Geſchwind firmelte ich in Gedanken die Mädchen, und nahm mir vor, diejenige, welche ihre Freude über die Wiedervereinigung am unzweideutigſten äußern und ihre Liebe am innigſten kund geben würde, als einen Spiegel zu betrachten, in welchem ſich durch den Zauberſpruch einer höheren Macht die Geſinnung meiner zu Wählenden zeigen, und demnach meinen Entſchluß beſtimmen würde.“

„Als ich dem General das geforderte Löſungsgeld für die Burſche gezahlt hatte, ließ ich das erſte der Mädchen rufen und verkündigte ihm ſein Glück. Die Dirne ſtürzte zu meinen Füßen; ein dunkler Purpur ergoß ſich über das leichtgebräunte, aber höchſt reizende Geſicht; Thränen einer entzückten Beſtürzung blitzten über die volle Wange.“

„Und liebſt Du Deinen Bräutigam denn ſo ſehr, mein gutes Kind? fragte ich gerührt. Ach Gott! ſeufzte das Mädchen in ſeliger Bedrängniß, es ſteht zwar geſchrieben, man ſolle Gott über Alles lieben und ſeinen Nächſten als ſich ſelbſt, aber ich liebe meinen Gotthard viel, viel mehr als mich ſelbſt. Zwanzigmal erwäge ich, was ihm Noth thue, ehe ich einmal daran denke, was ich bedarf. —“

„Faſt zweifelte ich, daß das zweite Mädchen dieſen Ausdruck einer heißen Leidenſchaft überbieten könne, doch mußte ich mir ſpäterhin bekennen, daß deſſen Liebe an Innigkeit und Selbſtloſigkeit dem Gefühle der Vorgängerin keineswegs nachſtehe. Die Andere, von etwas zarterer Natur, erblaßte bei der unerwarteten Verkündigung. Sie ſchwankte und hielt ſich feſt an einen Stuhl. Dann preßte ſie meine Rechte in ihre gefaltenen Hände und drückte ſie an die treue Bruſt voll zitternder Freude. In jedem Morgen- und Abendſegen will ich von nun an Ihrer gedenken, mein gütiger Herr! ſagte das Mädchen mit ſanfter Stimme, und die unſchuldigen Augen benetzten ſich. So biſt Du Deinem Liebſten wohl über Alles gut? fragte ich, mich weidend an dem Entzücken des Mädchens, welches ſich aus dem frohen Schrecken hervorkämpfte. Die Gefragte entgegnete: Ueber Alles? Nein, das wäre Sünde! Ueber Alles ſollen wir unſeren Herrgott lieben! Aber gleich nach dem kommt mein Wilhelm. Manchmal ſchlägt mir das Gewiſſen, daß ich ihn noch lieber habe, als die guten Eltern, doch die Schrift beruhiget mich darüber, da ſie ſagt: Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen und Deinem Manne anhangen.«

»So blieb alſo auch meine dritte Aufforderung unbefriediget, nach welcher ich meines Herzens wichtigſte Angelegenheit von zufälligen Dingen abhängig machen wollte! — Wunderſam erſchien es mir, daß die Gleichheit, welche, gleichſam neckend der Zufall hiebei beobachtete, ſolch eine pünctliche Genauigkeit hielt, daß ſogar beide Mädchen die Aeußerungen ihrer Liebe einem Ausſpruche entlehnten. Was aber ſoll mir das? fragte ich mich nun. Kann und darf ich denn Beide heirathen? Am liebſten möchte ich das wohl; aber ſo glücklich wie der Graf von Gleichen wird nicht leicht ein Mann wieder ſein. Und am Ende dürfte die muſterhafte Eintracht meiner Holden in ſolcher Probe kaum beſtehn.«

Der Rector legte die Serviette neben dem Teller, und ſagte: »Es war ſonderbar, aber gut, daß der Zufall da beſcheiden ſchwieg, wo der Willensfreiheit allein die Ehre der Entſcheidung gebührt. Wie konnte wohl mein beſonnener Freund das wichtigſte Lebensverhältniß dem Ungefähr anvertrauen?« Und Riekchen fügte hinzu: »Es weiſet Sie dieſe Unbegreiflichkeit an ſich ſelbſt zurück, und ſomit an ein Orakel, welches aus ihrem Herzen, das ſo warm und zart für alles Edle und Schöne ſchlägt, in untrüglichen, wenn gleich für jetzt noch von Ihnen überhörten Ausſprüchen, an Sie ergehen wird. Der Geiſt der Wahrheit eröffne Ihnen das Verſtändniß!«

Vater Römer, bisher ein aufmerkſamer und ſchweigender Zuhörer, ſagte jetzt: »Der Jugend iſt ein wenig Thorheit wohl erlaubt, aber bis zur Verſuchung Gottes muß ſie nicht gehen, und das, mein Sohn, deſſen Du Dich gegen uns anklageſt, war nicht viel beſſer. Hätte der eine Roſenbaum ein paar Blüthen mehr gehabt, als der andere, oder wäre das eine Loos unter den Nieten geweſen, während das andere gewonnen, oder hätte das eine Mädchen Freude und Dank ſtill in der frommen Bruſt bewahrt, indeß das andere ſein Vergnügen mit lauter Kehle ausgerufen, ſo konnteſt Du dermaleinſt ſehr wehmüthig tauſende von Dornen in Deiner Ehe zählen, Dein Loos in der Heirathslotterie als eine halbe Niete betrachten und Dein Leben in heimlichem Mißmuth verbringen, ohne von dem Troſte erquickt zu werden, aus reinem Antriebe und nach beſter Einſicht gewählt zu haben. Dein Herz frage! Und dann lege dem Verſtande die Antwort zur Prüfung und Beſtätigung vor. Meinem Erachten nach müßte es ein Leichtes ſein, darüber ins Klare zu kommen, welche von zweien Perſonen mir am beſten gefalle. Die Liebe duldet ſonſt in der Regel ſolche Unentſchiedenheit nicht. Sie ſchraubt ihre Gegenſtände in die Höhe, und läßt das Verdienſt und die Vorzüge Anderer gewöhnlich unbeachtet. Deßhalb denke ich auch, daß das, was Du fühlſt, etwas der Liebe Aehnliches, aber nicht ſie ſelbſt ſei. Doch könnteſt Du deſſenungeachtet ein glücklicher Ehemann werden, und es iſt mein herzlicher Wunſch, daß es bald dahin gelangen möge. Fange es einmal auf andere Manier an, um Dich ſelbſt zu erkennen Wende Dich ausſchließend mehr an Eines der beiden Mädchen, und beobachte mit vorſichtiger Wachſamkeit die Wirkung, welche dies Benehmen auf Dich ſelbſt, wie auf Deine Freundin äußere. Aber hüte Dich, lieber Sohn, vor der Todſünde, Leidenſchaft zu erregen, wo heilige Ruhe und ſtiller Frieden ihren Wohnſitz haben! Entlocke lachenden Augen keine Thränen einer herben

Täuſchung! Solche Thränen fallen ſchwer in das Gewicht der Verſchuldigungen, und die ewige Gerechtigkeit wägt ſie! —"

Dem Amtsrath leuchtete der Rath des Vaters ein, und er beſchloß, ihn zu befolgen. Von einer ſonderbaren Scheu befangen, war es ihm jedoch unmöglich, die empfangene Vorſchrift in ſeinem Verhältniſſe zu Hermine anzuwenden, und der Natur ſeiner Empfindungen nicht tiefer nachſpürend, neigte er ſich mit noch innigerer Traulichkeit zu Elfriede hin. Aber nun ward auch die Harmonie des geſelligen Dreiblatts durch manche leiſe Verſtimmung geſtört. Aus Herminens Scherzen wehete nicht mehr, wie ſonſt, der Geiſt einer glücklichen Harmloſigkeit hervor; ihre Luſtigkeit entquoll nicht mehr dem Borne reiner Freude. Die Quelle ſchien getrübt, und ihre Ausflüſſe waren bitter geworden. Ihre Neckereien, ſonſt lind und ſchmeichelnd, wie der Kuß eines Kindes, glichen jetzt ſcharfen Pfeilen, die nicht ſelten den erzielten Fleck ſchmerzlich verwundeten. Auch fehlte Hermine oft, wenn der Amtsrath anweſend war. Bald mußte ſie ihren Vater auf ſeinen Geſchäftsreiſen begleiten, dann konnte ſie eine Einladung in Geſellſchaft unmöglich ablehnen; heute feſſelte ſie eine häusliche Arbeit, und morgen ward ſie von heftigem Kopfweh abgehalten, an der Unterhaltung Theil zu nehmen.

Elfriede, wohl zu ſehr in ſich und ihren Kummer vertieft, und dringend um die zunehmende Verdrießlichkeit ihres Vaters beſorgt, ward durch manche Ungewöhnlichkeit im Benehmen der geliebten Freundin zwar flüchtig befremdet, aber keineswegs beunruhiget. Sie benutzte jedes Alleinſein mit dem Amtsrath, um den geſpannten Zuhörer von den Vorzügen der Abweſenden zu unterhalten, und nie entwickelte Elfriede eine ſiegendere Beredtſamkeit, als wenn dieſer Stoff ſie begeiſterte. Dem Amtsrath war es beinahe eben ſo lieb, wenn Hermine fehlte, als wenn ſie zugegen war, und der Wahn, er liebe Elfriede, täuſchte ihn über das: Warum?

Er aber hatte die erſten, ſchüchtern hervortretenden Veränderungen in Herminens Gemüthsſtimmung wahrgenommen, doch dieſe, für ihn ſo günſtigen Zeichen mißverſtanden und geglaubt, das geringe Intereſſe, welches Herminens Mädchenhaftigkeit an ihm genommen, ſei in der gekränkten Eitelkeit untergegangen, ſich Elfrieden nachgeſtellt zu ſehen. Er bedeckte die geheime Unruhe, die fremdartige Bangigkeit, welche ihn ſo raſtlos umhertrieb, mit dem Vorſatz, ſich die ſanfte, gütige Elfriede für immer eigen machen zu wollen, die es ſo meiſterhaft verſtand, jenen finſtern Geiſt zu beſchwören, und in deren Nähe er jeder beſſeren Kraft ſeines Weſens ſich bewußter ward. Ein Motiv, das ſeinem Herzen zur Ehre gereichte, verwandelte den ſtillen Entſchluß endlich in die That. Er glaubte Elfriedens verſchwiegenes Leid, das ſeine Schatten über des Mädchens hellen Jugendtag verbreitete, in enger Beziehung mit der oftmaligen Verſtörung des Vaters und deſſen ewigen Klagen über den Verfall des Geſchäftes. Er wähnte die kaufmänniſche Ehre des alten Fels gefährdet und freuete ſich, durch eine engere Verbindung mit ihm ſeiner Unterſtützung den Anſchein des Beſchämenden entnehmen und auf das, durch die nahe Verwandtſchaft erlangte Anrecht die Forderung gründen zu können, daß der Bedrängte die dargebotene Hand eines Helfers ergreife.

Da Hermine die Einladung einer entfernten Verwandtin zu einer Beſuchsreiſe auf mehrere Wochen, angenommen hatte, ſo ging der Amtsrath ohne ſtörende Einmiſchung mächtiger, aber von ihm unerkannter Empfindungen an die beſchloſſene Bewerbung.

Der Factor war nun fort nach England, und hatte auf des Amtsraths dringendes Verlangen ſeinen Weg über Grünbach genommen, woſelbſt er die erſte Nacht nach ſeiner Entfernung aus dem Fels'ſchen Hauſe zubrachte, um dann am folgenden Morgen die Reiſe weiter fortzuſetzen.

Obgleich Herr Fels wohl Urſache gehabt hätte zu wünſchen, die Verbindung mit ſeinem Geſchäftsgehülfen noch ferner beſtehen zu ſehen, die ihm ſo weſentliche Vortheile gewährte, ſo fand er doch in der Rückſicht auf die Ruhe ſeiner Tochter einen Grund, ſich nicht mit bittenden Vorſtellungen gegen Pilger's Entſchluß zu ſträuben. Ueberhaupt hatte er den geheimen Plan, nach Elfriedens Verheirathung ſeine Handlung aufzulöſen, deren Betrieb ihm durch die Erfahrungen der letzteren Jahre verleidet worden war, und ſo ließ er ohne Widerſtreben früher geſchehen, was ſpäter doch hätte erfolgen müſſen.

Elfriede hatte den Factor ſtets als einen väterlichen Freund geliebt und mit der kindlichſten Zuverſicht ihm vertrauet, allein ſeit ſie den Wünſchen ihres Vaters nachgegeben und ſich für den Amtsrath entſchieden hatte, betrachtete ſie ihn als den perſönlichen Vorwurf ihrer Treuloſigkeit. Eduards Bild ſchwebte nie heller und ſtrahlender vor ihrer trüben Seele, als wenn der Factor, wie ſie deutlich empfand, mit großer Behutſamkeit bemühet war, jede Beziehung auf ihn zu umgehen. Sie ahnete, weßhalb der Factor nach England wolle; mit der Sehnſucht heißem Schmerze glühete der Wunſch in ihr auf, ihn über das Meer begleiten zu können, um ſich an Eduards Bruſt vor dem Andrange des väterlichen Ungeſtüms zu bergen; aber dann fühlte ſie das Band, welches ſie an übernommene Pflichten feſſelte und auf ewig von dem Geliebten und allen ſchönſten Freuden ihres Lebens ſchied.

In dem ermattenden Kampfe zwiſchen Gefühl und Willen glaubte Elfriede endlich ſich den Sieg leichter erringen zu können, wenn die Anweſenheit des Factors nicht mehr die Gewalt des erſteren verſtärke, und ſo fand auch ſie ſich willig in eine Trennung, welche ihr unter andern Umſtänden als ein höchſt ſchmerzlicher Verluſt erſchienen wäre.

An dem Morgen des Tages, an welchem die Abreiſe des Factors zunächſt nach Grünbach feſtgeſetzt war, trat er in das Wohnzimmer, wo Elfriede ſich allein befand. „Ich komme,“ ſagte er in wehmüthiger Spannung, „um Dir, meine Tochter, mein Lebewohl ungeſtört zu ſagen. Dein Vater iſt auf die Börſe gegangen, und ſo darf ich hoffen, die letzten, ſchmerzlichſüßen Augenblicke unſeres Zuſammenlebens mit Dir ohne Zeugen zu bleiben.“

Elfriede warf ſich ſchluchzend an ſeine Bruſt, und ſtammelte: „Sie gehen, mein theurer, lieber Vater, und ich bin nun faſt ganz verlaſſen!“

Der Factor ſetzte ſich erſchöpft in einen Armſeſſel und hielt das weinende Mädchen auf ſeinem Schooße. Er antwortete: „Nicht doch, mein Kind! Oft lernen wir nur dann die mächtigen Hülfen kennen, welche in unſerem eigenen Herzen für jede Aufgabe des Schickſals ruhen, wenn wir uns der täuſchenden Hoffnung auf die Unterſtützung fremden

Einfluſſes begeben müſſen. Auch weiß Auguſtens fromme Tochter ja, an welches Vaters Herz ſie fliehen kann in jeder bangen, lebensſchwülen Stunde. Des Menſchen Kraft iſt gering, aber mit Gott kann auch der Schwächſte Thaten thun. In den Rath ſelbſt der Weiſeſten miſchen eigenſüchtige Leidenſchaften ſtörend ihre Stimmen, aber das Wort, welches von des Himmels Höhen herab und aus den Tiefen unſerer Bruſt herauf an uns erklingt, iſt Licht und Wahrheit, und ein Führer zum ewigen Leben. Troſt? Ach, mein Kind! die Menſchen verſtehen ſich ſchlecht darauf dem Bekümmerten dieſe milde Gabe zu reichen, weil es ihnen in der Regel an Liebe, an Zartſinn gebricht. Aber ſtill im Herzen, rinnt dieſe ſanfte Quelle des Friedens unverſiegbar, und erquicket Dich, wenn Du ermatteſt.“

Elfriede drückte das Taſchentuch feſt auf die überſtrömenden Augen. Der Factor erfaßte begütigend ihre kleinen, zitternden Hände, und fuhr fort: „Sei muthvoll, mein gutes Mädchen! Auf jede Nacht folgt Morgenlicht! Auch der Nacht Deines Kummers, um weiter mit dem Dichter zu reden — erſcheint ein Morgen, wo thränenvoll Dein Auge ſchaut den Retter, dem Du feſt vertraut. Wir werden uns wahrſcheinlich nicht mehr in dieſem Leben wiederſehen, und dieſe Vermuthung giebt der gegenwärtigen Stunde eine heilig-ernſte Bedeutung. Es drängt mich, Dir noch Alles zu ſagen, wovon ich Dich ſo gern überzeugen möchte. Aber es iſt ſchwer, der Gefühle Sturm zu beſchwören, auf daß die Lehre der Erfahrung für Dich vernehmbar ſei. Ich möchte Dich gern erheben über das Leid und auf einen Standpunct ſtellen, wo Dein Auge die Wahrheit hinter den Schatten Deiner Jugendträume erblickte. Ja, Träume ſind es, weſenloſe Schatten, dieſe Freuden, denen die jugendliche

Phantaſie einen ſo zauberiſchen Farbenglanz anlügt. Sie zerrinnen in Duft, in Nebel, ſobald wir ſie an die ſehnende Bruſt drücken wollen. Im Gegenſatze erſcheint uns die Pflicht. Sie tritt vor uns in abſchreckender Geſtalt und fordert unerbittlich die liebſten Opfer. Wir ſchaudern — aber wenn wir ſie nur muthig umfaſſen, ſo verwandelt ſich ihre Häßlichkeit in Anmuth; immer lieblicher lächelt ſie, ſie ſchmiegt ſich uns an mit der Innigkeit eines zärtlichen Freundes und gießt überirdiſche Erquickungen in die trauernde Seele. Auch Du wirſt dies erfahren, meine betrübte Elfriede. Reiche dem edeln Manne, der Dich ehrt durch ſeine Wahl, nur freudig die begehrte Hand, und das Herz wird ihr folgen. Hoffe nur glücklich zu ſein, und Du wirſt es werden. Bewahre meinem Eduard das Andenken einer liebenden Schweſter, und dort werden wir Alle uns wieder vereinigen, wo keine Trennung mehr zu fürchten iſt.“

Elfriedens Thränen ſtanden. Eine himmliſche Freudigkeit verklärte die Bläſſe ihres ſchönen Geſichtes. Sie ſagte: „Grüßen Sie Eduard von mir, mein Vater, und ſagen Sie ihm, daß Elfriede auch als die Gattin eines Anderen ſeiner Liebe werth bleiben werde.“

Jetzt überwältigte eine unendliche Wehmuth den Scheidenden. In einer ſeltſamen Verwirrung ſeiner Gedanken, die Elfriede mit ihrer Mutter verwechſelten, küßte er des Mädchens reine Stirne, und ſprach in bebenden Abſchiedstönen mit leiſer Stimme den Namen „Auguſte“ aus. Dann ſagte er lauter: „Lebe wohl, Auguſtens Kind! Du Tochter der mir ewig theuren Frau! Der Schatten Deiner Mutter ſei der Schutzgeiſt Deines häuslichen Glückes, der Schutzgeiſt Deiner Treue! Er wird es ſein, wenn es Verklärten vergönnet iſt, ihre irdiſche Wirkſamkeit auf ſolche Art in höherer Vollkommenheit fortzuſetzen!“

Eine dumpfe, düſtere Stille folgte dem Abgange des Factors. Kein fröhliches Leben und Treiben verkündete, daß die junge, ſchöne Braut eines eben ſolchen Mannes dem Hauſe einwohne. Kein Zuſtrömen frohüberraſchter Gratulanten gab der einförmigen Weiſe des Hauslebens jene heitere Unregelmäßigkeit, in welche erfreulichwichtige Veranlaſſungen die feſtbegründetſte Ordnung aufzulöſen vermögen. Kein Scherz, keine Neckerei ließ ahnen, daß Elfriede mit Zuſtimmung ihrer Neigung das geſchloſſene Bündniß geknüpft habe und von demſelben Heil und Glück erwarte.

In ernſter Schweigſamkeit, wie vorher, übte Elfriede die Pflichten ihres hausmütterlichen Berufes, wenn nicht etwa ein flüchtiger Zuſpruch ihrer ſichtlich verdüſterten Freundin den ruhigen Kreislauf ihrer Geſchäfte unterbrach und ſie zu erleichternder Mittheilung aufforderte. Es wollte Elfriede bedünken, als habe ſeit dem Tage ihrer Verlobung die ganze Welt um ſie herum ſich verändert, aber ſie wähnte, den Grund dieſer Wahrnehmung in ſich ſelbſt ſuchen zu müſſen.

Wir wollen uns zunächſt mit der Beobachtung der Hauptperſon in dieſen Umgebungen, mit der des Bräutigams beſchäftigen.

Wenn das Betragen des Amtsraths gegen ſeine Braut ſtets weit eher mit den Namen einer zärtlichen Achtung, einer freundſchaftlichen Wärme bezeichnet werden konnte, als mit denen, welche man einer leidenſchaftlichen Neigung zu geben pflegt, oder blinder Vergötterung eines angebeteten

Gegenſtandes, ſo gab auch jetzt die zarte Scheu, mit welcher er von ſeinen nun erlangten Rechten Gebrauch machte, Kunde von dem Uebergewichte ſeiner Verehrung für die Verlobte, über ſeine Liebe zu ihr. Zwar zeigte ſich eine ungemein fröhliche Spannung in ſeinem Weſen; zwar verſank er oft an der Seite ſeiner reizenden Braut in ſeltſam tiefe Zerſtreuung und fuhr dann mit Heftigkeit daraus in die Höhe, und eine wunderſame Freude ſtrahlte aus ſeinen hellen Augen, aber wer jemals Gelegenheit hatte, die Aeußerungen der Liebenden aus eigner oder fremder Erfahrung kennen zu lernen, würde nicht geneigt geweſen ſein, dieſer Gemüthsverfaſſung des Amtsraths den engſten Bezug auf ſein Verhältniß zu Elfriede zuzugeſtehen. Nur die Liebe giebt den Schlüſſel zu den Geheimniſſen eines geliebten Herzens; wo aber dieſe magiſche Kraft fehlt, da verſuchen der ſcharfſinnigſte Verſtand und die geübteſte Gabe feinſter Beobachtung das Eindringen vergebens. Hätte Elfriede den Amtsrath geliebt, ſo würde ſie, und zwar mit Schmerz, bemerkt haben, wie kühler Natur ſein Gefühl für ſie ſei. Sie würde gefühlt haben, daß er im Umgange mit ihr aller liebenswürdigen Thorheiten eines Liebenden entbehre, und dagegen eine Beſonnenheit, eine Gegenwart des Geiſtes an den Tag lege, die, ſo ehrenwerth ſie immer ſein mögen, doch den Mangel einer Empfindung verrathen, welcher das Herz, für das ſie glühet, den höchſten Werth zuerkennet. So aber empfand wohl Elfriede die ſchüchterne Zurückhaltung, in welcher ihr Bräutigam ſich täglich beinahe mehr von ihr entfernte als ſich ihr näherte, allein ſie hielt dies Benehmen für eine natürliche Wirkung des ihrigen, und wußte ihm für eine Entäußerung ſeiner Anſpruche Dank, die ihr den Beweis gab, daß er ſich ſelbſt zu ſehr ehre, um ſich auch der verzeihlichſten Zudringlichkeit ſchuldig zu machen.

Aber ein wunderſamer Ausſtrahl ihres eigenen, tiefverſchloſſenen Gefühls ließ auf den eigenthümlichen Charakter ſeines Verhältniſſes zu Elfriede ein ahnungsvolles Dämmerlicht fallen. Es war ihr nämlich, als ob er ſie mit einem verborgenen Entzücken betrachte, das mehr dem Bewußtſein entquelle, beglücken zu können, als der Erwartung, erhöhete Lebensfreuden von dem Gegenſtande ſolch liebender Aufmerkſamkeit zu empfangen. Er tauſchte Gedanken um Gedanken mit ihr ein, wie der Freund mit dem Freunde, aber nicht Gefühl um Gefühl, wie der Liebende mit der Geliebten. Aus ſeinen Aeußerungen ging die demantfeſte Ueberzeugung ihres geiſtigen Zuſammenhanges hervor, aber keine Beziehung auf die nahe Zukunft erinnerte ſie daran, daß ſie das Loos ihres Lebens ſeinem Schickſale unauflösbar verknüpft habe, und endlich würdigte er die ſanfte Trauer, welche ein ſo wahres Gemüth, wie Elfriede, unmöglich ganz verleugnen konnte, dieſen leiſen Nachhall geſtörter Hoffnungen einer ſo milden Duldung, wie Jemand, der es verſchmähet, einen Schmerz zu beſänftigen, von dem er mit Gewißheit weiß, daß er im Stande ſei, ihn binnen kurzer Zeit aus dem Grunde zu heilen.

Seit Herr Fels ſeinen lebhafteſten Wunſch, die Verlobung ſeiner Tochter mit dem Amtsrathe, erfüllt ſah, verſank er wieder aus dem aufgeregten Intereſſe für dieſe Angelegenheit in jene kalte Gleichgültigkeit, welche einen Hauptzug ſeines Charakters ausmachte. Noch ſtets hatte jeder Gewinn, von welcher Art derſelbe auch geweſen wäre, ſeine Ungenügſamkeit geſteigert und ihm den Maßſtab der Unzufriedenheit für die Beurtheilung ſeiner Beſitze gegeben, und dieſe Eigenſchaft durfte mit Recht als einer ſeiner größten Fehler erkannt werden. Auch in Beziehung auf den neuen Schwiegerſohn trat er ſcharf hervor. Die Gewißheit, den jungen reichen Mann zum Eidam zu bekommen, verſchob plötzlich die Geſichtspuncte, von denen aus Elfriedens Vater ihn bisher betrachtet hatte, und ſtellte alle blendenden Vorzüge des Amtsraths in anderem Lichte dar. Um den Contraſt zwiſchen der anmuthigen Jovialität des Letzteren und dem mürriſchen Finſterſinne des Erſteren noch auffallender hervorzuheben, ward der alte Herr jetzt mehr als jemals von übler Laune heimgeſucht, deren wahrſten Grund ſowohl Anderen als ſich ſelbſt zu verſchweigen, er ängſtlich bemühet war. Er vermißte den Factor weit ſchmerzlicher, als er dies für möglich gehalten hätte. Er hatte ſich in unbewußtem Gewohnheitsgefühl an die Ueberlegenheit des Geſchäftsgehülfen ſo ſicher angelehnt, und dieſe Stütze fehlte nun. Der Factor hatte in das Getriebe der Handlung den Geiſt zu legen gewußt, welcher jeder Berufsübung Leben und Wirkſamkeit verleihet; die Seele war dieſer Verfaſſung nun entnommen und todt und unregſam gähnte die Maſſe trockener und laſtender Obliegenheiten den, der ſie bewegen ſollte, an. Wie wenig Anlage zur Geſelligkeit auch in dem Weſen des Herrn Fels lag, ſo hatte doch der gemüthliche Pilger dieſen dürftigen Keim in ihrem gegenſeitigen Umgangsverhältniſſe ſo ſorglich gepflegt, daß der Verlaſſene die Wirkung dieſer treuen pflegſamen Hand jetzt mit Unbehagen vermißte. Der Gedanke, es ſei Auguſtens Gatte, hatte den Factor, von dem erſten Augenblicke ſeines Aufenthaltes in dieſem Hauſe an, ſeinem Principal ſo feſt verknüpft und ihm für immer eine Wichtigkeit gegeben, die den Erſteren nicht ermüden ließ, ſich Einfluß auf ihn zu erwerben und dieſen zu Nutz und Frommen ſeines beſſeren Selbſt und zum Heile der ihn Umgebenden anzuwenden. Jetzt fühlte ſich der alte Mann unbeachtet und ungeliebt von ſeinen noch übrigen Gehülfen, und empfand den Mangel der wohlthuenden Theilnahme, welche er, während er ſie genoß, ſo wenig gewürdigt hatte. Die Bitterkeit, welche in dieſem Entbehren für ihn lag, reinigte ſogar von allem fremdartigen Zuſatz ſein Urtheil über den Werth derjenigen Perſon, die den Factor zunächſt anging, über Eduard. Wenn er den Factor ſich zurückwünſchte und der Zeit gedachte, wo der Entfernte noch da geweſen war, ſtreiften ſeine Erinnerungen wohl auch weiter hinaus und in jene glückliche Vergangenheit, wo Eduard in den Kreis der Familie gehörte. Unter leiſen Regungen beſchämter Verwunderung fragte er ſich bisweilen, was er denn eigentlich gegen den tadelloſen jungen Mann gehabt habe. Und in beſſeren Stunden, wo die Stimme dieſes ſchüchternen Selbſtvorwurfes ſich lauter hervorwagte, fiel die Antwort ſeiner ſpätgewonnenen Anerkennung des verlorenen Freundes dahin aus, daß die Rückſicht auf deſſen Verdienſte um ſein Haus und um ſeinen Wohlſtand unleugbar eine dankbarere Würdigung erheiſcht hätte, und eine etwaige Verabſäumung von Seiten Eduards in Betreff der dem Hausherrn gebührenden Achtung, in Erwägung der überſchwenglichen Freundſchaftserweiſe ſeines Vetters an die Familie Fels, wohl hätte vergeſſen machen können. So mußte alſo der Factor erſt dies Haus und ſeinen Standpunct in demſelben verlaſſen, ehe nicht allein ihm ſelbſt, ſondern auch ſeinem vorangegangenen Zöglinge Gerechtigkeit widerführe!

Wollte der alte Fels ſolche, ſein Gewiſſen ſtechende Gedanken in der Nähe ſeines einzigen Kindes verbannen, ſo ließen Elfriedens blaſſe Wangen, ihre trüben, Thränen verrathenden Augen, der wie ein verhaltener Seufzer flüſternde

Ton ihrer matten Stimme ihn dieſen Zweck nicht erreichen. Je weniger Elfriede klagte, um deſto mehr verklagte dieſe geduldige Ergebung in ihr Schickſal ſein gewaltſames Eingreifen in daſſelbe. Je ſtiller ihr Gram ward, um deſto lauter tönte die Anklage ſeines allmählich erwachenden Vatergefühls vor dem inneren, unbeſtechbaren Richter. Suchte er Zerſtreuung für dieſe unwillkommenen Vorſtellungen und Feſtigung in der Ueberzeugung, das Glück ſeiner Tochter beſſer gegründet zu haben, als ſie ſelbſt es verſtanden haben würde, in dem Umgange mit ſeinem Schwiegerſohne, ſo ward es ihm ſehr ſchwer, dieſe Beruhigung feſt zu halten. Der Amtsrath erſchien dann als das lebendige Widerſpiel ſeines Schwiegervaters. Man hätte darauf ſchwören müſſen, er habe den Charkater des alten Herrn ſo gründlich ſtudirt, wie ein Schauſpieler ſeine Rolle; doch nicht, um gleich dieſem ſich ihren Forderungen gemäß darzuſtellen, ſondern um den deutlichen Beweis zu geben, daß ſeine Eigenthümlichkeit es nicht geſtatte, ſich einer, ſeiner Denkweiſe ſo verſchiedenartigen geſchmeidig anzupaſſen.

Herr Fels, ſehr verwöhnt durch die aufmerkſamen Berückſichtigungen, welche er ſtets von allen Menſchen erfahren, zu denen er in weiterer oder engerer Beziehung ſtand, und gänzlich unbekannt mit dem Zwange, ſich um einer nothwendigen Uebereinſtimmung willen einer fremden Sinnesart fügen zu müſſen, empfand mit ſtechendem Unbehagen den geheimen Widerſtand, welchem er ſich mit einem Male durch einen Mann unterworfen ſah, der, wenn alles in gehöriger Ordnung geweſen wäre, ſich ſeinen Launen und Eigenheiten willfährig unterzuordnen bereit gezeigt haben würde. Dies Gefühl einer noch niemals erfahrenen Geringſchätzung, die, nicht zu unterdrückende Erwägung von dem Mißverhältniß, welches im Austauſch gegenſeitiger Hochachtung zwiſchen ihm und ſeinem Schwiegerſohne Statt finde, gab ſeinem ohnehin ungelenkigen Benehmen noch mehr Unbeholfenheit, und verleidete ihm jedes Zuſammenſein mit dem Eidam. Er entbehrte den einzigen Halt, an welchem er bisher ſo feſt und hoch geſtellt ſich ſah, das Bewußtſein ſeiner Bedeutendheit, und ſo verrieth ſeine Haltung gegen den Amtsrath ein ängſtlich unſicheres Schwanken.

Auch Elfriedens Zartgefühl empfand das Betragen ihres Verlobten ſehr ſchmerzlich. Es befremdete ſie manches Auffallende darin dergeſtalt, daß ſie den Amtsrath einer rückſichtsloſen Ueberhebung ſeiner über ihren Vater erlangten Gewalt beſchuldigte, und ihre Empfindlichkeit rügte nicht weniger die vermeintliche Anmaßung des Bräutigams, als ihre kindliche Achtung die Schwäche des Vaters betrauerte.

In ſolchen Augenblicken verwundeter Reizbarkeit erinnerte ſich Elfriede an Eduards unabläſſiges, obgleich erfolgloſes Bemühen, ſich ihrem Vater gefällig zu erzeigen durch ein freundliches Eingehen in ſeine Meinungen. — Sie konnte nicht umhin, bei dieſem Wechſelverhältniß an die Nemeſis zu denken und an die Baſis, worauf die Fügungen ruhen: Denn wie Jemand wägt, wird ihm gewogen.

Nachdem Hermine ſich aus der Betäubung erholt hatte, in welche ſie der Schlag verſetzte, der ihre ſtillen, ſchönen Hoffnungen zertrümmerte, ſammelte ſie auch die ganze Kraft ihres Gemüthes, um ſich gegen ihr Verhängniß behaupten zu können. Zwar ruhete dies ſchwer auf ihrer ſonſt durch Nichts bedrückten Seele, und Alles, was Hermine ſo werth und lieb in der wohlwollenden Bruſt gepflegt hatte, war plötzlich zum ſchmerzenden Dorn für dies weiche Herz geworden.

Aber muthig ließ ſie die Wunden deſſelben ausbluten, und verſchmähete dann den Balſam nicht, welchen Vernunft und Ueberlegung hineinträufelten. Herminens jungfräuliches Gefühl war wohl zu rein und zart, als daß es ſich in Liebe für einen Mann entwickelt haben würde, der durch eine Annäherung ſolcher Art nicht die erſte Veranlaſſung dazu gegeben hätte, und obgleich es ihr unmöglich geweſen wäre nachzuweiſen, wodurch die Vermuthung in ihr entſtanden, ſie ſei vom Amtsrath geliebt, ſo hatte ſich doch nur an der Ahnung *ſeiner* Liebe die ihrige entzündet.

Liebende bilden eine höhere Gattung, deren Fähigkeiten bei Weitem das Vermögen übertragen, welches der menſchlichen Natur ohne dieſe Weihe zu Gebote ſtehet. Ihnen erleuchtet ein einziger Blick des Geliebten eine ganze verhüllte Welt voll Entzückungen; ein leiſer kleiner Seufzer, nur halb ausgehaucht, macht ſie überzeugender, als die beſte Rede voll einleuchtender Beweiſe über ein bezweifeltes Glück gewiß. Ein einziges Wort eröffnet ihnen das Verſtändniß eines räthſelvollen Herzens. Ihnen iſt Fernbleiben Nähe. Sie erkennen ſchmeichelhafte Huldigung in ſcheinbarer Zurückhaltung; Gewährung liegt für ſie im Entſagen.

Auf ſolche Weiſe mochte auch die liebende Hermine manches Unverſtändliche in des Amtsraths Benehmen gedeutet haben. Daß er traulicher noch mit Elfriede verkehrte, wendete nichts gegen ihre geheimen Wahrnehmungen ein; ſie ſah darin nur die Beſtätigung ſeiner vorausgeſetzten reifenden Leidenſchaft für ſie, die anſcheinend Benachtheiligte in ſeiner Gunſt. Auch konnte um ſo weniger eine eiferſüchtige Unruhe in ihr aufkommen, als ſie genau mit der, nur auf *einen* Gegenſtand gerichteten Neigung ihrer Freundin bekannt war, und nächſtdem wußte, daß Elfriedens reiner Sinn auch die verzeihlichſte Coquetterie verſchmähete.

Während Hermine das Wachſen ihres Intereſſes an dem angenehmen Hausfreunde fühlte und mit furchtſamer, weiblicher Scheu davor zitterte, dieſe ſteigende Wärme zu verrathen, ehe dieſe durch eine Erklärung der Geſinnungen des Amtsraths als gerechtfertigt erſchiene, ſuchte ſie in den Waffen, in welchen ſie ſich am ſtärkſten fühlte, in muthwilligem Scherze und fröhlicher Laune, eben ſowohl Schutz gegen ſich ſelbſt als Vertheidigung der Blößen, denen ſie die Macht des Augenblicks und die Wirkung der Gelegenheit ausſtellen könnte. Aber vielleicht war es das Zuviel im Gebrauch dieſer Mittel, was den Amtsrath in der Erkenntniß von Herminens Herzen irre leitete und den Stolz in ihm anregte, ſein innerſtes Gefühl für die Leichtfertige hinter einer gleichen Außenſeite zu verbergen.

Unſere Leſerinnen ſind bereits von den Gefühlen des Amtsrath in Kenntniß geſetzt, und wiſſen, was ſeine zweifelhafte Wahl endlich auf Elfriede lenkte; wir bleiben daher bei dem, was in der armen Hermine Seele vorging nach dieſer erfolgten Entſcheidung, ſtehen.

Ein Leiden, deſſen Natur uns zwingt, es tief in das Innere des Herzens zu verſchließen, und für welches wir die Theilnahme unſerer Freunde nur mit dem Verluſte ihrer Achtung erkaufen müßten, ſtehet in Beziehung auf ſeine Schwere und Unerträglichkeit in keinem Verhältniſſe zu einem Kummer, für welchen uns milde Tröſtungen anſprechen aus Thränen des Mitgefühls, aus dem beruhigendem Lächeln der Freundſchaft, aus dem Rathe der Erfahrung. Ach! das harte Schickſal hatte der armen Hermine dieſe Erleichterungen nicht übrig gelaſſen! Die Freundin war ihr geraubt worden, als der Geliebte ihr verloren ging. Konnte ſie die unglückliche Elfriede durch das Gewicht ihres Grames noch tiefer beugen? Konnte ſie die beglückte Nebenbuhlerin mit den Empfindungen vertraut machen, die ihr jetzt jeden Athemzug des Lebens mit dem Wermuth der herbeſten Enttäuſchung miſchten? Jede unſerer Leſerinnen wird fühlen, daß dies unmöglich war. Sie liebte Elfriede nicht weniger als vorher, aber ſie empfand den Zwang ihrer Lage in einer peinlichen Beſchränkung ihres Vertrauens. Qualvolle Stunden waren es, welche Hermine in Geſellſchaft des neuen Brautpaares verlebte, und obgleich des Amtsraths beſcheidene Zurückhaltung und Elfriedens mühſame Aufrechthaltung ihren ſtillen Schmerzen Schonung widerfahren ließ, ſo ſpiegelten ſich doch Mondſtrahlen und Sternenlicht in den Thränen, welche, in verſchwiegener Nacht verweint, einem Verhältniſſe floſſen, das ſie zu fortwährender Selbſtverleugnung verurtheilte. Wie ſchwierig auch die Aufgabe der Gegenwart für Hermine war, ſo zitterte ſie doch mehr vor der Zukunft; denn Elfriede ſprach oft davon, daß ſie den ſchönſten Gewinn ihres häuslichen Lebens ſich von der treuen Anhänglichkeit ihrer Freundin verſpreche. Aber dennoch hatte des Amtsraths Entſcheidung für Elfriede ihn in den Augen der zurückgeſetzten Hermine der auszeichnenden Anmuth nicht entkleiden können, womit ihre Liebe dieſen, ihm von der Natur verliehenen Vorzug mit noch höherem Glanze ſchmückte. Obgleich ſie bitter und böſe auf das verleumderiſche Herz ſchalt, ſo ließ es doch nicht ab, ihr Geheimniſſe zuzuflüſtern, die, wenn ſelbige Wahrheit enthalten hätten, ſchon auf dem Bräutigam die Schuld der Treuloſigkeit laſten ließen. Sie floh die Gemeinſchaft mit ihm, und ängſtete ſich nicht weniger vor dem gefährlichen Alleinſein. Sie mußte ihn aufgeben, und konnte doch nicht von ihm laſſen. Sie war ſtark, wenn der Anſtand und ihre jungfräuliche Ehre es erforderte, und ſie ruhete in Schwäche und Ermattung aus, wenn nur das Auge deſſen ſie ſah, vor welchem Wahrheit des Gefühls und Reinheit des Willens nach ihrem wahren Gehalte gelten, wie das Gepräge auch ſei, das irdiſche Unterſcheidungen darauf gedrückt haben.

Ein über die Geburt ihres Erſtlings hocherfreuetes Ehepaar, ein junger Landprediger und deſſen Gattin, fünf Meilen von W..... entfernt, hatten ihre Verwandtin, Elfriede Fels, und den Bräutigam derſelben zu Gevatter gebeten. Der Letztere war ſeit acht Tagen verreiſ't, ſeine Rückkunft ungewiß, und da der Tauftag auf den nächſten Sonntag anberaumt war, ſo entſchloß ſich Herr Fels ſeine Tochter nach dem fernen Dörfchen zu begleiten, um als Zeuge bei der heiligen Handlung zu erſcheinen.

Spät am Sonnabend Abend kam der Amtsrath zurück und ritt am folgenden Morgen nach der Stadt, um die Braut zu beſuchen — oder im Falle die Fromme in der Kirche wäre — einem anderen Zwecke nachzuſtreben, der, ſeit langer Zeit verfolgt, doch ſtets unerreicht von ihm geblieben war.

Es war ein wunderſchöner Julimorgen, an welchem der Amtsrath von Grünbach ausritt. Langſam ritt er hin, von milden Lüften gefächelt, durch die ſonnigen Fluren. Das Schweigen der Ruhe, die Feier des Sabbaths verkündete ſich in der hehren Stille, in welcher den Betrachtenden nichts an das harte Loos der Menſchheit erinnerte, im Schweiße des Angeſichts ihr Brod ſuchen zu müſſen. Nur der kleine, geſiederte Pſalmiſt in der Höhe des Aethers, nur der wetteifernde Geſang der Vögel, der Hauch der Blumen, der funkelnde Thau auf den duftenden Kräutern, der Odem der Luft, all dieſer Weihrauch der Natur ſagte dem erhobenen Herzen, daß dem Herrn der Herrlichkeit Lob und Preis zu aller Zeit gebühre. In einen zarten Frühnebel gehüllt, der, von der Sonne angeglänzt, einem allmählich zerrinnenden Silberſchaume glich, lag die anſehnliche Stadt ausgebreitet da, deren kleinere oder größere Thürme mit ihren vergoldeten Knöpfen, Kreuzen und Fahnen in befreieter Klarheit funkelten und blitzten. Hell tönte das Kirchengeläute in die ſtillen Fernen, und das Gefühl des Amtsraths heiligte ſich in einem religiöſen Schauer. Er empfand die Allnähe des Geiſtes reiner Liebe und Freude, und höher hob ſich ſeine unbelaſtete Bruſt. Noch nie hatte er ſich ſo ernſt, wie jetzt gefragt, ob das, was er vorhabe, vom ſtrengen Rechte zuläſſig ſei, und keiner, auch der zarteſten Pflicht Anſprüche vorzuenthalten drohe. Ob es nicht thörichte Anmaßung und dünkelvoller Uebermuth genannt werden könne, wenn der arme Sterbliche in den Schranken ſeiner Abhängigkeit vom zweifelhaften Morgen ſich vermiſſet, den Schickſalsgang ſeiner Nebenmenſchen leiten zu wollen? Ob er, der Sohn des Augenblicks, das Kind der Täuſchung und Thränen, wohl ſolche fließen ſehen dürfe, wenn ein Wort von ihm hinreichend wäre, ſie in den Schimmer des Entzückens zu verwandeln und die Säumniß dieſer Segnungen damit zu entſchuldigen, daß er ſpäter ſie noch gewichtiger zu gewähren Willens ſei?

Mit der Stimme des Richters, vor welcher jede Einwendung verſtummt, ließ er dieſe Fragen an ſich ergehen, und der treue, liebende Wille, und die leiſe Ahnung eines glücklichen Erfolges gaben beruhigende Antwort darauf.

Aber als dieſe Unterſuchung geendiget war, flüſterte aus den Tiefen ſeines Gemüths die unterdrückte Sehnſucht ihre Wünſche empor. Nachdem er das Recht Anderer mit unparteiiſcher Prüfung gewogen, machten auch die Forderungen des eigenen Herzens ſich beſcheiden geltend. Mit einem Anfluge ängſtlichen Bangens gedachte er der Möglichkeit, in dem Gewinn zukünftiger Ueberraſchungen vielleicht ſelbſt leer auszugehen und für alle Ausgaben ſeiner Vortheile keinen Erſatz eingetauſcht zu haben. Dieſe Vorſtellung war ihm eben ſo neu als quälend. Er wollte ſie durch Bilder des Gegentheils verſcheuchen, aber diejenige zweifelnde Befürchtung, welche eine ſtete Begleiterin unerklärter und unverſicherter Liebe iſt, raubte den Tröſtungen der Hoffnung ihre lindernde Kraft. Immer drängender, immer ungeduldiger ward das Verlangen in ihm, bald, ja vielleicht heute, zu einiger Gewißheit über die Geſinnung einer unbewußten Perſon gegen ihn gelangen zu können, und mit beflügelten Herzensſchlägen, in denen das Vorgefühl einer inhaltſchweren Scene klopfte, langte er an dem Fels'ſchen Hauſe an.

Der Haushälter, welcher dem Amtsrath das Pferd abnahm, ſagte ihm, die Herrſchaft ſei heute früh um vier Uhr zur Gevatterſchaft nach Hohenweiler gefahren, und Fräulein Hermine, welche ſich allein im Garten befinde, werde dem Herrn Amtsrath wohl das Nähere berichten können.

Es lag nichts Auffallendes in dieſer Weiſung, da Jedermann im Hauſe das innige Verhältniß der beiden Freunbinnen kannte, welches dem Bräutigam der Einen das Recht zugeſtand, die Andere auch dann aufſuchen, um mit ihr über die von ihnen gemeinſchaftlich Geliebte verkehren zu dürfen, wenn kein Zeuge dieſer Unterhaltung anweſend war. Mit Mühe nur ſeine Aeußerungen beherrſchend, ſprach der Amtsrath das Vergnügen über dieſe Nachricht in der Verdoppelung des gewöhnlichen Trinkgeldes aus, welches er ihrem Geber in die rauhe Hand drückte. Gehaltenen Schrittes, den die Befangenheit leiſe und zögernd machte, ging er durch den ſtillen Hausflur und Hofraum in das Gärtchen ein, an deſſen hintere Wand eine große Lyciumlaube ſich lehnte und den einzigen Schutzpunct zwiſchen lieblichen Blumen- und Baumſtellen bildete.

Es war dem Amtsrathe erinnerlich, daß die Mädchen dies anmuthige Plätzchen in den Morgenſtunden des Sonntags vorzüglich gern heimſuchten, weil die Orgeltöne der nahen Hauptkirche ſo hochfeierlich und ſanft gedämpft durch die kleine Entfernung in dieſen lauſchigen Verſteck drangen. Auch jetzt quoll ihm dieſer Strom von Harmonieen entgegen und gab ſeinen Gefühlen Weihe. Er ſtand nunmehr an der offenen, von üppigem Gewinde umrankten Pforte der Laube. Auf dem kleinen Gartenſopha, in ſich geſchmiegt, lag ſchlafend Hermine. Das blühende Geſicht, halb verſteckt in die Blätter des üppigwuchernden Lyciums, zeigte ſeine regelmäßigen Schönheiten im ſüßen Reize der Ruhe. Aus der offenen Hand war ein aufgeſchlagenes Buch in den Schooß geſunken; hüpfende Sonnenſtrahlen und die zuckenden Schatten der Blätter umſpielten die holde Geſtalt mit Zauberglanz.

Der Amtsrath ſtand wie geblendet. Jeder Blick, den er auf die Schläferin warf, ward zum Kuſſe, jeder Seufzer zur *Huldigung. Mit zurückgedrängten Athemzügen* trat er noch einen Schritt näher, und ſah betroffen, was er noch nie an Hermine geſehen, eine Thräne, und noch eine, vielleicht kurz vor dem Einſchlafen den nun geſchloſſenen Augem entrollt und an dem zartdurchäderten Unterkinne hangend. Die kleinen Tropfen löſchten die Gluth ſinnlichen Wohlgefallens und richteten das Intereſſe des Amtsraths auf die Forſchung, welches Gefühl wohl die ſeltenen Perlen aus dem tiefunterſten Grunde von Herminens Gefühl hervorgelockt. „Vielleicht eine rührende Lectüre!“ dachte er, die richtigere Antwort, welche ſein Bewußtſein ihm gab, verneinend, und nahm mit ſpitzen Fingern das, der Schlafenden entſunkene Buch auf. Den Daumen bezeichnend zwiſchen die Seiten legend, ſchlug er zuerſt das Titelblatt auf, und las mit Befremdung: „Predigten über freigewählte Abſchnitte der heiligen Schrift, von Johann Heinrich Bernhard Dräſecke.“

„Wie?“ ſagte er ſo leiſe als möglich: „die muthwillige Hermine feiert kleine Hausandachten und verbirgt ſolch ein Bedürfniß und deſſen Nahrung hinter der Schalksmiene eitler Weltlichkeit? Wie vielfach vermögen doch die Weiber zu täuſchen! Viele ſah ich, die den Anſtrich liebenswürdiger Frömmigkeit als Schminke gebrauchten, aber noch nie eine, welche, wie Hermine, dieſe ſchönſte weibliche Tugend dahin verbarg, wo ſie allein hingehört, in das ſtille Herz, in die Stunde der Einſamkeit. Verſteheſt Du, holde, ſchlafende Hermine, es überhaupt ſo meiſterlich, Deine heiligſten Empfindungen geheim zu halten, ſo dürfte Dein beſonnenes Benehmen noch immer kein Beweis ſein, daß — Du nur ſpotten und ſcherzen, aber nicht zärtlich lieben könneſt. Doch welche Abhandlung dieſer erbaulichen Betrachtungen war es, die Dich bis zur Wehmuth ergriffen?" Er ſchlug die gefaßten Blätter um, und las die Worte des Textes: „1 Cor. 13, 5 und 7: Die Liebe läſſet ſich nicht erbittern."

In dieſem Augenblicke erwachte Hermine.

Die großen Augen, in deren dunkeln Glanze ſich noch ein freundliches Traumbild ſpiegelte, mit Beſtürzung auf einen ferngewähnten Gegenſtand heftend, gewann dieſe Ueberraſchung die gefährlichſte Natur für die Sammlung der Erwachenden, als ſie einem Blicke begegnete, in deſſen Gluth jenes unnennbare Etwas flammte, das ein lebendiger Ausſtrahl der Liebe iſt. „Ei, guten Morgen! meine ſchöne, ſommermüde Freundin!" ſagte der Amtsrath in einem Tone, der ſcherzhaft ſein ſollte, und Herminens geküßte Hand empfand ein leiſes Zittern der ſeinigen. Das gefangene Händchen feſthaltend und es von Zeit zu Zeit zärtlich drückend, fuhr er fort: „Aber iſt es wohl erlaubt, den ſchönen Morgen zu verſchlafen, wie ein altes Mütterchen, das nichts Beſſeres zu thun weiß? oder als ſei man ſeines Lebens matt und müde, und wünſche ſich um daſſelbe durch den Schlaf zu betrügen?"

Ein höherer Carmin hatte Herminens Geſicht, Stirn und Hals überzogen, als ſie ſich ſchnell aufrichtete und ihr Gewand ordnete. Mit unſicherer Stimme antwortete ſie: „Es gäbe noch manch anderes Oder; ich überlaſſe es jedoch Ihnen, welch ein beliebiges Sie für meine Schläfrigkeit annehmen wollen."

Der Amtsrath hatte ſich an Herminens Seite geſetzt; mit anmuthiger Liſtigkeit blickte er ihr unter die niedergeſenkten Augen, und ſagte: „So lammfromm, ſo taubenhaft iſt heute meine ſonſt ſo ſchlagfertige Gegnerin? Das iſt wohl die Wirkung der Ermahnungen, welche der Biſchof Dräſecke Ihnen mit ſolch glücklichem Erfolge gegeben?“

„Sie ungroßmüthiger Lauſcher, Sie! ich werde Sie bei Elfriede verklagen und die Argloſe vor Ihnen warnen!“ erwiederte Hermine, und gebrauchte ein verſtelltes Zürnen, wie die Erinnerung an Elfriede als ſicherndes Mittel gegen die Aengſte dieſes Alleinſeins.

Römer vermied es ſchlau, in dieſe Wendung des Geſpräches einzugehen, indem er erwiederte: „Aber ſagen Sie mir doch, meine Theuerſte, ſeit wann Ihr heiteres, wohlwollendes Herz ſolch göttlichen Schutz gegen Erbitterungen bedürfe, von denen doch nur in der Regel kalte, feindliche Menſchen angefochten werden?“ Der Amtsrath deutete hiebei mit dem Finger auf die Worte des Textes.

Dieſe Frage traf das wunde Fleckchen in dem Herzen der armen Hermine. Mit einem Tone, aus welchem der Schmerz dieſer Berührung leiſe hervorklang, obgleich der Ausdruck des Vorwurfs ihn herriſch machte, antwortete ſie: „Seit wann? Als ob man dieſer chriſtlichen Vorſchrift jemals im Leben entbehren könnte! Ueberdies ward von Ihnen, mein unfrommer Freund, überſehen, daß von der Liebe die Rede ſei. Kalte, feindliche, und ich ſetze noch hinzu, falſche und wechſelſüchtige Menſchen wiſſen aber von dieſer nichts.“

Der Amtsrath verbarg hinter einem ſelbſtgefällig ſcheinenden Lächeln, daß dieſer Wortpfeil ſein Ziel getroffen habe, und entgegnete: „Gottlob! ich gehöre nicht unter die Zahl dieſer Beſchuldigten, und liebe eher zu viel, als zu wenig.“

Dieſe ſcherzhafte Erklärung gab Herminen ein ernſthaftes Bewußtſein von dem Zuſtande des Amtsraths, und mit denſelben auch die volle Gewalt über ſich ſelbſt zurück, die ihr von der Ueberraſchung geraubt worden war. Mit Ruhe und leichter Ironie ſagte ſie: „Es mag ſo ſein, wie Sie ſagen; in den Beweiſen davon übertreiben Sie jedoch nichts. So ſollten Sie zum Beiſpiel, anſtatt die edle Zeit hier an mich zu verlieren, Elfrieden nacheilen, welche in jeder Minute des Bräutigams gewärtig ſein dürfte.“

Der Amtsrath küßte Herminens Hand, indem er antwortete: „Verlieren? Erlauben Sie, ſchöne Freundin, daß ich dieſen Ausdruck berichtige. Ein Stündchen, mit Ihnen verlebt, kann nur Gewinn tragen, niemals Verluſt mit ſich führen. Und Elfriede? Schon längſt ſehnte ich mich, einmal unter vier Augen mit Ihnen über dieſen Gegenſtand ſprechen zu können. Was meinen Sie? Elfriede liebt mich wohl nicht? Die kühle Freundlichkeit, welche über ihr ganzes Weſen verbreitet iſt, ein ſtilles Trauern, das ihrem geiſtigen Colorit, wenn ich anders ſo ſagen darf — einen düſteren Farbenton giebt, ſind ſonſt nicht Zeichen, an denen man eine glückliche Braut erkennt. O! ſein Sie aufrichtig gegen mich! Elfriedens Glück, wie das meine, hanget davon ab.“

Ein ſchwerer Augenblick war jetzt für Hermine gekommen. Wäre ihr Herz frei geweſen von Leidenſchaft für den Mann, der jetzt eine, für das Glück ihrer Freundin ſo hochwichtige Frage an ſie richtete, ſo würde ſie ohne Zweifel dieſe günſtige Zufälligkeit benutzt haben, um dem Amtsrath über Elfriedens Verhältniſſe und Gemüthsſtimmung reinen Wein einzuſchenken, und eine bedeutende Schickſalsentſcheidung für die ferne Braut wäre aus dem kleinen Rathe in der Lyciumlaube hervorgegangen. So aber geſtattete die zarte Rückſicht auf ihre Unfähigkeit, in dieſer Angelegenheit handelnd einzugreifen, und eine jungfräuliche Scheu vor dem

Urtheile des geliebten Mannes nicht, daß ſie dieſer ſchnellen Aufforderung der Gelegenheit Folge leiſtete. Und doch ward ſie von dem Wunſch gedrängt, die trauernde Elfriede retten zu können, wie von der Achtung für die Wahrheit zu einer untrüglichen Antwort befugt. Sie glaubte demnach dieſen Pflichten ein vollkommenes Genüge zu leiſten, und ein warmer Anhauch der in ihrem Inneren ſtärker angefachten Flamme gab der nachſtehenden Erklärung höhere Belebung, als ſie ſagte: „Und das fragen Sie mich? — Iſt es nicht der Liebe ſchönſter Vorzug und ihre unterſcheidendſte Eigenthümlichkeit, daß ſie mit dem Blicke der Allwiſſenheit in dem geliebten Herzen zu leſen vermag? Verſtehet ſie nicht jede Sprache, jede? Auch die, welche in den fremdartigſten Tönen klänge? Bedarf's der Zeichen, wo die Seele ſpricht? Wie weit ſtehet die Freundſchaft ihr in dieſer geheimnißvollen Erkenntniß nach! Dieſe wird erſt durch Vertrauen deſſen gewiß, was die Liebe mit Zuverſicht weiß. Sie erringt ſich erſt durch heilige Treue, was von der Liebe mit göttlicher Freigebigkeit dargeboten und oft vom Undanke verſchmähet wird.“ Die Gewalt des Gefühls, welches Herminens Beſonnenheit dieſe letztere Aeußerung abgezwungen, lieh derſelben einen Anklang von gereizter Bitterkeit.

Getheilt zwiſchen Betroffenheit und Rührung blickte der Amtsrath Hermine an, in deren Augen eine zurückgehaltene Thräne ſchimmerte, und erwiederte: „Sie mögen im Allgemeinen Recht haben, meine ſchöne Freundin. Aber nicht weniger iſt es wahr, daß in einem edeln weiblichen Herzen Liebe und Tugend einander ſo ähnlich ſehen (wie ſie überhaupt es auch allemal ſind), daß es der Wahrnehmung eines Mannes wohl ſchwer werden kann, ſie in ihren zarten Unterſcheidungen aufzufaſſen. Doch laſſen wir dies jetzt dahin geſtellt ſein. Elfriedens Gefühl für mich ſei nun von welcher Art es wolle, daß ſie leidet, daß ſie einen tiefen Kummer ſtill verbirgt, iſt mir klar wie das Licht der Sonne, und wüßte ich, daß die Verbindung mit mir in der Haupt- oder irgend einer Nebenbeziehung die Veranlaſſung dazu wäre, ſo würde ich meinen Anſpruch mit Freuden aufgeben, um ſie wieder lächeln zu ſehen.“ Der Amtsrath hielt bei dieſen Worten ſeinen Blick in geſpannter Erwartung auf Herminens Zügen feſt.

Das Letztgeſagte zerriß in den ſchärfſten Gegenſätzen die Bruſt des bedrängten Mädchens. Es koſtete Herminen nur ein Wort, das überdies von der Wahrheit gerechtfertiget und von dem Dringen der Frage entſchuldiget ward, ſo löſete ſich eine Verbindung, die ihr nächſt dem Kämpfen der Gegenwart eine Ausſicht der peinvolleſten Ueberwindungen zeigte. Die ſchnelle Erwägung dieſer Möglichkeit goß ein leiſes Zittern durch Herminens Glieder, und der Gedanke, wie innig der Mann lieben müſſe, welcher die Hoffnung auf das Glück der Zukunft für ein Lächeln der Geliebten aufzugeben Willens wäre, bedeckte ihre Wangen mit der Bläſſe einer ſchmerzlichen Verzichtleiſtung. Mit bebender Stimme, welche ſie vergebens zu feſtigen verſuchte, ſagte ſie: „Wäre ich auch mit Elfriedens Kummer und mit der wahreſten Urſache deſſelben vertraut, ſo würde es doch nicht geziemend für mich ſein, dem Verlobten meiner Freundin ein Geheimniß zu verrathen, welches ihm zu verbergen dieſe als nothwendig erachtet. Die edelſte Abſicht würde dies verwerfliche Mittel zu ihrer Erreichung nicht heiligen. Noch einmal muß ich Sie alſo an Ihr eigenes Gefühl verweiſen. Trägt dies die Fülle und den Reichthum in ſich, die Elfriedens Werth verdient und den ihr Glück erheiſcht, ſo bedürfen

Sie keiner Vertrauten, um zu erfahren, was in einem Herzen vorgebe, das — — —“ Hermine vermochte es nicht, ihren Satz zu endigen; die Vorſtellung von Elfriedens Grame verſchmolz wunderſam in das Bild ihres eigenen Leidens, und ein paar helle Thränen rollten über ihre hochgerötheten Wangen.

Dem Amtsrath verließ bei dieſem Anblicke die Faſſung. Zum erſten Male ſprachen dieſe Zeugen von Herminens tieferer Empfindung mit ſchweigender Beredtſamkeit an ſein Herz. Die, von dem Mädchen geprieſene Seherfähigkeit der Liebe ließ ihn die tiefe Quelle, der ſie entfloſſen, erblicken, und ſo erſt die Heldenmüthigkeit nach ihrem wahren Gehalte würdigend, in welcher die Verkannte ſich bisher unter den zarten Waffen ihres Geſchlechtes gegen den feindlichen Andrang der Verhältniſſe behauptet hatte, entzückte ihn die Vorſtellung, ihr in den Siegerkranz die Myrte flechten zu können. „Hermine,“ ſagte er, „liebe, theuerſte Hermine, ich faſſe Sie ſo wenig, als ich Elfriedens Weſen verſtehe; nur das begreife ich, daß man mir etwas Wichtiges verbirgt. Ich werde demnach, ſo gut wie jeder Andere meine geheimen Maßregeln nehmen müſſen, und Niemand wundere ſich, wenn ich, wie meine Vorbilder, meiner eigenen Einſicht vertrauend, die Zwecke verfolge, welche mir durch die Lage der Umſtände geſetzt worden.“

Hermine blickte den Amtsrath ängſtlich an, und antwortete: „Was wollen Sie thun? O lieber Römer, gehen Sie ja vorſichtig um mit Elfriedens Herzen, welches die zärtlichſte Schonung bedarf! Sie wiſſen nicht — gewiß, Elfriede wird eine vortreffliche Frau werden, und auch eine recht glückliche!“ fügte ſie ſeufzend hinzu.

„Gott gebe es!“ ſagte der Amtsrath mit Innigkeit, „nur

Liebe kann mich beglücken, ſonſt nichts. Kein Surrogat dieſer höchſten Empfindung, möchte es nun Achtung, Wohlwollen, Werthſchätzung oder Mitleid heißen, würde mein Gemüth über dieſe erſte Forderung an das Weib meines Herzens zufrieden ſtellen. Unbedingte Hingebung an mich erheiſcht mein Verlangen; keine Theilung zwiſchen mir und einem vergöttertem Erinnerungsbilde könnte ich dulden, ohne mich elend zu fühlen. Froh muß das Herz meiner Annäherung entgegenſchlagen, welches ich das meine nenne, und nie mag ich die Qual erleiden, zu beſitzen, was nicht auch außer der Vereinigung mit mir ſich liebend als mein Eigenthum betrachtet!“

Hermine hatte mit dem Lächeln der Beſtätigung dieſe Erklärung angehört; unter heftigen Herzensſchlägen fühlte ſie, daß ſie dieſe Bedingungen in all ihrem Umfange erfüllen würde, Elfriede dies aber nicht könne. „Sie haben Recht!“ ſagte ſie leiſe, „die Liebe iſt der Liebe Preis! — Doch, laſſen Sie uns jetzt von etwas Anderem ſprechen. Elfriede ſagte mir, Ihre Verbindungsfeier ſei noch nicht feſtgeſetzt, und könne vielleicht noch weit hinausgeſchoben werden. Iſt, ſeitdem ich dies erfahren, hierüber etwas entſchieden worden?“

Dieſe Frage kam in gepreßten Lauten über Herminens Lippen, und wie ſcheinbar unabſichtlich ſie geſtellt war, ſo verrieth doch die Spannung in ihren Zügen, daß der Neugier die Antwort nicht allein wichtig ſei. Römer zögerte einige Secunden mit derſelben, dann ſagte er bedeutend: „Es iſt noch viel, vielleicht das Wichtigſte ſogar, auszugleichen, ehe ich den Schwur der Treue am Altare ablegen darf. Auch liebe ich lange Vorausbeſtimmungen nicht, der Vorbereitungen wegen. Ich werde mir deßhalb einen Erlaubnißſchein auswirken, nach welchem ich ohne vorhergegangene

Proclamation mich zu jeder Stunde trauen laſſen kann, in welcher es meiner Braut und mir genehm wäre.“

Hermine ward bleich wie der Tod. So konnte, nach dieſer Aeußerung, auch ſie von der gefürchteten Stunde überraſcht werden, ohne ihrem ſtillen Plane nach unter irgend einem gultigen Vorwande der ſchmerzlichen Aufgabe entrinnen zu können, Zeugin der Trauung zu ſein. Sich jedoch gewaltſam zuſammennehmend, antwortete ſie: „Wenn Sie dem Rathe einer Freundin folgen wollen, ſo geben Sie dieſen Gedanken auf! Elfriedens Gemüth iſt ſo zart, daß die Erſchütterung ſolch einer wichtigen Ueberraſchung nicht ohne Gefahr für ihre Geſundheit ſein würde. Hingegen wird ſie Meiſterin über die heftigſten Bewegungen, wenn ihr Zeit gegeben iſt, die reichen und mächtigen Kräfte ihrer Seele zu ſammeln. Mit mir, ja, mit mir wäre es ein Anderes; ich bin ſchon etwas derberer Natur. Sollte ich einmal heirathen, ſo werde ich im Umdrehen zur Braut, und ehe mir davon träumte, zur Frau. Alles, was mir noch Wichtiges widerfuhr, geſchah überraſchend und betäubend, wie Blitz und Schlag. Aber freilich, Elfriedens Zartheit erfordert eine bedächtigere Weiſe der Erfahrung.“

Mit einem Entzücken, worin eine ſüße Ahnung in ſelige Gewißheit ſich verlor, hatte der Amtsrath Herminens tiefes Erbleichen wahrgenommen. Als ſie ſich ſo weit gefaßt hatte, um an die Rathgebung in Betreff Elfriedens eine ſcherzhafte Darſtellung ihrer eigenen Rüſtigkeit knüpfen zu können, erkannte er in dieſer Eigenſchaft die Befriedigung eines hauptſächlichen Anſpruches an die künftige Gattin, und zugleich die Entſchuldigungen für die Kühnheit ſeines Vorhabens. Im Ausdrucke einer lebhaften Freude erfaßte er beide Hände Herminens, und ſagte: „O ſchön, ſchön! Liebe!

Holde! Solche kernhafte Frauen halten den flatternden Frohſinn im Hauſe feſt und tragen muthig die unvermeidlichen Mühen des Lebens. Auch nähert ſich ihnen das Glück im Sturmſchritt, weil ſie nicht ſchreckhaft ſind. Sie würden alſo nicht bangen und beben, wenn plötzlich die verhängnißvolle Frage an Sie erginge: Willſt Du mein Weib ſein, das heiß- und ewiggeliebte?“

Aber Hermine bangte und bebte ſchon jetzt. Sie wußte nicht, ob dieſe Frage außer aller Beziehung auf die Perſönlichkeit des Amtsraths an ſie gerichtet würde, oder ob ihr Gefühl die ſonderbare Stellung derſelben richtig deute. Niedergeſenkten Auges entgegnete ſie: „Wenn ſolch ein Wort an mich ergehen wird, dann werde ich zur Antwort mich geſchickt fühlen, und wie ſie ausfallen dürfte, kann nur allein von der Würdigkeit des Fragers abhangen. Doch ich höre meinen Vater aus der Kirche kommen. Wäre es Ihnen nicht gefällig, mich zu ihm zu begleiten.“

Der Amtsrath nahm die Einladung an und blieb über Mittag. Aber ganz außer ſeiner Weiſe hinderte ihn ein öfteres, träumeriſches Verſinken in ſich ſelbſt, den munteren Mittheilungen des geſprächigen Wirthes ein aufmerkſames Ohr zu leihen, und auch Hermine übte die gewohnten Pflichten der Hausfrau und Geſellſchafterin mit ungleich minderer Unbefangenheit als ſonſt.

Der Sommer war dahin gegangen, und auch der Herbſt ſchon ziemlich vorgerückt. Die Bäume, welche an Elfriedens Verlobungstage in ſchwellenden Blüthen geprangt hatten, beugten ſich jetzt unter der Laſt reifender Spätfrüchte. Das

Rauſchen des welken Laubes erinnerte traurig an das Loos der Vergänglichkeit, dem Alles, was irdiſch iſt, unterworfen, und die kühlen Schauer, welche über die öden Felder ſtreiften, verwebten den flatternden Sommer in die Vorſtellung, wie heimlich der Winter ſei, und ließen ſehnſuchtsvolle Blicke in den ſtillen Garten der Häuslichkeit richten, wo die Blumen reiner, ſchuldloſer Freuden unverwelklich blühen.

Auch in der armen Elfriede Herzen war es immer erſtorbener, immer herbſtlicher geworden. Mit wachſender Angſt berechnete ſie das Abnehmen der Tageslänge, nahm ſie jede Veränderung der Natur wahr, welche ihr Gewand winterlich zu wechſeln ſchien. Die Vollziehung ihrer Verbindung mit dem Amtsrath war zwar noch nicht feſt beſtimmt, aber doch ungefähr zu Anfange des Octobers vorausgeſetzt worden, und jede Stunde, welche ſie dem gefürchteten Zeitpuncte näher führte, ſteigerte das Gefühl der Bangigkeit, womit ſie an dieſe unwiderrufliche Entſcheidung dachte. Ungeachtet aller beharrlichen Kämpfe ihres Verſtandes gegen das widerſpenſtige Herz hatte ſie keinen glänzenderen Sieg, als eine geduldige Ergebung in ihr Schickſal davon getragen; was über dieſe hinausreichte, konnte ſie ſich nicht zu eigen machen. Jede Beziehung auf künftiges Glück, jede Andeutung einer fremden Hoffnung auf die Freuden kommender Tage lockten bittere Thränen des Zweifels in ihr ſanftes Auge, und regten den Geiſt des Widerſpruchs in dieſem milden Gemüthe an. Vielleicht würde Elfriede aus der düſteren Kälte der Reſignation allmählich wieder zu einiger Lebenswärme übergegangen ſein, hätte nicht faſt unbegreiflicher Weiſe eine Ahnung, tief in der Seele ruhend, daß ſie des Amtsraths Frau doch nicht würde — dem Aufſtreben zarter Wünſche im Betreff jenes Verhältniſſes entgegengewirkt. Obgleich Elfriede das Benehmen ihres Bräutigams nicht mit jenem Maßſtabe meſſen konnte, welchen eine Liebende an die Bedeutung des kleinſten Augenblinkens, der Handbewegungen, der Wendungen des Hauptes legt, und womit ſie die Secunden ſeines Kommens und Gehens, ſeines Zögerns und Verweilens ermißt, ſo gab ihr doch das Gefühl ihrer Weiblichkeit, noch geſchärft durch das Eigenthümliche ihrer Lage, eine richtige Angabe von dem Werthe und der Wichtigkeit, die ſie in dem Herzen des Verlobten behauptete. Nicht verblendet von jener thörichten Eitelkeit, die ſich nicht entſchließen kann, zu glauben, was ihren Anſprüchen die verlangte Huldigung vorenthält, erkannte ſie ſehr bald, daß kein leidenſchaftlicher Drang, ſondern ruhige, wohlüberlegte Wahl ſeine Bewerbung verurſacht habe, und räthſelvoll blieb ihr nicht weniger dieſer unerwartete Ausgang ihrer Bekanntſchaft mit einem Manne, den ſie weit eher in Herminens Liebreiz gefangen glaubte, als gefeſſelt von ihrem wehmüthigen Ernſte, als ihr ſein nachmaliges Betragen unerklärbar war.

Mit der feinſten Gewandtheit wußte der Amtsrath ſich dem Charakter der Vertraulichkeit, der ſeinem Verhältniſſe zu Elfriede angemeſſen war, gemäß zu erzeigen, ohne im Entfernteſten nur die Rechte deſſelben geltend zu machen. Vielmehr überzeugte er die befremdete Braut täglich davon, daß ſeine Liebe frei von jeder, auch der natürlichſten und gerechteſten Anmaßung an die Erwiederung derſelben ſei. In der That war Elfrieden das Weſen ihres Zuſammenhangs mit dem Amtsrath ganz unverſtändlich, ſein feſtes Beharren auf ihrem Beſitze, und ſein loſes Erfaſſen des errungenen Eigenthums, die Innigkeit ſeiner Theilnahme an Allem, was die ſtille Elfriede betraf, und dann wieder die, von jedem ſelbſtiſchen Begehren freie Aeußerung dieſes Mitgefühls. Elfriede würde keineswegeſ des Vertrauens ermangelt haben, ihrem Verlobten zu ſagen, daß nur des Vaters Wunſch ſie zu ſeiner Braut gemacht habe, daß ihr Herz mit unzerreißbaren Banden gefeſſelt ſei, die nicht die Güte und der Werth eines anderen Mannes, ach! ſie fürchtete, ſelbſt nicht die Weihe des Altars zu löſen vermöchte — hätte ſie nicht, von den ſtürmiſchen Bitten des Vaters geängſtet, ihr Wort gegeben, dieſen weſentlichen Umſtand zu verſchweigen. Sie hatte die Hingebung ihrer Hoffnungen wie ihrer Perſon als ein Opfer betrachtet, das ſie brächte, um ihren Vater vor dem Untergange ſeiner bürgerlichen Ehre zu bewahren, doch ſpäterhin wohl recht gut eingeſehen, daß er an dieſem Aeußerſten nicht geſtanden, und eben ſo wenig dieſen kindlichen Willen nach Gehalt und Verdienſt würdige. Es ſchmerzte ſie, ſich in der Täuſchung der erſteren Vermuthung übereilt zu haben, und mit der Schärfe einer herben Kränkung drang der Gedanke durch ihre Seele, der beabſichtigten Wirkung verluſtig zu gehen, der hergeſtellten Zufriedenheit ihres Vaters. So konnte die Arme nur aus der Reinheit ihres Willens einigen Troſt ſchöpfen und ſich an der Verheißung aufrecht halten, daß dem Frommen zur Leiſtung ſchwerer Pflichten hörerer Beiſtand nie fehlen werde.

Herr Fels war, wie unſeren Leſern ſchon bekannt, niemals mit etwas zufrieden, das er beſaß, nur die Entbehrung erſt gab ſeinen Gütern den unerkannten oder vorenthaltenen Werth zurück. Eine himmliſchgute Frau war der Engel ſeines Lebens geweſen, und er hatte dieſen höchſten Segen wie einen gemeinen Vortheil hingenommen! Ein Kind, rein wie ein Seraph, war der Stolz und die Freude ſeines Alters, und er hatte mit ſchonungsloſer Härte das weiche, liebende Herz dieſer Tochter gebrochen, weil es für einen Gegenſtand ſchlug, der zu redlich war, um eine verlangte, aber unverdiente Ehrerbietung zu heucheln. Die Vorſicht hatte ihm in dem Factor einen eben ſo einſichtsvollen, als treuen Gehülfen beigeſellt und dieſer Geſchäftsverbindung einen Kitt gegeben, der eine haltbarere Materie als das Bedürfniß des Eigennutzes enthielt, und Herr Fels hatte die ſeltenen Vorzüge dieſes ſchätzbaren Freundes mit matter Zufriedenheit beurtheilt und wie eine ganz gewöhnliche Tauglichkeit angeſehen. Endlich war auch ſein liebſter Wunſch in Erfüllung gegangen, der, ſeine Tochter mit einem Manne verlobt zu ſehen, welcher ihr die, ſeiner Meinung nach, höchſten Güter des Lebens darbieten konnte, Reichthum und bürgerliches Anſehen. Aber kaum war in einem ſchmerzlichen Seufzer Elfriedens Lippen das zögernde Ja-Wörtchen entſchlüpft, ſo verwandelt ſich auch ſeine Anerkennung dieſer Annehmlichkeiten in ſteigendes Mißvergnügen mit den Fehlern des Amtsraths, wie er deſſen feinere Lebensanſichten, den geſelligen Hang, eine edelgerichtete Anlage zur Großmuth und eine offene Verachtung alles Gemeinen und Niedrigen nannte. In manch verdrießlicher Stunde klagte Herr Fels es ſich ſelbſt, daß er doch eigentlich Unglück mit ſeinen Schwiegerſöhnen habe. Er dachte dabei an Eduard, welcher ſolche Verwandtſchaft ſehnlichſt, obgleich vergebens erſtrebt hatte. Wenn dieſen die Liebe zur Natur und die einfache Genügſamkeit, die den glühenden Verehrern derſelben in der Regel eigen iſt, nicht zu jener raſtloſen Gewinnſucht hatte kommen laſſen, welche alle Kräfte des Kaufmannes zu Sclaven ſeines Berufes macht, ſo verſagte die dem Amtsrath eigenthümliche Freiſinnigkeit und die Wirkung einer Erziehung, welche ihn in gänzlicher Unbekanntſchaft mit den Mühen des

Erwerbes erhalten hatte, einem Stande diejenige Achtung, welche Herr Fels mit parteiiſcher Ueberſchätzung von deſſen Wichtigkeit und dem Trotze des Bürgerſtolzes in Anſpruch nahm. Hatte Eduard in gekränktem Eigengefühle ſein Recht nur mit einem ſtolzen Schweigen vertheidigt, ſo verfocht der Amtsrath die Richtigkeit ſeiner Maximen vielleicht zu laut und rückſichtslos gegen den hartnäckigen Gegner. Genug, weder der Eine noch der Andere hatte bisher ſeine ſtrengen Forderungen an die Ehrerbietung des Eidams befriediget, und weil uns Alles beſſer dünket, was wir hatten, als das, was wir haben, und weil Eduards milderer Sinn und ſein feſtgehaltener Hinblick auf ſein theuerſtes Ziel, Elfriedens Beſitz, dieſen niemals die Aufmerkſamkeit für ihres Vaters Wünſche außer Acht ſetzen ließ, ſo raunte Herr Fels, aber nur ganz leiſe ſich zuweilen zu, er würde am Ende doch wohl gut gethan haben, die Liebe der jungen Leute zu krönen, und hätte alsdann mit ganz anderer Befugniß auf dem ihm Gebührenden beſtehen können, als jetzt, wo Elfriedens trübſeliges Geſichtchen und des reichen Amtsraths hochfahrende Ueberhebung es ihm in jedem Augenblicke zum Vorwurfe machten, daß er dieſe Verbindung zu eingreifend betrieben. Hatte Herr Fels jemals Recht, die Schätzung eines errungenen Beſitzes herabſetzend zu verändern, ſo war dies in der Beurtheilung des Amtsraths der Fall, ſeitdem derſelbe durch Elfriedens Entſcheidung die Anwartſchaft erhalten hatte, ſein Schwiegerſohn zu werden. Die Unparteilichkeit ſelbſt konnte es nicht leugnen, der Amtsrath war von dieſer Zeit an ein Anderer geworden, aber nur für den Schwiegerpapa.

Der Letztere wußte es ſelbſt nicht, was ihn ſo unangenehm aufreize zu Tadel und Widerſpruch im Zuſammenſein mit dem erkorenen Lieblinge, und welche ſchadenfrohe Macht das Bild des verdrängten Eduards ſtets auftauchen ließ, wenn er in Unmuth aufwallte über die unabhängige Leichtfertigkeit ſeines Nachfolgers. Wenn es nur geringer Anſtrengung von Seiten des Amtsraths bedurfte, um den Erzürnten zu verſöhnen, ſo gebrauchte er dieſen Einfluß nur dann, wenn er bemerkte, daß ein Wölkchen der Sorge Elfriedens Stirne trübte.

Gewiß war dieſe immer übler werdende Stimmung ihres Vaters gegen Römer nicht der kleinſte Beſtandtheil des Kummers, welcher das Herz der armen Braut ſchwer und drückend belaſtete. Des Vaters zunehmendes Mißvergnügen mit ihrem Verlobten zeigte ihr die Vergeblichkeit des großen Opfers, und nicht immer war ſie ſtark genug, ſich aufrecht zu erhalten an dem frommen Willen, mit dem ſie es gebracht, und des Gedankens ſich bewußt zu bleiben, daß die Geſinnung erhaben ſein müſſe über die Erfolge unſerer Thaten, welche ein höheres Weſen leite und zulaſſe.

Elfriede hatte das erſte Kopfſchütteln ihres Vaters, jedes Zuſammenziehen ſeiner Augenbraunen wahrgenommen. Sie hatte das leiſe Murren der Unzufriedenheit und das laute Wort der Mißbilligung von ihm gehört. Unfehlbar würden ihr dieſe bekümmernden Zeichen entgangen oder doch anders erſchienen ſein, hätte Elfriede den Amtsrath geliebt; ſo aber war der Vater, für deſſen Zufriedenheit ſie ſich mit Kindestreue hingegeben, ihr hauptſächlichſtes Augenmerk.

Mit ungewöhnlich verfinſtertem Geſichte kam Herr Fels am Abend eines Tages, deſſen Nachmittagsſtunden er in Grünbach zugebracht hatte, nach Hauſe. Zerſtreut erwiederte er den freundlichen Empfang ſeiner Tochter, legte haſtig Hut und Stock ab und machte einige heftige Gänge durch das Zimmer, ſichtbar mit ſich ſelbſt kämpfend. Furchtſam fragte Elfriede endlich, ob ihm etwas Unangenehmes begegnet wäre. Da brach der längſt vorbereitete Sturm los, und er äußerte ſich folgendermaßen: „Höre, Friedchen, ich muß einmal ordentlich über eine Sache mit Dir reden, die mir ſchwer auf dem Herzen liegt. Es hätte ſchon früher geſchehen mögen, aber aus Schonung für Dich habe ich gezögert, Dir ſolch eine unangenehme Mittheilung zu machen. Ich kann es Dir nicht verhehlen, daß ich unzufrieden mit Deinem Bräutigam bin. Er iſt ein Bonvivant, und längſt habe ich gemerkt, daß er kein Wirth ſei. Er iſt in zu großer Freiheit erzogen worden, darum ſchlägt er jetzt, gemein geſagt, über die Stränge. Er hat nicht gelernt, wie ſchwer es ſei, einen Groſchen zu verdienen, deßhalb wirft er das Geld jetzt mit vollen Händen weg. Hoffte ich nicht von Deiner Klugheit, mein Kind, das Beſte, ſo wüßte ich wohl, was ich thäte. Ich habe mich heute ſchwer geärgert. Laß Dir erzählen. Wir gehen im Garten auf und nieder und ſprachen von eurer Hochzeit. (Hier ſeufzte Elfriede ängſtlich auf.) Ich ſagte ihm, daß ich wünſchte, es käme mit dieſer Angelegenheit einmal zu Ende, und verlautbarte zugleich den Wunſch, die Gründe zu wiſſen, welche ihn bisher abgehalten, dieſen Zeitpunct feſtzuſtellen. Die von ihm angegebenen, geſtand ich frei, wären mir ſeicht und unzureichend erſchienen. Es war mir, als zeigte ſich in ſeinen Mienen eine kleine Verlegenheit; doch entgegnete er mir bald mit der ihm eigenthümlichen Dreiſtigkeit, er ſei noch nicht ganz mit der Anordnung der Hochzeitsfeier im Reinen, und habe nur eine günſtige Gelegenheit erharret, um mir den Plan dazu vorzulegen. Er glaubte die rechte Stunde zu dieſer Eröffnung habe nunmehr geſchlagen, und ſofort machte er mich mit ſeinen Entwürfen zu dieſer Feſtlichkeit bekannt.“

„Ich war der Meinung geweſen, wir würden dieſen Tag nicht allzulaut begehen, da Du Geräuſch und Lärmen nicht liebſt, beſonders wenn es Dir zu Ehren erregt würde, und wähnte, unſer Hochzeitsgeſellſchaftchen werde beſtehen in Römer's Vater, dem Rector, von dem er immer ſpricht, Juſtizraths, dem Geiſtlichen, welcher Euch traut, und etwa Deinen Gevattersleuten, Paſtors aus Hohenweiler; aber da hatte ich fehlgeſchoſſen! Denke Dir mein Erſtaunen, als er mir ein Project vorlegt, deſſen Ausführung zu Deinem ſtillen Sinne paßt, wie Fauſt aufs Auge, und nach einem flüchtigen Ueberſchlage, den ich trotz meinem innerlichen Verdruſſe machte, leicht tauſend Thaler koſten könnte. Mich überlief die Galle. Nehmen Sie mir es nicht übel, Herr Sohn, ſagte ich, nachdem er ausgeredet hatte, wenn Sie ſo fortfahren, wie Sie angefangen haben, ſo werden Sie in Zeiten mit dem Ihrigen fertig werden. Man kann einen Berg abtragen und einen Brunnen ausſchöpfen, und mancher reiche Mann iſt arm geſtorben, bloß des Irrthums wegen, ſein Geld könne nicht alle werden, wie ſehr er auch hinein raſen möge. Nein! wenn Sie gutem Rathe Gehör geben wollen, ſo menagiren Sie die unnöthigen Ausgaben. Wozu ſollten wir ſolch Gepränge machen? Meine Tochter iſt ein beſcheidenes Mädchen, das Aufwand und Prahlerei verſchmähet. Sie würden Elfrieden einen ſchlechten Gefallen erzeigen mit dieſem unnützen Prunke. So hatte ich ihm eine lange Weile über dieſen Text geprediget, da wenden wir uns am Ende des Ganges gegen einander, und ich bemerkte jetzt, daß er tückiſch lacht und mit Mühe das Herausplatzen verbeißt. Es kam mir der Gedanke, als hätte er mich zum

Narren haben wollen, auch war der Vorſchlag zu übertrieben geweſen, als daß ich ihn hätte ernſtlich nehmen und für Wahrheit halten ſollen. Indem ich nun einen Augenblick lang überlegte, was ich ſagen müßte, kam ein kleines Bauermädchen von etwa ſieben Jahren den Gang herab geſprungen. Der Amtsrath hielt das Kind auf und beugte ſich zu ihm herab, wahrſcheinlich in der Abſicht, um mir ſein Geſicht verbergen zu können. Er fragte etwas, und die Kleine gab eine ſo drollige Antwort, daß er nun die Wohlthat genoß, ſich ſatt lachen zu können unter dem Scheine des Rechten. Jetzt zog er die Geldbörſe, und gab dem Mädchen, rathe Elfriede, was? ich denke, der Schlag rührt mich auf der Stelle! einen blanken, baren Friedrichsd'or! — Ein Silbergroſchen wäre genug geweſen. Der Geduldsfaden riß mir. War es nicht grade, als ſpräche er meiner gutgemeinten Ermahnung Hohn und Spott? als wolle er mir zeigen, daß die Vorſtellungen meiner Erfahrung ihm zu einem Ohre hineingehen und zu dem anderen heraus? Ich ſagte ihm etwas Bitteres, beſtellte ſchleunigſt das Anſpannen und verbat mir ſeine Begleitung für dieſen Abend.“

In wunderſam wechſelnder Gemüthsbewegung hatte Elfriede ihren Vater angehört. Es befremdete ſie nicht, daß ſein ſonſt ſo verſchloſſener Mund ihre längſtgehegten Vermuthungen endlich beſtätigte, aber ſie fühlte, welch ein hoher Grad der Verſtimmung es ſein müſſe, der ihn dahin bringen konnte, ſeiner Tochter ſolche beſchämende Geſtändniſſe abzulegen. Es verletzte ſie, daß der Mann, deſſen Frau ſie werden wollte, ihrem Vater ſo wenig Achtung erwies, als er zarte Rückſicht auf die Schwächen ſeines Charakters nahm, aber mit Erleichterung empfand ſie, daß nur der Mangel an Liebe ſich ſolcher Vorenthaltungen ſchuldig machen könne.

und eine helle Ahnung, daß die gefürchtete Verbindung dennoch nicht geſchloſſen werden würde, gab ihrem Urtheile Milde und Gerechtigkeit. Mit der ſüßen Stimme, die ſchon durch ihren melodiſchen Klang beſänftigte, ſagte ſie: „Mein lieber Vater, es iſt mir leid, daß Römer ſich Ihr Mißfallen zugezogen. Sein Handeln und Treiben gemahnt mich an die Unarten ſolcher Kinder, welche in der kühnen Ueberzeugung zu weit gehen, die Gunſt ihrer Beſchützer könne niemals und durch Nichts erſchüttert werden. Aber ſtrafen Sie dieſen Irrthum doch nicht zu hart! Es iſt und bleibt immer ein ſchöner Fehler, die Offenheit, welche die argloſe Seele vor Jedem öffnet, ſelbſt vor dem Gegenbilde, das in einer oder der andern Beziehung als Muſter aufgeſtellt iſt. — Was Römer's Plan im Betreff unſerer Hochzeitsfeier anbetrifft, ſo finde ich nur, daß er ſeiner Eigenthümlichkeit nach die Feſtlichkeit dieſes Tages in nichts Anderem ſuchen konnte, als in dem Wiederſcheine ſeiner Freude, der ihm aus hundert funkelnden Blicken entgegenleuchtet, in dem lauten Gewühle einer frohberauſchten Menge, in Allem, was den Geſchmack verkündet, die Sinne entzückt und verfeinerten Genuß darbietet. Unbekannt iſt ihm das ſelige Wohlgefühl der Stille, worin die Bewegungen des Herzens, vom Schmerz oder von der Freude erregt, ſanft verklingen in einen Grundton, in Liebe zu Gott und den Menſchen! Doch mag ich ihn deßhalb ſo wenig tadeln, wie denjenigen, der ein vollſtimmiges Concert im hellerleuchteten Saale den Hauchen der Mundharmonika vorziehet, welche im ſchweigenden Dunkel den Hörer mit Ahnungen des Himmels erfüllt. Römer denkt und fühlt anders als Sie, mein Vater, anders als ich, anders als die meiſten Menſchen; aber er iſt gut und verſtändig, und daran wollen wir uns halten. Wer weiß auch, wie bedürftig die Eltern jenes Kindes der Wohlthat ſind, die Ihnen als die weggeworfene Gabe der Verſchwendung erſchien. Warum wollten Sie glauben, er habe etwas Gutes aus böſem Willen gethan, aus Luſt an Ihrem Aerger? Nein, mein Vater! würdigen Sie den Mann nicht ſo herab, welchen Sie früher vielleicht überſchätzten.“

Eine wehmüthige Erinnerung an erlittene Ungerechtigkeit machte Elfriede verſtummen, aber die Rührung war ſchon vollendet, womit ihre verſöhnende Rede das ſtarre Gemüth des Vaters in Reue und Schmerz aufgelöſet hatte. Es wäre ſo natürlich geweſen, daß Elfriede die ihr von dem gedemüthigten Vater gegebenen Vortheile als eine Genugthuung für ſich und den fernen Eduard betrachtet hätte; doch etwas Edleres wallte in dem ſchönen Herzen des Mädchens auf, der Wunſch, den Vater zu erheben und den ſchmerzenden Stachel aus ſeinem Bewußtſein zu ziehen. Deßhalb ward ſie die Fürſprecherin des Mannes, dem ſein Wille ſie verlobt, deßhalb zeigte ſie, daß die ſchätzenswerthen Eigenſchaften deſſelben von ihr erkannt ſeien, und mit der zarteſten Behutſamkeit vermied ſie die Berührung wunder Stellen.

Gottlob! Es giebt für jeden, auch für den verhärtetſten Menſchen einen Moment, wo die Gewalt der Tugend über böſe Neigungen und ſündliche Gewohnheiten ſiegt, wo die Erkenntniß der Wahrheit den irrigen Sinn erleuchtet, wo die Flamme der Liebe belebend und ſegnend das kalte Herz durchwärmt! Solch ein Augenblick war jetzt für Herrn Fels gekommen. Die ſtarre Rinde, welche Selbſtſucht und Vorurtheil um ſein Gemüth gehärtet und jeder ſanfteren Regung den Eingang in daſſelbe gewehrt hatte, zerſprang, und der Tochter zarte Großmuth ſchwellte das Vaterherz. Heftig ſchlang er beide Arme um Elfriedens ſchlanken Leib, drückte das Mädchen feſt an ſeine Bruſt und ſagte mit Tönen, die in Wehmuth brachen: „Du biſt ein gutes Kind, Elfriede! Gott vergebe es mir! Ich glaube, ich habe nicht wohl an Dir gethan! Hätte ich früher ſo gedacht, wie heute, ſo wäre Eduard — aber das iſt vorbei, und ſelbſt mit dem beſten Willen kann ich es nicht mehr ändern. Ja, könnte ich Dich jetzt noch glücklich machen, ohne mein Wort zu brechen, ſo wollte ich viel darum geben.“

Elfriede lächelte durch Thränen, die ſie ſüßer nie vergoſſen hatte. Sie fielen wie leuchtende Perlen auf die Hände des Vaters, die ſie mit Innigkeit küßte. „Mein Vater, mein geliebter Vater!“ ſagte ſie zärtlich, „dieſe Stunde ſei mir hoch geſegnet! ſie giebt mir Freude und Muth, denn ſie verſöhnet meinen Vater mit einer Neigung, die rein war und ſchuldlos vor Gott, wenn auch unbegünſtiget durch das Walten der Umſtände. Wäre meine Verbindung mit Eduard des Himmels Wille geweſen, ſo würde Ihr Herz, mein Vater, früher unſeren Wünſchen nicht verſchloſſen geweſen ſein. Es ſollte nicht ſein! Warum? — Dies zu fragen geziemt dem Glauben nicht. Nur Hoffnung und Liebe füllt meine Seele! Ich werde glücklich ſein, gewiß, gewiß! Der Mutter Geiſt, des Vaters Segen wird mich an den Traualtar begleiten!“

Als am folgenden Morgen Elfriede mit ihrem Vater beim Frühſtücke ſaß, das ſich heute eines Geſchäftes wegen ungewöhnlich im Comtoir verſpätet hatte, ließ ſich der Amtsrath melden, und ward angenommen. Er trat ein; glänzende Blicke, ein Auge, im lebhafteſten Vergnügen ſtrahlend, begrüßten die Braut und den Vater, deſſen erneuerter Geiſt ſich offenbarte in dem freundlichen Willkommen, mit welchem er, des geſtrigen Zwieſpalts vergeſſend, den Schwiegerſohn empfing.

Der Amtsrath küßte Elfriedens Hand, und der lange, innige Druck, mit welchem er dieſelbe feſthielt, ſo wie die Bedeutſamkeit ſeines Mienenſpiels ließ die Braut in der Veranlaſſung ſeines gegenwärtigen Beſuches eine beſondere und frohe ahnen.

„Sein Sie noch böſe, Väterchen?“ ſo wendete er ſich an Herrn Fels, und fuhr fort, „ich komme als ein Bußfertiger mit ernſtem Vorſatz, mich zu beſſern. Deßhalb will ich, die Unzulänglichkeit meiner eigenen Kraft wohl fühlend, mich der Leitung einer liebenden Hand ſobald als möglich verſichern. Eine Bitte nun, holde Elfriede, eine dringende. Wollen Sie mein Glück beſchleunigen und vollenden, ſo erlauben Sie mir, den Tag, der es für immer begründen ſoll, auf künftigen Sonntag anzuſetzen. Hätten Sie nichts gegen einen zweiten Wunſch einzuwenden, ſo feiern wir ihn in Grünbach, im engen Kreiſe unſerer liebſten und nächſten Freunde, geſichert vor der Zudringlichkeit neugieriger Städter, uns ſelbſt gehörend und den Forderungen der hochwichtigen Feier! Es wird Alles von mir beſorgt werden, was nöthig ſein dürfte, als ein Erlaubnißſchein vom Conſiſtorio, die Beſtellung des Geiſtlichen, die Einladung der theilnehmenden Freunde. Sie ſind erblaßt, Elfriede? Sie zittern? O ſein Sie ruhig, Beſte! Ihr Wohl ruhet in einem Herzen, das keinen theurern Wunſch kennt, als Ihr Glück!“

Elfriede zog gerührt ſeine Hand an ihre Bruſt, die ſich ängſtlich hob ob der nahen, unwiderruflichen Entſcheidung und ſagte mit feſter Stimme: „Ich vertraue Ihnen!“

Herr Fels aber nahm die Tabackspfeife vom Munde, aus welchem ſich ein lauter Seufzer drängte, und ſchob den dampfenden Thee verſchmähend zurück. Er nahm das Wort und ſagte: „So haben Sie alſo geſtern doch geſpaßt? Nun, ich will es Ihnen lieber verzeihen, daß Sie Scherz mit mir getrieben haben, als wenn Sie wirklich ſo dächten, wie Sie Sich geſtern äußerten. Warum wollen wir denn nun mit einem Male ſo eilen mit der Hochzeit? Hat Elfriedens Brautſtand ſo lange gedauert, ſo kann er wohl noch das Weilchen währen, das erforderlich iſt, allen Formen ihr Recht geſchehen zu laſſen. Ich liebe das Umgehen ehrwürdiger und herkömmlicher Sitten nicht. Ohne Proclamation?“ Er ſchüttelte bedenklich den Kopf. Aber der Amtsrath ließ ſich nicht davon abbringen, und ſchied zuletzt mit der zögernd gegebenen Einwilligung des Vaters.

Nachdem die Theilnahme unſerer lieben Leſerinnen die bange Elfriede hoffentlich begleitet haben wird durch den Lauf von fünf peinvoll verlebten Tagen, in denen die betrübte Braut mit der vollen Inbrunſt des Scheidens noch einmal ſich hingab den Erinnerungen, welchen die Gattin entſagen mußte, und im Gebet und einſamer Ueberlegung nach Kraft und Stärke rang, gehet ihrem Mitgefühle endlich der verhängnißvolle Sonntagsmorgen auf in all der trauernden Schönheit, welche ein heiterer Himmel über einen Tag des ſpäteren Herbſtes verbreitete.

Arme Elfriede! der Frühglocken feierlicher Klang wecket Dich aus dem ſanften Schlummer, welcher ſpät, aber erquickend ſich auf Deine müden Augen ſenkte, und die trüben

Bilder der Seele in lichte Träume verwandelte. Aber Du erwachſt auch in einem tieferen Sinne aus der Befangenheit des Grames, der ſo lange lähmend Dein Herz belaſtete. Still und hehr, wie eine Frühlingsflur vor dem Aufgange der Sonne, iſt Dein Gemüth, welches ſich fromm weihet für die Wichtigkeit des heutigen Tages durch den Aufblick zum Himmel, und das Licht einer höheren Welt herabringt in die düſtern Schatten des Lebens. Ach! fürchtender und zagender, als Dein Herz, Elfriede, ſchlägt ein anderes in den weiten Räumen dieſes Hauſes. Hermine, in der vergangenen Nacht von der erſehnten Ruhe geflohen und ermattet von der Grauſamkeit, mit welcher ſie ſelbſt ſich bald eine ſchönere Möglichkeit träumte, bald die Qual jeder denkbaren Beziehung, in der ſie ferner gegen den Amtsrath und deſſen Gattin ſtehen könnte, in lebhaften Vorſtellungen an ſich erſchöpfte, ſiehet nun den Tag anbrechen, deſſen Untergang jene Träume verſchwinden laſſen, und der von einer ahnungsvollen Hoffnung bekämpften Furcht das Siegel der Gewißheit aufdrücken ſoll.

Fröſtelud von den Schauern der Schläfrigkeit hüllte ſie ſich in den warmen Mantel und trat ans Fenſter, das am hellen Tage die rothen Dächer der Grünbacher Schloßgebäude zeigte, jetzt aber nur den herbſtlichen Nebelduft erblicken ließ, der dieſe Gegenſtände von Herminens ſehnſüchtigem Schmerze wie verſchonend verhüllte. Schüchtern und zart, wie eine Liebe über ihre Aeußerungen wacht, und ſich verbirgt, die als eine verſchmähete von dem Urtheile der Jungfräulichkeit verworfen und als eine ſündige von dem Geſetze des Gewiſſens gerichtet iſt, hatte Hermine bisher den wahren Zuſtand ihres Herzens der Kenntniß ihrer leidenden Freundin entzogen. Aber dieſe inneren Stürme hatten die lieblichen Blüthen von Herminens Wangen verwehet, das Feuer der brennenden Augen verlöſcht und der ganzen Geſtalt die lebendige Friſche genommen, welche als die Wirkung geiſtiger und leiblicher Geſundheit das Mädchen ſo überaus reizend machte.

„Wenn es nur erſt vorüber ſein wird, ich werde alsdann wohl wieder ruhig werden!“ dachte Hermine oft, wenn ſie den Kampf der Selbſtverleugnung bis zur Erſchöpfung gekämpft und den herben Kelch geleert hatte, den Geliebten in den Beziehungen des traulichſten Verhältniſſes zu einer Anderen längere Zeit beobachtet zu haben.

Die kleinen fieberheißen Hände über dem Fenſterkreuze gefaltet, ſtand Hermine jetzt in ſinnende Betrachtung verloren, und ſagte zu ſich ſelbſt, „Heute alſo! Heute! O Gott! Iſt es denn ſo ſchwer, einen undankbaren, zweideutigen Mann zu vergeſſen?“ Da quoll Thräne auf Thräne aus Herminens trüben Augen und rollte in immer ſchnellerem Falle herab. „Zweideutig?“ wiederholte ſie prüfend, und fuhr fort, „ja das iſt er! So hat er ſich ſtets gezeigt. Hätte ich nicht tauſendmal ſchwören wollen, er liebe mich, und ſei Elfrieden nur geneigt wie ein brüderlicher Freund? Und noch neulich ſein Benehmen in der Laube? Er hat mich irre geleitet an der Wahrheit meines Gefühls und die feſteſte Stütze meines Handelns wankend gemacht, den Glauben an die Zuverläſſigkeit meines eigenen Urtheils. — Aber ſei doch nur ſtark, arme Hermine! Sei wieder Du ſelbſt und nicht ein liebeſieches Geſchöpf, der Männer Spott und die Beſchämung der Frauen! Tröſte Dich einmal im Ernſte mit jenen Worten Shakeſpear's, welche Du ſo oft ſcherzhaft als ein beruhigendes Mittel anwendeteſt: „Es komme nun, was kommen mag, die Stunde rennt auch durch den rauh'ſten

Tag!" Und iſt Elfriede nicht unendlich bedauernswerther als ich? Zwar fühlt ſie vielleicht ruhiger als ich, und iſt wohl gar nahe daran, den Tauſch erwünſcht zu finden — doch nein, nein! meine Eiferſucht läſtert die reinſte, treueſte Seele! O Gott! Ich will gern unglücklich ſein, nur ungerecht laß mich nicht werden!"

Jetzt klopfte es leiſe an das Schlafſtübchen. Hermine trocknete ſchnell die naſſen Augen und öffnete die Thür. Es war Elfriede, welche mit milder Freundlichkeit einen zärtlichen Morgengruß ſprach.

Hermine verbarg das verweinte Geſicht an dem Buſen der Braut und ſagte: „So eben dachte ich an Dich, meine Elfriede. Nicht wahr, Du wirſt in Römer's Armen mein nicht vergeſſen und des ſchönen Glückes, das die Freundſchaft uns gab? Und wirſt nicht gegen mich erkalten, wenn in Zukunft wir uns ſeltener ſähen, wie das auch natürlich wäre?"

Elfriede blickte die Fragerin an mit einem Ausdrucke ſchmerzlicher Betroffenheit und antwortete: „Deine Frage, Minchen, iſt nicht herzlich, und Deine Vermuthung nicht freundlich. Ach! ich müßte das Vergeſſen überhaupt erſt lernen, und habe wenig Anlage dazu. — Doch ſtill davon. Ich will Dir nun ſagen, weßhalb ich ſo früh Dich ſtörte. Willſt Du mir wohl den, — beinahe hatte ich geſagt, letzten Gefallen erzeigen und mir den Brautkranz winden? Deine Hand ſoll mich ſchmücken und dem Sinnbilde der Unſchuld die Weihe der Zärtlichkeit geben. Weißt Du auch, Liebe, wie wir uns immer wünſchten, in einer Stunde getraut zu werden, an einem Orte leben zu können, und unſere Männer durch Freundſchaft verbunden zu ſehen, wie wir von früher Kindheit an es waren? Ach! es war ein ſchöner Traum, wie alle Hoffnungen, die nun zerronnen ſind in den Dunſt der Täuſchung. Doch nun das Wichtigſte. Hoffentlich hat Römer nur geſcherzt nach ſeiner Weiſe, als er mir ſagte, Du habeſt ſeiner dringenden Bitten ungeachtet ihn doch ohne ein beſtimmtes Verſprechen entlaſſen, Deinen Vater heute Abend nach Grünbach zu begleiten. Wie? Wäre Dir dies möglich? Welche Urſache könnte wichtig genug ſein, um Deine Abweſenheit zu rechtfertigen in einer Stunde, die ſo ernſt über mein Schickſal entſcheidet? Ich hoffte Stärkung ſchöpfen zu können aus Deinem freundlichen Lächeln, wenn ich zitternd dem Altare mich nähere, Ermuthigung in Deinen Blicken zu finden, wenn ich ſie bedürfte.“ „Ich komme,“ ſagte Hermine feſt. Und die Freundinnen trennten ſich nun, um den Forderungen des Tages Genüge zu leiſten.

Die Sonne hatte ihren kurzen Kreislauf beinahe zurückgelegt und verklärte mit dem dunkelleuchtenden Herbſtſchein das finſtere, große Haus, woran die Firma, Dietrich Emanuel Fels, in goldener Rieſenſchrift prangte, als des Amtsraths Galla-Equipage, ein engliſcher Staatswagen, mit vier wiehernden Braunen beſpannt, vor demſelben hielt. Ein zweiter ſchöner Wagen folgte dem erſteren, und ein wenig ſpäter erſchien noch ein dritter. Die überraſchten Nachbaren bewachten mit neugierigen Blicken den verſchloſſenen Eingang und tauſchten die verſchiedenartigſten Vermuthungen gegen einander aus über die Veranlaſſung zu ſolch einer Ungewöhnlichkeit. Da öffnete der Hauswärter ehrfurchtsvoll die Thür, der reichgekleidete Bediente ſtand harrend am offenen Wagenſchlage, und aus der erſteren trat Elfriede im einfachkoſtbaren Feſtgewande, die beſcheidene Zier auserleſener Perlen um den ſchlanken Hals, den jungfräulichen Kranz in die blonden

Locken geflochten, und den Reiz des lieblichen Geſichtes gleichſam geheiliget durch die bräutliche Bläſſe, die es bedeckte.

An Elfriedens Seite erſchien Hermine, deren natürliche Anmuth eine gelungene Wahl des Anzugs noch erhöhete. In den Flechten des dunkeln Haares belauſchte ein Blüthenzweig das Auge der Bewunderung, und die roſige Wange war auch erblichen in den Schauern der Ahnung. „Was iſt das?“ rief eine Nachbarin ſo laut, daß die Mädchen es hören konnten, „im Nachbarhauſe hätten wir Hochzeit, und wüßten nichts davon? Und zwei Bräute anſtatt einer?“ Da überzog eine Purpurgluth Herminens Antlitz, und als die alte Prophetin noch einmal in den Wagen gaffte, welcher die beiden Huldinnen pfeilſchnell davon führte, dünkte es ihr, Hermine ſei die Schönere geweſen.

Jetzt kamen die beiden Väter, Fels und der Juſtizrath, ſtattlich angethan, die Geſichter in ernſte Falten gelegt, und die feierliche Bedeutung dieſer Ausfahrt in Haltung und Geberden ankündigend.

Den dritten Wagen beſtiegen vier junge Commis aus der Handlung Fels, in deren Mienen ſich die Wohlgefälligkeit an der Eleganz ihrer Aeußerlichkeit vereinigte mit der unruhigen Erwartung auf einen fröhlichen Abend.

Nun war die Sonne geſunken. Die Gluth des Abendhimmels zerfloß in goldenen Streifen, die den Rand des Oſtens ſäumten, an welchem der Vollmond heraufglänzte. Das Grau der Dämmerung machte die Umriſſe der Gegenſtände ſchwankend, und das kämpfende Zwielicht des erlöſchenden Tages und des aufgehenden Mondes lieh ihnen trügeriſche Geſtalten.

Die Wagen donnerten jetzt auf die Anfuhrt des Grünbacher Schloſſes. Im Glanze heller Erleuchtung ſchimmerte der Hausflur und die offenen Zimmer und Säle, und eine ſchöne Muſik, aus unbekanntem Verſteck hertönend, begrüßte rauſchend die Ankommenden.

Seiner Pflicht gemäß, empfing der Bräutigam die holde Braut, und führte die Mädchen ein, als gehörten ihm Beide.

Ein großes Zimmer zu ebener Erde nahm die Geſellſchaft auf. Im Hintergrunde des Zimmers zwiſchen Marmorſäulen wallte ein reichgefalteter, grünſeidener Vorhang lang herab, hinter welchem Elfriedens und Herminens hochſchlagende Herzen den Traualtar vermutheten. Aber ihre Aufmerkſamkeit konnte ſich nicht beſchäftigen mit dieſer geheimnißvollen Verborgenheit, denn Vater Römer's treuherziges Willkommen, des Rectors ſinnige Anſprache und Riekchens bedeutungsvoller Glückwunſch nahm ſie in Anſpruch.

Das erſte, laute Geräuſch der Empfangsſcene war nun allmählich verhallt, und wie durch ſchweigende Verabredung entſtand plötzlich eine tiefe Stille unter den Anweſenden. Da hob des Amtsraths edle Geſtalt ſich höher empor; er faßte Elfriedens Hand und ſprach langſam und mit Nachdruck, wie folgt: „Liebe! Theure! Was ich Ihnen jetzt ſagen werde, dürfte vielleicht Ihr Zartgefühl verletzen oder die Empfindungen Ihrer Weiblichkeit beleidigen; ſollte dies der Fall ſein, ſo verſöhne Sie der Geiſt meiner Abſicht, welcher der einer innigen Werthſchätzung für Sie und des Wunſches iſt, um jeden, auch um den höchſten Preis Ihr Glück zu fördern, mit der von mir übelgewählten Form, in welcher es ſich äußert. Elfriede! Sie ſtehen zu hoch über den Schwächen Ihres Geſchlechtes, als daß ich Anſtand nehmen müßte, Ihnen zu entdecken: Es war ein ſüßer Irrthum meines Herzens, in welchem ich mich erkühnte, um Ihre liebe Hand zu werben; ein ſchmerzlicher Irrthum beſtimmte Sie, meinen Antrag anzunehmen. Doch der Himmel, deſſen Schutzkind Sie ſind, wollte nicht, daß Ihr Opfer gebracht würde, und machte eine wunderbare Fügung zum Werkzeuge Ihrer Rettung. Schon am erſten Tage nach unſerer Verlobung entdeckte ein Zufall mir die Geſchichte Ihrer erſten und einzigen Liebe, und die Rührung, womit ich ſie vernahm, weihete mich zu dem ſchwierigen Unternehmen, dieſer unterliegenden Liebe den glänzendſten Sieg, Ihrer reinen Tugend, gutes, herrliches Mädchen, den verdienten Lohn zu verſchaffen. Schwierig war es, Sie müſſen es zugeſtehen, liebe Elfriede, dieſe engen Beziehungen der verſchiedenartigſten Verhältniſſe zu löſen, ohne die zarten Fäden der Achtung und Freundſchaft zu verletzen, mit denen ich mich an Ihr Haus geknüpft fühlte, dieſe Anſtrengung aller Kräfte für einen gewiſſen Erfolg, dies Wagniß, worin ich viel auf das Spiel ſtellte! Doch das Gelingen kommt von oben! dachte ich, und ging getroſt ans Werk. Es iſt gelungen, es iſt ſchöner gelungen, als ich jemals hoffen konnte, wenn Ihr Auge mir Dank und Freude lächelt, wenn Ihr guter Vater mir Verzeihung gewährt, und die Erfüllung der heißen Bitte, die Ihr Glück von ihm begehrt!“ Der Amtsrath zog die betäubte Elfriede vor Herrn Fels hin, und den Alten umſchlingend, fuhr er fort: „Lieber Vater Fels! O, tauſchen Sie den fehlenden Sohn gegen den beſſeren um, der fortan der treue Gefährte meines Lebens ſein wird! Fühlen Sie die Göttlichkeit des Segnens, und heilen Sie die Herzen, die ſo lange litten! Die Erinnerung an dieſen Augenblick wird ſich in einen Engel verwandeln, der am

Throne Gottes die Milde des ewigen Richters für Sie erflehet!“

Der Amtsrath winkte, und wie von unſichtbaren Händen gezogen, rauſchte der grüne Vorhang zu beiden Seiten zurück, und gelöſet war das Räthſel ſeiner Rede und ſeines zeitherigen Handelns.

In der Rundung einer ſchön drapirten Niſche zeigte ſich ein Altar, ſinnreich geſchmückt und von dem milden Scheine beleuchtet, welchen eine kriſtallene Lampe auf ihn herabgoß. Vor dem Altare ſtand im Amtsſchmuck, die Agende in der Hand, Elfriedens Verwandter, der Paſtor aus Hohenweiler. Ein wenig mehr im Hintergrunde ſtanden, an der Hand ihrer Verlobten, im Brautputz die beiden Landmädchen, welche der Amtsrath ausſtattete, und die er in Bezug auf die Veranlaſſung dazu noch heute ſeine Orakel nannte. An der Säule zur rechten Seite lehnte — Eduard Bardelov, regungslos von der Gewalt dieſes Augenblicks; nur die Strahlen des Entzückens, welche aus ſeinen Augen brachen, verkündeten die Seele dieſes lebenden Bildes. An der Säule linker Hand ſtand der Factor, aufgelöſet in die weiche Freude des Wiederſehens, hingegeben der rührungsvolleſten Erwartung.

Ein lauter Schrei der Ueberraſchung tönte durch die Verſammlung, doch Elfriedens Stimme, welche mit ſchneidenden, herzzerſpaltenden Klängen „Eduard! ach liebſter Eduard!“ rief, ward mitten durch ſeinen dröhnenden Hall vernehmbar. „Elfriede!“ rief jetzt auch Eduard, und breitete beide Arme nach dem Mädchen aus, ohne einen Schritt vorwärts zu gehen. Es lag in dieſer Stellung ſo viel ſehnſüchtiges Verlangen und eine ſo ſchüchterne Hoffnung, daß kein Auge trocken bei dieſem Anblicke blieb.

Der alte Fels war ſichtbar erſchüttert. Er drückte beide Hände heftig an ſeine Bruſt, und ſagte mit zum Himmel gerichteten Blicken, „O Gott! Wie bin ich der Gnade ſo unwerth, womit Du mich erhörteſt? Du haſt meine Reue angeſehen und den Fluch der Sünde in Segen verkehrt. Da, mein Sohn Eduard, nimm es hin, das theure Kind, und vergilt ihm durch treue Liebe, was an dem harten Vater es gethan!“

Liebe Leſerinnen! Hier fühle ich beſchämt, wie ſchwach meine Feder iſt, wenn ſie, was ich doch ſo gern möchte — Euch darſtellen ſoll, das ſchönſte Schauſpiel, das die Erde gewähren kann, glückliche Menſchen! Glücklich durch Liebe, ſelig durch Tugend! Aber läßt ſich der Sonne Glanz, die Schönheit des Frühlings, das Lächeln der Freude malen? Doch wenn der Künſtler dem Blümchen, das ſeine Hand Euch ſchuf, auch den himmliſchen Duft nicht geben kann, welchen der Allmacht Odem ihm anhauchte, erinnern wird es Euch doch durch Formen und Farben an ſein lebendiges Urbild und an den Schöpfer der Natur. Wenn auch in den Gebilden der Menſchenhand kein Herz ſchlägt, ſie können deßhalb doch das Eurige bewegen durch die Kraft mittheilender Gefühle. —

Da ſtehet Elfriede von Eduards Armen dicht umſchloſſen, faſt erliegend der ungeahnten Wonne. Nur ein Gedanke behauptet ſeine Klarheit in ihrem berauſchten Sinne, der, ſie dürfe dem Geliebten nun ewig angehören, ſie ſei frei vom Zwange einer Pflicht, welche ſie getrennt hätte von jeder ſüßen Gewohnheit des Herzens. Sie könne es laut bekennen unter dem Schutze des väterlichen Willens, für wen ſie leben wolle! Die drei Jahre der Trennung ziehen ſich gleich einem langen, dunkeln Streife in die Ferne der

Vergangenheit, und alle Schmerzen die ſie enthielten, ſind zu Triumphen geworden!

Hier wird der alte Fels umdrängt von den ergriffenen Freunden und fühlet jetzt den warmen Händedruck des ehrendſten Beifalls, bald die innige Umarmung der Dankbarkeit. Er fühlet ſich heute zum erſten Male in ſeinem Leben wahrhaft reich und erkennet nun die Armſeligkeit, in welcher er früher an den ſüßeſten Freuden gedarbt, die edelſten Genüſſe entbehrt habe. Selbſtzufriedenheit ſättiget ihn himmliſch, und das Bewußtſein des Wohlthuns ſtrömet Genügen und Stille in ſeine ruheloſe Seele. Er umſchlingt den Factor, und ſagt bewegt: „Nicht wahr, alter Freund, wir bleiben nun wohl beiſammen? Man erträgt das Getrenntſein nicht leicht, wenn zwanzig gemeinſchaftlich verlebte Jahre ihr Gewicht auf die Stunde des Scheidens legen.“

Hermine hatte ſich, ſobald der Amtsrath angefangen zu ſprechen, in einen Winkel zurückgezogen, und ſo mit unbeobachteter Theilnahme die raſche Entwickelung des dichtverſchlungenen Schickſalsknoten begleitet. Die Krönung einer unglücklichen Liebe, nach ſo langer Unterdrückung, würde ihrer Weiblichkeit das lebhafteſte Intereſſe abgewonnen, das Glück der theuren Freundin die rege Hermine bis zum froheſten Taumel berauſcht haben, wäre die zarteſte und wichtigſte Angelegenheit ihres Herzens auch dieſer Entſcheidung nicht ſo feſt und innig verknüpft geweſen, wie es der Fall war. Aber dieſe Verſchmelzung eigener geheimer Wünſche mit denen dreier andern Perſonen hielt ſtrenge Wacht über die Zeichen ihres Mitgefühls.

Kaum ſah der Amtsrath die aufgegebene Braut in Eduards Armen, die ſegnende Hand des Vaters auf den Stirnen der beiden Liebenden und Aller Augen auf die rührende

Gruppe geheftet, als er Herminen zuflog, beide Hände des Mädchens an ſeine fliegende Bruſt preßte und mit jauchzender Stimme ſprach: „Hermine! holde, ſüße Hermine! Willſt Du mein Weib ſein, das heiß- und ewiggeliebte?“

Hermine blickte den ſtürmiſchen Frager mit erſterbenden Blicken an. Die Scene, welcher dieſe wunderbare Anfrage folgte, deren Beziehung auf jene Vorbereitung dazu in der Lyciumlaube ſie wohl in treuer Erinnerung hatte — war von ſolcher Art geweſen, daß jedes Gefühl ſeinen Ehrenplatz einnahm und die Formen der Schicklichkeit da entbehrlich erſchienen, wo höhere Bewegungen den Maßſtab der gewöhnlichen Sitte veränderten. „O Römer!“ entgegnete Hermine leiſe und beklommen, „darf ich nach allem Vorgefallenen glauben, daß dieſe Frage Ihnen Ernſt ſey?“ „Meine Hermine,“ antwortete der Amtsrath, ihr tief und zärtlich in die wunderſchönen Augen blickend, „die Liebe glaubet! die Liebe glaubet Alles!“ „Und,“ fügte Hermine hinzu, ſeine Hand mit zitterndem Drucke drückend, und mit gewandter Fügſamkeit ſeinen Gedanken ſich anſchmiegend, „weil ſie ſich nicht erbittern läſſet weder durch Trug und Falſchheit, noch durch Zögern und Verſchweigen, ſo — ſo bin ich die Ihre.“ Da flammte ein glühender Verlobungskuß auf Herminens gewährendem Munde. „Victoria!“ rief der Amtsrath mit lauter Stimme, umfaßte mit ſtarken Armen das leichte Mädchen, und trug es vor dem Juſtizrath, welcher eben, von der herrſchenden Umarmungsluſt ergriffen, dem alten Römer mit Freundſchaftsverſicherungen um den Hals fiel.

„Hier, Papa,“ rief der Amtsrath, „giebt es auch etwas zu ſegnen. Wir ſind mit Ihrer gütigen Erlaubniß ein Brautpaar.“

Der Juſtizrath machte große Augen. „Wollt Ihr mich etwa foppen, Kinder?“ rief er freudig beſtürzt, „oder wär's Euch Ernſt, Amtsräthchen?“ Anſtatt der Verſicherung hierüber drückte der Amtsrath Hermine an ſein Herz mit der Sicherheit, die das Eigenthumsrecht giebt, und küßte ſie auf die rothe Wange. „Potz Element!“ ſchrie der Juſtizrath nun laut, „es iſt wahrhaftig wahr! Ihr Schwiegervater zu werden, Freund Amtsrath, iſt mir lieber, als könnte ich morgen Kaiſer aller Reuſſen, oder wohl gar Papſt in Rom heißen. Aber die Freude macht mich ganz wirbelnd und verdreht mir den Kopf. Es iſt mir, als hätte ich den Champagner ſchon getrunken, auf welchen ich noch rechne. Wir ſpielen Comödie und führen das Stück auf: Je toller, je beſſer. Da fahren wir zur Hochzeit und ſie verwandelt ſich in einen Scheidungsact, bei welchem, ſeltſam genug! die Herzen in Liebe und Rührung zerfließen. Das Jüngferchen hier (Hermine ſtreichelnd), das noch ein paar Jahre bedürfte, um klüger zu werden, ſteckt das Näschen unter die ehrbare Haube und kommt mit einem Male zu einem Manne, dem es meinem Willen nach wohl folgen ſoll. Aus dem Saulus Fels dort wird plötzlich ein Paulus, und den trunkenen Seefahrer hat vermuthlich eine ſtürmiſche Meereswelle an den Traualtar geworfen. Nun in Gottes Namen denn, Kinder, nehmt meinen Segen hin! Ein glücklicher Vater giebt ihn Euch!“

Die Wehmuth des Entzückens ließ den Juſtizrath nicht weiter ſprechen. Immer größer wurde das Gewirre, immer lauter die Ausbrüche der Freude. Jeder fühlte ſich in den Strudel gezogen, in welchem der Aufruhr der Gemüther freiſete. Selbſt der Rector, deſſen Aeußerungen ſonſt ſtets das Gepräge ernſter Ruhe trugen, machte einen Scherz, welcher jedoch nicht aus dem Borne eigenen Witzes, ſondern aus den Quellen jenes großen britiſchen Genies geſchöpft war und ihm nur die Ehre der richtigen Anwendung zuſprach. Er ſagte auf die beiden Brautpaare deutend: „So geht es, wie das Sprüchlein rühmt: Ein Jedes hat, was ihm geziemt.“ Rieckchen lächelte wie eine Selige. Obſchon es ihr heimlich leid that, daß Elfriede, die ihr viel beſſer noch gefiel als Hermine, ihrem Augapfel, dem Amtsrath, nicht zufallen ſollte, ſo ward ihr wohlwollendes Herz doch innigſt befriediget von der Wendung, welche dieſe Heirathsgeſchichten genommen. Sie blickte in die wonnigen Geſichter der Bräute, und ein leiſer Schmerz zuckte auf in ihrer Bruſt, daß das ſchönſte Erdenglück ihr verſagt geweſen ſei, aber der Genius ihrer Vortrefflichkeit heiligte ihn zur Ahnung himmliſcher Vergeltung.

Endlich ward es ein wenig ruhiger, und der Amtsrath benutzte die erſte klare Beſonnenheit, deren er ſelbſt mächtig ward und die er an den Anderen wahrnahm, um von Hermine mit der Unwiderſtehlichkeit einer Bitte, welche der Mund des Geliebten ausſpricht, Vergebung ſich zu erſchmeicheln für eine Eigenmächtigkeit und Zuverſichtlichkeit, in der er, die Erfüllung ſeiner Wünſche kühn vorausſetzend, ſich erlaubt habe, das erſehnte Ziel ſeiner Hoffnungen in dieſen ſchönen Abend feſtzuſtecken. Er hieß die beiden Bauermädchen näher treten und beſtätigte durch Winke die früher gegebene Anweiſung.

Das eine der Mädchen trat vor Hermine hin, verneigte ſich ſittſam und überreichte ihr ein verhülltes Geſchenk. In ſchweigender Erwartung löſte Hermine die Decke davon, und eine Brautkrone, von Rieckchens kunſtfertiger Hand gewunden, ruhend auf einer Schrift, welche mit großen Siegeln verſehen war, lieferte den Commentar zu des Amtsraths dunkler Rede an die Braut. Verſchämt blickte die Erglühende in das dunkle Myrtengezweige, das von röthlichen Blüthen und weißen Blümchen unterbrochen war, wie finſtere Lebenstage von lichten Stunden. Der ſüßen Verwirrung entfliehen wollend, in welcher ſie ſich gefangen ſah, nahm ſie das Papier auf und löſete ſeine Siegel. Es enthielt die umfaſſendſte Genehmigung einer Trauung ohne das geſetzmäßige Aufgebot für den Amtsrath und Hermine, welche mit allen ihren Vornamen darin benannt war.

„Böſer Menſch!“ ſo wendete ſie ſich mit zärtlichem Zürnen an den lauſchenden Bräutigam, „das heiße ich verrathen und verkauft ſein! Nun der Fall dürfte nicht oft vorkommen, daß das Conſiſtorium eher von einer Brautſchaft wiſſe, als die Hauptperſon dabei. Doch,“ fuhr ſie fort und begleitete die dem Hörer verſtändliche Beziehung dieſer Aeußerung mit einem ſprechenden Blicke, „da die Liebe ſich nicht erbittern läſſet, weil ſie Alles duldet, auch ſolch unerhörte Anmaßungen, ſo wollen wir Gnade für Recht ergehen laſſen und den Ausſpruch der geiſtlichen Behörde nicht zu Schanden machen durch trotzige Verſchmähung.“

Die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf dieſe kleine Ueberraſchungsſcene war nicht ganz ungetheilt geweſen; ſie hatte ſich zur Hälfte auf Elfriede gerichtet, welche mit freundlichen Blicken das zweite Bauermädchen zu ermuthigen ſuchte, das auch ihr eine verdeckte Gabe darreichte, und die wenigen Worte, die es dazu zu ſagen unterrichtet war, vor Schüchternheit nicht laut werden ließ. Elfriede enthüllte das blendende Tuch und fand ein großes Etui darunter, welches einen ſchönen, ſinnig gefaßten Schmuck enthielt. Große Brillanten loderten zwiſchen dem beſcheidenen Glanze kleiner Türkiſen, die in Vergißmeinnichtsform gefügt waren. „Liebe, theure Elfriede,“ ſagte jetzt der Amtsrath und trat an die Seite der Beſchenkten, ſeinen Arm traulich um ihren ſchlanken Leib legend, „o nehmen Sie gütig das kleine Andenken an einen Freund auf, welcher in dieſen ſtummen Zeichen ſeinen heißen Wunſch ausſpricht, Sie möchten ſein nicht vergeſſen und ſeiner ewigen Verehrung für Sie!“

Elfriede warf ſich mit ſchweſterlicher Innigkeit an ſeine Bruſt und erwiederte: „Edler, großmüthiger Mann! Iſt nicht die Erinnerung an Sie dem Gefühle meiner Seligkeit verknüpft? Wie könnte ich jemals vergeſſen, was unverlierbar mich begleiten wird? So lange mein Herz klopft, wird es Dank für Sie ſchlagen; ſo lange meine Lippe ſtammeln kann, wird ſie Segen für Sie erflehen, und dieſer Schmuck ſoll mich an jedem Feſt- und Freudentage meines Lebens zieren!“

Der Juſtizrath ſchüttelte in komiſcher Ungeduld den Paſtor aus Hohenweiler am Arme, und ſprach: „Trauen Sie los, Herr Paſtor! ſonſt haben die Liebesverſicherungen in poetiſchen Figuren kein Ende. Im Eheſtande werden die Leute ruhiger und proſaiſcher; wir können dies hoffentlich heute Abend noch beſtätiget finden.“

Der Paſtor lächelte ungläubig, aber der Amtsrath, welcher die Worte ſeines Schwiegervaters vernommen, ertheilte ſchnell und heimlich einige Befehle. Alsbald flogen die Flügelthüren auf. Der Flur war gedrängt voll ländlicher Zuſchauer, welche ihren Gutsherrn als Bräutigam ſehen wollten. Das in der Nähe befindliche Muſik-Chor ſtimmte die Melodie des Verſes an: „Herr, ſegne meinen Tritt!“

und der laute Jubel der Verſammlung verwandelte ſich in eine athmende Stille. Der Amtsrath faßte Herminens bebende Hand, Eduard (für welchen eine gleiche Vergünſtigung vom Conſiſtorio ausgewirkt worden war) umſchloß die ſeiner Elfriede feſter, und die vier Glücklichen näherten ſich dem Altar. Das zweite Doppelpaar ſchloß das erſtere ein, und ſo geſtalteten die der heiligen Weihe Gewärtigen ein Halbrund. Der Paſtor hielt eine kurze, aber treffliche Traurede, wobei kein Auge trocken blieb. — Das Amen war geſprochen, und abermals fiel man glückwünſchend aus einem Arme in den andern. Endlich ging es es zu Tiſche. Glück und Liebesgeflüſter ſättigte die Brautpaare; deſto beſſer aber ließen es ſich die Unverliebten ſchmecken. Der Geiſt der edelſten Weine beflügelte die Schwingungen ihrer zum Theil ſchwerfälligen Ideen und entrückte ſie in höhere Räume, obgleich er ſie nicht auf den Standpunct zu tragen vermochte, auf welchem Eduard und Elfriede, der Amtsrath und Hermine die Muſik der Sphären vernahmen.

Ein brillantes Feuerwerk auf der Oder, welches die Geſellſchaft aus den Fenſtern des Badehausſaales betrachtete, beſchloß dieſen gehaltvollen Abend. Wie nun die Sonnen und Pyramiden, die Flammenkränze und Namenszüge in dem Spiegel der Fluthen funkelten und blitzten, weilte das Auge des Factors mit gerührten Blicken auf jener Stelle am Fenſter, wo er einſt dem Juſtizrath die Eröffnungen gemacht hatte, die noch einen anderen, von dem Erzähler unvermutheten Zuhörer gehabt, den Amtsrath. Dieſer war an jenem Tage nach einem genommenen Bade eingeſchlafen, und da das Sopha, auf welchem er ruhete, an der dünnen Saalwand ſtand, ſchon bei dem Anfange des Geſpräches ſeiner Gäſte erwacht. Der Inhalt deſſelben hatte ihn angezogen und die Ahnung in ihm erregt, es könne irgend eine wichtige Kenntniß für ihn enthalten. Daß dies der Fall geweſen, haben die Erfolge ergeben.

Da er einſah, daß zur Ausführung ſeines Vorhabens er die höchſte Behutſamkeit im Verſchweigen deſſelben anwenden müſſe, ſo bat er den Factor, daß dieſer gegen Abend von W..... abreiſete und die erſte Nacht ſeiner Entfernung aus dem Fels'ſchen Hauſe in Grünbach zubrächte, von wo aus dieſer am folgenden Morgen ſeine Reiſe weiter fortſetzen könnte. Auf dieſe Weiſe wollte er dem nothwendigen Vertrauten jede Möglichkeit abſchneiden, Elfriede durch irgend eine Andeutung Hoffnungen einzuflößen, deren Erfüllung doch ſo ungewiß war. Der Factor, ahnungslos, daß dieſe gaſtfreundliche Bitte ſolch eine bedeutende Veranlaſſung habe, nahm die Einladung an.

Der Abſchied von der tiefbetrübten Elfriede, von dem Hauſe, das ſeine trauteſten Erinnerungen in ſich ſchloß, ſelbſt von Herrn Fels, der als Gatte und Vater zweier, von ihm zärtlichgeliebten Weſen einen Ehrenplatz in ſeinem Herzen einnahm, hatte ihm viel Schmerz gekoſtet, und er fühlte das Weh der Trennung, erkannte aber auch die Nothwendigkeit derſelben. Doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als der Amtsrath ihm die Entdeckung machte, daß er ein verborgener Zuhörer der dem Juſtizrath gegebenen Erzählung geweſen ſei, und ſagte: Dieſe nun gewonnene Erkenntniß von dem Herzenszuſtande ſeiner Braut habe ihm über die Natur ſeiner Empfindungen für ſie die Augen geöffnet, und er ſehe nun klar, daß er Elfriedens Beſitz aufgeben könne, ohne ſich unglücklich zu fühlen, wenn er nur ihre Zufriedenheit geſichert wiſſe. Er theilte ſofort dem Factor ſeinen Plan mit, nach welchem er dieſen aufforderte, ſeine Reiſe auf das möglichſte zu beſchleunigen, dem Vetter Eduard, wo dieſer auch ſein möchte, die Frage vorzulegen, ob er für ein Wagniß, deſſen Gewinn, Elfriedens Hand, zweifelhaft ſei, weil er auf dem Zuſammentreffen aller dazu erforderlichen Umſtände, auf der glücklichen Fügung ſpröder Verhältniſſe und hauptſächlich auf der Sinnesänderung des Herrn Fels beruhe, nach Deutſchland zurückkehren wolle. In dieſem Falle könne Eduard auf den Amtsrath rechnen, er möge nun Kaufmann bleiben wollen oder nicht. Am liebſten wäre es ihm freilich, wenn Eduard den kaufmänniſchen Anker ins Meer verſenkte, wo es am tiefſten iſt, und ſich entſchließen möchte, als der Genoſſe ökonomiſcher Unternehmungen bei ihm in Grünbach zu leben.

Mit der Zartheit, welche ſtets die Begleiterin echter Großmuth iſt, wußte der Amtsrath dieſen Vorſchlag ſo darzuſtellen, daß er den Schein gewann, als entſpränge er dem Bedürfniß, einen treuen, hülfreichen Freund an der Seite zu haben, der die Mängel der Unzulänglichkeit für den Bedarf der Gutsherrnpflichten verträte, und ſo trat das eigentliche Motiv des mitgetheilten Planes, die Beglückung der Liebenden, in den Schatten, wohin die Tugend mit ihrem ſtillen Glanze ſich ſo gern verbirgt.

Dieſe Erinnerungen gingen jetzt an der Seele des Factors vorüber. „O Himmel!“ ſagte er leiſe zu ſich ſelbſt, „hätte ich damals, als jede Hoffnung für die Vereinigung der geliebten Kinder vernichtet war durch Elfriedens Verlobung mit dem Amtsrath, als ich, die Summe meiner ſchmerzlichen Erfahrungen gleichſam zuſammenziehend, dem biederen Juſtizrathe die herben Einzelnheiten derſelben vorerzählte, die gegenwärtige Stunde im Fernglaſe der Zukunft erſchauen können, wie würde mein Kleinmuth beſchämt worden ſein! Welch außerordentliche Veränderungen haben in dieſer kurzen Zeit das Unmöglichſcheinende möglich gemacht! Ach, warum zaget doch der Menſch in irgend einer Noth, da er doch weiß, der Allmächtige iſt ſein Vater, der Führer ſeines Schickſals! Und wie es auch hienieden ſtürme und drohe, droben bewacht ein nimmermüdes Auge das Wohl der bedrängten Kinder und blicket Troſt und Licht herab, wenn Schmerz und Gram den Glauben der Schwachen verdunkeln! Nimm, Du treuer Hort, ſie jetzt in Deine gnädige Obhut, die den Himmel tragen in der Bruſt voll Seligkeit! Laſſe, was Dein weiſer Rath ihnen auch beſchieden haben möge, ſie frohe und trübe Tage verleben in ungeſtörter Einigkeit und Liebe! Alles gehet ja vorüber und wird zum Traum, nur, wie ein Dichter ſagt: »Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden begleiten uns hinüber! —« Auch mein Leben iſt vorüber gegangen, der Reſt davon kann mich nur durch das Glück Anderer beglücken. Was früher mich betrübte, es iſt verſchmerzt. Was einſt mich ſchreckte, iſt zum Schatten der Erinnerung geworden. Und war es mir nicht beſtimmt, ein Glück zu genießen, das dem Anſcheine nach ſo leicht zu erreichen mir geweſen wäre, ſo wird ſich einſt das Warum? beantworten, und anbetend werde ich ſagen: »Der Herr hat Alles wohl gemacht!«

Hier ward der Factor in ſeinen frommen Betrachtungen durch einen wiederholten Jubelruf unterbrochen. Der Juſtizrath hatte ſich ſchlau und heimlich der argloſen Elfriede genähert und ihr den Kranz entzogen und vertheilte jetzt in der bekannten Napoleons-Manier ſeinen Raub unter die anweſenden Männer. Beſchämt und glühend ſank die Entkränzte in die Arme des jauchzenden Bräutigams.

Wir wünſchen jetzt der Hochzeitsgeſellſchaft gute Nacht und ertheilen unſeren lieben Leſern einige Erläuterungen, die ihnen zu geben wir noch ſchuldig ſind.

Vielleicht iſt es längſt von unſeren lieben Leſerinnen errathen worden, daß jener junge Deutſche, welcher in London dem Amtsrath begegnete und an ſeine Erſcheinung eine dankbare Erinnerung des Letzteren knüpfte, kein Anderer war, als — Eduard Bardelov. Wunderſam erfolgreich war dies Zuſammentreffen. Das Glück, von welchem Eduard im Vaterlande ſich geflohen glaubte, ſchien ihm bei den erſten Schritten in der engliſchen Hauptſtadt ſeine Gunſt mit verſchwenderiſcher Huld entgegen zu bringen. Eduard erkannte als Beweiſe davon, die Schickung, den bedeutenden Verluſt eines Landsmannes in ſeine Hand, in die eines willfährigen Erſtatters fallen zu ſehen, und dann die aus dieſem Zufalle hervorgehende Aufforderung des engliſchen Kaufmanns unter den annehmlichſten Bedingungen bei ihm zu bleiben.

Der Erzieher Eduards, unſer frommer Factor, hatte ſeinem Zöglinge eine tiefe Ehrfurcht für die Winke des Schickſals eingeflößt und ihn gelehrt, auf die Verkettungen von Zufälligkeiten, wären ſie auch ſcheinbar unbedeutend, aufmerkſam zu achten. Dieſer Gewöhnung zufolge ſah Eduard in dem von ihm ungeſuchten Vorſchlage des Kaufmanns eine höhere Weiſung und folgte ihr mit dankbarem und ergebenem Sinne. Bald ſegnete Eduard ſie. Das Verhältniß, in welchem er lebte, hielt ihn ſchadlos auf mancherlei Art für die Annehmlichkeiten ſeiner aufgegebenen Verbindungen und für die ſchmerzliche Entbehrung von Elfriedens Umgange.

Der Kaufmann, ein Sonderling gutmüthigen Schlages, fand in den ſchätzenswerthen Eigenſchaften ſeines neuen Handlungsgehülfen, die günſtige Vormeinung gerechtfertiget, welche derſelbe im erſten Augenblicke ihrer Bekanntſchaft in ihm erregt hatte, und da er, durch bittere Erfahrungen dazu vermocht, den Glauben in ſich aufgenommen hatte, daß Redlichkeit und Treue noch ſeltener gefunden würden, als die Blüthe der Aloe, ſo concentrirte er alle vorenthaltenen Empfindungen des Vertrauens und der Achtung in ſeiner Schätzung des jungen Mannes, welcher ihm als ein Abkömmling der untergegangenen Unſchuldswelt, als ein ihm von Gott geſandter Verſöhner ſeines Grolles gegen die Menſchheit erſchien.

Die jüngſte Tochter des Kaufmanns (eine ältere war als Braut geſtorben), war einige Jahre an einen Wüſtling verheirathet geweſen, der, ein muthwilliger Bankerotteur, durch das Vermögen der reichen Erbin ſich aufzuhelfen geglaubt und das Mädchen durch vorgeſpiegelte Leidenſchaft, den Vater durch die Maske des Biederſinnes zu täuſchen gewußt hatte. Aber der vorſichtige Kaufmann hatte die Mitgift mit weiſer Mäßigung gewogen und Zeit und Stunde großmüthiger Nachhülfen von dem Benehmen des Schwiegerſohnes abhängig gemacht. So brach der Bankerott bald aus; der Betrüger entfloh und ſeine unglückliche Gattin kehrte mit zerſtörtem Lebensmuth und halb zerrüttetem Gemüthe in das Haus ihres Vaters zurück. Der Kaufmann leitete die Scheidung ſeiner Tochter ein und ließ es ſogar nicht zu, daß ſie fürderhin den Namen des unwürdigen Mannes führe.

Zwei Jahre hatten den Kummer der armen Luzie Leatbard ſanfter gemacht, als Eduard von ihrem Vater aufgenommen ward. Die junge Frau, vertraut mit den Zeichen und Aeußerungen geheimen Leidens, erkannte bald in ihm einen Unglücksgefährten, und das Intereſſe für die Männer, welches durch ihr herbes Schickſal faſt gänzlich in ihr ertödtet worden war, belebte ſich an dem Hauche warmer Theilnahme für den verſchwiegenen Gram des ſtillen Hausgenoſſen.

Es iſt eben ſo ſonderbar als gewiß, daß das Glück, in welcher Geſtalt es auch erſcheinen möge, am liebſten und öfterſten den aufſucht, der ſeinen Zuſpruch durch keinen Wunſch veranlaßte und mit Gleichgültigkeit aufnimmt. Je weniger Eduard bei ſeiner Handlungsweiſe die Gunſterhöhung des Herrn Leatbard und die ſeiner Tochter beabſichtigte, um deſto reicher ward ſie ihm zu Theil, um deſto williger ihm dargebracht. Obgleich Eduard ſich nur als Fremdling und ſeinen Aufenthalt in dieſem Hauſe nur als Mittel zu einem Zwecke betrachtete, dem jedes Sehnen ſeiner Seele zuſtrebte, ſo fühlte er doch des ihm geſchenkten Wohlwollens heilſamen Einfluß auf ſeine Herzenswunden und die ſegensreiche Wirkung eines zartgeäußerten Mitgefühls. Eduard fühlte ſich hier ſo glücklich, als er es ſein konnte in einer Lage, die ihn den dauernden Peinigungen der Ungewißheit Preis gab. Schwach, das fühlte er wohl, war ſeine Hoffnung, Elfriede einſt noch die Seine nennen zu können, und doch war ſeine Liebe ſo ſtark im Ausharren, ſo ſinnreich im Erfinden neuer Möglichkeiten, wie ſie dies Ziel dennoch erreichen könnte.

Nach dem Verlaufe eines Jahres äußerte Herr Leatbard ſeinen Plan immer verſtändlicher, nach welchem er Eduard als Handlungs-Compagnon annehmen wolle, und leiſe, dem ahnenden Empfänger aber verſtändliche Winke erlaubten es den Erwartungen des begünſtigten Eduards noch kühner zu ſein.

Jetzt hielt dieſer Letztere es für Pflicht, Herrn Leatbard Alles zu entdecken, und er bezeichnete ihm die Verbindung worin er ſich befinde, der Wahrheit gemäß und von den richtigſten Anſichten beſtimmt.

Herr Leatbard war ſehr gerührt. „Ich ehre Ihr Vertrauen, mein guter Vardelov und weiß gar wohl, wie viel es beſagt und auf welchem achtbaren Grunde es ruhe;“ ſagte der treuherzige Alte, und Eduard die Hand drückend fuhr er in ſeiner eigenthümlichen, derbkomiſchen Manier fort: „Armer Junge! Sind in Deutſchland die Leute Deines Gepräges denn ſo häufig zu finden, daß man ſie über Bord wirft, wie falſche Münze? Wohlan! ſo weiß der Brite Seltenheiten beſſer zu würdigen. Ich will Ihre Hoffnung nicht muthlos machen; ſollte jedoch nach der feſtgeſtellten Friſt von drei Jahren der alte Herr ſeine ſtarre Geſinnung nicht aufgegeben, das Mädchen aber vielleicht ſeine Neigung geändert haben — ſtill, lieber Vardelov! wir Alle ſind Menſchen, — ſo bleiben Sie bei mir. Auch der fremde Boden kann gutes Brod geben, und der Redliche ſchläft in der fremden Erde ſo ſanft, wie in der heimiſchen.“

Sehr natürlich war es, daß dieſer Hinterhalt eine Stütze bildete, woran Eduards ſchwankende Hoffnung ſich lehnte. Wenn ihm auch Elfriedens Beſitz und mit dieſem das höchſte Glück ſeines Lebens verloren ging, ſo wußte er doch nun, daß ein friedliches, häusliches Leben an der Seite eines lieben, durch das Unglück gebildeten Weibes, dennoch ſein Theil ſein würde. Dies Bewußtſein ſpannte ſeine Leidenſchaftlichkeit ein wenig ab und gab ihm denjenigen Grad von Ruhe zurück, welchen wir bedürfen, um ein Pfand der Verſöhnung von unſerem Schickſale zu empfangen. So waren drei Jahre dahin gerauſcht, und die Erwartung näherte ſich. Da ſchrieb Eduard jenen unſeren lieben Leſerinnen bekannten Brief an den Factor, und harrete nun nicht ohne bange Empfindungen der Antwort.

An einem warmen, mondhellen Abende ging er einſam an den Ufern der Themſe ſpazieren. Verloren in ſehnſüchtige Träume, durchſchauert von einem lebhafteren Heimwehgefühl, als er ſeit langer Zeit empfunden hatte, berührte das Getöſe und Gewirre eines landenden Schiffes ſeine Sinne nur, ohne ſeine Aufmerkſamkeit im Mindeſten zu feſſeln. Doch jetzt vernahm er im Vorübergehen die Frage eines Angekommenen, welcher ſich bei einem Matroſen nach dem zunächſt gelegenen Gaſthofe erkundigte. Dieſer Stimme Klang erweckte ihn aus ſeinem Hinbrüten. Er eilte dem Fremden zuvor, deſſen Geſicht der Mond beleuchtete; er ſchrie laut auf und lag in den Armen ſeines väterlichen Freundes, des Factors.

Wie groß die Freude dieſes Wiederſehens auch war, ſo übertraf doch die Ueberraſchung, womit die letzte Nachricht des Ueberbringers den früher geängſteten Eduard entzückte, jene erſtere weit. Obgleich der Factor mit höchſter Behutſamkeit ſeine Worte wog und wählte, und die Wahrſcheinlichkeit, den alten Fels auf die vorbedachte Weiſe zu ſeiner Einwilligung zu vermögen, ſehr in den Schatten ſtellte gegen die Vermuthung, ein ſo künſtlich zuſammengeſetztes Gebäude werde einſtürzen durch den leiſeſten Zufallsſtoß: ſo loderte doch Eduards Hoffnung für einen glücklichen Erfolg dieſes Plans in hellen Flammen auf. Aller Einwendungen, alles Kopfſchüttelns ſeines Gönners Leatbard ungeachtet, machte er ſich zur Abreiſe geſchickt, doch legte er in die Hände des alten, betrübten Freundes das Verſprechen ab, daß er im Falle des Mißlingens wiederkommen würde, um London niemals mehr zu verlaſſen.

Beinahe drei Wochen hatte der Factor in Leatbard's gaſtfreundlichem Hauſe verweilt, als er den Tag der Abreiſe erſcheinen ſah.

Daß kein Glück auf Erden vollkommen, keine Freude ungetrübt ſei, fühlte Eduard, als der biedere Leatbard ihn beim Scheiden umarmte, und die ganze Fülle ſeiner Liebe in den heißen Segenswünſchen ausſtrömen ließ, die er von Wehmuth bezwungen, ſchluchzend hervorſtammelte. Er fühlte es ferner, als Luziens ſchweigender Händedruck ihm Dank ſagte für jeden Beweis ſeiner zarten Freundſchaft, als ihr von Thränen verdunkelter Abſchiedsblick ihm die Verſicherung zuglänzte, daß ſie ſein nie vergeſſen werde. —

Die Reiſe ging glücklich von Statten, und geſund und wohlbehalten langten Beide in Grünbach an. Der Amtsrath, welcher einem vorhergegangenen Briefe nach ſeine Gäſte an dieſem Tage erwarten konnte, ſollte, obſchon der Abend ſchon ziemlich tief hereingebrochen war, noch aus der Stadt wiederkehren, wo er ſich befand. Als er noch immer ausblieb, zweifelten ſeine Leute endlich, daß er heute wiederkommen würde, und der Factor, wie auch ſein Vetter, von den Ermüdungen eines weiten Weges erſchöpft, begaben ſich zur Ruhe, um morgen mit geſtärkten Kräften der intereſſanten Bekanntſchaft ſich zu erfreuen, und die wichtigſten Mittheilungen, die nun gegenſeitig ausgetauſcht werden ſollten, empfangen und geben zu können.

Noch hielt der Schlaf die Müden feſt umfangen, als der frühwache Amtsrath, welcher ein Geräuſch in dem einen der Gaſtzimmer zu vernehmen geglaubt hatte, hinaufeilte, um den Mann kennen zu lernen, welchen Elfriede liebte.

Er öffnete leiſe die Thür, Alles war noch ſtill und lauſchig, doch vermochte er es nicht zurückzugehen; ein geheimnißvoller Zug leitete ſeine Schritte an das Bett des Schlummernden.

Mit ſchleichendem Tritt näherte er ſich dem Lager, doch wie er an dem Spiegeltiſchchen vorüberkam, auf welchem die Taſchenuhr des Fremden leiſe pickte, blieb er in freudiger Betroffenheit ſtehen. Dies war ja ſeine ehemalige Uhr, die, welche er am Morgen ſeines Scheidens in London jenem jungen Deutſchen aufgedrungen hatte als Zeichen ſeiner Erkenntlichkeit. Er wollte ſich überzeugen, und nahm die Uhr auf, um ſie auf der andern Seite zu betrachten. Da lächelte das kleine, von Meiſterhand gemalte Madonnen-Bild (die Copie eines Raphaels), in demüthiger Schönheit ihn an unter den ſtrahlenden Brillanten der Faſſung, die ſeinen Rahmen bildeten. „O Himmel! Wäre es möglich?“ rief er laut, in frohem Selbſtvergeſſen.

Eduard erwachte von dem Ausrufe aus einem lebhaften Morgentraume, der ihn in Leatbard's Haus zurückgeführt hatte. Er ſchlug die Augen auf und glaubte noch zu träumen, denn jener Landsmann, welchen er vor drei Jahren durch die Zurückgabe des verlorenen Geldes verpflichten konnte, ſtand in derſelben Stellung wie damals, die Uhr in emporgehobener Rechten haltend, wenige Schritte von ſeinem Lager und in den Augen, welche denen des Erwachenden begegneten, ſpielten die Freudenblitze des Wiedererkennens. Ueber Raum und Zeit hinweg verknüpften ſich wunderſam die Momente jenes Zuſammentreffens und des gegenwärtigen, und ſo auch erneuerten in Beiden ſich jetzt die Empfindungen, mit welchen ſie ſich damals gefunden und getrennt hatten. Das Gedächtniß des Amtsraths wiederholte die Worte, welche Eduard geſprochen und wie in Antwort darauf, ſagte er jetzt mit hellklingender Stimme: „Die Zeit nennet mir dennoch Ihren Namen, Eduard Bardeloo! O willkommen! Tauſendmal willkommen mir in Deutſchland, im Hauſe Ihres dankbaren Schuldners! So war unſer erſtes Begegnen nur die Vorbereitung auf einen engeren Zuſammenhang, zu welchem das Schickſal uns beſtimmt hatte? Wie ſeltſam! Ich fühle mich ſehr glücklich in dieſer Fügung und heiß wünſchend ſinge ich mit dem Waſſerträger: Himmel! laß meinen Plan gelingen! Laß Alles gut von Statten gehn!“

Als die Aufregung der jungen Eheleute ſo weit nachgelaſſen hatte, um ſie einer ruhigen Ueberlegung fähig ſein zu laſſen, ward Eduards künftige Berufs- und Lebensweiſe in gemeinſchaftlicher Berathung erwogen. Der alte Fels wollte ihm die Handlung übergeben und ſich zur Ruhe ſetzen, und der Amtsrath wiederholte ſeinen, früher durch den Factor gemachten Vorſchlag, daß Eduard bei ihm in Grünbach leben und Theil an ſeinen Geſchäften, wie an dem Ertrage derſelben nehmen ſollte. Die Bedingungen wurden ſo geſtellt, daß ſie jeden möglichen Fall der Prüfung abreichten und das Zartgefühl der Verbündeten vor aller denkbaren Verletzung in Schutz nahmen. Da Eduard von jeher das Landleben vorzüglich geliebt und den Kaufmannsſtand nur in Rückſicht auf die bindenden Verhältniſſe der Vergangenheit gewählt hatte, ſo entſchied er ſich für die Gemeinſchaft mit dem Amtsrathe, an welchen er ſich mit den innigſten Empfindungen ſeines Herzens geknüpft fühlte. Elfriede gab dieſer Entſcheidung ihre volleſte Zuſtimmung, da ſelbige einen ihrer liebſten Wünſche erfüllte, das fortgeſetzte Zuſammenleben mit der geliebten Freundin.

Die hochzeitlichen Jubeltöne waren nun verhallt, die Fremden abgereiſ't und Alles geſtaltete und fügte ſich wieder in die Formen der Gewöhnlichkeit. Aber die Neuvermählten erblickten noch fort und fort Alles um ſich her im Feſtſchein ihres Glückes, in dem Schmucke, womit die Phantaſie der Liebenden die dürftigſten Erſcheinungen mit verſchwenderiſchem Reize bekleidet.

In den ſpäteren Morgenſtunden eines Tages, deſſen helle Sonnenblicke die Natur in ihrem farbigen Herbſtgewande verklärten, durchſtrich das glückliche Vierblatt Arm in Arm den Garten. Die Füßchen der beiden Frauen rauſchten im dürren Laube den Schritten der Männer voran und machten jetzt plötzlich Halt, als ſie an die einſame Stelle kamen, wo die Roſenbäumchen, welche der Amtsrath zum Orakel für ſeine Unentſchloſſenheit erzogen hatte und die nunmehr ihrer Blätter- und Blüthenhüllen beraubt, in der verſteckten Mitte ihrer Zweige, die, auf ein winzigkleines Täfelchen verzeichneten Namen, Elfriede und Hermine, offenbarten.

„Was iſt das?“ fragten die Neugierigen.

Da erzählte lachend der Amtsrath die Geſchichte ſeiner Orakel, und Hermine ſagte: „Nun, und haben dieſe räthſelvollen Ausſprüche ſich nicht bewährt, Du Ungläubiger? Sind wir Beide nicht Dein Theil geworden? Und Gott gebe, daß die Freundin der Frau niemals den Rang ablaufen möge! Nicht immer löſen die Irrthümer des Herzens ſich ſo befriedigend, wie Dein ehemaliger Brautſtand mit Elfriede. —«

Der Amtsrath erſtickte Herminens loſe Rede mit einem langen, heißen Kuſſe und verſicherte, daß er den Orakelbäumchen die verdiente Ehre geben wolle, und daß künftig ein Tempel ſich über ihren blühenden Kronen wölben würde.

»Dann aber,« fügte Eduard hinzu, »müſſen die lieben Weiberchen bei jeder Streitfrage, jeder Ungewißheit, welche vorkommen könnte im Leben der Ehe, an die geheiligte Stelle flüchten und die Pythia in ihrer eigenen Bruſt um Aufſchluß und Leitung bitten.«

»Und ſie wird ſie uns geben, verlaß Dich darauf!« ſagte Elfriede, die Hand des geliebten Mannes an ihr Herz drückend, »Wahrheit und Liebe ſind innig verſchwiſtert, und wer die Gottheit fragt, wird den Himmel in ihrer Antwort fühlen!«

Die Sinnesänderung des Herrn Fels, an deren dauerndes Beſtehen zu glauben Jeder, der ihn kannte, nur ſchüchtern gewagt hatte, bewährte ſich in den Einrichtungen, die er zur höchſten Ueberraſchung ſeiner Angehörigen für ſich und Andere traf. Er gab die Handlung auf und wollte nun den Reſt ſeiner arbeitsvollen Tage in häuslicher Ruhe und im Umgange ſeiner glücklichen Kinder verleben.

Auf ſeine herzliche Bitte entſchloß ſich der Factor bei ihm zu bleiben. Dieſer hatte gefühlt, daß die Macht der Gewohnheit uns nicht allein für die Liebenswürdigkeiten der Menſchen abſtumpfe, an welche wir geknüpft ſind, ſondern daß ſie auch ihre fehlerhaften Eigenthümlichkeiten uns erträglich mache, und uns zuletzt den Druck vermiſſen laſſe, unter welchem wir früher ſo oft nach Freiheit und Erlöſung ſeufzten. Alle untergegangenen Hoffnungen ſeiner eigenen Jugend, ſah der Factor in Eduards und Elfriedens Glück aufblühen und machte Sorgen und Freuden, Mühen und Genüſſe ihres friſchen, anſtrebenden Lebens zur dringendſten Angelegenheit ſeiner Theilnahme.

Die drei Männer, der Juſtizrath, Fels und der Factor, welche gleich innige Beziehungen an die Bewohner von Grünbach knüpften, bildeten einen häuslichen Verein, der dem Tageslauf der beiden Letzteren das Intereſſe der Geſelligkeit ſelbſt dann gab, wann die Grünbacher Gutsherrſchaften dem kleinen Kreiſe fehlten. Ein l'Hombrepartie im Winter, ein gemeinſchaftlicher Gartenbeſuch im Sommer, ließ ſie das Bangen öder Vereinzelung nicht empfinden, und der rüſtige Geſchäftsmann erhöhete durch ſeine Erzählungen von den Händeln und Fehden, Kabalen und Chicanen ſtreitſüchtiger Clienten in den horchenden Ex-Kaufleuten das behagliche Gefühl ſicherer Eintracht und Ruhe.

Es iſt nun ſtill geworden um das ſonſt ſo geräuſchvolle Haus des Herrn Fels. Keine zuſtrömende Menge Käufer dringt lärmend mehr in den Laden, der nun geſchloſſen iſt; aber auch die leiſen Seufzer ſind verhallet, welche einſt in dem Innern der Gemächer das Flehen kummerbelaſteter Herzen zu Gott trugen, und wo ſonſt das wohlerwogene Wort ſich nur furchtſam hervorwagte, tönt jetzt oft keck und kühn das Gelächter unſchuldiger Luſt und fröhlichen Muthwillens.

Kein hochaufgethürmter Frachtwagen trägt die Producte ferner Welttheile mehr vor die ſtille Schwelle; aber deſto öfter hält der prächtige engliſche Wagen, worin das Doppelpaar aus dem nahen Dörfchen ſitzt, vor der Thüre des Vaterhauſes. Als an Martini die erſten Schneeflocken fielen, fuhr die geſammte Familie zur Kirmis nach Erlenhof und nach den glaubwürdigſten Nachrichten ſoll es dort hoch und herrlich zugegangen ſein.

Auf den erſten Mai fällt der Geburtstag des Amtsraths ein. Die außerordentliche Feier dieſes Tages iſt ſchon jetzt der liebſte Gegenſtand von den geheimen Unterhaltungen der beiden Frauen. Neckend, wie ſchäkernde Kinder, verbergen ſie, wenn der Amtsrath ſich nähert, die zierlichen Arbeiten, die dem geliebten Gatten und Freunde Beweis geben ſollen von der Unermüdlichkeit weiblichen Fleißes, für den Zweck, daß der Empfänger erfreut werde. Vater Römer, der Rector und ſein Schweſterchen werden zum Wiegenfeſte erſcheinen, und hätten unſere lieben Leſerinnen ſich für den Kreis der ihnen gezeichneten Menſchen freundlich intereſſirt, und wünſchten vielleicht Einen oder den Anderen unter ihnen näher kennen zu lernen, ſo wären Sie hiermit von mir zum erſten Mai nach Grünbach herzlich eingeladen. Ihr gütiger Beifall, welchen Sie, meinen Wünſchen nach, dieſer Erzählung zollen möchten, ſei dann das Angebinde, womit Sie den Amtsrath beehren.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Einundſechzigſter Band.

Die Schriftſtellerin. Erſter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Schriftstellerin.

Wer kann den Ocean aller Seelengefühle aus dem Tintenfaſſe tauchen und mit einfachen Zügen aufs Papier malen?

Jung-Stilling.

Da, wo die maleriſchen Umgebungen der Univerſitätſtadt B… ihren einſamen Reiz anheben, der Lärm des Lebens und das Geräuſch des Verkehrs in die Stille der Natur übergeht, ziehen ſich hohe Granitwände öſtlich hin und bilden unter dem hangenden Gitter der Geſträuche kühle Gewölbe. In der größten Halle dieſer Felſen, ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt, iſt eine Schmiede angebracht, von den Muſenſöhnen zum Fürſten von Thoren benannt, weil der Erbauer und Beſitzer davon, ein fremder Mann, Fürſt mit Namen, von dem man ſagte, er ſei ein Weinhändler — ſich gegen dieſe ſeine zahlreichen Verehrer fürſtlich zu benehmen pflegte, und weil der Student, der theologiſche zumal — die Gegenſtände ſeines Vergnügens gern mit burſchikoſer Weihe tauft, wäre es auch nur mit Waſſer, dem das attiſche Salz des Witzes und ſomit der Geiſt fehlte. — Sehr paſſend ſcheint das freundliche Haus in die natürliche Grotte gefügt und wie in ewigem Schutze zu ſtehen. Der untere Theil des Gebäudes ſtehet vollkommen ländlich aus; weit offen ſtehen die Thore der Werkſtatt, die Lohe des Herdes wirft röthlichen Schein an die dunkeln Stämme der Tannen, ſchwärzlicher Rauch ziehet durch die Spaltungen empor und hüllet die grauen Maſſen in Wolken und Nebel. Ein rußiger Schmied ſtehet und hämmert, und der klingende Schlag des Eiſens ſchallet laut und wiedertönend durch das Geſtein, als ſpotteten Berggeiſter und Gnomen ſeiner Arbeit nach — der Blaſebalg pfeift und ſauſt, als wolle Äol mit geſchäftigem Hauche dem Meiſter die heiße Stirne kühlen und ſeinem Fleiße förderlich ſein.

Doch über dieſem rohen Betriebe ſcheint etwas Höheres zu wohnen. An den klaren Scheiben von fünf großen Fenſtern wallet grüne Seide herab, die über einen Feenſitz liebliches Dämmern verbreitet. Zwei Zimmer, kühl und hoch, und ein anſtoßendes Cabinet, zu einem Schlafgemache eingerichtet, ſind hier zu finden; die Wände, herrlich gemalt, vervielfältigen mit beziehungsvoller Wahl nur ein mythologiſches Bild, den Gott der Reben.

Ganz nahe dieſer gemiſchten Häuslichkeit ſteigt die Plateforme einer mäßigen Anhöhe auf; kein wilder Zufall, wie der erſte Blick zeigt — hat den Kranz von Bäumen und Blumen um den Hügel geflochten, doch die Hand der Kunſt rührte nur leiſe an die Natur, und die Regel des Schönen ſtellt ſich in reizender Freiheit dar! — Leicht ſchlingen die Wipfel ſich in einander und bilden ſchattige Lauben, während Blumen aller Art, hier im warmen Sonnenſcheine, dort in feuchter Verborgenheit blühen, ihren Duft verſtreuen und, bis die Herbſtzeitloſe erbleicht, in wechſelndem Farbenſpiele prangen.

Lange, weiße Gartenbänke, unabſehliche Tafeln reiheten ſich darunter hin, die der Lenz mit lauem Blüthenſchnee, der Winter mit kalten Flocken bedeckte. Hier und da winkte auch wohl ein abgeſondertes Plätzchen in beſchauliche Stille.

Dieſer Ort nun war ein Lieblingsaufenthalt der Studenten, wo ſie ihre vornehmſten Verſammlungen hielten; doch hinderte dieſer bekannte Zug weder Städter noch Reiſende hier den Genuß ländlicher Anmuth und Ruhe zu ſuchen; denn die Landſtraße lief nicht weit ab, und der Schmied fand einen guten Nebenerwerb in der Einrichtung, die Gäſte im Grünen nach Möglichkeit zu bewirthen. Dieſer Nahrungszweig trug ihm ſilberne Früchte, wenn der Amboß ſchweigend auf die eiſerne Zeit deutete. Auch verdankte die Familie des Hausvaters dieſer Gaſtlichkeit eine drollige Ausbildung. Die Kinder lernten die Sprache der Studenten, die tölpiſche Kraft der Geſellen äußerte ſich in renommiſtiſcher Stärke, die Mägde ſangen am Spinnrade mit heller Stimme Burſchenlieder, und die Frau des Schmieds war geübt in mancher Scherzrede, die ſie jener luſtigen Verbrüderung abgelauſcht hatte.

Herr Fürſt kam alljährlich und gewöhnlich zu Ende des Sommers hierher, und brachte einige Zeit auf ſeiner vulkaniſchen Villa zu. Er ſchien ſo innig vertraut mit der Natur, ſo ſehr ſein eigener Freund zu ſein, daß er geſelliges Vergnügen nicht für ſeine ſtille Zufriedenheit bedurfte, und Bekanntſchaften, die ihm bequem zu machen geweſen wären, und Umgang mehr vermied, als ſuchte. Nur die Studenten hatten an ihm einen Gönner, der ſich auch als ſolcher bewies; denn wenn ſie ihm ſeinen Aufenthalt durch ihre Fröhlichkeit, durch ihre Geſänge, die er beſonders liebte und ſtets mit einer Art von ſüßer Wehmuth hörte — erheitert, ſo gönnte er ihnen ein Fäßchen edeln Wein aus ſeinem Felſenkeller zum Valet, das ſie auf ſeine Geſundheit leerten.

An einem milden Herbſttage fand ſich auf jener Terraſſe eine kleine Geſellſchaft, und dies Zuſammentreffen war bedeutſam. Eine ältliche Frau, ein blühendes Mädchen, denen Herr Fürſt zur Seite ſaß, welcher in einigen Zügen des

Benehmens verrieth, daß dieſer Beſuch auf ſeinem Revier ihm gälte, ein junger Mann, fein und modiſch gekleidet, ihnen gegenüber und ſich leicht anſchließend, als würde der nächſte Augenblick dies zufällige Begegnen wieder löſen — und in einiger Entfernung eine fremde Dame nebſt einem Kinde, das harmlos umherhüpfte und ſpärliche Blümchen der Haide ſammelte. Unten an der Schmiede hielt ein Reiſewagen, worin die Dame, welche hier unbekannt war, vermuthlich gekommen ſein mußte. — Meiſter Vulcan ſchlug rüſtig ein verlorenes Hufeiſen an, daß die Funken in die ſonnige Luft ſprühten, und ſeine Hausfrau beſorgte indeſſen der Fremden den angebotenen Kaffee. Sie trug ihn, da er fertig war, ſammt einem kleinen Schichtwerk ſchwarzer Butterbrödchen hinauf, und ihren Schritten folgte der Bediente des Weinhändlers mit einem feinern Zubehör zur Bewirthung jener beiden Damen, welche die Gäſte ſeines Herrn waren. Er ſtellte das große Tablet vor die ältere Frau, und dieſe, eine Wittwe des Profeſſors der Botanik, Leſtange, der, kaum an dieſe Univerſität verſetzt, vor einem halben Jahre verſtorben war, legte alsbald ihr Strickzeug aus der Hand, um die aufgegebene Verrichtung zu übernehmen. Ein behagliches Lächeln ihres etwas blaſſen Geſichts ſpiegelte ſich nach einem verjüngenden Maßſtabe im blanken Silber der Kanne, und das anziehendſte Vergnügen hielt ihren Blick auf den köſtlichen Taſſen feſt, die mit den ſchönſten vaterländiſchen Gegenden bemalt waren; die Tochter aber, welche Meta hieß, ſtreifte nur mit flüchtigem Auge jenes blinkende Geſchirr und die niedlichen Burgen und Berge des Porcellans und ſtickte emſig weiter, indeß ein herbſtliches Lüftchen dann und wann abgeſtorbene Blätter, ſtörend dem Geſchäft der Nadel, herniederwehete in die zarten Falten der weißen Näherei, worauf Meta's roſige Finger flüchtig auf und nieder webten.

Herr Fürſt ſah nicht aus, wie man ſich etwa einen Weinhändler denken mag. Von mittler Größe, eher hager als beleibt, verſagte ſeine Geſichtsfarbe den einleuchtenden Beweis, daß er der Mann für ſeinen Beruf ſei. Nur in ſeinen offenen, dunkeln Augen flammte Geiſt, Gluth und milde Reiſe der Erfahrung. Die Profeſſorin ſchien nicht über das Weſen gewöhnlicher Frauen hinauszuragen. Ein gewiſſer weiblicher Anſtand, den der Wunſch durchblickte, des Lebens ſchicklich zu genießen, gab ihrer Haltung Regeln, und vertrat die Stelle jener ſtillen Würde, die eine Mutter ſo wohl ziert, und die, wie ein dünner Schleier des Harms, die Wittwe in ſich ſelbſt hüllt, wenn ſie den Crepp der tiefen Trauer als eine läſtige Form abgelegt hat. Ihre Aufmerkſamkeit für Herrn Fürſt, der die ſeinige mehr der holden Meta zuwendete, war groß und nicht zart verkleidet genug, um ihrer Tochter manchen Anflug von Schamröthe zu erſparen — daneben lauſchte ſie achtſam jedem Worte, das der Aſſeſſor von Rolla mit ſelbſtgefälliger Geſchwätzigkeit ſagte.

Ohne den Ruhm der Schönheit anſprechen zu dürfen, war Meta Leſtange doch eine ſehr liebliche und höchſt mädchenhafte Erſcheinung. Große, klare Augen, voll Sinn und Seele, welche ihren tiefdringenden Blick nur der Sanftmuth liehen und deren wunderbarer Glanz ein feuchter Schimmer war, leicht geſchwungene Brauen, unter deren Bogen nicht allein die Weiblichkeit, ſondern auch der Schmerz Triumphe gefeiert und ſich in mancher ſtillen Thräne ergoſſen zu haben ſchien — eine Haut, rein wie die Lilie, vom Thau gebadet und gemiſcht mit den Roſen der Jugend, Lippen, denen die Natur ein Lächeln aufgehaucht, deſſen zärtlicher Zug faſt nie ganz verſchwand, und dieſen ſchönen Mund mehr für den Kuß, als für die Rede geſchaffen zeigte — ein ſchlanker Wuchs im richtigſten Verhältniß der Glieder, — dies waren Meta's Reize; aber ſie waren hinreichend, um Meta überall für ein liebenswürdiges Mädchen gelten zu laſſen.

Die fremde Dame, welche vielleicht nur um einige Minuten früher hierher gekommen war, als Jene, und ihren Sitz, den die Wahl der Wirthin ihr zufällig angewieſen, ohne auffallend zu werden, nicht mehr verändern konnte, da die kleine Geſellſchaft unter dem Vortrab der Profeſſorin in ihrer Nähe Platz genommen, vermied mit einer Feinheit, die nur Meta bemerkte, auf das Geſpräch der vier Perſonen zu hören, von denen zwei, der Aſſeſſor und die Wittwe, die unbekannte Zeugin, nach der erſten Controle ihres Anblicks und Anzugs in die Liſten der Neugierde — wenig beachteten. Beides war jedoch durch nichts ausgezeichnet.

Die Dame war ziemlich klein, ihre Formen waren weniger zierlich als geründet, die lebhaften Farben ſchienen der Geſundheit anzugehören; ihre Kleidung war anſpruchslos, doch nicht ohne beſcheidenen Werth. Sie trug ein Kleid von feinſter Wolle, der ſeidene, einfarbige Hut über dem netten Häubchen wölbte ein kleines Dach um ein Geſicht mit weichen, angenehmen Zügen, der geſtickte Battiſtkragen und das vor ihr liegende Taſchentuch blendete trotz der ſtaubigen Reiſe, wie friſchgefallener Schnee, und eine goldene Lyra von getriebener Arbeit, welche an der linken Seite ihres Gürtels eine Menge kleiner Schlüſſel und eine pickende Uhr hielt, gab der Fremden das Anſehen einer vornehmen

Hausfrau; denn nur Perſonen von Gewicht bekümmern ſich um die Zeit.

Die Dame ſchien zu leſen, oft unterbrochen von dem Kinde, das der vermeintlichen Mutter allerlei aufgefundenes Unkraut in den Schooß zu ſchütten kam; mit unermüdlicher Geduld und hingebender Mütterlichkeit beugte ſie ſich dann herab zu dem kleinen Mädchen und flüſterte liebkoſend theilnehmende Worte, und die Kleine ſtrebte fort, mehr und mehr zu bringen.

Der Aſſeſſor von Rolla, welcher der Profeſſorin und ihrer Tochter auf dem Wege hierher begegnet war und ſich ihnen zum Begleiter aufgedrungen hatte, wurde von der Achtung des Herrn Fürſt für ſeine Gäſte geehrt, und durfte ſich des dargebotenen Kaffees nicht weigern.

„Aber, mein Fräulein,“ ſagte der Aſſeſſor, ſich zu Meta vorbeugend, während er die glimmende Cigarre ſeitwärts hielt, daß der feine Dampf ihr nicht beſchwerlich werde, „warum dieſer unendliche Fleiß, dem Sie Sich ſo ganz und gar weihen, daß Sie darüber die Natur und ſelbſt den Kaffee vergeſſen, deſſen Kühle, als Schönheitsmittel, wir Andern empfehlen wollen?“ —

Meta erröthete über die unfeine Schmeichelei. Sie konnte den Aſſeſſor nicht leiden; aber dennoch gab ſie ſeinem Vorwurfe Gehör, und die Arbeit ſank auf ihren Schooß.

„Die liebe Eitelkeit!“ antwortete die Mutter für das Töchterchen und zuckte die Achſeln ein wenig, „die Weinleſe bei Frau von Evany iſt, ſo zu ſagen, vor der Thür; da muß der Putz im Stande ſein, denn es wird, wie man hört, brillant hergehen.“

„Iſt's möglich, Sie wären auch dort?“ rief der Aſſeſſor in Ekſtaſe, „das iſt ein köſtlicher Gedanke von meiner Tante, der mich ihr verſöhnt!“

Die fremde Dame, wie von dem erhobenen Tone des Aſſeſſors aus ihrer ſtillen Achtloſigkeit geweckt, richtete einen lebhaften Blick auf die Profeſſorin und ihre Tochter, und lange ruhete ihr Auge auf Meta. Dieſe aber erwiederte: „Verſöhnt? und was hätte ihre Frau Tante denn gethan, daß dieſer Ausdruck Statt finden könnte?“

„Durch etwas,“ verſetzte der Gefragte, „was mir das ganze Vergnügen der Weinleſe geraubt haben würde, wenn ich nicht eben jetzt“ — er bückte ſich galant — „die überwiegende Entſchädigung erfahren hätte. Sie hat die beliebte Schriftſtellerin, Irene Hilbert, die ihr von früherer Zeit her bekannt ſein ſoll, eingeladen, und die gefeierte Dame wird in Rebenſtein erwartet.“

„O das iſt herrlich!“ ſagte Meta mit dem Ausdrucke freudigſter Ueberraſchung und klopfte in die kleinen Hände. Sie heftete haſtig die Nadel an das unvollendete Blatt der Stickerei und ſprach: „Nun auch keinen Stich mehr! Bei der Hoffnung, meinen Liebling zu ſehen, vergeſſe ich mich ganz; wohl tauſendmal habe ich es mir gewünſcht. Iſt dieſe Nachricht aber auch gewiß?“

„Leider!“ verſicherte der Aſſeſſor, „die Wünſche meines Herzens in Betreff dieſes Punctes ſtimmen nicht in die Ihrigen, mein holdes Fräulein! Ich kann mir nun ſchon nicht helfen, die gelehrten Damen, die weiblichen Schöngeiſter, ſind mir für den Tod zuwider. Dieſe Emancipation! die — nicht wie die Kinder der Welt freien und freien laſſen — ſondern als ihre eigene Gattung erſcheinen. Sie treten keck auf und beſiegen kein einziges Vorurtheil, das ein vernünftiger Menſch wider ſie aufbringt; denn nur die Weiblichkeit ſchlägt den Mann in Feſſeln.“

Die Profeſſorin nickte, als hätte der Aſſeſſor ein weiſes Wort geſprochen; Meta's frohe Miene aber verfinſterte ſich, und zu ihrem Nachbar gewendet, ſprach ſie: „Das iſt Unrecht und nichts als männliche Eigenſucht; nicht wahr, Herr Fürſt, warum ſollte die ſchönſte Gabe des Himmels nicht auch uns verliehen ſein?“

Herr Fürſt lächelte. „Ihr Geſchlecht, liebe Meta,“ hob er an, und ſeine Worte tönten im reinen Klange der Wahrheit an Meta's Ohr, „dies Werk, worin der ewige Meiſter ſeine Schöpfung vollendete, iſt in nichts von ihm vergeſſen worden, obſchon ich nicht umhin kann, einzugeſtehen, es gehöre viel dazu, daß eine Frau es rechtfertigen möge, wenn ſie die ſichere Bahn ihrer Beſtimmung verläßt, um die Pfade des Ruhms zu ſuchen. Jener Götterfunken, der die Welt verklärt, ſoll ſtill gepflegt, ſich mit jener keuſchen Flamme miſchen, die auf dem Hausaltare glüht; und wenn die Phantaſie der Frauen rein iſt, wie der Schwan, ſo dürfte ihr erſter lauter Geſang nicht ſelten das Sterbelied ihrer Weiblichkeit-ſein. Viele ſind berufen, ſagt die Schrift, doch Wenige ſind auserwählet!“ —

Ein leiſer Seufzer ſchlüpfte über Meta's Lippen; die fremde Dame aber horchte mit ſichtlichem Antheil noch nach Herrn Fürſt hin, als der Spruch ſeines Urtheils bereits verſtummt war.

„Wer aber beruft denn dieſe Schreibſeligen,“ entgegnete der Aſſeſſor mit dem Eiſer der Verwerfung, „daß ſie ſich dichtend und richtend, politiſirend und polemiſirend in die Sache der Männer miſchen? Antwort: Niemand. Sie thun es aus eigener Machtvollkommenheit, aus dem Gelüſt bedeutend zu werden; die Häßlichſte erregt dann doch Aufſehen. — Sie wollen Geräuſch erregen mit dem Aufſchwunge ihrer Federn, und dabei vergeſſen ſie, daß der Mann mit dem Dichter ſagt: Was die Stille nicht wirkt, wirket die Rauſchende nie!« die Geberde des Aſſeſſors gab dieſem Citat eine ſchmeichelhafte Beziehung auf die ſchweigende Meta.

Die Mutter, welche indeß wohl wußte, wie ſehr dieſe Wendung des Geſprächs ihrer Tochter mißfallen müßte, und beſorgt dafür, daß Meta heute nicht verſtimmt würde, nahm das Wort: »Alles mit Ausnahme, Herr Aſſeſſor! Caroline Pichler, Thereſe Huber, Friederike Lohmann, — dies ſind Namen, die ſich ſammt ihren Schriften hören ließen, dächte ich.«

Mit der Mäßigung des Spottes antwortete der Aſſeſſor: »Das Schriftſtellerinnen-Lexikon des Herrn von Schindel nennt noch einige andere mehr. — Ich fand es jüngſt bei einem Freunde, der mir ſagte, dies rieſenhafte Werk, welches dem ſchätzbaren Verfaſſer leicht mehr gekoſtet, als eingebracht haben mag, liefere merkwürdige Ergebniſſe, und überzeuge die Leſewelt, welche dieſe Damen mit Andacht lieſt, mehr, als hunderte von Controvers-Predigten, daß dieſe literariſchen Engel größtentheils gefallene ſeien, die ihre Schweſtern nun zu dem Glauben verführen möchten, das Heil tröpfle nur aus der Tinte, trotz dem, daß ſie in der Farbe der Verdammniß fließt.« —

»Oh!« warf Meta beſtürzt und halb fragend ein, »dies iſt unfehlbar eine feindſelige Uebertreibung?«

»Vielleicht nicht ganz,« ließ ſich Herr Fürſt verlauten, »wenn wir, was jener unterrichtete Mann geäußert, in einer beſſeren Bedeutung verſtehen wollen. Gefallen, nicht aus dem Himmel der Tugend, ſondern aus dem des Glückes mögen allerdings Viele ſein, welche der Beruf ihres Geſchlechts an den ſchriftſtelleriſchen frei gegeben, und den Meiſten iſt die Muſe gewiß in einem tragiſchen Schickſale erſchienen. Auch leuchtet dies ein, meine beſte Meta. Frauen, denen die Liebe und Laune der Männer zu ſchaffen macht, die, geplagt von einem Häuflein Kinder, kaum zu Athem kommen, deren Zeit in Mühe und Arbeit dahinflieht, werden ſich ſchwerlich verſucht dazu fühlen. — Allein deßhalb kann es doch Lagen geben, und es giebt ſolche! wo das äußere Verhältniß zu einem Winke für das ſchüchterne Genie wird, ſich hervorzuwagen, wo die Dichterin oder Schriftſtellerin nicht nur keine Pflicht verletzt, ſondern eine höhere erfüllt; dies kommt auf die Sphäre an, in der ſie ſich bewegt. Wenn der Mann die Tiefe des Gedankens, die Kraft ſeinen Gegenſtand umfaſſend zu durchdringen und die Stärke des Ausdrucks als Vorzug beſitzt, ſo iſt hingegen den Frauen eine lebhaftere Phantaſie, eine ſchärfere Beobachtungsgabe, ein zarteres Gefühl eigen. Sie ſind genaue Kennerinnen des menſchlichen Herzens, und wenn ſie die Geheimniſſe ihres Geſchlechts verrathen wollen, ſo heben ſie die feinſte Falte der Leidenſchaft, und der Geſchmack giebt ihren Gemälden den zarteſten Farbenton.“

Eine echt weibliche Ideenverbindung ließ Meta bei dieſen Worten ſchnell nach der fremden Dame blicken, an der ihr vorhin der Faltenwurf des Reiſekleides als ſehr gelungen und wohlanſtändig aufgefallen war. Sie begegnete einem entfliehenden Lächeln — die Dame hielt das kleine Mädchen von ſich ab, welches in kindlicher Mittheilungsluſt die Aufmerkſamkeit, an die es verwöhnt ſchien, und die ihm für ein Weilchen entzogen ward, mit Ungeſtüm begehrte.

„So viel ich weiß, iſt die Hilbert Wittwe?“ ſagte die Profeſſorin, und hing ein kleines Fragezeichen an ihr Wiſſen.

„Sie iſt meine liebſte Schriftſtellerin!“ erklärte Meta ſo laut, ſo feſt, als fordere ſie den Widerſpruch in die Schranken, und ihre hellen, braunen Augen ſtrahlten. „Wie oft,“ ſetzte ſie hinzu, „wie unzählig oft! habe ich gedacht, könnte, dürfte ich einmal die liebe Hand küſſen, deren Schriftzüge das innere Leben ſo wahr und ſo ſchön malen! Daß Sie, Herr Aſſeſſor, mir die nahe Erfüllung dieſes Wunſches angekündiget, macht mich geneigt, Ihnen die Schmähung meines armen Geſchlechts zu verzeihen.“

Der Aſſeſſor lachte. „Sehr verbunden, mein Fräulein!“ ſagte er, und ein Satyr blickte aus ſeiner Miene, da er fortfuhr, „ich hingegen wünſche, daß die Befriedigung Ihrer Neugier Sie nicht entzaubern möge. Dies iſt bisweilen der Fall.“ —

Meta fühlte durch dieſe Andeutung ihr Idol angetaſtet und ſich beunruhiget. Gereizt fragte ſie: „Kennen Sie Madame Hilbert? Es iſt nicht denkbar, daß ſie mir mißfallen könnte! Der Athem ihrer Seele wird ja auch den Körper beleben, und der reine Hauch ihrer Schriften in ihren Worten wehen.“

„Wenn ich auch,“ erwiederte der Aſſeſſor von Rolla mit kecker Unfehlbarkeit und ſtechender Zunge, indem er die Ader ſeines Witzes öffnete, „dieſe glückliche Hilbert nie geſehen habe, ſo will ich Ihnen doch das Bild ihrer Perſönlichkeit zeichnen, als wüßte ich es auswendig. Eine hagere, ſchlappe Figur, die nie ohne einen Shawl erſcheint, den ſie gerne, wie die berühmte Hendelſchütz oder Lady Hamilton, zu claſſiſchen Attitüden und dazu benutzen möchte, ihrer matten Geſtalt Handlung zu geben, der jedoch nur einer negativen

Kunſt dienſtbar iſt, die Nachläſſigkeit zu verhüllen — ein fahles hageres Geſicht, eine Naſe, die ſich in tauſend Fältchen legt, wenn auf gewöhnliche Dinge die Rede kommt, — eine Sprache, als ob man aus dem ſchönſten Buche läſe, ein Strickzeug, vor Jahren angefangen, worin die Maſchen, grau und loſe, wie Blätter des Herbſtes fallen und in tiefe Vergeſſenheit ſinken; ich ſehe dies Alles vor mir. Dazu ſchwarz angezogen vom Scheitel bis zur Sohle, denn dieſe noblen Damen lieben es ſehr, ſchwarz zu erſcheinen, wie der Rabe, der auf Odin's Schulter ſaß. Da muß man ſich ſo gewiß benehmen, das Rauchfaß ſchwingen und der Dame blauen Dunſt vormachen, als ob man ihre Werke geleſen hätte und ihres Geiſtes voll wäre. Da wird jedes Wort umſchrieben und kein Ding bei ſeinem rechten Namen genannt. Da ſagt man zum Beiſpiel nicht: Ihre gute Mutter, mein Fräulein! ſondern, die würdige Urheberin Ihres Seins! Da ißt man gebratene Lerchen, und klagt um dieſe zarten Sänger des Frühlings. Auf meine Ehre! ich hätte Luſt, der Tante abzuſchreiben. Sie hat mir den ganzen Spaß der Weinleſe durch die Einladung der Schriftſtellerin verdorben!“ —

Der Aſſeſſor hatte nicht allein die Möglichkeit aus den Augen geſetzt, durch dieſe Aeußerungen der fremden Dame anſtößig zu werden, ſondern ſogar geſtrebt, ſich ihr in dieſer anmaßenden Sprache ſo bemerkbar als möglich zu machen. Seine Blicke ſtreiften daher beſtändig ſeitwärts, ob die Pfeile ſeiner Zunge auch träfen; aber ſie verwundeten nur ihn ſelbſt.

Sichtbar ängſtlich hatte Meta den Schluß ſeiner Rede erwartet, und dicht an das letzte Wort derſelben, daß auch kein Seufzerchen dazwiſchen Raum gefunden hätte, ſchob ihre

Mutter die flüſternde Rüge: „Denken Sie denn aber gar nicht daran, Herr Aſſeſſor, daß unſer Geſpräch eine Zeugin hat, der es Aergerniß geben könnte? wie? wenn ſie nun ſelbſt eine Schriftſtellerin wäre?“ —

In dieſem Augenblicke fiel das Kind; haſtigen Laufes ſtürzte es zu den Füßen der Dame. Dieſe bückte ſich geſchwind, es aufzuheben, die Schlüſſel an ihrer Seite erklirrten leiſe, und als ſie ſich emporrichtete, um die weinende Kleine auf ihren Schooß zu nehmen, fiel der leichte Hut zurück, und das Geſicht der Dame war wie mit Purpur begoſſen, der jedoch etwas Wolkenartiges hatte und auch bald wieder in die heitere Klarheit dieſer Züge zerfloß. Während dieſer raſchen Scene erwiederte der Aſſeſſor: „Dieſer häusliche Klang, dieſer mütterliche Anblick läßt mich vollkommen ruhig, daß Ihre vorſichtige Befürchtung, Madame, nur irgend einigen Grund hätte.“

„Wenn aber doch,“ verſetzte Herr Fürſt, „ſo hätte der Zufall eine Antikritik für Sie, Herr Aſſeſſor, in das Gedächtnißbuch dieſes Tages geſchrieben, und Sie würden Ihre Merkzeichen verändern müſſen.“

Meta, ohne den Wortführer noch einer Silbe zu würdigen, hatte ihren Platz verlaſſen und ſich der Dame genähert. „Das liebe Kind hat doch nicht etwa Schaden genommen?“ fragte ſie mit beſcheidener Sorge. Ein inniger Blick dankte dieſer theilnehmenden Frage.

„Nicht im Mindeſten!“ antwortete die Fremde in ſanften Tönen der Ruhe, und dieſe Stimme drang wunderbar an Meta's Herz, — „doch jeder Uebermuth ſtraft ſich ſelbſt.“

Dies ſagte die Dame laut und lächelnd. Dann beſchwichtigte ſie die erſchrockene Kleine mit liebreichem Zureden, und als des Kindes Thränen trockneten, ſtand ſie auf, machte

Meta eine anmuthsvolle Verbeugung, grüßte die Geſellſchaft fremdartig, doch ſo, daß ihr Auge Herrn Fürſt auszeichnete, dann ſtieg ſie langſam die Anhöhe hinab, und nachdem die Forderung des Schmieds bezahlt war, in den offenen Wagen. Ein rußiger Lehrjunge ſang, da er ihn hinwegrollen ſah: „Auf allen meinen Reiſen, Fidolin, Fidolin!" — Und Meta blickte ihm ſinnend nach, bis ſeine Spur im aufwirbelnden Staube verſchwand.

Der Aſſeſſor griff nach ſeinem Hute; es fiel ihm jetzt zu rechter Zeit ein, daß ein Geſchäft auf ihn warte. Er ging, von der Mutter bedankt für das ſchützende Geleit, und Meta ſchien ſeiner Entfernung froh zu ſein. „Gottlob, daß er fort iſt!" ſagte ſie ein wenig heftig, „mir iſt in der Gegenwart dieſes Ueberläſtigen immer ſchwül zu Muthe, wie wenn ein Gewitter die Luft drückt. Ich kann nicht recht frei aufathmen und ſein dreiſtes Urtheil iſt mir unerträglich. Er hat mir heute die hübſche Partie verſtört — und was wird nun die fremde Dame von ihm und uns gedacht haben?" —

„Das laſſen wir dahingeſtellt ſein!" antwortete die Mutter mit gleichgültiger Ueberlegenheit und einem Anklange von Tadel, „man muß die Leute nehmen, wie ſie ſind; ich aber nahm in meinem Betragen gegen den Aſſeſſor Rückſicht darauf, daß er der Neffe einer gütigen Gönnerin von uns iſt. Doch, Herr Fürſt, Sie wollten uns ja Ihre hieſige Einrichtung zeigen? da dürfen wir nicht länger ſäumen, denn die Sonne ſinkt, der Abend winkt" — eine jugendliche Erinnerung rief für einen Augenblick den Morgenſtrahl der Liebe in das Geſicht der Profeſſorin, das ſeinen ſchönen Tag bereits verlebt hatte.

Herr Fürſt öffnete den Mund und ein ſichtbares: „Komm, Meta! komm mit mir!“ ſchwebte in einem ſehnſuchtsvollen Lächeln auf ſeinen Lippen. Meta erfüllte dieſen Wunſch. Sie hing ihren Arm zutraulich in den ſeinigen und ſtützte ſich, den Abhang hinuntergehend, auf ſeinen feſten Schritt.

In der Schmiede feierte die Vesper. Ehrerbietig wichen Meiſter und Geſellen vor dem Herrn des Hauſes und den beiden Damen zurück, doch die Kinder drängten ſich neugierig herbei, und das Geſinde lugte verſteckt aus den Winkeln der Werkſtatt.

Er führte ſie die blanke Treppe hinan, öffnete die Thür, Meta trat zuerſt hinein und blieb geblendet auf der Schwelle ſtehen. Roſengluth erfüllte das Zimmer, die Wände brannten in Verklärung, jeder Gegenſtand leuchtete. Der ſchönſte Sonnenuntergang ſtellte, was Meta ſah, in ein zauberhaftes Licht — und breitete eine goldene Ferne vor ihren Blicken aus.

„O wie ſchön iſt es hier!“ ſagte ſie leiſe, vom Anſchauen beklommen; ihre Augen irrten umher und hafteten jetzt an dem Plafond, der einen Mittelpunct von Strahlen bildete, in denen eine weibliche Geſtalt erlöſchend, hinſinkend erſchien. Jupiter, in trauernder Majeſtät, ward durch flammende Blitze ſichtbar; ſeitwärts, halb verhüllt von einer Wolke, lauſchte die ſchadenfrohe Juno.

„Das iſt Semele!“ ſagte Meta, vertraut mit der Mythe und den Dichtern.

„Die Mutter des Bacchus!“ nickte Herr Fürſt aufſehend, „welche ein Opfer ihrer leichtgläubigen Neugier wird; aber Kronion rettet aus den ſterblichen Reſten der armen Semele den Sohn ſeiner Liebe, und birgt ihn in ſeiner Hüfte, bis er ihn den Nymphen zur Wartung übergiebt. Hier pflegen ſie ſein.“ —

Meta wendete ihre Blicke nach dem bezeichneten Wandgemälde. Im verborgenen Geklüft ruhete der göttliche Knabe in Silens Schooße; leicht geſchürzte Nymphen brachten ihm ſchäumende Milch in kryſtallenen Schalen. — Dort wallte das Meer in bläulichen Wogen; das Schiff, welches den zarten Träumer frevelnd geraubt, ſtehet feſt und auf dem Verdeck erſcheint Liber, die weiße Stirne von Weinlaub und vollbeerigen Trauben umſchlungen. Zu ſeinen Füßen ruhen Tiger und Pardel. Epheu rankt ſich um die Ruder, und die herabgerollten Segel ſind mit doldigen Blumen umſponnen. Er erhebt den Thyrſus und verwandelt die tückiſchen Gefährten in Seeungeheuer.

Auf jener Seite entweihen des Minyas Töchter die bacchiſche Feier; die Webſtühle ergrünen, die Fäden des Aufzugs wandeln ſich in das Geringel der Rebe, und tiefer, da, wo die Schatten niederſinken, ſiehet man ſie als Fledermäuſe lichtſcheu um die heimiſche Wohnung flattern.

Hier ſtarrt das öde Naxos, wo Ariadne verlaſſen weint, bis der holde Gott ſie tröſtet. — Meta weilte an dieſer Stelle und blickte verdüſtert in die dunkle Fluth.

„Das Bild der Leidenſchaft!“ ſagte Herr Fürſt, „ſie verlockt, und — verläßt, die Freundſchaft aber iſt treu!“ — Er drückte Meta's Hand, und ehe er es hindern konnte, zog ſie die ſeinigen an ihre Lippen, eine warme Thräne tropfte darauf.

Inzwiſchen verſuchte die Mutter, ungerührt von jenen mythologiſchen Schildereien, die ſchwellende Weiche des türkiſchen Sophas, und meinte ſtill, all ihre Sorgen würden darauf Ruhe finden. Sie blickte in den breiten Spiegel und ſah ein Geſicht voll zufriedener Hoffnung; jetzt verrieth er ihr, wie Meta, hingeriſſen von ihren Gefühlen, die wohlthätige Hand ihres Freundes küßte, wie Herr Fürſt dieſe

Hand erglühend zurückzog, als wäre ſie vom Feuer berührt worden; — es war ihr dies zu viel und zu wenig für Meta's zartes Verhältniß zu dieſem Manne, denn ihr mütterlicher Blick hatte längſt bemerkt, daß Herr Fürſt ihre Tochter mit jenem abſichtsvollen Wohlwollen auszeichne, für deſſen Natur Frauen und Mütter nie eines fein unterſcheidenden Scharfſinns entbehren.

Herr Fürſt war ein reicher Mann, von ſchätzbaren Eigenſchaften und geachtetem Rufe; und Meta's Herz war frei! Zwar blutete es noch leiſe an der Losgeriſſenheit einer unwürdigen Liebe; aber die Zeit hatte ihren Balſam in die heimliche Wunde geträufelt, und ſie fing ſacht und allmählich an zu vernarben. So hoffte denn die Mutter, der ſtille Wunſch des Herrn Fürſt ſolle endlich laut werden, den ſie mit Freuden hören, und Meta, wie ſie mit unumſtößlicher Gewißheit vorausſetzte — zu ihrem eigenen Glück erfüllen würde. Allein ein Tag nach dem anderen verging, ohne daß die regen Erwartungen der Profeſſorin befriediget worden wären; der Herbſt reifte die letzten Früchte des Jahres, aber das Stillſchweigen des muthmaßlichen Freiers wollte nicht brechen und jedes fallende Blatt fiel ihr auf das Herz, das nach jener Goldfrucht lüſtete; denn zu Anfange des Novembers ſpäteſtens reiſ'te Herr Fürſt aus dieſer Gegend in ſeine ferne Heimath ab; ein Winter und länger lag zwiſchen ihrem Wiederſehen, und die erfahrene Frau wußte, daß mit der Zeit nicht immer Alles gewonnen, ſondern zuweilen auch Alles verloren ſei. —

„Wie Schade! lieber Herr Fürſt,“ ſagte ſie, „daß dieſe reizende Wohnung nur ſtets ſo kurze Zeit benutzt wird, eine ſchönere Ausſicht dürfte nicht leicht gefunden werden!“

Herr Fürſt warf einen heitern Blick in die Ferne. „Vielleicht iſt es Weisheit," antwortete er, „das Schöne überall nicht lange zu genießen, auf daß es uns neu bleibe. Ich nehme den Eindruck dieſer Landſchaft in meiner Seele auf und mit mir hinweg."

„Ich dachte," ſagte Meta mit trübem Scherze und einer dunkeln Vorſtellung ſeiner Anhänglichkeit, „Sie blieben im Geiſte hier!"

„Auch das!" erwiederte Herr Fürſt, „ich werde als Ihr Schutzgeiſt Ihnen nahe ſein, meine gute Meta!"

„Das war ein Wort," dachte die Mutter, und bei Herrn Fürſt war eines ſo viel als tauſend. Sie wollte — dieſer Begriff lag ihr ſo nahe — das Eiſen ſchmieden, weil es warm wäre. „Ach! wenn Sie bei uns bleiben könnten!" ſagte ſie mit dringender Aufforderung, „das wäre prächtig! wir ſäßen die langen Abende traulich zuſammen, und haben wir auch kein Opernhaus in der Stadt, worin man den Schnee gäbe, ſo giebt ihn uns der kalte Januar auf dem großen Theater der Natur; dann führen wir zu Schlitten nach der Schmiede, und das Schellengeläute verträte die Muſik."

„Dieſer Vorſchlag zur Güte," entgegnete Herr Fürſt mit lächelnder Miene, „wäre anziehend genug, mich hier feſtzuhalten, wenn meine Geſchäfte mir eine längere Abweſenheit von Hauſe geſtatteten. — Doch bleibe ich eine Weile noch — und werde — und will" — der Faden ſeiner Gedanken verwirrte ſich plötzlich, er ſtockte.

Meta fühlte ſich beengt durch die Verlegenheit des Mannes, den ſie ſchätzte, und deren Urſach ſie in jungfräulicher Ahnung empfand. Sie ängſtete ſich vor dem nächſten Worte, das die Mutter ſagen würde, und kam ihrer Antwort durch die ſchnelle Bemerkung zuvor, daß die Sonne nun hinunter und die Zeit zum Aufbruche gekommen ſei. Die abendliche Kühle ſchade der Mutter und errege ihr einen nervöſen Geſichtsſchmerz, den ſie als den ſchlafenden Feind ihrer Geſundheit zu wecken ſich ſorgſam hüten müſſe.

Herr Fürſt rüſtete ſich hierauf, ſeine Gäſte zu begleiten, doch als die Profeſſorin ihn bat, mit nach der Stadt zu gehen, lehnte er es für diesmal ab unter dem Verſprechen, bevor ſie nach Rebenſtein, dem Gute der Frau von Evany, führen, auf einen längeren Beſuch zu kommen.

Profeſſor Leſtange, Meta's Vater, der nun unter den Halmen des Grabes ſchlief und das Buch der Natur, worin er ſo frommen Sinnes geforſcht, gegen höhere Offenbarungen vertauſcht hatte — war ein Mann nach dem Herzen Gottes geweſen. Sein Gemüth, friedſam und kindlich, der weiche Boden, woraus ſeine Liebe für die Botanik erblühet war, die er zu ſeiner Berufswiſſenſchaft erkoren, genoß einer beglückenden Stille. Er lebte und webte in der zarten Welt der Pflanzen, ſie predigten ihm Wunder, die er in gläubiger Andacht ſchauete, ſie redeten an ſein Herz, und er verſtand ihre duftige Sprache. Seine kranke Bruſt wallte voll täuſchender Hoffnung dem Quell des Lichtes entgegen, er athmete kurz, aber eines langen Lebens gewiß. — Die Univerſität, bei der er angeſtellt war, hatte ihm auf ſein Geſuch die Wohnung im botaniſchen Garten überlaſſen, und dieſe Wohnung, ſo geſund als ſchön, friſtete ſein ſchwindſüchtiges Daſein.

Seine häuslichen Verhältniſſe würden laſtend geweſen ſein, wenn die Liebe ſie nicht getragen hätte. Eine alte, ſchwachſinnige Mutter, welche ſich die Entartung des jüngſten Sohnes, der ein Wüſtling geworden und verſchollen war, zu Gemüthe gezogen hatte, eine ſtubenſieche Schweſter, lebten unter ſeinem Schutze, ernährt von ſeinem Einkommen. Dieſe Schmälerung verdroß die Gattin, welche die freudigen Opfer, womit der gute Leſtange ſeine verwandtſchaftliche Pflicht bezahlte, nur in mürriſcher Mißgunſt theilte. Deſto mehr ging ſeine Tochter, ſein einziges Kind, in den Geiſt und die Geſinnung des Vaters ein. Meta pflegte die alterſchwache Kindheit der Großmutter und förderte behende und hülfswillig die kleinen Verrichtungen, zu denen die krummen Finger der contracten Tante untüchtig waren.

Um ſeine Frau mit der aufgebürdeten Laſt zu verſöhnen, geſtattete ihr der Profeſſor, daß ſie ſich das Leben ſo angenehm und leicht als möglich machen dürfte; dabei wurde aber auch ſeine Börſe leicht, zu leicht, und der Profeſſor verwickelte ſich in Schulden. Es lag jedoch in ſeiner Eigenthümlichkeit, daß er ſich um dergleichen Dinge wenig bekümmerte.

Wenn nun ſeine Frau, was häufig geſchah, um Geld verlegen war und ihrem Manne mit Thränen und Klagen die Pflicht an das Herz legte, Rath zu ſchaffen, wobei ſie dann Fug und Recht zu haben glaubte, Vorwürfen Luft zu machen, die ſie beſſer gegen ſich ſelbſt hätte richten müſſen, und mit verwundender Härte behauptete, der Verfall ihrer häuslichen Umſtände käme bloß daher, daß ihr Mann ſich arm gäbe an ſeinen Verwandten, und ſie und ihre Tochter dermaleinſt nach ſeinem Tode würden Noth leiden müſſen; dann ſagte er ſanftmüthig: „Das fürchte nicht, liebe Frau! Wohlthun trägt Zinſen. Es giebt einen Gott, der bezahlt mit Wucher, was wir den Seinen leihen. Und die Kranken, die Schwachen, zu denen die Meinen gehören,“ des Profeſſors Stimme wankte, das Weh des Erbarmens ſchnitt durch ſein Herz, — „ſind vorzugsweiſe die Seinen! — Du würdeſt Dich nicht mit ſolch thörichter Vorausſorge quälen, wenn Du Botanik wüßteſt. O meine Liebe!“ fuhr er fort in begeiſterter Rede, „wenn Du je der Pflanzen wunderbaren Bau geſehen, den geheimnißvollen Schutz ihrer Keime, die zarten Röhre, worin die Vorſehung dieſen ihren Kindern, ob ſie auch auf einer niederen Stufe der Schöpfung ſtehen, mit nicht minderer Weisheit Milch und Nahrungsſaft zufließen läſſet, als der Menſchenpflanze, die unter dem Herzen der Mutter ſchläft — wenn Du je in die Magazine der Natur geſchaut, denen Sparſamkeit und Milde vorſtehen, und die ſtets der rechte Augenblick öffnet: Dein Erſtaunen würde Vertrauen werden zu dem Gott, der ſo reich als weiſe, ſo gütig als allmächtig iſt!“ —

Die Frau, welche eine bare Antwort in hellklingendem Silber dieſem ſinnvollen Troſte vorgezogen haben würde, begann aufs neue: „Und wie wird es weiter werden? Meta wächſt heran, wenn ſich nun ein Mann für ſie finden ſollte, woher würden wir eine Ausſtattung erſchwingen können? Es gehört viel dazu.“

Dieſe alltägliche Frage, nachdem er die Frau zu dem Standpuncte ſeiner Betrachtungen erhoben zu haben glaubte, hätte den Profeſſor faſt erzürnt. Es grollte wie ferner Donner aus dem Himmel ſeiner Seelenruhe, da er erwiederte: „Wer ſtattet die Blume der Wüſte und Wildniß mit Pracht aus und ſchaffet Reize um ihre einſame Stätte? Wer beſtellt das Gärtchen der Armuth? Gott Vater, der zu jeder Friſt ſo Schöpfer als Verſorger iſt! — wie lieblich entfaltet er die Blüthe unſerer Meta! Wir ſollten ihm dankbar ſein, und für nichts beſorgt, als ſie vor dem Wurme der Eitelkeit zu bewahren!“

Da lief der Mutter ein Würmlein über die gerümpfte Naſe, ſie ſchwieg empfindlich, doch nicht überzeugt.

Ein junger Arzt, der den nagelneuen Doctorhut auf einer kecken Stirne trug und den botaniſchen Garten öfters beſuchte, um Erfahrungen für ſeinen Beruf zu ſammeln, fand in der beſcheidenen Meta das Blümchen Wunderhold, und der Gedanke regte ſich in ihm, es in ſein Leben zu verpflanzen. Aber die Männer — ſelbſt die, denen die üble Gewohnheit eigen iſt, aus der Schule zu ſchwatzen — wiſſen ſolch einen Wunſch zu verſchweigen, und eine gleichſam inſtinctartige Vorſicht bindet ihre Zunge, daß ihre Freiheit nicht gebunden werde.

Der Hausarzt des Profeſſors war eben geſtorben, und es ward dem Doctor Perle (ſo hieß der junge Arzt) leicht, ſich in den Beſitz dieſer freigewordenen Stelle zu ſetzen. Da hatte er denn von Amts wegen täglich Zutritt in der Familie Leſtange, und wenn das Herz ihn zog, ſo ſchien es doch, als ob nur Pflicht ihn triebe. —

Auch verſtand er es, ſich nothwendig zu erhalten, es ſchlug keine geſunde Stunde mehr in dieſem Hauſe. — Kleine Unpäßlichkeiten, ſonſt wenig beachtet, wurden jetzt mit bedenklichem Ernſte, mit langwierigen Curen behandelt, und wie oft der Doctor auch kam, ſtets rechtfertigte ein mediciniſcher Vorwand ſein Kommen und Bleiben.

„Ich weiß nicht,“ ſagte der Profeſſor einſt, „unſer Haus kommt mir jetzt wie ein Spital vor! Die Krankheit iſt darin, unter dem Drucke des Schickſals, das uns ja alle in die Preſſe nimmt, ſtereotypiſch geworden. — Die ganze, lange Woche hindurch gehet mit Kränkeln und Kräuterthee hin, und kommt der Sonntag," in lächelnder Laune wendete der Profeſſor das Sprichwort an, „ſo haben wir doch kein Begräbniß. — Die Mutter freilich" — hier ſeufzte der gute Sohn, der um des vierten Gebotes willen ein ſchweres Hauskreuz trug, — „ihr Geiſt iſt ſchon erloſchen, die ſchwachen Funken ihrer Seele verglimmen, bald wird man ſagen: ſie iſt todt! — Die arme Schweſter leidet geduldig das ſchmerzliche Siechthum. Sie ſchmachtet faſt ſo lange am Teiche Bethesda, wie der Kranke in der Bibel; der warme Frühlingsquell wallt auf und ab, ohne daß ihre ſtarren Glieder regſam würden, und ſie harret keiner anderen Hülfe mehr, als daß der Heiland nahe, der ſie zu ewiger Geneſung heimgehen heiße. — Du, liebe Frau, wirſt, trotz dem öfteren Gewinſel, dick und rund, und ich bin, das bischen Hüſteln abgerechnet, ſo wohl und munter, wie ein Fiſch im Waſſer. Meine blaſſe Farbe iſt meine Geſundheit — und Meta blühet wie eine Roſe."

Doch Meta war krank! krank an der Liebe und kränker noch an Zweifeln, daß der Doctor es redlich mit ihr meine. — Er hatte ſich in ſtiller Leidenſchaft dem Mädchen genähert, ſie redeten durch Blicke, in unbemerktem Ausdrucke war ihnen die Sprache der Gefühle geläufig geworden; aber die drei Wörtlein: „Ich liebe Dich!" kamen nicht über ſeine Lippen.

Der Doctor hatte ſich unter der Hand nach den Verhältniſſen des Profeſſors erkundiget, und er wußte nun, daß Meta arm und alſo keine Frau für ihn wäre. Allein als Arzt dieſes Hauſes, der allmählich der unentbehrlichſte Freund deſſelben geworden, konnte er ſich nicht zurückziehen, ſelbſt wenn er gewollt hätte; doch er wollte es auch nicht, denn

Meta war ein liebenswürdiges Geſchöpf und ihm mit unſchuldiger Innigkeit ergeben.

Unter dem Geflüſter eines inneren, beängſtenden Widerſpruchs, einer ahnungvollen Warnung, hoffte ſie noch immer auf ſeine Erklärung, ſie blieb aus — doch ſein Beſuch nicht.

So waren zwei Jahre hingeſchwunden, in denen dies Verhältniß den Reiz der Neuheit für den Doctor verloren hatte. Meta befand ſich in einer leidenſchaftlichen Spannung, der Doctor mußte auf ſeiner Hut ſein, er begriff die Nothwendigkeit, ganz leiſe eine Löſung einzuleiten, und Meta's Herz blutete, da ſie merkte, ihr Sieger zöge ſich zurück; mit verzeihender Seele, mit matten Wünſchen und gebrochener Kraft verfolgte ſie ſein weiteres Benehmen; doch früher, als Meta es vermeint hätte, war der Wendepunct gekommen, wo die ſterbende Liebe von der Achtung ſchied.

Ein reicher Lohgerber der Stadt, deſſen ſtolze Aufgeblaſenheit nicht mehr Raum hatte in dem engen Häuschen ſeiner Väter, das erwerbſamer Fleiß, ſparſame Beſchränkung und Gottes Segen mit Schätzen angehäuft, die der Zeitgeiſt nun mit vergeudender Hand angriff — führte, angeblich, das vorbeifließende Waſſer zum Bedarfe ſeiner Handthierung nützen zu können, ein prächtiges Gebäude ganz dicht in der Nähe des botaniſchen Gartens auf. Wie der Gerber ſich allmählich über ſeinen Stand erhoben, ſo ſtieg das neue Haus in die Höhe, und brüſtete ſich vornehm mit architektoniſchem Prunke.

Meta hatte von Anfang an dieſen Bau nicht gern geſehen, der ihrem Stübchen eine reizende Ausſicht entzog. Vielleicht war das ſträubende Intereſſe, die unfreiwillige Theilnahme, womit ſie ſeine Förderung im Auge hielt, das Bangen endlich, als ſie die blauen Berge, die grünen Matten hinter den Bögen der Mauer verſchwinden ſah, eine Ahnung, daß ihr eine noch liebere Ausſicht entzogen werden würde.

Das Gebäude war nun fertig und ſchön genug, um ein Fürſtenſitz zu ſein. Von der Spitze des Giebels wehete noch der Kranz, den die Eitelkeit des Bauherrn dort befeſtiget wiſſen wollte, und ſeine farbigen Bänder flatterten in die Lüfte. Meiſter Pförtner, ſo hieß der Lohgerber — war Wittwer, und ſeine einzige Tochter ein wohlgewachſenes Mädchen, doch verzogen und verſchnitzt für ihre Sphäre, ſo wie überhaupt für die Natur. Sie bewegte ſich ſteif und ſchwerfällig unter dem Gewicht von ihres Vaters Geldſäcken, ſie benahm ſich überall unbeholfen, und man hielt für Dünkel, was oft nur Verlegenheit war.

Der Meiſter hatte ſeiner Tochter Roſette (ſie war Roſine getauft) alle Lehrer gehalten und ſie mehrere Jahre hindurch ein berühmtes Inſtitut beſuchen laſſen; aber Roſette hatte nur gelernt ſich ihrer eigentlichen Claſſe ſchämen und den ehrſamen Bürgerſtand, dem ſie angehörte, zu verachten. Sie fand ſich fremd unter ihres Gleichen, unbekannt in der höheren Welt — ſie ſtand allein; denn auch ihren Vater ſchätzte ſie gering, dem das goldne Vließ ſeines Reichthums die angeſtammte Rohheit ſeines Berufs nicht immer zureichend bedeckte. — Wie ſehr haßte Roſette den nährenden Boden dieſer Profeſſion, woraus ihr doch jede üppige Blüthe des Ueberfluſſes entſproſſen war! jede Beziehung darauf war ihr bitterer, als der Tod. — Saß ſie am frühen Morgen, zierlich angethan, auf den marmornen Bänken vor dem Hauſe und die Geſellen, welche jubelnd und jodelnd vorüber in die Walke fuhren, erlaubten ſich in kecker Unbefangenheit gegen die Tochter ihres Meiſters ein Späßchen zum Gruße, ſo wandelte Roſettens bräunliche Wange ſich in ein finſteres Roth, wie die Farbe des Juchten, ſie ſah ſcheu umher, ob Jemand dieſe Familiarität bemerkt hätte. Ihr Anzug war ſtets vom feinſten, franzöſiſchen Aroma durchduftet, daß der Geruch des Gewerks betäubt würde, der wie ein ſchleichender Verräther zuweilen aus einem Verſteck hervorſchlüpfte; doch jenes Kleidungsſtück, was ihn verborgen hielt, wurde ſogleich aufgehangen. —

Meta mußte ſich für den verbauten Blick ins Freie das bürgerliche Schauſpiel des Pförtnerſchen Hauſes als Erſatz gefallen laſſen. Sie bemerkte mit Geiſt, und die einzelnen Bilder, welche ſie auffaßte, ſetzte ſie mit Feinheit zu einem richtigen Urtheile über das Ganze zuſammen.

Eines Tages, als Meta ſich unwohl befand, und die Mutter heimlich nach dem Doctor geſendet hatte, traf er ſie auf ihrem Stübchen an. Da er ſich Zeit genommen, war Meta ſchon wieder beſſer, ehe der Helfer erſchien, und der Mutter ward bange, die Tochter könnte bitterböſe ſein, daß ihre Voreiligkeit den Doctor zu einem Gange berufen, von dem ſein Fuß wie ſein Herz ſich gewendet zu haben ſchien. — Sie wartete ſeiner Ankunft und bat ihn, Meta nicht merken zu laſſen, daß die mütterliche Fürſorge ihn hierher beſchieden. Der Doctor lächelte — er ging zu Meta und bat ſie, ihm ein wenig feine Charpie zu zupfen, deren ſein Bindzeug ermangele, welches er, da er auch Doctor der Chirurgie ſei, im beſten Stande halten müßte. Das Mädchen ließ ſich täuſchen und täuſchte auch, denn ſeit langer Zeit hatte der Doctor Meta nicht ſo heiter gefunden. Er fühlte, wie einſt — ein warmer Sonnenblick der verblüheten Liebe drang durch ſein Herz. Meta ſtand am Fenſter, der

Doctor ihr zur Seite, er legte im Zuge einer trauten Gewohnheit ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib.

„Sehen Sie!“ ſagte Meta, „dort macht die Jungfer Pförtner Vorhänge auf! ſie hätte den Tapezier zu Rathe ziehen mögen; denn jene grelle Zuſammenſtellung der Farben iſt mir, ich darf es geſtehen — ein Gräuel. Das Zimmer iſt blau, ſo, was man himmelblau nennt, und die ſchwere Seide der Vorhänge mit ſilbernen Franzen beſäumt, rothgelb, wie der leuchtende Fernambuck! — es erinnert unwillkürlich daran, daß dieſe Eleganz der Luxus eines Gerbers ſei! — So verleugnet der angeborene und anerzogene Geſchmack ſich doch nie! und ſelbſt das, was ihn in Vergeſſenheit bringen ſoll, zieht ihn an das Licht!“ —

Der Doctor äugelte durch die Lorgnette hinüber. „Eine artige Geſtalt!“ ſagte er, „volle Arme“ — —

„Die kein Glück umfaſſen!“ antwortete Meta mit einem Seufzer, „das Mädchen dauert mich! es führt mitten in der üppigſten Fülle ein freudeleeres Leben. Des Vaters Geld laſtet ſchwer auf der Tochter, welche einſam in dem metallnen Ringe ſitzt, ſich in einem Glanze wiegt, der ſie nicht froh macht und in ſehnſüchtiger Ferne der luſtigen Unbefangenheit zuſieht, worin ſich die Geſpielinnen ihrer Kindheit bewegen.“

„Und dieſer Meiſter Corduaner hütet wohl einen tüchtigen Schatz?“ fragte der Doctor mit lüſternem Intereſſe.

„Er ſoll ſehr reich ſein,“ erwiederte Meta gleichgültig und fuhr fort, „man hat ihn geſtern zum Senator gewählt — da wird er nun wohl vollends dem baroniſirten Bürger in Gellert's Fabeln gleichen; der Geldſtolz blähet ihn ohnedies gewaltig auf. — Und meine Mutter, die ſich noch auf ſeinen Vater zu beſinnen weiß, kann nicht genug verſichern, wie ſchlecht und einfältig dieſer Mann einhergegangen ſei. Die Zunft, deren Oberälteſter er war, hat ihm, da er ſtarb, ein originelles Denkmal ſetzen laſſen. Es iſt ein Bild des Gewerks, und darunter ſtehen die Worte: Nicht immer gerben! auch einmal ſterben — den Himmel erben! — Sie ſollten einmal auf den Kirchhof gehen und es ſich anſehen!“

Der Doctor lachte; er verfolgte in Gedanken den poſſirlichen Reim. „Werben!“ raunte ein ſprachfertiger Dämon ihm ins Ohr — „werben!“ hallte es leiſe in den Räumen ſeiner Seele wieder. Der Doctor ging bald darauf, und Meta ſetzte ſich nieder, um die begehrte Charpie zu zupfen. Und ſo mürbe, wie unter ihrer Hand die feinen Faſern der Leinwand aus einander fuhren, löſete dieſe Stunde das dichte Werk der verjährten Anhänglichkeit auf, daß ihre Fäden nur noch eine tiefe, brennende Wunde bedeckten! —

Von jenem Tage an kam der Doctor nicht mehr in die Familie Leſtange, außer wenn er gerufen ward; hingegen ſah Meta ihn öfter zu Pförtner's gehen, und ſie glaubte, er wäre der Arzt dieſes Hauſes geworden. Einſt — Meta wollte ihren Augen nicht trauen — ſah ſie ihn, feſtlich angethan, aus der Thür des Senatorhauſes kommen, an ſeinem Arme hing die braune Roſette, geputzt wie eine Königin, ein Lohnlakei folgte ihnen in beſtem Staat. Er trug in der einen Hand eine Liſte, die andere ſtrotzte voll weißer Karten, in deren Goldſchnitt der Strahl des Morgens blinkte. Der Doctor ertheilte ihm, rückwärts gewandt, noch eine kleine Anweiſung und der Lohnlakei bückte ſich bis zur Erde; dann ſchieden ſich ihre Wege.

Verblaſſend trat Meta vom Fenſter; aber ſie hatte den verſtohlenen Aufblick des Doctors doch geſehen. „Großer

Gott! iſt das möglich?“ ſagte ſie tonlos und ſchlug ihr Auge an das Gewölbe des Himmels; die Frage drang aus einem zerriſſenen Herzen, das ſich in dieſer Minute mit tiefem Schmerz von dem Glauben an menſchliche Tugend und Treue trennte. — Es blieb ſtill um ſie her, lange blickte Meta in das ziehende Gewölk, als horche ſie einer Antwort von Oben; da erklang ihr im Kirchlein des Gemüths, das jedem Menſchen eingeboren wird, wenn auch die Wenigſten darin den wahren Gott verehren — eine leiſe Stimme: **Wolken kommen — Wolken gehn — bau' auf Deines Gottes Gnade!“** —

Meta ſammelte ſich noch eine Weile, dann ging ſie in das Wohnzimmer, wo eben der nahen Nachbarſchaft wegen die erſte Verlobungskarte abgegeben worden war.

Die Mutter ſchalt auf den Doctor, und die laute Heftigkeit, womit ſie ihn verurtheilte, weckte ſogar für einen Moment den blöden Geiſt der Großmutter, ſo daß er von den ſtygiſchen Schatten, unter denen er vorauseilend wandelte, zu dem Lichte der Erkenntniß wiederkehrte, daß die Lebendigen und nicht die Todten zu beklagen wären. —

Die ſchweigſame Tante ſprach: „Hätte ich es doch dem Doctor Perle nimmermehr zugetraut, daß er ſich an das ſchnöde Gold hängen werde! ſo war er denn nicht echt und von falſcher Maſſe. — Gieb Dich zufrieden, meine gute Meta, und gräme Dich nicht! Der Alles kann, wird auch Dein Unglück lenken, daß Deine Angſt der Freude Anfang ſei! Er liebt auch, wenn Er Dich betrübt, drum ſei getroſt! Dein Kranz iſt ſchon gewunden!“ — —

Aber Meta fühlte nur die Dornenkrone der Verſchmähung auf ihrer reinen, jungfräulichen Stirne. Bei dem frommen Troſte der Tante brachen ihre Thränen heiß hervor, ſie fielen wie Oel in die aufwallende Hitze der Mutter.

Sacht entfernte Meta ſich und ging in den Garten, wo ihr Vater unter Blumen des Frühlings umherſchlich. Sein Huſten verrieth der Tochter, wo ſie ihn ſuchen ſolle, und an des Vaters Miene ſah Meta, daß er alles wüßte. Aber der Profeſſor nahm ſein bleiches Kind an die kranke Bruſt, und *hier* durfte Meta ſich ausweinen. „Sieh, meine Tochter!“ ſagte er dann väterlich mild, „der kaum ſichtbare Staub, welcher die Blume befruchtet, iſt klein vor Deinem Auge, und doch groß genug, um Dein betrübtes Herz zu beruhigen; denn er ſchwebt nach ewigen Geſetzen der Natur nur der *verwandten* Blüthe zu! kein täuſchender Wind wehet ihn hierhin und dorthin — er findet das Gleiche! — Dieſes Wunder der Allmacht erneuert ſich jährlich — und ſollte Gott ſich weniger an dem Menſchen verherrlichen, den doch der Odem ſeines Geiſtes beſeelt, als an dem bewußtloſen Leben der Blume? — Der Doctor war Deiner Gattung *nicht*, meine Meta!“ Und des Vaters Wort fiel wie ein ſanfterquickender Thau in Meta's ſchmachtende Seele.

Die geliebte Einſamkeit ihres Stübchens verdüſterten jetzt quälende Anblicke, denen Meta nicht immer auswich, wie die Pflicht, ſich ſelbſt zu ſchonen, es verlangt hätte. — Ein geheimnißvoller, magnetiſcher Zwang hielt ſie feſt an der Stelle, die ihr im Gegenüber ein höhnendes Spiegelbild der eigenen Erinnerung zeigte. Was Meta's Auge ſah, mußte ihr Herz glauben; aber es ſträubte ſich gegen die Ueberzeugung, daß Liebe nachgeahmt werden könne mit täuſchender Wirklichkeit. Die orangefarbigen Vorhänge, deren feuriger Schein dieſe Flamme an des Doctors kaltes Herz gemalt — goſſen ein täuſchendes Schamroth über ihn aus, und verbargen ſein bräutliches Koſen, wenn er mit Roſette dahinter ſaß.

Meta drückte den Gram tief in ſich hinein, und er nagte wie ein giftiges Gewürm an ihrer friſchen Jugendblüthe; ſie welkte, der Vater ſah es mit Kummer um ſein liebes, theures Kind. Man ſprach davon, der Doctor würde in das erſte Stockwerk des Pförtnerſchen Hauſes ziehen, und der geſchmeichelte Schwiegervater ihm Pferde und Wagen halten. Dann hatte Meta den Mann, den ſie einſt geliebt, den ſie als einen Unwürdigen vergeſſen mußte, beſtändig vor Augen, dann konnte ſie nicht geneſen, und der Profeſſor dachte jetzt mit reuevoller Betrübniß daran, daß ihn Schulden bänden, ſonſt hätte er um ſeine Verſetzung angetragen; denn auf dieſem Grund und Boden wuchs, ſo meine er — für Meta keine heilende Pflanze mehr, und ihres Frühlings Roſe verkam.

Es ging raſch mit dem Brautſtande des Doctors und den Vorbereitungen zu der neuen Einrichtung und zu ſeinem Einzuge; das Geld fördert alle Wege! die Hochzeit war wie im Fluge da.

Seit einiger Zeit war der Profeſſor kränklicher als jemals, er huſtete ſtärker und fieberte. Meta ängſtete ſich unbeſchreiblich. Sie merkte, daß der Vater zu klagen vermied, ihr doppelte Wehthat zu erſparen; erſtens, in der kindlichen Sorge um ihn, dann die drückende Gegenwart des Doctors, dem er die Kränkung nicht zufügen wollte, daß er einen andern Arzt nähme. Meta ſelbſt beſchwor ihren Vater, daß er ihn rufen ließe; doch er zögerte, unterdeſſen verſchlimmerte ſich ſein Befinden.

Am Morgen von des Doctors Hochzeittage ward der Profeſſor von einer erſtickenden Beklemmung aus dem Schlafe geweckt, die ſich nach einigen Stunden in einem ſtarken Huſten Luft machte. Es mochte ihm ein Geſchwür in der Lunge aufgehen, er warf Blut aus. Bei dieſem Anblicke ſtockten Meta's Pulſe, ſie glaubte ihren Vater ohne Rettung verloren. Ein Bote nach dem andern ſtürmte fort, den Doctor herbeizutreiben. Er fuhr bereits bei ſeiner Braut vor, ſie zur Kirche abzuholen; denn die Trauung ſollte früh ſein.

Aber die Nemeſis verſäumt keine Zeit! und dieſe ſtrenge Göttin war es, die ihn berief, daß ſie ihm Meta's rührendes Bild vor die treuloſe Seele ſtellte, und er ihre Thränen zu ſeinem Vorwurfe und doch in einem Schmerze, der zu ehren war, fließen ſähe! — Bleich, wie der Todesengel, knieete Meta am Bette des Vaters, der heiter, ja ein wenig erregt über ſeinen Zuſtand ſprach; bitterlich weinte die Mutter, und die gebundene Kraft der ſiechen Tante ſtrebte, frei zu ſein, um Hülfe leiſten zu können. In der Großmutter ſchien ſich ein dumpfes Gefühl von Unruhe zu regen, ein dämmerndes Bewußtſein der Gefahr, worin ihr Sohn, ihr Verſorger! ſchwebte, ging in ihrer erſtorbenen Theilnahme auf und ſpannte die ſchlaffen Züge. Eine erwartungsvolle Stille trat ein, als der Doctor mit haſtigen Schritten kam, um, gewendet von der hochzeitlichen Schwelle und ihren Freuden, eine trübe Pflicht zu erfüllen.

Er war bereits im vollen Anzuge und ſah ſehr ſtattlich aus. An ſeiner Hand prahlte der Verlobungsring im reinſten Waſſer des Brillants; aber ein Tropfen Lethe hätte dieſer Hand beſſer gefrommt; denn ſie zitterte im Beben des Gewiſſens. — Sein Herz ſchlug ſtärker, als die Uhr, deren koſtbare Berlocken ſich auf der ſammetartigen Schwärze des Beinkleids wiegten. — Jedes Auge hing an ſeinen Lippen, nur Meta's nicht — die ſtarrten thränend einen Blutfleck auf des Vaters Decke an, während ſie vielleicht an die Unvertilgbarkeit der Schuld dachte.

Der Doctor gab gute Hoffnung; dankbar dafür, ohne Groll, reichte der Profeſſor ihm die feuchte Linke, die vom Herzen kam, und wünſchte ihm Glück zu dieſem Tage — das zermalmte den Doctor. Der Gedanke ergriff ihn mit rächender Gewalt, daß er ſich ſelbſt um das ſchönſte Glück betrogen. Er hätte hier bleiben, helfen, tröſten, ſich der Wiedergeneſung dieſes edeln Vaters freuen mögen, mit dem Rechte, ſeiner Familie anzugehören — und er mußte fort an den Altar, den Schwur der Treue zu leiſten, den nur ſein Wille, nicht ſein Gefühl beſchwor. Er zögerte zu gehen, die Braut ſchickte endlich nach ihm — da ermannte er ſich. Und als er ſchied, blickte Meta auf, er ſah in den verſcherzten Himmel ihrer Augen, und die traurige Geſtalt der Reue folgte ſeinen Ferſen. —

Der Kranke ward nun ruhiger und fing an einzuſchlummern; man verdunkelte das Gemach, daß die Helle den Schlaf nicht ſcheuche, und die Großmutter wehrte mit leiſem Schwunge des Wedels der ſummenden Fliege. Sie ſaß da, wie ein Bild der Zeit, die den Pendel der Ruhe bewegt, dem glühenden Fieber der Leiden Kühlung weht und den wüſten Schmerz des Lebens in Träume der Vergeſſenheit wiegt.

Meta wankte in den Garten, auch in ihrer Bruſt hatte der Aengſte wilder Sturm ſich gelegt. Ob auch mit niedergeſchlagenen Augen, hatte ſie doch den Kampf des Doctors geſehen. Sie war befriediget, daß ſie ihn mehr bedauern, als haſſen durfte, und eine weibliche Empfindung ließ ſie ahnen, daß ihr Andenken tief in ſein Herz gedrückt wäre;

aber umgeben von ſtachelnden Dornen, wie die ſanfte Roſe. — Meta kniete unter Lilien hin, um zu beten. Ihr Antlitz, in einem holden Bleich entfärbt, glänzte von Thränen, wie der Thau in den Kelchen der königlichen Blumen, die ihrer ſchöneren Schweſter leiſe zunickten. Sie hörte den Wagen des Doctors zur Kirche rollen, doch der Friede blieb, der ſo wunderſam über ſie gekommen war. Sie flehete zu Gott um ihres Vaters Leben und daß ſie ſtill hoffen möge, auf daß ihr und ihm geholfen würde! — Sie betete mit der Inbrunſt, die nur errungen wird, wenn wir der Ueberwindung fähig ſind.

Als Meta, geweckt vom ſtarken Dufte der Lilien aus dem ſeligen Schauen im Geiſte, für die äußere Welt erwachte, und dieſe betäubende Nähe verlaſſen wollte, ſtand ein wohlgekleideter Mann vor ihr, ein vierblättriges Kleeblatt zwiſchen ſeinen Lippen. Er redete das Mädchen freundlich mit der Frage an, ob er den Profeſſor Leſtange daheim finden würde. Und Meta merkte an dem Blicke des Mitleids, den der Fremde auf ſie heftete, an dem weichen Tone ſeiner Stimme, daß er ſie belauſcht hätte. Erröthend nannte ſie ſich Leſtange's Tochter und eröffnete dem fremden Manne in der Krankheit ihres Vaters die Quelle ihrer Thränen. Herr Fürſt — dies war der Fremde, ein Bekannter des Profeſſors aus früherer Zeit — hörte beſtürzt, was Meta ihm berichtete. Er wechſelte tröſtende Worte mit dem Mädchen, deſſen Vater er glücklich pries, auch wenn er ein ſterbender wäre — er wollte den Kranken nicht ſtören und ein andermal nachfragen. Da er fort war, ſah Meta das Kleeblatt, was Herrn Fürſt entfallen war, an ihrem Hauskleide hangen. „O! hätte der Fremde, zu dem ich Vertrauen faſſen könnte, mir doch das Glück dagelaſſen, ich würde es brauchen!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt und verwahrte ſpielend das Blättchen.

Und wirklich ſchien es ein Talisman für Meta zu ſein. Mit ihrem Vater beſſerte es ſich über Erwarten, er erholte ſich ſchneller, als zu hoffen geweſen. Herr Fürſt beſuchte ihn fleißig, ſo lange ſeine Anweſenheit an jenem Orte dauerte, und der Profeſſor freuete ſich ſeines Kommens, denn er ſchätzte ihn ſehr.

In einer vertraulichen Unterredung entdeckte Meta's Vater ſeinem Freunde den Herzenskummer des Töchterchens und ſeinen Wunſch, dieſe Univerſität verlaſſen zu können um der Ruhe ſeines Kindes willen. Herr Fürſt hörte empört, wie grauſam das ſchönſte Herz gebrochen worden ſei; die Erzählung ſchien tief an ſein Herz zu rühren — und er verſprach, ſich für den Profeſſor zu verwenden, daß er verſetzt würde.

Leſtange zuckte die Achſeln; daß er nicht fort könne, und aus welchem Grunde — geſtand er beſchämt. Dieſe Anhänglichkeit würde zu löſen ſein, meinte lächelnd Herr Fürſt, und zwar von Freundes Hand! Er bat um ſein Vertrauen, und ſeufzend nannte er ſich einen reichen Mann. „Aber fort von hier müſſen Sie, Herr Profeſſor!“ ſagte er mit der Ueberlegenheit der Theilnahme, „es wäre ewig Schade, wenn Ihr liebenswürdiges Kind verkümmern ſollte! Und dies würde geſchehen, denn nichts iſt gefährlicher für eine Ruhe, die geneſend ſich erneuern ſoll, als die belauſchte Nähe der alten Liebe! Meta's freier Unſchuldsblick iſt beſtändig im Fliehen, und wird durch ein ſcheues Fürchten niedergehalten; ſo oft der Name des Doctors und ſeiner Gattin genannt wird, ſchlägt es wie Mißlaut an tiefe Seiten des verſtimmten Gemüths, und jede Krankheit Ihres Hauſes ſteckt Meta zu einer Mitleidenſchaft an, an der ihr endlich die Kraft, ſich zu erheben, ſterben muß!« —

Der Profeſſor konnte nicht umhin, der Erfahrung ſeines Freundes Recht zu geben.

Während Herr Fürſt ſeinen Einfluß nun mit Erfolg für ihn, oder eigentlich für Meta benutzte, erleichterte das Schickſal den Abgang Leſtange's und ſeiner Familie aus der verleideten Heimath. Die Großmutter ſtarb, das letzte Fünklein ihres Geiſtes ging heim — und binnen vierundzwanzig Stunden folgte ihr die ſieche Tante in einem ſanften Tode nach. Sie wurden zuſammen beerdiget und beide Särge in ein Grab gelegt, wie eine gute Tochter mit der Mutter ſchlafen geht, und im engen Kämmerlein traut und dicht an ihrer Seite ruht. —

Wenn auch dieſer doppelte Todesfall eine zwiefache Wohlthat für die Nachgelaſſenen war, ſo erſchütterte er doch den Profeſſor, daß ſeine unfeſte Geſundheit ſtärker noch wankte. Selbſt die Mutter konnte ſich der endlichen Erlöſung nicht ganz ſo freuen, wie ſie es gedacht hätte. In Meta's weiche Seele hatten jene angreifenden Scenen ſich tief geprägt; die weite, ſtille Leere der Wohnung entſprach ihrem verödeten Herzen und ſeiner ſtummen Klage.

Da kam ein Brief von Herrn Fürſt mit der Nachricht, daß der Profeſſor nun eheſtens ſeine Berufung an die Univerſität B... erhalten würde.

Meta athmete auf; doch die Empfindung ihres Vaters bei der Gewißheit war getheilt. Das Gefühl der Trennung von dem botaniſchen Garten, worin ihm ſo manchen Frühling hindurch zahlloſe Freuden aufgeblüht waren, von der Univerſität, die den gemüthlichen Lehrer achtete und liebte, war ihm ſehr bitter, und ein banges Vorgefühl ſeines nahen

Abſchieds aus dem Leben. Aber Meta ſehnte und ſtrebte fort! Schon die Zurüſtungen der Reiſe zerſtreueten ſie, und wenn ſie auch nicht wußte, ob die fremde Welt, der ſie zueilte, ein wüſter Raum für ihre Sehnſucht wäre, ſo war doch das Eden ihrer Kindheit, ſeit ſie die Frucht vom Baume der Erkenntniß gekoſtet und herbe befunden hatte, ein verlorenes Paradies, aus dem ſie der Engel des Verhängniſſes trieb. —

Aber dieſer wackere Profeſſor der Botanik war nur verſetzt worden, um ſterbend zu lehren, daß für den Tod kein Kraut gewachſen ſei. Seine Frau wäre dem Mangel verfallen, wenn der Einkauf in eine Wittwen-Caſſe ſie nicht davor geſchützt hätte, nächſtdem bezog ſie eine kleine Penſion, die ein unbekannter Freund ihr an jener Univerſität ausgewirkt, wo der Selige ſo lange gelebt und ſeine Kenntniſſe in rühmlicher Gemeinnützigkeit angelegt hatte.

Meta empfand nur des Vaters Verluſt. Doch dieſer Schmerz war ſanft, wie der Charakter des Verſtorbenen, und geheiliget durch Liebe; er ſetzte der trauernden Seele des Mädchens Engelflügel an, um ſie im Aufſchwunge über die Gräber der Erde in den Himmel zu tragen! — Meta empfand den Unterſchied trennender Erfahrungen. Wenn der Tod das Liebſte von uns nimmt, ehren wir in ihm einen Boten Gottes, der den Segen der Vollendung bringt, die hinfällige Geſtalt, welche er berührte, verklärt und uns eine hehre Hoffnung hinterläßt; wenn aber Menſchen, einem niederen Geiſte dienſtbar, ſcheiden, was die Natur zuſammenfügte, dann möchte ſich das arme Herz verbluten! — das Bild unſerer Liebe, nun entſtellt, freut uns nicht mehr, auch wenn wir ſeiner urſprünglichen Züge gedenken, wir ſchämen uns des betrogenen Vertrauens und der Thräne um den

Freund, der kein Freund geweſen; der tröſtende, friedſame Glaube an die Treue iſt dahin! und wenn die letzten Schatten einer liebenden Hoffnung entfliehen, dann iſt der ſchwache Menſch geneigt, die Tugend, welche, daß er nicht ganz verlaſſen ſei, ihm als ſein Schutzgeiſt treu bleibt, auch für ein Phantom zu halten. —

Unter den Freunden, welche Meta's Liebenswürdigkeit an den Bewohnern dieſer Gegend gefunden, war auch Frau von Evany, die Beſitzerin von Rebenſtein, einem Gute, das ſowohl durch ſeine romantiſche Lage, wie durch den ergiebigen Weinberg, von dem es ſeinen Namen erhalten, bei weitem für das vorzüglichſte und ſchönſte in der Nachbarſchaft von B... galt. Eine alte ritterliche Burg, in melancholiſchem Reize der Verfallenheit, durch deren Trümmer ſich der Epheu rankte — ſah mit bemooſ'tem Haupte von einer ſchroffen Bergſpitze herab, und warf ihre grauen Schatten in das Thal, worin das Dorf ſich in anmuthigen Krümmungen lang dehnte; auf einer zweiten Höhe, nur wenig tiefer als die Burg, und davon durch eine ſchmale Schlucht getrennt, ſtand das neue Schloß, der prächtige Wittwenſitz der Frau von Evany. Die Rebe bekränzte dieſe ſtolzen Hügelreihen und ringelte ſich an den Hütten der Winzer hinauf; und die Cultur dieſer Pflanzungen ergab ein köſtliches Gewächs von Trauben.

Der verſtorbene Profeſſor Leſtange war als ein Jüngling in dem elterlichen Hauſe dieſer Dame wohlgelitten geweſen, und ihr ſelbſt im freundlichſten Andenken. Er hielt es daher für eine dringende Pflicht, ſie ſogleich zu beſuchen; doch das ſchöne Rebenſtein und der Austauſch von Erinnerungen an die fröhlichen Tage der Jugend entzückte ihn nur einmal und nicht wieder. Er ward bald darauf krank und geſundete nicht mehr für dieſe Welt. Allein vergebens war er nicht dort geweſen. Frau von Evany fand ein ungemeines Gefallen an ſeiner Tochter, ſie würde das Mädchen nach des Vaters Tode ganz zu ſich genommen haben, hätte Meta ſich entſchließen können, die Mutter zu verlaſſen. So mußte das leidenſchaftliche Wohlwollen der Frau von Evany ſich begnügen, den neuen Liebling nur als ein geliehenes Gut zu betrachten, deſſen ſie ſich zuweilen nur freuen dürfe, und der Mutter der begünſtigten Meta durch häusliche Aushülfen wohlzuthun.

Frau von Evany that dies mit verſchwenderiſcher Güte, und Meta fühlte ſich ihr allerdings zu inniger Dankbarkeit dafür verpflichtet, wenn auch nicht von jenem Vertrauen angezogen, welches für ein inneres Geben, ſeliger als Nehmen! das ganze Gemüth hinnimmt zum Lohn! —

Als Herr Fürſt im erſten Herbſte, nachdem der Profeſſor ſeinen Wohnort vertauſcht und die Erde verlaſſen hatte, auf ſeinen Felſenſitz kam, hatte Frau von Evany die Wittwe und Waiſe ihres Jugendfreundes zu ſich geholt, ſie dem erſten einſamen Schmerze um den Hingang des würdigen Todten zu entrücken. Wie ſehr viel lieber Meta nun auch daheim geblieben wäre mit ihrer Trauer, mit ihren Thränen, ſie mußte ſich dennoch der tröſtenden Gewaltſamkeit ergeben, welche über ſie verfügte, und zwar um ſo mehr, als die Mutter für dieſe Zerſtreuung, wie ſie es nannte — ſtimmte.

„Ich aber wünſche mich nicht zu zerſtreuen!“ ſagte Meta mißmüthig, als die Mutter gegen ihre bittende Weigerung ſtritt und ſie von der Annehmlichkeit dieſer Reiſe zu überzeugen ſuchte; „ich will dem Bilde meines Vaters nicht entfliehen, wenn es mich auch in den Zügen des Todes begleitet! Er ſoll in meiner Liebe leben, der gute Vater, und wenn auch genährt von meinem ewigen Schmerze!“

Die Mutter nannte dies einen ſündlichen Vorſatz; ſie konnte das Gefühl ihrer Tochter nicht würdigen. Meta machte überhaupt die Erfahrung, wie flach die Menſchen ein tiefes Gemüth beurtheilen, wie ſelten ſie ſich auf den Troſt verſtehen. Sie fühlte ſich hart angefaßt, wenn man in der Abſicht, ſie zu verbinden, die friſche Wunde ihres kindlichen Herzens berührte; die beſte Meinung griff in dieſem Beſtreben oft fehl und verletzte die blutende Seele noch mehr. Meta dankte Gott, wenn kein Mund ſich aufthat, ihr ein Wort der Beruhigung zu ſagen.

Frau von Evany, eine Dame von erfahrener Einſicht und einer gewiſſen Theorie der Lebensweisheit, die ihrem ſanguiniſchen Temperament vortrefflich zuſagte, war jedoch dem Verſtändniß einer Geſinnung völlig unzugänglich, welche etwas Höheres kennt, als den heitern Genuß der Gegenwart. Sie wußte ſich viel mit ihren praktiſchen Begriffen, ſie lächelte der Thoren, die ſich grämten; denn das Glück hatte ſie gewiegt und ein gütiges Geſchick ihr die Schule der Leiden erſpart. Die Stillen im Lande nannte ſie Schwärmer und Träumer, die weichgeſchaffenen Seelen, zu denen ſie unſere Meta zählte, bedauerte ſie als dem Unglücke geweiht; die Geheimniſſe der Empfindung waren ihr verſchloſſen.

Es ward nicht leer von Gäſten auf Rebenſtein; denn Frau von Evany war ausgezeichnet als Wirthin und ließ ihren Gaſtfreunden wohl ſein, nur die Anmaßung der Güte mußten ſie ſich gefallen laſſen, und daß auch dieſe drückend werden könne, empfand Meta. Vielleicht war es die leidende Sanftheit in dem Weſen dieſes Mädchens, der anſpruchsloſe Sinn, der ein beſſeres Genügen zu kennen ſchien, als das, was die Welt zu geben vermag, was Frau von Erany aufregte, dem heitern Glauben der Freude an Meta eine Proselytin zu gewinnen. Sie entriß Meta in zwingender Gutmüthigkeit ſich ſelbſt und betäubte das Mädchen mit aufmunternden Floskeln. „Sehen Sie, mein liebes Kind," ſagte ſie, „was hülfe es Ihnen, wenn Sie auch, gleich jenem Fräulein, das ſich um den ungetreuen Ritter härmte" — hier erröthete Meta — „ohne Unterlaß weinten? Meine Wärterin ſang das Lied, worin es hieß: Sie weinte drei Tage und ſieben Jahr, daß ihr das Auge nicht trocken war! — Der Vater käme ja doch nicht wieder! ihm iſt wohl! er führte nur ein kränkliches, elendes Leben. Ich beklagte die Seinigen mehr, als ihn, da ich den Profeſſor ſeit ſo langer Zeit wieder ſah. Wie hatte er ſich verändert! Er ſchwankte vor Schwäche, da wir von dem kleinen Spaziergange zurückkamen. Wenn wir, liebe Meta, dem Schmerze unterlägen, ſo würde jede Laune des Schickſals uns beherrſchen, und dies darf nicht ſein, wenn wir unſere Vernunft durch einen freien Gebrauch ehren wollen. — Da lobe ich mir die Juden! die ſagen: Was die Erde bedeckt, das muß man vergeſſen! Ihr Geſetz dämmt den Erguß der Thränen und ſtellt der Trauer um die Todten eine Schranke; und in dieſem Puncte bin ich gut iſraelitiſch geſinnt." —

Meta's Augen fingen an zu ſtrahlen, ihr Angeſicht verklärte ſich in Wallungen der Wehmuth, ein Lächeln, engelhaft und doch mitleidsvoll verſchönte die Lippen, welche, während die Gräfin ſprach, leiſe gezuckt hatten im verwundenden Angriffe ihrer Rede. Sie ſah den Vater, dem nun ausgeholfen war, lebend und leidend, ſein ſchwankendes Bild drang tief in ihre Seele. „Das Gefühl hat ſeine heiligen Rechte!" antwortete Meta mit beſcheidenem Ernſte der Frau von Evany, „und ſelbſt der göttliche Dulder, der Erſtling von Denen, die da ſchlafen — weinte am Grabe des Freundes, den er doch dem Leben wiedergab! — Mein Vater war zwar kränklich; aber ich würde nie eine liebere Pflicht gekannt haben, als ihn zu pflegen. Sein leiſeſter Seufzer war mir werth — jetzt iſt er verſtummt.“ Meta's Stimme erloſch.

Frau von Evany fühlte ſich gerührt von dieſer kindlichen Treue; allein ſie ſtrebte doch, Meta zu überzeugen, daß ihr Anſpruch mit dem Tode getilgt ſei, und daß die Bewohner des Schattenreiches uns an die Freuden dieſes Lebens freigeben müßten. —

Gleich nach dem Abſcheiden ihres Vaters hatte Meta dem Herrn Fürſt geſchrieben, und ihm, dem der Verſtorbene eine anſehnliche Summe ſchuldig war, dieſen Sterbefall gemeldet, indem ſie jener Verpflichtung wegen ſeine ſchonende Geduld anſprach und trotz der heftigen Aufregung ihres Gemüths voll Betrübniß, doch eine angſthafte Sorge für dieſe Schuld äußerte.

Die Antwort des Herrn Fürſt auf dies ergreifende Schreiben war ſo troſtreich, daß ſie Meta in jedem Sinne beruhigte. Wie oft las Meta dieſen Brief! Dieſe herzerhebende Sprache war ihr nicht fremd. Meta hatte ſie ſchon in ſeinen Augen geleſen, als er ſie in einer unvergeßlichen Stunde, unter den Lilien des botaniſchen Gartens, zum erſten Male ſah. Meta ſehnte ſich, ihn zu ſprechen, allein die unabweisliche Einladung beraubte ſie der nächſten Gelegenheit dazu. Herr Fürſt konnte ſich diesmal nicht ſo lange, wie ſonſt, in der Nähe von B... aufhalten, und dieſe Zeit war es gerade, welche die Profeſſorin und ihre Tochter in Nebenſtein und auf kleinen Reiſen mit der Dame dieſes Schloſſes zubringen mußten.

Meta ließ eine ſchriftliche Klage an Herrn Fürſt zurück, daß ihr der heiße Wunſch fehlgehe, ſich dem Freunde ihres Vaters vertrauensvoll mitzutheilen, der ſie gewiß verſtehen würde! Sie entſchuldigte die Mutter, deren Wille über ſie gebot, und während er Rückſichten der Verbindlichkeit nachgeben zu müſſen meinte, gegen dringendere verſtieß — mit jener löblichen Feinheit, welche das Urtheil der Empfindlichkeit zu verſöhnen weiß.

Bei ihrer ſpäten Heimkehr nach B... fand Meta ein Gegenſchreiben vor; Herr Fürſt war um einen Tag früher abgereiſ't, nachdem er vergebens gehofft hatte, die Ankunft der Profeſſorin und ihrer Tochter noch zu erwarten. „So ſollte es denn nicht ſein! ſagte Meta ſeufzend, als ſie es hörte. Der Briefwechſel, den ſie mit Herrn Fürſt pflog, entſchädigte Meta zwar für den Verluſt des perſönlichen Zuſammenſeins mit ihm, aber lehrte ſie nur um ſo mehr jede Minute bedauern, die ihr für den tröſtenden Genuß ſeiner Nähe verloren gegangen war.

Indeſſen hatte doch der Aufenthalt in Rebenſtein wohlthätig auf Meta gewirkt; ihre Wange röthete ſich wieder, ihre Bruſt athmete mit der friſchen Luft auch den Odem der Hoffnung ein. Das Leben in der Natur, der raſche Wechſel geſelliger Scenen hatten ſich unmerklich in ihrer Einbildungskraft vorgedrängt, und die Tragödie, worin ſie des Lebens kurze Rolle ausgeſpielt zu haben glaubte, in den Hintergrund der Gedankenbühne geſchoben. Aber das Schickſal läßt nur den Vorhang hinter einem beendigten Acte für kurze Pauſen der Ruhe fallen, und nicht ſelten iſt es eine

Sterbeglocke, welche das Zeichen zu einem neuen Aufgange giebt. —

So war ein Jahr verfloſſen und die heilſame Zeit hatte ſich auch an Meta bewährt. Sie lebte eingezogen, wie viele Kämpfe ſie auch deßhalb mit ihrer Mutter beſtehen mußte, die nicht begriff, daß ein junges Mädchen, welches, ſo oft es ſich zeigte, Beweiſe gefälliger Eindrücke erhielt, die Stille der Einſamkeit, den Umgang mit ſich ſelbſt in ausdauerndem Fleiße oder bei einem Buche den Vergnügungen der Geſelligkeit vorziehen könnte. —

Jetzt kam der Herbſt und mit ihm Herr Fürſt. Meta begrüßte ihn hocherfreut, und ein frohes Erröthen über dieſen Empfang verjüngte den ernſten Mann. Er war nun ein täglicher Gaſt in der Wohnung der Wittwe, aber ein neckender Zufall verhinderte lange, daß ſein einladender Wunſch erfüllt, und der Vorſatz von Mutter und Tochter ausgeführt würde, ihn in der ſeinigen zu beſuchen. Herr Fürſt wollte einen Wagen beſorgen, doch Meta den Weg lieber zu Fuße machen, und auch die Mutter zog den angenehmen Gang der kurzen Fahrt vor.

Der Aſſeſſor von Rolla, wie wir bereits erwähnt, ein Stiefneffe der Frau von Evany und den beiden Damen von Rebenſtein aus bekannt, begegnete ihnen am Thore, fragte, wohin ihre Straße führe, und verdarb durch ſeine unwillkommene Begleitung der armen Meta die Freude dieſes Nachmittags. Wir waren Zeuge ihrer Unterhaltung auf der Anhöhe und ſahen die Zimmer des Herrn Fürſt in der Felſenſchmiede, Meta's ſinniges Wohlgefallen daran, die eigennützige Betrachtung der Mutter, im Geiſte! Jetzt kehren wir mit den Damen heim, die Herr Fürſt eine weite Strecke begleitet.

Der dämmernde Abend, voll Ruhe und herbſtlicher Reize, das gemüthliche Geſpräch, das zwiſchen ihnen waltete, ließ Meta endlich die Störung ihres Vergnügens vergeſſen. Noch einmal vor ihrer Abreiſe würden ſie ſich ſehen, ſagte Herr Fürſt mit unwillkürlicher Bedeutſamkeit im Tone dieſes Verſprechens, welche Meta's feinem Ohre nicht entging; ſie hingegen verſicherte, daß Frau von Evany ſie gewiß nicht feſthalten ſolle, wofür ſie ſtehe! —

Herr Fürſt lächelte ſtill entzückt dieſer Entſchloſſenheit, welche unſchuldig und ahnungslos der ſeinigen entſprach. Er drückte ſchweigend Meta's Hand und ſchied.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiundſechzigſter Band.

Die Schriftſtellerin. Zweiter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Schriftſtellerin.

Die Weinleſe wurde jährlich in Rebenſtein als ein Feſt begangen, welches Frau von Evanz ihre Bacchanalien nannte. Zwar hatten die fröhlichen Umtriebe dieſer Tage nichts mit jenen gräulichen Zügen gemein, als die begeiſternde Urſache: es ging züchtig und anſtändig dabei her, der Winzertanz beleidigte weder ein keuſches Auge, noch die leuchtende Luna, und keine andere Wildheit war zu finden, als die der Bratenopfer, welche auch das ſanfteſte Auge gern zerſtückeln ſah; — aber daß Jemand traurig wäre, dies duldete Frau von Evanz nicht! und der Freude brauſender Strom ſchäumte im Champagner der herrſchaftlichen Tafel, im Witze der zahlreichen Gäſte, im Moſte der Kelter, und riß den Kummer aus ſeinem trüben Verſtecke und größere oder kleinere Steine des Anſtoßes mit ſich fort. —

Die glühende Sonne dieſes Sommers war dem Weinſtock beſonders günſtig geweſen, und während der arme Landmann in der brennenden Hitze ſchmachtete und mit dem Schweiße ſeines Angeſichts das ausgedörrte Feld begoß, ein afrikaniſches Braun ihm das Joch der Arbeit auf den gebückten Rücken färbte und die matte Hausfrau nur in kalter Küche die ärmliche Nahrung bereitete, ſchwoll ſich röthend die Traube, und jener himmliſche Feuerherd kochte ihre geiſtige Kraft gar, daß des Menſchen Herz ſich daran ſtärke!

Die ſeltene Ergiebigkeit dieſer Weinernte, welche, wie jeder Segen des Glückes, mit andern erfreulichen Umſtänden zuſammentraf, beſtimmte Frau von Evany zu außerordentlichen Anſtalten für die Feier ihres Winzerfeſtes. Eine Menge Gäſte, von nahe und fern, waren eingeladen, die Wettergläſer ſtiegen mit der Erwartung der Bewohner von Rebenſtein, und eines ſchöneren Octobers wußte Jung und Alt ſich nicht zu entſinnen.

Frau von Evany liebte das Geſpräch mehr, als die Lectüre, doch als einſt ein langweiliger Augenblick ſie eine Zeitſchrift ergreifen ließ, ſchlug ſie die ſehr günſtige Beurtheilung eines Romans auf, und damit an ihr Gewiſſen; denn die Verfaſſerin, die ſie perſönlich und genau kannte, war dem Gedächtniſſe ihrer Freundſchaft entfallen. Jetzt tauchte das anſpruchsloſe Bild der Schriftſtellerin, von Strahlen des Ruhmes umgeben, in ihrer Erinnerung auf, ſie gedachte der häuslichen Verhältniſſe, in denen ſie dieſelbe als eine umſichtige Ehewirthin kennen gelernt hatte, und es war ihr faſt undenkbar, daß eine Frau, die ſie im Hausſtande ſich wie in ihrem eigentlichſten Elemente bewegen geſehen, ſich leicht und kühn auf den Stufen einer höheren Thätigkeit verſtiegen hätte, ohne daß ihr Sein und Weſen früher die Fähigkeit dazu nur irgend bemerken ließ. Es ſchwindelte der Frau von Evany vor dem Gedanken an ſolch einen ſchroffen Uebergang. Sie vergaß, daß, wem die Kraft inwohne, auch der Muth nicht fehle! — In Folge dieſer Betrachtungen machte die Eitelkeit der Frau von Evany ihrem Urtheil Vorwürfe, nicht ſchärfer geblickt und eine ſo intereſſante Bekanntſchaft verſäumt zu haben, und mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch, und einen langen, langen!

Brief an Irene Hilbert auf. Sie ladete die Schriftſtellerin zu der nächſten Weinleſe in Rebenſtein, verhieß ihr die gaſtfreundlichſte Aufnahme, den frohen Genuß ländlicher Fröhlichkeit und jedenfalls Stoff für ihre Phantaſie.

Die Antwort beglückte Frau von Evany; in einem einfachen, herzlichen Stile verſprach Irene Hilbert zu kommen. Ihr eigenes Selbſt mit allen nahe liegenden Beziehungen darauf blieb, ein verhängnißvolles Gewebe! unberührt, dagegen knüpfte ſie die loſen Fäden der Erinnerung an ein Vormals feſter, das in ſchönen vergangenen Tagen ſie zu freundſchaftlichem Begegnen einander zugeführt hatte.

Frau von Evany freuete ſich wie ein Kind auf die Ankunft der Schriftſtellerin. „Irene Hilbert wird mich beſuchen!“ ſagte ſie mit einem gewiſſen Stolze in der Miene, und regte ſelbſt bei ihrer Dienerſchaft den Begriff einer ausgezeichneten Erſcheinung an. Man war in dem Wunſche geſpannt, die berühmte Frau kennen zu lernen. Ein Paar der ſchönſten Zimmer mit der Ausſicht auf die Burg wurden für ſie eingerichtet, ein Schreibtiſch von Mahagoni darin aufgeſtellt, Frau von Evany füllte ſein Fachwerk mit allen Sorten Papier, und das kryſtallne Tintenfaß bis an den Rand. Und ihre Aufmerkſamkeit für den etwaigen Bedarf dieſer werthen Gäſtin war unerſchöpflich.

Der heiterſte Morgen, ſo klar, daß des Himmels ſapphirblauer Dom durchſichtig glänzte, begünſtigte den Anfang der Traubenleſe. Ein nettes Fahrzeug, worin der Aſſeſſor von Rolla ſaß, kam auf der Straße nach Rebenſtein daher und ſchien mehr von eilenden Lüften getragen, als mit der Räder leichtem Bau die Erde zu berühren. Jetzt ging es ſacht bergan, ſchon ſcholl die ländliche Muſik von weitem, und wie das ferne Surren eines Bienenſchwarmes drang der Tumult in die ſtille Ferne; — der Aſſeſſor ließ den Wagen am Abhange halten, um den erregenden Anblick, der ſich ihm darbot, in freier Näherung zu genießen. Auf dem Weinberge war alles ſchon in vollem Gange. Frau von Evany hatte das Volk der Winzer mit einer Kleidung beſchenkt, welche ihrer Verſammlung ein theatraliſches Anſehen gab. Die flatternden Schleifen der breiten Strohhüte, die knappen Mieder mit blanken Litzen, die bunt bebänderten Röcke, die Tracht der Männer und Jünglinge, eben ſo leicht und egal, die weißen Körbe voll üppiger Trauben zwiſchen dem Behange der Blätter, die lockende Luſt in der Melodie der Schalmeien und Oboen, welche zauberiſch, wie Oberons Horn, wirkte, ſo daß während der ſüßen Beſchäftigung der Hände ſich hier und da ein Fuß tactmäßig hob; dies alles bildete ein Gemälde, ein Ganzes, deſſen idylliſcher Reiz auch auf ein kunſtverwöhntes Auge anziehend wirken mußte.

Oben, auf dem Schloßplatze, ſtand Frau von Evany und ſchauete vergnügt wie eine Königin auf ihr Werk herab. Ihr Werk? der Leſer wundert ſich ob des vergriffenen Ausdrucks; aber der Betracht hat ihn gewählt. Iſt es denn nicht immer ſo? Der Glückliche, der Geſegnete hält wohl ſtets die freie Gabe der gütigen Götter für ſein eigenes Werk!

Bediente flogen auf und ab, die helle Morgenſonne flimmerte im Golde und Silber ihrer Livreen. „Aber Neffe, wo bleiben Sie denn?“ rief Frau von Evany, als ſie den Aſſeſſor erblickte, „ſchon geſtern ſind Sie erwartet worden! Des Weinbergs größte Traube, von meinen Leuten längſt ausgezeichnet, die, welche Caleb und Joſua in das gelobte

Land trugen, kann nicht viel kleiner geweſen ſein — habe ich bereits mit eigener Hand abgeſchnitten, meine lieben Gäſte folgten mir nach, und Sie kommen eben zurecht, das zweite Frühſtück mit verzehren zu helfen. Willkommen denn, langſamer Menſch!“

„Ihr Vorwurf, gnädige Tante,“ antwortete der Aſſeſſor und küßte ihr die blitzende Hand, „trifft mich mit Unrecht; denn ein verwünſchter Termin, welchen ich geſtern für den erkrankten Juſtiz-Commiſſionsrath Wodan abhalten mußte, feſſelte mich in einer amtlichen Pflicht. Ich wäre gern noch ſpät gekommen; da aber bekam ich heftiges Naſenbluten und hielt es für gerathen, ruhig zu bleiben; doch mein Herz blutete mit, und ſtärker noch, daß ich einen ſchönen Abend verlor.“

Frau von Evany, durch dieſe Entſchuldigung verſöhnt, faßte den Arm des Neffen unter und lenkte ihre Schritte nach dem Garten. „Wir ſind insgeſammt im Pavillon,“ ſagte ſie im Gehen; „eine brillante Geſellſchaft! und die Damen in einem Frühanzuge, als ob wir in Karlsbad wären.“

Der Aſſeſſor machte ſchnell einen Rückpas. „So erlauben Sie mir,“ ſagte er in eitler Verlegenheit, „daß ich vorher meine Toilette noch ein wenig ſondire! Die raſche Fahrt, der Staub — mein Leibrock“ —

„Iſt alles in beſter Ordnung, und die Eroberungen ſind ſo gut als gemacht. Sie haben verſäumte Zeit einzubringen Neffe!“ erwiederte Frau von Evany mit launiger Unfehlbarkeit, und zog in gebietendem Humor den Sträubenden mit ſich fort. Aber er entſchlüpfte ihr dennoch.

„Das Terrain muß ich zum mindeſten recognoſciren, bevor ich zu erſcheinen wage!“ ſagte er, und trat hinter die Platanen, wohin Frau von Evany ihm folgte.

Die Flügelthüren des Pavillons ſtanden weit offen, drinnen rauſchte der Putz und die Woge des Geſprächs. Der Aſſeſſor handhabte das Augenglas. „Ich erkenne faſt Alle,“ ſagte er, nur der dicke Mann in Uniform, der dort am Pfeiler lehnt, iſt mir fremd.“

„Dies iſt der Oberforſtmeiſter von Sterling!“ antwortete mit verhaltener Stimme Frau von Evany, „und die Dame in dem olivenbraunen Tibetkleide — ſie lacht jetzt eben — wahrſcheinlich über den Baron Hoſſein, denn der hat wirklich erſchütternde Einfälle — iſt ſeine Frau. Das ſchlanke Blondchen aber daneben, das ſich die feine Krauſe des Kragens über die Finger pufft, und jene zierliche Geſtalt, die nach dem Anker des demantnen Ohrgehänges faßt, dies ſind die Nichten der Oberforſtmeiſterin und die letztere iſt eine ſteinreiche Waiſe. Da wäre was zu *ankern*, Neffe!“ Dem Aſſeſſor wäſſerte der Mund, er ahnete nicht, daß der nächſte Augenblick ihm den lüſternen Appetit, die Erbſchaft dieſer niedlichen Hand zu ſchlucken, verleiden würde. „Dieſe charmante Familie,“ fuhr Frau von Evany in ihrer flüſternden Berichterſtattung fort, „befindet ſich zum Beſuch in Sürben bei dem Herrn von Thilo, dem Schwager der Frau von Sterling und meinem nächſten Grenznachbar; da mußte ich ſie denn mit einladen.“

Der Aſſeſſor hatte kaum gehört, was ſeine Tante ſagte. Er ſtarrte in einen Winkel des Salons, ſein Blick ward ſtier; — „da ſehe ich auch,“ ſagte er, und hielt in erſchrockener Haſt Frau von Evany am Rocke, die nun als Wirthin den Dienſtfehler eines Lakeien bemerkte, und ihn zu rügen, forteilen wollte, „in jener Ecke eine dicht umdrängte Dame, die mir kürzlich vor Augen kam, ohne daß ich ihren Namen wüßte. Dieſe da, gnädige Tante, in dem ſammtnen Shawl! es iſt jedoch nur eine ſehr commune Figur, die darin wie in einem königlichen Purpur leuchtet.“

Frau von Evany folgte der Richtung ſeiner Blicke, lächelte und ſprach: „Und doch verdient ſie ihn zu tragen, wenn nämlich der Dichter mit dem Könige gehen ſoll, wie ich jüngſt in einem Gedicht geleſen habe. Es iſt meine Freundin, Irene Hilbert!“

Der Aſſeſſor entfärbte ſich, athmete bang, und ſagte: „O, theuerſte Tante! da haben Sie ein unglückſeliges Wort geſprochen! Ich kann nun nicht hier bleiben, und Meta Leſtange wird Ihnen meine ſchleunige Flucht erklären.“ — Er wendete den Fuß, Frau von Evany ſah ihren Neffen verdutzt an, ſie glaubte, er hätte den Verſtand verloren. - Jetzt trat Herr von Thilo vor den Pavillon; das Falkenauge des Jägers gewahrte ſogleich den Haſen im Buſche — er ſchoß auf ihn zu. „Guten Morgen, Herr Aſſeſſor! was der Tauſend machen Sie da? Sie ſpielen wohl Verſteckens mit der Tante? — Nur herein! die Damen haben ſich ſchon über Ihr Ausbleiben beklagt!“

Der Aſſeſſor konnte nicht mehr entrinnen. Er faßte ſich einen friſchen Muth und ſchritt dreiſt über die Schwelle des Salons. Herr von Thilo führte ihn mit Spaß ein, der ſeine eigenthümliche, mitunter etwas derbe Manier war. Die Fugen des halben Kreiſes, der die Schriftſtellerin umſchloſſen hielt, wichen aus einander, der Aſſeſſor verbeugte ſich mit niedergeſchlagenen Augen gegen die Gefeierte, und eine dunkle Röthe flammte in ſeinen Wangen auf; ſie grüßte den Neffen der Frau vom Hauſe fremd, doch in der Anmuth

Sitte, und Meta lächelte lauſchend. Wie gutmüthig ſie auch war, ſie gönnte dem Aſſeſſor die Feuerpein dieſes Augenblicks von ganzem Herzen. —

Der Morgen ging vollends vorüber, die Damen eilten auf ihre Zimmer, ſich anders zu ſchmücken, dann ging es an die verſpätete Tafel. Meta hatte Frau von Evanty im Stillen um einen Platz in der Nähe der Madame Hilbert gebeten, und dieſer Vorzug ward ihr vergönnt; doch konnte ſie ſich ſeiner kaum erfreuen. Sie ſah die verehrte Frau verletzt von rohen Lobhudeleien, gepeiniget von Anſprüchen der Neugier, und die ſanfte Würde, worin die Schriftſtellerin ſich behauptete, die anſpruchsloſe Natürlichkeit, in der ſie ihren Quälern die verlangte Auskunft gab, ſo daß dieſe das Geheimniß der Muſe nun erforſcht zu haben meinten — gewann ihr Meta's Herz noch mehr.

Aber es wallte in zürnendem Mitleid dieſes Herz, daß die arme Hilbert nicht verſchont würde mit unbeſcheidenen Fragen; denn in der geforderten Antwort erleichterte mancher Seufzer die bedrängte Bruſt, und daß ſie wie auf Kohlen ſitze, ging aus der heiß glühenden Wange hervor. — Hier wollte eine Dame erfahren, ob Madame Hilbert ſich einen Plan zu ihren Romanen entwerfe, oder ins Geradewohl hinein ſchriebe; dort eine Andere das Urbild zu einem ihrer Charaktergemälde erkannt haben, ſie nannte es — und die Hilbert lächelte verneinend. Hier erkundigte ſich ein Herr nach der geiſtigen Diät, welche ſie bei ihren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu beobachten pflege — dort äußerte ein Anderer ſein Erſtaunen, eine Frau in ihren Verhältniſſen mit den Eigenthümlichkeiten dieſes oder jenes Standes ſo durchaus vertraut gefunden zu haben. Hier horchte eine Dame, die das Talent nur nach ſeinem einbringlichen und baren Werthe ſchäzte, ob das Getön der Leier denn auch einen guten, goldnen Klang gäbe; dort fragte ein Eſſer mit vollen Backen, ob Madame Hilbert des Schreibens und Dichtens gar nicht ſatt würde, er ſei froh, wenn er den kürzeſten Brief abgerodet habe. Genug, die angefochtene Schriftſtellerin ſah ſich von dem Selbſtvergeſſen einer heiteren Unterhaltung ausgeſchloſſen, und in die unangenehme Lage verſezt, fortwährend von ſich ſelbſt reden zu müſſen. Und dies kann nur dem Egoiſten Vergnügen gewähren und Erſatz ſein für den Austauſch des Geſprächs.

Meta nur allein fragte nichts; ſtill aufmerkend, mit redenden Blicken hing ſie an dem Munde der Madame Hilbert, und wünſchte, ſie erlöſen zu können von allem Uebel dieſer zudringlichen Anſprache; aber der proſaiſche Unverſtand glaubte ihr die Ehre ſolcher Beachtung erzeigen zu müſſen.

Endlich ward es lauter und lauter an der Tafel; der Geiſt des Weins ergriff die Gäſte im Toſen der Luſt. Man ſang Trinklieder und brachte Toaſte aus. Madame Hilbert konnte nun in Ruhe athmen. Eine ſtille Muſe ſaß ſie da in der lärmenden Geſellſchaft, und bald ſelbſt überſehen, überſah ſie nichts! Das Bild dieſes Gaſtmahls in ſeinen verworrenen Zügen zeichnete die hurtige Phantaſie in ihr Skizzenbuch; die Gewande der Convenienz ſanken — Bacchus enthüllt ſeine Opferer — und Madame Hilbert faßte die Charaktere in nackter Wahrheit auf, aber mit geweiheten Augen und dem zarten Griffel der Kunſt. — Es war Zeit, und zwar die höchſte — daß Frau von Evany das Zeichen zum Aufbruche gab. Man wünſchte ſich geſegnete Mahlzeit, die Männer taumelten in umfangende Arme, und küßten mit ſchallender Inbrunſt Freunde und Fremde. Der Kaffee, eiligſt beſtellt, ſollte im Pavillon getrunken werden, und ein großer Theil der Geſellſchaft begab ſich dorthin.

Ein dämmernder Duft hüllte den Garten im thauigen Flor; die Schatten des Abends ſchwebten herauf und Lichter unter Glasglocken erleuchteten bereits den Salon. Am Himmel fingen die Sterne an zu glimmen, und des Mondes blaſſe Lampe leuchtete ſchon durch die dunkeln Räume der Luft. Von dem abgeſteckten Platze herüber, wo die Winzer tanzen würden, tönte das Stimmen der Inſtrumente und der Jubel dieſes balletfertigen Völkchens. Das Schloß glänzte vornehm in gaſtlicher Helle, einſam lag die Burg im bleichen Scheine des Mondes, und ſein kühler Strahl durchbrach das wankende Gitter der wilden Reben und webte geiſterhaft um die öde Stätte.

Meta ſchlüpfte ins Freie, und ihr Fuß huſchte leicht über den rauſchenden Teppich des Herbſtes. Eine Geſtalt wandelte vor ihr her, in der ſie die Schriftſtellerin erkannte, und dieſer Begegnung froh, und entſchloſſen, ſich dieſelbe nicht entgehen zu laſſen, holte Meta ihre Vorgängerin bald mit beflügelter Sohle ein. Die Bruſt des Mädchens klopfte ungeſtüm, es verſagte der Athem zu der ſchüchternen Bitte, daß Madame Hilbert dieſer Störung nicht zürnen möge! Aber dieſe reichte Meta die Hand und ſagte: „Nichts konnte mir erwünſchter kommen, als ihre traute Nähe, mein liebes Fräulein, in dieſer abendlichen Einſamkeit! Seit wir uns hier trafen, habe ich nach einem ruhigen Zuſammenſein mit Ihnen geſtrebt, noch iſt es mir jedoch nicht ſo gut geworden; und ſchon, als ich Sie auf jener Anhöhe fand, hat ſich mein Herz an dem freien Erguſſe des Ihrigen erquickt. Ich darf Sie ja wohl als meine Freundin betrachten?“ Ein leiſer Kuß ſtreifte Meta's warme Wange.

Meta drückte mit heißem Entzücken den erwiedernden auf die Hand der Schriftſtellerin, die ſie noch umſchloſſen hielt, und ſprach: „O! gönnen Sie der innigſten Verehrung Wort und Zeichen! Wie oft hat dieſe theure Hand die Wunden meiner Seele verbunden und mich gehalten, wenn ich in Gefahr ſtand, in Traurigkeit und Trübſal zu verſinken! Wie manchen Troſt, wie manche Herzenserhebung verdanke ich Ihnen! — Sie kennen den Menſchen und das weibliche Gemüth. Sie ſind vertraut mit dem Kummer und den geheimſten Schmerzen des Buſens. Im klaren Spiegel Ihres Geiſtes erkannte ich mich ſelbſt und die Erſcheinungen des Lebens. Dann trockneten meine Thränen und ich fühlte mich von dem Glauben ergriffen, daß Freude immer wieder aufgehen muß dem frommen Herzen!" Ein paar Tropfen träufelten lind auf den Handſchuh der Hilbert.

Dieſe aber ſprach gerührt: „Gutes, liebes Kind! Sie geben mir einen köſtlichen Augenblick! Seine lohnende Blüthe überträgt ein weites Feld wüſter Erfahrungen, worauf wildes Geſtrüppe und wuchernde Diſteln die Schriftſtellerin verwunden, welche ſich zu erholen gedenkt. Ach! Sie ſelbſt haben von unſerem erſten Erſehen an gehört, daß eine ſolche nur die ſtille Sphäre ihrer Schreibſtube verläßt, um ſich in einer Einöde zu fühlen! Wären Arbeiten dieſer Art nicht Mühe und Genuß zugleich, gäben ſie keine anderen Früchte, als hesperiſche Aepfel oder Ruhm bei den Menſchen, es lohnte nicht, eine Feder anzuſetzen, um tauſend Pfeile, mitunter vergiftete — gegen die Ruhe der Seele damit zu befiedern. Aber, Gottlob! es giebt eine Heimath für den Dichter, in die er fliehen kann aus dem betäubenden Geräuſche der Welt, und er bleibt ſich dieſes Aſyls bewußt, wenn er ſich einmal in das Gewühl des Lebens wagt, um ſich in ſeinem Frieden um ſo ſeliger zu fühlen. Sein Herz iſt ſein Haus, worin die Götter wohnen, und ihr heiliger Schutz ſchirmt es!“ —

„O gewiß, ich preiſe Sie glücklich!“ ſagte Meta erregt, „wem die holde Gabe des Geſanges verliehen ward, der trägt eine ewige Harmonie in ſeiner Bruſt; die Tuba des Rufs, der ſeinen Namen ehrt, verhallt in weiter Ferne — er lauſcht nur dem eigenen Saitenſpiele!“

Hierauf erwiederte Madame Hilbert mit innigem Vortrage und ſeelenvoller Stimme: „Mich reizet nur der Silberton, der unbelauſchet klingt und meiner Muſe ſchönſten Lohn, den Dank des Herzens, ſingt, die Thräne, die dem Aug' entfließt und mich mit Schweſterliebe grüßt. — Verdienſt ſei meines Stolzes Neid, und bei Verdienſt Unſichtbarkeit! — Ja, mein gutes Fräulein, oder meine Meta! wenn Sie dies lieber wollen“ — fuhr Madame Hilbert, die bittende Geberde ihrer jungen Begleiterin vertraulich deutend, fort, „der Dichter dieſer Verſe *) hat Recht, und im beſonderſten Bezuge auf mein Geſchlecht. Unſichtbar ſollte jede Schriftſtellerin bleiben, denn ſie iſt ausgeſchieden von dem engen Pflichtenkreiſe der Frauen und ein Fremdling überall, nur nicht in ihrem ſtillen Himmel. Muß nicht auch der Künſtler hinter ſeinem Werke verſchwinden? — Der Zauber der Täuſchung, der eine höhere Wirkung bedingt, verträgt nicht die perſönliche Gegenwart des Urhebers, und die Geheimniſſe der Phantaſie löſen ſich in eine dürftige Befriedigung auf. Dies iſt jedoch weder Eitelkeit, noch eine Klage meiner neueſten Zeit, ſondern ein Erfahrungsſatz, den dieſe Reiſe wieder feſter in mir geſtellt hat.“

---

*) Herder.

„Das wäre traurig,“ antwortete Meta beſtürzt und in zweifelhaftem Tone, „ſo gingen liebende Bewunderer der Genugthuung verluſtig, das aufrichtige Gefühl eines vollen Herzens auszuſprechen. Ich gebe zu, daß, wenn die Perſon im Widerſpruche zu ihren Schöpfungen erſcheint, und ein ſchönes Werk nur der gleißneriſchen Lüge das Daſein verdankt, es beſſer wäre, die Gelegenheit zum Vergleich bliebe fern; doch wenn die Wahrheit des Charakters den Bildungen der Kunſt oder der Muſe ihren Stempel aufdrückt und die Züge der Seelengemälde im lebendigen Geiſte wiedergefunden werden, dann freut man ſich, ein Menſch zu ſein. Sie ſind ſich ſelbſt getreu! Ihnen huldigt mein Herz! und jeder Buchſtabe ihrer Schriften wird mich von nun an an dieſe glückliche Stunde erinnern, wo mein ſehnſüchtiger Wunſch erfüllt wurde, daß ich Ihnen dies ſagen könnte!“

Sehr gerührt von dieſer lebhaften Anerkenntniß, drückte Madame Hilbert Meta's Hand, das Dunkel verbarg ihr beſchämtes, ihr freudiges Erröthen. Sie ſprach: Solche Leſerinnen wünſcht' ich mir, aber freilich, ſie ſind rar, wie alles Gute. Sie, gutes Kind! tragen von der eigenen, inneren Fülle in die Gedanken des Buches über, Sie gehen in die Idee, welche es entwickelt, ein; Andere wollen nur die Leere ihrer Zeit mit Unterhaltung füllen. Und dazu ſind meine Romane nnd Erzählungen nicht abenteuerlich genug. Ich behandele keine hiſtoriſchen Stoffe, weil ich der nöthigen Vorkenntniſſe dazu ermangele, und die verſunkenen Schätze dieſes Gebiets ohnehin von tauſend geſchäftigen Händen aufgewühlt werden; ich ſchreibe nur die Novellen des Herzens, deren Inhalt ewig neu bleibt und ſo wenig veraltet, wie das Kleid der Himmel. Und die Geſchichte dieſer kleinen Welt, die man mit einer Hand bedecken kann —

iſt reichhaltig an Zügen ſtiller Größe und Tugend! Ihre Märtyrer bluten noch fort und fort für den Glauben der Liebe — ihre Helden ſiegen, ohne daß ein Lorbeer für ſie gewunden würde. Räuber, die wilden Häuptlinge der Leidenſchaften, verwüſten das ſtille Land, und ein fürchterlicher Uſurpator regiert das zitternde.“

Bei dieſen Worten empfand Meta den überſtandenen Kampf der Erſteren, ſie hielt bereits die errungene Palme; doch entflammt vom Nachgefühle ihrer Leiden, ſagte ſie: „Ach! es muß göttlich ſchön ſein, die poetiſche Gerechtigkeit walten zu laſſen und vergelten zu können!“ —

Mit weicher Stimme antwortete Madame Hilbert: „Gottes Gedanken ſind höher, als die Gedanken der Menſchen, und irren bleibt hienieden unſer Aller Loos!“

„Wie Vieles,“ verſetzte Meta ſchüchtern, „möchte ich von Ihnen, Theuerſte, erfragen und wiſſen, wenn Sie nicht heute ſchon allzuſehr beläſtiget worden wären; es muß höchſt peinlich ſein, ſo beſtürmt zu werden!“

In lächelnder Ruhe antwortete Madame Hilbert: „Dieſe Fragen, an denen Sie Aergerniß genommen haben, ſind das alte Lied, das ich ſchon kenne; auch erkenne ich die Leute daran. — Ihnen aber will ich jeden Aufſchluß geben, den Sie nur wünſchen, und hätte der Gang meines Schickſals und ſeiner einfachen Verhältniſſe, ſo wie der Weg, auf dem ich zur Schriftſtellerin geworden bin, Intereſſe für Sie, ſo wollen wir ihn gemeinſam in der Erinnerung zurücklegen. Beſuchen Sie mich morgen früh auf meinem Zimmer!“ Und Meta verſprach froh und hoffnungsvoll, dieſer Einladung Folge zu leiſten. Ein kalter Hauch blies vom Gebirge herüber und ſchauerte die beiden Damen an, die Arm in Arm durch den weitläufigen Garten luſtwandelten; der Fittich des Windes rauſchte, und hörbar rieſelte das fallende Laub. Der Abend in ſeiner magiſchen Mondbeleuchtung mit dem fernen Schalle der Muſik, die den leiſen Wiederhall der Wehmuth in tiefer Bruſt weckte — war jedoch zu ſchön, um nicht ein Fröſteln ertragen zu laſſen, wogegen der Schutz ſo nahe lag. Madame Hilbert hüllte ſich dichter in einen Longſhawl von indiſcher Wolle — ſie hatte ſich gegen den Abend wärmer gekleidet — und Meta band den flatternden Mantel am Halſe feſt.

Sie waren nun an den Rückweg gekommen, doch mit gleichem Schritte lenkten ſie abwärts und ſchlugen den ſchmalen Schlangenpfad ein, der ſich nach der anderen Seite hin krümmte und durch eine liebliche Wildniß wand.

„Dieſen Shawl," ſagte Madame Hilbert ſcherzend, „muß ich nothwendiger Weiſe tragen, nicht nur aus dem natürlichen Grunde, daß er mich wärme, ſondern auch daß ich die Vorausbeſtimmung des Aſſeſſors von Rolla nicht zu Schanden mache. — Ich denke jedoch, daß ſich in ſeinen weiten Falten kein lächerlicher Anſpruch auf das Talent einer Hendel-Schütz, einer Lady Hamilton verbirgt, oder daß er Nachläſſigkeiten bedecken müßte, deren eine Frau ſich in jeder Lage zu ſchämen hätte. Er iſt mir ein hochwerthes Geſchenk, das durch den feſtlichſten Gebrauch zu ehren, ich mich verpflichtet fühle!" —

„Als ich von dringenden Geſchäften berufen, voriges Jahr nach B..... reiſen mußte, traf es ſich, daß ich den Abend vor dem Beginn des Wollmarkts dort ankam. Es wimmelte auf den Straßen, die Luft qualmte heiß um die Gezelte, worin die Wollballen aufgehäuft lagen, und in der großen Stadt, wohin man hörte, klang es ſchon recht ländlich, recht ökonomiſch. — Langſam fuhr ich von einem

Gaſthofe zum andern, ohne irgendwo ein Unterkommen zu finden. Jetzt hielten wir am Marktplatze vor dem Sack, dem berühmteſten Gaſthofe des Ortes, nur berüchtigt durch ſeinen Wirth, der, wie man in ſprichwörtlichem Sinne ſagt, grob wie ſein Schildzeichen, und unerfüllbar in ſeinen Forderungen wäre. Die Wagenburg, welche um den offenen Schlund des Sackes aufgefahren war, ließ mich wenig für meinen beſcheidenen Wunſch hoffen; doch mein Kutſcher verſprach, hier Rath zu ſchaffen und den Wirth im Nothfalle keilmäßig in die Enge treiben zu wollen. Daneben ließ ein offener Laden in die Spiegeltiefe eines Gewölbes voll köſtlicher Waaren ſehen. Eine junge Kaufmannsfrau, zierlich gekleidet, und doch ihrem Berufe angemeſſen, denn die engliſche Scheere hing an einer ſilbernen Kette in den Bauſch der ſeidenen Schürze nieder — ſtand feiernd an der Thür und ſah dem wirren Treiben der Nachbarſchaft zu. Sie hörte meine Verlegenheit, des Kutſchers Vortrag, in ſteigenden Graden von der höflichen Bitte um Aufnahme, und wäre es auch nur in einem Hinterſtübchen oder einer Kammer — bis zum lärmenden Ungeſtüm, und die weigernde Antwort der übermüthigen Wirthin. Ich rief ihm, daß er ablaſſen möchte."

„Was wollen wir aber machen, liebe Madame Hilbert?" ſagte er, „ohne Obdach können Sie doch nun nicht bleiben!" —

„Die Kaufmannsfrau, eine Zeugin dieſer rathloſen Frage, winkte dem Kutſcher und flüſterte einige Worte mit ihm; dann trat ſie an meinen Wagen und ladete mich in ihr Haus ein."

„Ueberraſcht von dieſer Güte einer mir ganz unbekannten Perſon gegen mich, die Fremde — ſchwankte ich, ob ich ſie annehmen dürfte — da bekannte ſich die Kaufmannsfrau in gewinnender Rede zu einer meiner eifrigſten Leſerinnen.“

„Ich ſah mich überſchwänglich aufgenommen und fürſtlich logirt. Drei glückliche Tage verlebte ich in einem liebenswürdigen Familienkreiſe. Eine Stunde vor meiner Abreiſe trat ich in den Laden, um mir ein Umſchlagetuch zu kaufen, deſſen ich gerade bedurfte; auch regte ſich das ſtille Verlangen in mir, etwas zu beſitzen, was mich ſichtbar an dieſes Haus erinnern würde, worin ich eine meiner ſchönſten Erfahrungen gemacht hatte. Die Kaufmannsfrau reichte mir dieſen Shawl, der viel zu koſtbar für mich, niemals meine eigene Wahl geweſen wäre — und ſprach: „Nehmen Sie hiermit das beſte Stück aus meinem Waarenlager zu einem Andenken an Ihren Aufenthalt bei uns, der mir und den Meinigen unvergeßlich bleiben wird! und dieſe herzliche Gabe erinnere Sie ſtets an eine Familie, die Sie verehrt und Ihrer lebenslang in Liebe gedenkt!“

„O das iſt herzlich!“ rief Meta in theilnehmender Begeiſterung, „dieſe Kaufmannsfrau wiegt ein Dutzend Aſſeſſoren ſammt ihrer ſchnöden Kritik auf!“

Ohne etwas auf dieſe Aeußerung Meta's zu erwiedern, fuhr Madame Hilbert nach einer kleinen Pauſe fort, in der ihr Geiſt im Fluge der Gedanken mit dem Gruße des Friedens und der Freundſchaft. zu jener gaſtlichen Wohnung geeilt war, und jetzt von dieſer flüchtigen Abweſenheit zurückkehrte: „Da ich den Kaufmann ſeine Frau bei ihrem Vornamen, Lydie, nennen hörte, gemahnte ſie mich unwillkürlich an jene Lydia in der Apoſtelgeſchichte, die eine Purpurhändlerin war. Doch jeder Vergleich hat ſchwache Stellen, und ſo will ich denn ſehr entfernt davon ſein, mich den Trägern des göttlichen Lichtes auf dieſe Weiſe an die Seite geſtellt zu haben. — Und dieſe nordiſche Lydia, welche eine ſo chriſtliche Gaſtfreundſchaft an mir geübt, war eine Jüdin! Doch nimmer wird dieſe Blume der Frauen aus dem Thale Aron in meinem Gedächtniſſe verblühen!“ —

Es näherten ſich Stimmen. Einige aus der Geſellſchaft hatten die beiden vermißten Damen in allen Richtungen des Gartens geſucht; als man ſie erblickte, entſtand ein Freudengeſchrei. Frau von Evany beſtand auf einem Tänzchen im Salon, wovon, bei ihrer höchſten Ungnade! ſich auszuſchließen Niemand wagen dürfe. Die Herren nahmen nun Meta in ihre Mitte und führten dieſe ſäumende und ſeufzende Tänzerin als eine Gefangene mit ſich fort; begleitet von den Andern, folgte Madame Hilbert, die ſie im Triumphe der Verſammlung zurückbrachten.

Im Weinberge ward es früh wieder lebendig, doch die Gäſte des Schloſſes erwachten ſpät vom Taumel der fröhlichen Nacht. Die Herbſtſonne leuchtete ſchon hell, und noch war es ſtill auf den Sälen und Corridors, nur hier oder da ſchlich ein Bedienter, wie auf Amors Socken, um ſich ſelbſt und ſeiner Herrſchaft noch ein wenig Ruhe zu gönnen — huſchte ein Zöſchen in ſeinen eigenen Angelegenheiten, ehe der Hall der Dienſtglocke es zu ſeiner Dame rief.

Meta, von den Horen geweckt, und friſch, wie eine Roſe, die unter dem Thau des Morgens glänzt, ging, um dieſe Zeit von Madame Hilbert zu einem Beſuche beſchieden, längs den Reihen der Zimmer dahin, in denen das Geräuſch der Toilette noch in tiefem Schweigen lag. Sie freuete ſich des ſtillen Vorausnehmens dieſer Stunde, welche ihr einen Vorzug gab, den ſie weit über das Vergnügen dieſer genußreichen Tage ſchätzte. So gelangte ſie in den Flügel des Schloſſes, wo die Schriftſtellerin abgeſondert von den andern Gäſten wohnte.

Völlig gekleidet, bequem und doch nett, lehnte Madame Hilbert am offenen Fenſter, das Haupt gedankenvoll in den Arm geſtützt und den Blick unverwandt nach der Burg gerichtet, die, umfloſſen vom warmen Sonnenlichte, einen maleriſchen Anblick bot. Im falben Purpur der herbſtlichen Färbung wand ſich ringsher wilder Wein um die Ruine, der in der Beleuchtung der Frühe brannte; die Natur ſchien wie mit lebendiger Gluth das Werk der Vergänglichkeit zu umfangen. Das Thal dampfte, doch von den Höhen wich der Nebel, und die Landſchaft enthüllte ſich in unabſehlichen Reizen. —

Nicht bemerkt trat Meta ein, und wiederholte den Gruß, der unvernommen geblieben war.

Madame Hilbert fuhr zuſammen; allein der leichte Schrecken, der ſie zu ſich ſelbſt brachte, war zugleich ein ſichtbarfreudiger, als ſie das Mädchen erblickte, das liebevoll und lernbegierig zu ihr kam. „Sein Sie mir herzlich willkommen!“ ſagte ſie traulich, „ich war in einem Traume befangen, worin mich dieſer Anblick“ — (ſie deutete auf die Burg) — „verſetzt hatte. Von einem kurzen Schlummer geſtärkt, war ich ſehr zeitig wach, und blieb es auch, des ſchönen Aufgangs zu genießen. Die Morgenröthe ſchien an jene grauen Warten, deren erſte Bewohner ſeit Jahrhunderten ſchlafen, und der Vorzeit Tage gingen auf in meiner Seele. Ich ſah das verſunkene Geſchlecht, das nun ſo lange ſchon den Schlaf der Vergeſſenheit ſchläft, leibhaftig vor mir, die Thaten ſeiner Männer, denen ſie im ſtolzen Wahne ritterlicher Tapferkeit und Ehre eine Ewigkeit des Ruhms beimaßen, und die nun mit ihren Zügen und Waffentänzen, gleich dem Schwarme der Mücken, die an einem ſchwülen Abende ſummen — geweſen ſind! Nur die Sage fabelt noch davon. Ich ſah das beſchränkte Stillleben der Frauen und Töchter dieſer Burg, und dankte meinem Gott, daß er mich ſpäter geboren werden ließ. — Ein Commando Uhlanen zog die Straße daher, meine geſchäftige Phantaſie ließ mich ein Fähnlein Reiſige darin erblicken, die zu einem Kampfſpiele zögen; ein Mann mit ſchwer bepacktem Rücken klomm gebückt den ſteilen Bergpfad hinan; ich ſah einen Hauſirer in ihm, welcher der Burgfrau goldgeblümte Seidenſtoffe zutrüge, in denen ſie am nächſten Turniere prangen wollte. — Doch ſtill und todt liegen dieſe Trümmer! Das Cloſet iſt verfallen, an den Mauern der Feſte bröckelt die Zeit — ſelbſt der Freundſchaft und der Liebe Glück läßt auf Erden keine Spur zurück!“

„Weil wir ſie mit in den Himmel nehmen“ — ſprach Meta leiſe, als nähme ſie nur mit ſchüchterner Ehrfurcht dies tröſtende Wort auf, da Madame Hilbert es mit fallender Stimme ſinken ließ, während ihre Augen, ob geblendet von dem langen Blicke nach der Burg, oder durch das angeregte Gefühl, ſich mit Thränen füllten. „Sonſt wäre,“ fuhr Meta fort, „das Ende eines melancholiſchen Geſanges zugleich der troſtloſe Schluß aller unſerer Hoffnungen!“

Madame Hilbert umarmte Meta und küßte des Mädchens roſige Lippe herzinniglich. „Ja, liebe, fromme Meta!“ ſagte ſie erhoben, „Sie reden wahr, ſo iſt es! Was vom Himmel ſtammt, kehrt dahin zurück! der Staub bleibt dem Staube.“ —

„Sie waren geſtern ſo gütig, mir zu verſprechen“ — ſagte Meta nach einem feiernden Schweigen, und ergriff ſacht und beſcheiden die Hand der Schriftſtellerin, welche dieſe bittende Mahnung ſogleich verſtand.

„Ja, ich weiß," antwortete Madame Hilbert lächelnd, „ich wollte Ihnen von mir erzählen; doch würde es mir leid thun, wenn Sie, mein gutes Kind, etwa große Dinge erwarten ſollten. Es iſt ein ſehr einfaches Schickſal, das meinige, gewebt aus Begebenheiten, wie ſie täglich vorkommen; nur der liebende Antheil, den Sie an mir nehmen, kann Ihnen ein Intereſſe daran abgewinnen, und die Geſchichte meines inneren Lebens dürfte es hauptſächlich ſein, was der Rede und Ihrer Aufmerkſamkeit werth wäre. — Ich bin in der Stadt, die noch meine Heimath iſt, geboren und erzogen, und obgleich ich in eigener Erfahrung die Wahrheit jenes weiſen Wortes beglaubiget fand, der Prophet gilt nirgend weniger, als daheim bei den Seinen — und ob mir auch öfter der Gedanke kam und kommt, wegzuziehen in die Ferne, ſo wird doch wahrſcheinlich die kleine Scholle, worauf die Blumen meiner Kindheit blüheten, auch mein Grab werden. — Meinen Namen Irene, der, wie Sie unfehlbar wiſſen, Friede bedeutet, gab mir der Geiſtliche, welcher mich taufte, in einer verſöhnenden Beziehung. Meine Eltern hatten vor meiner Geburt nicht einig gelebt, und es war gegen den Beichtiger und Gewiſſensrath zur Sprache gekommen, daß ſie ſich trennen würden. Der friedſame Mann hatte jedoch kraft ſeines Amtes zum Guten geredet, ihnen den Kelch des neuen Bundes zur Stärkung ihrer beſſeren Vorſätze gereicht, und wollte nun auch mein Taufbad zu einer Weihe beſtändiger Verträglichkeit für ſie machen. Allein die Weihe dieſes Namens kam auch über mich; und wie öde mein Herz ſich oft gefühlt und arm, wenn es das Liebſte hingeben mußte nach dem Willen des Unerforſchlichen, der Friede in Gott iſt ihm geblieben!“ —

„Mein Vater war Kämmerer jenes Ortes, wenn auch für eine andere Sphäre des Berufes beſſer geeignet. Er hätte Theologie ſtudiren ſollen, und die Fähigkeit, in dieſem Stande etwas zu leiſten, ſprach ſich unverkennbar in ihm aus. Meine Mutter war eine ſehr hübſche, rüſtige Frau, unternehmend und tüchtig in allen Zweigen weiblicher Thätigkeit, und hier und da auch darüber hinaus; ihr lebendiges Feuer übertrug das Phlegma des Vaters, womit ſein Sinn für die Freuden des Lebens gemiſcht und gemäßiget war. Seine Lauheit in wichtigen Dingen, und wenn er, was raſch gefördert werden mußte, mit träger Weile trieb, war für das Temperament meiner Mutter keine geringe Prüfung, ſo wie die Möglichkeit ihr unbegreiflich blieb, wie ein Hausvater ſeiner Sorgen und ſeiner Pflichten im Schwarme einer luſtigen Geſellſchaft ſo leicht vergeſſen könnte!“ —

„Vielleicht war es nicht allein der unternehmende Geiſt meiner Mutter, ſondern der Bedacht für die Stützpuncte des Hausſtandes, was ſie zuerſt veranlaßte, einen kleinen Handel mit Galanteriewaaren anzulegen. Es glückte über Erwarten, meine Mutter lebte und webte in ihrem Laden, und ſie konnte nunmehr meine und meiner Geſchwiſter Erziehung aus eigenen Mitteln beſtreiten, ohne dem Vater etwas abfordern zu dürfen, der ſtets auch das Nöthigſte für den Bedarf entweder mit mürriſcher Miene gab, oder in gemächlicher Ruhe ſo lange quälend vorenthielt, daß er zehnmal deßhalb angegangen werden mußte. Nun darf ich kein Geld mehr von dem Vater fordern! Gott ſei ewig Lob und Dank dafür! — dies erinnere ich mich, von der Mutter gehört zu haben, wenn ſie ihre Caſſe ordnete, und es ſetzte den

Begriff in mir an, daß, von dem Manne abzuhängen, das Schwerſte für eine Frau ſei.« —

»Da die gute Mutter nun mit unermüdlichem Fleiße und unter kleinen und größeren Opfern unſere Verſorgerin war, während der Vater nur nach Laune zu des Hauſes Nahrung und Nothdurft beiſteuerte und in dem wachſenden Bedarf ſeiner Kinder nur ſolche Ausgaben deckte, als welche Lieblingsdinge von ihm betrafen — fehlte es ihr jedoch an Zeit, unſere Erziehung in der genaueſten Aufſicht zu leiten, und wir waren uns viel ſelbſt überlaſſen.« — .

»Nie hat ein Kind lieber und länger geſpielt, als ich. Das Schränkchen, voll hölzerner Puppen von ſpannenlanger Größe kaum, war eine Welt voll Glück für mich! Meine gute Mutter blickte zuweilen mit Vergnügen in die häusliche Ordnung dieſer todten Gruppen, die ich beſeelte, und ſtreichelte dann lächelnd meine Wange. Geduckt und wispernd kauerte ich zu ganzen Stunden vor der Thür des Schränkchens, das meine unſchuldigen Freuden in ſich ſchloß. O! was entbehren Kinder, denen die Strenge der Eltern das ſüße Spiel verbeut oder zu früh entzieht! Ich würde ſogar behaupten, es ſei eine nothwendige Vorſchule aller Uebungen, in denen uns das Leben reift. — Die Ahnungen des Daſeins und deſſen, was es will und ſoll, regen ſich leiſe in der Blüthenknospe des Gefühls. Der Knabe tummelt das weichbeſattelte Wiegenpferd, oder ſchwingt in glühender Bravour den hölzernen Säbel gegen den trotzigen Feind, der im Spiegel weder weicht noch wankt, und dem Soldaten im Flügelkleide jede drohende Geberde nachſpottet; das Mädchen waltet geſchäftig um die blinkende Küche im kleinſten Verhältniß, oder ſingt dem wächſernen Kindlein ein Schlummerlied unter dem erſten leiſen Empfinden der mütterlichen Liebe.

Sinn des Lebens, ja! ein himmliſcher Sinn liegt oft in jenen Spielen, die nur eine proſaiſche Anſicht tadeln mag.“ —

„Schwerlich dürfte Pygmalion ſich tiefer in den Anblick ſeines vollendeten Gebildes verloren haben, ſehnſuchtsvoll, daß es lebend würde, als ich in den Wunſch, daß meine Püppchen mich einſtmals redend, handelnd, überraſchen möchten. Bei dieſem Gedanken hüpfte mir das Herz. Wenn dieſe kleine Gärtnerin dort, dachte ich, mit dem Körbchen voll ſtarrer Blumen im Arme, mir plötzlich die winzige Roſe in ihrer ausgeſpreizten Hand überreichte — der Geiſtliche, welcher in ſeiner düſtern Amtstracht im Winkel lehnt und mit offenem Munde immerdar nur tauben Ohren predigt — mit einem Male laut würde, und mir für den Frevel, daß ich ihn bei einem vorkommenden Puppentanze in Reih' und Glied der Angloiſe treten und, ſeiner Würde uneingedenk, hochauf hopſen laſſe — den Text läſe, wie würde mir dann ſein? — Meine kindliche Phantaſie hauchte dieſen Figuren einen lebendigen Odem ein, und trauernd erwachte ich aus meinem glückſeligſten Traume, wenn ich die Fäden ihres Schickſals fallen laſſen mußte, um mein Strickzeug zur Hand zu nehmen, und das Uhrwerk dieſes lenkſamen Umtriebs nun ſtille ſtand, da meine Zeit abgelaufen war. Ein Schüler des Lyceums unſerer Stadt gab mir und meinen Geſchwiſtern den erſten Elementar-Unterricht; ich lernte leicht, und ein gutes Gedächtniß kam mir dabei zu Hülfe. Dieſes geiſtige Vermögen nun hat bis auf den heutigen Tag dem Mangel vieler Kenntniſſe ausgeholfen, die zu erwerben es mir an Gelegenheit fehlte; was ich lernte, war mein unverlierbares Eigenthum, was ich las, habe ich für die Ewigkeit geleſen. Sehr zeitig entwickelte ſich in mir das Talent für die Muſik und ein eben ſo reger als zarter Tonſinn. Mein

Vater hatte eine ſchöne, männliche Stimme, und ſpielte das Clavier ein wenig.“

„Ich würde Ihnen vergebens beſchreiben wollen, was in mir vorging, ſo oft ich ihn ſingen hörte; einige Arien aus Donamar begleitete ich ſtets mit ſtillen Thränen, die ich ungeſehen, in eine Ecke geſchmiegt, weinte. Die flötende Nachtigall, das Girren der Taube im Frühlingsſonnenſchein, das Locken der Wachtel im wallenden Korne, das Geläute der Glocken an einem heitern Herbſttage, wenn ihr melancholiſcher Hall weithin durch die Lüfte klagte, und abgeſtorbene Blätter zur Erde ſanken, wie das blühende Daſein der Menſchen — ein fernes Orgelſpiel in früher Sonntagsſtille, oder das Zirpen des Heimchens im Mondſchein zur Zeit, wo das trauliche Abendlicht durch die kleinen Fenſter flimmert und von der öden Flur, über die der kalte Strich des Windes geht, an den warmen Herd der Häuslichkeit winkt, — dies alles bewegte mein Herz in unausſprechlichen Gefühlen, als es ſich kaum ſeiner Schläge bewußt geworden war. — Dagegen flößte mir das Horn des Nachtwächters eine geheimnißvolle Furcht ein; ich zitterte davor, ſo lange es tönte, und noch jetzt, ich geſtehe es Ihnen! fühle ich mich von einem Schauer ergriffen, wenn ich es vernehme. Der Schrei jener kindiſchen Angſt bebt dann, im leiſeſten Nachhall zwar, aber doch! durch die Saiten meiner Seele, ohne daß ich mir jemals ihren Grund hätte erklären können.“

„Die Schreibeſtunde war meine liebſte; nimmer hätte wohl mein junger Lehrer vermuthet, da er mir die Hand zu ſchwachen Verſuchen führte, daß er eine künftige Schriftſtellerin anleite! — Doch iſt die Wahl der erſten zuſammengeſetzten Vorſchrift mir ſpäter bedeutſam erſchienen. Sie enthielt den heiligen Spruch: Ein Menſch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel! — An der Geographie konnte ich nie recht Geſchmack finden, und ſie iſt noch immer eine ſchwache Stelle in meiner Intelligenz. — Mein Lehrer, obwohl er ſelbſt kein Fabri ſein mochte, ärgerte ſich daran und gab ſich viele Mühe, mir die Unerläßlichkeit dieſer Wiſſenſchaft für ein gebildetes Frauenzimmer, wie ich doch werden ſollte, begreiflich zu machen, ohne daß es ihm gelang, mir Luſt und Liebe dazu anzueignen. Geſchichtliches zog mich ſchon mehr an.“

Als ich einſt in einem Korbe alter Bücher wühlte, die mein Vater in einer Auction erſtanden hatte, fand ich eine Götterlehre von Damm, und der kindliche Bilderſinn reizte mich, ſie zu durchblättern. Aber mehr noch als die Umriſſe der Götter, Heroen und ihrer Attribute, intereſſirte mich die Materie; ich las mit brennender Begierde, eine poetiſche Ahnung dämmerte in der Kinderſeele auf — ich bat meinen Vater, mir dies Buch zu ſchenken. Lachend bewilligte er es, indem er glaubte, ich wolle mich nur an den Bildern ergötzen, den Stoff, der ſie erklärte, nannte er Unſinn.“

„Dieſes Buch machte tiefen Eindruck auf mich; die Götter des Griechenlands regierten meine kleine, ſchöne Welt, und beſeelten die ganze Natur. Niemand ahnete die Heidin in der getauften Irene, die aber meinte in der Einfalt ihres Sinnes, es wäre viel hübſcher — o Gott im Himmel! wenn die alten Tempel noch ſtänden. — Wo ich ging und ſtand, träumte ich Wunder. Wenn der häusliche Blick meiner Mutter ein Spinnengewebe erſah, und ſie befahl, daß es weggefegt würde, dann ſtand ich und bewunderte den künſtlichen Fleiß der verwandelten Arachne, und zitterte, daß ihr und ihrem Werke Vernichtung drohete.“

„Da ich mein Glaubensbekenntniß in meinen Schriften niedergelegt habe, und die Religion dieſes Herzens wohl kaum gegen eine Leſerin Ihrer Art, meine gute Meta, einer Apologie bedarf, ſo nehme ich keinen Anſtand, über die Entwickelung derſelben ganz offen zu ſein.“ —

„Die Frömmigkeit meiner Eltern, beſonders meines Vaters, war doch hie und da noch ein wenig verfinſtert, und die Furcht Gottes nicht im Sinne jener ſeligen Scheu, die vor der Sünde bebt, ſondern jenes Zagens vor der Allmächtigkeit des höchſten Weſens, der man wohl entfliehen möchte, wenn man nur könnte — ſtand auch auf der Geſetztafel ſeiner Begriffe der Liebe zuvor. Er ging fleißig zur Kirche und nahm mich mit, als ich kaum zu ſeiner Hand hinaufreichte, da er der Meinung war, Kinder müßten ſich ſo früh als möglich an die Empfindungen der Andacht gewöhnen. Die Mutter putzte mich, gab mir ein Blumenſträußchen und das Geſangbuch zu tragen, und ſo ging ich, von dem Vater geführt, unter dem Klange der Glocken, zwiſchen den Kirchleuten dahin. Meines Vaters Schritt war dann feierlicher, als ſonſt, ſein Gruß kurz und abgemeſſen; kein Scherz kam über ſeine Lippen, die ſtiller Ernſt verſchloß, bis ſie ſich an Ort und Stelle zu dem Geſange des Glaubens öffneten. Die alte Melodie derſelben ſchauert noch durch meine Nerven. In chriſtlicher Achtung vor ihrer Herkömmlichkeit gab ihr mein Vater jedoch alle Ehre, und ſeine herrliche Stimme ſchmückte die gedehnten Molltöne dieſes langſamen Liedes, nach dem Kunſtgeſchmacke jener Zeit, mit tiefen Trillern aus. Mich überlief dabei der Froſt und das Fieber frommer Ehrfurcht ſchüttelte ſelbſt im heißen Sommer mein Gebein. Wenn nun der Paſtor Primarius auf die Kanzel trat, dann hörte ich wohl den zitternden Schall ſeiner Rede, den Eifer, der ſie hob und ihre ſinkende Schwäche; allein er predigte mir böhmiſche Berge. Das Ohr leitete demnach keines ſeiner Worte in mein Gemüth — deſto mehr aber faßte das Auge für das innere Gefühl auf. Unter den Brüſtungen der Emporbühnen iſt die ganze Lebens- und Leidensgeſchichte des Erlöſers in kleinen Feldern gemalt zu finden, und Jeſu Bild, ſein Haupt voll Blut und Wunden, jeder Dorn ſeiner Marterkrone drückte ſich tief in meine Seele. — Das Licht der Welt ward mir ein düſterer Gedanke, und ängſtlich ſuchte ich ihn, den göttlichen Kinderfreund! zu fliehen. — O! wie achtſam ſollten Eltern auf die erſten religiöſen Vorſtellungen ihrer Kinder merken!“ —

„Die Woche vor Oſtern hindurch war mir unſäglich bange zu Muthe. Am Charfreitage ging mein Vater mit uns Kindern in die heiligen Gräber. Die Stille überall, das flüſternde Gebet der Knieenden, ihr hörbar zerſchlagenes Herz, der Lampen matter Flimmer, unter denen der Gekreuzigte ſchlief, der hölzerne Oelberg, über dem der Engel mit dem Kelche ſchwebte, die gebeugte Geſtalt des ewigen Sohnes mit emporgerungenen Händen und dem Schweiße der Angſt, der wie purpurner Thau an den bleichen Schläfen niederträufte, — erfüllte mich abwechſelnd mit frommem Grauen und furchtſamem Entſetzen. Wenn dagegen die Mutter uns von ihrer trüben, prüfungsreichen Kindheit erzählte, und wie Gott oft wunderbarlich mitten in der größten Noth geholfen und ſich in ſeiner Hülfe gleichſam verſichtbart habe, wenn das Flehen der gläubigen Zuverſicht ihn angerufen, dann ſchwoll mir das Herz — Thränen der Rührung träufelten auf den mütterlichen Schooß, dann fühlte ich die Nähe Gottes, der bei den Seinen iſt allezeit, und ich liebte dieſen milden, treuen Helfer!“

„Da meine Mutter der Zeit ermangelte, uns ſelbſt in weiblichen Arbeiten zu unterrichten, ſo ſchickte man mich zu einer alten Jungfer in die Nähſtunde. Ein weiter Kreis von Schülerinnen ſaß um einen altfränkiſchen Tiſch, der den halben Raum der Stube einnahm. Auf dem erhöheten Sitze eines ſchmalen, niederen Canapees präſidirte die kleine verwachſene Lehrerin. Ich ſehe dies alles noch vor mir! das gelblichblaſſe Geſicht der Jungfer Schulteß, voll tauſend Fältchen, wie die Oberhemden, die Niemand ſo ſchön fertigte, als ſie, das bunte Nähkiſſen, wie beſäet mit rothen Köpfchen von Siegellack, welche die kleinliche, altjüngferliche Sparſamkeit aus zerbrochenen Nähnadeln auf dieſe Art noch als Stecknadeln zu benutzen wußte — den feiſten Mops, der neben ihr ruhete und geduldig den wulſtigen Hals zur Zwirnwinde bot, doch ſo oft ihre Hand den Kreis der Fäden ſchlang, mit den triefenden Augen zwinkerte — die Sanduhr in der Mitte des Tiſches, an der die Ungeduld geſchwinde rüttelte, wenn die Jungfer Schulteß den Rücken kehrte, — ich wollte es malen! In die hergebrachte Ordnung der Nähſtunde gehörte es, daß zuweilen ein Geſchichtchen erzählt würde; die Arbeit ginge dann beſſer von der Hand, meinte die Jungfer Schulteß, welche ſelbſt ein großes Belieben an Mährchen und ſchauerlichen Hiſtorien zu finden ſchien. — Doch den Wenigſten aus der Nähſchule meiner Zeit war die Gabe eines guten Vortrags eigen, und der kleine Schatz ihrer Sammlung, um kein eigenthümliches Quentlein vermehrt, bereits mehr als einmal erſchöpft worden. Man fragte mich, ob ich etwas wüßte. Ich beſann mich. Zauber- und geiſterhafte Stoffe lagen, ein verworrenes Gemiſch! im Kaleidoſkop meines Gedächtniſſes durch einander; doch verſuchte ich ein Bild davon zu ordnen. Es gelang, und das Mährchen, welches ich erzählte, war mindeſtens zur Hälfte meine eigene, augenblickliche Erfindung. Der lauteſte Beifall meiner Mitſchülerinnen feierte mich, ſelbſt der Jungfer Schulteß blieb der Mund offen und füllte ſich mit meinem Lobe.“

„Von nun an mußte ich täglich erzählen, doch ſchämte ich mich zu ſagen, daß die Unerſchöpflichkeit dieſes Ueberfluſſes an kleinen Geſchichtchen mein Eigenthum, wie mein Geheimniß ſei. Denn in der That! ich muß es geſtehen — dieſe Quelle des Vergnügens plauderte mir gleichſam ſelbſt unbewußt fort und fort, und ich trank Freude in langen, ſüßen Zügen daraus! — Doch es war auch, als hätte ich aus dem Lethe getrunken, denn ich dachte nicht weiter daran, da ich die Nähſchule verließ, um anderweitige Geſchicklichkeiten zu erlernen.“ —

„In unſerer Stadt garniſonirte ein Infanterie-Bataillon, das ſich durch verjährten Quartierſtand eingebürgert hatte. Es herrſchte ein freundliches Vernehmen zwiſchen den Einwohnern und dieſem Militair, das ehrenwerthe Männer zählte und eines ausgezeichneten Rufes genoß. Man nahm kein Bedenken daran, in den häuslichen Zirkeln bürgerlicher Honoratioren und ſtrenger Familienväter auch junge Officiere zu finden, und manche edle Tochter unſerer Stadt hatte ſchon am Altare zu der grünen Fahne geſchworen, die das Panier der Hoffnung und Liebe für ſie war. — Der Major, der die Leibcompagnie anführte, ein Ehrenmann, von ritterlichem Sinne, wenn auch kein von vor ſeinem Namen ſtand — hatte einen Neffen, der, wie der Oheim, Moor hieß, und als Lieutenant ſeinen Befehlen untergeordnet war. Erſterer galt für reich, doch lebte er ſtill und eingezogen; der Lieutenant Moor hingegen war ſeiner geſelligen Gaben, ſeines

Witzes, ſeiner heitern Laune wegen, allgemein beliebt, und man hielt ihn für geborgen, da nichts gewiſſer ſchien, als daß er der Erbe ſeines Oheims werden würde. — Unſer Haus am Markte war nur durch ein unbewohntes Zwiſchengebäude, welches der Kämmerei angehörte und zu gemeinnützigen Zwecken diente, von der Hauptwache geſchieden. Die Parade zog jeden Tag vor unſern Fenſtern auf, und nach gegebener Parole traten gewöhnlich einige der Officiere in den Laden meiner Mutter, entweder um eine Kleinigkeit zu kaufen, oder mit dem Vater zu ſprechen, der, wenn ſeine Geſchäfte es nur irgend erlaubten, nie verſäumte, die Muſik abzuwarten.“

„Das Hautboiſtencorps war trefflich eingeſpielt und als eine Capelle von Virtuoſen berühmt. — Dieſe Nähe der Gelegenheit brachte auch ſehr natürlich eine nähere Bekanntſchaft hervor; der dienſtthuende Officier wagte ſich im Sommer ein paar Schritte über die Grenze ſeines Terrains, um einer flüchtigen Unterhaltung zu genießen und bat an langen Herbſt- und Winterabenden den Vater, ſeinen nächſten Nachbar, zu einer Partie l'Hombre oder Schach auf die Wache. Mein kleines Schweſterchen durfte, wenn die Meſſe vor der Thür war, zu denjenigen Officieren, die ein ſchwaches Gedächtniß für ihre Schulden hatten, einen höflichen Denkzettel tragen, und empfing dann die Bezahlung mit einem Ueberſchuſſe an Bonbons, oder anderen ſüßen Sächelchen. Genug, es waltete ein vollkommener Friede wie bei uns, ſo auch in anderen Häuſern, zwiſchen Civil und Militair.“

„Unter dieſen Verhältniſſen war ich aufgewachſen. Der Spiegel war zwar meiner jungfräulichen Eitelkeit nie ein Schmeichler, aber er zeigte mir ein zufriedenes Lächeln, die Blüthe der Geſundheit, den Reiz der Jugend; mein Herz, voll Liebe für alle Menſchen, ſchlug in einer Bruſt, die ſich in leiſer, tiefer Sehnſucht hob. — Mein Vater, ein Freund des Vergnügens, beſuchte die öffentlichen Bälle, und nahm uns, ſeine Kinder, ſobald wir tanzfähig waren, dahin mit. Wir wurden vorgezogen und unſere anſpruchsloſe Erwartung übertroffen. Der Neid mancher Dame der Nobleſſe ſah mit ſcheelen Augen auf die Töchter des Kämmerers. Die verſtändige Mutter ſeufzte über das zweifelhafte Glück, das uns in der Geſellſchaft aufgenommen, und ermahnte uns, um ſo beſcheidener zu ſein. Gunſt und Mißgunſt wurden uns in gleichem Maße zu Theil, und beleidigte Mütter beſchrieben die Blätter der Tagesgeſchichte mit bittern Gloſſen über uns Unſchuldige! Dies wurde noch ſchlimmer, als meine Schweſter, ein ſchönes, blutjunges Mädchen, den Regiments-Quartiermeiſter Kranz heirathete; einen liebenswürdigen Mann in guter Lage, den vielleicht manch vornehmes Fräulein gern genommen hätte. Dieſe vortheilhafte Verbindung knüpfte die Fäden unſeres Zuſammenhanges mit dem Militair der Garniſon in vielen Beziehungen noch feſter. Vor der offenen, freiſinnigen Weiſe meines Schwagers konnten Rückſichten, welche die Mutter nehmen zu müſſen glaubte, nicht aufkommen, überdies war die ſchönere Tochter nun Braut, und um mich trug die Mutter geringere Sorge, weil ſie mich minder anziehend hielt, als meine Schweſter, und mir mehr Beſonnenheit zutrauete. — So ließ ſie es denn geſchehen, daß der Aus- und Eingang des Schwiegerſohnes auch die Beſuche ſeiner Freunde nach ſich zog. Von dieſen war ihm der Lieutenant Moor der liebſte und vertrauteſte, und der Spruch meines Urtheils, obwohl ich es verſchwieg — beſtätigte dieſen Vorzug. Moor war ſeit meinem erſten, ſchüchternen Erſcheinen in der Geſellſchaft mir ein intereſſanter Gegenſtand geweſen, und wenn ſeine glänzende Geſtalt, der Geiſt in ſeinen Zügen und ſein ganzes Benehmen ihn überhaupt unter dem Corps der jüngeren Officiere auszeichneten, ſo war es ein beſonderes Etwas, was ihm für mich eine unterſcheidende Bedeutſamkeit lieh. Es war eine Wechſelwirkung des Gefühls! Denn er merkte auf mich — und die ſcheue Achtſamkeit, welche er mir bewies, legte er für keine Andere der jungen Damen an den Tag. So durfte ich ihn denn, nach allen Zeichen einer zarten Neigung, für meine Eroberung halten. — Ich trug dieſes unſchuldige Glück ſtill und ſelig in verſchloſſener Bruſt. Jetzt führte ihn der Regiments-Quartiermeiſter in unſer Haus; doch machte Moor nur mit der feinſten Beſcheidenheit Gebrauch von der Erlaubniß, welche ihm als dem intimſten Freunde meines Schwagers das Haus der Eltern gaſtlich öffnete. Der Vater war entzückt von ſeiner Unterhaltung, ſelbſt die Mutter mochte ihn gern.“ —

„Moor liebte die Muſik, namentlich den Geſang, leidenſchaftlich. Er bat mich zuweilen um dieſe oder jene Arie, und ich kannte die vornehme Weiſe nicht, welche ſich bitten läßt, um den Werth gefälliger Kunſtleiſtungen durch Weigern zu erhöhen. Das lautloſe Schweigen meines Zuhörers war ein beredtes Lob für mich, und ſein Auge, nicht ſein Mund, ſagte mir, wie ſehr ihm mein einfacher Geſang gefalle. — An dieſe Tage einer reinen Seligkeit denke ich mit ſüßen Thränen! und ich würde ſie die ſchönſten meines Lebens nennen, wenn es nicht vollkommen wahr wäre, was ich jüngſt las: daß die Liebe eine kurze Dichtkunſt, die Dichtkunſt aber eine lange Liebe ſei!“ —

„Zwei Jahre dauerte es nun, daß der Lieutenant Moor unſer Haus beſuchte. Sonntag und Mittwoch brachten

Schwager und Schweſter in der Regel bei uns zu, dann durfte der Freund auch nicht fehlen, und gewiß! er fehlte niemals. Meine Seele glich einem ſtillen Waſſerſpiegel, der den Himmel wiederſtrahlt, kein Sturm der Empfindung trübte ſeine Klarheit, die Gefahr ſchlief tückiſch in tiefen Gründen, und nur die Hoffnung auf den nächſten Familienabend wallte leiſe darin auf und ab. — Ich ſang die Liebe, deren ich mir kaum bewußt war; Moor nahm ſchweigend die Blüthe des Augenblicks, doch darf ich ſagen, daß er die Ruhe meines Herzens ehrte. Er berührte den Saum meines Gewandes nicht — ſein Auge leuchtete mir ſonnenhell; aber kein Blitz der Leidenſchaft brach aus ſchwüler Trübe des Verlangens hervor, der meines inneren Friedens ſtilles Hüttchen in Flammen geſetzt hätte!“ —

„Eines von Moor's Lieblingsſtücken unter meinen Muſikalien war die Büßende von Stollberg. Wenn er da ſaß, meinem Vortrage mit gedämpften Athemzügen horchte und jede vorzügliche Stelle durch lauſchende Bewunderung in der Miene auszeichnete, dann ahnete ich nicht, daß gleich dem Stufengange der Tonleiter, den Moor eine meiſterhafte Compoſition Zumſteeg's nannte, ich in die dunkle Tiefe der Gefühle hinabſtiege, um kein Verbrechen, nein! um eine zärtliche, ſchuldloſe Schwachheit, die mir Tugend ſchien, zu büßen! — Jetzt klagte Moor ſich unwohl; ein bösartiger Huſten mattete ihn ab, wir Alle waren um ihn bekümmert. Ich ſchrieb es ſeinem leidenden Befinden zu, daß er mir durchaus verändert vorkam. Er zeigte eine Gereiztheit, die ich früher nie an ihm bemerkt hatte. Mein Schwager beſchwerte ſich über die ungleichen Launen des Freundes, und äußerte die Vermuthung, daß dem Moor etwas im Gemüthe liegen müſſe. — Dieſer kam ſeltener zu uns, und blieb dann immer kürzere Zeit. Er mied meinen Blick, wenn er ihn voll banger Sorge fragte: Warum ſo anders? Er umging die Nähe des Hauſes, das ſonſt der Mittelpunkt aller ſeiner Gänge vom fernſten Ende der Stadt geweſen war. Um meine trügeriſche Ruhe war es nunmehr geſchehen; eine quälende Angſt regte mich auf, ich fühlte mit hoffnungsloſer Gewißheit, daß ich ihn liebte, daß ſein Umgang mir etwas Weſentliches geworden wäre. Ich hatte nie an ſeinen Beſitz gedacht, jetzt aber wußte ich es auf einmal, daß er mich höchſt beglückt haben würde, ich empfand es mit heißen, entſagenden Schmerzen. Betäubt ging ich umher, mechaniſch verrichtete ich meine Geſchäfte. Wenn die Glocke an der Hausthür erklang, dann ſtürmte mein Herz — aber vergebens war es, daß wir den fröhlichen Hausfreund erwarteten. Gleichmüthig berichtete mein Schwager auf die etwaige Frage des Vaters oder der Mutter, er habe ihn ſeit mehreren Tagen nicht geſehen, er wiſſe nicht, was er jetzt treibe — und der Abend war nun eine öde Unendlichkeit für mich. Dann ſchlief ich nicht ſelten in Thränen ein, die erſt ſpät der milde Schlaf trocknete. Ich verlor mich in tiefſinnige Grübeleien über Moor's räthſelhaftes Wegbleiben, über ſeine finſtere Kälte gegen mich und die Meinigen, ſo daß ſein krankhafter Zuſtand zuweilen mit einem heimlichen Groll, den er nicht auslaſſen könne, zu verwechſeln geweſen wäre. — Ich wußte damals noch nicht, daß die Reſignation der Männer, wenn ſie den Rieſenkampf der Pflicht noch kämpft, im Trotze der gefühlten Schwäche, ſogar die Waffen vom Haſſe borgt, während die aufgebende Liebe unſeres Geſchlechts ſich am ſtärkſten in edelmüthigen Opfern fühlt und in der keuſchen Blöße eines Buſens ſiegt, dem das Verhängniß tiefe Wunden der Trennung ſchlug!“

„Die Scham der Selbſterkenntniß brannte auf meinen Wangen, meine liebenden Ueberzeugungen verwirrten ſich — ich glaubte, Moor wiche meiner Neigung aus, die er wahrgenommen hätte, ohne ſie erwiedern zu können. Sein theurer Name, ſonſt ſo gern von mir genannt, ſtarb auf meiner armen Lippe, ich wagte es nicht aus dem Fenſter zu ſehen, wenn die Parade aufzog, das Fortepiano beſtäubte, ſein leiſeſtes Berühren hätte mir das Herz zerriſſen.“ —

„An einem Sonntage, als der Laden geſchloſſen und der Vater in der Kirche war, kam die Mutter auf mein Zimmer, wo ich ſinnend ſaß und trüben Blickes in den Glanz des Morgens ſchauete. So traurig, Irene? fragte ſie mit Anklängen der Theilnahme, und ich verſuchte, ihr durch ein Lächeln zu antworten. Ich habe mich ſehr an Dir verſündiget, meine Tochter! ſprach ſie kummervoll, und ſtrich mir liebkoſend die Locken aus dem Geſicht, daß ſie in mein Auge ſehen könnte. Verſündiget, Du, meine gütige Mutter, und an mir? erwiederte ich in ſtaunender Rührung, und die Wehmuth der kindlichen Dankbarkeit für ihre Liebe und Treue überwältigte mich, und der Gedanke, wer ſich an mir verſündige, und wie ſchwer! erſtickte meine Stimme im heftigſten Weinen. Ja, antwortete die Mutter feſt, dadurch, daß ich Deiner Beſonnenheit zu viel vertrauete, und es vergaß, daß meine vernünftige Irene doch ein junges Mädchen wäre. — Die mütterlichſte Reue kann Dir nun den Frieden nicht wieder geben, den ich Dir beſſer hätte bewahren ſollen. Unſer heiteres Familienſtück, das ſich ſo hübſch anließ, iſt nun zu einem bürgerlichen Trauerſpiele geworden! Du liebſt den Moor — armes Kind! und Du brauchſt Dich dieſer Liebe gerade nicht zu ſchämen; denn Du haſt ſie keinem unwürdigen Gegenſtande zugewendet, und vielleicht war er Deiner Achtung nie werther, als jetzt, wo der Zweifel Dich zu martern ſcheint, ob er auch dieſe Thränen verdiene. — Mit der Milde eines Engels wiſchte ſie mir dabei die rollenden ab. Ich horchte auf, es däuchte mir, als ob die Mutter etwas wüßte — doch mein erleichterndes Geſtändniß kam dem Aufſchluſſe zuvor, den ſie mir zu geben hatte. Ich weiß aus ſicherer Hand, ſagte ſie dann, daß der Major Moor mit ſeinem Neffen ſehr ernſtlich Deinetwegen geſprochen. Wozu die zweckloſe Liebelei mit der Tochter des Kämmerers? ſoll er geäußert haben. Ein mittelloſes Mädchen zu heirathen, daran darfſt Du, als ein armer Seconde-Lieutenant nicht denken, oder Du müßteſt denn auf meinen Tod warten wollen, und Du ſiehſt, ich bin noch ziemlich rüſtig; könnte es doch kommen, daß ich mich zu dem gewagten Schritte an den Altar noch einmal ſelbſt entſchlöſſe. — Die Kleine muß ſich durch häusliche Sitte und durch einen unbeſcholtenen Ruf verthun; Du aber, Neffe! würdeſt der Verſorgung des Mädchens hinderlich ſein und mich zwingen, den Vater zu warnen. Denn wo ſolch ein blankes Officierchen aus- und eingeht, da wagen civile Freier ſelten einen Gang um die Schöne, die dann ſitzen bleibt, weil der Soldat, wie das Lied lautet, vom raſchen Schickſale fortgeriſſen, ſeine Liebe an keinem Orte läßt. — Ich fordere alſo von Deiner Ehre, mein Neffe, daß Du künftig das Haus des Kämmerers meideſt, ja! ich müßte Dich für einen *Verführer* halten, wenn dieſes Wort in den Wind ginge, und die Ruhe einer achtbaren Familie würde alsdann *meine* Sache ſein, die ich ſtets zu führen wußte.“ —

„Du ſiehſt alſo, liebe Irene! fuhr meine Mutter mit ſanftem Ernſte fort, daß der Major ſehr ehrenwerth an uns gehandelt hat, und Du wirſt es ihm einſt Dank wiſſen, daß er Dein krankes Herz durch dieſe Wunde heilte. Auch darf ich meiner Tochter zutrauen, daß ſie ſich vernünftig betragen, und dem armen Moor, der gewiß einen harten Kampf hat kämpfen müſſen, denn er hing ſehr an uns! die nothwendige Trennung nicht erſchweren werde. Sei alſo mein gutes Mädchen! Erfülle Deine Pflichten, ſo wirſt Du vergeſſen, was nicht zu ändern iſt; der Fleiß hilft viel überwinden! und denke, daß der Mann, der uns in trauernder Achtung verläßt, weil er uns laſſen muß, ein ſicherer Beſitz des Herzens bleibt, als oft derjenige, welchen die vergängliche Liebe mit Ring und Ja bindet!“ —

„Dieſe Eröffnung meiner guten Mutter führte mich zu ernſthaften Betrachtungen, aber der Aufruhr meiner Gefühle ließ mich vorerſt nicht dazu kommen. Moor ſtand gerechtfertiget da, und alles, wodurch er mich betrübt, ward nun Beweis der Liebe für mich und ihr Verdienſt. Mein Verkennen drückte mich wie ein Vergehen, und das Haupt, über das die Stimmen meiner Weiblichkeit ein leiſes Schuldig! ausgeſprochen hatten, umfloß nun die Glorie der Liebenswürdigkeit ſchöner und ſtrahlender, als jemals. — Zwar leuchtete mir die redliche Wahrheit in den Worten des Majors ein; aber ſie warf auch ein trübes Licht auf das Loos armer Mädchen, um des lieben Brodes willen heirathen zu müſſen — und mir grauete vor ſolch einer Zukunft.“

„Ich ſagte dies der Mutter, und daß ich viel lieber einſam bleiben wolle mein Leben lang und dienſtbar ſein der Schweſter, dem Bruder oder Anderen — als einen Mann nehmen, dem mein Herz abgeneigt wäre, bloß um verſorgt zu ſein, nach dem Ausdrucke der Welt, welche irrig meint, das luſtige Frauenhäubchen ſei die Krone unſerer Beſtimmung, und die Schlüſſel des Hausweſens könnten auch die Thüren der Zufriedenheit, der Freude öffnen! — Die ganze Fülle der Empfindung für den, der mir nicht werden konnte, ſtrömte in der Heftigkeit aus, womit ich mich gegen eine liebeleere Heirath erklärte. — Die Mutter lächelte. Siehe nur zu, arme Irene! ſagte ſie, daß Du der erſten Liebe los wirſt; wie ſich die zweite finde, — dies wollen wir der Zeit überlaſſen.“ —

„„Ich ſuchte mich nun durch häusliche Arbeit zu zerſtreuen. Aber ach! das Herz ermüdet nicht, und ſeine Schläge wecken fort und fort den Gram, wenn er in leiſe Betäubung ſinkt. — Moor hatte ſich nun ſeit länger als drei Wochen gar nicht mehr bei uns ſehen laſſen, und ich zweifelte, daß er jemals wieder kommen werde. Dieſer Gedanke fiel mich eines Abends mit ſchmerzlicher Gewalt an und bezwang meine mühſam errungene Faſſung. Es war im Zwielicht des Herbſtes; ich befand mich ganz allein, mein Vater war ausgegangen, die Mutter beſuchte eine kranke Nachbarin. Tiefe Stille umgab mich rings, da wurde die Sehnſucht in mir laut nach Stunden, die nun verklungen waren für immer. Ich ſtand an meinem Clavier und blickte auf den Platz, wo Moor mir ſonſt gegenüber geſeſſen; ich ſah im Geiſte ſein liebes, lauſchendes Geſicht. Dort lagen meine Noten! ſie ſchaueten mit tauſend ſchwarzen Augen wie vorwurfsvoll zu mir herüber, daß ich ihren melodiſchen Troſt verſäumt hätte bisher. Ich öffnete träumend das Clavier und ſpielte und ſang in ſehnſüchtiger Erinnerung ein Lieblingslied Moor's. Aber der Zuhörer fehlte mir — ſein Bild zitterte nur in meinen Thränen.“

„Da klirrt es leiſe hinter mir — ich fühle ein warmes Beben auf meiner Schulter. Irene! ſagt eine Stimme, die durch alle Saiten meiner Seele klingt. Wie von einem elektriſchen Schlage berührt, zucke ich auf, Moor lehnt an meinem Stuhle. Er hatte die Wache, ich aber wußte es nicht. Die Bläſſe ſeines ſonſt ſo blühenden Ausſehens erſchreckte mich, ſchlaff hing die Schärpe an der Uniform herab, die ihm ſichtlich zu weit geworden war; doch mit der alten Miene, mit jenem Lächeln, mir vertraut, wie der liebe Sonnenſchein — blickte er tief in meine naſſen Augen. Ich habe Sie erſchreckt, theure Irene! ſagte er weich: Sirene! möchte ich Sie nennen, denn die Töne Ihres Geſanges könnten mich in den Tod locken! Heute riſſen ſie mich unwiderſtehlich zu einem Unrecht hin! — O daß ich hier ſtürbe! fuhr er fort, indem er mit ſteigender Empfindung in Sprache und Blick um ſich ſah; hier, wo mir ſo oft — ſo ſehr wohl geweſen! — Und doch ſchien Ihnen dieſe Wohnung nichts mehr zu ſein — erwiederte ich, beglückt und berauſcht von dieſem Wiederſehen, und im aufwallenden Gefühle deſſen, was ich gelitten, ſetzte ich hinzu: Sie hatten uns vergeſſen, Moor! — Vergeſſen? rief er, ſich ſelbſt vergeſſend, und zog meine Hand an ſein Herz, daß ich den Puls der Treue und des Lebens fühlen könnte, er ſchlug im Fieber der Leidenſchaft. Und ehe ich wußte, wie mir geſchah, lag ich ſelbſt an dieſem Herzen, von ſeinen Armen innig umfangen, und ſein heißer Mund brannte lange auf meinen Lippen. — Das Schickſal rauſchte über dieſer Minute. Der Schritt einer Ordonnanz, welche den Lieutenant zu ſuchen kam, ſcholl von der Treppe, Moor ſtürzte fort.«

»Ich ſtand wie eine Bildſäule; meine Gedanken waren entrückt, ein Taumel des Entzückens umwob mir Seele und Sinnen, das Leben war mit Ihm gewichen — ich athmete nur. Die Mutter, bleichen Schrecken im Geſichte, trat vor mich hin — ich hatte ihr Kommen nicht bemerkt. So weißt Du es ſchon, Irene? fragte ſie mich, indem ſie die regungsloſe Geſtalt ihrer Tochter von dem Blitze einer Nachricht getroffen glaubte, der eben aus drohenden Wolken gefallen war. Ich aber fiel aus dem Himmel, und wußte nur, daß ich geliebt ſei — für etwas Anderes hatte das übervolle Herz jetzt keinen Raum. Das Bataillon iſt auf Feld-Etat geſetzt, ſagte meine Mutter nun, da ich fragend verneinte, und muß ſchon nach fünf Tagen mit dem Regimente zuſammentreffen. Eben kam die Staffette — Deine Schweſter wird außer ſich ſein; — Die Arme erwartete täglich ihre Niederkunft.“ —

„Dieſe ſchnelle Fügung war eine rettende für mich, und ich lobte Gott dafür mit ſeligem Herzen. Was hätte aus mir, aus Moor werden ſollen, nach jenen Augenblicken dieſes Abends, der mich belehrt hatte, wie verrätheriſch die Liebe ſei, wie ſchwach der beſte Vorſatz, wenn er gegen ſie ankämpft? — In der Unruhe des Zurüſtens ging nun meine eigene Verwirrung unter. Die jüngeren Officiere freueten ſich des Marſches und des Krieges, wozu es wahrſcheinlich kommen würde, nur die Gatten, die Väter konnten nicht fröhlich ſcheiden. Mein Schwager wußte nicht, wo ihm der Kopf ſtand, und dies war ein Glück für ihn; denn der Jammer ſeiner Frau hätte ihn ſonſt allzuſehr geängſtet. Ich half meiner Schweſter einpacken, und beneidete ſie ſtill um das eheliche Vorrecht, für den Mann ihrer Liebe ſorgen zu dürfen, um die Klage des Abſchieds, die Niemand ihr verübeln konnte.“ —

„Moor ging voraus, die Quartiere zu beſtellen. Er kam, uns Lebewohl zu ſagen; meine Eltern drückten ihm gerührt die Hände, ſie ſchätzten den Jüngling hoch, den ſie wohl gern Sohn genannt hätten. Moor ſprach ihnen einen bewegten Dank für ihre gaſtfreundſchaftliche Güte aus, welche, wie er ſagte, ihm die ſchönſten Stunden ſeines Lebens gegeben. Dann wendete er ſich an mich, die furchtſam an der Seite ſtand, und nicht wagte, den thränenſchweren Blick zu ihm aufzuheben, den Schuld und Schmerz zu Boden drückten. Irene! ſagte er im Tone einer flehenden Bitte, noch einmal möchte ich Ihr Auge ſehen! — Gieb ihm einen Kuß, Irene! der ihm das Scheiden verſüße! ſagte mein Vater weichmüthig, denn Scheiden und Laſſen thut weh! — Zur Todesweihe, flüſterte Moor, und drückte mich feſt an ſeine Bruſt. In der heiligenden Gegenwart meiner Eltern hatte ich den Muth, meinen Arm um ſeinen Hals zu ſchlingen; es war eine bräutliche Täuſchung! der Traum weniger Secunden!« —

Hier hielt Madame Hilbert inne, um ein erſchütterndes Andenken in tiefen Seufzern ausbeben zu laſſen. Thränen floſſen unbewußt über ihre Wangen, da ſie leiſe hinzuſetzte: »Ich habe ihn nicht wiedergeſehen! Er blieb im erſten Treffen des bald erklärten Krieges.« —

Ein bedauerndes, »Ach!« der Theilnahme an dem Gefallenen und an dem Leide ſeiner Freundin drängte ſich aus Meta's Buſen; aber ſie ſchwieg ſofort, die Erzählung der Schriftſtellerin nicht zu unterbrechen, welche das Mädchen mit ganzer Seele anzuhören ſchien.

Nach einer Weile ſtiller Selbſtſammlung nahm Madame Hilbert den Faden ihrer Rede wieder auf, den ſie fallen ließ, da die Parze den jenes geliebten Lebens mit kriegeriſchem Schwerte zerſchnitten: — »Die Stadt war nun eine weite, erſtorbene Oede! Fleiß und Pflicht füllten meine Zeit aus, wenn auch nicht mein Herz; darin blieb eine ſehnſüchtige Leere, die nur die allereinſamſte Stille mit Träumen der

Vergangenheit belebte. Ich verlernte geſellige Freuden, und meine Mutter tadelte dieſen Hang zur Zurückgezogenheit, der als ein Reſt meiner erſten Liebe in ihren Augen eine Schuld gegen die Menſchen und eine Sünde gegen die Hoffnung wäre, welche meiner Jugend noch alle Thore des Glückes offen hielt. Ich aber wähnte ſie geſchloſſen; ſtill und traurigfroh lebte ich meine Tage dahin. Die Einſamkeit war und blieb meine liebſte Freundin, in deren trauten Arm ich mich warf, ſo oft der Umtrieb unſerer häuslichen Wirthſchaft und der Beiſtand, den ich meiner Schweſter leiſtete, mir eine Stunde der Muße gönnten, welche mir in ſüßer Sinnigkeit reizender winkte, als das Treiben der Außenwelt, die mir gleichgültig war.“

„Allein dieſer ruhige Genuß ward mir nur ſparſam gereicht, und ich hatte alle Hände voll zu thun. Die Pflege des Vaters, der kränklich zu werden anfing und einige Zeit darauf ſtarb, nahm mich ganz hin, und daneben erforderten die Geſchäfte meiner Mutter, die doch auch den Kranken abwarten wollte, daß ich ſie unterſtützte.“ —

„Das Bataillon kam nimmer wieder. Die Verhältniſſe des Staates waren alle zerſplittert, als die feſte Säule der Monarchie wankte und ſtürzte — daß ſie nach Jahren zu einem ewigen Monumente deutſcher Kraft und Freiheitsliebe aufgerichtet würde! — Indeſſen hatte die Zeit, welche damals als eine Verwüſterin über die Erde ging, nur Gräber und Trümmer ihren Spuren laſſend, leiſe und allmählich der Ruhe ſtilles Werk wieder aufgebauet in meinem verſtörten Herzen. — Zwar blieb das Gedächtniß Moor's und meiner Liebe mir theuer und werth; aber ich feierte es nicht mehr mit abſterbender Schwermuth. Der Trieb zur Einſamkeit, wozu der Keim ſchon in meiner Kindheit gelegen —

war tiefer noch in mein Gemüth gewurzelt, und ihre heiligen Schatten ſchützten ſtets den zarten Sproß des Talents und entfalteten von jeher die Blüthen der Poeſie; — aber ich erkannte doch jetzt ein freundſchaftliches Begegnen auch für eine Annehmlichkeit des Lebens, und wich einem zufälligen Anlaſſe, mich zu erheitern, nicht mehr ſo entſchieden aus, wie ſonſt.« —

»Jener Friede, wie er nun in meiner Bruſt wohnte, wenn er ſeine Milde über ein weibliches Daſein verbreitet, iſt, glauben Sie es mir, meine gute Meta, ſüßer und ſchöner, als der Liebe kurzes, quälendes Glück! Die Leidenſchaft derſelben gleicht der Sommerſonne, welche ſengt und brennt, früher oder ſpäter verwelkte Blumen beſcheint und ihrem Wendepuncte zueilt! — Dieſe Ruhe der Gefühle aber, die ich meine und deren ich genoß, iſt gleich dem Mondlichte, deſſen ſanfter Strahl uns erſt erquickt, wenn es vorher Nacht geworden um uns her, und dann ſchauen wir auch die Sterne der Unſterblichkeit!«

Ein ſprechender Augenwink Meta's und ein leiſes Neigen ihres Hauptes beſtätigten dieſe Bemerkung als eine ſelbſtempfundene Wahrheit.

Madame Hilbert fuhr fort: »Wie ſehr die treue Mutter auch mein Glück wünſchte, ſo wünſchte ſie doch nur halb, daß ich mich verheirathen möchte, und daß dies außerhalb unſeres Ortes geſchähe, war ein beängſtender Gedanke für ſie. Denn ich war, ſo zu ſagen, ihre rechte Hand, deren ſie zur Führung des Haushalts, wie zu ihrer kleinen Handels-Correſpondenz nicht füglich hätte entbehren können. Aber die beamteten jungen Männer des Städtchens waren verehelichet oder doch bereits verſprochen, und bei meiner eingezogenen Lebensweiſe und dem Mangel ſolcher Vorzüge, die einen Ruf machen, der ferne Freier anzieht, als Schönheit und Reichthum, blieb mir die Gelegenheit lange aus, meiner eigentlichen Beſtimmung zu folgen. Allein nicht für immer! — Der Zufall hatte mich der Frau eines unſerer Geiſtlichen bekannt gemacht. Sie war ſeine zweite Gattin und die Mutter eines Häufleins Kinder, das zur Hälfte aus der erſten Ehe ihres Mannes ſtammte. Dies Verhältniß war, hinſichtlich der väterlichen Schwäche und Blindheit und mancher Schwierigkeit, wie ſolche den guten Willen einer Stiefmutter brechen mag, ein gewöhnliches; doch der edle Muth, die verſtändige Ruhe, womit die junge Frau ſich ſelbſt verleugnete und nach der hohen Palme ſtrebte, die das Gute mit Frieden belohnt, durfte gewiß als eine achtungswerthe Ausnahme gelten.«

»Ihr freundliches Entgegenkommen leitete einen Umgang zwiſchen uns ein, der zwar mit jener Mäßigung geführt wurde, welche ſeine Dauer verbürgt, aber doch innig genug war, um mich in dem Hauſe des Predigers zuweilen heimiſch und herzlich wohl zu fühlen. Dieſer, welcher Gärtner hieß, war ein geiſtvoller Mann, der noch nicht längſt aus einem anderen Amte an das größere in unſerer Stadt verſetzt worden war. Ein feuriger Lobredner des Eheſtandes, Enthuſiaſt in der Freundſchaft und überhaupt ſehr empfänglich für den Reiz liebender Verbindungen, wäre die große Lebhaftigkeit, womit er alles umfaßte, was in den Bereich ſeines Herzens gehörte — vielleicht ſogar ein Hinderniß ſeines Glückes geweſen, wenn ſeine ſanfte, beſonnene Frau ihm darin nicht ein wohlthätiges Gegengewicht gehalten hätte. Und er erkannte den Werth ſolch einer Gattin. Es beſchämte mich, daß er den ihrer Freundin, den meinigen überſchätzte — doch wäre ich kein Mädchen geweſen, wenn die offenbare

Huldigung dieſes wackeren Mannes mein weibliches Selbſtgefühl nicht gehoben hätte. Er vermaß ſich hoch und theuer, er werde als Seelſorger nicht zugeben, daß ich ledig bliebe und daß ein Mann auf Erden dadurch um das Glück käme, welches ich, ſeiner gütigen Meinung nach, ihm bereiten könnte.“

„In der That erſchien mir, ſeit ich dieſe Familie kannte, das Leben der Ehe in einem anderen, höheren Lichte. Ich begriff alle Mühſeligkeiten einer Gattin und Mutter; aber auch ihre Würden! — Wenn an einem Hausfeſte, und jedes derſelben mußte ich mit feiern helfen — alle die kleinen Mißtöne, welche ſich auch da einſchleichen, wo häusliche Harmonie die Stimmung gegen einander giebt — ſich in den Einklang der Freude auflöſeten, und die Liebe, welche den feſtlichen Kreis ſchlang, um ſo herzlicher war, als man einander etwas zu vergeben und zu vergeſſen hatte; denn welche Liebe wäre ſeliger, als die verzeihende! Wenn der Vater bei dem Vorſitz am Tiſche die Häupter ſeiner Lieben zählte und ihnen das Brod brach, womit das Evangelium ihn und die Seinigen nährte — wenn die Mutter das ſchlafende Kind in ihrem matten Schooße wiegte und in dem Lächeln des Träumenden den Himmel offen ſah und ſeine Engel, die zum Schutze der Unſchuld beſtellt ſind, da ſchien mir die jungfräuliche Einſamkeit ein Vergehen an der Ordnung Gottes, der das Weib zu einer Gehülfin des Mannes ſchuf, die um ihn wäre.“

„Die gute Gärtner ward einſt krank, und ich müßigte mich ab, ſo weit es ohne die Verſäumniß meiner Mutter geſchehen konnte, ihr hülfreich zu ſein. Der Prediger wich und wankte nicht von dem Bette ſeiner Frau, die Kinder ſchlichen leiſe zu Winkel, eine bange Stille verbreitete ſich durch das laute, fröhliche Haus. Als aber die Gefahr ſtieg, der Arzt mit beſtürzter Miene die Verordnungen ſchärfte und die Kranke nicht mehr klagte — als nun der Prediger, der die ganze Schwere des Verhängniſſes kannte, das ihn bedrohete, ſeiner Gattin mit religiöſen Tröſtungen zuſprach, und das Auge, das ſich ihm verdunkeln wollte, bei dem Hinblicke auf die verlaſſenen Kleinen, zu dem erhob, der ein Vater iſt allen Waiſen auf Erden — als er die Hoffnung des Wiederſehens feſt an ſein brechendes Herz drückte, — da gingen mir die Augen über, ergriffen trat ich an ein Fenſter und mein Gebet theilte die Wolken, daß der Herr des Lebens den Tod dieſer Mutter abwenden möge! Dann aber ſetzte ich in einem Verſe hinzu, von dem ich gar nicht wußte, daß er auf der Tafel meines Gedächtniſſes ſtände: Erwecke mir auch einen Freund, der's treu mit meiner Wohlfahrt meint, mit mir in Deiner Furcht ſich übt, mir Rath und Troſt und Beiſpiel giebt!“ —

„Die Paſtorin genaß, und auch die fromme Bitte für mich ſelbſt, war vor den Thron des Ewigen gekommen. Es war an Oſtern, da ich aus der Kirche kam und meine Freundin an dem Spalier ihres Gartens am Hauſe auf mich ſah. Ich ging von der wogenden Menge abſeits, ein paar Worte mit ihr zu wechſeln. Wir haben uns lange nicht geſehen, meine liebſte Irene! ſagte ſie traut und freundlich, wie immer. Ich nannte ihr, was mich abgehalten hätte. Beſuchen Sie uns doch morgen! ſagte die Gärtner ferner, und ihr Blick war bittend und geſpannt auf mich gerichtet. Morgen? fragte ich, befremdet über dieſe beſtimmende Einladung — ich hatte heute kommen wollen; doch verſchwieg ich nunmehr dieſen Vorſatz, und ſagte zu.“

„Ein herrlicher Frühlingstag war dieſes morgen! aber eine ſchwüle Beklommenheit laſtete auf meinem Herzen. Ich erbebte faſt vor dem Klange der Uhr, welche die anberaumte Stunde ſchlug, und zögerte zu gehen. Nun, was ſäumſt Du noch, meine Tochter? fragte die Mutter. Ich geſtand ihr, daß Bleigewichte an meinen Füßen hingen und küßte ſie, als gelte es einen Abſchied auf lange. Du liebe ängſtliche Seele! ſagte ſie, und lächelte recht mütterlich, nun, immer können wir doch nicht beiſammen bleiben!“ —

„Der Sinn dieſer Worte war ahnungsvoll und ſtand über ihrer Meinung. — Wenige Schritte war ich gegangen, als mir ein Bote vom Pfarrhauſe entgegenkam; man hatte gefürchtet, ich würde ausbleiben. Ich traf einige fremde Damen dort, die jedoch nicht lange verweilten; den Paſtor hielten noch amtliche Geſchäfte ab. Dieſer Tag iſt ein glücklicher in Betreff auswärtiger Beſuche! ſagte meine Freundin, als ſie von der Begleitung der Damen zurückkehrte; wir erwarten heute noch einen Gaſt, den Oberlehrer Hilbert vom Gymnaſio zur heiligen Pforte in M......, den beſten Freund meines Mannes, auf deſſen Bekanntſchaft ich mich freue. Nach der Beſchreibung meines Guſtavs, wozu Hilbert's Briefe charakteriſtiſche Belege abgeben, muß es wirklich ein ausgezeichneter und vortrefflicher Mann ſein! — Eine geheimnißvolle Scheu regte ſich in meiner Seele — und die Paſtorin mochte mir die Abſicht anſehen, mich jedenfalls vor der Ankunft dieſes Geprieſenen zu entfernen. Sie aber bleiben bei uns! ſagte ſie mich umſchlingend, o! verderben Sie doch meinem Manne dieſe Freude nicht! Ich widerſtrebte — meine Freundin verſchwendete in leiſer Verlegenheit goldene Worte an mich; der Paſtor trat ein, er leiſtete ſeiner Frau tapfer Beiſtand, und ich mußte mich endlich der zwingenden Gewalt ihrer Freundſchaft unterwerfen. Aber das Bleiben war mir diesmal fatal — Paſtors hätten mir es anſehen können. Ich willigte nur unter der Bedingung ein, daß ich auf ein halbes Stündchen nach Hauſe gehen dürfte, eine Anordnung für den einſamen Abend meiner Mutter zu treffen, und dies konnte man mir nicht weigern.“

„Als es zu dämmern begann, machte ich mich auf den Weg, und kaum hatte ich die Schwelle des Pfarrhauſes überſchritten, da hörte ich hinter mir einen Wagen anrollen. Ich beſchleunigte meinen Gang, ohne mich umzuſehen, eine unbeſtimmte Furcht gab meinen Füßen Flügel, als wolle das Schickſal mich ereilen, oder als wäre es möglich, ihm zu entfliehen!“ —

„Meine Mutter hörte mit heimlichem Kopfſchütteln an, was ich ihr in merklicher Unluſt erzählte, daß ich gegen mein entſchiedenſtes Wollen und Mögen dem gaſtlichen Verlangen des Paſtors und ſeiner Frau nachgeben müſſe. Und warum wollteſt Du nicht? fragte mich die Mutter, ich wüßte doch wahrhaftig keinen Grund, und um mich ſei nur nicht in Sorge! Sie trieb mich ſelbſt wieder fort. — Der Mond leuchtete hell, da ich abermals nach der Wohnung meiner Freunde ging. Ich öffnete das Zimmer, worin noch kein Licht brannte, und deſſen Länge Paſtor Gärtner an der Seite ſeines Freundes mit gleichen Schritten maß. Im Scheine des Mondes ſah ich Hilbert's Geſtalt zuerſt, die, umſtrahlt von dem Schimmer eines beſcheidenen Glückes, dennoch einen dunkeln Schatten in mein Leben warf!“ —

Die Erzählerin athmete tiefer, und Meta ſagte mit vorauseilenden Wünſchen: „O! daß er dieſes ſchönen Herzens werth geweſen wäre!“

In gerührter Erinnerung antwortete ſeine Wittwe: „Gewiß! er war ein edler Mann! Ich verdanke ihm viel!

Ein liebevoller Bildner meines Geiſtes, führte er mich in eine neue Welt der Erkenntniſſe ein, und nimmer wäre ich eine Schriftſtellerin geworden ohne ihn!“

„Das zu erfahren,“ erwiederte Meta, „bin ich vor allem begierig! Die Männer halten ſonſt nach dem Aſſeſſor und Anderen — die öffentliche Bahn für einen Abweg der Weiblichkeit, und hüten ſich wohl, ihre Frauen darauf zu leiten.“

„Auch dem meinigen,“ ſagte Madame Hilbert lächelnd, „wäre es im Traume nicht eingefallen, meine Wenigkeit ſolch eines kühnen Schrittes aus dem Gleiſe häuslicher Pflichten fähig zu halten. Die ſchüchterne Frau, mit beſchränktem Wiſſen, nur gebildet für den engen Bezirk des Hauſes, erzogen für die Wirthſchaft, und geübt, daß ſie mit Luſt und Liebe darin webe und walte, eine Schriftſtellerin! Er hätte gelacht, der gute Hilbert, wenn Jemand mir dies Prognoſtikon geſtellt hätte! und doch veranlaßte er ſelbſt, wenn auch ohne ſeine Abſicht, ſein leiſeſtes Ahnen, daß ein Talent zu Tage gefördert würde, welches ich ſo unbewußt in meiner Seele trug, wie der Berg die Schätze ſeiner Tiefe“ —

„Doch hören Sie nur weiter, liebe Meta! Der Anblick meines nachmaligen Mannes flößte mir mehr Achtung ein, als ein anziehendes Wohlwollen. Er war von bedeutender Größe, hager, doch weder ſchwächlich noch krankhaft. Sein Geſicht hatte ein ausdrucksvolles Gepräge, und um ſeinen Mund ſpielte ein Zug von Satyre, der zwar den ſtrengen Ernſt der Miene milderte, aber entfernend wirkte. Der Paſtor ſtellte mich ſeinem Freunde in Ekſtaſe vor; doch Hilbert fühlte fein, was der erſten Zuſammenkunft mit einem Weſen gebühre, das ihm befangen genug erſcheinen mochte.

Ich hörte ihm bald mit Vergnügen zu; durch die lichtvollen Urtheile, durch den Blitz ſeiner Gedanken ſchwirrte zuweilen ein Pfeil des Witzes mit treffender Schärfe dahin und dorthin — aus deſſen leichten Wunden nur Lachthränen floſſen. Ich ſprach weniger als ſonſt, weil das Hören mir lieber war, und weil der Zwang einer ſcheuen Empfindung meine Rede vor dieſem Wortführer anhielt. Der Abend ging fröhlich vorüber, beide Männer begleiteten mich nach Hauſe, trotz meiner ſträubenden Bitte, daß der ermüdete Gaſt ſich nicht bemühen möchte. — Gärtner bat mich um Erlaubniß, ſeinen Freund am folgenden Morgen zu uns bringen zu dürfen, und dies war mir in ſofern lieb, als meine Mutter nicht ganz frei von der Schwäche des Ehrgeizes war, und die fixe Idee hatte, alternde Frauen würden zurückgeſetzt, in welcher ſtehenden Meinung ſie den Verſtoß gegen die Schicklichkeit empfindlich rügte und ſchwer verzieh.“ —

„Ich konnte lange nicht einſchlafen, eine erwartungsvolle Unruhe erhielt mich wach — doch am Morgen wäre das Bild der geſtrigen Bekanntſchaft verflüchtiget worden in der nüchternen Leere alltäglicher Geſchäfte, hätte nicht eben dieſer Tag es erneuert und — verewiget!“

„Meine Mutter empfing unſern Beſuch in beſter Form; doch wunderte ich mich im Stillen, daß dieſer die ſchickliche Wahl der Zeit verfehlte; denn er kam ungewöhnlich früh. Hilbert unterhielt ſich viel mit meiner Mutter, der Paſtor nahm mich in Beſchlag, und wäre ich minder zerſtreuet geweſen, ich hätte durch vorbereitende Winke, die er fallen ließ, nothwendig aufmerkſam werden müſſen. — Meine Mutter war entzückt von dem Oberlehrer. Solch einen Schwiegerſohn wünſchte ich mir, Irene! ſagte ſie nachher, der hält die gute, alte Sitte noch in Ehren, und gönnt einer Matrone auch Wort und Stimme! — Sie bethätigte dieſes ſchätzende Lob dadurch, daß ſie ſich erbitten ließ, den Nachmittag und Abend mit mir bei Paſtors zuzubringen, und die offene Huth des Ladens zu verſäumen. Noch immer ahnete ich nichts, vielleicht, weil ich eine Abſichtlichkeit in dem Dringen meiner Freunde eher gefürchtet, als gewünſcht haben würde. Das Wetter war ſo frühlingswarm, daß wir den Kaffee im Garten tranken; ich ſog mir die Bruſt voll von dem Dufte der Hyacinthen und Tazetten, und wähnte nun, die Schönheit der erwachenden Natur ſchwelle mein Herz. — Jetzt bat die Gärtner meine Mutter um einen guten Rath, den dieſe gern und wohlfeil gab — beide Frauen gingen in das Haus. Nach einer Weile ward auch der Paſtor abgerufen, ich blieb mit Hilbert allein. Unſer Geſpräch ſtockte plötzlich, jeder Stoff verſagte ſich mir — ich ergriff die blaue Luft. Ein herrlicher Tag! ſagte ich, zu dem Schweigenden gewendet, ich wünſche, daß der morgende ihm gleich ſein möge, da Ihr Vorſatz, ſchon ſo bald wieder von hier abzureiſen, nun einmal unabänderlich iſt. Und heimlich war ich dieſes Vorſatzes froh." —

„Hilbert faßte leiſe meine Hand, und ſprach: Sie könnten mir ihn geben, dieſen ſchönſten Tag, der mich zur Heimath führte!" —

„Ich, Herr Oberlehrer? fragte ich beſtürzt, und ein jungfräuliches Zittern und Zagen kam über mich. Hilbert lächelte, und wie er mir ſpäter geſtand — daß ich in mädchenhafter Angſt nach ſeinem Titel gehaſcht hätte, um ihn auf einen fremden Standpunct zurückzudrängen. Ja, Sie meine Theure! antwortete er, und ſein feſter, männlicher Ton ſchwankte, ſo daß ſeine ſtarke Gemüthsbewegung mir hörbar ward. Ich bin vierzig Jahre alt geworden, fuhr er ſort, und dies iſt freilich eine ſpäte Zeit für das Herz, doch hat ſeine Stunde noch geſchlagen. Seit geſtern iſt mir eine Ahnung des Glückes aufgegangen, das mir durch dieſe Hand — er küßte die meinige mit bebender Lippe — vorbehalten wäre. O! wenn ich hoffen dürfte, daß Sie ſich entſchließen könnten, meine Gattin zu werden! — Nehmen Sie das wahrhafte Wort eines Mannes für die leidenſchaftliche Sprache, durch welche der Jüngling hinreißt! Ich werde Sie immer lieben, treu, innig, achtungsvoll, wie in dieſem Augenblicke! Der Name, den ich ihnen anbiete, wird mit Ehre und Ehrlichkeit genannt — ein friedliches, freundliches Loos wartete Ihrer, und ſtürbe ich, früh oder ſpät, — ſo würde meine Wittwe ohne Sorgen der Nahrung leben können! — Bei dieſen Worten fiel ein Tropfen heiß auf meine Hand, der den Weichmuth der armen Irene vollends auflöſete.“

Meta benutzte die Pauſe, welche Madame Hilbert in ihrer Erzählung machte, um einzuſchalten: „Gott helfe mir! daß nie ein Freier, deſſen Annahme mir ſchwer fiele, ſich mit Thränen um mich bewirbt! Ich wäre verleſen; denn ich kann keinen Mann weinen ſehen!“

„Und dieſen Mann!“ verſetzte die Schriftſtellerin mit dem volleſten Accente weiblicher Anerkenntniß. „Nur die tiefe Innigkeit, womit er ausſprach und gelobte, was er heilig gehalten, überwältigte ſein ſtarkes, feſtes Herz! — Die Mutter ſchloß mich am Abend in ihre Arme, und ſprach: Das kommt von Gott, meine Irene! Er ſendet dieſen Oberlehrer, daß Du mit ihm ziehen ſolleſt in die Ferne, und mein Segen wird Dir folgen! Ich lag ſchluchzend an ihrer treuen Bruſt und konnte mich kaum faſſen, geſchweige denn einen Entſchluß, der das ganze Wohl und Weh meines Lebens umfaßte. Es war mir auf mißfällige Weiſe verwunderlich, daß ein ſo verſtändiger, bedachtſamer Mann, wie Hilbert, die wichtigſte Wahl ſo ſchnell getroffen hätte, und die Pſychologen mögen es uns erklären, warum dies häufig der Fall iſt. Die ſchlichte Erfahrung meiner Mutter ſprach ſich folgendermaßen aus, als ich ihr mein Bedenken über dieſe ſeltſame Uebereilung äußerte: Ja, ſeltſam iſt ſie allerdings, mein Kind, aber nicht ſelten! Deßhalb plumpen auch in der Regel wählige, hageſtolzirende Männer mit dem raſcheſten Schritte in die Untiefe der Heillosigkeit hinab, wo ihre Reue die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlägt. Ein falſches Grün der Hoffnung bedeckt zuweilen verſchlingende Gründe!“

„So war ich denn nun Braut! aber o Himmel! nichts weniger, als eine glückliche. Die Vernunft, der Blick in die Zukunft und der fromme Glaube, daß Gott es ſo mit mir gefügt, beſtimmten mich, eine Verbindung einzugehen, woran das Herz nur kühl Theil nahm; nicht der Liebe ſüße Thorheit, kein Rauſch der Leidenſchaft führte mich an das ernſte Ziel. Ich empfand demnach, wie wichtig der Schritt wäre, zu dem ich mich entſchloſſen, und die ganze Schwere des Abſchieds, der mir bevorſtand. Und doch mußte ich mich zuſammennehmen, daß die Mutter nichts merkte. Wenn ich aber bei nächtlicher Weile die Bruſt ſattſam ausweinte, welche ſich den Tag über unter Centnern der Beklommenheit gehoben hatte, dann dachte ich: Warum ſind ſolcher Thränen doch unterm Mond ſo viel? Wie manche Braut mag unter Deinem ſtillen Blicke, Du ſanftes Auge der Nacht, ihren Kranz alſo bethauen! — und es iſt ein Glück, daß die Selbſtzufriedenheit der Männer in den wenigſten Fällen davon weiß. — Ich lag und lauſchte dem ſäuſelnden Athem meiner Mutter, die unter Gebet für mein Glück eingeſchlummert war, und gedachte der Minute, wo er einſt ſtillſtehen würde, ohne daß ich es wüßte — und ein unſägliches Wehe der Trennung betrübte meine Seele. Alles um mich her ſprach mich noch einmal ſo heimathlich an, als ſonſt, ſeit ich es verlaſſen ſollte.“

„Meine Mutter nahm eine Waiſe aus der Familie zu ſich, und es war meine Aufgabe, dieſe junge Verwandte in allen Pflichten zu unterrichten, denen ich bisher vorgeſtanden. Mit den Handlungsbriefen wollte es am wenigſten gehen und meine Mutter ſeufzte, daß ſie ſich wohl ſelbſt würde dazu bequemen müſſen. Als es zum Einpacken kam und ich das Unnütze von meinen Beſitzthümern ſonderte, den weiten Transport zu erleichtern, ſagte das Mühmchen, das mir geſchäftig half: Dieſe kleine Lade könnten Sie mir vermachen! — Vermachen? wiederholte ich mit ergriffenem Gemüth; dies Wort ſtellte mich einer Sterbenden gleich. Ich ließ meiner Nachfolgerin das Käſtchen — ließ ich doch den beſten Theil des Herzens da!“ —

„Meine Hochzeit ward in aller Stille gefeiert. Gärtner trauete uns, ſeine Frau drückte das erſte Häubchen, von ihrer eigenen Hand geſtickt, auf meine Locken, der mütterlichſte Segen weihete mich, und unter erſchütternden Gefühlen waren dieſe Tage zu einem Traume der Erinnerung geworden. Das erſte Verdienſt, das ſich mein guter Mann um mich erwarb, war die Geduld, womit er meinem Schmerze nachſah, den mir das Scheiden verurſachte und den ich ihm nicht bergen konnte. Unmerklich wußte er mich zu zerſtreuen, und meinen thränenden, rückgewendeten Blick auf kommende Dinge zu lenken.“

„Der Ort, der nun meine Heimath war, ſprach mich gefällig an, und das Gebäude, worin Hilbert eine ſchöne, geräumige Wohnung inne hatte, imponirte mir ſogar. Ein ehemaliges Jeſuiter-Collegium, nunmehr zu einem Philanthropin benutzt, ſtand es noch wohlerhalten in grauer Größe da, während das Inſtitut, das dieſe ſtolzen Hallen einſt aufgebaut hatte, den Verfall ſeiner Zeit erfahren. — Die Sonne leuchtete an das weite Portal, da wir ankamen, und ihre Strahlen waren flammend Weiſer auf die Ueberſchrift: Zur heiligen Pforte! — Eine Schaar Jünglinge ſtrömte hindurch, und der Beruf meines Mannes erſchien mir in einem ehrwürdigen Lichte. Ich ſuchte nun meine neue Lage zu überſehen, und richtete mich mit dem behaglichen Gefühl fraulicher Selbſtändigkeit ein, das ſich in jeder jungen Gattin regt und rührt, und ihr Gemüth mit bewußter Ruhe erfüllt, weil das Schifflein, das ihre Wünſche trug, nicht mehr auf ungewiſſem Meere ſchwankt, und der Anker der Hoffnung nun feſt liegt im Hafen des Geſchicks. — Täglich lernte ich Vorzüge an meinem Manne kennen, die mich inniger ihn ſchätzen ließen, all mein Streben war darauf gerichtet, wie ſeine Zufriedenheit durch mich befördert werden könnte; ich ſchloß ihm mit unbedingtem Vertrauen meine Seele auf — aber zu der Liebe, die als der Jugend ſchönſtes Glück mir in des Buſens Tiefe hinabgeſunken war, die längſt im Grabe ruhete — hat die Achtung nimmer einen Schlüſſel!« —

»Mehr als der Unterſchied unſerer Jahre gab die geiſtige Ueberlegenheit meines Mannes und die Würde ſeines Charakters mir eine faſt kindliche Stellung gegen ihn. Er behandelte mich, wie ein Vater ſeine Lieblingstochter, und er traf hiermit den rechten Ton für die eheliche Stimmung ſeiner Frau. Aber dieſes traute Verhältniß war doch auch zart und ſchön, und die Freundſchaft der Ehe iſt und bleibt eine Erwerbung, welche ſich des wärmſten Wunſches verlohnt! Sie genügt für die Dauer und hält ſanfte Freuden in dem engen Kreiſe des häuslichen Lebens feſt, während die bald geſättigte Liebe eine traurige Leere nachläßt und raſtlos in umherſchweifenden Verirrungen den Zauber ſucht, der, einmal entflohen, nicht wiederkehrt!« —

»Das Amt meines Mannes nahm einen großen Theil ſeiner Zeit hinweg, ein anderer war dem Studium geeignet; denn der Durſt des Wiſſens wird, je mehr geſtillt, deſto brennender. Ich war daher viel mit mir ſelbſt allein und betrachtete jede der koſtbaren Stunden, die mir mein Mann widmete, als ein werthes Geſchenk. Seine Unterhaltung war intereſſant und belehrend, nur ſelten beherrſchte ihn eine verſtimmende Laune, doch jede ward zur Ironie. Die Spottſucht war ſeine unheilbare Krankheit, worin er weder ſich, noch ſeiner Theuerſten verſchonte. Wenn ich den gefürchteten Satyr in dem Verſteck ſeines Lächelns erblickte, dann zog ich mich ſchüchtern in mich ſelbſt zurück und ſchützte fliehend das verletzbare Gefühl; und dennoch entkam ich den Pfeilen nicht immer, die er auf irgend eine ſchwache Stelle meines Herzens abdrückte, unbekümmert, ob es bluten werde.« —

»Da die Söhne vieler adeligen Familien unſerer Nachbarſchaft das Gymnaſium beſuchten, ſo kamen wir dadurch in eine Art von Verbindung mit jenen hohen Herrſchaften. An der Schwägerin der Frau von Evany fand ich eine Freundin, die mir meine gute Gärtner erſetzte. Der Sohn dieſer liebenswürdigen Dame war eine Zeit lang unſer Koſtgänger, dem mein Mann aus beſonderer Gefälligkeit Privat-

Unterricht gab, und von dorther ſchreibt es ſich, daß ich unſere gütige Wirthin näher kenne.“

„Außerdem hatten wir wenig geſelligen Umgang und nur höchſt ſelten ſprach ein fremder Gaſt bei uns ein. Die Verwandten meines Mannes waren meiſtens abgeſtorben, nur eine Couſine, die er ſehr liebte, lebte als Geſellſchaftsfräulein in einem vornehmen Hauſe. Sie beſuchte uns jedes Jahr und blieb dann einen vollen Monat bei uns, auf welche Zeit wir uns lange vorher freueten; denn es waren ſchöne, genußreiche Tage, die uns ihre Anweſenheit gab. Wir hatten uns zu meines Mannes Freude ſchweſterlich liebgewonnen, und wenn ich die Eleganz in den Talenten und Fertigkeiten der Couſine, die Feinheit ihres Benehmens bewunderte, ſo pries ſie hingegen meine hauswirthſchaftliche Tüchtigkeit, meinen Fleiß, und erhob mich vor den Augen meines Mannes bis in den Himmel. Wir wetteiferten in keiner Beziehung, und unſere Sphären ſchienen weit, weit auseinander zu liegen. Sie hatte mit mir ein Schutz- und Trutzbündniß gegen ſatyriſche Ausfälle meines Mannes geſchloſſen, und er freuete ſich der Waffen, mit denen die geiſtreiche Couſine ſeinen Witz bekämpfte, den er ihr gegenüber aus allen Batterieen ſpielen ließ. Die Couſine hatte einige Romane geſchrieben und drucken laſſen, welche Hilbert zwar Leſefrüchte nannte, die er jedoch mit großer Vorliebe beurtheilte. Ihre Gedichte waren gelungen zu nennen, und in kleinen dramatiſchen Stücken, wie ſie deren mehrere für Familiengelegenheiten verfaßt hatte, erreichte ihre Feder den höchſten Schwung. Die Couſine hieß Roſalie, mein Mann aber nannte ſie Sappho, und der Vergleich zwiſchen jener hehren, griechiſchen Tragödie und dieſer kleinen, lebendigen, hochkomiſchen Perſon war poſſirlich genug, ſie zur Züchtigung des Wiedertäufers zu reizen. Allein einen deſto andächtigeren Ernſt fand die Couſine Sally bei mir. Ich ſtaunte ſie an, wenn ſie mir vorlas, mir ihre Ideen, ihre Plane mittheilte — dieſe productive Fähigkeit ſchwebte hoch über dem Horizont meiner Begriffe; ich wünſchte mir den Sonnenflug der Phantaſie — aber ich achtete mich nur der häuslichen Schnecke gleich.“

„Die Couſine benutzte die gaſtliche Muße ihres Aufenthaltes bei uns, um an ihren Manuſcripten zu ſchreiben; ich ſah, daß ſie dies ſinnige Geſchäft mit ſpielender Leichtigkeit trieb, ihr Geiſt war keinesweges ſo vertieft dabei, daß der kleinſte Vorgang im Hauſe ihn nicht ſeinen Gedanken entführt hätte, und wenn ich glaubte, er erginge ſich im Raume der Idee und ſchwebe über den Wolken, ſo überzeugte mich ein Scherz, eine ganz gewöhnliche Störung, in der die Couſine ſich jählings ſelbſt unterbrach, daß Sinn und Seele ein wenig an der Oberfläche des Lebens hängen bleiben müſſe. Dadurch ſenkte meine Vorſtellung von dieſer Arbeit ſich von ihrer Höhe nieder, die Muße erſchien mir in vertrauter Geſtalt, bekleidet mit häuslichen Gewanden, und ich ging mit ihr im wachen Traume um. Einſt, als die Couſine nach frohverlebten Tagen, die ſie bei uns zugebracht, wiederum abgereiſ't und ungewöhnlich bewegt von uns geſchieden war, ſagte ich meinem Manne, wie ſehr ich diesmal die Lücke empfände, welche die angenehme Geſellſchafterin in unſerm Stillleben nachgelaſſen. Wir unterhielten uns faſt nur von ihr; ſo kam auch ein unſtätes Weſen, das eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur war, und der raſche Wechſel ihrer Beſchäftigungen zur Sprache. Ich hatte nicht recht gehört was mein Mann darüber ſagte; und indem ich nur meinen eigenen Gedanken und nicht ſeiner Rede gefolgt war, hob ich am Schluſſe derſelben an: Ich dächte, Lieber! ſolch ein Geſchichtchen zu ſchreiben, wie Sally uns geſtern Abend zum Beſten gab, das müßte eben auch keine Hexerei ſein, und ich wollte es mir zutrauen! —

„Hilbert ſchwieg — ich blickte auf und obgleich es dämmerte, ſah ich doch, daß er mich lächelnd fixirte. Meine Wange brannte auf, er ſtreichelte liebkoſend die glühende, und dieſe Geberde war ſo ſprechend, als wolle er ſagen: Laſſe es gut ſein, Kind! — Dies lautloſe Verweiſen an mich ſelbſt hatte mein Bewußtſein tief getroffen. Ich ſchämte mich, daß ich prahleriſch der Couſine den Ruhm des Talents hatte ſchmälern wollen, das halb ſpöttiſche, halb mitleidige Lächeln meines Mannes war mir ein Stein des Anſtoßes, über den ich nicht hinwegkonnte; ein nächſter, ganz geheim gehaltener Verſuch ſollte ihn beheben, und da es geſchah, rauſchte die Quelle auf, die aus meinem innerſten Leben hervorſtrömt, und die, was Gott geben wolle! lauter und rein hinüber rinnen ſoll in den Ocean der Ewigkeit!“ —

„Ein Lächeln!“ ſagte Meta, als die Schriftſtellerin aus voller Bruſt Odem ſchöpfte, und der Ton des Mädchens wog dieſe Geringfügigkeit gegen den wichtigen Erfolg ab, „es war demnach der Silberblick Ihres Schickſals!“

Madame Hilbert ſeufzte ſchwerer noch als vorhin, und ſprach: „Doch leuchtete er mir in dunkle Tiefe, und ich konnte ſpäter jene Strophen beherzigen: Wen Du willſt höher führen, den führeſt Du zuvor hinab! — Ich nahm mir vor, meinen Mann zu ſeinem Geburtstage, der in die Mitte des Herbſtes fiel, mit einer Erzählung anzubinden, wozu mir ein Bild vorſchwebte, doch wie von einem Frühlingsnebel überſchleiert. Hilbert's Eingeſtändniß, daß ich die Frau für mein Wort wäre, war alles, was ich dabei beabſichtigte oder wünſchte. Allein daß es ganz ungeahnet von ihm geſchähe, war ein weſentliches Erforderniß für mich, denn ſein leiſeſter Spott hätte meine ſchüchterne Muße für immer und ewig verſcheucht. So mußte ich denn die Möglichkeit beſeitigen, von ihm überraſcht zu werden. Meinem Manne war ein Theil des großen Gartens, der in ſeinen ſchönſten Partieen verwilderte und zum Wäſchetrocknen, zu gymnaſtiſchen Uebungen u. dgl. m. benutzt wurde, für eigenen Gebrauch überlaſſen. Ich bepflanzte mein grünes Gebiet mit Blumen und feinen Gemüſearten, und hatte meine Freude daran, da ich es von den Fenſtern meiner Wohnung aus überſehen konnte.“

„Am Ende deſſelben, faſt umſpült von einem Arme des Fluſſes, der unſerem Orte nicht weit vorüberfloß, ſtand ein gewölbtes Sommerhaus, wo mein Mann zu ſtudiren pflegte. Dorthin, ich wußte es, kam er nicht in den Stunden der Vorträge, wenn er auch auf einen Augenblick die Claſſe verließ; dort fand ich Schreibzeug und die abgezogene Stille, deren ich bedurfte. An einem goldenen Morgen, zur Zeit der Roſenblüthe, ſchlich ich mich leiſe durch die nickenden Centifolien hin. Der friſche Duft hauchte mich an, wie Athem des Himmels und betäubte meine Seele mit ſüßem Schlummerreiz, günſtig für die Träume der Poeſie! — Ich öffnete die Thür, ſelten nur hatte ich dies Heiligthum der Weisheit betreten, und es ſah ziemlich wüſte drinnen aus. Ein breiter Tiſch, ein Stuhl, ein Schrank voll Bücher, deren einige gehäuft am Boden lagen, ein Sextant auf dem Simſe der Mauer; — doch ich verleugnete die Luſt, irgend etwas ordnend zu berühren. Das Flüſtern der Einſamkeit webte um mich, draußen ſang die Nachtigall ihr göttliches Gedicht, und das Wehr, deſſen ſchäumende Tropfen den grünen Rand am Gartenhauſe beſprengten, rauſchte wie mit Waſſern der Weihe — ich ergriff die Feder und mein Genius entfaltete ſeine Schwingen. Nie werde ich es vergeſſen,“ fuhr die Schriftſtellerin begeiſtert fort, „wie mir damals war! Ich fühlte mich entrückt; eine ſchönere Welt, im Reize der Idealität, nahm mich wie eine längſt erſehnte Heimath auf, ich vergaß, daß ich lebte, da ich ſchrieb!“ —

„Ungern nur folgte ich dem Rufe der Zeit, und verbarg mein Geheimniß, das mich nun fort und fort beglückte. Da ich mir keinen rechten Entwurf gemacht hatte und alle Berechnungen, ſogar die für ſeinen nächſten Zweck in mir zurücktraten, ſo war mir mein Werk über den Kopf gewachſen und die Anlage umfaßte einen reichhaltigeren Stoff, als ich anfänglich geglaubt und gewollt. Die Entwickelung der Begebenheiten ſollte doch folgerichtig geſchehen, und weil meine häuslichen Pflichten eben ſo wenig verkürzt werden durften, ſo ſah ich mich in dem Falle, meinem Manne nur ein halbvollendetes Geſchenk machen zu können, da ſein Geburtstag nun herangekommen war.“

„Erröthend, doch in einem aufrichtigen Bekenntniſſe, reichte ich ihm die Rolle hin, die er erſtaunt, doch mit Liebe nahm und prüfend zu leſen verſprach. Nach einigen Tagen brachte er mir meine Papiere wieder. Er ſchloß mich in ſeine Arme, lächelte und liebkoſete mir, aber anders als damals — und ſprach: Deine Arbeit macht mir Freude, meine Irene! und ich denke, hinfort Anderen auch! — Vollende doch Dein Buch, liebe Frau! ich corrigire es Dir dann und ſorge für einen Verleger. — Verleger? erwiederte ich in beſchämter Verlegenheit über dies Wort meines Mannes, welches mein kühnſtes Erwarten überflügelte. Niemand ſoll es erfahren! ſagte Hilbert, da er mich in glühender Beſtürzung ſah, und Du kannſt das Vergnügen des Beifalls rein und unverbittert durch Neid und Mißgunſt genießen!“ —

„So ſetzte denn mein Mann eine günſtige Aufnahme des Büchleins voraus, das ich nur für ſein kritiſches Auge geſchrieben! Dies Urtheil, ein Ausſpruch der Vorſehung für mich! war ſpäter die Autorität und der Grund meines Entſchluſſes, das Werk wirklich herauszugeben, wozu mein Zweifelmuth durchaus einer Stütze bedurfte. — Aber das Weiterſchreiben blieb einſtweilen. — Der Winter kam, und mit der Natur erſtarrte auch mein Herz, denn mein guter, lieber Mann ſtarb! — Ein eigenes Mißgeſchick war die Veranlaſſung ſeines Todes. Ob unſer Oertchen auch klein war, ſo beſaß es doch einen großen Kaufmann an dem Commerzienrath Dampf. Er handelte mit Colonial-Waaren im Großen und Kleinen, und wie ſtill und öde es auf den Straßen der kleinen Stadt ſein mochte, um ſein Haus wimmelte ſtets Zufuhr und Zulauf, und ſein Laden war von früh bis ſpät ein offener Markt. Zwar gab es hier und da Stimmen, die ihn nicht für ſo reich wollten gelten laſſen, als der Ruf ihn anſchlug, und die da ſagten, ſein Name ſei, wie er ſelbſt, Dampf und Dunſt, womit er die Welt und ſeine Gläubiger täuſche. Denn wer ſein Vermögen geborgen wiſſen wollte, der lieh es dem Commerzienrath — ſo wurde er genannt, als gäbe es nur einen ſeiner Art — auf mäßige Zinſen, und der Schuldner ſchien nicht der verpflichtete, ſondern der verpflichtende Theil. Wer daher jemals Gelegenheit gehabt, die Großartigkeit ſeiner Expeditionen zu ſehen, oder ihn darüber ſprechen zu hören, ſtaunte, daß der Geifer des böſen Leumunds auch die ungeheure Maſſe des Reichthums und der Geſchäfte dieſes Mannes nicht verſchone.“ —

„Im Spätherbſt wurde ein Commis krank, dann noch einer, dann ſtarb ein Ladenburſche. Dann legte ſich die Commerzienräthin und ſchwebte in äußerſter Gefahr, und immer waren es dieſelben Mittel und Medicamente, welche bei allen dieſen Kranken angewendet wurden. Es verbreitete ſich ganz leiſe das Gerücht, ein Transport von Farbehölzern hätte ein Pröbchen vom gelben Fieber mitgebracht — allein der Arzt gab ſich Mühe, es zu unterdrücken. Zuletzt kam an den Herrn des Hauſes die Reihe, und Hilbert wagte es, ihn zu beſuchen, meiner flehentlichen Bitte ungeachtet. Aber ach! ſchon nach wenigen Tagen ſpürte er das Gift der Anſteckung. Ich rang zu Gott, daß mir ſein theures Leben erhalten würde — doch auch verſagend erhört uns, Der den Tod ſendet, daß er zu höherem Sein führe!“ —

„Der Commerzienrath genaß, bleich und entſtellt ſtand er am Fenſter, als man meines Mannes Sarg vorübertrug; doch wohl ihm! wäre er geſtorben, denn er erlebte nur ſeinen Fall. Einen Monat ſpäter brach der Concurs bei ihm aus und das Vermögen meines Mannes ging verloren; denn auf den Reſt der zu ermittelnden Procente, die vielleicht erſt in zehn Jahren gezahlt würden, war nicht zu rechnen.“

„Verlangen Sie, liebſtes Kind, keine Beſchreibung meines damaligen Zuſtandes! er war troſtlos. Mein treueſter Freund war dahin — und ich fühlte mich unglücklich und verlaſſen. Er, der mein ängſtliches Gemüth über alles zu beruhigen wußte, konnte meinen größten Schmerz nicht ſtillen — die Hand lag erſtarrt, die meine Thränen ſo ſanft abgetrocknet haben würde! – Den Trauring ließ ich dem Leichnam; mochte er ihn doch in das Grab mitnehmen! Ich hatte den meinigen ja ſtets als das Glied einer ewigen Kette betrachtet, die mich an ihn und an jede Pflicht der Treue bände!« —

»Meine Mutter ſchrieb mir, ihre Arme ſtänden mir offen und ich ſolle zu ihr kommen, wo ich alles finden würde, was ich bedürfte, auch den Troſt, den eine Mutter zu geben vermag. Aber es gab viele Gründe, die mir den nothgedrungenen Entſchluß erſchwerten, dieſe meine einzige Zuflucht auf der Welt zu nehmen. In den wenigen Jahren meiner Verheirathung hatte ſich viel in den Verhältniſſen der Familie geändert. Unſerer guten Mutter waren beugende Schickſale vorbehalten geweſen, und ich ſah an ihrer gebückten Geſtalt, an dem erloichenen Blicke, wie ſchwer die Bürde der Sorgen auf ihr gelaſtet, wie heiß die Thräne des Kummers aus ihren alten Augen gefloſſen war. Auch mein Schwager, dieſer blühende Mann, war todt! und ſeine Wittwe lebte ihren beiden Kindern und wohnte dem mütterlichen Hauſe gegenüber. Nun traf dies traurige Verhängniß auch mich! und härter noch, als meine Schweſter; denn arm kehrte ich unter das heimathliche Dach zurück; Franz aber hatte den Seinigen ein Erbe hinterlaſſen, was ihre Bedürfniſſe hinreichend deckte. Mein Bruder hatte die Rechte ſtudirt und war fleißig geweſen; doch ein fatales Geſchick trat bald unter dieſer, bald unter jener Geſtalt ſeiner Verſorgung in den Weg und entmuthigte ihn, ſein Glück weiter zu verſuchen.«

»Endlich hatten die Conjuncturen des Handels, in dem die Mutter lebte und webte, eine ungünſtige Veränderung erlitten. Das bekümmerte ſie wohl mehr, als es geſollt hätte, und wenn der benachbarte Laden, worin ein junger Anfänger mit ſchmeichelnder Suada und dem Reize der Neuheit die Käufer anlockte, nicht leer ward vom Morgen bis

Abend, ſo ſchlich ſie ſeufzend in der räumigen Stille des übrigen umher und ſetzte mit ſinkendem Muthe, daß die Zeiten ſich beſſern würden, die niedern Preiſe noch mehr herunter. Aber die treuloſen Kunden kamen deßhalb doch nicht wieder; denn alten Leuten kauft Niemand gern ab, und der ſchönſte Putzartikel wird in den Händen einer Matrone zu einer verſchmäheten Waare.“ —

„Als ich mich dem Thore meiner Vaterſtadt näherte, hieß ich den Kutſcher langſam fahren, daß ich mich faſſen könnte. Die Abendglocke fing an zu tönen — Thränen entſtürzten mir — ihr friedlicher Hall war mir ein Ruheläuten, nachdem das Leben ſeinen Glanz verloren. Hier würde ich ſchlafen gehen' dachte ich bewegt; aber obgleich ich mich müde fühlte von Gram und Schmerz, ſo war mein Tagewerk noch nicht gethan. Meine Mutter ſtand vor der Thür, ihre Freude, mich wieder zu haben, war eine weinende. Ich ſuchte die heftige Rührung zu bewältigen, welche mich bei ihrem erſten Anblicke ergriff, daß ich der matten Kraft meiner Mutter ſchonte, die jetzt der Schutz und Schirm meiner Verlaſſenheit war.“

„Die Rückkehr einer verheirathet geweſenen Tochter in das Haus der Eltern, unter welchen Umſtänden dies auch geſchehen möge, iſt in der That eine der prüfendſten Erfahrungen für das weibliche Gemüth, und eine Wiedergeburt zu dem Leben der Demuth und Selbſtverleugnung zu nennen. — Die Kräfte, die ſich in ſelbſtändiger Wirkſamkeit entwickelt, ſollen ſich nun wieder zuſammen ſchmiegen in ſich ſelbſt, und die praktiſch geübte Vernunft ſoll ſich nun gefangen geben unter den Gehorſam des kindlichen Glaubens an die Unfehlbarkeit der Mutter und des Vaters! Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, ſelbſt für das ſanfteſte Herz und für den fügſamſten Sinn, in ſolcher Enge der Verhältniſſe jedwede Reibung zu vermeiden. Und ich empfand dies mit gepreßter Seele und in tauſend leiſen Verletzungen des Gefühls. Bei unſerer gegenſeitigen Einrichtung bat mich meine Mutter, daß ich das Hausweſen nach wie vor der Chriſtel überlaſſen möchte — ſo hieß die junge Verwandte, welche damals an meine Stelle trat. Zwar that es mir wehe, daß ich unthätig für die Wirthſchaft bleiben und meiner angeborenen Gerechtſame an des Hauſes Mühe und Arbeit entſetzt ſein ſollte; aber ich ehrte den Willen meiner Mutter, wenn er auch eine Schwachheit war. Die Chriſtel, ſchlau und herrſchſüchtig, hatte ſich ihres Vertrauens und des häuslichen Scepters ganz und gar bemächtiget.“

„Die Mutter duldete, daß ſich dies Mädchen, das doch nur ein Geſchöpf ihrer Güte war, Freiheiten herausnahm, die ſie an ihren Töchtern mit Strenge gerügt haben würde. Sie wagte es nicht, ſich gegen eingeſchlichene Mißbräuche aufzulehnen, ſelbſt wenn ſie ſolche bemerkt hätte. Ich hatte mein eigenes Zimmer inne und aß bei meiner Mutter; doch meinen alten Platz am Tiſche und am Fenſter der Wohnſtube, wo ich ſonſt arbeitete, hatte die Chriſtel eingenommen. Und im Vaterhauſe iſt es nicht gleichgültig, wo man ſitzt! Da iſt die kleinſte Stelle ein Rahmen, der die Erinnerung umſpannt! Da ruht man in dieſem oder jenem Seſſel einer anderen Vergangenheit im Schooße! und wo der Seiger geht, der uns fröhliche Stunden ſchlug, wo der Holzwurm pickt, der unſere ſchreckhafte Kindheit mit abergläubiſcher Furcht ängſtete, da pulſirt ein Herz, und die todte Umgebung wird zu einem lebensvollen Gemälde, deſſen Sinn unſer Geheimniß iſt! — Meine Stellung drückte mich unbeſchreiblich; ſtill gekränkt, ſah ich mich verdrängt überall. Ich fühlte mich eine läſtige Fremde, die das mütterliche Mitleid hegte und ernährte, verwittwet und verwaiſet — übrig auf Erden! — Dort hatte der Tod mich aus dem Heiligthume meines häuslichen Glückes geſtoßen; hier war ich meiner kindlichen Rechte durch fremden Eingriff verluſtig gegangen.“ —

Hier gab Meta ihrer theilnehmenden Empfindung Worte, und ſprach: „Ich begreife Ihre damalige Lage, theure Frau, und ſehe wohl ein, daß die Thüren der Heimath ſich hinter der wegziehenden Tochter ſchließen müſſen, um ſich ſpäter nur der beſuchenden wieder zu öffnen, ſoll dieſe in Ihrem Falle nicht ſagen: Das Alte iſt vergangen; ſiehe, es iſt alles neu worden! ja neu! aber nicht ſelig, wie dieſer Spruch es meint.“

„Und dennoch!“ verſetzte Madame Hilbert, und ſah, leuchtenden Dank im Blicke, zu dem klaren Dome auf, darüber eine vergeltende Gottheit die Plane zu der Menſchen Glück und Heil herrlich hinausführt! „Selig iſt alles, was uns beſſer macht! — mir ward der Drang jener harten Verhältniſſe zum Stahl, der meinem Geiſte ſeine Funken entſchlug. Gott ſah die Geduld, womit ich ſtill zu ertragen ſuchte, was ich nicht zu ändern vermochte, und bürgerte mich, die ich von ſo vielen Seiten beengt und gedrückt war, in einen Himmel ein, wo es ewig heißt: es iſt noch Raum da!“

„Einen Traum muß ich Ihnen jetzt erzählen, liebſte Meta, der, wenn er mir auch nie mehr gegolten, als ein wunderbares Spiel der Phantaſie, doch weſentlich und in Wahrheit mein ſchriftſtelleriſches Schickſal begründen half. In einer Nacht, wo ich lange nicht hatte einſchlafen können, weil der Schein geweſener Tage heller aufgegangen war in meiner Seele, als gewöhnlich, träumte mir, ich ginge mit der Couſine Sally ſpazieren. Unſer Weg leitete ſacht eine

Anhöhe hinab, die Gegend war mir fremd, aber unbeſchreiblich ſchön, und ihr maleriſcher Reiz wechſelte mit jedem Schritte. Ich blickte ſeitwärts und ſah ein ſchmales, einſames Haus aus der Tiefe ragen. Wer aber wohnt dort im grünen Grunde? fragte ich, und blieb ſtehen, als hielte mich der Anblick jenes Gebäudes. Die Couſine ſchien ſich ob dieſer Frage zu verwundern. Es iſt die Tintenfabrik, antwortete ſie; ich glaubte nicht, daß ſie Dir unbekannt wäre. So wollen wir uns die Einrichtung anſehen — ſagte ſie, entſchieden wie ſonſt wohl, und ich folgte ihr in ſtummer Erwartung. Das Haus gewann eine erſtaunliche Größe, da wir näher kamen, und in ſeinem Flur verſchlang ein betäubendes Sieden und Brauſen der Couſine freundliches Bittwort, daß man mir die Anſtalt zeigen möge. Eine geſchäftige Wirthin war willfährig dazu und führte mich eine gewundene Stiege hinauf, die kein Ende nehmen wollte.“

„Ein Thür raſſelte auf und fiel ſogleich wieder ins Schloß, und als ich hinter mich ſah, war die Couſine ſammt der Schließerin verſchwunden. Ein leiſes Grauen faßte mich — doch der Rückgang war mir verſperrt, und das magiſche Düſter, welches in dieſen Mauern webte, zog mich an, zu unterſuchen, was ſie eigentlich umſchlöſſen. Dies war nun ſonderbar genug! In den Eſtrich waren große marmorne Behälter gefügt, deren bleiche Umfaſſung ſeltſam gegen die dunkle Fluth abſtach, die drinnen ſchäumte und welche ich alſobald für Tinte halten mußte. Ich ſtand vor dem erſten ſtill; ein bläulicher Duft ſchwebte über dem finſtern Borne, der unterirdiſchen Urſprungs ſchien; denn ein inneres Aufquellen in der Mitte des Beckens kräuſelte ſichtbar den Spiegel der ſchwarzen Fläche und umſchrieb ihn in unaufhörlichen, ſich mehr und mehr erweiternden Kreiſen, ohne daß eine Wirkſamkeit von außenher dabei zu bemerken geweſen wäre. Staunend blickte ich in die treibenden Bläschen, mir war, als ſähe ich Wunder, da ſich eines derſelben größer und größer geſtaltete, und durch einen Proceß, der vor meinen träumenden Augen vorging, ohne daß ich erzählen könnte, wie? zu einem beflügelten Figürchen formte, wie man das Glück ſinnbildlich darzuſtellen pflegt, mit ſchwebender Ferſe auf einer Kugel fußend, die durchſichtigen Schwingen ausgebreitet zum luftigen Fluge. Ich ſah deutlich, wenn auch im verſchwindenden Nu, daß dies kleine, wunderſame Gebild mir zulächelte, ein Laut des Entzückens und — ich erwachte. Das Herz klopfte mir in ſtarken Schlägen, das Blut rauſchte vor meinen Ohren — ich glaubte das Triebwerk der Tintenfabrik noch zu hören. Voll von dieſem ominöſen Traume erzählte ich ihn meiner Mutter. Du wirſt ein Glück haben, Irene, war ihre ſinnige Erklärung, das Dir auf irgend eine Weiſe aus der Tinte zufließt, ungeachtet, ſetzte ſie lächelnd hinzu, das Sprichwort deſſen Loos ſonſt eben nicht preiſen will, der in der Tinte ſitzt!“ —

„Ich ſchwieg dazu; ich hatte einen Brief in Gedanken, deſſen Erfolg mir wichtig war. Noch träumend im Wachen ſuche ich unter meinen Papieren, eine Rolle gleitet mir in die wühlende Hand, mein angefangenes und bei Seite gelegtes Manuſcript. Da erhellt ein Blitz mir das dunkle Verſtändniß des Traumes. Das wäre vielleicht mein Glück! denke ich in froher Ahnung und beſchließe, das Werk zu vollenden. Als ich nun die Bogen vor mir ausbreitete und ſah, wo ich ſo vergnügt, ſo hoffnungsvoll! abgebrochen hatte und nun, mich in tiefe Betrachtung meiner Leiden verſenkend, die Kluft der Trübſal maß, welche zwiſchen jenem Schluſſe und dieſem Anfang läge, da füllte ſich das leere Blatt mit heißgeweinten Tropfen, und das Auge Gottes las dieſe Schrift. Die mit Thränen ſäen, ſollen mit Freuden ernten — ſo ließ er auch mir geſchehen!« —

»Ich ſaß auf meinem Zimmerchen und ſchrieb in ſtiller Ruhe und Glückſeligkeit. Es kränkte mich nun nicht mehr, daß ich im Hauſe der Mutter faſt wie fremd angeſehen ward, ſeitdem die Muſen mit himmliſchem Erbarmen mir eine ſchönere Heimath geöffnet. Mochte es doch ſein, daß die hinterliſtige Chriſtel ihre häuslichen Anmaßungen ausdehnte und mein Näherrecht an das Herz der Mutter verkürzte, ich fühlte mich für all dies Bittere entſchädiget. Das enge, ſelbſtiſche Gemüth der Menſchen, mit denen ich theilweiſe verkehren mußte, ihre beſchränkte Einſicht, preßte mir keinen Seufzer mehr aus; war doch mein Gedanke frei, und meine Bruſt weit genug für eine ideale Welt!« —

»Eines Tages ſagte meine Mutter zu mir: Ich freue mich doch, daß Du nun ruhiger geworden biſt, meine Tochter! und ſchnell drückte ich den Mund in die Falten ihrer Wange, daß kein voreiliges Geſtändniß deſſen, was mich tröſtete, ſie in Schrecken ſetze; denn wie verſtändig meine Mutter auch war, ſo würde ſie doch geglaubt haben, der Gram hätte mir zu ſolchem Dünkel den Kopf verwirrt, wenn ſie gewußt, daß ich für den Druck ſchriebe. Sie hatte die vorurtheilsvolle Meinung einer Zeit, die auch damals ſchon vorüber war, von der Schriftſtellerei der Frauen, und hielt eine große Gelehrſamkeit dazu für erforderlich. Wie aber hätte ſie die ihrer Tochter zutrauen ſollen? Die gute Mutter! ſie kannte jene Verſe nicht, in denen es über die freie Gunſt der Himmliſchen ſo wahr als ſchön lautet: Nicht der Sehende wird von ihrer Erſcheinung beſeligt, ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geſchaut! Gern erwählen ſie ſich der Einfalt kindliche Seele, in das beſcheidene Gefäß ſchließen ſie Göttliches ein!“ —

„Meine Mutter tadelte an mir, daß ich zu viel allein wäre. Sie ſagte: Die Menſchen vergeſſen uns zuletzt, Irene, wenn wir uns ihnen allzuſehr entziehen. Lieber Gott! das hätte ich gewünſcht. Die unbeneidete Ruhe, die ſüße Stille, welche jeder genießt, der im Gedächtniſſe der Menſchen erliſcht, war ſtets begehrenswerth für mich; nie würde ich nach dem blendenden Glücke geſtrebt haben, mein Licht vor den Leuten leuchten zu laſſen, wobei ſie den kleinſten Schatten, der auf Stand, Geburt und Charakter fällt, heller ſehen!“—

„Als mein Werk nun fertig war, und ich nach unzähliger Durchſicht nichts mehr daran zu ändern fand, ließ ich es durch die dritte Hand einem Verleger anbieten, und ſorgte dafür, daß mein Name als Verfaſſerin in ſiebenfache Schleier der Verſchwiegenheit gehüllt bliebe. Die Aufnahme, welche das Buch fand, überflügelte mein kühnſtes Hoffen. Aber die Vorſehung wußte wohl, wie viel Ermunterung ich bedurfte! — Ich wähnte mich noch unentdeckt, als ein anonymer Brief von der Poſt mit einer gedruckten Inlage an mich gelangte. Es war eine günſtige Recenſion meines Werkes, aus einer Zeitſchrift herausgeſchnitten. Die erſte, welche mir zu Händen kam! Sie können denken, daß ich mich darüber freuete! allein nicht minder war ich erſchrocken, verrathen zu ſein. Nun, da Fremde mein Geheimniß wußten, erſchien mir das Bekenntniß davon an die Meinigen als eine Pflicht des Vertrauens.“

„Ich hatte meiner Mutter zuweilen etwas vorgeleſen; aber die Wahl unſerer gemeinſchaftlichen Lectüre war ſehr ſchwierig und unterlag mancherlei Bedingungen. So mußte alles Grauſame, Kriegeriſche oder ängſtlich Abenteuerliche davon ausgeſchloſſen bleiben, und der belletriſtiſche Geſchmack der Zeit liebt die Schauer des Entſetzens. Es war daher nur Weniges, was ihr gefiel. Das Geſangbuch von Richard Roos zum Beiſpiel, das hörte ſie mit unbeſchreiblichem Vergnügen; und Stoffe dieſer Art, als Bilder einer friedlichen Häuslichkeit, Errettung aus Noth, der Lohn frommer, vertrauensvoller Tugend waren nur nach ihrem Sinne und Beifall. Mit ſo viel Unbefangenheit, als mir nur immer möglich, wagte ich es nun, ihr mein Buch vorzuleſen. War es eine mütterliche Ahnung oder der bewegtere Ton meiner Stimme aus dem pochenden Herzen herauf, was meinem Vortrage eine größere Aufmerkſamkeit bei meiner Mutter gewann, als ſonſt? — Bei einer Stelle, die das Gefühl anſpricht, vergoß ſie Thränen, und ſagte: Gott ſegne den Autor, das Buch rührt mich ſehr!“ —

„Da legte ich es aus der freudezitternden Hand und ſank zu ihren Füßen, und indem ich mein Geſicht in ihrem Schooße verbarg, ſagte ich leiſe, als bekenne ich eine tiefe Schuld: So ſegnen Sie mich denn, meine liebe Mutter! ich habe dies Buch geſchrieben! — — O! das war eine heilige Stunde! — Als die Einwohner meiner Vaterſtadt es nun nach und nach erfuhren, daß dieſe eine Schriftſtellerin in mir groß gezogen, da machte ich herbe Erfahrungen. Der Neid ſah mit ſcheelen Blicken mein Thun und Weſen an, und es half mir nichts, daß ich ihn durch die äußerſte Anſpruchsloſigkeit zu verſöhnen ſuchte. Ach! wie tauſend oft habe ich an jenes Wort des Weiſeſten denken müſſen, kein Prophet ſei angenehm in ſeiner Heimath! — Man verbreitete, die Schriften, welche unter meinem Namen herauskämen, ſollte mein ſeliger Mann geſchrieben haben, und ich maße mir mit Unrecht ſein Verdienſt und ſeine Ehre an. Dies Gerücht fand zwar Glauben, wie alles Nachtheilige, widerlegte ſich aber in der Folge ſelbſt; denn ich ſchrieb fort, und nahm mitunter Beziehungen auf die neueſte Zeit; die Todten aber ruhen von ihrer Arbeit, und Thaten der Ewigkeit beſchäftigen den abgeſchiedenen Geiſt. Dann ſagte man, meine Manuſcripte wären Handſchriften, die ich im Archive des Gymnaſiums vorgefunden und für meine Zwecke zu benutzen verſtanden hätte. Genug, man ſagte mancherlei, doch ſelten die Wahrheit. Dieſe falſchen Zeugniſſe beunruhigten mich jedoch wenig. Wehe dem Schriftſteller, der bei ſeinem Werke noch daran denkt, was die Menſchen über ihn ſagen und urtheilen!“

„Auch nicht an die Recenſenten?“ fragte Meta mit einem Tone, der ein zweifelhaftes Hinhorchen war. „Ich denke mir,“ fuhr ſie fort, „den öffentlichen Schritt vor das Kunſtgericht ſehr peinlich, und würde, glaube ich, eine ſchmähende Kritik kaum zu überleben vermögen.“

„Sie würden es!“ verſicherte Madame Hilbert, und in dem Lächeln, womit ſie dieſe Gewähr begleitete, lag ein leiſer Spott, der wohl weniger dem reizbaren Gefühle des Mädchens, als deſſen Begriffe von dem kategoriſchen Imperative der Kritik galt. „Wie hoch ich auch,“ ſetzte ſie hinzu, „einen echten Kunſtrichter halte, welch eine wohlthätige Bildnerin des rohen Talents die Kritik auch ſei und bleibe, wie einflußreich auf den Geſchmack der Leſer: die eigene Erfahrung lehrt ſie doch am beſten würdigen. Von welchen kleinlichen Beweggründen hängt nicht ſchon das Urtheil des Laien ab! und auch der berufene Kritiker ſteht nicht immer frei genug von jeder ſelbſtiſchen Befangenheit auf jener Höhe der Einſicht, die den Blick des Urtheils gewährt! Wie ſelten wird der Autor richtig aufgefaßt! Jedes Verſtändniß iſt ja nur der Liebe eigen — und Liebe? und Kritik?“

Madame Hilbert lächelte flüchtig und ſprach ſofort: „Ich darf mich über die Recenſenten eben nicht beklagen; ſie ſind im Ganzen fein, ſanft und ſacht mit mir umgegangen. Nur ein Blatt hat mit herber Conſequenz mir den Freudenwein günſtiger Anerkenntniß, den fremde Zeitſchriften mir nach gethaner Arbeit zur Stärkung für eine neue reichten, ſtets mit Wermuth und Galle, zuweilen gar mit *Gift* vermiſcht! Und jenes Blatt war ein *vaterländiſches*! Dies allein ſchmerzte mich.“ —

„Sonſt fand ich eher Urſache, mich über unverdientes Lob beſchämt, als durch die Schärfe des Tadels verletzt zu fühlen. Man dichtete mir tiefe Zwecke der Kunſt an, wo ich faſt willenlos dem Erguſſe der Idee freien Lauf ließ, es hatte ſich alles ſo von ſelbſt gemacht, und ich ſah ein, daß der ſchöpferiſche Genius über unſerer Abſicht, ja, gleichſam über dem Bewußtſein ſtehe. — Da die Schriften der Frauen in der Regel mehr Werke des Gemüths als des Geiſtes ſind und auch ſein ſollen — wenn ſchon ein gewiſſer und fortſchreitender Grad der Ausbildung des letzteren dazu gehört, die Ideale der Phantaſie anſchaulich zu machen: ſo iſt der Schriftſtellerin vor allem Noth, daß ſie ihr Herz veredele und rein erhalte! Dann füllen die Himmliſchen dies heilige Gefäß mit Weihe, wovon es überſtrömt. — Das zarte, edle Gefühl einer Frau giebt die untrüglichſten Winke zur Wahrheit, und iſt weit geeigneter zu den feinſten Pinſelſtrichen eines Seelengemäldes, als der Verſtand des Mannes; aber freilich, es will erworben ſein! und die völlige Hingabe vieler eiteln Schwächen bezahlt es nur.“ —

„Ach!“ ſagte Meta mit traurig ſehnſüchtigem Neide, „dieſer Beruf ſcheint mir doch jeder, auch der ſchwerſten Aufopferung werth!“

„Er hat auch ſeine Schattenſeiten, wie alles, was der Ring der Erde begränzt,“ erwiederte Madame Hilbert, und zuckte die Achſeln. „Die beſte Schriftſtellerin,“ fuhr ſie fort, „wird ſchwerlich der Gefahr entgehen, ein wenig intolerant zu werden, während das Leben mit der Welt jene Duldung aneignet, deren wir für unſere eigenen Mängel und zu unſerem Frieden doch alle bedürfen. Auch iſt es ſehr erklärbar. Der beſtändige Verkehr mit Idealen macht äußerſt reizbar gegen die menſchliche Fehlerhaftigkeit, und die Feder, in weiblicher Hand, wird zu einem romantiſchen Maßſtabe, woran die Wirklichkeit verkürzt erſcheint. Deßhalb iſt es nothwendig, daß die Schriftſtellerin geſellig bleibe, ſo viel es angehen mag, wie große Selbſtverleugnung dies auch hinwiederum erfordert.“

„Die jüdiſche Secte der Eſſäer pflegte zu ſagen: Will einer gelehrt ſein unter uns, ſo ziehe er aus, und ſei es anderswo — und dieſer republicaniſche Wahlſpruch ſcheint ſich auf unſere chriſtlichen Zeiten übertragen zu haben. — Der ſchriftſtelleriſche Geiſt bleibe daher gebannt aus geſelligen Kreiſen! Verriethe jemals ein Ausdruck, rhetoriſche Figur der Rede, daß er ſich eingeſchlichen, ſo wird den Leuten unheimlich zu Muthe, ihr Geſpräch verſtummt, die offenen Thüren der Zutraulichkeit ſchließen ſich plötzlich, und mit dem Vergnügen iſt es vorbei. Sie wollen nicht dulden, daß, wie bei jener Fête der Buckligen, einer unter ihnen ſei, den ſie nicht zu den Ihrigen zählen.“ —

„Dies würden jedoch Viele gewiß nicht eingeſtehen wollen,“ entgegnete Meta lachend, „vielmehr ſollte der häufige Zuſpruch, welcher, wie man mir geſagt, Sie bei Ihren Arbeiten ſtört, den Beweis liefern, daß Ihr Umgang als Schriftſtellerin eben ſo geſucht, als geſchätzt ſei.“

„Das iſt etwas Anderes!“ ſprach Madame Hilbert, „die Gelegenheit führt dieſe Beſuche bei mir ein, aber dafür baue ich dieſer Göttin keine Altäre, wie manchen Kranz ich auch winden mußte. Dieſe ſtündlich begehrten, vorſchriftlichen Gedichte ſind eine arge Plage! Pegaſus im Joche einer abſpannenden Dienſtbarkeit iſt das treffendſte Sinnbild ſolcher Anſtrengungen. Wenn ich einmal ſterbe, ſo dürfte meine Privat-Correſpondenz einen intereſſanten Nachlaß für meine Erben abgeben; denn welcher feierliche, komiſche oder tragiſche Fall wäre wohl noch übrig, den ich nicht hätte beſingen ſollen? — Das Ungereimteſte in Verſe zu bringen, bin ich öfter angeſprochen worden.“ In guter Laune fuhr Madame Hilbert fort: „Kennen Sie das Liedchen, Mein Herr Maler, mal' Er mir u. ſ. w.? Es enthält einige Strophen, die lauten: Mal' er mir das ganze Dorf und die Kirche drinnen! Mitten ſteht ein Fuder Torf, viele Weiber ſpinnen — daran muß ich immer denken, wenn man mich um Verſe bittet, und hunderterlei Notizen und proſaiſche Rückſichten nennt, die in acht oder zehn Zeilen gebracht werden ſollen.“

„Vergangenes Frühjahr überſtieg das Sturmlaufen auf meine Willfährigkeit die höchſten Stufen der Geduld, ſo daß ich mich zu einer öffentlichen Abweiſung gezwungen ſah. Ich ließ ein kleines Gedicht an die Freunde meiner Muſe in die Zeitungen rücken, und hatte ein Weilchen Ruhe; doch ſehe ich kommen, daß dieſe Maßregel nicht lange vorhalten werde. Man hat die Anzeige, daß es mir an Zeit und auch an Luſt gebricht, dieſe Anſprüche zu befriedigen und auf ſolche Art meine geiſtige Kraft zu zerſplittern, als eine Neuigkeit aufgenommen, die man vergißt, ſobald die Blätter ihren Umlauf vollendet haben.“

„Aber,“ verſetzte Meta entrüſtet, „damit ſollten Sie doch verſchont bleiben! Es muß wirklich entſetzlich ſein, ſich nach empfangener Ordre für fremde Perſonen und deren Verhältniſſe begeiſtern zu müſſen, und wo etwa ein künſtlich gearbeiteter Strickbeutel zum Geſchenk gemacht wird oder ein ſchöngeſchliffenes Glas zum Geburtstage dargebracht, dies mit poetiſchem Senf zu füllen und in den erſteren die Blumen der Dichtkunſt zu ſticken.“

Madame Hilbert mußte herzlich lachen über Meta's drolliges Zürnen, daß ſie ſo heimgeſucht würde. Sie ſprach: „Das iſt nun einmal nicht ganz zu ändern, Liebe! Auch ſollen wir ja, wie die Schrift gebeut, einander dienen mit der Gabe, die ein Jeglicher von Gott empfangen hat. — Doch meine Erzählung iſt noch nicht völlig aus, und wird ſich erſt in einer letzten Klage über eine andere Drangſal ſchließen. Die Erfolge meiner Schriftſtellerei weckten weithin die Luſt, ſich auf gleiche Weiſe zu verſuchen. Ein unbeachtetes Mädchen, eine anſpruchsloſe Frau, war ich binnen wenigen Jahren zu dieſer Fähigkeit, zu dieſem Rufe gekommen, als hätte ein günſtiger Wind — der auf hebräiſch und griechiſch gleichbedeutend mit dem Worte Geiſt iſt, beides mir angeweht. Gebildetere oder vornehme Damen begriffen die Möglichkeit davon nur, indem ſie meinten, die Sache könne alſo durchaus ſo ſchwer nicht ſein. Mein Verleger ſchrieb mir, er ſähe ſich in die unangenehme Nothwendigkeit gedrängt, allwöchentlich abſchlägige Antworten geben und dicke Handſchriften zurückſenden zu müſſen.“

„Einige dieſer Damen wendeten ſich nun ſelbſt an mich mit der Bitte, ihre Arbeiten durchzuſehen, die ſie meiner Empfehlung anheim gaben. Dies ſetzte mich in große Verlegenheit und brachte mich in die peinlichſten Verlegenheiten. Ich mochte es noch ſo vorſichtig anfaſſen, ſelten entging mein

Handeln hämiſchen Auslegungen und dem kränkenden Verdachte des Neides. So oft ich nun öffentliche Klagen oder häufiger Spöttereien über die zunehmende Schreibſeligkeit der Damen las, ſchlug mir das Gewiſſen; nicht ſowohl, weil ich ſelbſt ſchrieb — eine überzeugende Stimme in tiefſter Seele, mein ganzes inneres Leben machte mich darüber gewiß — ſondern vielmehr, weil ich mir bewußt war, viele meiner Schweſtern, wenn auch unabſichtlich, verleitet zu haben, was bloß Neigung ſei, und ein ſpeculativer Blick auf die äußeren Erfolge — für Beruf zu halten.“ —

„Ich will ſolch eine Selbſttäuſchung nicht entſchuldigen, doch wüßten die Recenſenten, was zuweilen aus den armen, ſtrenggerichteten Frauen ſchreibt, ſie würden milder mit ihnen verfahren! Es dürfte bemerkenswerth ſein, daß man ſehr ſelten Schriftſtellerinnen oder Dichterinnen finden würde, mit ausgezeichnetem, körperlichem Reiz begabt,“ hier erröthete Meta — und Madame Hilbert fuhr fort, „vielleicht daß die Schönheit an ſich ſelbſt das Streben mehr nach Außen lenkt und einer Eitelkeit zuwendet, die nichts mit jener weiblichen Ruhmſucht gemein hat, welche dem Weſen unſeres Geſchlechts ſo übel anſteht. Ein blitzendes Auge entzündet auch ohne die Strahlen des Geiſtes, das Lächeln einer Roſenlippe iſt den Männern noch ſtets die Poeſie der Weiblichkeit geweſen, und eine ſchöne, weiße Hand wird geküßt, und wenn ſie auch kein orthographiſches Wort ſchreiben könnte. Aber — wenn eine mißfällige Geſtalt, mit einem warmen Herzen voll unerwiederter Liebe, den Strom des unterdrückten Gefühls, welcher der Quelle des Kummers entſpringt, trübe und dunkel, gleich dem Schickſale ſolcher Stiefkinder der Natur, durch die Feder ergießt, dann ſcheint es mir hart, wenn die kritiſche Vernunft der Männer eine Wehr dagegen baut, und wenn ich es auch nicht billige, daß man des Herzens Heiligſtes alſo der Verunglimpfung ausſetze, ſo darf ich es doch bedauern. — Dann bildet das Unglück und nicht die Leichtfertigkeit, wie der Aſſeſſor von Rolla aus einer Schlußfolge nachſagte, die das Lexikon des Herrn Schindel abgegeben haben ſoll — die meiſten Schriftſtellerinnen. Was den Albrecht Dürer als Künſtler vollendete, hat ſchon manche Frau verſuchen laſſen, die häusliche Leinewand, worauf ihre Thränen gefallen, mit dichteriſchen Farben zu trocknen. Der Druck des Lebens iſt es, der die weibliche Federkraft bewegt! — Aber der echte Zauberſtab der Kunſt, der die Wände der Alltäglichkeit vergoldet und den Dichter aus der engen Sphäre beſchränkter Verhältniſſe in ein unermeßliches Eldoraldo verſetzt, worin er ſich mit Luſt ergehen mag — wird nicht im Umſehen ergriffen! Die Götter reichen dieſe freie Kraft herab, daß ſie die Stütze ewiger Hoffnungen werde; und — Ovid ſagt: Fromme ſind Himmliſchen werth!“

Durch die Erwähnung des Aſſeſſors war Meta an ihr erſtes Zuſammentreffen mit Madame Hilbert erinnert worden. Sie fragte: „Wem aber gehörte das Kind, welches bei Ihnen war, als wir Sie auf der Terraſſe des Herrn Fürſt ſahen?“ Ein Lächeln glitt bei dieſer Frage über Meta's Züge. Sie dachte an den Irrthum des Schwätzers und an ſeine Beſchämung.

„Meinem Bruder!“ antwortete Madame Hilbert: „Er iſt angeſtellt und glücklich verheirathet; ſeine Tochter hängt mit Liebe an mir, und ich denke, wenn ſeine Familie größer werden ſollte, es mir ganz zuzueignen. Noch will die Mutter nichts davon hören. In B... traf ich mit den

Eltern zuſammen, die mich meines kleinen Lieblings wieder entledigten.“

Meta ergriff nun die Hand der Schriftſtellerin, drückte ſie wiederholentlich an ihre Bruſt, an ihren Mund, und ſprach: „Nehmen Sie, theure, geliebte Frau! meinen Dank für dieſe ſchöne, genußreiche Stunde, welche mir unvergeßlich bleiben wird! — Noch hätte ich Ihnen meinerſeits eine Eröffnung zu machen — aber heute — heute vermag ich es nicht! Auch iſt es bereits zu laut im Schloſſe für eine ſchüchterne Mittheilung, die nicht leiſe genug geſchehen könnte.“ —

„Gut denn!“ ſagte Madame Hilbert einladend und beſtimmt, „alſo morgen um dieſelbe Zeit!“ und kaum war dies letzte Wort geſprochen, als Frau von Evany, der fröhlichen Schaar ihrer Gäſte voran, die Thüren öffnete, um die Ausbleibenden zur Rechenſchaft vor das Tribunal der Geſellſchaft zu ziehen. Ein fröhlicher Lärmen erfüllte nun das ſtille Zimmer, und Madame Hilbert, wie Meta, mußten dem Zuge der Freude folgen.

Auch dieſer Tag ging luſtig, wie der vorige, hin, und nach einer Nacht, worin ſo mancher Kopf in der gaſtlichen Verſammlung auf Rebenſtein illuminirt geweſen, und der Taumel des Vergnügens, nicht der des Schlafes, erſt ſpät zum Traume ward, ging Meta abermals wie auf Socken den geſtrigen Gang. Madame Hilbert ſaß und ſchrieb, und Meta wollte zurück, die Schriftſtellerin nicht zu unterbrechen. Dieſe aber ſtand ſogleich auf, und ſprach: „Kommen Sie, mein gutes Kind! Sie ſtören mich in nichts, was mir wichtiger wäre, als zu hören, was Sie mir zu ſagen haben. Ich bin mit ganzer Seele bei Ihnen und unſerer Unterhaltung!“

Dieſe Aufnahme war ermunternd für Meta's blödes Geheimniß. Sie ſetzten ſich nun zuſammen ans Fenſter, und während auf des Mädchens Wangen ein ſchöneres Morgenroth entbrannte, als worin die Burg herüberglomm, und die aufflammende Sonne beide Geſtalten mit Licht und Wärme umfloß, fing Meta an, den Lauf ihres jugendlichen Lebens zu erzählen. Sie ſchilderte das Eden ihrer Kindheit, das Paradies ihrer erſten Liebe, den botaniſchen Garten — und der Thau der Wehmuth benetzte dabei jedes Vergißmeinnicht der Erinnerung. Wie ſanft ſich auch der Täuſchung bitterer Schmerz hinſichtlich des Doctors ausſprach, daß er die tiefſte Gemüthskraft des armen Mädchens erſchöpft, war nicht zu verkennen. Wie ſie an ihres Vaters Tod kam, verſagte Meta's bebende Stimme, und ſie mußte ein Weilchen inne halten. Auch ſchien, was nun kommen würde, ihr beſonders ſchwer zu fallen.

Meta hatte, ſeit ſie ſich ſelbſt verſtehen lernte, ihre Gedanken und Empfindungen zuweilen in Verſe gebracht, und dieſe Uebung ſehr liebgewonnen. Die Klagen ihres Herzens, metriſch ergoſſen, waren öfters der ſtille Troſt dieſes leidenden Herzens geweſen, und eine Elegie auf die Vollendung ihres Vaters hatte ihr gezeigt, wie das Leid zum Liede werde, und der trauernden Liebe Engelflügel angeſetzt, ſich in den Aether ſeiner Heimath nachzuſchwingen, da eine Hand voll Erde den geliebten Leib begräbt, der uns erblaßte. —

Sie hatte gedacht, wenn ſie ſich nun jener ſüßen Beſchäftigung ganz widmete, ob nicht vielleicht dieſer ſtille Trieb, ſorgſam gepflegt, zu einer Palme werden könnte, deren Himmelsfrucht ihr und ihrer Mutter Brod und Frieden gäbe. — Darüber nun ſollte Madame Hilbert entſcheiden, und Meta ließ eine Rolle Papiere, welche allerlei poetiſche

Verſuche enthielt, in den Schooß der Schriftſtellerin gleiten. Doch Madame Hilbert mußte alles, alles! wiſſen; ſo durfte Meta ihr auch nicht verſchweigen, welche Ahnung dieſer dämmernden Ausſicht, in goldne Fernen der Hoffnung, entgegenſtehe und Meta's ſchwankende Entſchließung bisher theilte. Herr Fürſt, dieſer würdige Mann, der eine ſo dankbare Rolle in dem Schickſale des Mädchens ſpielte, ſchien in ſchweigender Abſicht und jenem geduldigen Harren, das auf feſten Gefühlen beruht, Meta Zeit gegönnt zu haben, bis ihr Herz geheilt und fähig wäre, frei und unbefangen zu prüfen, ob ſie ſeine Gattin werden und das Glück der Ehe von einer Freundſchaft und einem Charakter erwarten könne und wolle, die ſich ihr bewährt gezeigt hatten. Sie glaube dieſe Frage in ſeinen Augen zu leſen, und ein beklommenes Vorgefühl halte ſie, ſo oft er ſich ihr nähere, ſeines Antrags gewärtig. Deßhalb ſei es jetzt an der Zeit und für Meta ſehr wichtig, den Ausſpruch der Madame Hilbert zu hören, den ſie mit unbedingtem Vertrauen erwarte, und ſie lege mit jenen Blättern das Verhängniß ihrer Zukunft in dieſe geweihte Hand.

Da Meta nun in einem tiefausathmenden Seufzer verſtummte, blickte Madame Hilbert ſie gedankenvoll an, und ſprach mit innigem Tone: „Ich ſchätze dieſes holde, kindliche Zutrauen, wie ich ſoll, und will es in Wahrheit erwiedern! Dieſe Sammlung von poetiſchen Aufſätzen laſſen Sie mir wohl eine Weile, daß ich ſie mit Muße leſen und ſichten könnte? — Wenn ich auch im Voraus weiß — wie ich mir zu ſagen getraue — daß es Nachtigallenlieder der Sehnſucht ſind, die am ſchönſten und ſchmelzendſten den Frühling des Lebens durchhauchen, wenn ſolch ein Regenſchleier ſeine heitern Strahlen trübte!“ Bei dieſen Worten deutete Madame Hilbert mit zartem Bemerken auf ein paar Thränen an Meta's ſchönen Wimpern, die in dieſem Augenblicke ſacht niederträuften. „Aber, meine gute Meta!“ fuhr ſie fort, „unſer Geſchlecht trägt ewige Keime in den Kelchen vergänglicher Blüthen! Und das ganze Leben des Weibes ſoll und darf nicht nur ein Geſang der Liebe in den flüchtigen Tagen des Lenzes, ſondern ein hohes Lied im aufſteigenden Chor der Engel ſein! — Was unſere Beſtimmung, iſt durch ein göttliches Geſetz auch unſer Glück! O meine Meta! die Sie nun wiſſen, wie unzuverläſſig jedwedes Verhältniß der Leidenſchaft ſei, wenn jener Mann, den ich an Ihrer Seite ſah, und deſſen würdige Geſtalt den Adel der Geſinnung darſtellt, Ihnen nur keine, auch die allerunbeſtimmteſte Abneigung einflößt, wenn Ihnen ſeine Nähe vielmehr ein Gefühl des Vertrauens, des Schutzes gewährt: o! dann tragen Sie das himmliſche Feuer der Poeſie auf ſeinen Hausaltar über und ein Gott wird die Schwelle bewachen! Verwandeln Sie, eine holde, gute Fee, die Mauern, in denen Friede und Freude wohnen, in einen Zauberſpiegel, der die gemeinſten Erſcheinungen verſchönernd wiederſtrahlt, und Ihr Mann wird gebannt ſein in den häuslichen Kreis der Liebe, und ſeinen Reichthum, köſtlicher als Gold und Perlen, in Ihnen ſehen! — Und wenn einſt eine zarte Menſchenblume an Ihrem Buſen ſchliefe — dann wäre der Dichtung ſchönſte Blüthe daneben verblichen. Mutterglück! ſeliger Gedanke Gottes! Süße Stille, heilige Genüge ſchweben um die Wiege, woran die Mutter mit verhaltener Stimme ihrem Liebling ein Schlummerlied ſingt! — Die Jahre fliehen ſchnell — wenn eine Mutter in den Zügen ihrer Kinder die Schrift der Unſchuld lieſ't, woran die Welt noch kein Jota verwiſchte, wenn der Ausdruck reiner Frömmigkeit und Tugend in den kindlichen Seelen ſie rührt, dann hebt Entzücken ihre Bruſt, und ſie darf ſich ihres Werkes freuen. Der Anblick der Myrte in den Locken einer wohlgerathenen Tochter wiegt tauſend Lorbeerkränze auf, welche um die Schläfe der Mutter verrauſcht wären! — Ich ſelbſt bin Schriftſtellerin! und eine glückliche, wie Sie wiſſen; — aber hätte Gott mich mit Kindern geſegnet, ich würde nichts geweſen ſein, als ihre Mutter!“ — — —

Hier ſchwieg Madame Hilbert in tiefer Bewegung, und Meta bewährte alle dieſe Worte in dem ergriffenen Herzen.

Einige Tage nachher ſaß Meta zurückgekehrt von Rebenſtein, einſam in ihrer Wohnung zu B.... Noch hatte Herr Fürſt ſich nicht ſehen laſſen, und Meta war ſehr unruhig über dieſes Ausbleiben; die wechſelnde Sorge, ob dieſer ihr einziger Freund krank, ob er ſchon abgereiſt, ob er zürnend ſei — beſchäftigte ſie in ſinnender Spannung. Die Profeſſorin war der einladenden Bitte einer kranken Dame aus ihrer Bekanntſchaft gefolgt und auf ein paar Stunden ausgegangen, und Meta, des Alleinſeins froh, daß ſie ungeſtört durch die quälenden Vermuthungen der Mutter, ihren Gedanken nachhängen könnte.

Die Luft wehete ſchärfer als zeither, die Fenſter waren angelaufen, und in dem Kamin, wovor Meta auf einem Fußbänkchen ſaß, brannte ein beſcheidenes Feuer. Das Kniſtern und Singen der Flamme, dieſe winterlichen Stimmen! der dichte Hauch an den Scheiben und die Erinnerung an das genoſſene Vergnügen der Weinleſe ließen Meta daran denken, daß die Freuden der Natur nun wohl vorüber wären.

Sie ſeufzte tief, denn auch der Freund blieb dann nicht länger, und eine vorwurfsvolle Aengſtlichkeit ließ ſie fürchten, ihn beleidigt zu haben, daß er vielleicht gar ohne Abſchied fort wäre, ſonſt, meinte ſie, würde er gewiß gekommen ſein. —

Meta ſaß, den Schooß voll zuſammengerollter und gefalteter Papiere, deren eines nach dem andern ſie der aufflackernden Lohe zu zehren gab; leiſe ſprüheten goldene Funken umher, des Mädchens Antlitz und Geſtalt glühete verklärt, und der Wiederſchein, der die nächſten Gegenſtände erhellte, vollendete das maleriſche Bild. Es war dies ein heiliger Opferdienſt, und Gott ſiehet das Herz an! —

Als das letzte dieſer Blätter, von einem Thränlein befeuchtet, zu Aſche verglommen war, rollte ein Wagen vor das Haus, die Thür ging mit hellem Schalle der Klingel. Meta lauſchte — das Geräuſch eines Kommenden näherte ſich der Treppe, jetzt war der unterſcheidende Schritt des Herrn Fürſt vernehmbar.

Meta flog ihm entgegen. „Dem Himmel ſei Dank, daß Sie nun wiederkommen! Schon fürchtete ich, Sie wären fort!“ rief ſie in freudiger Aufregung und drückte ſeine Hand, welche die ihrige faßte. Er war in voller Reiſekleidung, und ein banger Blick aus Meta's ſtrahlenden Augen glitt daran herab und ſprach ihr Befremden aus, ihn ſo gerüſtet zu erblicken. Herr Fürſt ſtand überraſcht. Er hörte es dieſem Empfange an, daß der Hoffnung Blatt ſich günſtig für ihn gewendet, denn die Liebe hat zu aller Zeit ein feines Ohr! —

„Meta!“ ſagte er, nur mühſam an ſich haltend, „und das konnten Sie glauben? — So hätte denn auch der ältere Freund keinen Anſpruch an Ihr Zutrauen, das um

Meta ſich erworben zu haben, ſein liebſter Gedanke, ſein ſchönſter Traum war?“ —

Dieſer Vorwurf, zärtlich gemildert, enthielt die bündigſte Verſicherung einer Freundſchaft ohne Wanken, die auf den Pfeilern der Erfahrung ruhete — und Meta antwortete beſchämt: „O vergeben Sie mir! Mein Schickſal hat mich furchtſam gemacht, und nur zweifelnd hält meine Seele an den Stützen ihrer Hoffnung feſt!“

Herr Fürſt lächelte. Er umfaßte Meta ſanft, als ſolle ſie an ſeine Stärke ſich lehnen; aber er fühlte ſich ſo ſchwach — und das Herz bebte ihm vor Entzücken. Doch zu edel, um Vortheil von dieſer glücklichen Minute und von der Hingebung des Mädchens zu ziehen, das in ihm vielleicht nur den väterlichen Freund ſah, ließ er Meta los, und ſprach, ſich ermannend: „Was iſt das Leben ohne ein gläubiges Gemüth, das ſich über den Unbeſtand der Dinge erhebt, ohne vertrauende Liebe? Einſt dachte auch ich in tiefer Zerriſſenheit des Gemüths, die Treue wäre ein leerer Wahn — da war ich ſehr unglücklich! Aber ſpäter bin ich zu dem Frieden der Ueberzeugung gelangt, daß der Menſch dieſe himmliſche Tugend üben könne. Sie wohnet nur in ſtillen Herzen, und nimmer muß man bei der Thorheit der Welt, bei der Leidenſchaft ſie ſuchen.“

Meta ſah zu Boden und ſeufzte; Herr Fürſt entledigte ſich nun der wärmenden Verpackung, und ſagte, er käme von einer Reiſe, die er ſchleunigſt habe unternehmen müſſen; kaum hätte er gehofft, Meta ſchon zurück von Rebenſtein zu finden, als er die Fenſter dieſer Wohnung hell geſehen und ſeinen Wagen halten laſſen. Dann fragte er, wo die Mutter ſei. Meta ſagte es ihm. Noch einmal ergriff Herr Fürſt des Mädchens Hand und ſprach: „So dürfte ich wohl auf ein ungeſtörtes Stündchen rechnen — ich habe Ihnen etwas zu erzählen — etwas zu ſagen, Meta!" —

Meta hörte faſt die Schläge ihres Herzens, denn ihre Stunde — ſie fühlte es! war nun gekommen; dem ſanften Zuge nachgebend, nahm ſie an des Freundes Seite in dem kleinen, engen Sopha Platz und horchte lautlos ſeinem Vortrage. Herr Fürſt war ſichtlich in ſtürmiſcher Bewegung, die er durch äußere Ruhe zu meiſtern ſuchte; doch ohne Säumen, als dränge die fliehende Secunde ſein Geſtändniß, begann er mit eilenden Worten: „Sie wiſſen eigentlich noch wenig von mir, mein gutes Kind! Und wenn auch meine Vergangenheit nichts anderes iſt, als ein gewöhnlicher Roman des Lebens, ſo dürfte er Ihnen doch ein Commentar meines Weſens, und" — ſetzte er mit fallender Stimme hinzu, „vielleicht die Apologie meiner Wünſche ſein." —

„Meine Heimath M...... war auch die meines Vaters, eines Weinhändlers daſelbſt. Trotz ſeiner emſigen Befliſſenheit in dieſem Geſchäft, konnte er nicht recht aufkommen; hindernde Umſtände verkümmerten ſeinen Erwerb und machten ihm den Segen der Traube zu Waſſer. Mein Vater, der ſich darüber grämte, kämpfte redlich gegen das ſtärkere Schickſal, und da er matt zu werden anfing, ſtarb meine Mutter, nachdem ſie mich geboren. Sie ging, ein Opfer für ſein zeitliches Wohlergehen, zu Gott! denn bald darauf heirathete er eine ſteinreiche Wittwe, und nun floß ihm das Glück von allen Seiten zu. — Auch dieſe Frau gab ihm einen Sohn, der jedoch ſchwach, wie die zweite Liebe meines Vaters war. Er ward mühſam auferzogen, und blieb ein dürftiges Bild der Kränklichkeit und ſchwachſinnig. Ich mußte meinen kleinen Halbbruder geiſtig und leiblich übertragen, und dies knüpfte ein Band herzlicher Eintracht zwiſchen uns feſt.“

„Mein Vater erreichte kein hohes Alter, und ich ſtand ſeiner Wittwe in dem Geſchäfte bei, das ſich ungeheuer vergrößert hatte, und worin ich und mein Bruder erzogen worden war. Das Teſtament meiner Stiefmutter, die dem Vater nur einige Jahre ſpäter nachfolgte, lautete: daß, wenn ich der brüderliche Gefährte ihres Sohnes Tobias bliebe und ihn dereinſt überlebte, ich ſein Erbe ſein ſolle.“ —

„Es hätte dieſer goldenen Feſſel nicht bedurft, mich an den Jüngling, der mein Bruder war, zu ketten; aber ſie bezeichnete den engen Ring meiner Pflicht, und ſchloß all mein Denken und Sinnen an ſein Wohl, an ſeine Zufriedenheit. Wir blieben zuſammen und hatten nur einen Willen. Ich beſorgte unſere Geſchäfte auf Reiſen, denn meines Bruders Geſundheit, obwohl zart, war doch nicht ſo gefährdet, daß ich, da ich ihn unter guter häuslicher und ärztlicher Pflege wußte, nicht eine längere Entfernung hätte geſtatten können — und Tobias hielt unterdeſſen Aufſicht über das Haus, deren mechaniſcher Zuverläſſigkeit — ſo zu ſagen — ich vertrauen durfte. Dumpf, aber ſtreng beobachtete er die geſchäftsmäßige Ordnung, und ein gewiſſer Inſtinct der Nothwendigkeit ließ ihn ſtets, zu meiner größten Verwunderung, die zweckdienlichſten Maßregeln treffen, wenn er ſich derſelben auch nur halb bewußt war. O Tobias! dachte ich oft gerührt, ein Engel gehet unſichtbar Dir zur Seite! die Unmündigen ſind wahrhaft Kinder Gottes, und ein guter Geiſt vertritt ſie! — Sein leiſeſtes Wort fand Gehorſam, denn er war ſehr geliebt! und das traurige Verhängniß ſeiner Jugend, mitten in der Fülle von Glücksgütern, weit entfernt, Grauen zu erregen, rührte auch das roheſte Herz.“

„Im November kehrte ich heim, und wir verlebten nun den Winter gemeinſam, doch ſtill, weil mein Bruder kein Mann für die Geſellſchaft war, der ich um ſeihetwillen entſagte. Oft ſchon war mir in dieſer häuslichen Eintönigkeit der Gedanke zu heirathen gekommen; doch war ich frei, und alſo bedenklich, denn die Gattin meiner Wahl mußte auch ein Herz für den armen Tobias haben, und den Mädchen, die ich kannte, durfte ich kaum eines für mich ſelbſt zutrauen.“ —

„Wiederum war ein ewiglanger Winter mir in öder Sehnſucht dahingeſchlichen. Mit dem Frühjahre kamen gewöhnlich Schauſpieler in unſere Stadt, die dann bis in des Sommers Mitte zu verweilen pflegten und ihre Rechnung fanden. Mein Bruder liebte das Theater; dieſer Genuß, wobei er ſich leidend verhalten durfte, ſagte ihm vor allen zu, und ich ſorgte dafür, daß er nur heitere Stücke ſähe, weil jeder traurige Eindruck ſeine ſchwachen Nerven krankhaft angriff. Eines Abends bezeigte er jedoch brennende Luſt, das angekündigte Trauerſpiel zu ſehen, und ich konnte ſeinem wiederholten Bitten nicht widerſtehen, ihn zu begleiten. Wir gingen zur rechten Zeit, kamen aber dennoch zu ſpät; denn es konnte bereits kein Apfel mehr zur Erde. Nur mit der äußerſten Anſtrengung verſchaffte ich meinem Bruder einen Platz im Parterre, während ich ſelbſt, ſeitwärts der Bühne, an einer Säule lehnte, und meine Blicke zwiſchen dem Proſcenium und der Bank, worin mein Bruder ſaß, theilte. Seine nächſte Nachbarin nach Außen war ein ſehr hübſches Mädchen, mit einem runden, vollen Geſichtchen in roſiger Jugendblüthe. Tobias matte Bläſſe war mir nie mehr aufgefallen, als jetzt. Meine Nachgiebigkeit gegen ſeinen Wunſch, dies ergreifende Stück zu ſehen, kam mir als ein gefährliches Wagniß vor, und ich hielt ihn im Auge, als könnte ich ihn damit über einer ſchädlichen Rührung emporhalten. Aber nur leiſe beſeelte die theatraliſche Wirkung ſein Geſicht; des Mädchens Züge hingegen ſpannten ſich durch alle Grade der Theilnahme und waren ein Spiegel jener tragiſchen Scenen; die hellen Aeuglein vergoſſen tauſend Thränen — Tobias ſaß wie unter der Traufe.“

„Eine Kataſtrophe näherte ſich, und gab meiner Aufmerkſamkeit die allgemeine Richtung. Die Stille unter den Zuſchauern ward ſtiller, ein Seufzer ſäuſelt empor — ein ängſtliches Flüſtern wird laut; ich wende mich um, und mein Bruder liegt ohnmächtig auf der Schulter ſeiner Nachbarin, die ihm ſacht ihren Beiſtand leiht. Sie nimmt ein verwelktes Büſchel Reſeda vom Buſen und hält es ihm vor, ſie reibt ihm die Pulſe und trocknet ihm mit einem kleinen Tuche die feuchte Stirne. In Angſt ſuche ich ſeine Nähe zu erreichen, und im Drange der Menge, die nicht weichen noch wanken will, in der Verwirrung des Schreckens findet doch die Vorſtellung Raum und Gehör, wenn Tobias dermaleinſt von ſeiner künftigen Schwägerin ſo liebreich gepflegt würde!“ —

„Die Geſchwiſterliebe verrieth mein Herz. Sobald der Act zu Ende war, führte ich meinen Bruder hinweg. Er ſchob dieſen Zufall auf die ſtickende Hitze. Ich bemerkte ein fremdes Taſchentuch in ſeiner Hand, es war des Mädchens; der arme Kranke hatte es in der betäubenden Eile, worin ich ihn fortzuziehen ſtrebte, mitgenommen. Roſa von Müller ſtand in einem Zipfel mit brauner Farbe ausgeſchrieben. Alſo ein adeliges Fräulein! aber ein armes, — denn das Tüchlein war nicht eben fein. Auf mein Forſchen und Fragen erfuhr ich nun, daß ein invalider Premier-Lieutenant von Müller mit ſeiner Tochter hier ganz ſtill von einer kärglichen Penſion lebe. Ich ſprach mit meinem Bruder, und ſuchte dann, ſeiner freudigſten Zuſtimmung verſichert, das vergeſſene Verdienſt und das Glück meiner Zukunft in einer Winkelgaſſe auf. — Ich trat in eine ſichtlich herabgekommene Wirthſchaft. Der Invalide lag auf einem Kanapee mit geflochtenem Rohr beſpannt und hielt verſpätete Mittagsruhe; ein weißer Pudel bewachte treuen Auges den Schlummer ſeines Herrn und ſchnappte Fliegen. Roſa beſſerte einen Schlafrock ihres Vaters aus, der eine Karte veralteter Muſter war. Die ſprechendſte Aermlichkeit hatte überall ihre Zeugniſſe ausgeſtellt."

„Der Gedanke, daß ich dieſe holde Dürftige in eine beſſere Lage verſetzen, daß ich der Fuß ihres lahmen Vaters, der ſo ſorglos ſchlief, und dem die Vorſicht einen Schwiegerſohn im Schlafe gab, würde ſein können, erregte in mir ein ſeliges Gefühl. Roſa erröthete, da ich eintrat; doch im Nu wendete ſie Geſicht und Hand dem zottigen Wächter zu, der dieſem Wink gehorchte und ſtumm blieb. Mein Fräulein! ſagte ich, und küßte zitternd ihre Hand; denn all mein Muth wollte mich nun, da es zur Sprache kam, verlaſſen; ich bringe Ihnen Ihr Tuch zurück, welches mein Bruder, unwiſſend, daß er ſich an fremdem Eigenthume vergriffen, an ſich behalten. — Ein neuaufwallendes Roth ergoß ſich über ihre Wangen; ſie griff haſtig nach dem Tüchlein, ich aber hielt es noch feſt, und fragte, ob Roſa die Legende von der heiligen Veronica kenne. Sie verneinte es. Ich ſagte nun, dieſe habe einſt mit ihrem Schweißtuche das Antlitz des Erlöſers getrocknet, und fortan ſei ihr ſein göttliches Bild, ein Wundergemälde! in dem Tüchlein geblieben. So habe auch das Fräulein gethan, und Chriſtus Jeſus wolle, was dem geringſten ſeiner Brüder auf Erden geſchehe, als ihm ſelbſt erwieſen, vergelten. Und ſo hätte ich denn, wenn ich das Tuch angeſehen, ein Bild voll ſanfter, verzeihender Huld und die Züge des milden Erbarmens darinnen erblickt. Möge es Ihnen nun, ſchloß ich, keine andere als Freudenzähren trocknen!«

»Da erwachte der Vater und ſtarrte den fremden Mann an. Roſa aber lächelte über den Schwärmer, und ich hielt den Aufgang dieſes Lächelns für den Morgenſtrahl der Liebe! Ich wiederholte nun meine Beſuche, und bald war der Augenblick gekommen, wo ich den Vater in Abweſenheit ſeiner Tochter fragte, ob Roſa's Herz noch frei ſei. Schon wollte er mit einem raſchen, Ja! antworten, da trat ſtatt des kleinen Wörtchens ein Lächeln auf ſeine Lippen, und er ſprach: Bis auf eine Liebhaberei, die leider eine heftige Leidenſchaft iſt.«

»Der Athem ſtockte mir. Ich meine die Theaterſucht! fuhr er fort, ſo lange die Schauſpieler hier ſind, kommt Roſa nicht aus dem Fieber, und ich glaube, ſie wäre im Stande, ihres Vaters Porteépée zu verſetzen, um dieſen Hang zu befriedigen. — Ich Thor! und nach dieſer Erklärung bat ich ihn um die Hand ſeiner Tochter. Roſa ward meine Frau; aber Gott weiß es, daß ich nicht glücklich ward durch dieſe Wahl! Ich umgab ſie mit Ueberfluſſe, ich ſorgte für ihren Vater; allein unbegreiflich ſchnell überhob ſie ſich der beſſeren Lage. Was ihr zuerſt mein Herz abwendete, war ihr ſchnödes Betragen, ihr auffallender Widerwille gegen meinen Bruder, der in rührender Gutmüthigkeit nach jedem Winke der herriſchen Schwägerin haſchte, um ſich ihr gefällig zu erzeigen. Vergebens führte ich ihr zu Gemüthe, daß dieſer Arme es ja ſei, welcher uns reich gemacht, und daß ſie ihm nur allein den Wohlſtand verdanke, deſſen ſie ſich im volleſten Maße bediente. Sie ward ihm durch ſolche Verſuche, ihre Dankbarkeit anzuſprechen, da ihr Mitleid ſchwieg, nur noch mehr gehäſſig.“

„War die Schauſpieler-Geſellſchaft am Orte, ſo befand ſich meine Frau in einem Zuſtand der Aufregung, wie ihr Vater ihn mir ganz richtig beſchrieben hatte. Sie würde keine Vorſtellung verſäumt haben, und wenn der Grund dazu noch ſo wichtig und dringend geweſen wäre. Roſa machte ſich den Actricen bekannt und durch allerlei freigebige Artigkeiten angenehm; ſie wußte zunächſt die Schauſpieler zu verpflichten, wenn mir dies auch damals zu meinem Frieden verborgen blieb. — Sobald die Bühne abgebrochen und die Geſellſchaft weiter gezogen war, ſchrieb meine Frau dramatiſche Entwürfe, die ihr Erſatz geben mußten für theatraliſche Plane, deren Heldin ſie ſelbſt war. — Ich habe ſpäter Bruchſtücke davon geleſen. Mein häusliches Mißverhältniß verſtimmte, ja, es verſtörte mich! Ich verſank in eine Tiefe des Kummers und der Reue, daß ein paar ſchöne Thränen, eine Wallung der Weiblichkeit, mich ſo grauſam getäuſcht hätten; die Erinnerung an meinen Vergleich mit dem Tüchlein der heiligen Veronica war eine frevle Ironie für meine gegenwärtigen Erfahrungen.“ —

„Doch durch wie viele Fehler und Thorheiten Roſa die Duldung des Ehemannes auch erſchöpfte, meine Ehre hatte ſie bisher verſchont — wenigſtens glaubte ich es. Die Schauſpieler waren wieder da, als ich eine kleine Reiſe unternehmen mußte. Die Förderung des Geſchäfts, was den Anlaß dazu gab, ging jedoch ſchneller von Statten, als ich vorausgeſehen, und ich kehrte um einen Tag früher zurück. Es war gegen Abend; vom Schauſpielhauſe, dem meinigen ſchräg gegenüber, rauſchte die Muſik der Oper in die dämmernde Stille des Marktes. Das unterbrochene Opferfeſt wurde gegeben; ein kleines Nebenſpiel davon führte man ganz im Stillen auf, und ich kam gerade zurecht, um den Schauſpieler wider Willen zu geben. — Auf der Treppe ſtand Tobias, als hätte er mein gewartet. Er breitete die Arme nach mir aus, und ſagte: Gut, daß Du kommſt, lieber Bruder! ſie ſpielen Komödie — — — ich ſah ihn an, und dachte, er meinte drüben — er aber zeigte nach oben, und oben wohnte meine Frau. Der Stich einer böſen Ahnung ging durch mein Herz; auch lächelte Tobias ängſtlich, wie wenn ein Kind ſchmeichelnd und mit weinerlichem Lachen einen Schaden erzählt, um der zürnenden Wirkung vorzubeugen.“

„Ich umarmte ihn haſtig und eilte hinauf. Roſa ſtützte ſich entfärbt und an allen Gliedern zitternd, auf einen Stuhl die breite, ſeidene Gardine, welche den Alkoven bildete, wankte noch. Ich wehrte die Entgegenkommende ab und raffte mit einem ſchnellen Griffe den Vorhang aus einander. Da ſtand der erſte Liebhaber, der heute in der Oper frei hatte — ein erbärmlicher Statiſt! — Mit tiefer Indignation ſprach ich: Mein Herr, nie ſpielten Sie eine verächtlichere Rolle! Er entſchlüpfte — und die Scene, welche nun erfolgte, iſt nicht für eine Meta. — In der zweiten Nacht darauf ging Roſa mit dieſem Schauſpieler durch, und bedachte ſich gut.“ —

Mein Herz, tief verwundet an Liebe und Ehre, blutete lange, lange! Ich bat Gott, daß er mich vor Menſchenhaß bewahren wolle, wozu ich in jener Stimmung hinneigte, ich wäre dann noch unglücklicher geweſen. Meines Bruders zärtliche Treue tröſtete mich leiſe, die Zeit heilte langſam den Schmerz des Verraths. Ein Zufall, wenn anders irgend eine Fügung ſo genannt werden dürfte — führte mich in die Felſen, wo jetzt die Schmiede ſteht. Es traf ſich wunderſam, daß ein nützlicher Zweck ſich mit meinem beſonderen Gefallen an dieſer lieblichen Einſamkeit vereinigen ließ. So bauete ich das Haus, an die Stelle eines verfallenen Hüttchens, deren Bewohner, genügſam wie Philemon und Baucis, nur von dem Zuſpruche der Muſenſöhne lebten, die der maleriſche Reiz dieſer Anhöhe hierher zog. Ich kaufte den guten Alten das Eigenthumsrecht ab, und der Bau ward durch ungefähre Veranlaſſung eine vulcaniſche Werkſtatt, auf der die Bewirthung der Studenten, gleich einer Fundation, haftete.“ —

„Ich richtete mich nach meinem Geſchmack ein, und brachte ſeitdem jährlich einige Wochen in meiner Villa zu. Dieſer Aufenthalt war mir vorzugsweiſe lieb, als wenn ich geahnet“ — — — — hier ſtockte Herr Fürſt in einem Seufzer. Dann ſetzte er ſeine Erzählung mit geſammeltem Muthe wieder fort: „Die Jahre rollten dahin! Ich war längſt geſchieden. Mein Bruder redete mir zu, an eine zweite Heirath zu denken. Könnte ich nur mit Dir auf die Freite gehen, ſagte er, wir würden die Braut wohl finden, die Dir frommt! Ich belächelte dieſe glückliche Zuverſichtlichkeit. Tobias trauete ſeiner brüderlichen Liebe den Scharfſinn zu, der ſeinem Geiſte fehlte. Vielleicht regte ſich auch dunkel der Gedanke in ihm, daß das Heil den Unmündigen offenbart ſei.“

„Eine Reiſe, in Angelegenheiten unſerer Handlung, entfernte mich von Hauſe. Die Geſchäftseile, welche mich meinen Weg bis in den ſpäten Abend verfolgen ließ, war ſo drängend, daß ich das Nachtquartier in dem Hôtel einer größeren Stadt gegen die ärmliche Unterkunft in einer ländlichen Herberge aufgab, um nur noch einige Meilen zurücklegen zu können. Ich wollte mich, dort angelangt, zur Ruhe begeben, ſo gut es gehen wollte — als die Wirthin leiſe an meine Thüre klopfte und um Einlaß bat. Nehmen Sie es nicht übel, lieber Herr? ſprach ſie, wenn ich ſie geſtört haben ſollte; ich komme aus Menſchenliebe. Ihr Bediente trug vorhin eine Flaſche aus dem Wagen; wenn Wein darinnen wäre — es liegt eine arme, verlaſſene Frau hier im Hauſe krank, die ſich ſeit einigen Tagen nach einem Tropfen Wein ſehnt, ich glaube, ſie wird nicht eher ſterben, bis — ſchon langte ich nach einer Flaſche Alicante, die auf dem Tiſche ſtand, und wovon ich ein Morgenſchlückchen zu nehmen pflegte. Aber dieſer Wein iſt ſtark, ich fürchtete Mißbrauch für ſchwache Kräfte, und antwortete der Wirthin, ich wolle ihn der Kranken ſelbſt bringen. Wir gingen ſogleich in ein Hinterſtübchen, doch als die Wirthin nach der Klinke griff, ward ſie von ihrem Manne abgerufen, und ſo ließ ſie mich allein. Nur der Mond war die Lampe, die dieſen engen, dunkeln Raum erhellte. Sein milder Schimmer beleuchtete eine aufrecht ſitzende Geſtalt und hüllte den Anblick des Elends und der Dürftigkeit in zweifelhafte Schatten. Ich ſagte, was ich von der Wirthin gehört hatte; ſtatt der Antwort vernehme ich einen heftigen Stoßſeufzer — darauf wird es ganz ſtille. Gott! die Kranke war ohnmächtig geworden. Ich hole Licht herbei, und wie es auf dieſe bleichen, entſeelten Züge fällt, erkenne ich mit Schaudern meine Frau. Aber dieſe blühende Roſa von einſt war nur noch ein geſpenſtiſches Bild ehemaliger Schönheit — dies war der entſetzlichſte Augenblick meines Lebens!"

„Ich redete freundlich mit ihr; denn nur das Mitleid war hier an ſeiner Stelle. Sie weinte laut und wollte meine Hand an die trocknen Lippen ziehen — ich labte ſie mit Wein. Nur mit Gewalt faſt wehrte ich ihren erſchütternden Geſtändniſſen, welche die gewöhnliche Geſchichte ſolcher Verirrungen enthielten. Die böſe That hat keinen andern als einen ſtrafenden Lohn. — Es ſchien die Unglückliche ſehr zu beruhigen, daß ich ihren Vater nicht verlaſſen hätte. Sie lag hier ſchon lange hülflos krank und hatte ſich in der letzteren Zeit ſehr nach dem heiligen Abendmahle geſehnt; aber das Dorf, und jedes nächſte dieſer Gegend, war katholiſch, — ſo blieb das religiöſe Bedürfniß der Proteſtantin ungeſtillt. Ich habe jetzt gebeichtet, ſagte ſie erſchöpft am Schluſſe ihrer Rede, und es heißt, wo zwei und drei verſammelt ſind in Seinem Namen, da will der Herr mitten unter ihnen ſein! — Sie langte nach dem Glaſe, worin der Wein wie flüſſiger Purpur glänzte, und ſprach: Ich trinke ihn zur Verſöhnung!" — —

Unbekümmert um den Drang meiner Geſchäfte, verweilte ich drei Tage zum Troſte der Sterbenden, die in der vierten Nacht verſchied; ihr letztes Wort war: Reue verſöhnt! — Dieſe Zuverſicht, welche ſie im Tode erquickte, nahm noch eine theatraliſche Beziehung, und ſie ſtarb, gleichſam in Conſequenz jener ſtärkſten Neigung ihres Lebens, die ihr ein frühes Verderben bereitet hatte. Denen wohlzuthun, die uns beleidigten, iſt wahrlich Gefühl des Himmels! Und wer es einmal nur erfahren, weiß für immer, daß dies Gebot eine Lehre aus Gott ſei! — Mein Herz war in ſeinen Tiefen erſchüttert; aber der Seele Frieden ruhete auf feſter Säule. Eine Wehmuth eigener Art hatte jede ſtarre, feindſelige Empfindung in mir aufgelöſt. Seltſam war es jedoch, daß ich mich jetzt erſt frei fühlte, als hätte es dieſes letzten Abſchluſſes noch bedurft, um meine Ehe für getrennt zu halten." —

„In dieſer empfänglichen Stimmung kam ich in Ihren

Geburtsort, holde Meta! Ich wollte Ihren Vater beſuchen, den ich kannte und ſchätzte — den — — ich ſah Sie, die lieblichſte Blume des botaniſchen Gartens! unter ſeinen Lilien knieen, der Unſchuld heiliges Blaß auf Ihrem Angeſichte war von Thränen benetzt, als Sie es betend zum blauen Himmel hoben. Ich hörte dieſes kindliche Flehen in Lauten der Liebe, und der Schmerz hat anziehende Kräfte. Ach! ein verwandtſchaftliches Band des Unglücks verknüpfte mich Ihrer Familie! denn wiſſen Sie, jener Verführer meiner Frau war der jüngere Bruder Ihres Vaters!“ —

Hier ſchrak Meta ſich wundernd zuſammen. Herr Fürſt aber fuhr fort: „Sie können denken, mit welchen Gefühlen ich in die alten Augen Ihrer Großmutter ſchauete, die ſich um den entarteten Sohn trübe geweint! Ihr Vater vertrauete mir bekümmert den Gram ſeines Kindes und ſeine Gebundenheit, die Heilkraft der Entfernung für Meta's krankes Gemüth nachzuſuchen. Ich beobachtete Sie, Ihr ſtilles Leiden, Ihre Sorgfalt für die geiſtesſchwache Matrone, für die kranke Tante, rührte mich, da Ihnen doch das eigene Herz gebrochen war. Der Gedanke an meinen Bruder Tobias, der mich als ein Schutzgeiſt vor einer zweiten thörichten Wahl behütet haben würde, flüſterte mir zu, ich hätte den Engel meines Lebens in Ihnen gefunden, wenn Sie es nämlich ſein, und mich begleiten wollten bis zum Grabe! — Treulos hatte der geliebte Freund Ihre Achtung verſcherzt, treu und wahr dachte ich, mir Ihr Vertrauen zu gewinnen. Die Liebe hat Ihr Hoffen getäuſcht, die Freundſchaft, ich wußte es — würde mehr halten, als ſie verſpräche. Aber ich geduldete mich und ließ Ihnen Zeit, denn alles Edlere will langſam reifen. O wenn Sie nun an mein Herz ſänken, eine himmliſche Frucht! mich für herbe

Erfahrungen zu entſchädigen, der Sommer meiner Tage hätte dann das ſchönſte Glück getragen! Aber dennoch bewahre mich Gott, daß ich Ihrem lieben Herzen Zwang anthäte! Nein, Meta, das freie Gefühl, ein göttliches Vorrecht! widerſtrebt jeder Kette, und auch die zarteſte Pflicht darf es nicht binden. Auch der Verſchmähete wird Ihr unveränderter Freund bleiben, auf den Sie in jedem Falle rechnen dürfen, ſelbſt wenn Ihnen ſein Schutz zu einer wünſchenswertheren Wahl nöthig wäre." — — —

Doch Meta hatte ſchon gewählt. Sanft neigte ſie ſich an die Bruſt des edelmüthigen Mannes und ſprach: „Ich bin die Ihrige von ganzem Herzen! Nehmen Sie dieſe willige Hand, die Ihren Bruder Tobias pflegen ſoll, liebend, ſchweſterlich! Bin ich doch mit der Behandlung Schwachſinniger vertraut, und Schwäche iſt ja auch mein Loos; der Geiſt Gottes aber muß uns alle vertreten! — Was wird meine Mutter ſagen? Ungern nur trug ſie die aufgebürdete Laſt — und Sie — Sie werden die Stütze ihres Alters ſein, der Pfeiler, woran ich mich lehne, um feſt in meinen Pflichten zu bleiben!" Meta's Augen träufelten Thränen der Freude auf die Blüthe dieſer Stunde, die aus den Dorn der Leiden brach.

Herr Fürſt umfing die Braut; doch ſeiner Stärke Pfeiler wankte — wankte im Entzücken!

Den folgenden Tag war wieder köſtliches Wetter, der ſchärfere Morgenwind war in den Süden gegangen, und der warme Herbſtſonnenſchein milderte die rauhe Laune der Natur, daß ſie noch einmal lächelte. Herr Fürſt kam Nachmittags zu Wagen, die Braut und Ihre Mutter nach ſeinem Landhauſe abzuholen. Sein leuchtender Blick verkündigte einen Glücklichen, und der wunderſchöne Phaëton, hoch und ſchwebend, wie ein Wolkenſitz, ſchien recht eigentlich für ſolch eine Bräutigams-Himmelfahrt gemacht zu ſein.

Die Profeſſorin wiegte ſich in der Federn elaſtiſchem Gehänge, wie dem Glücke im Schooße. Meta's liebliches Geſicht verhüllte der Schleier, mädchenhaft, beſcheiden, vor dem Auge der Neiderinnen.

Aber draußen war es ſo ſchön! und der Tag, welcher freundlicher nicht ſein konnte, ſchien ihr das Beſte zu gönnen. Leiſe rieſelte, wie ſtäubendes Gold! ein Blätterregen von den Bäumen, und die Lüfte raubten wie im loſen Spiel den letzten Schmuck des verblüheten Jahres, nur um Meta mit vorbedeutendem Reichthum zu überſchütten.

In der Schmiede war, obgleich mitten in der Woche, feſtliche Feier. Der Meiſter ſtand mit Frau und Kindern, Geſellen und Geſinde im beſten Sonntagsſtaate und harrten der Ankunft ihres lieben Hausherrn, der die Braut und Schwiegermutter einführen würde, ſeine Verlobung in froher Stille zu begehen. Keine geſchäftige Flamme praſſelte auf dem breiten Herde, der Blaſebalg ſchwieg; — aber aller Herzen loderten in mitfühlender Luſt, und jeder Athemzug hauchte einen Segenswunſch über dieſe Verbindung! —

Meta's holde Freundſeligkeit übte den Zauber der Anmuth auf dieſe rohen Gemüther! — Schnell waren ein paar Stunden hinweggeeilt; die Sonne ging zeitig zu Rüſte und verſchwand hinter dem purpurnen Vorhange, deſſen Saum die Schatten hielten; aus dunkelnder Bläue tauchte der Abendſtern auf. Bei dem ſpäten Aufgange des Mondes wollten Mutter und Tochter erſt nach Hauſe fahren. Meta ſtand am Fenſter und ſah in die ſtille, dämmernde Gegend hinaus, kein Laut regte ſich in der Ruhe der Natur. Ihr Auge ſchauete nach der Höhe, ſie ſah, wie ſich die blaſſen Kerzen der Nacht nach und nach entzündeten, und den Tempel der Unſterblichkeit endlich in prächtiger Sternenhelle flimmern. — Meta's Gedanke war Gebet! Ein Strahl des ewigen Lichtes fiel in ihre Seele und auf der Zukunft Pfade. — Aber was leuchtete dort die Straße herauf? Ein langer, wandelnder Zug bewegte ſich näher und näher, Fackeln voran. Jetzt ordnete ſich die murmelnde Schaar in einen Halbkreis um das Haus, eine reizende Muſik begann, Herr Fürſt erkannte hocherfreut die Studenten, welche den ſchönſten Abend ihres Freundes mitzufeiern kamen. Die Felſen fingen an zu tönen — das melancholiſche Echo erwachte, und ſang mit ferner Stimme vergeſſene Lieder der Freude nach! —

Herr Fürſt ging hinab, den jungen Leuten ſeinen Dank zu bringen, und nebenbei einige Anſtalten für ihre Aufnahme zu treffen. Da empfing ein donnerndes Vivat! den Verehrten, und der laute Wiederhall der Berge gab es zurück.

Während nun der Schmied unter dem Beiſtande ſeiner Leute ein Faß des beſten Weins aus dem Keller ſchrotete, die Gäſte zu bewirthen, ſtimmten dieſe folgenden Geſang an:

„Heil Dir, o Fürſt von Thoren!
Daß Du die Braut erkoren! —
Dich nach Gebühr und Fürſtenrang,
Mit Luſt und Lied, mit Sang und Klang,
Nach Würden zu bedienen,
Sind wir allhier erſchienen!“

„Dir, Fürſt auf ödem Throne,
Wird nun die ſchönſte Krone,
Ein holdes Weib — was iſt ihm gleich?
Der Schönheit huldigt jedes Reich!
Wir weihen uns den Muſen —
Ein Dämon liebt Meduſen.“

„Du aber, Fürſt von Thoren!
Du biſt zum Glück geboren;
Denn mehr als Perl und Edelſtein
Soll werth der Frauen Tugend ſein —
Ein Herz vom reinſten Golde
Hat Meta, Deine Holde!

„Jetzt, edler Fürſt von Thoren,
Jetzt lächeln Dir die Horen!
Es glüht der Fels — die Villa winkt —
Die Schwalbe zieht, die Sonne ſinkt —
Im Saft der deutſchen Reben
Sollſt Du und Meta leben!“

Und ſo geſchah es dieſen Abend noch! Manches Glas ward auf die Geſundheit des Herrn Fürſt und ſeiner liebenswürdigen Braut geleert. Unterdeſſen war der Mond heraufgekommen und ſah traulich in die jubelnde Menge nieder. Sein Silberblick kühlte Meta's Roſenſtirne und webte magiſch um des Mädchens Geſtalt. Die Welt verſchwand — der Friede einer höheren Ordnung thauete herab auf dieſen feuchten Strahlen, Meta fühlte den Segen ihres Vaters!

Jetzt fuhr der Wagen vor, denn es war ſpät, und die Mutter verlangte nach Hauſe. Herr Fürſt übergab die Sicherheit ſeiner Braut dem großen Comitat, und viel hätte nicht gefehlt, ſo wäre die Heimfahrt der guten Meta, ein Triumphzug, gleich dem der Henriette Sontag, geworden. Vor der Wohnung der Frau Profeſſorin ward noch mit einem Ständchen verweilt, was die Mißgunſt der Nachbarſchaft weckte.

Meta's müdes Auge ſchloß ſich noch unter dieſen Tönen. Es träumte ihr von dem ſeligen Vater, daß ſie ihn ſähe, ein vierblättriges Kleeblatt zwiſchen ſeinen Lippen, wie Herr Fürſt zuerſt vor ihr erſchienen war; aber dieſes Blättchen war ſo friſch, ſo hoffnungsgrün! wie es ein Botaniker nur auf den Auen des Himmels pflücken mag. Und dieſer Traum ging in Erfüllung! Meta ward eine ſehr glückliche Frau, die Krone ihres Mannes, der Schmuck ſeiner Freuden! Doch das Scepter der häuslichen Regierung war ihrer zarten Hand zu ſchwer, und ſie überließ es, wie billig, dem Gatten.

Oft noch gedachte Meta an die Worte der Schriftſtellerin, mit der ſie in Freundſchaft blieb. Als ſie ein ſüßes Kindlein in den Schlummer ſang, da lächelte ſie der verglüheten Lieder früherer Liebe. Sie wußte nun, daß die Harfe einer Mutter von Engeln geſtimmt wird, und daß die Poeſie der Weiblichkeit in dieſem erhabenen Saitenſpiele ſchläft.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreiundſechzigſter Band.

Tante und Nichte.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Tante und Nichte.

Der Winter iſt vergangen,
Die Gartenblumen gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es auch vollenden —
Luther

Zur Zeit, wo der reiche Herbſt ſeine Fruchtſchätze über die Märkte ausſchüttet, der Vogelſang verſtummt iſt in den Gebüſchen, die ſich zu färben beginnen, die Schwalben, geſchäftig zur Heimkehr, über die leeren Felder ſtreifen, die Aſter verblüht und der Sonnenſchein mit bleichem Lichte die Scene der Vergänglichkeit aushellt — um dieſe Zeit war es, als in der Frühe eines heitern Morgens ein nettes Fuhrwerk eigener Art durch die Straßen von B...... rollte und vor der Linde, dem größten Gaſthofe der Stadt, anhielt. Es war ein grüner Korbwagen von ungewöhnlicher Form, in Federn hangend und mit einem Schirme von Wachstuch hoch beſpannt, der an beiden Seiten aufgezogen, eine reizende Einſicht gewährte. Den hintern Raum des Wagens nahm, ſorglich geſtellt, Orangerie ein, reifende Früchte wiegten ſich in der ſchaukelnden Fahrt zwiſchen bergenden Blättern, und daneben ließen ſpäte Blüthen ihren berauſchenden Duft der Spur des Weges.

Im Vordergrunde lagen Früchte feil. Melonen, fein beſtrickt von der künſtlichen Natur, die vornehme Ananas, Reine Claude, ſanft angehaucht vom Athem des Morgens, Apricoſen wie gehäuftes Gold, Pfirſiche, voll und roth, wie friſche Kinderwangen, und manch anderes ſüßes Labſal noch.

In der Mitte des Wagens aber prangte eine holde Blume, die Roſe der Schönheit! — Ein blondes Mädchen im vollen Reize der Jugend, ſaß allein auf dem geräumigen Sitze. Kein nachbarliches Geſchwätz, nur das Aroma der Umgebung ſprach mit leiſer Betäubung das einſame ſchöne Kind an, welches jetzt mit trüber Verwunderung die fremde, ſtädtiſche Welt in das blaue Augen faßte. Ein ſchwarzes Band war die traurige Zierde des feinen Strohhuts, der dieſe zarte Blondine halb ſchützte gegen Morgenluft und Sonne, halb verbarg vor neugierigen Blicken; der Burſche aber, der ſeiner ſchönſten Ladung jetzt aus dem Wagen half, trug ein Blumenſträuschen auf dem ſeinigen.

Man nannte dieſen Wagen nur die Gartenfuhre; ſie kam wöchentlich einmal zur Stadt, um den Ueberfluß eines herrſchaftlichen Gartens, einige Meilen von B...... entfernt, den kargen Mauern zuzuführen, worin viele reiche, lüſterne Leute lebten. Die Jahreszeit füllte den Wagen ſammt ſeinem Inhalte mit wechſelndem Vergnügen für die Käufer, und wechſelte auch den Kreis derſelben, bis der Winter eine Pauſe machte, der die Gärtnerei ſtatt in Duft der Farben nur in ſtarrem Silber trieb. Doch für dieſe Blumen wollte Niemand etwas geben, als höchſtens — einen Seufzer, unter dem das kalte Gebilde auf den klaren Scheiben zerſchmolz. Aber wenn der Frühling wiederkehrte, und die Gartenfuhre aus Goldbrunn zum erſten Male vor der Linde hielt, da erſchien ſie geſchmückt von Außen mit jungen Kränzen, drinnen aber verbarg ſich das Köſtlichere, und die Einwohner der Stadt begrüßten die blühende Botſchaft der beſſern Zeit mit frohen Blicken und jauchzendem Zuruf. Dann eilten Blumenfreunde herbei und kauften ſeltene Aurikel und Hyacinthen, die Niemand ſo zu ziehen verſtand, wie der Hofgärtner in Goldbrunn, weßhalb ſich denn Viele die Freude verſagten, ihres Wachsthums mit eigener Mühe zu warten und ſie früher zu haben, nur um ſie ſpäter deſto ſchöner zu beſitzen. Da ſtanden ſie gereihet die Prachtexemplare des Hyacinthenflors in reinlichen Töpfen, und ihre Namen, den jede derſelben trug, waren es oft, welche die Käufer den Werth der genannten Perſon mit der Vorzüglichkeit der Blume, die ſie vorſtellte, verwechſeln ließen. Da ſtand Gellert in der Farbe ſeiner frommen Gluth, Henriette Sontag in roſiger Anmuth, der Paſtor fido blau, wie die Treue ſeiner ſchäferlichen Zärtlichkeit, der König David hochgelb, wie das lodernde Feuer ſeiner Geſänge, Louiſe von Preußen veilchenblau, die Lieblingsfarbe der Unvergeßlichen, welche längſt des Himmels Krone, den Lohn ihrer Tugenden trägt — und endlich die weiße Dame, gleichfarbig, geiſterhaft ſchön, doch im zarten Glockenſpiel ihrer Töne den Hauch des Lebens, in purpurnem Schimmer verbergend.

Die Goldbrunner Gärten verſorgten ſofort im heißeren Sommer faſt bis gegen das Ende des Herbſtes die Tafeln der Städter von B...... mit kühler Erquickung und ſaftigem Genuß; doch wenn die gilbende Blanche, die würzreiche Calville, ſchon wärmend gebettet, daß der Froſt ſie nicht berühre, von den fürſorgenden Hausfrauen gekauft ward, dann kam die Gartenfuhre nicht lange mehr, und blieb aus, bis der milde Frühling die eiſigen Thore des Winters aufſchloß und die fallenden Flocken der Kälte in Blüthenthau verwandelte.

Jetzt hielt, wie ſchon geſagt — der grüne Wagen vor der Linde in B..... Das junge Mädchen, welches mit dieſer Gelegenheit zur Stadt gekommen war, ſtand vor den offenen Thüren des Gaſthofs und ſäuberte die ſchwarze Hülle von grünen Blättchen, Staubfäden und anderem Anhange; dann ſchauete es auf dem Markte umher, deſſen unruhiger

Verkehr lebendig ward, maß mit einem flüchtigen Blicke die Höhe der Gebäude, den weiten Umfang des offenen Platzes, gab dem Gärtnerburſchen, der es gefahren, bare Belohnung für den geleiſteten Dienſt, und mit der hinzugefügten Bitte, den netten Koffer gut zu verwahren, bis er abgeholt würde, und ging nun mit langſamen Schritten einer Seitenſtraße zu.

Hier, wo faſt lauter vornehme Leute wohnten, war es noch ſo ſtill, daß der leichte Fuß der jungen Fremden auf dem Trottoir ertönte; nur die erſten Strahlen der Sonne webten über die Quadern und weckten den Schatten dieſer ſchlanken Geſtalt, daß er ſie auf einem Gange begleite, der ihr ſchwer zu werden ſchien. Sie ſtand nunmehr am Ziele und faßte mit der Hand, die ein wenig zitterte, nach dem meſſingnen Griffe einer Hausthür, die unverſchloſſen, ſich ohne Geräuſch öffnete. Betroffen erblickte die Eintretende eine daran befeſtigte, aber ſchweigende Klingel, dicht mit Watte umhüllt. In der gewölbten Halle dieſes Flurs ſah es nach Reichthum aus; große pomphafte Wagen, wie zur Schau aufgeſtellt, ließen jedoch auf einen etwas ſchwerfälligen Gebrauch deſſelben ſchließen. Der letztere dieſer Wagen, welcher nahe der Treppe ſtand, war der ſchönſte, und des Mädchens kunſtgewohntes Auge ward von einem ſehr gelungenen Gemälde darauf angezogen. In der Bläue des ſuperfeinen Lacks, dunkel und glänzend, wie der Aether des Südens, lenkte Phaeton die Sonnenroſſe.

Das Mädchen verweilte auf dem kleinen, ſchönen Bilde eine Minute mit ſinnigem Blick, dann hob er ſich empor und fuhr erſchrocken zurück, denn im innern Raume des Wagens ſchlief ein Jüngling; ſeine volle, ſchöne Hand ruhete am Rande der Polſter und ein Ring an ſeinem Zeigefinger gab den Reflexionspunct für jenes ſtumme Anſchauen ab.

Wenn es wahr iſt, daß die Phyſiognomie der Schlummernden den Zuſtand ihres Gemüths, das Geheimniß des Charakters offenbare, ſo konnte dieſer junge Mann niemals eines beſſeren Empfehlungsbriefes mächtig werden, als den der Schlaf mit weichen Zügen in die Umriſſe ſeines offenen Geſichts ſchrieb. Eine heitere Sorgloſigkeit ſchien dieſe Augenlieder geſchloſſen zu haben, unter denen die Geſundheit blühete, ein humoriſtiſches Lächeln, vielleicht ein luſtiger Traum! ſpielte um den halbgeöffneten Mund, der ruhig athmete. Der Wellenſchlag des Blutes bewegte in ſichtbarem Tacte die feine, weiße Weſte des Jünglings, der ſein Haupt voll üppiger, brauner Locken ganz unbekümmert der Eleganz des Wagenfutters angeſchmiegt hatte. Eine bunte ſeidene Troddel ſtreifte koſend an ſeine Stirne, auf der auch nicht ein einziges Fältchen des Kummers zu ſehen war. Das Mädchen ſtand, leiſe athmend aus tiefer Bruſt, in den Anblick des Schläfers verloren, über den es Phaetons Bild vergaß. Den Ring an ſeiner Hand, ein, für die Weiblichkeit ſtets bedeutſames Zeichen — hätte es gerne erkennen mögen: allein der Sonne ſchräger Strahl, durch die Glasfenſter über der hinteren Thür des Hauſes dringend, vertheidigte mit blitzender Waffe dies Kleinod, der Liebe vielleicht — gegen die angeſtrengte Sehkraft der Lauſcherin.

Jetzt regte ſich der Jüngling, als ahne er träumend die Nahe eines Engels — das Mädchen erröthete im Purpur jungfräulicher Scham, und entfloh in ſchwebender Eile vor ſeinem Erwachen. Als es die oberſte Stufe der Stiege erreicht hatte, und das laute Klopfen des Herzens und einen jähen ſtechenden Schmerz in demſelben durch einen leiſen

Druck der Hand auf dieſe verrätheriſche Stelle beſchwichtigen wollte, trat eine ältliche Perſon, die Figur eines niederländiſchen Gemäldes — auf die Schwelle der Küche. — Zinnoberroth von der Flamme des Herdes, ſtarrte ſie der Fremden in das ſchöne, glühende Geſicht, das der Wiederſchein von Veſta's heiliger Fackel erleuchtete.

„Zu wem wollen Sie denn, wenn ich fragen darf?“ fragte die Dienſtbare, die hier viel zu dürfen ſchien; doch legte die vornehme Anmuth im Weſen der Fremden einen unwillkürlichen Ton der Achtung auf dieſe viſitatoriſche Frage.

„Zu meiner Tante, der Frau Pupillenräthin Locke,“ antwortete das Mädchen mit einer Stimme, die noch in der ſtürmiſchen Bewegung des Buſens bebte und wie gedämpftes Silber klang.

„Ach ſo!“ erwiederte Jene zwiſchen vertraulicher Freundlichkeit und der Scheu einer übertroffenen Erwartung, „aus Goldbrunn alſo — das Fräulein Nichte! Nun die Frau Räthin ſchlafen noch — es iſt ja kaum ſieben Uhr! Belieben Sie nur indeſſen, hier herein zu treten!“

Sie öffnete das Wohnzimmer; es war ſehr groß, doch verengt, und auf mannigfache Weiſe überladen. Die Meublen waren neu und ſchön, doch nicht ganz paſſend gewählt, und viel zu gedrängt. Jeder Winkel war voll von Sachen, jedes Räumlein benutzt, die Höhlung des Ofens ſogar eine Niederlage von Büchern und allerlei kleiner Geräthſchaft. Die Fülle des Beſitzes machte hier einen laſtenden Eindruck auf das Gemüth, in dem kein Beifall aufkommen konnte. Ein weibliches Gemälde in vergoldetem Rahmen ward durch die Unbedeutendheit einiger Kupferſtiche ohne andern Werth, als den vielleicht die Vorliebe für die Landſchaften ihrer Gegenſtände darauf legen wollte, hervorgehoben. Es war ein Knieſtück: das Portrait einer jungen Dame, und zwar eines von denen, welchen man, ohne das Original zu kennen, die Aehnlichkeit anſieht, weil es vom Geiſte des Künſtlers in echten Seelenzügen aufgefaßt iſt. Es war ein blaſſes, zartes Geſicht, nicht eben ſchön. Mit großen, dunkeln Augen ſchauete es düſter in den Wuſt des Zimmers hinab, die gleichgültige Miene, melancholiſch ſchattirt, ſchien dieſes läſtigen Ueberfluſſes, dieſer zahlloſen Bedürfniſſe der Menſchen zu ſpotten; das Ganze hatte etwas Leidendes, das durch ſeine Sanftheit anſprach, und der Reiz einer ruhigen Geduld darüber ausgegoſſen, wäre vielleicht der höchſte dieſes Bildes zu nennen geweſen. Ein verwelkter Blumenkranz umfaßte deſſen obere Hälfte und miſchte ſeinen Staub zu Staube, womit der goldglänzende Rahmen fein angelaufen war. Das fremde Mädchen ſtand wie feſtgezaubert vor dieſem Bilde, die blauen Augen füllten ſich mit Thränen.

Da ging die Thüre auf, und die Räthin Locke trat ein. Eine wohlbeleibte Frau, von friſchem Ausſehn noch! Der wattirte Schlafrock, worin ſie erſchien, war äußerſt ſauber, das Nachthäubchen ſaß etwas verſchoben; ſie trug in der einen Hand ein gewichtiges Schlüſſelbund, in der andern einen Teller mit Kuchen, leicht wie Flaum und locker wie Wolle.

Das Mädchen eilte, flüchtig erbleichend, auf die Tante zu, ihr die Hand zu küſſen, deren keine dieſe zum Willkommen für die holde Nichte frei hatte. Es beugte ſich, bedrängt und demuthsvoll, auf die verſorgende, und der Wehmuth milder Thau entträufelte dem Vergißmeinnicht der Augen und tropfte warm auf die kalten Schlüſſel.

„Guten Morgen, Nichte! da biſt du ja nun!“ ſagte die Räthin mit herzhaftem Gruße, einem Anfluge von Rührung wehrend; „was weinſt Du denn? iſt Dir ängſtlich? Du wirſt keine Noth bei mir haben, als die Du Dir ſelbſt machen möchteſt. Es iſt alles vergeben und vergeſſen.“

Das Mädchen hob die thränenden Augen, ſtrahlend in Unſchuld, zu der Tante auf, da dieſe von Vergeben und Vergeſſen ſprach. „Ich bitte um Ihre Liebe, Tante! und will die Güte, womit Sie Sich meiner annehmen, zu verdienen ſuchen!“ antwortete es nicht ohne Selbſtgefühl, wenn auch noch immer ſehr bewegt.

„Meine Liebe“ — ſprach die Räthin, und der Ton, den dieſe Worte anſchlugen, ſchwankte zwiſchen Abweiſung und Klage, zwiſchen Bitterkeit und Schmerz, „die ruht im Grabe! Sieh, dort hängt meiner Agnes Bild! Sie iſt zum Sprechen getroffen. Geſtern vor zehn Monaten ſtarb ſie; es war ein harter Schlag, aber unerwartet traf er mich nicht. Agnes war ja mein einziges Kind, und ich konnte es erhalten und verſorgen! Ein ſolches nimmt der Tod am liebſten.“

Ein leiſer Schauer ſtrich über die Glieder der Nichte. Mit der ſanften Hoheit einer religiöſen Erhebung ſagte ſie: „Er iſt doch nur ein Bote Gottes! Und ich kenne einen Spruch der lautet: Wen der Vater im Himmel liebt, der hat einen kurzen Tag und wenig Mühe!“ —

Ihre Thränen ergoſſen ſich aufs neue, ſie blickte nach der blaſſen Agnes hin, das Bild wankte hinter dem feuchten Schleier, und ſchien zu ſagen: „Mir iſt wohl!“ Der Tante Herz aber ſchien verſchloſſen in der Quelle des Troſtes. Sie ſetzte den Kuchen nieder, und ſprach ablenkend: „Noch weiß ich Deinen Namen nicht einmal, Nichte! Laß mich ihn doch erfahren!“

„Phöbe heiße ich!“ antwortete das Mädchen furchtſam.

„Phöbe?“ wiederholte die Tante ſcharf, und ein leichtes

Lächeln flog um ihren Mund, da ſie hinzuſetzte: „Mein Bruder — Dein Vater, war doch in allen Dingen ſeltſam, ſein poetiſcher Geſchmack verleugnete ſich niemals. Eine chriſtliche Taufe und ein heidniſcher Name!“ —

Phöbe fühlte ſich tief von dieſer Aeußerung verletzt; ihre kindliche Verehrung hing ſchwärmeriſch an den vollendeten Eltern, vorzüglich an dem jüngſtverlorenen Vater, der ihr das Idol jeder Tugend und Trefflichkeit geweſen war. Die gekränkte Empfindung für ihn überwand demnach die ſchamhafte Scheu, ein natürliches Geheimniß hier und jetzt zu offenbaren, und hocherröthend erwiederte ſie: „Ich bin zu meinem Namen geboren! meine Mutter, da ſie mich unter ihrem treuen Herzen trug — verweilte oft im Kunſtſaale der Gräfin Mimoſa vor einer Statue der jungfräulichen Göttin, die ihr beſonders gefiel, und als ich zur Welt kam, trug ich das Zeichen der Nacht an meiner Stirne.“ Sie ſtrich die vollen, blonden Locken ſeitwärts, nnd ein kleiner glühender Mond erſchien wie unter goldenem Gewölke. —

Die Räthin ſtaunte ihre Nichte an. Sie nahm ſich indeß höflich zuſammen, und ſagte: „Nun ſo wünſche ich, daß dieſer Neumond uns gutes Wetter bringen mag! wir bedürfen es. — Du wirſt Dich in meinem Hauſe in Manches finden müſſen, Phöbe, und ich will Dir vorerſt einige Regeln geben, während wir frühſtücken.“ Sie ſchellte, der Kaffee ward gebracht. Die Räthin ſchenkte ein, nöthigte die Nichte zuzulangen, und redete inzwiſchen weiter: „Mein Mann — gehe ihm aus dem Wege, ſo viel Du kannſt. Er hat unholde Launen und wunderliche Eigenheiten; ich warne Dich vor ſeiner Hitze, die ihn anweht, man weiß nicht wie? Sein Sohn iſt ein Wildfang, ein junger Herr, der ſeine Thorheiten treibt, wie die Andern, ein Referendarius, der ſeine

Vorträge am liebſten im luſtigen Collegium guter Brüder und Conſorten macht. Laſſe Dich gar nicht mit ihm ein! hörſt Du? Man kann ihm gerade nicht böſe ſein; aber das iſt nur um ſo ſchlimmer.“

Phöbe nickte lächelnd, es ſah aus, als gelobe ſie der Tante Gehorſam, auch deutete dieſe das anmuthige Neigen des Mädchens alſo; allein Phöbe dachte an den Jüngling im Wagen, der ihr ſehr liebenswürdig vorgekommen war, und leiſe ſtieg der Wunſch in ihr auf, es möchte ihr Vetter geweſen ſein.

„Er wird die bequeme Gelegenheit, eine häusliche Liebſchaft anzuſpinnen, eifrig zu benutzen ſuchen, ich zweifle nicht daran,“ fuhr die Tante fort, „aber weiſe wäreſt Du, wenn Dich das nicht rührte. Wozu auch? Er würde Dich ein Weilchen lieben — und dann laſſen. Du aber hätteſt lange Qual; denn die Männer ſind nur zu unſerer Pein und Plage geſchaffen.“

Phöbe lächelte noch einmal; der Pupillenrath Locke war der dritte Mann ihrer Tante. Sie wollte etwas ſagen; die Räthin aber, als ob ſie wüßte, was in der Seele ihrer Nichte vorging, kam ihr zuvor, indem ſie mit einem Seufzer das hart ausgefallene Wort wieder aufnahm: „Mein erſter Mann — der war die Leutſeligkeit ſelbſt! ein guter Wirth, von ſolider Denkart, der niemals das, was er für geziemend hielt, aus den Augen ſetzte. Ich lebte wie im Schooße der Ruhe, nur ward mir manchmal die Zeit ein wenig lang, doch das läßt ſich ertragen und iſt ein anſtändiges Uebel, denn es drückt die vornehmſten und reichſten Leute. — Der zweite hatte einen großen Ruf als Arzt, und mich in einer gefährlichen Krankheit, in die ich als Wittwe verfiel, mit ſo viel Glück und Geſchick behandelt, daß ich ihm die begehrte Hand gab. Nachher wünſchte ich wohl zuweilen, er hätte mich ſterben laſſen; denn er war mir keine Stunde treu, und die Berechtigungen eines Doctors machen die Eiferſucht ſeiner Frau zu einem ſchleichenden Fieber unheilbarer Art. Der Berufsweg mag noch ſo oft ein Nebenweg ſein, er darf ihn dreiſt gehen, und die Frau muß ihn wohl gar noch ſchicken, wenn ſein Beſuch verlangt wird, wohin es immer wäre. — Der Tod, dem er ſo manche Leute entriſſen, machte ſeiner Wirkſamkeit und meinem ſtillen Aerger zeitig ein Ende, und ich wollte nun mein bischen Leben und Vermögen in Zufriedenheit genießen. Da kam mein jetziger Mann.“ —

„Hier ging die Thüre auf, und dieſer Mann kam wirklich; ſeine perſönliche Darſtellung trat an die Stelle der Charakteriſtik, worin er ſeine Gattin unterbrach. Der Pupillenrath Locke war eine ſtattliche Geſtalt von hervorragender Länge; er war bereits im vollen Anzuge und fein gekleidet. Seine ausdrucksvollen Geſichtszüge, denen nachdenkende Erfahrung und amtliche Würde tief eingeprägt waren, heiterten ſich bei ſeinem Eintritte zu einer angenehmen Freundlichkeit auf. „Ich höre ſo eben,“ begann er mit ſonorer Stimme — „guten Morgen, liebe Frau!“ er reichte ihr die Hand zu dem verſpäteten Morgengruße, in die ſie finſter ſehend die Spitzen ihrer runden Finger legte, — „daß unſere erwartete Hausgenoſſin nunmehr angekommen ſei. So wollte ich denn eilen, Sie zu begrüßen. Sein Sie uns beſtens willkommen, mein liebes Kind! ich hoffe, Sie ſollen in dieſem Hauſe minder gewahr werden, was Sie verloren haben. Als vereideter Pupillenrath bin ich zu dem Schutzfreunde der Waiſen beamtet, als der Gatte meiner lieben Frau fühle ich mich berufen, Vaterſtelle an Ihnen zu vertreten, und als ein Verehrer der Schönheit“ — hier bückte ſich der ernſte Mann mit ſcherzhafter Galanterie, die ihm außerordentlich wohl ließ — „wird dieſe doppelte Pflicht der freie Drang meines Herzens!“

Die Räthin lächelte mit bemerkendem Hohn, ſie blinzelte nach ihrem Gemahl hin, ihr Auge ſtach, und ihre Miene verzog ſich herbe. Phöbe aber vergalt mit dem lieblichſten Blicke dieſe gewinnende Zuſicherung, und in dankbaren Worten betheuerte ſie dem neuen Oheim, daß ſie ſeine Gewogenheit zu verdienen, bemüht ſein wolle. Nur das gehaltene Schweigen der Tante bei dieſer Scene erregte ihr ein peinliches Gefühl, einen heimlichen Druck. Sie trat im Geiſte auf die Seite des Mannes, ihr Herz war ihm aufgegangen in ſchnellem Vertrauen und nahm ſeine Partie, unwiſſend der Anklage, die das verdrießliche Verhältniß dieſer Ehe gegen ihn erheben könnte. Sie begriff eben ſo raſch, daß er als Gatte dieſer Frau zu bedquern wäre, und der ſtille Entſchluß, ihn durch die gefälligſte Zuvorkommenheit ſchadlos zu halten gegen die Unbill widerſinniger Launen, unter denen ſeine Ruhe leiden müßte — bildete im Nu eine Partei gegen die Tante in ihrer weiblichen Seele.

Nach einer kurzen Unterhaltung entfernte ſich der Pupillenrath, weil Geſchäfte ihn abriefen, und kaum hatte er die Thüre hinter ſich zugezogen, als die bis dahin ſtumme Zunge ſeiner Frau ſich löſete. Sie ſprach: „Sein Pupillenrath, womit er ſo groß thut, macht mich wirklich lachen; denn ich denke daran, wie oft die hochweiſe Majorennität ſich in großen oder kleinen Verlegenheiten befindet, denen die Frau abhelfen muß. — Unſer Geſchlecht iſt das wahre Pupillen-Collegium, wenn auch nur mit Sitz und Stimme auf dem Stuhle der Sorgen und im Vereine der Verlegenheit und der Noth. Die Männer genießen den Ruhm und haben das Recht, und bleibt die Arbeit und das Nachſehen. Mein Mann wäre wohl im Stande, ſich um neun Pfennige, die in einer Vormundſchafts-Rechnung fehlten, den Kopf zu zerbrechen, unterdeſſen habe ich vielleicht neunmal einer Waiſe Rath und Hülfe gegeben, der es an allem gebricht.“ —

„Wenn auch Phöbe empfand, daß die Tante in dem Geſagten ihre umſichtige Thätigkeit nicht allein als Gegenſatz zu der amtlichen Pedanterie ihres Mannes, ſondern auch als eine Mahnung, wie hülfreich ſie ſich der armen Nichte angenommen — geltend machen wollte, ſo antwortete ſie doch ohne ſichtliche Empfindlichkeit mit ſanftem Entgegnen: „Die Gräfin Mimoſa, wenn ſie noch lebte, würde ſagen, dies ſei auch ganz in der Ordnung. Die Frau führt leiſe und liebend aus, was der Mann erſt lange denkend beſchließt. Sie äußerte zuweilen, das weibliche Verdienſt müſſe, gleich der mütterlichen Natur, die ja auch weiblich ſei — nur in beſcheidener Stille ſchaffen und wirken. Der Mann aber dürfe laut werden mit ſeinem Leben, ſeinen Meinungen, ſeinen Thaten. Die zarte Weiblichkeit gehöre unter den verſchwiegenen Schleier, und eine Frau, von der die Welt wenig wüßte, gewiß zu den beſten.“

„Laut werden!“ wiederholte die Räthin mit beziehungsvoller Klage, „ja, bei Gott! das werden ſie. Deine Frau Gräfin mochte wohl wie Blinde von den Farben reden. Sie war Freifrau auf ihren Gütern, und die Idee des Schleiers ihr vielleicht angenehm, da ſie häßlich geweſen ſein ſoll, wie die Nacht; auch wüßte ich einen Grund, weßhalb ſie einen Vorzug darein ſetzen mochte, von der Welt vergeſſen zu ſein.“ —

Phöbe's Wangen entbrannten bis zur Stirne, der kleine Mond trat hinter zürnenden Wolken hervor. Beleidiget in den Manen der Geſchmäheten, ſprach ſie: „O die Gräfin war edel und verehrungswerth, zum Segen der Menſchheit geboren! Ihre wahrhaft fürſtliche Seele rührte kein niederer Gedanke an, und erhaben über jede Verleumdung, führte ſie ein reines, himmliſches Leben! — Nie werde ich dieſe meine Wohlthäterin vergeſſen, und ſo lange mein Mund athmet, ſoll er ihres Lobes voll ſein!“

„Und dennoch,“ erwiederte die Räthin gereizt, „hat ſie ſehr ſchlecht für dich geſorgt. Sie ſtarb, ohne Deines Vaters, der doch ihr Liebling war — ohne Dein zu gedenken, ich aber lobe mir eine Wohlthat, die nach dem Tode fortdauert und gleichſam die milde Hand noch aus dem Grabe ſtreckt.“

„O!“ verſetzte Phöbe mit der tiefſten Regung eines dankbaren Gefühls, „für alle Ewigkeit iſt mir von ihr gereicht, was wahrhaft beglückt: Sie lehrte mich gut ſein! dabei läßt ſich der unſichere Beſitz des Reichthums entbehren. Auch mache ich mir nichts aus dem Gelde — mein Vater ſagte oft: es verhärte nur das Herz. Und“ — hier floh ein erblaſſender Hauch über des Mädchens blühende Wange, ihr inniger Ton ward leiſe, als verrathe er ein ſcheues Geheimniß, „mußte die edle Gräfin hinweg aus dem Leben, ohne ein anderes Vermächtniß ihrer Geſinnung für uns niederlegen zu können, als die Documente ihrer Großmuth, ihrer Güte, welche wir in treuer Erinnerung bewahrten: ſo war es dieſe irdiſche Sorge vielleicht, die ihren ſchnellabgerufenen Geiſt beunruhigte, daß er noch einmal wiederkehrte in die verlaſſene Wohnung. Die Freundſchaft weckte den Schatten aus dem heiligen Schlafe des Todes, und nahm, nicht mehr tauglich für die Geſchäfte der Erde, den Geſchäftsführer mit hinweg, ihm ihre Aufträge im Himmel zu geben.“ — Phöbe ſchauerte in ſich zuſammen. Dann ſprach ſie gefaßt: „Sie ruhe nun in Frieden! der Vater ſchlummere ſanft — für mich wird Gott ſorgen. Er, der mich zur Waiſe machte, wird mein Vater ſein."

Es lag etwas unbeſchreiblich Rührendes in der kindlichen Zuverſicht, womit Phöbe dieſe Worte ſagte, und ihren verlaſſenen Schmerz dem Glauben an eine ewige Liebe unterwarf.

Aber die Tante war vom Aerger über die früheren Aeußerungen der Nichte geſchminkt, über und über roth geworden. Was Phöbe, begeiſtert und hingeriſſen für den Gegenſtand des Geſprächs, in völliger Vergeſſenheit ihrer abhängigen Lage ſprach, hatte jede Rückſicht auf die Denkart der Tante ausgeſchloſſen, und verſagte gewißermaßen das ſchuldige Anerkennen der großmüthigen Wohlthat, welche die Räthin der Tochter ihres Bruders zu erzeigen gedachte, da ſie das Mädchen zu ſich nahm. Die Räthin war nicht gewohnt, etwas Gutes umſonſt zu thun, oder an ſolchen, die es nicht zu würdigen wußten, wenn auch nur mit Worten; und als Phöbe ohne Hochſchätzung von dem Gelde ſprach, ſich der Sorge für ihr Fortkommen weigernd, und dies einem höhern Führer überlaſſend, fühlte die Tante ſich in ihrem Götzen gering geachtet und von des Mädchens frommen Aufſchauen zurückgeſetzt. Schnell überſchlug ſie in Gedanken den Betrag der Koſten für Phöbens Unterhalt und warf ihn zu den verlornen Poſten der Jahresrechnung. Sie antwortete mit vorwurfsvoller Beſcheidenheit, hinter der ſich der Geldſtolz verſteckte, der Tante ſchlimmſter Fehler: — „Was Du da ſagſt, iſt mir größtentheils zu hoch; mein ganz gewöhnlicher Verſtand faßt dergleichen nicht. Wer die Mittel zur Wohlfahrt für ſich und Andere ergreifen und feſthalten will, hat alle Hände voll zu thun und kann ſich nicht mit ſolchen Spitzfindigkeiten befaſſen. Ich denke nur, Nichtchen, wenn Du wüßteſt, wie ſchwer ein Groſchen zu verdienen, Du würdeſt dem Gelde, das Du verachteſt, den vollen Werth und das rechte Gewicht geben. Dein Geſchick hat Dich bis auf dieſe Stunde vor Mangel bewahrt; aber man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben!«

Damit ging die Tante hinaus, einem Winke der Leonore ihrer Köchin zu folgen, die unter der Räthin letzteren Worten in der Thüre erſchienen war. Der armen Phöbe war das Herz ſehr beklommen; die erdrückende Gewalt der Ueberhebung legte ſich laſtend um ihre freie, frohe Seele. »Ich werde es hier nicht ertragen können« — dachte ſie, und erleichterte den Centner der Angſt, der ſich auf ihre Bruſt gewälzt, durch einen tief ausathmenden Seufzer. Sie trat ans Fenſter; der Himmel war ſo klar! ſo heiter! nur eine beglänzte Wolke ſchwamm im blauen Meere des Aethers über der Gegend, wo Goldbrun liegen mußte. Phöbe ſah mit troſtloſen Blicken zu der Wolke auf, die ihr wie das zerriſſene Schönfahrſegel von dem geſcheiterten Schifflein ihres Glückes vorkam; ein Spiel der Lüfte, flatterte es noch über der verhängnißvollen Stelle, wo ihre jugendlichen Freuden in einen bodenloſen Abgrund verſunken waren. —

Die Tante kam zurück und wollte nun der Nichte das ihr beſtimmte Zimmer anweiſen. Phöbe fand das nette Gemach geraum genug für ihre ſtillen Wünſche, ſich zuweilen in ruhigem Selbſtgenuß hier erholen zu können, wenn das Zuſammenleben mit fremdartigen Naturen ſie zerſtreuet und abgemattet hätte. Der Hauch der Einſamkeit wehete kühl und lind um ihre angſtheiße Wange. Der ſcharfſichtigen Tante entging der zufriedene Beifall ihrer Nichte, obgleich Phöbe wenig davon redete, nicht, und der Räthin genügte dieſe wortarme, aber aufrichtige Erkenntlichkeit, um ſich belohnt zu fühlen. Sie warf die ſuchenden Augen umher, ob die kleine Einrichtung, worin mit ſchicklicher Ordnung für alles geſorgt war, noch durch etwas verbeſſert oder vervollſtändiget werden könnte; allein die zärtlich gewöhnte Phöbe bedurfte mehr für ihr inneres, als für ihr äußeres Leben, und eine edle Einfachheit, die Grundlage des Geſchmacks, die Eigenthümlichkeit höherer Bildung und vornehmer Sitte, bezeichnete das Weſen des Mädchens und ſeine Erziehung.

Tante und Nichte verließen dieſe engen Räume befreundeter, als ſie hinein gekommen waren.

„Die Tante iſt doch gefällig gegen mich, und bedachtſam, daß mir nichts abgehen möge!“ dachte die verſöhnliche Phöbe und nahm ſich vor, dieſer guten Eigenſchaften eingedenk zu bleiben.

„Phöbe iſt wirklich nicht vereitelt, und leichter befriediget, als ich fürchtete!“ meinte die Tante ſtill für ſich, und ſchämte ſich des ſchiefen Spiegels, den Niemand im Hauſe mochte, und der nun das holdeſte Bild mit lügenhafter Verzerrung entſtellen würde. Phöbe hatte hineingeblickt, ohne daß ein Mißfallen ihren ſchönen Zügen in Wahrheit geſchadet hätte.

„Der Spiegel mag bleiben, als eine Probe, ob Phöbe in ſeinem Gebrauche ſich des Anſpruchs ihrer Eigenliebe, von der ihr ein wenig zu Gute gehalten werden dürfte — zu entäußern vermag!“ dachte ſie ferner, und die täuſchende Kunſt, welche im Innern des Menſchen ihr verſteckendes Spiel treibt, machte aus dieſer pſychologiſchen Aufgabe einen Verſteck für den Geiz der Tante. —

Der Morgen ging unter kleinen Anordnungen ſchnell genug dahin; Phöbe's Koffer ward geholt, ſie packte aus und räumte ihre Sachen ein, dazwiſchen mußte über dieſes oder jenes Rückſprache genommen werden, und die Mittagsſtunde läutete, ohne daß Phöbe das Vorrücken der Zeit, die ſie nicht mit langer Weile gemeſſen, gewahr geworden wäre. An eine pünktliche Tagesordnung gewöhnt, unkundig der, welche in dieſem Hauſe beobachtet würde, doch willig und aufmerkſam, ſich ſtreng darein zu fügen, ſagte ſie Leonoren, daß dieſe ſie rufen möchte, wenn angerichtet würde; doch Leonore meinte, damit hätte es noch gute Wege. Mit einer Art von Kücheningrimm ſetzte ſie lachend hinzu: „Die Ordnung unſeres Hauſes beſteht darin, daß wir uns an gar keine kehren; wir halten offene Tafel für die Fliege, welche am Mittage ſummt, wie für die Motte, die ſich am Lichte, das auf dem Abendtiſche leuchtet, die Flügel verſengt. Das Feuer muß den ganzen Tag über brennen, und Speiſe und Trank früh und ſpät parat ſein. Da iſt die Kochkunſt eine Kunſt! ich will mich weiter nicht loben.“ —

„Wie aber kommt das?“ fragte Phöbe, deren Sinn, für die Regel geübt, mißfällig den Gedanken aufnahm, in Zukunft keiner Richtſchnur für die Eintheilung ihrer Stunden mehr folgen zu können.

„Wie es kommt?“ antwortete Leonore, „das will ich Ihnen ſagen, Fräulein! weil der Herr nicht kommt, wenn es die rechte Zeit wäre, oder der Herr Sohn! welcher der eigentliche Gebieter des Hauſes iſt. Gott ſei es geklagt! die Nacht iſt er wieder ausgeblieben, und das geſchieht nicht ſelten.“

Phöbe erröthete; hinter dieſem reizenden Vorhange von Purpur, der die jungfräulichſte Seele verhüllte, ſchlief der Jüngling im Wagen, harmlos, von Sonnenſtrahlen umfloſſen; doch der erſtickte Schall der Klingel tönte im Einklange zu dem böſen Leumund Leonorens, im Nachhall von dem Gedächtniſſe des Mädchens.

Die Räthin ging geſchäftig hin und her, Phöbe kramte noch auf ihrem Stübchen; aber mit dem Schlage Eins! kam der Pupillenrath, ſeine Frau rief nach der Suppe, als eben Alexis, ſein Sohn, dem Vater auf dem Fuße folgte. Phöbe war ſchon da. Sie hatte die Stimme des Oheims auf der Treppe vernommen, und eilte dem Kommenden voraus. Die Tante nahm das Mädchen bei der Hand und ſtellte es dem Stiefſohne vor: „Meine Nichte, Phöbe Einſiedel, welche von nun an bei uns wohnen wird, und welche ich Dir zu freundſchaftlichem Wohlwollen empfehle.“ Die Räthin betonte das Wort freundſchaftlich! ſehr ſtark.

Dieſe Vorſtellung geſchah mit einer gewiſſen verwandtſchaftlichen Höflichkeit; allein dem gezwungenen Tone der Räthin war anzumerken, daß ſie nur eine leere Form häuslicher Convenienz damit erfülle. Aber mit voller Seele und in fröhlicher Freiheit ſicherte Alexis jenen kalten Worten den wärmſten Gehorſam zu. Er betrachtete das Mädchen mit entzückten Blicken; nie verdankte er ſeiner Stiefmutter eine ſchönere Gabe, als dieſe Verwandtſchaft, von der er zuvor nie gehört hatte. Auch Phöbe wagte ſchüchtern den jungen Vetter auf die Vorſtellung anzuſehen, ob er vielleicht ein Wüſtling wäre, dem ein ſittliches Mädchen fern bleiben müſſe, wie nahe das Verhältniß zu ihm auch immer ſein möchte. Das große, braune Auge des Jünglings war jedoch nicht der Spiegel roher Leidenſchaften. Offen und klar um ſich ſchauend, ließ es auf den Grund eines Gemüthes blicken, in deſſen reiner Tiefe kein Schlamm war. — Kein röthlicher Kreis umſchrieb den Bezirk, wo die Opfer dem Bacchus dargebracht, in wilden Flammen verglüht wären — kein trüber Schleier, der Orgien verhüllte, denen er beigewohnt hätte, lag über dieſen hellen Sternen. In der Haltung des Alexis verſchmolz eine burſchicoſe Unbefangenheit, gehalten durch einen natürlichen Anſtand, der ein angeborener Adel der Sitten ſchien — mit unbewußtem Stolze, um ſeiner Erſcheinung das Gepräge der Furchtloſigkeit zu geben, welche als ein ſichtbarer Abdruck vom Rechte die gute Meinung für ſich einnimmt und die böſe niederhält.

Phöbe ſchüttelte unmerklich den Kopf; der Vetter war gewiß ein guter Menſch! Sie hätte mit ſo unumſtößlicher Gewißheit darauf ſchwören wollen, wie auf ihren eigenen Willen und Wandel. Etwas Feines und Hohes in ſeinem Weſen, was ſich vermählt in dem Worte vornehm! am beſten ausdrücken läßt, ſprach das Mädchen mit einer innigern Verwandtſchaft an, als die, worin eine ſtiefmütterliche Laune der Natur den ſanften Ichor, der dieſe verlaſſene Blume färbte, und das choleriſche Blut der Tante aus einer Quelle ableitete.

Aber als Phöbens Blick, der Gluth des ſeinigen begegnend, verſchämt zur Erde glitt, berührte er im Fallen Alexis Hand, und ſie erkannte den Ring, der ſie am frühen Morgen nur geblendet hatte. Wenn der Blitz ſeiner Strahlen dort ihr Auge mit thränender Blindheit ſchlug: ſo traf jetzt ein leiſer Stich ihr erſchrockenes Herz. Amors Pfeil, den der kleine, beflügelte Gott von einer wunderſchönen Camee zückte, deren antike Koſtbarkeit noch durch eine Umfaſſung von großen, erleſenen Brillanten zu einem Juwel vom erſten Range erhoben wurde — hatte getroffen! — Solch ein Kleinod deutete auf ſoliden Reichthum hin; aber auch auf einen ſoliden Geſchmack! Ein lockerer Student, ein leichtſinniger junger Mann überhaupt, welcher der Themis ernſte Wage, die er einſt im Dienſte der ſtrengen Gerechtigkeit mit dem Gleichgewichte der Vernunft und des Gewiſſens führen ſoll, noch mit ſchwanker Hand hält, hätte längſt dieſen köſtlichen Cupido den Manichäern überantwortet, um gemeine Freuden damit zu bezahlen. Diesmal leiſtete der Ring Bürgſchaft, nicht für die Treue eines Jünglings, ſondern für ſelne reelle Denkart. — Und immer wieder wendete ein magnetiſcher Zug Phöbens Blicke nach dem Ringe, deſſen Alexis ſchöngeformte Hand vollkommen würdig ſchien: er hätte, geſtand ſie ſich — einer fürſtlichen wohl minder gut gelaſſen. Wie ſich das Licht im Reflex der Edelſteine flimmernd und farbig brach, ſo daß Amor auf Iris buntem Bogen zu ſchweben ſchien: — ſo ſpielte der Ahnung wunderbarer Strahl um Phöbens Buſen, den die Natur zu einem Thron der Liebe gebauet hatte.

„Warum aber,“ erwog Phöbe ſtill und ſcharfſinnig, „tragt der Sohn dies Prachtſtück zur Schau, und nicht, was ihr paſſender geſchienen — der Vater? Das geſetzte Alter ſetzt gewöhnlich ſeinen Stolz und Schmuck in Dinge von barem Werthe, da die Jugend ſich in der Verachtung theurer Zierden gefällt, deren Geldbetrag ſie für den Genuß des Lebens beſſer anzuwenden dächte.“ — An der Hand des Pupillenraths ſchnitt nur der Trauring mit ſcharfer Kante in den Finger ein; vielleicht tiefer noch in ſein Herz! —

Man ſetzte ſich zu Tiſche. Vor dem Teller des Pupillenraths ſtand eine Flaſche Wein, und auf einen gebietenden Wink von ihm ward ſchnell ein Glas herbeigebracht, das bei dem Couvert für die Nichte vergeſſen worden war. Phöbe ſchob es abſeits.

In ſtummer, glühender Emſigkeit legte die Hausfrau vor; aber ihr Gemahl wehrte mit bittender Entſchuldigung ihrer Hand, daß ſie ihm nicht zu viel gäbe, weil er des Appetits ermangele. Alexis ſeufzte, als er ſeine Portion anſah; er aß nur aus Gefälligkeit, die ihm ſchwer zu fallen ſchien, einige wenige Biſſen, und der ſtarke Reſt verkühlte ungenoſſen. Viel lieber hätte er ſich mit dem Ohrenſchmauſe begnügt, den ihm die ſüße Rede ſeiner Nachbarin gab. Auch Phöbe war ſatt, ohne ſeit geſtern mehr, als ein paar Krümchen Kuchen zum Frühſtücke an dieſem Morgen, zu ſich genommen zu haben. Die Räthin ließ es ſich ſchmecken, wenn auch der Anblick der vollen Teller und der verſchmäheten Speiſen ihr den Genuß des Leibgerichts verbitterte. Inzwiſchen ſah und merkte ſie ſogleich, ob es ihrem Manne an irgend etwas fehle. Sie reichte ihm Pfeffer und Salz, die entfallene Serviette, ein friſches Stück Brod u. ſ. w.; doch ſah dieſe kleine, frauliche Handlangerei, welche, wenn die Liebe ſich dazu verdingt, dem Mann in der Ehe das Leben ſo leicht macht, daß er flugs und fröhlich den Bau des gemeinſamen Glückes himmelhoch aufführt — nicht danach aus, ſondern als hätte die harte Frohne der Pflicht ſie abzutragen, und auf einen andern Lohn wäre nicht zu rechnen.

Der Pupillenrath war gerade im Begriffe, die Geſundheit der ſchönen Tiſchgenoſſin zu trinken, als er abgerufen ward, weil Jemand, den er zu ſich beſchieden, ihn zu ſprechen wünſchte, und weder warten noch wiederkommen könne. Er leerte alſo das gefüllte Glas raſch auf ſeine eigene Stärkung aus, und ging. Bald nachher kam Leonore, um dem jungen Herrn zu ſagen, daß ſein Vater nach ihm verlange. So blieb denn Phöbe mit der Tante allein, und ihr, welche mit genießender Gemächlichkeit ſich Zeit nahm, zur Geſellſchaft ſitzen.

„Sieh!“ ſagte die Räthin, und wies auf die Schüſſeln, denen nur ein wenig entnommen war, „heute hätten wir wieder einmal für die Katze gekocht! — Schade um das ſchöne Eſſen! Ich hoffe, Nichte, Du wirſt künftig beſſeren Appetit haben; mindeſtens ſollſt Du Dir ihn nicht auf moderne Weiſe verderben, wie die lüſternen Männer. — Ich will Dir erzählen, wo die Herren in der Stadt den Hunger laſſen, wenn Du es noch nicht wüßteſt. Da“ — fuhr die Tante mit drolliger Declamation fort, und ließ, in gehäſſigem Aerger ſchwelgend, Meſſer und Gabel derweilen ruhen, „gehen ſie früh, wenn das Collegium oder die Seſſion, der Hörſal oder der Schreibtiſch ihrer wartet, vom Conditor zum Reſtaurateur, und dann in das Weinhaus, uberreizen ſich den Gaumen mit Leckereien, mit Süß und Sauer, mit ſtarken Getränken. Daheim aber brodelt die beſcheidene Hausmannskoſt an dem ewigen Feuer, das nicht ausgehen darf, und die arme Fau iſt wie in der Hölle. Die Suppen werden Extract — das Eſſen vergart. Kommen ſie nun endlich zu dem verſpäteten Mittagsmahl um die Zeit, wo die Kinder das Vesperbrodt verzehren, und eine gute Wirthin tiſcht ihnen nahrhaftes Fleiſch und geſundes Gemüſe auf, ſo lächeln ſie nur mit höhniſcher Gourmandiſe und blaſen ſtolz in den unſchuldigen Dampf des Gerichtleins, ſpottend, daß ſich die Frau den Küchenzettel ſo leicht mache, was ſie wohl muß, wenn ſie erwägt, was für ſchweres Geld ihrem Mann das Frühſtück koſtet. — Der Geſchmack dieſer Herren will Schmorbraten in franzöſiſchem Gout, Beefſteaks und dergleichen; nichts kann ihnen pikant genug ſein! Wird nun einmal das Jünglein der Frau pi-

kant, was man ihr nicht verdenken kann, ſo geht der Lärm los. Laß mich zufrieden! ruft der Mann mit eklem Unmuth aus, ich mag nicht eſſen! meine Geſchäfte haben mich abgeſpannt. Sorge nur, daß man mich nicht in der Sieſte ſtöre! — Dahin geht er, um bis zum Abend zu ſchlafen, wo er wieder ſeinen *Geſchäften* nachgeht. — Wir kennen das! — Die Frau aber verſchluckt ihre bittern Thränen, der Biſſen ſtarrt ihr im Munde — und die Kindlein drängen ſich ſcheu um die weinende Mutter und fragen, was ihr und dem Vater fehle. — Sieh, mein Kind! dies iſt der Lauf der Welt! Deßhalb wende Dich nicht zu den Männern, denn wie ſelten wird *einer* gefunden, der den Weg zur rechten Stunde in das Haus findet, worin er das Beiſpiel der Pünctlichkeit geben ſoll! Die Meiſten gehen ihren Launen und Lüſten nach und binden ſich weder an die Zeit noch an die Pflicht. O, wie manche Ehefrau, welche die Menſchen glücklich preiſen, wenn ſie öffentlich am Arme eines ſtattlichen Mannes erſcheint, ſitzt in häuslicher Stille einſam harrend, und ſinnt, wo der Herr Liebſte wohl bleiben möge, und weint den verlaſſenen Schmerz aus, indeß die vergeſſene Jungfrau oder die Wittwe, deren Gott ſich angenommen — wenn ſie nur nicht darben dürfen — ſeelenvergnügt in der ſchönſten Ruhe leben und auf Niemand zu warten brauchen, um zu thun, was ſie wollen. Das wüßte ich wohl, Agnes hätte mir nimmermehr heirathen ſollen!“ —

Die grelle Schilderung der Tante hatte Phöbe doch ein Lächeln nach dem andern abgelockt. Sie konnte nicht umhin, zu glauben, daß, wäre das Bild von der ſtädtiſchen Sitte oder vielmehr *Unſitte* der Männer, auch in zu ſcharfen Umriſſen gezeichnet, und der Schatten zu ſtark aufgetragen, ſeine Züge doch Wahrheit enthalten könnten.

Als die kleine Sitzung nun aufgehoben war, bat Phöbe die Tante um einen Auftrag, der ſie beſchäftige, und die Räthin wies ihre Nichte hierauf an, auf dem obern Saale zwei Schränke voll gemalten Porcellan aufzuräumen; dies Geſchäft erfordere eine behutſame Hand und einen ordnenden Sinn, und ſie ſelbſt habe bisher der nöthigen Zeit dazu ermangelt. Phöbe übernahm es gern. Sie verſprach, ſich ſorglich vor Schaden in Acht zu nehmen. Die Tante reichte ihr die Schlüſſel und band ihr die eigene Hausſchürze vor. So ging denn Phöbe bald an das Werk.

Als ſie die Schränke öffnete, ſah ſie, dicht in einander geſchichtet, und in hochaufgethürmter Gefahr die ihr anvertraueten Schätze des Inhalts; aber auch hier ward der Blick durch eine Ueberladung beſchwert, die das Auge hinderte, auf den feinen Formen und Farben umherzuirren. Sacht und vorſichtig ſonderte Phöbe die reichhaltige Laſt, welche die geräumige Tiefe der beiden Schränke trug, und nur wie ein ſingender Laut klang das Porcellan im leiſen, unvermeidlichen Anſtoß, kein ſchrillender Ton, wie ihn Zerbrochenes hören läßt, ſtörte das Mädchen in der Schauluſt, womit es die ſchwierige Arbeit förderte. Da waren hetruriſche Vaſen, Potpourri-Töpfe, nur noch halb angefüllt mit dürren Mumien der Natur; längſt ſchon hatte der lebensvolle Duft dieſer Kräuter- und Blumenblätter ausgeathmet, und nur wenn eine wühlende Hand ſie im raſchen Wirbel durch einander rüttelte, entquoll den untermiſchten Spezereien noch ein ſchwacher, würzhafter Hauch. Ferner waren Tiſchaufſätze verſchiedener Art vorhanden, welche claſſiſche Scenen darſtellten, und eine große Menge kleiner Figürchen, als womit man ſonſt die Simſe der Kamine zu ſchmücken pflegte. Eine Maskerade von Liliputanern regte den Puppenſinn der kindlichen Phöbe an, und eine chineſiſche Wachtparade machte ſie durch die Miſchung poſſirlicher Kleinheit, mit dem dienſtlichen Ernſte des Aufzugs, der durch die ſeltſame Tracht komiſcher noch ward, ſtill für ſich lachen.

Da es ihr endlich gelungen war, dies Durcheinander in Ordnung zu bringen und für alles ſchicklichen Platz zu finden, freuete ſie der Anblick noch mehr; aber ſie verſparte ſich das Lob der Tante, bis der zweite Schrank aufgeräumt wäre. Dieſer enthielt Kaffee- und Theeſervice in gehäuften Maſſen. Die Malerei hatte mit treu nachahmender Kunſt, den Blumenflor der Gärten und Wieſen auf dieſen milchweißen Glanz hingeſtreut; ſelbſt der Schmetterling, die Roſe umgaukelnd, die Biene, ſammelnd ſüßen Duft, war nicht darauf vergeſſen. Aber auch ſchönere Blumen, die der Dichtkunſt, blüheten hier. Eine ſinnreiche Idee hatte Gellert's Fabeln und Erzählungen auf dem feinſten dieſer Service anſchaulich gemacht, und Phöbe, vertraut damit, verweilte erkennend und ergötzt auf dieſer netten Gallerie moraliſcher Gemälde.

Hier verwandelte Venus die eiferſüchtige Chloris am Buſen des Geliebten in eine Taube; dort bot der grauſame Inkle die treue Yariko auf dem Sclavenmarkte zu Barbados aus, und die Schwärze ihrer Haut deckt mit der Schande des Undanks ſein Herz — ein Vaterherz! — Hier breitete der gefällige Ehemann die Andrienne von geblümten Seidenſtoff über das Lager der kranken Frau, und der junge Arzt wendete ſich ab und lächelte mit ſchlauer Miene der wohlgetroffenen Wahl des Mittels, das eine wundergleiche Geneſung bewirkt. Dort fliegt im Mährchen von der Wittwe der hölzerne Stephan aus dem Fenſter, und die troſtloſe Gattin, welche ſich dem ſeligen Herrn nachſtürzen wollte in das Grab, ſtößt ſein leibhaftiges Abbild nun mit eigener Hand aus dem öden Raume des Hauſes und Herzens, und der Götze ihrer Trauer dient der ſchnellen Gluth, die ihn vertilgt, zur Nahrung einer neuen Liebe. Hier erſcheinen Elmire und Selinde an Charons Nachen, und als der düſtere Fährmann vor ihnen ſteht und die Schönen, welche im Reize der Jugend dem holden Leben entfliehen, mit prufender Rede verſucht, reißt Elmire den Kranz aus dunkelm Gelock, um ihn hinabzuſchleudern in den finſtern Strom, bei dem die Götter ſchwören; doch die blonde Selinde lächelt in der Unſchuld ſicherer Ruhe, unbeſorgt, daß die jungfräuliche Myrte ihrer Stirn entfallen werde. — Dort wölbte die Kirche im wunderbaren Traum ihre dämmernden Hallen, und der Erzähler, verklärt von dem Glanze höherer Erkenntniß, womit ſein Schutzgeiſt ihn berührt, ſchien ſchwebenden Schrittes durch die Gemeinde zu gehen, welche nur wie durch einen blaſſen Nebel ſichtbar war. Viele ſchöne, weiße Arme ſtreckten ſich hier und da nach ihm aus; aber ein Mädchen, im ärmlichen Gewande der Niedrigkeit, welches die reinſte Seele, das beſte Herz verbarg, weckte küſſend den Träumer.

Auch Phöbe erwachte aus tiefen Gedanken, worin das Anſchauen dieſer kleinen, überaus gelungenen Bildchen ſie verſetzt hatte. Und während ſie den Staub der Vergeſſenheit davon abwiſchte, um ſie in prangender Reinheit aufzuſtellen, und dabei die Nutzanwendung dieſer Lehren mit offenem Sinne für die Sprache der Moral auf ſich ſelbſt zog, verſchloß ſich das Herz der Tante der warnenden Erfahrung und verſtockte zu ſeiner eigenen Strafe.

Die Räthin blieb im Wohnzimmer, als Phöbe ſie verließ, und fing an zu nähen. Noch erregt von dem Geſpräche mit ihrer Nichte, ſeine Plane einfädelnd in das Oehr der Nadel, und ſpitzfindig ihren Gedanken folgend, Stich vor Stich — traf ſie der zurückkehrende Gemahl und wechſelte einige gleichgültige Worte mit ſeiner Frau, welche den trägen Tauſch der Rede mit vorenthaltener Kargbheit trieb, ſo daß dem Pupillenrath die Luſt verging, ihn fortzuſetzen. Verſcheucht von dieſer unfreundlichen Kälte, wollte er gehen, da legte die Räthin ihre Arbeit hin und ſprach: „Bleibe doch noch ein wenig! Ich habe mit Dir zu ſprechen.“

Der Pupillenrath legte Hut und Stock aus der Hand und ſtand erwartungsvoll, was es geben würde.

„Alexis“ — hob die Räthin im Tone des Berichts an, der ſich aber, während ſie ſprach, in der Tonleiter der Leidenſchaft ſteigerte, „iſt dieſe Nacht wieder ausgeblieben. Leonore hat noch einen Flocken Baumwolle gefunden, womit die Klingel umhüllt geweſen. Das geht ſo nicht länger! *Mein Haus*“ — der Accent des Eigenthums gab jenem Worte einen ſtarken Nachdruck, „ſteht zur nächtlichen Zeit, wo das Auge der Polizei nicht mehr wach iſt, Jedem offen, der nur von meinem Habe und Gute zulangen will. Wenn die Hausgenoſſen aus- und einſchleichen, gleich dem Diebe in der Nacht, und den Schall der Klingel verſtopfen, daß ſie ihnen keinen böſen Ruf mache — ſo weiſen ſie dem Raubgeſindel nur die Wege und helfen ihm auf die Schliche. Was hilft es mir, daß ich des Abends bete: Ich liege und ſchlafe ganz in Frieden, denn der Herr ſchaffet, daß ich ſicher wohne? — Der *Hausherr* ſchaffet mir doch keine Ruhe! — Da liege ich und lauſche auf jedes Geräuſch und horche, ob ſich auf der Treppe etwas regt, ob die Dielen kniſtern.

Und ſtellt ſich ſpät der Schlummer ein, ſo erquickt er mich nicht mehr, und Träume des Einbruchs ängſten mir die Seele. Deßhalb erſuche ich Dich, den Alexis anderswo einzumiethen."

„Bete nicht, liebe Frau!" antwortete der Pupillenrath, indem ein vorwurfsvoller Spott für einen Augenblick ſein verfinſtertes Geſicht mit falſcher Freundlichkeit aushellte, wie wenn die Schlange des Blitzes aus einer verderbenſchwangeren Wolke hervorſchießt und im Verſchwinden ein noch grauenderes Dunkel nachläßt; „denn" — fuhr er fort, und in der Stimme grollte ein ferner Donner, „der Glaube fehlt Dir! und nur er gibt der frommen Bitte Erhörung und Kraft! — Du empfiehlſt Dich der Obhut Gottes, traueſt aber nur Deiner eigenen. So bürdeſt Du die Sicherheit des Hauſes der Schnecke des Ohres auf, die nur langſam den Laut der Gefahr in die träumende Seele trägt, während das ewige Auge, das nicht ſchläft noch ſchlummert, ein Aufſehen hat über die Seinen. So haſt Du auch kein Vertrauen zu den Menſchen, und ſetzeſt ſtets das Schlimmſte von ihnen voraus. — Alexis iſt vergangene Nacht in guter Geſellſchaft geweſen, wovon ich Kenntniß hatte. Die Liedertafel feierte ihr Stiftungsfeſt mit dem Geburtstage eines ihrer beſten Mitglieder. Alexis vermuthete, daß man im fröhlichen Geſange die Bürgerſtunde nicht beachten würde, und hatte den Hausſchlüſſel zu ſich geſteckt. Ich ſelbſt beſeitigte die Riegel an der Thür und machte die Klingel ſtumm, auf daß Du nicht beunruhiget werden ſollteſt. Die hämiſche Leonore mochte etwas von dieſen Vorkehrungen gemerkt haben, Alexis fand den Vorſaal geſperrt und mußte im Wagen ſchlafen. Ich aber werde der böswilligen Zuträgerin die Klatſcherei legen und ſie lehren auf ihren Dienſt paſſen, und nicht auf

Gelegenheiten, den Frieden ihrer Herrſchaft zu ſtören!“ — Die Augen des Pupillenraths ſprüheten Funken des Zorns.

„Dachte ich es doch!“ antwortete die Räthin gereizt, doch mit boshafter Kälte, „daß Dein Sohn noch großes Recht haben würde! Wann hätteſt Du jemals zugeſtanden, daß dieſer Unverbeſſerliche fehlte? — Ich aber irre immer. Die Rüge, welche Du Leonoren zugedacht, muß ich mir jedoch durchaus verbitten. Sie thut nur ihre Schuldigkeit, wenn ſie mich auf einſchleichende Unordnungen aufmerkſam macht. Im Wagen campirte Alexis, ſagſt Du? Nun, ich wette! er hat ſich den beſten dazu ausgeſucht; denn es iſt gar ein feines Herrlein! Und der weiße, ſchönbordirte Cachemir, womit der blaue ausgeſchlagen iſt, wird ihm kaum zur Matraze gut genug geweſen ſein.“

Auf der Stirne des Pupillenraths kreuzte es ſich im flammenden Zickzack, ein Augenblick ſchwülen Schweigens noch — dann entrollten ihm die Worte, wie ſtrafende Wetterſchläge. „Frau! willſt Du mich zum Aeußerſten bringen? Kann denn kein Tag vergehen ohne Streit und Zank, ohne Schelten und Schmollen? So wollte ich lieber nicht leben! — Im Grabe iſt Ruhe! das ſoll man mir einſt ſingen, denn auf Erden ward ſie mir nicht. Was ich Dir aber jetzt ſagen werde, dabei bleibt es, ſo wahr ich bin! Nur mit mir verläßt Alexis dieſes Haus, es wäre denn, daß ein gebietendes Verhältniß ihn außerhalb des Ortes entfernte, bevor er amtlich verſorgt, ſeinen eigenen Herd anbaut!“ —

„Du biſt in der That, das Muſter eines zärtlichen Vaters!“ erwiederte die Räthin heimtückiſch, und legte einen giftigen Pfeil auf das Geſchoß ihrer Zunge, „aber freilich,“ damit zielte ſie auf das Herz ihres Mannes, „nur Kinder

der Liebe bleiben Kinder der Schwachheit — das hörte ich oft.“

Bei dieſer Rede ſeiner Frau berührten ſich die entgegengeſetzten Empfindungen des Pupillenraths. Doch das Bewußtſein des Rechtſchaffenen, geſchützt von einer himmliſchen Aegide, wird von der Bosheit nicht zum Tode getroffen, nur die Schuld iſt verwundbar! —

Der Zorn verſchwand von der Stirne des beleidigten Mannes, des gekränkten Vaters; die Spannung der Geſichtszüge ließ nach, ein Lächeln der Empfindung, der Ruhe, ſchwebte um die grollende Lippe. Zwei Tropfen nur, aus den unerforſchten Quellen des Gefühls, drangen ihm in die Augen, aber ſie löſchten die ſchnellentbrannte Hitze. Er ſchlug den feuchten Blick zur Decke, und ſprach: „Mein Gott! Du weißt es! Alexis ein Kind der Liebe! — Daß es ſo und doch auch anders iſt, erhebt mich über die Schwäche, welche du mir vorwirfſt und macht mich ſtark im Ertragen. Warum aber, ſage an! iſt Alexis Dir ein Dorn im Auge, da Deine Tochter die Roſe meiner Freuden war, die ich im Herzen und auf den Händen trug? — Und liebte Agnes ihn nicht gleich einer leiblichen Schweſter? Betrauerte er ihren Tod nicht mit brüderlichem Schmerze? — Warum verfolgſt Du ihn, der — — mein Sohn iſt, mit ſchmähſüchtigem Haſſe? That er Dir je etwas zu Leide? — Beſinne Dich, liebe Frau! Doch Du wirſt es auch, und es war nur eine ſtiefmütterliche Laune, die Dir ankam“ — Er reichte ihr, nach Agnes' Bilde abgewandt, die Hand, und ſetzte mit verſagender Stimme hinzu: „Meine gute Agnes! ſieh die Mutter an! und Dein ſanfter Blick ſage ihr von dem Frieden, welcher höher iſt, als alle Vernunft, der hienieden ſchon ſelig macht!“ —

Jetzt trat die Sonne hinter dem Verſteck eines grauen Gewölks hervor und ſtrahlte heller als zuvor. Der Wiederſchein von der dunkelrothen Fenſtergardine malte eine Roſen-Tapete an die Wand, ein lebendiges Licht erfüllte das Zimmer, jeder Gegenſtand leuchtete. Die Räthin war in heftiges Weinen ausgebrochen, ſie ſchluchzte in ihr Taſchentuch, und wie ſie das Geſicht blinzelnd erhob, blendete ſie das Bild der Tochter in ſonniger Verklärung, durch deren Glanz die geliebte Aehnlichkeit irdiſchtraut und kindlichtreu auf der erſchütterten Mutter zu ruhen ſchien.

Die Räthin war nicht eben böſe, nur übler Eigenheiten und ſeltſamer Widerſprüche voll! Ein ganz entgegengeſetztes Urtheil über ihren Charakter würde dennoch vollkommen richtig geweſen ſein, je nachdem es ſie von dieſer oder jener Seite aufgefaßt hätte. Die milde Weichheit, worin ſich plötzlich in der Chemie der Gefühle, deren verborgenes Flammenſpiel die geheimſten Stoffe der Seele zerſetzt und wunderbare Erſcheinungen hervorbringt — der Starrſinn ihres Mannes aufgelöſet hatte, ſeine räthſelhafte Antwort auf ihren Vorwurf, der Gedanke an jede väterliche Liebkoſung und Güte, die er ihrem verſtorbenen Kinde erwieſen, welcher ſie laut an ihre Schuld mahnte, dies alles ergriff und zerſchmolz ihr Herz in Reue und Rührung.

Der Pupillenrath, ſich des Zufalls bemeiſternd, der ſeiner Rede dienſtbar, ihre Wirkung verſtärkte, ſagte: „Sieh, liebe Frau! Sie ſpricht für mich, denn die Worte der Todten an uns ſind Lichtſtrahlen, womit ſie bald das Dunkel unſeres Geiſtes durchdringen, bald himmliſche Ahnungen in uns entzünden. — O! wenn Du wüßteſt! Doch beſſer, Du weißt nichts! Ich denke, wir ſcheiden jetzt als gute Freunde? – Deine junge Verwandte iſt ein liebenswürriges Geſchöpf! Dies noch zum Schluß, zum Friedensſchluß!“ —

Er reichte die dargebotene Rechte noch näher ſeiner Frau, die herzlich einſchlug, mit der andern griff er nach dem Hute. Die Räthin küßte ihren Mann, und eine Thräne rann von ihrer Wange auf die ſeinige. Dann ging er — und auch wir, liebe Leſer, gehen für ein Weilchen in die Vergangenheit zurück.

Die Räthin Locke war die Tochter eines Großhändlers, der ſein Glück durch eine reiche Heirath am beſten zu befeſtigen dachte. Er überredete ſich, die Braut zu lieben, deren Vermögen er ſuchte, er bauete die Plane ſeines Emporkommens in eine ſchwindelnde Höhe, von wo der Sturz nur um ſo tiefer iſt. —

Die junge Frau, im Reichthum erzogen, nach Geiſt und Gemüth verſäumt, und doch ſtolzer Anſprüche voll, brachte zwar ihrem Manne gefüllte Truhen und ſtrotzende Geldſäcke mit, aber auch ein leeres Herz und einen Kopf, der des Beſten ermangelte, und deßhalb nur um ſo mehr ein Köpfchen war. — Wer unter uns, liebe Leſerinnen, wüßte nicht, was dieſer Ausdruck in der Sprache der Männer bedeutet? — Sie wußte wenig oder nichts zu reden, und dieſer Fehler, ſcheinbar klein — legte den Grund zu großem Unglück.

Der jugendliche Ehemann empfand Langeweile, ſo oft er aus dem Comtoir in die inneren Gemächer ſeiner Wohnung trat. Er gähnte in der einſchläfernden Stille des Zuſammenſeins mit ſeiner Frau, er vermißte ſtets etwas, ob er auch täglich den Prunk ſeines Hauſes häufte, und ſich mit Fülle umgab. O ihr Armen die ihr den Durſt nach Freude im äußern Uberfluſſe zu ſtillen wähnt! Ihr werdet ewig darben, denn der heilige Born, wo ſie lauter quillt, iſt nur in der Tiefe des Herzens zu finden, und ihr könnt mit jedem Athemzuge ſchöpfen. Aber nur dem Weiſen rinnt er im Genuſſe der inneren Zurückgezogenheit; der Thor haſcht nach Außen, wo ſpottende Leere ihn verſchmachten läßt! —

Von ſeinem faden, häuslichen Leben an das Geſchäfts-Intereſſe gewieſen, ließ der junge Kaufmann ſich in ſehr gewagte Unternehmungen ein. Das Schwanken und Schweben zwiſchen Furcht und Hoffnung, der Reiz der Gefahr, erhielten ihn in einer Spannung, deren ſeine Regſamkeit bedurfte. Allein die Wagniſſe mißlangen, er wollte ſich retten durch einen kühnen Wurf, doch er fiel zu ſeinem Verderben aus. Nach einigen Jahren, in denen er nicht einmal wahrhaft froh geworden war, kam der Tag, an dem er Bonis cediren mußte. An dieſem unglückſeligen Tage ward ſeine Frau von einer Tochter, obwohl etwas zu frühzeitig, entbunden; der Schrecken trat als ein gewaltſamer Geburtshelfer ein, die Angſt kam der Hebamme zuvor. Bleich und ſtarr ſtand der verarmte Vater vor dem Wochenbette, welches die prahlende Hoffart ſeiner Frau gleich dem Thronhimmel einer fürſtlichen Mutter hatte ſchmücken laſſen. Er vermochte nicht das Kind zu ſehen, dem er das Daſein gegeben, daß es in ſchmachvoller Stunde zur Armuth geboren würde, und deſſen erſter Blick in das Licht der Welt das Elend ſeiner Eltern ſähe. Dieſe anſcheinende Härte war die weichſte Liebe, aber ſie verdichtete ſich zu einer Scheidewand zwiſchen Vater und Kind. Die Thräne des väterlichen Segens, welche, als die heiligſte Weihung der Natur, die Stirne eines Neugeborenen benetzt, giebt ihn der Gottheit zu eigen! Hier fehlte ſie und ihre weihende Kraft, weil ihre warmen Quellen die Verzweiflung verſchloſſen hielt, und das Kindlein, gemieden von dem trockenen Auge ſeines Vaters, verfiel den irdiſchen Mächten, die vergoldete Wiege aber, worin es ſein erſtes Schickſal verträumte, den Gerichten. —

Der Tod erſparte mitleidig der Mutter eine Veränderung ihrer Lage, über die ſich zu erheben, es ihr an Seelengröße fehlte. Sie ſtarb an einem Milchfieber. Eine wohlhabende Frau nahm ſich des nachgelaſſenen Töchterchens an, bis der Vater wieder Brod hätte; das Haus und die öde, verſchuldete Pracht, welche es enthielt, blieb im Gewahrſam der Geſetze, und der ehemalige Beſitzer dankte nach ſeinem ſchnellen Falle dem Himmel und der Empfehlung eines Biedermannes die kleine Verſorgung als reiſender Geſchäftsführer eines Seidenfabricanten. Er handelte mit Glück und mit Verſtand, der neue Wirkungskreis eröffnete ihm ein weites Feld, worauf er ſich zerſtreuete und Erfahrungen ſammelte.

Die Gelegenheit, Sorgen und Noth der Menſchen kennen zu lernen, den heißen Kampf des Erwerbs, und die Fehler, welche in der Anlage ihres Wohlſtandes gemacht würden, lehrten ihn ein beſonnenes Verfahren und ſchärften ſeine Einſicht, freilich zu ſpät, um verlorene Vortheile wieder zu gewinnen; doch noch frühzeitig genug, die Zukunft beſſer zu benutzen.

Auf dieſen Reiſen geſchah es, daß ſein Geſchäftsweg ihn durch eine Landſtadt führte, wo er auch einer Kaufmannswittwe ſeine Muſterkarten vorzulegen hatte, welche ſeit länger als zwanzig Jahren ihre Waaren aus der Manufactur ſeines Principals bezog und in gutem Credit ſtand.

Er trat in den Laden und fand die Wittwe alternd und kränklich hinter der Caſſe ſitzen; ihre einzige Tochter, die Stütze der ſchwachen Mutter, ein ſehr hübſches Mädchen, ſtand ihr zur Seite. Der Kaufmann beugte ſich ehrerbietig vor der wackern Frau und nannte die Firma, der er bedient war; damit war nun auch die Abſicht ſeines Kommens ausgeſprochen, und die Wittwe nahm ihn mit der rückſichtvollen Achtung auf, welche ſie jenem Handlungshauſe ſchuldig zu ſein meinte.

Auf einen Wink ihrer Mutter ſprang die Tochter, um Kaffee zu beſtellen, denn es war um die ſchwarze Stunde, und die weibliche Gaſtfreundſchaft und häusliches Thun und Treiben geſellte ſich zu dem Verkehr und milderte den Ernſt der Geſchäfte. Herr Einſiedel blieb ein langes Weilchen, er hätte vielleicht noch länger raſten mögen, wenn ſeine Weiterreiſe ihm einen beliebigen Verzug geſtattet hätte. Er hörte die Klagen der Mutter über den ſchweren Druck der Zeit, über die Mühſeligkeiten des Alters, mit verbindlicher Geduld an und bemerkte ſtill daneben, wie gewandt das Mädchen verkaufte, mit welch wohlgewählten Worten es die Schönheit der Zeuge hervorzuheben und ſich gleichſam des Käufers zu bemächtigen wußte. Nicht minder bewunderte er das erſichtliche Talent der kleinen Kaufmännin in der Auswahl der neuen Muſter, wie die ſchöne Hand und ihre Normalſchrift, welche die Schwäche der Mutter vertrat. Genug, das Mädchen gefiel ihm ſehr! —

Allein dieſer flüchtige Eindruck verwiſchte ſich im raſchen Wechſel der Gegenſtände. Nach einem Jahre kam der Commiſſionair wieder in jene Stadt. Das Mädchen ſaß in Trauer hinter der Caſſe und las in einem Buche, das in ſchwarzen Corduan gebunden war; im Laden war es ſtill und einſam, die Elle ruhete — die Mutter war todt. Als der Kaufmann auf die Schwelle des Gewölbes trat, und das Mädchen die Augen erhob, in deren reizende Munterkeit er voriges Jahr vielleicht ein wenig zu tief geblickt hatte — ſah er Thränen, welche ſich während des Leſens darin geſammelt, auf die Blätter des offenen Buches niederrollen. Mit reger Theilnahme und doppeltem Intereſſe erkundigte er ſich nun, ob die liebenswürdige Waiſe denn keinen männlichen Beiſtand hätte, und was ſie in Bezug auf die Handlung zu thun oder zu laſſen gedächte. —

Das Mädchen erröthete bei dieſer Frage. „Ich weiß es ſelbſt noch nicht,“ lautete die Antwort; „meine bisherigen Rathgeber waren eigennützig.“ —

Jetzt erröthete der Kaufmann; er errieth, daß das Mädchen von ſolchen bedrängt würde, die ſich einzuheirathen wünſchten und die hübſche Erbin, welche für den Handel geboren ſchien, in den Kauf nehmen wollten. — Ein ſchneller Gedanke ging durch ſeine Seele; indem er jedoch, gewitziget durch die ſchwerempfundenen Folgen der Unbeſonnenheit — Bedacht darauf nahm, daß die Ausführung zweifelhaft wäre, begnügte er ſich, das Mädchen zu fragen, ob es wahrſcheinlich ſei, daß Haus und Handlung der ſeligen Mutter vor dem Ablaufe zweier Monate in andere Hände kommen werde. —

„Durchaus nicht,“ antwortete das Mädchen beſtimmt, und das feine, weibliche Ohr überhörte nicht die Beſchlagnahme einer leiſen Hoffnung im Tone dieſer Frage; „ich habe mir,“ lautete die Antwort weiter, „ein halbes Jahr Friſt geſetzt, bevor ich einen Entſchluß faſſe, und davon iſt erſt ein Drittheil verlaufen.“

Der Kaufmann, hievon befriediget, verſchwieg jedoch ſeinen Plan, nach welchem er dieſe Handlungsgelegenheit ſeinem Principal zu einem Etabliſſement für den erſten Commis vorſchlagen wollte, der, als ein verſprochener Bräutigam mit einer jungen Perſon, die arm und dem Principal anverwandt war — ſich lange ſchon nach einer ſchicklichen Stelle umſah, wo er mit Unterſtützung deſſelben anſäſſig werden könnte. —

Das Mädchen ging auf einen Augenblick in das kleine Comtoir, um einen Brief zu holen; Einſiedel nahm das Buch in ſeine Hand, es war ein Geſangbuch. Sein Blick ſuchte die Spur der kindlichen Thräne, die er fallen ſah; ſie feuchtete folgenden Vers: „Was iſt die weite Welt mir nun? ach! eine Trauerwüſte! mir iſt, als könnt' ich nirgends ruhn, als ob ich mit Dir müßte! o Gott im Himmel Du! wo find' ich Troſt und Ruh? es ſank in meiner Mutter Grab all meine Lebensluſt hinab!“ — Das rührte ihn unbeſchreiblich. Er hätte das Mädchen an ſeine Bruſt nehmen mögen, um es zu tröſten durch Liebe; er dachte, das innige Gemüth dieſer treuen Tochter müſſe auch dermaleinſt dem Gatten zu Gute kommen.

Herr Einſiedel beeilte nun ſeine Reiſe, und als er für kurze Zeit nach Hauſe kam, um die Reſultate derſelben darzulegen, machte er dem Principal den Vortrag jener Sache, die er im Sinne hatte, und zwar ſo annehmlich wie möglich. Der Principal hatte die Wittwe außerordentlich geſchätzt; das Gefühl der Achtung für die brave Frau und der Gedanke, der Segen der Redlichkeit werde auf dem Hauſe ruhen, worin ſie gelebt und geſtorben, machten ihn alſobald willfährig, den Vorſchlag einzugehen.

„Es iſt Schade,“ ſagte er, das Blut der Verwandtſchaft verleugnend, „daß der Wendel ſchon verſagt iſt! er könnte ſonſt die Tochter der Wittwe heirathen und die Kundſchaft zur Mitgift nehmen; denn wenn ein hübſches Kind, wie man ſagt, das Mädchen ſei, mit der Elle figurirt, die Ladenhüter mit weißen Händen ausbreitet und die blitzenden Aeuglein darüber hinſpielen läßt, ſo werden die Käufer herangewinkt und die Leute ſehenden Auges verblendet."

Der Commiſſionair ſeufzte; er hatte dieſe hinreißende Gewalt auch empfunden und wollte den Beſitz des liebenswürdigen Mädchens, das zwar in Verlegenheit, aber keine verlegene Waare war — mit dem vollen Preiſe ſeines Herzens bezahlen.

Einſiedel eröffnete nun ſeinem Principal, daß er dies Mädchen gern ſelbſt zur Gattin nehmen möchte, da es ihm den Forderungen zu entſprechen ſchiene, die er an eine zweite Wahl machen würde, und ſein Kind, verlaſſen und in fremden Händen, einer Mutter bedürfte. Denn nie ſind Wittwer väterlicher geſinnt, als wenn die Heirathsluſt ſich in ihnen regt. —

Der Principal ſann nach, wie dieſe Partie ſich ins Werk ſtellen ließe, ohne daß er einen Commiſſionair verlöre, den er brauchbar für dies Fach gefunden, wie noch Keinen. Er hatte nun einmal die Idee liebgewonnen, ſich bei jener erloſchenen Firma einen Namen zu machen, und ſo gelang es dem Letzteren, ihn zu gewinnen, daß er ihm ein häusliches Glück gründen helfe, was auf anderen Fundamenten beruhen ſolle, als das erſtere, deſſen Einſturz ſein ſtolzes Hoffen zu einer Ruine gemacht, die unter ihrem Schutte ſeine Thorheit für immer begraben. —

Kauf und Heirath kamen richtig zu Stande; doch Einſiedel mußte ſich einer harten Bedingung dabei fügen. Er blieb verpflichtet, das Sommerhalbjahr hindurch die Provinz zu bereiſen, worin der Principal heimiſch war, nur der Winter gönnte ihm häusliche Raſt. Während ſeiner Abweſenheit ſollte die junge Frau der Commandite eines Seidenwaaren-Ausſchnitts vorſtehen, die der Principal ihm am Orte übergab, eben ſowohl, um den Ertrag der Reiſegelder durch die bewilligten Procente zu vermehren, daß es ein Einkommen gäbe, was für den zu errichtenden Hausſtand hinreichend wäre, als das geübte Talent der kleinen Kaufmannsfrau für ſeinen Vortheil zu benutzen und die Früchte ihrer Dankbarkeit zu genießen. So waltet der Geiſt der Berechnung auch über denen, als deren Schutzgeiſt er erſcheint! —

Das Geſtirn der Liebe ging nun für den guten Einſiedel abermals auf; aber diesmal war es kein Unſtern. — Zu Anfange des Winters war die Hochzeit, und das neue Ehepaar konnte ſich vollſtändig einrichten, ehe der Frühling und mit ihm die erſte Trennung käme. Einſiedel fühlte ſich unausſprechlich glücklich. Die gefällige Anmuth ſeiner Frau ihr ſanfter Sinn, ſo fromm und ſo heiter! erweiterten ihm die beſchränkte Wohnung zu einem Himmel voll Freude! In ſtiller Luſt ſchwieg er, wenn ſie redete; dieſe harmloſe Plauderei, welche den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens den warmen Glanz liebender Mittheilung gab, ergötzte ihn, und beflügelte die Stunden ihres Zuſammenſeins. Mit überzeugender Redſeligkeit — ein Zweig angeſtammter Gewohnheit, die in den Garten der Ehe hinüber wucherte — pries ihr Lob die Vorzüge, deren ſie genöſſe, und wußte alles in ein Licht zu ſtellen, von wo die Zufriedenheit es beleuchtete; kleine Flecken und Mängel, wie ſie in dieſer unvollkommenen Welt nirgend fehlen, verbarg ſie mit ſchlauem Geſchick. Sie gönnte Andern Gutes und Schönes, ſelbſt begnugſam mit Wenigen. So tauſchte ſie Glück um Glück, und ihr Mann hatte das beſte Theil erwählt.

Ob auch von jeher über die Geſchwätzigkeit der Frauen geſpottet worden, und wie oft ſie beläſtigend und ſchädlich werden mag, ſo kann doch die Muſe der Beredſamkeit, wenn ſie einer verſtändigen Frau hold iſt, mehr als jede ihrer himmliſchen Schweſtern zu einer ſegnenden Gottheit für den Mann werden. — O glückſelige Männer, die Ihr im Beſitze einer Frau ſeid, der die Gabe verliehen iſt, hübſch zu erzählen, und deren Worte, wie Perlen voll Klarheit, in denen ein innerer Farbenſtrahl ſich leiſe ſpiegelt, zu dem Schmucke Eures Lebens gereichen — haltet dies Kleinod werth, und faſſet es in das reine Gold der Achtung und der Treue, denn es wird ſelten gefunden! Die Kunſt der Muſik iſt köſtlich, ein holder Geſang bezaubert die Seele; aber eine liebliche Rede voll Wohllaut ſtirbt nicht mit der Geläufigkeit der Finger und dem Jugendreize der Stimme ab; ſie dauert, bis ihr letzter Hauch in Seufzern verhallt, wenn der Tod das tiefbeſaitete Werkzeug zertrümmert. Schön iſt des Pinſels ſchöpferiſches Talent! doch die weibliche Phantaſie malt in den Bildern redneriſcher Darſtellung oft ſchöner und kunſtreicher. Sie behängt die gemeine Wand der Wirklichkeit mit anziehenden Schilderungen; grelle Scenen verwiſcht ſie in milderndes Halbdunkel, die Zerrbilder grober Fehler geſtaltet ſie zur Lächerlichkeit und regt die Lachluſt ſtatt des Abſcheues an, und die Küchenſtücke aus dem Niederlande der Erfahrung geben durch ihre komiſche Wahrheit dem Humor ein angenehmes Schaugericht!

O! wie oft und beſchämt dachte Einſiedel an den Wahn ſeiner erſten Ehe, daß man reich und pompös eingerichtet ſein müſſe, um fröhlich und guter Dinge zu leben! Ein beſſeres Verſtändniß war ihm aufgegangen. Was kümmerten ihn Silber und Gold, das ihn vormals mit traurigem Schimmer umgeben? Die blühende Lippe ſeines Weibes reichte ihm goldene Aepfel in ſilberner Schaale. Er vermißte die koſtbare Flötenuhr nicht, die einſt ſeine ſchweigſame Gattin mit Zaubertönen in den Mittagsſchlaf lullte; die Stunden rauſchten ihm jetzt flugſchnell vorüber, und die Harmonie der ehelichen Eintracht verklang niemals, und ging gleich regelmäßig mit dem Uhrwerke der Häuslichkeit.

Sobald die junge Frau an dem Orte ihrer Beſtimmung war, wurde das Töchterlein erſter Ehe heimberufen. Es bangte der neuvermählten Gattin, die ihren Mann als ein Einzelweſen kennen und lieben gelernt hatte, vor dieſer Morgengabe, welche eine ſüße Täuſchung zerſtörte — aber ſie ließ es ſich nicht merken.

Die kleine Marianne war nun drei Jahre alt; ihr Vater, von ſeinem Geſchäftsverhältniß fern gehalten, hatte ſein Kind nicht wieder geſehen, ſeit er es von ſich gelaſſen, und ſo trat es als ein Fremdling über die Schwelle der neuen Heimath. Der Anblick des Kindes erinnerte den Vater an die ſchwerſte Stunde ſeines Lebens, die Schauer der Vergangenheit kamen über ihn und erkälteten ſeinen väterlichen Gruß. Die Kleine ſchwieg verſtockt, und rührte und regte ſich nicht. „Gehe jetzt, mein Kind!“ ſprach der Vater, „und küſſe Deine liebe Mutter!“ Das Kind ſchüttelte mit dem Kopfe und blieb ſtumm. „Wie? Du willſt nicht?“ fragte der leidenſchaftliche Ehemann entrüſtet, „und warum nicht, unartiges Kind?“

„Es iſt nur die Stiefmutter!“ ſtieß die kleine Marianne erglühend hervor, und wendete dem mütterlichen Angeſicht den Rücken.

Die junge Frau erröthete. „Es wird ſich finden, Lieber!“ ſagte ſie begütigend, „ich denke, unſere Kleine wird dies Wort in Zeiten verlernen.“ —

Dieſes Wort hatte jedoch einen Mißton angegeben, der ſich niemals im Einklange der Gemüther auflöſete. Weder die gütigſte Mütterlichkeit in dem Benehmen der jungen Frau gegen das Töchterchen, noch die verpönendſte Strenge von Seiten des Vaters, weder Liebkoſung noch Strafe, konnten die kleine Marianne dahin vermögen, ihres Vaters Gattin anders, als Stiefmutter zu nennen. Das that nicht gut. So oft die junge Frau dies hörte, ging ein Stich der Kränkung durch ihre Seele; ſo oft die Kleine dieſen gehaſſigen Namen ausſprach, fühlte ſie ſich verwaiſet, und ein Trotz und Starrſinn, wie ihn nur die Liebe bricht und ſchmilzt, ſetzte ſich dem Herzen des Kindes an.

Als die Schwalbe wiederkehrte, mußte der arme Einſiedel, den ſein Geſchick auch zu einem Zugvogel gemacht hatte, das Neſt der Heimath verlaſſen, und fort in die Weite. Seine Frau übernahm den Vorſtand der örtlichen Geſchäfte, denen ſie gewachſen war. Sie war an dieſem Platze ganz in ihrem Elemente. Der Zulauf, den ſie gewann, mehrte ſich von Tage zu Tage, was nicht bei Madame Einſiedel gekauft war, galt nicht im Cours des Geſchmacks.

Den Principal der Handlung verjüngte das Vergnügen über dieſe gelungene Speculation. Er machte ihr bedeutende Geſchenke, bat ſich mit ſeltener Scherzhaftigkeit zu Gevatter, und ermahnte die junge Frau, gegen ſein eigenes Intereſſe, ſich in ihrem vorrückenden Gegenſtande mehr zu ſchonen. — Aber die junge Frau war geſund und der Meinung, daß die Erfüllung der Pflicht unter allen Umſtänden ein ſtärkender Balſam ſei. Ihre umſichtige Thätigkeit ſorgte für alles, ſo weit das helle Auge reichte. Die kleine Marianne kam der Mutter nicht nahe, wenn dieſe das Kind nicht ausdrücklich zu ſich rief. Nur wenn Madame Einſiedel des Abends die ſchwere Geldcaſſe auf dem Tiſche ausſchüttete und zu zählen begann, ließ die Kleine ihr liebſtes Spielzeug, um ihr bei dem Ausſuchen der Münzſorten zu helfen, die ſie genau kannte.

Im Spätherbſte kehrte Einſiedel auf Flügeln der Sehnſucht zurück. Seine Frau war bereits ſeit einigen Tagen unwohl, und er kam zur glücklichſten Stunde. — Als Madame Einſiedel am Morgen nach der ſpäten Ankunft ihres Mannes erwachte, ſetzte ſie ſich im Bette auf, und ſprach mit Aufregung: „Ich habe einen wunderbaren Traum gehabt, den muß ich Dir erzählen. Auf etwas Lieberes wüßte ich mich nicht zu beſinnen; aber hörſt Du auch? So lange die ſelige Mutter todt iſt, hat mir noch nicht von ihr geträumt, wie ſehr ich mich auch danach ſehnte; und heute! — Wir hielten Inventur, und rüſtig, wie in geſunder Zeit, ſtand meine Mutter, und maß Goldſtoff mit geſtickten Blumen, die man nur gleich hätte abpflücken mögen. Der Brocat rauſchte wie ein blitzender Strom durch ihre Hand, und der Lahn, womit er durchwirkt war, ich ſehe es noch! funkelte wie die liebe Sonne. Mutter, ſagte ich betroffen, welch ein großer Vorrath! das hätte ich nicht gedacht; denn Du mußt wiſſen, lieber Mann, daß dieſes theure Zeug, wovon in unſerer Gegend die Landleute Mützen tragen, ſchwer in das Geld fällt und auf das Pünctchen gemeſſen wird. Darauf antwortete ſie mir: Gott giebt den Geiſt nicht nach dem Maß! — und in meinen träumeriſchen Gedanken meinte ich, dieſe Stelle der heiligen Schrift wäre unrichtig angewendet. Allein den Irrthum einer Mutter darf die Tochter nicht rügen; ſo ſchwieg ich kindlich ſtill. Nun hieß ſie mich ein Licht anzünden. Ich will Dir nur den Taufzettel ſiegeln — ſagte ſie, und ein Zittern der Wonne durchbebte mich, da ich des ungeborenen Kindes gedachte. Das Siegellack träufelte in purpurnen Tropfen nieder auf ein zierlich gebrochenes Papier; ſie drückte das gewichtige Petſchaft von Eiſen darauf, und als ſie es hinwegnahm, war der Anker, das Symbol der Kaufmannſchaft, an den ſich die Buchſtaben unſerer Firma lehnten, verſchwunden, und ein kleiner Altar mit der winzigen, aber deutlich ausgedrückten Inſchrift: dem unbekannten Gott! darauf ſichtbar. Dem Unbekannten? rief ich; o Mutter! ich kenne Ihn, den meine Seele weit über Alles ſchätzt und liebt! — Da lächelte die Mutter, und ſagte: Dort ſchauſt Du Ihn von Angeſicht in ew'ger Freud' und ſel'gem Licht! — Und während ſie ſprach, verklärten ſich ihre Züge, das Licht flackerte und warf einen wunderbaren Schein, die Wellen des Goldſtoffs, der über die Tafel rauſchend hinfloß, ſchimmerten, wie wenn Funken und Flämmchen, unzählbar, wie das Heer der Sterne, auf dem Waſſer hüpfen; ein blaſſer Glanz erfüllte das Gewölbe. Da fiel es mir auf einmal ein, daß die Mutter geſtorben wäre — ein Grauen fröſtelte durch meine Glieder. Ich wollte den theuern Schatten umfangen; allein ich ſtrebte nach einem weſenloſen Glücke, und das Herz ſchlug mir ungeſtüm, da ich erwachte.“

„Das Traumbild iſt ſchön! und gewiß von guter Vorbedeutung!“ erwiederte der Gatte, „doch, liebſte Frau, wie magſt Du dazu kommen? Es enthält, ſonderbar genug! eine religiöſe Wahrheit, die Dir vielleicht nie bekannt geworden. — Als der Apoſtel Paulus nach Griechenland kam, fand er mitten in der Stadt Athen einen Altar, mit der Inſchrift: Dem unbekannten Gott! Epimenides, ein in großem Anſehen ſtehender Weltweiſe, hatte ihn errichten laſſen, da einſt eine furchtbare Peſt das herrliche Athen verheerte, und alle Opfer, den Göttern dargebracht, nichts helfen wollten. Ich weiß dies alles noch von der Schule her. — Das Herz des Apoſtels lodert in feuriger Begier, auf dieſem Altar heilige Flammen zu entzünden. Dieſer Gott iſt der meine! ruft er entzückt und laut, kommt! brecht ab Eure Tempel und den Dienſt fabelhafter Gottheiten! Ich will Euch den ewigen Sohn verkündigen, in dem der Unerforſchliche ſich geoffenbaret hat! — Wenn Du mir einen Jungen bringſt, liebe Frau, ſoll er dieſem tiefſinnigen Traume zu Ehren Paulus heißen!“

Dieſer Vorſatz trat in Kraft. Noch an demſelben Tage genas Madame Einſiedel von einem engelſchönen Knaben, der in der Taufe den Namen Paulus erhielt. Die Freude des Vaters war unbeſchreiblich. Gefühle, in denen ſein Herz ſchwoll, da er das Kind auf ſeine Arme nahm und den kleinen Mund küßte, waren ſo neu und wonnevoll für ihn, als empfände er ſie zum erſten Male; der Leiden herber Kelch war in die Schaale des Segens übergefloſſen, als die Natur ſie ihm an Mariannens Wiege reichte, und ein bitteres Andenken miſchte ſich ſtets in jene Erinnerung.

Der kleine Paul blieb das einzige Kind dieſer Ehe und der Abgott ſeiner Eltern, wie der Gegenſtand allgemeiner Liebe, wovon nur ſeine Schweſter eine Ausnahme machte. Marianne war finſter und ſtrenge gegen das herzige Brüderchen, welches dieſen Kaltſinn, der zu ſchroff gegen die ſchmeichelnde Wärme abſtach, in der kein rauhes Lüftchen der Laune es je berührte, mit gleicher Abneigung vergalt. Die Mutter würde dieſe ſtiefgeſchwiſterliche Liebloſigkeit, die Marianne ſich zu Schulden kommen ließ, und welche den kleinen Paul das erſte Gefühl des Haſſes lehrte, mit minderer Gelaſſenheit ertragen haben, wenn der Vater ihren Verdruß hierüber nicht völlig getheilt hätte. Er war hart gegen die Tochter, und die Mutter nahm ſie ſelbſt zuweilen in Schutz, wenn heftige Anfälle des Zorns ihn manchmal zu weit gehen ließen. Aber die kleine Marianne hütete ſich ſorgfältig wie eine alte Perſon, Fehler zu begehen, die dem gereizten Unwillen des Vaters ein willkommener Anlaß, ſich ſtürmiſch zu entladen, geweſen wären. Sie nahm ſich mit frühreifer Klugheit in Acht, um die Rüge nicht zu verdienen, welche ihm, ſo oft er ſie anredete, auf der Zunge ſchwebte. Die harmloſe Unbeſonnenheit der Kinderjahre, den holden Trug unſchuldiger Täuſchungen, kannte die kleine Einſiedel nie! — Sie ahnete nicht, wie ein Kind, das ſich vergangen, in bereuenden Thränen die Kniee des Vaters umſchmiegt und von dem Verzeihenden nur heißer geliebt wird! Sie hatte den verſöhnten Kuß von der Lippe einer Mutter nie gekoſtet! Nur der Begriff einer werkthätigen Gerechtigkeit galt ihr für das heilige Sühnopfer der Liebe, und den Spruch, gute Werke ſeien ſchädlich für die Seligkeit — hätte ſie nimmer verſtanden. —

Die Verhältniſſe des Herrn Einſiedel verbeſſerten ſich mit jedem Jahre. Er ward von ſeinen Reiſen freigeſprochen und dafür mit heimiſchen Geſchäften überhäuft, die ihm mit barem Vortheil auch den gewährten, daß er der Erziehung ſeines Sohnes vorſtehen konnte. Das kleine Vermögen, das er ſich ſauer erworben, war ihm im beſcheidenen Genuſſe deſſelben doppelt ſüß, da es ihm das Vergnügen über die Erfüllung gemäßigter Wünſche mit dem Bewußtſein der bezahlten Pflicht würzte.

So verfloß die Zeit in erwerbſamer Thätigkeit und häuslichzufriedener Stille. Marianne hatte ſich zu einer vollblühenden Jungfrau entwickelt und war recht hübſch geworden, geſchickt für den Hausſtand, ordnungsliebend und fleißig; aber von ſprödem Gemüth und verſchloſſenem Sinne, indeß Paul, ein muthiger Knabe, hochfähigen Geiſtes und offener Seele, den Studien oblag und jede Kenntniß erfaßte, nur die nicht, welche die Klugheit des Gewinns lehrt. Kein Tröpfchen kaufmänniſches Blut floß in ſeinen Adern, und dies war von ſeiner Wiege an zu bemerken geweſen. Ein blinkendes Goldſtück, das man ihm zum Spielen gab, da die Wärterin ihn noch trug, warf er ſogleich hinweg, während ein unſcheinbares Bildchen ihn lange ergötzte.

„Unſer Paul wird nicht reich werden, wenn er es künftig auch ſo macht!“ ſagte die Mutter, lächelnd zwar, doch mit einem leiſen Seufzer.

„Wer weiß auch,“ antwortete der Vater; „Fortuna liebt ihre Verſchmäher — es könnte dennoch ſein.“

Eine öffentliche Geldangelegenheit brachte den Stadtſyndicus Gitterbrodt in Herrn Einſiedel's Haus. Er war ein Hageſtolz, der ſeiner Claſſe in allen Eigenheiten des Junggeſellenſtandes zugehörte, ein hageres Männchen von gelblichbrauner Geſichtsfarbe, wie ein Oelgemälde, das nachdunkelt; er war voll Complimente, ſprichwörtlicher Redensarten und luſtiger Späßchen. Er wußte immer etwas Neues. Nie gönnte er ſich ein weißes Hals- oder Schnupftuch, weil die Wäſche Zeit und Geld koſtete — ſeine Kleider hatten eine Art irdiſcher Unſterblichkeit — wenn wir dieſes Wort wählen dürften; denn ſie glänzten in ewiger Jugend und Neuheit, wie alt ſie immer waren. Ja, es ſchien, als ob die Motte ihren Raub aus dem Pelzwerke Anderer dem ſeinigen einfütterte. Dieſe Unverwüſtlichkeit deſſen, was er einmal beſaß, war ſein Stolz, und mit ſelbſtgefälligem Lächeln rühmte er ſich oft der Dauer ſeiner Sachen. Er nahm es gut auf, wenn man ihm ſagte, er ſei ein Arcaniſt der Sparſamkeit. Der Wunſch, für einen Mann von ſolidem Geſchmack zu gelten, und das Pünctchen der Ehre waren ſeine ſchwächſten Seiten. Obgleich ein hoher Rath ihn einſtmals im Zorne zum Syndicus gemacht hatte, ſo wußte er doch mit ehrgeiziger Anmaßung an ſeinen Befugniſſen feſtzuhalten und auf ſeine Magiſtratswürde zu pochen. Man gönnte ihm die eitle Einbildung und die Leere der Nullität, und fand ihn dennoch oft genug brauchbar, wenn auch nur im negativen Sinne. —

Als es einſt geſchah, daß eine Deputation ernannt wurde, die den Landesherrn um Erlaß einer Steuer angehen ſollte, womit die Stadt belegt war, und dieſer Vortrag, der tüchtige Männer erforderte, weil er durch eine ſcharfſinnige Entwicklung der Gründe, die das Geſuch für ſich hatte, durch die Kraft der Rede und die Fähigkeit der Vorſtellung unterſtützt werden mußte — ein ſchwieriger war, fiel es einem Spötter ein, den Syndicus dazu vorzuſchlagen. Zum ſprachloſen Erſtaunen der Beiſitzer nahm er den Aufruf an, obgleich das Herz im Leibe ihm davor zitterte und bebte. — Die Sache war nicht mehr zu ändern und an einen Rückſchritt nicht zu denken, ohne daß der Syndicus tödtlich beleidiget würde; ſo ſorgte man nur dafür, den lächerlichen Mißgriff durch eine deſto ernſtere Auswahl der Uebrigen unſchädlich zu machen. Die Schreiber, welche es wußten, wie der Syndicus Spaß fur Ernſt genommen, ſangen des Abends vor ſeiner Thür: „Ja, wenn es um die Ehre nicht ſo was Großes wäre, wer möcht' ein Deputirter ſein? Ich nicht! ich auch nicht! nein!“ und hier und da tönte ein verſtecktes Lachen durch das ſpottende Echo des Chors. — Der Landesherr ließ die Geſandtſchaft vor, und bewies ſich huldreich und gnädig gegen die Väter der Stadt, welche er der aufgebürdeten Laſt entnahm.

Dieſe Erfahrung blieb dem Syndicus die ſchönſte ſeines Lebens bis an das Ende. Er nahm einen gravitätiſchen Gang, eine wichtige Miene an, und wer, wenn er nach Jahren noch auf jene Geſchichte kam, nicht Zeit und Geduld hatte, wendete um; denn in dieſem Stoffe war er unerſchöpflich. — Dies war der Mann, den ſein Alter nicht vor einer Thorheit ſchützte, welche im Plane des weiſen Gottes lag!

Das Geldgeſchäft, welches den Syndicus Gitterbrodt zu Herrn Einſiedel führte, war nicht mit einem Male ausgeglichen; er kam wieder und wieder, und verweilte, gaſtlich aufgenommen, auch wohl ein Stündchen. Endlich war alles abgemacht, und Einſiedel hatte Gelegenheit gefunden, der Stadt einen Dienſt zu leiſten und zugleich den Syndicus perſönlich zu verpflichten. Er glaubte in einer lebhaften Anerkenntniß hiervon die Urſache zu finden, warum der Syndicus ihn und ſeine Familie in Perſon zu einem Mittagsmahl einladete, eine Höflichkeit, womit er ſonſt eben nicht freigebig war. Aber Herr Einſiedel wollte ſie dennoch ablehnen, weil er den Tag darauf ſeine Reiſe zur Meſſe anträte und daheim noch viel zu ordnen hätte; doch der Syndicus nahm keine Entſchuldigung an. So ging denn die Familie zu dem Gaſtgebote, wobei Niemand weiter zugegen war. Das Haus des Syndicus war nett wie ein Käſtchen. Im Flur ſaß ein alter Rathsdiener als Ordonnanz des geſtrengen Herrn, und ſtrich einem grauen Kater, den er auf dem Schooße hielt, das elektriſche Fell.

Der Syndicus erſchien und bewillkommte ſeine Gäſte mit wortreicher Förmlichkeit, die nach der alten Schule ſchmeckte, dann führte er Marianne die Treppe hinauf in das Speiſezimmer. Die Mutter, der dieſe Ehre eigentlich gebührt hätte, lächelte ſeltſam hinterher. Der Wirth war unendlich geſchäftig. Er ſchloß bald dieſen Schrank, bald jenen Schub auf, um etwas Vergeſſenes hervorzulangen, und Marianne ſtand und warf verſtohlene Blicke in die Fächer voll Werth und Wuſt oder nahm ganz ſacht die Zipfel des Gedecks in ihre Hände und ſah nach der Nummer des Tiſchzeugs. —

Nach aufgehobener Tafel führte der Syndicus, unter dem Vorwande, ihr etwas zu zeigen, Marianne in ein Nebenzimmer, und es verging wohl eine Viertelſtunde, ehe ſie wiederkamen.

Die Mutter warf einen fragenden Blick auf Marianne, ſie war erblaßt, und die Hand, womit ſie auf des Wirthes Bitte den Kaffee einſchenkte, zitterte ein wenig; allein nicht lange, ſo hatte ſie Farbe und Faſſung wieder gewonnen, ſie unterhielt ſich ruhig, wie vorher, von gleichgültigen Dingen, und die Mutter glaubte, es wäre dem Mädchen ein Schauer der Furcht und des Grauens im Alleinſein mit dem alten Junggeſellen angekommen. — Die Familie brach zeitig auf, da Herr Einſiedel noch viel zu beſorgen hatte, man trennte ſich mit Dankſagungen von beiden Seiten.

Am andern Morgen, als der Vater fort war und Frau und Tochter allein, näherte Marianne ſich ihrer Stiefmutter, und ſagte: Der Syndicus Gitterbrodt hätte geſtern um ihre Hand angehalten, die ihm zu geben ſie Willens wäre.

Die Mutter erſtarrte. Sie ſprach: „Den Syndicus Gitterbrodt wollteſt Du heirathen? O geh! wie könnte ich das glauben!" Madame Einſiedel lachte, und fuhr fort: „Eine paſſende Verbindung, wahrhaftig! Die einzige kleine Gleichheit, welche an ihr zu finden, iſt es gerade, worin ihr auffallendſtes Mißverhältniß beruht — in der Zahl der Jahre! Du biſt ſechzehn, er ſechzig Jahre alt."

Marianne verzog keine Miene. „Das iſt mir eben recht!" antwortete ſie mit kalter Entſchloſſenheit; „ich denke, mein Vater wird mich gewähren laſſen. Der Syndicus iſt ein guter Wirth, er wird mir das Meinige zu Rathe halten; er iſt ein alter Mann, und ich hoffe, keine Kinder zu bekommen."

„Das hoffſt Du?" fragte die Mutter, die zu begreifen anfing, daß es Ernſt wäre, in einem Tone, welcher der Vorklang einer hohen Stimmung war.

„Ja!" antwortete Marianne feſt, als beſchwöre ſie es, „ich halte es für die größte Plage, Kinder zu haben. Wenn ich eine Mutter ſehe, die wie eine Gluckhenne ihr kleines Volk austreibt und ſich nicht retten kann, weil die Kinder an ihr zerren und ziehen, und kein Wort aufkommen laſſen; wie ihr der Appetit vergeht, weil ſie genug zu thun hat, die Schreihälſe zu ſtopfen; da kann mir angſt werden vor ſolchem Glücke. — Ich lobe mir ein ruhig Leben, und das werde ich bei dem Syndicus führen können."

Madame Einſiedel heftete einen langen Blick voll tiefen Mitleids auf die Tochter ihres Mannes. Sie legte die Hand auf des Mädchens Bruſt und ſprach: „Du Arme! ſchlägt denn kein jungfräuliches Herz unter dieſer Hülle? Und hätte die Natur ſich geirrt, da ſie dieſen Buſen wölbte zu einer Grotte der Liebe, beſtimmt, ihre ſüßeſten Quellen zu ſtrömen? — O Marianne! Du läſterſt Gott in ſeinem höchſten Segen! Kinder ſind die größte Freude auf Erden, und eine Mutter gäbe viel lieber und leichter das Leben hin, als *eines* der Ihrigen. — Wenn wir ein jedes frevle Wort verantworten müſſen, ſo wolle Gott das, was Du eben ſagteſt, nicht gehört haben! Du könnteſt Mutter werden und Deine Kinder verlieren — dann dächteſt Du wohl einmal daran, daß Du Dich verſündigt hätteſt. Ein einſames Alter, ein verlaſſenes Sterbebette iſt bang' und ſtille! aber die frohe Mühe, in denen eine Mutter ihre Geduld erſchöpft, der wimmelnde Tumult um ſie her, iſt Geräuſch des Lebens und der Freude. In den Armen der Liebe kann es ſich nicht ſchwer ſterben!" — Sie trat im Geiſte an ihr Grab, ſah Paulus kindliche Thränen darauf fallen — trocknete die übrigen, und ſprach, ſich ſammelnd, weiter „Was nun Deine Heirath anbetrifft, ſo wünſchte ich nicht, daß der Freier ſie ſchon als entſchieden anſähe; denn käme Dein Vater von der Meſſe und theilte unter den Geſchenken, die er mitbringt, dem Syndicus etwa ein Körbchen zu, ſo möchte er es uns wohl entgelten laſſen, daß wir die Zuthat beſorgten. Deßhalb verſchone mich mit ſeinen Beſuchen, bis wir wiſſen, was er ſich erholen werde. — Schon ſein Name könnte Dich warnen! ein *Gitterbrodt* würde Dein tägliches ſein, das Bisquit einer Gefangenen! und der goldene Käfig, der Dich Deiner Freiheit beraubte, würde Dir zeitig genug zu enge werden."

Marianne lächelte ein wenig boshaft, und ſagte: „Der Name meines Vaters verneint es, daß ſolch eine Schlußfolge richtig wäre. Er heißt Einſiedel, und unſer Haus iſt nichts weniger als eine Eremitage. — Ich will es darauf wagen mit dem Gitterbrodt."

Madame Einſiedel empfand den Stich dieſer Antwort, der ihrer Gaſtfreundlichkeit galt, welche jedoch ihrem vorherrſchenden Hange zum Stillleben keinen Abbruch that.

Nach acht Tagen, in denen Marianne mit der Mutter geſchmollt hatte, brachte man den Vater todtkrank von der Meſſe heim. Er hatte die Geſchäfte einem Fremden übertragen müſſen und ſich ſo ſehr nach Hauſe geſehnt, daß er ſich ſtark genug glaubte, die Reiſe auszuhalten zu können. Allein ſie hatte die Krankheit verſchlimmert und ſeine Kräfte erſchöpft.

Madame Einſiedel kam Tag und Nacht nicht von dem Bette ihres Mannes, ſie rang in flehender Angſt um dies geliebte Leben zu Gott, und der Engel des Herrn ſtärkte ſie, da der herbe Kelch ihr nicht vorüber gehen konnte.

Auch Marianne pflegte den Vater getreu, wenn auch mit feſterer Hand und in minderen Qualen der Seele um die Gefahr, worin er ſchwebte.

Da der Arzt zu zweifeln ſchien, wollte Marianne vor dem Abſcheiden des Vaters ihre Heirath in Richtigkeit bringen; ſo ſagte ſie ihm, daß der Syndicus Gitterbrodt ihrer begehre, und ſie geneigt wäre, ihn zu nehmen, wenn der Vater ihr ſeinen Segen dazu nicht vorenthalte. Schon war es Abend vor dem Augen des Vaters geworden, ſein Blick war nicht mehr klar, und die Freuden des Lebens, denen ſeine Tochter, als die Gattin dieſes greiſigen Schwächlings, würde entſagen müſſen, erſchienen ihm nunmehr im verblaſſenden Glanze des Todes. So ſah er eins, und auch dies nur dämmernd, daß Marianne verſorgt, und ſeine liebe Frau jeder Verlegenheit mit ihrer Stieftochter entnommen wäre. Er ſagte, daß er ihr zwar ſeine Einwilligung nicht weigere, ſie aber ermahne, ſich wohl zu prüfen, da die Wahl ſehr ungleich ſei; worauf Marianne ihm nochmals verſicherte, ſie hätte alles reiflich erwogen. Der ſchwache Vater gab denn zu, was er ohnedies nicht mehr hindern können, und überließ das Schickſal der Seinen Dem, der uns auch da führt, wo wir irren! Dann entſchlummerte er ſanft zu dem langen Schlafe, von dem wir zu einem helleren Tage erwachen. Seine Wittwe meinte ihrem Verluſte zu erliegen. Sie ſchwankte vor Schwäche und Seelenſchmerz, das Herz war ihr gebrochen und heilte nicht mehr, bis die Erde jene tiefgeſchlagene Wunde fühlte.

Der Syndicus Gitterbrodt' ging mit Mariannens Vater zu Grabe und nahm Leid ein. Man ſagte nun, die Stiefmutter hätte in aller Eile dieſe Verbindung ins Werk geſetzt, um des Mädchens los zu werden, und der Vater wäre in halber Bewußtloſigkeit dahin gebracht worden, in den Vorſchlag zu willigen, den er als ein vernünftiger Mann bei geſunden Tagen gewiß verworfen haben würde.

Es lag etwas Wahres in dieſer Vorausſetzung; denn nur, da er ſich als einen Scheidenden fühlte, erkannte Einſiedel in der Geneigtheit ſeiner Tochter, dieſen Mann zu ehelichen, eine Schickung des Himmels, und fügte ſich darein. Ob das gemeine Urtheil der edeln Stiefmutter Unrecht that, wiſſen unſere Leſer bereits.

Der Principal war ſchon ſeit einigen Jahren todt, und nun, da die Hand ruhte, welche nach dem Willen des Erblaſſers das Geſchäft ſo treu als thätig fortgeſetzt hatte, fiel alles an fremde Menſchen und größtentheils aus einander. Madame Einſiedel zog ſich zurück und widmete die trauernde Muße, die ihr jetzt übrigte, ihrem Sohne. Der Gram, ein finſterer Geſelle einſamer Wittwentage, ward ihr ein ſanfter Freund und geleitete ſie an das Ziel.

Mariannens Hochzeit ſollte nach Ablauf eines Vierteljahres ſein; eher hätte man es, der tiefen Trauer wegen, nicht für ſchicklich gehalten.

Das Erbe ihrer Mutter und ein Theil der beſten Sachen war Marianne doch aus dem Concurs dem ſchmählichen Ende eines nur zu ſtolzen Anfangs — gerettet worden. Dies Erbtheil nun, ob auch durch einige verloren gegangene Capitalien etwas geſchmolzen, ergab noch immer eine anſtändige Mitgift, wenn auch der ſelige Einſiedel ſich in dem Anſchlage derſelben einſt ſtark getäuſcht hatte, und ſein Calcül auf eine reiche Frau eben ſo falſch geweſen war, wie jede andere ſeiner damaligen Berechnungen. Vielleicht erwog der ſterbende Vater dieſen Vortheil ſeiner Tochter und den Umſtand, daß ſie einen wohlhabenden Mann heirathe, wie den Bedarf der Frau, die des Verſorgers entbehren würde, und des heranwachſenden Sohnes, der die Koſten ſeiner Studien beſtreiten müßte, da er Marianne in dem Teſtamente, welches er eine Stunde vor ſeinem Tode abfaſſen ließ, mit dem Pflichttheile ſeines Vermögens abfand, das er gemeinſam mit der treufleißigen Gattin ſich ſpäter erworben. Daß er es ſich völlig bewußt gethan, dürfte ſich aus Folgendem ergeben. Als der Notar und die Zeugen ſich entfernten, ließ er ſeine Frau hereinrufen. Sie beugte ſich weinend über das Bett des Mannes, er aber ſagte ſchwachathmend: „Ich habe für Dich und Paul geſorgt, nun kann ich ruhig ſterben! Nur *eine* Schuld erſchwert mir das Scheiden — die vermag ich nicht zu tilgen.“

Die Thränen der Frau ſtanden; ſie lauſchte geſpannt dem Geſtändniſſe der bleichen Lippe. „Ich habe,“ fuhr der Sterbende in ſeiner Selbſtanklage fort, „Marianne nie geliebt. Gott weiß es! ich konnte mir nicht helfen. Der Dämon ihrer Geburtsſtunde hat ſich ihres Herzens bemächtiget und wehrte dem meinigen die Liebe! Sie wird arm, ob auch in der Fülle des Reichthums durch das Leben gehen! So war es, da ſie zur Welt kam, ſo wird es bleiben. Um die Wiege prangte es golden, worin das Kind eines Bettlers, — denn dies war ich in jenem Augenblicke, und noch unglücklicher als ein ſolcher — lag, und mit ſeinem erſten leiſen Schrei zu Gott aufſchrie über den Vater, der es im Irrſinne ſeiner Thorheit wie ſpottend auf Seide gebettet hatte. — Dieſer erborgte Glanz ſchnitt mir tief in die blutende Seele und höhnte mein vorwurfsvolles Gefühl. — „Verlaß Marianne nicht ganz, gute Frau! und wäre es auch ein ſchlechter Dank, den ſie Dir gäbe, der Lohn bleibt doch nicht aus!“ —

Er empfing das mit tauſend Thränen beſiegelte Verſprechen, und nahm es mit hinüber in die Ewigkeit. — Würde dieſer Vater nun wohl im Stande geweſen ſein, das Unrecht, welches mahnend vor ihn trat, da ſein Geiſt ſich zur Heimkehr rüſtete, noch dadurch zu bekräftigen, daß er ſeine Tochter im Teſtamente zurückſetzte? Nein! er fühlte nur in jenen ernſten Augenblicken, wo jede irdiſche Täuſchung aufhört, daß der Mangel an Liebe ſich durch kein Geld aufwiegen laſſe. So blieb denn jene obige Erwägung in Kraft, und Marianne auf das Pflichttheil beſchränkt; ſterbend wollte der Vater ihr ein beſſeres gönnen: er vermachte ſie der liebenden Geduld, der treuen Geſinnung ſeiner Wittwe.

Aber Marianne fand, daß der letzte Wille ihres Vaters ſeinem erſten Gefühle gegen ſie entſprochen hätte. Sie legte der unſchuldigen Stiefmutter die Kränkung zur Laſt, womit ſie ſich verkürzt ſah; ſie warf einen Groll auf ihren Bruder, der ihr das Recht der Erbſchaft geraubt hatte. Haß und Neid verdämmten ihr Herz gegen den milden Strom der Wehmuth, ſie mied das Andenken ihres Vaters, und wenn ein Zug aus ſeinem Leben oder ſein blaſſes Todesbild ſie rührte, ſo ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Mich aber hat er wie ein Stiefkind behandelt!“ —

Wenn Marianne auch den Syndicus weder achten noch lieben konnte, ſo gewährte ihr doch die demüthige Verliebtheit, womit er ſich ihren Launen unterwarf, eine angenehme Befriedigung. Sie würde, dachte ſie, unabhängig von verhaßten Banden, die Gebieterin ihres Eheherrn ſein, und nach häuslicher Gewalt lüſtete ihrem ſelbſtſüchtigen Stolze.

Aber freilich gab es auch Augenblicke, wo ſich die Braut des Bräutigams ſchämte. — Er kam alle Morgen, um ſich zu erkundigen, wie ſein ſüßes Kind geſchlafen. Und verfehlte nie, ein zierliches Blumenſträußchen mit zärtlichem Handkuß zu überreichen. Einſtmals empfing Marianne ihn mit den Worten: „Es hat mir dieſe Nacht närriſches Zeug von Ihnen geträumt! Sie würden es nimmer errathen.“ Da war er außer ſich vor Entzücken. „O mein holdes Engelchen,“ antwortete er, „Sie ſind allzugütig! das wäre doch wahrlich meine Schuldigkeit geweſen!“ Hier lächelte die Mutter ſeit ihres Mannes Tode zum erſten Male.

Nur ſechs Jahre überlebte Madame Einſiedel den beweinten Gatten; dann folgte ſie ihm, nachdem ſie ihren Sohn zu einem edeln, liebenswürdigen Jünglinge heranreifen geſehen, und ſich an dem keimenden Genuſſe der reichen Saat, welche in ſein Gemüth, in ſeine Kräfte gelegt war, mütterlich erfreuet hatte.

Marianne führte einen zufriedenen Eheſtand, und verdankte ihrer Conſequenz, daß ſie ſogar für eine glückliche Frau galt. Sie lebte gut und aus dem Vollen, kleidete ſich fein und koſtbar, und ging und fuhr mit ihrem Manne in Geſellſchaft oder wo es ſonſt ein Vergnügen zu genießen gab. Seit ſie ein paar Mal mit ſcharfem Verſtande und beißender Empfindlichkeit Wigbolde von Fach abgefertiget hatte, war ihr Mann nicht mehr, wie ſonſt, der Gegenſtand des Geſpöttes. Man hatte Reſpect vor der jungen, hübſchen Frau, die ſchnell in Harniſch gerieth, wenn ein Angriff auf ihren Gatten geſchah, den man wohl eher für ihren Großvater gehalten hätte. Waren Damen bei ihr, ſo hatte ſie ſo viele ſchöne Sachen zu zeigen, daß ein Seitenblick auf das greiſenhafte Männlein, das in kindiſcher Eitelkeit ſeine Puppe damit ausputzte, den erregten Neid nicht immer verſöhnte. —

Die träge Ruhe ihrer Lebensweiſe, nur unterbrochen durch Eſſen, Trinken und der Sorge dafür, das Phlegma der Gefühle, die kein Sturm der Leidenſchaft aufregte, hatte die Geſtalt Mariannens, gedeihlich von Art, in ſolch einer Ueberfülle entwickelt, daß die jugendliche Frau bei weitem älter ſchien als ſie war, und ihr wohlgenährtes Ausſehen dem Begriffe einer behaglichen Lage vollkommen entſprach. Kein Flecken, auch der kleinſte nicht, haftete auf ihrer ehelichen Treue, nie war ein weibliches Weſen weniger coquett. Sie verachtete die Männer leiſe — ohne zu ahnen, daß ihr Gemahl es wäre, welcher unbewußt ihrer Meinung von ſeinem Geſchlecht geſchadet hätte — das Thun der Meiſten widerte ſie an, da ihr Geſchmack an der Männlichkeit überhaupt nun einmal verdorben war. Nur ihres Gatten Schwäche und Einfalt erbarmte ſie, und ihre Seltſamkeit gefiel ſich darin, ihn zu übertragen. So war eine Reihe Jahre ohne irgend eine Störung dieſes ruhigen Verhältniſſes vorübergegangen. Jetzt ſollte in der ſtädtiſchen Verfaſſung eine neue Ordnung der Dinge eingeführt werden, die bisher gar vielen Schwierigkeiten unterlegen, welche noch nicht ganz beſeitiget waren. Die feierliche Rede dabei, ein kritiſches Werk! fiel auf den Syndicus Gitterbrodt und wie ein Centner auf ſein Herz, da er niemals ein Demoſthenes geweſen, und ſeit ſeiner Verheirathung insbeſondere mehr im Verſtummen, als im Wortführen geübt war.

Der Syndicus kam, bleich wie ein Todter, nach Hauſe, er ſank matt in einen Stuhl. Marianne erſchrak, ſie glaubte, er hätte einen Anfall vom Schlage. In weinerlicher Angſt erzählte er ſeiner Frau die Urſache dieſes verſtörten Ausſehens, und ſetzte in einer ſeltenen Erleuchtung ſeiner Gedanken hinzu: „Das iſt ein hämiſcher Streich vom Bürgermeiſter! Sie wollen mich-gern los ſein, deßhalb bürden ſie mir jetzt dieſe Ehre auf, die meiner Schwäche zu ſchwer iſt.“

Marianne ſuchte ihn zu beruhigen. Die hochweiſen Herren könnten ſich dennoch geirrt haben — meinte ſie, feſt entſchloſſen, guten Rath zu ſchaffen, und käme er ſie noch ſo theuer, daß ihr Mann die Rede halten könnte. Dabei überſchlug ſie doch die Summe, welche, wenn der Syndicus ſich ſeines Amtes wie der verſuchenden Pflicht begäbe, in dem jährlichen Einkommen fehl ginge, den Betrag der Penſion, auf die er Anſpruch machen dürfte, und wie der Etat des Haushalts dann zu verändern wäre. Zwiſchendurch fragte Marianne ihren Mann: „Aber auswendig lernen kannſt Du doch noch? Du ſagſt ja das lange Gericht von der Quaterne, den Schulmeiſter Bakel und den halben Blumauer ohne Anſtoß her.“ Und der Gedanke, der ihn retten ſollte aus dieſer Noth, war ihr mit der Erinnerung an ſeine Memoria aufgegangen.

„Ach, mein Schatz!“ antwortete der Syndicus kleinlaut, „das Gedächtniß iſt mir ſeit einiger Zeit ſchwach geworden! Am vorigen Sonntage kam ich aus dem Vater Unſer in den Glauben, ohne daß ich es doch nur halb gemerkt hätte.“

Da ſeufzte ſeine Frau, und ſagte: „Wenn Du mir nur die Hauptidee von dem Vortrage angeben könnteſt, der“ —

„Lieber Gott!“ unterbrach der Syndicus in dem kläglichſten Tone ſeine Frau, und ſprach wie einſt der Cammerrath Hippeldanz, „ich habe gar keine Idee, wie dieſe Rede zu halten wäre. — Die Angſt davor bringt mich noch um!“

Mariannens Mitleid mit dieſer Erbärmlichkeit und eigennütziges Intereſſe brachten ſie zu einem raſchen Entſchluſſe.

Paul hatte ſich ganz kürzlich von der Univerſität aus, die er nun verlaſſen wollte, mit einem ſchriftlichen Auftrage an ſeine Halbſchweſter gewendet, der recht eigentlich für Marianne paßte; das wußte er noch, doch Niemand weiter in jener Stadt, dem er dieſe Angelegenheiten hätte vertrauen mögen.

Das ganze elterliche Vermögen Pauls arbeitete in jener Handlung, der ſein Vater ſo lange vorgeſtanden; allein es arbeitete nicht, wie ſonſt, zu Gewinn und Segen, ſondern vernachläſſiget, wie gährender Wein, zum Verderben. — Die Wechſel waren ſchlecht bezahlt worden, dies und andere ſchlimme Zeichen noch hatten Mariannens Bruder für ſein Eigenthum beſorgt gemacht. Jetzt wollte er gern zweitauſend Thaler gezahlt haben, um eine Reiſe nach Italien und Griechenland, die ſein liebſter Wunſch war, antreten zu können. Er hatte, da er ſeiner freien Neigung folgen durfte, Kunſt und Alterthum zu ſeinem vorzüglichſten Studium gemacht und hoffte einſt auf eine Profeſſur. So ſchrieb er denn an ſeine Schweſter und bat ſie, ihn unter dem Siegel der Verſchwiegenheit wiſſen zu laſſen, wie es um jenes Haus ſtehe, und die Zahlung der genannten Summe zu vermitteln. Wenn er einſt wiederkehre und ſich als Privatdocent anſtellen laſſe, müſſe er Jahr für Jahr einen Abſchlag auf das Capital erhalten.

Marianne war mit ihrem Plane fertig. Paul erhielt ein Gegenſchreiben von ihr, worin ſie ihm ſagte, ſeine Frage eigene ſich nur für eine mündliche Antwort, mit der ſie ihm entgegenkommen werde, wenn er ihr Tag und Stunde ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt angeben wollte. Sie bezeichnete den Ort und Gaſthof, wo ſie ſich finden würden. Paul war höchlich überraſcht von dieſer günſtigen Sinnesänderung ſeiner Schweſter, ſein Herz wallte, die Tochter ſeines Vaters wiederzuſehen, er eilte fort.

Das helle Herbſtwetter war plötzlich rauh und regnicht geworden, da er das Dorf erreichte, wo das Zuſammentreffen mit Marianne Statt haben ſollte. Sie war noch nicht da. Das Wirthshaus lag an der Straße, und man konnte den Wagen ſchon in großer Ferne erblicken. Paul beſtellte, daß in dem Stübchen, das man ihm geöffnet, eiligſt Feuer angemacht würde; er ſorgte dafür, daß ſeine Schweſter, wenn ſie, durchſchauert von der feuchtkalten Luft, käme, ein warmes Getränk fände. So trat er vor die kleinen Fenſter und malte gedankenvoll hieroglyphiſche Schrift in den Anhauch der Scheiben. Da hielt unten eine Equipage. Paul begriff nicht, wie er ſie nicht bemerkt hätte, er ſtürzte die Treppe hinab, und ob er ſich auch von Jemand abſeits gedrängt fühlte, riß er dennoch den Schlag auf, und ſah eine verſchleierte Dame das niedlichſte Füßchen, als ob es zu jenem Wunderpantoffel paſſe, der für eine Probe der Schönheit galt, auf den Tritt des Wagens ſetzen. Es glitt ein wenig, und die Dame, vielleicht mehr der fremden Berührung wegen, als der Furcht vor dem Falle — hob haſtig den Schleier auf. Paul trat beſtürzt zurück, die Dame war ihm völlig fremd und ſehr häßlich. Der Jäger, welcher ſich des Eingriffs in ſeine dienſtliche Schuldigkeit nicht hatte erwehren können, ſah den Jüngling von der Seite an, der ſchamroth über ſeine Voreiligkeit geworden war, und half der Dame über einige feuchte Stellen in das Haus. Die Wirthsleute, welche die angekommene Herrſchaft für die Erwartete hielten, wieſen ſie in das erwärmte Stübchen, welches Paul inne hatte, während dieſer nun wirklich ſeine Schweſter empfing. Er wollte die Fremde nicht aus dem Beſitze treiben, in den ein Irrthum ſie verſetzt und nahm daneben fürlieb in dem Schlafgemache der Großmutter vom Hauſe, wo ein grünes Kachelöfchen ſchmälte um die Wette mit der Alten, welche auf die Verwirrung ſchalt und den benachtheiligten Gäſten ihren Schmollwinkel einräumte.

Paul ſtand verduzt vor der kleinen, runden Frau, die den Bruder zuvorkommend umarmte, und in der er Marianne nicht wieder erkannt hätte. — Sie ſchaute, froh überraſcht, an dem ſchlanken, hochgewachſenen Jünglinge empor: Er maß ihren Umfang mit weiten Augen. Auf Pauls herzliche Frage, wie es ihr bisher ergangen ſei, antwortete ſeine Schweſter: „Gottlob! ich darf nicht klagen! mir geht nichts ab.“

„Das iſt anſchaulich,“ erwiederte der Bruder mit einem ſchalkhaften Lächeln, „Du ſiehſt aus, wie die geſegnete Mahlzeit!“

Nach einer kleinen, gegenſeitigen Einleitung kam man auf die fragliche Geldſache. „Du thuſt mir leid, Paul,“ ſagte Marianne mit bedauernder Wichtigkeit, die ein Gefühl der Furcht anregen ſollte, „daß meine Nachricht hierüber eine Hiobspoſt iſt; es ſtehet ſchlecht mit Gottſchalks“ (ſo hieß der Kaufmann, welcher Pauls Schuldner war).

„Das wäre hart für mich!“ verſetzte der junge Einſiedel betroffen; doch lag noch ein leiſer, hoffnungsvoller Zweifel in dem Tone dieſer Antwort, wie in ihrer Stellung.

„Sie haben es danach gemacht, man darf ſich nicht wundern“ ſetzte Marianne, ihre Ausſage zu begründen, fort: „das war ein Aufwand! ein Großthun! dazu die jetzigen Conjuncturen, die einen Kaufmann auch bei guter Wirthſchaft zu Grunde richten können — man ſpricht ſtark vom Concurs — dann biſt Du um Dein hübſches Vermögen, und mein armes Pflichttheil dürfte zuletzt noch eher auf den dritten Erben kommen.“ Paul hörte an dieſem Worte ſeiner Schweſter, daß Marianne ſich nicht geändert hätte. Die offene Thür ſeines Herzens ſchnappte zu.

„Und warſt Du ſo gütig,“ fragte er mit nicht ganz verhehltem Mißmuth, „etwas für meinen Wunſch zu thun?“ —

„Es würde mir nichts geholfen haben,“ antwortete Marianne; „daß Gottſchalk's aufhören zu zahlen, wird ſehr bald öffentlich erklärt ſein.“

Paul runzelte die Stirn. „Ich werde ſelbſt mit Gottſchalk ſprechen!“ ſagte er kurz gefaßt; „wenn er ein ehrlicher Mann iſt, wofür ich ihn doch gehalten, ſo werde ich erfahren, woran ich bin.“

„Damit Du aber ſiehſt,“ hob die Frau Schweſter, ihrem Zwecke näher rückend, an, „daß ich nicht allein zur Wahrheit, ſondern auch zur Hülfe bereit bin, findeſt Du mich erbötig, Dir die Summe, welche Du bedarfſt, einſtweilen aus meinen Mitteln vorzuſchießen, und zwar ohne Zinſen, bis Du im Stande biſt, mich mit Bequemlichkeit zu bezahlen. Dafür ſollſt Du mir nur einen ganz kleinen Gefallen thun.“

Paul ſah ſeine Schweſter gerührt an; das hatte er nicht von ihr erwartet. „Sprich!“ ſagte er in dankbarer Ungeduld, „ich will Dir freudig zu Dienſten ſein, was Du auch von mir verlangen möchteſt.“

„Nun denn, ſo höre!“ begann Marianne, „wir bekommen eine neue Städteordnung; ob ſie aber wirklich eine ſolche ſein werde, muß ſich erſt durch die Erfolge zeigen. Es giebt jedoch viel Mißvergnügte in unſerm Ort und eine Menge Parteien, wobei ſich mit Klugheit und allſeitiger Rückſicht zu benehmen, für einen Betheiligten ſehr ſchwierig iſt. Da hat man nun meinem Manne die Rede bei der feierlichen Einführung zugeſchoben, und mit dieſer Rede hat es etwas auf ſich! Mein guter Mann, der nachgerade ſchwachſinnig und vergeßlich zu werden anfängt, bildet ſich ein, es wäre ein Kunſtgriff, ihn vom Amte zu bringen, weil er ſein Unvermögen dazu wohl fühlen würde. Doch dieſer boshafte Streich ſoll denen, die ihn uns zu ſpielen denken, nicht gelingen, ſo wollte ich Dich denn hiermit erſuchen, meinem Manne die Rede aufzuſetzen, daß er ſie nur auswendig lernen durfte; doch bitte ich, mache es ſo kurz als möglich; denn ſein Gedächtniß läßt nach.“

Paul erröthete mehr für dieſe Zumuthung, als vor der Verlegenheit, ſie ablehnen zu müſſen. „Es betrübt mich ſehr,“ ſagte er mit niedergeſchlagenen Augen, „daß ich Dir hierin nicht zu Willen ſein kann! Du ſiehſt die Sache, nimm es mir nicht übel, liebe Schweſter! wie eine Frau an — ich aber muß ſie von einem andern Standpuncte aus beurtheilen. Es hieße die Stadt betrügen, in deren Mauern ich geboren ward, und den erſten Gebrauch meiner Fähigkeiten zu einer Lüge verwenden, wenn ich Deinen Wunſch erfüllen wollte. Ein öffentliches Amt in dieſer Zeit fordert Geiſteskräfte, nicht das Maſchinenwerk eines Automaten.

Unmöglich könnte ich Begeiſterung für eine gute Sache zu einem Zwecke der Täuſchung verkaufen, und wären alle Schätze der Welt zum Preiſe dafür geſetzt! — Warum wollteſt Du Deinem Manne, der ja ſchon ein Greis war, als ich noch ein Knabe, die Ruhe nicht gönnen, welche ihm ſo wohl thun würde? Es gereicht ſeinem Alter ſicherlich zur Ehre, da zurückzutreten, wo er dem Vordrängen Anderer, wie der treibenden Zeit ohnedies bald weichen müßte.“

In ſteigenden Graden der Wuth, die ſie kaum verhielt, zitternd vor Zorn an allen Gliedern, hatte Marianne die Antwort ihres Bruders angehört. „Das hätte ich vorher wiſſen können!“ entgegnete ſie, „wenn mein Gedächtniß nicht auch ſchon ſchwach wäre, gutmüthig ſchwach, als daß es mich gewarnt hätte, etwas Gutes — nur die kleinſte Gefälligkeit von Dir zu erwarten! — Ich Thörin! die ich des Sprichwortes vergaß: Was eine Neſſel wird, brennt bei Zeiten! Glaube jedoch nicht, mein Brüderchen, daß Deine hochtönenden Phraſen mich irre leiten werden; wir wiſſen, wie die Glocken hängen, die meinem Manne bei lebendigem Leibe zu Grabe läuten möchten. Breite es nun aus, um was ich Dich gebeten, und was Du mir aus lauter Wahrheitsliebe abgeſchlagen, auf daß Dir der Spaß vollkommen werde.“ —

„Schweſter!“ rief Paul empört, und eine zerſprungene Saite im Lautenſpiele des Herzens, worin die Harmonie der Liebe ſchläft, hallte in dem Tone dieſes Wortes, womit er Marianne mahnen wollte, daß ſie Kinder eines Vaters wären.

Aber hingeriſſen von leidenſchaftlicher Bosheit, hörte ſie nicht, was er ſagte. „Deine koſtbare Begeiſterung,“ ſetzte ſie hinzu, „bleibt alſo Dein und einem würdigen Falle vorbehalten, wenn es nur nicht etwa der wäre, welcher dem Hochmuthe folgt, wie in der Bibel ſteht — und mein Geld, viel zu gering, als daß Du es beachten ſollteſt, bleibt mein! wir aber ſind geſchiedene Leute.“ Damit riß ſie haſtig den Mantel um, deſſen ſie ſich bereits entledigt hatte, rannte die kleine Stiege hinab, ohne daß Paul es zu hindern vermochte, und nach Art der zügelloſen Hitze, welche den Anſtand ſo weit überſpringt, daß ſie den Aerger austobt, gegen wen es auch wäre — ſchrie ſie dem Kutſcher zu: „Umgekehrt! ich habe mich geirrt, es war mein Bruder nicht! Ich fahre dieſen Augenblick nach Hauſe.“

Der Kutſcher ſtarrte die ſtrenge Frau an, er glaubte, ſie hätte den Verſtand verloren; aber es half nichts, er mußte gehorchen.

Paul ſtand betäubt. „Dies alſo wäre mein Empfang auf heimiſchem Boden?“ ſagte er zu ſich ſelbſt in die ihn umgebende Stille, nachdem der böſe Geiſt des Gezänks mit jähem Geräuſch ausgefahren war; „kein Oelzweig grünt darauf für mich! Fort in die Vaterſtadt! wo ich nun ganz ein Fremdling bin. Und wäre ich wirklich um das Erbe der Eltern gebracht; ſo will ich meine Stirn in den Staub ihrer Gräber beugen und mich in dem Vorſatze erheben, in meiner Armuth reich und immer redlich zu ſein!“ — Es rauſchte daneben — Paul hatte laut geſprochen; er ſchämte ſich ſeiner Zerſtreuung und beeilte ſich, den Gaſthof zu verlaſſen.“

In der Vorſtadt begegnete ihm eine Bürgersfrau die einſt lange bei ſeinen Eltern in Dienſten geweſen. Sie erkannte den Liebling, wie ſehr er ſich auch verändert hatte, ſie ſchrie freudig auf und beſchwor den Sohn ihrer verehrten Brodherrſchaft, bei ihr zu wohnen, da ſie ein eigenes

Haus und Platz genug hätte, den liebſten Gaſt, der je über ihre Schwelle gehen könnte, zu beherbergen.

Paul nahm es an; die Hand dieſer guten Frau, ſo frohgeſchäftig für ihn, gab ſeinem verſtimmten Gemüthe den reinen Klang wieder. Er ſagte ihr bloß, daß er mit Marianne nicht im beſten Vernehmen ſtände, worauf ſie antwortete: „Geben Sie es nur in Zeiten auf, daß dies jemals der Fall ſein werde; denn der Gärtner Stief zieht die Liebe ſchief! Und bei der Frau Syndicus Gitterbrodt iſt ſie vollends ganz verkrüppelt und verdorrt; von ihrem Herzen heißt es: wie es im Sommer dürre wird. Sela.“

Am nächſten Morgen ging Paul zu Gottſchalk's. Der Kaufmann verblich, als der Jüngling, der einer ſeiner Hauptgläubiger war, vor ihn trat und ihn beſcheiden grüßte; denn die verſtörte Miene des Mannes, die blaſſe Angſt in ſeinen Zügen dauerten ihn ſehr.

Als Paul ſeinen Wunſch, das Reiſegeld, und zwar ſobald als möglich, gezahlt zu erhalten, ihm als die Abſicht ſeines Hierherkommens genannt hatte, trat ein Lächeln des Irrſinns auf Gottſchalk's entfärbte Lippen, wovor der Jüngling erſchrak. Ohne die mindeſte Weigerung jedoch, mit einer Gewißheit, die in verzweiflungsvoller Kälte ihre Gewähr ſtellt, verſprach er, daß verlangte Summe binnen vierzehn Tagen liegen ſolle, zu welcher Friſt Paul auch bereitwillig war. Er hätte es ſich und den armen Gottſchalk gern erſparen mögen, ihn zu drängen, wenn er nicht ſelbſt durch ſein Vorhaben gedrängt geweſen wäre. Beklommen verließ er dies wankende Haus. Die Wartezeit ging ſchneller hin, als er gedacht hatte. Seine Schweſter ſah er nicht mehr, der Zufall ſchonte ſein, daß er ſie nirgends traf. Er hörte, daß ihr Mann krank wäre und ſeinen Abſchied vom

Magiſtrate nähme. An ſeine Stelle rückte ſogleich ein junger, talentvoller Mann, der mit fertiger Zunge, gleich einem feurigen Schwerte, den Knoten vielfach verſchlungener Verhältniſſe zerhieb, in denen ſein feiger Vorgänger ſich befangen ſah.

Schon waren einige Tage über die bedungene Zeit verſtrichen, und Paul kämpfte mit ſich, was er thun ſollte — da kam bei einbrechender Nacht Gottſchalk haſtig und geheim, und zählte mit unſtäter Hand die Summe in Gold auf. Paul quittirte, und der Kaufmann fragte ihn, ob er nun abreiſen werde. Die Frage klang, als ob Gottſchalk dies wünſchte.

„Ich habe,“ antwortete Paul, „mich eben heute zu einer Partie verſprochen, von der wir früheſtens erſt übermorgen zurück ſein können: dann aber hält mich hier nichts mehr auf.“ Doch Paul kehrte mit der kleinen Geſellſchaft ſeiner Schulfreunde um einen Tag ſpäter wieder; es war tiefer Abend, da man ſich trennte. Er durchſchritt zu Fuße das Endchen Weges bis in den Winkel der Stadt, wo das Haus ſeiner Wirthin ſtand. Wie er ſo ſtille vor ſich hineilte, ſchlug ein dumpfes Murmeln und Rauſchen, wie von der Woge des Meeres, an ſein Ohr. Er horchte, er bog um eine Ecke und ſah in der Straße, worein das Inquiſitions-Gebäude am Schluſſe derſelben einen langen, düſtern Schatten warf, eine ſchmale Menſchengaſſe ſich bis an den Markt hinaufziehen.

„Was giebt es hier?“ fragte Paul, indem er einen Bürger leicht auf die Schulter klopfte.

„Sie bringen den Kaufmann Gottſchalk in den Stock,“ antwortete der Mann, „ſie müſſen ihn gleich bringen, denn das Volk wartet ſchon eine Stunde und länger. Man hat es nur wollen finſter werden laſſen — wie man mit vornehmen Spitzbuben immer noch Umſtände macht. — Die Frau liegt ohne Beſinnung, da hat er gebeten, daß man ihn ſo lange bei ihr laſſen möchte, bis ſie zu ſich käme.“

„Allmächtiger Gott!“ rief Paul, und Entſetzen durchdrang ſein Herz, „was iſt denn vorgefallen, daß man ſo hart mit ihm verfährt?“

„Eine ſaubere Geſchichte, mein junger Herr!“ verſetzte der Bürger, „und ihm widerfährt nur ſein Recht. Der Rentmeiſter der Gräfin Mimoſa in Goldbrunn kommt vor ein paar Tagen in die Stadt, um dem Agenten der Gräfin zweitauſend Thaler in Golde, den Ertrag des letzteren Wollmarkts, abzugeben; der Agent iſt verreiſt, und der Rentmeiſter ſpricht einmal bei Gottſchalk's vor, der ein guter Bekannter von ihm iſt. Wie Gottſchalk hört, was der Rentmeiſter gewollt, ſucht er ihn unter einem glaubwürdigen Vorwande zu beſchwatzen, daß er ihm das Geld daläßt. Wie nun aber der Rentmeiſter reitet, kommt ihm die Sache wie ein dummer Streich vor. Er hat nicht Ruhe noch Raſt, und wartet die Woche, welche er ausbleiben würde, wie er geſagt, nicht ab; allein er kommt dennoch zu ſpät, denn bei Gottſchalk's iſt unterdeſſen verſiegelt worden. Wie der Mann das ſieht, ſchlägt er hin, und verfällt in das böſe Weſen; er leidet zu Zeiten an Krämpfen. Er liegt noch krank daheim, und — — doch ſtill! ſie kommen!“ — — —

Paul bebte, indem er dachte, dies wäre ſein Gold geweſen! Mit dieſer Zahlung, deren Summe Gottſchalk nicht viel beſſer als räuberiſcher Weiſe an ſich gebracht, hatte er die Forderung des Jünglings gedeckt, den Rentmeiſter unglücklich und ſich ſelbſt elend gemacht! —

Jetzt kam Gottſchalk, der angeſehene Kaufmann, daher, begleitet von ein paar Polizei-Perſonen, welche in einiger Entfernung vor und neben ihm gingen. An ſeinem Arme ſchwankte ein junges Mädchen, Gottſchalk's Tochter, Emmy, deren hellfarbiges Kleid durch das Dunkel des Abends und dieſes Schickſals leuchtete! Kein Tuch, keine Hülle ſchützte die zarte Jungfrau vor der kalten Luft, als ob ſie nur eiligſt entflohen wäre, ihrem Vater auf dieſem verhängnißſchweren Gange das Geleit der kindlichen Treue zu geben. Sie ſchien nichts als ihr Unglück zu fühlen.

Langſam und lautlos bewegte der bange Zug ſich vorwärts; der gaffende Pöbel, unter dem auch eine Menge Leute waren, die, den beſſeren Ständen zugehörend, ſich einſt Gottſchalk's Freunde nannten, da es ihm noch wohl ging — folgte nach. Ein tiefer Kenner des menſchlichen Herzens ſagt: „In dem Unglücke eines Menſchen liegt ſtets etwas, das ſeinen Freunden nicht mißfällt.“ —

An der Thür des Inquiſitionsgebäudes entſtand ein Getümmel, das Mädchen war ohnmächtig geworden. Paul vermochte nicht, hindurch zu dringen; endlich ſchaffte er ſich Bahn, und bat den Polizei-Beamten um die Erlaubniß, ein paar Worte mit Gottſchalk reden zu dürfen; ſie wurde ihm verweigert.

Die Gattin des Inquiſitors, der hier wohnte, kam ſchleunigſt herbei, das Mädchen vor dem Andrange der Neugierde und einer rohen Theilnahme zu retten. Ein paar Schergen hoben auf Befehl der rüſtigen Frau die lebloſe Laſt auf ihre ſtarken Arme und trugen ſie hinein, wo ſie an des Vaters Bruſt erwachte und das Mitleid ihrer pflegte. Die eiſerne Pforte ward raſſelnd geſchloſſen, und das Volk zerſtreute ſich befriediget, einen Mann des Glückes erniedriget und den Schmerz der Reichen geſehen zu haben.

Paul tappte nach ſeinem Quartier; dieſer Auftritt des Schreckens hatte eine geſpenſtiſche Bläſſe auf ſeinem Geſichte zurückgelaſſen. Er ging kämpfend mit ſich ſelbſt auf und nieder, ſeiner Müdigkeit nicht achtend.

Die Wirthin jammerte um den Verluſt von Pauls Vermögen, den ſauern Schweiß ſeines Vaters, ſie rechnete die Plage und Mühe ſeiner Mutter her, deren Früchte für den Sohn nun verloren wären, indeß dieſer jugendliche Gläubiger nur an die Noth ſeines Schuldners dachte.

Das rührende Bild der Tochter, die in todter Ruhe dem Vater in die Wohnung der Schmach gefolgt war, wich und wankte nicht aus ſeiner Seele, und ſelbſt der ſpäte Schlaf regte ihn auf in dem Beſtreben, ſie in das Leben zurückzurufen.

Sobald der Morgen tagte, mußte ſeine Wirthin ihm ein Cabriolet beſtellen. Er kleidete ſich ſehr fein und ſorgfältig, ſteckte die zweitauſend Thaler zu ſich und fuhr davon, ohne über das Ziel und den Zweck dieſer kleinen Reiſe nur ein Wort geäußert zu haben. Gegen Abend wollte er wiederkommen. Er fuhr geraden Weges nach Goldbrunn zur Gräfin Mimoſa. Als ſich die entzückende Landſchaft jener Gegend vor ſeinen Augen aufthat, da that ſich ihm auch das Herz auf. Dort lagen die berühmten Gärten von Goldbrunn! dort blitzte das ſtolze Schloß im Strahle des Mittags durch die Wipfel majeſtätiſcher Bäume! — Eine ſchöne Statue des griechiſchen Chronos, ſehr treffend als das Sinnbild der Zeit zur Sonnenuhr benutzt, in der Mitte einer großen, runden Raſenfläche vor dem Schloſſe, ſtreckte ihren Schatten über das hohe Gras, deſſen verbleichendes Grün durch weiße Blumenkörbe unterbrochen ward, die abgeblühete Päonien umfaßten. Bei dem leiſeſten Säuſeln der Luft träufelte ein goldner Blätterregen nieder — das herrliche Gut erſchien wirklich als ein Born des Segens.

Paul, noch im Anſchauen vertieft, traf auf den Haushofmeiſter, den er um die Gefälligkeit erſuchte, ihn bei der Herrſchaft zu melden, als einen jungen Mann, welcher der Frau Gräfin eine wichtige Mittheilung zu machen hätte. Der beſcheidene Ton des Jüngling, ſein Anzug und Anſtand bewogen den alten Diener, der Bitte zu willfahren, die er nicht jedem Fremden gewährt haben würde. Es dauerte nicht lange, ſo kam er zurück und winkte, daß Paul ihm folgen möchte. Er öffnete die Flügelthüren, hieß den Jüngling eintreten, zog ſie dann ſacht hinter ſich zu, und blieb wie eine befohlene Dienſtwache am äußerſten Rande der inneren Schwelle ſtehen.

Die Gräfin ſaß am Schreibtiſche, worauf eine brennende Kerze ſtand, deren flackerndes Licht grell zu dem Sonnenſcheine abſtach, der, gemildert durch den dichten Faltenwurf der Vorhänge, auf dem Parquet ſpielte. Ihr linker Fuß ſah ein wenig unter dem ſeidenen Gewande hervor und ruhete auf einer ſchöngeſtickten Roſe. In dem peinlichen Harren dieſer Minute irrte Pauls Blick auf dem blühenden Teppich umher; da berührte er jene Stelle, und ſein Geſicht ward ſelbſt zur Roſe. Er kannte dieſes Füßchen in demſelben bräunlichen Schuh, worin er es zum erſten Male geſehen, gar wohl! Die Dame im Schleier war die Gräfin Mimoſa geweſen, und war es noch! —

Ein Seufzer, den ihm die Erinnerung an jene bittere Scene entlockte, ſchlüpfte über ſeine Lippen. Die Gräfin hatte den leiſen Hauch, der die ehrfurchtsvolle Stille des Zimmers unterbrach, dennoch gehört. Sie legte die Feder nieder und ſtand ſchnell von ihrem Seſſel auf. Eine plaſtiſche Geſtalt, voll Ebenmaß, Anmuth und Würde! Der Jüngling beugte ſich tief und erhob ſich dann im Selbſtgefühle ſeiner Abſicht. Auf einen Wink der Gräfin entfernte der Haushofmeiſter ſich, worauf ſie alſo begann: „Wenn ich nicht irre, mein Herr, ſo ſah ich Sie jüngſt in einem ländlichen Gaſthofe? Stehet der Vortrag, den Sie mir zu machen, in irgend einer Beziehung mit jenem Zuſammentreffen?“

„Durchaus nicht, gnädigſte Frau!“ antwortete Paul freimüthig, „ich habe erſt geſtern Rang und Namen der hohen Dame vernommen, welcher ich mich mit einer Fürbitte zu nahen kam; aber es war mir ein glückliches Zeichen, daß ich das Füßchen“ — ſein Blick ſank huldigend an den Boden hinab, — „vor dem ich ſie niederlegen wollte, ſchon kannte! Unter tauſenden würde ich dies kindliche Füßchen wieder erkennen, das wohl noch keinen Gebeugten oder Flehenden von ſich geſtoßen hat!“ —

Die Gräfin erröthete; ihr unſchönes Geſicht verlieblichte ſich, und jedes der tauſend Pockengrübchen, die es entſtellten, füllte reizvoll die Scham.

Noch nie ſeit Evas Zeiten hat es eine Frau gegeben, welche einem naiven Lobe im Ernſte gezürnt hätte! Auch die weiſe Minerva nahm es übel, daß ihr der Schönheit Preis entging. Zudem ſah der Jüngling treuherzig und nicht wie ein Schmeichler aus, und wie hoch er die Wahrheit achte, hatte die Gräfin Gelegenheit zu erfahren gehabt. — Allein weil vornehmer Stand und fraulicher Stolz ihren Rechten nicht gern etwas vergeben, und die Gräfin wohl fühlen mochte, wie leicht dieſem kühnen Fremdlinge gegenüber dies möglich wäre, — ſo fragte ſie in einem Tone, deſſen gebietende Strenge ihn in die Grenzen ſcheuer Achtung zurückweiſen ſollte: „Wie heißen Sie? und was wünſchen Sie von mir?“ Die Weiblichkeit mag es verantworten, daß dieſe Worte auf dem kurzen Wege vom Herzen zum Munde zu einer Erkundigung des Wohlgefallens und der Güte wurden.

„Mein Name iſt Paul Einſiedel!“ erwiederte er furchtlos, „zwar bin ich ein Eingeborener von B......, werde aber meine Vaterſtadt bald, und vielleicht für immer, verlaſſen; nur eine Angelegenheit hält mich noch auf — ein Unglück, in das ich mich ſeltſam verwebt ſehe. — Der Kaufmann Gottſchalk“ — — —

Die Miene der Gräfin zürnte. „Iſt ein Betrüger, der ſeinen Fall, doch nicht das Glück verdient hat, daß ein ſo offenes Geſicht, wie das Ihrige, mein Herr, ſich für ihn verwende! Es thut mir leid, daß Sie Sich keiner beſſeren Sache angenommen,“ — unterbrach ihn die Gräfin erregt.

„Vielleicht iſt ſie doch nicht ganz ſo ſchlimm!“ antwortete Paul mit einem Lächeln der Großmuth, deren Gefühl ihn jetzt aufrecht hielt und ſeiner Tugend lohnte. „Wenn Ew. Gnaden mich anhören wollten“ —

Ein plötzliches Beſinnen ging über das Geſicht der Gräfin und hellte es aus. „So reden Sie!“ ſagte ſie erwartend.

„Ich habe,“ nahm der Jüngling das Wort, „eine nicht unbeträchtliche Forderung an Gottſchalk, wovon eine Abſchlagzahlung zu erheben, die ich zum Behuf einer großen Reiſe bedarf, ich nach B...... gekommen war.“

Die Gräfin nickte, als wüßte ſie dies ſchon.

„Weit entfernt, ihn zu drängen,“ fuhr Paul fort, „warte ich ruhig die Friſt ab, welche er ſich ſelbſt zu dieſer Zahlung geſetzt, und als er ſie nun leiſtet, ahne ich nicht, aus welcher Quelle er die Möglichkeit ſchöpfte, mir zu genügen. Mit einer Empfindung, die zu ſchildern ich umſonſt verſuchen würde, ſehe ich geſtern Abend, da ich von einer kleinen Luſtpartie zurückkehre, den bedauernswürdigen Mann gefänglich einziehen; ſeine Tochter ſank an dem Eingange des Inquiſitions-Gebäudes zuſammen, und wurde in tiefer Ohnmacht, ſtarr und bleich, wie eine Leiche, dem Vater nachgetragen. So lange ich lebe, werde ich den Jammer dieſer Scene nicht vergeſſen! Auf meine Frage erfahre ich, daß zweitauſend Thaler, wahrſcheinlich dieſelben, welche er mir gezahlt und die ihm auf kurze Zeit zu überlaſſen er den Rentmeiſter Ew. Gnaden zu bewegen wußte — ihn dahin gebracht haben. Wahrſcheinlich dachte er ſich den Tag nicht ſo nahe, der ſein Unglück öffentlich machen würde! Er hoffte im Labyrinthe ſeiner Verlegenheiten auf einen Ausweg, wo er ihnen entſchlüpfen könnte; die nächſte Minute, welche ihm eine Rettung bot, war ihm die einzige! — Ach, meine gnädigſte Gräfin! die Selbſtentfremdung, worin der Menſch den böſen Mächten anheimfällt, hat ihre Geheimniſſe, und die That mag wohl oft nur ein dunkler Spiegel ſein, in dem wir den Verſucher doch nicht ihn ſelbſt ſehen! Den Willen, die Geſinnung kennt nur Gott allein!“ —

Die Gräfin ſchien erſchüttert; ſie legte die Hand auf die vergoldete Lehne des Stuhls, und dieſe Hand zitterte. „Seit ich dies wußte,“ fuhr Paul fort, „kam mir die Summe in meinen Taſchen wie eine verborgene Mitſchuld vor, obſchon ich ſie nach dem Begriffe der Welt mit Recht beſäße.“

„Mir dünkt es anders, und das Gewiſſen nur iſt mein Geſetz. Ich bin daher bereit, dieſe zweitauſend Thaler zurück und meine Schuldforderung dem weitern Ermitteln dieſer Concursſache anheimzuſtellen — wenn Gottſchalk dafür frei ſein ſoll! Er iſt, wenn auch ſeiner Haft entlaſſen, dennoch geſtraft und unglücklich genug! —

Die Augen der Gräfin glänzten in Thränen. Sie athmete aus tiefer Bruſt, und ſprach mit verhaltener Stimme: „Und dieſe Reiſe?" —

„Dieſe Reiſe?" erwiederte der Jüngling, und ihre Zauber gingen ſchnell ſeiner Seele vorüber und ließen einen verklärenden Abglanz auf ſeinen Zügen, der hinter einer Wolke der Wehmuth verſchwand; „dieſe Reiſe," wiederholte er, „war mein liebſter Wunſch, mein ſehnſüchtigſtes Streben — der Traum eines Traums! — Eine Stunde vor meiner Geburt träumte meiner Mutter, ſie ſähe auf dem Siegel eines Taufzeugniſſes, was eine theure Todte mir geſchrieben, einen kleinen Altar mit der Inſchrift: Dem unbekannten Gott! Sie wiſſen" — Blick und Geberde der Gräfin ſprachen die bezeichnete Erinnerung aus, und Jener fuhr fort: „Deßhalb ward ich Paulus genannt. Es zog mich nach Griechenland, es war mein Tag- und Nachtgedanke, dieſen geweiheten Boden einſt zu betreten. Ich widmete mich dem Studium der Alten, die ich mit glühender Begeiſterung liebte und ehrte. Nun wird freilich mein ganzer Lebensplan geändert werden müſſen — aber wo ein Herz für Nothleidende athmet, da iſt auch milder Himmel, und ſchöner als die älteſte Antike iſt der Anblick eines Geretteten, der ein neuer Menſch geworden; denn Freude und Barmherzigkeit ſtellen Gottes Ebenbild am urſprünglichſten her! — Paulus ſaß einſt gefangen im Lande der Hellenen, und es war ihm hart ergangen; da löſete ein Wunder ſeine Bande, die Erde bebte, verſchloſſene Thüren und Herzen ſprangen auf, und frei ging er aus dem Kerker. O! dürfte ich meinem gefangenen Schuldner thun, wie dem Apoſtel damals geſchah, — ich wäre dann in Griechenland geweſen! — Und hier, meine gnädigſte Gräfin, iſt das Löſegeld!" Er griff nach dem Golde.

Die Gräfin Mimoſa legte ihre kleine Hand voll blitzender

Ringe auf die linke Seite des Jünglings, wo er ſeinen Schatz verborgen hielt, und ſprach: „In dieſem Herzen hat der unbekannte Gott ſeinen ſchönſten Altar! Laſſen Sie Ihr Gold an ſeiner guten Stelle! Gottſchalk ſoll ohne daſſelbe eine andere erhalten. Sie haben mich ſehr gerührt! — aber der geliebten Reiſe dürfen Sie nicht entſagen! und Ihr Wort bleibt mir zum Pfande, dies fordere, dies behalte ich mir, daß Sie bei Ihrer Heimkehr mir von Ihren Erfahrungen ſagen wollen!“

Paul ſank zu den Füßen der Gräfin und küßte ihr Gewand; ein warmer Tropfen rollte von ihrer Wange und ſalbte ſeinen Scheitel — die Weihe der Freundſchaft und der Tugend, deren heiliges Leben über das Grab hinausreicht! —

Die Gräfin ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb mit beflügelter Hand einige Zeilen an das Stadtgericht von B......, dem ſie Bürgſchaft für Gottſchalk leiſtete. Sie ſiegelte den Brief, und verlöſchte dann die noch brennende Kerze. Nun ſagte ſie dem Jünglinge, ſie wolle für Gottſchalk ſorgen, und ihm eine Zuflucht auf ihren Gütern gönnen, wo er ſeinen Proceß, entfernt von dem Schauplatze ſeines ehemaligen Glückes und mahnender Vorwürfe, die ſichtbar vor ſeine Seele träten, in Ruhe abwarten könnte. Eine Beſchäftigung für ihn, zur Uebung ſeiner Kräfte, würde ſich finden laſſen, und da die Tochter ſich als ein gutes Kind gezeigt, wolle ſie dieſelbe unter ihren Schutz nehmen. So werde denn morgen ein Wagen nach B...... gehen, beſtimmt, die Familie des Kaufmanns abzuholen; käme er aber leer zurück, ſo würde ſie auf andere Weiſe ihr Herz, wohlthätiger Wallungen voll, in Hülfe und Segen ergießen über jenen brodloſen Vater und die Seinen. Jetzt läutete die

Tiſchglocke mit hellem Schalle. Die Gräfin ladete den Jüngling, der in entzücktem Danke verſtummt war, zum Eſſen ein; doch er dankte, und wie der Seligen einer, die keines irdiſchen Genuſſes mehr bedürfen, ſprach er: „Ich bin ſo ſatt! ich habe himmliſche Freude gekoſtet, und der Becher einer reinen Wonne, ſtärkender als der Wein — ſchwebt ſchon vor meiner Lippe; die Seele dürſtet mir danach!“ —

Die Gräfin reichte ihm lächelnd die Hand, er drückte ſie an dieſe glühende Lippe, und der Kuß brannte lange in ihren Empfindungen.

Es war bereits ſpät, da Paul mit dem Gefangenwärter in das matterleuchtete Gemach trat, wo Gottſchalk dem trügeriſchen Schimmer nachdachte, der ihn in dieſen Abgrund von Elend geführt. Er ſtarrte den Jüngling ungläubig an, der ihm die Freiheit verkündete und von beſſeren Tagen der Zukunft ſprach. Da er aber endlich überzeugt, dieſen ſchauerlichen Ort verließ, ſagte er zu Paul: „So möge ein Engel Ihnen einſt die Pforte der Seligkeit öffnen, hier und dort!“ —

Nach zwei Jahren kehrte Paul aus Italien und Griechenland zurück, und kam nach B......, wo er Nachrichten über das Ergehen ſeiner Schweſter einzog, die unterdeſſen Wittwe geworden war und einen berühmten Arzt geheirathet hatte. Er ging verſöhnlichen Sinnes, ſie zu beſuchen, wurde aber abgewieſen. Den alten Haß verſchmerzend, trat er den Weg nach Goldbrunn an, wo er einen beſſeren Empfang erwarten durfte. Die Gräfin hieß ihn freudig willkommen. Sie ſah leidend aus und hatte merklich abgenommen; doch ſchien ihre wohlwollende Geſinnung für Paul keinen Abbruch durch die Zeit ihrer Trennung erlitten zu haben. Mit einem Intereſſe, das nicht minder dem Erzabler, als ſeinen Erzählungen galt, lauſchte ſie der maleriſchen Reiſebeſchreibung, die Pauls warme Phantaſie vor ihr entwarf.

„Und was wollen ſie nun beginnen, junger Mann?“ fragte die Gräfin, ſich von dieſem Bilderſtoffe abſeits und zu dem unbeſchriebenen Blatte künftiger Zeit wendend; „ſich anſtellen laſſen bei einer Univerſität, und mit tauſend Schwierigkeiten ringend, unter denen das heiße Herz verkühlt, ehe der Lehrſtuhl Ihnen mit der Ehre auch das nährende Brod giebt, wovon der Menſch zwar nicht allein lebt, aber doch leben muß? — Ich wüßte ein Anderes! Bleiben Sie bei mir! als der Genoſſe meines Hauſes und meiner Muße, als mein Vertrauter, Bibliothekar und Almoſenier, als mein Geheimer Secretair, wenn das Kind denn einen Namen haben ſoll, der im Adreßkalender der Welt ſteht. Er iſt zwar gering, dieſer Titel, doch meine Freundſchaft ſchlage ich höher an; und dieſe biete ich Ihnen mit meinem Leben voll Frieden und ſtiller Genüſſe des Wohlthuns und der Wiſſenſchaft! Es verſteht ſich, daß ein jährlicher Gehalt Sie unabhängig mache. — Zwar bin ich Wittwe und einſam — aber ein Blick in den Spiegel ſagt mir, warum ich es wagen darf, Ihre blühende Geſtalt in ein ſo näherndes Verhältniß zu mir zu ſetzen; der Pfeil der übeln Nachrede trifft nur die Blößen der Schönheit! dieſe narbenvolle Haut aber“ — (die Gräfin deutete auf das ſanft erröthete Geſicht), „ſchützt mich und Sie vor Wunden, welche die Schmähung ſchlüge.“ —

Paul blieb in Goldbrunn; er hätte ja doch fortziehend den beſten Theil des Herzens, das der Gräfin mit all ſeinen Kräften huldigte, dort laſſen müſſen! — Als ſich ihm das Paradies dieſes Aufenthaltes und die ſchöne Seele der Gräfin allmählich ganz öffnete, und er den Reichthum ihrer

Güte und ihrer Schätze kennen lernte, der ihm das ſchwelgeriſche Gefühl der Wohlthätigkeit, veredelte Freuden und Kunſtgenuß mitten in einer arkadiſchen Natur gewährte; da empfand er erſt ſein Glück!

„Saturn regiert bei uns! wir leben wahrhaftig in ſeinem Zeitalter!“ ſagte er einſt, da er mit der Gräfin an einem milden Frühlingstage von einem Gange durch das Dorf zurückkam und bei der Sonnenuhr vorüberging. Die Fußtapfen der edeln Frau — um mit der Schrift zu reden — trieften von Segen, wenn ſie einer Hütte naheten, worin die Armuth darbte oder der Kummer weinte!

Paul heirathete Gottſchalk's Tochter, und ſeine Ehe war ſanft und friedſam, wie das Gemüth der Gattin. Sie gebar ihm ein Töchterlein, und an der Wiege dieſes Kindes ſtand er auf der höchſten Sproſſe ſeiner Wünſche. Es war eine Stille, eine feiernde Tempelſtille in ſeiner Seele, und jedes ſeiner Gefühle opferte dem höchſten Dank und bezahlte die Gelübde des Guten.

Wie gern er ſich auch mit ſeiner Schweſter hätte verſöhnen mögen, ſie vereitelte jeden Verſuch. Auch ſie war Mutter einer Tochter, und dann nach einigen Jahren abermals Wittwe geworden.

Wenn je die Freundſchaft einen Sterblichen beglückte innig und dauernd, ſo war es Paul, dem ſie die mängelvolle Erde zu einem Himmel ſchuf. Er liebte ſeine Frau als Gatte redlich und treu; aber nicht minder, wenn auch anders, liebte er die Gräfin! Der Zauber des Umgangs hatte ſie ihm verwandelt. Er fühlte ſich gekränkt, wenn ſie mit lächelnder Ruhe ſich häßlich nannte; ihm ſchien ſie engelhaft! Und er bedauerte die Blinden, welche den Reiz dieſes zarten Gemüthes, den leuchtenden Strahl ihres Geiſtes nicht ſähen. An ſeine Emmy band ihn das Herz, deſſen Pulſe in ihrem Kinde klopfte, und die liebenswerthe Frau hing mit dankbarer Leidenſchaft an ihrem Manne, dem Retter ihres Vaters. —

So waren Jahre in Träumen der Wirklichkeit verfloſſen. Emmy ſtarb, und mit ihrem Leben, das, ein beſcheidenes Veilchen, nur im Schatten geduftet hatte, entſank die erſte Blume dem häuslichen Kranze, der bald ganz aus einander fallen ſollte.

Die Gräfin Mimoſa hatte einſt eine ſehr geliebte Schweſter verloren, deren Tod ihr eine unheilbare Wunde geſchlagen. Nie berührte ein Wort der Gräfin jene blutende Stelle, welche in ſiebenfache Schleier der Verſchwiegenheit gehüllt war, und dennoch ſchien die leiſeſte Erinnerung daran ihr ſchon wehe zu thun. Die Sage flüſterte, jene unvergeſſene Todte wäre in einem Badeorte verſtorben, und man vermuthete, es ſei der nämliche, wohin die Gräfin alljährlich und ſtets zu derſelben Zeit reiſ'te, um dort einige Tage zuzubringen. Wie laut der Sprudel geſelliger Freuden in jenem emporgekommenen Bade auch toſete, die Gräfin verhielt ſich ſtill daſelbſt; und wenn die ſchöne Welt dem Vergnügen nachjagte, ſo ſchlich ſie, die dahin nicht gehörte, einem Grabhügel zu, der hinter einer Capelle bemooſete, wo ein kleiner Gottesacker für die Fremden war.

Die Zeit, wo die Gräfin dieſe Wallfahrt vorzunehmen pflegte, war jetzt wiederum gekommen. Sie befand ſich ſeit einigen Tagen nicht ganz wohl, und Einſiedel, beſorgt für die blaſſe Freundin, ſtellte ihr vor, dieſe Reiſe, welche doch nicht geradezu nothwendig wäre, ſo lange aufzuſchieben, bis ſie ſich erholt haben würde. Aber die Gräfin, ſonſt die Gefälligkeit ſelbſt, wenn es darauf ankam, einem Wunſche ihres Günſtlings zu genügen, beharrete auf ihrem Vorſatze, und Jener zürnte faſt ob dieſer eigenſinnigen Ausnahme, und mit Recht; denn die Gräfin ſah krank aus, und die Wettergläſer waren tief gefallen.

Als die Gräfin, um Abſchied zu nehmen, vor ihn trat, hielt er ihre Rechte feſt und lange, wie wenn er dieſe treue, milde Hand nimmer laſſen möchte! — ſie aber ſprach, indem ein ſeltſames Lächeln ihre bleichen Züge überflog: „Nun, wir ſcheiden doch als gute Freunde? Ich komme ja wieder, wunderlicher Menſch! wäre es möglich, Sie zittern? O Einſiedel! Sie ſind wohl kränker als ich? Und käme ich nicht zurück, man kann die Fälle nicht wiſſen, — ſo hole ich Sie nach!“ —

Der Himmel blieb umwölkt, wie die Seele des Freundes, ein ſchwüles Schweigen drückte in der Luft, wie in ſeiner Stimmung. An dem Abende vor der erwarteten Rückkehr der Gräfin weilt Einſiedel in ihrem Arbeitszimmer, das den ſchönſten Blick in die Ferne gewährte. Er ſitzt am offenen Fenſter, weit hinſchauend, und der ſpielende Weſt bläht die grüne Seide der Vorhänge, deren faltiger Hang ihn verbirgt, zu einem Segel der Hoffnung. Seine Gedanken gleiten auf dem Meere der Vergangenheit dahin, er überläßt ſich ihnen in tiefem Sinnen. So merkt er es kaum, daß der Mond höher ſteigt und die Tapeten mit zitterndem Schimmer und ſilbernen Fäden überwebt, daß der Garten des Fußteppichs in ſeinem blaſſen Glanze blühe, und jede Blume in den ſchwebenden Strahlen hin und her wanke. Endlich erwacht er aus dieſem Selbſtvergeſſen, ſiehet um ſich, und leiſe, leiſe! die Thür aufgehen. Die Gräfin tritt herein, ihr Gang iſt wie der eines Schattens, ihre Wange weiß wie Schnee — und dieſe Wahrnehmung mäzigt die erſchrockene Freude des Freundes, der eine Ueberraſchung träumt, und ſich ſchweigend verhält, weil eine geheimnißvolle Gewalt ihm jeden Laut verſagt. Sie gehet an dem Schreibtiſch, der ſich unhörbar öffnet, wühlt ängſtlich in den geheimſten Fächern, als ob ſie etwas ſuchte, doch kein Papier knittert und rauſcht. — Jetzt ziehet ſie ein ſtarkes Briefpaquet hervor, den Schluſſel ſacht ab, und ſchickt ſich an, das Zimmer zu verlaſſen. Da reißt der lauſchende Freund die Vorhänge auf, und ruft: „Theure Gräfin! wohin?“ Sie wendet ſich um, und winkt! ein Seufzer durchſäuſelt das Zimmer. Aber die Füße verweigern ihm den Dienſt, ſeine Kniee zittern — er bewegt mit fliegenden Händen den Glockenzug, der längs dem Schreibtiſche niederhängt. Ein Bedienter eilt herbei. „Wann kam die Gräfin?“ fragt Einſiedel in bebender Haſt.

„Welche Gräfin?“ fragte der Menſch, wie aus den Wolken gefallen.

„Welche Frage!“ parodirte Einſiedel den Bedienten mit Zähnklappen, „unſere gnädige Frau! Sie war dieſen Augenblick hier.“

„Mein Herr und Heiland! antwortete der Menſch furchtſam, „das muß ihr Geiſt geweſen ſein! es hat ſich nichts geregt, noch gerührt im Schloſſe; auch erwarten wir ja die gnädigſte Herrſchaft erſt morgen.“

Da überläuft den Freund ein kaltes Grauen, der Froſt rieſelte ihm durch die Glieder und ſchüttelt hörbar ſein Gebein. Der Bediente faßt ihn unter und führt ihn in den Flügel, worin Einſiedel mit ſeiner Tochter wohnt. Als Phöbe über den verſtörten Anblick ihres Vaters erſchreckt, ſagt ihr der Bediente, wie er ihn gefunden, und daß derſelbe wahrſcheinlich zu lange im Zuge geſeſſen hätte. Der

Kranke wird zu Bette gebracht, er redet leiſe, aber irre — und die abgebrochenen Worte ſind ſchauerlichen Inhalts: denn der Geheime-Secretair, ſeiner Pflicht bis zum Tode getreu, faßt Schriften für die Gräfin ab, die ſie ihm dictirt: doch Niemand erfährt einen Zuſammenhang, und der Arzt, nach dem alsbald geſendet worden, erklärt dieſen Zuſtand für ein hitziges Fieber. Nach zweimal vierundzwanzig Stunden leuchtete der Mond einem Unglücksboten in das Schloß, der die Schreckenskunde von dem Tode der Gräfin brachte. Der ihr der liebſte Freund geweſen, folgte ihr bald, und Phöbe, die arme Phöbe, ging einſam und verlaſſen durch ihres Jammers tiefe Nacht, in der nur Thau von Thränen auf die friſchen Gräber ihrer Theuerſten fiel! —

Da die muthmaßlichen Erben der Gräfin weit entfernt waren, ſo nahm die Behörde, unter deren Bereich dieſe Güter gehörten, den Nachlaß in gerichtlichen Gewahrſam. Die Dienerſchaft wurde bis auf Weiteres entlaſſen, und nur der Haushofmeiſter, den man zur Aufſicht ſtellte, blieb. Eine pedantiſche Härte, die Anſicht eines hypochondriſchen Geſchäftsmannes, verſagte der Waiſe des Schloſſes das Gunſtrecht, darin wohnen zu bleiben, bis das Teſtament der Gräfin, worin ſie gewiß bedacht wäre, eröffnet würde. Der Hofgärtner, ein anſtändiger Mann, bot ihr ſein Haus an, und Phöbe wußte keine beſſere Zuflucht. Sie wandelte unter ihren Blumen, zwiſchen dem vertraulichen Geflüſter der Bäume, die ſie durch alle Sommer ihres Lebens grünen ſah, ſie durfte weinen, wo die Aſche ihrer Eltern blühete, und an der Bildſäule des Chronos, des Gottes vergänglicher Stunden, die ihres Grames zählen! —

Unter den vielen Städtern, die das ſchöne Goldbrunn beſuchten, war auch, vielleicht nicht zufällig — während dieſer Zeit die Pupillenräthin Locke, deren dritter Verheirathung und einiger früheren Vorgänge wir ſpäter erwähnen wollen.

Der gehaßte Bruder ſchlief nun den tiefen Schlaf, aus dem kein Wort der Sühne mehr erweckt — zweimal hatte der Todesengel ihr Herz erſchüttert; ſo war es offen für den rührenden Anblick der verwaiſeten Nichte, deren Schutzfreund ein fremder Mann, ein ſchlichter Gärtner war. Die Räthin ſchämte ſich doch ein wenig, da ſie dies bedachte, und als ſie nebenher erwog, wie nützlich ihr das Mädchen werden könne, — denn auch jedes ihrer beſſeren Gefühle hatte nun einmal einen Zuſatz von Eigennutz, — ſo gab ſie ſich der ergriffenen Phöbe als Tante zu erkennen, und forderte das Mädchen auf, zu ihr zu ziehen. Phöbe hatte keine Wahl. Sie konnte, nach ihrem Ermeſſen, dem Hofgärtner und ſeiner Familie keine immerwährende Laſt aufbürden, ihrer Tante aber in der Wirthſchaft zur Hand gehen. Nach einigen Wochen, die Räthin beſtimmte ſelbſt, wann ihre Nichte kommen ſollte — verließ Phöbe mit unſäglichem Schmerze das Eden ihrer Kindheit und Jugend. Aber es verſank nicht hinter ihr! denn keine Schuld trieb ſie von dannen, und die Engel der Vorſehung leiteten ſie den Weg des Glückes und führten das Dunkel vielfach verſchlungener Pfade herrlich hinaus! —

Wir haben Phöbe ankommen geſehen und uns mit ihren neuen Verhältniſſen bekannt gemacht; ſo wollen wir noch einen Blick in das Schickſal der Räthin zurückwerfen.

Es iſt bereits erzählt worden, daß die zweite Ehe der Tante dem Segen nicht entging, an dem ihr nichts gelegen war, und welcher ihr von allen Gaben Gottes die entbehrlichſte däuchte. Der heilige Trieb der Natur zwang ſie zwar ihr Kind zu lieben und zu pflegen; aber ſie that es mit Unmuth; jede Arbeit, und Kinder erhalten die Thätigkeit in Athem, und ein einziges Kind beſchäftiget am meiſten — war ihr läſtig, jede Sorge regte eine Klage um den Verluſt ihrer Ruhe auf, wie ſie die träge Gewohnheit eines Lebens ohne Liebe nannte. —

Die kleine Agnes war ein engelhaftes Kind und des Vaters Tochter; ſeufzend bemerkte die Mutter die Verjüngung ſeiner Neigungen in dem zarten Sprößlinge. Das Kind gab mit Luſt und vollen Händchen, es lächelte, wenn es die liebſte Süßigkeit, ſchon benetzt von der lüſternen Lippe, dem Munde entzog, und auf eine prüfende Bitte hinreichte. Als einſtmals Agnes, drei Jahre alt, ihre Sparbüchſe in Abweſenheit der Mutter leerte und an Arme vertheilte, bekam ſie die erſten Schläge, und die Räthin weinte vor Verdruß.

Agnes Vater ſtarb frühzeitig, wie wir bereits erzählt — bedauert und beweint, nur nicht von ſeiner Wittwe. — Dieſe nahm einer großen Schuldforderung wegen, das ſchöne Haus an, worin der Pupillenrath Locke mit ſeinem Sohne wohnte. Der Pupillenrath war ein Kinderfreund, er gewann die kleine Agnes ausnehmend lieb, die Mutter fühlte ſich von dieſer Güte geſchmeichelt, und das Töchterchen vermittelte in aller Unſchuld die dritte Heirath derſelben. Wie feſt ſich auch die Räthin vorgenommen hatte, ſich von keiner Schwäche des Herzens, wie bei ihrer zweiten Wahl, mehr einfangen zu laſſen, was ſie nur als eine mittelbare Folge anſah, daß ihre ſtarke Geſundheit einmal gewankt hätte, — ſo verrieth ſie doch die mütterliche Eitelkeit an einen Entſchluß, gegen den ſie ſich geſichert hielt, denn wie viele Seiten hat das Herz, wo es gefaßt werden mag, wenn die Vorſehung den ſtolzen Traum ſeiner Feſte zerſtören will, daß es ſich an eine höhere Macht ergeben muß! —

Der Pupillenrath war der liebreichſte Vater ſowohl ſeinem Sohne, als auch der Tochter ſeiner Frau, die wie leibliche Geſchwiſter mit einander umgingen. Agnes hätte für den Stiefvater ihr Leben gelaſſen, und jeden Schmerz, auch den bitterſten, mit ihrem Bruder getheilt. Gegen die Mutter lehnte ſie ſich auf und beherrſchte ihren ſtarren Willen, wie ſanft und ſchmiegſam Agnes kindliches Gemüth, wie unbeugſam der Mutter Eigenſinn auch ſonſt war. Sie duldete nicht, daß der geliebte Vater nur mit einem Worte beleidiget, daß Alexis angefeindet würde, ſie war der gute Engel des Hauſes; doch der Pupillenrath erkannte ſie auch dafür. Er trug ſie im Herzen wie auf den Händen; er hätte ihr um alles in der Welt nichts abſchlagen können. Jedes beſſere Bischen darbte ſein Mund, um es Agnes zu reichen, das Auge des Karpfen, wenn es auf ſein Theil traf, ging in der Geſellſchaft von Hand zu Hand, bis es an ſeinen Augapfel kam.

Doch dieſe väterliche Geſinnung fand bei ſeiner Gattin keine Gegenſeitigkeit. Sie gönnte dem Alexis kaum die Luft und keinen freundlichen Blick; ſie ärgerte ſich an dem frohen Muthe, an den unſchuldigen Streichen des Knaben, an der Nachſicht des Vaters, an Agnes liebender Entſchuldigung ſeiner Jugendfehler. Sie ſah ſich gezwungen, des Mädchens zu ſchonen, das jede Kränkung des Bruders doppelt litt, und jede Rüge, die ihn treffen ſollte, als einen Tadel für ſich ſelbſt empfand. Sie haßte ihn dieſer Rückſicht wegen, nur um ſo mehr, beſonders ſeit ſie erfahren, daß Alexis ein natürlicher Sohn ihres Mannes wäre. Sie forſchte, ſie verglich die Nachweiſungen, und was ſich ergab, ließ die Rechtmäßigkeit ihres Stiefſohns in zweifelhaftem Dunkel. Auch verſtand der Pupillenrath die ſchroffe Kunſt, ſich gegen Fragen unzugänglich zu machen, die er nicht beantworten wollte.

Alexis kam auf die Univerſität und dann wieder zurück in das elterliche Haus, um unter den Augen ſeines Vaters zu arbeiten. Das liebevolle Verhältniß der Geſchwiſter erneuerte ſich, und man ſprach ſchon hier und da, daß es zu einem noch zärtlicheren führen werde, welcher Vorausſetzung die Mutter ſtets mit Heftigkeit widerſprach. „Gott ſoll mich behüten,“ ſagte die Räthin, wenn eine weitſichtige Freundin Agnes und Alexis in der Zukunft als ein Ehepaar erblickte, „daß ich dies jemals zugäbe! Die liberale Art, womit meines Mannes Sohn zu ſchalten und zu walten pflegt, wäre mir entſetzlich, müßte ich ſie an meinem Eidam dulden. Gehet es nach meinem Willen: ſo bleibt Agnes ledig, dann hätte ſie das beſte Theil erwählt.“

Aber es ging nach Gottes Rath! Freund Hain, ein unabweislicher Freier, führte die holde Agnes heim. Wie ein Schmetterling, der die leichten Schwingen nur mit dem Staube von Blumen beladen, ſchwebte ihre Pſyche in lichte Räume auf. —

Wenige Minuten vor ihrem Tode zog ſie den Pupillenrath, der nicht von ihrem Bette wich, zu ſich nieder, und flüſterte: „Verſprich mir Eins noch, mein Vater!“

„Alles, mein Kind! alles was Du wünſcheſt!“ antwortete dieſer in Liebe und Schmerz.

„Daß Du Dich nie von der Mutter ſcheiden willſt!“ forderte die ſterbende Agnes. Der Pupillenrath verſprach es ihr. Sie zog ſeine Hand an ihre Lippen, und ihr letzter Hauch erloſch in einem Seufzer des Dankes.

An der Leiche ihrer Tochter ſtand die Räthin ſtumm und ſtarr; es dauerte lange, ehe Thränen ihre Bruſt erleichterten. Der gebrochene Trotz ihres Weſens hatte auch dieſe lindernden Quellen verſchüttet. Sie rechtete mit der Vorſehung, die ſich an dem einzigen Kinde vergriffen, ſie grollte mit Gott. „Für wen habe ich nun erworben und geſpart?“ fragte ſie vorwurfsvoll das Verhängniß, welches die Antwort auf dieſe vermeſſene Frage ein Weilchen noch verſchwieg. Agnes lag ſtill und bleich und bedurfte nichts mehr auf Erden; ihr Lächeln ſchien im Tode, wie im Leben, aller eiteln Sorgen ihrer Mutter zu ſpotten.

Es war nun öde im Hauſe geworden, die bange Leere in dem Herzen der Mutter konnten alle ihre Schätze nicht ausfüllen; vielmehr ließ der Reichthum welcher ſie umgab, die Räthin öfter empfinden, wie ſo arm an den beſten Freuden ſie wäre. Agnes blieb der Schutzgeiſt des Friedens fort und fort; ihren Manen brachte der betrübte Vater ſo manches Opfer tröſtender Geduld, weihete der Bruder das Gedächtniß zärtlicher Achtung, welches der Mutter zu Gute kam, ſo oft ſie, ungeſtüm und verbittert, einen Anfall von Zankſucht hatte.

Zwar hatte dieſer traurige Todesfall die Räthin doch ein wenig milde gemacht und zu Betrachtungen geführt, die heilſam waren, es kamen Stunden, in denen ſie an die Worte ihrer Mutter dachte, welche ſich pünctlich erfüllt, ein Schauer der Furcht, daß es weiter noch geſchehen könne, ſtrich über ihre Nerven — und leiſe entſtand der Wunſch in ihrer Seele, ſich mit dem Bruder, oder eigentlich mit der Nemeſis zu verſöhnen; allein nach und nach gewannen jene Maximen, die ſich nun einmal der Herrſchaft über ihre Denkweiſe bemächtiget hatten, die unterdrückte Gewalt wieder.

Sie ſtellten gegen den herben Verluſt der einzigen Tochter eine Sorgloſigkeit zum Erſatze auf, welche die Räthin über alles ſchätzte, und ſo oft der Gram ſie anfiel, ſchlug der Gedanke ihn zurück, wie vielen Kummer ihr Agnes in der Folge hätte bereiten können, wenn ſie, wie es oft geſchehen, ſich ihren Wünſchen, oder dem, was die Mutter ihr als Glück aufzwingen wollte, widerſetzt hätte. So gönnte ſie ihr und ſich das beſſere Theil, die Ruhe!

In dieſer Zeit war es, als die Räthin einſtmals, um das Grab ihrer Tochter mit den ſchönſten Blumen zu ſchmücken, auf die Gartenfuhre aus Goldbrunn wartete, um die Vorhand zur Auswahl zu haben. Sogleich nahm ſie einen Roſenſtock in Beſchlag, der in verſpäteter Pracht blühete und in der Fülle ſeiner Knospen noch eine reiche Nachkommenſchaft verſprach. Der geforderte Preis dafür war etwas hoch, und die Räthin wollte abdingen; allein der Gärtnerburſche ſagte: „Nein, Madame, dieſer Roſenſtock iſt jetzt eine Seltenheit, und muß bezahlt werden. Wir hätten ihn uns ſelbſt behalten mögen auf ein friſches Grab, das gewiß jedem treuen Herzen in Goldbrunn einen tüchtigen Riß gegeben. Unſer Herr Geheime-Secretair Einſiedel iſt nun auch todt!“ —

Seine Schweſter erblaßte; ein jäher Stich verwundete ihr Gewiſſen. „Iſt auch todt?“ fragte ſie wie ungläubig, ſie wußte aus eigenem Gefühl, was dieſes Wörtleins einzige Silbe ſage.

„Ja,“ antwortete der junge Gärtner gleichmüthig, „er hat ſich wahrſcheinlich das Abſterben der gnädigſten Gräfin zu Gemüthe gezogen, und — die Leute reden wunderlich — ſie hätte ihn nachgeholt.“ —

„Und ſeine Tochter?“ fragte die Räthin noch immer ohne Farbe; denn der Schrecken über dieſe Nachricht wirkte fort, und ein ſegnender Gedanke arbeitete ſich durch die Härten ihrer Seele. „Das gute Kind!“ erwiederte der Burſche mitleidig, „es iſt nun ganz verlaſſen und begießt unſern Garten mit Thränen. Es iſt wohl ſchwer, Niemand zu haben auf der Welt und zu ſein wie ein Rohr, das der Wind hin und her weht; aber Verwandte ſind auch nicht immer eine Stütze. Und Gott verſäumet Keinen!“

Die Räthin erröthete über den abſichtsloſen Vorwurf, ſie erkundigte ſich genau nach allen Umſtänden, und beſchloß, ſelbſt nach Goldbrunn zu fahren, um die unbekannte Nichte in Augenſchein zu nehmen. Die Erfolge ſind uns bekannt. Phöbe hatte ſich nun bei ihrer Tante eingerichtet, ſo gut es ihr möglich geweſen. Zwar konnte ſie ein tiefes Heimweh nach dem ſchöneren Vormals nicht beſiegen; aber es verſchmolz mit der heiligen Sehnſucht nach ihren Todten, mit dem Gefühle der erſten Liebe, die in ſeliger Wehmuth den Himmel ſucht, von dem ſie ſtammt. — Alexis Leidenſchaft für ſeine ſchöne Verwandte glühete in den heißen Blicken, womit er ihrem ſtillen Wandel auf allen Spuren folgte. Aber Phöbe, ſo verſchämt als klug, hielt ſich ihm entfernt, weil die Augen der Tante ſich verfinſterten, ſo oft Alexis die ſeinigen leuchtend öffnete, dieſe blühende Geſtalt anzuſtrahlen; aber nichtsdeſtoweniger entging ihr nicht der kleinſte von den tauſend Beweiſen ſeiner innigen Zuneigung. Sie wußte ſich geliebt! ſie war nicht mehr verlaſſen in der Welt — und wie gern verdankte ſie den Schutz der Theilnahme dem Herzen des Jünglings, voll Kraft, Feuer und Edelmuth! Aber dennoch bebte ſie vor dem Augenblicke, wo Alexis ihr ſagen würde, was er für ſie empfände; ſie verſtand ihn ohne Worte, und dies ſtille Glück hätte ihr genügt. —

Denn wie weit war Alexis noch von jenem Ziele entfernt, das ihm geſtattet hätte, ihr ſeine Wünſche auf ihren Beſitz auszuſprechen! Ihre Hand war arm und abhängig vom Dienſte der Pflicht, die Tante hätte der zweckloſen Liebelei gezürnt und Alexis verbannt, und um die einzige Freude der liebenden Phöbe war es geſchehen. Sie dachte jetzt zuweilen daran, daß der ſchnelle Tod der Gräfin für ſie ein Unglück geweſen, deſſen Folgen ſie lebenslang empfinden würde — der Vater war, hinweggerafft aus ihren Armen, der Sorge für ſein Kind und ſeine Zukunft überhoben worden. —

Jener Gram, der nichts auf Erden mehr achtet gegen die Größe des Verluſtes, der mit dem Liebſten, was man beſaß, auch den Werth aller Güter des Lebens einſchließt in das Grab, und die Welt arm und unvermögend erſcheinen läßt, das kleinſte Glück noch zu gewähren — war allmählich in jugendliche Träume übergegangen, welche den Reiz der Hoffnung und die Gluth des ſchönſten Gefühls über Phöbe's verdüſtertes Gemüth ergoſſen. Die Welt trat zurück in ihre Rechte, und Phöbe fand wünſchenswerth, was früher ihr gleichgültig geweſen. Ihre Gedanken beſchäftigten ſich oft vergleichungsweiſe mit ihren vormaligen Verhältniſſen, der grelle Wechſel ihrer Lage kam ihr wie ein Wunder vor, und der Geiſt des Vaters flüſterte in ihre Seele: „Haſt Du nicht des Wunderbaren Wunderausgang oft geſehen?“ — — — — Dann harrte Phöbe in Geduld wie alles kommen würde, und wer da ſtill bleibt und hofft, dem hilft die Zeit!

Und wie bald half ſie Dir, trauernde Phöbe! — Ein großes Jubelfeſt des älteſten Patriciers der Stadt ſollte mit einem glänzenden Gaſtmahle gefeiert werden, wozu jedoch nur ältere Perſonen geladen waren. Die Räthin, nicht gleichgültig gegen äußere Ehren, fand keinen Grund zur Entſchuldigung weder in ſich ſelbſt noch in den Umſtänden, davon wegzubleiben, und nur ein Bedenken, daß Phöbe und Alexis dann einen ganzen halben Tag, der in ſeiner finſtern Kürze nur um ſo gefährlicher wäre, allein ſein würden. Sie ſtiftete ihren Mann an, daß er ſeinem Sohne einen entfernenden Auftrag gäbe, und glaubte ſich nun beruhigen zu können. Die gute Räthin! wir zweifeln, daß ſie die Liebe kannte!

Als der Staatswagen mit Phaetons Geſpann im Bilde vom Hauſe rollte, deckte Phöbe das Tiſchchen zu Zweien, und zwar in ihrem kleinen Stübchen, auf die Bitte Leonorens, welche in Abweſenheit der Herrſchaft die Wohnzimmer einmal gründlich aufräumen wollte, wozu es ihr an den ſpäten Wintermorgen an Zeit gebrach. Ein Gefühl ehelicher Abgeſchloſſenheit von fremden Zeugen beſchlich in dieſem engen Raume Phöbe's Buſen. Sie konnte der verrätheriſchen Phantaſie nicht wehren, daß ihr Alexis im Gegenüber dieſer ſchmalen Tiſchbreite als künftiger Gemahl erſchien. Die traute Fürſorge, das häusliche Walten für einen geliebten Mann, genußreicher als alle Freuden der Welt! bewegte ihr Gemüth in ſüßer Ahnung. Aber Alexis ließ auf ſich warten, und immer ſtärker ſchlug ihr Herz vor dieſen Stunden. Endlich trat er ein, ſein Angeſicht glühete: er hatte brav gearbeitet, und ein Geſchäft mit eiſernem Fleiße bezwungen, das berechnet war, ihm die Gunſt der Gelegenheit zu rauben. Die reizendſte Muße lächelte ihm nunmehr Lohn. Sein ganzes Weſen war noch in Aufregung, und Phöbe's einſame Nähe nicht geeignet, den flüchtigen Schlag des Blutes in langſameren Tact zu verſetzen. Leonore trug alsbald die Suppe auf, welche Phöbe mit wankender Hand vorlegte — und Alexis holte ein Fläſchchen Thränen Chriſti herbei, das, wie er ſagte, der Vater zu einem Freudenweine für die holde Haushüterin und ſeinen Stellvertreter beſtimmt hätte.

Sobald Leonore den trägen Fuß zur Küche gewendet, reichte Alexis die Hand, woran Amor zielte, Phöben zu, und ſprach: „O theure Phöbe! welch ein Göttermahl!“ Ein überzeugendes Gefühl ſchauerte aus den Fingerſpitzen der gedrückten Hand tief in das Innere des Mädchens hinab. Lächelnd antwortete Phöbe: „Es dürfte karg genug ausfallen, armer Vetter! Wir haben Faſttag — da ſehen Sie!“ ein Gericht Fiſche ward aufgeſetzt.

„Mein Leibgericht!“ entgegnete Alexis ſchwelgeriſch vergnügt, „ich bin überhaupt kein wähliger Eſſer und werde einmal meiner künftigen Frau den Küchenzettel zu keinem kopfzerbrechenden Studium machen.“

„Die Tante iſt anderer Meinung“ — verſetzte Phöbe mit ſchelmiſcher Miene auf dieſes Selbſtlob.

„Ich eſſe wenig,“ ſprach Alexis, „deßhalb ſchwärzte ſie mich an, und der Appetit mangelt mir nur, weil das Gerichtlein Gerngeſehn zur Vorkoſt auf ihrem Tiſche fehlt, wovon man ſich nie ſatt ißt. — Aber ich denke, daran würde mich ein holdes Weib nicht darben laſſen! Was meinen Sie, liebe, ſüße Phöbe?“

„Gewiß nicht!“ antwortete Phöbe leiſe, und beugte das roſige Geſicht auf die Schüſſel, um die Leber vom Hechte auf einen kleinen Teller zu legen, den ſie Alexis reichte. „Nun denn,“ ſagte er in fröhlicher Laune, indem er ein

Stückchen von der Leber zum Munde führte, „ſo will ich mich denn für den ſchuldigen Reim begeiſtern. Die Leber iſt vom Hecht und nicht vom Crocodill; wär' ich heut Joſua, die Sonne ſtände ſtill!" — Er reichte den Teller zurück.

„Das wäre ſchön!" ſagte Phöbe, abſichtlich des Reimes Sinn flach faſſend, „denn nur zu bald wird uns ihr winterlicher Strahl enteilt ſein! Allein mit einem Verſe, den ich machen ſollte, verſchonen Sie mich, lieber Alexis! es fließt keine poetiſche Ader in mir!"

„Doch! doch!" antwortete Alexis, „Ihr Sein und Weſen, Phöbe, iſt Poeſie! wie die Roſe der ſchönſte Gedanke der Natur, unbewußt athmet ſie Begeiſterung aus — Odem des Himmels!"

Die Gluth, womit Alexis ſprach — und noch hatte kein Tropfen Wein ſeine Zunge benetzt — ſchlug Flammen an Phöbe's Herz.

„O ſtill, Vetter!" bat ſie weich und bedrängt, „wir wollen von etwas Anderem reden."

„Ich weiß nichts Anderes" — antwortete Alexis mit lächelnder Entſchloſſenheit, das Glück dieſer Minuten feſtzuhalten. Er führte das volle Glas zum Munde: „Auf Ihr Wohl, theure Phöbe!" und langſam, mit genießendem Bedacht, leerte er es. Auch Phöbe ließ ein paar dieſer purpurnen Tropfen über ihre ſüße Lippe gleiten.

„Ein göttlicher Schmerz!" ſprach Alexis, „die Freudenthräne des Menſchen iſt nur kaltes Waſſer dagegen."

„Und doch muß es Wolluſt ſein, ſie zu weinen!" erwiederte Phöbe, und dieſer Gedanke benetzte ihr Auge ſchon jetzt, während der heiße, bittere Strom, den es vergoſſen, in der Tiefe ihrer Erinnerung aufwallte.

„Phöbe!“ ſprach der Jüngling mit leidenſchaftlichem Tone, „Gott weiß es! Sie kommen mir wie eine verbannte Muſe vor! Welch eine ärmliche Umgebung! Ich ſchäme mich in die Seele meiner Stiefmutter. Dieſe iſt die perſonificirte Proſa! Sie wäre im Stande den Grazien Frießröcke gegen die Kälte machen zu laſſen. Haben und halten! dieſe beiden Wörter füllen den ganzen Kreis ihrer Begriffe aus. Voll finſterer Vorurtheile, verbreitet ſie ein dunkles Unbehagen um ſich her, was unſer Leben düſter macht. Ein häusliches Nachtlicht wäre gut geweſen, es nützlich und wachſam zu erhellen; doch die himmliſche Leuchte gehe in Frieden den ſtillen Sphärengang, und ihr reiner Strahl winke zu ſeligen Höhen!“

Phäbe erröthete, der kleine Mond ward ſichtbar — und ihr ſanfter Blick dankte dieſem Gleichniſſe. Sie entgegnete: „Die Tante iſt meine Beſchützerin, und mir ziemt die Pflicht, ihre Eigenheiten zu ertragen.“

„Dies wird mir entſetzlich ſchwer!“ erwiederte Alexis mit ſanguiniſcher Aufrichtigkeit, indem er die Flaſche abermals öffnete; „und Ihnen, Holde! ſei es vertraut, ich bin ihr manchmal recht von Herzen — gram.“

„Das iſt aber unrecht, Vetter! doch gewiß nicht ernſtlich gemeint,“ ſagte Phöbe mit zurechtweiſender Sanftmuth; „die Tante iſt beſſer als ihr Schein, und wenn man bedenkt, daß ſie nie eigentlich geliebt worden — von ihrer Geburt an, ja, da ich ſchließen darf, daß ſelbſt die verſtorbene Agnes ihrer Mutter nur den Tribut der Natur bezahlt, das freie Opfer kindlicher Hochachtung jedoch dem Vater allein gewidmet habe, ſo iſt kaum mehr von ihr zu erwarten. — Wie herbe fließt das Blut der Rebe in dem Schatten des Nordens! doch voll Mildigkeit und Süße ſtrömt es Geiſt des Lebens und der Freude, da“ — ſie hob ihr Glas empor — „wo die ſüdliche Sonne am Boden des Veſuvs ſein wallendes Feuer zu flüſſigem Rubin verklärt!“

„Es wird Ihnen leicht, mich zu überzeugen, meine theuerſte Phöbe!“ ſagte der Jüngling entflammt. Er reichte dem Mädchen das gefüllte Glas zu, und ſprach: „Nun, die Stiefmama ſoll leben! Jede Unbill ſei vergeben!“

Phöbe klingte an, Alexis leerte ſein Glas wieder, ſetzte es dann abſeits, als wäre es nun genug — und fragte wie im Scherze der Unwiſſenheit: „Die Liebe macht alſo gut? — ein wenig Verbeſſerung thäte mir auch Noth!“ — —

Das Lächeln, womit Phöbe ihn anzublicken wagte, ein redendes Lob! vertrat ihre Antwort. „Man ſagt, ſie könne auch verderben“ — ſprach ſie nach einer Weile und ſeufzte.

„Dann wäre es die rechte nicht,“ verſetzte Alexis, „ich würde mich einen Gott fühlen und meines Himmels werth, wenn — wenn — wenn“ — verſtummend ſchlug er die funkelnden Blicke empor — Phöbe war einen Augenblick aufgeſtanden, um etwas herbeizuholen — er erſchrak vor dem ſchiefen, verzogenen Angeſichte im Spiegel, dem ſein Idol eben vorüberging, und welcher der Schönheit reine Form in den Zügen des Mädchens, wie in ſeinen eigenen lügenhaft entſtellte. Entrüſtet fuhr er auf, der Liebe flehendleiſer Ton ging über in das Zürnen der Leidenſchaft, ſeine Augen ſchleuderten Blitze nach dem unſchuldigen Verleumder hin. Er ſprach: „Nun, daß Ihre Tante, welche Sie, ſanfte duldſame Taube, ſo eben warm vertheidigten, mit Liebe Niemand verdirbt, ſieht man in dieſem Spiegel! Er iſt ein Sinnbild der Seele meiner Stiefmutter, worin auch das Ideale als Zerrbild erſcheint. — Und dieſen Spiegel gab ſie Ihnen? den maledeieten Lügner des Hauſes, der ſonſt nirgends gelitten wird, den ſie ſo lange vor meiner ſtrafenden Hand verborgen hielt, daß er nun das liebſte Gebild der Natur verunſtaltete und, treulos im Dienſte der Wahrheit, ihr reizendes Zeugniß verfälſche? — Bei ihr, meiner Göttin! das dulde ich nicht!“ Und ehe Phöbe es hindern konnte, ſchlug er mit der ſilbernen Schwere des Meſſers den Spiegel entzwei, daß er in Scherben brach.

„Gott! was machen Sie da, Vetter?“ rief Phöbe erſchrocken und zitternd, und wie vorwurfsvoll dieſer Ausruf auch klang, Alexis gewaltthätiger Eifer für den reinen Strahl ihrer Schönheit, den weder Todtes noch Lebendes ungeahndet trüben oder brechen dürfte — ward doch als eine kühne Schmeichelei von ihrem weiblichen Herzen, und alſo dankbar — empfunden. Alexis ſchlang den Arm um ihren weichen Leib und ſprach: „Hierher, in mein Auge ſiehe nun, Du banges, bebendes Weſen, willſt Du Dein Engelsbild wahrhaft erblicken und treu!“ —

Phöbe leiſtete dieſer anziehenden Gewalt nur den ſchwachen Widerſtand befangener Gefühle; wie lange hatte Phöbe einer liebenden Bruſt, das Plätzchen der Heimath, entbehrt! Und von dieſer, welche ſo heiß und heftig für ſie pochte und in lebenswarmer Elaſticität Ruhe für der Sehnſucht rege Wünſche verſprach, ſollte ſie ſich wenden? — Aber Phöbe verſuchte es dennoch und ſtrebte ſich ihm zu entwinden. „Phöbe!“ ſagte der Jüngling mit trauriger Stimme, „ſo biſt Du mir nicht gut? Und mein Ungeſtüm hat Dich vielleicht beleidiget! — Ich liebe Dich über alles in der Welt! Gönne mir einen verzeihenden Blick für dies Geſtändniß! — laß mich Dein Auge ſehen!“

Dieſes Auge ſtand voll Thränen — Freudenthränen! Sie tröpfelten ſacht über die Wange, welche das Wehen dieſes Augenblicks, ein Hauch aus Eden, in der Unſchuld heiligem Blaß entfärbt hatte. Jetzt, in dieſem Arme, der ſchützend ſie umfaßte, ſah ſie erſt in die Oede ihrer Verlaſſenheit; aber der einzige Freund, den ſie gefunden, er hielt ſie feſt, und eine innere Stimme ſagte ihr, ihm dürfe ſie vertrauen! Er legte ſeine Finger unter ihr Kinn, zart und fein anzufühlen, wie das Blatt der Roſe — und hob ihr das geſenkte Haupt empor. „Phöbe, Du weinſt?“ fragte er in Tönen der Liebe und Selbſtanklage; ſie lächelte zu ihm auf — er beugte ſich nieder — und ihre Lippen, ihre Seelen vermählte der erſte Kuß. —

Lange ſtanden ſie, alles vergeſſend, nur nicht ſich ſelbſt! Sie flüſterten das Glück der Gegenwart, Träume der Zukunft. Die Liebe wohnt über der Zeit und dem Raume! Für Phöbe und Alexis gab es kein Warten, keine Hinderniſſe mehr, ſie waren am Ziele ihres Hoffens. Der feurige Wein ward matt, Alexis verſchmähete ihn, ſeitdem er Nektar gekoſtet! Die kleine Tafel blieb gedeckt, denn Leonore hatte anders zu thun, als ſich um dieſes unterbrochene Tiſchfeſt zu bekümmern. Der bleiche Mond ſtieg, ehe es völlig dunkel ward, über die beſchneieten Häuſer empor und drängte ſeinen verſchwiegenen Strahl in dies zärtliche Geheimniß, und vervielfältigte in den blitzenden Trümmern des Spiegels die Scene der Liebe.

Da ging die Thür auf, und der Pupillenrath trat ein. Gehüllt in des Stübchens dämmernde Schatten, blieb ſeine Miene, wie die Urſache ſeines Erſcheinens ihnen vorerſt zweifelhaft; aber um ſo erkennbarer vernahmen ſie eine ungewöhnliche Bewegung im Tone ſeiner Stimme, da er zu Alexis ſagte: „Mein Sohn! ich komme, Dich zu holen; folge mir ſogleich!“

„Wohin, mein Vater?“ fragte Alexis beſtürzt, doch bereit, indem er ſeine Hand ergriff, ohne Phöbe's Linke fahren zu laſſen.

„Du wirſt es ſehen!“ antwortete der Pupillenrath in drängender Eile. „Vater!“ hob Alexis an, und zog das weigernde Mädchen näher, „Du biſt ſo gut! biſt mein vertrauter, beſter Freund auf Erden, vor dem mein Herz ſtets offen war; auch könnte ich mich keines Glückes freuen, das Du nicht wüßteſt oder billigteſt. Sieh! ich liebe, die theure Phöbe hier, welche Dein väterlicher Blick beſchämt — ich möchte ſie einſt mein nennen vor der Welt, wie ſeit einer Stunde vor dem Auge Gottes, ſegne uns, mein Vater! Vaterſegen bauet Häuſer — ſo lege Deine Hand auf unſern Bund und zugleich den Grundſtein unſeres künftigen Hauſes, worin Friede und Verehrung für Dich wohnen ſoll!“

Der Pupillenrath antwortete gerührt: „Dieſe Stunde belohnt mich! Wie gern,“ wendete er ſich zu Phöbe, „würde ich Dich, Du liebenswürdiges Kind! Tochter nennen; aber Alexis Schickſal ſtehet nicht mehr in meiner Gewalt. Frage nicht, mein Sohn! die Zeit drängt — bald löſet ſich Dir dies Räthſel. Du aber, meine gute Phöbe, lebe wohl und hoffe! Ich bin von ganzem Herzen für Dich und Eure Liebe, meine Kinder!“

Der Pupillenrath nahm Alexis mit ſich fort, und Phöbe blieb zurück, kaum wiſſend, wie ihr geſchehen.

Die Gräfin Mimoſa hatte einſt, wie auch ihre Schweſter jene Stillbetrauerte, unter die Hofdamen der verwittweten Königin von *** gehört und ganz beſondere Gnade vor ihren Augen gefunden; dieſer Vorzug ward jedoch beiden Schweſtern, und zwar gleichmäßig zu Theil. Ein altes Geſchlecht von makelloſem Adel, erloſch mit dieſen letzten Sprößlingen, welche aus dem Verfall des Glückes, unter dem es früher geblüht, und das in den Erſchütterungen der Zeit geſunken war, nur den edeln Namen und den Trieb der Ehre gerettet hatten.

So wenig verſchieden die äußere Lage dieſer einmüthigen Geſchwiſter nun auch ſchien, ſo war ſie es dennoch ſehr durch abweichende Richtungen der Gefühle, durch andere Anſichten und endlich durch eine Laune der Natur. Die Aeltere von Beiden, unſere Gräfin Mimoſa, würde wahrſcheinlich der entzückenden Schönheit ihrer Schweſter nichts nachgegeben haben, wenn nicht die Blattern ſie ſchon in zarter Knoſpe zerſtört hätten. So war ihr nichts geblieben, als die hohe, junoniſche Geſtalt und der unverwüſtliche Reiz des winzigen Füßchens, was wir ſchon kennen. — Ob auch die Zeit jene tiefen Pockengruben ein wenig verflachte, ſo bildete doch jede eine Kluft in Bezug auf die Ausgleichungen des Geſchicks, welches leider! bei unſerem Geſchlecht ſo oft von einer glatten Haut abhängt, wäre es auch die Haut einer Schlange. —

Aurelie, die jüngſte, ſich der ſiegenden Gewalt ihrer Anmuth bewußt, kannte keinen Widerſtand für ihre Wünſche; ganz Feuer, ganz Gefühl, wußte ſie zu ſchmelzen, faſt wie mit Zauber nahm ſie ein und bemächtigte ſich ihres Gegenſtandes. Der Zwang der höfiſchen Etiquette war ihr verhaßt, die Langeweile, zu der ſie den größten Theil verurtheilt war, ohne die innere Unruhe regbar machen zu dürfen, drückte ſie feſſelhaft, der gemeſſene Schlag einer Uhr verurſachte ihr unbeſtimmte Pein, und eine innere Raſt- und Ruheloſigkeit, öfters bei Menſchen von kurzer Lebensdauer zu finden, welche die Geſchäfte der Erde in drängender Eile vollbringen, weil eine Ahnung ſie inſtinctmäßig treibt, ſchnell damit fertig zu werden — beflügelte ihr ganzes Weſen. Antonie, die älteſte, hatte nichts mit jener unbeglückenden Eigenſchaft ihrer Schweſter gemein, ja! unbeglückt dürfte man ein Daſein wohl nennen, was durch den Drang einer quälenden Flüchtigkeit ſich ſelbſt und ſeinen Freuden enteilt, noch ehe es die Zeit hinwegrafft. — Antonie handelte mit Bedacht; ihr Herz, eine fühlende Vernunft! ſchlug unter den reinſten Geſetzen, und war der Sitz tiefer Empfindung, ein warmer Quell der Liebe. Die Entſtellung ihres Angeſichts hatte ihre Seele verſchönert, doch jede eitle Hoffnung auf den Beſitz eines Mannes, den ſie ſeiner Zuneigung verdankte, zerſtört. Sie hielt ſich im Vergleiche mit den Reizen ihrer Schweſter, welche nicht der Neid, ſondern die Geſchwiſterliebe überſchätzte, für viel häßlicher, als ſie wirklich war, und dies Bewußtſein legte den Ausdruck einer ſanften Reſignation in ihr Benehmen, und die Anſpruchsloſigkeit ihres Charakters, deren Wahrheit empfunden ward, machte ſie anziehend, zuweilen ſelbſt für die Bewunderer ihrer ſchönen Schweſter.

Doch wenn ein der Welt abſterbendes Gefühl dieſen narbenvollen Buſen auch in ſiebenfache Schleier hüllte, ſo ſchwellte Sehnſucht ihn doch; die Kunſt eröffnete ihr ein weites Feld, und der Himmel ſeine ewigen Hallen.

Die Natur hatte beiden Schweſtern ein ausgezeichnetes Talent für die Malerei gegeben. Sie zeichneten wunderſchön, ſie malten in Oel, nur die Wahl ihrer Stoffe war abweichend. — Dies eminente Talent gewährte der alten Königin Vergnügen, und ſtolz darauf, daß es ſich in der Sonne ihrer Gunſt entfaltet hätte, beförderte ſie es auf alle mögliche Weiſe.

Aurelie hauchte die ganze Gluth ihrer Gefühle auf die Leinewand. Sie faßte im kühnen Fluge der Begeiſterung tragiſche Momente auf; die Stärke der Leidenſchaft auszudrücken, ward ſie nicht müde — ſelbſt die Leidenſchaft der Natur; denn Gewitter- und Sturmſtücke geriethen ihr vortrefflich. —

Antoniens einfach hoher Geiſt hatte ſich auf das Studium der Antike gewendet. Seelengröße zeichnete ſie am liebſten, ihre Gemälde athmeten Ruhe, die Stille des Fleißes und ſeiner Vollendung. Man glaubte den Hain, in deſſen Baumſchlage ſie Meiſterin war, rauſchen zu hören, bewegt vom Odem der Götter. — Dieſe Arbeiten wurden dann der Königin dargebracht, welche ſtets geneigt war, die von Antoniens Hand vorzuziehen. Sie wußte ſelbſt nicht, was an Aureliens Gemälden auszuſetzen wäre, aber ſie empfand einen geheimen Tadel, etwas, das ihr den reinen Genuß des Beifalls ſtörte. Als die Königin dies einſt verlautbarte, erröthete Aurelie, doch verbarg ſie die Kränkung hinter einem Lächeln, womit ſie zu erwiedern wagte: „Der Donner, Ew. Majeſtät, der Donner wird es ſein, der fehlt.“ —

Die Oberhofmeiſterin, eine würdige Frau, und den beiden Schweſtern mütterlich geſinnt, ſah hierauf Aurelie mit einem großen Blicke an, und antwortete: „Mein Fräulein! der ſchlagende Effect wäre wohl da; nur dieſer ewige Blitz des Verderbens thut dem Auge Ew. Majeſtät wehe, daß es die Schattenſeite Ihrer Bilder ſucht.“

Beide Schweſtern, wiewohl aus verſchiedenen Gründen, weigerten ſich, ihre Arbeiten einer andern Kritik zu unterwerfen, als welche die Königin darüber ausſprach, und Aurelie wollte eher den Pinſel fallen laſſen für immer, als daß ſie noch einen Lehrer gewöhnlicher Art annähme; und da ließ die Königin doch lieber dieſen Wunſch fallen.

Unter dem diplomatiſchen Corps in der Hauptſtadt befand ſich auch ein junger Edelmann als Geſandſchafts-Attaché, der durch viele Vorzüge ausgezeichnet war. La Foë war ſein Name, man nannte ihn im Scherze den chineſiſchen Gott, weil jenes Volk den Stifter ſeiner älteſten Religion, den es für einen Sohn des Regenbogens ausgiebt, unter dieſen Namen verehrt. Sein Bild, das die Hände unter dem Gewande verborgen hält, iſt ganz mit Strahlen umgeben, und dieſe Allegorie wurde auf La Foë angewendet, den ſeine vielſeitigen Talente mit ſtrahlendem Ruhm bedeckten, während er die ſchaffende Hand nur in verborgener Stille wirken ließ.

Der Zufall fügte es, daß die Königin einſt ein Gemälde von La Foë ſah, wovon ſie entzückt war; der Geſandte freute ſich dieſes günſtigen Eindrucks, und verſtärkte ihn noch durch das Lob, welches er dieſem jungen Edelmanne gab. So rühmte er auch beiläufig an ſeinem Günſtling eine überaus glückliche Methode das Geheimniß der Kunſt, ohne Schulredenheit, welche erkältend auf die Begeiſterung wirke, Andern mitzutheilen. — Die Königin gerieth auf den Einfall, La Foë würde ein geeigneter Lehrer für Aurelie ſein, und ſie faßte dieſe Meinung mit einem vertrauenden Vorurtheil für den jungen Mann. Der Geſandte ſollte ihn ſenden, und Aureliens Eigenſinn durch Ueberraſchung beſiegt werden. Aber Aurelie war gehorſam, ſobald ſie ihn, der ihr Meiſter werden ſollte, geſehen! — Er kam an beſtimmten Tagen, er gab ihr Unterricht, dies Verhältniß ſtand unter dem Schutze der Königin und war von ſeinem Zwecke gleichſam geheiliget, ſo wagte Niemand, es mit einem Worte anzutaſten. Ein Jahr war vorüber, Aurelie hatte unter dieſer Zeit die Königin mit einigen ſehr gelungenen Sachen beſchenkt, an denen ſie ſich Freude und Triumph erſah.

Die Königin meinte nun, daß La Foë zu entbehren wäre, ſie ſandte ihm eine fürſtliche Belohnung, doch Aurelie hatte ein großes Bild in der Idee, das ſie noch unter ſeiner Leitung zu vollenden wünſchte, und die Königin bewilligte es, obgleich ſchweigend. —

Um dieſe Zeit kam Graf Mimoſa an den Hof, und ſtellte ſich der königlichen Wittwe vor, der er früher ſchon bekannt geweſen. Er war ein ernſter Mann von gehaltenem Weſen, ein Vierziger, allein noch unvermählt. Die Königin ſcherzte mit ihm darüber, ſie machte ihm den Vorwurf der Wähligkeit und warf ſich zu ſeiner Eheprocuratorin auf. Ein Augenblick der Verlegenheit, ein Wortſpiel, wobei der Graf nichts dachte, als ſich der Königinn artig zu erweiſen, legte ſein Schickſal in ihre Hände, und ſie ſäumte nicht, darüber zu verfügen; denn der Graf war ein reicher Agnat, und auch Königinnen miſchen ſich gern in Heirathsangelegenheiten. Ihr erſter Gedanke für ihn fiel auf Antonie, die trotz ihrer Jugend durch ihre ernſte Denkart, durch die Würde ihres Betragens, ihr zur Gemahlin eines Mannes von vorgerückten Jahren ſehr paſſend erſchien; aber ſie zweifelte, daß der Graf geneigt ſein würde, die Wohlgetroffenheit dieſer Wahl anzuerkennen; denn Männer reiferen Alters ſuchen, wenn ſie ſich nach einer Frau umſehen, der Schönheit friſche Blüthe, während der Jüngling nicht ſelten an der Braut ſeines Herzens nur den Reiz der Seele liebt.

Die Königin wußte mit jener majeſtätiſchen Feinheit.

welche die Uebung lehrt, Wünſche oder Befehle durch leiſes Andeuten auszuſprechen, den Grafen auf die beiden Schweſtern unter ihren Hoffräulein aufmerkſam zu machen, und Aurelie verfehlte eines ſichtlichgefälligen Eindrucks nicht, wie ſehr ſeit kurzer Zeit ſich ihr Aeußeres auch verändert hatte. Ihre Bilder gewannen an Farbenſchmelz, doch ihre Wange blaßte ab und welkte, die Züge ihres Pinſels beſeelten ſich, aber der Strahl ihres Auges erloſch, ihre Kunſt näherte ſich der Vollendung, doch ihre Natur ſchien an einen Wendepunct gekommen zu ſein.

Antonie bemerkte es mit Kummer. Ach! ſie hatte lange ſchon Sorge um die geliebte Schweſter getragen, welche ſie tief in ihre Bruſt verſchloß. Sie kam ſich wie die einzige Sehende in einer mit Blindheit geſchlagenen Welt vor, und ſie ſah für Aurelie nur eine Gegenwart voll Angſt, eine Zukunft voll Schmerzen der Entſagung; denn ſie wußte längſt, daß Aurelie mit aller Leidenſchaftlichkeit ihres Herzens, welche die entſprechendſte Gegenſeitigkeit gefunden, den liebenswürdigen La Foë liebe. —

La Foë war arm, an eine Verbindung mit Aurelie, bei den Geſinnungen der Königin über dieſen Punct, nicht zu denken, dabei ſtand jeden Tag zu erwarten, daß er im Geleit des Geſandten, welcher ſeinen Platz tauſchte, ſehr bald die Reſidenz und zwar auf immer verlaſſen würde. Als daher die Sage am Hofe herumflüſterte, Graf Mimoſa hätte ſein Auge auf die ſchöne Aurelie geworfen, glaubte Antonie, ſich ſelbſt damit tröſtend und täuſchend, dieſe Heirath könnte wohl ein Gewaltmittel werden, das wunde Herz ihrer Schweſter zu heilen, und ſie in der Veränderung wie in dem Glanze ihrer künftigen Lage den Traum der Unmöglichkeit vergeſſen zu laſſen.

Aurelie allein merkte nichts von dem Verhängniſſe, das ſie ſo nahe bedrohete. Die Königin ward deutlich, und von einer Ohnmacht angewandelt, ſchwankte Aurelie in die Zimmer ihrer Schweſter, der ſie händeringend geſtand, ſie wäre bereits ſeit fünf Monaten die angetrauete Gattin des La Foë. Die Kirche wie die Natur hatten dieſer heimlichen Verbindung ihre Weihen gegeben, und Aurelie konnte nicht mehr zweifeln, daß ſie guter, oder in ihren Verhältniſſen, vielmehr ſchlimmer Hoffnung wäre.

Bei dieſem Geſtändniß, das von tauſend Thränen und überſpannten Aeußerungen begleitet war, ſtockten Antoniens Pulſe. Sie erſtarrte und erſtaunte über dies geſchehene Unglück, was nicht zu überſehen war, über die Möglichkeit, daß ſolch ein gewagter Plan Mittel zur Ausführung gefunden hätte. Die Allmacht der Liebe liegt über dem Begriff, nur ein Herz, das ihre Wunderkraft hebt, glaubt daran. —

Antonie erſann keinen andern Rath, ohne Geräuſch für ihre Schweſter zn handeln, als daß ſie der Oberhofmeiſterin, deren Zuverläſſigkeit verbürgt war, die Lage der Dinge aufrichtig entdeckte; auch war dies jedenfalls der beſte. Die Oberhofmeiſterin richtete Aurelie im Geiſte der Humanität und Milde, und wehrte die Entdeckung dieſer übereilten That und ihre Folgen, ſo weit wie möglich —. Der Leibarzt ward ins Geheimniß gezogen, er dichtete Aurelien eine Krankheit an, der ihr übles Ausſehen nicht widerſprach, er verordnete Ruhe im Genuſſe der Landluſt, und ſpäterhin den Gebrauch eines Bades. So ward ſie ihres Hofdienſtes entlaſſen, und die Abſicht des Grafen, geſchickt gelenkt, wendete ſich auf ihre Schweſter.

Antoniens Herz war frei, der Graf ſchätzenswerth, und in Betracht auf das, was er einer Gattin bieten könne, eine excellente Partie; der Muth, ihn auszuſchlagen, da ſie nur eine kühle Hochachtung für ihn empfand, war gebrochen mit ihren jungfräulichen Stolze, den die heimliche Ehe ihrer Schweſter, welche ihr nicht viel anders als ein Fehltritt vorkam, tief demüthigte. Sie reichte dem Grafen Mimoſa die begehrte Hand, entſchloſſen, ihm die treueſte, beſte Gattin zu werden, und dies um ſo mehr, als ſie ſich nur pflichtmäßiger Antriebe dazu bewußt war. Während nun Antonie im Glanze des Hofes mit träumender Seele und gebeugten Gefühlen alle Ehren einer Braut empfing, freuete Aurelie ſich wie eine Erlöſete, die prunkende Laſt deſſelben mit dem Gallakleide abgeſtreift zu haben. Sie hielt ſich bei der Schwiegermutter des Leibarztes, einer alten Edelfrau, auf, die ein einſames Landgut beſaß, und ſollte, wenn die Zeit herankäme, ihre Entbindung unter fremdem Namen in einem weitentfernten Badeorte abwarten, wozu alle Vorkehrungen getroffen waren.

La Foë, deſſen Abreiſe ſich noch immer verzögert, hatte ſchriftlich verſprochen, dann Urlaub zu nehmen und nach jenem Badeorte zu kommen. Er hielt Wort. Einige wenige Wochen drängten unendliche Wonnen in die kleine Spanne Zeit dieſes verſtohlenen Eheſtandes — aber Himmelsglück wird nur mit dem Schmerze der Erde erkauft und bezahlt. —

Aurelie gebar einen Knaben, und ſtarb eine Stunde nach der Geburt. La Foë ſtreckte die Arme, welche eine Wiege des Entzückens für den Neugeborenen geworden wären, kraftlos, wie nach irgend einem Halt der Hülfe, in die Leere der Luft. Ihn völlig zu betäuben kam eine Eſtafette, welche ihn ſchleunigſt abrief. Er wankte zum Pfarrer des Ortes, der Boden wich unter ſeinen Füßen, ſein Gang war tappend, wie im Dunkel.

Die Sonne ſchien wie ſonſt, er hörte die Menſchen gleichgültig reden, lachen — jeder Strahl, jeder Ton zerriß ſeine Seele. Da hörte er ſeinen Namen rufen, und er war doch Incognito. Ein junger wohlgekleideter Mann, an deſſen Arme eine ſchöne, blühende Frau hing, ſtand vor ihm, und hemmte ſeinen Weg. „La Foë!“ rief der junge Mann, „kennſt Du mich gar nicht mehr?“

Wie aus weiter Ferne hörte La Foë ſich nennen, eine Saite der Erinnerung ſchlug in dieſer Stimme leiſe an — aber zu ſchwach für den wilden Sturm ſeiner Gefühle; er ſtarrte den Fremden an, ſchüttelte den Kopf und wollte vorüber. Die Verzweiflung iſt finſter! ſie ſiehet die nächſte Rettung nicht.

„Mein Gott!“ rief der junge Mann und hielt ihn feſt, „was iſt Dir begegnet, La Foë? Dein Auge ſtiert — erkenne mich doch! Ich bin ja Locke! Dein Freund, der Dir ſein Leben verdankt!“

Ein Lächeln des Irrſinns trat auf die kalten Lippen des La Foë. „Vergilt es mir jetzt, und nimm das meine!“ ſagte er mit ſchneidenden Tönen, „Du leiſteteſt mir einen größeren Dienſt.“ — Da nahm der Freund den armen La Foë, der ſich willenlos, wie ein Kind, gängeln ließ, und führte ihn in ein Zimmer des Gaſthofes, und fragte ihm ſein Unglück ab. „Und Dein Kind lebt?“ fragte Locke nach der erſchütternden Erzählung mit heftiger Theilnahme.

„Mein Kind lebt!“ antwortete La Foë, und die Mutter iſt todt — und ich muß fort!“ —

Locke ſah ſeine Frau mit einem Blicke an, der ihr den Wunſch ſeines dankbaren Herzens ausdrückte, ſie erröthete, ihr Auge in Thränen winkte ihm zu — er aber ſprach, „ſo gieb es uns, La Foë! Die kleine Frau hier — zwar noch unerfahren in der Erfüllung mütterlicher Pflichten — wird es ſchon pflegen!“ —

Da erkannte La Foë den Freund, und Gott, der ihn ſandte!

Dieſer Freund nun war der Mann, den wir als den Pupillenrath Locke kennen gelernt haben, und jenes Kind war unſer Alexis!

Locke, der damals eben angeſtellt worden war und in den Honigmonaten ſeiner erſten Ehe lebte, hatte auf der Univerſität mit La Foë Bekanntſchaft gemacht, wo der gewandte Geiſt, die Ueberlegenheit deſſelben, ihm einſt bei einem Duelle, das wohl eher von Seiten des Gegners der Heimtücke eines meuchelmörderiſchen Anfalles glich, das Leben erhalten. Dieſe große Verpflichtung machte ihn jetzt bereitwillig, dem edeln Retter vergelten zu wollen, und das unſchuldige Herz der jungen Frau, das in heißem Mitleid wallte, dachte mit keiner Silbe daran, daß die arge Welt dies neugeborene Kind, wenn ſie es von der Reiſe mitbrächte, welche ſie zu ihrer Erholung vorgenommen hatten, da das Weibchen vor der Hochzeit kränklich geweſen war — kaum als ein angenommenes gelten laſſen würde. —

Ob La Foë nur in der Apathie des Schmerzes oder aus bewußten Gründen verſchwieg, daß und wem er ſein Kind übergeben, dürfte ſchwer zu beſtimmen ſein. Genug, der Geiſtliche, welcher es im Beiſein der jungen Eheleute taufte, die ſeine Pathen waren, ſo auch die Kammerfrau, die es von der Leiche ſeiner Mutter hinwegtrug, glaubten, der Vater nähme es ſelbſt mit ſich fort, was ihnen durch die gleichzeitige Abreiſe La Foë's und ſeiner Freunde wahrſcheinlich vorkam, die in einem Wagen fuhren, weil ihre Wege ſich erſt nach einigen Stationen ſchieden.

Als man nun endlich an den Wendepunct gekommen war, zog La Foë den Ring mit der Camee, ein Ehrengeſchenk für jenes Bild, das ihm die Gunſt der Königin erworben, und demnach ſo verhängnißvoll für ihn geworden war — vom Finger, und ſprach: „Dieſer Amor war mein Schickſal! Das Herz verblutet mir an ſeinem Pfeile — nimm ihn, Freund! zum Angedenken dieſer Stunde und meines Unglücks!“ —

Locke antwortete: „Ich nehme ihn zwar, allein nur in Gewahrſam; dies Kleinod bleibe Deinem Sohne! vielleicht wenn ich nicht mehr bin, erkennſt Du ihn daran.“ —

Die Gräfin Mimoſa war untröſtlich über den Tod ihrer Schweſter. Jahre vergingen, ehe ſie jene Seelenruhe fand, worin die Stimmen des Grames ſchweigen.

Das Gedächtniß Aureliens ließ eine wunde Stelle in ihrem Gemüthe, ein Denkmal der Trauer, was ihre geſchwiſterliche Liebe mit Blumen der Wehmuth ſchmückte.

Sie reiſte alljährlich in jenen Badeort, eine einſame Todtenfeier zu begehen. Dort weilte ſie in ſchwermüthigen Betrachtungen an dem Grabe, das eng und ſtill des Daſeins raſcheſten Strom in ein kaltes Bette einſchloß; die erſtarrte Welle des Lebens! wie Jean Paul den kleinen Hügel nennt, der uns begräbt.

Die Gräfin Mimoſa war eine muſterhafte Gattin, und ihr Gemahl ſehr beglückt durch den Beſitz einer Frau, die er mit jedem Tage höher ſchätzen lernte. Aber dies Bewußtſein, wenn es auch ihr Pflichtgefühl befriedigte, füllte doch ihr Herz nicht aus; es gab Seiten, von denen es leer und ſehnend blieb. Das Weſen der Gräfin nahm, ohne daß ſie es wußte, etwas Leidendes an. Sie täuſchte ſich ſelbſt, indem ſie wähnte, der Gram um die verlorene Schweſter, der Wunſch nach Kindern, die ihr die Vorſehung verſagte, zehre ihr heimlich Freude und Frohſinn von der Lippe hinweg, die ſich in leiſen Seufzern übte; aber das innere Bangen und Verlangen verſchwieg. Sie war immer gut und ſanft, doch nie recht heiter. —

Der Graf lebte nicht lange; er ſtarb an den Folgen eines böſen Falles, und litt Monate hindurch. Seiner Gemahlin hatte er das ſchöne Goldbrunn zum Witthum ausgeſetzt, die übrigen Erben ſeiner Güter waren ihm in jedem Sinne fern. —

Als er ſein Ende herannahen fühlte, und die Standhaftigkeit der Gräfin in Thränen hinfloß, die lindernd in ſeine brennenden Schmerzen träuften, bat er ſie, ihm einen Wunſch zu äußern, deſſen Erfüllung noch in ſeiner Macht ſtände, das würde ihm ſein Sterben verſüßen. Und großmüthig deutete er auf eine zweite Heirath hin. Aber die Gräfin weinte nur ſtärker und ſprach: Nie würde ſie dieſen Namen, den Namen des edelſten Mannes! gegen einen anderen vertauſchen. Vielmehr wünſche ſie, ihn auf eine Weiſe vererben zu dürfen, welche eine geheime Gebrochenheit ihres Herzens, die ihr einſt den friſchen Lebensmuth geknickt, mit dem Stolze der Achtung, die ihn feſthalte, verbinden und aufrichten würde. Darauf erzählte ſie ihrem Gemahl die unglückliche Begebenheit Aureliens, deren eigentliche Geſchichte ihm bis dahin verborgen geblieben war, und äußerte den Wunſch, wenn der Sohn ihrer Schweſter am Leben wäre und zu einem edeln Jünglinge heranwüchſe, ſie ihm einſt dies Gut und den Namen Mimoſa nachlaſſen dürfte. Der Graf, wenn auch an den Pforten des Todes, hörte es doch gern, daß ſeine Gattin ihm nur einen kindlichen Nachfolger geben wollte. Er ſetzte mit ſchwachen Händen eine Schrift auf und gab ihr mündliche Anweiſung, ſie zu gebrauchen, dann ließ er noch eine gerichtliche Ausfertigung in Betreff dieſer Angelegenheit in Verwahrung nehmen.

Nach dem Tode des Grafen ging ſeine Wittwe an den Hof, wo ſie dem Landesherrn in einer geheimen Audienz das Vermächtniß des verſtorbenen Gemahls zu Füßen legte und ihn bat, es zu bekräftigen. Der Monarch, gewährend, ließ eine Urkunde aufnehmen, welche die Gräfin als ihr theuerſtes Geheimniß verwahrte — das einzige, was ſie vor ihrem Secretair — dem Freunde ihrer Seele, hatte. Die Begleitung der Gräfin in jenen Badeort, wo ihr Leben verſank, behauptete, ſie wüßte nicht, daß die Gräfin dieſe koſtbaren Documente jemals dem ungewiſſen Schickſale einer Reiſe ausgeſetzt hätte.

Aber diesmal müſſe die Gräfin in einer Ahnung ihres Todes dieſe Papiere ſelbſt eingepackt haben; denn Niemand wiſſe darum, daß ſie mitgenommen worden wären. —

Aus einer langen Agonie erwachend, habe die Gräfin verlangt, daß zwei der vornehmſten Gerichtsperſonen des Ortes geholt werden ſollten. Die Kammerfrau habe ein ſchweres Briefpacket aus dem Koffer herbeilangen und ſich dann entfernen müſſen; worauf die Kranke nach einer Stunde ſanft und ſelig verſchieden ſei.

La Foë, der die Staatskunſt, welcher er ſich gewidmet, mit nicht minderem Genie und Glück, als jede andere trieb, war im Laufe der Jahre ein berühmter Mann geworden.

Die Politik hatte ſeine Leidenſchaften abgekühlt und ihn das kleine Selbſt über dem großen Intereſſe des Staats vergeſſen laſſen; das Bild ſeines Grams verblich allmählich, während die Sonne des Südens ſein Geſicht bis zur Unkenntlichkeit bräunte. Er hatte ſich längſt in ſeine Heimath, die, obgleich er aus Frankreich abſtammte, ein deutſches Land war, zurückgeſehnt; aber dieſer Wunſch unterlag Schwierigkeiten, die in ſeiner Stellung, der er nichts vergeben wollte, nur ſchwer und langſam zu heben waren. Endlich gelang es ihm, ſie zu beſeitigen. Der erbetene Abſchied konnte ihm nicht länger verweigert werden. Er ſtrebte fort.

Seine Correſpondenten ſendeten ihm ein verſpätetes Schreiben, wie das Datum ergab, vom Miniſterium des Vaterlandes entgegen, deſſen Inhalt ſeine Weiterreiſe beſchleunigte, und ihn gewiß machte, ein höherer Ruf ſei früher an ihn ergangen, weil ſeines Bleibens nicht mehr geweſen.

Es war zu Anfange des Chriſtmonats, als er in B...... anlangte. Die prächtige Reiſekutſche hielt vor dem erſten Gaſthofe der Stadt.

Eine Verſammlung der ganzen Dienerſchaft deſſelben ſtand an der Thür und theilte ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen der Ankunft des vornehmen Mannes, der von ſeinen eigenen Leuten bedient wurde, und einer Feſtlichkeit, welche in einem ſchönen Gebäude, dem Gaſthofe ſchräg gegenüber, vorzugehen ſchien; denn Wagen an Wagen rollte vor jenes Haus, und der Troß des Pöbels muſterte neugierig die ankommenden Gäſte. Jetzt entſtand ein kleiner Streit, wer die Letzteren geweſen, und als La Foë den Flur entlang ging, hörte er noch mit lauter Behauptung ſagen: „Nein! es war der Pupillenrath Locke, der große Mann mit der dicken Frau! Ich werde ihn ja kennen!“

Dieſer Name berührte die Feder ſeines Herzens und machte es ſtärker ſchlagen. Er erkundigte ſich nach dem Pupillenrath Locke, er hörte den Namen ſeines Sohnes nennen, und die Bruſt wallte ihm in ahnungsvoller Freude. Er kämpfte mit ſich, ob er den erſteren im Genuſſe dieſes Feſtes ſtören dürfte, zwei Stunden unterdrückte er das heftige Verlangen ſeiner Seele. Aber als die Erleuchtung von dem Salon drüben das Zimmer, welches er mit raſchen Schritten maß, erhellte, und dies ſtrahlende Lichterſpiel ihm die Nähe des Freundes im magiſchen Spiel der Sehnſucht zeigte: da dünkte es ihm, er hätte eine Ewigkeit gewartet. Er ſchrieb ein Billet, ſandte es hinüber — und der Pupillenrath ſäumte nicht, dem überraſchenden Rufe zu folgen.

Es war um die achte Stunde, als die Tante nach Hauſe gefahren kam; doch noch immer war der Pupillenrath mit Alexis nicht heim. Phöbe, welche im Fieber der Erwartung fror und glühete, konnte die Schleife von dem Mantel ihrer Tante kaum löſen, weil ihr die Hand zum öfteren verſagte. „Nun, ſo möchte ich doch in aller Welt wiſſen,“ hob die Räthin an, indeß ihr Phöbe das flimmernde Steinkreuz abband und das Feſtkleid von violettem Sammet, preßhaft enge, nicht ohne Anſtrengung aufhäkelte, „wo mein Mann hingekommen iſt!“

Phöbe antwortete, er wäre da geweſen und hätte Alexis unverweilt abgeholt; wohin? dies ſei ihr unbekannt.

„Das muß ein wichtiges Geſchäft ſein,“ ſagte die Räthin, und ein kleines, ärgerliches Mißtrauen in die Geſchäftsmäßigkeit dieſer unſchicklichen Abholung blickte durch den

Vorwurf; „was nicht warten kann, bis ſolch eine feſtliche Tafel aufgehoben iſt! — Sonſt läßt man doch Männer im Amte in Geſellſchaft in Ruhe, wenn es nicht die äußerſte Noth erfordert, oder dann ſie wenigſtens wieder los! — Ich verſichere Dich, ſeitdem mein Mann den Stuhl rückte, hat mir vor Neugierde — vor Unruhe, will ich vielmehr ſagen — kein Biſſen mehr geſchmeckt, wie köſtlich auch Alles war. Nur verkühlten die Speiſen, während ſie herumgereicht wurden, weil manche Leute die üble Gewohnheit haben, ſo langſam zuzulangen. Andere fahren wohl zehnmal in die volle, ſchwere Schüſſel, welche auf dem Arme des Dieners ſchwankt, weil ſie reden, anſtatt zu ſehen. Dann iſt es kein Wunder, wenn das Eſſen kalt an die Letzten kommt — mir aber kann brühſiedend heiß dabei werden.“

„Der Nachtiſch war am ſchönſten; in der Mitte ſtand ein Ehrentempel mit vielen kleinen Inſchriften geziert, allerliebſt anzuſehen. — Ich habe Dir auch etwas mitgebracht.“ Sie öffnete die ſeidene Taſche. „Sieh hier, ein Vanilletörtchen! das bröckelt ſich nicht ſo leicht und macht keine Flecke; darum ſteckte ich es ein. Und dieſes Bonbon — es ſieht ſo häuslich aus! Das Mädchen hier plättet ein Herz. Wenn Du hier unten an dem Streifchen Papier zieheſt, ſo fährt die emſige Kleine hin und her mit dem Plätteiſen, das Herz wirft ordentliche Falten — und darunter ſtehen die Worte: Sorge nicht, ich werde Dich gar nicht verbrennen, nur die kleinſte Falte an Dir möchte ich kennen! — Aber Phöbe, was haſt Du? Die Augen ſtehen Dir voll Thränen! Ich merkte ſchon vorhin, daß Du zitterſt. Sprich doch, was iſt vorgefallen?“

Nie hatte die Räthin mütterlicher zu Phöbe geredet. Wie die Erſtere ahnungslos das Verslein des Bonbons ſagte, war es Phöbe, als forderе die Tante ſelbſt ihr Vertrauen, als dürfe keine Falte ihres Herzens das Geheimniß ihrer Liebe mehr verſtecken — und eine heiße Wallung des Gefühls warf das Mädchen an die offene Bruſt der Tante, wo es Thränen vergoß, wie ſie ſelten oder nie an dieſer einſamen Stelle geweint worden waren.

In dieſem Augenblicke trat Leonore ein, in jeder Hand eine Spiegelſcherbe. „Nun, wie iſt denn das zugegangen?“ ſagte ſie, die ſpitzen Fragmente vorzeigend, „der Spiegel in des Fräuleins Zimmer iſt ja in Stücken!“

Phöbe warf einen Blick auf die Scherben — ſie ſpiegelten den ſeligſten Augenblick ihres Lebens zurück; die Tante aber, der Meinung, Pböbe ſei in Angſt, weil ſie ſich dieſes Schadens ſchuldig wüßte, ſagte gütig, ja, faſt freudig: — „Nun, laſſe es nur gut ſein, Phöbe! und beruhige Dich darüber; der Spiegel war ſchief, und es iſt mir eigentlich lieb, daß er entzwei iſt. Er verzog die beſte Miene, darum wollen wir einmal Fünfe gerade ſein laſſen. Ich bin nicht böſe!“

„Das iſt brav!“ ſprach der Pupillenrath, der bei dieſen Worten ſeiner Frau eintrat, „denn ich bringe gute Nachricht.“ Ihm folgte Alexis mit leuchtenden Augen.

Als ſich nun auf das Geheiß des Hausherrn Leonore, die lauernde Anklägerin, entfernt, und er dann mit eilenden Lippen erzählte, Alexis, nicht ſein Sohn hinfort, doch weſſen? habe den Vater, und an dieſem Tage ein dreifaches Glück gefunden — und in aller Kürze, deren er in ſo großer Aufregung fähig war, die Geſchichte der Vergangenheit und die Beſchlüſſe der Zukunft enthüllte, wobei er Alexis und Phöbe's Hände leiſe und lächelnd zuſammenfügte, da ward die Räthin ſprachlos vor Erſtaunen und ſtand wie ein Bild von Stein; doch in jedem Pulſe Phöbe's klopfte eine Seele — eine Seele entzückter Freude! Sie durfte dem Jünglinge, den ſie liebte, angehören, er trug den Namen, der ihr der theuerſte war auf Erden, und in Goldbrunn, dieſem Born der Heimath, aus dem ſie allen Segen geſchöpft, der ihr je zu Theil geworden war, durfte ihr Leben hinrinnen, bis es ſich in das Meer der Ewigkeit ergöſſe; ihr geſtorbenes und beweintes Glück erſtieg gleichſam aus ſeinem öden Grabe, und anbetungswürdig erſchien ihr der kurze, dunkle Weg, den die Vorſehung ſie nur darum geführt, daß ſie die Herrlichkeit Gottes ſähe! —

„Ich war Pupillenrath“ — ſagte Alexis edler Pflegevater am Schluſſe ſeiner Rede, und ein feines Ohr würde in dieſem Punctum, dem ein pauſirender Gedankenſtrich folgte, mehr das zufriedene Bewußtſein, wie wohl er jenen verwaiſeten Sohn des Unglücks berathen hätte, als eine amtliche Geweſenheit vernommen haben; „aber fürder will ich nur Major domus Deines Hauſes ſein, Alexis, denn Du biſt mündig!“ Alexis umhalſ'te den Vater, der es ihm, ſeiner dankbaren Verſicherung nach, ewig ſein würde — aber für die Faſſungskraft der Räthin Majorin war dieſe Kataſtrophe zu überſchwänglich.

Als das Frühjahr wiederkehrte und die Gartenfuhre aus Goldbrunn mit Kränzen geſchmückt zur Stadt kam, rollte Phöbe an Alexis Seite auf dies reizende Gut, um ſich dort trauen zu laſſen, und die blühende Myrte, das Symbol der Unſchuld und Bräutlichkeit, beſchattete den kleinen Mond auf ihrer Stirn, der unter dem Erröthen der Liebe zuweilen hervortrat. —

Sie fuhren im Wagen mit Phaëtons Bilde, doch ſchlief Alexis nicht, wie damals, als Phöbe ihn zuerſt ſah — und ihre Reiſe war ein Sonnenflug durch alle Himmelsfernen der Hoffnung. Vielleicht würde Alexis nicht ganz der Gefahr entgangen ſein, welcher der Sohn des Phöbos unterlag, — denn er fühlte ſich von leidenſchaftlicher Gluth entflammt — hätte Phöbe nicht mit zarten Händen die Zügel gelenkt, daß ſie auf ätheriſcher Bahn blieben und ſich nicht erdwärts näherten. —

Im zweiten Wagen fuhr der Pupillenrath mit ſeiner Frau, im dritten folgte La Foë, der nun den Reſt ſeines heimathloſen Lebens in Ruhe beſchließen und ſich nicht mehr von ſeinem Sohne trennen wollte.

Der Pupillenrath brachte den Feierabend ſeines Tagewerks größtentheils in Goldbrunn zu, und lebte der Freundſchaft und in Frieden. Auch ſeine Frau fand Gefallen an jenem Aufenthalte, und Gelegenheit, der gräflichen Nichte durch die Praktik ihrer Erfahrungen nützlich zu werden; denn der Nutzen war nun einmal der Altar, auf dem ſie all ihr Denken und Sinnen, ihr Sträuben und Streben opferte. —

Dem Alexis war ſie verſöhnt, ſeit er Mimoſa hieß; das Schickſal ihrer Ehe hatte ſich mit dem ſeinigen freundlich gewendet, und die Räthin vor Jedem, den das Glück begünſtigte, Reſpect. Sie gab den äußeren Erfolgen immer Recht, wie ſelten ſie auch Tugend und Verdienſt vor der Welt würdigen mögen.

Allein wenn der Aufſchluß eines Räthſels in Alexis Herkunft, welches ſie ſo lange mit eiferſüchtiger Scharfſinnigkeit zu löſen bemühet geweſen, ihr zugleich über ihres

Mannes verkannten Edelmuth — und über ſo manches andere — noch die Augen öffnete, ſo ging der glänzende Aufgang der liebenswürdigen Phöbe aus tiefer Dunkelheit der Armuth doch gänzlich über ihren Horizont.

Als ſie einſt gegen ihren Mann einige Worte über dieſen Gegenſtand fallen ließ, ſagte er: „Geſtehe, liebe Frau, wie wenig die Größe Gottes von den kleinlichen Berechnungen der Menſchen gefaßt werde! Dieſe gleichen nur zu oft dem wimmelnden Geſchlecht der Ameiſe, die ſich tief in die Erde hineinwühlt, Vorräthe häuft, das winzige Leben mit Mühen belaſtet, und deren ganze Arbeit ein Grab iſt, welches ein Hauch der Zeit bald genug ſpurlos verſchüttet. — Die Tugend nur und die Poeſie wohnt über den Wolken, aber die Thorheit hält den leichten Sitz der Gedanken für ein Luftſchloß, und ſich allein ſicher auf dem wankenden Boden der irdiſchen Welt. Siehe! Dein Bruder verlor ſein Vermögen, er war bereit, ſeinen liebſten Wunſch der Idee des Rechts zu opfern, und die Vorſicht belohnte ihn dafür, daß er ein treffliches Weib gewann und ein Leben führte, um das ihn Götter hätten beneiden können. Die Freundſchaft ſelbſt winkte ihm an der Schwelle des Todes. — Phöbe“ —

„Ich hätte,“ unterbrach ihn ſeine Frau, „an der Stelle von Alexis Tante ihr ein ſchönes Legat im Teſtamente vermacht. Daß dies verſäumt worden, war mein Aerger; denn daß alles ſo kommen würde, konnte ſie nicht wiſſen.“

„Gott wußte es!“ antwortete der Pupillenrath mit gläubiger Ruhe, „er giebt immer mehr, als wir bitten oder verſtehen. Phöbe iſt jetzt Gräfin Mimoſa! die Selige liebte Deinen Bruder; aber ihre Neigung war rein, wie ihre Seele. Sie konnte ihn zu nichts Höherem erheben; als zu ihrem Freunde, und ſeine Tochter iſt durch eine wunderbare

Verkettung von Umſtänden ihre Nachfolgerin geworden. Der Menſch, liebe Frau, ſollte weder richten noch rechnen; denn der ewige Geiſt dort Oben ſpricht ſeiner That das Urtheil und mißt Jedem ſein Loos nach den Geſetzen einer gerechten Vergeltung.“ Hier ſchwieg der Pupillenrath; ſein Auge ſchimmerte und ſah vor ſich hin, als verweile es auf dieſer Betrachtung. Er blickte aber hinaus über das nahe Ziel und freuete ſich einer künftigen Welt.

Die Räthin ſeufzte. Sie erhob ſich für einen Augenblick zu der Anſicht ihres Mannes und ſchauete in ein ödes Alter; eine einzige freundliche Geſtalt, die verſöhnliche Aufnahme der verlaſſenen Phöbe, ging ihr zur Seite, doch viele Schatten verdunkelten den einſamen Weg. Allein kaum war dieſer flüchtige Aufſchwung vorüber, ſo ſank ſie in beſchränkte Sphäre zurück, in der ſie ſich klüger hielt, als die Kinder des Lichts. Sie machte Phöbe, die eben hinzutrat, Vorwürfe über eine Handlung der Milde, womit die junge Gräſin, edel wie ihr Vater, ſchnöden Undank vergolten hatte. Doch Phöbe lächelte wie ein ſegnender Engel, und der Pupillenrath wendete ſich ab und ſprach leiſe für ſich hin: „Tante und Nichte! — Proſa und Poeſie!“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierundſechzigſter Band.

Der Schmuck. Erſter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Schmuck.

Denn giebt es wohl auf Erden
ein Kleinod, das köſtlicher wäre,
als die Seele eines Menſchen!
Goldſmith.

Vorwort.

Der Titel dieſes Buches, deſſen anſpruchsloſe Blätter weder Prunk noch Flitter enthalten, ſoll nur auf die Anſicht hindeuten, den geneigten Leſerinnen ein Geſchenk von bleibendem Werth zu hinterlaſſen; mindeſtens wäre der Sinn, in welchem dieſer Schmuck und ſeine Briefſammlung gefaßt iſt, als echt anzunehmen. Ein Wort über den Wunſch, der mir als höchſter Endzweck des vorliegenden Werkes erſcheint, und über die Idee, von der ich dabei ausgegangen bin, dürfte jedoch hier am rechten Platze ſtehen, und ſei mir demnach vergönnt. Ob jenes Ziel und ſein Kranz erreicht werde, wollen wir dem Himmel überlaſſen, der jede Kraft ſegnend ſchützt und hält, und unter deſſen treuem Schirme auch der Baum der Erkenntniß ſeine Früchte trägt.

Diejenigen Leſerinnen dieſes Buchs — und ich denke mir ihre Anzahl als die größere — denen das Auge noch im erſten Feuer der Jugend funkelt, und die in dem Brillant der Welt das Kleinod ihrer Wünſche erblicken, empfangen hierin eine freundlich dargebotene Gabe, Geiſt und Herz zu ſchmücken. Und möchte ihr unverfälſchter Beſitz, jenem heiligen Erbſtück gleich, daran zu erkennen ſein, daß er Liebenswürdigkeit verleihe und wahres Glück!

Sie aber, die bereits den Schein des Lebens eingeſehen haben, deren Blick wohl je zuweilen in ſtillen Thränen erglänzte — die da wiſſen, daß auch Edelſteine ein armes Herz nicht reich machen, ja, oft ſogar eine Seele, welche ſchwer an ihren Sorgen trägt, mehr noch drücken können — die ihr Geſchmeide in holden Kindern zeigen, welche ihre Mütter verdunkeln, ohne ſie zu betrüben, ſie empfinden — würde eine ſchöne Hoffnung erfüllt — im innigſten Selbſtbewußtſein die Wahrheit jener Worte: „Mit jedem Weſen, deſſen Wohl und Weh er zu dem ſeinen macht, empfängt der Menſch ein neu Juwel für ſeinen Liebesſchatz!“

Vielleicht dürfte es als eine Anmaßung erſcheinen, zu einer Zeit, wo geiſtreiche Männer und begabte Frauen den Schatz goldener Denkmünzen mit dem Gepräge der Wahrheit in einer Menge ſchätzenswerther Bildungsſchriften niedergelegt haben, noch einen Beitrag dazu liefern zu können. — Aber das Scherflein der Wittwe war ſelbſt vor Gott nicht gering! Und wer die tiefſte Ueberzeugung ſeines Gemüths giebt, hat Alles gegeben, was er vermag. Und nichts Geringeres iſt mein redlicher Wille. So fließt der Wunſch, der Welt ſo weit als möglich zu nützen, mit dem Erguß des Herzens zuſammen — und ſolch eine Quelle wird hoffentlich niemals überflüſſig ſein. —

Noch iſt die uralte Schlange des Mißvergnügens nicht getödtet, noch der Spruch beherziget, daß, wo viel Wiſſen iſt, auch Schmerz ſei. — Unſere jungen Damen werden künſtleriſch gebildet, und gewinnen dabei, was man Form nennt. Die Lebensadern der Natur durchſcheinen zwar den glatten Marmor; doch der tiefe, belebende Herzpuls fehlt: die Seele der Liebe! Eine ſchöne Geſtalt iſt jedoch für das Glück des Mannes zu wenig, und wird endlich weniger als nichts, wenn ſie die höheren Vorzüge ſchuldig bleibt, welche ſie verſpricht. Soll die Ehe ein Band der Vollkommenheit werden, ſo müſſen jene Kräfte in ihr wirkſam ſein, die ewig anziehen. Was für die Zeit geſchieht, läßt zeitig nach. Die Fähigkeit, zu lieben, iſt das reine, weiche jungfräuliche Wachs, woraus der Mann die Kerze ſeines Hauſes, das Licht ſeines Lebens bilden kann; aber jene Fähigkeit für den Himmel, deſſen wir auf Erden ſchon theilhaft werden können, wird irdiſcher Weiſe nur zu ſehr verſäumt.

Alle Talente, welche unſerem Geſchlechte anzubilden man, nach der Meinung der Welt, jetziger Zeit als nöthig erachtet, ringen nach Preis; doch bewundert werden, iſt ein eitles Glück, und jede Eitelkeit thut der Liebe Abbruch. Und wie leicht wird auch das beſcheidenſte Herz durch Beifall vereinſamt, ſo wie das Gefühl der Selbſtanſtrengung mittheilende Wärme entzieht.

Nur in der Kunſt zu lieben, nur da, wo ein edler Mann Meiſter eines weiblichen Herzens geworden, das, ihm innigſt zugeſellt — in ihm das Liebſte und Höchſte umfaßt, kann unſer Geſchlecht ſich die Palme erringen; denn was vom Himmel ſtammt, giebt Frieden, und jede wahre Liebe iſt Demuth. Und jene Kunſt thut Noth! — So viel iſt gewiß, daß auch in der glücklichſten Ehe die Leidenſchaft verblüht; aber — „die Blume des Verſtandes welket nicht!“ und die Seele eines liebenden Weibes bleibt für den Mann ewig jung und ſchön. Wenn ein ſinnliches Wohlgefallen ihn jemals hingeriſſen, und die Frau ſähe ihm traurig nach und ſich für einen Augenblick allein, ſo tröſte der Gedanke ihr Herz: „Güte iſt der Seidenfaden, der am weiteſten hinreißt —“ und echte Güte iſt Liebe!

Ein alter Irrthum, doch nichtsdeſtoweniger ein Irrthum — lehrt heranwachſende Töchter ihres Herzens wahren vor den Männern. Dieſe Zurückhaltung, die mit den gefallſüchtigen Wünſchen ſtreitet, welche die Natur ſie lehrt, beraubt die armen Mädchen einer Liebenswürdigkeit, die unſerm Geſchlecht nicht wohl zu erlaſſen iſt; ich meine jene holde Unbefangenheit, die ſich furchtlos und eben deßhalb liebevoll zeigt, und indem ſie die ſanfteſten Reize eines weiblichen Gemüths entwickelt, mit leiſem Willen den ſtärkeren Mann nur um ſo inniger an ſich zieht. Den Schmelz der Unſchuld von Schminke zu unterſcheiden, wäre es auch die feinſte — fällt ſelbſt dem blödeſten Auge nicht ſchwer, wenn nur der Geiſt eines Mannes daraus blickt. Ein Mädchen, wahrhafter Liebe fähig, darf tauſend Gefahren nicht fürchten, die ihren vorſichtigen Schweſtern drohen. Nur weil die Männer ſo oft die Wahrheit des Gefühls vermiſſen, halten ſie ihrerſeits eine Täuſchung für keine Sünde. Und ſollte es Männer geben, die eines Herzens ſpotten könnten, deſſen reinen Schlag ihre Nähe beflügelt? oder Solche, die das Erröthen einer zarten Wange beleidiget, welche ſich bei ihrem Erſcheinen höher färbt? — O! dieſe wären der ſchönſten Roſe nicht werth, die ihnen nur ein Dorn im Auge iſt. Wir, meine Leſerinnen, wollen beſſer von ihnen denken, um dies zu glauben. Viel näher liegt die Muthmaßung, daß mancher edlere Mann ſein Lebensglück aufgegeben habe, weil es ihm unmöglich war, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er ſeinen weſentlichen Forderungen nach — geliebt würde. Wir wiſſen ferner, daß Tauſende der beſſeren Mädchen ihre Beſtimmung verfehlten, weil ſie die ſtille, redliche Liebe ihres Buſens wie eine Schmach verleugneten. Liebe aber — nicht Liebelei — iſt keine menſchliche Schwachheit, die nur verziehen wird, wenn ſie öffentlich als rechtmäßig erſcheint; Liebe, welches Schickſal ihr auch werde, iſt die Ehre der Engel! iſt vergöttlichende Stärke, welche die Kräfte eines himmliſchen Daſeins herabzieht in das arme, einſame Leben.

Was in den vorliegenden Briefen von der Hand der Erfahrung etwa mit blaſſer Tinte geſchrieben iſt, möge aufmerkſamen Leſerinnen deutlich werden durch den Sinn des Herzens. Kein Ideal, nur ſchwache, irrende Menſchen finden wir in dieſen Zügen, denen es nicht verliehen iſt, ihre höhere Vorſchrift zu erreichen. Doch wenn dieſe Gabe mit Wärme aufgenommen würde, die auch ein kaltes Herz durchdränge, wenn es mir gelänge, eitler Verblendung zuvorzukommen oder den richtigen Weg mit einem dienſtwilligen Strahl zu beleuchten, da wir doch Alle einſt zur Sonne zurückkehren — mein Streben wäre überſchwänglich belohnt.

In dem Gefühl, daß die Feder einer ſchreibenden Frau keinen ſchöneren Schwung nehmen könne, als wenn ſie jenen Himmelsfunken, der über der Zeit glimmt, herabholt für ihr Geſchlecht, entfalte ich dieſe Blätter. Und wenn nicht alle Blüthenträume reiften, und die Leſefrüchte dieſes Buches auch nur einem edeln Manne Segen trügen, einem nur! ich hätte nicht vergebens gelebt und geſchrieben. —

Vor Jahren bereits habe ich in dieſem „Vorwort" meine tiefſte Ueberzeugung niedergelegt. Und wenn die Anſicht des Lebens ſich mit jedem unſerer Schritte leiſe ändert, ſo iſt die meinige — ſo weit ich mich darüber erklärt — feſt geblieben. Ja, noch begründeter erſcheint mir der Verſuch, aus all meinen Kräften, zur Abwehr einer Richtung, welche gegen den ausgeſprochenen Willen der Natur meine jüngern Schweſtern hienieden mit jedem Tage mehr und mehr anſtreben.

Frei ſein will mein armes, ſchutzbedürftiges Geſchlecht! los und ledig jener heiligen Bande, welche als das letzte Glied der geſchaffenen Dinge die innigſten Gefühle zu den Freuden ſeliger Weſen emporzieht. Ach! Gott wollte nicht, daß wir etwas Anderes wären, als zart, gut und glücklich. Doch iſt die Rebe deßhalb geringer, weil ſie nicht, dem ſtarken Eichbaum gleich, Sturm und Wetter aushalten kann? Nein! ihr ſchmiegſames Gewächs weint im Frühling milde Thränen und ſtrömt Geiſt und Leben in die Geſchlechter künftiger Zeiten. — Meine liebſten Leſerinnen, wie traurig iſt der Blick auf die öde Losgeriſſenheit von dem, wozu Gott uns erſchuf! — Wir werden ſtablos umherirren, wenn unſere Freiheit nicht mit der Liebe Eines iſt, wenn unſere Kraft nicht in Wahrheit beſteht und in unſerem Herzen nicht unſer Glück ruht. Nur ewiger Boden weicht nicht unter unſeren Füßen, ſonſt alles. Und der köſtliche Diamant liegt vergraben in der Aſche des Todes!

Dies Wort wird verfliegen — vielleicht aber auch eine empfängliche Seele anwehen in Gedanken des Segens. Und ein einzig Herz kann Raum geben dem ſtillen Himmel. Dies iſt der höchſte Wunſch

der Verfaſſerin.

Einleitung.

In einer deutſchen Univerſitätsſtadt, welche wir mit dem Buchſtaben G—. bezeichnen wollen, war ein gelehrter Mann geſtorben. Die Studenten hatten ihrem Rector mit einem feierlichen Fackelzuge die verdiente Ehre und das letzte Geleit gegeben; dann gingen Alle nach Haus. Die Wittwe und ihr einziges Kind, eine erwachſene Tochter, ſanden ſich allein in der ſtillen Leere ihrer Wohnung. Sie fühlten ſich ſehr verlaſſen. Nur der blaſſe Mond war Zeuge der ſtummen Thränen, die in dem Todten den beſten Freund beweinten, und dieſer geiſterhafte Schein webte friedſame Schatten und lichte Träume — ein himmliſch Band — in den dunkeln Schmerz dieſer Stunde.

Profeſſor Bergener hatte als akademiſcher Lehrer, wie als Literat ſich einen geachteten Ruf erworben. Unſere lieben Leſerinnen wollen dies nicht in Zweifel ziehen, wenn auch ſein Name nirgend zu finden wäre; denn wie oft geſchieht es nicht, daß verdiente Namen ſchnell verſchwinden oder niemals glänzend ſichtbar werden am ſchriftſtelleriſchen Horizont, wo manche ungekannte Größe ihren Gang ohne Schimmer geht! — In den Herzen der Seinen, wie Derer, die ihn näher kannten, hatte er ſich ein Denkmal des Nachruhms gegründet, wie es ſeinen beſcheidenen Wünſchen genügte. — Sein Vermögen war überſchätzt worden. Niemand konnte ihm nachrechnen, weil ſein ſtilles Leben und die Eingezogenheit ſeiner Frau keinen Maßſtab zuließ für das Bedürfniß ſeines Hauſes. Er hatte ſeine Wirthſchafterin geheirathet, und die Wahl des Gelehrten war eine Zeit lang das Geſpräch der Stadt geweſen; von ſeiner Ehe wußte jedoch kein Menſch ein Wort zu ſagen, der ſicherſte Beweis, daß ſie für eine preiswerthe Ausnahme gelten könnte.

Seine Tochter, ein liebenswürdiges Mädchen, war zwanzig Jahre alt geworden, ohne daß ein Mann ihrer begehrt hätte. „Woran liegt das?“ fragten Diejenigen, welche die Regiſtratur der Jahre und Freier ihrer jüngern Mitſchweſtern führen.

„In welches Fach ſoll Minna Bergener paſſen?“ lautete dann wohl die Antwort. „Welcher Vernünftige wird ein ſtudirtes Mädchen nehmen? Der Vater hatte ſie wie einen Knaben erzogen. Man ſagt ſogar, ſie verſtände Latein.“ Man rief Wunder ob dieſer claſſiſchen Sünde. „Und die Mutter“ — meinte eine Dame erſten Ranges — „war nie zutrittsfähig; wie kann die Tochter in guter Geſellſchaft ſich zu benehmen wiſſen?“ Aber Minna Bergener hatte gar kein Benehmen, ſo wie die reinſte Sprache keinen Dialekt. Sie gehörte deßhalb durch den Ton ihrer edeln Natur der ganzen gebildeten Welt an. Wieder ein anderes Urtheil ſprach der unſchuldigen Minna, welche dies Gericht über ſich ergehen ließ, das Verdienſt der Häuslichkeit ab. Es hieß: „Eine Haushälterin kann niemals eine Hausfrau erziehen, noch ihren Stand verleugnen. Sie macht Alles ſelbſt und bedient die Tochter. Solche tragen ſtatt der Würde nur die Bürde.“

Noch Andere legten es ihr zum Nachtheil aus, daß die Studenten gegen die Tochter ihres verehrten Rectors ſo freundlich wären. Man ſprach ſogar von einer ſtillen Liebe zu dem Einen unter ihnen, der einige Zeit der Famulus ihres Vaters geweſen war. Aber ſtill mußte die Liebe ſich verhalten haben, denn kein Laut davon verrieth ihr zartes Geheimniß. Man ſetzte es ſich nur in chriſtlicher Kümmerniß um den lieben Nächſten wie einen türkiſchen Selam aus Blumen zuſammen, aus Freuden, welche Minna ſo innig an das Haus bänden, daß ſie faſt ſo wenig ſichtbar war, als lebte ſie hinter dem Schleier. Doch auch jenes Liebesglück ruhete wie unter einem Schleier; es ruhte — und regte ſich nicht mehr. Der Famulus verſchwand, in der Familie des Profeſſors änderte ſich nichts — Minna blieb einfachen Weſens, wie zuvor, und in jener jungfräulichen Ruhe, die ihren ſchönſten, geiſtigſten Reiz ausmachte, dieſelbe. —

Manche endlich ſuchten die Urſache, daß Minna noch unverſorgt wäre, in einem anderweitigen Verhältniß. — Doctor Balſam, ein Mann in ſogenannten beſten Jahren, die jedoch nur in ſofern zu ſeinen beſten Eigenſchaften gehörten, als ſie ſeinem praktiſchen Blick die Schärfe der Erfahrung gegeben hatten, ohne ſeinem Herzen die Milde des Gefühls, und alſo die Friſche und warme Theilnahme der eigenſten Jugend zu rauben, war als Arzt von Minna’s Vater zugleich der einzige Hausfreund ihrer Eltern. Sein Erſcheinen, ſtets willkommen, war in kränklichen Tagen, deren das Siechthum des Profeſſors viele zählte, wie die Nähe eines hülfreichen Gottes, der es ſchützen könne. Immer hatte Minna ein kleines zutrauliches Geflüſter mit ihm, und der

Doctor liebte das Mädchen von ganzem Herzen und achtete es höher, als je Eine dieſes Geſchlechts. Allein dieſe reinſte und gegenſeitige Zuneigung ward mißdeutet. Man hielt den Doctor, der Wittwer und Vater eines Töchterleins war, für einen begünſtigten Bewerber Minna's. Dabei blieb es aber; warum dieſe Verbindung nicht vollzogen würde, wußte Niemand. Einige der Einſichtsvollſten meinten, den Doctor halte ſeine Schweſter von einer zweiten Heirath ab, die bei ihm lebte, und der er große Verpflichtungen hätte. Ein beſtimmtes Gerücht ging darüber im Schwange, daß dieſe Schweſter eine eiferſüchtige Gewalt über den Bruder übe, deſſen ſanfte Frau, nur ſchwach beſchützt von ihrem Manne, von den herrſchſüchtigen Anſprüchen ſeiner gebornen Freundin viel zu leiden gehabt. Wie denn Wehe jeder Ehe, worin ein Drittes das erſte und ein früheres Recht zu haben glaubt! — Eben ſo war es bekannt, daß der Rector Magnificus, deſſen perſönliche Bekanntſchaft wir dem Tode laſſen müſſen, der keine Rückſichten nimmt, ſich längſther für einen Freund verbürgt hätte, der ſeitdem verſchollen wäre. Die Zeit war nun gekommen, wo dieſe Gewähr in Kraft treten ſollte, als geſetzliche Umſtände noch eine letzte Friſt geſtatteten. Bei dem Ableben des Profeſſors konnte ſein Anwalt, Minna's Vormund, die traurige Erklärung nicht vorenthalten, daß dies großmüthige Opfer nun unerläßlich ſei. Die Hinterlaſſenen beſchlich angſthaft der Gedanke, es könne wohl dieſe Bürgſchaft der Würgengel des Verſtorbenen geweſen ſein; denn ſie nahm den Geſammtbetrag ſeiner Geldmittel hin, und nichts blieb ihnen, es wäre denn, wie der Anwalt tröſtete, daß ſich einſt noch Jemand fände, der die Pfandſumme einzulöſen käme. Die Mutter lächelte herbe und ſchüttelte ſo heftig den Kopf, daß die blanken Ohrgehänge an einander ſchlugen, mit leiſem Geklingel, wie ein Sterbeglöckchen des Goldes, das nun Leib und Seele des Beſitzes ſcheiden müßte. Minna ſchwieg, der Verluſt ihres Vaters füllte ihre ganze Seele, keine Furcht vor der Zukunft, nichts hatte Raum neben dieſem Gefühl, es wäre denn der ſtolze Schmerz geweſen, daß ſolche Freundſchaft nicht redlicher vergolten worden.

Als nun heimgekehrt von der Beſtattung Mutter und Tochter tiefbetrübt bei einander ſaßen, hob die Erſtere an: „Minna, höre mich! viele Worte kann ich aber nicht machen, ſchon wenn ich ſeufze, iſt es ein Schrei zu Gott. Der gute Vater hat uns nichts hinterlaſſen, und wenn es auch hart für uns iſt: Er ruhe ſanft. Die Leute werden es uns gönnen. Wer nicht mit den Wölfen heulen mag, der weine nur! mit Schadenfreude wird er darauf angeſehen. Was wollen wir nun anfangen, liebe Tochter? Was hilft Dir nun Dein deutſcher Styl, wie es der Vater nannte, Dein bischen Engliſch, und Alles? Unſer Capital iſt todt, und zum Leben braucht man doch Etwas.“

Minna ſchluchzte in ſich hinein und ſprach: „Ich will in ein anſtändiges Haus als Erzieherin gehen und meine Kenntniſſe auf Zinſen legen.“ — „Das will ich auch,“ rief die Mutter mit befreiter, getröſteter Stimme. Minna horchte hoch auf. „Sieh, mein Kind,“ fuhr jene fort, „ein Wittwenleben, wie es die Damen hier führen, die keine Männer haben, das wäre nicht für mich. Einen Theebaum neben dem Spieltiſch pflanzen, Neuigkeiten ſammeln, müßig daſitzen, das wäre mein Tod. Ich muß was zu thun und zu pflegen haben, ich bin es ſo lange gewohnt. So lange!“ In dem Schmerze, der dieſe kleine Rede unterbrach, drückte ſich die Neuheit des Verluſtes und längſtvergangener Kummer aus.

„O Mutter!“ klagte Minna und reichte ihr die Hand, „Du reißeſt mir mein Herz entzwei! Ich weiß es wohl, was Du geleiſtet, was wir gelitten — aber ich meinte, Ruhe würde Dir gut thun.“

„Ruhe!“ wiederholte die Profeſſorin, „damit komme mir nicht; ich bin noch rührig. Mein Gedanke war der, wenn ich eine ſchickliche Condition annähme —“ Bei dieſen Worten, furchtſam aus der tiefen Trauer herausgeſprochen, ward die Tochter noch bläſſer, welche das ſchöne Geſicht, von leiſen Thränen übergoſſen, der vollen Klarheit des Mondes entgegenhielt. „Mutter!“ ſagte ſie, „würde das der ſelige Vater auch gutheißen?“ Ein Anklang von wundem Stolz auf die Würde des Verſtorbenen war in des Mädchens Stimme.

„Der Vater hat uns durch ſein Gutſagen dazu genöthigt,“ antwortete die Mutter in Kürze. „Wer A ſagt, muß auch B ſagen. Mein Kind, iſt das nicht Hochmuth von Dir? Hochmuth aber und Armuth iſt doppelt Unglück. Wenn Du die Jugend erziehſt und ich das Alter pflege, wo iſt denn da der Unterſchied? Wir thun Beide nach unſern Kräften, und Gott wird es ſegnen.“

Minna ſeufzte ſchwer. Ein bitteres, harmloſes Gefühl der Beſchämung, dem ſie zürnte, ließ ſie der früheren Wirkſamkeit ihrer Mutter gedenken, und der Gedanke preßte ihr das Herz zuſammen, daß, was Liebe und Hochachtung für ihren Vater gethan, nun dienſtwillig um Geld für Fremde geſchehen ſolle. „Liebe Mutter,“ entgegnete ſie, „das Glas, woraus der Vater täglich trank, ſoll nie eine andere Lippe berühren. Du haſt ihn erquickt, gelabt —“ Hier trat der Doctor ein. Er geſellte ſich den Leidtragenden traulich bei. Man trug ihm, dem Curator der Mutter, die Sache vor. „Die Idee iſt nicht übel,“ ſagte er zu Minna gewendet, „laſſen Sie die Mutter gewähren; es iſt ein frommes, feſtes Wollen von ihr. Vielleicht läßt ſich dabei mit möglichſter Schonung Ihres Zartſinns zu Werke gehen. Es fährt mir Etwas durch den Kopf. — Freilich, die Trennung wird Ihnen Beiden und auch mir nicht leicht werden.“ Er ſtockte und fuhr dann haſtig und innig fort: „Wie gern, wie tauſendgern böte ich Ihnen mein Haus an, das wohl Platz hätte, wenn die öffentliche Meinung ſolch einem Verhältniſſe Raum gäbe. Die Schicklichkeit, dieſe unumſtößliche Mauer, hat meines Herzens Wunſch verbaut, und ſo beſchränkt er ſich nur darauf, Ihnen eine Ausſicht in die Zukunft zu eröffnen, von der ich dächte — doch urtheilen Sie ſelbſt. Ich muß jedoch ein wenig weit ausholen. Als ich voriges Jahr von Amtes wegen die hieſigen Bäder bereiſ'te, war meine Zeit ſehr gemeſſen. Ich verweilte nirgend länger, als ich mußte, und hätte beinahe Luſt gehabt, den Brunnen zu L—., trotz dem paradieſiſchen Thale, worin er quillt, zu umgehen. — Warum aber die jugendliche Quelle gering halten? dachte ich, ſchon bereuend, und der felſichte Buſen der Nymphe kam mir in dieſem Augenblicke vor, wie ein verkanntes gutes Herz, was in einem zarteren pulſirt. Meine Gedanken waren gelenkt, und in Folge davon nahm der Wagen die Richtung nach L—. Wie ſtill war es hier! Niemand zu erblicken. Wo ſind denn die Gäſte? ſie halten Sieſte, — ſo reimte ich mir die Unſichtbarkeit derſelben zuſammen; denn es war in den Stunden des Nachmittags. Die Quelle ſchien auch von ihrem Schöpfer verlaſſen. Ein junges Mädchen lag an die ſteinerne

Röhre geſchmiegt und ſchlief; der dünne Waſſerſtrahl, der unter der glühenden Wange hinwegrann, mochte die hübſche Kleine eingeſungen haben. — Indem ich nun, faſt lächelnd der traumhaften Oede dieſes Oertleins, die einſame Brunnenallee abwärts gehe, in der ſich nichts regte, als das heiße Sommergeflüſter, gewahrte ich in einer laubigen Niſche einen Mann bei Jahren, der hier Kaffee trinkt. Den ſchönſten alten Kopf, den ich noch jemals geſehen; — denken Sie ſich mein verdoppeltes Intereſſe für dieſe Bekanntſchaft! kein Bedürfniß kommt dem menſchlicher Anſprache gleich. Es war der Oberconſiſtorialrath Solorius aus B—. Er lebt auf einem Gütchen, welches ſein eigen iſt und einen ſchönen Namen führt, Oſterfriede, ſo recht zur Domaine eines Geiſtlichen geſchaffen. Aber der liebe Mann ſah gar nicht aus, wie ein Großwürdenträger der Kirche, und keine Spur von Päpſtlichkeit hätte mir ſeinen Stand verrathen. Ich erſtaunte, daß er bei der gelegenſten Nähe berühmter Heilquellen dieſe hier in ſo weiter Entfernung aufgeſucht hätte, indem ich nicht umhin konnte, ihn zu bedauern, hier wahrſcheinlich alles geſelligen Vergnügens entbehren zu müſſen. Dabei erlaubte ich mir als Arzt nach ſeinem Uebel zu fragen, deſſen zu hoffende Abhülfe ihn freilich ſchadlos halten müſſe.

Bei dieſer Erkundigung ſah ich ein Lächeln, wie den Sonnenſchein der Geſundheit, in dem Geſichte des Alten. Mir fehlt nichts, Herr Doctor! ſagte er mit einem unhörbaren Dankegott in der Stimme. Aber ich habe eine Nichte bei mir, und einen Verwandten dort — er zeigte auf die Thürme des Städtchens, die in verjüngtem Maßſtabe uns wie blanke Knöpfchen in die Augen blitzten, denen zur Liebe bin ich hiehergekommen. Das Mädchen iſt kränklich, ſchüchtern, ein ſtilles Wäſſerchen — und betrübt mich nur durch den Gedanken, daß ich es verlieren könnte. Ich bin an weibliche Pflege gewöhnt und muß Jemand um mich haben der auf Ordnung hält. — Meine Nichte läßt mir nichts zu wünſchen übrig, als daß ſie älter ſein möchte. Sie iſt nicht mehr ganz jung; aber wenn ſie einem jüngeren Manne zum Segen würde, bin ich verleſen. Das iſt Selbſtſucht, werden Sie ſagen, und nur für die Krankheit trinke ich den Brunnen. — Und was entbehre ich denn hier? fuhr der Oberconſiſtorialrath mit dem Humor der Zufriedenheit fort; wir haben keine Uhr als in der Taſche — nun, Sie wiſſen ja, dem Glücklichen ſchlagen keine Stunden. Es ſind unſerer Wenige; um ſo beſſer halten wir zuſammen. Neue Moden wird die gute Nichte ſchwerlich mit nach Oſterfriede bringen; aber ich hoffe, der alte Herzensfriede kehrt auch mit uns heim. Gegen die Einfalt hieſiger Sitten könnte der ärgſte Splitterrichter nicht auftreten, und wer die Bäder Schulen der Verderbniß genannt, nimmt hier ſein Wort zurück. — In den erſten Tagen meines Hierſeins entſtand ein Auflauf; ich fürchtete Feuer oder ſonſt ein Unglück. Doch es hieß: Ein Brunnengaſt ſei angekommen — Einer! Das Einzelne wird hier ſehr geſchätzt. In den eiſernen Beſtänden der kleinen Conditorei, die auch das verhärteſte Herz rühren müßte, iſt ein Zimmetſtengel, der mit unverwüſtlicher Ausdauer angerührt wird, und ich werde ihn, der mir in ſeiner Krauſe wie verwünſcht vorkommt, vor einem Abgange gewiß noch erlöſen. — Aber, Mütterchen, Sie hören nicht zu? und nur um Ihretwillen bin ich ſo umſtändlich“

„Doch! doch!“ verſicherte die Profeſſorin, bei welcher jene harmloſe Stimmung nur den Anklang gramvoller Abſpannung fand, „ich dachte nur bei dieſen Süßigkeiten, wie bitter der Tod wäre.“

„Indem wir nun ſo ſprachen“ — ſetzte der Doctor mit dem ihm eigenthümlichen Ernſte ſeinen Vortrag fort, „kam die Nichte gegangen. Ein junger Mann ging an ihrer Seite, und grüßend an uns vorüber. Der Alte fragte; die Nichte antwortete in einiger Verwirrung, ſie kenne dieſen Menſchen nicht, der ihr Tages vorher ſchon einmal an derſelben Stelle begegnet wäre. Wir brachten ein paar angenehme Stunden mit einander zu, und der Quell jenes Ortes fließt noch heute mit meinen liebſten Erinnerungen zuſammen. — Ahnungen giebt's! Augenblicke, wo wir, wie vom Finger Gottes berührt, die Vorgänge des Lebens in hellerem Lichte erkennen, als ſonſt. — In der verwichenen Nacht träumte mir, ich unterſuche den Brunnen zu L—.; er wirft Blaſen, die zu ſilbernen Kügelchen werden und die ich abſchöpfe wie Schaum. Dieſen Morgen ſchiebe ich die Zeitungen von mir, an dem Tage, wo mir der alte Freund begraben wurde, mochte ich nichts Neues wiſſen. Ida ſoll ſie zu der Tante tragen. Sie lieſ't im Gehen, kehrt um und ſpricht altklug: Vater! Du betrübſt Dich immer, wenn Deine Kranken ſterben. Sieh nur her, wie viele Leute hier geſtorben ſind, und die haſt Du doch Alle nicht behandelt. — Die Rede des Kindes ergriff mich — ich warf einen Blick auf die Anzeigen, und was ſah ich zuerſt? Die Verlobung der blaſſen Nichte. Und ich möchte eine Wette eingehen, ſie hat den Fremden geheirathet, den ſie damals verleugnete. — Was meinen Sie nun?“ fuhr der Doctor nach einer gewichtvollen Pauſe, zur Mutter gewendet, fort, „darf ich dem Oberconſiſtorialrath einen ſchätzbaren Erſatz für dieſe Einbuße ſeines Hausſtandes empfehlen? Hätten Sie Luſt nach Oſterfriede?“

„Warum nicht?“ ſprach die Mutter, mit einer raſchen Bewegung ihrer Hände, als ſpräche ſich darin der rege Wille künftiger Thätigkeit aus. „Wenn ich ihm nur nicht zu alt bin!“ ſetzte ſie im Kummertone der Erfahrung hinzu, „der gute geiſtliche Herr mag ſich über die Jugend ſeiner Nichte beklagt, und ſie ihr dennoch zum Verdienſt angerechnet haben. Das thun die Männer bisweilen — indeß — ich würde mein Möglichſtes thun.“

Minna athmete auf. Sie nahm ein friſches Tüchlein, blüthenweiß, aus einem nahen Schube, um ſich die thränenbeißen Augen zu trocknen, und ſprach: „Es fällt ein Stein von meinem Herzen bei dieſem Vorſchlage, lieber Doctor! Schon der Name Oſterfriede! ſöhnt mich mit dem Gedanken aus, daß meine Mutter — ich denke doch, ſie würde es gut bei dem Oberconſiſtorialrath haben? zumal wenn er wüßte —“

„Mein Kind!“ unterbrach die Mutter des Mädchens Rede, als erriethe ſie, daß Minna ſich mit Selbſtbewußtſein als die Tochter ihres Vaters fühle und von dem Verſtorbenen entlehne, was ihrem Leben künftig frommen könne, „wer ich bin, darf der Oberconſiſtorialrath nicht erfahren. Die Achtung vor dem ſeligen Vater würde ihn abhalten, ſich als mein Brodherr zu benehmen. Wenn ich meine Pflicht erfülle, wird er mich um dieſer willen ſchätzen.“

„So wollten Sie unter fremdem Namen?“ — fragte der Doctor raſch und befremdet. „Gott behüte!“ antwortete die Profeſſorin, und in dem Anruf gegen ſolche Verſuchung war nicht minder ſtolze Scheu hörbar, ſich ihrer empfundenſten Ehre zu begeben, als Pietät. „Nein! den Namen lege ich nicht ab. Aber Frau Bergemer könnte ich heißen, und für eine Anverwandte meines Mannes gelten.“

Der Doctor wollte des nächſten Tages ſchreiben, und rechnete, in welcher Zeit die Antwort kommen könnte. —

„Nun kommt die Reihe an Sie, theure Minna!“ ſagte der Doctor gepreßt, „und wenn mit Erfolg, ſo muß ich annehmen, ich ſei damals als Fourier der Vorſehung gereiſ't. Als ich an jenem Abend L—. verließ, beſchloß ich, die längere Säumniß nachzuholen und einen Theil der Nacht zu benutzen. Der köſtliche Athem des Gebirges, der Hauch der Harze belebte mich und regte ein ſüßes Grauen in mir an. Der Mond ſchien zudem wie heute, und der Kies der Straße war wie am hellen, lichten Tage zu erkennen. Aber nun ging es in den Wald, und hier verengte das dunkle Gitter der Bäume meine philoſophiſchen Gedankenflüge. Das Fröſteln der mitternächtlichen Stunden und jener geheimnißvolle Schauer, womit uns die Natur beſchleicht, wenn ſie uns geiſterhaft erſcheint, kam über mich. Ich hüllte mich in meinen Mantel und lauſchte den eintönigen Tritten der Pferde und dem ſchauerlichen Flügelſchlage der Nachtvögel. Plötzlich berührt mich ein kalter Gegenſtand, der Wagen ſteht wie verzaubert, und ein Mann, den für den alten Phantaſus zu halten ich nicht übel Luſt hatte — ſtreckte einen langen knotigen Stock zu mir herein, und fragte in heiſerm Baß, ob ich nicht einen Tropfen Wein bei mir hätte. Dieſe Wiſſenheit beſtätigte mich, den graulichen Viſitator, hier am Thor der Haide, den geheimnißvollen Kräften beizuzählen; denn wirklich ſteckte in meiner Wagentaſche eine Flaſche Johannisberger, den mir der Oberconſiſtorialrath mitgegeben. — Draußen iſt ein Unglück paſſirt, ſagte der Mann, der nur Gemeinbote war; am Wirthshauſe zur blanken Kanne hält ein

Fuhrwerk, das auf die Baumwurzel gerathen war, weil der Kutſcher geſchlafen hatte. Die Dame, welche darin geſeſſen, hätte das Chauſſeegeld über den holprigen Weg beinahe mit dem Leben bezahlt. Sie hat eine Confuſion am Kopfe, wie ihre Jungfer ſagt. Nun wollen ſie ihr warmen Wein umſchlagen; in der Kanne aber iſt nur Braunbier zu haben. So ſoll ich den Bader vom nächſten Dorfe holen. — Halt Freund! rief ich, Du biſt vor der rechten Schmiede; ich gehöre zu der chirurgiſchen Zunft, und eile mit Wein und gutem Willen der Dame zu Hülfe. – Wie Irrlichter ſahen wir ſchon von Weitem die Leute aus dem Wirthshauſe mit brennendem Kienſpahn und Leuchte um die verunglückte Equipage ſchweben, die Laternen waren zertrümmert. Die Jungfer der fremden Dame, ein hübſches Frauenzimmerchen, ſchrie vor Freuden auf, als ſie hörte, ich ſei ein Doctor, und empfing mich wie einen Engel, den Gott ihr in dieſen Nöthen ſende. — Ich fand in ihrer Herrſchaft die Frau des Präſidenten Adoly aus H—., welche — ich muß es ihr zum Ruhme nachſagen — eine wahrhaft vornehme Gewalt ſelbſt in dieſem ohnmächtigen Zuſtande über ſich ſelbſt ausübte. Ich leiſtete ihr möglichſt Beiſtand und nahm ſie und ihre Jungfer bei Anbruch des Morgens mit nach dem nächſten Ort, wohin der beſchädigte Wagen nachkommen ſollte. Ein mit Bleiſtift geſchriebenes Recept ließ ich ihr zurück, weil der gehabte Schrecken ein herſtellendes Mittel nothwendig machte. Frau von Adoly beſchämte mich bei unſerm Abſchiede mit einer Dankſagung, welche mein kleines Bemühen bei Weitem überſchätzte. Sie gab mir eine Karte mit ihrer Adreſſe, und zugleich die Verſicherung, daß ich ſie abermals verpflichten würde, wenn ich ihr je Gelegenheit gäbe, mir einen Gegendienſt zu erweiſen." — Der Doctor hielt inne.

„Und dies Wort, welches Sie gut haben, ſoll mir zu Gute kommen?" fragte Minna geſpannt.

„Ich dachte ſo —" antwortete er beſcheidentlich, und ſchöpfte tiefer Odem; „die Präſidentin iſt eine Dame von bedeutendem Einfluß, den ich für meine junge Freundin nützen möchte; aber nicht ohne ihre Zuſtimmung."

Minna nickte ſchwer und ſchweigend. „Thun Sie es nur —" ſagte ſie leiſe, aber loben Sie mich um Gotteswillen nicht! jedes Vorauslob ſchadet."

„Ich werde nur die Wahrheit ſagen —" erwiederte der Doctor und lächelte bewegt, „das Treffliche ſpricht für ſich ſelbſt."

Hierauf däuchte es dem Freunde ſchicklich, daß er ſich entferne und ſeinen beiden Schutzbefohlenen, müde vom angreifenden Schmerz dieſes Tages, Ruhe gönne. Sie blieben dem ſchwermüthigen Geiſte der Nacht und den Träumen ihrer Zukunft überlaſſen. Der Doctor aber wachte noch lange. —

Vier Wochen waren ſeitdem verfloſſen, und die Antworten auf beide Anfragen an einem Poſttage eingelaufen. Beide nach Wunſch und die Erwartung übertreffend. Der Oberconſiſtorialrath, welcher in der ehrſamen Wittwe, die ihm der Doctor empfohlen, eine mittelloſe Frau vorausſetzte, ſchickte ein feines Sümmchen Reiſegeld mit und zahlte tauſend Dank voraus. Sie würde es gut bei ihm haben und wie eine werthe Verwandte gehalten ſein — verſicherte er ganz einfach; weßhalb er denn auch über den baren Gehalt nicht unterhandeln möge, weil ihm dies dienſtartig vorkomme. Doch hoffe er, die Hausverweſerin von Oſterfriede werde wie mit ihrer Lage, ſo auch mit ihm zufrieden ſein, der ſich vermöge ſeines geiſtlichen Berufs zum Vorſtand der Wittwen und Waiſen erkoren glaube. — Die Präſidentin ſchrieb einen verbindlichen Brief an den Doctor. Sie bezeigte ſich erfreut, daß er ihrer nicht vergeſſen, und willig, ſeine Freundin ſelbſt bei ſich aufzunehmen. Ein Mädchen von ſolchen Eigenſchaften könne nicht anders als jeder gebildeten Familie zur Zierde gereichen, obſchon — auch der untrüglichſte Mann — wofür ſie ihn mit höchſter Achtung anerkennen wolle — ſich im Urtheil über ſeine Protegée doch irren könne. —

Dieſer Scherz, ſo fein, daß der Doctor ihn wie in eine Nadel gefädelt fühlte, verurſachte ihm eine ſtechende Empfindung. Das franzöſiſche Wort, dem deutſchen, biederſinnigen Vertrauen, das ſich in der Zuſchrift des Oberconſiſtorialraths ausſprach, entgegengeſetzt, war dem Doctor wie ein leichtfertiger Vorwurf, der ſich fremd machen möchte, und verletzte ſein reelles Gefühl. Er las weiter, Minna ſolle den beiden heranwachſenden Töchtern jenes Hauſes nützlich werden und als eine Schutzverwandte deſſelben jede ſeiner Ehren und Freuden theilhaftig. Frau von Adolp beſtimmte die äußern Bedingungen genau, jedoch ſehr anſtändig. Alles Uebrige, da äußerſt zarte Verhältniſſe zu berückſichtigen ſeien, werde Fräulein Bergener mündlich von ihr erfahren. —

Die warme Freude, welche der erſte Brief in dem Doctor erregt hatte, war unter dem Leſen des zweiten ein wenig verkühlt. Er ſchüttelte wohl zehnmal den Kopf, ohne das erſchwerende Gewicht hinwegzuſchütteln, was ihm plötzlich in die Wagſchale geſunken war, worin er ſeiner Freundin Beſtes erwog. Noch einmal durchlief er dieſe Zeilen, die ihm vorkamen wie Gebirgszüge, gleich dem mähriſchen Geſenke; er fühlte etwas Bergelaſtendes dabei und hielt ſich vielleicht ſelbſt für den Altvater, über deſſen Scheitel ein ſchneidender Wind ſeinen Strich nähme. — Doch Minna ſollte ſelbſt entſcheiden. Er legte beide Briefe der Mutter und Tochter vor.

Die Profeſſorin bezeugte ihre völligſte Zufriedenheit. „Er dingt nicht —“ ſagte ſie frei und froh, „das iſt mir lieb und recht; nur Geizige thun dies; ich aber werde ihm jeden Groſchen zu Rathe halten. Nur mit meinem Pfunde wuchern will ich, weiter nichts. Wär' auch ein Quentlein noch ſo klein, er hebt und legt es bei — ſagt das alte Kernlied, welches Gottes Fürſorge preiſ't. Wenn es nun einſt heißen wird: Du biſt über Wenigem getreu geweſen, gehe ein zu Deines Herrn Freude —“ Sie erhob bei dieſen halbverſchluckten Worten die überfließenden Augen zu dem Bilde ihres Mannes, welches dieſer getreuen Haushälterin den verheißenen Lohn ihrer Wiedervereinigung zuzublicken ſchien.

Minna war, während ſie den Brief, der ſie betraf, geleſen, ein wenig erblaßt. Ein krampfhaftes Lächeln flog über ihr Geſicht, als hätte der Moſchusgeruch des Blattes ihre Nerven angegriffen. Sie ſprach mit verhaltener Stimme: „Wohl hätte ich gewünſcht, in eine minder vornehme Familie zu kommen, die mich wie eine Gehülfin freundwillig aufnähme. Im Hauſe des Präſidenten kann für mich nur ein untergeordnetes Verhältniß Statt finden, und der Weltton der Frau von Adolp wird die Töchter, deren ſie erwähnt, gewiß dergeſtalt vorgebildet haben, daß ſelbſt mein beſter Wille dahinter zurückbleiben müßte. Ich zweiſle ferner, ob ich als Führerin freie Hand haben dürfte, und weiß wirklich nicht, was ich thun und wählen ſoll.“

Der Freund wollte antworten, die Mutter aber unterbrach ihn und ſprach: „Willſt Du nicht lieber denken, meine Tochter: wie Gott mich führt, ſo will ich gehen ohn' alles Eigenwählen? —“

Thränen entſtürzten Minna's Augen. Sie wendete ſich ab und weinte verſtummend. „Meine Freundin —“ ſagte der Doctor mit einem Muth im Tone, der zwiſchen Wermuth und Wehmuth ſchwankte, „bei Ihnen ſteht es ja, den Vorſchlag abzuweiſen, wenn Sie ihn nicht annehmlich finden. Doch welche Familie wäre für eine Minna zu vornehm, im höchſten Sinne? Verſtehen Sie aber die Kälte darunter, welche man in der verfeinerten Luft der ſogenannten großen Welt athmet, ſo iſt ein warmes Herz für alles Schöne und Gute, was Sie in dieſe kühle Region hineintragen, als eine wahrhaft göttliche Miſſion zu betrachten. —“

„Ich werde ſelbſt an die Präſidentin ſchreiben —“ ſagte Minna entſchloſſen. „Verzeihen Sie mir nur!“ Sie reichte dem Doctor mit einem dankbaren Blicke die Hand. Die Annahme beider Stellen war demnach abgemacht. In ſtiller Eile wurden die letzten Anordnungen dazu getroffen. Die Häuslichkeit, welche ihren Stützpunct verloren, mußte vollends aufgelöſt werden; allein wie allmählich dies auch durch die Hand der Nothwendigkeit geſchah, Minna fühlte doch ihr Herz dabei zerriſſen. Der Nachlaß des Verſtorbenen ſollte verſteigert werden, nur ein feuerſicheres Gewölbe zum Aufbewahren von Sachen für Mutter und Tochter war in Miethe genommen worden.

Endlich war der Abend vor der Auction da. In der Wohnung, wo es ſonſt ſo traut und heimlich geweſen, war es bereits öde und wüſte. Die Wände waren ihres Schmuckes beraubt und kahl in ihren Feldern; zu den Fenſtern ohne Vorhänge blickte unverſchleiert des Mondes Bild herein, der ganze Hausſtand, in hunderterlei Dingen vereinzelt, lag im nächſten Zimmer aufgehäuft, nur der Hausfreund, das Weſentlichſte! war ihnen nahe, wie ſonſt zu froherer Zeit; ein Angehöriger der Freundſchaft, der ſich ihrer eigenſten Treue um keinen Preis entäußern möchte.

Minna ergoß die ganze Fülle trüber Herzensgefühle in die Leere der Umgebung; in jeden ihrer Gedanken drängte ſich ein Auszug aus der Geſchichte ihres Jugendlebens. Die Mutter, mit geſammeltem Geiſt noch alles Nöthige bedenkend, ſummirte unzählige Kleinigkeiten, die zum Facit dieſes Abſchluſſes gehörten. Am ungeputzten Lichte flammte mit düſterm Schein eine glimmende Roſe, bald in Aſche zuſammenſinkend, dem Glück des Hauſes gleich, das nun doch auch zu Aſche geworden.

Der Doctor ſaß ſchweigend, den Blick an die Wand geheftet, von dem Schattenſpiel wechſelnder Scenen beſchäftiget, denen er ein Mitlebender geweſen — und es war ihm weh dabei zu Sinne. Jetzt fühlte die Mutter, wie müde ſie nach des Tages Laſt und Arbeit wäre. Sie neigte den Kopf an des Stuhles Lehne, deſſen Polſter, entfärbt wie die Wange des Entſchlafenen, den Sorgen ihres Mannes ſo oft eine ſanfte Beſchwichtigung geboten. Der gezeitigte Schlaf ſenkte ſich auf das Augenlied, deſſen Wimper nun ſo manche Thräne um ſeinen letzten Schlummer ſchon benetzt — und bald ſäuſelten ihre ruhigen Athemzüge neben den fieberiſchen Seufzern der Tochter. Und der Genius des Doctors war es, der die betäubende Lilie über dem Haupte der Mutter geſchwungen. —

„Theure Minna," ſagte er ſo leiſe als möglich, theils, um die Mutter nicht zu ſtören, theils auch, weil ſein unterdrücktes Gefühl die Stimme unwillkürlich dämpfte, „noch hätte ich Ihnen etwas zu ſagen — und der Freund — ich weiß — wird nicht vergeblich eine Bitte an Sie richten."

Minna bat, ihr keinen Wunſch vorzuenthalten, den zu erfüllen ihr möglich ſei. Bei dieſen Worten athmete der Doctor tiefer und flüſterte: „Vergebens wäre es, wollte ich Ihnen den Zuſtand meines Gemüths bei dieſer Umwandlung ſchildern.“ Er erhob die Hand, wie mit ſchwerfälligem Ausdruck, und zog einen halben Kreis, als vermöge er den Eindruck dieſer verwüſtenden Erfahrung durchaus nicht ganz anzudeuten.

„Wie wenn,“ fuhr er fort, „der wichtigſte Patient mir zwiſchen Tod und Leben ſchwebt, ſo ſchwebt mir die Seele, und kann kein Troſtmittel erſchwingen, gegen den Schmerz des Abſchieds. Durch den Zeitlauf von zehn Jahren habe ich meine glücklichſten Stunden innerhalb der Mauern dieſes Hauſes gelebt, an welches ich nun kein Anrecht mehr haben werde, als das eines innigen Gedenkens. Ich habe der Entwickelung Ihres Weſens, liebe Minna, mit botaniſcher Leidenſchaft — möchte ich ſagen — zugeſehen. Und wie der liebe Gott das Haar der Seinen — ſo habe ich väterlich achtſam, als wäre dieſe herrliche Erſchaffung mein — gleichſam die Staubfäden der ſchönſten Blume gezählt, die — mir nicht blühen würde. — Still, ſüße Freundin! fürchten Sie nichts. Was ich Ihnen ſagen will, darf Sie immer ängſten. Hätte ich Sie minder lieb, ich würde um Ihre Hand gebeten, und der Freund Ihrer Eltern dieſe Gabe vielleicht der guten Meinung verdankt haben, die Sie von ihm hegen. Aber mein Herz fühlt zu ſtolz, als daß es ſelbſt der Achtung ſein Glück ſchuldig ſein möchte. — Wie kurz der Traum auch war, in welchem ich ein gutes liebendes Weib beſaß; ich habe einſehen gelernt, wie viele ſtille Kämpfe auch die friedfertigſte Ehe enthält. Meine Schweſter lebt bei mir — theure Minna! das ſind die feſteſten Bande, die man ſich ſelbſt auflegt. Ich kann es nicht ändern, und es muß eine höhere Ordnung der Dinge geben, die ſolchen Zwang rechtfertigt: eine Freiheit, die uns hienieden nicht geſtattet iſt, wo wir uns als Sclaven der Verhältniſſe eiſern gebunden fühlen. —

„Genug hievon!“ ſprach der Doctor gepreßt und lüftete die ſeidne Weſte, deren trauerfarbiges Schwarz und Weiß nur als die moderne Wahl ſeines Antheils an dieſen Leidtragenden erſchien.

„Gönnen Sie mir nun,“ ſetzte er hinzu, und ſeine männliche Stimme, ward bebend über der Bitte, „was ich ſelbſt um Ihretwillen wünſchen muß, daß ich ferner und immer wiſſe, wie es Ihnen geht! Laſſen Sie mich Ihr inneres Leben mitleben, werthe Freundin! — Dieſes Begehren iſt ſogar eine heilige Pflicht für mich, denn ich habe Ihren gegenwärtigen Entſchluß beſtimmen helfen, und vielleicht könnte Ihnen der Rath eines treuen Freundes einmal nützlich werden.“

Minna verſprach ihm oft und Alles zu ſchreiben. Sie that es in jener rührend vergütenden Weiſe, womit ein Mädchen ihres Gepräges Güte für echte Liebe eines achtungswerthen Mannes giebt. Auch ein Tagebuch wollte ſie anlegen, und es ihm von Zeit zu Zeit ſenden.

Der Doctor aber lächelte kleingläubig, wie einer, der da weiß, wie der Flug der Zeit ſo manches gutwillige Wort verwehe — doch verſicherte er, ein jedes fliegende Blättchen werde ihm willkommen ſein. Und wolle Minna ihn zum Vertrauten ihrer Gedanken, ihrer ſtillen Bekenntniſſe erheben, ſo werde ſie hoffentlich in ſeiner offenen Erklärung den Beweis gewonnen haben, daß er ſchweigen könne, er ſelbſt! wo von ihrem Glück und Wohl die Rede ſei.

Auch Minna ſchwieg, als ſie nun leiſe ihre Hand aus der ſeinen zog. Schwerlich mochte unterweilen ihrer Mutter von der Möglichkeit einer Heirath geträumt haben, die nur wie eine Nebenſache zur Sprache gekommen war. Sie wachte auf, ſah haſtig und ängſtlich nach der Tochter hin, als wolle ſie die verſäumten Augenblicke nachholen, in denen ihr dies troſtvolle Angeſicht noch gegönnt wäre. Sie fand, das Licht brenne ſo düſter — aber in Minna's und ihres Freundes Seele war ein Strahl von Verſtändniß gekommen, der über das bisherige Dunkel ſiegte.

Erſter Brief.

Minna an den Doctor Balſam.

H—., den letzten September 18—

In ſpäter Stunde endlich finde ich mich allein, zum erſten Male ſeit meiner Ankunft in dieſem Hauſe. Noch fühle ich die rollende Bewegung der Reiſe, jede Ader iſt ein Puls — noch ſchwanken meine Begriffe von den vorgefundenen Verhältniſſen; aber der Vorſatz ſteht feſt, Ihnen Alles, Alles! mitzutheilen. Es iſt der Wunſch ihrer Freundſchaft und das eigenſte Bedürfniß meines Vertrauens. Sie, mein theurer Freund! haben Sich durch das, was Sie für uns gethan, ein Recht daran erworben. So mögen denn dieſe ſchwachen Schriftzüge ein Band zwiſchen uns ſein, welches mein Leben und Weben Ihrem Antheil verknüpft und Ihnen den Beweis giebt, daß ich jene unabtragbare Verbindlichkeit mit innigſtem Herzen, für ſo beziehungsreich als ewig halte. In dieſen fremden Umgebungen iſt mir Freundesnähe im Geiſt nur um ſo trauter; ſelbſt die Uhr ſchlägt mir nicht bekannt — um ſo verſtändlicher ſchlägt mein treues Herz und fordert die gewohnte Sprache der Heimath. Vorerſt bin ich geſund, lieder Doctor, nur kann ich zu keiner Ruhe kommen, und weiß es nicht zu unterſcheiden, ob und in wie weit dieſe Aufregung körperlich iſt. — Laſſen Sie mich ſchweigen über den Moment, wo mein ungetrenntes Zuſammenſein mit der Mutter ſich in Thränen des Abſchieds auflöſ'te. Es war eine Schonung des Himmels, daß die liebe Sonne nicht ſchien, daß die Menſchen im tiefem Schlafe lagen und nur Gottes Auge meinen Schmerz ſah. In dieſer athemloſen Stille der Nacht konnte ich unbelauſcht den Seufzer fliehen laſſen, der ſich losrang, da ich ſcheiden mußte vom geliebten Ort. Die Sterne gaben mir ein helles, tröſtendes Geleit; des Mondes Glanz trocknete ſo ſanft und kühl mein heißgeweintes Geſicht, als wüßte er gar wohl Beſcheid mit ſolchem Liebesdienſt. Als wir an der Univerſität vorüberkamen, da gab es mir einen Ruck an das Herz. Die Fenſter des Hörſaals, wo der Vater geleſen, waren magiſch beleuchtet, als ſchwebe das Licht ſeines Geiſtes ſichtbar um den verlaſſenen Katheder — und meine Seele zerfloß noch einmal in Betrübniß.

Die Eilpoſt habe ich mir kaum ſo gut gedacht; ich kenne Eile, die viel mehr mitnimmt, als dieſe. — Der Hauptwagen war ſchwach beſetzt. Zwei Damen nahmen die erſten Plätze ein, die vierte Nummer hatte einen ältlichen Mann zum Inhaber, der mir ohne mein Wiſſen den dritten Sitz eingeräumt. Es war die Frau eines Oberſt von Hutten, deren Mann ſeit langen Jahren in engliſchen Dienſten geweſen, und noch war? ich weiß es nicht, und nur, daß er die Seinen ſeitdem nicht wiedergeſehen hatte. Das Fräulein konnte ſich des Vaters nicht mehr entſinnen. Jetzt führte Frau von Hutten dem Gemahl die Tochter zu, und bis nach W—. wollte er ihnen entgegenkommen. Das junge Mädchen, mir noch unſichtbar durch den ſchwarzen Schleier von Tüll und Nacht, war ſo ziemlich das Echo der Mutter, und wenn auch nur eine lebende Stimme, doch jedenfalls eine ſchönere, als jene, die durch die ſchreiende Sünde unverantwortlicher Aeußerungen einen andern Wiederhall hätte wecken können. Der Himmel verzeihe es mir, wenn ich ihn anklagte, daß er aus dieſer verſchrobenen Natur eine Mutter werden ließ! — Sie ſprach von ihrem Manne wie von einem Fremden, und erwähnte gegen ihre unbekannten Zuhörer einiger fehlerhaften Eigenheiten ſeines Charakters, um derentwillen ich ihn hätte achten mögen. Der Schritt vom feſten Boden ſeines Vaterlandes auf die britiſche Inſel ſchien mir vollkommen gerechtfertiget; ſo muß der Eheſtand eine Galeere ſein — wenn er nach langer Abweſenheit, die doch gleich dem Tode ſühnt, noch fühlen läßt, was ihm zur Strafe geworden. —

Das Fräulein knüpfte die Hoffnung dieſer Reiſe an den Wunſch, bei dem Vater zu bleiben; die Mutter ſchien ihn nicht zu theilen. Das würde von Umſtänden abhängen — meinte ſie ſchnöde, und tadelte die Zuverſicht des guten Kindes. Ich konnte nicht ſtill dazu ſein — und ſo entſpann ſich ein Geſpräch hierüber. Man muß eben einen guten Vater verloren haben, ſo wie ich — ließ ich mich vernehmen — um ſich lebhaft für den kindlichen Wunſch des Fräuleins zu intereſſiren; er iſt ſo natürlich! wie, mag es möglich ſein, ſich gleichgültig eines Vaters zu begeben, welcher der geborne, der beſte Freund ſeines Kindes iſt? Auch die trefflichſte Mutter vermag nicht, ihn zu erſetzen. Mir däucht, nur an dem Verhältniß zum Vater lerne die Tochter ihre einzige Beſtimmung: ſich dem Willen eines Mannes unterwerfen und in Liebe gehorſam ſein. — Die Dame hüſtelte heftig, meine Erklärung hatte ſie gereizt; ich fühlte einen leiſen, meine Hand überſchleichenden Druck, als würde die Dankempfindung des Fräuleins mir nur zufällig fühlbar. Der alte Mann, ein jüdiſcher Kaufmann, mit Namen Wolf, raffte ſeinen weiten Pelz zuſammen, der den Wagen auswärmte, als athme die Heerde der ungebornen Lämmlein darin, deren zartes Vließ ihm zum Futter diente — und ſprach: Gehorſam! da haben Sie, meine junge Dame, ein Wort ausgeſprochen, das man ſelten mehr aus weiblichem Munde vernimmt. Und es iſt doch das erſte im Wörterbuche unſeres Herrgotts, was er dem Menſchen überlieferte, da er ihm die Sprache gab. — Jetzt erhielt Frau von Hutten die ihrige wieder, und mit verſtärktem Eifer ſagte ſie: Das ſind altgläubige Begriffe, mein Herr! Wir ſind endlich, dem Himmel ſei Dank! dahin gekommen, daß unſer Geſchlecht ſich auch in Freiheit bewegen dürfe.

Sie wollen damit ſagen, antwortete der Gegner kaltblütig, ich ſei ein Jude, und ich wollte mich ja gern meines Glaubens ſchämen, ſähe ich nur überall die Liebe als des Geſetzes Erfüllung. Aber dem iſt leider! nicht ſo. Meine ganze Verwandtſchaft iſt getauft — ich hatte das religiöſe Element nur dadurch verdünnt geſehen, und ſo blieb ich bei dem Geiſte meiner Väter.

Ich mag nicht leugnen, der Mann flößte mir Achtung ein, und ich dachte, wie unſer Heiland, der wohl wüßte, was im Menſchen wäre, ihn für eine freundliche Erwerbung halten würde. — Was nun die Freiheit anbelangt — fuhr er fort — ſo iſt, mit Ihrer gnädigen Erlaubniß, dieſe dem ſchwachen Geſchlecht nicht nütze. Es bedarf — ſo zu ſagen — einer Verfaſſung. Er ſoll dein Herr ſein! das iſt die uralte Trauformel; kein Ehepaar wird nach der neuen Agende beſſer eingeſegnet, als wenn es dieſe Vorſchrift befolgt. — Der Ton, den unſer Geſetzprediger angeſchlagen, war ein aufregendes Sturmläuten geworden. Die Oberſtin, unfähig, an ſich zu halten, verſetzte mit ſchwankender Stimme, damit wäre denn der Willkür Thor und Thür geöffnet. Die Männer überheben ſich ohnedies. In jedem von ihnen ſteckt ein kleiner Tyrann — ein Wolf im Schafspelz — der alte Wolf mochte dieſes Gleichniſſes wohl lächeln, wir konnten es nur nicht ſehen. Nun, Ihr Gemahl, ſagte er mit etwas jüdiſcher Liſt, und rächte ſich ſonach perſönlich, aber mit um ſo mehrerer Ruhe, ſcheint an dieſem Vorwurfe keine Schuld zu haben. Sie leben ſo weit aus einander — daß — Ja, unterbrach ihn Frau von Hutten halb zürnend, halb vertheidigend, mein Mann mag für eine Ausnahme gelten. Er beſchränkt mich nicht. Selbſt jetzt, wo er älter wird, ſtellt er es mir frei, ob ich mit ihm über den Canal ſchiffen oder hier im Lande bleiben wolle. Und für dieſen Fall — ich hörte nicht aus, was ſie ſagte; denn der Fall eines Tropfens auf meinen Arm brachte mich aus dem Gleichgewichte des Aufmerkens. Dem Fräulein war dieſe heimliche Thräne entſchlüpft, und ich fühlte an dieſer kleinen Perle den Werth eines Herzens, das an dem Vater hinge wie an einem Ideal von ſchützendem Glück, und doch ſolch einer Mutter auf dem Halſe bleiben müſſe. — Der Alte ließ nicht locker und ſprach völlig furchtlos und kathegoriſch: Dies ſollte nie in Frage ſein, oder der Eheſtand wäre null. Eheleute ſind entweder unzertrennlich oder es ſind keine. Umſtände können hierüber nicht entſcheiden. Die Liebe ſpricht: Wo Du biſt, da will ich auch ſein, da will ich auch begraben werden. — Ich hätte den alten Mann, trotz ſeines muthmaßlichen Bartes, dafür küſſen mögen. Dieſen Brief, mein werther Freund, würde dies Geſpräch ganz ausfüllen, wollte ich es noch ferner verfolgen; aber ich habe ein Mehreres zu ſchreiben. So war allmählich der Tag herangedämmert. Der goldgelbe Streif in Oſten entflammte, wir ſchwiegen endlich Alle vor dem ewigen Wort: Es werde Licht! — Nun erſt lernten wir uns von Angeſicht zu Angeſicht kennen. Frau von Hutten vollendete den unangenehmen Eindruck, den ſie unbekannter Weiſe auf mich gemacht; in ihrer Tochter erblickte ich ein Engelskind, dem nur ein leiſer Mißmuth in den ſchönen Zügen ſchadete, der ſich zu ihrem Nachtheil ausbilden könnte. Den Juden wünſchte ich mir gemalt, und ſein charakteriſtiſches Bild wird nie in meiner Erinnerung erlöſchen. Wir fuhren noch eine Strecke allein, da die Oberſtin auf der nächſten Station abging, um ſich hier, wo ſie Bekannte hätte, zu erholen. Nunmehr ließ mein alter Reiſegefährte ſich ohne Scheu über ſie aus. „Wenn ich ein Frauenzimmer von Freiheit ſchwatzen höre —“ ſagte er, „ſo iſt mir, als ob ich ein Schwert in der Hand eines Kindes ſähe. Was den Mann ſichert, bringt das Weib in Gefahr. Warum hängen ſich denn Einzelweſen Ihres Geſchlechts an kleinliche Dinge? An todte Spielereien? Weil ſie inſtinctartig fühlen, ſie ſeien anhänglich geſchaffen. Selbſtſtändig darf Keine ſein wollen. Die es wäre, würde ich bedauern; denn ſie ſtände wirklich allein.“ — Ich geſtehe Ihnen, lieber Doctor, daß dieſes ſchlichten Mannes Rede meinem Syſtem von geiſtiger Selbſtändigkeit einen härteren Stoß verſetzte, als je etwas zuvor. Vielleicht war dies nicht von Ungefähr, um mich ein Verhältniß der Abhängigkeit aus einem andern Geſichtspuncte anſehen zu machen. Sie wiſſen, wie meine Erziehung — und warum ſollte ich es

Ihnen hehlen, der Sie es ja längſt eingeſehen haben, mir das Bedürfniß angebildet hat, mich freimüthig äußern zu dürfen. Vielleicht wollte mein guter Vater, indem er das redliche Herz, den tüchtigen Sinn meiner Mutter erkannte, und eine Hausfrau in ihr wählte, ſich in der Tochter eine Freundin erzogen haben. Deßhalb vergaß er wohl, daß ich ein armes Mädchen bin — und hauchte mir mit dem warmen lebendigen Odem ſeiner unſterblichen Seele den Geiſt der Freundſchaft ein, für die er — ach! den ſeinen aufgab. Ich verachte manche Erbärmlichkeit meines Geſchlechts — ich bin nicht neidiſch, nicht eiferſüchtig — ich will nur, daß man mir mein Bischen Freude auch gönne. Daß ich alles Gute und Schöne lieben darf, wo ich es finde, und mich jedem Menſchen, der mich anſpricht, freundlich erweiſen, auch wenn er ein Mann iſt. Dieſer ehrenwerthe Jude hatte mein Vertrauen geweckt und mich mit ſeiner biedern Meinung getroffen. So brachte ich mit einiger Schüchternheit zur Sprache, wozu ich mich berechtiget glaubte. Und indem ich ihn in Kenntniß ſetzte, ſo weit es angehen mochte — ſetzte ich mich gleichſam gegen ihn zur Wehr. Aber der alte Wolf war ſanft wie ein Lamm gegen mich. „Mein gutes Kind," ſagte er recht väterlich, „das thut mir leid, denn ich weiß, daß Sie einen ſchweren Stand in der Welt haben werden. Wiſſen macht Schmerz, das iſt in jedem Sinne wahr." —

Nun hielten auch wir am Scheidewege. Er gab mir Segenswünſche, wie ein Weiſer, dann ſeine Adreſſe, wie ein Kaufmann, endlich ein kleines, zierliches Andenken, wie ein feinſinniger Liebhaber. Es war eine Berloque, wie ich ſie kaum niedlicher geſehen, eine winzige, aber plaſtiſch ſchöne Hand aus Perlmutter, die eine goldene Schreibfeder hält.

Ich dachte es einer Nichte mitzubringen, ſagte er ſchlau lächelnd, die hübſche Verſe nur ſo hinwirft, und mir neulich ein artiges Gedicht mit der Ueberſchrift: Die Perlen, zuſendete, weil ſie gern ein paar Schnuren orientaliſcher damit erſchmeichelt hätte. Ich wollte der eiteln Dichterin nur damit zeigen, daß die Muſchel innen krank iſt, die zu ſolchem Schmuck die Feder anſetzt. Nun aber ſoll ſie das Halsband haben, und das Händchen hier kommt an die rechte Hand. — Doch auch nun genug von ihm! ſonſt denken Sie, ich habe zur Erwiederung dem altem Ebräer mein Herz geſchenkt.

Von nun an begegnete mir im letzten Verlauf meiner Reiſe nichts Bemerkenswerthes mehr. Geſellſchaft genug im Wagen, aber ſolche, die mich mit meinen Gedanken allein ließ. — Es war zur Abendzeit, da ich im Poſthauſe zu H—. ankam. Nie hatte ich das Gefühl des Fremdſeins jemals zuvor ſo empfunden. Geſchäftiges Getöſe regte und bewegte ſich um mich her — mich ging all' dies nichts an. Niemand kannte meine Stimme — meinen Namen. Darin liegt etwas unausſprechlich Verlaſſenes, und ich möchte glauben, das Schutzbedürfniß meines Geſchlechts habe es erfunden, daß die Frau nach dem Manne heißt. — Auf meine Bitte erhielt ich einen Führer zum Hauſe des Präſidenten. Eine Lampe brannte im Flur, ich mußte mich einige Minuten darin erholen, denn der Schwindel des Fahrens wirkte nach, und ich konnte kaum auf meinen Füßen ſtehen. Vor einer kleinen Ehrenpforte an der Treppe ſtutzte ich und hielt es für einen ſchwindelnden Gedanken, daß ſie für mich hingebaut wäre. Auf dem Vorſaale fand endlich ich einen Bedienten, der mich melden konnte. Sofort erſchienen zwei ſchöne Mädchen von funfzehn und achtzehn Jahren, die ich

Ihnen ſpäter beſchreiben werde. Frau von Adoly kam mir bis an die Schwelle des Zimmers entgegen und empfing mich ſehr artig; kein anderes Wort aber wüßte ich für dieſes zu ſetzen. Meine Ankunft war — irriger Weiſe, die vielleicht aus dem Wunſche der Dame von Hauſe hervorgegangen war — um einen Poſttag ſpäter erwartet worden. Wenn der erſte Eindruck, wie man ſagt der richtigere iſt, ſo mag er doch meiſtens durch das Vorurtheil beſtimmt werden, welches wir als die Zuthat zu einer Bekanntſchaft mitbringen. Sie, mein lieber Freund, hatten mir eine günſtige Meinung für die Präſidentin erregt, der auch weder ihre Perſönlichkeit, noch ihr Aeußeres gerade widerſprach. Dennoch, wenn ich aufrichtig ſein darf, ſprach mich Beides nicht an. Ihre Geſtalt, ihr ganzes Weſen, ſo ſicher getragen, läßt dennoch die höchſte Stimmung dafür in Etwas ſinken. In der zarten Zeichnung ihres Geſichts liegt tiefer Schatten — ein Paar ſprechende Augen! aber — aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz! flüſterte es in den meinigen. Sie ſah ſehr blaß aus, ich weiß nicht, ob dies ihre Leibfarbe iſt, und klagte ſich unwohl. Sein Sie mir ſehr willkommen! ſagte ſie, und ein Kuß ſtreifte meine Wange, woraus in dieſem Augenblicke alles Blut entwichen war; ihr Mund war kalt, ihr Athem kühl, und ich erſchauerte unter der Berührung. Dies hier iſt meine Tochter Suzon, redete ſie weiter, und dies unſer Pflegekind, Mitha, oder eigentlich Sulamith. — Frau von Adoly ſcheint ein ausnehmend feines Gehör zu haben, denn ſie faßte das leiſe Verwundern auf, womit ich den fremden Anklang dieſer Namen wiederholte. Sie ſprach, Suzon hatte die keuſche Suſanne mit der Taufe überkommen; es ließ ſich nun einmal nicht ändern. Der Weltton leidet aber nicht, daß der Name eines Mädchens bibliſch klänge.

Suſette lautet kammerjüngferlich, und ſo wählten wir Suzon. Es iſt ein ſchätzbarer Vorzug des Franzöſiſchen, daß es leicht aushilft. Mitha's Vater war ein Maler — und welchen namhaften Künſtler dürfte man einer Sünde gegen den Kalender zeihen? — Frau von Adoly ſagte dies mit einem feinen, freigeiſtiſchen Lächeln, die kleine Sulamith ſchlug einen ſanftbittenden Blick auf mich, und Suzon, die man in Wahrheit eine Lilie nennen könnte, war wie mit Blut begoſſen. Dieſe Erklärung aber hatte mir mehr klar gemacht, als eben gut war; ich bin wohl keine frömmelnde Prüde, mir däucht jedoch, die Worte keuſch und bibliſch ſollten nie zum Scherz auf den Lippen einer Mutter ſchweben.

Ein kleines ſchickliches Abendbrod wurde gegeben. Wir aßen zu Vieren, der Präſident war auf ein paar Tage verreiſ't. Sie werden, ſagte ſeine Frau, als ihr mein geringer Appetit nicht genügte, nach einer ſo anhaltenden Ermüdung zuvörderſt der Ruhe bedürfen. Ihre Wohnung iſt bereit, nur muß ich um Verzeihung bitten, daß ich dieſe nicht in die vorderen Zimmer habe verlegen können. Wir ſind eigentlich eng logirt, und bedürfen ein großes Local, ſo wird die liebe Hausgenoſſin ſich freundlich behelfen müſſen. Morgen wollen wir Alles durchſprechen. — Die beiden Mädchen ließen es ſich nicht nehmen, mir ſelbſt zu leuchten. Es ging noch eine Stiege hinan. Die Flamme der Lichter wehete im Zuge rückwärts und warf ihren Schein auf die beiden ſchönen Geſtalten, die mich rechts und links freundſelig anlächelten. Wir traten am Ende des Vorſaals in ein langes, tiefes Zimmer, es war das meine. Ein Fenſter nur, aber von mehr als Doppelbreite. Das anſtoßende Cabinet fand ich ſehr hübſch und heimlich. Darauf wünſchten mir Beide gute Nacht, und ich ſah mich einſam und vermied mein Bild im Spiegel. Ich bin hier gleich daneben, hatte Mitha mir beim Weggehen geſagt, ohne daß ich es vernommen. Suzon ſchläft bei der Mutter. Ach lieber Doctor! wie eigen mir zu Muthe war! ich wüßte es nicht auszudrücken. Es fehlte an Nichts, was ein frauenzimmerliches Wohngemach comfortable machen kann, und doch hätte ich mich gern für einen Stuhl, worauf mein guter Vater geſeſſen, für ein Geräth, das meine Mutter mit ihren treuen Händen berührt, einſiedleriſch beholfen. Ich war an Liebe gewöhnt — hier ſchauerte ein Hauch des Ungewohnten um die kalten Wände. Ich trat ans Fenſter und ward ſeltſam geblendet von dem, was ich erblickte. Schräg gegenüber meinem Zimmer, das in den Hofraum hinabgeht, war ein ähnlich großes Zimmer hell erleuchtet vom Mondſchimmer zweier Lampen, deren transparente Globen ich durch einen düſtern Epheuhang ſah, der maleriſch zur Gardine gezogen war, und auf eine Fülle der ſchönſten natürlichen Blumen niederhing, worunter ſogar die zarten chineſiſchen Roſen waren, was viel iſt in dieſer Jahreszeit. Dieſer Anblick hatte etwas Magiſches. Eine weiße Geſtalt webte ſichtbar um das Feengärtchen, dazu rauſchte unten ein Waſſerſtrahl ſo vollſtrömend und geheimnißvoll, daß mir das Herz zu ſchwellen anfing. Ich ſah die Sterne in der Tiefe blinken und ſchwebte zwiſchen Himmel und Erde. So war ich es nicht gewahr worden, daß eine Tapetenthür ſich geöffnet, woraus Sulamith wie auf Socken trat, im Nachthäubchen, das verjüngte Bild einer jungen Frau.

Ich hörte das Bett nicht rauſchen, ſagte ſie lieb und lauſchend, wie ein Kind, und ängſtete mich, es könne Ihnen etwas fehlen. Die Kleine kam wie gerufen. Meine gute Mitha wendete ich mich zu ihr, wollen Sie mir wohl ſagen wer da drüben wohnt. Das Mädchen lächelte, als hätte ich das wiſſen ſollen. Wer? da drüben? Madame Adoly, die erſte Frau des Präſidenten. Ich fiel wie aus den Wolken. Madame Adoly? Erſte Frau? fragte ich unbewußt jene Worte zurück. Ja, ſo nennt man ſie zum Unterſchiede und auch mit Recht antwortete Mitha, denn Madame Adoly iſt eine geborne dieſes Namens und eine Verwandte ihres Gemahls, der erſt nach der Scheidung geadelt worden. Ach! es iſt eine gar edle Frau, wie Suzon verſichert. Sie hat nur einen Sohn, um deßwillen ſie in der Nähe geblieben. Es iſt in ſo weit ein ganz gutes Verhältniß — das heißt, ein einziges Verhältniß iſt das! unterbrach ich meine gutwillige Berichterſtatterin. Dieſe unglückliche Frau iſt, wie mir däucht, lebendig begraben, und ihr Geiſt Zeuge von der zweiten Ehe ihres Mannes. Was aber bedeutet denn dort dieſe auffallende Helle? dieſe köſtliche Ausſtellung, die beinahe abſichtlich zu ſein ſcheint? Wohl iſt ſie das, verſetzte die Kleine, wenn wir vom Garten hereinziehen, zeigt uns Madame Adoly, daß ſie unterdeſſen wunderſchöne Blumen gezogen und erleuchtet ihr Fenſter, daß wir ſehen ſollen, ſie freue ſich. Gott! rief ich gerührt, warum iſt doch Manches in Deinen Schickungen ſo dunkel? — Ja, das möchte ich auch fragen, ſagte Sulamith traurig. Mein Vater, ein Maler, wie Sie bereits hörten, ſtarb ſammt der Mutter binnen ſieben Stunden an der Cholera. Sein letztes unvollendetes Bild — ſetzte das Mädchen mit erſtickter Stimme hinzu — dies iſt mein ganzer Reichthum. Sie weinte. Gehen Sie ſchlafen, mein gutes Kind, bat ich, man muß ſolchen Schmerz nicht wecken.

Dieſer Auftritt hatte mich im Innerſten erregt. Ich ließ das Rouleau herab und ſchlich taumelnd meinem Lager zu. Es war ſo tiefſtill um mich, daß ſelbſt die Stille flüſterte. Da höre ich über mir ein uraltes Abendlied ſingen, verſtändlich, bis auf einzelne Worte; es durchdrang mir die Seele, ich behielt es im Sinn. Ich ſetze Ihnen ein paar Strophen, ob auch lückenhaft, her: „Die Sonn' — es iſt ſchon angebrochen, der bleiche Mondſchein. Am Himmel läßt ſich ſehen das blanke Sternenheer; die Fiſcher laſſen ſtehen das aufgeſchwellte Meer. Das Feld beginnt zu ſchlafen, mit Winden zugedeckt. Die Hirten — u. ſ. w.“ Wie kam ſolche Poeſie in ein ſo weltliches Haus? Wer ſang ſo einſam und einfältig fromm, doch oben in der Nähe Gottes? — Die Blumen der Madame Adolph, Sulamith's Thränen und dieſer Abendſegen, — mein Gemüth glich wahrlich einem aufgeſchwellten Meer, einem Felde, welches Stürme in Ruhe wiegen. Wenn ich doch einſchliefe! wünſchte ich lebhaft; aber tiefe Regungen hielten mich lange noch wach.

Der erſte Tag meines Hierſeins iſt zu gehaltreich geweſein, als daß er am Rande dieſes Briefes, der ein kleines Buch geworden, noch Platz finden könnte; ich behalte mir ihn alſo vor.

Bleiben Sie geſund, mein theurer Freund! um der Kranken willen und im heitern Beſitz alles Guten, auf daß dem Helfer auch wohl ſei. Grüßen Sie die Ihrigen auf das Beſte und Schönſte von mir, und gedenken Sie mit wirkſamen Wünſchen

Ihrer Freundin
Minna Bergener.

Zweiter Brief.

Fortſetzung.

H—., den 3. October 18—

Indem ich den Faden meiner brieflichen Mittheilung wieder aufnehme, wird mir das Verhängniß dieſes Hauſes, wenn dieſer Ausdruck nicht zu prunkend wäre, aus dem er ſich hervorſpinnt, ſelbſt erſt klar. Mein Leben, Sie wiſſen es, theurer Freund! war ſo einfach verwebt in der geiſtigen Wirkſamkeit meines Vaters, mit dem Glück, was meine Mutter in der Erfüllung häuslicher Pflichten fand. Bei der größten äußeren Verſchwiegenheit belebte doch nur eine Seele, ein Weſen der Liebe unſere kleine Familie. Ich dachte, das müßte überall ſo ſein, weil es ſo natürlich wäre. Wie anders hier! ich muß mich erſt an die künſtliche Feinheit gewöhnen, womit die ſonderbarſten Verhältniſſe — die zerriſſenſten Herzen vielleicht — ſo wunderbar verknüpft ſcheinen, daß kaum die richtige Stelle für das Urtheil auszufinden iſt. Nach und nach werde ich hoffentlich wohl mit meiner Aufgabe hieſelbſt zurecht kommen.

Als ich am erſten Morgen meines Hierſeins nach einem tiefen Schlafe erwachte, ſchien mir die fremde Umgebung, in der ich mich befand, noch immer ein Traum. Es zog mich zunächſt an ein befreundetes Geſchöpf, und wirklich möchte ich die arme Mitha ein Geſchöpf nennen, ſowohl der Gunſt als der Abhängigkeit. Sie lag und ſchlief noch ſanft, aller Trauer vergeſſend; doch die Pflegetochter dieſer vornehmen Gütigkeit war, wie es ſchien, nicht allzuweich gebettet. Eine geſteppte Decke von grobem Kattun, wie aus der Urgroßmutter Beilädchen genommen, ein verblichenes Wirrſal großblumiger Ranken, nicht unähnlich dem Felde, worüber einſchläfernd der Sturm der Zeit gegangen, wärmte das kindliche Herz, dem ſchwerlich die elterliche Fürſorge erſetzt ward. Vor welchem Präſidio aber wollte Frau von Adoly die ärmliche Kammer verantworten, womit die arme kleine Braut des Hohenliedes, wie ein dienſtbares Mägdlein fürlieb nehmen mußte? — Sehen Sie, lieber Doctor, deßhalb kann ich ſo wenig hochtönende Namen leiden, weil ſie unwillkürlich Uebereinſtimmung fordern mit dem Schickſal, das ihnen geworden. An der Wand, beglänzt von der Herbſtſonne, hing das Bild, welches Sulamith geſtern ihren einzigen Reichthum nannte. Ich betrachtete es ſtill, bewundernd, und ein Frieden, wahrlich! wie der Morgenhauch einer beſſeren Welt, wehete mich daraus an. Es war ein Zimmer und zugleich das Atelier eines Bildhauers. Eine ſchöne, junge Frau ſtand im Vordergrunde. Das weiße Mutzchen von eigenthümlichem Schnitt, der prunkloſe Mantel mit einem Gebräme von Feh, zurückfallend von den ſchmalen Schultern, bezeichneten die Herrnhuterin. Sie hielt ein kleines, rundes Brödchen in den Händen, welche leichtgeröthet, wie von Winterkälte, waren. Ein Kind, die ſeinigen bittweiſe gefaltet, ſtrebte zu ihr auf, und mit einem geſenkten Blick halb heiliger, halb lächelnder Zurückhaltung ſchaute die ſittige Mutter zu ihm nieder. Ein Sonnenſtrahl ſchien durch die gemalten Fenſter, beleuchtete einen Chriſtus an der Wand und fiel von dieſem auf das Brödlein, ſo daß die bräunliche Rinde glänzte. Seitwärts lehnte der muthmaßliche Hausvater, an dem ſchlichten Haar, wie an ſeinem Anzug für einen Kunſtler der Gemeine zu erkennen. Er hielt eine andere Gruppe im Auge, ein paar Jünglinge angethan wie Wanderer; Flugel an den Schultern des einen ſchienen ein Zeichen ſeiner himmliſchen Abkunft, ein Hündlein zu den Füßen des Andern, wie in wedelnder Behendigkeit erſtarrt, ſollte wohl darauf hindeuten, daß dieſer junge Mann, in Stein gehauen, ein liebreicher Menſch wäre; denn etwas Sanftes, Willenloſes möchte ich ſagen, war in ſeinem Geſichte ausgedrückt. — Der Contraſt zwiſchen dem bleichen Marmor der Geſtalten, die gleich abgeſchiedenen Seelen vor ihrem Bildner ſtanden und dem beſchaulichen Blick des Meiſters war ſehr ſchön getroffen. — Der Gedanke, daß der Maler ſelbſt ein Scheidender geweſen, ließ mich mit Rührung vor dieſem Bilde verweilen.

Jetzt erwachte Mitha, und ihre Augen waren voll der ſüßen Trunkenheit des Schlafes ſtatt der bittern Thränen, in denen ſie ſich Abends zuvor geſchloſſen hatten. Sie lächelte mir zu, huſchte flugs in die Kleider und ſtand ſo dicht neben mir, daß ich den Athem ihrer Wärme fühlte, ſo wie Kinder nach dem Schlafe einen köſtlichen Duft haben; es iſt, als ob man im Morgenſonnenſchein eine Roſe küſſe. Dieſer warme Lebensodem war jedoch die kindlichſte Begeiſterung für das Kunſtwerk des Vaters.

„Nicht wahr?“ fragte Sulamith, da ich bewundernd ſchwieg, „das Bild darf mir wohl lieb ſein? Ich gäbe es nicht um Alles in der Welt!“ — Ich wünſchte den Gegenſtand zu wiſſen. „Vater liebte die Brüdergemeine,“ antwortete Mitha, „und hatte gute Freunde allda. Dieſe herrnhutiſche Frau kommt ſo eben vom Liebesmahl und hat das Brödchen geſpart, auf daß ihr Kindlein des Segens auch theilhaft werde. Dieſe Geſtalten ſind die des Tobiä und ſeines Reiſeengels; bei dem Letzteren erkrankte mein lieder Vater, und hier mußte er abbrechen.“ — Sie deutete auf die farbloſe Stelle.

„Der Reiſeengel hat ihn in die Heimath geführt,“ erwiederte ich mitleidig aber unbedacht.

„Ach! die Cholera iſt kein Engel,“ ſagte das Mädchen mit einem krampfhaften Schauer. „Doch, doch! gutes, armes Kind!“ verſetzte ich ängſtlich, „wie kämen denn die unſeligſten Opfer, welche ſie hingenommen, dazu, einem böſen Dämon verfallen zu ſein? Sie iſt doch eine Geſandtin des Himmels, nur etwas dunkler gehalten. Der Tod, welche Farbe er auch annehme, leitet ſicher zu höherm Segen und heilt den Staar.“ Sie ſehen, lieber Doctor, daß ich trotz meiner Vorliebe für das claſſiſche Heidenthum doch ganz gut in der Bibel bewandert bin, was ich der Mutter verdanke.

Der Bediente kam, der mich zur Dame des Hauſes beſchied, ſobald ich angekleidet ſein würde. Ich war es ſchon. Frau von Adolp empfing mich in ihrem Boudoir, und wirklich waren es diplomatiſche Geheimniſſe, eine mündliche Cabinetsordre, welche ich hier empfangen ſollte. Das Schmollzimmerchen iſt allerliebſt und als hätte ſich die Laune des Geſchmacks hineingeflüchtet. Die Präſidentin, das muß man ſagen, iſt eine graziöſe Frau. Eine vornehme Anmuth wirft ſelbſt die Falten ihres Schlafrocks, und die feinen Fältchen, welche die Zeit unter ihren Augen zu legen beginnt, ungeachtet dieſe Augen ſehr auf ihren Vortheil ſehen, ſcheinen mehr reichlichen Stoff zu enthalten, als der Bedeutendheit ihrer Geſichtszüge etwas zu entziehen. Ihrem Blicke mangelt jedoch jenes liebenswürdig Trauliche, was mit einem ſchöneren Feuer, als das der Jugend, die Unterſchiede des

Standes und der Bildung wegſchmilzt, ihr Lächeln aber iſt ohne Widerſtand einnehmend. Ich werde mich bemühen, Ihnen unſer Geſpräch wörtlich zu wiederholen. Mit Zuvorkommenheit ſagte ſie: „Guten Morgen, liebe Bergener! und wenn Sie mir erlauben, nenne ich Sie künftig Minna.“ Ich bat darum. Sie hieß mich an ihre Seite auf ein geſticktes Tabouret niederſetzen, auf deſſen Polſter ein weißes Mäuschen von einem Erdbeerſtrauch naſchte, den man nur gleich hätte abpflücken mögen. „Sie ſind mir beſtens empfohlen,“ fing Frau von Adoly in jener leichten Manier an, womit Leute von Welt auch das Schwierigſte zu behandeln wiſſen, „und Ihr Freund hat mich dankbar verpflichtet, indem er einem längſtgefühlten Bedürfniß meiner ſtillen Sorge auf die erwünſchteſte Weiſe abgeholfen. Und lebhaft, wie mein Dank dafür, iſt auch mein Wunſch, daß Ihnen der Aufenthalt in unſerm Hauſe ſo angenehm als möglich würde. Man muß jedoch ſein Verhältniß überſehen können, um es ſich anzueignen; und deßhalb möchte ich Ihnen einige Fingerzeige geben. Sie werden dann ſchon von ſelbſt darauf kommen, wodurch Sie mich am meiſten verbinden dürften. Bin ich auch keine ſonderliche Hausfrau —“ hier lächelte die Präſidentin, es war in Wahrheit ein repräſentatives Lächeln — „ſo — halte ich es doch für Pflicht einer ſolchen, jeden Gaſt oder Hausgenoſſen au fait zu ſetzen und ihn dadurch einzubürgern in die Familie. Wenn man insbeſondere die Eigenheiten der Mitglieder kennt, ſo ſchließt es ſich leichter an, und der Zuſammenhang ergiebt ſich dann von ſelbſt.“ — Das mußte ich zugeben. „Sie werden es der Mutter nicht verargen,“ fuhr Frau von Adoly fort, „wenn ich vorerſt von meiner Tochter rede, Mitha wird Ihrer freundlichen Beachtung deßhalb nicht entgehen. Suzon iſt wirklich ein ſehr gutartiges Mädchen, nicht ohne Anlagen, aber was mich bekümmert, von einem leidenſchaftlichen Naturell.“

Und das bekümmert Sie? konnte ich nicht umhin, Frau von Adoly zu unterbrechen. Mir fiel ein, was ich jüngſt geleſen, daß der Menſch nur mit einem Götterbuſen geſchaffen ſei, in dem die Leidenſchaften ihren Herd haben. — Aber ich verſchwieg es weislich. Frau von Adoly ſah mich groß an und antwortete: „Allerdings! es macht mir Angſt. Jede Leidenſchaft vereinſamt und hindert die Wirkung des Verſtandes. Ein leidenſchaftliches Weib wird ſelten geliebt, immer aber auch in dieſem Falle unglücklich ſein oder werden.“ Und es war, als ob ein flüchtiger Sturm aus dem Innerſten herauf die Ruhe in der Miene von Suzons Mutter hinwegſcheuchte. „Wenn man anders,“ entgegnete ich, „unter Leidenſchaft das Vorherrſchen des Gefühls verſteht und die Fähigkeit, ſich für irgend eine Idee zu begeiſtern, ſo möchte ich ſolch eine Anlage der Natur für eine ſchönſte Himmelsgabe erkennen, welche unſerm Geſchlechte verliehen werden kann. Wir bedürfen ihrer ſehr.“

„Gefühl! Gefühl!“ ſprach Frau von Adoly mit ſchneidendem Accent, der mich verletzte, denn jenes Wort hat ein zarteres Leben, als jedes andere. „Gefühl iſt ein Todesurtheil, welches zur Unterſchrift in uns liegt, ſobald es irgend einem Umſtande beliebt, deren zahlloſe das weibliche Leben beherrſchen, gewaltſam gegen uns zu verfahren. Tiefes Gefühl beglückt weniger, als das Talent, richtig aufzufaſſen. Lebensklugheit! das iſt's allein, was uns ſchützt; darauf ſind wir angewieſen. als auf unſer natürliches Erbtheil.“

Ganz leiſe legte ſich die Schlange des Mißtrauens an mein Herz und beklemmte es. „Um nun wieder auf Suzon zu kommen,“ fuhr ihre klügere Mutter fort, „ſo kann ich nicht ganz zufrieden mit ihr ſein. Sie mattet ſich mit einer Sehnſucht ohne Gegenſtand ab, vergießt Thränen über fremdes Unglück, fühlt in Geſellſchaft Langeweile, was immer Anmaßung iſt, und ſo hoffe ich, dieſe verderbliche Stimmung werde in Ihrem beſonnenen Umgange ein heilſames Gegengewicht gefunden haben.“ Sie hoffte es? ach, theurer Freund! es war der forderndſte Anſpruch, den ich vernahm. Ich aber möchte ein warmes Herz nicht erkälten wollen, ſelbſt wenn ich es könnte. Das Gemüth hat einen heiligen Schmerz, der nur vor Gott gehört. Als ich jedoch verſicherte, ich würde mich bemühen, erheiternd auf das Fräulein einzuwirken, antwortete die Präſidentin: „Ich könnte eben nicht ſagen, daß meine Tochter trübſinnig wäre. Nein! das iſt ſie nicht. Nur erregbar, eine Sinnpflanze, die keine Berührung verträgt, nicht lebensluſtig, nicht ein bischen eitel, wie ein junges Mädchen ſein ſollte. Und was das Schlimmſte iſt, dieſe ſenſitive Gemüthsart wurzelt in einem Grunde, der — und empfängt täglich Nahrung, die —“ Frau von Adolp kämpfte ſichtlich ein kleines Bedenken nieder. Dann ſprach ſie: „Ich will ganz offen mit Ihnen ſein, liebe Bergener, da wir doch in Betreff des Glückes meiner Tochter Verbündete werden. Mein Mann war ſchon einmal verheirathet, und ſeine Vormalige lebt als eine Schutzverwandte dieſes Hauſes zwar innerhalb der Mauern deſſelben, aber nach eigener Neigung durchaus iſolirt. Ich kann und mag es nicht hindern, daß Suzon viel bei ihr iſt. Man würde mir gehäſſige Motive unterlegen und jede abhaltende Maßregel um ſo ſtrenger rügen, als der Sohn meines Gemahls beinahe mehr an mir hängt, als an ſeiner Mutter. So iſt durch unſre Kinder eine Wechſelbeziehung zwiſchen uns entſtanden, die nicht füglich aufzulöſen iſt. Eine Geſchiedene aber — ſcheidet fort und fort und trennt das Eigenſte ſogar.“ — Frau von Adolh ſagte dies aufwallend bitter, wenn auch mit lächelnder Ueberhebung einer verheiratheten Frau. „Ich fürchte,“ ſetzte ſie hinzu, da ich ſchweigend beharrte, „dieſer Einfluß thut meiner Tochter nicht gut. Schüchterne Naturen, wie Suzon, gefallen ſich leicht in dem verſchmähenden Stolze der Einſamkeit, und das Beiſpiel eines Charakters, der ſich ſelbſt genug iſt oder ſcheint, hat in dieſen Jahren etwas Verführeriſches.“ Dazu konnte ich nicht ſtill bleiben. „Wehe dem jugendlichen Herzen,“ fiel ich ein, „das nicht mit ſich allein ſein könnte! das nicht verſtände, ſein eigener Freund zu ſein, es wäre doch lebenslang verlaſſen.“ Die Präſidentin ſchien eine andere Erwiederung zu unterdrücken, indem ſie ſagte: „Meine Tochter gehört durch ihre Verhältniſſe der Welt an; es iſt unnatürlich, wenn ſie ſich in der Mitte aller Eingänge zu dem, was man Lebensreiz nennt, nonnenhaft abſonderte. Die Zeit kommt, welche dieſe Thüren ſchließt und unſer Geſchlecht vereinzelt. Die neidenswertheſte Frau wird zuletzt doch nur eine ehrwürdige Mutter. Dann habe ich noch einen beſondern Grund, warum ich wünſchen muß, daß Suzon die Freuden ihrer Jugend genieße. — Ich empfehle Ihnen daher vorzugsweiſe die geſellige Ausbildung meiner Tochter.“

Ich bin der Meinung, entgegnete ich, daß die geſchwiſterliche Innigkeit zwiſchen Fräulein Suzon und der liebenswürdigen Sulamith die zarteſten und beſten Kräfte eines liebevollen Umgangs entwickeln müſſen. Ein Zug von ſtrengem Stolz ſpannte die Stirn der Pflegemutter. Sie ſagte: „Mitha ſteht doch in einem untergeordneten Verhältniß zu meiner Tochter, und nur am Höheren lernt man. Auch iſt in dieſem Alter ein Unterſchied von drei Jahren bedeutender als je nachher. Es hat mit dieſem Mädchen folgende Bewandtniß: der Lehrer Suzons hier im Hauſe — von ihm ſpäter — wollte Wunder was! für weltfähige Geheimniſſe in dem Weſen der Kleinen entdeckt haben und wünſchte, daß ſie den Unterricht meiner Tochter theilen dürfte. Wir ließen es zu. Da ſtarben die Eltern. Das Bedauern für die arme Waiſe, die ſchon halb unſer war, machte ſie nun ganz zum Eigenthum des Hauſes, worin ſie ſich bereits eingewöhnt hatte. Für alle Güte, deren ſie genießt, haben wir ſie hauptſächlich nur in eine Pflicht genommen. Eine Tante meines Gemahls lebt auch noch hier bei uns, die Wittwe eines Schiffscapitains, welche in jungen Jahren mit ihrem Manne zur See gegangen, und nun contract und ſtubenſiech den Raum, worin ſie ſich bewegt, nicht mehr verlaſſen kann. Wie alte Leute nun ſind, die da reich zu ſein meinen, und deßhalb vermögend Allem Trotz zu bieten. Die Großtante wollte in einem Anfluge übler Laune, als ſie ſich einſtmals verſäumt glaubte, eine Perſon herberufen, die ihr im zehnten Grade vielleicht verwandt war. Das hätte uns auf mehr als eine Weiſe in Verlegenheit geſetzt und mußte gehindert werden. Sie konnte des Malers Töchterlein von Kindesbeinen an wohl leiden. Wir widmeten das Mädchen ihrer Pflege, wobei ſie ſich denn beruhigte. Mag Mitha ſich immerhin ein kleines Legat erwerben, es ſei ihr gegönnt. Aber eine Fremde — eine Erbſchleicherin konnten wir nicht geſtatten. Und wie wäre es möglich, daß wir wüßten, ob wir ſolch eine Schlange im Buſen der Familie erwärmten?«

Was war das, lieber Doctor? Galt das mir? Sollte ich dadurch geſchreckt werden, eine Gunſt nachzuſuchen, welche eigennützig bewacht wird? — Unter dieſen Gedanken tauchte die Sängerin vom aufgeſchwellten Meer auf, dies war die alte Schiffsfrau gewiß geweſen. Der Geiſt ihrer Erinnerungen mochte dies Abendlied aufgeſchlagen haben; und wenn ſie ſo leidſam ſingend, daß es mir noch durch die bewegte Seele tönt, der Fiſcher erwähnte, die ihre Netze ſtehen laſſen, ſo hat ſie ſicher an die nächtliche Ruhe der Ihrigen gedacht. Ich aber denke an keinen goldnen Fang, und wenn Sanct Petrus ſelbſt mir den Hamen aufſchlöſſe. Es war jedoch kein himmliſcher Aufſchluß, den ich hiemit erhielt. Arme Sulamith! Dein Schickſal in dieſem Hauſe war mir klar. Und die Aufnahme des Mädchens galt hier für eine wohlthätige Handlung, für eine Würdigung des Künſtlers, der ſein ſchönſtes Werk nur in habſüchtigen Händen zurücklaſſen mußte! — Gott!

Die Präſidentin mochte mir etwas dergleichen angeſehen haben. Sie lenkte ein und ſagte: „Wenn demnach in Suzon Anſprüche zu wecken ſein dürften, ſo würde hingegen Mitha nur zu ihrem Unglück aus dem beſcheidenen Traume von Genügſamkeit erwachen, in dem ſie ſich noch kindlich regt. Wir halten es für weiſe, ſie ihrer Sphäre nicht zu entheben. Eine kleine Ausſteuer ſoll ihr werden, auf mehr aber wäre nicht zu rechnen. Schickliche Partieen für reiche Mädchen ſogar — ſind rar."

„Ein ſchönes Kind, dieſe Sulamith! und ſehr lieb und hold!" ſagte ich unwillkürlich. „Wenn es noch Männer giebt mit Sinn für das Liebenswürdige, ſo wird ſie den ihrigen finden." — Frau von Adoly ſchwieg hierauf, und in ihrer Miene ſprach ſich eine leiſe Verachtung aus, ich weiß nicht, ob des blöden Auges der Männer? oder meines täuſchbaren Hoffens? — Einer Weltdame mag freilich oft das treue Zutrauen zu Gott und Menſchen abhanden kommen.

„Meinen Mann —" fuhr die Präſidentin fort, „um bei den Männern zu bleiben — werden Sie ſelbſt kennen lernen, und ich will Ihrem Urtheile nicht vorgreifen. Er vergöttert ſein Töchterchen, hat viel Achtung vor weiblichem Geiſt — und einem Götzen, mit dem man, ihm zu gefallen, ſchon ein wenig ſchön thun muß. Es iſt dies ein Theologe, Namens Hayn, der Sohn ſeines Lehrers. Jung noch, wenn ein unerreichtes Ziel und der Mangel jener Klugheit, wie das reifere Leben ſie nothwendig macht und welche die Erfahrung aufdringt — zur Jugend gehören; doch hat er viel alte Bücher geleſen, und mein Mann, ſein wärmſter Gönner, giebt ihm Gelehrſamkeit zu. Er zählt ſechsunddreißig Jahre, und hat zur Zeit ſein zweites Examen noch nicht gemacht oder ſich jemals zu einem öffentlichen Vortrage entſchließen können." — „Ich kann mir dieſe Scheu recht ängſtlich, aber doch leicht möglich denken," warf ich ein, und der arme Candidat, dem Frau von Adoly ſichtlich eine Mißgönnerin war, that mir in der Seele leid. „Ja," fuhr ſie fort, und ihre Lippen zuckten wie in leiſem Groll, „in der Regel ſind es beklemmte, gedrückte Menſchen, die keinen Muth gewinnen können, ſich als Redner zu verſuchen; unſer Hayn aber iſt von den Umſtänden begünſtiget, und täglich in dem Falle, die Kraft ſeines Wortes zu erproben. Er übt eine unbegreifliche Gewalt über meinen Mann. Wenn man an magiſche Mittel glauben könnte, ſo müßten ſie bei dieſer wunderlichen Freundſchaftsverbindung anzunehmen ſein."

„Es beweiſ't wiederum," wagte ich zu äußern, „daß Dankbarkeit nur die Eigenſchaft ſtarker Seelen iſt. Dieſer Schüchterne, den ich der wenigen Selbſtzuverſicht wegen recht ſehr beklagen mag, genießt ihrer." „Er iſt nicht eben bedürftig," entgegnete Frau von Adoly, „und lebt wirklich ohne Sorgen. Ich glaube aber, mein Mann wäre im Stande, für ihn zu predigen und eine eigene Kirche zu fundiren. Es iſt eine barocke Neigung. — Die geniale Zerſtreutheit dieſes Lieblings empfehle ich im Voraus Ihrer gütigen Nachſicht. Nur ein kleines Beiſpiel davon —" ſetzte ſie lachend hinzu, um zum böſen Spiele gute Miene zu machen, „jüngſt, in einer größeren Abendgeſellſchaft bei uns, verläßt er gedankenvoll den Saal, ſchnappt laut die Thüre ab und ſteckt den Schlüſſel in die Taſche. Ein ander Mal hängt die Putzſcheere ſtatt des Schluſſels an ſeinem Finger, — und ſo könnte ich Ihnen viel von ihm erzählen. Mein Mann duldet es aber nicht, daß dieſe Geſchichtchen aufgetiſcht werden, und trägt wahrhaft väterlich die gelehrte Schwachheit ſeines Freundes."

Zum Schluſſe der geheimen Conferenz bat ich noch, daß Sulamith meine Schlafgenoſſin werden möge, da wir ohnedies ſo nahe benachbart wären. Die Präſidentin ſtutzte, ſah mich ſcharf an, und ſprach: „Gern, meine Liebe! Ich wünſche nur, daß dieſer Wunſch Sie nie gereuen möge. Mitha hat einen eben ſo unerweckbaren als unruhigen Schlaf. Wir hatten dies Beilager der Großtante zugedacht; aber in der erſten Nacht geberdet ſich die Kleine wie ein Poltergeiſt, wirft den Stuhl am Bette um — und Jene, die wie alte Leute äußerſt leiſe ſchläft und alle Nächte im Traum zu Schiffe fährt — meint, es ſänke mit Gekrach unter ihr zuſammen — und bebt nun bis an den lichten Morgen."

Der Regen träufelt ſacht und ſanft an mein Fenſter, und der Reſt der mitternächtlichen Stunde rieſelt nicht in

Sand — ſondern in leiſem Mohn. Mich ſchläfert wirklich ein wenig, lieber Doctor, und Sie dürfen deßhalb Ihrer Freundin nicht zürnen, die als ſolche ewig wachſam ſein wird. Auch brennt die Lampe dunkel, denn ich habe vergeſſen, einen neuen Docht aufzuziehen. Das Licht aber verliſcht nie, wobei ich Ihrer Freundſchaft Werth erkenne, der mich des meinigen gewiß macht.

Legen Sie dieſen Brief auch nicht mißmüthig aus der Hand, wenn er Ihrem Bilde von der Frau Präſidentin einigen Glanz benimmt. Dieſe kleinen Züge ſind die der Wahrheit — und wäre ich neidiſch auf Ihre vortheilhafte Schilderung geweſen, ſo ähneln wir darin Alle einander. In meinem nächſten Schreiben ſollen Sie ein Gegenſtück erhalten. Schade! daß ich den warmen Strom von Lob und Leid noch dämmen muß, der mir das Herz ſchwellt. —

Nun, gute Nacht, theurer Freund! Keine Gefahr eines Kranken ſtöre Ihre Ruhe! Doch vergeſſen Sie nie, daß Ihr Andenken zu der meinigen gehört. Und wenn die Beſchwerde Ihres Berufes Sie frei giebt, ſo fühlen Sie, nicht als Pflicht, nein! nur als Freude, wie es unauflöslich für Sie ſei, zu bleiben der treue Rathgeber und Theilnehmer

Ihrer dankbaren Minna.

Dritter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 4. October 18--

Mein herzgeliebtes Kind!

Du wirſt wohl ſchon nach einer Nachricht von mir verlangt haben, aber früher konnte ich ſie Dir nicht geben. Dein Brief war mir ein wahrer Seelentroſt. Segne Gott Dich ferner in der Ferne, und zur Stunde, daß Du hübſch geſund und vergnügt ſein mögeſt! Ich bin wohl auf — dem Himmel ſei's gedankt. Mein Oberconſiſtorialrath iſt ein gar prächtiger Mann, mit dem ich gleich eingerichtet war. Denke Dir! er trägt einen Schlafrock von demſelben Zeuge, wie der ſelige Vater; hellgrau der Grund, mit bräunlichem Laube. Die Augen gehen mir über, ſo oft ich auf die geſtreuten Blätter hinſehe. — Auch hat er den Vater in der Jugend von Perſon gekannt, und als er meinen Namen kannte, erinnerte er ſich mit Freundſchaft ſeiner, und ſprach viel zu ſeinem Lobe. Da drängte es mich, zu ſagen, „Ich bin die Frau!“ Aber ich verſchluckte das ruhmredige Wort, und dachte, er ſoll es an meinem Thun merken, daß ein tugendhafter Mann der meinige geweſen iſt, an dem ich gelernt habe, welche Hochachtung eine Frau verdienten Männern beweiſen muß. Denn meinen Stolz habe ich auch, ſo gut wie Eine — und bin gern ſelbſt thätig bei allen Geſchäften, weil ich denke, ich mache es am beſten. Manche vornehme Dame, die ſich befehlshaberiſch brüſtet, macht ſich gemein, indem ſie Alles dem Geſinde überläßt. Da reiſen ſie und ſehen das Meer brauſen — und wie das Waſſer im Topfe ſiedet, das wiſſen ſie ſo wenig, als der arme Freitag auf der wüſten Inſel, der die Hand in das kochende ſteckte und ſich verbrannte. Ein ſolcher Mann möchte wohl in ſeinem häuslichen Unglück verſinken. Da wird Alles außer dem Hauſe beſtellt mit Geldkoſten — ja, ſie möchten die ſüße Miene zu irgend einem Vorſatze beim Conditor backen laſſen. Wer aber fragt heut zu Tage danach, ob ein Mädchen wirklich erzogen werde? Das iſt verlegene Waare. Und doch hält ſie am beſten. Ein Haushalt, der wie am Schnürchen geht, hält die Einigkeit der Ehe gar feſt zuſammen, und der hausbackene Verſtand einer Frau, das iſt das tägliche Brod, um welches ein vernünftiger Mann im Vater Unſer bitten müßte, wenn er wüßte, was zu ſeinem Frieden dient. — Meine Tochter, ich hoffe auch, Du wirſt beweiſen, weß Geiſtes Kind Du biſt. Laſſe es mich nur ſagen, ich war Deinetwegen gar ſtill bekümmert. Der Vater hatte einen Knaben gewünſcht, und er erzog Dich, als hätte die Vorſehung nicht Nein! geſagt, zu dieſem Wunſche. Auch trugſt Du als ein kleines Mädchen für Dein Leben gern Höschen. Damals war es noch nicht ſo allgemein Mode, wie jetzt. Ich ließ dem guten Vater ſeinen Willen. Er freuete ſich daran, und daß Du ſo gelehrſam wäreſt. Ich bitte Dich aber, liebe Minna, ziehe nunmehr die Höschen aus, in denen Du wie eine junge Biene Luſt und Fleiß zuſammengetragen haſt; daß ſie Dir gleichſam natürlich ſein ſollten, will ich nicht fürchten. — Binde manchmal eine Schürze vor, wäre es auch nur, daß Du Deiner eigentlichen Beſtimmung eingedenk bliebeſt. Die Schlüſſel zu unſerm Schatz und Eigenthum hängen feſt im Schürzenbande — mancher verliert ſich außerdem, und findet ſich niemals wieder. Auch trocknet man eine bittre Thräne, die groß und breit auf dem Kleide ausläuft, verſtohlen mit dem Zipfel ab, und Niemand wird ihrer gewahr. Wirſt Du es glauben? Da liege ich oftmals des Abends, mein Mutterherz ſorgt um Dich, und ich bete und bitte: „Lieber Herrgott, ſage es ihr doch, daß ſie es auch angreife!“

Der Oberconſiſtorialrath rühmt die beſſere Pflege, die ich ihm angedeihen ließe, und klagt, daß ihn die Nichte die letztere Zeit verſäumt hätte. — Eine Braut! ich glaube es wohl, die pflegt der Liebe. Es hat übrigens etwas auf ſich mit dem Worte „Pflege!“ ich denke, unſer Geſchlecht könne daran lernen ſein Leben lang. Da meinen die Leute gemeinhin, es ſei die Pflicht einer Wartefrau bei Kindern und Kranken darunter zu verſtehen, und wer dem lieben Nächſten ein Kiſſen hurtig aufrüttle oder einen Löffel voll zum Brauchen reiche, der pflege ſein. Was braucht der Menſch nicht Alles im Leben! vor Allem aber Ruhe und Ordnung. Gott iſt der Pfleger Himmels und der Erden, und das Haus eine Welt im Kleinen. So muß die Hausfrau ſich wie die Mutter Natur anſehen und Reſpect vor ſich ſelber haben. Eine Lüge war's, da man zu Chriſti Zeiten dem Pontio Pilato den Namen „Landpfleger“ gab. Er ließ das göttliche Lamm erwürgen. Pflege aber ſorgt für Wohlſein und ſchont ſelbſt eines Blümleins.

Die Stille zu ſeinem Studiren — Du weißt wohl, Minna, wir ſind es vom ſeligen Vater her gewohnt — thut dem alten Solorius gut. Auch das Tiſchlein: „Decke dich —“ worauf ohne Geräuſch ſteht, was ihm gerade recht iſt, ſetzt ihn bisweilen in frohes Staunen. Das freut mich denn in der Seele. „Frau Bergener," ſagte er im erſten Rauſche ſeiner Zufriedenheit, „der Doctor ſoll bedankt ſein für ſeinen Vorſchlag, der mir bewieſen, daß er den Puls derer kennt, die ihm einmal die Hand gereicht haben. Meine Nichte — es gehe ihr wohl! war zuletzt recht nichtig für mich geworden. Eine Braut ſteht ſchon mit einem Fuße in der neuen Wirthſchaft; darüber kommt man mit aus dem Gleichgewichte und das Hausweſen geräth in Schwanken. Dann die ewige Schneiderei! Unſer Einem iſt das hochzeitliche Kleid, und was darum und daran hängt, ſchon ein wenig unbequem geworden." —

Genug, meine Tochter, wir ſind ganz vergnügt zuſammen. Des Abends raucht der Oberconſiſtorialrath gemächlich ſeine Pfeife und unterhält ſich mit mir. Da wundert er ſich ſattſam, wenn ich mit einem Brocken Weisheit vorrücke, den ich von meines ſeligen Herrn Tiſche aufgeleſen.

Zeitlebens habe ich noch keinen ſo langen Brief geſchrieben, aber er war auch an Dich! und die Liebe einer Mutter zu einem ſo guten Kinde, wie meine Minna, dauert in Ewigkeit. So ſind wir nur auf eine kleine Weile getrennt, weil jedes von uns zu thun hat. — Sieh, meine Tochter, damit tröſte ich mich. Womit wollen ſich aber Leute beruhigen, die keine Liebe für einander haben, wenn Gott ihnen ein ungetrenntes Beieinanderſein ſchenkte? Die darben bitter und entbehren ſich. — Ich empfehle Dich dem Schutze des Höchſten, wolle aber nur niemals hoch hinaus! Halte Dich warm, den Leib und das Herz; denn es geht auf den Winter los, und die vornehmen Geſellſchaftsſäle ſollen kalt ſein. Halte Dich fromm! das iſt das Eine, was Noth thut. Und um Alles bitte ich Dich, werde mir keine Weltdame. Bis in den Tod Deine getreue Mutter

Chriſtine Bergener.

Nachſchrift:

Laſſe bald von Dir hören!

Vierter Brief.

Minna an den Doctor Balſam.

H–, den 8. October 18–.

Ihre Ida war krank? und nicht ungefährlich? Armer Freund, was mögen Sie als Arzt wie als Vater dabei gelitten haben! — Und iſt dieſe Gefahr nun auch gewiß vorüber? — Das iſt das Bittere weiter Entfernung, daß jenes wohlthätige Zwiſchenwirken der Zeit nur zweifelhaft in Anſchlag gebracht werden kann und durch die entgegengeſetzte Täuſchung nicht aufgehoben wird. Denn waren wir ruhig oder gar wohl froh, während ein Freund in Angſt und Sorgen ſchwebte, ſo wird dieſer Vortheil der Unwiſſenheit über ein Kleines zum Vorwurf einer zartſinnigen Freundſchaft. — Aber es iſt mir, lieber Doctor, als dürfe ich mich nicht ängſten. Wie mit Gottes Finger iſt eine Schutzverſicherung in mein Herz geſchrieben, daß Ihr einzig liebes Kind am Leben bleibe. Es iſt ſo viel Erſatz an dieſen zarten Lebensfaden geknüpft, daß — losgeriſſen von dem, woran er am innigſten hängt, wird ſelten Jemand, der viel zu wirken beſtimmt iſt. Der Mann, berufen, ſich der leidenden Menſchheit anzunehmen, bedarf der Beziehung auf das Eigene. Und ein kinderloſer Arzt wird zwar ein Urtheil für die Krankheit haben, den Schmerz aber, der in einem ſchwachen Hoffen liegt, verſteht er weiter nicht, und ſeine Theilnahme wird getheilt durch den Gedanken, was er ſelbſt hätte verlieren und überſtehen müſſen. — Ich habe einen Brief von meiner Mutter erhalten, den ich mit Herzensdank zu Gott geleſen, und — ich darf wohl ſagen, mit Freudenthränen. Wie beſchämt fühlte ich mich vor dieſem prunklos emſigen Streben, Andern zu nützen aus allen Kräften! Ich beneidete meine Mutter um dieſe einfache Befriedigung ihres Pflichtgefühls. Und jede Gattung Neides iſt mit Bewunderung gemiſcht. So geſtehe ich, daß ich nicht im Stande bin, alles Beglückende liebevoller Erweiſe auf Fremde überzutragen. Wem mein Herz ſich nicht unterwürfe, dem könnte meine Hand nichts leiſten. Das iſt Stolz, werden Sie ſagen. Und dieſer Stolz, vermengt mit kindlicher Scham, ſteht der frommen Demuth meiner Mutter gegenüber. Alles Dienſtliche ſollte ſich doch nur vor dem höheren Gebot der Liebe beugen. „Die hier gedienet, iſt dort oben groß!“ heißt es in der Jungfrau — und dieſer Ausſpruch für mein Geſchlecht ſtimmt mit den Vorſchriften unſerer Religion auf das Genaueſte überein. Laſſen Sie es ihren Lohn ſein, theurer Freund, daß meine gute Mutter in Oſterfriede ſich ganz an ihrem Platze fühlt – und laſſen Sie dieſe dankbare Erwähnung hier die geeignete Stelle finden.

Ich habe verſprochen, in der charakteriſtiſchen Schilderung der Angehörigen dieſes Hauſes fortzufahren; inzwiſchen ſind mehrere Tage vergangen, inhaltreich an Erfahrung, ſo daß eine Fülle von Stoff ſich mir aufdrängt. Doch will ich verſuchen, meinen Weiterbericht folgerichtig anzuknüpfen, um fein in der Ordnung zu bleiben.

Was die Präſidentin in Betreff der Sinnesweiſe ihrer Tochter, als Tadel gegen mich ausgeſprochen, hatte mir dieſe — ob auch den Wünſchen der Mutter entgegen — an das Herz gelegt, und ich faßte den günſtigſten Vorbegriff von dem Fräulein. Deſſenungeachtet ließ ich die Pflicht nicht aus der Acht, auf welche ich mich zu beziehen hätte — und daß es hier auf genaue Unterſcheidungen ankäme, konnte ich eben ſo wenig verkennen. Ich ſtand vor dem geheimnißvollen Webſtuhl der Zukunft und wünſchte mir eine beſcheidene Verwirklichung von Pallas Athene zu ſein; theils um mit Kunſt zu wirken — mit göttlicher! theils um mich helmartig behaupten zu können gegen jede Zumuthung, die meinem innerſten Weſen widerſtände. — Doch ich bemerke ſo eben, daß ich zur Hälfte dieſes Briefes ſchon zum zweiten Mal in voller Rüſtung bin — und ſo verdränge geſchwind ein ſchmiegſam weiblich Bild den blanken Stahl der Amazone. Frau von Adolp hatte mich kaum entlaſſen, ſo kam das Fräulein zu mir. Es iſt ein anmuthiges Aeußere, wenn auch nicht grade ſchön, und blendend erſt gar nicht. Dieſe Erſcheinung iſt wahrlich! ohne allen Schein. Dies eben mag die Mutter verdrießen, die da wünſchte, daß ihre Tochter das wäre, was man „illüſtre“ nennt. Wenn ſich das zwingen ließe! aber die Morgenröthe wird aus dem Dunkel geboren — und oftmals hörte ich meinen Vater ſagen, eitle Mütter ſchimmerten ſelten in ihren Töchtern. Was meinen Sie, Doctor? Vererbt ſich weibliche Eitelkeit bloß darum weniger, weil Kinder mit ihrem reinen Sinne für die Wahrheit das Fehlerhafte warnend empfinden? Und unſerer Suzon ſtand nächſtdem ein behütender Genius zur Seite. —

Ich habe nicht leicht ein Mädchen geſehen, das ſo gänzlich allen Schmuck verſchmäht, doch hat die Natur dafür geſorgt, daß ſie welchen tragen müſſe. Ein Mund voll köſtlicher Perlen, ein Reichthum der ſchönſten Haare, eine Hand, wie aus Seide gewebt — läßt ſich nicht verleugnen. Suzon iſt nicht ſo groß wie ihre Mutter, von ſchmächtigem Wuchs, der ſo biegſam iſt, daß man fühlt, er ſei anſchmiegend geſchaffen. Die Umriſſe ihrer Geſtalt ſind äußerſt weich und mädchenhaft, und ihr ſchlanker Leib, ihre kindliche Haltung frei von zwängender Form. Ihre Geſichtsfarbe iſt eigentlich weißer, als man der jungfräulichen Blüthenzeit zugeſteht; aber durch ein öfteres Erröthen, wie vom feinſten Purpur angeblaſen, vielleicht nur um ſo reizender. Wenn Suzon ſo von einem Wort erglüht, ſo iſt es, wie wenn der Hauch des Windes den Kelch der Roſe aufweht und die bläſſeren Blätter röther durch einander wühlt. In ihrem Auge iſt ein Sonnenfunke, über den ich noch nicht ſo recht ins Klare kommen kann. Es iſt, als ob er einem ſtillen Himmel angehörte, und doch liegt ein Ausdruck von Leidſamkeit in dieſen zarten Zügen, denen ſelbſt ein kaltes Lächeln zu Gebote ſteht. Wenn ich zu ausführlich geweſen bin, ſo verzeihen Sie es mir, lieber Freund, um der Seltenheit willen, daß ein Mädchen bei den körperlichen Vorzügen eines anderen verweilt. Ich weiß nicht, ob ich mich irre; aber es war mir, als empfände ich ein leiſes Mißtrauen, womit Suzon mich anfänglich betrachtete. Sie ſparte ſelbſt mit Worten — und ein Gefühl von Zurückhaltung gab unſerm erſten Annähern von Seiten des Fräuleins eine blöde Scheu, von der meinigen etwas Befremdendes; doch der Gewinn ihres Wohlwollens ward mir dadurch nur um ſo werther, und ſchneller vermittelt, als ich meinte.

Suzon ſagte: „Meine Mutter empfängt ein paar Beſuche, bei denen ich nicht zugegen ſein darf; ſo habe ich Erlaubniß, Sie zu meiner Tante (Madame Adoly) zu führen. Für den Nachmittag hat Mitha um Sie gebeten —" Sulamith ſtand daneben, und das Fräulein warf einen lächelnden Blick, wie im Wettſtreit meiner Gegenwart, auf ihre Pflegeſchweſter — den ein ähnlicher auffing, ſo daß ich mich gleich einem Ball im Augenſpiel der beiden Mädchen däuchte.

„Morgen —" fuhr das Fräulein fort, „haben wir Geſellſchaft, da ſollen Sie vorgeſtellt werden." Dieſe Ankündigung verſetzte mir den Athem mit einem Stich in die Bruſt, in der ich vorempfindend die auf mich gerichteten Blicke wie Pfeile fühlte. Wie ſicher lebt einſam ein Mädchen oder Jede meines Geſchlechts! Wenige Minuten ſpäter hatte ich Gelegenheit zu dieſer Bemerkung. Suzon führte mich vom Vorſaal aus durch einen bedeckten Gang, der den Verband des Vorder- und Hinterhauſes machte. Dann ging es eine kleine Treppe hinab, und jetzt ſtanden wir im Wohnbereich der erſten Frau des Präſidenten. Es war ſo ſtill drinnen im Zimmer, daß man das Summen einer Mücke hätte hören können. Das Fräulein lauſchte ein kleines Weilchen, dann ſteckte es, ohne anzuklopfen, den Kopf durch die Thürſpalte. Eine Dame ſaß am Schreibtiſch, wendete ſich auf das eintretende Geräuſch um, und ſprach in leiſer Haſt: „Sogleich, mein Kind." Darauf winkte mir Suzon, wir verhielten uns ſchweigſam, und ich hatte innerhalb einiger Minuten Zeit, mich umzuſehen. Nichts fiel mir in dieſer Einrichtung auf, und doch gefiel mir Alles, vom kleinen Sopha an, was traulich zu einem Zwiegeſpräch einladete, bis auf die geſtickte Fußbank herab, in deren dunkelm Grunde ein weißer Pudel ſeinem Herrn, der als flotter

Student ſich weiſ't, die Laterne trägt. Sie werden lachen, lieber Doctor, wenn ich Ihnen ſage, daß dieſes burſchikoſe Bild heimathliche Empfindungen in mir weckte. Vielleicht ging es meiner Begleiterin mit einem andern eben ſo. Ueber dem Arbeitstiſchchen der Tante hing das Portrait eines jungen Mannes in Oel gemalt, der Sohn des Hauſes wahrſcheinlich. Eine Guirlande von Immortellen war um den Rahmen geſchlungen, und alsbald hing Suzon's Blick wie eine lebendige Blüthe des Gemüths daran. Mein Auge war auf Madame Adoly gerichtet. — Sie ſchien einen eben geſchriebenen Brief zu überleſen. Ein brennendes Licht, wie zum Siegeln bereit, miſchte ſeine bläuliche Flamme mit der Helle des Tages, und ließ ihre Geſtalt, über welche ein bleicher Sonnenſchimmer ſich ergoß, etwas geiſterhaft erſcheinen. Ich konnte ihr Profil nicht ſehen, denn ſie ſtützte mit der rechten Hand das Haupt; dazu bedeckte ein Häubchen zur Hälfte die Wange.

Lieber Doctor, haben Sie jemals eine Hand geſehen, an der man den Kummer erkennt, dem ſie zur Stütze dient? Wie verſchieden dieſes melancholiſche Weiß, dieſe todtenhafte Ruhe von der atlaſſenen Feine vornehmen Müßiggangs! und am Schreibfinger dieſer ſchönen, kummervollen Hand ſteckte ein goldnes Ringlein, durch den Gebrauch länglich gebogen, darin ein herzförmig geſchnittener Rubin, durchſichtig glühend im herbſtlichen Sonnenſtrahl, der ein Oval an die Tapete malte. Ich konnte meine Blicke von dieſem Rubin nicht abwenden; er ſchien mir ein blutendes Herz, glänzend vor Gott in himmliſchem Lebensfeuer. —

Wie leicht ſind unſere Gefühle zu beſchwingen — ach! unglaublich leicht, und was iſt's, das jenen bebenden Ton hervorruft, der wie die Seele der Sehnſucht in uns ſchläft und mit Allem, was an die Sinne rührt, in Einklang ſteht? — Auf dem Tiſche lag eine Streu aromatiſcher Kräuter — vermuthlich zu einem heilſamen Zwecke. Sie verbreiteten einen ſchwachen Frühlingsodem, der mich mit der Wehmuth einer Gefangenen erfüllte. Die Berge, auf denen jene Kräuter gegrünt, ſtanden mit ihrem treuen Blau vor mir; kettenartig zogen ſie an meinem Geiſte — ich ſehnte mich hinauf, und dachte: „Wie könnte die ſchöne Seele dort hienieden glücklich ſein?“

Der Schall der Klingel, hell wie ein Altarglöckchen, unterbrach die andächtige Stille unſeres ſtillen Zuſammenſeins. Ein Dienſtmädchen mit verbundenem Geſicht trat ein, empfing den Brief mit der Weiſung, ihn auf die Poſt zu beſorgen, doch ja nicht ſelbſt zu gehen.

Nun ſtand Madame Adoly vor uns. Sie war frei! —

„Verzeihen Sie,“ ſagte ſie ſo liebreich, daß es eine Sünde wäre, dieſe innige Tonweiſe eine höfliche zu nennen, „wenn ich für den Augenblick an der Freude Ihres Empfangs dringend behindert war; ſie iſt Ihnen dennoch entgegengekommen. Mein werthes Fräulein, herzlich grüße ich Sie, da ich hoffen darf, es ſteht dem lieben Kinde hier in Ihnen eine Freundin zur Seite.“

Aber bevor ich antworten konnte, hatte Suzon mit leidenſchaftlicher Anhänglichkeit ihres Vaters ehemalige Gattin umſchlungen, und ſprach: „Du biſt meine beſte Freundin — und willſt mich doch nicht losgeben, Tante?“

Ein ſchwaches Lächeln ſpielte um den Mund der Tante, mich dünkt aber, ihre Lippen zuckten ſchmerzlich, da Sie verweiſend rief: „Suzon! Dich giebt man auch los! — iſt denn freundliche Liebe ein ſo einſeitiges Gefühl? Sie ſehen,“

wendete ſie ſich zu mir, „wie nöthig es iſt, daß meine Nichte ſich mittheilt.“

Mein theurer Freund, mir war das Herz bis zum Zerſpringen voll, und ich weiß nicht mehr, was ich darauf erwiederte. Wir blieben noch eine Stunde, doch lebenslänglich wird ihr Eindruck nicht aus meinem Gedächtniß ſchwinden. Welch eine Frau! Alles an ihr übt anziehende Kräfte. Wie war es möglich, von ihr ſich zu ſcheiden und einer Andern anzugehören, deren Vorzüge höchſtens — o vergeben Sie! — die einer Dame ſind, welche ſich herablaſſend weiſ't, wo ſie verbindlich zu ſein ſtrebt! — Madame Adoly hingegen bindet mit jedem Athemzuge, ohne daß man eine Abſicht fühlt. — Nach Außen zeigt es ſich ſogar, wie frei ſie das Gefallen läßt. Ihre zarten Geſichtszüge, etwas erſchlafft — (ſie ſoll ſehr kränklich ſein und zuweilen an einem nervöſen Kopfſchmerz leiden, der einen Foltergrad erreicht) ſpannen ſich nicht für die Aufmerkſamkeit, welche ſie erregt. Das blaue weiche Band an ihrer Haube iſt kaum geknüpft, und ihr Anzug in jener tadelloſen Nachläſſigkeit, die nur der Faltenwurf iſt einer ſchweren Kunſt, das Kleid der Jahre mit Geſchmack zu tragen. — Nirgend die kleinſte Blöße der Eitelkeit — nirgend! — Ein Schleier hängt — ob zufällig? vor ihrem Spiegel, wie aus Selbſtverleugnung gewebt. Der friedſamſte Geiſt wohnt zwiſchen dieſen Wänden, man denkt nicht daran, daß er ſich aus dem Streite der Verhältniſſe gerettet hätte. Nur an ihrer Stimme könnte man es merken. Dieſe kranke Stimme iſt hörbar ein Nachklang trauriger Stunden, und rührt wie ein Lebewohl, wie jenes geſangreiche „fare well!“ was ich nie ohne Thränen leſen konnte. O! warum müſſen ſolche

Herzen untergehen? — Leben auch Sie wohl. Für heute nichts mehr.

Minna.

Fünfter Brief.

Fortſetzung.

H—., den 10. October 18—.

Obgleich ich im Voraus weiß, daß ich mich dem Fräulein herzlich anſchließen werde, ſo fühle ich mich von Mitha doch ungleich ſtärker angezogen. Vielleicht iſt dieſer Vorzug nur derjenige, den das Mitleid giebt; denn ſchweſterlich ſind die beiden Mädchen wohl auf keinen Fall geſtellt. — Gewiß iſt Sulamith die Schönere von Beiden. Man ſieht ihr die Waiſe an. Eine ſanfte Trauer überzieht zuweilen ihr Geſicht und hüllt den Reiz ihrer aufblühenden Jugend in ſich ſelbſt ein. Deſſenungeachtet iſt ihr unſchuldiger Sinn der hellen Seite des Lebens zugewendet und fern davon, ſich den reinen Genuß ihres Frühlings zu trüben. — Mitha's Vater iſt, wie ich hörte, Hiſtorienmaler der Bibel geweſen, und dieſe künſtleriſche Richtung ſcheint indeſſen in Etwas auf die Natur der Tochter übergegangen zu ſein. Welch ein frommes, tiefblaues Auge! Ein himmliſches Licht leuchtet darin, das dem Irdiſchen ſchönere Farben verleiht. In ihren Zügen lieſ't man etwas von dem begeiſterten Ausdruck heiliger Schrift. Vor Schwärmerei, dünkt mich, wäre Mitha am meiſten zu hüten, und ſo würde ich es für ein

Glück erachten, wenn die Welt dies Gemüth ein wenig in Beſitz nähme.

Verkennen Sie mich auch hierin nicht, lieber Freund; ich ſelbſt bin deßhalb kein Weltkind. Die religiöſen Elemente meiner Eltern finden ſich in mir gemiſcht. Wenn der Sinn für das Ewige und Wahre, wenn Nächſtenliebe mit eigener Aufopferung geübt, den Chriſten ausmacht, ſo war nie ein beſſerer, als mein Vater. Sie haben ihn gekannt. So wiſſen Sie aber auch, daß er keinen Prunk mit dieſem Namen trieb. Sein Herz ſchlug für die ganze Menſchheit, auch für die, welche vor unſerer Zeitrechnung gelebt hat. Er lebte wie ein Unſterblicher jeden Tag ſelig voraus; aber jener milde Himmel griechiſcher Weisheit war der Athem ſeiner theuern Seele. — Ich, als ſeine Tochter, angehaucht von dieſem Geiſte, dachte in meinem kindlichen Unverſtande, es wäre doch Schade, daß die alten Tempel nicht mehr ſtänden. Da lehrte meine Mutter mich den Gott finden, deſſen Tempel jedes reine Herz iſt. Der Vater hatte den Sinn für das Göttliche in mir geweckt. — Vielleicht gab es in religiöſer Beziehung nie eine ungleichartigere Verbindung, als die Ehe meiner Eltern; dennoch wüßte ich mich kaum einer Uneinigkeit zwiſchen ihnen zu erinnern. Der Glaube meiner Mutter hängt einfältiglich an der reinen Lehre, und ihr Vertrauen — gewiß die heiligſte Kraft im menſchlichen Gemüthe — ziehet ſeine Stärke aus den evangeliſchen Verheißungen. Sie ließ — wie viele Frauen möchten es ihr nachthun? — meinen Vater gewähren, und ehrte ſeine Anſichten, ohne ſie zu verſtehen.

So iſt mir Frömmigkeit bei meinem Geſchlecht unerläßlich, doch Frömmelei im Innerſten zuwider. Mir ſcheint, ſie verhält ſich, leider! der Jetztzeit angehörend — wie Neuſilber zu jener gediegenen Geſinnung, und iſt ein Nothbehelf des Hochmuths. Doch dürfte dieſe armſelige Gleißnerei von jenem echten Schmuck des Weibes leicht zu unterſcheiden ſein, der im Dunkel der Geſchicke um ſo heller glänzt. Und wenn mich mein Urtheil nicht trügt, ſo habe ich hier in dieſem Hauſe, wo mancher falſche Schimmer unterläuft, einen Solitair vom reinſten Waſſer gefunden. — Sie denken an Madame Adoly? auch dieſe Perle iſt köſtlich, und ihr unſchätzbarer Werth die Frucht eines gebrochenen Herzens — aber rathen Sie höher, lieber Doctor!

Nachmittags holte Mitha mich zu ihrer alten Gönnerin ab, die, wie ſie ſagte, meines Beſuches bereits gewärtig ſei. Frau Telkyn heißt die Wittwe des Schiffscapitains; doch nur „die Großtante“ nennt man ſie. Ich war auf eine mißmüthige, alte Frau gefaßt geweſen, welche ein Klagelied ſingen würde — ihre Stimme kannte ich ſchon — und fand eine muntere Matrone, die ihres Siechthums mit keinem Worte erwähnte. — Ein Ausdruck von Heiterkeit in ihrem Geſicht rührt um ſo mehr, wenn man des hülfloſen Zuſtandes gedenkt, worin ſie ſich befindet. Die Arme iſt keines Schrittes mächtig. Wir ſuchten ſie in einem Eckzimmerchen auf, welches die Ausſicht auf den nahen Hafen gewährt, die in den untern Stockwerken verbaut iſt. Dahin läßt ſie ſich in ihrem Rollſtuhl fahren, um ſich an dieſem trauten Anblick zu erfriſchen. Sie ſaß am Fenſter, einſam und allein. Das Stübchen iſt nicht viel beſſer ausgerüſtet, als Sulamith's wüſtes Kämmerlein; die Inhaberin nannte es „ihre Cajüte.“ Und dieſer Aufenthalt wäre ſchwerlich wohnlich zu nennen für ein krankes Mütterchen, das es bequem haben möchte; aber dennoch war mir heimlich hier zu Muthe.

Ein kleines Poſitiv ohne Pedal — ich dachte wehmüthig, dies müßte der contracten Schiffsfrau tröſtlich ſein — darüber der Apoſtel Paulus in goldenem Rahmen, ein Prachtſtück fürwahr; ein Köfferchen von bunten Binſen an der Wand hängend, zwei Seſſel von modiſchem Strohgeflecht zum Beweiſe, daß hierher wenig Gäſte kommen — dagegen ein ſtarker, eichener Tiſch worauf einige Bücher lagen, von langem Gebrauch, wie es ſchien — im Winkel ein kleines Ablager neuerer Schule, war Alles, was ich flüchtig bemerkte. Die Großtante reichte mir die Linke, und ich zweifle nicht, ſie kam vom Herzen. Ich glaubte, ſie hätte däniſche Handſchuhe an, und es war mir, als ob ich eine Mumie berührte. Es liegt aber eine kräftige Innigkeit in dem Weſen dieſer alten Frau. Sie bat herzlich, daß ich mich ihrer lieben Mitha annehmen möchte, und ſagte dabei, es würde mein Schaden nicht ſein. Ach! ich verzeihe es ihr. Sie mag den guten Willen, ihr zu nützen, wenn auch mittelbar — nur von der Seite des Eigennutzes kennen. Merkwürdiger Weiſe hat dieſe Frau den größten Theil ihres Lebens zur See zugebracht, und iſt als ein ſehr junges Mädchen ihrem Manne in die Gefahren ſeines Berufes gefolgt. „Manchen Sturm habe ich erlebt — manche Fährlichkeit beſtanden —“ ſetzte ſie lächelnd mit einem Blick auf den Apoſtel hinzu, der da ſpricht: Wir rühmen uns auch der Trübſal. „Aber trotz der langen Fahrt war mein Eheſtand nimmer in Gefahr. War unſeres Glückes Haus ſchwankend, ſo hielten wir um ſo feſter zuſammen. In der Fremde war eines dem Andern Freund und Heimath. Doch als mein lieber Mann auf dem Schiffe ſtarb — als wir ihn in ſein naſſes Grab verſenkten —“ hier wankte die alte Stimme — „da war mir, als ſänke ich mit unter und all mein Muth läge begraben in der

Tiefe. Zum erſten Mal ſah ich, wie weit das Meer ſei, wie öde! Es kam mich eine Furcht und ein Grauen an, und ich ſehnte mich nach dem vaterländiſchen Erdboden.“

Mitha's blaue Augen ſtanden, als die Matrone dies ſagte, voll heller Thränentropfen. Die Großtante ſah an dem Mädchen empor, denn Sulamith iſt von ſchlanker Höhe, und ſprach: „Betrübſt Du Dich, gutes Kind, daß ich dennoch nicht feſten Fuß habe faſſen können? thue es nicht! Du ſiehſt ja, ich trage es gefaßt. In der Nacht geſchieht es bisweilen, daß mir träumt, ich gehe auf dem Waſſer. Eine glänzende Geſtalt ſchwebt vor mir her und reicht mir die Hand — ich weiß wohl, an wen mein Glaube ſich hält.“

O mein theurer Freund! das iſt wahrhaft ein frommer Glaube! Wer ſo träumt, der beſchämt die Wachenden. Warum gehen wir nicht eben ſo ſicher im Traum des Lebens über die untreuen Wellen und ſehen getroſt auf Gott? — Ich bin Willens, die Großtante oft zu beſuchen.

Die Ankunft des Präſidenten und ſeines Freundes erfolgte ſpäter, als erwartet worden, und kurz vor der Geſellſchaft, in die ich eingeführt werden ſollte. So ſah ich ihn erſt unter den verſammelten Gäſten, und er bewillkommte mich, als gehörte ich zu dieſen. Es iſt ein gar ſtattlicher Mann von gebietender Geſtalt, die vollkommen ausdrückt, daß er ſeine Verhältniſſe zu beherrſchen weiß. Sein Geſicht hat einen bedeutſamen Ernſt, der ſich zuweilen, wenn er unbemerkt zu ſein glaubt, zu einiger Säure verzieht. Die gewölbte Stirn ſcheint weniger hohe, als beſonnene Gedanken zu verſchließen, und iſt ſo weiß wie Elfenbein, was ihr einen Anſchein von Kälte giebt, der jedoch bei einem Blick auf die liebe Tochter zerſchmilzt. Am beſten gefiel mir der Präſident, ſo oft er mit ſeinem Freunde ſprach. Dann ſpielt eine milde Ironie um ſeinen Mund, als ſpotte er ſelbſt ſeines ſichtlichen Wohlgefallens an dem Candidaten und deſſen Schwächen; aber die Güte eines Vaters iſt in dieſem Zuge, und wie der Präſident zu ſolcher Anhänglichkeit feſſelt, daß ſich ſogar abgethane Liebe nicht loszureißen vermag, mit ihm zu leben, dies iſt mir, da ich ihn geſehen, begreiflich geworden. — Mit ſeiner Frau ſpricht er im Tone der Convenienz; ach! lieber Doctor! ich möchte niemals heirathen, wenn mein Mann je ſo mit mir ſpräche. Der Candidat iſt nicht die unbedeutendſte Perſon hieſiger Hausgenoſſenſchaft. Seine Figur, die ſonſt ſchlank und hübſch wäre, hat etwas Schlappes — ich weiß nicht, ob Adelung dieſes Wort geſtatten würde; Sie aber, mein Freund, werden mich wohl verſtehen. Mich dünkt, der Talar müßte nicht kleidſam um dieſe ſchmalen Schultern hängen. Seine Geſichtszüge ſind jugendlich geſpannt, und die harmloſeſte Gutmüthigkeit liegt in ihnen. Sein offenes braunes Auge hat einen Blick von Poeſie — er ſcheint nichts als wirklich aufzufaſſen, und man läßt es ihm hingehen, daß er ſo wenig auf die Form giebt. Sein Organ iſt ſchön, ſeine Ausdrucksweiſe gewählt, und ich meine, er würde als Redner gefallen. Trotz der großen Zerſtreutheit, von der Frau von Avoly mir geſagt, iſt er doch ein ſcharfer Beobachter und achtſam auf Kleinigkeiten. Er bemerkt fein und fühlt zart das Unſchickliche. Deſſenungeachtet ſcheint er mir kein großer Kenner und ſehr täuſchbar. Von Eitelkeit möchte ich ihn nicht freiſprechen, und dieſe iſt — Sie werden mir vielleicht Recht geben — das größte Hinderniß der Menſchenkenntniß. Eitelkeit verflacht — der Schlüſſel aber zu dem Geheimniß des Charakters liegt in der Tiefe.

Der Präſident führte mir ihn zu. „Mein Freund Hayn

— den ich Ihnen zu guter Collegialität empfehle. Erſchrecken Sie nur nicht vor ſeinem Namen! Er iſt nicht mein Tod — vielmehr mein Leben.“

Der Candidat verbeugte ſich flüchtig gegen mich — umfaßte dann mit ſeinen beiden Händen den Oberarm des Präſidenten, und drückte einen ſchamhaften Kuß der Freundſchaft in die ſuperfeine Wolle ſeines Rockes. Es lag etwas Liebenswürdiges in dieſer Geberde. Deutlicher konnte er nicht ſagen, als ſo ſtumm, daß er eine Stütze an ihm hätte.

Wir waren bald in einem lebhaften Geſpräch. Der Präſident verrieth ſcherzhaft, daß ich ein wenig Latein verſtände. „Sie, glücklicher Menſch!“ ſagte er traulich ſpottend zu jenem, „das wird ein claſſiſches Verhältniß geben.“ Darauf entzog er ſich des Weiteren und miſchte ſich unter ſeine Gäſte.

„Wohl bin ich ein glücklicher Menſch!“ ſetzte Hayn mit völliger Zufriedenheit die Rede ſeines Gönners fort, „weil tauſend Dinge meine Ruhe gar nicht ſtören, die ich ſo oft als die Plagen Anderer ſah, irriger Weiſe für nothwendig von ihnen gehalten. Das hat ein wiſſenſchaftlicher Mann voraus, der ſich mit ſeinen Wünſchen zu beſcheiden weiß. Einer iſt jetzt ſehr ſchön erfüllt.“ Er bückte ſich ehrerbietig. „Ich wünſchte nämlich den jungen Damen hier im Hauſe ſagen zu können, daß die lateiniſche Sprache auch ihrem Geſchlecht zur höchſten Zierde gereichen würde. Es hat mir nicht damit glücken wollen. Sie denken ſich Pedanterie darunter, eine Bildſäule der Gelehrſamkeit gleichſam, von carrariſchem Marmor, aus dem man auch Grabſteine fertigt, worauf Sentenzen ſtehen. Davor ſcheut ſich denn der warme Jugendmuth. Nunmehr aber, hoffe ich, wird ihnen der Ausdruck einer römiſch gebildeten Seele anſchaulich geworden ſein.“ Er ſah mich mit einem Liebesblicke an, der nicht mir, ſondern dem alten Latium galt. Ich hatte Mühe, mich ſeines günſtigen Vorurtheils zu erwehren. Nichts half es mir, daß ich ihm ſagte: Da mein ſeliger Vater ſich dem Studium der todten Sprachen gewidmet, ſo habe er nur gewollt, daß ich ſeine Freude daran verſtände, indem er mich etwas Latein gelehrt, was er am faßlichſten für mich gehalten. So hätte ich es nur ſo weit gebracht, meinem Vater auf ſeinem langen Krankenlager einen oder den andern ſeiner Lieblingsſchriftſteller vorleſen zu können.

„Wollten die Götter,“ rief der Candidat ziemlich untheologiſch, „daß unſre jungen Damen anſtatt aller Taſchenausgaben im baren Sinne, wie in dem kleiner Bücher, wohlfeil zu haben, nur einen einzigen lateiniſchen Autor läſen! es würde mehr Gründlichkeit in ihr Wiſſen und Weſen bringen, als alles Uebrige. Die lateiniſche Sprache räumt den Kopf auf und duldet keinen Plunder; ihr erhabener Genius verdrängt den Kleinigkeitsgeiſt. Wie einfach würden ſie ſich tragen! das Haar in einen Knoten geſchlungen —“ hier blieb ihm das Wort im Munde in einer meiner Haarflechten hangen, und ein Lächeln angenehmer Gedankenverwirrung zeigte ſich in ſeinen Zügen.

Sonſt iſt er durchaus unbefangen und widerſpricht den Damen frank und frei, der Frau vom Hauſe am meiſten. Obgleich er ihr ſichtlich der Dorn im Auge iſt, ſo beträgt ſie ſich doch ſo fein, ſo beziehungsvoll gegen ihn, daß man ſchwören ſollte, ſie ſei die Abhängige, nicht er. — Man möchte auf die Vermuthung gerathen, ihr Gemahl, der ſich heimlich daran zu ergötzen ſcheint, nütze ſeines Freundes furchtlos kindlichen Sinn, um der Frau in Allem die Spitze zu bieten, wozu er ſich ſelbſt nicht Mann genug fühlt. — Ad vocem! „nützen!“ Man dachte nun endlich daran, mich anzuſtellen. Hayn hat bisher für den wiſſenſchaftlichen Unterricht der beiden Mädchen geſorgt. Frau von Adoly hält ihre Tochter der Schule entwachſen und wünſcht nur einen bildenden Umgang für Suzon, wie ſie artig genug war, ſich auszudrücken. Der Candidat klagte, daß die Mädchen nicht genug läſen. „Es fehlt der rechte Ernſt für ein gutes Buch,“ ſagte er mit einiger Lehrſtrenge, „und auch die Zeit,“ ſetzte er mit einem Seitenblicke hinzu. Frau von Adoly hatte den empfangenen Stich mit einem höhniſchen Lächeln verwunden.

„Was nennen Sie ein gutes Buch?“ fragte ſie ſpitz. „Was uns beſſer macht, weiſer,“ — antwortete Jener ganz einfach.

Es gab nun einen Wortſtreit, der ſich damit endete, daß mir die Auswahl der gemeinſam zu leſenden Bücher überlaſſen bleiben ſollte.

Hayn ſchien nicht ganz unbeleidigt, daß ſeine Gegnerin obgeſiegt, wenn ich mich auch neutral dabei verhalten hatte. „Noch Eins,“ ſagte er, „was bei dieſer Gelegenheit zur Sprache kommen muß. Die ſchriftlichen Ausarbeitungen ſind gänzlich eingeſchlafen, und ich bin es endlich müde geworden, daran zu erinnern.“

„So wird Fräulein Bergener die Güte haben, den Sinn dafür zu wecken und eine Mühe zu übernehmen, welche dieſen Schultern zur Laſt fällt,“ ſagte der Präſident und klopfte ſeinen Freund auf die Achſel. Frau von Adoly zuckte unmerklich die ihrigen, daß die Geduld ihres Mannes um ſo viel größer wäre, als die des Candidaten, den ſie dazu verpflichtet halten mochte. „Meine Tochter,“ entgegnete ſie mit

Groll, „wird hoffentlich keine Schriftſtellerin werden;" an Mitha ward gar nicht gedacht. „Hoffentlich?" ſprach Hayn im Tone der Rüge, „es giebt auch ſchätzbare unter dieſer Claſſe, gnädige Frau, und es iſt ſehr viel werth, wenn ein Mädchen bündig ſchreibt und ſeine Gedanken folgerichtig auszudrücken weiß. Dieſe ſtille Uebung des Denkens bewahrt oftmals vor thörichtem Reden."

Schnell fiel ich ein: „Mein Vater war ſehr für ſchriftliche Aufſätze und hat mich frühzeitig daran gewöhnt. Alle Fragen, Fehler, Vorwürfe mußte ich auf dieſe Weiſe beantworten, um mir ſelbſt klar zu werden." — „Das finde ich gut," ſagte der Präſident entſcheidend, „und bitte! tragen Sie dieſe Gewöhnung, die als trefflich einleuchtend iſt, auf meine Tochter über." Seine Frau aber machte ein finſteres Geſicht dazu und konnte ſich nicht enthalten, zu äußern: „Ich bin nicht für häufiges Briefſchreiben unſeres Geſchlechts und für ein Tagebuch noch weniger. Das erſtere macht in ſich verſchloſſen und ſondert das mittheilende Intereſſe allzuſehr vom geſellſchaftlichen. Das zweite —" es ärgerte mich, daß Hayn ſie unterbrach. „Briefe," ſagte er, „ſind recht eigentlich das Talent der Frauen. Ein Mann hat mehr zu thun." Damit ging er.

Hier ſah ich einen Sprühfunken erſtickter Hitze in den Augen der Präſidentin, als ſie dem Candidaten nachſah. „Auf der Welt Gottes hat er gar nichts zu thun —" ſagte ſie bitter, und hatte ſomit ſein Daſein als völlig unnütz ausgeſprochen; worauf ich erwiederte, ein in ſich beſchäftigter Geiſt bedürfe keiner äußern Anläſſe, um ſich immer thätig zu fühlen.

Am Abend ſprach ich mit Sulamith und ſagte ihr, daß wir künftig zuſammen leſen würden. Sie freute ſich darauf. Auch des Schreibens erwähnte ich. „Ach!“ geſtand ſie mir lachend, „das hätte uns der gute Hahn bald verleidet. Was er uns aufgab, war oftmals trocken, wie ein alter Schiffszwieback, ſagte die Großtante, wenn ich an der Feder kaute. Sie hat auch geholfen. Wozu wirſt Du denn das viele Schreiben brauchen? fragte ſie mich; ich wußte es nicht. Pauli Briefe, ſagte ſie dann, die lerne auswendig, mein Kind. Das ſind Liebesbriefe, an die ſich jedes Mädchen halten ſollte, dann hielte die Liebe ſelber lebenslang vor. Ich habe auch zuweilen kleine Auszüge aus den Epiſteln gemacht, die las die alte Frau immer mit Thränen. Mit der Gemeinde zu Korinth bin ich gleichſam wie Schweſter und Bruder.“ Ich ſah ſtaunend auf das beſcheidene Kind, das in ſeiner Unſchuld einen Commentar der Bibel geſchrieben, und ich glaubte, die Vorſchriften des Apoſtels in dieſen engelreinen Zügen voll der zarteſten Liebe zu erblicken.

Unſre kleine geheime Hauscanzlei iſt nun im Gange. Ich ſchreibe mit und laſſe mir von den beiden Mädchen meine Aufgabe ertheilen, daß unſer Intereſſe dafür wechſelſeitig und gemeinſam ſei. Wenn Sie es geſtatten, ſo lege ich mit Nächſtem ein paar Blätter bei.

Ich erwarte nun recht bald einen möglichſt langen Brief von Ihnen. Die Kürze Ihrer Zeit dürfte für den Fall des Ausbleibens zu keiner Entſchuldigung gereichen; denn für die Freude, welche man ſeinen Freunden zu machen ſucht, findet ſich auch in genaueſter Zugemeſſenheit derſelben eine Stunde. — Mit dem Poſtzeichen der Heimath wird, ich fühle es, jener Segen der Freundſchaft über mich kommen, der ſo troſtreich iſt in der Ferne. Mit Augen voll thränender Zuverſicht werde ich die Handſchrift der Adreſſe erblicken. Es wird mir ſein wie vormals, als ſähe ich ein Recept, das Sie geſchrieben. Immer nahm ich ſeine heilſame Kraft voraus. Der kleine Baum von Mecca auf dem Siegel wird mir auch jetzt noch Balſam in das Herz träufeln. — Schließen Sie daraus nicht, daß ich krank wäre, nein! aber Augenblicke der Sehnſucht nach meinen früheren Verhältniſſen überwältigen mich doch zuweilen; ein Heimweh nach denen, die mir theuer ſind — ewig theuer! Leben Sie wohl!

Minna.

Sechster Brief.

Der Doctor an Minna.

S—., den 14. October 18—.

Heute, am Geburtstage Ihres Vaters, ſchreibe ich an Sie, meine theuerſte Freundin! es war längſt ſo beſchloſſen. Nicht, daß ich eines beſtimmten Anlaſſes dazu jemals bedürfte; aber weil dieſer unvergeßliche Tag, wie er unſere Gedanken zuſammenführt, Ihnen ein ſichtbares Zeichen bringen ſoll meines Andenkens einer Feier, die uns ſonſt in gleich innigen Wünſchen vereinte, und die der Tod nicht aufgehoben, vielmehr geheiliget hat, indem er ein edles Leben zu einem edlern Sein erhöhte. — Und was ändert es auch, ob ein geliebter Geiſt uns von dort, oder hier ſegne? Wir ſind beiſammen. Es wäre traurig, wenn wir uns an den hinfälligen Leib hielten. Dann ſtaunten wir beſchämt über den Anblick der Vernichtung und ſtänden verlaſſen. —

Man hat Figuren künſtlich aus Sand geformt, den Kindern zur Warnung gegeben, ſie vor dem Anfaſſen zu ſchrecken alles deſſen, was ſie ſehen. So iſt der Menſch. Wir ſehen ihn zerrinnen in eine Stunde Schmerz und Weh — und alles zeitliche Glück löſ't ſich auf in Nichts, in ein wenig Staub.

Verzeihen Sie dem Arzte dieſen troſtloſen Vergleich! er liegt ihm ſo nahe. Das Weſen der Liebe fordert ewigen Beſitz, das Vergängliche kann ihn nicht geben.

Herzlichen Dank, theure Minna, für Ihre lieben Briefe, deren jeder mich erquickt und erfreut. Gottlob! Sie ſind wohl, Sie ſind nicht ganz unzufrieden mit Ihrer Lage. Wo könnten Sie dies auch ſein? Sie würden die Fülle Ihres Geiſtes auch in die kläglichſten Verhältniſſe übertragen; voller Genüge und Gönnen kommen Sie nirgend dazu, Mängel zu ſpüren. Tauſend kleinliche Uebel, tauſend Bedürfniſſe, wobei doch immer das Herz darbt, ſind für Sie gar nicht da. Sie ſuchen in den Handlungen Ihrer Nebenmenſchen nichts Böſes, und finden überall das Gute heraus. O meine Freundin! warum haben Sie nicht Schweſtern — Schweſtern unter Ihrem Geſchlecht? — Der Geiſt Ihres Vaters iſt in verweiblichter Form auf Sie übergegangen, da jener Treffliche, den ich ſo ſehr geliebt, zu Gott ging, auf daß er zwiefach ein Engel würde.

Nein, theure Minna! Sie dürfen über dieſes Wort nicht erröthen. Ich ſchmeichle Ihnen nicht; ich weiß, es giebt Männer, welche dieſe Ausbildung an einem Mädchen nicht allgemein wünſchenswerth finden dürften, doch gehöre ich nicht zu ihren Zahl. Nur eine gebildete Seele erhält meiner Anſicht nach der Ehe den Reiz der innerſten Jugend;

nur ein gebildetes Weib kann eine Freundin des Mannes ſein, der ſich ſelbſt ehrt. —

In Betreff Ihrer Umgebungen enthalte ich mich für jetzt noch meines Urtheils. Von Allen intereſſirt mich Sulamith am meiſten. Sollte Gott Sie dieſes armen lieben Kindes wegen in jenes Haus geführt haben? — Hier trifft mein Auge auf einen Vers: „Nicht der iſt auf der Welt verwaiſ't, deſſen Vater und Mutter geſtorben, ſondern der für Herz und Geiſt keine Lieb' und kein Wiſſen erworben.“ Solche Naturen ſind es, die nicht in ſich ſelbſt verglühen dürfen. Welches Leben kann aus dieſer Wärme hervorgehen! Aber es muß wie mit heiligem Flügel bedeckt ſein. Die alte Schiffsfrau iſt eine Wohlthat für das arme Kind, indem ſie eine von ihm empfängt. Sollte Frau von Adolph ſich dennoch nicht verrechnet haben? Ich glaube es faſt. Die Selbſtſucht kommt tauſendmal zu Schaden, während ſelbſt der Irrthum eines liebevollen Herzens nimmer ohne Segen bleibt.

Was mein eigenes Ergehen anbetrifft, ſo war es zeither durch Ida's Krankheit nicht das Beſte, und überdies von Berufsgeſchäften, welche die Jahreszeit häuft, gänzlich hingenommen. Meine Schweſter hat mich durch ihre treue, aufopfernde Sorgfalt für das Kind aufs neue zu ihrem tiefverpflichteten Schuldner gemacht. Ach! verſtände die Arme nur, ſich und Andern das Leben leicht zu machen! — Das Leben leicht machen! in welchen Schulen wird dieſe Kunſt gelehrt, deren geringſter Grad nicht mit Golde zu bezahlen wäre? Dann müßten ihre Pforten für die Töchter der Menſchen offen ſtehen, und es ſtände wohl um uns Alle. Aber dem iſt leider nicht ſo. Kleinliche Spielereien beſchäftigen die Hände, in denen das Wohl der Welt ruht; das

Reelle wird um verdrießlichen Preis eingetauſcht, und ein markiger Kern ruht in bitterer Schale. — Und wäre jene Kunſt denn ſo ſchwer? Es käme nur darauf an, unerhebliche Dinge nicht als wichtig zu behandeln und ſich des Gleichmuths zu befleißigen. Ein gebildeter Geiſt, ein veredeltes Gemüth wird ſich je mehr und mehr jener Ruhe der Weisheit nähern, welche den Ernſt des Lebens nicht mißkennt und ſeinen Werth zu hoch anſchlägt, um ſich von einem kleinen Uebel aus der Faſſung bringen zu laſſen. Unſre Damen ſollten ein wenig Chemie ſtudiren, nur, um unterſcheiden zu lernen. Dann würde jede Häuslichkeit zu einer kleinen Hausapotheke, und ein Aether, der nicht verfliegt, ein Himmelstropfen! ſtärkte die Kraft der Männer zu ihrem Berufe. — Jüngſt ſah ich eine junge Frau mit unſäglicher Mühe einen Klingelzug für ihren Mann arbeiten, der mir in bitterm Schmerz klagte, daß die kleine Frau ſeinen innigſten Warnungen in Beziehung auf ihre Geſundheit kein Gehör gäbe. — Wie leicht wäre es ihr nun geweſen, ihm größere Freude zu machen! — Nein! taub für den Wunſch ſeines redlichen Herzens, zog ſie die flimmernde Schelle vor. Ich ſelbſt kenne es aus Erfahrung, wie der gute Wille, Jemand eine Ueberraſchung zu bereiten, ihm ganze Tage übellaunig verkümmern kann, wenn irgend etwas dazu mißlingt. Und das Leben iſt ſo kurz, theure Minna, jeder Augenblick könnte in Güte und Liebe gabenreich ſein, und man vergißt, daß zu Allem eine empfängliche Stimmung gehört, die nicht verdorben werden darf, für den reinen Genuß des zugedachten Vergnügens. — Welch ein peinlich Gefühl iſt ein dankbares, das ſich mit Widerwillen miſcht! daran aber denken ſo Wenige. So wird ein Wiegenfeſt, ein Weihnachtsabend nicht ſelten zum jüngſten Gericht, wo ſolche Tugenden der Gutwilligkeit nur vergeben werden können, anſtatt belohnt mit dem Schönſten, was das Herz vermag, mit freier Hinnahme, mit fröhlicher Liebe. — Daß Eitelkeit das größte Hinderniß iſt, ſich ſelbſt und Andere wahr und richtig aufzufaſſen, darüber, meine Freundin, bin ich ganz mit Ihnen einverſtanden. Niemand hat wohl mehr Gelegenheit, die verblendende Schädlichkeit derſelben näher kennen zu lernen, als der Arzt. Welche ungeheuere Opfer rafft dieſe Feindin des Gemüths! Ich ſchweige von den äußeren Folgen, die da augenfällig ſind, und meine vielmehr ihren zerſtörenden Einfluß auf die innerſte Geſundheit der Seele. Was erzeugt wohl mehr Mißmuth, als die unbefriedigten Anſprüche der Eitelkeit? Und Mißmuth iſt ein Gift, welches langſam aber ſicher alle Freuden tödtet. — Noch über das Grab hinaus ſcheint dieſe reizbare Empfindlichkeit einer eiteln Frau zu dauern; vernehmen Sie eine Thatſache, die zu meinen neueſten Erfahrungen gehört. —

Dieſen Morgen werde ich zu einer verheiratheten Dame gerufen. Der Name iſt gleichgültig dabei. Ihr Mann tritt mir mit verſtörtem Geſicht entgegen und führt mich an das Bett ſeiner Frau, die ich in fieberhaftem Zuſtande finde. Auf meine Fragen bricht die Frau in Thränen aus, der Mann übernimmt den Bericht und erzählt mir ganz einfach Folgendes: Am Abend vorher, wo ſeine Frau ſich noch völlig wohl fühlt, hat ſie einige ihrer Freundinnen zu einer Spielpartie bei ſich. Man ſpricht von Verſtorbenen, äußert ſich vertraut, und die Wirthin ſagt: „Ja, meine Mutter war gut, nur ein wenig eitel, was ich nicht leugnen kann.“ Als der Beſuch fort iſt, und die Dame nun ſchlafen gehen will, kleidet ſie ſich gemächlich vor dem Pfeilerſpiegel aus und löſ't das lange Haar. Hinterwärts führt eine Glasthür in den Alkoven. Solch eine Glasthür hat ſtets bei Abend etwas Unheimliches. Der Schein des Lichts daran und das geheimnißvolle Dunkel innen laſſen Spielraum dem Blendwerk der Phantaſie. Mit einem Nervenſchauer glaubt die Dame an jenen Scheiben ein Geſicht zu bemerken, deſſen Blick dem Spiegel zuſtrebt. Sie wagt noch einmal hinzuſehen und ſieht daſſelbe. Ein Grauen der Furcht erfaßt ſie, der Kamm entfällt ihren Händen, halbentkleidet eilt ſie zu Bette; aber nur einem andern Schreckbild zu. In der Nacht zeigt ihr ein Traum die Mutter mit erzürnten Mienen. „So?“ ruft ſie der entſetzten Tochter zu, „alſo eitel bin ich? eitel?“ Die Dame erwacht geängſtet und erſchrocken von einem fürchterlichen Gekrach, deſſen Urſache zu erforſchen ſie ſich ſcheut. — Früh findet man den ſchönen Spiegel zertrümmert am Boden, ein Porzellanaufſatz, ein Erbſtück von ihrer ſeligen Mutter, liegt in Scherben daneben. — Was ſagen Sie dazu, Theure? Als die Dame weinend hinzuſetzte: „Ach! und doch iſt es nur die Wahrheit geweſen, was ich ſagte;“ bemerkte ich ſelbſt ein furchtſames Lächeln auf dem Lippen des Mannes. Ich ſuchte meine Kranke zu beruhigen, indem ich ſie aufmerkſam machte, daß wahrſcheinlich der Spiegel ſchon gewankt hätte, woraus die Täuſchung am Glasfenſter entſtanden ſei. Der Traum laſſe ſich ſehr natürlich erklären, und die tiefſte Stimme in der Bruſt habe dem Schatten der Mutter die Stimme jener Frage geliehen. „Glauben Sie, fuhr ich fort, „die ſtillen Todten laſſen heimlichen Groll aus, wie Trunkene? Dieſer Wahn müßte den mütterlichen Geiſt der Seligen mehr beleidigen, als der Vorwurf einer Schwachheit, die nur dem Irdiſchen anhängt.“

Die Dame pflückte an der Decke und ſprach: „Ja, wenn es ein anderes Möbel wäre, dann wollte ich mich zufrieden geben; aber der Spiegel, das Werkzeug der Eitelkeit — in der That! der Fall iſt ſonderbar. Mich dünkt, mit dem Krampfſieber wird die Dame, für eine Weile mindeſtens, von Anwandlungen der Eitelkeit geneſen ſein. Zwar bin auch ich der antheilvollen Nähe unſerer Abgeſchiedenen gewiß, und glaube an ein Wechſelverhältniß der Geiſter; aber in anderer Weiſe. Jene rohe Kraftäußerung klebt dem Stoff an. Dennoch haben die Spiegelſplitter manche Reflexion in mir veranlaßt. Wie unſäglich ſchwer es mir geworden, bei dem lieben Hauſe vorüberzugehen, wo ich ſonſt einſprach: dieß, theure Minna, mögen Sie ſich denken, auszudrücken vermöchte ich's nicht. Jene traute Gewohnheit war mir wie mein Daſein, unbewußt nothwendig. Jüngſt, als wichtige Erkrankungsfälle mich in tiefes Nachſinnen verſenkt, gehe ich träumeriſch den alten Weg. Die Hausthür klingelt unverändert ſo, der Mond ſchien ſo wie ſonſt in den Flur, das graue Männchen auf dem hohen Simſe ſtand unbeweglich an der alten Stelle, ein fremdes Geſicht erſcheint, ſieht ſich verwundert nach mir um und nennt meinen Namen. Da erwachte ich, ſchämte mich heiß meiner Verirrung, worin ich dem Zuge meines Herzens gefolgt war, und wie einem Nachtwandler war mir öde zu Sinne. O meine Freundin, welch ein trübes Gefühl, ein Nachgebliebener zu ſein! Wir möchten dann lieber, das Haus, darin unſer Glück gewohnt, verſänke und zeigte eine wüſte Stelle. Aber Fremde nehmen es in Beſitz, unbekannte Menſchen gehen aus und ein, und wo ein edles Herz geſchlagen, ſchlägt vielleicht die Gemeinheit ihren Sitz auf. Unſer Blick folgt dann von fern jener kleinen Welt, die man mit einer Hand bedecken kann, und die gleich den Sternen Gottes ihres Himmels Kreiſe zieht.

Meine Schweſter empfiehlt ſich Ihnen beſtens. Geſtern ſpielte und ſang ſie zum Flügel „Minna's Abendlied." Dieſer alte liebe Geſang von Mahlmann ſchreibt ſich noch aus den Muſikübungen unſerer Kinderzeit und weckte wehmüthige Erinnerungen in mir. — Die geſänftigte Stimme meiner Schweſter, die mir wie damals tönte, die Ruhe ringsumher — wie Viele waren ſchlafen gegangen ſeitdem — die Innigkeit der Verſe, der theure Klang Ihres Namens, Alles dies bewegte meine Seele tief. Und es war eine traute Stunde. Heute empfing Lottchen ein längſtgewünſchtes Geſchenk von mir. Sie meinte für Ida's Pflege; ich ſelbſt glaubte, zum Angebinde dieſes Tages. Doch — das Lied, das ſie mir geſungen, war eines Lohnes werth, der ſie erfreute.

Ida läßt es ſich nicht nehmen, ihrer Minna ſelbſt zu ſchreiben, ſobald — aber ich darf nichts verrathen. Sie macht mir Freude, ob auch Sorge. Gönnen Sie mir den Troſt Ihrer Briefe ferner, ſüße Freundin! Bald erwarte ich wieder Nachricht von Ihnen. Leben Sie wohl, tauſendmal wohl! in Gottes Schutz gegeben von dem treuen Wunſch Ihres redlichſten

Freundes
Doctor Balſam.

Siebenter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 30. October 18—

Herzliebſte Tochter!

Habe nur Dank für Deine Briefe, gutes Kind! Mit der Mutter kannſt Du es freilich nicht auf die Kerbe nehmen; denn Du weißt ja wohl, wie langſam ich mit Schreiben bin. Die Gedanken ſind fix bei der Hand; aber es iſt mir alsdann, als müßte ich einem jeden erſt ein Kleid anziehn, und darüber vergeht die Zeit. — Das müſſen ſtoffreiche Leute ſein, die einen Brief nur ſo hinwerfen! Mir iſt es nicht gegeben, und ſo nimm nur mit dem guten Willen Deiner Mutter fürlieb, wenn er ſich auch einmal ſäumig zeigen ſollte.

Daß es Dir im Hauſe des Präſidenten gefällt, freut mich in der Seele. Vollkommen — nun liebe Minna — iſt ja auch nichts in der Welt. Was Du mir von den Verhältniſſen dort ſchreibſt, darüber bin ich nicht wenig erſtaunt. Sieh, meine Tochter! wenn man dies in einem Buche läſe, ſo würde man ſagen, das Papier iſt geduldig. Es will mir nicht recht zu Sinne, daß die erſte Frau, an der ich vielen Theil nehme, Angeſichts der zweiten Ehe aushält. Es kommt mir vor, als wäre es gegen die Natur, wenn auch nicht gegen Gottes Gebot; denn ſeinen Feinden wohlthun, das gelüſtet auch unſerer natürlichen Neigung nicht, und iſt doch der Wille unſeres himmliſchen Vaters. Und ſo muß es wohl ein höheres Geſetz geben, das der menſchliche Verſtand mit blöden Augen nicht einſieht, und deßhalb ſollen wir ja auch nicht richten. Auch meine ich nur ſo. Wo Gott die Herzen traut, da ſchreibt kein weltliches Gericht den Scheidebrief. Iſt er aber einmal geſchrieben, dann ſollte die Frau, von der ihr Mann ſich zu trennen vermag, auch eine Scheidende ſein, und nicht an der alten Stelle bleiben, denn ſie wird mit jedem Tage noch einmal verſtoßen. Doch nur der Allwiſſende weiß, was man dem Willen oder dem Zwange der Umſtände zurechnen muß. Man hält ſo Vieles für Unrecht, wovon das Meiſte doch nur Unglück iſt —

Daß es Dir ſcheint, als wäre es mit den Finanzen der Familie Adoly nicht ganz gut beſtellt, iſt mir weniger verwunderlich geweſen. Du ſagſt, es finde keine Ordnung im Haushalte Statt; das untergräbt auch eine Goldgrube, und ein hübſches Einkommen, dächte ich, müßte der Präſident doch haben. Aber vielen Menſchen hilft auch Viel nichts, und Manchem frommt doch ſo Weniges! Alles wird heut zu Tage dem Scheine geopfert, und der Schein führt zum Schuldenweſen.

Wie ſchön läßt es einer jungen Frau, wenn ſie mitten in einer blinkenden Küche ſteht, und ihre Wangen ſprühen von freudiger Hitze, wobei ſie ihrem Manne mit eigener weißer Hand eine Leibſuppe kocht und ein paar guten Freunden ein Gerichtchen Gerngeſehn! Kein Edelſtein blinkt in ſolchem Feuer, kein Purpurkleid ziert ſo. Wie heimathlich klingelt ein Schlüſſelbund an ihrer Seite! und ſolch ein Schlüſſelbund ſteht in genauerem Zuſammenhange mit dem Ehebunde, als man glauben ſollte. Die Schlüſſel ſind allmählich immer kleiner geworden; jetzt paſſen ſie nur noch zu Luftſchlöſſern. —

Auch hier iſt nicht Alles, wie ich dachte, und es giebt alle Hände voll zu thun, wobei noch dies und das heimlich geſchehen muß. Der gute Oberconſiſtorialrath! wie es die Männer nun machen! Er pries anfangs die Nichte zu allen Pforten heraus. Sie war ihm eine Geweſene, und zuweilen mußte ich lächeln, weil es mir vorkam, als hätte ich einen Wittwer geheirathet. — Manches, ſah ich wohl bald, wäre läſſig liegen geblieben; ich ſchob es jedoch dem Brautſtande zur Laſt. Auf den Böden ſah es aus, als hätten die Feinde gewirthſchaftet, im Keller war der Wein umgeſchlagen, die Speiſekammern zeigten ſich leer, eine Reihe gläſerner Krauſen, voll verdorbenen Fruchteſſig, eine Schnur gebackner Pilze, kümmerlich genug, da waren die Perlen unſerer Vorräthe alle, und es ſtand ſchlecht um unſern Hals. Ich ſage Dir, Minna, eine wahre Wüſtenei! Und dabei ſah der Alte ſo ſtolz und zufrieden aus, als hätte er der Göttin des Ueberfluſſes und der Fürſorge ſelber im Schooße geſeſſen. Und die Wäſche! ich ſchämte mich, ſo oft der würdige Herr ein Schnupftuch aus der Taſche zog, und der Neid, davon iſt meine Seele rein vor Gott! gab ihr die gelbliche Farbe nicht. Wenn er nun die Nichte rühmte, ihre außerordentliche Sorgfalt und Achtſamkeit, da war es wohl, als wenn ein Stückchen Apfel mich würgte, was ich nicht hinunter brächte. Wehe aber der Frau, die es nicht kann! Ihr beſtes Theil erſtickt an einem Bischen Erbſünde. — Sieh nur, liebe Tochter! auch darin verſehen es Manche unſeres Geſchlechts, daß ſie eine gute Meinung zu nichte machen, die auf Vorurtheil beruht. Den Männern iſt oftmals ſolch blauer Dunſt ſo lieb und nothwendig, wie ihr Tabacksrauch. Auch müßte das wohl kein echter Werth ſein, der nur einleuchtete, wo man anſchwärzte. Merke Dir's alſo! man kann ſchmeicheln, wenn man ſchweigt, und wohlthun, wenn man zurückhält, was Niemand verlangt. Wahrheit muß mit der größten Vorſicht ausgegeben werden, denn die Falſchmünzer laufen im ganzen Lande herum.

Hier und da in den Winkeln — und da iſt eine gute Wirthin, wie der Geruch des Räucherpulvers am erſten zu ſpüren — fand ich zuſammengeballte Bürden, und darin ein Allerlei von Sachen: angefangene Arbeiten, Schadhaftes, verworrenes Garn, Wolle, abgetrennte Leiber von alten Kleidern, gefärbte Flecke, ein wenig Moder nicht zu vergeſſen. Und unter dieſem Gewirre lag ein dickes Buch in Quart gebunden; der Inhalt war geſchrieben, und ſchien eine genaue Rechnung über häusliche Ausgaben zu ſein. Dies konnte ich nicht unterſchlagen, und trug es alſo dem guten Alten herunter. Er ſchlug es auf und vor Freuden in die Hände. „Das Haushaltungsbuch meiner ſeligen Frau!“ rief er, und war recht ergriffen von dieſem trauten Anblick. „Es war uns,“ fuhr er fort, „unbegreiflicher Weiſe abhanden gekommen, und die gute Nichte hat es, alles Suchens ungeachtet, nicht finden können.“

Ich hatte ſo meine eigenen Gedanken dabei. —

Er blätterte um in dem Buche; es war ihm eine wehmüthige Luſt, und die Augen ſtanden ihm voll Thränen. „Ja, ja! ſagte er, ſpäter habe ich freilich mehr gebraucht, jetzt ſcheint es, kehrten wir wieder zu der alten Ordnung zurück.“ Er reichte mir die Hand. „Sie ſind ſo fleißig, Frau Bergener, Sie machen es ſich ſo mühſam – die Nichte war kränklich, ein Mädchen, das ſo frühzeitig eine Waiſe war, und nicht angehalten worden, —“ ich ließ ihn nicht ausreden. Weißt Du, wie der gute Vater immer ſagte: „Arbeit iſt des Blutes Balſam?“ (Der Doctor hat mir nun auch geſchrieben). Und ſo erwiederte ich: „Arbeitſamkeit iſt des Glückes Mutter; Arbeit belohnt Gott!“

„Amen!“ antwortete er, „wo Fleiß iſt, wohnt der Segen der Zufriedenheit.“ Wir verlebten einen ſtillfrohen Abend mit einander. Wie ſeltſam war mir's nun, als ich neben die blaſſe Tinte die erſte Rubrik ſchrieb! Man ſollte auch fremde Menſchen mehr lieben, und die Geſtorbenen mehr ehren; denn unſer Werk auf Erden hängt wie mit dem Leben ſo auch mit dem Tode Anderer auf das genaueſte zuſammen. Der Himmel hält Alles und läßt auch nicht eine armſelige Schreibfeder für immer ſinken.

Ich ſtricke nun emſig und beſſere aus, um, was eingegangen iſt, zu erſetzen. Der Oberconſiſtorialrath lieſ't mir dann etwas vor aus dem Univerſum. Dabei geht die Uhr ſacht, und eine Stunde nach der andern verläuft friedſam. Wie groß und ſchön iſt die Welt, meine liebe Minna! Und der Menſch iſt gut geſchaffen, auch nicht zur Plage, weder ſich noch Andern, ſondern zur Ehre ſeines Schöpfers und dem Nächſten zu freundlicher, beſtändiger Hülfe. Darum ſei Dein Wahlſpruch: „Bei Pflicht und Fleiß ſich Gott ergeben, ein ewig Glück in Hoffnung ſehn; dies iſt der Weg zu Ruh' und Leben — Herr! lehre dieſen Weg mich gehn.“

Lebe wohl, mein geliebtes Kind! das Herz ſchwillt mir — das Mutterherz. Ewig bin und bleibe ich Deine beſte Freundin und getreue Mutter

Chriſtine Bergener.

Achter Brief.

Minna an den Doctor Balſam.

H—., den 6. November 18—.

Tauſend Dank, theurer Freund, für Ihr liebes Schreiben, deſſen freundliche Länge ich bei der Gemeſſenheit Ihrer Zeit, gar wohl zu ſchätzen weiß. Manches traute, ſchöne Wort des Inhalts verdoppelte ſich mir in Thränen — in Freudenthränen. Es ging mir nahe, daß Sie allzugut von mir dächten — und ich dachte: „Und über alles Glück geht doch der Freund!“ Man wirft unſerm Geſchlecht vor, daß es der Freundſchaft nicht fähig ſei, und dieſes ſtrenge Urtheil mag im Ganzen etwas für ſich haben. Unſere Neigungen beruhen zumeiſt auf Schwäche, und die Freundſchaft fordert Kraft und Geiſt. Ich behaupte, lieber Doctor, beſchränkte Menſchen können eigentlich gar nicht lieben. — Wie Wenige haben Sinn für dieſe heilige und ernſte Herzensverbindung, oder den Muth, daran feſt zu halten, was unter erſchwerenden Umſtänden nicht leicht ſein dürfte! Wie ſchnell zerfahren daher ſogenannte freundſchaftliche Verhältniſſe, wenn ein Faden des Eigennutzes reißt oder die Selbſtſucht ſie abzieht! Wie geſchäftig wirkt der Neid, wie bald iſt die Eigenliebe verletzt; an welcher kleinen Wunde ſtirbt das Gefühl für Menſchen, ohne welche wir nicht leben zu können meinten. O ewige Freundſchaft! —

Endlich liegt es auch daran — meinen Sie nicht auch? daß ſo Wenige unter uns ſich auf Seelenumgang verſtehen, worauf wir doch Alle angewieſen ſind. „Wer nicht mit ſeinen Lieben leben kann zur Zeit, da ſie ihm fern ſind, der hat ſie oft verloren —“ las ich jüngſt mit innigſter Beherzigung. Und das Glück der Nähe iſt zuweilen eine noch größere Schwierigkeit. Nähe und Ferne! ſo brächten Beide Gefahr, und der Beſitz läge dazwiſchen? Ach! ich glaube, er liegt allein im Herzen. Der Himmel von unendlicher Tiefe iſt nie verſchloſſen; aber doch erreichen und beſitzen ihn nur Selige.

Wenn aber ein weiblich Weſen ſich bis zur Freundſchaft zu erheben vermag, ſo iſt es ſeiner angeborenen Schwachheit entrückt und unter dem Schutze eines Engels. Unzählige Erbärmlichkeiten, die ſeinen Frieden ſtören, fallen von ſelbſt weg. Mich dünkt, dieſer Sinn wäre in Kindern zu wecken, und in jugendlichen Gemüthern, als ſeine heiligſte Blüthe. ſorgſam zu pflegen. Aber dieſer himmliſche Samen wird verweht vom Geräuſch der Welt, und erſtickt, weil es ihm an innerſter Freiheit mangelt. Freiheit aber iſt das Weſen der Freundſchaft, und ich preiſe mein Glück, daß es mir von Kindheit an dieſe ſchönſte Gabe gönnte. Beiſpiele können auch Etwas. Mein Vater war mir das erſte, und ſo muß es ſein. Ohne Zwang durfte ich mich bewegen, freimüthig ihm vertrauen in meinen Fehlern. Da ich noch ein kleines Mädchen war, ſetzte jener dichteriſche Gedanke, den ich zuweilen von ihm hörte: „Die Freundſchaft hat Stufen, die am Throne Gottes durch alle Geiſter hinaufſteigen bis zum Unendlichen“ — meinen kindlichen Träumereien eine Engelsleiter an. Und wenn die Mutter, die ihren Gellert fromm verehrte, ſprach: „Um einen Freund von edler Art zu finden, mußt Du zuerſt das Gute ſelbſt empfinden,“ dann empfand ich damals ſchon das Gute als den Grund aller Liebe, alles Lebens — in einem Gefühl erhöheten Daſeins. Freundſchaft war die Gottheit meines Vaters. Er nannte Chriſtus nur den Freund der Menſchen. So oft meine gute Mutter, was doch ſelten geſchah — den Vater zu einem entſchiedenen Widerſpruche reizte, ſagte er: „Dies iſt meine Meinung! ich ſage Dir's, liebe Frau! ich, Dein Freund!“ — dann verſtummte die Mutter, und ich bekam die höchſte Achtung vor dieſem Namen. Wie ſo gar nicht wird dieſes tiefere Bedürfniß in der geſelligen Welt angeregt und befriediget. Man ſchöpft ein wenig Schaum von der Oberfläche — da unten bleibt die trübe Leere. Man überhäuft ſich mit Vergnügen, weil man ſeine Gedanken ſelten ſammelt zum Gewinn für einen Freund. Ein wahrer Freund bedarf wenig, um glücklich zu ſein. Er trägt ſeinen Schatz im Herzen. — Ach, lieber Doctor! ſelbſt an Zeit fehlt es in der Welt, ſeine Seele zu veredeln — die Uhren ſtiller Menſchen gehen der Ewigkeit voraus.

Aber auch hier habe ich mir ein Stillleben nach meiner Weiſe mitten im Geräuſch des Hauſes eingerichtet. Ich leſe mit den Mädchen, und geſtern haben wir Leſſing's Nathan beendet. Die begeiſternde Wirkung dieſer Lectüre findet zugleich ihr Gegengewicht in dem Verſtand. Ueber Mitha's Wangen floſſen heiße Thränen. Ihr Auge glühte, ich ſah ſie brannte für die Großmuth und den Stolz des Templers, und ich rief im Geiſt einen Retter an, wie ihn, für dieſes Kindes Herz in Flammen.

Suzons Gefühle nahmen eine andere Richtung, wie es ſchien. Sie ſagte mit trauriger Stimme: „Ach, es iſt doch recht kläglich, wenn zwei Liebende dann Bruder und Schweſter ſind! beſſer umgekehrt. Wenn es Tag wird in ſolch einem Geheimniß, dann geht die Sonne ſo blaß und kalt auf, daß man lieber mit den Sternen ſterben möchte. Dann war der Traum ſchöner.“ Ich mußte an Göthe's Geſchwiſter denken. Suzon ſcheint mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an ihrem Bruder zu hangen. Alle ihre Gedanken beziehen ſich auf dieſes ſchweſterliche Verhältniß. Die anziehende Kraft, welche Madame Adoly auf die Tochter ihres Gemahls übt, ſcheint ſtark und feſt in dieſes Band verwebt zu ſein. Die ſeltſamſten Verwickelungen liegen in dieſer Familie mir vor Augen; noch weiß ich den Faden des Zuſammenhanges nicht zu faſſen. Doch Geduld! endlich findet er ſich wohl. —

Beikommend empfangen Sie drei Blätter aus unſerm geheimen Büreau. Es würde mich freuen, wenn Sie mir gelegentlich Ihr Urtheil darüber zukommen ließen; um ſo zuverſichtlicher könnte ich dann dieſe Sendung wiederholen. Ein Wort noch über die Veranlaſſung der Aufgabe.

Sulamith ſpricht faſt gar nicht, ſobald ein Drittes oder Fremdes zugegen iſt, und dieſe Schweigſamkeit zieht ihr öfters Tadel zu. Ich ließ ſie ihre Gedanken zu Papiere bringen, und Sie werden den Sinn des Mädchens daraus kennen lernen. Eben ſo gereicht es Suzon zum täglichen Vorwurf ihrer Mutter, daß ſie allen Putz verſchmäht, und ihr Anzug ſtets ſo einfach iſt. Auch dieſe Rüge finden Sie beantwortet; leſen Sie, wie das Fräulein es gethan. Es kommt zuweilen nur darauf an, daß man die richtige Einſicht über ſich ſelbſt gewinne. —

Eines Abends, wo eine kleine Geſellſchaft bei uns war, kam das Geſpräch auf eine Tagesbegebenheit, die auf verſchiedene Weiſe erzählt und beurtheilt wurde. Ein junger Mann, der einer wohlhabenden Familie ſehr befreundet iſt, mit der ihn der Zufall verknüpft hat, wird jedoch durch gewiſſe Hinderniſſe, die in ſeiner beſchränkten Lage liegen, abgehalten, ſich dieſem Umgange, an dem ſein ganzes Herz innigſt, aber ohne Leidenſchaft hängt, völlig hinzugeben.

Jeder Tag knüpft indeß durch irgend einen kleinen Zug des Wohlwollens dieſe Anhänglichkeit feſter. Da tritt plötzlich ein Wendepunct ein. Dem jungen Manne bietet ſich eine Verſorgung dar, weit über ſeine Wünſche. Aber er muß ſeine Freunde verlaſſen und auf immer, und jenes Glück, einmal abgewieſen, kommt nicht wieder. — Eine bittre Wahl! Man glaubt, Trennung nicht ertragen zu können, und ſpricht von einer Gütergemeinſchaft, welche jede einzelne Sorge überflüſſig mache. Man theilt durchaus die Anſicht nicht, daß die Zukunft bedacht werden müſſe, oder daß ſolch eine Geſinnung ſich ändern könne. So hängt — wenn ich mich ſo ausdrücken dürfte — das Gewicht unabſehlicher Folgen, wie ſie die Entſcheidung eines Schickſals nach ſich zieht — an der Wimper eines bellen Augenblicks! —

Vergebens gewarnt, ſchlägt der junge Mann ſein Glück nun wirklich aus, und findet die Beſtimmung ſeines Lebens in einer Freundſchaft, deren Bruch innerhalb der nächſten Monate ihm nur ein zerriſſenes Vertrauen und eine unfruchtbare Reue übrig läßt. — An jenem Morgen war dieſer Arme bei dem Präſidenten geweſen, und hatte ſich ihm für den vorkommenden Fall einer kleinen Anſtellung dringend empfohlen. — Es wurde ein Langes und Breites darüber geſprochen. Ich konnte nicht umhin, zu ſagen, mir käme es ſehr natürlich vor. Jedes gebrachte Opfer laſſe eine reizbare Stelle zurück, und die Fehler der Wohlthäter würden oftmals zu einer Todſünde an der Freundſchaft.

Mir that es leid um den Präſidenten, dem ſichtbar peinlich dabei zu Muthe war. Im Hauſe des Gehängten ſoll man ja nicht vom Stricke reden — ſagt ein altes, ehrliches Sprichwort.

Suzon, welche ſehr aufmerkſam zugehört hatte, flüſterte mir zu, „Ich gebe Ihnen die Parole für morgen, ſchreiben Sie uns etwas auf über dieſen Gegenſtand. Es intereſſirt mich ſehr.“ Und ſo iſt dieſes Blatt entſtanden.

Sehen Sie, theurer Freund, es als Fortſetzung dieſes Briefes an, den ich abkürzen muß, weil ich noch an die Mutter ſchreiben will. — Meine Feder darf noch nicht ruhen, und dieſer ſchwache Kiel hat heute ſchon „die Klippen der Freundſchaft“ umſchifft. Möge ein Gott es mir verleihen, daß ſie mir nimmer Gefahr drohen! Aber nicht Alles, was wir kennen, wiſſen wir zu meiden — und ein guter Geiſt muß immer unſer Führer ſein. Leben Sie wohl — recht wohl! zum Heil ſo Mancher, denen weh zu Muthe iſt, und auch zur innigſten Freude

Ihrer Freundin
Minna.

Warum ich ſo ſtill bin.

Sulamith.

Es iſt nicht leicht für mich, dies zu ſagen. Das Sprechen mag eine Kunſt ſein; mir aber fehlt der Sinn dafür. Manches Wort thut mir ſo wehe, ohne daß ich die Urſache davon wüßte, manches Schweigende rührt mich ſo unausſprechlich. Ich erſchrecke zuweilen vor einem Laute meines eigenen Mundes, als ob mir tief in der Seele ein Schatz dabei verſänke. Mich dünkt, was auf die Lippen tritt, entweicht dem Herzen. — Man ſoll ſich mittheilen, wird gefordert. — Aber wird denn in der ſogenannten Unterhaltung wirklich etwas gegeben? Warum gehe ich Arme denn ſo oft leer aus? Ich ſehe es nicht ein. Wenn ich mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre es ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Dem Glöckchen, das ein Stummer läutet — und Stumme hat es doch ſelten — giebt das Mitleid gern ein Almoſen; doch der geſchwätzige Schall, den ich täglich höre, nimmt mir ſtets etwas von meinem innerſten Reichthum. Wie trüglich iſt die Rede! ſchweigend aber lügt man nie. Gott ſelbſt iſt ſtill! und verſteht doch den leiſeſten Seufzer. Wie ſtill ſcheint die Sonne — und dennoch erblüht der Frühling vor ihrem Strahl. Wie ſtill blickt der Himmel! und doch ſieht man mit Troſt zu ihm hinauf. Wie ſtill ſinkt der Thau — erquickt der Schlaf — gleich einer verborgenen Wohlthat. Aller Segen, alles Gute, meine ich, geſchieht ohne Geräuſch. Selbſt die Thräne des Kummervollen, die das gepreßte Herz erleichtert, regt innigere Theilnahme an, als Jammer und Klagen. Und endlich die Stille des Todes — wie tief und heilig iſt ſie! — Als meine Eltern geſtorben waren, und ich mit lautem Schrei der Angſt mich an ihrem Leichnam niederwarf und mit verzweifelnder Geberde die Hände rang, da war es kein Ungefähr, was mir in die Seele rief: „Ringet danach, daß Ihr ſtill ſeid!“ Der Mutter lächelnder Mund, dieſer ſtumme, blaſſe Mund hatte mir jenen Spruch gelehrt, der meinen wilden Schmerz beſänftigte. Und die Bilder meines Vaters! Welch ein Geiſt ſpricht aus ihnen! Sein ſtilles, ſchönes Bild — eher verſchmachtete ich wohl, als daß ich es hingäbe. Wenn mir das Herz bricht, dann ſtärkt mich das Brödlein — ein fortwährendes Liebesmahl für mein Gedächtniß. Dann erſcheint mir der Engel als ein Bote des Himmels, und der Vater iſt nur heimgegangen — wie die Herrnhuter ſagen. Wenn die Großtante mir erzählt, wie ſtill das heilge Meer, wenn die Abendſonne ihre Roſen in die Fluth ſtreut, und der Sternenhimmel aus der Tiefe ſchaut, dann wallt mein Herz in einer Sehnſucht, die zu groß iſt, als daß ich ſie nennen könnte. So oft ich jene Stelle leſe, wo der Herr den Sturm der Wogen bedräut — muß ich weinen, und eine ſelige Ruhe zieht ein in mein Gemüth. Wie manche Thräne iſt auf die Worte ſchon gefallen: „da ward es ganz ſtille!“ Ich wünſche mir dann einen ſanften Geiſt, daß ich die Nähe Gottes allezeit zu empfinden vermag. Und darum bin ich ſo ſtill. —

Putzartikel.

Suzon.

Meine Mutter wirft mir täglich den Mangel an Putzliebe vor, und daß ich der Natur mit gar nichts zu Hülfe käme. Wenn es ſich ſchickte, würde ich dieſes Wortes lächeln. War die Natur gütig gegen mich, ſo iſt es natürlich, daß ich mich damit begnüge; verſagte ſie mir ein gefälliges Aeußere, ſo werden alle Toilettenkünſte es mir nicht geben. Die Mutter ſagt, es läge Stolz in dieſem Verſchmähen, der ein Mädchen übler kleide, als Eitelkeit. Sie ſagt ferner, nur vornehme Perſonen, nur anerkannt geiſtreiche hätten das Recht, ſo einfach zu ſein, des Glanzes ſich bewußt, den ihre Erſcheinung verbreite. Dies will mir nicht einleuchten. Die Wieſenblume darf auch ſchön ſein, und die wahre Schönheit kann ich mir nie anders denken, als in Einfalt. Mit Schmuck würde ich mir das Fremdeſte aufbürden. Was ich trage, muß mein ſein, wahrhaft mein! ich glaube, wer eitel iſt, iſt nie recht glücklich, auch nicht in Gedanken; denn all ſein Streben geht nach Außen. Es liegt, meiner Meinung nach, viel mehr Achtung für Andere darin, und ein weſentlicheres Bedürfniß, daß man durch ſich ſelbſt gefallen wolle, als in dem Wahn, durch ſchöne Sachen, die auch verhaßter Anmaßung eigen ſein können, ein Gegenſtand des Beifalls zu werden. Aller Seidenſtoff der ganzen Welt rauſcht mir nicht ſo lieblich, wie ein Baum im Frühlingswinde, und beneidet man den? Würde aber jeder Blick des Neides zu einem Fleck, ſo ſähe man ein ſchönes Kleid nie in reiner Farbe. —

Wird ein Mädchen geliebt, weil es ſich vorzüglich zu kleiden verſteht? Ich weiß nur dies: Viele werden angefeindet um dies eitle Talent. Man ſei es der Geſellſchaft ſchuldig — ſagt die Mutter. Wenn es aber zur Gebühr geſchieht, dann verlieren die Damen ihre gute Laune. Nein! nein! ich liebe den Prunk nicht, weil ich Beſſeres liebe, weil ich frei ſein will. Auch Sclavinnen werden geſchmückt, und die Mode übt Tyrannei; ich aber möchte nicht, daß dieſe oder die Etiquette mich in Feſſeln ſchlüge. Juwelen erſcheinen mir werthlos gegen den Schimmer der kleinſten Freude, und wer könnte dieſe nicht haben? — Jüngſt ſendete mich die Mutter in ein Juweliergewölbe, einen kleinen Anker von echten Steinen zu kaufen, den ſie Tages vorher flüchtig in Augenſchein genommen hatte. Die junge Frau des Inhabers ſtand mit einem trübſinnigen Geſicht hinter dem flimmernden Ladentiſche und achtete nicht all des köſtlichen Gefunkels, das vor ihrem Blick ausgebreitet lag. Sie erzählte mir in ſichtbarer Angſt, ihr Mann ſei vor einigen Tagen mit dem Brautſchmuck der jungen Gräfin von Toskrona in Düſterhauſen über Land und noch nicht zurück. Der Fluß, den er habe paſſiren müſſen, ſei unterdeſſen ſtärker noch angeſchwollen, und die Vorübergehenden wüßten von weggeriſſenen Brücken und verunglückten Menſchen zu ſagen. — „Ach, gnädiges Fräulein!“ ſetzte die Arme faſt weinend hinzu, „was ſie hier ſehen, iſt ein großer Reichthum; aber böten ſie mir ihn zum Tauſch gegen die Gewißheit, daß mein lieber Mann unverſehrt —“ in dieſem Augenblicke verdunkelte ſich die Spiegelſcheibe der Thür, der Herr des Ladens, ein hübſcher Mann! trat geſund über die Schwelle. Seine Frau ſchrie laut auf. Ein Lächeln des Entzückens flog ihr erglühendes Geſicht an, und ein Tropfen ſtrahlte in ihren Augen — ein Tropfen Waſſer! wogegen die Brillanten rings umher ihren Schein verloren. Ich ſtahl mich fort, und ſchämte mich im Namen mancher Dame, die mit tauſend ähnlichen Freuden einen blitzenden Ring bezahlt.

Wo haſt Du den Anker?“ fragte mich die Mutter. Gewiß! ich hatte Grund gefunden, ihn zu vergeſſen. — Die kleine Juwelierſfrau kam mir ſeitdem nie eine Fürſtin vor.

Vorgeſtern mußte ich mit fahren, einen Winterhut für mich zu kaufen. Der Geſchmack der Mutter fiel auf ein Modell — der Preis war ſehr hoch. „Die Marabouts machen es ſo theuer —“ ſagte Madame Deſſort, die Galanteriehändrin; ich ließ ſie abſtecken. Die Mutter zürnte meinem Eigenſinn — wie ſie es nannte. Es fiel mir gar nicht ſchwer.

Nachmittags ſahen wir die kleinen ausländiſchen Vögel, deren Gefieder wie Edelſtein ſchillern. Da dachte ich: „Solche Federn möchte ich tragen! die lobe ich mir. Dann ſchwänge ich mich auf, flöge nach Süden und ſonnte mich in einem andern Blau. Wenn ich ein Vöglein wär, flog ich zu Dir, mein Bruder! —

Ueber das Zuſammenleben.

Minna.

Vielleicht dürfte es nur als der künſtliche Troſtgrund eines Herzens erſcheinen, das ſich von den Seinen getrennt ſieht, wenn ich es als meine tiefſte Ueberzeugung ausſpreche, daß Nichts die Liebe ſo leicht auflöſ't, als ein Zuſammenleben. Dieſe Anſicht hat ſich jedoch in mir gebildet, als ich noch das Glück ihrer Nähe empfand. Wohl fordert die Natur, daß wir vereint mit denen leben, die ein Recht an unſre Liebe haben, die unſer Weſen in Beſitz genommen; allein wie oft trennt äußerer Verband die innerſte Einigung! — Es iſt wahrhaft eine höhere Liebe, welche die Verknüpfungspunkte menſchlicher Herzen in Gottes Hand legt — es iſt Schutz, was wir als Schmerz der Trennung empfinden. Man läßt ſich gehen! in dieſem einfachen Ausdruck liegt es, auf welche Weiſe die Wege derer ſich ſcheiden, die ein Ziel zu haben glaubten. Man hält ſein Glück für gewiß! dies iſt das Unglück, das unzweifelhaft entſteht. Man denkt ſich verbunden! und bindet nun nicht mehr. Zeit und Umgang aber ſind abnützend, auch für das Feſteſte.

Nichts will, meiner Meinung nach, ſo zart, ſo unausgeſetzt gepflegt ſein, als die Blume des Beſitzes. Dies bedenken Wenige und laſſen daher ihr Schönſtes verkommen. Eine verwelkte Liebe, ein erſtorbenes Vertrauen blüht nimmer wieder.

Je näher mir der Freund ſteht, um ſo ferner muß mir der Gedanke ſein, ich dürfte mir das Mindeſte gegen ihn erlaſſen. Es iſt nicht die Gleichgültigkeit der befriedigten Selbſtſucht, was Ruhe giebt, ſondern das Hingeben der ganzen Seele. Ich möchte es eine zärtliche Arbeit des Herzens nennen, wenn es ſtets rege bleibt, in jenen kleinen liebevollen Achtſamkeiten, welche ſo wohlthuend empfunden werden. Und jede Arbeit trägt ihren Lohn. Und können denn tauſend, tauſend Tugenden nur ein Gefühl der Freundſchaft und der Liebe erwerben, das freieſte Geſchenk des Himmels? Nur dieſes Gefühl ſelbſt iſt ein Geheimniß jener anziehenden Kräfte, und ein kleiner liebenswürdiger Zug reicht dafür hin. — „Denn will der Menſch in einem Herzen leben, muß er zuvor ſein eigen Herz d'rum geben.“ —

O des traurigen Irrthums! wenn eine junge Frau dächte, ihr Mann ſei nun unverlierbar der Ihre. Sie würde ihn dann — im innigſten Sinne — nicht lange haben. Gott ſchafft die Welt alle Tage neu, und die ſchöpferiſche Kraft der Liebe, der Gott des Buſens! darf nicht weniger thun, ſonſt wird ſie zu Nichts. Die Schwäche des Geſchlechts muß ſich mit dieſer höchſten Kraft vermählen, wenn eine Ehe entſtehen ſoll.

Alles Gefallenwollen iſt dann am rechten Platze, wo für Andere dieſer Zweck erreicht ſcheint. Und wie leiſe läßt ein ſchönes Herz ſich enthüllen vor den Augen deſſen, den es liebt! Wie gern zeigt es ihm die Schätze, die ſein eigen ſind! — In den meiſten Fällen, wo nicht in allen —

dürfte es nicht ohne ſeine Schuld geſchehen, daß Jemand die größten Kleinode verlöre oder nie gewönne, Liebe, Freundſchaft, Zutrauen, Treue! — —

Wenn Eltern oder Geſchwiſter wähnten, die Bande des Blutes müßten jede Wunde verbinden, welche Liebloſigkeit ſchlägt; o! wie wäre dieſer Wahn ſo blind! — Die wir als die nächſten Verwandten kennen, wenn geiſtiger Schmerz ihnen fremd iſt, den ſie uns verurſachen, werden wir anders als *leidend* fühlen, wie nahe ſie uns angehen? — Lehrt nicht ſogar der Inſtinct der Natur, der ihre Gerechtſame ſchützt, dasjenige meiden, was wehe thut? — Erkennen iſt Liebe — Liebe iſt Leben — und die Bande der Gleichgeſinnung, dieſes Blut des Geiſtes und des Herzens, ſind die wahren und einzigen Verbindungen, welche ein Daſein an das andere knüpfen, unantaſtbar — und für ewig! —

Was iſt es endlich, was ſo Viele im Beſitz ihrer Geliebteſten, in der Fülle ihres Glückes darben läßt, ſo daß ſie nicht allein unbefriedigt, ſondern heimlich gekränkt ſich abwenden? *Es iſt Mangel an Zartgefühl!* Zartgefühl aber iſt nichts anderes, als die ſchlichte Feinheit eines guten Herzens. Ich habe Menſchen gekannt von gebildetem Verſtande, die ſehr unzart waren. Jenen Freiſinn giebt nur das Herz. Wohlwollen will immer das Beſte. Der Liebe fehlt es nie an Licht für die dunkeln Seiten des Gemüths, deßhalb geſchieht nie ein Anſtoß. „Ein gutes Herz geht täglich mit der Sonne auf!“ ſagt ein großer Dichter. Und nun auch nicht das kleinſte Wort mehr.

Neunter Brief.

Minna an den Doctor Balſam.

H—., den 18. November 18—.

Es iſt erſtaunlich, wie viel Zeit in der Welt verloren geht. Und die ſogenannte große Welt iſt, trotz ihrer Oberflächlichkeit, ein Abgrund, in den fortwährend die köſtlichſten Stunden fallen, ohne daß man jemals Erſatz fände. Sogar in einer gewiſſen Ferne betäubt ſie, und das hohle Brauſen dieſer ewigen Geſellſchaften macht, daß man ſich in ſeinen beſten Gedanken nur halb verſteht. — Der treffliche Angelus ſagt: „Die Einſamkeit iſt noth; doch ſei nur nicht gemein, ſo kannſt Du überall in einer Wüſten ſein.“ Dies iſt ſo wahr! aber dennoch fordert die Gewöhnung, in Ruhe und Stille mit ſich ſelbſt umzugehen, ihr Recht, oder man müßte, wie unſer Hahn, in der Mitte geſelliger Anſprüche nur an ſein liebes Selbſt denken und jedem abirrenden Gedanken folgen, ohne ſich zu kümmern, was die Andern dazu denken werden. Ihm, dem Gelehrten, dem Freunde des Präſidenten, hält man die achtloſe Zerſtreuung zu Gute, die oftmals aller guten Lebensart zuwiderläuft, wie einem begünſtigten Kinde eine kleine Unart; mir, einem Mädchen, würde der geringſte Mangel für das, was mich umgiebt, nicht verziehen werden.

Verzeihen Sie, mein theurer, lieber Freund, dieſer Vorklage, womit ich einen Brief an Sie beginne. Ich habe mich zeither viel behindert geſehen, und ich glaube, daß die Sehnſucht nach unſern ſtillſten Freuden nie ſchmerzlicher in uns erwacht, als in anhaltendem Geräuſch.

Indeſſen giebt es auch hier Stunden, die mich ſchadlos halten, und ich nehme ſie mir wahr. Nur von dieſen will ich Ihnen ſchreiben. Mit leeren Klagen ſollen Sie, deſſen volles Freundesherz mir alles Gute gönnt, ferner verſchont bleiben.

Am letzten Sonntage war die Präſidentin in Begleitung ihrer Tochter in die Garniſonkirche gefahren, und ich meinte, Mitha wäre auch mit. Ich wollte an meine Mutter ſchreiben, das Papier lag ſchon da. In der Wohnung mir gegenüber waren die Vorhänge niedergelaſſen. Ich beſorgte, Madame Adoly ſei unwohl, wie ſie denn überhaupt jetzt ſehr kränklich iſt. Unſchlüſſig ſchweiften meine Blicke von dem weißen Blatte vor mir zu den weißen Roulleaux hinüber — ich wußte nicht, was ich thun oder laſſen ſollte. Da vernehme ich Töne, konnte aber nicht unterſcheiden woher? einen Geſang, der zwiſchen Mauern verſchwebte, mir die Seele aber gen Himmel zog, ſo daß ich mich unfreiwillig aufwärts gezogen fühlte und emporſtieg.

Ich ſtand, ohne zu wiſſen, wie es geſchah, an dem Eckſtübchen der Frau Telkyn, und öffnete es. Ein Strom von rothem Sonnenglanz floß mir ins Auge, und ich glaube nicht, daß die Orgel in Sanct Peters Dom ein Herz ſtärker ſchwellt, als jenes kleine Poſitiv, auf dem Sulamith ein altes Kirchenlied von vergilbten Noten ſpielte, das meine. In ihrem Lehnſtuhl ſaß die Matrone recht ehrwürdig, auf ihrem Geſicht lag der Sonntag in einem Ausdruck von Ruhe und religiöſer Rührung, und ihre alte Stimme miſchte ſich in die getragenen Töne des jungen Mädchens. Das lodernde Feuer im Kamin ſchien ein Theil dieſer Andacht, und jener eigene Singſang, den man aus dem todten Holze, wenn es brennt, vernimmt, war anzuhören, als ob ein Geiſt in dieſer einſamen Flamme ſänge. Die Sonne hatte eben den dichten Herbſtnebel niedergerungen, und der Hafen enthüllte ſich glänzend und großartig vor unſern Blicken.

„Wir halten einen kleinen Hausgottesdienſt nach unſerer Weiſe,“ ſagte Frau Telkyn freundlich, als nun der Vers zu Ende war, „nicht wahr Mitha, mein gutes Kind?“ Mitha nickte ſtumm, ich ſah eine heimliche Thräne auf die Taſten fallen. „Die Predigt? fuhr die Großtante fort, „nun ja, die müſſen wir entbehren. Da denke ich aber: Ihn predigt Sonnenſchein und Sturm, Ihn preiſ't der Sand am Meere — und haben wir doch unſer Bibelbuch. Manchmal predige ich auch wohl ſelbſt. Soll es doch Frauenzimmer geben, die es öffentlich thun, was mir aber nicht gefallen will. Die Predigt erfordert Kraft, und das Hören iſt eine Kunſt, die unſerm Geſchlecht beſſer ziemt. Nur bringen es die Meiſten nicht weit darin.“

Ich hörte zu, lieber Doctor, und gewiß mit Andacht. Ein breites Fußbänkchen, mit grünem Tuch bezogen, ſtand zu den Füßen der alten Frau, worauf Mitha und ich uns eng verſchlungen niederſetzten. Dieſer Aufforderung an einen Vortrag konnte die gute Frau nicht widerſtehen. Sie ſagte lächelnd: „Was ich von meinen Schickſalen zur See der lieben Mitha bisher erzählte, hat ihr wohl ſchon manchmal das Waſſer in die hellen Aeuglein getrieben. Man denkt, wer ſo ſein Leben lang hin und her fährt, könne eigentlich in ſeinem Eheſtand wenig erfahren, und von häuslichen Dingen und beſchwerlichen Verhältniſſen, als worunter oftmals die Frauen des feſten Landes leiden, dürfe auf einem Schiffe die Rede gar nicht ſein. Da irrt man ſehr. Das Herz, liebe Kinder, iſt nirgend feſt! — Wenn man es recht bedenkt, ſo iſt alles menſchliche Leben nur ein Schiff, das über einen tiefen Abgrund hinſchwebt. Ich kenne ein Sprüchelchen: Die Welt iſt meine See, der Schiffsmann Gottes Geiſt, das Schiff mein Leib, die Seel iſt's, die nach Hauſe reiſ't. —"

Da ich ſah, daß die Matrone ſo im Zuge war, bat ich ſie, mir zu ſagen, wie ſie zu ſolcher Beſtimmung gekommen. Kann man doch alten Leuten kein größeres Vergnügen machen, als ſie von ihrer Jugend ſprechen laſſen, ihrer Welt. —

„Das läßt ſich in Kürze erzählen, mein werthes Fräulein —" ſagte Frau Telkyn, lebhaft geneigt, meinen Wunſch, zu erfüllen. Und ſo begann ſie: „Ich bin in einem reichen Fabrikort von Sachſen geboren nnd erzogen. Mein Vater war Bürgermeiſter allda, die vordem den Titel Pfalzgraf hatten, und ich war meiner Eltern einzig Kind. Man hätte mich lieber in Baumwolle wickeln mögen; kein Lüftchen durfte mich anwehen, mich! die ich dann auf ſchäumendem Meere den wilden Stürmen preisgegeben war. Wollte ich mir in unſerm Garten ein Blümlein pflücken, ſo ließ die Mutter mich aus Furcht, es könne mir ein Schaden zukommen, keinen Schritt allein gehen, und ſpäter mußte ich einſam, eine zarte Frau, unter rohen Männern, nach allen Richtungen der Windroſe ſtreifen. Denn es iſt, als ob die brauſende See den Sinn der Männer berauſche, ſo wie die gute Erde ihre Leidenſchaften kühlt, und wenn ſie nur drüber hinſchreiten. Jene Verzärtelung muß ich nun in den Leiden meiner alten Tage büßen; die Vorſehung erzieht immer nach.

Da ich nun herangewachſen war, obgleich noch ſehr jung — reiſ'te ich mit meinen Eltern zur Jubelhochzeit eines Verwandten hierher, bei welcher Gelegenheit ich meinen Mann kennen lernte. Er war Capitain vom Apoſtel Paulus, ſo hieß ſein Schiff, und hatte Kaufmannsgüter geladen, um nach Batavia zu gehen. Wie das ſo geſchwind zuging, daß er mein Herz gewann, wußte ich damals kaum zu ſagen; geſchweige, daß ich es jetzt wüßte.

Als wir mit der Bitte um ihre Einwilligung vor die Eltern traten, da war es wohl, als ob der Vater in den Boden ſänke, und die Mutter ſchwamm in Thränen. Sie ließen meinen Liebſten hart an, daß er mich bethört hätte zu dieſem Entſchluß. Sie ſtellten mir gleichſam Himmel und Hölle vor. Die Liebe aber war ſtärker als der Zorn, der in dem Capitain gegen dieſe Vorwürfe zu Worte kommen wollte, ſtärker als mein kindliches Gefühl. Ich ſagte: Macht mit mir, was Ihr wollt, liebe Eltern! aber dieſen Mann nehme ich, oder keinen, ſo wahr mir Gott helfe! — Nun denn, ſprach mein Vater entrüſtet, ſo laß uns einſam ſterben, Frau! wir haben keine Tochter mehr. In dieſem Augenblicke glaubte ich den Tod zu fühlen. Dennoch gab ich mein Leben dem Manne hin, den ich liebte. Und Gott gab uns ſeinen Segen und der Eltern Segen auch; denn es war der Fürbitte unſerer Freunde gelungen, ſie für unſern Wunſch zu ſtimmen. Wir wurden auf dem Schiffe getraut. Des Abends waren die Matroſen ſo betrunken, daß einer davon ertrank, und mein Herr Vater ſchüttelte ſeine Wolkenperrücke gar gewaltig über dieſen Unglücksfall, in welchem er ein böſes Vorzeichen ſehen wollte. Würde und Ordnung galten ihm über Alles.

Meine Mutter — ſanft ruhe ihre Aſche! hätte ſich ein Glück gar nicht denken können, das nicht in einem maſſiven Hauſe, in gediegener Wäſche beſtanden. Wollte ſie die liebe Sonne mit dem Schönſten vergleichen, ſo dachte ſie ſich einen Bratenwender darin, um den es hitzig flammte. — Die guten Eltern, die! Als unſer Schiff in die See ſtach —

die Meinigen hatten mir das Geleit gegeben — als ich die erſten Ruderſchläge hörte und die Mutter wanken ſah, des Vaters weißes Tuch verſchwand, was er zum Abſchied ſchwenkte, da ſchlug mein Herz wohl in einem Meere voll bitterer Wehmuth, und mir war, als hätte aller Friede nun ein Ende. Ich weinte meines Mannes Bruſt naß von heißen Thränen, und — zur Ehre ſeines Herzens ſei es geſagt, ſein Auge blieb auch nicht trocken." Die Matrone lächelte trübe und ſchöpfte Odem.

„Wie iſt's mit den Herrnhutern? ſagte die ſanftmüthige Sulamith, „dieſe haben ja auch keine bleibende Stätte. Welche Eltern können denn ihre Kinder immer bei ſich haben?" Sie ſeufzte tief. Arme Mitha! die ihrigen waren im Himmel.

Und indem ich einem andern Ideengang folgte, ſetzte ich hinzu: „Der Hausſtand, wie das Eheleben einer Einrichtung zu Schiffe, mag ſeine Mängel haben, aber gewiß auch Vorzüge. Eine Frau hat ihren Mann ſicher, denn draußen iſt Gefahr. Er kann ihrem Einfluſſe nicht entrinnen und muß die treue Nähe der Gattin auf der unwirthbaren See um ſo wohlthuender empfinden."

„Das dachte ich auch —" ſagte die gute Alte. „Aber Gefahr droht eines Menſchen Glücke überall, und vergrübe er ſich auch unter die Erde; und des Höchſten Schutz bedürfen wir alle Wege. Hören Sie, mein Kind! Unter unſerer Schiffsgeſellſchaft befand ſich ein niederländiſcher Edelmann, Namens van Howard, mit ſeiner Frau. Er ſchien mir ein Glücksritter; die Frau war eine wüſte, wilde Fliege.

Sie ſpielte die Laute und ſang ganz prächtig, allein es durchdrang mir die Seele; denn es wollte mich bedünken, als höre ihr mein Mann faſt zu gern zu. Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß ich zu Gott darum ſeufzte. Schwerlich verſündige ich mich, wenn ich heute noch ſage, es mochte eine leichtfertige Creatur ſein. Deutlich ſah ich, ſie hatte es auf eine Buhlſchaft zum Zeitvertreibe angelegt! Ach! das iſt ein ſchreckliches Elend für eine Frau, die jeden Augenblick ein treues Fädchen ſpinnt, das Herz ihres Mannes an ſich zu ziehen. Aller Zuſammenhang zerreißt. Die heidniſchen Fabeln von Sirenen, welche mit ihrem Geſange die Menſchen ins Verderben locken, fielen mir ein, und auch die Worte aus Sirach: Fliehe die Sängerin! daß ſie Dich nicht fahe mit ihren Reizen. Aber eine Stimme in meiner Bruſt warnte mich, daß ich meinem Manne die Angſt um ihn nicht merken ließe. Eines Abends — den vergeſſe ich nie!“ und, theurer Freund, hier hätten Sie das Geſicht der alten Frau ſehen ſollen! „ſaß ſie wieder am Bord des Schiffes und hielt das Inſtrument in ihren Armen und meinen Mann im Auge, der am Maſtbaum lehnte, ganz verzückt und verſunken in das Liebeslied, das ſie eben ſang. Er ſchien taub für Alles, was um ihn her vorging, und nur mit ſeinen Blicken zuzuhören. Sie trug Perlen im Haar und Corallen auf der offnen Bruſt, und wenn ich hinſah, war es mir, als ſähe ich die Thränen meines Vaters, die glühenden Thränen meiner Mutter. Und mir weinte das Herz im Buſen. Die Abendröthe lag auf dem grünen Meere, der weiße Korallenbaum ſchien darin zu blühen, der Himmel war ſtill, und es war zur Zeit des Frühlings. Da ſchlich ich unbemerkt in das Kämmerlein der Kajüte, ſchloß die Thür hinter mir zu und betete, daß der Allmächtige, wie er den Winden gebot, daß wir ſanft und ſicher führen, auch den Sturm der Leidenſchaft aufhören ließe in meines Mannes Bruſt, auf daß ich nicht verſänke in einen Abgrund troſtloſen Schmerzes und all mein Glück in Trümmer ginge. O Du mein Licht! ſeufzte ich, du malſt ja das farbenloſe Meer! löſche doch mit dieſem einzigen bittern Tropfen die Verblendung aus, welche mich in tiefer Seele ängſtet! Wo ſoll ich denn hinfliehen mit meinem Leid, als zu Dir? Von der Zeit an,“ ſchloß Frau Telkyn ihre Rede, „hörte die Urſache jener Furcht auf; ich ward ruhig, und darf mit Wahrheit ſagen, mein Mann liebte mich immer.“

Wiſſen Sie, lieber Doctor! was mir bei dieſer Erzählung einfiel: *Auch über's Grab verfolgt uns Eiferſucht!* Ich weiß nicht, ich ſcheine keine Anlage zu dieſer fürchterlichen Leidenſchaft zu haben, die unſerm Geſchlecht ſo eigen und mit dem Neide verwandt iſt. Iſt dies Stolz oder Stärke des Vertrauens? Was ich liebe und werth halte, däucht mir ſicher, eben weil *ich's* liebe, und ſollte dieſer feſte Faden, der *mich* anzieht, nicht auch ein anderes Herz dauerhaft an meines knüpfen? Furcht iſt an ſich ſchon Verluſt, und Eiferſucht Egoismus. Wäre Eiferſucht nur irgend ſtatthaft, ſo gäbe es für die Liebe, die doch das freieſte Gefühl unter der Sonne iſt, überall nur Beſchränkungen und nirgend einen Ruhepunkt. Was mir ein Gott gegeben, bleibt doch wohl ewig mein? Ein vergänglich Gefühl, nun *ja!* das nimmt die Zeit hinweg, und die Thräne, die darum vergoſſen wird, dazu. So denke ich. Es war meines Bedünkens nach, weiſe, daß die gute Telkyn ihren eiferſüchtigen Schmerz verſchwieg und ihn nur in Gott zu beſänftigen ſuchte. Nur eine höhere Liebe kann ihn bezwingen.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, wohl und froh! Auf Ihre Kranken bin ich trotz meines Selbſtruhms doch auch ein wenig eiferſüchtig; denn Sie vergeſſen über fremde Leiden, daß ich leide, wenn ich allzulange ohne Nachricht von Ihnen bin. Sonſt thut mir kein Finger weh. Mir ſcheint, es ſei dem Arzte ein gutes Zeichen, wenn man den Bericht über ſeine Geſundheit bei Erörterungen einer allgemeinen Krankheit vergißt, die vielleicht zu den unheilbarſten gehört. Oder nicht, lieber Doctor? Wohin ſoll ich aber die Nähe rechnen und die Trennung zugleich, in der Madame Adoly von ihrem Gemahl lebt? Das geht unmaßgeblich über alles Gewöhnliche hinaus. Dieſe Scheidungsgeſchichte zu wiſſen, wäre mir intereſſant. Wer aber mag eine Wunde berühren, die nur der Tod heilt? Es macht nicht glücklicher, das Unglück trefflicher Menſchen zu kennen, ja kaum weiſer. Jeder muß ſein Leben ſelbſt verleben, und Schade! zum erſten Mal! Nachholen läßt ſich nichts und Vergütungen giebt es keine. In jedem Schmerz, in jedem Schickſal iſt etwas Neues; eine Welt liegt in jedem Augenblick. Was man fallen läßt, kann im nächſten nicht mehr gefaßt werden.

Grüßen Sie Ida, das liebe Kind! herzlich von mir, und empfehlen Sie mich dem wohlwollenden Andenken Ihrer Schweſter.

Nochmals leben Sie innigſt wohl!

Minna Bergener.

Zehnter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 20. November 18—.

Geliebte Tochter!

Gern hätte ich Dir ſchon früher auf Deine beiden Briefe geantwortet; allein es ging nicht an. Wir hatten zeither einen Tag wie den andern Gäſte. Das will beſorgt ſein. Der Oberconſiſtorialrath ſchien ängſtlich, es möchte mir zu viel werden; aber das wäre eine ſchlechte Wirthin, welche ihre Kräfte nicht auch theilhaft zu machen wüßte, ſo daß ſie für die Zeit ausreichen, welche ein Mehreres erfordert.

„Ach, Frau Bergener!“ ſagte er, da die Fremden fort waren, „wie dankbar bin ich Ihnen! Sie machen mir mein Leben recht leicht. Alles war trefflich und man merkte nicht im Mindeſten, daß es Ihnen ſchwer geworden.“ Liebe Tochter Minna! dieſes Lob freute mich, Du glaubſt nicht, wie ſehr. „Nichts ſtört das Vergnügen des Gaſtes ſo durchaus,“ fuhr der gute Solorius fort, „als eine verlegene Hausfrau, und wenn er fürchten muß, läſtig zu fallen. Wenn die Thüren ſo gehen, da vergeht einem wohl der Appetit. Die echte Gaſtfreundſchaft iſt eine alte ehrwürdige Tugend, aber mit ſo mancher freundlichen Sitte aus der Mode gekommen. Seid gaſtfrei ohne Murren! Dieſen Text möchte der Hofprediger einer Frauenkirche ihnen eigens auslegen. Ich weiſe keinen Bettler von der Thür, denn kann ich wiſſen, ob nicht vielleicht ein Engel, und mit welchem Segen, an meiner Schwelle ſteht?«

Als wir noch ſo ſprachen — es war die erſte ruhige Stunde wieder — rollte ein Wagen auf den Hof, und der Mann der Nichte ſtieg heraus. Es iſt ein gewiſſer Herr Steuer, der ein Antiquargeſchäft in G—. treibt, und nebenher Negoce, die ins Große gehen, als Güterverkäufe, Anleihen, und was weiß ich's? — Er kam, ſich ein Capital zu holen, das ihm der alte Solorius als Mitgift für die Nichte zugeſichert hatte und es gegen die Weihnachten zahlen wollen. Es that mir leid, daß die Frau nicht mit dabei war, die ich gern hätte kennen lernen mögen. Jetzt galt es dem Oberconſiſtorialrath, das, was er vorher geſagt, zu beherzigen, denn augenſcheinlich kam ihm dieſer Beſuch zur Unzeit. — Ein ganz hübſcher Mann! aber er ſah ein wenig trübſelig aus, ſo daß ihm kein einziges Flämmchen vom Glanz der Flitterwochen übrig geblieben ſchien. Er klagte, daß ſeine Frau ſeit ihrer Hochzeit noch keinen geſunden Augenblick gehabt hätte. Er zählte die unzähligen kleinen Nervenübel auf, an denen ſie litte, und wie ihr bald Ruhe ſchade, bald Aufregung, und wäre es auch die vergnüglichſte. Ich bedauerte den armen Mann. Der Oberconſiſtorialrath ſchwieg. Er mochte ſich ſein Theil denken, und ſchwerlich etwas Neues erfahren. Wie doch auch geſcheute Leute den Kopf verlieren können! In ſeiner Betroffenheit ging der gute Alte an einen Wandſchrank, um einen Wachsſtock heraus zu nehmen. Er ſtand eine Weile, klirrte an den Taſſen herum, und machte dann dem Eidam — denn ſo darf ich ihn wohl nennen — eine altmodiſche Theekanne zum Präſent. Dieſer nahm das Geſchenk mit einem fraglichen Blicke und wie beſtürzt, und brach nun jenes Geſpräch ſogleich ab.

Am Abend, als wir allein waren, ſagte der Oberconſiſtorialrath: „Meine Ideenverbindung ſpielte mir heute einen ſeltſamen Streich. Was nur der Steuer von mir gedacht haben mag! Wahrſcheinlich, daß ich ihn für einen Theekeſſel halte. Aber als ich das Porzellan anſah, dachte ich an die chineſiſche Mauer, und daß ein Ehemann, der eine kränkliche Frau hat, ſo feſt ſein müſſe. Doch auch die Geduld hat ihre Grenzen. Es war mir, als ob der arme Steuer mich anklagte; ich wünſchte ihn in Etwas zu vergüten, da gab ich ihm die Kanne. Wahrhaftig! es gäbe aufzurathen, wenn man verlangte, daß Jemand erriethe, in welcher Abſicht ihm eine Gabe verehrt würde.“ „Es iſt traurig,“ antwortete ich ihm, „daß die jungen Frauen ſich der lieben Geſundheit ſo wenig befleißigen, und das Kränklichthun für ein Reizmittel halten. Ein Gift iſt's, woran ſich die Männer leicht gewöhnen, bis dieſes Opium ſie für jede wirkliche Klage betäubt und zu Türken macht, die es nicht für Sünde halten, mehr als eine Frau zu haben. — Es liegt aber an der Erziehung.“

Dies wollte nun mein Alter nicht recht zugeben. Er ſagte, dies läge vielmehr an einer ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit.

„Nein, nein!“ widerſprach ich dreiſt, „das laſſe ich mir nicht ausreden. Wenn die kleinen Kinder klagen, ſo wird ihnen aller Wille gelaſſen. Sie ſehen ſich gehätſchelt, das gefällt ihnen, und ſie bekommen eine Liebſchaft zur Krankheit. Die Zärtlichkeit verzärtelt leichtlich. Auch der Mann hat ſich nur das erzogen, was dann zum Pfahl in ſeinem Fleiſche wird. — Ich wollte dem Herrn Steuer wohl einen Rath geben, wenn ich dürfte.“ — „Nun?“ fragte der Oberconſiſtorialrath an ſeiner Statt.

„Er ſolle ſorgſam ſein,“ rückte ich damit heraus, „aber nicht zu merklich; nicht auf jede kleine Beſchwerde ſeiner Frau gleich Gewicht legen, ſo giebt ſich Manches von ſelbſt; die Frau nicht immer bemitleiden, ſondern bedauern, daß ſie dieſe oder jene Freude nicht mit ihm genießen könne. Wenn ſie ſich vor Tiſche krank zu Bette legt, ſo möge er nur gleich dem Peter in der Fremde thun, von dem es heißt: Er bekämpfte ſeinen Gram mit Eſſen, und trank auch tiefbetrübt dazu. Das hilft! das krämpft den alten Krampf zuſammen, daß er ſich ohne Noth nicht rühren mag. — Wollen die Frauen ewig von ihren Männern beklagt ſein, ſo müſſen ſie bei Lebzeiten ſtumm und ſtark ein Leiden zu tragen wiſſen, was Gott nun einmal dem ſchwachen Weibe auferlegt und wozu er unſre Kräfte weislich gewogen hat.“ — Der alte Herr nickte bewegt. „So war meine ſelige Frau,“ ſagte er; „ſie ſagte Nichts, wenn ihr auch etwas fehlte: deßhalb glaubte ich der Nichte Alles.“

Bleibe nur hübſch geſund, herzliebes Kind! trinke viel Waſſer, wenn es Dir etwa an Bewegung fehlt. In Deinem letzteren Briefe waren einige ſchwermüthige Gedanken.

Wir haben einen köſtlichen Brunnen hier; kein Kryſtall iſt ſo ſchön, ſo klar! da ſtehe ich manchmal und labe mich in der Stille, indem ich Deiner gedenke. Und es fällt auch wohl ein Tropfen in das abfließende Waſſer. Nun, ſei deßwegen nicht betrübt, gute Tochter. Eine Thräne weint das Glück noch nicht weg. An der Sehnſucht ſtirbt man nicht ſo leicht, obſchon das Heimweh ein recht ſchweres Gefühl ſein mag. Denke Dir, Mädchen! zuweilen träumt mir, Alles wäre noch ſo wie ſonſt. Da habe ich in unſerer alten Wohnung zu ſchaffen, mühe mich ab und werde immer fertig. Einmal ſehe ich den Vater im Lehnſtuhl ſitzen und recht lieblich ſchlummern. Er hatte ganz die alte Schlafmiene. Da rafft der Cato auf ſeinem Schreibtiſche aus den römiſchen Falten, die ich ſo oft abgeſtäubt habe, eine todtenweiße Hand hervor und winkt mir, ſtill zu ſein. Ich aber ſchrie laut. Er erwachte, lächelte und ſtreckte die Arme nach mir aus. Wie wird es erſt im Himmel ſein?

Gott laſſe es Dir wohlgehen auf Erden! dies, mein geliebtes Kind, iſt der Wunſch Deiner

treuen Mutter
Chriſtine Vergener.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfundſechzigſter Band.

Der Schmuck. Zweiter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Schmuck.

> Denn giebt es wohl auf Erden
> ein Kleinod, das köſtlicher wäre,
> als die Seele eines Menſchen!
> Goldſmith.

Elfter Brief.

Der Doctor an Minna.

G—., den 1. December 18—.

Tauſend Dank, meine Freundin, für Ihre lieben Briefe, die ich wohl eher beantwortet haben würde, wenn ich hätte dazu kommen können. Ich will die Antwort *genießen*, und ſie nicht wie eine Pflicht von der Hand ſchlagen, der man ſich je eher, je lieber entledigen möchte. Erwarten Sie keine Verſicherungen über die Freude, welche Ihre brieflichen Mittheilungen machen; das Innigſte läßt ſich nicht ſagen. Darin hat Mitha, das liebe Kind, wohl Recht. Man gewinnt ſchriftlich ein *neues Glück*, *einen neuen Freund*. Und wenn ein Brief der einzige Erſatz iſt für entbehrte, lebenswarme Gegenwart, ſo blüht ſolch ein weißes Blatt noch in die Zukunft hinaus. — Nur *Ihre* Gedanken, die ſich mir in ſo offnem Vertrauen entfalten, können mich für Ihre Perſönlichkeit entſchädigen. Jeder treue, ſanfte Blick Ihres lieben Auges ließ mich in Ihre Seele ſchauen, an der leiſeſten Bebung Ihrer Stimme hörte ich, wie viel die Glocke geſchlagen. Selten habe ich, dem Himmel ſei Dank! als Arzt den Puls gefühlt, der das ſchönſte Herz bewegt; aber ich empfand unausgeſetzt das geheimſte Fibriren

Ihres Weſens. Im wüſten Drange der Nothwendigkeit durfte ich mich an Ihrem klaren Anblick erquicken; er ſöhnte mich oft mit den Schattenſeiten meines Berufs aus. Ihr Leben — dieſes Leben der Schönheit! flößte mir Muth ein, den Tod in ſeinen widrigſten Erſcheinungen zu bekämpfen. Der Menſch beſſerer Art bedarf ſchlechterdings eines verwirklichten Ideals, ſoll er gemeinnützig wirken können. Und ſelbſt in der läſſigen Ruhe Ihrer Hand liegt eine holde Zuverlaſſigkeit — aber ich vergeſſe, daß ich an Minna ſchreibe. —

Sie verlangen mein Urtheil über die beigelegten Aufſätze. Ich ſtimme dem Ihrigen bei, daß Sulamith in Gefahr iſt, durch Schwärmerei ſich nicht allein wirklichem Glück zu entziehen, ſondern auch dem, was billig von ihr gefordert werden könnte; doch geben Sie Acht! ſie wird der Welt gefallen. Es findet eine wundernswürdige Ausgleichung Statt, wenn wir nur leiſe genug bemerken wollen. Wenn ich mir jedoch die Kleine als Hauptfigur eines Stilllebens denke, ſo denke ich ſie mir als einen wahren Gottesſegen für ihren künftigen Mann. Nichtsdeſtoweniger daß die Vertheidigung der armen Mitha mich gerührt hat, muß ich in manchem Sinne entgegengeſetzter Meinung ſein, und ich überlaſſe es Ihnen, beliebigen Gebrauch davon zu machen. — Das edelſte Geſchenk Gottes, welches er dem Menſchen gab, iſt die Sprache, dieſer ſinnliche Ausdruck des Geiſtes, dieſe Muſik der Gemüthsſtimmung. Iſt die Sprache rein, tauchen wir in die Tiefe, um das Köſtliche, was es giebt, zu geben: Wahrheit! ſo baut ſie gleichſam eine Brücke von Perlen, wodurch wir in das unermeßliche Ideenreich eines Andern eingehen. Alle individuellen Abgrenzungen verſchwinden vor dem Einfluß der Rede; ihre Kraft iſt groß. Das ſchöne Organ eines ſanften Weibes möchte ich die Nachtigallenſtimme der menſchlichen Natur nennen. Es klopft wie Frühlingslaut an die Bruſt des Mannes, es entzückt ihn, wie eine Weidenflöte den Knaben. „Die Sprache iſt ein Labyrinth, worin auch die Beſte ſich verirren kann," las ich jüngſt; aber ſie führt an das Ziel. Ein Weib, das ſich auf Reden einlaſſe, meint jener Autor, könne leicht beredet werden; allein wie ſicher leitet oft ein verſtändiges Wort den tückiſchen Strom der Leidenſchaft ab, der die, welche es ſprach, fortgeriſſen hätte! Schweigen billigt, es kann auch Ueberlieferung ſein. Die Natur, welche ſich immer ſelbſt beſchützt, legte in die Sprache ein Arſenal von Waffen, von der allerleiſeſten an bis zum Donner des Zorns.

Nichts haſſe ich mehr, als Verſchloſſenheit, und das Schweigen iſt der nächſte Nachbar davon. Kann ein verſchloſſenes Gemüth jemals Liebe aufnehmen, oder Eins werden mit der Seele des Mannes? — Welch ein Unglück iſt es in der Ehe, wenn Frauen nicht zu reden wiſſen! Dies kennen zu lernen, habe ich als Arzt ſattſam Gelegenheit. Ja, es giebt deren Viele, die, unbekümmert darum, daß der Ehegatte ein Geſchäftsmann iſt, von ihm unterhalten ſein wollen. Es fällt den Müttern von gutem Mundwerk ſelten ein, ihre Töchter zu lehren, was ſie hierin zu thun und zu laſſen haben. Wenn ich eine Frau höre, die einen Vortrag richtig zu machen weiß, ein Geſchichtchen anmuthig zu erzählen verſteht, aus einem Buche, das zu leſen dem Manne die Zeit fehlt, ihm den Kern ſchält, rund und lieblich, daß er in Kürze genieße und doppelt: dann ſcheint ſie mir küſſenswerth, und wenn ihr Mund auch nicht der ſchönſte wäre. In ſolcher Ehe findet man ſelten die ſtille Feindin, welche ſo häufig unſichtbar den Bräuten auf die Schleppe tritt und dem Paar wie eine Krankheit mit angetraut wird, die liebe Langeweile! — Endlich iſt ein Stiefgeſchwiſter des Schweigens auch das Schmollen, welches ſelbſt einen Mann von göttlicher Langmuth zu einem Unmenſchen machen könnte. Beſſer, man ſpricht ſich aus. Freilich ſpricht man ſich hier und da das Leben ab; aber, was — ich frage Sie, meine Freundin! — iſt das Leben der meiſten Menſchen, als ein todter Schall? ein Armenſünderglöckchen? Glücklich diejenigen, welche nur den Kopf verlieren und nichts Schlimmeres erleiden. Die Liebe heiliget das Schweigen; aber ſie allein iſt das Wort, welches noch fort und fort unſre Welt erſchafft, uns von allem Uebel erlöſet und zu allem Guten begeiſtert. Dixi! — Daß Mitha mittheilender werde, ſei alſo Ihrer anregenden Bemühung beſtens empfohlen.

Was den zweiten Aufſatz betrifft, ſo habe ich darüber meine eigenen Gedanken. Wenn es auch ſehr wahr iſt daß eitle, prunkſüchtige Mütter Töchter erziehen, die ſich als friſche Jungfrauen im Anzug einer Matrone gefallen, ſo möchte ich doch der Präſidentin nicht ganz Unrecht geben, die da ſagt, in dieſem Verſchmähen liege Stolz. Stolz oder Leidenſchaft, ſetze ich hinzu. Der Putz iſt die Blüthe des Geſchmacks an ſich ſelber, und prangt gern vielfarbig und ſchimmernd im Frühling des weiblichen Daſeins. Ich mag es nicht gern, wenn ein Mädchen das Aeußere verſäumt. So kann ich es der Mutter nicht verdenken, und einer ſolchen Mutter zumal, wenn ſie tadelt, daß ihre Tochter keinen Werth darauf legt, ihre Schönheit zu erhöhen. Es liegt, wahrlich! etwas im ſchönen Putz der Frauen, was über das Gemeine erhebt; und legt ein edles, ſchönes Weſen Gold und Geſchmeide an und funkelt in Edelſteinen, ſo giebt dies der Geſtalt ein köſtliches Anſehen, im Begriff der Männer wird die Saite der Hochachtung ſtärker geſpannt, und kein unreiner Gedanke wagt ſich an ſolchen Glanz. Ein blitzendes Juwel und das treue, probehaltige Gold hält nicht allein auf die Dauer, ſondern in den Tagen der Gefahr Wache und wehrt der Begierde. Es iſt mir immer, als ob ein ſeidenes Gewand durch einen Feſttag rauſche, und das Wort „Feierkleid“ berührte eigens ſchon mein Gefühl, da ich noch ein Kind war. — Ich erlaube Ihnen, über den eitlen Philoſophen zu lächeln, und möchte eine Wette eingehen, das Fräulein liebe ſchon. Wer ein geliebtes Bild im Herzen trägt, der hat genug daran zu thun, es zu ſchmücken, und keine Zeit, an ſich ſelbſt zu denken. Leidenſchaft iſt ein krankhafter Zuſtand; ich getraue mir, ihn aus dem Anzuge eines Mädchens zu errathen. — Wo jedes Fältchen zierlich und in Ordnung liegt, da hat das Herz noch keine Falte. Möchte Frau von Apoly ſich nicht auf ihren Scharfblick verlaſſen! denn auch Mütter ſind täuſchbar, die ihr ganzes Leben daran gewendet haben, zu täuſchen. Es iſt eines der Kunſtſtückchen der alten Mutter Natur, daß jede junge Liebe neue Mittel findet. Das Fräulein thut mir leid. Eine Tochter, die ihre Mutter nicht liebt, iſt ſchlimmer daran, als eine Waiſe; denn das innigſte Gefühl wird in dieſem Falle zur tiefſten Kränkung.

Ihre Gedanken, theure Minna, über das Zuſammenleben unterſchreibe ich — theilweiſe. Wenn es mich auch ſchmerzt, daß ich nicht anders kann, als Ihnen in vielem Betracht Recht geben, ſo thut es mir wohl, daß ich Ihnen, und gewiß mit vielem Recht, widerſprechen darf. So hätte Gott dem Herzen umſonſt das Bedürfniß der Vereinigung beſtimmt mit denen, die uns das Nächſte ſind, das Theuerſte auf Erden? Kann der Mißbrauch, wie gewöhnlich er auch ſei, die

Pflicht aufheben, das größte Glück des Daſeins für unſre Glückſeligkeit zu nützen? Geben Sie nicht zu, daß im Beiſammenſein ſich Kräfte entwickeln, die in den getrennten Hälften derer, die eines Geiſtes ſind, ſchlummern? Bindet nicht der Zauber der Gewohnheit ſelbſt das Ungleichartige feſt genug? Wird nicht jedes Verhältniß der Liebe und Freundſchaft durch gegenſeitiges Ertragen kleiner Fehler und Schwächen zarter noch? O Theure! antworten Sie mir ein Nein! auf dieſe Fragen, wenn Sie können. — Alle Erfahrungen ſollen mir den tröſtlichen Glauben nicht benehmen, daß jedes tiefe treue Gefühl unter dem Schutze des Himmels ſteht. Die Zeit nimmt das Ihre — Gott nimmt das Seine.

Jener fremdartige Reiz, den Menſchen für einander haben, die ſich anziehen, durch die Gewalt der Umſtände aber getrennt bleiben müſſen, wird früher oder ſpäter von dem Näherrecht neuer Eindrücke geſchwächt, während Vereinigte mit dem Beſitz eine Ruhe, eine Sicherheit erlangen, die ſie ſtark macht, ihr geliebtes Eigenthum gegen ſich ſelbſt, wie gegen jede Unbill zu behaupten. Tauſend ſüße, ſelige Gefühle der Befriedigung ruhen in ſolcher Ruhe. Die Sehnſucht des Entfernten ſtrebt ihrem Gegenſtande zu. Wer ſein höchſtes Glück auf Erden erreicht hat, kann nur ſehnſüchtig nach dem Himmel ſtreben. Aber freilich, gut und immer beſſer werden, wer da wünſcht, daß der Freund ihm ein liebender bleibe, Achtung vor fremder Individualität muß ſich aneignen, wer aus freiem Antriebe geliebt ſein will. Einen andern Maßſtab, als das eigene Urtheil, findet Ihr Geſchlecht nun ſelten aus, und darum iſt es nicht leicht für die armen Frauen, über die Zeit hinaus, wo auch der ſcharfe Dorn eine weiche Blüthe hat, mit dem Reiz des Lebens auszureichen und die Liebe ihrer Männer zu verlängern, daß ſie zur

Wahl werde — auf ewig. Und ſo wären wir wie von ſelbſt auf das letzte Capitel Ihres lieben Briefes gekommen. Die Erzählung der alten Seefahrerin hat mich unbeſchreiblich intereſſirt. Sie hat vollkommen Recht. Das Leben bleibt ſich gleich. Ueber dem Waſſer — unter der Erde; die Troglodyten könnten es uns vielleicht bezeugen. Auch Börne hat Recht, wenn er tadelt, die Eiferſucht, dieſes wüſte Fieber, unter den tödtenden Krankheiten dieſer Gattung nicht aufgeführt zu finden. Sie iſt ein einſames Gefühl — einſamer als der Tod; denn dieſen begleitet liebende Theilnahme, und der tiefe Schmerz ſteigt mit hinab in das unerforſchte Dunkel. Ich bin überzeugt, eine Mutter, die ihr einziges Söhnlein begräbt, leidet weniger, als eine Jungfrau, die den Geliebten in das Anſchauen einer Andern verloren ſieht. Den Jüngling zu Nain rührte göttliche Hülfe an, und wir wiſſen, daß er ein hohes Alter erreichte —; erſtorbene Liebe aber könnte ſelbſt ein Gott nicht wieder erwecken.

Und was kann retten von jener tödtenden Pein, oder davor ſchützen? Ich habe oft darüber nachgedacht. Muth, vor Allem! Wer da zagt, der zehrt ſich langſam ab. Eine liebende Seele, welche aufrichtigen Muth hätte, ſich mit Vertrauen zu begnügen, würde kaum in den Fall kommen, zu verlieren, was ihr theurer iſt, als das Leben. Der Krebs — dieſes Bild des Rückgangs — wird nur durch herzhaftes Abnehmen geheilt. — Dem Manne hilft der Stolz die Eiferſucht beſiegen, und die Kraft, die ihm geſtattete, ein Freund zu ſein. Ein Weib, das den Augenblick ertrüge, wo es ſich vergeſſen ſähe, dem der Anblick der Untreue nur den Athem benähme, und nicht wie ein zweiſchneidig Schwert das Herz der Liebe ſpaltete, müßte ich für mehr als eine Heldin, ich müßte es für einen Engel halten. — Es iſt demnach eine erklärbare Schwäche Ihres Geſchlechts, theure Minna, daß es eiferſüchtiger iſt, als das unſere.

Jüngſt ereignete ſich hier ein recht trauriger Fall, der mir in friſchem Andenken iſt. Ein aufblühendes Mädchen, die Tochter eines würdigen Geiſtlichen, wähnt ſich geliebt, und iſt es wohl auch, wenn gleich nicht in ihrem Sinne. Die Eltern ſehen der Leidenſchaft ihres liebenswürdigen Kindes etwas nach, weil ſie erwarten, der junge Mann werde ſich erklären; und die Heirath ſcheint ſo ſicher, als glücklich für Alle. Dieſe Erklärung bleibt jedoch aus; denn dem, der ſie geben ſoll, iſt inzwiſchen die Bemerkung gekommen, das Mädchen paſſe doch wohl nicht für ihn.

Er tritt leiſe zurück — täglich einen Schritt weiter. Daß die Liebe aufmerkſam wird, dies folgt daraus, weiter nichts; das argloſe Geſchöpf geht keinem Mißtrauen nach. Nun ſind Beide auf einem Hochzeitball zuſammen. Die arme Kleine ſchmückt ſich mit den Gaben der Hand, die ihr heute den größten Schmerz geben ſoll. Sie ſieht den Heißgeliebten zum erſten Male kalt gegen ſie und lebhaft um ein anderes Mädchen beſchäftiget. Jetzt gehen ihr die Augen auf; in den Blicken der Geſellſchaft glaubt ſie ihr Todesurtheil zu leſen. Man hatte ſie für eine Verlobte gehalten. Nun ſteht das unglückſelige Kind allein und verlaſſen; denn die Eltern ſind nicht zugegen. Der Cotillon beginnt. In der Oekonomie dieſes Tanzes, welchen diejenigen, denen der Fuß noch ſchwebt, für die Heirath des Balles halten, da er am längſten dauert, eine bequeme Einrichtung zuläßt, und alſo in der Regel die liebſte Tänzerin dazu gewählt wird — bringt jener Abtrünnige dem neuen Gegenſtande ſeiner Neigung eine Taſſe Thee. Das bringt die Liebende um den letzten Reſt von Faſſung. Erhitzt tritt ſie aus dem Saal, da ſteht die alte Kinderfrau der Familie mit der Laterne, welche die vorſichtige Mutter geſendet hat, um Sorgfalt, Mantel und warme Schuhe für das unbedachtſame Töchterchen zu tragen. „Komm mit!“ ruft ſie ihr zu — und jagt voran, flüchtig wie ein Reh, das dem Tode im Herzen zu entfliehen wähnt. Die alte Aufſeherin ſieht das Fähnchen von Purpurſeide im Mondſchein vor ſich her flattern, eine weiße Roſenknoſpe nach der andern reißt der Nachtwind aus dem Haar des armen Opfers und ſtreut die unſchuldigen Blumen verächtlich auf die Straße. —

Einige Tage darauf bekam das Mädchen Bruſtkrämpfe; ein fieberhafter Zuſtand trat ein, den ich alsbald für gefährlich erkannte; ihre Phantaſieen ließen keinen Zweifel übrig. „Komm mit! komm mit!“ rief ſie todesängſtlich zu wiederholten Malen, „ich muß fort — und kann es nicht länger aushalten. Die Geigen haben ein entſetzliches Hohnlachen — und die Flöte weint. Alle ſehen mich an — ich kann doch nichts dafür?“

Die Mutter brach in laute Thränen aus und mußte das Zimmer meiden.

Ich vermöchte nicht, Ihnen zu beſchreiben, wie mich das rührte, den Vater, der ein ſo milder Tröſter iſt und jetzt ſelbſt troſtlos war, ſeinem Kinde zuſprechen zu hören. Den Tag vorher, ehe ſeine Tochter ſtarb, ſagte ſie zu mir mit einem herzzerſchneidenden Lächeln: „Er iſt mir doch wohl gut geweſen?“ Ich mußte mich abwenden, und dachte: „Wort gehalten wird in jenen Räumen jedem ſchönen, gläubigen Gefühl —“

Am vier und zwanzigſten vorigen Monats wurde ſie begraben. — Ein zu ernſter Ausgang für das verliebte Spiel einer männlichen Coquette. Gott verzeihe dem, der ſich ſolcher Weiſe auf Nummer Sicher ſetzte! Der große Wurf im Lotto der Ehe dürfte ſchwerlich ſein Gewinn werden.

Und nun, meine Freundin, leben Sie tauſendmal wohl! vergeſſen Sie des fernen Freundes nicht. Bleiben Sie Sich der Treue bewußt, die an Allem, was Sie berührt, den nächſten Antheil nimmt. Laſſen Sie bald wieder von ſich hören. Jede Zeile Ihrer lieben zarten Hand richtet mich auf. Zu Anfang des neuen Jahres, wenn nicht früher, gehe ich an die genaue Durchſicht der Papiere Ihres ſeligen Vaters.

Meine Schweſter ſei Ihnen empfohlen. Ida iſt geſund. Sie macht mir Freude und bemüht ſich auch in einer heimlichen für mich, da der heilige Chriſt heranrückt. Hinter den langen Vorhängen, die mit einer Nadel zugeſteckt ſind, ſitzt ſie wie eine kleine eingeſchleierte Novize des weiblichen Kunſt- und Kloſterlebens. Das Kind, wie das Mädchen, blickt hindurch. — Nochmals ein herzliches Lebewohl! von

Ihrem treueſten Freunde

Dr. Balſam.

Zwölfter Brief.

Minna an den Doctor Balſam.

H—., den 10. December 18 — .

Umgeben von tiefer Stille, winterlich eingewebt in Ruhe und Alleinſein, während das Geſtöber da draußen das Dunkel der Nachtwelt wüſte macht, und Flocken graus und wild durch einander wirbeln, will ich meinem aufgeregten Gemüth jetzt eine Güte thun. Ich habe mit eigenen Händen Feuer angemacht, um Niemandes zu bedürfen, und die behagliche Wärme meines Stübchens wird für ein paar Stunden wohl ausreichen, wenn dieſe Zeit auch nicht für das, was ich Ihnen mitzutheilen hätte.

Ihren letzten Brief, der in jedem Sinne von bedeutendem Inhalte für mich war, habe ich mehr als einmal geleſen, und beherzige ihn ſofort. Gewiß, Sie haben Recht — und ſollen tauſend Dank dafür haben. Dreimal in drei Zeilen ſteht haben hier. Nun, ſo haben Sie denn Geduld, wenn dieſes Schreiben nicht ganz regelrecht ausfallen ſollte. Ich bin in großer Bewegung, lieber, theurer Freund, und Ihre Theilnahme an dem, was ich erfahren, iſt mir wahrhaft Bedürfniß. — Und nicht allein für mich; ich möchte einer beneidenswerthen Frau Ihre mitleidende Achtung zuwenden und gern Ihre Anſicht über ein Schickſal wiſſen, das mir ſo einzig als unverdient erſcheint.

Ihr Urtheil über die ſchriftlichen Aufſätze war mir ſehr wichtig. Was Sie bezüglich auf Suzon äußern, hat meine innerſten Gedanken in Worte gekleidet. Nur wurde ich wiederum irre, weil ich keinen unter den jungen Männern in und außerhalb der Kreiſe dieſes Hauſes kenne, für den das Fräulein ſich zu intereſſiren ſchien. Wer mir Aufſchluß darüber geben könnte — ſo dachte ich — wäre Madame Avaly, die im Beſitz des völligſten Zutrauens ihrer Nichte iſt. Ich hatte ſie nicht ſo oft beſucht, als mein Herz mich drängte; denn ihre Geſundheit iſt ſo wankend, daß ſie häufig danieder liegt und jede, auch die leiſeſte Anſtrengung des Geſprächs vermeiden muß. Dann hielt die Präſidentin mich, wie mir däucht, faſt ängſtlich ab, über einen Theil meiner

Zeit nach Willkür zu verfügen; ſo wollte ich meine Verhältniſſe erſt feſtſtellen und meine Freiheit ſichern. Dies iſt nun geſchehen. Ich habe unumwunden erklärt, ich müſſe zuweilen einen Abend losgeſprochen ſein, wenn ich nicht noch vor dem Anfange, eine Geſellſchafterin zu werden, aufhören ſollte, mich geſchickt dazu zu fühlen. An Selbſtumgang von früheſter Jugend an gewöhnt, würde ich ihn ohne weſentlichen Nachtheil für mich und meine Pflichten nicht entbehren können.

Frau von Adoly lächelte vornehm, ließ mich aber gewähren. Ja, irre ich nicht, ſo ſieht ſie es nicht ungern, daß ich mich mancher Geſellſchaft entziehe. Auch Mitha bleibt daheim, und nur Suzon — ob widerwillig, möchte ich nicht in Abrede ſtellen — begleitet die glänzende Mutter, die wie ein Schiff im Abendroth leuchtende Furchen zieht, ohne auf der Oberfläche ihres Elements eine Spur von Daſein nachzulaſſen. — Und doch! mein Gleichniß hinkt. Es giebt tiefe Spuren, die da zeigen, welchen Weg die Präſidentin genommen. —

Ich nahm den erſten Abend nach Empfang Ihres lieben Briefes wahr, um einen traulichen Beſuch bei Madame Adoly zu machen; freilich zweifelhaft. ob ſie mich annehmen würde. Sie ſelbſt öffnete die Thür, und ſprach hörbar erfreut: „Sie kommen meinem Wunſche entgegen, und ſchon ſeit einigen Tagen, wo ich mich etwas beſſer fühle, wollte ich Sie erſuchen laſſen, mir eine Stunde der Muße nach Ihrem Gefallen zu ſchenken.“ — Dies zu vernehmen, war mir nun höchſt willkommen. Die liebenswürdige Frau kam mir — oder war es nur vom Lampenſchimmer? tödtlich blaß vor; doch ſchwebte ein Lächeln befreieten Gefühls auf ihrem Geſicht, wie ein ſichtbarer Dank zu Gott. Ihre Geſtalt, wie von Dämmerung umfloſſen — da in dem weiten großen Zimmer nur die Lampe brannte, ein tiefer Mond gleichſam — war ohne den mindeſten Schein, der Eindruck ihrer Sprache wird durch nichts Sichtbares unterſtützt, und rührt, wie die Mundharmonika, die ich als Kind im Finſtern ſpielen hörte, an die innerſten Sinne der Seele. Sie freue ſich, daß ich mich hier wohl befände — ſagte ſie freundlichſt, und ſähe mit Vergnügen manchmal des Abends Licht auf meinem Zimmer; wodurch der Wunſch in ihr entſtanden wäre, wir möchten einmal zu ſolcher Zeit beiſammen ſein. Ich weiß nicht, ob ich recht verſtand, was nicht ausdrücklich in dieſen Worten lag, als hätte ſie gewünſcht, mit mir allein zu ſein, um über Suzon ſprechen zu können. Und ſo wären wir von gleichem Bedürfniß beſtimmt, unſerer Zuſammenkunft froh. Denn als auf meine Frage nach ihrem Ergehen Madame Adolz mir mit einem Seufzer antwortete, dies ſei zeither ſchlimm geweſen, ſehr ſchlimm — ſie *leide* nur das Leben, und wünſche um ſo innigſter, daß es denen, die ſie liebe, zur Freude würde, und dauernd des Himmels beſte Gabe bliebe; da glaubte ich in dieſer ſanften Klage ein Hindeuten auf Suzon zu bemerken. Wen könnte ſie ſonſt lieben, außer dieſer Nichte und ihrem Sohn? — Ihren Gemahl? O mein Freund! — In einem Bedauern, das mich heimlich ängſtete, äußerte ich, ob nicht vielleicht dieſe einſame Zurückgezogenheit zu ihrer Kränklichkeit beitrüge, und eine Veränderung des Aufenthalts ihr heilſam ſein würde. Sie ſah mich an, als erriethe ſie, was ich eigentlich dächte. „Nein!“ ſagte ſie, unmerklich lächelnd, „es hilft nichts mehr. Der Gedanke an eine Abweſenheit ſchon rüttelt an meinem Sein und Weſen, was nur noch in der allermöglichſten Ruhe beſteht. Und dieſen Aufenthalt, der mein Glück abgeſchloſſen hat, will ich nur verlaſſen, wenn ich die Augen ſchließe.“ —

Dies überwältigte mich ſo, daß ich ihre Hand ergriff, und dieſe ſchöne, blaſſe, kältende Hand, der man wenig Lebenswärme anfühlt, weinenden Auges küßte. Madame Adoly zog ſie zurück und mich an ihre Bruſt. Sie wiſchte mir die Thränen ab, die über mein Geſicht rollten, als ich in die Worte ausbrach: „O Gott! warum müſſen doch die beſten Menſchen unglücklich ſein?“ — „Sie ſind ein gutes Kind!“ ſagte ſie bewegt; und es lag etwas in dem liebkoſenden Tone, womit ſie dies ſagte, das mich an einen Vater verwies, der wohl wiſſe, warum? „Es war mir ſchon bei Ihrem erſten Anblick,“ ſetzte ſie hinzu, „als würde ich Vertrauen zu Ihnen faſſen. — Ich will es Ihnen aus vollem Herzen ſchenken und Sie mit meinen Erfahrungen bekannt machen. Es iſt einer meiner letzten Wünſche, daß ſie für meine liebe Suzon Nutzen tragen mögen, obgleich ich weiß, daß auch die liebendſte Seele durch fremde Schmerzen nicht geſichert wird — daß Jeder ſein eigenes Schickſal erfüllen muß — und Niemand dem Andern helfen kann, wie gern er auch wollte. Und ſo lege ich dieſen theuer erworbenen Schatz — ach! er koſtet Millionen Thränen — und mehr! in Ihre Bruſt! Glücklich genug, wenn er einem ſchönen, jugendlichen Gemüth ein kleines Weh erſparte. —“

Wie erwünſcht es mir auch war, etwas Näheres von den Verhältniſſen dieſer intereſſanten Frau zu erfahren, ſo fürchtete ich doch, es möchte ſie angreifen; denn an ſolch eine Stellung gelangt nur, wer auf das Höchſte getrieben wird. — Aber Madame Adoly ſagte lächelnd: „Ich fühle mich einmal leicht und wohl — die Zeit läuft ſchnell — und die Gelegenheit wiederholt nicht ſo leicht ihre Gunſt. —“

Ich werde mich bemühen, lieber Freund, Ihnen, was ich nunmehr vernommen, mit denſelben Worten wiederzugeben, und die Erzählerin redend aufführen.

Sie hob mit einem tiefen Seufzer an: „Unſer Schickſal — ich bin deſſen vollkommen überzeugt — beginnt vor der Geburt, und wir überkommen nur die Folgen von den Handlungen Anderer, um ſie in eigene Rechnung zu bringen. Jeder Irrthum, auch der verzeihlichſte, der edelſte ſogar! muß gebüßt werden, und das leichtgläubige Zutrauen vor Allem wird unſer Herz fordern. — Mein Vater war Major außer Dienſt, bezog eine Penſion und trug die Uniform der Armee. Er ſpielte täglich ein hohes l'Hombre, war ſtets bar Geld und von einer bedeutenden Schuldenmaſſe gedrückt, die ihm noch aus früherer Zeit anhängen mochte. Dieſer Laſt ſich zu entheben, dazu kam es nicht mit ihm. Er war daher im Hauſe immer in mürriſcher Stimmung, und verſchloſſen vor ſeinen Gläubigern, die ihn beſtürmten. Da er ſtarb — ich war bereits verheirathet — fand ſich ein Packet Papiere mit der Ueberſchrift: „Mahnbriefe.“ „Der Uebel größtes aber iſt die Schuld!“

Ich hatte eine Stiefmutter, welche das gehäſſige Vorurtheil gegen dieſen Namen rechtfertigte. Eine Mauer von Eis ſtand zwiſchen mir und meinen Eltern, und es war mir oft, als müſſe ich darunter zu Grunde gehen. Ach! tauſend Keime des Guten und Schönen werden durch rohe Kälte derer erdrückt, von denen wir den Sonnenſchein der Liebe empfangen ſollten! — Und Liebe war doch mein einzigſtes Bedürfniß! In allem Uebrigen mich zu behelfen, fiel mir nicht ſchwer. Wenn ich ein paar Schuhe brauchte, ſo tobte der Vater, es ginge auf ſeinen Ruin los. Taſchengeld bekam ich gar nicht, und einem Armen konnte ich nur mein Mitleid geben. Oft faßte ich verſtohlen den Rock meines Vaters an, um mich im leiſeſten Gefühl der kindlichen Theilnahme an Etwas zu halten, was ihm gehörte. Einſt — ich erinnere mich deutlich — brachte ich ihm die Uniform, da er zu einem Gaſtmahle geladen war. Es hatte eine Scene gegeben, die ich dem Vater verſchwieg, um ihm den Tag nicht zu verderben; aber die Augen waren noch von bittern Thränen naß. Ich legte meine Lippen auf die linke Seite der Bruſtgegend und liebkoſ'te das blaue Lagertuch. „Was machſt Du da, Mädchen?“ fuhr er mich barſch an, „der Orden wird mir ja blind!“ „Wenn nur das Herz meines Vaters ſähe, wie ich ihn ſo lieb habe —“ antwortete ich leiſe, und ein paar Tropfen fielen nun wirklich auf das pour le merite! Dies rührte ihn doch. Er zog mich ſtumm in ſeine Arme — küßte mich — und dies iſt der einzige Kuß, deſſen ich, ſein einziges Kind! mich von meinem Vater zu entſinnen wüßte.“

„Adolph — der Präſident —“ berichtigte die Erzählerin ihren eigenen Vortrag mit einem gewiſſen Nachdruck und tiefem Athemholen, woran man merkte, wie es bergauf gehe zu dieſer Höhe, und der Gang der Erzählung ihr nun ſchwerer falle, „war der Sohn von meines Vaters Bruder, der als Kriegsrath an demſelben Orte verſtorben. Die Mutter lebte als Wittwe ganz gemächlich. Fritz war freundlich gegen ſeine kleine Muhme, wie er mich nannte, obgleich ich ziemlich groß zu werden verſprach. Ich hing an ihm mit meiner ganzen Seele, und die tiefſten Empfindungen der Freundſchaft für ihn lagen ſchon in der Knoſpe meines Weſens eingeſchloſſen. Eine Liebe, die mit uns ſterben ſoll, muß mit uns geboren werden; das Gefühl, welches in uns ſtirbt, hat eigentlich wohl nie gelebt. — Bisweilen tadelte er mein abgeblichenes Kleidchen, meinen ärmlichen Anzug — woraus ich hätte abnehmen können, wie viel der Schein ihm galt. Ich aber ſchwieg beſchämt, weil ich es für unkindlich hielt, der Schulden meines Vaters zu erwähnen, und ihm das Verhältniß zu meiner Stiefmutter nicht mehr noch leid machen wollte, die er ohnehin nicht leiden konnte. Fritz beherrſchte ſeine Mutter, die eine unſägliche Schwäche für ihn hatte; ſo war ihm die Tyrannei undenkbar, unter der ich litt.“

„Ein Zug von Eitelkeit, der all' ſeine Handlungen lenkte, war es ſchwerlich, was ihn ſo innig an mich zog; denn ich ſchmeichelte ihm nie; ich liebte ihn nur. An meinem Geburtstage verſäumte er nicht, mir ein kleines, artiges Geſchenk zu machen — und dieſer Güte, dieſer Treue!“ hier lächelte Madame Adoly ſehr ſchmerzlich, indem ſie hinzuſetzte: „iſt er denn auch treu geblieben.“

„Der Vormund meines Vetters redete heftig darein, daß Mütter keine Söhne erziehen könnten, und daß Fritz, ſeiner ſchönen Anlagen ungeachtet, auf geradem Wege wäre, ein ausſchweifender Menſch zu werden, wenn das ſo fortginge. So wurde er entfernt und für einige Jahre der Zögling eines Philologen von Ruf, des Vaters des Candidaten, dem der Präſident noch heute vergilt, was er als Primaner Gutes und Liebes in jenem frommen Hauſe genoſſen. Aber dieſer würdige Gelehrte war doch auch nur ein Menſch — ein Mann! Er hatte eine über Alles geliebte Frau verloren, und das Kind, bei welchem ſie heimgegangen, ſtand ihm als ein lebendiger Zeuge ihres Todes vor Augen. Dieſe unſchuldige Urſache zog ſchlimme Folgen nach ſich. Er faßte eine geheime Abneigung gegen dieſen Schmerzensſohn. Fritz, der von Jugend auf ein Kinderfreund war, gewann den armen Jungen lieb, deſſen Anblick dem Vater keinen Troſt, nur ein bitteres Andenken gab. Da aber der Rector eine gewiſſe unfreiwillige Hochachtung vor den hochfahrenden Talenten ſeines Eleven empfand, ſo machte dieſer hinwiederum eine Gunſt für ſeinen Schützling geltend, welche der geborene Freund ihm vorenthielt. An dieſer Gewohnheit, ihm ein Schutzgeber zu ſein, hält er, wie Sie wiſſen, bis auf den heutigen Tag, und ich bin überzeugt, daß die blöde Scheu, die den armen Hayn befängt, ſo oft er öffentlich reden ſoll, nur von der fortwirkenden Gewalt jener erſten Eindrücke herrührt, in denen er vor dem Blicke ſeines Vaters verſtummte.

Fritz kam zurück und kehrte auch mit voller Traulichkeit zu mir wieder. Die Trennung hatte nichts in unſerm herzlichen Verhältniſſe geändert. Von Außen änderte ſich wohl Manches. Meine Stiefmutter ſtarb, was meine Lage in Etwas erleichterte. Des Vaters Schulden drückten mich ſehr — ich ſparte mir ſelbſt Nöthiges ab, um hier und da in der Stille eine kleine Rechnung tilgen zu können; aber es war doch Alles zu wenig. Das größte Opfer lag für mich darin, daß ich ſah, täglich mehr ſah, wie viel mein junger Vetter auf das Aeußere gab. Ach! noch Anders bemerkte ich, was mich heimlich betrübte, ſeine reizbare Empfänglichkeit für das, was ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte. Er hatte faſt nach jeder Geſellſchaft mir irgend eine Eroberung zu vertrauen, die ihn eine Weile beſchäftigte, bis ein neuer Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit erregte.

Daß er dies that, geſchah wohl zu meinem Schmerze, war mir aber doch ein lieber Beweis, daß er mich für ſeine wahre Freundin hielt. So ſchwanden viele Jahre hin. Meine

Liebe für Fritz hatte ſich durch unzählige ſeiner Liebeleien in ſtiller Gluth erhalten. Indeſſen war mir von Gott zu einem Gleichgewicht dieſes Verhältniſſes eine Freundin von ſeltenem Werthe geworden, ein Fräulein von Leiden, ein liebes, ſanftes, ſchönes Weſen — nur kränklich und deßhalb verdüſtert. Wie hätte ich ohne dieſen Troſt den Gedanken tragen können, der liebſte Freund werde dennoch einem kalten Herzen zufallen? Eine unbeſtimmte Furcht deßhalb ſchlief tief in meiner Seele. Er ging ſeine Laufbahn mit raſchem Schritt, gefördert von allen Seiten. Sein Flatterſinn blieb endlich an dem feſten Entſchluſſe hangen, bald zu heirathen. Nichts hinderte ihn daran; die Mutter war auch todt. Er ſprach mit mir darüber."

„Uebereile Dich nur um Gotteswillen nicht!" bat ich ihn mit Thränen. „Du haſt Dich ſchon ſo oft getäuſcht — dann wäre es auf Lebenszeit um Dich geſchehen. Heirathe nicht ſo früh! Die Reue kommt zu ſpät. Auch wir wären getrennt, wenn Dein Herz in ſeiner Wahl ſich irren könnte; denn Du weißt es, ich bin immer Deine wahre Freundin geweſen." Da ſah er mich ſonderbar an und that einen heftigen Schwur, daß Nichts in der Welt, keine menſchliche Gewalt, weder Engel noch Finſterniß uns jemals trennen ſollte. — Ich habe dieſen Schwur gehalten, auf daß er nicht meineidig würde —" ſetzte Madame Adoly erſchöpft hinzu und ſchwieg eine lange Weile.

„Meinem Geburtstage," fuhr ſie fort, „der mitten im Sommer iſt, ging ein ſtarkes Gewitter vorher, das mit dem Monde im Kampfe lag. Es war eine drückend heiße Nacht, ich ſchlief unruhig und hatte einen furchtbaren Traum. Ich mußte einer Hinrichtung beiwohnen, dem Nachrichter fiel der dunkle Mantel aus einander, ich erkannte Fritz, ſah das

Schwert in ſeiner Hand blitzen — drückte mich nieder, und da ich geängſtet erwachte, blitzte es mir wirklich in die Augen. Unſer Dienſtmädchen ſtand an meinem Bette und ſprach: „Fräulein! es wird ein Wetter kommen — und die Fenſter im Sommerhauſe ſind offen geblieben.“ „So geh und ſchließe ſie —“ ſagte ich, und reichte ihr den Schlüſſel. — „Fräulein wiſſen wohl, daß ich mich fürchte —“ antwortete das Mädchen mit verſteckter Schlauheit, vor der ich mich hätte fürchten mögen; aber ich war ſchon in den Kleidern, um ſelbſt zu gehen. Das Haus, worin wir wohnten, lag am Thore, und das Gärtchen ſtieß an eine Mauer eines Kloſters der Dominicanerinnen. Fritz hatte mich zuweilen ſeine Domina geheißen, wenn ich ihm eine kleine herzliche Predigt gehalten. Mir zu Liebe hatte der Vater dies Gärtchen ſeit der Mutter Tode in Beſchlag genommen, weil Blumen von frühester Jugend an meine Leidenſchaft waren. Daß es darin umgehe, ſagten die Leute, und ſetzten dies mit der Nähe des Kloſters in geſpenſtiſche Verbindung. Die Nachtluft ſchauerte mich an, da ich in das freie Grün trat, und vom nachbarlichen Thurme ſummte die Glocke Eins. — Die Viola matronalis duftete bedäutend, ich taumelte halb vor Schlaf, halb vor Schrecken. — In der alten Mauer, von wildem Wein umſponnen, war eine kleine Blende, darin ein abgeblaßtes Heiligenbild, das kaum mehr für eine Kreuzigung zu erkennen war. Ein greller Lichtſchein winkt mir von jenem Orte, eine Geſtalt dunkelt ſchattenartig dazwiſchen — und wie ich mich nähere, obſchon von Grauen überrieſelt, ſehe ich mitten zwiſchen zwei brennenden Kerzen eine köſtliche Königin der Nacht, prangend erſchloſſen, und der himmliſche Odem dieſer Blume weht mich an. Viel fehlte nicht, ich wäre auf meine Knie geſunken. Ich betete Gott an, in ſem nächtlichen Wunder, und konnte mich nicht ſatt daran ſchauen."

„Fritz, in ſeinem Mantel gehüllt, ſtand lächelnd vor mir, und ſprach: „Ich wollte nur ſehen, ob Du Herz hätteſt, Leopoldine! Dieſe Ueberraſchung für Dich habe ich mir am Tage ausgeſonnen, wie man zu ſagen pflegt." Ein heftiger Donner rollte über uns, der Wind löſchte die Lichter aus — und die ſchöne, ſtolze Blume zitterte in ihren tiefen Kelch hinein, unter den feurigen Schlangen, die über ihr hinzuckten. Jetzt erhob der Sturm ſich mit ſolcher Gewalt, daß wir uns kaum auf unſern Füßen erhalten konnten. „Nimm die Blume," bat ich ängſtlich, „und laß uns in das Haus eilen." Fritz griff danach, aber ein Windſtoß warf ihn mit der Wucht des Mantels vorwärts — es knickte — und die Königin der Nacht lag enthauptet im Sande. — Mein Klagegeſchrei erfüllte die Lüfte — das Herz blutete mir wahrhaftig! Ich brach in Thränen aus, dazu rauſchte der Regen vom Himmel nieder."

„Ich wollte Dir eine Freude machen, ſagte Fritz traurig, und habe Dir Schmerz gemacht. Arme Poldine! weißt Du was? Ich will Dir Erſatz geben. Nimm meine Hand darauf! werde mein Weib! Du allein haſt mich wahrhaft lieb — ich habe es ſtets empfunden. Er faßte mich in ſeine Arme — ich ſtand wie vom Blitze gerührt — dies war der Augenblick unſerer Verlobung! — Warum achtet man ſo wenig auf Vorzeichen? — Als die Nonnen zur Hora läuteten und die Morgenröthe den grauen Thurm umſtrahlte, trennten wir uns. Ich ging wie im Traume. Welch ein Wiegenfeſt! Fritz nannte mich ſeine kleine Königin des Tages. Wie ahnungsvoll iſt das Geheimniß der Rede! Auch mein Herz ſollte gebrochen werden." — Jetzt, lieber Doctor, iſt es die höchſte Zeit aufzuhören, wenn der Tag nicht über dieſem Briefe anbrechen ſoll. Das Weitere bald. Und nun gute Nacht, mein theurer Freund! und einen erquickenden Traum. In Ruhe eingehüllt, decken Sie mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe auch die Fehler meiner Schreibart zu, wo dieſe etwa zu lang und breit geworden ſein möchte. Nochmals gute Nacht.

Minna.

Dreizehnter Brief.

Fortſetzung.

H—., den 11. December 18—

Die Poſt bläſ't — ich höre es aus der Ferne ertönen, und mein Brief vom geſtrigen Datum, dem ich den heutigen hineingeſchrieben — eilt Ihnen zu. So will ich auch fortfahren, wo ich ſtehen geblieben bin. Jene Erzählung, welche mich ſo aufgeregt hat, daß mir der Schlaf bei weitem weniger Bedürfniß iſt, als ſie Ihnen mitzutheilen — wirft ein helles, oder vielmehr grelles Licht auf die Verhältniſſe dieſes Hauſes, wie auf den Charakter ſeiner Hauptperſonen; mir aber leuchtet ein, daß Sie nicht minder als mein Freund, wie als ein Mann von Geiſt und Gefühl, Intereſſe daran nehmen müſſen und werden. —

Ich laſſe Madame Adoly ſelbſt ſprechen: „Mein Vater, der, wie man häufig bei denen trifft, die eine Leidenſchaft für das Spiel haben, und alſo vom Zufall abhängen, ein wenig abergläubiſch war, ſagte zu mir: „Eine Heirath zwiſchen ſo nahen Verwandten giebt, wie man vorausſetzt — kein Glück. Der Natur Gewalt anthun, thut nicht gut, Leopoldine. Ihr ſeid wie Geſchwiſter zuſammen, und wir leben nicht mehr im Paradieſe, wo dies die beſten Ehen gab, weil kein Ausſuchen weiter war. Mann und Frau müſſen ſich als Fremde finden.“ — Ich lächelte dieſer warnenden Aeußerung und glaubte meinen Fritz genug zu kennen, um meines Glückes gewiß zu ſein. Ich irrte, liebes Fräulein. Jede Wendung zeigt andere Seiten, und für die Menſchenkenntniß wird der Menſch täglich neu geſchaffen.“

„Nach einem halben Jahre war unſere Hochzeit. Meine Ausſteuer, wie dürftig auch — vermehrte des Vaters Schulden, was eine bittere Quelle geheimer Aengſte für mich war, und gewiß! ich ſäumte jedes Schnupftuch mit Thränen. — Ach! warum verſäumte ich, Fritz mit dieſer Lage bekannt zu machen? Die ſchamhafte Demuth, womit ich ihm die unverſchuldete Armuth eingeſtanden hätte, würde mich in ſeinen Augen erhoben haben, da mich ſpäter ſein Verdacht erniedrigte, ich hinge am Gelde.“ —

„Für die Innigkeit meines Glückes in den erſten Monaten habe ich keinen Ausdruck. Das Geliebteſte war mein — und ich ſein eigen. Welch ein Himmel lag in dieſem Gedanken! Warum mußte er ſich ſobald mit Wolken umziehen? Ich fühlte mich in die Seele meines Mannes hinein; was er dachte, las ich ihm von der Stirne, was er wünſchte, fühlte ich an ſeinem Herzen. Mit ſeinem Beſitz hatte ich Muth zu jeder Tugend gewonnen, meine Kräfte, ſo lange niedergehalten, entwickelten ſich wunderbar. Aber leider! werden die meiſten Menſchen mehr von den Fehlern Anderer beherrſcht, als von ihren guten Eigenſchaften beglückt. Adolp ein trefflicher Geſchäftsmann! gehört zu denen, welche häusliche Ordnung mit einer Art von Grauen verehren — mit innerm Widerſtreben, als empfänden ſie eine Kette. Und Ordnung iſt doch ein Geiſt, der ſo ſanft und ſichernd umgeht, nichts Wüſtes und Wirres duldet, und Raum läßt in jedem Winkel für den Segen des Hauſes! — Doch um wieder auf den Charakter meines Mannes zu kommen, ſo wurden ſchöne und wahrhaft edle Züge darin durch eine männliche Schwäche unwirkſam gemacht. Er konnte von jeher keine wahre Liebe unterſcheiden, weil Eitelkeit ihn verblendete."

„Ich ſah wohl, daß Fritz kein beſſerer Verwalter des Geldes war, als mein Vater, nur in anderer Weiſe. Das Vermögen von ſeiner Mutter war in der Zeit, wo er unbeſoldet arbeitete, darauf gegangen, und hier und da noch ein Reſt zu bezahlen geblieben. So hatte ich nöthig, eine ſparſame Hausfrau zu ſein. Mein Mann hielt mich für geizig, und ſagte er mir dies auch nur im Scherze, ſo verwundete er mich doch im Ernſt. Er hielt mich ferner unfähig eines Gefallenwollens, was ihm geſchmeichelt hätte, und endlich für eine ungeſellige Natur, weil ich mich aus den angeführten Urſachen weigerte, daß wir koſtbare Gaſtereien gäben. Sein Streben war Ehrgeiz — und ein Haus zu machen, ſchien ihm die Blüthe des Eheſtandes — der Gipfelpunct ſeiner Wünſche für *häusliches* Glück!" —

„Meine Freundin hatte früher noch als ich geheirathet; ihre Briefe, voll eines ſanften Geiſtes, regten eine ſo tiefe Sehnſucht in mir an, daß mich dieſe allein zu dem Gedanken hätte wecken können, wie ich doch wohl nicht ganz befriedigt wäre. Aber ich träumte mich noch immer glücklich, wenn ich auch die Beſchreibung ihres Ehelebens mit einem Seufzer las."

„Ein Fräulein, Caroline von Sternalitz —" hier veränderten ſich die Züge der unglücklichen Frau, und ihre Stimme bebte bei dieſem Namen, von dem ich wohl wußte, wer ihn führe. Ich faßte ihre Hand, und bat ſie, ſich zu ſchonen; ſie aber lächelte mir muthig zu und ſprach: „Es iſt bald vorüber." Ich weiß nicht, ob ſie Leben meinte, oder dieſen Stachel der Erinnerung? genug, ſie fuhr fort: „hatte ſich einſt großer Auszeichnung von meinem Manne zu rühmen gehabt — doch nicht für lange. Wie ich durch meine Freundin erfahren, hatte das Fräulein, von dieſem Zurückziehen beleidiget, ſich geäußert, ich halte den Vetter geſchickt am Fädchen, verſtände meine Rolle ſo gut, daß ich ihn ſicher loswände, wenn er im Begriff ſei, ein näheres Verhältniß anzuſpinnen, weil ich ihn für mich ſelbſt behalten wolle. Allerdings hatte ich ihn gewarnt; allein ſchon dadurch, daß Fritz meiner Warnung Gehör gegeben, bewies er, daß ſein Gefühl ihn nicht binde; denn die Liebe iſt ſo taub als blind. — Auch blickte nie weiter irgend ein Intereſſe für dieſen Gegenſtand aus ihm hervor, und es giebt unter unſerm Geſchlecht ſolche, die jedem Reize widerſtehen können, nur bezeigter Gleichgültigkeit derer nicht, von denen ſie ſich einſt bemerkt glaubten. —

Caroline war die Frau eines Officiers geworden und ſollte nach wenigen Jahren ihrer Verheirathung von ihm geſchieden werden — und meinem Manne lagen amtlich die Acten dieſes Proceſſes vor. Seltſam! Man ſollte denken, daß ſolch ein Ueberblick ſelbſt einen Schatten auf den Glanz alter Liebe werfen müßte; Gott allein weiß es! warum das Gegentheil. Wiederum ein Beweis, wie das Intereſſe des

Herzens nicht von der Meinung abhängt; die Liebe hat nur eine Stütze an der guten und beſten. — Mein Mann wurde abermals aufmerkſam auf eine Perſönlichkeit, die er jüngſt außer Acht gelaſſen, nahm im Geſpräch mit mir lebhaft Partei für die Frau, obgleich das Recht mir nicht auf ihrer Seite ſchien.“

„Ich hatte kein Arges daraus, und hielt es für ein beſtochenes Gefühl, dem ſelbſt die redlichſten Männer etwas einräumen. Ich fand es ſogar edel von meinem Manne, daß er der ſchwächeren Seite nicht das Meiſte aufbürdete; denn wie häufig iſt es doch, daß wir unſre eigene Schwachheit denen zur Laſt legen, die ein fremder Vorwurf trifft!“ —

„Während des Ganges des Proceſſes kam Caroline bisweilen zu uns, theils, weil ſie mit meinem Manne deßhalb zu ſprechen hatte, theils, von ihm aufgefordert, ſich bei mir zu zerſtreuen. Mein Bedauern für eine Geſchiedene hatte keinen andern Maßſtab, als den mir das beglückende Gefühl der innigſten Einigung mit dem Geliebten meiner Seele gab. Dieſes Mitleid war ahnungsvoll. Nicht mehr geliebt ſein, wo man geliebt worden — gemieden von dem, der uns einſt ſuchte; was iſt Tod dagegen? Eine Schatzkammer, wo wir unſre Liebe, unſern Reichthum geſichert wiſſen. Seitdem weiß ich, daß, wenn ein fremder Zuſtand unſerm Gemüth ſo nahe tritt, daß wir ihn beſtändig im Sinne haben, ſeine feinſten Uebergänge — wenn ich ſo ſagen dürfte — wie zur Probe durchfühlen, er unſer eigenes Schickſal wird, und wir beſtimmt ſind — uns ſelbſt darin zu bewähren. So mag das Geheimniß der Anſteckung einer Krankheit wohl in dem Moment liegen, wo ihr Anblick unſer Innerſtes faßt.“

Iſt etwas Wahres darin, lieber Doctor? Dies müßten

Sie am beſten beurtheilen können. — Madame Adoly ſpricht in einer Weiſe, die ich die Sprache der Ueberzeugung nennen möchte. Vielleicht ſind wir aber auch geneigt dem Unglück immer Wahrheit zuzutrauen. Nun, ich laſſe ſie ihre Rede fortſetzen.

„Ich hatte einen Sohn, und meinem Glücke fehlte nun nichts mehr, als die Gewißheit, daß mein Mann eben ſo durchaus befriedigt wäre. Seine ſtrebſamen Entwürfe, ſeine ſtolzen Wünſche beunruhigten mich im Stillen; mir genügte mein Glück ſo völlig, das ich bei der leiſeſten Veränderung zu verlieren fürchtete. Ein Mehreres, als ich beſaß, begehrte ich nimmer. Wäre mir etwas zu wünſchen übrig geblieben, ſo wäre es die Nähe meiner Freundin geweſen; denn obgleich Caroline ſich ſo nannte, mein Herz erkannte ſie nicht dafür. Sie beſuchte uns öfter, und hatte eine lebhafte Vorliebe für meinen kleinen Eugen. Als Mutter würde mir dies geſchmeichelt haben, wenn ich nur als Frau nicht dabei betheiliget geweſen wäre. Wenn Caroline das Kind mit verſchlingenden Küſſen bedeckte, und von ſeinen Aermchen umſchlungen, vor den Augen meines Mannes umhertanzte, dann ſah ich wohl, daß er die ſchöne Geſtalt mit ſeinen Blicken verſchlang. Jetzt that es Noth, daß ich ihn wiederum loswände, aber Jene ſchien die Unbill dieſes Urtheils vergeſſen zu haben, und der Faden, womit ich ein wankelmüthiges Herz früher an mich gezogen, ſeine Endſchaft in meinem Verhängniß zu finden. — Väter ſind ſchwach — Männer ſind ſchwächer.“

„Zum vierten Male war unſer Hochzeittag wiedergekehrt, als dieſes Haus hier mit dem dazu gehörigen Garten vor dem Thore für einen verhältnißmäßig geringen Preis zu kaufen ſtand. Dieſes Grundeigenthum gehörte einen Baron Golda, der, da dieſe Familie in der Gegend Güter hat, im Winter hier zu wohnen pflegte, und plötzlich, man wußte nicht warum? ſich deſſen um einen mäßigen Preis entäußern wollte.“

„Umſonſt ſuchte ich meinem Manne begreiflich zu machen, daß auch das Wohlfeilſte, wenn man es nicht bezahlen könne, zu theuer ſei, daß wir ja ein ſo großes Local durchaus nicht brauchten. All mein Bitten half nichts. Da wir uns das Haus beſahen, hauchte mich aus jedem Winkel der Geiſt meiner Zukunft an. Der Kauf ward richtig. Nun wir ein Haus hätten, würden wir auch ein Haus machen — dies ſah ich voraus, und ſchauderte bei dem Gedanken, daß ich die wenigen Stunden der Stille, in denen ich der Geſellſchaft meines Mannes froh würde, nun auch noch verlöre.“

„Noch war die Einrichtnng nicht ganz vollendet, als ich einen Brief von meiner Freundin erhielt, einen ſehr traurigen Brief. Sie war Witwe geworden, und krank. Jede Zeile drückte den Kummer der Sehnſucht aus, dem Hingeſchiedenen bald in das Grab zu folgen, mich aber noch einmal zu ſehen. Dieſes Schreiben weckte das Andenken an das, was ſie mir geweſen, im lebhafteſten Schmerz in meiner Seele. Weinend las ich es meinem Manne vor, und bat ihn: „Laß mich reiſen, Lieber, und mich ihr zum Troſte ſein!“

„In Gottes Namen!“ antwortete mein Mann, mit einer Willfährigkeit, die ich für Güte und Theilnahme hielt. Nur das Kind ſollte ich zurücklaſſen, und ſo ſchwer mir dies auch ankam, ſo war es doch leicht entſchieden, ſchon deßhalb, weil meine Freundin durch den Anblick des Kindes betrübt worden wäre. Sie hatte ein Töchterchen verloren, um wenige Wochen älter als Eugen.

Vielleicht — würde ich dennoch bedenklicher zu dieſem Entſchluß geweſen ſein, der mich mindeſtens auf Monatsfriſt entfernte, wenn ich nicht zu gleicher Zeit erfahren, daß auch Caroline einige Tage ſpäter, als ich verreiſen werde, und zwar für den ganzen Sommer. Ich hatte eine treue Wärterin für mein Kind, und die Zuverſicht, Gott werde es mich geſund wieder finden laſſen. Doch nahm ich mit heiſſen Thränen Abſchied. Dieſer Stunde will ich nicht vergeſſen. — O! warum verſtehen wir die leiſen Warnungen Gottes ſo ſelten, die er in unſer Gefühl legt? — Wir legen ſie als menſchliche Schwäche aus. —“

„Aber welch ein Wiederſehen ſtand mir bevor! Das Aeußere meiner Freundin war mir unkenntlich geworden. Nur die Stimme war noch dieſelbe, die wohlthuende Stimme, die mir immer ſo lieb, ſo treu zugeſprochen. — „Ich habe mich unausſprechlich nach Dir geſehnt —“ ſagte ſie leiſe; ich konnte nur mit Thränen antworten. Jetzt erſt ſah ich, daß ſie in weiße reinliche Tücher eingewickelt war, auf einem marmornen Pfeilertiſche lagen ihre braunen, ſchönen Haarflechten, die man ihr eben abgeſchnitten hatte, und indem ſie meinem Blicke folgte, ſagte ſie mit einem Lächeln, das mir das Herz zerſchnitt: „Da liegt ein Stück Jugend, Leopoldine! und obgleich es nun getrennt iſt, von meinem Leben, ſo könnte man doch vielleicht mit Wahrheit von mir ſagen, wie jener erbärmliche Styliſt, der liebe Gott habe mich an einer langen Flechte zu ſich gezogen.“ — Ich verſtand nicht ganz, wie dies gemeint ſei; doch als ich den Arzt nach der Krankheit meiner Freundin fragte, ſagte er „Es iſt eine einzige Erſcheinung, dieſe Krankheit! und nichts Anderes als der Ausſatz, deſſen die Bibel erwähnt. Die junge Dame ſtirbt an einem uralten Uebel, Lepra genannt. Nur ein Gott könnte hier helfen! für menſchliche Hülfe iſt dieſer Zuſtand nicht.“

„Wie kam die Arme dazu? Ihre Haut war ſo rein und klar wie ihre Seele geweſen, und die lauterſte Milch gegen die milde Unſchuld ihres Blutes ein ſcharfes Gift. Sehen Sie,“ fuhr Madame Adoly fort, „dieſer Ring iſt aus ſieben Häuten vom Finger meiner Freundin geſchnitten worden.“ — Dabei hielt ſie mir den Rubin vor die Augen, der mich traurig anfunkelte. Ich dachte ſogleich, lieber Freund, wie die Erwähnung dieſes traurigen Falles Sie berufsweiſe intereſſiren müßte. — Iſt dies denn wirklich möglich? Warum aber nicht? Zweitauſend Jahre haben in ihrer weltumwälzenden Dauer die menſchliche Natur nicht verändert. Der Herr des Himmels heilt noch Leib und Seele, ſo wie einſt. —

Es ſchlägt zwölf Uhr — und mein Brief iſt wieder ein kleines Buch geworden. Nur ein Blatt noch — dann ſchreibe ich Ihnen morgen den Beſchluß dieſer Geſchichte, die für mich ein Schlüſſel geworden zu manchem Geheimniß der Familie.

„Liebe Leopoldine,“ hatte die Kranke geſagt, „ich weiß in welchen bittern Sorgen Du Dir die Jugend haſt verkümmern müſſen, und ich habe Urſache zu glauben, Du ſeieſt noch nicht ganz befreit davon. So laſſe ich Dir mein Vermögen mit meinem beſten Segen! Niemand wird betheiliget! Ich habe keine nahe oder arme Anverwandte, und darf die Freundſchaft bedenken. Ich möchte Dir Dein Leben leicht machen; mache mir dafür mein Sterben leicht; bleibe bei mir, bis ich ausgelitten, und drücke mir meine Augen zu.“ — Die meinigen floſſen in Dank und Rührung über. Ich ſchrieb an meinen Mann und bat ihn, daß er mich in der Erfüllung dieſer trüben Pflicht gewähren ließe. Von dem mir zugedachten Vermächtniß ſchwieg ich, ohne mir ſelbſt den Grund davon angeben zu können. Es war mir, als würde die Zartheit eines Erweiſes der Liebe ſchon dadurch befleckt, wenn nur ein Schein von Eigennutz darauf fiele. — Mein Mann antwortete mir, ich ſolle bleiben, ſo lange ich wolle. Das Kind ſei munter und wohl verſorgt. Er ſelbſt klagte nur über den Drang der Geſchäfte, über den Mangel an Zeit weßhalb ich auch die Kürze ſeiner Briefe entſchuldigen müſſe, die mir freilich zu kurz waren. —"

„Der Frühling erwachte draußen; ich ſah nur das dunkle Grün der Vorhänge am Krankenbette meiner Freundin. Jedes Blümlein lebte auf — hier neigte ſich ein ſchönes ſanftes Leben täglich tiefer. Ein unſägliches Weh preßte mir die Bruſt, ſo daß ich mir zuweilen durch einen Schrei hätte Luft machen mögen. Niemals war mir nur ähnlich ſo zu Muthe geweſen. Endlich verſtummte der letzte Seufzer der armen Dulderin; ich athmete freier, meine Kräfte waren erſchöpft. Noch mußte ich aushalten, bis die Eröffnung des Teſtaments vorüber war. Nach Hauſe wollte ich weder dies noch meine Ankunft melden, um die Meinigen deſto freudiger zu überraſchen. — Es war am letzten Mai um die ſechſte Stunde, als ich in der Nähe unſeres Gartens vor dem Thore, wo ich zu dieſer Zeit Mann und Kind anzutreffen hoffte, den Wagen halten ließ. Schon hörte ich das Aufjauchzen Eugens, ſchon fühlte ich mich am Herzen ſeines Vaters. Unterwegs hatte mich der heimliche Vorſatz beſchäftiget, meinem Manne die Papiere über die Kaufſumme des Hauſes unter ſein Kopfkiſſen zu legen, auf daß er ins künftige durch keine Sorge beunruhigt, ſchlafen möchte; ach es war ein Traum! —"

„Eine Laube von Syrium und Jasmin, dicht an der Umzäumung, war das Lieblingsplätzchen meines Mannes. Dahin wendete ich meine Schritte, beflügelt von Sehnſucht und Freude.“

„Wie klein die Lücke auch war, welche das Gitter der Laube ließ, es reichte hin, mich die ganze Größe meines Unglücks überſehen zu laſſen. Caroline, die ich in jedem Sinne weit entfernt gewähnt — ſaß in enger, traulicher Umarmung mit meinem Manne allein. Er flüſterte zärtliche Worte; ich hörte meinen Namen nennen. Sie warf ihm vor, daß er ſich nach mir ſehnte. Mein Mann verneinte es. „Leugne es nicht —“ ſagte Caroline. „ſie hält Dich noch am Fädchen, wie ſonſt.“ „Ihre Güte bindet mich“ — antwortete mein Mann entſchuldigend. Gott im Himmel! mein Herz zerriß in dieſem Augenblicke — es gab ihn frei!“

„Wankend ſchlich ich zurück — wie möchte ich es ſchildern können? Ich ſtand am Wagen und blickte mit ſtarren Augen die Straße hinab, woher ich gekommen war. Sie dehnte ſich wie eine Rieſenſchlange vor mir aus, ich fühlte ſchon den tödtlichen Stich, doch in der Verworrenheit, in der ich mich befand, ergriff mich ein Gefühl von Flucht; ich bat den Kutſcher um Gottes willen, hurtig fortzufahren. — Stil hielt ich am Hauſe, Niemand kam, mich zu empfangen. Ic glaubte zu verſinken, indem ich die Treppe hinanſtieg. In der Stube meiner Leute wurde laut gelacht. Wen kümmerte eine unglückliche Frau? Schaudernd legte ich die bebende Hand an den Drücker des Wohnzimmers. Da lag mein Kind im Winkel des Sophas in ſich geſchmiegt und ſchlief. Sein Geſichtchen war vom Weinen aufgeſchwollen. Um die Stirn war ihm ein ſchmales, weißes Tüchlein gebunden, das ein paar hervorgedrungene Blutstropfen zeigte. Er hatte ſich wund gefallen. War er doch auch jetzt ohne Aufſicht. Mein armes Kind! Alle ſeine Spielſachen lagen um ihn her verbreitet, aber mit dem einen Händchen hielt er ein Wachsbild an ſeine kleine Bruſt gedrückt, in welchem ein Modellirer ſich einſt an mir verſündiget hatte. Eugen nannte dies Bild: die blaſſe Mama. Wahrſcheinlich war es ihm zum Troſt gegeben worden. — Ich weiß nicht, wie mir geſchah. Ein Schwindel aller Gegenſtände um mich her riß mich plötzlich in einem dunkeln Wirbel tief in mich hinein. Wie ein ſchwarzer Fittich rauſchte es an mich heran, und bedeckte das Licht meiner Augen. Ich erkannte nichts mehr, keines Lautes mächtig, war ich bewußtlos zu Boden geſunken, indem ich wie aus weiter, weiter Ferne den Schrei meines Kindes vernahm."

Ich empfehle nun die Ohnmächtige einſtweilen Ihrer Theilnahme, mein theurer Freund, bis ich im Stande bin, Ihnen ihre Geſchichte zu vollenden. Ich werde in Gedanken noch lange damit nicht fertig werden. Seitdem ſehe ich den Präſidenten und ſeine Frau mit andern Augen an. Frau von Adolp fixirt mich mit forſchendem Blick, als wolle ſie mich errathen. Ach, lieber Doctor! Wiſſen iſt doch kein Glück! *die* Unſchuld des Urtheils, die das Böſe nicht zu unterſcheiden vermag und auch das Schlimmſte für gut hält, iſt eine *göttliche* Ueberlieferung, die Erfahrung gehört dem *menſchlichen* Verſtande an. Jener paradieſiſche Genuß des Daſeins, worin wir den Allwiſſenden über uns erkennen, läßt uns allein in Sicherheit. —

Aber der Strom des Lebens fließt nicht zurück — und unwillkürlich werden wir fortgeriſſen.

Leben Sie wohl — leben Sie innigſt wohl! Denken Sie meiner —

Ihrer Freundin
Minna.

Vierzehnter Brief.

Fortſetzung.

H—., den 13ten December 18—.

Sie ſehen, mein lieber Freund! ich beeile mich, Ihr Intereſſe für meine Mittheilungen nicht verkühlen zu laſſen. Zwar wäre es möglich, es entſtände dennoch eine bittere Kälte in Ihnen; aber die Heldin meiner Geſchichte — eine Heldin wahrlich! wenn auch im Sinne der Leidſamkeit — dürfte ſie nicht treffen. Trotz dem Feuer, das zu dieſer ſpäten Stunde luſtig im Ofen praſſelt und ſeine Wärme auch über meinen Schreibtiſch verbreitet, wo ich mich zu einem ernſten Briefe anſchicke, ſpüre ich empfindlich einen Froſt, der wohl nervös ſein mag. Ich denke dabei, was doch nur Schriftſteller ausſtehen müſſen, wenn dieſe kleine Biographie mir ſo angreifend geworden. Nein! ich beneide diejenigen nicht, welche fremde Schmerzen ſchildern! ſie werden zu dem individuellen Gefühl einer Seele, die menſchliche Zuſtände nicht unnatürlich von dem eigenen Sein und Selbſt zu trennen vermag, ſondern innig und wahr Theil daran nimmt. — Und wie wäre es auch möglich, daß des Leſers Herz jemals bewegt werden könnte, wenn das, wodurch es geſchieht, nicht aus dem Gemüth, dieſer Werkſtatt des lieben Gottes, hervorginge? Was den Weg finden ſoll in das Innerſte, kann nicht von Außen kommen. Und der Autor der Leiden ſchafft, da er ſie ſchildert, vermöchte es nur in einer Leidenſchaft, welche in geheimnißvollem Reiz die höchſten Kräfte eines ſchöpferiſchen Geiſtes entwickelt. — Verzeihen Sie, theurer Freund, dieſer kleinen Abſchweifung, ich kehre zu Madame Adoly zurück. Sie ſprach, nachdem ſie ſich eine Weile von jenem Andenken erholt hatte: „Als ich erwachte, war es tiefe Nacht um mich. Mit ſchwachem Blick erkannte ich den Arzt und meinen Mann an meinem Bette. „Du haſt uns großen Schrecken bereitet, Leopoldine!“ ſagte dieſer mit verhaltener Stimme; doch Jener bat ihn, zu ſchweigen. Auch dieſer lichte Moment ſchwand ſogleich wieder. Ein heftiges Krampfſieber, das bald einen nervöſen Charakter annahm, war der Erfolg der langen Ohnmacht, in der man mich gefunden. Die Gemüthsbewegungen am Krankenbette meiner Freundin, die angeſtrengte Reiſe, endlich jener fürchterliche Augenblick, der mein Lebensglück vernichtete — kein Wunder war es, daß ich erlag. O, warum bin ich damals nicht geſtorben? Warum iſt das Leben gegeben den betrübten Herzen? Dieſe Klage verſtand ich, da die Kriſis vorüber war, und ich aus der Wüſte des Fiebers wieder zu mir ſelbſt kam. Ich ging tief in mich und demüthigte mich vor Gott. Weder der wunde Stolz des Alleinſeins, noch die Geringſchätzung meines eigenen Werthes durfte ſich in meine ernſte Selbſtberathung miſchen. Meinen Mann konnte ich nicht mehr beglücken; denn um dies thun zu können, muß man von der

Kraft dazu überzeugt ſein. Ich fühlte nichts als meine tödtliche Schwäche, und wie das Herz im Buſen mir für jede Hoffnung geſtorben wäre. Ich ſah wohl ein, daß Caroline in den meiſten ihrer Eigenſchaften weit beſſer zur Gefährtin meines Mannes paſſe, als ich. Ein Strahl von Beruhigung fiel damit in meine Seele; mein Entſchluß war gefaßt.“

„Als ich mir Stärke genug zutraute, darüber zu ſprechen, eröffnete ich ihm gelaſſen, aber auch mit Würde Alles, was er wiſſen mußte. „Ich hätte niemals Deine Hand annehmen ſollen, lieber Fritz —“ ſagte ich, „dieſer Irrthum wird jetzt abgebüßt. Laß es uns ſo ſanft als möglich löſen. Wollteſt Du mich abhalten, wo ich unwiderruflich entſchloſſen bin, ſo würdeſt Du mir mein Herz in Stücken zerreißen. Du ſagſt, meine Güte ſei es, was Dich an mich bände, wiſſe denn! meine Liebe, dieſe höhere Güte! giebt Dich frei. Doch wollen wir immer recht gute Freunde bleiben — und eine Bedingung wirſt Du Dir dabei gefallen laſſen.“ Mein Mann, der ſtumm und bleich neben mir geſeſſen, blickte mich düſter fragend an. „Laß mich dort drüben wohnen! denn Du wirſt Dich nicht von Deinem Kinde trennen wollen, und auch ſo grauſam nicht ſein, mir es zuzumuthen. Ich werde eben ſo wenig Dein Glück ſtören, wie ein abgeſchiedener Geiſt, der für des Hauſes Ruhe wacht, bis der Tod ihn erlöſet. Gönne mir es, daß ich Dir mit meinen Wünſchen, mit meinem Gebet nahe ſein darf! Es liegt ein Schutz für mich darin. Dein Weib kann ich ferner nicht ſein. Gott helfe mir! Amen.“

„Laſſen Sie mich ſchweigen, mein gutes Kind —“ ſetzte Madame Adolp, ſichtlich bewegt, ihre Erzählung fort, „von der Zeit, die nun für mich anhob. Mein Mann, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt! that alles Mögliche, meinen Entſchluß zu wenden. Aber ich fühlte zu feſt, was ich müßte, um nachgiebig zu ſein. — Nichts iſt feiner, als die Empfindung des Unglücks in der Liebe! Vermittelſt dieſer leiſen Wahrnehmung wußte ich, daß nur der beſſere Wille meines Mannes mich halten wollte, ſeine Neigung mir aber entzogen und tief in Leidenſchaft verſtrickt ſei. Das Zartgefühl einer Gekränkten verwebte ſich in das Band meiner Verpflichtung. Wehe! wo die Scheu eines Vorwurfs zwiſchen Eheleute tritt, da ſind ſie ſchon geſchieden. Obgleich es wahr iſt, wer da ſagt, das Recht ſei kein Geſetz für die Liebe, es beleidige vielmehr ihre zarteſte Seele. — Mein Herz hatte ſein Urtheil bereits geſprochen und empfangen. Da es an jedem geſetzlichen Grunde zu unſerer Trennung fehlte, ſo mußte dieſer dafür gelten, ich litte an Krämpfen. Was ich bei der Sühne, die nun einmal unerläßlich iſt, ausgeſtanden, dürfte den Richter unſer Aller mit dem größten Verbrechen verſöhnen, wenn ich es begangen. Der dazu erwählte Geiſtliche war plötzlich erkrankt, und ſendete einen ſeiner jüngeren Amtsbrüder. Dieſer junge Mann war ein Feuergeiſt, rein und lodernd wie eine Altarflamme. Er redete mit glühendem Eifer, und ſagte endlich: Wie es mir ſcheint, reißt hier ein Wahn ein Paar Herzen aus einander, die ſich in Wahrheit lieben. Wahre Liebe aber überdauert alle Täuſchungen, auch die edelſten. Wenn eine Gattin mit dieſem Gefühl in ihrer treuen Bruſt Muth hätte, nur eine kurze Zeit vielleicht, lange Reue wäre dann erſpart, und ein ewiger Schmerz, das tiefſte Glück der Seele, das einzige, was unraubbar iſt, nur einmal verkannt zu haben.“ —

„Tief erſchüttert hörte ich dieſe Rede. Hätte mein Vorſatz auf einem andern Grunde beruht, hier wäre er wankend geworden. Aber wie leiſe und allmählich leitet Gott uns, wo wir harte Wege gehen müſſen! Da ich den Fuß auf den Tritt des Wagens ſetzte, der mich zu meiner Freundin führte, da war der erſte Schritt geſchehen, auf den Kreuzberg, den ich hinan mußte. Das Leiden, das bittere Sterben dieſer glückſeligen Todten, lag zwiſchen meinem vorigen Glück und dem trüben Jetzt. In meiner langen Krankheit hatte mein Mann ſich gewöhnt, mich da zu wiſſen, ohne daß er meine Anweſenheit beruhigend empfände. Und ſo waren wir träumend an den Punct gekommen, wo —" ein tiefer Seufzer! „unſere Gemeinſamkeit aufhörte."

„Während einer kleinen Geſchäftsreiſe meines Mannes hatte ich meine Sachen in dieſe Wohnung bringen laſſen. Als ich den Brunnen hier im Hofe diesſeit meiner Fenſter rauſchen hörte, war es mir, als ob das Weltmeer zwiſchen uns ſtöſſe. Eugen war bei mir, ging aber in den Stunden, wo ſein Vater nach ihm verlangte, zu ihm hinüber. Ich küßte den Kuß des Vaters noch warm von ſeinen Lippen, ſein kleines Bettchen ſtand neben meinem. Wie hätte ich mich für eine Geſchiedene halten können? Ein Kind verwirklicht ja die Idee der Unauflöslichkeit."

O lieber Doctor! leugnen mag ich es nicht, daß ein zürnendes Gefühl, nicht weit vom Haß, in mir aufwallte, daß ſolch ein Herz von ſeinem heiligſten Platze habe verdrängt werden können. Iſt es aber nicht, als ob die Menſchen dem Zorne Raum geben müßten, worin das Feindliche ihrer Natur die guten Engel verſtößt? — Laſſen wir es! und Madame Adolph weiter reden. „Mein Mann hatte ſich entſchieden geweigert, die Kaufſumme für das Haus von mir anzunehmen. Was nützte mir nun all mein Geld? Ich fühlte mich ſo bitter arm, daß es nicht die kleinſte Frucht der Freude für mich trüge. Traurig ſchlich ich zu dem Grabe meines Vaters. Seine Schulden waren bezahlt. Gott aber forderte die Hingebung all meiner Kräfte; ich mußte ſie ſammeln, um unter dem herzerdrückenden Gefühl des Lebens aushalten zu können. Ich hatte Adolp gebeten, mich nicht wiederzuſehen, wenn nicht ein außerordentlicher Fall es erheiſchte. Er hat Wort gehalten — nur an meinem Geburtstage kommt er von Jahr zu Jahr in alter Gewohnheit —“ hier ſtockte die unglückliche Frau, Thränen erſtickten ihre Stimme. „Gott!“ unterbrach ich ſie, „war es Ihnen möglich, dies zu ertragen? Mir däucht, dies reiche über die Fähigkeit, ſich aufzuopfern, hinaus. War dies nicht — o verzeihen Sie! die grauſamſte Strafe für Ihren Gemahl?“ „Sie vergeſſen,“ lautete die Antwort, „daß mein Mann ein großes Vertrauen zu mir beſaß, wenn auch ſeine Leidenſchaft für die jetzige Frau damals noch größer war. Der Treue einer Mutter und der Hingebung einer Liebenden iſt aber Alles zu ertragen möglich, und der Allmächtige hat mich nicht verlaſſen. Freilich — das Aeußerſte habe ich gelitten; aber es gereuet mich nun nicht. Wer weiß, habe ich nicht das beſſere Theil dadurch gerettet? Und das Leben vergeht ſehr ſchnell. — Als nach Verlauf einiger Zeit Eugen mich fragte: „Kommſt Du nicht mit zu Vaters Hochzeit, Mama?“ — da riß des Kindes Frage wohl meine Faſſung aus ihren Fugen, aber ich dachte doch, Gott fügt Alles gut. Ich bildete mir nach meinem Bedürfniß und Sinn ein Stillleben, dem es nicht ſo ganz an Freuden fehlte, wie man hätte glauben mögen. Kein Tag verging, ohne daß der Kleine, wenn er drüben geweſen, nicht heimlich und fröhlich zu mir geſagt: „Der Vater läßt Dich grüßen!“ und in dieſem kleinen, täglichen Gruß lag mir mehr eheliches Gefühl, als manche Ehegatten in ihrem Zuſammenleben empfanden. Ich ſteckte dem Eugen auch wohl ein Blümchen vor oder ein grünes Blatt, und ließ ihn davon flattern, wie die Taube mit dem Oelzweig. Daß er das Blättchen niemals wiederbrachte, war mir Gewinn. Hörte ich den Wagen meines Mannes anrollen, dann freute ich mich ſeiner Ankunft, meine Seele eilte ihm entgegen, ich empfand ſeine Nähe. Giebt es eine Trennung für ein liebefähiges Herz? Dies hält auch Leiden aus und fällt nicht ab.“

„Gott hat es aber weislich ſo eingerichtet, daß, wo durch fremden Einſpruch ein Verhältniß gänzlich zerriſſen wäre, ſich immer wieder ein verknüpfender Faden findet. Eine unendliche Liebe giebt ſich darin kund. Eugen gewöhnte ſich anhänglich an die zweite Mutter; in Suzon liebte ich meinen Mann und meinen Schmerz.“

„So werden Sie nicht zweifeln, wie theuer dieſes Mädchens Glück mir ſei. — Ich habe einſehen lernen, ich habe Zeit dazu gehabt —“ ein flüchtiges Lächeln, worin ſich der ganze Himmel der Geduld offenbarte, ſchwebte um den Mund, der dieſes ſprach, „was die Ruhe eines Weibes ſichert oder gefährdet, und daß eine Frau ſich als den guten Geiſt ihres Mannes betrachten muß, der ihn nicht verlaſſen darf, niemals! wenn nicht falſche Mächte Macht über ihn gewinnen ſollen. Eine Frau iſt des Mannes Herz — und die kleinſte Stockung bringt Gefahr! dem Leben, der Liebe; Beides iſt Eins. Ach! und eine Warnung möchte ich in jede weibliche Seele ſchreiben, wenn ich könnte, die: der Liebe auch nicht den kleinſten Theil ihrer Sorge um das Eine und Höchſte zu entziehen. Alles Andere gehört dem Zufall. Meines Vaters Schulden drückten mich heimlich, und ſogar, wenn Fritz mich an ſeine Bruſt drückte, dachte ich daran. Nun ſind ſie getilgt. Was aber tilgt die ſeine?

— Ich wollte den Grund zu unſerer häuslichen Wohlfahrt legen, und mein Glück fiel daneben in Trümmer. Sparſamkeit iſt eine zuverläſſige Bürgin; aber die Liebe iſt ihre eigene Sicherheit und zahlt mit jedem Augenblicke aus dem vollen Schatze ihres Reichthums. Wie mißlich iſt es, ſeine Freuden aufheben zu wollen! Sie vertrocknen im Winde, der über die nächſte Stunde weht."

„Und Suzon?" fragte ich, als Madame Avoly hier mit einem tiefen Seufzer ſchloß; „war Ihnen, verehrte Frau! der Einfluß auf die Tochter Ihres Gemahls denn freigegeben?"

„Er iſt wenigſtens nicht zu hindern geweſen —" antwortete ſie, „wunderbar hat die Vorſehung in den zarten Buſen dieſes lieben Weſens das Amt niedergelegt, mich an der Mutter zu rächen. Nicht allein durch die innigſte Anhänglichkeit ihres Kindes an mich, ſondern auch dadurch, daß Suzon mich gleichſam wiederholt. Und dieſes Echo iſt eine Stimme der Natur, die —" ſie ſchwieg, ſtill kämpfend mit ſich ſelbſt.

„O Himmel!" ſprach ich, „dies iſt kein Ungefähr. Fühlt Frau von Avoly zart, ſo fühlt ſie ein ausdrückliches Urtheil heraus. Mich dünkt, Gott könne nicht deutlicher, nicht ſtrafender ſagen, daß wahre Liebe ſich gar nicht ſcheiden laſſe. Sie hat ihm die beſſere Frau genommen und muß ihm eine Tochter geben, die ihr weſentlich gleicht."

Madame Avoly lächelte zu dieſer Anſicht. „Es erquickt mich, wenn ich denke," ſagte ſie, „daß der Vater des Mädchens einen Theil der Elemente, die einſt ſein Glück ausmachten, in dieſer verjüngten Geſtalt erkennt und liebt. — Und Suzon war von ihrer früheſten Kindheit an ſo treu, ſo traulich zu mir. Als ſie die Maſern hatte und tödlich lag, holte mich die Mutter ſelbſt unter bitterm Weinen, daß ihr Kind noch eine letzte Freude hätte. Ich wachte mehr als eine Nacht an ihrem Bette, und aus meiner Hand allein nahm ſie die Mittel, welche ihr der Doctor verordnet hatte.“

„Dies Vertrauen,“ wendete ich ein, „kann für das Fräulein in Zukunft noch heilſamer werden.“ — „Ja, wenn es eine Zukunft für mich giebt —“ ſagte Madame Adoly mit trübem Zweifel in Ton und Miene. „Ich darf jedoch das liebe Weſen getroſt ſeinem Genius und meinem Segen überlaſſen. Suzon iſt durchaus frei von der Sucht zu glänzen; ihr Herz aber iſt ein Diamant. Nicht ein Schatten von Coquetterie verdunkelt dieſes reine Licht.“

„Mir ſcheint,“ fiel ich ein, und rückte damit meinen Zwecke näher, „das Fräulein nährt heimlich eine Flamme. Es iſt etwas Leidenſchaftliches in dieſem Gemüthe, was mir noch nicht klar geworden. So gänzlich alle Eitelkeit tödten, kann nur die Liebe, wenn ich auch zugebe, daß die Abneigung, welche ein eitles Beiſpiel zurückwirkt, jedenfalls ſehr unterdrückend iſt. Das aber kann ich mir entſetzlich denken, wenn hier eine Richtung der Gefühle gegen den Plan der Eltern liefe.“ „Plan! den hat nur Gott!“ ſagte Madame Adoly, mit einem Ausdruck religiöſen Spottes in ihrer lächelnden Miene. „Was Sie in Bezug auf eine verborgene Neigung äußern, könnte vielleicht ſehr richtig ſein. Hat es doch in Wahrheit Leute gegeben, die ſich bis zu krankhaften Wahnſinn in ein Bild verliebten; warum ſollte Suzon ſich nicht begeiſtert fühlen dürfen, für einen unbekannten Freund, den die Freundſchaft ſchilderte? — Auch die Idee hat ihre Verwirklichung. Das Leben eines jungen Mädchens iſt ja ein Frühlingstraum, worin Götter und Menſchen, irrende

Ritter und Abenteurer durch ein blühendes Herz ziehen mögen; doch nur der Beſte findet eine bleibende Stätte.“

Ich wußte nun genug. Suzons Bruder, den ſie unbeſchreiblich liebt, erwähnt in ſeinen Briefen eines jungen Mannes mit Wärme, der auf eine romantiſche Weiſe ſein Reiſegefährte geworden, und — wie aus Manchem zu ſchließen — ſelbſt Enthuſiaſt ſein mag. Aus dieſen kleinen Zügen ſetzt das Mädchen ſich das Bild des Fremdlings zuſammen und malt es mit den ſchönſten Farben aus. Dieſe Moſaik der Liebe, welche übrigens der armen Suzon theuer zu ſtehen kommen dürfte — läßt mich bewundern, wie künſtlich die Natur bildet! — An etwaige Verhältniſſe, die ſich zwiſchen die Möglichkeit einer gegenſeitigen Annäherung aufthürmen könnten, wird nicht gedacht. Ein rothes Siegel von einem Briefe, deſſen Inhalt ſeines Lobes voll iſt, färbt dieſe zarte Wange mit einem Hochroth der Erwartung. Bläſ't die Poſt — ich habe ſchon manchmal an den weltberühmten Schall denken müſſen, vor dem die Mauern von Jericho zuſammenſtürzten.

Auf Oſtern ſoll der junge Adoly zurückkehren; begleitet ihn ſein Freund hierher, ſo dürfte es auf unſerm kleinen Haustheater ein Trauerſpiel geben; denn weder der Präſident noch ſeine Frau gefallen ſich in der Rolle gutwilliger Väter, vertrauter Mütter, die ihrem Töchterchen nur ſogleich den Willen machen. Es überkommt mich eine Angſt, wenn ich daran denke. —

Als ich am Schluſſe unſers langen Zuſammenſeins Madame Adoly gerührt Dank ſagte für das mir geſchenkte Zutrauen, bat ſie mich noch einmal, es zum Beſten ihrer Nichte anzuwenden. Es gereiche ihr zum Kummer, daß

Suzon ein wenig verſchloſſen ſei. Dann auch ermangele dieſe der liebevollen Aufrichtigkeit gegen die Mutter.

„Können Sie etwas beitragen,“ ſetzte ſie hinzu. „daß dies liebe Mädchen der Mutter ſich kindlicher zugethan zeige als bisher, ſo werden Sie mir eine unausſprechliche Beruhigung gewähren. Die Mutter hat mir mein Glück genommen, mein Leben verkürzt; dies hat ein Ende. Ich aber will ſie nicht ihres Kindes beraubt haben; denn dieſer Verluſt wäre für ewig.“

Die Lampe brennt dunkel — in wenig Minuten wird ſie verlöſchen. Alſo nur noch ein flüchtiges Lebewohl von der nie erlöſchenden Freundſchaft Ihrer

Minna.

Funfzehnter Brief.

Minna an den Doctor Balſam.

H—., den 20. December 18—.

Da ich vergeſſen habe, Sie in meinem letzteren Schreiben um eine Gefälligkeit zu erſuchen, ſo muß ich es nachträglich thun. Es geſchah ſo in Eile, daß ich jenes Schreiben ſchloß. Meine Bitte beſteht darin, daß Sie, mein werther Freund, die Güte haben, die letzteren meiner Briefe, welche die Geſchichte der Madame Adoly enthalten, meiner Mutter mitzutheilen, welche ſich lebhaft für dieſe treffliche Frau intereſſirt und in ihren einfachen Begriffen die Möglichkeit ſolch eines Verhältniſſes kaum faſſen kann. Auch würde ich mich dankbar freuen, wenn Sie mir gelegentlich ihr Urtheil darüber ſagen wollten. Sie wiſſen, welchen Werth dies ſtets für mich hat; es iſt mir, als wüßte ich dann erſt, was ich von irgend einem Zuſtande zu halten, wenn Sie Ihren Ausſpruch abgegeben. —

Wenn mich nicht Alles trügt, ſo habe ich hier im Hauſe eine Eroberung gemacht, die ich — wenn auch nur ihrer Seltſamkeit wegen — ſchätzen müßte. Lächeln Sie immer, lieber Doctor, daß auch Minna eitel ſei; ich erlaube es Ihnen. Der Ruhm, einen Philoſophen beſiegt zu haben, iſt nicht ſo klein, daß ich ihn verachten dürfte. Vielleicht errathen Sie nun ſchon, wen ich meine. Der gute Hayn hatte ſogar für einen Verächter meines Geſchlechts gegolten. So fiel es auf, daß er von Anfang an ein lebhaftes und ſichtliches Intereſſe für mich bezeigt hat. Der Präſident ſcherzt oft mit mir darüber. Jüngſt, als in einer kleinen Geſellſchaft hier im Hauſe der gute Candidat ſogar mein weißes Kleid bewunderte, mich einer Taube verglich und dergleichen mehr, ich aber nicht recht in der Stimmung war, darauf einzugehen, lächelte ſein Gönner ſarkaſtiſch und flüſterte mir zu: „Sie *wollen* nicht hören, liebes Fräulein, daß mein Freund begeiſtert von Ihnen iſt. Und ich ſage Ihnen doch, Sie haben Wunder gethan. Verſuchen Sie Ihr Heil an ihm! — Eine Taube machte einſt die Blöden und Stummen zu Rednern der Welt.“

Hayn lieſ't mir den Euripides vor, ſeines rührenden und ſanften Ausdrucks wegen, wie er ſagt. Als ich bemerkte, er habe dieſen Autor vielleicht in einer gewiſſen Sympathie der Weiberfeindſchaft gewählt — vertheidigte er ſich hocherröthend, und ſprach: „Dieſer Schriftſteller wird immer ein Liebling zarterer Seelen bleiben. Auch wäre es ein falſcher Ruf, der den Schein auf ihn würfe, daß er die ſchönere

Hälfte der Menſchheit nicht geliebt hätte. — Der Schein trügt! es iſt zuweilen ein verzehrend Feuer, was verklärt.“

Auch Seneca vom Troſte las er mir und las in Wahrheit! ſehr ſchön. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten.

„Wie Schade!“ ſagte ich, „daß ein ſo ſeelenvolles Organ im Vortrag chriſtlich ſchöner Gedanken nicht einer ganzen Gemeinde zum Troſte, zur Erbauung werden ſoll!“ — Gewiß, ich hatte nichts weniger im Sinne, als ihm zu ſchmeicheln. Sein Auge leuchtete mich an — ein Kanzellicht war in dieſem Blicke.

„Es iſt hoffentlich noch nicht zu ſpät dazu —“ ſagte er, indem ein jugendliches Feuer ſein Geſicht mit Gluth anflog. Es freute mich, daß er der allzu langen Säumniß ſich ſchämte, es war mir ein Beweis ſeiner Achtung. Dieſen ſollte ich noch überzeugender erhalten. Er geſtand mir, daß eine ihm ſelbſt unerklärbare Scheu ihn bis dahin abgehalten, ſich der letzten Prüfung zu unterwerfen und dann um ein Amt zu bewerben. „Nichts drängte mich,“ ſagte er, „auch meine Wünſche nicht. Meine Verſorgung ſchwebte mir immer als etwas Fernes vor, was ich ſchon noch erreichen würde; ſo ſchwand ein Jahr um das andere hin und leiſe ſchlüpfte die Gelegenheit an mir vorüber.“

Sagen Sie, lieber Freund, iſt das nicht das treue Gemälde aller Unverſorgten, die es durch Zaudern geblieben?

Ich redete ihm nun aus allen meinen Kräften zu. „Entſchloſſenheit iſt die Tapferkeit des Geiſtes —“ dieſen philoſophiſchen Spruch, den mein guter Vater im Munde führte, ſtellte ich unter die Waffen des Theologen, daß er beherzt würde. Es fiel mir nicht im Traume ein, daß der Candidat glauben könnte, ich wolle ihn für mich zum Herrn Vaſtor ordiniren. Seitdem iſt er wie umgewandelt. Er hat ſich zum Examen gemeldet. Er achtet mehr als ſonſt auf ſeinen Anzug, wenn gleich — die Zerſtreuung, worin er ſich gehen läßt, überſteigt wirklich zuweilen alle Begriffe.

Die Winterſonne lockte uns vor einigen Tagen ins Freie. Hayn, der viel von Bewegung hält, begleitete uns. Wir ſind kaum ein paar Schritte gegangen, da tritt ein junger Menſch, ein Lehrling dem Anſehen nach, auf uns zu und fragt: „Verzeihen Sie, wo wohnt wohl Herr Hayn?"

Der dieſen Namen führt, ſteht ſtill und ſchaut mit ſinnendem, ſuchendem Blick die Straße hinab. Es war ein Augenblick völlig geiſtiger Abweſenheit. — Ich zupfe ihn am Arme. „Sie ſelbſt, Herr Hayn —" „Ach ja!" wendet er ſich zu mir, „Sie ſind ſtets ſo gütig, gleich an mich zu denken."

Ich verſichere Sie, lieber Doctor, er ſagte es ohne die mindeſte Ironie.

„Das hier wird an mich kommen." Der Ueberbringer lachte; die beiden Mädchen kicherten den halben Weg. Es war ein wenig gefroren, und wir gingen im wohlthuenden Genuß dieſer reinen Friſche ziemlich weit.

Im Bereich der Schulgebäude kamen wir an ein Häuschen, welches nebſt einem netten Garten, eingeſchleiert in den Winter und ſeine Stille, einſam lag. Ein weiblicher Kopf, den ich nicht deutlich erkennen konnte, erſchien am Fenſter, verſchwand aber, und wenn ich recht ſah, verſinſterten Angeſichts — bei unſerer Annäherung. Ein kleiner, gebückter Mann ging im Garten auf und nieder; er trug ein ſchwarzes Mützchen in der Hand, und die Sonne ſchien warm auf den Schnee dieſes unbedeckten Hauptes, ohne ihn ſchmelzen zu können. Hayn grüßte — grüßte freundlichſt.

Ich fragte, wer hier wohne? „Ein guter Freund von mir," antwortete er, „ein Emeritus, der Conrector Förſter. Es iſt mein einziger Umgang —" ſetzte der Candidat wie entſchuldigend hinzu. Ich fand nichts Wunderliches dabei. Und noch einmal fing Jener an: „Wir ſchwatzen von der Schule, vom Fache — der Conrector iſt ein gelehrter Mann, nur kränklich, nur zurückgeſetzt in jedem Sinne. Er leidet an den Augen — und ſo iſt ihm Mittheilung um ſo mehr Bedürfniß. —"

Des folgenden Tages kommt Hahn auf mein Zimmer und begehrt einen guten Rath von mir. Ich blicke ihn betroffen an und denke, es iſt auf einen Scherz abgeſehen; denn er erſcheint in einem Rocke des Präſidenten, mit dem ſeidenen Bande im Knopfloch. Doch niemals war ein Ehrenräuber unſchuldiger als dieſer! Der Bediente kommt nach, der Rock war vergriffen worden, und der Candidat weit davon entfernt geweſen, zu bemerken, daß er ihm viel zu weit ſei.

Sein Begehr an mich war, er wolle gern Jemand ein kleines Weihnachtsgeſchenk machen und wiſſe es nicht anzufangen. Er ſchien verlegen.

„Einer Dame?" fragte ich. „Einer Dame?" wiederholte er; „der Name paßt wohl nicht. Es iſt die Tochter meines alten Freundes. Sie hat zuweilen eine kleine Bemühung meinetwegen und ſo wenig Freuden auf der Welt. So laſſen Wohlwollen und Dankbarkeit mich es herzlich wünſchen, daß ich irgend womit einen ihrer beſcheidenen Wünſche erfüllen könnte." Und eine unverkennbare Gutherzigkeit war dabei in ſeinem Geſicht.

„Ich kenne zwar," erwiederte ich hierauf, „weder den Geſchmack noch den Bedarf des guten Mädchens; aber es wird ſich wohl etwas auffinden laſſen. Wie wäre es denn mit einem ſchönen Kleide oder Tuch?"

„Ach!" entgegnete er, „da würde die Arme erſt recht fühlen, daß Niemand ſie darin bewundere."

„Eine Boa?" ſchlug ich weiter vor, „es iſt an der Zeit, ſie zu gebrauchen."

Der Candidat lächelte und ſprach: „Der guten Clariſſa dürfte es an dem weiblichen Geſchick fehlen, ſolch eine verführeriſche Schlange zu handhaben. Dieſes Kleidungsſtück iſt nur für die klugen Jungfrauen."

Hier, lieber Doctor, haben Sie ein Pröbchen von der feinen Beobachtungsgabe dieſes wähligen Gebers — und das Erröthen war nun an mir.

So viele Dinge ich ihm nun auch nannte, nichts war ihm recht. Dieſer Einwendungen müde, und weil ich es nicht laſſen kann, mich mit ihm zu necken, ſagte ich endlich: „Nun — ſo ſchenken Sie dem guten Mädchen, für welches Ihnen auch das Beſte nicht zu gut iſt, Ihr Herz!" — Das hätte er doch beinahe übel genommen; ich hatte Mühe, ihn zu verſöhnen.

Es entſpann ſich nun ein ernſthaftes Geſpräch zwiſchen uns über die Schwierigkeit, ein paſſendes Geſchenk zu machen, und zwar auf die rechte Weiſe. Das beifolgende Blatt iſt das Ergebniß davon. Die beiden andern Blätter erklären ſich von ſelbſt.

In dem Kiſtchen anbei liegt, nebſt einer andern Kleinigkeit, eine Puppe für Ida. Sie hat das hübſcheſte Geſicht, was ich finden konnte, und etwas Menſchlichgebildetes in ihrer Geſtalt. Die Wahl der Spielſachen iſt in der That nicht ſo unweſentlich, wie man glauben ſollte, und im Beſitz einer hübſchen Puppe, eines drallen Wickelkindes, liegt eine kleine

Seligkeit von Muttergefühl. Ein Mädchen, das nicht bis zur Verſchämtheit lange geſpielt hat, möchte ich nicht heirathen, wenn ich ein Mann wäre; denn das gäbe eine Frau, zu altklug, um ernſthaft lieben zu können. In jenem kindlichen Traum liegt die Poeſie unſrer künftigen Beſtimmung — dies meinte auch der Vater, und daß aus der holden Nachäfferei eines Kindes, die es inſtinctartig triebe, ſich der Geiſt menſchlicher Verhältniſſe am ſchönſten entwickele.

Es würde ein ausnehmendes Vergnügen für mich ſein, wenn Ihre Schweſter, mein theurer Freund, die Börſe, welche ich ſelbſt gehäkelt und beizulegen wage, zu ihren täglichen Ausgaben benutzte, um dabei meiner zu gedenken. Dann würde eine ſegensreiche Hand den Wunſch und Segen meines Herzens erfüllen. — Ihre Schweſter iſt mir ſtets als ein Muſter vorgekommen, wie die Verweſerin eines Haushalts mit Gelde umgehen müſſe, und ſo möge denn das Muſter der Börſe, *ein grüner Zweig*! den Sinn andeuten, in welchem ich ſie verehre. Meine Achtung hat mir daran geholfen, und der erſte Anblick dieſer kleinen Gabe wird dem werthen Lottchen auf meine Meinung helfen. Legen ſie ein gutes Wort für mich ein und mit angelegentlichſter Empfehlung mein geringes Geſchenk in dieſe liebe Hand!

Das erſte Weihnachtsfeſt in fremdem Hauſe — ich darf nicht daran denken. Gott lohne Ihnen, lieber, ſeltner Freund! was Sie in dem vergangenen Jahre, in dem kummervollſten meines Lebens, das mir das Liebſte nahm — für ein verlaſſenes Mädchen gethan haben! Auch meine gute Mutter verdankt Ihnen viel. Sie waren in den trübeſten Stunden uns zum Troſte, unſer Beiſtand in der größten Noth, als wir hülflos bebten, um — hier rollen Thränen in die Tinte.

Manchmal beſchleicht mich eine Sehnſucht nach dem Vater, daß ich laut weinen, mich in ſeine Arme werfen und flehen möchte: „Nimm mich zu Dir! Du konnteſt ja ſonſt nicht ohne mich ſein!“ Dann denke ich, die Arme himmliſcher Liebe umfangen mich doch überall — es kommt nur darauf an, daß ich mich erhebe, ſo liege ich am väterlichen Herzen Gottes — und mein Weſen nimmt Schwung und Richtung da hinauf.

Leben Sie wohl — tauſendmal wohl! Beſchreiten Sie leiſe die Schwelle des neuen Jahres und gehen Sie in Freude über, in frohern Erfahrungen, immer begleitet von der treuen Theilnahme

Ihrer Freundin
Minna Bergener.

Die Gabe zu ſchenken —

Iſt göttlicher Natur, und leider! nur den wenigſten Menſchen eigen; daher wir ſo oft die Klage über Erfahrungen des Undanks hören. Wer ſie beſitzt, dieſe Gabe, braucht keines Reichthums, das ſchönſte Glück derer zu genießen, die da erfreuen können. Wer ſie entbehrt, könnte über Tonnen Goldes gebieten und doch nicht mächtig ſein, einen leiſen Wunſch ſeiner Freunde und Angehörigen zu erfüllen. Sie erfordert jedoch den ganzen Feinſinn der Liebe und tiefe Herzensfülle. Der Ueberfluß läßt oftmals kalt, wenn er auf dieſenigen ausſtrömt, welche ihn entbehren; Wohlwollen aber, dieſer warme Quell des Wohlthuns, fließt nie ab, ohne ſich erquickend zu verbreiten. Jedenfalls legt die Art und Weiſe, wie Jemand zu ſchenken verſteht, Zeugniß ab von der Bildung ſeines Gemüths, von ſeinem Zartgefühl. Man legt dem Beſchenkten immer eine gewiſſe Verbindlichkeit auf, und wie dies geſchieht und empfunden wird, dies dürfte den Grad der Freundſeligkeit und des Vertrauens am beſten andeuten und jeden verſüßenden Begriff, der in dem Worte: „Douceur“ liegt, enthalten.

Ich habe zuweilen bemerkt, daß Perſonen mit aufrichtigem Geſicht verſtimmt ausſahen nach dem Empfange eines Geſchenks, was mit großem Aufwand von Koſten für ſie bereitet worden war. Oft wird die Gabe ſogar zum Vorwurf entweder des Bedürfniſſes oder einer Neigung, deren man, ungeachtet daß ſie genährt wird, ſich doch heimlich ſchämt. Sollten nicht dergleichen Mißgriffe am häufigſten daraus entſtehen, daß die Individualität des Empfängers zu wenig berückſichtigt wird? Ich glaube faſt. Achtung vor fremden Wünſchen fehlt — man kennt nur die eigne Anſicht des Begehrenswerthen, und nach dem Maßſtabe des kleinen Selbſt mißt man Andern Erweiſe der Güte zu. Wie viel läßt ſich in das kleinſte Geſchenk legen, wenn der Zartſinn dieſe Mühe übernimmt! Ein theures Andenken — eine ſanfte Hinweiſung — eine liebenswürdige Neckerei — eine ernſte Lehre — ein Schlüſſel zu dem Geheimniß der Gedanken... Vorzugsweiſe wäre dieſes Talent und die beſtmöglichſte Ausbildung deſſelben unſerm Geſchlecht dringend zu empfehlen, weil zum größten Theil der Segen des Hauſes darauf beruht. Soll der Mann die Ehe, dieſe engſte Verbindung, als eine ewige Verbindlichkeit erkennen, und das erſte Geſchenk, das Herz ſeines Weibes, für ſeine höchſte Himmelsgabe halten, ſo muß es ihm unbedingt gegeben werden. Dann muß die Frau ihm ſeine Freiheit ſchenken, kein geſticktes, geſtricktes, vergoldetes Liebeszeichen iſt ein ſo ſicheres, als dieſes. Wer den baren Werth eines Geſchenkes in Anſchlag brächte, der verſtände ſich nicht auf die Seele des Erfreuenden. Einige Beiſpiele ſchweben mir vor.

Ein junger, bemittelter Mann, der Verlobte eines armen Mädchens, möchte zu Weihnachten, kurz vor der Hochzeit, der Braut, die er eigentlich wenig kennt, gern eine Freude machen, weiß nur nicht, womit? und legt ihr dieſe Frage in einem liebevollen Briefe ſo fein als edelmüthig vor.

In der Antwort ſagt die Geliebte: „Sie wiſſe ja nicht, wie hoch er gehen wolle?“ Das wirft ihn denn freilich aus allen ſeinen Himmeln.

Ein anderer Fall war dieſer. Ein junger Officier, der vielleicht ein wenig locker gelebt, hält um die einzige Tochter von einem Elternpaare an, das im Ruf großen Vermögens, aber noch größeren Geizes ſteht. Er trägt das Jawort entzückt davon, und bald darauf ſoll der heilige Chriſt einbeſcheeren. Der künftige Schwiegerſohn des Hauſes wird eingeladen, ſein beſcheiden Theil in Empfang zu nehmen. Womit beſchenkt man ihn aber? Mit einem großen Ballen Leinwand — „es iſt doch etwas Reelles,“ ſagt die Mutter.

Da merkt er denn im Zuſchnitt, daß dies nicht zulänglich ſein werde, das Hemd des Glücklichen daraus zu machen. —

Ich war einſt Zeuge eines Auftritts, den ich nie vergeſſen werde. Eine Frau, ausgezeichnet durch beſcheidenen Sinn, bekam Beſuch von einer ehemaligen Schulfreundin, die ſie in den glänzendſten Umſtänden gekannt hatte. Jetzt ſtand die Arme vor ihr, beinahe des Nothdürftigſten ermangelnd, und entblödete ſich nicht, in meiner Gegenwart von ihrer Armuth zu ſprechen, in einem Tone, der die geläufige Sprache einer Bettlerin verrieth. Spuren ehemaliger Schönheit waren in dieſer verwüſteten Geſtalt nicht zu verkennen, eben ſo wenig in der Schilderung ihres Zuſtandes Züge von Eitelkeit, welche dieſen Ruin wohl größtentheils verſchuldet haben mochte. Wie natürlich wäre hier ein Abfinden mit dem Nöthigſten geweſen! Doch nein! die treffliche Frau, ſelbſt ſo einfach, ſchob ſchamhaft ein Päckchen Geld in dieſe dürftige Hand, verſprach Wäſche in das Haus zu ſchicken, wo Jene abgetreten war, verſchonte ſie aber ſelbſt mit der Annahme eines Bündels, welches ſie hätte beugen müſſen, und legte dann einige ſehr hübſche Kleidungsſtücke mit den Worten aus: „Es wird Dir hoffentlich paſſen. Wir waren ja immer von gleicher Größe.“

Dieſes milde Gleichſtellen, dieſes feine Wohlthun, welches durch Gaben, nicht durch Vorwürfe an beſſere Zeiten mahnte, verfehlte eine auffallende Wirkung nicht. „Könnte ich nur etwas von Deinem Geiſte anziehen, dann wär mir geholfen —“ ſprach die Arme mit erſticktem Weinen, und in der Gluth, welche die ängſtliche Röthe ihrer Wangen verſchwinden ließ, glomm in dieſem Augenblicke ein Funken beſſeren Gefühls auf. Ich fühlte mich bis zu Thränen gerührt.

Ein anderes Beiſpiel, wie eine kleine Unbedachtſamkeit die größte Freude ſtören, ein vergriffenes Wort den Ausdruck einer guten Abſicht falſch darſtellen und zu einem Uebelſtande werden kann, möge hier ſeinen Platz finden.

Eine junge, ſchöne Dame, kürzlich verheirathet, kauft ihrem Gemahl, der ein leidenſchaftlicher Dichterfreund iſt —

auf den Rath ſeines Bruders, Wieland's Schriften in einer Prachtausgabe mit Kupfern. Ein langer, lieber Wunſch iſt damit erfüllt, und die Geberin erntet heißen Dank. Nun kommen die Freunde des Ehemannes, die Bücher liegen noch da. Der Eine lieſ't laut: „Noch einmal ſattelt mir den Hippogryphen zum Ritt ins alte romantiſche Land —" „Ja," ruft die Frau, „die Poeſie iſt das Steckenpferd meines Mannes, Bücher ſind ſeine Liebhaberei — da muß man ſchon ein Uebriges thun."

Der Mann wird feuerroth. „Welch ein Unſinn, Frau!" ſagt er, in auflodernder Hitze alles Geziemende vergeſſend: „Bücher eine Liebhaberei zu nennen! ſie ſind das Brod des Geiſtes, eine Götterſpeiſe — und wenn Du dies nicht fühlſt, ſo hätteſt Du wohl daran gethan, mir anſtatt dieſer Ausgabe eine derbe Roſinenſemmel zu verehren."

Das Geſchenk hatte in dieſem Augenblicke all ſeinen Werth für ihn verloren, und eine Anfangszeile im Oberon, den Zauber ehelicher Dankbarkeit vielleicht für immer vernichtet.

Nun will ich noch eines Falles entgegengeſetzter Art erwähnen. Ein paar Freunde ſind durch einen Verdacht getrennt worden, den ein ſeltſames Zuſammentreffen von Umſtänden auf einen derſelben wirft. Die Beweisführung, daß er ſchuldlos ſei, ſcheint nicht möglich. Starkmüthig verſchweigt er ſeiner Frau, wie kummervoll dieſer Gedanke ihn belaſtet. Er erträgt, was nicht zu ändern iſt. Aber was erriethe die Liebe nicht? Welche Abhülfe wäre den ſchwachen Kräften einer Frau zu ſchwer, wenn ein liebevolles Herz ſie hebt? Sie arbeitet im Stillen, doch unabläſſig für dieſen Zweck. Er wird kränklich und eben deßhalb ſchwächer, die Sehnſucht nach ſeinem Freunde länger zu verbergen. Er ſpricht oft von ihm und mit Wehmuth. Am Morgen ſeines Geburtstags tritt er aus ſeinem Schlafgemach, findet ſich allein im Wohnzimmer, weil es Momente giebt, die nur in heiliger Stille genoſſen werden dürfen, an denen ſelbſt die Theilnahme der liebſten Unſern zu einem Raube wird. Solch ein Moment iſt dieſer. Das Bild des Freundes blickt ihm von der Wand entgegen in unverkennbarer Aehnlichkeit, hell und heiter. Der Verkannte ſteht bewegt — ſeine ganze Seele öffnet ſich dieſem gemalten Blicke, worin eine ſchweigende Sühne liegt. Da klopft die treue Gattin ihn leiſe auf die Schulter und legt einen Brief in ſeine Hände, der die völligſte Rechtfertigung enthält. — Sollte dieſes Angebinde nicht auch das Band jener Ehe feſter geknüpft haben? Geben iſt ſeliger als Nehmen; o gewiß! aber nur, wenn das *Herz* die Gabe wählt. Was erfreuen ſoll, *wahrhaft und eigentlich erfreuen* — iſt ſelten auf dem Markte zu kaufen oder für Geld zu haben. An Mitteln dazu fehlt es auch dem Aermſten nicht, wenn nur der Sinn dafür da iſt. Wo der Geiſt der Liebe austheilt, da kann Andern ſogar Verluſt ſcheinen, was doch Selbſtgewinn iſt. Der ſterbende Erlöſer beſchenkte den Liebling ſeines Herzens mit der Pflicht, für die Mutter zu ſorgen, an deren Bruſt das Licht der Welt geruht. Und wer möchte zweifeln, daß dieſer Auftrag eine Gabe des Himmelreichs war? „Die Liebe *nimmt* Alles, aber ſie *giebt* auch Alles.“

Minna.

Die gute Tochter.

Suzon.

Ich ſoll einen Auftritt zu Papiere bringen, der mich im Innerſten ergriffen hat. Werde ich es können? Wird mir das Wort nicht in der Feder ſtocken, da meine Thränen noch fließen? Schreiben beruhigt — meint Minna, indem es die Gedanken feſthält und in eine gewiſſe Ordnung zwingt; ich weiß jedoch nicht, ob dies überall wahr ſei? — Vielleicht liegt dem Verlangen, jene herzerſchütternde Scene meinem Gefühle zurückzurufen, eine tiefere Abſicht zum Grunde. Ich gehorche daher einem Winke, der mich auf eine Pflicht hinweiſen könnte, die mir noch nie ſo rührend erſchienen iſt, als heute.

Als ich dieſen Morgen, wie gewöhnlich, zu meinem Vater kam, fand ich ihn übel aufgelegt für meinen Wunſch, ihn zu erheitern. Die Geſchäfte, mit denen er überhäuft iſt, mögen wohl nicht die angenehmſten ſein und ſeiner öfteren Verdrießlichkeit hinreichend zur Entſchuldigung dienen können. So iſt er jetzt in der Unterſuchungsſache eines Mannes von bedeutendem Anhange ſattſam beſtürmt worden, gegen welche mein Vater auf die perſönlichſte Weiſe eingenommen iſt. Und eben jetzt wird die Tochter dieſes Mannes gemeldet, der ſich einer ſchweren Veruntreuung ſchuldig gemacht, und durch ein beiſpielloſes Benehmen nicht allein ſeine Schuld vergrößert, ſondern ſeine Richter erbittert und zu harten Maßregeln gezwungen hat. Ich hatte Gutes von dieſem

Mädchen gehört, wie entſchloſſen es für den Vater gehandelt, wie es für ſich ſtehe — die Mutter iſt todt — und doch mit beſonnenem Geiſte für die jüngeren Geſchwiſter ſorge und das Wohl des Ganzen mitten unter dieſem Einſturz aufrecht erhalte.

Mein Vater wollte dieſes Mädchen abweiſen laſſen, und als ich eine Fürbitte wagte, ſagte er, ich verſtände das nicht. Ich verſtehe mich aber auf meines Vaters Herz! und da ich ihn bittend ſtreichelte, ſchob ſich der Riegel dieſes Beſchluſſes hinweg, und das Mädchen erhielt Einlaß.

Ein einnehmendes Aeußere! Aber wie bleich, wie ſchmal war dieſe feine Wange! wie dunkel dieſes ſchöne, verweinte Auge! ich konnte das meine nicht davon abwenden. Mein Vater ließ das arme Mädchen hart an. „Was wollen Sie von mir?“ fragte er ſo rauh, daß ich unwillkürlich vor dieſem Tone zuſammenfuhr. Das Mädchen aber ſtand gelaſſen; ich ſah, welche feſte Stütze der treue Muth eines pflichtmäßigen Schrittes ſei. Sie bat mit flehentlicher Stimme, worin die Schuld des Vaters und der tiefſte kindliche Schmerz zitterte, — um ein anderes Gemach zur gefänglichen Haft ihres Vaters, weil das, worin er ſich gegenwärtig befinde, ſo feucht ſei, daß es ihm Gicht zugezogen habe und er die verkrümmten Glieder kaum regen könne; weßhalb ihr Anſuchen dahin gehe, zu ihm zu dürfen, um für ſeine leidende Geſundheit etwas thun zu können. Bisher war der Zutritt verweigert worden.

Mit finſterer Strenge erfolgte der Beſcheid: „Ihr Vater hätte ein weit ſchlimmeres Schickſal verdient, als dieſe enge Klauſe. Wachſen auch Schwämme darin, ſo wächſ't ihm doch auch nicht der Muth, in ſeinem Trotze zu beharren. Freilich — ein Glückspilz ſchießt in ſolchen Mauern nicht auf.“ Bei dieſen Worten, die Gott meinem Vater verzeihen möge! ſchoſſen dem unglücklichen Mädchen Thränen in die Augen. Und als mein Vater hinzuſetzte: „Hätte die Gicht Ihrem Vater damals die Hand gelähmt, als er falſche Rechnungen ſchrieb, ſo dürfte er heute keine Schmerzen leiden; doch ſcheint bis dahin kein Stich in ſein Gewiſſen gedrungen zu ſein. Sie halten mich wohl für einen Tyrannen?“

„Ich halte mich nur an meine Ueberzeugung, gnädiger Herr!“ ſagte die Tochter jenes Mannes ſchwach, und da ich ſah, daß ſie ſchwankte, bot ich ihr einen Stuhl. Sie blieb ſtehen — und es entſtand eine Pauſe.

„Mein Kind,“ ſagte mein Vater hierauf etwas milder „das Geſetz darf nicht zärtlich ſein, und weder auf kränkliche Umſtände noch auf Familienverhältniſſe Rückſicht nehmen. Es gereicht Ihnen jedoch zur Ehre, daß Sie vergeſſen, welche Schmach Ihr Vater auf die Seinigen gebracht hat, um ſo mehr, als man allgemein behauptet, daß ſeine väterliche Seite gerade nicht die beſte ſei.“

„Eine gute Tochter darf an nichts denken, als an ihre Pflicht,“ antwortete das Mädchen geſenkten Blickes; „ich habe viel ertragen, aber der Gedanke wurde mir doch zu ſchwer, daß mein Vater krank wäre, ohne Pflege — ohne eine lindernde Hand, die ihn verbände — und wenn ich dieſer Angſt nun erläge, wenn ich ſtürbe — wer würde alsdann für meine armen kleinen Geſchwiſter ſorgen?“ „O, man ſtirbt nicht ſo leicht —“ erwiederte mein Vater lächelnd. Doch es war, als ſollte es ihm, wie zur Probe, bewieſen werden, was dem Affect der Herzensbedrängniß möglich wäre. Das Mädchen fuhr mit ſtockender, veränderter Stimme fort: „Weihnachten iſt vor der Thür, wo alle Menſchen, auch die ärmſten, eine Freude haben. Um Gottes willen! bitte ich Sie, Herr Präſident, laſſen Sie mich meinem Vater einen Troſt bringen. Ich dachte, wenn ich das Feſt über, oder ſo lange, bis er ſich erholt hätte, als Geiſel für ihn ſäße —" Das geht nicht! das geht nicht!" rief mein Vater heftig, vermuthlich, weil er fühlte, daß dieſe Bitte ihm an die Seele dränge. Das Geſicht des Mädchens wandelte ſich in Todtenbläſſe. Sie ſank hinterrücks in den Stuhl und ſchien die Sprache verloren zu haben. Ich ſchrie, ich ſchluchzte laut. Mein Vater war ſichtlich beſtürzt und verrieth die ängſtlichſte Theilnahme an dem Zuſtande dieſes trefflichen Kindes. Ein Arzt wurde gerufen, und die Arme auf mein Zimmer gebracht. Endlich ſtammelte ſie einige Worte und den Wunſch, nach Hauſe gehen zu können.

Wir entließen ſie nicht ohne Beiſtand und troſtreiche Verſicherungen.

Wenn ein Weſen, ſchuldlos, kindlich, rein und treu, halb vom Schlage gerührt wird, indem es für einen Schuldigen bittet, ſollte das ein menſchlich Herz — ein Vaterherz! nicht rühren? — ich hoffte.

Den nächſten Tag.

Heute war mein Vater zeitig aus. Es kamen viele Menſchen — ich durfte ihn nicht ſtören. Gegen den Abend brachte er mir eine verſiegelte Karte. „Gieb das dem guten Kinde von geſtern —" ſagte er mit einiger Zurückhaltung, „die arme Kleine ſoll das Siegel am Chriſtmorgen brechen, ſo wird der Inhalt zur Freude des heiligen Abends genügen, denke ich —" ſetzte er lächelnd hinzu.

„Und unterdeſſen bricht das beſte Herz —" rief ich drängend; „man ſollte keine Gutthat verſchieben, mein lieder, gütiger Vater.“ „Nun meinetwegen,“ ſagte er, „die Karte iſt Dein.“ Ich war damit fort wie der Wind. Es iſt ein entzückendes Gefühl, ein Glücksbote zu ſein, zumal in ein Haus des Kummers. Wie öde, wie traurig war es hier! Die jüngeren Geſchwiſter wisperten ſcheu unter einander, als ſchämten ſie ſich ihres Daſeins und ihrer Verwaiſung. Doch als das Mädchen das kleine Couvert öffnete und die Karte las, flog eine Freudenbläſſe über das Geſicht, das zuvor in der Ueberraſchung meines Eintritts erröthet war. „Der Vater darf das Feſt über bei uns ſein und ſich pflegen —“ rief ſie mit zitterndem Tone in jenen Winkel hinein. Den Aufſchrei der Kinderfreude bei dieſer Nachricht werde ich zeitlebens nicht vergeſſen. — Ich beneidete das Mädchen in dieſem Augenblicke. Habe ich wohl jemals meine Eltern ſo geliebt? Und die Mutter will doch mein Glück — Gefühle der Ehre und Achtung knüpfen ſich mir an den Namen meines Vaters. Nie habe ich daran gedacht, daß meine Zukunft ſein Stolz werde — immer aber mich geweigert, der Mutter gehorſam zu ſein, wo ſie — ob auch eingebildeter Weiſe, den Werth ihres Kindes in Aeußerlichkeiten ſetzte. So fühle ich eine heilige Scham vor dieſer Tochter, welche die Schande, die ihr Vater über ihr ſchuldloſes Leben verhängt hat. in Liebe trägt, in Geduld. Indem ich dieſes ſchreibe, tritt ſie vielleicht in ſein Gefängniß, ein erlöſender Engel! und weint befreiende Thränen. —

Schaden.

Sulamith.

Schaden! ein recht betrübtes, mißfälliges Wort! Auch wird es ja nur dem lieben Niemand zugeſchoben. „Schaden iſt nicht zu verhüten —“ ſagte unſere Minna, „aber zu erſetzen — in uns ſelbſt. Manches iſt uns ſo lieb, daß wir meinen, das Herz zerbräche, wenn ein Unfall es uns verletzt oder raubt. Darf das ſo ſein? —“

Wir hatten vor einigen Tagen größere Geſellſchaft. Ein etwas unbehülflicher Herr ſtieß, indem er ſeinen Hut von dem Glasſchrank herabreißen wollte, auf den er ihn unſchicklich geſtülpt — gegen eine Gruppe von Alabaſter, welche Frau von Adolp jüngſt zum Geſchenk erhalten hatte, ſo daß ſie herabſtürzte und zerbrach. —

Es war eine Hirſchkuh, die im geſtreckten Lauf ein wunderſchönes Frauenbild in Nonnentracht auf ihrem Rücken zu entführen ſcheint. Das Mädchen klammert die Arme um den ſchlanken Hals des Thieres, der Schleier fällt zurück in ſo weichen Falten, daß ſich der Blick nur gar zu gern tief hineinſchmiegt. Dieſe Hirſchkuh, welche vielleicht einer Legende entnommen ſein mag — war das Paradepferdchen der Präſidentin, und jetzt lag es zertrümmert. Ich hätte weinen mögen; denn dies reizende Bildwerk war auch mein Vergnügen geweſen. Oft, wenn ich davor ſtand, wandelte ſich mir die zarte Weiße in den grünen Wald, in ein graues Kloſter, und ich athmete Freiheit — Freiheit und Stille. Jetzt lag es in Scherben, durch eine plumpe Hand. Man hätte eine Stecknadel fallen hören können, ſo verſtummte die Geſellſchaft in Schreckens; in der allgemeinen Beſtürzung war jedes Auge an den Boden gefeſſelt. Aber Frau von Avoly benahm ſich unvergleichlich. Sie half dem verblüfften Herrn, den ich innigſt bedauerte, mit ſolcher Feinheit über dieſe bittere Minute hinweg, daß ich hätte ſchwören wollen, es wäre ihr Ernſt. Wer ſich ſo ſelbſt beſitzt, dachte ich, der gewinnt auch durch Verluſt. Ich fühlte eine unſägliche Hochachtung. Doch als die Gäſte fort waren — Suzon und ich verweilten noch bei der Mutter, die über Migraine klagte, der Schrecken wäre ihr in den Kopf gefahren — und das Mädchen der Frau von Avoly ihre Dame auszukleiden begann, konnte Chriſtel nicht ſogleich mit dem Stirnband zurecht kommen, weil ihre Hände erfroren waren. Ein Faden riß — und die köſtlichen Perlen rollten hierhin — dorthin. Arme Chriſtel! Du allein mußteſt das Unglück dieſes Abends büßen; und mit tauſend Thränenperlen ſuchteſt Du die verkollerten am Boden. Auch fanden ſie ſich alle, bis auf eine, die Perle edler Faſſung; die war verloren. — Und wie viel edler iſt doch Selbſtbeherrſchung gegen Untergebene! Jenem reichen Gaſte würde ſeine Stellung beigeſtanden haben; doch man hielt es für ſchicklich, ihn zu ſchonen. Chriſtel ſollte aus dem Dienſt — lohnt dieſer Grund wohl, ein treues Mädchen zu verſtoßen? —

Wie Schade! wenn ein liebenswürdiger Eindruck ſo vernichtet wird! das iſt unerſetzlich. Sollte Gott mir einſt Dienſtboten geben, dann will ich an die verlornen Perlen denken und Nachſicht üben, wenn ſie nicht vorſichtig geweſen.

Mein guter Vater malte einſt eine Spinnerin; ich ſtand als ein kleines Kind daneben und ſchnitt plötzlich, ehe er es hindern konnte, in das ſchöne Bild. Er erſchrak, machte eine ſchnelle Bewegung, mich zu ſtrafen, hob mich aber auf, küßte mich heftig, und ſprach: „Es war der Faden der Langmuth, unverſtändiges Kind! den ſollſt Du mir nicht beſchädigen.“ Später, als ich das Bild verſtand, ſagte er: „Verkürze Niemandem das Leben, der Dir auch Schönes verdirbt. Es geſchieht ſelten mit Fleiß.“ Daran habe ich nun oft gedacht. Schadenfreude iſt ein böſes Wort! Wer aber gelaſſen verzeihen kann, der genießt ſie im Sinne der Güte; ich dächte, deſſen Herz bricht auch der Tod nicht entzwei. —

Sechzehnter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 1. Weihnachtsfeiertag.

Gute Minna!

Mein Herz drängte mich ſehr, Dir ſchon eher wieder einmal zu ſchreiben, aber die Zeit drängte auch, zumal in dieſen kurzen Tagen. Des Abends fangen die Augen an, mir abzulegen, und bis jetzt ſagte mir noch keine Brille zu.

Drangſelig genug iſt es überdies in unſerm ſtillen Hauſe zugegangen. —

Der Oberconſiſtorialrath war kränklich und grämlich, denn auch die beſten Männer ſind ſchlimme Patienten, und die Mädchen möchten Geduld ſtudiren und Demuth, dieſe himmliſche Arzneikunde, um ihre Kranken dermaleinſt behandeln zu können. — Den guten Alten, der ſonſt nicht eine hypochondriſche Ader Hat, hinderte die Fliege an der Wand, er murrte laut, ſo oft der Zeiger aushob, daß die Uhr aus dem Gleichgewichte hätte kommen mögen — und der Sperling, der an unſer Fenſter pickte, kommt gewiß ſobald nicht wieder; denn der Kranke ſchlug mit dem Schnupftuch ſo ungeſtüm gegen die Scheibe, daß das arme Guckmännchen erſchrocken davon flatterte. Er (Solorius nämlich) hat ſich auf ſeinen früheren Geſchäftsreiſen durch Erkältung ein Uebel zugezogen, welches immer wiederkehrt, die Roſe am Fuße. Daß er ſich einen Doctor kommen ließe, dazu war er nicht zu bewegen. So verſuchte ich es mit Hausmitteln, hatte aber auch dabei meine liebe Noth mit ihm. Nun, was geſchah? Doch die Sache iſt werth, daß ich ſie Dir, mein Töchterchen, fein in der Ordnung erzähle.

Am obern Ende des Dorfes ſteht ein neues Häuschen im Grünen, ängſtlich weiß von Außen. Darin wohnt eine ältliche Frau — ſo beim mittelſten Fenſter — das heißt, Du verſtehſt mich ſchon, weder vornehm, noch gering — die hat eine eben ſo gleißneriſche Miene. Niemand weiß etwas von ihren Umſtänden, als daß ſie eine Anverwandte des verſtorbenen Amtmanns geweſen iſt. Sie ſchmeichelt dem Gutsherrn, das gefällt ihm — und als ich einſt ſagte: „Die Leute reden wunderlich von der Frau Rode,“ nahm er ſich mit Hitze ihres Rufes an. Wie mein Kranker nun in Hanf gewickelt ſitzt, und ich eben durch die Flur gehe, kommt ein ſchleichender Schritt ſacht die Stufen herauf, und die Frau Rode, gekrümmt an einem Stabe, ſteht vor mir, eine blanke Stecknadel zwiſchen den Fingern. „Das habe ich auf der Schwelle gefunden —“ ſagte ſie mit freundlichem Grinſen —; ich aber habe mein Lebtag denen nicht getraut, welche die Ehrlichkeit bis auf die Nadelſpitze treiben. Sie mochte es mir wohl anſehen, daß ſie nicht zur guten Stunde käme, denn ſie faßte mich ſcharf ins Auge, und es war mir, als ſtäche ihr Blick mir in das Herz. — Sie habe erfahren, der Herr Oberconſiſtorialrath ſei unpäßlich; ſo wolle ſie ſich perſönlich nach ſeinem Befinden erkundigen. „Da muß ich erſt anfragen —“ ſagte ich; doch als ich es that, griff der Kranke mit beiden Händen nach dieſem Beſuche. Ich mag nicht leugnen, daß es mich verdroß; denn dieſe Frau iſt die Scheinheiligkeit ſelber. Nun denke Dir! im Umſehen hatte ſie ihn ſo weit gebracht, daß der würdige, gelehrte Mann ſich die Roſe von ihr verſprechen ließ, und er ſaß ſo ernſthaft und gläubig dabei, als empfinge er den Segen. Welche Schwachheit! Was meinſt Du? Das wäre etwas für den ſeligen Vater geweſen! Der dachte anders. Es heißt: „Ehre den Arzt mit gebührlicher Verehrung, daß Du ihn habeſt in der Noth —“ danach handelte er; denn der Doctor war ſein Freund, den er abſonderlich ſchätzte.

Als es vorüber war, ſagte die Frau Rode geheimnißvoll: „Wenn es Ihnen gut thut, mein Herr Oberconſiſtorialrath, ſo werde ich mich ſchon bezahlt machen, und es könnte kommen, daß ich begehrte, Sie ſollten mir auch einmal etwas verſprechen. Das verſprach er ihr denn.

Gott weiß es! den andern Tag hatte die Geſchwulſt am Beine ſich geſetzt, und am dritten war die Roſe wie weggeblaſen, ſo daß er zu Wege und zu Stege konnte. So war das Feſt herangekommen. Den heiligen Abend wollte der alte Herr noch hier feiern, um den Kindern im Dorfe etwas zu beſcheeren (wobei mir einfällt, daß ich Doctors Ida eine kleine blanke Küche von Meſſing geſchickt habe —), dann den Chriſtmorgen nach der Stadt fahren, um dem Gottesdienſte in der Hauptkirche beizuwohnen, und von dort aus die Nichte beſuchen, für welche reichliche Geſchenke beſorgt waren.

Ich hatte noch einzupacken, auch fühlte ich mich müde; denn der Geſchäfte waren die letzten Tage her viel geweſen. So war ich freilich nicht wenig erſchrocken, als es nach zehn Uhr heftig an die Hausthür donnerte, und ein athemloſer Bote den guten Solorius, der ſchon mit einem Fuße im Bette geweſen, zu bitten kam, daß er ſich alsbald zur Frau Rode verfüge, mit der es ſehr ſchlecht ſei, und die nach geiſtlichem Troſte verlange. — Eingedenk ſeiner neulichen Verbindlichkeit muckte der Oberconſiſtorialrath auch nicht, daß er ſich geweigert hätte. Er zog einen großmächtigen Pelz über den warmen Schlafrock, und ſchritt hurtig fürbaß. Ich war wie gelähmt, blieb am Fenſter ſtehen, und ſah ihnen nach, ſo weit ich konnte.

Ueber dem ſtillen Winterfelde ſtanden Mond und Sterne in heller Pracht, und kein Lüftchen rauſchte über den Anger. Alle Freuden, die ich von Kindesbeinen an empfangen, alle Gütigkeiten des lieben Gottes rührten meine Seele. Ich dachte an voriges Jahr, und wie liebreich der Vater mich noch überraſchte — ach Minna! der ſelige Vater war wohl einer der beſten Menſchen — ich würde dies ſagen, wenn ich auch nicht ſeine Wittwe wäre, und zu einer Andern, als zu Dir, ſeiner Tochter. Solch einen Mann und Vater gehabt zu haben, iſt doch ein ewiger Segen. Ich dachte an ſeinen ſanften Tod, und daß wir uns einmal wiederfinden würden. — Und bei dieſen Gedanken wurde das göttliche Heil gleichſam in meinem Herzen geboren.

Obgleich ich weinte, war ich doch freudig und getroſt wie ein Kind, ſo daß mir der Sternenhimmel nur wie ein großer Chriſtbaum voll viel tauſend Lichterchen erſchien, von dem ich mir das Allerſüßeſte in Hoffnung hätte herunterpflücken mögen. Nun dachte ich, daß ich Dir, Du trautes Kind, gar nichts ſchenkte — ich bin doch die Mutter. Das beſchämte mich.

So war es zwölf Uhr geworden, ich wußte nicht wie? Mich fröſtelte; ich hatte dem guten Solorius etwas Warmes vorgeſchürt, und blieb auf, bis er heimkäme. Es war faſt drei Viertel auf ein Uhr, da hörte ich ihn kommen. Sein Geſicht war blaß, und ein Schauer ſchütterte durch ſeine Glieder. Er zog ein braunes Käſtchen unter der Wildſchur hervor und ſetzte es auf den Tiſch. „Die Frau Rode wird den Morgen wohl ſchwerlich erleben.“ ſagte er, „es waren ein paar Stunden entſetzlichen Kampfes — jetzt liegt ſie ſtill.“ Meine Härte fiel mir wie ein Stein aufs Herz. Ich erkundigte mich theilnehmend nach den Umſtänden ihres nun baldigen Todes. Der alte Herr ſchüttelte den weißen Kopf, und ſprach: „Es mag doch mit dieſer Frau eine eigene Bewandtniß haben; ihr Seelenzuſtand kam mir wie ein Erdbeben vor. Eine wüſte Chriſtnacht! Gott verzeih mir die Sünde. Ich dachte, ſie rede irre, da ſie ſagte: „Die Roſe kommt nimmer wieder — die Sterbenden halten, was ſie verſprechen; doch auch Sie, hochwürdiger Herr, haben mir etwas verſprochen.“ — Sie wies auf ein kleines Geſtell an ihrem Bette, und ſetzte hinzu: „Nehmen Sie das Käſtchen hier, und geben Sie es nimmer an — nimmer! ſondern in eine redliche, verſchwiegene Hand!“ Ich gab ihr die meinige darauf; vielleicht hätte ich es nicht geſollt. — Wir wollen ſehen.“ Ein kleiner Schlüſſel war an einer ſeidenen Schnur befeſtiget. Er ſchloß es auf, und — denke

Dir unſer Erſtaunen! Ein Schmuck, altfränkiſch zwar, aber köſtlich! lag darin auf Sammet. Wir ſtanden wie vom Blitze getroffen — vom Blitze dieſet Demanten; ich wagte nicht zu ſagen, was ich dachte. Dem alten guten Manne funkelten die Augen; aber nicht vor Freude, nein! in Thränen, wie mir däuchte. Er betrachtete lange ſchweigend dieſe unerwartete Beſcheerung, dann reichte er mir die Hand und ſprach ſehr gerührt: „Frau Bergener! ich habe einen Edelſtein an Ihnen, der mehr werth iſt, als dieſe hier. Eine Frau, wie Sie, iſt nicht mit Golde zu bezahlen. Nehmen Sie den Schmuck! Meine Nichte hat keinen Anſpruch, und viel vorausgenommen; in eine redlichere Hand kann ich ihn nicht geben, und in eine verſchwiegenere auch nicht; denn ich weiß erſt ſeit einer Stunde, wer ſich meiner, eines verlaſſenen alten Mannes, ſo treulich annimmt. Das würden Tauſende nicht auf dem Herzen behalten haben. Sie haben eine Tochter — ſchicken Sie ihr dies Geſchmeide. Das arme Kind, das ſolcher Eltern entbehrt —“ ſieh, liebe Minna, ich muß es Dir ſchon mittheilen — „kann zwar nicht ſchöner geſchmückt werden, als mit dem Namen, den es führt; aber es wird doch ſehen, daß der Werth des Guten in allen Verhältniſſen Schätzung finde, früher oder ſpäter.“

Meine Tochter, ich kann Dir nicht beſchreiben, wie mir dabei zu Muthe war. Daß ich Dir in meiner Lage, ſolch ein koſtbares Weihnachtsgeſchenk würde machen können, wäre mir ſchlafend nicht in den Sinn gekommen.

Der Oberconſiſtorialrath läßt Dich grüßen und Dir ſagen: Du ſollſt uns auf das Frühjahr einmal hier in Oſterfriede beſuchen, und wie das Kind im Hauſe aufgenommen ſein.

Aeußere gegen Niemand etwas davon; denn um Kleinigkeiten beneiden die Menſchen einander am meiſten; und es ſind ja doch nur Steine, wenn auch edle. Man läßt eher ein armes Mädchen für einen Tugendſpiegel gelten, als daß der Ring von Werth ihm gegönnt würde.

Segne Dich Gott, mein liebes, treues, trautes Kind! Wer hätte wohl geglaubt, daß ich Dir einen Schmuck ſchenken würde, einen Schmuck! Sei wachſam, ihn zu bewahren. Bleibe nur unverfälſchten Herzens! das iſt doch köſtlicher. Das meine hängt nur an Dir, Du biſt ja mein Einzigſtes in der Welt. Ich aber bin und bleibe zeitlebens

Deine Dich ewig liebende
Mutter
Chriſtine Bergener.

Siebzehnter Brief.

Der Doctor an Minna.

G—., den 1. Januar 18—.

Meine theure Freundin!

Neujahr mußte herankommen, ehe ich dem Zuge meines Herzens folgen und Ihnen auf mehre liebe Briefe antworten konnte. — Dieſes Schreiben, an dieſem Tage, möge Ihnen jedoch ein Beweis ſein, wie es mir Bedürfniß iſt, mit Ihnen den neuen Zeitabſchnitt zu beginnen, um bewußt zu fühlen, daß Freunde, als ſolche, nie — niemals getrennt werden können; daß das Weſen der Freundſchaft, wie auch die Jahre hinwandeln, im Geiſt beſteht, der von ewigem Beſtand iſt. Möge der Segen des Himmels mit Ihnen ſein! Der meinige folgt Ihnen wie Ihr Schatten. Was könnte ich Ihnen Beſſeres wünſchen, als daß Sie Sich ſelbſt getreu bleiben mögen? Und — Liebe! Theure! es hat etwas auf ſich mit dieſem Wunſche. Wie Mancher erkennt ſich in Kürze ſelbſt nicht mehr, und findet ſich in ohnmächtiger Verwunderung an Dinge hingegeben, die ihm vormals fremd waren! Dies ſei ferne! Sie dürfen Sich getroſt dem Genius überlaſſen, der bisher Ihr Führer war. Nichts kann ihn verdrängen, was Ihnen Erſatz zu geben vermöchte. Das Schöne wie das Gute iſt ſtets ſein eigener ſicherſter Schutz. Die Zeit wechſelt die Farbe unſerer Erfahrungen, doch unſerem Weſen darf der Schein, den das Leben wirft, nichts anhaben. Bald iſt es ein Leidtragen, bald ein Errröthen, was unſer Innerſtes umkleidet, bald wird plötzlich durch einen Schimmer von Hoffnung die ganze Erde frühlingsgrün vor uns; bald erſcheint uns nach dem Nebelgrau der Trübſal das blaue Auge des Himmels, die Treue Gottes, am ſchönſten. Und immer iſt es nur das Licht des Geiſtes, der im reinen, feſten Diamant des Herzens dieſe Farben ſpielen läſſet, um ſeinen Werth zu zeigen.

Es war ein dunkles Jahr, verhängnißvoll und leidſam, was nun zur Ruhe iſt. Ein Berufsweg führte mich dieſen Morgen über den Kirchhof, kein günſtiges Omen für den Arzt! Die Todesgötter zu verſöhnen, wollte ich hier einige Augenblicke des erſten Tages im neuen Jahre opfern. An der Grabſtätte Ihres Vaters ſtand ich lange in Gedanken verſunken. Wie ſtillſtehende Wellen, unter denen der heilige Herzpuls der Natur geheimnißvoll ſchlägt, tauchten die Gräber rings umher vor meinen Blicken auf. Manche Klage, die auch ich vernommen, war darin verſtummt. Die Glocken klangen ſilbern drüber hin; es war, als ſänge die Luft ein leiſes Uniſono. Dieſe geiſterhafte Stille ſchauerte mich an — wahrlich! die Todten ſchweigen tief. Nie habe ich lebendiger gefühlt, als in jenen Augenblicken, daß auch die beſten Wünſche irdiſcher Natur ſind. Wie beruhiget athmet nicht ſchon ein Schlafender! wie träumeriſch glücklich! wie nichtsbedürfend, als daß dieſe Ruhe nicht geſtört werde. — Und nun erſt die Entſchlafenen! Der ärmſte Todte lächelt nicht mehr, ob man auch ſein ſterblich Theil in einen goldnen Sarg faſſe — ein Geſicht, für immer erblaßt, glüht nicht wieder auf, ob auch die geliebteſte Lippe ſeinen kalten Mund berührt. Gleichgültigkeit iſt der Charakter der Todten; und darum bringen wir ihnen jede Blume der Verehrung dar, weil ſie keine mehr annehmen. Leidenſchaft laſſen ſie uns als Erbtheil zurück, und darum iſt die Welt ſo reich an Schmerz. —

Doch wo gerathe ich hin? Ich wollte nur ſagen, wie ich es unterſchreibe: daß, ſein Inneres ſtreng zu verſchweigen, eine Verſündigung an dem guten Geiſte der Menſchheit iſt — ich wollte Sie nur um die Fortdauer Ihres Vertrauens bitten, ſüße Freundin! Laſſen Sie mich immer in Ihrer Seele leſen, worin das Bildniß der Gedanken ſich ſo klar ausdrückt. Was Ihr Herz, Ihr ſchönes Herz auch bewegen möge, es wird mich feſt finden, Ihnen beizuſtehen, wo Ihr Gefühl jemals einer Stütze bedürfte. O! hätten die Menſchen Vertrauen zu einander, es ſtände beſſer um ſo Viele. Was iſt die Liebe mehr als eine trübe Wallung, wenn ihr die Sonnenklarheit fehlt, die uns ein geliebtes Weſen ganz erkennen läßt? Vertrauen und Liebe ſind zwei zuſammenfließende Lichtſtrahlen vom Throne des allwiſſenden Gottes. „Mit der Aufrichtigkeit ſtirbt die Treue —“ doch dieſe liebenswürdige Tugend muß nicht allein angeboren ſein; ſie kann auch ausgebildet werden. Es giebt zarte Regungen der Weiblichkeit, Scheu, Schüchternheit, blöde Scham — die daran hinderlich werden können. Meine liebe Frau — ich war gut gegen ſie, da ſie lebte; ſo darf ich gerecht gegen ſie ſein, da ſie geſtorben iſt — war auch von Dieſen. Sie litt unter jedem Geſtändniß, eine Purpurröthe der ſichtbarſten Angſt färbte ihr feines Geſicht, ſo oft ich einen Wunſch, den Grund einer betrübten Miene von ihr erpreſſen wollte, um ihr ſanftes Leben erheitern zu können. Sie ehrte mich durch unſchuldige Verheimlichungen; aber das Gegentheil wäre mir beglückender geweſen. Es giebt kein reineres Glück, als die Seele ſeines Weibes ganz zu kennen, und ſo bis auf den Grund der Ruhe zu ſchauen. Von dem Manne fordere ich eben ſo wie die Kraft des Schweigens, den Muth der Offenheit. Beides iſt er dem Freunde ſchuldig.

Indem ich die geſchriebene Seite überleſe, finde ich, wie natürlich mein Ideengang mich auf das geleitet, was ich Ihnen mitzutheilen habe. In der Weihnachtswoche ging ich längſt vorgenommener Weiſe an die Durchſicht der Papiere Ihres ſeligen Vaters. Dieſes Geſchäft, vor dem ich mich gefürchtet, war mir ſo anziehend, daß ich kaum davon loskommen konnte. Wie rührend zu erblicken ſind die Federzüge lieber Verſtorbener! Sie verweben den Geiſt eines nunmehr aufgelöſ'ten Daſeins in irdiſche Angelegenheiten, in das, was denen am Herzen lag und liegt, die ihnen hienieden theuer waren. Sie ſind uns nur wie Abweſende -- und lebend ſtehen ſie uns vor Augen. Jeder Zug der Handſchrift, auch eines Unbekannten, wird uns zu der Handreichung eines Freundes, die uns — nach dem Sprichwort — aus dem Traume hilft.

Es galt hier insbeſondere jene räthſelhafte Verbindlichkeit zu entwirren, welche Sie, meine Freundin, um das Vermögen Ihres Vaters gebracht hat. Das Ergebniß war nicht hinlänglich dazu und der Faden der Gewißheit immer noch nicht zu faſſen. Es muß in irgend einem Schickſalsknoten verborgen ſein. —

Wir wußten nicht anders, als daß jener Freund, den Ihr Vater, theure Minna, ſo ſehr geliebt, daß er nie ohne Wehmuth an ihn denken konnte, von Geburt ein Schwede war, Namens Lubie-Fiorde. Dies mag vielleicht auf einem Irrthum beruhen, weil der Bruder ſeiner Mutter an der Silberhütte zu Sala in Schweden eine vortheilhafte Anſtellung hatte. Ueber der Abkunft des jüngeren Lubie, wie über ſeinen Hingang, ſchwebt ein undurchdringliches Dunkel. Jener, ein Hageſtolz und bei Vermögen, hatte ſeinem Verwandten eine kümmerliche Unterſtützung angedeihen laſſen, unter der Bedingung, daß dieſer Theologie ſtudire; noch dann, als dieſe Wahl des Berufs längſt entſchieden war, widerſetzte Ihr guter Vater ſich derſelben mit dem Anſehen des älteren Freundes, da er wohl einſehen mochte, daß ſie mehr das Werk äußerer Nothwendigkeit, als innerer Freiheit ſei. Lubie hoffte den reichen Vetter zu beerben, und dachte als Miſſionair zu gehen. Seine Sprachkenntniſſe, ſeine Unerſchrockenheit, ſein ſcharfer Ortsſinn, deſſen Ihr Vater wiederholentlich erwähnt, eigneten ſich wohl für eine ſo gefahrvolle Laufbahn; doch möchte, wie er gegen ihn bemerkt, der Durſt nach Reiſen es ſein, was ihn über das Weltmeer führe, und ein mehr für die Natur, als für den Erlöſungszweck begeiſtertes Gefühl.

Gleichheit iſt das erſte Erforderniß der Freundſchaft; aber nur der Geſinnung, nicht der Verhältniſſe. Hier ſcheint ſogar eine innere Verſchiedenheit obgewaltet zu haben. Wer aber vermag bis in den Kern des Gemüths zu dringen, wo der innerſte Lebenskeim der Zuneigung ruht? jener wunderbar wirkenden Kraft, die wir Sympathie nennen? —

Nach einem längeren Aufenthalt in B.—, ich weiß nicht, unter welchen Umſtänden? ging Lubie nach Groß-Steinfelden, einer Standesherrſchaft fünf Meilen von hier, woſelbſt ihn der Paſtor des Orts freundlichſt zu ſich eingeladen hatte. Dieſer ehrwürdige Seelenhirt hatte einſt auf aſiatiſchen Auen eine wilde Heerde geweidet und zu Paaren getrieben, und der Freund Ihres Vaters verſprach ſich von der Erfahrung des Geiſtlichen manchen nützlichen Wink. Von Seiten der Behörde ſtand ſeinem Abgange nichts mehr im Wege. Die letztere Zeit hoffte er bei Ihrem Vater zubringen zu wollen.—

Aus dem friedlichen Pfarrhauſe jener wüſten Gegend, die mit ihren grauen Steinmaſſen wie die Inſel Felſenburg in einem grünen Meere von Segen ruht — datiren ſich Briefe — voll Weltſtoff. Ein Chaos von Gedanken! und ich bin der Meinung, daß dort, wie in der uralten Nacht, die Liebe! die Urſache der Dinge geweſen ſei.

Ich fand ein Fragment von einem Antwortſchreiben Ihres Vaters, das ſeine milde Seele vielleicht zu vorwurfsvoll gefunden hatte, um es an ihn abgeben zu laſſen. Er ſagt darin: „Was hält Dich, den Zugvogel, denn dort an der Leimruthe feſt? Du biſt nicht aufrichtig mehr, Lubie! Denke an das griechiſche Wort: Nimmer betrüge den Freund!

Es macht mir Kummer, daß Du Dich ſelbſt täuſcheſt, und iſt ein Gott der Freund des Menſchen, ſo wird er Dich Deines Irrthums überführen. Es zieht etwas an meinem Herzen, als ſollte ich Dich zurückhalten. Noch iſt es Zeit, Du Lieber! Du biſt voll warmen Eifer für die ſchwediſche Erbſchaft, ich lächle dazu; denn Niemand, das weiß ich, kann uneigennütziger ſein. Wie aber, wenn ſie für Dich im Monde läge und zu Waſſer würde? Dein biſt Du ſelbſt! Du thörichter Menſch, den die Natur reich genug gemacht. Aber der Mammon des Hüters an der Silberhütte kann falſchen Mächten angehören oder zufallen. Ich zittere, wenn Jemand ſein Glück in die Ferne baut, in die Luft! Wenn nun —“ hier war das Blättchen abgeriſſen und mit ihm das Ende dieſer ſchriftlichen Nachweiſungen. Doch mehr als einmal hat Ihr ſeliger Vater mir erzählt, wie Lubie eines Tages unerwartet von Steinfelden gekommen, und ihn ſehr verſtört um ein bedeutendes Darlehn angeſprochen habe, deſſen er zur Rettung aus einer dringenden Noth bedürfe. Der Vater habe ihm ſchweigend, doch beängſtet von der Zurückhaltung des Freundes, ſeine Erſparniſſe in Papieren gegeben, die aber, wie Jener traurig bemerkt, nicht hinreichend wären; worauf der Vater geſagt: „Nun, ſo laſſe uns zu dem Kaufmann Schätzel gehen, bei dem ich Bürgſchaft für Dich leiſten will.“ — Sie wiſſen es. Lubie habe hier fürs Gewiſſe die erforderliche Summe auf eine Reihe Jahre aufgenommen, in denen der Kaufmann die Zinſen zu Capital ſchlagen ſolle. Von ſeiner Rechnung auf die Erbſchaft, in deren Beſitz er bis dahin zu kommen hoffte, gegen den Vater zu ſprechen, deſſen Geſinnungen über dieſen Punct er kannte, mochte ſein Freund ſich geſcheut haben. Erſt, nachdem Lubie fort war, der ſich nicht länger aufgehalten, als zum Abſchluß dieſes Geſchäftes nöthig geweſen, fiel Ihrem guten Vater ein, daß Jener ihm ſelbſt keinen Empfangſchein ausgeſtellt habe. Nun, wir ſehen uns ja wieder! habe der Vater zuverſichtlich gedacht; doch niemals — theure Minna, niemals! hat Ihr Vater ſeinen Lubie wieder geſehen.

Wie das zugegangen? Als nun der Freund, den er von Tag zu Tage erwartete, und jede Nachricht von ihm ausblieb, ſchrieb Ihr Vater nach Steinfelden. Er erhielt den Brief unerbrochen zurück; ein paar begleitende Briefe von dem Paſtor brachen ſein Herz. Lubie war noch in derſelben Woche abgereiſ't, wo er die Gelder erhoben hatte. Bei näherer Erkundigung ergab ſich, daß mit ihm zugleich ein junges Mädchen, eine adelige Waiſe von Golda, von dem Schloſſe, wo zwei alte Standesfräulein reſidirten, verſchwunden war. Wunderliche Gerüchte ſeien bei dieſem Vorfall in Umlauf gekommen. —

Ich ſehe das ſanfte, entſchuldigende Lächeln noch, womit Ihr guter Vater ſagte: „Nur eine Leidenſchaft, die den Menſchen ſich ſelbſt entführt, nur der wilde Drang der Nothwendigkeit, der gewaltſam treibt zu unfreiwilligen Entſchließungen, konnte Lubie dahin gebracht haben, mich ohne Abſchied zu verlaſſen. Ich hoffte, er würde, er müßte zurückkehren, zu ſich! zu mir! — Was wäre denn die Freundſchaft ohne dieſes beſſere Vertrauen? — Aber die Jahre rauſchten vorüber, und der Freund kam nicht wieder. — Wie ſtark ſein Bild in meiner Seele lebte —“ ſo fuhr der Vater fort, „und daß ſelbſt die Sorge um die fehlende Sicherheit ſeiner Handſchrift mich tiefer beunruhigte, als ich mir hätte geſtehen mögen, merkte ich in einer Krankheit, die mich einige Zeit nach ſeinem Verſchwinden heimſuchte. In meinen Phantaſieen ſah ich Lubie geſchäftig um meinen Schreibtiſch weben und die Quittung ſchreiben. Doch nie kam er damit zu Stande, und fragte mich immer dringender nach den letzten Beſtimmungen. Unzählige Male — ſo verſicherte mich der Arzt, der mich damals behandelte, hätte ich den geliebten Namen, der mir verſchuldet war, und ein Datum genannt, ohne daß er es für nöthig gefunden hatte, ihn zu behalten. — Nach einigen Jahren, als Ihr Vater bereits verheirathet war und die Pflicht für ſein Kind, für Sie, meine theure Minna, ihn zu einer Maßregel aufforderte, ſchrieb er nach Schweden und erkundigte ſich unter der Hand nach dem Anverwandten ſeines Freundes. Zu ſeinem nicht geringen Schrecken erhielt er in der Antwort die Nachricht, daß jener Hageſtolz verehlichet ſei und einen Sohn habe. Armer Lubie! ſo hatte der Erblaſſer einen andern Erben, als Dich!“

Ihr Vater ſprach nun mit dem Gläubiger. Dieſer Wackere, ein Schatz von einem chriſtlichen Kaufmann! hatte geſagt: „Sein Sie deßhalb außer Sorgen, Herr Profeſſor. Ein Gelehrter Ihrer Art braucht ſeine Gedanken anders, als wie er fremde Schulden abtrage. Die Summe wird zwar fortgeführt, der lieben Ordnung wegen, aber nur, wenn ein Glücksfall ſich für Sie ereignete, will ich die Zahlung von Ihnen annehmen. Mein Teſtament ſoll die Forderung für null und nichtig erklären. Ich denke, Segen, den ich meinen Kindern hinterlaſſe, iſt auch Gewinn.“ — Gütiger Gott! wie es oft geſchieht, ſo auch diesmal. Der Tod machte einen Strich durch die Rechnung auf dieſe Großmuth — und der Kaufmann Schätzel ſtarb ohne Teſtament. Eine unmündige Erbin brachte den beträchtlichen Nachlaß unter die Obervormundſchaft, und bei Heller und Pfennig ward das Erſtatten der verbürgten Schuld nun von Ihrem Vater gefordert. —

Dieſe Summe, die Quelle bitterer Sorgen für den Seligen, war in dem Strom rollender Jahre zu einer Fluth angewachſen, welche die Früchte ſeines Fleißes verſchlang. — Dieſe Erinnerung, meine Freundin, iſt zu trübe für mich, als daß ich dabei verweilen könnte. —“

Und Fiorde — Guſtav Fiorde! Ihr jugendlicher Freund, meine gute Minna, der Liebling Ihres Vaters, iſt der Sohn des alten Mannes aus Sala, den Lubie zu beerben hoffte. Ihr Vater verſchwieg den Seinen dieſe Beziehung auf ſeinen verlorenen Freund, auf ſeinen baren Verluſt, um kein Gefühl irgend einer Kränkung dem reinen Wohlwollen für den trefflichen Jüngling beizumiſchen. Gewiß war es kein Ungefähr, was Dieſen hierher, in den Hörſaal, in den Hauskreis Ihres Vaters führte. Die reichen Mittel, die dem jungen Manne zu Gebot ſtanden, mochten dem ſeligen Vater wohl je zuweilen einen traurigen Gedanken erregt haben; aber mit der zarten Liebe eines Gerechten freute er ſich des Schönen und Guten in den Anlagen Jenes, und auch deſſen, was ihm in der Anlage ſeines Schickſals auch äußerlich zu Theil geworden. Eine auffallende Familienähnlichkeit mit Lubie, auch in den Zügen des Charakters, machte ihm den Jüngling noch lieber, und die glühende Verehrung, womit Fiorde an dem Vater hing, drang als etwas Vergütendes an die freundliche, ſchon bei Leibesleben verklärte Seele des Verſtorbenen. Denn unſer Innerſtes giebt dem Leben der Erſcheinung, was es für uns iſt und bedeutet. —

„Der Geiſt meines Freundes iſt in verjüngter Geſtalt zu mir gekommen,“ ſagte er mir einſt, „denn das Weſen der Liebe muß ſich ewig erneuen.“

Ich bin überzeugt, daß das reine geiſtige Element, worin Ihr Vater ſich bewegte, auch über die erſte Bewegung Ihres Herzens, meine Freundin, entſchied. Nie kann eine Neigung als Leidenſchaft ſich bewußt werden, welche ein billigendes Mitgefühl von denen empfängt, die unſere höchſte Achtung genießen. Die Liebe iſt dann ein freierer Wille, keine blinde Naturnothwendigkeit; ein Geſchenk des Herzens, und nicht ein Raub an unſerer Ruhe. — Nur mit Fiorde ſprach Ihr Vater recht väterlich, mit ihm, deſſen glühendes Streben nach der Ferne — auch darin glich er ſeinem Anverwandten — durch Ihre holde Nähe gebannt ſchien. Er regte ihn an, ſein Ziel zu verfolgen. „Denn,“ ſagte Ihr guter Vater, „Manches wiederholt ſich wunderbar ähnlich. Lubie war mein Freund und wurde mein Schmerz! es könnte mit Fiorde eben ſo ſein, daß, obgleich er die Freude meines Hauſes iſt, er doch Minna's Glück nicht würde. Darum ſcheide er.“ Und er ſchied!

Mit einem Scherze, wozu Ihr Vater betrübt lächelte, ſchloß er jene Rede, indem er ſprach: „Iſt Minna ihm lieber, als die ganze weite Welt, ſo kommt er einſt wieder, wie ſehr es ihm darin gefällt.“

Ich aber, Theure, möchte Sie nicht gern betrübt haben, da ich dieſe Chorde berührte. Es muß Ihnen, wie mich dünkt, zu einem Erſatz gereichen, daß ein ſo werther Menſch in dem Beſitz der Vortheile iſt, die zu Ihrem eigenen Nachtheile an ihn gekommen. So geht in Gunſt und Gönnen ein Gefühl auf, welches nichts über eine ſo reiche Seele gewinnen kann. Die Mißgunſt ſei den Aermſten überlaſſen! und auch ich will mich ihrer ſchämen. —

Und dies war es, was ich Ihnen ſagen wollten, da ich Fiorde gegen Sie erwähnte. Wie das Verhältniß dieſes jungen Mannes zu dem Freunde Ihres Vaters geweſen, iſt mir jetzt erſt klar geworden. —

Und nun ſei dieſer lange Brief endlich geſchloſſen. Der Himmel ſchütze Sie, meine Freundin! auch *der* Himmel, der in Ihrem Gemüthe ruht. Die Freundſchaft iſt ein ſtilles und klares Gefühl, laſſen Sie mich in der Ihrigen den ſchönſten Segen meines Lebens ſchauen! die Freude, daß es einem theuren Weſen wohl gehe, deſſen Wohl an einem treuen Herzen liegt, an dem

Ihres redlichſten Freundes
Doctor Balſam.

Achtzehnter Brief.

Minna an ihre Mutter.

H—., den 6. Januar 18—.

Mit welchem Worte, Du theure Mutter! könnte ich Dir mein Erſtaunen ausdrücken über Dein unerwartetes Weihnachtsgeſchenk? Dein Brief dazu — o Gott! als ich das Futteral öffnete, war es *Dein* Werth, nicht dieſer prächtige Schmuck, was mir mit kindlichem Stolze einleuchtete, ſo daß tauſend Thränen der Rührung, der wehmüthigſten Freude darauf niederfloſſen. Ich ſtand verſteint und konnte mich nicht ſatt ſehen, nicht ſatt wundern. Sieh, meine Mutter! wie wenn ein Sandkorn in die Perlenmuſchel fällt, dieſe in veredelnder Arbeit ihrer Natur es mit Perlenſtoff überzieht, ſo iſt der Stein der Sorgen, der Dein Herz bedrückte. Du, Perle einer Mutter! zu einer Freudenthräne für mich geworden — zu Edelſteinen, welche Dein beſcheidenes Verdienſt tief in mein dankbares Herz eingraben würden, wenn dieſes einer Erinnerung an die Trefflichkeit ſeiner Eltern bedürfte. — Ich nehme dieſe reiche Gabe als einen Segen an, der mir davon zufällt, und werde ſie achtſam bewahren. Woher ſie gekommen? in welchem Gewahrſam ſie geweſen? dies darf mich nicht kümmern. Dieſe Diamanten funkeln mich in ſtrahlender Unſchuld an, und gewiß war der Augenblick ein Lichtpunct in dem Leben des guten alten Mannes, worin er ſie in Deine reine, goldtreue Hand legte. — Ich werde den Schmuck jedoch weder tragen noch hier abſchätzen laſſen, bis ſich eine ſchickliche verſchwiegene Gelegenheit dazu findet, wozu ich meine guten Urſachen habe. Es herrſcht bei uns ein Prunk, der die Gier innerſter drückender Armuth nicht immer verkleidet — was mir auch an dieſem Chriſtfeſt klar geworden. Man würde mich des Schmuckes wegen höher halten, und das würde mich demüthigen; ſo wie es mich hingegen erhebt, daß der würdige Solorius Deine Tochter, meine geliebte Mutter, deſſen werth hielt. Den beiliegenden Dankbrief wirſt Du ſo gütig ſein, ihm einzuhändigen.

Meine Weihnachtsfeier war doch ein wenig beklommen. Tage der Liebe, auch wenn man ſie oftmals trübe begangen, können in der Fremde nicht verlebt werden, ohne unſer Herz ſchmerzlich hinzuziehen zur gewohnten Stelle. Zudem war unſere Heiligenchriſtfreude nichts weniger als eine ſolche. An reichlichen Geſchenken war kein Mangel. „Wer aber Freude giebt, der giebt die beſte Gabe!“ und daran fehlte es. Die Geber waren nicht froh. Der Präſident ſaß ſchweigſam bei Tiſche. Seine Stimme hatte den Nachklang des Verdruſſes. Schweres Gewölk, wie ein Heer von Sorgen, zog über ſeine Stirne, und die ſilberne Gabel, womit er tactmäßig auf dem Teller klirrte, blitzte bei dem Scheine der gemalten Wachskerzen wie eine Waffe, die er in düſterem Gedankenſpiel übe. — Seine Frau ſchien zunächſt betheiligt bei dieſer Verſtimmung, was nicht immer der Fall iſt, wie es doch zwiſchen Eheleuten ſein ſollte. Mir däuchte ſogar, ſie hätte geweint. Die Domeſtiken warteten kaltblütig auf, und durch den warmen Dampf der Speiſen ſah man ihnen den Froſt der Dienſtpflicht an, der mir heute mehr als jemals an ihnen auffiel. Sie bekommen hier Geld, und die ſchönſte menſchliche Freude wird alſo mit verdungen und gleichſam abgelohnt für immer.

Unſer Hayn, der Candidat, von dem ich Dir, liebe Mutter, ſchon geſchrieben, gefiel mir heute abſonderlich. Er hatte dieſer vornehmen Unfreundlichkeit wegen einen Streit mit Frau von Adoly, wobei ich von ganzer Seele auf ſeine Seite trat. Der Tadel des Bedienten, der ſich verdroſſen bezeigte, gab dazu Anlaß. „Ich würde das nie, nämlich meinem Geſinde Geld zu Weihnachten geben,“ ſagte der freimüthige Mann, und mein Innerſtes war das Echo ſeiner Meinung. „Das größte Geſchenk, ihnen ausgezeigt als ein Gewiſſes, wird in den Ueberſchlag ihrer Einkünfte gerechnet; die kleinſte Freude, von der ſie nicht wiſſen, macht reicher im Gefühl des Empfangens. Eine Freude in Hoffnung aber macht dienſtwillig und aufmerkſam.“

„Für ihren Dienſteifer werden dieſe Leute bezahlt,“ antwortete Frau von Adoly mit verhaltenem Unmuth. Der Candidat erröthete und ſagte in wohlwollender Hitze: „Und ſollen denn dieſe Leute nie fühlen, daß ſie auch Menſchen ſeien? auch nicht am großen Familienfeſt der Menſchheit? Mich rührt es ſogar ſchon ängſtlich, wenn ſie auf einem Seitentiſchchen einbeſcheert bekommen.“ —

„Welch ein undankbares Geſchäft wäre es,“ entgegnete Frau von Adoly in Selbſtvertheidigung, „den Geſchmack und die Bedürfniſſe der Domeſtiken zu erforſchen, und die dafür getroffene Wahl ihrem rohen Urtheil zu überlaſſen! Wer würde ihnen etwas nach Wunſche treffen?“

„Eine ſo ſcharfſinnige Dame gewiß!“ ſagte Hayn mit verbindlicher Ruhe, „es kommt hier wohl nur auf das Wollen an. Es wäre die Frage, ob es ſich nicht der Mühe lohnte.“ Ich hörte den feinen Accent heraus, womit Hayn die Silben verſetzte. „In meines Vaters Hauſe,“ fuhr er fort, „erhielt ein Dienſtmädchen einſtmal unter andern Gaben zum heiligen Chriſt ein Geſangbuch mit den goldenen Buchſtaben ihres Namens. Es iſt mein Brautbuch — ſagte ſie zu uns, ſo oft ich es anſehe, iſt es mir, als hätte ich den Herrn Rector geheirathet, und ſeine Kinder wären meine. Wahrlich! ſo hat die fromme Seele ſich unſer angenommen.“

Die Präſidentin lächelte ganz leiſe, aber ſchnöde. „Nun wahrhaftig!“ ſprach ſie, „ich könnte meinen Frauenzimmern die Schriften aller Kirchenväter ſchenken; ſie würden auch durch ſilberne Haken daran ſich mir nicht anhänglicher fühlen. Ihr Beiſpiel, lieber Freund, gehört ſelbſt zu den ſeltenen der guten alten Zeit.“

Der Vorwurf ſeiner Jahre ließ den guten Hayn verſtummen. Je weniger er ſelbſt daran denkt, um deſto mehr fühlt er, wenn Andere ihn unzarter Weiſe daran erinnern. Wie ſehr bedauerte ich, daß dieſer gemüthliche Menſch kein

Hausvater werden ſollen? — Der Präſident hatte zu dieſer ganzen Unterhaltung kein Wort geſagt, da er ſonſt wohl ſtets Partei für ſeinen Liebling zu nehmen pflegt. Um ſpäter die dürftige Tiſchunterhaltung zu beleben, wurden einige Geſundheiten getrunken, und ſo auch auf das Wohl der Abweſenden. Eine Thräne rollte von Mitha's Wimper in die Neige Wein, die ſie an den Mund ſetzte. „Nun, der Vater im Himmel ſoll leben!“ flüſterte Hayn, der neben ihr ſaß. —

„In *Seinem* Licht *leben* auch die Schatten!“ — Mitha trank — ich trank — Du kannſt es Dir denken, meine liebe Mutter, mit welchem Herzen! Und unſere Augen waren voll Weinens. — Als wir in unſerm Zimmer waren, fiel Sulamith mir um den Hals, und ſprach: „Ach! mir iſt heute zum Zerſpringen angſt geweſen! Haben Sie wohl die Verſtimmung bemerkt? Das iſt immer ſo zu Weihnachten. Da kommen die Rechnungen vom ganzen Jahre, die nicht bezahlt werden können. Deßhalb — ich dachte mir mein Theil, als der Hayn ſo ſprach — laſſen es die Leute im Hauſe an der erforderlichen Achtung fehlen, weil ſie um die Schulden der gnädigen Herrſchaft wiſſen. Deßhalb verſchmäht Suzon den Aufwand, und *wie* wird mir jeder Mundbiſſen bitter von dieſem Gnadenbrode! — Das iſt ein glänzendes Elend! kein Menſch wird es glauben.“

„Auch ich nicht! das iſt mir unbegreiflich,“ ſagte ich, „der Präſident hat doch ein bedeutendes Einkommen.“

„Ja,“ ſprach die Kleine, „man ſollte es denken. Auch die Großtante giebt; aber es iſt nur wie ein Schlag ins Waſſer, meinte ſie neulich. Und wo kein Auskommen iſt, da iſt auch keine Hülfe. Heute erſt ſagte Suzon zu mir, da ſie den Streit ihrer Eltern vernahm: Gott ſtehe mir bei! Würde ein reicher Mann um mich, den müßte ich nehmen, oder ich nähme Gift, ſo oft ich ein Wort verſchluckte, was gegen die Handlungsweiſe meiner Mutter geſagt werden kann; und ſo würde ich ihre Schulden entweder mit meinem Glücke oder mit meinem Leben bezahlen.

Die arme Suzon ſchluckte ihre bittern Thränen hinunter.“

Sieh, meine Mutter, ſo ſteht es hier, und ich bin jedenfalls entſchloſſen, keinen Gehalt anzunehmen, ſobald ich nur eine gute Art ihn abzuweiſen gefunden habe.

Madame Adoly beſchenkt in der Dämmerung des heiligen Abends die Leute hier im Hauſe feſtlich, von denen ſie wie eine unſichtbare Gottheit angebetet wird. Ihr ſchattenartiges Daſein genießt einer Verehrung, die hier, wenn auch mit Recht, doch zum Nachtheil ihrer Nachfolgerin gezollt wird. Die Beſorgung jener Geſchenke, die freilich nur mittelbar geſchieht, gereicht ihren einſamen Stunden zu einer angenehmen Beſchäftigung. Wer gern erfreut, hat immer zu thun.

Ich ging an jenem Tage einen Augenblick hinüber, um Madame Adoly ein Buch zu bringen, was ſie von mir gewünſcht hatte. Alle Tiſche lagen voller Freuden, voller Geheimniſſe. Sie ſelbſt war emſig mit Papieren beſchäftigt, die ſie in ein Päckchen ſiegelte. Eine brennende Röthe überflog ihr bleiches Geſicht, ihre Hand zitterte, und das Siegellack träufte auf ihre Finger. „O weh!“ rief ich ängſtlich. „Es ſchmerzt nicht —“ antwortete ſie mit einem Lächeln, was größere Schmerzen zu kennen ſchien; ich aber verſtand die Anſpielung.

Als wir nun, müde der Heiligenabend-Langeweile, zeitiger als ſonſt aus einander gingen, und wir Mädchen die Präſidentin bis an ihre Thür begleiteten, glaubte ich — es war nur ein Augenblick — eben jenes Päckchen auf ihrem Nachttiſche zu erblicken.

Und als ich am Morgen des erſten Feiertages an das Fenſter trat und in die öde Winterluft voll heiliger Stille hinausſah, hätte ich ſchwören wollen, im Zimmer der Madame Adoly eine weibliche Geſtalt zu bemerken, die der Präſidentin vollkommen ähnlich ſah. Der Hauch der angelaufenen Scheiben ließ mich nur wie durch einen Nebel ſchauen. Die Seele ſetzt wunderlich zuſammen; doch war es wohl nur ein Gebild der Phantaſie — ein Chriſttraum vom Frieden auf Erden.

Die Großtante — ich will ſie nur auch ſo nennen — hat mich mit ein paar Schnuren echter Corallen von großer Schönheit beſchenkt. So ſind alle Geſchenke, die ich zeither empfangen, faſt eitel Schmuckwerk geweſen. Soll ich denn eitel werden? Das Berloque von dem alten Wolf — weßwegen man mich ſchon für eine Schriftſtellerin gehalten, weil ich mir dies Zeichen an die Uhr gehängt — die Corallen — und nun das Prachtgeſchmeide von Dir! Was würde nur die Frau Präſidentin ſagen, wenn ſie wüßte, welche Kleinodien in meinem Beſchluß wären? Ich ſtiege ihr gewiß im Preiſe. Sie würde es nicht faſſen, daß ich den Schmuck nicht trüge. Du aber, liebe Mutter, zürne mir nicht, daß ich ſo denke. Ewig bleibe ich deßhalb doch Dein dankbares Kind. Auf das Frühjahr komme ich nach Oſterfriede und hänge mit Innigkeit an Deinem Halſe. Dann ſoll es mir köſtlicher ſein, als alle Juwelen der Erde,

wenn Du mein reines Herz Deinen Schmuck nennſt. Bleibe geſund und wohlauf, mein Mütterchen! und behalte lieb
Deine
Minna.

Neunzehnter Brief.

Minna an den Oberconſiſtorialrath Solorius.

H—, den 6. Januar 18—.

Hochwürdiger Herr!

Empfangen Sie in dieſen Zeilen den ſchwachen Ausdruck meines Dankes für ein Geſchenk, das mich beſtürzt haben würde, wenn es mich weniger innig gerührt hätte. Bin ich auch vielleicht nicht im Stande, den Werth dieſer Gabe zu beurtheilen, ſo habe ich doch ein Herz, die Güte des Gebers zu ſchätzen und ſie in ihrer höchſten Bedeutung zu faſſen. Und dieſe Verbindlichkeit iſt gewiß eine ewige für mich. Nehmen ſie daher, verehrteſter Herr und Freund meiner Mutter, dieſe einfache Zuſicherung in das Band auf, welches — meinem Herzen das nächſte — die Wirkſamkeit meiner guten Mutter an den Segen Ihres Hauſes knüpft und die übernommenen Pflichten zu den unerläßlichen einer eben ſo dankbaren als liebevollen Geſinnung macht. Sie waren uns ein Fremder, und ſind uns ein Freund geworden, der die kleinen Mühen, die ein rüſtiger und redlicher Wille gering achtet, im edelſten Sinne zu belohnen weiß. Sie machen das Feld der Thätigkeit für meine gute Mutter zu einem anmuthigen Wittwengärtchen, worin ſie mancher Blume pflegen mag, um ſich nicht verödet zu fühlen. Das Werk meiner Mutter durch einen ſtrahlenden Beweis Ihrer Zufriedenheit zu krönen, wollen Sie die Tochter ſchmücken und ein Ihnen unbekanntes, betrübtes Mädchen glänzend ausſtatten. — Dieſer eine Zug beweiſt, daß Sie ein Kenner ſind und das Juwel der Treue höher halten als Edelſteine. —

Sie geben meiner Mutter das Brod der Freundſchaft, das Brod des Geiſtes, eine Nahrung, an welche ihre geſunde Seele gewöhnt iſt. Wolle Gott Sie, den trefflichſten Mann, dafür ſegnen, und Ihnen einen Vorſchmack des Himmels geben in dem ſelbſtbewußten Gefühl, der Stützpunct und Troſt derer zu ſein, die ſich in einem unerſetzlichen Verluſt verlaſſen finden! — Bleiben Sie ſo fort der Schutz, der Tröſter meiner Mutter! Nehmen Sie Sich ihrer treulichſt in bangen Stunden an, die ja auch für das gefaßteſte Gemüth kommen! — Mit dem kindlichſten Herzen darf ich Sie daher als einen gottgeſchenkten Freund, als einen zweiten Vater betrachten, deſſen Leben, deſſen Wohl eine theure Sorge, ein heiliger Wunſch für mich iſt.

Von Ihrer gütigen Erlaubniß, nach Oſterfriede kommen zu dürfen, gedenke ich künftiges Frühjahr Gebrauch zu machen, wenn es die Umſtände geſtatten. In Gedanken bin ich ſchon einheimiſch dort. Dann hoffe ich, mir das Wohlwollen zu erwerben, was ich Ihrer Gunſt verdanke, und deſſen Fortdauer ſchon zu einer feſten Bedingung meines Glückes geworden iſt.

Mit vollkommenſter Hochachtung und dankerfülltem Herzen

Hochwürdiger Herr!
Ihre tief verpflichtete
Minna Bergener.

Zwanzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—, den 16 Januar 18—.

Ihr theurer Brief, mein treuer Freund! hat mich tief und innig gerührt; es war dieſes Jahres erſte Gabe von Werth für mich, ſo wie das vergangene — das betrübteſte meines Lebens — ſich mit einem glänzenden Beweiſe von Glück geſchloſſen. Ich lege Ihnen in Abſchrift einen Brief meiner Mutter bei, woraus Sie das Nähere erſehen. Ihrem Antheil daran gebührt mit vollſtem Recht dieſe erfreuliche Mittheilung unverkürzt, ſo wie die Hälfte meines Dankes. Und wahrlich! nicht die kleinſte. Nehmen Sie ihn hin in der Verſicherung, daß ich deutlich fühle und mir ewig bewußt ſein werde, welche Beruhigung ich Ihnen ſchuldig bin. Doch nun kein Wort weiter. Freude über eine gelungene gute Abſicht iſt auch Lohn, und gewiß der beſte! —

Was Sie mir in Beziehung auf die Angelegenheiten meines Vaters ſchreiben, war mir im Ganzen nichts Neues mehr, dennoch hat es mein Gemüth in Aufregung gebracht, ſo daß ich in Verwirrung meiner Gefühle nicht ſogleich den Faden zu finden vermochte, an welchem ich Ihnen meine Gedanken entwickeln kann. Laſſen Sie mich es verſuchen. —

Wenn Vertrauen die Pflicht, ja die Seele der Freundſchaft iſt, ſo darf ich zunächſt über Guſtav Fiorde nicht ſchweigen, obgleich dieſe zarteſte Stelle meiner Erinnerung nicht ohne Schmerz berührt werden dürfte. Wohl haben

Sie Recht, mich über dieſen Punct im heilſamen Sinne — zu ſondiren, da ſich ſo ſchicklich als ungeſucht die Gelegenheit dazu darbietet; auch darin, daß jene wunderbare und verhängnißvolle Freundſchaft, deren Vergangenheit der treffliche Jüngling ins Leben rief, die Stimme der Liebe in mir geweckt haben würde, wenn nicht der milde Geiſt meines Vaters über dem Herzen ſeiner Tochter gewacht hätte. Wie oft haben Sie mich das Echo meines Vaters genannt! Ach! ſein leiſeſtes Wort ſchläft in meiner Bruſt. Das Andenken an Fiorde iſt mir theuer — ſehr theuer! Und ſo niedrig ſteht Ihnen, lieber Doctor, der Preis einer edeln Empfindung nicht, daß Sie zweifeln ſollten, mein Verluſt würde ſolchergeſtalt zu Gewinn für mich. Es freut mich, daß ſie mir dieſe Gerechtigkeit angedeihen laſſen; eben ſo, daß Fiorde es iſt, der — unwiſſend deſſen, da er von dannen zog — einen Vortheil zieht, der verhältnißmäßig geringer iſt, als der meine. Sie müſſen wiſſen, daß die Echtheit einer weiblichen Natur ſich in ihrer Opferwilligkeit bewährt. Die Bürgſchaft meines Vaters leiſtet mir Gewähr, daß Freundſchaft und Liebe von jedem Wechſel des Schickſals ihre Zinſen erheben, wenn auch die Vollſumme der Wiedererſtattung erſt im Himmel gezahlt werden ſollte. Es giebt auch einen Himmel auf Erden! Die Guten kennen ihn — und wer die Menſchen liebt, iſt ſelig in Gott, hienieden ſchon.

Und, Alles wohl erwogen, mag ich nicht ableugnen, wie weiſe die Vorſehung für uns geſorgt habe, auch da, wo ſie uns den Verſorger nahm. Das kleine Vermögen meines Vaters würde kaum um Vieles größer geworden ſein, weil ſein mildthätiger Sinn eher an die Noth Anderer, als an den eigenen Nothpfennig dachte, der zurückgelegt werden möge. Ein Gelehrter muß reich geboren ſein, um es zu werden oder zu bleiben. Das Sammeln von Schätzen und Kenntniſſen iſt in der Regel ſelten beiſammen. Hätten wir nun auch, die Mutter und ich, die Mittel zu unſerer Subſiſtenz gehabt, ſo würden wir doch die Gelegenheit entbehrt haben, unſere Kräfte zu nützen. Und das wäre, namentlich für die Mutter, ein Unglück geweſen. Zum Stillſitzen wäre ſie nimmer geſchaffen. Bewegung iſt ihre Erhaltung. Ruhe — das bin ich überzeugt — würde ein Aufhören ihrer eigentlichſten Exiſtenz ſein, und die Mutter, deren Element ein thätiges iſt, wäre wie eine Geſtorbene zu betrachten im Schoße des Wohllebens.

Sind auch geiſtige Menſchen glücklich daran, daß ſie ſich in der beſchränkteſten Lage ihre Sphäre zu bilden verſtehen und mehr in ſich tragen, als was von dürftigen Umſtänden entlehnt werden müßte: ſo fühle ich doch, daß die Ausbildung für die innere und äußere Welt in meinen Jahren nicht geſchloſſen iſt, und daß ich ſchwerlich umſonſt rege bin, den weiten Kreis von Erfahrungen zu durchlaufen, den mir das Leben öffnet. Ich habe Manches hier ſchon einſehen gelernt, und am Ende leuchtet das Wahre wie das Gute ein, wenn man bemerkt, wie vielſeitig auch die beſten Menſchen ihr Glück betrachten oder verkennen. —

Eine Unterredung, mir noch ganz friſch im Gedächtniſſe, hatte mir reichen Stoff zum Nachdenken gegeben, und ich kann nicht umhin, ſie Ihnen, mindeſtens auszugsweiſe, mitzutheilen.

Madame Adolz befindet ſich jetzt oftmals in einem Zuſtande großer Schwäche, die dann plötzlich einer erhöheten Aufregung weicht, und dieſe Stimmungen ſind es — vielleicht iſt es ungroßmüthig und ſelbſtſüchtig ſie wahrzunehmen — wo dieſe ſchöne Seele ſich am ſchönſten enthüllt. Ich hatte verſprochen, den geſtrigen Nachmittag bei ihr zuzubringen, wie dies öfter geſchieht, wenn die Familie außer dem Hauſe gaſtirt. Mitha war bei der Großtante, die an einem waſſerſüchtigen Huſten leidet; ſo theilen wir uns in die Geſellſchaft der Kranken.

Kaum war ich eingetreten, ſo kam Hahn dazu, der dieſe abgeſchiedene Frau ſeines Freundes auch dann und wann, wenn auch ſelten, zu beſuchen pflegt. Madame Adoly ſcherzte über das Stelldichein, und ich fühlte ein unwilliges Erröthen auf meinen Wangen; denn ich hatte mit ihr allein zu ſein gewünſcht. Wir nahmen das Geſpräch über ein Buch auf, worin ſie geleſen hatte. Es waren die Kerker von Edinburg von Walter Scott. Der Candidat legte das Buch, nachdem er den Titel angeſehen, mit einer Miene nieder, die nicht deutlicher ſagen konnte: dieſe Lectüre laſſe er links liegen. — „Ich liebe Scott ſehr,“ ſagte Madame Adoly mit einem Lächeln, welches jene Geringſchätzung völlig aufwog. „Seiner Vorzüge ſind viele, und von keinem ſeiner unzähligen Nachfolger ſcheint er mir darin erreicht; er ſchreibt ſo rein, daß ein Kind ihn leſen kann. Die Leidenſchaft der Liebe iſt nur ein zarter Faden, an den ſich die Begebenheiten reihen, nicht ein Seil, woran ihre Opfer zu unnatürlichen Schickſalen gebracht werden. Endlich erquickt mich der leiſe Humor dieſes engliſchen Dichters in der feinen Kenntniß menſchlicher Herzen und Schwächen.“

„Aber ſeine Breite“ — entgegnete Hahn. Er zog in Verlegenheit über dieſes dem ſeinen zuwider laufende Urtheil den Mund ſelbſt in die Breite. „Iſt mir durchaus keine langweilige Ausdehnung,“ ſagte Madame Adoly, „ſondern vielmehr die Genauigkeit eines ſorgfältigen Zeichners, der auch nicht den kleinſten Strich fehlen laſſen möchte. Auch zeigt ſich dies vollendende Streben nirgend überflüſſig oder als loſes Bindwerk. Jedes Wort iſt ein kleiner, aber nothwendiger Theil des Ganzen. Man darf nur eine Seite überſchlagen, um den Zuſammenhang zu verlieren.“

„Ich weiß nicht,“ verſetzte Hayn, indem er all ſeinen Muth zuſammenfaßte, da er ſonſt nicht eben blöde zum Widerſpruche iſt, „es will mir nicht gelingen, dieſer wilden Romantik Geſchmack abzugewinnen. Solcher Nervenreiz iſt nur für ſtarke Naturen. Ich ſcheue dieſe grauſen Scharfrichtereien, dieſe Scenen, wo der Profos die erſte Rolle ſpielt. Nehmen Sie Quentin Durward zum Beiſpiel.“ —

Ein Lächeln von unbeſchreiblicher Milde ſpielte über die Lippen von Sir Walters Lobrednerin, als ſie ſagte: „Ich halte mich an die Zartheit ſeiner weiblichen Charaktere. Giebt es wohl ein reizenderes Ideal, als ſeine Rebecca? Wie viele Entſagungs-Romane ſchwinden in ein ſeichtes Nichts vor der tiefen Innigkeit dieſer Idee, die in jedem empfänglichen Gemüth Verwirklichung finden muß? Der Scheiterhaufen dieſes unkörperlichen Weſens, voll jungfräulicher Würde, voll reinſter Liebesfülle, wird keine Phantaſie gefährlich entflammen, wohl aber manches einſame Herz erwärmen zu heiligem Hoffen. Dieſes Buch hier — obgleich Ihr Vorwurf, lieber Hayn, es vor vielen Schriften ſeines Verfaſſers trifft — enthält ein Lieblingsbild von mir, Jeany Deans, die kleine Presbyterianerin. Dieſe Heldin der Wahrheit zieht mich ſo an, daß ich immer neuen Reiz, neue Schönheiten an ihr finde. Und kann man die Liebe zur Wahrheit trefflicher ſchildern? Beſonnen, muthig, ſieghaft, befreiend — und in beſcheidener Hülle? Es iſt gewiß ein Meiſterzug von Scott, daß dieſe Jeany kein ſchönes Aeußere hat.“ Auch mich hätte dieſer Charakter ſehr gerührt, verſicherte ich in der Antwort. Und mit einer Art von eiferſüchtiger Haſt, wie ich es nennen möchte, fiel Hayn ein: „Wie Schade! daß der große Unbekannte bei dieſer Fähigkeit, die Wahrheit zu zeichnen, ſie doch in ſeinen Werken verleugnet, die aller hiſtoriſchen Treue ermangeln ſollen.“ „Wir verzeihen ihm das, nicht wahr, meine Liebe?“ ſagte Madame Adoly gelaſſen, und mit zu mir gewendetem Blick. „Manchen Leſern, unter die auch ich mich zähle — kommt es auf die Richtigkeit kleinlicher Umſtände kaum an; wenn nur der Geiſt der Geſchichte gefaßt wird, das äußere Zutreffen iſt doch nur Nebenſache. Das Gedächtniß iſt ein Sieb, welches nach und nach durchſickern läſſt, das dem Staube angehört; die Seele aber iſt wie ein tiefer See, worin die Sterne wiederſcheinen, welche über die Erde hinziehen; über dieſe Erde, worauf alle Dinge vergehen wie eine Geſchichte, die erzählt worden.“

„Ohne Zweifel haben Sie Recht“, verſetzte der Candidat, „aber die Wahrheit iſt und bleibt eine tauſendjährige Frage, der das Geſchlecht dieſer Welt keine Antwort ſchuldig zu ſein glaubt, eine ſtrenge Heilige, die kaum einen Bekenner, geſchweige eine Märtyrerin findet.“ „Leider! iſt es ſo,“ ſagte Madame Adoly, und ihr Ton war traurig bei dieſen Worten; „deßhalb thut es Noth, daß ſie in ihrem mildeſten Reiz, in ihrer ſanfteſten Würde vor ſchwachen Augen erſcheine, und dies iſt hier der Fall.“ Sie zeigte auf das Buch. „Wie viel wäre in der Erziehung gewonnen mit dem Abſcheu gegen die Lüge! Wie rein wäre die Stimmung gegenſeitiger Verhältniſſe! Wie innig iſt die Wahrheit der Gefühle mit der ihrer Aeußerungen verwandt! Wie getroſt darf ſein, wer immer wahr iſt! Wie ungleich weniger Verlaſſene gäbe es, wenn mehr Verlaß wäre auf das Wort, was Gott doch geheiligt hat!"

Madame Adoly ſprach dies in ſichtbarer Gemüthserhöhung, mit einem Adel des Blickes und der Geberde, der ihr über allen Ausdruck wohl anſteht, und ihre Augen ſtanden voller Thränen.

„Ja," erwiederte Hayn, in theologiſcher Ergriffenheit, „jedes Wort kann ein göttlich-erlöſendes ſein, und deßhalb nennt die Schrift den Vater der Lügen bei ſeinem rechten Namen. Wir Männer beſonders könnten uns glücklich preiſen, wenn das ſchöne Geſchlecht die Farbe der Wahrheit trüge und nicht ſo gern ſchillerte, wie Wandeltafft. Woran ſoll man denn die Leibfarbe dieſer raren Tugend erkennen? Es iſt eine Verwebung von Schein und Wirklichem in dem Gewande der Weiblichkeit, daß man ſelten weiß, wie man mit ſeiner Einſicht daran iſt. Wie Mancher, wenn er wüßte, welche ihn wahrhaft liebte oder im Stillen trauert, wäre ein anderer, ein zeitlebens glücklicher Mann geworden! Doch — was man nicht weiß, das macht nicht heiß," ſetzte er wie mit trübem Spott hinzu, und eine jungfräuliche Gluth bedeckte das Geſicht des guten Candidaten, ſo daß ich bei mir ſelbſt der Meinung war, ein perſönliches Gefühl habe ihn dies reden laſſen. Es entſtand eine Pauſe. Ich bemerkte, es ſei befremdend, wie die Wahrheitsliebe in der Erziehung ſo oberflächlich wegkomme, da ſie doch als der Kern, woraus das Edelſte erwachſen würde, tief in das Gemüth eingeſenkt werden müßte.

„Das iſt es eben," ſagte die verehrte Frau. „Man ſpricht und ſchreibt unaufhörlich über und gegen Coquetterie und Eitelkeit. Was ſind dieſe Grundzüge der weiblichen Fehlerhaftigkeit anders, als Mangel an Wahrheit? — Der angeborenſte Trieb unſerer Natur iſt das Gefallenwollen. Die nun immer wahr wäre, würde gut zu ſein ſich beſtreben müſſen, um keine Schwächen zu zeigen. Trägt man ſchon nicht gern einen ſchwachen Arm entblößt zur Schau, wie viel mehr freuen wir uns des Blickes unſerer Freunde, wenn der Arm des Geiſtes, der Wille, makellos iſt und rein! — Nur ſeine Wunden verhüllt man, um Niemand zu betrüben. —"

„Ich muß Ihnen auf jede Weiſe beiſtimmen," ſagte der Candidat, „die Wahrheit iſt unleugbar etwas Großartiges und fordert einen Charakter. Darum halte ich dafür, das Leſen der Claſſiker, namentlich der römiſchen, die Herzenserhebung an geſchichtlichen Beiſpielen, würde mehr über die kränkelnde Schwachheit des weiblichen Sinnes vermögen, als alle Erziehungsſchriften, in denen der Strom der Zeit austritt." — „Dieſe Bildungsſchriften," entgegnete Madame Adoly, „ich liebe ſie nicht. Auffallend iſt es, wie die meiſten derſelben von Frauen geſchrieben werden, da ja wir es ſind, die ihre Unanwendbarkeit am beſten fühlen können. Dieſe Bücherfluth dürfte uns ſchwerlich geſchützt finden in der trocknen Ebbe irgend einer moraliſchen Gefahr. Nur für Verhältniſſe natürlicher Ordnungen, berechnet für die Folgereihe weiblicher Zuſtände, als Mädchen, Gattin, Mutter und Hausfrau — wo Alles am Schnürchen geht, kommen mir ſolche Vorſchriften zwar ſchätzbar wie Perlen vor, die zum Schmuck der Beſcheidenheit dienen können, aber der Griff einer höheren Hand und der Faden dieſer Lebensregeln iſt zerriſſen, und das Köſtlichſte rollt in Thränen dahin. Läßt ſich denn das Leben mit ſeinen undenkbaren Möglichkeiten überhaupt berechnen? Der kleinſte Irrthum unſerer Gefühle ergiebt Folgen, welche die Weisheit der Menſchenkenntniß zu Schanden machen. Denn — wie ſelten iſt das Maß oder das Schickſal von gegenſeitiger Zulänglichkeit! Wie wenig paßt ein Verzeichniß geſellſchaftlicher Pflichten für ein Herz, beſtimmt, ſein Leben lang einſam zu ſein? Die Schilderung der glückſeligen Lage eines jugendlichen Mädchens, unter dem Schutz und Schirm liebender Eltern, wird Auge und Seele einer Waiſe bitter füllen, die unter dem Drucke der Familienabhängigkeit ſeufzt. Jene Belehrungen werden ſo ſchmeichelnd aufgeſtellt, als ob unſer armes Geſchlecht aus lauter Glücklichen beſtände."

„Aber Belehrungeu müſſen doch ſein," ſagte Hahn, in deſſen aufmerkſamen Zügen ich gleichſam die flüchtige Nachſchrift deſſen, was eben geſagt worden, bemerkte, „denn auch Meiſterinnen fallen nicht vom Himmel. Die Religion, dieſe Normalſchule Ihres Geſchlechts, iſt leider! ein geſchloſſener Tempel. Die Götzen aber der Eitelkeit ſind ſtumm."

„Die Liebe iſt der ſanfteſte und beſte Lehrer der Moral," erwiederte Madame Adoly, „der Gott in unſerm Buſen."

„Wer aber lehrt uns wahre Liebe unterſcheiden und das Weſen des Göttlichen in unſerer Bruſt von dem Schein und Bedürfniß der Welt?" fragte ich.

„Die Natur!" antwortete Madame Adoly, und lächelte ſanft, indem ein leichtes Erröthen ihre Wange anflog. „Die Natur, in jedem Sinne — liebe Minna!" wiederholte ſie. Unſere Gefühle werden zu ſehr verkünſtelt und verlieren deßhalb ihre angeborene Stärke, die allein uns ſo manchen Feind unſerer Glückſeligkeit beſiegen läßt. — Das freie Wachsthum der Himmelsblume des Gemüths wird in beſtimmte Formen gezwängt, das iſt, als ob man bände, was ſich für die edelſte Beſtimmung entwickeln ſoll.“

„Aber veredelt dürfen, müſſen die Triebe der Leidenſchaftlichkeit doch werden?“ fragte ich wiederum, „und wie ſoll dies anders oder beſſer geſchehen, als indem man ſeinen Geiſt ausbilde? Es liegt etwas ſo Schönes in der heitern Ruhe, die von rohen Stürmen nicht aufgewühlt wird.“

Madame Adoly ſah mich hierauf mit einem Blicke an, in welchem — es war nicht zu verkennen — ſich ein gewiſſes Mitleid malte. „In der Leidenſchaft ſelbſt,“ ſagte ſie mit unterdrückter Stimme, „liegt eine heilige Kraft, deren unſer ſchwaches Geſchlecht bedarf; der moraliſche Gleichmuth reicht nicht zu für die Tiefen, welche das Leben des Weibes aufſtellt. Es giebt Augenblicke, in denen ein philoſophiſcher Mädchenkopf, voll Licht klarer Ideen, voll heller Begriffe, einem Herzen den Preis zuerkennen muß, das einfältiglich ſein Feuer bewahrt.“ —

„Es kommt nur darauf an, welche Richtung dieſe Wärme erhält,“ ſprach Hayn beſcheiden, „ſo kann ſie belebend oder — und hierin muß ich dem Fräulein beipflichten — wie ſehr auch verderblich werden!“

„So wären wir ja in Uebereinſtimmung,“ ſagte Madame Adoly nach einer kleinen Pauſe, „die Gluth des Sonnenaufgangs erfüllt mit anbetender Freude; die Lohe aber, die ein friedliches Haus einäſchert, mit bedauerndem Schrecken. — Begeiſterung für die Natur iſt eine Flamme auf dem Altar Gottes, welche die Seele des Weibes heiliget. Auch die Liebe wird daran entzündet. Und wo ein weiblich Weſen liebt, wahrhaft liebt, da iſt die Ahnung größer, als das Wiſſen, der Friede höher, als die Vernunft — da kann man jedes Schickſal tragen, jedes! und von ganzem Herzen wohlthun und vergeben."

Als Madame Adoly ausgeredet, wich der zarte Hauch von Röthe auf ihrem Angeſicht einer auffallenden Bläſſe, und zwei Thränen ſchlichen langſam über dem Wechſel ihrer Farbe. Der Candidat ſah mich betroffen an, und ich glaubte nicht, daß ohne Gefahr für ihre leidende Geſundheit dies Geſpräch fortgeſetzt werden dürfte.

Aber die Wärme dieſer Unterredung hat nachwirkend unzählige Gedankenknospen in mir geweckt, und ich bin traurig geworden, ohne mir der eigentlichen Urſache dazu bewußt zu ſein. Ach, mein Freund, wie verwirrt uns das Urtheil der Menſchen! auch der beſten! Wie ſchwer iſt es, ſich ſelbſt zu behaupten! Sie hatten Recht. Die heitere Lebensweisheit meines Vaters ließ mich in der Gewalt der Leidenſchaft ein mächtiges Hinderniß wahren Glückes ſehen; Madame Adoly hingegen ſpricht von geiſtiger Ruhe wie von Ueberhebung, die nur mit Schmerz gebüßt werde, mit gedemüthigtem Gefühl. Sie iſt der Meinung, daß nur der Enthuſiasmus des Herzens das Größte in Liebe und Hingebung leiſten könne. —

Schwärmerei iſt anſteckend, das fühle ich wohl. Ein kleines Fieber beſchleicht mich zuweilen ſeitdem, und es wird mir ängſtlich zu Sinne. Schon der alte Jude, der wackere Wolf, ſagte mir, daß ein Frauenzimmer nicht ſelbſtändig ſein dürfte, ohne den Segen ihres Geſchlechts zu verlieren, den Gehorſam unter Gottes Ordnung und die Fähigkeit, ſich zu fügen. Aber ich meine, dies ſei ein herrſchendes Vorurtheil der Männer. Was meinen Sie, lieber Doctor? Und doch iſt eine Stimme, eine leiſe Stimme der Achtung in mir, die mich zwingt, die Ueberzeugung der Madame

Adolph als Wahrheit anzunehmen. Wenn ich bedenke, unter welchem Schickſal dieſe treffliche Frau ausgehalten — freilich iſt der Faden ihres Lebens angegriffen und verkürzt — ſo knüpfen ſich mir Zweifel daran, ob ich für krankhafte Ueberſpannung jene Grundzüge eines Charakters halten ſoll, der mein Urtheil zum Verſtummen nöthigt, und nur ein Gefühl von Verehrung anſpricht, dem ich kein Wort zu geben wüßte.

Nun aber muß dieſer lange Brief ein Ende nehmen. Bald ein Mehreres, trauteſter Freund. Der Stoff reicht mir immer über die Zeit und das Papier hinaus, ſo wie meine Freundſchaft für Sie über das Leben.

Minna.

Einundzwanzigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 20. Januar 18—.

Nimm heute mit dieſem Wenigen vorlieb, meine gute Tochter. Ich wollte Dich nur länger nicht ohne Nachricht von mir laſſen, auf daß Du nicht etwa in Angſt gerietheſt und dächteſt, ich wäre krank. Dank ſei es Gott! ich bin geſund und wohlauf und zur Genüge beſchäftigt. Wir erwarten den Beſuch der Frau Nichte, die ſich bei uns ein paar Wochen erholen will. Mein alter Freund — denn als ein ſolcher geht er mit mir um — kam mit verlängertem Geſicht zu mir in die Waſchſtube, wo ich einen Vorhang färbte für ein breites Geſtell, worin alte Bücher ſtehen: „Der Herr von Morgenthau,“ „Hagedorn's Gedichte,“ „Rabner's Satyren“ — auch geiſtliche Werke und recht erbauliche mitunter. Es ging mir nahe, wenn die jüngeren Geiſtlichen, die hierher kamen, mit einem geringſchätzenden Seitenblicke darauf hinſahen oder gar ihren Spott trieben mit dieſen ehrwürdigen Namen! und ſo machte ich es wie die Zeit, die ja auch der Vergeſſenheit einen Vorhang giebt. — Der Oberconſiſtorialrath hielt das Schreiben in der Hand und ſagte: „Die Nichte meldet ſich an — ich habe es kommen ſehen. Ihre Briefe zeither waren voll Klagen, voll Kränklichkeit, und mit dem Manne ſcheint es auch nicht Herr, in Deinem Namen! zu ſein. Es thut mir nur leid um Sie, Frau Bergener. Sie werden viel Beſchwerde und Ihr ganzes Färbetalent nöthig haben“ — ſetzte er mit bitterm Lächeln hinzu — „denn die Nichte malt wahrlich! nicht ins Schöne.“

„Wir wollen die junge Frau ſchon pflegen und auffriſchen,“ antwortete ich, „auch bin ich nicht von der Art, mich durch ein wenig Gepinſel aus der Faſſung bringen zu laſſen, daß mir ein Haar davon grau würde.“ — Der wackere Herr ſah mich auf dieſe Verſicherung wie beruhigt an, und — beinahe hätte ich lachen müſſen — ſein Blick fiel auf den Scheitel unter meiner Haube, der noch völlig dunkel iſt, was, wie der Doctor ſagt, als ein Zeichen kräftiger Geſundheit, Leibes und der Seelen, anzuſehen. Er ſprach: „Was man, ein alter Menſch, doch noch ein Neuling in der Erfahrung iſt! — Als meine Nichte heirahete, da war es mir, als wäre ich zum zweiten Male Wittwer geworden; und würde ſie jetzt des Mannes los und ledig, ſo — dächte ich, mir widerführe ein Unglück, wenn ſie wiederkäme. Und ich will wetten, ſie kommt aus Neid und Neugier; denn ich habe den Fehler begangen, Sie, liebe Freundin, zu allen Pforten herauszuſtreichen.“

Ich erwiederte: „Darüber machen Sie Sich nur keine Sorge, verehrter Herr Rath! Die junge Frau ſoll erfahren, was ihr zu Nutz und Frommen dient; ich will ihr nach all' meinen Kräften Liebes und Gutes erweiſen.“ Und das will ich auch, meine Minna. Du wirſt es der Mutter zutrauen. Wohlwollen bindet feſter als Eiſen. Niemand kann uns ſchaden, zu dem wir einen redlichen Willen haben; und der Alte iſt ſehr auf meiner Seite. Aber trotz dieſer Außenſeite traue ich doch nicht, daß wir gutes Wetter behalten zum Trocknen mancher bekümmerten Thräne, die dann und wann aus meinen Augen fließt, wenn ſie auf das Vergangene ſehen. — Denn — und das merke Dir, mein Töchterchen! — niemals iſt Unſereins der günſtigſten Zufriedenheit eines alten oder jungen Mannes, ſei es in Wirthſchafts- oder Herzensangelegenheiten ſo ſicher, um eines vorſichtigen Betragens entübrigt zu ſein. — Alle Vorurtheile kommen wie alte Flecke immer wieder zum Vorſchein, wer auch damit aufs Reine zu ſein dächte. —

Und ſo fürchte ich ſehr, die Nichte wird durch ihre Querköpfigkeit hier zu ſchaffen machen und als eine ſcharfe Splitterrichterin manchen Balken in meinem Auge ſehen. Aber immerhin! ich drücke es zu. Gott hat mir die Stärke verliehen, die Schwachheiten der Menſchen zu ertragen, wozu mir der Gedanke Kräfte giebt, daß ich ja auch meine Schwächen habe, die ein Anderer trägt.

Darum halte ich darauf, daß man rüſtig ſei, liebe

Minna! Rüſtig, eine kleine Laſt nicht zu ſcheuen, rüſtig zum Weitergehen auf der Lebensreiſe, wo es mit jedem Schritte anders wird. —

Dabei fällt mir ein: Gehſt Du auch noch in dieſer Jahrszeit ſpazieren, wie Du es von Kindheit an gewöhnt wareſt? — Wenn Du mit dem ſeligen Vater von einem Gange in das Winterfreie heimkehrteſt, ich Dir die rothen Backen klopfte, dann klopfte mir das Mutterherz in Freude über meine friſche Roſe, die an des Vaters Stocke blühte und auch Schneeluft vertrüge. Die meiſten Häuſer ſind Treibhäuſer, wo die Blumen der Schönheit hinter Glasfenſtern herausſchauen und gar bald verwelken. — Das viele Sitzen iſt der Sitz vieler Uebel, mein Kind. Laſſe daher das gelehrte Weſen und die entſetzlichen künſtlichen Arbeiten. Für ein Mädchen iſt, Chriſtum lieb haben, beſſer als alles Wiſſen. — Ein hübſches Mädchen in häuslicher Bewegung iſt überall ein Anblick, der nicht ſelten Vorſätze zuwege bringt, die das Glück auf Lebenszeit begründen können; und manches gute Geſchöpf iſt ſitzen geblieben, bloß, weil es zu viel geſeſſen.

Glaube nicht etwa, meine Herzenstochter, daß ich Dich erinnern will, wie Du nun ſchon über zwanzig Jahre zählſt. — Ich weiß wohl, daß der liebe Gott ein Machtwörtchen mit zu ſprechen hat, wenn vom Heirathen die Rede iſt; bin auch überzeugt, daß Ehen im Himmel geſchloſſen werden müſſen, die keine Hölle auf Erden ſein ſollen. Deßhalb wollen wir dem Altmeiſter da oben Alles anheim geben und Zuverlaß zu ihm haben. Wenn ich bedenke, wie er Mutter und Kind verknüpft hat, ſo daß ich den Faden Deines Glückes im Mittelpuncte meines Herzens fühle, ſo bin ich um kein anderes Band in Sorgen. Aber verdenken magſt Du mir es nicht, wie es meine größte Freude ſein würde, wenn ich einſt im Alter die Wirthſchaft der Frau Tochter führen könnte, mit Gottes Hülfe. Lebe tauſendmal wohl, liebe Minna! und laſſe bald von Dir hören.

Deine bis in den Tod getreue Mutter
Chriſtine Bergener.

Zweiundzwanzigſter Brief.

Minna an den Docter.

H—., den 24. Januar 18—.

Eine neue Bekanntſchaft, die ich näher gemacht, beſchäftigt mich ſo lebhaft, daß ich die Mittheilung an Sie, mein theurer Freund, mir nicht verſagen kann; auch wünſche ich, daß Sie einen Gewinn, den dieſe Bekanntſchaft mir eingetragen, mit einer Gefälligkeit aufwiegen möchten, um die ich Sie bitte. Und ſo hoffe ich, Sie werden daraus mein Zutrauen entnehmen, daß meine Freuden, *wem* ich ſie auch verdanke — einen Werth für Sie haben, der in den Preis der Freundſchaft inbegriffen iſt. —

Hayn ſagte mir jüngſt, ſein Freund, der Conrector Förſter, bewahre eine Silhouette meines Vaters, noch von der Univerſitätszeit her. Nun war jetzt zuweilen etwas ſeltſam Trübes auf dem Grunde meiner Seele; die Menſchen, unter denen es ſo wenige Freudenſchöpfer giebt, verſchütten oftmals den klaren Brunnen der Gedanken. Da ich kein anderes Bild von dem ſeligen Vater beſitze, als was ich im Herzen trage, — ſo ſehnte ich mich, den Schattenriß zu ſehen, einen kleinen Schatten von der Sonne meiner Jugend, die mir Licht und Wärme gab. Zugleich hatte meine Mutter mich in einem lieben Briefe an die Nothwendigkeit der wirklich bisher unterlaſſenen Winterſpaziergänge erinnert. Ich nahm alſo geſtern der erſten dazu günſtigen Stunde wahr, um dem Verlangen der Mutter wie der Tochter Genüge zu leiſten. Ohne Begleitung, ich hatte mich ihrer entſchlagen, ſtand ich an dem Häuschen des Emeritus, und er ſelbſt öffnete mir die Thür zu ebener Erde. Mit mehr Verlegenheit, als ich jemals gefühlt, nannte ich ihn meinen Namen und meinen Wunſch; denn iſt es nicht, als ob wir uns der Aeußerungen unſerer Gefühle vor einem Fremden ſchämten? — Doch meine herzliche, wenn auch ſchüchterne Bitte, machte mir plötzlich den wackern Schulmann zum Vertrauten, und es ſchien, als ob der Beſitz einer Sache, die von Werth für mich wäre, ihn nicht ohne freudigen Stolz mich in ſein beſcheidenes Wohnzimmer führen ließ. Hier ſaß ſeine Tochter und arbeitete. Jedenfalls keine bedeutende Geſtalt; — eine von denen, auf welche die Aufmerkſamkeit nie ſo groß iſt, daß man genau wüßte, in welchem Alter ſie ſich befinden, ſo wie Uhren von leiſem Gang nicht ſelten in Unwiſſenheit über die Zeit laſſen. Die Uhr, welche hier ſchwirrte, hatte einen alten Ton, ſo wie die ganze Einrichtung, bis auf den Namen der jungen Förſter, „Clariſſa.“ Iſt dies nicht ein griechiſcher Namen, lieber Doctor? Mir däucht. Der Conrector verließ uns auf einige Augenblicke, die Silhouette zu holen. Die Freundin des Candidaten, die ich am Weihnachten mit beſchenken helfen, wenigſtens im Sinne der Wahl, ſaß jedoch ziemlich unfreundlich da. Auge und Miene niedergeſchlagen, und irre ich nicht, ſo hatte ſie geweint. Jetzt erſt ſah ich, mit welch künſtlichem Werk ſie beſchäftiget ſei. Vor ihr lagen Haare aller Färbungen, aus denen ſie die zarteſten Blumen formte. Eben entſtand eine kleine ſchwarzbraune Nelke unter ihren Fingern, ein Mohrenkopf im kleinſten Verhältniß, und das Tröpfchen, das daran hing, als ich hinblickte, mochte wohl eine friſchgefallene Thräne ſein, was ihn nicht weiß wüſche und den etwas ſpröden Stoff nur geſchmeidigte. Ich äußerte lebhaft meine Bewunderung, erhielt aber nur einſilbige Antworten. Clariſſa fuhr emſig fort, was bei unſerm Geſchlecht ein ſchlimmes Zeichen iſt; denn Unwillen, Mißfallen oder irgend ein Krampf der Seele verbirgt ſich zuweilen hinter dem Fleiße, wenn dieſen ein Beſuch nicht zu unterbrechen vermag. Ich war froh, als der Conrector wiederkam und nun das kleine ſchwarze Bild gegen das Licht hielt. O Gott! es war das Profil meines Vaters in jugendlichem Schnitt. Ich merkte, daß mich die Tochter ſtarr von der Seite betrachtete, während ihr Vater die Bemerkung machte, ich müßte dem meinigen ähnlich geweſen ſein. Er ſchenkte mir die Silhouette, und ich wünſchte, mich ihm dankbar bezeigen zu können. Die Zufriedenen aber beſchämen den Willen der Freundſchaft, und — „die Genügſamkeit hat überall genug" — ſagt unſer Göthe. — Dieſer Schulmann, ein Philoſoph der anſpruchloſeſten Art, kann auch fein ſein. Er ſagte, wenn er mir dies verehrte Andenken überlaſſe, ſo thue er es in der eigennützigen Hoffnung, daß ich ihm und ſeiner Tochter, wenn meine Zeit es mir erlaube, dann und wann ein Stündchen ſchenken möchte. Es würde, ſetzte er hinzu, eine lebendige

Freude für ihn ſein; denn ſie hätten wenig Umgang. Ich verſprach es herzlich, obgleich die Tochter kein Sterbenswörtchen dazu geſagt hatte. —

Das Geſpräch kam nun ſehr natürlich auf Hayn, und der Conrector ſagte mit dem Tone eines Mannes, der den Freund entbehrt, daß er den Candidaten jetzt ſeltener bei ſich ſähe, als ſonſt. Die Tochter ſeufzte hörbar. Ich erwiederte, daß er ſehr fleißig wäre und ſein Zimmer wenig verlaſſe. Auch der Präſident klage, daß er ihn oftmals bei Tiſche vermiſſe. — Die Arbeiten zum Examen beſchäftigten ihn ſo anhaltend, als wolle er die verſäumte Zeit nachholen.

„So ſcheint es alſo doch damit Ernſt werden zu wollen“ — ſagte der Schulmann, noch immer habe ich nicht daran glauben können. Wie habe ich ihm nicht zugeredet! Die Unentſchloſſenheit iſt ein wahres Unglück, denn der Lebenstag iſt zu kurz, um ihn ſchwankend hinzubringen, wenn man ſeine Beſtimmung erreichen will. Der Menſch ſollte, wie eine Blume, jeden Tag ſeinen Kelch tiefer öffnen, ob ihn nun Gott mit Licht oder Trübſal fülle.“

In dieſem Augenblicke fiel wieder ein Tropfen auf die Arbeit der Tochter nieder, und die Finger der armen Clariſſa zitterten ſichtbar, als ihr Vater dies ſprach. Ich weiß nicht, welch eine Ahnung mich durchblitzte und beklemmte. So antwortete ich: Ja, mit dem Weſen des Entſchluſſes iſt es eine eigene Sache. Eine langſam reifende Frucht wird zuletzt oft plötzlich von dem ſchwächſten Anlaß abgelöſt. —

Der Conrector ſagte nach einer kleinen Pauſe: „Meinem Dafürhalten nach gebührt Ihnen, mein verehrtes Fräulein, bei dem Entſchluſſe meines Freundes die Ehre allein. Ihre Achtung ſcheint ihm ſehr theuer — ſeit Ihrer Ankunft im Hauſe ſeines Gönners iſt ein eigener Geiſt über ihn gekommen.“ Dieſe Worte wurden mit einem Lächeln geſagt, das mir, ſeiner Freundlichkeit ungeachtet, in das Herz ſchnitt; ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen trat. Clariſſa war wie Purpur geworden, und bei dieſem Scheine erkannte ich das Weſen ihrer gedankenvollen Aufregung. Unmöglich konnte ich erwiedern: „Sie ſind allzugütig!“ Es that mir wehe, daß der alte bewährte Freund des Candidaten mir das Verdienſt ſeiner Sinnesänderung zuſchrieb, und das Mädchen ſtumm und gekränkt dazu ſchwieg. Ich ſagte: „Es geſchieht wohl oft, daß die innigſten Freunde unentſchloſſener Menſchen in der Theilnahme an ihrem Schickſale leiden, ohne es beſchleunigen zu können, während eine *fremde* Erſcheinung den Impuls giebt, daß ſie ihr Ziel ins Auge faſſen. Ich bin mir jedoch keiner Abſicht bewußt. Es that mir nur leid, daß ein ſo trefflicher Menſch für ſeinen Beruf verloren gehen ſollte und für häusliches Glück.“

„Und ſeine Blödigkeit iſt eine ſtöckiſche Idee, nichts weiter!“ verſetzte der Conrector mit Eifer. „Sie ſollten ihn nur einmal predigen hören! Nicht wahr, Clariſſa? In der Laube unſeres heitern Gärtchens hat er es zuweilen vor einer kleinen Gemeinde von blühenden Mohn oder Aſtern, meiner Tochter und mir gethan. Einmal am Erntefeſte, über *die Frucht des göttlichen Wortes*, dann zu Himmelfahrt — nicht wahr, Clariſſa? *der Blick in den Himmel*.“

Clariſſa nickte. Sie hob den ihrigen voller Thränen empor. Mir fing das Herz zu ſchwellen an, und ich wünſchte nun in der That, Einfluß auf den guten Hayn zu haben, der ſchwerlich wußte, für welchen Himmel auf Erden ſein Sinn wie ſein Auge bisher verſchloſſen geweſen. — „Nun,“ erwiederte ich, „iſt doch nichts verloren, da Hahn ohne Zweifel bald verſorgt werden wird. Dann muß er bald heirathen. Die Männer haben auch das vor uns voraus, daß einige Jahre mehr oder weniger ihnen hierzu nicht ſchaden. Im Munde eines Mädchens iſt mir das Wort, Verſorgung! wahrhaft fürchterlich. Wir ſollten nie einen Mann nehmen, um leben zu können, ſondern leben lernen, als würden wir nie einen Mann nehmen.“

„Das iſt doch wohl nicht Ihr völliger Ernſt, mein gutes Kind?“ fragte der Schulmann mit einem väterlichen Blicke.

„Gewiß, Herr Conrector!“ verſetzte ich, „ich werde wahrſcheinlich ledig bleiben.“

Jetzt ſah Clariſſa mich zum erſten Male an. O! könnte ich Ihnen beſchreiben, mit welchem Ausdruck, ein unverkennbares Gefühl der Schweſterſchaft lag darin. Ihre Geſichtszüge, vorher finſter zuſammengezogen, erweiterten ſich zu einem ſanften und trauten Lächeln.

„Clariſſa!“ rief ihr Vater. „Was meinſt Du? Wenn das Fräulein hier ſo ſpricht, was ſollen Andere ſagen?“

Die Lippen der Tochter bebten. Sie ſtammelte verwirrt einige Worte, daß das Geſchick eines weiblichen Weſens außer der Ehe doch auch ſehr verlaſſen ſei. „Ach, meine Tochter!“ antwortete der Conrector, und ſchien meine Gegenwart dabei vergeſſen zu haben; „wer empfindet dies mehr als ein Vater, der ſein einziges Kind einſam zurückläßt, wenn Gott ihn abriefe? — Geſtern noch, als ich im Oedip die Worte aufſchlug: Wer wird dich heirathen? Ach Niemand, meine geliebte Tochter! Ohne Muttergefühl, ohne Liebe wird Dein Leben verwelken; — mußte ich das

Buch weglegen, und einen weiten Gang in das Freie machen, um zu meiner ruhigen Faſſung zu kommen, worin ich dem Höchſten anheim gebe, was nicht in der Gewalt eines Menſchen liegt.“ —

Clariſſa beugte ſich tief nieder, unfähig der Anwort. Meine Seele war gerührt, lieber Doctor. Ich ſprach: Ja, darum halte ich es für ein Unglück, daß alle Liebe unſeres Geſchlechts nur für die Ehe aufgehoben wird, und dann verhärtet und in Bitterkeit verdirbt, wenn der Mann ausbleibt, oder an ſeinem Glücke vorübergeht und eine andere wählt. Iſt denn nicht die Ehe nur der Gipfelpunct der Liebe, zu der uns das Herz von ſeinen erſten ſchwachen Schlägen an gehoben werden müßte? Schon das Warten hebt das Schönſte, das Kindlichſte auf im weiblichen Gemüth, den harmloſen Genuß der Gegenwart.

„Richtig!“ entgegnete der Schulmann im Tone ſeines Berufs, „die Ungeduld iſt ein gehäſſiges Gefühl; die Geduld aber hat etwas Sanftes, der Liebe Verwandtes und der Hoffnung. Jedwede Spannung aber kann leicht zu bleibender Mißſtimmung werden.“

„Dieſe Mißſtimmung eben iſt es,“ wagte ich ſchüchtern zu äußern, „was den Stand alter Jungfern ſo verpönt. Liebe und Freude aber bewahren das jugendliche Geheimniß, überall an ſeiner Stelle zu ſein.“

„Sehr wahr, mein verehrtes Fräulein!“ ſprach der Conrector, „die Seele der Liebenden iſt geheiligt — ſagt der weiſe Platon. Ein Mädchen, das nicht Frau wird, werde ein Engel, und diejenige, der die Würde der Mutter verſagt iſt, ſei nur um ſo mehr in Demuth ein Kind des himmliſchen Vaters, und traue feſt darauf, daß es gut ſo iſt, ſonſt wäre es anders geworden. Jede aber liebe nur das Höchſte! das Gute!"

Wir ſprachen nun noch lange über das Verhältniß alter Jungfern, und warum dieſer Titel ſo gefürchtet ſei, daß die widrigſten Verbindungen geſchloſſen würden, um ihm zu entgehen. Clariſſa hörte mit leidſamem Antheil zu. „Und doch," ſetzte ich hinzu, „kommt mir die öde Abgeſchloſſenheit, in der ein älteres Mädchen lebt, golden vor, gegen den eiſernen Zwinger einer unglücklich verheiratheten Frau."

„Ja," erwiederte Jener, „das ſage ich auch. Es iſt ein anderes Gefühl, den lieben Gott als ſeinen Schuldner zu fühlen, als — daß durch unſere Schuld Jemand unglücklich werde. Böſe Ehen machen böſes Blut, und die Einſamkeit des Haſſes iſt die fürchterlichſte."

Nicht wahr, lieber Doctor, dieſer würdige Schulmann gefällt Ihnen auch? Er hat ſich durch die Correctur griechiſcher Lexika ein Leiden an den Augen zugezogen, um deßwillen und wegen anderer Uebel hat er ſein Amt niederlegen müſſen. Nun erinnere ich mich, daß Sie ein treffliches Mittel gegen Augenkrankheiten dieſer Art haben. Zu näherer Angabe liegt ein Blättchen von der Hand des Patienten bei; ich kann es jedoch ſo wenig leſen, als ob es hebräiſch wäre. Iſt dies eine philologiſche Hand? dann ſchrieb mein Vater — und er war doch auch ein Gelehrter — mit der Feder aus dem Fittig eines Engels, denn jeder Buchſtabe von ihm war klar — und jedes Wort voll Licht. — Wollen Sie mir aber das Recept ſchicken, mein gütiger Freund?

Clariſſa entließ mich viel herzlicher, als ihr Empfang geweſen war. Es giebt Verſicherungen, wozu man der

Worte nicht braucht, und ich glaube die Arme weiß nun, daß ſie nichts von mir zu fürchten hat. —

Welch ein langer Brief! Wenn er Ihnen nur zum Vergnügen gereicht! und zum längern Gedenken

Ihrer Freundin Minna.

N. S. Ein paar Blätter aus unſerer
Haushaltscanzlei liegen anbei.

Fremdes Brod.

Sulamith.

Fremdes Brod, ſagt man, äßen Viele unſeres Geſchlechts. Gott aber ſättige doch Alles, was da lebet mit Wohlgefallen. Die Großtante tröſtete mich geſtern mit dieſem Spruch, als ich nach der Mahlzeit weinte. — Ich fühle es, daß man mich hier ernährt, und daß ich dieſer Wohlthat bedürftig bin. Ach! fremdes Brod iſt finſter — wie licht war dagegen das, was des Vaters ſchönes Malertalent uns, ob auch kärglich, verdiente, was die Mutter mit weißen, gütigen Händen mir ſo liebevoll reichte! Ich aß mir Wachsthum an Leib und Seele daran. „Die Kunſt geht nach Brod" — ſagte der ſelige Vater wohl je zuweilen; — aber er ging ſeinen Weg ſo heiter und des Geiſtes voll, der die Freude ſeines Lebens war.

„Gut, daß Sie kommen, Herr Candidat!“ ſagte Frau Telkyn, als er eben eintrat, da ſie mir den Text las, „Sie möchten einmal an dieſe Betrübte hier eine Epiſtel erlaſſen, über fremdes Brod. Mitha findet es hart, und weicht es, wie Sie ſehen — mit zerfloſſenem Salze auf.“

„Fremdes Brod!“ wiederholte er gerührt, „gütiger Himmel! eſſen wir es denn nicht Alle? Wo lebt denn der arme Menſch, wie reich er auch wäre — der die Fürſorge Gottes verdiente? Es iſt dürftiger Dank, Mangel an Demuth, was uns ſchmerzlich empfinden läßt, wenn wir es nicht aus der erſten Hand empfangen. Forderte nicht der verſcheidende Erlöſer das letzte Labſal noch von ſeinen Feinden? Zu wem ſagte er: Mich dürſtet? Zu denen, die ihn gekreuziget hatten, und gab durch dieſe zwei Worte den ewigen Beweis, daß das Vertrauen zu den Menſchen, für die er ſtarb, nicht in ihm getödtet werden konnte. — Dieſes iſt die Anſicht eines berühmten Mannes, und ſie zeigt uns, daß es göttlich iſt, Gutes und Liebes von unſern Mitmenſchen zu erwarten. Nehmen Sie daher ihr beſcheiden Theil Speiſe und Freude nur getroſt hin, armes Kind!“

Meine Thränen fielen häufig auf den Boden. „Sulamith!“ fuhr der Candidat mit ſeiner ſchönen, ergreifenden Stimme fort, „wenn Sie einſt reich werden ſollten — wenn dieſe Ausſaat zu einer Ernte von Freuden — würden Sie das fremde Brod freundlich reichen?“

Mein Herz brach bei dieſer Frage; ich ſchlich hinweg, mich vor dem Bilde meines Vaters auszuweinen. Nie habe ich das gemalte Brödchen mit ſolcher Empfindung angeſchaut. — Ja, nur Liebe macht ſatt. Bei ſolchem Mahl quillt Niemanden der Biſſen im Munde, ſondern der Segen Gottes. Das Tröpfchen Farbe, welches das Haar des Pinſels befeuchtete, füllt meine ganze Seele mit kindlichem Vertrauen. —

Die Kunſt des Anhörens.

Suzon.

Dieſe Kunſt fehle mir, meint Minna, und ich müſſe mich ihrer befleißigen. Es mag jedoch ſchwierig ſein, dieſe Kunſt zu erlangen, und ich glaube, die größte Uebung der Geduld gehöre dazu; doch ſei es nothwendig, verſichert meine liebe Freundin. Die Menſchen ſind oft ſo weitſchweifig und langweilig, daß auch der trägeſte Anſtand Mühe hat, ihnen auszuhalten. Die Meiſten drehen ſich ewig um das eigene Selbſt, daß es ihnen unmöglich iſt, einem fremden und raſchen Ideengange zu folgen. Wem nun heitere Gedanken, wie Sommerlüftchen die Seele entführen, ſoll der an jedem Dornbuſch hängen bleiben? Man kommt nicht unverletzt davon. Das Anhören, wird behauptet, ſei eine Pflicht, die man Jedem ſchuldig ſei, eine höfliche Pflicht. Aber die Gänge des Gehörs leiten ſo ſelten in das Herz — und wem man ſein Ohr leiht, ſchenkt man oft um ſo weniger ſein Vertrauen. Die Tante ſagte jüngſt, Othello hat wohl Recht: „Bei den meiſten Menſchen bleibt das Ohr der Fremdling ihres Herzens."

Da ſehe ich den Vater. Er richtet an Jeden in der Geſellſchaft eine verbindliche Frage, und ohne die Antwort abzuwarten, wendet er ſich zu einem Andern, knüpft ein neues Geſpräch an, das er eben ſo wenig zu Ende bringt. — Die Mutter thut wohl, als ob ſie zuhöre; aber ſie läßt ſich unterdeſſen hundert Dinge von ihren Augen erzählen. Nur die Tante hört an! ſtill und ſanft wie der liebe Gott, ſelbſt wenn man durch einen Seufzer zu ihr redet. Deßhalb konnte ſie nicht in der Welt leben, denn dort wird man betäubt und verſteht kaum ſein eigenes Wort. Ich fragte ſie heute: „Iſt es wahr, liebe Tante, daß ich den Fehler habe, unachtſam zu ſein, wenn Jemand mit mir ſpricht?“ — „Das kann ich nicht wiſſen,“ antwortete ſie, „denn mir biſt Du immer aufmerkſam geweſen; aber Anhören iſt ſo nöthig als weiblich. Wenn Du einen Mann haſt, ſo verlangt er, und verlangt mit Recht, daß Du achtſam biſt auf ſeinen Ausſpruch, und wenn es auch ein Machtſpruch wäre. Du mußt Dich alſo in Zeiten daran gewöhnen. In Geſellſchaft mit ſich ſelbſt beſchäftigt ſein, iſolirt; in der Ehe wird ein Wort, das gegen eine taube Wand hallt, leicht zu einem unheimlichen Geiſte. Es iſt ein großes Lob für eine Frau, wenn ſie vernimmt! das Verſtändniß der Herzen hängt oftmals davon ab. Eine fortwährende Aufmerkſamkeit auf des Mannes Wünſche und Worte läßt kaum jemals ſeine Liebe zu dem Ton der Gleichgültigkeit hinabſinken.“

Ich habe mir dieſen guten Rath gemerkt und will ihn befolgen.

Fremdes Haus.

Minna.

Unſer Geſchlecht iſt urſprünglich für die Heimath geſchaffen. Dies ſagt uns unſer Gefühl bei dem Schritt über eine fremde Schwelle und die leiſe verlegene Scheu, die uns vor jeder Thür befängt, worin wir nicht zu Hauſe ſind. — Unter dieſer Heimath verſtehe ich nicht das Land unſerer Väter oder die Stätte unſerer Geburt; ſondern den Kreis unſerer Liebe, unſerer Wirkſamkeit, unſerer trauteſten Gewohnheiten. Dieſer kann in weiteſter Entfernung von dem Ort beſtehen, wo unſere Wiege ſtand. — Gewiß nimmt jede fremde Umgebung etwas von dem zarten Schmelze der Weiblichkeit hinweg. — Unſere Eigenthümlichkeit entwickelt ſich nur in eigenem Bereich, wo wir uns in jedem Sinne an unſerm Platze fühlen. Hier hat auch die Schüchternſte ein Recht zu ſein und den Muth des Benehmens. Eine Frau aber von liebenswürdigem Geiſt und Weſen giebt daheim den Wänden ihren Glanz, ſo daß ſie keiner koſtbaren Tapeten bedürfen.

Jede Familie hat ihre charakteriſtiſchen Züge, zu denen man annähernd in irgend eine Beziehung geräth. Wir können nicht hindern, daß die moraliſche Verworrenheit mancher Menſchen unſer einfaches Glück in Verwirrung bringt. Der Faden unſeres Lebens bekommt Knötchen und rauhe Stellen, wenn ſo viele Hände daran ſpinnen. Oefters Beſuche machen, muß uns in dem Grade häuslich entfremden, als es uns anderwärts gefällt. Wir verlieren die Grundfarbe der Individualität, und ſchillern, wie Hayn ſagt.

Wenn es wahr iſt, was ich jüngſt las, daß die Wohnung als unſer weiteſter Leib zu betrachten ſei, ſo ſollten wir dies bequeme Hauskleid am höchſten ſchätzen; denn nicht überall finden wir, von dieſem Schutze entblößt, den Mantel der chriſtlichen Liebe! —

Wir treten in ein fremdes Zimmer zu einer Zeit, die uns eben Muße läßt, ein kleines Viſitchen abzuſtatten, wozu wir noch eine beſondere Veranlaſſung haben. Der Hausherr, ein Geſchäftsmann, der in Geſellſchaft ſehr freundlich mit uns iſt — entfernt ſich hurtig und beſchämt, weil er noch im Schlafrock iſt und dringend zu thun hat. Mit dieſem Vorübergehen ſtreift der Müßiggang an unſer Gefühl und fällt mit träger Schwere uns auf das Herz, wäre es auch nur für einen Augenblick, ſo daß der nächſte Athemzug uns deſſen enthöbe. Wir finden die Frau etwas ſuchend, oder mit den Kindern im Kampf der Ordnung, oder im Begriff, einen Brief zu ſchreiben. Laſſen ſich denn die tauſend Möglichkeiten der Störung irgend einer Art berechnen? Und doch greifen alle mehr oder minder peinlich in eine empfängliche und zarte Stimmung ein.

Wie Wenige unſeres Geſchlechts haben das Talent, einen Beſuch zu empfangen! und wie wohlthuend wirkt es doch auf den Mann zurück! —

Wer da ſagte: „Dort habe ich mich heimiſch gefühlt! hätte den größten Lobſpruch der Aufnahme ertheilt. Das Richtige läßt ſich nur von dem Genie der Gaſtfreundſchaft treffen. Regeln laſſen ſich nicht geben, wo das ſchickliche Gefühl allein entſcheiden muß. Doch Einiges möchte ich nennen, ſo weit meine unzulängliche Erfahrung reicht.

Nichts werde beſeitigt, ſobald ein unerwarteter Beſuch eintritt, als nur die Verlegenheit über ſein Erſcheinen! — Der Anzug werde nicht ergänzt; das köſtlichſte Umſchlagetuch kann die kleinſte Nachläſſigkeit des Empfangs nicht bedecken. Ein frohes Auge, im Glanze des Gernſehens, erhellt ein fremdes Haus am ſchönſten, und bei dieſem Licht muß jeder Gaſt ſich heimiſch finden.

Dreiundzwanzigſter Brief.

Der Doctor an Minna.

G–., den 6. Februar 18–.

Hier, meine ſchöne Freundin, haben Sie das gewünſchte Recept nebſt einigen diätetiſchen Verhaltungsregeln für Ihren Emeritus. Sie würden es ein paar Poſttage früher erhalten haben, wenn ich zeither nicht allzudringend beſchäftigt geweſen wäre. Gefährliche Kranke entfernten mich ſogar öfters über Nacht, ſo daß ich, im wörtlichſten Sinne, kaum eine Minute mein habe nennen können. Dazu hatte ich mir in dem ſchlaffen Wetter durch den häufigen Wechſel der dunſtigen Stubenhitze und Naßkälte ein Schnupfenfieber zugezogen, und *mit Fröſteln* mag ich nicht an Sie, theure Minna, meinen wärmſten Dank für Ihre brieflichen Sendungen ſchreiben. — Genug der Entſchuldigung. Auch keine Verſicherung darüber, wie werth und lieb mir Ihre letzteren ſchriftlichen Blätter geweſen, es verſteht ſich von ſelbſt. — Wenn ich in dieſer meiner Antwort nur flüchtig zu berühren vermag, was mich doch ſo lebhaft angeregt hat, ſo wollen Sie der Eile, worin ich meinem Herzen Genüge thun darf, die gleich der Eilpoſt oftmals die volle Tafel genußreicher Gedanken unberührt laſſen muß, um ihre Pflicht zu erfahren — und nicht dem Freunde die Schuld geben.

Was Madame Adoly über das anzuregende Gefühl der Wahrheitsliebe ſagt, unterſchreibe ich mit allen Federn meines Geiſtes. — Der beſcheidene, unverwelkliche Reiz der Wahrheit würde, müßte über die ſchönſte Lüge ſiegen; denn jede Falſchheit iſt unhaltbar. Ihr „fremdes Haus,“ Theuerſte, iſt wie aus meiner Seele gebaut! Gar mancher Stein des Anſtoßes, den ich in fremden Häuſern gefunden, giebt das Material dazu. — Daß die ſchweigſame Clariſſa Sie nicht ganz freundlich angeſehen, begreife ich, und wollen Sie es ihr nicht verdenken. Es liegt etwas Schmerzliches in der Doppelwohlthat, die es von Ihnen annehmen ſoll, wenn Sie Sich den Augen des Vaters hülfswillig bezeigen, und die des theologiſchen Träumers öffnen. Ihr Geſchlecht, meine treffliche Freundin, erkennt keine Verbindlichkeit drückender an, als die ihm von Seinesgleichen in Beziehung auf das unſrige aufgelegt wird. In Betreff Hayn's möchte ich Sie warnen, wenn Sie dies dem Freunde geſtatteten, der Ihr Glück verehrt. — Dieſer Candidat ſteht im Wirklichen zu wenig auf feſtem Boden; ein leiſer Schritt zu weit, und ſie kämen leichtlich in den Fall, Sich durch ein kränkendes Zurücktreten ſichern zu müſſen. Das Licht Ihres Geiſtes, liebe Minna, Ihre helle, heitere Seele hat ihn geweckt aus der traumähnlichen Gewohnheit, worin er bisher hinlebte. Sie haben gleichſam ein ſpätes Tageslicht über ihn ausgegoſſen, und wenn ihm ſeine Beſtimmung einleuchtend geworden, ſo wünſche ich, daß er diejenige erkennen möge, die ihn liebt. —

„Dabei fällt mir ein, wie oft der Arzt hört: „Sie kennen meine Natur!“ Dies mag wohl ſein, und doch kann man zu dieſer oder jener Zeit eine Natur ſo körperlich als geiſtig nicht wiedererkennen. Die Krankheiten menſchlicher Schwächen ſind und bleiben Räthſel, deren auflöſende Mittel nur in der Hand des höchſten Helfers liegen. — So erkenne ich jetzt meine Schweſter nicht mehr. Ich frage mich zuweilen, ob es denn wirklich noch Dieſelbe ſei. Ihr ganzes Weſen iſt wie umgewandelt. Da zieht ein Hauptmann außer Dienſtes, der die Anwartſchaft hat, Inſpector einer Strafanſtalt zu werden, mit zwei erwachſenen Töchtern neben uns in das Färberſche Haus. Mit dieſer kleinen Familie pflegt Lottchen vertrauten Umgang, was mir gewiſſermaßen läſtig fällt und nicht recht paſſend ſcheinen will, da weder der Vater noch die Töchter in irgend einer Angemeſſenheit zu meiner Schweſter ſtehen. Denken Sie Sich nun lebhaft ihr ſchroffes Schicklichkeitsgefühl, ihre oft getadelte Ungeſelligkeit, ſo werden Sie gleich mir erſtaunen, in welchen unendlichen Beziehungen des Wohlwollens ſich Lottchens abgeſchloſſene Strenge zu Gunſten dieſer Leutchen erweitert hat. — Da vergeht kein Tag, der nicht in einem verbindlichen Herüber und Hinüber wirkſam wäre, die Bekanntſchaft zu befeſtigen. Und für welchen Zweck? frage ich. Dieſe Lohnau's werden nicht ewig hier bleiben? Der Hauptmann wartet nur auf eine Vacanz, die binnen einem Jahre, ſeiner Verſicherung nach, eintreten muß, und will ſich einſtweilen mit den Theorien ſeiner künftigen Beſtimmung vertraut machen. Er iſt ein hübſcher rüſtiger Mann, einen angehenden Funfziger ſchätze ich ihn, und Sie wiſſen, meine Freundin, die Uniform, ſelbſt die von der Armee, ſtellt in Reih und Glied mit jüngeren Officieren. Sein linker Fuß iſt gelähmt, doch merkt man es kaum an ſeinem ſtraffen Gange. — Er hat an meiner Schweſter die aufmerkſamſte Zuhörerin, wenn er von den Schreckniſſen der Belagerungszeit erzählt, und ſich auch ihr Intereſſe für ſeine zu erwartende Anſtellung erworben. —

Ich höre ſo oft und viel von der Strafanſtalt reden, daß es mir recht eigentlich zur Strafe wird. Da es ungewiß iſt, ob er die polizeiliche oder ökonomiſche Inſpection wird übernehmen müſſen, ſo übernimmt es Lottchen, ihn in der letzteren zu unterrichten. — Sie giebt ihm das Gewicht des Flachſes an, den die Sträflinge verſpinnen, die Vortheile der Einkäufe, das Maß der Linſen und Erbſen, und manchmal muß ich lächeln, wenn dieſer Mann des Krieges als ein Graupenzähler den anſtändigen Zahlen lauſcht, mit denen die geſchäftigen Lippen meiner Schweſter jene koloſſalen Eiſentöpfe füllen, denen er in Zukunft vorſtehen ſoll. —

Jüngſt, als er von dem gewaltſamen Verfahren gegen die Sträflinge geſprochen hatte, und was zum Aufrechthalten der geſetzlichen Ordnungen geſchehen müßte, flüſterte mir Ida mit einem ängſtlichen Geſichtchen zu, „Ach, Vater! die Polizei iſt recht fürchterlich — kannſt Du ſie leiden?“ Einen Fieberanfall hätte ich lieber geſehen, als dieſen moraliſchen Schauer; das menſchliche Gefühl eines Kindes iſt ſo zart! —

Auch körperlich fühle ich mich und meine Kleine bei dieſer Bekanntſchaft gefährdet. Die Töchter ziehen Lottchen als eine gewiegte Köchin bei etwaigen Kochverſuchen zu Rathe, und dabei hat mein Küchenzettel ſich verändert. Es werden jetzt ſo viele Mehlſpeiſen aufgetiſcht, daß es ein Wunder iſt, wenn wir uns den Magen noch nicht verdorben haben. Der künſtliche Schober der gebacknen Nudeln, in denen meine Schweſter Meiſterin iſt, kommt nicht zum Vorſchein, ohne daß zuvor eine ſtarke Breſche hineingekommen wäre. — Sie hören, daß ein „Ingenieur mein Tiſchfreund — wenn auch abweſend — iſt. Komme ich ſpät und ermüdet nach Hauſe, ſo finde ich das nachbarliche Vierblatt bei einer Partie Whiſt, und mich auf unbehagliche Weiſe — allein. Dies möchte noch hingehen; aber für Ida — und das iſt mir das Wichtigſte — geht ein großer Theil der Aufſicht meiner Schweſter verloren, und das Kind iſt ſich zu viel ſelbſt überlaſſen. —

Wüßte ich nicht, daß meine Schweſter es für das größte Unglück hielte, einen Mann mit erwachſenen Töchtern zu heirathen, von denen es doch fraglich iſt, ob ſie nicht lebenslänglich der Frau Stiefmutter angetraut bleiben: ſo würde ich glauben, das Herz meiner ſtandhaften Lotte ſei eine ſchwächere Feſtung, als welche ihr militairiſcher Freund ſo brav vertheidigen half. Und wäre ich ein Gegenſtand für Märchen von ſechzehn, ſiebzehn Jahren, ſo könnte ich der Eitelkeit kaum widerſtehen zu denken, der ernſte Doctor ſolle dieſen beweglichen Blondköpfen unter das Häubchen helfen. —

So ſehe ich mich genöthiget, ein Wort des Ernſtes mit meiner Schweſter zu reden, und ſehe voraus, daß es einen harten Strauß geben wird; denn ich werde ihr ohne Blume ſagen, daß ſie auf dem beſten Wege iſt, im Urtheil der Welt für eine Thörin zu gelten. —

Hier werde ich abgerufen. Da dieſer Brief noch vor dem Ablauf einer Stunde auf die Poſt gegeben werden muß, ſo dürfte ich ſchwerlich dazu kommen, ihn zu verlängern. —

Nehmen Sie, theure Minna, dies Blatt, das noch dazu eine brüderliche Klage füllt, für voll an in Nachſicht Ihrer theilnehmenden Freundſchaft und in Rückſicht auf die ewige Verehrung

Ihres treueſten Freundes
Doctor Balſam.

N. S. Darf ich bald wieder auf ein liebes Schreiben hoffen? —

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechsundſechzigſter Band.

Der Schmuck. Dritter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Schmuck.

Denn giebt es wohl auf Erden
ein Kleinod, das köſtlicher wäre,
als die Seele eines Menſchen!
Goldſmith.

Vierundzwanzigſter Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 8. Februar 18—.

Meine innigſtgeliebte Mutter!

Dein letzteres Schreiben vom 20. Januar hatte ich bereits früher ſchon in einem kleinen Briefe beantwortet, den ich jedoch nicht abſendete, weil ich beim Durchleſen fand, daß er die Farbe einer düſtern Stimmung trug. Wenn ich aber an Dich ſchreibe, Du theure Mutter! dann muß mein Herz wie mein Auge klar ſein, denn Du verdienſt es wohl, daß man ſich Deiner mit heiterer Seele erfreue. Du biſt ſo gut! — Wie fühle ich mich doch oft ſo gerührt und beſchämt, wenn ich leſe und bedenke, wie Deine einfache Anſicht aller Lebensverhältniſſe Dich ſo ſicher leitet, wie gelaſſen Du den Weg Deiner Pflicht gehſt und Dich ſtill und getroſt auf Deinen Gott verläßt, der auch wirklich der Deine iſt, und nicht wie bei ſo vielen Menſchen ein Weſen, was im zweifelhaften Schimmer in einer für Ihr kleinliches Streben unerreichbaren Höhe ſchwebt. Dein Friede wohnt Dir im Herzen, und Dein Glaube iſt Deines Lebens Ruh. — Meine gute Mutter, es kommen jetzt zuweilen Stunden, o zürne mir nicht, geliebter Schatten meines Vaters! wo ich ungewiß bin, ob es nicht beſſer für mich geweſen, wenn Du mich in dieſem Deinem Geiſte erziehen dürfen? wo ich mich frage, ob des Wiſſens Gut nicht mit dem Glück des Herzens gezahlt werde? ob ein Mädchen ſich Mehreres erwerben dürfe, als Liebe und Wohlwollen? — Ich fühle mich manchmal ſehr einſam. Als der Vater noch lebte, da ſchien mir meine Beſtimmung erreicht, wenn ich ihm durch meine Fortſchritte Freude machte; jetzt kommt es mir vor, als hätte er mich auf einer öden Höhe allein gelaſſen. —

Nun, wenn er, der nun im Himmel iſt, mich über die Sphäre meines Geſchlechts erhoben hat, ſo will ich die Wolken des Lebens unter mir hinziehen laſſen, und nicht in Trübſinn verſinken. Vergieb mir, liebe Mutter! Es war mir ein trüber Augenblick; den Brief aber will ich deſſenungeachtet fortſchicken, ſonſt erhältſt Du am Ende noch lange keine Antwort. —

Hier iſt, aller glänzenden Außenſeite ungeachtet, Niemand eigentlich glücklich. Wenn ich es recht betrachte, ſo erſcheint mir Madame Adoly im Vorzug, trotz Ihrer gekränkten Lage, und mir däucht, die alte, ſtubenſieche Seefahrerin genieße einer beſſeren Zufriedenheit als alle Andern im ganzen Hauſe, obgleich ſie jedes Lebensgenuſſes ermangelt. — Der Umgang mit Beiden iſt mir ſo lehrreich als ſchätzbar, wenn ich ihm auch nur ſelten einige Stunden widmen kann, da die Verhältniſſe der Familie und meine Stellung in derſelben, öftere Abſonderungen nicht geſtatten. Doch kommt es vor, daß ich mich von den geſellſchaftlichen Freuden, bei denen Frau von Adoly präſidirt, in dem ſtillen Zimmer der Geſchiedenen erholen muß, und — wenn ich, wie jener junge Menſch einſt ſagte, ein Vergnügen ausgeſtanden habe, mir mit dem Gefühl der Beſchwichtigung, die Großtante von den Stürmen ihres Lebens erzählen laſſe. —

Geſtern war ich bei Madame Adoly. Sie hatte einen Brief von ihrem Sohne erhalten, der auf Oſtern hier einzutreffen gedenkt, und — wenn widrige Umſtände es nicht verhindern, ſeinen Freund mitbringen will. — Lächle nur, mein Mütterchen, wie ſo plötzlich mir der Gedanke kam, dieſer Freund könnte unſer Fiorde ſein! — Sein Name ward nicht genannt, und eine mir ganz unerklärliche Scheu hielt mich ab, danach zu fragen.

„Ich ſollte mich nun freuen,“ ſagte Madame Adoly, „aber ich ſehe voraus, wie es kommen wird, wenn Eugen kommt, ſo daß ich mich eher rüſten möchte und gefaßt halten.“

„Es iſt doch Ihr Sohn!“ wagte ich zu erwiedern. Die Augen der Madame Adoly füllten ſich mit Thränen. „Ich empfinde es mit dem Vollgefühl einer Mutter!“ ſagte ſie bewegt. „Das Herz meines Sohnes iſt vortrefflich und kindlich,“ ſetzte ſie hinzu, „aber es iſt ein männliches, und als ſolches nicht durchaus feſt gegen weibliche Angriffe, zumal wenn ſie anhaltend ſind. Man hat Alles gethan, ihn von mir abzuziehen.“

Das dürfte nicht gelingen, rief ich empört, niemals! Wer vermöchte das? einer Mutter Recht iſt geheiliget durch die Natur; ſie allein von allen Anſprüchen der Liebe hat den untheilbarſten.

Madame Adoly lächelte ſchmerzlich. „So ſcheint es —“ ſagte ſie, „aber es kann auch anders ſein, und ich habe es erfahren. Doch wiſſen Sie, mein gutes Kind, wie ich es anſehe. Wo Haß oder Selbſtſucht ſcheidend geweſen, da hat Gott gewiß für eine untrennbare Beziehung geſorgt.

Merken Sie einmal auf! Sie finden ſolch ein Bindemittel überall, wo Menſchen ſich entſchieden von einander abgewendet haben, ein Beweis, daß Gott die Trennung der Seinen nicht will, ſondern das Band der Liebe! — So wenigſtens löſe ich mir das Räthſel auf, daß mein Sohn ſo innig an einer Frau hängt, die ſeiner Mutter das Herz zerriſſen! —" Die unglückliche Frau ſprach dieſe Worte mit erſichtlichem Schmerze.

Und welcher Mutter! rief ich ergriffen, wie iſt dies möglich?

„Das Geheimniß der Zuneigung läßt kein Erſtaunen über irgend ein Wunder zu," antwortete ſie.

Als wir etwas ruhiger über die nächſte Zukunft ſprachen, ſagte Madame Adoly: „Welche Pläne werden nun entworfen werden! ich kenne das. An mich denkt Niemand dabei, mich hält man gänzlich für beſeitiget. — Aber regen ſie ihre geſchäftigen Hände zu einem Spiel, wo es das Glück meines Sohnes gilt, ſo hebe ich die meinigen im Gebet auf zu dem, der die Herzen und Gedanken der Menſchen lenkt. Gott wird es zum Beſten leiten. Es kommt doch Alles anders, als man denkt. Und wo am emſigſten an großen Entwürfen gebaut wird, da iſt es nicht ſelten der Fall, daß ein Grab eitler Wünſche daraus wird."

Sieh, liebe Mutter! ſo bereitet ſich im Innern dieſes Hauſes der Kampf um das Glück vor: der uralte! der nur in der letzten Ruhe endet. Wie komme ich zu ſo traurigen Gedanken? Ach, wie wenig Friede iſt doch zwiſchen ſo engen Mauern, und in dem noch engeren Gehäuſe eines Herzens! — Darum wende ich mein Auge ſo gern vom Leben ab, und in das Reich der Gedanken. Darum weht mich der Athem Gottes ſo unausſprechlich tröſtend in der

Natur an, die nun ihr winterliches Kleid bald lüften wird. Darum ſehne ich mich nach Oſterfriede. — Lebe wohl, meine gute Mutter! lebe tauſendmal wohl! und gedenke in Liebe

Deiner Minna.

Fünfundzwanzigſter Brief.

Die Baronin Golda an Fräulein Minna Bergener.

H—., den 12. Februar 18—

Meine Verehrteſte!

Vielleicht dürfte es ſeltſam ſcheinen, daß eine Ihnen ganz fremde Dame es wagt, Sie, Mademoiſelle, mit ihrem Vertrauen in einer Angelegenheit zu behelligen, welche in der Regel nur genaue und längere Bekanntſchaft zur Sprache bringt. Aber eine Mutter ſcheut auch einen Schritt gegen die Convenienz nicht, wo es auf das Glück ihres einzigen geliebten Sohnes ankommt. — Man hat ſie mir als eine junge Perſon von Einſicht und beſcheidenem Urtheil gerühmt, und indem ich Ihnen meine Achtung ſchenke, ohne Sie zu kennen, bitte ich, Sie wollen das Zutrauen einer alten erfahrenen Frau, die wohl weiß, wie vorſichtig man mit dieſer Gabe umgehen muß, freundwillig aufnehmen, und durch eine *aufrichtige* Antwort erwiedern. Der *kleinſte* Rückhalt würde das *größte* Unglück für mich ſein. —

Wohl möglich, daß mein Sohn, der Gegenſtand dieſes Briefes, dem Namen nach, von Ihnen gekannt ſein könnte, da das Haus, welches die Familie Adolp bewohnt, einſt das Eigenthum der unſrigen war und noch an mancher Stelle das Wappen derer von Golda trägt. Nur das unglückliche Verhängniß, daß, obwohl wir auf unſern Gütern lebten und nur ſelten in die Stadt kamen, doch alle meine Kinder in dieſem Hauſe ſtarben, bis auf einen Sohn — beſtimmte meinen ſeligen Gemahl, dies Haus um einen civilen Preis an den Präſidenten zu verkaufen — worüber wir bis heutigen Tages nicht zu völligem Abſchluß gekommen. — Bei jedem Schritt über jene Schwelle war der Tod mir auf den Ferſen, eine Blume nach der andern von meinem Mutterherzen wegzupflücken, ſo daß ich nicht anders als mit traurigen Gedanken an dieſen unglückſeligen Aufenthalt denken kann. — Um ſo feſter hielt ich nun an dem Einzigen, was Gottes Gnade mir gelaſſen, meinem lieben Sohne. Er iſt der Stolz meines Alters, der Erbe unſezer ſchuldenfreien Güter und eines Namens, an welchem eben ſo wenig eine Schuld der Ehre und des Gewiſſens haftet. Eine Mutter ſollte ihr eigenes Kind nicht loben; aber das kann ich nicht umhin zu ſagen: mein Leopold iſt ein vortrefflicher Mann, von durchaus noblen Geſinnungen. — Sein Glück iſt mir ſehr theuer, und über Alles mein mütterlicher Wunſch.

Wenn ich aber ſehe, wie das häusliche Verhältniß beinahe gänzlich aus der Mode gekommen, wie man junge Eheleute nur auf Reiſen ſuchen muß, wo ſich denn ganz natürlich viel Fremdes einmiſcht, als daß ſie ein Herz und eine Seele werden könnten — wenn ich bemerke, wie für einen Mann von ſolidem Charakter es ſo ſchwierig iſt, ein

Mädchen zu finden, welches ſeinen vernünftigen Forderungen an eine Gattin entſpräche: ſo muß ich geſtehen, daß ich mit Zittern an den Augenblick dachte, wo mein Sohn mir ſagen würde, er hätte gewählt. So ſah ich es denn nicht ungern, daß er mit dieſem Entſchluſſe zögerte, ſelbſt über die Zeit hinaus, wo der männliche Verſtand in voller Reife iſt. — Ein Mann, wie mein Sohn, holt durch die Vorzüge ſeiner Lage leicht die verlaufenen Jahre ein, und läuft ſchwerlich Gefahr, ſich ein Körbchen zu holen. —

Vielleicht empfand mein Sohn das Bedürfniß zu heirathen weniger, weil ich, ſeine Mutter, ihm eine unzertrennliche Geſellſchafterin war und bin. Wie oft hat er mir verſichert, daß er nie eine Frau lieben und achten könnte, die nicht dies Gefühl der Verehrung und Liebe für mich mit ihm theilte, ja, ihn darin zu übertreffen verſtände! — Als ich vor einiger Zeit in ſeinem Schreibtiſch ein Syſtem ſeiner künftigen Ehe fand und las, vergoß ich Thränen der ſüßeſten Freude. Es iſt nicht möglich, daß ein Sohn die Zufriedenheit ſeiner Mutter zärtlicher bedenken kann.

Nun hat mein Leopold zufällig Fräulein Adoly kennen gelernt und, wie mir ſcheint, eine lebhafte Neigung für das junge Mädchen gefaßt. — Nach ſeiner Schilderung muß es ein liebenswürdiges Weſen ſein; aber ausnahmsweiſe möchte ich diesmal ſeinem Urtheil nicht unbedingt trauen, da er es mit Voreingenommenheit abgiebt. — Nun kann ich meinerſeits ein gewiſſes Vorurtheil gegen dieſe Familie nicht leugnen. Meinen ſtrengen Grundſätzen über die Ehe ſind alle Scheidungsverhältniſſe entgegen, und dieſes eclatante zumal! — Was ſoll ich von einer Frau, wie Madame Adoly denken? Daß ſie in einer Situation wie die ihrige aushält, das iſt mir zu hoch. Ich halte dafür, daß es gegen alle weibliche Würde iſt. Und an dieſer Tante ſoll die Tochter des Präſidenten auffallend mit Liebe hängen. Ihre Mutter iſt eine Dame von Renommé — das Fräulein hat wenig Ruf — und das iſt mir lieb.

So haben nicht allein ſchmerzliche Erinnerungen, ſondern auch Scheu und Furcht vor der ungewiſſen Zukunft meines geliebten Sohnes und Hinderniſſe perſönlicher Achtung mich bisher von jedem zuvorkommenden Schritte abgehalten, wie gern ich auch das Mädchen hätte näher kennen lernen mögen, das meinem Sohne, der unter den Töchtern edelſter Herkunft die Wahl hätte, eine ſo reelle Zuneigung eingeflößt hat. — Daß Fräulein Adolph von neuem Adel iſt, darüber würden wir hinſehen.

Mein Sohn iſt ein ſo alter Edelmann, daß ſein Stammbaum dieſen Fehler beſchattet. Auf eine andere Mitgabe, als die der jungen hübſchen Perſon ſelbſt würden wir verzichten, da die ganze Ausſtattung meiner verſtorbenen Agnes fix und fertig da liegt. Die Rechnung des Vaters wäre, wie ſich verſteht, von dem Augenblicke an durchgeſtrichen, wo mein Sohn ihm den größten Schatz des Lebens ſchuldig würde, ein gutes Weib! im Sinne der heiligen Schrift. Seiner Schwiegermutter würde er auf meinen Vorſchlag eine Summe bewilligen, ſich zu arrangiren — was, wie man ſagt, nicht unzeitig ſein dürfte.

Nun aber, Mademoiſelle, wende ich mich in meiner Frage an Sie, ob die junge Adolph auch wirklich die Eigenſchaften beſitzt, die mein Sohn von ſeiner zukünftigen Gemahlin zu fordern berechtiget iſt. — Ich ſchildere Ihnen den Baron, wogegen ich zutrauensvoll erwarte, daß Sie mir einen wahrhaftigen Bericht von der Sinnesart des Fräuleins zukommen laſſen werden. —

Mein Sohn iſt ein Mann von außerordentlich ernſtem Gemüthe, ſeine Frau müßte ſich daher der Heiterkeit befleißigen, ohne flatterhaft zu ſein. Jede Schwärmerei iſt ihm zuwider. Reellität iſt ſein Wahlſpruch in Allem. Er iſt ein Gutsherr von ſeltner Milde und ſtetem Sinn, deßhalb liebt er auch das Reiſen nicht, weil er ſeine Güter verlaſſen müßte. Er iſt ferner kein Freund von Gelagen, Geſchwätz und vielen Gäſten; doch beobachtet er in allen Dingen den Anſtand. Ordnungsliebender iſt Niemand. Er zieht ſich nach der Nummer an. Eine nachläſſige Frau würde ſein Tod ſein. Wo es bunt über Ecke zugeht, da iſt ſeines Bleibens nicht; doch hält er auf Farbe, und meine Schwiegertochter würde weit und breit die ſchönſte Garderobe haben. Für weibliche Arbeiten intereſſirt er ſich ungemein; aber in tiefſter Seele iſt ihm jedes Spiel an einer Dame verhaßt, wenn es nicht etwa Damenſpiel ſelbſt wäre. Merke ich ihm doch ſchon eine kleine Ungeduld an, wenn ich mir einmal zu unſchuldigem Zeitvertreib große Patience lege. Er ſagt, der Hang zum Spiel zerſtöre durch ſeine leidenſchaftliche Nichtigkeit jede edlere Neigung in dem Weſen der Frauen. Und wo eine Frau den Buben in ihrer Hand mit Intereſſe betrachte, da möge der Mann nur immerhin ſeinem ſchönſten Glücke Valet geben. —

Ja, Jedermann hat ſo ſeine Anſichten, und mit Freuden bringe ich denen meines Sohnes das kleine Opfer; denn ich mache ſonſt gern ein Partiechen. Wie viel mehr noch wäre nicht eine geliebte Gattin dazu verpflichtet! —

Eins noch, meine Wertheſte, was eigentlich hätte vorangehen ſollen, die junge Frau müßte ihre Familienverhältniſſe ignoriren — was, ſollte ich meinen, gegen ſolchen Tauſch ihr nicht ſchwer ankommen dürfte. — Ich würde, falls ſie ſich danach benähme, ihr eine gütige Mutter ſein, Sorge für ihre Geſundheit tragen, und Acht geben, daß ihrer unerfahrenen Jugend kein Schaden noch Leides widerführe. So wäre das liebe Kind in den beſten Händen, wenn mein Sohn ihm ſeine Hand reichte.

Noch einmal, Mademoiſelle, wiederhole ich meine inſtändige Bitte um eine gewiſſenhafte Antwort. Mein Sohn iſt mir das Theuerſte, was ich noch auf dieſer Erde habe, die ſo viel mütterliche Freuden mir ſchon genommen. Ich könnte den Augenblick nicht überleben, wo ich mir ſein Glück, meine letzte Hoffnung, als verfehlt denken müßte.

In acht Tagen — ich will Ihrer Güte Zeit laſſen — bitte ich die Antwort auf dieſen Brief poſte reſtante abzuſenden.

Rechnen Sie in allen Fällen auf meine dankbare Erkenntlichkeit; der Inhalt des Schreibens, um welches ich Sie erſuche, möge nun der Idee meines Sohnes entſprechen, oder meinem Wunſche, daß er ſich keiner Täuſchung hingebe.

Die ich mit Achtung verharre,

Mademoiſelle!

Ihre wohlgeneigte

Erneſte, Baronin von Golda,

geb. Gräfin Anklamm.

Sechsundzwanzigſter Brief.

Minna Bergener an die Baronin von Golda.

H—., den 20. Februar 18—.

Hochgeborene Frau!

Der Auftrag, womit Ew. Hochgeboren mich beehrt, verpflichtet mich zur beſtimmteſten Antwort; möchte dieſe in jedem Sinne Ihnen auch als die dankbarſte erſcheinen! — Wenn ich die mir geſtellte Frage in ihrer höchſten Wichtigkeit erwäge, ſo fühle ich die Kräfte meiner Einſicht zu ſchwach, als daß ich dieſem achtungswerthen Zutrauen völlig zu entſprechen vermöchte.

Nur um wenige Jahre älter, als Fräulein von Adoly, ermangle ich nicht allein jenes Ueberblickes, der von einem größeren Unterſchiede des Alters ausgeht, ſondern ich muß auch annehmen, daß meine Stellung im Hauſe ihrer Eltern mir kein durchaus allſeitiges Urtheil geſtattet. Das, was ich mit beſtem Willen und meinem eigenſten Dafürhalten danach, von dieſem Standpuncte aus, hiermit angebe, wolle Ihre Erfahrenheit, gnädigſte Frau, als die Vollſumme deſſen anſehen, womit ich mein erkenntliches Gefühl für einen ſo ſchätzbaren Beweis von Vertrauen auszudrücken vermag, ſo wie meine Achtung für des Fräuleins Glück, ſehr theuer meinem Wunſch, wie meinem Herzen!

Gewiß iſt Suzon Adoly ein treffliches Mädchen. Wenn ein intereſſantes Aeußere, Herzensgüte, Sanftheit des Charakters, ein natürlicher und feiner Verſtand, verbunden mit dem anſpruchloſeſten Benehmen, einen Mann glücklich machen können, ſo wird auch der Beſte und Würdigſte ſich in ſeiner Wahl nicht irren, wenn er das Glück ſeines Lebens mit ihr zu wählen hofft. Aber freilich lieben müßte das Fräulein dieſen Mann, und nicht bloß hochachten. Denn, wie mir ſcheint, hat ſich durch den Druck der Verhältniſſe eine gewiſſe Selbſtändigkeit in dieſem zarten Naturell gebildet, die nur von der Gewalt des ſtärkſten Gefühls bezwungen und zur innigſten Hingebung werden könnte. — Das Fräulein haßt allen Zwang, alle Ketten und wenn ſie in Demant gefaßt wären; ein freies, harmloſes Bewegen ſcheint der lieben Suzon höchſter Wunſch. Dagegen iſt ihr Sinn treu und feſt, vom gediegenſten Golde, und auf das leiſeſte Wort ihres Mundes kann man ſich verlaſſen. —

Auf Aeußerlichkeiten legt Fräulein von Adoly wenig oder gar keinen Werth, was daraus erklärlich ſein dürfte, daß im Hauſe der Eltern das Intereſſe dafür überwiegender Art iſt. Für den Schein iſt dies reine Weſen zu ſtolz! — Nach großem Beſitz trachtet meines Wiſſens Suzon gar nicht.

Reich an unſchuldigen Wünſchen, weiß ſie wie mit Bienenlippen aus jeder Blume der Natur Honig zu ſaugen. Wollen Sie dies Schwärmerei nennen, ſo dürfte das Fräulein nicht davon freizuſprechen ſein. — Aber für eine ſo gute Tochter hat der Gedanke doch reellen Werth, daß ihre einſtige Verbindung ihren Eltern zur Freude, zur Beruhigung würde. —

Madame Adoly, die Tante des Fräuleins, verdient in der That! eine günſtigere Meinung, als welche Ew. Hochgeboren von ihr zu haben ſcheinen. Ich verehre dieſe Frau aus tiefſter Seele, die, wie zu ſagen ich mich erkühne, hoch über ihrem Schickſal ſteht. Sie giebt den Beweis, daß Mutterliebe ein Himmel iſt, der auch da zu finden, wo für gewöhnliche Frauen die Hölle wohnt. — Madame Adoly iſt vom entſchiedenſten Einfluß auf die Tochter ihres Gemahls geweſen, und iſt es noch — und eher würde dieſe wohl ihr Daſein getrennt denken können von den Adern, die ihren Herzpuls bewegen, als daß die treue Suzon ſich bewegen ließe, eine ſo innige Verwandtſchaft fremd von ſich abzuſondern, um welchen Preis es auch wäre. —

Geſpielt wird allerdings im Hauſe des Präſidenten; aber wie man hier auch die Karten miſcht, das Fräulein nimmt keinen Theil daran. Ein rechter Ernſt dürfte — das fürchte ich ſo ſehr, als ich es hoffe — jede Neigung ſein, von der dieſes Herz einmal ergriffen würde; und Gewinn wie Verluſt ruhen in der Hand der Zeit.

Was ſoll oder kann ich noch hinzufügen? Alle Federzüge, mit denen ich Suzon von Adoly ſchildern könnte, daß ein treues Bildniß daraus würde, ſind nichts gegen den einen Zug, der auch Perſonen von größter Unähnlichkeit verknüpft, wenn Gott es will. — Ich habe oft gehört, daß es nirgend eine ſichere Vorausbeſtimmung für das Glück der Ehen giebt. Das Fräulein iſt ein Weſen voll Güte; würde dieſe Güte zur Liebe erhöht, ſo müßte Ihr Herr Sohn eines hohen Glückes theilhaftig werden.

Wenn es zweifelhaft iſt, ob dieſer Bericht Ihnen genügt, ſo habe ich ihn doch kraft meines Gewiſſens abgegeben. Dies muß mich beruhigen. Das Glück allein bedingt jeden Erfolg.

Die ich in Ehrfurcht verharre

Ew. Hochgeboren

ganz ergebenſte

Minna Bergener.

Siebenundzwanzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 8. October 18—.

Ihr letzteres Schreiben, von inhaltvollſtem Intereſſe für mich, iſt richtig in meine Hände gelangt, und ich würde dem Drange der Erwiederung früher nachgegeben haben, wenn ich nicht außer dem Briefwechſel mit der guten Mutter und dem beſten Freunde noch anders zu correſpondiren hätte — wie Sie aus den Beilagen erſehen.

Für das Recept danke ich ſchönſtens, und was ich ſchuldig bin, werde ich zu anderer Zeit fragen. Mein alter Conrector wendet das Augenmittel in einer, faſt möchte ich ſagen *religiöſen* Gläubigkeit zu dem unſichtbaren Helfer an, und mit Vertrauen zu mir, die ich ſein liebes Töchterchen geworden bin — und die ſcheelſehende Clariſſa iſt auf dieſe Liebe ihres Vaters weit weniger eiferſüchtig, als auf die Freundſchaft des Candidaten.

Was Sie mir in Beziehung auf Hayn zur Warnung geben, werde ich beherzigen; ich fühle, Sie haben Recht. Das erſchreckende Gewicht ſchwerer Folgen, das ganze Lebensglück guter Menſchen hängt zuweilen an leiſen Fäden der Eitelkeit, die ſich, uns ſelbſt verborgen, aus dem Innerſten hervor in das Schickſalsgewebe eines Andern ſpinnen. Wie viele Verbindungen mögen auf dieſe Art zerriſſen worden ſein! Davor behüte mich Gott, daß ich ſolch eine Sünde beginge. Jede Gewohnheit hat etwas Einſchläferndes; alle Neuheit regt auf. Habe ich dem trägen Träumer unwiſſentlich dieſen Dienſt geleiſtet, ſo verſchwinde der Genius, der ihn berührte. Er aber ergreiſe die treue Hand, die ihn durchs Leben leiten wird; denn er bedarf einer praktiſchen Führung. Daß ich — ich ſelbſt ihn heirathen könnte, das iſt mir nie, auch nicht im Traume eingefallen. —

Vor ungefähr vierzehn Tagen ſitze ich im Düſter des Zwielichts in meinem Zimmer, verſenkt in Gedanken, die ſich dunkler noch anließen, als der mondloſe Abend. Da klopſt es leiſe an meine Zimmerthüre. Ich öffne — draußen funkelt eine Livrée, Scharlach mit Gold, und der Galonirte, der darin ſteckt, nennt mit verhaltenem Tone meinen Namen. Als ich mich dazu bekenne, legt er dieſen Brief in meine Hand, den ich nebſt ſeiner Beantwortung in Abſchrift beilege, und eilt mit huſchenden Schritten flüchtig hinweg. Die ſchüchterne Stimme des Bedienten, ſeine ſcheue Haltung ließ eben ſowohl auf ein Geheimniß der Beſtellung ſchließen, wie auf die Herrſchſucht ſeiner Herrſchaft. Der Brief roch ſtark nach Moſchus, und da ich ihn geleſen — doch leſen Sie ſelbſt, lieber Doctor, und ſtaunen gleich mir. Welch ein Mixtum Compoſitum von Adelſtolz, Selbſtſucht, ſchwiegermütterlicher Deſpotie, Vernünftigkeit, Muttertreue und gutem Willen!

Ja, als ich ihn geleſen, dieſen Brief, da wehte mich in dieſem Biſamathem ein Grauen an, als läge das Jugendglück meiner guten Suzon am Nervenfieber in Gefahr, und ihr friſches, lebensfrohes Herz wäre ſchon erſtorben. — Mir war, als läge das letzte Mittel — nicht das der Frau von Weißenthurn; denn dies ſchließt mit einer glücklichen Heirath — hoffnungslos, daß es dazu kommen möchte — in meiner Hand.

Ich war wie aus den Wolken gefallen, über die ich mich vorhin mit Sehnſucht nach ſchönerer Befriedigung, als welche dieſe arme Erde giebt, erhoben hatte.

Der Baron Golda iſt eine glänzende Partie; dem Präſidenten würden die Augen vor Freude leuchten, wenn er das wüßte. Wenn ich mir frühere Andeutungen zurückrufe, ſo darf ich vermuthen, Amor, der kleine Scharfſchütze, habe nicht allein gut gezielt, ſondern ein Vater, mit geübtem Blick, habe dieſen Freier, wie man zu ſagen pflegt — aufs Korn genommen. Frau von Adoly würde dieſe Hand ſtatt ihrer Tochter als eine rettende ergreifen, um ſich aus einem Strudel von Schulden zu helfen, der ſie täglich mehr in immer tiefere Verlegenheiten zieht. Ein andermal davon Mehreres. —

Die Menſchen wiſſen nicht, was ſie an der der bloßen Möglichkeit haben —“ ſagt Leopold Schefer, und dies iſt gewiß ſehr — ſehr wahr. —

Ich kam mir wie die Schickſalsgöttin dieſer Familie vor — und ich fühlte den Muth in mir, die arme Suzon zu beſchützen. Mir blutete das Herz, da ich den ſchneidenden Contraſt bedachte, dem ſie zum Opfer werden könnte. Mich fror bedeutend, da ich las, der Baron ziehe ſich nach der Nummer an. Darin läge ſchwerlich eine anziehende Kraft für ein junges Mädchen, das ſtets das Richtige ergreift, ohne ſich irgend einer Regel dabei bewußt zu ſein. Keine Spur von *geſuchter* Ordnung, die ſelten *gefühlten* Beifall findet, iſt an dem Fräulein zu bemerken. Die Garderobe, welche die gute Dame verheißt, würde ihren Sohn in Suzons Augen ſchwerlich mit einem reizendern Gewande umkleiden.

Was hätte ich nicht darum gegeben, wenn ich dieſen Brief Madame Adoly hätte zeigen können! Aber durfte ich das?

Wie tief war ſie darin gekränkt! So war ich alſo auf meinen eigenen Rath angewieſen.

Am Abend, als wir Geſellſchaft hatten, ſaß ich zerſtreut und im Nachſinnen über dieſer ſeltſamen Epiſtel. Auf einmal hebt mir Suzon, die ſich ſacht hinter mich geſchlichen, das Kinn in die Höhe, lächelt mich vollkommen heiter an, und ſpricht: „Aber Minna! wovon träumt man denn bei dieſer emſigen Näharbeit?“ — Wie dieſe Ahnungsloſigkeit mich rührte! Wenn ich ihr hätte ſagen dürfen: „Von Deinem Glück!“ Von einem Reifröckchen, was ich für einen Schmetterling nähen ſollte, antwortete ich beklemmt. Sie lachte. „Das müßte ſich erbarmungswürdig anſehen. Alles Einengen kann ich mir entſetzlich denken. Wenn die Großtante von der Schnürbruſt erzählt, die ſie in ihrer Jugend getragen, ich weiß nicht, ob ich mich nicht lieber — aller ermangelnden Herzhaftigkeit ungeachtet — in das Küraſſier-Regiment verſetzen ließe, wenn es nicht ins Feuer rückt, als in ſolch einen Harniſch, den ich zeitlebens trüge. Der Tod ſcheint mir nicht ſo fürchterlich. Darum,“ fuhr ſie fort, „liebe ich auch Gärten nicht, die Mauern haben; ich bin ein Kind der Freiheit, eine Tochter der Luft — wenn auch nicht die Calderonſche —“ ſcherzte das liebliche Geſchöpf. „Wie hieß doch der alte Herr — Mitha, weißt Du noch? von dem geſagt wurde, daß er ſeit funfzig Jahren in einer Allee ſeines Schloßgartens, zwiſchen zwei verſtümmelten Statuen, auf- und abgehe? — Die menſchliche Seele, die das Schönſte im Leben, die Freiheit! freiwillig entbehrt, muß ſelbſt verſtümmelt ſein.“

„Nun, was ſagen Sie dazu? Bedurfte ich nach dieſen Aeußerungen wohl noch charakteriſtiſcher Data zur Antwort an die Baronin? Aber Ihrer Meinung, mein theurer

Freund! bedürfte ich, und bitte Sie darum. Wenn Sie mir Ihre Gedanken auch nur in wenig Worten ausdrücken, dann iſt mir, wie ich ſelbſt darüber gedacht, unter das Siegel der Beſtätigung und ſomit ein Stein vom Herzen genommen. —

Armer Freund! Ueber Ihre Strafanſtalt-Erduldungen habe ich herzlich lächeln müſſen. Auch darüber — zürnen Sie nicht! daß Sie, trotz dem Dispens Ihrer Confeſſion, ſo in der Faſte leben. Nun, wir gehen ja dem Feſte der ſüßen Brode entgegen. Ich ſehe es kommen; hat der ſiegreiche Mann — nach dem Sprachgebrauche — ein Brod unter dem Arm, dann ſchlägt er Ihrer Schweſter noch eine andere Partie vor, als Whiſt, und Sie fühlen ſich alsdann noch einſamer. Lottchen aber thäte klüglich, wenn ſie den Wittwer ausſchlüge. Deßhalb reden Sie in Zeiten mit ihr, auch um des Kindes willen.

Und nun ein herzliches Lebewohl! von

Ihrer Freundin Minna.

Achtundzwanzigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den letzten Februar 18 –

Mein Töchterchen! Was lange währt, wird gut. Hat es eine gute Weile gedauert, daß Du Nachricht von mir erhältſt, ſo gebe ich Dir hiemit dieſe, daß ich geſund, wohlauf und von einem großen Uebel erlöſet bin. — Du erſchrickſt, liebe Minna? Nun ſieh! ich lächle in den Brief. So lies ohne Sorge. Iſt denn der Neid wirklich nicht eines der größten Uebel? ſchon peinlich zu empfinden, wenn er Andere plagt um Unſertwillen, geſchweige, daß man ihn ſelbſt fühlen ſollte. Gott behüte! —

Die Frau Nichte iſt fort. Das war ein Mißbehagen! ein Zuſtand! Da war nichts recht, und das Rechte hatte doch noch eine verdrießliche Seite. Alles nahm ſie übel; daß Ordnung im Hauſe war, daß der Oberconſiſtorialrath ſo geſund ausſah und äußerte, der Winter wäre ihm gar nicht lang geworden — daß er ferner kein Muckwörtchen vom Längerbleiben verlauten ließ, daß ſein neuer Schlafrock die Wäſche gehalten, während der frühere ausgegangen. Alles! — dem ſchönſten Blauhimmeltage ſah ſie ein Wölkchen ab, und legte ich ihr den roſigſten Apfel auf den Teller, ſo wußte ich voraus, er hatte inmitten den Wurm. Und dieſer ſchadhafte Kern wurde jedesmal mit einer ſo entdeckungsvollen Luſt ausgerufen, als wäre der Stein der Weiſen nun gefunden, von dem der ſelige Vater ſprach.

Da kommt ein Mann ins Haus mit allerlei hübſchen Sächelchen von Serpentin. Mein alter Freund kauft der jungen Frau eine Kleinigkeit, die ihr gefiel, und mir — da ich ſeit einigen Tagen an Kolikſchmerzen litt — einen ſogenannten Lendenſtein. Du hätteſt das Geſicht der Nichte ſeſen ſollen! es ſpielte ins Grünliche, wie Schlangenſtein, und drückte gleichſam ein Entſetzen über dieſe unbedeutende Gabe aus. Wüßte ſie um den Schmuck, er drückte ihr das Herz ab. Was iſt das für ein Unglück! Ein neidiſches Gemüth hat doch wirklich keine frohe Stunde auf der Welt und ſäet Diſteln auf das eigene Feld.

Da reden wir eines Mittages von Bäckereien, und die Nichte klagt, daß ſie kein Glück damit habe, und Pfannkuchen wären doch ihr Leben. — Der alte Herr winkt mir heimlich zu, ich treffe geſchwind in aller Stille Anſtalt, und am Abend dampften meine braunen Huſaren — ich ſage Dir, nur prächtig anzuſchauen. Aber — ſtatt daß ſie ſich freute, ſanken ihr die Züge ordentlich ein, daß die Pfannkuchen ſo gut aufgegangen wären. Und in ihrem Herzen ſchwoll die Galle, ſchwärzer als das Kirſchmus, das ihr zu ſüß war, ſo daß ſie meinte, der Oheim müſſe jetzt wohl ſehr viel Zucker brauchen. „Ja," ſagte er mit einem vergütenden Seitenblick auf mich, „meine gute Bergener verſüßt mir das Leben. Sie iſt keine Freundin weder von herben Speiſen, noch herben Worten, und läßt Jedem die liebe Gottesgabe unverbittert genießen." Er reichte mir über den Tiſch hin die Hand. Das gab der Frau Nichte vollends den Reſt. Sie ſtand auf, ließ die Pfannkuchen ſtehen — und weinte. —

Nun, was ſagſt Du dazu? Ein Mädchen, oder auch Jede, ſollte ſich ſchon aus Eitelkeit vor dem Neide hüten; denn er macht bleich, widerwärtig und alt vor der Zeit. Zufriedenheit aber und ein freundliches Gönnen — erhält nicht nur die Wange der Frau jung und friſch, ſondern auch die Seele des Mannes klar. In die Luft hätte ich rufen mögen: Mutter! was ſorgt Ihr für die Haut der Tochter, und nicht lieber für das Herz? denn daraus hervor geht das Leben. — Allein ich glaube, man riefe es in den Wind. — Darum bitte ich Dich, mein gutes Kind! bewahre das Deine. Laß Gottes Güte Dich nie zur Mißgunſt reizen; es iſt eine große Sünde. Nur auf das Gute ſehen, was Andern widerfährt, iſt die Krankheit der Scheelſucht, ein ſchlimmes Zehrfieber; mit der eigenen Freude ſich begnügen, der Reichthum guter Menſchen. Auch die kleinſte haben wir ja nicht zu fordern. Wer einen Schatz in ſeinem Buſen trägt, läſſet Jedem das Seine. Der neidiſche Wunſch iſt ſo ſehr ein Räuber, wie der Gram über die Vorzüge des Nächſten. „Du ſollſt nicht begehren — Alles was ſein iſt.“ Dies ſtehet geſchrieben, und es ſteht feſt, daß ein genügſamer Zuſtand die beſte Sicherheit für uns ſelbſt iſt.

Die Mißmüthigen haben eine Art Verzehrung, welche anſteckt. So brauchte ich mein altes Hausmittelchen, das ich noch immer probat gefunden habe; ich vermehrte mein Beſtreben, der Frau Nichte ſo viel Liebes und Freundliches zu erweiſen, als nur möglich. An das Aprilwetter ihrer Laune, das wechſelte, wie man eine Hand umdreht — kehrte ich mich nicht, und dachte: was gute Laune! ich will doch ſehen, wer mir meinen guten Willen kann zu nichte machen! — Aber ich ſage Dir, mein trautes Kind! der Schaden dieſes verkommenen Gemüths iſt tief hinein böſe. — Wie beklage ich ihren Mann! Sie ſprach von ihm auf eine Weiſe, die mir bewies, daß gar keine Gütergemeinſchaft zwiſchen ihnen Statt finde. Sie berechnet heute ſchon die Wittwencaſſe. Eine Frau, eine junge zumal — die unverblaßten Mundes von dem Tode ihres Mannes reden kann, iſt nicht werth, daß ſie das Leben mit ihm theile. — Als ich Deinem Vater verehlichet war, da kam es mir vor in der erſten Zeit — als ob doch wohl nicht alle Menſchen ſtürben, ſo ſelig fühlte ich mich. Und Mühe und Schmerz gab es gar nicht mehr für mich auf Erden, denn Alles wurde mir zur Luſt und Freude. Dies iſt der wahre Eheſtand — ſo hat ihn Gott eingeſetzt. Ich ſagte daher der Frau

Nichte meine Meinung, zwar beſcheidentlich, aber zur Steuer der Wahrheit. Sie lächelte empfindlich. Das käme lediglich auf die Verhältniſſe an — vermuthlich wollte ſie mir damit einen Hieb verſetzen. Ich ſagte, daß eine Frau den Mann für ihren Herrn erkenne und ihm diene ihr Leben lang, mit treuergebenem Herzen, ohne Eigenſinn und Eigenſucht: das — Madame Steuer — iſt unter allen Umſtänden verhältnißmäßig.

Der Oberconſiſtorialrath hat ihr auch noch eine Predigt gehalten, und ſein Großſtuhl war die Privatkanzel, wo er ihr den Text las. So iſt ſie mit unſerm Segen abgefahren, widerwillig genug.

Was das für Ehefrauen ſind! Solch eine bliebe beſſer ledig. Der gute Alte ſprach unverhohlen mit mir darüber. Ich äußerte: in den Traureden ſollten die Geiſtlichen den jungen Leuten ihre Pflichten mehr an das Herz legen, wenn ſie die Hände zuſammen gäben.

Er lächelte vielſagend, und ſprach: „Das hülfe auch nicht zum Heil der Verbindung. Der die erſten Menſchen traute, unſer Herrgott, in ſeinem Schöpfer-Ornat, wird nur da die Herzen copuliren, wo Liebe im Verſtändniß iſt. Die Welt wird alle Tage neu — und es iſt immer der alte Bund.“ Der Vater hatte ein Luſtſpiel: „Liebe kann Alles —“ mit dieſem Titel hatte der Autor Recht, obgleich ich es nicht geleſen habe; was auch nicht nöthig, denn ich weiß auswendig, daß es wörtlich wahr iſt. —

Nun ſo lebe wohl, Du trautes Kind! Gott iſt nicht treuer mit Dir, als der Wunſch meines Herzens.

Deine Dich unwandelbar liebende
Mutter
Chriſtine Bergener.

Poſtſcriptum. Schicke mir doch gelegentlich einen hübſchen Nachthaubenſchnitt; die meinigen laufen ein wenig ſpitz zu — und als ich ſie jüngſt in aller Angſt, da die Frau Nichte den Leberkrampf bekam, nur auf den Wirbel geſtülpt hatte, bemerkte mein alter Freund, dieſe Schlafhaube ſähe einem emeritirten Filtrirſäckchen nicht unähnlich. — Man iſt doch auch noch eitel. — Alſo vergiß nicht, liebe Minna, um was ich Dich gebeten.

Neunundzwanzigſter Brief.

Der Doctor an Minna.

G—., den 15. März 18—.

Ihre Briefe, werthe Freundin, zu beantworten, habe ich mich mehr geſehnt, als beeilen können. Das iſt ein merkwürdiges Actenſtück, das Schreiben der alten Baronin, und eine originelle Zumuthung an Sie, meine theure Minna! Ich empfehle das Schreiben Ihrer beſtmöglichſten Verwahrung; es dürfte nöthig ſein. Mein Blut gerieth in Wallung, als ich die Abſchrift las. Da ſteht ſie vor mir, die Dame von Golda! in ihrer ganzen ariſtokratiſchen Leibhaftigkeit; ich ſehe jede Miene, Zug um Zug. Dieſe Schwiegermutter iſt eine wirkliche Perſon, kein Ideal. Sie würde der Würgengel ihrer Schnur werden, und trotz der mütterlichen Phraſen wollte ich doch, daß ſie den Sohn begrübe, ehe er in den Armen einer Gattin geruht; denn weder er noch dieſe dürften vor dem tugendlichen Anſehen der Mama zeitlebens einen Punct der Ruhe haben. Und Suzon! die zarte Libelle! nein! es iſt nicht denkbar.

Doch werden nicht in dieſem Sinne tauſend Ehen geſchloſſen? Geſchloſſen! da habe ich das rechte Wort gewählt. Welch ein Gefängniß bauen nicht die Grundſätze einer ſteinernen Moral um die freie, heilige Liebe? Welch langweiliges Hinſchleppen eines Lebens, deſſen flüchtigſter Augenblick wie ein befiederter Pfeil das Herz des lieben Gottes treffen kann, daß die Fülle der Seligkeit über die unſterbliche Seele ausſtröme! — Die Tugend, die nicht mit der Liebe eines wäre, iſt ſchlimmer als der Haß. Liebe und Güte herrſchen durch ihre eigene, rührende Gewalt, und machen Fehler unſchädlich, ohne die Kraft zu tödten, worin ſie begangen werden. Und Mutterliebe vollends, ſie, die der Gottheit am nächſten verwandt iſt! ihr reiner Begriff duldet keine Selbſtſucht. Aber Egoismus des Geſchlechts ſpricht aus jeder Zeile der Mutter des Barons, deſſen Erwählte, aller Vorzüge ungeachtet, ſchwerlich zu beneiden ſein dürfte. Er ſelbſt ſcheint ein wahrer Pedant. Ein Mann, der ſich wie ein Kind von der ſtolzen Mutter gängeln und leiten läßt. Doch möchte er vielleicht an der Grenze ſein, wo das Herz ſeine Rechte geltend macht. Ich meinerſeits glaube feſt, dieſe Heirathsgeſchichte iſt noch nicht zu Ende. Wiſſen möchte ich doch, wie der Baron die Bekanntſchaft gemacht, welche ſeiner Mutter ſo gefährlich ſcheint? Hat das Fräulein niemals etwas darüber geäußert? —

Daß die alte Dame an den Schreibtiſch ihres Sohnes geht und ſeine geheimſten Papiere lieſt, hat mich wahrhaft empört. Wenn ſie alſo keinen Anſtand nimmt, dem Secretair von Holz, dem er ſeine Geheimniſſe anvertraut, Gewalt anzuthun, daß er ſich ihr eröffnet: wird ſie ſich entblöden, ein Herz voll Treue für ihn zu kränken? — Ich wüßte nicht, daß ich eine größere Pietät hätte, als für Briefe und geſchriebene Sachen. Den Einbruch in meine Schatulle würde ich eher verzeihen, als daß mir Jemand einen Brief erbräche. Das Recht an fremde Gedanken, die mein Eigenthum geworden, hat nur der, dem ich es ertheile. Und an meine Gedanken deßgleichen nicht, ſo lange ich ſie für mich behalten will. Im Heilighalten der Briefgeheimniſſe, die durch einen kleinen frechen Druck der Hand entſchleiert werden können, in der Unverletzlichkeit deſſen, was doch ſo leicht verletzbar iſt, beweiſt ſich das Gefühl und die feine Scheu der Discretion. So iſt die Anmaßung, welche ſich die alte Baronin erlaubt, charakteriſtiſch, wie das Syſtem der Ehe ihres Sohnes. Ein Syſtem der Ehe! man hört, daß der Baron Golda nie verheirathet war, und er thut wohl, es bei dem Syſtem bewenden zu laſſen.

Eine einzige Bemerkung ſichert ihm meine Achtung, die über das Spiel der Damen. Die Leidenſchaft des Spiels, wenn ſie ſich einmal eines weiblichen Weſens bemächtiget hat, iſt furchtbar in ihren Wirkungen, und der gelbe Zwerg — ein veralteter Geſellſchafter — kann ſie erregen. Dem weiblichen Geſchlecht — Sie ausnehmend, meine Freundin, bitte ich, daß Sie mir nicht zürnen — iſt das Streben nach Sieg und der Wetteifer um die Gunſt des Glückes angeboren. Das Schickſal ihrer Beſtimmung hat ſo wenig in ihre Hand gegeben, daß ſie die Gabe des Zufalls um ſo feſter halten. Aber der Mann iſt im Verluſt — das iſt ſicher — und wenn ſeine Frau täglich gewönne.

Die Stelle Ihres lieben Briefes, welche das Spiel betrifft, fand einen tiefen Eindruck, der noch ganz friſch war.

Zwei Tage vorher, ehe ich ihn empfing, werde ich ſchleunigſt in den Mauergarten gerufen. Ein Bote jagte den andern. Im Gewächshaus, hieß es, ſei Jemand im Sterben. Duft quoll mir entgegen; ich mußte mich durch üppige Ranken und Gewinde drängen, mein Auge blieb an manch entzückender Blüthe hangen, ehe es auf die gebrochene traf, der es aufhelfen ſollte. —

Theure! welch ein Anblick! Er ſteht unverrückbar in meiner Erinnerung. — Unter einer Wölbung vom lebendigſten Grün, durch welches glühende Blumen nickten, auch die Clematis Florida, und die weiße Wachsblume, wie von Porzellan, ſo daß ich ſcheu daneben hin ſchlüpfte, als könnte eine unvorſichtige Wendung etwas davon zerbrechen, ſtand ein Spieltiſch, woran eine Todte lag; wenigſtens ſchien es ſo. Eine junge Dame, auf deren Wange ich lange zuvor die Schwindſuchtsroſe blühen geſehen — lag in tiefer Ohnmacht. Blutstropfen hingen an ihrem blaſſen Munde, ihre Linke hielt krampfhaft eine Karte — das Treff-Aß! Ihr Kleid war grauenvoll bepurpurt, und der Sand zu ihren Füßen dunkelroth gefärbt. —

Das Kleeblatt der Mitſpielerinnen bebte voller Angſt und Furcht, *denn es war ihnen ein Schrecken angekommen.* Endlich ſagte die *eine* in Thränen ausbrechend: „Wir ſpielten hoch — ſollte die Gemüthsbewegung vielleicht dieſen Unfall veranlaßt haben? —

Mit Trauern blickte ich auf den Spieltiſch hin und auf ſeine Opfer; die heilige Unſchuld des Frühlings rings umher vermehrte meine Wehmuth. *Die Liebe zur Natur ſtärkt und belebt; die Leidenſchaft für irgend einen Götzen tödtet Leib und Seele.* Noch lebt die Arme; aber unrettbar.

Dies war Nachmittags in der vierten Stunde, und das Verhängniß dieſes Tages noch nicht vorüber.

Sie erinnern ſich des kleinen Thevenin, liebe Freundin! Sein Vater, von den Refügiés abſtammend, war ein Polizeibeamter hieſigen Orts geweſen, und ſein Sohn, lahm und ſchwächlich, lebte von einer Leibrente. Ich mochte den kleinen Franzoſen gern, der mir immer als ein Exemplar des National-Charakters in Nuce erſchien. Den ganzen Winter hindurch hatte er mich auf eine Partie Schach zu ſich eingeladen, ohne daß ich dazu kommen konnte. An jenem Tage — warum an dieſem? war es beſtimmt. Ich fand ihn ungewöhnlich heiter. Er hatte zierliche Anordnungen für meine Aufnahme getroffen. Ich bedauerte dies heimlich, und die Zuſage dazu; denn ich war nicht in der Stimmung, ein Gaſt zu ſein.

„Ihr ſeid penſiv, Doctorchen?“ bemerkte mein artiger Wirth, und ich ſagte ihm die Urſache. „Ah! das iſt Malheur! aber ein ſo triſtes Ende wird hoffentlich unſre Partie nicht nehmen —“ verſetzte er. Welch ein weisſagender Dämon lebt in des Menſchen Worten? Ich habe oft darüber nachgedacht.

Wir hatten den Tiſch mit dem Schachbrett an das Fenſter gerückt, der Helligkeit wegen, und ſpielten ſtill und ſtumm wie Geiſter.

Da erleuchtet ein greller Schein die Dämmerung! die elfenbeinernen Figuren errötheten. Das Abendroth — ſage ich, als Thevenin ſich betroffen umſieht. Unter uns erbrauſt ein Gemurmel, wie wenn Leute zuſammenſtrömen. „Feuer!“ hört man rufen; doch der Thürmer ſchweigt.

„Es iſt Feuer!“ ruft der kleine Mann und ſpringt erſchrocken auf.

Die aufrühreriſche Ader, die nun einmal im franzöſiſchen Blute ſchwillt, wo ein Zuſammenlauf von Menſchen Markt und Straßen bewegt, geräth in Wallung; wüthend vor Zorn, daß noch kein Lärm gemacht wird, hinkt er hinab. Ich lächelte noch über dieſe Erregung, wie über ein Erbe polizeilichen Pflichtgefühls — und eile den Meinigen zu. Das Feuer war im Brückengäßchen und bald gedämpft. Auf der Brandſtätte faßt ein Mann mich haſtig am Arme. „Gott ſei Dank, daß ich Sie finde! kommen Sie doch nur geſchwind zu Herrn Thevenin.“ „Es war der ehrliche Poſamentierer, ſein Hauswirth. Das hat ja Zeit -- erwiederte ich, und machte mich los.

„Zeit?“ wiederholte er mit zitterndem Munde, „ich ſage Ihnen, Herr Doctor, keine Minute. Er verſcheidet ſonſt.“ Dahin ſtürzte ich ihm nach durch den Qualm von Rauch und Volk.

Da lag der arme Thevenin, quer über dem Sopha, umgeben von einigen Bürgern, die ihn mitleidig in ſeine Wohnung getragen hatten. Er kannte mich noch. Er röchelte leiſe — aber nicht lange mehr. Der Arme hatte am Klingeldrath des Rathsthurms gezogen, und in überſpannter Ausdehnung ſich das Netz zerriſſen. Hier ſtand das Tiſchchen mit den Erfriſchungen, mir freundlich zugedacht — dort blinkte das Schachbrett im dunkeln Winkel — und der es beſaß, lag in den letzten Zügen und war matt geworden, matt im Tode! —

Meine Freundin! ich überlaſſe Ihrem Urtheil, mit welchen Gefühlen ich nach Hauſe ging. Meine Schweſter zählte Whiſtmarken ab — vermuthlich erwartete ſie ihre getreuen Nachbarn. Nur heute ſpiele nicht, Lottchen! ich könnte es nicht ertragen — rief ich, und meine Zähne ſtießen zuſammen. In der Seele des Mannes gränzt die Rührung ſtets an den Zorn. Die Schweſter erſchrak vor meinem Tone, und mehr noch, da ſie mich anſah. Ich ſchäme mich nicht, Ihnen zu geſtehen, Ihnen, Minna, daß ein Strom von Thränen durch meine Finger quoll, als ich mir das Geſicht bedeckte.

„Du biſt ein unglückſeliger Arzt —“ ſagte meine Schweſter, halb mitleidig, halb vorwerfend; ich fühlte, daß ſie die Wahrheit ſprach. Aber ſelbſt die glühende Nadel des Spottes ſoll mir den Nerven des Gefühls nicht tödten, womit ich das Leben Anderer empfinde, denen ich nicht helfen kann, weil ich nur ein Menſch, und kein Gott bin. — Ich brachte die Nacht völlig ſchlaflos in einem Seelenfieber zu; des andern Tages kam Ihr theurer Brief.

Vergeben Sie, holde Freundin, daß ich Ihnen die Schattenſeiten meines Berufes vormale. Wenn man in dunkeln Stunden auch nur eines Tages betrachtet, der im Intereſſe für Menſchenwohl verlebt wird, ſo möchte man den Egoismus für den Inbegriff aller Lebensweisheit halten.. Aber wollten wir das, ſelbſt wenn wir es könnten? — Der Schmerz der Theilnahme iſt ein finſterer Schatzmeiſter; aber er giebt uns ein heiliges Anrecht und macht uns reich. Nur der Selbſtſüchtige iſt der einzige Bettler dieſer armen Erde. Er ſtirbt allein. —

Leben Sie wohl, theure Minna! leben Sie innigſt wohl!

Ewig Ihr treuer Freund
Doctor Balſam.

Dreißigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 28. März 18—.

Ein mißvergnügter Menſch, glaube ich, hat das Schreiben nicht erfunden. Zwar iſt die Tinte finſter, und der Gallapfel, der ſie ſchwärzen hilft, ein bitterer Stoff; aber der Erguß durch die Feder hat ſeinen Urſprung doch wohl im Drange eines vollen Herzens, erfüllt von Freude oder von Wehmuth, gleichviel. Was meinen Sie, mein theurer Freund? Jedes Aergerniß iſt eine Parze, welche das Leben verkürzt und den Faden der Gedanken abſchneidet, während in der Betrübniß, die uns Thränen entlockt und Klagen, im Grunde ſelbſt ein leiſer Troſt für das bewegte Gefühl quillt. —

Aerger ſollte unter die Gifte gezählt werden, nicht wahr, Doctor? denn es tödtet viel Leute, mehrere wenigſtens als Arſenik und Sublimat. — Ich bin zeither — wie Sie aus dieſem Eingange merken werden — mit meinen Umgebungen nicht ſonderlich zufrieden geweſen. Da wird der Sohn des Hauſes erwartet, und die Freude der Erwartung, dieſe wundervolle Freude! verkümmern die Menſchen hier ſich einander auf eine Weiſe, bei der auch ein unparteiiſcher Zeuge kaum ungekränkt bleiben kann. Alles wird zum Gegenſtande des Streites, wo für Ihn, den Mittelpunct der Liebe, ſich Alles einigen ſollte. — Der Präſident ſcheint tief verſtimmt, ſo daß man ſchwerlich einen Anklang väterlicher Spannung daraus entnehmen könnte. Zum Glück iſt ſeine amtliche Stellung ſo breit, daß ſich viel darauf ſchieben läßt. Seine Frau iſt von geſellſchaftlichen Intereſſen und verſteckten Unordnungen zu ſehr hingenommen, als daß ſie in Anordnungen für den willkommnen Gaſt irgend ein Vergnügen ſuchen und finden dürfte. Nur die Mutter iſt ruhig — ruhig und kränklich. Sie lauſchte in dieſen Tagen nach außen, als ein Wagen fernher rollte, und heftete dann den Blick ſinnend auf die Uhr, die inzwiſchen der Stille unſeres Geſprächs mit hellem Klange ſchlug. „Ich zähle nicht etwa die Stunden, bis daß mein Sohn kommt,“ ſagte ſie lächelnd und verneinend, „noch daß ich fürchtete, er werde mich überraſchen wollen. Nein! ich dachte ganz etwas Anderes. Wehe dem, welcher der Zeit vorauseilt! Eine ſchmerzliche Erfahrung hat mich nachhaltig darüber belehrt. Sogar meine Schritte haben ſeitdem etwas Zögerndes angenommen. Ich hüte mich daher, den nächſten Monat herbei zu wünſchen, wozu ich doch in mehr als einer Beziehung Urſache hätte. —“ Ich verſtand Madame Adoly. Die Famillie will Anfang April, wenn er ſich ſchön anläßt, auf den Garten ziehen. Nun iſt die Streitfrage, ob Mitha mit ſoll, oder bei der Großtante bleiben, die ohne das treue Kind ſehr verlaſſen wäre. Frau von Adoly, die ſeit einiger Zeit einen geheimen Widerwillen gegen das Mädchen gefaßt zu haben ſcheint, findet das Letztere nicht ſchicklich. Mitha empfindet ſehr, daß ihr Unrecht geſchieht, und ich bin bekümmert deßhalb. Sie müßte ſich ganz verwaiſ't in dieſem Hauſe fühlen, wenn die wahrlich! rührende Liebe der Matrone ihr nicht einen Halt der Anhänglichkeit gäbe, und Hayn ſie nicht in ſeinen Schutz nähme, der manchen Seitenhieb ihretwegen austheilt. „Ich wollte, ich läge im Grabe bei denen, die mich liebten —“ ſagte mir geſtern Sulamith, und Thränen rollten über ihre Wangen; „ich weiß nicht, worin es liegt, daß ich jetzt ſo oft Tadel und Unwillen errege; ich verliere das Zutrauen zu mir ſelbſt, und gewinne kein Herz zu Andern.“ Dieſe Worte, im Ausdruck der traurigſten Befremdung ausgeſprochen, gingen mir nahe. Wie viel egoiſtiſche Härte liegt doch in der Annahme eines Kindes, deſſen man ſich nicht mit Liebe annehmen will! Als Verdienſt ſoll gelten, was doch zur größten Verſchuldung wird. Frau von Adolph verſündigt ſich in der That. Um jede Kleinigkeit wird die arme Mitha geſcholten. Dabei — was mich am meiſten verdrießt — giebt die Präſidentin ſich das Anſehen der pflichtmäßigſten Pflegemutter, die aus wahrer Sorge für das Wohl und Beſte eines ihrer Willkür anheim gegebenen Weſens dieſem keinen Fehler hingehen läſſet. Aber dem Haß ſteht auch das prunkendſte Gewand nicht wohl an, während die Liebe auch das ſchlechteſte kleidet. —

Vielleicht, lieber Doctor, fragen Sie in Gedanken, ob Suzon nicht den Vorenthalt der Mutter ſchweſterlich ausgleicht. — Was ich von Suzon denken ſoll, weiß ich ſo eigentlich nicht. Sie ſcheint glücklich zu träumen, als daß ihr im Traume einfallen könnte, wie Jemand, der ihr ſo nahe ſteht, traurig wäre. Die Freundſchaft iſt ein waches Gefühl! ſie hütet mit offnen Augen; die geſchwiſterliche Liebe der beiden Mädchen für einander iſt, wenn auch herzlich, doch viel zu unbewußt und unbekümmert, um jenen ernſten und heiligen Namen zu verdienen. —

Was die Bekanntſchaft mit dem Baron anbetrifft, ſo hat ſich Folgendes ergeben. Das Fräulein trifft jüngſt in einem dem unſrigen befreundeten Hauſe Fremde an. Man ſteht im Begriff, ein Stadtgefängniß zu beſuchen, eines perſönlich ſchmerzlichen Antheils wegen, den einer der Fremden darin nimmt. Suzon ſchließt ſich der Geſellſchaft an. Wie ſehr der Anblick der Gefangenen und ihres jammervollen Looſes ſie gerührt, davon erzählte mir Suzon mit einer Rührung, die noch einen verſchönenden Nachſchein über ihre beweglichen Züge warf. Sie ſchüttet ihre kleine Börſe in die erfrornen Hände aus, die ſo ſchwere Eiſenfeſſeln tragen, und ſchauert bei der Freude dieſer Unglückſeligen. So ſieht ſie einen gutgekleideten Mann neben ſich, der ihrem Beiſpiel mit einigen gewichtigen Goldſtücken folgt, ſein Blick begleitet ſie unabläſſig, wofür unſer Geſchlecht einen ganz eigenen Sinn des Sehens hat. Suzon — ich ſehe es im Geiſte — wirft vielleicht den Glanz eines Lächelns auf dieſen ihren Schatten, und läßt ein paar Worte fallen, daß ſie gefängliche Haft für das größte Elend halte, und ſelbſt für ſchlimmer als den Tod. — Wie kann nun der Baron dieſem Mädchen ſeinen Trauring zudenken, worin Suzon wirklich — wie es einſt Mode geweſen — ein Stückchen Baſtille am Finger trüge? es iſt mir unbegreiflich. Nun hören Sie weiter, lieber Freund. Geſtern Nachmittag, wo zufällig Alles ausgeflogen iſt außer den Kranken und Suzon, die eine Arbeit für den Geburtstag des Vaters vollenden will, läßt ſich der Baron Golda melden. „Hätten Sie nur geſagt, es ſei Niemand zu Hauſe —“ ruft Suzon unwillig dem Bedienten zu. „Ich habe wohl geſagt, gnädiges Fräulein wären nur allein,“ erwiedert dieſer, „aber das ſchien dem Herrn Baron ganz recht. Er bittet, vorgelaſſen zu werden.“

Es hilft nichts, Suzon, die ſich beſinnt, welch ein Anrecht der Baron hat, hier Eingang zu finden, muß ſich anſchicken, ihn zu empfangen. Er tritt ein, und — ſie erkennt jenen Mann in ihm, der unter den Gefangenen der ihrige geworden. Der Baron entſchuldigt mit beklommener Stimme ſeine Zudringlichkeit, und Suzon rühmte mir die Zartheit und den feinen Ton, worin auch nicht der leiſeſte Anklang hörbar geweſen, daß dies Haus noch ſo gut als das ſeine zu betrachten ſei. Eine Schweſter, die er ſehr geliebt, ſagte er in ſichtlicher Bewegung, ſei hier geſtorben, und es habe ihn längſt gezogen, die Zimmer einmal wieder zu ſehen, wo er in knabenhafter Jugend um dieſen Verluſt getrauert. Sie geſtehen, ſo etwas gewinnt ein weiblich Herz. Suzon öffnete flügelweit alle Thüren, und war auch diesmal ſeine Vorgängerin. Man iſt hier ſehr ſchön eingerichtet, einfach, aber koſtbar, und die Präſidentin hat Geſchmack, das müßte ihr auch der Neid laſſen. Die Tochter des Hauſes, in ihrem ſchlichten Kleidchen, mag wohl wie eine liebenswürdige Sühne für die Einbuße von ehemals, für die Schuld des Vaters, vor ſeinem Gläubiger geſtanden haben.

In den Augen des Barons ſtehen Thränen — wie Suzon ſagt.

„Hier ſtand meiner Schweſter Leiche — ich erinnere mich deſſen lebhaft,“ ſpricht er, und hält leiſe den Gang des Fräuleins auf. „Ich wagte damals nicht, die heilige Hülle zu berühren, nur mit einem Schauer von Liebe und Unſterblichkeit küßte ich eine ihrer Locken, von gleicher Farbe wie dieſe,“ und dabei rührt er ehrfurchtsvoll Suzons Haar an. Sie verſicherte mich, ein Schauer ſei in dieſem Augenblick durch ihr Inneres gegangen, als wenn ihr ſelbſt das Herz ſtill ſtände.

Und wie hat Ihnen der Baron gefallen? fragte ich geſpannt, als Suzon mir dies Alles und Mehreres aus ihrer Unterredung erzählte.

„Nun,“ antwortete ſie, „es ſcheint ein ernſter und gefühlvoller Mann zu ſein. Eine ganz eigene Beklommenheit,“ ſetzte ſie mit einem anmuthigen Kopfſchütteln hinzu, war mein vorherrſchendes Gefühl. Ich merke, es kommt viel darauf an, wo und wie man Jemand kennen lernt; — gefänglich würde mir ſeine Nähe immer bleiben, und als müßte ich eilen, ins Freie zu kommen.“

Und troß dieſem Geſtändniß verbrachte ich die Nacht ſchlaflos, in ängſtlicher Erwägung, ob ich Recht daran gethan, jenen Brief zu verſchweigen. — Der Baron hatte doch keinen widrigen Eindruck auf Suzon gemacht. Sie ſchien von ſeinem Benehmen gerührt. Wer weiß?

Ich erſuche Sie daher, mein theurer Freund, mir in Ihrem nächſten Schreiben in offner Meinung zu ſagen, was Sie in dieſem ſchwierigen Falle für das Räthlichſte halten.

Ich fühle, daß ich an jenem Briefe ein Geheimniß bewahre, das, einmal eröffnet, folgenſchwer ſein könnte. So wird mir ganz leicht zu Sinne werden, wenn Ich ihre Gedanken weiß. Nur daß ich nicht wüßte, Sie dächten, Keine meines Geſchlechts könnte ſchweigen! Das bitte ich mir herzlich von Ihnen aus. Ich ſage Ihnen daher nichts weiter, als daß ich bin und bleibe

treu vertrauend

Ihre Freundin

Minna.

Einunddreißigſter Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 12. April 18—.

Das Herz iſt mir allzuvoll, und ich muß an Dich ſchreiben, meine gute Mutter. Ohnehin wollte ich es ſchon lange. Der Frühling iſt da, der unſer Weſen in Sehnſucht auflöſ't, und ſo fließen meine Worte inniger als jemals aus der Feder, und eine Thräne fließt mit. Aengſtige Dich deßhalb nicht, mein Mütterchen! Ich bin geſund und auch nicht nervenſchwach. Mein Gemüth iſt heute bewegt, und da wankt das Gleichgewicht der Gefühle, und ein Tropfen verſchüttet ſich leicht. Sieh es nicht gleich, mütterlich beſorgt, für eine ſchwermüthige Stimmung an, wenn die Tinte an dieſer oder jener Stelle ſich blaß zeigt. —

Auch Frühlingsfreude darf man in den Verhältniſſen der Welt nicht rein menſchlich genießen; die Seelen dieſer Menſchen erweitern ſich nicht für den warmen Sonnenſtrahl, für das Aufſchweben der Lerchen, für das Schwellen der Knospen und aller Lebensadern der Schöpfung. Sie fühlen den Frühling nicht, ſie ſprechen nur von ihm, wie von einem jungen Manne, der von ſeinen Reiſen wiedergekehrt iſt und angenehme Hoffnungen giebt. — Nur Suzon, unſer Fräulein, ſtürzt ſich wie von einer Stiefmutter hinweg in die offenen Arme der Natur. Es gab geſtern einen kleinen Zank. — Erſtens ſollte Suzon ſich zu einer Fete ſchmücken. Sie weigerte ſich deſſen und ſprach: „Wie könnte ich an dieſem göttlichen Tage Geſchmeide tragen! Ich müßte mich ja ſchämen" — und dabei funkelten Thränen in ihren Augen. Wäre ich ein Mann geweſen, ich hätte ihr in dieſem Augenblicke meine Liebe geſchenkt. —

Dann eiferte unſer Hayn gegen einen unchriſtlichen Gebrauch, der im Hauſe ſeines Gönners eingeführt iſt, nämlich, daß an den hohen Feſten große Gaſtereien gegeben werden. „Aller Segen der Feiertage geht dabei verloren," ſagte er faſt zürnend. „Die Arbeit der armen Domeſtiken wird vermehrt, die Kirchfahrt wird zur Frohne in dem ſogenannten Gottesdienſt. Wer denkt an den Sinn und die Bedeutſamkeit dieſer Tage?" „Nun, unſere täglichen Haus- und Tiſchreden ſühnen dieſe feſtlichen Tafelfreuden hinreichend," antwortete Frau von Adoly mit Bitterkeit, „und was die Leute betrifft, ſo iſt dieſer Punct in ihre Condition mit aufgenommen." „Deſto ſchlimmer," erwiederte der Candidat, und verließ das Zimmer. Auch erſchien er nicht bei der Geſellſchaft — alles Zuredens ungeachtet. Wenn ich die Freimüthigkeit, womit Hayn einer Dame wie die Präſidentin, die wohl kühneren Männern zu imponiren verſteht, ſo herbe Wahrheiten ſagt, mit der Scheu zuſammendenke, die ihn abhält, dieſe furchtloſe Stimme von der Kanzel zu erheben, ſo weiß ich mich in dieſen Widerſpruch nicht zu finden. — Um ſich Freiheit im Vortrage anzueignen, hat er ſchon manchmal im Gärtchen am Hauſe ſeines Freundes, des Conrector Förſter, gepredigt. Vor einiger Zeit bereits hatte mir Clariſſa, die Tochter des Schulmanns, geſagt, daß dies, wenn die Witterung günſtig wäre, heute, am zweiten Oſtertage, abermals geſchehen würde. Er ſelbſt hatte gegen mich geſchwiegen. Nun konnte das

Wetter nicht ſchöner ſein. Ich ging um acht Uhr hinaus, und wurde freundlichſt empfangen. Wir tranken Kaffee, und die gute Clariſſa machte mit dem Frühſtück ſogar Staat; ſie hatte eine rothſeidene Serviette mit dem eingewirkten Kreuzeslamm aufgelegt. — Nun kam Hayn. Er ging mit ſchweigendem Gruße an uns vorüber in den Garten, „um ſich nicht zu zerſtreuen,“ flüſterte Clariſſa mir zu. Hier trat er in eine Laube, und blieb lange in ſtiller Sammlung ſeiner Gedanken. Das Gärtchen liegt geſondert und der Kirche ſehr nahe. Man vernimmt jeden Ton der Orgel, wie unter dem leiſen Dämpfer der Luft. Der Geſang wird einem feinen und aufmerkſamen Ohr ſogar verſtändlich. Der Himmel war von wunderklarer Bläue und Tiefe, und mir däuchte, als verſtände ich auch den Pſalm der kleinen Lerche. Alles war mir ein Lied im höhern Chor. Primeln, Tazetten und volle Veilchen dufteten auf den Beeten; und die letzte milde Nacht hatte einzelne Blüthen eines Kirſchbäumchens geöffnet. Ueber der Laube, die erſt von Knospen umſchlungen war, und heute zu einem Predigtſtuhle geweiht ſein ſollte, flatterte bedeutſam ein weißes Täubchen, und ſchlug wonnig mit den beſonnten Flügeln. In einiger Entfernung ſaß der Conrector, gleichſam als Repräſentant der Gemeinde, heiligen Ernſt und Glauben in ſeinem ehrwürdigen Geſicht; hinter ihm wir beiden Mädchen, wie Liebe und Hoffnung. Die Liebe etwas blöde und zagend; die Hoffnung freundſchaftlich, getroſt, und — Dir mag ich es wohl geſtehen, meine Mutter — mit einem kleinen Beigemiſch von Neugier, was ſich jedoch ſehr bald in Rührung auflöſ'te. Man ſang in der Kirche: „Trauernd und mit bangem Sehnen“ — die tiefe Stimme des Alten bewegte mich unausſprechlich; mir verſagte zum Mitſingen jeder

Ton. Clariſſa beugte ſich nieder auf ihr Geſangbuch, ohne daß ich einen Laut vernommen hätte. Als nun der Vers kam: „Ach! es gehen viele Herzen ihrem ſtillen Kummer nach" — und dann: „Manches wandelt ganz alleine, daß es nur zur Genüge weine" — da brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und ſie ſchluchzte in heftiger Erſchütterung. Der Vater hielt ein — eine lange, ſchmerzliche Minute — die Ruhe des frommen Liedes war ihm geſtört. — Nun entſtand eine erwartungsvolle Stille. Dann ſprach Hayn über den Segen chriſtlicher Erkenntniß, und ich fühlte mich hingeriſſen. Seinem Vortrage, der mehr ein Erguß religiöſer Gedanken und Gefühle zu nennen war, wie ſie die Betrachtung dieſes Morgens in einem Geiſtlichen von Beruf wecken müßte, fehlte nur die ſtrenge Form der Predigt, und ich hätte dies an dieſer Stelle nicht tadeln mögen. Wie gern, meine gute Mutter, zumal da ich Dein Intereſſe für ſolche Abhandlungen kenne, möchte ich Dir wörtlich wiedergeben, was er ſagte. So ſchilderte er die Empfindungen der Jünger, die nach Emaus gehen, und ſprach: „Sie wandeln einſam und traurig ihre Straße. Das Ungeheuerſte liegt hinter ihnen und wirft ſeinen langen, finſtern Schatten auf ihren Weg; ihre Herzen ſind tief gebeugt in Gram. Wie könnte es anders ſein? Ihr Erlöſer iſt ans Kreuz geſchlagen, der Freiheit tauſendblumiger Kranz iſt eine Dornenkrone worden — ihre Liebe hat ſich verblutet, ihr Gott iſt begraben. — Da geſellt ein Fremdling ſich zu ihnen und giebt ihnen freundliches Geleit. O! warum iſt der ewige Friede uns ein Fremdling? Warum werden unſere Augen gehalten, daß wir ihn nicht erkennen? — Unſere Hoffnungen ſind irdiſcher Natur, die Liebe iſt die Ader unſeres Herzens, nicht Geiſt des Lebens! Das Siegel der Wahrheit liegt nicht auf dem Stein, der unſern Himmel deckt; unſere trügliche Geſinnung iſt der Grabſtein des Göttlichen. Nur wo der Menſch verſchwindet, da erſcheint Gott! Wie ſo wahr! — Daß wir glauben könnten! wir ſähen Wunder. Niemand wäre allein oder verlaſſen. Das leiſeſte Beben unſeres Gewiſſens wäre uns ein Weltgericht, nicht minder als die Erſchütterung der Erde. Wir würden ſtark ſein, jede Schickung zu ertragen. Der Zweifel hätte nimmer Macht über uns. „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden“ — ſollten wir ſagen, ſo oft es Nacht um uns würde, und die Klarheit des Himmels würde uns umfließen. — Erkennen! Du Liebe einer beſſeren, einer heiligen Welt! Du, das Blüthenauge des Geiſtes! Nur der Frühling des Auferſtandenen öffnet Dein ſeliges Geheimniß. — Wer ſeinen Freund erkennt, hat ſeinen Feind überwunden u. ſ. w.“ — Noch einmal, liebe Mutter; ich war ſehr gerührt. Nachdem Hayn ſeine Rede beendet, verließ er uns, ohne Anderes zu ſprechen. Der Conrector begleitete ihn. Clariſſa weinte heftig, und doch ſtrahlten ihre Augen durch Thränen ſein Lob. Ich nahm ſie an mein Herz. Erkennen iſt die beſſere Liebe, Clariſſa! iſt Licht und Wärme! jeder Zweifel verfinſtert. Verkennen auch Sie den Freund nicht, und beherzigen Sie das Wort, was er heute ſprach.

Als ich nach Hauſe kam, hörte ich, daß wir morgen Abend noch einmal große Geſellſchaft hätten, einiger fremden Perſonen wegen, die der Präſident berückſichtiget. Dann ziehen wir in den Garten. Lebe wohl, meine gute Mutter! und gedenke meiner in Liebe. Ich erkenne dankbar

Dein treues, treffliches Mutterherz, und die Güte Gottes, der mich Deine Tochter werden ließ.

Deine Minna.

Zweiunddreißigſter Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 13. April 18—.
Spät in der Nacht.

Der Brief an Dich war ſchon fort, um ein Poſtſcriptum anzuhängen, und aus dieſer raſchen Aufeinanderfolge vermutheſt Du, daß ich Dir etwas Dringendes zu ſagen habe. Es iſt ſo, meine einzige Mutter. Während ich dieſe Zeilen in größter Aufregung ſchreibe, liegſt Du ruhig nach Deinem ermüdenden Tagewerk und ſchlummerſt; und o! was gäbe ich für einen Augenblick, wo ich an Deinem Halſe liegen könnte! Der Friede Deines Herzens würde über mich kommen.

Was ich Dir zu ſagen habe, läßt ſich in wenig Worte faſſen. Der Sohn des Hauſes iſt wiedergekehrt, begleitet von ſeinem Freunde, und dieſer Freund iſt — Fiorde!

Wir hatten Geſellſchaft, Du weißt es. Der große Lüſtre brannte — ſo zu ſagen. Dieſer prunkende Schein thut mir jedoch allemal weh, ſeitdem ich einen Blick in das glänzende Elend dieſer häuslichen Finanzen gethan; und ſo nützte ich eine kleine Unbemerktheit, mich unter irgend einem

Vorwande ein paar Minuten auf meinem Zimmer zu erholen.

Eine ungewöhnliche Helle bei Madame Adoly fällt mir ſogleich in die Augen; ich ſehe Schatten wie von Männern in dieſer ewigen Clauſur. Es war wohl eine Ahnung, daß ich ſo ſehr erſchrak; ich mußte mich an die Wand lehnen, und die Füße verſagten mir den Dienſt. So mochte eine geraume Zeit vergangen ſein. Als ich wieder in das Geſellſchaftszimmer trat, kam mir Suzon entgegen, und rief mir leiſe zu: „Mein Gott! wo bleiben Sie, Minna? Sie ſind ſo blaß,“ — „mir iſt nicht ganz wohl“ — verſetzte ich kopflos. Nach einer Stunde wird der Präſident herausgerufen. Er trat herein, ſtrahlend vor Freude, ſeinen Sohn an der Hand, deſſen Freund an der Seite. Ich werde dieſen Moment nie vergeſſen. Ein Pfeil ging durch meine Seele, ein Pfeil der Liebe und Erinnerung. Ich dachte unſeres Abſchieds, der wohl ſchöner war, als dieſes Wiederſehen. Ein herzpreſſendes, verlöſchendes Gefühl in mir ließ alle Farben jenes lieben Bildes in mir zuſammenfließen, und was ich ſah, wankte vor meinen Blicken.

Als Fiorde mich erkannte — ich ſah deutlich eine frohe Ueberraſchung auf ſeinem Geſicht — näherte er ſich mir ſchnell, und ſprach: „Minna! theure Minna! Sie hier?“ In dem Accent, mich hier anzutreffen, war eine Beſtürzung, die mich mit Gluth begoß; doch ſchnell wich das Blut aus meinen Wangen zurück, und ein leiſes Zittern rieſelte durch meine Glieder. „Sie ſind auffallend bleich, liebe Bergener,“ ſagte Frau von Adoly, die hinzutrat, „wollen Sie Sich nicht zur Ruhe begeben?“ „Schon vorhin bemerkte ich dieſe Anwandlung“ ſetzte Suzon hinzu. Und ſomit war ich denn vornehm entlaſſen, ohne eines Wortes zu Fiorde mächtig zu ſein. —

O Mutter! wie mir zu Muthe war! oder vielmehr, aller Muth iſt mir dahin. Ich fühlte des Vaters Tod kaum jemals ſchmerzlicher, als in der Minute, wo unter fremden Menſchen ſein Liebling vor mir ſtand. Fiorde ſieht aus wie das Leben. Sein Blick — ich ſah es deutlich — iſt noch heller, noch auffaſſender geworden. Doch wäre dies Aeußere auch minder bedeutend; der Glanz jener ſchönen, unvergeßlichen Tage wird ewig darauf ruhen. Daß ich ſchlafen könnte! Schlafe nur Du wohl, meine Mutter. Mein Zuſtand iſt ein wacher Traum. Ewig Deine, nur

Deine Minna.

Dreiunddreißigſter Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den letzten April 18—.

Meine theure Mutter!

Wir wohnen auf dem Garten wie im Paradieſe. Ich denke zuweilen an das verlorene — und, wie ich fühle, ohne meine Schuld. Deutlich aber ſehe ich ein, daß, ſo lange Menſchen geboren werden auf Erden, von der Frucht der Erkenntniß eſſen, des Weibes Unglückſeligſtes iſt. — Zürne mir nicht, gute Mutter. Du warſt ja wohl immer dieſer Anſicht.

Der Frühling blüht täglich reizender auf; doch ſeit die Sonne ſich mir verjüngt, war kein trüberes Gefühl in meiner Seele. Der Jugend gehört es nicht an, und doch! —

Meine Stellung als Geſellſchaftsfräulein vereinſamt mir das Herz, und macht mich alt vor der Zeit. Mir iſt ſo öde zu Sinne, daß ich zuweilen einen ſtummen Baum umſchlingen möchte. Fiorde iſt noch hier, und wird auch noch hier bleiben, wie lange? weiß ich nicht. Es hat dieſer längere Aufenthalt noch einen von der Freundſchaft geſonderten Zweck. In der Nähe von H—. wohnen ihm Verwandte, die er kennen lernen will. Er deutete ein Mißverhältniß an. Einmal nur, während er bei uns iſt, habe ich mit ihm allein geſprochen. „Wie hat Alles ſich verändert!“ ſagte er mit trautem Ton, „Minna auch Sie! auch Sie! hat mein Andenken Sie beleidigt, daß ich mit ihrer Heiterkeit auch das Herz meiner Freundin vermiſſe?“ — Ich konnte nichts darauf erwiedern; heiße Thränen flammten über meine Wangen. Er fragte mich ſehr theilnehmend und dringend, ob ich mich hier nicht glücklich fühle. Dennoch verletzte mich die Frage. Er würde ſie nicht an mich gethan haben, wenn mein unbefangenes Vertrauen ihm noch ſo werth wäre, wie einſt; wenn er es nicht für unmöglich hielte, ſich hier unglücklich zu fühlen. O Mutter! wie ändert doch unſer Standpunct unſer Urtheil und Alles! Aber ſollte dies ſo ſein? In unſerm Hauſe war ich das Kind meines Vaters, und genoß jeden Vorzug der Liebe. Mein angebeteter Vater erhob Fiorde zu ſeinem Freunde, und ſo durfte ich ſonder Scheu mich angezogen fühlen von Ihm, der ſo gut, ſo trefflich war. War? O Gott! der es iſt! gewiß iſt! — Hier ſetzt mich mein Verhältniß zurück. Der geringe Unterſchied des Alters zwiſchen mir und Suzon wird auf meiner Seite zu dem Standpunct einer matronenhaften Pflicht. — Die holde Freiheit eines zutraulichen Verhaltens iſt mir durch ſtrenge Rückſichten beſchränkt, und ich ſehe im Geiſt die Feſſel — und das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt. —

Ich redete geſtern mit der Präſidentin, und bat ſie, mir für einige Wochen Urlaub nach Oſterfriede zu bewilligen. Sie ſah mich ſcharf an und ſprach: „Jetzt nicht, liebe Bergener, ſpäter vielleicht. Jetzt kann ich Sie nicht entbehren. Es ſcheint, als hätte Suzon eine Neigung zu dem Freunde ihres Bruders gefaßt, der auf jede Weiſe entgegengearbeitet werden muß. Ich rechne dabei auf Ihre thätigſte Mitwirkung. Ich hätte jetzt tauſend — Augen nöthig, und es thut mir leid, daß die Ihrigen unter Waſſer ſtehen, ſonſt müßte, dächte ich, Ihnen dieſe thörichte Leidenſchaft bereits klar geworden ſein.“

Warum aber thöricht, im Sinne dieſer klugen Frau? Guſtav ſcheint doch durchaus unabhängig, und Sie ſelbſt ſagten mir, daß er über anſtändige Mittel zu verfügen gehabt. Vielleicht, weil er ohne Ausſicht iſt? ohne Rang? Seinen Lebensplan hält er verborgen; aber ein Thor darf er deßhalb nicht ſein. —

O meine Mutter! ich bin nicht blind. Vom Augenblicke ſeiner Ankunft an habe ich geſehen, Suzon liebt Fiorde. Die Briefe ihres Bruders hatten ſeinem Freunde dieſen Eindruck vorbereitet. Ihr ganzes Weſen ſcheint beſeelt, jeder Tag entfaltet eine neue Liebenswürdigkeit an ihr. Welcher junge Mann aber würde kalt bleiben, wo ſo erſichtliche Liebe für ihn aufblüht? Wo ein Mädchen ſich ſo ohne Hehl und Harm hingiebt, da iſt der Sieg unſeres

Geſchlechts gewiß entſchieden; ich fühle die Nothwendigkeit, mich zu beherrſchen, und finde mich niedergeſchlagen.

Jetzt erſt ſehe ich ein, welchen Werth für die Unſchuld des Charakters es hat, daß eine entſtehende Neigung mit Weisheit, mit Ruhe behandelt werde. Wehe der Mutter, die da Wache hält! — Fiorde begegnet mir mit äußerſter Zartheit; aber eben dies beweiſ't mir, daß Achtung ſeine vorherrſchende Empfindung für mich iſt. Ich bemühe mich, ihm mein unvermindertes Wohlwollen zu zeigen; allein dies giebt meinem Betragen gerade eine gewiſſe Zurückhaltung. — Meine Mutter! daß ich Dir es geſtehe, ich danke Gott, daß Du meinem Herzen eine Stütze gabeſt, als der Vater Deiner Tochter Geiſt für eine höhere Sphäre ausbildete; denn ein Mädchen iſt und bleibt doch ein ſchwaches Geſchöpf. —

Schreibe mir daher bald ein paar treue Worte; ich verlange ſehnlichſt danach. Du biſt doch meine beſte Freundin. Mutterliebe iſt nachſichtig. Verzeihe mir daher den Schmerz, den Dir dieſer Brief verurſachen könnte und meinen. ,Ich habe Fiorde jetzt erſt verloren, da ich ihn wiedergefunden. Daß äußere Nähe innerlich ſo entfernen könnte, das hätte ich nicht gedacht. Man ladet ihn von Seiten der Eltern zum längeren Bleiben ein, und wünſcht ihn heimlich fort. Der Vater bat ihn, zu gehen, voll der wahrhafteſten Gaſtfreundſchaft, und wir behielten ihn in unſerm Herzen. Noch einmal, meine Mutter, beruhige das meine durch den Troſt eines lieben langen Briefes an

Deine Minna.

Vierunddreißigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterſtiebe, den 5. Mai 18—.

Du ſiehſt, mein gutes Kind, ich antworte Dir auf der Stelle. Deine beiden letzteren Briefe haben mich ſchmerzlich betrübt und beunruhigt; beinahe hätte ich gezweifelt, daß Minna ſie geſchrieben. Dies aber ſoll kein Vorwurf ſein, liebe Tochter, gewiß nicht! Ich meine nur, ich hätte mich damals wegen der Höschen, die Dich Dein Vater tragen ließ, nicht ängſten dürfen.

Glaube nicht, meine Tochter, daß ich Dich nicht verſtände. In jeder Mutter, der das Wohl ihres Kindes am Herzen liegt, iſt das Ohr ein gar leiſer Sinn für die Stimme der Natur. Ich bin wohl nur eine ſchlichte Frau, aber ſo viel weiß ich doch, daß es gleichviel ſei, ob eine unſeres Geſchlechts ſo ſorgſam als Wirthin iſt, um das Flaumfederchen vom Boden aufzuheben, was der Bettdecke entſchlüpfte, oder ob ſie vornehm und geiſtreich die Feder am Schreibefinger hält: Herz bleibt Herz. Das hat der liebe Gott weislich ſo eingerichtet; denn herzhaft ſein, das braucht Jede. Und ſo iſt unſer Geiſt nur ein frommer, ſtiller Muth. Iſt er etwas Anderes, ſo behaupte ich, es iſt der leidige Hochmuth, nichts weiter. Und ſo beweiſe denn auch Du, mein Töchterchen, daß Du eine ſanfte, ſtille Seele biſt.

Daß Fiorde in des Präſidenten Hauſe, und ſich ſo wohl dort befindet, um es ſo bald nicht zu verlaſſen, iſt mir ſelbſt nicht lieb zu vernehmen geweſen, wie gut ich ihm auch bin. Indeſſen — von ungefähr iſt er nicht dahin gekommen — es iſt eine Schickung. Sei nur nicht bange, es wird vorübergehen, was Deine Seele bedrängt; halte nur aus! — Laſſe ihn immerhin eingenommen ſein für das Fräulein und ihre Angehörigen. Ueberwinde Dich, feſt zu bleiben in ſanfter guter Meinung für ihn und ſie. Das iſt der ſchönſte Sieg. Im Uebrigen unterwirf Dich in Allem Gottes Willen.

Sieh, mein Kind! ich habe es dem ſeligen Vater nicht gebilligt, daß er Dich damals dem Fiorde ſo annäherte; ich habe es ihm auch geſagt. „Du kommſt mir vor, Vater,“ ſagte ich, wenn er Worte heißen Lobes ſprach, „wie die Leute, die Feuer in den Mund nehmen, um zu zeigen, was ſie können.“ — „Siehe nur zu, Mütterchen,“ ſprach er lächelnd, „daß Du Dir die Zunge nicht verbrennſt“ — da ſchwieg ich. Aber noch einmal ſage ich: Herz bleibt Herz. Glaube nur, ich kann mich recht in Deine Lage denken und fühlen. Du wirſt es der Mutter kaum zutrauen. Was könnte ich Dir aber Beſſeres zum Troſte ſagen, als ein Stückchen Liebesgeſchichte aus meinem eigenen Leben? Von Liebe darf eine Mutter nicht eher reden oder ſchreiben, bis die Tochter in dem Falle iſt, einer Freundin zu bedürfen; daran biſt Du, mein armes, liebes Kind, und wo hätteſt Du wohl eine treuere? —

Du weißt's, mein Vater, ein geſchickter Uhrmacher, war der Mutter, die mit mir eingegangen, frühzeitig nachgeſtorben und nichts war mir zum Erbe nachgeblieben,. als eine Uhr mit einem kleinen Glockenſpiel, was ſo traurig klang, daß man ihm das Vermächtniß betrübter Zeit für eine hülfloſe Waiſe abhören konnte.

Für meine Kindheit ſorgten fremde Menſchen kümmerlich genug. Eine reiche Zuckerbäckerwittwe, die das Gewerbe fortführte, nahm mich zu ſich. Von dieſer rührigen Frau, unter deren Händen Alles köſtlich gerieth, habe ich mich regen gelernt. Das war eine lebendige Nahrung! Eine Anhängetaſche von braunem Saffian mit ſilbernem Schloß, welche die Frau Nixdorf auf der Schürze trug, ſtrotzte jeden Abend vom Gelde der Einnahme. Sie hatte ehrſame Freier ausgeſchlagen, man glaubte, ſie werde nie mehr heirathen; denn ſie gehörte zu dem Schlage von Frauen, die keinen Mann neben ſich dulden, geſchweige einen Herrn. Nun kam ein Gehülfe in das Haus, ein junger, feiner Menſch, der wohl einen Baron vorſtellen konnte. Er ſtand in großer Gunſt bei der Frau und ſchaltete frank und frei. Er mochte mich wohl leiden; doch hatte ich andererſeits eine Strenge der Behandlung zu empfinden, an welche ich zuvor nicht gewöhnt war. Und als er mir zu Weihnachten einen Marcipan ſchenkte, als wäre er für den Rieſen Goliath beſtimmt geweſen, wenn dieſer nach Chriſti Geburt gelebt — mit eingemachten Nüſſen und Citronat kunſtreich ausgelegt, da war mir mit dieſem Marcipan das letzte Brod gebacken. — Meine bisherige Wohlthäterin nahm einer kleinen unſchuldigen Urſach wahr, um mir anzukündigen, daß ich mir wo anders ein Unterkommen ſuchen ſolle.

Es war eine Glockenweihe, ich weiß es, wie heute noch. Alles war dahin geſtrömt — ich blieb allein. Da ſchlug es drinnen zehn Uhr, das kleine Glockenſpiel bimmelte in banger Weiſe. Mein Herz ſchlug auch in Weh und Angſt, und heiße Thränen floſſen neben dem Sude des Zuckers hin;

denn ich war eben in der Küche beſchäftigt. Meine Verlaſſenheit ſtand vor mir, und — merke Dir das, Minna! die Stunde, wo ich weinte und mich von Gott und Menſchen verlaſſen wähnte — war die meines Glückes.

Eine blaſſe, ſchmächtige Dame, in einem ſeidenen Pelzmantel, tritt zur Thür herein; ich hatte, betäubt von Schmerz und im Gepraſſel der Flamme, die Klingel überhört. Sie redete mich liebreich an und beſtellte eine Torte, die aber keine bittere Mandeln enthalten dürfe, weil alles Bittere ihr Krampf errege. Sie verzog den Mund mitleidig, und ſagte milde: „Ein ſo ſüßes Geſchäft und ſo bittere Thränen! Was fehlt Dir denn, armes Kind?“ Dieſe Worte trafen mein Herz und öffneten es. Sie hörte mich aufmerkſam an und ſchwieg lange; dann beſtellte ſie mich für morgen zu ſich, und nannte ihren Namen, eine Räthin Farold; auch eine Wittwe. Sie wohne in der Hoffnung. — Ich brachte die Nacht ſchlaflos hin in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Genug, denn ich habe Dir noch viel zu ſagen. — Die Räthin nahm mich zu ſich, eine reiche, kränkliche, ordnungsliebende, engelgute Frau, der ich verdanke, was ich geworden bin. Die Frau Nixdorf heirathete nach einiger Zeit den Gehülfen, und die Räthin urtheilte mit Schärfe über dieſe Heirath, als über eine Thorheit. Ach, meine Tochter! warum *urtheilen* wir Menſchen, da wir doch nur *Menſchen* ſind?

So waren ein paar Jahre glücklich und friedvoll für mich hingegangen, als in unſerer ſtillen Lebensweiſe eine Veränderung ſich zutrug. Ein fremder Profeſſor war an das daſige Seminarium gekommen, und gleichzeitig ſiedelte ſich eine adelige Familie in unſerer Stadt an, deren Hofmeiſter ein Pathe meiner guten Farold war. Er beſuchte die Räthin ſogleich und öfter. Ich höre die ſanfte Stimme ſeines Zuſpruchs noch. Es giebt Stimmen in der Welt, die nur zum Troſt geſchaffen ſind, und der Bartholdy hatte eine davon. So oft er kam, wallte der Himmel auf in meiner Seele, wie betrübt ich auch bisweilen war. Ich faßte eine ſtille Neigung zu dem jungen Manne. Da habe ich denn eingeſehen, was die Liebe thut und vermag; es war eine Erquickung für mich, wenn ich ihm eine Taſſe Kaffee einſchenken durfte, und der Augenblick, wo ich ihm den Wachsſtock anzündete zu einer beſcheidenen Pfeife Taback, erhellte mein Leben. Er ſelbſt ſchien nicht heiter, und es däuchte mir, als laſte etwas Heimliches auf ſeiner Seele. Als ich einſt in meiner ängſtlichen Neugier — denn ich hatte von einer Verſprechung munkeln gehört — mich verlauten ließ, der Herr Bartholdy käme mir jetzt ſo ſchweigſam vor, ſo ſagte die Räthin: „Ein übereiltes Wort, mein Kind, läßt manchmal auf zeitlebens verſtummen, darum ſollten ſich insbeſondere die Redner davor hüten. Ich bin bekümmert um den Bartholdy."

Wenn er der Frau Pathe geiſtliche Schriften vorlas, oder aus den Werken Jung Stilling's, dann eilte ich, was ich konnte, mit der Arbeit, um dieſes Vortrags theilhaftig zu werden, und ich ſah dann ein mildes Lächeln auf den Lippen der Räthin ſchweben, wenn ſie meine geſpannte Achtſamkeit auf jedes ſeiner Worte belauſchte. Dieſe ſelige Freude nahm ein Ende, als ſie aufgefordert wurde, ihm ſelbſt den Text zu leſen. — Eines Tages ließ ſich der Profeſſor bei uns melden und hatte mit der Räthin ein langes Zwiegeſpräch. Er kam wieder, und — daß ich's kurz mache — die Stunde kam, wo ſie mir ſagte: „Höre, liebe Chriſtine, man kann mit Dir reden, denn Du biſt ein vernünftiges

Mädchen. Ein eigenes Schickſal aber haſt Du doch! Die Thorheit ſcheint Dir auf dem Fuße zu folgen und Dich zu verdrängen. Ich habe mich geſtern dem Profeſſor verlobt, und Bartholdy, der Diaconus wird an hieſiger Kirche, heirathet ſeine Tochter.“

Ich mochte erblaſſen, denn die Räthin tröpfelte mir Lebensgeiſt ein, und Thränen tröpfelten über ihre Wangen.

„Du dauerſt mich,“ ſagte ſie, indem ſie mit leiſer Hand, die ein wenig zitterte, die meinige ſtreichelte, „ich habe es wohl gemerkt, daß Du ihm gut warſt, und er Dir, aber daraus konnte nichts werden, weil er bereits verſprochen war. Und obwohl ich nicht weiß, wie ich Dich, Du treue Seele, entbehren ſoll, will und muß ich mich doch Deiner begeben zu Deinem eigenen Beſten. Zu einer Wittwe ſollſt Du jedoch nicht mehr. Da iſt der Privatdocent Bergener in G—., der wünſcht eine zuverläſſige Perſon für ſeinen Haushalt, gleichviel, ob alt oder jung. Das iſt ein Gelehrter — dem darfſt Du Dich anvertrauen. Ich werde ſelbſt an ihn ſchreiben.“

Ach Minna! welche Tage! welche Stunden ſtiller Kämpfe! Als nun die Räthin die Glückwünſche annahm, und Bartholdy mit ſeiner Braut am Arme zu Gaſte kam, da lagen mir die Früchte, die ich aufſetzte, wahrlich! in Eſſig, und die Torte war von nichts, als bittern Mandeln, obgleich keine darunter war. Ich ſah das Unglück von beiden geliebten Perſonen voraus, denn der Profeſſor war ein Geizhals und ſeine Tochter hoffärtig. Sie ſah mich nicht über die Achſeln an. Es dauerte eine Weile, ehe die Antwort von G—. erfolgte. Die Räthin hatte mir ein Zeugniß gegeben, deſſen ſich die Martha der heiligen Geſchichte ſelbſt nicht hätte ſchämen mögen. Eine Freundin Jeſu hatte ſie mich genannt, und einen frommen und häuslichen Sinn an mir gerühmt. Dein ſeliger Vater erwiederte, ſolchen Sinn könne er ſich nicht entgehen laſſen, und ich ſolle nur ſo bald als möglich kommen. O mein Kind! mein Herz ſchwillt — indem ich dieſer Vergangenheit gedenke. Daher glaube nur, was uns beengt, das iſt die Kraft, die unſer Glück aus der Knoſpe drängt an das Licht. Als nach zwei Jahren mir Dein Vater ſeine Hand bot, da ſah ich klar, wer meine Verdränger geweſen wären, und was ſie mir gethan. — Der alte Gott lebt noch! Verkümmere Dir die ſchöne Jugend nicht, daß Du zweifelſt, er werde das Rechte für Dich treffen. Wählt Fiorde das Fräulein, ſo hat, der da oben Ja und Amen ſpricht, mit gewählt, und dieſer ewige Wille irrt nicht, wenn gleich ein menſchlich Herz irren kann.

Hat er Dich geliebt, ſo wird er Dich auch lieb haben zeitlebens, „denn was iſt, das wird auch dauern“, ſagte der ſelige Vater. War ſeine Zuneigung aber ein Wehen vom Winde, ſo iſt ſeine Liebe nur ein ſchwankend Rohr, und auf dies iſt keines Weibes Glück zu ſtützen. Wie viel, meine gute Minna, habe ich Dir heute geſchrieben! Alte Geſchichten — doch die Liebe iſt ja ein alter Schmerz auf Erden. Ich bete für Dich, mein Kind, als Deine treue Mutter

Chriſtine Bergener.

Fünfunddreißigſter Brief.

Der Doctor an Minna.

G—., den 10. Mai 18—

Länger kann ich nicht warten, etwas von Ihnen zu erfahren, theure Minna! Der Datum Ihres letzten Briefes iſt zu alt für meine Freundſchaft, die ſich mit jeder Morgenſonne neu verjüngt. Von Poſttag zu Poſttag hoffte ich ein Schreiben von Ihnen zu erhalten. Ihre Güte, die keine ſtrenge Rechnung mit dem Manne des Berufs hält, der ſchwerlich ſicher auf die Zeit zu eigenem Anrecht zählen läßt, hat mich verwöhnt. Wolle Gott nicht, daß Sie krank oder kränklich wären! dies iſt die erſte Beſorgniß, die ſich dem Doctor aufdringt. Oder auch ein leiſes Fieber der Seele, *ein Beben im Blute* möchte ich es nennen, erregt von dem warmen Hauch des Frühlings, der, wie ausſtrömend vom Herzen des Allbelebenden, ſich durch Wallungen kund giebt, in denen die Hand zittert, ein Wort, ein todtes Wort niederzuſchreiben — könnte den Erguß Ihres Vertrauens mir vorenthalten haben.

Sie ſehen, meine Freundin, ich habe die Wahl zwiſchen inneren und äußeren Urſachen einer Pauſe, die mich ängſtet, obwohl ich nicht fürchte, die Harmonie unſeres gegenſeitigen Vertrauens könne dadurch unterbrochen werden. Ich halte den Athem an, ſo oft ich den Briefträger kommen höre, und wenn unter dem, was er mir bringt, Ihre liebe Handſchrift fehlt, ſo muß ich mich ernſtlich zuſammennehmen, um zu hören, was Andern fehle.

„Ein mißvergnügter Menſch hat das Schreiben nicht erfunden," ſagen Sie in Ihrem letzten Briefe. Es iſt wahr, nur Geſunde ſchreiben in der Regel. Die Kranken drücken ihr Gefühl oft ſtill aus. Das Schweigen iſt die Sprache derer, die da leiden. Die Zeichen ihres Zuſtandes zu verſtehen, iſt die Aufgabe des Arztes, wenn er helfen ſoll und will. Wer aber möchte lieber ein Helfer ſein, als der Freund? Und ſo erſcheint Ihr Schweigen mir als ein bedenkliches. Deßhalb, theure Minna, da ich Ihr Auge nicht ſehen kann, dieſes klare Auge, den Spiegel einer reinen, geſunden Seele, geſtatten Sie mir einen Blick in das Herz, und ich werde wiſſen, warum die Feder ſtockt, die dem Getriebe meines Lebens den Schwung der Freundſchaft giebt in Theilnahme und Freude, wenn es Ihnen wohl geht. Und was wär's denn, was ein Freund, ohne andere Anſprüche, als die des Vertrauens, die Sie ihm ſelbſt gegeben, nicht erfahren dürfte? Glauben Sie denn, es werde mir überraſchend kommen, wenn ich erführe, es bewerbe ſich Jemand um das Näherrecht dazu, und die blühende Geſtalt, der Seelenreiz meiner jungen Freundin, hätte einen Kenner des Guten und Schönen angezogen? — Oder — wenn Minna mir geſtände, wie ausſchließlich die Liebe ihr Weſen in Beſitz genommen, ſo daß ſie keinen Augenblick mehr frei hätte für den Freund? — Ich habe mir längſt dieſe Erfahrung als unausbleiblich gedacht. Vielleicht iſt, während ich dieſe Worte ſchreibe, die Zeit ſchon gekommen, wo dieſe Probe der Wahrheit jenes vorbereitenden Gedankens mit abweiſendem Ernſt vor mich hintritt und ſagt: „Ich bin ſchon da." Aber ſie ſoll mich gefaßt finden.

Freilich gönne ich Sie nur dem Würdigſten, und wer wäre wohl würdig, Minna zu beſitzen? Freilich ſtimmt oft auch der Ausſpruch ſelbſt des beſten Freundes nicht mit dem Urtheil der Liebe zuſammen, und ſo bliebe mir nur der Wunſch für ihr Glück und das Gunſtrecht der Theilnahme. An Rathgebung denke ich hierbei gar nicht, die mir immer, auch im geforderten Falle, als eine Anmaßung erſcheint. Die Wahl der Liebe darf durch nichts Fremdes bedingt werden, und in ſeinen eigenſten Angelegenheiten muß das Herz ſich ſelber rathen. Dann, iſt dieſe Wahl einmal getroffen, darf der Erwählte als erſter Freund betrachtet werden. — Jeder Andere, wer es auch ſei, weicht dem unbedingten Gefühl, welches die Einigung der Liebe zu dem heiligſten Verhältniß macht, dem das zeitliche und ewige Leben inniger anvertraut iſt, als dem Arzte Leibes und der Seele. — Aber deßhalb iſt der Freund Ihrer Jugend, Ihrer Eltern, Ihnen kein Fremder geworden. Niemals — theure, gute Minna, werde ich Ihr Wohlergehen — wie weit die Folge Sie auch von mir entferne — aus meinen Augen laſſen, und ewig werde ich Ihnen Derſelbe bleiben, der ich war und bin. — Indem ich dieſe Seite überleſe, iſt es beinahe, als hätte mich Minna bereits zur Hochzeit gebeten. Es könnte daher kommen, daß Heirathsgedanken mich zeither beſchäftigten, und wenn auch nicht meine eigenen, doch leider! mich nahe genug angehend.

Immer gewiſſer tritt die Vermuthung hervor, daß meine Schweſter den kühnen, ja tollkühnen Plan hegt, ſich zu verehlichen. In der Art, wie das Intereſſe ſich für den Herrn Nachbar und ſeine Töchter ausſpricht, kann ich kaum länger daran zweifeln. Lottchen iſt ganz das Gegentheil von ihrem Sonſt. Ehemals feſt zur Starrköpfigkeit in Allem, was gegen ihre Anſicht war — und ſie erkannte Ihren Standpunct für den allein richtigen — ſcheint ſie jetzt ſchwach und ſchwankend ihrem Unglück zuzutaumeln, das ſie ſicher vorausſehen könnte, denn meine Schweſter eignet ſich auf keine Weiſe zur Stiefmutter erwachſener Töchter. Dieſem Verhältniß, vielleicht dem ſchwierigſten aller Lebensverhältniſſe Ihres Geſchlechts — widerſteht die weibliche Selbſtſucht durchaus, welche einen Hauptzug in Lottchens Charakter ausmacht. — Eine Stiefmutter muß jeder Entäußerung fähig ſein, und meine Schweſter macht gern und mit ſo viel Eigenliebe als Eigenſinn ihre Vorzüge geltend. Eine Stiefmutter heirathsfähiger Mädchen darf nur durch milde Reiſe weiblicher Verzichtleiſtung die blühenden Töchter behüten, und eben dadurch am meiſten den Vater beglücken; nicht aber in thörichter Verliebtheit mit ihnen wetteifern, wenn ſie ihnen Liebe, Liebe! im Sinne Gottes beweiſen und die ihrige, dem Gefühl der Natur nach, würdigen will. —

Eine Stiefmutter — doch genug. Solche Aufgaben werden nicht erfaßt von dem Verſtande, nur das Herz allein vermag ſie zu löſen. Und meine Schweſter iſt ihr eigenes Räthſel. Es ſcheint ein gewiſſer Wahnſinn zu ſein, der gerade diejenigen ergreift, welche ſich für vernünftiger als tauſend Andere hielten, damit eine allgemeine Sühnung der Schwäche entſtehe.

Ich habe mit meiner Schweſter geſprochen, und zwar ſehr ernſthaft. „Was könnte mich abhalten, einen ſo wackern Mann zu nehmen?“ fragte ſie empfindlich.

„Nichts“, antwortete ich ruhig, „wenn nicht meine Warnung, daß Du zu viel übernimmſt. Du paſſeſt nicht zur Stiefmutter, Lottchen.“ „Das habe ich wohl nicht an Deinem Kinde bewieſen“ — ſagte ſie vorwerfend.

Nun kann man wohl nicht leicht Jemand in eine unangenehmere Lage verſetzen, als wenn man ihn zwingt, unſerer

Verdienſte zu gedenken. Ein unwilliger Dank iſt ſchlimmer, als keiner. Ich vergeſſe, liebe Schweſter, Dein Gutes nimmer, ſagte ich mit Wärme, doch ohne Hitze, deßhalb möchte ich Dich gern vor einem Uebel bewahren. Dies würde, dünkt mich, dieſe Heirath für Dich ſein. Mein Urtheil über den Hauptmann halte ich zurück; Du würdeſt taub für meine Gründe, ihn auszuſchlagen, ſein. — Er ſcheint ein ſchwacher Vater, Du würdeſt durch die Verbindung mit ihm einen Gegner haben, der es mit Deinen Quälgeiſtern hielte. Seine Töchter — aufrichtig geſtanden — gefallen mir nicht; ſie ſchmeicheln Dir auffallend, und Schmeichelei ſetzt immer Liſt, Abſicht voraus. Ich ſage Dir, Du würdeſt einen ſchlimmen Stand haben, und die erſte Sträflingin an der Strafanſtalt des künftigen Inſpectors ſein. Arme Lotte! hoffe nicht, die Mädchen ziehen zu können — Du ſelbſt dürfteſt Dich wohl eher im Zuchthauſe fühlen. So ſprach ich lange Dringendes. Aber meine Schweſter ſcheint einmal entſchloſſen, ſich ihrer Freiheit zu begeben. Ob dieſer Entſchluß bereits ausgewechſelt iſt, weiß ich nicht, und mag es nicht wiſſen. Nur das frage ich mich zuweilen: Warum kam dieſe Bewerbung nicht früher? — Meine arme Kleine iſt jetzt recht verwaiſ't, denn die kluge Tante iſt eine Thörin geworden, und nichts iſt in einem Kinde ſo heilig zu halten und ſo leicht zu verletzen, als das Gefühl der Achtung, der Glaube an etwas Unfehlbares. Dieſes Gefühl iſt die Religion der Unſchuld. — Was mit Ida anfangen, dieſe Sorge kümmert mich wahrhaft. So kann es doch nicht bleiben.

Und nun, theure Freundin, laſſen Sie mich nicht länger der Gewißheit entbehren, daß Ihr freundlicher Antheil an dieſem meinen Kummer der einzige iſt, der Ihnen einen hellen Augenblick trüben könnte. Genießen Sie die ſchönen

Frühlingstage Ihres Lebens und dieſes Monats vollkommen heiter! Nie erinnere ein kränkliches Gefühl Sie an den Doctor — aber um ſo öfter fordere Ihr wohlwollendes Gedenken die Theilnahme Ihres Freundes, der Ihnen mit einem herzlichen Lebewohl Segen und Heil wünſcht.

Der Ihrige
Doctor Balſam.

Sechsunddreißigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 20. Mai 18—.

Mein theurer Freund!

Warum rührt uns wohl nichts ſo innig, als die Treue? Vielleicht weil wir fühlen, wie höchſtſchwer ſie zu üben, da der Unbeſtand aller Dinge ein Geſetz der Natur zu ſein ſcheint? oder weil wir in ihr eine *göttliche* Eigenſchaft empfinden? — Ein treues Herz muß wohl ſelig ſein in ſeiner eigenen unveränderlichen Tiefe; aber glücklich iſt es ſelten, denn das Glück läßt ſich nicht feſſeln.

Ihr treuer, ſchöner Brief hat mich unausſprechlich gerührt. Saumſeligkeit war es nun wohl nicht, was mich ſo lange ſchweigen ließ, ſondern eine mir ſelbſt unerklärbare Scheu. Wahrlich! Sie denken zu gut von mir, lieber Doctor, ich fühle mich durch Ihre hohe Meinung beſchämt, und will Ihnen die Seele enthüllen, auf daß Sie ſehen, daß ich ein ſchwaches Mädchen bin, nicht beſſer als tauſend Andere meines Geſchlechts. Dies ſoll zur Sühne der Freundſchaft und meines ſchüchternen Vertrauens rückhaltslos geſchehen.

Und warum habe ich jemals ſtärker ſein wollen? Der Stolz des Geiſtes iſt ein ödes Nichts, die Welt des Herzens nur iſt die unſere. „Doch öffnet ſich —“ wie ich mit dem Dichter ſagen möchte, „das diamantne Thor der Demuth nur dem Glauben und der Liebe!“

Wozu ein Mädchen, das beſtimmt iſt für den kleinen engen Kreis ſeiner weiblichen Beſtimmung, auf eine Bahn führen, wo es ſich bald einſam findet und verlaſſen, und ſeine Freiheit mit ſeiner Freude büßt? Gehorſam — darin hatte doch wohl der alte Jude Wolf ſehr recht, iſt der einzige Weg zum Glück des Weibes.

Welche unendliche Befriedigung bietet das Herz dar! Im Genuß reiner Gefühle ſtillt ſich ein tieferes Bedürfniß, als der Durſt des Wiſſens. Man ſehe eine Liebende lächeln — und man ſieht klar einen Lichtblick, ſchöner, ahnungsreicher, als die tiefen Gedanken eines hellen Geiſtes.

Hier fallen ein paar Thränen auf das Papier, ich kann die Flecke nicht verwiſchen, und ſie mögen Ihnen immerhin ein trübes Auge beweiſen.

Wenn ich nicht die Liebe hätte für das Andenken meines Vaters, wenn ſein Schatten mich nicht umſchwebte, wenn die Güte meiner Mutter ihren Segen aus der Ferne nicht wie einen weiten Mantel über mich ausbreitete, um jede, auch die kleinſte Blöße ihres Kindes zu bedecken — wenn Ihre Freundſchaft, die Sie ohne all mein Verdienſt und Würdigkeit mir bewahren, mich verließe, und der Sinn für die Natur mir abginge, ich würde, ich müßte mich hier ſehr allein fühlen, trotz dem, daß ich gern einſam bin, und daß wir auf dem Garten gedrängter wohnen, als in der Stadt. Jedes Intereſſe iſt ein geſondertes nur — und wo es ſich vereint zeigt, da vereinſamt es mich vielleicht am meiſten.

Der junge Adolph iſt von ſeinen Reiſen zurück. Ein hübſcher junger Mann von edelm Anſehen, ſchlank und hoch gewachſen, achtlos gegen Aeußerlichkeiten, worauf ſeine Anverwandten ſo viel geben. Die Gleichgültigkeit gegen den Anzug theilt er mit ſeiner Schweſter, wie auch einen gewiſſen Charakter der Geſichtszüge. Es iſt nicht zu verkennen, daß er ſeiner Stiefmutter ähnlich ſieht. Arme Mutter! —

Wenn er vor ſeinem Vater ſteht und ihn mit den dunkeln, durchdringenden Augen anblickt, ſo lächelt der Präſident behutſam. Sein ſchweigender Mund wirft einen Damm auf gegen den warmen Strom der Beredſamkeit Jenes. Dennoch dürften dieſe geheimen Entwürfe leichtlich zu Waſſer werden. Der Sohn hat eine kühne Hand und ſcheint den Wurf ſeines Schickſals nicht wie einen Spielball zu betrachten, deſſen Schwung ihn der Vater lehren müßte.

Frau von Adolph begegnet ihm mit einer Art mütterlicher Coquetterie, und es iſt nicht zu leugnen, die Feinheit, die ſie dabei anwendet, muß ihn ſchlechterdings umſtricken, aber doch ſcheint ſein Gefühl für ſie mehr verbindlich als anhänglich. Wenn er ſeiner Mutter erwähnt, was doch ſelten geſchieht, ſo iſt ein Zug in ſeinem Geſicht, der da zeigt, welches Band am ſtärkſten zieht — und etwas Schöneres und Sanftes bewegt ſeine Stimme. Er iſt Juriſt, aber eben nicht mit Amtseifer. Man würde zweifeln müſſen, daß dieſer Beruf der ſeinige wäre, wenn nicht ein ſtrenges Gerechtigkeitsgefühl in ihm vorwaltete, ſo daß oft ſeine Wange im Geſpräch aufflammt, wenn er bemerkt, daß Jemand, wäre es auch auf das allerleiſeſte, gekränkt würde. Und ſein Auge iſt ſcharf. Ein unterdrückter Seufzer bleibt nicht unbeachtet von ihm. So iſt Mitha ein Gegenſtand ſeiner Aufmerkſamkeit geworden, und wenn jemals, ſo hätte Frau von Adoly jetzt Urſache gütiger gegen das arme Kind zu ſein, wenn die Selbſtſucht nicht blind machte.

Suzon iſt ganz glücklich; doch nicht durch die Anweſenheit des Bruders allein. Auch ſein Freund Fiorde — unſer Fiorde! der mit ihm gekommen, ſcheint Theil an dieſer erhöhten Gemüthsſtimmung zu haben, die im Einklang zu der ſeinen ſteht. Lieber Doctor — ja, ich habe Fiorde ſehr lieb gehabt, ich ſchätze ihn noch, und gewiß herzlich! Aber eine ſchöne Erinnerung meines Jugendlebens, an ſein Erſcheinen geknüpft, zerrinnt in der bittern Thräne, daß auch der Zauber ſo vergänglich iſt, der eine Seele an die andere bindet durch ein innigeres Band als das der Sinne. Der Glanz erliſcht, in welchem ich ſein Weſen ſonſt ſah, ich finde mich in dunkeln Gedanken. Den Spiegel vermeide ich, denn er zeigt mir ein betrübtes Geſicht, und jener Spiegel, der mein Innerſtes ſo freundlich wiederſtrahlte, wirft ein fremdes Bild. O mein Freund! mein wahrer Freund! laſſen Sie mich Wahrheit ſchauen! Iſt das gekränkte Eitelkeit? Eiferſucht? oder Schmerz der Liebe? — Ich habe ja auf den Beſitz Fiorde's nicht hoffen können; bei ſeinem Abſchiede nahm er meine Heiterkeit nicht mit, die Freude blieb mir, daß ich wüßte, wie theuer ihm mein Andenken wäre. Es fand kein Zuſammenhang zwiſchen uns ſtatt, und dennoch war mein Herz nicht zerriſſen. Warum giebt mir nun ſeine unerwartete Nähe, die augenſcheinliche Leidenſchaft Suzons für ihn, die er gewiß, wenn auch heimlich erwiedert, ein ſo ſchmerzliches Gefühl? —

Zwar überſieht Fiorde mich nicht, obgleich ich weder hoffen noch fürchten darf, daß er mich durchſchaue. Sein Blick ruht zuweilen ſo forſchend auf mir, als ſuche er Minna; aber wir finden uns nicht mehr. Ich ſcheue mich, ihm zu begegnen, ich athme auf, wenn ein Wörtchen von ſeiner Abreiſe fällt. Dies beugt mich tief nieder. Ich möchte mich über mein Verhältniß zu ihm erheben, und kann mit all meinen Kräften das verlorene Gleichgewicht nicht erringen. Hier, lieber Doctor, haben Sie das unverhüllte ſchwache Herz Ihrer Freundin! Wie ängſtlich es unter dieſem Geſtändniß ſchlägt, dies kann nur ich fühlen, und Gott weiß es allein.

Daß ich Suzon nunmehr von der Bewerbung, oder richtiger, von der Abſicht des Baron Golda ſagen könnte, würde mir unmöglich und, wie ich glaube, auch zwecklos ſein. Sie würde kein Ohr dafür haben; ihren heißen Blick würde der Spott abkühlen, daß ich mich ſo ſchlecht auf das Glück verſtände. An Ueberlegung wäre nicht zu denken. Ganz andere Träume der Zukunft beſchäftigen Suzon, und die Hoffnung — ein Nichts für Menſchen ohne Liebe — iſt ihr das Bedeutendſte. Während ihre Mutter wachſam geweſen, und gleichſam auf der Lauer, einen reichen Fang für ihre Tochter zu thun, hat ſich die Liebe wie ein Dieb in das Herz des Mädchens geſchlichen und Beſitz von ſeiner ganzen Fülle genommen. — Frau von Adolp ſcheint ſehr bedrängt; wüßte ſie, was ich weiß, Suzon würde unrettbar geopfert. So aber zieht die Flotte des Glückes in ſtolzer Stille an ihr vorüber, und ſie verſinkt in einem Meer — von Schulden.

Ich glaube bemerkt zu haben, daß nichts der Anmuth einer Frau mehr ſchadet, als Geldkummer Dieſes ſchwerfällige Gefühl, dieſe Sorge um das leidige Metall, verſcheucht die Grazien des Umgangs. Schon in Rückſicht darauf ſollten wir uns gewöhnen, wenig zu bedürfen, auf daß uns nichts mangele. Die Weiblichkeit fordert, daß wir einen Verſorger haben an Gott und an der Perſon des Mannes.

Der Präſident äußert zuweilen eine gewiſſe Unzufriedenheit gegen ſeine Frau ziemlich empfindlich. Wie ein Blitz, der das Verhältniß dieſer Ehe einleuchtend macht, fährt ein Wort aus ſeinem Munde. Sie ſchweigt, und eine Gewitterſchwüle iſt der Athem der Stille, die darauf erfolgt.

Jüngſt ſah ich ihn früh in der Laube ſitzen, die in ſeiner Scheidungsgeſchichte eine Stelle einnimmt, und welche man nur die *finſtere* Laube nennt, weil ſie ſo dicht umzogen iſt. Die Oeffnung in der Mauer, durch welche ſeine erſte Frau ihn in den Armen der zweiten Liebe ſah, iſt grün verſteckt, doch drang das Licht der Morgenſonne hindurch, und mir kam es vor, als ſähe das Auge Gottes in ſein Herz. Er ſaß da, wie ein armer Sünder. Sein Blick war niedergeſchlagen. Er zerpflückte ein friſches Blatt zwiſchen ſeinen Fingern. Der tauſendfältige Schatten um ihn her bebte leiſe in der reinen Luft, und er athmete tief und bange.

Ich gehe bisweilen des Abends zu Förſters und finde mich wohl dort und freundlich aufgenommen. Der Alte philoſophirt ein wenig und beſpricht meine innere Unruhe. Seine Tochter verbirgt die Spannung ihres Gemüths und ſcheint gelaſſen. Wir haben uns recht lieb gewonnen, ſeit Clariſſa mich nicht mehr für ihre Nebenbuhlerin hält.

Mein theurer Freund! bald ſchreibe ich wieder. Nehmen Sie hiermit einen Beweis meines innigen Vertrauens, wie die gegebene Verſicherung hin, daß keines Ihrer Worte jemals ohne Wirkung auf mein Gemüth, ohne Kraft für mein Herz, und alſo nimmer ohne den Segen der Freundſchaft bleibt. Verlaſſen Sie mich nicht, wenn auch der gute Geiſt des Muthes von mir gewichen ſcheint! Er kehret wieder, ſo oft ſich mir die Ueberzeugung erneuert, daß Sie als ein treuer Freund gedenken

Ihrer Freundin
Minna.

N. S. Sagen Sie der lieben Ida einen herzlichen Gruß von mir! Ich wünſchte, Sie könnten mir die Kleine manchmal zuſchicken. Die Unſchuld eines Kindes läßt uns fühlen, daß wir dem Himmel angehören. Man ſchämt ſich vor ſolcher Reinheit auch ſeiner Betrübniß. — Laſſen Sie mich Ihrer Schweſter freundlichſt empfohlen ſein!

Minna.

Siebenunddreißigſter Brief.

Fortſetzung.

H—, den 28. Mai 18—.

Mein theurer Freund ſieht, daß ich Verſäumtes nachhole. Auch ſchöpfe ich freier Athem im Erguß meiner Gedanken an Sie. Die Freundſchaft iſt ein klares, ſchönes Gefühl, und läßt ſelbſt der getrübteſten Seele ihren reinen und erquickenden Troſt zufließen. Sie berauſcht nicht, wie die Liebe, aber ſie ſtärkt, wie Wein. Sie erregt keinen Taumel — vielmehr macht ſie einen ſchwankenden Schritt feſt und ſicher. Sie wirft keinen Roſenſchimmer über die Unvollkommenheiten der Welt und über die Fehler der Menſchen; aber ſie iſt ein ſanftes Licht der Wahrheit, was uns alles Gute und Göttliche erkennen läßt. Sie hebt ein irdiſches Weſen nicht über die Wirklichkeit empor und in die Höhen der Engel; aber ſie giebt den Tiefen des Lebens einen überirdiſchen Grund. So oft ich Sie als meinen Freund denke in bewährter Treue, wallt der Himmel auf in meiner Seele, wie betrübt ich auch ſein möchte. Seit ich Ihnen offen geſchrieben, was mein Gemüth in der letzteren Zeit bewegt hat, bin ich etwas heiterer geworden. Ich habe ſogar den Muth gehabt, mit Suzon zu ſprechen, und ſie im Geiſte einer Freundin gewarnt, ſich einer hoffnungsloſen Leidenſchaft hinzugeben. Ich erinnerte ſie an die Denkart ihrer Eltern, und deutete auf die häusliche Lage, die heimliche Verſtimmung derſelben hin — die ſich ſchwerlich einer Liebe freundlich zeigen möchte, die ſo gänzlich ohne Abſicht wäre. Suzon's Geſtändniß war die ausgeſprochenſte Leidenſchaft, die nichts für unmöglich hält, als das Aufhören der Liebe. Es iſt ſeltſam, lieber Freund, wie abkühlend dies auf mich wirkte.

Auch mit Fiorde habe ich geredet, aber freilich nicht über dieſen Punct, der etwas ſo Zartes iſt, daß ich ihn nicht zu berühren wage. Wie lebendig er auch das Liebenswürdige in Suzon's holder Erſcheinung fühlen mag, — wie könnte es auch anders ſein, da alle Kräfte dieſes reizenden Weſens auf ſein Herz gerichtet ſind? — ſo ſcheint doch ein bedenklicher Ernſt, irgend eine Sorge ſeinem Gefühl Abbruch zu thun, und auch Minna hat noch einigen Antheil an ſeinem Vermögen, zu empfinden.

Warum ſchreibe ich dieſe Worte mit Wehmuth? Wenn mein Bild in ſeiner Nähe, in ſeinem Herzen das Glück und die Freude ſeiner Liebe ſtört, ſo möge dieſe warm aufquellende Thräne es immerhin verlöſchen. Denken Sie, lieber Doctor! jener Baron Golda und ſeine Mutter ſind die Verwandten Fiorde's, denen er unbekannter Weiſe bekannt zu werden wünſcht. Er hat mir es ſelbſt geſagt, und daß außer ſeinem Freunde Niemand um dies Geheimniß wiſſe, als ich. — So hat er durch dieſe Erklärung mich zu ſeiner Freundin erklärt —

Die Zuneigung für Suzon ſcheint demnach Familienzug zu ſein. — Fiorde malt, Sie wiſſen es, und nicht ſtümperhaft. Jetzt arbeitet er emſig an dem Portrait des Fräuleins, wozu die Eltern ihre Erlaubniß nicht weigern können. „Man hat mich zu einem Freiwilligen gezwungen,“ ſagte ein Schauſpieler auf der Bühne, als luſtige Perſon jener berühmten tragiſchen Zeit. Daran dachte ich, als ich dieſe Einwilligung vernahm. Aber auch das Widerſtreben muß den Sieg der Liebe entſcheiden helfen. Da ſitzen ſie, Auge in Auge — und die Mutter — o welch ein Schlaf iſt dieſe Wache gegen das Wachſein Jener! — ſitzt daneben und wankt und weicht nicht. Sein Blick dringt in ihre Seele. Er lieſ't in ihren Zügen. Suzon ſieht ihren zweiten Schöpfer tief und liebevoll an. Sie weiß es, das Bild im Herzen iſt himmliſcher, als alle irdiſchen, aber ein göttliches Gefühl läßt bei dieſem Gedanken ihre Wange nicht höher erröthen. Die Liebe, theurer Freund, iſt gewißlich der erſte Maler geweſen, ſie allein trifft das Aehnliche. Aber dieſem Lichte miſcht ſich auch Schatten bei, und ihre hellſten Farben dunkeln nach, wie Oelgemälde.

Es geht ein finſterer Geiſt durch unſer Haus — Gott gebe, daß das Schickſal nicht ſchleunig ende! Der Zwieſpalt zwiſchen dem Präſidenten und ſeiner Frau tritt, trotz dem ſcharf beobachteten Anſtande, immer greller hervor, und giebt dem Zuſammenhange der Familie etwas Geſpanntes. Es müſſen wirklich Störungen vorgefallen ſein, von denen die Andern, außer den beiden Hauptperſonen, nichts wiſſen.

Als Suzon vor einigen Tagen der Jungfer eine Arbeit auftrug — (ſeit ihr Herz beſchäftiget iſt, überläßt ſie ſich einem ſüßen Nichtsthun) entſchuldigte ſich das Mädchen und ſagte naiv: „Ich kann nicht, wie gern ich auch wollte. Gnädige Frau veranſtalten ein großes Vergnügen, da iſt mir jeder Augenblick eingetheilt.“

Ich mußte ſchmerzlich lächeln über dieſen Ausdruck, der, in Einfalt gewählt, der richtige war. Das Wort „Anſtalt“ ſetzte etwas Zwanghaftes, Unnatürliches voraus, wobei ich zunächſt an Erziehungsanſtalten denke; dagegen Sie vielleicht die Strafanſtalt Ihres Schwagers in Spe — im Sinne haben. „Und man fühlt Abſicht, und man iſt verſtimmt —“ ſagt die innere Stimme bei Allem, was uns aufgedrungen wird. Nur im Gefühl der Freiheit wird Freude — dieſe beſte Gabe! nie verſchmäht. —

Madame Adolp iſt weniger gegen die leidenſchaftliche Erregung Suzons, als ich gedacht hätte. Vor ein paar Tagen ſprach ſie mit mir darüber: „Fiorde iſt ein liebenswürdiger Menſch, und ſind auch ſeine Verhältniſſe ein wenig ungewiß, ſo ſcheint doch ſein Charakter entſchieden und ſein Sinn feſt zu ſein. Wie viel beſſer iſt dies, als der entgegengeſetzte Fall! denn von Innen heraus bildet ſich das Leben. Suzon mag die Stärke ihrer Liebe an den Hinderniſſen prüfen, die ſie zu überwinden haben dürfte, ehe ſie zu ihrem Ziele gelangt. Die Zeit thut viel für unſere Wünſche, wenn ſie unſere Wünſche bleiben — und zuletzt iſt es kein ſo großes Unglück, wenn auch ein Mädchen nicht allzufrüh heirathet.“

Wie kam es nun, daß ich mir das Urtheil dieſer Liebe aus dieſem Munde anders vermuthet? Irrt man doch meiſtens in der Vorausſetzung individueller Anſichten! — Auch in Beziehung auf Sulamith bin ich nicht völlig mit Madame Adoly einverſtanden. Sie hält es für kein Glück, daß Mitha Suzon gleich gehalten werde, was doch gar nicht der Fall iſt. Sie iſt dem lieben Kinde wohl gut, aber gleichgültiger, als es von dieſem warmen, ſchönen Herzen zu erwarten wäre, gegen ſolch ein Gemüth.

Wie unbegreiflich fein ſind doch die Fäden, von denen unſre Zuneigung abhängt! dieſer geheimnißvolle Zug der Seele, dem kein menſchlicher Wille Stimmung geben kann, ſo daß ſein leiſeſtes Berühren einen Ton von Lob und Liebe weckt! — Die ſtärkſten Bindemittel von Außen ſind nicht ſtark genug, eine ſchlaffe Meinung zu verhindern und den Mangel jener einzig anziehenden Kraft zu erſetzen. Eugen (ſo heißt der junge Adoly) ſcheint williger und wärmer, als ſeine gute Mutter, Sulamith anzuerkennen. Und wer weiß, ob nicht ein leiſes, unwahrnehmbares Gefühl dieſer Voreingenommenheit ihres Sohnes Madame Adoly abhält, hier ſo gerecht zu ſein, als wohl ſonſt?

„Sie allein haben einen offnen Blick für die Vorzüge dieſes Mädchens —“ ſagte er geſtern zu mir.

„Jetzt nicht mehr,“ antwortete ich lächelnd, „es haben ſich noch ein Paar Augen für dieſe ſchöne, liebe Seele gefunden.

Die ſeinigen leuchteten mich freundlich an, und ein leichtes Erröthen der Beſchämung flog über ſeine männliche Wange.

Mit den beiden jungen Männern iſt gerade kein Friedensengel in das Haus gekommen. Es ſetzt oft Streit, und in der Regel, wenn wir zu Tiſche ſitzen. Der Präſident verlangt von ſeinem Sohne daſſelbe Intereſſe für juriſtiſche Angelegenheiten, für Staats-Intereſſen und Staats-Papiere. Er mißt ihn nach ſeinem Maße und beſeufzt den trägen Trieb, der ihm ſchwerlich zu raſchen Fortſchritten förderlich ſein dürfte, indem Jener an die höchſten Berge denkt, mit dem Gelüſt, ſo hoch als möglich zu ſteigen, und von Kunſtſchätzen mit einer wahren Bezauberung des Geiſtes ſpricht. Dies reizt den Vater oftmals zu Spott, und die wunde Empfindlichkeit des Sohnes vergißt dann wohl, daß das Blut deſſen, der ihn beleidigte, in ſeinen Adern fließt.

Jüngſt — es war auch bei Tiſche — als der Sohn eine Statue der Galatee beſchrieb, ſichtlich entzückt von dieſer Vorſtellung, ſagte der Präſident mit einem ſchneidenden Lächeln: „Wie es ſcheint, ſo haſt Du Deinen Beruf verfehlt, mein Sohn! Du hätteſt Bildhauer werden ſollen.“ Eugen ward bleich wie Marmor. „Meines Vaters Herz iſt von Stein —“ murmelte er vor ſich hin, und unwillkürlich dachte ich, wie es die Glückſeligkeit eines edeln Weſens zermalmt hätte.

An demſelben Tage noch ließ eine Dame ſich mit ihrem Sohne bei dem Präſidenten melden, und wurde im Geſellſchaftszimmer des Gartens angenommen. Der junge Mann, auch Juriſt, hatte eine vortheilhafte Anſtellung erhalten, aber in dem weit entfernten W—, und ſeine Mutter bat den Präſidenten mit Thränen, daß er wo möglich wieder hierher verſetzt würde.

Darüber wurde nun gegen Abend bei Madame Adolp geſprochen. Dieſe äußerte ihr Bedauern für den Schmerz der Mutter, deren Verhältniſſe nicht geſtatteten, dem Sohne zu folgen.

„Aber, liebe Mutter, bedenke doch!“ entgegnete Eugen, „welcher Menſch kann ſeine Angehörigen alle um ſich haben? und wäre es denn auch immer ein Glück?“ Das ſchärfſte Gefühl ihrer Meinung lag in dieſer Frage.

„Was müßte denn der junge Mann ſein, daß dem Wunſche der Mutter Genüge geſchähe, ihn behalten zu können?“ fragte Madame Adoly mit ſchüchterner Theilnahme, und wie außer der Welt.

„Nichts müßte er ſein!“ antwortete ihr Sohn entſchieden. Es entſtand eine kleine Pauſe. Dann ſagte er: „Es iſt wohl zu beklagen, daß der Menſch Etwas ſein muß, während man die erſte Aufgabe des Seins für nichts achtet, ſeine unſterbliche Seele, dies ewige Kunſtwerk Gottes, für einen höheren Beruf auszubilden. Die göttliche Kunſt erſcheint den Blöden als ein Entbehrliches, um das es ſich nicht der Mühe lohnt — und ſelbſt die baren Erwerbungen der Künſtler verdanken ihren Werth, nach der Meinung ſogenannter reeller Leute, einem Zauber, der früher oder ſpäter das Gewonnene wieder in gemeinen Sand verwandeln wird.“

„Es iſt zuweilen auch wirklich ſo, mein Sohn —“ ſagte Madame Adoly ſehr ſanft.

„Zum Leben braucht man doch Etwas —“ ſagt meine gute Mutter im beſcheidenſten Sinne ihrer genügſamen Bedürfniſſe; aber es ſtehet geſchrieben: „Der Menſch lebt nicht vom Brod allein.“ —

Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund, innigſt wohl!

Denken Sie meiner zur beſten Stunde, mit der Verſicherung Ihres Wohllebens wie des Wohlwollens für

Ihre herzliche Freundin
Minna.

Achtunddreißigſter Brief.

Minna an ihre Mutter.

H—., den 1. Juni 18—.

Vergieb mir, meine gute Mutter, daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe! Dein letzter, lieber Brief, der mich unbeſchreiblich erquickte, hätte wahrlich! eine frühere Antwort verdient, als dieſe verſpätete; aber wie innig und unausgeſetzt meine Gedanken zu Dir ſtrebten, wie oft ich mich auch anſchickte, ſie Dir mitzutheilen, ſo ließ bald ein äußeres, bald ein inneres Abhalten mich nicht dazu kommen. Doch darfſt Du außer Sorgen um mich ſein; ich bin geſund, wenn auch zuweilen krank an Sehnſucht nach Dir, Du Beſte! nach vergangenen Zeiten, die nicht mehr wiederkehren, nach einer Heimath, die wohl nirgend gefunden wird für ein Herz, deſſen Stütze im Himmel ruht. —

Wenn Fiorde nicht hier wäre, wenn mein jungfräulicher Stolz ſich nicht gegen den Gedanken empörte, vor ihm zu fliehen — wenn Sulamith mich nicht bände, der ich, wenn nicht nützlich, doch zum Troſt ſein kann — wenn mein Antheil an Madame Adoly weniger innig wäre, ich würde jetzt jedenfalls um meine Entlaſſung bitten. Ich finde täglich mehr, wie ſchwer es iſt, ſich einem Hauſe verpflichtet zu fühlen, deſſen innerſte Zerrüttung gar keinen geordneten Zuſammenhang zuläßt; wankende Umſtände geben ſtets nur eine unſichere Stellung.

Höre, geliebte Mutter, was ich geſtern erfahren! — Wir hatten eine kleine Geſellſchaft, die aber zeitig nach der Stadt aufbrach, weil ein Gewitter im Anzuge war. Mitha ſchläft bei mir, und ich wartete ihrer in unſerm gemeinſamen Schlafgemach, denn ſchon im Garten hatte ich ſie vermißt. So lag ich am Fenſter und ſchaute in die finſtern Wetter der Frühlingsnacht, welche die flammende Geißel der Blitze nach allen Seiten hin ſchwangen, indeß ein leiſer Regen herabrieſelte, und köſtlicher Duft labend emporquoll. Endlich kam Mitha; ihr Kleid war zerdrückt, in ihrem naſſen Haar hingen grüne Blätter, ſie ſah blaß aus wie ein Geiſt, und ich hielt ihr verſtörtes Geſicht für eine Erſcheinung der Gewitterfurcht. „Ach!“ ſagte das arme Kind, „ein ganz anderes Gewitter hat mich in Furcht und Schrecken verſetzt, und es iſt mir in alle Glieder geſchlagen.“ Worauf ſie mir Folgendes erzählte: Sulamith erhält von Frau von Adolh um einer unſchuldigen Urſach willen eine harte Rüge, wie es nicht ſelten geſchieht; denn die, denen ſelbſt nicht wohl iſt, thun Andern am öfterſten wehe. Mitha entfernt ſich beſchämt und gekränkt — es iſt kurz vor dem Weggehen der Gäſte — und ſetzt ſich in die finſtere Laube, wo ſie ein paar Thränen vergießt. Der Schlaf ſchleicht leiſe über die Augen, die ſie vor dem Wetterleuchten ſchließt; auch ſagt Sulamith, der ſtarke Duft des Gartens habe ſie betäubt. Sie erwacht — vom Donner? Nein, gute Mutter! von der grollenden Stimme des Präſidenten, der ſeiner

Frau im Vordergrunde der Laube heftige Vorwürſe macht. Vielleicht waren Beide vor dem Regen da hineingetreten, der nun ſtärker zu rauſchen anfängt, ſo daß ſie genöthiget ſind, innerhalb dieſer Wände, die ein Paar kleine Ohren haben, Schlag auf Schlag fallen zu laſſen. Mitha hat ſchon zu viel gehört, als daß ſie ſich bemerkbar machen dürfte. Der Präſident nennt ſich einen ruinirten Mann. Es ſind bedeutende Rechnungen eingelaufen, die er längſt getilgt wähnte. Dieſen Morgen iſt der Hausarzt bei ihm geweſen und hat die Verſchreibung für eine Schuldſumme von tauſend Thalern nachgewieſen, die er nunmehr zurückfordert, weil er ſie zur Verheirathung ſeiner Tochter bedarf.

„Deßhalb,“ ſagt der Präſident, „war die Liquidation ſtets von Belang, wenn es auch unſer Herrgott gnädig mit der Krankheit machte; der Doctor hat die Procente in Anſchlag gebracht. — So muß ich Alles doppelt bezahlen, weil Du Nichts bezahlſt. — Wen ich anſehe, der iſt Dein Gläubiger! deßhalb kann ich keinen Glauben mehr an Dich haben.“

Frau von Adoly vertheidiget ſich gewandt. Sie ſagt: „Wer ein Haus ſtandesmäßig ausrichten müſſe, ein Haus voll Menſchen, der bedürfe viel.“ Der Streit wird immer heftiger. Sie wirft ihm vor, er wolle für die perſonificirte Humanität gelten, dieſer Ruhm ſei aber nicht wohlfeil zu haben. Nur zu deutlich weiſ't ſie auf Mitha, wagt aber doch nicht, den Candidaten anzugreifen.

„O ſchäme Dich, Caroline!“ ſagt der Präſident in edelm Zorn, „ich habe längſt bemerkt, daß Sulamith Dir ein Dorn im Auge iſt. Aber wiſſe! nur an der Hand eines Mannes, dem ich ſie ausgeſtattet übergebe, zieht ſie aus meinem Hauſe.“ Hier verliert Frau von Adoly die Haltung. „Aus Deinem Hauſe?“ fragt ſie ſchneidend.

„Ich weiß, was Du ſagen willſt —“ antwortet kaum mehr ſeiner mächtig ihr Gemahl. „Mein iſt nichts, als eine Unſumme bitterer Selbſtvorwürfe.“

„O! die theilen wir wenigſtens,“ erwiedert Frau von Adoly, „wie zu tauſend Malen bereute ich es ſchon, Dich einer beſſeren Wirthin beraubt zu haben. Damals fandeſt Du meine liberale Weiſe ſchön; die Zeiten ändern ſich, heute findeſt Du ſie tadelnswerth. Und die Erbſchaft von Madame Adoly wiegt in der Wagſchale ihrer Vortrefflichkeiten mit.“

Und ſo fort, meine Mutter. Sie ſagen ſich die entſetzlichſten Dinge. Dicht wie Hagelkörner, die jeden Halm von Hoffnung verwüſten, fallen Worte von Scheidung hinüber und herüber. Endlich ſchließt der Präſident damit, daß er ſpricht, es müſſe nun einmal zu einem ordentlichen Arrangement kommen. —

Und während dieſes Streites unter dem Murren des Donners lag Madame Adoly vielleicht in friedſamem Schlummer, und kein Traum jener ſtürmiſchen Scene ſchwebte ihrer beruhigten Seele vor. Und hatten wir geſtern nicht den letzten Mal? Und am letzten Mal war es einſt — vor wie viel Jahren weiß ich nicht — als Madame Adoly ein ganz anderes Geſpräch hier belauſchte! Hätte ſie damals in die Ferne hinaus hören können, es würde anders gekommen ſein. Darum – o meine Mutter! ſollten wir der ewigen Stimme in uns nur allein folgen und uns durch nichts Aeußeres irre machen laſſen.

Ich hatte wohl zu tröſten an Sulamith. Sie weinte die halbe Nacht hindurch, und konnte ſich nicht zufrieden geben. Morgen am Tage wollte ſie die Großtante flehentlich bitten, dem Präſidenten in dieſer Verlegenheit zu helfen; ich dachte wohl bald, es hilft nichts; aber ich wollte die arme Mitha für dieſen Verſuch nicht entmuthigen. Sie wünſchte, daß ich ihr darin beiſtehen möchte, und ich verſprach es ihr.

Als nun heute Vormittag Frau von Adoly ihrer Tochter während des Malens Geſellſchaft leiſtete, und alſo feſt ſaß — ging ich mit Sulamith hinauf, aber nicht zur glücklichſten Stunde! —

Wir trafen die Großtante ſehr übel geſtimmt; ihr Ausſehen verrieth eine heftige Aufregung; die Bäckchen waren mit einem ängſtlichen Roth gefärbt, und in den erloſchenen Augen glomm ein Funke Temperament. Alſo ſichtlich noch in Hitze ſprach ſie: „Ich habe einen Aerger gehabt, liebe Kinder, einen Schrecken — man möchte nur gleich den Tod davon haben. Da gebe ich, Du weißt es, Mitha, dem invaliden Matroſen Fantoh ein Monatsgeld. Ich freute mich immer auf den Tag, wo er es ſich zu holen pflegte. Wir ſchwatzten vom Wetter, er erzählte etwas Neues aus dem Hafen, und war mir eine lebendige Schiffszeitung. Ich ſchenkte ihm ein Gläschen Rum und ein paar Groſchen über das Ausgeſetzte zu Taback. Nun begegnete der ehrliche Menſch der Frau Präſidentin auf der Treppe, und Leuten, die ſo allen Stürmen ſtehen müſſen, iſt es wohl zu verzeihen, wenn ſie auf glatten Bohlen und weichen Decken ein wenig unbehülflich ſind. Der Fantoh verliert, indem er höflich grüßt, das Gleichgewicht und ſtürzt ein paar Stufen hinunter. Die Dame ſtößt einen Schrei aus, ſpricht von Betrunkenen, und daß es nach Theer rieche, wie in einer Strandkneipe. Bald darauf wird er krank und ſchickt ſeine Schwägerin, die ihn verpflegt, die kleine Penſion zu holen.

Dieſe aber wird abgewieſen, mit dem Bedeuten, Bettelvolk werde im Hauſe des Präſidenten nicht geduldet. Mir ſagte man, der Fantoh wäre geſtorben, und als der letzte des Monats kam, beweinte ich den Matroſen wie einen letzten Freund. — Heute —" fuhr die gute Alte fort, „ſitze ich ich in Gedanken, da klopft es, und — wer tritt herein? Fantoh! ich denke ſeinen Geiſt zu ſehen. „Es geht wieder mit friſchen Segeln, wohledle Frau!" ſagte er. Dabei erfahre ich, was man ſich gegen ihn, wie gegen mich erlaubt hat. Aber bei meinem Neffen werde ich klagbar deßhalb einkommen. Will er mich nicht ſchützen, ſind meine Freunde ihm zu ſchlecht, ſo verlaſſe ich ſein Haus. Das wären mir Anverwandte!" Sulamith ſah mich ängſtlich an, ich wagte einige begütigende Worte. Aber die Großtante war noch zu erbittert, und alſo taub dafür. Sie ließ mich kaum ausreden, und ſprach: „So etwas wühlt mir mein altes Herz auf, in das ich Ruhe und Stille von Gott erbitte. Wenn ich des Nachts liege und darüber nachdenke, wie es hier einmal werden ſoll — ich ſchlafe hier nicht auf Roſen! lieber ſchliefe ich in einer Hängematte, und ſetzte den wüſten Sturm zu meinem Erben ein. —" Nach und nach fand Mitha die Sprache für ihr Anliegen. „Damit komme mir nicht, mein Töchterchen!" ſagte die Matrone faſt erzürnt. „Eher verſenkte ich den Geldkaſten dort in das Meer, wo es am tiefſten iſt; er fände eher Grund, als in den Händen der gnädigen Frau. Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt — muß ſich bloß geben. Sie mag baden in dem ſelbſtgemachten Kummer, und es gereicht Dir zur Ehre, gutes Kind, die Du ſo oft das Bad ausgießen mußt, daß Dein Auge darum naß wird."

Wirklich waren der armen Mitha Thränen in die Augen gedrungen, als ſie ſich mit ihrem Zutrauen abgewieſen ſah. — Wenn es die Gelegenheit giebt, werde ich mit Madame Adolph ſprechen.

Es iſt nicht gut ſein, theure Mutter, in einem Hauſe, wo es ſo ſteht. Der Luxus, deſſen man theilhaftig wird, ladet dem Zartgefühl die Laſt der Mitſchuld auf, und Alles, was nach Aufwand ſchmeckt, nimmt für die Feinempfindung eines reinen Sinnes etwas Bitteres an. — Die Freude an irgend einem Genuß iſt verdorben. —

Jetzt erſt, geliebte Mutter, erkenne ich den Segen der Ordnung, den ich unbewußt genoſſen. Nimm meinen Segenswunſch dafür! — Ich dächte, was meinſt Du wohl? mit einem Schuldenbekenntniß geſteht die Frau zugleich ein, daß der Beſitz des Geliebten ihre ganze Seele nicht ausfülle. Die Liebe iſt genügſam und lebt aus dem Vollen. Eine Frau, die den Namen ihres Mannes ehrt, ſcheut ſich, ihn unter eine Verſchreibung zu ſetzen; er darf nur in ihrem Herzen ſtehen. Und ſo dürfte der Präſident Recht haben, wenn er ſagt, die Gläubiger ſeiner Frau hätten ihm den Glauben an ſie genommen.

Empfiehl mich, ich bitte, dem Oberconſiſtorialrath mit der Verſicherung meiner Hochachtung. Dein Wohl, Du treue Mutter, empfehle ich dem lieben Gott! und Deiner Liebe das Andenken

Deiner Minna.

Neununddreißigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 10. Juni 18—.

Wie gern, mein herzallerliebſtes Kind, hätte ich Dir ſchon früher geſchrieben! aber ich habe jetzt alle Hände voll zu thun, mich eines armen, lieben Geſchöpfes tüchtig anzunehmen, was unſer Herrgott bisher geführt hat. So kann ich kaum Athem ſchöpfen zu einem Seufzer für Dich, mein Herz; aber ich ſchöpfe Hoffnung aus Deinem letzten Briefe, Du werdeſt ruhiger ſein, und Dich ſelbſt wiedergefunden haben, denn Du biſt ja die Minna. Einer Mutter, der die Tochter dem Geiſte nach über den Kopf gewachſen iſt, dürfte dies zu ſagen wohl erlaubt ſein.

Vor acht Tagen bekommen wir unvermuthet Gäſte, einen Kaufmann aus der Stadt, Namens Federlein, mit ſeiner einzigen Tochter. Es iſt Verwandtſchaft vom Oberconſiſtorialrath, obſchon ſehr weitläufig, etwa vom zehnten Gebäcke das Endchen. Dieſer Herr Federlein, der eine Niederlage von Stahlwaaren hat, iſt ein kleiner entſetzlich dicker Mann, mit einem Geſicht, roth und rund wie eine Feuerkugel; die Tochter, ein ſchönes Mädchen, aber tödlich blaß und ſchlank wie ein Weidenrüthchen. Wenn man den Vater anſieht und ſeinen Trommelbauch, der die Weſte ſo ausſpannt, daß man das Muſter im Piqué nicht mehr erkennt, ſo wandelt einem das Lachen an, wenn man ſeinen Namen nur denkt, geſchweige nennt; bei dem Blick auf das bleiche Mädchen möchte man weinen. Ich dächte, auf der Seite im Wagen, wo der alte Federlein ſitzt, müßte die ſtärkſte Feder brechen; ſeine Tochter hingegen ſetzt ſich auf den Buchsbaum, weil ſie ihn für ein Bänkchen hält, wie die kleinen Kinder, ohne daß man merkt, daß ſie ihn gedrückt hat. — Und doch iſt dem armen Kinde das Herz recht ſchwer! —

„Herr Vetter!“ ſagte der Dicke, „ich bringe Ihnen meine Tochter. Sie iſt kränklich, wie Sie es ihr auch anſehen. Der Arzt hat ihr verordnet, Molken zu trinken, und den Genuß der friſchen Luft. Da wünſchte ich denn, Sie behielten das Mädchen ein paar Wochen hier. Auch könnten Sie meiner Conſtanze bei Gelegenheit das vierte Gebot erklären. Sie hat ſich eine Heirathsgeſchichte, aus der nun nichts werden kann, zu Gemüth gezogen.

Sieh, liebe Minna! bei dieſen Worten, in einem ehernen Tone geſprochen, wird das arme Kind ohnmächtig, ich ſage Dir, ganz ohnmächtig. Der Vater hatte gleichſam das Leichenbild ſeiner Tochter vor Augen, aber das rührte ihn nicht. Ich gab ihr Hirſchhorngeiſt zu riechen, dem guten Solorius zitterten die Hände vor Schrecken und Angſt, als er nach den ſchwachen Pulsſchlägen fühlte, die ſich gar nicht heben wollten. Eine Taſſe Camillenthee könnte nicht ſchaden, meinte ich, denn ich hielt es für Herzkrampf. Endlich erholte ſie ſich. Thränen floſſen unbewußt an dem zarten Kinn hinunter, die Ader hüpfte ſichtbar an dem ſchneeweißen Halſe — es war ein ſo ſanfter Schmerz — ach meine Minna! wie viel leidet doch ein armes Mädchen auf der Welt! — Die Kniee zitterten ihr ſo merklich, daß das weiße Mouſſelin-Kleidchen bebte, wie eine Blüthe im Winde. Wie ſie nur wieder auf ihren Füßen ſtehen konnte, führte ich ſie ein wenig in die Luft, und ſpäter habe ich den Grund ihrer tiefen Niedergeſchlagenheit erfahren.

Die Sache iſt kürzlich dieſe. Herr Federlein hat einen Geſchäftsführer, der ſeine rechte Hand, dieſes Zutrauens auch ſehr werth, jedoch ein Mann iſt von ſchroffen Seiten und reizbarem Charakter. Der Alte ſeinerſeits iſt auch oft unluſtig, weil ihm die eigene Schwerfälligkeit zur Laſt wird, und ſo gerathen ſie geſchwind einmal zuſammen. Die junge Frau Jenes aber, ein gewandtes Weibchen, bringt Alles wieder ins rechte Gleis, und hat ein bewundernswürdiges Talent, den Principal bei Gutem zu erhalten. —

Nun will Herr Mooſt, der Buchhalter, Urlaub haben auf ein paar Monate zur Hochzeit ſeiner Schweſter — denn die Heimath iſt weit, weit von hier! — Der Alte macht Schwierigkeiten, das verdrießt den treuen Geſchäftsfreund, ſie erzürnen ſich gegenſeitig, und es giebt einen harten Strauß, wobei der Verſtand des Herrn Federlein zur Decke hinausfliegt. Genug, es kommt zum Aeußerſten, und die Beiden trennen ſich in bitterm Groll.

Wie von Gott geſendet, erſcheint noch an demſelben Tage ein junger Kaufmann aus Z—, der dieſes Geſchäftes nicht unkundig iſt, den der alte Federlein auf der Stelle in Pflicht nimmt, obgleich der Holdger — ſo heißt Jener — ein Anderes im Sinne hatte. — Ihr Vater — ſo verſichert mich Conſtanze — hätte ihm lieber augenblicklich Procura gegeben, um ſich ſelbſt zu überzeugen, daß der Mooſt zu erſetzen ſei. Der Tochter Herz und Zutrauen ſcheint dieſer hübſche Erſatzmann übrigens nicht minder ſchnell gewonnen zu haben. Die Leutchen tauſchen mit des Vaters Wiſſen und Willen das Wort der Liebe, nur ein paar Jährchen ſollen ſie noch warten, bis dann Herr Federlein ſeinem Schwiegerſohn die Handlung übergiebt, was er — ich weiß nicht mehr warum — früher nicht kann. Nun ſtirbt zum größten Unglück der älteſte Bruder des jungen Holdger am Nervenfieber. Der Hingeſchiedene hatte ſeiner Mutter, die Wittwe iſt, ein bedeutendes Handlungsgeſchäft in Z—. kindlichtreu geführt, und war ein Vater und Verſorger ſeiner jüngern Geſchwiſter geweſen, ein halbes Dutzend an der Zahl, wenn wir den Geliebten der armen Conſtanze dazu rechnen. Dieſer ſoll nun an den Platz des Verſtorbenen treten, wie ſich von ſelbſt verſteht; in dieſem Falle aber will ihm der Alte die Tochter nicht geben. Holdger iſt ſeiner Pflicht gefolgt — und die Liebenden ſind nun getrennt. — Hier, mein Kind, haſt Du die ganze Begebenheit. —

Gegen Abend fuhr Herr Federlein wieder ab. Seine Tochter bleibt einſtweilen bei uns; ihre Sachen kommen nach.

Kaum habe ich den Oberconſiſtorialrath ſo mißmüthig geſehen, als über dieſe Geſchichte. Als er ſich in ſeinen Schlafrock wickelte, ſagte er: „Wo könnte der Menſch nur Ruhe haben, ſo lange er lebt auf der Welt! Der alte Gellert hat wohl Recht, wenn er ſpricht: Bald ſinkt er durch des Nächſten Schuld in Kummer und in Ungeduld!“ — Was das für ein Tag war, der heutige! Ich falle aus den Wolken über dieſen Beſuch, der nur gleich in Ohnmacht fällt, gleichſam mit der Thür ins Haus! — Mir ſtockte ſelbſt das Blut, als ich das arme Kind ſo blaß vor mir liegen ſah. Der Herr aber hat dem Federlein das Herz verſtockt, wie weiland dem Pharao, daß er erſt den Moſt nicht wollte ziehen laſſen — dann die Tochter dem gelobten Lande vorenthält, wohin ihre Sehnſucht geht. Er ſoll ſich in Acht nehmen, der Vetter! Sonſt führt ein Freier ſie hinweg, dem er ſie nicht wehren kann. Das habe ich ihm auch geſagt. Ich ſoll's mit Religion zwingen — verlangte er von mir. — Das Göttliche aber läßt ſich nicht handhaben wie ein Eiſenbrecher — und ich fürchte, ich fürchte! des Mädchens Herz iſt ſchon gebrochen! — Ach Frau Bergener!“ ſeufzte er recht kläglich, „nun haben wir wieder Siechthum und Schwermuth im Hauſe! Das iſt nicht leicht zu tragen für Diejenigen, die dabei betheiligt ſind. Und das kranke Herz eines jungen Mädchens nimmt in der Regel keine geſunde Vernunft an.“ —

Der gute Solorius! Was wiſſen die Männer von Liebeskummer! ſie machen ihn bloß. Das dachte ich bei mir im Stillen. — Das arme Weſen dauert mich in der Seele; wer aber tröſten will, darf nicht wie ein großes Waſſer kommen, ſo daß es über alle Bäume ſteigt, und die, welche in Jammer zu verſinken glauben, ſich nicht zu retten wiſſen vor Redensarten, die doch ſeichte ſind, und uns noch wüſter laſſen, als zuvor. Der Troſt iſt eine Quelle, die ſehr leiſe rinnt. Und es kommt nur auf das Wort an, das auf den Grund dringt. So erinnere ich ſie — die Conſtanze Federlein — zuweilen, daß bei Gott kein Ding unmöglich ſei, und daß Treue und Geduld — da ſie entſchloſſen iſt, dem Liebſten treu zu bleiben — zuletzt Alles überwinden.

Sie ſchreibt viel, und meiſtens mit naſſen Augen. Dabei ſieht ſie oft ſo traurig auf von dem Papier, wenn die Tauben an ihrem Fenſter ſich ſchnäbeln, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. Ich weiß, daß ſie ihnen wohl gern das Briefchen an den Hals bände, auf daß es der Poſt zuvoreilte und in die Hand des fernen Freundes käme.

Und Der da oben, deſſen Gedanken höher ſind als unſre

Gedanken, ſchreibt unſichtbar Verſicherungen unendlicher Treue, und macht die Lüfte zu ſeinen Boten, die warmen Sommerlüfte, welche die Thränen der Traurigen und Betrübten ſo geſchwinde abtrocknen! — Stände unſer Glaube feſter, und die heilige Schrift lebendig in unſerer Seele, ſo gäbe der Flügel einer Mücke uns den Geiſt der Zuverſicht; und was der Leidenſchaft das Herz durchbohrt, wäre nur ein Mückenſtich für die Liebe.

Conſtanze grüßt Dich freundlich, wenn auch unbekannter Weiſe. Sie thut ſehr zutraulich zu mir, und das thut mir wohl; ich denke dabei an mein Töchterchen. Das Mädchen iſt reich — die einzige Erbin eines großen Vermögens, und wenig Freude hat ſie zu hoffen! Du würdeſt nicht mit ihr tauſchen. Sie hat mir eine köſtliche Scheere geſchenkt, von blankem Stahl mit Gold eingelegt; ich weigerte mich der Annahme, indem ich ſagte: Alles, was ſcheidet und trennt, dürfe nimmer eine Gabe der Freundſchaft ſein. —

Lebe wohl, beſte Minna! Du mein beſtes und einziges Eigenthum! — Auch des Todes Senſe ſchneidet den Faden meiner Liebe für Dich nicht entzwei. Es hält feſt an Dir

Deine treue Mutter
Chriſtine Bergener.

Vierzigſter Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 15. Juni 18—.

Theure Mutter!

Du glaubſt nicht, mit welchem Intereſſe ich Deinen letzten Brief geleſen habe, den ich heute erhalten. Ein wenig Eiferſucht — auf daß ich es nur aufrichtig geſtehe — hat nächſtdem Antheil an dieſer raſchen Antwort. Du vergißt Deine Minna doch nicht, mein Mütterchen, die, wenn auch nicht ſo liebenswürdig, wie dieſe Conſtanze, welche ihr guter Geiſt Deinem Herzen empfohlen, doch nicht minder, vielleicht mehr noch, liebebedürftig iſt? — Ach! es iſt ein ſchmerzlicher Irrthum, daß ein Mädchen, welches beſchränkte Menſchen geiſtreich nennen, keiner Liebe, keiner Theilnahme bedarf, während man diejenigen in Schutz nimmt, die ihre eigenen Kräfte nicht anwenden, und ſich immer auf die Mittel einer gefälligen Hülfe verlaſſen. Verſtehe mich doch recht, meine Mutter! damit will ich auf keine Weiſe etwas gegen die arme Conſtanze geſagt haben, der ich Deine tröſtende Nähe gönne und das ſchweſterlichſte Mitleid zolle. —

Kaufmannstöchter ſind wie Königstöchter ſchlimm daran. Dieſe ſind der Krone, jene der Firma verpflichtet; was aber haben Politik und Speculation mit der Liebe zu ſchaffen, die doch allein frei Hand haben ſollte, das Glück des Lebens zu vergeben! — Deſſenungeachtet, obſchon die Tochter des ſtählernen Herrn Federlein ihre ſchönſte Hoffnung gleichſam zerbrochen ſieht — iſt ſie doch, im Vergleich mit Tauſenden unſeres Geſchlechts, eher zu beneiden, als zu beklagen. Sie weiß ſich doch geliebt! und nur einem Pflichtgefühl aufgeopfert — wenn ich ſo ſagen dürfte — um deßwillen ſie den Geliebten nur noch höher achten muß. Wie aber, wenn die innigſte Liebe ſich um ſchnöder Leidenſchaft willen, aus Selbſtſucht verlaſſen ſieht? Ich denke dabei an Madame Adoly. Die Trennung der äußern Verhältniſſe iſt keine, wo Herz und Sinn an einander halten. Und ſo iſt in dieſem Falle der Schmerz nur ein ſanftes, leichtes Entbehren, welches durch die innerſte Gewißheit aufgewogen wird. Den Geliebten treu zu wiſſen, auch treu dem, was er für Recht erkennt — dies kann ſo ſchwer nicht ſein, auch wenn es als der eiſerne Wille der Nothwendigkeit ertragen werden müßte. Ich ſorge daher nicht, Du, meine Mutter, wirſt die betrübte Conſtanze ſchon zu beruhigen wiſſen.

Weißt Du, woran ich am tiefſten fühle, daß ich Dein Kind bin? An dem Troſtbedürfniſſe Deiner lieben treuen Worte, ſo oft ich mich aufgeregt finde. Dabei iſt eine dunkle, traumähnliche Erinnerung in meiner Seele: der Augenblick, wo zum erſten Male meine Wiege ſtillſtand. Du haſt mir erzählt, der Vater habe mit männlicher Hand die Bogen von der Wiege gebrochen, weil Du ſie zu lange im Schwunge gehabt. Das einzige Kind genießt alles länger, als in der Mehrzahl, und ein kleines Geſchwiſter, wenn es dem Kleinſten die Wiege räumen muß, um groß und weit in einem Bettchen zu ſchlafen, empfindet ſchon das Weh der Verdrängniß. Damals mag eine Ahnung der Selbſtändigkeit in mir geſchlummert haben; denn Du ſagteſt, ich habe Dich verwundert angeſehen und weinenden Auges die Bitte geſtammelt, Du möchteſt mir etwas ſingen. Sieh, meine

Mutter! ſo oft ich nun ein Stillſtehen innerſter Art empfinde, dämmert jenes erſte Schmerzbewußtſein in mir auf, und ich denke, wenn ich nur Deine Stimme vernähme, dann würde ich mich zufrieden geben. — So denke ich mir die heilige Kinderunſchuld in dem Genius eines Dichters. Würde nicht, — hat die Welt ihm etwas entzogen, und bei dem Eingriff der Menſchen in ſeine zarten Träume, — jeder Gram ſchweigen und zur Ruhe werden, wenn die ſchöpferiſche Kraft in ihm, die Mutter all ſeiner Gedanken, ihm ein leiſes, liebes Lied ſänge? —

Hier iſt die Wirklichkeit ſehr unangenehm zu Hauſe. Der Grundton der Gemüther iſt tief verſtimmt, und ſo giebt es nur eine widrige Spannung voller Mißklänge. Der Präſident iſt ſichtlich verſtört, und Frau von Adoly hat ſeit einiger Zeit auffallend gealtert. Die Feinheit des Benehmens iſt verſchwunden; durch die gelegentlichſten Aeußerungen der Eheleute blickt roher Verdruß. — Man ſpart mit Worten, als ſolle dabei etwas herauskommen, und häuft Vorwürfe. Vor einiger Zeit kommt der Präſident aus dem Collegio, und trägt ſein feines Stäbchen, über deſſen goldenem herzförmigen Griffe eine graue Spinnewebe niederhängt, in der Höhe wie eine Trophäe. „Wer etwa Wunden hätte, dem könnte ich dienen —“ ſagt er mit einem ſchneidenden Lächeln, und bemüht ſich das zeriſſenene Netz zu faſſen, was aber ſogleich in eine kleine Wulſt zuſammenſinkt. „Wo nicht,“ ſetzte er hinzu, „ſo muß ich den Fund hier nur für mein eigenes Herz behalten.“ Und dabei wollte er das Geſpinnſt wieder über den goldenen Stockknopf ziehen; es zerriß aber vollends an den Ringen ſeiner Finger. Gewiß es lag in dieſem kleinen Spiele etwas Hämiſches. Frau von Adoly ward blutroth. Sie ſagte, kein Domeſtik ſähe jemals auf das, was ihm obläge und der Präſident antwortete kalt: „Es iſt kein gutes Zeichen, wo die Spinnen überhand nehmen, die Ordnung nimmt dort gewöhnlich ab. —“ Jüngſt hatten wir drei Tage hinter einander daſſelbe Gemüſe, Kohlrabi. Suzon bemerkte es, und ihr Vater ſprach mit Schärfe: „Deine Mutter hat ſo mannigfaltig zu ſorgen und ſo viel Anderes zu berichtigen, daß unſer Geſchmack ſich wohl einfach behelfen kann, und die geringe Beachtung des Küchenzettels ſehr zu entſchuldigen iſt. —“ Der Präſidentin ſchoſſen Thränen in die Augen. Das kleine, grüne Rübenkrönchen, welches ſie ſchon auf die Gabel genommen, ſank herab auf den Teller. Ich ſah es mit einem ſo traurigen Gefühl, als wäre ihr die Krone der Ehren vom Haupte gefallen. Wir alle ſtanden ſchweigend auf. Frau von Adoly hatte früher ſchon den Tiſch verlaſſen. Den Nachmittag war ich bei Madame Adoly. Das Geſpräch führte nur allzubald auf dieſen Gegenſtand. Von jener Scene, deren Zeugin Sulamith geweſen war, hatte ich ihr bis dahin nichts geſagt, nun aber konnte ich — einmal im Zuge — dem Drange der Mittheilung nicht länger widerſtehen.

Madame Adoly ſah mich hierauf an. In ihrem bleichen Geſicht war ein Flammenſchein von Angſt und Gluth nach ein paar Augenblicken wieder verſchwunden. Mit einem tiefen Seufzer ſagte ſie: „Es befremdet mich nicht, was ich von Ihnen höre — ach! ich weiß wohl mehr, als dies. Gott allein blickt in meine bekümmerte Seele. Frau von Adoly weiß jetzt nicht, wo aus — noch ein? — Dahin mußte ſolch ein rückſichtloſes Treiben endlich führen. Die Forderung des Doctors iſt bei weitem noch nicht Alles. Sie hat es ſchlau anzuſtellen gewußt, daß der ehrliche Hahn ihr ſein kleines Vermögen in die Hände gegeben, und dies mit der Zartempfindung eines Verpflichteten und Dankbaren ſeinem Freund und Gönner verſchwiegen — bis auf den heutigen Tag. Sobald Hayn ſich aber amtlich einrichtet, wird er die Hälfte oder das Ganze haben müſſen. Ich thue ihr daher ſchwerlich zu viel, wenn ich behaupte, ſie trage einen Theil der Schuld, daß dieſer Mann in ſolcher Abhängigkeit geblieben. O dieſe Frau! ſie verfolgt mit Schlangenklugheit ihre Zwecke, und ſpinnt das Netz ihrer Liſt ſo fein, daß Niemand ihr leichtlich aus dem Garne ſchlüpft, dem ſie das goldene Blut ausſaugen kann. — Vergeben ſie meinem zerriſſenen Herzen!“ fuhr Madame Adoly fort, welche bei den letzteren Worten tödtlich erblaßt war, „ich fühlte in dieſem bittern Augenblick nur, wie ſehr ich die Freundin ihres Mannes bin, als daß ich in ſeinem Unglück eine Verſöhnung des meinigen finden könnte.

Was ſoll nun aber daraus werden? fragte ich beklommen.

Madame Adoly ſah tief vor ſich nieder, und ein banges Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Hier müßten Wunder geſchehen —“ ſagte ſie ſehr leiſe; ich hörte ihr erſchöpftes Gefühl; ich empfand ihren Zweifel an glücklichen und hülfreichen Möglichkeiten. „Frau von Adoly“, ſprach ſie nunmehr mit etwas geſammelter Kraft, „ſcheint den Muth der Intrigue verloren zu haben, und damit wäre ihr denn freilich Alles verloren. Sie aber, liebe Minna, dürfen ſich nun nicht mehr wundern über dieſe Schwäche — dieſes Zittern. Wer den Einſturz der nächſten Verhältniſſe erwarten darf, kann ſchwerlich jemals zu feſter Ruhe gelangen. Ich habe es kommen geſehen. O! wäre ich begraben, ehe es unter Trümmern geſchieht.“ Und Thräne auf Thräne rollte über ihre Wange. Sie weinte ſanft. Ich machte mir ſtille Vorwürfe, dieſe Gemüthsbewegung veranlaßt zu haben; ich bat ſie, Hoffnung zu faſſen.

„Diesmal muß es wohl zuſammenbrechen,“ ſagte ſie mit einem Ausdruck von Kleinmüthigkeit, den ich noch nie zuvor an ihr geſehen, „es vereiniget ſich zu viel. Eugen's Vater aber noch einmal geſchieden zu wiſſen, dies würde über meine Kraft hinausreichen. Meine Sparſamkeit, deren Grund ich ſchamhaft verſchwieg, brachte mich um die Zufriedenheit meines Mannes. Was aber hat ihr, die mich meines Glücks beraubte, die Verſchwendung geholfen? Ich glaube, ſie iſt ärmer als ich. Die Zeit iſt unwiederbringlich dahin — und der Verluſt ſeiner Achtung, ſeiner Achtung! die mir ewig theuer, läßt ihr nur einen ſchmalen Reſt zur Reue. Die wahre Liebe lebt aus dem Vollen, wenn ſie auch ſparſam iſt, und am wenigſten borgt ſie von falſchem Glanze, ſie verleiht vielmehr auch an das ärmlichſte Verhältniß. Je älter Eheleute mit einander werden, um deſto weniger darf äußerer Mangel eintreten, vielmehr muß die Fülle gegenſeitiger Zufriedenheit jene Ueberſchwänglichkeit der Jugendliebe erſetzen. Gewiß und wahrhaftig! ich bedaure die Mutter der armen Suzon.“

Ich bemerkte, Frau von Adoly ſähe jetzt ſehr übel aus.

Madame Adoly anwortete: „Der Firniß der Welt iſt unhaltbar, zumal unter inneren Reibungen. Was helfen nun alle Toilettenkünſte? Jede Beſchönigung verſchwindet vor ſolchen Blößen. Es liegt ein weiblicher Stolz in der Scheu, Schulden zu machen ohne Noth — und eine Gemeinheit darin, die Mittel der Hoffart niederer Weiſe zu entlehnen. Und wäre ich ein Mann, ich würde mißtrauiſch gegen jedes Weibes Liebe ſein, das nach Schimmer haſchet.“

O meine Mutter, wie lebhaft dachte ich hierbei an Dich! Ein alter Autor, Bias von Priene, ſagt: „Was iſt der herrlichſte Schmuck des Weibes? Ein züchtiges Leben!“ Liegt nicht der Stolz der Keuſchheit in jenen Geſinnungen? Wenn ich alſo zum erſten Male eine zürnende Sprache aus dieſem ſanften Munde vernahm, ſo verlor Madame Adoly dadurch nichts in meinen Augen. Es war, als ob ſie meine Gedanken erriethe; denn ſie ſagte nach einer Pauſe: „Ich bin kein Weib, wie es ſein ſollte. Dieſe Eliſa, welche ihre Juwelen hingiebt für die Buhlerin ihres Gemahls, hat mich ſtets angewidert. Vielleicht iſt Großmuth die allerzarteſte Empfindung einer weiblichen Seele, weil nur der Gott in unſerm Buſen ſie kennen und belohnen darf. Jeder Prunk iſt mir verhaßt, und die Eitelkeit der Tugend am meiſten, der Tugend, deren Weſen Verhüllung iſt. Es giebt dagegen Sünden, deren nur die edelſten Gemüther fähig ſind — die über jede Schwäche unſerer Natur erheben. —“

Ach meine gute Mutter! wie reich iſt doch, wer entbehren kann; und wer nur einen innerſten Schatz bewahrt, leiſtet gern Verzicht auf das Kleinliche der Außendinge. Einer vergeudenden Hausfrau aber — ich habe es erfahren — wird ſelbſt ein unſchuldiges Gemüſe zum jüngſten Gericht. Schreibe mir nur bald wieder, geliebte Mutter, ob Du geſund biſt, und wie Conſtanze ſich unter Deiner Obhut befindet. Grüße ſie beſtens von mir. Tröſte mich auch ein wenig, denn nicht alle ſind ſtark, die es ſcheinen — und den Ohnmächtigen hilft Gott am erſten. Lebe tauſendmal wohl; und wenn Du daran denkſt, wie theuer mir Dein Leben iſt, ſo liebſt Du, wie ich es wünſche und bitte,

Deine Tochter
Minna.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenundſechzigſter Band.

Der Schmuck. Vierter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Schmuck.

Denn giebt es wohl auf Erden
ein Kleinod, das köſtlicher wäre,
als die Seele eines Menſchen!
Goldſmith.

Einundvierzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—, den 18. Juni 18—.

Vielleicht, mein hochgeſchätzter Freund, ſollte ich erſt eine Antwort von Ihnen abwarten; aber es drängt mich, an Sie zu ſchreiben. Es giebt Dinge, die ich an Niemand ſchreiben möchte, als an Sie — und möchte dies beſondere Vertrauen und jeder Beweis davon Ihnen lieb ſein! Die Menſchen haben im Allgemeinen wenig Sinn für die Mittheilungen der Freundſchaft. Die Selbſtſucht iſt immer einſam — und die Liebe ſchließt Alles aus. Alles? Das wäre traurig. Ich ſollte vielmehr meinen, ſie ſchließe Alles ein, was das arme Leben bedarf an Gefühl für Luſt und Leid. Sie, lieber Doctor, ſind der Menſchheit eingeflochten mit einer lebendigen Theilnahme, die eben ſo wohl Ihrem Beruf, wie Ihrem Charakter angehört, und die auch Intereſſe daran nimmt, was Ihnen Ihre Freundin jetzt von Fremden erzählt. Für wen Minna herzlich fühlt und handelt, der iſt Ihnen gewiß nicht gleichgültig. Sie ſehen, wie eingebildet ich bin! —

Aber wehe Denen, die nicht glauben können! Der Zweifel — deſſen überzeuge ich mich täglich mehr — iſt ein tödtliches Unglück. Da iſt unſer Hayn, der nun mit Nächſtem in dem Dome predigen ſoll. Wenn dieſer Vortrag glückt, dann hat der Präſident eine Stelle für ihn in petto, an der ſogenannten Schifferkirche, die hoch am Strande liegt, einen Gehalt von fünfhundert Thalern trägt und deren Geiſtlicher ein Candidat des Todes iſt. So würde Hayn ihm einſtweilen ſubſtituirt.

Nun aber fixirt ihn Frau von Adoly mit einem Lächeln, worin etwas Dämoniſches liegt. Mit dieſem Blicke, ich fühle, ich begreife es — iſt er ihr Opfer geworden. Vor einigen Tagen ſagte ſie: „Wenn dieſe Hoffnung nur nicht auf Sand gebaut iſt! Ich glaube nimmer an eine Predigt, die Hayn halten wird. Er ſollte es zuerſt, wie der heilige Antonius, mit den Fiſchen im Waſſer verſuchen.“ Welche Liebloſigkeit iſt in dieſem Urtheil! Was ein armes Mädchen thun kann, ſeinen Muth zu entflammen, dies habe ich redlich gethan. Seit geſtern habe ich die Zuverſicht, daß es gelingen werde. Hören Sie, was geſchah!

Bei uns war eine Spazierfahrt beſchloſſen, von der ich mich um jeden Preis loszumachen ſuchte. Fiorde wird nun bald das Haus verlaſſen; ein heimliches Geſchäft, wie Suzon mir ſagte, hält ihn nur noch. Ich habe nicht fragen mögen, welches? Ich weiche ihm ſo viel als möglich aus. Unſere Wege gehen ja doch aus einander. Doch mag ich nicht leugnen, daß jedes Zuſammenſein mit ihm mir peinlich iſt. Wem man ſo nahe geweſen, und es nicht mehr ſein kann, dem wünſcht man fern zu bleiben. —

Längſt hatte ich Förſters einen Beſuch verſprochen, der nicht bloß ein flüchtiges Kommen und Gehen wäre, und dieſe Zeit wendete ich dazu an. Ich bin dem alten Conrector herzlich gut. Sein väterliches Walten, die philoſophiſche Selbſtvergeſſenheit, welche ihn nicht fühlen läßt, daß er irgend etwas entbehre, erinnern mich oft an meinen Vater. Seine Tochter muß gekannt ſein, auf daß man ſie lieb gewinne. Mißtrauen in ſich ſelbſt, ihre einſame Liebe — die Furcht vor der Zukunft — haben der armen Clariſſa etwas Finſteres gegeben. Dieſe Schattenſeite eines treuen, trefflichen Weſens könnte ein Augenblick aufhellen! — Nun, vielleicht iſt dieſes Licht ſchon angebrochen; aber mein Herz bricht mir, indem ich daran gedenke. —

Der gute Alte kann, ſeiner ſchwachen Augen wegen, blendenden Sonnenſchein nicht wohl vertragen; nur der mildere Abend erquickt ihn im Freien. — Ich bemerkte, die Weiße der Wände — das Zimmer iſt nur getüncht — ſei einer reizbaren Sehkraft eben auch nicht günſtig. „Hm!“ ſagte er, „das Weinlaub dort am Fenſter bildet einen natürlichen Schirm. Sehen Sie, jedes Blatt webt und malt, wie die Hand eines verborgenen Künſtlers, einen Schimmer von Grün, ein magiſches Helldunkel zur Tapete.“

Den Zufriedenen, lieber Doctor, iſt doch in der That gar nicht beizukommen.

Jetzt kam Hayn, und ging mit dem Alten auf und nieder. Er erzählte, wie er in verwichener Nacht von der Predigt auf dem Dome geträumt. Die Kanzel, eine ſilberne Muſchel, ſei in ſchaukelnder Bewegung geweſen; doch die Stimme habe ihm nicht gewankt, und laut ſchon im Erwachen habe er das Amen ausgeſprochen.

„Amen!“ wiederholte der Conrector leiſe, „es geſchehe alſo! — Es ſind die Gedanken, lieber Freund. Meine eigene Seele denkt faſt nichts Anderes, als die Kanzel auf dem Dom, und daß Sie wacker darauf beſtehen werden. Ich denke, wir haben diesmal nichts zu befahren.“

„Nein,“ antwortete Hayn zuverſichtlich, „fürchten Sie nicht für mich; ich hoffe Alles. Ein befreiender Geiſt iſt über mich gekommen; ich fühle mich wie erlöſ't. Verlegenheit iſt die Feſſel der Rede, ſagt man; aber verlegen? dies Wort wäre zu leicht für das Hemmniß meiner Zunge. Ein Furchtbares, was ich nicht zu nennen wüßte.“ —

„Die perſonificirte Gewalt läßt Homer ſtumm ſein“ — unterbrach ihn der alte Schulmann. „So oft ich in das Schiff der Kirche hinabſah,“ ſprach Hayn weiter, „war mir wie einem Ertrinkenden — zum Erſticken! Die weißen Hauben und Mützen bewegten ſich vor meinen Blicken wie Schaum auf den Wellen — und ein Bauer, der mich mit offenem Munde anſtarrte, war mir kaum minder ſchrecklich, als der Wallfiſch, der den Propheten Jonas verſchlang. Nun hallte die Orgel aus — nun ſollte ich reden, und rang nach Luft.“ —

Ein leiſer Wehlaut ſchlug an mein Ohr, ich hatte ganz und gar zugehört. Himmel, wie erſchrak ich! Clariſſa war bleich wie der Tod geworden — ihr Athem hatte jenen pfeifenden Ton, der die Angſt des Bruſtkrampfs verkündet. Wir leiſteten ihr Beiſtand. Ein Glück, daß ich da war, denn die Männer wußten nicht Beſcheid mit dieſem Uebel. —

„Mein Kind, mein gutes Kind!“ jammerte der Alte, „was iſt Dir denn geſchehen? Beklemmt es Dich, daß Hayn ſeine Beklommenheit ſchilderte? O ſei nicht bange, Clariſſa! Wenn man ſich eines Zuſtandes klar bewußt wird, dann iſt er vergangen. Wie iſt Dir denn nun?“ Ach, mein theurer Freund, lächelnd hätte ich weinen mögen. Der alte Mann vergaß in der Einfalt ſeines Vaterherzens das jungfräuliche Gefühl der Tochter. Wie zart würde dieſe Scene anderwärts geſpielt worden ſein! Hier trug ſie den rührenden Charakter der Wahrheit in gedrängter Empfindung.

Clariſſa verbarg ihr Geſicht an meiner Bruſt, und ihre Thränen floſſen unaufhaltſam, aber ungeſehen. Hayn hielt mit ſichtlicher Theilnahme ihre linke Hand zwiſchen den ſeinen, und fragte mit ſcheuer Stimme: „Bin ich es, liebe Clariſſa, der dieſen Anfall verſchuldete?“ Und irre ich nicht, ſo war etwas vom Verrath der Liebe in dieſer Frage. Ich mußte ihr zu Hülfe kommen, und ſagte daher raſch: „Dieſes immerwährende Geflecht von Haaren, dieſes ewige Sitzen greift die Nerven an und erzeugt Stockungen. Clariſſa ſollte häuslich mehr beſchäftigt ſein.“

„Mir aus der Seele geſprochen, liebes Fräulein!“ antwortete ihr Vater, „aber unſer Haushalt iſt in nuce, ſo giebt es wenig zu thun, und zum Unglück — Gott verzeih mir die Sünde! — bin ich ein ordentlicher Mann, der nicht viel Beſchwerde verurſacht. Und für geſchäftigen Müßiggang iſt meine Tochter nicht geſchaffen.“

„Ja,“ fiel Hayn ein, „das iſt wahr. Demnach wäre es als heilſam zu betrachten, wenn weibliche Hände etwas aufzuräumen fänden. Sogar ein kleiner Verdruß darüber iſt dienlich.“ Ich ſah an dem ſelbſtgefälligen Lächeln, womit Hayn dieſe Worte ſprach, daß er ſich ſeiner Latſchigkeit mit einem gewiſſen beglückenden Stolz bewußt würde.

Gegen den Abend hatte Clariſſa ſich völlig wieder erholt, und Hayn begleitete mich nach Hauſe. „Es wird doch keine Folgen haben?“ fragte er mich ängſtlich, ſobald wir im Freien waren.

„Lieber Hayn,“ ſagte ich, und legte meinen Arm zutraulich in den ſeinen, denn ich wollte ja in ſein Herz bringen, „dieſer Krampf, der die Bruſt eines Mädchens zuſammenſchnürt bei dem Gedanken an eine mögliche Befangenheit, von der ſo viel abhängt, der ſollte billig ein Band werden, was bis ans Ende des Lebens reichte. Andere unſeres Geſchlechts haben Welt, Vermögen, oder Mangel an Gefühl, oder die Kraft ſich zu verſtellen. Clariſſa hat nichts von dem Allem; nur eine hinfällige Stütze an ihrem Vater und den einzigen Freund, der noch blöder ſieht, als Jener; denn ſonſt würde er längſt einen Blick in dies Herz voll Liebe und Treue gethan haben. — Genug, mein Freund! ich glaube, dies Wort war ein güldner Apfel in ſilberner Schale, und das „Amen!“ welches Hayn in verwichener Nacht in der Muſchel geſprochen, könnte den Segen dieſes Tages bedeutet haben. Er drückte mir ſchweigend die Hand, da er mich verließ, und es war mir, als empfinge ich einen ſtillen Dank, ein ſtummes Gelöbniß.

Ich blieb allein im Garten bis ſpät. Der Abend war entzückend, dennoch war eine leiſe Trauer in meiner Seele. Ach! warum müſſen wir erſt ſterben, um zu leben, und lieben, um zu leiden? Warum wird Ruhe und Friedlichkeit nur durch Wunden gewonnen, in denen ein Herz voll zitternden Kampfes ſich enthüllt! — Ich beneidete die Blumen, die ſo natürlich glücklich ſind. Das ſtille Weben ihrer Kelche bleibt verſchloſſen, die Nacht tränkt ſie mit Thau — und keine Roſe ſchämt ſich ihres Welkens. In bewußtloſer Schönheit empfangen ſie den Strahl der Sonne, duften und vergehen ohne Schmerz. — Und der Menſch ſollte geringer ſein vor ſeinem Schöpfer? Wenn Geiſt mein Leben iſt, wenn ich ein Herz habe für die Natur, dann fühle ich den Gott im Buſen, und den Himmel als meine Heimath. Dieſer Gedanke erhebt über alles Weh der Erde, die doch himmliſch geſchmückt iſt — himmliſch ſein kann! —

Anbei, lieber Doctor, liegen ein paar Blätter aus unſerer kleinen Haus-Canzlei, die jetzt Ferien hat. Der Gartenaufenthalt iſt es wohl nicht allein, was dieſe Uebung unterbrochen. Fiorde's Anweſenheit, der Sohn des Hauſes nicht minder — fortwährende Zerſtreuungen, und die Stunden, welche Sulamith bei der kranken Großtante zubringt — nehmen auch viel Zeit weg. Und doch blüht das das Mädchen unter dem Athem der Klage, unter kränkenden Launen, denen es bloßgeſtellt iſt, immer lieblicher auf. Suzon hingegen ſieht blaß aus und hängt das Köpfchen. Auch Fiorde ſcheint nichts weniger als heiter.

Laſſen Sie mich bald einen fröhlichen Freundesbrief leſen, auf daß auch ich froh werde! Die Freundſchaft iſt ja zur Freude der Menſchheit geſchaffen, zum Glück der Guten; die Leidenden aber bedürfen ihres Troſtes am meiſten. Und wären Sie auch kein Arzt — wäre Ihr Name auch nicht Balſam, ich würde Sie dennoch als einen heilkräftigen Freund empfinden. Alle meine Erinnerungen, meine Wünſche für Ihr Wohl knüpfen ſich dankbar an dieſe Verſicherung

Ihrer Freundin
Minna.

Nachſchrift:

Wird Ida mir nicht auch einmal ſchreiben? Laſſen Sie mich Ihrer Schweſter herzlich empfohlen ſein! —

Krankenliebe.

Sulamith.

Dieſe fehle den meiſten Menſchen — und doch ſeien nur die wenigſten geſund — ſagt die Großtante. Das wäre ſchlimm. Ich bin den armen Kranken herzlich gut, und möchte Allen helfen. Vermöchte ich nur mehr! Aber wo die Seele Theil nimmt in wahrem Wohlwollen, da wird der Körper erleichtert im Weh des Siechthums, nach einem innerlichen Zuſammenhange, den Gott allein nur kennt. —

Jüngſt wurde davon geſprochen. Eine leiſe Stimme, eine ſanfte Hand erforderten Kranke — äußerte Jemand. „Ich dächte, ein weiches Gefühl!" wagte ich zu ſagen. Frau Telkyn lächelte und ſprach: „Mit nichten, Kind! Alles dies können auch Leichtſinnige haben, und dieſe können auch ſehr grauſam ſein. Ein feſter Muth, ein ſtarker Glaube, das iſt das Eine, was Noth thut." — Und wahr iſt es. Wo Schmerz iſt, da iſt Gott auch nahe; man fühlt es. Es ſchwebt ſo etwas Stilles, Heimliches und Heiliges um jeden Kranken, als hielte unſichtbare Liebe ihre Flügel um ihn gebreitet. Es müßte ein roher Menſch ſein, der nicht ſeine rauhen Worte dämpfte in ſolcher Nähe. Wer Hülfe reicht, der tritt in einen göttlichen Pflichtenkreis, und kein Vorwurf kann ihn treffen. Wer ſich gezwungen ſähe, einen theuren Kranken zu verlaſſen, den möchte ich ſehr bedauern. Nur Mitwiſſen, wie es um ihn ſtehe —

nur Mitleiden macht ruhig. Und doch ſoll es Mütter geben, die ſich ihrer kränkelnden Kinder nicht annehmen, Frauen, die an ſich ſelbſt denken, wenn ihre Männer in Gefahr ſind — Menſchen, die ſich der Geſchöpfe nicht erbarmen, die nicht klagen können, und nur leiden? — Wie iſt dies möglich? Ich verließe ein Geliebtes nimmer, nirgend! auch nicht in der Cholera — ſondern bäte Gott und würde ihm vertrauen, daß er mich mit ſterben ließe. Das Leben iſt wohl ſchön und lieb; aber werden uns die Liebſten entriſſen, dann zieht der Tod ein lichteres Gewand an, und ein dunkler Faden webt ſich dafür in unſer Daſein.

Und wie dankbar iſt die Mühwaltung um Kranke! Welch ein Aufhebens machte Eugen, als ich vor ein paar Tagen vom Theater zu Hauſe blieb, wohin Frau von Adoly mich mitnehmen zu wollen die Güte hatte — um ihm die Umſchläge für die Geſchwulſt an der Wange ſelbſt zu beſorgen! Und wie gern habe ich es gethan! daß die Mutter, die ihm ſonſt ſchmeichelt, und mir ſo ſelten ein Vergnügen gönnt, mich dieſer Hülfsleiſtung lieber entzogen, dies hätte er beinahe übel genommen. Er nannte mich ſeine treue Mitha. Ja, treu bin ich wohl, — aber das iſt doch ganz natürlich.

Ich erinnere mich, von meinem Vater gehört zu haben, ſo wie es Kranken nicht leicht werde, ihren Zuſtand deutlich zu ſchildern, eben ſo ſchwer ſei dieſe Aufgabe für den Künſtler. Nur Liebe — auch Liebe zur Kunſt — ſei ein Geheimniß der Schmerzen. — Daran dachte ich, als Eugen mir von einem trefflichen Bilde erzählte, das „der kranke Rathsherr“ heißt. Ich ſah es lebendig vor mir. Da ſitzt der kranke Greis, ehrwürdig gekleidet, und ſchaut in leidſamer Ruhe auf ſeine Enkelin — glaube ich — nieder.

Die eine ſeiner Hände hängt ſchlaff herab, und ein junger Arzt, der mit Eugen zugleich dies Gemälde in Augenſchein genommen, hat die unnachahmliche Wahrheit dieſer kranken Hand nicht genug bewundern können. Er fühle ſich verſucht, ihm an den Puls zu faſſen. —

Zu dieſem Doctor könnte ich Zutrauen faſſen. Er wird auch gewiß einem ſtillen Manne helfen wollen — und nicht verzagen, daß auch ein Todtes lebend werde.

Eine tiefe Wangenfurche im Geſicht des Rathsherrn bildet die Rinne einer Thräne, die auf dem Pelzkoller einſinkt, und geht man ihrer Spur nach, ſo findet man das feinſte Künſtlergefühl für eine leidende Natur.

Wie glücklich ſind Maler! Sie erfriſchen durch Farben der Geſundheit, durch das Schöne in jeglicher Geſtalt! Und ſelbſt eine verſiegte, getüpfte Thräne bringt in die Herzen.

Jüngſt, als ich im Garten ſaß, und Solcherlei und Anderes träumte, weckte mich ein ängſtliches Zwitſchern. Auf einem Blatte, das unter der kleinen leichten Laſt ſich bog, ſaß eine kranke Schwalbe mit ausgeſpreizten Flügeln, und hielt ein Federchen im Schnabel, der bleich, ja bläulich war. Das arme Vögelchen ächzte vernehmlich. — Der Anblick dieſer kleinen Schwalbenmutter, die mit der Sorge für das Neſt nicht weiter konnte, rührte mich unſäglich. Ich dachte, wäre nur ein Bischen vom Heiland in mir, ſo ſpräche ich: „Nimm Dein Bettlein und gehe heim!“ Und kaum war dieſer Gedanke in mir aufgeſtiegen, ſo flatterte die Schwalbe auf und davon. — Ich werde dies nicht vergeſſen, und wo ich ſelbſt nicht helfen kann, an Gott im Himmel denken. Die Kranken aber will ich lieben, ob ſie auf ſeidenem Pfühl des Arztes bedürfen, oder mit dem kleinſten Flaum, der am Dorn hangen geblieben, zu Neſte fliegen.

Beſitz.

Suzon.

Fiorde — Minna vergebe mir, wenn dieſer Name der Accord iſt, womit ich beginne, wo von Uebereinſtimmung die Rede iſt — ſprach dieſer Tage den Vorwurf gegen mich aus, daß die Mutter nicht im Beſitz meines Vertrauens wäre. Ja, wenn ſie es wünſchte! „Was iſt denn Beſitz?“ fragte ich ihn. Er ſah mich tief und eigen an, ſein Blick drang in das Innerſte meiner Seele — er faßte meine Hand, und es war mir in dieſem Augenblicke, als wüßte ich es nun für immer, und doch hatte ich es nur *empfunden*. Die Liebe — ich fühlte es — kann aller Erklärungen entbehren, weil ſie die größte Klarheit ſelber iſt.

Aber ich wollte es doch wörtlich wiſſen, und ſo fragte ich den Vater. „Beſitz?“ antwortete er mir ſo fremd, als gäbe es gar keinen, „wie kommſt Du darauf? Beſitz iſt das Inhaben einer Sache mit Berechtigung, nach Willkür darüber zu verfügen.“

Der Vater hatte mir wie ein Rechtsgelehrter geantwortet, und ſo fragte ich unter einer ſchicklichen Wendung die Mutter.

„Dem Himmel ſei Dank, daß Du endlich daran denkſt!“ ſagte ſie erregt. „Beſitz iſt Haben! und alſo die Ueberſchrift der beſten Seite im Buche des Lebens.“

Dieſe Antwort genügte mir noch weniger; ich fühlte vielmehr mit Schmerz, woran die Mutter gedacht hatte. Auch lag etwas Forderndes darin. „Verzeihe!“ bat ich, „Beſitz und Haben ſcheint mir doch verſchieden. Wenn einer das ſchönſte Eigenthum beſäße, und ein Anderer hätte mehr Freude daran, mehr Liebe dafür, ſo würde der Beſitzer, — wie mich dünkt — gegen dieſen im Nachtheil ſein.“ „Wie meinſt Du das?“ fragte die Mutter mit ſo ſcharfem Tone, daß ich davor erſchrak; er ſcheuchte mein ſchüchternes Vertrauen weit, weit hinweg. Wie hätte ich ihr mein Herz offenbaren können? — Ach! Ihnen, der Freundin unſeres Hauſes, mag ich es wohl geſtehen; an dieſer Frage merkte ich, wie ſchlecht es um das Verhältniß meiner Eltern ſtehe. Das Gewiſſen iſt doch ein unbegreiflicher Webeſtuhl, woran ein Engel des Gerichts ſitzt und wirkt, und in dem kleinſten Gedankenfädchen Beziehung findet auf das Werk, deſſen ſich der Menſch bewußt iſt! — Wehe mir! daß meine Mutter mir den Stoff zu dieſer Bemerkung gegeben. Fiorde hat wohl recht, wenn er Sie, liebe Minna, mir als ein Vorbild kindlicher Geſinnung rühmt, und ich bitte Sie, bitte Sie flehentlich, mich zu lehren, wie man ſeiner Mutter das Herz öffnen möge, auch wenn ſie es gewaltſam ſelbſt verſchließt.

Nun ging ich zu meiner Tante. Sie lächelte. Tauſend Täuſchungen waren in dieſem Lächeln. Dann ſagte ſie ernſt: „Was Beſitz iſt, willſt Du wiſſen? So höre denn, mein Kind! es iſt die ſchmerzlichſte Irrung unſerer Glückſeligkeit, wenn er nicht ein Herz bedeutet, was nach dem höchſten Guten ſtrebt. Jeder andere Beſitz iſt Scheingut — das Bild einer Seifenblaſe. Ein Augenblick — und es zerfließt in einer Thräne.“ Hier empfand ich mit unſäglicher Wehmuth, daß ich meines Vaters erſte Frau gefragt hatte. —

Nun fragte ich Hayn, und bat ihn, ſich aber doch ja auf keine gelehrte Erklärung einzulaſſen.

„Der beſte Beſitz ſcheint mir,“ ſagte er ſtoiſch, und ein wenig ſtöckiſch über dieſe meine Bitte, „die Kraft, jeden äußeren entbehren zu können; denn gar mancher hat uns — und der Menſch, indem er zu beſitzen glaubt, wird beſeſſen. Schlimm iſt's, daß man dieſe alte Plage, von der man nur erlöſet werden kann, nicht wie die Cholera für eine Seuche, für eine neue Erfindung des Böſen hält, da ſie doch das Licht des Geiſtes auslöſcht, und ein ſchwarzes Uebel iſt.“

Meinen Bruder durfte ich nicht übergehen. Beſitz ſei das Eigene — ſagte er in Kürze, „die Schönheit, zum Beiſpiel, der Spiegel der Liebe.“ „Wähle einen andern Vergleich,“ erwiederte ich, dieſer erinnert mich daran, daß der Spiegel einen Hintergrund von Queckſilber hat. Auch iſt die Schönheit nicht das Eigenſte. Sie wird geliehen — von der Zeit genommen — und ruht, wie ich jüngſt las, als eine Idee in der Anſchauung.“

Eugen neckte mich mit meiner philoſophiſchen Lectüre. Nun war Sulamith noch übrig. „Was meinſt Du?“ fragte ich, und beſchämt geſtehe ich, nur ſo nebenher. „Mir ſcheint“ — antwortete ſie hocherröthend, „die Liebe der alleinige und eigentliche Beſitz auf Erden, wie im Himmel; denn ſie macht gut und göttlich, und verleiht Alles, auch dem Aermſten.“

Woher kam dem Mädchen dieſe Weisheit? — Macht denn aber verſagter Beſitz des Geliebten nicht unglücklich und elend? Mir däucht ſo. Könnte ich je das Eigenthum eines Mannes werden, der mein Herz nicht hätte? Nie! niemals! mich ſchaudert bei dieſem Gedanken. Nur Beſitz iſt Sicherheit. Oder nicht? ſagen Sie mir, theure Minna, wie Sie darüber denken!

Zweifel.

So heißt das Hinderniß alles Möglichen. Zweifel iſt das größte Unglück für Jedermann; doch für ein weiblich Herz insbeſondere. Wir bedürfen der Zuverſicht vor Allem, denn unſer Sinn an ſich iſt blöder Art. —

Zuverläſſigkeit iſt freilich dem Glück der Welt nicht eigen — und wandellos dürfte nur der Unbeſtand aller Dinge zu nennen ſein. „Verlaßt Euch nicht auf Menſchen“ — ſagt die Schrift. Sonach wäre ja der Zweifel nur eine nöthige Schutzwache, nur Klugheit, wie ſie der Lehrer göttlicher Lebensweisheit ſelbſt empfiehlt. Ach! es ſcheint mir dennoch anders. Der Zweifel iſt wohl eher Ueberlieferung an das Niegeglaubte — die Schlange, welche ihr Opfer ſo lange anſtarrt, bis es in unentrinnbarer Angſt ſein Schickſal beſchleuniget. Tauſende wären nicht verzweifelt, hätten ſie irgend einen Zweifel beſiegen können.

Giebt es eine Feſſel für das flüchtige Glück, ſo iſt es die ſtolze Sicherheit, welche ſeiner gewiß zu ſein glaubt. So ſtrafen Eltern den Uebermuth eines Kindes, indem ſie es anbinden mit dem ſchwächſten Faden, und treiben ruhig ihre Geſchäfte, wohl wiſſend, daß der kleine Flattergeiſt ſtehen bleibe, und ſich für gebunden halte.

Wenn irgend ein Band die Guten zuſammenhält, ſo iſt es das Vertrauen! und wo Beſtand gefunden wird, da hat unzweifelhaft ein feſtes Herz den größten Theil daran. Wer an der Tugend eines Menſchen zweifelte, gäbe auch den Beſten verloren. Den Verſunkenſten kann eine gute Meinung heben. Wer am Gelingen einer Sache zweifelt, fühlt ſeinen Arm gelähmt, ſie zu vollführen. Mißtrauen iſt ein Schlagbaum für alle Fortſchritte. Wenn Etwas die Kräfte des Himmels herabzieht in unſer armes Leben, ſo iſt es, daß man die menſchliche Schwäche vergeſſe und verliere im Blick auf Gott!

Der Zweifel haftet am Irdiſchen. Er ſiehet unter dem grünen Hügel Leib und Seele begraben, er verneint Liebe und Treue — er leugnet die Anſchauungen einer geiſtigen Welt. Er hängt ein bleiernes Gewicht an die Zeit, ſo daß die Schläge zitternder Herzen ſtocken; — er hält nichts für ewig. Einen geſchäftigen Dämon möchte ich ihn nennen, und doch liegt eine troſtloſe Leere um ihn her. — Der Glaube hingegen iſt der gute Geiſt der Ruhe und Einſamkeit, eine Karthauſe im Innerſten des Gemüths, worin ein Wunderthäter wohnt — die ſtille Kapelle einer Alpenhöhe. Das Wort eines Gläubigen rührt wie ein Abendglöckchen, das vom Berge in das Thal läutet. Man mochte ſich nur gleich zur Ruhe legen, und dem Hüter der Nacht ſein kleines Leben und Alles, Alles! überlaſſen.

Ein Lieblingszug des Zweifels iſt ein gewiſſes Lächeln. Ich denke dabei an das Lächeln der Frau von Adoly, womit ſie Hayn mißt — vielleicht iſt er in ſeine Befangenheit und abhängige Rolle hineingelächelt worden. — Manche Frau, die eines Vorzugs ihres Mannes erwähnt, ſieht ihre Nachbarin lächeln, hört keine Silbe dazu ſagen — und von nun an nagt die Natter des Zweifels an ihrem Herzen.

Mich dünkt, nicht die Untreue ihres Gemahls, nur der Zweifel, daß ſie ihn ferner beglücken könne, habe die Ehe der Madame Adoly getrennt. Und wenn Clariſſa nicht gezweifelt — woran der Gedanke an die Verſorgung ihre und des Freundes Schuld geweſen — ſo würde ſie früher zu der Gewißheit gekommen ſein, ſich geliebt von ihm zu wiſſen. „Es kommt auch von Innen, wer an etwas Gutes glaubt“ — ſagte neulich eine junge Dame; „und banger Zweifelmuth hat ſich ſchon oftmals als eine böſe Ahnung beſtätigt.“ Darin liegt auch etwas Wahres, und wir kennen die Wechſelwirkung der geheimſten Elemente bei weitem noch nicht. — Nicht frei von Aberglauben, nehme ich in dunkeln Wünſchen, im Neide ſogar! einen ſchädlichen, verwehrenden Zauber an. — Was ſchützt und ſichert uns? Ich habe oft darüber nachgedacht. Wir ſtreifen nur die Angſt ab, wenn wir auf das innerſte Leben bedacht ſind. Das Gute iſt überall der Kern, das, was der Erde angehört, nur die Schale, die wir durchdringen müſſen. Es liegen überirdiſche Kräfte im tiefen Schacht des Herzens verborgen; nur wer furchtlos hinabſteigt, gewinnt den Schatz. —

Irdiſche Wünſche aber, die ſich wie Schlacken mit dem Golde mengen, verfallen der Tücke des Zweifels, eines Geiſtes, der nicht von Oben ſtammt. So wird Glauben nur durch die reinſte Liebe möglich. Liebe iſt das Ja des lieben Gottes, das Amen der Natur. „Liebe iſt Ueberzeugung!“ ſagt Rahel ſo ſchön, als wahr.

Minna.

Zweiundvierzigſter Brief.

Der Doctor an Minna.

G—, den 25. Juni 18—.

Heute, als ich meine Krankenrunde gemacht, fand ich Ihren theuern Brief vor, und ſchon lag das Papier bereit zu einem Schreiben an meine liebſte Freundin. Ich hatte mir ein paar Stunden der Ruhe und Sammlung dazu abpaſſen wollen; doch in der Regel ſchlagen dieſe fehl, wo wir am geſpannteſten darauf warten. — Und doch iſt Mittheilung mir jetzt mehr als jemals ein drangſeliges Bedürfniß. Lottchen geht, achtlos meiner brüderlichen Warnungen, ihren Weg fort; ſo fühle ich mich allein mit meinem armen Kinde, und möchte oft genug Ihre Freundſchaft, theure Minna, zu Rathe ziehen. Ein in Leidenſchaft befangener, in Thorheit verirrter Geiſt kann nichts mehr leiten, auch das kleinſte Weſen und Hausweſen nicht.

Ein Kinderauge ſiehet zudem klar — und die Unſchuld läßt ſich ſchwerlich blenden. Was Ida der Tante abmerkt, kann ihr nimmermehr erſprießlich ſein, und taſtet dieſe zarte Blüthe in ſo fern an, als es ihr den mütterlichen Schutz abbricht, den meine Schweſter ſonſt für ihre Pflicht hielt. Und wenn es noch um eines hinreißenden und wahren Gefühls willen geſchähe; dem iſt aber nicht ſo; ich bin es überzeugt. Charlotte muß vielleicht nur ihr Schickſal erfüllen, und das Maß, womit ſie andere ſo oft gemeſſen. —

Wehe Denen Ihres Geſchlechts — Ihre wohlwollende Seele vergebe mir! — die ſich auf ihre Verſtändigkeit etwas einbilden! Der kleinſte Sturm der Gelegenheit ſetzt ihnen die Haube auf — und nimmt ihnen mit dem Kranze die Krone, in welcher ſie die weiblichen Schwächen zu beherrſchen glaubten, und ſo manchmal den Stab des Urtheils gebrochen haben. —

Noch einmal habe ich meiner Schweſter ernſtliche Vorſtellungen gemacht, und ſomit gethan, was ich konnte und durfte — mehr zu wollen, wage ich nicht. So muß ich ſie denn ihrem eigenen Willen überlaſſen; ob zum Segen? Gott weiß es. Lottchen iſt mündig, und ihr Bruder hat kein Recht zu einem Machtſpruch, deſſen ich mich auch enthalten würde, wenn von einer Jugendliebe die Rede wäre. Auch käme hiebei noch in Frage, in wie weit dies Verhältniß mir ſelbſt zuwider ſei, was ich — ehrlich geſtanden — bedeutend bejahen müßte. Der künftige Schwager regt ein Gefühl von Abneigung, einen innern Widerſtand in mir an, wogegen ich vergebens ankämpfe. Nie war ein Schmollis mir fataler, als dieſe Brüderſchaft, welche meine Schweſter mir in ihrem Rauſche aufbürdet. Im nüchternen Gefühl einer zu ſpäten Reue wird ſie einſehen, daß ich ihr reinen Wein eingeſchenkt habe — und daß der Hochzeiter, der ihr den berückenden Liebestrank credenzt, ein Miſchling ſei. — Der Honigſeim ſeiner ewig lächenden Töchter findet einen wahren Sauertopf an mir, weil ich im Voraus weiß, welche Gährung er jenſeit der Honigmonate dieſer Ehe erzeugen wird. —

Nichts hätte mir erwünſchter ſein können, als eine vernünftige Heirath meiner Schweſter, um ihres Glückes, um meiner Ruhe willen; aber für die Vernunft ſteht dieſe Partie zu niedrig, und der höhere Friede — o Himmel! er wird auf einer andern Warte obſervirt, als da, wo dieſer tapfre Werber ſein Wartegeld gegen ein beſſeres Einkommen vertauſchen möchte. —

Mit welchem Intereſſe habe ich die Beſchreibung der kleinen Scene geleſen, der Sie im Hauſe des Schulmannes beigewohnt! — Man lieſ't die lebendige Theilnahme vom Blatte. Es ergriff mich, ich hätte am liebſten nach der Feder greifen mögen, der kranken Clariſſa etwas zu verſchreiben. Solch ein Krampf zieht nicht allein zuſammen — nein! er zieht auch an. Nach meinem ärztlichen Gutachten würde ich Krämpfe in häufigen Fällen für ſcheidend halten; denn ſie entſtehen oft weniger aus Schwäche oder Reizbarkeit, als aus ſtarker Bosheit, die ſich nicht anders auslaſſen kann. Ein Mädchen kann kaum an einem größeren Uebel leiden. Bei einer krampfhaften Frau weiß ich nicht, wen ich mehr beklagen ſoll. Sie büßt Liebenswürdigkeit ein; der Mann büßt ſeine Leidenſchaft mit einer wahren Geißel. Krämpfe ſind — wenn irgend etwas — eine Abtödtung des Fleiſches. — Er ſteht finſter das entſtellte Bild ſeines Glückes — und ſelten gewinnt es die ſchönen Züge wieder, die ihn einſt anzogen. Er verſtummt;

— denn der Menſch heißt den Mann ſchweigen, und ſein Muth zu ſtrenger Abhülfe deſſen, worüber er zürnen könnte, wird befangen von dem zarten Nervengewebe, das keinen ewigen Faden in das Band der Ehe wirkt. Wehe! wo es ſo ſteht. So oft ich ſolch eine Schwelle verließ, war es mir, als ſähe ich die arme Liebe, die ſolche Anblicke nicht aushält, neben mir aus der Thür ſchleichen. Was bleibt dann noch? „Und unſre Schutzwehr iſt Geduld!“ ſingt meine Schweſter; denn auch in der Wahl ihrer Lieder ſpielen Ideen von Vertheidigung hinüber. —

Wenn Hayn Stand hält, ſo möchte ich ihn für neidenswerth halten; meine Freundin aber kommt mir wie der Erweckungsengel dieſes glückſeligen Träumers vor.

Eben ſo wahr finde ich, was Sie von der dämoniſchen Einwirkung der Frau von Adoly ſagen; ich glaube daran. Ach! ich ahne mehr, als ich mir bewußt werden möchte, welch eine dunkle, verhängnißvolle Macht die Wünſche Anderer, ja ein böſer Wille — und jeden eigennützigen nenne ich ſo — auf uns üben. Dieſes Thema könnte mich leichtlich zu weit führen. Oft läßt ein Gedanke, der ſchattenartig in uns aufſteigt, ein Grauen in uns zurück, das wir nicht mehr bezwingen können. Unſre Freiheit iſt dahin — und Unſichtbare, obgleich ſie in leiblicher Geſtalt um und neben uns wandeln, ſtürzen uns ins Bodenloſe. In der Liebe jedoch liegt, wie tiefer Schmerz auch, doch jeder tiefſte Troſt. — Laſſen wir die böſen Geiſter und die Oberfläche auf ſich beruhen. Gott iſt auch in den Schwachen mächtig, und „hilft er nicht zu jeder Friſt, ſo hilft er doch, wenn's nöthig iſt.“ Dem Candidaten iſt das Band der Zunge gelöſ't — ſie wird in der bewußten Predigt eine flammende ſein — und die Thränen der armen Clariſſa, die künftig in herzpreſſender Beängſtigung nicht mehr weinen wird, ſind wie Oel ins Feuer gefallen.

In Betreff der drei Aufſätze hätte ich meiner liebenswürdigen Freundin auch Vieles zu erwiedern. Die „Krankenliebe“ der kleinen Sulamith möge dem Arzte das Erſte ſein. Das Blättchen hat mich gerührt. — O, wäre doch zum Heile der Welt jedem weiblichen Weſen Krankenliebe mit der Muttermilch einzuflößen! Wo gäbe es denn nicht etwas zu lindern — mitzuleiden? — Liebe aber iſt die Geſundheit der Herzen, iſt jener reine Kinderathem der Seele, der die Luft um ein Krankenbett verbeſſert und ſelbſt den letzten Hauch noch leicht macht. — Der Doctor hat zunächſt Gelegenheit, zu bemerken, wo dieſer heilige Athemzug hebt und hilft. Dienſtfertigkeit thut es nicht allein, und iſt wohl nur ein gefälliges Talent; der wahre Sinn für das Bedürfniß der Kranken iſt der Genius erbarmender Liebe. Er ſchafft Rath — er ſchafft Ruhe — wenn auch mit tauſend zarten, mitempfindenden Schmerzen. Gott ſegne Mitha! Ich fürchte jedoch, für dieſe himmliſche Gabe, die der Schöpfer ihr in dieſer Theilnahme zu Theil werden laſſen, wird die arme Erde ihr immer einige Uebung geben.

Das zweite Blatt beweiſ't mir nur, wie der Gedanke an den Beſitz des Geliebten Suzons ganze Seele ausfüllt. Es machte mich traurig, zu denken, welche Träume von Glück in dieſem Begriffe liegen, welches müde Ausruhen der Begehrlichkeit, indeß der Wunſch, wie das Herz der Sehnſucht, fortpulſirt und nach dem Unerreichbaren ſtrebt. Wohl uns, daß es ſo iſt! „das leiſe Finden nur iſt ſüß!“ — Mit dem Geſundenen ſieht der täuſchbare Menſch ſich oftmals *abgefunden*, wo ſein Suchen und Sehnen weiter ging. Nur aus dem Urquell wird der Durſt geſtillt, der uns im Fieber dieſes Lebens verzehrt, woran wir Alle ſterben.

Zweifeln Sie nicht, meine Freundin, daß ich zur Steuer der Wahrheit Ihrem Wort vom Zweifel die Ehre gebe. Auch hierbei muß ich ſagen: Wer könnte dies beſſer bekräftigen, als Unſer einer? — Wo der Arzt zweifelt, da iſt der Kranke verloren. Wo die Angehörigen bei dem leiſeſten Anſcheine der Gefahr einen Zweifel an der Rettung aufkommen laſſen, da ſteht es ſchlimm — um ſie. Nur wo das Zweifeln ein Müſſen und doch kein Können iſt — wo der Tod ungeſehen heranſchreitet und ſein geheimnißvolles Werk beginnt: da — ob auch der Kranke ſtirbt — lebt er in der Liebe der Seinen. Jüngſt werde ich über Land geholt. Der junge Beamte des Grundherrn von Heimlingen war plötzlich mit ſeiner Frau brodlos geworden, weil ein unglückliches Zuſammentreffen von Umſtäden einen Verdacht auf ihn gewälzt, den er nicht hatte heben können, ohne die gnädige Dame dabei auf eine mißliche Weiſe auszuſetzen. Indeſſen hatte dieſer wackere Menſch ſich die Sache zu Gemüth gezogen; der Wurm, der über ſeine Ehre geſchlichen, nagte an ſeiner Geſundheit. Er trug es im Stillen, bis ſich endlich eine Krankheit ausbildete, die nur einzig und allein die Wirkung gekränkter Treue war. Vielleicht ließ Gott dies zu — auf daß die Treue ſeiner Frau verherrlicht würde. Nie werde ich vergeſſen, wie die Kraft dieſer einfachen Seele mein Herz bewegt hat Sie bettete ſich heimlich-leiſe mit ihm ein, und wahrlich! nicht auf Roſen dieſer ſchönen Zeit. Sie richtete ihn mit ſanften Händen und noch ſanfteren Worten auf. Sogar in das Gewirre ſeiner Phantaſieen brachte ihre Innigkeit einigen Zuſammenhang; ich ſah, wie tief ihre Gedanken mit den ſeinen verknüpft wären.

— In einem lichten Augenblick fragte er ſie mit ſchwacher, bekümmerter Stimme, und ich merkte, daß er mir etwas zu ſagen wünſchte, was die Frau nicht hören ſollte! „Willſt Du nicht einmal ins Freie gehen? es ſcheint ſo ſchön im Garten." Sie ſchüttelte den Kopf, und zum erſten Male ſah ich Thränen von ihren Wimpern tropfen. „Draußen iſt mir weh —" antwortete ſie, „hier allein iſt mir wohl: laß mich bei Dir bleiben."

O meine Freundin! dies iſt Liebe! die heilige Liebe der Ehe, die Alles theilt, um ganz Liebe zu ſein. Wie mancher Reiche, der an der Tafel des Genuſſes ſchwelgt, und dennoch darbt, dürfte dieſen brodloſen Mann zu beneiden haben, dachte ich. Indem ich fürchtete, ihn nicht erhalten zu können, wagte ich, behutſam darauf hinzudeuten. Das Geſicht der jungen Frau ward todtenbleich; aber in ihrer Miene war eine rührende Ungläubigkeit an mein menſchliches Wiſſen; ich ſah, ſie hoffte auf Gott. Ihre Faſſung verdoppelte ſich. Sie ſetzte ſich auf ſein Bett, ſchlang ihren Arm unter ſeinem Kiſſen hinweg und ſchmiegte ihre Wange an ſein ſchlichtes Haar. So flüſterte ſie ihm leiſen Troſt ins Ohr. In der athmenden Stille vernahm ich, wie ſie ihm von frohen Tagen der Zukunft ſprach, wenn es beſſer mit ihm geworden, und wie ſeine Unſchuld an den Tag kommen würde. Endlich trat ich hinzu. Der Kranke lag lächelnd — verſtummt: tödtlich beſtürzt riß ich die Frau empor und rief: „O halten Sie ein! Er iſt wohl ſchon todt."

Theure Minna! mit Reue gedenke ich daran, indem ich fühle, daß der Arzt über dem Menſchen ſtehen müſſe, wenn er Denen ein Gott werden ſoll, die ſeiner Hülfe ihren Glauben ſchenken.

„Nein," ſagte die Frau, und nicht der leiſeſte Schrei entglitt ihrem Munde, obgleich alle Glieder ihres zarten Körpers zitterten, „er iſt nur ohnmächtig — es kann nicht anders ſein.“

Und wirklich war es nur eine tiefe Ohnmacht, in der die Kriſis erfolgte. Mit der entſchiedenſten Hoffnung konnte ich ihn verlaſſen; vorher aber war ich noch Zeuge eines erſchütternden Ereigniſſes. Er hatte kaum unter unſern belebenden Verſuchen die Augen aufgeſchlagen, als es an die Thür klopfte und ein Mann von anſehnlichem Wuchs hereintrat. Er reichte dem Kranken geſenkten Blickes die Hand; dieſer aber zog des Fremden Hand an ſeine Lippen, brachte mühſam hervor: „Nun ſterbe ich gerne —“ wendete ſich nach der Wandſeite und weinte. Sie errathen, daß es der Gutsherr war. In dieſem faſt wortloſen Beſuch lag eine beredte Abbitte, und die flache Rechte, die er über das Bett hinausreichte, enthielt das vollgültige Zeugniß der erkannten Redlichkeit. Ich bin überzeugt, mit dem Befinden meines Patienten wird ſich auch ſeine Lage verbeſſern.

Dies geſchah am längſten Tage, wo dieſer Frau am bängſten geweſen, und eine glückliche Wendung ihr ſo nahe!

Von jeher hat der längſte Tag im Jahre etwas Rührendes für mich gehabt. Es iſt mir immer, als ob ich die Schönheit der Natur wie in ihrem Abſchiede empfände. An jenem Abend war meine Seele den reinſten Eindrücken geöffnet. Einſam fuhr ich durch die blühenden Felder. Es war ſchon ſpät, und noch ſchwebte die Sonne zaudernd am Saume der Gebirge. Ich ſah ihr in das glänzende Auge — da ſenkte ſie es nieder. Der Himmel war voll Gluth, die Erde voller Liebesgefühl, und mit Wehmuth gedachte ich der Wendepuncte des Lebens. Der Sterne leiſer Flimmer lenkte meinen Blick zu einer heiligen Weltordnung empor.

Endlich löſchte die Fackel der Abendröthe aus; doch dieſer Abend wird nie in meinem Andenken verlöſchen.

Die Beilage, in Folge Ihrer gütigen Erlaubniß, wollen Sie freundlich annehmen! Ida läßt es ſich nun nicht nehmen, an Minna zu ſchreiben. Der Brief ſcheint ihr, wenn auch viel Vergnügen, doch nicht wenig Kopfbrechens zu machen. Sie ſitzt und ſinnt mit einem Auge voll Tiefſinn, und ich möchte in die unſchuldige Seele blicken, die ſo mühſam die kleinen Perlen der Gedanken an einen Faden reiht. Vorhin fragte ſie mich: „Vater, ſchadet es, wenn man ſchief kommt?“ „Es ſieht allerdings übel aus“ — antwortete ich lächelnd.

Es iſt ſeltſam — beiläufig geſagt — daß Wenige Ihres Geſchlechts gerade ſchreiben. Die Richtſchnur der Grazien, die Weg und Wandel bezeichnet, zieht auch unmerklich Linien auf dem Papier. Jede *ſichtbare* Haltung iſt jedoch beängſtend für den Briefleſer und ſchadet den Zugen der Liebe. Dann fragte mich Ida wieder: „Es ſchickt ſich wohl nicht, daß man über etwas klagt?“ Ich merkte, was ſie im Sinne hatte, und erwiederte: „Nicht füglich, mein Kind! Man betrübt den Freund.“

„Nein,“ ſprach ſie, „ich will Minna lieber eine Freude machen und ihr etwas ſchenken.“

Nehmen Sie daher nur an, was es auch ſei! ich laſſe Ida gewähren. Auch ein Kind iſt glucklich im Gefühl der Freiheit, die dem Beweiſe der Liebe Werth und Bedeutung giebt.

Leben Sie wohl, liebe Theure! leben Sie innigſt wohl!

Ewig Ihr treueſter Freund
Doctor Balſam.

Dreiundvierzigſter Brief.

Ida an Minna.

Liebe Minna!

Der Vater hat geſagt, ich dürfte Dir ſchreiben, und das iſt mir lieb. Ich denke oft an Dich, und weiß noch ganz, wie Du ausſiehſt. Ich wünſche, daß Du recht geſund biſt, und auch noch ſo hübſch, wie in dem braunen Kleide, worin ich Dir ein Loch geriſſen habe. Es war einmal, als wir Abſchied von einander nahmen, da ich Dich bei den Falten hielt und nicht laſſen wollte. Ich ſpare jetzt ſehr, und lerne es auch ganz von mir ſelber — weil ich Dir ein neues Kleid kaufen will. Aber ſage es nur Niemand! denn ich möchte Dir gerne eine heimliche Freude damit machen. Biſt Du Roſa gut? oder gefällt Dir Veilchenblau beſſer? Eine Dame lobte meine Flechten, und ſagte, es wäre ein ſeiden Haar, und nicht mit Golde zu bezahlen. Da habe ich mir eine Locke abgeſchnitten, eine tüchtige Locke — und ſchicke Dir nun ein Pröbchen von Ida. Die Tante ſchrie vor Schrecken laut auf, da ſie es ſah; es thut aber nichts — wenn ich auch ein Bischen zitterte, da ſie mich hart anließ. Man muß nicht ſo weich gebacken ſein. Auch einen Roſenſtock wollte ich Dir mitſchicken, den ich geſchenkt bekommen. Vater aber ſagte, es wäre kein Poſtſtück. Nun, auf eine einzige Roſe wird es dem Poſtmeiſter wohl nicht ankommen; das Knöspchen daran iſt ja kaum der Rede werth. Ich werde ſie in Moos packen, da liegt die Roſe, wie eine ſchöne

Mutter mit ihrem Kinde im Grabe. Ach liebe Minna! manchmal bin ich recht traurig, daß ich keine Mutter habe! faſt alle Mädchen haben Mütter. Haſt Du dort viele Freunde? Wir haben auch welche: Hauptmanns.

Lebe wohl, gute Minna! Friſche die Roſe im Waſſer ein, und ſchenke mir Deine Liebe!

Ida.

Vierundvierzigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 4. Juli 18—.

Meine gute Tochter!

Mühe hat es gekoſtet, mir ein Stündchen für Dich zu erübrigen: ſo drängt ſich Alles in meinen Geſchäften und in meinen Gedanken! Aber eine Freude, welche die Mutter nicht mit dem einzigen Kinde theilen könnte, wäre nur eine halbe für ſie, oder gar keine. Nein, Minna! Du ſollſt nicht zu kurz kommen: am wenigſten in meiner Liebe zu Dir. Und kann ich auch nicht ganz ſo gut mit der Feder fort, wie Andere, ſo theile ich Dir doch Alles mit, was ich erfahre, bis an das Ende meiner Tage, wo wir, ſo Gott will! wieder zuſammen ſein werden.

Ich habe Dir von der Conſtanze Federlein geſchrieben, und die ganze Geſchichte, wie mir däucht. Zwar war und blieb es ein betrübter Beſuch, und wenn ich ſie im Garten allein fand, bückte ſie ſich ſchnell mit rothgeweinten Augen, die noch tröpfelten, auf eine Blume nieder —; aber ich that, als ob ich es nicht merkte; denn man muß dem Grame nicht aufpaſſen, wenn er auch in einer Thräne ſchleicht, ſondern ihn wie einen Schatten ſein Weſen treiben laſſen, bis die Sonne wieder hell ſcheint.

Sieh nur, das Religiöſe war doch wohl bei dem lieben Kinde verſäumt worden. Der Vater hat ſeinen Mammon, die Mutter ruht im Grabe — ſo hatte man das Wichtigſte auf ſich beruhen laſſen. Darum hatte Gott ſich dieſer verwaiſ'ten Seele angenommen und ihr eine ſo reine, wahre Liebe gegeben. Denn eine reine Liebe iſt Vater und Mutter und der liebe Gott ſelber.

Ich ließ ein Wörtchen gegen meinen alten Freund Solorius fallen. „Das iſt's!" ſagte er, „Sie haben es getroffen. Warum findet man den Himmel auf Erden nur etwa noch in einem alten Buche? Weil das Göttliche den Menſchen als eine Thorheit erſcheint, weil ſie es für entbehrlich halten, und nur denken, wenn ſie der Welt Sinn und Schätze hätten, ſo wäre ihnen ewig geholfen. Darum müſſen ſo viele Männer verzweifeln und ſo viele Mädchen verzagen." —

Der Oberconſiſtorialrath redete dem armen Mädchen recht wie ein Tröſter zu; ich that das Meine auch; und war der Kern mancher Predigt in ſeinen gütlichen Worten, ſo beſänftigte ich das traurige Gemüth durch meine Erfahrungen. Hoffnung liegt in Allem, was der Menſch erlebt in dieſer Zeitlichkeit, denn die nächſte Stunde kann es ändern, und läge die Erfüllung eines Wunſches in noch ſo weitem Felde; das Körnlein, was ein hoffend Herz legt, kann doch wohl aufgehen; denn an Gottes Segen iſt Alles gelegen.

Zu unſerer Freude hatte Conſtanze ſich ſichtlich bei uns erholt. Die Zeit kam nun heran, wo ſie uns verlaſſen ſollte; doch von Herrn Federlein wollte immer noch kein Brief kommen, das Nähere zu beſtimmen. Da ſitzt ſie vorgeſtern Abend unter den Bäumen vor der Thür und läßt ſich von den Mücken ſtechen. Um die gelben Büſchel der Lindenblüthe brausten die Bienen, daß man ſein eigen Wort kaum verſtehen konnte. — Conſtanze war ſo ſtill — ich dachte, ſie wünſche, allein zu ſein, und machte mir drinnen im Zimmer zu ſchaffen.

Da höre ich einen Schrei — ich fühlte, daß ich vor Freuden mit erſchräke — dann ſchluchzt es, es läuft mir eiskalt über die Haut — ich eile hinaus, und unſere Conſtanze liegt in den Armen eines Fremden und weint laut an ſeinem Halſe. Richtig! es war der Holdger. Die Sache verhält ſich ſo.

Als Herr Federlein uns ſeine Tochter gebracht und nun allein heimfährt, geht ihm — wie er ſelbſt ſagt — der verlebte Tag im Kopfe herum. Wenn die Menſchen und namentlich die Männer — ihren Willen haben, dann erſt fühlen ſie, daß ſie ein Herz haben. Das ohnmächtige Märchen mag wohl gewaltig an das ſtählerne dieſes harten Vaters gepocht haben, denn er bringt das Bild nicht vor ſeinen Augen weg.

Wie er nun nach Hauſe kommt, da iſt es ihm entſetzlich weit und öde; die gute Conſtanze fehlt ihm überall, und jetzt kommt es ihm vor, als ob er auch gefehlt hätte. Ach mein Kind! das Gewiſſen — wir brauchen gar nicht weit abzuirren — kann uns in eine Wüſtenei verſetzen, und kein Sand iſt ſo brennend, als ein Selbſtvorwurf. — Den nächſten Sonntag geht er in die Kirche. Dicht am Thore wohnt.

ſein ehemaliger Buchhalter, Mooſt. Die junge Frau liegt am Fenſter und nickt freundlich, als wäre gar nichts vorgefallen, ihm einen guten Morgen zu. Dieſer Gruß bringt den Federlein aus dem Gleichgewichte. Er ſtolpert, fällt der Länge nach hin, und ſolch eine Maſſe fällt ſchwer auf! — Im Nu iſt das flinke Weibchen bei der Hand, ihm aufzuhelfen und behende um ihn herum. Sie bittet, daß er ſich bei ihnen erhole, und ehe der Alte weiß, wie ihm geſchieht, ſitzt er neben dem, der ſo lange ſeine rechte Hand war, und das Geſchehene bleibt links liegen. Die Reiſe iſt nun zurückgelegt, und da mag der Buchhalter vielleicht denken, wie er in dem alten Verhältniß etwas vor ſich gebracht haben würde. Die Urſache einer Uneinigkeit erſcheint manchmal anders in den Folgen. „Satte Leute ſtreiten ſelten ums Brod.“

Genug, der Mooſt führt den Principal nach Hauſe und von Stund' an ſeine Geſchäfte wie zuvor. Sie ziehen zu dem Alten ins Haus.

Nun ſchreibt Herr Federlein an den Holdger. Er wolle der Verbindung nichts mehr in den Weg legen. Und dies Alles geſchah, weil ein kleiner Stein im Wege lag! — Der junge Mann ſetzt ſich ſogleich auf die Eilpoſt und kommt halbtodt gefahren an. Sie wollen die liebe Conſtanze, die von gar nichts weiß, von Oſterfriede abholen. Eine Strecke davon zerbricht, wie gewöhnlich, eine Feder am Wagen oder ſonſt etwas. Der Bräutigam hält nicht aus — er eilt voran. Der Alte kam, in Schweiß gebadet, nach, die Augen ſtanden ihm voll Waſſer und ſein glühendes Geſicht wiſchte wie ein heißer Schwamm die Freudenthränen von unſern Wangen; denn er küßte uns Alle. Ich beſorgte nun ſchnell ein kleines Abendeſſen — klein, ja wirklich!

denn glückliche Menſchen bedürfen erſtaunlich wenig, und ein freudenvolles Herz iſt das beſte Gaſtmahl. Die beiden Herren tranken eine Flaſche Wein, das Liebespaar ging in den kühlen, einſamen Mondſchein hinaus und kam mit leuchtenden Augen wieder. Conſtanze küßte dem Oberconſiſtorialrath, der am Fenſter ſtand, die Hand. Er legte die ſeinige dem Mädchen unter das Kinn und hob das beſchämte, liebe Geſicht in die Höhe. „Siehſt Du?“ fragte er, väterlich froh. „Ach! ich habe Gott geſehen —“ antwortete Conſtanze bewegt, und mir war, als ſähe ich ihr Herz wallen. „In ſeiner Güte und Barmherzigkeit —“ ſprach der ehrwürdige Mann leiſe, nahm ſein ſchwarzes Käppchen ab und entblößte ſein Haupt gegen das Licht der Gewölke. Mir fielen die Strophen aus dem ſchönen Liede ein: „Ach! ich habe Gott geſehen — Nacht war wohl zu meinen Füßen —“ und die Thränen fielen mir aus den Augen. Ja, mein Kind! es giebt Augenblicke, wo die ganze Welt verſchwindet, weil uns Gott erſcheint, ſo lieb! ſo treu! wir können nichts, gar nichts — als nur getroſt ſein. — Meine Minna! biſt Du es auch immer? —

Unſere Gäſte verließen uns geſtern, und morgen fahren wir nach der Stadt zur Verlobung In zwei Monaten wird die Hochzeit bei uns gefeiert werden; die Braut will von ihrem alten Freunde getraut ſein. Ich bin recht in der Seele vergnügt über das Glück des guten Mädchens, und auch dem Alten iſt geholfen; denn Mooſt mit ſeiner Frau zieht zu ihm ins Haus, und wie mir ſcheint, weiß das Weibchen mit ihm umzugehen. Die ältern Männer haben es gern, wenn etwas Töchterliches um ſie herumſchmeichelt. Und warum denn nicht? Am Ende betrachtet, iſt Wohlwollen die ſchwache Seite von Jedermann und das Netz, das uns Alle fängt.

Der Himmel ſegne Dich! Ich drücke Dich in Gedanken an mein treues Herz. Grüße den Fiorde von mir. Kann er Deine Liebe nicht ſein, ſo iſt Dein Vater doch ſein Freund geweſen. Wirf jeden Sorgenſtein von Deiner jungen Bruſt; denn der kleinſte Kieſel — wenn er in Gottes Wegen liegt — kann das Unglück wenden. Bleibe auch dem Fräulein gut — was wir mit Gutem verbinden, das iſt Verband für jede Wunde, auch für die tiefſte, die heimlichſte. Das Leben ſtreift uns eine Hülle nach der andern ab, bis wir das Heil finden. — Ach! wie wehe thut es dem Herzen einer Mutter, wenn ihrem einzigen Kinde etwas fehlt! — Ich wende mich hinauf zu dem, der Alles geben kann. —

Bleibe nur geſund, meine beſte Minna! und die größte Freude

Deiner Dich ewig liebenden
Mutter
Chriſtine Bergener.

Fünfundvierzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 10. Juli 18—.

Wenn ich in jeder Aufregung der Gedanken und des Gemüths mich an Sie, den theuerſten Freund, wende, ſo wollen und werden Sie darin einen Beweis finden, wie feſt ich an der Beruhigung halte, Sie theilnehmend zu wiſſen an Allem, was meine Seele bewegt.

Kein Unglück, was mich beträfe, ſoll ſich in dieſen Worten ankünden; doch Wehe dem, den fremdes Weh nicht rührte! den eine heiße Stunde kalt ließe, die Andern ſchlägt, ſo daß er ein Mitleid nicht empfände, worin eigenthümliche Gefühle ſich ausdrücken. Wer unter uns iſt denn gewiß, daß irgend ein Leid, und wenn es ſeiner äußern Stellung, ſeinem Innerſten noch ſo fern ſtände, ihn früher oder ſpäter erreicht und ſeinen Muth überflügelt? — Aller Schmerz iſt Eigenthum der Menſchen, und darum ſollten wir Alle Theil daran nehmen, weil wir nicht wiſſen, wie ſo bald das Eigenſte in uns dieſen Tribut, ob ſtill oder laut, von Andern fordert, und weil wir dies dem Gotte ſchuldig ſind der allein helfen kann.

Ein erſchütternder Vorfall an dieſem Morgen hat mich ſo außer Faſſung gebracht, daß ich mich erholen muß in Ruhe und Sammlung. Indem ich dieſes ſchreibe, iſt es drei Uhr. Es iſt ſtill um mich, ganz ſtill. Draußen ſcheint der Sommer Mittagsruhe zu halten und ſein heißer Athem weht zum offnen Fenſter herein an meine glühende Wange, glühend vor Angſt. In unſerm großen Hauſe geht es lautlos zu, als ob Jeder fühlte, wie ein göttlicher Geiſt hier eingeſchritten ſei, der ſein Amt ſchweigend übe, und eine geheimnißvolle Achtung liegt wie ein Schauer von Scheu und Furcht auf allen Geſichtern — Doch ich vergeſſe, daß Sie, mein Freund, mich nicht früher verſtehen können, bis ich Ihnen das Geſchehene mitgetheilt habe. Heute iſt der Geburtstag der Madame Adolp. Auch wenn dieſe beklagenswerthe Frau minder ſichtlich dem Grabe verfallen wäre, würde bei der Anſpruchsloſigkeit ihres Lebens, welches fremde Schuld in jedem Sinne verkürzt, dieſer Tag ein Tag antheilsvoller Feier Allen denen ſein, die ſie verehren und lieben. Abends zuvor hatte es wieder eine Scene zwiſchen dem Präſidenten und ſeiner Frau gegeben. Immer mehr wankt dieſes Verhältniß, das wohl niemals auf dem tiefſten Grunde der Achtung ruhte. — Wie Frau von Adolp gänzlich unberückſichtiget laſſen kann, daß ihr leidenſchaftliches Betragen jenem Solitair zur Folie dient, deſſen verkannter Werth ihrem Gemahl nur um ſo heller einleuchten muß, dies iſt mir unbegreiflich, und ein Beweis, daß ſelbſtſüchtige Klugheit ſich ſtets verrechnet, wo die Güte immer ihrer ſelbſt gewiß iſt. —

Es war noch früh am Tage, als der Präſident, der, wie Sie ſich erinnern werden, ſeiner geſchiedenen Frau alljährlich in Perſon gratulirt, vor der Thür des Gartenhauſes mit mir zuſammentraf. Ich wollte auch in dieſer Abſicht nach der Stadt. Luzie trug einen verhüllten Gegenſtand, ſo breit, daß ihr Arm ihn kaum umſpannen konnte; ihr Vater ging mit leeren Händen, aber das Herz mochte ihm voll ſein. Er pflückte im Vorübergehen ein paar Blumen haſtig ab, ſeine Miene war kalt, und der warme Sonnenſchein, der Glanz des Morgens und die Feier des Gedankens, der ſeine Schritte lenkte, ſchien das Düſter ſeines Angeſichts nicht zu durchdringen. Wir gingen ſchweigend. Ein Gefühl wie Ahnung beklemmte meine Bruſt. Während unſers gemeinſamen Ganges war mein Sinn ſo ſehr damit beſchäftiget, was in der Seele dieſes Mannes vorgehen möchte, daß mir der Sonntag völlig aus dem Gedächtniß gekommen war, und nur dunkel regte es ſich in mir, daß ich mich auf irgend etwas zu beſinnen habe. Der Strom geputzter Menſchen glitt achtlos an mir hin, die Glocken der Kirchen ſchlugen an mein Herz — und betäubt in meinem Innern, empfand ich die äußere Welt kaum. Als wir an den Eingang unſers Hauſes gekommen waren, ſah ich den Präſidenten an, und ſein Ausſehen ſchien mir verändert, auch ſchwankte ſein Schritt. Da es mir ſchicklich däuchte, mich entfernt zu halten von der Theilnahme an einem Beſuch, der ſchwerlich Zeugen duldete, ſo wollte ich auf dem Vorſaale in mein Zimmer ausbeugen und erſt ſpäter Madame Adolp meinen Glückwunſch bringen, als Luzie mich bat, noch einen Augenblick zu verweilen. Dieſe Bitte, im gleichgültigſten Tone geſprochen, folgte den Schritten ihres Vaters zum Sopha hin — und ging plötzlich in einen gellenden Schrei über, der mir Mark und Bein durchdrang. Ich wendete mich um und ſah erſchrocken den Präſidenten mit einem Lächeln, welches in den verzogenen Zügen ſtehen blieb, in die Kiſſen des Sophas ſinken. Ich begriff ſogleich, der Schlag hätte ihn gerührt. Nach einigen Minuten, deren Bewußtſein mir ſelbſt entſchwunden, füllte ſich das Zimmer mit angſthaften Geſtalten an, doch ärztlicher Beiſtand war im Nu nicht zur

Stelle. Dagegen war kaum der Ruf dieſes Unglücks durch das Haus gedrungen, ſo ſchritt Madame Adoly über die entfremdete Schwelle. Ihre Bläſſe ſchien wie das Licht eines guten Geiſtes, und ihre Erſcheinung verbreitete eine plötzliche und heilige Stille unter den Anweſenden.

Als ſie mit ſanften und ſchmerzlichen Blicken vor ihrem geweſenen Manne ſtand, ſtieg der erſte Lebensſtrahl in ſein ſtarres Auge; jenes grauſige Lächeln verſchwand, und ſein Haupt ſank ſchwer an ihre treue, treue! Bruſt. Die Blumen, welche bis dahin ſeine Hand krampfhaft feſt gehalten, fielen — ein trauriges Opfer! — zu ihren Füßen. Luzie kniete am Boden und rief laut um Gottes Hülfe. Das Ergreifende dieſer Scene vermöchte ich Ihnen nicht zu ſchildern. Die Domeſtiken ſchluchzten, ich weinte heftig.

Madame Adoly, in inniger Stellung über ihn hingebeugt, flüſterte leiſe Worte ihm zu. Man ſah, das Gefühl ihres Rechts hielt ſie aufrecht, während ihr ganzer Körper ſichtbar zitterte. O, lieber Doctor! wie rührend iſt die Geſtalt wahrer Liebe! Welches Herz könnte dagegen aushalten? Frau von Adoly war fern, und wenn auch durch Zufall, es lag Offenbarung darin. Boten waren nach dem Garten geeilt. Eugen kam zuerſt, ihm nach Fiorde, die letzte war Frau von Adoly, welche den nächſten und erſten Platz hier hätte behaupten ſollen. Sie ſah ihn eingenommen von derjenigen, die ſie einſt verdrängt hatte, und eine ſchnöde Empfindlichkeit in den geſpannten Zügen begegnete dem erſten Eindruck dieſes Anblicks. Sie benahm ſich kühl und beſonnen, ordnete einige zweckdienliche Mittel an, indeß Thränen ſtummer Herzinnigkeit auf den Kranken niederfloſſen. Nach einem Aderlaß erholte ſich der Präſident ſo weit, um ſeinen Zuſtand ausſprechen zu können. Für einen Unfall vom Schlage erklärten es die Aerzte, und Ruhe wurde auf das dringendſte für ihn anempfohlen.

Mehrere Stunden waren in ſolcher Aengſtigung hingegangen, das ganze Haus war in Verwirrung — da trat Hayn ein, an den bis dahin Niemand gedacht hatte. Ein Blick auf ſeinen Anzug, auf ſein Geſicht ſagte mir, er hätte die Predigt in der Schifferkirche gehalten. — Der arme Hayn, der Worte des Lebens geſprochen, und wie ein Held nach dem Siege aufathmen mögen — fand ſeinen Wohlthäter als einen ſterbenden Mann, und die Freude der Verkündigung erſtarb auf ſeinen Lippen.

Jetzt liegt der Präſident in einem verdunkelten Zimmer zu Bett. Er ſcheint träumeriſch zu ſchlafen. Madame Adoly befindet ſich bei ihm allein, und ſchwingt mit einer Hand, deren nervöſes Beben, verglichen mit der Gelaſſenheit ihrer Haltung, das tiefſte Gefühl für ſie bewegt, einen Wedel von Pfauenfedern. Welch eine Geburtstagsfeier! Sie blickt tiefſinnig in die matten Züge, die ſo feſt in ihre Seele geknüpft ſind, in ihre ſanfte Seele, von ſeinen Leidenſchaften einſt zerriſſen. Sie ſcheint ſeinen Lebenstraum erforſchen zu wollen, und athmet leiſe, daß er nicht erwachen möge. — Das lange Räthſel ihres Kummers ſcheint ſich in Leid, in Liebe aufzulöſen, wenn auch am Ende.

Frau von Adoly empfängt einſtweilen theilnehmende Viſiten — und repräſentirt. Freilich, ihr verſtörtes Aeußere ſollte auf ein erſchüttertes Gemüth ſchließen laſſen; aber ich kann nicht recht an eine andere Stärke als die der Selbſtſucht bei dieſer Frau glauben. Sie beherrſcht ſich jedoch gewaltig. —

Wie mir Suzon verrieth, hat geſtern ihr Vater ein kurzes Billet vom Baron Golda erhalten, worin er um ſeinen Beſuch auf dem Gute dieſes gebeten wird. Der Präſident, ſeiner Schuld, durch rückſtändige Zinſen noch vergrößert, ſich bewußt, legt dieſer Bitte die Abſicht einer Mahnung, einer Aufkündigung unter, und nur ſeine ſeitherige Befangenheit ließ dieſem feinen Kenner von Welt und Menſchen das freie und natürliche Urtheil nicht zu, daß der Baron, als ein feiner Mann, wohl ſchwerlich ſolch eine Sache perſönlich abgemacht wiſſen wollte.

Ich war erſchrocken bei dieſer Mittheilung, lieber Doctor. Was anders als die Abſicht auf Luzie kann dieſer Bitte zum Grunde liegen? Nicht jene Verbindlichkeit, dieſe Verbindung war es gewiß, um deßhalb der Baron ihren Vater zu ſprechen wünſchte. Dies war mir unzweifelhaft. Sobald der Präſident ſich völlig außer Gefahr befindet, wird Eugen als ſein Abgeordneter dieſer Einladung Folge leiſten, und Fiorde wird ihn begleiten. Es kann ſich nicht glücklicher treffen, denn dieſe Golda's ſind ſeine Verwandte, die er unbekannter Weiſe kennen zu lernen wünſcht. Auch würde ein längerer Aufenthalt hier, unter dieſen Umſtänden, nicht ſchicklich ſein. —

Sobald der Präſident ſo weit iſt, ſoll er in ein Bad reiſen, und Suzon wird ihn begleiten. Wie mir bei dieſer allgemeinen Zerrüttung zu Muthe iſt, vermöchte ich Ihnen nicht zu beſchreiben. Ich würde jetzt um meine Entlaſſung bitten, wenn ich es nicht für unfreundlich und undankbar hielt, eine Familie zu verlaſſen, der gleichſam das Herz zuſammenbricht. Ich zerbreche mir den Kopf, wie hier oder da zu helfen; doch finde ich es nicht aus. Wenn Suzon den Baron heirathete, dann wäre geholfen. Aber mein Gefühl ſträubt ſich gegen dieſe Idee. Schon der Gedanke an dieſe Verbindung verwundet mich.

Ach, mein Freund! welch ein Labyrinth iſt doch das Leben! wenn Gottes Hand nicht den Faden hielte, der an das Licht leitet; wie ſollten wir Ruhe und Wahrheit finden? — Wie einfach war früher der Gang meines Daſeins! der Kreis meiner Ideen! es iſt Verwirrung in mein Gemüth gekommen, und ich bin mir zuweilen ſelbſt nicht klar. Ihr heller Geiſt würde mich ausfinden. Klarheit thut Noth, wo wir uns trauernd wiſſen um Andere, wo wir auch die beſten Seelen betrübt ſehen, und den Grund nicht ſchauen, der ſich unſern blöden Augen zu tief verbirgt.

Wie lieb mir das kleine traute Briefchen von Ida geweſen; dies ſagen Sie dem guten Kinde mit tauſend herzlichen Grüßen. Ich werde ihr nächſtens antworten. Ihrer Schweſter bitte ich mich zu empfehlen. Leben Sie wohl, mein theurer Freund! und ſchenken Sie mir Ihr theilnehmendes Andenken, und bald den Beweis davon. Ihre

Sie hochachtende Freundin

Minna.

Sechsundvierzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 15. Juli 18—.

Es wird gewiß nicht ohne Intereſſe für Sie ſein, wenn ich Ihnen weitere Nachricht von dem Zuſtande unſeres Kranken gebe, wie von dem Leidweſen unſerer ganzen Hausverfaſſung.

Mit dem Präſidenten beſſert es ſich, er ſitzt wieder auf, nur ſieht man ihm an, daß er ſich ſchwach fühlt. Madame Adolh, welche die erſten Tage, in denen der Kranke fortwährend im halbwachen Schlafe lag, nicht von ihm gewichen, zieht ſich wieder mehr und mehr zurück; denn auch ſie bedarf der Erholung. Es war nicht ohne die innerſte Bewegung anzuſehen, wie der Kranke zuweilen traumhaft nach ihrer Hand griff, dieſe Hand heftig drückte, als ob er irgendwo Schmerz empfinde. Dann fielen Thränen aus ihren tiefen, ſtillen Augen auf dieſe fieberheiße Hand, und ſolche Thränen löſchen viel aus. Sein erſter Blick ſuchte ſie, die ihr Leben lang ſo treu über ihn gewacht. Frau von Adolh hat ſelbſt die geweſene Frau ihres Mannes, die es dem Weſen nach geblieben, ihn nicht zu verlaſſen, weil ihre Nähe ſichtlich beruhigend auf ihn wirke. Was müßten ſolche Worte einer Frau koſten, die ihren Mann wirklich liebte! — Hier aber findet nicht Eiferſucht Statt, nur die wahre Liebe hat wieder ihr altes Recht eingenommen; der Schein der falſchen verſchwindet von ſelbſt, und fällt ab im Leiden — wie der fromme Angelus ſagt. Ach, lieber Doctor, wenn man jung iſt, denkt man nicht, welch eine Gerechtigkeit die Zeit übt! Ihr ewiges Geſetz iſt uns noch verſchleiert. Nur die nächſte Stunde, denken wir, erſchließt das Geheimniß der vorigen. Wir ſind wie die Kinder, welche bei dem Anblick der Knoſpe nicht an die Blume glauben können. Aber es liegt in der Natur der Dinge, daß ſie ſchweigend am verborgenen Werk arbeitet. Jedes Unrecht trägt den Keim ſeiner Vernichtung in ſich ſelbſt, jedes Gute, wie tief auch gelegt, muß endlich an das Licht, und Gott vergütet Alles. — Es iſt nur ſchlimm, daß wir zagen, wo wir das Wahre zaudern ſehen.

Frau von Adoly iſt wirklich zu bedauern. Ihr bleibt kein Troſt, wie er ihrer edeln Vorgängerin blieb. Sie verbirgt ihren zerbrochenen Zuſtand hinter anſcheinender Kälte und Faſſung, und nur die Form iſt ihre ſchwache Stütze. Wie ſoll nun Alles werden? — Suzon ſchwimmt in Thränen, die Liebe zu dem Vater, die Furcht, ihn zu verlieren, lenkt ihre Gedanken ſelbſt von Fiorde ab. „Der Schlagfluß wiederholt —" ſagte ſie, als ich ihr tröſtend zuredete, friſche Hoffnung zu ſchöpfen; „mein Herz ſchwillt, wenn ich daran denke."

Ich fürchte es ſelbſt, lieber Doctor, wenn nicht beſeitiget werden kann, was das Leben des Präſidenten unterwühlt, und ſeine Gemüthsruhe erſchüttert. Wie aber ſoll dies geſchehen? —

Geſtern Morgen war ich Zeugin eines rührenden Auftritts. Frau Telkyn zu beruhigen, ging ich zu ihr hinauf. Die gute Alte hatte ſich während dieſer Zeit unbeſchreiblich geängſtet, und alle halbe Stunden herabgeſendet, um ſich nach dem Befinden des Kranken erkundigen zu laſſen; ſo daß, wenn ein Treppenzoll errichtet worden wäre, die Einkünfte des Hauſes ſich merklich gehoben haben müßten. — Sulamith war bei ihr, und bald darauf kam Hayn.

Auf einem Tiſche lag eine beträchtliche Summe Geldes aufgezählt; ich ſah, daß Mitha geweint hatte. Sie winkte mir bedeutſam zu.

„Herr Candidat," ſagte die Matrone, da er eintrat, „ich habe ſie zu mir bitten laſſen, des lieben Kindes wegen. Ich höre ja, die Predigt iſt gut abgelaufen, und ſo gratulire ich von Herzen. Uns ſteigt das Waſſer hier zu Kopfe —" bei dieſen Worten zerfloß ihre Stimme in einer verſchluckten Thräne.

„Es geht doch aber recht leidlich mit unſerm theuern Kranken, und täglich beſſer; ſo dürfen wir das Beſte hoffen, wie uns die Aerzte verſichern“ — ſagte Hayn hoffnungsvoll, aber bewegt, von dieſem Eingange.

„Das gebe Gott!“ erwiederte Frau Telkyn, und es war, als ob ein kleiner Zweifel in dieſem frommen Wunſche hörbar würde. „Man ſagt,“ ſprach ſie weiter, „Sie würden angeſtellt werden bei der Schifferkirche; das würde mich freuen. Da werden Sie ein Sümmchen zu der neuen Einrichtung brauchen, das kleine Pfarrhaus wird leer ſein, und ledig werden ſie doch auch nicht bleiben. Da war mein Sinn, Sie nähmen Sulamith zu ſich, und ich zahle Ihnen die Penſion voraus.“

Hayn ſah beſtürzt auf das blanke Silber hin, und Mitha's lautes Schluchzen kam ſeiner Antwort zuvor.

„Sulamith wird Sie doch nicht verlaſſen ſollen?“ fragte ich. „Nein, nein!“ rief das Mädchen in leidenſchaftlichem Schmerze, ich würde nirgends Ruhe haben. —“

„Noch habe ich das Amt nicht, verehrte Frau!“ ſagte Hayn, ſichtlich betroffen; und was die weitere Wahl anbetrifft, ſo hat es damit noch gute Wege.“

Ich merkte, daß ſeine Gedanken auf einem Irrwege wären; denn ſein Blick ſchweifte zwiſchen mir und Sulamith, und ich glaube gar, er dachte, daß er eine von uns Beiden heirathen ſolle. — „Nun, nun! beruhige Dich nur, armes Kind!“ ſagte Frau Telkyn, und ſtreichelte ihrem Liebling die naſſe Wange, „ich wollte Dich nur geborgen wiſſen fürs Künftige; denn mit mir und hier im Hauſe wird es doch nicht lange mehr dauern.“

Ich, mein beſter Freund, glaubte hierbei tiefer zu ſehen. Das Herz der Großtante fühlt ſich in der allgemeinen

Drangſal gedrungen, etwas Gütiges, Hülfreiches zu thun, doch ihre Abneigung gegen die eigentlich Bedrängten ließ nicht zu, daß es ihnen zu Gute käme. Doch gebe ich es nicht auf, die wackere Frau zu einer unmittelbaren Hülfe zu vermögen.

In einer Stunde ſoll ich zu Madame Adoly kommen. Sie bat mich dringend darum bitten laſſen, und wünſcht mich allein zu ſprechen. Ich ſchließe alſo dieſen Brief noch nicht, ohne Ihnen zu ſagen, was ſie von mir gewollt. —

Den folgenden Tag ſpät.

Ach, lieber Doctor, was habe ich Ihnen doch zu ſagen! — Was gäbe ich jetzt für einen Blick von Ihnen, der mir ſagte, was ich gethan! — es iſt eine Unruhe, eine ahnungsvolle Bewegung in meiner Seele, ſo daß ich nicht weiß, noch faſſe, wie mir geſchehen.

Ich will mich bemühen, Ihnen im ruhigen Verlauf zu erzählen. Sie wiſſen, daß ich zu Madame Adoly berufen war. Ich traf ſie in einer Aufregung, wie ſie mir nie an ihrem ſtillen Geiſte erſchienen, und deßhalb ängſtlich war. Ein feines Fieberroth brannte auf ihren Wangen, ihr Auge, von tiefen Schatten umzirkelt, hatte ungewöhnlichen Glanz. Sie ſtörte in Papieren, und es däuchte mir, ſie ſänne angeſtrengt über Etwas nach; denn ſie bemerkte mich erſt, da ich bereits ein paar Secunden vor ihr ſtand. — „Liebe Minna!“ ſagte ſie mit inniger Traulichkeit, „entſchuldigen Sie meine Bitte, und für die, welche ich vorzutragen habe, werde ich noch größerer Entſchuldigung bedürfen. Das beſte Zutrauen aber giebt ſie Ihnen, das Zutrauen zu Ihrer Beſonnenheit und Umſicht.“

Ich bat die verehrte, geliebte Frau, nur über mich zu gebieten. „Sie ſind“ ſagte ſie, „eine Vertraute der Verhältniſſe dieſes Hauſes geworden, und wiſſen, wie es leider darum ſteht. Es gilt jetzt weniger, dieſe mißlichen Verhältniſſe aufrecht zu erhalten, als ein uns Allen theures Leben, der Welt ſo nützlich! ich kann Ihnen kein Geheimniß daraus machen, daß Caroline (Frau von Adoly) ſich mir entdeckt hat. Wir müſſen Rath ſchaffen, daß den erſten Verlegenheiten abgeholfen werde; es iſt ſehr dringend. Was ich an Werth beſaß, habe ich längſt hingegeben, die Capitalien konnte und wollte ich nicht angreifen; bei einem Bedürfniß der eingetretenen Art iſt jedoch die Frage nicht mehr, ob ich darf. — Mit Eugen über dieſe Angelegenheiten zu reden, fühle ich mich außer Stande. Schuld und Schulden des Vaters kahn ein Sohn nicht ſpät genug erfahren; am allerwenigſten dürfte die Mutter darüber mit ihm ſprechen. So möchte ich, da ich erſt kündigen muß, ein Darlehn aufnehmen, und jetzt bedaure ich, daß ich nicht eitler war, um ein Pfand geben zu können.“

Mein theuerſter Freund! mir that das Herz weh, als Madame Adoly ſo ſprach, und ich hätte in dieſem Augenblick mein beſtes Herzblut für ſie hingegeben. —

„Nun möchte ich mich in dieſer Sache an einen redlichen, verſchwiegenen Mann wenden, und wenn dieſer Mann auch ein Jude wäre! Ich aber bin fremd in der Welt geworden, und meine Füße würden mich nicht tragen. Ich habe Niemand, der hier vermittelnd für mich einträte; Hayn iſt nicht zuverläſſig in ſolcherlei Dingen, und als Gläubiger auf keine Weiſe zu dieſem Geſchäft in Anſchlag zu bringen, weil er ſogleich von ſeiner Forderung abſtehen würde. So hatte ich das Zutrauen —“

„O! haben Sie es immer!“ rief ich, mit dem freudigſten

Willen, da Madame Adoly mit ſich zu kämpfen ſchien, „ſenden Sie mich! ich will die ſorgfältigſten Erkundigungen einziehen und all mein Bischen Scharfſinn aufbieten, den rechten Mann für unſern Bedarf zu finden.“

„Nur das dringendſte Erforderniß,“ antwortete Madame Adoly noch immer zögernd,“ kann es entſchuldigen, daß ich Sie, liebe Minna, in dieſe Angelegenheit verwickele. Sie, ein Mädchen! in eine Anleihe! Mein Gefühl ſträubt ſich dagegen, und doch fühle ich mich nothgedrungen. — “

„Ich verlaſſe mich hauptſächlich darauf“, unterbrach ich ſie, „daß Männer, welche Geldgeſchäfte treiben, einen Kennerblick haben für ſolide Leute in jeder Geſtalt.“

Darauf verließ ich ſie, um auszugehen.

In unbeſtimmter Abſicht nahm ich meine Richtung nach dem Börſenplatze; doch konnte ich, aller erſinnlichen Anſtrengung ungeachtet, zu keinem Entſchluß kommen, an wen ich mich zu wenden hätte, um zu meinem Zweck zu gelangen. Als ich in das Gewühl des Marktes trat, die Menſchen in ihren Geſchäften oder ihrem Müßiggange an mir vorüberſtreiften, empfand ich deutlich, daß Madame Adoly dennoch Recht hätte; die natürliche Scheu meines Geſchlechts widerſtrebt ſolchen Gängen. Ich dachte, wie viel Zartgefühl die Präſidentin hätte überwinden müſſen, um in dieſe Verwirrung zu gerathen, in Folge deren ich jetzt auf gut Glück ausging; ich konnte nicht umhin, ſie lebhaft zu bedauern. Wer ſeinen eigenen Schutz tödtet, hat die Sicherheit verloren, die der lebendigſte Antrieb iſt, unſere Handlungen einem glücklichen Erfolge anheim zu geben. So ganz auf den Zufall angewieſen, wie er mich leiten würde, hoffe ich, daß Gott mir ein Zeichen werden laſſe. Es war einer der wundergläubigen

Augenblicke, wie er eine Kraft der Zuverſicht bewirkt, die nie verſagt. Kaum hatte ich dieſen Gedanken ausgedacht, ſo vernahm ich den Laut einer mir bekannten Stimme, obwohl in fremder Sprache, dicht in meiner Nähe. Ein paar Männer hebräiſchen Anſehens waren hurtig an mir vorbeigegangen; doch mit einem fliegenden Blicke faßte ich den Einen von ihnen auf, und erkannte meinen alten Reiſegefährten von der Eilpoſt. Es gab mir einen Ruck an das Herz, als ob eine Felslaſt davon abfiele. — „Herr Wolf! Herr Wolf!“ rief ich, ſo beſchwörend, als wollte mir mein altes Glück entfliehen, ja, faſt hätte ich mich nicht geſchämt, es am Rockſchooß feſtzuhalten. Der Jude wendete ſich um, und der Sonnenſchein des freundlichſten Wiedererkennens leuchtete ſo tief in ſeinem Geſicht auf, daß jede Furche darin erglänzte. Er nannte mich mit trauten Namen, er benahm ſich — lachen Sie nur, lieber Doctor! — recht väterlich zu Ihrer Freundin. Ich bat ihn, mit mir zu gehen, weil ich ihm etwas Wichtiges zu ſagen hätte. Er ſtand einen Augenblick an und ſchützte ein unverſchiebbares Geſchäft vor; dann, auf meine wiederholte Bitte, hieß er ſeinen Begleiter an einer Ecke warten, und ich ſagte ihm in gedrängter Kürze mein Anliegen. „Morgen früh um zehn Uhr komme ich zu Ihnen, mein gutes Kind!“ ſagte er, und ſchrieb ſich meine Wohnung auf. Sein Ton iſt ſo zuverläſſig, daß ich hoffnungsvoll dieſe flüchtige Begegnung als eine Schickung Gottes ſegnete.

Madame Adoly, als ich ihr Bericht von meinem Ausgange erſtattete, ſchien jedoch zweifelhaft.

„Wenn er uns nur nicht täuſcht —“ ſagte ſie bedenklich. Es war mir ſchmerzlich, dies von ihr zu hören; denn der Verluſt des Vertrauens zu den Menſchen iſt der größte, den ein edles Gemüth erleiden kann.

Dieſen Morgen harrte ich nun in ängſtlicher Spannung. Mit dem Schlage Zehn hörte ich langſame Schritte auf der Stiege; ich hielt den Athem an — er war es. Ein leidenſchaftliches Gefühl von Aengſtlichkeit, die ich als etwas Fremdartiges in mir empfand, hatte mich außer aller Faſſung gebracht. Das Bild jener Reiſe, mein trauriger Abſchied aus der Heimath, der Traum von Freiheit, aus dem dieſer Mann mich zuerſt geweckt — dies Alles ſchwebte mir vor, als ich ihn unter vier Augen ſprach. Nie zuvor hatte ich meine Verlaſſenheit ſo empfunden, als jetzt, da mir war, als ſähe ich einen alten Freund.

„Das iſt ein betrübter Blick,“ ſagte er, mich heiter anlächelnd, und dieſes Lächeln lockte Thränen aus meinen Augen, „ich hoffte, Sie würden mir andere Schätze zeigen, als daß Sie in ſo kurzer Zeit reicher geworden ſind an Erfahrung, armes Kind!“

„Auch das kann ich“ — erwiederte ich. Gewiß iſt es, von manchem Worte, von der Wahl dieſes oder jenes Ausdrucks hängt folgenſchwer der bewegende Grund einer Handlungsweiſe ab, die wir unter dem begreifen, was man „Verhängniß“ nennt. Als der ehrwürdige Jude jene Worte geſagt, gedachte ich meines Schmuckes, und holte ihn hervor, während ich inzwiſchen von dem Darlehn ſprach, welches ich für Madame Aroly ſo zuverſichtlich von ihm begehrte, als erwartete. Er machte eine unſchlüſſige Miene, öffnete das braune Käſtchen, und — nie werde ich den ſtarrenden Blick vergeſſen, womit er die Steine ins Auge faßte.

„Um Gott, mein Kind! woher haben Sie den Schmuck?“ fragte er mich, und der Himmel weiß es, warum ich bei dieſer inquiſitoriſchen Frage erzitterte; hat dieſer Schmuck jemals einen unredlichen Weg genommen, ſo empfand ich, entfernt davon, ein ſittliches Beben. Der alte Wolf war an mir, dem unſchuldigſten Lamme, auf der Spur, als ob es einen Raub beträfe.

„Es iſt ein ſchätzenswerthes Geſchenk von einem Ehrenmann an mich,“ antwortete ich ihm, und mein Ton mochte vielleicht nicht ganz verhehlen, daß mein eigenſtes Gefühl ſich leiſe beleidiget fände durch ſein Befremden.

„Ich ſuche dieſen Schmuck ſeit zwanzig Jahren,“ verſetzte er nachdenklich, „ſo mußten wir uns darum finden? — Wiſſen Sie was? Legen Sie dieſen Schmuck als Pfand in meine Hände, und ich erlege Ihnen ſogleich die Summe für die bewußte Dame. Gegen die Verſchreibung ſtelle ich Ihnen einen Schein aus, der Sie des Pfandes wegen ſicher ſtellt für den Fall, daß mir altem Manne auf der Reiſe etwas Menſchliches begegnen ſollte. Wenn mich aber Gott behütet, komme ich im Spätherbſt wieder.“

Ich wollte Madame Adoly in Rath nehmen, und ging zu ihr hinab. Sie nahm jedoch die Sache für abgeſchloſſen an, drückte mich an ihre Bruſt, nannte mich ihr edelmüthiges Mädchen, und ich geſtehe Ihnen, daß ich mich außer Stande fühlte, das geforderte Opfer zu verſagen.

So habe ich den Schmuck hingegeben — erſchrecken Sie nur, lieber Freund! — Ich leugne nicht, daß es mir ſchon Thränen koſtete, es gethan zu haben. Meiner Mutter Bild ſchwebt vorwurfsvoll vor meiner Seele, und es iſt, als wäre mir der Schatz ihres Segens verſunken in einer großmüthigen Wallung.

Tadeln Sie mich immer, mein wahrer Freund! Es wird mich beruhigen, ſobald ich Ihre Meinung weiß, was ſie mir auch enthalte. Der alte Wolf hatte mir noch ſeine Brieftaſche dagelaſſen; es wären Papiere von großem Werth darin, ſagte er, ich habe ſie jedoch noch nicht berühren mögen. Den größten Werth hätte mir unzweifelhaft die Gewähr, daß ich mich keiner leichtſinnigen Uebereilung ſchuldig wüßte. Erhalten Sie mich Ihrer freundſchaftlichen Theilnahme bewußt, und Gott erhalte Sie recht froh und glücklich! Mit dieſem treuen Wunſche ſchließt jeder Tag und dieſer Brief

Ihrer Freundin Minna.

Achtundvierzigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 20. Juli 18—.

Liebe Tochter!

Durch ein Schreiben von unſerm Freunde, dem Doctor, den ich um einen guten Rath befragt, habe ich zu meinem Schrecken den Inhalt Deines letzten Briefes an ihn erfahren. Vielleicht hat er mir wohl nur darum ſo ſchnell geantwortet und ſanfte Pillen verſchrieben, die ſo mild über die Zunge gleiten, daß man kaum ein Schlückchen Waſſer dazu braucht — auf daß ein vorwurfsvolles Wort an Dich erſtickt würde, bevor es Deiner Mutter in den Sinn käme. Sähe ich nicht Deines Vaters leibhaftige Tochter in Dir, ſo würdeſt Du dieſem Vorwurfe ſchwerlich entgehen.

Auch er hatte einen Glauben an die Menſchen, wie in

Iſrael ſelten erfunden worden — und an ſeinem Früchtchen erkenne ich ihn wieder; denn Du, mein verſtändiges Kind, giebſt den köſtlichen Schmuck ohne Weiteres einem alten Juden hin. —

Vergieb, liebe Minna, wenn Dir mein Unmuth wehe thut! bin ich doch die Mutter — als Frau ſchwieg ich, wie es meine Pflicht war. Freilich ſchmerzte es mich im Stillen, daß der ſelige Vater, der in der Wolle ſitzen konnte, ſich entblößt hatte, und in ſeines Herzens Wärme hoffte, Gott werde den rauhen Wind des Lebens ſchon mäßigen; aber ein Mailüftchen war's doch nicht immer, was ihn berührte, und mancher Schauer mag, ohne daß wir's merkten, durch ſeine Seele gegangen ſein. Beiſpiele ſollten doch wirkſam werden, und der Gedanke, wie allzuviele Güte ſchädlich iſt, und allzugroßes Vertrauen Täuſchung erzeugt, hätte Dir ein Schlagbaum werden müſſen vor jedem übereilten Schritte.

Und für wen haſt Du denn dieſe Großmuth eigentlich geübt, arme Tochter? Die Schulden der gnädigen Frau zu tilgen, wird dieſes Opfer nicht hinreichen. Das iſt kein Haus des Glückes und des Segens, worin Du biſt, und ich wünſche, Du könnteſt es verlaſſen. Mein alter Freund würde Dich mit tauſend Freuden aufnehmen. Du wäreſt jenem Wirrſal entnommen, was Dich ſchon ſo befangen hat, daß Du gar nicht mehr mein freies, frohes, vergnügtes Mädchen biſt, wie ehedem.

Ach, liebe Minna! welch einen Werth hat es doch, wenn man einfach lebt, und daß der Faden unſeres Lebens, den wir für die Ewigkeit ziehen, klar ſei! Der Meiſter dort oben, der am großen Verhängniß webt und wirkt, prüft ihn, und bezahlt das ganze Stück danach. Denn es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. —

Alles Abgeriſſene iſt irdiſch und vergänglich; da ſitzt der Knoten — pflegen wir zu ſagen, wenn wir auf einen Fehler treffen, er möge ſich nun auf den Glauben oder die Werke beziehen; was aber ewig iſt, das kann kein Ende nehmen. —

Da leſe ich nun, was ich geſchrieben, und finde, daß die Weberei meiner Gedanken im Zuſammenhange ſteht zu dem, was ich in dieſen Tagen erlebte. Der Oberconſiſtorialrath erhielt einen gewichtigen Brief aus der Ferne, deſſen Inhalt an Gelde für verſchämte Hausarme und Kranke beſtimmt war. Dieſe milde Spende kommt alljährlich von einem ſeiner Jugendfreunde, der, ein frommer Katholik, dem Gedächtniß ſeines einzigen Sohnes Segen ſtiftet, und auch andern Glaubensgenoſſen als den ſeinen wohl thut. — So denken wenig Reiche. —

Nun haben wir einen Weber im Dorfe, der bleich und elend wie ein Schatten webt, dem aber ein hülfreicher Geiſt an ſeinem treuen Weibe zur Seite ſteht. Dieſe Frau iſt ſogar eine Dichterin, und nach meiner geringen Einſicht eben keine ſchlechte. Sie macht Verſe, die ſelbſt der alte Solorius lobte. Als er einmal zu ihr ſagt: „Ja, wenn Ihr Bücher hättet, gute Frau! wo habt Ihr denn die ſchönen Gedanken her?“ antwortet ſie: „Habe ich doch meinen Hiob und den Pſalter — was braucht ein armer Menſch mehr! Die kleinen Lieder, die ich mir dichte, das ſind meine Blumen, da ich weder Feld noch Garten habe, und wenn der Athem meines Mannes immer kürzer wird, ſo iſt's ein Hauch aus Gott, der mich tröſtet, daß ich's tragen kann.“

Ich dachte, ſie meinte unter dem Hiob ihren Mann; der Oberconſiſtorialrath aber ſagte, Hiob wäre der größte Dichter — und die Frau hätte richtig geantwortet. —

Als nun das Geld kam, ſprach er zu mir. „Frau

Bergener! der Weber draußen hat die Schwindſucht und es kann nicht mehr lange mit ihm währen. Es mag ſchmal zugehen, da er nichts mehr verdienen kann, und er bedarf der Unterſtützung von Andern. Sein Weib weint ihre bittern ſtillen Kummerzähren; ich ſah es am Sonntage in der Kirche.«

»Sie hat noch nie geklagt,« fiel ich ein.

»Das glaube ich wohl« — erwiederte er; »wem die Gabe des Geſanges verliehen iſt, der hat dies auch nicht nöthig. Es drängt mich, zu eilen, daß die Hülfe in der Noth dieſen Leuten nicht verſchoben werde; wollen Sie es ihnen bringen?« — Er machte mir eine wahre Freude damit. Nun höre, liebe Tochter, was geſchah! Es war ein erquickender Abend vorgeſtern. Ich ging am Raine entlang und ſah meinen Schatten länger werden. Die Bäume hingen voller Kirſchen, die Mücken tanzten vor mir her, und ich dachte, daß ihnen der Himmel voller Geigen hinge, und wie reich und gütig der liebe Gott iſt, daß er auch ſolch ein kleines Geſchöpf luſtig und guter Dinge macht. — Ich dachte aber auch an das ſtille Leid der armen Menſchen, und wie Viele deren traurig und voll Harm auf dieſer ſchönen Erde umherwandeln. Auch ohne Brod — das Herz ſchwer von Sorgen der Nahrung! — Ich ſah das Korn ſich beugen, — und mein Herz beugte ſich vor Gott in Dank und Demuth, daß ich eine Wohlthat in eine arme Hütte tragen konnte.

Die Sonne ging zu Rüſte, und ſchien ganz prächtig in das kleine Weberhaus. Drinnen ſang eine leiſe Stimme: »Wer nur den lieben Gott läßt walten —«; die Thür ſtand offen, ich blickte hinein und erſchrak, denn der Mann lag unter einem ſchneeweißen Tuche als ein Leichnam vor meinen Augen; nur ſein Angeſicht war bloß, mit Bläſſe bedeckt. Die Frau ſaß bei ihm und ſchaute ihn unverwandt an, und es war, als ob der Todte nur aus Zufriedenheit ſchwiege. Der Weber war nicht längſt verſchieden. Als die Frau mir erzählte, daß er noch Tages zuvor gearbeitet, als ſie ängſtlich nach ihm blickte, der nun aller Mühe und Beſchwerde entlediget lag, und ſagte: „Es iſt mir, als ob das Herz in meiner Bruſt ſtill ſtände, da der Webeſtuhl ſo traurig ſteht," — da tropfte eine Thräne nach der andern auf den Boden.

Als ich ihr das Geld gab, ſagte ſie: „Wir waren am letzten Gulden — nun kann ich meinen Mann doch begraben laſſen!"

Ach, mein Kind, welch ein Mitleid habe ich mit jeder Wittwe! es iſt doch was allzu Banges! Du glaubſt es nicht, und Niemand glaubt es, bis man es ſelbſt erfährt. Wenn Du einmal heirathen ſollteſt, dann denke daran, daß es möglich wäre, auch Du könnteſt Wittwe werden, ſo wirſt Du Deine Pflicht heilig halten, Deinem Manne das Leben zum Himmel zu machen. Und beim Lichte beſehen, iſt eine geſchiedene Frau noch weit mehr zu beklagen, und eine viel ſchlimmer daran, welche die Liebe ihres Mannes verloren und die der Troſt eines guten Gewiſſens verlaſſen hat. Und ſo mag es denn in Gottes Namen ſein, daß Du den Schmuck hingegeben. Wenn Du dadurch der armen Madame Adoly einen trüben Augenblick ihres kummervollen Lebens aufgehellt, und mit dieſen Edelſteinen der Präſidentin eine kleine Laſt von ihrer unedeln Seele genommen haſt, ſo will ich es verſchmerzen. Du weißt, liebe Tochter, ich hänge nicht am Irdiſchen, aber ich halte auf Ordnung, und dieſer Schmuck war von außerordentlichem Werth für mich.

Nun, Gott befohlen, liebes Kind! ich habe zu thun. Nimm Dir meinen Tadel weiter nicht zu Herzen! Wir ſind deßhalb doch gute Freunde — und ich bin und bleibe ewig

Deine treueſte Mutter
Chriſtine Bergener.

Neunundvierzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 22. Juli 18—.

Der Präſident iſt nun fort und Suzon mit ihm. Unſer Haus in der Stadt iſt wie ausgeſtorben, wir wohnen wieder auf dem Garten. Frau von Adoly klagt ſich unwohl und iſt für Niemand ſichtbar. Auch meinen Beiſtand hat ſie abgewieſen. „Sie weint" — ſagt die Jungfer. Wer aber hätte Frau von Adoly je traurig geſehen? Sie ſchämt ſich der Betrübniß, und iſt zu ſtolz, ſie zu zeigen, da es eine Trauer giebt, die nur der Adel des Herzens trägt. Doch, um der Reue fähig zu ſein, muß man einmal die Tugend als das Edelſte geliebt und geübt haben. Wie Schade iſt es um dieſe Frau! ihre Seele hat nicht gemeine Kräfte; ich kann ihr oft meine Bewunderung, nie aber mein Mitleid verſagen. Am übelſten würde der Präſident damit zufrieden ſein, daß ſie einen andern Arzt angenommen, und ſo gleichſam einen Bruch in die bezahlte

Rechnung gemacht hat; denn der bisherige Hausarzt iſt ein Mann von bewährtem Verdienſt um die Familie. Als ob Frau von Adoly dem drückenden Gedächtniß ihrer Schulden entfliehen würde, wenn ſie die Schuld des Undanks dazu häuft?

Sulamith bringt den größten Theil des Tages bei der Großtante zu, und ſo bin ich mit meiner Zeit und mit meinen Gedanken allein, die Ihnen jetzt für eine traute Stunde gehören ſollen. —

Auch Fiorde iſt fort — und ſonderbarer Weiſe bei dem Baron Golda geblieben, wohin er ſeinen Freund begleitete. Ich habe Ihnen, dünkt mich, geſchrieben, daß der Baron den Präſidenten um einen Beſuch habe bitten laſſen, da er ſelbſt nicht wohl ſei, um zu ihm zu kommen. Eugen ging alſo auf dieſes einladende Verlangen im Auftrage ſeines Vaters nach Burgrüſtern, ſo heißt das Gut des Barons. Tages vorher hatte Fiorde noch eine lange Unterredung mit dem Präſidenten, nach welcher Suzon mir zuflüſterte, der Vater hätte ſie ihm halb und halb zugeſagt. Ihre Augen glänzten noch in Thränen, ihr Blick ſchimmerte in Hoffnung.

„Nun denn," ſagte ich ihr, „ſo können Sie ja ganz ruhig ſein." —

Als der junge Adoly am folgenden Tage von ſeiner Geſandtſchaft zurückkehrte, bemerkte ich, daß er ſeine Schweſter bedenklich anſähe; der Gedanke durchblitzte meine Seele, Baron Golda hätte ſich ihm vertraut, und jetzt ſollte er der Verkünder einer Nachricht werden. die den Freund der erſtgewonnenen Hoffnung beraubte, womit er dies Haus verließ? Denn würde der Präſident in der gegenwärtigen Lage der Dinge wohl eine Minute angeſtanden haben, ſein Wort zurückzuziehen, und die Hand zu ergreifen, die ſich zur Rettung für Alle — darbot? —

Madame Adoly erzählte mir Folgendes: „Als die beiden jungen Männer nach Burgrüſtern kommen, ſagt man ihnen, die Herrſchaft ſei im Garten; ſie finden aber Niemand darin. Es ſoll ſehr ſchön, aber ſehr einſam dort ſein. Die Hitze war an demſelben Tage wahrhaft brennend. Beinahe geſchmolzen von dieſer Gluth, ſetzt ſich Fiorde und ſein Freund unter die kühlen Schauer eines Springbrunnens. Erſterer zieht das kleine Bild Suzons hervor, das er für ſich gemalt — und der Bruder, den Arm um den Hals ſeines Freundes geſchlungen, Kopf an Kopf gedrängt, muſtert die lieblichen Züge der Schweſter.“ Bei dieſem traulichen Geſchwätz, bei dem Geräuſch des Springbrunnens, haben Beide nicht vernommen, daß ſich ihnen Jemand nähere. Plötzlich rührt eine Hand den träumeriſchen Fiorde an, mit der haſtigen Frage: „Mein Herr, ſind Sie ein Maler?“ Ein Mann von edler Geſtalt ſteht hinter ihnen, es iſt der Baron. Der Geiſt dieſer Minute haucht dem Fiorde ein, dieſe Frage mit Ja zu beantworten. Der Baron ſähe bleich und kränklich aus, verſichert Eugen, und ſein Geſicht habe einen ſchwermuthsvollen Ausdruck. — Er ſtarrt noch immer auf das Bild und ſagt: „Dies Portrait iſt bewundernswürdig getroffen! Es wäre ſehr mein Wunſch, daß Sie eine Zeit lang bei mir bleiben könnten. Sie würden Beſchäftigung finden und die dankbarſte Anerkenntniß ihrer Kunſt und ihrer Gefälligkeit.“ —

Sehen Sie, lieber Doctor, das nenne ich Fügung! Fiorde — Sie wiſſen es durch mich — iſt ein Anverwandter dieſes Hauſes, in welches er irgend unbekannter

Weiſe Eingang zu finden wünſchte, was jedoch bei der ariſtokratiſchen Abgeſchloſſenheit, worin der Baron mit ſeiner Mutter lebt, ſchwierig für den bürgerlichen Vetter geweſen wäre. Und jetzt hebt ein glücklicher Zufall ihn über jede Schranke hinweg und legt ihm die Form der Bekanntſchaft in den Mund, ſo daß der gewiſſenhafte Fiorde ihn nicht zu der kleinſten Lüge zu öffnen braucht; denn dieſes Ja iſt wahr. Iſt das nicht Glück? — So nenne ich wenigſtens jenes wunderhafte Walten der Umſtände, welches, wie durch Zauber eines geheimnißvollen Willens, unſern Wünſchen und Abſichten dienſtbar wird.

Der Baron hat nur Sinn für Fiorde. Eugen, als die Hauptperſon, kommt hiebei nachzuſtehen, und auf das Theil der gnädigen Mama. Sie nimmt ihn allein, und nimmt ihn für ſich ein. Vorerſt klagt ſie in mütterlicher Beſorgniß um ihren Sohn, der ſich ſonſt ſtets der beſten Geſundheit erfreut habe, jetzt aber ſeit längerer Zeit kränklich ſei, ohne daß der Sitz der Krankheit ergründet werden könne. Die Aerzte curirten auf einen organiſchen Fehler am Herzen, doch ſie wiſſe es beſſer, daß es ihm im Gemüth liege, und da könne denn freilich kein Doctor helfen. — An nichts nähme er mehr Theil, kein Vorſchlag zu irgend einer Zerſtreuung ſchlage an, er lebe wie ein Trappiſt, nur in Gedanken des Todes, und grabe ſomit täglich an dem eigenen Grabe. — Nur einen Wunſch habe er gegen ſeine Mutter geäußert, und in Betreff deſſelben ſei das Anſuchen an den Präſidenten geſchehen, daß er ſich hierhier bemühe; doch möge ſie nicht leugnen, daß die Bitte ihr ſchwer falle, die ſie auf dem Herzen habe. Von Metall — dies merkte der junge Adolp an dem ſinkenden Tone, womit die alte Dame dieſe Worte ſprach, — war die Rede wohl nicht; es fiel ihm wie ein

Centner von der Bruſt, und er athmete freier. Ein paar Zimmer im Hauſe des Präſidenten wünſchte der Baron für den Herbſt und Winter; er wünſchte es gewiß weniger als ſein Eigenthumsrecht, als weil ſeine ſtillſte und verſchwiegenſte Hoffnung darauf beruhete.

„Es iſt ein unſeliges Haus für mich,“ hatte die Dame in heftigem Schmerz hinzugeſetzt, indem Thränen heiß und bitter aus ihren alten Augen floſſen, „denn ich habe alle meine Kinder darin verloren, und ich ſehe voraus, daß ich meinem Einzigen auch noch die Augen zudrücken werde. Ja, von dem Tage an, wo er dem unbezwinglichen Drange folgte, ſich darin umzuſehen, hat er ſich nicht mehr wohl befunden, und ich muthmaße, daß ihn eine Zugluft angeweht.“

Eine Zugluft! ja wohl! in dem ſanften Hauch von Suzons Nähe. Aber warum denn ein Todesſchauer? Warum liebt der Baron hoffnungslos? Was hält ihn ab von der Bewerbung, die jedenfalls ſehr begünſtigt werden würde? Darin liegt ein Zartſinn für etwas Unwahrnehmbares in der Beziehung zu dem geliebten Weſen, was mich dieſen Mann ehren läßt. Er fühlt fein und edel.

So iſt es mir denn unzweifelhaft gewiß, daß für die nächſte Zukunft ein neues Verhältniß ſich in dieſem Hauſe geſtalten werde. Und jetzt, wo dieſe Zerwürfniſſe einen innern Halt ſo nöthig machen! Gott ſorgt ſichtlich. Doch ſehe ich voraus, es wird Conflicte geben. —

Ach, mein theurer Freund! der Gedanke iſt mir beängſtend, wie jeder Tag zerſtört und bildet — bildet und zerſtört. Wo iſt irgend eine feſte Stütze, als in der Selbſtändigkeit des Geiſtes, im Vertrauen auf Gott? — Laſſen Sie Ihr Freundesherz mir auch unwandelbar ſein! ſo wird das Andenken eines dankbaren Mädchens Sie begleiten auf allen Ihren Berufswegen, bei jedem Schritte Ihres der Pflicht geweihten Lebens. Das Gefühl der Treue macht ſtark! und ſo helfe Ihre treue Freundſchaft mich vor der Schwäche bewahren, daß ich jemals muthlos würde.

Ihre Freundin
Minna.

Funfzigſter Brief.

Minna an Ida.

H—., den 23. Juli 18—.

Dein lieber, kleiner Brief, mein ſüßes Kind, hat mir große Freude gemacht; ich ſehe daraus, wie fleißig Du biſt, und wie fleißig Du auch an mich denkſt; wie könnte ich Dein vergeſſen? — Das braune Kleid halte ich in Ehren, weil ich Dir darin gefalle, und Du mich mit Schmerz und Liebe daran feſtgehalten; ich werde es an dem Tage tragen, der uns einmal wieder zuſammenführt; dann wirſt Du ſehen, daß ich noch ganz wie ſonſt, Deine Freundin, Deine Minna bin. — Du ſparſt für mich? thue es nicht, geliebte Ida. Gieb mir nur Dein Herz! und gieb Dich zufrieden, daß der gute Gott Dir Dein Mütterchen genommen. Die Mutter liegt nicht im Grabe, wie Du wähnſt.

Sie lebt Dir im Himmel! Du ſiehſt ſie nicht — aber Du hörſt ſie; ſo oft Du eine leiſe, liebevolle Stimme in Deiner Bruſt vernimmſt, die Dich leitet und abhält, irgend einen Menſchen wehe zu thun. An der Liebe erkennſt Du die Mutter, die ſelige! und am Gehorſam wird ſie Dich für ihr Kind erkennen. Weißt Du noch, wie Du den kleinen wächſernen Engel geſchenkt bekommen hatteſt, und heftig weinteſt, da er zerbrochen war? — Einen weit ſchöneren Engel bewahrſt Du in Dir, den halte ſanft! ſonſt müßteſt Du ewig weinen. — Freue Dich des Lebens! Freude iſt ſehr etwas Gutes, darum thue Niemand wehe, ſonſt könnte Dir ſelbſt nie wohl ſein. — Sei recht folgſam gegen die Tante, die es doch gewiß gut mit Dir meint. Sei das Vergnügen Deines Vaters, und erheitere ihn, wenn er mißmüthig iſt, da er täglich ſo viele Leiden ſieht, denen er abhelfen ſoll.

Für Deine ſchöne Roſe danke ich Dir! ich habe ſie mit Thränen eingefriſcht. Du haſt mich gerührt durch dieſes Zeichen Deines Andenkens an mich.

Lebe wohl, meine Ida, und behalte mich lieb. Spare nicht die Mühe, mir wieder einmal zu ſchreiben. Du wirſt dadurch erfreuen

Deine Minna.

Einundfunfzigſter Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 30. Juli 18—.

Du zürnteſt mir, meine einzige Mutter? Der Gedanke Deines Unwillens war ſo neu als betrübend für mich; ich würde mir die bitterſten Vorwürfe machen, Dir Anlaß dazu gegeben zu haben, wenn ich mich in jenem verhängnißvollen Augenblicke frei gefühlt hätte. Es war, als ob eine unſichtbare Hand den theuren Schmuck in die des fremden Mannes legte. Daß dieſer Mann ein Jude iſt, ſetzt ihn in meinen Augen als vermittelnde Perſon nicht herab, wo es einen ſchätzbaren Zweck gilt, und wenn Deiner Tochter überall, und in dieſem Briefe insbeſondere, die Berechtigung zuſtände, ſich über Deine Anſichten zu ſtellen, ſo würde ich ſagen, Dein gütiges Herz habe ſich in jenem Ausdrucke vergriffen. Biſt Du mir böſe? Nein! *Du biſt ja die Mutter!*

Unmöglich konnte ich eine ſo edle Seele, wie Madame Adoly, deren ganzes Daſein eine Kette von Entſagungen geweſen, nach einer Abwehr ringen ſehen, daß nicht der Einſturz eines ihr theuern Lebens und ſeiner Verhältniſſe das ihrige beſchließe, wo es meinerſeits nur auf die Entäußerung eines werthen Beſitzes ankam, um helfen zu können. Der Freude, hülfreich zu werden, ſollte Madame Adoly nicht entſagen, und ich wollte es nicht. Ich meinte, die ſtille Noth einer ſo edeln Seele ſei der ſchreiendſte Bedarf, vor dem jeder ſelbſtiſche Vorbehalt verſtummen müſſe. Daß es mein Kleinod war, welches ich Dir verdankte, die Du mich Liebe und Vertrauen gelehrt, dies ließ mich dieſes Opfer nur um ſo mehr mit Stolz und Freude bringen.

Daß es Gottes Hand geweſen, was mich bei jener unfreiwilligen Handlung geleitet, ſcheint mir jetzt ſchon klar.

Du weißt vielleicht, liebe Mutter, daß mir der alte wackere Wolf ſeine Brieftaſche zurückgelaſſen. Sie war unverſchloſſen; noch hatte ich ſie nicht berührt, als mir vor einigen Tagen der Gedanke kam, einmal hineinzuſehen. Der Inhalt war ſo verſchiedenartig als intereſſant. Eine Menge Notizen, auf Wechſelgeſchäfte ſich beziehend, hebräiſche Zeddel, Empfangſcheine über größere und kleinere Summen, und einige Briefe, um die ein ſchwarzer Seidenfaden geſchlungen war, woraus ich vermuthete, daß die Schreiberin derſelben verſtorben wäre. Dieſe Blätter waren von Wolf's Tochter an ihren Vater gerichtet, und athmeten der Liebe Geiſt. Wie dieſe kleinen Briefe mich rührten! Ich ſchämte mich, jemals längere geſchrieben zu haben. Bedarf es wohl der Worte oder glänzender Gedanken, wo die Seele des Vertrauens aus jeder Silbe ſpricht? —

Glaube mir, meine Mutter! daß der alte Wolf mir dieſe kleine Briefſammlung als Pfand dagelaſſen, bürgt mir dafür, daß er ſie einlöſen werde; denn um den Werth einer ganzen Welt würde ein Vater, der ein Menſch iſt, dieſe kleinen liebenswürdigen Briefe nicht der Vergeſſenheit preisgeben.

Indem ich ſo blättere, fällt ein Brief mir in die Hände, der ſehr alt ſchien; die Tinte war vergilbt, das Papier wie

Zunder, kein Datum oder Ort im Vermerk — ich ſchreibe Dir ihn her

Lieber alter Freund!

Einer der beiden Kaufleute, die für ihre Reiſe in fremdes Land Aufträge von meinem Manne übernommen, hat mir verſprochen, dieſen Brief an Sie zu beſtellen. Mehrere Schreiben habe ich bald auf dieſem, bald auf jenem Wege an Sie abgeſendet, ohne jemals eine Zeile Antwort von Ihnen zu erhalten. Iſt noch keine Spur von jenem Ihnen bewußten Schmuck aufgefunden worden? In welchem Winkel der Erde dieſe Steine auch liegen, ſie drücken mein Herz! manchmal, wenn es mir einfällt, wie lange ſchon, denke ich, ſie drücken es zu Tode. Ich lebe aber der Hoffnung, daß ich in weiter Ferne Ihrer Umſicht vertrauen darf, und daß Sie nicht ablaſſen werden mit Suchen, ſo wenig, wie dieſe verſchwiegene Sorge von meinem Innerſten abläßt. —

Inliegendes Papier iſt auf etwaige Unkoſten geſtellt, wenn der Schmuck ſich finden ſollte. Dann fände ich noch einmal Ruhe auf der Welt. — Daß Sie ihn um *jeden Preis* an ſich bringen, verſteht ſich von ſelbſt. Eben ſo, daß, wenn Ihre Bemühungen endlich von glücklichem Erfolge ſein ſollten, Sie für dieſe unbezahlbare Gefälligkeit auf meinen vollſten Dank zu rechnen haben. Mit dieſer Verſicherung bin und bleibe ich Ihre Freundin

L—.

Nun, was meinſt Du dazu, gute Mutter? Wenn dieſe Frau noch lebte, und Wolf brächte ihr den ängſtlich vermißten Schmuck und erleichterte dadurch ein gedrücktes Herz, vielleicht gar ein beſchwertes Gewiſſen; würde es nicht ſchicklich für uns ſein, daß wir uns innig darüber freueten? Und wenn nie ein edler Stein meinen Hals, meine Hand ſchmücken ſollte, ich würde es. Und Du, meine theure Mutter, wirſt es auch. Durch Deine fromme Hand kann nichts als Segen gehen; was gehet es Dich an, wem dieſer Segen zu Theil wird? — Du gönnſt allen Menſchen Gutes.

Und ſo ſei wieder gut, und gedenke nicht dieſer geſchehenen Sache als einer verlorenen. Und wäre ſie es, der Gewinn wäre größer. Nur ein Verluſt könnte mich treffen, weßhalb Du mich Deine arme Tochter nennen müßteſt, der, wenn ich Deine Liebe, Deine Billigung verlöre. Davor ſei Gott! Ihm empfehle ich Dich, geliebte Mutter! und ihm und Dir Dein treues und gehorſames Kind.

Deine Minna.

Zweiundfunfzigſter Brief.

Der Doctor an Minna.

G—., den 5. Auguſt 18—.

Von Tage zu Tage drängte es mich, an Sie zu ſchreiben, ohne daß ich dazu hätte kommen können. Die Geſchäfte waren dringendſter Art. So manches Leben, woran viel Wohl und Weh geknüpft iſt, hing an einem Haar —

Ihr liebes Bild ſchwebte mir vor der Seele — wie hätte ich, da ich weiß und fühle, daß das Weſen unſerer gegenſeitigen Beziehung ein feſter Faden iſt, nicht die alleräußerſte Achtſamkeit meiner Pflicht zuwenden ſollen? Wo es gilt, das Schwindende zu retten, da bleibt die Freundſchaft, als ein Unvergängliches, gern zurück, wenn ihr nur der Troſt bleibt, daß der Freund eben ſeine Pflicht gethan habe.

Doch nicht umſonſt war dieſer Verzug; vernehmen Sie, meine Freundin, was ich Ihnen mitzutheilen habe.

Geſtern in aller Frühe, als ſchon das Papier für Sie bereit lag und die Morgenſonne heller als jemals die Tinte vergoldete, weht mir der Wind einen Boten vom Paſtor Linderer aus Groß-Steinfelden zu und wendete das Blatt meiner Wünſche. Er ſchreibt mir, eine fremde Dame, die aus irgend einer ſchwermuthigen Grille unbekannt und ungenannt ſein wolle, habe vor einigen Wochen die Gaſtfreundſchaft ſeines Hauſes in Anſpruch genommen und ihn gebeten, ihr ein Zimmer darin für unbeſtimmte Dauer zu überlaſſen, bis ſie Nachricht eingezogen haben würde von ihrem Sohne, der ſich auf Reiſen befinde. Dies ſei nun um ſo weniger abzuſchlagen geweſen, da die Dame, eine feine Frau, leidenden Anſehens, dieſen Aufenthalt, der ihr aus früherer Zeit bekannt zu ſein ſcheine, gewiß aus beſondern Gründen gewählt haben müſſe. Kaum aber habe ſeine Hausgenoſſin ſich in der Siedelei eingerichtet, als der Zuſtand ihrer Geſundheit zuſammengebrochen ſei, und durch die täglich mehr und mehr ſinkenden Kräfte derſelben ihr dermaliger Wirth ſich verpflichtet fühle, ſelbſt gegen ihr Wiſſen und Wollen, ärztliche Hülfe nachzuſuchen.

Der Paſtor bat ſich um jener Rückſicht willen als eine Güte von mir aus, daß ich meinen Beſuch einſtweilen für einen zufälligen gelten laſſen wolle, bis die Kranke Zutrauen zu mir gefaßt haben würde.

Nun, meine theure Minna, gehöre ich nicht zu der Claſſe jener meiner Collegen, die durch ſolch eine Forderung ihre Würde beleidigt wähnen, und ihre Nothwendigkeit nicht als ein zufälliges Mittel erſcheinen laſſen wollen; vielmehr bin ich der Meinung, der Patient, der keinen Arzt begehrt, bedürfe ihn am meiſten. So ließ ich einen Wagen beſtellen, machte zuvor meine Ronde und fuhr nach Groß-Steinfelden.

Immer hat eine ländliche Pfarre für mich etwas Idylliſches. Das kleine Haus, dem ich Heil bringen ſollte, blickte unter alten Bäumen hervor und mich in ſeinem beſcheidenen Dunkel, in ſeiner friedſamen Armuth recht eigentlich als ein Bethlehem an. Der Seelenhirt, der hier den Herrn anbetete, ſchien mir beneidenswürdig, weil der Stern götlicher Verkündigung über dem Felde ſeiner Wirkſamkeit ſtände, was ſo Wenige klar einſähen. —

Das Schloß, welches dem Pfarrhauſe ſchräg über ſteht, iſt ein graues, alterthümliches Gebäude, gänzlich todt; dieſe düſtere Steinmaſſe erhebt das heitere Stillleben da drüben.

Der Paſtor empfing mich und gab mir meine Anweiſung. Er geleitete mich ſodann die Treppe hinauf, nachdem er zuvor die Erlaubniß nachgeſucht hatte, mich bei der kranken Dame einzuführen.

Ich fand eine zarte, ſchmächtige Frau in einem Lehnſtuhl am offenen Fenſter ſitzen. Die Sommerluft ſpielte mit dem ſchwarzen Bande um ihre Haube und bewegte die Schatten der grünen Baumblätter auf dieſem bleichen Geſicht, dem man, trotz dem, daß es völlig entfärbt ſchien, die Zeit der ſchönſten Blüthe noch anſah. Ihre Arme und Hände waren läſſig in einen Shawl verhüllt, was ihrer Geſtalt etwas

Mumienhaftes gab und mir ein Zeichen von Krankheit ſchien: denn der leidet gewiß, welcher im Nichtsthun einſam ſeine Stunden verbringt. Ein Strauß von Kornblumen lag wie verſtreut auf ihrem Schooße; vor ihr ſtand auf einem kleinen Tiſchchen ein Crucifix von Silber.

Wo aber hatte ich dieſe intereſſanten Züge ſchon geſehen? Das mochte Gott wiſſen; auch dieſe ſchwache, verlöſchende Stimme hatte einſt mit hellen Tönen meinen Namen genannt; denn mein Gedächtniß hallte davon wieder. Dieſes Beſinnen ſetzte mich in einen kleinen Kampf der Verlegenheit, da ich mich ihr näherte.

„Herr Doctor Balſam?“ fragte ſie mit einem leidſamen Lächeln, da ich mich ihr näherte, „dieſen Namen ſollte jeder Arzt führen.“

„Wenn Jeder helfen oder auch nur lindern könnte“ — antwortete ich.

„Theilnahme thut immer wohl,“ ſagte ſie ſehr ſanft, „und ſo rührt es mich, daß dieſer ehrliche Mann (mit einem Blick auf den Paſtor) die ſeinige in eine Fabel gebracht hat. Sein Sie mir willkommen, Herr Doctor!“

Sie können denken, liebe Minna, wie beſchämt der Paſtor die Wahrheit eingeſtand, dann ließ er uns allein.

Ich ſah ſehr bald, daß ihre körperlichen Leiden nur Folgen einer geiſtig gedrückten Stelle ſeien. Ein tiefes Gemüth ſchien hier trüben Grund zu verrathen; doch waren wir bald in einem anziehenden Geſpräch, das den nächſten Bezug auf ihr Uebelbefinden nahm, und ſo ſchonend als möglich äußerte ich den Wunſch, ſie möchte Zutrauen zu mir faſſen. —

„Man glaubt nicht,“ ſagte ſie, „welche ſcheinbare Dauer eine Spannung der Seele ihren Kräften geben kann; die

Sehnſucht iſt doch wahrlich etwas Unendliches. Ich werde noch nicht ſterben, Herr Doctor!" Bei dieſen Worten lächelte ſie, und Thränen flimmerten in ihren Augen.

Dieſer Aeußerung zufolge mußte ein ſtiller, ſehnlicher Wunſch an ihrem Leben zehren. Da ich meine Dame beobachtete, ſo war mir nicht entgangen, daß, ſo oft ihr Blick ſich nach den Fenſtern des Schloſſes wendete, ein leichter Schatten von Verdüſterung in ihrer Miene aufſchwebte, hingegen ein Erglänzen darin ſichtbar war, wenn er ſich nach Innen kehrte, auf die armen, kahlen Wände des kleinen Pfarrſtübchens; ich fand richtig, was ſchon der Paſtor bemerkt hatte, daß dieſe Wohnung in Bezug zu ihren tiefſten Angelegenheiten ſtehen müſſe.

„Wenn man Vertrauen hätte," antwortete ich, „wie viel tauſend, tauſend Leiden wären weniger auf der Welt! Dieſe ſtärkende Kraft, welche hoffnungsvoll erhält, bedingt die Hülfe. Der Arzt kann auch ein Freund ſein, meine Verehrte! In dem Willen eines redlichen und wohlwollenden Mannes liegt eine Mächtigkeit, die viel vermag. Sollte die Natur Ihres Uebels oder Ihr Kummer allein unbezwinglich ſein? —

Deutlich ſah ich, wie die Dame bei dem Worte „Vertrauen" erblaßte. Sie lehnte den Kopf hintenüber und ſchwieg unter ſchweren Athemzügen. Dann bat ſie mich, meinen Beſuch zu wiederholen, für heute ſei ſie zu erſchöpft. Ich beſchränkte mich daher auf einige oberflächliche Verordnungen, verfügte mich zu meinem freundlichen Wirth und fuhr dann ſpät nach Hauſe.

Der Mond ſtand klar am Himmel. Tiefſinnig blickte ich in das Geheimniß der Nacht, wie es auf der blaß erhellten Gegend, auf dem Leben der Menſchen ruhete, bis der Schlaf ſacht über meine Augen ſchlich.

Mein Fuhrmann, ein Freund des Geſanges, ſtimmte das alte Lied an: „Es haben viel' Dichter, die lange verblichen —" der ſonore Baß, die einfache Philoſophie dieſer Gedanken ſtimmte zu den dunkeln Gefühlen, die mich einwiegten. Da war es mir plötzlich, als drehete eine männliche Geſtalt, in welcher ich Guſtav Fiorde erkannte, die Deichſel des Wagens um, ſo daß ich rückwärts führe. „Was machen Sie da?" rief ich laut. „Eine Wendung" — antwortete er, und das deutliche Bild Ihres jungen Freundes zerfloß im Thau, im Nebel des Waldes.

„Es iſt nichts, Herr Doctor," rief mir der Kutſcher zu, „es träumte Ihnen wohl?" Aber es war doch Etwas; denn jetzt wußte ich auf einmal, daß die kranke Dame mich an Guſtav Fiorde erinnert hätte. Dies waren ſeine Züge, nur verweiblicht und erloſchen, dies war das Echo ſeiner Sprache, nur wie ein klagender Hauch, unkörperlicher — möchte ich ſagen. — Wenn es ſeine Mutter geweſen wäre! Der Sohn auf Reiſen, das könnte paſſen. Jetzt erinnerte ich mich lebhaft daran — warum nicht früher? — daß der Freund Ihres Vaters, meine Freundin, einſt ſpurlos aus dem Pfarrhauſe von Groß-Steinfelden verſchwunden war, und mit ihm ein junges Mädchen vom Schloſſe daſelbſt. Die Waiſe von Golda — doch hier fällt mir ein — richtig! Fiorde nennt ſich einen Anverwandten derer dieſes Namens — meine Gedanken verwirren ſich unter einander. — Aber Geduld! es wird ſich entwickeln. Eine ſeltſame Verknüpfung von Umſtänden, die ſich aber in Wohlgefallen auflöſen könnte, wenn die leiſeſte Vermuthung auf die Spur des Verſchollenen leitete. Wenn wir einen Weg ſänden — wo gerathe ich hin? Ihr Vater ging den ſeinen betrübten Herzens, aber ohne an dem Freunde irre geworden zu ſein; denn die Liebe ſucht nicht das Ihre!

Ida küßt Ihnen, theure Minna, für den kleinen Herzensbrief die Hände; ſie kann ihn beinahe auswendig. „Vater,“ ſagte ſie, „wenn ich ein Mann wäre, Briefträger würde ich, nichts anderes. Ach! es muß recht was Schönes ſein, den Leuten täglich eine Freude zu bringen.“

„Gutes Kind,“ antwortete ich, gerührt durch dieſen Irrthum, „es giebt auch traurige Briefe, ſehr traurige“ — ich dachte nicht an Todesbotſchaften, ſondern an die Worte der Schrift: „Der Buchſtabe tödtet.“

„Das würde mir ſchwer fallen, wenn ich die trüge —“ ſagte die Kleine, ſeufzte ſchwer dazu und ließ die langen Wimpern über den klaren Blick ſinken, der noch keine trübe Möglichkeit einſieht.

Ja, meine Freundin! auch als Arzt weiß ich, daß es Gedanken giebt, denen eine tödtende Kraft einwohnt, ſo wie Gefühle, die den Geiſt des Lebens entzünden. Der Mann meines Berufs darf wahrlich kein Finſterling ſein, um einzuſehen, daß aller Segen nur von Oben kommt, vom Vater des Lichts!

Was ſoll ich Ihnen ſonſt von meinem häuslichen Leben ſchreiben? Sie kennen es. Doch nein! es hat ſich in mancher Beziehung verändert und vereinſamt. —

Meine Schweſter machte jüngſt mit ihren Freunden eine kleine Vergnügungsreiſe, wobei ich Ida zur Mitnahme verſagte. Sie ſchien verſtimmt, da ſie zurückkehrte. Eine gemeinſame Reiſe, auch die kürzeſte, däucht mir der beſte Maßſtab, um zu wiſſen, ob man zu Gefährten für das liebe, lange Leben für einander paſſe; die zurückgelegte hatte ſichtlich nicht zur Zufriedenheit meiner Schweſter gereicht. Ich ließ mir erzählen, und that, als ob ich nichts merkte.

„Gott!“ ſagte ſie, „was können die Mädchen eſſen! Das geht über alle Begriffe. Der Vater denkt in ſeiner Gutmüthigkeit, das ſtärkt! Sage es dem Hauptmann doch einmal, Bruder, daß ſo vieles Eſſen ſchädlich iſt. Er giebt den Töchtern Geld, ſo viel ſie wollen. Die Kirſchen riſſen gar nicht ab, ja manchmal ſchluckten ſie die Kerne mit hinunter. Es drückte mich auf dem Herzen — ich hielt aber an mich.“

Hier konnte ich mich des Lachens nicht enthalten. „Wenn Du dem braven Lohnau das Jawort noch nicht gegeben haſt,“ erwiederte ich, „ſo beſchwöre ich Dich, gieb ihm den Korb, zu Gunſten des unmäßigen Kirſchen-Appetites ſeiner Tochter. Dir, meine Schweſter, fehlt der Kern für Dein künftiges Verhältniß zu ihnen: das Gönnen der Liebe!“

Lottchen weinte und ſagte heftig: „Heirathe nicht mehr! dieſen Rath will ich Dir für den Deinen geben.“

Ich hatte Mühe, meine Schweſter zu verſöhnen; aber dennoch die Wahrheit geſprochen. Mißgunſt iſt wirklich einer ihrer hervorſtechendſten Fehler; der ſchlimmſte für eine Stiefmutter.

So fürchte ich denn, das Eheſtandsgemälde meiner Schweſter wird ſich ſolchergeſtalt al Fresco anlegen; es iſt ein kleiner Zug; aber er zeigt das Bild der Zukunft.

Der Himmel ſchenke Ihnen die freudigſte Gegenwart! auch in der Erinnerung Ihres Freundes

Doctor Balſam.

Dreiundfunfzigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 10. Auguſt 18—.

Liebe Tochter!

Beruhige Dich ganz, mein armes Weſen! Ich habe Dir nicht einen Augenblick gegrollt; nur beſtürzt war ich, und dies magſt Du der Mutter kaum verdenken. Schade für die koſtbaren Steine, wenn ſie eine arme Menſchenſeele traurig drücken! Müßte ich doch ein Herz wie ein Kieſel haben, wollte ich nicht froh ſein, daß wir um dieſen Preis den Schmuck los geworden.

Wenn nun aber die Frau L. nicht mehr lebt? Du ſagſt, die Tinte ſei vergilbt geweſen — ſo könnte ſie ja wohl längſt verblichen ſein. Nun, das iſt Gottes Sache. Er, der den Diamant geſchaffen da unten in der finſtern Erde, er kann auch Licht über ein dunkles Grab verbreiten. Das ganze Leben iſt ja nur ein Pfand, was wir einlöſen müſſen mit einer gläubigen Seele. — Sieh, meine Minna, man hat ſeine Gefühle, die gar nicht zu erklären ſind, und dieſe innerliche Ahnung iſt doch der wahrſte Glaube. So erzählte mir einſt eine Dame im Vertrauen, daß, als ihr Mann, dem als Bräutigam daran gelegen war, für wohlhabend zu gelten, ihr einen Ring von großem Werth zur Verlobung aufgedrungen, ſie eine Empfindung dabei gehabt, als ob ſie Flammen am Finger trüge und der Ring ihr auf der Seele brenne. Nach ſeinem Tode fand es ſich, der

Ring war nicht ſein geweſen. — So werde ich auch den Eindruck nicht vergeſſen, den der Anblick des Schmuckes auf mich machte. Er funkelte mich ſo unheimlich an, als ob ich in eine Verblendung ſähe; ich weiß nicht, war es Schrecken oder Freude, was mir die Bruſt zuſchnürte, da ich das prächtige Halsband in Augenſchein nahm. Warum mir die Worte der Schrift einfielen: „Was kann der Menſch geben, daß er ſeine Seele wieder löſe?“ — weiß ich eben ſo wenig.

Der Oberconſiſtorialrath (er grüßt mein Töchterchen ſchönſtens) hat eine Waiſe angenommen, daß ich ſie in der Wirthſchaft und zu allem Nützlichen anleiten ſoll. Sie heißt Chriſtine, wie Deine Mutter, und iſt ein gutes, anſtelliges Kind. So oft ich ſie nennen höre, ruft mir ihr Name meine eigene Jugend zurück, ich ſetze mich an ihre Stelle, und das hat ſehr ſein Gutes, meine Tochter. Wer da weiß, wie einem Verlaſſenen zu Muthe iſt, läßt es ihn nie empfinden. Ich habe meinen ſtillen Plan mit dem Mädchen; doch Alles brauche ich Dir ja nicht zu ſagen. — Der alte Solorius, der ſeine innigſte Freude daran hat, ſagte noch heute: „Wie fangen Sie es an, Frau Bergener? Die Kleine war wie von Holz — ich wette, ſie wird Ihnen Ihre Künſte ablernen.“

„Es gehört doch Fähigkeit dazu,“ antwortete ich ihm; „denn auch die größte Mühe vermag nicht, aus Allem Alles zu ſchaffen.“ —

„Man hat ein Sprichwort —“ fiel er nickend ein, und ſagte es auf Lateiniſch. Du würdeſt ihn verſtanden haben, denn Du verſtehſt ja Latein.

Ich war nie ganz damit zufrieden, daß der ſelige Vater Dir fremde Sprachen lehrte und Deine Erziehung ſo auf die Spitze ſtellte, da es für ein junges Mädchen ſo viel zu lernen giebt, was eben nothwendig iſt. Dahin rechne ich, wie es mit dem Geſinde umgehen ſoll, um nicht an des Hauſes Ruhe und an der Zufriedenheit des Mannes zu ſündigen. Höre nur, wie ich auf dieſe Meinung gekommen bin. —

Vor einigen Tagen hatten wir Beſuch von einem jungen Edelmann, einem Herrn von Holzenbecher. Der Oberconſiſtorialrath iſt mit dieſer Familie ſehr befreundet von alten Zeiten her, und aus ſeinen Erzählungen kenne ich jedes Zweiglein von ihrem Stammbaum. Aber — wie ich bemerke — meine Minna, komme ich in dieſem Briefe gar nicht aus dem Gehölz heraus! — So wußte ich auch, daß dieſer Herr von Holzenbecher ſeit ein paar Jahren verheirathet und ſo heftig in ſeine Braut verliebt geweſen war, daß, als ihr ſtrenger Vater ſie ihm verweigert, weil man ihm hinterbracht, der künftige Schwiegerſohn werde leicht berauſcht, dieſer das Gelübde abgelegt, nicht eher einen Tropfen Wein zu trinken, bis ſie die Seine wäre, was er auch ritterlich gehalten. Jetzt reiſ'te er zu einem großen Wettrennen nach B—, und hatte einen beträchtlichen Umweg nicht geſcheut, den alten Freund zu beſuchen. Der war ſeinerſeits auch ſehr erfreut. Der Oberconſiſtorialrath führt einen guten Keller — eine Flaſche aus dem Mutterfäßchen verſtand ſich von ſelbſt für dieſen werthen Gaſt. Jener ſcherzte über das frühere Gelübde, und der Herr von Holzenbecher machte eine bitterſüße Miene dazu. Er ſah recht nüchtern dabei aus. „Nun, nun!“ ſagte der alte Solorius, „einer liebenswürdigen Braut zu gefallen, kann man ſchon eine Zeit lang ohne Wein leben. Die Liebe füllt das ganze Herz aus! Man iſt doch auch einmal jung geweſen.“

Der junge Ehemann ſeufzte tief. „Sie ſind doch gewiß recht glücklich? fragte der gute Alte, und ich meinte, er hätte nicht ſo in ihn dringen ſollen. „Meine Frau hat etwas Herbes in ihrem Weſen —“ antwortete der Herr von Holzenbecher, indem er die bittere Wahrheit ſo milde als möglich zu ſagen ſuchte, „ſie kann keine Domeſtiken leiden, und dieſer ſeltſame Haß hat meiner Liebe für ſie — ich mag es nicht leugnen — einigen Abbruch gethan. Sie zwingt mich menſchlicher Weiſe dazu, als der Schutzherr meiner Leute, der Gegner meiner Frau zu werden. Dieſer immerwährende Wechſel, wobei es doch bei einem Uebelſtande bleibt — läßt einen Mann nicht zur Ruhe kommen; ich möchte die Welt umjagen, um aus dem häuslichen Kreiſe zu entfliehen, der ſich um nichts als leidige Klagen und Verdrießlichkeiten dreht. Dies Wettrennen war mir daher ſehr willkommen.“

„Ja, ja! erwiederte der Oberconſiſtorialrath mit einem ängſtlichen Kopfſchütteln, „nicht Jeder, der ſein Ziel erreicht, hat deßhalb den Preis gewonnen.“

Wir ſprachen ſpät noch darüber. „Was meinen Sie dazu, Frau Bergener?“ fragte er mich, „das gehört ganz eigentlich vor Ihr Forum.“ „Mir kommt der Herr von Holzenbecher,“ ſagte ich, „wie von Quaſſia vor; die Frau mag ihm eine völlige Lebensverbitterung ſein, und es wäre kein Wunder, wenn er gereizt wurde.“

„Mindeſtens ſcheint ihm der Appetit zu einer Weinbuße vergangen zu ſein —“ entgegnete mein Alter.

Sieh, liebe Minna, ich kenne das. Es giebt Viele unſeres Geſchlechts, die keine dienende Perſon leiden mögen. Darunter leidet der Mann am meiſten und ſeine Achtung für die liebe Frau. Mancher Mann hörte wohl lieber die Sturmglocke läuten, als die keifende Stimme ſeiner Hausfrau in der Widerrede von dem Geſinde. Stille um die

Küche, wo ein luſtiges Feuer ſeinen Schatten an die Wand wirft, ſpricht ſehr für die gute Ordnung des Hausweſens. Es iſt ein beſcheidenes Verdienſt, aber, meine Tochter, wahrlich! kein geringes, gute Dienſtboten zu bilden; es findet ſeinen Lohn vor Gott, und die treue Hand derer, die den ihrigen von uns empfängt, kann große Dinge für uns thun. Ein ſtrenges Beiſpiel, was gegeben wird, und Milde in den Forderungen, iſt vor Allem nöthig, wenn die Leute gern und mit Liebe ihre Pflicht erfüllen ſollen. Leider iſt es nur zu oft umgekehrt der Fall; das Beiſpiel iſt locker und die Behandlung hart und ſtrenge. Das macht läſſig. Gieb Du den Leuten Geſchenke, das giebt ihnen noch keine Luſt, ein Uebriges für Dich zu thun; zieh Du ſie liebreich an ein redliches Herz, und ſie werden ihr Leben für Dich laſſen. Hausfrieden! welch ein Segen iſt das! Gut Regiment! gut Wetter — wo es aber täglich donnert und blitzt, da verhageln die ſchönſten Saaten, und der Eheſtand wird arm. Dies gehört in das Capitel von der übeln Laune, und darüber wäre noch viel zu ſagen. — Doch der Brief iſt ſchon ſehr lang geworden; immer reicht die Zeit mir für den Stoff nicht zu. Gott gebe Dir Frieden im Herzen, Du Kind meiner Seele! und Freude bei dem Gedanken, daß Du der größte Segen biſt

Deiner treuen Mutter

Chriſtine Bergener.

Vierundfunfzigſter Brief.

Suzon an Madame Adoly.

—Bad, den 12. Auguſt 18—.

Die erſten Nachrichten von uns werden Dir, Du meine mütterliche Freundin, bereits zugekommen ſein. An Eugen hatte der Vater unterweges geſchrieben; der Mutter erſtattete ich bald nach unſerer Ankunft ausführlichen Bericht. Heute ſchreibe ich an Dich und Minna. Die Feder fliegt nur ſo — o! daß ich Dir doch mit einem Zuge, der meine ganze Seele zu Dir zieht, Alles ſagen könnte, womit ich den Inhalt überfüllen möchte!

Der Vater befindet ſich leidlich; ich täuſche Dich nicht, Tante! Du weißt es. So ſage ich auch nicht: er iſt vollkommen wohl; denn das wäre wider die Wahrheit. So wie ich ihn kenne, iſt ſein Gemüth mehr erſchüttert, als ſein Körper. Der hieſige Arzt verſichert, daß das Bad von beſter Wirkung auf ſeinen Geſundheitszuſtand ſein werde. Nun, das gebe der Himmel!

Man ſagt, es ſei ſchon leer hier, da die eigentliche Saiſon jetzt oder doch bald vorüber iſt. Täglich rollen Reiſewagen ab, das Theater iſt ſchon zu und einige der berühmteſten Boutiquen. Dies Alles iſt mir völlig gleichgültig. Ach! im Gewühl der Menſchen iſt mein Herz nur allein mit denen, die es liebt! Kein Schauſpiel könnte mich zerſtreuen im heiligen Ernſt der Sorge um den Vater, um das Schickſal unſeres Hauſes und meiner Liebe. Um keinen

Preis möchte ich leichtſinnig auch nur den kleinſten meiner Wünſche an einen bunten Flitter hängen; an die gefallene Nadel einer Tanne heftet ſich lieber mein Blick. Die Natur iſt hier ſehr ſchön. Ueber die ſanfte grüne Lehne dieſer Berge ſteigt mein Gedanke zur Einſamkeit des Himmels auf. Es iſt mir, als ſchaute in ſeinem klaren, lichten Blau der liebe Gott mich an, der mir ſeinen Beiſtand verſpräche für uns Alle. Und Gott wacht, wacht! wenn die Traurigen träumen, alles Glück, all ihre Liebe ſei nur ein Traum geweſen. Meinſt Du nicht auch, Tante? Höre nur, was ich Dir jetzt von einem gewiſſen andern Wächter erzählen will, auf den Du Dich beſinnen wirſt, wenn Du das Nähere erfahren.

In ſeiner jetzigen Stimmung meidet der Vater die beliebteſten Sammelplätze, wo es laut zugeht, auch weil, wie er ſagt, Leute vom Fach hier ſind, er als Präſident ſogleich Sitzung würde halten müſſen. „Und da ſäße ich wie auf Kohlen —“ ſetzte der Vater hinzu; „ſo laß uns Schatten ſuchen, Suzon.“

Nun iſt hier eine kleine Reſtauration, wenig beſucht, die man nur „das alte Kloſter,“ nennt. Die Lage iſt etwas düſter; aber deſſenungeachtet nicht ohne einen eigenthümlichen Reiz. Ein nettes Haus, in eine ſtarke, graue Mauer hineingebaut, die mit wildem Wein umſponnen, den ehemaligen Kloſterhof umſchließt, ein allerliebſtes Gärtchen, mit Blumen überſäet, deren prahleriſches Bunt heiter abſticht gegen den Hintergrund des Gebäudes mit einem Thurm, der ängſtlich anzuſehen iſt. — Am zweiten Tage nach unſerer Ankunft gingen wir vorüber; es war eben um die ſchwarze Stunde. Der Vater trat in den Garten, und forderte Kaffee. Wir wurden ſchnell bedient. Ein kleiner, behender Mann bei

Jahren trat grüßend vor uns hin; es war der Wirth. Aber das höfliche Wort erſtarb auf ſeinen Lippen, er ſtarrte den Vater an; dann rief er: „Täuſchen mich meine Augen? Herr Fritz! — Herr Jeſus!“

Der Vater erinnerte ſich ſchwer. Er ſah in die Sonnenſcheibe dieſes Angeſichts, und da ging ihm endlich ein Licht auf. „Wächter! Du biſt's?“ fragte er, und ein Strahl von Freude war in ſeinen Zügen.

Wie ich nun vernahm, iſt dieſer Mann Bedienter geweſen bei Deinem Vater, meine gute Tante, zur Zeit, wie der meinige Dein Bräutigam geworden. An der Sprache hatte er den Vater erkannt, wie er verſicherte. „Lebt Fräulein Leopoldine noch? die gnädige Frau — wollte ich ſagen; es iſt gar nicht zu verkennen, weß Geiſtes Kind hier das junge Fräulein iſt —“ ſo drang der Mann nun auf den armen Vater ein. — „Die Tochter Deines ehemaligen Herrn iſt nicht die Mutter der meinigen hier —“ antwortete mein Vater. Mir kam es vor, als hätte Wächter dieſe Antwort nicht gefaßt; denn er ſagte bloß: „Das geſtehe ich!“ und ſchwieg dann wie beſtürzt. „Wiſſen Sie noch,“ hob er wieder haſtig an; „wie die ſchöne Königin der Nacht körpionirt war? — Ein paar Tage darauf entließen mich der ſelige Herr Major um einer geringen Urſache willen.

Der Vater ließ ſeinen Blick finſter zu Boden ſinken; und ſeufzte. Es erfolgte nun eine Erzählung von den Schickſalen des kleinen Mannes, wovon ich nur ſo viel behalten, daß er lange Zeit in Dienſten des Ortsherrn geweſen, und endlich durch den Ankauf dieſer kleinen Speiſewirthſchaft zur Selbſtändigkeit gelangt ſei. „Da wohne ich nun,“ ſetzte er in unbeſchreiblicher Geſchwätzigkeit hinzu, „wieder an einem alten Kloſter, wie damals; es muß ſo eine Beſtimmung ſein.

Manche Leute, wie ſie auch in der Welt herumgeſchleudert werden, kommen gar nicht vom Waſſer weg, und bauen immer auf Sand. Ja, ich kannte einen Bürgersmann, deſſen Haus hieß die alte Poſt. Als er ſich nun zur Ruhe ſetzen wollte, kaufte ein Freund in der Fremde einen großen Gaſthof für ihn, und wie Gott den Schaden beſteht, heißt der auch die alte Poſt.“

Der Vater lächelte, und ſprach halb für ſich: „Es iſt immer noch der alte Wächter.“

„Ja, gnädiger Herr!“ antwortete er, „obgleich es einmal Abend wird, bei uns Allen — und bei mir ſcheint ſchon bedeutend der Mond.“ Dabei klopfte er ſich mit der Hand auf eine ſtarke Platte. Auf des Vaters Frage, ob er hier ſein gutes Fortkommen habe, ſagte er, ſeinem Wohlergehen ſtände nur die Furcht der Gäſte im Wege, daß der Kloſterthurm einfallen werde. „Du meine Güte!“ ſetzte er wie bedauernd hinzu, der wird noch Manchen kommen und gehen ſehen. Mir fiel des „alten Thurmes Klage“ dabei ein, ein Gedicht, welches ich irgendwo geleſen.

„Den meiſten jungen Leuten,“ ſprach der Wirth weiter, „iſt es zu einſam hier; es fehlt ihnen aller beſcheidene Sinn. Sie ſagen, die Viola matronalis betäube ſie — betäubt der Lärm ſie etwa nicht? — ich denke aber, der Name: das alte Kloſter, hat ihnen einen Geruch von Heiligkeit, den ſie nicht vertragen. Meine Blumenliebſchaft pflanzt ſich noch von Fräulein Leopoldine her, der ich immer gärtnern half. Die Viola matronalis hatte ſie vor allen gern, deßhalb iſt es die liebſte Blume meines Gartens; ſie blüht auch in meinem Gedächtniß.“

Der Vater wollte etwas erwiedern, die Stimme verſagte ihm aber. Seitdem nun kommt er nirgend anders mehr hin, als hierher; mir ſcheint, dieſer Wächter habe Erinnerungen in ihm geweckt, die Dich, liebſte Tante, ſehr nahe angehen. Als er erzählte, wie Du, um Deines Vaters kleine Schulden tilgen zu können, Dir Alles abgeſpart hätteſt, ſogar die Morgenſemmel gedarbt — da quoll der Biſſen von dem kleinen Milchbrödchen mir im Munde, und der Vater maß das Gärtchen mit ſtarken Schritten.

Ich erſuche Dich, liebe Tante, mir eine Bitte zu erfüllen. Willſt Du mir wohl verſprechen, ein kleines Frühſtück einzunehmen? Du wirſt es, ſoll das meinige mir nicht für immer verdorben ſein. Es iſt wahrlich nicht geſund, bis in den ſpäten Mittag ſo gar nichts zu genießen, und der Doctor hat dieſe nüchterne Gewohnheit oft an Dir getadelt, und Deine große Schwäche davon abgeleitet. Thue mir alſo den Gefallen!

Gieb doch meinem Bruder einen herzlichen Kuß von mir! Trage Sorge für Deine theure Geſundheit, meine innigſte Freundin! auch aus Liebe für die, welche Dich ſo treu als hochachtungsvoll in ihrem Herzen trägt:

Deine Suzon.

Fünfundfünfzigſter Brief.

Suzon an Minna.

— Bad, den 12. Auguſt 18—.

Liebſte Freundin!

Den ſchönſten Gruß zuvor, theure Minna! wie meinen

Dank für Ihre zuvorkommenden Zeilen. In der Ferne iſt uns das kleinſte Liebeszeichen von unſern Freunden ſo werth, ſo wichtig! es tritt ſo leiſe, und doch ſo beredt an unſer Herz, und hebt das ſchwermüthige Gefühl der Entbehrung auf. Ach Minna! wenn Liebe nicht Nähe wäre, untrennbare Nähe, dann wäre unſer ganzes Daſein ja nur ein Tropfen Schmerz, der ſich in Nichts auflöſ't. Deßhalb kenne ich auch nur eine Trennung, die, welche Herzen von einander hält; jede andere iſt für den reinen Geiſt der Sehnſucht keine. Wir haben es mit der Wohnung gut und glücklich getroffen, das wird Ihnen die Mutter geſagt haben. Hausgenoſſen genug, allein ſie leben, wie Inſulaner, egoiſtiſch abgeſondert, und tauchen bloß in einem Bade und auf der Promenade auf und ab. Dies Alles verſchwimmt vor meinem Blick und regt kaum ein oberflächliches Intereſſe in mir an. Dagegen hat eine Bekanntſchaft tiefen unauslöſchlichen Eindruck auf mich gemacht, wovon ich Ihnen jetzt das Nähere ſchreiben will. — Den erſten Morgen nach unſerer Ankunft bringt man mir, da ich dem Platze zueile, wo der Vater mich erwartet, eine kranke Dame aus dem Bade entgegengetragen. Neben der Tragbahre geht ein junges Mädchen, welches die todtenweiße Hand der Dame in der ihrigen, und den verweinten Blick auf den vordern Träger feſt hält, und ich ſah, daß ſo oft er in den ſcharfen Kieſeln ein klein wenig fehl trat, ein ängſtlicher Schmerz in dem Geſicht des Mädchens aufzuckte, als ob die Empfindung der Kranken ſich durch allerinnigſte Theilnahme übertrüge. Das Mädchen kam mir ſichtlich wie ein Schutzengel vor, denn dies ſchöne Auge ſchien zu ſagen: „Nimm Dich in Acht, daß Du Deinen Fuß nicht an einen Stein ſtößeſt.“

Ich blieb ſtehen, den Zug vorbei zu laſſen. Die Dame grüßte mich mit einem Kopfneigen, und ein leiſes, verbindliches Lächeln ſchwebte dabei um ihren Mund. Dieſe Feinheit rührte mich; ich mußte ſehen, wohin man die Kranke trüge, und ſiehe da! in unſer Haus.

Es iſt eine Oberſtin von Frankh mit ihrer Tochter, die mit uns auf demſelben Flur wohnen —; dies ſtand mir zu erfahren, und auch wie übel es um die Mutter ſtehe, welche der Arzt für rettungslos erklärt. Ein Bruder des Fräuleins und eine verheirathete Schweſter werden täglich und ſtündlich erwartet, und das arme Mädchen zittert, daß die Mutter früher ſterben könne.

Ich hatte nun Gelegenheit, die aufopfernde Liebe dieſer guten Tochter zu bewundern, die nur für die letzten Erleichterungen ihrer Mutter lebte. Die ganze Welt war für Aline nicht da. Sie athmete nur in Theilnahme an dieſen Leiden. Ach Minna! ich ſchämte mich neben dieſem trefflichen Mädchen, und vielleicht war es nicht umſonſt, daß Gott mir die erfüllte Pflicht einer Tochter in dieſem anſprechenden und rührenden Bilde zeigte.

Es ward nun plötzlich ſehr ſchlecht mit der Oberſtin von Frankh; die arme Aline befand ſich in wahrer Todesangſt, auch um das Ausbleiben der Geſchwiſter. So oft ein Wagen kam, erzitterte ſie ſichtlich; von Stunde zu Stunde mußte der alte Bediente auf die Straße ſehen, und trat er dann in die Thüre, auf die ihr Blick geſpannt gerichtet war, und zuckte er traurig mit den Achſeln, ſo empfand ſie troſtlos ihre Verlaſſenheit in ſolcher Noth. Aber ganz verlaſſen war ſie nicht; ich verſäumte ſelbſt manchmal den Vater, um bei Aline auszuhalten und ſie in ihren Pflichten abzulöſen. Die Frau des Hausbeſitzers, eine von den Stillen im Lande, leiſtete der Mutter Beiſtand, beſonders geiſtlichen. Sie ſprach ihr vor; es war gewiß ſehr gut gemeint, wenn mir die Frömmigkeit dieſer Frau auch mitunter etwas gewaltſam vorkam, da der Zuſtand der Kranken die äußerſte Schonung erheiſchte. Am Abend vor der Nacht, worin die Oberſtin ſtarb, hatte Aline auf einen Augenblick das Zimmer verlaſſen, um ihr gepreßtes Herz auszuweinen; ich ſetzte mich ſchweigend an ihren Platz. An der andern Seite des Bettes ſaß die Frau vom Hauſe und betete: „Neige Dich zu mir, mein Gott, denn ich bin einſam und elend!“ Da ſchüttelte die Kranke leiſe mit dem Haupte, — ſprechen konnte ſie nicht mehr — faßte mit der Hand nach meiner Hand und drückte ſie heftig. Minna! wie durchſchauerte dieſer Händedruck mein Innerſtes! ich werde es nie vergeſſen. Ich eilte hinab ins Freie. Aline kniete im Geſträuche und rang ihre Hände unter tauſend heißen Thränen zum ſtillen Himmel auf, woran die Sterne ſo friedſam blinkten! Der Mond ſchien klar und kühl — aus der Ferne tönte Tanzmuſik, vermuthlich ein Ständchen. Mir war bange zum Sterben — ich zog das Fräulein empor und auf eine Gartenbank, die ängſtlich weiß in dem dunkeln Grünen ſchimmerte. Hier ſchluchzte ich an ihrem Halſe. Da ſagte Aline: „Ach größeren Schmerz giebt es wohl nicht, als eine gute zärtliche Mutter zu verlieren.“ — Ihrer fühlenden Seele, meine Freundin, überlaſſe ich die Empfindung, womit ich dachte: ein größerer iſt's, nie eine zärtliche Mutter gehabt zu haben. — Mit erſtickter Stimme ſetzte Aline hinzu: „Das iſt noch mein Troſt, daß ich meine Mutter nie verlaſſen habe, und welch ein ſchwaches Weſen ich auch bin, ſo war ich doch ihre einzige Stütze in ihren ſchweren Leiden.“

O theure Minna! dieſe Worte erſchütterten mein Herz! Würde dieſer Troſt mich aufrichten können? Der Gedanke beugte mich ſehr, daß ich meiner Mutter nie wie ein treues Kind zur Seite geſtanden. Vielleicht wäre Manches anders, wenn ich es gethan aus all meinen Kräften; ich will es aber künftig; ich will es redlich.

Und ſo, liebe Freundin, habe ich eine inſtändige Bitte an Sie. Treten Sie einſtweilen an meine Stelle, und meiner Mutter näher als bisher. Wollen Sie das? nicht wahr, Sie werden es, mir zu Liebe? Etwas Gutes thut Minna gewiß immer gern; es iſt der eigenſte Antrieb Ihrer Natur. In derſelben Nacht war die Oberſtin verſchieden. Morgen in aller Frühe wird ſie begraben. Dieſen Vormittag ſind die Geſchwiſter endlich angelangt. „Das Fräulein that mir ſo innig leid! ich konnte mich erſt gar nicht faſſen.

Und nun die Kälte der Menſchen! die ſich durch jedes ernſte Gefühl geſtört finden! Die Meiſten gehen ſo gleichmüthig ihres Weges, als ob ſolch ein Fall ſie gar nichts anginge. Dann die leidigen Tröſter, welche eine magere Philoſophie auf die Weide führen, als ob ein betrübtes Herz Sinn dafür hätte! — Wahre Theilnahme wird und kann nicht anders als wohlthuend empfunden werden, aber ſie mag ſelten ſein. Und doch heiliget ſelbſt ein fremder Schmerz unſere innerſten und eigenſten Gefühle.

Leben Sie wohl und froh, theure Minna! Grüßen Sie Sulamith tauſendmal von mir, unſern Freund Hayn, der nun, da ihm das lebendige Wort gegeben iſt, nicht ſo wie ſonſt nur todte Sprachen liebt! — auch die alte Großtante. Nochmals lege ich meine Bitte an das Herz der Freundin, der ich hierdurch das liebende Gedenken verſichere

Ihrer dankbaren
Suzon.

Sechsundfunzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 20. Auguſt 18—.

Mein theuerſter Freund!

Wenn ich auch jeden Brief von Ihnen mit dem Gefühl empfange, daß er mir etwas Gutes bringt, und alſo mit Freude und Troſt, ſo hat Ihr letzteres Schreiben mich doch abermals überzeugt, daß ich Sie, und zwar mit dem vollen Rechte der Dankbarkeit, für den hülfreichen Geiſt unſerer kleinen Familie halten muß, und daß mir daher Nachrichten, auf irgend eine Weiſe entſcheidend für unſer Wohl und Weh, nur allein von Ihnen kommen und kommen können. — Es iſt mir faſt gewiß, daß dieſe Fremde mit Fiorde und dem Freunde meines Vaters in naher Beziehung ſteht. — So ſind Ihre Schriftzüge zu einem Faden für mich geworden, der mir Herz und Gedanken unabläſſig in das Pfarrhaus von Groß-Steinfelden zieht. — Es iſt mir, als ob irgend ein Zuſammenhang zwiſchen dieſer einfachen Begebenheit und jenem verkollerten Knäuel Statt finden müßte, an welchem das zerriſſene Freundesglück meines Vaters hing, woran ſeine Liebe nie ein Ende nahm, wenn gleich dieſer Riß vielleicht ſein Leben verkürzte. Gott weiß es! Wiſſen Sie, warum jene Ahnung in mir liegt? weil Sie, mein Freund, als Arzt zugezogen worden. Sie lächeln? mögen Sie doch! Mir däucht es giebt Menſchen, deren Lebenskreis die Entwickelungsgeſchichte des äußern und innern Schickſals Derer enthält, die in naher und nächſter Beziehung zu ihnen ſtehen.

So iſt es mir mit Ihnen, und ich empfinde, wie ich dieſem Freunde Alles ruhig überlaſſen darf.

Wenn das Gedächtniß meines Herzens ſich mir aufrollt und der Dank für tauſend Beweiſe Ihrer theilnehmenden Güte mich bewegt, dann leſe ich in Ihren Schriftzügen, wie einſt in Ihrem Blicke, wenn er mir tröſtend ſagte: „Jetzt wird es beſſer!“ Welch ein Verlaß iſt der, den man auf einen guten Freund ſetzt! Wie verlaſſen iſt, wer ihn entbehrt, ob auch goldne Bande und die Menſchen ihn für glücklich hielten! Doch auch Freunde können irren. O, lieber Doctor! werden Sie mich nie verlaſſen? wenn mein Geiſt ſie riefe, dem es an Kraft gebräche, ſich ſelbſt zu helfen? wenn mein Gemüth krank wäre — oder ein ſittlicher Fehler mir Ihre Achtung entzöge? — Wo gerathe ich hin? Bei dieſer Vorſtellung bebt die Feder in meiner Hand. Mir däucht, ein Herz, über das die Freundſchaft wacht, ſtehe unter heiliger Obhut, und in dem Gefühl jeder wahren Liebe ruhe etwas Schützendes. Ein Freund, ein wahrer Freund! läßt nicht ſinken. Die Freundſchaft hat keinen trüglichen Boden. Wer dieſen ſeltenen Schatz beſitzt, der trägt ein Amulet in ſeinem Buſen, das ihn Alles, auch das Schwerſte tragen läßt.

Warum, lieber Doctor, finden wir ſo wenig Sinn für Freundſchaft unter unſerm Geſchlecht? Freilich iſt es kein Gefühl der Schwäche, es erfordert vielmehr ein ſtarke, der Ueberwindung fähige Seele. Man wüßte ſich unvergänglich geliebt; welches arme Mädchen weiß das? Die da leidenſchaftlich geliebt wurde, wäre am meiſten zu beklagen; denn wie flüchtig iſt dieſes Glück! und der Schmerz der Täuſchung in dieſem Punct mag wohl der langſte wie der herbeſte ſein.

Schon ehe ich beiliegenden Brief von Suzon erhielt, hatte ich mich ihrer Mutter mehr genähert als ſonſt. Unſere gegenwärtige Vereinſamung machte dies ſo natürlich. Aber ſei es nun, daß Frau von Adoly mir deßhalb zugänglicher war, oder daß ich ein gewiſſes Mitleid für ſie empfand, genug, ich fühlte mich nicht allein verpflichtet, bei ihr auszuhalten, ſondern in manchen Stunden ſogar von ihrem Umgange angezogen, und mein Urtheil blieb nicht ohne Milderungen, die ſie mir einzuflößen verſtand.

„Es iſt nicht zu berechnen," ſagte ſie unter Anderm, „wie weit die Leidenſchaft eines Mannes ein Weib zu führen vermag, zu welchen Schritten verleiten. Dann der Tugendſtolz mancher Frau — es iſt nicht ſchwer, im Beſitz aller Vortheile eine Prüde ſein, aber ſchwer iſt es, die volle Gewalt, die wir erlangten, nicht gegen den anzuwenden, der ſich uns überhebt. —" Mir ſchien, als läge etwas Wahres darin. Aber Madame Adoly, auf welche dieſe Bemerkung doch wohl gemünzt war, verdiente ſicherlich nie den gehäſſigen Namen einer Prüde, und Tugendſtolz war die heilige Würde, in der ſie ſich behauptete, gewiß eben ſo wenig; nur die innere Demüthigung ihrer Verdrängerin mag ihn ſo empfunden haben.

Geſtern Abend im Vollmond ging ich lange mit Hayn im Garten auf und nieder. Er ſcheint jetzt ſehr glücklich — mein geiſtlicher Freund nämlich. Wir ſprachen über Freundſchaft, Liebe, Leidenſchaft — über die letztere waren wir nicht einig. Ich meinte, eine glückliche Naturanlage könne dazu beitragen, unſere Gefühle harmlos zu erhalten. Er verneinte es, und ſagte, auch das kälteſte, auch das verſchloſſenſte Herz könne Leidenſchaft, dieſe Gefahr für unſere Seele, in ſich keimen und reifen laſſen.

Wir vertieften uns in dieſen anziehenden Text, und Frau von Adoly rief mir vom Fenſter herab die Mahnung zu, mich nicht zu erkälten, weil es ſchon ſpät ſei. So brachten wir auf gut pädagogiſch unſere Gedanken zu Papier, und ich lege Ihnen die Abſchriften bei, ſo wie ein Blatt von Sulamith. Suzon's Brief iſt die Beilage zu dem Ergebniß der kleinen Hauscanzlei.

Lieber Freund! kaum jemals war meine Bitte dringender, Sie möchten mir bald wieder ſchreiben, und ich ſehe Ihrem nächſten Briefe mit herzlichem Verlangen entgegen.

Auf Lottchen zürne ich, wenn ich ſie auch grüßen laſſe. Iſt es möglich, daß Ihre verſtändige Schweſter nicht einſieht, wie unglücklich ſie ſich macht? Dies gehört auch in das Capitel von der Leidenſchaft, wo der Menſch das thut, nicht was er will oder ſollte, ſondern was er muß! Und ſo hatte mein Vater dennoch Recht, daß Freiheit allein göttlichen Gepräges iſt. Doch iſt die höchſte Liebe nicht auch die höchſte Freiheit? Jüngſt brachte Hayn mir ein Werk, unter dem Titel: „Wahl und Führung,“ von Baumgarten Cruſius — doch das Nähere darüber würde mich zu weit führen.

Meiner guten Ida ſagen Sie Trautes und Liebes von mir. Die Kleine ſcheint nicht recht froh — das Treiben dieſer Tanten-Liebſchaft — vergeben Sie — mag ihr zuwider ſein. Sie fühlt ſich waiſenhaft beſeitigt — das arme Kind! Ich wollte, die Heirath wäre ſchon vollzogen, und Lottchen verſorgte die Sträflinge, ſo dürfte mein Freund vielleicht weniger Sorge um den Liebling ſeines Herzens haben. Nun, die Zeit kommt auch. Leben ſie tauſendmal wohl! Ewig

Ihre Freundin
Minna Bergener.

Leidenſchaft.

Hayn.

Warum konnte ich mich geſtern nicht mit Ihnen über dieſen Punct einigen, um den das Getriebe des Irdiſchen ſich dreht? Mit Ihnen, Verehrte, deren innere Welt ſich in ſittlicher Freiheit bewegt? Laſſen Sie mich Ihnen ſagen, was ich unter Leidenſchaft verſtehe, wie ich davon denke. Sie nahmen Unterſchiede an, dann auch, daß die Natur ihres Gegenſtandes über die Verwerflichkeit derſelben entſcheide.

Das leugne ich, werthe Freundin! *jede* Leidenſchaft iſt Sünde; denn ſie entfernt von Gott, entfremdet der wahren Liebe und hebt die Ordnung des Gemüths auf, weil ſie den Menſchen unfrei macht; ſo daß er ſich leidend verhalten und ſeine Neigung in tyranniſcher Willkür über ſich herrſchen laſſen muß. — Und ſolch ein Zuſtand ſollte unter irgend einer Bedingung zu entſchuldigen ſein? Gewiß nicht, Theure! das haben Sie auch gar nicht gemeint, Sie, deren Sein und Weſen das Gleichmaß ſittlicher Gefühle wohl nie verletzte. Liebe iſt Freiheit, iſt Freude — Leidenſchaft iſt Gebundenheit — iſt Schmerz. Jede Leidenſchaft iſt nach Kant ſinnlichen Urſprungs, und gehört ſonach den Zwecken der Erde an. Liebe aber, dieſer Quell des Geiſtes, fließt rein und lauter in das Lichtmeer des Himmels. Weder heißes Blut noch ein leichtentflammtes Temverament iſt es, was am meiſten in Gefahr der Leidenſchaft bringt; dieſer Sturm kann auch eine ſtille, ſpiegelhelle Seele trüben, und auch im Norden giebt es Vulcane. Wo aber der Menſch die heilige Würde ſeiner Berufung aus den Augen verliert, die in irgend einer Verblendung befangen ſind, da kann er nicht mehr nach dem Höchſten ſtreben. Begeiſterung für alles Gute, Edle, Schöne und Wahre, iſt aber ja nicht mit jener wilden Entzündung unſerer Wünſche zu verwechſeln. Ohne begeiſterten Sinn iſt keine Selbſtverleugnung möglich, da das Leben auch wohl täglich ein kleines Opfer von uns heiſcht.

Wenn meine einſichtsvolle Freundin fragt: „Was aber rettet uns aus dieſem Verfall? oder hilft, daß wir uns wahren?“ ſo antworte ich kraft meines Amtes und Glaubens: *Ein treues, feſtes Halten an Gott!* Er iſt ſtark, dieſer Gott! und zerbricht Ketten, mit denen wir uns in blöder Selbſtſucht belaſten. Vor unſern Sinnen ſchwebt der Kampf — und ein göttliches Bild der Weisheit iſt es, was uns unſichtbar mit ehernem Schilde deckt. Es iſt etwas Köſtliches um den Muth einer wahrhaft freien Seele! Wie beengt nicht ſchon die kleinſte Befangenheit und hemmt nach allen Richtungen hin! ich habe es gefühlt. So oft ich einſt das Lied anſtimmen laſſe: „Und wenn ich tauſend Zungen hätte“ wird eine heilige Dankempfindung mich durchſchauern, daß das Band der meinigen gelöſt worden.

Leidenſchaften ſind moraliſche Stürme. Der Mann mag ſich hinaus wagen und ſeine Kraft verſuchen. Das Weib aber iſt für die innerſte Stille geſchaffen. Ein leidenſchaftliches Weib iſt kein holder Anblick mehr. Eine leidenſchaftliche Mutter — welchen Schaden kann ſie in den zarten Seelen der Kinder anrichten! Wie ſchnell iſt das reine Bild mütterlicher Heiligkeit durch ein übereiltes Wort oft auf ewig getrübt! —

Die Ehe iſt kein Verhältniß der Leidenſchaft, ſonſt wäre ſie kein Bund, den Gott geſtiftet hätte. — Der Eheſtand fordert Innigkeit — Frieden — Dauer; Leidenſchaft iſt Uebelſtand und heiſcht äußeren Beſitz; ihr Weſen iſt Selbſtſucht, innere Zerriſſenheit, die ſich früher oder ſpäter in ein wehevolles Nichts auflöſen muß. — Betrachten Sie die Geſchichte unſeres Hauſes, und Sie werden Belege genug für dieſe meine Anſicht finden. Was iſt der Grund alles Unglücks darin? Leidenſchaft! deßhalb fürchte ich für Sulamith, die ein verſchloſſenes Gefäß iſt. Dieſes Kindes Glück iſt mir ſehr theuer, und ich möchte nicht erleben, daß ein leidenſchaftlicher Hauch den Himmel dieſer reinen Seele trübte.

Sind wir nun einig? Ich hoffe es. Wie ich über Leidenſchaft denke, durfte ich Ihnen mittheilen, deren geiſtige Unabhängigkeit ich ſo lebhaft anerkenne als verehre.

Nicht geliebt werden.

Minna.

Würde ich für das größte Unglück halten, wenn es mir nicht ein noch größeres ſchiene, keiner Liebe werth zu ſein.

Das Gefühl, ſich geliebt zu wiſſen, iſt ein Frühling für das Herz, der alle Keime des Guten öffnet, eine werdende Glückſeligkeit. Wie belebt nicht ſchon die Wärme der Freundſchaft! Wie regt der Gedanke auf, einer günſtigen Meinung zu entſprechen! Liebe macht liebenswürdig. Kälte hingegen verurſacht Schmerz, unterdrückt und verödet. Vor einem kalten Blicke erſtarren die zarteſten Empfindungen. Doch haben wir Liebe in unſerer Gewalt? Nein! ſie iſt die freieſte Gabe des Herzens, und ein Gott muß ſie uns geben. Womit ſoll ſich aber nun ein edles, doch unerkanntes und ungeliebtes Gemüth zufrieden ſtellen? Mit ſeiner Reinheit, die in heiliger Tiefe einen Himmel zurückſpiegelt, der ihm hienieden unerreichbar iſt. Ein Herz, das ungeliebt der Liebe fähig iſt, gleicht den Blumen, denen der Schöpfer die Kraft der Fortdauer in ſich ſelbſt gab. Wer liebt, leidet nicht — und ſtirbt nicht; denn das Göttliche iſt in ihm geboren. Wer ſich nicht geliebt weiß von den Menſchen, der bleibe mit ſeinem Herzen einſam und im Stillen; dann ſucht ihn der Troſt auf. Freundſchaft und Liebe ſind Empfindungen, die vor jedem Anſpruch zurückweichen. Die Natur tröſtet auch. Sie zeigt Allmacht und Liebe Gottes im Leben jeder Creatur. Und ein Menſchenherz ſollte vergeſſen ſein? — Doch am allerzarteſten, dünkt mich, müſſen ungeliebte Perſonen ſich beachten. Sie allein dürfen ſich niemals gehen laſſen; denn man ſieht ihnen nichts nach. Der Verkannte wird nothwendig auf Selbſterkenntniß zurückgeführt. Wie kommt es denn aber, daß man ungeliebte Perſonen oft am wenigſten beſcheiden findet? Sind ſie es nicht, welche die Rechte der Geſellſchaft an ſich reißen, die ihnen nur mit Widerſtreben zugeſtanden werden? Sollte nicht vielmehr das Gefühl entbehrter Liebe jene ſchüchterne, nichtsverlangende Genügſamkeit in uns wecken, der man Achtung nie verſagen kann? —

Wenige Menſchen haben das Bedürfniß, wahrhaft geliebt zu ſein, weil ihr Inneres ohne Inhalt iſt, weil nichtige Wünſche ihre Seele ausfüllen; die Wenigen, die das Glück einer innigen Beziehung vermiſſen, ziehen es doch endlich an ihr verlangendes Herz heran. Wer zweifeln müßte, ob ihn Jemand auf Erden liebt, für den lebt um ſo ſicherer Gott der Allliebende.

Verſchloſſenheit.

Sulamith.

Man hält mich für verſchloſſen. Minna ſpricht oft davon, welch eine liebenswerthe Eigenſchaft Aufrichtigkeit ſei, und wie einnehmend ein junges Mädchen dadurch werden. Frau Telkyn, meine gütige Beſchützerin, rügt noch ſanfter und ſagt: „Mir hat von einem Schlüſſel geträumt, das bedeutet Gewalt über den Geiſt. Damit möchte ich Dir Dein liebes Herz aufſchließen, daß Du offenherzig würdeſt.“

„Ich habe nichts zu verheimlichen,“ antwortete ich; „ich bin nicht verſteckt, und wer mich lieb hat, wird mich kennen. Der Sonnenſtrahl dringt ja auch durch eine verſchloſſene Thür.“

Das leuchtete der guten alten Frau ein.

Gewiß iſt es unrecht, ſein Inneres zu verſchließen; denen aber, die mich nicht verſtehen, kann ich mich auch nicht eröffnen.

„Ein verſchloſſenes Herz, bricht Gott im Schmerz“ — ſagte unſer Hayn einſtmals, als er mich zum Vertrauen ermahnte. Ich dachte an den Traumſchlüſſel. Die Liebe zu Jemand, das iſt die rechte Gewalt über den Geiſt, welche die kleinen Schatzkammern des Herzens öffnet, und Alles, Alles! hinnimmt.

Geſtern klagte der Gärtner, daß noch immer kein Regen kommen wolle, und ſagte: „Ja, wenn der Himmel verſchloſſen iſt, da ſteht es erbärmlich um Halm und Frucht.“

Thränen drangen aus meinen Augen. Es war mir, als hätte ich mit dieſem Worte einen Vorwurf gehört.

Möchte mir doch der Himmel nie verſchloſſen ſein, der in der Aufnahme des Vertrauens ruht, wozu es keiner Worte bedarf! — Dann weinte ich Freudenthränen, und ſie fielen wie Thau auf die Blume meines Lebens. Ich will mich aufrichtig bemühen, zutraulich zu werden und die Mittheilung Anderer mit offner Seele entgegen zu nehmen.

Siebenundfunfzigſter Brief.

Der Doctor an Minna.

B—, den 28. Auguſt 18—.

Liebe Freundin!

Seit meinem Briefe vom fünften Dieſes bin ich nur einmal in Groß-Steinſelden geweſen; doch ohne einen andern Erfolg für meine Mittheilung an Sie, als daß die Kranke Fiorde heißt; und wahrſcheinlich die Mutter des unſrigen iſt. Ich fand bei meinem letzteren Beſuch meine Dame ſo ſchwach und angegriffen, daß ich jede, auch die leiſeſte Frage, welche über dieſen Zuſtand hinausgegangen wäre, für unzuläſſig gehalten haben würde. Sie muß ſich erſt erholen. Der Paſtor giebt mir wöchentlich Nachricht, und täglich erwarte ich wieder einen Boten. So wollte ich Sie, meine theure Minna, einſtweilen nicht ganz in Ungewißheit laſſen. —

Paſtor Linderer ſchreibt mir unter Anderem, ſeine kränkliche Hausgenoſſin leide an einem Uebel, für welches die medicinische Facultät noch kein Mittel kenne, die Kaufſucht. Seine Frau hat auf ihr ausdrückliches Verlangen in eine berühmte Leinwandhandlung reiſen, und eine Menge feines Linnen und ſeidner Inlette kaufen müſſen, als ſolle eine adelige Erbtochter ausgeſtattet werden. Sie ſpricht von einem Transport von Eyderdaunen, der nächſtens kommen werde, was ſeine Frau beinahe übel genommen, da ſie ihr das beſte Gaſtbett gegeben hat. „Gütiger Gott!“ ſetzt er hinzu, „und ſchwerlich wird die Arme eines ſanfteren Pfühls bedürfen, als den das harte Gekräuſel füllt, welches unter dem Hobel des Tiſchlers abfällt. — Auch um einen Juwelier bin ich ſchon dringend von ihr angegangen worden, ich hielt es aber für eine Phantaſie, und habe ſie deßhalb mit dem Goldſchmied hingehalten.“

Hätte nicht ein ſo wahrheitsliebender Mann mir dieſen Bericht erſtattet, ich würde kaum daran glauben können. Die Dame ſchien mir ſo läſſig, ſo losgeriſſen von allem Irdiſchen, ſo nichtsbedürfend, als daß man ſie in Ruhe laſſe, daß ich einen Widerſpruch in der Seltſamkeit finde, deren der Paſtor erwähnt, obgleich die Erſcheinung jenes Uebels mir ſonſt nicht fremd iſt. — Wohl kenne ich die Kaufſucht als eine Krankheit Ihres Geſchlechts, meine theuerſte Freundin. Dieſes nimmerſatte Streben nach neuen Anſchaffungen, die ſo häufig entbehrlich, wo nicht gänzlich unnütz ſind, hat ſeinen Grund in innerer Leere und Langeweile. Es iſt der Reiz unbeſchäftigter Augenblicke, doch kein Gegenſtand, der das Herz erfüllt und befriedigt. Nur der Kopf wird wüſte unter dieſem Wuſt. Wenn die Wohlhabenden und Reichen, anſtatt ſich mit überflüſſigen Dingen zu belaſten, ihren Ueberfluß den Armen zufließen ließen, ſo würde ihr Haus voller Segen. Sie würden reich ſein in Gott, und hienieden ſchon den Himmel erben. — So aber haſchen ſie nach Armſeligkeiten, auf daß ihre Erben einſt im Staube wühlen. Würmer will ich lieber in der Erde wühlen ſehen; es iſt doch eine Nothwendigkeit der Natur darin; in jenem ekeln Anblick aber liegt nichts, was der Menſch, der unſterbliche Menſch ohne Schauder ſähe. „Wo kommen unſere Güter einſt hin? Zu Fremden — zu Feinden!“ ſagt der düſtere Young. Und mich dünkt, mit Recht. Deßhalb liebe ich jene kindliche Genügſamkeit eines weiblichen Gemüths, die ſo innig mit der Fähigkeit, ſich zu freuen, verſchwiſtert iſt. Deßhalb achte ich Frauen vorzugsweiſe hoch, welche beſſere Schätze kennen, als die mit Gelde zu bezahlen ſind. Deßhalb iſt eine zufriedene Seele die Geſundheit des Weibes und das Wohlſein des Mannes!

Wie beklage ich die armen Männer, welche gute Perlen ſuchen — aber die eine köſtliche Perle nicht finden oder zu theuer finden, die das Himmelreich in den Beſitz des Mannes bringt und des höchſten Preiſes werth iſt! — Ein junger Mann ſollte ſeine Braut durch einen Jahrmarkt führen, um ſein künftiges Glück zu ermeſſen. Die Philoſophie der Liebe iſt's allein, welche von eiteln Wünſchen frei macht und den Plunder des Putzes für Tand achtet.

Bei manchen Frauen bezieht ſich dieſe Kaufſucht mehr auf wirthſchaftliche Fürſorge, und zu dieſen gehört auch meine gute Schweſter. Es iſt deſſenungeachtet trockne Proſa, bei der die Blüthe des Genuſſes eindorrt. Sie ſorgen auf Jahre hinaus. Und jedes Jahr läßt Gras wachſen, welches — ach! wie ſo unerwartet oft! über unſere Herzgrube wachſen kann. Dann bleibt das bittere Heu, was der uralte Mäher zum Hügel häuft. —

Ad vocem: Heu! Heuſcheuer! ehegeſtern ſteht meine Schweſter vor dem großen Speiſeſchrank im Winkel auf dem Vorſaal. Der häusliche Ordnungsſinn, der ihr rühmlichſt zuerkannt werden muß, hat etwas Feſſelndes für mich, und ich kann nicht vorüber, ohne daß mein Blick wohlgefällig verweilt. Sie ſteht ſichtlich in Gedanken und ſchichtet eine Unzahl Muskatnüſſe auf, wie man die Kugeln innerhalb der Feſtungsthore liegen ſieht, mit einer kleinen Platteform, ungefähr wie die Bildung der Heuſcheuer. Ich klopfe ſie leiſe auf die Schulter und ſage: „Was machſt Du da, Lottchen? Die Muskate iſt ein hitziges Gewürz — wir werden uns den Magen verbrennen."

Meine Schweſter erſchrak und ward wie Feuer. Sie zuckte, und die Nüſſe kollerten zu Boden.

„Es war feucht hier im Schube," antwortete ſie, verdrießlich über meine kümmerhafte Bemerkung.

„Warum ſchaffſt Du aber auch ſo viel ein" — entgegnete ich ihr.

„Das verſtehſt Du nicht, und ihr Männer alle nicht" — ſprach ſie ziemlich abſprechend. „An den Vorräthen erkennt man die Wirthſchaft und die Wirthin; als Arzt iſt mir eine andere Erkenntniß geworden" — ſagte ich; „nämlich die, daß in der Regel das Leben oder der Beſitz nicht für große Vorräthe ausreicht. Je mehr Würze, deſto auffallender die Kürze."

Vielleicht iſt aber der Trieb, in Maſſe einzuſchaffen, nicht umſonſt in meine Schweſter gelegt, wenn die Vorſehung ihr den großen Haushalt der Strafanſtalt zugedacht hätte. — In Betreff dieſes Punctes muß ich Ihnen etwas erzählen.

Jüngſt komme ich von einem Gange heim, und höre im anſtoßenden Zimmer, deſſen Thür nur angelehnt iſt, eine mir wohlbekannte und wohlklingende Stimme im Geſpräch mit meiner Schweſter. Den Anfang hatte ich nicht vernommen; ich verhielt mich ſtill, weil ich es gern vermeide, wenn meine Zeit gemeſſen iſt, mich mit Damen einzulaſſen. Es war die Profeſſorin Gräff, eine gebildete Frau, deren jüngere Schweſter ich im vergangenen Jahre von einer lebensgefährlichen Krankheit mit Gottes Hülfe hergeſtellt habe. Während dieſer Zeit hatte ich Gelegenheit, nicht allein die treue Schweſterliebe dieſer Frau, ſondern auch ihr feines Urtheil, das ſie mit ſeltner Beſcheidenheit zurückhält, kennen und ſchätzen zu lernen. So vernahm ich gewiß nicht ohne Rührung, wie ſie jetzt mit Freimuth ſagte: „Ich verdanke Ihrem Bruder die Rettung meiner Schweſter, und möchte gern etwas für das Glück der ſeinigen thun. Selbſt auf die Gefahr hin, daß Sie mir zürnen könnten, wage ich ein aufrichtiges Wort. Man ſagt, Sie ſeien Braut — ich habe es immer noch nicht glauben wollen. Es iſt ein ſehr gewagter Schritt, und wie ich aus ſicherer Hand weiß, ſollen ſich des Hauptmanns Töchter eben nicht günſtig über die Heirath des Vaters äußern.“

Ich lauſchte, was meine Schweſter auf dieſe zugemeinte Warnung erwiedern würde; an ihrem Ton merkte ich, daß ſie empfindlich war. Sie ſprach, man dürfe ſolchen Ohrenbläſereien nicht immer trauen. Sie wiſſe wohl, woher dieſer Wind wehe. Was verſchlüge es aber Jemand, ob ſie ledig bleibe oder nicht? Sie wolle alle Segel aufziehen, und denke glücklich durchzukommen.

„Ach!“ erwiederte die liebe Gräff, „eine Scylla und Charybdis hat wohl jede Stiefmutter zu befahren; ſie thut zu wenig oder zu viel. Die Klugheit, welche Anſtand nimmt, Fehlern ſchroff entgegenzutreten, wird oftmals eine Klippe für das Gewiſſen. Und der Scharfſinn, welcher die kleinſte Schwäche aufgrübelt und bloß ſtellt, ſchadet dem guten Rufe. Es mag ſehr ſchwer ſein, die Mitte zu treffen.“

Ich konnte nicht umhin, der Profeſſorin im Stillen beizuſtimmen. Sie ſprach die vollkommene Wahrheit. Sie fuhr fort: „Stieftöchter ſind — mit Ausnahmen — ſelten aufrichtig, und meiſtens vergnügungsſüchtig; ich denke mir, es kommt vielleicht daher, weil ſie ſelten mit Vertrauen behandelt werden und daheim wahre Liebe vermiſſen. Bei erwachſenen Mädchen iſt zudem keine Biegſamkeit vorauszuſetzen, und die gegebene Richtung widerſtrebt der Pflicht, ſich dem Willen der Stiefmutter zu fügen. Der Eigenſinn, obgleich er ein Kinderfehler genannt wird, kann wohl der ſtärkſten Zuverſicht das Herz brechen.“

Meine Freundin! ich hätte dieſer Frau Hand und Mund dafür küſſen mögen, wenn ich auch überzeugt bin, daß alle dieſe Reden nichts fruchten.

Ein Bote aus Groß-Steinfelden — ſogleich. Dieſer Brief iſt aber ſchon zu lang, als daß ich ihn liegen laſſen ſollte. So gehe er denn in Gottes Namen zur Poſt. Bald ein Mehreres. Ade, Trauteſte!

Ewig Ihr Freund
Doctor Balſam.

Achtundfünfzigſter Brief.

Der Doctor an Minna.

G—, den 30. Auguſt 18—.
(Spät.)

Meine wertheſte Freundin!

Verſprochenermaßen folgt dieſes Schreiben ſchnell auf mein voriges, das noch im Dunkel der Nacht und des Poſtwagens zu Ihnen hinfährt, und erſt in ein paar Tagen vor das Licht Ihres Auges und Geiſtes kommen wird. — Theure Minna! indem ich dieſes ſchreibe, ſteht der Gedanke klar vor mir, wie Alles, Alles! an das Licht kommt! Die Zukunft iſt eine ewige Offenbarung. Auch das finſterſte Geſchick erhellt ſich endlich, die Vorſicht ſieht jede, auch die kleinſte Folge ab. Wir dürfen nur getroſt an dieſem Glauben halten, ſo wird, ſo muß er einſt zum Schauen werden.

An dieſem religiöſen Geſichtspunct knüpfe ich den Faden, der Ihre Theilnahme durch ein Labyrinth leiten wird. Es dürfte lange dauern, ehe ich mit dieſem Briefe zu Ende komme. Ich bedarf des Ungeſtörtſeins dazu; deßhalb wähle ich die Zeit der Ruhe. Wie manche Nacht — könnte ich mit dem ſchwermüthigen Trenk ſagen — hab' ich der Pflicht zum Opfer dargebracht. Die Freundſchaft iſt auch Beruf, und mein Gefühl fordert mich auf, Ihnen eine Mittheilung wiederzugeben, die für Niemand von ſo antheilvollem Intereſſe ſein dürfte, als für Sie, meine Freundin!

Paſtor Linderer ſchrieb mir, daß unſere Kranke nach meinem Beſuch verlange. Auf der Stelle war ich entſchloſſen, und — dictum, factum. Den Boten nahm ich mit. Es wehte ein ſtiller Wind um das Pfarrhaus, der Paſtor war mit Frau und Kind zu einer Taufe auf das Filial gefahren. Ich eilte die Treppe hinauf, da ſaß meine Dame wie das erſte Mal, wo ich ſie ſah, am offnem Fenſter, in einem Lehnſtuhl entſchlummert. Das Sommergeflüſter in den Linden mochte ſie eingelullt haben. Der Anblick eines Kranken, der da ſchläft, hat etwas Rührendes, für den Arzt zumal. Es iſt, als ob ein Engel unſichtbar neben ihm ſtände. Sie athmete leiſe und langſam.

Dieſe Schatten unter den geſchloſſenen Augen, dieſe milde Bläſſe — ein ſchmerzlicher Zug um den Mund, in ein traumhaftes Lächeln gezogen; ein Hauch von Schönheit, die nun Ruhe geworden, ſchwebte noch darüber, und der Puls des Herzens, das nicht bloß in den weichen Shawl verhüllt war, ſchien in den Bebungen deſſelben ein tiefes und geheimnißvolles Leben anzudeuten.

Ihr erwachender Blick war freundlich betroffen. „Ah, ſieh da, lieber Doctor!“ ſagte ſie, „wir erwarteten ſie erſt morgen. Es iſt aber ſehr nach meinem Wunſch; ich wünſchte ſehnlichſt, allein mit Ihnen zu ſein.“ Es fiel mir auf, daß ſie trotz ihres leidſamen Zuſtandes mit vieler Umſicht, wenn auch mit wenig Worten, für meine Bewirthung ſorgte. Es iſt ein liebenswürdiges Talent der Frauen, das Schicklichſte hierin zu treffen, und manche, die nicht von ihrem Stuhl aufſteht, bezeigt ſich in dieſer Beziehung als eine gewandtere Wirthin, als ſolche, die in ewiger Bewegung dem Gaſt nur die ſaure Mühe ſchmecken laſſen, die ſein Erſcheinen verurſacht. — „Sie haben mir Vertrauen eingeflößt“ — ſagte die Dame, als ich erfriſcht und erquickt bei ihr ſaß; „ich fühle, daß mir leichter werden wird, wenn ich mich Ihnen entdeckt habe. Vielleicht können Sie mir behülflich ſein, den Wurm zu tödten, der nicht ſtirbt, und der an meinem Leben nagt; ich wäre Ihnen dann ewigen Dank ſchuldig.“ Sie reichte mir die abgezehrte Hand, die ich in ſtummer Verſicherung drückte. — „Eine Herzensergießung“ erwiederte ich, „iſt oftmals größere Wohlthat, als der Aderlaß, der vom Tode rettet. Wie ſo manches Lebensglück iſt an dieſer Unterlaſſungsſünde geſtorben!“

Sie ſeufzte und ſprach: „So geſtatten Sie mir, daß ich von meiner Kindheit an beginne. Ich bin als eine Waiſe in dieſem Schloſſe erzogen worden, wo damals ein Fräulein von Golda — (dies iſt auch mein Familienname) — mit ihrer Couſine reſidirte. Meine Tanten waren vermögend und beſaßen, außer dem ſchönen Gut, einen Reichthum an Sachen; aber weder ſie noch Andere hatten Genuß daran; und, wahrlich! ich habe ein hartes Gnadenbrod gegeſſen. Wie man aber öfters Geiz mit Hochmuth gepaart findet, ſo auch da. Eine Menge dienſtlicher Perſonen war im Schloſſe, in das häufig Gäſte kamen, und wie ich mich erinnere, mochten wohl Bewerber um die Hand der einen oder der andern meiner Tanten darunter ſein. Stets war der fremde Beſuch von einer innern und geheimen Aufregung begleitet, die ich ſpäter erſt verſtehen lernte. Ich wuchs unter den Leuten auf, die mich diejenigen haſſen lehrten, welche ich als meine Wohlthäterinnen hätte ehren ſollen; ich litt täglich unter der Mitſchuld kleiner Betrügereien, denen die Gewohnheit den Schein des Unrechts nahm. Die Herrſchaft will es ſo — hieß es. Niemals genoß ein Kind weniger Liebe, weniger Gutes, als ich — ach! und der Hunger thut nicht ſo weh, als die Entbehrung deſſen, was das Herz allein giebt und geben kann. — Ein unverſtandener Schmerz ſetzte in mir an, und die Neigung, weil ich ſelbſt darbte, Andern wohlzuthun.“

„Nachdem ich zu Gottes Tiſch gegangen war, ſchafften meine Tanten ihre Haushälterinnen ab, und erklärten mir, daß ich der Wirthſchaft nun vorſtehen müſſe. Man vertraute mir das Amt der Schlüſſel an — gütiger Gott im Himmel! meine ſchwache Hand zitterte wohl nicht umſonſt, da ich ſie empfing. Was zu Schaden käme, müſſe ich erſetzen

— ward mir angekündiget, und ich war nicht eines Groſchens mächtig. Mit einer ahnungsvollen Furcht trat ich meine neue Pflicht an, welche rieſenhaft über die Kräfte des vierzehnjährigen Mädchens hinauswuchs. Warum legte ich die Schluſſel nicht ſchweigend nieder zu den Füßen meiner Tanten oder ihres Bettes — und ging betteln! Ach! der Weg des Rechten iſt das einzige Wohlergehen auf Erden.“

„Niemals waren ſo viele Gäſte zu uns gekommen, als jetzt. Sie wurden, da ich mich anfänglich nach den Mitteln richtete, die mir zu Gebote ſtanden, ſchmal bewirthet. Da drohten die Tanten, mich zu verſtoßen. Vergebens flehte ich ihre Einſicht an, daß von Nichts doch Nichts ausgerichtet werden könne — vergebens brachte ich mein Rechnungsbuch zum Vorſchein; ſie warfen keinen Blick hinein. Und als ich weinend fragte: Wie ſoll ich es denn aber nun anfangen? erhielt ich zur Antwort: Du mußt Dir zu helfen wiſſen — da ſehe Du zu!“

„Der Tafeldecker, ein alter Mann, hatte einen Theil dieſes Geſprächs gehört. Er reichte mir das Silberzeug zum Aufheben zu, es erblindete unter meinen Thränen, und er ſprach mit einem ſo redlichen Mitleid in Miene und Stimme: Gnädiges Fräulein! hier heißt es, machet Euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß ſie Euch aufnehmen in die ewigen Hütten! — Man muß ſich in die böſe Zeit ſchicken. Dieſe Uhr hat ſchon manchmal im Verſatz geſtanden. — Dieſer Mann hatte ſo ehrwurdig weißes Haar, daß ich nimmer geglaubt hätte, der Verſucher nähme dieſe Geſtalt an, mich mit Worten der heiligen Schrift zur Sünde zu verlocken.“

„Die koſtbaren Sachen, welche ich im Verſchluß hatte, waren ein völlig todter Beſitz, der keinem lebenden Menſchen etwas nützte; denn in außerordentlichen Fällen mußte ich das Nöthige für den Gebrauch bei der wohlhabenden Amtsfrau oder in der Pfarre borgen. Ich ſchämte mich dieſer Nichtswürdigkeit von ganzem Herzen, ich verachtete den Geiz, der ſich ihrer nicht entblödete, und war dennoch die Sclavin dieſer ſchnöden Geſinnung.“

„In Kranz, einem Dorfe nicht weit von hier, iſt ein wüſter Edelhof, wo eine Frau wohnte, die weniger als Wirthſchafterin der abweſenden Herrſchaft galt, als für die Pflegerin eines blödſinnigen Kindes, welches ihrer Aufſicht anvertraut war, und wofür ſie ein bedeutendes Jahrgeld erhielt. Sie verkürzte ſich die einſame Muße durch allerlei heimliche Geſchäfte. Sie leiht auf Pfänder und hilft den Leuten aus der Noth — hatte mir die Jungfer unſerer Damen geſagt, bei der ich ſie zuweilen getroffen. Das Bild dieſer Frau ſtand vor meiner Seele — eine Spiegelfechterei der Hölle! — als der alte Mann jene Worte zu mir ſprach. Sie errathen, lieber Doctor, das Weitere; auf Einzelheiten kann und will ich mich nicht einlaſſen. Die Jungfer war meine Gehülfin, da ich mir zu helfen wußte. Der Wahnſinn eines unglückſeligen Kindes war es, was mich jener fürchterlichen Frau unterwarf — und bald war ich in dem Falle, zu müſſen, was ich kaum jemals mit eigenen Willen gewollt. Einer Lawine gleich vergrößerte ſich mein Verderben vom Hauche jenes Wortes an.“

„Doch kein Armer ging nun unbegabt von hinnen, in Steinfelden fiel keine Thräne, die zu trocknen ich nicht bemüht geweſen wäre; ich ſuchte Segen auszuſtreuen, ſo weit meine Kräfte reichten; aber der Samen des Unrechts trägt doch nimmer gute Früchte. Der Engel des Bewußtſeins ſchläft nicht! Wenn der Frühling erwachte, lieber Gott! wie ſo weh ward mir da zu Sinne! Jede Blüthe ſchlug voller Luſt das reine Auge zum Himmel an — das meine füllte ſich mit Thränen. Im Aufleben der Natur wünſchte ich mir den Tod. Wie ſehr verſündigte ich mich; denn der Unrechte ſtirbt — doch nicht das Unrecht. Ich war und blieb ſo blaß, daß meine Tanten meinten, ich hätte die Bleichſucht. Die Schuld auf meinem Herzen drückte mich ſo ſchwer; man meinte jedoch, es läge mir in allen Gliedern.“

„So war ich neunzehn Jahr alt geworden, ohne einen freien, fröhlichen Athemzug gelebt zu haben. Meine jüngere Tante, die eigentliche Beſitzerin des Gutes, kränkelte damals. Sie hatte bis dahin in anhaltender Spannung mit der Familie gelebt, um des größten Theils jener köſtlichen Sachen willen, welche widerrechtlicher Weiſe an ſich gebracht zu haben, man ſie beſchuldigte. Jetzt ließ das Gefühl der erſchütterten Geſundheit den Wunſch in ihr entſtehen, ſich mit ihren Anverwandten um jeden Preis auszuſöhnen. Sie wollte die Nippes herausgeben, und was man ſonſt noch von ihr verlangen möchte. Ich überlaſſe es Ihrem Urtheil, Herr Doctor!“ fuhr die arme Dame fort, indem eine fliegende Röthe ihr bleiches Angeſicht bedeckte, „wie mir zu Muthe war, als ich jene Aeußerung vernahm; denn Alles war dahin geſchwunden! Ich konnte nur mit tauſend Thränen der Angſt bezahlen, und mir blieb nichts übrig, als mein Leben zu laſſen. Um dieſe Zeit war es, als ein junger Mann im Pfarrhauſe hier einſprach, den der Paſtor in das Schloß einführte. Dieſer Gaſtfreund ſagte meiner jüngeren Tante in ihrer krankhaften Stimmung zu. Er war tagtäglich bei uns und faßte eine ſtille Neigung für mich Arme. Glück iſt Buße! Ich fühlte mich der Liebe dieſes edeln, frommen Mannes unwerth; ich konnte mein Innerſtes nur dadurch retten, daß ich ihm meine Unwürdigkeit bekannte, und in welche Banden ich mich durch Menſchenfurcht und Heimlichkeiten hatte verwickeln laſſen. Liebe aber vergötlichet und vergiebt! — Er drückte mich an ſeine Bruſt und ſprach: Faſſe Muth, Geliebte! ich erlöſe Dich mit Gottes Hülfe! und ſchaffe Rath."

„Er trat eine kleine Reiſe an und brachte eine erhebliche Summe Geldes mit. Erſchrocken fragte ich ihn: Wie wollen wir dies wieder erſchwingen? Mein Freund lächelte — wie hätte ich Sorge tragen können? Die Hoffnungen der Liebe haben Flügel."

„Am Abend dieſes Tages trugen wir dieſe Summe in leichten Papieren und mit noch leichterem Herzen nach Kranz, um gegen baare Zahlung die Herausgabe der verpfändeten Kleinodien zu erlangen. Es war die höchſte Zeit; denn die Familie von Golda wurde zur Empfangnahme derſelben erwartet. Ein Verſöhnungsfeſt ſollte gefeiert werden — Allgütiger! ohne die vermittelnde Dazwiſchenkunft meines Freundes wäre ich das Opfer geweſen. Welch ein Gang! Wie ſchön träumten wir uns die Zukunft! Sobald der Erſatz an Ort und Stelle ſein würde, wollte mein Freund bei meinen Tanten um meine Hand anhalten. Dann zöge ich fort mit ihm in eine fremde Welt, wo er allein die meine ſein würde; meine Heimath — meine Seligkeit — mein Alles! Ach! wie vermeſſen ſpricht der Menſch in ſeinem Glück! — Du haſt eine Miſſion an meine Seele gehabt, ſagte ich und umſchlang ſeinen Arm mit Inbrunſt; Du biſt mein Retter geworden; denn ohne Dich wäre mein Verderben entſchieden geweſen Ich bat Gott, daß er mich nur vor dunkeln Gedanken bewahren möge."

„In der verwichenen Nacht hatte ich einen deutungsvollen Traum, erzählte mir mein Freund: ich ſah meine Mutter in leibhafter Geſtalt. Sie hing am Halſe eines finſtern Mannes und weinte ſehr, und flehte ihn um Etwas an, was ich nicht verſtehen konnte, denn ich ſtand entfernt. Auf einmal aber winkte er mir; da lächelte die Mutter, und winkte mir auch und ſprach: Es iſt der Oheim — komme nur, mein Sohn! und ſei getroſt. — Ein unnennbares Gefühl, ein Schauer des Vertrauens iſt mir von dieſem frommen Traumbild geblieben. —“

„Unter ſolchem Geſpräch hatten wir uns dem Edelhof genähert. Eine wüſte Stille herrſchte hier, das Schlößchen war nur vom Mondſchein erleuchtet. Es ſah ſo öde aus und ſo verfallen, als ob der Schatten des Junkers von Ravenswood darauf umgehe. Ein Grauen beſchlich mich; es war mir, als müßte ich plötzlich verſinken. Ich ſetzte mich auf die ſteinernen Stufen und zitterte bei dem Schall der Stimme meines Freundes, der nach irgend Jemand rief. Eine ſchläfrige Magd erſchien. Auf unſere Frage hörten wir, daß die bewußte Frau bei Nacht und Nebel mit allen ihren Sachen fortgezogen wäre. Wohin? wiſſe Niemand. Ich weiß nur noch, daß ich ohnmächtig umſank.“

„Welch ein Rückweg war das! In einer Sprache, welche die Sterne vom Himmel hätte herabziehen können, zog mein Freund alles Ferne und Heilige in den Kreis der Vorſtellungen, mit denen er mich zu beruhigen ſuchte und zu bewegen, daß ich vorerſt durch ein freies Geſtändniß des begangenen Fehlers mir ſelbſt genüge. Die Tanten zu verſöhnen, getraue er ſich, und ſie zur Annahme der baaren Entſchädigung, die er ihnen anbieten könnte, zu vermögen, und dahin zu bringen, daß ſie mich in Frieden mit ihm ziehen ließen. Ohne alle und jede Ausſteuer — ſetzte er hinzu. Und gäben ſie Dir auch kein Schnupftuch mit, die letzte Thräne abzutrocknen, die Du in Steinfelden weinen müßteſt. —“

„Aber ſo tief wirken verjährte Eindrücke nach, daß auch das erſchüttertſte Herz ſie nicht zu bewältigen vermag. Lieber wollte ich den Tod leiden — erklärte ich meinem Freunde — als dies mündlich thun.“

„Schüttle ab von Dir die Ketten dieſer Furcht, die Du ſo lange getragen! ſprach er; die Wahrheit allein macht uns frei. Wer kann Dich binden, meine Doris, wenn Dein Wort und Wille an dem hält, was wahr und recht iſt? — Ich entgegnete ihm — doch ſicher war dies nur ein Vorwand meiner furchtſamen Scheu, zu bekennen — mein Bekenntniß könne die kränkliche Tante tödten. Da ließ er ab. Nun wohl, ſagte er, ſo will ich meinen Traum für einen Wink der Vorſehung nehmen. Wir gehen nach Schweden, meine Doris. Gott hat mir dieſen Gedanken eingegeben. Wenn das Schickſal uns in die Enge treibt, ſo faſſen wir auch Muth zu harten Menſchen.“

„Der Plan, mit meinem Freunde zu entfliehen, deſſen Abreiſe nun bald anberaumt war, war der einzige, den ich in meinen zerrütteten Geiſt aufnehmen konnte. Den redlichen Paſtor durften und konnten wir ſeiner Stellung wegen nicht in unſer Geheimniß ziehen. Ich entwarf ſchriftlich ein reumüthiges Geſtändniß deſſen, was ich gefehlt, und ein treues Verzeichniß aller fehlenden Sachen, die ich, ſo gut es mir möglich war, abſchätzte. Die vergütende Summe legte ich bei.“

„Am letzten Abend — meine jüngere Tante befand ſich übler als ſonſt — rief ſie mich; ich ſollte ihr Tropfen aus einem Schranke reichen. Meine Hände zitterten — es war der letzte Dienſt — ich verſchüttete die Medicin und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.“

„Laſſe es gut ſein! ſagte die Tante gelaſſen; ich verzeihe Dir! — Die Wirkung dieſer Worte habe ich nie vergeſſen. Ich warf mich über das Bett hin — Was haſt Du? fragte die Tante; gehe nur in Gottes Namen! — Dies war mein Abſchied und mein Segen.“

„Als ſie eingeſchlafen war, legte ich das verrätheriſche Schlüſſelbund, nebſt jenen werthvollen Papieren, auf die weiche Decke, und als der Morgen dämmerte, lag Steinfelden, lag das Nachtſtück meiner Jugend hinter mir. Doch läßt ſich dem Schickſale entfliehen? —“

„Mein Freund hatte ſich vorſichtig die Erlaubniß ausgewirkt, ohne Aufgebot getraut werden zu dürfen, und er machte ſie in einem kleinen Landſtädtchen geltend, welches wir paſſiren mußten. Wenn mir mein Mann von dem ſchwediſchen Oheim redete, und ich ihn ängſtlich fragte: Was können wir aber von dieſem Manne hoffen, der ſich ſo ſtarr gegen Dich bewieſen? dann antwortete er mir: O! die Aufnahme wird anders und beſſer ſein, als Du denkſt — laſſe mich nur, ich habe einen Plan — einen Plan —“

Hier mußte die unglückliche Frau inne halten, ihre Stimme erſtickte, eine Fluth von Thränen brach aus ihren Augen und hemmte ihre Weiterrede eine lange Weile. Sie war an den Augenblick gekommen, der ihr Herz gebrochen hatte für immer. Mit einem tiefen, bangen Athemzuge fuhr ſie endlich fort: „In einem ſchlechten Dörfchen, nicht weit von unſerm Ziele, erkrankte mein lieber Mann an einem Nervenfieber und ſtarb am neunten Tage. Er pflückte an der Decke und klagte, daß ihm die Feder nicht ſchriebe. Ein namenloſer Freund war der Inhalt ſeiner Phantaſien. Er kam immer darauf zurück, den rührendſten Abſchied von ihm zu nehmen.“

„Wie tödtlich ſchmerzte es mich, daß ich für ihn nicht da war! Mein einziger Freund auf der Welt war nun dahin! Ach, welche Kräfte ruhen in dem Gehäuſe einer menſchlichen Natur, daß wir ertragen können, was uns der ſtarke Wille Gottes auferlegt! — Als der geliebte Leichnam nun ſtumm vor mir lag, rüttelte ich ihn im Wahnſinn meines Schmerzes und ſprach: Sage mir nun Deinen Plan! Was ſoll ich Arme denn thun? —“

„Mein ganzes Glück begrub man in der fremden Erde; das Licht jeder Hoffnung löſchte für mich aus in dieſem Augenblick; ein Nordſchein war die Todtenfackel des Geliebten — fremde, rohe Menſchen weinten um mich und ihn, meine Augen ſahen thränenlos in ein gränzenloſes Elend! —“

„Als ich dazu im Stande war, reiſ'te ich nun vollends nach Sala. Der Oheim meines Mannes war auf der Silberhütte. Er war ein Mann voll ſtillen Ernſtes und Würde. Als ich mich nannte und ihm die Papiere meines ſeligen Freundes überreichte, äußerte er ein gewiſſes religiöſes Staunen. Ich hoffte meinen Vetter in geiſtlicher Tracht zu ſehen — nun ſteht ſeine Frau in Trauer vor mir! ſagte er und betrachtete mich mit Blicken voll Mitleid. Gott wird Ihr Tröſter ſein und Ihr Berather! Faſſen Sie ſich! Der Himmel wolle mich behüten, daß ich eine betrübte Seele nicht mit Freuden aufnähme! — Ach, welche Worte waren dieſe für mich! Was iſt einer Verlaſſenen das Gefühl des Schutzes und die Zuverläſſigkeit eines, der ihn gewährt! — Aber nun, da die Spannung meines Gemüths nachließ, ſank meine Kraft in gänzliche Erſchlaffung zuſammen; ich befand mich ſehr übel. Eine ältliche Perſon, die, ſo wie ihr Brodherr, zu den Stillen im Lande gehörte, pflegte mein mit der ſorgſamſten Treue; der Oheim zog einen Arzt zu Rathe. Dieſer erklärte, daß ich Hoffnung hätte, Mutter zu werden. Ich fuhlte, daß ich erbleichte. Nun, ſo will ich des Kindes Vater ſein! ſagte der Oheim, und ſeine feſte Stimme bebte ein wenig. — Ich genoß der äußerſten Beachtung meines Zuſtandes, und wenn mein ſchmerzbewegtes Gemüth der Ruhe fähig geweſen wäre, ſo würde ſie mir in vollem Maße zu Theil geworden ſein. Aber doch blieb die ſichernde Lage, in der ich mein Unglück bergen konnte, und der fromme Tact einer durchaus gleichmäßigen Lebensweiſe nicht ohne beſänftigende Wirkung auf mich. Der wilde Schmerz, der ſich an Selbſtvorwürfen und Thränen nicht erſättigen konnte, wurde allmählich ein ſtillerer Gram, der an meinem Innerſten zehrte. Doch ſcheute ich mich chriſtlich, mir den Tod zu wünſchen, und das Band der Wiege meines Sohnes knüpfte mich wieder inniger an das Leben. Ich hatte einen ſo feſten Verlaß auf meinen Beſchützer, daß ich mir nichts ſo ſchrecklich dachte, als wenn auch er mir ſtürbe. Blieb er ein paar Minuten länger als gewöhnlich aus, ſo machte mich die Freude über ſein Kommen erröthen, und was ich ihm, den ich in jedem Sinne als meinen Wohlthäter ehrte, nur an den Augen abſehen konnte, erkannte ich für meine Pflicht. Er ſchien dieſe Anhänglichkeit zu empfinden, und häufte mit Zartheit alle mögliche Güte uber mich und mein Kind. So geſchah es endlich, daß er mich fragte, ob ich mich entſchließen könne, ſeine Gattin zu werden. Ich fühlte, daß dies im Rathſchluß Gottes läge; denn beantwortete ich dieſe verhängnißvolle Frage mit Nein, ſo war es aus mit dem Schutzverhältniß, worin ich mich geborgen wußte, und woran — ſo zu ſagen — meine Exiſtenz geknüpft war. Einem abgewieſenen Manne konnte ich ferner nicht verbindlich werden; ſo war die Verbindung mit ihm eine unausweichbare Nothwendigkeit; — ich gab ihm alſo mein dankbares und gebrochenes Herz.“

„Eine Reihe ſtiller Jahre zogen über meinem Leben hin! Und wie der Menſch, losgeriſſen von ſeinen früheren Verbindungen, ſich oft an einen ſeltſamen Gedanken hängt, ſo war es mein heimlichſter Wunſch, jene, gleichſam entwendeten Koſtbarkeiten in Natur erſetzen zu können, und die Summe wieder zu erſtatten, die mein ſeliger Freund — der Allwiſſende nur kannte den Gläubiger — gewiß ſchuldig war. Wie wenig galt mir nun der Wohlſtand, worin es mir an nichts mangelte; denn alles Gold der ganzen Welt hätte ich mir nicht aneignen können. Mein Mann war ſehr freigebig gegen mich. Aller Eitelkeit bar, legte ich das Geld beiſeite, oder ſchaffte Silberzeug dafür an, was ſtets unberührt blieb. Mein Mann ſchüttelte wohl zuweilen den Kopf über dieſe wunderbare Neigung, die er einen Silberreiz nannte. Ach! er wußte nicht, in welchem Fegefeuer dieſe Kronenthaler umgeſchmolzen wurden. Ich ließ nicht ab, durch einen alten Bekannten, welcher der rechte Agent dafür war, nach den verſchwundenen Sachen zu forſchen; es war mir, als müßte ſich, was ich in ſo weiter Ferne unabläſſig ſuchte, für mich finden. Wer Etwas nicht aufgiebt, und am Morgen wie am Abend denkt: o! daß Gott es gäbe! dem kann ein Zeichen der Erhörung nicht ausbleiben.“

„Mein Sohn wuchs zu unſerer Freude auf; doch war es kaum anders, als hätte ihn eine Wittwe erzogen. Mit einem ſo zärtlichen Gefühl, beinahe großväterlicher Schwachheit zu vergleichen, ſo daß ich oft Widerſtand leiſten mußte, ließ mein guter Mann ihn gewähren. Selbſtbeſchränkung war daher für ihn nicht im elterlichen Hauſe zu gewinnen, und ſo unterſtützte ich ſeinen Wunſch in die Weite. Es war ein Ringen nach Freiheit, nach Ferne in Guſtav, was als meine Sehnſucht ſich zu höherem Streben in ihm entwickelt zu haben ſchien. Gewiß, er war ein edler Jüngling geworden! Längſt hatte er mit ſeines Vaters Stimme jeden Sturm in mir zur Ruhe geſprochen; ich träumte nur noch ſchmerzlich von vergangenen Tagen. Zuweilen hörte ich in der tiefen Einſamkeit meines innern und äußern Lebens die Kirchthurmuhr von Steinfelden ſchlagen."

„Dann verſchwand die Zeit — ich fühlte, daß Gott in ſeiner Güte und Barmherzigkeit allein ewig iſt — ich ſehnte mich nach meiner letzten Stunde, und daß — wenn ich es geſtehen darf — ich dort begraben würde, wo ich den Stein auf mein armes, unerfahrenes Herz gewälzt, der mich zeitlebens drückte. — Der Traum mancher Nacht verſetzte mich in das Schloß; ich ging mit dem Schlüſſelbunde umher, öffnete die Gewölbe, die Schränke und Kiſten, fand überall Leere, und der Wunſch erfüllte meine ganze Seele, hier an Ort und Stelle einen Tropfen Genugthuung aus dem Vollen zu ſchöpfen und den Troſt, daß mir verziehen ſei. —"

„Wie ſtrenge fordert doch das Unrecht Erſatz! Wiederbringen müſſen wir das Geraubte, und wäre es unſer eigenes Selbſt! —"

Iſt dies nicht wirklich wahr, meine Freundin? Wer ſich dem Kreiſe entzieht, worin er nützen und glücklich ſein könnte, wer einen Schwung nimmt oder nehmen zu können meint, daß er das Rad ſeines Schickſals beſchleunige: der giebt früher oder ſpäter den Stoff zu dem Gedicht: „Die Rückkehr zur Spindel." Arm mögen wir uns fühlen an Freuden, an Mitteln, an Hoffnungen; vermeſſen dürfen wir niemals ſein.

Doch nun zum Schluſſe der Geſchichte meiner Dame. Sie fuhr fort: „Während mein Sohn ſeinen akademiſchen Curſus vollendet hatte und nun auf Reiſen war, ſtarb ſein Pflegevater. Sein Ende war ſanft, und ſo auch mein Schmerz; denn ich hatte das Band, was mich an ihn knüpfte, nie verletzt. Nun aber hielt mich nichts mehr ab, dem Zuge meines Herzens zu folgen; es war mir, als ob ein Geheimniß mit aller Macht mich fortzöge, hierher; es war kein Bleibens mehr für mich anderswo. Meine Angelegenheiten in Sala waren bald geordnet; ich beſtellte, daß Briefe von meinem Sohne mir nachgeſendet würden, beſtimmte, wohin und auch, an welchen Ort ein Transport von Sachen, die ich nachkommen ließ, zu richten wäre. — Für den Fall meines Todes, wenn dieſer mich unterweges träfe, war geſorgt. Die ſchmerzlichſte Erfahrung meines Lebens ließ mich dieſe Möglichkeit bedenken."

„Die erſte Station der Ruhe war mir am Grabe meines ſeligen Freundes. Es war eingeſunken ... ich fand die Stelle noch. Welche Gedanken bewegten mich hier, in dieſer Stille! Ich nahm einen ewigen Abſchied von dieſem heiligen Staube und netzte ihn mit den Thränen unſterblicher Liebe. — Meine Reiſe ging ganz gut von Statten. Als ich nun die Felder von dieſem Gute wiederſah, die ſo vielmal geblüht und Frucht getragen hatten, ſeitdem ich weit davon geweſen — als die Abendglocke mit dem alten trauten Klange mir entgegenläutete, und das ſchönſte Abendroth den trüben Tag, auch den meines Lebens aufklärte, ach! in welcher Wehmuth ſchlug da mein Herz und mein Gewiſſen! Die Fenſter des Pfarrhauſes flimmerten mir in die naſſen Augen; ich ſah Alles im Lichte der Sehnſucht; die Vergangenheit erſcheint ja immer verſchönert."

„Sie wiſſen, daß der Paſtor mich freundlich aufgenommen. Das Schloß fand ich wuſt und öde; ein Seufzer der Erinnerung hallte gegen die tauben Wände. Die Familienbilder ſchienen in einer gewiſſen Ironie der Unvergänglichkeit auf mich nieder zu blicken, auf meine alternde Geſtalt — und dieſe Spiegel, die mir einſt zugelächelt, zeigten nun ein verwandeltes Bild."

„Seit meinem Hierſein bin ich krank, Herr Doctor!" redete dieſe mitleidswerthe Frau mit gänzlich erſchöpfter Stimme weiter, und ſo, als wolle ſie ſich nun erſt an meine Hülfe wenden; „und vielleicht bin ich kränker, als ich ſelbſt es glaube; aber ich darf und kann noch nicht ſterben. — Vorher will ich erſetzen, ſo viel ich im Stande bin; vermöchte ich nur Alles zu erſtatten, Alles! — Dann denke ich mit der Familie von Golda zu unterhandeln, gleichviel, ob jene vergütende Summe, die mein lieber ſeliger Freund für mich gelegt, mir verloren wäre, oder nicht. Wüßte ich nur, an wen ich dieſe Schuld zu tilgen hätte! aber in den Gotteskaſten kann ich ſie doch nicht legen. Dann würde ich leichter athmen — und leichter ſterben."

Meine theure Freundin! ich überlaſſe es Ihrer Empfindung, mit welchem Gefuhl ich ſprach: „Und wenn ich es nun wüßte? Wenn ich Ihnen ſagen könnte, daß Ihr redlicher Wille den Frieden der Freundſchaft über das Grab eines verehrten Todten bringt und die Zukunft eines edeln Mädchens aushellt? daß ich genau mit der Geſchichte jener

Anleihe bekannt bin, und auch weiß, wo Ihr Sohn, den ich kenne, recht gut kenne, ſich gegenwärtig aufhält?“ —

O Minna! laſſen Sie mich ſchweigen, da ich Ihnen die unausſprechliche Freude dieſer Frau doch nicht ſchildern könnte. Wenn Ihr Vater dies erlebt hätte! So hat ſein Vertrauen ihn nicht getäuſcht, meine Freundin. Nie habe ich es ſo gefühlt, als in jenen Augenblicken, wie ſehr es ſich verlohnt, Glauben zu halten an Gott und Menſchen. Wenn Sie mit der Vollſumme, welche Fiorde's Mutter Ihnen zahlen wird, das Erbtheil von Ihrem Vater in Empfang nehmen, ſo ſei Ihnen dieſe Erfahrung Bürge, daß Treue und Liebe vom Himmel vergolten werden, und daß die Gutthat wahrer Freundſchaft — ob auch ſcheinbar verloren — dennoch tauſendfältige Zinſen trägt.

Die Mittheilung, welche meinerſeits erforderlich war, geſchah nun in Kürze; denn Paſtors kamen vom Taufen zurück; ich verſprach jedoch, bald wieder zu kommen, was auch nöthig ſein dürfte. — Ich verließ meine Kranke in großer Aufregung; aber ſie verſicherte mich, ich hätte ihr kein nervenſtärkenderes Mittel geben können, und die Freude, ihren Sohn bald wieder zu ſehen, würde ſie beleben. — Es war ziemlich ſpät geworden, da ich zur Abfahrt rüſtete. — Als ich bei dem dunkeln Wall des Schloſſes vorüberfuhr, erſchien es mir wie der Acheron, von den ruheloſen Seelen der Tanten umſchwebt. Warum iſt es ein Volksglaube, daß Geizige umgehen? Wer des Mammons hütet, deſſen Geiſt kann nicht zum Frieden der Seligkeit gelangen.

Welche Gedanken waren meine Begleiter auf dem Heimwege! Der arme Lubie! die Aermſte, die ihr Schickſal an das ſeine knüpfte, und ihn unaufhaltſam ins Verderben zog! Und was hatte das Unglück dieſes verleiteten Weſens bewirkt

Was jagte es in die Flucht? Die Furcht! Die Furcht aber iſt ein Schatten, der verſchwindet, wenn wir den Muth haben, uns das Gefühl des göttlichen Schutzes klar zu machen. Selbſt die Liebe zu dem Freunde vermochte nicht, jene Furcht in dem Fräulein zu überwinden; denn es fürchtete ſich, auch ihn zu verlieren. Furcht iſt niemals wahrer Liebe fähig; denn nur im Muthe iſt Freiheit, und in der Hoffnung iſt die Vorahnung der Glückſeligkeit. Schon die Geſpenſterfurcht verfinſtert das ganze Leben; Menſchenfurcht aber läßt nicht zu, daß Gott uns im ſchönſten Licht erſcheint: im Licht der Liebe! — „Furchtlos und treu!“ Dieſe Deviſe, welche allen Mädchen in den Pathenzettel eingebunden werden ſollte, würde auch dem zarteſten Herzen kämpfen und ſiegen helfen.

In den nächſten Tagen werde ich nach Oſterfriede und an Guſtav Fiorde ſchreiben. Was wird Ihre fromme Mutter dazu ſagen? — Es ſchlägt drei Uhr. Der Sandmann beſtreut dieſen Brief nicht, und der Schlaf iſt ferne meinen Augen. In Sikyon ſtand ein Tempel mit einer Bildſäule des Schlafes, der einen Löwen zur Ruhe bringt, und dieſer Gott hieß „der Geber des Guten.“

Nun, der Geber des Guten ſchenke meiner ſüßen Freundin einen holden Traum der Zukunft! Dieſer Wunſch wacht für Sie in dem Herzen

des treueſten Ihrer Freunde

Doctor Balſam.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtundſechzigſter Band.

Der Schmuck. Fünfter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Schmuck.

Denn giebt es wohl auf Erden
ein Kleinod, das köſtlicher wäre,
als die Seele eines Menſchen!
Goldſmith.

Neunundfunfzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 6. September 18—.

Mein beſter Freund!

Im Begriff, an meine gute Mutter zu ſchreiben, empfange ich dieſen Morgen Ihren lieben, inhaltreichen Brief, und leſe — leſe ihn mit Staunen, in ſteigender Verwunderung. Mit fliegendem Athem überflog ich die Zeilen, las dann wieder und wieder, und immer konnte ich noch nicht faſſen, was dieſer wichtige Bericht enthält. Gütiger Gott! wie ſoll ich Ihnen meine dankbare Rührung ausdrücken? Das Herz pochte mir laut und rief meinen Vater in das Leben, um Theil zu nehmen an dieſer frohen Erfahrung. Sein Geiſt war mir gewiß nahe, ich fühlte es. Sein Bild vor meiner Seele hatte das alte, traute Lächeln, worin die Zuverſicht des Himmels lag. Den Freund, an dem er nie gezweifelt, hat er ſelbſt in ſeinem Sohne erkannt und ausgefunden. Wahrlich! die Treue iſt ein Müſſen, ein Worthalten, und dieſer feſte Zug hat Fiorde's Mutter in das öde Steinfelden zurückgeführt.

Die Geſchichte dieſer bedauernswerthen Frau hat mich zu tieſem Nachſinnen gebracht. Wie geheimnißvoll iſt das Weſen der Verſuchungen, die ſich an eine unbewachte Seele wagen! Sollte man da nicht an ein böſes Princip glauben, welches leibliche Geſtalt annimmt, um ein Kind Gottes zur Sünde zu verleiten? — Dabei fällt mir etwas ein. Jüngſt ſtreitet unſer Hayn mit einem Geiſtlichen über einen Gegenſtand der Dämonologie. „Wie?“ ruft dieſer entſetzt aus, „Sie nehmen keine Teufel an?“ „O viele!“ antwortet jener kaltblütig. „Legion iſt ihre Zahl. Die Menſchen machen einander das Leben hinreichend zur Hölle.“

„Nein!“ entgegnet der Geiſtliche, „ſo meine ich es nicht. Sie glauben nicht an einen wirklichen Teufel?“

Da lächelt Hayn und ſpricht: „Mir genügt der liebe Gott zu meiner Seligkeit. Wer einen Teufel dazu braucht, dem gönne ich ihn. —“ Somit empfiehlt er ſich und geht. Der Geiſtliche aber wird es ihm nachtragen — denke ich.

Ich bin nun ein wohlhabendes Mädchen, lieber Doctor, oder werde es ſein; aber ich könnte nicht ſagen, daß mit dieſem Gut in Hoffnung mir Muth gekommen wäre. Im Gegentheil wandelt mich ein leiſes Zagen an, wenn ich an die äußere Unabhängigkeit denke, in der ich künftig leben könnte. Mein Aufenthalt in dieſem Hauſe wird nicht von ewiger Dauer mehr ſein, das ſehe ich wohl ein. Dann müßte ich entweder nach Oſterfriede ziehen, oder mit der Mutter nach G— zurückkehren. Wird aber meine gute Mutter den biedern Oberconſiſtorialrath gern verlaſſen, und ein Verhältniß aufgeben wollen, worin ſie den einzig möglichen Erſatz für ihr verlorenes Lebensglück zu finden ſcheint? Mich aber als eine Schutztochter dieſes würdigen Greiſes anſehen, von ſeiner Güte leben zu müſſen — ich weiß nicht, warum dieſer Ausſicht ein Querbalken vorliegt; ſähen

Sie nur nicht etwa darin einen Splitter von Hochmuth in meinem Auge! — dies iſt es nicht, warum ſich mein innerſtes Gefühl gegen dieſe Stellung ſträubt; mir däucht, ich ſei da nicht an meinem rechten Platze. Nun, der die Schickungen lenkt, wird ja auch meinen Weg zu leiten wiſſen.

In einer Woche, oder um etwas ſpäter, erwarten wir den Präſidenten mit Suzon zurück. Ende dieſes Monats zieht Baron Golda und ſeine Mutter von Burgrüſtern herein. Maler und Tapezirer ſind ſchon geſchäftig, ihre Wohnung bei uns in beſten Stand zu ſetzen. Ein anderer Hausgenoſſe verläßt uns, Hayn. Der Paſtor an der Schifferkirche liegt ſehr krank und ſchwach danieder, und Hayn, der für ihn geprediget, wird wohl ohne Weiteres ſeine Stelle erhalten.

Auch ein anderes Quartier in unſerm Hauſe könnte, wie ich fürchte, bald erlediget werden. Madame Adoly iſt kränker, als man glaubt und als ſie ſagt. Der letzte Sturm — — ich meine den Anfall vom Schlage des Präſidenten — mag doch wohl das zarte Gebäude ihrer körperlichen Kräfte allzu mächtig erſchüttert haben. Sie leidet an faſt gänzlicher Schlafloſigkeit, und ihr Arzt weigert ſich, dieſem Uebel durch betäubende Mittel abzuhelfen, die, wie er ſagt, die Kranke nur noch mehr ſchwächen würden.

Geſtern waren wir bei ihr; Hayn, der junge Adoly, ich und Sulamith, welche jetzt manchmal ein Stündchen bei ihr zubringt, und ſich durch die kindlichſte Pflege in ein günſtigeres Verhältniß geſetzt hat, als ſonſt. Immer war es mir unbegreiflich, wie Madame Adoly — eine Frau, der jede Liebloſigkeit ſo fremd iſt, die ſelbſt den Haß nicht haßt — ein Weſen nicht mit wärmerem Gefühl behandeln konnte, das man nicht kennen kann, ohne es lieben zu müſſen.

Mitha flößt nur zärtliche Empfindungen ein, oder man wäre deren überall nicht fähig.

Wir fanden Madame Adoly ſehr erſchöpft, und gegen Abend ſtellte ſich wie gewöhnlich ein leiſes Fieber ein. Eugen klagte bekümmert ſeine Mutter zu großer Aufregung an. Der Arzt kam und verweilte lange. Es entſpann ſich ein Geſpräch über den Schlaf — die ſchöne Mythe am Schluſſe Ihres Briefes, lieber Doctor! knüpfte gleichſam den Endpunct dazu. — Der Arzt mag ein gelehrter Mann ſein; aber völliges Vertrauen könnte ich nicht zu ihm haben. Er ſagte, Doctor Schubert in ſeiner Geſchichte der Seele nähme an, daß der Schlaf *vor* Mitternacht dem Körper zu Gute komme, der *nach* Mitternacht mehr den Geiſt ſtärke. Zu vieles Schlafen aber — zumal in der Jugend — mache dumm oder dämlich, wie man zu ſagen pflege. „Die Phyſiognomie des Schlafes hat immer etwas Schaafiges, Merinos —" ſetzte er hinzu, „man ſehe nur, ob nicht die geiſtreichſten Leute in unſerer Meinung ſinken, wenn ihnen die Augen zufallen."

Wie man in eine Kohle bläſt, ſo glühte Sulamith's feines Geſicht auf bei dieſem profanen Worte. Hayn ſagte ſehr ernſthaft: „Die heilige Schlafmiene der Todten ſpricht aber einen Geiſt aus, vor dem das beredteſte Mienenſpiel verſtummt. Ich habe Angeſichts einer Leiche manchem Lebendigen tief in die Seele geſchaut."

„Ach!" fiel hier Mitha ein — und es iſt ſelten, daß das Mädchen in Geſellſchaft redet, — „das Geſicht eines Freundes kommt mir ſchlafend noch einmal ſo lieb und klar vor. Ich habe als Kind auf einer kleinen Reiſe, wo der Vater mich mitnahm, einen herrnhutiſchen Schlafſaal geſehen. Seitdem denke ich mir bei nächtlicher Weile die ganze

Welt ſo. Und die eine Schweſter, welche wacht, das iſt die Liebe Gottes, die nicht ſchläft, noch ſchlummert. — Wenn der Mond ſcheint, dann trete ich in Gedanken hierhin — dorthin — überall iſt es friedſam. Und die Stelle gehe ich wohl gewiß nicht vorüber, wo die lieben Eltern unter der grünen Decke ruhen —" ihre Stimme erloſch — Hayn ſtreichelte dem lieben Kinde die glühende Wange, und Eugens gerührter Blick hing an Mitha's Lippen. Seine Mutter ſprach: „Die Ruhenden unter dem Graſe gehören auch in den Kreis, den unſer liebes Andenken zieht. Jean Paul nennt den Schläfer den Leichnam der Nacht. Wir ſollten uns — um in Sulamith's Vorſtellung einzugehen — Tod und Schlaf ſtets als Brüder denken."

Ich erinnerte mich, wie Sie, theurer Freund, als mein Vater verſchieden war, die Worte aus dem Aeſchylos ſagten: „Er ſchläft einen heiligen Schlaf; denn die Weiſen ſterben nicht."

„Ach!" ſagte Madame Avoly mit Thränen in den Augen, „die Sehnſucht nach Ruhe iſt doch wohl die tiefſte. So lange der Leidende des Schlafes nicht entbehrt, giebt es noch einen Balſam, der auch das heißeſte Weh kühlt und lindert. Und welche ſüße, ſtärkende Miſchung iſt dieſes Opium der Natur! Wie oft erquickt ein Traum, der uns das Erſehnte giebt, entzückender, als wir es jemals beſaßen, den Dulder! Wir glauben vom Elend auszuruhen, und uns wird Wonne Gottes gegeben! —"

Wir ſchwiegen Alle; ich ſann nach, woher dieſer Gedanke mir bekannt ſei.

Jetzt ſagte der Arzt: „Ovid nennt den Schlaf die Ruhe der Weſen! den huldreichſten der Götter! der dem Geiſt

Frieden giebt, Sorgen verbannt und ermüdete Herzen einwiegt.“

„Kein ſchöneres Bild,“ entgegnete hierauf Hayn, den das heidniſche Opfer ein wenig verdrießen mochte, „als das evangeliſche, vom ſchlafenden Chriſtus im Schifflein, das in Gefahr ſchwebt. Rings die empörte Fluth — die Jünger in kleinmüthiger Verzagtheit — und Er, der Herr ſchläft! Jede Woge meines Herzens wird ſtill, ſo oft ich vor dieſer Betrachtung weile. Dies Gemälde ſollte überall, ſo weit als Menſchen wohnen, zu finden ſein; denn wo es ſtürmt in unſerm Blut, in unſerm Leben, wo Angſt aufwallt, ſo daß wir zu verſinken meinen: da würde ein Blick auf unſer göttliches Vorbild die ſchmerzbewegte Seele beruhigen.“

Mit dieſen Worten hatte Hayn den Schlummerſegen geſprochen; ich ſah es wohl, wie Madame Adoly ihr Haupt auf die Kiſſen des Sophas neigte; doch verhielt ich mich ſchweigend. Jetzt bemerkte es Eugen, und ſagte beſtürzt: „Meine Mutter iſt doch nicht etwa ohnmächtig?“ Der Arzt ſchlich leiſe hinzu und beugte ſich nieder. „Sie ſchläft!“ flüſterte er, „Gott ſei Dank!“ Darauf ging er, und wir folgten ſeinem Beiſpiele.

Mit einem innigen Gottſeidank! ſchließe ich nun auch die Unterredung dieſes Briefes. Leben Sie wohl — recht wohl — tauſendmal wohl! In hoffnungsvoller Freude ſehe ich Ihrem nächſten Briefe entgegen. An die liebſte Ida einen ſchönen Gruß von ganzem Herzen. Ihrer Schweſter empfehlen Sie mich aufs beſte. Ewig

Ihre dankbarſte Freundin
Minna.

Sechzigſter Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 7. September 18—.

Meine liebe Mutter!

Wenn dies Schreiben an Dich gelangt, wirſt Du bereits durch unſern Freund eine Nachricht empfangen haben, die Dir gewiß nicht wenig überraſchend geweſen. Das Siegel eines Geheimniſſes iſt gebrochen, welches wir vom Tode verſchleiert wähnten. Unſer Vater ſchläft zwar zu tief, als daß wir ihn mit dieſer freudigen Verkündigung wecken könnten; aber er weiß es, was wir nun auch wiſſen; — dies iſt mein froher Glaube. Der Deine auch? — Längſt hat er ſeinen Freund wieder gefunden, den er eigentlich nie verloren — und dieſer bezahlt ſeine Gelübde mit Wonne. Die Redlichkeit iſt nur ein Verdienſt der falſchen Welt; Selige lächeln ihrer; denn im Himmel gilt ja Liebe nur. Kein verklärter Geiſt kann wortbrüchig erſcheinen; iſt denn nicht Gott das ewige Wort, und der Verlaß der armen Menſchen? — Wenn Freundestreue ihren Lohn nicht in ſich ſelbſt trüge, ſo müßte, dünkt mich, dieſe Erfahrung auch den Staub des guten Vaters beſeelen und beſeligen, und ſein Grab würde, trotz dieſen kühlen, herbſtlichen Nächten, plötzlich voller Roſen ſtehen. Du, meine theure Mutter, haſt nie Kummer um die Zukunft getragen, und dieſe chriſtliche Sorgloſigkeit trägt, wie ich jetzt mit Rührung ſehe, Früchte des Segens. Aber meine Mutter, o vergieb! wenn ich an das Geld denke, das die

Vorſehung uns nun mit Güte zutheilt, — ſo kann ich mich, ich weiß nicht wie? einer gewiſſen Beklommenheit nicht erwehren. Gewährt das Geld nur dieſes Gefühl, dann ſind die Reichen ſchwerlich zu beneiden. Es iſt mir, als würde durch das Gewicht dieſer Summe die freie Entſchließung unſerer Thätigkeit aufgehoben, als wäre ich in Etwas unſchlüſſig geworden. Die wahrſte Sicherheit, das empfinde ich wohl, kann Geldbeſitz nimmer geben, und manches zartere Naturell mag ſeinem Druck erlegen ſein. Vor einiger Zeit ereignete ſich hier ein Vorfall, der mich traurig davon überzeugte. Ein junger Zeichenlehrer, der unſerm Fräulein Unterricht gab, ein ſehr armer Menſch, aber reich an Talent und immer heiter und hoffnungsvoll, obgleich er bruſtkrank ſchien, erhält die Nachricht von einer großen Erbſchaft, die ihm ganz unerwartet zugefallen. Er hatte in der größten Dürftigkeit zufrieden gelebt, und wenn ſeine Kunſt auch nach Brod ging, ſo ging die Freude daran ihm doch über Alles. Wir erſchraken, als wir ihn wiederſahen, über ſein erdfahles Geſicht. „Ich fürchtete ſchon um meinen lieben Lehrer zu kommen —“ ſagte Suzon glückwünſchend zu ihm.

„Das könnte ſo kommen, mein gnädiges Fräulein,“ ererwiederte er mit einem trüben Lächeln. „Ich fühle mich bisweilen ſo ängſtlich — ſo beklemmt — ich warf ſonſt nie Blut aus — ich habe ſchon oft an die Bürde denken müſſen, unter der ein beſſerer Zeichner als ich *) verblutete.“

„Warum warf er den Geldſack nicht von ſich?“ fragte Suzon raſch. Indeſſen mag dies leichter geſagt, als gethan ſein.

Meine Freude nach dem Empfange des Briefes von un-

---

*) Correggio.

ſerm Doctor, drängte mich, Theilnahme zu ſuchen, und der Inſtinct des Herzens belehrte mich, wo ich ſie gerade für dies Ereigniß am unverfänglichſten fände. Ich ging zur alten Frau Telkyn und fand ſie allein.

„Sie ſcheinen ja ſo vergnügt, mein gutes Kind!“ ſagte ſie, „und ſehe ich recht, ſo blinken noch Thränen in Ihren Augen. Freudenthränen? Nun, das wären ja Perlen vom erſten Waſſer.“ Die Großtante dachte wohl nicht, daß ſie das Gleichniß einem unſerer erſten Dichter entnähme.

Ich erzählte ihr in möglichſter Kürze und, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit Einſchränkungen, was ſich ſo glücklich für uns zugetragen. Sie nahm den lebhafteſten Antheil; das Band an der Haube knüpfte ſie auf, um lauter zu vernehmen, und ich konnte die reinſte, aufrichtigſte Mitfreude in jedem Zuge dieſes alten, treuherzigen Geſichts erkennen.

„Das freut mich in der Seele!“ verſicherte ſie, „ich verſtehe mich in Ihr Gefühl. Sie empfangen mit dieſer Erbſchaft etwas Beſſeres als Geld, was doch eigentlich Keinen glücklich macht, wenn es auch mancher Sorge abhilft. Aber werden wir Sie auch deßhalb einbüßen? Das ſollte mir leid thun. Es iſt mir nur um Sulamith; denn meine Zeit kann ja mit jeder Stunde um ſein. Was ſoll aus dem Kinde werden? Hayn zieht nun auch fort — fremde Leute kommen ins Haus, wie man hört; da ändert ſich Alles. Wie wird es meiner armen Mitha geben? Wenn der Wind bald aus dieſer Ecke bläſt, bald aus jener, wird ſolch ein ſchwaches Fahrzeug hin und her geworfen. Nun ich denke,“ fuhr die Matrone mit bewegter Stimme fort, „unſer Herrgott wird der beſte Bootsmann ſein und meine Hoffnung nicht ſinken laſſen.“

Dieſe Liebe rührte mich innigſt. „Der Präſident, erwiederte ich, wird ſtets die Stütze ſeiner Pflegetochter ſein und bleiben.“

„Mein Neffe hat zu flott gelebt — Solchen fehlt es an friſchem Muthe; zudem ſind menſchliche Vorſätze gebrechlich;“ antwortete die Alte bekümmert. „Ich halte mich an eine beſſere Zuverſicht. Wenn ich des Nachts liege und nicht ſchlafen kann, dann bitte ich Gott, daß er mit ſeiner ſtarken Hand der lieben Waiſe Haus und Herd bauen möge. Der Segen des Frommen hat wohl ſchon manchen Grundſtein zum Glücke eines Menſchen gelegt. Das iſt ein tiefes Geheimniß — Gebetserhörung thut viel — und ich wüßte herzerſchütternde Beiſpiele davon zu erzählen. —“ Ich weiß ſchon, daß, wenn die Großtante einmal in den Fluß der Rede kommt, es kein Entrinnen giebt. Warum hätte ich auch nicht gern und willig anhören ſollen, was ſie aus vollem Herzen mit überſtrömendem Munde meinem Glauben zum Beſten gab? Es hat mir die Seele bewegt, und ich theile Dir es mit, liebe Mutter. „Vor Alters,“ erzählte Frau Telkyn, „in einem grauſen Kriege, in welchem? weiß ich nicht, flüchtete ſich ein Häuflein Landvolk aus dem Dorfe, das in Flammen aufgeht, in ein kleines Haus, das einſam ſteht. Ein alter Mann, der den Dienſt der Kirche verſieht, iſt auch dabei und hat den ſilbernen Kelch vom Altare mitgenommen, daß er gerettet würde. Der Paſtor iſt als Geißel von den Feinden fortgeführt worden. Kinder und Greiſe haben über die Klinge ſpringen müſſen. Als nun die Nacht einbricht, das Sengen und Brennen kein Ende nimmt, die Dörfer rauchen, fangen die da in ihrem Verſteck vor Froſt und Angſt zu zittern und zu zagen an. Sie glauben ſich nicht ſicher und fürchten einen mörderiſchen Ueberfall. Da ſinkt der Kirchenvater auf die Knie, den Kelch in ſeinen aufgehobenen Händen, die kleine Gemeinde um ihn her. Und nun betet er im Namen Aller mit Inbrunſt: Hilf uns, o Heiland! ſei uns nah, denn der grimme Tod iſt da! laſſe uns nicht Wermuth trinken, noch vom Streich des Schwertes ſinken. Jene freche Mörderrotte ſtiebt wie Spreu vor unſerm Gotte. Sieh! der Feind liegt auf der Lauer — doch Dein Schutz baut uns die Mauer. —“ Weiter habe ich es nicht behalten. Sie ſchlafen ein. Am Morgen bleibt es düſter in dem Häuschen, denn eine Mauer von friſchgefallenen Schnee, eine rieſige Windwehe, ragt darüber hinaus. Bald darauf zieht der Feind ab vom Felde — und die Sonne geht aus ihrer Kammer hervor und ſchmilzt den weißen Schirm. Wie mögen ihre Herzen in Dank, in Gluth der Andacht geſchmolzen ſein!“ —

O Mutter! Du biſt auch fromm. Als mir Frau Telfyn dieſe Begebenheit ſo gläubig, ſo einfältiglich erzählte, wäre der Gedanke mir ein Frevel geweſen, ſie für eine Legende zu halten. Wünſche vermögen auch Etwas. Wünſche, aus dem Heiligthum des Herzens heraufgeſendet zu Ihm, deſſen Geiſt Alles erfüllt, können Schutzengel für eine bedrängte Seele werden und aus tiefer Noth erretten. Dieſe Ueberzeugung möchte ich nicht miſſen. Wie ſchützt nicht Mutterliebe ihr Kind vor Gefahr! und dem himmliſchen Vater ſollte ich weniger zutrauen? Ich fühle es wohl, wie ſein Odem mir eine Schutzwehr zuweht, die man nur immerhin für Kälte anſehen mag. So bleibt die Hütte meines Herzens ſicher.

Vor einigen Tagen träumte mir einmal recht ängſtlich von Dir. Deine Geberde war Schmerz. Du ſchütteltest verneinend das Haupt, da ſchlugen Deine Ohrgehänge zuſammen wie Glocken. „Das iſt das kleine, goldne Geläute,“

ſagteſt Du mit einem bangen Lächeln, „was nur bei großem Jammer klingen darf.“ Der Kopf ſummte mir, da ich erwachte.

Lächle Du nur, meine verſtändige Mutter! wenn ich Dir ſage, dieſer Traum beunruhigte mich. Der Himmel behüte uns! Wenn der Oberconſiſtorialrath etwa krank wäre und ſterben ſollte, dann verlöreſt Du einen treuen Freund, und dieſe bittere Möglichkeit würde alle Gefühle eines nie zu verſchmerzenden Verluſtes wecken. Denn wer einen geliebten Todten begrub, dem wird er in jedem wieder begraben, den er einſenken ſieht.

Schreibe mir bald, beſte Mutter! ich ſehne mich danach. Mein Herz ſchlägt hoch auf, ſo oft ich einen Brief von Deiner lieben Hand empfange. Das iſt das kleine ſtille Geläute, was Gott nur hört in der kindlichen Freude Deiner Tochter

Minna.

Einundſechzigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 13. September 18—.

Herzens-Minna!

Obgleich es mir an Zeit zum Schreiben fehlt, und ſo auch an Sammlung des Geiſtes, ſollſt Du doch mit Deinem Wunſche um baldige Antwort nicht zu kurz kommen. Zu einem Briefe an Dich reicht mir das Herz aus. Es iſt früh am Tage, und Morgenſtunde hat Gold im Munde, das läßt ſich ausſpinnen. Der Brief von unſerm Freunde war auch ein Goldblatt — und es flimmerte mir vor den Augen, da ich ihn las. Ich ging hinaus in den Garten, kniete nieder in das Geſträuch und weinte Thränen des Dankes in den kühlen Thau. Worte hatte ich nicht — kaum Gedanken — nur ein unausſprechlicher Seufzer lag im Grunde meiner Seele. Die Sterne ſtanden am Firmament, dieſe Bürgſchaft Deſſen, der Alles bezahlt, was wir uns zu Schulden kommen laſſen, warum trauen wir denn dem guten gnädigen Gott nicht immer? — Ich ſchämte mich beinahe zu denken, Du hätteſt doch nun einen Halt für die Zukunft. *Den* hat auch ein armes Mädchen Du, liebe Tochter, biſt vor Vielen Deines Geſchlechts ſelbſtändigen Geiſtes, und wenn Du feſt am Guten hälſt. wie ich es von meinem Kinde hoffe, ſo wirſt Du nie in eine Verwirrung von Kümmerniſſen gerathen, in denen Du Dir nicht zu helfen wüßteſt.

Seit wann glaubt denn mein Töchterchen an Träume? liebes Kind! da werden wir gar nicht fertig im Leben mit Aengſten. Iſt es doch ſchlimm genug, daß man zuweilen das, was ſich täglich begiebt nicht faſſen kann. Indeſſen iſt Dein Traumbild diesmal ein Spiegel der Wahrheit geweſen, und ich wüßte Dir wirklich von großem Jammer zu ſagen, wenn er auch — der Allgütige ſei geprieſen! mich nicht zunächſt betroffen hat. Es hat ſich eine ſchreckliche Geſchichte, die ich wohl ſobald nicht verwinden werde, in unſerer Nähe ereignet. Unſer nächſter Gutsnachbar iſt ein Graf Campenhauſen, auf Lieberoſe, der vordem bei den Huſaren geweſen, und nur *einen* Arm hat. Doch ſpielt er die Flöte ganz unvergleichlich. Er bläſt einem Thränen aus den Augen, wenn man ihn ſieht und hört. Bisweilen kommt er herüber und beſucht den Oberconſiſtorialrath freundnachbarlichſt. Da treiben ſie Kriegswiſſenſchaft zuſammen, wofür mein Alter großes Intereſſe zeigt, auch beſitzt er theure Werke in dieſer Art. Auf allen Tiſchen breiten ſie Karten aus, mit Leinwand gefüttert, das kniſtert und rauſcht. — Wer ſchwache Nerven hätte, der wäre übel daran. Der gute geiſtliche Hirte mit dem Stabe Sanft äußert ſich wie ein Feldherr, und ſchlagt in ſeinem Feuer die alten Schlachten ſo lebendig mit, daß ich der überſteigenden Hitze wegen, die ihm ſchädlich iſt, ſchon manchmal beſorgt geweſen bin.

Die Gräfin Campenhauſen iſt eine wunderſchöne Frau, aber ſtolz, — ſtolz und kalt. Gegen mich iſt ſie zwar ſehr herablaſſend geweſen, und noch neulich kam ſie mit vier glänzenden Rappen vorgefahren, nur um mich zu bitten, daß ich ihr die Bereitung der Sardellenbutter lehre, welche ihr Mann als köſtlich gerühmt hätte. Ich ließ ſie unſer Quittenbrod koſten, und auch dies fand ſie vortrefflich. — Ich ſage Dir, Minna, man kann kaum etwas Schöneres ſehen, als dieſe Dame. Eine Haut, wie aus dem Ei geblaſen, Hände, wie von Atlas, die allerzarteſten Geſichtszüge; aber es ruht eine gewiſſe Strenge darin, die zugleich ſchreckt und rührt. Sie trägt faſt beſtändig Winter und Sommer ein ſimples weißes Kleid, das ihr ein volles Anſehen giebt, und worauf ſie kein Stäubchen duldet. „Und eben ſo fleckenlos iſt der Ruf meiner Frau —“ ſagte der Graf einſtmals, als er dieſes reinlichen Geſchmacks erwähnte. Ach! man muß nichts berufen! —

Nun hatte Graf Campenhauſen einen jungen Anverwandten bei ſich, welcher Erbe eines unermeßlichen Reichthums geworden wäre. Ein liebenswürdiger Jüngling! nur neigte er ein wenig zu Schwermuth hin. Auch er war von einem ſehr reizbaren Ehrgefühl. Der Graf ſprach einmal mit dem Oberconſiſtorialrath darüber, und ſagte: „Ich habe eine ſchwierige Stellung, lieber alter Freund! eine Frau, die jeder Schatten beleidigt, der an ihrer klaren, keuſchen Seele vorübergeht — und mein Achill, (ſo hieß der junge Graf, Achilles Eheſteroy) welcher ſo verwundbar iſt, daß man ſich nicht genug in Acht nehmen kann.“

Der unglückliche junge Mann! Er war heimlich in die Gräfin geſchoſſen, und hat lange mit ſeiner Leidenſchaft gekämpft. Sie muß etwas davon gemerkt haben, denn ſie begegnet ihm ſchnöde. Das macht das Uebel nur noch ärger. Vor einigen Tagen, nach einem Vorfalle, von dem Niemand etwas Näheres weiß, als daß er in einem verzweiflungsvollen Zuſtande der Sinnverwirrung der Gräfin ſeine Liebe geſtanden, worauf ſie das Wort „Verachtung“ gegen ihn ausgeſprochen haben ſoll — erſchießt er ſich im Garten von Lieberoſe!

Graf Campenhauſen ſendete ſeinen Amtmann zu uns, und ließ um Gottes willen bitten, wir möchten nur bald herüberkommen. Die Gouvernante lag in Krämpfen. Alles ſei in der äußerſten Beſtürzung, und kein Menſch wiſſe ſich Rath. Ach, meine Tochter! mit Erbarmen betrachtete ich die Gräfin. Welch ein troſtloſer Anblick! Sie lag bis zur Erde gebeugt, am Boden, mit dem Angeſicht auf einen Stuhl gedrückt. Eine weißere Stirn habe ich nie geſehen, man ſieht die Reinheit der Seele hindurch, aber ihr ganzes Leben iſt nun getrübt. Keuſchheit iſt zwar die Krone der weiblichen Tugend! aber das Höchſte iſt doch die Demuth! Gott giebt den Demüthigen Gnade! der Stolz der Keuſchheit iſt ein Edelſtein, ein Diamant! allein Härte, wenn auch die edelſte, iſt und bleibt

Härte, und ſollte nie der Vorwurf eines weiblichen Weſens ſein. Der Stolz hat, wie ich fürchte, hier eine falſche Farbe geſpielt. So läuft im Gewebe unſerer Tugend immer ein falſcher Faden mit unter, der das Herz zerreißt, wenn er gewaltſam erfaßt wird. — Ich bin wohl nur eine ſchlichte Frau, bin keine Gräfin — aber was Treue iſt, weiß ich auch. Wenn ich mich an ihre Stelle denke, ſo würde ich geſagt haben: „Mein lieber Achilles," oder ſo und dergleichen, „mein Mann iſt Ihr väterlicher Freund. Sehen Sie! ihm fehlt der rechte Arm, meine Ehre zu vertheidigen; deſto inniger muß ich an meiner Pflicht halten, und an dem, was recht iſt. Ihre Liebe darf ich nur dulden, wenn es Ihnen genügt, daß ich Ihre Freundin, Ihre herzliche Freundin bin. Und dies will ich bleiben aufrichtig und immerdar."

Sieh, meine Tochter! das iſt ein Punct, an den doch auch gedacht werden ſollte. Man ſagt, der Graf habe im erſten Schrecken und Schmerz ſeiner Frau einen Vorwurf gemacht. Das wäre ſchrecklich, aber natürlich. — Der beſte Mann verzeiht ſeiner Frau eher einen unvorſichtigen Schritt, als eine üble Folge. Die Freundſchaft der Ehe beruht auch darauf, daß eine Frau ſich Freunde zu machen weiß, ſelbſt aus ihren Anbetern. — Treuloſigkeit iſt eine Schmach, aber auch das heiligſte Band ſoll Niemand erwürgen, der ſich blindlings verfangen hat, und es iſt gewiß vor Gott und Menſchen löblich, aus ſolcher Schlinge des Verderbens eine ſanfte Verbindung zu machen. Glaube mir, eine reine, helle Thräne löſcht Flammen aus, und eine tugendhafte Seele, wenn ſie beleidiget wird, hat keine ſchönere Wehr, als Sanftmuth. So viel iſt ſicher.

Möchteſt Du einem Kranken eine falſche Medicin reichen? Deine Hand würde ſchaudernd davor zurückweichen. In der

Hand eines weiſen Arztes wird auch Gift zu einem Heilmittel. Warum ſollte denn nicht eine Leidenſchaft geheilt und geheiliget werden können? — Muß man das Herz vernichten, auf daß es ruhig werde? Die Gräfin dachte ſchwerlich, daß ſie mit dem Worte „Verachtung“ ein Todesurtheil ausſpräche. Sie hätte den Jüngling beſſer kennen ſollen, den ſie in den Staub drückte. Woran ſoll ſich nun ihr Bewußtſein erheben? die Aermſte! —

Das iſt ein langer Brief geworden. Nun ſchließe ich ihn geſchwind, und ſage nur zum Schluſſe. Deine Frau Telkyn, das iſt meine Frau. Sie hat mich erbaut. Grüße ſie von mir. Bleibe geſund und wohlauf! Dies erbittet von Gott ſo früh als ſpät

Deine treue Mutter.
Chriſtine Wegener.

Zweiundſechzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—, den 20. September 18—.

Mein beſter Freund!

In Erwartung eines nahen Briefes von Ihnen will ich den Empfang deſſelben dennoch nicht abwarten, ſondern ſchreiben, da der Geiſt mich dazu treibt. — Mehreres habe ich Ihnen mitzutheilen. Ihre Freundſchaft, die ſo treu in den Kreis meiner Verhältniſſe eingegangen iſt, darf nicht ausgeſchloſſen bleiben von dem, was mich darin zunächſt berührt. —

Seit ein paar Tagen iſt der Präſident wieder da. Kein Entgegenkommen, kein häusliches Feſt, keine umkränzte Thür feierte ſeine Rückkehr; nur Madame Avoly, die an dieſem Tage ſo krank war, daß ihr Sohn ſie nicht verlaſſen konnte, hatte einige ſchöne Blumen in ſein Zimmer ſtellen laſſen. Er ſtand lange davor, ſtumm, in ſich gekehrt.

Seine Frau trägt dieſen Namen ſich und ihm zur Laſt; es fällt ihr ſichtlich ſchwer, ein Wort an ihn zu richten. Es iſt beängſtigend, die beiden Eheleute gegen einander zu ſehen.

O, mein Freund, wie gerecht iſt Gott! und wie ſchonend zugleich! — Die Menſchen tragen ihre Schuld vor aller Welt Augen und doch ohne Zeugen, ſo daß die Verdammungsſucht bei weitem nicht die Summe abbüßender Qualen nachrechnen kann, in denen das Unrecht geſühnt wird. — Jeder im Hauſe empfing ein kleines, artiges Geſchenk, ein Mitgebrachtes aus dem Bade; nur die Großtante war zufälliger Weiſe nicht bedacht worden, und die gute alte Frau ſcheint über dieſe Vernachläſſigung beleidigt. Vielleicht dachten Suzon und ihr Vater nicht, daß ſie irgend etwas bedürfen und gebrauchen könnte; doch das Unnützeſte und Ueberflüſſigſte hätte hier als Beweis des Andenkens ſeinen Zweck erreicht. Was hat denn das arme hinfällige Alter, wenn es nicht ſieht, daß es in Ehren gehalten werde? Alte Leute haben, wie ich bemerkt, eine reizbare Empfänglichkeit für Geſchenke, und ſind ſehr empfindlich für unterlaſſene Achtung. Daran hat, wie mir däucht, weder die Habſucht noch der Stolz den meiſten

Theil. — Sie fühlen ſich noch innerhalb weltlicher Anſprüche, ſobald dieſen ein Genüge geſchieht. Sie empfangen in der Berückſichtigung ihrer Perſon ein Zeichen der Hoffnung für die Dauer ihres Daſeins. Und darf man es denn der Schwäche des Alters ſogar verdenken, wenn ſie an Kleinigkeiten hängt? Kleine Aufmerkſamkeiten ſind es ja, welche wie Seidelbaſt ſympathetiſch wirken und Uebel ableiten, während „das Liebesſeil einer großen Wohlthat" oft zu tief einſchneidet, um nicht das Zartgefühl einer dankbaren Seele zu verwunden. —

Frau Telkyn hat ſich übrigens gegen mich ausgeſprochen. „Ein kleines Gläschen wäre hinreichend geweſen," ſagte ſie mit zitternden Lippen, „mir einen Zug von Gedächtniß und Liebe zu beweiſen. Mich allein haben ſie vergeſſen. Nun, es ſchadet nichts; obgleich es herbe iſt, als eine Reſpectsperſon nicht mehr geachtet zu ſein. Vor Zeiten war es anders. Wenn ich als ein junges Ding mit den lieben Eltern verreiſ't geweſen war, brachte ich jedesmal auf das Grab meiner Tante einen Kranz mit; und ich lebe ja noch. Freilich möchte ich alle Tage die Frau Präſidentin um Verzeihung bitten, daß ich noch da bin; denn wie ich aus ſicherer Hand weiß, hat ſie ſich jüngſt verlauten laſſen, daß ihr meine Wohnung jetzt, wo dem Baron Golda und ſeiner Mutter ein paar Zimmer hier im Hauſe eingeräumt werden müßten, ſehr zu Statten kommen würde. — Das iſt der Paß für mich geweſen, und mein Geldkaſten ſoll ihr ferner nicht im Wege ſtehen."

Ausreden — dies ſah ich wohl ein — ließ ſich vorläufig nichts. Jedenfalls haben Avoly's ſich manche Unachtſamkeit gegen dieſe ehrliebende alte Frau vorzuwerfen. Wirklich aber dachte ich nicht, daß es ihr mit irgend einem Entſchluß zum Nachtheil der Familie Ernſt wäre. —

Suzon iſt zu entſchuldigen. Es iſt nicht Mangel an Wohlwollen, es iſt vielmehr Gefühl des Reichthums ihrer Liebe, was ſie die kleinen Schulden der Schicklichkeit nicht bezahlen läßt. Sie gönnt gewiß der Großtante alles Gute und langes Leben.

Die arme Suzon ſieht angegriffen aus, und iſt nichts weniger als heiter. Sie fiel mir bei unſerm Wiederſehen mit leidenſchaftlichen Thränen um den Hals. Fiorde hat unvorſichtig ihr das Geheimniß der Neigung des Barons verrathen. Nun bangt ihr vor ſeinem Einzug, und daß er ſich ſchnell erholen könnte, um als Bewerber aufzutreten. Und doch würde ſie ihm um keinen Preis — auch um den ihres Glückes nicht — den Tod wünſchen wollen. —

„Welcher Freier würde meinem Vater willkommner ſein, als dieſer?“ fragte ſie mich ängſtlich; ich tröſtete, woran ich ſelbſt nicht glaubte, daß der Präſident ſeiner Zuſage an Fiorde eingedenk ſein werde.

„Ach, es iſt ſo viel zuſammengebrochen,“ antwortete ſie ſchmerzlich, „daß es nicht der Rede werth iſt, ob mein Herz bricht, und ob jenes Wort in dem Bruche mit aufgeht oder nicht.“

Wie wird nur Alles noch werden? Wer aber möchte den Schleier der Zukunft minder dicht wünſchen? Zuweilen lüftet ihn wohl ein Augenblick, und wir ſtaunen freudig erſchrocken an, was er uns enthüllt. Eine kleine, kleine Handlung hebt eine Falte des Herzens — worin die zarte Bildung des Künftigen ruht, und wir wiſſen es plötzlich, wie es ſich entfalten müſſe und werde. —

Geſtern, als ich Willens bin, zu Förſter's zu gehen, bei denen ich lange nicht geweſen war, verweile ich im Wohnzimmer noch ein wenig, wo ich Suzon und ihren Bruder finde, der behaglich eine Pfeife Taback raucht. Da tritt Sulamith ein. Auch ſie ſcheint im Begriff auszugehen.

„Wohin wollen Sie, Mitha?“ fragte Eugen raſch, und trat ihr entgegen.

„Ein kleines Geſchäft für die Großtante beſorgen —“ antwortete ſie.

„Nun, das eilt gewiß nicht —“ erwiederte er lächelnd; „hätte ich doch nicht gedacht, daß die Großtante in ihrem Bann noch irgend ein anderes Geſchäft wüßte, als ſich für den Himmel anzuſchicken.“

Sulamith ſah ihn betrübt und ängſtlich an, in ihrem Blick war etwas Bedeutſames. Es wunderte mich, daß ſie blieb, als er ſie zu bleiben bat; denn das Mädchen iſt ſonſt unaufhaltſam pünctlich im Vollziehen eines Auftrags, und einen willigeren Gehorſam in Liebe für Diejenigen, denen ſie zugethan und ergeben iſt, habe ich nie geſehen.

Eugen ging zerſtreut umher, als ſähe er ſich nach Etwas um. Sulamith's Aufmerkſamkeit folgte ihm, endlich fragte ſie, was er ſuche. „Ein Streifchen Papier zu einem Fidibus —“ antwortete er, „aber es iſt hier Alles ſo glatt, ſo claſſiſch — hätte meine Schweſter ein Fünkchen Liebe für mich, ſo dürfte ich nicht ſo lange umher gleiten; ich möchte mir das Herz anzünden, um nur zu einem Funken zu kommen.“

„Dann gäbe es unfehlbar blauen Dunſt. —“ neckte Suzon.

Bei dieſen Worten öffnete Sulamith die Hand, ein Billet lag darin, ſchmal zuſammengebrochen, es ſchien zerdrückt und feucht. Sie ſtrich es gerade, und flüchtig erblickte ich einige mit Bleiſtift geſchriebene Zeilen, in ſeltſam verzogenen, unleſerlichen Buchſtaben. Schweigend reichte ſie es dar. „O, gütige Mitha!“ ſagte Eugen freudig und freundlich, hielt es an die Flamme; aber es wollte nicht zünden.

„Es iſt zu dick —“ ſagte er tadelnd, nach Männerweiſe, „man könnte zweimal zwei Fidibus daraus machen. Die Verſchwendung mit Papier iſt jedoch allen Damen eigen. Sehen Sie, ſo —“ er brach es aus einander, ſeine Augen ſtarrten das blaſſe Geſchreibſel an, und ſeine Geſichtsfarbe wandelte ſich. Sulamith ſtand wie mit Gluth begoſſen. Sie zitterte — in Wahrheit.

„Das — das ſollte ich verbrennen?“ fragte er mit einem Tone, worin die ganze Kraft einer tiefergriffenen Seele bebte. Sie nickte ſtumm, und ich ſah ein paar Thränen fallen, die wie Oel ins Feuer fielen. „Sulamith!“ ſagte er mit Wärme, „wenn ich Ihnen das je vergeſſe — jemals! dann möge mein Gedächtniß zu Aſche werden und wie Spreu im Winde zerſtieben. Ein Kornfeld voll Segen wuchs in dieſer flachen Hand und Sie gaben es mir wie einen nichtigen Strohhalm hin? — Den Auftrag der Großtante übernehme ich nun ſelbſt; ich werde bald zu ihr gehen.“

Sulamith entwich in heißen Thränen, und wir ſahen ihr ſchweigend nach. „Was war es denn?“ fragte Suzon verwunderungsvoll.

„Das will ich Dir ſagen,“ antwortete ihr Bruder, und ſeine Stimme war noch immer in Rührung befangen, „die Großtante will Sulamith zu ihrer Erbin einſetzen, und hatte deßhalb ein paar Worte an den Notar aufgeſetzt und ihn zu ſich beſchieden. Deine Mutter, mein Schweſterchen, könnte ſich einmal ſtark verrechnet haben, und ſollte ferner nicht der armen Mitha ſo oft Unrecht thun. Nur der uneigennützigen Güte dieſes Mädchens verdanken wir es, wenn wir nicht gänzlich leer ausgehen.“

Damit wandte er ſich und ging.

Suzon lächelte vor ſich hin. „Ich ſehe nun Alles kommen —“ ſagte ſie, wie in Gedanken. „Auch mir kam es längſt ſo vor,“ erwiederte ich, „als ob es dieſer großmüthigen Hingebung kaum bedurft hätte, um eine Neigung Ihres Bruders in Flammen zu ſetzen, das Papier iſt nur Zunder geweſen.“ Das ſtille, liebe Kind hat ihn begeiſtert. O wahrlich! im ganzen Reichthum der Sprache liegt nicht mehr Vermögen, Liebe anzuſprechen, als in der Wortarmuth eines nichtsverlangenden Herzens!

Auf meinem Wege nach dem Häuschen des Conrectors ſchwebte mir die Scene lebhaft vor, deren Zeugin ich geweſen war; ich dachte nicht, welch ein Auftritt ihr folgen werde. Ich blickte in eine heitere Zukunft für meine liebe Sulamith. Im Schauſpiel unſeres Lebens hat jeder Tag ſeine Rolle; die des geſtrigen führte ihren Charakter mit entſchiedenem Glück durch. Manchmal ſpielt das Stück nicht. —

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob ich Ihnen ſchon geſagt, daß der Prediger auf dem Strande todt iſt, und Hayn, der einſtweilen das Amt verſieht, es ohne Zweifel wohl erhalten werde. — Er war bei Förſter’s. Clariſſa ſäumte Vorhänge für ihn, und ſaß wie in Wolken. Ihr Vater machte ein glückliches Geſicht, ein vergangenes Vergnügen lag darauf, nur leicht von den Falten des Alters verſchleiert; die blöden Augen glänzten ihm, als hätte er einen Lichtpunct ſeiner Erinnerung blind durchgemacht.

Ich konnte nicht umhin, ihm mein Vergnügen auszudrücken, daß ich ihn ſo heiter fände. Er ſah mich innigſt froh an, und ſprach: „Ich habe heute, als ich in alten Handſchriften ſuchte, die Briefe von meiner lieben ſeligen Frau gefunden, die ſie mir während unſerer Brautzeit geſchrieben. An manche dieſer Blätter waren vertrocknete Blümchen geheftet mit Nähſeide. Das Herz blühte mir auf unter dem Leſen, mir war wie im Frühlinge. Der Gedanke rührte mich bis zu Thränen, daß ich dieſe ſanften, liebevollen Worte je zuweilen mit herber Härte im Ausdruck meines Willens vergolten hätte; denn ein Schulmann kann ſelten von dem Präceptortone laſſen. — Deine Mutter hat mir viel aufgeopfert, Clariſſa! Beſſere Männer, als ich, hätten ihr ein beſſeres Glück gewährt, als ich ihr bieten konnte. Ein geſchätzter Arzt bewarb ſich um ihre Hand, und — „ein heilender Mann,“ — ſagt Platon im Gaſtmahl, — iſt werth, als Viele zu achten.“ Hören Sie wohl, Doctor?

Der Conrector hatte mit dem Pathos der Liebe und Dankbarkeit geſprochen, und von nun an lenkte das Geſpräch ſich auf Heirathsgeſchichten. „Man wirbt jetzt freier als ſonſt,“ ſagte Förſter, „obgleich die Freiwerber mit der Freipartie aus der Mode gekommen.“ „Und mit Recht,“ entgegnete Schreiberin Dieſes; „ich wenigſtens möchte keinen Mann, der ſich durch einen Andern antragen ließe, denn mir däucht, es gehört Muth dazu, männlicher Muth, das entſcheidendſte Wort ſeines Lebens ſelbſt auszuſprechen. „Ja,“ entgegnete Jener, „und grade in dieſer Angelegenheit iſt die größte Verlegenheit in der Regel.“

„Einer meiner Freunde,“ erwiederte Hahn, „ein kleiner unanſehnlicher Mann, aber von großer Gelehrſamkeit — er iſt jetzt Profeſſor der deutſchen Sprache in Z—. — kam zu mir, da er ging, um ſeine Frau anzuhalten, und ſagte beklommen: Ich bitte Dich um Gotteswillen! ſage mir, wie ich ſagen ſoll!“

„Nun, und wie inſtruirten Sie ihn da?“ fragte ich; denn — daß ich es nur geſtehen mag — ich necke mich für mein Leben gern mit ihm.

Er erröthete wie ein Mädchen. „Ich verwies ihn an den Redner in ſeiner Bruſt,“ antwortete er, „denn noch habe ich mir kein Herz erworben.“

Bei dieſem Worte — war es nicht, als ob er im Präſens ſpräche? — ſah Clariſſa von ihrer Arbeit mit einem unausſprechlichen Blicke zu ihm auf. Hayn aber ſchlug die Augen nieder, als ſchäme er ſich dieſes beſcheidenen Geſtändniſſes.

„Immer habe ich es mir als höchſt intereſſant gedacht,“ äußerte ich, „die tauſendfältig verſchiedene Weiſe zu kennen, in der ſolch ein Antrag geſchieht. Es wären Belege zur Charakteriſtik Ihres Geſchlechts.“ „Die Umſtände, liebes Fräulein,“ verſetzte der Conrector, „ſind es zumeiſt, welche dieſem verhängnißvollen Augenblicke Geſtalt und Farbe geben, der gewiß für Jeden von uns ein anderer iſt. Ein kleines Beben am Zeiger der rechten Zeit und Stunde giebt den Ton an.“

„Ein kleines Beben —“ wiederholte Hayn in Gedanken mit innigem Accent, „dadurch iſt mein Vater, wie ich weiß, ein Bräutigam geworden. Er liebte nämlich lange, vielleicht ohne es zu wiſſen, meine Mutter, die ein armes Mädchen war. Einſt ſieht er zu, als ſie eine ſchwarze Halsbinde für ihn ſteppt. Meine liebe Freundin,' ſagt er, Ihre Augen werden leiden — warum denn gar ſo emſig? Sie zittern — gewiß, Sie ſind krank! das iſt Fieber oder Nervenſchwäche. Das Mädchen fängt bitterlich an zu weinen; es hatte keinen Halt an der Zukunft und dieſen theilnehmenden Freund ſchon ſeit geraumer Zeit heimlich geliebt. Da ſpricht mein Vater: Laſſen Sie mich Ihre Stütze ſein, Clariſſa! wenn Sie mein Herz für treu und feſt und mich Ihrer Liebe werth halten.“

Ich erſchrak nicht wenig, als Hayn Clariſſa nannte, vor der er ſtand, und an welche er jene Worte im allerinnigſten Tone gerichtet hatte. In einer Zerſtreuung mehr des Herzens als des Geiſtes hatte er das Verhältniß des Vaters mit dem ſeinigen verwechſelt. Dieſer Mißgriff war des Schickſals Wille, aber wahrlich! was nun folgte, wirkte ergreifend. Er ſtockte und ſprach erſchrocken: „Auch Sie zittern heftig, Clariſſa! Sie zittern ſehr; habe ich es nicht immer geſagt, daß Sie ſich durch dieſen krampfhaften Fleiß aufreiben werden?“

„O Gott! Sie ſpotten mein!“ ſagte Clariſſa, Thränen ſtürzten aus Ihren Augen, und ſie ſuchte ihm die Hand, die er zärtlich gefaßt hielt, ſträubend zu entwinden.

„Ich Ihrer ſpotten?“ fragte er beſtürzt.

Was nun vorging, der Himmel mag es wiſſen. Im Umſehen lag Clariſſa an Hayn's Bruſt; träumend, wie er ſeines Vaters Rock angezogen hätte, zog er die Geliebte an ſein Herz.

Mein theuerſter Freund! dieſe Verlobung liegt außer meiner Faſſungskraft, ſo wie die Fähigkeit, Ihnen das Weitere zu ſchildern.

Todtenſtille war im Zimmer, man hörte das Säuſeln der Athemzüge. Und jetzt fragte der Conrector: „Iſt das Ernſt? Clariſſa! ſo ſprich doch!“ „Heiliger Ernſt, Vater!“ ſprach Hayn, „wenn Sie mir das Glück Ihrer Tochter anvertrauen wollen.“

Dieſe Stunde werde ich nie vergeſſen. Die rührende

Freude des Vaters, ich möchte ſie Ihnen gern beſchreiben, wenn ich könnte. Hayn erſchien mir wie der Bräutigam wider Willen, oder beſſer wider Wiſſen. Es giebt Worte, in denen ein bindender Zauber liegt, und die Erzählung jener Brautwerbung war ein ſolches.

Aber er benahm ſich edel und freimüthig, und ich hoffe zuverſichtlich, die beiden Menſchen werden recht glücklich mit einander leben.

Warum rührt uns der Anblick der Glücklichen ſo tief? Vielleicht weil er ſo ſelten iſt? — Wenn wir aber ſehen, wie reich der arme Menſch ſein kann, und welche Glückſeligkeit in einen Augenblick gelegt iſt, dann preiſen wir das flüchtige Leben als Gottes ſchönſte Gabe. — Ich weiß nicht, wie mir die Worte einfielen: „Schaue in Dein Innerſtes, und ſchaue tief und tiefer, dort breitet ſich Dein Schatz in unergründlichen Adern durch die ganze Ewigkeit aus.“

Und nun ſchließe ich dieſen ewiglangen Brief als

Ihre Freundin
Minna.

Dreiundſechzigſter Brief.

Der Doctor an Minna.

S—., den 26. September 18—.

Liebe, Theure!

Heute habe ich Ihren Brief empfangen, der diesmal um einen Poſttag liegen geblieben ſein muß, und heute wollte ich Ihnen ſchreiben. Sie empfangen demnächſt die Antwort unmittelbar, und nicht ein Recept liegt dazwiſchen. Es ſollte immer ſo ſein, meine Freundin, bei einem Briefwechſel angenehmer Art, heißt das; kein Tröpfchen der „kaltfluthenden Zeit," oder irgend etwas Bitteres von dem, was das geſchäftige Leben täglich miſcht, würde alsdann der Wärme ſchaden, womit ein mittheilender Erguß aus vollem, ſchönem Herzen die Seele des Freundes durchſtrömt. Es iſt leider! aber nicht ſo. Nichts wird leichter verſchoben, und zwar in jedem Sinne, als Briefe. Ich hörte einmal aus dem Munde einer lebensklugen Frau: „Einen Brief ſchreiben, dauert nicht lange, einen Brief nicht ſchreiben, dauert viel länger." Und dies iſt ſehr wahr. Man trägt ſich mit dem Gedanken, bis er endlich zu einer ſchwerfälligen Ausführung wird. Das Bedürfniß, zu erleichtern, giebt ihn nicht ein, und wo man an einem Briefe Mühe herausfühlt, da iſt es um die Freude des Empfangs geſchehen. Das Geheimniß ſeines Geiſtes niederzulegen in ein Blatt, womit der Zufall ſein Spiel treiben kann, koſtet zwar – ſelbſt in den dringendſten Angelegenheiten des Herzens und des Lebens — einen gewiſſen Entſchluß, wie ſchnell er auch gefaßt werden mag, und bedächtige Perſonen zögern vielleicht aus dieſem, ihnen unbewußten Grunde; aber auch Eile thut oftmals nicht gut. So kannte ich eine alte vornehme Dame, die, ſo oft ſie einen Brief empfing, ſchnurſtracks das reine Blatt davon abriß, und vom Spieltiſch, ja ſelbſt von der Tafel aufſtand, um ihn auf der Stelle zu beantworten. Oft habe ich dieſer genauen Gewohnheit lächeln müſſen, die jedoch in verletzenden Fällen nicht zu empfehlen ſein dürfte. Da iſt es heilſam, mit beſonnenem Verzug den Schmerz erregter Gefühle, die Hitze des Blutes abkühlen zu laſſen, ehe man handelt; denn das geſchriebene Wort iſt That! Die Feder in einer zornzitternden Hand wird nicht zum Segen ſchreiben, und was eine ſchmerzbewegte Seele dictirt, kann dem Leſer keine Freude machen. — Ihr Brief aber, meine theuerſte Freundin, war mir ſehr erfreuend; die beiden Verlobungsnachrichten, welche er enthält — denn in Sulamith ſehe ich die künftige Braut des jungen Adolph — kann ich mit zwei Bekanntſchaften erwiedern, die Ihnen beide ſehr werth und mir in den letzteren Tagen geworden ſind, alt an ſich, doch neu für meine Theilnahme, meine innigſte Freude. Guſtav Fiorde meine ich nicht, wenn ich mich ſeines Wiederſehens auch aufrichtig gefreut habe. Sie wiſſen, ich hatte ihm geſchrieben. Er kam von Burgrüſtern, und dann auch bald nach G—., um über die Krankheit ſeiner Mutter mit mir zu ſprechen. Ihres Vaters, liebe Minna, erinnerte er ſich in dankbarer Begeiſterung, und er verließ die Stadt nicht, ohne ſein Grab beſucht zu haben.

„Auch im Hörſaal bin ich geweſen —“ ſagte er mit bekämpfter Stimme, „aber die Todten ſchweigen tief!“

An das Aufkommen ſeiner Mutter — und ich weiß nicht, ob es die größere Liebe iſt, welche hier die größere Hoffnung giebt? — glaubt er mehr, als an die Geneſung des Barons Golda, deſſen Uebel dunkel ſcheint, und von den Aerzten, die ihn behandeln, vielleicht gar nicht erkannt iſt. Fiorde ſprach von ihm, als einem trefflichen Menſchen, mit Thränen in den Augen. Auch die Baronin, ſagt er, ſei eine ſchätzenswürdige Frau, und wahrhaft ein mütterlicher Edelſtein, nur in altmodiſcher Faſſung. Der Adelſtolz wird meiſtens zu hart beurtheilt, und er däucht mir edler, als manch anderer. Die Idee der Ehre ruht in dieſem Vorurtheil, welches ſich des zufälligen Vorzugs der Geburt überhebt. Man betrachte den Standpunct der Adeligen, und man wird ihrem Blick, der ſie die Niederungen der Verhältniſſe ganz anders anſehen läßt, natürlicher finden. Ich habe ſchlimmeren Stolz in Hütten gefunden, Bettlerſtolz! als in Häuſern der Höheren.

Auf ſeinen bittenden Wunſch begleitete ich Fiorde nach Steinfelden. Manches Wörtchen wurde zwiſchen uns geſprochen, und wie im Fluge ſchwanden uns die Stunden des Weges. Es wäre ein großes Wunder, wenn Ihnen nicht die kleinen Ohren geklungen haben ſollten; dann wäre unſer Geſpräch wie ein goldner Pfeil an Ihnen vorbeigeſchwirrt, ohne daß ein Ton der Ahnung Ihnen Kunde davon gegeben. Was Fiorde über Sie geäußert, brauche ich Ihnen ja nicht wiederzuſagen, und eben ſo wenig iſt es nöthig, daß ich mein eigener Nachhall ſei.

Meine Kranke hatte ihren guten Tag, und befand ſich den Umſtänden nach ziemlich munter.

„Die Freude hat mich geſtärkt —“ ſagte ſie, und reichte ihrem Sohne die Hand. Wir waren noch nicht lange beiſammen, da wurde der Paſtor abgerufen, weil ein fremder Mann ihn ſprechen wolle. Nach einer langen Weile kehrte er zu uns zurück und ſprach: „Madame! Sie haben immer einen Juwelier gewünſcht — nun iſt ein Mann unten, der hübſche koſtbare Sachen bei ſich führt, wollen Sie ihn und ſeinen Vorrath in Augenſchein nehmen?“

Vielleicht meinte der ehrliche Paſtor, die Anweſenheit des Sohnes werde die vermeinte Kaufluſt ſeiner Mutter beſchränken, oder er habe in deſſen Gegenwart nicht zu beſorgen, daß irgend eine Zurechnung ſeinerſeits für ihre Ausgaben Statt finden könne. Mir war jedoch, als ob ich etwas Verborgenes in dieſer Meldung empfände. Wie flammten die matten Augen derjenigen, an die ſie erging! Iſt's möglich dachte ich, daß ſolch eine wunde Losgeriſſenheit der Sitz der Eitelkeit noch ſein kann? Aber ich ſchämte mich ſpäter dieſer Frage.

Der Paſtor trat alsbald mit einem alten Manne in das Zimmer, den ich am Schnitt der Kleidung wie auch an dem der Phyſiognomie für einen Juden erkannte. Ein echt orientaliſcher Kopf! nachgedunkelt durch die Zeit, wie ein Oelgemälde. Der Mund Eines, der für ſein Volk ſpricht, vom Alter bedeutend geſchmälert, ſchwieg unter dem ſilberhellen Barte, da er grüßte, und ein Lächeln wie Humor — man findet dieſen Zug häufig bei den alten Kindern Israel, er gehört ihrem tragiſchen Schickſal an — verſchwand in Wehmuth, als er den ſcharfen Blick auf unſere Dame richtete. Erkennen Sie Ihren alten Freund, theure Minna?

Die gute Fiorde ſtarrte ihn an und ſagte: „Wenn mich meine Augen nicht trügen —" „Nein, hochedle Frau!" antwortete der Jude. „Ihre Augen waren niemals falſche Zeugen, obgleich ſie trübe Tage geſehen — ich bin noch immer der alte Wolf, der ich es ſchon in Ihrer Jugend war, als ich noch zuweilen ein Geſchäftchen da drüben mit den gnädigen Tanten machte. Doch *weiſen* macht wahr." Bei dieſen Worten zog er unter dem Rocke ein flaches Käſtchen hervor, öffnete es, und ein leiſer, aber durchdringender Freudenſchrei unterbrach die erwartungsvolle Stille. „Was iſt es denn?" fragte der Paſtor, der ein wenig entfernt geſtanden. „Ein Schmuck, ein alter Schmuck!" gab Guſtav Fiorde der geiſtlichen Neugier zur Antwort, und mit verwundrungsvoller Geringſchätzung der Sache, wie mich dünkt.

„Mein Schmuck!" rief ſeine Mutter mit ſo dankbarer

Inbrunſt, als hätte ſie das Kleinod der Seligkeit nun ausgefunden.

Minna's Schmuck! ſagte mir mein Herz, gerührt ſah ich ihn blitzen, und dachte an den Weihnachtsſtern, der im verfloſſenen Jahre über Oſterfriede ſtand, und Ihrer verehrten Mutter dieſen heiligen Chriſt beſcheerte, deſſen Träger nun ein Jude war. Wahrlich! wenn Steine reden könnten, dieſe Edelſteine müßten, kraft des Lichts, das ihnen einwohnt, die Führungen Gottes predigen! — In die Hände, welche ihn einſt veräußerten und ſich ſeitdem zu tauſendmalen vielleicht im Gebet gefaltet hatten, ihn wieder zu erlangen, mußte er — auf welchem wunderbaren Wege! — zurückkehren. „Gott ſei gelobt!“ ſprach die glückliche Frau mit hellen Thränen, „nun ſterbe ich leichter.“

„Aber, Mutter“ ſagte ihr Sohn, als vermöchte er nicht zu faſſen, was er vernähme, „wie hat ſolch ein armſeliges Glück Dein Herz drücken können, als Du es entbehrteſt?“

„Armſelig?“ lautete die Gegenfrage der Mutter, „ach, mein Sohn, wenn Du nur wüßteſt — ich Arme fürchtete nicht ſelig zu werden, wenn ich nicht Gelegenheit fände, dieſe Juwelen an den Ort zu legen, von wo ich ſie verſetzte.“ „Unſer Schmuck ſei arm, denn nur die Seele macht den Körper reich!“ ſagte ich ihm — und Fiorde kannte dieſe Stelle.

Alles, was die gewiſſenhafte Frau aufgekauft hat, iſt zum Erſatz beſtimmt. „Ich werde glauben, meine traurige Beſtimmung erfüllt zu haben,“ ſagte ſie bewegt, „wenn Kiſten und Schränke im Schloſſe wieder voll ſind, wie einſt. Möchte der allgerechte Gott mir dann auch das Meine zurückgeben, Ruhe und Liebe! Könnte ich noch,“ flüſterte ſie mir zu „in der Summe, womit ich meines Freundes Schuld tilgen werde, einem Mädchen, das mein Sohn liebte, die Ausſteuer geben, und dieſen Brautſchmuck dazu, dann wäre ich ganz glücklich; aber ich lege meinen Wunſch und ſein Geſchick in Gottes Hand. —

Bei der Verhandlung um den Preis war ich nicht zugegen, und machte auf einem Gange durch den Garten Fiorde mit dem Gange der Begebenheiten, den Schmuck betreffend, bekannt, ſo weit als möglich. Er ſprach mit Wärme von Ihrer theuern Mutter. —

Als ich mich ſpäter gegen den alten Wolf, Minna's Freund zu ſein, rühmte, nannte er meine Freundin eine Perle.

Fiorde hat mir verſprechen müſſen, dieſen ſchönen, jüdiſchen Kopf zu malen, es ſoll das Bild mein Ehrenſold ſein, wenn ich die Mutter herſtelle, woran ich nun nicht mehr zweifle.

Es war ein äußerſt vergnügter Abend, und ich blieb in Steinfelden über Nacht. Deſto verdrießlichere Tage verlebe ich jetzt in Beziehung auf mein häusliches Verhältniß. Doch ich breche lieber ab, um der Wirkung keinen Abbruch zu thun, die ich von dem beſſeren Inhalt dieſes Blattes hoffe. —

Gedenken Sie des Freundes!
treueſtens der Ihrige!
Doctor Balſam.

Vierundſechzigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfelde, den 28. September 18—

Gutes Kind!

Mich verlangt herzlich nach einer Nachricht von Dir, mein Töchterchen! ob Du geſund biſt und wohlauf? Manchmal wird mir die Sehnſucht, Dich wiederzuſehen und in meine Arme zu ſchließen, doch zu mächtig. — Dabei fällt mir ein, wir hatten jüngſt Gäſte, wie das oft vorkommt, eine Dame, die ihre Tochter aus einer herrnhutiſchen Anſtalt holte und bei uns über Mittag war. Das junge Fräulein ließ die Suppe ſtehen, und mein alter Freund, der ſich etwas auf meine Kraftbrühen zu Gute thut, fragte nach der Urſache. „Dieſe Suppe wird mir zu *mächtig* —“ antwortete das liebe Kind beſcheiden, und erröthete über und über. Wir mußten dieſes Ausdrucks lächeln; eine zarte Weiſe ſich auszudrücken, klingt doch fein in einem zarten Munde. —

Denke nur, liebe Minna, die Nichte iſt wieder hier, und nicht aus dem vortrefflichſten Grunde. Sie hat ſich ein Süppchen eingebrockt, das ihr nun auch zu mächtig wird. Vor einigen Tagen kommt ſie auf den Hof gefahren, und ich mag nicht verhehlen, daß mein Schrecken größer als meine Freude war. Sie ſieht ſchlecht aus, das Weiße im Auge hat einen gelblichen Schein. Man ſieht ihr Aerger und Kummer an.

„Was bringt Dich denn ſo unvermuthet zu uns, liebe Nichte?“ fragte der Oberconſiſtorialrath, und ich merkte wohl, daß ihm ſchwante. Da bricht ſie in Thränen aus, und wie Gott den Schaden beſieht, iſt das Herz ihrer Ehe zerbrochen, und ein gekittetes Vertrauen — dies, liebe Minna, hält noch weniger als eine gekittete Taſſe, die man kaum anzufaſſen wagt.

Die Nichte mußte nun beichten, daß ſie ſich gegen eine ſogenannte gute Freundin über die Fehler und Eigenheiten ihres Mannes ausgelaſſen habe; dieſe Beſchwerde iſt ihm nun wieder zu Ohren gekommen, und wie man annehmen kann, nicht ohne gehäſſige Zuſätze, was ihn nun ſo erbittert hat, daß, wenn Gott ihm den Sinn nicht lenkt, die beiden Leutchen auf dem graden Wege zur Scheidung ſind.

Mein alter Freund ſagte entrüſtet: „Das mag ich dem Steuer nicht verdenken. Wer heißt Dich aus der Schule ſchwatzen, Nichte? denn die Fehler und Thorheiten des Mannes ſind eine Schule der Geduld und Weisheit für die Frau. Eine feſte Umfriedung muß der Eheſtand haben, wenn nicht jeder böſe Wille die Gelegenheit vom Zaume brechen ſoll, der häuslichen Ruhe Schaden zuzufügen. Die Treue gegen den Mann, auch im Bewahren ſeiner Schwächen, muß eine Mauer ſein! Mit jedem Steine, welcher der Frau über dieſen Gegenſtand vom Herzen fällt, wenn ſie es in loſer Rede eröffnet, wird eine Lücke in das Glück, und Neid und Scheelſucht haben einen offnen Blick in die Mängel der Zufriedenheit. — Ganz natürlich muß zuletzt das lockere Gebäude zuſammenſtürzen. —“ Die Thränen der armen Frau ſtürzten noch viel heftiger als vorher, da der wackere Solorius ſo eiferte. Sie athmete ſchwer — mir wurde angſt, es könnten Krämpfe im Anzuge ſein. Er fuhr milde und gelaſſen fort: „Sieh, liebe Nichte! Schweigen iſt Gold! denn die Stunden, welche Bleigewichte haben, ſind ſich nirgend gleich, auch in der Ehe nicht, und darum läßt eine kluge Frau ihr Zünglein ſtets in der Goldwage ſchweben, wenn ſie nicht mit gleicher Münze bezahlt werden will. Auf ſolcher Schweigſamkeit beruht das Gleichgewicht des ehelichen Zutrauens. Willſt Du klagen, klage es Gott! Der hört und hilft. Wenn Ihr ſtille wäret, ſo würde Euch geholfen — ſagt die Schrift.“ „Man hat mich ſchmählich bei meinem Manne verleumdet —“ ſchluchzte die Nichte. „Das laß Dir nicht leid ſein!“ tröſtete der Alte. „Weit mehr als Recht iſt, thun Verleumder wohl! denn ſie regen das Gefühl auf, daß wir theilweiſe wenigſtens ſchuldlos leiden, und wir halten uns am Ende für allzurein. — Das Gift, was ſolches Otterngezücht ausſpritzt, macht zwar häßliche Flecken — aber —“ trockne Deine Thränen! ein kleines Tröpfchen vom erduldeten Uebermaß wiſcht ſie hinweg. Doch weißt Du die eigentliche Quelle aller dieſer bittern Folgen? Du biſt zu wenig zu Hauſe!“ Die Nichte entſchuldigte ſich mit den öftern Abweſenheiten ihres Mannes. „Iſt kein Grund zur Rechtfertigung —“ entgegnete der Oheim. „Eine Frau muß ihr eigner Freund ſein, und mit ſich ſelbſt Umgang und Rath pflegen können, wenn der Mann und ſeines Hauſes Ruhe wohl berathen ſein ſoll. Durch das viele Ausgehen werden nicht allein fremde Gewohnheiten ins Haus geſchleppt, ſondern auch die Laſt unnützer Gegenviſiten und nachtheilige Zuträgereien. Zuletzt entſteht die Hausſcheu — kennſt Du dieſe Krankheit, Nichte? Da graut einer Frau vor dem ſtillen Herd, vor dem Bereich ihrer Pflichten, vor ihrem Platze. Sie entfremdet ſich dem Manne, und giebt ihn und ſich den Schwätzern Preis! — Eine gute Wirthin hat immer zu thun, und iſt auch ſparſam mit ihrem Beſuch — das giebt ihrem Erſcheinen, ihrem Werth den Schein des Seltenen. Man ſchätzt eine Hausfrau, die ihre Welt, ihre Ehre darin findet, es zu ſein, gleich einem Fixſtern von Brillanten; eine Frau aber von entgegengeſetzter Neigung iſt und bleibt, trotz glänzender Eigenſchaften, immer nur ein Trabant.“

Meine Tochter! dies Alles war mir wie aus der Seele geſprochen, und ich konnte nur wünſchen, es möge der jungen Frau an das Herz geredet ſein! Der Oberconſiſtorialrath will die Nichte nach Hauſe begleiten, und, ſo Gott ſeinen Segen dazu giebt, Frieden ſtiften zwiſchen Mann und Frau. Das wäre gleichſam eine neue Trauung. —

Liebe Minna, Deinetwegen bin ich nicht in Sorgen, daß Du in jenen Fehler fallen könnteſt; ich weiß, Du biſt gern einſam und für Dich. Weder Vater noch Mutter liebten jemals das Aus- und Eingehen in fremden Häuſern. Wenn ich bedenke, wie gern der ſelige Vater daheim war bei uns, den Seinen! „nirgend — nirgend! iſt mir doch doch ſo wohl als hier!“ ſo oft er dies ſagte, war mir, als bekäme ich eine Prämie geſchenkt. Ich habe einen kleinen, ſtillen Schatz ſolcher Denkmünzen zum Ehrenandenken unſeres häuslichen Glückes, und dies Gepräge wird keine Zeit verwiſchen.

Hier muß ich eine Thräne abwiſchen von meinen Augen. Laß mich in Deinem lieben Herzen wohnen, mein treues Kind! und hege und pflege der Mutter altes, treues Bild, daß es nicht beſtäube, und wir uns erkennen im Geiſte wie im Leben. Wenn ich des Morgens ſinge: „Mein Herz ſei Deine Hütte!“ dann ſetze ich Dich, Du mein Einzigſtes! an meine Stelle, was jede Mutter thun ſollte — und bitte unſern Herrgott, daß er mit Segen Dich beſchütte! —

Lebe recht — recht wohl und vergnügt! Dies wünſcht Deine beſte Freundin

Chriſtine Bergener.

Fünfundſechzigſter Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 3. October 18—.

Meine trauteſte Mutter!

Wenn auch in wenigen Zeilen nur, da meine Zeit heute ſehr beſchränkt iſt, doch mit tauſend Dank für Deine Liebe, richte ich in der Eile dieſe Worte an Dich. Der inliegende Brief von unſerm Freunde, dem Doctor, wird Dir mehr ſagen. Immer, meine Mutter, habe ich Deine Freude verehrt, wenn Etwas an den rechten Mann kam, und ſich am rechten Platze finden ließ. Nicht alle Menſchen haben dieſen geordneten Sinn, dieſes uneigennützige Gefühl für das Gehörige und Schickliche, beſonders wenn ihr eigenes Intereſſe dabei in den Genitiv zu ſtehen kommt, — das heißt: daneben.

Nun iſt unſer Schmuck an die rechte Frau gekommen, und Du wirſt Dich darüber freuen, wie ich es gethan. Er wird nicht an meinem Halſe prangen; aber er erleichtert nunmehr eine Bruſt, die viel und ſchwer geſeufzt. Indem ich ſeinen Werth auf ſich beruhen laſſe, ruht er nicht mehr in meinem Beſitz, als ein Nothpfennig; wenn ich aber bedenke, welcher eigentlichen und innerſten Noth damit abgeholfen iſt, ſo macht dieſer Gedanke mich reich und glücklich. Denn giebt es wohl größere Noth, als die kleinſte, als die leiſeſte Schuld? — Der alte Wolf wird übrigens ſchon dafür geſorgt haben, daß mir durch den Verkauf kein Schaden geſchieht.

Wie ſo wahr ſpricht unſer Freund, wo er ſagt, welch einen wunderbaren Weg die Edelſteine gegangen! Das iſt eine Ader aus dem Herzen des lieben Gottes, der dem Laufe der menſchlichen Schickſale — ach wie oft! Juwelen unterlegt. Wir fühlen ſchmerzlich die Härten heraus, und der Werth, den ſie für uns haben, wird erſt dann erkannt, wenn wir das Leben tiefer auffaſſen. — Der freiwillige Tod des jungen Grafen Achilles hat mich ſehr erſchüttert. Die arme Gräfin dauert mich unſäglich, wahrlich! unſäglich. Es mag wohl ſchwer ſein, im reinſten Stolze der Weiblichkeit eine Leidenſchaft nicht zu verdammen, deren wir ſelbſt nicht fähig ſind, und ſich unter den Waffen unſeres Geſchlechts gegen den zu behaupten, der als der Mörder ſeines eigenen Glückes auf unſere Ruhe eindringt. Deine Herzensgüte, meine liebe Mutter, hat auch hier das Richtige ausgefunden. Strenge iſt nicht unter dieſen Waffen; hier hat der Mißgriff tugendhafter Geſinnung einem edeln Jünglinge die Piſtolen in die Hand gegeben. Wer möchte ſolchen Vorwurf auf ſich laden? — Und dennoch liegt dem lebenslänglichen Unglück der Gräfin etwas Achtungswürdiges zum Grunde. Bei dieſer troſtloſen Erfahrung dachte ich, wie nur aber eine Coquette leben kann, dieſe herzloſen Weſen, denen es gleichviel gilt, ob ſie fremde Glückſeligkeit tödten; denn fremd iſt ihrer Selbſtſucht Alles, ſie können nicht lieben.

Es iſt ſchon ſchlimm genug, wenn ein liebes, gutes Mädchen Wünſche erregt, die es nicht erfüllen kann, es iſt ein bitteres Wörtlein, einem edeln Manne Nein zu ſagen, weil nichts in dem begehrten Herzen iſt, was ſeinem Gefühl entſpräche. In dieſem Falle iſt, wie ich fürchte, unſer Fräulein jetzt. Baron Golda und ſeine Mutter ſind vorgeſtern hier angekommen. Er ſieht äußerſt ſchwach und leidend aus, die Baronin ſcheint ſehr gebeugt. Suzon hat beſtändig die Augen voller Thränen. Sie ſieht Alles doppelt; Pflicht und Liebe. — Reichte ſie dem Baron, der ſie heimlich liebt, ihre Hand, ſo dürfte er vielleicht nicht in das Grab ſinken, und die Wohlfahrt ihres Hauſes verſänke nicht in ſeinem Ruin. Ich habe noch nicht mit ihr darüber reden mögen. Verhältniſſe wie dieſes fordern mehr als jedes andere ein Gewährenlaſſen.

Vergönne mir, beſte Mutter, daß ich nun aufhöre, ich muß noch Toilette machen. Die Baronin hat mich gebeten, ſie bei Madame Adoly einzuführen, und nimmermehr würde ſie es mir verzeihen, wenn ich im Hauskleide ſie bei einer Staatsviſite begleiten wollte, denn ſie „hält auf Farbe“ wie ihr Sohn, deſſen Geſicht jetzt ſo bleich iſt wie ein Schein. — Das Formelle hat doch auch ſein Gutes, beſchränkte Menſchen können völlig damit auskommen; es erſetzt zudem den Geiſt der Selbſtbeherrſchung. Die Baronin iſt eine Frau von ſtarkem Körperbau und ſo voller Haltung und Würde, daß ihr der Kummer um ihren einzigen Sohn ſchwer zu tragen ſein mag. In der Beleibtheit einer Dame drückt ſich ein gewiſſes Wohlleben aus; das Aeußere hagerer Perſonen erſcheint weit anſpruchsloſer, abgetödteter — gleichſam als ein Lebewohl dem „Fleiſch.“

Lebe auch Du wohl, meine Mutter! dies wünſcht aus vollem Herzen

Deine Tochter Minna.

Sechsundſechzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 13. October 18—.

Mein hochgeſchätzter Freund!

Keine Verſicherung, wie lebhaft Ihr letzteres Schreiben vom 26. September mich intereſſirt hat, es verſteht ſich ganz von ſelbſt. Sie haben mich in die Scene verſetzt, die im Licht Ihrer Anſchauungsweiſe vor mir ſpielte; ich war zugegen, als mein Schmuck in die Hände kam, die ihn veräußert hatten, ich ſah funkelnde Thränen darauf fallen, und dachte, ſie wären die Folie des köſtlichen Juwels der Wiederkehr!“ — So habe ich den Werth jenes Augenblicks mit voller Theilnahme in meine Seele gefaßt. — Gott weiß es, daß ich mich herzlich darüber freue, und daß ich den Gedanken um keinen Preis hingeben möchte, etwas mittelbar beigetragen zu haben, daß ein ängſtliches Gemüth beruhiget würde.

Seit Anfang dieſes Monats hat unſere Hausgenoſſenſchaft ſich um einen kleinen Hofſtaat vermehrt. Sie errathen, daß ich den Herrn von Burgrüſtern meine, und die mütterliche Freifrau. Der Baron kommt mir wie der kranke Prinz vor, dem die Geliebte um Alles in der Welt gewährt werden ſoll. Seine Mutter läßt ſich herab, Suzon zu ſchmeicheln, und mich zu ſuchen, als ob ich ein Mittel ausfinden könne, das hier zum Zweck führe.

Sie werden ſich vielleicht erinnern, lieber Freund, daß die Baronin ein ſo herbes Vorurtheil über Madame Adoly gegen mich ausgeſprochen. So mußte es mich befremden, daß ſie mich ſchon in den erſten Tagen bat, ſie der geſchiedenen Frau des Präſidenten vorzuſtellen. Den ſchroffen Grundſätzen der Dame mochte dieſer Schritt wohl ſchwer fallen, und irre ich mich nicht, ſo hat ſie ihn in der Rückſicht gethan, daß Madame Adoly größeren Einfluß als irgend Jemand auf die Tochter ihres Mannes übe. — Bei dieſem Beſuch, von dem ich etwas ſchreiben muß, habe ich es geſehen, was Perſönlichkeit wirkt, und welche zarte, unwahrnehmbare und doch bedeutende Bezüge der Augenblick einer Bekanntſchaft zwiſchen denen knüpfen kann, die ſich gegenſeitig keine Berührung zutrauten.

In meinem innigſten Leidweſen geht es mit Madame Adoly ſichtlich auf die Neige. Nur die Kraft ihres Geiſtes, nur die Heiterkeit eines mit dem Tode befreundeten Gemüths hält ſie ſo weit aufrecht, um der Unterhaltung fähig zu ſein. Meinen Sie nicht auch, lieber Doctor, daß die Art und Weiſe, wie ſich Jemand krank benimmt, charakteriſtiſch ſei? Krankheit, die das Gleichgewicht zwiſchen Körper und Seele aufhebt, zeigt unſere ſchwachen Seiten am entſchiedenſten, und was das Stärkſte im Menſchen iſt, das überwindet jede Angegriffenheit.

Mit Genugthuung bemerkte ich den Eindruck, den der erſte Anblick der von mir ſo hoch verehrten Frau auf die Baronin hervorbrachte. Dieſes blaſſe Geſicht mit den Spuren eines tiefen Kummers, und doch ſo wohlwollend, in jeder Miene, in jedem Blick; wer könnte es ſehen ohne Rührung? Der Leidende, der mit Würde trägt, flößt eine Achtung ein, die ſich mit nichts vergleichen läßt.

Die Baronin verbreitete ſich in unendlichen Klagen. Alles, was ſie zeither um die Kränklichkeit ihres Sohnes gelitten, und vordem in dieſem Hauſe, kam zur Sprache. Dabei wies ſich ein Zug von Schmerz um den Mund der Madame Adoly; dennoch tröſtete ſie ſanft. Sie ging ſo leiſe in die Sorgen dieſer Mutter ein, in die kleinſten Umſtände der Krankheit, daß die Baronin empfinden mußte, hier finde ihr gedrücktes Herz Erleichterung; denn nichts iſt wohl ſeltener, als *wahre* Theilnahme. Was als ſolche geäußert wird, iſt nur oft die Heuchelei der Menſchlichkeit, das gemalte Bild des Mitleids! nur der Geprüfte leidet mit den Leidenden, und das fuhlt ſich heraus.

„Wenn ich nur die Quelle wüßte —“ ſagte ſie auf ihren Zweck hinlenkend; „mein Sohn war ſonſt niemals krank. Er ſtammt aus einem robuſten Geſchlecht; ich ſah in ihm die Stutze meines Alters. Ob denn die Menſchen von Generation zu Generation immer ſchwächer werden? dann müßte man ſich ja um die Nachkommen ängſten.“

„Das wollen wir nicht!“ antwortete Madame Adoly mit einem ſchattenartigen Lächeln; „wenn ſich auch jeder beſondere Fall im Allgemeinen darauf zurückführen läßt, da die

Lebenskraft in unſern Zeiten ſchwächer und hinſchwindender geworden iſt, als wo die Jugend dieſer Erde unſer Geſchlecht ausrüſtete, ſo möchte ich doch behaupten, daß tauſend Tode vom Gemüth des Menſchen ausgehen. Im Herzen wohnt das Leben! und aus der Geſundheit des Herzens entſpringt Heil und Glück!“

„O Madame!“ entgegnete die Baronin bekümmert, „wie hätte ich das vortreffliche Herz meines Sohnes jemals kränken mögen? Ich habe ſein Wohl im Kerne des meinigen gepflegt. Was er begehrte, war ſein, wohin er blickte, darauf richtete ich meine Gedanken. Mein einziger Wunſch war, ihn glücklich zu wiſſen.“

„Sollte vielleicht ein heimlicher Gram — eine unglückliche Leidenſchaft —“ redete Madame Adoly ein.

„Daran habe ich auch ſchon gedacht, ja, ich hege ſogar eine ſtille Vermuthung —“ ſagte die Baronin beklommen; „aber warum ſollte mein Sohn hoffnungslos lieben? Seine Neigungen ſind viel zu edel, als daß ſie auf einen Gegenſtand verfallen könnten, der gegen die Ehre der Familie wäre. Und welches Mädchen würde ihn ausſchlagen?“

Einer ſo betrübten Mutter war der Stolz dieſer Frage zu verzeihen. Madame Adoly erwiederte: „Dies, gnädige Frau, kann dem Würdigſten begegnen, in der Liebe hat das Verdienſt immer nur die zweite Stimme. Die Hand, welche nicht dem Herzen folgt, würde mit dem Trauringe nur das erſte Glied einer Kette empfangen, denn Gefühle laſſen ſich nicht erzwingen.“

Die Baronin ſeufzte ſchwer und ſprach: „Zu meiner Zeit legte ein Mädchen noch auf vernünftiges Zureden Etwas.“

„Nicht um die Welt möchte ich das, wo es das Wohl und Weh des ganzen Lebens gilt,“ gab Jene zur Antwort.

„Ja, wenn Ehen mathematiſche Größen wären, die ſich berechnen ließen! aber dem iſt nicht ſo. Das Vernünftigſte mißräth, das Thörichtſte gelingt. Wer möchte ſo vermeſſen ſein, den Maßſtab ſeines Urtheils an ein Verhältniß legen zu wollen, das der vorausbeſtimmende Verſtand nirgend zu erfaſſen vermag? Die kleinſte Eigenſchaft, eine kleine Wendung der Dinge reicht hin, den Geſichtspunct der Hoffnung zu verändern, und was wir im ſchönſten Licht erblickt, liegt nun in tiefem Schatten da.“

Die Baronin nahm das Wort, und — ſo ſchien es mir — das Geſagte ein wenig übel: „Mein Sohn hat einen feſten, noblen Sinn, worauf Verlaß zu nehmen.“ Dann ſetzte ſie wie mit dem Selbſtgefühl hoher Jahre hinzu: „Zu meiner Zeit war es anders in der Welt. Man ſah bei einem Mädchen auf Tugend — und vertraute dem Edelmuth eines Mannes. Freilich — und darin haben Sie Recht — giebt es gewiſſe Seiten, Schattenſeiten des Lebens, die den Eheſtand trüben, und nothwendig unglücklich machen müſſen. Dahin rechne ich Erfahrungen der Schande — Familienkummer — Krankheit — Armuth. Wie? der Baron iſt jedoch ein Mann von Ehre, ein reicher Gutsherr. Er braucht keine Notiz zu nehmen, von wem es ihm nicht beliebt, und ſtets war er geſonnen, ſich mit der Gattin ſeiner Wahl zu iſoliren.“

Dieſe Aeußerungen, mein theurer Freund, erregten mir ein Nervenfröſteln; ich ſah die entfärbten Lippen der Madame Adolp, was die wohl dazu ſagen würde. Sie blickte die Baronin bedeutſam an, und ſprach: „Es giebt meinem Erachten nach nur Eines, was jede Ehe, jede! nothwendig unglücklich macht, und dies iſt Mangel an Liebe! Alles Andere kann dem Eheglück nur bedingungsweiſe Eintrag thun. —

Gemeinſam getragener Kummer iſt ein feſter Kitt für einverſtandene Seelen, Armuth läßt nur fühlen, wie reich ein liebend Herze ſei, wenn es den dünnen Faden der Erhaltung golden webt — und Schande? Ja, wehe dem Leben, auf dem die Schmach ruht! Für die Welt iſt es geſtorben, ſein äußeres Glück iſt zu Grunde gerichtet. Darum kann die Ehre nicht ſorgſam genug verwahrt werden, und der Dichter hat Recht, der da ſagt: Es gleicht in einem treuen Herzen ein edler Geiſt dem köſtlichen Juwel in einer Kiſte zehnfach eingeſchloſſen; — auch das Sprichwort redet wahr: Ehre verloren, Alles verloren. Ehre iſt Leben, aber die Liebe iſt der Adel der Ehre, und ihr Ahnherr iſt Gott! — Was vom Himmel ſtammt, deſſen Schild kann auf Erden nicht zerbrochen werden."

Während Madame Adoly dies ſprach, und zwar ſo innig, daß ſelbſt der Ton ihrer Stimme überzeugte, hätte ich einſchalten mögen: Mangel an Bildung ſcheint mir nicht minder ein Unglück in der Ehe, welche die zarteſten Berückſichtigungen erheiſcht. Einem rohen Elend können gebildete Menſchen nie verfallen; der Anſtand iſt die Schranke, welche ihnen Schutz verleiht, und die wilden Ausbrüche eines leidenſchaftlichen Benehmens abhält. Eine beſonnene Frau vermag viel über den Ungeſtüm ihres Mannes; ihr Trotz hingegen iſt das eiſerne Gitter, welches den Löwen in Wuth bringt. Ein veredelter Geiſt giebt allein Freiheit! und iſt Freiheit ihrem weſentlichen Sinne nach nicht das höchſte Gut? Ein weiblich gebildetes Gemüth wird nimmer jene Abhängigkeit von Außendingen fühlen, die es hindern könnte, Verhältniſſe zu beherrſchen, die Achtung des Mannes an ſich zu feſſeln, und mit ihr den feinſten Theil ihres Glückes. Meinen Sie nicht auch? Doch nun das Weitere. Die Baronin hatte ſtumm zugehört. Jetzt ſagte ſie: „Ich wünſchte, Madame, ich wünſchte aufrichtig, Ihr eigenes Glück hätte dieſen noblen Geſinnungen entſprochen. Es iſt jedoch eine gemeine Erfahrung, daß edle Seelen ihrem Schickſal weichen müſſen. Aber — beſchämt muß ich geſtehen, Sie haben ein Vorurtheil überwunden, welches ich gegen Sie hatte, ſo werden Sie — ich bin deſſen gewiß — mit Güte und Liebe Alles überwinden. Nehmen Sie mein volles Vertrauen hin! Es iſt mir wahrſcheinlich, daß mein Sohn die Tochter ihres geweſenen Gemahls in ganz beſondere Affection genommen.“

„Dies würde mir ſehr leid thun,“ antwortete Madame Adoly; „denn meine gute Suzon liebt ſchon.“

Die Baronin erröthete, vielleicht mehr aus mütterlicher Angſt, als aus Empfindlichkeit. „Sie meinen alſo — dies würde ein Hinderniß ſein?“ fragte ſie zögernd.

„Ich dächte doch!“ erwiederte Madame Adoly, und lächelte trübe. „Welches Glück würde Baron Golda mit einem Herzen empfangen, das einem Andern zugewendet wäre? und dieſer andere — Sie kennen ihn — iſt Fiorde!“

„Fiorde! der Maler!“ rief hörbar entſetzt und ſichtlich betroffen die gute Dame, „iſt das möglich! und was ſagt der Präſident zu dieſer ignobeln Neigung?“

„So könnte man ſie doch wohl nicht nennen, denn Fiorde ſcheint ein edler Menſch,“ entgegnete Madame Adoly verletzt, und ich fühlte, daß mir das Blut in die Wangen trat.

„Schon recht,“ antwortete die Baronin, „ich meinte nur, Fräulein Adoly hätte eine anſtändigere Partie machen können. Der junge Mann ſcheint ein edler Menſch — Sie haben das Wort ſehr richtig gewählt, Madame. Seine Kunſt hat es mit dem Scheine zu thun. Er mag nebenher ein Schöngeiſt ſein. Das verblendet die jungen Mädchen, und ſie achten es für keine Pflicht, ein reelles Glück, das ſich ihnen darbietet, zu beherzigen.

„Die Lieb' iſt Gab' und Güte, die Lieb' iſt keine Pflicht —“ dachte ich. Und dann: wüßte die Baronin, über wen ſie abſpräche! Iſt Fiorde nicht ihr Verwandter und muthmaßlicher Erbe in dem traurigen Falle, daß der Baron ſterben ſollte? Dies wäre ſeiner Mutter wohl im Traume nicht eingefallen. Wenn aber der Menſch mit Bewußtſein ſpricht, ſo iſt es doch nicht immer ein wachſamer Geiſt, der ihm die Worte in den Mund legt, obgleich es Stimmen der Ahnung giebt.

„Fiorde!“ wiederholte die Baronin, „da habe ich nicht gewußt, warum dieſer Name wie eine verſtimmte Saite mir leiſe in das Herz ſchnitt; jetzt weiß ich es. Wollen Sie deſſenungeachtet mit Fräulein Suzon reden?“ Der Stolz dieſer Frau war bis zu Thränen gedemüthigt, als ſie hinzuſetzte: „Wollen Sie ſo gütig ſein, Madame? Sie würden mich verbinden! —“

Arme Mutter! der Baron wird ſeine Herzenswunde ſchon behalten müſſen; ſehr möglich wäre es, daß Gott ſie mit Erde heilt, denn er kommt mir bedenklich vor. Vielleicht hätte die Baronin nie für möglich gehalten, daß ein ſo unbedeutendes Subject, ein ſo kleines Licht, wie dieſer vermeinte Farbenkünſtler, den Abſichten ihres Sohnes im Wege ſtehen könnte. — Die Verachtung iſt ein gebeugtes Gefühl, ſie hebt irdiſchen Unterſchied auf und muß das Geringe über ſich erkennen. Der Geiſt wird nur durch den Blick auf das Höhere gehoben, jeder Vergleich mit ſeinen Nebenmenſchen erniedrigt ihn.

Mit Schrecken bemerke ich, daß ich durch die Länge dieſes Briefes Ihre Zeit verkürzt habe. Wenn er Ihnen dennoch, freundlicher Gewohnheit nach, zum Vergnügen gereicht, ſo werde ich mich lange darüber freuen. Und nun kein Jota mehr als die Unterſchrift

Ihrer Freundin Minna.

Siebenundſechzigſter Brief.

Der Doctor an Minna.

G—., den 23. October 18—.

Theuerſte Freundin!

Ihr letztes Schreiben habe ich mit vieler Freude empfangen und geleſen. Die Ueberzeugung iſt mir wieder einmal durch die Seele gegangen, daß jedes Verſündigen an ſeiner wundeſten Stelle Heil begehrt. — Die Baronin, an ſich eine achtbare und verſtändige Frau, ſcheint mir jedoch nicht jener Hoheit der Geſinnung fähig, von der aus ſie die Lage der Madame Avoiy überſehen könnte. Sie hatte ihr Urtheil von ihrem Standpunct abgegeben, und dies war wider das Verhältniß ausgefallen, nun muß ſie ſich herablaſſen, bei Jener Fürſprache zu ſuchen. So iſt's überall, meine Freundin. Die Nemeſis lauſcht, wo ein übereiltes Wort geſprochen wird; die Wahrheit muß immer nachgeholt werden, wenn auch auf dem Wege des Verluſtes. —

Manche Betrachtung drängte ſich mir auf, als ich Ihr liebes Schreiben las. Wenn man eine Roſe ſieht, die in ihrer Fülle und Schönheit über den geſchloſſenen Knospen duftet, ſo daß man in dieſer Blume der Erde für einen leiſen Odemzug den Himmel einzuathmen glaubt, ſo weht uns der Gedanke an, es könne wie nichts Schöneres, ſo auch nichts Anderes geben in dieſer Art. Und doch, ſagte mir jüngſt der Gärtner, giebt es über tauſend Arten Roſen. So iſt's mit der Liebe; auch mit der Mutterliebe, welche doch die ſchönſte von allen iſt, ſo daß die Gottheit ſie zu ihrem Sinnbilde wählte. In jeder Liebe einer Mutter ſpiegelt ſich ihr eigenſtes Weſen. Daß Madame Adoly das Band der Natur, welches ſie mit ihrem Sohn verknüpfte, ſo übernatürlich feſt hielt (ich müßte mich ſehr irren, wenn dies Ihrem Geſchlecht nicht ſo ſchiene), daß ſelbſt die Auflöſung der Ehe ſie nicht zu völliger Trennung von ihrem Gemahl vermochte, war eine Wirkung jener Freundſchaft für ihn, deren geheimnißvolle Beziehung Gott gewiß an höhere Zwecke geknüpft hat. In der Mutterliebe der Baronin zeigt ſich der Grundzug ihres Charakters, der Stolz auf die Geburt. — Das Gute, das Wahre in unſern Empfindungen gehet nirgend verloren.

Daß die Ehe unter allen Bedingungen ein Wagniß iſt, gebe ich zu als Mann, und als der Mann meines Berufs ganz insbeſondere. Was Madame Adoly von der „Geſundheit des Herzens“ ſagt, wird jeder Arzt blindlings unterſchreiben müſſen. In wie manches Haus bin ich gerufen worden, wo ein unheilbringender Geiſt Rath ertheilte und Gift in die Arzneien miſchte, die ich nach beſter Einſicht verſchrieb! Wer, als Gott, kennt und zählt die Pulsſchläge eines ſchleichenden und nervöſen Fiebers, woran die Liebe ſtirbt? Liebe iſt Leben! aber Liebe iſt ein Gefühl, und eben deßhalb vergänglich und nicht in unſerer Gewalt. Und doch will der Arm, der ſich in Sehnſucht ausſtreckt, ein gleiches Herz an die Bruſt zu drücken, einen ewigen Pfeiler umſchlingen. Dies kann nur der Gott in unſerm Buſen ſein.

Der größte Gewinn in der Ehe, wie in jeder Verbindung, darf daher niemals als das höchſte Glück empfunden werden, ſonſt wird und muß die bittere Armuth der Täuſchung darauf folgen. Welche Kleinigkeiten, erbärmliche! ſind es oft, die uns den Schatz entwenden, an dem uns das Herz hängt! Ein Hauch kann uns unſere Ruhe erſchüttern, wenn ſie auf nichts beruht, als darauf, daß man ſich im Beſitz, und ſonach im Recht weiß. *Unrecht iſt, was wahrhaft unglücklich macht!* Eine Menge von Tugenden in dem Weſen einer Frau kann einen Mann dennoch nicht beglücken, wenn ſie nicht verſteht, ſein individuelles Sein aufzufaſſen und ihn durch das Geheimniß der Zuneigung anzuziehen und zu feſſeln! Ich habe einen Scheidungsfall erlebt, wozu der erſte Grund ein kleiner Fleck war, den der Mann einer bis zur Pein reinlichen Frau täglich in das Tiſchtuch machte. Sie ſaß wie auf der Folter und empfand einen Widerwillen, wie ihn nur eine befleckte Seele einflößen kann. Die Liebe war ein moraliſcher Ekel geworden. Und dieſer Mann war ein tüchtiger Charakter, vom reinſten Willen und einer Wärme des Wohlwollens für die Frau, die ſchlimmere Puncte des Mißfallens vertilgt haben würde. Sie ſelbſt erzählte es mir, und ſprach: „Ich glaube, ich hätte meinem Manne eher eine Untreue verzeihen können; aber jene nachläſſige Gewohnheit war mir im Innerſten zuwider.“

Sie ſagen: „*Mangel an Bildung*“ ſei dem „*Mangel an Liebe*“ gleich zu ſetzen, warum das innigſte Bedürfniß der Ehe, ein Herz und eine Seele ſein, ſo ſelten Befriedigung findet. Salzmann hat einen Himmel auf Erden geſchrieben, aber auch, wenn ich nicht irre, ein Buch vom menſchlichen Elend. Das alte Lied der Ehe iſt nur zu oft in bitterer Proſa die zweite Ausgabe des letzteren Werkes. Ach, Theuerſte! wie auf das Aeußerſte getrieben können gebildete Menſchen einander quälen! Verfeinerung dient zuweilen nur, das Unglück auf die Spitze zu ſtellen. In einem tüchtigen Zank iſt noch der plumpe Ausdruck der Aufrichtigkeit zu finden. Aber wenn eine geſchliffene Zunge Wunden ſchlägt, wenn der Scharfſinn eines gewandten Geiſtes das Zartgefühl tauſendmal verletzt — o! welche Spiegelfechterei verbirgt ſich oft unter anſcheinender Achtung! und es iſt ſehr ſchwer, meine Freundin, die Bosheit gebildeter Eheleute von ihrem Lächeln zu unterſcheiden. — Wundern Sie ſich nicht, liebe Minna, daß ich hierin nicht ganz Ihrer Meinung bin. Jedermann urtheilt nach ſeinen Erfahrungen, und die meinigen waren trübe. — Gott ſegne die Aſche meiner Frau! — Sie war ſanft und gut, und ihr Schatten iſt es wahrlich nicht, der meine Anſichten verdunkelt. Weit eher könnte es die Wetterſeite der Zukunft ſein, der meine Schweſter ſich zukehrt, was mich zu dieſen finſtern Bemerkungen veranlaßt. Hauptmann Lohnau, der nun angeſtellt iſt und bald von hier abgeht, hat vor ein paar Tagen feierlichſt bei mir um ſie angehalten. Es war an Lottens Geburtstage und eine der widrigſten Stunden meines Lebens. Unverhohlen ſagte ich ihm, daß ich den Entſchluß meiner Schweſter nicht billigen könne. Er ſah mich groß an und fragte herausfordernd: „Warum aber?“ Seine Augen ließen mich zwiſchen Degen und Piſtolen wählen, ich aber ſtand ganz ruhig meinem Mann.

So war alſo Verlobung; gratuliren aber konnte ich nicht aus vollem Herzen, es wäre gegen meine Ueberzeugung geweſen. Möchten Sie mir glauben, daß keine eigennützige Bedenklichkeit ſich in den Zweifel miſchte, Charlotte werde bei dieſer Partie ihr Glück beſtens bedacht haben. Sie gehört zu den Vielen ihres Geſchlechts, die ſich trotz der ſchätzbarſten Fähigkeit zur Hausfrau gar nicht eignen, verheirathet zu ſein, ja ſogar fremder Ehe nicht erſprießlich werden. —

Dieſer Geburts- und Verlobungstag gab ein kleines Vorſpiel von ehelichem Zwiſt. Die Braut empfing ein merkwürdiges Angebinde, nämlich ein Röllchen gelber Marken, denen oben und unten ein blanker Louisdor aufgebunden war. Charlotte mochte es für baare Münze nehmen. Das Gewicht der Dankbarkeit für ein ſo beträchtliches Geſchenk drückte ſich in Blick und Worten meiner Schweſter aus. Eine der zukommenden Stieftöchter ſchlug ein unſchickliches Gelächter auf. In den Mienen des Vaters ſpielte eine ganze Batterie grober Ironie. Meine Schweſter ſtand betroffen, und merkte, daß es einen Spaß gelte; auf dieſen aber verſteht ſich Lottchen nun vollends gar nicht, es wird Alles bei ihr gleich bitterer Ernſt.

Es iſt ein angenehmes, aber ſehr ſeltenes Talent Ihres Geſchlechts, Scherz aufnehmen zu können; den Wenigſten iſt es gegeben, und mit ihm eine Gabe, die bei ſcheinbarer Leichtſinnigkeit doch ſo weſentlich frommt. Im Scherz, der wirklich ein Verjüngungsmittel iſt, erſcheinen die Frauen ſo liebenswürdig! Er beweiſt ein harmloſes Gemüth und einen feinen Tact der Gutmüthigkeit. Der Humor iſt ein Geiſt, der ihnen Grauen erregt, den ſie fürchten, und es gehört ſchon ein ſehr gebildeter Geſchmack dazu, ſeinen erquickenden

Einfluß nur zu empfinden. Und doch ſind Humoriſten bequeme Ehemänner und leicht zufrieden geſtellt. Unter einem Manne, der keinen Spaß verſteht, denke ich mir einen Bramarbas, der mit der Hand am Degen, zu Schutz und Trutz gewaffnet, durchs Leben geht. Eine Frau aber, der man dies nachſagen könnte, hätte meiner Meinung nach nicht den beſten Ruf. Nur der Witz iſt eine Waffe, welche die Natur ihren Töchtern gegeben. Ein Bischen Mutterwitz iſt Goldes werth! Er iſt die Würze des häuslichen Lebens, das Salz des ehelichen Umgangs. Seine „Seele iſt Kürze.“ In die abtödtende Langweiligkeit bringt er lebendige Luſt. Wie manche kleine Frau, die den Mann der Wiſſenſchaft durch einen treffenden Gedanken aus dem Felde ſchlägt, könnte ſagen: „Und was Ihr Gelehrten für Geld nicht erwerbt, das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt.“

„Du hätteſt den Hauptmann durch einen ſchlagenden Einfall mit gleicher Münze bezahlen ſollen“ — ſagte ich am Abend ihres verſtimmten Geburtstages zu meiner Schweſter, da ich ſie weinend fand.

„Ich laſſe mich nicht foppen, auch nicht auslachen“ — antwortete ſie heftig und in Thränen.

„Sei doch vernünftig!“ redete ich ihr zu; „würde das Geſchenk Dich weniger beleidigt haben, wenn es lauter Gold geweſen wäre? Fühlſt Du nicht den Vorwurf darin, daß Lohnau Dich für geizig hält? Die Marken erſcheinen mir als ein verdienter Zahlaus für die Kuppelei des Spiels. Das iſt ſo in der Ordnung.“

Was Lottchen dabei verdroſſen, war, daß der Herr Bräutigam“ ſeine Töchter zu Mitwiſſerinnen dieſer unſchicklichen Neckerei gemacht hatte. Die Mädchen ſind geſchwätzig

wie Elſtern. Meine Schweſter hingegen gefällt ſich in einer
gewiſſen Geheimthuerei, die ich oft an ihr getadelt habe.
Da wird es manchmal etwas ſetzen.

Eine von den Töchtern bleibt hier, damit Charlotte ſie
vorläufig zur Wirthſchaft anleite. Meine arme kleine Ida
kommt dabei ins Gedränge. Nun, ewig wird es ja nicht
dauern. Januar, ſpäteſtens Februar ſoll die Hochzeit ſein.
Bis dahin wird ſich ein Plan zur Ausſicht für mein Kind
finden; ich liebe Entwürfe nicht, die weit hinausgehen. Je-
der Tag macht eine kleine Wendung in unſerm Schickſal,
wir merken es nur nicht. Schritt vor Schritt auf ſeinen
Weg achten, dies führt allein zum Glück — oder doch mit
Weisheit zum Grabe. —

Vergebung, meine Freundin! dem Blick auf dieſe dunkle
Ausſicht. Das Leben zeige ſich Ihnen von der lachendſten
Seite! Ihr ſchöner, reiner Geiſt iſt ungetrübter Heiterkeit
werth. Dieſe wünſche ich Ihnen mit dem freundlichſten
Herzen. Gönnen Sie mir bald wieder die Freude eines
lieben Briefes von Ihnen. Solch ein weißes Blatt webt
wie Herbſtſonnenſchein Licht und Wärme in mein einſames
Daſein, oft verdüſtert vom Kaltſinn und Undank der
Menſchen.

Möchten dieſe Erfahrungen Ihnen fremd bleiben! wie
Ihnen ewig nahe ſein wird das treue Andenken

Ihres Freundes
Doctor Balſam.

Achtundſechzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—, den 30. October 18—.

Mein theurer Freund!

Beſten Dank für Ihren lieben Brief! Er hat mir Freude und Bekümmerniß erregt. So iſt es alſo entſchieden, das Loos Ihrer Schweſter? Wie iſt es Lottchen doch nur möglich, einen Bruder im Stiche zu laſſen, der ſeine Pflicht nie gegen ſie verletzt hat? Und ein Kind, ein ſo liebes Kind abermals zu verwaiſen, deſſen zweite Mutter zu ſein, ſie ſich rühmte? — Iſt denn Schweſtertreue auch nur ein Gefühl, vergänglich, wie jedes andere? — Warum hielt Charlotte ſo feſt an dem Bruder, damals, als das Band einer kurzen Ehe ihn an ein inniges Weſen knüpfte, wenn es nur geſchah, ihn zu verlaſſen, jetzt wo er einſam ſteht? Ich habe Ihre Schweſter für durchaus zuverläſſig gehalten. Sie wußte ſich etwas mit ihren Aufopferungen, und ſprach oft und gern von der Zeit, in der ſie Ihre Stütze geweſen wäre. Ach! warum weht denn nicht immer derſelbe Geiſt zwiſchen Freunden und Geſchwiſtern? Das iſt recht traurig zu denken, daß ein Hauch den Sinn der Menſchen ändert. In einer jugendlichen Liebe, wenn ſie auch zu unbeſonnenen Schritten verleitet, iſt wenigſtens noch die Weisheit der Natur zu finden; eine leidenſchaftliche Wahl in ſpäteren Jahren erſcheint nur als Thorheit, zumal bei Perſonen von ſo entſchiedener Richtung des Verſtandes, die eigentlich nie eine Jugend haben. —

Vergeben Sie dieſem aufrichtigen Wort! Ich kann dem künftigen Herrn Schwager nicht gut ſein, und ſeinen Töchtern eben ſo wenig. Mir kommt die ganze Partie als ein Spiel vor, wobei alle Theile verlieren, und vielleicht ziehen nur Sie allein den Gewinn dieſer Erfahrung. — In unſerm Hauſe geht es jetzt auch trübſelig her. Der Baron iſt ſo kränklich, daß die Hoffnung ſeiner Mutter ſicher nur auf dem Gerüſt des Todes ruht, und man ihren Stolz zu Grabe fahren wird. Mir ſcheint es ein Zehrfieber zu ſein. Der Präſident nimmt ſich freundlich ſeiner an. Auf den Wunſch der Baronin verſammeln ſich die Damen des Hauſes oft im Krankenzimmer; zuweilen leſen Sulamith und Suzon etwas vor, weil der Arzt dieſe Zerſtreuung angerathen hat und der Patient wenig reden ſoll, da jedes Wort ihn zu einem trockenen Huſten reizt. Beide leſen ſchön. Der Baron athmet Stille und Genuß, wenn Suzon lieſ't. Mit ausſchließendem Intereſſe hängt ſein Blick an ihren Lippen, die kleinſte Störung läuft wie ein zürnender Schatten über den Ausdruck des Geſichts, ſein Auge ſtrahlt — man ſieht, in welchem Glanz der Liebe, wie verklärt ſie ihm erſcheint. Und Suzon müßte kein Mädchen ſein, wenn ſie dies nicht empfinden ſollte. Die Mutter, welche ohne Bücher ewig leben könnte — (nur jüngſt ſah ich ſie mit einer Standesmiene in der Cavalier-Perſpective vom Chevalier de Lelly blättern) ſitzt dabei, ohne einen andern Antheil, als den der Angſt; ich leſe deutlich in ihren Zügen, die im Buch der Zukunft forſchen und zu fragen ſcheinen: „Wenn das Fräulein meine Tochter wäre, wie würde es dann ſein?“ — Freilich mag die arme Suzon manchmal wie auf Nadeln ſitzen; aber ſie lieſ't nach dem Gleichniſſe der Schrift „Trauben von den Dornen,“ denn ein Gefühl ſelbſtbewußter Treue und Liebe ſtärkt ſie ſichtlich in dieſem für ein ſchwaches Mädchen ſo abmattendem Verhältniß.

Unerklärlich wäre es mir, warum der Baron ſeine Neigung verſchwiegen, wenn ich nicht dächte, ein feiner Mann fühlt das „Nein“, was ihm begegnen würde, und es iſt gewiß die Zartempfindung der Liebe, welche ihn dies bittere Wörtlein vermeiden läßt. So genießt er der Süßigkeit der Nähe und des Umgangs eines ihm ſo theuren Weſens, und dieſe Nahrung ſeiner Liebe müßte ihm zu Gift werden, wenn er nicht hoffnungslos wäre. Doch — wer kommt?

Eine Stunde ſpäter.

Es war die Baronin, lieber Doctor. Sie kam mir, ihr Herz auszuſchütten. Beinahe hätte ich vor Schrecken über dieſen Beſuch das Tintenfaß umgeſchüttet; doch düſterer wäre der Erguß nicht geweſen, als die Fluth von Klagen, unter denen tauſend Thränen von ihren Wangen floſſen. Die gute Dame! „Das Eis iſt gebrochen“ — ſagte ſie mit gebrochener Stimme, und mich ſchauerte, daß ſie dies kalte Bild wählte, — „ich habe mit dem Baron geredet. Geſtehe es mir, mein beſter Sohn, Du liebſt das Fräulein? Er ſeufzte. Und möchteſt Du, daß ich mit dem Präſidenten ſpräche, ob er Dir ſeine Tochter zur Frau geben will? Sprich nur ein Wort, und Du ſollſt ſie haben. Er ſchüttelte mit dem Kopfe. Nicht? Du willſt ſie alſo nicht? Ich würde ſelig ſein, meine geliebte Mutter, gab er mir mit erſchreckender Heftigkeit zur Antwort, wenn Suzon mein wäre. Rede ſanfter, mein Sohn, bat ich ihn, Du kannſt höchſtens ſagen, ich würde glücklich ſein, und der Allerhöchſte mag es wiſſen, ob auch dies Wort paßt. Nur Gott kann ſelig machen, bei ihm allein iſt kein Ding unmöglich. Man hat doch Religion" — ſetzte ſie mit Schmerz und Würde hinzu. „Ich ſtellte ihm vor," fuhr ſie fort, „daß er doch warten möchte, bis er geſund geworden, weil es mir nicht ſchicklich ſcheint, daß ein kränklicher Garçon ſich bewirbt, da die Braut argwöhnen könnte, er begehre ſie zur Wärterin auf Zeitlebens."

„Warten? fragte er mich mit einem Ungeſtüm, der in der Krankheit liegen muß, denn er war ſonſt die Geduld ſelbſt, das Warten eben iſt mir ſchlecht bekommen. Ich habe keine Zeit zu verlieren; auch im Gewährungsfalle käme mein Glück um einen kleinen Verzug zu ſpät."

Die Baronin weinte. „Ach! wie dieſe Reden mich ängſten, was ich dabei empfinde!" —

„Ich glaube es Ihnen, gnädige Frau," verſicherte ich mit Theilnahme. Es dauerte lange, ehe die Baronin ſich faſſen konnte; dann ſprach ſie: „Mein Sohn, erwiederte ich, Du ſprichſt in Fieberhitze. Du biſt gelaſſen von Natur, und warſt ſonſt ſehr beſcheiden in Deinen Wünſchen. Ja, meine Mutter, unterbrach er mich, ich war! ich bin auch jetzt noch ein ſtiller Mann, und werde es mehr noch werden. — Davor ſei Gott, lieber Leopold, ſetzte ich ihm entgegen, zum Verſtummen fehlt Dir ohnehin nicht viel. Was thue ich nun wohl, Mademoiſelle?" fragte ſie mütterlich beklommen „ich will Ihnen keine Eloge machen, wenn ich ſage: man trifft ſelten eine junge, verſtändigere Perſon als Sie; deßhalb bitte ich um Ihre Meinung.“

Ich würde dieſes ſchmeichelhafte Urtheil nicht herſchreiben, wenn ich nicht geſtern in Tiek's Phantaſus das Märchen vom Blaubart geleſen. Ich weiß demnach, welch eine geringe Sache es um den menſchlichen Verſtand iſt, und daß es ſich kaum des Tröpfchens verlohnen dürfte, was dieſes treue Referat erfordert, wenn ich nicht eine herzliche Freude daran hätte, Ihnen die Wahrheit wörtlich zu berichten. — Doch nun zur Sache. Die Baronin fragte: „Ob ich nur den Präſidenten in das Intereſſe ziehe? Er ſcheint mir ſo distrait — es will allerdings fein angefaßt ſein. Frau von Adolp iſt mir eine zu üble Finanzräthin, als daß ich auf ſie rechnen möchte. Oder wende ich mich an das Fräulein ſelbſt? Das liebe Kind ſcheint ein gutes Herz zu haben.“

Dies, mein theurer Freund, nämlich eine unmittelbare Frage, widerrieth ich entſchieden, und verſprach dagegen, noch einmal mit Madame Adolp zu reden. Sie ſei die einzig beſte Vermittlerin in dieſer Angelegenheit.

Wie ſo ſehr dauert mich Suzon! Welche Wendung der Stand der Dinge auch nehmen möge, ſie gehet ſchmerzlichen Erfahrungen entgegen. Und wie verführeriſch für ein weiblich Herz iſt das Mitleid! Mit dem Vater, der zuſammenſinkt — mit den Müttern, die ein freundlicher Blick des armen Mädchens aufzurichten ſcheint, deren verſchwiegene Seufzer um das Leben bitten — mit dem Baron, der da ſchweigt und ſtirbt. Ich möchte nichts dazu ſagen, denn das Opfer eines Herzens iſt weder leicht gebracht noch angenommen, wenn Pflichten der Treue es binden; es muß dem freien Entſchluß überlaſſen bleiben. „Niemand iſt ſeiner Pflicht ſicher, wer nicht vermag, in gebietenden Fällen auch ſeinem liebſten, ſeinem beſten Freunde wehe zu thun.“ Dies las ich neulich, und indem ich die Wahrheit dieſes Satzes beherzigte, dachte ich doch: Glücklich Diejenigen, denen eine ſo harte Nothwendigkeit erſpart bleibt! deren ſchöner Beruf die Freude iſt, die ſie ſchaffen können und empfinden! die nie im Streit der Gefühle kämpfen dürfen! — Doch weſſen Daſein wäre ſo kinderglücklich? Entſcheidung iſt unſer Aller Aufgabe. Auf einen Kreuzweg kommt doch wohl Jeder, wie einfach ſein Lebensgang auch angelegt ſei. Von Freuden, von Freunden müſſen wir uns abwenden, wenn Gott winkt. Und wenn ein Glaubensheld ſagt: Wir rühmen uns auch der Trübſale, ſo darf ich, ein ſchwaches Mädchen, mit der Hand die kleine Welt bedecken, worin der Kampf am größten iſt, und ſagen: Ich rühme mich, daß mein Herz geblutet hat!“

Heil und Segen meinem lieben Freunde! Dieſen Wunſch von ganzer Seele ſchließt die Freundſchaft ein

Ihrer treuergebenen
Minna.

Neunundſechzigſter Brief.

Fortſetzung.

H—., den 31. October 18—.

Vernehmen Sie, lieber Doctor, den Verfolg weiterer Operationen in der bewußten Angelegenheit. Bei dieſem wundärztlichen Worte muß ich an Krieg, an Gewagtes denken, und welch ein zweiſchneidiges Meſſer die Seele der armen Suzon durchdringen wird. Doch iſt die Liebe nicht ein unternehmender Feldherr, der ſich gegen die größten Mächte behauptet? Iſt ſie nicht eben ſo das kleine Boot, welches den Kampf aufnimmt mit den Elementen der Natur? Ich verlaſſe mich darauf, die Liebe wird ſiegen! aber ob Suzons? ob des Barons? ſchlimm genug, daß dieſe Frage einen Zwieſpalt der Intereſſen verräth; doch was das Stärkſte iſt, das überwindet. —

Ich habe mit Madame Avoly ein langes Geſpräch über dieſen Gegenſtand gehabt. Sie ſchien die Sache ſehr ernſthaft zu nehmen, und die Lage der Baronin ging ihr nahe, und ſprach verwandte, mütterliche Gefühle in ihrem Herzen an. Eben recht kam Suzon. Sie ſchien traurig, Thränen ſtanden in ihren Augen. „Es iſt ein recht trüber Tag!“ ſagte ſie wie zur Entſchuldigung. „Du biſt auch wieder recht ſchwach und angegriffen, liebe Tante! könnte ich Dich vielleicht mit Etwas erquicken?“

„Das könnteſt Du wohl, mein gutes Kind!“ antwortete Madame Adoly, „wenn Du mich einmal mit Ruhe und ſanftem Willen anhören wollteſt, ohne Schmerz zu zeigen. Mit eigenen Schmerzen fertig zu werden, bin ich geübt“ — hier trat der Arzt ein, und auch ſeine Miene war niedergeſchlagen. Nach den üblichen Erkundigungen ſeinerſeits, fragte Madame Adoly nach dem Befinden des Barons, und vernahm, daß es übel damit gehe. „So fürchten Sie, daß er nicht durchkommen werde?“ fragte ſie mit ſchwachem Athem. Der Doctor zuckte die Achſeln. „Den Paß ſchreibt Gott,“ erwiederte er beſcheidenen Ernſtes; „es ſcheint ein dunkles Uebel dieſe Krankheit, und wir armen Aerzte tappen oft genug im Finſtern und im Schatten des Todes.“

„Der Beſchreibung nach möchte ich es für ein Seelenleiden halten,“ entgegnete Madame Adoly unablaſſend, weil dieſer Stoff mit einem vorbereitenden Gedanken in ihre Abſicht hinüberſpielte.

„Wenn nun dieſem Kränkeln ſeiner Innerlichkeit abgeholfen werden könnte, wenn er glücklich würde — was meinen Sie?“

„Wenn!“ verſetzte der Doctor mit bitterm Lächeln, „ja dieſes kleine Wenn bedingt die größten Wunder der Praxis. Wenn wir das Glück in unſre Curen aufnehmen könnten, oder das, was Jedem fehlt, dem wir zu Hülfe eilen ſollen, dann würde unſere Erfahrung unendlich reicher ſein. Was ein göttliches Geheimniß iſt und bleibt, kann nie zu einer menſchlichen Wiſſenſchaft werden. — Das Glück ruht in der Idee, und gehört nur als ein Aether, der leider! ſchnell verflüchtiget, den Kräften des Himmels, doch nicht den Mitteln der Erde an. Seine Wirkſamkeit iſt nicht zu berechnen, und wie Wenige möchten ſtark genug ſein, den Geiſt des Glückes zu ertragen. Das Geſchlecht der Menſchen iſt ſchwach — ſehr ſchwach. Niemand weiß das beſſer als der Arzt. Perſonen, welche den größten Unfällen muthig Stand gehalten, habe ich vor einem kleinen Glück erblaſſen und zuſammenſinken ſehen. Ein plötzlich erfüllter Wunſch kann der Tropfen ſein, worin das Leben verſiegt; doch in der Liebe, zum Beiſpiel — iſt er der Gott, der ſchon Geſtorbene erweckt."

Bei dieſen Worten erblaßte Suzon, ſtand auf, und trat ans Fenſter — der Arzt ſah ihr bedenklich nach, und fuhr dann fort, und ich meinte ſeinen Ideengang zu errathen: „In Bezug auf den Kranken hier im Hauſe möchte ich glauben, wenn ich mir dieſe freimüthige Aeußerung erlauben dürfte, ſeine Mutter habe ihn mit adeligen Grundſätzen und moraliſchem Anſtand zu Grunde gerichtet. Das Herz ſeiner Verhältniſſe hat gefehlt — ein organiſcher Fehler, und der bedeutendſte, den es geben kann! — Deßhalb iſt das ganze Gebäude von Vernunftmäßigkeit und ſyſtematiſcher Entwürfe für die Zukunft hohl geblieben und ſinkt nun zuſammen. Eine kleine, muntere Frau, lebendige Freude am Leben, freie Bewegung in der Natur, und der Baron wäre ein eben ſo glücklicher Mann geworden, als er gewiß einer der trefflichſten iſt."

„Suzon," ſagte Madame Adoly, „haſt Du gehört, was der Doctor ſprach?" (er war nicht mehr zugegen) „komm einmal her, und ſei gut! Könnteſt Du Dich nicht entſchließen, dem Baron die rettende Hand zu reichen? Möchteſt Du ihn ins Grab ſinken laſſen, wenn es in Deinen Kräften ſtände, ihn dem Leben zu erhalten?"

„O! Du marterſt mich, Tante!" antwortete Suzon und in ihrer zitternden Stimme war die Pein jener Frage.

„Es wäre ja nur die willenloſe Hand, das Verlangen meines Herzens iſt anders gerichtet, Du weißt es. Auch wäre es ja noch fraglich, ob er davon käme. Und ſoll ich auf die Hoffnung, ihn bald wieder los zu werden, ſeine redliche Liebe täuſchen? Mich ſchaudert vor dieſem Gedanken."

„Beinahe glaube ich," entgegnete Madame Adoly nach einigem Stillſchweigen, „daß der Baron ſich nicht über ſeinen Zuſtand täuſche, und daß er das Opfer Deiner Entſchließung annähme, nur in dem edelmüthigen Wunſche, Dich zu ſeiner Erbin einzuſetzen und dem Schutze ſeiner Mutter zu empfehlen."

Thränen ſtürzten aus Suzon's Augen, und ich fühlte auch meine Wange naß werden. Madame Adoly ſah ihren Liebling mitleidig an und ſprach: „Du liebſt Fiorde! ich kenne das. Weißt Du aber auch ganz gewiß, iſt es keine Frage, ob dieſe Liebe nicht auch vergänglich ſein werde, wie ſo manche Liebe im Leben? Die innige, entſagende Empfindung aber, womit Du dem Baron zum Heile würdeſt, wäre unzweifelhaft von einem Werthe, der die Probe der Zeit aushält, und würde noch Dein Schmuck und Schatz vereinſt im Himmel ſein. Freudenthränen glänzen daran — weine nicht, Suzon, und bedenke alles, mein Kind!"

„Es hieße den edlen Mann betrügen," ſagte Suzon ſchmerzlich, „und ſoll ich denn allein unglücklich ſein? Du haſt den Fiorde nur nicht lieb, Tante! ſonſt würdeſt Du dem Baron nicht das Wort reden. Jener iſt wie Dieſer ſeiner Mutter einziger Sohn."

„Ach, ich verzeihe Dir!" ſagte Madame Adoly mit traurigem Lächeln, „ich habe nicht das Mindeſte wider Deinen Freund, und weiß genau, wie den Müttern zu Muthe iſt, die um ihr Einziges Sorge tragen. Fiorde iſt liebenswürdig und von Dir geliebt; der Baron hat nichts für ſich, als ſeinen ſtillen Edelmuth, den wirſt Du doch nicht leugnen wollen? Es hätte ihm ja längſt nur einen Laut gekoſtet, um Dich in die größte Verlegenheit zu ſetzen. „So aber ſind Dir tauſend Thränen erſpart geblieben. Und ein Mann, der ſo gänzlich über ſeine Wünſche ſchweigt, wenn er hoffen darf, ein willfähriges Intereſſe dafür zu finden, verdient wohl, daß man ſie in Erwägung ziehe.“

„Nun, ich will es thun“ — ſagte Suzon, beſänftigt; „ich will an Fiorde ſchreiben, und auch mein Herz will ich prüfen.“

„Thue das, mein Kind!“ ſagte Madame Adolp, „und möge Gott Dich dazu ſegnen! Wo wir das Gute wollen, da hilft er zur Entſcheidung.“

O, mein Freund! dieſe Unterredung that mir wehe. Welche Güter beſäßen wir, an denen nicht eine fremde Thräne glänzte? Ich möchte Suzon nicht zureden, und wenn ich auch überzeugt wäre, wie ich es nicht bin, die Liebe ſei nur eine Flitter am Kranze des Lebens. Die Liebe iſt ein wahres Gefühl, und der Edelſinn gewiß falſch, der da meint, der reelſte Wille könne ſie erſetzen. Nein, ewig nicht! Es iſt gewiß leichter, für das Geliebte zu ſterben, als für das Ungeliebte zu leben.

Leben Sie tauſendmal wohl, mein theurer Freund! Möge Ihnen Zeit und Geduld über den unangenehmen Brautſtand hinaushelfen. Es hält ſchwer, Denen mit fortwährender Nachſicht zu begegnen, welche unſere unermüdete Treue nicht vor übereilten Schritten ſchützen können.

Doch es vergeht ja Alles — nur nicht das treue Gedenken.

Ihrer Freundin
Minna.

Siebzigſter Brief.

Suzon an Fiorde.

H—., den 1. November 18—.

Mein geliebteſter Freund! dieſer Brief an Dich fließt aus einem betrübten Herzen, und dürfte leichtlich vom größten Einfluß auf unſer Schickſal ſein; lies ihn daher, ich bitte Dich, lieber Guſtav, lies ihn in ſtiller Faſſung und laß die bewegte Seele ſchweigen, bis eine Stimme in Dir entſchieden hat, die ſo rein, ſo ewig iſt, wie der Wunſch, mich glücklich zu wiſſen.

Du ſelbſt haſt mir geſagt, daß Baron Golda mich liebt. Mich Arme! warum unter tauſend beſſern Mädchen gerade mich, die ich mit nichts erwiedern kann, als der Wehmuth und Dankbarkeit eines verſagten und verſagenden Herzens? Warum wählte der Baron nicht früher, und mußte warten, um, nahe ſeinem Ziele, den Wünſchen meiner Liebe in den Weg zu treten? — Vergebens habe ich mir die Wahrheit dieſer unglücklichen Neigung ableugnen wollen, leider! überzeugt mich der Augenſchein, und ich möchte blutige

Thränen weinen, ſo oft ich ihn anſehe. Schon bei ſeinem erſten Anblick fühlte ich mich von einer beklemmenden Ahnung ergriffen; es war mir, als würde eine Kette um mein Herz gelegt. Wie ich den Zuſtand der armen Gefangenen fühlte, ſo hätte ich wiſſen können, daß es ein Vorgefühl wäre. — Aber — o ſage, mein Freund! iſt denn nicht Liebe und Freiheit Eines? — Das Unbegränzte, das unabſehlichſte Glück, iſt das Gebiet einer liebenden Seele; jeder Blick aber baut eine Schranke, wo er auf den Mann fällt, der uns durch nichts Anderes feſſelt, als durch den Trauring. Seit der Baron in unſerm Hauſe iſt, und ich ihm ſo nahe geſtellt bin, daß ich ihn täglich ſehen muß — tritt ſeine Empfindung für mich deutlicher hervor, was meine zarteſte Achtung für ihn einigermaßen ſtört, denn kann er ſich über die Gefahr täuſchen, worin er ſchwebt? ſoll ich eine Braut des Todes werden? — Ach, Fiorde! Du Freund meines Herzens! welche Angſt iſt das für mich, wenn Alle mich darauf anſehen, Alle! als ob ich Schuld an dieſem Elend wäre. Wenn der Arzt ſeinen Blick tiefſinnig und forſchend auf mich richtet, als ſähe er in mir das letzte Mittel, ſo durchfröſtelt mich die geheime Furcht, als trüge ich Bedenken, wo es ein edles Leben gilt, und würde jede ſchwere Folge tragen müſſen. So oft mein Vater im Vorbeigehen, zufällig vielleicht, zu mir ſagt: „Ich finde den Baron heute ſchlechter, ſchwerlich dürfte es ſich mit ihm in die Länge verziehen —" ſtreift ihm ein Schatten nach, und ich finde weder Raſt noch Ruhe vor dieſem finſtern Gedanken.

Meine Mutter geht noch weiter. „Du könnteſt uns Allen helfen, Suzon," ſagte ſie vor einigen Tagen mit Zuverläſſigkeit zu mir, „und ich baue meine Hoffnung auf Dich. Unſere zerrütteten Verhältniſſe fänden in jedem Sinne die ſchicklichſte Aufhülfe, wenn Du dem Baron die Hand reichteſt. Und würde er auch ſelbſt nicht hergeſtellt, ſo hätteſt Du doch eine unabhängige Stellung gewonnen. Dieſer Entſchluß würde auch **mir** zu Gute kommen. Der Vater verzeiht eine Thorheit der Tochter, ihrer Mutter nie, und zwar um ſo weniger, wenn er ſelbſt nicht immer vernünftig gehandelt. Nichts erſcheint den Männern ſo geringfügig als Liebe, wenn ſie uns fügſam wollen. Darum muß man in Zeiten an eine Selbſtſtändigkeit außerhalb ihrer Anſprüche denken."

Bei dieſen Worten, welche meine Mutter mit feſter Stimme ſprach, glaubte ich in die Kniee zu ſinken. Sieh, mein Eltrauteſter Freund! Du kennſt die Verhältniſſe meiner Eltern; in ihnen hat mein Weſen ſich gebildet und ſo durchaus abweichend bilden müſſen. — Ich verſchmähe dieſe Abhängigkeit, **frei** wollte mein Herz ſein und wählen. Liebe iſt der Charakter des Weibes! Treue muß der Odem ihrer Seele ſein! wenn das Leben mehr ſein ſoll, als Athmen. So denke ich, Deine Suzon.

Sogar meine Tante Adoly, die doch wiſſen könnte, was getrennte Liebe leidet — doch was ſoll ich Dich kränken, Fiorde? Du könnteſt dieſe meine beſte Freundin verkennen.

Nur Minna iſt die Einzige, welche mich vor mir ſelbſt ſchützt. Aus dieſer Anſprache weht ein beſonnener und kühler Geiſt, den ich als wohlthuend empfinde, wenn die Thränen der Baronin mir auf der Seele brennen.

Fiorde! Du mein Liebſtes auf der Welt! Du weißt, wie ich Dich liebe, oder nein! Du weißt es nicht; nur Gott weiß es. Der Himmel wallt auf in meiner Bruſt, ſo oft ich Dein gedenke. Nur für Dich, für Dich allein! bin ich das Weſen, welches durch die Allmacht der Liebe

Dich beſeligen kann. Du biſt das Herz meines Lebens! mein Glück! mein Alles! was könnte ich einem Andern ſein? Der beſeelende Hauch fehlt, womit ich ihm eine Freude ſchaffte. Der Sterbende nähme Beſitz von einer todten Geſtalt; denn Pflichtgefühl — was iſt es anders, als die mechaniſche Bewegung des guten Willens? ein Automat der Liebe? — Ein tödtliches Gefühl, ein Grauen beſchleicht mich, indem ich mir dies denke. Und doch, nach dieſem Bekenntniß, verſichere ich Dich, mein Freund, ſtirbt der Baron, ſo wird ein Theil meiner Seelenruhe mit ihm begraben. Sein krankes Bild, ſeine Mutter in Trauer wird mir zeitlebens vor der Seele ſchweben. In der allergrößten Stille meines Glückes werde ich ihn ſeufzen hören, und fürchten, er ſeufze über mich! —

Was ſoll ich denn nun thun? ihn heirathen? mich einem Leichnam anvermählen, in der ſündlichen Hoffnung auf Deinen Beſitz, ſobald er nur glücklich unter die Erde gebracht iſt? — Ach! ſein Schatten würde immer zwiſchen meiner erſten, meiner einzigen Liebe ſtehen, und ſein Grab eine Kluft ſein für die innigſte Vereinigung unſerer Seelen. Gott läßt ſich nicht ſpotten! kein falſcher Zeuge darf im Hintergrunde meines Herzens lauern bei dem Eidſchwur, der das heilige Band der Ehe knüpft, denn der Himmel iſt treu und fügt das Ende! —

Einen größeren Beweis meiner Achtung kann ich Dir nicht geben, mein Geliebter, als wenn ich Dich entſcheiden laſſe. Du biſt fern von jenem falſchen Stolze, der ſich in Selbſtzurückſetzung gefällt; und wenn es Dir gleich minder groß ſcheinen ſollte, zu ſagen: „Bleibe Dir und mir getreu!“ ſo wirſt Du es dennoch, wenn Du es für das Rechte, das Wahre hältſt. Schone meines ſchwachen Herzens nur nicht, wenn es anders ſein müßte. Das Leben dauert ja nicht ewig, dann ſind wir wieder beiſammen. Denke, lieber Fiorde. Du fändeſt leicht ein beſſeres Mädchen, als ich bin; gedenke nicht der kleinen Vorzüge Deiner Suzon, denke vielmehr ihrer Mängel. Sieh nicht die Flecke auf dieſem Blatt, unter denen ſo mancher Buchſtabe verlöſcht — ſieh nur, wie der liebe Gott, das Herz an, welches ich rein vor ihm erhalten möchte. Am allerwenigſten denke an Reichthum — an Güter! es iſt mir Alles ganz gleichgültig, und ich bin ein armes Mädchen, des Troſtes ſehr bedürftig in dieſer herzpreſſenden Lage, die bald enden muß, wenn ich nicht erliegen ſoll. Mir fehlt der Schlaf, die Ruhe, meine Augen ſind fieberhaft geröthet. Der Traum ſogar malt mir Ahnungen vor, die mich ängſten. In der verwichenen Nacht war ich in einer kleinen Geſellſchaft, wo wir Räthſel ſpielten. Ich ging umher mit der Frage: „Was rauſcht?“ „Der Herbſt“ — „der Strom“ — „der Wind“ hieß es. Jetzt ſtand ich vor dem Baron, auf deſſen Schooße unſer kleine Fidele ſchlief. „Ein Brautkleid“, ſagte er, maß mich mit lächelndem Blick, und ich bemerkte erſchrocken, daß ich eine Robe von weißem Atlas mit langer Schleppe trug, wie wir auf den Hogarthſchen Kupferſtichen zuſammen ſahen, nach uralter Mode; den Bruſtlatz reich mit Perlen geſtickt, und Perlen bedeuten Thränen!

„Ach, ich bin gar nicht für das Geräuſch“, ſagte ich, „und fürchtete mich vor meinen eigenen Schritten.“ Er reichte mir wie in ſtiller Billigung die Hand — ſie war feucht und kalt — ein Sträußchen dürrer Myrten glitt in die meine und zerſtäubte, da ich es berührte. Ein anders Mal ſchiffte ich in einem leichten Fahrzeuge über einen klaren See. Vom Saum des Ufers tönten wunderbare Klänge, an jeder Weide hing eine Harfe, wie in dem ſchönen Stück: „Die trauernden Juden," und aus dem Schilfe ſäuſelte es wie Flöten, „das Liedchen vom Thau." Ich ſaß vertieft und ſah mit träumeriſcher Sehnſucht im Spiegel des Waſſers mein ſchwankendes Bild, bleich und bekränzt. Da war es mir, als ſähe ich einen Blitz, einen Schimmer, der See glänzte magiſch auf. Die Sonne ging unter und warf einen verblendenden Strahl an all dieſe Saiten, ich vernahm einen langen, klagenden Accord.

„Fiorde!" rief ich, breitete meine Arme aus, der Kahn ſchlug um — wie ſchlug mein Herz, da ich erwachte! Schauer durchrieſelten mich, als käme ich wirklich aus dem kalten Bade und der Angſtſchweiß rann von meiner Stirn.

„Träume!" wirſt Du ſagen; aber jede Ungewißheit giebt eine ahnungsvolle Stimmung dafür. Dies Schwanken auf den Wellen der Angſt — mir iſt zuweilen als müßte ich verſinken. Das laſſe nicht zu, Fiorde! gieb mir bald Antwort, und Deinen Sinn darin zu erkennen. Einen Strahl von Wahrheit, einen erleuchteten Strahl bitte ich von Dir, und wenn die Sonne unſerer ſchönſten Hoffnung auch dabei unterginge. — Wenn ich das Siegel brechen werde, das Deinen theuern Namen trägt, o mein Freund! und wenn mein Herz auch bricht, ich bleibe

ewig Deine

Suzon.

Einundſiebzigſter Brief.

Fiorde an Suzon.

Steinfelden, den 10. November 18—.

Geliebte!

Rückkehrend von einer kleinen Reiſe, in Angelegenheiten meiner Mutter, habe ich geſtern Deinen Brief vorgefunden; erlaſſe es mir, Dir zu beſchreiben, mit welchem Gefühl ich ihn geleſen. Eine ſchlafloſe Nacht von finſterer Länge mußte erſt durchwacht werden, ehe ich mir ſelbſt klar wurde, was ich Dir darauf erwiedern könnte. Vernimm es mit Ruhe, mein theuerſtes Mädchen, was ich Dir mit möglichſter Beſonnenheit ſagen möchte. —

Du willſt Entſcheidung von mir, und zeigſt eben darin, daß Du deren nicht bedarfſt. Du haſt bereits entſchieden, für den Baron entſchieden. Es iſt der heilige Opfermuth einer ſchönen weiblichen Seele, was unſer Schickſal meinem Urtheil überläſſet; Du ſelbſt biſt einig mit Dir.

Unrecht würdeſt Du mir thun, wenn Du dies für die Sprache des gekränkten Herzens nehmen wollteſt. Nein! Liebſte! ich fühle, daß Du nichts weniger als mir wehe thun möchteſt. Du zerdrückſt wohl Dein eigenes Herz, mir eine kleine Betrübniß zu erſparen; und wo es nun zumal das Glück meines Lebens gilt? — Nein, geliebte Suzon, ich kenne Dich ja! — Du ſagſt: ein Theil Deiner Ruhe würde mit dem Baron begraben. Glaubſt

Du, daß ich um dieſen Preis glücklich ſein könnte? Der kleinſte, bereuende Gedanke, der Dich dem Verſtorbenen zu eigen gäbe, betheiliget ihn zu meinem Nachtheil, ich könnte Dich nicht mehr ausſchließlich für meinen Himmel auf Erden halten, denn ein Anderer, ein Todter! lebte in Deinem Andenken, und wäre ſeliger als ich. Mein Recht an den Alleinbeſitz Deiner Liebe wäre mir geraubt, und ich käme mir halb und halb wie ein Räuber an einem edeln Leben vor, welches der Welt ſo nützlich werden konnte — an Deiner Ruhe, die mir ſo theuer iſt. Ein Wölkchen, was über Deine Stirn zöge, würde mir meinen Himmel trüben; ſo oft die Abendſonne in Dein Zimmer ſchiene, ſäheſt Du ein verklärtes Bild, und auf das meine fiele der Schatten der Wirklichkeit. — Es iſt ſo, wie ich Dir ſage, im Licht der Wahrheit ſehe ich es. Meinſt Du, daß ich Dich deßhalb verkenne? O, meine Suzon! ich weiß es, wie Du mich liebſt, ich fühle es durch und durch mit einer dankbaren Rührung, die mich verzagen läſſet, je dieſer Empfindung werth zu ſein. — Haſt Du mich doch — im göttlichen Sinne — zuerſt geliebt, ehe Deine holde Erſcheinung in mein Leben trat, in den Kreis meiner Gedanken, um ihn in Ewigkeit zu ſchließen. Und doch ſchlief Dein Weſen ſtill in meiner Seele, ich trug Dich, bekleidet mit allen Reizen meines Ideals, in meinem Herzen, träumte von künftigem Glück und athmete unter der Laſt ſüßer Wünſche.

Schon einmal wähnte ich zu lieben. Es war eine innige Empfindung, zu der ich mich mit freudigem Herzen noch bekenne, das Selbſtbewußtſein der höchſten Achtung für ein liebes, theures Weſen, Liebe aber war es nicht; dieſe fühle ich für Dich allein, meine Suzon, und die Ueberzeugung iſt eins geworden mit mir, daß wir getrennt werden können. Doch leiden könnte das Band unſerer Verbindung durch das Einwirken eines fremden Gefühls, wenn es zumal als ein verkürzter Lebensfaden abriſſe. Deßhalb laſſe uns den Zuſammenhang unſeres weſentlichſten Glückes heilig halten, o Geliebte! Novalis ſagt: „Das höchſte Glück eines Mannes iſt, ſeine Geliebte gut und würdig zu wiſſen.“ Dies Glück beſitze ich, ob ich Dich auch verlöre. Der Baron iſt ein edler Mann und werth, daß viel für ihn geſchehe. Er ſelbſt iſt das Opfer ſtarrer Vorurtheile geworden, die ſeine Handlungsweiſe wie ſeinen Charakter beſchränkten. Dieſer Freiherr ging in Feſſeln, und wenn es auch Feſſeln ſtandesmäßiger Ordnung waren, ſo drückten ſie ihn doch nicht minder ſchwer. — Es war die Idee der Freiheit! der Liebe! das heilige Gefühl, ein Menſch zu ſein, was ihn an jenem ſchauerlichen Ort in Deiner Geſtalt berührte. Er wußte von Stund an, was ihm fehlte. Die Seele ſeiner Sehnſucht iſt Dein Bild, das Anſchauen Deiner Liebenswürdigkeit; ich habe in ſein Inneres geblickt und kann es bezeugen.

Fürchte auch nicht die Anſprüche ſeiner Mutter. Die Baronin iſt mir eine Reſpectsperſon, wenn ſie es im Sinne der Verwandtſchaft auch nicht wäre, eine wackere, verehrliche Dame, die nur ein Kleid von ſchwerem Stoffe trägt, das ſie am höherem Schwunge hindert und nicht ſo leicht zu heben iſt, wie die Flügel Deiner Pſyche. Eine Schleppe von Vorurtheilen zieht ſich durch den ſtolzen Traum ihres Lebens und hemmt ihre Schritte für das Glück des Sohnes. Du, meine Liebe, ſtreifſt ſolch läſtigen Putz mit dem erſten wachen Blicke Deines hellen Auges ab. Willſt Du nun den Wünſchen dieſer bekümmerten Mutter entgegenkommen und Deinem Geſchick die Wendung geben, welche es zu nehmen ſcheint, ſo — o, Suzon! glaube mir, daß ich es ohne alle Bitterkeit ausſpreche, nimm keine Rückſicht auf mich, Deinen Freund, Du darfſt Deinem Herzen vertrauen, das nichts als Gutes wollen kann und wird. Willſt Du aber in beſcheidener Furcht, die leiſeſte Falſchheit könne der ungefärbten Treue Deines Eidſchwurs ſchaden, ſo daß der Trauring Dir zur Schlange würde, Gott geloben, daß Du nie die Meine werdeſt, auch wenn Du frei würdeſt, ſo zweifle nicht, daß ich deſſenungeachtet an Dich glaube. Wo es auf den Verluſt oder Gewinn Deiner Perſon ankommt, kann von keinem Erbtheil die Rede ſein. Erwerben möchte ich Dich, mit meinem Blut und Leben! ererben nicht. Ein Nachlaß iſt nicht das Streben der Liebe. Denke nicht geringer von mir, als daß Du dieſe Verſicherung für wahr hielteſt; ſo auch die, daß ich ewig bin und bleibe Dein

Dich treuliebender Freund
Guſtav Fiorde.

Zweiundſiebzigſter Brief.

Minna an die Mutter.

H—., den 16. November 18—.

Gute Mutter!

Seit einigen Tagen muß ich faſt ängſtlich an Dich denken, meine liebe Mutter! ich möchte in Deine Arme fliegen, ſo aber kann ich nur an den Schreibtiſch eilen, und die Gedanken, die ich Herz in Herz warm ergießen möchte, müſſen einen weiten, kalten Umweg machen, ehe ſie zu Dir gelangen. — Sonſt hatte ich es beſſer. So oft ich mich befangen fühlte und in irgend eine leiſe Verwirrung gerieth, die ich mir nicht zu löſen wußte, legte ich mich an Deine Bruſt, Du meine einzige Freundin, und fand in der ſchlichten Einheit Deiner Denkweiſe den verlorenen Faden der Ruhe wieder.

„Du mußt Dir das eben nicht ſo denken, ſondern ſo! Du mußt Dir das ins Gleiche legen!“ In dieſen einfachen Worten, welche Du bei ſolcher Gelegenheit zu ſagen pflegteſt, lag die ganze heilige Ordnung Deines Gemüths, der Gleichmuth Deiner Seele, die mich lehrte, mit Geduld und Güte ſei Alles zu überwinden und auszugleichen.

O gewiß! in der Stimme einer Mutter liegt viel Treue! viel Troſt! und Du hatteſt ſehr Recht, wenn Du behaupteteſt, ein Mädchen könnte das feinſte Franzöſiſch entbehren, und brauche Engliſch und Latein nun vollends gar nicht wenn es nur die Mutterſprache der Liebe reden lerne, und dieſe lehrt Gott allein.

Ich habe es hier erfahren, was der Converſationston denen iſt, die in Mißverſtändniß leben, deren Innerſtes verſchloſſen iſt in ſich ſelbſt. Gleich einem todten Schall, ohne Sinn, ohne Seele! hallt er gegen die tauben Wände eines abgewendeten Herzens. Trotz aller Familiengeſelligkeit ſind die Menſchen in ſolcher Stellung furchtbar einſam.

Wir, meine Mutter, obgleich getrennt durch weiten Raum, wollen ſie bedauern. Es iſt eine dumpfe Stille hier im Hauſe, die auf Sturm deutet. Kein lebendiges Treiben wie in früherer Zeit, kein Drang der Zerſtreuung ſtört mich im innigen Gefühl Deiner Nähe und Deines lehrreichen Umgangs. Wie die Vögel vor dem Gewitter ſcheu und tief in die Neſter flattern, flüchtet Jedes in ſein Zimmer, als wolle es einen gefürchteten Schlag in aller Stille abwarten.

Der Präſident in ſeiner finſtern Stimmung iſt nicht glänzend mehr, deßhalb fliegen keine Mücken um das Licht ſeiner Tafel. Er ſelbſt hat ſich die Flügel bedeutend verbrannt. — Auch Frau von Adoly iſt in der Kunſt zu repräſentiren ein wenig zurückgekommen, wie in Allem. Der Succeß iſt vorüber, und ein vergangenes Glück kehrt, wie die Schönheit, nicht mehr wieder. — Da ſuche ich denn Freude und ein hoffnungsvolles Streben anderswo, und labe mich bisweilen an dem Anblick einer glücklichen Braut und an der ſtillen Zufriedenheit ihres Vaters. Du erräthſt, daß ich Förſters meine. Clariſſa heirathet ſchon künftigen Monat, wo Hahn als Prediger der Schifferkirche ordinirt wird. Er wohnt bereits auf dem Strande und bedarf der Hausfrau. So werden die Flitterwochen dieſes Pärchens am Chriſtbaum hangen, und Clariſſa bekommt zur Weihnachtsbeſcheerung einen lieben Mann, das benöthigte Hausgeräth und den eignen goldnen Herd. Sie freut ſich kindlich auf ihr neues Verhältniß — und wer möchte daruber lächeln? —

Da keine großen Vorbereitungen zu dieſer Hochzeit zu machen ſind, ſo hindert nichts, daß nach dem Wunſche des Bräutigams ſie bald vollzogen werde. Geſtern haben wir ihm ein paar Zimmer eingerichtet, wobei ich hulfreiche Hand leiſtete. Ach, meine Mutter! wie arm iſt dieſe Ausſtattung! und doch könnte ich Clariſſa beneiden. Sie fühlt ſich unſäglich reich. Die Möbeln ſind größtentheils altes Gerümpel, da Hayn keine neue anſchaffen kann, weil er unter einem ſchicklichen Vorwande die Bezahlung der Schuld abgelehnt hat, worin Frau von Adoly gegen ihn iſt. Vielleicht hat ſeine Dankbarkeit quittirt — und noch manchen Beweis der Freundſchaft ihres Gemahls ihm zu Gute geſchrieben. Das Gedächtniß ſeines Herzens iſt trefflich, wenn unſer Hayn auch im Punct der Pünctlichkeit Manches zu wünſchen übrig läßt. Doch hat er ſich in ſeinem Brautſtand auffallend zu ſeinem Vortheil geändert. Er iſt nicht allein ordentlich geworden, ſondern galant, wovon ich Dir ein kleines Beiſpiel erzählen will. —

Ich ſtand auf einem Stuhl, der ſchadhaft war, ein Bild, das ſchief hing, grade zu richten, und Hayn bemerkte es, da ich herabſtieg. „Sie hätten ein Unglück haben können,“ ſagte er, und zeigte auf das geknickte Bein.

„Dies beweiſt Ihnen, wie wenig Gewicht ich habe,“ antwortete ich. „Nein,“ erwiederte er, „es beweiſ't nur, daß Sie Ihr Gewicht auf die rechte Spitze zu ſtellen wiſſen.“

War das nicht hübſch, liebe Mutter? Es gefällt uns doch, wenn die Männer artig ſind. Ein Geiſtlicher ſollte zwar niemals ſchmeicheln, und nie vergeſſen, daß die maſſive Kanzel, mit ſchwerer Vergoldung geziert, der Ort iſt für ihr Wort, deſſen Wahrheit ſie auch im Scherz nicht verleugnen dürfen. Bei Manchen leider! mag es nicht der Fall ſein; ihnen iſt der Predigtſtuhl, wo ſie die Kunſt der Rede üben, von Mahagony, deſſen feine Politur einen Spiegel abgiebt für ihre Selbſtgefälligkeit. Doch Hayn iſt mir wirklich gut, und eben ſo Clariſſa; weßhalb ich auch eine herzinnige Bitte an Dich habe, liebe Mutter. Deine Fürſorge für das einzige Kind hat mir eine Ausſteuer an ſchöner Wäſche zurückgelegt, zu deren Verbrauch Deine Minna vielleicht nimmer kommen wird, da es ſehr fraglich iſt, ob ich jemals heirathe. Gewähre mir die Freude, mit Clariſſa theilen zu dürfen! Sie hatte keine Mutter — und ihr Vater iſt ein Philoſoph, den drei Hemden ſchon wie die heilige Zahl eines göttlichen Ueberfluſſes bedünken, dem die Genügſamkeit den Tiſch deckt, und das Weinlaub am Fenſter durch das Auge das Herz ſtärkt, wie der Saft der Rebe in kryſtallnen Gläſern. — Ich behalte noch genug übrig. Gönne mir dieſe unausſprechliche Genugthuung, meine einzige — meine *gute* Mutter! Zürnen wirſt Du mir nicht, wenn Du auch meinen Wunſch verneinen ſollteſt, was ich jedoch nicht fürchte. Jedenfalls erhalte ich Deine Antwort in nicht zu langer Zeit? —

Die Braut äußerte bittend, Hayn möge ihr nur keine goldene Kette ſchenken; — es ſei ja gar nicht nöthig, ſetzte ſie innig und beſcheiden hinzu.

„Recht ſo, meine Tochter!“ ſprach ihr Vater, „*das Schweigen iſt der Weiber Schmuck*! Die da ewig Wünſche äußern, andere, als ſolche, daß der Mann ſeine Gütigkeit beſchränken möge, denen wird auch die ſtärkſte goldne Kette die unzufriedene Bruſt nicht verſchließen.“

Ein werthes, liebes Geſchenk erhielt der Bräutigam in jenen Stunden.

Frau Telkyn, welche durch mich wußte, daß wir mit der Einrichtung beſchäftiget wären, ſendete ihm das Bild des Apoſtel Paulus, woran ihre Seele hängt, und ließ ſagen, ſie werde bald nachkommen. — Hayn bat mich, bei der Großtante eine Erklärung dieſer Worte nachzuſuchen; ſeinen Dank werde er ihr ſelbſt bringen. Ich traf die gute Alte in großer Aufregung. Sie hieß mich willkommen und ſprach: „Der Präſident iſt bei mir geweſen, und ich habe, was ich mir ſelbſt gewünſcht, einmal von Herzen mit ihm reden können. Er war dem Boten mit dem Bilde im Flur begegnet, und hatte gefragt, welch' eine verdeckte Speiſe er da trüge; da war denn herausgekommen, was ich beabſichtige. Er bat mich nun recht dringend, ſein Haus nicht zu verlaſſen, auf daß nicht aller Segen von ihm wiche. Es ging mir nahe, liebe Minna, denn die Augen ſtanden ihm voll Waſſer. Vetter Fritz! ſagte ich, und zum erſten Male nannte ich ihn ſo, und auch Du, wie vor jener Zeit: Du thuſt mir aufrichtig leid. Dein Lebensſchifflein zieht Waſſer, wie ich ſehe, alles Pumpen hilft Dir nun nicht mehr, und wer Dich lieb hat, ſieht Dich mit Angſt zu Grunde gehen. Du haſt einen Vorwurf auf Dein Gewiſſen geladen und Dich ins Verderben geſtürzt. Wirf jedoch nur Dein Vertrauen zu Gott nicht über Bord! er wird Dich erretten aus dieſer Noth. Mich aber laſſe nur in ſeinem Namen ziehen! ich will Hayn erſuchen, daß er mir ein Stübchen auf dem Strande giebt. Ich fühle, die Waſſerſucht ſetzt in mir an; ſo ſterbe ich gleichſam in meinem Berufe.“ Ich mußte dieſe ehrliche Verſicherung ſtill belächeln.

„Nun, und was ſagte der Präſident dazu?“ fragte ich.

„Er ſagte gar nicht viel,“ antwortete die Großtante. Als: „Wenn ich etwa zu hoch wohnte, ſo wolle er mir ein Zimmer im erſten Stockwerk geben. Das werde ich nicht annehmen, erwiederte ich ihm; ich komme mir hier wie eine Thürmerin vor, die da ſteht, wo die Glocken hängen — wie man zu ſagen pflegt. Und da überdies meine Uhr abgelaufen wäre, ſo möchten immerhin die letzten Kornlein Zeit im Sande verſickern. — Auch biſt Du, verzeihe, Vetter! ſagte ich ihm offenherzig, nicht Herr im Hauſe! Dein häusliches Unglück regiert darin, und hat jeden Winkel in Beſchlag genommen; ich dachte freilich, weil Du Präſident wäreſt — es war ſo ein Vorurtheil von mir —, ſo müßte Dein Charakter das Prä haben. — Er lächelte bitter, und nannte dies eine Ironie — fragen mochte ich nicht. Es ſei oft ſo in der Welt, ſagte er; die Geſetze zu verwalten, würde nicht immer dem Würdigſten zu Theil, dem, der ſelbſt danach handelt. Ich erſchrak vor ſeinem Tone, und merkte mit Wehmuth, daß ich ihn beleidigt hätte. Ja, ſprach ich, Gott iſt den Schwachen mächtig, und Menſchen ſind wir Alle. Wer merkt denn, wie oft er fehle? — Irdiſchem Mangel kann abgeholfen werden. Sieh! dort ſteht ein voller Geldkaſten, hier iſt der Schlüſſel dazu. Nimm, was Du brauchſt, ſo viel Du willſt. Ein Weniges wirſt Du mir laſſen. — Nein, Tante! rief er, und wehrte den Schlüſſel heftig ab; laſſen Sie mich. Das beugt mich zu Boden. Geld iſt nicht der Kummer, der mich am meiſten drückt, meine Schuld iſt zu groß, als daß ſie getilgt werden könnte. — Er bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.“ Das rührte mich in der Seele,“ fuhr die treue Alte fort; „ſei getroſt! ſprach ich ihm zu, Du weißt, Wer Alles bezahlt. Ermanne Dich, Vetter! muß ich Dir meine ſchwache Hand reichen? Du kannſt noch viel Freude an Deinen Kindern erleben, und manches Gute in Deinem Amte ſtiften. Wenn Suzon den Baron heirathet, wie man ſpricht — dann wäre mein Kind auch nicht glücklich, — gab er mir zur Antwort; — ſeine Mutter iſt die gebietende Frau des Sohnes; meine Tochter aber iſt ein freies Weſen, und ehrt nur, wen ſie liebt. Ueberdies iſt der Baron ſo gut als aufgegeben, und kann nur gefriſtet werden. Da trüge die Braut den Kranz ſchon im Leide. — Ja, wenn das ſo iſt — ſagte ich, ſo behüte Gott die gute Suzon vor einem traurigen Herzen und ihre Eltern vor dem Zureden! Doch an dem Eugen kannſt Du Deine Freude haben. Aus Dem iſt etwas Rechtes geworden. Und wenn Sulamith Deine Schwiegertochter wird — das ſollte mir lieb ſein, — fiel er mir in die Rede. Das wird ſo kommen, gieb nur Acht, Vetter Fritz! dann nimm meine liebe Kleine unter Deinen väterlichen Schutz, und laſſe ihr nichts zu Leide geſchehen. Willſt Du mir das verſprechen? Es iſt ein frommes Kind, durch deſſen Aufnahme Du Dir eine Stufe in den Himmel gebaut und bei dem Vater der Waiſen vergütet haſt, daß eine Frau, die nur gar zu gut gegen Dich war — bei Lebzeiten ihres Mannes zur Wittwe wurde. —"

„Hat die arme Mitha an Deinem Tiſch das Gnadenbrod gegeſſen, das bittere! ſo wird ſie künftig als Hausfrau den Vorſitz daran haben, Dich in Deinen alten Tagen dankbar hegen und pflegen und mit Wohlgefallen ſättigen. Das iſt die Ordnung Deſſen, der da ſagt: Die Letzten werden die Erſten ſein. — Der Präſident war ſehr bewegt, ich aber bin nun ruhig; denn ich darf gewiß ſein, daß dieſe Verbindung ſehr nach ſeinem Wunſch und Sinne iſt."

Ich habe Dir mit wörtlicher Ausführlichkeit geſchrieben, liebe Mutter! da ich weiß, daß Du Dich für die Großtante vorzugsweiſe intereſſirſt. Was meinſt Du dazu? Ich denke, ſie wird in dieſem Hauſe wohnen bleiben bis an ihr ſeliges Ende, und es mit dem Umzuge auf den Strand nun bei dem Apoſtel bewenden laſſen. Das köſtliche Bild iſt dort auch an ſeinem Platze, und Hayn möge ſich daran begeiſtern. Frau Telion wird nun wohl ſchlafen gehen, obgleich ſie munter ſcheint; denn das Verlangen, fortzuziehen von gewohnter Stelle, iſt bei alten Leuten ein ſicheres Merkmal ihres nahen Todes.

O meine Mutter! auch meine Sehnſucht geht oftmals von hinnen, zu Dir — zu Ihm — dem Vater nämlich. Und wenn ich ſtürbe, was wär's denn mehr? wir wären vereiniget und würden es einſtens inniger noch ſein. Sind wir jetzt minder getrennt? Ich verſenke mich gern in dieſe Gedanken, derentwegen Du Deine Tochter nicht in das Grab ſenken wirſt, wenn Gott will, daß mein Leben nützlich würde. Segne mich, liebe Mutter! und Dein Segen gebe Muth und Freude

Deiner Minna.

Dreiundſiebzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 26. November 18—.

Mein hochgeſchätzter Freund!

Eben war ich im Begriff, ein paar Aufſätze aus unſerer kleinen Hauscanzlei, die, wie mir däucht, durch des Schickſals Schluß nunmehr geſchloſſen ſcheint — mit einer Zuſchrift an Sie zu ſenden, zu welchem Ende ich Ihren letzteren Brief hervorgeſucht, um mich in Etwas darauf zu beziehen, als die Baronin unerwartet bei mir eintrat. Der Blick, mit dem ſie mich wie flehend anſah, war ſehr betrübt und drang mir in die Seele. Daß ſie gewacht und geweint hätte, ſah man ihr an den Augen an, die matt und geröthet waren, und die Lippen zitterten krampfhaft und verblichen unter ihren Worten. „Verzeihen Sie doch ja, mein gutes Fräulein!“ (einen deutlicheren Beweis, wie gedemüthiget ſie durch ihren Kummer ſei, konnte die alte Dame mir nicht geben, als in dieſer Anrede) daß ich Sie ſo frühzeitig ſchon ſtöre; aber eine Mutter, die ihren einzigen Sohn als einen Schatten ſieht, hat weder Raſt noch Ruhe bei Tag und Nacht und weiß nicht, was die Uhr geſchlagen. Wem Gott ſolch ein großes Leiden ſchickt, dem iſt ein kleiner Verſtoß gegen die Schicklichkeit wohl zu verzeihen. Mich drängt ein kleines Anliegen zu Ihnen.“

„Befehlen Sie doch über mich, gnädige Frau!“ antwortete ich und führte ſie zum Sopha, vor dem ein Tiſch mit meinen Schreibmaterialien ſtand, die ich bei Seite ſchob. Nur der Brief von Ihnen, lieber Doctor, blieb auf der Rückſeite liegen, ſo daß das feine, rothe Siegel oben leuchtete.

Selbſt in dem Niederlaſſen der Baronin lag die tiefe Erſchöpfung ihrer Kräfte. Sie athmete ſchwer, und ſprach: „Mein Sohn äußerte dieſen Morgen den lebhafteſten Wunſch, einmal ohne Zeugen mit Fräulein Bergener ſprechen zu dürfen. Er würde ſich unfehlbar in Perſon bei Ihnen dieſe Gewogenheit erbitten; aber die Zugluft auf dem Vorſaal — der Arzt hat ganz entſchieden unterſagt, daß er das Zimmer verlaſſe.“

„Nein! um des Himmels willen nicht!“ rief ich aus, „daß ja der Patient ſich nicht zu mir bemühe. Der Baron iſt ſo ſehr ein Mann für meine höchſte Achtung, als daß ein Mädchen es nicht wagen dürfte, ihm dies auch gegen die Convenienz zu beweiſen. Die ſittliche Ehre beſteht ja wohl nicht darin, daß man dem weiblichen Anſtand nichts vergiebt; dies thun Viele, denen doch viel zu vergeben iſt. — Der gute Ruf, das koſtbarſte Kleinod unſeres Geſchlechts, iſt immer noch wohlfeil genug zu haben und oftmals von täuſchendem Werthe; ein ſo reines Leben aber, wie das Ihres Herrn Sohnes, iſt uns Allen zu theuer, als daß ein Wunſch von ihm, den meine Wenigkeit erfüllen könnte, nur die geringſte Schwierigkeit fände."

Die Baronin drückte mir die Hand; dabei drückte ſich in ihrer Miene eine leiſe Ungewißheit aus, ob ſie dieſe Willfährigkeit für Leichtſinn oder Freundſchaft halten ſollte; denn ſie hält mit allen Kräften ihres vergehenden Herzens an der Form. Doch ſagte ſie gerührt: „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme. Ach! ich bedarf ihrer ſo ſehr!" Thränen tröpfelten in ihren Schooß und mit erſtickter Stimme ſetzte ſie hinzu: „Als eine Freundin des Hauſes werden Sie wiſſen, daß Suzon eingewilliget hat, die Braut meines Sohnes zu werden, wenn Gottes Gnade mir ihn am Leben erhält; denn der Hinſcheidende geht einſam zur Ruhe und bedarf keiner Gattin. Es iſt, ſo zu ſagen, ein ſtilles Verlöbniß; noch ward zwiſchen ihnen kein Sterbenswörtchen über dieſe Angelegenheit gewechſelt, geſchweige denn Ring und Ja. Die junge Adoly ſcheint ein Opfer zu bringen, und ich will nicht zurückbleiben, wo es das Glück des einzigen Weſens gilt, was ich noch auf der Welt habe. — Wenn Suzon etwa in der Schwiegermutter eine Rivalin fürchtet — denn mein Sohn thut ſehr hübſch mit mir, und in Allem meinen Willen — ſo bin ich bereit, zu weichen. In der verwichenen Nacht habe ich beſchloſſen, in dieſem Falle nach Steinfelden zu ziehen; das iſt ein Gut, was wir in der Ferne verwalten laſſen, weil uns der Aufenthalt daſelbſt durch Familienzwiſtigkeiten verleidet war. Das ſoll mein Wittwenſitz ſein. Ach! in einem Geklüfte wollte ich wohnen, wenn mein Sohn, mein lieber Sohn, nur nicht in das Grab müßte — o Gott!“

Sie glauben nicht, mein theurer Freund! wie tief der Schmerz dieſer beklagenswerthen Mutter mich ergriff! Ich mußte heftig weinen. —

„O! vertrauen Sie dem höchſten Helfer! So lange der Athem weht, ſoll man ja hoffen.“ — ſagte ich, im Drange zu tröſten, obgleich innerlich überzeugt, daß dieſer Troſt ihr eine Täuſchung gäbe. Die Wahrheit meines Mitleids mochte ſie wenigſtens nicht empfinden. Mit einem ſchmerzlichen Lächeln und gelaſſenerem Tone ſagte ſie: „Ja, das denke ich auch. Es giebt ja für jedes Uebel eine Hülfe, für jede Wunde einen Balſam.“

Und ſo, als ahne ſie, was es bedeute — wie ſeltſam knüpfen oft geheimnißvolle Bezüge der Gedanken Inneres und Aeußeres zu einer Folge an einander! — lenkte ſich bei dieſen Worten die Aufmerkſamkeit der Baronin auf das Siegel ihres Briefes.

„Welch ein niedliches Wappen!“ ſagte ſie, „wäre die Frage wohl erlaubt —“ „Sie nannten den Namen, gnädige Frau!“ kam ich ihr zuvor; „ein lieber Freund von mir und meinen Eltern führt ihn, der Doctor Balſam in G—.“ „Ein ſehr geſchickter Arzt ohne Zweifel?“ fragte die Baronin dringend, und das Blut ſtieg ihr ins Geſicht und ein Strahl von Hoffnung in ihr erloſchenes Auge.

Ich will nicht, daß auch Sie erröthen. Unſere Freunde ſtehen uns zu nahe, als daß wir nicht zu einer beſcheidenen Würdigung ihrer Verdienſte und Vorzüge verbunden wären. Es erfüllte mich jedoch mit Stolz und Freude, Ihrer ruhmlichſt gegen dieſe fremde Frau erwähnen zu dürfen, die eben in der Stimmung war, dem Arzte die gebührliche Verehrung zu geben.

„Alſo ein Doctor Balſam führt ihn? ein Freund von Ihnen, wie Sie ſagen?“ fragte die Baronin wie in halber Verwirrung. „Nun, ſo hat Gott wohl nicht umſonſt mich hierher geführt. Schreiben Sie Ihrem Freunde, mein gutes, beſtes Kind; bitten Sie ihn in meinem Namen inſtändigſt, beſchwören Sie ihn, daß er mit Extrapoſt zu uns komme. Ich bin zu jeder Vergütung bereit. Wir wollen hier ein Concilium veranſtalten;“ (eine Conſultation, würden wir Lateiner ſagen, nicht wahr, Doctor?)

„Wenn ich auch ſpräche,“ fuhr meine Dame fort, „ich wollte ihn fürſtlich belohnen, was wäre das gegen den Segen einer Mutter, die in Gefahr ſchwebt, ihr Alles zu verlieren? Mit tauſend Thränen des Dankes wollte ich ihn bezahlen, wenn er mir rettete, was mir theurer, als mein eigenes Leben iſt. Wenn dieſer würdige Mann ein Kind hat —“ doch ſtill! kein Wort mehr von der Baronin. Was mich ſelbſt betrifft, ſo möchte ich auch nicht eine Silbe ſagen, Ihren Entſchluß für eine ſo weite Reiſe in dieſer Jahreszeit, jetzt, wo der Winter im Anzuge iſt, zu beſtimmen; denn ich weiß nicht, was Sie davon abhalten könnte. Nein! ich möchte Ihnen nicht zureden; balſamiſcher aber als der Frühling kämen Sie gewiß, und wäre es auch nur, daß Sie die bittere Frucht des Todes ſanfter löſeten, wenn Sie die zuverſichtliche Bitte nicht abſchlügen, welche durch mich an Sie ergehet. Die Baronin würde im weigernden Falle zeitlebens glauben, Sie allein hätten ihren Sohn retten können. Das Nichtgeſchehene hält ja der kurzſichtige

Menſch wohl immer für ſein Glück, da das, was geſchah, ſo ſelten zu ſeinem Glück gereicht.

Um vier Uhr Nachmittags — dies iſt die fieberfreieſte Stunde bisher geweſen — ging ich verſprochenermaßen zu dem Baron. Seine Mutter empfing mich, und verließ uns alsdann, nachdem ſie die Domeſtiken entfernt hatte. Er kam mir entgegen, und noch nie war mir ſo, wie jetzt, das kranke Ausſehen des wohlgebildeten Mannes aufgefallen. Dieſe wächſerne Bläſſe — das Wanken der Geſtalt, die Weite der Kleider; ich fühlte, daß mir Thränen in die Augen traten, und wußte nicht, wie ich die Rührung, die mich überwältigte, verbergen ſollte. „Mein verehrtes Fräulein!" redete er mich an, indem eine liebenswürdige Freundlichkeit ſeine Züge erhellte, aus denen ſchon der bleiche Ernſt des Todes blickt, „wie dankbar muß ich Ihnen ſein, daß Sie meinen Wunſch ſo gütig aufgenommen haben!"

Nun ſprach er verbindlich von dem Antheil, deſſen er hier genieße, und wie wohl ihm, trotz allem Weh der Krankheit, unter dieſen Umgebungen ſei; von dem Vertrauen, das ich ihm eingeflößt, weßhalb er hoffen dürfe, daß ich ihm einige Fragen der Wahrheit getreu, beantworten werde. — Der ſtärkſte Accent, deſſen eine ſchwache Bruſt fähig iſt, ruhete auf jenem Worte. Nochmals fragte er mich dringend, ob ich das wollte. —

„Nach dieſem feierlichen Eingange," erwiederte ich, „ſollte man glauben, Sie, Herr Baron, wären überall der Täuſchung begegnet, und Ihr Vertrauen zu mir ſei auch nicht weit her. Ich werde Ihre Fragen treulichſt beantworten, wenn ſie mir beſſer gefallen, als dieſe erſte."

„Wer nur die Wahrheit ſieht, hat ausgelebt —" ſagt ein deutſcher, ein wahrer Dichter," entgegnete der Bavon, „ich möchte nicht gern ſterben — *hören* aber darf ich ſie ohne Gefahr.“

„Nun, und was wünſchten Sie von mir zu wiſſen?“ fragte ich ihn. „Sie kennen Fiorde, den jungen Maler?“ verſetzte er: „können Sie mir wohl ſagen, was ſeine Mutter für eine Geborene war?“

Dieſe Frage — ich hatte eine andere erwartet — ſetzte mich in Flammen, in die größte Verlegenheit. „Ja, das könnte ich wohl,“ antwortete ich, „aber ich weiß nicht, ob ich es darf, wenn Fiorde aus ſeinen Familienverhältniſſen Ihnen ein Geheimniß gemacht hat.“ —

Nach einigem Beſinnen ſagte er: „Sie würden nichts dabei wagen, liebes Fräulein, und Andere würden gewinnen. An mich ſelbſt denke ich nicht, ich war ſtets im Verluſt, und bin um die letzte Hoffnung gekommen, wenn Sie mißtrauend gegen mich zurückhalten. Um ſeine Adreſſe wollte ich Sie bitten. Nun iſt es nichts damit.“

Da, lieber Freund, vermochte ich nicht länger zu widerſtehen. Ich ſagte ihm, daß Fiorde's Mutter eine Anverwandte ſeines Hauſes wäre, und ſich gegenwärtig in der Pfarre von Steinfelden aufhalte, wohin der Sohn um ihrer Krankheit willen berufen ſei. —

Als ob ihm ein Licht aufginge, ſo verklärte ſich ſein Geſicht in einen Schein von Erſtaunen und Freude. „In Steinfelden! unſerm Gut! Was Sie ſagen, liebes Fräulein!“ ſprach er im Tone der Ueberraſchung.

„Doris von Golda! die hernachmals — es hat vor meinem Sinn gedämmert; nun iſt mir Alles klar. Sie geben mir viel mit dieſer Nachricht, und ich danke Ihnen ſehr dafür. Wo habe ich denn die Augen gehabt? — Doch möchte ich Sie mehr noch fragen.“ Er hielt ein paar

Secunden inne, und indem er meine Hand berührte, als wolle er die Antwort niederhalten, ſagte er: „Und Suzon — liebt dieſen Fiorde, nicht wahr?“ Ich fühlte ein Pulſiren ſeiner Finger; die Frage kam aus einem vollen Herzen. „Ja, Herr Baron,“ erwiederte ich muthig, „Suzon liebt ihn, ſo weit ein redliches Gemüth dieſer Empfindung ſicher ſein darf; denn welches Gefühl wäre nicht vergänglich? Auch die Liebe iſt's.“ Ich ſagte dies mit Wehmuth, der Gedanke machte mich weich, daß es leider! ſo wäre.

Der Baron ſah mich an mit einem traurigen Blick, und ſprach: „Dann iſt dieſem edeln, jungen Manne ein unendliches Glück gewiß; denn die rechte, echte Liebe ſtirbt nicht, und Suzon's Herz iſt kein falſcher Edelſtein.“

Und faſt bereuete ich, aufrichtig geweſen zu ſein. — Mir däucht jedoch, Suzon dürfe dem Wahne nicht aufgeopfert werden, daß der Baron davon käme. Welches Vertrauen würde er ihr aber bewieſen haben! Wie ſchön iſt das Vertrauen eines Liebenden! Es beweiſt, daß er mehr noch als ein Freund ſei. Der Anblick dieſer hinfälligen Geſtalt rührte mich um ſo mehr, da jenes Wort der Ausdruck von den tiefen Stützen ſeines Geiſtes war.

Nach kurzem Schweigen ſagte er mit Faſſung: „Iſt das Fräulein wohl von ſchwacher Geſundheit? Sie werden auch hierüber offen gegen mich ſein.“

„So lange ich mich hier befinde, iſt Suzon niemals krank geweſen;“ konnte ich mit gutem Gewiſſen verſichern. „Jetzt freilich ſcheint ſie angegriffen — es wäre auch kein Wunder, wenn ein ſo zarter Bau unter ſolchen Erſchütterungen nicht leiden ſollte. Doch will ich nicht fürchten —“

„Was wollen Sie nicht fürchten? Fräulein! was?“ fragte der Baron äußerſt beſorgt. „Daß Suzon deßhalb kränklich wäre oder bliebe,“ antwortete ich.

„Meinen Sie,“ ſagte er, daß ein Zuſtand der Spannung, der einige Zeit anhielte — oder eine jähe Freude ihr ſchädlich werden könnte?“ — „Ich bin nicht allwiſſend, Herr Baron, darüber müſſen Sie den Arzt des Hauſes fragen.“

Der Baron ſchüttelte den Kopf, als ſei er dies nicht Willens. Ein ſeltſames Hüſteln überfiel ihn, er veränderte die Farbe, ſuchte ſein Taſchentuch, und mit Entſetzen ſahe ich, daß er Blut auswarf. Es war, als ob ein bleicher Schleier ſich über ſein Geſicht zöge, ſo verblich er. Auf meinen Ruf erſchien die Baronin.

„Mein Sohn, Du haſt zu ſtark geſprochen,“ ſagte ſie, „ich hörte ein paar Mal Deine Stimme. Leidenſchaften ſind nur für geſunde Menſchen.“ „Auch für dieſe nicht, Mutter!“ entgegnete er ſchwach, „denn ſie tödten das eigentliche Leben in uns.“

„Von Jemand, der zu viel Ruhe hat, ſagt man aber auch, er ſei todt!“ ſagte die Baronin, welche, wie mir ſcheint, das letzte Wort haben muß. Es ſieht ſo aus, als werde der Sohn es ihr laſſen. Er widerſprach nicht, lehnte ſich in den Stuhl zurück, ſchloß die Augen, und ſeine Wimpern zitterten vor Schwäche. Da ich mich entfernte, machte er, wie träumend, ein Zeichen des Schweigens gegen mich. Dieſer Auftritt — ich werde ihn nicht ſobald vergeſſen. Jetzt bin ich nun auch in größter Spannung, und Niemand fragt, ob es mir ſchaden werde. Werden Sie, lieber Freund, hieher kommen? Was will der Baron mit Fiorde? Welche plötzliche Freude könnte Suzon Gefahr bringen? Die müßte wahrlich ſehr groß ſein, wenn ſie die Niedergeſchlagenheit des armen Kindes aufheben ſollte. Nun, wir werden es ja erfahren. Lieber Doctor! wenn ich Sie wiederſähe, dann brächten Sie mir ein Gefühl der Heimath in das fremde Leben mit, worin ich mich manchmal recht einſam fühle. Das Glück ſcheint von dieſem Hauſe gewichen — doch leiſtet mir der Wunſch der Freundſchaft, der Gedanke Ihres Wohlergehens freundliche Geſellſchaft, und von dieſem möchte ich mich nimmermehr verlaſſen ſehen. So bin ich dennoch nie allein, noch freudenleer, ſondern ſtets in treuer Nähe des Freundes. Leben Sie wohl!

Minna.

Wunſchzettel.

Suzon.

Ein Wunſchzettel wird von mir verlangt, weil Niemand weiß, was mir zu ſchenken wäre zum heiligen Chriſt. Das iſt traurig. Bin ich denn ſo reich, daß mir nichts fehlte? Ach, ich Arme! Wer nicht errathen kann, was Andern Freude machen könnte, verräth nicht ſowohl Mangel an Scharfſinn, als eine betrübte Seele. Die Liebe iſt das Auge, durch welches wir erkennen, was denen lieb wäre, die wir erfreuen wollen. Fordern heißt nicht empfangen. Ein beſtelltes Vergnügen iſt keins. Frei muß die Gabe ſein, die freundliche! Wer ſelbſt bedürftig iſt, kann nicht aushelfen, und einem naſſen Blicke ſcheint Alles im Ueberfluß. Meine

Wünſche aber will ich auf dieſem Blatte ausgießen, und Du, o heiliger Chriſt, erfülle ſie! —

Von meiner Tante Adoly — bei ihr beginne ich zuerſt — möchte ich Geduld erben, die ſeligſte der Tugenden, die Alles überwindet, Alles! auch den größten Schmerz. Meinem Vater möchte ich ein Lächeln ablocken — er iſt ſparſam damit. Für ein väterliches Lächeln, was ſeine Hoffnung auf mich ſetzte, ſetze ich die Heiterkeit des Lebens ein. —

Könnte ich die Mutter mir gewinnen, wie dankbar wollte ich ſein; müßte ich meinen Dank auch weinend bringen! Zärtliche Mütter ſchmeicheln den Vätern ab, was ihre Töchter glücklich macht; ich will ja nur die Zufriedenheit, die Eintracht meiner Eltern, und mein heimlichſter Wunſch iſt ihr öffentliches Wohl. Wo aber die Gemüther aus einander gehen, da findet ſich nur Weh und Angſt für ein armes Weſen, das ſie in Liebe vereinigen ſollte.

Wenn mein Bruder mir die Verſicherung gäbe, daß ſeine brüderliche Seele, welches Band ſich auch löſe oder knüpfe, feſt und treu an mir halten will, und daß die Freundſchaft in keiner Beziehung darunter leiden ſoll, er gäbe mir viel Troſt.

Sulamith! ſchenke mir Deinen genügſamen Sinn, Dein Vertrauen, wenn Du ihm das Glück giebſt, ſich ſo geliebt von Dir zu wiſſen, daß außer ſeinem Beifall Dir nichts begehrenswerth erſcheint. Dir darf der Geliebte Vater und Bruder ſein. Man ſagt, Schweſtern ſeien oft neidiſch auf die Liebe der Brüder. Dies ſcheint mir ein entartetes Gefühl. Gönne mir die Genugthuung, reiner zu empfinden; ich gönne Dir meinen guten Eugen, wie alles Gute.

Sie, liebe Minna, geben mir ein treffliches Beiſpiel!

Ich wünſchte nur, daß ich es immer haben könnte. An Ihnen, meine Freundin, ſehe ich, worin die Freiheit beſteht, die ein weiblicher Geiſt ſich bewahren darf. Die Feſſeln äußerer Abhängigkeit werden für ein freies Weſen zu einem Schmuck von Edelſteinen, der den Reichthum des Gemüths, den Werth des Herzens andeutet. Bin ich auch keine Sclavin der Eitelkeit — erſcheint mir die Sucht zu glänzen, gleich verächtlich, ſo — „es ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten!“ Vielleicht bin ich befangen in dem Wahn, daß man ſich den Verbindungen der Welt entziehen könne und dürfe, um ſeines Lebens zu genießen: doch die Verknüpfungen der Umſtände liegen nicht in unſerer Gewalt, und wir haben uns darin zu fügen, ohne daß ſie uns etwas anhaben. Wenn Thränen aus Ihren Augen flöſſen, theure Minna, — der Himmel laſſe Sie nie andere Thränen, als die der ſanfteſten Rührung vergießen! — ſo würden Sie doch dabei ausſehen, wie eine Königin, die einem milden Regen nicht wehren kann. Und dieſer Schmerz der Natur kann nur erquicken. —

Fiorde! was heiſche ich von Dir? Die bittere Zurückgabe meines Herzens? Gieb mir nur Muth, mein Freund, eine Pflicht zu erfüllen, die ich noch nicht zu faſſen vermag. Du liebſt mich ja! Mit dieſer Ueberzeugung will ich mir Deine Achtung ſichern.

Iſt es aber recht von mir, daß ich vor dem Weihnachtsabend zittere in ahnungsvoller Furcht? Ich weiß nicht, warum ich glaube, der Baron denke mir eine Ueberraſchung zu? O, wenn Gott ihm doch das Leben erhielte! Muß ich ihm deßhalb das meine geben? Gern wollte ich ſterben könnte es ihn retten: aber leben für ihn, kann — kann ich dies? —

Jüngſt ſah ich einen Ring, der mir bedeutſam ſchien: eine goldene Hand, die ein Kreuzlein von Brillanten hielt, im kleinſten Verhältniß; aber groß genug, mir das meine zu zeigen. Wenn Gott will, ſo kann er mich erlöſen. An dieſem Gedanken will ich feſthalten.

Nun iſt Freund Hayn nur noch übrig. Er gebe mir ſeinen Segen! —

Der ſeidene Pelz.

Sulamith.

Als ich dieſen Morgen zur Frau Telkyn gerufen wurde, fand ich eine Menge zierlicher papierner Päckchen vor ihr liegen. „Du ſollſt Dir hier etwas ausſuchen, Kind!“ ſagte ſie, „ich habe nämlich bemerkt, daß Du ſchlecht für den Winter verſehen biſt; mich fror immer, wenn ich Dich anſah. — Das Feuer der Jugend erliſcht einmal, dann kommen die Folgen der Erkältung. — Du ſiehſt es an mir. — Darum wollte ich Dir zum heiligen Chriſt eine Güte thun und für was Warmes ſorgen. Aber der Winter kommt wie ein gewappneter Mann und wartet nicht, bis mir gefällt, was ich Dir zum Anzug zudenke, und der Tod könnte die kalte Hand nach mir ausſtrecken, ehe es Dir zum Nutzen gereichte. So ließ ich mir Proben holen, um bald zu thun, was ich thun will. Mit Erſtaunen finde ich, daß die Zeuge wieder aufkommen, die ehemals an der Tagesordnung waren; Moire zum Beiſpiel, wie vor Alters; und als ich das Pröbchen zwiſchen den Fingern halte, fällt mir ein, daß ich noch einen ſchönen moirnen Pelz liegen habe, den ich als Mädchen trug. Er ruht ſo tief im Koffer, wie in meinem Gedächtniß. — Gehe, liebe Sulamith, und hole ihn mir! Hier iſt der Schlüſſel.“

Ich that, wie mir geheißen. Der Pelz lag ſauber eingeſchlagen und hatte einen Geruch von guter, alter Zeit. Als ich ihn vor der Großtante ausbreitete, betrachtete ſie ihn mit verjüngtem Blick. Er war von einer Farbe, welche Frau Telkyn ſeladongrün nannte, mit podoliſchem Fuchs gefüttert und fein verbrämt. Schönes Knüpfwerk war nicht daran geſpart, Quaſten von goldnen Räupchen, und am Saum der Taille hingen echte Frangen.

Die Augen meiner alten Freundin leuchteten vor Freude, als ſie ſagte: „Du ſiehſt mich hierin leibhaftig vor Dir und in den letzten Weihnachtsfeiertagen, die ich im Hauſe meiner Eltern war, zur Kirche gehen! — Ich wußte mir was mit dieſem Staat; der Putz war damals ſolider. Nichts ward ſo fein geknüpft, ein Faden Gold lief darunter — ein gediegener Geſchmack wählte für die Dauer. Jetzt iſt der Sinn der Menſchen weder auf ein treues Herz, noch auf ein treues Kleid gerichtet, und darum hält nichts lange mehr.“

„Man ſagt, *einen ſeidenen Pelz zerreiße Jeder*; der Eine in der Jugend, der Andere im Alter. Das heißt: eine Zeit des Glückes komme für Jeden, früh oder ſpät. Du kannſt den Pelz lebenslang haben, ſagte meine ſelige Mutter, da ſie mir ihn gab, und ich träumte mir ein Seidenleben in der Zukunft. Wenn ich mir ihn nun anſehe, ſo wallt in meiner alten Bruſt der ſchmerzliche Gedanke auf, daß, ſo wie dieſes fahle Grün verblichen wäſſert, mir meine liebſten Hoffnungen zu Waſſer geworden ſind.“— — Mein Pelz iſt ganz geblieben! ich ſchenke ihn Dir mit dem Wunſche, daß Gott Dir ein beſſeres Glück geben möge!“

„Du pflegſt meines Alters; ich hülle nur Dein warmes Herz ein wenig ein. Ein warmes Herz, das iſt der ſeidene Pelz, der immer bis auf die letzte Faſer abzunutzen iſt, und — hätteſt Du ſelbſt keine Kinder, doch einſt auf ein gutes Kind noch forterbt, das Dir ſo lieb iſt, wie Du mir!“

Mich rührten dieſe Worte ſehr. Ich werde den Pelz wie eine Verpflichtung tragen — nie ſoll die Seele mir verkühlen. Dann wird die Güte Gottes mich einhüllen, und wer mein Glück einſt erbt, wird das Andenken der armen Sulamith ſegnen.

Das ſchiefe Bild.

Minna.

Vor einigen Tagen befand ich mich in einer kleinen Geſellſchaft. Eine junge, glückliche Frau von der Bekanntſchaft unſeres Hauſes wollte ihre neue Einrichtung zeigen und zur Bewunderung, oder vielmehr zum **Neide** reizen; ein Bedürfniß, welches immer beweiſt, daß unſer Glück nicht vom eigentlichſten Werthe für uns iſt. Alles, was wir ſahen, war überköſtlich und fand rühmend Anerkennung. Nur das Bild des Mannes unſerer Wirthin hing an der tapezirten Wand über dem Sopha merklich ſchief, und das ſtörte mich bedeutend. Wider meinen Willen mußte ich es fortwährend ins Auge faſſen, als könne mein Blick es gerade richten, und ein inſtinctartiges Gefühl ſagte mir, daß das Original nicht zu beneiden wäre.

Eine muntere Frau, die neben mir ſaß, ſtieß mich neckend an und ſagte: „Fräulein! ich bedaure Sie! augenſcheinlich haben Sie ſich verliebt.“ „Nicht im Mindeſten,“ erwiederte ich, „ich möchte nur das Bild ein wenig gerade rücken.“

Die Dame ſprach hierauf: „Sie haben Recht! es iſt mir nicht aufgefallen. Sie tragen das Richtmaß ſehr fein am Schnürchen.“

„Meiner Meinung nach,“ entgegnete ich, „hängt oft nichts Geringeres davon ab, als die Ordnung des Gemüths. Und wie ſo manchmal der Sinn für die Regel auch verletzt werde, zu erlaſſen iſt er unſerm Geſchlecht doch niemals.“

„Ich bitte ſehr um Verzeihung, liebes Fräulein,“ ſagte meine Nachbarin; „ich habe Sie für einen weiblichen Schöngeiſt gehalten.“

Ich mußte in Wahrheit lächeln. „Ein ſchöner Geiſt,“ gab ich zur Antwort, „zeigt ſich nirgend in einem Mißverhältniß. Werde ich ein Bild, woran meine Seele hängt, in ſchiefer Richtung laſſen, ſobald ich es bemerke?“

„Es giebt aber ſtehende Uebelſtände,“ ſagte meine Dame plötzlich ernſt, „die, wie der ſchiefe Thurm von Piſa, mit Gleichmuth angeſehen werden müſſen, weil ſie unabänderlich ſind.“

Wir ſprachen nun noch lange über dieſen Gegenſtand. „Mein Mann iſt Mathematiker,“ ſetzte die Dame hinzu, „und mit Enthuſiasmus für dieſe Wiſſenſchaft. Ich werde ihm, der heutigen Lehre eingedenk, meine Töchter in die

Schule geben, wenn ſie ſo weit herangewachſen ſind. Sie denken alsdann bei dem Cirkel an etwas Anderes, als an ewige Geſellſchaften, und ich könnte bei keinem Bienenſtock mehr vorbeigeben, ohne einen Stich zu bekommen. —“

„Wie aber verhalten ſich die verſchobenen Ideen der Natur zu Ihren Anſichten?“ fragte die Dame ſehr leiſe, denn ein liebes, verwachſenes Mädchen war dicht in unſerer Nähe.

„Das Ebenbild Gottes hängt nicht vom Unglück ab —“ verſetzte ich; „mich dünkt aber, man hätte ſich gegen Niemand zarter zu verhalten, und die größte Achtſamkeit iſt nur eine geringe Ausgleichung für ſolch ein Mißgeſchick. Perſonen von falſchem Wuchs haben meiſtens viel Scharfſinn und die Gabe des Witzes. Um ſo mehr muß man ſich hüten, ſie zu verletzen; denn ſie durchſchauen auch den Blick des Mitleids und die trübe Empfindung, die uns ihr Anblick verurſacht. Wir können ihnen nichts geben, als ein Herz, das gleiche Rechte der Liebe würdigt und befriedigt.“

Trügen wir unſere Fehler zur Schau, wie ſchlimm würde es um das Wohlgefallen der Menſchen ſtehen! Es iſt gut, daß der Allſehende unſere Seele richtet.

Vierundſiebzigſter Brief.

Die Mutter an Minna.

Oſterfriede, den 4. December 18—.

Geliebte Tochter!

Du wirſt dieſen Brief doch nicht ohne Freude aus der Hand legen, wenn Du ihn gleich nicht ohne Betrübniß leſen kannſt. Gern wollte ich Dir erſparen, was uns hier auferlegt geweſen, nämlich die Nachricht, daß der Hof in Oſterfriede abgebrannt ſei. Du mußt es aber doch einmal erfahren, und ſo wiſſe denn zu Deinem Troſte, mein Kind! daß wir durch Gottes gnädige Obhut mit Leib und Leben geſund davon gekommen ſind und an Sachen gerettet haben, was nur zu retten war. Kein lebendiges Geſchöpf, den Himmel preiſe ich dafür! hat Schaden genommen; und der thätigen Hülfe, die man uns geleiſtet, verdanken wir es, daß ein Theil des Wohnhauſes ſtehen geblieben. Vieles iſt freilich hin — mancher Verluſt ſogar unerſetzlich; und die Ernte — die ſchöne Ernte! die liegt in Aſche. Das Herz bricht mir, wenn ich daran denke.

Als die feurigen Garben ſo in alle Lüfte flogen, und die gefräßige Flamme wie ein gieriger Feind in die vollen Schüttböden brach, der Segen des Feldes alsbald verſchlungen war und das Uebrigbleibende entweder vom Waſſer verſchwemmt oder mit Füßen getreten wurde: da weinte meine Seele. Mein alter Freund iſt ein chriſtlicher Gutsherr. Er hebt das Getreide nicht auf für hohe Kornpreiſe, noch daß er die Ernte auf dem Halme verkaufte, um ſeinen Schnitt zu machen. Nein! ſondern er ſammelt in die Scheuern und bricht dem Hungrigen das Brod. Nun wird er ſeine Gutthätigkeit beſchränken müſſen. Er achtete es für einen Gewinn, daß die Armen im Dorfe ihr Bischen Habe nicht verloren hätten.

Welch eine Nacht des Schreckens war die vom letzten November! wir hatten am Abend recht vergnügt zuſammen geſeſſen. Der Oberconſiſtorialrath las in einem öffentlichen Blatte, daß ein reicher Mann in einer kleinen Stadt der Commune bei ſeinem Ableben ein Capital zu einer Feuerſpritze vermacht hätte. „Nun, auf *dies* Vermächtniß wäre ich auch nicht gekommen —“ ſagte er und lachte. Das Lachen verging uns aber, denn nicht lange, ſo hörten wir die Sturmglocke läuten, Tumult entſtand draußen, der helle lichte Tag ſchien in das Zimmer hinein, ſo daß wir eine Stecknadel auf dem finſtern Fußboden hätten finden können. Welch ein Anblick war das, als ich die Augen aufſchlug und die Flamme mir entgegenſchlug! Ich werde es nie vergeſſen. Ach, liebe Tochter! Feuersnoth iſt doch etwas Furchtbares! und weißt Du warum? weil die Menſchen ſo häufig darin wie von Sinnen kommen und alle Wildheit in ihnen losbricht, ſo daß ſelbſt die Retter wie Räuber einbrechen. Da gilt es, die Gedanken zur rechten Stelle haben; und unſer ſchwaches Geſchlecht beſchämt hierin manch einen weiſen Mann. *Geiſtreich* ſein ohne *Geiſtesgegenwart* in ſolchen Fällen, hilft ſo wenig, als die Güter, welche einem armen Bürger der Erde im Monde lägen. Iſt dieſe ſchätzbare Eigenſchaft auch eine Gabe der Natur, ſo läßt ſich der Verzagtheit doch nachhelfen. Ein wackeres Herz ſieht ſich nie von Gott verlaſſen. Einen Augenblick lang wollte das Entſetzen mich wohl betäuben; aber der Gedanke, kein Haar auf meinem Haupte könne mir geſengt werden ohne deſſen Willen, der ein Aufſehen hat über meinen Odem, machte mich getroſt. Ich war gefaßt, und konnte nur an Dinge denken, an die ſonſt Niemand dachte. Woher ich Stärke nahm, in dieſen ſchweren Stunden und ſelbſt Hand anlegte, wo Stärkere, als ich, ſcheu zurückwichen, ich weiß es nicht. Nur ſo viel weiß ich, der **Glaube** iſt's, der uns die Kraft ertheilt, auch durch ſolch ein rothes Meer getroſten Fußes zu geben, ohne daß Wellen der Angſt über uns zuſammenſchlügen. **Vorſicht** iſt wohl gut und einer Hausfrau nicht dringend genug zu empfehlen: aber allen Schaden kann ſie nicht verhindern. Doch das Vertrauen zur **Vorſehung** kann uns allein den rechten Muth geben, womit wir Wunder der Rettung thun.

Wie nun der ſpäte Morgen dämmerte, die ſchwarzen Rauchwolken ſich etwas verzogen, ſah ich den Oberconſiſtorialrath auf einem Balken ſitzen und auf den Herd der Brandſtätte hinſtarren. Ich fragte ihn, ob er ſich nicht ein wenig zur Ruhe legen wolle. Er ſchüttelte aber den weißen Kopf, den er — unter uns geſagt — ganz und gar verloren hatte: der arme, alte Freund! und ſagte: „Ich würde nicht ſchlafen können, Frau Bergener. Die Sturmglocke läutet mir noch vor den Ohren, daneben ſchlägt mir das Gewiſſen. Ich bin am Ende an dieſem Unglück Schuld.“ Wie erſchrak ich, Minna! ich fürchtete, ſein Verſtand hätte gelitten. „Gott behüte und bewahre!“ ſagte ich, „das Feuer iſt ja in der Schule ausgekommen.“

„Weiß wohl,“ verſetzte er, „aber ich hätte etwas nicht lächerlich finden ſollen, was von ſo ernſter Wichtigkeit ſein kann. Jener Teſtator, der an die Feuerſpritze dachte, war ein weiſerer Mann als ich, und zur Strafe werde ich es ihm jetzt nachthun müſſen: denn die Löſchanſtalten von Oſterfriede verdienen eben keine Prämie.“

Sieh! ſo ſteht es feſt; er ſetzt ein Legat zu einer kleinen Feuerſpritze für das Dorf aus. Was der Menſch verlacht — lieber Gott! und es war ein ſo milder Spott jenes ganz kleine Lächeln, das muß er oftmals nachahmen. Wahr iſt's, wir achten auf unſere Worte viel zu wenig und auch auf die Rede Anderer nicht. Hätte die Frau des Schulmeiſters nicht eine gutgemeinte Warnung von mir in den Wind geſchlagen, ſo wäre Haus nud Hof nicht in Rauch aufgegangen.

Ich ſtand jüngſt dabei, als ſie, ihr Kind auf dem Schooße, dieſem einen Zeitvertreib machte, den ſtreng zu tadeln ich mich nicht enthalten konnte. Sie riß ein Blatt Papier aus einem alten Schreibbuche, hielt es über das Licht, daß es verbrannte, und als nun ein Fünkchen nach dem andern erloſch, bis keins mehr glimmte, ſagte ſie: „Sieh, ſo gehen die Schulkinder alle heim.“

„Gute Frau,“ ſprach ich wohlmeinend, „Sie geben da ein gefährliches Beiſpiel, was von traurigen Folgen ſein könnte.“ — Und wie gedacht, ſo geſchehen. Das Kind, ein Mädchen von drei Jahren, hat nun in aller Unſchuld das Haus über dem Kopfe angezündet und dann weinend geſtanden, es hätte mit Feuerkrümelchen geſpielt. — Doch, liebe Minna, thun die Mütter in der Schule des Lebens nicht desgleichen? Sie lehren ihre Töchter mit der Flamme ſpielen und wundern ſich dann, wenn die Leidenſchaft ihr Glück verwüſtet.

Als wir nunmehr zu einiger Ruhe kamen und überſehen konnten, was nun zu thun ſei, ward Folgendes beſchloſſen.

„Der Winter iſt vor der Thür,“ ſagte der Oberconſiſtorialrath, „hier bleiben kann ich nicht, da ich den Raum, der noch wohnbar iſt, zur Schule geben muß, ſo will ich für eine Weile Platz machen." „Das dachte ich auch," antwortete ich, „Sie gehen vielleicht zur Frau Nichte, und ich beſuche meine Tochter; iſt es Gottes Wille, ſo kommen wir wohl wieder zuſammen.

Der gute Alte ſchien beinahe entrüſtet über dieſen Vorſchlag. „Mit nichten!" ſagte er, „meine treue Gefährtin in der Gefahr laſſe ich auch nicht eine Stunde von mir. Ich träte nicht auf die Brücke, daß ich Sie verlöre. Wir reiſen ſelbander. Ihre Tochter ſollen Sie aber deſſenungeachtet beſuchen. Immer habe ich H—. einmal zu ſehen gewünſcht, es war jedoch, als könnte es nicht dazu kommen, der Entſchluß hing an tauſend Ketten. Jetzt wollen wir hin und ein paar Monate über dort bleiben. Ich denke, das Weihnachtsfeſt wird Sie für den gehabten Schrecken entſchädigen."

Meine Minna! daß mir die Freude beſcheert ſein würde, Dich ſobald wiederzuſehen, dies wäre mir auch im Traume nicht eingefallen. Ahnungen giebt es aber. Kurz vorher, ehe das Unglück ausbrach, war eine ſo wunderſchöne Abendröthe, als ich ſolche kaum geſehen. Und wie ich in tiefem Sinnen hineinſchaute, brannte mir das Herz in Sehnſucht nach Dir, und der Gedanke verklärte meine Seele, wie ſchön wäre es, wenn ich Dich, Du einziges Kind! geſund und glücklich wiederſähe, und — was ſoll ich es leugnen? Du mir einmal erröthend geſtändeſt, Du wäreſt eine frohe Braut. Ich bat Gott mit Inbrunſt darum. Man ſollte aber um nichts Beſtimmtes bitten, ſondern ſeiner Weisheit Alles überlaſſen, weil man nicht weiß, auf welchem Wege der höchſte Wille uns unſern Wunſch erreichen läßt. — Ich mußte durch die Feuerangſt in Deine Arme dringen, und ob mein ängſtlich Flehen für Dein Glück durch das Abendroth an Gottes Herz gedrungen, daran möchte ich nicht zweifeln.

Beſorge uns nun ein hübſches Quartier, mein Töchterchen, und wo möglich in Deiner Nähe. In acht oder zehn Tagen wollen wir von hier abreiſen; früher geht es nicht an, weil noch viele Einrichtungen zu treffen ſind.

Der Oberconſiſtorialrath hat unzählige Beweiſe der Theilnahme von ſeinen Nachbarn erhalten; es iſt billig, daß er den Mitgenoſſen ſeines Unglücks Beiſtand leiſte. Es iſt etwas Rührendes, wenn in Gefahr die Menſchen ſo herbeieilen und die Hülfe ſich hundertarmig ausſtreckt, ein bedrohtes Eigenthum zu retten.

In ſolchen Augenblicken fühlt man das Band der Menſchheit, das Freund und Feind umſchlingt, und daß wir uns nie der Pflicht entziehen können oder dürfen, mit Liebe unſerer Nebenmenſchen zu gedenken.

Ja, was ich ſagen wollte, Du wünſchteſt, liebe Tochter, einen Theil Deiner Ausſtattung Deiner Freundin geben zu dürfen, welche den Geiſtlichen, den Herrn Hayn, heirathet. Ich hätte eine Gegenbitte an Dich. — Unſer Schullehrer und ſeine junge Frau, haben faſt Alles an Sachen verloren. Laſſe uns die Gabe der Freundſchaft zu Gunſten dieſer guten Leutchen theilen, die ihrer auch benöthigt ſind.

So ſorgen wir chriſtlich, wenn auch nach Frauen Weiſe, für Kirche und Schule! und laſſen Andere für den Staat ſorgen, das heißt, für den Staat, den ſie anziehen und in ihrem Hausweſen machen wollen. Allzuviel wird Dir dann freilich nicht übrig bleiben; aber der Segen kann auch Weniges vervielfältigen. Wenn auch der Segen einer Mutter kein Haus baut, ſo kann er es doch füllen, und das Herz dazu. Und der Zufriedene hat überall genug. Doch nun des Schreibens genug! bald, geliebtes Kind! bald ſehen wir uns. Dieſe Tage werden doch auch vergehen; es dauert ja nichts lange auf Erden. Ewig aber währt die Liebe

Deiner treuen Mutter
Chriſtine Bergener.

Fünfundſiebzigſter Brief.

Minna an den Doctor.

H—., den 18. December 18—.

Lieber, beſter Doctor!

In der größten Unruhe und Spannung des Gemüths habe ich von Tage zu Tage Ihrer Antwort auf mein letztes Schreiben an Sie, vom 26. vorigen Monats, entgegengeſehen; ja, daß ich es nur geſtehe, ſtündlich habe ich Sie ſelbſt erwartet, mein theuerſter Freund! Es muß Sie in jedem Falle etwas Wichtiges abgehalten haben. Oder hätte die Poſt ihre Schuldigkeit nicht gethan und jenen Brief liegen laſſen? Der Zufall iſt zuweilen eine Zuläſſigkeit, die aus weiſer Abſicht vereitelt, was wir wünſchen und hoffen. So oft die Baronin mich erblickt, fragt ſie: „Noch immer keine Antwort? Ihr Herr Doctor Balſam muß ſehr occupirt ſein —“ und dieſe Frage ſchlägt mir immer eine kleine Wunde der Empfindlichkeit. Es iſt, als wäre ich nicht dringend genug geweſen — aber ein Vorwurf für die Freundſchaft ſoll dieſer empfundene nicht ſein, und ich entſchuldige Sie dann ſtets mit dem Drange Ihrer Geſchäfte.

Wie das aber zu geſchehen pflegt, und beſonders in Bezug auf Furcht und Hoffnung; das Erwartete bleibt aus, und das Unerwartete kommt. So habe ich einen Brief von meiner lieben Mutter empfangen, der mir zwar durch die Nachricht, welche er enthält, Schrecken verurſachte, aber doch zuletzt eine große Freude brachte. Indem ich mich unfähig fühle, über einen andern Fall ausführlich zu ſein, als der heute meine ganze Seele bewegt, lege ich Ihnen jene Zuſchrift bei. Sie werden Alles ſelbſt daraus erſehen. Ein bitterer Tropfen aus einem nun geleerten Leidenskelch miſchte ſich bald genug in das Entzücken, womit der Gedanke mich erfüllte, ich würde die theure Mutter wiederſehen. — O lieber Doctor! mit Thränen ſage ich es Ihnen, Madame Adoly iſt todt — in der verwichenen Nacht hat ſie vollendet. So lange ich lebe, werde ich dieſe vortreffliche Frau nicht vergeſſen, die ich mit dem Stolz der Selbſtachtung meine Freundin nennen durfte. Warum mußte ſie ſo unglücklich ſein? Doch wenn das Ende jede Sache krönt: wahrlich! ſo ſtarb ſie mit einer Krone! und wenn Treue jedes Schickſal überwindet, auch das letzte, ſo wird ihr dort die Palme werden. —

Seit dem Schlaganfall des Präſidenten waren die Kräfte der Madame Adoly ſichtlich erſchüttert, und der Arzt hatte verlauten laſſen, ſie würde den Jahreswechſel nicht mehr erleben. Die Kranke fühlte ſich völlig frei von Schmerzen, und ihr Geiſt blickte um ſo heiterer, je mehr ſich ſeine Feſſel lüftete. Sie ſprach mit großer Klarheit der Seele von einem künftigen Sein, und wie bei den letzten Schritten hienieden man Alles anders anſähe, manchen Irrthum erkenne, und ſich wundere, ihn nicht früher erkannt zu haben. „So wird es ſein,“ ſagte ſie, „wenn nach unſerer Auflöſung wir den Sinn des Lebens erkennen und das Räthſel unſerer Beſtimmung. Es lag ſo nahe — und wir ſuchten ſo weit!“

Es waren köſtliche Stunden für mich, in denen ich kennen lernte, welche Faſſung des Gemüths im Tode bleibt, wenn das Leben edel geweſen. Hayn beſuchte Madame Adolp öfters. Sie ſchätzte ihn ſehr, und hielt ihn der tiefſten Blicke in ihr Innerſtes werth. Von geiſtlichem Troſte konnte bei einer Frau die Rede nicht ſein, die den Troſt der ewigen Liebe in ſich trug; dennoch aber hatte er ſie über ein Bedenken zu beruhigen, und es war gewiß ein großer Beweis ihres Zutrauens, daß ſie es in meinem Beiſein äußerte. —

Sie ſprach: „Ich hätte mich doch von meinem Manne nicht trennen ſollen. Der Glaube an ſein eigen Selbſt, an die wunderwirkende Kraft ſeiner Liebe, iſt dem Menſchen heilig und unerläßlich. Die Verwirrung, in der er befangen war, wäre vorüber gegangen, und die Reue hätte ihn inniger an mein Herz geführt. Ja, irre ich mich nicht jetzt noch, ſo iſt er mir im Grunde immer treu geblieben. Mein Zweifel, daß ich ihn ferner beglücken könne, gehörte leidenſchaftlichen Bekümmerniſſen und verletzten Gefühlen an. Die Liebe zweifelt nie! und zeugt Liebe nicht ewig Liebe? — Hätte ich aushalten können unter der drückenden Empfindung, daß er eine Andere mir vorzöge, mir, ſeinem Weibe! es wäre anders und beſſer für meinen armen Freund gekommen. Er war ſeiner Pflicht, ſeiner Gattin ungetreu; ich aber war dem Glauben an die Liebe abtrünnig geworden! — Dies ſagte mir wohl mein Bewußtſein; deßhalb verließ ich ihn nicht ganz, und wenn ich aufgehört hatte, ſeine Frau zu ſein, ſo bin ich doch ſeine Freundin geblieben, und — ſo gewiß ich Gottes Willen in meiner Bruſt fühle, — werde es ewig bleiben. Tauſend Mal habe ich an den jungen Geiſtlichen gedacht, der uns zur Sühne ſprach und deſſen wahrhaftigen Worten ich den Gehorſam verſagte. Wäre er noch unter den Lebenden, es würde mir beruhigend ſein, könnte ich ihm meine Beichte ablegen, und ihm ſagen, wie ich mein Unrecht und die Wahrheit ſeiner Worte ſpäter wohl eingeſehen. Damals war mir aber, als wenn ich ſo und nicht anders handeln müſſe; obgleich ich mir bewußt ſein darf, daß mein Wille immer redlich geweſen."

„Wahr iſt's," entgegnete Hayn, als Madame Adoly mit einem langen, kummervollen Seufzer ſchwieg, „mitternächtliches Dunkel ruht auf dieſer Seite unſeres Lebens. Der Menſch handelt aus freier Wahl, und hängt doch in einem Gewebe von Fäden, die von unbemerkbaren Wirkungen ſind. Er darf ſagen: Nicht ich beſtimmte meine Pfade; ein höherer Wille hat über ſie entſchieden. Der Herzen lenkt und Gedanken, hat mich geleitet, und ich habe folgen müſſen."

Ich prüfte dieſe gegenſeitigen Erklärungen an meinem Gefühl und mußte geſtehen, daß ich kaum anders als Madame Adoly entſchieden hätte. Und doch bereuete ſie nunmehr jetzt, wo jede Täuſchung verſchwunden war, jenen Entſchluß. Dabei gerieth ich in Verwirrung, lieber Doctor. Die Charlotte in den Wahlverwandtſchaften iſt mir trotz ihrer Schätzbarkeit immer ſehr widerwärtig geweſen, und ich hatte ſtets ein Gefühl, als möchte ich dieſen ſelbſtſtändigen Charakter bei Seite ſchieben, um der zarten und ſchöneren Liebe, der er hinderlich war, Raum zu verſchaffen. Kann denn aber, wo von einem Conflict zwiſchen Pflicht und Liebe die Rede iſt, die weibliche Ehre nicht auch in Betracht gezogen werden? Kann ein Weſen meines Geſchlechts, ſeiner Würde ſich bewußt, leben, leben! ohne die Würdigung ſeines Werthes zu empfinden, an der Stelle; wo dieſer Werth am hellſten glänzt? Darf ein reines Gefühl nicht entſagen — ſchweigend entſagen, wenn das geliebte Herz nicht mehr zu ſeinen Gunſten ſpricht? — Mich dünkt, dies ſei ſo recht, als natürlich. Seit einigen Tagen hatte die Kranke ſich merklich verändert. Sie ſchlummerte viel, manchmal kam ſelbſt im Wachen ein wirres Wörtchen über ihre Lippen, als ob ſie träumte. „Sie wird ſanft einſchlafen,“ tröſtete der Arzt; „das Leben hat ſich ſehr leiſe gelöſt; dies iſt häufig bei Perſonen der Fall, die nicht am Irdiſchen hängen.“ Iſt das wahr, lieber Doctor?

Geſtern Abend ſpät fand ich mich im Krankenzimmer ein, weil ich mir die Wache für die kommende Nacht ausgebeten hatte. Sulamith wollte mich ablöſen. Alle hatten ſich entfernt, nur der Präſident im Schlafrock — er war ſelbſt unpaß — ſaß noch ſtill und unbeweglich am Bett der Kranken, es war ein vollkommen eheliches Bild' Sie ſchien ſanft zu ſchlummern und ſammelte in dieſem letzten Schlaf die Kraft zum letzten Kampf! — Todtenſtille war im Zimmer, man konnte das Säuſeln der Athemzüge unterſcheiden. Einmal — zweimal fragte ich den Präſidenten, ob er ſich nicht ein wenig Ruhe gönnen wollte, die ſeine Unpäßlichkeit erfordere. Er ſah mich ſtarr an und ſagte, er wolle warten bis nach Mitternacht. Nun ſetzte ich mich an den Tiſch in der Mitte des Zimmers und las bei dem Schein einer verdüſterten Lampe in der „Geſchichte der Seele.“ nicht ahnend, an welch wichtigen Abſchnitt derſelben ich kommen werde, wenn ich kaum einige Blätter umgewendet hätte. —

Es ſchlug zwölf Uhr; ich weiß nicht, war es dieſer Schall oder dieſe Zeit, welche bei gefährlichen Patienten übergänglich zu ſein pflegt, wovon die Kranke plötzlich erwachte. Sie fuhr empor und rief: „Haſt Du auch den Donner gehört, Fritz? und im Kloſter drüben läuten ſie.“

„Es war nur die Uhr, welche ſchlug —“ antwortete der Präſident mit wankender Stimme, und bat, daß ſie ſich beruhigen möge; ein Gewitter ſei jetzt nicht denkbar. Das Glockenklingen vor den Ohren der Kranken beängſtete mich; aber wir ſchwiegen Beide. —

„Gott im Himmel! welche Schläge —“ rief ſie im ſchauerlichen Tone, und es war ungewiß, ob ſie die des Herzens meine. Dann: „O! dieſe ſchöne Königin der Nacht! Welch eine Freude iſt das mir! —“.

Ich erkannte augenblicklich den Sinn der Bilder, die ihr vorſchwebten.

Sie haſchte im nervöſen Spiel mit der Hand, wie wenn man Fliegen fängt. „Was machſt Du denn aber, meine Liebe?“ fragte der Präſident, und wollte die bebende Hand fangen, die er einſt losgelaſſen.

„Ich will den Käfer nur wegnehmen, hier an dem Kelch der Blume —“ ſagte ſie haſtig und haſchte wieder. Mit Grauen erinnerte ich mich, daß Sie, mein Freund, einſt davon geſprochen, daß Gewürme ſehen, eine Phantaſie Sterbender ſei.

Die Kranke athmete ſchwer und ſtieß leiſe, beinahe unverſtändlich die Worte hervor: „Breiteſt Du Deinen Mantel um mich, Fritz? Es wird ſo dunkel vor meinen Augen — o weh! Du haſt mir das Herz gebrochen!“ Der unglückſelige Mann, von dieſer Anklage im Innerſten getroffen, ſank mit einem ſchneidenden Schmerzenslaut, der noch jetzt, indem ich daran denke, mir die Seele durchdringt, auf die Kniee vor dem Bette der tiefbeleidigten Frau. Noch einmal ſchlug ſie die umwölkten Augen auf, ſchlang dann ihre Arme um ſeinen Hals, feſt, feſt neigte das Haupt und verſchied mit einem Seufzer, ihre Stirn an ſeine gedrückt.

Laſſen Sie mich ſchweigen, mein theilnehmender Freund! über dieſen Anblick. Ich bewundere ſeitdem die Heiterkeit ihrer Seele und bekenne, mein Herz iſt krank, ſeit es den heiligen Ernſt des Todes geſehen. Das tiefſte Bild, das in mir ſchläft, iſt erwacht und ich fühle den Schmerz der Lebendigen.

Als wir die ſtarren Hände, welche jenen Knoten geſchlungen, aufbrechen mußten (der Präſident war ohnmächtig dazu), dachte ich, der Unerforſchliche werde es einſt auflöſen, warum dies Band im Leben getrennt worden. Was Gott zuſammenfügt, ſollte in Wahrheit der Menſch nicht ſcheiden! Dieſe Trauformel werde ich niemals hören können, ohne mit erſchüttertem Herzen an die theure Hingeſchiedene zu denken.

Einen Lohn hatte ihre treue Seele noch auf Erden gefunden. Sie war in ſeinen Armen geſtorben, und ihr letzter Hauch war ein Gefühl der Liebe, der Vereinigung mit ihm.

Ich kann die ſtille Geſtalt, um welche die tiefſte Ruhe ſchwebt, nicht genug betrachten. Wenn ich auch die Scheu vor Todten natürlich finde, ſo halte ich es nicht wohlgethan, die Schauer ihres Anblicks zu vermeiden. Ein betrachtendes Gemüth wird dazu erfordert, ein leiſes Verſtändniß Deſſen, der uns in dieſer bleichen Hülle den Schein des Lebens entzieht, um uns die Schönheit des Himmels zu geben. Unzählige Male bin ich heute ſchon bei der Leiche geweſen. Ein Friede iſt auf das erblaßte Angeſicht ausgegoſſen, der mich über allen Ausdruck rührt. Von jedem Schmuck des Geiſtes entkleidet — wie ſchön war ihr Auge! ihr Lächeln! — liegt ſie nun da. Nur der Ring mit dem Rubin — er war nicht von dem gekrümmten Finger zu bringen, und ich hielt dafür, daß man ihn ihr laſſe — wirft einen ſtrahlenden Blick von den gefaltenen Händen, die einem Gebilde aus Wachs gleichen. Es iſt mir von eigener Bedeutung, als wäre die Gabe der Freundſchaft, das Herz der Liebe! der einzige Schmuck, der uns in das dunkle Grab folgt, den Nichts uns entreißen kann. —

Es iſt eine Leere, ein Schweigen in unſerm Hauſe, als hätte Madame Adoly herrlich und voller Freuden darin gelebt, als wäre die Seele des Hauſes entflohen. Der Präſident iſt in ſeinen Zimmern eingeſchloſſen und für Niemand ſichtbar. Er hat Speiſe und Trank abgewieſen. Seine Frau — ich muß es ihr zum Ruhme nachſagen — hat ſich in der letzteren Zeit ſehr ſorgſam gegen die Kranke benommen. Mit einer Feinheit, die auch in dieſer ſchwierigen Lage ihr Eigenthum blieb, wußte ſie ſo zart als vergütend, den Wunſch an den Tag zu legen, etwas zu dem Wohle derjenigen beitragen zu können, der ſie ſo viel Weh zugefügt. Sie weinte heute heftig, ſo fand ich ſie an dieſem Morgen. „Ich wollte, ich läge nun auch im Grabe —“ ſagte ſie; es war viel geſagt für dies vereitelte Gemüth. Das Nachſehen, dächte ich, müßte bitter ſein in ſolchem Falle. Verdrängt zu werden iſt bei weitem nicht ſo herbe, als verdrängt zu haben. Und dies iſt ein Haben, deſſen, wie Frau von Adoly zu ſpät einſieht, ſich Niemand freuen mag. Suzon iſt ſehr betrübt. Die Trauer um ihre verehrteſte und vertrauteſte Freundin iſt das Kleid, worin ſie auch den Schmerz ihrer Liebe hüllt.

Eugens Augen blieben trocken, als er, ſchleunigſt herbeigerufen, die theure Mutter leblos ſah; aber er war tief erblaßt und zitterte ſichtbar. Sein Zuſtand erregte meine innigſte Theilnahme.

„Mein Verluſt iſt zu groß,“ ſagte er mit gepreßter Stimme, da ich zu ihm redete, „als daß ich ihn überſehen könnte, zu groß für eine Klage! Ich habe eine Mutter verloren, die es mir im aufopferndſten Sinne war; ſolche Liebe reift ſelten auf dieſer Erde. Wenn ich ein Menſch bin, ein guter Menſch, ſo verdanke ich es nur allein der mütterlichen Güte dieſer Vollendeten.“ Es that mir leid um ſeinen Vater, da er dieſe Worte ſprach.

Frau Telkyn hat es dem Tode faſt übel genommen, daß er ſich nicht höher hinauf bis zu ihr bemühete.

„Ich habe Madame Adoly wenig gekannt,“ ſagte ſie trübſelig, „und weiß nur ſo viel, daß wir Hausgenoſſen und Leidensgefährten waren. Zwar hätte ich eher abkommen können — muß aber doch warten, bis es dem lieben Gott gefällt. Das Warten lernt man wohl im Leben, obgleich es ſchwer eingeht, denn das Herz iſt ſtrebſam und will wiſſen, woran es iſt. Das allerbängſte Warten iſt jedoch auf den Tod.“

Ja, mein theurer Freund! die Großtante hat Recht. Warten iſt ein banges Gefühl. Wie peinlich dünkt es uns ſchon, auf einen Brief warten zu müſſen! auf einen — was iſt das? ein ſchallendes Poſthorn die Straße herauf — warum erſchrecke ich ſo? es hält — wäre es möglich? wenn mein Freund —

Sechsundſiebenzigſter und letzter Brief.

Am Sylveſtertage.

Und wirklich war es der erſehnte Freund. Noch war die Tinte des letzten Wortes in dem an ihn gerichteten Briefe nicht getrocknet, als er leibhaftig vor Minna's naſſen Augen ſtand. Schreiberin dieſes nimmt an ihrer Statt die Feder auf, um den Schluß hinzuzufügen. Es wäre noch Viel zu ſagen, und unſere Leſerinnen werden uns gern ein wenig Geduld ſchließlich gönnen, wenn wir auch das Ende von dieſem Briefe, von unſerm Schmuck! nicht in Kürze faſſen können.

Der Ruf, der fremde Doctor ſei angekommen! verbreitete ſich ſchnell durch das ganze Haus. Die Dienſtleute betrachteten ihn wie einen Heiland, der, obgleich vor dem Feſte, doch für diesmal zu ſpät käme. Minna war ihm entgegengeeilt. Die Trauer der Familie gab ihr zu dem Vorrecht der Freude an dieſem Beſuch auch das, ihn zuerſt und für ſich allein begrüßen zu dürfen. Ihr Herz war weit geöffnet, wie die Thüren ihres Zimmers, worin ſie ihn und Ida führte, die er mitgebracht. — „O, nun iſt Alles, Alles gut!“ ſagte Minna mit ſchmerzlicher Verſicherung; mir iſt, als dürfe ich mich nun über Nichts mehr ängſten.“

Doctor Balſam ſtand beſtürzt in den Armen ſeiner Freundin, über deren Wangen unaufhaltſam Thränen floſſen, heiße Thränen des Vertrauens. „Theure Minna!“ antwortete er gerührt und erſtaunt, „dieſe Freude gleicht faſt dem Schmerz. Sie ſcheinen angegriffen — und ſind ſogar etwas ſchmal geworden, was nur das Glück dieſes Wiederſehens ſchmälern würde, wenn ich nicht wüßte, wie wenig es in Ihren Jahren zu bedeuten hat.“

Der Doctor ſprach wie ein Mann der Erfahrung und Ruhe, aber vergebens, wenn er dem Eindruck ſeiner Ankunft dadurch zu gebieten hoffte. In ſeinem Herzen dachte er aber, es ſei wohl nicht umſonſt geweſen, daß er um jeden Preis die Hinderniſſe beſeitigt hätte, welche dieſer Reiſe im Wege geſtanden.

„Vergeben Sie mir nur!“ ſagte Minna und weinte ſehr, „ich bin ſo bewegt — ich kann mich noch nicht faſſen. Die ſchöne Vergangenheit tritt in Ihnen vor mich hin. Ihre Stimme ſpricht mich mit dem Gefühl einer beſſeren Zeit an, als die ich nun verlebt, ich ſehe mein altes Glück, ich höre meinen Vater reden, — hier giebt es nur verſtimmte Saiten und zerriſſene Herzen.“

„Das Ihre ſchütze Gott!“ ſagte der Freund und drückte mit Wärme ihre Hand. „Die Stimmung einer reinen Seele ſtören, das iſt der Ton der Welt. — Mich dünkt, liebe Minna, Sie dürfen hier nicht bleiben.“

Er verſchwieg, wie er finde, daß die Jugendblüthe ſeiner Freundin gelitten hätte. Dieſer leidenſchaftliche Hauch von Angſt und Harm, der ihn befremdend anwehete, war nicht aus ihrem Geiſte, deſſen ungetrübte Heiterkeit ihn ſonſt erquickt hatte.

Minna fand Ida gewachſen. Die Kleine athmete anfänglich in beklommener Scheu, da ſie die liebe Minna in Thränen ſah; bald aber war das traute Verhältniß zwiſchen ihnen hergeſtellt. —

Sobald die Baronin vernommen, daß der Erwartete nun da ſei, ſorgte ſie dafür, daß man ihn nicht aus dem

Hauſe laſſe, um ſich für die Dauer ſeiner Anweſenheit dieſer koſtbaren Nähe zu verſichern. Minna aber ließ ſich ihren kleinen Gaſt nicht nehmen. Ida plauderte viel und ſchüttete ihr kleines Herz vor der Freundin ihres Vaters aus, ſo daß Minna inne ward, wie viel häusliche Unluſt der Doctor ihr noch verſchwiegen. Das Kind verrieth in ſeiner Unſchuld mehr, als er vielleicht wußte, und ſprach: „Tante Lottchen iſt jetzt immer ſo verdrießlich — und hat ſchon gar manchmal ein Bischen geweint. Sie verlangt, der Vater ſolle mich ihr in die Koſt geben — das würde aber wohl ſehr viel koſten.. Er will nicht, und ich würde nichts genießen können, wenn die Sträflinge ſolch Eſſen und einmal Prügel bekämen, wovon der Hauptmann ſo oft ſpricht. Ach, Minna! das iſt ein ſchrecklicher Mann! er kann die Stirne grimmig zuſammenziehen und iſt unter den Augen geſchwollen — ſie haben ſich ſchon öfters tüchtig gezankt —“ ſetzte die Kleine halblaut hinzu und nickte mit dem Köpfchen, als wüßte ſie, wie folgenſchwer dies ſei; „die Töchter des Hauptmanns aber ſagen, da hätten ſie viel zu thun, wenn ſie ſich etwas daraus machen wollten.“

Minna küßte das Kind haſtig. Der Gedanke war ihr beunruhigend, in welcher Gefahr dieſe zarte, kindliche Seele zeither geſchwebt. Das Geſchwätz der Kleinen hatte ſie zu tiefem Nachſinnen gebracht.

Bald nach jenem Briefe, worin die Mutter anzeigte, daß ſie mit ihrem alten Freunde nach H—. kommen werde, hatte der Präſident gegen Minna erklärt, er werde nicht zugeben, daß dieſe eine Wohnung in fremdem Hauſe miethe. So ward beſchloſſen, die Mutter ſolle das Zimmer ihrer Tochter theilen, und der Oberconſiſtorialrath das ehemalige Quartier Hayn's einnehmen. Es ſchien für einen gelehrten

Gaſt geeignet. Sonſt war nirgend Platz geweſen, zur Aufnahme des Guten! Für die kleinſte Freundſchaft mußte erſt mit großen Schwierigkeiten Rath geſchafft werden, doch wo nur ein Stückchen Himmel zu finden — ein Athemzug der Liebe, da iſt auch Raum da! Nur die Selbſtſucht verengt das Haus wie das Herz.

Den nächſten Tag kamen die lieben Gäſte aus Oſterfriede nun an, zum abermaligen Beweiſe, daß kein Glück allein kommt. Minna's Freude war unſäglich, und die Mutter konnte ſich nicht ſatt an ihr ſehen. Nichts drängt die Menſchen ſo dicht an einander und macht ſo ſchnell aus Fremden Freunde, als der Schmerz des Todes. Wir fühlen uns darin als Angehörige eines Lebens!

Der alte Geiſtliche mit ſeinem wohlwollenden Geſicht fand Eingang bei der düſtern Verſchloſſenheit des Präſidenten, und drang mit frommer Kraft an dies zerknirſchte Gemüth. Auch dem Baron und ſeiner Mutter ließ er ſich vorſtellen, und ſein Urtheil über dieſen Kranken fiel anders aus, als das des Doctors, der nicht gänzlich hoffnungslos für ihn war. Wir wagen nicht zu entſcheiden, in wie weit vorherrſchende Gefühle ſich in dieſe Anſchauung miſchten; denn auch der Arzt bleibt ja ein Menſch! denn wer ſich täuſchen kann, der darf auch hoffen. Und wer ſeinen Beruf, ſeine Freunde wahrhaft liebt, der glaubt auch über alles Mögliche hinaus. —

„Wenn nur der Winter erſt überſtanden wäre für ihn —“ ſagte der Doctor, „dann eine Reiſe in den Süden — — der Baron hat ein munteres Auge.“

Der Oberconſiſtorialrath ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Das eben gefällt mir nicht. Es iſt ſo ein gewiſſes Leuchten in ſeinem Blick, wie wenn ein Licht bald verlöſchen will. Der Baron ſieht mir ſehr ſterblich aus. Nicht etwa ſterblich verliebt — Gott bewahre! im Arm der Liebe wird er ſchwerlich ruhen, wohl aber im Schooß der Erde. Was die äußeren Kennzeichen anbelangt, lieber Doctor, da darf ich mich für einen alten Practicus halten.“

Die Mutter nahm Alles im Hauſe für ſich ein, ſogar Frau von Arolz, fand an dieſer ſchlichten Natur ſichtlich Gefallen. Als Minna mit dem frohen Stolze eines treuen Kindes dies gegen ihre Mutter ausſprach, ſagte dieſe: „Ja, meine Tochter! ohne Ruhm zu melden, darf ich ſagen, mir ſind die Leute immer gut geweſen, und das Gefühl der Feindſchaft habe ich, dem Himmel ſei ewig Dank dafür! nie gehabt. Es giebt kein ſichereres Mittel, Wohlwollen zu finden, als wenn man es nicht ſucht. Nur wer da hat, dem wird gegeben — heißt es in der Schrift. Darum wär ich ſtets vergnügt in meinem Gott, und habe ohne mein Zuthun Freunde gefunden unter den Menſchen.“

Am Tage vor Weihnachten hatte die Mutter eine lange Unterredung mit dem Doctor gehabt, von der ſie mit glimmenden Augen zu ihrer Tochter kam. „Ein Geſchenk habe ich nun morgen nicht für Dich, mein Kind!“ ſagte ſie, „bei dem Schickſale, das uns betroffen, hat man ja Alles außer Acht gelaſſen. Der Schulmeiſterin wird, denke ich, auch die Luſt vergangen ſein, einen Chriſtbaum anzuzünden. — Ich will den lieben Gott um Segen für Dich bitten. Der gute, alte Herr, der ſo pünctlich bezahlt und mit reichlichen Zinſen, iſt mir ſo noch Etwas ſchuldig. Es war nämlich eine Eigenheit vom ſeligen Vater, daß er es nicht leiden konnte, wenn die Leute auf den Brand betteln gingen; ich aber konnte mich der milden Gabe nie enthalten. Nun iſt ſeine eigene Frau abgebrannt. Der Dank des Armen weiſ't auf den Himmel an, ſo werden wir zu ſeiner Zeit empfangen, was uns gut und ſelig iſt.“ Die Mutter lächelte zuverſichtlich in ſich hinein.

Madame Avoly war in winterlicher Morgenfrühe und ihrem Wunſche gemäß in aller Stille begraben worden. Von Stund an nahm der Präſident ihre Wohnung unverändert in Beſitz, was auch ſelbſt ſein Sohn dagegen ſagen mochte. Er lebt, wo ſie gelitten, er ſchläft da, wo ſie geſtorben, und die Scheidung von ſeiner Frau ward dadurch ſchweigend vollzogen. Ein inneres Verhältniß — wenn es jemals beſtanden — war längſt zwiſchen ihnen aufgelöſ't.

Am Chriſtmorgen flüſterte Sulamith: „Wiſſen Sie, Minna, wer jetzt bei dem Baron iſt, und eingeſchloſſen mit ihm? Fiorde! mit dieſen meinen Augen habe ich ihn geſehen.“ Und Mitha's Augen waren hell genug, einen Freund zu erkennen.

„Fiorde!“ wiederholte Minna erſchrocken, als ob dieſer Geiſt ihr als ein unberufener erſchiene. „Ich werde aber Suzon nichts davon ſagen,“ ſetzte das Mädchen hinzu, „ſie iſt ohnehin traurig genug.“

Es war längſt verabredet, daß die Familje Avoly nebſt ihren Gäſten den heiligen Abend im Zimmer des Barons feiern würden. Er ſchien Freuden vorzubereiten, von denen Niemand, auch ſeine Mutter nicht, wiſſen durfte. Die Bedienten waren in geheimen Aufträgen verſandt worden, der Baron hatte ſich mehere Male ſchreibend finden laſſen, und ſich zeither in ungewöhnlicher Aufregung befunden. — Stets daran gewöhnt, die Handlungsweiſe ihres Sohnes zu überſehen, fand ſich die Baronin durch ſein Verſchweigen deſſen, was er vorhabe, in übler Laune. Sie hielt in ihrem Mißmuth dieſen Beweis ſeiner Selbſtſtändigkeit für ein

Zeichen von Schwäche, und überhaupt nichts für gut, für gerathen, was nicht mit ihrem Rath, mit ihrem Wiſſen geſchah. So ſprach ſie gegen den Doctor die Beſorgniß aus, dieſe Unruhe werde dem Baron ſchaden, und auch, wie ſchlimm es ſei, daß man Kranke in ihrem Eigenwillen gewähren laſſen müſſe. Jener verſicherte dagegen, die Freude ſtärke auch! und die Freude, welche man giebt, ſei eine Gotteskraft, welche mit verdoppelter Stärke auf den Geber zurückwirke.

„Das gebe Gott!“ ſagte die Baronin mit einem ſchweren Seufzer, „ich denke nur, Ruhe iſt für die Kranken das Beſte.“

Minna ſaß in ihrem Zimmer allein und ſchaute gedankenvoll in die dunkelnde Luft. Die Mutter, welche ſich mit Frau Telkyn ſehr befreundet hatte, war noch ein Stündchen bei ihr, und der Doctor mit Eugen gleich nach Tiſche in einen Wintergarten gegangen, der in großem Rufe ſtand.

Vor Minna's Seele dämmerte die Vorſtellung, wie viel der Abend, der immer näher kam, entſcheiden könnte. Sie dachte an Fiorde und Suzon mit einem Mitleid, das zarter noch als das der Weiblichkeit war. Wenn Suzon die Braut des Barons würde! „Braut!“ wiederholte Minna laut, und ein leichter Schauer rieſelte durch ihr Herz.

So, als hätte dieſes Wörtlein einen Geiſt gerufen, huſchte Ida, feſtlich angezogen, zur Thür herein, die ſie hinter ſich ein wenig offen ließ und rückwärts ſchauete, als würde Jemand nachkommen. Sie trug ein Päckchen unter dem Arm und eine natürliche Roſe in ihrer Hand. Mit leiſer, verſagender Stimme ſprach die Kleine: „Liebe Minna! hier bringe ich Dir zu einem braunen Kleide, wie ich es verſprochen. Wollteſt Du es in Liebe tragen, und mich mit

Geduld und mein Herz dazu annehmen, was Dir ja längſt gehört, ſo würde mein Vater Dich auf den Händen tragen und Deine Zukunft ſollte heller ſein, als die Farbe von dieſem Zeuge — und hier iſt eine Roſe, die der Vater aus dem Wintergarten mitgebracht. Sieh nur! ſie iſt friſch — und hat auch ein Knöspchen. Die ſollſt Du zum Beweiſe nehmen, daß nicht der Frühling allein Roſen trüge.“ —

„Gott! — Gott im Himmel!“ rief Minna mit einem tiefen Athemzuge, und Thräne auf Thräne träufelte in den Duft der Roſe, in des Kindes Locken. Eine Blume im Winter haucht auch den kälteſten Menſchen mit einem wärmeren Gefühl an; hier war es der Gedanke der Liebe, welcher Minna ſo rührte. Ida weinte laut. „Wirſt Du nun aber meinen Vater auch nehmen?“ fragte die Kleine ſchluchzend, und ſchon ſtand der Doctor daneben, und ſtreckte die Hand aus, die ein wenig bebte.

„Theure Minna! was darf ich für mich hoffen und für mein Kind?“

„Alles, mein Freund!“ antwortete Minna, „wenn der liebevollſte Wille und ein Herz voll treuer Hochachtung Ihnen genügt.“

„Meine Freundin!“ ſagte der Doctor mit einem Tone, der dieſem Namen widerſprach, „reicht Ihnen unſer bisheriges Verhältniß für ein innigeres aus? Sie können Anſpruch auf ein anderes Glück machen.“

Minna lächelte hell in ihren Thränen, ſchlang ihre Arme um ihn und ſprach: „Wehe dem Mädchen, dem die Freundſchaft eines edeln Mannes, dieſe höhere Liebe, nicht genügt, das die feſte Stütze der Achtung für zu wenig hält, um ſich einer Zukunft zu verſichern, die keine Hoffnung ſinken läßt, welche auf der Geſinnung beruht! Ich traue

Ihnen getroſt mein Glück an, mein Herz mit all ſeinen Schwächen.“

„Nun denn!“ ſagte der Doctor, und Minna blickte in ein Paar weinende Augen eines feſten Mannes, „ſo ſollen Sie zeitlebens den treueſten Freund an mir haben und die wahrſte Liebe ſoll Sie für die ſüßen Täuſchungen der Jugend entſchädigen.“

Er drückte Minna mit zarter Inbrunſt an ſein Herz, und Ida umſchlang jauchzend ihre Kniee.

Da klopfte es leiſe. Unterbrechungen glücklicher Minuten ſind die Boten der irdiſchen Unvollkommenheit, die uns aus jedem Himmel in das Leben zurückrufen. Der Doctor ſchritt haſtig an die Thür — es war nur ein Augenblick, aber Minna ſah eine Dame, die draußen ſtand, und ein blaſſes Geſicht, das unter einem ſchwarzen Schleier hervorſah. Der Freund führte ihr hierauf eine Bekanntſchaft zu, welche Minna mit herzlichem Intereſſe aufnahm, und die wir nur um ein Weniges ſpäter unſern Leſerinnen erneuern werden.

Als die Familie und Alles, was zur Zeit dazu gehörte, ſich in den Zimmern des Barons verſammelte, geſchah es wie in feierlicher Stille irgend einer großen Erwartung. Die Verkommenheit ſeiner bleichen, ſchmächtigen Geſtalt trat in der hellen Erleuchtung um ſo auffallender ins Licht, und nur als ein Bräutigam der Sterblichkeit mochte er der armen Suzon erſcheinen, die zuletzt eintrat, zagend vor dieſer Stunde, ſo daß ſie nicht zu leben wünſchte. Eine Tafel voll niedlicher Geſchenke, die zur Austheilung bereit lagen, war wie eine kleine Kunſtausſtellung zu betrachten, wie eine Allegorie der Vorſehung, deren Güte und Reichthum Keinen vergißt, Jeden aber errathen läßt, wem das Loos aufs lieblichſte fallen werde. —

Bevor der Baron den heiligen Chriſt beſcheerte, ſagte er mit einer kleinen Beugung des Hauptes: „Jetzt, wo der Hauskreis geſchloſſen iſt —“ ein hemmendes Hüſteln verſtärkte den Ton dieſer Worte, „erlaube ich mir, noch ein paar liebe Gäſte einzuführen, die uns nahe angehen.“

Die Baronin machte weite Augen — ihr Sohn legte die Hand an den Drücker einer Tapetenthür, und Fiorde und ſeine Mutter traten heraus. Letztere ging in Halbtrauer und trug ein Käſtchen unter dem Arm. Der Baron faßte ihre Hand, führte ſie ein paar Schritte vor und ſprach: „Dieſe Dame, meine verehrte Mutter! iſt die ehemalige Doris von Golda — welche bei den Tanten in Steinfelden erzogen wurde. Ihr Sohn iſt Fiorde hier, der uns ſo lieb geworden, ehe wir wußten, wie nahe er uns verwandt wäre.“ „Sie werden mich nicht mehr kennen, gnädige Frau,“ nahm Jene mit zitternder Stimme das Wort, „denn der Kummer über begangene Fehler macht alt vor der Zeit, und das Unrecht verwiſcht leichtlich einen Namen aus dem Familiengedächtniß der Edeln.“ Und dabei floß ihr Auge von bittern Thränen über.

„Wer aber bereut, wer zurückkehrt — hat immer noch den echten Familienzug, an dem man ihn erkennt,“ ſagte der Baron mildſelig. „Sieht doch Gott das Herz an, und wir armen Menſchen ſollten einander nicht wiedererkennen wollen?“

„Das ruht ja in vergangener Zeit, meine Liebe!“ ſetzte die Baronin mit Güte hinzu, „und die Tanten ruhen auch. So viel ich weiß, haben Sie Erſatz geleiſtet, freilich der Schmuck —“

Fiorde's Mutter griff nach dem Käſtchen; aber ſchon hatte der Baron Suzon's Hand ergriffen, zog ſie ehrerbietig näher und ſprach: „Mein theuerſtes Fräulein! Sie wollten mir ein Opfer bringen, ich weiß es. Ich fuhle die ganze Größe des Glückes, was für mich in dem Gedanken liegt, Sie hätten mich ſolcher Achtung, ſolchen Vertrauens werth gehalten. Dies einzige Gut iſt mein, und ich behalte es für ewig — ich hielt von jeher auf die Dauer.“

Der Baron ſagte dies mit einem Lächeln, das wie ein Schatten über ſeine Miene flog. Dann fuhr er ſehr bewegt fort: „Fiorde, Du biſt der Erbe meiner irdiſchen Hoffnungen! ich lege dieſe geliebte Hand in Deine, Dir gehört das Herz! ohne Achtung iſt keine wahre Liebe: doch ohne das Herz iſt kein wahres Glück. Das Wohl der Meinen lege ich auf Deine Seele! reiſe nicht zu viel, lieber Fiorde — Du wirſt ſtets beglückt in Deinem Hauſe ſein — Suzon! um Gotteswillen! theure Suzon!“ Suzon glitt bewußtlos in ſeine Arme, ihre Pulſe ſtanden ſtille. Er ſchwankte überwältiget unter der ſüßen Laſt.

Durch dieſe Ohnmacht war eine heilſame Verwirrung in die erſchütternde Einheit jener Handlung gekommen. Es dauerte lange, ehe Suzon zu ſich kam; aber ſie erwachte wie eine Selige. Aufgelöſt in ein begeiſterndes Gefühl der Großmuth dieſes Mannes, ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Hals, und er fühlte den Schlag eines dankbar erſchütterten Herzens an ſeiner Bruſt. Und als er nun dem Fiorde ſein ſchönes Eigenthum übergab, da empfand er, wie Geben wahrhaft ſeliger iſt, als Nehmen, und daß Liebe, wenn ſie auch alles nimmt, dennoch Alles, Alles! giebt.

Der Baron war ſo erſchöpft, daß er ſich mit geſchloſſenen Augen in einen Seſſel zurücklehnte, um ſich zu erholen. Seine Mutter, durch dieſe Scene beſtürzt und geängſtet, ſagte: „Mein beſter Sohn! Du ſprichſt, in Wahrheit! zu viel. Denke doch auch an Dich.“.

„Das thue ich ja eben,“ verſetzte der Baron, „was ich fühle, iſt jedoch unausſprechlich“

Jetzt trat Fiorde's Mutter dieſen Beiden näher. Sie hatte ihr Wort, wie ihre Gabe noch nicht anbringen können. So ſprach ſie nun eilig: „Daß es ſo kommen würde, konnte ich nicht ahnen; hier iſt der Schmuck, der damals durch meine Schuld verloren ging. Es war eine Gebetsſache für mich, daß ich ihn wieder erlangen möge. Gott hat mich erhört. Wie durch ein Wunder kam er in meine Hände. Ich brachte ihn mit, weil ich glaubte, er könne zum Brautſchmuck dienen. —“

Der Baron empfing das ſchwarze Käſtchen, und ſchlug den Deckel zurück. Dieſe Diamanten vom reinſten Waſſer funkelten minder, als mancher Blick der darauf haftete, und in manchen Augen glänzten Freudenthränen.

„Dieſer Schmuck,“ ſagte der Baron mit klarer Stimme, „iſt vor längerer Zeit ein Gegenſtand anhaltender Uneinigkeit und, wie ich nunmehr erfahren, die Urſache langer Bekümmerniß geweſen. Ein Brautſchmuck ſoll er daher nicht ſein. Wenn meine gnädige Mutter mit mir einverſtanden wäre, ſo ließen wir dies Halsband, wie auch das Uebrige, vereinzeln und Jedem von Ihnen ein Andenken faſſen. Dies wäre ein Band von Werth für uns Alle; denn nur das Edle verbindet gute Menſchen.“

Die Baronin ſtand wie ein Bild von Stein, ſcheinbar untheilnehmend an dieſer Idee. Sie äußerte nichts, weil ſie keinen eigentlichen Begriff von dem Weſen der Entäußerung ihres Sohnes hatte. Nur als er Suzon in ſeinen Armen hielt, als er in einer Sprache redete, die ihr fremd war, da fühlte ſie mit einem dunkeln Schmerze, daß er ihr entrückt wäre, und der Gedanke ward ihr flüchtig klar, wie ein fallender Stern, ſie hätte ihn nimmer verheirathet wiſſen können.

Nachdem die kleinen Geſchenke ausgetheilt waren, entfernte ſich die Geſellſchaft, auf daß der Kranke zur Ruhe käme.

„Ich werde nicht ſchlafen können,“ ſagte die Mutter zu ihrer Tochter Minna, als ſie endlich allein auf ihrem Zimmer waren; „tauſend Gedanken gehen mir durch den Sinn, ich bin ſo aufgeregt, und möchte nicht müde werden, Gott zu preiſen und zu danken. Ach! wenn der ſelige Vater dieſe Weihnachtsfreude erlebt hätte! Nun ich denke, er wird auch davon wiſſen. Als ich den Schmuck erblickte, den ich heute vor einem Jahre empfing, ſchwebte mir jene Stunde deutlich vor der Seele. Niemand von den Anweſenden dachte vielleicht, wem dies Geſchmeide gehört hätte; denn Du und ich, wir ſtanden ganz unparteiiſch dabei. So iſt es mit jedem Beſitz. Wüßten wir, von wannen er käme, und wohin er ginge; wir ließen Alles fahren, außer — Gott. Ein frommes, weiſes Herz, dies ſei Dein Schatz auf Erden —. Du kennſt den Vers, liebe Tochter. Man iſt wenig, wenn man nur glücklich iſt. Glaubſt Du wohl, daß ich den Fiorde troß ſeinem überſchwenglichen Glücke beinahe bedauert hätte? Der Baron, der arme, kranke Herr! kam mir viel neidenswerther vor, und ich bewunderte ihn. Der Mann muß ſich das Weib verdienen! und es nicht wie eine Puppe zum Geſchenk erhalten.“

„Das Mitleid macht meine gute Mutter ein wenig ungerecht,“ erwiederte Minna, „das Glück iſt auch etwas

Göttliches, und Fiorde gewiß ſeiner beſten, ſchönſten Gabe werth! Du urtheilſt ſonſt nicht ſo ſcharf.“

„Da ſpricht die alte Liebe aus Dir, die nicht roſtet;“ erwiederte die Mutter; „aber Recht haſt Du! wie denn die Liebe immer Recht hat. Doch Minna! hörſt Du? Laſſe tief im Herzen ruhen, was ſich einmal darin geregt hat, und lobe den Fiorde nie gegen den Doctor. Ein Ehemann, auch der beſte, wäre er zumal über die Jahre der Jugend hinaus, iſt wie der jüngſte Tag, der Gericht hält über jedes Stäubchen einer begrabenen Liebe im Herzen ſeines Weibes, was auferſteht. Das iſt die Welt, die, wie der ſelige Vater immer ſagte, man mit einer Hand bedecken kann, und oft mit ſchonender Hand bedecken muß.“

Allmählich bedeckte der Schlaf Minna's Augen; doch ſie wähnte, noch lange nicht genug des Schlummers Süßigkeit genoſſen zu haben, als ſie geweckt ward. Die Mutter ſtand vor ihrem Bette und ſprach: „Wache auf, mein Kind! ich habe noch kein Auge ſchließen können. Es muß etwas Wichtiges im Hauſe vorgehen, die Thüren gehen auf und zu, und deutlich habe ich den Gang des Doctors vernommen.“

Jetzt kam es über den Vorſaal, pochte leiſe, doch wiederholentlich, und rief: „Frau Bergener!“

„Das iſt der Oberconſiſtorialrath!“ ſagte Minna's Mutter, und öffnete alsbald. Das flackernde Licht in ſeiner Hand warf einen grellen Schein auf ſein geiſterbleiches Geſicht.

„Das iſt wieder eine dunkle Chriſtnacht, wie vor dem Jahre“ — ſprach er mit verſtörter Stimme, „denken Sie nur, liebe Freundin! der Baron iſt todt! und um drei Viertel auf Ein Uhr ſanft verſchieden. Ein Nervenſchlag hat ihn gerührt — wahrlich! dieſer Mann war ein Gefäß zur Ehre Gottes. Kommen Sie doch herab! Seine Mutter iſt troſtlos, und Sie haben eine ſo hübſche Weiſe zum Zuſpruch.“

Die Baronin war jedoch in einem Zuſtande, der ſie für jede Anſprache unzugänglich machte. Erſt dann, als der erſte Schmerz vorüber war, fanden Worte der Theilnahme und des Troſtes einigen Eingang in dies tiefverwundete Gemüth, für das es nun keinen Balſam mehr gab, als den älteſten — die Zeit.

„Ich hoffte ſo viel von der Reiſe nach dem Süden“ — ſagte ſie zu dem Oberconſiſtorialrath in bitterm Harm über dies getäuſchte Hoffen.

„Er hat ſich nach dem Oſten gewendet,“ antwortete Dieſer, „und auch wir wollen es. Dort iſt Heil für jeden Schmerz, nirgend anderswo.“

Nach der Beſtattung des Verſtorbenen, die in höchſter Feierlichkeit geſchah, verließ die Baronin das Haus des Präſidenten und ging mit Fiorde und ſeiner Mutter nach Burgrüſtern. Gegen das Frühjahr wollte ſie mit Jener für immer nach Steinfelden ziehen, weil der Aufenthalt auf dem Gute ihres Sohnes, das er bewohnt, ihr allzuſchmerzlich fallen würde. Fiorde ſollte die Güter des Barons verwalten, bis er ſie als ſein Erbeigenthum übernähme.

Als dieſer Beſchluß getroffen wurde, ſchloß die Baronin Fiorde's Mutter in ihre Arme, weinte und ſprach: „Dort wollen wir in tiefſter Stille zuſammen leben — und ſterben. — Einſt — daß ich es nur geſtehe — tadelte ich die Waiſe von Golda, und daß die ſeligen Tanten den unſeligen Einfall gehabt, ſich ihrer anzunehmen. Jetzt lobe ich Gott, daß er ſie mir zum Troſte gelaſſen. Ach!

eine Mutter, die ihren einzigen Sohn begräbt, iſt mehr als Wittwe! mehr als Waiſe! die iſt ſehr verlaſſen.“ Die Mutter Fiorde's verſicherte, daß es ihre heiligſte Sorge ſein werde, dieſen Kummer zu theilen, und wie ſie für dieſen Zweck leben würde. „Ich werde dieſe Pflicht treuer und dankbarer erfüllen, als die, welche ich damals verletzte. Erſatz kann ich Ihnen freilich in keinem Sinne geben — auch der beſtmöglichſte läßt eine Lücke. Man lebt nicht mehr ganz, wenn der innerſte Beſitz uns einmal entriſſen war. Aber der gute Wille, die Kraft des Herzens! kann doch viel umfaſſen und ſich ſelbſt Wort halten. So habe ich nach meinen Kräften gethan. Die Kiſten und Kaſten ſind alle voll, der entwendete Schmuck iſt wieder da —“

„Ach!“ ſagte die Baronin trüben Blickes, „mein Herz iſt voller Gram! Die Perle iſt daraus gebrochen. Ich brauche nur ein Tuch, meine Thränen zu trocknen. Was ſoll mir der Schmuck? Der Edelſtein meines Lebens iſt hin, und ich kann Gott nur um Faſſung bitten, meinen Schmerz mit Würde zu tragen.“

Der Doctor reiſte gleich nach dem Feſte ab; die erſten Schneeglocken ſollten ihn und ſeine Minna zum Traualtare läuten. Der Oberconſiſtorialrath wollte die Braut nach G—. geleiten und dann in ſeine Heimath zurückkehren, doch nicht ohne die Mutter. Und während das Ehepaar ſein Glück nun bauen möge, allein und in Frieden, würden die beiden rüſtigen alten Leute den Bau in Oſterfriede fördern helfen, der ihnen nun bevorſtand.

Der Schmuck iſt in der Idee des Barons verfaßt worden. Sie Alle, liebe Leſerinnen, trügen ein Andenken davon, wenn Sie mit Herz und Sinn Sich von ſeinem Inhalt aneignen wollten, was Ihnen am anwendbarſten ſchiene. Es bleibt Ihrer Wahl überlaſſen. Wenn Sie aber dies kleine Erbtheil heilig hielten, wenn es Ihnen und Andern zur Freude gereichte; dies wäre vom größten Werth für mich. Ich fühle mich reich und froh in dieſer Vertheilung, und ſage mit dem Dichter: „Mein Schmuck iſt's, was mir dieſe Stimmung giebt!“

Die ich mich mit treuer Geſinnung nenne
Ihre Freundin
Henriette Hanke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Neunundſechzigſter Band.

Die zwölf Monate des Jahres. Erſter Band.

Hannover, 1843.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Januar.

So vergehen die Dinge, wie eine Geſchichte, die erzählt worden.

Boz

Das Feſtgeläut des Neujahrmorgens ertönte; ſilberne Schneeflocken wiegten ſich in der ſtillen Winterluft, und auf den Straßen herrſchte das Schweigen, welches den erſten Feiertag des Jahres ankündigte.

In den warmen, abgetragenen Schlafrock geſchmiegt, ſtand die Wittwe des Malers Belino am Fenſter des kleinen Stübchens und ſchaute empor; aber der Himmel war verſchleiert wie ihre Seele. Da weckten die hehren Klänge der Glocken ein Gefühl religiöſer Erhebung in dieſer beladenen Bruſt, Seufzer der Sorge löſeten ſich von dem ſchweren Herzen, ein frommer Vers trat auf die blaſſe Lippe — und die funkelnde Blumendecke des Fenſters zerſchmolz vor dem Hauche flehender Inbrunſt und rann in leiſen Tropfen nieder.

Cornelia, die vierzehnjährige Tochter der Wittwe, trat aus der Kammerthür. Auf der rothgeſchlafenen Wange blühete das erneuete Leben in vollen Roſen der Jugend, und das helle Auge ſtrahlte freundlich. Sie nahete der Mutter.

„Ich wünſche Dir Glück zum Neujahr, mein Mütterchen!“ ſagte Cornelia, die ſchmächtige, abgehärmte Geſtalt ihrer Mutter umſchlingend. Der Wittwe Blick benetzte ſich. „Wir bedürfen es, mein Kind!“ antwortete ſie traurig.

Cornelia ſah betroffen in das trübe Geſicht der Mutter, und ſprach: „O! nicht doch, meine gute Mutter! Soll das Opfer, welches wir dem erſten Morgen des Jahres darbringen, in Klagen und Thränen beſtehen? Beweiſet ſich der Gaſt freundlich, den man mißtrauiſch empfängt? — Laß uns Muth faſſen, und den neuen Ankömmling getroſt begrüßen! ſo wird er unſer Vertrauen belohnen und unſere beſcheidenen Hoffnungen erfüllen.“

„Deinem Alter,“ erwiederte die Mutter ſchmerzhaft lächelnd, „iſt dieſe Anſicht natürlich, auch kennſt Du den Umfang meines Kummers nicht. An den Tagen, wie der heutige, iſt der Menſch ſich der Lage, worin er lebt, bewußter als ſonſt, und die Verlaſſenheit der meinigen will mich erdrücken. — Dort ſteigt der Rauch aus den Schornſteinen der Reichen! Genüſſe aller Art werden ihnen bereitet, während ſie noch träumen. Lakaien, flimmernd von Gold und Silber, eilen mit Glückwünſchen und Einladungen aus einem Hauſe in das andere. Bei uns — ja, bei uns iſt es nicht ſo. Nur die Noth wohnt uns bei, und nur der Mangel klopft bei uns an.“ — Hier klopfte es leiſe an die Thür. Cornelia eilte erſchrocken, ſie zu öffnen. Ein Bedienter reichte eine Karte hinein und entfernte ſich ſchnell.

„Wie? eine Karte an uns?“ ſagte Cornelia verwundert, und las:

„Die Gräfin Malta.
Den 1. Januar 18.....“

„Es wird ein Irrthum ſein,“ ſagte Frau Belino, „der Bediente wird zu der Generalin gewollt und die Zimmer verſchloſſen gefunden haben. So iſt er den Saal herübergekommen und mag vielleicht geglaubt haben, die Dienſtleute der Dame wohnten hier.“ — „Ja, ſo wird es ſein,“

antwortete Cornelia zerſtreut. „Aber,“ fuhr ſie fort, „um auf unſer voriges Geſpräch zu kommen; noch nie fand ich Dich, geliebte Mutter, ſo zaghaft als heute. Sei es auch, daß unſer kleiner Geldvorrath erſchöpft iſt — wir ſind Beide fleißig und geſchickt, daher wird uns das Nöthige niemals fehlen. Auch kann ich ja in den Anfangsgründen der Kunſt des Zeichnens Unterricht geben, und unſer Wirth hat mir verſprochen, für Schülerinnen zu ſorgen. Und —“ hier wendete Cornelia ſich nach der Wandſeite und deutete mit dem Finger auf ein ſchönes Oelgemälde, welches den Heiland an Lazarus Grabe darſtellte, umgeben von den Schweſtern, deren die heilige Geſchichte gedenkt, von ſtaunendem Volk; — „vermag ein Blick dorthin nicht mehr, wie ſonſt, Deinen Glauben, Deinen Muth zu ſtärken? — O gute Mutter! rufe es Dir zurück: Der Leben giebt und Freude ſchafft, mit Liebe waltet er — und Kraft!“

Hier brach das Mutterherz. „O mein Kind, meine Cornelia!“ rief die Wittwe erſchüttert, „nein, ich bin nicht arm; ich bin ſehr reich! Möge Gott es mir vergeben, daß ich einen Augenblick lang kleinmüthig war, nachdem er mich doch eines ſo großen Segens in Dir gewürdiget hat! — Er wird uns ferner helfen, und dem guten Vater iſt ewig ausgeholfen von aller Angſt und Beſchwerde. Hole mir meinen Mantel und die Sonntagshaube, ich will in die Kirche gehen. Doch, mein Kind, ich muß Dir ſagen, daß wir den Troſt, welchen uns dieſes Gemälde ſo oft in ſeinem Anblick gegeben, bald vermiſſen werden, denn — ich muß es nebſt dem andern dort, das wohl noch größeren künſtleriſchen Werth hat, zu verkaufen ſuchen, um den ſchuldigen Miethzins bezahlen zu können. Und ſo gebe uns Gott nur bald einen kaufluſtigen Kenner dieſer Kunſtwerke!

Das möchte denn der erſte und dringendſte Wunſch ſein, den ich an dieſem Neujahrsmorgen zu ihm ſende.“

Cornelia ſeufzte leiſe und half der Mutter ſchweigend bei dem Ankleiden; denn die Glocken läuteten zum dritten Mal, und es war hohe Zeit zur Kirche. Noch ward Cornelia ermahnt, die ſpärliche Küche treu und ſorgſam zu beaufſichtigen, dann küßte die Mutter ihr Töchterlein und ging.

Die Kleine ſah ſich nun allein. Wehmüthig, mit feuchtem Blick und gefaltenen Händen ſchauete ſie zu jenem Bilde auf. „So werde ich dich alſo nicht lange mehr ſehen?“ flüſterte ſie für ſich, „Du göttliche Geſtalt meines Erlöſers, und Dein liebliches Geſicht, Maria, woraus der Himmel wiederſtrahlt? — Doch — der Geiſt des Bildes bleibt mir ja doch, dies tröſtet mich. O Du milder, erbarmender Herr und Heiland, laß mich Dir nur immer kindlich vertrauen! und keine Sorge, keine Furcht ſchwäche jemals meine Freudigkeit zu Dir! Du wirſt Quellen der Nahrung auch für uns rinnen laſſen und die bange Mutter zu erfreuen wiſſen.“ —

Nach dieſem kurzen, aber gewiß inbrünſtigen Gebet wollte Cornelia an ihre Geſchäfte gehen, als ihr Blick noch einmal auf die erhaltene Karte fiel. Sie las den Namen der Gräfin laut, und ein Gedanke durchzuckte, einem Blitzſtrahl gleich ihr Inneres. „Wie? wenn ich in der Mutter Abweſenheit zu der Gräfin Malta ginge, und ihr die Gemälde zum Kauf anböte? — Wer weiß, ob nicht Gott, der Mutter heiße Zähren zu trocknen, den irregehenden Bedienten zu uns leitete? — Sagte nicht der ſelige Vater immer, daß der Menſch weit öfter, als er ſelbſt es glaubt, dem Armen in Gellert's ſchöner Fabel gleiche? Er klagt das Glück an, daß es ſein vergeſſen habe, und dieſes wirft ihm mitleidsvoll die rohen Goldbarren zu, die er, blind für den Werth der Gabe, die ihn retten könnte, undankbar verſchmäht. Könnte nicht dieſe Karte ſolch ein Goldbarren ſein? — Wohlan denn! ich will's verſuchen. Wagen gewinnt! Ich gehe zu der Gräfin, nehme die Karte mit und biete ihr die Gemälde an. Schlägt meine Abſicht fehl, ſo bleibt ſie der Mutter verſchwiegen, auf daß ſie nicht muthlos werde.“

Unter dieſem Selbſtgeſpräche ordnete Cornelia die ſchwarzen, glänzenden Locken in antikem Geſchmack, der ihr das Anſehen einer jugendlichen Römerin gab; und bald war der einfache Anzug vollendet. Dann nahm das Mädchen die beiden Oelgemälde von der Wand, rollte ſie zuſammen, da ſie des Rahmens entbehrten, und barg ſie unter dem verhüllenden Mantel, raſchen Schrittes davon eilend. Am Ende der Straße ſtand Cornelia ſtill, und fragte einen Vorbeigehenden, wo die Gräfin Malta wohne? Der Gefragte zeigte auf ein naheſtehendes, ſehr ſchönes Gebäude. Cornelia's Schritte wurden langſamer, zögernd trat ſie unter den Eingang des bezeichneten Palaſtes.

„Zu *wem* wollen Sie?“ fragte rauh und unfreundlich der von der Kleinen unbeachtet gebliebene Thürhüter.

Dieſe abweiſende Frage ſcheuchte den Muth der armen Cornelia vollends zurück. Sie fühlte die ganze Kühnheit ihres Unternehmens; der Inſtinct weiblicher Klugheit half ihr jedoch aus dieſer beklemmenden Minute. Sie richtete die flammenden Augen wie zürnend auf den Portier, zeigte ihm die Karte, und ſprach: „Zu der Frau Gräfin ſelbſt, und hier iſt meine Beglaubigung.“

Der Name der Gräfin bahnte Cornelia ſofort freien

Weg; der Thürhüter wies ſie die breite Treppe hinan, mit dem Bedeuten, daß ſie oben den Kammerdiener finden würde, welcher ſie melden könnte.

Die Zuverſicht der armen Cornelia war dahin. Sie trat in einen großen Saal, hier war es todtenſtill. Cornelia hörte ihr Herz ſchlagen und einige große Uhren gehen, aber ſonſt kein menſchliches Regen und Rühren. Wohin auch ihre ſchüchternen Blicke flohen, Glanz, Reichthum und Pracht hatten ihr leuchtendes Siegel überall aufgedrückt. Jetzt hob eine Flötenuhr auf dem Saale die zehnte Morgenſtunde aus, und ſpielte, ſtockend vor Alter, die fromme Weiſe: Wer nur den lieben Gott läßt walten. Da ſtockten Cornelia's Athemzüge nicht mehr, und in ihrer unſchuldigen Bruſt wallte heiliges Vertrauen auf.

Ein eisgrauer Diener ſchlich nun heran, und fragte mit leiſegewöhnter Stimme, was ihr Begehren ſei? — Der ſanfte, gütige Ton des alten Mannes belebte Cornelia's Muth. Sie zeigte auch ihm die Karte, ohne jedoch zu ſagen, wie dieſe in ihre Hände gekommen ſei, nannte ihren Namen, und bat, daß er ihr Einlaß bei der Frau Gräfin verſchaffen möge.

Der Alte betrachtete ſchweigend die zarte Geſtalt des holden Mädchens, dann ging er langſam in das Zimmer der Gräfin, und Cornelia harrete in ängſtlicher Erwartung ſeiner Wiederkehr. Nach einer Weile öffneten ſich die Flügelthüren, der Kammerdiener winkte die Kleine heran, er drückte die Thüren ſacht hinter ihr zu, und Cornelia ſchritt mit ſcheuem Fuß über die glatte Schwelle.

Die Gräfin, eine Frau nicht mehr jung an Jahren, ſaß am Schreibtiſch, auf welchem eine Kerze flammte. Sie warf nur einen flüchtigen Seitenblick auf die Eintretende und ſchrieb emſig fort. Cornelia gewann alſo Zeit, ſich zu ſammeln und die Umgebungen, in denen ſie ſich befand, aufzufaſſen. Ein vornehmer Odem wehete in dieſem Raum. der ſeidene Purpur der Vorhänge verbreitete einen magiſchen Schimmer, die hohen Wände waren mit Meiſterwerken berühmter Künſtler geſchmückt, und Cornelia's kunſtgewöhntes Auge weilte mit Entzücken auf dieſen Schildereien. Sie pries dankbar ihren Genius, der ſie hierher zu einer Freundin des Schönen geleitet. Ihr angeſtammter Kunſtſinn ward angeregt, und ſie fand in dem Anſchauen der verſchiedenartigſten Gegenſtände aus dem reichen Gebiet der Wahrheit und Phantaſie ihre Unbefangenheit wieder.

Jetzt war die Gräfin fertig. Sie ſiegelte mehrere Briefe und zog die ſilberne Schelle. Der Kammerdiener trat ein, die Gräfin übergab ihm die Briefe; er verſchwand, und die Dame erhob ſich rauſchend von dem vergoldeten Armſeſſel und ſchritt auf Cornelia zu, welche ſich zwar tief, doch mit dem entſchiedenſten Ausdruck des Selbſtgefühls verbeugte.

„Wer biſt Du, liebe Kleine?“ fragte die Gräfin mit etwas ſcharfem Tone.

„Cornelia Belino, die Tochter eines Malers, der voriges Jahr hier ſtarb,“ antwortete Cornelia.

„Und was führt Dich zu mir?“ fragte die Gräfin weiter und mit erhöheter Theilnahme. Cornelia zog die Karte hervor, und legte ſie auf ein naheſtehendes Tiſchchen.

„Dieſe Karte,“ ſagte ſie, „kam wahrſcheinlich durch einen Irrthum in meine Hände; doch diente ſie mir als Einlaß-Billet, und ich gebe ſie zurück, nachdem mein Zweck erreicht iſt. Vermuthlich iſt ſie der Frau Generalin von Stern, welche mit uns in demſelben Stockwerk wohnt, geeignet geweſen. Dieſe Dame iſt verreiſt, der Ueberbringer fand die

Thür verſchloſſen und verirrte ſich in die unſrige, indem er meinte, dies kleine Stübchen gehöre in den Bereich der Frau Generalin.“ —

„Du willſt noch etwas ſagen, rede frei, mein Kind!“ ſprach die Gräfin ermunternd, als Cornelia einen Augenblick inne hielt, um tiefer Luft und Muth zu ſchöpfen; denn die Erſtere fand nicht, wie ſie gewähnt, in der Sprache dieſes Mädchens das gemeine Andringen der Dürftigkeit.

„Mein guter Vater,“ fuhr Cornelia mit weicher, bebender Stimme fort, „hat mich gelehrt, nichts in der Welt als Zufall zu betrachten. Dieſer Lehre zufolge, glaubte ich nun, jene Karte als einen Fingerzeig der helfenden Vorſicht anſehen zu dürfen. So wage ich es denn, nachdem meine Mutter mich mit der Nothwendigkeit bekannt gemacht hat, ein paar Oelgemälde, die letzten Arbeiten meines Vaters, verkaufen zu müſſen, Ihnen, Frau Gräfin, dieſe anzubieten. Daß mich mein guter Geiſt zu einer Kennerin geführt habe — beweiſen dieſe Umgebungen; daß Sie mir huldvoll verzeihen werden, ſagt mir mein Herz.“ —

Bei dieſen Worten entrollte Cornelia die Gemälde, und der Gräfin Blick weilte mit Intereſſe darauf. „Recht brav! in der That nicht übel!“ ſagte die Gräfin, und nahm das eine der Bilder in näheren Augenſchein. „Dieſer Grazientanz,“ fuhr ſie fort, „iſt wahrlich mit Meiſterhand gemalt; man fühlt das Leben und den Frohſinn der Jugend, je länger man ihn anſieht. Auch dieſe Bibelſtelle iſt mit ergreifender Wahrheit gegeben. — Eins dieſer Gemälde werde ich behalten, doch Du, liebe Kleine, ſollſt für mich wählen; aber ganz ſo, wie Du für Dich ſelbſt wählen würdeſt.“

Cornelia's anmuthiges Geſicht verſchönte, als die Gräfin dies ſprach, ein Anflug von Purpurröthe.

„Dieſer Tanz der Grazien, den Amor belauſcht," erwiederte ſie beſcheiden, „mag wohl ein vollendeteres Kunſtwerk ſein, als jene heilige Gruppe, über welcher letzten Arbeit meines Vaters ihn der Tod übereilte; allein — mir hat dieſe unendlich höheren Werth. Ach! — Sie wiſſen nicht, wie *viel* wir mit dieſem Bilde verkaufen! unſern Troſt in bangen Stunden, unſern Muth, unſere Hoffnung! — Als mein Vater ſtarb, als wir in unausſprechlichem Jammer an ſeiner Leiche weinten, welche unter dieſem Gemälde ſtand — als der betäubendſte Schmerz mich ergriffen hatte, da blickte ich zu dieſem Bilde empor, und ein Strahl himmliſchen Lichtes fiel in meine umnachtete Seele. Die Farbe des Todes, welche meines Vaters Angeſicht überzogen hatte, bedeckte auch Lazarus ſchon verweſende Geſtalt, als der Erwecker zu ihm trat und ihn den Seinigen zurückgab. Ich *bin die Auferſtehung und das Leben!* Dieſe Worte hatte Chriſtus auch für den Todesſchlummer meines Vaters, auch für unſern verlaſſenen Gram geſprochen. Dieſe und ähnliche Gedanken ſtrömten mir in Fülle zu, als ich nur einen Blick auf das Bild geworfen hatte. Es ward mir wohl, es ward ſtille in mir. — Es däuchte mir, ich dürfte nur noch ein kleines Weilchen warten, um bei dem Erwachen den Vater wieder zu finden. Ich ſchüttelte den Schmerz ab wie einen böſen Traum, und vermochte es, meine gebeugte Mutter aufzurichten. Nie werde ich die gewaltſame Wirkung dieſes Aufblicks vergeſſen! — Wenn dann in ſpäteren Tagen die Sehnſucht nach dem geliebten Verlorenen recht mächtig in mir ward, ſo durfte ich nur Lazarus Schweſter, die ſanfte Maria, anblicken, wie ſich auf ihrem Engelsgeſicht Anbetung, Freude und Seligkeit abſpiegeln; dann dachte ich: ſo wird auch Deine Seligkeit, Deine Freude über das Wiederfinden einſt den Heiland verherrlichen!“ —

Die Gräfin trocknete die naſſen Augen — auch ſie hatte große Verluſte gehabt.

„Behalte dies Bild, meine Tochter!“ ſagte ſie gerührt, „Du biſt werth, es zu beſitzen, Du haſt ein Herz dafür; das andere nehme ich.“ Sie ging an den Schreibtiſch, öffnete ein Fach, und langte ein Röllchen heraus, welches ſie Cornelia in die Hand drückte. „Dies nimm indeß,“ fuhr ſie fort, „und in der Abenddämmerung bringe mir Deine Mutter hierher, ich habe mit ihr zu ſprechen.“ Mit einem Winke ihrer Hand entließ die Gräfin das Mädchen.

Cornelia taumelte, vor Freude beinahe entgeiſtert, zur Thür hinaus. Dem alten Kammerdiener, welcher die ganze Unterredung vernommen hatte, hingen ein paar Thränen in den Runzeln des Geſichts. Er führte die Kleine behutſam und mit allen Zeichen der Achtung die Treppe hinab.

Wer aber beſchreibt Cornelia's Freude, als ſie in ihr Stübchen trat, und aus der geöffneten Rolle ihr zwanzig Louisd'ors in die zitternde Hand glitten? Es kam ihr über die Größe dieſes Glückes ein Schrecken an. Sie eilte an das Fenſter, zu ſehen, ob die Kirche nicht bald aus ſei. Da rollten Wagen, und der Strom der geputzten Menſchenmenge wallte die Straße herauf. Jetzt hörte Cornelia den Gang der Mutter auf der Treppe, und trat vor den Tiſch, worauf die Goldſtücke lagen. Frau Velino trat ein und ſchauerte froſtig in ſich zuſammen. „Aber mein Gott, Cornelia! wie kalt haſt Du es noch! Wenn Du eben ſo ſchlecht gekocht, als geheizt haſt, ſo dürfte unſer Tiſch wohl dürftig beſtellt ſein, und zum Neujahr großer Faſttag für uns im Calender ſtehen“ — ſagte die Mutter in dem Tone unzufriedenen Scherzes. Aber Cornelia umſchlang ihrer Mutter Hals, zog dieſe ſanft nach dem Tiſche, und erwiederte mit jauchzender Stimme: „O meine Mutter! der Herr ſättiget uns mit Wohlgefallen! und der Dank für ſeine erbarmende Güte wird uns erwärmen. Sieh her!“ Frau Velino erſchrak heftig.

„Kind! wo haſt Du das Gold her?“ fragte ſie heftig. Nun erzählte Cornelia der Mutter alles. Dieſe umarmte ihr frommes Mädchen, pries ſich glücklich im Beſitz dieſes treuen Kindes und lobte in ſtillen Thränen den Erretter.

Bald darauf loderte, von Cornelia's Hand entzündet, das Feuer im Ofen; aber ſtärker noch ſchlug die Flamme der Freude in dem Herzen der Wittwe auf, das zuvor ſo bekümmert geweſen war. Cornelia ſchien ganz verklärt; ſo blieb das kleine Mahl unberührt, denn frohe Erwartung und Gutes in Fülle ſättigten Mutter und Tochter mit Himmelsſpeiſe.

Als nun der Abendſtern blinkte, traten Frau Velino und Cornelia den Weg zur Gräfin an. Der Thürhüter war diesmal viel artiger als am Morgen, und der alte Kammerdiener wartete ihrer ſchon.

Die Gräfin begrüßte ſie ſehr gütig. „Madame,“ redete ſie die Mutter mit gefühlvoller Huld an, „Sie können eine bedauernswerthe Frau ſein — aber Sie ſind eine ſehr glückliche Mutter. Ich habe Ihre Tochter liebgewonnen, und wünſche ſie mir näher zu verknüpfen. Doch fühle ich wohl, daß ich eine Grauſamkeit üben würde, wenn ich Sie von Cornelia, dem Troſte Ihrer einſamen Tage, trennen wollte. Ich habe daher ein Mittel geſucht, mir die

Kleine anzueignen, ohne daß Ihnen dadurch Abbruch geſchähe, und ich glaube es gefunden zu haben. So biete ich Ihnen denn mit willigem Herzen den Aufenthalt auf einem meiner Gebirgsgüter an, woſelbſt ich den größten Theil des Sommers zubringe. Sie werden dort alles, was zu Ihrer Bequemlichkeit erforderlich iſt, finden; für Ihren Unterhalt und die weitere Ausbildung Ihrer Tochter werde ich Sorge tragen. Sind Sie mit dieſem Vorſchlage zufrieden?“ —

Welchem Verlaſſenen, einſam Weinenden jemals der Rettung helfender Engel ſo ſichtbarlich erſchienen, — der fühle mit Cornelia und ihrer Mutter!

Vier Frühlinge hatten der lieblichen Cornelia auf dem ſtillen Bergſchloſſe geblüht, als die Gräfin diesmal nicht ſo wie ſonſt, allein kam. Ein junger Maler, der talentvolle Sarelli, begleitete ſie. Er ſollte — ſo wünſchte die Gräfin — Cornelia in Lebensgröße malen. Es geſchah. Der Künſtler übertraf ſich ſelbſt an dieſem Bilde, und in täuſchender Aehnlichkeit lächelte die rührende Geſtalt, das fromme, reizende Geſicht von der Leinwand den Beſchauenden an. Aber — der arme Sarelli hatte auch dies Kunſtwerk mit dem Verluſte ſeiner Freiheit vollendet, und während er malte, drückte Amor mit ſeinem ſchärfſten Pfeile dieſe holden Züge in das Herz des Italiäners. Als ihn nun die Gräfin belohnen und entlaſſen wollte, wies er ihr Gold von ſich, und bat um Cornelia's leere, aber liebe Hand, als um den ſchönſten Preis ſeiner Kunſt.

Die Gräfin gewährte lächelnd, denn ihre Abſicht war erreicht.

Cornelia ward glücklich. Sie blieb auf dem Gute, welches die Gräfin ihr einſt zum Erbe nachließ. Sarelli reiſte ab und zu; doch nach Jahr und Tagen verweilte er länger als gewöhnlich auf der einſamen Villa, und malte in glühender Begeiſterung eine herrliche Madonna mit dem Kinde, deren Urbild ſeine Cornelia mit einem engelhaften Knaben war, den ſie ihm geboren hatte.

Februar.

Heute iſt Lichtmeß! Man bemerkt es doch recht ſehr, daß der Tag zugenommen hat! Schon iſt es ein Viertel auf Sechs, und noch ſo hell, daß ich nähen kann." So ſagte Julie, und eilte mit ihrer Arbeit an das Fenſter, um die letzten Stiche daran zu vollenden; aber die zarten Finger waren heute unſtät in ihrem Dienſt, und das ſchöne, angeſtrengte Auge thränte.

Jetzt forderte der Syndicus, Juliens Vater, aus ſeinem Lehnſtuhle hervor, zum dritten Male ein Glas Waſſer doch Molly, ſeine Nichte, reichte ihm mit träumeriſchem Blick den brennenden Wachsſtock. — Nun riß dem Podagriſten die Geduld, und ſein verhaltener Aerger loderte in lichten Flammen auf.

„Daß Dich!" rief er erbittert, den Krückſtock heftig auf die Erde ſtampfend, „wollte ich doch, ich hätte mich eher zehnmal an das kranke Bein geſtoßen, als daß ich mir die Erlaubniß zu dem verwünſchten Maskenballe habe abſchwatzen laſſen! — Iſt mein Haus nicht ſeit drei Tagen ein wahres Narrenhospital? Geht nicht alles verkehrt? — Vorhin fordere ich eine Schlafmütze, und Julie bringt mir Hut und Stock; ich verlange wiederholt ein Glas Waſſer — und Molly bringt mir den Wachsſtock da. Ja, ja! ſo lange man Euch Mädchen die ordinaire Koſt des häuslichen Lebens reicht, ſo lange bleibt Ihr geſund an Leib und

Seele; läßt man Euch aber nur einmal von der Frucht des Vergnügens koſten, ſo iſt es auch, als hättet ihr von der Tollwurzel gegeſſen, und ſelbſt die Vernünftigſten unter Euch machen hiervon keine Ausnahme." Bei dieſen Worten ſah er ſeitwärts auf die beſchämte Molly, welche während dieſer Rede mit dem Glaſe Waſſer vor ihm ſtand, und den Verdruß des Oheims durch einen ſanftbittenden Blick ihrer milden Augen zu begütigen ſuchte.

Indeß war Julie mit der Nätherei ihres Anzugs fertig geworden, und während ſie an dieſem oder jenem Stück noch etwas zu verbeſſern fand, entfernte ſich Molly, und kam nach einer halben Stunde, niedlich gekleidet im ſittigen Anzuge einer Schweizerin aus dem Canton Luzern, wieder. Selbſt das finſtere Auge des grämlichen Alten erhellte ſich im Anblick dieſer reizenden Geſtalt. Aber Julie ſah mit ſcheelem Blick auf die Couſine. Sie glaubte etwas verſäumt zu haben, und begann ſo haſtig ihre verſpätete Toilette, als gälte es einen Wettpreis und die Aufgabe, Molly's Lieblichkeit zu übertreffen. Dieſe half gefällig den Anzug der Couſine fördern, mäßigte mit beſonnener Sorgfalt Juliens eitlen Ungeſtüm, und ſuchte neidlos Alles hervor, was die natürliche Schönheit derſelben erheben konnte.

Julie betrachtete wohlgefällig ihr Bild im Spiegel. Auf ihren glühenden Wangen malte ſich die Vorempfindung des erwarteten Vergnügens, und aus den Augen ſtrahlte der gehoffte Triumph ihrer Reize. —

Es pochte. Man öffnete. Ein Gerichtsdiener brachte dem Syndicus noch Acten zur Unterſchrift.

„Der Schreiber ſoll kommen und Feder und Tinte mitbringen!" rief der Alte, und Molly beſtellte den Auftrag. Julie, welche in ihrer Zerſtreuung den Befehl des Vaters überhört hatte — glaubte, als ſie den Schritt des Schreibers auf dem ſtillen Hausflur ertönen hörte, der Kaufmann Anker, ihr Begleiter zum Balle, komme, um ſie abzuholen. Sie wollte heute einen Totaleindruck auf dieſen Verehrer wagen, der noch ſichtlich zwiſchen den beiden Couſinen zu ſchwanken ſchien. Er durfte ſie daher nicht eher überraſchen, als bis auch die letzte Nadel den rechten Platz gefunden. Sie eilte ſtürmiſch an die Thür, im gleichen Augenblicke trat der Schreiber ein; durch Juliens Haſt flog das größte aller Tintenfäſſer aus ſeiner Hand — und wie der neunarmige Styx ergoß ſich der ſchwarze Strom über die ſchimmernde Seide des Rockes und fluthete hinab bis an den Saum. Nun war die ganze Hölle los! Julie aber glich im erſten Augenblick einer abgeſchiedenen Seele. Der Schreiber ſtand bleich und ſtumm vor dem Schaden, den er, obgleich unſchuldiger Weiſe, angerichtet, und gegen den Ausbruch von Zorn, worin der Syndicus, ohne ſeinen Lehnſtuhl verlaſſen zu können, tobte, dürfte Minos ſelbſt auf ſeinem furchtbaren Throne, als Richter der Todten, nur ſanft und ſacht verfahren.

Nun brach Julie in laute Klagen aus, ſie rang die Hände, und ihre Blicke leuchteten wie Blitze ein ſchweres Wetter auf das Haupt des armen Schreibers herab, der zitternd einige Entſchuldigungen ſtammelte.

Endlich gelang es Molly's beruhigender Stimme, laut zu werden. „Weißt Du was, liebe Julie?“ ſagte ſie mit tröſtender Freundlichkeit: „Nimm meinen Anzug für den verdorbenen. Wir ſind beinahe von gleichem Wuchs, und dieſe Kleidung wird Dir ſo gut paſſen, als die Deinige. Freilich iſt ſie einfacher — aber anders wüßte ich nicht zu helfen. Auch thut mir ohnehin der Kopf ein Bischen weh, und ich opfere wenig auf, wenn ich zu Hauſe bleibe. Du aber haſt Dich ſo lange ſchon auf dies Vergnügen gefreut!“

Julie weigerte ſich wohl eine kleine Zeit, dies großmüthige Erbieten anzunehmen; doch ließ ſie ſich endlich erbitten, und Molly entzog ſich mit verzichtender Willigkeit der idylliſchen Tracht, um ihre Couſine dem böſen Schickſal, das über dieſer Maskerade geſchwebt, zu verſöhnen.

Als nun der junge Kaufmann erſchien, ſeine Damen abzuholen, ward er durch Molly's Zurückbleiben, deſſen wahre Urſache man ihm jedoch verſchwieg, betroffen, und ſah in des Mädchens ſtillem Opfer nur die Unbill des weiblichen Eigenſinnes. Er fühlte ſich verletzt — gekränkt; denn eben heute hatte er der liebenswürdigen Molly ſeine Neigung entdecken, und morgen bei ihrem Oheim förmlich um ſie werben wollen Julie ſtand vor ihm im Anſpruch ihrer erhöheten Reize. Sie war in ſeinen Augen, welche der Unmuth verdüſterte, nun die Schönere wie die Beſſere; der wunderbare Mechanismus des männlichen Herzens rückte ſchnell ihr Bild an die erſte Stelle deſſelben, und umgab es mit verblendendem Lichte — während die beſcheidene Molly wie ein Schatten daraus verſchwand; da er ſie wie einen guten Geiſt in den Himmel erhoben haben würde, wenn er die Wahrheit gewußt hätte.

Als Julie mit ihrem Begleiter fort war und Molly ſich mit dem Oheim allein befand, wollte ein Gefühl der Oede ſie beſchleichen. Sie blickte traurig in die leuchtende Roſe des ungeputzten Lichtes — ihre Freude dieſes Abends war verblüht. Allein — jedes Opfer hat ſeine Kränze, und Molly fand die Ihrigen in dem Bewußtſein, ihre

Couſine zufrieden geſtellt zu haben, und in dem Beifall ihres Oheims. Dieſer rief Molly an den Sorgenſtuhl.

„Höre, Molly,“ ſagte er in einem Tone, welchem des Mitleids Milde die ſonſtige Rauhheit benahm: „Du biſt ein gutes Kind! ich habe heute, wie immer Dein Herz erkannt; glaube jedoch nur, daß es ſeinen Lohn finden werde. Schwer habe ich mich darüber geärgert, daß Julie ein Vergnügen annehmen konnte, welches nur durch Deine Entbehrung möglich ward; doch Du, meine Tochter, biſt im Vortheil. Juliens Freude verwelkt mit dem Genuß, die Deinige iſt eine Immortelle, und noch ſpät wird Dich die Erinnerung an dieſen Maskenball befriedigen; denn das Gute iſt jederzeit ſein eigener Lohn.“

Molly küßte in dankbarer Rührung die Hand des Oheims und entfernte ſich, weil der alte Herr noch ein Heft Acten durchgehen wollte.

Ein kleines Stübchen, welches die Nichte bewohnte, war auf ebener Erde. Das einzige, aber große Fenſter deſſelben ging auf die Straße, die der Umſtand, daß der berühmteſte Gaſthof der Stadt ihren Anfang bildete, vorzüglich belebt machte. Ehe Molly ſich entkleidete, trat ſie an das Fenſter, und ſah bei dem hellen Scheine der Laternen verhüllte Geſtalten und Schauluſtige der niedern Claſſe dem Ballhauſe zuſtrömen. Molly ſtand ſinnend, das Geräuſch, was dem ſtillen Abend ſeine Ruhe nahm, regte ſie auf, und die wandelnden Schatten der Menſchen führten ihre Gedanken mit ſich fort auf den Saal der Maskerade.

Doch jetzt lenkte ein Ereigniß des Schreckens ihre Aufmerkſamkeit nach außen. Vier wilde, vor einen hohen, feſtverſchloſſenen Wagen langgeſpannte Pferde brauſ'ten die Straße herauf; ihnen entgegen rollte flugſchnell ein anderes

Fuhrwerk. Die Pferde des erſteren ſcheuten und bäumten auf die Seite, der Kutſcher bog, mehr übereilt als geſchickt, durch eine gewaltſame Wendung ein, und der hohe Wagen ſtürzte mit lautem Gekrach vor Molly's Fenſter danieder.

Fürchterlich klirrten die zertrümmerten Glasſcheiben, die kräftige Stimme eines zürnenden Mannes übertönte das Fluchen des Kutſchers — Molly zitterte an allen Gliedern. Es däuchte ihr, ein Frauenzimmer auf der Erde liegend wahrzunehmen, und ohne an ſich ſelbſt zu denken, eilte ſie zur Hausthür hinaus. Sie fand einen jungen Mann von ſchlanker Höhe, mit der äußerſten Kraftanſtrengung, wie es ſchien, bemüht, ein ohnmächtiges, weibliches Weſen unter dem Wagen hervor, und dieſen aufzuheben. Molly ſprang helfend hinzu. Sie hielt die regungsloſe Geſtalt, und als der junge Mann nun ſeiner beiden Hände mächtig war, richtete er durch den Impuls ungetheilter Stärke mit einem gewaltſamen Schwunge die umgeworfene Kutſche auf.

„Hier hinein, in dies Haus!“ rief Molly, als der Fremde die Bewußtloſe auf ſeine Arme nahm und ſich nach einem Zufluchtsorte umſah. Molly öffnete ihr kleines Zimmer, man legte die Dame auf das ſchneeweiße Mädchenlager, und Molly lüftete mit bebender Hand den Schleier, der mit Blut gefärbt war.

Sie erblickte ein ſchönes Geſicht, aber bleich wie Wachs, und an mehreren Stellen bedeutend verletzt, ſo daß purpurne Tropfen an der kalten Wange hinabrieſelten. Molly — obſchon erſchüttert von dieſem leidenden Anblick, leiſtete doch mit beſonnener Faſſung der Ohnmächtigen alle nur mögliche Hülfe. Sie rieb mit kölniſchem Waſſer ihre Schläfe und Pulſe, und nach einiger Zeit zeigte ſich ein Schimmer des Lebens in dieſen blaſſen Zügen.

Molly verdoppelte ihre Bemühungen, und bald öffneten ſich ein Paar große, braune Augen, die matt und erſtaunt umherblickten. Molly's Lippen entfloh ein Laut der Freude, der junge Mann küßte in ſchmerzlichem Entzücken die Hände der Dame, indem er rief: „Gott ſei Dank! ich ſehe Dich athmen. Nun hole ich ärztlichen Beiſtand. Sei ruhig, liebe Guſtel! Du befindeſt Dich in dem Schutze eines Engels! —“ Bei dieſen Worten eilte er davon.

Leiſe und ſchonend fing nun Molly an zu reden; die Dame drückte der holden Tröſterin innig die Hand, und klagte mit ſchwacher Stimme, daß ſie heftige Schmerzen empfände. Es dauerte jedoch nicht lange, ſo erſchien der junge Mann mit dem Doctor, und der Wundarzt folgte ihnen auf dem Fuße. Dieſer unterſuchte die Wunden, fand keine Gefahr und verband ſie. Der Doctor hingegen meinte, die gewaltſame Erſchütterung würde, nebſt der Wirkung des äußerlich genommenen Schadens, ein Wundfieber unverhinderlich zur Folge haben. An ein Fortbringen der Kranken ſei daher unter dieſen Umſtänden ohne die größte Verantwortlichkeit nicht zu denken, und wenn das Fräulein (hier wendete er ſich zu Molly) ſich bereit finden laſſe, ihr Stübchen auf einige Tage abzutreten, ſo ſtehe er für die Einwilligung des Herrn vom Hauſe, deſſen alten Freund er ſich nannte.

Molly verſicherte, daß ſie ſich glücklich fühle, ihr kleines Sorgenfrei einem Dienſte der Menſchenliebe weihen zu können, und bot ſich mit einnehmender Herzlichkeit der Kranken zur Wärterin an. Nachdem nun der Arzt das Nöthige verordnet, ging er hinauf, mit dem Syndicus zu ſprechen, der nur flüchtig und unvollſtändig erfahren hatte, was eben vorgegangen ſei.

Er machte ihn mit dem Unfall bekannt, welcher die

Amtsräthin Pluto und ihren Bruder, den Oberförſter Felix, betroffen, ſprach davon, daß eine mehrtägige Krankheit der jungen Frau die wahrſcheinliche Folge ſein werde, und erhielt ohne allen Aufwand ſeiner Beredtſamkeit von dem gutmüthigen Alten die Zuſicherung, daß die Amtsräthin, hinſichtlich der Unbequemlichkeit, welche ſie verurſachte, ganz ruhig ſein und in ſeinem Hauſe ſo lange bleiben könne, bis ſie völlig wiederhergeſtellt wäre.

Mit dieſem Troſte kehrte der Arzt zu ſeiner Kranken zurück, ſprach ihre bedenklichen Sorgen zur Ruhe, und hinterließ ſeine Vorſchriften, bis daß er wiederkäme.

Die gemeinſame Pflege am Bette eines theuren Kranken — ſo wie überhaupt gemeinſchaftliche Beſorgniß um einen werthen Gegenſtand — macht ſchnell und innig vertraut, und ſtellt auf einen Standpunct, von welchem aus die herkömmlichen Formen als etwas ſehr Geringfügiges und Ueberflüſſiges erſcheinen. Die ſittſame, ſchüchterne Molly war in den erſten Minuten ihrer Bekanntſchaft vertrauter mit dem Oberförſter, als mit irgend einem Manne, und ihr reines, einfaches Gemüth entfaltete ſich ihm in den ſanften Reizen des Mitleids und der Menſchenliebe.

Molly reichte der Amtsräthin, welche ſich etwas munterer fühlte, eine Taſſe Thee, und während ſie ſich zu ihr herniederbeugte, berührten ihre ſchönen, langen Haarflechten, noch geſchmückt mit bunten Bändern, die Hände des Oberförſters, welcher am Bette ſeiner Schweſter ſaß. — In dieſem Augenblicke erſt ſchien ihm das Fremdartige in Molly's Kopfſchmuck aufzufallen, und wie aus einem Traume erwachend fragte er, ob ſie den Maskenball auch habe beſuchen wollen. — „Ja, ich wollte!“ erwiederte lächelnd

Molly, „doch — dieſe Redoute ſcheint unter einem Unſtern zu ſtehen.“

Bei dieſen Worten ſah ſie dem Oberförſter freundlich in das Geſicht und begegnete in ſeinen Mienen der leidvollen Frage, ob ihre theilnehmende Bereitwilligkeit, den Verunglückten beizuſtehen, ſie etwa von dieſem Vergnügen abgehalten hätte.

Unbegreiflich zart iſt der Sinn, durch welchen ein feinempfindendes, weibliches Weſen die Gedanken und Gefühle einer verwandten Seele verſteht! Darum ſchließt oft das ſtilleſte Gemüth eine eigene Welt ein, von der die äußere nichts ahnet; belebt in ſeinen Höhen wie in ſeinen Tiefen, vernimmt es die Töne der Liebe und Treue, der Zärtlichkeit und Furcht, der Warnung und des Vorwurfs — es liebt, es tröſtet, es beruhiget das Herz, worin dieſe nur von ihm gekannten Empfindungen ruhen!

Molly fuhr in Antwort auf des Oberförſters ſtumme Frage fort: „Wie ſehr habe ich Urſache, den Zufall zu preiſen, der mich bewog, meinen Vorſatz aufzugeben! Die kleine Entſagung, welche mir ſchon mehr als zu reich durch das Vergnügen meiner Couſine und die Zufriedenheit des Oheims vergolten ward, hat einen noch weit größeren Lohn in der Gelegenheit gefunden, ſo achtungswerthen Perſonen einigermaßen nützlich ſein zu können.“

Nun erzählte Molly einfach, ohne Schmuck, gleich weit davon entfernt, ihr gefälliges Verzichten hervorzuheben, als es in ſtolzerer Beſcheidenheit zu verhüllen, die Urſache ihres Zurückbleibens vom Balle.

Der Blick des Oberförſters glänzte; Molly ſah in ſeinen Augen ihr Bild im ſchönſten Lichte, das jene Scene verklärte; aber er ehrte ſie durch ein ſchweigendes Lob. —

Leiſe flüſternd — denn die Kranke war eingeſchlummert — gab nun auch der Oberförſter ſeiner holden Mitwächterin die Geſchichte der unglücklichen Fahrt zum Beſten. Seine Schweſter, eine leidenſchaftliche Liebhaberin der Maskeraden, hatte, da ſein Schwager, der Amtsrath, auf längere Zeit in Geſchäften hatte verreiſen müſſen, den entfernten Bruder aufgefordert, ſie zu dieſer Luſtbarkeit zu begleiten. Er ſei anfänglich nicht dazu geneigt geweſen; doch endlich habe er dem Dringen der geliebten Schweſter nicht widerſtehen können. — „Jetzt ſehe ich wohl," ſetzte er bedeutſam hinzu, „daß man dem Winke des Schickſals folgen muß! Es iſt nicht ſelten ein Fingerzeig des Glücks, das ſich gern maskirt, und ſelbſt im Gewande der Thorheit zu weiſen Entſchließungen beruft. —"

Mitternacht war nun vorüber; die Kranke ſchlief und athmete ſanft, und Molly bat den Oberförſter, daß er ſich nun entfernen, der nöthigen Ruhe pflegen und ihr die Sorge für ſeine Schweſter allein überlaſſen möchte. Der Oberförſter fühlte zwar, daß es ſchicklich wäre, nicht länger zu verweilen, da keine dringende Gefahr ſeine Gegenwart mehr erfordere; aber es ward ihm ſchwer, dieſe heimliche Stille, dieſes leiſe, liebe Zwiegeſpräch unter dem Schatten der Nacht zu verlaſſen. Zögernd ging er — und Molly ſeufzte ihm nach.

Dieſe ſaß an dem Bette der Amtsräthin, und keine Ermüdung beſchlich ihre jugendlichen Glieder. Sinnend überſchauete ſie die Begebenheiten dieſes gehaltreichen Abends, und machte Folgerungen. Ihr frommer Sinn erkannte in dem Spiel des Ungefährs, das Juliens Anzug verdarb, die Wirkſamkeit einer höheren Hand; denn hatte nicht das Erſchrecken des Kaufmanns bei ihrem Zurückbleiben vom Balle und ſeine ſchlecht verhehlte Empfindlichkeit darüber ihre längſt gehegte Ahnung beſtätiget? Wer weiß, ob nicht die Gelegenheit, ſie allein und länger zu ſprechen, was ihm bis jetzt im Hauſe ihres Oheims unmöglich war, eine Erklärung ſeiner Empfindungen und Abſichten herbeigeführt hätte? Und würde Molly, die arme Waiſe — dieſen bemittelten, angenehmen jungen Mann wohl haben ausſchlagen dürfen? —

Solche und ähnliche Betrachtungen machte das Mädchen in der Stille der Nacht. Ganz leiſe ſchloß ſich dieſer Gedankenreihe das Bild des Oberförſters an, und wie ernſtlich auch die gute Molly den fremden Gaſt zu verdrängen ſtrebte, der ſie in ſüße Unruhe verſetzte, er hatte ſchon Wohnung gefunden in ihrem Herzen.

Der Tag ergrauete bereits, als Julie mit ihrem Begleiter vom Balle heimkehrte. Sie glich einer ermatteten Bacchantin. Von allen Grazien verlaſſen, zeigte ihr Anblick nur die Spuren eines verwüſtenden Vergnügens, das ſie bis auf die Hefen genoſſen hatte.

Ohne beſondere Verwunderung und Theilnahme, denn noch umgaukelten Julie die bunten Bilder der Freude — hörte ſie Molly's Erzählung von dem, was ſich unterdeſſen hier im Hauſe begeben. Sie wünſchte ihrer Couſine nun vollends wohl zu wachen, und indem ſie ſchläfrig mit taumelnden Schritten die Schwelle verließ, ſagte ſie noch, daß Molly im Verlauf des anbrechenden Morgens eine wichtige Neuigkeit erfahren würde.

Dies Räthſel der Erwartung beſchäftigte jedoch Molly's Gedanken ſehr wenig, welche nur auf den Gegenſtand ihres ſorgfältigen Antheils gerichtet waren.

Die Amthsräthin erwachte ſpät. Sie fühlte ſich zwar wüſt und fieberhaft; aber doch bei weitem beſſer, als man am vorigen Abend gefürchtet hatte. Der Arzt äußerte ſeine Zufriedenheit mit ihrem Befinden und verſicherte, daß, wenn kein unvorhergeſehener Zufall es verſchlimmere, ſie wohl nach drei Tagen, völlig wieder hergeſtellt, die Heimreiſe antreten könne.

Sobald der Anſtand es nur erlaubte, erſchien der Oberförſter. Molly erfreuete ihn durch den Bericht, daß die letzte Hälfte der Nacht ganz ſtörungslos verſtrichen ſei; dann entfernte ſie ſich, um den Geſchwiſtern eine Unterredung ohne Zeugen zu gönnen. Sie eilte an das Bett des Oheims, der die gute Pflegetochter liebreich empfing, und ihrer ſanften Bitte, daß er ihr erlauben möge, noch ferner die Krankenwärterin der lieben, jungen Frau ſein zu dürfen, ein williges Gehör lieh. Er entband ſie für dieſe Tage von aller Sorge um ihn, und ermahnte ſie nur, ihrer eigenen Geſundheit nicht ganz zu vergeſſen.

Vergnügt kehrte nun Molly zu ihrer Kranken zurück.

Der Oberförſter ſagte ihr, daß er jetzt nach dem Gute ſeiner Schweſter reiten würde, um daſelbſt die nöthigen Verfügungen zu treffen, gegen Abend aber wiederzukommen gedächte. Mit beſcheidener Zuverſicht empfahl er ſeine Schweſter der Obhut der liebenswürdigen Pflegerin, und bat nunmehr um die Vergunſt, dem Hausherrn ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Sie ward ihm gewährt, und wenn der Syndicus ſich des Dienſtes, den zu erweiſen ſich die Gelegenheit dargeboten, ſchon aus gewohnter Menſchenliebe erfreuete, ſo machte die blühende Geſtalt des jungen Forſtmannes, ſeine dankbare Anerkenntniß der ihm und ſeiner Schweſter erzeigten Gefälligkeit und die dem ehrliebenden Alten ſo ſchmeichelhafte Unterordnung des ganzen Betragens einen höchſt wohlgefälligen Eindruck auf den gutmüthigen Polterer. Die geübte Nächſtenpflicht ward ihm lieb und theuer, er ließ es ſeinerſeits an keinem Beweiſe der aufrichtigſten Gaſtfreundlichkeit fehlen.

Molly ſtand am Fenſter, als der Oberförſter vorbeiritt, und empfing mit ſüßem Herzpochen ſeinen ehrfurchtsvollen Gruß. Die ſchöne, ſtolze Figur nahm ſich in dem koſtbaren, grünen Baranken-Pelze auf dem prächtigen Fuchſe, der dem Blicke des ſchönen Mädchens zu Gefallen ſo waghaft courbettirte, ſehr ſtattlich aus, und Molly geſtand es ſich.

Während die Amtsräthin nach dem Rathe ihres Arztes, völliger Ruhe und Stille zu genießen, für kurze Zeit ganz allein bleiben ſollte, beſuchte Molly ihren Oheim auf Augenblicke, und erfuhr von ihm, daß der Kaufmann Anker ſo eben förmlich um Juliens Hand geworben habe. Von Bedenkzeit könne die Rede nicht ſein, da Julie ihr Ja bereits gegeben und einen Verlobungsring von großem Werthe am Finger trage. Molly umarmte mit aufrichtigen Wünſchen ihre glückliche Couſine und gönnte ihr von Herzen das ſchimmernde Loos des Reichthums; denn die erſte Liebe fühlt ſich im Beſitze eines Schatzes, der alle Kronen der Erde überwiegt.

Als der Abend nahete, kehrte der Oberförſter mit einem Wagen nach der Stadt zurück. Er verſorgte die Küche des gütigen Wirthes mit feinem Wild, und war ſehr vergnügt, ſeine Schweſter über alle Erwartung munter zu finden. Auch dieſer Abend ging für Molly ſehr angenehm hin. Als der Oberförſter ſich entfernt hatte, beſtand die Amtsräthin darauf, daß Molly ſich nun unverzüglich zur Ruhe legen und das Bett in ihre Nähe bringen laſſen ſolle.

Drei Tage waren auf ähnliche Art verfloſſen, als der

Arzt nun erklärte, die Amthsräthin könne ohne alle Gefahr reiſen. Mit einem bangen Schauer ſah die furchtſame junge Frau den wiederhergeſtellten Wagen vorfahren; doch der Bruder ſprach ihr Muth ein. Sie warf ſich jetzt mit Thränen in den Augen an Molly's Bruſt und ſagte: „Wie ſoll ich, meine gute, beſte Molly — o erlaube mir das ſchweſterliche Du! — Dir genug danken? — Wie viel haſt Du für mich gethan! und wie! — Sei verſichert, daß ich es Dir nimmer vergeſſen werde. Doch vielleicht kommt einſt die Zeit, wo ich dies erkenntliche Gefühl bethätigen dürfte — vielleicht kommt ſie bald. —" Hier lächelte die Amtsräthin mit naſſen Augen, der Oberförſter erröthete — doch Molly bemerkte beides nicht. Bedrängt von Wehmuth und dem weichen Sehnen des Abſchieds, ſchlug ſie die thränenſchweren Blicke nieder. „Einen letzten Gefallen," fuhr die Amtsräthin fort, „erweiſe mir aber für jetzt noch, nimm dieſes Päckchen! es enthält den Anzug, welchen ich auf der verunglückten Redoute tragen wollte. Wir haben auf den letzten Februar wieder Maskenball; dort erſcheine Du in dieſer Maske und genieße des Vergnügens, was ich mir verſprach; für die Einwilligung des Oheims ſtehe ich. Sogleich gehe ich zu ihm, und er ſoll mich nicht eher los werden, bis ich ſein Verſprechen mit mir nehmen darf. Am liebſten möchte ich Dich ſelbſt mit mir nehmen; aber da würde ich ja dieſem wackern Oheim Gutes mit Böſem vergelten."

Der Syndicus konnte der artigen kleinen Frau das Anliegen zu Gunſten ſeiner Nichte um ſo weniger abſchlagen, als er ſelbſt der geliebten Molly die geraubte Freude zu erſetzen wünſchte. Man trennte ſich nun. Molly ſtand in ihrem kleinen verlaſſenen Zimmer, lauſchte dem Tone des fortrollenden Wagens, und ein paar Thränen rollten auch in den Staub. Geiſter der Liebe umſchwebten ſie, und die tröſtende Hoffnung, die milde Freundin der Traurigen, ſchmiegte ſich leiſe an ihren Buſen.

Jetzt aber öffnete Molly das Päckchen, das die Güte der Amtsräthin ihr aufgedrungen hatte. Sie löſete die verſchlungenen Schnüre, und ſah ein ſchönes, fremdartiges Gewand aus ſorgfältigen Hüllen hervorquellen. Der grüne, mit Silber geſtickte Flor, welcher über den weißen Atlas des Unterkleids gehörte, der Kamm mit der ſchimmernden Mondesſichel, der Köcher voll feingeſpitzter Pfeile, der zierliche Bogen von Ebenholz, das kleine, vergoldete Hüfthorn am ſilbernen Bande — alles dies ließ Molly errathen, daß eine Diana mit dieſer Maske gemeint ſei. „Alſo die Göttin der Jagd! —“ flüſterte ſie ſich zu, und ein Gedanke an den Oberförſter, der dieſer Vorſtellung ein beziehendes Intereſſe gab, färbte ihre Wangen mit holder Scham.

Der Februar entwich allgemach; nur wenige Tage waren bis zum letzten deſſelben noch übrig. Molly ging ſtill umher, träumend verrichtete ſie ihre Geſchäfte, und wenn ſie des Abends ſpät auf ihr kleines, einſames Zimmer kam, zog ſie das Päckchen hervor und ergötzte ſich am Anſchauen ſeines Inhalts. Dann ſpielte der Ahnung geheimnißvoller Mondſtrahl im Geflimmer der Maske, und Molly prüfte lächelnd das Geſchoß. Sie ſelbſt — arme Diana! fühlte ja den Pfeil im Herzen. —

Weder Julie noch ihr Vater bemerkten jedoch, daß eine große Veränderung mit Molly vorgegangen war. Sie fanden das Mädchen nur ſtiller als ſonſt, und der väterlichen

Zuneigung des Oheims wollte es manchmal ſcheinen, als wäre Molly ſeit dem Maskenballe traurig geworden. Der biedere Syndicus kannte die ſchönen Strophen nicht: „Zum Tode betrübt, glücklich allein iſt die Seele, die liebt!“ und mit der Poeſie ſeiner eigenen Gefühle, welche ihm den Tiefſinn der Nichte aufgeſchloſſen haben würde, war es vorbei.

Julie war viel zu ſehr mit den Angelegenheiten ihres Brautſtandes beſchäftiget, um auf irgend etwas Anderes merken zu können, und der Syndicus, nun geheilt von ſeinem Podagra, lebte und webte wieder in der Abſtraction ſeiner Geſchäfte.

Endlich erſchien der Tag der Redoute. Molly horchte mit ſüßem Bangen dem Schlage der Stunden. Als es dunkelte, begann ſie ſich anzukleiden. Sie band Sandalen an die niedlichen Sohlen, und fühlte ſich nun ſo leicht, um in den Lüften zu ſchweben. Als der Anzug vollendet war, ſtand ein Götterbild vor dem Spiegel, und Molly erſchrak faſt vor ihrer eigenen Schönheit. Der Oheim ſtaunte die himmliſche Metamorphoſe ſeiner kleinen, häuslichen Nichte mit bewundernder Ehrfurcht an, und Julie konnte ſich einer Regung des Neides nicht erwehren.

Die Amtsräthin hatte Molly gebeten, ſich an Niemand zu verſagen, weil ſie ſelbſt für ihre Abholung ſorgen wolle. Molly verließ ſich auf das Wort ihrer Freundin und harrete des Wagens.

Er kam zur rechten Zeit. Ein Jäger in prächtiger Livree trat in das Haus, und gab eine verſiegelte Karte an das Fräulein ab, welche die vorſichtige Molly außer allen Zweifel ſetzte. Sie ſtieg in den Wagen, worin ſchon eine ſtumme, verhüllte Geſtalt ſaß, an deren warmen Händedrucke Molly die begrüßende Freundſchaft der Amtsräthin zu erkennen glaubte. Eine zweite Equipage hielt noch hinter der, welche beſtimmt war, Molly abzuholen. Als man in dem erleuchteten Gebäude anlangte, und dienſtbare Geiſter geſchäftig eilten, die weiblichen Masken ihrer Mäntel und Schleier zu entledigen, ſah Molly ſich angenehm überraſcht. Von einer Menge Waldnymphen umgeben, erſchien die hehre Diana mit ihrem Gefolge. Ein hochgewachſener Actäon wollte ſich dieſem Zuge anſchließen, ward aber von den muthwilligen Nymphen lachend und ſpottend zurückgewieſen. Den ſtrengen Blick der Göttin durfte er nicht fürchten, denn ihr Auge ſchien zu ſagen: „O Maske! ich kenne Dich wohl!“

Die Neuheit und der Reiz dieſes Vergnügens verfehlten ihre Wirkung auf Molly nicht. Sie fühlte ſich in eine Zauberwelt entrückt, und auf den Schwingen der Phantaſie und Empfindungen in einen Himmel voll Freude erhoben. Ohne keuſche Bedenklichkeiten vor den umſchlingenden Armen der Männer, länderten die Nymphen, und Molly, eine holdſame Phöbe! ruhete in dem Schatten eines Winkels von einem Tanze aus. Sie lächelte freundlich dem Hirſchkopfe des Actäon zu, der ſeinen Vortheil erſah, weil er jetzt von den neckenden Nymphen nicht abgehalten wurde, ſich der Holden zu nähern. „Schöne Diana!“ flüſterte er ihr zu. „Dein Zürnen raubte mir einſt die Menſchheit — Dein Lächeln macht mich heute zum Gott!“

Es ſchlug zwölf Uhr. Der anweſende Officier von der Polizei kündigte an, daß man ſich demaskiren dürfe. Die Larven ſanken, und die Amtsräthin, eine der Jagdnymphen, ſchloß Molly froh in ihre Arme. Actäon ward zum Oberförſter. Er benutzte die Gunſt der Gelegenheit, dem Mädchen die Wünſche ſeiner Liebe zu geſtehen und nach dem

Beſitz der kleinen Hand zu ſtreben, welche ſo ſanft Wunden zu verbinden verſtehe. —

Die ſüße Verwirrung, in welche Molly durch dieſen Antrag gerieth, ſprach deutlicher ihre Gefühle aus, als Worte es vermocht hätten. Genug — bei der Heimfahrt vom Balle blickte die erblaßte Luna aus trüben Wolken; denn ihre Darſtellerin hatte ſich nolens volens dem hübſchen Forſtmanne verlobt, und wollte künftig nur in dem Revier eines Waldes leben, um zu lieben.

Am folgenden Morgen ließ ſich der Oberförſter mit ſeiner Schweſter bei dem Syndicus melden. Molly, welche eben ihrem Oheim das Frühſtück darreichte, erglühete und zitterte ſo heftig, daß die Taſſe leiſe erklirrte. Nach einer Stunde kam das geſchwiſterliche Paar, und wohl empfangen, trug der Oberförſter, unterſtützt von der Beredtſamkeit ſeiner Schweſter, jedoch mit bebender Stimme, das Anliegen vor, um deßwillen er gekommen war.

Der alte Mann verbarg ſeine Rührung hinter einem komiſchen Ausfall. „Ei! ei!“ ſagte er, „das geht raſch! Nach jedem Maskenballe ein Freier! Die Redoute beweiſt ſich als eine ſchwache Schanze, wenn es die Eroberung eines Mädchenherzens gilt! — Dieſe kleine, treue Feſte —“ hier legte der Oheim die Hand an Molly's linke Seite —, „ergiebt ſich alſo auch? — Nun, ſo bleibt mir weiter nichts übrig, als ein Fiat! und ich gebe es mit Freuden; denn der Ruf nennt Sie, Herr Oberförſter, einen braven Mann. Was nun Molly anbelangt, ſo darf ich das Mädchen rühmen, obwohl es das Kind meiner Pflege und Liebe iſt. Ungern verliere ich die Kleine —“ die Stimme des alten Mannes brach im Tone der Wehmuth, und in den vertrockneten Augen ſammelten ſich ſeltene Thränen.

Bei dieſem Anblicke hielt Molly ſich nicht länger.

Sie ſank mit lautem Schluchzen an die Bruſt ihres Oheims, der wie ein treuer Vater an ihr gethan, und ſegnend legte er die Hand auf ihre Stirne.

Als der Wonnemond den ſchönen, großen Wald, in welchem die anſehnliche Wohnung des Oberförſters ſtand, mit jungen Blättern kränzte, gefiederte Sänger von Zweig zu Zweige hüpften und die Nachtigall im Schatten der Gebüſche das Lied der Liebe ſang, da feierte Julie und Molly das Feſt ihrer Verbindungen. Wie ſich nun Molly im jungfräulichen Schmuck der Myrte ihrem Oheim näherte, flüſterte er ihr zu: „Nicht wahr, Molly, der Zufall mit dem Tintenfaſſe war doch ſo übel nicht? Ohne dieſe tückiſche, ſchwarze Fluth würde Dein Schickſal vielleicht eine andere Wendung genommen haben. Erinnerſt Du Dich noch der Worte, welche ich zu Dir ſprach, als Du Dein gehofftes Vergnügen aufgegeben hatteſt? — Sieh, mein Kind! ſo legt der Menſch mit frommem Sinne das Senfkorn einer guten That in den Boden der Zeit, und der Ewigliebende läßt hundertfältige Früchte der Freude daraus erblühen. — Darum kann ich Dir heute keinen beſſern Segen geben, als: Bleibe ferner gut, wie bisher, und der Schrift eingedenk, welche ſagt: Du ſollſt ſein ſittig, keuſch, häuslich, gütig, dem Manne unterthan, auf daß nicht das Wort Gottes verläſtert werde.

Molly war dieſen Lehren treu. Unter dem ſtillen Schatten der Eichen, welche das Forſthaus umgaben, blühete verborgen ein Paradies der Liebe und des häuslichen Friedens. Wenn in ſpäteren Jahren Molly ihre Couſine einmal beſuchte, und Julie, verachtend die Güter des Reichthums und gleichgültig gegen den Beſitz, in Thränen des Unmuths fand, weil ihres Mannes veränderlicher Geſchmack ihm ſtets andere Frauen ſchöner und liebenswerther zeigte, als ſeine eigene: dann empfand Molly inniger als jemals das heilige Glück der Treue. Mit innigem Bedauern nur verließ ſie die arme Julie, tief überzeugt, daß ohne ein Herz, welches uns in gegenſeitiger Liebe ganz gehört, aller Schimmer des Glückes nur ein glänzendes Elend ſei. Und traurig kehrte ſie, doch auch wärmer liebend als zuvor, in den fröhlichen Kreis der Ihrigen zurück.

So oft ein Fremder unter dem gaſtlichen Dache des Oberförſters einſprach, und ſein fragender Blick auf einer von Meiſterhand gemalten Diana, dem Bilde der Hausfrau und der Zierde des Wohnzimmers, verweilte — dann erzählten die glücklichen Eheleute die Geſchichte des Maskenballs.

März.

Der Oberſt von Burgfels hatte den angeerbten Reichthum ſeiner Väter der wilden Leidenſchaft des Spiels geopfert. Als ein Jüngling von edeln Anlagen, war er in das Militair eingetreten, ſchlechte Geſellſchaft ſtreuete den Samen des Verderbens in das empfängliche Herz des Leichtſinnigen, die zügelloſe Freiheit, welche ein bald ausbrechender, langwieriger Krieg darbot, das wüſte Leben des Feldzugs nährten dieſe Giftpflanze, und bald hatte ſie jeden beſſeren Trieb überwuchert. — Eine Zeit lang lächelte ihm das verführeriſche Glück, dann aber wendete ſich das Blatt zu ſeinem Verluſt. Nur mehr gereizt dadurch, ließ er nicht ab, dürch Karten und Würfel ſeine verzweifelnde Lage verbeſſern zu wollen — aber der Wurf ſeines Schickſals war verfehlt. Von drückenden Schulden belaſtet, gemieden von jedem Freunde der Ordnung, verlaſſen von ſich ſelbſt, ſah er ſich, als der Feldzug zu Ende ging, in einem hülfloſen Zuſtande, welcher jedoch der Fähigkeit, ſich zu beſchränken, genügt haben würde. Denn es blieb ihm eine Penſion und der Ertrag eines kleinen Gütchens, dem mütterlichen Erbe ſeiner Tochter, das nicht veräußert werden durfte. Hier lebte er nun in dem Gefühl eines Verwieſenen, den ſein Bewußtſein an begangene Sünden, verhaßte Erinnerungen und verlorene Vortheile mahnt.

Doch der Gott, welcher ſeine Sonne über Gute und

Böſe ſcheinen läſſet, hatte den Oberſt in ſeinem einzigen Kinde eines vorzüglichen Segens gewürdiget; und die Natur, gewährend, daß ihre ſchönſte Roſe im Garten eines Wüſtlings blühe, indeß ſie oft nur Dornen auf den Weg des Frommen pflanzt —, hatte der Tochter dieſes Vaters Geſtalt und Seele eines Engels verliehen. Liebreiz umfloß ihr ganzes Weſen, ein Hauch der Milde war jedes ihrer Worte.

Tief im Keſſel der Gebirge lag das heimliche Dörfchen, wo dieſe herrliche Thalroſe ungeſehen blühete. Frau von Burgfels hatte ſich einſt aus der Welt hierher zurückgezogen, um ihrem einzigen Kinde ganz zu leben. Hier konnte ſie ihren Gram um den verirrten Gemahl verbergen; hier, hoffte ſie, werde die Stille der Einſamkeit ihr in Kummer und Sorgen aufgeregtes Gemüth in Ruhe wiegen, in Gelaſſenheit. Aber die Oberſtin fand eine tiefere Ruhe, als ſie geſucht. Die reine Gebirgsluft, welche der kleinen Natalie Geſundheit und Stärke verlieh, wehete bald über das Grab der treuen Mutter, und das ſechsjährige Kind ſtand nun in ſeiner Verlaſſenheit allein, dem Schutze hülfreicher Mächte anheimgeſtellt. Aber es waltet eine Vorſehung!

Der katholiſche Pfarrer des Ortes, ein ehrwürdiger Mann, nahm die kleine Waiſe einſtweilen in ſein Haus auf und erſtattete an den weit entfernten Oberſten Bericht von dem Todesfalle der Frau von Burgfels, indem er zugleich um Verhaltungsbefehle hinſichtlich der Erziehung ſeines Kindes bat.

Das Miltaircorps, bei welchem der Oberſt ein Bataillon befehligte, hatte, dem Drange des Krieges zufolge, keinen feſten Standpunct, und ſo geſchah es denn ſehr natürlich, daß der Brief bald dahin, bald dorthin geſendet wurde, und erſt ſpät und veraltet an die rechte Behörde gelangte. Die Antwort ward durch hindernde Umſtände verzögert, und ſo verging beinahe ein Jahr, ehe der Pfarrer erfuhr, daß ein altes Fräulein, weitläufig mit dem Oberſten verwandt, nach Tanne — ſo hieß das Dörfchen — kommen, und die Obhut der kleinen Burgfels übernehmen werde.

Natalie fühlte ſich ſehr glücklich im Hauſe des guten Pfarrers, wo ſie, außer der Liebe des gemüthlichen Kinderfreundes und ſeinem anziehenden Unterricht, noch einen Spielgefährten gefunden hatte, der beides mit ihr theilte.

Erwin, ein ſchöner, muthiger Knabe von zehn Jahren, lebte als Zögling bei dem Pfarrer, ohne daß Jemand das Geringſte nur von ſeiner Herkunft gewußt hätte. Er war als ein kleines Kind in das Pfarrhaus gebracht worden, und der würdige Geiſtliche verſtand ſich darauf, unbeſcheidene Frager von ſich abzuwehren. So ließ man ſich endlich an ſeinem Taufnamen genügen, ohne ſich weiter um ſeinen Stammbaum zu kümmern. Man hielt ihn ins Geheim für eine Frucht unglücklicher Liebe — aber der ſchlanke Knabe, mit den großen, ſtrahlenden Augen und goldnen Locken, ſah ſo vornehm, hell und heiter aus, als wäre er ein Kind der Sonne.

Das harmloſe Vertrauen der Kinderjahre, ſtetes Beiſammenſein, Gewohnheit, Wetteifer ſchlangen mit leiſen Fäden ein unzerreißliches Band um die beiden unſchuldigen Herzen. Der Pfarrer hatte ſeine Freude an der ſüßen Eintracht ſeiner Lieblinge, und öfter, wenn er die holde Gruppe mit Wohlgefallen betrachtet hatte, richtete er ſeinen Blick ſo bedeutungsvoll zum Himmel empor, als wolle er das Auge Gottes auf ſeine ſtillen Wünſche lenken.

Ein Jahr hatte Natalie im Hauſe des Pfarrers gelebt, als ihre neue Erzieherin in Tanne anlangte.

Das alternde Fräulein war ziemlich gutmüthig, aber durchaus ohne allen höheren Sinn. Es glaubte die übernommene Pflicht zu erſchöpfen, wenn für Nataliens Nahrung und Wäſche geſorgt würde; die Erziehung der Hühner und Gänſe erſchien der wirthlichen Bonne wichtiger, als die der kleinen Natalie, und über der Sorge für Kraut und Rüben verſäumte ſie es, Himmelsblüthen in das zarte Gemüth des ihr anvertraueten Kindes zu pflanzen. Des Pfarrers Einwirken auf daſſelbe beſtand alſo fortwährend in voller Kraft und unbeſchränkt.

Zehn Jahre war Natalie bereits alt, als eine Begebenheit ſich ereignete, welche in der Folge ſehr bedeutend für ihr ganzes Schickſal wurde.

Die Kleine ging eines Tages ihrem Spielgefährten Erwin entgegen, der für ſeinen Pflegevater einen Auftrag in einem nahgelegenen Dorfe ausgerichtet hatte. Der Erwartete blieb über die beſtimmte Zeit aus, und Natalie, die Augen ſtarr vorwärts gerichtet, achtete nicht mit der nöthigen Vorſicht auf den vom Regen ſchlüpfrigen Weg; ſie glitt aus und ſtürzte in das vorbeirauſchende Bergwaſſer. Ein Arbeiter, der glücklicherweiſe ſich in der Nähe befand, rettete nicht ohne Gefahr ſeines Lebens das allgemein geliebte Kind aus den wilden Fluthen.

Als Natalie ihre Beſinnung wieder erhielt, befand ſie ſich in einem dichten Gebüſch. Die nervichten Arme ihres Retters umſchlangen ſie noch, ſeine Haare träuften an der zarten kleinen Geſtalt hernieder, deren naſſe Gewänder und ſchlichthangende Locken von dienſtfertigen Landleuten getrocknet wurden, ſo gut es eben möglich war. Der Ruf jenes

Mannes, der für die verunglückte Natalie in das Waſſer ſprang, hatte mehrere Menſchen herbeigelockt, die ſich mit Sorgfalt und emſiger Theilnahme um das Fräulein bemüheten.

Im betäubendſten Schmerz verloren, knieete Ervin vor Natalie. Als ſie die Augen öffnete, ſchrie er vor Freuden laut auf, und Thränen rollten dabei über ſeine bleichen Wangen. Man brachte Natalie nach dem Schloſſe. Die erſchrockene Erzieherin ſendete ſogleich nach dem Pfarrer, und als dieſer erſchien, lag die Kleine in den heftigſten Krämpfen. Ervin — ein Bild des Todes — wich nicht von ihrem Bette. Der erfahrene Geiſtliche war der Meinung, daß hier kein Augenblick zu verſäumen wäre; Pferde und Wagen wurden in dringender Eile nach einem Arzte geſchickt. Noch ehe der Doctor anlangte, verminderten ſich die Krämpfe ein wenig. Nur klagte die Kleine, daß ſie nicht deutlich ſehen könne, ſondern alle Gegenſtände ihr wie durch einen dichten Flor erſchienen.

Der Arzt ließ nicht lange auf ſich warten. Er erklärte die Krämpfe für eine ſehr natürliche Folge der heftigen Erkältung und des Schreckens, verordnete einige zweckmäßige Mittel gegen ihre Wiederkehr, und unterſuchte nun die Augen Nataliens. Er fand ſie ſchön und klar, doch als die Kleine mit vieler Heftigkeit betheuerte, ſie könne nichts deutlich unterſcheiden, verwies er ſie zur Geduld und Ruhe, und tröſtete liebreich, dieſer Zufall ſei bloß ein Spiel der gereizten Nerven und werde ſich ſchon wieder geben, nur müſſe Natalie das aufgeregte Gemüth zu ſtillen ſuchen. — Dieſer bedachtſame Arzt traf noch mehrere Verfügungen im Betreff der Pflege Nataliens, beſonders warnte er das alte Fräulein vor dem Gebrauch ſogenannter Hausmittel, und ermahnte, dies Augenübel einzig und allein der ſichern, wenn auch gleich langſamen Wirkung vorgeſchriebener Arzneien und der kräftigen Natur des Kindes zu überlaſſen.

Dieſe Augenkrankheit gab ſich jedoch nicht. Mit tiefem Kummer betrachtete der Pfarrer oft die ſchönen, hellen Augen, welche ihrer feinſten Sehkraft beraubt waren. Wenn auch Natalie nicht in ſolchem Grade blödſichtig war, daß dieſer Zuſtand ſie einer Gefährlichkeit ausgeſetzt hätte, ſo war ſie es doch immer noch zu ſehr, um ſich irgend mit etwas nützlich oder angenehm beſchäftigen zu können, wozu man vorzugsweiſe das Auge bedarf. Die Kleine hatte daher viele trübe, müßige Stunden, es lag wie ein ſchwerer Nebel auf ihrem frohen, jugendlichen Leben, und ihr ſtiller Sinn zog ſich nur noch mehr in ſich ſelbſt zurück. In dieſer bangen Zeit äußerte ſich die Liebe Ervins für Natalie in rührender Innigkeit. Willig entſagte er ſeinen gewohnten Ergötzlichkeiten, um der leidenden Freundin die traurige Weile verkürzen zu helfen. Er las ihr vor, erzählte ihr Geſchichten, und leitete ſie auf kurzen Spaziergängen. Seine helle Stimme tönte jetzt gedämpft und klagend wie eine verhallende Flöte; er lachte nicht mehr, um Nataliens ſtillen Schmerz zu ſchonen. So ward Nataliens Unglück für ſie eine neue Quelle des Vergnügens, ein neues Band gegenſeitiger Zuneigung.

Ein Monat war ſeit jenem Ereigniß verfloſſen, als die Unvorſichtigkeit eines Dienſtboten Natalien einen heftigen Schrecken verurſachte; doch kaum hatte die jähe Erſchütterung ihr Weſen berührt, als der Nebel vor ihren Augen zerrann, und ſie alle Gegenſtände wieder in vollem Licht erkannte.

Nataliens Freude war unausſprechlich, nicht minder die des guten Pfarrers, aber größer noch Ervins Entzücken.

Als er ſie Abends von dem Pfarrer nach Hauſe führte, und eben ſo vorſichtig als ſonſt leitete, flüſterte ſie ihm furchtſam zu: „Ach, Ervin! ſcherze nicht! ein Blinder iſt recht ſehr unglücklich! —“

Von dieſer Zeit an kehrte jener Zufall in ſtärkerem oder ſchwächerem Grade auf längere oder kürzere Dauer ſo oft zurück, als Natalie ſich von einer heftigen Gemüthsbewegung ergriffen fühlte, die gleich einem elektriſchen Schlage auf ſie wirkte. Blieb auch dieſe krankhafte Erſcheinung hinfort eine ängſtliche Sorge für Natalie und ihre Freunde, ſo minderte doch die Erfahrung, daß ſie vorübergehend ſei, die Bekümmerniß, welche ſie das erſtere Mal in äußerſte Furcht erregt hatte. Man war nur um ſo zärtlicher beſorgt, Nataliens Geſundheit, wie ein verletzbares Kleinod, vor Schaden zu hüten, den ſie durch einen gewaltſamen Eindruck nehmen könnte.

So gingen wiederum zwei Jahre hin. Der Pfarrer ſprach nun ernſtlich davon, daß Ervin in die Welt müſſe. Auch ſchien der hochaufgeſchoſſene Jüngling in der ſtillen Pfarre nicht mehr an ſeinem Platze, und gegen ſeinen eigenen Wunſch und Willen in der Enge dieſer beſchränkten Verhältniſſe, wie in einem magiſchen Kreiſe, gehalten.

Natalie war ein ſchlankes Mädchen geworden. Der Kindheit Friede ruhete noch in ihren zarten Zügen, aber die Knoſpe der Schönheit fing an ſich zu entwickeln und färbte ſich reizvoll, ihr blaues Auge blickte im Tiefſinn der Unſchuld, doch ein trüber Ausdruck, der vom Gemüth auszugehen ſchien, war ihm geblieben. —

Der Frühling nahete. Mildere Lüfte ſchmolzen den letzten Schnee, und der Strahl der Märzſonne entlockte dem feuchten Boden die erſten ſpärlichen Blümchen.

Natalie ſaß in kindlichem Wohlbehagen auf den breiten Stufen, die zu dem Eingange des Schloſſes führten, und war eben beſchäftiget, ein kleines Kränzchen von Schneeglocken zu winden, das ſie, als ein Erſtlingsopfer des Frühlings dem Grabe der Mutter zu weihen gedachte. Die Blümchen und ihre Blätter hauchten einen leiſen, friſchen Duft aus, die heiligen Stimmen der Natur erklangen in Nataliens Herzen, ein Schauer der Andacht, der Ahnung ging durch ihre junge Seele, und ein Vorgefühl fernen Hoffens, wie von den Bergen herüber, von denen uns Hülfe kommt — wehete ſie an.

Da ſah Natalie Erwin pfeilſchnell daher kommen, doch als er ſie erblickte, ſchritt er nur langſam und nachdenkend vorwärts. Er ſtand nun vor ihr, und Natalie ſah ſein Angeſicht glühen.

„Höre, liebe Natalie," redete Erwin ſie in ſichtbarer Verlegenheit an, „ich habe Dir etwas zu ſagen, aber ich bitte Dich inſtändigſt, nicht zu erſchrecken. Ich muß fort, heute noch — ja, in dieſer Stunde. Ach! Du wirſt blaß, Natalie! hier auf meinen Knieen flehe ich, faſſe Dich! ich würde troſtlos ſcheiden, müßte ich den Schmerz mit mir nehmen, daß Dein Zufall wiederkäme."

Natalie lächelte ihm zu, ihre Augen ſtanden voll Thränen. „Sei ruhig, Erwin! ich bin es ſchon," ſagte ſie verſichernd, „aber laß mich wiſſen, wie ſich Deine Abreiſe ſo ſchnell ereignet hat."

Nun erzählte Erwin, daß dieſen Morgen ein Brief an den Pfarrer gekommen ſei, nach deſſen Empfang ihn jener gerufen und mit der unausweichbaren Nothwendigkeit, noch heute von hier abzugehen, bekannt gemacht habe. „Was aus mir werden ſoll? wohin ich reiſe? welches meine Beſtimmung ſei? das ſind Fragen, die, wie mein gütiger Pflegevatter mir ſagte, die Zukunft beantworten werde. So muß ich es nun erwarten.“

Jetzt ergriff der Jüngling Nataliens Hände, die zitternd das Kränzchen hielten, und ſagte mit wankender Stimme: „Und ſo lebe denn wohl, Du gute Natalie! Ich vergeſſe Dich gewiß nicht, niemals in meinem ganzen Leben! Ich werde Dich wiederſehen — ſonſt müßte ich ja vor Sehnſucht ſterben. O gieb mir ein Andenken! dieß Kränzchen hier — Deine Finger haben es zuletzt berührt, Deine Thränen ſind darauf gefallen —; ich will es heilig halten. Sieh! das zarte Blümchen, der erſte Bote des Frühlings, durchbricht die ſtarre Erde und ſpricht uns ſo hoffnungsvoll an: Die Zeit der Freude kehret wieder! —“

Natalie weinte ſanft. Sie litt es, daß er die Scheere, welche ſie gebraucht hatte, von ihrem Schooße nahm und ſich eine volle, blonde Locke abſchnitt, die er ihr gab. Natalie liebte ſein ſchönes Haar, ſie hatte es oft in kindlicher Unbefangenheit gelobt und, wenn er leſend an ihrer Seite ſaß, im träumeriſchen Spiel um ihre zarten Finger gerollt. Nun umfaßte er das Mädchen und hielt es lange an ſeinem treuen Herzen. Dann riß er ſich los, und ſein verſchwindendes Bild ſchwankte in Nataliens Thränen.

Stumm, den ſüßen Mund in ein wehmüthiges Lächeln verzogen, das naſſe Auge zu Boden geſenkt, irrete Natalie die erſten Tage nach Erwins Abreiſe umher. Hätte die Theilnahme irgend eines Menſchen ſie tröſtend angeſprochen, ihr Schmerz wäre milder geweſen. Da führte das Bedürfniß, ſich auszuweinen, und die heilige Stimme der Natur ſie an das Grab der Mutter, und hier — als umſchwebe der mütterliche Geiſt beruhigend das trauernde Kind — hier war es, wo Natalie Linderung fuhlte für das unbeſchreibliche Weh in ihrer Bruſt.

„Er wird ja wohl einmal wiederkommen!“ flüſterte ſie leiſe, das Gras des Hügels durch die Fingerſpitzen ziehend, „und kommt er nicht wieder, ſo — ſo — ſterbe ich nicht auch einmal? — Darum will ich geduldig ſein und ſtill. Wie ſchnell iſt nicht ein Tag vorbei — und dann ein Jahr — und endlich das ganze Leben! —“

Als Natalie nach Hauſe ging, erfuhr ſie von einem Landmanne, welcher ihr begegnete, daß der Pfarrer von ſeiner Reiſe ſo eben zurückgekehrt wäre. Sie eilte ſogleich zu ihm Er brachte ihr tauſend Grüße von Ervin, und erzählte von ihm. Ervin war zum Militair gekommen. Natalie ſeufzte bei dieſer Nachricht. Sie zagte um den Liebling ihrer Seele; aber der Pfarrer tröſtete, ſie könne ſich der Hoffnung, ihn einſt wiederzuſehen, mit Zuverſicht überlaſſen, und Ervin habe ſeinen Stand unter günſtigen Ausſichten angetreten.

Natalie ward jedoch ſehr bald durch eine bedeutende Veränderung von ihrer Trauer um den verlorenen Freund abgezogen. Ihr Vater — den ſie nur ein paarmal, und auch dann nur auf kurze Zeit geſehen zu haben ſich erinnerte — hatte ſeinen Abſchied genommen, und kehrte jetzt mit mit einem von Strapazen und Ausſchweifungen zerrütteten Körper auf das kleine Gütchen zurück.

Natalie hatte ſich niemals des Schutzes, der treuen Fürſorge, der zärtlichen Liebe ihres Vaters erfreuen können: Vertrauen, inniger Verlaß, ſichere Ruhe in dem Bewußtſein, einen Schützer zu wiſſen, welcher der irdiſche Stellvertreter des himmliſchen ſei, dieſe hingebenden Empfindungen der Kindlichkeit waren Natalie fremd geblieben. Daher war eine ſcheue Furcht, der ſie im frommen Beben, ſich zu verſündigen, den Namen Ehrfurcht gab, das einzige Gefühl, das bei dem Anblick ihres Vaters ihr Herz ergriff.

Der Oberſt hingegen empfand die lebhafteſte Freude, als er ſeine Tochter, das holdeſte Geſchöpf, wiederſah. Eine ſchlanke Jungfrau ſtand ſie vor ihm da, ihr blaues Auge war ein Himmel voll Unſchuld, und ihr Blick der ſanfte Strahl einer Engelsſeele.

Der Oberſt fühlte ſich in den erſten Wochen ſeines heimathlichen Aufenthaltes unbeſchreiblich wohl und behaglich. Er hatte ſeit langer Zeit häuslicher Bequemlichkeit und weiblicher Pflege entbehrt; und Natalie, ſo auch das alte Fräulein, thaten ſich nie genug, ihm dienſtlich zu ſein. Der Frühling, deſſen Genuß in der Abgeſchiedenheit dieſes reizenden Erdwinkels ungeſtört blieb, wirkte nicht minder wohlthätig auf die angegriffene Geſundheit des Oberſten, und ſeine tiefgeſunkenen Kräfte fingen an ſich zu heben.

So waren einige Monate verſtrichen, in denen der Oberſt ſich ſichtlich erholt hatte. Ein Tag war dem andern gleich geweſen, und ſo wie der Kranke allem Jubel der Welt und jeder Thatenluſt die einſame Ruhe ſeines Lagers vorziehen wurde, ſo hatte dem Oberſten im Zuſtande der Erſchlaffung und Schwäche dieſe ruhige Einförmigkeit zugeſagt. Aber der wiederkehrenden Spannung ſeiner Kräfte war dieſe Lebensweiſe zu eintönig. Langeweile umflüſterte ihn hörbar, wenn er das leiſe, emſige Geräuſch vernahm, womit Natalie in ſtiller Ausdauer eine leichte Arbeit förderte, oder wenn er dem Klirren der Schlüſſel lauſchte, welche das wirthliche Fräulein handhabte, oder dem klappenden Gange dieſer getreuen Hausverwalterin, der, wie der Pendel der Uhr, in mechaniſcher Schwebe zwiſchen Phlegma und Pflicht ging.

Bei dieſer Regelmäßigkeit ſtellte ſich dem Oberſten ein leiſer Ueberdruß ein, Ordnung war überhaupt nicht ſein Element. Faſt überredete er ſich ſelbſt, daß es nur Sorge für ſeine Geſundheit ſei, was ihn zu dem Entſchluſſe brächte, eines der berühmteſten Bäder des Landes zu beſuchen.

Die haushälteriſche Sparſamkeit des alten Fräuleins, einverſtanden mit Nataliens genügſamen Wünſchen, hatte im Verlauf der Jahre Summen erübrigt, die zu einem nahmhaften Capital angewachſen waren. Man händigte bald nach ſeiner Ankunft dem Herrn des Hauſes die Documente über dieſen Schatz ein, und er — welcher nur zu vergeuden wußte und keinen Begriff von dem Segen der weiſen Sparkunſt hatte — erſtaunte, wie dies armſelige Beſitzthum von Dörfchen ſolch eine Fundgrube ſein könne! — Das alte Fräulein erſchien ihm wie eine wohlthätige Fee, und ſeine Tochter gleich einem dienſtbaren Genius, der, ſelbſt ohne Bedürfniß und gleichgültig gegen den magiſchen Klang des Goldes, es nur trägt und hält, um ſeine Pflicht zu vollbringen.

So reiſte der Oberſt denn, mit einer wohlgefüllten Caſſe und allen Bequemlichkeiten verſehen, bald nach Johanni ab, um die eigentliche Saiſon nicht zu verſäumen. —

Natalie fühlte ſich in ihrer tiefen Einſamkeit glücklich. Sie war jetzt wieder öfter bei dem Pfarrer; denn mit dieſem konnte ſie doch von Ervin ſprechen. In den ſtillen Räumen der prieſterlichen Wohnung fühlte ſie ſich von einem Hauche ſeiner Gegenwart umſchwebt, und die kleinen Heiligenbilder, die Fürſten der Kirche, welche die getünchten Wände düſter zierten, ſprachen ſie mit rührenden Erinnerungen an.

Ervin ſchrieb oft; aber immer nur an ſeinen Pflegevater, obgleich Natalie der hauptſächlichſte Gegenſtand ſeiner Briefe war. Der Antwort des Pfarrers fügte dann Natalie ein paar Worte mit eigener Hand hinzu, und wenige Zeilen reichten hin, die Sehnſucht ihrer treuen Seele auszudrücken.

Der Sommer war vergangen, ja, der Herbſt ſchon ziemlich vorgerückt, als der Oberſt höchſt verſtimmt von ſeiner Badereiſe wiederkehrte. Ein ganzes Neſt Verdrießlichkeiten brütete in den Furchen ſeiner Stirne, und Nataliens freundliches Beſtreben, ihn zu erheitern, vermochte nicht, die üble Laune zu verſcheuchen, welche er ohne Schonung ausließ. Ein Zufall ſetzte Natalie in Kenntniß, daß ihr Vater mehr noch verloren, als eine beſſere Stimmung. — Sie konnte nicht zweifeln, daß die anſehnlichen Summen, welche der Oberſt mitgenommen, bis auf den letzten Groſchen verbraucht, daß alle ſeine Koſtbarkeiten verſchwunden wären. Ein ſcharfer Schmerz durchſchnitt, als ſie es bemerkte, Nataliens weiches Herz, und es blutete im Stillen. Sie ahnete die Wahrheit — doch leuchtete ihr ein, daß ſie dieſen Kummer Niemanden auf der Welt entdecken dürfe, ſondern in ſich ſelbſt Troſtgründe und Hülfsmittel aufſuchen müſſe.

Da ihre Erzieherin jetzt oft kränklich war, ſo übernahm Natalie die Führung des Hausweſens größtentheils ſelbſt, und das junge Mädchen zeigte ſo viel Einſicht, Geſchick und wirthſchaftlichen Sinn, daß die peinliche Sorgſamkeit des alten Fräuleins ſich zufrieden gab. Vor allem war Natalie bemüht, jeden, auch den geringſten Vortheil wahrzunehmen, und unabläſſig aus den ergiebigen Quellen der kleinen Wirthſchaft zu ſchöpfen. Zuweilen ängſtete ſie der Gedanke, daß man ſie für geizig halten könne; denn daß ſie es nicht war, und warum ſie ſo ſparte und ſich kärglich behalf, dies wußte ja nur ſie allein, und Gott! —

Die Vorſehung wollte Nataliens kindliche Opfer belohnen. Noch nie hatten Feld, Wald und Gärten ſo reichlich geliefert, der Viehſtand nie mehr eingetragen. Mit dieſem glücklichen Erfolge verdoppelte ſich Nataliens Streben, ihn zu nützen, und die ſtete Bewegung, in der ſie ſich befand, gab ihren Wangen die vollen Roſen der Geſundheit und geübten Kräfte.

So war der Winter herangerückt. Der Oberſt ging auf die Jagd, las Zeitungen und ſpielte des Abends mit dem Pfarrer Schach, oder zog, wenn der Geiſtliche ausblieb, mit dem Fräulein Dame. Dann ſchlich Natalie ſich leiſe hinweg und auf ihr Zimmer. Hier legte ſie die vergeſſene Harfe an die Bruſt voll Sehnſucht, und ihre zarten Klänge verſammelten die Geiſter ihres Jugendlebens um ſie her. Ein ſtiller Glanz erfüllte das Heiligthum ihres Herzens und verklärte ſein theuerſtes Andenken. Es war ihr, als töne Erwins Stimme in dieſen klagenden Melodieen, ſüße Thränen rollten auf die ſilbernen Saiten, und ein kleines, einfaches Lied ſtillte dieſen unbewußten Schmerz.

Der Frühling erſchien. Ach! Natalie betrachtete die erſten Schneeglocken mit traurigen Blicken; denn ſie läuteten zum Gedächtniß einer wehmuthsvollen Abſchiedsſtunde, und ſagten ihr, daß nun ſchon ein Jahr ſeit ihrer Trennung von Erwin verfloſſen wäre.

Der Oberſt meinte, der Winter ſei ihm doch nicht ſo lang geworden, als er gefürchtet habe, und Natalie hoffte ſchon, ihren Vater für das ſtille Glück eines einfachen Lebens gewonnen zu ſehen; allein ſie irrte. — So wie der Sommer näher kam, ward der Oberſt unruhig. Er ſprach wiederholentlich davon, daß er wohl das Bad, in welchem er voriges Jahr geweſen, wieder beſuchen möchte, wenn ſeine Barſchaft nur zureichen wollte.

Eines Morgens, als dieſer Wunſch und die Schwierigkeit ſeiner Erfüllung den Oberſten ſichtbar verſtimmte, trat Natalie, ein Käſtchen unter dem Arme, in das Zimmer ihres Vaters. Das furchtſam freundliche Geſichtchen kündigte eine Bittende an, und der Oberſt ertheilte ihren liebevollen Fragen nach ſeinem Befinden nur einen kurzen, rauhen Beſcheid. Da trat Natalie ihm näher, äußerte ſchüchtern, ihr Vater ſcheine ſeit einiger Zeit krankhaft zu ſein, weßhalb ſie ihn herzinniglich bitte, die Frucht ihrer Erſparniſſe zu einer Erholungsreiſe anzuwenden, um heiter und geſund an Leib und Seele wiederzukehren.

Der Oberſt erblaßte. Die Hand, welche die kleine Schatulle faſſen wollte, begann zu ſinken, es ward ihm ſchwer, in jedem Sinne — ſie zu erheben. Der Tugend Genius warnte ihn ernſt vor dem Frevel, das reine Opfer der heiligſten Kindestreue zu ſolchem Zwecke anzunehmen — umſonſt’ die Kraft des Guten lag in den Feſſeln der allerfürchterlichſten Leidenſchaft, vergebens regte ſie die matten Schwingen, und der Oberſt ergriff das Käſtchen.

Noch ſpäter als im vorigen Jahre, und eben ſo beraubt, kehrte er aus jenem Badeorte zurück. Nataliens wirthſchaftliche Anſtrengungen verdoppelten ſich; doch leider! nur, um einen wüſten Hang zu unterſtützen. Mit dem jedesmaligen Erſcheinen des Sommers trat ihr Vater ſeine Badereiſe an, das treuloſe Glück zu verfolgen, und wenn die Blätter fielen, kam er mit erſchöpfter Caſſe in herbſtlichdüſterer Laune heim.

So waren ſechs Jahre verſtrichen. Kein beſonderes Ereigniß hatte das ruhige Fortſchreiten der Zeit für Natalie bedeutend gemacht. Ihre Schönheit ſtand jetzt in voller, herrlicher Blüthe. Ein leiſer Flor von ſchwärmeriſcher Trauer, der über ihre rührende Geſtalt verbreitet war, lieh ihr den ſanfteſten Reiz. Sie glich einer Roſe, welche, gehüllt in die duftigen Schleier eines trüben Morgens, nur um ſo lieblicher erſcheint.

Natalie hatte Erwin nicht wieder geſehen, ſogar ſeit zwei Jahren keine Kunde mehr von ihm vernommen. Der Pfarrer beobachtete ein räthſelhaftes Schweigen über dieſen Gegenſtand, und Natalie fing an zu ahnen, daß irgend ein wichtiges Geheimniß über ſeinem Schickſal walten müſſe. Die Erinnerung an ihn war und blieb Natalien das liebſte Kleinod ihrer Einbildungskraft, ob auch die Zeit die Farben ſeines Bildes ein wenig verlöſcht hatte. — Die erſten Schneeglöckchen regten noch immer eine geduldige Schwermuth, doch auch die Hoffnung in ihr an, ſie werde den Freund ihres Herzens einmal wiederſehen. —

Das zarte Blümchen brach eben aus der winterlichen Erde, als die Nachricht nach Tanne kam, es habe ein alter Bekannter und Spielgenoſſe des Oberſten mehrere feilgebotene Güter in der Nachbarſchaft gekauft.

Der Oberſt äußerte eine lebhafte Freude darüber, und konnte den Beſuch ſeines Freundes kaum erwarten. Dieſer erfolgte bald. Eines Morgens ſprengte ein wilder Reiter auf den Hof, und Natalie, welche durch ein häusliches Geſchäft in einem entfernten Zimmer gehalten war, vermuthete den neuen Nachbar in dem Gaſte; denn der Oberſt rief ſogleich nach Wein, und dann nach ſeiner Tochter.

Als Natalie in das Zimmer ihres Vaters trat, ihm ſelbſt die geforderten Flaſchen zu bringen, machte ihr Anblick den Baron Bruno (ſo hieß der neue Gutsherr) betroffen, und ein Gefühl, was ihm ſonſt fremd war, drang ihm eine ehrerbietige Scheu auf. Die wahre Schönheit, der

Adel eines reinen Gemüthes üben ihre ſtille Gewalt auch auf den verworfenſten Wüſtling.

„Der Teufel, Bruderherz!“ rief der Baron, als Natalie ſich wieder entfernt hatte, „Du biſt der Vater eines leibhaften Engels! Habe ich doch in meinem ganzen Leben kein ſchöneres Kind geſehen, und Du weißt, ich bin ein Kenner hübſcher Dirnen, wenn mir auch von jeher die Coeurdame, die man im Umdrehen gewinnt, am beſten gefiel, und ich am liebſten in trefflich ſchwarze Augen der Würfel blickte. —“

Der Oberſt gab lachend dem Geſchmack des Barons Ehre und Beifall, und nannte ſeine Natalie ein gutes, ſtilles Mädchen, das nur den Fehler habe, ein wenig kopfhängeriſch zu ſein. Der Baron meinte, dies käme von der einſamen, altjüngferlichen Erziehung, und würde ſich geben, wenn das Fräulein nur erſt Welt und Menſchen kennen lernte.

Man verſprach ſich im Verfolg des Geſprächs gute Nachbarſchaft zu halten, und entwarf den Plan zu einer gemeinſchaftlichen Badereiſe, die auch wirklich ſo frühzeitig als möglich angetreten wurde.

Die zufriedene Stille in Natalien's innerſtem Weſen war dieſes Frühjahr hindurch durch ein Etwas geſtört, wofür ihr jede Benennung fehlte. Der ruhige Kreislauf häuslicher Geſchäfte befriedigte ſie nicht mehr, ihre Gedanken ſchweiften im Gebiet weſenloſer Träume umher und verloren ſich in ein unendliches Sehnen. Eine ängſtliche Unruhe, ein unbeſtimmtes Warten regte ihr Inneres auf, ſie ſuchte mehr als ſonſt die Einſamkeit, und ließ läſſig die kleinen Sorgen ihres jugendlichen Lebens fallen, als ſtände ſie an einer großen Entſcheidung. —

Der Oberſt war wiederum ſeit einem Monat fort.

Eines Tages, als der Pfarrer von einem Kranken kam, dem er die letzte Wegzehrung gereicht hatte, hieß er den Glöckner, der die heiligen Geräthe der Kirche trug, vorausſchreiten, weil er, ſeiner erhobenen Stimmung und der untergehenden Sonne zu genießen, langſam durch ein anmuthiges Wäldchen ſeinen Gang nach dem Schloſſe wendete. Aber unter dem Schatten der Birken fand er Natalie in ſtillen Thränen, die ſie, ohne es zu wiſſen, vergoß. —

Der Geiſtliche ſetzte ſich an des Mädchens Seite, ſein Herz wallte in Mitleid; ſeine Geſtalt war verklärt, denn der kleine, grüne Buſch leuchtete im Abendſchein, wie von der Allgegenwart Jehovahs, und als der würdige Greis tröſtend zu reden begann, ging das Licht Gottes in Nataliens trüber Seele auf! —

„Was weinſt Du denn, meine gute Tochter?“ fragte er mit weicher Theilnahme und faßte ihre Hand, „und ſitzeſt hier ſo allein und betrübt, als wäre nur der Kummer Dein Gefährte? — Ein frommes, treues Kind hat anderes Geleit. Der Segen des Herrn gehet als ein Engel vor ihm her, und Friede folget ſeinen Schritten. — Warum ſollte Dir bange ſein auf Erden, da Du den Vater im Himmel zum beſten Freunde haſt? —“

Natalie trocknete hurtig ihre Thränen und beugte ſich auf des Pfarrers Hand, um ſie zu küſſen. Der Geiſtliche machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über Nataliens Haupt und entfernte ſich nach einer Weile.

Natalie ſah ihm nach. Er trat in eine am Wege ſtehende, kleine Capelle, wo er öfter zu beten pflegte.

„Er betet für mich!“ ſagte ſie leiſe, und auch ihr Geiſt erhob ſich auf den Schwingen der Andacht zum Thron der ewigen Liebe.

Als Natalie nun ſachten Schrittes heimwärts ging, ſah ſie durch das fliegende Gewölk des Staubes auf der Landſtraße einen Reiſewagen pfeilſchnell daher rollen, der ſeine Richtung nach dem Schloſſe nahm. Das Dörfchen lag ſo abgeſondert, das Fräulein fühlte ſich ſo einſam in der Welt, ſo außer allen Beziehungen zu den Menſchen, daß die Vorſtellung eines fremden Beſuchs faſt etwas Unglaubliches für Natalie hatte, und ſie mit dem lebhafteſten Intereſſe der Neugier der Spur jener raſchen Räder folgen ließ. Der Wagen kam näher, jetzt hielt er — Natalie ſah zwei Männer ausſteigen, deren Einen ſie als den Baron Bruno erkannte. Eine furchtſame Ahnung ergriff Natalie, das Herz ſchlug ihr ungeſtüm. Der Oberſt war mit dem Baron zugleich nach dem bewußten Badeorte gereiſt; ſo war Natalie denn nichts gewiſſer, als daß ihrem Vater ein Unglück begegnet wäre, da ſein Begleiter nun ohne ihn zurückkam. Ein heftiger Schrecken lähmte ihre Füße, ihre Kniee zitterten, und die Bläſſe einer bangen Erwartung überzog ihr Geſicht, als die Meldung ihr entgegengebracht wurde, der Graf von der Welle und Baron Bruno wünſchten das Fräulein von Burgfels in einer wichtigen Angelegenheit zu ſprechen. Natalie empfing die beiden Herren auf ihrem Zimmer. Sie hatte einige Minuten ſich zu ſammeln bedurft; aber dennoch war ſie außer Faſſung, als ſie die Gäſte und den feierlichen Ernſt erblickte, worin ſich der traurige Anlaß ihres Kommens, aber auch zugleich die Achtung ausdrückte, welche Unſchuld wie Unglück einflößen. Ein ungeheures Schickſal ſchritt in dieſem Augenblicke über Nataliens Schwelle! —

Der Graf von der Welle war eine hohe, vornehme Geſtalt, von kräftigem Wuchſe und edelm Anſtand. Auf ſeiner

Bruſt ſchimmerte ein Orden, und an ſeiner Hand hing ein engelſchönes Kind, ein Mädchen von etwa vier Jahren. Er faßte Natalie in das funkelnde Auge, dann ihr bleiches, bebendes Bild in ſein Herz, und dachte, es werde ſich in dem Rahmen glänzender Verhältniſſe zart und ſchön ausnehmen.

„Mein gnädiges Fräulein," redete der Graf Natalie ehrerbietig an, und ſeine ſonore Stimme, gedämpft von einer bedauernden Empfindung, rührte an die tiefſten Saiten ihrer Seele, „wie ſehr würde ich mich der Ehre freuen, Ihnen bekannt zu werden, wenn ich dieſes Glück nicht durch einen Verluſt gewönne, der Sie betroffen! —"

„O Gott!" unterbrach ihn Natalie, „mein Vater iſt todt! ich beſchwöre Sie, mir dies ohne weitere Vorbereitung zu ſagen. Die traurigſte Wahrheit ſpricht aus Ihren Zügen, und mein Herz ahnet das Schlimmſte." —

Bei dieſen Worten, in flehender Angſt geſprochen, erröthete der Graf von der Welle. Ein minutenlanges Schweigen trat ein — endlich hob Baron Bruno an: „Ja, es iſt ſo, mein Fräulein! ein Schlagfluß endigte jählings das Leben Ihres Vaters, und vor einigen Tagen ward er beerdiget."

Natalie ſchauderte zuſammen, ihre Wange ward weiß wie Marmor.

„O theuerſtes Fräulein! faſſen Sie Sich!" ſagte der Graf, durch dieſen leidenden Anblick ſichtlich bewegt, und führte die Schwankende zum Sopha. Er nahm an ihrer Seite Platz, während die kleine Miranda, ſein Töchterchen, tiefſeufzend, mit beſtürzten Mienen zu dem blaſſen Mädchen aufſah, und das Mitleid eines Engels aus den großen, unſchuldigen Augen des Kindes blickte.

„Mein gnädiges Fräulein,“ begann der Graf abermals und mit feſterem Tone, der, obgleich er alle Klagen in Nataliens Buſen weckte, doch wie ein Nachhall ſchöner Stunden, im Einklange mit ihren ſanfteſten Gefühlen ſtand, „es ſind wahrlich! ſeltſame Umſtände, welche mich, einen Fremdling, zum Ueberbringer dieſer traurigen Botſchaft gemacht haben, und mich beſondern Theil an Ihrem Gram, wie an Ihrer liebenswürdigen Perſon nehmen laſſen. — Wenige Minuten vor ſeinem Tode ſetzte Ihr Herr Vater mich Angeſichts vieler Zeugen in den Beſitz aller ſeiner Rechte über Sie, und er ſtarb mit dem Bewußtſein, daß Sie, mein Fräulein, mir angehörten. Ich habe dieſe theuren Pflichten übernommen, ich halte mein Glück —“ hier faßte der Graf Nataliens Hand, welche wie das Laub der Eſpe bebte —, „und hoffe, daß Sie die redlichſte Abſicht in mir nicht verkennen werden. Noch zu jung, um die Rolle väterlicher Autorität über ſolch eine Tochter mit Würde und geziemender Ruhe durchzuführen, erſcheint es mir verhältnißmäßiger, Ihnen meine Hand, welche der Tod einer geliebten Gattin unlängſt frei machte, anzubieten. Man ſagt, die Gräfin von der Welle ſchwimme im Ueberfluß —; doch niemals ſoll Natalie von Burgfels, wenn ſie jenen Namen führt, in Thränen ſchwimmen, welche ihr Gemahl veranlaßte, und die mütterliche Obhut über dieſe kleine Waiſe dürfte ihre ſchwierigſte Verpflichtung ſein. — Können Sie Sich nun über Ihren Schmerz und über die Denkart gewöhnlicher Mädchen ſo weit erheben, um mich morgen mit einigen Worten der Gewährung zu entlaſſen, ſo reiſe ich beruhigt ab und nehme die ſchönſte Hoffnung mit mir hinweg.“

Nataliens Seelenzuſtand bei dieſer Rede des Grafen dürfte ſchwerlich zu beſchreiben ſein.

Hatte ſie auch ihren Vater weder lieben noch hochachten können, die Natur forderte dennoch ihren Zoll, und Nataliens weiches, liebendes Gemüth entrichtete ihn unverkürzt. Ach! und es ſchärfte ihren Schmerz, daß ihn der Tod abgerufen hatte, ehe er für das Beſſere gewonnen war. Der Vater war nun dahin — und in dem Augenblicke, als ſie dies erfährt, wirbt ein Fremdling um ihre Hand. Zwar — dieſer Fremdling muß ein Mann von anerkanntem Werth ſein, wie hätte ſonſt der ſterbende Vater ihm die einzige Tochter anvertrauen mögen? Allein ihr ganzes Herz ſträubte ſich gegen dieſen Vorſchlag. Natalie fühlt, ſie könne nur einmal lieben. Alle Stimmen ihres Buſens rufen ihr den Namen des Jugendfreundes zu, und fordern Treue. Und doch bebt ſie vor dem Gedanken, das Vermächtniß ihres Vaters durch ein widerſetzliches Wort umzuſtoßen.

Natalie verſucht es, ſich zu ſammeln. Sie dankt dem Grafen für ſeine Güte, und bittet nur, daß man ihr Erholung gönnen möge. Ihre Antwort — ſprach Natalie mit ſchwacher, verlöſchender Stimme — müſſe in ruhiger Faſſung, nach reiflicher Ueberlegung dem Grafen zu Theil werden, und dürfe ihm nicht den bittern Zweifel laſſen, ob ihre verlaſſene Lage, und die Angſt der Schutzloſigkeit ihre Hand allein in die ſeinige gelegt hätte. —

Ein leiſes Lächeln ſpielte um die Lippen des Grafen; doch fühlte er ſchicklich genug, um ſich jetzt mit ſeinem Begleiter zu entfernen.

Natalie ſendete ſogleich nach dem Pfarrer. Er erſchien. Im Hausflur traf er das alte Fräulein, das laut ſchluchzend und mit vielem Geräuſch für die Bewirthung der Fremden ſorgte und dem Geiſtlichen die Todespoſt mittheilte.

Er traf Natalie auf ihrem Zimmer, noch in derſelben troſtloſen Stellung, worin der Graf ſie verlaſſen hatte. Der Anblick des alten Freundes löſte den Krampf ihrer Gefühle, und ein Strom erleichternder Thränen floß aus ihren Augen. Sie machte den Pfarrer mit dem Ereigniſſe der letzteren Stunde — länger war es ja nicht, daß er ſie verlaſſen — bekannt. Als ſie den Grafen von der Welle benannte, bemerkte Natalie trotz ihrer trüben Blicke eine heftige Erſchütterung an dem Pfarrer, aber ſie achtete nicht darauf.

Der Pfarrer blieb lange bei Natalie; er ſprach ihr tröſtlich zu, und ſeine Gegenwart beſänftigte den Sturm in Nataliens aufgeregter Seele. Er ſelbſt wollte mit dem Grafen von der Welle reden, und ſich genau von allen Umſtänden in Kenntniß ſetzen, die auf Nataliens Entſchluß wirkſam ſein könnten. — Morgen in aller Frühe würde er wiederkommen, und guter Rath, was in dieſem außerordentlichen Falle zu thun ſei, werde vielleicht über Nacht kommen.

Natalie war nun allein. Sie hatte ſich müde geweint: matt und erſchöpft lehnte ſie den Kopf hinten über an die Kiſſen des Sopha's und ſchloß die Augen, ohne zu ſchlummern. Da öffnete ſich ſacht die Thür, und der Engelskopf der kleinen Tochter des Grafen ſah herein. Natalie ſtreckte dem Kinde die Hand entgegen, und Miranda hüpfte herbei und legte die vollen, runden Aermchen verſchlungen auf Nataliens Schooß.

„Biſt Du traurig, weil Dein Vater geſtorben iſt? —“ fragte die Kleine. Natalie nickte, und ein paar verhaltene

Thränen tröpfelten dabei in des Kindes Locken. Miranda lächelte in überhebender Unſchuld, und ſprach: „O! da ſieh mich an! bin ich denn traurig? und meine ſchöne Mutter iſt ja auch geſtorben. Wie ſie ſo blaß da lag und nicht hörte, als ich mit ihr redete, da weinte ich wohl auch gar ſehr; aber der Vater verſprach mir eine andere Mutter, die mich auch recht lieb haben würde, und da war ich wieder vergnügt. — Die todte Mutter war ſo gut! — Jetzt hat mich doch Niemand recht lieb — aber ich gebe mich doch zufrieden.“

Natalien wallte das Herz. Sie dachte ſich die kleine, holde Waiſe, verlaſſen von der treuen Liebe und Sorge einer Mutter, den rohen Händen der Miethlinge anvertrauet —, und Miranda ward durch ihr kindliches Geſchwätz die Fürſprecherin ihres Vaters. —

Natalie brachte die Nacht ſchlaflos hin. Sie verließ frühzeitig ihr Lager und ging in den Garten. Der Morgenwind ſpielte mit dem ſchwarzen Bande in ihrem Haar, ihr Herz war voll Trauer, und heiße Seufzer der Bedrängniß hauchten aus tiefer Angſt der Seele in die friſchen Morgenlüfte. Da kam der gute Pfarrer ſchon, wie er verſprochen. Er ſah blaß aus und ſchien in einer feierlichen Stimmung. Nach einem ſchlichten Gruße redete er Natalie an: „Ich habe Dir, meine gute Tochter, viel zu ſagen! Komm, laß uns in jene entfernte Laube ſetzen, und höre mich gefaßt und ruhig an. Ich halte es für nothwendig, Dir klaren Wein einzuſchenken, und ob er auch herbe wäre, es wird Dich dennoch ſtärken, wenn Du die lautere Wahrheit weißt und keine Täuſchung weiter fürchten darfſt. — Du hörſt ſie überdies aus dem Munde eines Freundes, der nicht um ein Jota irren möchte in ſeinem Vortrage, wenn es darauf ankommt, eine Schmach zu enthüllen, welche, bereits von tiefer Erde bedeckt, dort ihren höheren Richter gefunden. — Du, mein armes, unſchuldiges Lamm! ſollſt die Sünde Deines Vaters tragen; ſo blute denn, Du kindliches Herz! unter dieſer ſchweren Laſt.“

Natalie beugte das Haupt auf die beladene Bruſt; ihr Blick ſtarrte auf den Boden. Sie zitterte heftig und wagte kaum zu athmen.

Der Pfarrer begann ſeine erzählende Rede: „Graf Richard von der Welle, eben gegenwärtig der Gaſt dieſes Hauſes, ſtammt aus einer der edelſten Familien, die ich einſt näher kannte. —“ Hier ſeufzte der Pfarrer in einer kurzen, preßhaften Pauſe, und fuhr fort: „Das Leben in der großen Welt, der ungeſtörte Genuß eines ungeheuern Reichthums, hatte, wenn nicht das Herz des Grafen verdorben, doch ſeine Grundſätze vergiftet. Er beſaß eine gute, liebenswerthe Frau, deren Tod in Folge eines bösartigen Frieſels ihn aufrichtig betrübte. In allen gewohnten Freuden geſtört, dachte er die ſchmerzliche Unbehaglichkeit, welche ſich ſeiner bemächtiget hatte, zu verſcheuchen, wenn er Zerſtreuung ſuchte. Er reiſte nach jenem Badeorte, welcher leider! ein verderblicher Magnet für Deinen Vater war. Dort gerieth der Graf in eine Geſellſchaft berüchtigter Spieler — und Du kannſt denken, mein Kind, daß Dein Vater ihren verrufenen Kreis vollzählich machen half. — Der Ortsherr des Bades feiert ſeinen Geburtstag mit einem glänzenden Feſte, wozu der geſammte anweſende Adel eingeladen iſt. Es gehet hoch her, und der Geiſt des Champagners macht den Becher des Vergnügens überſchäumen. Man fordert den Grafen von der Welle auf, den peinlichen Wittwerſtand zu endigen und die leere Stelle ſeiner Gemahlin durch eine zweite Wahl auszufüllen. Baron Bruno, der in der Nähe ſitzt, wo dies Geſpräch geführt wird, ſagt hierauf, er habe kürzlich ein Mädchen kennen gelernt, das ihm dieſer Ehre werth ſchiene. Der Graf wird neugierig, er fragt — und der Baron nennt den Namen Natalie von Burgfels.

In halber oder ganzer Trunkenheit verlaſſen die Gäſte das Schloß ihres Wirthes. Man verabredet, ſich am Pharotiſche wieder zu finden.

Berauſcht überläßt ſich Jeder der wilden Leidenſchaft, die ihn zu hohen Wagniſſen des Spiels treibt, und nach wenigen Kartenzügen hat Dein Vater ſeine ganze Baarſchaft verloren. Er reißt die Weſte mit einem Zuge auf; der Luftſtrom aus dem geöffneten Fenſter kühlt die ſchweißbedeckte Bruſt. Es iſt aus mit mir! raunt er einem der Naheſtehenden in leiſer Verzweiflung zu. Ei! warum nicht gar! ruft dieſer laut; mit einer ſchönen Tochter läßt ſich viel gewinnen. Wäre ich an Ihrer Stelle, Oberſt, ſo ſetzte ich einmal Alles an Alles. Der Banquier bedarf eine Frau — Sie ſein Gold. Setzen Sie das reizende Kind auf die Dame, und ſprengen Sie die Bank. Bravo! ſagt hier ein Anderer, der dieſe Worte gehört hatte, dort Einer, der ganze Kreis wird zuletzt aufmerkſam. Soll es gelten, Oberſt Burgfels? fragt Graf Richard von der Welle, der nächſte Augenblick entſcheidet dann, ob ich Ihr Eidam werde — oder Sie ein reicher Mann. Dieſer Blitz zündete. Es gilt, auf meine Ehre! ruft Dein Vater in halber Geiſteszerrüttung. Grabesſtille herrſcht durch das Zimmer, als ob eine geſpenſtiſche Verſammlung böſer Geiſter hier um eine arme Seele ſpielte. Die Karten fallen hörbar — da -- o meine Tochter! Dein Schickſal fiel doch nur, wie Gott es wollte. —"

Natalie rang die Hände. „Heiliger Gott!“ ruft ſie voll Entſetzen: „das konnte mein Vater? —“

Der Pfarrer zuckte die Achſeln. „Er büßte mit dem Tode!“ fuhr er mit leiſerer Stimme fort. „Der Graf von der Welle hält die Dame triumphirend in die Höhe; lärmende Glückswünſche erſchallen. Aller Augen richten ſich auf Deinen Vater, der bleich und ſeufzend ſeinem Nachbar in die Arme ſinkt. Ein Schlagfluß — wahrſcheinlich die vereinte Wirkung jäher Erkältung und heftiger Alteration, hat ihn getödtet! — Schrecken ergreift die Spieler. Die Nüchternheit kehrt zurück, nachdem der fürchterliche Schlag gefallen iſt. Man ſendet nach Aerzten, doch das Leben iſt entflohen. Der Graf von der Welle will ſich nicht überzeugen, daß der Geſtorbene nicht wieder aufwachen würde — doch als er es endlich muß, da ſtürzt er die volle Caſſette um, befiehlt, daß man das Gold den Armen geben ſolle, und ſchwört einen furchtbaren Eid, niemals wieder eine Karte anzurühren. Er ſchließt ſich mehrere Tage bis zur Beerdigung Deines Vaters ein, welche auf ſeine Koſten mit vielem Pomp angeordnet wird. Als er von dem Leichenconduct zurückkommt, wirft er ſich in den Reiſewagen. Er holt ſeine kleine Tochter ab, um Dich durch den Anblick dieſer Unſchuld zu rühren, und erſcheint nun hier, Dir — zur Sühne jenes Frevels, ſeine Hand wirklich anzutragen. Die Hoffnung, daß Du die dargebotene nicht ausſchlagen werdeſt, iſt ſein einziger Troſt; denn Furcht und Schrecken vor ſich ſelbſt gönnen ihm nirgend Ruhe, bis der Schatten Deines Vaters verſöhnt iſt.“

Außerordentliche Lagen entwickeln außerordentliche Kräfte. Die furchtſame Natalie hat ſich, während der Pfarrer ſprach, gefaßt. „Ihre Erzählung, mein theurer Vater,“ ſagte ſie,

„ſtellt meinen Entſchluß feſt. Meinen Sie nicht auch, daß der Graf ſehr unglücklich ſein würde, wenn ich ihm meine Hand, und mit ihr die Gelegenheit verſagte, das brennende Gewiſſen zu kühlen? — Wenn auch kein weltliches Geſetz mich verpflichten könnte, dieſe letzte Schuld meines Vaters zu bezahlen, o! ſo tilge ich ſie dennoch gern mit dem Glücke meines ganzen Lebens und im Glauben an den, der die Sünde der Menſchen blutend am Kreuze löſete. Er wird das meinige mir tragen helfen! — Des Vaters Aſche ruhe in Frieden! und der abgeſchiedene Geiſt werde — wenn ihm anders die Erinnerung übrig bleibt — durch keinen Rückblick auf das ungelöſte Ehrenwort beunruhiget. Noch heute erhält der Graf meine Einwilligung."

„Gott ſegne, Gott ſtärke Dich dazu, mein liebes, frommes Kind!" ſagte der Geiſtliche, und umarmte das Mädchen.

Der Graf von der Welle verließ als Nataliens Verlobter, und um einen großen Theil beruhigter, das Dörfchen. Miranda blieb bei ihrer künftigen Mutter zurück. In zwei Monaten ſollte die Verbindung vollzogen werden. Während dieſer Zeit ſtarb das alte Fräulein, und mit dieſem mürben Lebensfaden riß auch der letzte, ſchwache Halt, der Natalie an ihre ehemaligen verwandtſchaftlichen Verhältniſſe geknüpft hätte.

Nach dem Verlaufe dieſer zwei Monate holte der Graf die Braut auf ſeine Güter ab, woſelbſt die Trauung Statt haben ſollte. Rührend war der Abſchied, den Natalie von dem guten Pfarrer nahm, der ihr mit Thränen ſeinen Segen gab.

Angelangt auf dem Schloſſe ſeiner Ahnen, überreichte der Graf Natalien das gerichtlich bekräftigte Vermächtniß eines faſt fürſtlichen Witthums; aber Natalie dachte nur an ihren Tod, und unter dem Brautkranze blutete ihr Herz, als trüge ſie eine Dornenkrone. —

Die Trauung geſchah in tiefſter Stille, nur Baron Bruno war Zeuge dabei. Der Graf hatte dem dringenden Wunſche ſeiner Braut, daß die Vermählung ohne alles Gepränge und entfernt von jedem Geräuſch, gefeiert werden möge, um ſo lieber nachgegeben, als ſeit dem Tode des Oberſten ſeine eigene Stimmung keine laute Freude mehr vertrug.

Die Sonne des einſamen Hochzeittages neigte ſich zu Rüſte. Natalie ſtand an dem hohen Spiegelfenſter in düſteres Anſchauen verſenkt. Ihre Augen ſtarrten thränend nach jenem Lichtmeere hin, und ihre bange Seele, im Kreiſe flammender Gedanken, tauchte in das Meer der ewigen Liebe unter.

Lange ſtand Natalie, bis ein purpurner Vorhang das große Schauſpiel verhängte, in deſſen erhabenen Faltenwürfen das Wehen der Kühle ſpielte.

Ach! und eben jetzt rollte der dunkle Vorhang Deines Schickſals nieder! arme Natalie!

Die Thür des Saals, worin Natalie ſich befand, wurde haſtig aufgeriſſen, Baron Bruno ſtürzte mit bleichen Mienen und ſträubendem Haar herein und rief: O, Gott des Himmels! Gräfin! Er iſt todt! — Kommen Sie! —“

Heilige Nemeſis! der Baron hatte den Grafen vor ſeinem Schreibtiſche, vom Schlage getroffen, todt gefunden! — Wie ein Blitzſtrahl durchdringen dieſe Worte mit verzerrender Gewalt Nataliens Buſen. Sie taumelt, ſinkt zu Boden, und als ihre Lebensgeiſter wiederkehren, fühlt ſie ſogleich, daß ihr langausgebliebener Zufall eingetreten ſei. — Dichte Dämmerung umhüllt die ſchönen Augen, und die bräutliche Wittwe kann den Leichnam ihres Gemahls nicht mehr ſehen.

In grauenvoller Oede ſchleichen die erſten Wochen nach dieſem traurigen Ereigniß vorüber. Auf Schloß Wellburg iſt es, ſeit man den Grafen zu ſeinen Vätern beſtattet, wie ausgeſtorben; nur Baron Bruno, den der Tod ſeiner beiden Freunde zu einem achtungswerthen Menſchen gemacht hatte, verweilte noch hier und leiſtete der Gräfin mit Einſicht und Eifer Hülfe und Beiſtand.

„Nein, das geht ſo nicht länger!“ ſagte der Baron zu Natalie, nachdem er ihr ſeine Abreiſe, von dringenden Umſtänden erfordert, bekannt gemacht hatte. „So allein können Sie, arme Gräfin, in dieſer hülfloſen Lage nicht bleiben. Morgen, mit Anbruch des Tages, reiſe ich in die Stadt und trage meinem Agenten auf, mir für Sie, unter jeder Bedingung, ein taugliches Subject zu verſchaffen, das Ihnen als geheimer Secretair, Vorleſer und Geſchäftsführer dienen könnte.

Natalie ließ in ihrer Gelaſſenheit die Fürſorge des Barons gewähren. Nach wenigen Tagen kam der Baron, begleitet von einem jungen Manne, zurück. Er eilte in das Zimmer der Gräfin. — „Das Glück iſt mir günſtig geweſen, liebe Gräfin!“ ſagte er froh; „es hat mir für Sie einen wahren Vogel Phönix zugeführt. Ihr neuer Secretair, den ich Ihnen mitbringe, heißt Leonhardi, und hat einen excellenten Ruf. Sie können ihm daher ruhig Ihren Schreibtiſch, wie Ihr Gold anvertrauen. Er hat das angenehmſte Organ von der Welt; ſo wird er Ihnen als Vorleſer willkommen ſein. Ferner ſchreibt er eine Hand wie geſtochen, und ſpricht Franzöſiſch und Italiäniſch wie ſeine Mutterſprache. Und wie nützlich kann er der kleinen

Miranda werden! Iſt auch von eigentlichem Unterricht noch nicht bei ihr die Rede, ſo thut der Kleinen doch Jemand Noth, der verſtändig und vorbereitend ſich mit ihr beſchäftige. — Was nun die Bedingungen anbetrifft: ſo überläßt der Beſcheidene die Feſtſtellung derſelben gänzlich uns ſelbſt. Er war dermaßen erpicht auf das Aemtchen, daß er — ich glaube gar um das liebe Brod — es angenommen hätte.“

Natalie war gerührt von dem treuen Antheil, den der Baron an ihrem Unglück, wie an ihren Angelegenheiten nahm. Sie verſuchte es, ihm dieſe Anerkenntniß auszudrücken; doch er entzog ſich ihrem Danke, und eilte — beruhigt, die Freundin verſorgt zu wiſſen — auf ſeine verlaſſenen Güter.

Die Gräfin ließ Leonhardi zu ſich rufen. Ein tiefer Seufzer, der aus einer beklommenen Bruſt zu dringen ſchien, war der Vorklang ſeiner Worte.

Sie war Natalien bekannt, dieſe Stimme, deren reine, ſonore Töne wie durch einen geheimen Druck gedämpft, zarte Gefühle der Wehmuth in ihr anregten; auch glaubte die Gräfin, dieſe Sprache ſchon irgend einmal gehört zu haben, und es däuchte ihr, als läge eine auffallende Erinnerung an den Ton *ihres verſtorbenen Gemahls darin.* Natalie gerieth in Verwirrung. Sie machte den jungen Mann mit den Obliegenheiten bekannt, welche er in dem Amte ihres Secretairs übernehme, und doch nöthigte ſie ein feiner weiblicher Tact, natürlicher Zartſinn und der gebildete Ausdruck Leonhardi's, anders mit ihm zu reden, wie man mit einem Untergebenen ſpricht, und die Pflichten, wofür er reichlich bezahlt werden ſollte, unter den Geſichtspunct gefälliger Güte zu ſtellen, womit er die leidende Un-

Unfähigkeit der jugendlichen Dame des Schloſſes zu vertreten gedächte. —

Leonhardi erſchöpfte ſich in dieſem Beſtreben. Er lebte — athmete nur für Nataliens leiſeſte Wünſche; ja, die Aufopferung, mit welcher er ſich ihrem Dienſte weihete, war von ſo ſeltener Art, daß ſie zu der Vermuthung berechtigte, daß er wohl auch für ſie ſterben könne. Ohne ſich ſeiner untergeordneten Stellung zu überheben oder einen Ton der Vertraulichkeit anzumaßen, wußte er in das gleichgültigſte Geſpräch mit der Gräfin ſo viel ſanften Troſt zu legen, daß Nataliens dankbares Herz innigſt davon gerührt ward und ſehr bald ſeinen Wohlthäter in ihm erkannte.

Die kleine Miranda ſchloß ſich mit zärtlicher Liebe an den neuen Lehrer. 'Sie nannte ihn ihren guten Hardi.' In kurzer Zeit bemerkte man auch ſeinen wirkſamen Einfluß auf das holde, kindliche Weſen, und jede Stunde, welche die Gräfin allein verleben wollte, brachte das Kind bei Leonhardi auf ſeinem Zimmer zu.

Das Augenübel Nataliens war dießmal mit verſtärkter Macht wiedergekehrt; ihre Beſorgniß, ob ſie es auch jemals verlaſſen werde, war daher auch größer als ſonſt. Bei dieſem Gedanken ward es oft ſo dunkel in ihrer Seele, daß kein Lichtſtrahl der Hoffnung ihren finſtern Gram zertheilte. Wenn es auch Leonhardi's treuer Sorgfalt gelang, ihr jenen peinlichen Zuſtand zu erleichtern, ja, ſie ſogar oft über den blöden Sinn des Geſichts zu täuſchen, ſo behielt dennoch die Möglichkeit Raum in Nataliens Vorſtellungen, in einem Alter von neunzehn Jahren beinahe blind zu bleiben, ohne Tage der Freude geſehen zu haben, und ein langes Leben als Wittwe zu vertrauern, ohne jemals eine fröhliche Gattin geweſen zu ſein.

Dieſe trüben Ausſichten ließen der jungen Gräfin wenig zu hoffen und nur einen dunkeln Blick in die Zukunft übrig. Die Gegenwart berührte ſie nur wie in einem dumpfen Traume. Ungeſehen von Natalie, ſtreuete ein ſtrenger Winter ſeine Flocken und breitete den blendenden Teppich über die ſtarren Schollen, unter denen das keimende Leben der Saaten ſchlief; Nataliens angegriffene Nerven empfanden nur ſeinen Froſt. Das Herz war ihr jetzt manchmal ſeltſam zuſammengezogen, und Rückſichten, welche ſie zu nehmen hätte, durchſchauerten ſie kalt. —

Aber der Schnee begann zu ſchmelzen, und in der Tiefe von Nataliens Buſen fing ein leiſer Quell der Hoffnung wieder an zu rinnen. Sie fühlte Wärme des Lebens und — der Liebe in dem Klopfen ihres Herzens. — Die Gräfin überraſchte ſich jetzt oft auf Seufzern und Wünſchen, die ſich nicht an die Vergangenheit knüpften und vor dem beleuchtenden Verſtande ſchüchtern verſchwanden. Sie flehete zu Gott, daß er ihr das Augenlicht wiedergeben möge; dann wollte ſie den treuen Leonhardi entlaſſen und ſich des einzigen mitfühlenden Weſens berauben, weil die Verhältniſſe ihres Standes zwiſchen der Gräfin und ihrem Secretair zurückhaltende Gefühle erheiſchten und Natalie zu ſittlich dachte, zu jungfräulich empfand, um die Freiheit ihres Namens für ein Gunſtrecht der Leidenſchaft zu benutzen.

Ihre Unterhaltung mit Leonhardi war nicht mehr ſo unbefangen als ſonſt. Oft ſtörte ein ganz leiſe ausgehauchter Seufzer des Zuhörers die Gräfin im Fluß ihrer Rede, und in Verwirrung der Gedanken konnte ſie dann lange den abgeriſſenen Faden nicht wiederfinden. Natalie erzählte bisweilen von ihrer Kindheit. Sie ſprach von dem Entſtehen ihrer Augenkrankheit, und erwähnte dabei ihres Jugendfreundes Erwin mit dem vollen Ausdruck ungeſchwächter Anhänglichkeit. Mit ſüßen Thränen der Dankbarkeit in den umdämmerten Augen erinnerte ſie ſich, wie er ihr dieſes Leiden zu verſüßen gewußt, wie er jede Erholung ſich verſagt habe, um ſie nicht verlaſſen zu dürfen! — Während ſie ſo ſprach, fiel ihr ein, daß dieſe Schilderung auch auf Leonhardi ſich ganz genau anwenden laſſe, und daß er nichts Geringeres, als Erwin, für ſie gethan habe und noch thue. — Jetzt oder nie durfte ſie ihm das erkenntliche Herz zeigen, und ſie öffnete es, indem ſie ſagte: „O! niemals werde ich die aufopfernde Liebe dieſes Freundes vergeſſen! Könnte ich ihn noch einmal wiederſehen — ſtände er vor mir und nennte mit den wohlbekannten Tönen den Namen Natalie — o! die Freude würde mich ſehend machen! —" Die Gräfin ſchwieg betroffen, denn Leonhardi verließ in heftiger Bewegung das Zimmer.

„Was war das?" fragte ſich Natalie; die Zeit antwortete ihr.

An einem der erſten, heiteren Märztage ward Leonhardi von der Gräfin aufgefordert, ein wenig auszureiten, um die friſche Luft zu genießen. Ungern nur gab er dieſem Verlangen nach, denn Natalie war ſeit einigen Tagen nicht ganz wohl, daher wollte er ſie nicht verlaſſen.

Die kleine Miranda hüpfte fröhlich in das Zimmer ihrer Mutter. „Ach Mütterchen!" rief das Kind, „es iſt recht Schade, daß Du nicht ſehen kannſt! Ich wollte Dir etwas Schönes zeigen. In Hardi's Zimmer hängt über einem Engelskopfe ein Kränzchen, ach ſo klein — ſo klein — kaum könnte es meine Puppe tragen. Ich habe es nur einmal nahe ſehen wollen — nachher hänge ich es gleich wieder hin. Ich ſagte zu Sabine: Aber der liebe Gott macht doch ſchönere Blumen, als dieſe —; doch Sabine meinte, der liebe Gott habe dieſe auch gemacht, ſie wären nur vertrocknet. Sie ſagte, dieſe Blümchen würden nun bald kommen, man nenne ſie Schneeglocken."

Ein elektriſcher Schlag durchbebte Natalie. In ihrer Seele wie vor ihren Augen ward es plötzlich Tag, und der erſte Blick ihrer erhellten Augen berührte das Kränzchen. „O Gott! es iſt Ervin!" rief ſie entzückt. „War es möglich, daß ich ihn nicht erkannte?"

Jetzt ertönte der Hufſchlag ſeines Pferdes, und Miranda ſprang ihm mit der frohen Nachricht entgegen, die Mutter könne wieder ſehen.

Leonhardi ſchien über dieſe Nachricht froh beſtürzt; er ſäumte, ſich der Gräfin vorzuſtellen, doch Natalie ließ ihn zu ſich rufen. Als er vor ihr erſchien, breitete ſie die Arme aus und rief mit zärtlichem Vorwurfe: „Ervin! Du konnteſt Natalie täuſchen? —" Ervin vermochte nicht zu widerſtehen. Innig druckte er die Langentbehrte an die treue Freundesbruſt und flüſterte: „Ach Natalie! konnte ich wohl anders? Ich, der arme Leonhardi — Du, die reiche Gräfin von der Welle! — Entdecken durfte ich mich Dir nicht; aber mein Leben wäre Deinem Dienſt geweiht geblieben!"

Schon am folgenden Morgen ging ein Wagen nach dem guten Pfarrer ab. Die Glücklichen bedurften ſeines Rathes, wie ſie das Band, welches ſie von früher Kindheit an verknüpfte, durch den Segen der Kirche heiligen und doch dabei den Forderungen, die der Name der Gräfin an ſie machte, ein Genüge leiſten könnten.

Ehe der ehrwürdige Greis anlangte, machte Ervin Natalie mit ſeinen Begebenheiten bekannt. Er war unter dem Namen Leonhardi in das Militair eingetreten. Einige be deutende Empfehlungen, welche der Pfarrer — Erwin wußte nicht, wie? — für ihn erlangt hatte, verſchafften ihm ſchon nach Jahresfriſt eine Officiersſtelle. Das Regiment, bei welchem er ſtand, ward an die äußerſte Grenze des Landes verlegt. Das Soldatenleben im tiefſten Frieden ekelte den thatenluſtigen Jüngling bald an. Obgleich er die Pflichten ſeines Dienſtes pünctlich erfüllte, blieb ihm doch noch viel Zeit übrig. Es gelüſtete ihm aber nicht, ſie müßig hinzubringen, oder in wilden Gelagen mit lärmender Luſt, gleich manchen ſeiner Kameraden, zu vertreiben. Er widmete ſeine freien Stunden den Wiſſenſchaften und dem unſchuldigen Genuſſe der Natur. Durch ſein moraliſches Verhalten erwarb er ſich die Liebe und Achtung ſeiner Vorgeſetzten, aber auch Haß und Neid der jungen Officiere, die ihn für einen Sonderling hielten und den Mentor in ihm fürchteten. Die Nadelſtiche täglicher Neckereien verwundeten ſein Ehrgefühl und machten ihm einen Stand verhaßt, deſſen drückende Ketten in träger Weile getragen und durch keine Ausſicht auf Ruhm und Thaten erleichtert wurden. Bei zweien, bald auf einander folgenden Avancements ward Leonhardi auf die auffallendſte Weiſe übergangen. Gekränkt durch dieſe Zurückſetzung, wagte er es, ſeinen Chef nach der Urſache davon zu fragen. Der General, der ihn wirklich liebte, äußerte mit Achſelzucken, daß der Flecken, der auf ſeiner Geburt hafte, vielleicht Schuld daran ſei. Leonhardi erglühete. Der Pfarrer hatte ihm von jeher geſagt, daß er das verwaiſete Kind eines nahen Verwandten ſei. Daher kam es ihm völlig unerwartet, ſich für einen Sohn der Schande gehalten zu ſehen.

„Wenn es unzuläßlich iſt, daß ich höher ſteige,“ ſagte er mit aufflammendem Stolz, „ſo war es überhaupt unrecht, mich aufzunehmen, und darum bitte ich ſogleich um meinen Abſchied. Ich kann auf der Stelle nicht ausdauern, wo ich nur geduldet, nicht auch geachtet bin. —“

Der General ſuchte zwar Leonhardi von ſeinem Vorhaben abzubringen; allein im Herzen mußte er doch die Geſinnung des Jünglings ehren.

Nach einigen Wochen wurde Leonhardi zu ſeinem Chef gerufen, der ihm anzeigte, daß der verlangte Abſchied angekommen ſei. Als alles darauf Bezug Nehmende gehörig beſprochen war, und Leonhardi ſich nun entfernen wollte, hielt ihn der General zurück und ſprach: „Ich möchte Sie nicht gern ohne einen Beweis meines perſönlichen Wohlwollens entlaſſen. So hoffe ich denn, daß Ihnen folgender Vorſchlag dafür gelten werde. Mein Halbbruder, Graf Klingen, hat ſich entſchloſſen, eine Reiſe durch Italien und die Schweiz zu machen; um dieſen Lieblingsplan auszuführen, mangelte es bis jetzt nur an einem Begleiter, der dem Geiſte und Geſchmack meines Bruders entſprechend wäre. — Ich habe Sie, lieber Leonhardi, zu dieſer Stelle vorgeſchlagen, und es hängt nur allein von Ihrer Einwilligung ab, ob Sie auf die bequemſte Weiſe von der Welt einen Theil derſelben in Augenſchein nehmen wollen. Sobald Sie entſchloſſen ſind, kann die Reiſe vor ſich gehen.“

Mit gerührter Freude dankte Leonhardi dem gütigen General. Dieſer Vorſchlag, welcher einen ſeiner lebhafteſten Wünſche erfüllte, hätte ihm nicht gelegener kommen können.

In einer Abweſenheit von beinahe zwei Jahren, in dem ſteten Zuſammenſein mit einem höchſt geiſtvollen und kenntnißreichen Manne, ſammelte er ſich einen Schatz von Erfahrungen. Eben war er geſund und wohlbehalten in ſein Vaterland zurückgekehrt und auf dem geraden Wege nach ſeinem heimathlichen Dörſchen begriffen, als er eines Abends in jenem Orte anlangte, wohin zu derſelben Zeit Baron Bruno kam, um für die Gräfin von der Welle einen Secretair in Pflicht zu nehmen.

Der Liebe Genius winkte Leonhardi auf ein nahes Kaffeehaus, und in der Nähe des Tiſchchens, an welchem der Baron ſeinen Geſchäftsführer bei einer Flaſche Wein mit den Forderungen der Gräfin und, immer tiefer in den Text gerathend, nach und nach mit ihrer ganzen traurigen Geſchichte bekannt machte.

Ervin vernahm mit dem Erbeben des ſchmerzlichſten Antheils das bedauernswerthe Schickſal ſeiner Freundin. Die Gefühle der Jugend erwachten mit erneuerter Stärke, er hatte das Unglück der geliebten Natalie vor Augen, und ſein Entſchluß war auf der Stelle gefaßt. Er nahm Gelegenheit, mit dem Baron zu ſprechen, und der Erfolg jenes Geſprächs iſt unſern Leſern bereits bekannt.

Nach einigen Tagen langte der alte Pfarrer auf Schloß Wellburg an. Groß war ſein Erſtaunen, wie ſeine Freude, ſeine lieben Zöglinge, welche er weit von einander entfernt wähnte, hier vereinigt zu finden. Weniger befremdete es ihn, daß ſie entſchloſſen waren, es für ihr ganzes Leben zu bleiben. —

Als ſie dieſen Entſchluß gegen ihn ausgeſprochen hatten, Ervin jedoch dabei mit Aengſtlichkeit ſeiner dunkeln Geburt und Nataliens glänzender Verhältniſſe gedachte — verklärte ſich das Geſicht des guten Pfarrers. Er hob den leuchtenden Blick zum Himmel und ſagte: „Heilige Vorſehung! Deine Wege ſind wunderbar! aber Du führeſt alles herrlich hinaus! — Ervin! Du darfſt nicht mehr erröthen, Nataliens Hand anzunehmen, und die Gräfin entehrt durchaus nicht den Namen ihres verſtorbenen Gemahls, ſie wechſelt ihn ſelbſt nicht, wenn ſie künftig den Deinigen führt. Du biſt der Bruder ihres Gemahls! ein Graf von der Welle, ſo wie er! — Der Sprößling einer von Prieſterhand geweiheten, wenn gleich vor der Welt verheimlichten Ehe. — Dein und Graf Richards Vater war ſchon eine lange Reihe von Jahren Wittwer, als ein armes Fräulein, welches von der Gräfin als eine ſchutzloſe Waiſe aufgenommen worden war, ſeine heftigſte Neigung auf ſich zog. Er ſchauderte vor dem Gedanken, die reine, himmliſche Unſchuld des Mädchens zu verleiten, und an einer öffentlichen Verbindung hinderte ihn ein Gelübde. Im erſten Schmerze über den Tod ſeiner geliebten Frau hatte er den Verwandten derſelben, welche dieſe hoffnungsloſe Stimmung zu benutzen wußten, das eidliche Verſprechen geleiſtet, nie wieder zu heirathen.

Die Leidenſchaft fand Mittel, dieſe Verbindlichkeit zu umgehen. Dein Vater ſchlug dem Fräulein vor, ſich insgeheim mit ihm trauen zu laſſen, und die Liebende war zu ſchwach, ſeinen anhaltenden Bitten zu widerſtehen. Nach Jahresfriſt gab die ſchöne, junge Frau Dir, mein lieber Ervin, das Leben, jedoch, leider! mit dem Verluſt des ihrigen. — Der Graf ſah dies traurige Ereigniß als eine ihm von Gott auferlegte Strafe an. Er hatte ſeinen Schwur gebrochen — und jetzt brach ihm das Herz.

Er reiſte zu dem jungen Fürſten, deſſen Liebling er war, und entdeckte ſich ihm. Der Fürſt verſagte dem geſchätzten Manne die erſte Bitte nicht, und beſtätigte mit ſeiner eigenhändigen Handſchrift die Gültigkeit Deiner Abkunft, welche aber aus verſchiedenen Abſichten bis zu Deiner Volljährigkeit nicht öffentlich werden durfte. Wäre dieſer Zeitpunct erreicht, dann ſollteſt Du den Namen eines Grafen von der

Welle und die Hälfte der Erbgüter überkommen. — Du wurdeſt mir zur Erziehung anvertraut, und ſchon nach kurzer Zeit legte Dein Vater auf ſeinem Sterbebette die für Dich ſo wichtigen Documente in meine Hände nieder. Gern wird ſich der Fürſt willig finden laſſen, Dich nun früher in den Beſitz der Dir zuſtehenden Rechte einzuſetzen, beſonders da durch den Tod Deines Bruders ein Haupthinderniß gehoben iſt. Unſer erſtes Streben gehe alſo nach der Reſidenz!“

Es geſchah, wie der Pfarrer geſagt hatte. Als die Schneeglocken wieder blüheten, waren Ervin und Natalie verbunden, und ihre Ehe blieb ein Frühlingskranz zarter Freuden.

April.

Da, wo die breite Landſtraße, welche nach einer belebten Stadt führt, an deren Namen wenig gelegen iſt — ſich über einen hohen Berg windet, liegt maleriſch an die ſchräge Bergwand gelehnt, ein kleiner Meierhof. Der Wanderer, der ermüdet und athemlos auf der ſtürmiſchen Höhe verweilt, ſieht das Häuschen im grünen Grunde als einen Ruhepunct an, und iſt er nun ſchnelleren Laufes den Berg hinabgeeilt, ſo erſcheint ihm das liebreiche Geſicht der jungen Hausfrau, die entweder an dem kleinen Fenſter oder unter einem ſchattenden Baume ſitzt und ſpinnt, als ein noch erquickenderer Anblick. Auch zog wohl kein Fremder, kein Armer dieſes Weges, der jener fleißigen Spinnerin nicht einen freundlichen Gruß geboten, oder eine milde Gabe von ihr empfangen hätte. Doch eben dies war es, was dem Eigenthümer des Grundſtücks die liebliche Lage derſelben verleidete.

Georg Baumert ſah ſich kaum im Beſitze des von ſeinem Vater ererbten Meierhofes, als ihm ſein innerſtes Gefühl die Worte des Schöpfers erklärte: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei! — Er ſah ſich unter den Töchtern jener ländlichen Gegend um, und endlich fiel ſein Auge auf das einzige Kind eines Müllers im nächſten Dorfe, am jenſeitigen Fuße des Berges. Wer es ſah und hörte, daß

Georg jetzt ſo oft den Weg nach der Mühle gehe, und nur Bertram's Aennchen zum Tanz und Jahrmarkt führe, belobte ſeine verſtändige Wahl; denn Aennchen war nicht nur für das hübſcheſte Mädchen weit und breit bekannt, ſondern auch als das ſittſamſte und ſanfteſte. Sie war das Herzblatt ihres Vaters, der Abgott einer alten Baſe, die ſich Mutterrechte an das holde Mühmchen erworben, und der Gegenſtand allgemeiner Werthſchätzung und Liebe.

Als Georg dem alten Bertram ſeinen Antrag machte, und die zögernde Antwort erwartend, vor ihm ſtand, drückte der wackere Müller die ſcharfe Sonde eines durchdringenden Blickes lange und prüfend in Georgs Auge. Unruhig ſchob er die Mütze auf dem Kopfe hin und her und ſagte: „Hm! Ihr ſeid zwar ein ordentlicher Burſche, Georg. Wer könnte Euch wohl etwas Schlechtes nachſagen? — Aber — ob Ihr der rechte Mann für mein Aennchen ſeid? — —“

Georgs Geſicht entbrannte in auflodernder Gluth, eine drohende Wolke verfinſterte ſeine Stirn, das ſchwarze Auge ſchoß Blitze.

„Wie meint Ihr das, Vater?“ fragte er, und aus der Frage tönte gekränkte Eitelkeit und Trotz.

„Hm! hm!“ erwiederte Bertram, „dieſe Frage und Euer Ausſehen dabei beweiſen mir, daß ich mit meiner Beſorgniß ſo gar Unrecht wohl nicht habe. — Ich will es Euch grade herausſagen, Georg! Der Augenblick, in welchem ein Vater ſein einziges, geliebtes Kind an einen Fremden abtreten ſoll, iſt ſo wichtig, daß man ihn mit dem Beſten, mit Wahrheit, ehren muß. Aennchen iſt ein gutes, frommes Kind, auf welchem der Segen Gottes gar wunderbarlich ruht. Die Bitte, welche das Mädchen ausſpricht, wird erhört; der Kranke, den es pflegt, geneſet — die Blume, die es erzieht, gedeiht am ſchönſten. Genug, Ihr möget es mir nun glauben oder nicht, Aennchens frommes Walten hat Wohlſtand und Frieden in meine arme Hütte gebracht. Darum halte ich auch die Dirne wie meinen Augapfel, ich laſſe ſie gewähren, und ſie mag gehen, wohin ſie will; geht ſie doch nur auf Gottes Wegen. — Ihr aber, lieber Georg, ſeid hitzig und unſtät. Euer Herz wie Eure Hand ſind den Armen verſchloſſen — wie man ſagt. Auch rügt Ihr die kleinſte Beleidigung, wollt Alles verfechten, und der Juriſt hat wohl eher, als der Pfarrer, einen Thaler von Euch erhalten. Sagt nun ſelbſt, würde das wohl meinem Kinde gefallen? — Sie, die in dem Sonnenſcheine meiner väterlichen Liebe aufgewachſen iſt, die kein rauhes Lüftchen berührt hat, wird ſie den Sturm Eures Aufbrauſens auszuhalten vermögen? — Wird Eure Härte ihr Herz nicht von Euch wenden? — Ich gebe es Euch zu überlegen, Georg! —"

Georg biß ſich in die Unterlippe und entfernte ſich ſchweigend. Doch nach einiger Zeit ſtand er zum zweiten Male, und jetzt an Aennchens Hand, vor dem Vater und bat um deſſen Einwilligung.

„Nun, ſo ſei es denn in Gottes Namen!" ſagte Bertram mit einem Seufzer. Er nahm die Mütze ab und drückte ſie in die gefaltenen Hände. Aennchen mußte ihm nun den Sonntagsrock und den Stock mit dem ſchweren ſilbernen Knopfe herbeiholen; er wollte zu dem Paſtor gehen und das Aufgebot beſtellen. Der erfahrene Müller war der Meinung, daß ein langer Brautſtand nur in den ſeltenſten Fällen eine glückliche Ehe vorbereite. Auf dem langen, einſamen Wege nach dem Pfarrhauſe erleichterte er die gepreßte Bruſt durch ein wortloſes, aber inbrünſtiges Gebet. Er legte das treue Kind mit getroſter Zuverſicht an das große

Vaterherz voll ewiger Liebe; der Allmächtige — ſomit beruhigte ſein ſchlichtes Gottvertrauen die aufwallenden Sorgen —, der das empörte Meer zu ſtillen vermag, wird auch Georgs Ungeſtüm beſänftigen, wenn Aennchens Seelenfrieden geſchirmt werden ſoll! —

Die kurze Brautzeit ging ſchnell vorüber. Aennchens Fröhlichkeit und Georgs geſittetes, freundliches Betragen nahm einen ſchwerfälligen Stein nach dem andern von dem Herzen des alten Müllers. Als am Tage nach der Hochzeit die jungen Leute des Dorfes ſich in der Mühle verſammelten, um Aennchen mit Muſik in den Meierhof zu begleiten, ſegnete Bertram ſeine Tochter mit tiefgefühlter Rührung, und Thränen drangen unter den grauen Wimpern hervor, da er ſie hinter der Berghöhe verſchwinden ſah. Die Luft führte die Töne des ländlichen Marſches immer leiſer und verſchwebend, gleich einem Abſchiedsgruße — ihm zu.

Die junge Frau richtete ſich nun in ihrer Wirthſchaft ein. Georg war wie im Himmel, als er die Ordnungsliebe, die häusliche Sparſamkeit, den geräuſchloſen Fleiß ſeines Weibes kennen lernte, und Aennchen freuete ſich, manche gute Eigenſchaft an ihrem Manne zu entdecken, welche ſie noch nicht an ihm kannte, und die ihre herzliche Liebe zu ihm noch vermehrte.

Das junge Ehepaar lebte vergnügt und noch in den Flitterwochen, als der alte Bertram plötzlich erkrankte und nach wenigen Tagen ſtarb. Er entſchlummerte in den Armen ſeiner Tochter mit der Beruhigung, daß ſein Aennchen wohl verſorgt wäre.

Georgs Frau weinte untröſtlich; in ihre ſtillen Thränen miſchte ſich die herzzerreißende Wehklage der alten Baſe, die ſich nun ganz verlaſſen wähnte, obgleich ſie von dem guten

Aennchen die heilige Verſicherung empfing, daß ſie künftig bei ihr wohnen und mit kindlicher Treue gepflegt werden ſolle.

Die Mühle wurde verkauft. Georg konnte ſein Vergnügen über die für ſeine Verhältniſſe ſo anſehnliche Erbſchaft kaum verbergen. Aennchen bemerkte es mit Betrübniß und heimlichem Kummer. Sie hätte ſich gern ſelbſt verhehlt, daß mit dem vergrößerten Beſitz Georg nicht an Zufriedenheit, ſondern nur an Habſucht zugenommen, und daß, je günſtiger ihm das Glück lächelte, deſto finſterer der Blick wurde, womit er die Armen von ſeiner Thür wies.

Die Religion goß ihre milden Tröſtungen gleich einem ſchmerzſtillenden Balſam in Aennchens verwundete Seele. Der Haushalt zerſtreuete ſie, der Herbſt, ein Sammler, nahm ihre Thätigkeit in Pflicht und lenkte ihr Auge, das ſich oft benetzte, von den Bildern der Vergänglichkeit auf die Fülle des Segens — und als der Winter ſie in den Ruheſtand an das Spinnrad verſetzte, fand ſie einige Erheiterung darin, das wechſelvolle Treiben auf der Landſtraße durch das kleine, moosumhüllte Fenſter anzuſchauen. — Die Baſe, welche nunmehr in dem Meierhofe wohnte, meinte jedoch, Mildthätigkeit und reine Menſchenliebe machten allein der jungen Frau den Platz am Fenſter ſo lieb und werth; und wirklich verging ſelten eine Stunde, ohne daß ein Dürftiger oder Kranker, mühſelig und beladen, Aennchens Erbarmen erfolgreich angeſprochen hätte.

Wir laſſen ein Jahr vorüberrauſchen, und ſehen dann wieder einmal in das kleine Fenſter, hinter welchem die fromme Hausfrau des Meierhofes ſitzt und ſpinnt. Ihr ſonſt ſo blühendes Geſicht bedeckt eine ſanfte Bläſſe, die reine Stimme tönt leiſe und gedämpft, und auf der ganzen zarten Geſtalt ſcheint der Ausdruck von Schwermuth zu laſten. Sie iſt eben damit beſchäftiget, einem alten, kranken Manne, der nicht mehr weiter konnte, ein wärmendes Getränk zu bereiten. Georg geht mit grollender Scheelſucht in den herben Mienen ab und zu; ſeine ſchneidenden Vorwürfe über Aennchens milde Nächſtenliebe dringen wie ein ſcharfes Meſſer in ihr weiches Herz. Sie will die hervordringenden Thränen zurückhalten; doch ſie vermag es nicht. Indem ſie dem Kranken die Stärkung darreicht, werden ſeine erſtarrten Hände von dem Hauch des Mitleids feucht, ungeſehen iſt ein Tropfen in die dampfende Schale gefallen, und der Arme labt ſich an ihrem Schmerz! —

Dergleichen Auftritte kamen jetzt öfters vor. Aennchen ſetzte der rauhen Härte Georgs nur ſanfte Vorſtellungen und ſtille Geduld entgegen. Vergebens machte ſie ihn aufmerkſam, daß der reiche Gottesſegen, der ihnen aus ſo vielen Quellen zuſtrömte, ihnen ja die Pflicht auflegte. dem Dürftigen mitzutheilen, wollten ſie anders dem guten Haushalter in der Schrift gleichen, der über Weniges getreu erfunden ward und dann eingehen durfte zu ſeines Herrn Freude. — Sie beſchwor ihn mit rührender Innigkeit, ihr in der heiligen Uebung des Wohlthuns nicht hinderlich zu ſein, und in ernſter Ruhe verſichert ſie ihm zuletzt, daß ſie in dieſem Falle viel lieber ſeinen Beifall, als den ihres Gewiſſens aufopfern würde.

Nach ſolch einer Scene war der Friede für einige Tage hergeſtellt, bis ein neuer Anlaß ähnlicher Art Aennchen der rohen Behandlung ihres Mannes ausſetzte.

Der Winter näherte ſich ſeinem Ende, als unerwartet noch ſtrenge Kälte eintrat und tiefer Schnee fiel. Aennchen hörte ſeufzend das Knarren der belaſteten Frachtwagen auf der hartgefrorenen Straße, und wenn die behagliche Wärme des reinlichen Stübchens ihr wohlthätig dünkte, ſo äußerte ſie theilnehmend gegen die Baſe, wie ſehr in dieſer rauhen Witterung der arme Wanderer zu beklagen ſei.

In einem ſolchen Augenblicke kam es ihr vor, als höre ſie draußen ein leiſes Wimmern. Sie eilte an die Thür, und erblickte, gelagert im Schnee, eine todtenblaſſe Frau mit abgetragenen Kleidungsſtücken nur dürftig behangen und von drei kleinen Kindern umgeben, deren Eines vor Froſt laut weinte und vergebens von der zitternden Mutter zu beruhigen geſucht wurde. Aennchens Herz ſchwoll bei dieſem mitleiderregenden Anblicke. Sie rief die Frau in das Haus. Während ſie für dieſe Familie des Elends einen Platz am Ofen zurecht machte und Wäſche und Kleider hervorſuchte, ſorgte die Baſe für Speiſe und Trank. Kaum hatten ſich die Armen erwärmt und geſtärkt, als im Gefühl des langentbehrten Wohlbehagens die Kinder fröhlich und laut wurden, und ihre Mutter dem freundſeligen Aennchen die Geſchichte ihrer Noth erzählte. Sie war die Wittwe eines Soldaten, und ging jetzt mit ihren Waiſen, die Erbſchaft von zwanzig Thalern — in einer Entfernung von noch mehreren Meilen — in Empfang zu nehmen. Unter dieſer Erzählung kehrt Georg von dem nächſten Dorfe, woſelbſt er in Geſchäften den Tag über geweſen, zurück. Wie er ſich ſeinem Hauſe nähert, hört er durch die halboffne Thür das Jauchzen der erquickten Kleinen. Er tritt leiſe an das Fenſter, neugierig und ahnend ſieht er hindurch.

Er hört die von Schluchzen unterbrochene Rede der Soldatenfrau, ſieht Aennchens Augen in Thränen, und die Baſe voll Mitleid daneben ſtehen und theilnehmend dem Jammer der Wittwe horchen. Er ſieht ferner das arme Weib mit den Kleidern ſeiner Frau angethan und auf dem Tiſche die Ueberreſte der gehaltenen Mahlzeit. Da wirft er krachend die Hausthür ins Schloß und eilt fort, die Nacht im Wirthshauſe zuzubringen.

Die kleine Verſammlung im Stübchen fährt erſchrocken auf. Aennchen erkennt den unholden Geiſt ihres Mannes, ſie ſpringt hinaus und ruft ihn mit liebevoller Stimme; doch umſonſt! Mit ſchnellen Schritten läuft er den Berg hinan.

Als der Tag grauete, zog die Soldatenfrau ſammt ihren Kindern weiter und verließ das Haus und ſeine gaſtfreundliche Wirthin unter tauſend heißen Segenswünſchen. — Kaum war ſie fort, ſo erſchien Georg. Sein Geſicht war der Spiegel wilder Leidenſchaften; die wüſte Nacht malte ſich in den verſtörten Zügen. Als Aennchen ihn fragte, warum er ausgeblieben ſei und ſie geſtern Abend durch ſein ſtürmiſches Weſen ſo erſchreckt habe, antwortete er, daß er es endlich müde wäre, ſeine Wohnung als eine Herberge für Bettelvolk und liederliches Geſindel anzuſehen, und daß, wenn Aennchen ihrer Wohlthätigkeit nicht Grenzen ſetzen und künftig ſparſamer ſein würde, ſie ihn endlich dahin bringen könnte, den Meierhof aus freier Hand zu verkaufen und ſich an einem abgelegenen Orte anzuſiedeln, der ſolchem Anlauf nicht ausgeſetzt wäre.

„Wie Du willſt!“ entgegnete Aennchen mit verändertem Tone, „doch halte ich es für meine Pflicht, Dir zu ſagen, daß ich mich hier wie überall nicht abhalten laſſen werde, meinen letzten Biſſen Brod mit dem Hungrigen zu theilen. Es ſtehet geſchrieben: Man ſolle Gott mehr gehorchen, als den Menſchen! — Dieſem Gebot will ich treu bleiben, und eher den Meierhof und“ — die Stimme verſagte ihr — „Dich, Georg — als den Weg zum Himmel verlaſſen.“ — Dieſe letzten Worte kamen aus einem gebrochenen Herzen.

Georg ſchwieg betroffen; er ging, ohne ſich auf eine weitere Erklärung einzulaſſen, an ſeine Arbeit.

Aennchen ſetzte ſich an das Spinnrad. Ein Strom von Thränen netzte den Flachs, die Finger, welche ſeine Fäden zogen, zitterten leiſe, und zuweilen drang ein klagender Laut aus ihren bebenden Lippen. Die Baſe ſeufzte im Stillen und blickte betrübt nach der weinenden Muhme, die dann und wann das Haupt, ſo ſchwer von Sorgen, an den weichen vollen Rocken ſchmiegte. Sie konnte es endlich länger nicht mit anſehen, daß Aennchen ſich ſo wortlos grämte, und ſprach: „Ach mein Gott! welch ein Unchriſt iſt Georg! Wenn das Deine ſelige Mutter wüßte! — Sieh, liebes Kind, der Vater hat es Dir wohl vorausgeſagt! — Geiz und Geld machen das Herz härter als Kieſelſtein. Doch laß es nur gut ſein, Aennchen! Denke an die Worte der Bergpredigt unſeres Herrn: Selig ſind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich iſt ihr! — Ja, ja! der Flachs des Lebens will geklopft ſein, wie jeder andere. Georg iſt rauh und hat allzuviel Werg am Rocken, deßhalb mußt Du den Faden mit Thränen netzen, der durch die Hand läuft, die Du ihm gereicht auf zeitlebens. Gieb Dich zufrieden, mein armes Kind! dort oben webt der liebe Gott Alles und fügt es zum guten Ende. Der Lohn für das geringſte gute Werk bleibt nicht aus." Darauf ſang die Baſe mit leiſer Stimme in beſchwichtigender Weiſe folgenden Vers:

Selig ſind, die voll Erbarmen
Keinem ihre Hülf' entziehn,
Nicht den Kranken, nicht den Armen,
Keines Elends Anblick fliehn.
Dieſe werden Hülf' empfangen
Und Barmherzigkeit erlangen.

Unter dieſem Geſange ſtillte ſich allmählich Aennchens Schmerz; dieſe friedſamen Töne und ihr tröſtender Sinn lullten die aufgeregten Empfindungen der gekränkten, jungen Frau in eine fromme Ruhe, und Träume der Seligkeit erglänzten in ihrer tiefbetrübten Seele. — Der milde Freund aller Leidenden lächelte ihr zu, ſie ſah ihn am Kreuze bluten, den Tod der Liebe ſterben — und ihr blutete doch nur das Herz. Sie hörte ſeine verheißenden Worte: „Was Ihr gethan habt Einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern, das habt Ihr mir gethan!" So war der Heiland denn ihr Gaſt geweſen! Bei dieſer Vorſtellung pochte ihr Buſen in heiliger Freude. Er klopfte abermals in ärmlicher Geſtalt an ihre Thür. Sie that ihm auf — und Licht erfüllte den niedern Raum. Sie pflegte ſein — und ſalbte ihn mit ihren Thränen.

Der Tag verging ruhig und ſtill. Bei dem Eſſen zu Mittag ſagte Georg, daß er in die Schmiede reiten und ſchwerlich vor Abends wiederkommen werde.

Er war kaum einige Minuten fort, als fürchterliches Getöſe und Geſchrei auf der Landſtraße Aennchen und die

Baſe an die Hausthür lockte. Zwei wilde, dem Zügel entſprungene, Pferde riſſen einen ſchönen, engliſchen Reiſewagen pfeilſchnell den Berg herab. Nahe dem Meierhofe ſtürzte der Wagen, und ein dicker, wohlgekleideter Mann flog heraus. Die Pferde, durch das Gekrach des fallenden Wagens erſchreckt, ſtanden plötzlich wie eine Mauer, und der geſchleifte Kutſcher war jetzt im Stande, ſich des verlorenen Zügels zu bemächtigen. Der dicke Mann ſchrie kläglich um Hülfe, Aennchen ſprang hinzu und hob ihn mit dem Beiſtande der Baſe auf. Beide leiteten ihn langſam in das Haus. Der eine Fuß des Fremden war verletzt, von ſeiner Stirne träufte Blut. Aennchen unterſuchte behutſam den Zuſtand der leidenden Theile, holte auf Verlangen des Fremden aus der einen Wagentaſche ein unverſehrtes Fläſchchen Wein, den ſie wärmte und Umſchläge davon machte. Der Kutſcher kam hinkend und meldete, er müſſe in die nächſte Schmiede fahren und den Wagen, der doch an einigen Stellen gelitten habe, wieder herſtellen laſſen, ſo gut es in der Geſchwindigkeit gehen werde.

Aennchen hatte eine gewiſſe Einſicht, Wunden ſanft und ſacht zu behandeln; wozu ein mitleidiger Sinn, ein feſter Wille und eine geſchmeidige Hand faſt immer geſchickt machen. Der Fremde vergaß ſeine Schmerzen über dem Anblicke dieſer zarten Geſtalt. Sie ſchien ihm keine gewöhnliche Bäuerin, und doch war ſie nicht anders gekleidet. Ein wunderſamer Reiz ruhete auf dem rührenden Geſicht und in den weichen Zügen; ihre Lieblichkeit war nicht blendend, aber ſtill-erquickend, wie der milde Glanz des Mondes.

Während Aennchen vor dem Fremden kniete und ſeinen Fuß verband, ſtreichelte ihr der heitere Mann die Wangen und neckte ſie mit der weißen Farbe derſelben, die eine

Blüthe der Hoffnung, bei jungen Frauen öfters etwas Gutes vorbedeute. — Dieſer Scherz färbte die Lilie zur dunkelſten Roſe, und ein Schimmer in dem blauen Auge, der einer zurückgedrängten Thräne glich, ſagte dem Fremden, daß dieſe Bläſſe nicht der ſchönſten Hoffnung in der Natur, ſondern dem Kummer angehöre.

Aennchen ging jetzt hinaus, den Umſchlag zu wärmen und die gutmüthige Baſe übernahm die Unterhaltung des Fremden. Er fragte, und die Baſe ſchüttete ihr Herz im Lobe und Bedauern des Mühmchens gegen den fremden Herrn aus, der ſich ſo freundlich herablieſs, von den ehelichen Verhältniſſen der jungen, bleichen Hausfrau genaue Erkundigung einzuziehen.

Die Dämmerung war bereits angebrochen, als der Kutſcher mit dem Wagen zurückkam. Der Fremde war durch Aennchens ſorgſame Pflege in den Stand geſetzt worden, einige Schritte obgleich mit Anſtrengung gehen zu können; und da ſein weiterer Weg ihm dringend ſchien, ſo traf er ohne Säumen Anſtalt zur Abreiſe. . Wie Aennchen ihm den Mantel anziehen half, ergriff er ihre Hand, drückte ſie und dankte ihr herzlich. Er würde — ſagte er, dieſe ſeltene Dienſtfertigkeit und die Art, wie ſie geleiſtet worden, nimmermehr vergeſſen; doch eine kleine Gefälligkeit dürfte ſie ihm nicht abſchlagen. Sie (Aennchen) wäre ſo lieb und gut, ſo des beſten Looſes werth, daß es ihr nie an Mitteln fehlen ſollte, ihr ſchönes Herz zu befriedigen; vielleicht, daß die Glücksgöttin gleicher Meinung ſein würde. — Hierauf zog der Fremde eine Brieftaſche, ſtrotzend von Papieren, hervor und wühlte und wählte darunter, während die Baſe und Aennchen erwartungsvoll ſtanden. Er nannte ſich den Lotterie-Inſpector Geßler aus der nächſten Stadt. In acht

Tagen, ſetzte er hinzu, würde die Claſſen-Lotterie gezogen, und dies Loos ſei für die junge Frau beſtimmt. Schüchtern, doch lächelnd in froher Ahnung ſagte Aennchen ihren Namen, den der Inſpector zu wiſſen begehrte. Er fügte das Blättchen vorſichtig in einen Umſchlag, ſiegelte das Papier mit Oblate und ſchrieb ſeine Adreſſe darauf, wobei er noch einſchärfend bemerkte, daß die Nachfrage, ob jenes Loos gewonnen oder nicht, mit der Vorzeige der verſchloſſenen Nummer, am erſten April, nicht früher, nicht ſpäter, geſchehen ſolle. — Dann reichte er abgehend der vergnügten Baſe die Hand und hinkte, von Aennchen geleitet, in den Wagen.

Aennchen betrachtete jetzt ſchweigend das leichte Blatt, welches ein großes Gegengewicht für Georgs ſchwankendes Benehmen werden und viel in ihrem Schickſal ändern konnte. Sie ſah es auf dieſe Möglichkeit mit ehrfurchtsvoller Scheu an. Die Baſe bauete in fröhlicher Geſchwätzigkeit auf den papiernen Grund ein Luftſchloß, das, da es nach dem Maßſtabe genügſamen Strebens angelegt ward, nur um wenige Stufen der Wünſche höher ſtieg, als die beſcheidene Hütte, worin die Freuden ländlicher Armuth wohnen. — Aennchen hörte ihr mit Theilnahme zu; ſie bat die Baſe nur, die Sache vorläufig gegen Georg geheim zu halten, vielleicht ſei es ihr gewährt, ihn ſpäterhin mit einem — wenn auch kleinen Gewinn überraſchen zu können. Darauf legte ſie das Loos in die Bibel; dieſe Handlung war ſprechend; ſie vertrauete ihr Glück dem Himmel an. —

Georg blieb lange aus. Der Vollmond ging auf und überglänzte die ſchweigende Winterlandſchaft. Aennchen ward unruhig. Sie trat vor die Thür, um ſich nach ihrem Manne umzuſehen, und — da kam langſam, mit Bebutſamkeit zurückgehalten, ein Flechtenwagen den Berg herab und hielt vor dem Meierhofe. Ein tödtlicher Schrecken rieſelte eiskalt durch Aennchens Glieder, als ſie ihren Mann darauf liegen und mehrere Männer bemüht ſah, ihn herunter zu heben. Sie ſtürzte an den Wagen und hörte, daß man Georg halb bewußtlos unweit der Wohnung des Schulzen in einem kleinen Graben gefunden, daß man vermuthe, ein Bein ſei ihm gebrochen, weßhalb man ſchon zum Bader geſandt habe. — Mehr konnte Aennchen für jetzt nicht erfahren.

Georg ſchrie laut bei jeder Bewegung. Man brachte ihn in das Haus getragen. Der Bader, welcher unterdeß herbeigekommen war, unterſuchte das Bein. Er fand es zwar nicht entzwei, aber doch ſtark beſchädigt, und kündigte dem Verunglückten auf mehrere Wochen ſtrenge Haft an, wobei er ſagte, daß nur Ruhe, Geduld und pünctliche Folgſamkeit ihn vor gänzlichem Erlahmen ſchützen könnten.

Aennchen hörte bebend dieſen Ausſpruch des Dorfarztes an. Sie kannte Georg. — Doch zu ihrem höchſten Erſtaunen fand ſie ihn fügſamer als jemals, und nachdem die Männer nebſt dem Bader fort waren, erzählte er ihr freiwillig, und ohne eine Entſchuldigung ſeines Benehmens anzuführen, die Geſchichte ſeines Unfalls.

Wir erinnern uns, daß Georg in die Schmiede geritten war. — Er iſt noch nicht lange dort, als der Kutſcher des Lotterie-Inſpectors ankommt und mit Ungeſtüm die Hülfe des Schmieds begehrt. Dieſer bedeutet ihn, daß, wer vorkäme, auch vorgehe und ſobald Georg abgefertiget ſein werde, wolle er ihm ſogleich zu Dienſten ſtehen. Der Kutſcher — ganz in der Manier ſolcher Leute, welche den Reichthum und das Anſehen ihrer Herrſchaften für einen

Freibrief zu Anmaßungen und Unhöflichkeiten halten — wird durch die Weigerung erbittert. Er glaubte durch barſchen Trotz eher zu verlangen, was ſeinem ſchlichten Begehr abgeſchlagen wurde. Und fußend auf das Vorrecht des Unglücks, erzählt er nun dem Schmied, daß es ihm zum erſten Male in ſeiner Laufbahn als Kutſcher paſſirt ſei, den bei dem jähen Bergfalle ſo nöthigen Hemmſchuh zu vergeſſen; daß die Pferde ihm im wilden Jagen die Zügel entriſſen, bis der Sturz des Wagens am Abhange ſie erſchreckt und zum Stehen gebracht habe. Da es ſich nun gezeigt, daß ſein Herr, ein angeſehener Mann aus der Stadt, das Bein gebrochen, ſolle er mit dem ausgebeſſerten Wagen eiligſt einen Wundarzt holen, denn wahrſcheinlich werde ſein armer Herr mehrere Wochen im Meierhofe — wohin man ihn gebracht habe — zubringen müſſen.

Georg, der dabei ſteht und es hört, wie der Kutſcher ſich ſeiner Trübſal rühmt — ſchäumt faſt vor Wuth. Dieſe Nachricht reift ſchnell einen Entſchluß, deſſen Keim ſchon längſt in dem kargen Boden ſeines Gemüths gelegen. Mit den Geberden eines Raſenden übergiebt er dem Schmied ſeine Pferde und eilt das Dorf entlang, um den Schulzen heimzuſuchen und ihm zu ſagen, daß der Meierhof ihm feil ſei. Der Schulze iſt abweſend, Georg muß warten, und unter dem Harren verglimmt das Strohfeuer der erſten Hitze, ſo daß er mit einiger Beſonnenheit ſein Anliegen vortragen kann; doch verſchweigt er ſtöckiſch die wahre Urſache, die ihn dazu treibt.

Der Schulze ſchüttelt den Kopf. „Euer hübſches Höfchen, Georg?“ ſagt er endlich gedehnt und mißbilligend. „Iſt das Euer Ernſt? Habt Ihr auch alles wohl bedacht?“ — Georg beharrt auf ſeinem Sinne, und nach manchem

Hin- und Herreden verſpricht der Schulze, daß er bei dem nächſten Termin die Sache dem Juſtitiarius vortragen wolle.

Georg hatte kaum die Schwelle des Schulzen rückkehrend überſchritten, als er auch ſchon den leiſen Natterbiß der Reue fühlt. Er ſieht im Geiſte die traute Heimath in fremden Händen und ſich auf immer verbannt durch eigene Schuld aus dem Gehege des Beſitzthums, das ſchon ſeinen Voreltern gehörte und, ihrem patriarchaliſchen Glauben nach, auf die ſpäteſten Enkel kommen ſollte. Bilder der Kindheit und früheren Jugend gehen ſeiner Seele vorüber. Er ſieht den Vater in der großen Hausbibel leſen, und ſein Gewiſſen läßt ihn die Worte vernehmen: »Herberget gerne!« Er ſieht ferner den Sarg ſeiner Mutter durch die Thür des Hauſes ſchwanken, das Geleit ſchwarzer Männer und Frauen im Meierhofe — und es iſt dunkel vor ſeinen Augen geworden, ohne daß er es gemerkt hätte. Sein Fuß ſchwankt auch, er gleitet aus auf dem beeiſten Wege und ſtürzt in einen Graben, wo ihn nach einiger Zeit ein paar mitleidige Bekannte finden, die ihn nach Hauſe bringen.

So weit Georg. Aennchen hörte mit wechſelnden Gefühlen dieſe Erzählung ihres Mannes, deſſen Aufrichtigkeit ſie mit ſeinem Fehltritt verſöhnte. Sie machte ihm weder Vorwürfe, noch zürnte ſie ihm. Tag und Nacht hielt ſie ſorgend und pflegend an ſeinem Lager aus, und Georg empfand nun erſt ganz die Trefflichkeit ſeines Weibes. Dabei verſah Aennchen die Wirthſchaft ſo einſichtsvoll, daß Georg inne ward, wie er ſich auch in dieſer Hinſicht auf ſie verlaſſen könne, und daß eine fromme, verſtändige und fleißige Hausfrau der beſte Schatz eines Mannes ſei.

Mit jedem Tage ſetzte ſich Aennchen mehr in ihres Mannes Vertrauen; ja, er gewöhnte ſich daran, ſie den Armen geben zu ſehen, ohne zu fürchten, daß ſein Wohlſtand dadurch vermindert werde. Aennchen ſchlug oft ſtill dankend die naſſen Augen zu Dem auf, der die Herzen der Menſchen wie Waſſerbäche leitet und ihre Schickſale lenkt — und die heiligſten Gelübde ſprach in ſolchen Augenblicken ihre gerührte Seele aus.

So waren einige Wochen verſtrichen, und Georg war jetzt ſo weit hergeſtellt, daß er mühſam aufdauern konnte. Eines Nachmittags hatte die umgebende Stille und das Geſurre von Aennchens Spinnrade ihn in einen leichten Schlummer gewiegt. In einem Zuſtande zwiſchen Wachen und Schlaf dünkte es ihm, als vernehme er ein wiederholtes Klopfen an der Hausthür. Er hört Aennchen hinausgehen und öffnen, ihre flüſternde Stimme — und ſchläft nun wirklich ein.

Da er erwacht, dämmert der Abend; das Rädchen ſteht ſtille und Aennchen ſchleicht unruhig umher. Ihr Geſicht glüht wie der ſpäte Schein der Sonne, ein Strahl der Freude funkelt in ihren Augen. — Georg fragt ſogleich, wer vorhin da geweſen ſei; er habe es nur wie im Traume gehört, daß Aennchen mit Jemand an der Thür geſprochen — ſie antwortet mit ungewiſſer Stimme, die wie ein verhaltenes Jauchzen klingt, der Schulze habe Georg ſagen laſſen, daß ſich ein Käufer zum Meierhofe gefunden, der ihn auch gut bezahlen wolle, nur müſſe Georg ſich am erſten April in dem hier aufgezeichneten Hauſe einfinden wo ihn der Käufer beſtimmt erwarten werde. —

Georg erſchrak; längſt ſchon hatte er den, nur in wildem Unmuth gefaßten Entſchluß, den Meierhof zu verkaufen, wieder aufgegeben, daher beunruhigte ihn dieſe Aufforderung ſehr. Allein Aennchens bewegte Stimmung, die fröhliche Haſt, womit ſie den Auftrag ausrichtete, als hätte ſie ein Glück zu verkünden — kam ihm ſonderbar vor und reizte ihn, da er bei ſeiner Kenntniß ihrer Vorliebe für den Meierhof dies für eine kleine Falſchheit hielt, ſie auf eine angemeſſene Art zu beſtrafen.

„Gut alſo!“ ſagte er mit niedergeſchlagenen Blicken „ſo verkaufe ich ihn denn! Gottes Erde iſt ja überall ſchön; meinſt Du das nicht auch, Aennchen?“ —

Mit dieſen Worten nahm er das Blatt in Form eines Briefes aus Aennchens Hand und verwahrte es.

Der erſte April erſchien. Mit einer wunderbaren Innigkeit fiel Aennchen ihrem Manne Abſchied nehmend um den Hals, als dieſer unter ihrem Beiſtande den Korbwagen beſtieg, um nach der Stadt zu fahren. Georg — das Blatt in der Hand — weidete ſich an dem Gedanken, wie er bei ſeiner Heimkehr Aennchen erſt mit dem vorgeblichen Verkauf des Meierhofes ängſten, dann ihr ſagen wolle, daß er nur deßhalb in die Stadt gefahren ſei, um ſeinen Vorſatz zu widerrufen; daß ihn auch der gebotene hohe Preis nicht gereizt habe, ſein liebes Eigenthum zu veräußern, und daß ſie von nun an in Liebe und Eintracht hier leben und ſterben wollten. — „Aennchen“ ſoll doch wiſſen, daß wir heute den erſten April haben!“ — Dieſe Worte ſagte er beinahe laut, ſo vergnügt war er.

Georg ſtieg in einem Wirthshauſe ab. Des Leſens unkundig,. fragte er hier, wo er das auf dieſem Blatte aufgezeichnete Haus finden könne. Man wies ihm ein ſchönes großes Gebäude in derſelben Straße. Georg ging hin. Ueber dem Eingange dieſes Hauſes prangte ein lazurfarbenes Schild, deſſen goldene Inſchrift der unwiſſende Georg bewundernd anſtarrte. Eine Menge Menſchen ſtrömte aus und ein. Georgs Herz fing ſtärker an zu ſchlagen. — Er ſtand ein Weilchen in banger Unentſchloſſenheit, da, fragte ihn ein Bürger, was er wolle, und Georg zeigte ſchweigend den Brief vor. „Ganz recht,“ ſagte der Mann, nachdem er die Aufſchrift geleſen, „hier hinein müßt Ihr gehen.“ Er nahm den zögernden Georg mit ſich, und ſie traten in ein langes, helles Zimmer, wo an einer mit grünem Tuch bedeckten Tafel viele Schreiber ſaßen. An der Mitte der Tafel, einem hohen Spiegelfenſter gegenüber, lehnte in einem bequemen Armſeſſel ein Mann, der als das Haupt dieſer Sitzung zu erkennen war. Im Hintergrunde des Zimmers ſah man eine Reihe kleiner Tönnchen und großer Geldſäcke aufgepflanzt. Mehrere Perſonen warteten und wurden abgefertigt. Endlich kam die Reihe an Georg, der nicht mehr wußte, was er denken ſollte. Er wollte eben den Mund öffnen, als der vor ihm ſtehende Secretair ihm das Blatt aus der Hand nahm und es nach einem Blicke darauf dem Manne im Lehnſtuhle mit den Worten überreichte: „Ein Brief an Sie, Herr Principal! Ein Bauer bringt ihn.“

Der Lotterie-Inſpector, denn er war es — las, ſprang auf und faßte in lebhafter Freude den erſchrockenen Georg, der nicht wußte, wie ihm geſchah, bei beiden Schultern an. „Seid Ihr Baumert, der Beſitzer des Meierhofes, der an der Straße“ — fragte er heftig, und Georg bejahete zitternd die Frage, ehe Jener ſie vollends ausgeſprochen hatte.

„Ihr ſeid ein glücklicher Mann!“ rief der Inſpector wie begeiſtert, „Euch iſt das Loos der Ehe auf das lieblichſte gefallen — und jetzt hat Eure fromme, wackre Anne zweitauſend Thaler in der Lotterie gewonnen.“

„Zweitauſend — —“ hier verſagte Georgs ſtammelnde Zunge ihm den Dienſt. Matt und erbleichend lehnte er ſich an die Wand. Der Inſpector rief nach Wein. — Alle Federn ruheten plötzlich — die Schreiber ſprangen auf und umringten den Mann, den ſolch ein Glücksfall bis zur Ohnmacht erſchütterte. Man brachte Rheinwein, und Georg mußte ein gefülltes Glas trinken. Der ſtärkende Saft goß wieder Leben in ſeine Adern, und die Erzählung des Lotterie-Inſpectors bewegte ihn in Scham, Freude und Dank. Dieſer brave Mann ſchloß mit der väterlichen Ermahnung: „Haltet mir nur aber das Weibchen ja recht ſanft! Laßt ihre Milde gewähren und hindert ſie nicht, wenn ſie freundlich ſegnen will, weil Gott auch ſie ſegnete! — Ihr ſeht es, Freund, wie wahr das Sprichwort ſagt: Wohlthun trägt Zinſen! und die Liebe, womit wir uns des Nächſten erbarmen, legt ihr Capital mit tauſendfältigem Wucher für die Ewigkeit an.“

Georg ſchluchzte laut. Das Herz brach ihm — und ein Gefühl ſeines Unrechts, als worin Gottes Güte zur Buße leitet — zog ihn zu den Füßen des Lotterie-Inſpectors, als dem Werkzeuge des Himmels, zu unverdientem Segen nieder. Der Inſpector trocknete ſich die Augen und das Schweigen der Rührung waltete in dem Zimmer.

Als Georg, begleitet von einem der kleinen Geldtönnchen, aus dem Schreibzimmer des Lotterie-Inſpectors — am Abend bei dem Meierhofe anlangte, hatte ihm Aennchen ſchon längſt in freudiger Erwartung entgegengeſehen. Er drückte die treue Hausfrau ſtumm und erſchöpft, bereuend und gelobend, an ſeine Bruſt.

„Du haſt mich in den April geſchickt, Aennchen!“ ſagte er ſchwach, indem er ſein Geſicht auf ihrer Schulter verbarg und ſeine Thränen ihr Halstuch benetzten; „Deine Frömmigkeit hat meinen Fluch in Segen verwandelt, und um Deiner Tugend willen iſt meine Sünde von mir genommen worden. — Aber von nun an will ich ein neues Leben beginnen! Du ſollſt mein Muſter ſein, mein Vorbild! Und ſollte ich einmal auf dem ungewohnten Wege ſtraucheln und in den alten Fehler zurückfallen, ſo erinnere mich nur an den erſten April!“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebzigster Band.

Die zwölf Monate des Jahres. Zweiter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung.

Mai.

Der zwanzigſte Mai war Minna's Geburtstag. Das Mädchen war ſchön, wie der Tag ſeiner Geburt, freundlich, gleich der Frühlingsſonne, welche ſeinem Erwachen zum Licht leuchtete. Auch war Minna's Leben faſt ununterbrochen eine Blüthenkette reiner, ſtiller Freuden geweſen. Doch ſchon ſeit mehreren Monaten war dieſe unſchuldige Heiterkeit verſchwunden, und eine ſinnige, verſchwiegene Trauer jetzt des Mädchens herrſchende Stimmung. —

Minna's Vater, der verdienſtvolle Rector Günther, hing mit inniger, ungetheilter Vaterzärtlichkeit an ſeinem einzigen, wohlgerathenen Kinde, und obgleich er ſonſt überall wenig zu Bemerkungen taugte, ſo entging ihm doch nichts, was die geliebte Tochter näher oder entfernter betraf. So war ihm alſo auch nicht entgangen, welche Veränderung ſchon ſeit längerer Zeit mit ihr geſchehen war. Ihre laute, frohe Stimme war verſtummt, ſie redete krankhaft leiſe, als wolle ſie irgend ein Weh zur Ruhe flüſtern — ſie ſeufzte oft ſo kläglich auf, als folgte ſie einer geliebten Leiche; ihr ſchwebender Schritt tanzte nicht mehr durch das Haus — langſam ſchlich ſie einher, als trüge ſie ſchwer an der Bürde des Alters, da nur ein unſichtbarer Centner ihr armes Herz bedrückte, ſo daß es unter der geheimen Laſt zu brechen drohete. — Minna's helles Auge, ſo ſtrahlend ſonſt!

ſchimmerte zuweilen wie in verhehlten Thränen, und ein trübes, flüchtiges Lächeln war der höchſte Sonnenblick ihrer Heiterkeit.

Der gute Rector ſah dies Alles mit ſtillem Kummer. Und obwohl geängſtet durch die unwiſſende Sorge, was ſeiner Tochter wohl fehlen möge, verſchob er es dennoch — ein Freund des Feierlichen — mit ihr darüber zu ſprechen, bis zu ihrem nahen Geburtstage.

Dieſer erſchien. Minna war ſchon früh auf und ſtand am Fenſter. Der ſchönſte Morgen verlieblichte des Mädchens Wiegenfeſt. Der Himmel war ſo klar und blau, die Luft ſo ſtill, daß kaum ein Blatt ſäuſelte; zarte Frühlingsblumen athmeten Duft, und der grüne Boden war, als ob es feſtlich wäre — mit einem Blüthenteppich beſtreut von weißer und röthlicher Farbe. Die Lerche ſang dem Schöpfer aller Dinge — und eine Nachtigall in des Rectors Gärtchen hauchte melodiſch die Sehnſucht der Liebe aus. Auch Minna gab dem treuen Erhalter ihres Lebens Dank und Ehre. Zwar wollte Wehmuth ſie beſchleichen, da ſie Gott um Stärke, um ſtille Ergebung anrief; aber ſie wehrte dem überwältigenden Gefühl, daß ihr Vater ſie nicht weinend fände.

Der Rector, eingehüllt in den reinlichen Schlafrock, deſſen verblichene Blumen ſchon manchen Winter überdauert, trat jetzt in das heimliche Stübchen ſeiner Tochter.

„Sei mir gegrüßt, mein Kind! an dieſem feſtlichen Tage!“ rief er mit jenem Pathos, welcher den Redner als einen Schulmann verräth, „mit vollem, väterlichem Herzen ſegne ich Dich, meine Einzige!“ Er breitete die Arme aus, und Minna lag an ihres Vaters Bruſt und bethauete einen Zweig blaſſer Federnelken, womit eine edlere Gattung ergänzt worden war, mit heißen Thränen. Sie brannten dem Rector auf die Seele: „Was fehlt Dir, meine Kleine?“

fragte er warm und weich, „mir wirſt Du es doch ſagen können! Meinſt Du denn, ich hätte nichts gemerkt? —“

Minna erglühete bei dieſen Worten ihres Vaters wie eine Purpurroſe, und der Rector fuhr fort: „Sonſt begleitete ein munteres Lied Deine Arbeit, und die Nachbarn erfreueten ſich an dem Geſange und ſagten: „Horch! das iſt Rectors Minna! — Jetzt — ſchleichſt Du ſchweigend durch das Haus, und nur Seufzer verrathen Deine Nähe. Sonſt liebteſt Du die Geſellſchaft, den Jahrmarkt, das Vogelſchießen, den Witz und das Lachen, jetzt — ſitzeſt Du einſam und allein bei heruntergelaſſenen Vorhängen, und die Leute fragen mich: Wo iſt Ihre liebe Tochter? man ſieht ſie gar nicht mehr! — Iſt Dir ein Unglück widerfahren, mein gutes Kind?“ —

Minna verneinte dies; aber ſie ſah kein Entkommen mehr, und äußerte endlich mit zitternder Stimme, ſie befinde ſich ſeit einiger Zeit nicht ganz wohl, und glaube, es fehle ihr an Bewegung und friſcher Luft. —

„Ja, das meine ich auch,“ erwiederte der Rector beruhiget, „und darum wollen wir heute ſelbander nach der Buſchmühle gehen und reinen Aether trinken, ehe wir bei dem Eſſiggeiſt des Doctors und Apothekers Zuflucht ſuchen. —“

Eine Säure des Gefühls zog, als ihr Vater dies ſagte, Minna's lieblichen Mund in einem herben Lächeln zuſammen, der Rector aber fuhr harmlos fort: „Das Wetter iſt köſtlich, und ich gebe heute frei, die Claſſe mag geſchloſſen bleiben. Wir ſchlendern langſam durch das angenehme Hölzchen, ſetzen uns, wenn wir an Ort und Stelle ſind, in den Schatten des Flieders, nehmen Voß's Idylle zur Hand, und der Kaffee ſchmeckt uns dann wohl ſo gut, wie der Geſellſchaft am See. Die Muhle klappert von ferne, die Mücken tanzen im warmen Sonnenſchein, die Nachtigallen geben uns einen Ohrenſchmaus, auch die Fröſche ihre quakende Stimme dazu — und der Vollmond leuchtet uns nach Hauſe und zur Ruhe. — Ich verlaſſe Dich jezt, mein Kind, und, wie ich hoffe, ermuntert. Sei fröhlich in Hoffnung! der Jugend holde Freuden, meide ſie nicht! — Einſt fliehen ſie von ſelbſt, wenn die Tage kommen, von denen es heißt, ſie gefallen uns nicht. Endlich iſt, nach einem Briefe des Horaz — nichts Süßes im Leben, ohne die Lieb' und den Scherz. — Wohlan! in Scherzen und Liebe lebe glücklich und wohl!"

Nach dieſem claſſiſchen Abſchiede verließ der Rector ſeine Tochter, und Minna verſprach, ſich, wenn es Zeit ſein würde, zu dem beſchloſſenen Spaziergange bereit zu halten. Sie ging jetzt in den Garten, um nach ihren Pfleglingen, den Blumen, zu ſehen; da ſchimmerte, ganz nahe bei dem ſelbſtgezogenen Myrtenbäumchen, der Krone des Gartens, und eben in voller Blüthe ſtehend, etwas im Sande, und warf einen farbig blitzenden Strahl. Als ſich Minna ein wenig unvorſichtig danach bückte, knickte einer der ſchönſten Zweige der Myrtenſtaude und blieb in den braunen Haaren hangen. „O wie Schade" rief Minna betrübt, und warf das unbedeutende Steinchen, welches Urſache war, daß ſie dieſen ihr ſo lieben Baum einer ſeiner ſchönſten Zierden beraubt hatte, weit von ſich. Und zu ernſten Betrachtungen geregt, ſagte ſie ſtill für ſich: „Iſt dieſer kleine Zufall nicht ein Bild des Lebens und der menſchlichen Verirrungen? — Der Menſch haſcht gierig nach Armſeligkeiten, deren Glanz ihn verlockt, und tödtet in ſeinem Streben die Blüthe des Seelenfriedens, das Immergrün eines reinen

Bewußtſeins. — Zur Braut willſt Du mich machen, liebes Bäumchen?“ fuhr Minna wehmüthig fort, „o! Du biſt gütiger als mein Geſchick! Dies gab mir nur einen Kranz von Dornen, welche um ſo mehr verletzen, je weniger das Auge der Welt und des Mitleids ſie erblicken darf. Ich muß den Schmerz ſtill in mich hineindrücken, und das arme Herz bluten laſſen. —“ Minna zog den Myrtenzweig aus ihren Flechten und Locken und ſang, ihn betrachtend, in ſanfter Weiſe die erſten Worte von Vitelliens Liede:

„Nie wird des Lenzes Blume mich ſchmücken,
Nie wehn mir Hymens feſtlicher Kranz! —“

Die nahe Kirchuhr ſchlug Eins, und der Rector den Homer zu, worin er täglich zum Nachtiſch zu leſen pflegte. Er ſtampfte dreimal mit dem ſpaniſchen Rohr auf dem Boden, und Minna hörte und verſtand das Zeichen zum Aufbruch. Reizend, wie die Jugend ſelbſt, ſtand ſie vor dem Vater, der ſein Töchterchen mit ſichtlichem Wohlgefallen in Augenſchein nahm.

Das leichte Gewand von blendender Weiße wehete ſchmiegſam um die ſchlanke Geſtalt, der gebrochene Myrtenzweig ſchmückte den züchtigen Buſen, und der Strohhut, von dem blühender Jasmin nickte, beſchattete das liebliche Geſicht, welches der aufgeſpannte, rothe Sonnenſchirm wie eine magiſche Roſe färbte.

In traulichem Geſpräch gingen Vater und Tochter den anmuthigen Weg nach der Buſchmühle. Minna ſtrebte, die Zerſtreuung und die Träumereien zu beſiegen, worein dieſer bräutliche Tag der Natur, die laue, würzreiche Luft und die zitternden Schatten der Buchen ſie einwiegten. Sie horchte aufmerkſam den oft vorgetragenen Erzählungen ihres Vaters, brachte ihn ſelbſt auf die beliebteſten, und machte dadurch den guten Alten herzlich vergnügt und ihren Feſttag zu dem ſeinigen.

Der ſchmale Fußpfad bog jetzt auf die Landſtraße ein, und unſere Wandelnden hatten dieſe kaum betreten, als eine Staubwolke hinter ihnen aufſtieg und ſich in raſchen Wirbeln näherte. Ein eleganter Phaeton, beſpannt mit ſtolzen Pferden, flog daher.

Minna hörte ein Geräuſch, ſah zurück, ſah noch ſchärfer hin — ſchwankte geiſterbleich, ließ den Schirm ſinken — und griff, um ſich zu halten, in die Dornen eines wilden Roſenſtrauchs, der am Wege ſtand.

Jetzt ſauſete der Wagen, ſchnell, wie ein abgedrückter Pfeil, vorüber; die darin ſitzenden Perſonen, ein junger Mann und eine bildſchöne Dame, deren langer, wehender Schleier gleich einem zarten Segel die Luft durchſchiffte — grüßten verbindlich, und Minna entriß jählings die blutende Hand ihrer unſichern Stütze, und bedeckte das Herz, das ein ſcharfer, nie gekannter Schmerz durchſchnitt.

Ein ſehr ſchöner, großer Garten, ſeit Kurzem das Beſitzthum der Wittwe des Geheimraths von Körner, grenzte dicht an das kleine Gärtchen, welches zur Amtswohnung des Rectors gehörte. Frau von Körner war alt, ſehr kränklich, des Lebens und der Menſchen überdrüſſig, aber klug genug, um zu wiſſen, daß man in ſolcher Stimmung nur für die

Einſamkeit tauge. Daher brachte ſie den größten Theil des Jahres in ihrem wohleingerichteten Gartenhauſe zu. Sie bewunderte oft durch das Spalier die zweckmäßige Anlage des nachbarlichen Gärtchens, das die Sorgfalt ſeiner jungen Pflegerin mit ſo viel Schönem und Nützlichem vergalt. Wenn Minna unter ihren Blumen — ſie, die lieblichſte von allen! knieete, und hier ein zartes Haupt emporhob, dort einen ſchlanken Stengel band, oder während der heißen Grade des Sommers geſchäftig die grüne Gießkanne herbeitrug und die ſchmachtenden Gewächſe mit dem kühlenden Waſſerſtrahl erfriſchte, dann ruhete der Matrone Blick wohlgefällig auf dieſem holden Kinde der Unſchuld. Sang Minna an einem ſtillen Sonntagsmorgen ein frommes Lied zu den feierlichen Orgelklängen, die von ferne gingen, ſo bewegten wahrhaft religiöſe Gefühle das erſtorbene Herz ihrer Zuhörerin, ſo daß ihr war wie in der Kirche, und die Stimme Gottes verhallte nicht in der Wüſte ihres Alters.

Wie arm, wie dürftig, erſchien ſich die in der Fülle des Ueberfluſſes lebende Frau, wenn ſie eine verſtohlene Zeugin der reichen Genügſamkeit war, mit welcher der Rector und ſein Töchterchen ein einfaches Abendbrod von ſelbſtgezogenem Spargel in der dichten Laube von Lycium genoſſen! Kein ſchwelgeriches Gaſtmahl bot ſüßeren Genuß, als dieſe Schüſſel voll der Frucht eigener Mühe und des wohlbenutzten Bodens. Hatte Minna nun große Erdbeeren aufgetragen, dann zog der Rector Neuffer's gelungene Ueberſetzung der Aeneide hervor, und las pathetiſch und glühend, als ſtehe er auf dem Katheder, der lauſchenden Tochter die herrliche Dichtung vor; denn die claſſiſchen Geſänge der Alten waren dem Rector nun einmal ſchon die feinſte Würze ſeiner einfachen Freuden.

Frau von Körner machte endlich nähere Bekanntſchaft mit der kleinen Nachbarin. Sie gewann das Mädchen lieb, und immer lieber. Minna ward bald die tägliche Geſellſchafterin der alten Dame, welche dieſes erheiternden Zuſpruchs bedurfte, um nicht ganz dem Dämon krankhafter Verdrießlichkeit anheim zu fallen.

Um dieſe Zeit war es, als ſich die Geheimeräthin mit ihrem alten Hausarzte verfeindete. Sie hatte ſich ſo heftig geärgert, daß ihre Zufälle ſchlimmer wurden. In dieſer Verlegenheit wendete ſie ſich an einen jungen Arzt, der, trotz ſeiner kurzen Praxis, ſich großen Ruf erworben. Eine anziehende Perſönlichkeit und die ſchöne Gabe, ſich ſchnell den Ton anzueignen, welcher der Stimmung des Kranken zuſagend wäre, unterſtützten die Kunſt ſeines Berufs, worin er lebte und webte.

Frau von Körner, bereits im Voraus günſtig für ihn geſtimmt, dankte ſchon nach ſeinem erſten Beſuch ihrem alten Doctor Griesgram die ſchnöde Vernachläſſigung, die ihr Gelegenheit gegeben, ihn gegen einen Beſſeren zu tauſchen. Lebhaft und voller Vorurtheile, wie die Geheimeräthin war, wurde ſie vor lauter Wunderglauben an den liebenswürdigen Doctor Helfer faſt geſund. Sie hoffte heimlich, der alte Hofrath würde es zu ſeinem Ingrimm erfahren.

Frau von Körner erholte ſich indeß wirklich. Auch jetzt noch kam der Doctor täglich, und immer zu einer Zeit, wo ihn Geſchäfte nicht nöthigten, den Beſuch nach Minuten zu berechnen. Minna war meiſt immer zugegen. Sie unterſchied ſeinen Gang, wenn ſie ihn kommen hörte, ſie erkannte ihn an der Art, wie er anklopfte, dann pochte ihr das Herz ſtärker, und der Doctor fand neben dem blaſſen Geſicht der Matrone ein lieblich erröthetes. Minna merkte auf jedes ſeiner Worte, als ob er Heil ſpräche, und während die Geheimeräthin mit rühmender Beredtſamkeit die ſchwachen Fortſchritte ihrer Geſundheit pries, fühlte Minna ſchweigend die erſten Wallungen eines Fiebers, das der Doctor erregt hatte. Sie dankte nur Gott, daß ſein Blick voll Scharfſinn und Gefühl, wenn er ihrem ſchönen Auge begegnete, ihren beflügelten Puls nicht prüfen könnte. —

Die Geneſende brach eines Tages in das Lob des Helfers aus, der den Namen mit der That führe — und Minna ſtimmte ſchüchtern ein. Alle Saiten ihres Herzens ſchlugen an. — In der Zerſtreuung rühmte ſie ſeine öfteren Beſuche, und verſtummte beſchämt, als die Geheimeräthin mit lächelndem Spott darauf erwiederte: „Die ſetzte ich zur Hälfte auf Deine Rechnung, Minna! —“

Minna leugnete mit halber Stimme — dieſer Scherz ihrer Gönnerin war das erſte Zugeſtändniß ihrer jungfräulichen Wünſche. Frau von Körner ſtreichelte ihr die brennende Wange und ſprach liebreich: „Du darfſt Dich nicht ſchämen, Kind! ich habe es wohl geſehen, daß er Dich leiden kann, und es ihm aus Liebe für Dich verziehen, wenn ich ihm meine Beſchwerden zwei- bis dreimal vortragen mußte, weil ſeine Gedanken mit Dir beſchäftiget waren. — Ich finde nichts Ungereimtes an dieſer Partie, und ſehe Dich ſchon im Geiſte als Frau des Doctors.“

Es ward der Lieblingsgedanke der Geheimeräthin, aus ihrer Minna und dem Doctor ein Paar zu machen; auch ſchien ſich alles ſehr glücklich nach ihren Wünſchen fügen zu wollen. Zart und beſcheiden, doch mit ſicherem Schritt ging der Doctor allmählich in das Verhältniß eines Hausfreundes ein, und als Solchem wurden ihm Vorrechte zu Theil, die dem bloßen Arzte verſagt geweſen wären. War

Minna nicht gegenwärtig, ſo vergaß Frau von Korner ihre Gicht und Engbrüſtigkeit, um den abweſenden Liebling aus vollem Munde zu loben, und war um ſo unerſchöpflicher darin, je mehr ſie ſah, daß dieſes Thema dem Doctor das anziehendſte ſei. Er hörte der Matrone mit lauſchendem Lächeln zu, und das Vergnügen ſchwebte auf ſeinen ſchweigenden Lippen. — War Minna zugegen, ſo ſollte ſie dem Doctor bald das neue Blumenſtück zeigen, bald die ſchöne Ausſicht vom Belvedere herab; oder die Geheimräthin hatte ſchnell ein nöthiges Billet zu ſchreiben, und Minna mußte an ihrer Statt die Unterhaltung führen. Und dies alles geſchah ſo unbefangen, daß weder Minna noch der Doctor eine Abſicht fühlten. Die alte Dame war eine feine Frau, welche die müden Hände noch gern in das Spiel der Liebe miſchte, und ſtets mit abſonderlicher Neigung das Schickſal ſo mancher Verheirathung aus leiſen Fäden zuſammen geſponnen hatte. —

Der Doctor war Minna's erſte Liebe. Dieſer Frühling, der dem irdiſchen Daſein eine himmliſche Sonne zuwendet, war in ihrem jungfräulichen Herzen erwacht. Die Welt ſchien ihr ein Paradies, in den Menſchen erblickte ſie Engel — der Haß war ihr ein Unding, die Leiden des Lebens ſchienen ihr nur des Lächelns werth, und der Tod däuchte ihr ſo ſüß wie der Schlaf! —

Minna hatte längſt in des Doctors Augen das Geſtändniß ſeiner Gefühle geleſen; ſie ſah den ſeligen Augenblick näher kommen, wo ſein Mund es beſtätigen würde. Da — — —

Der rauhe Herbſt trieb die Geheimeräthin in die Stadt zurück. Hier kam ſie mehr in Berührung mit der Welt, als in dem einſamen Garten. Sie feierte ihren Einzug in die Stadt mit einer Theegeſellſchaft, von der ſie mit hunderterlei Neuigkeiten unterhalten ward. Man pries ihre verbeſſerte Geſundheit, fand ihr Ausſehen ſehr günſtig verändert, rühmte den Arzt, der dieſe Wunder bewirkt, und ſprach jetzt davon, daß dieſer auch eben ſo viel Glück als Verdienſt habe. — Die Geheimeräthin horchte ahnend auf, und erfuhr nun, daß Doctor Helfer ſich geſtern mit ſeiner ſchönen, ſteinreichen Couſine, der Tochter des Kaufmanns Follberg, verlobt und dadurch wohl manchem feinangelegten Plänchen den Garaus gemacht habe. —

Frau von Körner erſchrak heftig über dieſe Nachricht; in ihrer Hand ſchwankte die Taſſe, welche der Gedanke, wie herbe dieſe Täuſchung für die arme Minna ſein werde, mit Wermuth füllte. Sie hatte Mühe ſich zu faſſen. —

„Armes Mädchen!“ ſagte ſie ſehr betrübt, als ſie ſich allein befand. „Und ich ſelbſt habe nach Kräften Oel in das Feuer gegoſſen, welches Deine Ruhe, Deine Zufriedenheit nun verzehren wird! — So iſt dieſer geprieſene Vogel Phönix doch auch nur ein gemeiner Habicht, der ſeine Krallen in einen großen Goldhaufen ſchlägt. Hätte ich doch darauf ſchwören wollen, daß es Liebe ſei, was in ſeinen Augen flammte, wenn er die kleinſte Bewegung des Mädchens belauſchte. O Männer! Männer! —“

Am folgenden Tage fuhr die Geheimeräthin in ihren Garten. Sie wollte, gleichſam zur Sühne für das Unheil, welches ſie geſchäftig angerichtet, die ſchmerzliche Pflicht übernehmen, ihrer Minna dieſe Nachricht ſelbſt zu bringen. Das künſtliche Gewebe ihrer gutmüthigen Liſt war zerriſſen — und ſie wünſchte nur noch, die Hoffnung ſanft von Minna's Herzen ablöſen zu können, daß es nicht allzuſehr blute. Aber Frau von Körner war viel zu ſehr erbittert und nicht gemäßiget genug fur dieſe ſchonende Aufgabe. —

Mit den Worten: „Ich bin Dir meinen Abſchiedsbeſuch noch ſchuldig, gute Minna!“ trat die Matrone keuchend in des Rectors Wohnung. Sie fand das Mädchen wie eine kleine Trödeljüdin, von Röcken, Weſten und einer abgeſonderten Menge verbrauchter männlicher Kleidungsſtücke umgeben.

„Aber mein Himmel, Kind! was treibſt Du denn hier? willſt Du ein Kleidermagazin etabliren oder eine Vendite anlegen?“ fragte die Geheimeräthin, und es dauerte ſie in der Seele, zu dieſem häuslichen Altmarkt eine Neuigkeit tragen zu müſſen, welche die arme Minna theuer bezahlen würde. —

„Ich halte Muſterung über des Vaters Garderobe, auf daß ſein Mantel nicht mit nächſtem dem des Diogenes gleiche,“ antwortete Minna lachend, und fuhr harmlos fort: „Ach, Mütterchen! glauben Sie mir, die Tochter eines Rectors, welche zugleich die Hausfrau vorſtellt, hat ihre liebe Noth. Mein Vater lebt nur in der griechiſchen und römiſchen Vorwelt, und alles, was die Gegenwart fordert, muß meine Sorge ganz allein befriedigen. Er hat nur Sinn und Seele für antike Schickungen, ein Glück, daß ſein Herz dem Antheil der Liebe gehört; denn jeder Tag bringt doch ſeine eigene Plage. Der gute Vater kann nun einmal nicht anders, als in claſſiſchem Kothurn über die kleine, enge Bühne unſerer Häuslichkeit ſchreiten — und ich weiß am beſten, wo mich der Schuh drückt. — So, zum Beiſpiel, hatte jüngſt unſer Dienſtmädchen die Roſe am Fuße und litt große Schmerzen. Die Arme konnte nicht von der Stelle, und ich hatte, um ſie zu pflegen und in ihren Geſchäften zu übertragen, alle Hände voll zu thun. Das Uebel kam von einem Wespenſtich, der in ſeiner Entzündung verſäumt und böſe geworden war. Dies gab nun meinem Vater Gelegenheit, auf ſeinen Philoktet zu kommen. Er hielt mich feſt, mir ſchöne Stellen aus der Tragödie des Sophokles vorzuleſen — ich aber hörte die Chriſtiane wimmern und ſaß wie auf Nadeln."

„Hatte jenen Griechen — es iſt mir wie im Traume — nicht eine Schlange vergiftet? —" fragte die Geheimeräthin, unfähig, noch länger an ſich zu halten. „Wiſſe, mein Kind! auch ich habe eine ſolche in meiner Bruſt erwärmt, und ich fühle einen Stich in meinem Gewiſſen. Wollte ich doch, ich ſäße ſammt Dir auf einer wüſten Inſel, wo wir von der ganzen Geſchichte weder etwas hörten noch ſähen. Der Doctor heirathet ſeine Couſine, Emma Follberg."

Minna wurde weiß wie eine Wachskerze, ihr Blick erloſch; ein paarmal zuckte der blaſſe Mund, doch nur ein ängſtlicher Seufzer brach hervor. Der ſchwere Mantel ihres Vaters entglitt der zitternden Hand — und das unſchuldige, gebrochene Herz lag enthüllt vor den Augen der mütterlichen Freundin.

„Minna! um Gotteswillen! Minna! faſſe Dich!" rief die Matrone, und ſtrebte, das wankende Mädchen zu umfaſſen; „ſetze Dich doch, mein liebes Kind! der Doctor aber laufe ſich warm. Kein Mann iſt eines Erbleichens werth! Heuchler ſind ſie alle! das Gold iſt ihr Götze, die Unſchuld ihr Spott!"

Dieſe letzte Vorſtellung traf. Erglühend richtete ſich die Jungfrau auf. Sie ſchmiegte das Geſicht, flammend in Kränkung und Scham, an den gebeugten Hals der alten

Frau, und ſagte leiſe unter ausbrechenden Thränen: „O meine Mutter! Sie haben nun in mein Herz geſehen, verachten Sie mich deßhalb nicht, daß ich ihn liebte! —“

„Meine Tochter,“ entgegnete Frau von Körner in Angſt und Rührung, „Dein Schmerz iſt mein Werk! ich fürchte, daß ich meine letzten Tage noch durch einen ſchweren Vorwurf belaſtet habe.“

Minna hatte das Gefühl ihrer weiblichen Würde ſo rein und unverletzt erhalten, daß es ihr die brennendſte Beſchämung verurſachte, dem Doctor ihre Liebe verrathen zu haben. Die Furcht, daß er ihrer ſpotten könne, drängte das Mädchen in die tiefſte Einſamkeit, wohin ſie nur von ihrem Grame und dem Andenken an eine kurze, ſüße Vergangenheit begleitet wurde. Minna trauerte; doch ihr Gram war ſo geduldig, ſo ſtill, ſo zeichenlos, daß ihr Vater ihn nicht früher bemerkte, als bis er ſchon um vieles milder geworden war.

So war der Winter — ach! der erſte, eigentliche Winter in Minna's Roſenleben — verſtrichen. Minna hatte den Doctor nicht wiedergeſehen. Jetzt kam die Zeit der Blüthen, und auch in dem erſtorbenen Gemüth des Mädchens fing ein zarter Trieb der Hoffnung an zu ſprießen. Minna faßte an ihrem Geburtstage den Entſchluß, das jugendliche Leben aufs neue lieb zu gewinnen, das ihr noch eine theure, kindliche Pflicht und den Troſt erfahrener Theilnahme bewahrte; und die Worte des biedern, bekümmerten Vaters gingen ihr an das Herz und ſtärkten ihren Muth zu dem Vorſatze der Selbſtüberwindung. Aber die Begegnung des Doctors und ſeiner Braut, auf dem Wege nach der Buſchmühle, ſetzte Minna's Standhaftigkeit auf eine harte Probe.

Die Buſchmühle war ein beliebter Vergnügungsort der Städter, mehr um ſeiner reizenden Natur, als um kunſtvoller Anlagen und dort zu findender Bequemlichkeit willen beſucht. Minna konnte daher nicht zweifeln, daß die Verlobten nach jenen lieblichen Schatten wollten, und daß ſie dort mit ihnen zuſammentreffen würde. Sie irrete nicht in dieſer peinlichen Vermuthung. Die Equipage des Doctors hielt am Abhange des kleinen Hügels, welcher für die Wallfahrtsluſt der Städter mit Lauben, Sommerhäuſern, Tiſchen und Bänken verſehen war, und den jetzt der Rector erſtieg, um das einladendſte Plätzchen für ſich und ſeine kleine, liebe Begleiterin zu erkieſen, während Minna in die Mühle ging, um den Kaffee zu beſtellen.

Der Rector ſchien heute dazu beſtimmt, das Herz ſeiner Tochter in Dornen zu legen. — Minna bemerkte bei ihrer Zurückkunft mit Schrecken, daß ihr Vater ſeinen Platz gerade der Laube gegenüber gewählt hatte, worin dicht an einander gedrängt der Doctor und ſeine Emma ſich befanden. Minna hatte daher die ſtrengſte Acht auf ſich ſelbſt nöthig. Sie ſah die glückliche Braut, ſo wie den Doctor ſeit jener Entſcheidung zum erſten Male, und mußte ſich eingeſtehen, daß Emma ſchön ſei — ſchön wie die Freude, wie die glückliche Liebe! —

Jetzt erſchallte helltönend und ſchmetternd ein Poſthorn von der nahen Landſtraße herüber. Wie von einem elektriſchen Schlage durchſchüttert, fuhr die junge Follberg empor und riß ihren ſichtlich zerſtreueten Bräutigam mit ſich fort. Arm in Arm eilten ſie haſtig durch die Gebüſche.

Minna ſah ihnen mit trüben Augen nach; ein ödes, ſchmerzliches Gefühl blieb ihr zurück. Die Vertraulichkeit, welcher ſich die glückliche Emma ſelbſt vor fremden Zeugen gegen den liebenswerthen Mann überlaſſen durfte, erregte in ihr — nicht Neid, nein! dazu war ihr Herz zu rein —; ſondern eine gedrängte Wehmuth. Sie ließ die Hände nachläſſig in den Schooß, den Kopf auf die Bruſt ſinken, und ihre Gedanken irreten wie in einer traurigen Wüſte umher. —

Der Rector betrachtete ſchweigend von der Seite ſeine Tochter, und ein väterlicher Seufzer miſchte ſich in die bläulichen Rauchwolken ſeiner Tabackspfeife. Jetzt hob Minna den Blick, und ſah den Doctor, jedoch allein, in grader Richtung auf den Platz zukommen, wo ſie und ihr Vater ſaßen. Noch war er ſo weit entfernt, daß ſie ſich, ohne von ihm bemerkt zu werden, entfernen konnte, und ſie that es in flüchtigſter Eile.

Der Doctor näherte ſich mit anſtändiger Freundlichkeit dem Rector. In achtungsvollen Ausdrücken ſagte er ihm, wie ſehr es ihn freue, einen ſo würdigen Gelehrten an dieſem angenehmen Orte zu finden, der leider! oft genug, nur das fade Geſchwätz vergnügungsſüchtiger Müßiggänger in ſeiner ſchattigen Stille hören laſſe — Ein feines Geberdenſpiel und gefällige Mienen begleiteten dieſe gewinnende Rede. Der geſchmeichelte Schulmann erwiederte, wenn gleich im pedantiſchen Stile, doch herzlich, die verbindliche Begrüßung, und bat den Doctor, an ſeiner Seite Platz zu nehmen. Dieſer that es.

„Der Zufall iſt mir heute ſehr günſtig,“ hob der Rector ſich bald darauf räuſpernd an, daß er mich Sie, lieber Herr Doctor, hier finden läßt. Mit dem morgenden Tage — hätte ihn Gottes Güte mich erleben laſſen — wollte ich zu Ihnen ſenden. Vergeben Sie einem beſorgten Vater die Unſchicklichkeit, daß er Ihnen die ſchöne Stunde, welche Sie der Liebe und Erholung widmen wollen, durch eine Berufsſache ſtört.“

Die Züge des Doctors ſpannten ſich in betroffener Aufmerkſamkeit.

Der Rector heftete den bekümmerten Blick auf den Helfer, und fuhr im Tone des Vertrauens fort: „Meine Tochter iſt, glaube ich, krank; ja vielleicht kränker, als ſie ſelbſt geſtehen mag. Heute habe ich es deutlich wahrgenommen, und obgleich meine Minna ſonſt biegſam iſt, wie Wachs, ſo ſträubt ſie ſich doch diesmal, ärztliche Hülfe anzunehmen.“

Der Doctor erröthete, und erkundigte ſich mit halber Stimme nach den Symptomen der Krankheit.

„Wie ſoll ich es Ihnen nun ſagen?“ erwiederte hierauf der Rector nachſinnend. „Meine Minna iſt jetzt ganz das Gegentheil von dem, was ſie ehemals war. Sonſt tanzte ſie durch das Haus — jetzt durchſchleicht ſie es. Sonſt ſang ſie: Wer iſt glücklicher als ich? — jetzt legt ſie ihren Geſängen, ob auch in mannigfaltigen Variationen, das Thema unter: Mich fliehen alle Freuden. Sonſt wohnte der Scherz auf der Lippe meines Kindes — jetzt hängt nicht ſelten ein verhaltenes Thränlein in dem Grübchen der Wange, das mich, ach! mit tiefem Kummer in den Kelch einer verblichenen Roſe blicken läßt. Sie berührt das Eſſen kaum — es iſt, als ob das Mädchen nur von Seufzern lebte. Dann flieht meine Minna die Menſchen, als ruhe eine Sünde auf ihrer frommen Seele, und ſtundenlang ſitzt ſie in einem halbdunkeln Zimmer, ohne alle Beſchäftigung. Und nervenſchwach und ſchreckhaft wird ſie mir, daß ſich Gott erbarme! — wie eine vornehme Dame. Als wir ſo daher gingen, und uns ihr Wagen ereilte, da wurde ſie, als Sie noch eine große Strecke hinter uns waren, ſchier ohnmächtig und taumelte, daß ich ſie halten mußte. Sagen Sie nun ſelbſt, muß das Kind nicht krank ſein? — “

Der Doctor erglühete. Er fühlte in ſeiner Bruſt den Flügelſchlag der ſeligſten Hoffnung. Minna liebte ihn — und er konnte nun ihre treue, leidende Liebe belohnen und den Kummer des gebeugten Vaters in Freude verkehren! — Er rückte dem Rector näher, ergriff deſſen Hand, und ſagte bewegt: „Ja, wahrlich! Ihre Tochter iſt krank, und das Uebel iſt von höherer Bedeutung, als Sie wohl glauben mögen. Die Cur dürfte leicht langwierig werden, und erfordert die ununterbrochene Beobachtung des Arztes. Wie wäre es, könnten Sie Sich wohl entſchließen, Ihre liebe Tochter ganz in meine Obhut — ſie mir zur Frau zu geben? — “

Dem Rector ſank die Pfeife aus dem Munde; er glaubte nicht recht verſtanden zu haben. Eine Wallung des Unwillens regte den ruhigen Ernſt ſeiner Züge auf, ſein Auge zürnte, und das Maß philoſophiſchen Gleichmuths, welches er, als ein Schüler der griechiſchen Weiſen, ſtets zu beobachten pflegte, floß in der Kränkung des beleidigten Vaters über.

„Ei, mein Herr Doctor,“ ſagte er entrüſtet: „Ich begehrte Rath von Ihnen; aber nicht Hohn. Es iſt nicht fein, daß Sie — ein Bräutigam — eines achtbaren Mädchens ſpotten.“

„Bräutigam?“ erwiederte der Doctor lächelnd, „der hoffe ich erſt durch Ihre gütige Einwilligung und die Liebe Ihrer Tochter zu werden. Emma Follberg iſt meine Couſine, und wird bald einen andern Namen als den meinigen führen. Doch — ich ſpreche Ihnen Räthſel, vortrefflicher Mann! ſo hören Sie mich denn zuvor. Der Vater meiner Couſine war einſt in ſeiner Jugend ſehr bitter von einem Officier beleidiget worden. Er beſaß nicht Muth genug, dieſe Beleidigung an dem berüchtigten Schläger zu rächen, und nicht Großmuth genug, ſie vergeſſen zu können. Das Gift gährte daher nach innen und erzeugte in ſeinem Gemüth den brennendſten Haß gegen einen Stand, deſſen edelſte Blüthen ihn mit einem verworfenen Auswuchs deſſelben nicht zu verſöhnen vermochten. Er machte die heranwachſende Emma mit ſeinem Wunſche vertraut, ſie nach Neigung zu verheirathen, wobei er jedoch die Bedingniß ſtellte, nur müſſe ihre Wahl auf keinen Militair fallen — Emma war Evens Tochter. Schon dieſe Ausnahme wäre hinreichend geweſen, ihr jeden Officier gefährlich zu machen, wenn nicht die, leider! angeborene Vorliebe des ſchönen Geſchlechts für die Söhne des Mars auch in meinem Mühmchen bereits vorgewaltet hätte. — Vor zwei Jahren bekam der Capitain Songal vom Regiment Marſtrem die Nummer auf das Quartier im Hauſe meines Oheims. Doch er begnügte ſich nicht damit — auch in Emma's Herzen ſchlug er ſeine Wohnung auf und ließ für das Verbot ihres Vaters keinen Raum. Der junge Mann war edel und brav, geiſtreich und vermögend, und Emma war ſtolz auf dieſe Eroberung, die ſie ſo ganz und gar gemacht hatte, daß er nach dem Geſtändniß ſeiner Liebe den tapfern Degen zu ihren kleinen Füßen niederlegte und den Abſchied zu nehmen entſchloſſen war. Emma hatte natürlich des Vorurtheils ihres Vaters gegen den Geliebten erwähnen müſſen. So blieb denn dieſer Herzensbund ein ſtrenges Geheimniß, weil Pflichten der Ehre den Capitain noch an den Dienſt feſſelten, und Familienverhältniſſe ihm vorläufig nicht geſtatteten, an den Kauf eines Rittergutes, was doch ſein Plan war, zu denken.“

„Bald darauf kam die Marſchordre. — Mein Oheim ſchien doch von dieſem Verſtändniß der Liebenden etwas gemerkt zu haben. Er beobachtete Emma mit ſcharfen und finſteren Blicken; da er ſie aber unverändert und ruhig ſah, ſo ward er es endlich auch. Doch ach! jetzt fand ſich ein Freier, bald darauf wieder einer — und noch einer.“ — Emma wies ſie bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwande ab, und mein Oheim ſagte zu der willfährigen Korbflechterin: Höre, meine Puppe! aller guten Dinge ſind Drei! den Vierten, der Dich haben will, nimmſt Du! darauf verlaß Dich! ich will nicht, daß meine Tochter in den Ruf komme, als finde ſie eine Freude daran, rechtliche Männer von ſich zu weiſen, weil ihr nach verbotener Frucht gelüſtet.“

„Nach einigen Monaten, in denen die arme Emma von neuen Heirathsanträgen verſchont geblieben war, erhielt ſie ein Schreiben von dem Capitain, worin er ihr die frohe Nachricht mittheilte, daß ſich einige Umſtände ereignet hätten, begünſtigend für den Wunſch ſeiner Liebe. Das Geſuch um den Abſchied ſei bereits eingereicht, und ein artiges Plänchen zum Ankauf in der Nähe ihrer Vaterſtadt im Werden.“

„Emma triumphirte. Sie ging auf den Sprungfedern des Entzückens, ihre Füße berührten den Boden kaum.

Aber — kann ſich der Menſch wohl verſchwiegen genug freuen? — Ein Laut nur — und der Schatz ſeiner Hoffnung verſchwindet!“

„Eines Tages, als Onkel Follberg vom Comtoir kommt, kündigt er ſeiner Tochter mit kaltem Tone an, daß der Banquier Pekle ſo eben um ihre Hand geworben habe, daß ſie ihn nehmen müſſe, und daß eheſtens Verlobung ſein werde.“

„Emma zitterte, denn ſie kannte die Unerſchütterlichkeit ihres Vaters. In dieſer Bedrängniß fällt ihr ein einziges Rettungsmittel ein, und Emma mochte denken, Zeit gewonnen, alles gewonnen. Sie wirft ſich ihrem Vater zu Füßen, und entdeckt ihm, daß ſie ſchon liebe, mich liebe. Emma wußte, wie ſehr ihr Vater mir gewogen ſei; aber ſie wußte nicht, daß ſie mein Lebensglück dabei wagte. Ich wurde geholt. Emma empfing mich im Vorſaal, ihre Thränen ſprachen zu meinem Herzen, die Hülfloſigkeit ihrer Lage rührte mich — und ſo gab ich mich zu ihrer Rettung hin. Onkel Follberg, ſehr vergnügt darüber, daß er ſich in ſeinem Argwohn, hinſichtlich einer geheimen Beziehung zwiſchen dem Capitain Songal und ſeiner Emma geirrt hätte, was wohl eigentlich der Grund geweſen, daß er Emma ſo gedrängt, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen — ſagte mir ſeine Tochter zu, nachdem er mir zuvor wegen meines Heimlichthums derb den Text geleſen hatte.“

„Der Himmel weiß, wie mir bei der ſeltſamen Verlobung zu Muthe geweſen! — Emma ſuchte es auf ſehr natürliche Art zu veranlaſſen, daß ihr Vater den Entſchluß faßte, unſere Verheirathung noch ein Jahr aufzuſchieben, weil er vorher ein Haus für mich kaufen und einrichten wollte. So war ich denn nolens volens ein Bräutigam geworden, ich mußte es dulden, daß man mich beglückwünſchte, während ich mich in Angſt und Unruhe innerer Vorwürfe umhertrieb; denn der beſtätigende Brief von Songal, der das Siegel meines Verſprechens löſen ſollte, blieb aus und wollte nicht kommen. Geſtern, endlich! nach langer, peinlicher Zeit — „meldet der Capitain ſeiner Braut, daß er die nachgeſuchte Entlaſſung mit Majorsrang erhalten und das ſchöne, große Rittergut Schluchten, zwei Meilen von hier, durch einen ſeiner hieſigen Bekannten gekauft habe. Um die Geliebte nicht mit leeren Vertröſtungen hinzuhalten, hätte er eher nicht ſchreiben wollen, bis alles in Richtigkeit wäre. Doch nun würde er am heutigen Tage hier eintreffen und als Civiliſt ſein Heil bei dem Vater ſeiner Emma verſuchen.“

„Da entdeckte Emma zur guten Stunde ihrem Vater Alles; erſchmeichelte ſeine Vergebung und ſeine Einwilligung, ja ſogar die Erlaubniß von ihm, mit mir, dem er ſcherzweiſe das Haus verbot, dem Geliebten bis hierher entgegen fahren zu dürfen. — Das Poſthorn verkündete uns vorhin ſeine Ankunft.“

Hier machte ein tiefausathmender Seufzer des Doctors, womit er gleichſam Muth ſchöpfte, eine Pauſe in ſeiner Erzählung; das Geſicht des Rectors drückte Verwunderung aus — aber er wartete ſchweigend ab, was Jener nun weiter ſagen würde, dem eine wichtige Eröffnung ſichtlich auf den Lippen ſchwebte. „Schon lange, ehrwürdiger Mann!“ fuhr der Doctor fort, „iſt Ihre liebenswerthe Tochter, welche ich bei der Frau Geheimeräthin von Körner kennen gelernt habe, der Gegenſtand meiner innigſten Neigung. Nur um meine Couſine von einer verhaßten Verbindung zu retten und ſie dem edeln Songal aufzuſparen, verzögerte ich mein eigenes Glück. Minna's holde Unſchuld ließ mich ahnen, daß auch ſie mir nicht abhold ſei; Ihre Erzählung von der

Gemüthsſtimmung Ihrer Tochter beſtätiget dieſe entzückende Vermuthung. Laſſen Sie mich hoffen, daß kein Ungefähr, ſondern die Vergeltung Sie heute, einen ſo ſeltenen Gaſt! hierher geführt habe, auf daß ich an demſelben Tage, wo mein Opfer vollendet ward, den Lohn dafür — das größte Glück des Lebens, ein gutes Weib! aus Ihrer Hand empfange! —“

Der Rector ſaß beſtürzt vor freudiger Rührung. „Ja, wenn dem ſo iſt,“ antwortete er, „ſo wüßte ich nicht, wer mir als Schwiegerſohn willkommener wäre, als Sie, lieber, junger Mann! — Und wahrlich! Sie ſtecken mir da ein Licht auf, bei welchem ich deutlich ſehe, wie die Krankheit meiner Minna und deren heutige Ohnmacht mit Ihrem Quaſi-Bräutigamsſtande zuſammenhangen. Die Zeit trifft genau zu, die Zeichen auch — ich hätte mich deren aus dem Ovid erinnern können.“

„Aus dem Ovid?“ fragte der Doctor erſtaunt, blickte ſeitwärts, und eine jähe Röthe flog ſein männliches Geſicht an.

„Ich nenne Ihnen den Ovidius de arte amandi,“ erwiederte der Rector, „wo er ſagt: Siehe Deine Tochter! Nun ſitzt ſie da, heimlich weinend, mit Seufzern zwiſchen den Lippen. Sie faltet die Hände, als ob ſie die Rolle der Hekuba ſpielte. — — Doch, da kommt ſie ſelbſt, die heimliche Dirne. Höre, mein Kind!“ redete er Minna an, die ſich ſchüchtern näherte — denn ſie hatte Emma in den Armen eines fremden Mannes geſehen — „hier der Herr Doctor hat es zufälliger Weiſe erfahren, daß heute Dein Geburtstag ſei. Er hat mich um die Erlaubniß gebeten, Dir ein Angebinde überreichen zu dürfen; ich habe ſie ihm nicht verſagt; ja, ich lege, wenn Du es annehmen willſt, meinen väterlichen Segen und eine Freudenthräne darauf.“

Der Doctor ergriff nun Minna's kleine, bebende Hand und wiederholte ſeine Beichte. Wie gern, wie leicht glaubt die Liebe! — Jetzt kamen Songal und Emma aus dem Gebüſch, und Emma, die ſüße, liebreizende Emma wurde die Fürſprecherin ihres großmüthigen Vetters.

Als die Glücklichen am Abend nach Hauſe fuhren, ſaßen Minna und ihr Vater in dem Wagen des Doctors, er ſelbſt ſaß Beiden gegenüber. Ihre verwundete Hand ruhete in der ſeinigen, und als ſie bei dem wilden Roſenſtrauche vorüberkamen, zog er ſie dankbar an ſeine Lippen.

Froh wie eine Selige, in Wonne berauſcht, fand ſich Minna ſpät auf ihrem kleinen Zimmer wieder. Der glücklichſte Tag ihres Lebens war dahin, und Minna fühlte ſich wie neugeboren. Sie betrachtete den dürren Myrtenzweig vom Morgen und ſagte wie träumend: „Du lieber, lieber Prophet!“

Die Geheimeräthin verjüngte ſich ganz vor Freude über dieſe Entwickelung. Eine Centnerlaſt fiel von ihrem Herzen, auf welchem der ſtille Gram des lieben Mädchens ſo ſchwer gelegen hatte. Sie bat es ſich ganz beſonders aus, bei der Vermählungsfeier ihrer lieben Minna die Brautmutter machen zu dürfen.

Zu dieſem frohen Feſte lieferte Minna's weiſſagender Myrtenbaum ſeiner holden Pflegerin den jungfräulichen Ehrenkranz. Die Geheimeräthin hatte eine kleine, auserwählte Geſellſchaft eingeladen, unter welcher ſich natürlich Kaufmann Fellberg, Major Songal und ſeine Emma befanden; doch ſollte dieſer gaſtliche Kreis ſich erſt gegen den Abend verſammeln. Als nun die bräutliche Minna an der Hand ihres Geliebten und begleitet von dem ſeelenvergnügten Vater, die Gartenthür öffnete, um durch die lange Doppelreihe blühender Orangerie und hoher Roſenbäume dem Gartenſaale zuzuſchweben, da flatterte ihr von jeder Blume ein farbiges Band entgegen, welches die Worte trug: „Wir blühen für Dich!“ Der laue Weſt ſpielte mit dieſen bunten Huldigungsflaggen; ſo daß der Garten einem aufgelöſeten Regenbogen glich und Minna's Augen in Thränen ſchimmerten.

Herzliche Fröhlichkeit waltete bei dem hochzeitlichen Mahle, welches ſchmecken ließ, wie freundlich und gütig die Gaſtgeberin wäre. Wein und Liebe übten ihre begeiſternde Kraft. Sogar der alte, ernſte Follberg war heiter und ſcherzhaft, wie man ihn kaum jemals geſehen.

Als das Eſſen vorüber und der Nachtiſch aufgeſetzt war, ſprangen die Flügelthüren auf, und in dem Endpunct der dunkeln Ferne zeigte ſich dem Brautpaar ein transparenter Tempel mit der Inſchrift: „Minna's Brautgeſchenk!“

Minna zittert in freudiger Ueberraſchung — aber das iſt ja wohl nicht möglich, dieſer Garten, welcher Tauſende werth — ſollte ihr gehören? — Und doch war es ſo. Minna fand die gerichtliche Verſchreibung auf ihrem Teller, doch keine Worte, um ihren gerührten Dank auszudrücken.

Kaufmann Follberg blieb hinter dieſer reichen Schenkung nicht zurück. In freigebiger Weinlaune ſagte er: „Auch mein Hochzeitgeſchenk, das ich dem argen Helfershelfer da zugedacht, iſt durch gerichtliche Hände gegangen. Das Haus, welches ich in der Meinung, ich ſorge für meinen Schwiegerohn — auf ſeinen Namen habe ſchreiben laſſen. Und ſo age ich denn mit dem römiſchen Landpfleger: Was ge- rieben iſt, das iſt geſchrieben — und das Brautpaar möge n Gottes Namen meinen Segen mit über die Schwelle hmen! —“

Die Freude ward für einige Zeit von ihrer ſanfteren Schweſter, der weichſten Rührung, verdrängt, und ſüße Thrä- en rollten in den Champagner.

Der Rector ſegnete ſeine geliebten Kinder griechiſch und ateiniſch, und brachte, das blinkende Deckelglas hoch empor- hoben, dem freundlichen Hymen einen Toaſt dar.

Juni.

Wenn der einſame Spaziergänger die nächſten Umgebungen der Gebirgsſtadt A— durchſtreift, ſo führt ihn ſein Weg bald durch wallende Kornfelder, bald durch ſchattige Alleen; hier über grünende Hügel, dort durch heimliche Thäler; hier durch lachende Gärten, dort in dunkle Gebüſche. Ueberall begegnet ſein Blick der ſchönſten Natur, gehoben durch edle, einfache Kunſt. „Hier möcht' ich wohnen und das Hüttchen der Ruhe bauen!“ ruft er entzückt; doch kaum iſt dieſer Wunſch ſeinen Lippen entflohen, als er ihn auch ſchon bereut, weil er ein neues Plätzchen noch ſchöner, noch reizender findet. Doch plötzlich bleibt er auf einer Anhöhe, vom freudigſten Schrecken betroffen. Vor ſeinen Blicken öffnet ſich ein liebliches Thal, welches von einer ſchmalen Bergkette zwar geſchützt, doch nicht beengt zu ſein ſcheint, weil dem Auge vergönnt iſt, hier und dort und da in die unabſehbare Fläche zu ſchauen. In der Mitte des Thales erhebt ſich ein Landhaus, in echt engliſchem Geſchmack erbaut, welches den Namen „das Johannenſtift“ führt. Ein Park ſchließt ſich an dieſes Haus, der ſich bis an das äußerſte Ende des Thales hinzieht. — Alles iſt hier verſchwiegen, heimlich, ſtill; nur der Ruhe heiliger Fittig rauſcht leiſe. Hier hört man nichts vom Geräuſch der Welt: nur der Morgenwind führt dann und wann die Töne des Poſthorns von der fernen Landſtraße herüber in dieſe ſtillen Schatten. Ein klarer Forellenbach rieſelt durch den beblümten Grund, unverſcheucht ſingt dreiſter hier die Nachtigall ihr ſchmelzendes Lied. Man fühlt, hier wohne der Einſamkeit ſanfter, ſchmerzſtillender Geiſt! hier müſſe das Herz von ſeinen tiefſten Wunden geneſen und endlich vergeſſen lernen. Das Landhaus, deſſen Anlagen nur ein lauteres, ſtilles Gemüth hervorrufen konnte, erhielt jenen Namen von ſeiner Erbauerin Johanna von Leiden.

Das Fräulein, welches den jungfräulichen Kranz ſeinem Sarge dereinſt vorbehalten, war über die Jahre der Jugend hinaus, ohne diejenige Anmuth eingebüßt zu haben, welche eine ſchöne Seele und der Adel des Herzens verleihen. Die Blüthe der Schönheit iſt vergänglich; aber ſeine, geiſtige Züge, ein Lächeln voll Geduld und Güte, ein Auge mit dem Blicke der Sanftmuth, ſind Reize von göttlicher Dauer, und wir ſagen mit einem Dichter: „Die iſt die liebenswürdigſte der Frauen, die in der Glorie der Mütterlichkeit die Demuth der Jungfräulichkeit bewahrte!“ Dieſe Worte waren auf Johanna von Leiden anzuwenden. Sie gab ihrer verwaiſeten Nichte eine vortreffliche Erziehung, ſie lebte nur in dieſer theuren Pflicht. Ihre Freunde ſahen mit tiefem Bedauern ein Leben hinwelken, das nur athmete für Anderer Glück. Doch wer, wie die edle Johanna — die Ewigkeit in dem innigſten Zuſammenhange mit dieſem erſten Athemzuge unſeres Seins ſich denkt, der trägt mit ſtiller Freudigkeit ſeinen Anſpruch auf Vergeltung an das Grab, und erwartet ruhig, voll Glauben, Hoffnung, Liebe, die Auflöſung aller dunkeln, irdiſchen Räthſel von dem Lichte einer beſſerm Welt.

Der Freiherr von Leiden war einer der ſtolzeſten Männer des Landes. Er ſah faſt alle ſeine Wünſche in Erfüllung gehen, nur einen, den ſehnlichſten — nicht: das Schickſal verſagte ihm einen Erben ſeines Namens.

Die ſanfte Frau von Leiden hatte ihrem Gemahl drei Töchter geboren, deren jüngſte unſere Johanna war. Mit Schmerz ſah ſie, daß jedes dieſer lieblichen Geſchenke ihr einen Theil der Liebe ihres Gemahls raubte, ja, ſie erkaltete gänzlich, als die Aerzte nach der dritten, ſehr ſchweren Geburt erklärten, Frau von Leiden werde keine Kinder mehr bekommen.

Die Freifrau liebte ihren Gemahl mit ſchwärmeriſcher Innigkeit; der Verluſt ſeiner Liebe däuchte ihr das größte Unglück, das ſie treffen könnte. Und wenn ſie überlegte, weßhalb er ihr ſeine Liebe entziehe, ſo gab das Bewußtſein ihrer Unſchuld und der Gedanke, daß ſein Stolz die verjährte, geheiligte Neigung ertödte, ihrem Schmerze eine ätzende Schärfe.

Frau von Leiden gehörte zu den Stillen ihres Geſchlechts, welche ſtark im Dulden, alle Kräfte ihres Geiſtes — nicht zum Beſiegen ihres Kummers, nein! nur zum Verbergen deſſelben — anwenden, und auf jede tiefe Stelle des Gemüths, worin erblaßte Freuden und begrabene Hoffnungen ruhen, die Blume eines Lächelns pflanzen.

Sie litt, ſchwieg und lächelte ſo lange, bis ihr Herz dem allzu ſchweren Grame erlag. Ihr Tod erſchütterte den Freiherrn tief. Als die ſchöne, jugendliche Frau mit bleichen Mienen vor ihm lag, das Geflimmer der Kerzen einen verklärenden Schein über ihre Leiche warf, und der aufzieziehende Dampf ihr ſtarres, auch im Tode noch liebliches Bild wie in einen Nebel der Vergangenheit hüllte: — da war es ihm gegenwärtig, wie oft, wie ſchwer er ſich an der Entſchlafenen verſündiget hätte. —

Sein Gewiſſen verklagte ihn; aber ihr Mund war freundlich geſchloſſen für immer. Troſt fand er nur in dem feſten Vorſatze, das an der Mutter begangene Unrecht durch die ungetheilteſte Liebe für ſeine Kinder zu vergüten, welche noch ſo klein und unbekannt mit der Größe ihres Verluſts waren, daß ſie harmlos mit den ſilbernen Quaſten des Bahrtuchs ſpielten, worauf die treue Mutter lag! —

Der Freiherr hielt an dieſem Worte der Sühne. Er ließ ſeinen Töchtern die ſorgfältigſte Erziehung geben, und ſchritt zu keiner zweiten Ehe, wie viele Vorſchläge ihm auch gemacht wurden. Die Zeit milderte endlich das Gefühl ſeiner Schuld gegen die ſelige Frau und miſchte ſeine reuige Vaterempfindung mit ſtolzen Wünſchen. Die herrſchende Leidenſchaft ſeines Charakters, nur unterdrückt von ſchwermüthigen Erinnerungen — gewann allmählich wieder Raum in ſeiner Seele. Er hoffte, ſeine Töchter würden einſt durch glänzende Verbindungen den erlöſchenden Namen ſeines Geſchlechts überſtrahlen.

Die beiden älteſten Fräulein von Leiden ſchienen dieſe Erwartungen erfüllen zu wollen. Sie entfalteten ſich ſehr glücklich. Schönheit, Talent, ein feiner Tact des Betragens, der ſie ſchon im kindlichſten Alter das Schickliche treffen ließ, erwarben ihnen frühzeitig Freunde und Bewunderer in Menge. Ihr erſtes Erſcheinen auf der Bühne der großen Welt wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Man nannte den Freiherrn den glücklichen Vater. Man ſagte ihm oft, wie beneidenswerth er wäre. Das jüngſte Fräulein war ein von ihren Schweſtern ganz verſchiedenes Weſen. Vielleicht hätte man Jene ſchöner nennen können; allein ein wunderſamer Reiz ruhete in Johanna's zarten Zügen. Eine milde, fromme Demuth blickte aus den ſanften, braunen Augen, der Friede Gottes, welcher höher iſt, denn alle Vernunft, wohnte auf ihrer reinen Stirn, eine Glorie hellblonder Locken umfloß ihr lichtes Angeſicht, wie goldenes Gewölk den Mond, und ein Lächeln umſchwebte ihre Lippen, wie der Hauch des Frühlings eine aufblühende Roſe. Ihre Geſtalt war fein und ſchlank, und der Ton ihrer harmoniſchen Stimme ſchlug tiefe Saiten an und entlockte ſelbſt einem zerriſſenen Gemüthe, einem verhärteten Herzen das weiche Gefühl der Theilnahme an dem, was ſie ſagte. Selten ſprach ihr Mund eine vergebliche Bitte aus. Der Freiherr hatte eine zärtliche Schwäche für dieſe Tochter, welche unter den drei Mädchen ihrer Mutter am meiſten ähnlich war. Und dennoch gab ſie ihm keinen Triumph, denen gleich, womit ihre Schweſtern ſeinem väterlichen Hochmuth ſchmeichelten; vielmehr unterwarf Johanna, des beſcheidenſten Gehorſams ungeachtet, die ſtolzen Vorurtheile ihres Vaters ſtets ihrer beſſeren Ueberzeugung.

Von früher Kindheit an zeigte Johanna eine große Vorliebe für die Stille der Einſamkeit. Dem Freiherrn war dies zuwider. „Was ſoll das?“ fragte er finſter Johanna's Bonne, wenn er die Kleine in den tiefſten Schatten des Gartens in einem Bilderbuche blätternd fand, innigſt vergnügt durch dieſen einſamen Zeitvertreib. „Ich liebe es nicht, wenn Kinder ſcheu zu Winkel kriechen. Ein Kind muß die Menſchen mehr ſuchen, als Bäume, die Puppe lieber haben, als Blumen und Bilder, und den Klang der vorbeiziehenden Leier mit größerem Vergnügen hören, als das Gemurmel des Silberbachs oder wie man ſonſt in der Sprache der Dichter ſagen mag. — Iſt es anders, ſo wird eine empfindſame Thörin aus dem Mädchen, das nie vergeſſen ſollte, daß es ein Fräulein von Leiden ſei!“

„Armes Geſchöpf!“ ſagte die Bonne dann, welche der Mutter Freundin geweſen war, „ach! ich fürchte, Dein Geſchick wird es Dich nicht vergeſſen laſſen, daß Du eine geborene von Leiden ſeiſt! —“

Johanna hatte ihr ſechzehntes Jahr vollendet, als ihr Vater einmal in einer Geſellſchaft äußerte, wie leid es ihm wäre, keinen Unterricht in der engliſchen Sprache, die er vorzüglich liebe, für ſeine Kinder finden zu können.

„Dieſe Gelegenheit iſt gefunden,“ erwiederte lächelnd der Mann, zu welchem der Freiherr geſprochen hatte, „und ſchöner konnten Sie ſich ſelbige nicht träumen. Seit Kurzem lebt ein junger Engländer hier, Sir Edward Shleeden, der bereits in einigen anſtändigen Familien Lehrſtunden im Engliſchen, wie im Zeichnen und Malen, ertheilt, in welchen letzteren beiden Künſten er es bis zur Meiſterſchaft gebracht haben ſoll.“

Der Freiherr war über dieſe Nachricht entzückt. Schon am folgenden Tage ließ er Sir Edward Shleeden zu ſich bitten. Der junge Engländer erſchien. Sein Aeußeres, die ſtolze, edle Haltung, der feine Anſtand, den er zeigte, nöthigten dem Freiherrn unwillkürlich ein ehrendes Gefühl, ein zarteres Benehmen ab, als er ſonſt gegen Leute, welche er unter ſeinem Stande glaubte, anzunehmen gewohnt war. Es wurde beſchloſſen, daß Sir Edward die drei Fräulein im Engliſchen unterrichten, die vorgebildete Johanna aber noch insbeſondere im Zeichnen und Malen lehrend anweiſen ſollte.

Ein halbes Jahr hatte dieſer Unterricht gedauert, den Johanna mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auffaßte, als ein paar vornehme Männer ſich um die beiden älteſten Fräulein bewarben. Der Freiherr fand dieſe Anträge ſo ehrenvoll, ſo ſeinen Planen angemeſſen, daß ſeinen Töchtern kaum eine Wahl übrig blieb. Zu eben dieſer Zeit heirathete die Bonne, welche die aufgegebenen Wünſche einer alten Liebe ſpät, aber ſchön vom Schickſal erfullt ſah. Johanna verlor eine zweite Mutter — das war die Bonne ihr geweſen! — und der Freiherr ſprach davon, eine ſchickliche Geſellſchafterin für ſeine Tochter anzuſchaffen. „O mein Vater!“ ſagte Johanna bittend, „das thue nicht! — Du wirſt von Deiner Tochter nicht ſo gering denken, als daß Du fürchten könnteſt, ihre Ehre bedürfe jemals einer Wächterin! Es würde mich meiner ſchönſten Freuden berauben, wenn Du ein fremdartiges Weſen an meine Seite ſetzteſt, das mich vielleicht in meiner ſtillen Weiſe ſtörte.“

Der Freiherr ſchwieg; aber es war nie mehr die Rede davon.

Johanna war nun mit ihrem Vater allein. Sie ſuchte alles hervor, um ihm den Verluſt ihrer beiden Schweſtern einigermaßen zu erſetzen, und dies Beſtreben gelang ihrer kindlichen Liebe vollkommen. Der Freiherr war jetzt oft kränklich, und dieſer Zuſtand lehrte ihm erſt die ſchönſten Tugenden ſeiner Tochter Johanna kennen. Eine unermüdliche Geduld, ein ſtilles, ſanftes Weſen voll Hoffnung und Mitleid, ein frommer Muth machten ſie geſchickt, Leidende zu behandeln und die wunderlichſte Laune eines Kranken zu ertragen.

Die Lehrſtunden bei dem Engländer waren Johanna's größte Freude. Sir Edward erſtaunte über die Fortſchritte ſeiner liebenswürdigen Schülerin, und nicht weniger über den Kunſtgeiſt, der in ihren Handzeichnungen, in ihren maleriſchen Verſuchen waltete. Mit der fremden Sprache ward ſie der fremden Schätze mächtig, und eine Welt der Poeſie öffnete die goldnen Pforten, um eine himmliſche Seele zu entzücken.

Johanna empfand ihren Genius. Sie glaubte ſich durch ihn auf einen Standpunct erhoben, wo kein ſchweres Verhängniß ihr nahen könnte; Frieden und Seligkeit füllten dieſen ſtillen, ſturmloſen Buſen. Arme Johanna! wann könnte der Menſch ſich ſeinem Schickſale entziehen? — Daß Johanna ihren Lehrer liebte, wußte ſie nicht einmal; denn dieſe Empfindung war noch durch keinen äußern Widerſtand, durch keine Trennung — aus der Tiefe ihres ſeligbefriedigten Herzens zum Bewußtſein erhoben worden.

Nicht ſo war es mit Edward. Dieſer fühlte mit unſäglichem Schmerz, daß er für die engelgleiche Johanna glühe. Er fand die züchtige Sittſamkeit ſeiner Landsmänninnen bei dem deutſchen Mädchen wieder, das, wäre es ihm auch nicht durch Geburt und Rang entrückt geweſen, ihm dennoch nicht hätte zu Theil werden können, weil — ſeine Hand verſagt war.

Er hatte ſich kurz vor ſeiner Abreiſe nach Deutſchland mit einer Verwandtin ſeines Vaters, nach dem heißen Wunſche deſſelben, verlobt. Edward achtete die gute, fleißige, unbeſcholtene Jenny; aber er liebte ſie nicht, und trug ein freies Herz über das Meer, um es auf ewig an Johanna zu verlieren. Er konnte nicht immer, wie Johanna, unbekannt bleiben mit ſeinen Gefühlen. So wie er zur Kenntniß ſeiner Leidenſchaft kam, bewachte er mit Strenge gegen ſich ſelbſt Auge und Lippe; aber die Liebe, verkleidet in den feinſten Stoff, ſchlüpfte dennoch, ätheriſch wie ein Sonnenſtrahl, in die offene Seele des Mädchens. Lehrer und Schülerin laſen mit einander die gefeierten Dichter der

Briten. Die fremde Begeiſterung ward ihre eigene, die erträumte Liebe eine wirkliche. Um nicht in dem Kampfe mit ſeinen Gefühlen zu ermatten, wählte Edward ein Mittel, das ihm ſelbſt die ſtärkſte Ueberwindung koſtete. Er ſprach oft von ſeinem Vaterlande, rühmte die ſtillen Tugenden ſeiner Landsmänninnen und entwarf in zitternden, ſchwankenden Zügen, mit mehr Gerechtigkeit als Phantaſie, das Geiſtesportrait ſeiner Braut. Seine Blicke ruheten, während er zu Ende ſprach, ſo ſchwer am Boden, als ſuche er die Hoffnung in der Tiefe nur, und ein Seufzer wand ſich los, wie von der Kette ſeiner Freiheit, die ihm die Bruſt zuſammenſchnürte. — Furchtſam heftete er das Auge auf Johanna; doch er ſah in ein himmliſch lächelndes Geſicht.

„O! das dachte ich wohl,“ ſagte ſie freundlich, „nur eine Solche konnte Edward lieben! — Sie werden an der Seite dieſes Engels ſehr glücklich ſein. Und ich? — ich werde auch glücklich ſein. Glücklich in der Erinnerung an Sie, an dieſe Tage, in den Wünſchen für Ihr Wohl — in den Gebeten für Sie —“

Edward fühlte von dieſer Güte, dieſer Unſchuld ſein Herz zerriſſen. Er floh dann auf ſein einſames Zimmer, um hier die unheilbare Wunde ausbluten zu laſſen.

Wenn Edward der aufmerkſamen Johanna von ſeiner Kindheit erzählte, ſo gewährte dies Beiden ein ſüßes Vergnügen. Er ſetzte ſie in genaue Bekanntſchaft mit ſeiner Familie, er ſchilderte ihr nicht allein die häuslichen Sitten und Gebräuche, welche nach der Weiſe des Landes darin üblich wären, ſondern er zeichnete ihr auch das Landhaus ſeines Vaters und gab alle Verhältniſſe deſſelben mit ſorgſamer Pünctlichkeit an. Ein beſonderer Riß davon beſtimmte ihr die innere Beſchaffenheit der Gemächer; jede Stelle des

3*

großen, ſchönen Parks erhielt ein eigenes Blatt. Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit erkundigte Johanna ſich nach der inneren Einrichtung des Hauſes. „Es wird mich tröſten,“ ſagte ſie, „wenn ich mir einſt ſo recht lebhaft werde denken können: hier, in dieſem Zimmer, ſitzt Edward mit Jenny; hier, auf dieſem einſamen Gartenplätzchen, denkt er vielleicht an die entfernte Freundin; hier, auf dieſem Blumenſtück, ſpielen ſeine Kinder — —“ und eine Thräne rollte auf das Blatt, wo Edwards Vaterfreuden blühen ſollten.

So waren länger als zwei glückliche Jahre vergangen. Da feierte Johanna ihren Geburtstag; doch hatte ſie von ihrem Vater ſich die Erlaubniß erbeten, ihn ſtill begehen zu dürfen. Sie ſtand am Fenſter und ſah mit ſehnſuchtsvollen Blicken der Ankunft ihres Lehrers entgegen, der heute ungewöhnlich lange ausblieb.

Jetzt trat er ein; aber Johanna bebte bei ſeinem Anblicke. Sein Geſicht war bleich, das Auge erloſchen, Verſtörung ſprach aus ſeinen Zügen, ſein ganzes Weſen ſchien in Aufruhr.

„Johanna!“ ſagte er leiſe mit verſagender Stimme, „der Tag Ihres Lebens giebt mir den Tod. Denn — was iſt Sterben anders, als das Verlaſſen des Liebſten, des Theuerſten? — Ein eben angekommener Brief von meiner Mutter ruft mich ſchleunigſt vom Continent zurück. — Mein Vater kränkelt und wünſcht mich noch vor ſeinem Ende mit Jenny vereiniget zu ſehen. Noch heute reiſe ich von hier ab und ſehe Sie niemals — ach! niemals — wieder! —“

„Niemals? — —“ wiederholte Johanna mit dem Tone einer troſtloſen Frage. „Niemals!“ antwortete in ſtiller Verzweiflung der Jüngling. Beide ſchwiegen nun im erſchütternden Schmerze dieſer Vorſtellung.

Aber der Himmel läßt ſeine Lieblinge nicht ſinken! In dieſem verhängnißvollen Augenblicke trat ein Engel an die Seite der vergehenden Johanna und flüſterte ihr Worte des ewigen Lebens in die betäubte Seele. Ein höherer Glanz umfloß die trübe Seele der Trennung, und aus Johanna's Augen, obwohl von Thränen verdunkelt, brach ein überirdiſcher Strahl, da ſie Edwards Hände ergriff und heftig drückte, wobei ſie ſagte: „Und würde denn nicht nach dem längſten Beiſammenſein auch endlich ein irdiſcher Abſchied für uns erſcheinen müſſen? Iſt das Leben mehr als ein Augenblick? und haben wir nicht ein langes, glückliches Leben voll ſtiller Seligkeit gelebt? — Soll ich glauben, daß unſere Bekanntſchaft ein Spiel des Zufalls war, verwebt von den Winden, die Sie über das Meer tragen werden? — Noch geſtern las ich — und es hat mich mit Freude und Anbetung erfüllt —, daß an jedem Frühling der faſt unſichtbare Blumenſtaub, nach den Geſetzen der Natur, nur die verwandte Blume und keine andere ſuche. O Edward! wenn die Weisheit des Schöpfers den ſeelenloſen Staub alſo würdigte: welches höheren Vorzugs der Liebe darf ſich da nicht der unſterbliche Menſch getröſten? — Ja, mein Freund! in dem Frühlinge einer beſſeren Welt wird mein Staub, der, eine Blume der Gottheit! auf Erden ausgeſtreuet ward, um für den Himmel zu reiſen — dem Ihrigen zufliegen, und auf ewig werden wir dann vereiniget ſein! —"

„Gehen Sie, Edward! erfüllen Sie Ihre Beſtimmung. Daß Sie mich nicht vergeſſen werden, ſagt mir mein Herz. Die Erinnerung an Sie wird mich wie ein freundlicher Genius durch das öde Leben begleiten. Gehen Sie froh! Das Leben iſt ein flüchtiger Traum, und bei dem Erwachen finden wir uns wieder! —"

„Heilige!“ ſtammelte Edward, und ſank zu Johanna's Füßen. Sie beugte ſich zu ihm hernieder — er preßte ſie heftig an das hochſchlagende Herz und drückte ſeine Lippen auf ihren blaſſen Mund. Dieſer Kuß, der einzige und letzte! umfaßte die keuſchen Wünſche der Liebenden und vermählte ihre Seelen. Es war ein Tropfen Seligkeit in den herben Kelch des Scheidens, der ihnen nicht vorubergehen konnte. Edward taumelte zur Thür hinaus, und Johanna ſah ſich in einer unendlichen Leere allein.

Sie blickte ſtarr auf die Stelle, wo die geliebte Geſtalt verſchwunden war. Da ſah ſie eine Rolle am Boden liegen, welche in ſeiner Hand geſehen zu haben, ſie ſich erinnerte. Sie nahm die Rolle auf, entfaltete ſie und ward durch ein höchſt gelungenes Bild freudig uberraſcht. Johanna ſelbſt, zum Sprechen getroffen, fand ſich auf dem Felde der heiligen Geſchichte, wo das Mitleid des redlichen Boas ſeine Garben loſer vor der frommen Aehrenleſerin binden ließ. Die Fernſicht zeigte das kleine Bethlehem in ſeiner prunkloſen Niedrigkeit, die der Herr des Himmels erhoben über die Throne aller Zeiten — die ſtillen Höhen, wo Iſai's Sohn, der königliche Sänger, die Heerden weidete. Die mütterliche Naemi ſtand von ferne und blickte in lauſchender Stellung nach dem hochgeſtalteten Boas hinüber, ob er die Demuth, die liebliche Schönheit der frommen Ruth auch ſähe, der halb verborgen von goldnem Getreide, das ihn mit Segen beſchüttete, ſein ernſtes Auge auf die arme Sammlerin geheftet hielt.

Johanna hatte eine Vorliebe für dieſe Erzählung des alten Teſtaments, und daß Edward ſie als Ruth gemalt, ſchmeichelte nicht nur dieſem idylliſchen Geſchmack ſeiner Schülerin, ſondern gab ihr auch den unwiderlegbarſten Beweis von ſeiner Liebe. Denn — hatte ſie ihm jemals geſeſſen? Ihr Bild lebte alſo in ſeiner Seele, und in der rührenden Einfalt jener patriarchaliſchen Zeit lächelte es die Tochter edler Herkunft an.

Johanna's Augen floſſen über, da ſie es betrachtete. Die zarten Geſtalten ſchwankten hinter dem Schleier ihrer Thränen, die Aehren wogten leiſe hin und her. — Einige Worte auf die Rückſeite geſchrieben, überzeugten Johanna, daß dies Gemälde zu einem Angebinde für ſie beſtimmt geweſen ſei.

Die ſchnelle Abreiſe des Engländers, Johanna's trauernde Stimmung und ſo manches Andere noch regten einen ſchon früher entſtandenen Verdacht in dem Freiherrn an, und er ſprach deßhalb mit ſeiner Tochter. Johanna hatte es gegen ihren Vater keinen Hehl, daß ſie ihren Lehrer mit allen Kräften ihres Herzens geliebt und ewig lieben werde. — Die Augen des Freiherrn blitzten Zorn, ſeine Miene verfinſterte ſich, und ſein Mund öffnete ſich, um dieſe freimüthige Liebe niederzudonnern; doch Johanna blieb ruhig. Sie küßte ſeine gefurchte Wange, und ſagte: „Sieh nicht ſo böſe dazu, mein Vater! dieſe Liebe kann Dich nicht beleidigen. Ein Schatten würde Deinen Anſichten weſentlicher in den Weg treten, als dies Gefühl, welches ohne Wünſche, ohne Hoffnung, rein wie die Liebe der Engel, ſich ſelbſt genügt. Ich halte es nur für Unrecht, wenn der Vater in dem Herzen ſeines Kindes ein Fremdling iſt, darum ſage ich Dir, wer das meinige beſitze. — “

Dieſes offene Vertrauen, dieſe rührende Gelaſſenheit blieb doch nicht ohne alle Wirkung auf den Freiherrn. Er unterdrückte den harten Vorwurf, der ſchon auf ſeinen Lippen grollte, und ſchwieg. Die Sinnesart des Freiherrn hatte ſich überhaupt ſeit einigen Jahren geändert. Die hohe Spannung ſeines Stolzes und der choleriſchen Reizbarkeit ſeines Gemüths war in langer Kränklichkeit erſchlafft, und ſchmerzliche Erfahrungen mancherlei Art hatten ihm eine richtigere Würdigung der Dinge gegeben. Er lernte einſehen, ob auch ſpät — daß äußere Güter, und das, was die Welt Glück nennt, nicht der wünſchenswürdigſte Beſitz des Menſchen ſei.

Seine beiden Töchter waren glänzend, aber unglücklich verheirathet. Die älteſte, welche an den Präſidenten von Drontheim vermählt war, blieb kinderlos; ihr Mann achtete ſeine Frau nicht mehr und hielt ſich ſchadlos, und wenn die Tochter vor dem Vater weinte und klagte, ſo fühlte dieſer mit geheimer Reue, weſſen Schuld die Arme büße. — Die zweite Tochter, welche den Herrn von Staldo geheirathet hatte, war einem Wüſtling zu Theil geworden, der zwar mit Anſtand verſchwendete; aber nichtsdeſtoweniger durch die liberale Weiſe, mit welcher er über ſeine Einkünfte, ja über ſein Vermögen ſchaltete, wozu er nach einem echt ehelichen Begriff die anſehnliche Mitgift ſeiner Frau und ihre väterliche Erbſchaft dereinſt — rechnete, ſeinen Ruin herbeizuführen ſchien.

Dieſe Erfahrungen bewogen nun den Freiherrn, das Glück ſeiner jüngſten Tochter ihrer eigenen Wahl zu überlaſſen. Er kränkelte fortdauernd, und war in dieſem ſiechen Zuſtande unfähig, die kleinſte Unruhe oder Störung zu vertragen. Die ſtille Johanna verließ daher ihren Vater nie, um die Wächterin ſeiner Ruhe zu ſein. Sie verſchwand aus der großen Welt, in deren geſelligen Kreiſen ſie ſich nie behaglich gefühlt hatte, und man gedachte des jungen Fräuleins ſelten, das ſeine Schönheit der düſtern Pflicht der Krankenpflege allein weihete.

Die Präſidentin von Drontheim ſtarb plötzlich, und dieſer traurige Vorfall erſchütterte die Lebenskraft des Freiherrn dergeſtalt, daß er ſeiner Tochter bald in das Grab nachfolgte.

Die Erbangelegenheiten verurſachten keinen Streit in der Familie, ungeachtet die jüngere Johanna ſich als verkürzt hätte anſehen können. Frau von Staldo übernahm die Güter ihres Vaters, der ſich doch größtentheils in der Hauptſtadt aufgehalten hatte, früher, um ſeinen Kindern die beſtmöglichſte Erziehung zu geben, ſpäter, um ſich der Nähe des Arztes zu getröſten — und Johanna, volljährig nunmehr, ließ ſich ihr Vermögen bar auszahlen, was nur mit einem Verluſt beträchtlicher Anſprüche geſchehen konnte.

Die Geſundheit der zarten Johanna hatte jedoch durch die Scenen der letzten Lebenstage ihres Vaters, durch die angreifenden Beſchäftigungen mit ſeinem Nachlaß, ſo ſehr gelitten, daß eine Ortsveränderung für ſie nöthig war. Sie gab daher den Bitten ihrer Schweſter nach, und begleitete die Frau von Staldo auf ein Gut im höheren Gebirge, welches, einſam und reizend gelegen, ſich ganz zu einem Aufenthalte eignete, wie ihn ein trauerndes Gemüth bedurfte. Um Johanna zu erheitern, machte ihr Schwager, der zum Beſuch da war, kleine Ausflüge mit den Frauen, und bei einer dieſer Partien lernt Johanna das Thal kennen, deſſen ſich der Leſer noch aus dem Anfange dieſer Geſchichte erinnern wird. In ihrer Seele erwachte ein Plan, der ſie ſchon längſt in wachen Träumen beſchäftiget hatte. Sie entdeckte ſich ihren Verwandten, und dieſe mochten beſtimmende Urſachen haben, Johanna's Idee nicht nur ihren ganzen Beifall zu ſchenken, ſondern ihr auch die thätigſte Unterſtützung zuzuſichern, wenn es zur Ausführung kommen ſollte.

Herr von Staldo erfuhr nun auf ſein Nachforſchen, daß dieſes Thal zu den Beſitzungen der Stadt A — gehöre. Er fand keine Schwierigkeiten, als er ſich im Namen ſeiner Schwiegerin als Käufer dazu meldete. Durch die Gunſt des Zufalls wurde Johanna mit einem geſchickten Baumeiſter bekannt, dem ſie ihren Entwurf mittheilte, und Riſſe und Zeichnungen vorlegte. Und ſo entſtand denn in der Mitte des Thals ein Gebäude, welches in allen Verhältniſſen dem in der Nähe von London lebenden väterlichen Landſitze des Sir Edward Shleeden, wie ein Waſſertropfen dem andern, ähnlich war. Der Park ward nach denſelben Normen angelegt, und die Natur half gefällig das Werk einer liebenden Täuſchung vollenden.

Zwei Jahre hatte Johanna in dem Hauſe ihres Schwägers gelebt, als ſie ihren nun völlig eingerichteten Jungfrauenſitz bezog. Als ſie über die marmorne Schwelle ſchritt, fiel eine Thräne darauf, eine Weihe, welche der Erinnerung floß. Ein Gefühl vergangener und heimathlicher Liebe wehete ſie an, es war ihr zu Muthe, als würde Edwards hohe Geſtalt aus dieſen Gemächern kommen, und ſeine Freundin im Hauſe der Väter willkommen heißen.

Johanna theilte nun ihre Zeit in Arbeit, Lectüre, Muſik und in ſtille, unbemerkte Handlungen der Wohlthätigkeit. Die Abgeſchiedenheit, in der ſie lebte, erhielt ihrer Seele den reinſten Frieden; jede Berührung, in welche ſie mit der Welt gerieth, ſtörte ihn auf längere oder kürzere Zeit. Der Menſch mit weichem, wundem Herzen bedarf der Einſamkeit, wie Kranke der Ruhe. In jedem leidenden Zuſtande regt die Welt nur zu Schmerzen auf. —

Johanna war zu gebildeten Geiſtes und zu ſehr mit den Zwecken ihres irdiſchen Daſeins vertraut, als daß ſie hätte glauben können, ſie erfülle dieſe Beſtimmung in ihrer gegenwärtigen Lage. Mit bangem Ernſt ſann ſie öfters darüber nach, wie und auf welche Weiſe ſie mehr Gutes ſtiften, ſich gemeinnütziger machen könne. — Das Schickſal antwortete ihr auf dieſe Fragen, und wies ihr einen Wirkungskreis an, der ihrem Pflichtgefühle entſprach.

Frau von Staldo fühlte ſich nach einer mehrjährigen Pauſe aufs neue Mutter. Dieſe Entdeckung betrübte ſie ſehr, Sie überließ ſich dem Unmuth, den ihr der Gedanke an ſchwere Leiden erregte, welche ihr bevorſtänden — eine krankhafte Reizbarkeit quälte ſie ſelbſt und Andere mit übler Laune und ſchlimmen Einbildungen.

Als Frau von Staldo unter heißen Thränen bekümmerter Scham ihre Schweſter mit ihrer unwillkommenen Erwartung bekannt machte — erſchöpfte ſich die ſanfte Johanna in den wirkſamſten Troſtgründen. Doch umſonſt! Frau von Staldo brach in ſchmerzliche Klagen aus, und ſagte: In ihr walte die Ahnung, daß dieſes Kind ihr das Leben koſten werde. Johanna erwiederte hierauf, Vernunft und Religion geböten, daß dieſe ſchädliche Stimmung, die fixe Idee des Todes bekämpft würde. Gott allein, der Herr unſeres Lebens! habe ſich die Zeit deſſelben vorbehalten, und von der Stunde wiſſe Niemand, als er, der Vater! — Sie legte ihr die Pflichten gegen ihren Gemahl, gegen ihre Kinder und gegen ſich ſelbſt dringend an das Herz, und flößte ihr guten Muth ein. Frau von Staldo verſprach, ſich zu beruhigen. „Du könnteſt viel dazu beitragen, liebſte Johanna —“ ſagte ihre Schweſter mit bittender Zärtlichkeit. Johanna horchte auf. „Wenn Du mir geloben wollteſt,“ fuhr Frau von Staldo fort, „Dich meines armen, verlaſſenen Kindes anzunehmen, im Falle daß meine trübe Ahnung dennoch in Erfüllung ginge.“ Dies verſprach Johanna gerührten Herzens auf das heiligſte.

Wie ſich die Niederkunft der Frau von Staldo näherte, verließ Johanna das ſtille Landhaus im Thal, um ihrer Schweſter hülfreich beizuſtehen. Sie ließ einen treuen Diener zur Aufſicht zurück, nahm ihre alte Kammerfrau mit ſich, und traf ihre Anordnungen für die Abweſenheit einiger Monate.

Die Entbindung der Frau von Staldo fand unter den glücklichſten Umſtänden Statt. Sie ſelbſt lag blaß, aber mit lächelnder Miene, in dem thronartigen Wochenbette, und freuete ſich eines engelſchönen Töchterchens, das ſie an den Buſen drückte, der nun ſeiner Angſt entlaſtet war. Doch ſchon nach wenigen Tagen trat ein Kindbetterinnenfieber mit großer Heftigkeit ein, und frühere Befürchtungen ſchienen ſich erfüllen zu wollen. Johanna wich weder Tag noch Nacht von ihrer Schweſter. Das neugeborene Kind ward plötzlich ſo ſchwach, daß es die Nothtaufe erhalten mußte. Johanna hielt das leiſe athmende Kind auf ihren zitternden Armen, ihre Thränen, heiß und herbe, rollten in das Waſſer der Weihe. Der Geiſtliche ſprach einige rührende Worte des Segens über den nach der Heimath entfliehenden Engel, und fragte jetzt nach dem Namen. Johanna war in Schmerz und Andacht aufgelöſt. Sie war überzeugt, das kleine Todesopfer habe bald überwunden; ſie wollte daher ſein verſchwindendes Daſein auf dieſer Erde gern mit einem Namen bezeichnen, den eine ſchöne Seele einſt geführt, und ſo nannte ſie es in liebender Erinnerung „**Ruth**.“

Das Kind hatte die heilige Taufe empfangen, da wollte es Johanna bedünken, als athme es jetzt ſtärker. Sie hielt dies für das letzte Aufflackern des ſchwachen Lebensflämmchens. Gegen den Abend befand ſich auch Frau von Staldo merklich beſſer. Sie verlangte nach der Kleinen, die ruhig fortſchlummerte, und fragte, welchen Namen man dem Kinde gegeben hätte. Schüchtern und ängſtlich, — denn Johanna kannte ihre Schweſter — ſprach ſie ihn aus. Frau von Staldo äußerte mit Bitterkeit und ſichtbarem Verdruß, welche Grille Johanna bewogen, einen Namen zu wählen, den kein Menſch in der Chriſtenheit führe, ja, der vielleicht kaum noch bei den älteſten Jüdinnen gefunden werden dürfte. —

Johanna wollte ein theures Andenken nicht entweihen, ſie antwortete daher ſanft, ſie hätte nicht geglaubt, dafür verantwortlich ſein zu müſſen. Im Himmel — dem das Kind während der Taufe näher als der Erde anzugehören geſchienen, wäre dieſer Name gewiß gut angeſchrieben.

Frau von Staldo erholte ſich, obſchon langſam; auch die kleine Ruth trank Gedeihen an der Bruſt einer kerngeſunden Amme — doch der Mutter Herz war liebeleer für das Kind. Johanna maß ſich mit ſtiller Betrübniß die Schuld dieſer unnatürlichen Kälte bei. Sie dachte ſehr richtig, der veraltete Name, den ſie ihrer kleinen Nichte ertheilt, wäre ihrer Schweſter ſo verhaßt, daß dieſe ihr Kind weder nennen und ſehen möchte. Und obgleich Johanna Jungfrau war, ſo belehrte ſie doch ein eingeborenes Gefühl darüber, daß die Mutterliebe — und vollends bei dem ſtarren Sinne, bei dem kalten Gemüthe der Frau von Staldo — ſich nicht allmählich anſetze wie ein Mineral, ſondern organiſch, von innen heraus wachſen und wirken müſſe, als

Trieb des Lebens ſelbſt, und an ſeinen Früchten zu erkennen. Sie ſah das Schickſal der armen, kleinen Ruth voraus, der ſie das Erbtheil der Natur, die mütterliche Liebe, geraubt, und hielt ſich daher zu der erſchöpfendſten Genugthuung gegen das Kind verpflichtet.

In einer guten Stunde fragte Johanna ihre Schweſter auf die zarteſte, ſchonendſte Weiſe, ob ſie ihr die Kleine wohl ganz überlaſſen wolle. — Frau von Staldo kannte die edle, zuverläſſige Johanna; ſie wußte, daß ihre Schweſter mit unverbrüchlicher Treue jede einmal übernommene Pflicht erfüllte, ſie berechnete ſchnell den Vortheil, der ſich daraus ziehen ließe, und nahm mit Freuden dieſen Vorſchlag an.

So kehrte denn Johanna nach einer Abweſenheit von drei Monaten, begleitet von der kleinen Ruth und deren Amme, in ihr friedliches Thal zurück. Das der Stille geweihete Leben der einſamen Jungfrau hatte einen ſchönen Zweck erhalten, und Johanna kannte kein ſüßeres Beſtreben, als ihn zu erreichen. Sie hauchte ihren ſanften, frommen Geiſt in die Seele des Kindes, ſie lehrte es die Natur, ihren Schöpfer und alles Gute und Schöne lieben. Das Kind, ein Engel an Geſtalt und Sinn, athmete nur Friede und Freude; es wuchs auf, einem Blümchen gleich, deſſen knospende Schönheit geſchützt iſt durch heiligen Schatten, genährt von reinem Thau, von der Luft des Himmels!

Nach einer mühſeligen, oft gefahrvollen Fahrt begrüßte Edward Shleeden mit verdüſtertem Gemüth, von bangen Ahnungen geängſtet, die Ufer der heimathlichen Inſel. Er fand ſeine Mutter und ſeine Braut in Trauer und Thränen, ſein Vater war vor einigen Tagen geſtorben.

Edward hatte ſich, ſeit er das Schreiben ſeiner Mutter erhalten, welches ihn nach Hauſe berief, keines abſichtlichen Verzuges ſchuldig gemacht; dennoch durchdrang bei dieſer Erfahrung ſein Herz ein der Reue ähnliches Gefühl mit ſcharfem Schmerze, und ſeine Augen floſſen über, daß die des Vaters gebrochen wären, ehe ſie den geliebten Sohn noch einmal geſehen. Edward hätte jetzt die Hälfte ſeines Erbes für einen Blick des Segens gegeben — aber die Todten ſchlafen tief und keine Klage weckt ſie mehr!

„Der alte Shleeden war Kaufmann geweſen, und ſein Sohn übernahm jetzt die Geſchäfte des Vaters. Edward hatte dieſen Stand nicht aus Neigung gewählt, und um ihm Zeit zu gönnen, ehe er an das Comtoir gefeſſelt würde, hatte ſein Vater ihm die ausgedehnteſte Freiheit, zu reiſen und Welt und Menſchen kennen zu lernen, bewilliget. Unweit der Hauptſtadt, wo Edward zwei Jahre hindurch lebte, ward er beraubt, und zwar ſo ſehr, daß ihm nur ein ganz kleiner Reſt ſeiner Barſchaft und einige unbedeutende Papiere übrig blieben. Edward überlegte nun, wie er ſich aus der mißlichen Lage, worin er ſich plötzlich verſetzt ſah, retten könnte, ohne dieſen großen Verluſt ſeinem Vater anzeigen zu müſſen. Die Idee der Unabhängigkeit, für welche der junge Brite ſchwärmte, machte ihm den Gedanken lieb, ſich durch Unterricht im Engliſchen einen kleinen Schatz zu ſammeln, mittelſt deſſen er im Stande wäre, die Koſten ſeiner Weiterreiſe beſtreiten zu können. Er fand bald Geſchmack an dieſer Art zu leben, durch ſie lernte er Johanna kennen, und nicht früher als nach dem mütterlichen Rufe, vermochte er es, ſich von einem Weſen zu trennen, welches einen tiefen, unzerſtörbaren Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte.

Mutter und Braut bemerkten ſehr bald, jedoch in verſchiedener Hinſicht, daß mit Edward eine Veränderung vorgegangen wäre, die nicht allein dem Trübſinne kindlicher Wehmuth zugeſchrieben werden dürfte. Der Wittwe war ihr Sohn bei ſeinem erſten Anblick blaß und hager vorgekommen — Jenny fand den Verlobten traurig und träumeriſch. Man ſagte es ihm endlich, man fragte beſorgt um den Grund. Edward fühlte ſich beſchämt in der Nothwendigkeit, einen Vorwand anzugeben. Er ſprach von den Erſchöpfungen der Reiſe, von dem düſtern Eindrucke, den der verödete väterliche Platz auf ihn hervorgebracht, und man ließ dieſe Antwort gelten und beruhigte ſich um ihn.

Sobald der Anſtand, den die Trauer gebot, es nur erlaubte, ließ Edward ſich mit Jenny trauen. Er hoffte, die verlorene Ruhe in der Unumſtößlichkeit ſeines Schickſals wieder zu finden.

Die Zeit bewährte ihren lindernden Balſam auch an Edwards verborgener Herzenswunde. Die Macht der Gewohnheit, innige Achtung für den ſanften, gediegenen Charakter ſeiner Gattin, ein holdes Kind, das ſie ihm gebar, knüpften ihn feſt und immer feſter an die treue Jenny.

In ſegensreicher Thätigkeit, verſüßt durch häusliche Freuden, gingen ſeine Tage wohlgenützt dahin, und die Zufriedenheit wohnte ihm bei. So lebte Edward im Genuß der Eintracht und inneren Ruhe, wenn auch nicht jenes höheren Glückes, deſſen Ahnung Johanna in ihm erregt, und das im Glanze überirdiſcher Seligkeit wohl das Herz von ſerne entzücken, aber nicht der Beſitz des Menſchen hienieden ſein darf, deſſen Loos es iſt, den Wegen der Vorſicht, für die Sterblichen in heiliges Dunkel gehüllt, zu folgen. —

Zwar hatte die Erinnerung an Johanna in ſeinen Gärten wie in ſeinem Gemüthe einen Tempel, zwar ſchwebte ihr Bild in ewiger Jugend wie die Götter, welche ſie gewähren, vor ſeiner Seele, zwar verknüpften ſich ſeine innigſten Vorſtellungen dem Denkmal der theuren Johanna, das hehr und hoch den Raum ſeiner Gedanken einnahm und in der Tiefe ſeiner Gefühle begründet war —; allein er genoß doch die Ruhe, den Frieden, womit das Bewußtſein erfüllter Pflicht lohnt. So oft er an den Ufern des ſtolzen Stromes, an dem ſein Landhaus lag, ein Schiff mit flatternden Segel dahin gleiten ſah, oder einen Vogel durch die Wolken ſchweben, ſchwoll ihm das Herz. Er fühlte, wie ſich die Schwingen ſeiner Sehnſucht regten; doch ſtets nahm ſie ihren Flug nach dem Himmel, der Johanna's Wohnung ſchon auf Erden war. Jedes in das Meer der Zeit rollende Jahr nahm ſeiner Liebe ein Theilchen irdiſcher Zuthat, und ſo blieb endlich nur ein ſchönes, reines Andenken, eine ſelige Hoffnung für die Ewigkeit daran zurück.

William Shleeden — Ewards Sohn, hatte ſeit ſeiner früheſten Kindheit ſeinen Vater ſo oft und immer mit glühender Begeiſterung von Deutſchland erzählen hören, daß ein Verlangen, dieſes Land dereinſt kennen zu lernen, ſchon in der Seele des Knaben erwachte und mit ihm groß und ſtark wurde. Als William das Alter der Selbſtſtändigkeit erreicht hatte, ſagte ihm ſein Vater, daß nun der Zeitpunct gekommen wäre, wo er die längſtgewünſchte Reiſe antreten dürfte. William konnte ſich nicht erinnern, ſeinen Vater jemals ſo weich und zärtlich, ſo für alle ſanfteren Empfindungen empfänglich, geſehen zu haben, als in der letzten Zeit vor ſeiner Abreiſe. An einem Abende, wo Vater und Sohn ſich allein befanden, weil die Mutter von einer Freundin abgehalten war, erzählte der Erſtere dem lauſchenden William die Geſchichte ſeines Herzens — ſein Verhältniß zu Johanna. Still entflammt horchte der Jüngling, den dieſe Mittheilung zu dem Freunde ſeines Vaters erhob. Dieſer forderte in großer Rührung den Sohn auf, den Spuren der Unvergeßlichen nachzuforſchen, ſie ſelbſt oder ihren Grabhügel zu beſuchen, und — ſei es möglich — ihm etwas mitzubringen von dieſem geliebten Daſein, wäre es auch nur eine Blume, hervorgeblüht aus ihrem Staube.

„Möchteſt Du, mein Sohn, doch eine zweite Johanna finden!“ ſchloß Williams Vater dies vertraute Geſpräch; „möchte es der Vorſehung gefallen, einen ſüßen Traum zu verwirklichen! — Wäre Johanna vielleicht vermählt und Du fändeſt eine Tochter von ihr, oder — — doch, „ich will Dich nicht binden, wähle frei! — — —“

Hier ſchwieg Edward — eine ſchmerzliche Erinnerung berührte ihn und machte ihn verſtummen.

„Ein milder, ſonniger Maitag nahete ſich dem Abend, als William in die Hauptſtadt einfuhr, die einſt der Schauplatz wichtiger Scenen in dem Leben ſeines Vaters geweſen war. Von wehmüthigen Gefühlen bei dem Anblicke der großen, ſchönen Stadt ergriffen, betrachtete er alles nur in Beziehung auf jene Vergangenheit, und ſeine Seele feierte ein kindliches Feſt der Rückerinnerung. Er öffnete das Fenſter ſeines Zimmers im Gaſthofe, den ihm ſein Vater empfohlen, und der ſein Zeichen wie ſeinen Ruhm noch unverändert behauptete, während dieſe gaſtlichen Thore ſich ſeitdem hinter Tauſenden, die da reiſen, geſchloſſen hatten, welche zur ewigen Ruhe gekommen waren. Denn das Leben der Menſchen — wir wiſſen es wohl, doch vergeſſen wir es zuweilen — fährt ſchneller dahin, als Räder am Wagen, die in ſtäubendem Wirbel rollen und kaum eine Spur nachlaſſen. —

Die Luft wehete kühl um Williams heiße Stirn, eine gefangene Nachtigall ſchlug hinter dem grünen Gitter ihres kleinen Kerkers die tiefſten Saiten der Sehnſucht an — es ward William enge in der Bruſt. Die Städter ſtrömten in Schaaren vorüber, des herrlichen Abends im Freien zu genießen, der ſchönſte Untergang der Sonne malte die Paläſte mit Purpur und gab auch dem ärmlichſten Häuschen goldnen Glanz — gigantiſche Schatten ſtreckten ſich über die offenen Plätze, und der kleinſte Gegenſtand gewann ſcheinbar eine vornehme, ſchnell verſchwindende Größe. William blickte träumeriſch dies leuchtende Schauſpiel an, und ſeine flammende Phantaſie verklärte jedes Mädchen, das er ſah, zu einer Johanna.

Am folgenden Morgen erkundigte William ſich ſehr angelegentlich bei ſeinem Wirth nach dem Hauſe und der Familie des Freiherrn von Leiden. Der Wirth, ein junger Mann, konnte ihm keine Auskunft geben, verſprach aber einen alten Nachbar deßhalb zu fragen. Nach einer Stunde brachte er folgende Nachricht: Der Freiherr von Leiden ſei längſt todt, ſein Haus habe ſeitdem mehrere Beſitzer gewechſelt, jetzt gehöre es einem reichen Juwelier, Namens Stein.

William ging ſogleich, die Stätte aufzuſuchen, wo ſeines Vaters Freuden geblüht hatten, und er fand den gegenwärtigen Bewohner, wühlend unter blitzenden Roſetten, unter ſtrahlendem Geſchmeide, das mit ſeinem eiteln Schimmer ein ödes Gefühl in des Jünglings Herzen, nicht aufzuhellen vermochte. — William blickte trübe umher, kaufte etwas, und fand Gelegenheit, dem Juwelier zu ſagen, daß dieſes Haus ein geheiligter Raum für ihn ſei, weil die ſchönſten Erinnerungen ſeines Vaters darin wohnten, und weil es einſt die Herberge eines Engels geweſen. —

Herr Stein, ein heiterer, gutmüthiger Mann, aber mit Sinn und Seele dem Irdiſchen gehörend — ſah William beſtürzt an, ein Schauer überlief ihn; doch ſein nächſter Gedanke war an den Segen dieſer Offenbarung. Er kam dem Wunſche des Jünglings zuvor, ihn in dem großen Hauſe umher zu führen, er dachte als Cicerone etwas Näheres von jener himmliſchen Niederlaſſung zu erfahren. Aber William ging ſchweigend und ſacht, als beträte ſein Fuß geweiheten Boden.

Als ſie in das Zimmer traten, worin Johanna einſt gewohnt, erkannte William es augenblicklich. Er war durch die Erzählungen ſeines Vaters darinnen heimiſch, und dieſe Ausſicht, dieſe Umgebungen, hatte er längſt ſchon im Geiſte geſehen.

William fragte den Juwelier, ob dieſer ihm wohl jenes Zimmer auf unbeſtimmte Zeit in Miethe überlaſſen wolle:

Herr Stein zeigte ſich dazu bereit, verſprach ſchnell die nöthigen Einrichtungen zu treffen, und als der dritte Morgen erſchien, zog William mit ſeinem Gepäck in die Wohnung ein, welche ſeiner kindlichen Pietät ein Heiligthum dünkte.

Allen Nachforſchungen ungeachtet, hatte William von der Familie des Freiherrn von Leiden nichts Befriedigendes erfahren können. Die mühſam zuſammengetragenen Berichte kamen nur darin überein, daß die älteſte Tochter des Freiherrn, welche an den jetzigen Miniſter von Drontheim vermählt geweſen, bereits vor einer langen Reihe Jahren geſtorben, daß eine zweite mit ihrem Gemahl, dem Herrn von Staldo, auf deſſen Güter gegangen, die weit entfernt von der Hauptſtadt, im höheren Gebirge lägen, wohin das jüngſte Fräulein ſie begleitet habe. Was dann aus Johanna geworden ſei, wußte Niemand zu ſagen.

Es dauerte mehrere Wochen, ehe William ſich in den Beſitz dieſer unzureichenden Nachrichten ſetzen konnte. Die Zeit fing an ihm lang zu werden, und er beſchloß, nächſtens in das Gebirge zu reiſen, um die Familie von Staldo oder ihre Spuren aufzuſuchen.

„Mit dieſem Plane beſchäftiget, befand er ſich eines Morgens bei ſeinem Wirth, um Abrede mit ihm zu nehmen. Es pochte leiſe an die Thür, und auf das helle „Herein“ des Juweliers trat ein liebes Mädchen in tiefer Trauer über die Schwelle, und verbeugte ſich, erröthend in anmuthiger Verlegenheit. Mit einer wohllautenden Stimme, die jedoch bemerklich zitterte, fragte die ſchöne Leidtragende, ob ſie das Vergnügen hätte, den Juwelier Herrn Stein, vor ſich zu ſehen. Als dieſer bejahete, fuhr ſie fort, und die Worte ſchienen aus einem gepreßten Herzen zu dringen —: da Herr Stein als ein gewiſſenhafter Mann gerühmt werde, ſo wolle ſie ſich mit einer Sache an ihn wenden, die allerdings das Vertrauen auf einen redlichen Mann erheiſche. So erſuche ſie ihn denn, den wahren Werth einer Koſtbarkeit anzugeben, und dabei zu erklären, ob er dieſelbe für den von ihm ſelbſt zu beſtimmenden Preis behalten, und die Zahlung dafür binnen acht Tagen leiſten wolle.

Bei dieſer Frage zog die Fremde mit bebender Hand ein Etui hervor und überreichte es dem Juwelier. Dieſer ſetzte ſich die Brille auf und zur Taxe zurecht, nachdem er die junge Dame höflich auf das Sopha genöthiget hatte, wo William, in einer Fenſtervertiefung lehnend, den vollen Anblick ihres rührenden Reizes genoß.

Ein Laut des Erſtaunens floh unwillkürlich von den Lippen des Kenners, als er die rothe Kapſel öffnete, welche ein Kreuz von Brillanten barg, nicht unwerth, an der Bruſt einer Königin zu flimmern. Dieſe prächtigen Strahlen erleuchteten den Juwelier plötzlich für die Vermuthung, die Beſitzerin müſſe von hohem Stande ſein, und die farbigen Blitze, welche vor ſeinen prüfenden Augen ſpielten, ließen ihn ahnen, daß vielleicht ein ſchweres Wetter der Trübſal ſie nöthige, ein Kleinod dieſer Art zu veräußern. Aber der Juwelier war wirklich ein ehrlicher Mann, und die Zuverſicht des ſchönen Fräuleins ſchmeichelte dieſem Bewußtſein.

„Meine gnädige Dame,“ hob er nach einer beſchauenden Weile mit einem Tone der Achtung an, „dieſe Steine ſind wahrlich koſtbar.“

Das Mädchen erglühete; ihn unterbrechend ſagte ſie leiſe und ſchmerzvoll: „Ach! unſchätzbar ſind ſie —, denn ſie haben auf dem edelſten Herzen geruht! —“ Eine Thräne drängte ſich aus den langen, niedergeſenkten Augenwimpern hervor und rann an dem zarten Finger nieder, der ſie auffangen wollte.

Der Juwelier vergaß — vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben — über dem Anſchauen dieſer lebendigen Juwele die Betrachtung der todten. Um dieſer einzigen echten Perle willen, die in den Schmuck des Himmels gehörte — ſtieg ihm das Kleinod im Preiſe, und raſch, ehe es ihn gereuen möchte, ſagte er: „Ich gebe ſechstauſend Thaler für das Kreuz, und mehr kann kein ehrlicher Mann thun, denn die Edelſteine ſind leider! wie manch andere Luxusartikel, bedeutend gefallen.“

Ein fliegendes Roth verſchönte noch einmal das holde Angeſicht der Fremden. Sie neigte das Haupt, als nähme ſie jenes Gebot an, und fragte darauf mit einiger Aengſtlichkeit: „Und das Geld?“

„Zahle ich, wann Sie befehlen!“ antwortete ruhig der Juwelier.

„Nun denn,“ erwiederte das Mädchen, „in acht Tagen alſo! und — Sie leiſten die Zahlung an den Subſenior Frommberg. Für heute bitte ich nur um einen Empfangſchein über das Kreuz, worin Sie ſich zu der Zahlung der genannten Summe verpflichten.“

Der Juwelier ſuchte alsbald Schreibzeug hervor, und bat um den Namen der jungen Dame. Sie ſchwieg einen Augenblick nachdenkend und ſagte dann: Rückſichten, welche Pflicht und Zartgefühl ihr auflegten, nöthigten ſie, denſelben zu verſchweigen; doch hoffe ſie, ihr Geſchäft werde ſich auch ohne ihn beendigen laſſen. — Hierauf dictirte ſie mit vieler Beſonnenheit dem betroffenen Juwelier die Quitung, und war nach einer ſtummen Verbeugung verſchwunden.

William hatte mit unverwandten Blicken dieſe jugendliche Geſtalt und jede ihrer Bewegungen in Augenſchein genommen. Er lauſchte ihren Worten, er hielt den Athem an, da ſie zu ſprechen aufgehört, und ſtarrte ſo gedankenvoll nach der Thür, als hätte ſie ſich hinter ſeinem Glücke geſchloſſen.

Als der Juwelier von der Begleitung ſeines vornehmen Beſuchs zurückkehrte, ſtürmte der junge Gaſtfreund mit einer Heftigkeit auf ihn ein, die dem Jüngling ſonſt nicht eigen war.

„Bei Gott! nie habe ich ein liebenswürdigeres Weſen geſehen!“ rief William in höchſter Aufregung: „Ich bin zwar kein Kenner des ſchönen Geſchlechts; aber das Mädchen dünkte mir in ſeiner Art ein köſtlicheres Juwel, als das, was es mit zitternden Händen in die Ihrigen legte. Ich ſah es wohl, und es bewegte mein Herz in ſeiner innerſten Tiefe.“

Der Juwelier lächelte. „Dieſer weibliche Edelſtein iſt aber auch in Kreuz und Leiden gefaßt, wie es ſcheint —“ ſagte er mitleidig. „Wie ich das Auge des armen, ſchönen Kindes in Thränen ſah, da hätte ich von dem Werthe des Halsbandes keinen Deut vorenthalten können, und wenn es mir das Leben gekoſtet.“

William umarmte Herrn Stein mit Feuer. „Sie ſind ein wackrer Mann!“ ſprach er warm, „das Kreuz aber müſſen Sie mir überlaſſen; ich nehme es für jeden Preis. Und nicht wahr? bei dem Subſenior werden Sie ſich erkundigen, wer das engelſchöne Mädchen ſei?“ Der Juwelier verſprach alles.

Nach Verlauf von acht Tagen, während deren William das Aeußerſte verſucht hatte, die Unbekannte vielleicht noch einmal zu erſpähen, begab ſich Herr Stein zu dem Geiſtlichen, an den er gewieſen war, um ſeine Schuld abzutragen. William erwartete die Rückkehr des Juweliers mit pochendem Herzen. Als er nun endlich kam, ſagte er kleinlaut: »Ja, mein vortrefflicher Sir! und wenn Sie mich auch in Gold ſteckten bis über die Ohren, ich wäre doch nicht im Stande Ihrer Wißbegierde zu genügen. Der ehrwürdige Herr wußte allen meinen Fragen ſehr geſchickt auszuweichen, und ich konnte nur ſo viel erfahren, daß eine edle Tochter ſich dieſes koſtbaren Schmuckes beraubte, um die Schulden einer minder achtungswerthen Mutter damit zu tilgen, weil ihr, als einer Minorennen, deren Vermögen nicht zu ihrer freien Verfügung ſteht — kein anderes Mittel übrig blieb.«

Verſtimmt, daß er nichts Näheres erfahren können, nahm endlich William den erſten Zweck ſeines Hierſeins wieder auf, und ſchickte ſich zu der vorgenommenen Reiſe an.

Von dem herrlichſten Wetter begünſtiget, näherte er ſich der Stadt A —, und die reizende Lage dieſes Ortes bezauberte ihn dermaßen, daß er beſchloß, einige Tage hier zu verweilen. Am folgenden Morgen ſehr früh, ging er, ſein eigener Führer — die nächſten Umgebungen zu durchſtreifen. Die Schönheit der Natur gab ſeiner Seele die ſanfteſte Ruhe, und nur eine leiſe Anwandlung des Heimwehs, regte den ſtillen Meeresſpiegel ſeiner Gefühle in leichten Wellen auf. Jede liebliche Partie, der ſein Auge begegnete, ließ ihn noch ſchönere vermuthen, je weiter er gehen würde — und ſo entfernte er ſich, in tiefe Träumereien verloren, immer weiter von der Stadt, und erſtieg endlich einen Hügel, deſſen anſehnliche Höhe ihm die belohnendſte Ausſicht verſprach.

Doch — wie wäre ſein Erſtaunen zu beſchreiben, als er von der Spitze des Hügels hinabſchauete in das Thal und ein überraſchender Anblick ihn wie mit einem Zauberſchlage berührte! Täuſchte ihn der Geiſt des Gebirges mit einem Blendwerke, das im Nu verſchwinden würde, wenn er es zu erreichen dächte? — Dies war ſein väterlicher Landſitz an den Ufern der Themſe, die hier ein rieſelndes Bächlein vertrat, mit Moos und Vergißmeinnicht umbordet. Welche mächtige Fee hatte jenes traute Gebäude aufgehoben und nach dem Norden von Deutſchland getragen? — Williams Heimathsliebe ward rege, Thränen der Sehnſucht nach den Seinen füllten ihm die treuen Augen, und das Landhaus wankte hinter dem trüben Schleier.

Schüchtern blickte er umher, ob Niemand zu ſehen ſei, den er fragen könnte; — doch tiefe Stille flüſterte rings, nur ein Singvogel lockte von ferne aus der Einſamkeit dieſer Gebüſche. William ſtieg den Hügel hinab, um einer neuen Ueberraſchung zu begegnen; denn als er die eine Seite des Thales umging, um ſich dem Garten zu nähern, fand er offenen Eingang, und entdeckte bei jedem Schritte, daß dieſe Anlagen hier und da große Aehnlichkeit mit denen im Park ſeines väterlichen Landſitzes hätten. Das konnte kein Zufall ſein! Wie von einem Traume befangen, wandelte er weiter, und bald däuchte es ihm, er höre einen leichten Gang ſich nähern. Deß war er froh; denn nun durfte er hoffen, Aufſchluß über dies beängſtigende Räthſel zu erhalten. Ein weißes Gewand ſchimmerte fernher durch das Grün der Geſträuche, und William, deſſen Herz ungeſtüm pochte, verbarg ſich ſchnell, ohne ſich dabei einer Abſicht bewußt zu ſein. Aber — welch Entzücken! War dieſer Tag ein Wunder? Die ſchöne Unbekannte aus der Reſidenz, in dem heimiſchen Reize einer häuslichen Kleidung, erſchien vor ſeinem Blicke. Sie war es wirklich! in aller Anmuth ihres Weſens. Ein ſchwarzes Band durch das blonde Haar geſchlungen und der trübe Ausdruck der blauen Augen waren hier die Symbole einer Trauer, welche ſie dort in der düſtern Strenge üblicher Formen beobachtet hatte. An dem linken Arme hing ein friſcher Blumenkranz, worauf der Morgenthau noch blinkte, in der rechten Hand trug ſie eine kleine Gießkanne.

Sie trat jetzt in ein Rund von ſchlanken Pappeln, in deren Mitte eine Statue von weißem Marmor ſtand. Johanna hatte dieſe ſchöne Statue, welche ein Sinnbild der Erinnerung vorſtellte, von einem berühmten Meiſter verfertigen laſſen, und dieſes Plätzchen war ihr lieb, ja heilig geweſen vor allen. Hierher hatte ſie auch begraben werden wollen, und ſo war es auch geſchehen.

Das Mädchen näherte ſich dem kleinen Hügel, der mit Roſen umfriedet war, ſtrahlte Waſſer darüber hin, das wie Diamantenſtaub in der Sonne blitzte, pflückte dann eine aufbrechende Knospe und pflanzte ſie vor den lebensvollen Buſen. Dann ſchwang die holde Pflegerin des Grabes ſich leicht und behend wie eine Sylphide auf das Piedeſtal der Statue, und ſchmückte das marmorne, ſeitwärts geſenkte Haupt mit dem Blumenkranze, der wahrſcheinlich zu dieſem Zwecke beſtimmt geweſen. Und ehe William noch wußte, wie ihm geſchehen, war die geliebte Geſtalt wieder entſchwunden.

Betäubt trat er aus ſeinem Verſtecke hervor. Er faßte an ſeine Stirn — aber er konnte ſich die Wahrheit deſſen, was er geſehen, nicht ableugnen. Er machte ſich Vorwürfe, das Mädchen nicht angeredet zu haben; allein er wäre keines Lautes mächtig geweſen. Sein Herz war ihm wie gebunden, es blieb auch gefeſſelt an dieſem geheimnißvollen

Orte. Doch der Drang, Aufklärung zu erhalten, trieb ihn fort, und er eilte haſtig nach der Stadt zurück und merkte ſich genau den Weg, den er genommen.

Doch nicht nur dieſes Räthſel, ſondern Williams ganze Seele löſete ſich in Seligkeit auf, als ſein Wirth ihm auf ſeine Fragen erzählte: Ein Fräulein, Namens Johanna von Leiden, ſei die Beſitzerin jenes Thales geweſen, und habe das Haus nach einem eigenen Plane erbaut und eben ſo den Garten angelegt. Vor einem halben Jahre habe dieſe ehrenwerthe Dame, zum großen Leidweſen der Armen, wie Aller, die ſie kannten, ihren irdiſchen Aufenthalt mit den Thälern des ewigen Friedens vertauſcht, und ihrer Nichte. Ruth von Stalvo, dieſe romantiſche Beſitzung zum Erbe nachgelaſſen, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt: daß. wenn das junge Fräulein heirathe, dieſes herrliche Grundſtück, ohne alle Einſchränkung, zu einem Geſtift für veraltete, unbeſcholtene Mädchen beſtimmt ſein ſolle. „Das iſt nun ein ſchlimmer Caſus!“ ſetzte der Wirth mit einem tragikomiſchen Achſelzucken hinzu; „denn, obgleich dieſe Nichte ſchön und gut iſt wie ein Engel, ſo wird ſie doch — da jene Clauſel bekannt geworden — wie ich fürchte, die Priorin des Johannenſtiftes bleiben. —“

William ſchwieg dazu; aber ſein Gefühl war anderer Meinung. In den milden, zarten Zügen dieſer holden Schönheit, in dem Tiefſinn ihres Blickes lag ihm jene kindliche, friedſame Unſchuld, welche die Erbin des Himmelreichs iſt. Ja, wäre dieſe Ruth ſo arm geweſen, daß ſie, ſtatt auf eigenem Boden zu wandeln, von fremder Wohlthat hätte leben müſſen, er würde ſie dennoch, großmüthig wie Boas einſt — an ſein beglücktes Herz genommen haben. Er dachte der Worte ſeines Vaters, und ein frommer Schauer ging durch ſein Gemüth. Sichtbarlich war das Walten der Vorſehung, die ihn hierher geleitet hatte. Bei dem Gedanken an die erſte Liebe ſeines Vaters blühete eine Hoffnung in ſeiner Bruſt auf, die in religiöſem Grunde wurzelte. Er bauete auf den Segen dieſes Gerechten, und — Johanna hatte mit ſtillen Thränen geſäet, vielleicht ſollte das Kind ihres Herzens die Garben der Freude ſammeln: „Denn es ruhn im engen Raum der Zeit die Keime einer Ewigkeit!“

In der Frühe des folgenden Morgens trat William den Weg nach dem Thale an, wie am vorigen Tage. Er wünſchte die liebenswürdige Ruth noch einmal belauſchen zu können, ehe er ſich ihr näherte. Er war ſehr zeitig gekommen. Ein heiliges Schweigen ruhete um das Denkmal, die Pappeln rauſchten im Hauche der friſchen Luft, und die bethaueten Roſen um das Grab der frommen Schläferin athmeten leiſe aus tiefem Buſen, wie Seufzer der Liebe.

Die Erſehnte blieb nicht lange aus. William ſah das Schweben ihres Ganges und verbarg ſich hinter dichtem Gezweige. Ruth ſtand eine Weile ernſt und ſinnend an dem Hügel, dann ſetzte ſie ſich auf das Piedeſtal der Statue und zog ein Buch aus ihrem Arbeitskörbchen, um zu leſen. Die Morgenſonne warf ihren vollen Schimmer auf das weiße Kleid dieſer jungfräulichen Geſtalt und glänzte das blaſſe Gold der Locken an. Sie glich einem Engel, der lichtumfloſſen das Auferſtehen von jenem Schlummer, welcher Tod heißt, verkundet.

Doch auf einmal legte Ruth den Finger an die Stirn und das Buch aus der Hand, und eilte nach dem Landhauſe zurück, wie wenn ſie etwas dort vergeſſen hätte. William ſchloß, das Fräulein werde wiederkommen. Haſtig ſprang er aus ſeinem Hinterhalte hervor und ergriff das Buch: Thomſons Jahreszeiten in engliſcher Sprache. „Alſo auch das noch!“ ſagte er entzückt zu ſich ſelbſt; „vertraut mit dem britiſchen Genius, würde dieſe Ruth keine Fremde in meiner Heimath ſein! —“ Dieſe Folgerung weckte raſche Entſchlüße in ihm, welche jedoch ein Gedanke, ſchnell wie der Blitz, und nur die nächſte Minute beleuchtend, unterdrückte. William zog raſch das von Herrn Stein gekaufte Brillantkreuz aus ſeiner Brieftaſche, ſchrieb mit Silberſtift einige Strophen auf ein Blättchen Pergament, befeſtigte beides in der erhobenen Hand der Bildſäule, und ſchlüpfte dann wieder in das Dunkel der Gebüſche, um mit freudigem Beben den Erfolg abzuwarten.

Kaum war es geſchehen, als Ruth zurückkehrte. Das ſtrahlende Gefunkel blendete weithin, Ruth konnte, was es wäre, nicht erkennen. Vor ihren Augen flimmerte das Farbenſpiel der Edelſteine, und jetzt blieb ſie ſtarr wie die Bildſäule vor derſelben ſtehen.

„Gott im Himmel! was ſehe ich?“ rief ſie erſchrocken, und ihre Blicke ſchweiften ſchüchtern und ängſtlich umher; „dies iſt mein Kreuz — unleugbar das, welches ich in der Reſidenz verkauft habe. Wie kommt es hierher? und von wem — — —“

Jetzt erblickte Ruth das Blättchen, ſie ſchwang ſich hinauf, löſete es von der regungsloſen Hand, und las:

„Nimm hin, Holdſelige, der Tugend Lohn,
Obſchon Du ihn in ſtiller Bruſt gefunden!
Dies Kreuz — es ſei Dein Buſen nur ſein Thron,
Woraus der Unſchuld Frieden nie geſchwunden.
Und glänzend, hell und rein, wie dieſer Steine Strahlen,
Wird ſich der Liebe Bild Dir in der Seele malen;
Denn ehe Du es kennen wirſt und wähnen,
Naht Dir der Liebende mit bangem Sehnen."

So wie durch einen Götterſpruch ins Leben gerufen, erwachte jetzt die erſte Ahnung der Liebe in Ruths ſtiller Bruſt. Das Geheimniß dieſer Verſe brachte ſie in wunderbare Wallung, und ihre ganze Seele ſtrebte, es zu erforſchen.

Sie durchſtrich in Unruhe den Garten, die Hoffnung winkte ihr aus jedem grünen Winkel; aber die Furcht machte ſie ſcheu, in dem Geber dieſes geheimnißvollen Geſchenkes einen Faun oder Satyr anzutreffen. Doch nirgends entdeckte ſie die Spur eines menſchlichen Weſens; denn William, mit dem erſten Anblick der gelungenen Ueberraſchung ſich begnügend und zufrieden, das Kreuz auf ſolche Art in dieſen Händen zu wiſſen, war, ſeliger Empfindung voll, ſogleich zur Stadt zurückgekehrt.

Am folgenden Tage —, denn William bedurfte Vorbereitung — rollte ein leichter Wagen in das Thal, und ein ſchlanker junger Mann von edelm Anſtand, fein und vornehm gekleidet, ſprang heraus. Ruth ſtand am Fenſter, der Beſuch galt dem Landhauſe und ihr, eine innere Stimme, welche ihr jene prophetiſchen Verſe citirte, machte ſie deſſen zweifellos gewiß. Aber als William nun vor ihr ſtand und ſeinen Familiennamen nannte, erröthete das Mädchen noch ſchöner, als da es ihn kommen ſah. Die traute

Ruth wußte um die theuerſte Erinnerung ihrer Tante, und jene Liebe, wenn gleich gehüllt in trüben Flor, umſchwebte geiſterhaft den Jüngling. — Er ward nun wie ein Freund angeſehen. Nachdem William von ſeinem Vater erzählt, wie das Andenken an die verehrte Johanna ihn durch das Leben begleitet, und er mit verjüngter Sehnſucht den Sohn ziehen laſſen über Land und Meer, um der Geliebten ſeiner Jugend die Grüße einer wandellos treuen Geſinnung darzubringen — pries William ſich dennoch glücklich, eine Erbin dieſer ſchönen, nun verklärten Seele gefunden zu haben.

Ruth ſeufzte — ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie führte den Jüngling an das Grab der Tante.

Schweigend ſtanden Beide. William konnte das Klopfen ſeines Herzens hören. Als ſie zurückgehen wollten, pflückte das Fräulein die ſchönſte Roſe, welche über dieſer Raſenſtelle nickte und reichte ſie dem Jüngling, was William für eine gute Vorbedeutung nahm; denn die erſte Liebe iſt eine weiſe Zeichendeuterin.

Der junge Engländer bat im Scheiden um die Erlaubniß, dieſen für ihn geheiligten Ort während ſeines Aufenthalts in A —, deſſen Urſache oder Dauer er nicht angab — zuweilen beſuchen zu dürfen: Ruth gerieth in ſüße Verwirrung. Wie aber hätte ſie ihm dieſen beſcheidenen Wunſch weigern können? Sie ſah die Tante noch immer als die Wirthin dieſes Thales, dieſes Hauſes an, obgleich von ihrem Schatten nur beſeelt, und der Sohn des liebſten Freundes der Verſtorbenen hatte wohl vor allen Männern ein Recht, hier Eingang zu finden.

Herr von Staldo war zwar fruh, doch immer noch ſpät
ng geſtorben, um ſeinen Hinterbliebenen etwas anderes
Sorgen und Schulden nachzulaſſen.

Die Wittwe fand ſich durch ihr väterliches Erbtheil in
Stand geſetzt, die Verſorgerin ihrer Kinder zu werden.
ſie genügte dieſer mütterlichen Pflicht mit mehr Groß-
th und Schwäche, als nöthiger Einſchränkung und Vor-
t. Nach einer Reihe von Jahren ſah Frau von Staldo
e Vermögensumſtände zerrüttet, und ihre Söhne, welche
gſt in die Welt getreten waren, an Bedürfniſſe gewöhnt,
ſie nicht mehr befriedigen konnte. Sie entäußerte ſich
h und nach aller ihrer Beſitzthümer, um den ſchnöden
nforderungen derer, welche die Stütze ihrer Wohlfahrt
tten ſein ſollen, ſo lange als möglich genug zu thun.
er der nagende Kummer, den ſie über dieſe immer-
hrenden Quälereien empfand und doch mit eigenſinniger
harrlichkeit tief in ſich ſelbſt verſchloß, zehrte an ihren
äften und zerſtörte allmählich ihre Geſundheit.

Johanna errieth die Wahrheit. Mit ſanfter Theilnahme
ang ſie in ihre Schweſter, zu ihr zu ziehen. Sie äußerte
n Wunſch, ſich ſelbſt dadurch nützen zu wollen, als Be-
eggrund jener Bitte. Frau von Staldo fühlte die Zart-
it der ſchweſterlichen Liebe und gab endlich ihrer Ueberre-
ng nach. Doch ſchon nach einigen Monaten ihres Bei-
mmenſeins erkrankte Johanna, und fand nach wenig Ta-
en, in einem ſchmerzloſen, dem ruhigſten Entſchlummern
hnlichen Tode, den Lohn für ihr frommes Leben.

Dieſer traurige Vorfall war der letzte Angriff auf die
rſchütterten Kräfte der Frau von Staldo. Sie ward bett-
ägerig, von quälender Unruhe gefoltert, ließ ſie, als ihr
nde herannahete, ihre Tochter zu ſich rufen, und entdeckte

ihr, daß eine Menge kleiner und größerer Schulden, welche ſie verſchiedentlich zu machen genöthiget geweſen, bisher ohne die Möglichkeit, ſie tilgen zu können, ihr das Sterben ſehr erſchwere. — Die gebeugte Ruth verſprach ihrer Mutter unverbrüchlich, dieſe Angelegenheit als eine Gewiſſensſache zu betreiben, und getröſtet durch dieſe Zuſage, verſchied jene bald darauf.

Nach einigen Wochen ward das Teſtament Johanna's eröffnet, und es fand ſich, daß ihr ganzer Nachlaß nur ſo lange als Ruths Eigenthum anzuſehen ſei, als dieſe unverheirathet bleibe; dann aber ſolle das Landhaus nebſt ſeinen Umgebungen und mit allem, was es enthalte, zu einem Aſyl für betagte Jungfrauen verbleiben. Von den Zinſen des anſehnlichen Vermögens der Erblaſſerin ſollten die Bedürfniſſe dieſer Mädchen befriediget, die Anlage in gutem Stande erhalten, und der ernannte Oberaufſeher der Stiftung und gegenwärtig Vormund des Fräuleins beſoldet werden. Nur ein koſtbares Brillantkreuz, ein Familienſtück — und eine auserleſene Bibliothek dürfe Ruth jetzt und immerdar als ihr freies Eigenthum betrachten. Doch wußte Johanna auf die überzeugendſte Weiſe den Verdacht zu entkräften, als hätte ſie durch dieſe Verfügung bezwecken wollen, daß Ruth ehelos bliebe. Sie erklärte darin, ihre Nichte ſei durch die Mitgift der Natur, durch einen ausgebildeten Geiſt und durch den Schatz, den ſie in einem weiſen, frommen Herzen trage, reich genug, um einem edeln Manne auch ohne alle weitere Zugabe begehrenswerth zu erſcheinen, und ſie hoffe, derſelben durch ihren letzten Willen einſt die Gewißheit zu verſchaffen, daß ſie um ihrer ſelbſt willen geliebt werde.

Ruth hörte mit tiefer Rührung den Ausſpruch des Teſtamentes an. Um das der ſterbenden Mutter geleiſtete Gelübde erfüllen zu können, blieb ihr kein anderes Auskunftsmittel, als das Kreuz, und Ruth ſtand keinen Augenblick an, die einzige Koſtbarkeit, welche ſie beſaß, für dieſen Zweck hinzugeben. Sie reiſete in die Reſidenz und wendete ſich an den Subſenior Frommberg, den ihre Tante gekannt und geſchäzt hatte. Der brave Geiſtliche leiſtete ihr Beiſtand, und der Weg des Guten führte ſie in die Arme der Liebe.

Drei Wochen waren bereits vergangen, ſeit William ſich in dieſer Gegend aufhielt. Er war öfter im Thale geweſen, und ſein Kommen war für Ruth eine ſüße Gewohnheit geworden. Vor einigen Tagen hatte er ihr ſein Herz entdeckt, und mit dem rührenden Geſtändniß ſeiner Liebe den Wunſch ausgeſprochen, daß ſie die Seinige werden möchte.

Beſtürzt vor dieſem Glück, erſchrocken vor dem Gedanken, alles, was ihr bisher theuer war, verlaſſen zu müſſen, ehe die flüchtige Roſe der Schönheit verwelkt wäre — ſtand Ruth unſchlüſſig, und Thränen, das Perlenpfand entſprechender Gefühle, rollten langſam über ihre Wangen. Aber William ſah ſie traurig fließen. Die jungfräuliche, in ſich ſelbſt geſchmiegte Scham erſchien ihm als Schmerz. Der Stolz des Jünglings erwachte, und eine gekränkte Empfindung der Liebe ließ ihn raſch ſeinen Fuß wenden, auf daß Ruth mit ſich allein wäre. Seitdem nun war William ausgeblieben.

Da kam der Johannistag. Ruth hatte das Namensfeſt der geliebten Tante nie ſo trübe gefeiert als diesmal. Sie benetzte das Grab mit tauſend reuigen Zähren. Sie machte ſich die bitterſten Vorwürfe, William durch ihr blödes Schweigen verſcheucht zu haben, und wenn ſie dachte, vielleicht für immer, dann erlag ihre Seele dieſem Gedanken.

In banger Unruhe irrete Ruth im Garten umher, jedes Geräuſch ſchreckte ſie auf. Sie wünſchte William mit der heißeſten Sehnſucht herbei, und ſuchte jetzt ein Zimmer auf, von wo aus die nach der Stadt führende Straße zu überſehen war. Nicht lange, ſo regte es ſich in ihrer Nähe, ein tiefer Seufzer ſäuſelte hörbar, Ruth wendete ſich um, und William ſtand, blaß von Anſehen, hinter ihr und blickte ſie mit Wehmuth an.

„Mein Fräulein!“ ſagte er mit bebender Stimme, „vergeben Sie der Störung! aber ohne Abſchied konnte ich doch nicht gehen! — Ich werde Sie wahrſcheinlich nicht wiederſehen. Nie! ach das iſt ein ödes, unendliches Wort für ein Herz, das verlernt hat, ohne Sie zu leben! — — Mein Vater verließ einſt glücklicher, als ſein Sohn, dieſes geſegnete Land, denn die Liebe begleitete ihn über das ungetreue Meer, mir folgt nur das Andenken einer mitleidigen Thräne!“ Die Augen des Jünglings benetzten ſich bei dieſer Rede. „O Theure!“ fuhr er fort, und wendete ſich nach der Wandſeite, wo das Gemälde hing, auf welchem Johanna, von ſeinem Vater als Ruth gemalt, in ewig jugendlicher Schönheit blühete, „hätten Sie das innige, hingebende Gemüth jener Aehrenleſerin — (es war zweifelhaft, ob William Ruth oder Johanna meinte,) ſo — ach! ſo dürfte ich jetzt nicht troſtlos ſcheiden! —“

Der Sonnenſtrahl wankte auf dem Bilde, die heilige Geſtalt ſchien zu leben, die goldnen Halme glänzten, der

Blick des Fräuleins ſchimmerte — ein Vergißmeinnicht im Thau der Morgenröthe! — Ruth breitete die ſchönen Arme aus, ſank an die Bruſt des Geliebten und ſprach leiſe in frommer Erinnerung: „Wo Du hingeheſt, da will auch ich hingehen, wo Du bleibeſt, da bleibe auch ich. Dein Volk ſoll mein Volk und Dein Gott auch mein Gott ſein. Wo Du ſtirbſt, da will auch ich ſterben — da will auch ich begraben werden! —“

Juli.

Die Gluth eines brennend heißen Juli-Nachmittages lag ſengend auf der lechzenden Erde. Schon ſeit mehreren Wochen war die Hitze verzehrend; das ſaftloſe, ausgetrocknete Gras dürrte falb am Boden, dem ſich matt die ſchmachtende Blume zuneigte, die Heerden ſchlichen in den Schatten, welcher keine Kühlung zu geben vermochte, und das kummervolle Auge, die ſeufzende Lippe des Landmanns, flehete den Urquell aller Erquickung um einen milden Regen an. Doch bis jetzt ging die Sonne täglich am tiefblauen Himmel auf und unter, ohne daß nur ein Wölkchen Hoffnung dazu gegeben hätte.

Heute endlich ſchien die Hitze den höchſten Grad erreicht zu haben. Tiefes, banges Schweigen herrſchte durch die glühenden Gefilde. Kein Vogel zwitſcherte — kein Lüftchen regte ſich.

Der Paſtor Eſpe in Bleichen trat vor die hintere Thür ſeines Hauſes. Er lüftete das leichte, weiße Weſtchen und ſchauete mit einem Blick voll Sorge nach dem Horizont; denn es däuchte ihm, als werde das erſehnte Gewitter nun nicht mehr ferne ſein.

Luiſe, die junge Frau des Geiſtlichen, war ihrem Manne nachgekommen. Sie ſchlang den runden Arm um ſeine Schulter, lächelte ihm in das ernſte Geſicht, und ſprach mit ermahnenden Pathos: „Mein Lieber! laſſe Dich die Hitze, wodurch wir verſucht werden, nicht befremden, als widerführe uns etwas Seltſames, ſintemal wir im Juli leben, wo die Ernten reifen müſſen, und die Traube an dem Feuerherd der Sonne gar gekocht werden ſoll, auf daß der Wein des Menſchen Herz erfreue. Du trinkſt doch gern ein Gläschen? —“ ſetzte Luiſe ſchalkhaft hinzu, und reichte ihrem Manne den Nektar eines Kuſſes.

Der Prediger zog die holde Frau an ſein Herz, und ſagte in gleichem Tone: „Einem Weibe aber geſtatte ich nicht, daß ſie des Mannes Herr ſei, ſondern ſtille ſei.“ Ein heißes Siegel auf Luiſens ſchöne Lippen bekräftigte die Worte des Apoſtels.

Die kleine Pfarrfrau ſtrich mit der flachen Hand über ihres Mannes Stirne und ſprach: „Sage mir, Lieber! hatten ſich wirklich hier nur darum Wolken zuſammengezogen, weil Du dort noch keine ſaheſt?“ Sie deutete nach dem Himmel. „Ach!“ fuhr ſie fort, „laſſen wir doch den guten, treuen Hausvater da oben walten! Es iſt heute, erinnere Dich, mein Guſtav — der Feſttag unſerer ſeligſten Erinnerung, und wir ſollten ihn trübe feiern?„

Ergriffen und beſchämt von dieſer Zuſprache, drückte der Paſtor die Tröſterin an ſein Herz, und erwiederte mit Innigkeit: „Du haſt Recht, meine gute Luiſe!“

„Ich habe Dir einen Vorſchlag zu machen,“ ſetzte dieſe fort, „es iſt jetzt beinahe ſechs Uhr, der Abend nähert ſich und mit ihm die Kühle, welche wir im Hauſe vergebens ſuchen. Was meinſt Du wohl? Ich dächte, wir ließen uns das kleine Sopha aus Deiner Studirſtube in die Weinlaube tragen, und nähmen uns mit, was wir bedürfen.“

Der Paſtor belobte den Einfall ſeines Weibleins; er legte die Pfeife abſeits und alſobald Hand an, um das Sopha in dem grünen Raum befördern zu helfen.

Luiſe folgte mit dem Nähzeuge und ihrer von Voß gefeierten Namensſchweſter. Man richtete ſich ein. Sie ſorgte weiblich geſchäftig für die Bequemlichkeit des lieben Mannes, der ſich dies ganz gern gefallen ließ.

„Hier blieben wir ſtehen,“ ſagt Luiſe, die Stelle im geöffneten Buche bezeichnend, und Eſpe las:

„Alſo die Braut; da begann mit herzlicher Stimme der Jüngling:
Schön iſt meine Luiſ', und hold wie ein Engel des Himmels!
Wende den ſchmachtenden Blick, Du Herrliche! oder ich küſſe
Dir die Aeuglein zu, die mir die Seele bezaubern!
O Du, mein auf ewig! — Nur wenige Stunden, und ewig
Sind wir vereint; und der Segen des redlichſten unter den Vätern
Folgt uns nach, und der Segen der redlichſten unter den Müttern!
Aber komm doch hinunter, Du ſüßeſte Braut!“

Hier ließ der Paſtor das Buch auf den Schooß ſinken; ſein feuriger Blick, ſchön gemildert durch den rührenden Ausdruck der Liebe, traf das blühende Geſicht des holden Weibes, das in der Verklärung ſtiller Erinnerungen glänzte.

„Meine — meine einzige Louiſe!“ ſagte er leiſe, die Erwiedernde an ſein Herz ziehend.

„Ich verſtehe Dich,“ antwortete Luiſe unter ſeinen Küſſen, „dieſe Stelle war es, welche uns mit einander bekannt machte. O, wie wird mir ſo wunderbar die Vergangenheit zur Gegenwart! — Es iſt mir, als wäre es nicht vor einem

Jahre geſchehen, ſondern als geſchähe es jetzt, daß ich meinem Vater und der trauten Schweſter (ach, daß ſie fern ſein müſſen!) die Luiſe vorläſe; nicht ahnend den Lauſcher, ſeitwärts blicke, und Dich, o Guſtav! gewahr würde. Schon lange hatteſt Du zugehört, und weder ich noch die Andern hatten die Nähe des fremden Mannes vermuthet.“

Luiſe richtete ſich ein wenig an dem Buſen ihres Mannes auf, doch plötzlich fuhr ſie mit einem Schrei zurück. Der Paſtor folgte ihren Augen, und war nun ſelbſt überraſcht, als er am Eingange der Laube einen jungen Mann von edelm Anſtand, in ſchwarzer Kleidung erblickte. Er erkannte ihn alsbald, ſprang auf und reichte ihm mit Freundlichkeit die Hand.

„Mein Bruder!“ ſagte er, ihn begrüßend, „ein ſonderbarer Zufall macht Ihr erſtes Erſcheinen bei uns zu einem erſchreckenden; doch ehe wir Ihnen auf Ihr ſtummes Wie ſo? antworten, nehmen Sie unſer herzliches Willkommen! an.“

Der Gaſt — es war der neue Paſtor Silber zu Grünwald — erwiederte die Begrüßung mit einer leichten, ihm ſehr wohl kleidenden Verlegenheit. Der erſchrockene Empfang hatte ihn doch ein wenig verdutzt. Er entſchuldigte ſich, daß er eine ungewöhnliche Tageszeit zu ſeinem erſten Beſuch gewählt hätte, mit der drückenden Hitze, die ihm nicht verſtattet, früher zu kommen, und bat mit Selbſtgefühl und Anmuth um die Freundſchaft ſeines nachbarlichen Amtsbruders.

Luiſe hatte ſich indeß erholt; hocherröthend flüſterte ſie dem Angekommenen einige freundliche Worte zu.

Silber küßte die kleine Hand, welche ihm ihr ſchönſtes Kunſtwerk, den gehäkelten Tabacksbeutel, darbot, und einige

Minuten waren hinreichend, das wahlverwandte Dreiblatt zu befreunden.

Als Luiſe die Männer in tiefem, theologiſchem Geſpräch verſtrickt ſah, ſchlüpfte ſie hinweg, um die braunen Locken zu ordnen, ein anderes Häubchen aufzuſetzen, und die, für den Jahrestag der Bekanntſchaft mit ihrem Manne ſchon feſtlich geordnete Küche noch mit einigen Kleinigkeiten zu verſehen.

Man ſaß nun bei dem fröhlichſten Abendbrod. Während gegenſeitig laut Anſichten und Meinungen über dies und das gewechſelt wurden, machte jede der drei Perſonen auch ſtille Bemerkungen. Eſpe bewunderte die ſanfte Beſcheidenheit ſeines neuen Freundes, welcher ihm, da Luiſe abweſend war, eine Menge tiefer, ſchöner Kenntniſſe enthüllt hatte. Luiſe fand das Sprachorgan des jungen Predigers ſehr angenehm, ſeinen Ausdruck eben ſo ſchön als ungeſucht, und mehr als alles gewann ihren Antheil ein Zug ſtillen Kummers, der einen leichten Schatten über ſeine offenen Züge warf.

Silber fühlte ſich von dem liebenswürdigen Ehepaar, das ihm gegenüber ſaß, innigſt angezogen. Bei dem erſten Eintritt in dies kleine Heiligthum des häuslichen Glückes war es ihm, als träume er einen arkadiſchen Traum ſeiner früheren Jugendjahre. Eſpe erſchien ihm als das Sinnbild der männlichen Willenskraft und Feſtigkeit, Luiſe lieblich und hold, gleich der Tochter des Pfarrers von Grünau.

Manche wollen ſagen: Wer die Denkart und den Geſchmack der Hausfrau kennen lernen wolle, dürfe nur ein betrachtendes Augenmerk auf die Anordnung ihres Tiſches richten. Einfach, doch voll der Genüge, wie Luiſens Seele, war das kleine, gaſtfreundliche Mahl, welches der

Frohſinn würzte und Nettigkeit zierte. Kein ängſtliches Entſchuldigen, keine, den Gaſt beengende Sorgfalt für ſeine Befriedigung, ſtörte den Genuß der Genießenden.

„Eine Pauſe, welche im Geſpräch entſtand, füllte ferner Donner aus; auch ſchlug jetzt Tropfenfall an das Gehör der Horchenden."

„Gott ſei gelobt!" ſagte Göpe, unter einem leichten Schauer erblaſſend, „es regnet! Jedes Tröpflein fällt ſegensreich wie Gold. Die Armen werden ihr Brod haben."

„Wir müſſen nun herein," ſagte Luiſe, als die Tropfen ſchneller fielen. Man flüchtete in das Haus; das Gewitter ward furchtbar. Der Wolken ſchwarzer Schooß öffnete ſich unaufhörlich, um grüngelbe Blitzesſchlangen zu gebähren, und der brüllende, oft furchtbar hinunter klappernde Donner, pauſirte nur auf Augenblicke. Der Regen, gepeitſcht vom Sturm, ſtürzte herab.

„Sie bleiben nun bei uns," ſagte Luiſe lächelnd zu dem Gaſt, und als dieſer eine kleine Einwendung machen wollte, fuhr ſie fort: „Möchten Sie ſich im Ernſte bei dieſer Finſterniß und dem ſtrömenden Regen auf dem ſchlüpfrigen, Ihnen noch unbekannten Wege der Gefahr irgend eines Unglücks ausſetzen? — Morgen früh, wenn Sie uns dann verlaſſen müſſen, hat die Sonne ſchon ein paar Stunden getrocknet, und Sie gehen auf der erfriſchten Erde, ſelbſt erquickt durch Ruhe und Schlaf — nach Hauſe.

Silber hatte ſich kaum Luiſens Vorſtellungen ergeben, als das Gewitter ſeinen Abzug nahm. Der rollende Donner verwandelte ſich in ein fernher tönendes Murren; leiſe und heimlich rauſchte der Regen; ſanfte Lüfte fingen an zu wehen, und die Erde athmete Balſam aus.

Gegen Mitternacht führte der Hausherr den Gaſt in ein kleines Zimmer, wünſchte ihm gute Nacht und verſchwand an Luiſens Arm. Silber war nun allein. Mit trübem Blick und einem Seufzer ſah er ihnen nach. Er fühlte ſich noch zu munter, um ſchlafen zu können, und legte ſich ans Fenſter, der reinen, kühlen Luft zu genießen.

Ermüdet überließ er ſich endlich dem Schlaf. Im Traume wähnte er noch den Donner zu hören, und tief in der träumenden Seele vernahm er, es wäre das Wetter, worin unſer Herrgott dem erſten Menſchenpaare einſt im Paradieſe erſchien. Er beſann ſich auf ſeine Schuld, darüber erwachte er — und fand — daß er allein ſei.

Es war ſchon hoch am Tage, als der ſonſt ſo frühmuntere Silber erwachte. Er eilte hinab in die Wohnſtube, wo Luiſe, friſch wie eine Morgenroſe blühend, das Frühſtück bereitete. Als dieſes fröhlich vorüber war, griff Silber nach ſeinem Hute, und der Paſtor von Bleichen machte Miene, ihn zu begleiten. Luiſe trat freundlich auf den Gaſt zu, und ſagte, während die Grazien der Gutmüthigkeit ſie umſchwebten und von ihren Lippen lächelten: „Die ſechste Stunde des geſtrigen Tages — war es nicht der zweite Juli? — hat einen guten Klang für die Harmonie unſeres Lebens. Voriges Jahr gab ſie uns das Glück der Liebe, geſtern ſchenkte ſie uns der Freundſchaft ſüße Hoffnung. Wir wollen bei der Wiederkehr dieſes geſegneten Tages das Andenken jener gütigen Stunde vereint feiern. Nicht wahr?“ Sie reichte ihm herzlich die Hand zum Abſchiede, die er dankbar küßte.

Die geiſtlichen Nachbarn kamen von nun an fleißig zuſammen. Mit Sehnſucht eilte Silber den ſchattigen Weg nach Bleichen, innigſt befriediget kehrte er von dort zurück.

Eſpe fühlte es tief, wie ſehr die Vorſehung ihn durch den Freund beglückte, den er ſelbſt in Luiſens ſchönen Armen vermißt hatte. Sämmtliche Amtsbrüder der Umgegend waren alt und wohlbetaget, keine verſtehende, gleichdenkende Seele unter ihnen. Um ſo mehr ſchloſſen ſich die beiden jungen Männer an einander, welche auf einer und derſelben hohen Stufe wiſſenſchaftlicher Bildung ſtanden, und im Geiſt ihres Berufs, in gleicher Richtung ihrem göttlichen Vorbilde nachſtrebten. Die höchſte Beziehung verknüpfte ihre Seelen unauflöslich.

„Wenn Sie erſt eine Frau haben werden, Silber! O! wie freue ich mich darauf!“ ſagte Luiſe oft. Ein ſchüchternes Erröthen flog bei ſolchen Aeußerungen dann über Silber's jungfräuliches Geſicht, und ſein Auge ſenkte ſich ſchnell verdüſtert zu Boden.

„Er liebt!“ ſagte Luiſe alsdann heimlich zu ihrem Manne, „und vermuthe ich richtig, ſo liebt er nicht glücklich.“

Auch Eſpe hatte mit freundſchaftlich forſchendem Blicke öfters bemerkt, daß der Druck einer kummervollen Schwermuth das Gemüth des jungen Geiſtlichen belaſte und ſeine Heiterkeit niederhalte. Silber war zuweilen ſo befangen von innerer Angſt, daß es ſogar der Freiheit ſeines Geiſtes ſchadete, und dann in einem Zuſtande der Spannung, daß der Ton dieſer Stimmung, von dem leiſeſten Berühren geweckt, ſeinen Freunden an die Seele ging.

Eſpe wollte jedoch die Blüthe des Vertrauens nicht brechen; gereift, ſo hoffte er — ſollte dieſe erquickende Frucht ihm zufallen, und ſeine Erwartung täuſchte ihm nicht.

An einem hellen Herbſttage gingen Eſpe und ſeine Frau dem Freunde entgegen. Er kam. Schon von Weitem ſtrahlte ihm ſein froher Blick, ſein Gang war raſcher, ſeine Umarmung inniger als ſonſt, und doch ſprach eine zärtliche Wehmuth aus der bewegten Stimme.

Wenn der Menſch einem großen Leiden entgangen iſt, dann theilt ſich ſein erſtes Empfinden in die Freude über ſeine Rettung und in das klare, erhöhete Empfinden der erlittenen Angſt.

„Und was regt Dich heute ſo ſeltſam auf, mein Freund?“ fragte Espe mit theilnehmender Wärme, und Luiſens ſchönes Auge wiederholte die Frage.

„Die Güte Gottes, der die Folgen einer Unbeſonnenheit und das Unglück meines ganzen Lebens weiſe und liebend von mir abwendete!“ antwortete Silber gerührt und drückte ſeinem Freunde die Hand.

„Es drängt mich,“ fuhr er fort, „das volle Herz zu öffnen, und meinen Freunden zu bekennen, wie froh und frei ich nun athmen darf. Ein Gewicht von Selbſtvorwurf und preſſender Sorge iſt mir von der Seele genommen; ich bin mir gleichſam wieder gegeben, und das Geſtändniß meiner Schwäche und Schwärmerei lege ich jetzt, wenn auch losgeſprochen vom Schickſal, vor dem Richterſtuhle der Freundſchaft nieder.“

Man ſetzte ſich zuſammen, beſeitigte die zu vermuthenden Störungen, und Silber begann zu erzählen: „Ich ward früh zur Waiſe. Nach dem Tode meiner Eltern nahm mich der Bruder meiner Mutter, ein Juſtizrath Ahlert, zu ſich, und erzog mich mit ſorgſamer, treuer Liebe.“

„Eine unglückſelige Ehe, durch das ſchnelle Ende der ſchuldigen Frau aufgelöſt, hatte das Gemüth dieſes vortrefflichen Mannes verhärtet, und ihn mitten in einer Welt voll Menſchen, zu denen er in den mannigfaltigſten Beziehungen ſtand, zum Einſiedler gemacht. Nützliche, ſtrenggeordnete

Thätigkeit, Kunſt- und Naturgenuß, Weisheit und Wiſſenſchaft füllten ſein ſtilles Leben, und gaben ihm endlich jenen Frieden zurück, der vor dem Dämon ſeiner Frau entflohen war.“

„So waren Jahre verſtrichen. Die Zeit hatte mit ihren wohlthätigen Schlummerkörnern den wilden Gram, dem er faſt erlegen, eingeſchläfert; nur ein brennender Haß gegen ſolche Fehler des weiblichen Geſchlechts, als welche ihn elend gemacht, und die da Hausſcheu, Gefallſucht, Hang zu glänzen, Eigenſinn und Bosheit heißen mögen — war ihm geblieben.“

„Mein Oheim hatte ſeine einzige Schweſter ſehr geliebt. Sie war das Band geweſen, durch welches er ſich noch an die zweite Hälfte der Menſchheit geknüpft ſah. Rührend fühlte er ſich daher von meinen Zügen, worin der Mutter Bild ſich abſpiegelte, angeſprochen, und das ſchöne Herz, welches ein Weib verſchloß, öffnete das Lächeln eines Kindes dieſer betrauerten Schweſter, die Thräne ihrer kleinen Waiſe. —“

„Die regelmäßige Eintheilung unſerer Zeit, die in Arbeit und Erholung abwechſelte, die genußreiche Zurückgezogenheit, die uns nichts vermiſſen ließ, weckte ſchon in frühеſter Jugend meinen Sinn für das ſtille Glück der Häuslichkeit. Die meiſten Vergnügungen junger Leute erſchienen mir fade, und ein Spaziergang mit meinem unterrichteten Oheim, ein Winterabend in ſeiner und der Muſen Geſellſchaft am traulichen Kamin verlebt, waren für jetzt meinem Bedürfniß der Freude vollkommen genügend. Süße Ahnungen ſchwellten meine ſtille, ruhige Bruſt, ein Ideal der Unſchuld, Milde und Sanftmuth erhob ſich, gehüllt in der Schönheit verrätheriſchen Schleier, in ihrer verſchwiegenſten Tiefe, und meine

Träume waren ſeiner Huldigung geweiht. — Die bitteren Satyren des Oheims auf das zweite Geſchlecht verletzten jetzt öfters mein Gefühl, und ich wagte es zuweilen, ſie leiſe zu bekämpfen und den reinen Begriff der Weiblichkeit gegen ſein verachtendes Vorurtheil in Schutz zu nehmen.“

„Er mochte mich errathen, und gab mir, wahrſcheinlich zur Warnung — die Geſchichte ſeiner Ehe zum Beſten.“

„Häuslichkeit! ſo ſchloß er dann, o du ſchönſte Blüthe in dem Kranze weiblicher Tugenden! du Veilchen in der ſittlichen Flora dieſes Geſchlechts voll giftigen Unkrauts, wie ſelten wirſt Du noch gefunden, weil Du Dich beſcheiden in einſame Schatten verbirgſt! — ‚Wähle Dir einſt ein Weib, und möchte ihm auch die Natur den Schimmer der Schönheit, das Glück ſeinen Glanz verſagt haben, dem dieſer zarte Sinn eignet; und preiſe Dich glücklich, ob Dich auch Niemand beneide. Die Weiber haben den, tief in ihrem Weſen begründeten Trieb zum Verſchönern. Wenden ſie nun dieſen Trieb nicht dazu an, ſich unabläſſig mit den Flittern des Putzes und einer oberflächlichen Bildung zu ſchmücken, und hat die Hand der weiſen Gärtnerin Erziehung dieſen Sprößling der Natur auf einen edleren Zweig geimpft; ſo iſt es der Hausaltar, den ſie mit Immortellen umwinden. Aber Wehe! dreifach Wehe! wo das Götzenbild der Eitelkeit verehrt wird! Es fordert grauſame Opfer, und die Ruhe manches wackern Mannes hat ſich daran verblutet; auch die meinige — ſetzte er leiſe und ſchmerzhaft hinzu. — und nie haben wir mehr über dieſe Materie geſprochen.“

„Ich ging nun auf die Univerſität. Nach Verlauf eines Jahres ſtarb mein Oheim und hinterließ mir ſein kleines Vermögen. Als ich zurückkehrte, wurde mir eine Stelle als Hauslehrer bei dem Gerichts-Präſidenten von Wallor unter den vortheilhafteſten Bedingungen vorgeſchlagen. Der gute Ruf dieſer Familie, die liebliche Freimüthigkeit des Knaben, deſſen Erzieher ich werden ſollte, ſiegten über meine Abneigung gegen dies Verhältniß in ſolch einem vornehmen Hauſe, und ich ſagte zu.“

„Auch fand ich keine Urſache, dieſen gewagten Entſchluß zu bereuen; ich fühlte mich vielmehr ſehr zufrieden in meiner neuen Lage. Die ehrende Behandlung, deren ich genoß, erhielt mein Selbſtgefühl unverletzt, die zarten Sitten des Betragens thaten mir durch ihre Feinheit wohl und verwöhnten meinen Geſchmack, der Fleiß und die Fähigkeit meines Zöglings belohnten meine Mühe und meine Freiheit wurde nicht beſchränkt.“

„Dem Präſidenten gehörte ein Landhaus nahe bei der Stadt, das wegen ſeines wunderſchönen Parks, welchen der Beſitzer dem Vergnügen der Städter preis gab, ein ſehr beſuchter Luſtort geworden war. Hier lebte Frau von Wallor mit ihren beiden ſchönen achtzehnjährigen Zwillingstöchtern, dem kleinen Fridolin und mir, den Sommer über. Der Präſident kam täglich, nachdem das Collegium geſchloſſen war, herausgefahren, um die Stunden der Muße im Kreiſe ſeiner Familie zu genießen.“

„In der reizendſten Natur, nur hier und da durch leiſe Hülfen der Kunſt gehoben, brachte ich meine Tage ſelig hin. Ich unterrichtete Fridolin, bereitete mich daneben auf meinen künftigen Beruf vor, las die Dichter, übte meine Guitarre und Flöte, und entwarf — weil der Menſch ſich doch nie mit der Gegenwart begnügt — einen poetiſchen Plan meines künftigen Landpredigerlebens.“

„Die Sorgloſigkeit meiner Lage, die feenhafte Schönheit jenes Ortes, der Geſang der Nachtigallen, welche mich aus dem Schlummer weckten und in Träume der Liebe und Sehnſucht ſangen — regten Gefühle einer ſüßen Unruhe in mir auf. Es war mir einſam und allein zu Muthe, und ich ſehnte mich nach einem Weſen, das der Frühling meines Herzens, mir lieber als die ganze Welt und mein Alles wäre. Ein ſehnſüchtiger Hauch ſchwellte jede Knoſpe der Empfindung in meiner Bruſt, Stimmen der Liebe erwachten darin, doch die Kühle der Beſonnenheit wehete noch immer von meiner Sonne her, und ich fürchtete, ſie würde mir nie aufgehen, und das warme Herz erſtarren müſſen in einer unendlichen Oede. —“

„Aber ach! wie oft fand ich Gelegenheit, an den ſatyriſirenden Oheim zu denken! — Selbſt die ſchönen Töchter unſeres Hauſes, die ſich doch durch edle Einfachheit der Sitten ſehr vortheilhaft von der Menge auszeichneten, gaben oft den Beweis, daß der kühne Tadler nicht ſo ganz Unrecht gehabt hätte.“

„Wenn die ſchöne Welt der Hauptſtadt, ein glänzender Strom! in den ſtolzen Schattenalleen unſeres Parks auf- und niederwogte — wenn ich als ein unbemerkter Zeuge dieſes Treibens und Drängens ſah, wie die ſanfteſten Augen lächelten und lockten, zarte Wangen in buhleriſcher Gluth brannten, wie ohne Scheu und Scham das Spiel der Gefallſucht geſpielt wurde — dann floh ich trauernd in die Einſamkeit, Unſchuld und weibliche Würde in der Welt der Dichter zu ſuchen.“

„Einſtmals — es war ein warmer Frühlingstag, der Park wimmelte von Menſchen — fühlte ich mich von meinen Beobachtungen ganz beſonders verſtimmt, und enteilte dem Gedränge, das der nahende Abend ſchon zu lichten begann. Mit tiefer, ſchmerzlich erregter Sehnſucht begehrte das wunde Gefühl einen lindernden Balſam, ich wollte es in Ruhe heilen, und in Nachſinnen verſenkt, meine Gedanken ſchwärmten und ſchweiften weit abwärts — folgte ich Fridolin; der jubelnd einem Schmetterlinge nacheilte, bis an ein fernſtehendes Waldhäuschen. Die Thür ſtand offen. Etwas Weißes leuchtete mir von der grünen Ruhebank entgegen, ich nehme es auf, und es iſt ein ſehr feines Taſchentuch mit den Buchſtaben A. v. B. bezeichnet, aus welchem ein Brief ohne Umſchlag und Aufſchrift fällt. Ich beſehe den Fund von allen Seiten; die kleine, zierliche, correcte Handſchrift ladet mich unwiderſtehlich ein, zu unterſuchen, ob der Inhalt ihr entſpreche.“

„Ich leſe — und, o meine Freunde! welch ein Brief! Die ſchönſte Antwort der Vorſehung auf den bangen Zweifel, ob es überhaupt noch eine reine, edle weibliche Seele gäbe, den ich ſo eben ausgeſeufzt hatte.“

„Es war das Schreiben eines Mädchens an eine verheirathete Freundin. Das innigſte Gemüth hatte den Inhalt durchgefühlt, ein klarer Geiſt dieſe Gedanken ausgehaucht! — Die Schreiberin bedauert die Entfernte wegen des Verluſtes des Stilllebens, das in deren jetzigen Verhältniſſen untergegangen ſei. Sie ſchildert das ihrige, und die trauten, heimlichen Bilder ſind mit warmer Phantaſie und zartem Sinne entworfen. Sie ruft Scenen der Vergangenheit zurück, und hieraus ergiebt ſich, daß beide Freundinnen auf dem Lande erzogen worden und gleichen Unterricht empfangen haben. Mit leiſen ſanften, Klagen ſpricht ſich die Sehnſucht der Freundſchaft aus, und ſagt, wie ſehr, wie heiß! dies ſchöne Herz lieben könne. Die Unterſchrift: Lina. Außer einer Wendung, welche verrieth, daß die Briefſtellerin ihrer Freundin am Range nicht gleich ſei, war in dem ganzen Schreiben keine, mir über den Wohnort, den Stand und die Verhältniſſe dieſer Lina Licht gebende Andeutung zu finden; gleich als ob ein ſchadenfroher Dämon mir das Daſein der ſchönſten, weiblichen Seele verrathen, ohne mir die Hoffnung zu geben, ſie jemals finden zu können.“

„Mit unbeſchreiblichen Empfindungen legte ich das zweimal geleſene Blatt zuſammen. So gab es auf Erden doch noch ein Weſen, das in das Saitenſpiel meines Herzens harmoniſch einzuſtimmen fähig war! Aber wo blühete dieſe Wunderblume? wo ſollte ich ſie ſuchen? — Die einbrechende Dämmerung weckte mich aus meinen Träumereien, ich eilte mit meinem koſtbaren Funde auf einem einſamen Umwege nach Hauſe.“

„Als ſich die Familie zur Abendtafel verſammelte, trat Amanda, eines der Zwillingsfräulein, mit einem ſchönen Mädchen ihres Alters an der Hand, in den Saal. Die Fremde war die kürzlich verwaiſete Tochter eines Predigers, deſſen früher verſtorbene Frau eine Jugendfreundin der Präſidentin geweſen. Dieſe nahm jetzt in theilnehmenden Andenken an die Tage der Jugend und im berechnenden Hinblick auf den Vortheil, den ein ſolches Mittelweſen von Geſellſchafterin und Kammerjungfer im Hauſe verſchaffen könne, die trauernde Kleine an Kindesſtatt an und auf. Das Mädchen ſaß bei Tiſch mir gegenüber. Leidvoll und ſtill, nur ein paarmal als die friſche Herzenswunde berührt ward, ergoß ſich der Schmerz in leiſen Thränen, und die großen, ſchönen Augen, dunkelblau mit Glockenblumen, erglänzten, und es tönte um mich wie eine ſanfte Klage — das Mädchen aber hatte nur geſeufzt.“

„Weine doch nicht, liebe Lina! ſagte der kleine Fridolin ihr Nachbar bei der Tafel, mitleidig, und zog die Hand, welche die rollenden Thränen auffangen wollte, auf den Schooß zurück."

„Lina! das Echo meines Herzens gab die Melodie dieſes Namens wieder. Der Zauber, der ſeit wenigen Stunden für mich darin lag, der Antheil, den die Schutzloſigkeit dieſer zarten Geſtalt in mir erregte — ließ ſie mir in Roſenlicht des Ideals erſcheinen."

„Täglich ward mir nun Lina lieber und theurer. Auch ſchien ihr das nicht zu entgehen, obgleich ſich meine Neigung noch hinter einer allgemeinen Artigkeit verbarg. Es würde mir dies weniger gelungen ſein, wäre meine Liebe nicht getheilt geweſen. Wenn ich in einſamen Stunden jenen Brief hervorzog, und der ſtille, himmliſche Geiſt, der ſich darin ausſprach, mich mit ſüßer Ahnung anwehete, dann war es mir, als könne nur ſie, die ferne, ungekannte Schreiberin, und nur ſie allein mich beglücken, als müſſe ich ausziehen, ſie zu ſuchen, und mit ſchmerzlicher Inbrunſt vom Himmel das Finden erflehen. Es däuchte mir dann, als ſei Lina, ein ihr bei weitem untergeordnetes Weſen, und habe mit Jener nichts gemein als den Namen, wie die Monatsroſe ihrer duftreichen Schweſter gleich genannt wird. Wenn ich aber in der duftenden Laube zwiſchen Blüthen an Lina's Seite ſaß, verloren in das Anſchauen ihrer ſchönen Formen, der leichten Handarbeit zuſah, die ſie mit raſchen, roſigen Fingern förderte, wobei mir das Herz hüpfte —, dann verſtrickten dieſe Fäden meine Sinne, jeder Stich ihrer Nähnadel druckte mir eine kleine Wunde ein, ich fühlte mich von Amors feinſten Pfeilen getroffen, und war ganz dem Eindruck der Gegenwart hingegeben. Dann verſtummte die leiſe, treue Warnerin in meinem Buſen. —"

„Die Präſidentin beſuchte mit Hedwig (ſo hieß das zweite Zwillingsfräulein), einen Badeort, um jene heiße Quelle für ihre Geſundheit zu gebrauchen. Amanda und Linchen blieben zurück. Unſer Landhaus ward nun einſam, der häusliche Kreis enger, aber Liebe und Freude waren darin eingeſchloſſen, und ſelige Tage für mich gekommen. Die gefühlvolle Amanda, welche wohl längſt unſere liebende Annäherung bemerkt, vergönnte uns manch ſüßes Alleinſein, manchen innigen Spaziergang, und als Frau von Wallor zurückkehrte, war der Liebe Kuß, das Wort der Treue, zwiſchen uns getauſcht. —“

„Im ſichern Glück des gegenſeitigen Beſitzes wurde es uns leicht, den Zwang der Verhältniſſe zu dulden. Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an, wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt! Dies fühlte und erkannte ich damals, und die Feſſeln der Convenienz hinderten mich wenig, und machten mir vielmehr die freie Ausſicht in die Zukunft zu einem paradieſiſchen Blicke.“

„Amanda war die Vertraute unſeres Bundes, und durch ihre Veranſtaltung ward uns zuweilen eine Stunde zu Theil. Aber ach! dieſe ſeltenen, koſtbaren Augenblicke gaben mir kein Glück! — Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß Lina, ſeit ich ihr mein Herz, meine redliche Abſicht erklärt, eine Andere geworden wäre. Sie lag an meiner Bruſt und klagte über ihr Geſchick, ſie duldete meine Liebkoſungen und ſprach nur von ſo mancher Unbill, die ſie ſich in dieſem Hauſe gefallen laſſen müßte; beſonders beſchwerte ſie ſich über die Kargheit der Wohlthäterin, die ſich gegen alle Welt als ſolche preiſe, und ſie doch am Nöthigſten Mangel leiden laſſe. — Ich fühlte bei dieſen herben Mittheilungen eine Säure in mir, die meine Gefühle zuſammenzog, ein ätzender Verdacht ſetzte ſich in meiner Seele an. Die Liebe würde ja wohl in den Armen des Geliebten das größte Elend vergeſſen, und Lina vergaß nur, daß ſie mit dieſen kleinlichen Widerwärtigkeiten mich tief im Innerſten verſtimmte. Sie zerſtörte die Illuſion der Leidenſchaft in ihren köſtlichſten Augenblicken, ich achtete genau auf die Lage meiner Braut, und ohne daß ich es wußte oder wollte, bemerkte ich ſie ſelbſt ſchärfer. Da ging mir denn ein Licht auf — ich war zuvor mit Blindheit geſchlagen geweſen; aber ich ſah nur mein Unglück. Sie ſchmeichelte der Präſidentin unabläſſig und verläſterte ſie doch, und zwar mit Unrecht. Sie war ſogar falſch gegen die edeln Pflegeſchweſtern — und was hatte ich zu hoffen? —"

„Das ernſte Auge im Bilde meines Oheims blickte mich ſo vorwurfsvoll an, der Mund ſchien ſich zu einer Warnung öffnen zu wollen, und der Blitz der Satyre, der unter den finſtern Schatten ſeiner Stirne hervorleuchtete, ſchien mir ein ſchweres Wetter zu verkünden, das über meinem Haupte heranzöge und alle Saaten meiner Hoffnung zerſchlagen würde."

„Eines Tages, als ich mit Fridolin im Garten bin, und während dieſer eine kleine Ausarbeitung macht, meinen Gedanken, trübe und traurig wie der Herbſt um mich her, nachgehe, rauſcht es im welken Laube hinter mir, ich blicke zurück — und der Präſident ſteht da. Er ſieht mich forſchend an, und ſpricht: Ihnen fehlt etwas, Silber! Der Ton, womit er dieſe Vorausſetzung ſagte, war beſtimmt, doch theilnehmend. Ich verneinte; aber ich fühlte, daß ich erröthet war. Still! ſtill! fuhr er fort, Sie ſind ſeit Monden verändert; doch vielleicht weiß ich das rechte Mittel für dieſe Krankheit. Silber! verdiene ich nicht Ihr Vertrauen? Ich habe für Sie geſorgt, Sie werden bald am Ziele Ihrer Wünſche ſein. Doch — Sie geben mir Ihr Wort, daß Sie dieſe Erwartung Niemand — hören Sie? ohne Ausnahme! Niemand mittheilen wollen.“

„Ich gab es doch erfreut. Der edle Mann! O! damals ſah ich nicht ein, warum er dieſe Bedingung machte, heute weiß ich es wohl, und danke ſie ihm.“

„Frau von Waller kündigte uns bei Tiſche an, daß wir den folgenden Tag nach der Stadt zurückkehren würden, und forderte einen Jeden von uns auf, die nöthigen Einrichtungen deßhalb zu treffen; alsbald ward es ſehr unruhig im Hauſe. Die Präſidentin fuhr am nächſten Morgen zeitig ab, wir Andern ſollten erſt ſpät am Tage folgen. Voll von meinem Glück, eilte ich, ſobald Frau von Waller hinweggefahren war, auf Lina's Zimmer, um der Braut, der ich das ſelige Herz nicht öffnen durfte, das frohe Geſicht zu zeigen.“

„Ich finde meine Lina glühend roth, heftig aufgeregt, mit Augen, die von zornigen Thränen geſchwollen waren.“

„Erſchrocken frage ich nach der Urſache dieſer Verſtörung, und erfahre Folgendes: Frau von Waller habe dieſen Morgen Lina's Garderobe und Wäſchebeſtand gemuſtert, und ſehr lebhaft ihre Unzufriedenheit über einige Prachtſtücke und etwas Flitterſtaat der erſteren geäußert, was, wie ſie ſich mit Härte ausgedrückt, im Mißverſtändniß zu dem mangelhaften Ganzen, wie mit ihrer Lage ſelbſt, ſtände; Lina ſei von der ſcheltenden Dame auf das ſtrengſte zur Ordnung, Einfachheit, wie zum Fleiße ermahnt worden, und anſtatt eines gehofften Geſchenkes an Kleidern, Hüten, Schuhen u. ſ. w., deſſen nach Lina's Anſicht ſie bedurft hätte, um in der Stadt auf eine, dem Range und Charakter der Pflegemutter würdige Art erſcheinen zu können, habe ihr dieſe einen Ballen feine Leinwand, nette Häubchen für den winterlichen Hausgebrauch und eine ganze Menge Arbeit gegeben.“

„Der erſte Tropfen Wermuth fiel in den Becher meiner Freude, und er war mir verbittert. In dieſer giftigen Mittheilung war das Urtheil der Frau von Wallor über meine Lina, wie über das Schickſal meiner Zukunft, worin ich der Gatte dieſes Mädchens ſein würde, ausgeſprochen. Und konnte ich der Präſidentin wohl Unrecht geben? — Die Eröffnung ihres Gemahls hatte mir Lina um Vieles näher gerückt; die Braut entwich — ſie konnte bald meine Frau, die Nächſte meines Weſens ſein; ſollte ich der Irrenden Wahrheit vorenthalten und ihren Fehlern ſchmeicheln? Gelang es mir, ſie zu überzeugen, ſo hatte ich ja nur für mein eigenes Glück geſorgt.“

„Behutſam, tröſtend, mit ſchonenden Blicken, wie der Wundarzt den leidenden Kranken erfaßt, um ihn durch das Verurſachen größerer Schmerzen zu heilen, ſondirte ich Lina's Seelenwunde, ich zeigte ihr den Schaden überhebender Eitelkeit, die falſchen Stellen des Gemüths. Ich ſagte ihr, wie viel höher ſie ſich durch freiwillige Zurückgezogenheit, durch beſcheidenes Entſagen der Vortheile, welche durch Geburt und Reichthum den Töchtern dieſes Hauſes eigen wären, ſtellen könnte; wie es einzig in ihre Gewalt gegeben ſei, ſich kränkende Zurückſetzungen zu erſparen, und wie zart Frau von Wallor dennoch gehandelt, indem ſie mehr durch das bedeutſame Geſchenk, als durch Worte, ihr den Platz ihrer Wirkſamkeit, das Haus, angewieſen. Mit leiſer, weicher Stimme — denn ich ſah, daß Lina's Wangen glüheten und ihre Lippen im verbiſſenen Unmuth zuckten — ſuchte ich ihr ferner anſchaulich zu machen, daß ſie gewiß jedem ſoliden Manne in dem einfachen, häuslichen Gewande beſſer gefallen werde, als im Flimmer des Putzes, der nur zu häufig Männern, die offenen Auges ihrer Wege gehen, um ſich eine Lebensgefährtin zu ſuchen, als ein Irrlicht erſcheine, das, keines reinen Urſprungs, in tiefes Verderben locke. Doch meine Lina, ſchloß ich, und wollte die Sträubende umfangen, gewählt biſt und haſt Du ſchon, und der Mann, dem Du Dich gelobteſt, würde Dich ſelbſt in dem Gewande der Dürftigkeit noch überſchwenglich reizend finden! — Vergiß alſo nie, Geliebte, daß eine Landpredigerfrau — und das willſt Du ja werden — ihren Beruf zur Demuth, die Pflicht der Beſcheidenheit, vorzugsweiſe nicht verkennen dürfe: daß ihr größter Schmuck das frohe, zufriedene Geſicht ihres Mannes, das blühende Ausſehen ihrer geſitteten Kinder, die Ordnung ihres Hauſes ſei, daß ſie ſich nur auszeichnen, nur leuchten könne als Vorbild für die Frauen der Gemeinde. Die Tugend iſt allein das wahre Ehrenkleid einer Frau, und der ſtille, ſanfte Geiſt, der da köſtlich iſt vor Gott! —"

„Nach dieſer Rede verließ ich die grollende Lina. In allen Tiefen meiner Seele erklang es, ſie ſei nicht die für mich Geſchaffene! — Die Scene dieſer Stunde hatte mir ihr innerſtes Bild gezeigt. Ach! es glänzte nicht im milden Lichte verſöhnlicher Liebe; finſtere Schmollſucht verunſtaltete es."

„Ich war tief betrübt. Mühſam fand ich mich ſelbſt in dem Entſchluſſe wieder, der Vorſehung es vertrauend anheim zu ſtellen, wie, und auf welche Art ſie das Labyrinth, in das mich meine eigene Unvorſichtigkeit geführt, entwirren wolle."

„Wir waren nun in der Stadt. Lina ſpielte die Empfindliche, Beleidigte. Sie hielt dieſe undankbare Rolle mit ſolcher Beharrlichkeit feſt, daß ich wohl ſah, ihr ſtörriſcher Eigenſinn wäre keine verzeihliche Laune mehr, ſondern die Unart des Charakters. Der Trotz des Mädchens, das ein Geſchöpf ihrer Güte war, ermüdete endlich die Geduld der Frau von Wallor. Sie behandelte Lina von nun an mit überſehender Kälte und würdigte ſie kaum eines Blickes mehr. Lina gab ſich ſelbſt Stubenarreſt. Sie erſchien nicht bei Tiſche und ließ ſich unpäßlich melden. Man lächelte, ließ ſie gewähren und kümmerte ſich nicht viel um ſie, denn die Familie war in dieſen Tagen mit einer Angelegenheit beſchäftiget, welches ihr höchſtes Intereſſe in Anſpruch nahm. Amanda ward Braut mit einem Major von Sennſen. Man ſah dies Ereigniß im Hauſe des Präſidenten als ein ſehr glückliches an; denn die Zuneigung der trefflichen Amanda ſprach eben ſo laut für ihren Verlobten, als deſſen perſönliche Eigenſchaften und Verhältniſſe ſeine Bewerbung bei den Eltern der Braut unterſtützt hatten.“

„Schon in einem Monate ſollte die Verbindung gefeiert werden. Dann wollte das junge Ehepaar nach Berlin, dem Standorte des Majors, abgehen. Am Verlobungstage Amanda’s ſah ich Lina zum erſten Male wieder. Sie wurde von der Präſidentin auch von Hedwig mit auffallender Verachtung behandelt, und es durchſchnitt mir die Seele, daß ſie dies verdient hätte. Nur die glückliche Braut gönnte ihr zuweilen ein mildes Wörtchen, wie ein Almoſen hingeworfen. Sacht ſchlich ich mich aus der Geſellſchaft hinweg, mein Herz war krank; die mattgequälte Liebe löſete ſich unter ſchmerzhaften Krämpfen darin auf, ihr Geiſt entfloh — und nur die Pflicht, Wort zu halten, blieb, eine kalte Leiche zurück. — “

„Am folgenden Morgen erhalte ich ein Billet von Lina. Sie kündigt mir an, Amanda habe ihr vorgeſchlagen, ſie nach Berlin zu begleiten, welches Anerbieten ſie bei den veränderten Geſinnungen der Frau von Wallor, und indem ſie die zuverläſſige Güte Amanda's kenne, mit Freuden anzunehmen geſonnen ſei. Ein Centner fiel bei dieſer Nachricht von meiner Bruſt, und ich athmete freier. Lina war ſehr vergnügt. Die Anordnungen zur Reiſe wie zu Amanda's Hochzeit beſchäftigten ſie dringend, und nur ſelten, und auch dann nur auf Augenblicke, ſprachen wir uns."

„So waren die wenigen Wochen ſchnell verſtrichen, der Brauttag unſerer Amanda erſchien, die Stunde der Trennung ſchlug. Hätte ich es auch früher nicht geahnet, daß Lina mich nicht wahrhaft liebe, der Abſchied würde es mir gezeigt haben. — Genug hiervon. Ich ſühnte die Täuſchung meiner Gefühle mit einer bereuenden Thräne vor dem Bilde meines Oheims, und die Ironie ſeines Lächelns ſah mir wie Troſt aus."

„Ruhe und Frieden kehrten wieder zu mir zurück; ich fühlte mich wie erlöſet. — Nach einiger Zeit erhalte ich ohne Zuthun eine Aufforderung zu einer Probepredigt in Grünwald. Ich nehme ſie an, habe das Glück zu gefallen, und nach Verlauf weniger Wochen ſendet mir der Patron der Pfarre, ein naher Verwandter der Präſidentin, die Vocation zu."

„So war ich nun am Ziele. Störend miſchte ſich in die Freude, es erreicht zu haben, die ängſtliche Frage, wie Lina entſcheiden würde. — War die Ausſicht auf den Frauenſtand, auf unabhängiges Schalten und Walten, wenn auch nur über ein kleines Reich, reizvoll genug für ſie, um ihr ein hinlänglicher Erſatz für die einförmige Stille des Landlebens zu ſein, ſo ward ich zum Opfer der Zuverläſſigkeit."

„Ich erhielt keine Zeile von Lina, ſie wäre wie verſchollen geweſen, hätte ich nicht durch Amanda's Briefe an die Ihrigen erfahren, daß ſie ſich wohl befinde und in ihrer neuen Lage ſehr zu gefallen ſcheine. —“

„Das Frühjahr war ſchon ziemlich weit vorgerückt, als ich mein Amt antrat. Ich fand eine Unzahl Arbeiten vor, ſobald ich dieſe überwunden hatte, und die erſte Einrichtung vorüber war, ſchrieb ich an Lina. Ich bot ihr redlich noch einmal Hand und Herz, und ſagte ihr, wie mein ganzes Leben ein ununterbrochenes Beſtreben, ſie zu beglücken, ſein würde; ich machte ſie mit allen Annehmlichkeiten und Mängeln meiner Verhältniſſe, aber auch mit meinen beſtimmten Forderungen an die Gefährtin meiner Tage bekannt. Ein ſtrenger Ernſt, wie der wichtigſte Schritt des Lebens ihn erfordert, gab dieſer Erklärung das entſchiedenſte Gepräge der Wahrheit, und Lina konnte nicht zweifelhaft darüber ſein, daß dieſer Antrag nicht in der Sprache des Liebhabers geſchähe, ſondern in der eines Mannes, welcher von ſeiner künftigen Gattin hingebende Güte und die Tugenden der Weiblichkeit verlangt.“

„Ich hatte dieſen verhängnißvollen Brief, Gott weiß es! mit Wärme geſchrieben; aber dennoch ſagte mir mein ahnendes Gefühl, daß er die leichtſinnige Lina eheſtandskühl anwehen werde. —“

„Ach! welche Marter iſt die Ungewißheit! die ſchöne Natur lächelte mir vergebens, ich ſah die Blüthen ohne Freude, und dachte, wie wird es ſein, wann die Blätter fallen? —“

„Meine Gemeinde bewies mir Liebe und Vertrauen, und kam ſelbſt den kleinſten meiner häuslichen Wünſche zuvor; mein Herz aber war verſchloſſen für dieſe Aufnahme, welche doch den Segen meiner Wirkſamkeit als Seelſorger bedingte. Eine raſtloſe Unruhe trieb mich umher und ſcheuchte den

Schlummer von meinem Lager. Ich wachte in Sorgen um die Zukunft, da ich doch in Frieden hätte ſchlafen ſollen, wiſſend, daß Gottes Auge für das Glück der Seinen wacht! — Aber jeder Brief den ich erhielt, glitt in zitternde Hände, und der Poſtbote ſchauete nur, wenn er mich anblickte, in ein erblaßtes Geſicht. —"

„Um dieſe Zeit war es, wo ich Sie, meine Theuerſten, kennen lernte. Ihre Bekanntſchaft ſchärfte meine Angſt, meine Reue, das Loos meiner Wahl vergriffen zu haben. Ihr idylliſches Stillleben verwirklichte meinen ſchönſten Jugendtraum: ein holder, entſchwundener Schatten, erſchien er mir als Wahrheit nun. Ihr ſtilles, beglückendes Walten, o erröthen Sie nicht, beſcheidene Luiſe! erinnerte mich in ſo vielen Zügen an jene ſchöne weibliche Seele, deren Bild mir jetzt öfters als jemals vorſchwebte. Eben ſo anſpruchslos, nie für ſich ſelbſt, ſtets für Andere nur beſorgt, weiche, liebende Güte mit edler Selbſtſtändigkeit zart verſchmelzend, den lachenden Frohſinn des Mädchens, mit der ſanften Würde der Hausfrau vereint, die ſchwereren Pflichten derſelben nie uber der ſüßeren, die Geſellſchafterin des geliebten Mannes zu ſein, verabſäumend, ſo hatte ich jene anonyme Lina mir gedacht."

„Eine lange Zeit, länger noch durch peinliches Warten — war verſtrichen, ohne daß ich Antwort von Berlin erhalten hätte. Sollte Lina meinen Brief nicht empfangen haben? ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte. Indeß hatte die Spannung, worin ich mich ſeit Monaten befunden, etwas nachgelaſſen, und es war ſtiller in mir geworden."

„Ein unbeſchreibliches Gefühl, der leiſe Nachhall eines Fruhtraums, ergriff mich eines Morgens bei meinem Erwachen. Mir hatte von Lina der zweiten, nicht aber der einzigen, geträumt. Ich wollte ſie umfaſſen, doch ſie entwich mir und lockte mich ſpottend in ein nahes Gebüſch; hinter ihr gähnte ein jäher Abgrund, ſie taumelte rückwärts darauf zu."

„Ich will ſie retten, allein ſie verſchwindet, und in meine Arme ſinkt tröſtend ein himmliſches Geſchöpf, und flüſtert: Ich bin Lina! Deine Lina! — Da zerrann der holde Traum, ich ſchlug die Augen auf."

„Dieſer Traum ſpielte mit lichten Farben und der Ahnung wunderbarem Strahle in den Tag hinüber, der frühlingstrübe aufgegangen war. Unter feuchten, duftigen Schauern der Luft ſchreite ich in meinem Gärtchen auf und nieder, und der Entwurf einer Predigt beſchäftigt mich. Eine leiſe Melodie ſummt über die Hecke, ich horche und höre einen Arbeiter ſingen: Du aber, der Du ewig liebſt, machſt gut, was wir verwirren; erfreuſt, wenn wir uns ſelbſt betrübt, und führſt uns, wo wir irren. —"

„Dieſe einfachen Worte bewegten mir das Herz tief in der Bruſt. Ich blickte zum Himmel auf und dann beſchämt zur Erde nieder. Als ich das Auge erhob, ſtand der Briefträger vor mir. Aufſchrift und Siegel ſagten mir, daß der Brief, den ich eben erhielt, von Amanda ſei; keiner von Lina darin. Frau von Sennſen entſchuldigte ſich wegen der Verſpätung ihrer Antwort — ich hatte nämlich damals auch an ſie geſchrieben."

„Eine große Reiſe zu den Eltern ihres Gemahls, wovon ſie erſt zurückgekehrt, gab Amanda als die Urſache dieſer Säumniß an. Sie wünſchte mir mit freundlicher Güte zu meiner Verſorgung Glück, noch bedeutſamer aber dazu, daß Lina meinen Antrag ausſchlage. Sie ſei von Jener erſucht worden, dieſes Nein, welches, wie Amanda vermuthete, ſeinen

Grund wohl in einer anderweitigen Verbindung der flatterhaften Lina haben möge — gegen mich auszuſprechen, was ſie auch hierdurch mit Freuden thue, feſt überzeugt, es wäre zu meinem Heil. — Du aber, der Du ewig liebſt, machſt gut, was wir verwirren! ſo wiederholte ich in inniger Rührung, und meine Seele lobte den Lenker des Schickſals. Ich athmete frei auf, wie dem Drucke einer Felſenlaſt entnommen. Erſt heute nahm ich eigentlich von allen meinen Gütern Beſitz. Auch das Glück Ihres Umgangs, meine Freunde, werde ich künftig reiner genießen können. Der Anblick Deiner Zufriedenheit, mein lieber Bruder, wird mir ferner kein Vorwurf meiner übereilten Thorheit mehr ſein, und Sie, meine ſüße Freundin, werden mich hinfort mit der Hoffnung erfullen, ein, Ihnen gleiches edles Weſen finden zu können. Möchte mich nur die bittere Erfahrung, welche ich gemacht, für immer warnen! Aber ach! ich fühle mich noch jetzt in den Zauberkreis des Namens Lina gebannt, und ſollte es irgendwo ein Mädchen der Mühe werth halten, mich erobern zu wollen: ſo könnte es dieſen Zweck nicht ſchneller erreichen, als wenn es dieſen Namen annähme.“

Hier endigte Silber ſeine Erzählung. Göpe hatte während derſelben einige Unruhe an Luiſen bemerkt. Sie war von demſelben Augenblicke an, wo Silber des gefundenen Briefes und ſeiner Wirkung auf ihn erwähnte, zerſtreut geweſen.

„Was ſtörte Dich heute in Deiner Aufmerkſamkeit für die Beichte des Freundes?“ fragte Göpe ſeine Frau, als der Paſtor von Grünau ſie verlaſſen hatte.

„Das will ich Dir wohl ſagen —“ antwortete Luiſe. „Wir ſind daran gewöhnt, den Namen meiner Schweſter Eveline mit Lina abzukürzen. Wenn ſie nun jetzt kommt —

wir erwarten ſie ja täglich, mich zu pflegen, und mir in der Wirthſchaft beizuſtehen, während ich als Wöchnerinn daniederliege —“ Luiſe ſeufzte beklommen — „wird Silber nicht etwa glauben, wenn er die unſchuldige Lina rufen hört, wir hätten es auf ihn abgeſehen? Denn die Eitelkeit der Männer bezieht nur gar zu leicht den kleinſten Zufall, der ihr ſchmeichelt, auf ſich ſelbſt.“

Hier blickte Luiſe ihren Mann ſchalkhaft an, er drückte ſie zur Strafe für dieſe Bemerkung an ſeine Bruſt, und die kleine Frau redete dann weiter: „So lieb ich mir das nun denke, und, o Guſtav! ſeit ich den edeln Silber kenne, hat der Gedanke, er wäre ein Mann für meine Schweſter, mir in der Seele gelegen —; ſo möchte ich doch um keinen Preis etwas dazu thun. Und ſo habe ich denn ohne ein Wort von dem, was Silber uns erzählte, zu verlieren, auf ein Mittel gedacht, wie dieſe zarte Aufgabe zu löſen wäre. Es iſt gefunden, wenn wir den Namen meiner Schweſter künftig anders theilen, und ſie anſtatt Lina, Eva nennen.“

„O Evens Töchter!“ rief Eöpe herzlich lachend, „alle habt ihr die Liſt von Eurer Stammmutter geerbt, und glücklich genug, wo ſie ſich noch mit Taubenſinn gepaart findet, wie bei Dir, meine Luiſe.“ Er küßte ſie herzinnig, und fuhr fort: „Daß Du aber bei Deinem Wunſche, den ich Dir ſchon abgemerkt habe, und der auch ſo ganz in das Weſen Deines Geſchlechts gehört, eine heilige Scheu trägſt, Dich in die Sache der Vorſehung zu miſchen; denn dieſe iſt es ja, welche Herzen und Ehen knüpft —, dies macht Deiner Weiblichkeit Ehre und eine Ausnahme ganz ungewöhnlicher Weiſe.“

Ein Geräuſch unterbrach dies eheliche Geſpräch, wie wenn ein Wagen angefahren käme. Es wurde heftig an die Hausthür geklopft, man öffnete, und zu größter Ueberraſchung trat die erwartete Eveline, an Silber's Hand, über die Schwelle. Dies ging nun folgendermaßen zu: Es war ſchon ſpät, als Silber mit erleichterter Bruſt ſeine Freunde verließ. Der Vollmond ſtand am Himmel und beleuchtete magiſch den Weg des eiligen Fußgängers. Nicht allzuweit von dem kleinen Gehölz, durch welches der nächſte Gang nach Grünwald führte, lief die offene Landſtraße, die Silber gern vermied. Silber trat in den Schatten der Bäume, welche heimlich flüſterten, als hätten ſie ihm ein nahes Glück zu verrathen, der Mondſtrahl ging vor ihm her, wie der verklärte Schritt eines Engels. Da hörte er in der Ferne einen Wagen rollen, und näher ein leiſes Rauſchen. Eine ſchlanke, weibliche Geſtalt ſchwebte auf ihn zu. Der Abendwind ſpielte mit den wehenden Bändern des Hutes und dem Kragen des leichten Reiſemantels; das Geſicht der fremden Dame konnte Silber jedoch nicht ſehen. Sie ſtand jetzt vor ihm, warf ein paar geründete Arme um den Nacken des Betroffenen, und drückte einen warmen Kuß auf ſeine Lippen. „Nicht wahr, das heißt überraſcht?“ fragte ſie mit einer Stimme, die einen Strom von Wohllaut in ſein Ohr goß, wie eine Secunde früher ihr Kuß Feuer in ſein Herz. „Ich glaube gar,“ ſetzte ſie hinzu, da Silber ſtumm und ſtill blieb, „Du willſt mich nicht erkennen?“ Doch plötzlich fuhr ſie mit einem lauten Schrei zurück, und ihre Glieder bebten wie Espenlaub. „O fürchten Sie nichts, meine Dame!“ ſagte Silber beruhigend; „ich errathe, daß Sie ſich in einem Irrthum befanden.“

„Sie ſind — Sie waren — Sie gleichen ſo auffallend in der Figur —“ ſtammelte die Fremde und ſchwankte wie ein erſchrockenes Bäumchen im Sturme.

„Wem?“ erwiederte Silber; „erwarten Sie vielleicht Jemand hier anzutreffen?“

„Nein,“ antwortete das Mädchen ſchon gefaßter; „und eben die unverhoffte Freude, meinem Schwager, wie ich wähnte, zu begegnen, exaltirte mich ſo.“

„Ihrem Schwager?“ fragte Silber in froher Ahnung.

„Ja, dem Paſtor Cöpe in Bleichen,“ gab die Fremde zur Antwort, und verbeugte ſich ein wenig, als wolle ſie nun gehen.

„Luiſens Schweſter — die Schweſter meiner Freundin wären Sie? rief Silber in entzücktem Tone aus. Als Eveline dieſe Frage bejahete, bat Silber, daß er ſie zurück nach Bleichen, von woher er eben komme, begleiten dürfe. Sein Name, den er nannte, wie das freundſchaftliche Verhältniß zu den Ihrigen, war ihr bereits durch briefliche Mittheilungen bekannt, und ſo durfte Eveline den Mann, der ſich auf dieſem ſpäten, einſamen Gange zu ihr fand, als Führer nicht ſcheuen. Sie ging an ſeiner Seite, und erzählte ihm, daß eine Viertelſtunde von hier etwas am Wagen zerbrochen ſei, und daß ſie es nicht habe wagen wollen, darin ſitzen zu bleiben. Sie ſei alſo ausgeſtiegen und habe den näheren, ihr bekannten Fußſteig durch das Hölzchen gewählt. — Hier ſtockte Eveline, ihre Athemzüge gingen beklommen, ein Seufzer ſäuſelte von ihren Lippen.

Silber verſuchte das Geſpräch fortzuführen; aber der Mund, auf welchem Evelinens Kuß noch flammenheiß brannte, hatte nie ſchlechter geredet. Die hörbare Befangenheit ihres Begleiters gab Eveline wieder Muth. Sie ward bald der Stimme wie des Ausdrucks mächtig, ſprach von ihrer Reiſe, von den Verhältniſſen ihres Vaters, der auch Landprediger ſei, der Lage und Beſchaffenheit ihres heimathlichen Dörfchens, und von anderen Gegenſtänden noch, welche Intereſſe für ihren Zuhörer haben könnten.

Jetzt ſtanden ſie an der Thür des Pfarrhauſes, für Silber viel zu früh, der bei dieſer Unterhaltung wohl bis an das Ende der Welt gegangen wäre, ohne Langeweile zu empfinden.

Welch ein frohes Wiederſehen! es wurde gefragt, erſtaunt, geküßt, erzählt, gelacht; und nun unter Dach und Fach, in der ſchützenden Gegenwart ihrer Verwandten, war Eveline weit freundlicher gegen den liebenswürdigen, jungen Mann als vorher, und erſt jetzt wagte ſie es, ihn näher in das ſchöne Auge zu faſſen.

Es war ſehr ſpät, als Silber zum zweiten Male, für dieſen Abend, ſeine Freunde verließ. Der Mond zog hoch und hehr im Gefolge ſchimmernder Sternenheere am mitternächtlichen Himmel hin, tiefes Schweigen in der Natur, nur die Schatten der Geiſterſtunde ſchwebten im wechſelnden Verſchwinden vor dem einſamen Wanderer her.

Aber Silber empfand keinen froſtigen Schauer, kein Grauen. Er fühlte, ſein Schutzgeiſt wäre heute mit ihm geweſen. Auf dem Plätzchen, wo er mit Eveline zuſammen getroffen, verweilte er eine ſinnige Minute. Im Nu ſtand ſein Traum ihm vor der Seele, und geheimnißvoll, im Mondlicht der Ahnung ging ihm das Verſtändniß deſſelben auf.

„Eva!“ ſagte er, als er das nächſtemal in Bleichen geweſen, „ja bei Gott! ſchöner, blühender, einfacher himmliſch geſinnter, als dieſe Eva, war die Mutter der Lebendigen nicht, als der göttliche Hauch des Schöpfers ſie beſeelte! Odem des Paradieſes umweht ihre Nähe!“

Silber kam oft und immer öfter nach Bleichen, und ging immer ſinniger nach Hauſe. Daheim kam es ihm öde vor. Luiſe klopfte ſchalkhaft in die kleinen Hände. Sie ſah durch den traurigen Blick, womit Silber jedesmals Abſchied nahm, in ſein Herz.

„Wann kommen Sie wieder?“ fragte Luiſe eines Tages den ſcheidenden Gaſt.

„Wann? wann?“ erwiederte Silber; „ach! ich komme wohl oft genug, aber wann kommen Sie denn zu mir? Wollen Sie nicht einmal das Hüttchen des Einſamen durch Ihre Gegenwart ſchmücken?“

„Es iſt auch wahr, wir beſuchen Dich, Freund!“ entſchied Göpe im Tone des Eheherrn.

„Morgen?“ fragte Silber hoch erfreut und dringend.

„Ja, bald muß es geſchehen, wenn ich nämlich von der Partie ſein ſoll,“ ſagte Luiſe bedeutſam. — Die Zuſage ward alſo wiederholt.

Der heiterſte Herbſttag verſchönte die anmuthige Fahrt und ſtellte alles in das vortheilhafteſte Licht. Das Pfarrhaus in Grünwald leuchtete zwiſchen den hohen Linden, die es beſchatteten, hervor, wie von dem Auge Gottes angeſtrahlt, das mit Wohlgefallen darauf ruhe — die Bäume rauſchten, als der Wagen hielt, wie wenn die Schutzgeiſter dieſer Wohnung des Friedens und der Gaſtfreundſchaft in ihnen regſam würden, und ein goldner Blätterregen, wie ein Vorbild des Segens, rieſelte leiſe auf die lieben Gäſte nieder.

Luiſe hatte ſich den ganzen Weg darauf gefreut, wie ſie den jungfräulichen Wirth necken wolle mit all den kleinen Mängeln, die ſie in dem Haushalt gewiß zu bemerken hoffte; allein als ſie ihn ſtehen ſah, den glücklichen Silber, dem dieſer Tag ein Silberblick war, ſo freundlich lächelnd, ſo ſelig erwartungsvoll, da ſchämte ſie ſich des argen Vor-

Vorſatzes. Auch wäre in dieſer Einrichtung wenig oder nichts zu tadeln geweſen; vielmehr machte ſich die größte Nettigkeit, einfache Eleganz, ungezwungene Ordnung überall bemerkbar.

Der Kaffee wurde gebracht. Silber bat Luiſe, die Wirthin vorzuſtellen; doch dieſe ſagte, ſie wolle es ſich heute einmal bequem machen — und wies dies häusliche Ehrenamt an die erröthende Eveline.

Die frohen Stunden flohen pfeilgeſchwind dahin. Die Sonnenwärme lockte die kleine Geſellſchaft in den Garten. Man war noch nicht lange im Freien, als Luiſe in das Haus zurückeilte. Espe, dem es geſchienen, als wäre ſie bleich geworden, eilte ihr nach, und Silber ſuchte Eveline auf, die er am Eingang einer Laube fand, wo ſie im tiefen Gedankenſpiel erſtorbene Blätter in den Wind ſtreuete.

„Gefällt Ihnen mein Gärtchen, theure Eva?“ fragte er ſie, und ergriff ihre Hand; doch der innige Druck der ſeinigen, der weiche Ton der Stimme und das flehende Auge fragten noch mehr.

„Es iſt recht ſchön,“ antwortete Eveline in ſüßer Beklommenheit; „und ob jetzt auch abgeblüht, ſieht man doch, wie lieblich es im Sommer ſein müſſe, wo alles im vollſten Reize prangt.“

Silber legte den Arm um Evelinens ſchlanken Leib, drückte ihre vereinigten Hände an das mächtig ſchlagende Herz und ſprach: „O Eva! ſchüfen Sie es mir zum Paradieſe, dann würde mir der Frühling ewig dauern, und mein Herz wäre dann nicht öde mehr. — Eva! wollen Sie die Meine ſein?“ — Die Stimme bebte ihm hörbar bei dieſer verhängnißvollen Frage.

Eveline ſchwieg, nur ein leiſer Gegendruck ihrer Hand und der in Thränen zerrinnende, hold ſlammende Blick ihres Auges antworteten ihm. Aber Silber verſtand die Sprache der Gefühle. Er zog das Mädchen mit ſanfter Gewalt an ſich, und pflückte von dem zarten Roſenmunde die Himmelsblüthe des erſten Kuſſes.

Eveline fuhr aus Silber's Armen empor, denn Göze ſtand vor ihnen. „Wir müſſen ſogleich nach Hauſe,“ ſagte er; „Luiſe iſt unwohl geworden.“ Er blieb noch eine Minute mit Silber zurück — während die glühende Jungfrau voraneilte zu der bleichen Schweſter.

Da ſtand Silber, und ſah dem fliehenden Wagen lange nach; die letztvergangene Stunde zerrann in einen ſeligen Traum. — Er ſchlich nach der Laube, die Phantaſie legte den Engel noch einmal an ſein Herz, und die Hoffnung öffnete ihm den Himmel der Zukunft.

Evelinens Herz hingegen klopfte die ſüßeſte Bewegung, in die es jemals gerathen war, in Angſt und Sorge nach. Luiſe ward immer bläſſer, und die Luft verhauchte ihre leiſen Wehelaute. Jetzt war man in Bleichen; die nöthigen Vorkehrungen wurden ſchnell getroffen. Eine lange, bange Weile verging. Eveline lag im Nebenzimmer auf ihren Knieen und betete laut und inbrünſtig um die Hülfe des Herrn. Wer ſo wie ſie die heilige Weihe der erſten, reinen Liebe empfangen, der iſt dem Staube um Vieles entrückt, den berühren die Schwingen ſeliger Engel, der belet würdiger und ſteht näher zu Gott! —

Im Zimmer ward es ſtiller. Eveline lauſchte, ſie hörte das Beten der Wehmutter, und jetzt — o Wonne! weinte in ſchwachen Lauten ein Kind. Da ſchauerte eine tiefe, ahnungsvolle Rührung durch den jungfräulichen Buſen, und heiße Thränen ſtürzten aus Evelinens Augen.

Die Thür öffnete ſich, und Göpe, berauſcht von der höchſten irdiſchen Seligkeit, hielt ſeiner Schwägerin ein neugeborenes Kind dar. Eveline bethauete die zarte Menſchenpflanze mit warmen Tropfen der Freude und ſprach den Segen der Liebe über ſie aus. Man umgiebt nun Luiſens Bett. Sie ſtrengt den Reſt ihrer erſchöpften Kraft an, dem Kinde die erſte Nahrung zu reichen, und der entzückte Gatte ſieht, wie der Kleine aus den ſtrömenden Lebensquellen muthig das Gedeihen trinkt.

Der Morgen verſammelte unſere Glücklichen wieder um die Wiege. Jede ſtärkere Empfindung unſeres Herzens verlangt die Theilnahme eines befreundeten.

„Was wird Silber ſagen? Wollen wir dem treuen Freunde unſer Glück nicht melden?“ ſo fragt Göpe, und fixirt lächelnd Eveline. Dieſe ſenkt ſchamroth das Auge.

„Willſt Du wohl, Schweſterchen,“ fährt er fort, „jenen Auftrag übernehmen?“ Eveline läßt ſich willig dazu finden, und während ſie dahin geht, erzählt Göpe, zu Luiſe herniedergebeugt, der froh Ueberraſchten, wie er die Liebenden geſtern gefunden.

Eveline geht in die Studirſtube des Schwagers. Sie ſucht das feinſte Blatt Papier, klagt heimlich für ſich über den ſchlechten Beſtand der verbrauchten Federn, und ſucht, ſorgfältig wählend, die beſte unter den veralteten aus. Jetzt iſt ſie ſchreibefertig; doch nun ergreift ſie auch der Gedanke an die Wichtigkeit ihres Vorhabens.

„Mein Vater,“ fleht ſie, die gefalteten Hände zum Himmel emporhebend, „lege Deinen Segen auf die Handlung dieſer Stunde! knüpfe an ſie Tage der Liebe, des Friedens — der freudigen Anbetung Deiner liebevollen Führungen! — Sei jetzt und immerdar mit mir. Amen!“

Die Sonne ſtrahlte in dieſem Augenblicke hinter verhüllenden Wolken hervor, und Evelinens liebliches Angeſicht glänzte. Sie ſchrieb nun:

„Theuerſter!

Der Genuß des geſtrigen frohen Tages war der Vorläufer einer größeren Freude, zu welcher eine kurze, durch Gottes Güte ſehr gemäßigte Angſt den Uebergang bildete. — Unſere gute Luiſe iſt Mutter eines geſunden, holden Knaben, und der glückliche Vater vermag nicht das leuchtende Auge von dem kleinen Ebenbilde zu wenden, um dem Freunde die Anzeige ſeines Glückes zu machen. — In ſeinem Auftrage ſchrieb ich dies; in meinem eigenen aber das, ich halte Sie ſehr hoch und werth, mein theurer Freund! Ich lege mich vertrauend und liebend an Ihre Bruſt, und nenne mich mit Freude und Stolz Ihre

Lina.“

Der Bote ward abgefertiget. Zitternd ſah ihn Eveline in die Gebüſche verſchwinden.

Silber kam eben aus der Kirche, wo er ein liebendes Paar eingeſegnet hatte.

„Von Bleichen?“ fragte er erſchrocken den Ueberbringer des Briefes, fürchtend, das Schreiben enthalte die abſchlägige Antwort auf ſeine an Eveline gerichtete Frage.

Er eilte mit dem unerbrochenen Briefe auf ſein Zimmer; hier riß er ihn auf, las — und rief: „Gott im Himmel! darf ich meinen Augen trauen? das iſt ja Lina! Jene — meine Lina! —“ Haſtig riß er jenen Brief aus dem Schreibtiſch, verglich die Handſchrift, und — Zug vor Zug war es dieſelbe.

„Allgütiger!“ ſagte er, während ihm das Blatt entſank, weil ſeine Hände vor Freude zitterten, „wie giebſt Du doch überſchwänglich mehr, als wir bitten oder verſtehen! Du läſſeſt mich in der geliebten Eva die frühere Geliebte finden, zu welcher, ſeit ich dieſes Schreiben fand und las, mein innigſtes Sehnen mich unabläſſig zog! — O! gieb mir Weisheit, Muth und zarte Liebe, die mir von Dir Beſtimmte zu beglücken! —“

„Ich werde die Nachricht ſelbſt überbringen,“ ſagte er dem Boten, und reichte ihm ein anſehnliches Geſchenk.

Kaum waren die nöthigſten Geſchäfte für den Tag geordnet, als der glückliche Silber nach Bleichen eilte. Die Liebe beflügelte ſeine Schritte. Das Räthſel mit dem Namen ward ihm nun gelöſt, und er drohete Luiſe lächelnd mit dem Finger. Eveline erzählte ihm, daß jener verlorene Brief nebſt dem Taſchentuche, ihrer Buſenfreundin, einer Frau von Blüthen, zugehört habe. Dieſe Dame ſei die Tochter des Gutsherrn, und Evelinens Vater Paſtor an demſelben Orte. Eveline, drei Jahre jünger als ihre Schweſter Luiſe, war beinahe ganz mit dem Fräulein von Windau erzogen worden, und beide Mädchen hatten gleichen Unterricht genoſſen. Als das Fräulein des Schloſſes in die Ferne heirathete, fühlte Eveline ſchmerzlich den Verluſt der Freundin, und dieſe liebevolle Klage, dieſe Sehnſucht durchwehete jenen Brief, der, die Vorſicht wollte es! nur geſchrieben war, um ſie höher und ſchöner zu befriedigen.

Nach Verlauf von acht Tagen ſollte der kleine Erdenbürger getauft werden. Luiſens Vater war auf die doppelt frohe Nachricht von dem Glücke ſeiner beiden Töchter herbeigekommen, die heilige Handlung ſelbſt zu verrichten.

„Und wie ſoll denn das Kindlein heißen?“ fragte die jungfräuliche Pathe Eveline, und ſchaukelte den Kleinen auf ihren runden Armen.

„Julius!“ antwortete die frohe Wöchnerin, „zum dankbaren Andenken an den namensbrüderlichen Monat, der uns zweimal etwas ſo Liebes gab!“

Alle belobten dieſen Einfall, und das Kind ward Julius genannt.

Einige Zeit darauf war ein zweiter Feſttag im ſtillen Pfarrhauſe von Bleichen, die Hochzeit Silber's mit Eveline.

Als er ſein junges Weib nach Hauſe führte (der heitere Wintertag veranlaßte ſie, die kleine Partie zu Fuße zu machen), verweilten ſie auf dem Plätzchen, wo Lina ihm zuerſt begegnet war. Die Bäume ſtanden ſtarr, ſchwer und ſchimmernd von Reif, in Silber's Seele aber waren alle Knospen der Hoffnung aufgebrochen, und jener Kuß, der Eveline, als die, welche er ſuchte, an ihn verrathen hatte, brannte in der Erinnerung noch auf ſeiner Lippe. Er ſchürte von neuem die Gluth — erzählte der Geliebten den verkündenden Traum, drückte ſie dann innigſt an die befriedigte Bruſt und ſprach: „Dieſe Stelle iſt mir von nun an heilig. Und ſobald das Frühjahr wieder erſcheint, will ich ein Denkmal von Roſenbäumen hier errichten laſſen, deren Blüthen aber eben ſo wenig Deine Wangen, meine Einzige! beſchämen werden, als das Glück unſerer Flitterwochen mit ihnen verwelken ſoll. Die Morgenröthe unſerer Ehe ſei vielmehr ein Incarnat, der — wie ein alter Vers ſagt — ewig ſeine Dauer hat!“

Auguſt.

Unter dem Schattendach der großen Kaſtanie im inneren Hofraum ſaß die Frau des Oberamtmanns und löſte ſaure Kirſchen von den Stielen ab, um ſie einzulegen; hausmütterlich Sorge tragend, daß für traurige Fälle der Krankheit oder für die Tafel an Tagen des Wohllebens dieſes ſtärkende Labſal nicht fehle. Da ſah ſie ihre Tochter Flora eiligſt auf ſie zu kommen; aber das Geſicht des ſonſt ſo heiteren Mädchens glich jetzt einer Regenwolke.

„Ach Mütterchen! eine Hiobspoſt!“ rief Flora ſchon von ferne.

Die Mutter erblaßte; matt öffnete ſich die zitternde Hand, und die Kirſchen rollten in den Sand.

„Gott! Robert —“ ſeufzte ſie hervor.

„Iſt geſund!“ verſicherte Flora, und der ſichtbare Schrecken der Mutter ließ ſie die unvorſichtige Ankündigung bereuen. „Sei ruhig, Mütterchen!“ ſetzte ſie tröſtend hinzu, „von der Seite kommt das Ungemach nicht.“

„Nun, Gott ſei Dank!“ ſagte die Mutter beruhigt, und fuhr in ihrem Geſchäft fort. Welcher Unfall erſcheint einer Mutter noch wichtig, wenn ſie ihre Kinder ungefährdet weiß? —

Flora erzählte: „Sieh! ich ſtehe an der Thür und ſehe den Oberförſter Wildbach daher geſprengt kommen. Er bringt uns Grüße von dem Vater, der zu beſchäftiget geweſen iſt, um ſchreiben zu können, dem Oberförſter aber den Auftrag gegeben hat, uns zu ſagen, daß der Vater unſern Robert geſund, ſehr gewachſen und ſeine Lehrer höchſt zufrieden mit ihm gefunden habe; daß er die Bekanntſchaft eines Profeſſors, Namens Eberhardt gemacht, der mit dem Bruder in demſelben Hauſe, ja in einem Stockwerk wohne, und ſich ſeiner ſo liebreich und thätig annähme, und ihn von andern luſtigen, ja oft ſogar ſchädlichen Geſellſchaften abziehe, daß Vater ſich dieſem Manne ſehr verpflichtet und dankbar gedrungen gefühlt habe, ihm das Anerbieten zu machen, eine ſpäte Brunnencur, die der Profeſſor beabſichtige, in unſerm geſunden Dörfchen zu gebrauchen, und es ſich dabei in unſerm Hauſe gefallen zu laſſen. Dies gaſtfreundliche Anerbieten iſt auch ohne Weiteres angenommen worden, und wir ſollen daher die blaue Eckſtube, weil dieſe in den Garten hinausſieht, beſtmöglichſt in Stand ſetzen. Auf den Sonnabend kommt der kränkliche Profeſſor, Bruder Robert wird ihn begleiten, denn die Ferien nehmen Freitag ihren Anfang; den Vater aber dürfen wir morgen ſchon erwarten.“

„Und die Hiobspoſt?“ fragte die Mutter geſpannt.

„Nun, da iſt ſie ja eben, Mütterchen!“ antwortete Flora, „kann mir etwas Schlimmeres begegnen, als abermals mit einem Profeſſor zuſammen zu treffen? —“

Der Mutter ging ein Licht auf. „Waren es nicht zwei Profeſſoren,“ fuhr Flora fort, „welche mir mein frohes Leben verbitterten und trübten? die meinem guten Rufe ſchadeten und mich in den Augen ſo vieler Menſchen, deren Achtung mir theuer iſt, als eine Spottſüchtige, als eine eitle, eingebildete Thörin darſtellten, die ihre Freude daran habe, ehrliche Männer an ſich zu locken, um ſie mit Hohn abzuſtoßen und dem widrigſten Stadtgeſpräche preiszugeben? — Muß ich nicht ſagen, was iſt mir wohl Böſes geſchehen, das nicht ein Profeſſor that? — O ich haſſe dieſe gelehrten Herren, und ſo oft ich ihren Titel höre, ſchauert es durch meine Glieder. Ich fürchte, ich werde ſo lange, als der zu erwartende Gaſt anweſend bei uns ſein wird, nicht aus dem Fieber kommen.“

Die Mutter ſah ernſt. „Kind!“ ſprach ſie mit vorwerfendem Tone, „frage Dich, ob Du ſo ganz unſchuldig an der Bewerbung dieſer Männer wareſt, und ob Du Dir den Verdruß, der für Dich daraus hervorging, durchaus nicht zuzuſchreiben hatteſt. Nur in den allerſeltenſten Fällen hat ein Mädchen die Bewerbung der Männer nicht veranlaßt. Glaube mir, meine liebe Flora, es giebt ein Benehmen, es läßt ſich weder mit Worten beſchreiben, noch nach Regeln erlernen, welches zwar erlaubt, uns den Männern in aller eigenthümlichen Liebenswürdigkeit zu zeigen, den ſchüchternen Reiz der Seele vor ihnen zu entfalten und die anziehende Sprache des Herzens reden zu laſſen, wo es darauf ankommt, ſie mit dem leiſen, ſichern Schritt der Achtung oder eines innigern Verſtändniſſes noch, uns zu nähern —; das aber auch die Kühnſten unter ihnen auf einen Platz ſtellt, deſſen Grenzen ſie mit ihren Wünſchen, ihren Forderungen an uns, nie überſchreiten können. Nur ein reines Gemüth, ganz frei von Gefallſucht, in der Unſchuld zarter Würde, vermag durch ihre Kraft dieſen Zauberring um die Herren der Schöpfung zu ziehen.“

„Es ſei!“ antwortete Flora mit einem Seufzer, „wenn ich gefehlt, ſo habe ich auch ſchwer gebüßt, und zwei ſchöne Blüthenjahre ſind mir im ſchmerzlichen Kampfe mit der Liebe und dem Haſſe der beiden alten Herren entflohen. Die

Furcht vor ſolchen Erfahrungen iſt nun nächſt der Ueberzeugung in mir feſtgeſtellt, daß mir eine beſondere Anziehungskraft für gelehrte Freier beiwohnen müſſe. Wie wenn Einer, der auf einer hohen Brücke ſteht, vor dem Gedanken erzittern kann, ſich gegen ſeinen Willen hinabzuſtürzen, ſo erbebe ich, wenn ich mir die Möglichkeit vorſtelle, gegen mein innerſtes Widerſtreben dennoch einmal einen Profeſſor heirathen zu können. Und wenn mich Jemand bei meinem Namen, dem ich ſo gut bin, ruft, ſo läuft es mir eiskalt über die Haut, dächte ich, einmal Frau Profeſſorin genannt zu werden.“

„Kind, Kind! Du frevelſt!“ ſagte die Mutter warnend; „bedenke, daß die Nemeſis unſere Worte wägt und wiegt, und leichtſinnig hingeſprochene einſt ſchwer auf unſer Herz fallen läßt.“

„Aber, Mutter, warum ängſteſt Du mich ſo?“ fragte Flora mit bangen Mienen; „beruhige mich lieber, und gewähre mir eine einzige dringende Herzensbitte!“

„Nun?“ ſprach die Mutter, welche ihrer Tochter Angſt zu rühren anfing. „Erlaube mir,“ ſagte Flora, „daß Jettchen bei ihrer heutigen Ankunft dem Gaſte als die Tochter vom Hauſe vorgeſtellt werde, ich aber während der Zeit ſeines hieſigen Aufenthaltes als Jettchen Hellborn erſcheinen darf. Denn, glaube mir, gute Mutter! jene Muſageten würden mich bei weitem weniger begehrenswerth gefunden haben, hätte das Vermögen meiner Eltern, von der öffentlichen Meinung überſchätzt, mir nicht Reize geliehen, die ſich zwar Deine Flora wünſcht, aber nicht beſitzt. So möchte ich gern für diesmal zurückſtehen, und die zweite, ja, wenn ich mir nicht anders zu helfen wüßte — auch eine ſtumme Rolle ſpielen.“

„Das würde Dir doch ſchwer werden,“ lächelte die Mutter. „Doch welches Anſinnen, Mädchen! Glaubſt Du im Ernſt, daß es Dir möglich ſein werde, den Gaſt mehrere Wochen hindurch in dieſer Täuſchung zu erhalten? Unſere Leute müßten in das Geheimniß gezogen werden — ſcheut Dein Zartgefühl dies nicht? Was würde wohl der Vater dazu ſagen? Und fürchteſt Du nicht, im wahrſcheinlichſten Falle der Entdeckung Dich und uns allen dieſem achtbaren Manne von einer ſehr verächtlichen Seite, der des Betrugs — zu zeigen?“

„O Mütterchen!“ antwortete Flora, ich fürchte nichts, gar nichts, als — dem Profeſſor zu gefallen. Du haſt es nur vergeſſen, wie wehe das Korbflechten thut, wenn uns Herz und Hand ſo weich iſt, als daß wir mit ſpitzen Ruthen umgehen könnten, ohne uns ſelbſt zu verwunden.“

Eine wehmüthige Erinnerung glitt über das ſanfte Geſicht der Mutter. „Ich habe es nicht vergeſſen,“ ſagte ſie leiſe und traurig. „Nur einmal mußte ich — obgleich ſchuldlos, denn ich liebte ſchon — dies betrübende Geſchäft übernehmen; aber ich verblümte den Korb und füllte ihn aus vollem Herzen, und bittere Thränen fielen auf die ſchwere Gabe. Denn ſage, mein Kind! kann Jemand Größeres bieten, als Hand und Herz? dem gemäß muß unſere Theilnahme ſein. Der Bewerber verwandelte ſich in meinen Freund, und ſeine edle Liebe bewährte ſich im Feuer der Entſagung. Er freuete ſich meiner zufriedenen und glücklichen Ehe, mich aber betrübte es, daß er ledig blieb. Längſt iſt er todt. Dort, wo wir weder freien noch freien laſſen — hoffe ich ihn wiederzufinden.“

Die Mutter ſchwieg, ihre Lippen zitterten von einer zurückgedrängten Thräne. Flora beugte ſich zu der Mutter hernieder, und bedeckte ihre Hände mit ehrfurchtsvollen Küſſen.

Die Familie des Oberamtmanns Spiller genoß, ſo weit als ſie gekannt war, einer allgemeinen Hochachtung. Wenn der Hausvater dieſer Familie durch eine ſeltene Geſchäftsumſicht, durch unbeſtechbare Redlichkeit und raſtlos thätigen Eifer, das Wohl der Seinen und den Nutzen des Ganzen in den Pflichten des Berufes zu fördern, dieſe Würdigung verdiente, ſo war die ſanfte Güte, der klare Verſtand, die weiſe Mäßigung der Mutter ihrer nicht weniger werth. Die Tochter Flora, welche unſere Leſer bereits kennen, ein blühendes, harmloſes Geſchöpf, war die gefeierte Schönheit der Gegend, und der Sohn, ein hochſtrebender, edler Jüngling, die ſtolzeſte Hoffnung der Eltern. Die Natur, welche ſich öfter in ſolchem Widerſpiel gefällt — hatte dem Sohne das weiche Gemüth, den poetiſchen Sinn der Mutter gegeben, während man in der Tochter die frohe, natürliche Lebensanſicht des Vaters wiederfand, die, ohne ſich im Mindeſten zum Gemeinen hinzuneigen, doch die Freuden dieſer Welt ſehr hochſtellte und der Wirklichkeit ihr volles Recht angedeihen ließ.

Nicht ganz ohne Sorgen ſah die Mutter die Entwickelung ihrer Kinder, und nur ſehr ſpät, und dann noch ungern, gab ſie dem Dringen ihres Mannes nach, die erwachſene Flora in eine, nicht allzuweit entfernte Stadt, woſelbſt eine berühmte Erziehungsanſtalt für Töchter war, zu ſenden, um ihre ſorgfältige Ausbildung durch das Erlernen einiger weiblichen Kunſtfertigkeiten, und durch das, was auch die klügſten Landbewohner feinen Ton nennen, zu vollenden.

Der junge Spiller befand ſich ſchon ſeit mehreren Jahren auf der hohen Schule dieſer Stadt, woſelbſt er in der Familie eines Kaufmanns, der dem Oberamtmann befreundet war, als Pflegling und Hausgenoſſe lebte. In eben dieſe Familie ſollte nun auch Flora aufgenommen werden, und nur in den Lehrſtunden jenes Inſtitut beſuchen. Die Mutter übernahm es ſelbſt, ihre Tochter dahin zu begleiten, um den Kreis der Menſchen und die Verhältniſſe näher kennen zu lernen, denen ſie dies werthe Pfand anvertrauete.

Dieſe verſtändige Frau fand ſehr bald, daß die Dame vom Hauſe und ihre Töchter den wahren Begriff von weiblicher Bildung im höheren Sinne mit einer gewiſſen Kenntniß des äußeren Anſtandes, mit der Uebung, ſich frei und doch ſchicklich zu bewegen, verwechſelten, was ohne ſittliche Veredlung leider! nur zu oft beſteht. Die weiſe Mutter hätte um ſolch ſchicklicher Form willen nichts von der liebenswürdigen Natur ihrer Tochter aufopfern mögen, und ſo that ſie das Einzige, was ihr übrig blieb, einen ſchädlichen Einfluß zu entkräften, den ſie von jener Familie auf das Weſen der lebhaften Flora befürchtete. Sie nahm ihre Tochter allein, und in einer innigen Rede, voll drängend mütterlicher Beſorgniß, beſchwor ſie den Liebling, den Lockungen des Beiſpiels zu widerſtreben, ſich rein von jeglichem Vorwurf und den Geſchmack an einfachen, ſchuldloſen Freuden unverdorben zu erhalten.

Flora gelobte es mit naſſen Augen; ſie wäre gern mit der Mutter wieder umgekehrt —, doch verſprach Dieſe, die

Zeit der Studien ihrer Tochter ſo viel als möglich abzukurzen.

Madame Simon — ſo hieß die Kaufmannsfrau — und ihre Töchter fanden Gelegenheit ſich über den unbildneriſchen Eigenſinn ihrer neuen Hausgenoſſin zu beklagen. Sie nannten in tiefer Verachtung die Weigerungen der herzhaften Flora, ſich in ſeine Falſchheiten zu ſchmiegen und zu fügen „Dorfmucken.“ Sie machten es zu einer Preisaufgabe der Klugheit, die Schrollen des Landmädchens zu beſiegen.

Im mittleren Stockwerk dieſes Hauſes wohnte ein Profeſſor. Dieſer Mann, ein naher Funfziger, nicht grade widrig von Perſon, bemittelt, doch reicher noch an den gewöhnlichen Grillen der Hageſtolzen, ſehr gelehrt, doch etwas pedantiſch, beſuchte zuweilen die Familie ſeines Wirthes, von der er jedoch als eine in ihrem Cirkel ganz fremdartige Erſcheinung, faſt gänzlich überſehen und nur mit der dürftigen Beachtung abgefunden ward, welche jeder rückſichtsvolle Hauswirth einem Miether, der gut bezahlt, angedeihen läßt.

Der gutmüthigen Flora, welche in ihrem elterlichen Hauſe einen Mann von Verdienſt und reiferen Jahren ganz anders hatte behandeln ſehen, ging dieſe Vernachläſſigung ſehr zu Herzen; der Profeſſor dauerte ſie. In einem unbewußten ſchönen Triebe ſuchte ſie ihm durch gefällige Aufmerkſamkeit auf ſeine Unterhaltung das Begegnen der Anderen, das ihn außer Acht ließ, zu vergüten, und hatte der Profeſſor mit philoſophiſcher Gelaſſenheit die geringe Schätzung ſeiner Gegenwart bisher ertragen, oder ſelbſtzufrieden kaum bemerkt, ſo bewies er ſich weniger als einen echten Schüler der Stoa, hinſichtlich des Vergnügens, welches ihm die freundliche Achtung des beſcheidenen Mädchens zu erregen ſchien. Seine gelehrte Eitelkeit fühlte ſich geſchmeichelt, ſein Herz — wie ſich deutlich zeigte — war noch reizbar für die jugendliche Anmuth dieſer ländlichen Flora. Man fing an, über dieſe ſolide Eroberung zu ſpotten. Flora ward mit ihrem pedantiſchen Verehrer ſo ſchonungslos aufgezogen, daß ſich das arme Mädchen in einem Gefühl gekränkter Scham gegen dies verletzende Benehmen nicht anders zu retten wußte, als daß ſie mitſpottete, und die lächerlichen Manieren des Profeſſors mit täuſchender Wahrheit nachäffte.

Sie ärgerte ſich heimlich, den Profeſſor nicht gleich den Andern, ſchnöde behandelt zu haben, und vergebens erhob ein leiſer Vorwurf ihres Herzens ſeine Stimme — Flora wollte ihn falſch verſtehen. Der rauſchende Beifall, der ihre mimiſchen Verſuche feierte, bethörte die Arme, und in dem unauslöſchlichen Gelächter, welches jeder Scene folgte, worin ſie den armen Pedanten preis gab und ſeine Liebe höhnte, verſtummte die warnende Stimme in ihrem Buſen.

Ein hoher Grad von Selbſtgefälligkeit verblendete den Gelehrten, ſo daß er den ungeheuern Abſtand zwiſchen ſich und einem Mädchen, das aufblühend im Lenz der Jugend, das Kind begüteter Eltern war, welche die wünſchenswertheſte Partie für ihre Tochter anſprechen durften, für kein Hinderniß ſeines Glückes hielt. An einem Abend, wo die Familie Simon auf einem Balle war, und nur die einſame Flora, von einer leichten Unpäßlichkeit zu Hauſe gehalten, ihres Bruders harrete, trat der Profeſſor bei ihr ein und machte in einer wohlgeſetzten Rede den vollſtändigſten Heirathsantrag.

Die Länge dieſes Vortrags rettete die beſtürzte Flora; denn noch ehe der Profeſſor an den Schluß gelangte, kam Robert und entnahm ſeine Schweſter der beängſtendſten Verlegenheit, in der ſie ſich jemals befunden.

Das Dienſtmädchen verrieth zu großer Beluſtigung ihrer Herrſchaft den Beſuch des Profeſſors bei ſeiner jungen Freundin. Man neckte Flora auf eine unzarte Weiſe damit. Dieſe, welche ſeit dem vorigen Abend wirklich Widerwillen gegen den Profeſſor empfand, gab nun dem erſtaunten Kreiſe ſeine Abſicht faſt mit denſelben Worten und in treu nachgeahmter Manier zum Beſten. Man wollte ſich todt lachen, und verſprach ſich von der verliebten Thorheit des Pedanten noch manchen köſtlichen Spaß.

Doch ſchon nach einer Stunde kam Herr Simon ſehr betroffen aus dem Comptoir und zeigte ein Billet vor, worin ihm der Profeſſor kurz und bündig ſchrieb, daß er ausziehen wolle. Man ſtellte ein genaues Examen an, und aus mehreren Umſtänden ergab ſich die wahrſcheinliche Vermuthung, daß der Profeſſor zufälliger Weiſe Ohrenzeuge der für ihn ſo beſchämenden Mittheilung geworden wäre. Es hatte ihn daher auf das Aeußerſte empören müſſen, ſeinen, obgleich unüberlegten, doch redlich gemeinten Antrag, ſo übel belohnt zu ſehen.

Man verlor den Profeſſor als Miether ſehr ungern. Er hatte einen hohen Hauszins ſtets richtig bezahlt, wenig geſtört und noch weniger Forderungen gemacht.

Die arme Flora, ohnedies durch ihr Bewußtſein für ihren jugendlichen Muthwillen geſtraft, mußte jetzt manche bittere Anmerkung hören; ja es entging ihr nicht, daß man auf die unzarteſte Art, Jedem, der nur Luſt zu fragen hatte, warum der Profeſſor ſein altes, ihm ſo liebes Quartier aufgeſagt, den ganzen Vorgang erzählte, ohne im Geringſten zu erwähnen, wie ſehr die ſonſt gute und verſtändige Flora zu ihrem Vergehen gereizt worden wäre.

Flora weinte jetzt die erſten, herben Thränen ihres Lebens. Sie ſah ſich auf einmal als einen Gegenſtand des Stadtgeſpräches, und zwar eben nicht auf die ehrenvollſte Weiſe. In mancher ſtiller, nächtlichen Thräne büßte ſie die flüchtige Verirrung ab, woran ihr Herz keinen Theil gehabt. Sie dachte tauſendmal an ihre Mutter, und wie ſehr dieſe Recht gehabt hätte. Die heiligſten Vorſätze, in Zukunft weiſer zu handeln, beruhigten ſie allmählich, und die glückliche Fähigkeit der Jugend, ſchmerzliche Eindrücke zu verwinden, ſtellte in ihrem weichen Gemüth das wunde Gefühl begangenen Unrechts und ſeiner kränkenden Folgen wieder her.

Die Sticheleien der Familie Simon hörten auf, als ſich ein neuer Miether, abermals ein Profeſſor, der jedoch zu Flora's Troſt verheirathet war, fand.

Der Mann — in mittlern Jahren, ein eingebildeter Geck von gefährlicher Art, in ſo fern ſeine reizbare Eitelkeit leicht verletzt werden konnte, was er alsdann hämiſch rächte — hatte ſich durch ſeine Kenntniſſe Ruf erworben, ſeinem anmaßenden Charakter kam aber keine Frucht der Achtung zu Gute. Er genoß weder Beifall noch Wohlwollen, man fürchtete und vermied ihn; und bewunderte kalt ſeinen reichen Geiſt, der in keinem Strahl der Liebe fremde Herzen erwärmte.

Die Frau — gebildet, gut, liebenswürdig, aber ſehr kränklich —, denn auf ihrer eingefallenen blaſſen Wange blühete nur die Schwindſuchtsroſe — fand in ihrem idealiſch ſchönen Kinde ihr einziges Glück.

Flora, welche ſich ſeit jener Heirathsgeſchichte eingezogen hielt, fühlte ſich zu dieſer ſanften, leidenden Frau durch die magiſche Gewalt der Sympathie und durch eine ernſtere

Stimmung hingezogen. Man ließ von Seiten der Familie Simon das Mädchen um ſo williger in dieſer Freundſchaft gewähren, als ſich für eine der Töchter des Hauſes eine Ausſicht, gut verſorgt zu werden, eröffnete. Indeß ſchien der willkommene Freier noch unſchlüſſig, und die kluge Mutter hielt es für gerathen, Flora ſo viel als möglich zu entfernen, damit ſein Auge nicht auf eine Vergleichung gelenkt würde, die nur zum Nachtheil ihrer Tochter ausfallen könnte.

So war ein Jahr vergangen, in ſtillen Freuden für Flora, doch auch traurig gemiſcht, da die Frau des Profeſſors immer ſichtlicher dem Grabe zuwelkte. Jetzt ſtarb ſie — und Flora war untröſtlich. In ihrem Schmerze, in der dankbaren Würdigung ihres Verluſtes, ſetzte ſie die zärtlichſte Vorſorge für das nun mutterloſe Kind fort.

Der Profeſſor fand ſich mit wahrhaft philoſophiſcher Ruhe in den Spruch des Schickſals, der ihn ſeiner vortrefflichen Gattin beraubte, und welcher nun doch unabänderlich wäre. Er ließ dem Tode ſein Recht, behauptete aber auch das ſeinige, und ſchickte ſich, ſobald es nur mit einigem Anſtand geſchehen konnte, zu einer neuen Wahl an. Sehr natürlich fiel dieſe auf das blühend ſchöne Geſchöpf, das ihm an der Seite ſeiner ſiechen Frau als deren Gegenſtück erſchienen, und deſſen innerer Werth ihm ſo oft von der Verſtorbenen geprieſen worden war. Der Profeſſor eilte demnach mit ſeltner Faſſung, ſich dieſes Kleinods zu verſichern.

Als der letzte Schnee des Jahres fiel, trug man die liebe Frau zu Grabe, und kaum war er im erſten Sonnenſtrahle des Frühlings geſchmolzen, da bewarb der Profeſſor ſich ſchriftlich um die Hand der jungen Hausfreundin.

Die erſtaunte Flora fiel wie aus den Wolken. Sie ſah ſich mit gemiſchtem Schmerz — denn ihre Thränen um die theure Hingeſchiedene waren noch nicht verſiegt — zum zweiten Male in einer Bedrängniß, worein ein ſchönes Gefühl ihres Herzens ſie verlockt hatte. Da ward ihr klar, daß, um die Irrgänge des Lebens zu vermeiden, man nothwendig Klugheit und Vorſicht zu Führerinnen haben müſſe. Sie that, was ſie konnte. Niemand, ſelbſt ihr Bruder nicht, erfuhr die neue Bewerbung, und in einem achtungsvollen Schreiben lehnte ſie den Antrag ab.

Der Profeſſor hatte in ſeinem Dünkel nicht an die Möglichkeit einer abſchlägigen Antwort gedacht, und bereits mehrere ſeiner Bekannten mit der getroffenen Wahl bekannt gemacht. Seine Eitelkeit ward daher auf das tiefſte beleidiget, als er Flora's Antwort erhielt. Er wußte ſich keine beſſere Genugthuung zu geben, als daß er die Begehrte jetzt eben ſo verläſterte, wie er ſie zu erheben, früher bemüht geweſen war. Er ſchadete nach Kräften eines böſen Willens dem Rufe der unbeſcholtenen Flora.

Die Familie Simon ward abermals für Flora das Werkzeug bitterer Kränkungen. Madame erfuhr in einer Theegeſellſchaft die Neuigkeit aus ihrem eigenen Hauſe. Das Erſtaunen der Mittheilerinnen, daß ſie, als Flora's Koſtfrau, davon nichts wiſſe, beſchämte die Dame, welche ſich eben ſo ſehr über dieſen Beweis von Mißtrauen, in Beziehung auf Flora, gekränkt fühlte, als es ſie grollte, daß der verwittwete Profeſſor, der ſeit dem Tode ſeiner Frau, zu einem Gegenſtande ihrer mütterlichen Abſicht geworden war, ihre Töchter vorübergegangen ſei. Sie ſäete in ihrem Unmuth reichen Samen auf das Giftfeld der Verleumdung, und als ſie nach Hauſe kam, erzählte ſie dem verſammelten Familienkreiſe die Unterredung mit höhniſcher Schadenfreude, ſo daß jedes Wort wie ein ätzender Feuertropfen das arme Herz der ſchuldloſen Flora verwundete.

Das war zu viel. Flora erkrankte; auf die Nachricht davon kam eiligſt die Mutter an. Sie fand ihr unglückliches Kind in einem ſehr angegriffenen Gemüthszuſtande, und ſah leider! ihre traurige Ahnung beſtätiget. Flora weinte ihr Geſtändniß unter tauſend heißen Thränen an dieſer treuen Bruſt aus, und die Mutter hatte Troſt der Liebe für ihr Kind. Sie benutzte dieſe Gelegenheit, um ihrer Tochter zu zeigen, daß unſere reinſten Gefühle, unſere beſten Handlungen oft zu Fallſtricken für unſer Glück werden können, wenn wir ſelbige nicht der Leitung des Verſtandes unterwerfen.

Sie machte die unerfahrene Flora ferner darauf aufmerkſam, wie gewagt es ſei, über die Sträflichkeit unſerer Mitmenſchen zu urtheilen, weil wir ſelten oder nie die geheimen Triebfedern ihrer Handlungen erforſchen können, und ſagte ihr endlich, daß wir zwar der öffentlichen Meinung Werth beimeſſen, nie die Achtung der Menge oder des Einzelnen geringſchätzen dürften; doch uns demſelben nie ſo ſclaviſch unterjochen und unſere Glückſeligkeit ſo ängſtlich daran knüpfen müßten, als daß wir nicht frei und froh in uns ſelbſt zurückflüchten möchten, um in der eigenen Zufriedenheit Ruhe und Lohn zu finden, wenn wir in der Außenwelt verkannt und verſchmähet würden.

Nachdem die Mutter ſich hinlänglich von dem Unwerth der Familie Simon überzeugt hatte, entfernte ſie auch ihren Sohn aus dieſem Hauſe, und überließ ihn ferner ſeiner eigenen Aufſicht. Flora aber, die Geneſene, begleitete die Mutter nach der Heimath. Hier durfte ſie ſich der Güte ihres Herzens und dem Vertrauen zu den Menſchen überlaſſen. Sie vergaß endlich ſo viel von der Schule der Stadt, um den halb verlorenen Frohſinn wieder zu finden, doch konnte ſie ſich eines leichten Fieberſchauers nie erwehren, wenn ſie der beiden Profeſſoren und ihrer Anträge gedachte.

Jettchen Hellborn, ein armes, aber ſehr hübſches Mädchen aus der Familie des Oberamtmanns, beſuchte jährlich mehrere Male auf einige Wochen dies gaſtfreundliche Haus. Dieſer Aufenthalt war für das arme Mühmchen die Feſtzeit im Kalender ſeiner Lebensfreuden, den eine alte geizige Tante, bei der Jettchen als ihre einſtmalige Erbin aushalten mußte, mit unzähligen Finſterniſſen und Faſttagen verſah.

Auch heute kam Jettchen flugs und fröhlich an, ward von der Mutter liebreich empfangen, von Flora auf das herzlichſte begrüßt, und nach abgenommenen Hut und Shawl von der zu erwartenden Ankunft des ungern geſehenen Profeſſors, von Flora's Furcht und ihrem Herzenswunſche in Kenntniß geſetzt, daß es ihr erlaubt ſein möchte, mit Jettchen die Rolle der Tochter des Hauſes zu tauſchen.

Jettchen ging ſogleich in dieſe Idee ein, und ſagte, daß ſie, ſelbſt auf die Gefahr, den Profeſſor zu erobern, es wagen wolle, ihm als Flora Spiller bekannt zu werden, und daß — im Falle er nur ein klein wenig hübſcher als die Häßlichkeit ſei — ſie ſogar nicht anſtehen würde, ihn zu heirathen, wenn es bei der magnetiſchen Kraft verbliebe, welche der armen Flora bisher ſo läſtige Anhänglichkeiten und ſo viel Verdruß zugezogen, und von der es ſich nun entſcheiden müſſe, ob ſie dem Namen oder der Perſon eigen ſei. — Bei ihrer Tante werde es immer ſchlimmer, ſie miſche den kargen Freudenwein Ihrer Jugend täglich mit mehr Galle und Wermuth, ſo daß Jettchen in jedem Wagniß, ihre Lage zu verändern, nur gewinnen könnte.

Die beiden Mädchen beſtürmten nun vereiniget die Mutter, ſie ſchlugen alle Einwendungen derſelben aus dem Felde und wußten für alles Rath, ſo daß die Oberamtmannin zuletzt die entſcheidende Stimme dem Vater überließ, der von einer Geſchäftsreiſe in jene Stadt zurückerwartet wurde, und von dem ſie hoffte, daß er ihrer Meinung ſein und das liſtige Plänchen der Mädchen mit väterlichem Anſehen verwerfen werde.

Der Oberamtmann fand jedoch bei ſeiner Nachhauſekunft eine ſolche Unzahl dringender Beſorgungen vor, daß er eben ſo wenig Zeit hatte den Seinigen die Erfahrungen ſeiner Reiſe mitzutheilen, als Flora's Bitte zu prüfen, die ſie mit all dem ihr eigenthümlichen Zauber kindlicher Zuverſicht vortrug. In Zerſtreuung und Eil willigte er ein.

Als die Mutter dies vernahm, ſagte ſie zu ihrer Tochter: „So wünſche ich denn herzlich, daß die Sache keine übeln Folgen für Dich haben möge, oder Du Dich nicht etwa gar in Deinem eigenen Netze fängſt! — Doch bedenke, mein Kind, daß, wer die Täuſchung ſäet, den Betrug erntet, ſollte er Dir auch ſelbſt geſpielt ſein! — Ich, an Deiner Statt, würde ſolch ein Mittel verſchmähet und mich in Wahrheit Gott befohlen haben. Du wagſt viel, indem Du Dich zu verwahren denkſt, Du wagſt mehr, als ein Mädchen jemals wagen ſollte, die Achtung eines würdigen Mannes. Du weißt nicht, ob das Vertrauen Deines künftigen Gatten —“ (Flora ſchauderte bei dieſen Worten ihrer Mutter) „denn die Erfolge laſſen ſich nie berechnen, und Du kennſt ja den Profeſſor noch nicht. Setze dieſen möglichen Fall, ſo würde zwar die kleine Intrigue jetzt von ihm allerliebſt gefunden werden; aber ſpäter könnte ſie den Argwohn in ihm begründen, Du wäreſt geneigt, ein X für ein U zu machen. Wer in allen Dingen wahr iſt, darf auch zu allen Zeiten ruhig ſein.“

Flora wurde nachdenkend bei dieſen Worten ihrer Mutter. Sie hatte jedoch das Plänchen allzufeſt in ihren Sinn gefaßt, und vielleicht eine Probe daran geknüpft, als daß es ihr noch möglich geweſen wäre, davon abzulaſſen.

Die Anſtalten zu der Aufnahme des Gaſtes waren nun getroffen; mit dem nahenden Abend verſtummte das Geräuſch im Hauſe; denn der Oberamtmann konnte ſpäten Lärm und Unfug nicht leiden, zumal wenn Fremde erwartet wurden oder angekommen waren. „Dann,“ pflegte er zu ſagen, „muß einem Gaſte angſt und bange werden, wenn er die Laſt und Unruhe vernimmt, welche er verurſacht; er bezieht das hörbare Schaffen und Holen, Rennen und Laufen nur auf die Ungelegenheit ſeines Beſuchs, und dieſes Treiben treibt ihn fort. Wenn bei meinem Eintritte über eine fremde Schwelle die Thüren auf- und zugeworfen werden, ſo weiß ich, wie viel die Glocke an der Hausuhr geſchlagen. Wo es mir gefallen ſoll, muß es fein ſtille zugehen.“

Auch in dem Dorfe merkte man, daß die Feierſtunde des Sonnabends der müden Woche zu Grabe geläutet, Ruhe ließ ſich nieder in die arbeitſamen Höfe und Hütten, und Stille des Sabbaths ſchwebte über der Landſchaft. Aber noch immer blieben die Erwarteten aus. Der Oberamtmann und ſeine Frau beſchloſſen, ihnen entgegenzugehen, und Jettchen, als die vermeintliche Tochter, begleitete die Eltern, während Flora zurückblieb, um das Haus nicht ohne Aufſicht zu laſſen. Die beiden Mädchen hatten bei dem Tauſche der Verhältniſſe ihre Taufnamen beibehalten.

Sie waren noch nicht längſt fort, da Flora vor die Thür trat, ſich umzuſehen, als plötzlich ein junger, feingekleideter Mann mit einem etwas blaſſen, aber höchſt intereſſanten Geſichte vor ihr ſtand, der in den angenehmſten Tönen fragte, ob er das Vergnügen habe, die Tochter dieſes Hauſes vor ſich zu ſehen. Flora war ſo erſchrocken, daß ſie ſich kaum ſo weit ſammeln konnte, um dieſe Frage mit Nein zu beantworten, denn ſie ahnete, wer der Fremde ſei.

Es war der Profeſſor. Unweit des Dorfes hatte Robert (dem ſeine Schweſter mit dem abholenden Wagen ein Schreiben geſendet, worin ſie ihn mit ihrem Vorhaben bekannt gemacht hatte), vor drängender Sehnſucht nach dem geliebten Vaterhauſe nicht mehr im Wagen aushalten können. Er ſtieg aus und der Profeſſor mit ihm; doch kaum hatten ſie den ſchattigen Fußpfad betreten, als Roberts ſcharfer Blick die entgegenkommenden Eltern auf der fernen Landſtraße gewahrte, und nachdem er dem Profeſſor den näheren Weg nach dem Schloſſe bezeichnet hatte, ſetzte er über Gräben und Hecken, um die Seinen nicht weiter gehen zu laſſen und ſie ſo früh als möglich zu begrüßen. — So kam es denn, daß der Profeſſor einige Minuten früher als die Andern im Schloſſe anlangte, und der erſte Eindruck, den die liebliche Flora auf ihn hervorbrachte, nicht durch die Anweſenheit ſämmtlicher Familienmitglieder getheilt wurde.

„Ach, Fräulein!“ ſagte die Magd, als Flora bald darauf in die Küche trat, „geben Sie mal Acht! Sie heirathen den fremden Herrn! Sie wurden ja wie ein helles Blut, als er ſo auf einmal vor Ihnen ſtand, und es iſt ein gewiſſes Wort, daß Derjenige, vor welchem man erſchrickt, der künftige Ehemann ſei. — Das haben mir ſchon viele Frauen erzählt, wie der Schrecken eingetroffen, und Sie, Fräulein, werden einſt auch an die Sabine denken. —“

Aber Flora war ſchon in tiefen Gedanken. Sie hatte bei dem Anblick des Profeſſors einen elektriſchen Schlag empfunden, und fühlte ſich in der feſten Zuverſicht erſchüttert, daß ſie für ihr Glück geſorgt, da ſie ihn täuſchen wollte. Beſchämt von dem Unrecht, deſſen ſie ſich gegen ihn bewußt war, nahm ihr Betragen eine ſchüchterne Haltung an, wobei ſie jedoch überhaupt, und insbeſondere nichts in ſeinen Augen verlor.

Die Geſundheit des Profeſſor Eberhardt verbeſſerte ſich hier auffallend. Die Brunnencur ſchlug an, öfteres Bewegen in der reinen Gebirgsluft, die Befreiung von anſtrengenden Arbeiten und häusliche Pflege ſtärkten ſeinen Körper, während der Umgang mit dieſen herzlichen, gradſinnigen und liebenswürdigen Menſchen ſein Gemüth erheiterte Schon in der zweiten Woche ſeines Aufenthaltes im Hauſe des Oberamtmanns ſchien er ein Anderer zu ſein, und mit Vergnügen bemerkten dies die Glieder dieſer Familie, deren jedes ſein Scherflein zu dieſer günſtigen Veränderung nach Kräften beigetragen hatte.

Ganz vorzüglich lieb und werth hatte die wackere Hausfrau den Gaſtfreund gewonnen, und ſie geſtand dem Gatten, der ihr beiſtimmte, daß ſie ſich ſehr glücklich fühlen würde, wenn ihr einſtiger Schwiegerſohn die Eigenſchaften dieſes, durch Geiſt und Herz ausgezeichneten Mannes beſäße.

Die Ferien neigten ſich zu Ende, und jetzt wollte es ſcheinen, als wäre Flora ein wenig ſtill und träumeriſch geworden. Die Mutter fand ſie öfter allein, mit glühenden Wangen, verdunkelten Blicken, ohne alle Beſchäftigung, ja, ſogar in verſtohlenen Thränen —; aber die beſonnene Frau fragte nicht, was ihrer Tochter fehle.

Die Zeit des Abſchieds rückte näher, und mit genießendem Geize rückte der Profeſſor ſie bis auf die letzte Stunde hinaus, die ihm zu bleiben vergönnt war.

In der Frühe des Morgens vor dem Tage der Abreiſe begegnete die Mutter dem Profeſſor im Garten und ward von ihm mit einer Miene voll Zutrauen und beſcheidenem Zagen um ein Gehör unter vier Augen erſucht. Sie führte ihn in ein fernes Mooshüttchen, wo ſie ungeſtört wären.

Hier ergriff der Profeſſor ihre Hand, führte ſie an ſeinen Mund, und ſprach: „Die Güte, mit welcher Sie mich, den Fremdling, in Ihrem Hauſe aufgenommen, und die ſüße Täuſchung in mir hervorgebracht haben, als ſei ich in meiner Heimath und von den liebenden Meinigen umgeben, hat mir nicht nur eine nie abzutragende Verbindlichkeit auferlegt, ſondern iſt mir auch die ſtärkſte Gewähr, daß ich Ihnen in dem rückhaltloſeſten Vertrauen einen Beweis meiner tiefgefühlten Achtung geben darf. Erlauben Sie daher, theure Frau! daß ich Ihnen das Geheimniß meines Herzens eröffne, und verſagen Sie mir nicht Ihren mütterlichen

Rath. — Ich liebe Ihre Verwandte — die treffliche Flora! Ich liebe dies herrliche Mädchen von ganzer Seele! — Doch habe ich, ehe die Geliebte mit meinen Gefühlen wie mit meiner Abſicht auf ihre Hand bekannt würde, mich zuvor Ihnen, verehrte Freundin, entdecken und erfahren wollen, ob ich es wohl wagen dürfte, mich um das liebenswürdige Mädchen zu bewerben. — Durch meinen guten Robert weiß ich genau, daß Flora nicht reich, eine Waiſe und von den Grillen und Launen einer bösartigen Tante abhängig ſei, und dennoch fehlt es mir an Muth, dem lieben Kinde ein beſſeres Loos anzubieten. Es wohnt mir eine ſeltſame Scheu bei, welche mich ſo gewaltig befangen hält, daß ich mich wohl eher an den Qualen einer hoffnungsloſen Liebe verbluten, als jemals entſchließen könnte, einem in glücklichen Verhältniſſen lebenden Mädchen, der Tochter wohlhabender Eltern, als zum Beiſpiel, Ihrer Tochter, Theuerſte! mich mit dem Wunſche zu nähern, ſie möchte die Meine werden.“

Hier ſchwieg der Profeſſor, und küßte abermals die Hand der Mutter, welche ſchon zu Anfange dieſer Rede erglüht war und mühſam nach Faſſung ſtrebte.

„Ihre Erklärung“ erwiederte ſie, „freut mich, Sie glauben nicht, wie ſehr! — So viel kann ich Ihnen ſagen, daß Flora's Herz frei iſt, und — faſt glaube ich Ihnen Hoffnung geben zu dürfen, und verſpreche Ihnen bei dieſer Sache meine kräftigſte Vermittelung, doch knüpfe ich eine Bedingung daran.“

„Welche?“ fragte der Profeſſor in bereitwilliger Haſt.

„Daß Sie,“ antwortete Jene, „an dem morgenden Abend, als an dem letzten Ihres Hierſeins, wo ich Ihnen Gelegenheit verſchaffen werde, mit Flora allein zu ſein, dieſer eine heiße Leidenſchaft für Jettchen entdecken, und ſie erſuchen, ſich Ihrer Wünſche anzunehmen.“

Der Profeſſor trat erſtaunt zurück. „Wie, verehrte Frau?“ ſprach er in Zweifel und Mißbilligung, „habe ich Sie auch recht verſtanden? Ich ſollte die Geliebte täuſchen? Abgeſehen davon, wie ſchwer es mir fallen würde, müßte mich ein Vorgeben dieſer Art nicht für immer in ihrer Meinung zurückſetzen?“

Die Mutter lächelte. „Ich nehme die Verantwortung auf mich, und ſtehe für die Folgen,“ entgegnete ſie, „doch muß ich durchaus auf meinem Verlangen beſtehen, und hoffe, daß mein künftiger Verwandter mir die erſte Bitte nicht abſchlagen werde.“

Der Profeſſor ſah die mütterliche Frau forſchend an, ihr Blick flößte ihm Glauben ein, und die Hoffnung regte ſich in ſeinem Herzen. Er verſprach ihr zu willfahren, und Niemand ahnete dieſes kleine Complot.

Am folgenden Abend fügte es ſich wie von ſelbſt, daß der Profeſſor in einem langen, einſamen Geſpräche mit Flora ohne Zeugen und ganz ungeſtört blieb. Entzücken leuchtete aus ſeinen Augen, als die Mutter ihm ſpäter heimlich zuwinkte; doch Flora war ihr entſchlüpft.

Auf die beſorgte Nachfrage der Mutter berichtete Jettchen, Flora ließe ihr eine gute Nacht wünſchen. Sie hätte ſehr blaß ausgeſehen, über heftiges Kopfweh geklagt und ſich zeitig zu Bette legen wollen.

Am andern Morgen ſchied der Freund und der Sohn von dieſem gaſtfreundlichen Hauſe, nachdem es dem Profeſſor gelungen war, die Oberamtmannin noch auf einen Augenblick allein zu ſprechen.

Die Mutter ging nach einer Stunde in den Garten, wo ſie ihre Tochter Flora in einer entlegenen Laube und in Thränen fand. „Was fehlt Dir, mein liebes Kind!“ fragte ſie mit theilnehmender Stimme.

Dieſer ſanfte, treue Ton ſtillte ſchon die ſchmerzliche Aufregung in Flora's Buſen. Sie warf ſich troſtbedürftig an die Bruſt der Mutter, und flüſterte leiſe: „So wiſſe es denn, meine Mutter, was Du vielleicht längſt errathen haben wirſt, und dies Bekenntniß ſei meine Strafe, ich liebe den edeln Eberhardt — und er — er liebt Jettchen! — Geſtern hat er ſich mir entdeckt und um meine Fürſprache gebeten. Und was mein größter Schmerz iſt — ja, was mich faſt mit Selbſtverachtung erfüllt, iſt, daß ich fürchte, er habe mich errathen.“

„Arme Flora!“ entgegnete die Mutter mild und tröſtend, „ja, wir würden glücklich ſein, wenn ſich alles anders geſtaltet hätte. Dieſer Mann — wie ſehr iſt er der Liebe des beſten Mädchens werth, und wie ſehr wird er die künftige Gattin durch ſeinen feinen Sinn für häusliche Freuden beglücken! — Doch trage mit Muth und Ergebung das Unabänderliche. Vor allem entbinde ich Dich des Geſchäfts, Jettchen zu erforſchen. Ueberlaſſe es mir, und wechſele mit Deiner Freundin kein Wort über dieſen Gegenſtand. — Du aber folge meinem Rath und zerſtreue Dich. In acht Tagen kommt der Profeſſor auf kurze Zeit wieder, um ſich die Entſcheidung ſeines Schickſals zu holen. Bis dahin unternimm doch die längſt beſchloſſene Reiſe zu der Tochter des Predigers von Strandau. Jettchen bleibt hier, und ſteht mir in allen Fällen hülfreich bei. Zu der Verlobung mußt Du aber nothwendig zurückkehren, um durch ein würdevolles Benehmen Deinem jungfräulichen Gefühl Genugthuung zu geben, und jedem eiteln Wahn, der Dich beleidigen könnte, in dem Bräutigam zu begegnen.

Flora ſeufzte; doch konnte ſie nichts gegen dieſen weiſen Vorſchlag einwenden.

An demſelben Tage erhielt Jettchen einen reitenden Boten, der die Nachricht überbrachte, daß die Unpäßlichkeit der Tante zu einer völligen Niederlage geworden ſei, von welcher ſie nach dem Urtheil des Arztes ſchwerlich anders als zu dem Gericht der Todten erſtehen werde. Sie verlange mit Ungeduld nach ihrer Pflegerin.

Dieſe aber zitterte und zagte vor der Heimkehr in die häusliche Hölle. Die Oberamtmannin richtete das bange Mädchen mit der Zuſicherung auf, daß, im Sterbefalle der Tante, Jettchen von ihr als Tochter aufgenommen werden würde, und folglich um die Zukunft ganz unbekümmert ſein dürfe.

Nach dieſem Verſprechen ſchied die arme Kleine beruhigt; denn ſie wußte ja nun, daß nach leidensvollen Stunden am Bette der mürriſchen Kranken Tage der Ruhe und Freude im Hauſe des Oberamtmanns folgen würden.

Der Tag, an welchem der Profeſſor aufs neue erwartet wurde, war ſchnell herbeigekommen. Zuerſt langte Flora an, die ſich verwunderte, die Braut noch nicht zu finden; dann kam der Profeſſor, dem dies weniger aufzufallen ſchien.

Als die Familie beiſammen war, trat die Oberamtmannin, ihre Tochter an der Hand, auf den Profeſſor zu, und ſprach mit von Wehmuth erſtickter Stimme: „Werden Sie dies Mädchen weniger lieben, wenn ich Ihnen ſage, daß es keine arme Waiſe, ſondern die Tochter Sie ſchätzender, von Gott geſegneter Eltern — daß es unſere Tochter ſei? — Daß Flora Ihre Gefühle erwiedert, geſteht Ihnen jetzt die Mutter, ſo wie es Ihnen früher das Erbleichen der Vertrauten bei Ihrer vorgeblichen Leidenſchaft für Jettchen verrieth. Warum ich aber auf jene Täuſchung drang, möge Ihnen Flora ſchamroth ſelbſt bekennen. — Du aber, mein geliebtes Kind, lerne mit Freude und Demuth einſehen, daß kein Vermeſſen thörichter ſei, als ſich dem Walten der Vorſehung entziehen zu wollen, daß ſie auch den Widerſtrebenden zu erreichen verſtehe, und ſelbſt den Undankbaren beglücke. Der Schmerz, den Du in Deiner Maske kennen lernteſt, weihe Dich für immer zur ſtrengſten Wahrheit, deren Pfad wir nie verlaſſen, ohne der Reue zu begegnen.“

Die glückliche Flora, gebeugt von Wonne und Wehmuth, gelobte es ſich ſtill. Treue und Wahrheit blieben ihr heilig, und ein kindliches Ergeben an die Führung Gottes ließ ſie fortan in allen Ereigniſſen ihres Lebens nur den weiſen Willen der ewigen Liebe, zuweilen klare, oft noch dunkle Segnungen erblicken, und ihm gelaſſen folgen an das Ziel.

Die Gluth der Scham flammte über das Geſicht der jungen Frau, als ſie, in Erinnerung an die mütterliche Warnung vor der immer wachen Nemeſis — ſich zum erſten Male „Frau Profeſſorin“ nennen hörte.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Einundſiebzigſter Band.

Die zwölf Monate des Jahres. Dritter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

September.

Die Sonne war im Untergehen; ſie hatte dem mildeſten Septembertage geleuchtet, und wendete nun den belebenden Strahl einem andern Welttheile zu. Ein dunkelglühender Saum entzündete ſich am Rande der fernen Gebirge, Roſenwölkchen riſſen ſich davon los und flammten in immer bläſſeren Farben am tiefblauen Himmel hin, bis ſie im weißen Dunſte des öſtlichen Himmels verſchwanden. So wie das Lebewohl des ſcheidenden Freundes erſt mit brennendem Schmerz die Seele des Verlaſſenen erfüllt, und dann noch lange, doch immer ſchwächer darin nachzittert, bis es im Nebel der Erinnerung erbleicht.

Die Gräfin Roſa von Rheinau ſaß am Ende der Orangerie, von wo ſie eine freie, ſchöne Ausſicht in die Ferne hatte; das hehre Bild ſpiegelte ſich düſter in ihrem traurigen Gemüth. Sie ſenkte das ſchöne Auge thränend geblendet auf den Boden, den ſchon die erſten Leichname der Natur bedeckten, ihr Blick war ſo tiefſehnend und troſtlos, als ſuche ſie die Ruhe des Grabes, nur zuweilen erhob ſie ihn an das Gewölbe des Himmels, mit einem Ausdruck, als trüge er eine gerechte Klage vor den Thron des Weltenrichters. — Der kühle Abendwind trieb ein verwegenes Spiel mit den dunkeln Locken der Gräfin, und beſtrich die ſanft erblaßte Wange mit feuchtem Hauch. Sie fühlte es nicht, ihr Geiſt war verſanken in trübes Sinnen und Denken.

Antonie, eine junge Zigeunerin, und als ſolche an ihrer Geſichtsfarbe kenntlich, ſchritt leicht durch die ſüdliche Allee daher. An dem mütterlichen Buſen trug ſie ein bräunliches, kräftiges Kind, an ihrem linken Arm hing eine Mandoline. Als ſie ſich der Gräfinn näherte, ging ſie langſamer. Sie neigte ſich fremdartig, doch anmuthig vor ihr, legte ihr Kind dicht verhüllt in ein Beet blühender Aſtern, und zog den türkiſchen Shawl ſorglich über den ſchmalen Schultern der Dame zuſammen, die ihr eigenes Selbſt wenig zu beachten ſchien.

Dann ſetzte Antonie ſich in einiger Entfernung von der Gräfin auf den Raſen nieder, ſtimmte ihr Inſtrument ein wenig, und ſang dann in einer einfachen, innigen Melodie folgendes Lied, wobei das Kind entſchlief:

„Wer nennt das Weh, das in den ſtillen Gründen,
In Deines Herzens banger Tiefe wohnt?
Das, gleich dem finſtern, ſcheuen Geiſt der Sünden,
Dich nirgends, nirgends! Freud' und Ruh' läßt finden,
Und Deine Güte ſelbſt mit Schmerzen lohnt! —

Beneideſt Du der Schwalbe fröhlich Ziehen,
Wenn ſie den ſtarren Hauch des Winters flieht?
Willſt Du dem Adler gleich durch Wolken fliehen,
Im Mittelpunct des fernen Sternes glühen,
Den nur mit Müh' Dein klares Aug' erſieht?

Beweineſt Du die freundlichen Geſtalten,
Die kalt der Tod Dir aus den Armen wand?
Die Dir das Theuerſte auf Erden galten,
Die ewig treu Dir in der Seele walten,
Und deren ſanftes Bild Dir nie entſchwand?

Wie? oder büßeſt, Milde, Du und Reine!
Die Sünde, welche Dir das Daſein gab?
Es lebt ein Gott für Jeden, der da weine!
Er kennt und wägt des Menſchen Schuld alleine —
Und Deine Mutter ſchläft im ſtillen Grab! —

Fühlſt Du den gift'gen Schlangenbiß der Reue?
Den herben Schmerz getäuſchter Zuverſicht?
Brach Dir der Freund, der liebende, die Treue?
O Du! der ich des Dankes Opfer weihe,
Noch weiter fragen kann ich nicht!

Doch — helle Klarheit glänzt um meine Blicke,
Die Flamme der Begeiſterung erglüht,
Ich ſeh' verſöhnet bald des Schickſals Tücke,
Und einem nie geahnten, ſchönen Glücke
Die Blume der Vergeltung dann entblüht.

Bald wird geſtillt des Herzens heißes Sehnen,
Es wandelt ſich das Leid in Lieb' und Luſt!
Bald fließen ſie, die ſüßen Freudenthränen,
Und was Du nie als möglich nur magſt wähnen,
Des Wiederſehens Wonne hebt die Bruſt!«

Hier endigte Antonie den Geſang. Die Gräſin trocknete die naſſen Augen, und ſprach: »Ich danke Dir, gute Antonie! doch diesmal trügt Deine Kunſt, kein Heilkraut wächſt, woran meine kranke Seele geneſe. Nur Thränen gab der kurze Lenz mir! und das Grab giebt ſeine Todten nicht zurück. Du haſt ſie alle genannt, die Schmerzen, an denen ich langſam verblute, in deren brennendem Gefühl ich ein trauriges Daſein verathme. Die Vergangenheit kennſt Du, das iſt gewiß; allein an Deine Verheißungen kann ich nicht glauben.“

„Antonie lächelte. Sie hatte, während die Gräfin ſprach, ihr Kind wieder aufgenommen, und antwortete nun: „Wir werden ja ſehen; weiſen macht wahr. Doch — eine Bitte Dir, theure Gräfin, vorzutragen, kam ich hierher. Der Anblick Deiner leidenden Geſtalt, der Kummer in Deinen ſchönen Zügen riß mich unfreiwillig hin, Dir freundliche Tröſtungen zuzuſingen, welche in Erfüllung gehen werden, verlaſſe Dich darauf. Und ſo wie Du in den Stunden der Noth und Gefahr Dich der vergehenden Mutter und ihres Kindes hülfreich erbarmteſt, wird das Schickſal Dir vergelten; denn ewig wägt es mit gerechter Wage!“

Die Gräfin ſchlug die zarten Hände bittend in einander. „O höre auf, höre auf, Antonie!“ ſagte ſie, wie in abwehrender Angſt, „Du verwirrſt mich. Mein Hoffen wäre Thorheit, wenn ich es noch auf dieſe trügeriſche Erde richtete; aber es giebt ein Land außerhalb ihrer Pole, deſſen ſtillen Grenzen ſich der Irrthum und die Sünde, der Wahn und die Leidenſchaft nicht nahen dürfen, wo Friede und Liebe walten, die Unſchuld des Kranzes nicht entbehrt und die Tugend ihren Lohn erhält! Dahin verweiſe ich meine Anſprüche. Dort werde ich finden, was ich verlor, dort, Antonie, werden Deine Prophezeihungen in Erfüllung gehen.“

Antonie ſchüttelte ſchweigend den ſchwarzen Lockenkopf. Die Gräfin kam mit einem erſchöpfenden Seufzer zu ſich ſelbſt, und fragte: „Nun aber Dein Anliegen? Du wollteſt mir ja eine Bitte ſagen, Antonie?“

Nach einem kleinen Zögern erwiederte die junge Zigeunerin: „Ich bin jetzt wieder geſund, die Schwäche iſt verſchwunden, die Kraft meines Körpers erneuert ſich, aber das Herz iſt mir krank nach den Meinigen und nach der gewohnten Lebensweiſe. Frei, wie der Vogel in den Lüften, komme ich mir in Deinem gaſtlichen Hauſe wie in einem goldnen Käfich vor, und meine Seele ſucht ſehnſüchtig das Weite. Mein Fuß, der ſeit der Kindheit rauhe Pfade ging, darf nicht länger auf weichen Teppichen ruhen und raſten, und Deine Güte würde mich ferner für die Koſt des Feldes und die Beſchwerden unſeres Standes verwöhnen. So muß ich denn nun fort, weil die Natur noch lächelt — um dieſes zarten Kindes willen. „Nimm es, o hochverehrte Frau! daher nicht als Undank von mir auf, wenn ich mich rüſte und Dich bitte, mich bald zu entlaſſen!“

„Beſſer wäre es freilich geweſen,“ entgegnete die Gräfin, „Du hätteſt Ludovico's Ankunft abgewartet. Ungern ſehe ich Dich ſcheiden, mit Mühe nur werde ich Deinen Umgang entbehren lernen; allein es ſei! Ich kenne das Weh der Sehnſucht, darum ſollſt Du es um meinetwillen nicht empfinden. Doch der Himmel wolle mich bewahren, Dich von mir zu laſſen, ohne daß ich wüßte, wo Du geblieben. Nein! es iſt beſchloſſen, ich begleite Dich. Nur wenn ich Dich dem ſchützenden Arme Deines Mannes, dem Kreiſe Deiner Landsleute und Genoſſen überliefert habe, nur dann erſt trennen wir uns.“

In jäher Freude, in dankbarer Haſt ſtürzte Antonie zu den Füßen der Gräfin; ihre Augen leuchtet[illegible]ls ſie rief: „Wie, Gräfin, Du wollteſt mit mir? wäre e[illegible]glich?“

Roſa wiederholte ihr Verſprechen und ſagte: „Weißt Du aber auch wo die Deinigen anzutreffen?“

Antonie nannte die Gegend und ſprach: „Unſere Geſellſchaft iſt groß, es iſt mir nicht bange darum, ſie zu finden.“

„Nun denn,“ verſetzte die Gräfin Roſa, „ſo reiſen wir morgen. Ein romantiſches Bild ſchwebt mir vor; höre mich an! Mein ſchwarzes Haar, das dunkle Auge dürfte leicht die Vermuthung erregen, daß wir eines Stammes wären. Meiner weißeren Haut kommen wir mit brauner Farbe zu Hülfe, und ein Anzug, dem Deinigen ähnlich, hilft dieſe Täuſchung vollenden. Um dem fremden Charakter, den ich annehme, zu entſprechen, weiß ich Rath. Ich habe von meiner Erzieherin die Fertigkeit gelernt, Blumen jeder Art aus feinen, zarten Stoffen künſtlich nachzubilden. Wie ſegensreich war dies kleine Talent für mich, da in der Oede meiner Einſamkeit nur Dornen wucherten! — Ich habe eine große Menge Blumen im Vorrath und mich mit ihren Deutungen bekannt gemacht. Wir nehmen dieſe Flora mit auf die Reiſe und laſſen ſie Orakel ſpenden, während Du aus der geheimnißvollen Tiefe des Geiſtes die Blüthe der Gegenwart, die Frucht der Zukunft offenbareſt.“

Antonie zeigte ſich begeiſtert für dieſe Idee. Sie ſprach entzückt der Gräfin ihren Dank aus.

„Laß uns jetzt hineingehen,“ ſagte Roſa, „die kühle Abendluft möchte dem warmen Kinde ſchaden.“

Sie gingen — und auch wir, liebe Leſerinnen, gehen, um uns in einem Labyrinth zurecht zu finden, in die Vergangenheit zurück, und knüpfen den Faden der Geſchichte an, wie ſo[illegible]

Die Gräfin Roſa ſchien unter einem finſtern Planeten geboren zu ſein, obwohl ſie, im Sinne der frömmſten Unſchuld, ein Kind des Lichts war, und ſo ſanft, wie der milde Blick des Mondes.

An einem ſchönen Herbſttage ritt der Herzog von **** mit einem kleinen Gefolge auf die Jagd. Seine Begleitung irrete auf den Spuren des flüchtigen Wildes, er ſelbſt ließ ſeine Gedanken frei umherſchweifen, und verfolgte nur ſcheue Wünſche und blutende Opfer ſeines Herzens. Der junge Fürſt war nicht glücklich. Er hatte an demſelben Tage das Bildniß ſeiner Braut erhalten, welche nicht die Wahl der Liebe, ſondern ihm von der Politik zugeeignet war. „Aus dieſen Zügen ſpricht kein Herz!“ ſagte er mit einem tiefen Seufzer, und fühlte das ſeine unruhig ſchlagen.

In dieſer Stimmung war es ihm zu enge im Schloſſe geworden, er hatte hinausgewollt, und froh, ſich dem drückenden Zwange ſteter Beachtung einmal entnommen zu ſehen, ließ er die Jäger auf richtiger oder falſcher Fährte ſtreifen, ſeinem Pferde den Zügel, und lenkte abwärts immer tiefer in den unwegſamen Forſt.

In der tiefen Stille des Waldes wurde ihm ſeltſam wohl und heimlich zu Muthe. Weit entfernt verhallten die Signale der Schützen; der Herzog hörte nur auf die Stimmen in ſeiner Bruſt, welche ihm das Loos des niedern Mannes ſelig prieſen, der frei die Gattin ſeiner Liebe wählen dürfe. Der Feenſtab der Phantaſie zauberte ihn zum Eigner einer Hütte, an die Seite eines holden Weibes, in idylliſche Verhältniſſe der Häuslichkeit. Er w[illegible]n Purpur von ſich, wie eine läſtige Beſchwerde, um f[illegible] und leicht auf Roſen zu träumen — und es war bereits ſpät geworden, als er zu dem Bewußtſein der Wahrheit erwachte.

Die Sonne war hinab, in röthlichem Violett brannten die Höhen, doch die gleichfarbigen Haideblümchen hüllte der Abend ſchon in leiſen Flor, und Roß und Reiter warfen keinen Schatten mehr.

Das Grauen der Einſamkeit kam über den Herzog, der ſich auf gänzlich unbekannten Pfaden ſah. Wie er nun die gebirgige Gegend mit ſpähendem Auge auffaßte, ſah er ein gothiſches Schloß aus der Waldung eines Abhangs hervorblicken, und es dünkte ihm, als vernähme er ein ſchwaches, klägliches Geläut, das der Abendwind von einer Seitencapelle jenes Schloſſes zu ſeinem Ohre trüge. Wie wenig gaſtlich dieſer traurige Klang auch einladete, ſo blieb dem Herzog doch nichts übrig, als ſeinem Rufe zu folgen, da ſein müdes Roß der Erholung bedurfte. Er ritt alſo ſcharf zu, und da er dem Gebäude ſich näherte, das grau, wie die Zeit, in der es erbaut ſein mochte, ein faſt unbewohntes Anſehen hatte, gemahnte er ſich wie ein irrender Ritter. Er ſuchte mit Lächeln einen kleinen Schauer oder Verlegenheit zu bezwingen, und meinte, nur eine ſchöne Dame in hülfloſer Lage fehle hier, um ſolch eine romantiſche Scene zu verwirklichen. In dieſer Vorſtellung hatte den Herzog ein ſeltſames Ahnen ergriffen.

Der innere Hofraum des Schloſſes, hoch mit Gras bewachſen, ſtand offen, der Herzog ritt hinein und band ſein Pferd an eine Linde. Er ſah ſich vergebens nach einem Menſchen um, der ihm dienſtlich ſein könnte; obgleich ihm doch hier und da eine Spur häuslichen Waltens verrieth, daß nich[illegible]iſter allein hier wohnten. Aber er erſchauete Niemand[illegible] und es ward ihm unheimlich dabei zu Muthe. Er ſtieg mit hallendem Schritt die ſteinerne Treppe hinan, und trat in einen Saal, den alterthümliche Bilder ſchmückten. Am Ende deſſelben, in der Wölbung eines hohen Bogenfenſters, kniete ein alter Mann und betete, die Hände emporgehoben, in ſolcher Inbrunſt, daß er den Kommenden nicht bemerkte. Ein unterdrücktes Schluchzen, der Ton des tiefſten Schmerzes, drang aus einer nahen, halboffenen Thür.

Der Herzog trat ſacht auf, da er den Saal entlang ging, von einem Gefühle der Ehrfurcht vor der Andacht dieſes Greiſes, vor dem Leiden, das hier jammerte, beſchlichen, und auf das Höchſte geſpannt, das traurige Räthſel dieſes Ortes gelöſt zu wiſſen. Dies geſchah in einem überraſchenden Anblick. Der Herzog ſah durch die Oeffnung der Seitenthür, vor der er ſtand, den Leichnam eines Mannes auf dem Lager, der, wie es ſchien, nicht längſt verſchieden war. Weißliche Locken bedeckten das blaſſe verfallene Geſicht mit entſtellten Zügen des Todes, über das ſich eine jungfräuliche Geſtalt mit erſticktem Weinen troſtlos hinbeugte. Das Mädchen war ſehr ſchön, eine wunderholde Blume, aber vom Sturme des Grames wild bewegt, und den Herzog erfaßte im lebhafteſten Antheile an dieſem Zuſtande die Furcht, dieſe liebliche Schönheit könnte ein Opfer dieſes heftigen Kummers werden. Sie richtete ſich auf, da der Herzog ein Geräuſch erregte, und heftete die blauen Augen, in Thränen ſchwimmend, auf den Fremdling, der ihnen mit Blicken voll Bewunderung und Mitleid begegnete.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte das Fräulein, wie im Beſinnen von einem ſchweren Traume; „wären Sie vielleicht der erflehete Rettungsengel, ſo kommen Sie zu ſpät. Ach! er iſt nicht mehr. Sie ſehen es ſelbſt.“ Bei dieſen Worten überfiel die ſchöne Trauernde ein krampfhaftes Zittern. Sie weinte laut.

Der Herzog ergriff ehrerbietig ihre herabhangende Hand, kalt und weiß, vom blauen Geäder durchſchnitten, wie Marmor; ſie bebte in der ſeinigen. Er ſprach: „Ich bin kein Engel, aber ein guter Menſch! Und dieſer kommt nie zu ſpät, ein verzagendes Herz vor ſich ſelbſt zu retten. Das Leben, mein Fräulein, iſt ein Geſchenk der gütigen Gottheit: doch der Tod iſt wahrlich! keine ſchlechtere Gabe. Er erlöſet von den Plagen des Daſeins und führt die Müden zur Ruhe. Um einen Geſtorbenen ſollte man nicht ſo ſchmerzlich klagen; denn ihm iſt wohl! Und die Liebe lebt nicht in dem armen kleinen Selbſt, das zu einem Häufchen Aſche zuſammenſinkt.“

Das Märchen ſah den Herzog lange ſchweigend an, und antwortete, als wolle es ſich gegen den vorwurfsvollen Troſt des Fremden rechtfertigen: „Ich bin das allerverlaſſenſte Weſen auf der Erde! Vor einer Stunde ſtarb mein Vater, ſein Tod hat das morſche Lebensgebäude unſeres alten Dieners mächtig erſchüttert; ſtirbt auch der, ſo ſtehe ich allein auf der Welt, die mich mein Vater als einen Aufenthalt des Verbrechens kennen und fürchten lehrte.“

Es war zwar weder am Ort noch an der Zeit, Verhältniſſe zu erörtern; aber dennoch mußte das Nöthigſte in Erfahrung gebracht werden. Dieſes Schloß im Verfall, mit einem kleinen Bezirk von Aeckern und Wieſen, und dieſes ſchöne Kind in aufblühender Jugend, war der Nachlaß des verſtorbenen Edelmannes, Namens von Warten. Ein feindliches Geſchick hatte ihn in dieſe Einöde vertrieben, wo er in der einfachen Stetigkeit der Natur, bei der Unſchuld ſeiner Tochter, den Unbeſtand des Glückes und das böſe Treiben der Menſchen vergaß.

Nachdem der Herzog der betrübten Hedwig ſeinen

Stand entdeckt, verſicherte er ſie ſeines beſonderen Schutzes; nicht umſonſt ſolle die Vorſehung ihn zu dieſer Stunde hierher gewieſen haben. Er ſchlug ihr vor, ſie an den Hof unter die Aufſicht irgend einer ehrenwerthen Dame zu bringen; aber dagegen äußerte das Fräulein die entſchiedenſte Abneigung. „Mein Vater —“ ſprach Hedwig mit furchtſamer Stimme, „pflegte einem Dichter nachzuſagen, ein wahrer Menſch muß fern von Menſchen ſein!“

Der Herzog war geſtimmt, die Wahrheit dieſer Sentenz in tiefſter Seele zu empfinden.

Er ſagte, daß er nächſtens wiederkommen würde, und bis dahin würde alles wohl überlegt und ein Entſchluß reiflich erwogen ſein.

Indeſſen hatte der alte Paul (ſo hieß der Diener), das Pferd des erlauchten Gaſtes verſorgt, und ſich zu den Pflichten ermuntert, die ihm oblagen. Er ſah in der wunderbaren Fügung, die den Herzog an dieſen abgelegenen Ort geleitet, daß er der Tochter ſeines Herrn ein Schutzgeiſt würde, den Finger Gottes, und war nun ſichtlich ruhiger geworden.

Der Herzog klagte über brennenden Durſt, und Paul holte eine Flaſche alten Rheinwein aus dem halbverſchütteten Keller. Hedwig, wie matt und erſchöpft ſie auch war, bereitete mit Hülfe einer Magd ein kleines Mahl, und der Herzog ließ es geſchehen, daß die Beſchäftigung ſie ein wenig zerſtreue. Auf ſeinen Wunſch genoß ſie ſelbſt etwas Speiſe und Trank. Er redete ihr liebreich zu, wie man ein weinendes Kind beſchwichtiget, und ſeine Gegenwart, ſein edler, männlicher Sinn, ſchien eine ſtillende Gewalt auf ihren Gram zu uben. Dieſe rührende Unſchuld, das hingebende Vertrauen, womit ſie ſich an ihn wendete, der heiße

Schmerz, den ſein Erſcheinen beſchworen und zur Wehmuth gemildert hatte, alles dies wirkte mächtig auf Arthurs Herz, und er fühlte ſich von einem gewaltſamen Eindruck befangen, und auf ewig an Hedwig und ihr Schickſal gebunden.

Mit dem Anbruche des folgenden Morgens verließ der Herzog das Schloß. Am Eingange des Waldes empfing ihn das freudige Hurrah ſeiner Leute. Sie ſtießen ſchmetternd in die Jagdhörner, um die zerſtreuete Schaar zu ſammeln. Man hatte ihn mit großer Angſt vermißt und geſucht. Ein Theil des Gefolges war nach dem Luſtorte, wo der Herzog ſich einige Zeit aufhielt, geeilt, weil man es unter anderen Vermuthungen auch für möglich hielt, er wäre dahin zurückgekehrt.

Der Herzog erzählte ein fabelhaftes Abenteuer, was man höflich glaubte. Ihm ſelbſt däuchte die erlebte Geſchichte des vorigen Tages und der verfloſſenen Nacht gleich einem erlebten Mährchen. Aber ſo wie die ritterlichen Prinzen in Tauſend und Einer Nacht an einem goldnen Ringe oder an einem andern Pfande der Liebe ihr Glück als wirklich erkannten, ſo fühlte der Herzog an dem Pfeil im Herzen, daß ihn die Wahrheit getroffen.

Der Herzog blieb zerſtreut, und eine ſehnſüchtige Unruhe ließ ihn nicht lange raſten, bis er den Weg nach dem Schloſſe im Walde wieder anträte. Er nahm einen treuen Diener mit ſich. Hedwig empfing ihn mit ſchmerzlicher Freude, mit Thränen, welche jedoch nur die Wonne des Wiederſehens zu weinen ſchien. Arthur konnte ſich nicht enthalten, das ſüße, hingebende Geſchöpf mit Feuer an ſeine Bruſt zu drücken. Das Fräulein konnte und wollte ſich nicht von dieſer lieben Einöde trennen, und zu dem Herzog trat der Verſucher in der Wüſte, daß er dieſen unzuläſſigen

Entſchluß nur ſchwach bekämpfte. — Er verſprach nun alle Monate zweimal hierher zu kommen, und, im Falle er ausbleiben müſſe, durch einen vertrauten Boten Nachricht von ſich geben. Auch müßte Hedwig ſich gefallen laſſen, daß er ihre Einſamkeit mit Unterhaltung, während ſie allein wäre, verſähe. Er wollte ihr eine kleine, gewählte Bibliothek ſenden und ein ſchönes Inſtrument, da Hedwig ein wenig das Clavier ſpielte. Seine Sorgfalt war erfinderiſch, ſie zu erheitern.

Der alte Paul ſchüttelte zu dem allen bedenklich ſeinen grauen Kopf. Er ſah mit banger Miene, wie das Fräulein dem Herzog, da er wegritt, nachſtarrte, ſo weit die Sehkraft des hellen Auges reichen konnte — und beſchwor das unſchuldige Kind ſeines geliebten Herrn bei dem Grabe deſſelben, ſich in ſolch ein Verhältniß nicht einzulaſſen. Mit rührenden Bitten drang er in das Fräulein, daß er eine Summe aufnehmen dürfe, um Hedwig nach Schwaben zu geleiten, wo eine Verwandte ihrer ſeligen Mutter lebte, unter deren Schutz ſie ſich begeben könne. Dann wolle er zurückkehren, und den Verkauf des väterlichen Eigenthums betreiben. Hier aber ſolle ſie um Gottes willen nicht bleiben. Sie werde ſich zeitlebens unglücklich machen, wenn ſie dieſem treuen Rathe kein Gehör gebe, denn auf einem Bunde, den der Segen der Kirche nicht heilige, ruhe der des Himmels nicht! Wenn das Fräulein aber dem Winke der Erfahrung folge, den Herzog fliehe, weil es noch möglich, ſo werde er einſt in einer beſſeren Welt die Krone der Gerechtigkeit mit ihm theilen. —

Das Fräulein warf ſich erſchüttert an den Hals des Alten, und ſprach: „Was fürchteſt Du, Paul? So tief wird Hedwig nicht fallen! Iſt das Gefühl, welches meine Bruſt erfüllt, Sünde, wie dürfte ich dann die Tugend nennen? — Ich wollte eine Welt beſeligen, wenn ich's vermöchte, ja, Deine Sclavin wollte ich ſein, wenn es Dich glücklich machen könnte.“

Der alte Paul trocknete ſich die Augen, und antwortete betrübt: „Schon recht, Fräulein! dies iſt die Demuth der Leidenſchaft, dieſe aber führt nicht zu himmliſchen Ehren, ſondern in einen tiefen, raſtloſen Abgrund. Ich kenne den Lauf der Welt, und weiß, wie alles kommen wird. Wehe! wer nur ſeinem Herzen allein trauet; denn es wird leicht zum Verräther an der Seele. Eine rieſenhafte Gefahr iſt es, gegen die, ach vergebens! die Warnung eines ſchwachen Greiſes ankämpft. — Um ſo ſchlimmer, daß der Herzog ein liebenswürdiger Mann iſt. Fräulein Hedwig! gehen wir nicht nach Schwaben, ſo wollte ich, noch heute könnte ich in mein Grab gehen.“

Da weinte Hedwig heftig und ſchwankte in ihren Entſchließungen; aber der nächſte Beſuch Arthurs band ſie feſter an ihn und an den loſen Halt ſeiner Liebe.

Der Herzog war in ſeiner Ehe nicht glücklich. Er ertrug jedoch mit gelaſſener Duldung die herrſchſüchtigen Launen ſeiner Gemahlin und ſchonte großmüthig ihre Schwächen. Seine Stellung zu ihr beruhete einzig nur auf der Stärke des Pflichtgefühls, ihr kaltes Herz voll ſchnöder Selbſtſucht ſtieß ihn ab, und er flüchtete ſich in die Arme ſeiner Hedwig, deren ganzes Weſen Liebe für ihn war.

Drei Jahre waren hingeſchwunden. Hedwig hatte während dieſer Zeit ihrem Arthur einen Sohn geboren, und der Herzog empfand das höchſte Glück der Natur in verſtohlener Stille, und vielleicht um deſto ſüßer. — Das Geheimniß dieſer Verbindung ſchien wie in höherem Schutze zu ruhen, es blieb der ſpähenden Neugier der Höflinge verborgen, und von der ahnungsvollen Eiferſucht der fürſtlichen Frau unentdeckt. Die junge Herzogin war kränklich an Körper und Gemüth, und ein Inſtinct der Weiblichkeit belehrte ſie, daß ihr Gemahl wohl ſchwerlich ſo befliſſen ſein würde, dem Anſtande ſein volles Recht widerfahren zu laſſen, wenn er ſich nicht in heimlicher Schuld gegen ſie wüßte. Der Faden ihrer Verhältniſſe lief eben und golden ab; deßhalb vermuthete ſie, der Herzog müſſe Werg am Rocken haben. — Sie beobachtete ihren Gemahl genauer, und er hatte Urſache, ſich in Acht zu nehmen. So kam er denn ſeltener und dann mit düſterer Stirn, zu Hedwig, und verweilte ängſtlich nur wenige Stunden, wie auf der Flucht. Sie machte ihm zärtliche Vorwürfe. Der Herzog zog die Brauen finſter zuſammen und ſah die Geliebte mit einer Miene voll ernſter Wehmuth an. Dann ſagte er bedeutend: „Ich komme ſeltener, um immer kommen zu können — ich gönne mir nur kurze Raſt an Deinem Buſen, um nie ganz wegbleiben zu dürfen, denn wiſſe, meine Hedwig, man iſt mir auf der Spur, und nicht für mich, nein! nur für Dich fürchte ich.“

Darauf drang er in Hedwig, ihm ihr Kind zu überlaſſen, das er ſeinem einzigen Freunde, der ihm durchaus ergeben ſei, anvertrauen wolle, bis ein Aufenthalt zu beſſerer Sicherheit Hedwigs und ſeines Söhnleins in Bereitſchaft für ſie würde. Seine Gemahlin, die nicht Mutter ſei, und es mit herbem Grame fühle, daß ſie der höchſten Würde ihres Geſchlechts entbehre — wäre wohl in gekränktem Neide im Stande, einen Raub an dem holden Kinde zu begehen.

Hedwig gab ihr Recht. Sie möchte nicht, äußerte ſie, den Sitz auf dem Throne mit dem Stuhle an der Wiege vertauſchen, und der Blick auf dem Purpur ſei ihr nicht halb ſo ſchön, wie auf die rothgeſchlafene Wange ihres kleinen Lieblings. Aber ſie zitterte bei der Vorſtellung, er könnte ihr entriſſen werden; dem Willen des Herzogs völlig hingegeben, bezwang ſie indeß das Sträuben der mütterlichen Liebe, und entſchloß ſich zu der Trennung von dem engelhaften Knaben. Es war ihr jedoch, trotz aller Verſicherungen Arthurs, da ſie den Wagen in die Gebüſche verſchwinden ſah, als wäre all ihr Glück dahin und nimmer würde es wiederkehren.

Länger als gewöhnlich blieb der Herzog diesmal aus. Ob auch Hedwig alsbald beruhigende Nachricht erhalten, daß ihr Kind geſund und in guter Obhut wäre, machte eine unbezwingliche Angſt ſie dennoch unſtät. Sie ſagte zu dem alten Paul, der ihr Muth und Troſt einzureden ſuchte, es wäre ihres Bleibens nicht mehr auf dieſer Stelle. Sie ging täglich weiter hinaus in den Forſt, dem Herzog entgegen; doch er kam nicht, und ihre Hoffnung wurde matt.

Einſtmals wollten die müden Füße ſie nicht mehr tragen. Sie ſetzte ſich unter einen Baum und lauſchte, ſo oft ein Blatt bebte. Doch jetzt vernahm Hedwig wirklich den Hufſchlag eines Pferdes in ſchnellem Lauf, und das Herz klopfte ihr ungeſtüm in der bedrängten Bruſt.

Der jagende Tritt kam näher, Hedwigs Pulſe flogen, ſie breitete ſchon die Arme dem Geliebten entgegen — aber ach! es war ſein vertrauter Diener nur, der mit verſtörtem Geſicht und athemlos von einem beſchleunigten Ritte, den traurigen Bericht gab, der Herzog wäre todt und jählings geſtorben. Hedwig vernahm nichts mehr, da ſie dieſe Kunde vernommen. Sie glaubte das eigene Sterben zu fühlen. Das Blut gerann in ihren Adern und drängte ſich nach Innen, als wolle es ihr Herz abſtoßen. Ihre Augen ſchloſſen ſich dem erlöſchenden Lichte dieſes unſeligen Tages. Glocken ſummten in der Ferne; doch der angſthafte Ruf des Unglücksboten erloſch vor ihrem Ohre. Sie ſank leblos auf das feuchte Moos des Waldes nieder.

Als Hedwig von der tiefen und langen Ohnmacht erwachte, worin jene Nachricht ſie geſtürzt, empfand ſie eine ſchaukelnde Bewegung. Sie ſaß in einem Wagen und der alte Paul ihr zur Seite, der durch den Diener des Herzogs von dem Zuſtande ſeiner jungen Gebieterin benachrichtiget worden war. Die dunkle Luft des Abends wehete an ihre kalte Wange, der Mond ſchien bleich, wie der erblaßte Stern ihres Lebens auf den bangen, ſtillen Heimweg herab. Paul dankte Gott, da Hedwig ſeufzend athmete. Er brachte ſie nach Hauſe, treu, wie ein Vater ſein krankes Kind. Schweigend ſchonte ihrer der gute Alte; denn er fühlte, jedes Wort müſſe wie ein Schwert durch ihre Seele dringen. Aber nichtsdeſtoweniger handelte er für die Unglückliche. Der Bote hatte ihm gerathen, Hedwig zu vermögen, daß ſie dieſen Ort ſchleunigſt verließe, wo ſie nicht mehr ſicher vor der ahnenden Eigenmächtigkeit der Herzogin wäre. Und unter dem gebrochenen Herzen der armen Hedwig ſchlief eine zweite mütterliche Hoffnung, für welche ſie gerettet werden mußte. Aber Hedwig fühlte nur dumpf die Unmöglichkeit, ein Daſein ohne Liebe ferner tragen zu können.

Wie ein abgeſchiedener Geiſt, den das Irdiſche nichts mehr angeht, ließ ſie den Paul ſchalten und walten und über ſich verfügen, innerlich gewiß, ſie werde ihm entſchwinden, gönnte ſie ihm die Täuſchung doch, daß er weſentlich für ſie ſorge. Er machte von den Schlüſſeln zu ihrem Eigenthume ſolch einen redlichen Gebrauch, daß er ſich die Himmelspforte damit öffnete.

Hedwig hatte von den reichen Geſchenken ihres fürſtlichen Freundes einen Schatz geſammelt, den Paul jetzt vor allen Dingen ſicherte. Am dritten Tage war alles zur Abreiſe gerüſtet. Hedwig wankte ohne Willen, ohne Theilnahme in den Wagen; ſie wäre eben ſo in ihr offenes Grab geſtiegen. Der alte Paul weinte eine müde Thräne, da er das Hofthor verſchloß. Bald war der graue Ritterſitz, im düſtern Verſteck der Forſten, wie verſunken, ödes Blachfeld dehnte ſich vor Hedwigs matten Blicken aus, und auf den Traum der Liebe folgte ein wüſtes Erwachen.

Wir finden unſere Reiſenden an der Grenze von B..... wieder, wo ſie in einem reizenden Dörfchen ein freundliches Haus bewohnen, welches Paul, da es eben feil ſtand, gekauft hatte. Hedwigs Gram, ſtill, lächelnd, ohne Klage, durchſchnitt dem Greiſe das treue Herz.

Er ſprach von ihrem Sohne, von dem ungeborenen Kinde; aber Hedwig hatte nur die eine Antwort: Gott würde Beider Vater ſein. Als der wackere Alte einſt lange geſtrebt, ihr die lichte Seite des Lebens zu zeigen und ein Gefühl der Hoffnung abzugewinnen, ſagte ſie: „O Paul! bemühe Dich nicht ſo um mich! Ich ſehe den Himmel offen — die Erde hat nur erborgten Schein. Wer einmal die Seligkeit der Liebe gekoſtet, wird nicht mehr ſatt hienieden von träumendem Genuß oder Thränen. Sieh! ich weine nicht.“

Aber dem Paul floſſen die alten Augen über, da er ſie ſo reden hörte. Er flehete, daß Gott alles gnädig wenden möge.

Die gefürchtete Stunde kam. Paul hatte mit großer Umſicht an alles gedacht. Eine erfahrene Hebamme war ſogleich da, auch ein ſchicklicher Beiſtand in der Perſon einer jungen Predigerwittwe, die in der Nähe wohnte.

Hedwig gebar nach kurzem Kampf ein liebliches Mädchen. Sie ließ ſich das Kind reichen, und ihr Lächeln, womit ſie das kleine Engelsangeſicht eine Minute lang betrachtete, war und blieb ihm der einzige Silberblick der Mutterliebe. Die Nacht des Todes ſenkte ſich auf Hedwigs Augenlieder nieder, und ſie entſchlummerte ſanft.

In ſtummem Harme ſuchte Paul für die Blume des Hauſes, dem er ſeit einem halben Jahrhundert ein treuer Diener geweſen, ein Plätzchen der Ruhe, wo ſie, Saat von Gott geſäet, den heiligen Keim verklärter Schönheit entfalten könne, für den großen Tag der Auferſtehung. Er fand es unter einem Fliederbaum, der eben zu knoſpen anfing, und er dachte es ſich ſchön, wenn die ſaftgrünen Blätter, die blauen Kolben ihren Duft und Schatten über dieſe Schlummerſtätte ſtreuen würden.

Die Predigerwittwe zog zu Paul und übernahm für eine angemeſſene Belohnung die Aufſicht und Pflege der kleinen Roſa.

Nach zwei Jahren kam die Beſitzerin des Gutes, eine Gräfin Rheinau, von ihren Reiſen durch Italien und die Schweiz zurück. Sie hatte viel Schönes geſehen; aber bei einem Gange durch das Dorf feſſelte ſie der Anblick eines greiſen Mannes doch, der nicht wie ein Bauer ausſah, und zu deſſen Füßen ein holdes, feines Kind im Graſe ſpielte. Die Gräfin blieb ſtehen. Sie erkannte als eine kunſtſinnige Frau bald das ſilberlockige Haupt des achtſamen Pauls für einen guten, alten Kopf, bald das ſüße Geſchöpf, das er zu hüten ſchien, für einen echten, kleinen Raphael. Die Neugier der Dame ward rege. Sie erkundigte ſich, und die Antwort lautete nicht ganz befriedigend.

Die Gräfin näherte ſich nun behutſam und leiſe forſchend, dem Paul und der Wittwe. Sie vermuthete ein Geheimniß vornehmer Abkunft und geheimer Liebe in dem Kinde, zu dem ſie unvermerkt eine zärtliche Neigung faßte. Was früher bloß Neugier geweſen, war reines Intereſſe ihres Herzens geworden. Sie wünſchte endlich, daß der Alte ihr das Kind ganz überlaſſen möchte, und verſprach ihm, es wie ihr eigenes erziehen zu wollen.

Obgleich Paul dieſes Anerbieten für einen Fingerzeig der Vorſehung hielt, ſchwankte er doch lange, bis ein Umſtand ihn beſtimmte. Die Predigerwittwe ſollte heirathen, und war dieſer Wahl geneigt. Nun willigte er unter der Bedingung ein, daß die Gräfin dem Kinde ihren Namen gäbe, und ſie verſtand ſich dazu.

Die Gräfin Rheinau lebte getrennt von ihrem Gemahl. Ein Sohn, die einzige Frucht dieſer unglücklichen Ehe, war dem Vater verblieben. Selten nur war es der Gräfin vergönnt, ihren Sohn zu ſehen, und ihr Herz, vielfach gedrückt von harten Erfahrungen in jenem Verhältniß, behielt von Seiten der Mütterlichkeit, wo es ſo weich und empfindlich war, eine wunde Stelle. Vor allem ängſtete ſie die Sorge, daß Roderich (ſo hieß der junge Graf), den finſtern, gehäſſigen Charakter ſeines Vaters annehmen werde, da es ihr verſagt ſei, mildernd auf ihn einzuwirken.

Auch war dieſe Befürchtung nicht ganz umſonſt. Der Jüngling bildete ſich zwar an Geiſt und Körper genug aus; aber dennoch hatte er von dem herben Stolze, dem Mißtrauen und Jähzorn ſeines Vaters ein reichliches Erbtheil überkommen.

Die Gräfin hatte durch dieſe unbeglückenden Eigenſchaften zu viel gelitten, um ſie in ihren Anlagen zu verkennen.

Sie ſeufzte über ihren Sohn, und bedauerte ſeine künftige Gattin, wenn dieſe nicht durch zarte Sanftheit, durch weiche, verzeihende Liebe, ſeinen hochmüthigen Trotz entwaffnen könne. Ach! die Gräfin wußte wohl, wie wenig ſie es gekonnt; doch grambeſchwerte Seelen ſind oft geneigt, die Schuld widerſtrebender Umſtände ſich ſelbſt beizumeſſen.

Der Taubenſinn der kleinen Roſa, die ſtille Geduld, das milde Begegnen, die allesumfaſſende Güte des Kindes, ſchienen der Gräfin wie vom Himmel in dieſes Weſen gelegt, daß jener Zweck erreicht und ihr geheimſter Wunſch erfüllt werde. Roſa war ihr lieb und theuer geworden, daß ſie keiner anderen Schwiegertochter den Vorzug dieſes Namens gegönnt hätte; doch zweifelte ſie nicht, daß Roſa für ihren Roderich geſchaffen wäre.

Roſa hatte ihr dreizehntes Jahr zurückgelegt, als der alte Paul müde und lebensſatt ſtarb. Da er ſein Ende herannahen fühlte, ließ er ſie zu ſich rufen. Er drängte ſeine letzte Kraft in eine Unterredung zuſammen, in welcher er ihr die Geſchichte ihrer Eltern mittheilte und das Geheimniß ihrer Geburt eröffnete. Er ſagte ferner, daß ein Bruder von ihr unter dem Namen Arthur von Rodoſall lebe, wobei er ſeiner Schweſter die Verpflichtung auflegte, dieſen Bruder, ſollte das Schickſal ſie einſt mit ihm zuſammenführen, mit ſeiner Herkunft und ihrer geſchwiſterlichen Verwandtſchaft vertraut zu machen. Doch mußte Roſa ihm ſchwören, Niemand weiter auf der Welt hiervon etwas zu entdecken. Das mütterliche Erbe der, dieſes Reichthums unbewußten Roſa hatte die kluge Sparſamkeit des Alten vermehrt und weiſe angelegt. Ein ſchöngelegenes Gut in einer einſamen Gegend war vor einigen Jahren auf ihren Namen gekauft und geſchrieben worden. Ein redlicher Mann verwaltete es, und die Documente waren in gerichtlichem Beſchluſſe verwahrt. Auch hinſichtlich der Einkünfte ſeien zweckmäßige Maßregeln getroffen. Dieſes Eigenthum, meinte der Sterbende, ſolle Roſa als einen Zufluchtsort betrachten, wohin ſie fliehen könnte, wenn das Schickſal ihr die Einſamkeit wünſchenswerth machen ſollte. Denn das Glück ſei treulos und wandelbar, wie die Woge der See, und der Menſch müſſe in Zeiten, wenn die Hoffnung als ein günſtiger Wind das Segel ſeines Schiffleins bläht, auf einen ſicheren Port bedacht ſein. Auch über das Verſchweigen dieſer Beſitzung, ſelbſt gegen ihren einſtigen Gemahl, nahm der Alte einen Eid von Roſa; dann ſtarb er ruhig und ward zu Hedwigs Füßen begraben.

Zu eben dieſer Zeit erhielt die Gräfin die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Jetzt erſt fühlte ſie ſich frei. Ihr Sohn, der als Officier in einer entfernten Garniſon ſtand, ſchrieb ihr nun öfter, und ſeine Briefe waren voll einer kindlichen Geſinnung. Er kam von nun an jedes Jahr für längere Zeit auf das Gut ſeiner Mutter, lernte Roſa näher kennen, und faßte eine heftige Leidenſchaft für das liebenswürdige Geſchöpf. Die Gräfin war unbeſchreiblich glücklich. Sie ſah, wie ſich ihr liebſter Wunſch ohne all ihr Zuthun von ſelbſt erfüllte.

An Roſa's ſiebzehntem Geburtstage begleitete die Mutter ihre Kinder an den Traualtar; dann folgte Roſa ihrem Gemahl in den Standort ſeines Regiments.

Die Gräfin weigerte ſich aus mancherlei Gründen, mit in die Stadt zu ziehen. Sobald ſie ihr Werk gelungen ſah, erwachte ein gewiſſer unſtäter Hang in ihr, dem ſie früher nachgegeben hatte, um kränkenden Beziehungen auszuweichen. Sie ſchloß ſich einer Geſellſchaft von Kunſtfreunden an, um die Ausgrabungen von Herculanum und Pompeji in Augenſchein zu nehmen — und während deſſen verſank daheim ihr mütterliches Glück, das ſie für eine Ewigkeit gebaut zu haben wähnte.

Graf Roderich wollte ſeine junge Gattin bewundert und ſich in ſeinem Glück beneidet ſehen. Mit ſüßem Stolze führte er Roſa in der Geſellſchaft auf, und ſtellte ſie vor.

Wie er an die Hand ſeines liebſten Freundes, des Grafen Arthur von Rodoſall, vor ihr ſtand und ihn nannte, da erbebte die zarte Geſtalt unter Schauern der Geſchwiſterliebe, ihr Auge ruhete mit dem Ausdruck der Liebe auf dem edeln Geſicht ihres Bruders, ihr Buſen, geſchwellt von dem Geheimniß, welches in ſeiner ſtillen Tiefe verborgen lag, wallte ihm entgegen, und der blühende Mund verſtummte in unendlicher Rührung.

Dem Grafen Roderich entging die Bewegung nicht, in welche Roſa ſo ſichtlich gerieth; auch Arthur hatte ſie bemerkt, und wenn der Jüngling auch zu beſcheiden war, um ſelbſtgefällig auf einen Eindruck zu ſchließen, der ihm hätte ſchmeicheln können, ſo erregte dieſe Wahrnehmung doch ein höheres Intereſſe, einen innigeren Antheil an Roſa, und machte das Erſcheinen der holden, jugendlichen Frau für ihn bedeutſam.

„Kannteſt Du meinen Rodoſall ſchon früher?“ fragte der Graf bei ihrer Nachhauſekunft ſeine Frau.

„Ob ich ihn kenne?“ antwortete ſie aus tiefen Gedanken empor; doch ihres Schwurs eingedenk, ſetzte ſie mit halber Stimme hinzu: „Nein!“

Roderich hatte den ungewiſſen Ton ihrer Stimme gehört, und ſein Glaube ſchwankte, daß ſie Wahrheit ſpräche. Auch an Arthur richtete er dieſelbe Frage; aber ganz beſtimmt verneinte dieſer ſie.

Vielleicht würde der verderbliche Funke des Verdachts, der in Roderichs entzündbarem Gemüthe aufglomm, im erſten Kuſſe von Roſa's treuen Lippen erſtickt worden ſein, hätte nicht jedes weitere Zuſammenkommen mit Arthur die heimliche Flamme geſchürt. Der Graf trug die Hölle der Eiferſucht in ſeiner Bruſt. Roſa dachte nicht daran, in ihrer zärtlichen Neigung für den Bruder, Rückſicht auf das angeſtammte Mißtrauen ihres Gemahls zu nehmen. Ihre Augen ſtrahlten Freude, wenn ſie auf Arthur ſich wendeten; ihre reine, innige Seele war keines Hehls fähig. Nur der Wunſch, daß ſie ſich ihm in ungeſtörtem Alleinſein entdecken könne, gab ihrem Benehmen ein geſpanntes Streben, was ihr Gemahl für leidenſchaftliche Befangenheit nahm. Er war zu ſtolz, um einen Vorwurf laut werden zu laſſen, zuweilen dachte er nur im tobenden Sturm der Gefühle: wenn Roſa ſich irgend einer Schuld bloß gäbe, ſo könnte er losbrechen, und würde ſtark genug ſein, ſich von ihr zu trennen. Aber

Roſa ging ſchuldlos die Bahn eines Engels und der Glanz der Jugend folgte ihren Schritten nach.

Arthur konnte es ſich nicht verbergen, daß Roſa ihm eine Auszeichnung zu Theil werden laſſe, deren ſich keiner aller anderen Männer aus dem Kreiſe ihrer Bekanntſchaft rühmen durfte. Er erſchrak, daß er einen geheimen, ſympathetiſchen Zug zu der Gattin ſeines Freundes fühlte. Durch das Verſtändniß der Natur errieth er, daß Roſa ihm etwas zu ſagen hätte; aber er ſcheuete das leiſe Flüſtern der Vertraulichkeit mit einer Frau, die offenbar wohlwollender für ihn geſinnt war, als ihr Gemahl es verträglich mit ſeiner Ruhe und Ehre hielt. Und Arthur hätte Roſa, deren Ruf ihm theuer war, wie das Licht ſeiner Augen, gern ewig ohne Wanken ehren mögen.

Ein Jahr ihrer Ehe war verſchwunden, als Roſa Mutter einer Tochter ward, welche ſie Valeria nannte.

Roderich vergaß für eine Weile im Anſchauen ſeines Kindes die quälenden Zweifel, welche ſein Herz nagten; doch bald glaubte er, die Züge ſeines Freundes in der kleinen Valeria zu erkennen, und es ward ſchlimmer mit ihm, als vorher. „Sie trägt ſein Bild in ihrer Seele!“ dachte er, und dieſer Gedanke hätte ihn zum Wahnſinn bringen können. Seine kräftige Geſtalt verfiel; der Arzt rieth ihm eine Reiſe.

Der Graf, unfähig, ſeinen martervollen Zuſtand länger zu ertragen, ſah in derſelben das Mittel, ſich Klarheit über das Verhältniß ſeiner Gattin zu Arthur zu verſchaffen, und lehnte es ab, daß Roſa ihn begleite. Die treue Roſa zog nun in einen Garten der Vorſtadt, um unter den Blüthen des Frühlings ungeſtört die Seligkeit der Mutterfreuden genießen zu können. Auch Roſa bemerkte, daß die kleine Valeria dem theuren Bruder auffallend ähnlich ſähe, und ſie freuete ſich arglos dieſes Spiels der Natur, ohne zu ahnen, wie gefährlich es ihrem Glück ſein könne.

Arthur hatte ſich ſeit einiger Zeit zurückgezogen; er kam ſeltener zu ſeinem Freunde, und vermied es, Roſa zu treffen. Auch darin ſah Roderich nur einen Beweis leidenſchaftlicher Schuld; doch Arthur wollte nur den Unglücklichen ſchonen, deſſen Krankheit er nur zu gut kannte, und die liebenswürdige Roſa, wie ſich ſelbſt, gegen eine wohlwollende Schwäche in Schutz nehmen. —

Die junge Gräfin glaubte daher die Abweſenheit ihres Gemahls ohne Säumen für ein Vorhaben benutzen zu müſſen, das, wie eine gereifte Frucht, nur ſeinen gelegentlichen Fall erwartete. Kaum war der Graf fort, ſo ſchrieb Roſa einige Zeilen an ihren Bruder, und erſuchte ihn, deſſelben Abends zu ihr in den Garten, worin ſie wohnte, zu kommen. Sie hätte ihm ein höchſt wichtiges Geheimniß zu entdecken.

Arthur, der ſich ſchon einige Tage unwohl und in einer krankhaften Reizbarkeit befand, las mit ſchmerzlichem Erſtaunen das Billet. Er konnte es nicht faſſen, daß Roſa ſich ſo weit vergäße; faſt dünkte es ihm unmöglich, daß er ſie nicht mehr achten dürfte. Lange ſchwankte er, ob er gehen ſolle oder nicht — endlich beſchloß er, ſeinem Freunde das Wort zu reden.

Aber der Jüngling verſtummte froh beſtürzt, als Roſa ihm ſagte, wie nahe ſie verwandt wären, und ihm unter Thränen der Rührung die Geſchichte ihrer Eltern erzählte. Das hatte er nicht ahnen können. Rein ging die Schweſter aus ſchnöder Verkennung hervor, und ſtand ſanft weinend vor ihm da! — Arthur drückte ſie in ſprachloſer Freude an ſeine Bruſt und hielt ſie lange in umſchlingenden Armen. Er durfte Roſa lieben, und dies Gefühl war ein heiliges Recht der Natur, eine Pflicht ſeines Herzens. Doch ſtrebte er, die Schweſter zu überzeugen, daß Roderich durchaus ihr geſchwiſterliches Verhältniß erfahren müſſe, als ein fürchterliches Gelächter aus den Gebüſchen, die das Gartenhaus umgaben, erſcholl. Roſa fuhr zuſammen und zitterte und bebte; Arthur legte die Hand an den Degen. Dieſes Lachen klang, als ob Satan eben guter Laune wäre. Noch eine Weile blieben die Geſchwiſter zuſammen, dann verließ Arthur den Garten, und Roſa war allein. Von heftigen Gemüthsbewegungen angegriffen, und beſonders von dem Schrecken, den jene ſchadenfrohe Stimme ihr erregt, die ihr durch Mark und Bein gedrungen — fühlte Roſa ein Fröſteln in ihren Gliedern. Sie ſchellte unter leichten Schauern und beſtellte Thee. Nach langer Zeit, während der die Gräfin in tiefen, träumenden Gedanken geruhet hatte, kehrte die Kammerfrau zurück, ihrer Gebieterin damit aufzuwarten.

Die Taſſe erklirrte leiſe, als ſie überreicht ward, und Roſa bemerkte, die Kammerfrau zittere ſo heftig, daß ihre Zähne zuſammenſchlugen. „Babet! Du frierſt? oder biſt Du krank?“ fragte die Gräfin mit theilnehmender Güte. Babet ſchien von dieſem Tone vernichtet. Sie wendete das bleiche Geſicht ab, ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen, und ohne zu antworten, eilte ſie zur Thür hinaus.

Die Gräfin war von dieſer Seltſamkeit betroffen. Sie hoffte, die Kammerfrau werde wiederkehren, ihren Dienſt zu verſehen; doch Babet kam nicht. Von einer wunderbaren Müdigkeit beſchlichen, lehnte Roſa, in völligem Anzuge noch, ſich in die Kiſſen des Sophas zurück, eine nie empfundene Schwere lähmte den zarten Körper, und mit bleiernem Gefieder deckte ſie der Schlaf.

Wie wenn ein Traum der Seele Flügel leiht, die ſich dann mit einem ſchreckhaften Rucke auf dem Boden der Wirklichkeit beſinnt, ſo erwachte Roſa und glaubte noch zu fliegen; denn der Reiſewagen, in dem ſie ſich befand, eilte pfeilſchnell dahin. Sie ſtrebte nach klarem Bewußtſein; aber ein dumpfer Kopfſchmerz, den ſie fühlte, hinderte ſie, ihrer Erinnerungen deutlich mächtig zu werden. Endlich ſchwebten ihr trübe Bilder vor, ſie gedachte des geſtrigen Abends und an das ſonderbare Benehmen der Kammerfrau, eine gräßliche Ahnung zuckte durch ihr Herz. Sie ſchrie entſetzt auf, wohin man ſie führe. Keine Antwort erfolgte. Bei der Bewegung nach dem Schlage des Wagens glitt ein Päckchen von ihrem Schooße. Sie riß es auf, ein Brief fiel heraus. Roſa las, und der Inhalt flirrte ihr vor den Augen.

> „Unwürdige!
>
> Erkenne in der ſanften Art, womit ich ein Band löſe, das mich entehrt hat und mich ferner an die Schmach knüpfen würde, die Achtung für meine Mutter, deren Schützling Du warſt und die ſchwerlich ahnen mochte, daß ſie eine Schlange in ihrem Buſen wärme, welche die Ruhe ihres Sohnes einſt zu Tode vergiften würde. Wir ſind getrennt auf immer! Nie ſiehſt Du mich, nie Valeria wieder. Dein Zurückkehren, Dein Forſchen wäre vergeblich. Ein unſchädlicher Schlaftrunk

befreiete mich von Dir, und verbirgt das Geheimniß meiner Schande und Deiner Schuld in der Ferne.

Dieſer Wagen iſt beſtimmt, Dich bis an die Grenze zu bringen, von wo aus Du Deinen Aufenthalt ſelbſt wählen mögeſt; die beifolgenden Papiere werden Dich lebenslang vor Mangel ſchützen. Gott verzeihe Dir, daß Du mich elend machteſt! — Lebe wohl, wenn Du es vermagſt!

Roderich, Graf von Rheinau.“

Der unglücklichen Roſa ſchwanden die Sinne; in einem gänzlichen Stilleſtand der Gedanken war ſie einige Minuten betäubt und fühllos für dieſen Schlag des Schickſals. Aber dieſe traurige Wohlthat dauerte nicht lange.

„Großer Gott! was habe ich denn verbrochen, daß man ſo grauſam mit mir verfährt?“ rief ſie, rang die Hände, und blickte verzagend in dem engen, dunkeln Gefängniß des Wagens umher. Den Himmel konnte ſie nicht ſehen —: doch fiel ſein Licht in ihre Seele. Es ward ihr plötzlich klar, daß Roderichs Reiſe nur vorgeblich geweſen, daß er ſie in den Armen ihres Bruders belauſcht und für treulos gehalten habe. Jenes Gelächter der Verzweiflung hallte in ihrem Gedächtniſſe wieder, und jetzt auf einmal wußte Roſa, wem dieſe Stimme gehört. Die Angſt ſchärfte ihr Nachdenken, und ſie ward hellſehend genug, um genau zu wiſſen, daß der Argwohn ihres Gemahls in dem Augenblicke entſtanden ſei, wo ſie Arthur zum erſten Male geſehen. Roderich war ihr nun kein Räthſel mehr, und ſie bedauerte ihn, daß er die Mutter ſeines Kindes einem mitleidswerthen Wahne aufopfere. Und als ſie dem Leidenskelch bis auf den tiefſten Grund geſchaut, ließ der Engel des Bewußtſeins einen Tropfen Stärkung in die herbe Fülle ihrer Schmerzen fallen. Sie tröſtete ſich der Gerechtigkeit Gottes, und wer iſt je zu Schanden worden, der auf Ihn gehoffet hat? —

Sie raffte ſich zu irgend einem Entſchluſſe empor; das Gütchen fiel ihr ein, welches Paul für ſie gekauft; wie ſegnete ſie ihn jetzt dafür! Dorthin wollte Roſa und ihre Rechtfertigung nachſuchen.

In dem nahen Grenzſtädtchen entließ ſie den Kutſcher und nahm ihren Weg mit Extrapoſt weiter.

Die einſame Schönheit ihres Gutes überraſchte Roſa, ohne ſie zu freuen; es war ihr nur lieb, das herrſchaftliche Wohnhaus ſtill und abgelegen, wie eine Einſiedelei, zu finden. Einige hülfreiche Zufälle ſetzten die Gräfin in den Stand, ſich als Eigenthümerin zu zeigen.

Der bisherige Verwalter, ein Mann von ſchlichter Redlichkeit, bot alles auf, ſich ſeiner jungen Dame treu und ergeben zu beweiſen; es war ihm voller Ernſt mit dem Wunſche, ſie zufrieden zu ſtellen. Doch Roſa's Buſen war jeder heiteren Regung verſchloſſen, in ihrem Herzen wohnte nur der Gram. Sie war kaum fähig, ſich mit irgend etwas zu beſchäftigen; ihre Seele mattete ſich in wachen Träumen ab, und die Sehnſucht nach ihrem Kinde zehrte an der Kraft ihres Lebens.

Ein Jahr ſchlich der Gräfin in gezählten Stunden, in Thränen, wie der Sand am Meere, peinlich langſam vorüber. Jetzt konnte Roſa das heftige Verlangen, etwas von den Ihrigen zu erfahren, nicht länger überwinden. Sie entdeckte dem Verwalter ſo viel von ihrem traurigen Geſchick, wie für ihn zu wiſſen nöthig war; wenn er ihren ſehnſüchtigen Wunſch, Erkundigungen einzuziehen, erfüllen ſollte.

Der wackere Mann hätte das Leben für die junge Gräſin gelaſſen. Ihr Unglück dauerte ihn ſehr, und willig verſtand er ſich zu der Reiſe als Kundſchafter. Die Nachrichten, welche er an Ort und Stelle ſammelte, waren jedoch nicht danach, daß ſie die Gräfin hätten beruhigen können. Graf Rheinau war ſeit jener Zeit fort aus ſeiner Garniſon, nachdem er einen Officier, der ſein Buſenfreund geweſen, im Duell getödtet haben ſollte, weil dieſer mit ſeiner Frau habe entfliehen wollen. Von dem Kinde, das ein bösartiges Frieſel bekommen, das eben damals epidemiſch war, wußte man nicht genau, ob es am Leben geblieben.

Der Geſandte der Gräfin wollte hierbei das Gewiſſe für das Beſte nehmen. Er beurtheilte das Gefühl der armen Roſa nach ſeinen eigenen Empfindungen, und ſo meinte er denn, ſie würde ſich eher faſſen und aufrichten unter der beugenden Schwere des Grams, wenn ſie das Schlimmſte erführe und die Gegenſtände ihres Kummers außer dem Bereich ihrer irdiſchen Wünſche und Sorgen wüßte. In dieſer Abſicht ließ er der Gräfin auch nicht den kleinſten armen Zweifel der Hoffnung. Aber mit Schrecken ſah er, daß er Uebel angerichtet hätte. Eine gefährliche Krankheit brachte Roſa an den Rand des Grabes; ihre Jugendkraft rettete ſie, doch wandelte ſie wie ein Schatten, der nicht mehr zu den Menſchen gehört und ſich einſam fühlt auf Erden. Ihre Sehnſucht war der Tod. Doch ward ihr — wie ein hehrer Sänger ſagt: „Freude des Himmels! wenn wir ſterben, empfahen wir ſo. Wir hoffen vom Elend auszuruhen, und uns wird Wonne Gottes gegeben!“

Wieder eine geraume Zeit war verfloſſen, als an einem milden Herbſttage die Gräfin ſich auf einem weiten Spaziergange verirrte. Es dünkte ihr, ſie vernähme aus der Ferne ein dumpfes Wimmern. Sie näherte ſich der Gegend, und jener ängſtliche Ton verſtärkte ſich zu einem lautaushallenden Weheruf. Roſa beflügelte ihre Schritte und fand auf einem Lager von Moos ein junges Weib, welches heftig mit den Schmerzen der Geburt rang.

Ein ſchlanker, jugendlicher Mann in ſeltſamer Tracht, wie die Frau, war ängſtlich um ſie beſchäftiget; Beide ſchienen von dem Klima einer fremden Zone gebräunt und einem Stamme anzugehören, welcher der Gräfin unbekannt wäre.

Als Roſa ſchwebenden Schrittes, der zu Hülfe eilte, aus dem Gebüſche hervortrat und ſich den Bedrängten näherte, da war es ihnen, als öffneten ſich lichte Wolken und ein Engel verlaſſe um ihretwillen ſeinen Wohnſitz. den Himmel, ihnen beizuſtehen. Die zarte Geſtalt, die ätheriſche Bläſſe des lieblichen Geſichts, der dunkle Augenblick der Noth, verklärte ihnen die Erſcheinung der Gräfin; endlich überzeugten ſie ſich, daß es ein Weſen menſchlicher Art, aber voll Troſt, voll milder Güte ſei. Roſa erfuhr, daß es Zigeuner wären, welche ſich mit ihrer Geſellſchaft ſeit mehreren Wochen in dieſem Waldgehege aufgehalten hätten, und an dieſem Tage durch ein militairiſches Commando aus der nächſten Stadt zu ſchleunigem Abzug uber die Grenze befehliget worden wären. Unglücklicherweiſe habe Antonie (dies war der Name der jungen Zigeunerin) das Nahen ihrer Stunde gefühlt und nicht mit aufbrechen können. Der Menſchlichkeit des Officiers vom Commando verdanke Ludoviko, Antoniens Gatte, die Erlaubniß, mit ſeinem jungen Weibe zurückbleiben und jene heilige Bedrängniß abwarten zu dürfen.

Nachdem die Gräfin von dieſen Umſtänden unterrichtet war, gab ſie ihren Siegelring dem Ludoviko, daß er mit dieſer Beglaubigung zu ihrem Haushofmeiſter eilen und Pferde, Wagen und Betten und alles, was ſonſt etwa nöthig wäre, die kreißende Frau bequem fortzubringen, von dem vorſichtigen Alten erlangen könne. Ludoviko flog auf Flügeln der Angſt und der Liebe.

Als er zurückkehrte, fand er ſeine Antonie von der Gräfin, wie Amanda von der Feenkönigin bedient: ein wohlgebildetes Knäblein wand ſich auf dem weichen Moosbette und Titania-Roſa hielt der vergehenden Mutter ein Büſchel Kräuter vor, daß der ſtarke Duft ihre Lebensgeiſter nicht entfliehen laſſe. Ludoviko ſtürzte in zitternder Freude an den Boden und küßte die Füße der gräflichen Wehemutter. Ein echter Sohn der Natur, entzückte der Anblick ſeines erſtgeborenen Kindes ihn nicht weniger, weil der Wald ihm nur ein luftiges Obdach wölbte; die Augen des kleinen Weſens waren ihm des Schickſals Sterne, und er las nur Glück und Wonne darin.

Die Gräfin pflegte mit ſamaritiſchem Erbarmen der ſchwachen Wöchnerin und ihres Kindes. Nach ſechs Tagen konnte Ludoviko mit der Beruhigung ſcheiden, daß Antonie auf dem beſten Wege zu ihrer völligen Erholung ſei, und er verließ ſie mit der Abrede, daß er ſie nach einer feſtgeſetzten Friſt abholen wolle, wenn Antonie nicht vor dieſer Zeit bei ihren Landsleuten einträfe. Auch für dieſen Fall gab Ludoviko ſeiner Frau die nöthigen Weiſungen.

Da es zum Scheiden kam, warf Ludoviko ſich vor der Gräfin wie vor einem Gnadenbilde nieder und verſuchte, ihr zu danken; aber er vermochte es nicht zu ſeiner eigenen Genüge. Er ſagte nur, daß es ihn über alles glücklich machen könnte, wenn er gewürdiget wäre, der milden Wohlthäterin irgend einen weſentlichen Dienſt zu leiſten.

In dieſem Worte der Erkenntlichkeit glaubte Roſa die Stimme Gottes zu hören. Ein ſchneller Gedanke belebte ihre matte Seele. Er könne ihr überſchwenglich vergelten — ſagte ſie mit ausbrechenden Thränen und reichte Ludoviko die zarte Hand. Sein Blick flog wie ein Blitzſtrahl, ihre Befehle zu erfüllen, in ſeiner Miene lag ein Schwur des Gehorſams und der Treue.

Die Gräfin erzählte ihm hierauf ihre unglückliche Geſchichte. Sie vertrauete dem Zigeuner. Haben nicht ſelbſt Unglückliche, denen, verſtoßen von der Welt, verfolgt von blutgierigen Feinden, keine andere Zuflucht blieb, als die Höhle des Löwen, Schutz und Großmuth bei den wilden Thieren des Waldes gefunden? — Und dieſer Ludoviko, ob auch ein Wegelagerer, war ein wahrer Menſch!

Hierauf entdeckte Roſa ihm ihren Wunſch, daß er nach dem Gute Rheinau gehen, die Gräfin Mutter erfragen, und in einer geheimen Unterredung Kunde von dem ſchrecklichen Schickſal der verkannten Schwiegertochter bringen möge. Und mit Wärme ſchildern, wie ſehr die Arme ſich ſehne, ihre nie verſiegenden Thränen an dem treuen Mutterbuſen weinen, und in Rheinau ſterben zu können! —

Ludoviko legte die Hand auf ſein Herz; es klopfte Gewähr, daß er ſeine Sache wohl beſtellen werde. Dann nahm er Abſchied, und wenn das Mitleid mit der jungen, bedauernswerthen Gräfin ſeine freie Bruſt belaſtete, daß er tiefer athmete, ſo beflügelte der Drang, ihr zu helfen, ſeinen Weg, und die geheime Feder der Ahnung gab ſeiner Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, höhere Schwungkraft.“

„In den Gängen des herrſchaftlichen Gartens zu Rheinau ging Graf Roderich tiefſinnig auf und nieder. Sein Gemüth, voll düſteren Gram, empfand nichts von der Schönheit dieſes herbſtlichen Morgens: gleichgültig ſchritt ſein Fuß über den Boden hin, den hier und da ſchon ein falbes Blatt bedeckte, und das ſanfte Wehen der Luft kuhlte ihm den heißen Schmerz der Wunde nicht, die tief im Herzen brannte und nicht heilen wollte.

Jetzt warf er ſich auf eine Bank unter dem Schatten der Bäume und zog Roſa's Bild aus dem Buſen. Der ſanfte Mondblick dieſes lieblichen Geſichts ſtrahlte Frieden in ſeine Seele; es ward eine Stille in ſeinem Gewiſſen, und leiſe bewegte die Woge des Gefuhls ſeine ſtürmende Bruſt. Das Bild wankte hinter einer aufſteigenden Thräne, der Graf ſah ſein verſtoßenes Glück, ſeine Schuld durch dieſen trüben Schleier, und ſprach für ſich: „Ob Du noch lebſt, meine Roſa? oder ward ich Dein Mörder? Haſſeſt Du mich, den ein fürchterlicher Irrthum elend machte, oder haſt Du mir in Deinem heiligen Liebesſinne verziehen? Wenn mir ein Engel dieſe Frage löſete und mir ſagte, ich würde Dich wiederſehen! o Gott!“

Da rauſchte es im Gebüſch, und eine hohe, männliche Geſtalt von fremdartigem Anſehen ſtand plötzlich vor dem Grafen, beugte ſich ehrerbietig und ſagte mit feierlichem Ton:

„Sie lebt, die Du beklagſt! bald wirſt Du ſchauen
die fleckenloſeſte der ſchönen Frauen!“

Dem Grafen rieſelte ein Schauer durch die Glieder, als ſähe er einen Geiſt. Er fuhr entſetzt in die Höhe und ſtammelte zitternd hervor: „Wer biſt Du? ſage mir, wer da lebet, und von wem Du redeſt —?“

Roderich ſchlug unwillkürlich das wilde Auge nieder; denn der durchdringende Blick des fremden Mannes bohrte wie ein Dolch in ſein Gewiſſen. Und die Antwort lautete:

„Diejenige, die in der keuſchen Bruſt
nur Dir bewahrt der Gegenliebe Luſt;
doch anders glaubteſt Du im blinden Wahn,
drum mußte Sie den Schlummertrank empfahn!“

Der Graf erblaßte.

„Heiliger Gott!“ rief er, „biſt Du ein höheres Weſen? oder willſt Du mich erſchrecken, um einen mir noch unbekannten Zweck zu erreichen? woher biſt Du der Vertraute meiner Schuld und Schmerzen? woher kennſt Du jene Unglückliche und ihr Schickſal, mein heilloſes Werk? — Sage an, wie viel oder wie wenig Du weißt! wie lautet ihr Name? von welcher Farbe ſind ihre Augen, ihre Haare?—“

Der Fremde machte einen kleinen Gang zurück, ſchon glaubte Graf Rheinau, er flüchte ſich aus Unwiſſenheit — doch als er mit ſtarren Blicken den räthſelhaften Fremdling begleitete, ſah er ihn eine einſam blühende Spätroſe pflücken. Mit dieſer kehrte er zurück, hielt ſie dem Grafen vor, und ſprach:

„Dies iſt ihr Name und ihr treues Bild!
wie Roſenduft ihr Walten ſanft und mild.
In dunkeln Augen ſchwimmt der Thräne Glanz,
und ſchwarze Locken drückt der Dornenkranz.“

Den Grafen wehete ein Grauen an. „Du vermagſt richtigen Beſcheid zu geben,“ erwiederte er langſam und nach Faſſung ringend. „Doch, wenn Du nun aber alles weißt,“ ſetzte er hinzu, „o! ſo ſage mir auch, hat Roſa — dem Verbrecher vergeben? Darf ich hoffen, ſie jemals — und mit ihr die Ruhe meines Herzens wiederzufinden? —"

Wie wenn ein Sonnenſtrahl die ernſten Züge des Fremdlings erhellte, verklärte ſich ſein braunes Geſicht in ſtiller Freude. Er antwortete mit gerührter Stimme:

„Sie hat verziehn! ſo iſt der Engel Weiſe;
Sie naht — mit ihr Dein Frieden ſüß und leiſe!"

Roderich ſah bei dieſen prophetiſchen Worten den Himmel offen. Mit einem Gefühle, das ein Schatten der göttlichen Traurigkeit des Abbadonna zu nennen wäre, dachte er, daß die Liebe ihn erlöſen könnte. Sein Herz bebte in dieſer Hoffnung. Er ſprach: „Fremdling! gehöreſt Du der Erde an, ſo fordere mein halbes Eigenthum zum Dank dafür, daß Du eine Felſenlaſt von meiner Bruſt wälzteſt. — Biſt Du ein Gaukler und Wahrſager, ſo nimm die Belohnung mit Dir, daß ich an Deiner Kunſt von einem ſchweren Grame geneſe. Wäreſt Du aber nur ein Phantom — hätte ein entſtehendes Fieber Dich erzeugt, o! ſo wollte ich, Du würdeſt mir ein Bote des Todes; ich ſtürbe ſelig! — Reiche mir Deine Hand!"

Ludoviko —, denn unſere Leſerinnen zweifeln nicht, daß er es war — drückte die ſeinige herzlich; lächelnd zog er, ehe der Graf es hindern konnte, einen einfachen Goldring, den Roſa ihm in der Zeit ihrer jungen Liebe geſchenkt, von Roderichs Finger und war ſchnell damit verſchwunden.

Als Graf Rheinau in finſterm Argwohn ſeine Gattin belauerte, und ſah, daß in tiefer Dämmerung, zu einer Zeit, wo jede ſittliche Frau den einſamen Beſuch des jugendlichen

Hausfreundes verſchmäht, wäre es auch nur, um böſen Schein zu vermeiden — Arthur in den verbergenden Mantel gehüllt, heimlich in Roſa's ſtille Gartengemächer ſchleiche, da bedurfte es keines anderen Beweiſes mehr, um ihn zu überzeugen, daß er von ſeinem Freunde, ſeiner Gattin verrathen wäre. Doch zügelte er die ſchäumende Wuth und verbarg ſich in dem Schatten der hohen Kaſtanien, welche das Gartenhaus umgaben. Hier konnte er, durch einen verſchobenen Vorhang dazu begünſtiget, die ganze Scene zwiſchen Arthur und Roſa ſehen. Er ſah ſeine Frau leidenſchaftlich bewegt, die frohe Beſtürzung ihres vermeinten Buhlen, die lange, innige Umarmung, in die ſie verſanken. Während die glücklichen Geſchwiſter den Himmel reiner Freude in ihre ſchuldloſen Herzen aufnahmen, tobte in Roderichs Bruſt die ganze Hölle. Hatte er doch ſelbſt mit eigenen Augen ſeine Schande geſehen, wie konnte noch ein leiſer Zweifel dagegen aufkommen? — Der väterliche Dämon, den Roſa's ſanfter, liebender Geiſt an Ketten gelegt, riß ſich in dieſem Augenblicke los, und hauchte ſchadenfroh dem unglücklichen Roderich einen Gedanken der Rache ein. In fürchterlicher Freude darüber brach der Graf in jenes entſetzliche Lachen aus, das Roſa und ihren Bruder ſo ſehr erſchreckte.

Auch Babet, die Kammerfrau, hatte es gehört, ſie wollte es ſehen, was es bedeute, und trat neugierig in den finſtern Schatten der Bäume. Da faßte des Grafen ſtarker Arm die zitternde Alte, er drohete ihr, ſie zu erwürgen, wenn ſie einen Laut von ſich gäbe. Darauf preßte er ihr einen Schwur ab, alles zu thun, was er von ihr verlange. Babet ſchauderte, als der Graf ihr ſein Vorhaben entdeckte; aber ſie hatte einmal geſchworen. Dann eilte er in die

Stadt zurück. Durch eine Rolle Gold vermochte er einen armen Apotheker, ihm einen Schlaftrunk, der länger als zwanzig Stunden wirke, zu überlaſſen; nun ging er in ſein Haus und ſiegelte mit verachtender Großmuth reiche Papiere für Roſa ein, wobei er jene Zeilen ſchrieb, die unſere Leſerinnen bereits kennen. Dies geſchah in furchtbarer Eile, denn die Rache der Eiferſucht iſt ſchnell, gleich dem Wetterſtrahl, der Verderben über die friedliche Wohnung des Glückes bringt.

Der Graf hatte an Arthur eine Ausforderung geſendet, er erwartete ihn an der Grenze ſeiner Güter. Doch der Geforderte blieb aus — weil er an demſelben Tage an den ernſten Marken ſeines Lebens ſtand. Arthur, der ſich ſchon längere Zeit unwohl gefühlt hatte, war bald nach ſeiner Zurückkunft aus dem Garten von einem hitzigen Fieber ergriffen worden und ſchwebte in höchſter Gefahr. Nur die Kraft ſeiner Jugend und das treue Bemühen eines jungen Arztes retteten ihn. Eben dieſer Arzt, der das frühere freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen Arthur und Roderich kannte, ſchrieb an den Grafen Rheinau, und meldete ihm den bedrohlichen Zuſtand des Patienten, den eine große Gemüthsbewegung, wo nicht verurſacht, doch gewiß bis zu dieſem äußerſten Grade fieberhafter Aufregung verſchlimmert habe. Der Kranke habe in ſeinen Phantaſieen ausgeſprochen, daß er in der Gräfin Roſa eine nie geahnete Schweſter gefunden; in jedem lichten Augenblicke verlange er ſehnſuchtsvoll nach ſeinem Freunde, der hiermit ſchleunigſt an das Lager Arthurs berufen werde, wo ſeine Gegenwart dringend nöthig ſcheine.

Dieſe Nachricht betäubte den unglücklichen Roderich; eine grauenvolle Helle, wie Feuerſchein, ging vor ihm auf, und er ſelbſt hatte den Brand geſchleudert, der die Ruhe ſeiner Seele verzehrte! und dieſe Flammen waren unlöſchbar, wie der lodernde Pfuhl des ewigen Gerichts! — Der Graf verhüllte ſein Geſicht vor dieſem Gedanken. Er ließ ſeinen flüchtigſten Renner ſatteln, und ritt in ſauſendem Galopp nach der Garniſon. Es war, als ob der Tod auf Flügeln des Sturmwindes ankäme; denn das Gefühl der Schuld hatte Roderichs Züge tief entſtellt. Aber Arthur fing an zu geneſen; matt ſtreckte er dem Freunde die Arme entgegen und nannte ihn Bruder. Ach! da erfuhr Graf Rheinau alles! wie unſchuldig die verſtoßene Gattin geweſen, wie treu ihm, ihrem grauſamen Richter, wo nicht vielleicht ihrem Mörder — in der zärtlichſten Liebe! — Sein Geiſt war nahe daran, zerrütteter noch zu werden als ſein Körper; doch Arthur nahm ſich mit tröſtender Freundſchaft des Unglücklichen an, und trauerte ſtill, ohne Vorwurf für den, der ſie ihm geraubt, um die verlorene Schweſter. Es war vergebens, daß Roſa zwei Jahre hindurch unabläſſig geſucht wurde, denn Graf Rheinau ſollte leiden, was er verbrochen, und aus dem fruchtbaren Boden der Reue ſollten ihm mildere Tugenden und heilige Entſchließungen hervorſprießen.

Jetzt wurde die Gräfin Mutter von ihren Reiſen zurück erwartet. Roderich reiſte ihr mit der kleinen Valeria auf das Gut Rheinau entgegen, und Arthur hatte verſprochen, in einigen Tagen dorthin nachzukommen; denn der Graf bedurfte in der That eines Beiſtandes gegen ſeine Mutter, wie gegen ſich ſelbſt. Der Stolz Roderichs, der edle Trotz ſeines Charakters war gebrochen. Er zitterte vor der Verantwortung, die ihm bevorſtände, er fürchtete das Zürnen ſeiner Mutter, ihren Anblick, ihre erſte Frage nach Roſa.

Hier war es nun, wo Ludoviko die alte Gräfin ſuchte, aber nur ihren Sohn fand, deſſen trauriges Herz er mit Hoffnung erquickte, und es ſo auf größere Wonne vorbereitete. Ludoviko kehrte hierauf mit dem Ringe, der ihm als Pfand der Wahrhaftigkeit dienen ſollte, zu dem Aufenthalte ſeiner Antonie zurück, um auch da ein gebeugtes Gemüth zu den ſeligſten Erwartungen emporzuheben, und langte glücklich am Abend vor der Abreiſe der beiden Frauen an.

Voll herber Wehmuth lehnte die Gräfin Mutter am Morgen nach ihrer Ankunft an einem Monumente von röthlichem Marmor, das Roderich zu dem Andenken ſeiner Gattin auf ihrem Lieblingsplätzchen im Garten hatte errichten laſſen. Der Name Roſa nur war der Schmuck des einfachen Denkmals; genug für die, welche ſie gekannt und geliebt.

Die Gräfin ließ warme Thränen der Liebe um das Schickſal ihrer holden Tochter, um das ſchwere Verhängniß ihres Sohnes, auf den kalten Stein niederrollen. Sie ſeufzte, daß ſie ihren Einzigen zum Unglück geboren, und wünſchte in der Ferne geſtorben zu ſein, ehe dieſer Stein zu dem Begräbniß der lebenden Roſa ſich auf ihr Herz gewälzt hätte.

Da öffnete ſich die eiſerne Gitterthür des Gartens, und ein paar weibliche Geſtalten ſchwebten herein. Die Gräfin konnte von Weitem nichts deutlich erkennen, ſie verließ ihren Platz, um die Ankömmlinge in näheren Augenſchein zu nehmen. Die eine der Frauen trug eine Mandoline, die andere, von zarterem Wuchs, an buntgewirkten Bändern, die über die ſchmalen Schultern liefen, einen feinen offenen

Korb voll Blumen aller Art. Der friſche Glanz ihrer Farben und die ſonderbare Miſchung, worin die ſchönſten Blüthen aller Zonen und Jahreszeiten vereiniget waren, deutete darauf hin, daß die Flora des Paradieſes hier geſammelt wäre.

Die braune Schöne ſtimmte ihre Mandoline und begann zu ſingen:

„Kaufet Blumen, hohe Herrſchaft,
Denn des Herzens Frühling naht!
Wilder Stürme Schrecken fliehen,
Weit hinweg die Wolken ziehen,
Und es ſproßt die Thränenſaat!

Wollt Ihr Lilien? wollt Ihr Nelken?
Wollt ihr Blumen, die nicht welken?
Auch die Immortell' iſt da!
Und die ſchönſte aller Roſen,
Mit des Friedens lindem Koſen,
Iſt dem Sehnenden ganz nah!“

Dieſer Geſang, von einer anmuthigen Stimme vorgetragen, lockte das Kind herbei. Die kleine Valeria entriß ſich der Hand ihres Vaters und hüpfte vor Freuden, daß ihr die goldnen Locken um das glühende Geſichtchen flatterten. Sie griff mit vollen Händchen in den Blumenkorb, faßte aber nur ein Burgunderröschen, und ſagte mit holdaufſchauendem Blick: „Bitte! gieb mir dieſe ganz kleine Roſe!“

Die Blumenträgerin zuckte nach der Kleinen hin, die erſchrocken zurückfuhr, und ihren beſcheidenen Raub nur um ſo feſter hielt. Ein Seufzer — die Lippen, welche ihn ausgehaucht, entfärbten ſich, und die reizende Fülle des Korbes bedeckte eine ohnmächtige Geſtalt, wie wenn Blumen über eine Leiche geſtreuet wären. Valeria ſchrie kläglich auf, da ſie die Fremde und ihre ſchönen Blumen fallen ſah.

Roſa erwachte in den Armen der Ihrigen. Wer aber möchte dieſen Blick beſchreiben wollen? — So wird es ſein, wenn wir einſt am Quell der Seligkeit, die Unſrigen wiederfinden, rein von irdiſcher Schuld, weggewiſcht alle Thränen von verklärten Wangen, geläutert für den Himmel! — Die Gräfin, ihr Sohn und Arthur, fühlten ſich über allen Ausdruck glücklich; ſelig allein war Roſa, denn ſie hatte ſchuldlos gelitten, und jede ſtillgetragene Pein macht himmliſchfroh und engelrein.

Ludoviko und Antonie waren ihren ehemaligen Verhältniſſen entfremdet worden. Die Gräfin behielt es ſich vor, ſie zu belohnen, und als bald darauf ihr Haushofmeiſter ſtarb, gab ſie dem Ludoviko mit dieſer Stelle einen ehrenden Beweis ihres Vertrauens, wie ihrer Dankbarkeit. Auch durfte Roſa dieſe Großmuth nicht bereuen. Ludoviko hielt treue Aufſicht über das Gut, und der Ertrag deſſelben, ſorglich von ihm vermehrt und bewahrt, brachte die Gräfin zu der befriedigenden Ueberzeugung, daß Wohlthun Zinſen trage — tauſendfältige! — Die Ernte wogte wie ein goldnes Meer, und Roſa's Buſen wallte, die Armen zu ſegnen, daß ſie ſatt würden und nicht Mangel hätten.

Jedes Jahr verlebte die Gräfin einige Wochen auf dieſem einſamen Gute, wo der Geiſt der Demuth ihr in der Erinnerung vergangener Leiden die Weihe ihres gegenwärtigen Glückes gab und ſeine Dauer verbürgte.

October.

„Guten Morgen, mein lieber Bruder!“ grüßte der Regierungs-Secretair Arnold den Referendarius Sanft, als ſich Beide in der Frühe eines heiteren October-Morgens begegneten. Sie ſtanden an dem Brunnen des Marktes, wo der alte Neptun ſeit grauer Zeit den Dreizack ſprudeln ließ und das plätſchernde Geräuſch des Waſſers in das Zuſammentreffen der Freunde miſchte. Der Referendarius erwiederte zwar freundlich, doch in fortſtrebender Kürze den Gruß des ſprachſeligen Arnold; aber dieſer ſchlang ſeinen Arm um den Eilfertigen, und ſagte: „Weißt Du auch, Brüderchen, daß wir in drei Tagen unſere Luna feiern, und daß ich diesmal Director bin?“

Sanft erinnerte ſich. „Wir haben,“ fuhr der Secretair fort, „heute Abend Verſammlung bei dem Doctor Sultan, und ich denke die Geſellſchaft mit einem köſtlichen Einfall zu überraſchen.“

„Der wäre?“ fragte der Referendarius wie in Zerſtreuung. Arnold antwortete: „Du hörſt ja, mein ſanfter Freund, daß ich damit überraſchen will. Zeige alſo, daß Du Deinen Namen in Wahrheit führſt und bleibe gelaſſen, wenn ich Dir vor der Hand näheren Aufſchluß verſage. Wer die Zeit erwartet, bekommt endlich alle Briefe zu leſen.“

„O! ich beſcheide mich gern!“ entgegnete Sanft lächelnd, und ließ ſich nun länger nicht halten. Kaum war er einige Schritte gegangen, als wieder ein Bekannter, der

Referendarius Weiher, aus der Thür des Hauſes trat, in welchem er wohnte. Einige Worte wurden gewechſelt. Sie gingen ſelbander die Straße hinauf.

„Ich gehe," ſagte Weiher, „mich zu dem erledigten Syndicat zu melden, und wäre der Glücklichſte, wenn des Himmels Segen mich auf dieſem Wege begleitete. Viele Mitbewerber fürchte ich nicht; die meiſten ſchreckt das Uebermaß von Arbeit, manche die unangenehmen collegialiſchen Verhältniſſe. Ich ſcheue weder das eine, noch die andern! Zu ſchön blühen Roſen unter dieſen Dornen. Erhalte ich das Amt, ſo laſſe ich zuvörderſt den berühmten Augenarzt aus A... holen und meine blinde Mutter operiren. Und dann — dann —" ein inniger Händedruck begleitete das zweite Dann, das Sanft ſehr wohl verſtand, wenn es auch ohne Nachſatz geblieben, denn er vermuthete mit Grund, daß ſeine Schweſter Elfriede von Weiher geliebt werde.

Unter dieſem Zwieſprach hatte Sanft die Farbe gewechſelt und den geſtreckten Schritt verkürzt. — „Ich wünſche Dir von Herzen den glücklichſten Erfolg, Freund!" ſagte er mit bedeutendem Tone, und wendete langſam den Fuß nach einer Seitenſtraße, während Weiher in freudiger Haſt zum Präſidenten eilte.

Elfriede ſtand am Fenſter und harrete ihres Bruders. Er war dem holden, verlaſſenen Mädchen mehr als das, ein liebender Vater und Verſorger. Der Referendarius hatte mit Friedchen unter einem Herzen geruhet, aber von väterlicher Seite waren ſie Stiefgeſchwiſter. Doch der edle Geiſt, die wohlwollende Seele der Mutter hatte ſich auf ihre

Kinder fortgeerbt, und willig theilte nicht nur der Bruder ſein kleines Vermögen mit der ärmeren Schweſter, die vom Glück vergeſſen, nur reich von der Natur bedacht war, ſondern er that noch mehr, indem er die ſchutzloſe Waiſe zu ſich nahm, um ſie nicht fremder Unbill auszuſetzen. Dabei mußte er aber in Rückſicht auf den Ruf oder die Ruhe der aufblühenden Schweſter ſich in das Verhältniß eines jungen zurückgezogenen Ehemannes ſetzen und auf manche Freiheit verzichten. Nur wenige ſeiner Bekannten durften ihn beſuchen, und dieſe nur bedingungsweiſe. Friedchen vergalt ihres Bruders treue Fürſorge durch ein gleiches Gefühl und durch die liebenswürdigſte Beſcheidenheit. Die Geſchwiſter Sanft (denn auch Friedchens Vater, ein Verwandter des erſten Mannes ihrer Mutter, hatte ſo geheißen) waren allgemein als ein Vorbild reiner Sitten und muſterhafter Eintracht gekannt und geſchätzt.

Jetzt ſah Friedchen ihren Bruder kommen. Sie blickte forſchend in ſein Geſicht, er aber legte gleichmüthig Hut und Stock und ein Volumen Acten aus der Hand, und ſagte: „Mich hungert, Friedchen; wollen wir nicht eſſen?“

Seine Schweſter antwortete: „Ach! mir vergeht der Appetit über dem Wunſche, zu wiſſen, wie es mit Dir ſtehe?“

„Ich habe mich nicht gemeldet,“ erwiederte der Referendarius mit leiſer Stimme, „weil ſich ein Anderer melden wollte, der das Amt nöthiger noch als ich bedarf, Weiher!“

Eine Flamme ſchlug in Elfriedens zarten Wangen auf. „Weiher?“ fragte ſie, und ſenkte das ſchöne Auge zur Erde nieder.

„Ja, Weiher!“ wiederholte ihr Bruder, und ſetzte ſeine Rede fort; „er will und kann, erhält er die Beförderung, der blinden Mutter das Licht durch einen berühmten Arzt geben laſſen, ihr Auge wird ſich öffnen, um das Glück des geliebten Sohnes zu ſehen, der dann ſogleich heirathen will.“

„Heirathen?“ fragte Friedchen noch einmal, „und das ſagte er Dir?“

„Mit Worten nicht, meine kleine Echo,“ entgegnete Sanft, „aber ich verſtand ihn doch.“ Er ſtreichelte Friedchens glühende Wange.

Elfriede küßte die liebkoſende Hand des Bruders und ſagte: „Und Du — durch die Gunſt und das Verſprechen Deiner Gönner zu den ſchönſten Hoffnungen berechtiget, Du trateſt freiwillig zurück?“

„Zurück,“ verſetzte der Referendarius, „in meiner Bewerbung um das Amt; aber vorwärts auf der Bahn des Guten, an deren Ziel mir der Kranz der Selbſtzufriedenheit und der Beifall meines Gottes winkt, der mich ja auch verſorgen wird, wenn die rechte Stunde geſchlagen.“

Friedchen brach in Thränen aus. Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals, drückte den blonden Kopf eng an ſeine Bruſt und ſagte: „O Du herrlicher, Du unvergleichlicher Menſch! Ja, wollte das Glück ſich dem Redlichſten im Lande vermählen, ſo würdeſt Du morgen Miniſter! — Ach! wäre ich nur auf eine Minute allmächtig, um Dich nach Wunſch verſorgen und für die Vatertreue, die Du mir beweiſeſt, belohnen zu können. Aber Wunder geſchehen nicht mehr, und Gott, der in des Herzens Tiefe ſchaut, wird mir, wenn ich frevelte, ja vergeben. — Doch wenn es ſo fortgeht, bleibſt Du wahrlich! Referendarius! Es iſt bereits das dritte Mal in dieſem Jahr, daß Du, bei den helleſten Ausſichten auf das Gelingen, es verſchmäheſt — obgleich aus den lobenswertheſten Gründen — Dich um ein einträgliches Amt zu bewerben. Der Kummer darüber begleitet mich durch des Tages Arbeit und ſpricht ſich ſelbſt in meinen Träumen aus. So muß ich Dir den von dieſer Nacht erzählen. Spät erſt konnte ich einſchlafen; Hoffnung und Furcht bewegten ſtürmend mein Gemüth, bis ein recht inniges Gebet voll Vertrauen mir die widerſtrebenden Augenlieder zudrückte. Ein Traum ſpann den Faden der Gedanken, über welchen ich entſchlummert war, fort. Ich befand mich mit Dir an einem himmliſchen Abend, den der leuchtende Vollmond zum hellen Tage ſchuf, Arm in Arm auf einem Spaziergange durch die Stadt. Als wir bei dem Rathhauſe vorüberkamen, ſtanden die Flügelthüren deſſelben offen, und dieſe Seltſamkeit befremdete Dich. Du ließeſt meine Hand fahren und ſtiegeſt die Stufen hinan, doch — das iſt wahrhaftig ſonderbar! nun kam Weiher und drängte Dich mit einer Umarmung ſanft zurück. Bald darauf war der Freund verſchwunden und wir gingen weiter. Wir kamen nun an ein großes, koloſſales Gebäude, das genau zu erkennen, uns eine plötzlich eintretende Dunkelheit verhinderte. Eine breite ſteinerne, mit alterthümlichen Verzierungen geſchmückte Treppe, führte von außen in den rechten Flügel des Gebäudes, und wir ſtiegen ſie hinan, als wären wir da zu Hauſe. Der Vollmond trat jetzt hinter verhüllenden Wolken hervor und warf ſein volles Licht auf das fürſtliche Wappen, welches über der Thür, vor der wir ſtanden, prangte; die Thür öffnete ſich, und ein kleines, blaſſes Männchen, das auf ein Haar einem gewiſſen Jemand glich, den ich nicht nennen will, lugte freundlich heraus und winkte Dir. Du warfſt mir einen Kuß zu und die Thür heftiger ins Schloß, als es ſich an ſolcher Stelle wohl geziemen mag; ich erſchrak darob ſo heftig, daß ich erwachte. — Nun, Brüderchen, deute mir den wunderbaren Traum!«

Ich werde wahrſcheinlich fürſtlicher Geheimer-Secretair werden," antwortete Sanft gutmüthig ſpottend, „und wird der Traum nicht zu Schanden, durch Deine Fürſprache. Wer weiß, was geſchähe, wenn Du den gnädigſten Landesherrn anſprächeſt! — Man ſagt, er möge die hübſchen Mädchen wohl leiden und ſei vorzüglich den Blondinen hold."

Da erzürnte Friedchen; grollend ſetzte ſie die Suppe auf und ſchalt den Bruder einen Freigeiſt und Spötter.

„Bei Deinem Vollmondstraume" fuhr der Referendarius fort, nachdem er ſein Schweſterlein verſöhnt hatte, „fällt mir ein, Dir zu ſagen, daß wir heute Verſammlung zur nahen Luna-Feier haben, welche in dem Hauſe des Doctor Sultan ſein wird. Ich habe es von Arnold erfahren, der mir am Morgen begegnete; zum Glück! denn ich hatte das Kränzchen rein vergeſſen. Wir können uns diesmal auf einen tollen Einfall gefaßt halten, weil der joviale Arnold die Regierung überkommt. An welchen zarten Fäden ſpinnt das Schickſal die Verhängniſſe der Menſchen! Das flüchtige Zuſammentreffen mit Arnold, der kleine Verzug auf meinem Gange, iſt vermuthlich Urſache, daß Weiber, und nicht ich, Syndicus werden wird. — Doch, nicht wahr, Friedchen, es iſt ihm zu gönnen? —"

Seit einigen Jahren beſtand in der Stadt, welche der Schauplatz dieſer kleinen Erzählung iſt, ein Kränzchen, worin dreißig Perſonen beiderlei Geſchlechts Theil nahmen. Dieſes Kränzchen ward am Vollmond gefeiert, und dem zufolge die Luna genannt. Der Zweck war der gewöhnliche, das Vergnügen, dieſem jedoch die möglichſte Abwechslung und geiſtige Würze zu geben, dies war das Streben und der Triumph des Directeurs oder der Directrice, welcher Rang durch die Verlooſung beſtimmt wurde. Die Geſetze dieſer heitern Mondſchein-Geſellſchaft waren ſtreng und bindend, und dieſe Veranſtaltung hatte bis dahin einen erhöheten geſelligen Genuß aufrecht erhalten, und die Abſicht des Vereins noch ſtets erreichen laſſen. Es darf wohl kaum hinzugeſetzt werden, daß die jedesmalige Art der Luna-Feier, wobei dem Genie oder der Erfindungskraft des Anordnenden volle Freiheit geſtattet war, nach charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten angegeben wurde, und der Jahreszeit und Witterung angemeſſen ſein durfte. Sonſt war unbedingter Gehorſam die Baſis, worauf der Beſtand des Kränzchens beruhete, und nur wenn zehn Stimmen ſich gegen einen Vorſchlag erhoben, ward er verworfen. Da nun die Luſtbarkeit der Luna-Feier öfter eine längere Vorbereitung erforderte, ſo ward von dem nächſten Vorſtand früher eine Zuſammenkunft verabredet, wo die Art des Vergnügens in Vortrag gebracht und Rückſprache deßhalb genommen wurde.

Diesmal war, wie wir bereits wiſſen, der Regierungs-Secretair Arnold Präſes der Geſellſchaft, und der Umſtand, daß erſt heute, als am achten October, und alſo nur drei Tage vor dem Vollmondsabend, der Verein des Kränzchens zuſammenberufen wurde, berechtigte zu der Vermuthung, daß das diesmalige Mondfeſt keiner großen Vorbereitung bedürfe.

Die Frau des jungen Arztes, bei welchem die Zuſammenkunft gehalten werden ſollte, zündete die Lichter in dem großen Zimmer an, das zu der Ehre von Selenens Loge geeignet war. Die Mitglieder fanden ſich allmählich ein, zuletzt erſchien Arnold, und ein frohes, einſtimmiges Willkommen! begrüßte ihn. Er nahm die angewieſene Stelle ein — erwartungsvolles Schweigen erfüllte den anſehnlichen Kreis.

„Meine Freunde und Freundinnen!“ begann er ſeine Rede, „ſeit unſer Kränzchen beſteht, und dies ſind beinahe drei Jahre — iſt es heute erſt das zweite Mal, daß ich ſo glücklich bin, Ihr Führer auf dem Wege zur Freude zu ſein. Obſchon ich damals dieſe dankbare Rolle zu Ihrer allerſeitigen Zufriedenheit ſpielte, ſo darf ich dies weniger meiner Fähigkeit, als Ihrem gütigen Vorbegriffe davon zuſchreiben. Will ich auch diesmal, was doch mein größter Wunſch iſt, Ihren Beifall zu verdienen ſuchen, ſo iſt die Aufgabe ungleich ſchwieriger, da Jahre verfloſſen ſind, in denen Humor, Witz, Scharfſinn und Geſchmack Ihnen die reichſten Gaben geboten, und Ihre Forderungen geſteigert haben. Bälle, maskirte Aufzüge, kleine Schauſpiele, Concerte, Declamatorien, Spazierfahrten zu Waſſer und zu Lande ſind bereits von uns durchgeträumt worden und haben zwar frohe Erinnerungen in uns zurückgelaſſen, aber auch den Reiz der Neuheit höher geſpannt. Dieſes ſehr wohl erwägend, war ich ſeit drei Wochen unaufhörlich bemüht, etwas zu erfinden, was dieſem Bedürfniß entſpräche; doch mein Genius verſagte ſich mir hartnäckig, bis er geſtern mich auf einen Gang leitete, wo eine zufällige Entdeckung mir den rechten Sinn plötzlich aufgeben ließ.“

„Es iſt Ihnen allerſeits bekannt, daß voriges Jahr der reizende, ehemals Forſterſche Weinberg von einem Unbekannten, oder vielmehr durch deſſen alten Diener, auf den Namen

Burchard, gekauft wurde. Der Fremde, augenſcheinlich ein reicher Mann, bezog bald darauf ſein neues Beſitzthum. Nie hat es wohl Jemand beſſer verſtanden, ſich der Neugier zu entziehen, dem geſellſchaftlichen Andringen auszuweichen, mit einem Worte: ſich unzugänglich zu machen, als dieſer Herr Burchard, und noch bis jetzt iſt es Keinem gelungen, ihn zu ſehen, ſein häusliches Leben zu beachten, den Zweck ſeines Hierſeins zu erforſchen. Das ſtrengſte Vermeiden jeder Bekanntſchaft, eine Lebensweiſe, welche von einem feinen Verſtande vorgezeichnet zu ſein ſcheint, das rückſichtsvolle Betragen des alten Dieners, ſind, wie man ſagen will, die Wächter dieſer Unzugänglichkeit. Mich hat ſein Treiben zeither wenig bekümmert; ich hielt ihn für einen Sonderling, und zwar von der gefährlichſten Art. Wenn ich mich an Geſellſchaftstagen, in dem Caffeegarten, welcher dem Weinberge gegenüber liegt, befand, dem Lieblingsaufenthalte unſerer ſchönen Welt, und ſah, wie das Männchen in der weißen Schlafmütze hinter den verſchobenen Fenſtergardinen mit unverwandtem Blicke in das Menſchengedränge ſtarrte, ſo bedauerte ich herzlich den Armen, der mitten im Beſitze glänzender Glücksgüter der Freude wie den Menſchen entfremdet war. Muthiger ſtürzte ich mich in das frohe Gewühl. Ich hielt ihn für einen Frömmler: denn ich hatte erfahren, daß er in jeder Kirche eine kleine, vergitterte Loge gemiethet habe, und alle Sonntage unausgeſetzt zweimal die Kirche beſuche, und oft den Vorträgen der erbärmlichſten Redner beiwohne.“

„Ich gehe geſtern einſam ſpazieren; es fällt mir ein, die Brandſtätte vor dem Andreasthore zu beſuchen, wo im Frühjahr das fürchterliche Feuer ausbrach, welches binnen wenigen Stunden die Habe manches Reichen und Armen verſchlang.

Ueberall finde ich Bauleute emſig beſchäftiget, ſchon heben ſich Paläſte, wo ſonſt nur Häuſer ſtanden. Ein niedliches Häuschen, ganz fertig gebaut, und auf der Stelle, wo das Feuer ausbrach, lockte mich einzutreten und die Wirthin um ein Glas Milch zu bitten. Wie groß iſt aber mein Erſtaunen, als ich eine Einrichtung finde, welche nahe an Wohlhabenheit ſtreift, und in den Leuten, die dort wohnen, die arme Weberfamilie erkenne, welche bei dem Brande nur das nackte Leben rettete. Ich frage, und Aller Augen füllen ſich mit Thränen, man deutet ſchweigend in die Ferne, und nennt ehrfurchtsvoll und leiſe den Namen Burchard. —"

„Burchard? Der auf dem Weinberge? frage ich ungläubig. Aber nun fangen Frau und Mann an zu erzählen, und ſelbſt die Kinder ergänzen die Lücken des Vortrags. Ja, ſagt die Frau, er that alles! o er iſt ein Engel! — Er gab uns Obdach, Nahrung, Kleidung, und ließ meinen Mann, der ſtark durch das Feuer verletzt war, durch einen geſchickten Arzt herſtellen. Unſer Häuschen ward ſchnell aufgebaut, und als wir es bezogen, war für Jegliches geſorgt; mein Mann durfte ſich nur an den Weberſtuhl ſetzen. Der gute Herr verſorgt uns fortwährend mit Arbeit; doch was uns mitten im Glück betrübt, iſt, daß wir ihm nicht danken dürfen. Wir haben ſein Angeſicht noch nicht geſehen: denn alles geſchieht durch ſeinen alten Diener. Ach! dürfte ich nur einmal unſre Freudenthränen vor ihm weinen! — Oft gehe ich an dem Weinberge vorüber und knice auf ein einſames Plätzchen, und flehe Gott um Segen für den Mann, der unſer Erretter von einem unabſehbaren Elende war! —"

„Die begeiſterte Erzählung dieſer Leute hatte ein ſonderbares Gefühl in meiner Bruſt erregt. Je weniger ich in dieſem Sonderlinge den Menſchenfreund vorausgeſetzt hatte, um ſo williger und wärmer huldigte ich jetzt ſeiner reinen Tugend. Ein Sehnen zog mich in die Gegend des Weinberges, und ſüße Schauer bewegten mein Gemüth, als ich mich ihm näherte. Ich verſtand die Empfindung der Frau, die ſtill dahin knieet, und für das Glück des unſichtbaren Wohlthäters zur Gottheit betet. Ein Schauſpiel ſtörte mich in meinen Betrachtungen. Es war Weinleſe auf dem Weinberge. Ich ſtand und ſah ein Weilchen zu. Da erblicke ich auf einem freien Platze des Gartens einen alten Mann mit ehrwürdigem Silberhaar und in ſehr feiner Kleidung, von einem Schwarme Kinder umgeben, denen er aus einem großen Korbe Trauben austheilte. Froh flüſternd empfingen die Kinder die ſüße Gabe, die, welche noch leere Hände hatten, drängten ſich vor, und der geſegnete Korb füllte ſich ſtets von neuem. Der Anblick rührte mich; die Erzählung der Weberfamilie hatte mein Herz bewegt, dieſe Scene löſte es in Wehmuth auf. Du Armer! dachte ich betrübt, der Du ſo gern Andern Freude bereiteſt, und ſie doch ſelbſt verſchmähſt, wie hart und rauh mag das Schickſal Dich angefaßt haben! Welche ſchwere Erfahrungen mögen es ſein, die Dich in dieſe Einſamkeit gedrängt und Dir den Umgang mit den Menſchen verleidet haben? — Solche Gedanken beſchäftigten mich, als ich nach Hauſe ging, und ſo entſtand der Wunſch in mir, dieſem ſtillen Verdienſt laut huldigen und den Tribut der innigſten Achtung darbringen zu können. Eine Idee fuhr mir durch den Kopf, ich bildete ſie aus, und trage ſie Ihnen, meine Theuerſten, nun vor. Es iſt nämlich mein Wunſch, daß wir an dem nahen Vollmondabend als Winzer gekleidet, denn die Weinleſe dauert noch fort — mit Muſik auf den Weinberg ziehen, und dem Ehrenmanne zur Feier ſeines Namensfeſtes ein huldigendes Vivat bringen. Ich habe in dieſem Sinne einen kleinen Rundgeſang gedichtet, der unſere Empfindung und Abſicht ausdrücken ſoll. Doch geſchehe unſer Zuſpruch bei dem Einſamen mit all dem Anſtand, der Ruhe und ſorglichen Beachtung, wie es unſer und ſeiner würdig iſt, denn nie verwelke in unſerm Kränzchen die duftende Blüthe zarter Sitten!“

Der Redner verbeugte ſich, und ſchwieg; ein lautes Bravo! belobte ihn. Nur aus den Lippen der erblaßten Elfriede miſchte ſich ein dringendes „Nein! Nein!“ in die Stimmen des Beifalls und Beſtätigung.

Der Director horchte auf. „Wer ſprach dies Nein?“ fragte er.

„Fräulein Sanft —“ antwortete ein Mädchen. Arnold wendete ſich zu Elfriede, und bat beſcheiden: „Wollen Sie, liebes Fräulein, mir wohl Ihre Gründe gegen meinen Vorſchlag ſagen?“

„O ja!“ antwortete Elfriede, und richtete die in Thränen flammenden Augen wie zürnend auf ihn. Sie ſprach: „Iſt Burchard ein Edler, wie ich glaube, und wie wir Alle vermuthen dürfen, ſo muß es ihn verletzen, ſeine ſtillen, verſchwiegenen Segnungen an das Licht gezogen zu ſehen; iſt er ein Unglücklicher, wie Sie vorausſetzen, ſo wird er in unſerm Zuſpruch nur das Andringen des Muthwillens finden und ſich gekränkt fühlen, wo er geſchont zu werden verdiente. Wie rein unſere Achtung, wie gut gemeint unſere Abſicht auch ſein möge, immer wird er ſie verkennen. Wir werden ihn verſtimmen, anſtatt ihn zu erheben.“

„Ei! daß er klar ſehe, was wir meinen und wollen, dafür laſſen wir den Dichter ſorgen!“ ſagte Einer aus der Geſellſchaft, und ein Anderer ſetzte hinzu: „Noch niemals lebte wohl ein Menſchenkind, dem es zum Verdruß gereicht hätte, wenn andere Menſchen ſeinen Werth erkannten und ſchätzten. Der Beifall des Gewiſſens lohnt ſchön, aber die Achtung und Liebe Anderer iſt doch auch nicht zu verachten!“

So ward Elfriede überſtimmt; doch Weiher zog mit dem Ausdrucke der zarteſten Hochſchätzung ihre Hand an ſeine Lippen — und Arnold war nachdenkend geworden.

Eine halbe Meile von der Stadt entfernt, auf einem anmuthigen Dörfchen, lebte ein Prediger, der ein Vetter der Geſchwiſter Sanft war. Elfriede beſuchte die verwandte Familie wöchentlich einmal, und ihr Weg führte dicht an dem Weinberge vorüber. Man hatte ſo viel Seltſamkeiten von dem Bewohner deſſelben erzählt, daß Friedchens Neugierde rege geworden war. Als ſie an einem ſchönen Frühlingsmorgen ihren Weg antrat, ſah ſie in dem Garten des Herrn Burchard eine Geſtalt ſich hin und her bewegen. Sie ſteckte den kleinen Kopf zwiſchen das Spalier, und erblickte ein verwachſenes Männchen, dem Anſchein nach, jung, mit einem edeln, blaſſen Geſicht und beſeelten Augen, ſehr emſig mit ſeltenen Blumen beſchäftiget.

Friedchen konnte ſich nicht ſatt ſehen: ein wehmüthiges Gefühl in ihrer Bruſt klagte die Natur an, die den ſchönen Kopf des jungen Mannes nicht auf einen eben ſo ſchönen Wuchs geſtellt hatte, und eine Theilnahme, reiner als Liebe, weicher als das Mitleid, zarter als die Achtung, bewegte in ſeinem Wellenſpiel das ſtille, unſchuldige Herz, und vergütete in dieſem Augenblicke die ſtiefmütterliche Laune, welche ihn ſo gebildet.

Elfriede wollte ſich jetzt zurückziehen; doch ein leiſes Geräuſch verrieth es. Burchard ſah auf und bemerkte die Lauſcherin, deren Wangen, zart wie Pfingſtroſen, vor Beſchämung entbrannten und zwiſchen dem grünen Geländer hervorglüheten. Sein Blick weilte mit dem innigſten Wohlgefallen auf dem lieblichen Weſen, und er fragte die Kleine in vornehmer Sprache, mit einer Stimme, tönend wie Metall und doch ſanft wie eine Laute, ob ſie ſich die Blumen nicht näher anſehen wolle. —

Elfriede folgte der Einladung und trat mit hörbarem Herzpochen über die Grenze dieſes verſchwiegenen Gebiets. Doch ihre Schüchternheit verſchwand, als ſie nur erſt einige Worte mit dem Herrn des Gartens gewechſelt, der ſie von einem Beete zum andern führte. Elfriede ſtand mit großen, trunknen Augen. Sie ſchauete entzückt umher, wie Eva im Paradieſe, und horchte, wie wenn ſie einen Engel reden hörte, der ihr die Wunder der Schöpfung erklärte. Endlich gewahrte die liebe Kleine, daß ſie wohl länger geblieben, als es ſich ſchicken möchte. Sie dankte Herrn Burchard für ſeine Güte, und ließ ihm das erbetene Verſprechen zurück, ſie werde einmal wiederkommen; dann ſchied ſie traulich wie von einem alten Freunde.

Den ganzen Weg über beſchäftigte ſie ſich mit dieſer Zuſammenkunft, welche ihr Gemüth wunderbar aufgeregt hatte. Wonach die Bewohner der Stadt vergebens ſtrebten, den geheimnißvollen Herrn Burchard näher kennen zu lernen, dies war ihr ſo leicht, ſo ungeſucht gelungen, doch der leiſe

Inſtinct des Glückes und ein zartes weibliches Gefühl belehrten Friedchen, daß ſie dieſen Triumph verſchweigen müſſe. Sie hatte in dieſem Sonderlinge einen höchſt einfachen, jungen Mann, ſeine Unterhaltung aber ſehr anziehend gefunden, und konnte ſich nicht ſatt wundern, wie es ihm nur ſo unbegreiflich ſchnell gelungen ſei, ihre mädchenhafte Scheu zu überwinden, daß ſie ihm alles, alles! erzählte. Denn er kannte nun ihren Namen, ihre Verhältniſſe, er wußte, wie oft ſie dieſen Weg gehe, wohin er führe, ja, ſie hätte ihn beinahe das zärtliche Geheimniß ihres Buſens errathen laſſen.

Dies war der Anfang einer Bekanntſchaft, der Friedchen die genußreichſten Stunden ihres Lebens verdankte. Sie ging jetzt öfter zu ihren Verwandten, und fand — denn ſie hatte ihm Tag und Stunde beſtimmt — dann jedesmal die Gartenthür am Weinberge offen; war aber, was nicht ſelten geſchah, Burchard auf mehrere Tage oder Wochen verreiſt, ſo lag ein ſchöner Blumenſtrauß auf einer Bank am Spalier, was Friedchen als ein Zeichen anſehen durfte, daß ihr Freund entfernt wäre.

Elfriede fühlte ſich durch die Auszeichnung, welche Burchard ihr, und nur ihr allein, zu Theil werden ließ, geehrt und erhoben. Sie belohnte ihn durch das ungemeſſenſte Vertrauen, und enthüllte mit treuer Wahrheit die reine Seele vor ihm. Er lernte ihre Sorgen und ihre Hoffnungen, ihre Freuden wie ihre Schmerzen, auch ſogar die blöde Liebe zu dem braven, aber armen Weiber kennen. Mit innigem Intereſſe lauſchte er ihren Erzählungen von der Einrichtung des Luna-Kränzchens, wenn ſie mit holder Naivität ihm die Charaktere der Mitglieder und jede Vorfallenheit aus dieſem vergnügten Kreiſe lebendig ſchilderte.

Als Friedchens Bruder heute mit der Nachricht nach

Hauſe zurückkehrte, daß er ſeine Bewerbung um das Syndicat um Weiher's willen aufgegeben habe, fühlte ſie das Bedürfniß der Mittheilung ſtärker als jemals. Sobald das Eſſen vorüber war, hüllte ſie ſich in ihren Mantel, und eilte den Weg nach dem Dörfchen. Schon von Weitem winkte ihr Burchard den Gruß der Freundſchaft entgegen, der alte Diener öffnete das Pförtchen des Gartens, und der erfreute Freund, der lange abweſend geweſen war, führte Elfriede in eine nahe, halbentblätterte Laube. Hier ſchüttete Friedchen das ganze bedrängte Herz vor ihm aus, und erzählte alles. Ihr Lob, von ſüßen Thränen begleitet, verklärte die Edelthat des Bruders; und Burchard vernahm mit geſpannter Aufmerkſamkeit jedes Wort. Auch jetzt ſprach Friedchen den heißen Wunſch aus, nur einmal in ihrem Leben ſo viel Macht zu haben, um den geliebten Bruder nach Verdienſt verſorgen zu können. Sie ſchloß: „Denn ach! von wie Wenigen iſt er gekannt, wie von mir! Wer weiß es als ich, daß ſeine Redlichkeit unbeſtechbar, ſeine Liebe der größten Aufopferung fähig, ſein Gemüth edel, treu und probehaltig iſt, wie gediegenes Gold? — Aber Wunder geſchehen nicht mehr, mein Wunſch iſt ein frommer Traum — wo nicht Sünde. Der Allwiſſende kennt ihn noch beſſer als ich, ſein Lieben iſt treuer und weiſer als das meinige, und Ihm, Dem, der alle Macht beſitzt im Himmel und auf Erden, und, wie es in der heiligen Schrift heißt, die Gedanken der Könige lenket, ſei alles anheimgeſtellt."

Da erglänzten die Augen Burchard's in großen Thränen, eine himmliſche Freundlichkeit ſtrahlte aus ſeinen Zügen, und er blickte Elfriede an, wie wenn der Gewährungsengel den Bittenden anlächelt. — Zum erſten Male drückte er das Mädchen an ſeine Bruſt, küßte es auf die blendende

Stirne, und ſagte von einer ſchönen Wallung überraſcht: „Es geſchehe Dir, wie Du geglaubt!“

Elfriedens Erſtaunen war daher beſtürzt und ängſtlich, als ſie am Abend dieſes Tages Arnolds Vorſchlag vernahm. Die Furcht, daß er in Ausführung gebracht werden könne, verſuchte ſie, ihr das Geheimniß jenes lieben Umgangs mit dem verkannten Burchard zu entreißen, und um den Preis ſeiner Ruhe hätte ſie dies ſtille Glück geopfert. Wußte ſie doch auch, daß die ungeſtörte Einſamkeit die Bedingung ſeines Dableibens ſei, und daß, wenn es ihm nicht mehr möglich ſein würde, dieſe Zurückgezogenheit behaupten zu können, er ſich genöthigt ſähe, ſeinen Aufenthalt verändern zu müſſen. Und konnte er, den ſie wie einen Heiligen verehrte, nicht glauben, daß ſie ihn an das Kränzchen verrathen und ſein Stillleben der profanen Luſt eines geſelligen Jubels bloßgeſtellt habe? — Es war ihr ſo weh zu Muthe, als ſollte das Begräbniß eines Märtyrers entweiht werden.

Sie brachte die Nacht mit vergeblichen Anſchlägen zu, wie dieſer Plan zu vereiteln wäre, und beſchloß endlich, von fruchtloſem Sinnen und Sorgen ermattet, das Einzige zu thun, was in ihrer Gewalt ſtand, nämlich, ihrem Freunde anzuzeigen, was ſich begeben, und welcher Zuſpruch ihm bevorſtehe, auf daß Burchard ſich danach richten könnne.

Seit der Mond die Nächte der Erde erhellt, leuchtete er nie mit ſchönerem Schein als an dieſem Burchardins-

Abend. Eine magiſche Helle machte die Lüfte durchſichtig, webte um die Schatten, und weckte den Sinn der Ahnung in der frohen Bruſt der Mitglieder des Kränzchens.

Schweigend verſammelten ſie ſich, und ein außergewöhnlicher Ernſt ſchien ihren Zug anzuführen. Beglänzt vom himmliſchen Lichte lag der Weinberg da, als wäre es dieſer, den Chriſtus Jeſus in ſeinen Parabeln gemeint; das Eigenthum Gottes, wohin er die Arbeiter, welche er am Wege fand, berufen, daß ſie den Lohn der Güte empfingen.

Die Geſellſchaft näherte ſich in ſtillfreudiger Erwartung, und man wunderte ſich, mehrere Eingänge des Weinberges wie zum Empfange der unerwarteten Gäſte bereit, weit geöffnet zu finden. Vor dem Hauſe wurde ein Halbrund gebildet, und zu einer ſanften Muſik begann folgender Geſang:

Seht, Luna blinkt,
Auf, Freunde! ſingt,
Beginnet den fröhlichen Reigen!
Der Hörner Klang,
Der Lieder Sang
Erfülle der Abendluſt Schweigen.

Sag', Luna, an,
Wer iſt der Mann,
Der hier ſich lebendig begräbet?
Nicht Menſchen ſieht,
Die Freude flieht —
Nur ſich in der Einſamkeit lebet?

Drauf Luna ſpricht:
O ſtört ihn nicht!
Der Mann iſt der Beſſeren Einer!

So gut wie Er,
Und menſchlicher
Iſt unter Euch Allen wohl Keiner.

O Armer, ſprich!
Wer kränkte Dich?
Warum willſt der Welt Du entfliehen?
Und jeder Luſt
Verſchließen die Bruſt —
Dich allen Freuden entziehen?

Du ſtreu'ſt ſo gern
In beſcheid'ner Fern
Des Wohlthuns erquickenden Samen,
Er wächſt empor —
Im Engel-Chor
Nennt Liebe und Dank Deinen Namen!

Wir bringen Dir
Der Achtung Gebühr,
Wir huldigen Burchard, dem Stillen!
Er lebe beglückt,
Dem Kummer entrückt,
Um ſeiner Tugenden willen!

Laß, Liebesquell!
Sein Leben hell,
Wie Luna's Schimmer verfließen,
Und auf dem Pfad,
Den er betrat,
Der Freude Blumen entſprießen!

Nimm, braver Mann,
Dies Opfer an!

Erſcheine dem Kreiſe der Gäſte!
Noch einen Gruß,
Burchardius!
Wir kamen zum Namenstag-Feſte.

Als der letzte Ton des Geſanges im Schweigen des Abends verhallte, ſprangen die Flügelthüren des Hauſes auf, es zeigte ſich ein ſanft erhellter Flur. Burchard, der Gefeierte, trat in den Halbkreis. Er grüßte mit Anſtand, blickte freundlich ringsum, und ſprach im Tone vornehmer Würde: „Meine Herren und Damen! Ihre Aufmerkſamkeit, die Güte, welche Sie mir, dem unbekannten Fremdling erweiſen, rührt und beſchämt mich um ſo mehr, je weniger ich wüßte, Ihren geſelligen Verein zu ſolcher Theilnahme veranlaßt zu haben. Eine Antwort auf die Fragen Ihres Liedes behalte ich mir vor, wenn Sie an dem nächſten Vollmondabend insgeſammt meine Gäſte ſein wollen. Doch, auf daß ich weiß, wen zu bewirthen ich das Vergnügen haben werde, ſo erſuche ich Sie, Ihre Namen und Wohnung in jenem Gartenſaale aufzuzeichnen. Auf frohes Wiederſehen denn, wenn Luna leuchtet!“ Er verbeugte ſich, und verſchwand.

Da winkte Arnold, ein Tuſch ertönte, und einſtimmig ſchallte: „Hoch lebe Burchard der Gute!“ durch die ſtillen Lüfte der Nacht.

Jetzt wendete die überraſchte Schaar ſich nach dem Gartenſaale, den der alte Diener öffnete. Man trat ein, um mehr noch zu erſtaunen. Ein kryſtallner Kronleuchter ſtrahlte von der gewölbten Decke, und ein Tiſch war gedeckt, wie ein lüſterner Gläubiger ſich ihn etwa für die Winzer des Himmels bereitet denken mag. Doch zuerſt reichte ihnen der alte Tafelmeiſter ein ſilbernes Schreibzeug und Papier, daß die Verzeichnung vorhergehe. Es war ihnen allen, als hätten ſie ſich mit dieſer Unterſchrift einem mächtigen Geiſte verſchrieben. Sie hatten nicht übel Luſt, Herrn Burchard für einen Zauberer zu halten, da ſie dreißig Stühle und dreißig Gläſer zählten, und aus allem hervorging, daß er um ihren Beſuch gewußt haben müſſe. Der Genuß des köſtlichſten Weines verdrängte endlich alle zweifelnden Gefühle, und bei Nektar und Ambroſia, Frohſinn und Menſchenliebe, fühlten ſie ſich die Götter der Erde.

Mit Sehnſucht wurde nun der nächſte Vollmond herbeigewünſcht, der auch Licht über das geheimnißvolle Weſen und die Verhältniſſe des Herrn Burchard verbreiten ſollte. Der Verein des Kränzchens hegte mitunter die ſeltſamſten Vermuthungen davon.

Am beklommenſten war wohl der armen Elfriede zu Muthe. Sie hatte ihren Freund ſeit jenem Abend nicht wiedergeſehen. Der Weinberg war verſchloſſen und ſogar der alte Diener unſichtbar; traurig ging ſie vorüber. Der Herbſtwind ſauſte um das ſtille Haus, der Garten lag öde, bedeckt vom Schutte der letzten Blätter; Elfriede ſah hinein wie in ein erſtorbenes Eden, wie in das Grab ihrer Freuden.

Die vier Wochen bis zu dem Abend, der aufklärend ſein würde, dürften ſich für die Neugier der neunundzwanzig Mitglieder des Kränzchens und für die bange Beſorgniß des dreißigſten — Elfriedens — zu eben ſo viel Jahren ausgedehnt haben, wenn nicht zwei Begebenheiten ſich ereignet hätten, deren erſte das allgemeinſte Intereſſe, die zweite aber das beſondere Elfriedens in lebhaften Anſpruch nahm. Der Landesfürſt ſtarb plötzlich, und Erbprinz Edmund, deſſen Namen der Ruf mit hoher Achtung nannte, ward ſchleunig von ſeinen Reiſen zurückberufen. Dies war das erſte Ereigniß. Das andere: Weiher erhielt das Syndicat, und von Muth und Hoffnung erfüllt, bewarb er ſich nunmehr um die Hand des theuren Mädchens.

Elfriede liebte ihn mit aller Wärme ihres ſchönen Herzens; doch dünkte es ihr kaum möglich, den treuen Bruder zu verlaſſen, und damit ſie Zeit gewinne, den Streit der Liebe zu ſchlichten und darüber nachzudenken, wie ihre ſüßen Pflichten zu vereinigen und die Verhältniſſe der Zukunft beſtens zu ordnen wären, bat ſie Weiher, ihr Friſt bis nach der nächſten Kränzchenfeier zu geben.

So wie der Trommelſchlag des Generalmarſches die zerſtreuten Krieger in wenigen Minuten ſammelt, ſo rollten am Tage des Vollmonds, als die Nachmittagsſtunde Drei von den Thürmen herabtönte, aus allen Ecken und Enden der Stadt die ſchönſten Miethswagen und hielten vor den Wohnungen der Mitglieder des Kränzchens. Vor das Häuschen, worin der Referendarius Sanft und ſeine Schweſter wohnte, kam eine vornehme, vierſpännige Equipage, und der

Kutſcher gab eine Karte ab. Die Nachbarn ſtaunten ob der Ehre dieſer auszeichnenden Abholung, welche den beſcheidenen Geſchwiſtern widerfuhre. Bebend und blaß, doch reizend geſchmückt, ſtieg die zagende Elfriede in den Wagen; muthiger ſah ihr Bruder den Dingen, die da kommen ſollten, entgegen. Dahin rollten ſie — und ihnen nach donnerten die Wagen in regelmäßiger Folge durch die Straßen, ſo daß die Bewohner an die Fenſter eilten, und in dieſem ſtattlichen Zuge eine hochanſehnliche Brautfahrt vermutheten.

Der Weinberg, bei dem der Weg vorbeiführte, war bereits in leiſen Nebel gehüllt. Seufzend blickte Elfriede hinüber, ein düſtrer Flor lag um ihre Seele; aber es war nur das Dämmern der Ahnung, das einem neuen Aufgange vorangeht.

Der kurze Tag entwich, die Landſchaft dunkelte; doch am öſtlichen Himmel glühete Luna herauf. Sie ſtieg in majeſtätiſcher Klarheit höher und höher; aber die Fahrt zu ihrer Feier wollte kein Ende nehmen.

Jetzt dröhnte es über eine Brücke. Sanft bog ſich aus dem Wagenfenſter, und fuhr mit dem Ausrufe: „Gott! wir ſind an dem fürſtlichen Luſtſchloſſe Hochwalden!“ betroffen zurück. Elfriede erſchauerte; es ging ihr ein Licht auf; aber es blendete ſie. „O!“ rief das Mädchen, „ich weiß nun alles! Burchard — — —“ hier hielt der Wagen. Reichgalonirte Lakaien hoben die zitternde Elfriede heraus, und an der Hand ihres Bruders ſchwankte ſie die breite, ſteinerne Treppe aufwärts. An dem Eingange des großen, kerzenhellen Salons ſtand Fürſt Edmund, vormals genannt Burchard, und bewillkommte mit der mildeſten Herablaſſung die betroffenen Ankömmlinge. Da beugten ſich Kniee und Herzen vor ihm, er aber, ergriffen vom Gefühl, trat mitten unter ſeine Gäſte, und ſprach: „Meine Freunde und Freundinnen! meine Kinder! die Art und Weiſe, wie Sie einige von mir im Verborgenen gehaltene Uebungen der Menſchenliebe betrachtet und über Verdienſt erhoben haben, läßt mich freudig erkennen, daß ein reiner, offener Sinn für dieſe Tugend, welche das Band der Menſchheit zu nennen wäre, unter Ihnen walte, und berechtiget mich für die Zukunft zu den ſchönſten Hoffnungen! — Nur wer des Guten ſelbſt fähig iſt, ehret es an Andern. Wenn es mir in meiner Zurückgezogenheit gelang, Ihre Werthſchätzung zu verdienen und Ihren Beifall zu gewinnen, ſo darf ich, heiliger Entſchließungen mir bewußt, erwarten, auch als Regent von Ihnen geehrt und geliebt zu werden. Stets wird es mein eifriges Streben ſein, das Land zu beglücken, welches die Vorſehung mir anvertrauete, und meinen Unterthanen das Beiſpiel der Liebe, des Friedens, der Treue und Wahrheit zu geben. Wenn auch mein Name einſt nicht in den Annalen der Zeit, in der Liſte der Eroberer glänzt, wenn ihn nur frohe, glückliche Menſchen dankbar nennen! — Es blühet hier ein Kranz um mich, in welchem ich künftige treue Staatsbürger, wackre Hausfrauen, weiſe Mütter vorausſetze, und in dieſem Vertrauen verſichere ich Sie als Fürſt meiner Gnade — und bitte Sie als Burchard, das Feſt, welches ich zur ſchuldigen Erwiederung veranſtaltet habe, mit harmloſer Fröhlichkeit und ungeſtört durch meine Gegenwart zu genießen. An Dich aber, Du kleine Träumerin —“ hier näherte ſich der Fürſt Elfrieden, „ein beſonderes Wort. Möchte es mir gelingen, die Ueberzeugung in Deine Bruſt zu ſenken, daß noch heut, wie einſt und immerdar, ein reines, frommes Herz voll Liebe, mit Wunderkräften ausgerüſtet ſei, und das Unmöglichſcheinende wahr und wirklich machen könne. Ernenne in meinem Namen Deinen Bruder zu meinem Geheimen Secretair mit einem Gehalt von tauſend Thalern; das Weitere wird ſich finden. Dich aber ſtatte ich mit dem Weinberge aus, der mir nunmehr abgeblüht und Früchte der Erfahrung getragen hat, da die erhabenen Pflichten der Regierung mich auf einen höheren Standpunct rufen. Erfreue an der Hand eines geliebten Gatten Dich dieſes Beſitzthums! Wenn im Frühjahre die Rebe weint, dann denke der zärtlichen Thränen, welche Du vor Deinem Freunde Burchard vergoſſen, unbewußt daß der Fürſt es wäre, dem Du den Wunſch ſchweſterlicher Dankbarkeit vertraut. Und wenn Du im Herbſte von dem Gewächs des Weinſtocks genießeſt, dann thue es auch zu meinem Gedächtniß! —“

Hier ſchwieg der Fürſt von Rührung überwältiget, und Friedchen ſank laut ſchluchzend ihm zu Füßen. Aller Augen ſchwammen in Thränen, und Aller Herzen huldigten ihm.

Ein heiteres, prächtiges Feſt folgte dieſer gefühlvollen Scene. Man wählte der Aufforderung des Fürſten zufolge, den Vorſtand der nächſten Lunafeier, und das Loos traf die begünſtigte Elfriede. Durch die Ergebniſſe dieſes Abends weit über gewöhnliche Rückſichten emporgehoben, und in dem ſchmeichelhaften Gefühl der Liebling des Trefflichſten zu ſein, näherte die Erwählte ſich dem Syndicus Weiher, reichte ihm erröthend die Hand, und ſprach zur Geſellſchaft gewendet: „Darf ich wohl hoffen, daß mein Vorſchlag Beifall finden werde, wenn ich das ſchönſte Feſt meines Lebens, meinen Brauttag — auf das nächſte Kränzchen verlege?“

Da hallte wie damals, wie aus einem Munde, ein frohes „Bravo!“ wiederholt durch den Kreis, und kein Nein! tönte dazwiſchen, denn Alle liebten die Liebenswerthe!

November.

„Guten Abend, Brüderchen! willſt Du mit mir in das Theater? Ich dächte, wir gingen! Undine wird gegeben. Laß uns das liebliche Waſſermädchen ſchauen, und der ſchalen Alltäglichkeit des Lebens ein wenig geiſtiges Element zumiſchen.“

So ſagte der Kaufmann Walter zu ſeinem Schwager, den er vor dem Flügel, verloren in wilde Phantaſieen, fand.

„Ich danke Dir, Freund!“ antwortete der Regierungsrath Fordes, indem er einen ſcharfen Accord griff, den er leiſe und klagend auflöſete. Und mit einem düſtern Lächeln ſetzte er hinzu: „Waſſer thut's freilich nicht; und der Geiſt der Freude, einmal verſchwunden, erſcheint nicht wieder.“

„Oder möchteſt Du,“ verſetzte Walter, „mich lieber in die Reſſource begleiten? Wir ſpielten unſere alte Partie Schach.

„Noch weniger,“ entgegnete Fordes mit Apathie; „matt bin ich ſchon. Ich bleibe zu Hauſe, und — Du handelſt freundlich, Bruderherz, wenn Du mich gewähren läſſeſt. Sage ſelbſt, was ſoll ich in Geſellſchaft? Ich fühle mich nur um ſo einſamer, wenn ich heimkehre. Sonſt zerſtreuete ich mich gern, um mich in meinem häuslichen Glück wieder zu finden. Das iſt nun vorbei; mein Leben iſt öde. Niemand kümmert ſich um mein Gehen, um mein Kommen. Iſt es ſpät, ſo ſchläft die Kleine — tiefe, lautloſe Stille empfängt mich, Schatten weben an der Gardine meines Bettes, und nur, wenn ich ihren Vorhang lüfte und die Welt der Träume mir tröſtend Raum giebt für die Erinnerung, iſt mir wohl. Der Gram iſt zwar ein finſterer Geſelle; aber wenn wir ihm treu bleiben, ſo mildert er den herben Ernſt und wird umgänglich. Auch iſt er zuverläſſig, wie man von wenig Freunden rühmen kann." Dieſe letzteren Worte ſagte der Regierungsrath mit der Ironie des Schmerzes.

Walter legte Hut und Stock aus der Hand, warf ſich in eine Ecke des Sophas, und ſprach: „Mein Gott! ſo heirathe doch wieder! Du biſt nicht für ſolch ein Leben geſchaffen. Wo die zweite Frau mit hochzeitlichem Geräuſch einzieht, fliehet der Geiſt der erſten und wird nur unter Blitz und Knall eines kleinen, ehelichen Gezänks beſchworen. — Es iſt Schade, ſagt der weiſe Young, daß man zum erſten Male lebt! — Die zweite Ehe kann daher durch die Intelligenz der Erfahrung das Werk einer verbeſſerten Ausgabe ſein."

Der Regierungsrath machte einige Gänge durch das Zimmer. „Du räthſt mir zum Heirathen," ſagte er, wie aus tiefem Nachdenken erwachend; „aber Du bedenkſt nicht, wie ſchwierig die Wahl einer zweiten Gattin ſei, zumal wenn das Daſein eines geliebten Kindes unerläßliche Rückſichten erheiſche. Andere Forderungen macht der Mann, den ſeltene Liebenswürdigkeit eines holden Weibes beglückte, der Vater, welcher Tugenden ſuchen muß, die ſeinem verwaiſeten Kinde die Mutter erſetzen, als der Jüngling, welcher nur dem blinden Drange der Leidenſchaft folgt."

„Pauline —" entgegnete Walter, und wiegte mit leiſer Mißbilligung den Kopf, „war meine Schweſter und Deine

Frau; eine liebliche Natur! die aber auch ihre Fehler hatte. So erinnere ich mich, zu Anfange Eurer Verheirathung manches Wölkchen des Unmuths auf Deiner Stirne geſehen zu haben, das grade nicht zu den prächtigen Teppichen gehörte, wohinter die Götter der Ehe ihre Herrlichkeit zu verhängen pflegen. — Wo habe ich doch dieſes Bild her? aber es mag ſtehen bleiben. Doch ſeit jene Trübſeligkeit ſich in Thränen um ihren Verluſt ergoſſen, ſeit Pauline im Himmel iſt — haſt Du die Wetterſeite vergeſſen, welche die Fahne der weiblichen Laune bald ſo, bald anders dreht, und Deiner damaligen Stimmung auch zuweilen einen widrigen Ton gab."

Der Regierungsrath trat vor ſeinen Schwager hin, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach: „Das muß wahr ſein! Du redeſt *echt brüderlich* auch von der *geſtorbenen* Schweſter, und über eine Schmeichelei, die Du ihr im Grabe ſagteſt, darf Pauline jenſeits in verklärter Schöne ſchwerlich erröthen."

Die offne Miene des redlichen Walter's zeigte tiefe Fülle der Rührung; aber der männlichſte Ernſt ſchwebte darüber. Er erwiederte auf dieſen Vorwurf: „Wir ſind den Todten wie den Lebenden die Wahrheit ſchuldig; ich kann jedoch die Uebertreibung des Schmerzes nicht leiden, welche dieſe heilige Pflicht entſtellt und dadurch das Anrecht der Zukunft verkürzt. Ich habe meine Schweſter Pauline innigſt geliebt, ſie wird mir unvergeſſen bleiben und meinem Herzen noch fehlen, wenn der Raum in dem Deinigen, das ihr Hinſcheiden verödete, längſt ausgefüllt ſein wird. — Und ſo verzeihe ich Dir, Fordes!" Er reichte dem Schwager mit abgewendetem Geſicht die Hand.

Dieſer drückte ſie ihm herzlich, und ſprach: „Sei wieder gut! es war ſo böſe nicht gemeint. Doch um wieder auf Deinen Vorſchlag zu kommen — glaubſt Du wirklich, daß ich zu dem Entſchluſſe der zweiten Ehe ſchreiten ſollte? Noch lag er mir fern. Ich will Dir ſagen, worauf ich etwa bei meiner künftigen Frau ſähe. Eine angenehme Geſtalt! denn Du weißt, mein Auge iſt verwöhnt — blühende Geſundheit, Pauline war doch öfters kränklich — eine reine Seele, liebende Hingebung, häuslichen Sinn und einen beſcheidenen Blick für die eigenen Vorzüge — — doch was ſtierſt Du ſo nach der Wand?“

„Ich meſſe die Fläche, wo das Bild hängen ſoll,“ antwortete Walter, und lächelte gleichmüthig dazu.

„So hältſt Du meine Schilderung für ein Ideal, das ich in der Wirklichkeit nicht finden werde?“ fragte der Regierungsrath betroffen, und ſeine Wangen brannten in empfindlicher Hitze; aber die Dunkelheit im Zimmer ſchonte ſeiner Beſchämung.

„Ich bin ſo frei —“ verſetzte der Kaufmann; „Du wirſt in Betreff dieſer Forderung Dich ein wenig billiger zeigen müſſen. Und wie wollteſt Du zu der Kenntniß der genannten Eigenſchaften kommen? Nenne mir doch die Probe für die Echtheit der weiblichen Geſinnung!“

Forbes ſchwieg, und ſagte nach einer langen Pauſe: „Eben deßwegen nehme ich mir Zeit, um ſorgfältig zu prüfen.“

„Glaube mir, Bruder,“ nahm Walter das Wort wieder auf, „die meiſten betrogenen Ehemänner findeſt Du in der Claſſe der Vorſichts-Commiſſarien, welche Jahre lang ſuchten und forſchten, wählten und verwarfen. Oft giebt uns Männern ein einziger Blick auf die unbemerkte Handlung eines Mädchens alles Licht, deſſen wir bedürfen; es fällt ein

Strahl auf den Pfad unſerer Zukunft, und wir kommen gleichſam ins Klare über uns ſelbſt. — Siehe Dich um unter den Töchtern dieſer Stadt oder einer andern! Ich will Dir um den Preis Deines Vertrauens meinen Rath geben und mein gutes Auge leihen, auch mit Dir auf Reiſen gehen und für Dich werben.“

„Du biſt ein treuer Freund!“ antwortete der Regierungsrath mit aufgehellten Zügen; „und Deine Begleitung wäre mir in jedem Falle erwünſcht. Ich habe in der That eine Reiſe vor, und unſer jetziges Geſpräch könnte ihr eine Abſicht geben, an welche ich bei ihrem erſten Zwecke nicht gedacht. Höre nur! meine Mutter hatte mit ihrem Halbbruder, dem Kaufmann Albrecht in F —“

„Wie? unterbrach Walter ſeinen Schwager, „Paul Joachim Albrecht?“

„Du kennſt ihn?“ fragte der Regierungsrath.

„Er iſt einer meiner geſchätzteſten Geſchäftsfreunde,“ antwortete Walter; „doch rede nur weiter.“

Forbes fuhr fort: „Alſo meine Mutter hatte mit dieſem Halbbruder einen ſchlimmen Handel, nämlich einen Proceß, der ein ſiebenjähriger Actenkrieg war, worin es heiß herging. Die Streitſache war ein Capital, über welches das Teſtament meines Großvaters ſich nicht deutlich genug ausgeſprochen hatte. An einen geſchwiſterlichen Vergleich konnte bei der feindlichen Aufregung der Gemüther nicht mehr gedacht werden. Man fand Genuß darin, ſich das Leben ſo ſauer und ſchwer als möglich zu machen. Meine Mutter ſtarb unverſöhnt. Sie wollte eben noch einmal appelliren, als der höchſte Richter ſie abrief. Ich hatte die Familie Albrecht ſeit länger als zehn Jahren nicht mehr geſehen. Wie viel Gewalt auch ſonſt die Liebe zu mir über das Herz meiner Mutter übte, ſo reichte ſie doch nicht hin, um meinen dringenden Vorſtellungen, dieſen unſeligen Proceß um jeden Preis zu beendigen, Eingang zu verſchaffen. Als Juriſt mußte ich wiſſen, wie die Geſetze über jenen zweifelhaften Punct entſcheiden könnten, und ich ſah wohl ein, daß, wenn es hier ein Recht gab, dies eher auf der Seite meines Oheims wäre. — Der Tod löſete den Knoten. Sobald meine Mutter zur Erde beſtattet war, ſchrieb ich an meinen Oheim und erklärte mich frei von jedem ferneren Anſpruche. Ich bezahlte die Hälfte der Proceßkoſten, wozu das Erkenntniß der zweiten Inſtanz mich verpflichtete, und ſomit war die Sache abgethan. Obgleich ich das Andenken meiner Mutter zu ſchonen hatte, ſo gab ich meinem Oheim doch ſo viel Genugthuung, als ſich nur immer mit jener Rückſicht der Achtung für eine theure Todte vereinigen ließ. Ich hielt uns nunmehr für völlig geſchiedene Leute und fühlte keinen Wunſch, künftighin irgend ein verwandtſchaftliches Verhältniß zwiſchen uns zu behaupten.

Seine Antwort überraſchte mich daher. Der Brief athmete Wohlwollen, Beſchämung und Reue, wobei er mir die Hälfte jenes ſtreitbaren Capitals in Papieren überſendete, und zwar auf eine anſtändige und edle Art. Er wünſchte, ſchrieb er mir, geſchehene Dinge vergeſſen machen zu können, und äußerte, wie ſehr ihn verlange, den Sohn einer Schweſter, die ihn verkannt, wieder einmal zu ſehen, um ſich beſſer noch verſtändigen zu können. Dieſe Vergütung früheren Unrechts rührte mich. Aber — was iſt es doch um die Vorurtheile des Haſſes! Ein geheimnißvolles Gefühl, eine dunkle Idee in mir — wehrte jener reinen Wallung. Ich war dem Oheim verſöhnt; allein daß ich ihm fern bliebe, dies ſchien der Schatten meiner Mutter von mir zu fordern.—

Einige Zeit darauf ward ich hierher verſetzt, meine Pauline ſtarb — und da ich meinen Verwandten in F — beträchtlich näher bin, als an meinem vorigen Wohnorte, ſo hätte ich jetzt nicht übel Luſt, in der traurigen Muße des Wittwerſtandes, jener früher an mich ergangenen Einladung zu folgen. Der Oheim hat zwei Töchter, welche, ſo viel ich mich erinnern kann, ſehr reizende Kinder waren. —

„Ich ſehe, wo das hinaus will," unterbrach ihn Walter. „Die Proceßacten beſtäuben, über jenen Zwieſpalt iſt Gras gewachſen — Du denkſt an einen Ehevertrag mit der Couſine. Und warum ſollteſt Du nicht, Forbes?"

„Eine kindliche Pietät macht mich bedenklich dazu;" verſetzte der Regierungsrath und blickte ſtarr vor ſich hin. „Ich könnte meine Frau, wenn die Tochter des Oheims es würde — nicht an das Grab meiner Mutter führen, ihr läge nur des Vaters erbittertſte Feindin darunter. Und der Gedanke an meine Mutter —"

„Dort denken wir anders, Freund!" ſprach Walter, und lächelte. „Wenn wir auf dem dunkeln Meere des Todes ſchiffen und die Größe Gottes in einem Sturme erkennen, worin der unendliche Geiſt daher fährt auf Wolken und Wettern, wie vieler Ballaſt mag dann wohl auszuwerfen ſein, um das ewige Leben zu retten! Und der Haß wiegt ſchwer und bringt nirgend Gewinn. — Die Liebe aber, dieſe Seele unſeres Daſeins, iſt ein göttlicher Hauch, und wird dereinſt als ungetrübter Aether das Element der Ewigkeit ſein!"

„Du ſprichſt wahr und wie ein Geiſtlicher!" entgegnete Forbes. „Unſer Geſpräch hat meinen ſchwankenden Vorſatz beſtimmt. Ich werde alſo zur nahen Martini-Meſſe nach F — reiſen; doch mich vorher ſchriftlich anmelden."

„So nimm mich mit! Wir reiſen ſelbander auf die Heirath," ſagte Walter froh entſchloſſen. „Verlaß Dich auf mein gutes Auge, auf meinen Eifer für Dein Glück, und erlaube mir, daß ich Deinen Plan ein wenig verändere. Uebermorgen tritt mein Commiſſionair Woldemar ſeine Reiſe nach Schleſien an. Er hält ſich einen Tag in F — auf, und kann uns Beide bei Herrn Albrecht anmelden. Einer guten Aufnahme daſelbſt bin auch ich gewiß. Wir nehmen Extrapoſt, wie ſich verſteht, und laſſen uns unter allen Umſtänden keinen Korb aufbinden."

Nachdem die Schwäger das Weitere beſprochen, ging Walter vergnügt nach Hauſe, und die Hoffnung leiſtete dem Regierungsrath Geſellſchaft.

Madame Albrecht in F — trat erhitzt in das Zimmer ihrer Töchter. Conſtanze, die ältere, ſaß am Zeichenbrett; Thereſe, die jüngere, am Stickrahmen. Die Mädchen wendeten ſich nach der Mutter um, deren Geſicht eine leibhaftige Fama war. Ihre Züge mit dem Ausdruck der Aufgeblaſenheit, ihre Wangen, voll und hochgeröthet, hatten etwas poſaunenartiges, und jetzt ſchöpfte Madame Odem, ihren Töchtern eine intereſſante Neuigkeit zu verkünden. Conſtanze ließ, während die Mutter ſprach, den Crayon, Thereſe die Nadel, Beide aber kein Wort auf die Erde fallen.

„Laßt Euch erzählen, Kinder!" hob Madame an; „ich ſitze ganz ruhig und arbeite, da bringt mir der Vater einen Fremden aus dem Comtoir zum Frühſtück herauf. Es iſt ein artiger, junger Mann, Namens Woldemar, der in Geſchäften des Kaufmann Walter in B — reiſet, mit dem unſer Haus in Verbindung ſteht. Dieſer iſt nächſtdem der Schwager unſeres Vetters, des Regierungsrath Forbes. Von dieſen Schwägern nun bringt Herr Woldemar Briefe, worin ſie ihren Beſuch bei uns anſagen. Ein Glück war es, daß der Vater einen Augenblick fand, mir dieſe Nachricht zuzuflüſtern; denn nun konnte ich mich darauf einrichten, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, und etwas von dem Regierungsrath und deſſen Verhältniſſen zu erfahren. Herr Woldemar ſprach mit Enthuſiasmus von ihm; dieſen Wittwer nähme wohl Jede — meinte er, und ſelbſt das Engelskind wäre nur eine Zugabe an Glück mehr. Er iſt vermögend, das wiſſen wir ja wohl am beſten — geachtet, überall gern geſehen, wo er nur anklopfen möchte — von angenehmer Perſönlichkeit, und ſoll der beſte Ehemann unter der Sonne geweſen ſein. Sein Schwager lebt und ſtirbt für ihn und redet ihm dringend zu, ſich wieder zu verheirathen. Dies macht dem Walter wirklich alle Ehre. Seht, Kinder! dieſe wichtigen Notizen habe ich alle im Laufe einer halben Stunde aus dem Herrn Woldemar hervorgeholt, und ich denke, wir wiſſen nun genug. Doch, Mädchen, was ſitzt Ihr ſo ſtumm? ahnet Ihr noch nichts?“

„Du meinſt vielleicht, Mütterchen,“ fragte Conſtanze, „der Vetter komme nicht ohne Abſicht?“

„Ei! das kann wohl ein Blinder ſehen!“ ſagte ſchon zuverſichtlicher Thereſe. „Und,“ fügte ſie hinzu, „beſonders ſetzt der Umſtand, daß Herr Walter den Regierungsrath begleitet, jene Vermuthung außer allen Zweifel.“

„Das denke ich auch,“ ſagte Madame Albrecht, indem ſie ſich niederließ. „Hört mich nun mit Aufmerkſamkeit an, Kinder! die Partie mit dem Vetter — ſeine Wahl möge nun fallen, auf welche von Euch ſie wolle — wäre mir, noch mehr aber dem Vater, äußerſt wünſchenswerth. Daher laßt uns für dieſen Zweck thätig ſein und die Gunſt der Gelegenheit nicht verſäumen.“

„Ich glaube noch nichts verſäumt zu haben, liebe Mutter,“ antwortete Conſtanze mit einem jugendſtolzen Lächeln, auf jene dringende Rede ihrer Mutter, und Thereſe ſprach: „Ein Wittwer war nie mein Wunſch. Ein Stiefkind zumal — das ſpricht, wenn es noch klein iſt: die neue Mama — und man wird alt dadurch vor der Zeit.“

„Welch Geſchwätz!“ eiferte Madame Albrecht, „ihr werdet den thörichten Jungfrauen in der Bibel gleichen, und den Bräutigam verpaſſen; die klugen hingegen laſſen ihr Licht leuchten vor dem Herrn. Freier wie der Regierungsrath ſitzen nicht nur ſo da; Ihr aber könnt leichtlich ſitzen bleiben.“

Conſtanze fuhr bei den Worten ihrer Mutter, welche Madame Albrecht in der Hitze mütterlicher Fürſorge und von dem Geiſte unglückſeliger Weisſagung ergriffen ausſprach, ſo ſchnell von ihrem Stuhle auf, als wolle ſie der Strafe jener Verurtheilung entrinnen. „Was ſollen wir denn aber thun?“ fragte ſie mit fügſamem Tone.

„Aufmerken!“ antwortete Madame Albrecht mit Nachdruck; „die Augen offen halten für die Vortheile ſolch einer Heirath und für das Weſen des Vetters, um zu erkennen, weß Geiſtes Kind er ſei. Das hatte ich gleich weg, wenn ſich mir ein Mann auch nur von ferne näherte.“

Die Mädchen wechſelten, als ihre Mutter dies ſagte, verſtohlen einen halben Seitenblick.

„Wozu hättet Ihr denn,“ fuhr Madame fort, „die hübſche Geſtalt, die feine Bildung, die ſchönen Talente, welche ſo unmenſchliches Geld koſten, und das Bischen Mutterwitz, was Ihr umſonſt nicht mit auf die Welt gebracht habt, wenn Ihr nicht verſtändet zu erobern?“

„O gefallen will ich ihm wohl, wenn er mir nur gefällt; ſagte Thereſe mit einer Miene voll Selbſtzuverſicht, und der Spott der Wähligkeit ſchwebte um ihre aufgeworfene Lippe. Conſtanze aber fragte: „Wann kommen denn dieſe Gäſte, Mütterchen?“

„Montag Abend,“ antwortete die Mutter.

„Montag Abend?“ wiederholten die Schweſtern, und Eine von ihnen ſagte: „Ach! da ſind wir ja bei dem großen Polterabend unſerer Freundin Meta. Und daran iſt nichts zu ändern. Der ganze Götteraufzug wäre zerriſſen, wenn wir ausſcheiden wollten. Flora und Pomona dürfen nicht fehlen, auch haben wir bereits das Coſtüm ſchon fertig liegen, und das iſt reizend!“

Madame Albrecht hatte, während ihre Tochter dies ſagte, eine Minute nachgeſonnen, und ein ſieghaftes Lächeln begleitete ihre Antwort, da ſie ſprach: „Es iſt ein Vorzug geſcheidter Leute, daß ſie ſich zu helfen wiſſen; der Klugheit müſſen ſelbſt Hinderniſſe dienſtbar ſein, daß ihre Abſicht erreicht werde. Wir wollen jene Göttinnen in unſer Einverſtändniß ziehen. Eure ideale Erſcheinung überraſche den Vetter und ſeinen Gefährten, und daß Ihr Euch bei dem dringenden Anſpruch an Eure Gegenwart im Brauthauſe dennoch unſeren Gäſten zeigt, und nach Umſtänden verweilt, verſtärkt den Eindruck dieſer Form, die ihnen gleichſam wie vom Himmel fällt, noch durch den Reiz gaſtlicher Gefälligkeit.“

Die Töchter konnten nicht umhin, den Scharfſinn ihrer Mutter anzuerkennen, was um ſo williger geſchah, als die ſchlaue Anſicht derſelben hinſichtlich des Polterabends ihren Wünſchen nicht in den Weg trat.

„Nun müſſen wir darauf denken," fuhr Madame Albrecht fort, „wie wir den Regierungsrath die Tage ſeiner Anweſenheit hindurch in bewundernder Aufregung erhalten. Wir führen ihn in die Kunſtausſtellung, wo er Gelegenheit findet, Eure Arbeiten zu ſehen, und zwar in dem hellen Lichte fremden Beifalls. Dieſer iſt verblendend für die Männer, glaubt es mir, Kinder. Dann wollen wir einige gute Freunde zu uns bitten. Es läßt ſich leicht machen, daß nach dem Souper ein kleines Declamatorium zur Unterhaltung vorgeſchlagen werde. Da habt ihr denn ein weites Feld Triumphe dieſes ſchönen Talents zu feiern, und einen Kranz, wolle es Gott geben, den Brautkranz! zu erwerben; doch iſt die Wahl der vorzutragenden Stücke dabei von Gewicht."

„Ich ſpreche am liebſten in ernſten, tiefſinnigen Verſen das Gemüth an," entgegnete Conſtanze, und indem ihre Gedanken den Vorrath des Gedächtniſſes ſchnell durchwühlten, ſetzte ſie hinzu: „Reſignation, zum Beiſpiel, oder Troſt in Thränen, oder Sehnſucht nach Mitgefühl, u. ſ. w."

Thereſe lachte. Sie ſagte luſtig, doch mit einem Anklange von Hohn: „Da vergreifſt Du Dich, ma Soeur, in der Wahl Deiner Mittel, das Herz des Vetters zu ſchmelzen. Er hört ja eben auf zu reſigniren, da er muthmaßlich auf Freiersfüßen geht, wird deßhalb auch nicht an ſeinen Verluſt erinnert ſein wollen, und die Sehnſucht nach Mitgefühl muß ihm überlaſſen bleiben. Ohnedies iſt die Sentimentalität eine paſſirte Mode. — Nein! ich lege es nur auf ein Lächeln bei ihm an, und recitire den Peter in der Fremde. Der ſchwäbiſche Dialekt gelingt mir, und der komiſche Inhalt des Gedichts wirkt erheiternd."

Conſtanze war erröthet vor Verdruß. Sie wollte heftig antworten; aber die Mutter wehrte durch ſchnelle Zwiſchenrede einem ausbrechenden Zanke.

Sie ſprach: „Nun was Ihr wollt, oder wie es Euch gefällt; behauptet jetzt keinen Widerſpruch! der Erfolg wird zeigen, welche von Euch Recht hatte. — Wir wollen weiter denken und die Muſik nicht vergeſſen, welche der Liebe gefällig und eine treffliche Heirathsſtifterin iſt. — Singt kleine Lieder von Weber oder aus dem Arion, ſolche Geſangſtücke laſſe ich gelten, da kann ein Wörtchen zwiſchendurch eingeſchaltet werden; nur keine Concerte von Beethoven, die wohl eine Stunde dauern, hörſt Du, Conſtanze? die ſind für jetzt zu überſchwänglich, und nur ein Vortrag für den Eheſtand, der ſelbſt im beſten Falle nur eine harmoniſche Langweile iſt. — Wir müſſen den Vetter nicht zu ſich ſelbſt kommen laſſen, damit er baldigſt dahin gebracht werde, wo wir ihn haben wollen. Wenn die Menſchen wüßten, ihr Schickſal mit Verſtand und Feinheit anzugreifen, ſo würde es fügſam ſein, und ſpröde Erfahrungen dürften ſeltener gemacht werden. Jedermann iſt in einem gewiſſen Sinne ſeines Glückes Schmied; wir aber wollen das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt. „Hier wurde Madame Albrecht von ihren Töchtern abgerufen.

Der Regierungsrath Forbes und ſein Schwager langten an dem beſtimmten Abend in F — an. Herr Albrecht bewillkommte ſeine Gäſte auf eine herzliche Weiſe, Madame kam ihnen bis an die Treppe entgegen, und ihr freundlicher Empfang vollendete die gute Aufnahme; denn das Benehmen der Wirthin, welches den häuslichen Ton angiebt, handhabt auch die Stimmung der Gäſte. Die kleine Agnes ſtand ſcheu und ſtarr von der rauhen Novemberluft an der Hand ihres Vaters; Madame liebkoſete dem Kinde und trug es, trotz ihrer läſtigen Beleibtheit, ſelbſt die Treppe hinan.

Die Herren baten zuvörderſt um die Erlaubniß, ſich ihrer Pelze entledigen zu dürfen, und Madame öffnete zwei ſchön möblirte Zimmer. Walter, der irgend eine Kleinigkeit aus ſeinem Reiſemagazin vermißte, hielt ſich mit Suchen auf, während der Regierungsrath nach ſchnell geordneter Toilette ging, zu ſehen, ob ſeinem Töchterchen bange würde. Er trat in das Familienzimmer. Ein aromatiſcher Duft miſchte ſich hier mit wohlthuender Wärme, die geſchmackvolle Einrichtung, die großartige Schönheit der Tapeten, machte das Auge befangen; es ſpiegelte ſich überall in goldnen Leiſten und prächtigen Gläſern. Die Sinne waren vollauf beſchäftiget — aber auch einen Anblick für die Seele gab es hier. Nahe dem ſchimmernden Theetiſch ſaß auf einem kleinen Fußbänkchen ein junges Mädchen, vertieft in leiſes Geflüſter mit der kleinen Agnes. So wie der Regierungsrath eintrat, fuhr das Kind in die Höhe, und ſtreckte dem Vater die Händchen entgegen; auch das Mädchen ſprang auf und verbeugte ſich mit ſchüchternem Anſtand.

Forbes redete ein paar artige Worte, die unerwiedert blieben, weil eben Herr und Madame Albrecht mit Geräuſch die Thür öffneten, und der Gaſtfreund ſeinem Vorgänger auf dem Fuße folgte. Der raſchere Walter kam ſeinem Schwager zuvor, er ging mit geſtrecktem Schritte auf das Mädchen zu, und fragte, ob er ſo glücklich ſei, eine der liebenswürdigen Töchter dieſes Hauſes vor ſich zu ſehen. —

In einer Manier, welche dieſe Vermuthung weit weg warf, antwortete Madame Albrecht ſchnell: „O nein! es iſt nur die verwaiſete Tochter eines Factors, dem mein Mann Verbindlichkeiten zu haben glaubte.“

Walter fühlte mit aufwallendem Mitleid, wie fern dieſes Mädchen, deſſen Wangen erglüheten, hier von jedem kindlichen Anſpruch wäre; doch Herr Albrecht, der mit ehemänniſcher Gradheit und flammenden Augen auf ſeine Frau losfuhr, ſtellte ſein Gefühl zufrieden, indem er ſagte: „Verbindlichkeiten zu haben glaubte? — Mein Schatz, wähle Deine Worte richtiger. Erlauben Sie Beide, daß ich die Vorſtellung meiner Frau berichtige. Die liebe Kleine hier,“ er faßte das Mädchen bei der Hand, „heißt Nantchen Sievers, und iſt das nachgelaſſene Kind eines Mannes, deſſen eiſernem Fleiße und ſtarrer Redlichkeit ich faſt allein meinen Wohlſtand verdanke. Ein liebes, gutes, treffliches Weſen! die Zierde meines Hauſes, das Vorbild meiner Töchter in allen weiblichen Tugenden!“

Als ein Sinnbild der ſchönſten, der Demuth! ſtand Nantchen während dieſer ehrenden Darſtellung vor dem Regierungsrath. Das Theezeug, welches ſie mit bebenden Händen hielt, erklirrte leiſe, und aus ihren geſenkten Augen rollte eine ſchwere Thräne in den ſilbernen Zuckerkorb. Der Regierungsrath ſah es; er nahm das Stückchen Zucker, in das der Tropfen ſich eingeſogen hatte, und warf ihn in die goldne Taſſe, woraus er trinken wollte, und Nantchen erröthete nun noch ſtärker.

Die Verſtimmung der Madame Albrecht war ſo groß, daß ſie bei aller Gewalt über ſich ſelbſt, ſie nicht ſogleich bemeiſtern konnte. Sie entſchuldigte die Abweſenheit ihrer Töchter und erwähnte der Veranlaſſung dazu. Doch als ſie noch ſprach, öffneten ſich die Flügelthüren, und Flora und Pomona traten ein. Beide gewährten einen höchſt reizenden Anblick. Walter ſtand betroffen, der Regierungsrath konnte den Eindruck eines ſchmeichelhaften Erſtaunens nicht verleugnen. Er ſagte ſeinen Couſinen einige artige Worte über ihren Anzug, wogegen ihm Flora einen Myrtenzweig, Pomona aber einen Apfel darreichte, daß er ihr, ein zweiter Paris! den Preis der Schönheit damit zuerkennen möge.

Als ſich ſpät am Abend die Freunde allein in ihren Zimmern fanden, theilten ſie ſich mit leiſer Stimme, als ob ſie die horchenden Wände fürchteten, ihre Bemerkungen über den Stand des Hauſes, deſſen Gäſte ſie waren, und über den Geiſt der Familie gegenſeitig mit. „Wahrlich!“ ſagte Walter: „Die Mädchen ſind ſchön! ich war ordentlich betroffen bei ihrem Anblick. Die Eltern ſchienen ſich auch nicht wenig auf dieſe göttlichen Töchter zu Gute zu thun.“

„Die Waiſe iſt ein Engel, und ſcheint ein hartes Gnadenbrodt hier zu eſſen —“ ſprach der Regierungsrath, und ſetzte mit ſchimmerndem Blick hinzu: „Haſt Du von der Perle gehört, die jener Kaufmann trank, als ihr Preis ſelbſt für eine Königin zu hoch war, und er ſie nicht unter ihrem Werthe losſchlagen wollte? — Ich habe heute ſolch eine köſtliche Perle getrunken, die aus der Tiefe eines Herzens kam, das in öder Verlaſſenheit wallte.“

Walter ſah ſeinen Schwager fragend an; „ich verſtehe Dich nicht, Forbes!“ ſagte er.

Der Regierungsrath antwortete: „So viel laß mich Dir ſagen, irre ich mich nicht, ſo hat mir dieſer erſte Abend die Menſchen hier im Hauſe und ihre Verhältniſſe im wahren Lichte gezeigt; vielleicht berührte der Finger Gottes mein Auge, daß es ſich zu dieſem geiſtigen Hellſehen öffnete. — Doch wir wollen noch weiter ſehen.“

Am andern Morgen führten Conſtanze und Thereſe ihren Vetter in die Kunſtausſtellung, während Walter ſeinen kaufmänniſchen Geſchäften nachging. Der Regierungsrath lobte höflich, was ſeine Couſinen geleiſtet; aber — er fühlte, daß er das Verdienſt ſeiner künftigen Gattin nicht in den Ruhm des Talents ſetzen möchte, und er liebte es nicht, daß ein weiblicher Name öffentlich würde.

Heimgekehrt wollte er ſein Töchterchen aufſuchen; der Weg zum Familienzimmer führte ihn an der Küche vorüber, woraus ihm Agnes jubelnd und glühend entgegenſprang. „O Väterchen!“ rief das Kind, „komm doch und ſieh! ich kann auch kochen! Das gute Nantchen hat es mir gelehrt. Ach! das iſt eine Freude! Aber komm nur ſchon und ſieh ſelbſt!“

Mit zögernden Schritten folgte der Regierungsrath der ſtürmiſchen Kleinen, und blieb auf der Schwelle ſtehen, wo ein maleriſches Bild ſich vor ihm aufthat. In niederländiſcher Reinlichkeit glänzte die Küche, und von der Flamme des Herdes geröthet, angeleuchtet vom Widerſchein, ſtand Nantchen und entfaltete regſam und rührig den Reiz der Thätigkeit. Sie hatte in freundlicher Gefälligkeit dem Kinde einen kleinen Pudding geformt, im verjüngten Maßſtabe nach dem großen, der dieſen Mittag vorkommen ſollte, und mit nicht geringerem Stolze als dem einer Hausfrau, welche ſich des Gelungenſeins ihrer Speiſen bewußt iſt, trug Agnes das Pröbchen der Kochkunſt vor, und bat ihn davon zu eſſen.

Der Regierungsrath verſagte es jedoch, und befriedigte die Kleine durch beifälliges Verwundern. Er ſagte, zu Nantchen gewendet: „Wie ſoll ich Ihnen, mein Fräulein, für die Güte danken, mit welcher Sie Sich dem kleinen Plagegeiſt hingeben?“

Mit holdem Lächeln erwiederte Nantchen: „Die kleine Mühe — wenn man anders dieſe Spielerei ſo nennen kann — belohnt ſich reichlich; mich dünkt, es ſei ſo natürlich, ein Kind ſpielend für das zu gewinnen, was einſt zu ſeinen Pflichten gehöre.“

Der Regierungsrath zog mit einer ehrfurchtsvollen Empfindung Nantchens Hand an ſeine Lippen, und entfernte ſich dann, weil er die ſchnarrende Stimme der Dame vom Hauſe vernahm.

„Nun, was ſagſt Du von heute?“ fragte Walter ſeinen Schwager, als ſie ſich ſpät allein befanden. Fordes ſchwieg; und Walter fuhr fort: „Wir ſind wahrhaftig zu den Muſen auf die Heirath gefahren! — Meinſt Du es nicht auch?“

Der Regierungsrath entgegnete beklommen: „Ja, meine ſchönen Couſinen ſind talentvolle Mädchen, und auch nicht ohne Geiſt; aber ſie haben kein Gemüth! Dieſes blickt nur aus den blauen Augen der liebenswürdigen Ferdinande. Sie ſcheint hier in ſehr gedrückter Stellung. Einige Worte von ihr bei einer Gelegenheit an dieſem Morgen ſagten mir deutlich, welch eine Mutter mein Kind an ihr haben würde, wenn — Sieh, Bruder!“ fuhr er mit erhobenem Tone und ſteigender Lebhaftigkeit fort, als gälte es nun, ſeinen Geſchmack, wie die Grundſätze ſeiner Wahl zu vertheidigen, „was hülfe es mir, wenn ich eine Frau hätte, die alle Talente beſäße, wären ſie auf Koſten der Weiblichkeit und ihrer wahren Beſtimmung erworben, und würden nur um dieſen Preis behauptet? Der Stolz auf eine Gattin macht nicht glücklich; wohl aber das ſichere Gefühl ihres reellen Werthes, was wir als unſern höchſten Reichthum, als einen unverlierbaren Schatz, ſtill und tief in der Bruſt tragen. Stickte meine Zukünftige auch kunſtreicher als Penelope mit Gold, Seide oder Haaren, meinem Leben könnte dennoch jedes Blümchen fehlen, und mein Haar vor der Zeit grau werden aus Kummer, daß ſie nicht Hausfrau, nicht Mutter zu ſein verſtände. Zeichnete ſie auch ſchöner als Angelika Kaufmann; dieſes Talent würde die Mängel meiner Wirthſchaft nicht vertuſchen, und wenn ſie muſikaliſch wäre, gleich der heiligen Cäcilia, unſere Ehe dürfte deßhalb ein langer Mißton ſein, und ich die Engel ſingen hören, wie man dies im Sinne des tiefſten durchdringendſten Schmerzes ſagt. —“

Walter lachte und ſprach: „Du wirſt beredt, mein Bruder, und wenn ich nicht irre — zu Gunſten des guten Nantchens. Auch mir gefällt das Mädchen ſehr! Ich habe jedoch gefliſſentlich Deinem Urtheil nicht vorgreifen wollen. Doch — ich gebe Dir jetzt Dein geſtriges Wort zurück; laß uns noch weiter ſehen.“

Ein fröhlicher Freundeszirkel, der jedoch, die Damen des Hauſes ausgenommen, aus lauter Männern beſtand — war an dem dritten Abend verſammelt. Nantchen beſorgte den dampfenden Punſch, und Freude und Frohſinn liehen der Unterhaltung roſenfarbene Schwingen.

„Ach, Fräulein!“ ſagte auf einen Wink der Mutter einer der Gäſte: „Geben Sie uns den göttlichen Genuß eines kleinen Declamatoriums! Sie haben die Meiſterſchaf in dieſer Kunſt errungen. O, laſſen Sie Sich doch erbitten! Wir flehen Alle — —"

Conſtanze ſtand mit einer gewährenden Verbeugung auf, legte das Geſicht in feierliche Falten, ſpitzte den Mund und ſprach mit Pathos: „Reſignation" von Schiller, wie ſie es ſich vorgenommen hatte.

Sei es nun, daß die Wahl des Gedichts nicht auf die leichte, frohe Stimmung der Geſellſchaft berechnet, oder Conſtanzens Vortrag irgend eine Vorbereitung anzumerken war, genug, man fühlte Abſicht, und man war verſtimmt. Mit beſſerem Erfolg trat Thereſe auf. In echt komiſcher Manier und anſprechender Natürlichkeit trug ſie den Peter in der Fremde vor. Es ward herzlich gelacht und applaudirt.

Jetzt wollte Madame Albrecht ſich der Unterhaltung wieder bemächtigen, da ging Walter auf Ferdinande zu, ergriff ihre Hand, und ſagte mit anſtändigem Dringen: „Nun iſt die Reihe an Ihnen, mein gutes Fräulein! Die Dritte der Grazien darf nicht fehlen, zu ſchön iſt dieſer Bund, um auch ſelbſt durch die Beſcheidenheit getrennt zu werden."

Nantchen wollte ſich losmachen, Madame die Entſchuldigung des ſchüchternen Mädchens unterſtützen; doch Herr Albrecht fuhr polternd dazwiſchen, und ſprach: „Warum weigerſt Du Dich, Nantchen? Sieht das nicht grade ſo aus, als hätteſt Du nicht den Muth, laut zu werden, und wüßteſt weniger als meine Töchter? Nein, Kind! Du wirſt mich nicht ärgern wollen. Sage ein kleines Gedichtchen, ja, wäre es auch ein einziger Vers nur!"

Da trat Nantchen vor; die zarte Geſtalt hob ſich, und ihre ſanften Blicke fingen an zu glänzen. Mit reiner, rührender Stimme begann ſie: „Wer nie ſein Brod mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf ſeinem Bette weinend ſaß, der kennt Euch nicht, Ihr himmliſchen Mächte!“ Nantchen ſchlug das ſchöne, blaue Auge zur Decke auf — es funkelte in Thränen. Sie vergaß alles um ſich her, es war das Zeugniß ihrer Lage, ihr eigenes Gefühl redete in des Dichters Worten. Von übermannender Wehmuth beſchämt und verwirrt, ſprach ſie in leiſeren Tönen einen zweiten Vers: „Ein Jeder ſucht im Arm des Freundes Ruh, dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen; allein ein Schwur ſchließt mir die Lippen zu, und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.“

„Ei! Du mengſt ja Eins ins Andere,“ rief Conſtanze ihrer Pflegeſchweſter zu, Thereſe kicherte hörbar über dieſen Irrthum, der doch die Wahrheit ſtillen Leidens und ein nothwendiger Zuſammenhang in des Mädchens Seele war.

Wie gern hätte der Regierungsrath das liebenswürdige Geſchöpf in ſeine Arme genommen und den Klagen der Verwaiſeten an ſeiner Bruſt Ruhe und Ausdruck gegönnt! Er mußte an ſich halten, denn aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Nantchen verſchwand, ſobald ſie mit erſtickter Stimme jene Strophen geendet, und auch Walter war ſehr ergriffen.

Den ganzen folgenden Tag war es dem Regierungsrath nicht möglich, einen Augenblick zu finden, wo er mit Nantchen hätte ſprechen können. Man ließ ihn nicht allein, und Nantchen war vollauf beſchäftiget und kam wenig zum Vorſchein. Für den Abend war ein kleines Familien-Concert veranſtaltet worden; doch Fordes fühlte ſich verſtimmt von der geheimen Gegenwirkung, welche er empfand, und geſpannt, den ſchicklichen Moment für ſeine Abſicht zu erlauſchen.

„O ſchnüre Dich nicht ſo feſt! wie kannſt Du in ſolcher

Preſſe ſingen?“ ſagte Nantchen zu Thereſe, als ſie dieſe vor dem Beginn des Concertes ankleiden half.

„Das verſtehſt Du nicht,“ entgegnete Thereſe der gutmüthigen Warnerin, und ſetzte hinzu: „Ich will nicht nur durch den Geſang, ich will auch durch den Anzug gefallen; das Auge findet ſich beleidigt, wenn dem Gehör allein geſchmeichelt wird.“

„Ziehe das Herz in Dein Intereſſe, ſo huldigen Dir gewiß alle Sinnen!“ erwiederte Ferdinande. „Ich fühle anders,“ fuhr ſie leiſe und ſinnend fort; „mich entrückt der Geſang der Erde und hebt mich zum Himmel empor. Ich höre gleichſam die Muſik der Sphären und miſche den Ton meiner Bruſt in die ewige Harmonie. Das Geräuſch der Welt, die Stimme der Menſchen verklingt in weiter Ferne, mir iſt dann ſo ſtill, ſo innerlich wohl, als hielte ich Kirche im Heiligthume des Gemüths, und kein Wunſch, der nach außen ginge, regt ſich in der begeiſterten Seele voll Andacht.“

Thereſe warf ſpöttiſch den Mund auf, und Conſtanze, ſtolz auf ihren vorherrſchenden Verſtand wie auf ihr fertiges Spiel, lächelte dieſer Worte Nantchens als einer empfindſamen Phraſe.

Die Geſellſchaft zum Concert war nun verſammelt, welches der Geſanglehrer der drei Mädchen vom Hauſe dirigiren ſollte. Eine ſchöne Symphonie, wobei Conſtanze eine ſchwere Partie am Flügel mit Präciſion durchführte, war verhallt, Schiller's Glocke in Romberg's trefflicher Compoſition ſollte jetzt ihren Anfang nehmen. Der Meiſter trat nach den Abſingen der erſten Verſe zurück, um Thereſe Raum zu gönnen, die in dem Anſpruch des gewählteſten Putzes und künſtleriſchen Bewußtſeins auf die kleine Bühne ſchritt. Da entfiel ihr das Notenblatt, ſie bückte ſich, es aufzuheben, und — o Schrecken! das allzuſtraff gezogen Schnürband platzte, die Bänder, die Schleifen wichen zurück, die blühende Fülle des jugendlichen Wuchſes drängte, der Feſſeln ledig, mächtig gegen das nebelartige Gewand, und erbleichend ſtammelte Thereſe: „Ach! mir wird nicht wohl! ich muß mich einen Augenblick entfernen.“ —

Die beſtürzte Mutter folgte ihrer Tochter, die mit raſchen Schritten den Saal verließ, wo eine Pauſe der Verlegenheit und theilnehmender Erwartung eintrat.

„Was iſt nun zu machen?“ fragte der Muſikdirector die feiernden Tonkünſtler. Jetzt erblickte er Nantchen. Er ſprang, Thereſens entfallenes Notenblatt in der Hand, auf das Mädchen zu, und ſprach: „Sie ſingen ja dieſelbe Stimme, liebes Fräulein; helfen Sie uns doch aus, und treten Sie für die fehlende Sängerin ein!“

Dieſe Aufforderung war weniger bittend als beſtimmt; den Lehrer hätte die Weigerung beleidiget, indem ſie von der Geſellſchaft ſehr leicht als das Gefühl des Unvermögens hätte gedeutet werden können. Der Zartſinn ihres Geſchlechts ſagte dem beklommenen Nantchen dies. Aller Augen richteten ſich auf die Erröthende, die an Thereſens erledigten Platz trat. Sie ſang: „Ach! des Hauſes zarte Bande ſind gelöſ't auf immerdar! —“ Jeder Hauch aus Nantchens Munde war der melodiſche Seufzer einer jungen Sclavin, die unter den Ketten der Abhängigkeit mit blutendem Herzen den Verluſt der Mutter beklagt. Man fühlte, die arme Sängerin hätte keine Heimath hier, und das Weh der Waiſen, denen mütterliche Liebe fehlt, tief empfunden. Stille der Rührung waltete im Saal, und leiſer ſäuſelten die Athemzüge der Zuhörer.

Walter und der Regierungsrath drückten ſich die Hände.

Der Letztere folgte Nantchen, als er ſah, daß ſie vor dem Beifall, der auf ſie eindrang, ſchüchtern floh. Er traf ſie im Vorſal, wo ſie an einem Fenſter ſtand und ſich heftig die Augen trocknete. „Ferdinande!“ redete er ſie mit innigem Tone an, „auch meines Hauſes Bande ſind gelöſ't — doch nicht auf immerdar, wenn Sie die Mutter meines Kindes werden wollen! — An meiner Bruſt würden Sie den Schutz der Liebe und Treue finden. O! wer ein theures Gut beſaß und verlor, hält den Erſatz dafür nur um ſo werther. Ihr Glück würde das Streben meines Lebens ſein, der höchſte Preis, wonach ich mit all meinen Kräften ringen wollte!“

Nantchen brach in Thränen aus, ſie wankte, erſchüttert in freudiger Beſtürzung, überwältiget von dieſer Sprache. Forbes zog ſie an ſein feſtes, männliches Herz, und hier ſtammelte ſie leiſe das beglückte und beglückende Wort der Gewährung. Sie wies ihn an den väterlichen Verſorger, und der Regierungsrath zweifelte nicht, daß Herr Albrecht ſeinen Wünſchen günſtig entſcheiden würde.

Am folgenden Morgen fuhren unſere Reiſenden ab. Herr Albrecht begleitete ſie mit einem ſo heitern Geſicht an den Wagen, als man lange nicht an dem ernſten Manne geſehen haben wollte. — Nantchen ſtand an der Hausthür und gab den Scheidenden noch einen recht warmen Blick mit auf die kalte Reiſe.

Madame nahm den erſten freien Augenblick wahr, um das giftgeſchwollene Herz vor ihrem Manne zu entladen. Sie überhäufte ihn mit wüthenden Vorwürfen, daß er durch ſeine Vorſtellung Ferdinandens den Grund dazu gelegt, den Regierungsrath aufmerkſam auf das unbedeutende Ding zu machen. Ihr Angeſicht glich dem Haupte der Meduſe, und ſie ſchüttelte die Schlangen der gräßlichen Gorgone. Sie ſchäumte ferner in zornigem Aerger aus, nichts ärgere ſie mehr, als daß ſie durch ihre eigenen, klüglich erſonnenen Anſchläge Ferdinanden die glänzendſten Triumphe bereitet habe, und daß dieſe die Früchte pflücken ſolle, welche für ihre leiblichen Töchter in Mühe und Aufwand gepflanzt worden wären.

Darauf antwortete Herr Albrecht: „Dieſe Erfahrung macht Dir die Wahrheit jenes heiligen Spruches anſchaulich, daß denen, die Gott lieben, — und fromm iſt Nantchen, ſehr fromm! alle Dinge, ſelbſt die Anſchläge der Widerſacher, zum Beſten dienen müſſen. Du haſt es mir niemals glauben wollen, mein Schatz, als Du bei der Erziehung unſerer Kinder nicht meinem Rath, ſondern nur Deinem Sinne folgteſt, wenn ich Dir ſagte, daß zwar die Männer das Glänzende bewundern, ſich oft von äußerm Schimmer blenden laſſen; daß aber der reelle, gebildete Mann — und ſolche Schwiegerſöhne wirſt Du Dir doch wünſchen? — nur das wahre Schöne und Gute am Weibe ſuche, liebe und begehre! —“ Er faßte gerührt die ſträubende Hand ſeiner Frau, und fuhr fort: „Möchte Dir und unſern Kindern dieſe herbe Demüthigung zu einer heilſamen Arznei gereichen, und Dich und ſie von der verderblichen Scheinſucht geneſen laſſen!“

December.

Es war ein rauher, unfreundlicher December-Abend; einzelne Sterne blinkten traurig am finſtern Himmel, ein ſcharfer Wind zog pfeifend durch die Luft, die Lichter in den Chriſtbuden erloſchen — und wer nur irgend konnte, eilte ſo ſchnell als möglich unter Dach und Fach zu kommen.

Die Klingel an einem großen, ſchönen Gebäude am Marktplatze wurde gezogen, und ihr weithintönender Schall ſchwankte, bewegt vom Sturme. Man öffnete die Thür, ein ſtattlicher junger Mann, dem Anſehen nach ein Fremder, trat eiligſt ein, und fragte mit beſcheidener Höflichkeit, ob er ſich im Hauſe des Commerzienrath Ballen befinde. Der Haushälter bejahete; doch, fügte er bedauernd hinzu, ſei von der Herrſchaft für jetzt nur die Frau Großmutter daheim.

Nach kurzem Beſinnen wünſchte der Fremde bei der alten Dame gemeldet zu werden, und nannte ſich als den jungeren Kaufmann Balduin aus Nürnberg. Der Haushälter kam bald darauf mit der Nachricht zurück, daß ſein Beſuch ſehr angenehm ſein werde, und leuchtete ihm ehrerbietig die Treppe hinan.

Der junge Balduin ward in ein geräumiges Zimmer gewieſen, deſſen Helle durch einen gemalten Lichtſchirm ſanfter gemacht wurde. Eine Matrone, durch den Ausdruck der Freundlichkeit und einer heiteren, wohlwollenden Seele um ein Zehntheil verjüngt, kam ihm einige Schritte entgegen und bewillkommte den Sohn eines alten, hochgeachteten Freundes, mit Würde und Herzlichkeit. Sie beklagte, daß ihr Schwiegerſohn und ihre Enkelin um eine Stunde ſpäter das Vergnügen haben würden, ſolch einen ſeltenen und werthen Gaſt zu begrüßen; doch hoffte ſie, ihr Außenbleiben werde nicht länger dauern, und wenn Herr Balduin ſich indeſſen mit der Unterhaltung einer alten Frau begnügen, und ein Täßchen Thee annehmen wolle, ſo würde ſie es zu ſchätzen wiſſen.

Der junge Kaufmann nahm dieſe Einladung freimüthig an, und nachdem der Thee beſtellt worden war und die Matrone ſich wieder in ihren Lehnſtuhl verfügt hatte, ſetzte er ſich traulich an ihre Seite.

Das Geſpräch ward von Seiten der Großmutter mit Erkundigungen nach dem Befinden der lieben Eltern und Angehörigen des Gaſtfreundes begonnen. Herr Balduin beantwortete dieſe freundſchaftlichen Fragen genau und umſtändlich, wie alte Leute, beſonders alte Frauen — es lieben. Indem die Großmutter ihm nun alſofort ihr Bedauern bezeigte, daß er, vielleicht durch dringende Handelsgeſchäfte veranlaßt, in der übelſten Witterung des Jahres und vollends zu einer Zeit, die ein jeder Familiengenoſſe wohl am liebſten in der Heimath und unter den Seinen zubringe, eine ſo weite Reiſe habe unternehmen müſſen, verrieth ſie eine kleine, beſcheidene Neugierde, den Zweck davon zu erfahren.

Herr Balduin verſicherte jedoch lächelnd, daß er durch die Vollkraft der Jugend und einer unverzärtelten Geſundheit im Stande ſei, die Strenge der Jahreszeit, wie die Launen des Wetters ertragen zu können; und zweitens werde er ſich zwar auf den bevorſtehenden heiligen Abend in den Kreis ſeiner Familie denken und auch wünſchen; allein die ſchönſte Heimath, ſo wie die Fähigkeit, das Chriſtfeſt und überhaupt jedes Feſt von hoher Bedeutung wahr und würdig zu feiern, trage ja doch jeder beſſere Menſch in der eigenen Bruſt, und, unbeſchränkt durch Außendinge, in alle Gegenden der Welt, auf alle Lebensverhältniſſe über.

Der Thee ward gebracht, dies entnahm der Großmutter die Verlegenheit, hierauf antworten zu müſſen. Sie hatte nicht alles verſtanden, was der junge Kaufmann ſagte; doch fand ſie Gefallen an ihm und an jedem ſeiner Worte. Mit der Sicherheit einer alten Hausfrau, ſehr verſchieden von der gefallſüchtigen Vornehmthuerei mancher Damen. — ſchenkte die Großmutter den Thee ein. Sie pries den dabei befindlichen Zwieback als ein geſundes Gebäck an und nöthigte dringend, doch herzlich.

Der Gaſt wehrte ſich eben gegen die dritte Taſſe, als es abermals an der Hausthür läutete.

„Sie kommen!“ ſagte die Großmutter vergnügt, doch nur das Dienſtmädchen kam mit der Nachricht, der Herr Commerzienrath habe ſagen laſſen, Mama dürften mit dem Eſſen nicht warten. Sie würden im Kränzchen bleiben und ſchwerlich vor zehn Uhr nach Hauſe kommen.

„Hm! hm, das iſt doch recht übel!“ ſagte die Großmutter betroffen, indem ſie den jungen Mann fragend dabei anſah; doch als ſie in ſeinen Zügen keiner Verſtimmung begegnete und ſein offenes Auge mit gleicher Freundlichkeit blickte, ward ſie ſchnell zu folgenden Worten ermuthiget: „Nun wie wäre es wohl, lieber Herr Balduin, wenn Sie dieſen Abend bei mir fürlieb nähmen? Sie müßten Sich freilich auf jede Weiſe begnügen; aber das Bewußtſein, daß Sie einer alten Frau ein paar einſame Stunden verſüßten, würde Sie vielleicht doch nicht ohne alles Vergnügen laſſen.“

Es lag ſo etwas Rührendes, ſanft Verzichtleiſtendes in dem Tone und den Worten der Matrone, daß Balduin davon ergriffen ward, ihr mit inniger Hochachtung die Hand küßte und dabei verſicherte, dieſe Erlaubniß gewähre ihm Freude, und er nähme ſie dankbar an.

Die Großmutter entſchuldigte ſich nun, ihn auf eine Weile verlaſſen zu müſſen, und entfernte ſich. Der junge Kaufmann ſah ſich allein, und hatte Muße, ſich in dieſen Umgebungen umzuſehen. Eine gediegene Wohlhabenheit, welche in ihrem verjährten Beſtehen auf ſicherm, feſtem Grunde ruhete, hatte ihren Stempel hier überall aufgedrückt. An den Wänden hingen einige ſchöngetuſchte Partien in Rahmen von echter Bronze, neben Familienportraits, die zum Theil einer längſt vergangenen Zeit angehören mochten, und mit freundlichen Zügen, woraus ein Geiſt blickte, der nun anders bekleidet war, in dieſen Raum niederſchaueten. Vorhänge von weißem Mouſſelin, blendend wie der Schnee, der draußen fiel, umwallten die Fenſter, und gaben dem Zimmer ein friedliches, feierliches Anſehen. An der einen Wandſeite ſtand ein Poſitiv, worauf ein Choral aufgeſchlagen lag; daneben eine Guitarre, unter deren Saiten ein Notenblatt ruhete. Balduin nahm es näher in Augenſchein, es war ein Winterliedchen, Noten und Text von einer weiblichen Hand geſchrieben; klein, zierlich und correct. Nahe dem Lehnſtuhl der Großmutter, welcher mit geriſſenem Sammet überzogen war, ſtand ein kleines, nettes Spinnrad, mit Ebenholz und Elfenbein ausgelegt; der Flachs am Rocken war ſilberweiß, und das Garn ſo fein gerundet, daß Balduin wünſchte, die Parze möchte ſeinen Lebensfaden ſo eben ſpinnen. Auf einem Nähtiſchchen am Fenſter lagen Bücher und ein fertiges Damenhemd; ein kleines Muſter mit der ſchöngeſchwungenen Schrift des Namens „Hermine Ballen.“ ſagten, wem es angehöre, und daß es noch gezeichnet werden ſollte. Balduin betrachtete es lange mit ſolchem Intereſſe, als wäre dieſes feine Hemd das bekannte Hemd des Glücklichen — dann ſchlug er die Bücher auf. Er fand Stunden der Andacht, eine kleine Handbibel, Erzählungen von Thereſe Huber und Torquato Taſſo von Goethe, wobei ein Blättchen und ein Bleiſtift lag.

Der junge Kaufmann ging von der Betrachtung der Lectüre zu der des Lichtſchirms über, der ihm als Meiſterſtück eigener Art erſchien. Der Gegenſtand der Malerei war folgender. Ein dunkles Kloſter ragte hoch über dem Gebüſch finſterer Tannen und Fichten hervor. Die Fenſter der Kirche waren erleuchtet, die Phantaſie glaubte die Töne der Hora zu vernehmen. Aus lichten Wolken ſtrahlte der Vollmond, und warf ſein helles Bild in den Spiegel eines Fluſſes, an deſſen Ufer ein einſamer Pilger wallte. Die müde, gebückte Geſtalt richtete den Blick nach dem Kloſter, als erwarte ſie von ſeinen gaſtfreien Bewohnern eine chriſtliche Aufnahme. Man ſah, ein klares, ſanftes Gemüth hatte dies Bild entworfen, eine ſichere Hand es ausgeführt. Der Einſamkeit ſtiller, friedſamer Geiſt wehete von dieſem Bilde.

Noch eine Kleinigkeit, welche ihm im Mißverhältniß zu allem Andern, was er hier geſehen, zu ſtehen ſchien, begegnete der Aufmerkſamkeit Balduin's. Es war dies eine kleine, aus Rohr geflochtene Geldſchwinge, welche hier aber zum Behälter des Nähzeugs gebraucht ward, und in ihrer ſichtlichen Veraltung ſeltſam gegen die moderne Form des übrigen Arbeitsgeräthes abſtach.

Indem ſich Balduin im träumenden Gedankenſpiel den Fingerhut auf die Spitze ſeines kleinen Fingers ſetzte, kündigte das leiſe Klirren des gewichtigen Schlüſſelbundes die Wiederkunft der Großmutter an. Sie ſagte lächelnd: „Da betrachten Sie wohl Herminens modiſches Nähzeug? Das gute Kind! Die kleine Schwinge da hat manche fleißige Stunde meiner Mädchenjahre und dann auch von Herminens Mutter geſehn, und darum hält die treue Tochter das unſcheinbare Geräth noch immer hoch und in Ehren. — Es ärgert mich doch in der Seele, daß grade heute mein Schwiegerſohn eine Ausnahme von der Regel macht und im Kränzchen bleibt! — Sehen Sie, lieber Herr Balduin, es iſt die einzige öffentliche Geſellſchaft, die er beſucht, und ausſchließen konnte er ſich davon nicht. Vorher iſt Concert — dann Spiel und Ball. Gott ſei Dank! unſere Hermine iſt nicht ſo tanzſüchtig und auf das Vergnügen erpicht, daß ſie in den Vater dringen ſollte, ſich Gewalt anzuthun und dort auszuhalten; doch die jungen Herren müſſen ihm ſtark zugeſetzt haben.“

Balduin entgegnete beſcheiden; daß wohl ein mäßiger Tanz zu den unſchuldigſten Ergötzlichkeiten der Jugend gerechnet werden dürfte.

Die Großmutter erwiederte hierauf mit eiferndem Hohn: „Mäßig? Ja, Du lieber Gott! jetzt iſt die wahre Mäßigkeit zu Hauſe. Was wird denn getanzt? Ich frage Sie, lieber Herr Balduin? Ein Galop! die leibhaftige Hetze des Todes, ein Ländler, wobei den Tänzerinnen die Locken fliegen, als ſauſte Herr Blaſius. Da lobe ich mir die gute, alte Zeit! Eine graziöſe Menuet, eine feierliche Polonaiſe, wobei man ſich kein Fältchen aus der Ordnung brachte, ließen ſehen, ob ein Frauenzimmer Anſtand hätte. Das waren Ehrentänze! Ich erblaßte jedesmal, ſo oft ich auftrat, und wenn ich die Fingerſpitzen in die Hand eines jungen Mannes legte, ſo rieſelte mir der Froſt den Rücken hinab. — Ueberhaupt — es mag wohl ein gewöhnlicher Fehler des Alters ſein, die eigene Jugend hervorzuheben und den Verfall der Sitten zu betrauern; aber gewiß iſt es ein recht verzeihlicher. Wenn man bedenkt, in welcher ſtillen Eingezogenheit ſonſt die Töchter gebildet wurden, und man ſieht das jetzige Treiben; ſo — ſo — werden die Mädchen heut zu Tage nicht erzogen, als ſollten Freier aus dem Goldlande kommen? Und zu welcher Zeit bedurften die Männer wohl ſtrengere und ſorgſamere Wirthinnen als jetzt? Die Kunſt zu ſparen, thut vor allen ſchönen Künſten Noth, und die Pflicht der Entſagung muß mehr geübt werden, als die vornehmſten Talente. Doch wer iſt Schuld, daß man ſo wenig auf das Weſentliche ſieht, als die Männer? — Sonſt war es anders. Ein ſittſames Mädchen, eine treue Ehefrau, eine gute Wirthin, dies waren Ehrentitel, vor denen Jedermann Reſpect hatte. Jetzt wird eine Mutter, die um ihres kranken Kindes willen vom Ball zurückbleibt, für eine ängſtliche Thörin gehalten. Eheleute müſſen ſich verſtohlen die Hand reichen, damit die Geſellſchaft nicht darüber lache, und je freier ein Mädchen auftritt, deſto mehr Anbeter findet es.“

Balduin lächelte. Er ſagte begütigend, es dürfe aber auch nicht unbeachtet bleiben, wie der Strom der Zeit nebſt vielen Uebeln auch manches Gute, und ſo auch Gelegenheit zu höherer Ausbildung des weiblichen Geſchlechts und die daraus hervorgehende größere Würdigung deſſelben herbeigeführt habe.

„Ausbildung? Würdigung?“ wiederholte die Großmutter mit einem leiſen Anklange von Spott. „Ach lieber, junger Mann!“ fuhr ſie gutmüthig fort, „glauben Sie einmal der Erfahrung einer alten Frau; das iſt die Sprache aller

Männer vor der Hochzeit; nachher — da ſieht es um die ganze Würdigung mißlich aus, und ſie zeigen dann noch ganz den alterthümlichen Geſchmack. Hände, welche geübt ſind, Jabots recht ſauber zu plätten, zieht der Ehemann denen vor, welche fertig das Clavier ſpielen, und ein Gericht, das ihn nach gethaner Arbeit ſtärkt, iſt ihm lieber als ein Gedicht, wobei er ſchläfrig wird. — Doch Eins kann bei dem Andern beſtehen, das ſehe ich an unſerer Hermine. Ich will das eigene Kind nicht loben: allein was wahr iſt, kann man ſagen, auch ſoll es nur als Beweis für meinen Satz gelten. Sehen Sie, lieber Herr Balduin!« hier neigte die Großmutter ſich ihm vertraulich näher und legte ihre hagere Hand auf die volle Rechte des Jünglings; »zur Zeit, wie mein Schwiegerſohn als Freier unſer Haus beſuchte, da ſah ich es nicht gern, daß ſich das Herz meiner Tochter ihm in Liebe zuwandte. Zwar wußte man ihm nichts Uebles nachzuſagen; aber ich hatte mir den Mann, dem ich einſt das einzige, wohlgerathene Kind anzuvertrauen gedachte, dennoch anders gewünſcht. Er war ein Weltmann. Nur an den drei erſten Feiertagen ging er in die Kirche, und bei dem Amen heraus. Er hielt ſich ein Reitpferd, ſpielte auf der Reſſource ſein hohes l'Hombre, und machte oft auf dem Comtoir Feierabend, wenn die Sonne noch im Mittag ſtand. Kind, Kind! ſagte ich zu meiner Tochter, als er um ſie angehalten hatte und ſie mir mit Thränen ihre Neigung geſtand, wird das auch gut thun? — Aber — welche Einwürfe wüßte die Liebe nicht zu heben? Ich merkte wohl, daß die hübſche Bildung meiner Tochter, und daß ſie geläufig franzöſiſch ſprach und mit einer angenehmen Stimme ſang, ihm vielleicht höher noch galt, als ihr ſanftes, frommes Gemüth. Den Tag vor der Verlobung ſtellte ich ihr noch einmal alles vor; doch als ich ſie feſt entſchloſſen fand, ſagte ich: Nun denn in Gottes Namen! Ich will Deine Mutter und nicht Deine Tyrannin ſein. Ein Herz voll Liebe und Geduld vermag viel. Wolle Gott geben, daß Dein künftiger Mann in Deinen Tugenden kein Aergerniß finde und Du ſeine Fehler nicht lieben lernſt. — Ich ging in mein Kämmerlein und empfahl die Liebenden Gott. Der Höchſte erhörte mein Gebet, und die jungen Eheleute baueten den Himmel mit einander. Die junge Frau ſchuf durch Wirthlichkeit, Sanftmuth und Klugheit ihrem Manne das Haus zu einem Paradieſe, und als vollends Hermine geboren wurde, da vergaß er l'Hombre, Reſſource und Reitpferd, und der Gedanke an Weib und Kind machte ihn zu einem fleißigen Arbeiter und treu in ſeinen Berufspflichten. —“ Die Großmutter ſeufzte hier, und nach einer kleinen Pauſe, in der ſie betrübt vor ſich hinſah, fuhr ſie fort: „Lieber Gott! warum iſt denn das Glück ſo vergänglich? Meine Tochter ſtarb im zweiten Wochenbett, und an ihrem Sarge empfand mein Schwiegerſohn zum erſten Male den Werth der Religion. Er fühlte, er müſſe ſie wiederfinden, und dieſe Hoffnung machte ihn zu einem Chriſten. — Er drang in mich, daß ich mein Haus verkaufen und zu ihm ziehen möchte. Lange ſträubte ich mich dagegen; denn ich dachte, in einem Jahre denkt er wohl anders und wieder ans Heirathen. Allein ich irrete. Nun machte ich Bedingungen; ich behielt mir meinen Antheil an Herminens Erziehung vor. Mein Schwiegerſohn, dem ich eine Frau erzogen, die ihn beglückt hatte, ging alles ein und ſchenkte mir volles Vertrauen. Mit der Zeit milderte ſich ſein Schmerz, und obgleich er der gewohnten ſoliden Lebensweiſe treu blieb, ſo zeigte ſich doch ein leiſes Erwachen der ehemaligen Weltluſt in der Art, wie er Hermine zu bilden bemüht war. Ich ließ ihn gewähren, hielt mich an ſein Verſprechen und wirkte im Stillen fort. So lebten wir in Friede und Einigkeit mit einander. Mein Schwiegerſohn bildete für die Welt, ich für das Haus. Er hielt ihr zehn Lehrmeiſter, ich unterrichtete ſie ſelbſt — und ich hoffe, Herminens künftiger Gatte wird ſich der Früchte dieſer Doppelſaat erfreuen. Sehen Sie! ihre Hände haben dieſen Lichtſchirm gemalt, und jene Wandſtücke getuſcht; doch eben dieſe Hände haben auch dieſes Garn geſponnen und jenes Hemd genäht. Dem Vater lieſt ſie die Literaturzeitung vor, und mir eine religiöſe Betrachtung. Dem Vater ſingt ſie zur Guitarre Geſänge von Weber, mir ſpielt ſie auf jenem Poſitiv und oft mit naſſen Augen ein Morgenlied, und des Sonntags, da ich die Kirchenluft nicht mehr gut vertrage, einen Pſalm, und lieſt mir dann das Evangelium vor. Ich bin voll Andacht, wenn ich ihr liebes, unſchuldiges Geſicht anſehe, und ein ſtiller Seufzer fleht zum Herrn, daß Hermineas Herz immerdar ein Tempel ſeines Geiſtes bleiben möge. — Mit dem Vater geht ſie auf die Promenade, mit mir in die Küche und Vorrathskammer. Mit dem Vater ſpricht ſie italieniſch, und mit mir wiederholt ſie Bibelverſe. Und ſo iſt denn bei dieſer Erziehung ein Mädchen aus meiner Enkelin geworden, welches ſeinen Contretanz wie eine Franzöſin aufführt, das aber auch nicht erſchrickt, wenn das Waſſer zu ſieden beginnt, und nicht, gleich jener Dame, die Wicken neben dem Flachsfelde für das davon abgehende Werg anſieht."

Hier endigte die Großmutter die Erzählung, und ahnete nicht, wie wichtig dieſe ihrem Zuhörer geweſen wäre.

Jetzt kam das Dienſtmädchen, den Tiſch zu decken, und hinderte, daß ein Geſpräch ſolcher Art weiter fortgeſetzt würde. Doch als ſpäter der zwar mäßige Genuß der ſtarken Weinſuppe den Geiſt der Matrone belebt hatte, da ſuchte ſie die unterbrochene Vertraulichkeit wieder herzuſtellen, indem ſie ſagte: „Heute mache ich eine Ausnahme und wage es mit einem halben Gläschen Wein: wir müſſen doch die Geſundheit Ihrer lieben Angehörigen trinken.“

Bei dieſen Worten ſtieß ſie auf das Wohl der wertheſten Eltern mit Balduin an, der in Erwiederung ſie ſelbſt, dann den Commerzienrath und die holde Hermine hoch leben ließ. Nach einem Weilchen brachte die Großmutter ihm nach alter Sitte, in der ſie die gaſtlichen Ehren machte, das Glas wieder zu, und fragte mit lächelnder Miene: „Was trinken wir denn nun? Etwa die Geſundheit einer lieben Braut?“

Der junge Kaufmann verſicherte erröthend, daß er ſo weit noch nicht ſei.

„Aber doch auf dem Wege nach dieſem Ziele?“ wagte die Matrone zu forſchen.

Balduin verbeugte ſich ſchweigend. Sie nahm es für ein Ja.

„Nun ſo gebe Ihnen Gott das Glück einer zufriedenen und einigen Ehe!“ ſagte die würdige alte Frau mit gerührtem Tone: „dies iſt das höchſte, irdiſche Glück! glauben Sie es mir. Ach! und die Wahl wird oft ſo ſchnell getroffen, man läßt ſich durch Außendinge beſtimmen. Der Mann iſt auch in dieſem Falle immer beſſer daran als das Mädchen. Er wählt — und iſt gleichſam der Schöpfer ſeines Schickſals. Die liebe Eitelkeit macht ihn oft blind dafür, wie wenig er für ſein wahres Glück geſorgt habe. Er erträgt mit Geduld die Folgen ſeines Mißgriffs; der Frau hingegen bleibt die bittere Reue, beſſere Anträge abgewieſen zu haben, und die herbe Frucht der Erfahrung, die ihr das Herz zuſammenzieht und manche heimliche Thräne auspreßt. — Oft nähert ſich auch den armen Geſchöpfen der Wolf im Schafspelz — ich trage jetzt um das Glück meiner Enkeltochter ſchwere Sorge. —“

Die Großmutter beſann ſich hier ein wenig, ob ſie fortfahren dürfe. Aber der junge Mann ihr gegenüber, mit dem offenen Geſicht, welches Zutrauen erregte, war ja, nach ihrem Verſtehen — ein halber Bräutigam; er ſchenkte ihr volle Aufmerkſamkeit, das Vergnügen, welches ihm ihre Mittheilungen gewährten, ſchwebte ſo ſichtlich auf ſeinen Lippen, daß die Matrone dem innern Zuge folgte, und redſelig alſo fortfuhr: „Mehrere Heirathsvorſchläge, denn Sie müſſen wiſſen, lieber Herr Balduin, Hermine iſt achtzehn Jahr alt, nicht häßlich, und mein Schwiegerſohn gilt für einen reichen Mann — wurden ohne alle Umſtände abgelehnt, weil weder des Mädchens Neigung, noch des Vaters Wünſche ſie unterſtützten; allein — da hat ſich jetzt ein Mann gefunden, ein ſogenannter Hausfreund, der in der Ausdauer ſeiner Bemühungen des Vaters Achtung und das Wohlwollen der Tochter erlangt hat. Mit dieſem hofft er nun noch weiter zu kommen. Mir will er jedoch nicht gefallen, und ich denke mit Kummer daran, daß jede kommende Woche mir die Verbindlichkeit auflegen könnte, in ihm den Verlobten meiner Enkelin anzunehmen. Wenn Sie mich fragten, was ich eigentlich gegen ihn habe, ſo kann ich darauf antworten: Viel und Wenig. Er iſt ein angenehmer Mann, der ſein gutes Auskommen hat, ein anſtändiger Mann, der Jedem ſeine Ehre giebt, und ſie alſo auch zurückempfängt. Ueberall gern geſehen. Aber — er wechſelt zweimal im Jahre die Wohnung und den Bedienten, läßt nur zwei Kleider bei demſelben Schneider machen, und das fremdeſte Damengeſicht iſt ihm immer das ſchönſte. Und die Ehe fordert Beſtand! — Auch iſt er ſpottſüchtig und macht oft das Heiligſte zur Zielſcheibe ſeines Witzes. Herminen ſchmeichelt er unabläſſig, und wäre das Mädchen nicht die Beſcheidenheit ſelbſt, ſo hätte er ihr ſchon längſt den Kopf verdreht. Doch ihre wahrſten und höchſten Vorzüge ſcheint er weniger werth zu halten. Es iſt faſt derſelbe Fall, wie damals mit meinem Schwiegerſohne, und wenn ſich dieſer entſchließen ſollte, Hermine dem jungen Mann zu geben, und mit mir Rath pflöge, hätte er nicht Recht, mir auf meine Einwendungen zu antworten: Dieſelben Gründe hätten Sie vor zwanzig Jahren beinahe abgehalten, mir ihre Tochter zur Frau zu geben, und ſind wir nicht glücklich geweſen? — Doch, lieber Herr Balduin, Sie vergeſſen über meinem Plaudern das Trinken. Alſo —" ſie ſchenkte ihm ein und neigte ihr Glas an das ſeinige, „wir klingen auf Herminens Glück zuſammen, und Sie thun mir wohl Beſcheid darauf, da es mir ſehr anliegt?"

„Herminens Glück!" wiederholte er, die geſtimmten Gläſer gaben einen guten, harmoniſchen Klang, und in ſeinem Herzen tönte dieſer Wunſch noch ſtärker.

Schwerlich dürfte wohl oft einem jungen Manne von fünf und zwanzig Jahren die Unterhaltung mit einer Frau von mehr als fünf und ſechzig ſo anziehend ſein, wie die mit der ehrenwerthen Großmutter unſerm Balduin war. Dieſer Abend hatte viel entſchieden, und erfolgreich knüpften ſich an ihn die Ereigniſſe der folgenden Tage.

Der junge Kaufmann erhielt am andern Morgen ein einladendes Billet aus dem Ballenſchen Hauſe. Balduin beſorgte erſt einige dringende Geſchäfte und ging gegen Mittag dahin. Er fand in dem Commerzienrath einen liebenswürdigen Mann, mit einem Anſtrich von Humor und Jovialität, der ihn ſehr wohl kleidete; dieſer hingegen erkannte in dem Sohne das Ebenbild ſeines alten Freundes, und er drückte ihn zu wiederholten Malen mit rührender Freude an ſeine Bruſt. Eine frohe mit dem ältern Balduin gemeinſam verlebte Jugend, die lebhafte Erinnerung an manche Stunde unſchuldiger Ausgelaſſenheit, trat bei dem Anblick des jüngeren in ſein Gedächtniß zurück und bewegte ſein Herz in Wehmuth und Vergnügen. Er machte dem Jüngling Vorwürfe, daß er die Wohnung im Gaſthof der in ſeinem Hauſe vorgezogen, und forderte mit herzlichem Dringen, außerdem ſo viel als möglich ſein Gaſtfreund zu ſein. Er ſagte ferner lachend: „Wenn Ihre Eroberungskunſt ſich durchaus ſo erfolgreich erweiſt, wie es am vorigen Abend geſchehen, ſo möchten wir hier arge Dinge erleben. Meine Schwiegermutter, die ſonſt eben nicht freigebig ihre Gunſt verſchenkt, iſt ſo ſehr von Ihnen bezaubert, daß ich heute bloß deßhalb habe auf das Frühſtück warten müſſen, weil die gute Mama nicht fertig werden konnte, Sie gegen Hermine herauszuſtreichen.“

Balduin verſicherte erröthend, daß er dieſer höchſt würdigen Frau einen der genußreichſten Abende ſeines Lebens verdanke.

Ein Geſchäft von Wichtigkeit rief den Commerzienrath ab, vorher aber führte er den jungen Kaufmann der Großmutter zu, bei der ſeine Tochter war. Schon vor der Thür hörte Balduin das leiſe Summen des Mädchens, begleitet von einer ſchönen Stimme, die vorlas. Sie traten ein, und da ſaß die holde Hermine und ſpann, ein Buch auf dem Schooße.

Wäre die Phantaſie des Jünglings nicht auf ein intereſſantes Weſen vorbereitet geweſen, ſo würde ihn dieſe liebliche Geſtalt, dieſes reizende Geſicht überraſcht haben. So fand er nur ein ihm lieb gewordenes Gedankenbild in ſchönerer Wirklichkeit, und ward befriediget, ohne geirrt zu werden.

Hermine hätte vielleicht nicht für eine Schönheit gelten können, aber ſie war um ſo liebenswürdiger, weil kein eitles Selbſtbewußtſein, kein ſtolzer Anſpruch ihren beſcheidenen Reiz in ſeiner vollſten Wirkung ſtörte. Eine liebende Seele blickte aus ihren Augen, ein weiblicher Sinn athmete aus jedem ihrer freundlichen Worte, und dem Balduin ward es wohl ums Herz, wie Einem, den die Frühlingsſonne mild anlächelt.

Die Matrone begrüßte ihn wie einen alten Bekannten auch Hermine war vertrauter mit ihm, als noch mit irgend einem Manne. Sein Vater war ja der Herzensfreund des ihrigen, und er ſelbſt Bräutigam — ſo hatte die Großmutter ihr geſagt.

Im Laufe der folgenden Tage, die meiſtens Balduin im Hauſe des Commerzienraths verlebte, ward es ihm klar, daß der Juſtiz-Aſſeſſor Steuer jener Freier Herminens ſei, deſſen die Großmutter gegen ihn erwähnte. Er konnte nicht umhin, dem Urtheile der alten Frau über dieſen Mann beizuſtimmen; doch trauete er dießmal der eigenen Wahrnehmung nicht ganz, weil er ſich befangen dazu fühlte.

Hermine nahm ſich gegen dieſen ihren Bewerber mit der Ungezwungenheit einer ruhigen Freundin. Sie behandelte ihn achtungsvoll, doch nicht wie eine Liebende.

Das entging Balduin nicht, und zuweilen wollte es ihn bedünken, als töne etwas Zarteres, Schöneres aus Herminens Stimme, wenn ſie ſich zu ihm wendete. —

Am Tage vor Weihnachten ward Hermine zu ihrem Vater gerufen. Sie kam etwas bleich zurück, und antwortete auf die ängſtliche Frage der Großmutter, ob eine Verdrießlichkeit vorgefallen ſei: „Der Aſſeſſor hat den Vater um die Erlaubniß gebeten, mir ſeine Hand antragen zu dürfen.“

„Das Gott erbarm!“ rief die Großmutter mit Schrecken; „nun, und der Vater?“

„Er hat dem Aſſeſſor geantwortet,“ erwiederte Hermine, „daß er mit mir ſprechen wolle. Binnen vierzehn Tagen ſolle ihm Entſcheidung werden. So lange müſſe er mir, mein Herz zu prüfen und die Sache reiflich zu überlegen, Friſt bedingen. Wahrſcheinlich —“ fuhr ſie mit zögernder Stimme fort, „fürchtet der Aſſeſſor in dem jungen Balduin einen Mitbewerber und eilt daher, ſich meiner zu verſichern.“

„Ja, da haſt Du recht, Minchen! ſagte die Großmutter ſeufzend; „ach! wollte der Himmel, daß dem ſo wäre! allein dieſer Edelſtein iſt verſagt.“

Ein paar Thränen benetzten Herminens Arbeit.

„Kind, weine nicht,“ fuhr die Matrone fort; „Du brichſt mir das Herz! Ueberlege Dir die Sache, ehe Du Ja oder Nein ſprichſt. Ziehe Deinen Verſtand zu Rathe, aber gönne dem Herzen auch eine Stimme. Nur dann, wenn Beide einig ſind, darfſt Du froh Verlobung halten. Ich kann nicht viel dazu ſagen; denn Du weißt es, meine Hermine, ich habe etwas gegen den jungen Mann; aber Gott will ich bitten, daß er Dich erleuchten möge, auf daß Du Dich für das Beſte entſcheideſt.“

Nach dieſen Worten küßte ſie den Liebling und ſchlich bekümmert ihrem Schlafzimmer zu, das ſchwere Herz vor dem Herrn der menſchlichen Schickſale auszuſchütten, dem es ein Leichtes iſt, unſere Sorgen zu wenden.

Hermine blieb allein und weinte ſich ſatt. Seit einigen Jahren war ſie auf dieſen Augenblick vorbereitet. Noch vor acht Tagen wäre ſie, ohne grade Liebe für den Aſſeſſor zu empfinden, nicht zweifelhaft geweſen, ob ſie ſeinen Antrag annehmen ſolle. Allein ſie fühlte, daß während dieſer Zeit eine Veränderung mit ihr vorgegangen ſei. Die Gefühle der Achtung und Freundſchaft, welche ſie für den Aſſeſſor hegte, dünkten ihr nicht mehr ausreichend das Glück der Ehe zu verbürgen; ein höherer Anſpruch war in ihrem Herzen erwacht. Seine Talente verloren etwas von ihrem Schimmer, und alle Huldigungen, welche er ihr, geleitet von Geſchmack und Geiſt dargebracht, verſchwanden in ihrer Erinnerung, worin nur der Blick haftete, mit welchem Balduin ſie geſtern verlaſſen, und der ihr mehr geſagt zu haben ſchien, als die große Summe jener ſchmeichelhaften Beweiſe.

Beide Hausfreunde waren von dem Commerzienrath eingeladen worden, den heiligen Abend bei ihm und ſeiner Familie zu feiern, und hatten zugeſagt.

Am andern Morgen ward Hermine abermals zu ihrem Vater gerufen. Sie weilte länger als Tages vorher bei ihm, und kam endlich mit glühendem Geſicht und Augen, die in Thränen ſchimmerten, zu ihrer Großmutter. „Mein Kind," rief dieſe beſtürzt, „ſage, was hat es denn wieder gegeben? Der Vater will Dich doch nicht etwa zwingen? — Das wolle Gott verhüten!"

Hermine ſetzte ſich auf ein kleines Fußbänkchen und verbarg das roſige Geſicht in den Schooß der Großmutter

Mit leiſer Stimme ſagte ſie: „Der Vater will mich nur glücklich wiſſen. Er hat mir entdeckt, daß Herr Balduin in der Abſicht hier ſei, meine Liebe zu gewinnen, und — ſollte ihm dies gelingen, den ſeit langen Jahren genährten, aber ſehr geheim gehaltenen Wunſch unſerer Väter durch eine Verbindung mit mir zu erfüllen. Er iſt heute früh ſehr zeitig bei meinem Vater geweſen, und hat ihm geſagt, daß, ſeit er mich geſehen, dieſe Verbindung auch der Wunſch ſeines Herzens geworden ſei. Nur wolle er mich nicht in Verlegenheit ſetzen, da er nicht wiſſen könne, ob meine Neigung anderweitig (er meint vermuthlich den Aſſeſſor) verſagt wäre. — Er hat alſo den Vater gebeten, meine Geſinnungen über dieſen Punct zu erforſchen. Den Tag nach dem Neujahr nöthigen ihm ſeine Verhältniſſe wieder von hier abzugehen, und bis dahin muß alles entſchieden ſein.“

Die froheſte Ueberraſchung erröthete das Geſicht der Großmutter. „Seh ein Menſch an!“ ſagte ſie faſt zitternd und mit hurtigem Athem; „und mir ſagt er, er habe eine Braut; oder widerſprach doch meiner Vorausſetzung nicht, und Schweigen iſt auch eine Antwort. Liebe Hermine, das iſt Gottes Finger! Hätte der Aſſeſſor nicht ſo lange geſäumt, wäre der gute Balduin zu ſpät gekommen. Er ſitzt im Regimente und lenket alles wohl! — Daß mir ſolch eine Weihnachtsfreude beſcheert ſein würde, das hätte ich nicht gedacht. Nun ſoll es aber auch hoch hergehen! Denn übers Jahr biſt Du doch nicht mehr bei uns.“ Bei dieſer Vorſtellung vergoß die Großmutter ein paar Thränen, die ſie lächelnd trocknete und hinzuſetzte: „Sieh, was mir einfällt, Hermine! Du warſt als ein kleines Kind ſo zart und fein, daß ich Dich oft ſcherzweiſe ein Nürnberger Püppchen nannte. Nun iſt aus dem Spaße Ernſt geworden.“

Hermine küßte mit ſchneller Gluth der Großmutter die Hand, welche das Mädchen von Kindheit an geleitet hatte, und ſprach: „Ich denke aber doch meinem Balduin mehr zu ſein, als ein Spielzeug, und der Ausſpruch eines großen Dichters: Gebrechlichkeit! dein Name iſt Weib! ſoll nicht auf den Vorſatz meiner tugendhaften Treue paſſen, womit ich ihn zu lieben gedenke bis an den Tod!“

„Amen!“ ſagte die Großmutter gerührt, und legte ſegnend ihre Hand auf dieſe jungfräuliche Stirne.

Der Commerzienrath liebte es, Geburts- und Feſttage im Kreiſe der Seinen, wozu er auch gute Freunde zählte, ſo feierlich als möglich zu begehen. Die Tafel, der Wein, der Anzug, auch der ſeiner Untergebenen, alles mußte an ſolchen Tagen das Gepräge der Feſtlichkeit tragen, und hierin traf ſein Geſchmack mit dem der Großmutter auf das genaueſte zuſammen.

Der kurze Tag entwich, der Abend näherte ſich allmählich mit ſeiner heiligen Stille und Freude. Schon verſtummte das Geräuſch auf den Straßen, die Gewerke, die Läden wurden geſchloſſen, in den Häuſern ward es licht und helle, hier und da flimmerte ein Chriſtbaum auf.

Während der Commerzienrath noch allein auf dem Comtoir verweilte, um die Weihnachtsgeſchenke für ſeine Commis zu ordnen, ſchwere Goldröllchen, wozu Hermine dann noch nette Arbeiten ihrer fleißigen Hände fügte, war die Großmutter heute ſelbſt Tafeldeckerin. Das ließ ſie ſich nicht nehmen. Sie legte das ſchönſte Damaſtgedeck, ein wahres Meiſterſtück der Webekunſt, auf. Dann fügte ſie eigenhändig die buntgemalten Wachskerzen in ſchwere, ſilberne Armleuchter, und nahm das beſte Porzellan-Service aus dem Verſchluß. Der Tiſch ermangelte keines Zierraths, der nur möglicher Weiſe anzubringen war. Hermine ſollte ihren Platz zwiſchen beiden Freiern erhalten, welches Couvert durch ein kleines Weinglas mit ihrem Namen bezeichnet ward; ein großer, vergoldeter Pocal, bei ſolchen Gelegenheiten gebräuchlich, fand ſeine Stelle vor dem Teller des Hausherrn.

Jetzt war alles fertig, und man hörte auch ſchon ſämmtliche Commis kommen. Bald nach ihnen erſchien der Aſſeſſor, dann Balduin, zuletzt folgte der Commerzienrath.

Die Großmutter ordnete die Tiſchgenoſſenſchaft.

Als Hermine die Serviette aufhob, fand ſie einige der beſten Taſchenbücher auf ihrem Teller. Es lag ein Muſenalmanach dabei, deſſen Etui ein Sonnet verbarg, welches in zarten Bildern und ſchönen Wendungen die Dame, an die es gerichtet war, zur Erhörung ſtillglühender Wünſche zu bewegen ſuchte. Hermine war keinen Augenblick über den Geber und Verfaſſer ungewiß. Als ſie das Gedicht las, richteten ſich alle Blicke neugierig auf die Erröthende, und ihr Auge dankte verbindlich dem Aſſeſſor.

Nachdem das Eſſen vorüber war, dampfte die große Punſchbowle, heitere Geſpräche flogen um den Tiſch, dem Commerzienrath war ſeit langer Zeit nicht ſo wohl geweſen. Das Gefühl ſeiner Behaglichkeit löſte ſich in Worte auf. Er ſprach: „Weihnachten war mir von jeher ein wahres, heiliges Feſt, ein Familienfeſt — das Feſt der Menſchheit. Wie ſehr habe ich daher immer an dieſem Abend den Vereinzelten bedauert, der, ausgeſchloſſen von dieſer gemeinſchaftlichen Freude, das einſame Gefühl derſelben entweder in die enge Bruſt verſchließen oder in ein Weinhaus tragen muß.

woſelbſt der Wirth es einmal im Jahr doch fühlt, daß Geben ſeliger als Nehmen ſei. Auch das angenehmſte Räuſchchen kann ihn nicht für das frohe Geräuſch entſchädigen, welches um einen Familienvater wimmelt. Wo alles verwandtſchaftlicher Liebe und des Segens, den Gott uns gab, theilhaftig wird, empfindet das Einzelweſen die Oede ſeines Schickſals. Dieſe chriſtlichſchöne Feier rührt dann mit Schmerz an das Herz ſolcher Menſchen."

„Dieſe Anſicht iſt wohl in jedem Falle zu ernſt," antwortete der Aſſeſſor, der heute mehr als gewöhnlich getrunken hatte. „Es iſt," fuhr er fort, „doch nur ein Kinderfeſt, woran erwachſene und ältere Perſonen bloß aus Gefälligkeit Theil nehmen, oder um dem chriſtlichen Anſtand ſein Recht widerfahren zu laſſen; die Freude hingegen iſt rein göttlicher Natur! Frei iſt die Himmliſche, und nicht gebunden an Zeit und Raum. Warum ſollte grade der vierundzwanzigſte December ſie in die Familienenge drängen, die wohl *ſeltener* innig als *preßhaft* ſein mag? — Sie kann eben ſo gut im Billardſaale einkehren, wenn es auch an dieſem Abend leer und luſtig darin wäre. Sie trägt, das iſt wohl wahr, zumeiſt ein buntes Flügelkleid, — aber für die Geſellſchaft iſt ſie auch öfters mit einer ſteifen Robe in feierlichen Falten angethan, und ihr Schlepprock heißt — Langeweile."

Die Großmutter war dunkelroth geworden und rückte geärgert auf ihrem Stuhle hin und her. Hermine ſah vor ſich nieder, und Balduin erwiederte in der ſchönen Wallung des gerechten Unwillens: „Ich kann Ihrer Meinung nicht ſein, Herr Aſſeſſor. Wenn die Eltern es verſtanden, den Kindern die Weihnachtsgabe nur als das Sinnbild einer höheren darzureichen, durch welche Gott einſt das Menſchengeſchlecht würdigte, wenn ſie wußten, das Gemüth des Kindes dadurch zu heiligen: ſo zittern gewiß dieſe Empfindungen durch das ganze Leben, und ſelbſt in der gereiften Seele des Mannes, in dem müden Herzen der Matrone ſpricht an dieſem Abend der reine Geiſt der Kindlichkeit an. Vergangene Freuden ſammeln ſich um uns her, und der Strahl des Chriſtbaums, hätte er ſich auch in tauſend Thränen gebrochen, erglänzt wieder. Und wem auch die theuerſten Güter verloren wären, wer einſam und verlaſſen ſtände, auf der weiten Welt, dieſe Erinnerungen ſind ihm geblieben. — Der Stern von Bethlehem ſchimmert himmliſche Hoffnung für Alle! und erleuchtet auch das dunkelſte Schickſal, auch das Grab — mit göttlichem Glanz.“

Dem Commerzienrath rann langſam eine Thräne in den erhobenen Pokal. Hermine trocknete die naſſen Augen und ſuchte Balduin's Hand, um ſie zu drucken. Es war gut, daß der Aſſeſſor abgerufen wurde, weil Jemand ihn in einer dringenden Angelegenheit zu ſprechen verlangte; denn ſeine Verſtimmung war ſichtlich.

Als der Tiſch aufgehoben worden war, näherte ſich Balduin Hermine, und fragte freundlich, ob ſie ihm erlauben würde, die gewohnte Sitte zu ehren, und ihr ein kleines Geſchenk zu überreichen, dem nur allein ihre Güte einigen Werth beilegen könnte.

Bei dieſen Worten überreichte er ihr ein Päckchen. Hermine verbeugte ſich gegen ihn, ihre beſchämte Miene zeigte ein reizendes Vergnügen. Sie trat an das Licht, und fand das zierlichſte Nähkäſtchen. Alle darin enthaltenen Geräthſchaften waren von Gold, der Fingerhut in Form eines Bienenkorbes, des Sinnbildes des Fleißes.

Die Großmutter beſah und lobte jedes einzelne Stück. und ſetzte dadurch Balduin in peinliche Verlegenheit. Hermine endigte dieſe dadurch, daß ſie ſich dankend zu ihm wendete und ſagte, ſie behalte ſich die ihren Freunden ſchuldige Erwiederung bis zum Neujahrs heiligen Abend vor.

Die acht Tage waren ſchnell verronnen; Hermine hörte mit unbändigem Herzpochen zu, wenn Balduin von ſeiner nahen Abreiſe ſprach. Allein ſie wollte ſich nicht ſelbſt zuvorkommen, ſie hatte ſich ihr Ziel ſchon geſteckt.

In der Dämmerung des Sylveſterabends ſiegelte ſie eine ſchöngeſtickte Brieftaſche ein, deren eine Seite ein Lorberkranz ſchmückte, durchflochten mit einigen Vergißmeinnicht und dem darunter ſtehenden Worte: „Sängerlohn,“ die andere aber in der regelmäßigſten Stickſchrift die Deviſe zeigte: „Der Freundſchaft und Achtung Andenken.“ Dieſe ſandte ſie dem Aſſeſſor. Er hatte Hermine verſtanden, denn er ließ ſich für dieſen Abend entſchuldigen.

Als kurz darauf Balduin mit trübem Geſicht — er hoffte nicht mehr — in das Zimmer der Großmutter trat und Hermine allein fand, kam dieſe ſchüchternen Schrittes auf ihn zu und ſagte: „Ich bin Ihnen ein Gegengeſchenk ſchuldig. Wenn man dem Schickſal nachahmen will, ſo muß man jede Gabe gleichmäßig vergelten, und ſo biete ich Ihnen denn Gold um Gold, und —“ leiſer und mit bebender Stimme fügte ſie hinzu: „Liebe um Liebe.“

Bei dieſen Worten ſteckte ſie einen einfachen Goldring an ſeinen Finger.

„Gott im Himmel! verſtehe ich Sie, theure Hermine?“

tief der Entzückte, und ſie legte ſich vertrauensvoll an das reine Herz des Jünglings.

Der Commerzienrath ſegnete in ſprachloſer Rührung den Bund der geliebten Kinder, und die glückliche Großmutter hatte ihr heißes Dankgebet noch nicht geendet, als ſchon die letzte Jahresſtunde verhallt war.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiundſiebzigſter Band.

Der Chriſtbaum.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Christbaum.

O! wenn wir ſchon vor dem Bilde einiger Kinderjahre zerfließen, wie ſanft wird uns einmal das Bild aller Kinderjahre anblicken? —

Jean Paul

Es war Chriſtabend. Hell und freundlich hatte der Wintertag geleuchtet, und ſein Erlöſchen war ſanft. Unter dem Gewölbe des Himmels, an welchem hier und da ein goldenes Sternlein zu blinken begann, verbreitete ſich tiefe Ruhe und heiliges Schweigen. Das Getöſe des Werkeltreibens verſtummte, die Stimmen der Arbeit ſchwiegen; in den Häuſern waltete frohe Geſchäftigkeit und freudiges Erwarten. Feſtſchein glänzte in den kerzenhellen Sälen der Paläſte und in den zufriedenen Blicken genügſamer Bewohner der Hütten. Die Familienkreiſe ſchloſſen ſich enger und liebender, und wer ſich einſam oder traurig fühlte, der dachte ſeiner Kindheit — und auf Roſenwölkchen ſchwebte der heilige Chriſt zu ihm nieder, der allen Kindern der armen Mutter Erde, allen! den Vater im Himmel und eine ewige Heimath gab.

In ernſter Rührung ſtand die junge Gräfin Eliſabeth Harrau am hohen Spiegelfenſter des einſamen Gemaches. Kerzenglanz erhellete das Zimmer, aber düſtere Wehmuth umſchleierte das ſanfte Gemüth der lieblichen Frau; bald ließ ſie das große, dunkle Auge ſinnend über die mondbeleuchtete Fläche gleiten, bald heftete ſie es fragend an das funkelnde Sternengewölbe; aber des Mondes reiner Schimmer regte nur ſtärker ihres Herzens ſtilles Sehnen an, und die himmliſchen Heerſchaaren blickten ſchweigend auf die Fragerin hernieder.

Jetzt ward die Chriſtnacht eingeläutet; der leiſe Hall von den Dorfkirchen umher verſchwebte über der ſtillen Winterflur. Der Andacht milder Schauer durchfröſtelte die fromme Eliſabeth. Ihr Gebet aber war nur ein unausſprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen.

Da glitt ein lichter Schein über die breiten Quader des Schloßplatzes. Die Gräfin davon geblendet, fuhr empor, und ſah, wie die unteren Zimmer des Seitengebäudes, welches der Haushofmeiſter mit ſeiner Familie bewohnte, nach und nach erleuchtet wurden; ſie ſah der Mutter frohes Walten bei Austheilung der Weihnachtsgaben; ſie ſah, wie der Vater endlich mit helltönender Klingel den ungeduldigen Kleinen das Signal zu dem erſehnten Eintritte gab; wie das jubelnde Völkchen zur Thür hereinſtürzte, und die Geſchenke nur mit flüchtigem Blicke in Augenſchein nehmend, bald des Vaters Kniee dankbar umklammerte, bald der Mutter Hals liebend umſchlang — und ein ſcharfer Schmerz durchſchnitt Eliſabeths Buſen. „O Gott!“ ſagte ſie leiſe und richtete den thränenfeuchten Blick gen Himmel, „warum entbehre ich doch des Weibes ſüßeſte Freuden, das Mutterglück? O warum? Würde wohl die Frau des geringſten und ärmſten unſerer Eigener mit mir tauſchen, wenn ſie den lächelnden Säugling an die nährende Bruſt drückt? — Und dieſer Abend, der Silberblick in dem Leben glücklicher Mütter, er läßt ſeinen Strahl nur in mein bekümmertes, von unerfüllten Wünſchen gepreßtes Herz fallen! Ja, ſelbſt die Mutter, welche am Sarge des Lieblings weint, iſt ſie nicht glücklicher als ich? — Der Tod zerriß das heilige Band nicht, es ſchlinget ſich nur feſter um die Seele der Trauern-

den und lenket ihr Streben heimathwärts. Das Vaterhaus
dort oben, welches das Liebſte aufnahm, wird trauter und
lieber; Anſichten und Wünſche, Gedanken und Gefühle neh-
men fortan Bezug auf das Ewige, und ſo wird das irdi-
ſche Daſein geheiliget, das himmliſche zum Ziele der mütter-
lichen Sehnſucht und der Tod ein Genius, an deſſen Hand
getroſt jene dunkle Grenze berühren kann, wer gewiß iſt,
ſein Leben wieder zu finden; denn eine Mutter lebt ja nur
in ihrem Kinde! — Aber ich? — Zwar liebt mich mein
Gemahl warm und treu; aber dringen nicht die trüben
Blicke, mit denen er oft ein blühendes Kind betrachtet, und
die Seufzer, welche halb verborgen ſeinen Lippen entfliehen,
wie ſcharfe Pfeile in mein Herz? Und die höchſte Stufe
des weiblichen Selbſtgefühls: die Mutterwürde, ich erreiche
ſie nimmer! — Ach! in welche anbetende Ehrfurcht ver-
wandelt ſich die Liebe des Mannes, wenn die Mutter ſeiner
Kinder es mit Schmerzen geworden! Es betrübet den kräf-
tigen Mann nicht, wenn die Schönheit der Geliebten welk
und farblos zuſammenſinkt; drängen ſich doch die holden
Kinderknöſpchen zwiſchen die fallenden Blätter und Blüthen.
Aber ich? —. Der Jungfrau friſcher Reiz iſt verblühet;
der Zauber des erſten Ehelebens verſchwunden; unbefriedigte
Hoffnungen, unerfüllte Wünſche kühlen das wärmſte Män-
nerherz ab. Das Haus iſt öd' und ſtill: gleich dem Rä-
derwerk der Uhr, läuft die eingeführte tägliche Ordnung
ab, und wie es geſtern war, ſo iſt es heute und ſo wird
es morgen ſein. Das Geräuſch der Welt ziehet das Ver-
langen des regen Mannes nach außen — und die Gefähr-
tin ſeines Lebens kann und darf nur von ſeinem Pflichtge-
fühle, von der Macht der Gewohnheit und dem Werthe ſei-
nes Charakters erwarten, was ſie ihm in den Tagen des

Alters ſein werde? Und nahet endlich der Tod, dann umringen nicht weinende Kinder, ſondern kalte Miethlinge das Sterbebett. Keine bebende Hand trocknet den Schweis von der erkaltenden Stirne; kein Jammerlaut, kein flehender Liebeston begleitet den entfliehenden Geiſt!“ Die Gräfin weinte ſchmerzlich.

Da ſchlug die Schloßuhr, und die Flötenuhr im Zimmer ſpielte in den ſanfteſten Tönen das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten;“ die Sangweiſe des frommen Liedes war eine tröſtende Gottesſtimme, welche mit lindem Friedenshauche an Eliſabeths ſturmbewegtes Gemüth ſprach. Tief ergriffen, demüthig ſagte ſie: „Du haſt mir geantwortet, mein Herr und mein Gott! Ja, Dein Walten iſt Weisheit und Liebe, wenn Du gewährſt, und wenn Du verſagſt! Vergieb es mir, daß ich nur einen Augenblick lang dies vergeſſen konnte!“ Vertrauend, hingegeben Deinem Willen, wie ein Kind im Mutterarme will ich fortan in Deiner Fügung ruhen! Es giebt ein Glück, ſüßer als die Freuden der Natur, dies iſt denen bereitet, die Dich lieben: der Tugend Frieden! In dem Herzen, an welchem, Deinem heiligen Rathſchluſſe nach, kein Kind erblühen ſoll, will ich Deine Unglücklichen, Deine Leidenden tragen; ihr zufriedenes, dankbares Lächeln ſoll mir Erſatz ſein für Kindesſchmeicheln, und wenn mein Gemahl in mir nicht die Mutter ſeiner Kinder ehren kann, ſo wird er doch die Schöpferin ſeiner Lebensfreuden in mir lieben; und iſt dies kurze Daſein verronnen, ſo tragen die Geiſter guter Thaten die feſſelfreie Seele in den Vaterſchooß.“

Die Gräfin betete ſtill. Zum zweiten Male ward ihre Andacht durch einen Schimmer geſtört, der diesmal, von einer Laterne ausgehend, den Schloßplatz erleuchtete. Eine hohe Geſtalt, der Träger der Laterne, kam eiligſt auf das Haus zu. „Sollte mein Gemahl mich wohl überraſchen wollen?“ dachte Eliſabeth mit frohem Herzpochen, und die wonnige Pein einer freudigen, aber ungewiſſen Erwartung feſſelte ihre Schritte, die ihm entgegenſtrebten. Die Gräfin vernahm einen leiſen, aber flüchtigen Fußtritt auf der Treppe, ein ſchüchternes Klopfen an der Thür, ſie öffnete in ahnender Beklommenheit, und — vor ihr ſtand ein todtenblaſſer Jüngling, der ein Paar ſchöne, aber wie in tiefem Grame erloſchene Augen bittend auf die entſetzte Frau heftete, dann aus dem weiten, weißen Mantel ihr ein verhülltes Körbchen darreichte, ſich verbeugte und verſchwand.

Die Gräfin war zu erſchrocken, um einer Frage mächtig zu ſein, und als ſie endlich die Faſſung dazu gewonnen hatte, war der geheimnißvolle Geber ihrem Blicke entſchwunden.

Das Körbchen war ſchwer; der Gräfin zarter Arm ward davon herabgezogen, und hoffend, das Geſchenk werde ihr den Ueberbringer deſſelben und deſſen Abſicht enträthſeln, trug ſie es in das Zimmer, ſetzte es auf den Tiſch, rückte die Kerzen zu näherer Beleuchtung und löſte nun die ſorgfältig befeſtigte Hülle von purpurfarbener Seide. Siehe! ein ſchlafendes, engelgleiches Kind lag in blendendweiße Kiſſen verhüllt, das kleine, roſige Antlitz von einem zierlichen Mädchenhäubchen beſchattet.

„Großer Gott!“ rief die Gräfin, und betrachtete die holde Weihnachtsgabe unter den ſüßen Schauern der Mutterluſt. Da regte ſich das Kind; es ſchlug ein Paar ſanftfunkelnde Augen auf, und als Eliſabeth unwiderſtehlich angezogen ſich herniederbeugte, das winzige Röſenknöspchen des Mundes zu küſſen, gewahrte ſie ein auf der Bruſt des

Kindes befeſtigtes Blatt. Sie nahm es auf, und las folgende Verſe:

Der Abend, den mit hoher Liebesweihe
Geſegnet einſt des großen Vaters Huld,
Auf daß der Menſch ſich ſeines Himmels freue,
Und er erlöſet ſei von Gram und Schuld:
Das ſüße Himmelskind erſchien hienieden,
Zu geben Ruhe uns und ſel'gen Frieden;

Er bringet Dir, Du würdigſte der Frauen!
Der zart'ſten Achtung, des Vertrauens Pfand:
Wirſt Du erbeben in des Schreckens Grauen,
Weil es Dir kommt von unbekannter Hand? —
Wo eine reine Hand den Schleier webet,
Da iſt es Gott, der das Verhängniß webet.

Das Herz gebrochen, ruht in ſtiller Erde,
An welchem ſchlief mein zarter Lebenskeim;
Ich bin nun da! zu dieſer Welt Beſchwerde —
Doch wie verwaiſ't! die Mutter ging mir heim!
Dich aber wird ein hülflos Kindlein rühren!
Der heil'ge Chriſt will an Dein Herz mich führen

Ach! an des ſchönen Lebens goldner Pforte,
Begrüßte mich kein froher Mutterblick:
Nicht Vaterthränen, leiſe Segensworte
Erflehten mir ein lächelndes Geſchick.
Doch wem der Eltern treue Sorge fehlet,
Den haben ſchützend Engel ſich erwählet.

Sie legen mich in Deine treuen Arme,
Verſenken mich in Deines Herzens Kern;
Mit leiſem Flüſtern rufen ſie: Erbarme
Dich dieſer Waiſe, o Du Edle, gern! —
Der, deſſen Sterne in der Weihnacht ſtrahlen,
Wird dieſe Schuld mit Zinſen einſt bezahlen.

Holdſelige! So bin ich denn Dein eigen!
Geknüpfet iſt der traute Liebesbund.
Und lächelnd ſich die heil'gen Engel neigen,
Zu machen uns des Himmels Beifall kund.
Doch Eines noch Dir jetzt zur Weiſung diene:
Ich bin getauft, und heiße Joſephine.

Thränen entſtürzten den Augen der Gräfin. „O Gott!“ ſagte ſie leiſe, und ſenkte tief den umſchleierten Blick in das Lächeln, mit welchem das Kind zu ihr aufſah. Ihre Bruſt hob ſich in mächtiger Bewegung, von den tiefſten, obgleich verſchiedenartigſten Gefühlen erfüllt. In dem heiligen Grauen der Andacht, wie es den Menſchen durchſchauert, welcher in einem faſt wunderähnlichen Ereigniſſe die Wirkung eines gläubigen Gebetes, das Walten der Vorſicht, ſichtbar erblickt, ſah ſie auf einmal und mit geiſterhafter Schnelligkeit den Wunſch gewährt, deſſen Nichterfüllung ſie noch vor einigen Minuten mit Thränen des Kummers beweint hatte. Dies liebliche Kind war ihr Eigenthum, und ward ihr mit der rührendſten Zuverſicht anvertrauet! Der Inhalt der Verſe ſetzte bei dem Vater oder Ueberbringer des Kindes eine genauere Kenntniß von Eliſabeths Charakter voraus, und regten in dem weichen Gemüth derſelben das zarteſte Mitleid an. — So war dieſer kleine Engel eine Waiſe, und deſſen jugendliche Mutter vielleicht als ein Opfer der Verführung, als eine Beute des Grames, als ein Mißgriff ärztlicher Behandlung, oder aus Mangel an Pflege dem Tode verfallen. Wonne und Weh wogten in dem Herzen der Gräfin, und nur der Entſchluß, der ihr, unter ſo wunderſamen Zeichen übertragenen Pflicht mit der gewiſſenhafteſten Treue genügen zu wollen, verſetzte dies ſanfte Herz wieder in ſeine gewohnte ſüße Stille.

Nach einigen Tagen kehrte Graf Harrau, Eliſabeths Gemahl, von einer Reiſe zurück, deren Zweck und Ziel der beſcheidenen Frau unbekannt geblieben war. Eliſabeth, welche es überhaupt als ungeziemend erkannte, durch Fragen zu erforſchen, was der liebende Gemahl ihr abſichtlich, wie es ſchien, verſchwieg, ehrte diesmal um ſo mehr die Zurückhaltung des Gemahls, als ſie vermuthen konnte, daß es eine Veranlaſſung von Wichtigkeit ſein müſſe, welche den Grafen dahin vermochte, ſein trautes Weib zu einer Zeit zu verlaſſen, die, häuslichen und religiöſen Freuden geweihet, ſonſt von den Anſprüchen dringender oder entfernender Geſchäfte verſchont bleibt. Aber mit heißer Sehnſucht harrete ſie nun ſeiner Zurückkunft; ſie war lange unſchlüſſig in der Wahl der Art und Weiſe, in welcher ſie ihren Gemahl mit dem in ſeiner Abweſenheit gewonnenen Pfleglinge überraſchen wollte; doch der Graf konnte das Beſtreben der holden Frau überbieten.

An der Hand einen ſchönen dreijährigen Knaben, trat am Abend des dritten Feiertages Graf Harrau vor die erfreuete Eliſabeth, und ſagte mit einer Umarmung: „Was wirſt Du ſagen, ſüße Liebe! wenn ich Dir in dieſem anmuthigen Knaben das verſäumte Weihnachtsgeſchenk darreiche? Er iſt von nun an unſer Sohn!“

Der Gräſin Geſicht verklärte ſich in ſtiller Freude. Sie blickte mit einem ſcharfen Nachſinnen in die lieblichen Züge des Kindes, dann, es froh erkennend, drückte ſie einen Kuß auf die Wange deſſelben, und eilte jetzt in ein anderes Gemach, bald darauf mit der kleinen Joſephine auf den Armen wiederkehrend. Mit zitternder Stimme hob ſie an: „Was wirſt Du ſagen, mein Geliebter! wenn ich Dir in dieſem Engel das ſchuldige Gegengeſchenk überreiche? Es iſt von nun an unſere Tochter!" Da trat der Graf befremdet zurück, und ſeine Gemahlin erzählte ihm die Geſchichte des Weihnachtsabends.

Als er die Verſe geleſen hatte, ſagte er nachdenkend: „Ich glaube zu wiſſen, wem dies Kind angehöre, und dieſe Kenntniß erhöhet meine Theilnahme an dieſem hülfloſen Geſchöpfe und reget den Vorſatz in mir an, auch meinerſeits Alles zu thun, um dem Vertrauen zu genügen, das man in uns geſetzt hat." Eliſabeth blickte ihren Gemahl fragend an, er aber zog ſie ſchweigend an ſein Herz, und lenkte ihre Aufmerkſamkeit auf einen nicht minder nahe liegenden Gegenſtand, auf Albino, ſo hieß der Knabe, welchen er mitgebracht hatte. Er theilte der verſtändigen verſchwiegenen Frau den Umfang der Verpflichtungen, welche er mit dieſem Kinde übernommen, und ſeine Beſchlüſſe, die Erziehung deſſelben betreffend, mit, und Eliſabeth, ſtets gewohnt, ſich dem Willen ihres Gemahls zu unterwerfen und in Uebereinſtimmung mit ihm zu handeln, gelobte ſtrenge Verſchwiegenheit und treue Erfüllung ſeiner Wünſche.

Als die wichtigſten Angelegenheiten zwiſchen den beiden Gatten verhandelt worden waren, ſagte der Graf wie beiläufig zu Eliſabeth: „Noch eine Neuigkeit, mein Herz, die Dich vielleicht intereſſiren dürfte. Du erinnerſt Dich wohl noch des Geſchwiſterpaares, welches uns vorigen Winter in der Hauptſtadt gegenüber wohnte? — Ich meine den jungen Dichter und ſeine Schweſter, die berühmte ſchöne Tänzerin? — Dieſe iſt nun zu dem höchſten Bedauern der zahlreichen Verehrer ihrer Kunſt und Schönheit und zur ſchmerzlichſten Betrübniß ihres ſie ſehr liebenden Bruders vor acht Tagen begraben worden. Ein herumflüſterndes Gerücht ſagt, ſie ſei an den Folgen einer ſchweren Entbindung geſtorben, und unſer Landesherr, Fürſt Joſeph, wird als Vater des Kindes genannt.“

Eliſabeth ward bei dieſer Nachricht von einer wunderſamen Ahnung getroffen, auch wußte ſie jetzt auf einmal, wer der Ueberbringer des Kindes geweſen ſei. — Erröthend und mit ſchimmernden Augen beugte ſie ſich auf Joſephinens Bettchen herab und liſpelte in weichem Mitleid: „Mein armes, liebes Kind!“

Der Dichter Lilie und ſeine Schweſter Welly waren einer edeln Familie entſproſſen, welche durch langes Unglück und durch einen mächtigen Feind bis zum Tode gebeugt worden. Traurig ſchlichen die Frühverwaiſeten durch das kleine Gärtchen des tiefverſchuldeten Hauſes, aus welchem man vor einigen Tagen den Vater zur Ruhe getragen — und erwogen die Schwere des Verhängniſſes, das ſie von nun an der Härte eines Mannes unterwarf, der als tyranniſch bekannt war, und welcher als der einzige Verwandte und Gläubiger des Verſtorbenen an dem morgenden Tage erwartet wurde, um das Gewirre der beſtehenden Schuldangelegenheiten zu löſen, und über die nachgelaſſenen Waiſen zu verfügen. „Sei ruhig, Schweſter!“ ſagte jetzt der funfzehnjährige Eginhard zu der zwölfjährigen weinenden Welly; „dem Vater iſt wohl! — Wie oft hat er ſich, wenn ihm das Leben zu heiß wurde, in das kühle, ſtille Bett hinab gewünſcht! Nun iſt er dort, o gönne ihm die ſüße Ruh! — Auch für uns wird der Himmel ſorgen!“ Die Geſchwiſter ſtanden jetzt an einem Beete, auf welchem ſchlanke Lilien, von lauer Luft bewegt, bedeutſam nickten. Eginhard fuhr fort: „Sieh, Welly! Der die Lilien auf dem Felde kleidet, daß ſie in ihrem einfachen Schmucke ſchöner ſind, als Salomo in all ſeiner Pracht, ſollte er unſerer vergeſſen können, da wir doch viel mehr ſind denn ſie? Laſſe uns auf ihn hoffen, und nicht zaghaft ſein! Was ſollten wir fürchten? Gott iſt mit uns!“

Thränen perlten aus den Augen des kleinen Tröſters und bethaueten die Lilie, deren zarter Stengel in ſeiner umfaſſenden Hand ſchwankte. Er erhob die glänzenden Blicke zum Himmel und ſagte mit ſteigendem Tone: „Mir wird recht wohl, gute Welly! Ein Felsſtück ſinkt von meiner Bruſt, und die Gedanken ſtrömen mir in Fülle und Klarheit zu, doch einer ergreift mich vor allen! — Der traurige Name, der das Unglück unſerer Eltern gründete, ihm entſage ich auf immer! Lilie will ich fortan heißen, zur ſteten Erinnerung an dieſen Augenblick der Erhebung! O, willige auch Du ein, den ſchönen Namen anzunehmen, Deiner Unſchuld ſüßes Bild, Du reine Lilie!“

Die geſchmeichelte Welly legte das braune Lockenköpfchen traut und lieb an ihres Bruders Bruſt, und fragte, ſich die Augen trocknend: „Was aber ſoll nun aus uns werden?“ „Das will ich Dir ſagen,“ antwortete Eginhard ſchnell, „ich ſchreibe eine gute Hand, verſtehe Latein, bin in der

Geſchichte ziemlich bewandert, und meine Verſe hat wohl zum öfteren ſelbſt der Prediger gelobt. Du, Welly, ſpielſt die Guitarre allerliebſt, ſingeſt und tanzeſt zum Entzücken, plauderſt ohne Anſtoß franzöſiſch, und biſt wirklich ſehr hübſch! Wir werden unſer Fortkommen ſchon finden; das „Wie?“ unſerer Verſorgung wollen wir einſtweilen dem überlaſſen, der die Lilien kleidet!“

Da lächelte Welly; aber ihr Lächeln glich dem Blicke der Sonne, wenn er gewaltſam durch dunkle Wolken dringt. „Wir wollen entfliehen, meinſt Du?“ fragte ſie abermals, und durch die leiſegeſprochenen Worte tönte ein ſchüchterner Vorwurf. Ihr Bruder erwiederte: „Wenn Dir dies Wort Grauen erregt, arme Welly, wir wollen ſuchen, uns ein Stückchen eigenes Brod zu verdienen, welches, wäre es auch mit Thränen benetzt, uns dennoch beſſer gedeihen wird, als die Mahlzeit, die der Haß uns widerwillig giebt, der Neid ſchmälert, die Scheelſucht verbittert. Ich laſſe ein Schreiben an den Oheim zurück, welches ihn, wie ich hoffe, über unſer Verſchwinden völlig beruhigen wird, und ich müßte mich ſehr irren, oder dieſer wird ſich heimlich freuen, einer Erbſchaft überhoben zu ſein, welche ſeine Ausgaben und Sorgen vervielfältigen, ſchwerlich aber ſeinen Mammon vermehren dürfte.“

Die Morgenröthe fand unſere Flüchtigen auf dem Wege, der zu der fernen Reſidenz führte. Von des zarten Jünglings Hute wehete ein blühender Lindenzweig. Welly's Guitarre auf dem Rücken, ein kleines Ränzchen mit werthen Papieren, Welly's Muſikalien und etwas Wäſche gefüllt, ruhete auf ſeiner Bruſt, und des Vaters Stock in der Hand, ſchritt er muthig vorwärts. Schüchtern um ſich blickend, folgte ihm Welly. — Das braune Haar war lind im kühlen

Morgenwinde, und ihr feuchtes Auge ſah noch oft ſehnſüchtig nach der Heimath zurück; an der jugendlichen Bruſt blühete eine friſchgebrochene Lilie, das letzte Andenken an das liebe Gärtchen, deſſen Gaben das genügſame Kinderherz ſo oft entzückt hatten. Jetzt flammte die Sonne herauf; die Augen der Geſchwiſter wendeten ſich dem großen Schauſpiel zu, und mit der wahrſten und ſchönſten Empfindung ſtimmte Eginhard den Geſang an: „Lobt den Herrn! Die Morgenſonne weckt die Flur aus ihrer Ruh;“ u. ſ. w. Welly's leiſere Silberſtimme fiel ein, und das Weh des Abſchiedes von dem Vaterhauſe, deſſen innere Geſtaltung und äußere Umgebung, ſollten auch die Augen ſeiner Bewohner im Tode erloſchen, ihr Mund auf ewig verſtummt ſein, den Scheidenden dennoch mit tiefeindringenden Liebesblicken anlächelt und mit rührender Geſchwätzigkeit noch einmal alle die Freuden vorerzählt, die es ihm gegeben — ging in der Feier dieſes Augenblickes unter.

Einige Stunden mochten die kleinen Wanderer etwa gegangen ſein, und ſchon empfanden Welly's zarte Füßchen den Schmerz der Ermüdung, als ein vornehmer Reiſewagen an ihnen vorüberflog. Eine junge, wunderſchöne Dame ſah heraus; ihr Blick weilte, wie es ſchien, mit Vergnügen auf dem kleinen pilgernden Paar. Welly ſah dem Wagen ſehnſuchtsvoll nach; das Loos der Dame, die er über Berg und Thal führte, dünkte ihr beneidenswerth, und indem ſie das Glück des Reichthums und der Gemächlichkeit, den Schutz vor Sorgen und Mangel, welche beide er gewährt, in dem beklommenen Herzen erwog, empfand ſie ſchärfer, mit kindlicher und weiblicher Furchtſamkeit das Weh der eigenen Hülfeloſigkeit. Um ſo froher und glücklicher fühlte ſich Eginhard. In ſeiner Bruſt ſchlug das Gefühl der Freiheit und Selbſtſtändigkeit hohe Wellen, und die Schönheit des Morgens, der Reiz der lieblichen Landſchaft, erſchloß mit Sonnenwärme die zarten Knoſpen dichteriſcher Blüthen in der Seele des angehenden Jünglings. Mit entzückten Blicken faßte er die Darſtellungen der Natur auf, und machte Welly auf jede maleriſche Einzelheit der Gegend aufmerkſam. Er ſchilderte ſo eben in poetiſchen Bildern die düſtere Anmuth der Hügelreihe, welcher ihr Weg zuführte, und in deren Vordergrunde der graue Kirchthurm eines Dörfchens hinter dunkeln Linden hervorblickte. „Laſſe uns dort ein wenig ruhen, ich bedarf der Erholung!“ ſagte Welly bittend zu dem Bruder. Eginhard war willig dazu, und als die Geſchwiſter vor dem Wirthshauſe anlangten, erblickten ſie vor demſelben den Wagen, der vorhin an ihnen vorübergeeilt war.

Die Stube war voll Fuhrleute; der rohe Lärm tönte Welly's Ohren widrig, und als Eginhard etwas Brod und Milch gefordert hatte, zog er Welly mit ſich fort in den Garten, wo unter einer ſchattigen Kaſtanie die junge Dame mit ihrem Begleiter, einem nicht minder liebenswürdigen Manne, ſaß und ein Frühſtück verzehrte. Der feine Anſtand, mit welchem Eginhard und Welly die Fremden begrüßten, die Kleidung, deren Stoff und Form den höhern Ständen zugehörte, und die daher nicht auf die Stürme und längere Dauer der Wanderſchaft berechnet ſchien, der leiſe Wortwechſel, deſſen Inhalt den Lauſchern unter der Kaſtanie nicht entging, dies alles verſtärkte den angenehmen Eindruck, welchen ſchon vorhin der Anblick der beiden lieblichen Kinder in den Fremden hervorgebracht hatte, und ſteigerte ihre Neugier. Die Dame ſprang auf, holte noch ein paar Gläſer, und nachdem ſie dieſelben mit altem Mallaga gefüllt hatte, bat ſie die Geſchwiſter mit dem gewinnenden Zauber der

Freundſeligkeit, doch an ihrer Seite Platz zu nehmen; weil ja jeder Genuß durch Mittheilung erhöhet würde. Eginhard leiſtete raſch, Welly zögernder dem Rufe Folge, doch die Fremden, von dem Geiſte des feurigen Weins in ihrem Bemühen unterſtützt — verſtanden die Kunſt, die Blödigkeit zu verſcheuchen und die Quellen des Vertrauens zu öffnen. Nach dem Verlaufe eines halben Stündchens wußten ſie bereits, daß das Geſchwiſterpaar ein Fortkommen ſuche; ſie waren von den Talenten, welche dies gründen ſollten, in Kenntniß geſetzt, und ahneten, daß der Name Lilie ein erborgter ſei.

Die ſchuldloſe Unbefangenheit, welche ſich in Eginhards Antworten auf die künſtlichgeſtellten Fragen der Dame nach den Familenverhältniſſen der beiden Pilger ausſprach, ſo wie einige zarte Aeußerungen Welly's, beruhigten die Fremden bald über die flüchtige Sorge, ob etwa die Unerfahrenen, von irgend einer kühnen Idee gereizt, dem nützlichen Drucke häuslicher Verhältniſſe hätten entrinnen wollen. — Welly's beſtimmte Ausſage, ſie ſeien elternlos, und ſo gut als allein auf der Welt, nahm den letzten Zweifel aus der Bruſt der Fremden, und ſie begegneten ſich faſt in derſelben Minute in gleichen Gedanken und Entſchließungen.

Die Fremden waren der Schauſpieler Janthus und deſſen Frau, welche beide dem Rufe des Nationaltheaters der Hauptſtadt zu den erſten Liebhaberrollen folgten. Die Künſtler betrachteten Eginhard und Welly mit prüfenden Kennerblicken; Welly's kleine Graziengeſtalt, die wunderzarten Glieder, die blühende Knoſpe des kindlichen Geſichtchens, der reine Glockenton der klingenden Stimme verſprachen keine gewöhnliche Schönheitsentwickelung; und, nachdem Madame Janthus ihrem Gatten einige heimliche Worte zugeflüſtert hatte, machte ſie auf eine wirklich edle Art den Geſchwiſtern den Vorſchlag, mit ihnen in die Reſidenz zu reiſen und ſich unter ihrer Aufſicht und Leitung für das Theater zu bilden.

Welly erglühete, und Eginhard ſenkte das Auge zu Boden, aber Janthus und ſeine Frau ſtellten mit hinreißender Beredtſamkeit den jungen, entzündbaren Gemüthern das Künſtlerleben in dem ſchönſten Lichte der Täuſchung dar — und die Geſchwiſter konnten nicht widerſtehen. – Eginhard und Welly nahmen nun ihren Platz auf der Rückſeite des Wagens, und die ſcheidende Sonne, deren Aufgang von den verlaſſenen Kindern in rührendem Lobgeſang gefeiert worden war, fand ihre unſchuldigen Opferer unter dem Schutze liebenswerther Menſchen und in frohen Hoffnungen und Ausſichten für eine freudenreiche Zukunft.

Herr und Frau Janthus hatten beſchloſſen, ihre Schützlinge für Verwandte von ſich auszugeben; es geſchah. Eginhard, nachdem er zweien oder dreien Vorſtellungen beigewohnt hatte, erklärte mit Feſtigkeit, er wolle ſich nur mit dem untergeordneten Geſchäft des Rollenabſchreibers begnügen und ſein aufblühendes Dichtertalent zu Gunſten des Theaters auszubilden ſtreben. Man lächelte; aber man hörte auf zu lächeln, als der Jüngling ſeiner Gönnerin Tages darauf, als ſie in der Rolle der Marie Beaumarchais aus Goethe's Clavigo aufgetreten war, ein Sonnet überreichte, welches in zarten Bildern und feinen Wendungen den hohen Reiz und das ſeltene Talent der ſchönen Künſtlerin verherrlichte. Janthus zeigte dies Sonnet dem Präſidenten der Theaterdirection, und Eginhard erhielt nun zweckmäßigen Unterricht, den freien Gebrauch einer auserleſenen Bibliothek und die Weiſung, ſeine dichteriſchen Arbeiten von Zeit zu Zeit durch Herrn Janthus dem Präſidenten vorlegen zu laſſen.

Die erſte Vorſtellung, welcher Welly beiwohnte, fachte den Funken der Begeiſterung, der in der zarten Kinderbruſt glomm, zu hellen Flammen an; ihre Lehrer erſtaunten über die ungemeine Fähigkeit der Kleinen, und das Publicum nahm die zarte Künſtlerin, die als Tänzerin vorzüglich entzückte, mit rauſchendem Beifalle auf.

So konnte denn Welly, da ihr Gehalt mit dem Grade ihrer Leiſtungen ſtieg, in dem Alter von funfzehn Jahren, als in einer Lebensperiode, wo Mädchen ſonſt gewöhnlich von der Fürſorge ihrer Verwandten abhangen, ſich ſelbſt und ihren Bruder anſtändig verſorgen, und dem ſchönen Bedürfniß, wohlzuthun, Genüge leiſten.

Während man Welly's jungfräuliche Stirn mit den Kränzen des Ruhmes ſchmückte, und ihr jede Vorſtellung einen neuen und glänzenderen Triumph bereitete, lebte Eginhard in träumeriſcher Stille ſein genußreiches Leben. Der ſtete, traute Umgang mit den Muſen machte den blühenden Jüngling ekel und feſt gegen gemeine Lockungen, und ſein reiner, hoher Sinn ſuchte Welly's zarte Unſchuldsblüthe vor dem tödtenden Gifthauche der Eitelkeit und Sinnenluſt zu bewahren. Wenn Welly, erſchöpft von Anſtrengung, betäubt vom tobenden Beifallsruf der Zuſchauer, nach Hauſe kam, und ſich dem trauten Bruder in die geöffneten Arme warf, ihm in geſchwätziger Freude die Geſchichte des verfloſſenen Abends und die Aeußerungen der ihr huldigenden Menge erzählend, dann ſagte er wohl, ihr die glühende Wange ſtreichelnd: „Freue Dich immerdar Deiner Triumphe, Du Gefeierte! Aber, gute Welly, freue Dich in Demuth, welche nie vergißt, wem ſie Anmuth und Talent und die Leitung des Schickſals verdankt, das Gelegenheit zur Ausbildung beider darbot. Erhalte ferner den berauſchten Sinn im klaren Bewußtſein davon, daß die Gunſt der Menſchen wechſelſüchtig und einer unſerer unzuverläſſigſten Beſitze ſei. Treu aber, wahr und ewig iſt der Ausſpruch der Gottesſtimme in unſerer Bruſt, welche die Rolle, die wir auf dem ſtillen Schauplatze unſeres Herzens hinter dem verſchwiegenen Vorhange der Seele ſpielen, mit Beifall krönt oder mit Tadel verwirft. Ob wir dort den liebſten Wunſch in reiner Liebe zu opfern vermögen, oder in ſelbſtſüchtigem Begehren ein fremdes Glück zerſtören, ob wir als Dulder oder Helden, als Engel oder Dämonen erſcheinen und handeln: es findet vor unſerem Gewiſſen ein unbeſtechbares Urtheil, nach welchem uns in Belobungsfalle himmliſche Kränze, unverwelkliche Lorbern zu Theil werden!"

So entſchwand noch ein glückliches, ſchuldloſes Jahr. Doch jetzt waren die Geſchwiſter genöthiget ihre Wohnung zu verändern, und Welly's Unſtern führte ſie in ein Haus, deſſen erſtes Stockwerk eine junge Wittwe, Frau von Speſſart bewohnte. Niemand wollte den Gemahl der jungen Dame gekannt haben; Niemand wollte etwas Näheres von ihren Vermögensumſtänden wiſſen, die jedoch nicht übel ſein mußten, da die Lebensweiſe der Frau von Speſſart, die Koſtbarkeit ihres Schmuckes, die Schönheit ihrer Equipage, ein bedeutendes Einkommen vorausſetzen ließen. Hier und da flüſterten ſich einige Perſonen, aber nur ganz leiſe ins Ohr, Frau von Speſſart ſei die Geliebte des Erbprinzen, der, weil der edle Fürſt dem wüſten, ſittenloſen Leben ſeines Sohnes unmöglich ſchweigende Billigung geſtatten konnte, und doch ſeine väterlichen Ermahnungen fruchtlos bleiben ſah, mit Gemahlin und einem einzigen holden Kinde, verkannt von dem gefürchteten Vater, in D..... lebte. Diejenigen Perſonen, welche Frau von Speſſart in Verbindung mit dem Erbprinzen glaubten, ſetzten auch hinzu, ſie werde zum öfteren hier in der Reſidenz insgeheim von ihm beſucht, und dies Verhältniß ziehe die Nahrung ſeiner Bedeutung und Dauer mehr aus politiſchen Rückſichten, als aus leidenſchaftlichen Gefühlen; denn Frau von Speſſart diene dem Erbprinzen als heimliche Geſandſchaft am hieſigen Hofe. Konnte nun auch die Wahrheit dieſes Gerüchtes durch manchen Umſtand, und vorzüglich durch den, daß Frau von Speſſart niemals in den größeren Cirkeln erſchien, ſehr eingezogen lebte und außer dem täglichen Beſuche des Theaters ſich faſt gar keiner Zerſtreuung überließ, in Zweifel geſtellt werden, ſo waren doch alle, die ſie kannten, in dem günſtigen Urtheil über den feenhaften Reiz und die unwiderſtehliche Liebenswürdigkeit der ſchönen Dame einig.

Frau von Speſſart machte mit vieler Gewandtheit die Rechte der Hausgenoſſenſchaft geltend, und zog die ſtilllebenden Geſchwiſter unvermerkt in ihre gefährliche Nähe. Welly, ſchon längſt der Theaterliebling der feinen Kunſtkennerin, ward ſehr bald durch ihre ſanfte, mädchenhafte Lieblichkeit der Gegenſtand von der Dame zarteſten Aufmerkſamkeiten und ſüßeſten Liebkoſungen.

Eginhard, von einem leiſen, aber richtigen Gefühle geleitet, warnte Welly vor dem allzugenauen Umgange mit der Frau von Speſſart; er bat ſie, die öfteren Einladungen derſelben zuweilen auszuſchlagen und ſich überhaupt ſo fern als möglich von dem magiſchen Kreiſe dieſer gefährlichen Frau zu halten. „Sieh, Welly," ſagte der freundliche Warner, „einer der heilbringendſten Vorzüge reiner Herzen iſt das Ahnungsvermögen von der Schlangennatur gewiſſer Menſchen. Frau von Speſſart iſt ſchön, wunderſchön, aber dennoch erregt ihr Anblick mir ſtets ein inneres Grauen, das offene Herz verſchließt ſich vor ihrer Freundlichkeit, die gewiß eine verderbliche iſt, und ich zittere davor, daß Deine Argloſigkeit, mein Schweſterchen, Dich ihrer ſchädlichen Einwirkung unterwerfen könne.“

Aber Welly war nicht wie ſonſt einer Meinung mit dem Bruder, den ſie diesmal der Liebloſigkeit und Härte beſchuldigte; denn ſie fand in dem Umgange der Frau von Speſſart nichts Gefährlicheres, und nur neben derjenigen Annehmlichkeit, welche der Verkehr mit gebildeten Perſonen der höheren Stände darbietet, eine ſo ſchmeichelhafte Würdigung deſſen, was ſie als Künſtlerin, und was ſie als Jungfrau galt, als ihr noch nimmer geworden war.

Da zwiſchen Eginhard und Welly jede Unterredung über dieſen Gegenſtand faſt immer mit Verſtimmung und Bitterkeit endete, ſo beſchloſſen Beide ſchweigend, den ſonſt ſo ununterbrochenen Frieden nicht mehr durch den Austauſch dieſer verſchiedenen Anſichten zu trüben; man ſprach nicht mehr über Frau von Speſſart, und Eginhard ſah mit ſtiller Trauer, aber zu ohnmächtig, um es ändern zu können, wie ſich Welly täglich mehr dieſer Verdächtigen zuneigte und ſich in eben dem Grade dem treuen Bruderherzen entfremdete.

Wäre Eginhard jetzt nicht ſelbſt in einem ungewöhnlichen Gemüthszuſtande geweſen, ſo würde er nothwendig haben bemerken müſſen, daß mit Welly eine Veränderung vorgegangen ſei. Die fröhliche Welly war träumeriſch geworden. Ihre glänzenden Triumphe machten ſie nicht wie ehemals froh, und munterten ihr Streben nach größerer Vollkommenheit auf, ſie bemerkte oft kaum mehr den Eindruck, den ihre gelungenſten Darſtellungen auf die für ſie begeiſterte Menge hervorbrachten. Oft hingen ihre Augen voll Thränen, aber um den ſüßen Mund ſpielte ein ſtillentzücktes Lächeln, wie wenn ſchlafenden Kindern Engel im Traum erſcheinen. Oft zitterte ein leiſer Schmerz über das liebliche Geſicht, aber die Stimme bebte jauchzend aus der Tiefe eines ſeligbefriedigten Herzens herauf. Oft warf ſie ſich in heftiger Bewegung an Eginhards Hals, aber gewaltſam verſchloſſen ſich die ſchon geöffneten Lippen wieder, und wenn Eginhard fragte: „Was iſt Dir, gute Welly?“ ſo antwortete ſie, ſich abwendend und in weinenden Klängen: „O nichts!“ Welly war für ihren Bruder unverſtändlich geworden; doch auch dieſer hatte eine große Verwandlung erlitten.

Der junge Dichter hatte ſein Ideal weiblicher Schönheit und Anmuth nun in der Wirklichkeit gefunden, und je unerreichbarer der Gegenſtand ſeiner Liebesflammen für ihn war, um deſto lieblicher ſtrahlte derſelbe ihn in dem Roſenlichte der Vergötterung an. Graf Harrau war mit ſeiner Gemahlin eines bedeutenden Geſchäftes wegen zu Ende des Herbſtes in die Reſidenz gezogen, und hatte ein Haus geradeüber von dem, in welchem die Geſchwiſter Lilie wohnten, gemiethet. Eginhard erblickte die holde Eliſabeth, und ſeine goldnen Dichterträume traten ins Lebens. Nicht die zarte Schönheit der Gräfin war es, was ihrer Erſcheinung für den Jüngling dieſe Bedeutung gab, ſondern der Ausdruck weicher Güte, zärtlicher Liebe und einer ſtillen, verſchwiegenen Trauer in den feinen Zügen des Geſichts. Eginhard beobachtete das Walten der Nachbarin, und jede Stunde, am Fenſter verlauſcht, erhöhete ſein Intereſſe für dieſelbe und ſeine Bewunderung bis zur Anbetung.

Er ſah, wie Eliſabeth in den erſten Frühſtunden des Tages, kaum dem Lager entſtiegen, ſich ſchon im zierlichen

Morgenanzuge zeigte; er ſah, wie ſie dann, vor einem kleinen Betpulte knieend, ihre Andacht verrichtete; und wenn ſie ſo die ſchönen Augen emporhob und die zarten Hände über der Bruſt faltete, da war es ihm, als ſähe er, wie ſich um das kleine dunkle Lockenhaupt der Beterin ein Strahlenſchein entzünde, der ſie zu einer Heiligen verklärte. Dann erblickte ſie Eginhard in dem Zuſammenſein mit ihrem Gemahl, und das feine Geberdenſpiel, die beredten Mienen drückten freundliches Zuvorkommen, geleitet von weiblicher Würde, aus. Er ſah die Fleißige am Stickrahmen, er hörte ihr kunſtreiches Harfenſpiel, und wenn die Gräfin ihren Gemahl in die glänzenden Hofgeſellſchaften begleitete, ſo zeigte ihr gewählter Anzug, daß ſie ihren Stand zu achten verſtehe, dem guten Geſchmack huldige und im edeln, einfachen Sinne jeden Flitter der Mode verſchmähe.

Alle dieſe Bemerkungen erfüllten das Gemüth des Jünglings mit warmer Verehrung für dieſes ſeltene Weſen! Allein die aus vielen Merkmalen zuſammengeſetzte Wahrnehmung, daß die Gräfin nicht glücklich ſein müſſe, geſellte dieſer Empfindung das weichſte Mitleid bei, und das reine, heilige Opferfeuer, welches in Eginhards unentweihetem Herzen für Eliſabeth brannte, war in dieſen Doppelflammen aufgelodert.

Wie ſehr auch der Dichter ſtrebte, das Geheimniß zu erforſchen, welches das Leben der Gräfin trübe, ſo blieb es ihm dennoch verborgen; nur als er einſtmals ſahe, daß dieſelbe beim Einſteigen in den Wagen den Fuß wieder zurückzog, und ein liebliches Kind, welches eben vorübergetragen wurde, zu wiederholten Malen küßte, und dann traurig zu Boden ſah, da berührte ihn die Ahnung, daß der vergebliche Wunſch nach Kindern dies ſchönſte weibliche Herz einſam laſſe.

Indeſſen Eginhard jetzt nur im Anſchauen ſeines Idols lebte, und ſein Genius die kühnen Schwingen zu höherem Fluge regte, ſchloß ſich Welly immer inniger an die Frau von Speſſart. — Eginhards Mißtrauen in die reizende Hausfreundin war in der Verklärung, welche das erwachende Gefühl ſeines Herzens über das Leben und ſeine Erſcheinungen verbreitete, untergegangen; er ließ Welly gewähren und die Möglichkeit zu, ſich früher geirrt zu haben.

Der Winter war ungewöhnlich ſchön; die Kälte gemäßiget, die Luft rein und geſund, und gegen das Ende des Januars erweckte die Freundlichkeit milder, ſonnenheller Tage ſchon Ahnungen des kommenden Frühjahrs. Welly hatte in der Mitte dieſes Monats ihrem Bruder mitgetheilt, daß Frau von Speſſart ſie aufgefordert habe, ſie auf einer wichtigen Geſchäftsreiſe nach D..... zu begleiten, und daß, ſollte ſie den gewünſchten Urlaub von der Direction und Eginhards Einwilligung erhalten, ſie dieſen Vorſchlag mit Freuden annehmen würde. — Es war Eginhard in dieſem Augenblicke, als ob ein Geiſt ihm leiſe Worte der Warnung, die Reiſe zu verhindern, zuflüſtere; aber er hielt die innere Stimme für die Eingebung des Dämons, der ihn von jeher mit Argwohn und Verdacht gegen Frau von Speſſart erfüllt hatte — und, die bange Ahnung bekämpfend, ſagte er zu Welly, ſie habe von ihm keine Einwendung zu befürchten.

Welly erhielt den nachgeſuchten Urlaub und reiſete mit ihrer Gönnerin in den letzten Tagen des Januars ab. Eginhards heißeſte Wünſche und einige bange Seufzer begleiteten die geliebte Schweſter.

Eine verzehrende Angſt bemächtigte ſich Eginhards bald nach Welly's Abreiſe; ängſtliche Befürchtungen ſchreckten ihn am Tage und düſtere Träume des Nachts, und ſelbſt Eliſabeths friedenblickendes Geſicht konnte die Bangigkeit nicht zerſtreuen, die ihn raſtlos umhertrieb. Vier Wochen waren langſam verſtrichen, noch zwei fehlten zu Welly's Wiederkehr, als eines Abends Eginhard am Fenſter ſtand und, in tiefe Gedanken verloren, den Zug lichter Wölkchen betrachtete, welche die klare Mondesſcheibe bald umſchleierten, bald ſich verdichtend, dunklere Schatten bildend, das Silberlicht derſelben erhoben. Da hielt ein Wagen langſam vor dem Hauſe; eine ſchlanke Geſtalt ſchwankte zögernd heraus — — dies konnte Welly nicht ſein, denn dieſe wäre wohl mit beflügelten Schritten in die Arme ihres Bruders geeilt — ſo dachte Eginhard; aber es war Welly.

Langſam trat ſie zur Thür herein; Eginhard flog auf ſie zu — aber er entſetzte ſich, als er in ihr bleiches, verſtörtes Geſicht blickte. „Gott im Himmel! Welly! Biſt Du krank? Was iſt Dir begegnet? Wo iſt Frau von Speſſart? Warum kommſt Du allein?“ — Dieſe Fragen drängten ſich angſthaft aus Eginhards Munde. Welly ſchmiegte ſich in großer Erſchöpfung an des Bruders Bruſt, und ſagte matt und leiſe: „O Du hatteſt Recht! Dein klares Auge ſah die Schlange unter Blumen lauſchen; ich aber war verblendet und muß dieſen Irrthum mit dem vernichteten Glück meines Lebens büßen.“

Obwohl Eginhard den Sinn dieſer Worte ahnete, ſo fragte er dennoch zitternd, was Welly damit ſagen wolle. — Welly's Lippen zuckten in einem wehmüthigen Lächeln auf; nach Faſſung ſtrebend, antwortete ſie in Tönen, welche dem horchenden Eginhard das fürchtende Herz durchſchnitten: „Die Reiſe war nicht glücklich, und Frau von Speſſart kommt niemals wieder — aber, frage nicht weiter, guter Eginhard, ich bin tödtlich müde und bedarf der Erholung.“

Da ſaß der treue Eginhard und belauſchte Welly's unruhigen Schlummer, und ſann vergebens darüber nach, was ihr wohl begegnet ſein könne. — Er ſah in bangem Harren dem Morgenlichte entgegen, welches über Welly's räthſelhafte Andeutungen Aufklärung geben müßte. Der Morgen kam; Welly erwachte ſpät, aber geſtärkt, und nun bat ſie ihren Bruder in deutlicher, zuſammenhangender Rede, daß er ihr die Erzählung der Reiſebegegniſſe erlaſſen möchte, und Eginhard, von Herzen froh, ſein Schweſterchen wieder zu haben, es heut beruhigter als geſtern zu ſehen, that es gern.

Wenige Tage nach Welly's Rückkehr in die Hauptſtadt, ſtarb der alte Fürſt. Das Land trauerte tief, denn der Erbprinz gelangte nun zur Regierung, und wem Recht und Ordnung theuer war, für wen Familienglück und Landeswohlfahrt Werth hatte, der zitterte vor dem in Sinnlichkeit erſchlafften Machthaber. Man beklagte es in dieſen Tagen laut und heimlich, daß der Zufall der Erſtgeburt ein ganzes Land der Willkür eines Solchen unterwürfe, während Prinz Eugen, der Bruder des nunmehrigen Fürſten und ein Gegenſtand allgemeiner Liebe und Verehrung, das ihm zugehörige Ländchen durch milden Ernſt und weiſe Geſetze, durch einſichtsvolle Wahl ſeiner Räthe und durch das muſterhafte Beiſpiel eines tadelloſen Lebenswandels hoch beglückte. Doch es war nun einmal nicht anders; dem neuen Fürſten ward gehuldiget, obgleich von allen Edelgeſinnten mit widerſtrebenden Herzen.

Eginhard war von der Theater-Direction aufgefordert worden, zur Feier der Huldigung die Idee eines Ballets zu entwerfen; denn es war bekannt, daß Fürſt Joſeph die

Tanzkunſt vorzüglich liebe, und Eginhard hatte dieſer Aufforderung genügt; das kleine Stück war ihm gelungen, wie noch ſelten eines.

Der glänzende Tag erſchien; Welly, welche ſeit ihrer Wiederkehr faſt fortwährend gekränkelt und in gramvoller Stille das ſcheue Geheimniß jener Reiſe bedeckt hatte — ſchmückte ſich in ahnungsvoller Aengſtlichkeit zu der Hauptrolle, die ihr als erſte Tänzerin zukam, und Eginhard war bemühet, ſie durch liebevolle Aufmunterungen zu ermuthigen.

Das Schauſpielhaus war überfüllt; in der Hauptloge ſtand, von den Gliedern der fürſtlichen Familie umgeben, Fürſt Joſeph, neben ihm, ſtrahlend in Juwelen, ſeine Gemahlin, die ſanfte Sophie.

Die Muſik begann rauſchend; der Vorhang rollete empor, ein Nymphenchor tanzte. Fürſt Joſeph hatte ſich weit über die Bruſtlehne der Loge herübergebogen; das lüſterne Auge ſtarr auf die ſchwebende Gruppe gerichtet. Da begrüßte ein leiſes, hundertſtimmiges: „Ach!“ Welly's reizende Erſcheinung. Schon hob ſie das flimmernde Füßchen, ſchon wollte die zarte Geſtalt ſich ſchwingen — da ſchlug ſie den geſenkten Blick in die Höhe, er haftete, magnetiſch angezogen, an dem Geſicht des Fürſten. Vergebens ward zum wiederholten Malen das Zeichen zum Anfang des Tanzes gegeben. Welly's ſchon aufgehobener Fuß ſtemmte ſich feſt an den Boden, die Arme breiteten ſich wie Hülfe ſuchend aus, und mit einem lauten Seufzer ſank ſie bleich und ſtarr hintenüber. Große Verwirrung. Man ließ ſchleunigſt den Vorhang wieder herab, man eilte der allgemein geliebten Welly zu Hülfe.

Doch der Geiſt ſchien dieſer lieben Hülle entflohen zu ſein; die Stärke der Ohnmacht ſpottete der Bemühungen mehrerer geſchickter Aerzte. Immer größer ward der Anlauf, welcher durch die Couliſſen zudrang; man ſah ſich genöthiget Welly in einer Sänfte nach Hauſe zu tragen. Eginhard folgte händeringend. Welly ward nun auf ein Ruhebett gelegt; man zog den Blumenkranz aus den zerſtreuten Locken, und rieb Stirn und Schläfe mit Spiritus. Man löſte das ideale Gewand von den regungsloſen Gliedern, entband die kleinen Füße und rieb ſie mit ſcharfen Bürſten wund. Jetzt traten die Aerzte in einen Winkel des Zimmers und flüſterten. Eginhard war es, als entſchieden ſie eben über ſein Leben, und die unverſtändlichen Töne ihres halb deutſchen, halb lateiniſchen Geſpräches drangen ihm gleich ſpitzen Dolchen in das gepreßte, verzagende Herz. Endlich — o Gott! gewahrten ſeine ſpähenden Blicke ein leichtes Zucken in Welly's blaſſen Lippen, und alsbald ſchlug ſie die Augen auf. — Eginhards ſtille Freudenthränen tropften auf die ſich allmählich erwärmende Hand der theuren Schweſter, und ein flammender Gedanke trug das Dankgefühl ſeiner ſchwellenden Bruſt vor den Thron des ewigen Helfers. Die Aerzte bezeugten ihre Freude, trafen noch einige Verordnungen, und als ſie Welly völlig erholt glaubten, ließen ſie das Geſchwiſterpaar allein. Welly ſchien ihr Gehen ſehnſuchtsvoll erwartet zu haben. Sie richtete ſich empor, zog des Bruders Hand mit heißer Dankbarkeit an die trocknen, brennenden Lippen, und ſagte: „Du treues Herz, wirſt mir die Wahrheit nicht verhehlen. Sage mir, war der junge Mann mit dem blitzenden Sterne auf der Bruſt Fürſt Joſeph? — Oder täuſchte mich ein Gaukelſpiel der Hölle?"

In Eginhard's Seele ging eine fürchterliche Ahnung auf; mit bebender Stimme antwortete er: „Der, welcher ſich weit über die Loge herausbeugte, war der Fürſt; ihn macht das blonde Gelock kenntlich, auch ſtand ſeine Gemahlin ihm zur Seite.“

Bei dieſen Worten malte ſich eine heftige Bewegung in Welly's Zügen; doch Eginhard drückte ihre beiden Hände beſchwörend an ſeine Bruſt, und fuhr alſo fort: „O geliebte Welly! Enthülle mir doch endlich das Geheimniß, welches den ſtillen Frieden, der Dich ſonſt beglückte, untergraben hat. Es ſtehet vor mir wie ein dunkler Geiſt! Laſſe es mich doch wiſſen, was Dich ſchreckt und ängſtet! vielleicht iſt es ein Trug, ein Schatten — der zu verſcheuchen iſt.“

Welly ſchüttelte ſanft und traurig den Kopf. „O Welly, Welly:“ fuhr Eginhard fort, „es iſt recht viel anders mit uns geworden! Haſt Du denn gar kein Vertrauen mehr zu mir? — Denke an jenen Morgen, an welchem wir hülflos, aber der Vaterſorge Gottes muthig vertrauend, auswanderten, und ſage: Hat ſich der reine Kinderglaube nicht herrlich an uns bewährt?“ — Eginhard nahm eine vertrocknete Lilie aus einer Vaſe und hielt ſie Welly vor: „Betrachte dieſe Lilie, meine Schweſter! Du hobſt ſie einſt auf, daß Dich ihr Anblick ſtets an den ſchönen Augenblick der Herzenserhebung erinnern ſolle. Jene Empfindungen — ſind ſie ganz erloſchen? Warum grämſt Du Dich denn? Sprich doch, Welly! daß es wieder traut und licht werde zwiſchen uns.“

Eginhard nahm Welly an ſeine Bruſt und ſagte mit tiefeindringenden Tönen: „Was Dich auch drückt, mein Herz, Er rettet! Vertrauen zu Ihm iſt Deine Pflicht!“ Jetzt löſete ſich die ſtarre Rinde von Welly's weichem Herzen; ſie verhüllete das bleiche Geſicht und antwortete ſchluchzend: „Das eben iſt mein Unglück, daß ich nicht mehr freudig aufſchauen kann zu dem, der die Lilien kleidet! Nur ein reines Herz wird Gott ſchauen; das meine aber iſt befleckt — entweiht!“

Eginhard erbebte. „Wie, Welly, hörte ich recht? Was ſagteſt Du?“ Welly erſtarkte ſich gewaltſam. „So wiſſe denn, mein guter Bruder,“ fuhr ſie fort, „daß die Künſte der Hölle mich zu einer Beute der liſtigſten Verführung gemacht haben. — Bei Frau von Speſſart, dieſer fürchterlichen Verderberin, lernte ich einen jungen Mann kennen, der meine Liebe zu gewinnen wußte. Jene Reiſe ward nur unternommen, mich in ſeine Gewalt zu liefern. O! wüßteſt Du — wäre ich nur vermögend Dir zu erzählen — wie fein der teufeliſche Plan ausgeführt wurde — wie alle Zufälligkeiten dieſen finſtern Geiſtern dienſtbar waren — doch hinweg von dieſen ſchwarzen Bildern! Erſt als es zu ſpät war, zerriß der Nebel vor meinen Augen; ich ſah, in welchen Händen ich mich befand, und riß mich gewaltſam los. Aber die Ruhe meines Herzens war zerſtört, mein Lebensglück vergiftet, und troſtlos, mit dem Heimweh der Verbannten, blicke ich in das ſtille Paradies meiner Unſchuldstage zurück, zu welchem mir der Eingang auf ewig verſchloſſen iſt. Denke Dir aber mein Entſetzen, als ich heute in dem Fürſten Joſeph meinen Verführer erkannte!“

Bei dieſen Worten hielt Welly einen Augenblick ermattet inne; Eginhards Hände hatten ſich krampfhaft geballt, ein kalter Schweiß ſtand in großen Tropfen auf ſeiner Stirn. Welly nahm ängſtlich die heftige Bewegung wahr, in welche ihre Erzählung den ſanften Bruder verſetzt hatte, ſie fuhr nach einer Pauſe in flehenden Tönen fort: „Vernimm jetzt die letzten Wünſche meines zerriſſenen Herzens! Laſſe keinem rächenden Gedanken Raum! — Meinſt Du, daß der Richter im Himmel Diejenigen, welche mich verdarben, nicht zu finden wiſſen werde? Und dann — verkünde morgen früh der Direction meinen Entſchluß, vom Theater abzugeben. Ich habe ſeit der Rückkehr von jener unglücklichen Reiſe deutlich gefühlt, daß dies geſchehen müſſe. Die Blicke der Menge dringen wie Pfeile in mein Bewußtſein; jeder Ausdruck der Zufriedenheit mit meinen Leiſtungen, jeder Beweis des Beifalls, meiner Perſönlichkeit dargebracht, reget die Ueberzeugung von meinem Unwerthe noch ſchmerzender für mein Herz an, und beugt mich, anſtatt, wie ſonſt, mich zu erheben. So würde ich denn hinfort nichts Befriedigendes mehr zu leiſten vermögen; denn nur dem Reinen ertheilt die Kunſt ihre höchſte Weihe!“

Eginhard erwachte wie aus tiefen Träumen. „Du unglückliche Welly!“ ſagte er betrübt und leiſe: „Ach und bin ich minder elend als Du? — Denn muß ich mich nicht als die erſte Urſache Deiner Verirrung betrachten? Hätten wir uns damals duldſam in das harte Verhängniß gefügt, hätte ich Dich nicht zur Flucht beredet, ſo würden wir vielleicht jetzt den harten Druck rauher Arbeit und bitterer Entbehrung, aber nicht die ungleich empfindlicheren Dornenſtiche des verletzten Gewiſſens fühlen. Alles, was wir Schweres hätten erdulden müſſen, würde unter Gottes Beiſtand zu überwinden geweſen ſein. So aber wollte ich, ein vermeſſener Knabe, den Schwung unſeres Schickſals leiten. Auch war der Anfang nicht übel. Ruhm und Ehre, Freude und Ueberfluß ſchütteten ihre ſüßen Gaben auf uns herab — doch jetzt? o Gott! der roſenumblühete Weg verliert ſich in den Abgründen der Schande!“ Eginhard verſtummte gramvoll.

Welly trocknete jetzt die Thränen, unter deren unaufhaltſamen Strömen ſie Eginhards Rede angehört hatte, und entgegnete: „Du guter Bruder! wohl erkenne ich Deine zarte Liebe; Du möchteſt die Schuld gern von mir hinweg und auf Dein treues Herz wälzen. Aber es wird Dir nicht gelingen, mich über mein Vergehen zu täuſchen. Tadelnswerthe Sicherheit bereitete meinen Fall; fromme Wachſamkeit auf meine Schritte würde mich auf dem ſchlüpfrigen Pfade, den ich ging, aufrecht erhalten haben. Nur ein Benehmen, wie es der Reue ziemt, kann mich fernerhin mit mir ſelbſt verſöhnen; ein Leben in tiefſter Verborgenheit, geſchieden von allen Freuden, ſei von nun an mein Theil! Mein Andenken erlöſche in Vergeſſenheit, und Welly ſei für die Erinnerung ihrer Freunde geſtorben, noch ehe ihre matte Hülle in Staub zerfällt; — jeder Augenblick der, mir vielleicht nur noch ſpärlich zugemeſſenen Stunden ſei dem Aufſchwung zu Dem geweihet, der einſt wohl noch größere Vergehungen als die meinigen nicht mit Flammenſchrift in das Buch der Gerechtigkeit, ſondern mit geſenktem Blicke in den rinnenden Sand ſchrieb.“

Eginhard umſchlang weinend die theure Büßerin, und rief begeiſtert: „O Welly! wie warſt Du immer ſo rein und ſo lieb! und nichts Gutes oder Unſchuldiges wird vergeſſen. Sei nur getroſt! ein Hauch war's auf dem Spiegel Deiner ſchuldloſen Seele, Gott wird ihn abwiſchen, und jede Thräne, die Du vergoſſen. Laſſe es gut ſein! die Liebe iſt uns geblieben!“

Als es nach einigen Tagen ſtadtkundig ward, daß die ſchöne Tänzerin Welly vom Theater abgegangen ſei, da trauerten die Freunde der Kunſt und des Schönen, und manches zarte, auch wohl koſtbare Zeichen der Erkenntlichkeit für genußreiche Stunden ward in Welly's Wohnung geſandt.

Eginhard hatte nach dem ausdrücklichen Verlangen ſeiner Schweſter in der fernſten Vorſtadt ein kleines Gartenhaus gemiethet, welches bald bezogen werden konnte. Als die Geſchwiſter von der anmuthigen, aber abgelegenen Wohnung Beſitz genommen hatten, dünkte es Welly, als hätte ſie nach langen, gefahrvollen Stürmen den rettenden Hafen erreicht. Die Stille ringsumher, nur unterbrochen von der leiſen Sprache der Natur, die Entfernung von den Menſchen und ihrem für den Unglücklichen ſo oft verletzenden Treiben, dieſes Aufgeben öffentlicher Darſtellungen, welche nur ein ganz unbeflecktes, in heiliger Unſchuld lebendes weibliches Gemüth wagen darf, ohne die Flammenpein der Furcht und ängſtlicher Scham zu empfinden, wirkten allmählich ſanft und beſchwichtigend auf Welly's Gram; Eginhards tröſtende Liebe war unermüdbar in dem Beſtreben, Welly zu erheitern, und ſo gab es denn zuweilen ſchon Stunden, in denen Welly den kummervollen Blick von der Vergangenheit hinweg, und mit ſtillem Vergnügen und ſüßen Ahnungen auf die Zukunft richtete. Hätte Eginhard die traute Schweſter froher geſehen, er würde ſich nie glücklicher gefühlt haben als jetzt. Der ſtete Umgang mit der Natur that dem jungen Dichter wohl, die Welt der Phantaſie fand Raum in dieſem engen gemüthlichen Beiſammenſein, wie im Himmel.

Der Herbſt ging raſchen Schrittes den Gang ſeiner Verwandlungen. Rauh weheten die Lüfte über die beraubten Fluren, und die welken Leichname der Blätter der mütterlichen Erde in den ſegensreichen Schooß. Schon längſt waren in der Wildniß des Gärtchens die zarten Blumen erblichen, ſchon längſt die lieblichen Waldſänger verſtummt;

der blitzende Reif verkündete das Nahen des Winters, und die Dunkelheit regierte den Tag. Die düſtern Erſcheinungen dieſer Jahreszeit waren der melancholiſchen Stimmung Welly's willkommen, welche das jugendliche Leben als abgeblühet, ſeiner Frühlingsſchöne beraubt, betrachtete, und alle Töne der Freude in demſelben für immer verſtummt wähnte. Wann ſie am Fenſter des kleinen Stübchens ſaß und mit dunkeln Blicken in den Garten hinausſtarrte, wo die Orkane des Novembers dürre Blätter pfeifend durch einander wirbelten, oder den kalten Spreuregen, in welchem der Wolken ſchwarzgrauer Schooß ſich entladete, in ſchrägen Richtungen peitſchten, dann ſagte Welly wohl zu ſich ſelbſt: „Die Natur in dieſer Geſtalt iſt das Bild einer erſtorbenen Seele! Die Sonne der Tugend belebt die innere Welt nicht mehr; der Friede iſt verkommen, und nur die Reue bewegt das verödete Gemüth! Ja, ſelbſt die Thränen, welche, wenn der Kummer oder die Wehmuth ſie dem Schuldloſen entlockt, wie Frühlingsthau das matte Herz erfriſchen, ſind dem Schuldigen keine Erleichterung, keine Wohlthat mehr! Sie gleichen dieſem Regen, der die Dunkelheit banger Stunden noch finſterer macht und kältende Schauer der Angſt durch unſere Nerven zittern läßt! Wohl *dem*, deſſen freudenloſes Daſein, um der Vergleichung zu folgen — der Tod mitleidig in winterliches Erſtarren begräbt! deſſen Schmerzen und Kämpfe das Leichentuch der Natur verhüllt! Iſt doch der Winter ſchon ſtill und lautlos; aber das Grab iſt noch verſchwiegener, noch ſtiller!"

Eginhard, welcher einſt ſolch ein Selbſtgeſpräch, ungeſehen von ſeiner Schweſter, angehört hatte, ſagte tadelnd: „Nur Dein Trübſinn, Welly, trifft dieſe Vergleichung, die, genau genommen, nicht durchgeführt werden könnte, und nur der Undank wird mit grellen Zügen das Bild da enden, wo ein neuer Frühling ſeinen Zauberglanz auf das todte Wintergemälde wirft. Welly, ſei doch nicht ſo muthlos! Auch für Dich wird wieder ein Lenz voll Hoffnung und Leben kommen!“

Flüchtig und blendend, wie Abendſonnenſchein über ſtille Fluren, zitterte ein wunderſames Lächeln über Welly's bleiches Geſicht. Sie warf ſich in ihres Bruders Arme, und ſagte im klaren Vorgefühle des ihr Bevorſtehenden: „Du haſt Recht, mein Eginhard. Ich ahne ſeine Nähe!“

In den erſten Tagen des Decembers ward Welly leicht und glücklich von einem Mädchen entbunden. Es war für die zartfühlende Mutter ein ſchwacher Troſt, daß die Nacht mitleidig die Stunde dieſes Ereigniſſes in ihre dunkeln Falten hüllte; doch als die gute Wirthin des Hauſes, welche der Kämpfenden in dieſen bangen Augenblicken hülfreich beigeſtanden hatte, nun hinaus in den Garten eilte, um dem betenden Eginhard die Hülfe des Höchſten zu verkünden, als der Erfreuete nun an Welly's Lager trat und die matte Hand der Schweſter mit Küſſen bedeckte, da erhob er ſie weit über jede Rückſicht auf die Schmähungen der Welt, indem er ſagte: „Stärke Dich jetzt, geliebte Welly, an dem Gedanken, einer Bürgerin der Unſterblichkeit das Leben gegeben zu haben; und der Entſchluß, Dein Kind ſeiner großen Beſtimmung würdig zu erziehen und das Heiligſte ſchon früh in die zarte Bruſt zu ſenken, verbanne fortan die Reue und das Leid!“

Gegen den Morgen wollte die Hebamme bemerken, daß das Kind ſchwächer würde; ſie fragte Welly, ob ſie dem Kinde die Nothtaufe geben ſolle, und die erſchrockene Mutter flüſterte ihr ein „Ja,“ und den Namen „Joſephine,“ zu.

Das Kind athmete nach erhaltener Weihe ſtärker; aber Welly ſchien dem beſorgten Auge Eginhards am folgenden Tage in einem ſehr aufgeregten Zuſtande. Nach dem Verlaufe zweier Tage trat ein Kindbetterinnenfieber ein, der troſtloſe Eginhard ahnete den Ausgang deſſelben. Aerzte wurden gerufen, ſie gaben wenig Hoffnung. Welly lag in wilden Phantaſieen; ihr glühender Mund offenbarte den lauſchenden Ohren der Umſtehenden jenes finſtere Geheimniß, welches Welly mit zarter Schonung dem liebenden Bruder verhüllt hatte; es ward jetzt von der furchtbar-gewaltigen Hand des Fiebers entſchleiert, und erbebend vor ſolchem Frevel, wendeten ſich die Hörer ab. — Welly klagte laut den Fürſten und die Frau von Speſſart an.

Am ſiebenten Tage brach ſich die Wuth der Krankheit, eine tödtliche Ermattung trat ein. Welly legte das ſchwere Haupt an die treue Bruderbruſt — die müden Augen ſchloſſen ſich auf ewig. „O ihr Mörder!“ ſagte Eginhard in kaltem, fürchterlichem Schmerze und legte die Erblaßte ſanft auf die Kiſſen zurück. Ein heftiger Krampf preßte ſeine Bruſt und verſchloß die wohlthätigen Thränenquellen. Er blickte mit ſtarrem Auge zum Himmel auf, von welchem die Winterſonne rein und hell, als leuchte ſie nur zu Freudenfeſten, herabſtrahlte. Ach! ihm war es ja, als müſſe die Natur ſich in ſiebenfache Schleier hüllen!!! —

Ohne zu wiſſen, was er thue, von namenloſer Angſt getrieben, verließ er die bange Stätte, und eilte hinaus ins Freie; unmerklich hatte er ſich der Stadt genähert; da ſcholl ihm von allen Thürmen dumpfes Geläut entgegen; die Menſchen ſtanden gruppenweiſe auf den Straßen, als beſprächen ſie ein eben vorgefallenes Ereigniß.

Ein Bekannter begegnete Eginhard. „Mein Gott, Freund!

wie ſehen ſie aus? — Hat Sie die traurige Nachricht ſo ſehr angriffen?“ redete der Erſtere den Leztern an. „Die Nachricht?“ wiederholte Eginhard mit zuckenden Lippen: „Ja, ich erhielt ſie aus der erſten Hand: Sie iſt todt!“

„Sie?“ entgegnete der Andere, „von wem ſprechen Sie denn, Lilie? Vor einer Stunde ſtarb der kleine Erbprinz Franz; die ganze Stadt trauert um den liebenswürdigen Knaben, und unſer erlauchter Landesherr ſtehet, vom Schmerz vernichtet, an der Leiche des einzigen Kindes!“

Eginhards Herz ward von dieſer Kunde ergriffen. Er enteilte den weiteren Berichten des Erzählers, und ſagte: „Gott! Du biſt gerecht! Ein gleiches Wehe hat den Verderber getroffen! — Ein gleiches? was ſage ich doch? — Sanft und fruchtbringend iſt der Schmerz des Gerechten, wie ein milder Frühlingsregen; aber wenn der Verbrecher von ſeinem Schickſal ereilt wird, dann gleicht es einem ſchweren Ungewitter, das mit gewaltigen Sturmesflügeln, mit verzehrenden Blitzen die blühenden Hoffnungen von Tauſenden zerſchlägt und vernichtet. Und noch nach Jahren zeigen wüſte Brandſtätten und verheerte Gefilde die Schreckensſpuren ſeiner Macht.“

Eginhard war unter dieſen Betrachtungen wieder zurück in ſeine Wohnung gekommen. Er trat an Welly's Lager; da lag die liebeathmende Geſtalt entſeelt. Um den zarten Mund ſchwebte ein friedſeliges Lächeln, die ſanften Schatten der tiefſten Ruhe waren über das liebliche Geſicht verbreitet. „O meine gute, einzige Welly!“ rief Eginhard mit dem ſchmerzlichſten Sehnen, indem ſeine erſten, erleichternden Thränen die gebrochene Lilie bethaueten: „Was ſoll ich ohne Dich auf der weiten, öden Welt? — Dein Geiſt iſt mir entſchwebt, und nur kurz iſt der Troſt, daß ich die freundliche Hülle deſſelben noch ſehe! — Ach! Du warſt mir immer gut und lieb, ſanft und geduldig! Deine Theilnahme verſüßte mein Leben; Dein Lob war der Maßſtab, nach welchem ich den Werth meiner Arbeiten berechnete! — O Gott! nun biſt Du todt! — Es iſt mir, als irrete mein Fuß in einer ſchrecklichen Oede umher! als laſte auf mir ein banger, ſchwerer Traum, und vergebens matte ich mich in dem Beſtreben ab, zu dem gewohnten Bewußtſein zu erwachen, daß mir in meiner guten Welly ein theures, innigvertrautes Weſen lebt!"

Jetzt fiel ſein Blick auf die ſchlummernde Kleine. „Armes, verwaiſetes Kind! Du allein," ſprach er; „die Sorge für Dich bindet mich mit feſten Banden an mein Leben, und Welly wird Dich, ein werthes Pfand, einſt von mir fordern. Doch wer wird Dir die treue Pflege, die heilige Liebe der Mutter erſetzen?"

Da ſchwebte das Bild der Gräfin Eliſabeth vor der trauernden Seele des Dichters. Eliſabeth, die Engelgleiche, mit der unbefriedigten Mutterſehnſucht im jugendlichen Buſen, lächelte ihm aus der lichten Ferne ſtiller Erinnerungen an, und begeiſtert rief er aus: „Ha! ein Gott lenkt meine Gedanken hin zu Dir, Du Himmliſche! An Deiner reinen Bruſt voll Frieden blühe die ſchutzloſe Pflanze empor! — O meine Welly! Dein Kind wird wohl verſorget ſein!"

Stumm, verſunken in ſeinen Gram, ſaß Eginhard an Welly's Leiche; er wollte keinen der nun bald verronnenen Augenblicke, in denen dieſelbe ſeinen Blicken noch ſichtbar war, unbenutzt laſſen, und das holde Bild ſeinem Gedanken tief und unverlöſchbar einprägen. Die Wirthin ſorgte indeß mit vieler Umſicht und Befliſſenheit für die ſchickliche Beſtattung der von ihr tiefbetrauerten Hausgenoſſin und pflegte des Kindes mit Liebe und Treue.

Es war ein düſterer, melancholiſcher Tag, an welchem Welly begraben wurde. Eginhard folgte betäubt dem kleinen Trauerzuge; er weilte noch, als die Todtengräber den friſchen Hügel gewölbt und ſich dann entfernt hatten; er ſah, wie weiche Schneeflöcken einen zarten Silberſchleier über das kleine Grab woben, und als der aufgehende Mond mit blaſſem Strahl die Arbeit der Natur beleuchtete, da ſchlich er ſich, von Fieberfroſt geſchüttelt, nach Hauſe.

Nach einigen Tagen fühlte er ſich geſtärkter und nun auf das dringendſte berufen, ſeinen Plan, das Kind der Gräfin Eliſabeth zu übergeben, ſo ſchnell als möglich auszuführen. Er ſagte der Wirthin, daß er die kleine Joſephine einer ſehr geſchätzten kinderloſen Freundin übergeben würde, und nur ungern verſtand ſich die gemüthliche Frau dazu, ſich von dem liebgewordenen Pfleglinge zu trennen. Am Weihnachtstage endlich rollete Eginhard in einem feſtverſchloſſenen Wagen, das Kind in einem wohlverhülleten Körbchen auf dem Schooß, dem Gute des Grafen Harrau zu, welches einige Meilen von der Hauptſtadt entfernt in ſtiller, waldiger Umgebung lag.

Wir haben Joſephinens Empfang geſehen; und wir überlaſſen nun unſern vereinſamten Dichter dem wohlthätigen Einfluſſe der mächtigen Zeit, den zarten Tröſtungen ſeines Genius, den lichten Hoffnungen, welche ſein frommer Glaube ihm gewährt, und wenden uns Welly's Kinde zu, um zu ſehen, wie es bei Eliſabeths mütterlicher Liebe und neben dem Pflegling ihres Gemahls gedeihet.

Mit dem zurückgelegten Weihnachtsfeſte hatte ein ganz anderes Leben für die Bewohner des Schloſſes Harrau begonnen. Die Thätigkeit der Gräſin gewann nun Zweck und Richtung, und indem ſich die Kräfte ihres Geiſtes emporrichteten, um der hohen Verpflichtung, welche ihr auferlegt worden war, Genüge zu leiſten, fühlte ſie jedes Bedürfniß ihres Herzens befriedigt. Nie ſchloß der Schlaf Eliſabeths Augen, ohne daß ſie vorher dem Geber alles Guten für die Lieblinge ihrer Seele gedankt und um deren Erhaltung und Gedeihen nach Leib und Geiſt geflehet hätte. Nie erwachte ſie, ohne den Geiſt Gottes um Einſicht und Leitung, um Kraft und Stärke zur Erziehung der beiden holden Kinder erflehen.

So geweihet ging ſie in das Leben des Tages über; in dieſer himmelwärts gerichteten Stimmung übernahm ſie alle Mühen, genoß ſie alle Freuden; und die Mühen wurden ihr leicht, die Freuden waren reinſter Natur und alſo von Dauer.

Allmählich ſchwieg in der Gräſin Bruſt der Wunſch nach eignen Kindern gänzlich, waren ihr doch die anvertrauten ſo unausſprechlich werth und lieb! denn edeln Gemüthern ſind die Bande des Geiſtes heiliger noch als die Bande des Blutes.

Während die kleine Joſephine für die erſten Jahre Eliſabeths Alleinaufſicht überlaſſen blieb, beſchäftigte ſich Graf Harrau ausſchließend mit ſeinem Pfleglinge Albino. Mit der verdienſtlichſten Treue übte der Graf das ungewohnte Lehreramt. Kein Anlaß, wäre er auch noch ſo unbedeutend geweſen, blieb unbenutzt, um den offenen Kopf des Knaben mit nützlichen und ſchönen Kenntniſſen anzufüllen, und die zarten Keime reiner Gefühle zu entwickeln. In dem ruhigen Vertrauen, daß die Zeit durch Sonnenſchein und Regen zur herrlichen Frucht die Saat einſt reifen werde, ſenkte Graf Harrau manch Samenkorn des Guten in das weiche Kindesherz, und lehrte ſchon frühzeitig den Knaben die Pflichten des Menſchen für unerläßlich halten, ſeine Würde klar empfinden und ſeiner hohen Beſtimmung gemäß handeln.

Der kleine Albino begleitete ſeinen Erzieher auf einem lammfrommen Litthauer in die Forſten und bei den kleinen Unterſuchungsreiſen auf den Gütern umher. Hier ſahe er nun, wie der edle Graf bald ein Unrecht mit ſtrengem Ernſt beſtrafte, bald die Pflichttreue belohnte; hier einem Unterdrückten zu ſeinem Rechte verhalf, dort mit Milde und Großmuth dem Mangel und der Noth wehrte, und der Sinn für Gerechtigkeit erſchloß ſich in der Seele des Knaben. Wenn dann am Abend der Graf ſich in einen ſtillen Gartenſaal oder in ſeine Zimmer zurückzog, um in ungeſtörter Ruhe über Wichtiges nachzudenken, oder ſich dem Genuſſe einer ernſten Lectüre zu überlaſſen, ſo fiel der Knabe Albino ſeiner ſchönen Pflegemutter anheim. — Hatte der Graf das Gemüth des Kleinen den Tag hindurch durch edles Beiſpiel und eindringende Vorſtellungen erhoben und in die lebhafte Phantaſie des Kindes das Bild ſtolzer Tugenden gedrückt, wie ſie dem Manne auf hohen Stufen ziemen, ſo füllte in der milden, ſtillen Traulichkeit des Abends Gräfin Eliſabeth die Herzen beider Kinder mit kleinen Geſchichten aus, in frommer Demuth ausgeſponnen von ihr zu einem Faden, an dem ſie die zarten Kinderſeelen zu Gott führte. „Dort Oben,“ ſagte ſie, „lebt ein Vater über den Sternen, der Alles weiß, der jeden Eurer Gedanken kennt — von ferne. Er wird Euch nie verlaſſen, nie! wenn Ihr ſeinen Engel nicht beleidiget, der Euch tief in der Bruſt warnet, was Ihr laſſen müſſet. O, ſeid gut, liebe Kinder, auf daß es Euch wohlgehe auf Erden! Seid wahrhaft im kleinſten Wörtlein, und niemals heimlich; denn den Aufrichtigen wird es gelingen — verheißt die heilige Schrift!«

Vorzüglich wendete ſich Eliſabeth in Stunden dieſer Art an den Knaben; »denn,« ſagte ſie zu ihrem Gemahl, »das weibliche Herz iſt liebebedürftiger, liebefähiger, als das rauhere männliche; die Strahlen der Lichtwelt dringen früher und tiefer in das Gemüth der Frauen; darum muß man dem ſtarren Sinne der Männer liebend zu Hülfe kommen.«

Die zartſinnige Eliſabeth verſtand es, jeden Feſttag auf eine eigenthümliche Weiſe zu feiern, und jede ſolche Feier ließ gewiß ihre ſtillen Segensſpuren in den weichen Herzen der kleinen Pfleglinge zurück. Doch das wichtigſte aller Feſte war für die Gräfin das Weihnachtsfeſt. Die Bedeutung deſſelben ward durch die Erinnerung an jenen Abend, an welchem Joſephine der trauernden Eliſabeth geſchenkt worden war, erhöhet, und im gerührten Andenken daran ward es mit Gaben mancherlei Art und ſtillentzückter Seele begangen.

War nun der liebe Weihnachtsabend gekommen, ſo öffnete ſich der Kinderhimmel; der Chriſtbaum flimmerte, und wie ein Roſenwölkchen ſchwebte die kleine Joſephine von einem Glück der überreichen Beſcherung zum andern. Auch der Knabe Albino konnte ſich freuen; ach! und wie wenig groß und kleine Herzen auf dieſer armen, dunkeln Erde können dies! — Aber die Gräfin, einverſtanden mit ihrem Gemahl, gab auch mehr, als die reizendſten Spielſachen. Sie erzählte den Kindern von der Geburt des Herrn, von dem Stern, der den Weiſen aus dem Morgenlande geleuchtet hätte, von dem Lobgeſang der Engel und den Hirten auf dem Felde, die ihn vernommen; und wie er gekommen, der Retter der gefallenen Welt, ſtill, wie der Thau der Nächte fällt!

Die Kinder lauſchten jedes Wort von den Lippen der Gräfin, und der heilige Chriſt ward ihnen der liebſte Gedanke, der Freund, mit dem ſie umgingen, früh und ſpät. „Wenn ich einmal groß bin, wie der Vater, dann reiſe ich nach Bethlehem!“ ſagte Albino mit funkelndem Blicke.

„Und wenn ich einmal ein armes Kind ſehe, arm, wie der kleine Heiland war, ſo will ich mich ſein annehmen!“ ſagte Joſephine, und Thränen glänzten in ihren ſchönen Augen.

„Thue das, mein gutes Kind!“ antwortete die Gräfin, bewegt im Innerſten.

„Und einen Chriſtbaum müſſen wir zeitlebens haben, nicht wahr?“ fuhr die Kleine fort und reichte Albino die Hand; der Knabe ſchlug fröhlich ein.

„Gott ſchenke Euch einen chriſtlichen Sinn immerdar! daß Ihr Kinder bleibt Eures Vaters im Himmel!“ ſprach Eliſabeth mit Weihe. „Dann —“ ſetzte ſie mit leiſerer Stimme hinzu — „wird es auch dunkel um Euch her, ſeid gewiß! Freude muß immer wieder aufgehen den frommen Herzen!“

Es wird nöthig ſein, daß wir unſere Leſer abermals in die Vergangenheit zurückführen, auf daß die Handlungsweiſe einiger Perſonen in unſerer Erzählung durch frühere Verhältniſſe als begründet erſcheinen und nach ihrem wahren Gehalte gewürdigt werden könne.

Nicht leicht konnten ein paar Brüder in Denkungsart und Empfindungsweiſe ſich unähnlicher ſein, als Fürſt Joſeph und Prinz Eugen es waren. Schon in der Prinzen zarteſten Jugend hatte der fürſtlichen Mutter ſichtbare Vorliebe für den Erſtgebornen eine ſcharfe Scheidewand zwiſchen den Brüdern gezogen; ſpäterhin waren ſie durch die weſentlichſte Verſchiedenheit, durch ihre Umgebungen, übelwollende Abſichtlichkeiten und Leidenſchaften aus einander gehalten worden, und ſo blieb in dem Herzen des beſſeren Eugen nur eine zärtliche Trauer über den geiſtigen Untergang ſeines Bruders und über die frühe Auflöſung eines der heiligſten Bande der Natur zurück, während Prinz Joſeph auch das leiſeſte Andenken an den edeln Eugen in der Ueppigkeit eines ſchwelgeriſchen Lebens untergehen ließ.

Der regierende Fürſt ſah mit tiefer Betrübniß, wie ſeine Gemahlin ſich vorzüglich dem Kinde zuneigte, welches die Natur mit blühender Lebensfriſche und gewinnenden Gaben beſchenkt hatte, und dasjenige kalt von dem Mutterherzen, an das es doch auch gehörte, verwies, deſſen reicher Geiſt und tiefes, klares Gemüth nur in eine unanſehnliche Hülle geborgen worden war; doch wohl wiſſend, daß nur in dem belebenden Frühlingshauche der Liebe jede ſchöne Herzensanlage gedeihen könne, entnahm er den zurückgeſetzten Eugen für immer dem Schmerze der Geringſchätzung, und gab ihm unter dem Vorwande, daß das Wehen der friſchen Gebirgsluft auf die zarte Geſundheit des Prinzen ſtärkend wirken werde, dem von ihm ſehr hoch geachteten Grafen Harrau zur Erziehung.

Graf Harrau, Vater von Eliſabeths Gemahl, eines Knaben von gleichem Alter mit dem Prinzen, lebte als Wittwer mit ſeiner unvermählten Schweſter, ſeinem kleinen Mündel Eliſabeth und ſeinem Sohne in faſt gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt, in welcher er kränkende Erfahrungen gemacht und für manche achtungswerthe, opferſchwere Anſtrengung nur ſchmerzende Verkennung und herben Undank zum Lohne eingeerntet hatte.

Graf Harrau nun erſchien dem Fürſten als der rechte Mann für ſeinen Zweck, und der Erfolg bewies, daß er ſich nicht geirret hatte. Die zarte Geſundheit des Prinzen gewann auf dem Schloſſe Harrau ſehr bald kräftigeres Gedeihen, die blaſſe Wange ſanfte Roſen, das matte Auge heitere Blitze, und das ſtille, ſchüchterne Kind verwandelte ſich in ein frohes, muthiges.

Graf Harrau ließ das holde Kinderkleeblatt den Paradieſestraum der Kindheit ungeſtört träumen; doch machte er unvermerkt die Knaben mit den Zwecken ihrer Beſtimmung, mit ihren Pflichten vertrauter; er machte ſie mit den reichen Schätzen der Wiſſenſchaft bekannt, und zeigte ihnen durch Wort und Beiſpiel, daß derjenige, welcher ſich den Beſitz derſelben zu ſichern gewußt habe, nie ganz verarme an ſtillen Freuden und ſüßem Genuß. Er bedeckte ihre weiche Bruſt mit dem demantfeſten Schilde gediegener Grundſätze, und lehrte ſie die Erbärmlichkeit der gemeinen Herrſchſucht kennen und verachten, und erweckte in ihnen die Sehnſucht und das Streben nach unverwelklichen Kränzen und dauernden Gütern.

Indeß ſich der Fürſt bei jedem Wiederſehen ſeines jüngern Sohnes einer immer inniger werdenden Vaterfreude und den froheſten Hoffnungen mit Recht überlaſſen konnte, ſah er ſich durch die unglückliche Richtung, welche der Charakter des Prinzen Joſeph nahm, den bängſten Befürchtungen preis gegeben. Die Fürſtin Mutter war geſtorben, noch ehe ſie geſehen, wie der Giftſamen thörichter Verzärtelung, den ſie mit williger Hand in den lockern Boden dieſes ſchlaffen Herzens ausgeſtreuet, ſo ſchnell und reich gewuchert habe, und jetzt die verderblichſten Früchte trage. Mit ſchwerem Kummer dachte der Fürſt oft daran, daß ſein geliebtes Volk einſtmalen der Herrſchaft *deſſen* unterthan ſein werde, der ſelbſt ein Sclave roher Leidenſchaften war, der keiner verächtlichen Begierde zu gebieten verſtand, und ſelbſt tugendlos, keine ſtille Bürgertugend, kein beſcheidenes Verdienſt hervorzuziehen, zu belohnen und an den rechten Platz zu ſtellen fähig ſein würde; und er verklagte in edler Wallung das Walten der Vorſehung, welche für das Wohl eines ganzen Landes den beſſern Sohn um ein Jahr zu ſpät geboren werden ließ.

Der ältere Graf Harrau ſtarb, als die Jünglinge das zwanzigſte Lebensjahr zurückgelegt hatten. Sein Sohn übernahm unter der Leitung von deſſen Vormunde die reichen Güter und vermählte ſich am Tage ſeiner Volljährigkeit mit ſeiner ſchönen Muhme Eliſabeth. Prinz Eugen kehrte an den Hof des Vaters zurück und verließ mit bitterm Schmerze und trüben Ahnungen für die Zukunft die liebe Einöde in welcher er der Kindheit und Jugend Glück ſo ungetrübt genoſſen hatte. Mit dem Unbehagen, welches eine unerfreuliche Neuheit giebt, fühlte ſich Prinz Eugen in eine fremde Welt verſetzt. Nur gewohnt, ſich in der kühnſten Freiheit zu bewegen, empfand er hier überall den harten Zwang des Ceremoniels und das Drückende der Unterordnung eigener und fremder. Am allerpeinlichſten aber war ihm das Verhältniß zu ſeinem Bruder. Der Erbprinz, alsbald die höhere, geiſtige Natur ſeines Bruders ahnend, fürchtete einen unberufenen Sittenrichter in dieſem, und gab dem Rathe eines ſeiner ſogenannten Freunde Gehör, welcher ihm anſchaulich zu machen ſuchte, daß ein kaltfremdes, zurückweiſendes Betragen den brüderlichen Moraliſten wohl am ſicherſten in gemeſſenen Schranken halten würde.

Der Fürſt ſah dadurch ſeine letzte Hoffnung verblühen; noch immer hatte er geglaubt, die ſtille Gewalt eines tugendhaften Beiſpiels werde ermunternd auf den Verſunkenen wirken; und nun mußte er inne werden, wie ſelbſt das heilige Gefühl naher Verwandtſchaft dies, für alles Edle ertödtete Herz nicht zu der leiſeſten Tugendregung zu beleben vermochte. In einer ſorgenwachen Nacht gerieth er auf den Gedanken, den Erbprinzen zu verheirathen.

Seine Wahl fiel auf die ſchöne und achtungswerthe Prinzeſſin Sophie von P.... Mit ängſtlicher Behutſamkeit, auf entſchiedene Weigerung gefaßt, theilte er dieſen Plan ſeinem Sohne mit; doch ward er freudig überraſcht, als dieſer ſogleich in die Idee des Vaters einging. Zum erſten Male hatten Vater und Sohn gleiche Wünſche, waren beide einerlei Meinung. Der Erbprinz kannte die ihm Beſtimmte perſönlich, und die blendende Schönheit derſelben, ſo wie die einleuchtenden Vortheile einer Verbindung mit jenem Fürſtenhauſe waren die bewegenden Gründe ſeiner ſchnellen Genehmigung des väterlichen Vorſchlages, aber ohne die mindeſte Würdigung blieb dabei die allgemein anerkannte, ſittliche Vortrefflichkeit der Braut in Hoffnung unberückſichtiget.

Die Bewerbung nahm den gewöhnlichen Gang und hatte den gewünſchten Erfolg. Die Vermählung ward vollzogen, und einen ganzen Monat hielt die Neuheit des Verhältniſſes und der Reiz der jungen Gemahlin den Flüchtigen in den Grenzen des Anſtandes. Aber dies war auch der längſte Termin, welchen ſeine Leidenſchaften der Achtung deſſen, was die Sitte von ihm fordert, geſtatteten. Die anſpruchsloſe Einfachheit, die ſtille Güte, der launenloſe, freundliche Gleichmuth der Erbprinzeſſin waren dem überreizten Gemüthe ihres Gemahls nicht pikant genug, um das Verlangen nach genügenderen Genüſſen in ihm zu ſtillen. Seine flache, wenn gleich geprieſene Perſönlichkeit entbehrte aller Aeußerungsluſt im Zuſammenſein mit der fürſtlichen Frau und verſtummte vor der Ueberlegenheit von Sophiens gründlichgebildetem Geiſte; ſein Gefühl hatte keine antwortenden Klänge für ihre zarten und tiefen Empfindungen; und ſo wendete er, unbefriediget und gelangweilt, ſich nur zu bald ſeinen verderblichen Geſellſchaften und betäubenden Freuden zu, und verſtrickte ſich in größeren oder kleineren Liebesintriguen, deren manche das Glück einer ſtillen Bürgerfamilie untergrub, oder wohl gar — wir denken hierbei an die arme Welly — ein ſchönes Jugendleben mordete.

Prinz Eugen, welcher die zarteſte Freundſchaft für ſeine unglückliche Schwägerin fühlte, und vielleicht unter allen Perſonen, zu denen ſie in näherer oder fernerer Beziehung ſtand, der Einzige war, von dem ſie erkannt und nach ihrem hohen Werthe geſchätzt ward, ſah mit blutender Seele, wie wenig ſein Bruder fähig war, das, ihm durch ihren Beſitz zugefallene Glück zu erkennen und ſich deſſen zu erfreuen. Er ſah, wie die Arme nach und nach aus der ſüßen Täuſchung erwachte, der ſie ſich in goldnen Liebesträumen überlaſſen, und wie ſie ſich in dem Beſtreben abmattete, das Gefühl ihres Unglücks hinter der ruhigen Würde zu verbergen, zu welcher der Standpunct ſie verpflichtete, den ſie einnahm. Da die Stellung, in welcher Prinz Eugen ſich gegen ſeinen Vater und Bruder befand, ſeine Theilnahme nur auf ein tiefverſchloſſenes Empfinden beſchränkte, und jedes äußere Eingreifen in die obwaltenden Verhältniſſe eben ſo unſtatthaft als nutzlos ihm erſcheinen ließ, ſo ward ſeinem lebhaften Temperamente dies Gebundenſein täglich unerträglicher, und er bat ſeinen Vater um die Erlaubniß, eine große Reiſe unternehmen zu dürfen.

Die Erbprinzeſſin Sophie vernahm nicht ohne Beklommenheit, daß ihr Schwager den Hof verlaſſen werde. Wie wenig ſein Mitgefühl auch durch Zeichen zu ihr geſprochen hatte, ihre ahnende Seele hatte es dennoch verſtanden, und nur ungern entbehrte ſie den Troſt, den warmen, wenn gleich verſchwiegenen Freund in ihrer Nähe zu wiſſen.

Als Eugen ihr ſeinen Abſchiedsbeſuch machte, und mit tiefer Bedeutung von den Wünſchen für ihre Zufriedenheit ſprach, die er ihr zurücklaſſe, und denen er von dem Höchſten die Kraft eines warmen, brüderlichen Segens erflehe, wob ein leichter Thränenſchleier ſich über ihre düſterblickenden Augen, und halberſtickte Seufzer drängten ſich aus der ſorgenbeladenen Bruſt. Aber die Gegenwart zweier Hofdamen mußte beachtet und der Ergießung eines vollen, leidenden Herzens gewehrt werden. Sie entgegnete mit innigen Tönen, daß ſie dieſe geſchwiſterliche Geſinnung gewiß aufrichtig erwiedere, und dieſe Verſicherung zu beweiſen glaube, indem ſie ihn mit einem Auftrage beſchwere, deſſen Uebernahme ihm eine ſehr liebenswürdige Bekanntſchaft gewähren dürfte. Bei dieſen Worten legte ſie ein Schreiben in ſeine Hände, welches an Leonore, die Tochter des Reichsgrafen von S......, gerichtet war. Sophie nannte die Behörde dieſes Briefes ihre vertrauteſte Jugendfreundin, und meinte, der Weg des Prinzen werde, ihrem Vermuthen nach, durch die Grafſchaft S...... führen; ſollte dies aber auch nicht der Fall ſein, ſo dürfe er die Zeit, welcher ein kleiner Umweg ihm jenes blühende Ländchen hinwegnehmen würde, keinesweges für verloren erachten, indem er eine eben ſo anziehende, als edle Familie in dem Hauſe des Reichsgrafen kennen lernen würde.

Die Erbprinzeſſin äußerte ſich fernerhin über die Eigenthümlichkeiten der Perſonen jener Familie auf das gemüthlichſte, und ſtellte der Phantaſie ihres bewegten Zuhörers das Bild Leonorens im höchſten Lichte der Liebenswürdigkeit dar und in Farben, womit die wärmſte Freundſchaft und Sehnſucht zu malen pflegt.

Prinz Eugen verließ nach wenigen Tagen die Hauptſtadt und erreichte nach einigen Wochen einen der intereſſanteſten Zwecke ſeiner Reiſe, die Grafſchaft S...... Das reiche Ländchen mit ſeinen fruchtbaren Gefilden, lachenden Thälern, reizenden Gebirgen dünkte ihm ein Eden, und nirgends ſtörte eine Mahnung an das Elend der Rohheit, an hülfloſe Armuth oder Verwilderung des Laſters den entzückenden Traum, der ihn in die ſelige Lebensweiſe der Unſchuldswelt verſetzte. Dies Ländchen zu beſitzen, deſſen glückliche Bewohner zu regieren, erſchien ihm als ausreichend für die unbeſcheidenſte Forderung an die Gaben des Geſchicks, aber er ward dieſer Ueberzeugung ungetreu, als er Loeonore kennen lernte.

Er erblickte in dem ſanften Liebreize, in der zarten Milde, welche dem Weſen der Gräfin den Ausdruck der holdeſten Weiblichkeit gab, ſeiner Jugendgeſpielin Eliſabeth treues, geſchwiſterliches Bild. Eine ſtillglühende Liebe für Leonore gewann in ſeinem Herzen Raum, und der leidenſchaftliche Wunſch beherrſchte ihn, die Theure ſein nennen zu können. Bald ward dieſe Neigung als gegenſeitig erkannt, und der kränkliche Reichsgraf überraſchte ſeinen Gaſt, welcher bereits durch die herzlichſten Bitten veranlaßt, ſeit einigen Monaten in S...... verweilte, mit dem Vorſchlage, als Leonorens Gemahl die Regierung der reichen Grafſchaft zu übernehmen.

Wir übergehen die Beſchreibung von dem Entzücken der Liebenden, von Sophiens theilnehmender Freude und all den verſchiedenen Wirkungen, welche die Nachricht von der Verbindung des Prinzen Eugen am Hofe ſeines Vaters hervorbrachte. Der alte Reichsgraf ſtarb kurze Zeit darauf, nachdem er ſein geliebtes Kind an den Traualtar begleitet hatte, und ſeine letzten Augenblicke verſüßte das Bewußtſein, daß er die Winke der Vorſicht, welche ihm den Schwiegerſohn ſo wunderſam zugeführt, verſtanden und befolgt hätte.

Im reinſten Genuſſe einer edeln Häuslichkeit, in Freuden, welche aus dem Anblicke ihres glücklichen Völkchens hervorgingen, das ſeinem jungen Regentenpaare in vergötternder Liebe, in hingebendem Vertrauen huldigte, verſtrichen für Eugen und Leonore die Flitterjahre der Ehe, während die Erbprinzeſſin Sophie täglich mehr den Umfang ihres Kummers ermeſſen lernte und in den ſeltenen Stunden der Einſamkeit die bitteren Thränen verlaſſener Liebe, verrathener Treue weinte. Die Ausſchweifungen ihres Gemahls wurden täglich öffentlicher, und er ſprach durch ſein ganzes Verhalten der Achtung, die er ſeinem Vater und Herrn ſchuldig war, ſo freventlich Hohn, daß die Langmuth des Fürſten ihr weitgeſtecktes Ziel erreichte, das Vatergefühl verſtummte und der beleidigte Monarch ſeinen Sohn nach D..... verbannte, der von ihm ſehr geliebten Gemahlin deſſelben aber das Anerbieten machte, mit ihrem einzigen Kinde, einem Knaben, bei ihm zu bleiben.

Sophie konnte nicht umhin, die Gerechtigkeit dieſes Verfahrens anzuerkennen; ſie dankte dem Fürſten für die ihr geſchenkte Huld, und nicht einen Augenblick darüber zweifelhaft, was ihr zu thun obliege, erklärte ſie mit Feſtigkeit, ſie wolle ihren Gemahl nach D..... begleiten, nicht ermüden im ſanften Warnungsruf, treu ausharren im Anregen zur geiſtigen Erhebung des Gefallenen und ſo den heiligen Geſetzen der Ehe Folge leiſten.

Der Fürſt drückte ergriffen einen dankbaren Kuß auf die Stirne der ſanften und doch ſo muthigen Frau, und wenn er fernerhin mit Zorn und Bitterkeit des Sohnes gedachte, der ſeinem Leben ſo vielen Gram gegeben, ſo geſellte ſich dieſen fluchähnlichen Gedanken ein ſtiller Segenswunſch für den Engel bei, der dem Verbannten gefolgt war und gleichſam verſöhnend zwiſchen ihm und dem Himmel ſtand.

Die Verbindung, in welche der Erbprinz ſchon ſeit längerer Zeit mit Frau von Speſſart ſtand, und die auch ſeine Verbannung nach D..... nicht aufhob, ſpäterhin Welly's Bekanntſchaft und das glühende Verlangen, dies liebenswürdige Mädchen ſich eigen zu machen — beſchäftigten Joſephs Intereſſe dergeſtalt, daß er darüber ſeine wilden Vergnügungen vergaß, und über der Ausführung ſeiner heilloſen Plane brütend, in eingezogener Stille lebte.

Die getäuſchte Sophie freuete ſich unter Thränen, ihren Gemahl für ein reineres Leben gewonnen zu ſehen, während er nie weniger als jetzt geneigt war, dieſe Hoffnung zu erfüllen.

Unſere Leſer wiſſen bereits, daß bald nach der Ausführung dieſer hölliſchen Plane der alte Fürſt ſtarb, und Erbprinz Joſeph ſeinem Vater nun in der Regierung folgte; ſie werden ſich ferner erinnern, daß das einzige Kind deſſelben mit Welly an einem Tage vollendet ward. Die Nachricht von dieſem traurigen Falle gelangte durch eine Eſtaffette nach S...... woſelbſt Leonore und Eugen einer, ſich zum dritten Male erneuernden Elternfreude entgegenſahen.

Da die Fürſtin Sophie bei einer letzten Entbindung von einem todten Kinde ſo viel gelitten hatte, daß die Aerzte erklärten, ſie werde ſchwerlich noch einmal Mutter werden, ſo ertheilte die Kunde von dem Ableben des kleinen Franz, Eugens Sohne, dem dreijährigen Albino das Anrecht des Erbprinzen.

Eugen genoß in der That eines ſo ſeltenen, hohen, menſchlichen Glückes, daß der faſt einzige Schmerz ſeines Lebens, der Kummer um den unwürdigen Bruder, um ſo greller die heitere Ruhe ſeiner Seele unterbrach. Er leitete die unglückliche Richtung, welche die Charakterausbildung Joſephs genommen, wohl mit Recht, aber doch allzu ausſchließend davon ab, daß dem Letzteren von der Wiege an als dem fürſtlichen Nachfolger geſchmeichelt worden ſei, und man aus Achtung für dieſe Anwartſchaft ſelbſt ſeinen Fehlern allezeit gehuldiget habe. Bei ſolchen Betrachtungen ſegnete er jedesmal dankbar den weiſen Rath des verewigten Fürſten, welcher ihn dem Einfluſſe der höfiſchen Umgebungen entrückt und ihm in dem Grafen Harrau einen Erzieher gegeben hatte, der eben ſo einſichtsvoll als pflichttreu bemühet geweſen war, ſeinen Zögling auf einen Standpunct zu erheben, auf welchem er die Beſtrebungen der Schmeichelei und des Eigennutzes zu tief unter ſich erblickte, um ihnen einigen Einfluß auf ſich zu geſtatten. Schon zuweilen war in dem Prinzen Eugen der Gedanke aufgeſtiegen, ſeinem Sohne ein ähnliches Jugendglück, wie er ſelbſt es genoſſen, zu Theil werden zu laſſen, und denſelben ſeinem Freunde Harrau, Eliſabeths Gemahl, mit welchem er in der innigſten Verbindung geblieben war, anzuvertrauen; doch, wie es wohl öfter zu geſchehen pflegt, daß der Menſch in den Tiefen der Seele einen Entſchluß heget, deſſen Ausführung er weniger von ſeiner Willkür, als von dem Drängen des Augenblicks abhängig macht, ſo hatte auch Prinz Eugen in ahnungsvoller Erwartung irgend einem Ereigniſſe entgegengeſehen, welches dieſen Gedanken zur That geſtalten ſolle.

Jetzt ſtarb der kleine Erbprinz, und Eugen fühlte klar und deutlich, nun oder niemals könne und müſſe ſein Lieblingswunſch in Erfüllung gebracht werden. Behutſam machte er Leonore mit ſeinem Plane vertraut, entwickelte der Ueberraſchten die Gründe dafür, welche alle Bezug auf den heißen, väterlichen Wunſch nahmen, dem geliebten Kinde die Unverdorbenheit des Herzens, die Freiheit der Geſinnung, die Würde des Menſchen zu ſichern, ohne welche Vorzüge daſſelbe die Pflichten des Herrſchers niemals im vollen Umfange würde erfüllen können. Er wolle, um der Erreichung dieſes ſchönen Zweckes gewiſſer zu ſein, den Knaben lieber in gänzlicher Unbekanntſchaft mit ſeinen künftigen Erwartungen, und, wäre es möglich — mit ſeinem Namen und den Verhältniſſen ſeines Standes erziehen laſſen.

Leonore blickte während dieſer Verhandlung mit lächelndem Munde, aber feuchten Augen auf den kleinen goldhaarigen Liebling, der muthigen Sinnes ſein Steckenpferdchen tummelte und unbeſorgt das Loos ſeines Lebens über ſich werfen ließ.

„Und wird Eliſabeth die Mühen der Erziehung gern übernehmen wollen?" fragte Leonore, den leiſen Widerſpruch des Mutterherzens hinter dieſem Einwurfe verbergend.

„Eliſabeth? die gefällige, gütige Freundin? Die freundliche Geſpielin meiner Kindheit, wird gewiß dieſen unzweideutigen Beweis meiner Achtung zu würdigen, mein Vertrauen zu rechtfertigen wiſſen," war die Antwort des Prinzen, aber während er ſo Leonorens Zweifel bekämpfte, war er ſelbſt ungewiß darüber geworden, ob auch Eliſabeth mit voller Zuſtimmung ihrer Neigung die, ihr zugedachte wichtige Obligenheit übernehmen würde. „Denn wer," ſo ſchloß er das ſtille Gedankengeſpräch, „ergründet die tauſend Falten des weiblichen Herzens?" Er ſchrieb dieſer Ueberlegung zufolge an den Grafen Harrau und bat dieſen um einen baldigen Beſuch, doch möge er allein kommen und ſeiner Frau dieſen einladenden Brief, ſo wie, wohin er reiſe, vorerſt verſchweigen. Und der Graf leiſtete dem Wunſche und Willen ſeines Freundes Folge. Indem er nun bei ſeiner Ankunft die Bedenklichkeiten Leonorens und ihres Gemahl, glücklich hob und zur Begründung ſeiner Ausſagen, den theuren Vertrauten nicht ohne Wehmuth entdeckte, wie das vergebliche Sehnen nach Elternfreuden den ſtillen Frohgenuß ſeines Ehelebens verbitterte, erhielt Eliſabeth, wie wir bereits wiſſen, das liebliche Weihnachtsgeſchenk Joſephine.

Es ward nun zwiſchen den Freunden beſchloſſen, daß der kleine Albino bald mit ſeinem neuen Erzieher reiſen ſolle, um der bangen Mutter deſſelben das Vorgefühl der herben Trennung zu erſparen, daß man den Knaben, der nur dämmernde Erinnerungen mit ſich nehmen konnte, die Meinung beibringen wolle, als ſei ſein Vater ein unbemittelter Edelmann, Namens Baron von Liſtov; und Graf Harrau, ein Freund deſſelben, habe den kleinen Albino zu ſich genommen, um dem Erſteren die, von mehreren Kindern in Anſpruch genommenen Vaterſorgen zu erleichtern.

Noch ward feſtgeſetzt, daß alljährlich auf einem entlegenen Gute des Grafen ſich der Prinz, begleitet von ſeiner Gemahlin, und das gräfliche Paar, begleitet von Albino, einige Tage ſehen wollten. Doch natürlich müßten die Umgebungen, unter welchen die Erſteren erſcheinen ſollten, dem Vorgeben des Grafen entſprechend ſein. —

Es geſchah nun, wie man beſchloſſen hatte; jedes Jahr ſchenkte den hohen Freunden frohe Stunden des heiterſten Genuſſes. Immer befriedigter drückte Leonore das entbehrte Kind an das ſelige Herz, und immer heißer ward die Umarmung, in welcher Prinz Eugen dem würdigen Erzieher ſeines Sohnes das wortloſe Dankgefühl auszudrücken ſtrebte.

Zum dritten Male kränzte der Frühling Welly's ſtillen Hügel, und immer noch hatte der trauernde Dichter weder Lebensmuth noch Lebensfreude wieder gewinnen können. Zwar war auch ihm der Gewinn zu Theil geworden, welchen die Vorſicht reinen Herzen zur Entſchädigung für ſchwere, irdiſche Verluſte beſtimmte, ein helleres Ahnen der Wahrheit, ein innigeres Vertrautwerden mit dem Ewigen, ein gewiſſeres Hoffen auf himmliſche Vergeltung; aber die Blüthe des Jugendglücks war ihm doch auf immer gebrochen. Die Erde war ihm ein weites Trauerhaus, ſeit die Freundliche ſie nicht mehr bewohnte, und jede, auch die leiſeſte Berührung rief den ungeheuren Schmerz wach, den nicht Welly's Hingang, ſondern die Art und Weiſe, wie ſie dem Tode geweihet worden war, veranlaßt hatte, und der die ſonſt ſo ruhige Bruſt voll Frieden und begeiſterter Geſänge zu einer brennenden Wunde machte. Unter den Linden, die hoch und ſchattig das liebe Grab umflüſterten, hatte er ſich einen

Raſenſitz bereiten laſſen. Hier ſaß er oft in ſtiller Morgenſtunde oder in der Ruhe des Abends; leiſe und ſchaurig ſäuſelte die Luft durch ſeine Locken, rauſchte in dem grünen Schattendach der Blätter und berührte in heimlichem Flüſterſpiel die Blumen, welche der theuren Aſche entblühet waren. Es war dem trauernden Eginhard wohl in ſolcher Stille. Hier beſchwichtigte er das unendliche Sehnſuchtsweh ſeines Herzens durch traute Erinnerungen und ſüße Seelengeſpräche mit der Verſtorbenen, und wenn er, von der geiſtigen Anſtrengung ermattet, die tiefgeſenkten Augen erhob, und der Mond ihn aus goldnen Wölkchen mild anſtrahlte, da war es ihm, als lächelte Welly's verklärtes Bild ihm Troſt und Beruhigung zu.

„Und iſt das ganze Leben nicht eine einzige Stunde des bängſten Heimwehes, welches uns die heilige Bürgſchaft für eine befriedigendere Fortdauer leiſtet?“ ſagte er einſt an dieſer Stelle zu ſich ſelbſt; „werden wir nicht von dem erſten Lebenshauche an, im Entſagen geübt, um fähig zu ſein, Schöneres zu empfangen? Weint nicht ſchon der Säugling Thränen der Entbehrung, wenn die ſüßen Quellen der erſten Nahrung ihm verſchloſſen werden? Siehet nicht das Kind ſeine liebſten Spiele ſich entriſſen? der Jüngling die kühnen Götterträume zu matter Wirklichkeit werden? der Mann die hohen Entwürfe der Thatenluſt und Ehrbegierde in Trümmer ſtürzen, und der Greis in demüthigem Verzichten und in dem hoffenden Hinblick auf ein zuverläſſigeres Jenſeits, daß Alles hienieden eitel ſei? — Reißt nicht jedes Jahr irgend ein werthes Gut von unſern Herzen, deſſen Schläge wohl öfter vom Schmerze gepreßt, als von der Freude gehoben werden? Und iſt nicht ſelbſt das Verlangen des Glücklichſten tief und unabwendbar nach dem fernen

Vaterhauſe gerichtet, wo wir in den Armen der ewigen Treue von den Mühen dieſer irdiſchen Wallfahrt ausruhen werden, wo die Vergänglichkeit keine Macht mehr über uns hat, und die höchſte Gerechtigkeit ihr unbeſtochenes Walten unverſchleiert üben wird? Was klage und trauere ich denn nun, daß meine gute Welly dies herrliche Ziel ſo früh erreichte? O mein Schmerz iſt Selbſtſucht! — Wenn ein Paar liebende Freunde genöthiget ſind, ſich auf kurze Zeit zu trennen, o! wie miſcht ſich bei dem Zurückgebliebenen in das Bangen des Alleinſeins das ſüße Vorgefühl des nahen, freudigen Wiederſehens! Wie wichtig ſind ihm die Aufträge des Geſchiedenen; welche Befriedigung findet er für ſein ſehnendes Herz in dem genaueſten Genügen derſelben! — Iſt Welly nicht auch mir vorangegangen? Und habe ich wohl ihren letzten Wunſch erfüllt, als ſie mich ſterbend bat, gefaßt und ruhig zu ſein?"

Dieſe letzte Gedankenreihe führte Eginhard ſehr natürlich auf Welly's wichtigſte Verlaſſenſchaft, auf Joſephine. Mit tiefer Beſchämung dachte er daran, daß er ſich bis jetzt damit begnügt habe, dies einzige Andenken an die geliebte Schweſter in treuer Obhut zu wiſſen, daß er es wiederzuſehen noch niemals bemühet geweſen ſei. Er entwarf ſogleich einen Plan, die verſäumte Pflicht zu erfüllen, und eilte bei dem nächſten Morgengrauen, mit der Guitarre im Arme, die er meiſterhaft ſpielte, dem fernen Harrau zu.

Der Sonne goldene Strahlen ſpielten zitternd auf den ſilbernen Saiten; die Lüfte ſtreiften, Geiſtermelodieen hauchend, darüber hin. Auch in der erleichterten Bruſt des jungen Dichters erwachten Lieder; die Poeſie erhöhte ſein reines Naturgefühl und eine ſchwere Feſſel fiel von ihm ab. So, wonnig träumend, brachte er den ganzen Tag mit der kurzen Reiſe zu, und ſchon warf die Sonne lange Schatten, als er an dem hohen Gitterthore ſtand, welches den Eingang zu dem großen Garten bildete, der dicht an das Schloß gränzte.

Graf Harrau war in Geſchäften verreiſt; die Gräfin ſaß, mit weiblicher Arbeit beſchäftiget, in einer blühenden Roſenlaube unfern des Eingangs, zu ihren Füßen ſpielten die beiden Kinder. Eginhard weidete ſich lange, ſtumm und lauſchend, an dem Anſchauen der reizenden Gruppe. Er ſah Eliſabeth, die einſt ſo glühend geliebte Eliſabeth wieder, und ſie war noch ſchöner, noch liebenswürdiger geworden, denn aus ihren Zügen, welche damals den Ausdruck eines ſtillen Kummers trugen, lächelte heut ſüße Zufriedenheit und reine Mutterfreude. Nun fiel ſein Blick auf Welly's kleines Abbild, und ſein Herz ſchwoll von Entzücken. Er ſah, wie das roſige Engelsgeſichtchen von lichtbraunen, weichen Löckchen umflattert wurde, wie die runden, weißen Aermchen, in denen ſich Grübchen, wie mit Morgenroth gefärbt, bildeten, die Fülle der kernhafteſten Geſundheit zeigten. Das feingeſtickte, mit koſtbaren Spitzen gezierte Gewand, womit die Kleine geſchmückt war, bewies, daß die Gräfin ihren Pflegling wie ein eigenes Kind halte.

Der Anblick des kleinen Weſens knüpfte die lockergewordenen Bande, mit welchen Eginhard an das Leben ſich gebunden fühlte. Jetzt erblickt Albino den Lauſcher. Er machte die Mutter aufmerkſam auf die Erſcheinung, und Eliſabeth, eine Freundin der Tonkunſt, ließ Eginhard durch den Knaben erſuchen, ſie durch ſein Spiel zu vergnügen. Eginhard gehorchte; doch ſchon nach den erſten Accorden wollte es die Gräfin bedünken, als ſei der Künſtler nicht von gewöhnlichem Schlage, auch ſchien ihr ſeine Kleidung höchſt anſtändig, und ſein gramvolles, bleiches Geſicht, ſprach ſie mit dunkeln, in weiter Ferne ſchwebenden Erinnerungen an.

Eginhards kunſtfertige Hände durchirrten lange die Saiten und entlockten ihnen die zarteſten Klänge, ehe ſich die im ſüßeſten Schmerz zuckende Lippe zur Dollmetſcherin ſeiner mächtig emporſchwellenden Empfindungen brauchen ließ. Endlich vermählte ſich in ihm Gedanke und Gefühl in folgenden Bildern. Er ſang:

In des Lenzes lauen Lüften
Wiegſt du, holde Roſe, dich!
Unter deines Kelches Düften.
Birgt die zarte Knospe ſich.
Treues Blumen-Mütterlein!
Willſt dem Sprößling Schutz verleihn?
Wer hat Deinem ſtummen Leben
Solchen Liebeshauch gegeben?

In des Waldes ſtillen Hallen,
In der Laubnacht Dämmerſchein,
Da, wo tauſend Stimmen ſchallen
Durch den kühlen Schattenhain,
Dort ſchwillt rege Mutterluſt
Auch des Vögleins kleine Bruſt;
Und in ſeines Liedes Klange
Tönt die Liebe froh und bange.

In des Hauſes ſichrer Mitte,
Bei der Laren heil'ger Huth,
Da, wo zarte Frauenſitte
In der Anmuth Weſen ruht,
Schläft das Kind im Mutterarm

So geborgen, ſüß und warm;
Und im Blick voll trunkner Wonne
Flammt der reinſten Liebe Sonne.

Aber wer am milden Herzen
Die verlaſſ'ne Waiſe hegt,
Und das Kindlein fremder Schmerzen,
Wie das eigne liebt und pflegt,
Hat für ſolchen Engelsſinn
Freud' und Friede zum Gewinn,
Und des Himmels Engelsſchaaren
Werden ſeines Glückes wahren.

Die Kinder waren aufgeſprungen und ſtanden vor dem Sänger in horchendem Erſtaunen. Albino's klare, verſtändige Augen folgten unabläſſig dem gewandten Spiele der Hände des Künſtlers; und die kleine Joſephine ſtand mit gefaltenen Händchen und lächelndem Munde vor dem wunderbaren Quell der Melodie.

Der lauſchenden Eliſabeth war die Arbeit entſunken; es ward ihr klar, daß dieſer Geſang eine Feier ihres ſtillen Verdienſtes ſei. Das Wunderſame dieſer Huldigung rührte mit einem leiſen Schauer an ihre Nerven, und das Lied des blaſſen Sängers fand in den Tiefen ihres Gemüthes einen ſanften, harmoniſchen Nachhall.

Namenloſe Empfindungen verſenkten ihren beſonnenen Geiſt in ein ſüßes Träumen, aus welchem ſie ein Bedienter weckte, der kam, um der Gräfin eine häusliche Vorfallenheit zu berichten. Eliſabeth befahl, daß Wein gebracht werden ſolle; mit eigener Hand ſchenkte ſie ein ſchöngeſchliffenes Deckelglas voll, winkte den Knaben herbei und übergab ihm das Glas mit der Weiſung, es dem Fremden zu bringen und ja recht behutſam zu gehen, dann zog ſie aus dem kleinen, ſilbernen Börſennetz ein ſeltenes Goldſtück, dies zu gleichem Zweck der bittenden Joſephine reichend. Die beiden Kinder ſtanden, wie zwei Genien, mit ihren Gaben vor dem Dichter; er nahm das Glas, leerte es, ſich tief verbeugend, auf das Wohl der Geberin; dann riß er Joſephine empor an ſein Herz, bedeckte ſie mit zahlloſen Küſſen und Thränen, entzog ihrer einen Hand eine junge Roſenknoſpe, welche das Kind erſt gepflückt hatte, und, nicht mehr mächtig, den Ausbruch ſeines Gefühls zu beherrſchen, eilte er von hinnen.

Die rothgeküßte Kleine hob das Goldſtück, welches in den Sand gerollt war, auf und brachte es traurig der Mutter zurück. Wie ein Blitzſtrahl die Nacht erleuchtet und die Irrenden zurecht weiſet, ſo drang der Gedanke hell und klar jetzt auf einmal in die Seele der Gräfin, daß der fremde Sänger jener nachbarliche Jüngling und der Bruder der engelſchönen Welly geweſen ſei, die, die — — — ſie wußte nun alles. Zum zweiten Male war ſie nun durch ein ihr unbegreifliches Etwas verhindert worden, ihn früher zu erkennen, als bis er ihr entſchwunden war. Unter den leiſen Bebungen unausſprechlicher Gefühle, drückte ſie die kleine Waiſe an ihre hochklopfende Bruſt; und das Andenken an dieſe Stunde blieb ihr ſüß und lohnend und erfüllete ſie mit Ahnungen himmliſcher Vergeltung. Eginhard aber kehrte mit ſtiller Freude zurück; ein dunkles Verlangen, das genoſſene Glück mitzutheilen, beflügelte ſeine Schritte, aber des Körpers Kraft war erſchöpft, und die lähmende Ermüdung, welche er faſt ſchmerzend empfand, nöthigte ihn, die Nacht in einem Dörfchen auszuruhen. Doch wie des Frühlichts dämmernder Schein den Weg ſichtbar machte, entſtieg er raſch und rüſtig dem ärmlichen Lager und eilte der einſamen Heimath zu. Noch ehe er dieſelbe erreichte, beſuchte er, von heißer Sehnſucht getrieben, Welly's Ruheſtätte. „O meine Welly! freue Dich in Deinen Himmeln, wie ich mich freue," rief Eginhard, und ſenkte die wehmüthigglänzenden Blicke auf den blumengeſchmückten Hügel. Aber das Grab blieb ſtumm; nur ein kühler Morgenwind ſchaukelte mit beinahe unhörbarem Säuſeln die Thautropfen auf Grasſpitzen und in Blumenkelchen. Ein heimliches Grauen erfaßte Eginhard; er fühlte in dieſem Augenblicke die beengenden Schranken der phyſiſchen Natur für das Streben des Geiſtes, und verſtummte in demüthigem und kindlichem Hoffen auf den Tag der Befreiung.

Von Jahr zu Jahr hatte der Chriſtbaum auf Schloß Harrau im vollſten Lichte geblüht und Früchte des Segens getragen. Obgleich der Knabe Albino zum ſchlanken Jüngling herangewachſen war, und Joſephine, ein zartes Mädchen ſchon, leiſe in den Ernſt der Jungfrau überging, ſo wollten doch beide die Weihnachtsfreude nicht entbehren. Sie waren Kinder geblieben an Sinn und Gemüth, und die Gräfin hatte nicht aufgehört, ihre Mutter zu ſein.

In religiöſer Andeutung ging ihnen das Licht der Weihnacht immer höher auf, und immer tiefer drang dieſer lebendige Strahl in ihre empfänglichen Seelen. Einſt ſagte Albino: „Mutter! wenn ich den Sternenhimmel ſehe, ſo kommt er mir wie ein Chriſtbaum vor, weil ich nichts Lieberes weiß. Die größte Freude iſt uns gewiß dort oben beſcheert."

„Gewiß!" ſagte die Gräfin, und ihr Blick ſchimmerte in Freudenthränen. „Und ich fühle mich arm, mein unausſprechliches Gefühl dabei auszudrücken," ſagte Joſephine ſehr leiſe.

Die Gräfin drückte ſie an ihre Bruſt und ſprach: „Gieb Gott Dein Herz, ſo wird er Dir jede Kraft verleihen, deren Du bedarfſt!“

So hatte Eliſabeth ihre beiden Pfleglinge zu Verehrern des Göttlichen gebildet.

Albino, in friſcher Kraftfülle blühend, vereinigte in ſich die ſanfte Weichheit ſeines Vaters mit der feſten Entſchloſſenheit, der kühnen Männlichkeit ſeines Erziehers. Ein hervorſtechender Zug in ſeinem Charakter war die Gerechtigkeitsliebe, ſelbſt der Schatten der Unterdrückung konnte ihn zu edelm Zorn entflammen. Aber Eliſabeth hatte mit frommem Sinne dieſe Neigung in die ſanften Bande der Religion gelegt; ſie hatte ihn gelehrt verzeihen, ſegnen und nach Triumphen ſich ſehnen, welche man nicht über ſchuldloſe Feinde, ſondern über das eigene, von wilden Leidenſchaften und ſträflichen Wallungen empörte Herz gewinnt.

Joſephine war das täuſchend ähnliche Bild ihrer Mutter, obgleich ein anderer Geiſt dieſe lieblichen Züge beſeelte. Kindliche Heiterkeit, lächelnde Grazie, hingebende Güte hatten ſich in Welly's ſchönem Geſichte, in ihrem gewinnenden Geberdenſpiele ausgedrückt. Stille Hoheit, tiefer Frieden, milde Holdſeligkeit ruheten auf Joſephinens zarter Geſtalt, blickten aus den klaren, treuen, von langen ſeidenen Wimpern beſchatteten Augen, lächelten um den feingeformten roſigen Mund und gaben der ganzen Haltung des Mädchens den Charakter der Würde. Hätte Welly eine Erzieherin wie Eliſabeth gehabt, dies reine Weſen würde der Verführung nicht zum Raube geworden ſein. Joſephine ſtellte den ſiegenden Reiz ihrer Mutter in höherer Vollendung dar.

Albino und Joſephine hingen mit unausſprechlicher Liebe an ihren Pflegeeltern; vorzüglich war ihnen die Gräfin das treueſte Bild der Vorſehung. Ein Augenwinken der geliebten Mutter war beiden der unumſtößliche Befehl ein Wunſch von ihr das ſtrengſte Machtgebot, und willig hätten ſie das ſchwerſte Opfer gebracht, wenn ſie dadurch der geliebten Mutter die kleinſte Freude hätten bereiten können. Unbeſchreiblich jedoch war das innige Verhältniß, welches zwiſchen den beiden Zöglingen ſelbſt herrſchte. Sie fühlten mit einem Herzen, ſie dachten mit einem Geiſte. Sorgenvoll, die Stirn in die weiße Hand gelegt, ſaß Eliſabeth oft und heftete die bekümmerten Blicke auf ihre Lieblinge, wenn ſie traulich flüſternd Bilder der Zukunft entwarfen, Albino mit kühnem Sinne die Zeichnung entwerfend, Joſephine mit reicher Phantaſie und warmer Liebe die Farben auftragend. Doch wie verſchieden ſie ſich bald dieſe, bald jene Seite des Lebens vorſtellen mochten, nur im innigſten Zuſammenſein dachten ſie ſich jedes Geſchick.

„O meine Kinder!“ ſagte einmals die Gräfin wehmüthig zu ihnen, „und wenn das Schickſal Euch trennen ſollte?“

„Uns trennen?“ wiederholte Albino, und ſein feuriges Auge funkelte ſtärker, als wolle es ſagen: welche Macht würde dies vermögen? „Uns trennen?“ wiederholte auch Joſephine, und die frohe Stimme erſtarb in leiſen, traurigen Klängen, und eine ſchwere Thräne ruhete in ihrem Laufe in dem Purpur des Wangengrübchens aus. — Aber Eliſabeth hatte im Geiſte der Ahnung geſprochen.

Die Zeit war nun gekommen, in welcher Prinz Eugen ſeinen Sohn mit deſſen wahren Verhältniſſen bekannt machen wollte. In den erſten milden Frühlingstagen ſollte die gewöhnliche jährliche Zuſammenkunft ſein, und ein Brief des Prinzen ſprach deſſen, wie Leonorens heißen Wunſch aus, daß Eliſabeth, welche im Laufe der verfloſſenen Jahre durch Kränklichkeit oder andere beſtimmende Urſachen einige Male abgehalten worden war, ihren Gemahl zu begleiten, diesmal ja nicht fehlen dürfe.

Schon war in mehreren Wechſelſchreiben der Tag der Abreiſe anberaumt worden, und obgleich Graf Harrau nicht von dem Vorhaben ſeines Freundes unterrichtet war, ſo ahnete er es doch, von den beſonderen Vorrichtungen des diesmaligen Zuſammenſeins dazu veranlaßt. Da erkrankte die Frau des Hausmeiſters auf dem Schloſſe, und Eliſabeth ward unruhig. Theils bedrückte es ihr gütiges Herz, der guten Kranken nicht mit zarter Theilnahme und thätigem Beiſtande die Zinſen des Capitales zurückzahlen zu können, welches die verdienſtvolle Frau ſich in zwanzigjähriger Treue und beſonnener Hülfsleiſtung in jeglicher Noth in dem Herzen ihrer Herrſchaft angelegt hatte, theils ängſtigte ſie die Befürchtung, das Schloß nicht unter zureichender Aufſicht zu laſſen, da die Zerſtörung, welche in der Familie des Hausmeiſters herrſchte, auch zerſtreuend auf die ganze Dienerſchaft wirkte.

Wie ſehr auch immer Graf Harrau die menſchlichen und hausmütterlichen Rückſichten ſeiner Gemahlin ehrte, ſo fand er doch diesmal das Verlangen der fürſtlichen Freunde von überwiegender Bedeutung, und Eliſabeth wagte es nicht, dem ernſten Gemahl zu widerſprechen. Doch Joſephine trat vermittelnd zwiſchen Beide.

Mit anmuthiger Beſcheidenheit und dem entſchiedenen Ausdrucke zuverſichtlichen Bewußtſeins eigener Kraft bat ſie die Mutter, ſie daheim zu laſſen und ihr in dem Anvertrauen der Kranken, wie in der Aufſicht über das Haus und deſſen anſehnliche Dienerſchaar einen ehrenden Beweis von zutrauensvoller Würdigung des guten Willens, wie der erforderlichen Fähigkeit zu geben. Die Gräfin fühlte ſich gerührt, und gewährte; und der Graf drückte die muthige Kleine an ſeine Bruſt und nannte ſie ſeine Goldtochter. Aber Albino vernahm mit ſchmerzlichem Erſtaunen, daß Joſephine nicht mitreiſen würde. Es erfaßte ihn ein fürchtendes Bangen, eine gegenſtandloſe Angſt, er konnte ſich des trüben Gedankens der Trennung nicht erwehren; und vergebens ſuchte ihn Eliſabeth, der er ſein Weh vertraute, durch die Vorſtellung zu beruhigen, daß des Wiederſehens Freude bei weitem dieſen ſchnell vorübergehenden Schmerz aufwiegen werde.

Die Hausmeiſterin befand ſich bald nach der Abreiſe des gräflichen Paares mit Albino etwas beſſer. Joſephine übte treu und verſtändig die übernommenen Pflichten und weidete ſich an dem Gedanken, die geliebte Mutter mit der frohen Nachricht überraſchen zu können, daß die Kranke auf dem Wege zur Geneſung und alles in beſter Ordnung ſei. So ſchwanden die Tage ſchnell und vergnüglich dahin; an dem morgenden Abende wollten die Reiſenden wiederkehren.

Joſephine ſtand nach einem thätig verlebten Tage im einſamen Schlafgemache und löſete die Feſſeln des dunkelbraunen Haares, daß es im üppigſten Lockenreichthum frei um den ſchneeweißen Hals flattern konnte. Da donnerte ein Reiſewagen eiligſt vor das Schloß. „O Gott! ſie kommen! ſie kommen ſchon heute!“ rief Joſephine in überſtrömender Freude und zog ſo heftig an der ſeidenen Klingelſchnur, daß der Schall der ſilbernen Glocke klingend durch die Wölbungen des Schloſſes hallte. Nun riß ſie die flammende Kerze vom Nachttiſch und eilte mit beflügelten Schritten den lieben Ankömmlingen entgegen. Aber gelähmt vom Schreck und dem unangenehmen Gefühle der getäuſchten Erwartung, ſtand ſie plötzlich wie erſtarrt auf den unterſten Stufen der Treppe, als ihr ein junger Mann in Uniform einen älteren, deſſen Geſtalt ein weiter Reiſemantel verbarg, entgegenführte.

Joſephine beugte ſich vorwärts, um die Fremden zu erkennen; der Kerze flackernder Schein warf einen bleichen, geiſterartigen Schimmer über ihr Geſicht, die langen wehenden Locken wurden von der ſcharfen Zugluft wie empörte Wellen auf und nieder getrieben. Jetzt warf der Mann im Mantel einen furchtbaren Blick aus tiefen erloſchenen Augen auf Joſephinens Erſcheinung und mit durchdringendem Schrei: „Heiliger Gott! es iſt Welly!“ ſank er bewußtlos zur Erde.

Joſephine ſchrie laut auf; auch der Führer rief ängſtlich nach Hülfe. Domeſtiken ſtrömten herbei, und der Fremde, der kein Anderer als der Fürſt war, ward ſchnell in das prächtigſte der Gaſtzimmer getragen. Auch gelang es den vielen vereinten Bemühungen der Beiſtändigen, ihn bald ins Leben zurückzurufen. Er ſah ſcheu und wild umher und befahl mit matter, tonloſer Stimme, daß ſich jetzt alles, nur den vertrauten Adjutanten ausgenommen, entfernen ſolle. Nach einem kurzen Zwieſprach mit dieſem ließ er Joſephine erſuchen, ihm ihre Gegenwart zu ſchenken, und das erſchrockene Mädchen leiſtete ängſtlich, aber gehorſam dem Rufe Folge.

Die Nemeſis hatte an dieſem Abende den Fürſten ereilt. Auf einer geheimen Reiſe, auf welcher ihn nur ſein vertrauter Adjutant begleitete, überraſchte den Fürſten ein heftiger Schwindel, verbunden mit einem unerträglichen Uebelbefinden. Noch war die Reſidenz mehrere Meilen entfernt, und der beſturzte Reiſegefährte dachte mit tödtlicher Angſt daran, daß den Fürſten ein Schlagfluß treffen könnte. Mit ſiegender Beredſamkeit drang er in den hohen Patienten, bei dem Grafen Harrau einzukehren, deſſen Gute ſie ſich näherten.

und ſich der nöthigen, hoffentlich dort vorzufindenden Stärkungsmittel zu bedienen. Dem Fürſten ward von Minute zu Minute übler; und obgleich er den Grafen Harrau nie hatte leiden können, ſo überwand doch jetzt die gebietende Noth den leiſe ankämpfenden Widerwillen. Man langte an; ein herbeieilender Bedienter gab dem fragenden Adjutanten den Beſcheid, die Herrſchaft ſei nicht zu Hauſe. „Um ſo beſſer,“ dachte der Adjutant, mit den Geſinnungen ſeines Herrn vertraut. Aber als dieſer jetzt das bleiche Geſicht erhob, und das ſchwebende Mädchen erblickte, da fiel die gewaltige Hand der Vergeltung auf ſein ſchuldbeladenes Haupt herab denn — grade in dieſer Kleidung, in derſelben Stellung, ein Licht in der emporgehobenen Hand, hatte Welly einſt auf das Geheiß der Frau von Speſſart den ungekannten Verführer empfangen, und Joſephine war, wie ſchon geſagt, Welly's ähnlichſtes Bild. Die Lebensgeiſter des Fürſten erwachten, aber mit ihnen die Furien des beleidigten Gewiſſens. Er hatte ſeit den funfzehn Jahren, welche über das Verbrechen hingerauſcht waren, ſehr ſelten an die ermordete Welly gedacht, und die Geopferte über neuen Opfern ſeiner Sinnenluſt vergeſſen.

Jetzt, als ihn die ſchnelle Veränderung, welche in ſeinem Körper vorging, an das Ziel erinnerte, welches eben ſo gut dem verderblichen Laufe des Böſen, als den ſegensvollen Schritten des Tugendhaften geſteckt iſt, jetzt, da ein herannahendes Fieber ſeine Nerven in ungewöhnliche Spannung verſetzte, erblickte er Joſephine, und in ihr Welly's rächenden Geiſt.

O! welch ein Zauberſpiel iſt das Gewiſſen! Dem Bewußtſein des Guten erſcheint die Welt als ein weites Eden; in jedem Menſchen erblickt er einen wohlwollenden Freund, einen künftigen Wohlthäter. Von jeder kommenden Stunde erwartet er den verdienten Segen, und muß er auch die dunkeln Pfade der Trübſal wallen, o! ſo harret er geduldig und im kindlichſten Hoffen, bis die freundliche Heimath erſcheine, zu deren Eintritte er den gerechteſten Anſpruch im reinen Herzen trägt.

Nicht ſo der Tugendloſe. Dieſem dünkt die Welt eine ſchwarze Verrätherhöhle; in jedem Fremden ſiehet er einen Rächer ſeiner Unthaten, einen Mitwiſſer ſeiner geheimen Verbrechen. Die Gaben, welche das Leben ſo reich ihm bietet, erfreuen ihn nicht, ſcheu wendet ſich ſein Blick von ihnen hinweg und auf das Richtſchwert der Vergeltung, welches an des Zufalls feinſtem Haare über dem Haupte ſchwebt, das den Unterirdiſchen verfallen iſt. Dieſe Stimmung war es, welche den Fürſten in Joſephinens ſanfter Geſtalt eine drohende Furie, in der Kerze ruhigem Schein die bluthrothe Gluth einer Fackel, in dem weichen Geflecht der dunkeln Locken das gräuliche Gewirre ziſchender Schlangen erblicken ließ.

„Wer war das Mädchen?“ war des Erwachenden erſte Frage an ſeinen Vertrauten. „Eure Durchlaucht meinen wahrſcheinlich die junge Grä[illegible] Harrau? O das iſt ein Engel! Eine wahre Hebe an [illegible]dreiz! Ein göttliches Geſchöpf!“ antwortete der Adjutant. Der Fürſt legte ſinnend die Hand an die Stirne. „Irre ich nicht,“ ſagte er nach einem Weilchen, „ſo war die Ehe des Grafen Harrau kinderlos.“ Er verſank in ein düſteres Gedankenbrüten. Als er ſich ein wenig erholt hatte, ſagte er dem Adjutanten, daß dieſer die junge Gräfin erſuchen möge, ſich in das Krankenzimmer zu bemühen; er wolle ſich gern ſelbſt bei ihr der gemachten Störung wegen entſchuldigen. Der Adjutant gehorchte und Joſephine erſchien. Gewaltſam den heftigen Eindruck beherrſchend, welchen Joſephinens abermaliges Erſcheinen auf ihn hervorbrachte, entſchuldigte ſich der Fürſt darüber, daß er der Einſamen ein Erſchrecken verurſacht habe, und erklärte in einigen Worten die Veranlaſſung ſeines, wie er es nannte — unbeſcheidenen Ueberfalles. Joſephine verbeugte ſich mit holdem Anſtande und verſicherte in den wohlthuendſten Tönen, daß ſie ſich ſehr glücklich preiſe, durch ihre Anweſenheit auf dem Schloſſe zu der beſſeren Aufnahme Sr. Durchlaucht etwas beitragen zu können. Bei dieſen Worten reichte ſie ihm den feinen, dampfenden Thee in chineſiſcher Taſſe, und bat ihn, den erwärmenden Trank nicht von ſich zu weiſen und ihr zu erlauben, während ſein Begleiter in dem anſtoßenden Zimmer das für ihn bereitete Abendbrod genöſſe, bei ihm bleiben zu dürfen, um jedem Rückfalle der Unpäßlichkeit durch die ſchnellſte Hülfsleiſtung begegnen zu können. Der Fürſt dankte dem lieben Mädchen für dieſe Fülle von Güte; und nur ungern vertauſchte der Adjutant die Himmelsſpeiſe der gegenwärtigen Augen- und Ohrenluſt mit dem Souper von kalter Küche, welchem ein alter, trefflicher Burgunder die nöthige Wärme beimiſchte. Der Fürſt ſah ſich nun allein mit Joſephi[illegible] So oft ihn die Unſchuldige mit Welly's milden Au[illegible]anblickte, ſo oft ihr Mund ſich in Welly's Lächeln bewegte, ſo oft fühlte er in der hochaufſchlagenden Bruſt eine wunderſame Miſchung von ſtechender Angſt und einem geheimen Vergnügen. Die Vergangenheit tauchte in den Nebelfernen der Erinnerung auf, und Welly's Ebenbild erſchien ihm an der Grenzſcheide des Lebens, um ihn an eine der ſchwärzeſten Vergehungen deſſelben zu mahnen. Wie das holde, jetzt vor ihm ſtehende Mädchen, ſo arglos, rein und unſchuldig war die unglückliche Welly geweſen, welche er planmäßig verdarb! Ach! und wie oberflächlich nur hatte die Nachricht von ihrem Tode an ſein Bewußtſein gerührt! Wie wenig war er geneigt geweſen, in dieſem Morde eine Folge ſeiner hölliſchen That zu erkennen! Jetzt war es anders! Fürſt Joſeph fühlte mit einem Bangen ohne Gleichen, daß er ſich einem Tribunale nähere, vor welchem nur die reinſte Wahrheit gilt, wo der Werth und Unwerth einer Handlung ſeine Belohnung oder Strafe in ſtrenger Angemeſſenheit empfängt. „Erſtatte! gleiche aus! mache gut, was Du verbrachſt!“ donnerte ſein Gewiſſen dem Geängſtigten zu — aber das Grab giebt ſeine Todten nicht zurück, auf daß ſie die Lebensgüter, um welche eine freche Räuberhand ſie betrogen, von der Todesfurcht ihres Entwenders empfangen können.

Der Fürſt hatte ſich ſo wenig um Welly's nachgelaſſenes Kind bekümmert, daß er nicht wußte, ob es lebend ſei, oder nicht. Jetzt machte eine Wendung des Geſpräches ihn mit Joſephinens Taufnamen bekannt, und wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte ihn plötzlich die Erinnerung, daß die kleine Gräfin ein fremdes Kind ſei und vor länger als vierzehn Jahren förmlichſt von ihrem Pflegevater adoptirt worden. Die Möglich[illegible], es könne dies liebliche Geſchöpf ſeine und Welly's To[illegible] ſein, durchzitterte ſeine beklommene Bruſt in ſcheuem Fürchten und ſüßem Hoffen. Mit bebender Stimme fragte er, wie alt Joſephine ſei. — Ihre Antwort entſprach ſeiner Erwartung, und immer wahrſcheinlicher ward die halb quälende, halb entzückende Vermuthung.

Da ſaß das holde Weſen, das fromme Auge mit dem ſprechenden Ausdrucke der Theilnahme auf ihn geheftet; die weichen Schmeichellaute der wohltönenden Stimme berührten in milden Schauern ſeine geheimſten Fibern, und in den Worten des Mädchens verkündete ſich der unentweihete Geiſt der Kindlichkeit. Und dies himmliſche Geſchöpf durfte er, der kinderloſe, einſam ſtehende Vater nicht an die Bruſt voll warmaufwallender Liebe drücken! Er durfte dem drängenden Verlangen nicht in dem Ausdrucke „Mein theures Kind!“ genügen.

Der Adjutant fand den Fürſten in großer Hitze, mit halbgeſchloſſenen Augen und fliegenden Athemzügen, und ſeine Beſorgniß ſtieg auf das Aeußerſte. Er fertigte ſchnell ein paar Eilboten an die Fürſtin und den Leibarzt ab, und meldete ihnen das unglückliche Ereigniß.

Die kurze Nacht entwich; ein herrlicher Frühlingsmorgen verklärte die waldige Landſchaft und begünſtigte die Weiterreiſe des hohen Patienten. In Betten gepackt, mit einer kleinen Feldapotheke verſehen, von mehreren Bedienten begleitet, verließ der Fürſt das gaſtfreundliche Schloß.

Von wunderſamen Empfindungen ergriffen, küßte Joſephine die Hand des Fürſten, der ſie beim Abſchiede an ſein Herz zog und ſein liebes Töchterchen nannte. Sonderbar hatte das Erſcheinen dieſes Gaſtes auf Joſephine gewirkt; eine ängſtliche Beklemmung hatte ihr freies Bewegen gehemmt, und dennoch eine geheime Macht ſie in ſeine Nähe gezogen; ſo wie man Geiſtergeſchichten fürch[illegible]nd dennoch liebt und gern hört. Aber — als der Abreiſende in unzuſammenhängenden Worten ihr Lebewohl ſagte, ſein zitternder Arm ſie feſt und krampfhaft umſchlang, ſein, von der Krankheit umflortes Auge den Angſtblick faſt flehend auf ihrem freundlichen Geſichte feſt hielt, da ward Joſephine mit leiſem Grauen von der Ahnung erfaßt, dieſe Bekanntſchaft könne wohl ſtörend in ihr ſtilles Lebensglück eingreifen und werde auch auf ihre künftigen Ereigniſſe wirkſam ſein.

Den ganzen Tag beſchäftigte ſie die Erinnerung an ihn in wechſelnden Bildern, und verdrängte ſogar die freudige Erwartung auf die nahe Ankunft ihrer Geliebten.

Zeitiger, als zu hoffen ſtand, erfolgte dieſe; doch — o großer Gott! welchen Schrecken verbreitete ſie unter den Bewohnern des Schloſſes! Ohne wie ſonſt einen freundlichgrüßenden Blick auf die verſammelte Dienerſchaft zu werfen, ſprang Graf Harrau aus dem Wagen und half behutſam und ängſtlichſchonend ſeiner Gemahlin heraus, deren liebholdes Geſicht mit Todesbläſſe bedeckt war und in jedem Zuge Leiden verrieth.

Albino fehlte. — „O meine Mutter, Du biſt krank!“ rief an allen Gliedern zitternd Joſephine, und fragte nun erſchrocken, wo Albino geblieben ſei. Eliſabeths bleiche Lippen zuckten in dem Bemühen, ein Lächeln zu erringen; ſie verſicherte, daß ihr ſo gar übel nicht ſei, und Graf Harrau, nur mit der geliebten Gattin beſchäftiget, gab der Fragerin flüchtig den Beſcheid, daß Albino einige Zeit bei ſeinen Eltern verweilen werde.

Die Gräfin ward nun eiligſt zu Bett gebracht, ein Wagen nach dem Arzte geſchickt. Alles drängte ſich zur Nachtwache. Dieſer Vorzug ward einer verſtändigen Kammerfrau eingeräumt, doch kein Gebot vermochte die treue Joſephine von dem Lager der trauten Mutter zu entfernen.

Die Morgenröthe leuchtete kaum am öſtlichen Himmel, als der heißerſehnte Arzt anlangte. Sein Ausſpruch erfüllte den Grafen mit größerer Beſorgniß und dies ſtille Haus des Friedens und der Liebe mit leiſen Seufzern, bangen Klagen ob der Gefahr, in welcher die hochverehrte, allgeliebte Gräfin ſchwebe. Der Arzt erklärte, daß er einige Tage auf dem Schloſſe verweilen wolle, und der Graf drückte dankbar die Hände des Helfers, und glaubte ſich nun unter dem Schutze eines rettenden Engels.

Aber — o menſchliche Kunſt! was vermag Dein regeſtes Streben gegen den Willen des Allmächtigen! — Nach dem Verlaufe dreier Tage ſagte der Arzt unter Thränen des Mitgefühls dem Grafen, daß die Kranke unrettbar ſei. Der Graf ſtarrte den Verkünder an. „Nun denn,“ ſagte er eintönig, „ſo iſt auch mein Leben gebrochen! Sie iſt die Seele meines Daſeins, und ohne ſie zu leben, habe ich nicht gelernt! Muß ich das Weib meines Herzens ſterben ſehen, ſo giebt es auf dieſer Erde nichts mehr für mich, was mich erfreuen könnte!“

Nach einer Weile ward der Graf zu Eliſabeth gerufen; ſie hatte verlangt, daß man ſie mit ihrem Gemahl allein laſſen ſolle, und alle Umſtehenden wichen ehrfurchtsvoll zurück, als der Gebeugte jetzt eintrat, und mit langſamen, leiſen Schritten dem Lager ſich näherte, auf welchem die theure Gattin in des Fiebers zerſtörender Gewalt ſchmachtete.

Eliſabeth ſtreckte dem Nähertretenden die heftigzitternde Hand entgegen; ihr Auge brannte in überirdiſchem Feuer; aus dieſen Zügen ſprach kein banges Grabesgrauen, nicht die Schrecken der Vernichtung, ſondern ein „Hallelujah dem Todesüberwinder!“ und der Frieden, in welchem die Reine hienieden gewandelt hatte, legte ſeine höchſten Segnungen tröſtend in den herben Schmerz dieſer Stunde. „Ich ſterbe, mein Gemahl,“ ſagte ſie mit mühſam errungener Kraft, „und muß auf kurze Zeit die werthe Hand loslaſſen, die mich ſo liebreich durch das Leben führte. Ach! Wenigen hienieden, laſſe es uns dankbar erkennen, mein Heinrich! ward ein Loos zu Theil, dem unſrigen gleich. Der Kindheit harmloſe Tage, den Paradieſestraum der Jugend, durchlebten wir vereint, und niemals durften wir das Weh der Trennung erfahren. Jetzt ſchlägt die erſte Prüfungsſtunde, und ſie wird uns bewähren. Ich verlaſſe das Leben im frohen Glauben an die Verheißungen meines Erlöſers, nach welchem wir uns wiederſehen werden, dort, wo unſere Freude ewig währet, und nichts, nichts ſie mehr von uns nimmt! Dein trauerndes Herz aber, mein Geliebter, wird ſeine himmliſche Liebe mit reichem Troſte erquicken!“

Ein namenloſer Schmerz durchſchnitt die Bruſt des Grafen. Eliſabeths Erinnerungen an die gemeinſam verlebte Kindheit löſte dies unendliche Weh in Thränen auf; ſie rollten unaufhaltſam auf die Hände der Sterbenden. Dieſe zog mit höchſter Anſtrengung die des Gemahls an ihre trockenen Lippen, und fuhr mit flehenden Tönen alſo fort: „Weine nicht, Lieber! Dein ſtummer Jammer lähmet meinen Aufſchwung, und die Thränen rauben mir die Faſſung, welche ich für dieſe koſtbaren Minuten bedarf, in denen ich Dir meine letzte Sorge anvertrauen, mein heiligſtes Vermächtniß übergeben will. Es iſt dies Joſephinens künftiges Geſchick. Ach! ich fürchte — ich fürchte, die Arme wird dem herbeſten Entſagen geweihet ſein! — Albino und Joſephine lieben ſich; zwar mit der reinen Liebe der Engel, aber nicht, wie wir einſt, von den Verhältniſſen begünſtiget. Noch ſind Beide ſich ihrer Empfindungen nicht bewußt, weil kein feindliches Gegenwirken ſie zur Kenntniß ihrer Herzen gebracht hat; aber dieſe Zeit iſt nun erſchienen, und meine arme Joſephine wird ſich an der Doppelwunde, welche das Schickſal ihrem Herzen ſchlägt, langſam verbluten, während Albino in dem glänzenden Standpuncte, auf dem er ſich plötzlich verſetzt ſiehet, einigen Erſatz für die Verlorene finden dürfte. Ich beſchwöre Dich daher, mein Geliebter! Sei fortan Joſephinen nicht nur ein ſchützender Vater, eine ſtarke Säule, an die ihre Schwachheit ſich lehnen könne, ſondern ſei ihr ein liebender, tröſtender Freund. Du kannſt das Andenken der ſterbenden Eliſabeth nicht beſſer ehren, als wenn Dir die Ruhe ihres Lieblings theuer bleibe, und Du dies friedliche Gemüth vor den Martern einer hoffnungsloſen Leidenſchaft zu bewahren ſucheſt.“

Eine tödtliche Ermattung überwältigte bei dieſen Worten die aufgeregte Frau. Der Graf drückte ſtumm gelobend die kältende Hand derſelben an ſein gebrochenes Herz; er rief erſchrocken den Arzt herbei — aber das Bewußtſein begann der Sterbenden zu entſchwinden. Nur leiſe Seufzer flüſterten um die heilige Vollendungsſtätte, und als die Sonne mit matten Scheideſtrahlen das ſtille Zimmer verklärte, verließ Eliſabeths reiner Geiſt ſeine liebliche, irdiſche Wohnung.

Eine bange Woche hatte ſich an den ſchmerzlichen Tag gereiht, an welchem Eliſabeths Reſte der Gruft anvertraut worden waren. Das Schloß, ſonſt froh belebt, glich einer weiten Oede, und in tiefe Trauergewänder gehüllt, ſchlichen die betrübten Dienerinnen durch die Gemächer der Gräfin, die Vollendete überall vermiſſend. Jedes Wort war eine Klage um den unerſetzbaren Verluſt, jede Aeußerung verkündete den Schmerz, welchen der Hingang der geliebten Frau ſelbſt in den Gemüthern erzeugt hatte, die vermöge ihres Bildungsgrades nicht einmal den vollen Werth deſſelben erwägen konnten.

Die blühende Joſephine glich einem wandelnden Schattenbilde. Zum erſten Male in ihrem Leben erfreueten ſie des Frühlings ſchöne Gaben nicht, ja ſie ſah es kaum, was ſonſt vom Morgen bis zum Abend zu belauſchen ihr ein kindlichwonniges Vergnügen gewährt hatte: wie ſeit zehn Tagen alle Blüthen ſich erſchloſſen hatten, wie der Bäume zartes Grün alle lichten Stellen ſchmückte, wie jeder Tag neue Schönheiten enthüllte, und wie die ganze lebende Welt der verjüngten Herrlichkeit ſich erfreuete. In ihrer Bruſt wohnte ein unendliches Weh, ein ſchmerzlichheißes Sehnen, ein himmelanſtrebendes Verlangen, für welches ſie in ſtillen Träumereien, in unverſiegbar fließenden Thränen Sättigung zu finden wähnte. Dieſer Zuſtand, ſo wie die demſelben vorhergegangenen körperlichen Anſtrengungen und die Spannung der Angſt, ehe das gefürchtete Unglück wirklich erfolgte, hatten Joſephinens Geſundheit ſo angegriffen, daß der Graf ſich genöthiget ſah, ſeinen Gram um die theure Todte der thätigen Sorge unterzuordnen, die Lebende aufrecht zu erhalten. Wäre Albino zur Stelle geweſen, hätte Joſephine in ſeine gleichgeſtimmte Seele ihre Klagen hauchen können, ſo würde des Jünglings zarte Theilnahme ihre ſchwer beladene Bruſt erleichtert haben. Aber die beiden Nächſten ihres Weſens waren ihr entriſſen, und wie ſehr ſie auch in dem Grafen einen zärtlichen Vater liebte, ſo hielt doch ſein gebietendes Anſehen, die hohe Würde, welche ihm auch das tiefſte Leid nicht zu rauben vermochte, der Ernſt ſeiner Lebensanſichten ſie von ihm entfernt.

Graf Harrau hatte auf die traurige Meldung von Eliſabeths Ableben noch keine Zeile von dem Prinzen Eugen erhalten, und er verwunderte ſich, daß ſein fürſtlicher Freund ihn in ſo trüber Zeit ganz vergäße. In ſeinem ſtarren, ſchweren Gram befangen, wie in einem Gehäuſe von Marmor, unzugänglich für jede äußere Mittheilung, wagte Niemand die dumpfe Stille zu ſtören, in der er ſich abhärmte.

Joſephine war eben ſo ſchweigſam und ſchlich ſo ſacht einher, als könne die Gräfin in ihrem tiefen Schlaf geweckt werden. Das Schloß war wie ausgeſtorben.

Man hatte den Fürſten ſchon einmal todt geſagt; Graf Harrau hielt jedoch nichts für wahr als ſeinen Schmerz.

Der Graf ging mit ſtarken Schritten in ſeinem Zimmer auf und nieder und ſah in die Landſchaft hinaus; wohin auch ſeine Blicke reichten, eine weite Oede umgab ihn. Da ſah er einen Reiter und ſein geſchwindes Roß mit Vogelſchnelle daher kommen; aber die Dämmerung ließ ihn nicht deutlich mehr unterſcheiden.

„Wenn es der Prinz ſelbſt wäre!“ dachte ſein Freund, und dieſer Gedanke drang wie ein Lichtſtrahl in die verſchloſſene Seele des Grafen. Aber der da kam, war nur der Ueberbringer einiger Zeilen von der Fürſtin Sophie, worin ſie den ihr in jedem Sinne fernen Graf Harrau erſuchte, wo möglich mit dem nächſten Tage auf einen Landſitz zu kommen, der auf der Hälfte des Weges nach der Hauptſtadt entfernt lag, woſelbſt die Fürſtin ihm etwas höchſt Dringendes zu eröffnen habe.

Dieſe Botſchaft, von einer geheimnißvollen Wichtigkeit umſchwebt, ward von dem Grafen als ein unabweislicher Befehl angenommen, und ward eine Wohlthat für ihn. Die aufregende Nachricht, welche der Bote unter der Dienerſchaft verbreitet, getrauten ſich die Leute des Grafen nicht, gegen ihren Herrn zu berühren, weil ſie wähnten, das Schreiben ſei dieſes Inhalts geweſen.

Der Graf rüſtete ſich zur ſchleunigen Abreiſe; er fuhr die ſchöne Mondnacht hindurch und ließ, in aller Frühe an Ort und Stelle angelangt, alsbald der Fürſtin ſeine Ankunft melden, die ihn ſogleich zu ſich berief. Der Graf wich einen Schritt zurück, als er die Fürſtin blaſſen leidenden Ausſehens und in tiefer Trauer fand. Sie erhob ſich, reichte dem Grafen die ſchneeweiße Hand zum Kuſſe und ſagte: „Der befremdete Blick, welchen Sie, Herr Graf, auf meine Kleidung werfen, ſcheint mir zu ſagen, es ſei Ihnen noch unbekannt, daß ſeit vorgeſtern Nacht mein Gemahl nicht mehr unter den Lebenden weilt.“

Der Graf äußerte ein beſtürztes Erſtaunen; doch die Fürſtin kam ſeinen Worten zuvor, und fuhr alſo fort: „Ehe Sie mir Ihre Theilnahme auszudrücken ſtreben, ſo nehmen Sie zuvor die Verſicherung der meinigen an bei dem großen Verluſte, welchen Sie erlitten haben. Wahrlich! die Gräfin Harrau muß eine treffliche Frau geweſen ſein! Gleich einer Heiligen wird ſie verehrt und betrauert!

Der Graf verſuchte zu ſprechen, aber die Wehmuth verſchloß ihm den Mund. „Setzen Sie Sich zu mir, lieber Graf,“ ſagte die Fürſtin mit gütigem Tone, „wir haben Wichtiges mit einander zu ſprechen, denn leicht werden ſie vermuthen, daß es nichts Geringes ſei, was mich in den erſten Tagen der Trauer, bei der Anweſenheit meines Schwagers, des nunmehrigen Fürſten Eugen und deſſen Gemahlin von der Reſidenz hierher führte, und mich zu der Bitte veranlaßte, mir Ihre Gegenwart auf ein Stündchen zu ſchenken. Sie haben eine Pflegetochter, ein angenommenes Kind.“ — Hier legte die Fürſtin die Hand auf die Bruſt, als fühle ſie Schmerzen dort, ihr Athem ging in ſichtlicher Beklemmung, und mit ängſtlicherſtrebter Faſſung fuhr ſie fort „Mein Gemahl lernte auf der letzten Reiſe ſeines Lebens dies liebe Kind kennen; die Unſchuld, die Holdſeligkeit deſſelben machte einen tiefen Eindruck auf den Kranken, deſſen irre, erhitzte Phantaſie ſich faſt unausgeſetzt mit dem liebenswürdigen Weſen beſchäftigte. — Eines Tages, als nun das Befinden des Fürſten zu neuen Hoffnungen für ſeine Geneſung berechtigte, gelangte durch die Unvorſichtigkeit eines Kammerherrn die Nachricht von dem Ableben der Gräfin Harrau zu dem Ohre des Kranken. Obgleich mein Gemahl die edle Frau wenig gekannt hatte, ſo erſchütterte ihn dennoch die betrübende Kunde wohl hauptſächlich in Bezug auf die ihm liebgewordene Kleine. Er ließ mich zu ſich rufen, entfernte alle Zeugen und ſagte mir mit fieberhafter Heftigkeit, er lege die Bitte als ſein heiligſtes Vermächtniß in meine Bruſt, daß ich Sie erſuchen ſolle, mir für die Zukunft Mutterrecht über Ihre Pflegetochter einzuräumen, und Ihre Joſephine, welche noch zu jung iſt, um der mütterlichen Leitung entbehren zu können, der meinigen anzuvertrauen. Einen edleren Namen, als der iſt, welchen das Mädchen führt, vermag ich ihm nicht zu geben, aber es ſei mir vergönnt, ihm einen Brautſchatz zuzuſichern. — Dies waren die eigenen Worte des Sterbenden, der alſofort in drängender Eile in einer gerichtlichen Acte Joſephine von Harrau zur Beſitzerin der kleinen Herrſchaft L..... erklärte und ſie bis zu ihrer Volljährigkeit unter die Vormundſchaft ſeines Bruders ſtellte. Bei Anbruch des folgenden Morgens verſchied mein Gemahl. — Ich finde eine ſüße Genugthuung für mein Herz darin, daß ich dieſe letzte Bitte in ihrer vollſten Ausdehnung erfülle, und darum eilte ich ſo bald hierher, damit nicht eine früher von Ihnen getroffene Maßregel Sie hindern könne, das Verlangen des Verſtorbenen und meinen Wunſch zu erfüllen. Wenige Wochen nur, welche der Ausführung wichtiger Geſchäfte geweihet ſein werden, bringe ich noch in der Reſidenz zu, dann gehe ich an den Hof meines Vaters, des Herzogs von P..., wohin mich Ihre Tochter begleiten wird, deren Wohlfahrt ſtets meine angelegentlichſte Sorge ſein ſoll. Hat auch mein opferreiches Leben mir wenig Freuden gegeben, ſo iſt es, dünkt mich, dennoch geeignet geweſen, mir die Achtung und das Vertrauen edler Menſchen, unter welche ich Sie, lieber Graf, vorzüglich zähle, zu erwerben."

Bei dieſen Worten fühlte ſich die Fürſtin von der Erinnerung an ihre langgetragenen Leiden bezwungen, eine heftige Rührung verſchloß ihr den Mund, ein warmer Thränenſtrom rollte über ihre Wangen und bedeckte die Bruſt, die ſo ſchmerzende Erinnerungen ſtill verbarg.

Graf Harrau ward von den gewaltigſten Empfindungen ergriffen. Ueberraſchung, Erſtaunen, Achtung, Mitleid und Bewunderung ließen ihn lange nicht Worte finden, ſeine Gefühle auszudrücken; endlich ergriff er, ſich ermannend, die Hand der Fürſtin, drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf, und ſprach: „Deuten Ew. Durchlaucht meine Beſtürzung, mein augenblickliches Schweigen nicht als Undankbarkeit gegen ſolch himmliſche Güte, oder als Bedenken in die Annehmlichkeit eines Vorſchlages, welcher eben ſo ehrenvoll als erfreulich für mich und mein Pflegekind iſt. Nein! es iſt ſtumme Anbetung, in welcher ich das Walten der Vorſicht erkenne, zu deren Thron das letzte Flehen meiner Eliſabeth gedrungen. Vielleicht ſpreche ich für Ew. Durchlaucht in Räthſel, auch iſt es jetzt nicht an der Zeit, ſie zu löſen. Die Gnade Ew. Durchlaucht vergönne mir vorerſt meinen gerührteſten Dank auszuſprechen für die meinem Kinde zugedachte Huld. Ich nehme dies gütevolle Erbieten an. Wem auf Erden könnte ich meine Joſephine zuverſichtlicher anvertrauen, als Ew. Durchlaucht, die Sie der würdige Gegenſtand der Verehrung eines ganzen Landes ſind? Zudem ruft eine Sorge, welche an Wichtigkeit der für Joſephine nicht nachſteht, mich in einiger Zeit von hier ab, und dürfte mich vielleicht Jahre lang von Deutſchland entfernt halten. Dieſe Nothwendigkeit, welcher zu folgen mir bei dem Leben meiner Eliſabeth ſehr ſchwer geworden ſein würde, muß ich jetzt, da mein Haus verödet iſt — als Wohlthat betrachten; lange erwog und überlegte ich daher, wo ich indeſſen meine Joſephine laſſen könnte. Bei der traurigen Stimmung, in der ſie ſich befindet, wußte ich ſie nirgend ſchonend genug aufgehoben; Gott aber wußte es!"

Bei dieſen Worten verbeugte der Graf ſich tief. Die Fürſtin lächelte erfreut. „Sein Sie unbeſorgt, lieber Graf," antwortete ſie, und fuhr bedeutſam fort: „Man muß unter dem harten Drucke großer Leiden Heiterkeit und Lebensfreude eingebüßt haben, um den Werth eines in Gott fröhlichen Gemüthes recht hoch anzuſchlagen. Ich werde mit dem Auge einer liebenden Mutter über die Zufriedenheit Ihrer Joſephine wachen." Nun beſtimmte die Fürſtin noch, wann der Graf ſie zu Joſephinens Abholung erwarten dürfe, dann entließ ſie ihn freundlich.

Mit einem unendlich erleichterten Herzen verließ Graf Harrau das fürſtliche Luſtſchloß. Wie zärtlich er auch Joſephine liebte, wie ſehr er auch an das liebenswürdige Kind gewöhnt war, ſo belaſtete ihn dennoch die jetzt allein auf ihm ruhende Verpflichtung, über des Mädchens Wohl und Seelenfrieden zu wachen. Er fühlte ſich um ſo unvermögender zu dieſer Leiſtung, als ſein Gemüth gegen den Gram um Eliſabeths Verluſt ankämpfte und der ängſtlich befangene Geiſt ſeiner gewohnten Freiheit entbehrte. Die Fürſtin erſchien ihm daher als eine Gottgeſandte. In ihrem Vorſchlage vereinigte ſich alles Wünſchenswürdige in Beziehung auf Joſephinens künftiges Geſchick, aber doch fühlte Graf Harrau, es werde dies Joſephinen nicht ſogleich einleuchten, und der leidende Zuſtand der Trauernden erheiſche die behutſamſte Ankündigung von der ihr bevorſtehenden Veränderung.

Nach einer ſtillen Vorbereitung für dieſen Zweck, ſuchte er Joſephine auf und fand ſie in dem Schlafzimmer der verewigten Gräfin. Die unberührte Arbeit lag vor ihr, die Hände waren läſſig in den Schooß geſunken, die Augen thränenſchwer und ſehnſüchtig auf das Bild der Verklärten geheftet, welches, das Original wie den Künſtler verherrlichend, in vollendeter Schönheit von der Wand herabſtrahlte und der Weinenden ſüßen Troſt zuzulächeln ſchien. Die Stille des Orts, das Summen geſchäftiger Bienen um die halbgeöffneten Fenſter, der laue Blüthenduft, welcher in leiſen Luftzügen die Träumerin umwehete, der Anblick des Gemäldes, wiegten bald die bange Joſephine in Erinnerungen der ſchönen Vergangenheit, und fuhrten ihre krankhaftentzündete Phantaſie in die Chöre der Engel, in die Arme der Vollendeten. Da trat der Graf ein. Joſephine fuhr erſchrocken empor. „So allein? So traurig, mein liebes Mädchen?“ fragte er, ſie in ſeltſamer Bewegung an ſein Herz ziehend, und die tiefgeſenkten, überfließenden Augen kuſſend. Joſephine vermochte nicht zu antworten, er aber zog ſie auf ſeinen Schooß, ſtrich die dunkeln, unruhigen Locken ihr über die weißen, von feinem Geäder lieblichdurchkreuzten Schläfen zurück, und ſagte mit ſtockender Stimme, als ſei er um den Eingang verlegen: „Nicht wahr, mein liebſtes Kind, Du biſt es Dir bewußt, daß ich Deine zarte Jugend ſtets durch Mittheilung der Wahrheit geehrt und meine Tochter zu hoch gehalten habe, um bei Angelegenheiten, die von Wichtigkeit für ſie waren, eine ſchmeichelnde Täuſchung der ernſten Wahrheit vorzuziehen.“

„O Gott! rief Joſephine in banger Ahnung, „Du haſt mir ein Unglück anzukündigen, mein Vater!“

„Ein Unglück nicht,“ erwiederte der Graf, „etwas Gutes vielmehr. Du ſcheinſt ein beſonderer Liebling der Vorſehung zu ſein, denn ſie hat Dir den reichſten Erſatz zugedacht für das, was Du verloren. Ich komme ſo eben von dem Luſtſchloſſe Saarburg, wohin mich ein Befehl der Fürſtin Sophie rief, welche mir auf die huldvollſte Weiſe das Anerbieten machte, Dich zu ſich zu nehmen und Mutterſtelle an Dir, im heiligſten Sinne des Wortes — zu vertreten.“

Joſephine fuhr in die Höhe. „Gott im Himmel!“ ſagte ſie mit herzzerreißenden Tönen; „alſo auch von Dir, von dieſen theuren Umgebungen ſoll ich mich trennen? Habe ich noch nicht genug verloren? — Noch mehr ſoll dies arme Herz leiden und entbehren? —“

Der Graf blickte mit ſchmerzlicher Betroffenheit auf Eliſabeths Bild. „O Eliſabeth! fromme Dulderin! Heilige! Gottergebene Seele! Ich erkenne Deine Schülerin nicht in Joſephine; denn Du ſaheſt in den Fügungen der leitenden Vorſehung auch dann die Segnungen einer ewigen Weisheit und Liebe, wenn ſie unſere liebſten Beſitze zum Opfer forderten.“

Dieſer Ausruf erſchütterte Joſephine. „Du ſtrafeſt mich hart, mein geliebter Vater,“ ſagte ſie, die Hand des Grafen küſſend, „da Du es doch nach Deiner gewohnten Güte natürlich finden ſollteſt, daß ich mich nicht freuen kann, wenn ich die traute Heimath, Dich — — und Alles, Alles! was mir das Liebſte war und iſt, für immer verlaſſen ſoll.“

Graf Harrau ſah das todtenblaſſe Mädchen mitleidig an; er nahm es von neuem in ſeine Arme, und ſagte mit weichen Tönen: „Höre mich mit Faſſung an, mein Kind! Es werde in dieſer Stunde alles zwiſchen uns abgemacht, was der Entſcheidung, der Erläuterung bedarf. Sollte Dir dieſe Unterredung auch manche ſüße, langgenährte Hoffnung rauben, ſo wird ſie doch die troſtvolle Ueberzeugung in Dir zurücklaſſen, daß Du auf einen Vater rechnen darfſt, der gern ſein Leben Deinem Glücke zum Opfer brächte, und Deinen Blick —“ der Graf wies gen Himmel — „in kindlichem Vertrauen auf einen Beſchützer lenken, der wohl Macht genug beſitzt, die ſtillen Wünſche ſeiner Frommen, wenn ſie nur Seinem Willen untergeordnet ſind, in überraſchender Herrlichkeit zur ſeligſten Erfüllung zu bringen. Du biſt mit Albine erzogen; der gemeinſchaftliche Genuß einer ganz gleichen Erziehung, welche ſich nur in ſo fern unterſchieden, als es die Rückſicht auf das Geſchlecht nothwendig machte — der Hauch der zarteſten Liebe, unter welchen Ihr, holde Pflanzen, gediehen ſeid, unſer poetiſches Leben voll tiefen Friedens hatte ſchon frühzeitig Eure Herzen in ſüßer Eintracht verſchmolzen. Das Weſen des Einen drang mit tauſend Verzweigungen in das Weſen des Andern, ohne daß Ihr es bemerktet. So ward die Kindheit verträumt. Albino reifte zum Jünglinge, Du bildeteſt Dich zur Jungfrau, und immer inniger und feſter knüpften ſich die Bande Eurer Zärtlichkeit Ihr konntet Euch keine Freude getrennt von einander denken: Euch ſelbſt unbewußt, aber dennoch unerläßlich, war Eure Vereinigung die einzige Bedingung Eures einſtmaligen Glückes, und nur als Ehegatten hättet Ihr dieſe Vereinigung auf eine Eurer würdige Art darſtellen können.“ Joſephine erglühete. Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er, Joſephinens brennende Wange ſtreichelnd fort: „Doch anders war es im Rathe des Höchſten beſchloſſen, Glaubſt Du nicht, mein theures Kind,“ hier zitterte die Stimme des Grafen in den leiſen Bebungen der Wehmuth, „daß es für mich und Eliſabeth der reichſte Lohn geweſen wäre, wenn wir unſere Lieblinge, an deren Ausbildung wir mit der treueſten Liebe gearbeitet, in ſolchem Bunde erblickt hätten? — Gott! Welches edle, tugendhafte Geſchlecht würde vielleicht nicht aus unſerem Blute, nein, aus unſerem Geiſte, aus unſerem beſſeren Selbſt erblühet ſein!“ Der Graf ermannte ſich. „Ich wollte Dich nur überzeugen, daß Du nicht allein entbehreſt,“ ſagte er, alſo fortfahrend: „Wenn Eliſabeths ſcharfer Mutterblick in die Tiefe Eurer offnen Herzen drang, dann ſagte ſie bekümmert zu mir, als wolle ſie ihre eigenen Grundſätze von mir beſchützt wiſſen und beſtätiget hören: Soll ich Joſephine, mein hochſinniges Mädchen, gleich einem gewöhnlichen, liebekranken Töchterchen behandeln? Soll ich die verbrauchten Mittel gemeiner Alltagsmenſchen anwenden, dieſe allmächtige Leidenſchaft zu bekämpfen? — Nein! Joſephine liebe! Sie fühle ganz die Seligkeit des Gedankens, von einem ſo edeln Jünglinge, wie Albino, geliebt zu werden; aber ſie finde in der Achtung für den heiligen Willen der Gottheit die Kraft, für dieſes Leben dem Beſitze des Geliebten zu entſagen! Und ſie wird — meine Joſephine wird als Siegerin hervorgehen aus dieſem Kampfe der Pflicht, mit den ſüßeſten und mächtigſten Gefühlen!“ Die Zeit iſt nun erſchienen, wo Eliſabeths Bürgſchaft ihre Gültigkeit beweiſen muß. Du, mein Kind, bezeuge Dich nun als die Tochter der edelſten Frau, als den Zögling der reinſten Seele! Albino kehret nie wieder; höhere Pflichten als die waren, welche er bis jetzt übte, feſſeln ihn an einen wichtigen Wirkungskreis, und die Zukunft verbirgt mit ihrem dichten Schleier, ob? wie? und wann? Ihr Euch wiederſehen werdet. Doch, wie ungewiß, wie unberechenbar dies Wiederſehen immer ſein möge, in welcher fernen Jahresreihe dies erſehnte Ziel geſteckt ſein könne, wie unbefriedigend die Art deſſelben auch ſein möge: Eins weißt Du doch mit unumſtößlicher, zweifelloſer Gewißheit, daß Du ihn wiederſehen werdeſt über des kurzen, irdiſchen Daſeins lichten Grenzen; daß Du ihn ewig beſitzen werdeſt im Wonnegefühl der reinen Liebe, für deren ſeligen Vollgenuß der arme Menſch keinen Maßſtab hienieden hat.“

„Und nun, meine geliebte Joſephine, gehe getroſt mit der Fürſtin, deren freundliche Milde, Sanftmuth und Güte landkundig iſt. Unter ſolch hohem Schutze tritt in die Welt und lerne ihre täuſchenden Erſcheinungen kennen und würdigen. Ich verlaſſe Deutſchland auf einige Jahre, aber auch wir ſehen uns wieder. Dein kräftiges Benehmen füge meiner heißen Vaterliebe für Dich auch die Achtung für Deine Seelenſtärke bei! —“

Joſephine hatte dieſe ganze Rede unter ſtillem Weinen angehört; die Aufforderung, Eliſabeths Bürgſchaft zu genügen, hatte ihre Wangen in edler Gluth entflammt, die der Schluß der Rede vollendete. Sie richtete ſich auf, die Thränen ſtanden, ihr Blick ſuchte ſtrahlend das Bild der Mutter, und des Grafen Kniee umfaſſend, ſagte ſie: „Es geſchehe, wie Du ſagſt, mein Vater! Du ſollſt mich ſtets Deiner werth finden!“ Da rollte eine große Thräne aus den Augen des Grafen, und fiel auf das kleine Haupt voll dunkler Locken. Der Graf ſegnete das theure Kind, und Eliſabeths Bild ſchien himmliſch zu lächeln.

Als Albino in Geſellſchaft ſeiner Pflegeeltern Harrau verließ und das weithin leuchtende Schloß mit deſſen ſchattigen Umgebungen aus ſeinem Geſichtskreiſe verſchwinden ſah, da tauchte eine finſtere Ahnung in ihm auf, wie wenn auf ſtiller, blühender Flur ein Unglück verkündender Rabe erſcheint. Es kam ihm plötzlich mit Angſt und Bangigkeit der Gedanke, als würde er die geliebte Gegend und die theure Joſephine lange nicht wiederſehen, und als lägen traurige Ereigniſſe in dem Zeitraume, der ſich zwiſchen dieſen Augenblick und das erſehnte Wiederſehen drängte. Er wollte ſich durch Geſpräch zerſtreuen, aber Eliſabeth ſaß in tiefes Schweigen verſenkt; und Albino, der die Mutter wohl kannte, ſah, daß wichtigere, als hausmütterliche Sorgen, ihr Nachdenken beſchäftigten. Auch der Graf ſchien in geſpannter Stimmung zu ſein, und ſein oft abgebrochenes Geſpräch hatte einen ſo ernſten, ja beinahe räthſelhaften Charakter, daß Albino auf den Gedanken gerathen mußte, es ſtehe dieſe Reiſe mit irgend einer wichtigen, wenn gleich ihm noch unbewußten Angelegenheit in Beziehung.

Der Mond goß ſein dämmerndes Silber auf die duftende Erde, als unſere Reiſenden auf dem einſamen Waldſchloſſe, wo die jährliche Zuſammenkunft abgehalten wurde, anlangten. Ein alter, redlicher Diener des verſtorbenen Grafen Harrau, welchem die ſtille Bergvilla zum Ruheplätzchen für ein langes, arbeitsvolles Leben angewieſen worden war, und der in der Aufſicht, die er über die kleine Beſitzung führte, das befriedigende Bewußtſein ſich erhielt, ſein Unterhalt ſei ein verdienter, empfing die Ankömmlinge und ſprach heimlich mit dem Grafen. Eliſabeth ſagte, ſie ſei ermüdet, und begab ſich zeitig zur Ruhe.

Wie Albino den Grafen in angelegentlichem Geſpräch mit dem alten Schloßaufſeher erblickte, entfernte er ſich und eilte in den Garten. Eine ſüße, heilige Stille umfing hier den Wandelnden. Die blaſſen Strahlen des Mondes hüpften in magiſchem Spiel auf Blättern und Blumen; wonnig und leiſe, wie die Seufzer eines Glücklichen, flüſterte der Abendwind durch die Gebüſche und entführte den Kelchen der Blüthen erquickende Wohlgerüche. Der nahe Waldbach rauſchte mit dumpfem Toſen, und in der Sicherheit verborgener Stille flöteten Nachtigallen ihre melodiſchen Seufzer aus. Von dem tiefen Blau des Nachthimmels funkelten die klaren Sterne herab in das Dunkel des Erdenlebens, und deuteten dem Aufblicke eines frommen Gemüthes das Verſtändniß jener verheißenden Worte: „In meines Vaters Hauſe ſind viel Wohnungen!“ Die Feier dieſes milden Abends ſenkte wehmuthiges Sehnen und noch ſtilleren Frieden in Albino's ruhige Bruſt. Er ſetzte ſich auf das Fußgeſtelle einer halbverfallenen ſteinernen Ceres, ſtützte den Kopf in die Hand und verlor ſich in immer tieferes Sinnen und Träumen. Als ob ſein Geiſt vorahnend es wiſſe, daß von nun an eine andere Laufbahn ihn erwarte, überblickte er mit der Ruhrung einer bangen Abſchiedsempfindung die zurückgelegten Jahre und ihr ungetrübtes, harmloſes, ſeliges Glück; und unter den Geſtalten, auf welchen liebend das Auge der Erinnerung verweilte, ſchwebte glänzend Joſephinens Bild im Lichte ihrer Liebenswürdigkeit und ſeiner Liebe vor ihm. Ein reineres Weſen athmete nicht unter der Sonne! Albino fühlte klar und deutlich, daß, ſo gewiß es die Bedingung ſeines Seelenfriedens ſei, daß er den Grundſätzen Folge leiſte, welche ihm von ſeinen Erziehern angeeignet worden waren, Joſephine ihm nahe, ihm eigen bleiben müſſe, ſolle ſein Leben nicht an den ſchönſten Freuden deſſelben verarmen, und in dieſer Ueberzeugung ging ihm die tröſtende Hoffnung auf, die Vorſehung werde ſeinem Herzen den unentbehrlichſten und theuerſten Beſitz nicht rauben.

Am folgenden Morgen ward es früh munter im Schloſſe. Die Thüren wurden weit geöffnet, das kleine Hausperſonal war in der geſchäftigſten Bewegung. Eliſabeth drückte Albino, als dieſer ihr einen guten Morgen zu wünſchen kam, auffallend bewegt, an ihre Bruſt voll Liebe und Güte, und ſagte in Tönen, denen das roheſte Ohr eine ungewöhnliche Rührung anhören mußte: „Mein Sohn!“

Der Morgen verſtrich unter mancherlei kleinen Verrichtungen, und ſchon wollte Graf Harrau ob des langen Außenbleibens der erwarteten Freunde beſorgt werden, als ſechs wilde Mohrenköpfe den ſchmalen Waldweg herauf brauſten; der Sonne Bild vertauſendfachte ſich in dem prächtigſchimmernden Geſchirre; den engliſchen Reiſewagen hielten ein Paar von goldenem Zierwerk ſtrotzende Lakaien. „Dies können meine Eltern nicht ſein,“ dachte Albino mit Befremdung, indem er die ſchmuckloſe Equipage, in welcher dieſe ſonſt angekommen waren, mit dieſem Prachtaufzuge verglich. Aber ſie waren es. Prinz Eugen ſtieg aus dem Wagen; ſeine Bruſt war von ſchimmernden Orden bedeckt, auch Leonore war, obwohl in beſcheidener Einfachheit, doch diesmal ihrem Range gemäß gekleidet.

Albino ſtarrte in ſprachloſem Erſtaunen die Kommenden an. Da löſte Graf Harrau ſeinem Pflegeſohne das Räthſel, und des Jünglings Herz klopfte hoch auf von freudiger Ueberraſchung und kühnen Hoffnungen.

Prinz Eugen ſagte ſeinem Sohne, daß er, im beglückenden Gefühle der eigenen Seelenkraft, welche er allein, ſo wie die Stärke, die Schmeichelei zu verachten und auch als Regent dem Pflichtgebote unbedingt zu gehorchen, der weiſen Erziehung zu verdanken glaube, die ihm ſein theurer Lehrer, der verewigte Graf Harrau, gegeben, ſeinen Sohn deſſelben Glückes habe theilhaftig machen wollen. Er hoffe und erwarte, daß Albino die treue Mühe ſeiner Erzieher durch ein würdiges Behaupten des nun erlangten Standpunctes belohnen werde, und Dank und Verſprechen, Freude und Entzücken wurden in ſtummen, gerührten Umarmungen ausgewechſelt.

Als man zu ruhigeren Ueberlegungen gekommen war, ward beſchloſſen, daß Albino für jetzt mit ſeinen Eltern reiſen ſolle, um ſeine Geſchwiſter kennen zu lernen, und das Ländchen, welches dereinſt auch ſeiner Regierung anvertrauet werden würde, an der Seite ſeines Vaters zu durchreiſen. Alsdann ſolle er nach Harrau zurückkehren, um den Grafen zu einer weiten Reiſe durch die Schweiz, Italien und Frankreich abzuholen, welche Reiſe das natürliche Jünglingsbegehren, die Welt kennen zu lernen, befriedigen und die Kenntniſſe Albino's vermehren ſolle.

Einige Tage wurden in ſtillſeligem Freundſchaftsgenuſſe auf dem düſtern Waldſchloſſe verlebt, dann ſchieden die Freunde von einander, und hoher Ernſt und tiefe Rührung feierten diesmal die thränenreiche Abſchiedsſtunde. Die Gräfin Eliſabeth, welche die Tage ihrer Abweſenheit von Harrau hindurch ein leichtes Unwohlſein verſpürt hatte, fühlte ſich ſchon in der erſten Stunde nach ihrer Abfahrt von dem Zuſammenkunftsorte ernſtlich krank. Jedes Mittel, deſſen der beſorgte Graf auf der ſtarken Reiſe, welche durch keine Stadt führte, nur habhaft werden konnte, ward leider ohne Erfolg angewandt, das Befinden der immer kränker werdenden Frau zu verbeſſern.

Noch lag das erſehnte Harrau in weiter Ferne, als es dem Grafen nicht mehr zweifelhaft war, daß die geliebte Gattin mit dem Ausbruche eines heftigen Fiebers kämpfe, die Hülfloſigkeit dieſer Situation vermehrte die Beſorgniß des Grafen, und — wir haben Eliſabeth ankommen und ſterben ſehen.

Wie, wenn der lange Zeit gefangen Geweſene und nun endlich Befreiete die ſchwere Feſſel abwirft, und die blutigen Spuren ihres harten Druckes ſchmerzlich betrachtend, auch einen letzten, wehmüthigen Blick auf die dunkle Stätte wirft, welche die ſtumme Zeugin ſeines unverſchuldeten Leidens war: ſo, mit einem ähnlichen Gefühle, betrachtete die edle Fürſtin Sophie bei dem Herabſteigen der Stufen, welche zu dem Haupteingange des fürſtlichen Palaſtes führten, noch einmal rückſehend, die ſchimmernde Wohnung, in der ſie ſo oft den ärmſten ihrer Unterthanen beneidet hatte. Der Abſchied von manchem Geachteten und Liebgewordenen lag hinter ihr; ſie fühlte ſich der Ruhe, der Gemüthsfreiheit zurückgegeben; und diejenige wohlthätige Ermattung, welche bei körperlichen und geiſtigen Leiden immer den Uebergang vom Schmerz zum Wohlgefühl bildet, kühlte mit ſanften Schwingen ihr die kampfheißen Wangen.

In ſtille Träume gewiegt, hatte die Fürſtin durchaus nicht mit Langerweile den Weg gemeſſen und es kaum bemerkt, daß das erſte Ziel der Reiſe erreicht ſei, als der Wagen donnernd auf die Anfahrt des Schloſſes-Harrau rollte.

Von dieſer hohen Ankunft daſelbſt unterrichtet, hatte man alles feſtlich zu ihrem Empfange vorbereitet, und die edle Fürſtin ſah ſich aufgenommen, wie es der Achtung vor ihrem Range und ihrer perſönlichen Würde gebührte. An ſeiner Hand die zitternde Joſephine, trat der Graf hervor und führte das blaſſe Mädchen deſſen neuer Beſchützerin zu. Die Fürſtin ließ die frohbeſtürzten Blicke über das reizende Geſchöpf hingleiten, deſſen unausſprechlicher Liebreiz ihre hochgeſpannten Erwartungen weit hinter ſich zurückließ, und ſagte, als die Kleine zu ihren Füßen ſank und ſie in kindlicher Demuth und holdem Zagen, mit leiſetönenden Worten um ihre Liebe bat: „Mein ſüßes Kind! warum doch um etwas bitten, wozu Du ſo unwiderſtehlich zu zwingen verſteheſt?“ Darauf zog ſie den Schützling liebkoſend an ihre Bruſt, und Joſephine athmete leichter.

Wer unter meinen lieben Leſern hätte nicht ſchon den Schmerz irgend einer herben Trennung empfunden? — Dieſer Schmerz nun, welcher bei dem Leſen dieſer Zeilen in Erinnerung treten möge, ſei der Maßſtab für das Gefühl, das Joſephinens Herz mit namenloſem Wehe durchdrang, als ſie, ſchluchzend und keines Wortes mächtig, am Halſe des Grafen hing; als ſie der ſich um ſie herumdrängenden Dienerſchaft die Hand mit heftigem Drucke zum Abſchiede reichte und mit ausgebreiteten Armen vor dem Schloſſe ſtand, um das Bild des theuern Ortes, wo ſie ſo glücklich geweſen war, tief — tief in die vergehende Seele zu drücken.

„Grüße Albino von mir, mein Vater, und ſage ihm, daß ich ewig, ewig mit treuer Liebe ſein gedenken werde!“ Dieſe Worte hauchte mit dem letzten Kuſſe Joſephine auf die Lippen des Grafen, der, ſeiner Thränen nicht wehrend, das Herzenskind nicht laſſen konnte und es immer wieder von neuem an ſein Herz preßte.

Die Fürſtin erhob ſich zum Aufbruche; noch einmal warf ſich Joſephine mit heißer Inbrunſt in die Arme ihres Vaters; aber ihr Schmerz hatte fremde Zeugen. Sie nahm ſich zuſammen — und fort rollte der Wagen.

Die Fürſtin beſaß das ſeltene Talent, das Vertrauen derer, die ſie gewinnen wollte, auf die ungeſuchteſte Weiſe und ohne den geringſten Schein von Zudringlichkeit zu erlangen; heute ſchien es ihr an der Zeit, von dieſer Gabe Gebrauch zu machen. Joſephinens Thränen, welche noch reichlich floſſen, als ſchon der erſte Meilenſtein hinter den Reiſenden lag, beleidigten die gütige Fürſtin nicht; aber jetzt ließ ſie nach und nach ein Wort des Troſtes fallen; ſie flößte der Trauernden unvermerkt ſüße Hoffnungen des Wiederſehens ein; ſie fragte, Joſephine antwortete, erzählte — und die Mittheilung wälzte den ſchwerbeladenen Trennungsſchmerz von des Mädchens Bruſt.

So wie die Fürſtin ſich immer mehr und mehr dem Lande näherte, welches ſie einſt an der Hand ihres Gemahls, in dem Entzücken der befriedigten Liebe, von den ſtolzeſten Erwartungen für die Zukunft erfüllt, verlaſſen hatte, erwachten Empfindungen in ihr, welche jene längſterſtorbenen Gefühle blaß abſchatteten. Aber ach! was hatte das Schickſal von dieſen Hoffnungen erfüllt? — Wie kehrte ſie an den Hof zurück, deſſen blühende Zierde ſie einſt geweſen war? — Den lieblichen Zeugen von der Treuloſigkeit ihres Gemahls an der Seite, eilte ſie in die Arme des greiſen Vaters mit einer ſo tiefen Sehnſucht nach Ruhe, welche nur der zu vergleichen iſt, mit welcher der müde Schiffer nach langer, ſturmvoller Fahrt und mancher glücklich überſtandenen Gefahr endlich in den ſtillen Hafen ſteuert.

Eine leiſe, frohe Ahnung ſagte Sophie, daß das wunderholde Kind, deſſen Mutter fortan zu ſein ſie dem Sterbenden mit edler Selbſtverleugnung gelobt hatte, ſie durch treue, kindliche Anhänglichkeit für dieſes und manches früher gebrachte Opfer belohnen werde. Schien ja doch Joſephine dazu beſtimmt, kinderloſen Frauen Erſatz zu ſein für die verſagten Güter!

Dieſe und ähnliche Betrachtungen beſchäftigten die Fürſtin den weiten Weg entlang; doch als ſie am Abende des vierten Reiſetages die Thürme der Vaterſtadt im Strahl der untergehenden Sonne ſchimmern ſah, als ſie ſo manchen befreundeten Gegenſtand deutlicher erkannte, da kam die in das Leben gewurzelte Heimathsliebe über ſie; der mächtige Zauber trauter Kindheits- und Jugenderinnerungen verwandelte das gramvolle Herz in ein ſeliges, und gleich dem Abendroth, welches den azurnen Himmel vergoldete, ſchien ein trüber, thränenvoller Lebenstag ſich, wenn auch ſpät, in Freude und Frieden zu verklären.

Unter all den Vortheilen, welche dem Grafen Harrau die Fügung zu enthalten ſchien, in der die edle Fürſtin Sophie zu dem Entſchluſſe geleitet worden war, Joſephinen die verlorne Pflegemutter erſetzen zu wollen, trat dem Erwägenden derjenige ſcharf und hell hervor, daß die Verhandlungen über dieſen Gegenſtand, ſo wie die bald darauf erfolgende Abreiſe Joſephinens, grade in die Zeit traf, in der Albino entfernt war. Graf Harrau betrachtete das zarte, gegenſeitige Verhältniß ſeiner Kinder mit dem Auge eines Mannes, der den Schmerz nicht berückſichtiget, welcher der Heilung einer Wunde vorangehen muß, und ſo glaubte er demnach, es ſei für Albino und Joſephine gleich heilſam, wenn ſie in einem Zeitpuncte getrennt würden, der nunmehr die Scheidewand ſichtbar machte, welche das Schickſal ihrer künftigen Vereinigung entgegenſtellte. Aber wohl einſehend, daß die zu nehmenden Maßregeln ohne den gewünſchten Erfolg bleiben würden, wenn Albino erführe, wo und bei wem Joſephine ſich aufhalte, ja, daß die Kenntniß davon ſogar Hoffnungen in ihm erregen dürfte, welche doch niemals erfüllet werden könnten, hatte Graf Harrau die zweckmäßigſten Anſtalten getroffen, daß dies ein Geheimniß bleibe. Die ſämmtliche Dienerſchaft war über dieſen Gegenſtand zum Stillſchweigen verpflichtet worden; und auf die Treue und Verſchwiegenheit ſeiner Leute konnte der Graf ſich verlaſſen. Allein fürchtend, es könne bei Albino's täglich zu erwartender Rückkehr nach Harrau dennoch ein unbedeutender Zufall das ſorglich aufgeführte Gebäude ſeiner Vorſicht in Trümmer ſtürzen und dem Jünglinge Joſephinens Aufenthalt verrathen, beſchloß er dieſer Möglichkeit zuvorzukommen und keinen Augenblick der koſtbaren Zeit zu verſäumen. Er verſenkte die Wehmuth über das Scheiden von dem geliebten Kinde in dringende Geſchäfte, und traf mit ſcharfer Beſonnenheit und weiſer Prüfung des Räthlichſten Verfügungen zum Beſten ſeiner Beſitzungen für die unbeſtimmte Dauer ſeiner Abweſenheit. Einige der überflüſſigen Officianten wurden reichlich verſorgt entlaſſen; einige andere wurden auf die entfernteren Güter vertheilt; nur die allerunentbehrlichſten blieben in Harrau zurück. Dann ſetzte der Graf ſein Teſtament auf. Joſephinen erkannte er ſeine ſämmtlichen, zum Theil entlegenen Güter, Harrau ausgenommen, ſein ganzes anſehnliches Vermögen, in Documenten und Koſtbarkeiten beſtehend, zu: Harrau aber, das Stammſchloß ſeiner Ahnen, ſolle Albino verbleiben, und im Fall der Graf ſtürbe, ehe Albino mündig wäre, bis zu deſſen Volljährigkeit der oberſten Leitung von deſſen Vater unterworfen ſein.

Nun erließ der Graf den ausdrücklichen Befehl, daß an der gegenwärtigen Einrichtung des Schloſſes ohne ſeine Erlaubniß nichts geändert werden dürfe; dann löſte er, das Theuerſte mit ſich zu nehmen, Eliſabeths Bild aus dem vergoldeten Rahmen, rollte es zuſammen und barg es in der tiefen Taſche des Reiſemantels, und nun eilte er, mit männlichem Sinne den Abſchied verkürzend, ohne weiteren Verzug der Reſidenz zu.

Mit tiefer Rührung ſank Fürſt Eugen in die Arme ſeines trauernden Freundes; denn Eliſabeth, die traute Jugendgeſpielin, die verdienſtvolle Bildnerin ſeines Sohnes, war ſeinem Herzen ſehr theuer und werth geweſen. Der Fürſt erzählte nun dem Grafen, daß die Todespoſt, welche Graf Harrau ſchon den erſten Tag nach Eliſabeths Abſterben nach S..... geſendet hatte, von Leonore in Empfang genommen worden ſei; daß das ſchwarze Siegel des Umſchlages die zarte Frau tödtlich erſchreckt, und ſie dieſes Unglück verkündenden Zeichens wegen eine Ausnahme von der Regel ſich erlaubt und den Brief geöffnet habe, deſſen Inhalt ſie in unendliche Trauer verſetzte. Daß ſie nach reiflicher Ueberlegung es für rathſam erkannt, dem Gemahl und Sohne, welche beide auf einer Reiſe durch die Grafſchaft waren, die betrübende Nachricht bis zu ihrer Rückkehr vorzuenthalten, auf daß keine Gemüthsbefangenheit ſie verhindern könne, den Zweck dieſes Ausflugs mit heiterer Beſonnenheit zu erreichen. Daß aber bald der darauf erfolgte Tod des Fürſten Joſeph dieſe lobenswerthe Fürſorge außer Kraft geſetzt und Leonore gezwungen habe, Gemahl und Sohn auf das ſchleunigſte zurückzurufen; wo denn nun Beide von der doppelten Trauerbotſchaft, vorzüglich von der zuerſt eingegangenen, in ſchmerzliche Betrübniß verſetzt worden ſeien, und Fürſt Eugen ſein ganzes väterliches Anſehn nöthig gehabt habe, um den, von dem erſten Schmerze ſeines Lebens gewaltig ergriffenen Albino von der heißerſehnten Rückkehr nach Harrau und in die Arme ſeiner leidenden Lieben abzuhalten. Die Beſorgniß, daß Albino's Heftigkeit dem grambedrückten Herzen des Grafen eine neue Sorge auflegen und ihn im kräftigen Bezwingen des eigenen Schmerzes ſtören möchte, habe den Prinzen beſtimmt, ſeinem Sohne dieſe Erlaubniß zu verweigern. Albino habe ſich endlich in den väterlichen Willen gefügt und einem Auftrage Genüge geleiſtet, nach welchem er, während Prinz Eugen dem Rufe in die Hauptſtadt eiligſt folgte, die Gegenwart deſſelben vertreten und der erſchütterten Mutter liebend und ſchützend beiſtehen ſollte. Erſt vor zwei Tagen ſei ein Schreiben von der Reſidenz aus nach S..... abgegangen, kraft deſſen Albino zur Abholung ſeines Erziehers ſich geſchickt machen dürfe.

Dieſe letzte Nachricht erſchreckte den Grafen und zeigte ihm die Nothwendigkeit, Albino zuvorzukommen. „Und nun,“ ſchloß Fürſt Eugen die lange Erzählung, „mein einziger, geliebter Freund! erfülle den dringendſten Wunſch Deines Bruders, und ſage mir, womit ich die Treue, mit welcher Du ſo unverbrüchlich über meinem Geheimniſſe gewacht, Deine Vaterſorge für Albino belohnen könne?“

Graf Harrau lächelte ſchmerzhaft und ſagte leiſe und weichmüthig: „Mein Glück ruht im Grabe; die Erde hat nichts Erfreuendes mehr für mich, als das Wohl der Kinder, welche ich und die vollendete Eliſabeth erzogen; und in Beziehung darauf komme ich mit einem Erſuchen zu Dir, deſſen Gewährung ich als den vollgenügendſten Lohn meiner ſüßen Bemühungen anſehen werde.“

Nun machte Graf Harrau ſeinen fürſtlichen Freund mit Joſephinens jetzigem Aufenthalte und dem Verhältniſſe bekannt, in welchem ſie lebte; und ohne die Gründe dieſes ſonderbaren Verlangens anzugeben, nahm er dem Fürſten das heilige Verſprechen ab, im Fall es Gott gefallen ſolle, ihn von der weiten Reiſe nicht wiederkehren zu laſſen, vor dem Ablaufe dreier Jahre Albino dieſen verborgenen Aufenthalt nicht zu entdecken und die Vormundſchaft über Joſephine zu übernehmen. Dann legte er ſein Teſtament in die Hände des Fürſten. Nachdem Eugen, der hinter dieſer geheimnißvollen Verhüllung die großmüthige Abſicht des Freundes durchſchimmern ſah, gelobt hatte, umarmten ſich die vertrauten Männer; der Fürſt von ſtillen dankbaren Entſchließungen erfüllt, der Graf in trüber Vorahnung des Nimmerwiederſehens.

Während nun Graf Harrau ſchon längſt den erſten heißen Kampf mit den ungeſtümen Bitten Albino's, ihm zu ſagen, wo Joſephine geblieben ſei und wie es ihr ergehe, unerſchütterlich beſtanden hatte, und der Jüngling zu befürchten anfing, daß all ſein wiederholtes Dringen an der Willensfeſtigkeit des Grafen ſcheitern würde, während die Macht der Zerſtreuung, die Gewalt wechſelnder Erſcheinungen ſich in dem ſanften Beſchwichtigen des Schmerzes beider Reiſenden, in dem lebhafteren Intereſſe, mit welchem ſie bald hier Naturſchönheiten, bald dort Kunſtmerkwürdigkeiten in Augenſchein nahmen, kund that, lebte Joſephine am Hofe des Herzogs von B.... ein ſtilles, ihren Pflichten und ihren Erinnerungen geweihetes Leben. — Die Fürſtin Sophie hatte ſich mit inniger Zärtlichkeit an das holde Schutzkind geſchloſſen, und wenn auch ein anderer Geiſt, als Eliſabeths himmliſche Liebe hauchender, die edle Fürſtin beſeelte, ſo war es doch ein Geiſt des Friedens, der Güte, der willigen Verzichtleiſtung um des Glückes Anderer willen; und Joſephine konnte ſo wenig dem gediegenen Charakter ihrer Beſchützerin ihre volleſte Achtung, wie deren ſteter Sorge, ihr Leben mit Annehmlichkeiten aller Art auszuſchmücken, ihre tiefgefühlteſte Anerkennung verſagen. Joſephinens jugendliche Wärme für alles Gute und Schöne durchdrang das vor Alter erſtorbene Gemüth des greiſen Herzogs mit ſanftem Feuer; er konnte faſt keine Stunde ohne das freundliche Geſchöpf ſein, welches den Bedürfniſſen ſeiner hülfloſen Gebrechlichkeit ſo liebevoll und geräuſchlos zu begegnen wußte, und der Hof, die Stadt, das Land, ſprach mit Begeiſterung von Joſephine. Ihr Bild, bald aus Marmor geformt, bald aus Gyps gegoſſen, bald in Kupfer geſtochen, prangte auf Toiletten und in Prunkzimmern; ſie war Jedem das Ideal der Anmuth und des ſanfteſten Reizes.

Das Unglück hat es mit der Liebe gemein, das Auge im Beobachten zu ſchärfen. Die Fürſtin, durch das Erſtere in jahrelanger Uebung dieſer nothwendigen Kunſt erhalten, ſah bald, daß Joſephine den glücklichen harmloſen Sinn der Jugend, die heitere Fröhlichkeit ihres Alters entbehre, und mit dem Eigenſinne des Leidens darüber wache, daß der Gegenſtand dieſes geheimen Grames unverrathen bleibe. Sophien war das Glück ihres Lieblings zu theuer, als daß ſie ihre Beobachtungen nicht hätte verdoppeln ſollen, um zur Kenntniß dieſes verſchwiegenen Kummers zu gelangen, und ſie bemerkte, daß Joſephine alle Huldigungen, ihrer Schönheit dargebracht, mit Kälte und Gleichgültigkeit aufnahm, daß ſie die liebenswürdigſten jungen Männer ohne alles Intereſſe ſah — daß ſie die Einſamkeit ſuchte und oft verborgene Thränen vergoß; und es ward der Fürſtin klar, daß eine unglückliche Liebe an dem Herzen ihres Pfleglings nage.

Doch die Fürſtin verſchmähete es, der ſtillen Bruſt das liebe Geheimniß zu entreißen; ſie wußte es ja, daß die Zeit nicht allein Blüthen und Früchte, ſondern auch das, was in den Tiefen der Seele knospet und dämmert, an das Licht und zur Vollendung und Reife bringe; und ſo geſchah es auch in Bezug auf Joſephine.

Ein weitläufiger Verwandter des alten Herzogs, Prinz Fedor von J....., kam an den Hof von P....., ein verwickeltes Geſchäft auszugleichen. Er ſah die reizende Schutztochter ſeiner Tante, und fühlte ſich von dem mächtigen Zauber ihrer Schönheit ergriffen.

Nach dem Verlaufe eines Monats, in welchem das Geſchäft, das den Prinzen hierher geführt hatte, beendiget worden war, entdeckte Fedor ſeinem Großoheim, daß er den glühenden Wunſch hege, die liebliche Joſephine zu beſitzen, und dem Herzog ſchien dieſe Verbindung nicht unpaſſend. — Prinz Fedor verband ein ſehr gefälliges Aeußere mit dem ſchätzenswertheſten Charakter; die Verhältniſſe, in denen er ſich befand, begünſtigten ihn zu der Freiheit, ſein künftiges Eheleben gänzlich nach ſeinem und ſeiner Erwählten Wunſch und Willen bilden zu können, und ſo glaubte denn der alte

Herzog, daß er Joſephine froh überraſchen würde mit der ihr zu gebenden Nachricht von ſeines jungen Gaſtfreundes liebendem Begehren. Er ließ Joſephine zu ſich rufen, und verzögerte in faſt jugendlicher Neckerei, was er ihr zu ſagen hätte, wie wenn ſie auf ein Glück vorbereitet werden müßte.

Aber kaum war das entſcheidende Wort ſeinen Lippen entglitten, als Joſephinens Wangenroſen ſchnell zu Lilien wurden, und das bebende Mädchen mit ſtürzenden Thränen den herzoglichen Freiwerber anflehete, es mit dieſer und jeder andern Partie zu verſchonen; es ſei ſein einziges Verlangen, wenn es einſt die ſchützenden Mauern dieſes Palaſtes verlaſſen müßte, irgend eine ſtille Freiſtatt zu ſuchen, um ledig zu bleiben. Und dabei ſchwebte ein Lächeln um ihren weinenden Mund, das in eines Sehers Geiſte zu ſagen ſchien: „Es giebt auch einſame Engel!“

Joſephinens todtenblaſſes Geſicht, die wehmüthigen Blicke, deren Glanz in den immer ſtärker hervorquellenden Thränen erloſch, die Worte, in deren leiſen, flehenden Klängen der Schmerz eines gebrochenen und jetzt unſanft berührten Herzens hörbar war; dies Alles trug ſo unverkennbar das Gepräge der ernſteſten Wahrheit, daß dem Herzog der Gedanke, es ſei dieſe Erklärung nur eine leicht zu beſiegende, jungfräuliche Ziererei, fern bleiben mußte. Er ſtarrte erſchrocken das blühende Geſchöpf an, welches in den Tagen der Jugend für die Freuden des Lebens erſtorben ſei. Mitleidig ſtreichelte er der Weinenden die kalte Wange, verſprach dem Prinzen Beſcheid zu geben, und ließ, als Joſephine ſich entfernt hatte, die Fürſtin zu ſich bitten. Der Herzog trug nun ſeiner Tochter den Fall vor, ſagte ihr, wie Joſephine ſich dabei benommen, und machte die Nachdenkliche darauf aufmerkſam, daß das Mädchen wahrſcheinlich an einem Gemüthsleiden kranke; weßhalb denn die Fürſtin die nöthigen Rückſichten zu nehmen hätte.

Jetzt dünkte es Sophien an der Zeit, die Sonde prüfend in Joſephinens Herzenswunde zu ſenken; ſie wählte, und fand dazu den ſchicklichſten Augenblick. Mit zarter Vorſicht, mit der rührendſten Gewalt der Liebe drang ſie in Joſephine, ihr doch zu entdecken, was ihr Gemüth ſo gramvoll verdüſtere, ihre Lebensanſichten ſo ungewöhnlich ernſt machte, und ſie, die durch Natur und Glück zu hohen Anſprüchen Berechtigte, zu dem Entſchluß gebracht habe, dem beglückendſten Verhältniß des Lebens, einer durch Liebe geſchloſſenen Ehe zu entſagen. Joſephinens Geſicht überflammte ein dunkles Roth, ſie ſenkte die Augen tief nieder. Allein die Innigkeit, womit die Fürſtin um das Vertrauen ihrer Pflegetochter bat, die unausſprechliche Milde, welche für jeden, ſelbſt für der Thorheit Schmerz, eine Tröſtung bereit zu haben ſchien, öffneten die verſchloſſene Bruſt der Leidenden.

Weſſen Wünſche und Hoffnungen außer den Grenzen dieſes Daſeins liegen, der hat auch den Muth ſie zu nennen; der achtet ſich einem Sterbenden gleich, welcher nichts mehr von der Erde erwartet, und während ſeine Blicke nach dem Himmel fliehen, ein freundlicher Zuruf ſie noch einmal rückwärts zieht auf das, was ſeine Sehnſucht, hienieden heiß, aber vergebens umfaßte. In dieſem Gefühle nun, ſagte Joſephine der Fürſtin, daß nur eine Liebe ihr Weſen ausfülle und beherrſche, ein Andenken ihrer Seele vorſchwebe, einer Trauer ihr Schmerz gehöre, eine Hoffnung ihren Geiſt beſelige; und der alleinige Gegenſtand, den ihr Herz umfaſſen könne, Albino, der arme und auf immer für ſie verlorene Zögling ihres Vaters ſei. Die Fürſtin wiederholte einige Male zerſtreut und nachdenkend den Namen Albino·

dann erkundigte ſie ſich genau nach allem, was zu dem Jünglinge in irgend einer Beziehung ſtand; und Joſephine, der erleichternden Mittheilung froh, vergaß auch nicht des unbedeutendſten Umſtandes zu erwähnen, beſchrieb die Eltern Albino's, ſo viel ſie ſich deren erinnern konnte, Zug für Zug; erzählte von deren Zuſammenkünften mit dem Grafen Harrau und deſſen Gemahlin; ſagte mit ſchmerzlichem Ausdrucke, daß ſie nicht einmal wiſſe, wo Baron Liſtov und deſſen Gattin ſich aufhalte, und wiederholte Wort für Wort, und oft von Schluchzen unterbrochen, ihre letzte Unterredung mit dem Grafen.

Sophie hatte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört. Sie fragte nach kleinen Umſtänden, welche zwar Joſephine nicht weſentlich zu dem Berichte zu gehören ſchienen, die aber der Fürſtin gerade das meiſte Licht gaben. Eine frohe Ahnung dämmerte in ihr auf. Sie umarmte Joſephine am Schluſſe der langen Unterredung und ſagte ihr, daß man die Hoffnung auf das Glück niemals aufgeben müſſe, auch ſelbſt bei dem größten Anſcheine von Unmöglichkeit der Erfüllung; und daß nur das uns für dies Leben verloren ſei, was das Grab beſitze.

Joſephinens trauernde Seele ward von dieſem milden Zuſpruche erheitert, und der erſte Lichtſtrahl unbekannter, aber ſeliger Erwartungen fiel tröſtend in die Kummernacht ihres Herzens.

Zwei Jahre waren bereits vergangen, ſeit Joſephine Harrau verlaſſen hatte. Keine Nachricht von ihrem Vater oder von Albino war während dieſer Zeit an ſie ergangen, und ſtill, aber tief trauerte ſie, von ihren Geliebteſten ſo ganz vergeſſen worden zu ſein.

Eines Tages, als die einſame Joſephine in die weithin dämmernde Ferne freundlicher Erinnerungen ſich verlor, trat die Fürſtin zu ungewöhnlicher Stunde in ihr Gemach. Das Geſicht der hohen Frau war bleich; das Auge trüb, die Rede gewogen und bedeutſam. Joſephine, welche gleich allen Leidenden einen feinen Takt für dies veränderte Benehmen hatte, bat die Fürſtin auf das dringendſte, ihr doch zu ſagen, was ſich begeben habe. Sie werde die Faſſung haben, mit Ruhe auch das Traurigſte zu erfahren.

Da ſagte die Fürſtin mit leiſer Stimme, ſie habe die Nachricht erhalten, daß vor einem halben Jahre Graf Harrau an einem Entzündungsfieber in Avignon geſtorben ſei.

Unausſprechlich betrübend war für Joſephine dieſe Kunde. Sie weinte dem Hintritt des geliebten Vaters die kindlichſten Thränen, ſie bedauerte es ſchmerzlich, daß ihr der traurige Troſt verſagt geweſen ſei, an ſeinem Lager zu wachen und mit heißem Gebet ſeine Sterbeſtunde zu feiern.

Die Fürſtin, wohl bekannt mit den Bedürfniſſen eines wunden Herzens, überließ Joſephine der Einſamkeit und Ruhe, und quälte ſie nicht mit Troſtgründen, deren ſtärkender Heilquell ja doch nur in der eigenen Ueberzeugung, in dem gedrückten Gemüthe ſelbſt entſpringt. Aber wie aufrichtig auch Joſephinens Trauer über den Verluſt des Grafen war, ſo hatte doch die lange Abweſenheit von ihm ſie an den Gedanken der Trennung gewöhnt; auch hatte Eliſabeths Tod und das Geſchiedenſein von Albino ihre Kraft zu leiden gebrochen und verwendet; man merkte daher keine weitere Veränderung an ihr, als daß ſie noch ſtiller, noch ſanfter, noch geduldiger geworden war. Die letzte Hoffnung, ſe etwas von Albino zu erfahren, hatte ihr des Grafen Tod geraubt, und leidenſchaftlos, wie ein abgeſchiedener Geiſt, ging ſie von nun an durch das entzauberte Leben.

Die Fürſtin ſchrieb jetzt viel, auch erhielt ſie öfter als ſonſt Briefe. Sie ward ſichtlich heiterer und traf Anſtalten zu einer Reiſe, welche ſie auf längere Zeit entfernen ſollte. Es war Joſephine erwünſcht, daß die Fürſtin ihr erlaubte, zurückzubleiben; jedes geiſtige Bewegen außer dem ſchmalen Gleiſe der gewohnten Lebensweiſe ließ ſeine ſchmerzenden Spuren in Joſephinens verletzbarem Herzen zurück. Sie verſprach der Fürſtin, mit liebevoller Treue der Pflege und Unterhaltung des Herzogs ſich unausgeſetzt weihen zu wollen, und Sophie ſchied beruhiget.

Der alte Herzog war ſehr erfreut, ſeinen kleinen Augapfel bei ſich behalten zu können; er gab Joſephinens Wünſchen mit gutmüthiger Gefälligkeit nach, und befreiete ſie, ſo weit es ſich nur mit der eingeführten Sitte und der Achtung für das Herkommen vereinigen ließ, von allem drückenden Zwange.

Die letzten freundlichen Silberblicke des Spätherbſts waren nun auch verglommen. Des Winters eiſiger Hauch machte das rege Leben der Natur erſtarren. In immer engeren Kreiſen erneuerten ſich die dunkeln Tage, und das Hoffen der Menſchen richtete ſich auf die nicht mehr ferne Zeit, wo die allbelebende Sonne allmählich ſich höher zu ſchwingen, wieder beginnen werde. Da kehrte die Fürſtin zurück. Joſephine freuete ſich ungemein, die geliebte Frau ſo äußerſt wohl und froh wieder zu ſehen, und Sophie preßte das holde Kind in heftiger Bewegung an ihre Bruſt.

Am folgenden Tage hatte die Fürſtin eine lange Unterredung mit dem Herzog, dann ließ ſie Joſephine zu ſich rufen. „Höre mich an, mein liebes Kind,“ begann ſie, „ich habe Dir Dinge von Wichtigkeit vorzutragen; ſuche Deinen Geiſt möglichſt frei von dem Einfluſſe der Gemüthsbewegungen zu erhalten, auf daß Du nicht verhindert werdeſt, dasjenige, was ich Dir zu ſagen habe, klar zu prüfen und richtig zu würdigen.“ Joſephine ſetzte ſich in ängſtlicher Spannung, und die Fürſtin hob an: „Ich habe meinen Schwager, den Fürſten Eugen, und deſſen edle Gemahlin beſucht. Du wirſt leicht begreifen, daß kein gewöhnlicher Vorfall mich dahin gebracht habe, einen Ort wieder zu ſehen, der mir ſo traurige Erinnerungen darbietet; und die Veranlaſſung dieſer Reiſe war keine andere, als — o mein theures Kind! die Sorge für Dein Glück! Vorerſt muß ich Dir ſagen, daß das Teſtament Deines Vaters, was Dich zu einer reichen Erbin macht, kürzlich eröffnet worden und ſich daraus ergeben habe, daß Harrau dem Fürſtenhauſe zufalle.“ „Und Albino!“ ſtammelte die erblaſſende Joſephine: „Albino iſt mit nichts bedacht? O Gott! dürfte ich doch den traurigen Reichthum, der keinen Werth für mein gebrochenes Herz hat, mit dem Unbemittelten theilen, oder ihm denſelben ganz überlaſſen, wenn es mir nicht vergönnt ſein kann, dem Einziggeliebten mein Leben mit all ſeinen Kräften und Gaben zu weihen.“

Die Fürſtin ſah ernſt; ohne Joſephinens Aufregung ſonderlich zu berückſichtigen, fuhr ſie fort: „Ich kenne den Zuſammenhang dieſer Sache nicht genau; aber es iſt wie ich Dir geſagt habe, Harrau iſt fürſtliches Eigenthum. Fürſt

Eugen läßt Dich durch mich freundlichſt grüßen, und fordert Dich auf, Dir aus dem Hauſe, welches Dir doch vor allen theuer ſein muß, und das noch ganz in derſelben Einrichtung beſtehet, welche bei dem Leben ſeiner verewigten Beſitzer darin herrſchte, irgend ein Andenken zu wählen, ohne nur im Mindeſten auf die Koſtbarkeit, die Größe, den Umfang des zu wählenden Andenkens beſorgliche Rückſicht zu nehmen. Der Fürſt glaubte Dir dieſe zarte Aufmerkſamkeit, ſo wie den Willen Deines Vaters die dankbare Behauptung des ihm zugefallenen Vermächtniſſes ſchuldig zu ſein.“

Die Purpurgluth wehmüthiger Freude verſchönte Joſephinens ſeelenvolles Geſicht. Gerührt ſagte ſie: „O! das iſt mir ein liebes, ein dankenswerthes Anerbieten! Der Fürſt erlaube mir nur, die nahen Weihnachten auf Harrau feiern zu dürfen, und einer meiner ſüßeſten Wünſche iſt erfüllt! Ich würde die herrliche Feier im klaren Spiegel der Vergangenheit ſehen; ſie würde mir Eliſabeth, die Unvergeßliche, zurückrufen, und ihre hohe Wirkſamkeit auf mein Gemüth durch dieſes Schattenglück in Kraft treten!“

Die Fürſtin trocknete die naſſen Augen, ſie verſprach, ſich für Joſephinens Wunſch zu verwenden, dann ſagte ſie: „Nun aber, mein liebes Mädchen, habe ich Dir das Wichtigſte mitzutheilen. Man wünſcht, daß Du Dich vermählſt.“ Joſephine ſchauerte leblos in ſich zuſammen. Die Fürſtin ſenkte tief und forſchend den Blick voll Würde und Hoheit in das, ihr ſchüchtern entfliehende Auge Joſephinens, dann ſagte ſie: „Wie? Du könnteſt wirklich ſo verblendet für Deine eigentliche Beſtimmung ſein, daß Du recht zu handeln meinteſt, wenn Du Dich im trotzigen Eigenſinne Deinen Pflichten entzögeſt, weil das Schickſal Dir den einen verſagte, an deſſen Hand Du ſie wohl am liebſten erfüllt hätteſt? — Du biſt der Welt eine Gattin, eine Mutter ſchuldig; ach! und glaube mir, mein gutes Kind, ungeſtraft wird kein Zoll vorenthalten, welchen die Natur von uns fordert. Du, die ein Liebling der höheren Mächte zu ſein ſcheint, würdeſt Dich zwiefach verſchulden, wenn Du auf Deinem Willen, unvermählt zu bleiben, beharren wollteſt; denn wiſſe, man hat Dir den Sohn des Fürſten Eugen, den kürzlich von ſeinen Reiſen zurückgekehrten Erbprinzen, den liebenswürdigſten und hochſinnigſten Jüngling beſtimmt.“

Joſephine erwiederte hierauf: „Würde ich nicht Treue und Wahrheit verletzen, welche ich doch dem Gatten zunächſt ſchuldig bin, wenn ich mit einem Herzen, das von dem Bilde eines Anderen erfüllt iſt, ihm die bebende Hand am Altare reichte? Und — müßte ich nicht unvermeidlich mit meinem Bewußtſein zerfallen, wenn ich, gegen meinen Willen, oft ſelbſt ohne mein Wiſſen — den geliebten Inhalt meiner Erinnerungen als Maßſtab an den Werth meines Gemahls legte?“

Der Fürſtin Augen ſchimmerten. Mit bewegter Stimme ſagte ſie: „O meine Joſephine! Das iſt es ja eben. Welche Macht könnte von Dir heiſchen, daß Du das Gefühl der Liebe für Albino unterdrücken ſollteſt, einer Liebe, die ſo natürlich, gerecht und durch die Stellung Eurer ehemaligen Verhältniſſe gleichſam geheiliget iſt? — Aber dieſe Liebe ſei von echter Art; ſie ſtrebe, einer ſanften Flamme gleich, nach ihrer Heimath, dem Himmel! Das Herz, von ſolcher Liebe erfüllt, hat wahrhaft göttliche Kräfte; es vermag das Schwerſte zu ertragen, das Außerordentlichſte zu leiſten. Es betrauert nicht den Verluſt des flüchtigen, irdiſchen Glückes; es harret in ſüßem Sehnen und zuverſichtlicher Hoffnung dem ewigdauernden entgegen! Der Strahl dieſer Liebe fällt tröſtend in den dunkeln Tag des Kummers und beleuchtet verklärend die Stunde der Freude. Ihre Weihe erkennet man an einer Freudigkeit, welche vor keiner Pflichterfüllung erbebt, an einer Geduld, die nie ermüdet, an einem Frieden, welcher die bedrängteſte Bruſt beſeliget, an einem Muthe, welcher das Leben erträgt, und den Tod als ein Siegesfeſt feiert! — Und dann bedenke auch, mein beſtes Kind, daß jedes Opfer, mit reinem Herzen und williger Hand dargebracht, ſeinen Lohn finde, der oft reich und tauſendfältig das geopferte Glück aufwiegt! Wir ſäen mit Thränen und ernten in Freuden!"

Die Fürſtin ſchwieg erſchüttert, ſie trocknete die rollenden Thränen. Die überwundene Joſephine legte das weinende Geſicht an die Bruſt der ſanften Tröſterin. Der Geſichtspunct, aus welchem ſie ihr Verhältniß zu Albino bisher betrachtete, hatte ſich verſchoben, und zeigte ihr nun ein Eden von himmliſcher Blüthen. Der Geliebte war ihr nicht mehr verloren; er war ihr aufs neue und für die Ewigkeit geſchenkt. Die Kraft heiliger Entſchlüſſe ergoß ſich in ihr ermattetes Gemüth, und ein Anhauch ſeliger Ruhe gab ihren ſtürmiſchbewegten Gefühlen die langentbehrte Stille zurück. Sie wollte jetzt bald der Fürſtin ihre Genehmigung des an ſie ergangenen Heirathsvorſchlages ausſprechen, aber Sophie nahm dieſe Entſchließung nicht an, ſondern ermahnte Joſephine, dieſen Antrag mit voller Beſonnenheit zu prüfen; nach dreien Tagen ruhiger Ueberlegung erwarte ſie ihre Entſcheidung.

Zwei Wochen waren bereits verſtrichen, ſeitdem ein Schreiben Sophiens, worin Joſephine ſich dem Erbprinzen verlobte, an jenen Hof abgangen war, als die erwartete Antwort des Fürſten Eugen eintraf, in welches derſelbe nicht allein ſeine große Freude über Joſephinens Entſchluß ausſprach, ſondern auch hinzufügte, er rechne es ſich zum beſondern Vergnügen, daß Joſephine die nahen Feiertage in Harrau zubringen wolle. Er ſchrieb ferner, er halte dies für eine ſchickliche Gelegenheit die Verlobten einander zuzuführen; und der Erbprinz werde gewiß, begleitet von deſſen Eltern, am erſten Feſttage dort erſcheinen, Bitte und Dank der holden Braut perſönlich vorzutragen.

Joſephinens Geſicht zuckte bei dieſer Nachricht in ſchmerzlicher Betroffenheit; ſo ward ihr ja auch die ſchöne Hoffnung auf dieſe Tage, welche ſie dem ungeſtörten Genuſſe der Erinnerung zu weihen gedachte, vernichtet! Aber ſtill und ohne Klage ertrug ſie die ängſtliche Erwartung. Am Tage vor Weihnachten erblickte endlich Joſephine das Ziel ihrer Sehnſucht. Wer aber beſchreibt ihr Gefühl, als ſie über den Silberteppich des friſchgefallenen Schnees das alte, traute Schloß in ſtiller Sicherheit hervorragen ſah? als das Geläute in der Kirche des Ortes in Klängen, welche der entzückt Lauſchenden wie der begrüßende Zuruf eines langentbehrten Freundes tönten, von der ſcharfen Winterluft an ihr Gehör geführt ward? Sie weinte, ſie jauchzte, ſie drückte die kleinen Hände gegen das ſchwellende Herz, als ſolle es die Bruſt nicht zerſprengen; ſie wußte nicht, ob es Wonne oder Weh ſei, was ihr ſo ſchmerzlichſüße Thränen entlockte? Und die gütige Fürſtin an ihrer Seite ließ nachſichtig den Liebling gewähren und weidete ſich an dem Vorgenuſſe der entzückenden Ueberraſchung, welche der Nichtsahnenden bevorſtehe.

Jetzt rollte der Wagen vor das Schloß. Die Flügelthüren ſtanden weit geöffnet; Alles war feſtlich geſäubert und geſchmückt. Der Hausmeiſter und ſeine Frau küßten in ſprachloſer Freude Joſephinens Hände, welche mit zitternden Schritten die Stiege hinan eilte, um jeden befreundeten Gegenſtand ſo ſchnell als möglich zu begrüßen. Da ſtand, lag und hing noch Alles ſo, wie ſie es verlaſſen hatte, aber ſtumm und traurig blickten die todten Bekannten, die Gemälde, Möbeln, Geräthſchaften ſie an; denn es fehlte das lebendige Walten der Beſitzer derſelben.

Wer unter meinen lieben Leſern einſt nach jahrelanger Abweſenheit in die geliebte Heimath zurückkehrte, und die Theuren darin vermißte, an welche er durch Bande des Blutes oder des Geiſtes geknüpft war: der fühle mit Joſephine!

Sie trat nun in das Schlafgemach der Gräfin. Sie drückte einen leiſen Kuß auf die ſeidene Decke, welche das Lager verhüllete, auf dem Eliſabeth zum langen Schlaf entſchlummert war, und bat die Fürſtin, ihr zu erlauben, daß ſie auf dieſer geweihten Stätte ruhen dürfe, und Sophie bewilligte es.

Am folgenden Morgen kündigte die Fürſtin Joſephine an, daß ſie in die Hauptſtadt fahren würde, aber auf den Abend, wenn auch ſpät, wiederzukehren gedächte. Joſephine vernahm mit geheimem Vergnügen dieſen Beſchluß. So gehörte ihr alſo dieſer liebe Tag an, und keine ſtörende Rückſicht auf die, ſeinen verjährten Freuden entfremdete Fürſtin ſollte ihr die ſtille Feier deſſelben verkümmern! — Sobald Joſephine ſich allein ſah, hüllete ſie ſich in den koſtbaren Pelzmantel und eilte hinunter in den Garten.

Mit welch namenloſen Empfindungen betrat ſie dieſen Tummelplatz ihrer und Albino's Spiele! Aber tiefes Schweigen herrſchte hier und feierliche Stille! Die Bäume ſenkten ihre, von der blendenden Laſt des Schnees beſchwerten Aeſte nieder; das Auge fand in der blinkenden Fläche keinen Ruhepunct; aber auf welchem Plätzchen auch Joſephinens feuchter Blick haftete, da ſproßte ſchnell ein liebes Blümchen der Erinnerung.

Sie trat an das ſchwarze Gitterthor, an welchem einſt vor langen Jahren der Sänger Eginhard gelauſcht, und blickte hinaus in die vorbeilaufende Landſtraße. Da ſah ſie, wie flinke Bäuerinnen mit verhülltem Kopf und beladenem Rücken den Weg entlang ſchritten, und dachte, wie dieſe Armen in dem Reichthum ihrer Genügſamkeit den mühſam erworbenen Sparpfennig vielleicht gegen Spielwerk und Eßwaaren umgetauſcht, womit ſie die darbenden Kleinen am heutigen Abend erfreuen wollten, und nun in ſüßer Vorempfindung der erwarteten Luſt den Druck der Gabenlaſt nicht fühlten; und Joſephinens Seele ward immer mehr in den Frieden, der ſie umgab, aufgelöſt.

Der kurze Tag war ſchnell entwichen; ſchon leuchtete der Halbmond, vereint mit den milden Strahlen des Abendſterns, vom tiefblauen Himmel herab, als Joſephine noch in dem Gewölbe verweilte, welches zum Aufbewahren von allerlei Geräthſchaften benutzt wurde. Sie kramte hier unter den halbverfallenen Denkmälern ihrer glücklichen Kindheit und betrachtete eben mit ſehnſüchtigen Empfindungen einen kleinen, muſchelförmigen Schlitten, in welchem der Knabe Albino ſie als Dame oft gefahren und mit dem Hingeben des eigenen Mäntelchens liebend und ſorglich vor Froſt und Wind geſchützt hatte. Jetzt fiel ihr Blick ſeitwärts auf den kunſtlich gearbeiteten Chriſtbaum, deſſen noch eingefügte, nur halbabgebrannte Lichter ihr die Vergangenheit ſo dicht vor die Seele rückten, als habe er erſt geſtern zum letzten Male geſchimmert. Ein Gedanke durchblitzte Joſephine. Sie befahl einem Bedienten den Chriſtbaum abzuſtäuben und ihn ihr in das Hauptzimmer zu bringen. Joſephine ging dahin voran; ſie trat an das Fenſter, an welchem einſt die trauernde Eliſabeth geſtanden, als der Herr ſich der Gläubigen ſo ſchön offenbaret, ſie überließ ſich, wie damals ihre Pflegemutter, der Furcht und dem Zagen, und ſtumm und ſorgenvoll ſchlug heute das Herz, deſſen leiſe Schläge an jenem Abend nur das unbewußte, von keinem Geiſte beſeelte Leben bezeichneten.

Indem Joſephine gedankenvoll die unabſehbare Fläche überſchauete, gewahrte ſie in weiter Ferne das Leuchten zweier kleinen Sterne, nicht allzuhoch über der Straße, und ſie vermuthete mit einiger Beklommenheit, daß es die Laternen an dem Wagen der zurückkehrenden Fürſtin ſeien. — Jetzt trat der Bediente mit dem Chriſtbaume in das Zimmer. Joſephine rückte ihn genau auf die Stelle, wo er ehedem geſtanden hatte, entzündete die Lichter deſſelben, und als nun das ſtrahlende Gebäude in vollendetem Glanze vor ihr ſtand, ſagte ſie, von dem Anblick ergriffen: „Iſt mir es doch, als ſähe ich Eliſabeths heiligen Schatten um die kleine Lichtwelt ſchweben! Wunderbar erklingen mir die Deutungen der frommen Mutter im bewegten Herzen, obgleich deren Töne längſt verhallet ſind. — Ja, ich fühle das Wehen Deines Geiſtes, Du Verklärte! Ich empfinde das Wirken Deiner Nähe in der ſeligen Stille, welche ſich auf mich niederſenkt! Mir wird ſo wohl! Kann dem auch grauen vor der Dunkelheit des Lebens, welchem das Antlitz des Erlöſers in Weihnachtsſtrahlen geleuchtet? Kindesſinn entzündet ſich an ihrem Scheine! Kindesvertrauen, welches harmlos den Vater walten läßt und nicht ſorgt und forſcht, warum er Alles ſo und nicht anders füge? Kindesliebe, die mit zitternder Freude auch das Theuerſte zum Opfer bringt. Ja Du, o Chriſtbaum, ſollſt das Andenken ſein, welches ich wähle, und wie mein koſtbares Kleinod will ich dich betrachten! Wenn im Drange der Welt mein Hoffen erliſcht und mein Glauben ermattet, dann ſoll dein Andenken die kindliche Geſinnung in mir erneuern, welche den Himmel auf die arme Erde herniederzieht! Dein tröſtendes Licht leuchte mir alljährlich, und dringe prüfend in die verborgenſten Falten meines Herzens! Möchteſt du darin immer der reinſten Chriſtusliebe, der ſtillen Verehrung meiner Pflichten und dem geläuterten Andenken an den ewig theuren Freund meiner Jugend begegnen!“

Bei dieſen Worten vernahm Joſephine ein leiſes Geräuſch an der Thür. Sie wendete ſich um, und — da ſtand Albino in ausgebildeter kräftiger Schönheit und ſtreckte der Erblaſſenden die Arme entgegen. Joſephine ſtarrete die geliebte Erſcheinung eine Secunde lang an, dann ſank ſie mit einem lauten Seufzer leblos zur Erde.

Als Joſephine erwachte, fand ſie ſich auf den ſchwellenden Kiſſen des Divans und an Albino's Bruſt ruhend. Sie fühlte den lauen Tropfenfall ſeiner Freudenthränen an ihrer Wange; ſie hörte die ſüßen Namen, mit denen er ſie in das Bewußtſein zurückrief. Ueber ihn gebeugt, ſtand die Fürſtin Sophie, Joſephinen ſtärkende Eſſenzen vorhaltend, zur Seite lauſchten in fröhlichängſtlicher Spannung Fürſt Eugen und die edle Leonore.

Aber Joſephinens beſtürztes Erſtaunen, ihr ſtummes Entzücken darzuſtellen, als ſie nun erfuhr, Albino ſei der Erbprinz und der ihr zum Gemahl Beſtimmte, dies wagt meine ſchwache Feder nicht. Allein ein ſanfter Nachhall dieſer Gefühle wird gewiß in jedem weichen Herzen erklingen, welches je einmal in einer höchſten, unausſprechlichen Freude empfunden, wie gütig Gott und wie reich das Leben ſei.

Immer lauter ward das fröhliche Gewirre regelloſer Fragen und Antworten, aber Fürſt Eugen ſchlich ſich hinweg und trat in ein Fenſter, den Blick an das funkelnde Sternengewölbe heftend. „Nun, Eliſabeth, und Du, o mein theurer verklärter Freund! habe ich Euch jetzt vergolten?“ ſo ſchien dieſer gerührte, in Thränen glänzende Blick zu fragen, und die Sprache des Bewußtſeins deutete ihm die Antwort der himmliſchen Schrift.

Graf Harrau und Albino ließen das erſte Jahr ihrer Abweſenheit vom Vaterlande ziemlich oft Nachrichten von ſich in die Hauptſtadt ergehen. Alle Berichte lauteten beruhigend, oft ſogar erfreuend, und der Fürſt fühlte ſich ſehr zufrieden, dieſe Nachrichten mit gleich günſtigen von ſich und den Seinen und von Joſephinens Wohlbefinden und deren glücklichem Ergehen erwiedern zu können. — Aber auf einmal blieben dieſe ſonſt regelmäßig eingelaufenen Schreiben aus. Längere Zeit hatte das fürſtliche Paar die quälende Sorge der Ungewißheit getragen, als Albino plötzlich in der Heimath anlangte und den überraſchten Seinen mit tiefer Betrübniß erzählte, daß ſein geliebter Lehrer in Avignon an einem bösartigen Fieber geſtorben ſei, er nun Muth und

Luſt zur Weiterreiſe verloren habe, und nun ſchnell entſchloſſen geweſen ſei, ins Vaterland zurückzukehren, um ſein ſchmerzliches Leid durch die Mittheilung deſſelben erleichtern zu können. Mit rührender Angſt beſchwor er ſeinen Vater, ihm doch zu ſagen, ob? und wo? Joſephine geborgen ſei, auf daß er die Theuren, die ſeinem Herzen ſo nahe geweſen, nicht alle mit einem Male verloren geben dürfe.

Der Fürſt fühlte mit tiefer Trauer, wie viel er an dem werthen Jugendfreunde verloren; aber je mehr ihm dieſer gegolten, um ſo heiliger mußte ihm auch das Verſprechen erſcheinen, welches er dem Todten gegeben hatte. Er verſicherte dem Jünglinge, daß dieſer alle Urſach habe, über dieſen Gegenſtand ruhig zu ſein, daß Joſephine nicht allein ſicher geborgen ſei, ſondern ſich auch in einer Lage befinde, welche ihr vollen Erſatz für das Verlorene darbiete, und daß die Zeit einſt erſcheinen werde, in welcher er ſie wiederſehen dürfe.

Nach einiger Zeit theilte Fürſt Eugen ſeiner Gemahlin den klar ausgebildeten Plan mit, Albino nach S..... zu ſenden und ihm die Regierung dieſes blühenden Ländchens ganz uneingeſchränkt zu übertragen, auf daß er ſich in treuer Uebung dieſer Pflicht auf die noch wichtigere, vielumfaſſendere vorbereiten könne, welche er dereinſt übernehmen müſſe. „Und dann,“ ſchloß der Fürſt die lange Rede, „da es ſcheint, als wiederhole ſich in Albino's Schickſal mein Leben und deſſen Ereigniſſe, ſo frage ich, Liebſte, Dich, ob wir nicht Unſererſeits auch etwas dazu beitragen wollen, dieſe Gleichheit in dem wichtigſten Verhältniſſe zu vollenden. Mit einem Worte, wollen wir den Verewigten vergelten? Und dadurch, daß wir Joſephine und Albino mit einander verbinden, ihr gegenſeitiges Glück für immer befeſtigen? — Laſſe, o Geliebte, unſern Sohn doch ſo glücklich werden, wie ich es ward! Auch beweiſt uns ja genügend ſein ſtummer Gram, ſein träumeriſches Inſichgekehrtſein, daß er nie ein anderes Weib ſo innig lieben würde.“

Die Fürſtin erröthete und ſchwieg verlegen. „Ich verſtehe Deine ſtille Antwort, meine Leonore,“ ſagte der Fürſt, „aber — laſſe kein Vorurtheil Deine klare Anſicht verdunkeln! Iſt Joſephine nicht durch die Erziehung, welche ſie erhalten, gefürſtet worden? Hat ihr die Natur nicht ſelbſt die Krone der Schönheit und Anmuth aufgedrückt? Kann Albino auf dem weiten Erdenrunde ein reineres, edleres, liebenswertheres Weib finden?“ Da drückte die beſchämte Fürſtin ihre Einwilligung in einem heißen Kuſſe auf die Lippen des beredten Gemahls, und Albino's Glück war gegründet. Der Fürſt ſetzte ſich nun über dieſen Gegenſtand in Briefwechſel mit ſeiner Schwägerin, und unſere Leſer wiſſen bereits den weiteren Erfolg; nur das iſt noch zu ſagen übrig, daß Albino nicht wußte, welche Freude ihn in Harrau erwarte, als er der Aufforderung ſeines Vaters, Weihnachten in dem lieben Erbeigenthume zu halten, willig Folge leiſtete.

Als nun der Mai die Erde bräutlich ſchmückte und durch die weiten Räume der Schöpfung der Liebe jubelnde Stimmen tönten, da erſchien auch der erſehnte Tag, an welchem die junge Erbprinzeſſin Joſephine mit ihrem Gemahl von der Vermählungsfeier zurück, und in der Reſidenz erwartet wurde. Auf dem Wege, den das hohe Paar daher kommen mußte, waren Ehrenpforten angebracht; zwei lange Reihen lieblicher Mädchen, im Gewande der Unſchuld mit Myrtenkränzen geſchmückt, bildeten von der Landſtraße aus bis an das ferne Stadtthor, ein reizendes Spalier. Die ſchönſten Blumen waren in verſchwenderiſcher Fülle geſtreuet worden. Von den Thürmen der Stadt tönte feierliches Feſtgeläut, denn die Erwarteten näherten ſich. —

Da öffneten ſich die Thore eines Gartens in der Vorſtadt; ein kleiner Leichenzug ſchwankte heraus, und, es übrigte kein anderer Weg — theilte die blühende Mädchenreihe und ſchritt langſam durch die grünen, hochgewölbten Ehrenpforten dem nahen Johannis-Kirchhofe zu. „Wer wird denn begraben?“ fragten die Mädchen flüſternd von Ohr zu Ohr. „Der Dichter Lilie,“ war die Antwort, und Aller Blicke wendeten ſich nun theilnehmend dem einfachen Sarge zu, der die Hülle des freundlichen Mannes barg, welcher nur Wohlwollen und Achtung und manchen Dank für genußreiche Stunden mit in das ſtille Grab nahm. Die Mädchen, insgeſammt ſeine wärmſten Verehrerinnen, fanden in dem Zufalle eine wehmüthige Freude, eine dankbare Genugthuung, der die Reſte des lieben Sängers über Blumen, unter Triumphbögen hindurch, begleitet von Glockentönen und naſſen Blicken, zu ſeiner Ruheſtätte führte. Doch jetzt verkündete ein wiederholtes Rufen, daß die Neuvermählten im Anzuge ſeien. Als nun die wunderholde Joſephine im offenen Phaeton an der Seite des glücklichen Albino bei dem Johannis-Kirchhofe vorüberfuhr, da bewegte ein linder Luftzug die Blätter der Bäume um Welly's verſunkenen Hügel in ſtärkerem Rauſchen, und wer es vernahm und die Geſchichte der Vergangenheit kannte, der forſchte unter milden

Ahnungsſchauern unſerer engen Verbindung mit der Geiſterwelt, ob dieſer zarte Liebesgruß wohl der ſtillentzückten Tochter zu dem Empfange in das Paradies des Lebens, oder der nachbarlichen Hülle des treueſten Bruders, bei dem Eingehen in den ſichern Friedenshafen gelte?

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreiundſiebzigſter Band.

Eliſabeth. Erſter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Eliſabeth.

So ſchwach iſt Dein Glaube? . . . .
. . . .
Das Verlorene kann wieder erſcheinen. —
Die heilige Eliſabeth.

Es war an einem heitern Morgen im October des Jahres 183—, als ein Landprediger aus ferner Gegend mit ſeiner Tochter den Weg hinanſchritt, der in Fürſtenſtein, bekanntlich einer der ſchönſten Orte Schleſiens, zu der alten Burg führt. Unbeſchwert durch körperliche Laſt, erſtieg der würdige Geiſtliche, obſchon ein Sechziger bereits, rüſtig den ſteilen Pfad. Die Lichter des Morgens hüpften vor ihm her, und in dem blanken Knopfe ſeines Stockes, den er voran ſetzte, um den Tritt zu ſichern, funkelte blendend eine kleine Sonne.

Leicht, mit ſchwebendem Gange, wie eine Gazelle, folgte das ſchlanke Mädchen. Sie waren nun oben, und das wunderſchöne Rundgemälde der Ausſicht breitete ſich rings vor ihren Blicken aus. Wie unter einem dünnen Silberflor flimmernd erſchienen die Berge, die fernen Waldſpitzen; der leiſe Duft des Herbſtes ſchwebte über der Ruhe der Felder, und die Dörfer und Schlöſſer lagen wie verſtreute Spielſachen in der Weite. Still, im einſamen Reize alter Zeit ſtand die Ruine, der Hauch des Herbſtes wehte um den kleinen, engen Burggarten und um die grauen Geſimſe der Mauer. Kein Laut regte ſich — ſelbſt der Athem der Lüfte, als wäre die mütterliche Bruſt der Natur voll tiefen Friedens, ſtreifte ſacht und lind von den Bäumen welke Blätter, die, wie abgeblühete Freuden, in goldnem Scheine glänzten.

In Salzbrunn fing es an zu läuten. Bei dem Schalle der Glocken tönte die helle Luft, ein frommer Schauer rieſelte dem Paſtor vom Scheitel bis zur Sohle hinab und entfärbte für einen Augenblick ſein kräftiges Geſicht. Er faltete die Hände und beugte ſich im Geiſte vor Dem, deſſen ſchönſter Tempel die Natur und ein zu ihm erhobenes Menſchenherz iſt.

„Eliſabeth!“ ſagte er nach langem, feierndem Schweigen, und blickte ſich nach ſeiner Tochter um, „Du ſagſt nichts? wie iſt Dir hier zu Muthe?“ Eliſabeth hatte abwärts geſtanden, ihre ſanften Züge waren wie verklärt, und das große, dunkle, blaue Auge hing mit dem Tiefſinn unendlicher Sehnſucht an der dämmernden Ferne. Auf dieſe Frage ihres Vaters wendete Eliſabeth ſich zu ihm und ſprach, während ein langer Seufzer ihren Buſen hob: „Ach! es iſt ſchön hier! zu ſchön, um das Gefühl dieſes Anblicks in Worte faſſen zu können. Ich athme freier — — Schade! daß wir nicht früher kamen.“ Eliſabeth ſeufzte noch einmal.

Das Herz des Paſtors aber ſchwelgte in Seligkeit. Er hatte kaum gehört, was ſeine Tochter zuletzt ſagte, oder es nicht richtig aufgefaßt. So antwortete er: „Du weißt, es ging nicht an, mein Kind, wie lange, wie ſehr ich mich auch danach ſehnte. Auch hat an dieſem unvergleichlichen Orte jede Jahreszeit ihre eigenthümlichen Reize; ſelbſt der rauhe Winter ſoll, wie ich mir ſagen ließ, ihm einen ſchimmernden Zauber leihen. Als einen Beweis davon erzählte die Wirthin im Gaſthofe, daß, als in der ſtrengen Kälte des vorjährigen Winters zwei ruſſiſche Kaufleute, die um einen Großhandel mit Pelzwerk abzuſchließen, nach Freiburg zu dem Geheimen-Commerzienrath Kramſta gekommen waren, ihren Weg über Fürſtenſtein nehmen und, von ihrem Führer geleitet, auf dem Luiſenplatz ſtehen, ſie ihr Entzücken in lauten Ausrufungen kund gegeben und dann ihre Nationalgeſänge angeſtimmt haben, wobei ihnen die Thränen über die bärtigen Wangen gefloſſen. Ich höre gleichſam dieſe rührenden, nordiſchen Sangweiſen in den ſtarren Felſen wieder tönen, ich ſehe es, wie ihre Thräne in den tiefen Schnee träuft. Und Kaufleute, meine Tochter, ſind in der Regel ſchwer zu begeiſtern, nur der Klang des Geldes entlockt ihnen ſonſt einen Ton der Freude, und von allen Werken Gottes finden ſie das edle Metall am ſchönſten."

Eliſabeth lächelte, und entgegnete ſchüchtern: „So meinte ich es nicht, Vater! ich dachte nur, wenn die Reiſe möglich geweſen wäre, als der Hof noch hier verweilte." —

„Da hatten wir die Ernte, Kind," unterbrach der Paſtor ſeine Tochter, „dann erwarteten wir den General-Superintendenten, der lange auf ſich warten ließ. Damals mag es hier laut genug zugegangen ſein. Das Zudringen der Menge ſoll es doch der leutſeligen Kronprinzeſſin zu arg gemacht, und Ihrer Hoheit nicht einmal in der Kirche Ruhe vergönnt haben. Es giebt wenig Menſchen, meine gute Eliſabeth, welche ein fürſtliches Vorrecht im wahrſten Sinne zu ehren wiſſen, und dahin rechne ich es auch, wenn die Ehrfurcht vor den geheiligten Perſonen des Thrones, den Blick der Neugier beſcheiden niederhält."

Eliſabeth ſah ihren Vater fragend, mit einem kindlichen Zweifel in der offnen Miene an, und ſprach: „Man ſieht aber getroſt zu dem Regierer der Welt auf, und als der Sohn Gottes noch auf Erden wandelte, folgte überall eine neugierige oder hülfsbedürftige Schaar ſeinen Spuren nach. — Ich hätte das Herz, die Fürſtin anzureden." Bei dieſen Worten leuchtete ein feiner Purpur in Eliſabeths zarten Wangen auf, der die innere Flamme ihres edeln Muthes, verſichtbarte. Der Paſtor ſah mit einem wohlgefälligen Lächeln, dem der Spott der Erfahrung eine feine Linie gab, dies Erröthen ſeiner Tochter. „Du, meine ſcheue Taube?" antwortete er, „ich glaube ſchwerlich. Es iſt ein gar eigenes Gefühl, vor einem königlichen Blicke zu ſtehen. Was hätteſt Du auch zu begehren? Dein einfaches Geſchick hängt ſchwerlich von hoher Gunſt ab, und der Faden menſchlicher Verhängniſſe läuft durch Gottes Hand."

Eliſabeth ſchöpfte, als ihr Vater dies ſagte, einen tiefen Odemzug aus dem Born des Lebens, mit heimlicher Sorge beladen, mit unterdrückten Thränen gefüllt. Sie ſetzte ſich auf einen Vorſprung des Gemäuers, ihre Augenlider mit langen, ſeidnen Wimpern zogen einen reizenden Vorhang über den Blick der Betrübniß und verhüllten das Geheimniß jungfräulichen Kummers; ihr kleiner Fuß rauſchte wie ſpielend in dem öden Laube am Boden.

„Höre!" ſagte der Paſtor in ſteigendem Ton und mit redneriſchem Pathos, der den Vortrag des Predigers auch dann in amtlicher Form begleitet, wenn er ſich dem freien Erguſſe des Gefühls überlaſſen dürfte, „dieſe ſilberreinen Glockentöne, welche mir unter dem ewigen Dome des Himmels den ſchönſten Feſttag der Erinnerung läuten! — Die Gedanken quellen mir in Fülle zu, und ich vermag nicht, das Glück der Vergangenheit aus dem Strom dahingefloſſener Tage zu erſchöpfen. Hier, auf dieſer Stelle war es, wo ich an der Seite Deiner Mutter, umgeben von Tauſenden ſtand, mit ihnen des prächtigſten Schauſpiels zu genießen, das ich je geſehen.“

„Es war zur Zeit, als unſer König, den Gott ſegnen wolle, mit ſeiner hochſeligen Gemahlin nach Schleſien kam, und auch den Grafen Hochberg durch einen Beſuch beehrte. Die Reiſe des königlichen Paares war ein Triumphzug der Liebe, ja, ich möchte ſagen, der Vergötterung. Die Liebenswürdigkeit der jungen Königin begeiſterte alle Zungen, ihre herablaſſende Anmuth war das Lob wie der Stolz der treuen Unterthanen, und in jedem Herzen, das bei ihrem Anblick höher klopfte, ſchlug die unvergeßliche Frau mit einnehmender Gewalt ihren Thron auf. Zu eben dieſer Zeit führte ich mein geliebtes, nun lange ſchon im Herrn ruhendes Weib heim. Die Eltern Deiner Mutter hatten ein ärmliches Auskommen, die kleine Pfarre trug kaum dreihundert Thaler ein. Wir hätten ihnen daher den Aufwand einer großen Hochzeit nicht zumuthen können und würden es auch nicht gewollt haben. Aber als meine Braut den Wunſch äußerte, das Turnier und Ringſtechen, die Aufzüge der Bergleute und alle die Herrlichkeiten zu ſehen, welche zum Empfange der hohen Gäſte hier veranſtaltet würden, verſprach ich ihr, daß wir unſern Weg über Fürſtenſtein nehmen wollten, und ſie freute ſich dieſer Zuſage. Der Tag, welcher uns für eine glückliche Ehe vereinigte, verging uns ſtill, doch innigſt froh. Die Mutter hatte den Kranz geflochten, woran der Thau ihres Segens hing, wie Perlen; der Vater legte unſere Hände vor dem Altare in einander. Gegen den Abend machten wir einen Gang durch das blühende Feld. Die Sonne ging wunderſchön unter und malte den goldnen Schein der Ernte an die reifenden Garben — wir wünſchten, daß es einſt ſo mituns ſein möchte, wenn der Stern unſeres Lebens in das Meer der Ewigkeit hinabſänke. — Am dritten Morgen brachen wir auf. Als wir uns Fürſtenſtein näherten, vernahmen wir ſchon von weitem das Geräuſch des Zuſammendranges. Wagen, Reiter, Zufuhren, Fußgänger, Arbeitsleute, bedeckten die Straßen; alles ſchien von dem Strudel einer großen Erwartung erfaßt und fortgeriſſen. Wir wurden im wörtlichſten Sinne betäubt; Deine Mutter ſchmiegte ſich ängſtlich an meinen Arm. Nach langem Suchen fanden wir endlich ein mühſames Unterkommen. Ein glücklicher Zufall führte uns mit einem Bekannten zuſammen, und der Güte dieſes gefälligen Mannes verdankten wir einen Standpunct, von wo aus wir alles überſehen konnten. Sieh, meine Eliſabeth! auf dieſem Platze war das Turnier! Dort, auf dem Balkon ſaß die Königin, vom Glanze der Majeſtät und ihrer Schönheit umfloſſen! Ach! dies herrliche Bild, das der Tod nur verlöſchte, auf daß es himmliſch verklärt würde, ſchwebt mir noch hell vor. Da, wo ich mit dem Finger hindeute, ſtand der König in ehrfurchtgebietender Geſtalt, umringt von den Fürſten und Edlen des Landes. Ein Schauer ergoß ſich durch mein Herz, ſo oft ich den Monarchen betrachtete. Dies war alſo der Herrſcher unſerer blühenden Provinz, der Vater ſeiner Länder; in dieſer ſchönen, männlichen Hand lag das Wohl von Millionen Menſchen und die Gewalt der Geſetze. Der Gedanke dieſer wichtigen Beſtimmung ergriff mich und lenkte meinen Sinn zu dem Allmächtigen empor. Mein Geiſt betete für das Glück dieſes guten, gerechten Königs, ich huldigte ihm mit gerührter Seele, und gelobte mir, auch in meinem Amte dahin zu ſtreben, daß die kleine mir anvertraute Heerde ſich mit Liebe und willigem Gehorſam dem

Willen der Regierung, ſelbſt unter dem Drucke der Zeitumſtände beuge und fähig wäre, Leib und Leben für den König und das Vaterland zu laſſen.“

Hier ſeufzte Eliſabeth hörbar; doch hing ihr Blick mit ſichtlichem Antheil an dem beredten Munde des Vaters.

„Ja, Mädchen,“ fuhr der Paſtor fort, „dies ſcheint Dir vielleicht eine harte Pflicht; allein die Erfahrung hat gezeigt, zu welchem Grade von Hochſinn ſich der Enthuſiasmus ſolcher Gefühle ſteigern kann. Es iſt ſchön, zum Wohl des Ganzen zu leben und wirken; aber es iſt auch ſüß, für das Vaterland zu ſterben. Der Engel einer ruhmvollen Treue iſt das Monument ſolcher Gräber, und Blumen der Unſterblichkeit ſprießen aus dem Blute Derer, die es für den geheiligten Boden der Heimath vergoſſen. Doch, was haſt Du, Eliſabeth, Du weinſt? Die Augen ſtehen Dir voll quellender Tropfen, und jetzt rinnen ſie Dir unaufhaltſam die Wange herab! — Was bewegt Dich ſo, mein liebes Kind?“

Eliſabeth faßte ſich beſchämt. Sie ſprach: „Deine Erzählung, Vater, rührt und ergreift mich über die Maßen, ich bitte Dich jedoch, darin fortzufahren.“

Der Paſtor, durch den Beruf daran gewöhnt, ſeine Zuhörer in Thränen zu ſehen, die ſein Vortrag fließen machte, war wohl zu befangen in Erinnerungen, um zu merken, daß dieſe Antwort ſeiner Tochter eine Ausflucht wäre. Dieſe aufregende Theilnahme, der ſtillen, ſanften Eliſabeth ſelten abgewonnen, ſchmeichelte ihm vielmehr und brachte ein volles, väterliches Gefühl von der Kraft ſeiner Beredtſamkeit über ihn. Er ſetzte ſich nicht weit von Eliſabeth auf einen Baumſtamm nieder und das erzählende Geſpräch ſeinerſeits alſo fort: „Denke Dir nun erſt die überwältigende Wirkung all dieſer Anblicke! den Pomp der Ritter — ach! wie Viele von ihnen hat die Lanze des Todes ſchon in den Sand geſtreckt! ihre wehenden Helmbüſche, die flimmernden Fähnlein, die wogende Menge, und drüber das leuchtende Auge Gottes, was an jenem Tage Freude auf ein glückliches Volk herabſtrahlte! — Die Thore der Burg ſtanden gaſtlich offen, man fühlte ſich zauberhaft in das Mittelalter verſetzt, und ich erwachte wie aus einem tiefen Traume, da ich mich beſann, daß ich lutheriſcher Geiſtlicher ſei. Als die Königin den Dank austheilte — wenn ich mich anders richtig erinnere, empfing den erſten in einem ſilbernen Humpen der Herzog von Anhalt-Bernburg — ſah ich Deine Mutter erbleichen. Sie ſchauerte in ſich hinein und wäre mir ſchier unter dem Wirbel der Pauken und Trompeten ohnmächtig zuſammengeſunken, wenn ich ſie nicht gehalten hätte mit ſtarkem Arm. Es gelang mir, ſie aus dem Gedränge zu bringen. Wir ſuchten ein ſchattiges Plätzchen, daß ſie ſich erholen könnte. Das Schmettern der Muſik dämpfte ſich unſerm Gehör, während wir in den grünen Grund hinabſtiegen, wo nur der Wiederhall von jenem feſtlichen Geräuſch verklang. Gottlob! ſagte meine Frau, hier iſt es ſtill! hier iſt mir wohl! dort oben war mir alles zu überſchwenglich; ich kam mir klein und gering vor, und verlor mich ſelbſt und meine Glückſeligkeit aus den Augen. Sie floſſen weinend über, als Deine Mutter dies ſagte, wobei ſie mit heißer Hand die meinige drückte. Seltſam! ich hatte mich Angeſichts dieſer großartigen Verſammlung erhoben gefühlt, und es war nur eine kleine Schwäche des Geſchlechts, welche der jungen Frau angekommen. — Meine Luiſe, redete ich ihr zu, und freute mich, daß ich ſie ſo nennen konnte, denn in dieſem Namen tönte etwas von der Feier des Tages, gering ſagſt Du?

Dieſes arme, dürftige Wörtlein kränkt meine Liebe. Du biſt Königin in Deinem kleinen, häuslichen Reich, wie in meinem Herzen. Vor Gott iſt endlich nichts gering. Er hat mit gleicher Weisheit die königliche Roſe geſchaffen, und das Blümchen des Feldes daneben.

„Meine Frau trug einen Blumenſtrauß am Buſen. Eine frühe Roſenknospe nickte zwiſchen grünen Blättern und duftigem Geblüme hervor. Ich drückte Deine Mutter verſichernd an meine treue Bruſt, und — da brach die junge Roſe und ſank in das Moos. Damals ahnete ich jedoch nicht, daß dieſes Gleichniß ſich als ein trauriges Vorbild erfüllen, und die jugendliche Königin nach einem Jahrzehend am gebrochenen Herzen ſterben würde.“

„Sollte dies wirklich der Fall geweſen und überhaupt möglich ſein?“ fragte Eliſabeth mit dem zarteſten Antheile des Mitleids.

Ihr Vater zuckte die Achſeln, und antwortete: „Man ſagte ſo. Doch müſſen auch wir bei der Betrachtung dieſes frühen Todes mit dem Dichter ſagen:

Wer den Beſten ſeiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten!“

„Auch lag es in dem Geſchick der hochſeligen Frau, daß ſie ſo bald vollendet würde. Ihr Leben war ein Sonnenblick der göttlichen Gnade bis auf die Wolke, welche gegen das Ende ihrer kurzen Laufbahn die Rathſchlüſſe des Ewigen verhüllte, und dieſe Wolke hob ſie himmelan!“

Eliſabeth ſchlug den frommen Blick zur blauen Höhe auf, und ein Lächeln der Geduld umſchwebte ihre Lippen.

Nach einer Pauſe, worin der Paſtor einen friſchen Anlauf zu ſeiner Weiterrede nahm, begann er aufs neue, wie folgt:

„Wir ſetzten nun unverweilt unſere Heimreiſe fort. Die Pracht jener Scenen ließen wir hinter uns, da wir dem einfachen Dorfe zuſtrebten, wo wir uns mit Genügſamkeit behelfen würden; doch der Eindruck jenes Tages blieb unſerm Stillleben. Daß ich meinen König und die Landesmutter von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, hatte jedes patriotiſches Gefühl in mir erregt. Der Name meiner Frau war mir eine werthe Mitgift, und ich nannte ſie faſt nie ohne eben ſo viel Stolz als Liebe. Das Kirchengebet las ich mit einer Rührung, die ſich in der Innigkeit einer *perſönlichen* Fürbitte der Gemeinde mittheilte: meine Beichtkinder waren ſtets trotz der nahen Grenz-Nachbarſchaft echt preußiſch geſinnt. Das Königshaus erfreuete ſich eines aufblühenden Geſchlechts, unſere Kinder ſtarben früh, und mit banger Wehmuth begrub ich eines nach dem andern. Deine Mutter ſah mit zagender Seele in die einſame Zukunft hinaus; doch Gott hatte uns eine ſpäte Freude in Dir, meine Eliſabeth, vorbehalten."

„Jetzt kam die Zeit des Krieges und ſeiner Drangſale. Laß mich davon ſchweigen. Gott war unſere Zuverſicht und Stärke, unſere Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Aber die edle Seele der Königin war frei von den Banden des Irdiſchen, als das Land noch dieſer Rettung harrete. Wie ich damals den unglücklichen Monarchen bedauerte, dies, Eliſabeth, könnte ich Dir nicht ausdrücken. Ich trat im Geiſte zu ihm hin — der König war ja ein Chriſt! und ich bin deſſen gewiß, er hätte den Troſt eines ſchlichten Mannes nicht verachtet, der ſich rühmet das Evangelium als eine Kraft Gottes zu verkünden. Ich war ſo ganz mit jenem traurigen Ereigniß beſchäftiget, daß ich meinen eigenen Kummer halb darüber vergaß; denn Deine Mutter war ſo kränklich, daß ich fürchtete, auch *meine* Luiſe zu verlieren."

„So ſchlichen Jahre düſter, aber doch häuslich friedſam dahin. Deine Mutter neigte zu einer kleinen, liebenswürdigen Schwärmerei hin, die ihr in der Jugend außerordentlich wohl ließ; in ſpäteren Tagen aber in einen melancholiſchen Hang ausartete, der mir viel heimliche Sorge verurſachte. Sie hatte ſich den Verluſt ihrer Kinder zu Gemüthe gezogen. Endlich heilte dies gebrochene Mutterherz an einer neuen Hoffnung. Meine Frau ſagte: Iſt es ein Sohn, ſo muß er — Johannes heißen, iſt es eine Tochter, ſo nenne ich ſie Eliſabeth. — Ich dachte, ſie meinte dies in Beziehung auf die alternde Mutter des Täufers. Aber nun traf ich ſie zuweilen unverſehends in der Kirche, wo ſie vor den Stufen des Altars auf den Knieen lag, und, die Blicke aufwärts gerichtet, ſtill vor ſich betete. Dies däuchte mir die Inbrunſt mehr eines verſchwiegenen Leidens, als des Glaubens, zu dem ſie ſich bekannte. Du weißt es ja, meine Tochter, daß ich dieſem Bilde der heiligen Eliſabeth, welches einſt eine böhmiſche Edelfrau unſerer Kirche ſchenkte, alle Ehre gönne, wie dem Andenken jener frommen Fürſtin ſelbſt; aber es ängſtete mich doch, Deine Mutter könnte ihrer wahrhaften Religioſität durch irgend einen Wahnbegriff ſchaden. — Ich ſagte einſt wie im Scherze zu ihr, es iſt eine heimliſche Katholikin in unſerer Gemeinde — dächteſt Du das wohl, meine Luiſe? Sie ſah mich fragend an, und ein feines Roth der Ahnung überzog ihr Geſicht, leiſe und lächelnd ſprach ſie die Strophen aus ihrer Lieblings-Arie:

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl. —“

„Nun, ſo wage Du, zu irren und zu träumen, — antwortete ich, und ließ ſie gewähren.“

Der Frühling brachte Dich uns, Du biſt ein Kind des Lichts, meine Eliſabeth. Bei Deiner Taufe war die Kirche zu Ehren einer großen Nachricht vom Heere der Verbündeten mit jungem Tannengrün geſchmückt, und Veilchenkränzen, gewunden von den Mädchen des Dorfes, dufteten rings. Dein Name, der ſo viel als Gottes-Scepter heißt, erinnerte mich nicht allein an den, der die Gewaltigen vom Stuhle ſtößet und ſich an dem Siege der Unſern wiederum als den König der Könige verherrlichet hatte, — ſondern auch an verſchiedene große Frauen der Weltgeſchichte, die ihn geführt. Und während ich das Waſſer der Weihe auf Deine kleine Stirn ausgoß, flehete ich, der göttliche Geiſt möchte Dir ein demüthiges Herz geben Dein Leben lang."

„Deine gute Mutter war eben geſtorben, als unſer Kronprinz ſich mit Eliſabeth von Baiern verband. Meine innige Anhänglichkeit an die Perſon des Monarchen, wie an die ganze königliche Familie, ließ mich auch in dem kleinſten Zufall Beziehung ſuchen, und ſo freuete ich mich, daß ich an Dir, mein Töchterchen, nun wieder eine Prinzeſſin vom Hauſe hätte. Du wurdeſt troß Deiner Unerfahrenheit die häusliche Stütze Deines Vaters, wie Du von jeher ſeine liebſte Freude warſt; aber ſeit einiger Zeit, vielleicht ſeit einem Jahre, — ſcheint es mir, als entbehre dieſes kindliche Verdienſt ſeines Lohnes in jener heiteren Zufriedenheit, die ich für das beſte Gut des Menſchen achte. Du biſt offenbar verändert, ſtill und in Dich gekehrt. Sage, mein liebes Kind, wie iſt denn das gekommen? Könnte irgend Etwas Deinem Gemüthe zu ſchwer ſein, das ich nicht wüßte und Dir tragen hülfe?"

Es war dem guten Paſtor, da er in dieſer langen Unterredung die Summe ſeiner Lebenserfahrungen gezogen, als wenn er nun erſt dieſen Fehler in der Rechnung ſeiner väterlichen Freuden bemerkte, und das Facit wollte nicht zutreffen.

Eliſabeth neigte ihr Haupt, wie unter dem Gewichte dieſes Vorwurfs, und küßte die aufrichtende Hand des Vaters, welche er an ihr feines Kinn legte.

„Sprich, Eliſabeth," fuhr der ehrwürdige Mann in einem Tone fort, worin ſich die geiſtliche Befugniß der Seelſorge mit der Bekümmerniß eines zärtlichen Vaters miſchte, „was betrübt Dein unſchuldiges Herz?"

Dieſe Frage drang tief in ihre weiche Seele, Sie ſah ſich hier ſo abgeſondert, ſo hoch über der Welt, die ſie ſcheuete; der Herbſt ließ nur dann und wann leiſe ein Blatt auf die Erde fallen, als würde er das Geheimniß bald mit in das winterliche Grab nehmen; die alte Burg ſtand ſo ernſt da, wie eine Matrone, welche viel erfahren hat und ſchweigend in das vergängliche Leben ſchaut, daß Eliſabeth Herz und Mund öffnete und mit bebenden Lippen ſprach: „Du haſt es errathen, lieber Vater, es ruht ein ſchwerer Gram auf meiner Seele, der mir Muth und Frohſinn niederhält."—

„Herr mein Gott! Was könnte dies ſein?" rief der Paſtor ſo beſtürzt, als hätte er dieſe beſtätigende Antwort dennoch nicht erwartet.

Eliſabeth athmete tief, faßte ihres Vaters Hand und hielt ſie mit weichem Drucke feſt auf ihrem Schooße, während ſie begann: „Ich will Dir nun Alles ſagen, und der Himmel iſt mein Zeuge, daß ich die lautere Wahrheit rede!" —

„Es war im vorigen Spätherbſt, als ich von einem einſamen Spaziergange zurückkehrte und bei der Kirche vorüberkam. Die Sonne neigte ſich und warf einen blutrothen Schein durch die falben Linden, unter denen auf einem der ſteinernen Bänkchen, wo zuweilen ein Müder ausruht, ein junger Mann ſaß, als ob er wartete. Der Wind rauſchte über ſeinem Haupte und beſchüttete ihn mit gelbem Laube, ohne daß er es zu merken ſchien. Er ward ſelbſt meinen nähernden Schritt nicht gewahr. Mein Herr, redete ich ihn an, wünſchen Sie vielleicht die Kirche zu ſehen, des Altarblattes wegen, was weit und breit berühmt iſt? Er fuhr zuſammen, ſah mich ſtarr an und verbeugte ſich ein wenig; ich nahm es für ein Ja und holte die Schlüſſel. Als ich die Thür öffnete, folgte er mir ſchweigend über die Schwelle. Das Bild glänzte in der prächtigſten Beleuchtung, ich habe es nie ſchöner geſehen, und der Fremde ſtand wie geblendet davor. Sehen Sie, mein Herr, ſagte ich, das iſt die heilige Eliſabeth von Heſſen, und dieſer ernſte Mann in ritterlicher Haltung iſt Landgraf Ludwig, ihr Gemahl. Sie blickt mit Engelsmilde auf die Roſen in ihrer Schürze nieder, und auch das forſchende Auge des Landgrafen ſenkt ſich dahin, und ſein Geſicht glüht wie von Zorn oder Beſchämung. Die Legende erzählt: als einſt die Landgräfin die Hungrigen ſpeiſen wollte, wie ſie in frommer Gewohnheit täglich gethan, ſei Ludwig ihr begegnet und habe, von ſeiner Mutter gegen die treue Gattin in Verdacht aufgewiegelt, mit ſtrengem Ton gefragt, was ſie hier trage; worauf Eliſabeth im gläubigen Muth geantwortet, es ſeien Roſen. Und da ſie die Schürze hebt, iſt das Wunder der Wandlung wirklich vorgegangen. Dieſen Augenblick hat der Maler mit ſinnreicher Kunſt aufgefaßt, und das Bild wird für ein Meiſterſtück erkannt. Man vermuthet, es ſei von Holbein. Eine Edeldame aus Böhmen hat es unſerer Kirche geſchenkt, als ſie, auf der Reiſe begriffen, mit durchgehenden Pferden in großer Gefahr ſchwebte, und die wilden Hengſte, vom Schalle der Glocken geſchreckt, an der Kirchthür ſtill ſtanden, wie Lämmer. Es iſt auch eine kleine Stiftung damit verbunden, welcher am Sanct Eliſabethstage genügt werden muß. Mein Vater, wenn auch Proteſtant, thut es ſtets mit der größten Freudigkeit, und predigt dann gewöhnlich über das chriſtliche Erbarmen. Ja, Väterchen, zürne mir nicht, daß ich ſchwatzhaft war.“

Der gute Paſtor durchlief mit Gedankenſchnelle die rührenden Vorträge vieler Jahre über dieſen Text, indeß ſein Blick, der eine zärtliche Verzeihung ausdrückte, achtſam auf den beſeelten Zügen ſeiner Tochter verweilte.

Eliſabeth fuhr fort: „Dieſes köſtliche Bild, ſagte ich ihm ferner, hätte wohl ſchon zu tauſend Malen Troſt in die thränenden Augen der Armen geſtrahlt, welche ſich ſelig fühlten, wenn ſie den Lohn der Milde ſähen, die an dem Geſchlecht der Dürftigkeit verübt worden wäre. Und es gäbe wenig harte Gemüther in unſerer Gemeinde.“

„Der Fremde nickte mit dem Kopfe, als glaubte er meinem verſichernden Worte; doch ſah ich bald, daß es eine krampfhafte Schwäche war, die ihn übermannte. Sein Geſicht, vorher ſchon blaß, ward wie Marmor weiß, der Froſt ſchütterte durch ſeine Glieder, und das düſtere Glimmen ſeines Blickes ward todt, wie man ein Licht auslöſcht. Zugleich verſchwand das letzte Leuchten der Sonne, dämmerndes Dunkel nahm den ſtillen Raum der Kirche ein, als ſänke Alles nun in Nacht. Erſchrocken, daß ich zitterte, lehnte ich den halbohnmächtigen Jüngling auf die Stufen des Altars, und drückte ſein ſinkendes Haupt gegen meine Bruſt, daß es eine Stütze hätte. Ich hauchte ihm die kalte Stirn warm an und rieb ihm die Schläfe; er athmete kaum hörbar noch. O Vater! Ich hätte mich ja vor dem

Bilde ſchämen müſſen, wenn ich es nicht gethan. — Aber es war die bängſte Minute meines Lebens.“

„In dieſen Seelenängſten fiel mir ein, daß in der Sacriſtei noch eine Neige Wein von der Communion am Morgen ſtände; ich ſprang und holte den geweiheten Reſt, den ich in der Eile in den kleinen Kelch für die Kranken goß. Der Fremde erſchien mir wie ein Sterbender, — und ich bat ihn nun, davon zu trinken. Es war, als hätte ich ihm den Geiſt der Kraft ſelbſt eingeflößt.“

„Die Tropfen glänzten noch auf ſeiner bleichen Lippe, als er mir mit ſchwachem Laut dankte, und ſich dann ſo weit erholte, daß er die Kirche verlaſſen konnte. Ich leitete ihn; denn noch wankte ſein Tritt. Ich wollte ihn, im Vertrauen auf Deine Menſchenfreundlichkeit, mein Vater, die mir dies gut geheißen haben würde, zu uns führen, als er mir ſagte, daß er in der alten Schmiede abgeſtiegen ſei, wo auch ſein Pferd ſich befinde. So war meine alte Amme ſeine Wirthin und Wärterin, und der arme junge Mann hinſichtlich der Pflege dort beſſer aufgehoben, als im Pfarrhauſe. Auch ſein krankes Pferd war gut verſorgt; denn als die Witwe des Kurſchmieds hat Frau Regine ein kleines Erbtheil dieſer heilſamen Kunſt von ihrem Manne überkommen. Aber die Schmiede iſt abgelegen, der Gang war weit, und wir ſchritten nun ſehr langſam vorwärts. Regine ſtand an der Thür und ſchlug ſich wundernd die Hände zuſammen, daß ich ihr den Gaſt heimbrächte, den ſie gutmeinend ſchalt, daß er ſich der Abendkühle ausgeſetzt. Ich hörte nun, er hätte das Fieber. Er ſtammelte einige Worte, die wie eine Dankſagung klangen, ſeine Hand, welche die meine drückte und nicht loslaſſen wollte, brannte — ich ſtand wie auf Kohlen.“

„Der Seufzer, womit er mich anſah, da ich den zögernden Fuß endlich wendete, ſchürte eine niegekannte Gluth in mir. Mit Schamröthe bedeckt, daß ich vielleicht menſchlicher als jungfräulich gehandelt hätte, eilte ich nun nach Hauſe; aber das Herz hämmerte mir in heißen Schlägen gleich denen, welche ich durch den thauigen Nebel noch lange hinter mir auf den Ambos fallen hörte. — Als Regine den Schlüſſel zu dem Stübchen des Fremden von ihrer Taſche häkelte, winkte ſie mir mit den Augen, daß ich ihres Geleits warten möchte. Sie vertrauete mir, daß es mit dieſem Fremden wohl eine eigene Bewandtniß haben müſſe. Er wäre vorgeſtern tödtlich erſchöpft hier angelangt, und ſein ſchönes Roß wahrſcheinlich durch zu große Anſtrengungen dem Verenden nahe geweſen. Es bedürfe, wenn es nicht darauf gehen ſolle, einer längeren Raſt und Cur, und eben ſo ſein Herr. Ihn ſelbſt dächte ſie mit Fliederthee herzuſtellen, wenn er es ſich in der heimlichen Pflege der Schmiede gefallen laſſen wollte. Sie bat mich aber, gegen Niemand, ſelbſt gegen Dich nicht, mein Vater, etwas davon zu äußern, weil, wenn der Gaſtwirth erführe, daß ſie Herberge gäbe für Geld, ſie erſt Ungelegenheit hätte, und weil Du nicht leiden könnteſt, daß Eins dem Andern das tägliche Brod wegnähme. „Weil! weil!“, unterbrach der Paſtor in gelindem Zorne ſeine Tochter, „weil — ich will es Dir ſagen, warum eigentlich — die Weiber ſich immer und ewig in Heimlichkeiten bewegen müſſen, wie in ihrem Elemente. Ich bin Haushalter über die Geheimniſſe Gottes, und ſuche nichts, als daß ich treu erfunden werde; und mein eigenes Kind hütet die Zunge vor mir, als wäre ich eine alte Gevatterin, die ſich mit Neuigkeiten trägt, und nicht über die Straße gehen kann, ohne unnützes Geſchwätz zu verlieren. Ich predige den Samariter, und Ihr haltet mir den Anlaß zu thun, wie er, neidiſch vor, als würde ich einem leidenden Mitbruder am Wege, wie Prieſter und Levit, fühllos vorübergehen! — Wie konnte Regine mir alſo Dein Vertrauen entziehen?“ „O mein Vater!“ antwortete Eliſabeth gekränkt, „es hatte einen Grund, warum ich ſchwieg — doch höre nur weiter. Regine theilte mir flüſternd mit, ſie glaubte, der Fremde hätte Jemand im Zweikampf getödtet, und wäre deßhalb auf der Flucht. Er läge des Nachts in wilden Träumen, und ſpräche im Schlafe, daß er das Blut ſeines Freundes vergoſſen. Regine führte mehrere Umſtände an, aus denen ihre Vermuthung erhellte, aber fürchterlich wie Feuerſchein. So hatte denn ein Mörder an meinem Herzen geruht! und nur darum vielleicht klopfte es ſo ungeſtüm und bange. Mir ward kalt wie Eis, und Grauſen faßte meine Seele, als ich dies dachte. Ich flüchtete mich nun ſo ſchnell, als folgte der Schatten des Erſchlagenen meinen Ferſen, unter den Schutz Deiner Nähe, lieber Vater. Der Mond warf bereits einen matten Schein an das dürre Weinlaub des Spaliers, als ich die Gartenthür des Pfarrhauſes öffnete, und an den Glitzern zweier Lichter, das von dem geſelligen Doppelleuchter ausging, ſah ich ſogleich, daß mein Väterchen Beſuch hätte. Es war der Oberförſter von Moorteich aus dem Bruch. Du ſaßeſt mit ihm tief im Sopha, Pfeifendampf und alten Geſchichten. Ich beſorgte nun alsbald den Thee — in der Küche war ſchon Anſtalt getroffen. Der wackere Oberförſter erzählte Dir eben mit erſtickter Stimme jene unglückliche Begebenheit, durch welche ſein Sohn, der Jäger-Officier, in einer ſogenannten Ehrenſache geblieben, und Du, mein Vater, ſpracheſt ein hartes Urtheil über die Duelle aus. — Wie hätte ich es nun wagen können, Dich für meinen Schützling, den es vielleicht fluchwürdig traf, gewinnen zu wollen? Ich mußte erſt über ihn Gewißheit haben, auch war es ja leicht möglich, daß Regine ſich in einem Irrthum befände.“

„Möchte man nicht allwiſſend ſein“, rief der Paſtor aus, „um ein Urtheil ausſprechen zu dürfen, däuchte es uns auch noch ſo wahr und gerecht. Du aber, mein Töchterchen, haſt, wie ich fürchte, meine offene Meinung zu einem Schlupfwinkel benutzt, um ein gefährliches Mitleid verſteckt zu halten.“

Eliſabeth erröthete, Sie mußte ſich geſtehen, ihr Vater hätte die Wahrheit getroffen. In leiſer Verwirrung der Gedanken, welche ſich unter einander verklagen und entſchuldigen, nahm ſie den Faden der Erzählung wieder auf, und ſprach: „Die Taſſen klirrten, ſo oft meine unſteten Hände ſie berührten, das Geſpräch ſummte mir vor den Ohren, ohne daß ich, als jener Gegenſtand abgebrochen war, etwas Weiteres davon vernahm. Dieſen Abend, den Dir der freundſchaftliche Beſuch vergnügt kürzte, brachte ich in quälender Zerſtreuung zu, in einem Kampfe meiner Gefühle, um ſo peinlicher aufregend, als ſonſt nur der tiefſte Friede in mir wohnhaft war. Ich ſehnte mich zu Bette, um allein zu ſein mit meinen Gedanken. Das Bild des Jünglings, wie er mit der Bläſſe des Todes und ſterbenden Blickes von den Stufen des Altars zu mir aufſchauete, wollte nicht weichen, wie tief die Nacht auch um mich dunkelte. Ich betete für ihn, und entſchlummerte ſpät. Aber noch im Traume ängſtete mich ſeine leidende Geſtalt und die Schuld, womit er ſich beladen haben ſollte. Während meine Seele in wüſtem Abmatten wirkſam war, webten ſich heidniſche und chriſtliche Vorſtellungen unter einander. Du, mein Väterchen, hatteſt vor einigen Tagen die Elektra des Sophokles geleſen und mir mehrere Stellen daraus mitgetheilt. So ſah ich den Fremden im Traum, und wußte, daß es Oreſtes wäre. Blut träufte von ſeinen fliehenden Ferſen, und gräuliche, dunkle Schatten ſtiebten hin aus dieſer Spur, tropfenweiſe mit verſiegendem Leben gefärbt. Das ſind die Eumeniden! dachte ich, und zitterte von ferne. Dann war der Jüngling am Ort der Strafen und lehnte matt und hinfällig an einem ſchwarzen Pfeiler, der in ewiger Finſterniß gegründet ſchien. Funken umſprüheten ſeine Bläſſe wie im Tanz von kleinen Feuergeiſtern, eine fürchterliche Lohe leckte mit glühenden Zungen hinter ihm, und eine ſpukhafte Alte, die ich — Gott verzeih mir die Sünde! — für des Teufels Großmutter hielt, waltete als Schaffnerin der Hölle hin und her. Die qualmende Hitze verhielt mir den Athem, meine Phantaſie rang ſich los von dieſen Bildern der Verdammniß, und an der Schwelle des Erwachens erkannte ich erſt die Schmiede und meine gute Regine, der ich im Schlafe ſolch eine Schmach zugefügt, daß ſie wachend mir deßhalb böſe ſein würde. — Es dauerte lange, ehe meine klopfende Pulſe beſänftiget ſchlugen. Endlich legte ſich die Aufregung des Gemüths, und ich ſchlief wieder ein.“

„O Vater! welch ein ſchöner Traum war es nun, der wie aus der Ruhe tiefſtem Quell in meine Seele floß! — Ich war in der Kirche, und alles feſtlich darin angethan. Um die Emporbühnen wölbten ſich grüne Zweige laubenhaft in einander, und die Säulen waren mit Palmen umwunden. Die Verſammlung blieb ſtill, nur die Orgel ging leiſe. Ich ſchlich in andächtiger Scheu durch die gedrängten Reihen dem Altare zu, und ſah mit Entſetzen das ſteinerne Getäfel am Boden, da, wo der Jüngling ſtand und ſaß, wie mit blutigem Thau beſprengt. Auf einmal bewegte ſich die Stätte unter mir, das Bild im Rahmen fing regſam an zu wanken.

Die heilige Eliſabeth hob die milden Augen auf, griff mit der ſchöngemalten Hand in die Schürze von ſtarrer Leinwand und ſtreuete lebendige Roſen aus, die kein Ende nehmen wollten. Glanz erfüllte die Kirche und himmliſcher Duft. Wie ein hehrer Donner erbrauſ'ten die tiefen Töne der Orgel, die Engel der Stuccatur ſtießen in die Poſaune, die Gemeinde ſang: „Jeſus nimmt die Sünder an!“ und Hallelujah! hallte es durch meine Seele. Vater! ein ſeligeres Gefühl des göttlichen Erbarmens kann kein ſterbliches Herz empfinden; das meine ſchwoll, ich vergoß viele tauſend Thränen erlöſeter Wonne, und wie ſie ſo heiß auf die kalten Quader fielen, löſchte jeder der blutigen Flecken aus. Aber auch mein Traum zerrann, doch mein Kopfkiſſen war ganz naß geweint, und ich merkte, wie wirklich mir alles geweſen.“

„Dein Traum iſt ſchön und deutſam, mein frommes Mädchen!“ ſagte der Paſtor gerührt und ſinnig, als Eliſabeth inne hielt; „die Alten gaben die Schlangen des Gewiſſens den Erinnyen in die Hände, welche ihre Opfer unabläſſig zum Orcus hinab geißelten — der Köhlerglaube bedarf noch heute einer Hölle, um ſich vor der Sünde zu fürchten; doch wir wiſſen, daß wir einen Gott der Gnade im Himmel haben. Du haſt wie eine Chriſtin geträumt, meine Eliſabeth. Sage mir aber, hat jener unglückſelige Jüngling in der That einen Todtſchlag begangen, und wie wurde es noch mit ihm?“

Eliſabeth ſchwieg vorerſt zu dieſer Frage ihres Vaters. Sie ſaß und lauſchte. Ihre Augen waren furchtſam ſpähend nach der Burg gewendet, die ſchmalen Brauen aufwärts gezogen; ihre Miene ſchien zu horchen. „Es war mir,“ ſagte ſie nach einer langen Pauſe tief athmend, „als vernähme ich Geräuſch wie von menſchlicher Nähe, und ſchon vorhin dünkte es mir, als hätte ich ein paarmal ſeufzen gehört.“

Der Paſtor antwortete hierauf: „Es iſt der Wind, der aus den Spalten der Mauer hervorflüſtert, und wie ein geſchwätziger Verräther aus einem Winkel in den andern trägt. Dieſes luftige Geſäuſel ſchrecke Dich jedoch nicht, mein Kind, ruhig fortzufahren.“

Zögernd und mit leiſerem Tone gehorchte Eliſabeth dieſer Aufforderung und ſprach: „Er, deſſen Name ich Dir nicht nennen will — hat ſeinen liebſten Freund an einem fröhlichen Abend zum Valet getödtet, und damit wäre ein Maß von Elend angedeutet, welches ihm, ſo meine ich — volles Anrecht auf ein ungemeſſenes Mitleid gäbe. Er blieb lange krank in hülfloſem Zuſtande in unſerm Dörfchen; Regine pflegte ſein, verſchwiegen und treulich; ich bewies ihm menſchliche Theilnahme, ſorgte dafür, daß ihm Leib und Geiſt dann und wann gelabt würde, und brachte ihm zuweilen ein Buch aus meiner kleinen Sammlung, oder aus Deiner Bibliothek, was er ſehr achtſam hielt, und nach kurzer Zeit an mich zurückgab, ſo daß ich es unbemerkt an ſeinen Ort ſtellen konnte. Einſt fragte er mich um die Elektra — ich brachte ſie ihm, und dieſe Uebereinſtimmung unſerer Gedanken, — Du weißt, mir hatte davon geträumt — überraſchte mich wunderſam. Blieb ich einige Tage, ohne ihn zu ſehen: ſo empfand ich einen innern Zug, der einen faſt ſchmerzlichen Zwang über meinen freien Willen, ſelbſt über das Gefühl der Schicklichkeit übte. Mein Anblick wäre ſein einziger Troſt! — ſagte er einmal zu mir. Vater! ſollte ich ihm den nicht gönnen?“ — „Mein Kind!“ erwiederte der Paſtor amtlich ernſt, „dieſe Aufgabe war für Dein weiches Herz zu ſchwer. Mir hätte es geziemt, ihm ein Wort des Troſtes zu ſagen, und ſeine gebeugte Seele, von ſchwerer Verſündigung belaſtet, durch religiöſe Wahrheit aufzurichten.“

Ein Luftzug ſtrich über den Felſen und wehete die Locken auf Eliſabeths Geſicht, das bis unter die Stirne in zartem Purpur leuchtete, da ſie ſprach: „Liebe iſt Religion. Und Vater — ich liebte den bedauernswerthen Jüngling! ich werde ihn ewig lieben. Wenn ich nun, ein ſchwaches Mädchen! dieſer Stärke fähig bin, welche ſich über alle Rückſichten hinwegſetzt: was dürfen wir von dem Gott der Treue hoffen? — Selbſt der, dem er im Wahnſinn des Streites, im nächtlichen Rauſche vom Leben geholfen, wird ihm einſt, wenn die irdiſche Büßung vollbracht iſt, im Licht begegnen; ſeinen Freund erkennt Oreſtes wieder, und der Unſterbliche wird ihm verzeihen! — Aber, mein Vater, wahrhaftig! ich hörte jetzt deutlich einen hervorgedrängten Seufzer, der wie ein jähes Ach! klang. Wir wollen nun gehen; ich traue nicht, daß wir allein ſind.“

„Kind!“ antwortete der Paſtor verweiſend, „Deine aufgeregte Phantaſie ſieht am hellen lichten Tage Geſpenſter. Ich aber ſehe nur ein, daß das Mitleid, geſchlechtslos wie die Engel, deren Eigenſchaft es iſt, wodurch ſie das Heil der Sühne vermitteln, eine größere Gewalt auf das weibliche Herz übt, als die Hochachtung der Vernunft, obgleich dieſe ſich als die Unfehlbarkeit einer königlichen Frau über alle Dienerinnen der Empfindung behaupten ſollte. — Du wirſt mir jedoch zugeben, Eliſabeth, Niemand ſei glücklich, der einen Unwürdigen liebt und fremde Schuld auf ſich nimmt, da wir, ein Jeder, an der eigenen Bürde von Mühſal und Schwachheit zu tragen haben.“

Eliſabeth heftete das Auge auf ihren Vater, ihr Blick glänzte wie ein himmliſcher Strahl, und ein Lächeln der Verklärung ſchimmerte aus ihren Zügen. Sie ſprach: „O mein Vater! das kann Dein wahrſter Ernſt nicht ſein. Aus Liebe für die Menſchheit ſtarb unſer Heiland. Wir ſingen ja: „Chriſtus nimmt die Sünder an!“ — — — Ich glaube, man kann Jemand achten und bewundern, und doch ſehr gedrückt durch ſeine Tugend ſein. Unwürdig aber mein Vater, unwürdig war der Mann meiner Liebe nicht. Selbſt der Fall ſeines Verbrechens hatte einen edeln Grund, und geſchah nur im Rauſche hochſinniger Gefühle. Ein patriotiſcher Streit war zuletzt durchaus perſönlich geworden und hatte ſo traurig geendet.“

„Das ſpricht dem armen Flüchtling meine Entſchuldigung an,“ entgegnete der Paſtor, den die erſtere Antwort ſeiner Tochter in eine theologiſche Enge brachte, ſo daß er dieſer Auskunft froh war, und ſich demnach milde bezeigte. „Wer mir was auf meinen König und auf mein gutes Preußen ſagen wollte; gegen den vergäße ich auch des geiſtlichen Hirtenſtabes wie der Jünger im Garten zu Gethſemane, und hiebe ihm mit der Schärfe des Schwertes das Ohr ab, womit er mein vaterländiſches Lob nicht hören möchte. Ich ſchließe hieraus beſſer von dem Jüngling, der nun wohl fortreiſ'te, um nimmer wiederzukehren?“ Die Frage lautete alſo, als ob der Paſtor dies wünſchte.

Ein kläglicher Seufzer entſchlüpfte Eliſabeths Lippen. Sie antwortete: „Der erſte Schnee fiel, als er ſich, nothdürftig geneſen, auf den pfadloſen Weg machte. Ein rußiger Geſell der Schmiede führte den Schimmel voraus, der ſich, wie eine rieſige Schneeflocke, unter dem ſilbernen Gewimmel fortbewegte, das auf ihn und ſeinen ſchwarzen Führer niedertaumelte. Regine kam mit wenigem Gepäck hinten nach, ich gab ihm das Geleit bis zu der kleinen Capelle Sanct Hubertus am Waldgehege. Hier ſtanden wir ſtill, um zu ſcheiden. Er ſchauete verzagend um ſich, und nannte die winterliche Wüſte ein Bild ſeines Lebens. Auf meine ängſtliche Frage, wohin er ſich nun zu wenden gedächte in dieſer unwegſamen Gegend, ſagte er mir, er hätte Verwandte in Böhmen, die er heimſuchen wollte, bis die Strenge der Jahreszeit vorüber wäre. Dann — wüßte er ſelbſt nichts weiter, als daß er von nun an unſtät und flüchtig ſein würde auf Erden. Wie er dies ſagte, zog ein erſtarrender Schmerz mir die Bruſt zuſammen. Kaum meiner ſelbſt bewußt, mir hingegeben der bangen Theilnahme an dieſem grauſamen Schickſal, äußerte ich, er hätte eine Heimath in meinem Herzen. Er drückte mich an das ſeine — und in einem heißen Kuſſe ſeines Mundes vergaß ich die kalte Welt um mich her. Ein Knittern unter ſeiner Weſte, ſo leiſe zwar, daß ich es faſt nur mit dem Sinne der Ahnung hörte, ſchreckte mich. Er zog ein gebrochenes mit Blut getränktes Papier hervor, und ſprach: Dies iſt das Empfehlungsſchreiben, welches mein ermordeter Freund mir mitgab an die Seinen; kaum waren dieſe gütigen Zeilen getrocknet, ſo feuchtete ich ſie mit ſeinem eigenen Blute. So iſt denn dieſes Blatt nur noch der Paß eines Geächteten. Eines — — — — — die Stimme verſagte ihm, ich verſuchte, ihm zuzureden; er lächelte mich troſtlos, aber dankbar an. Noch einmal küßte er meine Hände, raunte mir mit haſtigem Geflüſter zu: wir ſehen uns wieder, Eliſabeth! und drückte ſie dabei ſo heftig, daß ich die Wahrhaftigkeit dieſes Vorſatzes, gleich dem frommen Grauen eines Eides, durch jede Nerve ſchauern fühlte. — Er ging, ich ſah ihm nach, ſo weit, als ich konnte, und die öde Landſchaft unter dem fallenden Schnee wankte in meinen Thränen. Auch der feſte Grund meines zufriedenen Muthes. Von dieſer Zeit an, mein Vater, war es um meine Ruhe geſchehen. Der gemeſſene Gang der Uhr erregte mir eine unbeſtimmte Pein; denn die Schläge meines Herzens waren entweder hoffend beſchleunigt, oder ſtockten in Furcht, je nachdem die Einbildungskraft es bewegte. Die Feder aller Regelmäßigkeit war mir zerbrochen, ich hatte kein Vergnügen mehr am Fleiß, und die Arbeit fordert ein geſammeltes Gemüth. Die Ordnung unſeres häuslichen Getriebes war mir ein todter Mechanismus, von keiner Luſt mehr beſeelt. Ich lebte nur in wachen Träumen, und mattete mich ab in der Inbrunſt des Gebets. Damals, Vater! fand ich es begreiflich, wie es einſt ſo viele Klöſter gegeben; denn hoffnungsloſe Liebe tödtet für die Welt ab und ſchwächt die Kraft zum Fleiß.“

Hier nickte der Paſtor, und Eliſabeth fuhr fort: „Schon wurden Lücken in meinem müßigen Tagewerke fühlbar, kleine Unordnungen riſſen ein, die Arbeit häufte ſich wie Berge um mich auf. Da träumte mir einmal, die Mutter nähme mir mit finſterer Miene das Schlüſſelbund ab, und ginge eilfertig ſchaffend im Pfarrhauſe umher, als hätte ſie viel Verſäumtes nachzuholen. Ich glaubte, das Morgenroth brenne auf meine Wange, ſo ſchamroth war ſie, als ich erwachte; aber ich nahm mir den Traum zu Gemüthe und mich nun wieder alles deſſen thätig an, was mir häuslich oblag.“

„Wohl Dir, meine Eliſabeth, daß Du es gethan!“ ſchaltete der Paſtor ein; „es war der Gedanke Deiner Pflicht, der Dir traumhaft im mütterlichen Bilde erſchien, Dich dem trägen Grame zu entreißen, auch wirſt Du gefunden haben, welch' ein heilender Balſam nützliche Beſchäftigung ſei.“ „Die

Zeit beſtrich wohl leiſe und mild jene Wunde,“ ſo ſetzte Eliſabeth ihre Erzählung fort, „doch blutete ſie im Stillen, und jede Lebensfreude verblühete mir. Oft drängte es mich an Deine Bruſt, mein Vater, Dir alles zu bekennen; aber ich war ſchon zu vertraut mit dieſer Heimlichkeit und meinte, es wäre nun doch zu ſpät. So war mir der Winter im düſterſten Trübſinn vergangen. Jetzt fing es an zu thauen, es ſauſete unheimlich in den Lüften; ich aber hielt das Geſpann der Winde für das Rollen eines Wagens, der ihn mir wiederbrächte, den Frühling der Jugend und Liebe. Die Natur erwachte; doch mein ſonſt ſo reger Sinn dafür blieb von wüſten Träumen befangen. Alle Blumen kamen wieder und hauchten lebendigen Odem. — Er blieb aus, und ich hielt ihn für todt. So oft ein Blatt rauſchte, bebte ich wie eine Eſpe, und tauſend Täuſchungen wandelten mich erſchütternd an. Nun kam die fröhliche Ernte; ich aber hatte nur mit Thränen geſäet, die ich im Verborgenen weinte, und keine goldne Hoffnung hat mir Frucht getragen.“ Eliſabeth beugte ihr Geſicht in die weiße Hand.

„Und doch“, ſprach ihr Vater mit erhobener Stimme und ſich erhebend, „muß Freude immer wieder aufgehen den frommen Herzen! und die mit Thränen ſäen — — Du kennſt den verheißenden Spruch. Faſſe Muth, mein Kind! und folge ihm ferner nicht mehr mit quälender Sorge um ſein Ergehen. Sein Weg iſt Labyrinth — doch — der Ausgang zeigt oft wunderbar, daß Gottes Rath voll Liebe war! Wir aber wollen nun gehen; die Sonne brennt mir auf den Scheitel.“

„Ich möchte zuvor das Innere der Burg ſehen!“ ſagte Eliſabeth, und ihr Blick weilte an den ſpitzwinkeligen Fenſtern.

„Das möchte ich auch,“ antwortete ihr Vater, „allein es iſt ſtill wie im Grabe, der Hauswärtel ſcheint ausgeflogen. Er machte ein paar Schritte gegen den Eingang. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür, und ein junger Mann von ſchlankem, hochgeſtaltetem Wuchſe trat heraus. Sein Geſicht war blaß, der Strahl ſeines Auges leuchtete über edeln, bleichen Zügen; es war, als ob der gaſtfreundliche Geiſt der Burg die Fremden einzuladen käme. Er grüßte höflich, aber ſchweigend, und machte Miene, an dem Geiſtlichen und ſeiner Tochter langſam vorüberzugehen.

Der Paſtor faßte ſich ein Herz, und redete ihn alſo an: „Verzeihen Sie, mein wertheſter Herr, eine beſcheidene Frage! wäre es wohl erlaubt, die Burg und ihre Gemächer von Innen zu beſehen?“ — „Warum nicht?“ lächelte der Fremde, und wendete ſich ſchon rückwärts; „ich ſelbſt bin ſogleich bereit, Ihr Führer zu ſein. Die Leute, denen hier die Aufſicht anvertraut iſt, ſind früh ausgegangen, nur ein altes Mütterchen wartet des häuslichen Herdes, ich aber weiß Beſcheid.“

Eliſabeth war über dieſe unvermuthete Erſcheinung betroffen. Sie betrachtete den Fremden ſeitwärts, wie mit furchtſamer Scheu, und konnte einem leichten Zittern der Ueberraſchung nicht gebieten; doch ihr Vater freuete ſich laut des Zufalles, der den gefälligen jungen Mann zur rechten Zeit herbeigeführt hätte.

Sie traten ein, und dieſe alterthümlichen Gegenſtände in ihrer Neuheit für die kindliche Eliſabeth ließen ſie den Führer vergeſſen, der mit den Schlüſſeln voranging, und ihre Aufmerkſamkeit geſchickt und ſinnreich auf alles Bemerkenswerthe lenkte.

Eliſabeth ſtand ſtumm vor den lebensgroßen Bildern der Ritter und Frauen auf dem Saale. Ihr Blick beſeelte dieſe Gemälde, und mit mädchenhafter Neugier muſterte ſie die fremde Tracht, die altmodiſche Faſſung des Schmuckes, den ſeltſamen Haarputz, die Steife des enggeſchnürten Bruſtlatzes und jegliche Schönheit der Portraits. Ihr Vater hingegen äußerte ſich wie ein Phyſiognomiſt aus Lavater's Schule; er ließ ſich inzwiſchen dieſe Familien-Gallerie nennen und einiges Hauptſächliche aus ihren Schickſalen erzählen, welches alles er mit wiederholender Genauigkeit in das Gedächtnißbuch dieſes Tages notirte.

Nun ging es in die Zimmer. Mit leiſen Schritten, als wolle ſie die ſchlafenden Geiſter der Vorzeit nicht wecken, ſchlich Eliſabeth über die Diele. Sie betaſtete hier oder da ein Geräth ſo ſacht, als fürchtete ſie, es könne wie eine Mumie zuſammenfallen. Der Paſtor aber ſah ſich mit einer gewiſſen, philoſophiſchen Ehrfurcht in dem Hausrathe der Verſtorbenen um, er trat muthig auf, und bald in dieſe, bald in jene Ecke, der köſtlichen Ausſicht zu genießen. Mit weitgeöffneter Seele lag Eliſabeth an dem Fenſter des Erkers, und ſchauete hochentzückt hinab in die grünen, tiefen Gründe, während ihr Vater vor einem kleinen Pult, mit Leder bezogen, ſtand und in begeiſtertem Wunſche ſprach: „Hier möchte ich die Dispoſition zu einer Predigt machen! ein Blick in das Paradies da draußen — und die Schreibfeder trüge mich wohl in den Himmel!“ Er ordnete in Gedanken das Thema.

Der Fremde ließ die leuchtenden Augen wie Streiflichter auf den Umriſſen und Farben der herbſtlichen Landſchaft ſpielen, und ſagte wie zu ſich ſelbſt: „Ja, wunderſchön iſt Gottes Erde, und werth, darauf vergnügt zu ſein!“

„So kennen Sie jenen lieben Sänger auch? das freut mich in Wahrheit!“ rief der Paſtor mit froher Stimme,

„die Jünglinge jetziger Zeit wiſſen ſonſt von keinem Dichter, als nur von ihrem Goethe, ihrem Gott! — Das Gute, denke ich, muß man aber in Ehren halten, wenn es auch durch Beſſeres verdrängt worden wäre.“

Von einem Gemach, möblirt mit hohen Lehnſeſſeln, die in Kreuzſtich ausgenäht waren, konnte Eliſabeth ſich kaum losreißen. Die Vorſtellung, daß jene Finger, welche dieſe Arbeit kunſtvoll gefördert, längſt verſtäubt wären, da dies Werk der Nadel und eines unendlichen Fleißes noch daſtände, regte in ihr ein betrachtendes Intereſſe dafür an. Mittlerweile ſtand ihr Vater im nächſten Zimmer vor einem koſtbar ausgelegten Schrein, mit antiken Trinkgläſern gefüllt. Seine Augen blitzten, da er ſie betrachtetete. Der Geiſt des Weines, der von Noahs Zeiten an des Menſchen Herz erfreut, ſtieg aus der kryſtallnen Tiefe und kam über den guten Paſtor, dem der Segen der Traube nur ſelten zu Theil geworden war, und berauſchte ſeine Einbildungskraft. Er ſah die feſtlichen Gelage, wobei dieſe Pocale gebraucht worden waren — eine Tafelrunde von Schatten! — „Auch die Todten ſollen leben!“ ſo tönte ihm der Klang verſtummter Toaſte durch die Hallen der Phantaſie. In ſüßer Verwirrung haftete ſein Blick lange an den eingeſchliffenen Arabesken, an den bunten, kleinen Wappenſchildern vergangener Geſchlechter. Er verglich den künſtlichen Bau des Schrankes in ſeiner inneren Säulenordnung dem Tempel Salamonis und ſprach manches Wort, das geiſtliche Freude ihm eingab. Nun führte der fremde Caſtellan den Paſtor und ſeine Tochter hinauf in die Rüſtkammer, und dann abwärts in das Verließ; zwiſchen inne ward die Hauskapelle in Augenſchein genommen, und Eliſabeth betete hier, frommer Uebung treu, ein Vaterunſer. Der Jüngling zeigte ihnen in dem Bilde der Madonna ein Conterfei der Burggräfin, die nun auch ſchon zu ihren Vätern verſammelt wäre.

Endlich traten ſie durch die hintere Thüre wieder in das Freie, und als der Führer Eliſabeth ertappte, wie ſie ſichtlich fortſtrebend ihrem Vater leiſe zuwinkte, bat er auf die artigſte Weiſe, ſie möchten ihn dermalen für den Wirth der Burg anſehen und, um in der Sprache ihrer Zeit zu reden, einen kleinen Morgenimbiß bei ihm einnehmen, der bereit ſtehe; dann wolle er ſie auf das Rieſengrab, in den Grund und zu allen ſchönen Plätzen begleiten, die ihrer Anſicht noch übrigten. Der Paſtor verbeugte ſich tief, Eliſabeth neigte ſich ein wenig und ihr Vater ſprach, er wiſſe nicht, wie er zu dieſer Gütigkeit käme, noch daß er die Ehre hätte, den Namen eines ſo überaus gefälligen Gaſtfreundes zu kennen.

„Nennen Sie mich Alcindor“ — antwortete der Jüngling lächelnd nach flüchtigem Sinnen, „und machen Sie Sich kein Bedenken, mir das Vergnügen dieſes Morgens vollſtändig zu gönnen. Sie ſehen, ich bin hier eingerichtet.“

Er wies bei dieſen Worten auf die alte Haushüterin, welche ein paar verſiegelte Flaſchen nebſt guten Eßwaaren herbeibrachte und, gleich einer unſcheinbaren Fee, nur weniger ſchnell — für ein artiges Tiſchlein decke dich! ſorgte.

„Alcindor?“ wiederholte der Paſtor in etwas unbefriedigtem Tone, „dieſen Namen kenne ich nur aus einem Zauberſpiele unſeres verehrten Gellert. Ein Vorname wahrſcheinlich, oder ein angenommener vielleicht?“

Eliſabeth wendete die Augen flehend in Beſcheidenheit ihrem Vater zu, hielt aber ſeine Frage nicht zurück, worauf die Antwort erfolgte: „Ein Name jedenfalls, Herr Paſtor, und genügend als ſolcher, es iſt ja doch nur der äußere Schlüſſel für die nähere Bekanntſchaft der Perſon, und für das innere Sein und Weſen, daher gleichgültig, ob von gutem Klang, oder verbrauchtem Metall, ob ein patriarchaliſcher Bart daran hänge, oder ob er kurzweg geſtutzt ſei.“

„Ich bin Ihrer Meinung nicht ſo ganz, mein werther Herr Alcindor,“ widerſprach der Paſtor höflich, doch feſt, „indem ich dem Namen eines Menſchen ſogar Einfluß auf ſein Schickſal einräume; dieſer Glaube iſt mir wie ein Evangelium, und die Bibel ſelbſt leiſtet mir dafür heilige Gewähr.“

Alcindor lächelte und ſchwieg. Er löſete die Siegel von den Flaſchen, ſchenkte behende ein, und das Angeſicht des wackern Paſtors glänzte, da er den Wein, purpurn und golden, im Glaſe blinken ſah. Eliſabeth genoß nur wenige Biſſen und nippte jungfräulich dazu, während ihr Vater ſich die Gaben Gottes vortrefflich ſchmecken ließ. Alcindor ſelbſt war äußerſt mäßig im Genuß der kalten Speiſe und des feurigen Trankes, und Eliſabeth ſah mit ſtillem Beifall, mit welch zierlicher Art er den Flügel eines Huhns zerlegte und aß, und wie viel mehr bewußt er die klare Bergluft in ſich ſog, als den edeln Saft der Reben, woraus ſie ſchloß, er müſſe ein Mann von vorherrſchendem Geiſt und guter Erziehung ſein.

Als ihr Vater ſich über dieſe ungewöhnliche Enthaltſamkeit verwunderte, ſagte Alcindor, „Ich muß mich in Acht nehmen, Herr Paſtor, da ich noch Brunnen trinke, und weil meine Geſundheit überhaupt der größten Schonung bedarf.“ Eliſabeth ließ hierauf den Blick voll ſanfter Theilnahme über ſeine Geſtalt gleiten, doch Alcindor ſchien es nicht zu bemerken. Er ſprach: „Ich bin nun ſeit drei Monaten in

Salzbrunn, und verweilte gern noch an der einſamen Quelle, als der Strom der Gäſte nach und nach verſiegte. Sie hätten dieſe Fluth von Menſchen, dieſes Auf- und Abwogen ſehen ſollen! Jetzt iſt tiefe Ebbe daſelbſt, und auch ich werde nun fort müſſen.“

Im weiteren Verlaufe des Geſprächs gab Alcindor zu erfahren, daß er von Geburt ein Schleſier und der Sohn eines Mannes wäre, der aus Neigung das Nebengeſchäft treibe, ſich mit Antiquitäten abzugeben. Dieſer Hang habe ſich auf ihn vererbt, und er wiſſe nichts Lieberes, als verfallene Kunſtſchätze und Seltenheiten aufzuſpüren.

„Meine Freunde,“ redete Alcindor von ſich ſelbſt, „nannten mich ſcherzweiſe das gothiſche Fenſter, weil das Licht der Erkenntniß nur in dieſer Form, im bunten Geflimmer romantiſcher Glasmalerei in meine Seele fiel. Die Verhältniſſe, worin ich geboren war, erlaubten mir, dieſem angeſtammten Triebe zu folgen; ich ſtudirte Kunſt und Alterthum und wußte eigentlich nicht, was aus mir werden würde. Da hätte ein unglücklicher Zufall dieſe verhängnißvolle Frage bald gelöſt, und mich zu einem Aſchenkruge gemacht, doch mein Vater würde wohl eher all ſeine etruriſchen Vaſen und Opfergefäße zerbrochen ſehen wollen, als ſein Herz in dem Schmerze, die Urne mit dem traurigen Reſte meines Daſeins in die Sammlung ſeiner Erfahrungen aufnehmen zu müſſen.“

Der Paſtor fand hierauf Veranlaſſung, auf die Geſundheit und das Wohl Alcindors zu trinken, auch Eliſabeth brachte ihm ſchüchtern dieſen Wunſch, und der Jüngling dankte dem liebenswürdigen Mädchen mit heiterer, lebensfroher Miene.

„Sie begreifen nun wohl,“ fuhr Alcindor nach einer

Weile fort, „warum ich mich hier angeſiedelt habe, ſo weit es möglich, ohne gegen eine ſchuldige Rückſicht zu verſtoßen. Ich kenne die Berge und Burgen meiner heimiſchen Provinz, ihre Sagen flüſtern in meinem Gedächtniß und wiegen mir oftmals die Seele, aufgeregt von den Kinderſorgen des Lebens, in poetiſche Träume, wie wenn die gute alte Zeit Märchen erzählt, wobei es ſich ſacht und ſanft einſchläft. Allein — was wollte ich doch ſagen? ein anziehenderes Plätzchen kenne ich nicht, als dieſes; ich hätte immer hier ruhen und raſten mögen und in gewiſſem Sinne ein Recht gehabt, daß dieſer Felſen mein Grab würde — aber es war des Himmels Wille, daß ich ihn lebend und liebend verlaſſen ſollte.“

So offenbar bedeutſam der junge Mann dies ſagte, wobei er einen ſprechenden Blick der großen braunen Augen auf die erröthende Eliſabeth warf, ſo fiel es doch weder dem Paſtor auf, noch daß die ahnungsloſe Beſcheidenheit des Mädchens von dieſem letzteren Worte ſeiner Rede den Schluß gezogen, hiermit wäre eine ſchnelle Eroberung ausgeſprochen. Nur ein Gott rief die Farbe der Freude, daß der Jüngling lebte, auf dieſe holde, ſterbliche Wange! — Sie ſah ihn offen mit rührender Unſchuld an, doch fühlte ſie zugleich, daß ihre Liebe einem Andern gehöre.

Es trat jetzt eine Pauſe in der Unterhaltung ein. „Eliſabeth!“ ſagte ſeelenvergnügt der Paſtor und reichte ſeiner Tochter die Hand, welche ſie küßte, „wie herrlich iſt dieſer Morgen! nicht wahr, mein gutes Kind?“

„Eliſabeth!“ wiederholte Alcindor mit dem Accent der Empfindung und einem Wohllaut in der Stimme, der harmoniſch wirkte, „ein ſchöner Name! es tönt etwas Hohes darin. Es iſt mir, als hörte ich in ihm jene heilige

Harfe von dem Gebirge des gelobten Landes herüberrauſchen, die ein Lobgeſang der Maria aufbewahrt. Jene Eliſabeth muß eine erhabene weibliche Seele geweſen ſein, denn ſie war der Freundſchaft fähig und der Freude an dem vorgezogenen Glück der gotterkorenen Jungfrau.“

Dieſe Aeußerung verſetzte den Paſtor in ſein eigentliches Gebiet. Er wollte anheben von den Wundern der chriſtlichen Geſchichte, und holte weit aus, — doch Alcindor fiel ihm ſchnell ins Wort, und ſprach weiter: „dann Eliſabeth von Thüringen! dies iſt meine Heilige.“

„Meine auch!“ nickte ihm Eliſabeth freundlich zu, und fühlte ſich in dieſer übereinſtimmenden Verehrung dem fremden Jünglinge vertrauter. „Dieſe fromme Fürſtin,“ fuhr er fort, „iſt mir ein Ideal der zarteſten Frauenmilde und religiöſen Hingebung, ihr ganzes Weſen athmet Demuth und Liebe. Sie fühlte ſich nur groß im Dienſte wohlthätiger Pflichten, Entäußerung war ihr Genuß, und ein Dornenkranz der Leiden ihre liebſte Krone.“

Hätte die edle Landgräfin ſpäter gelebt, jene finſteren abtödtenden Begriffe würden Licht und Lebensfülle in ihr geworden ſein. — Sie iſt, wie ich ſchon geſagt, mein Idol, und doch hat es mir noch nicht gelingen wollen, ein recht gut gemaltes Bild von ihr irgend wo anzutreffen.“

„Mein Wertheſter! da kommen Sie zu mir!“ rief der Paſtor flammend vor Luſt bei dieſer gaſtlichen Bitte, und ſetzte hinzu, „ich darf mich rühmen, daß unſere Kirche, obwohl eine beſcheidene Tochter des evangeliſchen Cultus, ſolch einen köſtlichen Schatz beſitze. Sie ſollen mir herzlich willkommen ſein.“

Nicht allein das gegenwärtige Gefühl, wie verbindlich ſich dieſer fremde junge Mann gegen ihn und ſeine Tochter benommen, geſteigert durch die begeiſterte Stimmung des Gemüths, ſondern auch ein Nachempfinden von Eliſabeths Erzählung, was den redlichen Paſtor bedauern ließ, einer gaſtfreundlichen Uebung verluſtig gegangen zu ſein, machte ihn dringend in dem Wunſche, Alcindor möchte ſeine Einladung annehmen. Er warf ſeiner Tochter einen Blick zu, der von ihr zu fordern ſchien, daß ſie ihn kindlich darin unterſtütze. Eliſabeth aber ſchlug die Augen nieder, und ſchwieg. Sie fühlte zu fein, um den Entſchluß Alcindors, der mit der Antwort zögerte, fördern zu wollen, doch flüchtig, wie der Sonnenſtrahl, ſuchte ihr Gedanke der Liebe Den, der ſcheu von der Schwelle ihres väterlichen Hauſes zurückgewichen war, und ohne Raſt und Ruhe umherirrte, er müßte ſie denn im Grabe gefunden haben. Und ſie ſeufzte aus tiefer Bruſt, da ſie dies dachte.

Der Paſtor, fürchtend, er hätte damit ſeiner Tochter eine ſtille Beſchwerde auferlegt, ſagte, als würde ein Laut ihres Mundes ihn vom Gegentheil überzeugen, „ſprich doch auch ein Wörtchen, Eliſabeth! und rede Herrn Alcindor zu, es ſich bei uns gefallen zu laſſen!“

„Wenn Ihnen der gute Wille zu genügen vermag,“ erwiederte hierauf Eliſabeth, und wendete ſich in lieblicher Verlegenheit an Alcindor, „ſo dürften ſie es nicht bereuen, den Wunſch meines Vaters zu erfüllen. Die Schönheit des Gemäldes würde ihren Kunſtſinn befriedigen, wie der Gegenſtand Ihr Intereſſe dafür, und Sie nehmen vorlieb, wie Sie uns fänden.“

Dabei erröthete Eliſabeth ſchamhaft im Bewußtſein ihrer häuslichen Armuth. Alcindors Blick weilte mit jener Andacht, welche das reinſte Gefühl der Schönheit iſt, an der Roſe Ihres Angeſichts, blühend in holden Reizen. Er dachte, daß er kein ſchöneres Bild ſehen könnte. Während ihm nun der Paſtor von den Roſen der heiligen Eliſabeth zu erzählen begann, meinte Alcindor ihres lebendigſten Anſchauens zu genießen, und jenes berühmte Altarblatt trat dagegen in den Schatten.

„Ich nehme Ihre Güte mit dem größten Vergnügen an,“ ſagte er hierauf, „und bin durch nichts gehindert, Sie nach Ihrem Wohnorte zu begleiten. Der letzte Becher am Brunnen iſt bald geleert, und mein Pferd, wie ein Wägelchen, für den Gebrauch im Gebirge eigends eingerichtet, ſteht bereit.“

Als Eliſabeth hörte, Alcindor hätte ſeine eigene Equipage, ſchloß ſie beſtürzt daraus, er müßte reich ſein, und ein köſtlich geſchnittener Stein, den er in einem Ringe am Goldfinger trug, fiel ihr ſchwer auf das Herz.

Aber die glückſelige Zufriedenheit ihres Vaters ward nicht dadurch geirrt. „So iſt es denn beſchloſſen,“ ſagte er, „wir bleiben heute hier, um des lieben Fürſtenſteins mit Muße froh zu werden, und machen den Nachmittag eine kleine Ausflucht nach Salzbrunn hinüber; ich möchte an dieſer heilſamen Quelle dem Schöpfer Lob und Dank darbringen. Morgen in erſter Frühe, wann dieſer zeitige Aufbruch Ihnen nicht unbequem iſt, reiſen wir ab.“ Er nannte ſein Pfarrdörfchen, was wir Goldenſaat heißen wollen, weil es dieſen Namen üppiger Waizenbreiten und des vielen gelben Klees wegen führte, der auf ſeinen Wieſen wuchs. Alcindor genehmigte Alles.

Ich denke,“ ſagte der Paſtor, indem er Plane machte, und ſich freudig die Hände rieb, „wir wollen ein Wörtchen zuſammen reden. Die Abende verlängern ſich merklich, da läßt es ſich bei einer Pfeife Taback trefflich ſchwatzen; wahrſcheinlich ſind Sie weit gereiſt, und wiſſen viel zu erzählen. Ein herrliches Vorrecht der Jünglinge jetziger Zeit! wir armen Paſtoren, die wir treufleißig unſern Beruf abwarten, kommen nur vom Weinberge des Herrn, worin wir arbeiten, nach Jeruſalem, und von dort auf den Oelberg, wo wir, wann es Gott geliebt, gen Himmel fahren, ohne die Welt kennen gelernt zu haben. Wie gern hätte ich einmal die Wartburg geſehen, um den Manen Luther's ein ſtilles Opfer gerührteſter Dankbarkeit zu bringen; aber nur ein Schauen im Geiſte war mir vergönnt.“

„Ich war zweimal auf der Wartburg“ — verſetzte Alcindor.

„Wo die Landgräfin lebte!“ fiel Eliſabeth erregt ein.

„Und wo die Meiſterſänger um den Wettpreis ſangen,“ fügte Jener hinzu, „die Geiſter der Religion, der Liebe und Tonkunſt umſchweben dieſe ehrwürdigen Reſte.“

„Jene Lorbeeren ſind verweht“ ſagte der Paſtor, „die heilige Eliſabeth wandelt unter Lilien jener Freuden über dieſer Zeitlichkeit, und drei Jahrhunderte haben das Andenken Luther's in Erz und Marmor gegraben. Aber auch dieſe Denkſteine werden einſt verwittern. Doch das alte Lied, eine feſte Burg iſt unſer Gott! lebt noch, und ſein frommer Sinn wird ewig leben!“ Der wackere Geiſtliche ſprach dieſe Worte mit Weihe und Kraft.

Jetzt ſchlug die Schloßuhr; Eliſabeths Ohr zählte die Schläge. Alcindor und der Paſtor waren zu glücklich geweſen, um auf den Flug der Stunden zu merken. Letzterer leerte ſein Glas mit Dankſagung. und ſtand auf, Eliſabeth und Alcindor folgten. Man ging in den Grund hinab, und Alcindor blieb den ganzen Tag mit ſeinen neuen Freunden zuſammen. Er ließ ſein nettes Fahrzeug von Salzbrunn kommen, führte ſie dahin und bewirthete ſie auf das beſte.

Der Paſtor ſtolzirte mit ſichtlichem Behagen in den Gängen, wo die höchſten Herrſchaften gewandelt, und manche kranke und geſunde Bruſt Athem des Lebens, oder auch Hofluft eingeſogen hatte. — Er ſtreuete philoſophiſche Bemerkungen aus, und ein Spötter, der wie ein verlorner Poſten zurückgeblieben war, und ihn ſah und hörte, nannte ihn den Prediger der Wüſte, denn der Ort war bereits ſehr leer und ſtill geworden.

Eliſabeth ſtand in dem Brunnenhäuschen und ſchaute tiefſinnig in das Geheimniß der Quelle hinab. Sie dachte: „Wo quillt das Heil für ein krankes Herz?“ und die Thräne, welche dabei in ihrem Auge blinkte, ſchwer von der Schuld des Geliebten, rollte in das Meer der göttlichen Barmherzigkeit.

Der Mond ſtand ſchon hoch am Himmel, als Eliſabeth und ihr Vater nach Fürſtenſtein zurückkehrten, wo ſie Tages zuvor Quartier genommen hatten. Sie ſchienen wie auf Lichtſtrahlen emporzuſchweben, und Eliſabeth fand dieſe magiſche Beleuchtung der Gegend ſchöner noch, als den goldnen Schein der Sonne. Sie ſah den Tanz der Elfen im flimmernden Thau, ſie hörte die Waſſerorgel im Rauſchen der Bäche; alles ſtimmte hehr und harmoniſch in den ſanft bewegten Ton ihres Gemüths.

Die Burg nahm ſich wie die Ahnfrau des Felſens aus. In reicher Halbtrauer, grau, mit ſchwarzen Flören beſäumt und ſilbernen Ranken und Borden, ſchauete ſie in bleicher Würde auf das verſchwiegene Dunkel der ſchlummernden Gründe hinab, doch in ſchimmernder Helle ragte das Schloß, und die Sterne funkelten über dem ſtolzen Bau.

Der folgende Tag ſchlief noch, tiefe Ruhe hüllte die Thäler ein, und das Gebirge hatte ſeine Nachthaube von Nebelſchleier noch nicht abgenommen, als Paſtor Dagon und Eliſabeth, von Alcindor begleitet, ſich zur Heimkehr rüſteten. Sie fuhren in Alcindors bequemeren Wagen, und er leitete ſein Fahrzeug ſelbſt, die beiden Kutſcher kamen mit dem Gepäck in des Paſtors ſchütternder Flechte träge hinten nach. Der Weg verging ihnen bei dem heiterſten Herbſtwetter und unter mittheilendem Geſpräch ſehr angenehm, die Sonne ſchien ihren kurzen Lauf zu beſchleunigen, Berge und Bäume flogen in luftiger Eile vorüber, und das Abendroth ſäumte noch die weſtlichen Fernen, als unſere Reiſenden vor dem Pfarrhauſe in Goldenſaat anlangten.

Eliſabeth kehrte doch ein wenig erleichtert und zerſtreut zurück. Sie hatte das Herz voll verſchwiegenem Gram ihrem Vater geöffnet, ſeine Mitwiſſenſchaft war ihr ein Troſt, und jetzt beſchäftigte die Aufnahme des fremden Gaſtes ihr Sinnen und Sorgen zunächſt.

Dem Paſtor war der Gedanke, ſich den jungen Mann, der ihm bereits werth geworden, mit in ſein Haus zu bringen, faſt ſo genußreich als die Reiſe ſelbſt. Gaſtfreundſchaft war eine ſeiner liebenswertheſten Tugenden und der würdigen Einfalt ſeines Charakters vollkommen angemeſſen. Jene fromme Sitte der Patriarchen, die willige Herberge unter dem Gezelt der Hirten, Rebecca am Brunnen, wie ſie mit Freuden ſchöpft für den Freiwerber, die Pflege der Pilger in ſpäterer Zeit — alles dies war für ihn rührend und wahrhaft religiös. Keine mythologiſche Perſon regte ſeine Phantaſie wärmer auf, als der alte Philemon. Er neidete ihm das ſeelige Loos, die Götter zu bewirthen; auch er hatte ſeiner Pflicht ſtets freudig geopfert, und träumte es ſich ſüß, wenn ſein entkörperter Geiſt einſt in den Linden um den kleinen dörflichen Tempel rauſchen würde. Die Worte des Apoſtel Paulus: „Seid gaſtfrei ohne Murren, denn ſolchergeſtalt haben Etliche unter Euch ſchon Engel beherbergt!“ bewahrte und erklärte er mit tiefem ehrfurchtsvollem Sinn. Zuweilen ſchon hatte er über dieſen freien Text am Tage Sanct Eliſabeth gepredigt, und die Anwendung von dem Beiſpiele der Landgräfin genommen. Die Gabe der Rede floß dann geläufiger als ſonſt von ſeinen Lippen, und die volle Schale echter Salbung war über ihm ausgegoſſen, wenn er ſeiner Gemeine ein mildſeliges Gemüth prieß, und wie ſich daſſelbe gegen Freund und Feind, gegen Fremde und Fernſtehende verhalte. Er ſagte, wie oft unſer Herr und Heiland ſelbſt in ärmlicher Geſtalt an die Thüren der Seinen klopfe, zu prüfen, ob die Liebe, welche ſeinen Namen trägt, darin wohne, und wie der große Geiſt der Natur ſich herablaſſe, an der gebrochenen Kraft einer Blume den zarten Trieb des Wohlthuns zu verſuchen. Dann blieb kein Auge trocken und lange Zeit nachher kein Bettler unbegabt. Das Auge der Gerechten in Goldenſaat wachte, daß keinem lebenden Geſchöpf im Bereiche des Dörfchens, oder auch über ſeine Feldmarken hinaus etwas Uebles widerführe, das zerſtoßene Rohr der menſchlichen Schwäche fand Schonung bei den Starken, und der göttliche Hauch blies den Funken dieſes höheren Lichtes an. — In der Saatzeit wurden auch ewige Körner zu tauſendfältiger Frucht ausgeſtreut, und kam die Ernte, ſo ging das holde Mitleid unter den Binderinnen, und ließ manche volle Aehre den loſen Garben entgleiten, daß die Armen das kärgliche Brod nicht allzu mühſam ſuchen müßten, und auch die Vögel etwas fänden, die nicht in Scheuern ſammeln, und welche der himmliſche Vater doch ernährt.

Bei ſolcher Geſinnung, deren Vorbild der Paſtor genannt werden durfte, war ſein Vergnügen über den Beſuch Alcindors eine zarte Miſchung von Theilnahme an den kränklichen Anſchein des jungen Mannes und von eigenthümlichem Stolze auf das kirchliche Meiſterwerk, das er dem kunſtſinnigen Gaſte zeigen könnte. Wenn er in ihm einen Boten hätte vermuthen dürfen: er hätte kein herzlicheres Willkommen für ihn gehabt, als womit er ihn begrüßte. Alcindor fühlte ſich in den beſchränkten Räumen der niederen Pfarre heimiſch angeweht; hier müßte der Friede wohnen, dachte er, und es war ihm tief in der Seele wohl. Er nahm die Wohnſtube in Augenſchein, während Eliſabeth das kleine, gaſtliche Gemach für ihn ordnete. Seine Voreingenommenheit lieh der abgenützten Einrichtung einen idylliſchen Reiz; denn wir ſehen ja alles nur, je nach dem wir es betrachten. Die ſchmalen Fenſter mit dürftigem Behang ließen den Blick durch das morſche Rebengitter in die Freiheit des öden Gärtchens ſtreifen, welches zu ſeiner Zeit der Paſtor im Schweiße ſeines Angeſichts beſtellte. Der breite Kachelofen, der manchen kalten Winter hindurch ſeine warme Schuldigkeit gethan, trug auf ſeiner unverzierten Oberfläche Flaſchen voll deſtillirender Tincturen und verſchiedener Hausmittel. Ein Wandſchränkchen bewahrte das kleine, ſchadhafte Tiſch-Service von großblumigem Fayence, und eine Schwarzwälder Uhr daneben gab die Zeit an, wo es gebraucht wurde. Der kleine Spiegel zeigte, wie gering das Bedürfniß der Eitelkeit hier ſei; aber er ſtrahlte in Eliſabeths Bilde Schönheit und Unſchuld zurück, er hatte ſeit langen Jahren das Lächeln der Zufriedenheit und die Miene des

Redlichen verdoppelt: und Alcindor war geneigt, dies unzugängliche Glas für magiſch zu halten; denn auch er begegnete ſeinem veränderten Blicke darin und einer ſo ſeltnen Heitre in ſeinen Zügen, daß ihm jeder Gegenſtand im Glanz der Hoffnung und des innigſten Beifalls leuchtete. Ein altväteriſches Schreibepult, belaſtet mit Amtsblättern, Agenden, Bibel und Concordanz, welches dem Paſtor bequem zur Hand war, wenn er ſchnell eine amtliche Ausfertigung zu machen hatte, nahm großen Platz ein; dicht dabei in einem Winkel ſtand Eliſabeths nettes Spinnrad. Die Nähe der Tochter, das leiſe Surren ihres Fleißes, ſtörte alſo den Vater nicht. Ueber dem Tiſch in der Mitte war eine bunte Tyroler Decke mit ſtarken Quäſten gebreitet; ein verwöhnter Fuß würde ſie kaum als Teppich gut genug gefunden haben.

An der getünchten Wand hing der Reichstag zu Worms, ein ſchlechter Holzſtich nur, doch ſtets ein Gegenſtand erhebender Gefühle für den Paſtor; eben ſo eine Sammlung reicher Küpferchen aus Klopſtocks Meſſiade. Ferner: Luiſe von Preußen, in einem Medaillon von Gyps. Ein Cypreſſenzweig war darüber befeſtiget, und das ſchöne, bleiche Bild ſah unter dieſem Rahmen der Trauer und halb davon beſchattet hervor. Das jugendliche Profil des Königs, zur Seite des kleinen Monuments, war ernſt darauf gerichtet. Gegen über war in gleichem Abdruck der Kronprinz und ſeine Gemahlin ſchicklich angebracht; künſtliche Vergißmeinnicht faßten Eliſabeths Relief ein, und das dunkle Blau dieſer Blümchen neigte ſich in der Farbe von Baiern auf die hohe, blendende Stirn nieder, als wollten ſie andeuten, daß der Kranz der Liebe ihr dort wie hier unverwelkt blühe! — Eine Büſte des Sokrates ſah in weiſer Erhabenheit von einem Simſe nieder und ſchien mit griechiſchem Maß die kleinen Verhältniſſe der Genügſamkeit zu meſſen. Beſeitiget lehnten die Pfeifen des Paſtors, gering und verraucht; die beſte davon, vorzugsweiſe zu der Ehre beſtimmt, einem werthen Gaſte dargereicht zu werden, lag ein wenig abgeſondert, und zeigte einen Kopf von feinem Porcellan, worauf eine artige Tabacksſpinnerin dem Störer aller Freuden wehrt, der, hohläugig, doch kleidhaſt angethan, ſich ihr nähern will. Die abgeneigte Stellung, die ſpröde Miene des niedlichen Geſichts, drückte den Sinn der Worte aus, die darunter ſtanden: „Vor dem Tod kein Kraut gewachſen iſt!“ Dieſer Pfeifenkopf war dem Paſtor zum Scherz von einem humoriſtiſchen Freunde geſchenkt worden. Daneben ſtand ein Angebinde Eliſabeths, eine lackirte Wachsbüchſe, in dem blanken Stahlgrün holte Prometheus den himmliſchen Funken aus flammender Wolke.

Alcindor hatte Muße ſich genau umzuſehen, denn der Paſtor gab in ſeiner Studirſtube dem Schulmeiſter Audienz zum Bericht, und Eliſabeth hatte in der Küche und Kammer zu thun. Er lächelte gerührt, da er Stück für Stück dieſer häuslichen Ordnung betrachtete. Alcindor befand ſich in jener Stimmung des Gemüths, wo wir die Anſprache lebloſer Dinge verſtehen, ſo wie es hingegen einen Zuſtand der Verſtockung giebt, wo das Idiom der Menſchheit, ja, ſelbſt die eherne Zunge der Weltgeſchichte nur taube Ohren findet. Er war der Meinung, der Landesherr hätte keinen beſſeren Unterthan, als dieſen Dorfgeiſtlichen in ſeiner beſcheidenen Wirkſamkeit. Paſtor Dagon erſchien ihm gut, edel und hülfreich als Menſch und glücklich als Eliſabeths Vater.

Der Abend verging in traulichem Zuſammenſein, und nicht allzuſpät, daß der Gaſt ſich ausruhen möge, leuchtete der Paſtor im Schlafrocke bereits zu Bette.

Alcindor ſah ſich mit innigem Begnügen von der Enge dieſes nächtlichen Lagers umfangen, ſeine ſtrebſamen Wünſche fanden Raum und Ruhe darin. Auf dieſem Bette, das Eliſabeth mit zarten Händen für ihn bereitet, würden, ſo fühlte er, alle Schmerzen ſeiner Seele ſich einlagern und zu Träumen einer beſſeren Welt werden. Der Paſtor verließ ihn mit dem Wunſche einer guten Nacht.

Alcindor gab ſeine ermüdeten Glieder der Wohlthat des Schlafes hin, jeder Gedanke in ihm lullte ſich ein. Von tiefer Stille umflüſtert, ſanken ihm die Augenlider zu, ein Schimmer wankte an der verſchloſſenen Thür hin und her, ſcheinbar der Mond; — aber es war der Engel dieſes Hauſes, der ſich zur Wache ſtellte. Sicherer und ſüßer hatte Alcindor die Ruhe des Schlafes nie gekoſtet. Er erwachte geſtärkt. Die ſpäte Aurora hatte eine Tapete von Purpur an das kahle Weiß ſeines Schlafgemachs gemalt und es mit Goldzindel beſäumt; das ärmliche Stübchen blendete Alcindors Auge, aber er öffnete es dem muntern Geſichte ſeines Wirthes. Der Paſtor kam ihn zu wecken und freuete ſich des hellen Morgens, weil Alcindor das Altarblatt nun im ſchönſten Lichte ſehen würde. Gedrängt von froher Ungeduld führte er ihn bald nach dem Frühſtück in die Kirche.

„Es iſt doch eine ſonderbare Täuſchung,“ ſagte der Paſtor auf dem kurzen Gange dahin, „daß, wenn Jemand etwas Schönes zeigt, er ſich als den Eigenthümer und Meiſter davon fühlt. Iſt es eine Ausſicht, eine ſeltne Blume, womit man ein fremdes Auge zu überraſchen gedenkt, ſo wird der Menſch für einen Augenblick zum Schöpfer aller Dinge; iſt es ein Werk von Menſchenhand, ſo empfindet er das göttliche Schaffen der Kunſt. Wie oft hat das Gemälde, was wir nun ſehen werden, mir dieſe Freude gewährt und mich zum Dankſchuldner des Künſtlers gemacht!“

Während dieſer Worte waren ſie in die Kirche gekommen, und Alcindor ſtand vor dem Altar. Er athmete tief, eine lebhafte Röthe ergoß ſich über ſeine Wangen, der weitgeöffnete Blick nahm das Bild in die ganze Seele auf. Der Paſtor ſchwieg eine Minute voll Genuß.

„Ja, das iſt ſie! ſo habe ich mir auch die heilige Eliſabeth gedacht!“ ſagte endlich Alcindor mit leiſem Entzücken, „welch eine weibliche Haltung der zarten Geſtalt vor dem zürnenden Eheherrn! wie viel liegt in dieſer Beugung des Hauptes, das die Krone der Vollendung unſichtbar zu umſchweben ſcheint! — Und dieſe Roſen, wie wunderſchön! Man ſieht ihnen den überirdiſchen Boden an, auch werden ſie von einer Seligen getragen. Dieſes himmliſche Geſicht, dünkt mich, müßte die Frauen über den wahrſten Reiz ihres Geſchlechts belehren, den rohen Sinn der Männer entwaffen, und dieſe leutſelige Miene, dieſes liebreiche Lächeln der Geduld, die Armen fort und fort in Wonne ſättigen. Barmherzigkeit! du Schöne! Reine! Milde! voll Einfalt, Demuth, Heiterkeit und Ruh! du allerſchönſter Zug in Gottes Ebenbilde, Barmherzigkeit! wie ſchön biſt du!“ — Eine helle Thräne rann von Alcindors Wange, er trocknete ſie nicht, und der Paſtor drückte ihm die Hand.

„Wenn Sie mir vergönnten,“ wendete Alcindor ſich nach einer Pauſe zu ihm, „daß ich ſo lange bei Ihnen verweilen dürfte, als ich Zeit brauchte, eine Copie von dieſem Bilde zu nehmen“ — der Paſtor ließ Alcindor nicht ausreden. „Bleiben Sie, ſo lange es Ihnen beliebt,“ kam er ihm zuvor, „der Gefallen, der dabei erwieſen würde, iſt auf meiner Seite und geſchieht mir.“ Der gute Paſtor ſagte dieß mit redlichem Tone, und nicht etwa wie eine leere Floskel der Höflichkeit.

„Dann aber,“ entgegnete Alcindor zögernd, „könnte es nur unter einer Bedingung geſchehen, daß ich für unbeſtimmte Zeit Ihr Hausgenoſſe würde.“

„Welche? ſagen Sie, Freund!“ fragte der Paſtor in Haſt und Willigkeit.

„Daß Sie mir erlauben,“ antwortete Jener beſtimmt, doch mit einem bittenden Anklange, ihm den feſten Willen nicht zu erſchweren: „mich als Ihren Koſtgänger anzuſehen, hinſichtlich der baren Pflicht, die ich dafür zu zahlen hätte.“

„O Herr Alcindor, Sie beſchämen mich!“ erwiederte der Paſtor und trat wie vor dieſem Anſinnen einen Schritt zurück.

„Gewiß, das wollte ich nicht!“ verſicherte der junge Mann mit überzeugendem Wohlwollen; „ich bin und bleibe der Gaſt Ihrer Güte; doch nur auf dieſe Weiſe könnte ich nach eigener Luſt und Laune meinen Aufenthalt bei Ihnen verlängern. Mein Beitrag zur Haushaltungs-Caſſe gäbe allenfalls einen kleinen Fond für milde Zwecke ab; denn einem Herzen, wie das Ihrige, lieber Herr Paſtor, ſollte es nie an Mitteln fehlen, den Hang des Wohlthuns zu befriedigen.“

So mußte ſich denn der wackre Paſtor dem männlichen Eigenſinne Alcindors fügen, wollte er anders den Jüngling eine Weile behalten, der ihm lieb und werth geworden war. Noch hatte ſich dieſer ausbedungen, daß in der einfachen Lebensweiſe, welcher er ſich angeſchloſſen, nichts um ſeinetwillen geändert würde.

Sie richteten ſich alſo ein, als wolle Alcindor in der Pfarre von Goldenſaat überwintern. Die lichten Stunden benutzte er, um in der Kirche zu zeichnen; doch der Paſtor, beſorgt für die Geſundheit ſeines Gaſtfreundes, kürzte die Ausdauer oft genug ab und nahm ihm den Crayon weg, den Alcindor, ſtarr gefroren, manchmal kaum mehr zu halten vermochte. Wie nun der Kreis des Tages ſich verengte, die Sonnenblicke ſeltner wurden, fand auch Alcindor ſich in ſeiner künſtleriſchen Arbeit mehr und mehr gehindert, und der Abriß der heiligen Eliſabeth ward nur langſam gefördert.

Die Abende ſaßen ſie in häuslicher Abgeſchloſſenheit einmüthig beiſammen. Alcindor ſpielte mit dem Paſtor Schach, und die eintönige, ſinnende Stille dieſes Spiels war der ſchweigſamen Eliſabeth nicht zuwider, welche dann um ſo ungeſtörter ihren Gedanken nachhängen konnte. Am Rädchen, das ihr Fuß im leiſen Tact bewegte, glich ſie der Parze, die den Faden des Lebens ſpinnt. Mit einem Blicke voll Tiefſinn, der dies ländliche Geſchäft zu ſolch einem Sinnbild adelte, mit geſenktem Kopf, daß ſich ihr ſchönes braunes Haar zuweilen mit der ſilbernen Perücke des Rockens mengte, ließ Eliſabeth das feine, klare Geſpinnſt durch ihre roſigen Finger ſchlüpfen; doch die Seufzer, welche ſie oft dabei aus ihrem Buſen zog, gingen aus dem trüben Stoffe der Betrachtung hervor, wie ihre Ruhe auf immer an ein unſeliges Verhältniß geknüpft ſei. — Ein andermal war ihr Vater in gelehrte oder poetiſche Streitigkeiten verwickelt, und Alcindor, bei welchem das poetiſche Princip ſtets vorherrſchend war, behauptete mit wenigen, gelaſſenen Worten den Standpunct ſeiner Anſichten. Während nun der Paſtor ſeine Meinung tapfer verfocht, und manchen tiefgeſchürzten Knoten in den Zeitverhältniſſen gordiſch behandelte, ſchnitt Alcindor Silhouetten aus freier Hand, oder ordnete eine kleine, botaniſche Sammlung für Eliſabeth, die jetzt nur verwelkte Freuden in das Buch der Erinnerung legen konnte. Doch wenn Alcindor von ſeinen Reiſen erzählte dann horchte der Paſtor und ſeine Tochter in reger Aufmerkſamkeit, wenn gleich mit verſchiedenem Intereſſe. Von ſeinem letzteren Sommeraufenthalte hörte Eliſabeth am liebſten, die Kronprinzeſſin hatte er ihr genau beſchreiben müſſen; aber immer fand ſie noch etwas zu fragen. So ſagte ſie: „Nicht wahr, ihr Auge iſt wie eine Kornblume, oder wie eine Winde? Dieſe hat die ſchönere Farbe, ſie leuchtet gleichſam.“

Alcindors Blick leuchtete auch, da er antwortete: „Das Auge unſerer Eliſe ſtrahlt ſanft, doch hell, eine Sonne, ein Himmel. Ihr Blick iſt voll Huld und Güte. Mich dünkt, wen ſie angeſehen, der müſſe froh werden und dieſes Blickes nimmer vergeſſen; und ein armes, mattes Blümchen, worauf ſie ſich niedergebeugt, erhöbe ſich, denn ihm wäre Heil widerfahren.“

Eliſabeth hob mit einem anmuthigen Lächeln das Haupt in die Höhe; ein Strahl der Hoffnung belebte die kranke Blume ihres Angeſichts; es war, als empfände ſie den Stolz der Pflanze, welche jenes Vorzugs genoß.

„Und iſt ſie nicht zu vornehm, wie ſoll ich ſagen? zu hoch geſtellt — daß man Muth gewönne, ſich ihr zu nähern?“ fragte Eliſabeth weiter mit ſchüchternem Dringen.

„Vornehm?“ wiederholte Alcindor, „eben ſo wohl wäre dieſer Ausdruck anwendbar, wenn wir von einem Engel ſprächen. Das wahrhaft Vornehme hebt ſich in unbewußter Würde überall hervor und verleugnet nie den Rang ſeiner Natur. Die Kronprinzeſſin zeichnet ſich durch Simplicität aus und iſt doch als Königliche Hoheit nicht zu verkennen. Unſere Damen, ganz verſunken in Prachtliebe und üppigem Putz, hätten ſehen können, wenn die Eitelkeit ſie nicht blind machte, wie der wahrſte Anſpruch, mit Achtung bemerkt zu werden, das Geheimniß angeborener oder innerer Größe ſei. Die Seidenfabricanten, Galanteriehändler und Juweliere verkaufen für ſchweres Geld, und ob auch in echter Waare, doch falſche Mittel dazu."

„Ja wahrhaftig," nahm der Paſtor mit unwilligem Tone das Wort, „wenn die erſte Frau im Staate als Muſter der Einfachheit vorangeht: ſo ſollten die Damen des Landes dieſes vortreffliche Beiſpiel beherzigen. Aber ſie denken nicht daran und wiſſen ſelbſt nicht, was ſie mit dieſem überhebenden Aufwande, dieſer Hoffarth wollen. Dieſe Seuchen herrſchen nirgend ärger, als in den Bädern, und raffen ſchwache Kräfte des Vermögens und manche ſieche, häusliche Tugend vollends hin. Und die Bäder ſollten doch ein Bethesda ſein! Die Damen ſteigen zur Quelle, ſo habe ich mir ſagen laſſen — als wollten ſie mit ihrem gigantiſchen Kopfputz den Himmel ſtürmen. Sie machen ſich breit und nehmen im Drange des Großthuns die erſten Plätze ein. Dies aber ſtört jeden Begriff von Schwäche, das Leiden ſchmiegt ſich gerne in ein ſtilles zurückgezogenes Selbſt. Den Kranken — und nur ſolche gehören an ſolche Oerter — ziemt ein beſcheidenes Verzichten; aber es fehlt nur zu ſehr an dem richtigen Sinne, der jede Lage würdiget. So ſah ich vor einigen Jahren in einem kleinen Wachsfigurencabinet eine fürſtliche Wöchnerin. Sie war thurmhoch ins Haar friſirt, und dieſer Lockenbau, mit franzöſiſchen Federn und blitzenden Agraffen aufgeſetzt, ruhete auf dem Kopfkiſſen, eine Robe, mit goldnen Spitzen beſetzt, rauſchte unter der Bettdecke hervor. Dieſer widerſinnige Anblick, ich muß es ſagen, war mir ſo mißfällig, daß ich mich ſchnell davon wendete.“

Alcindor erwiederte lachend: „Jene wächſerne Kindbetterin mußte es ſich nun freilich gefallen laſſen, daß der Boſſirer ſie ſo und nicht anders darſtellte; aber es iſt zu verwundern, wie wenig ſich ſelbſt Töchter edler Herkunft auf die Toilette des Geſchmacks verſtehen; der Schlüſſel dazu paßt auch zu dem Gewahrſam der Schicklichkeit. Einer bürgerlichen Haube iſt ein wenig Ueberladung ſchon eher zu verzeihen.“

„Eine Kleiderordnung thäte Noth!“ bemächtigte der Paſtor ſich mit abſprechender Entſchiedenheit der Rede wieder, „denn es wird täglich ärger mit dem Luxus. Die Dorfleute ſogar, welche ſonſt ſchlecht und recht einhergegangen, tragen ſich über ihren Stand, fordern das Zeug zu einem Sonntagsrocke mit ungelenker Zunge in fremden Namen und machen die Kaufleute am Jahrmarkt damit lachen. Auf unſerer Reiſe nach Fürſtenſtein war es mir, als ob ich über das Theater führe und den „Herbſttag“ oder die „Liebe auf dem Lande“ ſähe, welche Stücke mich ergötzten, da ich ein Knabe war. Die Dirnen, mit der letzten Obſtleſe beſchäftiget, hatten ſchiefe Strohhüte auf, von denen Bänder in allen Farben flatterten, und die jungen Burſche ſahen aus, wie Damon und Myrtill. Es verſetzte mich in ſolch eine Täuſchung, daß ich jeden Augenblick dachte, ſie würden ein zärtliches Duett anſtimmen und uns mit Trillern und Cadenzen unſerer Wege begleiten.“

„Ländlich! ſittlich! guter Vater,“ ſagte die milde Eliſabeth, „denke nur an die theatraliſche Tracht der Schweizer Cantone, die wir neulich bei Oberförſters ſahen. Und dieſe Töchter der Alpen ſind doch unverdorbene Kinder der Natur.“

„Der Zeitgeiſt," nahm Alcindor das Wort, „ſchreitet über die Bühne der Welt in wechſelnden Geſtalten und Formen, das Weſen bleibt. So war es, ſo wird es ſein."

„Es giebt jedoch Zeiten," antwortete der Paſtor im weiteren Verlaufe der Sittenpredigt, „die das ſogenannte böſe Weſen haben, als worunter man gewöhnlich die fallende Sucht verſteht, die ich unter dieſem Bilde eine Folge des Hochmuths nennen will. Der Menſch aber iſt berufen, jeder Tugend, jedem Lobe nachzuſtreben und auf der Leiter der Vollkommenheit von Stufe zu Stufe emporzuſteigen. Statt deſſen findet man nur ledige Ueberhebung. Eine veraltete Mode iſt es, daß ein Weib ſich als die Perle des Hauſes bewährt, welcher Schmuck ſoll nicht auswendig ſein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, ſondern der verborgene Menſch des Herzens, unverrückt mit ſanftem, ſtillem Geiſt, das iſt köſtlich vor Gott!" Der Paſtor reichte bei dieſen Worten ſeiner Tochter die Hand, welche Eliſabeth ſchweigend und beſchämt an ihre Lippen zog. Die Bewegung war ſo redend; er gab ihr mit väterlichem Rechte den Preis dieſer frommen, weiblichen Tugend.

Dieſer ärgerliche Eifer war ſonſt dem guten Geiſtlichen nicht eigen, der als ein Jünger der Liebe die Lindigkeit ihrer Lehre gern kund werden ließ an Jedermann. In dieſem Geſpräche bemerkte Eliſabeth, welche einen feinen Sinn der Beobachtung beſaß, daß der Ton ihres Vaters eine ungewöhnliche Gereiztheit hätte. Dies war der erſte, leiſe Anfang eines großen Kummers für das ſchon bedrückte Herz.

Ihr Vater, der ſich in der Anweſenheit eines lieben Beſuches auf längere Zeit häusliches Vergnügen und Frohſein eingebildet hatte, fing an, ſich kränklich zu klagen, wie ſehr er ſich auch gegen den unwillkommenen Gaſt ſträubte, der ihn in einem Uebel heimſuchte, das diesmal ſtärker als früherhin anklopfte, und ihm die Freude, auf die er gehofft, neidiſch wegzuzehren drohete. Der Paſtor verlor faſt alle Eßluſt, ſein Schlaf war ermattend durch unruhige Träume, er fühlte die Beſchwerde eines Druckes über dem Magen, abwechſelnd mit einem ſtechenden Schmerze in der Seite. Sein Ausſehen veränderte ſich; ein krankhaftes Gelb färbte das Weiße in ſeinen Augen und miſchte ſich mit der fliegenden Röthe der Wangen. Schlimmer noch, als dieſe äußern Zeichen, fand die arme, geängſtete Eliſabeth ihres Vaters Stimmung, welche täglich tiefer ſank und keinen heitern Ton mehr anſchlug, während die Sorge um ihn die zarten Saiten ihres Gemüths überſpannte, ſo daß ihr manchmal das Herz zerſpringen wollte. Jede Kleinigkeit erregte dem Manne jetzt Verdruß, der den Gleichmuth chriſtlicher Weisheit unter allen Vorfällen des Lebens bewieſen hatte. Sonſt ohne Arg und Aerger gegen jedes Geſchöpf, von einer Taubenfriedſamkeit, die den heiligen Geiſt offenbart, empfand er nunmehr das Summen einer harmloſen Fliege als den Hohn eines Dämons, der ſeine Ruhe ſtörte. Der Gang von Eliſabeths Rädchen, ſacht und ſanft, wie ſie ſelbſt, ſchnurrte ihm heiſer wie das Keifen des Mißmuths, und ſie legte, des Vaters zu ſchonen, ihrem Fleiße als Spinnerin Stilleſtand auf und wählte eine andere Arbeit. Das Schachbrett gab auch ein weites Feld für dieſe krankhaften Grillen ab. Gewann Alcindor, wie es öfter geſchah, eine Partie, ſo konnte ein beſiegter General die verlorene Schlacht kaum ſchwerer empfinden, als der matte Gegner die kleine, hölzerne Niederlage im Spiel. So zogen ſie denn eine zerſtreuende Unterredung vor; aber das Geſpenſt der Einbildung, das den guten Paſtor plagte, blickte ſchreckhaft aus jedem ſeiner

Worte. Bald fürchtete er, das Conſiſtorium werde ihn wegen der begeiſterten Reden am Sanct Eliſabethtage vor Gericht fordern, beſchuldiget, daß er als ein Abtrünniger der reinen Lehre den Bilderdienſt eingeführt habe; dann meinte er den Tod kommen zu ſehen, der ihn vom Amte ſetze. —

Eliſabeth ertrug das Vollgewicht dieſer Noth gefaßt und ſtill, wie immer, aber ſie athmete unter einem Centner. Nichts hatte Werth für ſie, als die Hoffnung, die nächſte Stunde möchte ihrem Vater eine beſſere ſein. So war es ihr faſt gleichgültig, daß ſie in dem kleinen, offnen Behälter, der ihr wirthſchaftliches Ausgebegeld, gemengt mit Scheidemünze für die Armen, enthielt, dann und wann ein Goldſtück vom edelſten Gepräge fand. Wer um die Gefahr eines theuren Lebens ſorgt, für den iſt alles Andere nur eine nichtige Sache.

Sie gab den Fund ihrem Vater zum Aufheben, und der Paſtor ſprach gelaſſen: „Es iſt das Koſtgeld, was Alcindor unſerem armen Haushalt zahlt; aber er zahlt zu reichlich und wiegt jedes Körnlein Salz mit Gold auf. Sähen es die Leute, ſie ſprächen, ich hätte den Drachen. Aber es iſt ein Segen Gottes, der uns in dem jungen Manne einen Tröſter in der Noth ſichtbarlich beigeſellt hat. So hoffe ich auch, es ſei geſchehen, auf daß, wenn ich ſterben ſollte, Du, mein armes Kind, nicht ganz verlaſſen und freundlos wäreſt.“

Eliſabeth weinte. „O mein Vater!“ ſagte ſie ſchmerzlich, „denke mir nicht an Deinen Tod! dann wäre die Welt für mich eine Trauerwüſte und der einzige Raum, den ſie meiner Hoffnung gäbe, ein Grab. Alcindor iſt uns ein Fremder, wir kennen ihn ſelbſt nur wenig und ſeit Kurzem, von ſeinen Verhältniſſen wiſſen wir ſo gut als gar nichts; wie ſollte er ſich mit der Sorge für ein verwaiſetes Mädchen befaſſen?“

Paſtor Dagon ſchwieg; jenes fragliche wie? ſeiner Tochter fand eine Antwort in ſeiner Seele, aber eine hoffnungsvolle Idee konnte er jetzt nicht laut werden laſſen.

So waren mehrere Wochen vergangen. Der Paſtor, welcher einen Schauder vor jeder Medicin äußerte, deren er in einem langen, geſunden Leben nie bedurft hatte, war noch nicht zu bewegen geweſen, den Beiſtand eines Arztes zu ſuchen. Eines Morgens nach einer üblen Nacht ſagte er erſchöpft: „Eliſabeth! nimm doch den alten Mantel weg, der am erſten Pflock unter dem Vorhange in der Kammer hängt. Sobald ich im Bette liege, kommt der Mantel auf mich zu, und dann iſt es ein Doctor. Die Hängeärmel ſchlottern, als machten ſie Geſten, fühlen mir an den Puls, oder betaſten mir die Stirnhaut, worauf Angſtſchweiß perlt. Aus dem plüſchnen Kragen ragt und wackelt ein geſpenſtiſcher Kopf, der ein Examen mit mir abhält, was mich nicht ſchlafen läßt. Ich höre es ſelbſt, daß ich Rede und Antwort gebe, und dieſes fieberhafte Phantom mattet mich ab. Darum ſperre den Mantel-Doctor ein, meine Tochter, auf daß ich hinfort vor ſeinem nächtlichen Beſuch Ruhe finde.“ Eliſabeth verſprach es zu thun. Alcindor merkte hieraus, daß der Gedanke an einen Arzt den Paſtor doch beſchäftige. Er ließ das Pferd anſchirren, nach einer Stunde rollte ſein Wagen vor die Thür; reiſemäßig angethan trat er zu Eliſabeth, die ein kleines Geſchäft im Hausflur verrichtete.

„Sie wollen fort, Alcindor?“ fragte ſie erſchrocken, und ihre Wange erbleichte wie der jungfräuliche Schnee, der zu fallen begann, es rieſelte ihr bei dieſer Vorſtellung eben ſo leiſe, eben ſo kalt durch alle Glieder. Aleindor aber erröthete. Er faßte Eliſabeths Hand, die ein wenig zitterte, und ſprach: „Ich fahre über Grenze, um einen Doctor zu holen. Ihr Vater kann nicht länger ohne Hülfe bleiben. Die Vorſchrift eines unwiſſenden Dorfbaders genügt ſeinem Zuſtande ferner nicht, er muß mit Einſicht behandelt werden. Was meinen Sie wohl? Der Ignorant, der ſich hier der Heilkunſt anmaßt, äußerte, unſer Kranker hätte ſich die Leber verrenkt, woran er allerdings leiden mag, aber verrenkt! Ihn, der das ſagte, halte ich mit beſſerem Grunde für einen verdrehten Kopf.“

„Ueber Grenze!“ ſprach Eliſabeth mit einem weit ausathmenden Seufzer, ohne das Urtheil des Baders einer Sylbe zu würdigen. „Ach! dann kommen Sie wohl nimmer wieder!“ Sie ſah ihn mit flehenden Blicken an, ein Zweifel malte ſich in der furchtſamen Miene.

„Eliſabeth!“ ſagte er mit düſterm Lächeln, „dieſe Grenze, welche Ihre Güte für mich zu fürchten ſcheint, iſt nahe! und nur ein Unglück könnte mich halten, daß ich den Weg in dieſes Haus, welches mir bereits ſo heimathlich geworden iſt, nicht zurückfände.“

„O!“ antwortete Eliſabeth in einem Gefühl der Zuverſicht, als ſähe ſie in ihm einen Schutzengel, „mit Ihnen würde mich Troſt und Muth in der Bedrängniß verlaſſen, worein ich mich durch die Kränklichkeit meines Vaters und mehr noch durch die Verſtimmung ſeines Gemüths verſetzt ſehe, die mir eine neue Erfahrung, und vielleicht deßhalb um ſo ſchrecklicher iſt. Mein guter Vater! wie war er ſonſt ſo heiter, ſorglos und getroſt! jetzt hingegeben blödem Zagen eingebildeter Aengſte. Es gebricht mir an der Fähigkeit, ihm mit kräftigem Zureden Widerſtand zu leiſten, daß er nicht ganz in dieſen gefährlichen Trübſinn verſinke." Hier brach der armen Eliſabeth die Stimme.

„Wir wollen ihn ſchon halten!" ſagte Alcindor mitleidig, doch männlich. „Ihr Vater, gute Eliſabeth, iſt krank; auch der geſündeſte Menſch kann dies einmal werden und wieder geneſen; ich bringe, ſo Gott will! den Helfer mit." Draußen wieherte das Pferd, ungeduldig zur Fahrt.

„Und es ſchneit" — ſagte Eliſabeth ſo weh und ängſtlich, als ob jede dieſer kleinen, blinkenden Flocken mit ſcharfer Luſt ihr in das Herz ſchnitte; „eine zarte Geſundheit, wie die Ihrige, verträgt jedoch ohne Schaden den rauhen Angriff des Froſtes nicht." Ein Unglücklicher ſchwebte dabei Ihrer Seele vor, ſchwankend vor Schmerz und Schwäche, ſcheidend im wüſten Geſtöber, und die tiefe Wunde ihres Buſens blutete. „Ich nehme einen warmen Wunſch mit mir!" antwortete Alcindor, und drückte dankbar ihre Hand an ſeine Bruſt. „Sorgen Sie nicht um mich, theure Eliſabeth! ich bin verwahrt, und wir ſehen uns wieder!"

Bei dieſen Worten bebte Eliſabeth. Alcindor nahm einen flüchtigen Abſchied vom Paſtor, für den er einen Vorwand zu der kleinen Reiſe erſonnen, von welcher er am Abend dieſes Tages zurückzukommen dächte, ſchwang ſich auf den Sitz, winkte abſchiedgrüßend der blaſſen Eliſabeth noch einmal zu — und der muthige Braune tanzte ſtolz von der bereiſten Pfarre.

Zu den Zeiten, wo Maria Thereſia den Thron von Oeſterreich beſtiegen, lebte in Böhmen auf einem Gütchen eine adelige Wittwe, Frau von Berga. Sie war keine Eingeborene dieſes Landes, aber dennoch eine treue Vaſallin der jungen Kaiſerin und ihr mit Verehrung und Liebe ergeben. Der Gemahl der Frau von Berga, welcher früher Kriegsmann unter verſchiedenen Truppen war, hatte nach einem wüſten, umhertreibenden Leben den Stand der Ruhe und endlich ein Grab auf jenem kleinen Beſitzthume gefunden, das ihm als Erbe eines Anverwandten zugefallen, da er außerdem nur auf den Ertrag einer dürftigen Penſion angewieſen geweſen wäre. Ein echter Fortunatus war er von ſeiner Patronin begünſtiget worden, eine Gattin zu gewinnen, ſo wacker, geſetzt und gut, wie ſie nicht ſelten den ausſchweifenden Neigungen eines Mannes geſellt wird, auf daß ſein wild bewegter Sinn durch die ſanfte Stetigkeit einer weiblichen Seele in Schranken gehalten werde, und ihre Vortrefflichkeit ſich in Geduld bewähre.

Eine gewiſſe phlegmatiſche Mäßigung der Gefühle, verbunden mit religiöſer Beſchränktheit des Verſtandes, machte es jedoch der Frau von Berga leicht, ihr Loos der Ehe zu ertragen. Sie betrübte ſich anſtändig, da ihr Gemahl ſtarb, ließ ihn ſchicklich begraben und lebte dann nicht anders, als ſonſt, nur ruhiger. Der lebhafteſte Wunſch, den ſie je gefühlt, war der nach Kindern geweſen, viele tauſend. tauſend Roſenkränze hatte ſie dafür abgebetet, aber die Blume ihrer Hoffnung war verblüht, ohne ein Knöspchen zu tragen.

So lange ihr Gemahl lebte, gab ſeine zerrüttete Geſundheit ihrer Pflege genug zu thun, und da er todt war, dachte Frau von Berga zwar daran, ſich ein fremdes Kind anzunehmen: doch jene träge Ruhe, deren wir bereits erwähnt, ließ ſie zögernd ſäumen, dieſen Entſchluß auszuführen. Sie wendete das ſtille Gemüth dem Beſtreben zu, auf andere Weiſe zu nützen. Frau von Berga war nicht unwiſſend in der Pflanzenlehre, ſie kannte die heilſamen Kräfte der Kräuter und wußte. wie ſie anzuwenden wären. Tagelang ging ſie ohne Begleitung in den Büſchen und Bergen ihrer Gegend umher und ſuchte Pflanzen in eine kleine Trommel von Blech. Dabei ging ſie keinem Kreuz am Wege, keiner Heiligenblende ohne gebührende Achtung vorüber, und wiſperte knieend manches Ave in die einſame Waldluft. Eine kleine Hausapotheke beſchäftigte ſie daheim. Hier kochte ſie Säfte, bereitete Salben, miſchte geiſtige Waſſer und wog genau und mit Vorſicht Species auf der feinen, hörnernen Wage. Die Betrachtung der ſaftgrün genarbten Blätter mit ausgezacktem Rande ließ ſie oftmals vergeſſen, ihre Spitzen zu kerben; ſie zählte die Staubfäden der Blümchen, und verſäumte derweilen Zwirn und Nadel, und hielt lieber die Retorte über Kohlen, als den Topf am Feuer. Hätte Frau von Berga nicht im Geruche eines frommen Wandels geſtanden, ſo würde dieſe wohlthätige Liebhaberei ihren Leuten und Eigenern verdächtig geweſen ſein, beſonders um der Erfolge willen, — und ein Reſt von dem Wahnglauben jener barbariſchen Zeit die ganze gottſelige Richtung ihres Lebens und jene Lichtblicke einer unſchuldigen Freude tief in den Schatten finſterer Vorurtheile geſtellt haben. So aber wagte kein frevler Gedanke die edle Wittwe anzutaſten, welche bei jeder Wallfahrt ihren Unterthanen voranging, eine Fahne tragend, die ſie in einem nahen Jungfrauenkloſter reich mit Gold und Silber hatte ſticken laſſen, heilige Bilder bekleidete, die Blöße der Armen deckte, Kerzen in die Kirchen ſchenkte und in dunkeln Hütten des Elends einen hellen Strahl der Hülfe aufgehen ließ.

Doch Kranke zu ſtärken mit Arzeneien von ihrer eigenen Zubereitung, dies war eigentlich die chriſtlich ſchwache

Seite der Frau von Berga. Wir dürfen dieſe hülfswillige Neigung deßhalb ſo nennen, weil das Vergnügen zu curiren ſie den Grund dazu, das Leiden eines Andern, weniger bedauern ließ, als es ihrem fühlbaren Herzen natürlich war. Sie freuete ſich, ſo oft Jemand ihrer hülfreichen Güte zu begehren kam. Auch ſtand ihre Einſicht und Erfahrung in großem Ruf, und fernher, wie aus der Nähe, gingen Leute ſie um Rath und Mittel gegen allerlerlei Siechthum an. Jeder trug ſich dann, was ihm oder den Seinen etwa dienlich wäre, nach Haus, und Frau von Berga entließ Keinen ohne ein Wort der Theilnahme und des Troſtes, was ſie überdies nach Bedarf und Umſtänden mit einem verhältnißmäßigen Almoſen unterſtützte.

Da aber jene Gegend geſund und nicht ſehr bewohnt war, ſo füllten dieſe Uebungen der Menſchenliebe die Zeit der Edelfrau bei Weitem nicht aus. Das Intereſſe der Politik war ihr nebenher auch wichtig, und ſie las abwechſelnd Zeitungen und Kräuter. Maria Thereſia war ihre höchſte Bewunderung. Mit blödem Staunen folgte ſie den kriegeriſchen Schritten der Kaiſerin, deren zarte Hand das Gleichgewicht von Europa hielt, feſt und ſicher, ob auch tauſend Leben daran hingen, — während Frau von Berga mit ſchwankender Aengſtlichkeit Drachmen wog, einen kleinen Schmerz zu ſtillen. Sie beurtheilte die heroiſche Regentin nach der Schwäche ihres Geſchlechts und ihres demüthigen Sinnes. Maria Thereſia behauptete ſich mit ſtolzer Zuverſicht in einer verzweifelten Lage gegen den Aufſtand und die Anſprüche mehrerer Staaten; die Wittwe erinnerte ſich, vor einem einzigen grimmigen Blick ihres niederliegenden Eheherrn gezittert und dem Ungeſtüm ſeiner Forderungen niemals Widerſtand entgegengeſetzt zu haben. Als nun vollends die Kaiſerin ihre Stände nach Preßburg berief, dort, gegürtet mit dem Schwerte der Könige von Ungarn, die Krone des heiligen Stephan auf ihrem Haupte, vor der Reichsverſammlung erſchien, ſich in einer lateiniſchen Rede dem Schutze der Magnaten empfahl und in Trauer und Thränen aller Herzen rührte; da dünkte ſie der Frau von Berga ein höheres, mehr als menſchliches Weſen, denn ſolche Mächtigkeit ging gänzlich über den Horizont ihrer weiblichen Begriffe. Latein war ihr die Sprache der Weihe. Sie hörte in jeder Sylbe die heilige Meſſe. Und Maria Thereſia hatte lateiniſch geredet! So ſah Frau von Berga in der Monarchin denn die Prieſterin ihrer Länder, der das Pfand der göttlichen Gnade anvertrauet war und deren Worte Erhörung fanden.

Dieſer Glaube that Noth. Bald genug ward Böhmen der Schauplatz jener Kämpfe, und das alte, ſtille Schloß der Edelfrau blieb nicht verſchont vom feindlichen Getümmel und Laſten des Krieges. Sie gab gutwillig jede Bequemlichkeit her, behalf ſich ſo ſchlecht als möglich, und dieſe Ergebung in ein unvermeidliches Geſchick wurde belohnt. Sie ſah, und dies war ihr heißeſter Wunſch geweſen, den großen Friederich. Sein Fuß beſchritt den Boden ihres Eigenthums, er ſaß eine Minute der Ruhe darauf — und dieſe Erfahrung gab ihrem Wittwenſitze die ſchwellende Feder einer hohen, unvergeßlichen Ehre. Allein heiße Tage voll Drang, ſchlafloſe Nächte, durchwacht in Furcht und Schrecken, ließen ſie für jetzt nichts als die Gefahr der Zeit empfinden. Einſtmals, als in der Nähe von dem Gute der Frau Berga ein Ueberfall geſchehen war, der ein Scharmützel zur Folge hatte, war das Schloß die Nacht hindurch ſehr beunruhiget geweſen. Die Furie des Krieges röthete mit ihrer Fackel den nächtlichen Himmel, wobei der wackern Wittwe die Bedrängniß jener unglücklichen Hüttner einleuchtete, ſo daß ſie der eigenen Angſt vergaß, die ſie doch eben ausſtand. Als aber die Morgenröthe flammend heraufſtieg, verübte Grauſamkeiten an den Tag zu bringen, jener blutfarbene Schein verſchwand, die Sterne erblaßten, wagte Frau von Berga ſich aus einem Verſteck hervor, wobin ſie ſich vor den Zumuthungen einer überhäuften Einquartierung gerettet hatte. Das Geſchütz donnerte fern hin in die grauende Frühe, der wilde Lärm des Hauſes und Hofes war bangſame Stille geworden. Die Soldaten hatten im rohen Muth der Trunkenheit und Willkür die treuen Leute der Edelfrau gemißhandelt, mehrere Zimmer des Schloſſes geplündert und ſich der Ackergäule, wie des Geſpanns der alten Kutſche bemächtiget; denn Frau von Berga hatte mit bebendem Herzen das ſträubende Wiehern ihrer Pferde gehört. Sie ſtieg mit wankenden Knieen die Treppe hinab, noch ging Dämmerung vor ihr her, und ſo konnte ſie nicht deutlich die nachgelaſſene Zerrüttung erkennen. Aber ſie trat unter Trümmer. Lucifer blickte durch zerſchlagene Scheiben auf die Scherben der Spiegel, ihre Truhen waren erbrochen und geleert, die Möbeln beſchädigt, alles drunter und drüber, und nichts an ſeiner gehörigen Stelle. Mit leiſer, furchtſam flüſternder Stimme rief Frau von Berga ihren Leuten, doch der erſtickte Ruf blieb unbeantwortet, und die Winkel der Gemächer gaben keinen Ton, als den ihrer ſuchenden Frage zurück.

Sie ging nun in den Hof, erhellt vom erſten Schimmer des Tages; hier ſah es nicht viel beſſer als auf der Wahlſtatt ſelbſt aus. Die Ställe waren offen, das Rindvieh brüllte, die Tauben flatterten ſcheu wie vor dem Würger, der kleine Sultan ſogar krähete nicht, und das gefiederte

Serail gluckte ängſtlich auf der Stange. In des Hofes Mitte ſtand ein großer Korbwagen, ausgeſpannt, und wie mit Beute beladen; die Stränge daran waren zerſchnitten. Ein preußiſcher Offizier, verwundet und todesbleich, lag leblos in dem vordern Raume, das Blut tropfte durch das Sparrwerk des Wagens und bildete eine kleine Traufe. Neben ihm ſchlief ein Kind von etwa drei Jahren, tief erſchöpft, wie es ſchien. Der Apfel des Geſichtchens war glühendroth, das Augenlied geſchwollen wie vom Weinen, die Bruſt der Kleinen hob ſich ſtoßweiſe, als ob ſie träumend noch ſchluchze, und dieſe volle, kleine Hand der Unſchuld ruhete, blutig gefärbt, an des Nachbars Seite. Dicht unter dem Wagen lag ein todter Soldat, der mit krampfhaft eingebogenen Fingern einen feinen Mantel hielt, der in das Hinterrad geklemmt war und, nach dem Kragen zu ſchließen, dem Officier zugehören mochte. Eine Blutſpur, welche von dieſem Plane aus ſich in dem Sande der Fahrſtraße verlor, führte auf die Vermuthung, daß der Soldat ein Diener jenes verblutenden Herrn und ihm ſterbend bis hierher gefolgt wäre. Das öde Schweigen des Todes umgab dieſen Schauplatz.

Frau von Berga ſtieß einen lauten Schrei des Entſetzens bei dieſem Anblick aus. Sie rief alle Heiligen um Hülfe an. Nach und nach fanden ſich ihre verſprengten Leute zuſammen und erſtatteten einen wirren Bericht von dem, was ſich dieſe Nacht begeben. Sie wußten ſelbſt nicht, wer ſo übel hier gewirthſchaftet. Dieſer aufgehäufte, vierſpännige Wagen war von einem Haufen Nachzügler auf den Hof gefahren worden, um die erbeuteten Schätze in Sicherheit zu bringen, dann hatte man im Tumult des Rückzugs die Seile daran zerhauen und war mit den Pferden davon gejagt, das bloße Leben zu retten. Wie der Officier darauf, und der Soldat darunter gekommen war, wußte Niemand zu ſagen.

Frau von Berga raffte nun ihre ganze Kraft zuſammen. Sie ließ ſich die ſchlafende Kleine vom Wagen langen und trug ſie auf ihren Armen, welche dieſe mütterliche Pflicht zum erſten Male unter grauſen Umſtänden übten, dem eigenen Lager zu. Dann wurde der Officier ſacht herab gehoben, und die Edelfrau, welche noch ein ſchwaches Klopfen ſeines Herzens in ihm zu fühlen glaubte, ließ ihn auf ein Feldbett tragen. Sie unterſuchte ſeine Wunden, verband ſie geſchickt, und wuſch ihm die Schläfe mit Wein. Er fing an leiſe zu athmen und zu ſeufzen, aber immer noch ohne Bewußtſein.

Der Soldat blieb todt. Frau von Berga ließ ihm eine Ader ſchlagen, und es floß nur ein wenig Waſſer heraus. Den Mantel dieſer ſtarren Hand zu entreißen, war Niemand im Stande, und die Edelfrau ließ ihn wie eine Trophäe der Dienſttreue über ſeinen Leichnam breiten. Die Ladung jenes Wagens blieb einſtweilen unberührt; Frau von Berga ließ ihn in einen Schuppen ziehen und legte ein großes Schloß an die Hakpe, wozu ſie den Schlüſſel ſelbſt verwahrte. Sie bedachte, es wäre möglich, ſie müßte verantwortlich dafür ſein.

Die Sorge für den Findling, wie für den Officier, nahm nun die Gedanken der Edelfrau, an denen ſie grade keinen Reichthum hatte, gänzlich in Anſpruch. Sie waltete hülfreich zwiſchen Beiden hin und her, vergaß, was ſie verloren, und das erbeutete Kind konnte, wenn kein Näherrecht ſich dazu fände, ein Gewinn an Freude für ihre alten Tage werden, ſo wie die mögliche Herſtellung des armen Verbluteten ihr menſchenfreundliches Herz über die Verwüſtung des häuslichen Eigenthums getröſtet haben würde. Aber der Tod ſchien zwiſchen dieſe Hoffnungen treten zu wollen. Das Kind ſchlief fort und fort, nur geſtört durch ein ſchreckhaftes Verfangen des Athems, es ſchrie zuweilen ängſtlich auf, ohne zu erwachen. Frau von Berga merkte nun wohl, daß die Kleine im Fieber läge. Die Unbewußtheit ſolch eines Schickſals, das dieſes zarte Kind, der Wiege kaum entwachſen, in den wildbewegten Sturm kriegeriſcher Unruhen geſchleudert hätte, rührte ſie in der Seele. Die Vorſehung hatte es in ihre Arme geworfen, und ſie brachte ein Gelübde vor irgend eine heilige Behörde, das Kind, ſollte es geneſen, als ihr eigenes zu halten und zu hegen, und ſich dankbarlichſt dafür zu beweiſen.

Der alte preußiſche Hauptmann lebte zwar noch, aber in äußerſter Schwäche, ſo daß er ſich weder regen und rühren, noch mit einem lauten Worte nur verſtändlich machen konnte. Frau von Berga zweifelte, daß es noch lange mit ihm dauern werde; dennoch handelte ſie ſo emſig für dieſe verfallene Friſt, als ob ihr ſein Aufkommen verbürgt wäre.

Endlich blieb ihren beiſtändigen Beſtrebungen nur noch übrig, daß er ſanft und ſelig von hinnen ſcheiden möge. Sie fragte ihn, ob er einen Geiſtlichen verlange. Der Kranke bewegte das müde, greiſe Haupt verneinend, deutete auf ſein Herz und dann gen Himmel. Frau von Berga ſchüttelte den Kopf auch zu dieſer Pantomime, doch ſchwieg ſie duldſam, die Ruhe eines Sterbenden nicht zu ſtören. In einem letzten Aufleuchten „der ſchmerzlichen Flamme, die man Leben nennt,“ wie der weiſe Seneca von dem menſchlichen Daſein ſagt — war er fähig, die gütige Edelfrau zu bitten, ſeiner Schwiegertochter in Berlin, wobei er ihr noch einiges Nähere angab, ſeinen Tod zu berichten, ſobald dieſer erfolgt ſein würde.

Dann ſchlief er ſacht bis an den Morgen, und Frau von Berga wachte unter Gebet bei ihm. Noch einmal öffnete er die umflorten Augen, ſah ſich verwundert um und ſprach mit veränderter Stimme: „Sie kommt, meine gute Tochter! ich ſah ſie in Trauer in den Wagen ſteigen, der Oheim iſt vermuthlich todt.“

Frau von Berga hielt dieſe Worte für eine irre Rede; doch der Kranke haſchte nach ihrer Hand, zog ſie mühſam an ſeine blaſſen Lippen, und ſagte: „Der Herr wird bezahlen, was Sie an mir gethan; denn Er iſt treu, der uns berufen hat! Ich bin des Lebens bar, und habe nur noch Kraft zum Sterben geſammelt. Sie haben Sich des Fremdlings, des Feindes“ — (hier lächelte der blaſſe Krieger wie der Friede, wenn er über dem Streite dieſer Erde ſchwebt) erbarmt, und dafür wird eine freundliche Hand Ihnen einſt die Augen zudrücken.“

Hier ſchloß er die ſeinigen, lag ein Veilchen ſtille, und war verſchieden. Frau von Berga ſaß ſtumm, der dunkle Fittig des Todesengels rauſchte in ihrer Nähe; aber ſie fühlte nur einen ſanften Schauer bei dem Hingange dieſes Gerechten. Die Corallen der geweiheten Schnur ſtockten und wollten nicht mehr gleiten in frommer Eile, nur ihre Thränen rollten ungezählt. Sie dachte, wie dieſe ſegnende Verheißung ſich erfüllen ſollte, da ſie ſo allein ſtünde in der Welt, und daß ſie doch nicht mehr, als eben ihre Pflicht gethan. „Wahrlich!“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „dieſer Hauptmann iſt ein frommer Mann geweſen!“

Darauf ging ſie für ſeine Beſtattung zu ſorgen und, wie ſie verſprochen, den Brief an ſeine Schwiegertochter zu ſchreiben; ein ſchwerfälliges Werk, welches der guten Edelfrau viel Nachdenken und Mühe koſtete. Da Frau von Berga vermuthete, ſie hätte ſolche chriſtliche Geſinnung an einem Proteſtanten bewieſen, ſo wollte ſie doch der katholiſchen Gemeinde des Ortes keinen Anſtoß geben, und ließ den Officier auf einem geſonderten Platze, nicht weit vom Garten des Schloſſes begraben. Dort lag ſchon der Soldat, und Herr und Diener ſchliefen nun neben einander, dem Apell der Auferſtehung entgegen. Die militäriſchen Ehren fehlten zwar dem prunkloſen Leichenzuge, nur ein Eichenkranz, den die Edelfrau gewunden, ſchmückte den ſchwarzen Sarg; aber als wolle die Natur ſelbſt dieſen Mangel vertreten und Zeugniß ablegen, daß hier ein Held ruhe, der beweint zu werden verdiente, donnerte ein Gewitter über das offne Grab; wie ein Seufzer der Luft rauſchte der Wind durch drei hohe Linden, welche den kleinen geſonderten Kirchhof beſchatteten, und der Regen ließ erquickende Tropfen in die aufgeworfene Erde fallen. Es blieb der Frau von Berga ein betrübter Gedanke, daß ſie für den Verſtorbenen keine Seelenmeſſen leſen laſſen dürfte, wenn auch ihr Herz empfand, daß die Liebe ewiglich erlöſe.

Während dieſer traurigen Angelegenheit hatte die Kleine zur Freude ihrer treuen Pflegerin die Kriſis der Krankheit glücklich überſtanden. Sie faßte die fremden Umgebungen, die unbekannten Geſichter ein wenig verwundert zwar ins Auge, aber doch nicht allzuſehr. Sie rief nach der Tante, allein nicht mit dem ängſtlichen Tone eines Kindes, das ſich verlaſſen findet und nach dem gewohnten Schutze fleht. Man ſagte ihr, die Tante werde bald kommen, und darauf forderte das kleine Mädchen ruhig ſeine Spielſachen, als wäre es hier wie zu Hauſe. Es war der Frau von Berga tröſtlich, daß die Kleine nicht nach einer **Mutter** verlangte;

froh des kindlichen Begehrens nach Zeitvertreib, trug ſie ihr eine Menge wächſerner Püppchen, vergoldete Bilder, überſponnene Herzen, buntfarbig blinkend von Flittern und Folie, Körbchen mit feinem Mooſe gepolſtert, wo unter ſilbernen Zitterblumen irgend ein heiliges Figürchen ruhete, und allerlei Künſtlichkeiten, unter Glas geſpindet, zu, zündete buntgemalte Lichterchen an, zum Gebrauche bei dem Rorate beſtimmt, ſo daß die Kleine ſich wie ein Wachskind bleich, aber engelſchön unter dieſem weihnachtlichen Scheine ausnahm.

Frau von Berga fragte nach ihrem Namen, Röschen nannte ſie ſich. Nach Vater und Mutter ſich zu erkundigen, wagte die bedächtige Edelfrau vorerſt nicht, aus Furcht, die Sehnſucht des Kindes zu wecken. Vor dem Worte Feuer! zitterte und bebte das Röschen; der Flamme des Herdes hätte kein Menſch es nahe bringen können; ein Schreckbild dieſes Elements ſchien vor der kleinen Seele zu ſchweben.

Aber zum frohen Erſtaunen der Frau von Berga, die das zarte Pflänzchen, welches ihrem einſamen Herbſte blühen ſollte, nur mit leiſer Liebe pflegte und es ſacht wurzeln ließ, gewöhnte Röschen ſich ein, ohne über Heimweh zu klagen. Sie ſpielte ſtill für ſich, nannte auf ihr Verlangen die Edelfrau Großmutter und freuete ſich eines Lämmchens, das dieſe ihr ſchenkte, auf daß die Kleine zerſtreut würde und einen duldſamen Gefährten um ſich hätte. So gedachte Röschen, kindlich unbekümmert, der Vergangenheit nur ſelten, außer wann ſie Abends ſchläfrig ward; dann weinte ſie wohl nach ihrem kleinen Bett neben der Tante. Frau von Berga nahm alsdann das Kind auf ihren Schooß und erzählte ein hübſches Geſchichtchen, wobei es entſchlummerte. So geſchieht es uns Allen. Hat die Welt ſich unſerer Erkenntniß erweitert, fühlen wir uns fremd unter den Menſchen, losgeriſſen von der Liebe unſeres Herzens, ſehnen wir uns nach jener traulichen Enge zurück, welche das Glück der Heimath umfaßte; dann erzählt die gute alte Zeit ein tröſtendes Märchen der Hoffnung, wobei wir in ein träumendes Vergeſſen ſinken.

So waren Wochen hingegangen, und die Straßen dieſer Gegend allmählich ruhiger geworden. Eines Tages, als Frau von Berga in der Mitte des Gehöftes ſtand und, das kleine Röschen zu ergötzen, ihre Perlhühner eigenhändig fütterte, fuhr ein Wagen langſam zum Hofthore herein und hielt vor dem Schloſſe. Eine junge Dame, tief trauernd in wollnem Crepp, ſtieg heraus und zog ein blondes Mädchen von etwa fünf Jahren nach ſich. Frau von Berga ging ihr entgegen, und es fand ſich, daß dieſe Fremde die Schwiegertochter des preußiſchen Hauptmanns war.

Obgleich die böhmiſche Edelfrau ſich niemals auf andere Gäſte eingelaſſen, als welche ſie mit Latwergen und geiſtlichem Troſte ſpeiſete, und ob auch ihre zerrüttete häusliche Ordnung, die bis dahin lückenhaft hatte bleiben müſſen, ſich jetzt noch weniger als ſonſt zu einer umſtändlichen Aufnahme eignete: ſo hätte ſie doch, wie billig, Bedenken getragen, einen Beſuch mit ſchnöder Kälte aufzunehmen oder abzuweiſen, der da Leid trug. Und dieſe ſchwermüthige Tracht ſchien auf dem Weſen der Trauernden zu laſten, ihre Seele in Flor gehüllt zu ſein. Das Anſehen der jungen Frau war zudem von rührender Anmuth und Lieblichkeit. Der Gram — ein Zeichner von leicht erkennbarer Methode — hatte in dieſe feine Phyſiognomie Züge leidender Geduld gegraben und dem Licht der Schönheit tiefe abgehärmte Schatten zugemiſcht. Die ſchwarze Stirnbinde ſchnitt ihre düſtere Form auf einer blendend weißen Haut ab und ließ nur eben die ſchmalen, braunen Bögen frei, welche für den Einzug banger Gedanken, für tragiſche Triumphe gewölbt zu ſein ſchienen. Sie ſprach mit kranker, leiſer Stimme, die zuletzt in Thränen erloſch, die Entſchuldigung der Edelfrau an, daß ſie ihr perſönlich läſtig werde; aber ſie hätte doch gern das Grab ihres Vaters ſelbſt ſehen und mit einer dankbaren Zähre der Liebe benetzen wollen. Das Töchterchen fing an zu weinen, da es die Mutter betrübt ſah und ſo traurige Worte von ihr hörte.

Frau von Berga ſah der Fremden in das blaſſe, ſchöne Geſicht, und hieß ſie nunmehr mit einem Herzen, welches eine offene Freiſtätte für Unglückliche war, willkommen. Sie meinte nur, die Frau Lieutenant Roſtorff (dies war der Name und Rang der jungen Dame) werde ſich hier ſchlecht genug behelfen müſſen, wie es in der Campagne nun nicht anders zugehe.

Dieſer einfache Empfang genügte dem Erwarten der jungen Roſtorff, welche fand, daß jene höfliche Beſorgniß keine bloße Redensart geweſen ſei. Die Spuren erlittener Unbill ſprangen ins Auge. Aber jetzt ſprang auch Röschen herbei, welche den geperlten Putern kein Futter abbrechen mochte. Der Blick der Lieutenantsfrau traf auf das Kind, und alsbald gab eine jähe Röthe der Betroffenheit ihrem bleichen Geſicht Farbe des Lebens und der Liebe. Wer die liebe Kleine ſei? dieſe Frage ſchwebte ſichtlich auf ihren Lippen; doch hielt ſie aus Beſcheidenheit damit zurück. Frau von Berga deutete achſelzuckend mit halben Worten, und durch Röschens Gegenwart behindert, ausführlicher zu ſein, das Geſchick des Kindes an, und das Intereſſe der fremden Dame ſchien ſich an dieſer unzuſammenhängenden Mittheilung zu ſteigern, ſo wie die Theilnahme der Edelfrau an dem Verluſte ihres Gaſtes erhöhet ward, nachdem ſie ein Näheres von ihr erfahren.

Das Schickſal der jungen Frau war herbe. Der Gemahl und ſein Vater, von ihr wie ein leiblicher geliebt, waren während dieſes Feldzugs gefallen, und wie ſich aus der Nachrechnung ergab, den Tag zuvor, da der wackere Hauptmann Roſtorff das Zeitliche geſegnet, ihr ein Oheim in Berlin, bei dem ſie erzogen worden, geſtorben.

Frau von Berga verzagte, ein heilſames Mittel für dieſe dreifache Wunde zu wiſſen, und doch verbarg das ſchwergetroffene Herz noch andere Stellen, an denen es vielleicht tiefer blutete. Nach und nach lüfteten ſich die Schleier der Zurückhaltung, und die Matrone betaſtete ſacht und mit Erfahrung den Schmerz dieſes Buſens.

Stephanie — ſo wollen wir künftig die junge Officierswittwe bei ihrem Vornamen nennen, den auch ihre Tochter führte — war als ein armes verwaiſetes Kind zu jenem Oheim gekommen, der als ein Particulier in der ſchönen Hauptſtadt und doch in ſtillſter Verborgenheit lebte. Die Roſtorff's beide, Vater und Sohn, hatten in ſeinem Hauſe gewohnt und das Vertrauen des alten Grämlings genoſſen. Es fand ſogar eine Art umgänglicher Beziehung zwiſchen ihnen ſtatt, die dem Junker Roſtorff erlaubte, ſich der liebenswürdigen Stephanie mit ſchüchternen Schritten einer zärtlichen Neigung zu nähern. Die Nichte fühlte Wohlwollen für den beſcheidenen Liebhaber, ſie verehrte kindlich ſeinen Vater; aber ihre Liebe konnte der blöde Junker nicht gewinnen. Ein anderer Gegenſtand weckte dieſe Leidenſchaft in vollſter Stärke.

Stephanie begleitete ihren Oheim in eines der böhmiſchen Bäder, welches der Arzt ihm verordnete, und dort lernte ſie einen jungen Mann von öſtreichiſchem Militair kennen und lieben. Er war ihr der Einzige, an den ſie ihr Glück und jede Hoffnung der Zukunft knüpfte; aber der Oheim wollte nicht von dieſem Lande wiſſen, welches er einen Fallſtrick der Thorheit nannte. Nimmermehr würde er in dieſe Verbindung willigen und zugeben, daß ein Groſchen von ſeinem Vermögen, das Stephanie doch ganz und gar haben ſollte, an einen Ausländer käme. Allein dieſe patriotiſche Geſinnung war nur ein verſteckter Geiz, denn der Oheim Harpax hätte ſeine vollen Geldſäcke am liebſten ewig innerhalb der häuslichen Schwelle gehalten; jedem Bettler, der einen rothen Heller aus ſeiner kargen Hand empfing und von der Thüre trug, die ſtets verſchloſſen war wie ſein Herz, ſah er ſeufzend nach.

Auch muß der Menſch nichts verreden. Die reiche Nachlaſſenſchaft, welche der armen Nichte zugedacht war, hing davon ab, daß der Oheim zu ihren Gunſten verfügte, und der Gedanke an ein Teſtament iſt dem Geizigen verhaßt, wie der Tod ſelbſt. Mit habſüchtiger Begierde hält er an ſeinen Gütern, ſeinem Götzen feſt, und vermag es nicht, ſie als das Eigenthum Anderer zu denken.

Damals galt noch die elterliche oder vormundſchaftliche Autorität, wie ein ſtrenges Geſetz, das in keinem unmündigen Verhältniß ohne große Verſündigung übertreten werden durfte. Stephanie fügte ſich dem Willen des Oheims in Gehorſam; aber die Freude ihres jugendlichen Lebens war dahin. Ihrer Sehnſucht Wünſche ſchweiften über die Grenze des vaterländiſchen Bodens; wie ihn, den ſie geliebt, ſchätzte ſie keinen Mann mehr auf Erden: dieſe Gewißheit war ihr ein Troſt, wo nicht ein kleiner weiblicher Trotz der Reſignation. Das Geld des Oheims war ihr gleichgültig. Sie hatte unter dem Vollgewicht dieſes Metalls gelitten und gefühlt, wie es den Sinn derer verhärte, die in der Wüſte des Abfalls vom Weſen der Wahrheit das goldne Kalb anbeten. Ja, es miſchte ſich ſogar ein leiſer verachtender Haß jener Geringſchätzung bei, die ſie vielleicht um ſo mehr empfand, als ſie ſich in dem Vorausbeſitz der Schätze, die ihr das Liebſte geraubt, geſichert wähnte. Die Reichthümer der ganzen Welt wären dem lieben Mädchen kein Erſatz für das Verlorene, wenn auch nur geträumte Glück, geweſen. Freilich kannte Stephanie den Druck der Nahrungsſorge und die Nothdurft des täglichen Brodes nicht.

Indeſſen hatte der Junker Roſtorff den Abgott ſeiner Seele ſchweigend und mit treuer Hochachtung im Herzen getragen, ob er auch von Weitem her wußte, daß Stephanie ihre Liebe einem Andern geſchenkt. Er dachte ſo harmlos von dem Eigenſinne der weiblichen Zuneigung, ſo gut von ſich ſelbſt, daß er hoffte, Stephanie würde Jenen ſchon vergeſſen, wäre ſie nur erſt die Seine. Er wartete in Geduld ab, was die kommenden Tage für ihn thun würden, und Jahre gingen gemächlich drüber hin. Sobald er das Patent als Lieutenant hatte, — denn zu jener Zeit, wo die Generalität eine Auswahl ehrwürdiger Greiſe war, und der Feldherrnſtab in der Hand eines Neſtors ruhete, ertheilte die Lieutenantscharge noch Anwartſchaft auf hausväterliche Würde, — bewarb er ſich durch ſeinen Vater um die reizende Stephanie, und der Oheim gab das Jawort für die ſtille Nichte, die vor dieſem Machtſpruche verſtummte. Es war der klugen Beredſamkeit des Hauptmanns nur unter einer großen Bedingung gelungen, den Oheim für die Wünſche ſeines Sohnes zu ſtimmen. Die jungen Eheleute ſollten nämlich im Hauſe des Oheims wohnen bleiben, und Stephanie dieſen auch dann nicht verlaſſen, wenn ihr Gemahl in eine andere Garniſon verſetzt würde oder in den Krieg müßte, damit der Kranke bis an ſein Ende ihrer Pflege genöſſe.

So geſchah es denn auch. Stephanie heirathete den Lieutenannt Roſtorff, ward eine muſterhafte Gattin und von ganzem Herzen die Tochter ihres Schwiegervaters. Der Ring ihrer Pflichten umſchloß ihr Leben; die Güte ihres Mannes, ſeine zärtliche Achtſamkeit, daß der geliebten Frau alles nach Wunſche geſchähe, verband ſie ihm inniger. Sein Gleichmuth, ſein wackerer, unerſchütterlicher Sinn ließen ſie fühlen, daß ſie eine Stütze an ihm hätte. Der Vater behielt den erſten Platz in dieſer Ehe, und er behauptete ihn mit milder Weisheit zum Glück ſeiner Kinder. Stephanie gebar ein holdes Mädchen, und in der Mutterliebe läuterten ſich alle ihre Gefühle, die der Vergangenheit noch angehörten, und welche in der aufgelöſeten erſten Liebe eine trübe Schärfe nachgelaſſen hatten. Das Kind füllte ihre Bruſt ſo ganz mit Wonne, daß auch für den kleinſten Tropfen herber Erinnerung kein Raum darin blieb.

Der Oheim lag ſehr ſchlecht danieder, als die Regimenter der Hauptſtadt auf Kriegsfuß geſetzt wurden und nicht lange darauf die Marſchordre erfolgte, welche das Stillleben der kleinen Familie trennte. Der Hauptmann gab ſeinem Sohne das Beiſpiel der Standhaftigkeit. Er ſegnete die weinende Stephanie ſammt ihrem Kinde, eine Thräne rann aus ſeinen Augen und netzte ihm den blanken Spiegel des Ringkragens; aber die Klarheit frommer Ruhe umfloß ſeinen Blick. Er entrichtete den Zoll der Wehmuth und folgte dann ſeiner dienſtlichen Schuldigkeit. Dem jüngern Roſtorff fiel das Scheiden ſehr ſchwer; es ahnete ihm, daß er fallen würde. Lange hielt er das theure Weib in ſeinen Armen, das ihm zitternd die Schärpe ſtraffer zog. Mit abgewendetem Geſicht machte er ſich von der kleinen Stephanie los, welche ſeinen Hals umſchmiegt hielt, und gab ſie ihrer Mutter. Dieſe Scene wiederholte im Nachklang das alte rührende Lied von Hektors Abſchied. Stephanie horchte unter Thränenſchauern dem letzten, dumpfen Wirbel der Trommel; ihr Herz ſchlug bange. Sie mußte ſich nun faſſen, da der Zuſtand des Oheims ihre Seelenkräfte vollauf in Anſpruch nahm. Doch ſeine zähe Lebenskraft überdauerte die robuſte Geſundheit des Lieutenants und die rüſtige Conſtitution des alten Hauptmanns, welche Beide die Tage jenes ſchon gezählt, da er ein Mann des Todes ſchien, während dieſe kräftigen Militairs ſich friſch und froh fühlten.

Stephanie war ſehr gebeugt über die Nachricht, daß ihr Mann geblieben, und ſie ſollte noch die Schwäche des Kranken aufrichten, der, je mehr er ſich ſeiner Auflöſung näherte, um ſo feſter glaubte, er würde geneſen. Endlich zerſchnitt die Senſe, der nichts widerſteht, den mürben Faden des Daſeins, womit er am Irdiſchen gehangen, und Stephanie ſah ſich erlöſ't. Aber um einen hohen Preis. Der Oheim hatte nicht teſtirt, und ſein ganzes Vermögen fiel einem Vetter in Baiern zu, von dem er nie Notiz genommen; die Nichte aber, welche nur durch eine Stiefgeſchwiſterſchaft ihm verwandt geweſen, ging leer aus.

Stephanie war noch zu betäubt von dem Todesfalle ihres Mannes, um dieſen Schlag, der ihre gerechteſte Hoffnung vernichtete, in ſeiner völligen Schwere zu empfinden. Sie lächelte kalt der Täuſchung, welcher ſie ihre Jugend geopfert, da die Gerichte kamen, den Nachlaß zu verſiegeln, und ſie ſich ausgeſchloſſen von jedem Anrecht der Erbſchaft fand. Der reiche Oheim verließ die Welt ſo arm und bloß, daß er als Schuldner ſeiner Nichte, der er das gegebene Verſprechen nicht gehalten, in das Grab ging und kein dankbares Andenken mit ſich nahm. Der Groll aller derer, welche ſich durch dieſe ſchreiende Ungerechtigkeit empört fühlten, zog ſeinen Schatten fort und fort vor das Gericht menſchlicher Urtheile.

Doch auch dieſe harte Erfahrung ward durch einen größeren Schmerz überboten, da der Brief aus Böhmen einlief, der die Kunde von dem Ende des Hauptmanns brachte. Jetzt glaubte Stephanie nicht mehr ertragen zu können, was doch Gottes Hand ihr aufgelegt. Aber er, deſſen weiſer Rath unſer Schickſal wie unſere Kräfte gewogen, läßt uns nicht um ein Quentlein zu viel geſchehen; auch die kleinſte Thräne hebt und legt er bei, ſie in das Maß der Vergeltung zu meſſen. —

Der Hauptmann Roſtorff hatte ſeinen letzten Willen gerichtlich niedergelegt, und Stephanie ſah ſich durch die Sparſamkeit ihres Schwiegervaters, der von ſeinem Solde ein Capital erübriget, wenigſtens hinlänglich, die Wittwe vor drückendem Mangel zu ſchützen, der erſten Sorge um ihre Erhaltung enthoben. Ob ſie auf eine kleine Penſion rechnen durfte, mußte dem Eifer fürſprechender Freunde und der Gnade des Königs überlaſſen bleiben.

Aber in Berlin konnte Stephanie es nicht mehr länger aushalten; es trieb ſie von hinnen. Unſichtbare Bänder ſchnürten ihr die Bruſt zuſammen, ſo oft ſie einen Blick auf die verſiegelten Thüren warf. Sie wollte die Ankunft des Vetters aus Baiern nicht abwarten, ſich eine vermeidliche Kränkung zu erſparen. An das Grab des Schwiegervaters zog es ſie wie mit hinreißender Gewalt: dort wollte ſie ſich ſatt weinen, dort würden die Geiſter ihrer Lieben ſie umſchweben, und Muth und Ergebung über ihre niedergeſchlagene Seele kommen. Und der Genius, der Dir dies zuflüſterte, trauernde Stephanie! hielt Wort.

Frau von Berga hatte dieſe Erzählung, welche die Roſtorff in Fragmenten gegeben, mit einem wärmeren Antheil angehört, als ſie für irgend ein fremdes Verhängniß jemals gezeigt. Sie ehrte das Unglück der Wittwe und behandelte ſie mit zarter, gutherziger Schonung. Stephanie ſchlief auf derſelben Stelle, in dem nämlichen Feldbett, worin der Hauptmann geſtorben. Sie ging in alle Verhältniſſe dieſes Hauſes ein, half ihrer gütigen Wirthin, wenn dieſe ſtill geſchäftig das kleine Laboratorium beſorgte, und lernte ihr mit Geſchick die Handgriffe ihrer heilſamen Künſte ab. Die Edelfrau dachte zum erſtenmale daran, wie gut es wäre, wenn eine Schülerin wie Stephanie ihre Wiſſenſchaft des Wohlthuns auf die Zukunft brächte, wo ſie nicht mehr ſein würde; aber ſie konnte nicht hoffen, daß die junge, ſchöne Frau, um dieſe Pflichten und ihren Segen zu erben, ihr Leben in dieſem öden Schloſſe vertrauern möchte. Doch ſchien Stephanie Raſt und Ruhe in ſeinen Mauern zu finden und ſich nicht fort zu ſehnen. Die beiden Kinder hatten ſich ſo geſchwiſterlich an einander gewöhnt, daß Frau von Berga der Meinung war, ihr Röschen werde ſich in die Trennung der Geſpielin kaum fügen können. Vielleicht geſchah es auch in Rückſicht auf die Kleine, daß ſie der Roſtorff den Vorſchlag machte, den Winter da zu bleiben, wenn es ihr nicht zu einſam und bange nach Menſchen ſei. Stephanie ſchien dieſe Einladung für längere Zeit wie einen erfüllten Wunſch aufzunehmen und richtete ſich nun heimiſch ein. Frau von Berga empfand das Gefühl häuslicher Geſelligkeit, dem ſie durch eine Reihe von Jahren entfremdet worden war. Stephanie hatte eine kindliche Stellung zu der Matrone und ihr die Laſt der Wirthſchaft allmählich abgenommen. Die Kinder, fremd ihrem Blute, ſpielten wie Enkel um ihren Feierabend. Und wirklich machte Stephaniens Liebe keinen Unterſchied zwiſchen Beiden. Sie war dem Röschen zärtlich, ja faſt wunderſam zugethan, und hielt das Kind wie ihren Augapfel. Oftmals betrachtete ſie die Kleine ſo tiefſinnig, ſo verſenkt in forſchendes Nachdenken, als wolle ſie das Räthſel ihrer dunkeln Herkunft aus dieſen zarten Zügen leſen. Für dieſe Chiffern der Natur ruhete ein Schlüſſel in ihrem Herzen; aber der Gram hielt dieſes Herz verſchloſſen, und das Geſtändniß jener Geheimſchrift zu eröffnen, war einem ſpäteren Tage vorbehalten.

Außer dem Gewinn an ſtillen Freuden, welche ein Familienleben gewährt, fand die Edelfrau ſich auf andere Weiſe für ihren menſchenfreundlichen Sinn belohnt. Da eine Zeit vergangen war, worin ſich kein Anſpruch an jenen Wagen voll Beute gemeldet, ſo ging Frau von Berga endlich daran, zu unterſuchen, worin ſie beſtände. Stephanie half ihr und außerdem ein alter Kutſcher, auf deſſen Verſchwiegenheit ſich zu verlaſſen war. Das andere Hofgeſinde war auf dem Felde beſchäftiget; denn Frau von Berga wollte die Habgier ihrer Leute nicht reizen, welche lange ſchon lüſtern geweſen war, dieſen Raub des Krieges theilweiſe davon zu tragen. Auch wären die Gegenſtände, welche er enthielt, nicht für die rohe Luſt des Volkes geweſen. Die Hände der Schloßfrau, emſig wühlend in dem Wuſt der Ladung, machte ein frommes Beben unſtet, als ſie auf die Beweiſe trafen, daß eine Kirche oder Capelle geplündert worden wäre. Da lagen heilige Gefäße, hervorfunkelnd aus Stroh und Heu, prieſterliche Gewande von Brocat und köſtlichen Spitzen, geknüllt wie gemeine Lappen, Kerzen, zerbrochene Goldrahmen mit künſtlichem Schnitzwerk und Kleinodien von allerlei Art. Der nervichte Arm des Kutſchers gewältigte einige zuſammengebundene, rieſengroße Bilder, die er vor den Augen der beiden Frauen entrollte. Zwiſchendurch lag auch häusliches Gut und Geräth, in Eile gerafft; doch alles mehr oder minder von Rauch angeſchwärzt. Es gab einen traurigen Anblick, wie das Eigenthum der Ruhe und Ordnung wild und wirr unter einander geworfen war.

Stephanie konnte vor Thränen nichts anderes ſehen, als das vergoſſene Blut ihres Schwiegervaters, das in ſeinen Adern Treue für ſie geklopft hatte. „Hier lag das Röschen,“ ſagte Frau von Berga und zeigte auf die Stelle, „und ſchlief. Wie mag nur das Kind an die Seite des braven Hauptmanns gekommen ſein? Darüber habe ich mir ſchon oft den Kopf zerbrochen; aber das Herz bräche mir, wenn ich das arme Kind deshalb mit Fragen quälen ſollte. Ich bin vielmehr froh, wenn die Kleine ſich von einem Tage zu dem andern fröhlich fortträumt.“

Dieſe Sachen wurden nun in einem Gewölbe des Schloſſes verwahrt, und da das Gewiſſen der guten Edelfrau zu zart war, um in dieſer eigenmächtigen Obhut nicht ein Vergehen zu fürchten, ſo machte ſie einem nahen Kloſter Anzeige davon und gab die Koſtbarkeiten in den Gewahrſam der Kirche, daß dieſe Nachricht einziehen und jene Schätze zu gelegener Zeit an den Ort ihrer Behörde abliefern möge. Nur ein Bild, deſſen Schönheit die Edelfrau beſonders rührte wünſchte ſie zu behalten als ein kleines Strandrecht, da der Sturm des Krieges dieſen Ballaſt aus dem Schiff einer Kirche an dieſe ſtille Küſte verſchlagen, und der Vater Beichtiger war gern damit zufrieden.

So war der Winter verſtrichen. Die Einſamkeit, dieſe Wärterin kranker Herzen, hatte doch nicht vergebens an Stephaniens Gemüth gepflegt, es erholte ſich von dem ſchleichenden Fieber der Schwermuth und war nur noch ſchwach in Hoffnung.

Jetzt grünte der Frühling zwiſchen den böhmiſchen Bergen auf, und die Edelfrau trat rührig ihre botaniſchen Wanderungen wieder an. Stephanie begleitete ſie, ließ ſich über die Kraft und den Gebrauch der Pflanzen verſtändlich und practiſch belehren, und der weite Hörſaal des Waldes rauſchte um das kleine Collegium. Zuweilen bückte ſie ſich ſo haſtig nach einem vielblättrigem Kleeblatt, als hätte ſie das Heilkraut für das Weh ihres Buſens und das Glück nun wirklich gefunden, was ihr doch verloren ſchien für immer. Eines Tages, als Stephanie auf einem der Grabhügel unter den drei Linden ſaß, und die Kinder ihr den Schooß voll Wieſenblümchen geſchüttet hatten, woraus ſie ihnen einen Kranz winden lehrte, der für dieſen Ruheplatz beſtimmt war, ſah ſie einen Fremden an der Seite der Frau von Berga vom Schloſſe daher kommen und mit haſtigen Schritten ſich nähern. Ein Mantel hing von ſeinen Schultern, worunter er den Arm in einer Binde trug. Stephanie faßte dieſe fremde Erſcheinung ins Auge, und ihre Hand ließ kraftlos die Blumen ſinken. Sie erblaßte und ſaß wie ein Bild von Stein; denn dieſer Fremde war der Mann ihrer erſten Liebe; er aber ſah die Freundin ſeiner Jugend nicht. Mit einem Schrei, worin die Angſt einer lange gepreßt geweſenen Bruſt mit dem Entzücken, das ſie zu ſprengen drohete, zuſammenklang, riß er das Röschen an ſein Herz und jauchzte ob dem gefundenen Kinde, das er als in den Flammen umgekommen bejammert hatte, bis eine Spur des Lebens, die er unabläſſig verfolgte, ihn dahin leitete, wo ſein Röschen ſo wohl aufgehoben geweſen war. Und jetzt ſtand es vor ihm, blühend, engelhaft, ein Phönix, der hier ſein Neſtchen in Wahrheit auf aromatiſchen Kräutern gefunden und aus dem Feuer der Prüfung ſich aufſchwang, den Dank ſeines Vaters gen Himmel zu tragen! — Der öſtreichiſche Officier hätte in dem ganzen Reichthum dieſer Minute kein einziges, armes Wörtchen gefunden, das ſelige Gefühl dieſes Wiederſehens auszudrücken.

Frau von Berga ſtand daneben und weinte; das Röschen, ihr Liebling, ihre Freude, war ihr nunmehr entnommen; dennoch dünkte es ihr, ſie hätte keinen ſchönern Augenblick erlebt.

„Wlasky! hier finden wir uns?“ ſagte eine Stimme ſo leiſe, ſo ſeelenvoll, als tönte ſie wirklich ſchon über den Gräbern.

Wlasky fuhr empor, ohne ſein Röschen fahren zu laſſen und rief: „Stephanie! heiliger Gott! wäre es möglich, Du ſelbſt?“ Die Ueberraſchung entriß ihm dies Du ihrer vormaligen Vertrautheit.

„Wohl bin ich es,“ antwortete ſie, indem Thränen über ihre entfärbten Wangen rollten, „aber nur der Schatten meiner Jugend noch. Ich war ſehr unglücklich, Wlasky! und von allem, was ich beſaß und zu beſitzen hoffte — iſt nur dieſe kleine Stephanie mir geblieben.“ Sie zog das Kind an ſich, als wolle ſie in dieſer mütterlichen Stellung Schutz ſuchen gegen den Wankelmuth ihrer Gefühle, welche der Blick, der Ton dieſes Mannes in dem Andenken früherer Zeiten bewegte.

Der Officier ergriff gerührt ihre Hand, drückte ſie an ſeinen heißen Mund und ſprach: „Ein ſüßer Troſt! o Stephanie! ein Kind iſt viel, und beweint, weil ein ſchrecklicher Tod es entrafft, kann es uns alles dünken. Ich habe das empfunden in dem ganzen Elend ſolch eines Verluſtes.“ Er hob das Kind auf ſeinen Arm, der andere ſchien gelähmt, und bedeckte das Röschen mit Küſſen und Freudenthränen, deren ſich der tapfere Mann nicht ſchämte.

Später kam es zu Erörterungen. Wlasky's Gattin war im erſten Kindbette geſtorben. Er hatte die kleine Thereſe ſchmeichelnd Röschen genannt — ſeiner Schweſter zur Erziehung übergeben, die an einen Civilbeamten verheirathet und ſelbſt kinderlos war. Aengſtlich von Natur, flüchtete ſie, da die kriegeriſchen Unruhen ſich ihrem Wohnorte näherten, gerieth unterweges nun erſt in Gefahr und eilte einem ſchlimmeren Schickſal entgegen, als welchem ſie entfliehen wollen. Durch die Fahrläſſigkeit der Kinderfrau war ihr das Röschen im Getümmel einer Feuersbrunſt abhanden gekommen. Dieſe entſetzliche Angſt verbunden mit der Furcht vor ihrem Bruder, wenn er nach ſeinem Kinde fragen würde, wirkte ſo heftig auf die ſchwächliche, junge Frau, daß ſie in eine Krankheit verfiel und ſtarb.

Aber der Schutzgeiſt des Kindes hatte es, wenn auch mitten in den Haufen der Feinde, doch freundlich geführt und kein Härchen ſeines Hauptes krümmen laſſen. Zuletzt legten die rauhen Bettmeiſter des Krieges es neben den blutenden Hauptmann, daß dieſer in den Schooß der Erde, das Röschen aber in den Arm der Liebe käme. Blindlings hatten ſie es gethan; Niemand wußte, welch eine nähere Beziehung zwiſchen dem ohnmächtigen Greiſe und dem ſchlafenden Kinde Statt fände. Doch der die Verhängniſſe der Sterblichen webt und in den kleinſten Begebenheiten wirkſam iſt; verbarg die verknüpfende Hand, daß ſie einſt ſichtbar würde, wenn das Werk ſeines Willens vollbracht wäre. Am Abend ſaßen Wlasky und Stephanie beiſammen, die Kinder zu ihren Füßen. Frau von Berga hatte nur inſofern Theil an der Unterhaltung, als die dankbare Rückſicht der Beiden ſie an das Intereſſe derſelben zog. Die gute Edelfrau war gefällig genug, dies nachzuſehen. Sie hatte überdies mit eigenen Gedanken zu thun und ſich mit ihrem himmliſchen Freunde zu berathen. So ſchlich ſie unvermißt in ihr Schlafkämmerlein, kniete vor dem Betpult nieder und unterwarf ſich einer Eingebung des göttlichen Geiſtes.

Der invalide Officier hatte ſeinen Abſchied und einen Anſpruch auf Verſorgung. Im Laufe der nächſten Tage unterredete Frau von Berga ſich hinter verſchloſſenen Thüren lange mit ihm; aber die Ergebniſſe dieſer Heimlichkeit traten bald hervor. Sie ſagte ganz einfach, ohne alle Anmaßung einer großmüthigen Geſinnung und um ſo rührender für Wlasky, daß ihr das Röschen ſo unentbehrlich und ſeine Freundin Roſtorff ſo lieb und werth geworden, daß ſie Beide nicht mehr miſſen zu können glaubte. Nun aber würde er doch natürlich ſein Kind mit fortnehmen wollen, wo nicht auch Anſpruch machen an eine Erneurung der alten Liebe. Stephanie wäre ja nun frei. Sie hätte hin und her gedacht, wie ſich dieſe verwickelte Angelegenheit auflöſen ließe zu aller Zufriedenheit, und daß kein Herzensfädchen dabei zerriſſen würde — und wäre dann endlich auf ein Mittel dazu gefallen. Die gute Edelfrau ſetzte mit Wehmuth hinzu, ſie ſtände allein in der Welt, ihre Anverwandten wären abgeſtorben bis auf eine Baſe, die in Schleſien und, ſo viel ſie wüßte, in guter Lage lebte. So früge ſie ihn denn, ob er geſonnen wäre, die Wittwe zu heirathen und das Gut zu bewirthſchaften, ſo ſolle es ſeinem Röschen einmal zum Erbe verbleiben. — Wlasky freuete ſich in dankbarem Erſtaunen einer Fügung, welche ihn mit der unvergeſſenen Freundin ſeines Herzens auf ewig vereinigen und aus dem wüſten Leben der Soldateske in häusliche Unabhängigkeit bei dem Genuß ländlicher Ruhe verſetzen ſollte. Von dieſer Stunde an ehrte er Frau von Berga wie eine Mutter, und ſie hatte ſich einen liebenden Sohn in ihm erworben.

Sobald Stephaniens Trauerjahr vorüber war, und Wlasky ſeine und ihre auswärtigen Geſchäfte in Betreff des kleinen Vermögens ſeiner Braut und ſeiner Dienſtverhältniſſe geordnet hatte, ließen ſie ſich in aller Stille trauen. Dann wollte Frau von Berga einen großen Entſchluß ausführen und nach Schleſien reiſen, um ſich heimlich ſelbſt zu überzeugen, ob jene Verwandte von ihr bedacht werden müßte. Das Gütchen blieb unter der Aufſicht des neuen Ehepaars, und die Edelfrau machte zu beſſerem Fortkommen von der Equipage Wlasky's Gebrauch. —

Die Baſe war todt und unverehlicht geſtorben. Frau von Berga durfte nun, ohne nähere Anſprüche zu kränken, über ihr Eigenthum verfügen. Sie ſetzte das Röschen zu ihrer Erbin ein, den Vater zum Vormund, und die kleine Stephanie wie ihre Mutter wurden mit einem Legat abgefunden. Dieſem Teſtament nun ward alle erforderliche Rechtskräftigkeit gegeben. Frau von Berga hatte den Entwurf zu dieſer Verfügung mit dem Eigenwillen des Alters gemacht, der das Röschen mit vorziehender Gunſt behandelte, während es die kleine Stephanie Roſtorff, nicht minder liebenswürdig als jene, karg und kühl hintanſetzte. Es lag eine gewiſſe Ungerechtigkeit darin; aber — wer durfte ſcheel ſehen, daß die Edelfrau überhaupt ſo gütig war? — Stephanie fand ſo reichen Erſatz in Wlasky's Liebe, daß ſie der kleinen adoptirten Erbin den Vorzug nicht mißgönnte, den ſie vor ihrer Tochter hatte. Sie wußte ja nun ſelbſt, wie der Himmel am rechten Orte und zu ſeiner Zeit auszugleichen verſtehe, und hoffte daher von dem Walten der Vorſicht, daß es ihr herzliebes Kind, auf dem der Segen des Namens Roſtorff ruhe, dermaleinſt verſorgen werde.

Frau von Berga erreichte ein hohes Alter und ſtarb geliebt, beweint, innigſt betrauert, in Stephaniens Armen. In ihrer Todesſtunde glaubte ſie den Hauptmann zu ſehen, der ihr freundlich zuwinke. Die ſie umgebenden Perſonen flüſterten einander zu, ſie rede irre; aber ihrem ſcheidenden Geiſte ſchwebte vielleicht nur die Wahrheit ſeiner Verheißung vor, die ſich erfüllte; denn die ſanften Hände ſeiner Schwiegertochter trockneten bebend den letzten Schweiß von ihrer Stirne, während Stephanie im frömmſten Bedürfniß des Troſtes daran dachte, Gott werde abwiſchen alle Thränen von unſern Augen.

Die Jahre rollten dahin; der Gang ihrer Verwandlungen in eiſerner Nothwendigkeit erſchütterte die Welt; in dem alten, morſchen Schloſſe blieb alles ziemlich wie zuvor, nur in etwas höherer Art.

Wlasky war ein ſorgſamer Landwirth und nur ein wenig bequem geworden. Er ſchmauchte auf demſelben braunen Lederſtuhl ſein Abendpfeifchen und erzählte Thaten militairiſcher Bravour, wo ſein wüſter Vorfahr geträumt hatte. Der Klang der Waffen ergötzte ihn noch aus der Ferne, die ſeinigen hingen roſtend in den öden Hallen dieſes Hauſes. Er hätte ſich einen Sohn gewünſcht, der wehrhaft wie ſein Vater geweſen wäre; aber das Röschen, das kein Blut ſehen konnte, blieb ſeiner väterlichen Freude allein und theilte dieſe mit ihrer Schweſter Stephanie.

Der Gattin Wlasky's hatte die Zeit mit leiſem Griffel einen matronenhaften Zug ſtillen Ernſtes um den Mund gebildet, der nur zufriedene Worte ſprach. Ihrem Manne war ſie ſchön geblieben, und er vermißte keinen abgeblüheten Reiz in ihr. Sie ſtand wie die ſelige Edelfrau in dem kleinen Laboratorium, und gebrauchte die ererbte Wiſſenſchaft zu Nutz und Frommen armer Leidender. Dieſe ſuchten im Zuge herkömmlicher Gewohnheit Hülfe im Schloſſe, wenn ihnen ein Schaden an ihren Gliedern geſchehen, und fanden mindeſtens ſtets den Balſam thätiger Theilnahme. Ja, Frau Wlasky curirte mit ſolcher Verſtändigkeit, mit ſo entſchiedenem Glück, ſie machte das Studium dieſes Geſchäftes ſo zur Hauptſache ihres Lebens, daß ſie für eine unfehlbare Aerztin in der ganzen Gegend galt, und dieſer rühmliche Ruf das Andenken ihrer Lehrerin verdrängte; denn die Dankbarkeit iſt eine Tugend, welche ein ſchwaches Gedächtniß hat und ihre Monumente auf die Gräber der Wohlthäter nur von Sandſtein ſetzt, der gar bald zerbröckelt. — Wie ein Gnadenbild ward die ältere Stephanie täglich von dem Elend der Menſchen angefleht, und wirkte oft durch ihren milden Anblick Wunder des Glaubens und der Zuverſicht.

Röschen Wlasky und Stephanie Roſtorff waren zu Jungfrauen herangewachſen. Sie ſuchten auf Verlangen der Mutter Kräuter im Walde; doch nur Röschen fand die heilſamen in Menge, Stephanie war zu zerſtreut, deßhalb ſammelte ſie weniger. Müde vom Bücken ſetzten ſie ſich dann auf Baumſtämme oder ließen ſich auf das Geflecht der Wurzeln, auf die ſchwellenden Polſter des Mooſes nieder. Begünſtiget von der träumeriſchen Stille des Hains ſchwärmte ihre Phantaſie, welche die Natur mit geheimnißvollen Ahnungen, und eine Muhme des Pfarrers mit Mährchenſtoff angefüllt hatte.

Ein altes Mütterchen, deſſen verſchrumpfte Blöße die Armuth kaum bedeckte, tappte mühſam einher und keuchte unter einer Bürde Holz, die es den gekrümmten Schultern aufgeladen. Die beiden Mädchen ſprangen auf, nahmen die Laſt mit rüſtigeren Kräften und trugen ſie abwechſelnd bis an den Ausgang des Gehölzes, wo ſie die Alte mit einem Zehrpfennig und dem Verſprechen begabt verließen, daß ſie ſich den oder jenen Tag auf dem Schloſſe eine Suppe holen dürfte. Röschens Blick folgte ihr mitleidig, Stephanie ſah ihr mit funkelnden Augen nach.

„Ach Röschen!“ ſagte ſie, „wie Schade! daß doch alles ſo wahr und wirklich iſt! Jene Alte iſt nun in der That eine arme Holzleſerin, die zu der lehmernen Hütte ſchleicht, ſich an dem Bündel Reiſig einen magern Brei zu kochen, wobei ein trockner Spahn ihr zur Leuchte dient. Denke Dir aber, wenn ſie nun eine Fee geweſen wäre! Entpuppt ihrer runzeligen Hülle, wie ein Schmetterling mit ſchönen Farben und Sternen beſäet, hätte ſie ſich plötzlich verwandelt, die Krücke in einen goldnen Stab, das harte Gebund in ein ſeidenweiches Flügelpaar und dieſen Käfer hier, der ſeine Schwingen ſo kühn und ſchillernd entfaltet, in den Vorſpann eines Silberwölkchens, das ſich luftig gedehnt für Dich und mich, um mit uns durch den blauen Aether zu ſchweben. Und wenn ſie nun, großmüthig dankbar für die kleine

Dienſtleiſtung, gefragt, welch einen Wunſch ſie uns erfüllen ſolle; was würdeſt Du, Röschen, wohl geantwortet haben? Ich meinerſeits würde mich von ihr in ein prächtiges Luſtſchloß haben kutſchiren und mir einen hübſchen Prinzen zum Mann geben laſſen."

Röschen ſchüttelte den kleinen Kopf mit vollen, blonden Locken und ſprach: „Ich würde ſagen: willſt Du mein Glück in etwas vergrößern, gütige Fee, o ſo verlängere das Leben meiner lieben Eltern! Weiter wüßte ich nichts zu bitten, nichts zu wünſchen. Fort von hier könnte ich nicht — niemals, Stephanie. Dieſe Berge und Büſche, unſere häuslichen Mauern, die einſamen Gräber, wo mir wohl iſt und ſtill; dies alles wollte ich nimmer verlaſſen."

Stephanie erwiederte hierauf: „Mit Dir iſt es auch ein Anderes, Schweſter. Das Gut iſt Dein, und Jeder hält an ſeinem Eigenthum." Röschen ſprach: „Daran habe ich noch kaum gedacht. Das Gut iſt unſer, wir genießen es gemeinſam, daß es uns hegt und nährt. Es iſt die Liebe zur Heimath, die ich nicht gegen alle Pracht der Erde vertauſchen und wo ich ewig bleiben möchte."

„Ewig?" fragte Stephanie, „und wenn Du nun ſtirbſt?"

Röschen lächelte; der Engel der Unſterblichkeit glänzte aus ihren holden Zügen. Sie ſagte: „Sollte ich vollkommen werden, ſo müßte ich dieſem Orte meiner irdiſchen Kindheit nahe ſein dürfen. Stehe ich doch jetzt auch noch zuweilen vor dem Schränkchen, wo meine Spielſachen aufgehoben ſind; und blicke mit Rührung hinein, und der Vater, obwohl er dieſe geliebten Kleinigkeiten für Tand anſieht, gönnt mir dieſe unſchuldige Freude. Sollte Gott ſich weniger gütig erweiſen? Und wenn mir hinieden das Leben darüber hingeht, Pflanzen zu ſuchen, um heilſame Säfte daraus zu bereiten, daß Schmerzen gelindert würden, wie die Mutter und Großmutter es gethan, ſo läßt mich Gott wohl jenſeits Blumen finden voll Troſt und Heil für kranke Seelen, und trüge mir auf, Balſam zu miſchen aus überirdiſchen Freuden und göttlichen Kräften. Unſichtbar ſchwebte ich nieder, wo ein krankes Herz litte und ſtärkte es — und etwas Lieberes wüßte ich nicht im Himmel.“ Stephanie ſeufzte und ſprach: „Du biſt recht glücklich, Röschen, daß Du Dir dies alles ſo anmuthig denken kannſt. Mein Sinn iſt anders gerichtet, ich — laß es mich Dir geſtehen — fühle mich hier fremd. Die öde Stille um mich her ängſtet mich, als wäre ich lebendig begraben. Der Anblick von Menſchen würde mir wohlthun, dächte ich, Geräuſch des Lebens mich zum Bewußtſein meiner ſelbſt bringen; denn ich athme, wie in einem bangen Traume, und manchmal hebt ſich dieſe Bruſt ſo ſchwer! Dann muß ich weinen, und weiß doch nicht warum? Es ruft oft eine Stimme in mir ſo ſehnſuchtsvoll — und ich verſtehe nicht wonach? — Das Herz klopft mir dabei ſo laut und ungeſtüm, als ſchlüge es an ein verſchloſſenes Thor, und ich erwartete jeden Augenblick, daß die goldnen Flügel aufgehen und eine Wunderwelt vor mir öffnen würden. Dann bliebe dieſe todte Ruhe dahinten, und ich dürfte meines jungen Daſeins in Lebensfülle genießen.“

Röschen ſchwieg, ſinnend über Stephaniens Worte, und dieſe fuhr fort: „Sieh! als ein Kind nimmt man das Stücklein hausbackenes Brod unbekümmert aus jeder Hand, ſpäter will man doch wiſſen, wem man es verdanke. Meine Mutter hat als die Ehefrau Deines Vaters den Antheil des Rechts und der Pflicht an dieſem Aufenthalte; ich komme mir nur wie eine kleine Zugabe vor. Und ſo weit die Aehren Deines Gutes wallen und ſeine Bäume Schatten geben, iſt nur eine Stelle, die ich als mein Erbtheil betrachten darf, den Grabhügel des Großvaters. Die falben Halme, welche darauf wanken, tragen mir jedoch nur traurige Früchte — Du ſiehſt ſie fallen." Sie brach in heftige Thränen aus.

„Stephanie!" ſagte Röschen betroffen und mit gelindem Vorwurf, „Du haſt den Großvater ſo wenig gekannt, er iſt ſo lange ſchon todt, daß ich nicht glauben kann, Du betrübteſt Dich ſeinetwegen. Du haſt mir weh gethan mit Deiner wunderlichen Rede, und gut war es, daß die Mutter nicht hörte, was Du ſagteſt, es hätte auch ſie ſchmerzen müſſen. — Sind wir nicht Schweſtern, und aufgewachſen wie zwei Blumen an einem Zweig? Empfingen wir nicht in Eintracht unſere Nahrung aus dieſem Boden, den Du ſtolz verachteſt, weil er auf einem Papier meinem Namen zugeſchrieben iſt? — Was geht das mich an? Dies iſt mir völlig ſo gleichgültig, wie dem Inſect, das auf dieſem grünen Blatte wohnt. Sage, theilte ich nicht alles in Liebe mit Dir? ja, würde ich nicht ſelbſt mein Leben für Dich laſſen?" Röschen fühlte ſich gekränkt und weinte ſanft. Stephanie empfand es mit Reue, ohne widerrufen zu können. Sie hatte ihr Innerſtes ausgeſprochen. Doch umarmten ſie ſich verſöhnlich, und an Röschens Buſen voll Stille und heiliger Tiefe fand ihre Schweſter, daß ſie ſich getäuſcht hätte, daß wahres Glück weder rauſche, noch aus dem Vollen geſchöpft werde; ſondern daß dieſer lautere Quell oft zwiſchen Steinen entſpringe, die unſer Herz bedrücken, und ſelbſt aus leiſen Thränen rinne. Und als ſie dies dachte, rieſelte ein warmer Strom der Hoffnung in ihre Seele.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierundſiebzigſter Band.

Eliſabeth. Zweiter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Eliſabeth.

Jener Erbe aus Baiern, der die vermutheten Reichthümer des Oheims in Berlin zu erheben kam, fand ſich empfindlich getäuſcht und zwar, was dieſe Fehlſchlagung fortdauernd quälend machte, ohne damit abſchließen zu können.

Es war ein Droguiſt, der auch mit Material-Waaren und hauptſächlich mit feinen Farbehölzern Handel trieb, Leſtloy mit Namen. Durch erwerbſamen Fleiß in ſeinem Geſchäft gewann er das tägliche Brod, wenn auch mit Mühe und Sorge. Dieſer Mittelzuſtand des Glückes erhielt ihn jedoch im Gleichgewicht der Zufriedenheit und in der Schwebe des Hoffens; denn er neigte ein wenig zum Geiz hin, und dieſer iſt ein beſtändiges Sinken in Furcht, nie genug zu haben und um das Seine zu kommen. Jetzt traf, unerwartet wie ein Blitz vom blauen Himmel, die Nachricht von jener Erbſchaft ein, auf welche Leſtloy nie hatte rechnen dürfen, und erregte den Droguiſten zu leidenſchaftlichen Erwartungen. Er ſah ſich im Geiſte einen Millionair und ſeinem ſchwachen Kopfe ſchwindelte vor ſolcher Höhe des Wohlſtands. Der Ruf des zu erbenden Vermögens, wie ſchnell der Flug der Fama über Berg und Thal auch ſei — kam ihm doch in ungeheurer Vergrößerung zu Ohren, und hin und her geworfen von innerer Unruhe, matt von Entwürfen, ſeinen Reichthum anzulegen, befand er ſich in der Lage eines Mannes, deſſen kühnſte Wünſche die Macht des Glückes überwältiget hat.

In drängender Ungeduld eilte er nach Berlin und meldete ſich als den Erben jenes Verſtorbenen. Die Gerichte ertheilten ihm Befugniß, ſich in den Beſitz ſeines nunmehrigen Eigenthums zu ſetzen; aber er ſah ſich in eine räthſelhafte Täuſchung verſetzt.

Die vorräthige Barſchaft war nicht beträchtlich, einige Hypotheken-Scheine, die bei dem Kaufbrief über das ſchuldenfreie Haus lagen, lauteten auf mäßige Capitalien nur; und dennoch fanden ſich Berechnungen, die genau übereinſtimmend bewieſen, daß Summen von großem Belang vorhanden ſein müßten. Der geirrte Leſtloy zog haſtig die knarrenden Schübe auf, wühlte in Schränken und Truhen umher und war zuletzt in Verzweiflung, daß ſich die Erbſchaft in ihrem bedeutendſten Werthe wie eine ſpröde Schöne vor ihm verſteckt hielt. Er fühlte ſich ſo aufgeregt, ſo hitzig im Suchen, daß er ein niederſchlagendes Pulver einnehmen mußte. So ging es nun Tag für Tag; der arme Droguiſt hatte die Qualen des Tantalus geerbt, denn der Schatz ſchwebte ihm vor den Händen, und doch war alles, was ſie berührten, leer und nichtig. Als ſein raſtloſes Umhertreiben im Hauſe und der Rumor in den Rumpelkammern, das Hämmern und Handthieren kein Ende nehmen wollte, glaubten die Leute, es wäre nicht richtig mit ihm im Kopfe und die Freude am Gelde hätte ihn verwirrt gemacht.

Leſtloy ſchärfte ſeine Sinne, um wie die Waſſerfühler zu merken, wo der goldne Quell, nach dem ihn dürſtete, verſchüttet läge. Der ſtarre Blick des Auges hätte die Wände durchdringen mögen; ſeine Fingerſpitzen taſteten umher in magnetiſcher Kraft, das verborgene Metall anzuziehen und das ſchlafende Geheimniß offenkundig zu machen; ſein Ohr lauſchte, einen klingenden Strahl zu erſpähen, den Silberblick der Erbſchaft. Aber er tappte fort und fort im Dunkeln. Die Diele in des Oheims Wohnzimmer tönte hohl, der Fuß ſeines Erben haftete bebend auf dieſer Stelle. Er ließ einen Schloſſer kommen, nahm dem ehrlichen Meiſter einen Schwur ab, den Fund nicht zu verrathen, gab dagegen das Verſprechen einer angemeſſenen Belohnung und ließ nun die verroſteten Schrauben ſo ſacht als möglich ausziehen. Die eichnen Bretter wichen aus ihren Fugen, doch — nur ein getäfeltes Viereck zeigte ſich, worin eine Handvoll Hobelſpähne lagen. Der Droguiſt ſchauderte zurück, als hätte er in einen offnen Sarg geblickt, woraus der Leichnam des geliebten Freundes geſtohlen worden. — Seufzend wendete er ſich von dem vertieften Raum, der wahrſcheinlich beſtimmt geweſen war, Dinge von Wichtigkeit in den Gefahren der Kriegszeit zu verbergen.

Als das Reſultat langen, vergeblichen Forſchens gingen ihm endlich zwei Vermuthungen hervor. Die Nichte — er ſcheuete ſich, den ſchnöden Verdacht auszudenken, denn er hatte nur Gutes und Liebes von ihr gehört, und der Raub belief ſich zu hoch, um ihn dem Wagniß eines weiblichen Weſens zuzutrauen. Man muthete Leſtloy hier und da ſogar zu, die junge Officierswittwe, welche den grämlichen Oheim ſo treu gepflegt, und die er unverantwortlich um ihren verdienten Anſpruch betrogen, aus eigenem Antrieb der Gewiſſenhaftigkeit zu entſchädigen. Die zweite und letzte Zuflucht ſeiner grübelnden Gedanken war, der vermißte Schatz läge irgendwo im Keller vergraben. So ſtieg er denn allnächtlich bei dem bleichen Scheine einer Lampe in die feuchten Gewölbe hinab, gebrauchte Spaten und Hacke bald hier, bald da und ſtörte den Geruch des Moders auf. Das Haus kam in Verruf, es gehe darin um und der Geizhals, dem es einſt gehört, fände keine Ruhe im Grabe. Leſtloy würde ſchwerlich einen Kaufluſtigen gefunden haben, wenn er dies auch gewollt hätte. Aber dies fiel ihm nicht ein. So lange er Eigenthümer dieſes Hauſes war, lagen die verſchwundenen Summen noch im Bereich ſeiner Hoffnung, und dieſer tröſtenden Zuverſicht hätte er ſich um keinen Preis begeben mögen. Er nahm nach vorſichtiger Prüfung der Perſon einen Miether in den obern Stock ein, den Hauptmann Roſtorff und ſein Sohn inne gehabt hatten, verſchloß die untere Wohnung, welche, was ihm ganz erwünſcht war, der Glaube an geſpenſtiſchen Spuk bewachte, und kehrte nach mehrmonatlicher Abweſenheit blaß und hager in die Heimath zurück. Die Seinen erſchraken vor dem ſchattenähnlichen Anblick des Vaters und hätten ihn faſt nicht gekannt. Mit der Erwartung ſtolzeſten Segler, geſchwellt vom günſtigſten Winde, war er gen Berlin geſteuert und lief nun auf kleinem, leckem Boot, mühſelig wie ein Schiffbrüchiger, in den häuslichen Hafen ein. Er hatte in dieſer kurzen Zeit um zehn Jahre gealtert.

Die Gattin des Droguiſten, eine vernünftige Frau, redete ihrem Manne zu, ſich dieſe Sache aus dem Sinn zu ſchlagen und mit dem, was er vorgefunden, zufrieden zu ſein. Aber davon wollte Leſtloy nichts hören. Er betheuerte vielmehr, ſein Leben daran zu ſetzen, dem fehlenden Vermögen des Oheims auf den Grund zu kommen und läge es ein Dutzend Klafter unter der Erde.

„Daß ich um dieſes viele Geld gebracht ſein ſoll, bringt mich um den Verſtand,“ ſagte er mit dem Irrſinne des Vorſatzes, ſich von der Leidenſchaft, die ihren Zweck verfolgt und bereits zur fixen Idee geworden, zerrütten zu laſſen. „Ich bin ein reicher Mann und bin es auch nicht; in dieſem Gedanken liegt Wahnſinn und der Spott der Hölle; aus jedem Winkel, wo ich ſuchte, hörte ich den Teufel lachen, daß er mich geprellt ſähe. Mein ausposauntes Glück war alſo ein leerer Schall und eitel Trug, und der reale Werth der Erbſchaft iſt eine wahre Lumperei."

„Laß uns für dies Wenige dem Höchſten danken und es um ſo weislicher nützen; wie wäre es, wenn wir gar nichts bekommen hätten?" ermahnte ſeine Frau; aber die Moral der Genügſamkeit, die ſie hinter der Gardine predigte, war eine Stimme der Wüſte. Sie verwünſchte mit ſtillem Kummer die heilloſe Erbſchaft, welche ihren Mann im eigentlichſten Sinne arm gemacht hatte; denn um Ruhe, Schlaf und frohen Muth zu der Förderung ſeines Berufes war es ihm geſchehen und er zehrte ſich in giftigem Groll und Geiz ab. Herr Leſtlov hatte eine alternde Schweſter, Judith mit Namen, welche der bibliſchen Heldin jedoch in nichts glich, als allenfalls in der herzhaften Waghalſigkeit, auch einen grimmigen Holofernes in den Sack zu ſtecken, wenn es darauf ankam, das Volk ihrer eigenſinnigen Meinungen von einem Widerſacher zu befreien. Sie war das Kreuz der Familie, die Güterbeſchauerin des Hauſes, die geheime Polizei der wirthſchaftlichen Ordnung und endlich die Plage ihrer armen Schwägerin, der ſie das milde Leben blutſauer machte. Sie ſelbſt litt an einem bösartigen Geſchwür und verheimlichte das ekelhafte Gebrechen, weil ſie im ſtörriſchen Haß gegen jede mittheilſame Gabe Niemand Vertrauen ſchenken mochte.

Dieſe Judith entdeckte nun ihrem Bruder mit der Gefahr jenes Schadens, wovon ſie ihn durch den Augenſchein überzeugte, ihre Entſchloſſenheit, nach Berlin zu ziehen, und die beſeitigten Geldſummen aufzuſpüren, wenn er ihr die Koſten für ärztliche Behandlung ihres Uebels bezahlen wolle, oder, wenn die Cur nicht anſchlagen ſollte, die Operation, wozu ſie im ſchlimmſten Falle entſchloſſen wäre.

Der Droguiſt ergriff den dürren Arm ſeiner Schweſter ſo haſtig und feſt, wie einen Strohhalm, an dem der Sinkende ſich halten will. Er verſprach ihr goldne Berge und ſchöpfte friſchen Odem der Hoffnung. Aber auch die Seinigen athmeten auf im Gefühl der Erlöſung, als ſie bald darauf Judith mit allem Gepäck, als gedächte ſie nimmer wiederzukehren, und begleitet von einer rüſtigen Magd nach der preußiſchen Hauptſtadt abfahren ſahen. Ruhe wohnte nun im Hauſe, wenn auch nicht im Gemüth des Vaters dieſer Familie. Leſtlov's Gattin ſegnete dankbar das Erbtheil der Heiligen, den Frieden und die Stille, deren ſie nunmehr genoß.

Die dämoniſche Judith hingegen ſtrebte mit allen Kräften ihres Scharfſinns den Bann zu löſen, der jenen verborgenen Schatz gefangen hielt. Bei der Nacht, wenn die müde Armuth ſchlief und ſich reich und ſelig träumte, ſchlich ſie ruhelos umher, ſinnend und ſuchend; daher kam es auch, daß gegen den Glauben der Menge kaum ein Freigeiſt in Berlin das Geſpenſt jenes Hauſes zu leugnen wagte, welches durch ein düſteres Flämmchen, das die hohläugige Geſtalt beleuchte, und durch leiſes Klirren der Schlüſſel den klappenden Umgang bezeichne.

Die Verkümmerung, welche jene Täuſchung, deren er ſich nicht zu entſchlagen vermochte, über das Leben des Droguiſten brachte, machte es morſch und mürbe vor der Zeit.

Ein langwieriges Siechthum führte ihn dem Tode zu. Als er ihn nahe fühlte, ließ er ſeine beiden Söhne zu ſich rufen. Der Beruf, den dieſe Brüder erwählt, war gleichſam in veredelter Folge aus dem ihres Vaters hervorgegangen. Der Aelteſte hatte ſich der Pharmacie gewidmet, der Jüngſte war ein Maler geworden. Mit matter Stimme beſchwor der Sterbende ſeine Kinder, das Haus in Berlin zu behalten, um ihr Glück nicht etwa für einen ſchnöden Preis aus der Hand zu laſſen. Der Apotheker, ein junger Mann von klarem, vorherſchendem Verſtande, verneinte dies dem Vater gradezu. Er nannte die Erbſchaft, an welche ihr Märtyrer noch ſterbend glaubte, eine Spiegelfechterei, die ihn nicht betrügen ſolle um den Entſchluß, ſein Glück auf nichts Anderes zu bauen, als auf ſeine Tüchtigkeit im Geſchäft, dem er ſich gewidmet, und auf den Eifer, womit er es zu betreiben gedenke. Es bedürfe ihm zudem keines weiteren Beweiſes; jedes fernere Warten auf die goldnen Früchte der Geduld würde umſonſt ſein, da Muhme Judith ſeit Jahren bereits vergebens am Baum der Erkenntniß gerüttelt habe, und er halte jede frühere Stunde der Verzichtleiſtung darauf für baren Gewinn.

Der Vater ſeufzte ſchwer und wendete ſich nun an den jüngſten Sohn. Der Maler, ein gemüthlicher Jüngling, betrachtete gerührt die bleiche Geſtalt, das erloſchene Auge ſeines Vaters. Er hielt die Hand, welche der Tod ſchon kältend berührte, und drückte ſie mit kindlicher Wärme. Sein Genius ſchwebte über der ernſten Scene und er ſah die heiligſte Verwandlung der Natur mit dem geweiheten Blick des Künſtlers. Seine Pflicht gegen den Scheidenden erſchien ihm groß, und das Verlangen deſſelben nur ein kleines Opfer. Er gelobte dem Wunſche ſeines Vaters, das Haus in Berlin an ſich zu nehmen und immer darin zu wohnen. Da lächelte Leſtlov befriedigt und — ſtarb.

Die Wittwe, nachdem ihr Mann verſchieden war, hüllte ſeinen Leichnam in leinene Tücher und ſalbte ihn mit ihren Thränen. Dieſer Wermuthbalſam war gemiſcht aus ähnlichen Gedanken, wie ſie der fromme Gellert ausgeſprochen hat, wo er ſagt:

> O ſchnödes Glück der Eitelkeit!
> Um ſchlecht zu leben, ſchwer zu ſterben,
> Sucht man ſich Güter zu erwerben:
> Verdient ein ſolches Glück wohl Neid? —

Die Mutter lobte und liebte den jüngſten Sohn nun um ſo mehr, daß er dem Vater die letzte Beruhigung gewährt; aber ſie konnte den älteſten auch nicht tadeln, daß er ſeiner Ueberzeugung gefolgt wäre.

Der Apotheker übernahm die väterlichen Grundſtücke ſammt allen Beſtänden. Die Droguerie ward eine Officin, die das Geſchick und der Erwerbtrieb ihres Eigenthümers ſehr bald in vorzüglichen Ruf brachte. Das rechtliche Streben des wackern Leſtlov gewann ihm Reichthum und Ehre; er bekleidete Würden bei der Stadt und führte die Bürgerkrone im Wappen ſeines Hauſes. Seine Mutter lebte bei ihm, geachtet und zufrieden, daß ſie das Wohlergehen ihres Sohnes ſähe. Der Maler nahm Abſchied von der Heimath und den Seinen. Er trug des Vaters Segen mit ſich fort, den Grundſtein ſeines Glückes anderweitig zu legen. Lange ſtand er vor dem Hauſe in der Reſidenz, deſſen Beſitzer er nunmehr war, ehe er läutend am Glockenzuge der Thür Einlaß begehrte. Das Licht ſeiner Phantaſie, welches ſich in tauſend reizenden Farben und Formen brach, ließ einen hellen

Strahl der Ahnung auf dies Gebäude fallen, von finſterer Stille umſchwebt; denn es war abgelegen vom Geräuſch des Marktes und belebter Straßen, und die Nachbarn ſcheueten ſich davor. Ein Schauer ging durch ſein Gemüth, mit ihm über die einſame Schwelle. Er traf die Muhme Judith todtkrank im Bette, und es ſchien dem Maler, als hätte er ſeinen Fuß nur von dem Grabe des Vaters gewendet, um als ein Leidtragender hinter der Bahre einer ihm nahen Verwandtin zu ſchreiten. Dieſe Vorſtellung beſtürzte den jungen Mann. Zudem war die elende Judith nicht geeignet, ſie ihm unter mildere Geſichtspuncte zu ſtellen. Ihr erſtes und ihr letztes Wort war, wovon der Neffe lieber gar nicht hätte mehr hören mögen.

„Ach!“ ſagte ſie mit abſprechender Klage, „Du kommſt nicht zu Deinem Glück hierher, armer Junge; umſonſt war mir der Tod, den ich mir in dieſem kahlen Neſte zugezogen habe. Hoffe nichts zu finden, wo ich ſeit Jahren ſuchte und wie ſuchte!“ — Ein ruhmrediges Lächeln ging in ihren fahlen Zügen auf, als ſie dies ſprach. Der Maler lächelte auch, aber verachtend, ſolcher beharrlichen Qual. Er bat die Muhme, ſich nicht durch Reden zu ſchaden; allein ſie war der endlichen Erleichterung froh. „Sieh!“ fuhr Judith fort und faßte ihre ſchwachen Kräfte zuſammen, um in einem übertriebenen Gleichniſſe die Summe ihrer Mühen auszudrücken, „unſer Herrgott hat die Haare auf dem Haupte der Menſchen, den Sand am Meere und die Sterne am Himmel nicht genauer gezählt, als ich jedes Roßhaar in den Stuhlpolſtern, den Staub in den Ritzen und die Nägel an der Wand. Ich habe das Haus, ſo zu ſagen, unterminirt: deshalb träumte mir auch in verwichener Nacht, ich wäre ein Artilleriſt. Als ich die Lunte an das Geſchütz legte, gab es einen fürchterlichen Knall, doch mich ſelbſt traf der tödtliche Schuß. Ich wachte auf, das Licht verloſch ziſchend — mein Lebenslicht! alle Traumbücher legen es dahin aus. Schweige mir, Neſſe! Ich will auch nicht beſſer werden, mein Stündlein iſt gekommen. Doch Eins laß mich Dir noch ſagen. Entweder war der Reichthum des Oheims, von dem die Welt ſprach und die Papiere zeugten, ein Blendwerk des Satans und der böſe Feind, der Vater der Lügen, hat die fälſchlichen Rechnungen geſchrieben; oder wir hätten es uns erſparen können, die Räthſelnuß zu knacken, weil die Nichte den goldnen Kern herausgeſtohlen und uns die Schale dieſer harten Erfahrung übrig gelaſſen hat.“

Der Maler ſchwieg erſchrocken zu dieſer Beſchuldigung, und einige Tage nachher verſtummte auch der Leumund der ſchädlichen Judith für immer. Aber wie dem guten Menſchen auch das Schlimmſte zum Beſten dienen muß, ſo beſchloß der jüngere Leſtloy, die letzte Erklärung der Muhme auf ſeine Weiſe zu nützen. Er zog Erkundigungen über die Nichte ein, die doch nur allein Auskunft geben konnte, und rüſtete ſich zu der Reiſe nach Böhmen, ſich ſelbſt wundernd, wie ſein ſeliger Vater nicht auf ein ſo einfaches Mittel gefallen wäre, die Verwandtin des Verſtorbenen, welche zunächſt um ihn gelebt, offen und ehrlich zu befragen. Er kam an einem milden Frühlingsabend auf jenem uns bekannten Gute an, und als die beiden Mädchen mit ihrer grünen Sammlung aus dem Walde heimkehrten, woſelbſt wir ihre Unterredung belauſcht, trafen ſie die Seltenheit eines Gaſtes, der in jeder Beziehung ſelten war.

Wlasky's Gattin nahm den jungen Mann, den ſie als einen Anverwandten betrachten durfte, nicht allein mit ihrer gewöhnlichen Güte, ſondern mit beſonderer Liebe auf. Stephanie ſah ihrer Mutter Wangen leuchten im abendrothen Schein der Freude, den der Anblick des Malers, auf dem ein Abglanz der Vergangenheit ruhete, dem blaſſen Geſicht ſeiner Baſe gefärbt hatte. Eine verjüngende Lebhaftigkeit beſeelte die geſetzte Frau und brachte ſie aus dem Tempo gleichmäßiger Ruhe. Der Tochter war dies zu ſehen an ihrer Mutter neu, und es gab der Erſcheinung des Jünglings eine Bedeutſamkeit, die ihm auch das leiſe Urtheil ihres Gefühls ſelbſt zugeſtand. Stephanie trat an ihrer Mutter Seite, als wüßte ſie ſich in einem Näherrechte an den Gaſt, während Röschen ihm beſcheiden entfernt blieb und nur für ſeine Bewirthung ſorgen half.

Dem jungen Maler erſchien der kleine, böhmiſche Edelhof und die Familie, welche ihn bewohnte, wie ein anmuthiges Genrebild. Der invalide Gutsherr, mehr gelähmt in ſeiner Kraft vom Phlegma der Gewohnheit, mit Zügen, worin ein wackeres Gemüth und verwiſchter Muth zu leſen war, und gebräunt wie der Kopf von Meerſchaum, deſſen beſtändiger Qualm den Erzählungen vom Pulverdampf, den er gerochen, eine ſinnliche Anſchaulichkeit gab; die ſanfte Hausfrau, über deren Geſtalt und Weſen die Leiden der Jugend einen durchſichtigen Schleier der Reſignation gebreitet hatten; die liebenswürdigen Mädchen, holde Neulinge in der Welt, mit der unverbildeten Grazie der Natur; die entzückende Gegend, blühend in einſamen Reizen, doch nicht ohne die Staffage, welche das lebende Gemälde einer Landſchaft vollendet: dies alles faßte er mit Wohlgefallen wie in den optiſchen Spiegel ſeines Auges, ſo auch in ſein Herz, und die reiche Phantaſie ſparte nichts an der Vergüldung des Rahmens.

Er vergaß faſt den Zweck ſeines Hierſeins, und als er daran dachte, gewahrte er nichts, was auf verſtohlenen Genuß unredlichen Reichthums gedeutet hätte. In allen Behältniſſen des Hauſes ſteckten die Schlüſſel, was auf ſicheres Vertrauen und ein gutes Gewiſſen ſchließen läßt; denn wer Andern trauet, hat in der Regel weder Schätze noch Schulden zu verbergen.

Auch das Erſchrecken der guten Wlasky, als der junge Leſtloy ihr die Ergebniſſe jener Erbſchaft mittheilte, konnte er auf keine Weiſe mißkennen, die einem unwürdigen Argwohn Raum gegeben hätte. Die ſpurlos verſchwundenen Summen des Oheims, die, wie ſie verſicherte, ſehr groß geweſen ſein müßten und welche er nach ihrer Ausſage in Gold gewechſelt, wobei ſie ihn zum öfteren überraſcht, legten ihr ein ängſtendes Gewicht von Gedanken auf, unter denen ſie jede denkbare Möglichkeit erwog, doch ſich in Acht nehmend, irgend Jemand wiſſentlich Unrecht zu thun.

Leſtloy blieb länger, als er gewollt; er fühlte ſich in dieſem einfachen Kreiſe zauberhaft feſtgehalten. Die kleine Hausapotheke, welcher die Baſe wie eine Harzwälderin vorſtand, erinnerte ihn an den Vater, an den Bruder, und der ſtarke Geruch getrockneter Kräuter, der ihn mit leiſer Betäubung in die väterliche Droguerie verſetzte, hüllte ihn alles Fremde, alles Ferne in ein heimathliches Vergeſſen. Er hatte über dies, was er hier gefunden, eigentlich das, was er geſucht, aus den Augen verloren. Er ließ die Erbſchaft ruhen, obgleich nunmehr unter dem Siegel der Gewißheit, wie man ein Document bei Seite legt. Die Abreiſe war von einem Tage zum andern verſchoben, endlich mußte er doch daran denken.

Eines Tages trat er, Stephanie an ſeiner Hand, vor die Mutter hin. „Baſe Wlasky!“ ſagte er, „dieſer verwandtſchaftliche Titel gefällt mir nicht — ich möchte lieber Mutter ſagen. O! wenn Sie mir durch die Hand, die ich halte und ewiglich nicht laſſen will, ein Recht auf dieſen theuren Namen gäben; ich wäre dann hierher gekommen, um das Geheimniß eines verbannten Schatzes zu löſen und brächte mir, was köſtlicher iſt, als alles Gold der Erde, ein gutes Weib mit in mein Haus.“

Da rollten ſchwere Perlen der Freude aus den Augen der Mutter, und Stephanie erglänzte in dieſem ſchönſten Schmucke. Der Eltern Segen legte der kleinen Ausſteuer den größten Werth bei; doch Leſtloy fühlte ſich reich beglückt. Er brachte ſeiner Braut ein Herz voll Seligkeit und Gaben der Götter zum Mahlſchatz — und Stephanie vermochte kaum die Erfüllung aller ihrer Wünſche zu faſſen.

Glühend vor Schaam und Wonne lag ſie in Röschens Armen, und dieſe flüſterte ihr zu: „Was meinſt Du, Schweſter, die Alte im Walde war doch wohl eine Fee?“ —

Stephanie drückte Röschens Hände im heimlichen Verſtändniß dieſer Worte und flüſterte leiſe: „Oft habe ich ſchon daran gedacht; es iſt alles geſchehen, wie wir träumten: ich ſchwebe in den Lüften und lange, lange, wird mein Fuß den Boden nicht berühren. Ach, Röschen! es wird nichts ſo ſchön und wunderſam erſonnen, was nicht Wahrheit würde in der Liebe. Sie verwandelt das ganze Leben!“

Röschen gönnte ihrer Schweſter das Glück, zuerſt von dieſem Zauber berührt und in erwünſchte Verhältniſſe verſetzt zu ſein; ſie gönnte es ihr von Herzen. In dieſem reinen, jungfräulichen Buſen war kein Verſteck für die Natter des Neides; nur Mitleid, dieſer zarteſte, menſchliche Trieb, der jüngſt Stephaniens Thränen getrocknet, und Mitfreude, dieſer Vorzug göttlicher Weſen, der Röschen jetzt in dem der ſchweſterlichen Freundin die eigene und innigſte Befriedigung finden ließ, regten hier das ſanfte Leben.

Die Mutter begleitete die Neuvermählten nach Berlin, um die erſte Einrichtung ihrer unerfahrenen Tochter zu leiten. Sie ſollte nun, was ſie nimmermehr geglaubt, den Ort, das Haus noch einmal wiederſehen, wo ſie im ſtillen Verlauf der Jugend, auf dem ihr nur ſpärliche Freuden geblüht, an ernſte Marken ihres Schickſals gekommen war. Jetzt führte ſie ein glückliches Kind in jene öden Mauern zurück, und dieſe heitere Wendung der Dinge ließ ſie voraus entnehmen, ſie würde das Haus mit dem Gefühle überwundenen Kummers, der ſich ſeiner Trübſale rühmt, betreten. Doch fiel es ſchwer, die Heimath auf ſo lange zu verlaſſen. Zudem war die Ernte vor der Thür, und Frau Wlasky wußte, daß Röschen, welche ſich ohnedies nie genug that, in der Mutter Abweſenheit alle Hände voll zu thun haben und über ihre zarten Kräfte leiſten würde. Sie knüpfte es daher dem Vater auf die Seele, daß ſich ſein Töchterchen möglichſt ſchone. Was ihren Mann betraf, ſo durfte ſie die Zuverſicht hegen, daß er als Hausofficier, wie als Feldherr der Aecker und Wieſen, ſtrenges Commando führe, und ſo legte ſie denn, für eine Weile von ihm ſcheidend, alle Sorgen getroſt auf ſein Herz.

Aber das unſtete Drängen der Reiſe, das Geräuſch der Hauptſtadt wirkte faſt ſchmerzlich auf die der tiefſten Ruhe gewöhnte Frau. Es war ein heißer Tag, an dem ſie ihr Ziel erreichten. Dennoch ſtrich ein fröſtelnder Schauer über die Nerven der Mutter, da ſie im Stufengange der Erinnerung die alte Treppe hinaufſtieg und die vergangenen Jahre hinter ſich ließ; das trübe Vormals täuſchte ſie mit gegenwärtigen Gefühlen.

„Sei mir willkommen, mein geliebtes Weib, in Deinem Eigenthum!“ ſagte Leſtloy und ſchloß die jugendliche Stephanie in ſeine Arme. Sie warf die leuchtenden Augen ſtolz umher, als nähme ſie Beſitz von dem kleinen Reiche; und gewiß ſtrahlten ihr die getünchten Wände goldnen Glanz. Die Mutter ſah hin; auf der Stelle, wo ihre Tochter den Triumph der Liebe feierte, hatte ſie als ein verlaſſenes Mädchen oft geweint.

„Hier werde ich malen, hier fällt mir das ſchönſte Licht!“ ſagte Leſtloy ferner, und der Zukunft reizendes Bild ſchwebte ihm vor der Seele. Dort hatte der Oheim ſein dunkles Leben verſeufzt. So wechſelt das Geſchick der Sterblichen!

Die Mutter ſchlich ſich in den obern Stock hinauf, der leer ſtand; hier war ihr alles hehr und heilig. Die jungen Eheleute waren ihr gefolgt. „Ach!“ ſagte ſie, „da ſteckt der Nagel noch, an dem die Uhr des Großvaters hing; er nahm ſie von der Wand, wann es Zeit zur Parade; denn ſie war ſo pünktlich in ihrem Dienſt, wie er ſelbſt, dieſer würdige Officier! — Und in dieſem Fenſterbogen des Saales“ — ſie ſchritt langſam darauf zu, „nahm ich von Deinem Vater Abſchied, Stephanie. Ich ſehe ihn noch, er ſtehet leibhaftig vor mir, wie — —“ ſie konnte vor Thränen nicht weiter reden, und die Geiſter ihrer Lieben waren ihr nahe.

Leſtloy und Stephanie faßten die gefalteten Hände der Mutter. „Ich werde Raute vor dieſes Fenſter pflanzen,“

ſagte Stephanie, „daß ſie gleich einem grünen Gitter die eiſernen Stäbe beranke, hinter denen das Andenken meines Vaters wie in einer kühlen Gruft ſchläft.“ Die Mutter nickte und trocknete ihre Augen, dieſe ſchöne Stunde ihren Kindern nicht durch herbe Wehmuth zu ſtören.

„Wir wollen den alten Schmerz nicht wecken, liebe Mutter,“ ſagte Leſtoz und zog ſie ſanft hinab, um ſie im Geſpräch über die neue Wirthſchaft zu zerſtreuen. „Eben ſo“ fuhr er fort, „laſſen wir die unterirdiſche Erbſchaft ruhen; wir können ſie entbehren — nicht wahr, mein ſüßes Weib?“ Er lächelte wie ein Cröſus, nur im Bewußtſein höherer Schätze; dennoch warf die Mutter ihm einen warnenden Blick zu. „So machen wir denn,“ fuhr ihr glücklicher Eidam fort, „unſere kleine, liebe Häuslichkeit flott und werfen das alte Gerümpel über Bord; wozu ſollten wir uns mit dem morſchen Wurmfraße beſchweren? Ich dächte, wir verkauften den Hausrath auf den Trödel, um ihn ſchnell los zu ſein.“

„Auf den Trödel?“ fragte die Mutter erſchrocken. „Nein, Kinder! das thut mir nicht zu Leide; es würde dann gleichſam ein Theil von mir ſelbſt mit zu Markte getragen und in den Schlamm des Volkes verſenkt. Die alten, hölzernen Geräthe ſind mir beſeelt. Ein inniges Gemüth, das ſich einſam an todten Gegenſtänden ausbildete, ein Herz, das lange traurig war, hat ſeine eigene Mythologie voll Tiefſinn der Liebe. Nein! ich gebe es nicht zu, daß die Sachen auf die Vendite kommen. Unſer Schloß daheim hat noch Raum genug, um ſeine veralteten Mobilien mit dieſen Erbſtücken von Olims Zeiten her zu vermehren; ich nehme ſie mit mir gegen eine angemeſſene Entſchädigung, wie ſich verſteht. Was allzuwackelig iſt, verbrennen wir. Die Aſche iſt ein heiliger Begriff; nur der Mißbrauch dünkte mir Entweihung.“

Man ſuchte und ſonderte nun aus; auch auf der Polterkammer ward Muſterung gehalten.

Lieber Gott!“ ſagte Frau Wlasky, „da ſteht ja auch das eiſerne Bettgeſtell noch, in welchem der Oheim krank lag; er hat es oft im brennenden Gefühl ſeiner Schmerzen einen Laurentius-Roſt genannt, und ich habe manche liebe, lange Nacht daran gewacht. Wollt Ihr es nicht etwa behalten, liebe Kinder, ſo mag künftig Röschen darin ſchlafen, damit es zu Ehren komme; ihre fromme Unſchuld wird ſanft darin ruhen. Den Jungfrauen, die ſich himmliſcher Liebe geweiht, ward ja von jeher das Werkzeug der Marter zu einem Roſenlager, und wir wollen den Sinn des Mädchens alſo prüfen.“

Stephanie lächelte zu dieſen halb im Scherz geſagten Worten und ſchmiegte ſich an ihres Mannes Seite. Sie neidete es der Schweſter nicht, daß dieſe von der Mutter in blühender Lebenszeit canoniſirt würde. Sie fühlte ſich ſelig.

Frau Wlasky überließ nun, nachdem ſie einige Wochen hindurch Zeugin von dem Glücke ihrer Tochter geweſen war, dieſe dem ſchützenden Arme ihres Mannes und ſtrebte heimwärts. Befriediget, daß ſie wußte, Stephanie ſei wohl verſorgt, ſatt vom Mahle der Erinnerung, ſehnte ſie ſich nach der Einſamkeit ihrer böhmiſchen Berge zurück, die es im ſprichwörtlichen Sinne für Tauſende ſein mögen, denen es unbegreiflich iſt, wie man ein einförmiges Leben in ländlicher Stille und ermüdenden Pflichten dem berauſchenden Genuß der Welt vorziehen kann, wenn man ihrem bunten Wechſel auch nur von fern anſähe.

Wlasky freuete ſich überaus, ſeine ſehr vermißte Gattin wieder zu haben. Er blickte ſie ſo freudig an und ſo ſtolz umher, daß ſie wohl merkte, er hätte für ihre Zufriedenheit beſtens geſorgt.

„Röschen ſieht matt und blaß aus," flüſterte ſie ihm zu. „Ich fand dies nicht ſogleich, da die Freude über meine Ankunft ihre Farbe erhöht hatte; das Mädchen mag ſich freilich übernommen haben, wie ich fürchtete."

Wlasky lächelte, ein Zug väterlicher Ironie ſpielte um ſeinen Bart, als er antwortete: „Das könnte ich nicht ſagen; vielmehr iſt die Kleine ganz gegen ihre Weiſe ſonſt läſſig geweſen. Du wirſt manches zu tadeln finden, Frau; indeß drücke nur ein Auge zu, weil Röschens Auge zeither ſo oft in Thränen ſtand."

Der guten Stiefmutter wallte das Herz; mitleidsvoll und duldſam entgegnete ſie: „Mein Gott! dem armen Kinde iſt bange nach uns geweſen. Es wird ja alles nachzuholen ſein."

Frau Wlasky fand jedoch die Wirthſchaft beſſer beſtellt, als ſie nach dieſer Vorklage erwartet hatte; nur hier und da blieb etwas Weniges zu wünſchen übrig.

Doch das Röschen ſelbſt ermangelte der Mutter Freude zu machen. Sie ſchlich bleich und ſtumm wie eine Nachtwandlerin einher und verrichtete alle ihre Geſchäfte nur wie im Traume. Jeder Antheil an dem, was die Eltern und das Haus anging, war in ihr erſtorben. Sie ſchien ihrer Sphäre ganz entrückt zu ſein.

Einſt, als die Mutter mit ihr allein war, ſtreichelte ſie ihr die bläſſere Wange, die ſich unter der liebkoſenden Hand, unter dem milden Vorwurfe purpurn färbte, und ſprach: „Röschen, ich ſorge um Dich! Du biſt auffallend verändert. Ich rechnete auf Deine ſanfte Heiterkeit, da uns Stephanie nun fehlt, der, leider! ſchwer zu genügen war, weßhalb auch die Vorſicht, wie eine Mutter, die ihre Kinder gern froh ſieht, ihr das Loos der Ehe aufs lieblichſte hat fallen laſſen; denn wer viel fordert, dem giebt das Glück oft noch mehr. Wie ſo manchmal habe ich ihr Deine beſcheidnere Gemüthsart zum Muſter aufgeſtellt! — Doch jetzt ſcheinſt Du mir ſo gar gedrückt, ich höre zuweilen einen ſchweren Seufzer — ſage, iſt Dir ein Unfall begegnet, mein Kind?“

Röschen ſah die Mutter an und lächelte; der Blick, das Lächeln, ein Strahl des Himmels, drang tief in die Seele der erfahrenen Frau.

„Alſo nicht!“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort; „ſo hätte Dir vielleicht ein kalter Trunk geſchadet? Die Hitze dieſes Sommers war groß, und die Jugend iſt oft unbedachtſam.“ Röschen lächelte noch einmal zu dieſer Frage und in ihrer Miene drückte ſich eine leiſe Beſtätigung aus. Doch beruhigte ſie die Mutter, verſichernd, ſie fühlte ſich geſund, und dieſe nahm ſich heimlich vor, dem ſchädlichen Wurme, der ſich in den Buſen dieſer ſchönen Roſe geſchlichen und tief verborgen darin an ihrer Jugendfülle nage, behutſam nachzuforſchen, ohne das verſchloſſene Vertrauen ihrer Pflegetochter gewaltſam öffnen zu dürfen.

Aber Röschen dachte, obſchon innerlichſt beſchämt über ihre Falſchheit, die mit Worten zärtlicher Beſorgniß ſpielte, wie die Mutter alſobald den leidenden Fleck getroffen, da ſie von der gefährlichen Wirkung eines kalten Trunkes ſprach. Allein ein Geſtändniß ihrer Schwäche wäre ihr unmöglich geweſen; viel eher meinte ſie das Herz zwingen zu können, daß es wie vormals ſchlüge. —

Eines Tages, bald nach dem Beginn der Ernte, als Röschen, die Schnitter auf dem Felde zu erquicken, ihnen einen Krug voll ſüßer Milch eigenhändig zutrug und in patriarchaliſcher Unſchuld keinen Anſtand nahm, ſich als das Fräulein des Gutes für die armen Mäher zu bemühen, kehrte ſie, Schatten ſuchend, durch ein nahes Gehölz nach dem Schloſſe zurück. Es war ſengend heiß, der Fächer des Windes ruhete, zuſammengerollt in ein ſilbernes Wölkchen, im tiefen Schooße der Abendſeite. In der kühlen Wölbung der Gebüſche, umduftet vom Aroma des Harzes und Holzes, athmete Röschen leichter. Sie band die Bänder des breiten Hutes auf und lüftete ſittſam die Kleidung. Sicher hier, wo keine Straße führte, Niemand zu begegnen, den ſie einſam hätte ſcheuen mögen, ließ ſie ihren Schritten freien Lauf und glänzend, wie die Strahlen der Sonne, welche durch die Wipfel der Bäume fielen, gaukelten Lichter der Hoffnung vor ihr her.

Doch plötzlich ſtockte ihr ſchwebender Fuß und ſtand vor einem überraſchenden Anblick ſtill. Ein junger Mann, wie ein Jäger gekleidet, doch feiner und vornehm, lag ausgeſtreckt auf dem Raſen und ſchlief. Eine hohe Eſpe diente ſeinem Rücken zur Lehne und bebte, von leiſen Lüften geregt, über ihm, als ſchütze ſie ihn mit Zittern. — Auf einem netten Ränzchen, loſe um ſeine Schultern geſchnallt, lag er mit glühender Stirne, und ein Eichenzweig zierte ſchattend den hintenüber hangenden Hut.

Röschen ſtand und athmete tief. Der junge Jägersmann ſchlief hier ſo ſorglos, als gäbe es kein giftiges Gewürm, das auf Erden kreucht, und keinen böſen Menſchen, die den heiligen Schlaf berauben — oder morden. Sie wußte nicht, woher ihr ſolche furchtſame Gedanken kämen, ſie hätte ihn warnen mögen, und wollte ihn doch nicht wecken. So wartete ſie, bis er erwacht wäre, und ward nicht müde, in dieſe edlen, ruhigen Züge zu ſchauen, ohne daß der verſchloſſene Blick des Fremden ſie deshalb ſtrafte oder verwirrte.

Wenn der Tod, wie man ſagt, die menſchliche Geſtalt kalt und rein bilde, die wüſten Spuren der Leidenſchaft auslöſcht, die Grimaſſe verwiſcht und den Eindrücken von Schmerz und Kummer ein Lächeln der Ruhe giebt: ſo läßt der holde Schlaf, indem er den Sturm der Seele beſchwört und mit ſanftem Athem über die Tiefen der Empfindung ſäuſelt, den Zügen des Geſichts Lebenswärme und Liebe. Wer ſeinen Feind ſchlafen ſähe, müßte ihm verzeihen, und der Haß wäre getilgt; der Schlummer eines Fremden, eines Freundes, regt gewiß in dem, der ihn belauſcht, leiſe, gütige Wünſche für ihn an. Der Wachende fühlt die Kraft des Bewußtſeins; und wie leicht es ihm wäre, ein traumhaftes Glück zu zerſtören, ſo wird er ihm unwillkürlich Schutz gewähren und gönnend ſehen, wie die Natur mit ſüßer Betäubung labt.— Während Röschen beſorgt war für die Sicherheit dieſes Schlummers, ſog ſie mit jedem Odemzuge Gefahr in ſich, ohne es zu ahnen.

Endlich zuckte das Erwachen in ſeinen Wimpern und mit weitgeöffneten Augen blickte er erſtaunt das liebliche Weſen an, das in reizender Verwirrung fliehen wollte und doch wie feſtgebannt blieb.

„Mir träumte,“ ſagte der junge Mann, „ein Engel ſtände vor mir und gäbe mir zu trinken“ — hierbei ſah er ſehnſüchtig nach dem Kruge, an deſſen Rand noch einige Tropfen Milch hingen, und fuhr mit bittendem Tone fort, „o mein ſchönes Kind! wenn noch ein kleiner Reſt auf dem Boden dieſes Kruges wäre, ſo reicht er hin, meinen fieberhaften Durſt zu löſchen, den mir ein peinlicher Kopfſchmerz erregte, und mein Traum würde Wahrheit.“

Röschen ſah beſchämt in des Gefäßes leere Tiefe nieder, dann heftete ſie das Auge mitleidig auf die hochgeröthete Stirne des Fremden und erſuchte ihn ſchüchtern, hier bis zu ihrer Wiederkehr zu verziehen. Sie wolle eilen, ihm einen kühlenden Trank und auch ein Mittel gegen das Kopfweh zu holen. Und dahin ſchwebte ſie, ſo flüchtig wie ein Sonnenſtrahl. In möglichſter Schnelle kehrte ſie zurück, an ihrer Seite ein kleines flinkes Bübchen vom Hofe, beladen mit einigen Flaſchen voll Milch, Wein und Kräutereſſig. Auch Röschen kam nicht mit leeren Händen; ihr Buſen pochte ungeſtüm, die zarten Wangen brannten vom raſchen Lauf und der Begierde, zu lindern und zu laben.

Der Fremde hatte wirklich kaum erwartet, daß dieſes holdſelige Mädchen, welches ihm idylliſch erſchien, Wort halten würde. Er ſtillte in langen Zügen den lechzenden Durſt, und es däuchte Röschen, ſie ſelbſt hätte Nektar gekoſtet. Dann legte ſie ihm kühlenden Eſſig auf und rieb, die roſigen Finger träufend eingetaucht in die Eſſenz, ihm die ſtark pulſirenden Schläfe Er zog dieſe feine, wohlthätige Hand an ſeine heißen Lippen und küßte ſie heftig dankbar. Es ſchien ſichtlich beſſer mit ihm zu werden. Er nannte ſie ein hülfreich himmliſches Weſen und ſchmeichelte ihr mit ſüßen Namen und Worten. Röschen verweilte lange bei ihm, weder daß ſie es wußte, noch wollte. Der Abend goß ſchon ſeine kühlen Schauer durch den Wald, und noch immer feuchtete ſie mit aromatiſcher Stärkung ihm den leidenden Fleck des Hauptes, und der ſtattliche Jäger ließ ſich duldſam pflegen wie ein Kind.

Während dieſer barmherzigen Uebung hatte Röschen von ihm erfahren, daß er ein Schleſier ſei, der ſich der Forſtwiſſenſchaft gewidmet habe und ſo eben in der Rückkehr von einer Reiſe auf die Sudeten begriffen. Er ſchilderte den Genuß dieſer Wanderung, welche ihm erlaubt, den kecken Fuß mit „Gemſenfreche“ auf die ſteilſten Spitzen der Gebirge zu ſetzen, in wahrer Begeiſterung, und der Enthuſiasmus iſt anſteckend. Röschen horchte entzückt, ſie wünſchte ſich ein Vogel zu ſein, um geſchwind den nämlichen Weg zurückzulegen, an den Schneegruben hinzuſchweben, von den Zinnen des Kynaſt in die blühenden Thäler der Provinz zu ſchauen und ſich in den Quellen der Elbe zu baden. Ihre Seele dehnte die Schwingen zu noch höherem Fluge, und tiefe Sehnſucht ſchwellte das bisher ſo ſtille Herz.

Der Fremde hatte ſeine Heimkehr durch Böhmen beabſichtiget und Schloß Friedland beſuchen wollen, einſam genug, ſich jede reizende Ausſicht, jeden anziehenden Geſichtspunct mitzunehmen, wie weit ab von ſeiner Straße ihn dieſe Streifereien auch führen möchten. So war er auf dieſem Streifzuge bis hierher gekommen und ermattet von einem unerträglichen Kopfſchmerz, einer natürlichen Folge der drückenden Hitze, unter dem Schatten jenes Baumes dem Schlafe anheim gefallen. So fand ihn Röschen — ſo hatten Beide ſich gefunden.

Die untergehende Sonne ſchoß blendende Strahlen durch den Wald, und Röschen fühlte ſich von Schrecken betroffen. Das Gebüſch glomm in ätheriſchem Feuer, als ob die Gottheit ſich darin ſichtlich offenbare. Röschen empfand die Nähe, und der ewige Spruch der Natur erging an ihr Inneres. O es iſt wahr! dem Glücklichen ſchlagen keine Stunden. Röschen ſprang auf. Sie hatte den Maßſtab für die Zeit verloren in einem erſten Gefühl, das ihre Bruſt für die Unendlichkeit erweiterte.

Sie gingen Hand in Hand bis an den Ausgang des

Gehölzes, wo ihre Wege ſich ſchieden. Immer bläſſer leuchteten die Stämme, der letzte lichte Schein verſchwand, kein Schatten webte und wankte mehr am Boden und die abendliche Glut flammte zerriſſen über den weiten, blauen Himmel hin.

Auch Röschens loderndes Herz zerriß, als ſie nun ſtille ſtand, dem Jäger Valet zu ſagen. Eine Oede gähnte hinter dieſem Augenblick; aber er mußte gelebt und ſein Bitteres geſchmeckt werden. Der Jüngling faßte das Fräulein, welches er für ein anſpruchloſes Landmädchen halten mochte, in ſeine Arme und küßte es, einmal nur, doch — um immer dieſes Kuſſes zu gedenken. Röschen wehrte ihm nicht. Thränen funkelten in ihren Augen, heilige Schaam, ſüßer Schmerz färbten die ſanfte Blüthe ihres Angeſichts mit Incarnat. Dann floh ſie nach Hauſe, ſchlank und ſchnell wie ein Reh mit dem Pfeil im Herzen — und der Blick des Jägers verfolgte ſie traurig. Von dieſer Zeit an war das Röschen, berührt von dem magiſchen Stabe der weltgebietenden Fee, wie verwandelt. Sie lebte in der Idee und litt das Leben, deſſen ſie ſich hätte freuen mögen. Die Verklärung, welche das jugendliche Daſein himmliſch beleuchtet, war vorüber, und es erſchien ihr todt und kalt. Nur der Gedanke zauberte ihr jenes flüchtige Glück zurück, aber die Hoffnung verſagte ſich, daß es jemals wirklich wiederkehren werde. Röschen empfand zwar Unruhe, wenn der Blick des Vaters voll forſchenden Mitleids ihre träumeriſchen Schritte begleitete, wenn ſeine Rüge ſo ſchonend war, daß ſie ihren kleinen Verſäumniſſen mehr zur Entſchuldigung als zum Vorwurf diente; aber ſie vermochte nicht, ſich dem Traum der Liebe zu entraffen.

Einſtmals rief Wlasky ſie zu ſich und ſprach mit beklommener Stimme: „Tochter! wenn Du mir doch wollteſt mein Röschen ſuchen!“ — Sie ſah ihn fragend an, der Vater hielt inne — und ſagte dann unter verhaltener Wehmuth, „ich habe das Mädchen, das meine größte Freude war, verloren. Ein feindſeliger Zauber hat es mir entführt und eine Puppe, die mechaniſch meinen Willen vollbringt und das, was die Pflicht erheiſcht, täuſchend in der lieben Geſtalt dafür zurückgelaſſen. Automaten ſind unheimlich; bete alſo für mich, daß ich mein Kind wiederfinde.“

Röschen warf ſich mit heißem Weinen an ihres Vaters Bruſt. „Da haſt Du meine ganze Seele, Vater!“ rief ſie ſchluchzend; jeder Pulsſchlag klopfte Reue, die kindlichſte Empfindung brach ihr das Herz. Seitdem ſtrengte Röschen alle ihre Kräfte an, ſich beſonnen zu behaupten, und dennoch zerrann dieſer feſte Wille nicht ſelten in ſehnſüchtige Träume und ſtille Thränen. Wlasky ſah es mit Kummer und ſagte nun nichts mehr; ſogar ſeine Frau bereitete er nur behutſam auf Röschens veränderte Stimmung vor, ohne ihr ſeine Beſorgniſſe vollſtändig mitzutheilen. Die Mutter beurtheilte die Tochter nach ſich ſelbſt, indem ſie meinte, Röschen vermiſſe die Schweſter und fühle ſich nunmehr allzu einſam. Sie wiſſe aus eigener Erfahrung, wie traurig es für ein junges Mädchen ſei, gar keinen Umgang zu haben. Zudem habe Röschen das Glück der Liebe geſehen — und es nähme ſie nicht Wunder, wenn dies von nachbleibender Wirkung auf die unſchuldige Zeugin geweſen wäre.

Wlasky ſtellte ſich mit dieſer Erklärung ſeiner Gattin zufrieden und die väterliche Sorge der Zukunft anheim; auch fügte es ſich bald und ſonderbar, daß Röschen umgänglicher Weiſe zerſtreuet würde.

Ein katholiſcher Weltgeiſtlicher auf einer benachbarten Pfarrei hatte Gäſte aus Schleſien bei ſich. Es war eine ihm befreundete adelige Familie, und ein junges Fräulein darunter, deſſen gefälliges Aeußere durch einen bösartigen Flechtenausſchlag entſtellt wurde. Das Fräulein trug dieſe Makel der blühenden Haut mit nicht viel leichterem Gefühl, als wären es Flecken der Schande, und die zärtlichen Verwandten konnten deshalb nicht genugſam tröſten; denn Thecla war verlobt und wollte, wie billig, den Augen ihres Bräutigams gefallen.

Der Erzprieſter, ein umſichtiger Gaſtfreund und gegen ſeinen ſchätzbaren Beſuch ſo verbindlich als möglich, wußte Hülfe dafür. Er führte das Fräulein der Frau Wlasky zu und bat um ihren gütigen Rath. Dieſe prüfte achtſam Art und Grund des Uebels und gab hierauf zur Antwort, ſolcherlei Flechten wären freilich hartnäckiger Natur; doch getraue ſie ſich, ihnen abzuhelfen; nur würde das Fräulein ſich einer langwierigen Cur unterwerfen müſſen. Thecla vergoß ſüße Thränen der Hoffnung; ſie hatte kein erfreulicheres Wort noch gehört. Zu jeder Bedingung willfährig, küßte ſie in tiefer Demuth ihrer Eitelkeit der bürgerlichen Gutsfrau mit unterwürfigem Dank die Hand.

Wlasky's Gattin überſah mit weiblichem Blick den Vortheil, der ſich aus dieſer Fügung ziehen ließe. Das Fräulein war eine ſchickliche Gefährtin für Röschen, und wenn dieſer Gewinn auch nicht fortbeſtehend nützte, ſo konnte doch ein Bedürfniß der Zeit damit befriediget werden. So machte ſie dem Erzprieſter denn das Anerbieten, Thecla möchte unter ihrer nächſten Aufſicht bleiben, was auch mit Freuden angenommen wurde.

Das Fräulein war ein liebes, gutes Weſen von ſanftem Sinn und liebenswürdigen Sitten; doch entſprach es der

Freundſchaft Röschens nicht völlig. Die heilige Tiefe dieſes Gemüths ſtand einer gewiſſen anmuthigen Oberflächlichkeit des Fräuleins entgegen. Indeß befreundeten ſich die Mädchen doch mit jener leichten Innigkeit, welche in der Jugend nur der Drang des Herzens, ſich anzuſchließen, erklärt und die da taube Blüthen der Sympathie treibt, welche zeitig abfallen, ohne Früchte für das Leben zu tragen.

Der Herbſt war mächtig vorgerückt, als das Fräulein nun wieder mit dem Frühlingslächeln der Schönheit in den Spiegel blickte. Geneſen zog es von dannen und nahm das Verſprechen mit ſich, Röschen würde es im nächſten Lenz auf dem heimathlichen Landſitze in Schleſien beſuchen, wo ſie gemeinſam das Gebirge bereiſen wollten.

Dieſe Ausſicht wirkte ſichtlich erheiternd auf Röschen. Vielleicht trug ſie heimlich den Gedanken mit ſich herum, ſie könnte auf dem vaterländiſchen Boden ihres namenloſen Freundes ihm ſelbſt oder ſeinen Spuren begegnen. So freuete ſie ſich denn auf dieſe Reiſe, und die Hoffnung kürzte den langen Winter, der öde und einförmig vorüber ſchlich.

Endlich erſchien die herbeigeſehnte Zeit. Röschen rüſtete ſich, da die Schwalben kamen. Doch nahe der Abreiſe hatte eine ſeltſame Bangigkeit ſie ergriffen, und die Eltern mußten ihr gütlich zureden, daß ſie ihr Vorhaben ausführe und, von einer veränderlichen Laune angeweht, ſich nicht um ein längſtgehofftes Vergnügen bringe.

Röschen ſchrieb nach Hauſe und bat um die Erlaubniß, zur Hochzeit ihrer Freundin bleiben zu dürfen, welche vor ſich gehen ſolle, ſobald der Bräutigam nach einer längeren Abweſenheit zurückgekehrt ſei, und man erwarte ihn mit jedem Tage.

Vater Wlasky war es gern zufrieden, die Mutter behalf ſich willig allein, daß Röschen einmal vergnügt wäre.

Aber Mitte Sommers kehrte ſie bleich, ſtill und tiefſinnig zurück. Eine herbe Erfahrung war mit Thecla's künftigem Gemahl für das arme Röschen gekommen. Er war ein adeliger Forſtmann und mit dem ſchlafenden Jäger eine Perſon. Röschens jungfräuliches Gefühl hütete jedoch ihr Herz, daß es ſich nicht verrieth, um ſo mehr, da jener ſeines vorjährigen Zuſammenſeins mit dieſer Freundin ſeiner Braut in keiner Sylbe erwähnte. Er ſchien nicht heiter und dieſe Verbindung, zumeiſt von den Umſtänden geſchloſſen, mit halben Willen und getheilter Neigung eingegangen zu ſein. Aber geſchloſſen war ſie nun doch, und Röschen ehrte Thecla's geheiligte Rechte. Das Verſprechen, der Vermählung beizuwohnen, war einmal gegeben und mußte erfüllt werden, obwohl in einem bittern Kelch für Röschen. Sie glaubte, das Leben hätte kein Opfer mehr, da ſie den Tag überſtanden, wo Thecla den Trauring empfing. Sie lächelte von nun an dem Schmerze, die reine Flamme ihres Buſens bewährte ſein koſtbares Gefühl als geläutertes Gold. Sie hätte die Freundſchaft für das neuvermählte Paar, ob auch die zarteſten Elemente des Gemüths in dieſer ſchönen Wärme aufglüheten, um keinen Preis gleichgültiger Ruhe miſſen mögen; nur mit ihrem Daſein ſollte ſie verlöſchen.

Nach Jahresfriſt gebar Thecla einen Knaben, den Röschen aus der Taufe hob, und bald darauf ward der Gemahl durch einen unglücklichen Fehlſchuß im Walde getödtet. Die junge Wittwe wollte verzweifeln und fand ſpäter in einer zweiten Wahl Erſatz. Röschen beweinte den Freund, der Welt ſo grauſam entriſſen, mit leiſen Thränen, in welche der Troſt, ihre Liebe dürfe ihm nun ganz gehören, ſein Süßes miſchte.

Jahre gingen hin, ohne daß der ſachte Gang der Zeit in dem Leben dieſer kleinen Familie und ihren Verhältniſſen etwas geändert hätte. Wlasky wurde allmählich alt und ſchwach, das Licht ſeiner Augen fing an dunkel zu werden, der Mutter Kräfte ließen nach. Es fand ſich kein Freier auf das Schloß; die Vorſicht erſparte Röschen ein Wort, das ihrem gütigen Herzen ſchwer gefallen wäre, denn ſie würde Jeden abgewieſen haben.

Einſtmals ſaß Wlasky an der Seite ſeiner Frau im Garten. Sie ſprachen traulich von Sonſt und Jetzt und merkten nicht, daß Röschen zugegen wäre. Das Mädchen ſaß ſtumm und außerhalb der Laube, und der Abend webte ſchon den Flor der Dämmerung.

Da trat der Schaffner des Gutes vor die Herrſchaft und bat ſich aus, daß er folgenden Tages zur Hochzeit ſeiner Tochter geben dürfe, die auf einem andern Dorfe von den Schwiegereltern gefeiert würde. Wlasky ertheilte ſie ihm ſeufzend und ſprach, als der Schaffner ſich entfernt hatte: „Ich muß meinen Dienſtmann beneiden, die Freude leuchtete ihm aus jeder Miene. Wer wird mein Röschen heirathen? Es verblüht einſam und wäre doch ſo werth, das glückliche Weib eines braven Mannes zu ſein. Ich darf ſo mit Dir reden, liebe Frau; denn ich bezeuge es Dir laut meines dankbaren Herzens, Du warſt ſtets wie eine leibliche Mutter für mein Kind geſinnt.“

Dieſe Anerkennung belohnte die wackere Stiefmutter; die Klage ihres Mannes rührte ſie in der Seele, wo der Gedanke an ihre frühverſorgte Tochter ſich mit leiſer Ueberhebung neben ſeinen väterlichen Kummer ſtellte. Denn nach einer Maxime Rochefoucault's ſoll uns ja das Mißgeſchick Anderer, auch der beſten Freunde, eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit gewähren, indem wir nicht umhin können, unſer eigenes Glück zu überſchlagen, wenn fremdes oder auch vertrautes Leid uns offen dargelegt wird. Wie tief oder wie trübe dieſe Meinung aus der menſchlichen Natur geſchöpft ſein möge, ſo viel iſt gewiß, daß ſie theilweiſe Wahrheit enthält. Die edelſte Miſchung hiervon wallte in der Bruſt dieſer Frau auf, da ſie zur Beruhigung des Mannes ſprach: „Laß es gut ſein, Wlasky! der alte Gott lebt noch und ſtirbt dann auch nicht, wenn wir einmal zur Ruhe gehen. Die Gelegenheit, glaube es mir, iſt die einzige Eheſtifterin auf der Welt und ſie wendet ſich oft den beſten Mädchen ab, welche muſterhafte Frauen, vortreffliche Mütter geworden wären, um launiſch anderen Orts ein verdorbenes Geſchlecht hervorzurufen. — Alles, ſagt der iſraelitiſche Weiſe, liegt an der Zeit und dem Glück.“

„Du haſt Recht,“ antwortete Wlasky; „denn — iſt Röschen nicht wohlgebildet, gut und in jedem Sinn trefflich zu nennen? Ich darf es ſagen, wenn auch als Vater. Ein hübſches Heirathsgütchen brächte ſie noch überdies einem Manne zu. Nicht ſelten hindert gänzliche Armuth eine Verbindung; hier ebnet mäßiger Wohlſtand, durch Fleiß und Sorgſamkeit bedingt, den Weg, der, wie mich dünkt, nach Friedland führt. Wir ſind ihn lange gewandelt, Stephanie!“ — — Er drückte ſeiner Gattin bei dieſem zufriedenen Rückblicke weichmüthig die Hand und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: „Wenn ich mir nun Röschen anſehe, und ſie hält meinem Blicke mit einer zerdrückten Thräne im Auge geduldig ſtill; dann — wollte ich lieber einer feindlichen Batterie ſtehen. Das ſilberne Tröpflein, was von ihrer verblüheten Wange ſchleicht, fällt mir wie eine Bleikugel auf das ſtarke Herz und zermalmt es ganz.“

Röschen war unbemerkt in die Laube getreten, und Wlasky ſchwieg von ihrer Nähe betroffen.

„Vater!“ ſagte ſie mit bewegter Stimme, „ich habe die Rede vernommen, welche mich ſo nahe angeht, guter Vater; aber gewiß ich bin nicht unglücklich. Wer mit der Natur vertraut iſt, wie wir, weiß ja wohl, wie oft ein Blümchen, das ſeinen Schöpfer lobt, in öder Verborgenheit duftet und welkt, ohne daß es einen Finder freue. Iſt dies geſchützte Schickſal denn ſo beklagenswerth? Tauſende ſchönere Blumen werden dagegen von rauher Hand gepflückt, vom Sturm zerſtört oder unachtſam zertreten. Der Schatten, worin ich athme, ſei mir daher gegönnt; ich bin nicht ohne einen Sonnenſtrahl geblieben, der dies beſcheidene Dunkel mit Himmelslicht aufhellte, und ob er auch nur flüchtig war, ich habe doch einen Augenblick gelebt!“ —

Dies Gleichniß leuchtete Wlasky ein; nur was Röschen zuletzt ſagte, war ihm nicht ganz klar. Ihm genügte jedoch zu wiſſen, wie ſie ihr vergeſſenes Loos betrachtete; die Natur und ihr frommer Sinn gaben ihr den Geſichtspunkt dazu. Dieſe Demuth überwältigte ſeinen Kummer, der nicht ohne gekränkten Trotz auf ſeines Kindes Verdienſt und Liebenswürdigkeit war. Er meinte bei ſich ſelbſt, Röschen hätte in der langen Uebung ihrer Kräuterleſe keine köſtlichere Pflanze gefunden. Sie heilte ihres Vaters Herz damit.

Die Mutter ward von einer Ahnung berührt, Röschen könnte eine hoffnungsloſe Leidenſchaft in ſich verſchloſſen haben; doch dachte ſie zu zart, das ſchüchterne Geheimniß dieſer Mimoſe anzutaſten. Nur als am Abend Röschen ihr gute Nacht wünſchte, da der Hausherr ſich ſchon zur Ruhe begeben hatte, ſchlang ſie ihre Arme um das Mädchen und ſagte: „Gott ſegne Dich, mein Kind! um Deiner Ergebung willen; obgleich ich nicht leugnen kann, daß dieſe gänzliche Verzichtleiſtung mir betrübt vorkommt, weil ſie jeden Anſpruch auf irdiſches Glück auszuſchließen ſcheint. Indeß — Du haſt dennoch das beſte Theil erwählt. Ach! und die Männer machen ja auch nicht immer glücklich.“ Die Mutter vergaß in ihrem tröſtenden Drange, daß ſie zu Wlasky's Tochter ſpräche.

Röschen mußte lächeln. „Doch die Einſamkeit,“ ſagte ſie, als wolle ſie ſich einer Forderung fähig zeigen, „dieſe beſte Freundin der Verlaſſenen, darf mich nicht verſtoßen in das Gewirr der fremden Welt hinaus. Man wird mich künftig das alte Schloßfräulein nennen, und ich werde es ungekränkt hören, wie ein abgeſchiedener Geiſt den hohlen Schall des Titels, den er auf Erden trug. In zurückgezogener Stille, von nichtigem Geräuſch entfernt, iſt das Ohr leiſer geſtimmt für jene höhere Harmonie, welche tröſtend herüberklingt und jeden irdiſchen Mißlaut ahnungsvoll auflöſet. Nur unter den Menſchen wüßte ich nicht auszudauern; aber ich hoffe, dieſer ſchmerzliche Zwang wird mir erſpart ſein.“ Eine Abneigung der innerſten Art ſteigerte den Ton dieſer letzteren Worte.

Die Mutter ſah Röschen bekümmert an. Sie hatte einen tiefen Blick in des Mädchens Herz gethan. „Mein Kind,“ ſagte ſie mit ſinkender Stimme, „Alleinſein iſt auch nicht gut. Du kennſt es noch nicht; wenn wir nun aber einmal ſterben?“ — —

Röschen umfaßte die Mutter, als wolle ſie die theure Geſtalt über dem Grabe halten und ſprach: „Auch dann wird mich geleiten, der bisher mein treuer Gefährte war.“

Die Mutter ſchwieg. Sie glaubte fromm, Röschen hätte den Herrn des Himmels gemeint; doch das Mädchen dachte nur an den vorangegangenen Freund. Röschens Liebe, womit ſie aufſchauete, war Andacht geworden, und dieſer vermählte Strahl ließ ein überirdiſches Licht auf der Zukunft dunkle Pfade fallen. Indeß Wlasky's Wunſch für ſeine Tochter oftmals die Wolken zerriß, um vor den ewigen Vater zu dringen, und ſeine Gattin gleichermaßen ſeufzende Fragen an die Vorſehung richtete, war ſchon fernher dafür geſorgt, daß Röschens zärtliche Sorgfalt nicht ohne Gegenſtand wäre, wenn die müden Eltern ſchlafen gingen in das kühle Bett der Erde.

Stephanie, ſehr glücklich verheirathet, hatte ſich bald und völlig eingewohnt in der Welt, worin ſie wie in ihrem Elemente ihre eigentliche Natur erſt entfaltete. Nicht ohne Schauer dachte ſie an jene einſame Ruhe zurück, in der ſie erzogen worden, an jene einfachen Beſchäftigungen, deren ſie jetzt, die weißen Hände ſchonend, lächeln durfte im Spott der Freiheit, ihrer entlediget zu ſein.

Leſtlov pries im Beſitz Stephaniens ſein gutes Glück. Die fixe Idee des Vaters, der ſchnöde Argwohn der ſterbenden Judith hatten ihm zu der ſchönen, jungen Frau verholfen, die er wie ſein Leben liebte. Er glaubte demnach den größten Schatz gehoben zu haben, der jemals einem Manne werden könnte, ein gutes Weib. Das Schönheitsgefühl des Künſtlers entflammte ihn für jeglichen Reiz der blühenden Gattin; ein blaues Aederchen, das ſich lieblich um ihr rundes Kinn ſchlängelte, machte ſeine Pulſe in Begeiſterung klopfen. Er freuete ſich des göttlichen Geſchenks, das ſeiner Stephanie in dieſer anmuthigen Bildung geworden, mit dem feinſten Sinn dafür.

Das Bewußtſein, welches die bewundernde Liebe ihres Mannes in Stephanie weckte, der Beifall, womit ſie ſich überall aufgenommen ſah, gaben den unterdrückten Keimen der Eitelkeit freies Feld; ſchnell überwucherten ſie den Samen des Guten, der in der Stille geſtreuet worden, wirkſam durch die Kraft des Beiſpiels und jener leiſen Einflüſſe, welche auch das Werden und Wachſen moraliſcher Triebe bedingen.

Als Stephanie ihrem Manne ein Töchterchen gebar, blieb ſie lange Zeit kränklich und war ſeitdem ſo launiſch reizbar, daß ſelbſt die zarte Begegnung Leſtloy's die verſtimmte Saite ihrer Empfindlichkeit zuweilen in widrigen Anklängen berührte. Auch hatte das Wochenbett der jungen Frau äußerlich ſehr geſchadet. Der Spiegel gab ihr ein bleiches, mattes Bild mit vertieften Zügen zurück, und mißmüthig wendete ſie ſich ihm ab. Das kleine Weſen aber, welches dieſe große Verwüſtung angerichtet, war wunderſchön, wie Raphaels Engel, und der Vater betrachtete es mit entzücktem Blick. Er hatte fortan ein Modell für die Kinder des Himmels. Leſtloy nannte das ſeinige Sanzie im verehrenden Andenken jenes Meiſters, deſſen Phantaſie die Werkſtatt heiligſchöner Vorſtellungen war.

Ein Conterfei der kleinen Sanzie ward nach Böhmen geſendet, auf daß die Familie allda die Freude der jungen Eltern ſähe.

Die Mutter hatte nicht bei der Entbindung ihrer Tochter zugegen ſein können, weil die weite Reiſe für ihre Kräfte in jedem Sinne zu erſchöpfend geweſen wäre. Sie wußte jedoch Stephanie in guter Pflege und durfte deshalb ruhig ſein.

Obwohl die kleine Sanzie durch die reizendſte Munterkeit hätte Erſatz ſein können für alle Sorgen und Mühen, welche ſolch ein Pfand des Segens den Müttern auflegt, ſo empfand Stephanie doch, vielleicht weil ſie ſich ſchwächlich fühlte, die Beſchwerden der erſten Erziehung zu ſehr, um ſich für die Verluſte, womit dies Glück erkauft werden müſſe, ganz entſchädiget zu finden. Verwöhnt von ihres Mannes Zärtlichkeit, war ſie ein wenig eiferſüchtig auf die Kleine, mit der ſie nunmehr des Vaters Liebe theilte, und zwar ſo, daß ihr das Töchterchen die größere Hälfte entzog. Leſtloy war oft ſo verſunken in das Anſchauen ſeines Kindes, daß er Stephanie darüber vergaß. Dies kränkte die junge, eitle Frau. Sie war jener entäußernden Hingebung nicht fähig, wodurch eine Mutter zu dem Urbild der Gottheit wird.

Wie himmliſchſchön und geſund das Kind auch anzuſehen, einer harten Zahnarbeit, welche der Mutter viel Angſt und Plage machte, war es dennoch nicht überhoben. Der Hausſtand brachte ärgerliche Vorfälle mit, die nirgend ausbleiben, wo unſer zufriedenes Daſein auf einer Baſis von Wirklichkeiten ruht; die Menſchen miſchten ihr Thun und Treiben ſtörend in die Innigkeit dieſer Ehe, der Neid verkümmerte dem argloſen Leſtloy ſein ideales Streben. Genug, Stephanie ſah ein, daß ihrer Ehe günſtiges Geſtirn, ſo gut wie jedes andere, unter dem Geſetz irdiſcher Unvollkommenheit ſtehe. Die Sonne dieſes Glückes war im Laufe der Zeit nur ein wenig weiter gerückt und warf ſchon größere Schatten — und der Abend war noch ſo fern! — Leſtloy hingegen träumte ſelig fort, nur zuweilen durch den heranſchleichenden Schritt ſeiner Mißgönner zu kurzem, unerfreulichen Beſinnen geweckt. Die Kunſt, ein wandelloſes Sternbild, ſtrahlte ihm, wenn Andere glaubten, es wäre Nacht, und furchtſam zagten; er hielt ſeinen Blick auf dieſer

Klarheit feſt, die Welt des Lichts war ſeine Welt. So wurzelte er nicht in der trüben Region des niedern Lebens, auf leuchtenden Schwingen trug ihn der Genius höher. Wolken und übelwollende Menſchen zogen ſich an ihm vorüber, er merkte ihre finſtere Erſcheinung kaum. In ſeiner Bruſt wohnte Ruhe, und Wahrheit war in ſeiner Liebe, in ſeinen Idealen.

Mehrere Jahre vergingen, ohne daß eine neue mütterliche Hoffnung ſtörend geweſen wäre, daß Stephanie ſich völlig erhole. Endlich kündete ſich dieſer Segensſtand unter bedrohlichen Zeichen an, und Leſtloy konnte ſich einer ſtillen Bekümmerniß um ſeine Gattin nicht erwehren. Sie litt zudem an einem Huſten, der mit jenen Uebeln in keiner Wechſelwirkung ſtand. Ein Zuſammenhang häuslicher Unannehmlichkeiten hatte unverhinderlich nachtheiligen Einfluß auf ihre Geſundheit geübt; der Arzt warnte, das ärgerliche Temperament zu zügeln, aber er warnte umſonſt; die Galle trat der jungen Frau ins Blut, und ſie mußte eine gefährliche Kriſis überſtehen. Die Stunde der Entbindung trug daher keine erfreulichen Früchte. Stephanie genaß von Zwillingen, einem Knaben und einem Mädchen, überaus ſchwächlich und braungelb, als hätte es der Natur gefallen, ſie in düſterer, bildneriſcher Laune mit Sepia zu tingiren.

Die Mutter, welche einer Lilie glich, verhüllte ihr Geſicht vor dieſem Anblicke; die Hebamme tröſtete mit heimlich troſtloſer Geberde, daß die Farbe der Neugeborenen ja nicht bleibend wäre.

Der Vater betrachtete die Kinderchen, welche ihn mit alten, faltigen Geſichtern anweinten, verdunkelten Auges. Er nahm ſie erbarmend an ſein Herz. Und wenn auch ein flüchtiger Gedanke Stephanie anklagte, ſie hätte ihnen, zu

Gottes Ebenbilde geſchaffen, unachtſam der heiligſten Pflicht, dieſen Farbenton aufgelegt: ſo hoffte er doch ſchweigend, die Zeit, welche alles verwiſcht, würde dieſe tiefen Tinten mildern. Er hätte doch nicht wünſchen mögen, daß die armen Kinder, kaum dem Lichte gegeben, wieder zu den Schatten hinabgingen, denen ſie lebend ſchon anzugehören ſchienen.

Aber die leidenſchaftliche Stephanie fühlte anders. Sie erkannte dieſe Außenſeite ihrer Zwillinge für ein Unglück, das nicht zu berechnen wäre. Sie ſchlug in ihrer Selbſtſchätzung den Werth dieſer Einbuße wirklich übertrieben an; hätten ihre reuigen Thränen dieſe bräunliche Haut weiß waſchen können, ſie wären nicht häufiger gefloſſen. So fand Stephanie ſich denn allzuhart geſtraft. Aber ob das innigſte Band der Natur auch oft ein Herz blutig reibe, zerreißen läßt es ſich nicht.

Stephanie knüpfte die Hoffnung an das ſchwache Leben ihrer Zwillinge — man möge den Schmerz der Mutter danach meſſen — ſie würden ſich ſchwerlich erhalten. Dennoch athmeten ſie dürftig von einem Tage zum andern.

Die Zwillinge empfingen die chriſtliche Weihe in aller Stille und wurden Siegfried und Sibylle geheißen. Der Geiſtliche, welcher die heilige Handlung verrichtete, erſchrak, da er die ſchneeweißen Hüllen lüpfte; es däuchte ihm, er tauche ſeine Hand in die Wäſſer des Ganges, um kleine Heiden zu taufen, für die Empfängniß des göttlichen Geiſtes unter einem heißeren Erdgürtel gereift, als in dieſer nordiſchen Zone.

Die Kinderchen waren jedoch fromm und machten wenig zu ſchaffen. Ruhe herrſchte um die einſame Wiege und der ſäuſelnde Schlaf; nur flüſternde Vorwürfe hielten ihre Mutter wach, ſonſt hätte ſie ungeſtört ſchlummern können.

Nicht ſeltener, als bei der anziehenden Stelle, wo Sanzie ſpielte, verweilte Leſtloy am Lager ſeiner Zwillinge. Er ſah nachdenkend auf das Pärchen nieder und dachte: „Der Schlaf ſtärke Dich, mein ſchwaches Knäblein! Zwar dürfteſt Du kaum, wie Dein Name bedeutet, ein mächtiger Sieger werden; aber wer ſich ſelbſt bezwingt, iſt dennoch groß, wie klein er auch wäre, in den Augen der Menſchen. Sei mir geſegnet, Siegfried! ich liebe Dich, armes Kind! — Und Du, kleine Sibylle, wird die Wahrſagung einer glücklichen Zukunft und die Gabe der Weisheit in Deinem Herzen ruhen, das leiſe noch und unbewußt ſchlägt?“

Da ſchlug die Kleine die Augen auf und ſchauete mit dem Tiefſinn der Unſchuld zu dem Vater empor, als Antwort gleichſam auf dieſe ſeine Frage an den Geiſt des Schickſals. Eine Ahnung rührte ihn an, dies zarte Geſchöpf werde durch Schönheit der Seele ſich verklären zur Ehre Gottes und Gedanken offenbaren, höher als der blöde Sinn der Welt. Helle des Himmels umfloß das Kind vor dem Blick des Vaters; denn vor der Liebe verſchwindet jedes Dunkel.

Die außerordentliche Lieblichkeit der kleinen Sanzie ſchärfte als greller Contraſt die härmende Vergleichung der Mutter zwiſchen ihren Kindern. Stephanie grämte ſich und verfiel; jener trockene Huſten ward ſchlimmer, und Leſtloy ſorgte, wenn auch ſtill, doch ernſtlich um die kränkelnde Gattin. Der Arzt ward dringender zu Rathe gezogen. Er meinte, Eſelsmolken würden dieſer angegriffenen Bruſt heilſam ſein; auch dürften — wie er lächelnd hinzuſetzte, Bäder von ſolcher Milch den Kindern gut thun. Der Gebrauch dieſes Mittels ſei durch eine römiſche Kaiſerin, der Name ſchwebe ihm auf den Lippen — berühmt worden, die es bei aller

Ueppigkeit der latiniſchen Toilette am tauglichſten für ihre verſchönernden Zwecke gefunden.

Es war Stephanien, als ob ein Wespenſtich von der Zunge des Arztes ſie träfe; jede Anſpielung auf die Hautfarbe ihrer Zwillinge verwundete ihr Herz. Sie brach, als er fort war, in Thränen aus. Leſtloy fragte nach der Urſache ihrer Betrübniß. „Ach!“ ſagte ſie, „der Doctor mag wohl ſelbſt ein Eſel ſein! Wie lange brauche ich ſchon von ihm, ohne daß ich die mindeſte Beſſerung ſpürte. Meine Mutter würde mir längſt von dem böſen Huſten geholfen haben. Die ſanften Kräuterſäfte, welche ſie ſo lieblich zu miſchen weiß, dürften bald genug den immerwährenden Reiz der Luftröhre mildern, wofür all ſein grauſes Gemengſel mir noch nichts genützt hat. Ueberhaupt möchte freie Luft und ländliche Stille mir wohlthätig ſein. Die Menſchen bekümmern ſich nur aus Neugier um den lieben Nächſten. Ich zittere, wenn ein Beſuch anklopft und mit dem erſten Schritte nach der Wiege geht, um meine armen Kinder anzuſehen.“ Stephanie weinte aufs Neue.

Leſtloy verſuchte, ſeine Frau zu tröſten. Er merkte wohl, daß ſie ſich nach Hülfe und Troſt von ihrer Mutter ſehnte. So machte er ihr denn ſelbſt den Vorſchlag, die Ihrigen einmal zu beſuchen, wobei ſie die beſte Gelegenheit haben würde, der Verordnung des Arztes nachzukommen. Sie könne ja mit der Mutter deshalb ſprechen, und eine Eſelin werde auf dem Gute leichtlich zu haben ſein.

Stephanie war ſchon heimlich zu dieſer Cur entſchloſſen, ſowohl für ſich, als für ihre Kinder. Sie glaubte an den Doctor, wenn ſie ihm auch zürnte.

Leſtloy bedauerte es ſehr, die Seinigen nur ein Stück Weges begleiten zu können, da er als Mitglied einer Akademie gebunden war und Stephaniens Aufenthalt in ihrer früheren Heimath nicht gern beſchränken wollte.

Stephanie ſah dieſen Ort mit gemiſchten Gefühlen wieder; körperliche Schwäche, ein höchſt reizbar gewordenes Gemüth, welches durch getheilte, mütterliche Empfindungen litt, indem eitler Stolz, der es früher gehoben, den Gram, den es nunmehr mit vorwurfsvoller Beſchämung trug, nur um ſo drückender machte, hatten ihren verſchloſſenen Sinn für die Einſamkeit aufgethan. Erinnerungen der Jugend erwachten und ſpielten im abendlichen Tanz der Mücken vor ihr her; alles war noch wie ſonſt in derſelben Stetigkeit und Stille, als ſie im Triumph hochzeitlicher Ehre und Freude dieſe Gegend verließ. Und jetzt kehrte ſie heim in dies verachtete Aſyl, um an Leib und Seele zu geneſen! — Die alte Liebe empfing ſie hier. Nur in den leiſeſten Spuren war die Zeit an dieſen guten Menſchen vorübergegangen. Stephanie, von Wehmuth hingeriſſen, hing am Halſe ihrer Mutter und weinte ſehr. Sie fühlte an dieſer Stelle, daß ein Kind doch lebenslang keine treuere Zuflucht hätte.

Die Mutter fand ihre Tochter auffallend verändert; der Glanz des Glückes um dieſe blühende Geſtalt war verblichen. Sie ſah nicht aus wie die Gattin eines liebenswürdigen Mannes; düſtere Züge der Unzufriedenheit und des Leidens hatten ſich dem ſchönen Geſicht eingegraben; ihre Stimme, ſonſt hell wie eine ſilberne Glocke, tönte matt und krank. Und ihre Schweſter, dieſe einſame Roſe! fern von jedem Anſpruche ihres Geſchlechts, war ruhig, von ſtiller Heitre umſchwebt; ihre Nähe hauchte Frieden aus. Stephanie bemerkte Röschen mit Bewunderung und nicht ohne trüben Neid um dieſe ſtille Gleichmüthigkeit. O Ihr Glücklichen! wie oft müßt Ihr dennoch den beneiden, der, zurückgrießt vom Geſchick, nur allein der Tugend ſeine Freuden verdankt! —

Als Stephanie die Decke aufhob, um den Ihrigen die Zwillinge zu zeigen, zitterten ihre Hände; aber Frau Wlasky ſah liebreich auf die kleinen Enkel nieder, und ſchon in dieſem Blicke floß Balſam in der Mutter Seele. Die erfahrene Frau tröſtete auch mit Worten und ſprach: „Nun, ich habe mir es wirklich Deinem Jammer nach ſchlimmer gedacht, Stephanie; die Kinderchen ſind nicht entſtellt, wenn ſie ſich werden erholt haben. Gieb Dich deßhalb zufrieden, liebe Tochter! Wie wollteſt Du thun, wenn ſie weſentlich verunſtaltet wären? — Wir ſind in Gottes Hand, der als Schöpfer unſerer Bildung Jedem das Seine giebt nach weiſem Gefallen, und der Strahl ſeines Lichtes, in welchen Farben er auch ſpiele, ſoll uns das Herz nicht brechen, ſondern erleuchten. Die Schönheit iſt ein zweifelhaftes, vergängliches Gut, und eine weiße Haut oft nichts mehr, als eine blanke Tafel, worauf ein böſes Schickſal Schmerz und Räthſel ſchreibt. Die kleine Sibylle kann noch ein recht hübſches, braunes Mädchen werden, und dem Jungen ſchadet es nun vollends gar nicht.“ So gelang es ihr, Stephanie allmählich zu beruhigen und den gebeugten Muth der Tochter aufzurichten. Röschen nahm ſich mit ausſchließender Sorgfalt dieſer kleinen Geſchöpfe an.

Mädchen, die mit der ahnenden Gewißheit der Zukunft entgegengehen, daß ihre weibliche Beſtimmung unvollendet bleiben werde, aus welchem Grunde dieß auch immer ſei, ſchaffen gern mühſelig etwas Gutes und gefallen ſich in der Uebung ſolcher Pflichten, denen ein Gemüth, von ſüßer Unruhe der Hoffnung bewegt, ſich abwendet. So pflegen ſie Kranke, und wären es auch nur Blumen, die nicht recht aufkommen wollten, mit unermüdeter Ausdauer, und ihr zartes Mitleid trägt fremde Noth, ja, ſelbſt ein verlorenes Vögelchen in das wärmende Neſt zurück. Sie fühlen ſich nicht mehr peinlich vereinzelt, wenn die Sympathie des Unglücks ſie mit der Kette lebender und leidender Weſen zuſammenhält; die Leere ihrer Exiſtenz wird voll Nützlichkeit und ſie ſehen ſich in den niedrigſten Leiſtungen der Hülfe wie ein Ehrenpoſten geſtellt, der ihnen in den Würden des weiblichen Berufs verſagt blieb, zu denen ſie geboren wurden. Unſer verkanntes Geſchlecht übt Liebe allein, wo es nur Geduld zu üben ſcheint. Wo es ſanft und ſacht Weh verbindet, bluten ihm die eigenen Wunden; wenn es in bangen Nächten mit verhaltenem Athem das Fieber belauſcht, dann iſt es einſt todesdunkel um ſein Daſein geworden, der Kampf der Leidenſchaft iſt ausgekämpft, der erſtorbene Schmerz ſchläft tief im Grabe und ſein Monument iſt der Marmor einer Stirne, worauf Gram und Ruhe in leuchtenden Zügen zu leſen. So ſind die Klöſter der Eliſabethinerinnen, ſo der Orden der grauen Schweſtern und alle ähnliche entſtanden. Und, wo zurückgezogen von der Welt, wenn auch in der Mitte ihrer Verhältniſſe, ein junges oder alterndes Mädchen der Hülfe heiliges Amt verrichtet; da iſt ein Mitglied jener ewigen Stiftung, in der die Vorſehung ſelbſt die Weihen ertheilt und mit Strenge das Gelübde des Gehorſams und der Entſagung fordert.

Die Zwillinge lernten bald das ſanfte Röschen unterſcheiden, das ſich ſo ſehr um ſie bemühete. Sie fanden zu jeder Zeit eine wohlwollende Aufnahme an dieſem Buſen voll der weichſten Güte.

Die Mutter hingegen hatte keine dringendere Sorge, als Stephaniens Geſundheit, welche ſich ſichtlich erholte.

Sanzie war die Freude Aller. Sie machte manchen luſtigen Ritt auf dem Querſattel von des Großvaters Knie, wobei er ihr mit alter, rauher Stimme ein Soldatenlied ſang oder einen Marſch pfiff und mit den Fingern dazu trommelte. Der Kleinen hüpfte das Herzchen vor Vergnügen, und Wlasky meinte, eine Ader militairiſchen Blutes ſchlage noch in dem Kinde aus der bürgerlichen Art.

So waren ein paar Monate ſchnell verſchwunden. Leſtloy's Briefe ſehnten ſich nach den Seinen, und Stephanie hielt es für billig, an die Rückreiſe zu denken. Die Mutter und Röschen machten ihr den Vorſchlag, ihnen die Zwillinge, denen die Landluft gar zu gut zu bekommen ſcheine, da zu laſſen. Stephanie erröthete froh. Die Kinder wären ja in den beſten Händen, meinte ſie, und ihr Mann würde wohl nichts dagegen haben. Eine leiſe Unruhe der Selbſtvertheidigung blieb jedoch in ihrer Bruſt, die ſich nie mütterlicher gegen dieſe kleinen, ausgeſetzten Weſen gehoben, als in der Stunde, wo ſie von ihnen Abſchied nahm.

Indem nun Röschen mit der ihr eigenen Hingebung ſich der übernommenen Pflicht widmete, war beſtens für ſie ſelbſt geſorgt; denn ſie hing das verlaſſene Herz an die Kinder ihrer Pflegeſchweſter, und ihre leidende Liebe ward eine thätige. Siegfried und Sibylle blieben ihr Eigenthum lebenslang und kehrten nie mehr in das elterliche Haus zurück.

Leſtloy ordnete ſeinen väterlichen Wunſch der Ueberzeugung unter, daß ſie beſſer aufgehoben wären, als daheim. Seine Gattin kränkelte fortwährend; ihr angegriffenes Gemüth hatte nur Raum für die angſthafte Zärtlichkeit, womit ſie die kleine Sanzie vergötterte und bewachte. Eine leiſe Verbitterung Stephaniens war keine krankhafte Laune mehr, der man ſchonend nachſieht, da ſie vorübergeht, ſondern der Charakter ihrer Stimmung geworden.

Der milde Leſtloy trug dieſes Kreuz gelaſſen. Wenn ſo mancher herbe Tropfen ſich in ſeine begeiſterten Genüſſe miſchte; ſo ſtärkte der Genius ihn, daß er den Kelch ohne Murren leere. Er malte Geſtalten, dem Himmel entwandt — und vergaß darüber die hinwelkende Schönheit ſeiner Frau und ihren bleibenden Mißmuth. Er freute ſich des blühenden Kindes und dachte an die entfernten Kleinen mit der Empfindung eines Vaters, der die Seinen wohl geborgen weiß vor einem Schickſal, das er ihnen nicht erſparen könnte.

Wlasky ſtarb — ſein redliches Herz ſtand ſtille, und über dem Lager, wo ſein bedeckter Leichnam lag, pickte die ſilberne Kaſtenuhr leiſe fort, als wäre nichts geſchehen. Die Wittwe warf einen thränenden Blick auf das Zifferblatt, es hatte ihr die ſchwerſte Stunde ihres Lebens gezeigt. Aber im Hauſe änderte ſich nichts, ob auch der Herr deſſelben fehlte. Mutter und Tochter trauerten ſanft und ſchloſſen ſich im Gefühl der Lücke, welche ihnen dieſe Trennung geriſſen, nur um ſo inniger an einander. Die Erſtere lebte noch eine Reihe Jahre zu Röschens Troſt. Unterdeſſen wuchſen die Kinder heran; Sibylle, die kindliche Freundin ihrer jungfräulichen Tante, Siegfried, ein Knabe voll Geiſt und Genie; doch Beide Sinnpflanzen gleich für jede Berührung von Außen her. Ein Zufall, ſo glücklich, wie nur hülfreiche Mächte ihn verfügen, wo ſie ſich des Bedürfniſſes ihrer Lieblinge annehmen, machte es möglich, daß Siegfried eines vortrefflichen Unterrichts theilhaft werden konnte in der nächſten Nachbarſchaft des Gutes. So blieb ihm die Wohlthat der Heimath und Röschens zarte Pflege, die der ſchwächliche Knabe nur mit Gefahr für ſeine Geſundheit entbehrt haben würde. Röschen übte, ohne ſich irgend eines Plans dazu bewußt zu ſein, den wirkſamſten Einfluß auf ihre Zöglinge. In ihr ſelbſt lag das Syſtem der Erziehung zu den Zwecken eines unendlichen Daſeins und ſie folgte ihm ohne Abſicht, ohne Wiſſen. Jedes ihrer Worte war beſeelt von Liebe, und dieſer Hauch aus Gott bläſ't allein den lebendigen Odem ein, der den Menſchen zum Menſchen bildet.

Die Eitelkeit trübte dieſes reine Verhältniß nicht, weder mit ihrem Streben, noch mit ihrem Bedauern. Röschen ſah in der unſcheinbaren Hülle die ſchöne Seele der Kinder und liebte ſie mild und fromm wie irdiſche Waiſen, wie künftige Engel. Sie hatte Wohlgefallen an dem Neffen und der Nichte, und ihr klares Auge voll Mutterfreude ſtrahlte die dunkle Bildung dieſer Geſchwiſter hell zurück, nie bemerkend, ob ſie einen Schatten würfe.

Doch wie die kleine Sibylle größer ward, ſchien ſie in mädchenhafter Ahnung zu fühlen, daß eine unbedeutende Geſtalt, bleiche Züge ohne Glanz, ihr keinen Anſpruch gäben an den Beifall Anderer und daß ſie durch den Mangel äußerer Anmuth an ſich ſelbſt gewieſen wäre. In verſchwiegener Tiefe ſetzte dies kindliche Gemüth Perlen beſcheidener Tugenden an, in denen Röschen reichen Lohn fand. Gegen die Menſchen war und blieb Sibylle ſcheu und blöde; doch die Natur umfaßte ſie traut und warm. Jeder Baum war ihr ein Freund, jede Blume ihrem Herzen theuer. Alles hatte für ſie Stimme und Sprache. Sie redete mit den geſchwätzigen Bächen, ſie verſtand, was ihr der Wind zuflüſterte, wenn er durch Blüthen ſäuſelte oder in den Wipfeln des Waldes ſpielte. Sie lächelte zum Himmel auf, wenn der Sonnenregen des Frühlings ihr das innerſte Herz erquickte, ſie blickte mit verſöhnender Unſchuld, die keine Furcht kennt, in die murrende Gewitterwolke. Wie eine echte Tochter dieſes Hauſes ging Sibylle zeitig in jene Wiſſenſchaft ein, welche als ein Segen ihres mütterlichen Geſchlechts darauf ruhete, und war am liebſten bemüht, heilende Kräuter zu ſammeln und armen Gebrechlichen mit der rührenden Willfährigkeit eines Kindes zu helfen.

So rauſchte eine lange Zeit dahin. Siegfried war entſchieden für den Beruf des Arztes, aber ſein Wunſch fand Schwierigkeiten. Dieſer Trieb, dem Gefühl für Nothleidende entflammt, das auf dieſem Boden Nahrung gefunden hatte, ſollte ihn durch gründliche Vorübungen der Pharmacie auf einen grünen Zweig bringen. Er wollte zuvor einige Jahre Apotheker werden; dies war ſein eigener, feſter Wille. Doch ihn zu bewerkſtelligen ſah Tante Röschen ſich verlegen. Das Vaterhaus in Berlin bot keine Hülfe; ſeine lebendigen und todten Schätze waren verſenkt für immer und Fremde ſchalteten in dieſen Räumen.

Stephanie war ſchon längſt an einer Auszehrung geſtorben. Leſtloy wollte nach dem Tode ſeiner Gattin den Knaben wieder zu ſich nehmen und Sibylle ſeiner Schwägerin laſſen, wenn dieſe es begehrte; aber auch Siegfried flehete den Vater an, ihm Zeit zu gönnen, daß er noch bleiben dürfte in Böhmen, wo er auf der einſamen Hochſchule dieſer Berge Kenntniſſe zu ſammeln die ſeltne Gelegenheit gehabt. Die erbetene Friſt ward ihm gewährt; allein Leſtloy erlebte ihren Ablauf nicht. Ein nervöſes Fieber raffte den geſunden Mann in der beſten Kraft ſeines Lebens hin, bezwungen von dem Schmerz, die geliebte Sanzie zu verlieren, dieſe aufblühende Tochter, welche der Stolz und die Freude ihres Vaters war. Sie hatte ſich, leidenſchaftlich im Tanz, den frühen Tod durch eine Erkältung an dem Verlobungsfeſte ihrer liebſten Freundin zugezogen. Das Haus kam durch den Betrug eines falſchen Freundes in fremden Beſitz, und ſeine Stätte möchte ſchwerlich mehr gefunden werden.

Röschen ging zwar mit allem Fleiß der Wirthſchaft ihres Gutes nach, ob ſie ſich gleich auf treue Dienſtleute hätte verlaſſen können; aber „das Unglück ſchreitet ſchnell.“

Mehrere Jahre hindurch verhagelten ihre Ernten; doch Röschen zagte deshalb nicht und theilte mit den Armen, welche verzweifeln wollten, die letzten Vorräthe ihrer Scheuern. Seit einiger Zeit rollte kein Wetter über das Dörfchen, ohne Schaden anzurichten, als wären alle Blitze auf das fromme Haupt ſeiner Beſitzerin gerichtet. Und wenn Röschen auch bebte, ſo oft ſie die eilige Gewalt des Feuers ſah, was ihr aus den Tagen der früheſten Kindheit her ſchrecklich geblieben, dachte ſie doch: „Wolken kommen, Wolken gehn, bau' auf Deines Gottes Gnade“ — und in dieſer Zuverſicht bauete ſie die in Aſche liegenden Stellen wieder auf.

Aber die Kräfte des kleinen Gutes waren doch nach und nach geſchwächt worden, und wie bereit dieſe beſte Tante auch war, alles für ihren Pflegling zu thun, ſo hätten ſich die Mittel zu ſeinen Studien doch kaum erſchwingen laſſen. Röschen ſprach oft mit ſorgenvoller Bedenklichkeit davon, wie dieſer Plan in Ausführung zu bringen wäre; doch Siegfried ſchwieg lächelnd und verhielt ſich in Geduld.

Daß mit dem Erbtheil von ſeinem Vater — Stephanie war, kaum volljährig, um ihr kleines Vermögen gekommen — eine ungeheure Betrügerei geſchehen und das Vertrauen des ſterbenden Leſſloy bübiſcher Weiſe gemißbraucht worden ſei, ließ ſich faſſen; aber das friedſame Röschen hätte wohl eher ihr Leben beſchließen, als einen Proceß anfangen mögen. Die Kinder hatten keinen Vormund und kein Recht, man glaubte in Berlin, ſie wären von ihrer Tante adoptirt worden. Röschen wußte es nicht anzugreifen. Sie tröſtete ſich zwiſchen Wunſch und Zweifel; wenn Siegfried ſtudiren könnte, ſo wäre ihm geholfen, und vielleicht fände ſich für Sibylle ein Mann, der einſt das Gut übernähme. Oft ſchon war ihr der Gedanke gekommen, ihren Neffen auf gut Glück an ſeinen Oheim in Baiern zu ſenden, der, wie ſie wußte, ein wohlhabender Mann und berühmter Apotheker wäre; aber dieſer nahe Verwandte hatte ſich ſeit ſeines Bruders Tode noch mit keiner Sylbe um dieſe armen, verkürzten Kinder bekümmert, und Röschen war nicht gewiß, ob er ſelbſt noch lebte.

In einer ſchwülen Gewitternacht war Röschen trotz des Vorſatzes, wach zu bleiben, matt und müde vom heißen Drucke der Luft in feſten Schlaf geſunken. Da rollte der Donner, als verkündete er den jüngſten Tag, grade über dem Schloſſe, daß die alten Mauern in ihren Grundveſten wankten; die Erde bebte, das Getäfel am Boden kniſterte, jeder Gegenſtand war bewegt. Erwachend glaubte Röschen ein feines, metalliſches Klingen ganz nahe ihrem Ohr zu vernehmen. Sie raffte ſich empor und ſah die feurige Schlange ziſchend in eine Linde von ehrwürdigem Alter fahren, welche vor den Fenſtern ihres Schlafzimmers ſtand. Der Blitz ſpaltete den ſtarken Stamm, wie geſengtes Haar dürrten ringsum die friſchen Blätter und gleichzeitig dröhnte ein klappernder Schlag durch die Gewölbe des Himmels. Röschen war einige Minuten lang betäubt; athemlos ſtürzten Siegfried und Sibylle durch die unverriegelte Thür, zu ſehen, ob die geliebte Tante Schaden genommen. Das Wetterleuchten warf einen bläulich geiſterhaften Schein auf ihre entſetzten Geſichter. Röschen ſtreckte ihnen beruhigend die Hände entgegen.

„O Tante!“ rief der beſonnene Siegfried, „dies eiſerne Bettgeſtell hat mir ſchon manche Angſt bereitet; ich bitte, ſchlafen Sie nicht mehr darin! Es iſt ein Magnet für die Gefahr, und wollten Sie Ihr Leben, uns ſo theuer, dieſer ausſetzen?“

Sibylle weinte und flehete leiſe: „Tante Röschen! wir haben ja Niemand auf der Welt, als Sie!“ und die kleine, hagere Hand, welche dieſe ängſtliche Thräne trocknete, zitterte noch immer.

Röschen verſprach, ſich ein anderes Lager zu beſorgen. Sie ſelbſt konnte ſich eines Schauers der Furcht nicht erwehren, und jener wunderbare Klang, den ſie vernommen, tönte noch, wie eine Warnung glaubte ſie — durch die aufgeregte Seele.

Am folgenden Morgen mahnte der Anblick der zerſchmetterten Linde ſie an ihren Vorſatz. Sie ſtand allein vor dem Bettgeſtell in tiefen Gedanken. So viele Jahre nun hatte ſie ſanft und ſüß darin geſchlafen, und wie mancher ſelige Traum, wie manche unendliche Hoffnung über den letzten Schlummer hinaus in dieſer engen Lage Raum gefunden! — Sie dachte weiter zurück. Dieſe eiſernen Pfoſten haben das Elend jenes Mannes getragen, welcher der Quäler ihrer Pflegemutter war, und manche warme Mädchenthräne dieſer guten Frau mochte einſt in verſeufzten Nächten auf die kalten Rollenſtäbe gefallen ſein.

Unter ſolchen Erinnerungen legte Röschen Hand an, die Betten und Pfühle, leicht wie Schauben, heraus zu raffen, um ſie einſtweilen auf Stühle zu legen, als ſie ſich an dem Geſtell blutig ritzte. Sie bückte ſich, zu ſehen, was ihr weh gethan; ein ſtarker Stift war, vielleicht durch die Erſchütterung der Nacht, locker geworden. Röschen zog ihn vollends aus ſonder Mühe und ein ungemein künſtlicher Mechanismus, der die ganze Zuſammenfügung verrieth, war ſichtbar. Die Rollen waren vom dünnſten Eiſenblech und konnten leicht wie eine Federbüchſe geſchoben werden; doch was gab ihnen dieſe Schwere? Sie faßten durchgängig Goldſtücke von doppeltem Gewicht, ſo hinein paſſend, wie man Ducaten in eine papierne Düte ſchlägt, und als wäre das Bettgerüſt für dieſen Zweck eigends eingerichtet worden. Röschen erſtarrte. Der Schlüſſel eines Familiengeheimniſſes war mit jenem Stift in ihre Hand gekommen. Der Bann des Schatzes löſte ſich und kleine goldne Berge häuften ſich zu ihren Füßen. Schnell bemächtigte ſich eine Vorſicht, früher nie gekannt, und ein Scharfſinn, wie der Beſitz ihn lehrt, dieſer argloſen Seele. Sie ſchloß die Thüre ab und trennte dann mit fliegender Hand die wohlbefeſtigte Matratze von braunem Juchten, welche ſtatt der Strippen diente. Und ſiehe! der lederne Boden war mit holländiſchen Banknoten wattirt; unter qualmendem Geſtäube ſprangen Zahlen hervor, die einen großen Werth angaben. Da lag nun der vermißte Reichthum, hier nie geſucht und doch gefunden, verſtreut wie altes Gerülle. Das Geſtelle aber, das ihn verborgen, ſtand hohl und leer. Röschen dachte ein Feenmährchen zu träumen; doch da die Wahrheit außer Zweifel war, vermochte ſie dieſen wunderbaren Aufſchluß nicht allein zu tragen, er ging über die Kräfte ihrer Faſſungskraft und hätte ihr das Herz abgedrückt. Sie klopfte an die Wand und rief Siegfried und Sibylle. Sie öffnete ſo leiſe und kam einem Ausruf des Erſtaunens mit furchtſam bedeutender Miene und einem Wink zur Stille zuvor, als gelte es, einen ſchlafenden Löwen zu ſchauen. Wohl war es eine bezwingende Macht, oftmals ein Würger ſchuldloſer Lebensfreuden, welche ſie in Augenſchein nehmen ſollten. Die Zwillinge ſtanden wie Bildſäulen. Betroffen blickten ſie der Tante in das Geſicht, welches noch erblaßt in frohem Schrecken war, und ſchienen zu warten, was Röschen ſagen würde. Das Räthſel war bald gelöſt; denn Beide wußten die Geſchichte vom verlornen Schatz. Röschen ſchlang ihre Arme zuerſt um Siegfried und ſprach, während ihre Wangen ſich in hoher Röthe färbten: „Sieh her, mein Sohn! nun kannſt Du Chemie ſtudiren und Medicin und was Du willſt! Der Stein der Weiſen iſt gefunden; Du darfſt ihn nur heben. Und für Deine Zukunft, gute Sibylle, iſt auch geſorgt; eine unerwartete Gunſt des Zufalls hat Dich ausgeſtattet. Du biſt zeither reich in Zufriedenheit geweſen, Du wirſt es ferner im Sinne der Welt ſein.“

Das Mädchen ſah ſchweigend zu Boden; das dunkle Auge glänzte, aber nicht im Wiederſcheine der blinkenden Münzen, ſondern von einer verhaltnen Thräne. Dieſe kleinen, goldnen Berge waren kein Verſprechen für ein Glück, wie dies ſtille Herz es ſich erſehnte. Sibylle fühlte ſich vielmehr in dieſem Augenblicke arm und von der Natur verſäumt. Sie verbarg den auffallenden Schmerz dieſes Bewußtſeins an dem mütterlichen Buſen der Tante. Röschen faltete die Hände und ſprach: „Lieber Gott! hier ſtehe ich und ſtaune verſtummend vor Deiner weiſen Güte. Jener Harpagon in Berlin, der dieſes eiſerne Gerüſt ſeinen Laurentius-Roſt nannte, mag wohl, ich glaube es nun, wie auf glühenden Kohlen gelegen haben; denn der harte Mammon iſt kein Lager, was dem armen Menſchen Friede giebt, ſondern ein heimlich Feuer, welches die falſchen Anbeter brennend fühlen. Die Augen Eures Großvaters und ſeiner ſpähenden Muhme hielt ein ſtetes Suchen offen, bis der Tod ſie ſchloß, und dennoch wurden ſie gehalten, daß ſie gleichſam den Wald vor lauter Bäumen nicht ſahen. Es iſt kaum zu begreifen, wie ihnen die richtige Vermuthung entgehen konnte. Und ich, o Himmel! Ahnungslos habe ich auf dieſem Golde ſanft und weich wie auf Roſen geruht und keine wüſten Träume des Begehrs haben meinen Schlummer geſtört. Den Deinen giebſt Du es ſchlafend, großer Geber! Wir aber wollen wachſam ſein zum Gebet voll Dank; auch um einen weiſen Gebrauch möchten wir bitten ohne Unterlaß.“

„Wir müſſen aber nun wohl dieſen reichen Fund mit dem Oheim in Baiern theilen und mit ſeinen Kindern, wenn er welche hätte?“ fragte Siegfried, der das überſchwengliche Glück, ſeinen liebſten Wunſch erfüllt zu ſehen, mit dem Gefühl abzutragender Gerechtigkeit empfand. Sein erſter Gedanke war dahin gerichtet geweſen.

Röschen fand ſich durch dieſe Frage beunruhiget, nicht aus Eigenutz, ſondern in zarter Achtung für die Manen der edlen Wlasky.

„Wenn dies geſchähe,“ entgegnete ſie leiſe, „ſo wird jener unwürdige Verdacht noch das Grab der guten Großmutter ſchmähen, der ihre redliche Geſinnung bei Lebzeiten beſchuldigte.“

„Die Ehre der Todten wahrt ein höherer Richter, den Lebenden ziemt nur Recht zu thun, daß ſie vor dem Allwiſſenden beſtehen mögen;“ erwiederte der Neffe, und ſeine Tante freuete ſich dieſer Antwort. Sie ſprach: „Wir wollen überlegen, wie alles beſtens einzurichten ſei;“ und hob nun die koſtbaren Papiere auf, während Sibylle gleichgültig, ſtill, die häusliche Schürze voll Gold ſammelte.

Einige Wochen ſpäter reiſte Siegfried von Hauſe ab, und die weite Welt öffnete ſich vor ſeinen Blicken. Es war das erſte Mal, daß er es auf eine lange unbeſtimmte Zeit verließ. Er fuhr auf der ordinairen Poſt, und Niemand hätte wohl dieſen unanſehnlichen Paſſagier für ſo vollwichtig gehalten.

An einem regnichten Abend voll herbſtlicher Ahnung ſtand Siegfried vor der erleuchteten Officin ſeines Oheims und ſchauete durch die blanken Glasfenſter. Der Mörſer klingender Hall ſcholl hell wie Glockengeläute weit in den Platz hinaus, und Siegfrieds Herz ſchlug mit dem arbeitenden Getön drinnen um die Wette. Die wunderſchöne Einrichtung glänzte wie unter einem magiſchen Schimmer, alles glänzte farbig und geheimnißvoll. Starke Gerüche zogen aus in den feuchten Dunſt der Dämmerung, dann und wann wehete lieblich Aroma von Kräutern und Blumen dazwiſchen, als ſtreifte ein Lüftchen über die Wieſe. Von der Decke ſchnappten die Ungeheuer der Tiefe, und manche Merkwürdigkeit oder Spielart der Natur war neben ihren verborgenen Kräften zu ſehen. Schweigend, doch emſig, waren eine Menge junger Männer thätig, von denen die meiſten ernſt und einige bleich ausſahen; es ging rührig her im Geſchäft.

Siegfried betrachtete die Apotheke und ihre lebendige Regſamkeit mit Entzücken. Sein Gefühl ſagte ihm, daß er an der Schwelle des Berufs ſtehe und das ſtärkere Klopfen ſeiner Bruſt beglaubigte den Zug der Blutsverwandſchaft; denn ſeines Vaters Bruder war hier Herr. Er faßte ſich Muth, trat ein und fragte nach Herrn Leſtlov. Der erſte Proviſor maß mit großen Augen den kleinen, jungen Menſchen, in einen ſchlichten Mantel gehüllt, woran noch Regentropfen hingen. Er mochte ihn für einen Reiſenden halten, der ein Anliegen an den Principal hätte, und war kurz mit dem Beſcheid. Doch kaum war dieſer gegeben, als ſich die Thür aufthat und ein ſtattlicher Mann eintrat, der die Schaar der Gehülfen, welche ſich höflich bückten, gönnerhaft grüßte. Eine Frau redete ihn bittend an, er bewilligte das Geſuch, und Siegfried wußte nun, daß es ſein Oheim wäre. Herr Leſtloy wollte vorwärts ſchreiten, da näherte ſich ihm Siegfried und bat mit zagender Stimme um die Gunſt, ihn auf ein Wort allein ſprechen zu dürfen. Dieſer bange Ton irrte auch den Apotheker zu der Meinung, die geheime Audienz wäre nur auf ſeine Börſe abgeſehen, welche Vorausſetzung immer die erſte reicher Leute iſt, ſo oft eine Bitte vorklingt; doch war er heute zur Gewährung gelaunt und hieß das fremde Männlein ihm folgen.

Sie traten in ein großes, ſchönes Zimmer; alles, was Siegfried erblickte, war gediegen und deutete auf Wohlhabenheit. Herr Leſtloy legte Hut und Stock ab, warf ſich in einen elaſtiſchen Armſtuhl und winkte den blöden Siegfried, der ferne ſtand, zu ſich heran, fragend, was er ihm zu ſagen hätte. —

Siegfried zog einen Brief aus der Bruſttaſche ſeines Mantels und überreichte ihn dem Oheim. Während dieſer las, hatte der Neffe Zeit, ihn ungehindert zu betrachten. Dieſe Statur, ſtrotzend von Fülle und Geſundheit, ſchien die Familienkraft der Leſtloy's in ſich zu vereinen; denn Siegfried erinnerte ſich der ſchmächtigen Geſtalt ſeines Vaters und er ſelbſt ſah aus ſo zart und geiſtig, als hätte eine Elfe ihn geboren. Doch zeigte dies glatte Geſicht mit der hangenden Unterkehle Züge von Verdruß um den aufgeworfnen Mund, und auf der Stirne hatten Furchen eingeſchnitten, als niſtete der Unmuth und die Sorge darin. Er hatte nun geleſen, Siegfrieds Herz wallte — aber der Oheim faltete den Brief mit Ruhe zuſammen und ſprach, ohne eine Miene zu verändern: „Mein Vetter alſo? Siegfried Leſtloy?“ Es war etwas im Tone dieſer Frage, was halb und halb wie ein Zweifel klang.

Siegfried küßte dem Oheim die Hand, dieſer ließ es ohne Weigern geſchehen; das Fremde dieſer Scene machte jedoch den armen Jüngling, der an die trauteſten Beziehungen gewöhnt war, ſo beklommen, daß er keinen Laut hervorbringen konnte.

Deine Tante, Neffe,“ ſagte Herr Leſtloy, indem er ſich des verwandſchaftlichen Vorrechts anmaßte, mag übrigens eine ehrenwerthe Perſon ſein“ — bei dieſem Worte ſchoſſen Thränen in Siegfrieds Augen, und Röschen ſchwebte ihm in aller ihrer Engelhaftigkeit vor — „aber man ſieht aus dem Briefe, daß ſie hinter den böhmiſchen Bergen wohnt und ſo viel als nichts weiß von der Welt. Sie meldet mir Dein Verlangen, Dich als Lehrling in mein Geſchäft aufzunehmen und denkt, das geht nur ſo. Du biſt ſo ſchwächlich, Vetter, daß ich fürchte, Du werdeſt mir kein Piſtill erbeben, es müßte denn das einer Blume ſein, und die Pharmacie fordert rüſtige Leute. Du müßteſt ferner ein ordentliches Examen beſtehen“ — hier lächelte Siegfried, zuvor war er beſchämt erröthet, und äußerte, wenn es weiter nichts wäre . . . . .

„Ich bin,“ fuhr Herr Leſtloy nach einer kleinen Pauſe fort, „ein ſtrenger Lehrherr und der Meinung, daß nur der

Gehorſam zur Freiheit erziehe; ſo könnte ich auch bei Dir keine Ausnahme machen um der Andern willen.“

Siegfried verſicherte hierauf beſcheiden, er wolle ſeinen Mitſchülern mit dem Beiſpiele der Folgſamkeit vorangehen.

Herr Leſtloy neigte den Kopf ein wenig, als gefiele dieſer demüthige Vorſatz ihm wohl; doch ſchwieg er noch eine Weile in ſtillem Bedacht; dann erhob er ſich und ging mit gemeſſenen Schritten zur Thür. Unter der Wucht ſeiner Wohlbeleibtheit ſeufzten die Dielen; auf den Ruf einer ſonoren Klingel erſchien eine Frau in häuslicher Tracht, welcher der Oheim in Kürze das Zimmer bezeichnete, das dieſem jungen Menſchen, ſeinem Neffen, angewieſen werden ſollte, und wenige Worte, deren Grundton jedoch wie ein unauflösbarer Befehl klang, reichten hin, für Siegfried eine ſchickliche Aufnahme zu beſtimmen.

Die Wirthſchafterin faßte mit einem ſcharfen Seitenblicke den kleinen Vetter, der in gedrückter Stellung da ſtand, ins Auge und wunderte ſich heimlich, daß mit dieſem Duodezfigürchen ſo große Umſtände gemacht würden.

Herr Leſtloy war Wittwer, doch ſein Hausweſen nichtsdeſtoweniger in muſterhafter Ordnung. Er verſtand ſich auf die Kunſt der Repräſentation und wußte ſeine Untergebenen zu regieren; ein gebietender Blick von ihm war ein Geſetz, das Niemand zu übertreten wagte.

Doch jede, auch die beſte Verfaſſung zeigt ſchwache Seiten. Der Oheim hatte einen einzigen Sohn, der, kaum einige Jahr älter als Siegfried, ſich gegen den knabenhaften Jüngling wie ein gereifter, wo nicht gar abgelebter Mann ausnahm. Er hatte Chemie ſtudirt und zwar auf eine Profeſſur. Er galt für einen Vielwiſſer und ſchien nebenher nicht wenig ſtolz auf ſeines Vaters wohlerworbenes Geld zu ſein, wovon er einen freien Gebrauch machte. Der junge Leſtloy wohnte in ſeines Vaters Hauſe und führte an ſeinem Tiſche das große Wort. Der abſprechende Ton, die unleidliche Anmaßung ſeines Weſens verbitterte der ſtummen Tafelrunde zumeiſt das Eſſen, während jener unerſchöpfliche Redner glaubte, er allein gebe ihm das Salz und die Würze. Der Vater ſah dabei nicht ſo aus, als wäre er für dieſe Fehler verblendet oder überhaupt mit dem Sohne zufrieden; aber er achtete ſich ſelbſt zu ſehr, um ihm etwas gegen die Zeugen zu vergeben, welche ſich der kleinſten Rüge gefreut und überhoben haben würden. Nur ein finſterer Zug um die ſchweigende Lippe oder ein jäher Widerſpruch verrieth zuweilen, daß ihn dieſe oder jene Aeußerung verdroß, und dann war der Faden des Geſprächs wie abgeſchnitten.

Dieſer übermüthige Schwätzer, hoch und ſchön gewachſen, ſah ſeinen Vetter überzwerg an und gab ihm hinterrücks Spottnamen, welche jedoch Niemand nachzuſagen wagte. Er nannte ihn den kleinen Däumling oder den gehörnten Siegfried und mochte wohl nicht davon träumen, daß dieſer kleine, verachtete Verwandte das Füllhorn des Ueberfluſſes über ihn ausſchütten könnte. — Die Andern im Hauſe merkten indeß zeitig, daß der Neffe des Principals kein Brett vor der Stirn hätte und wie guten Anlauf er genommen, um es in der Gunſt des Herrn Leſtloy recht hoch zu bringen. Es dauerte nicht lange, ſo hatte Siegfried ſich das Herz des Oheims erworben. Zwar verwundete dieſer das ſeinige, wenn er des verſtorbenen Bruders erwähnte und gewöhnlich auf eine mißbilligende oder vorwurfsvolle Art; allein Siegfried verkannte deßhalb nicht, daß der Oheim von ſeinem Standpunct aus nur ſo und nicht anders urtheilen könnte, und eben ſo wenig die Güte, womit er ihn behandelte. In reiner Proſa des Verſtandes und einer Lebensklugheit, welche irdiſchen Vortheil als den erſten und letzten Zweck jedes thätigen Strebens anerkennt, tadelte der Apotheker die ideale Tendenz ſeines Bruders, welche dieſen, ſcheidend von der Erde, der heiligſten Pflichten vergeſſen laſſen. Er konnte es ihm nicht verzeihen, daß der Verſtorbene ſein Haus in Berlin nicht vor der Möglichkeit geſichert, daß es durch Ränke des Betrugs in fremde Hände käme; er wußte freilich nicht, daß ein verfälſchtes Teſtament es mit jedem andern Beweiſe väterlicher Fürſorge ſeinen Kindern entriſſen.

„Da er es einmal,“ ſprach Herr Leſtloy einſt über dieſen Gegenſtand, „aus der Hand des ſterbenden Vaters übernommen, mußte es auch Familiengut bleiben und mein Bruder ſeine Kinder nicht ganz und gar einem ſchwachen Mädchen und der Aufnahme des Zufalls überlaſſen. Ich, als der Aelteſte, lehnte das Grundſtück ab, weil mir das Unweſen mit dem fabelhaften Schatze in tiefſter Seele zuwider war; aber dennoch habe ich ſelbſt aus der Ferne jenes Haus im Sinne behalten und mich geärgert, daß es nicht auf den dritten Erben kam.“ Eine gewiſſe Ruhmredigkeit ging nebſt dem leiſen Vorwurfe, ſich des Sohnes ſeines Bruders annehmen zu müſſen, aus dieſen Worten hervor, und Siegfried fühlte fein genug, ihn zu empfinden. Doch ſchwieg er dazu; denn ſeine Zeit war noch nicht gekommen.

In Mitte des Sommers hatte es einen heftigen Auftritt zwiſchen Vater und Sohn gegeben und die Hausgenoſſen munkelten, daß dies die Urſache wäre, warum Herr Leſtloy mehrere Tage hindurch unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit auf ſeinem Zimmer blieb und für Niemand ſichtbar war. Nun kam der Geburtstag des Principals; er aber hatte ſich am Abend vorher die Gratulation verbeten. Nur Siegfried, der in aller Frühe ſacht heranſchlich und kleinlaut fragte, ob er den Oheim beglückwünſchen dürfe, ward zugelaſſen. Sie waren allein. Siegfried ſprach einen innigen Wunſch aus; das Herz, ohne Falſch, ſchwebte ihm wahr und warm auf der Lippe, und als er ſagte: „Ich bringe Ihnen auch ein Angebinde, Herr Oncle“ — da dünkte es dem Oheim, die Stimme ſeines Neffen zitterte, wie in einer ſtarken, innern Regung.

Herr Leſtloy reichte ihm gütig die Hand und dankte.

Siegfried brachte ihm einen ſchriftlichen Aufſatz über eine chemiſche Hypotheſe und eine ſeltene Pflanze zum Geſchenk; ein verſchnürtes, zugeſiegeltes Päckchen hielt er noch unter dem Arme. Der Oheim bezeugte ſeine Zufriedenheit über die kleinen Gaben, ſein Blick wendete ſich ihnen jedoch ab und auf das vorenthaltene Paquet, als wolle er rathen, was es enthielte.

„Ich danke Dir, Neffe,“ ſagte er gerührt; „ich weiß, Du meinſt es aufrichtig, ehrliche Seele. Wollte ich doch, Du wärſt mein Sohn! — Ach Siegfried! ich bin kein glücklicher Vater.“ — Bei dieſem Geſtändniß ließ er das Haupt ſinken und eine ſchwere Thräne rann über ſeine Wange. Siegfried ward von Wehmuth ergriffen, da er den Schmerz des armen Oheims ſah, er faßte die herabhangende Hand deſſelben und preßte ſie an ſein Herz, um ihn fühlen zu laſſen, daß ein treues Gefühl der Theilnahme hier für ihn ſchlage.

Mit einem ermahnendem Drucke entzog Herr Leſtloy ſeinem Neffen die volle Linke und ſprach: „Bleibe Dir ſelbſt getreu! denn es giebt eine Vergeltung für Gute und Böſe.

Wir empfinden unſern Lohn, wir tragen unſere Strafe Angeſichts der Welt und wiſſen doch nur allein, wofür und weßwegen. Ich habe den Verſtand und das Geld wohl allzu hoch geſchätzt, deßhalb muß ich vielleicht jetzt fühlen, wie unzulänglich Beide ſeien. Mein Sohn iſt ein wiſſenſchaftlicher Kopf, reich an Kenntniß und Talent; aber er hat kein kindliches Gemüth, er verhöhnt das Edelſte. Und wenn ich bedenke, was ich an ſeine Erziehung gewendet und jede Hoffnung daran geſetzt, daß er groß werde in Angeſehenheit vor den Menſchen, wie ſo ganz Vater ich ihm geweſen und wie ſo wenig er mir Sohn iſt“ —— dieſer Gedanke überwältigte Herr Leſtloy; die ſtarke Stimme brach ihm und er bedurfte einer Pauſe, um ſich zu faſſen. Der Neffe ſah ihn mitleidig an — er ehrte ſchweigend den Schmerz des Oheims.

„Wenn ich dagegen erwäge,“ fuhr dieſer fort und heftete das verdunkelte Auge auf den kleinen Vetter, „wie ſorglos mein Bruder lebte, oder vielmehr ſein Daſein in einer Ideenwelt verträumte, während er ſelbſt ſeine Kinder von fremder Luft und Güte ſich nähren ließ, wie ruhig er ſtarb, angelächelt von ſeinen Bildern, befriediget von dem, was er geleiſtet, unbekümmert um die Seinen — und wie Du doch — Du darfſt dies Lob von mir annehmen! ein wohlgerathener Jüngling geworden biſt, der die Aſche ſeines Vaters dankbar verehrt, ohne ihm mehr ſchuldig zu ſein, als den Athem in Deiner Bruſt, der auch ein Seufzer ſein könnte:“ ſo muß ich bekennen, es ſei gleichviel, ob man ſich mühe, oder ſeiner Pflicht enthebe; die Läſſigkeit kommt eher als der Eifer an das Ziel der Hoffnung; denn zum Laufen hilft nicht ſchnell ſein — wie ein Weiſer ſagt.“

„An Gottes Segen iſt alles gelegen,“ fügte Siegfried hinzu und ſeine Seele bedauerte ſtill die fruchtloſe Arbeit, womit der gute Oheim ſich abgemüdet hätte.

„Freilich,“ nahm Herr Leſtloy nach einer langen Weile, in der er eine Parallele gezogen zu haben ſchien, das Wort wieder auf, „hat mein Sohn eine reiche Anwartſchaft, da die kleine arme Scholle in Böhmen Dir und Deiner Schweſter nur ein dürftiges Erbe ſein möchte; aber ich werde Dich bedenken, Siegfried!“

Herr Leſtloy hatte ſo eben über die Unzulänglichkeit irdiſcher Mittel geſprochen; allein der Ton, womit er dies Verſprechen gab, legte ein erhebliches Gewicht auf den Werth des Geldes, wie auf dieſen Vorſatz. Doch Siegfried lächelte wie ein kleiner Gott, der Macht zu geben ſich bewußt. Er küßte die Hand des Oheims mit heftiger Geberde, das Päckchen unter ſeinem Arme glitt zu Boden.

„Was haſt Du denn da?“ fragte Herr Leſtloy.

„Es iſt ein Angebinde für Sie, Herr Oncle“ — antwortete Siegfried, bückte ſich, es aufzuheben, und löſete in leiſer Haſt die Schnüre. Das Papier rauſchte auf; ſtumm, mit tiefen Odemzügen entfaltete er der Reihe nach die holländiſchen Banknoten, die Hälfte des Fundes, gewiſſenhaft von Röschen getheilt.

„Mein Heiland! wo ſind dieſe Papiere her?“ fragte der Oheim beſtürzt; der Jüngling ſchien ihm ein höheres Weſen. Siegfried erzählte, das Erſtaunen des Oheims wuchs, ſeine Augen verſchlangen den Reichthum, der vor ihm lag, ſeine Blicke ſtarrten nach den Zahlen, deren Zauber ihn ſo befangen machte, daß er die einfache Geſchichte nicht begreifen konnte. Endlich gelang es dem Augenſchein und der Deutlichkeit des Neffen, ihn zu überzeugen. Der kleine Siegfried hatte plötzlich mit dem, was er darlegte, eine ungeheure

Wichtigkeit für ihn gewonnen. So war denn die Philoſophie des Herrn Leſtloy nur ein Lichtlein der Erleuchtung in dunkler Stunde geweſen; aber der Geiſt blies den verglimmenden Docht an, daß er nicht verlöſche vor dieſem Schein des Glücks, und der die Gedanken der Menſchen lenket und ihre Herzen wendet, leitete den Oheim zu einem weiſen Entſchluß. Er ſprach: „Und dieſen beträchtlichen Werth hielteſt Du mir verſchwiegen faſt ein ganzes Jahr, da Du Dir eine ganz andere Aufnahme und Stellung in meinem Hauſe damit bereiten konnteſt?“

„Ich wollte ſie mir ſelbſt verdanken und hätte keine beſſere finden können;“ antwortete Siegfried in anſpruchloſer Zufriedenheit.

„Nun wohlan, Neffe!“ erwiederte der Oheim, „Du biſt ein treues Gefäß für das Geheimniß und Deine Hand, obwohl ſie mir oft zu ſchwächlich ſchien, um auf irgend eine Weiſe durchzugreifen, iſt doch ſtark genug, Geld und Gut zu bewahren. Darum behalte, was Du haſt, ich will Dich nicht berauben. Meinem Sohne ſieht man es an der Naſe an, wie viel ſeine Taſche trägt und welche Summen die Bücher ſeines Vaters nennen; ſie ſteht ihm offenbar zu hoch — und Hochmuth kommt vor dem Fall. Nein, Siegfried! ich nehme nicht einen Deut von dieſen Papieren. Wäre es der Vorſicht Wille geweſen, ſie mir zuzutheilen; ſo würden ſie meinem Vater und der argliſtigen Muhme nicht entgangen ſein. Mich dünkt, der verſchwundene Schatz ſollte von einem Engel gehoben werden, um an die rechten Erben zu kommen; ſo mag es denn dabei ſein Bewenden haben.“

Siegfried ſtand betroffen von der Großmuth des Oheims und verſuchte ihn mit Bitten; aber Herr Leſtloy blieb feſt.

Er fühlte ſich in jenen Augenblicken wirklich einen reichen Mann.

Von dieſer Zeit an war das Vernehmen zwiſchen Oheim und Neffen noch inniger als ſonſt, und man vermuthete, Siegfried fiſche im Trüben nach dem ungeheuern Hummer, dem Zeichen der Apotheke, welche einſt auf ihn, den Vetter und Günſtling des Principals, übergehen werde; ſo dürfte ſie ihre Firma nicht ändern. Aber dieſe Präſumtion war ein Krebs; denn als Siegfried ſeine Lehrzeit beſchloſſen, von der er ſich keinen Tag ſchenken ließ, ſagte er dieſem Hauſe ſammt allen ſeinen Genoſſen Ade, um anderen Ortes ſeinen Curſus der Medicin zu beginnen.

Er lebte ſtill und eingezogen auf der Univerſität, vermied ſo viel als möglich alle Beziehungen zu den Menſchen; dennoch knüpften ſie ein geheimnißvolles Intereſſe an ſeine Perſönlichkeit. Man nannte ihn nur den kleinen Magier, theils ſeiner braunen Geſichtsfarbe wegen, theils weil ihm Mittel zu Gebote ſtanden, welche das Vorurtheil aus übernatürlichen Quellen ableitete. Die Sage ging im Schwange, er befaſſe ſich mit Alchymie. Siegfried unterſtützte arme Studirende, linderte das Elend des Mangels mit freigebiger Hand und ſchien für ſich ſelbſt ſehr wenig zu bedürfen. Doch ſein Widerwille, ſich in Umgang mit ſeinen Commilitonen einzulaſſen, ſein Verſchmähen alles äußern Scheins und der ſcheue Verſchluß, worin er ſich zu halten pflegte, um nicht durch die Zudringlichkeit Unverſchämter im Studiren geſtört zu werden, beſtätigte die abergläubiſche Meinung, daß er geheimen Künſten obliege.

Sobald er promovirt hatte, eilte er der Heimath zu. Er kam grade recht, ſeiner troſtloſen Schweſter beizuſtehen und einen letzten Segen zu empfangen. Tante Röschen war ſeit längerer Zeit kränklich geweſen; doch Sibylle hatte nicht für dies theure Leben gefürchtet; denn ein zärtliches Herz glaubt nicht an die Gefahr der geliebten Seinen, und vor thränenvollen Augen ſchwankt die Wage der Hoffnung; da hingegen ein kalter Blick ſo ſchnell, als richtig, die Nähe des Grabes ausmißt.

Röschen ſtarb, wie ſie gelebt, ohne Klage, heiligſtill; ihr letzter Athemzug löſte ſich wie ihr ganzes Daſein in Liebe auf. Nach ihrem Wunſch ward ſie an der Seite des preußiſchen Hauptmanns beſtattet.

Dort ſchläft ſie, wie einſt, neben dem wackern Veteran, dicht eingeſchichtet zwiſchen ihm und jenem, der ein treuer Diener ſeines Herrn war. Der Drang des Lebens ſchweigt um dieſen geſonderten Platz; ferne klingen die Glocken, läuten die Heerden und nur Geiſter der Luft rauſchen in den Linden, die ihn beſchatten. Eine Nachtigall, die Kammerſängerin des kleinen Friedhofs, ſingt mit beſeelter Kehle ein elegiſches Frühlingslied und wie „Auferſtehen!“ ſäuſelt es um dieſe Schlafſtätte. Die Sterne ziehen leuchtend drüber hin, und ſtill, wie der Thau des Himmels, fällt die Thräne trauernder Sehnſucht in Blumenkelche nieder. Sie ruhen ſanft.

Die bange Sibylle hätte den Schmerz dieſes unerſetzlichen Verluſtes nicht allein zu tragen vermocht; ihr Bruder verſprach ihr daher, ſie nie zu verlaſſen. So blieben ſie treu und geſchwiſterlich zuſammen ihr Lebelang. Siegfried widmete ſich ſeiner Wiſſenſchaft und übte die ärztliche Praxis auf eine höchſt uneigennützige Weiſe. Er war Tauſenden ein anſpruchsloſer Helfer — die Landleute nannten ihn nur den Doctor Siegfried, und er ließ es ruhig geſchehen. Möchte immerhin ſein Familienname der Vergeſſenheit anheim fallen; er ſuchte nur Ehre vor Gott darin, ſeiner Pflichten gegen die Menſchen, ſeiner Brüder, eingedenk zu bleiben. Der Ruhm war ihm ein glänzender Gedanke, aber fern und hoch; er begnügte ſich mit dem beſcheidnen Bewußtſein, Gutes gethan zu haben. Dieſe Einſamkeit gewährte ihm Uebung aller ſeiner Kräfte vollauf und unverkümmerte Freuden. Er fand im philoſophiſchen Genuß dieſer beſchaulichen und dennoch wirkſamen Ruhe mehr wahre Befriedigung, als Viele, die am Quell des Lebens — dürſten. Dieſe Geſchwiſter würden ohnfehlbar dem Blick der Menge bedauerlich erſchienen ſein; aber wenn unſer innerſtes Gefühl und nicht das Urtheil Anderer unſer Glück beſtimmt, ſo waren ſie wohl eher zu beneiden. Wenn Siegfried und Sibylle wie ein Paar wandelnde Mumien durch die Ernte ſchlichen und ſchweigend den Reichthum der Garben zählten, oder an lauen Sommerabenden einander gegenüberſaßen und ſtill in die Landſchaft hinausſchaueten, welche ihr kleines Gebiet umfaßte, und deren Umriſſe im ſilberblauen Schein des Mondes verſchmolzen; dann ging die Zeit in einer ſchönen Feierſtunde an ihnen vorüber, und ihre Herzen, höherer Ahnung voll, wurden von einem lebendigen Gefühl der Güte Gottes gehoben. Und ſo fragen wir die Glücklichen unter unſern Leſern: ſchlägt ihnen das Herz in dankbarer Freude und bleiben ſie ſich der Vorzüge bewußt, durch welche der Himmel ſie ſegnete? —

Herr Leſtloy erlebte es, ſeinen Sohn als einen berühmten Mann zu ſehen; aber dieſer eitle Schall war auch der einzige Lohn des Vaters und nicht geeignet, manche tiefe

Sorge in ihm zu betäuben. Dieſe Stimmen des Kummers ſchwiegen dann erſt, als er das Zeitliche geſegnet.

Die vortreffliche Apotheke und ein ſchöner, botaniſcher Garten, für ihre Zwecke angelegt, kamen um einen mäßigen Preis in fremde Hände; der Profeſſor konnte nicht genug damit eilen, die väterlichen Grundbeſitze zu veräußern. Er zog es vor, zur Miethe zu wohnen und in die Weite ſpazieren zu gehen. Den Stolz des Bürgers, ein ſtehendes Eigenthum, verachtete er; der Geiſt ſeiner Wünſche verflog in flüchtigen Elementen. Er haßte jede Schranke, jede Abhängigkeit; dennoch ſollte er ein Joch der Ehe ertragen müſſen, da er ihr ſanfteſtes Band nur wie ein Würger gebrauchte. Der Profeſſor Leſtloy war lange in einem Verhältniſſe befangen geweſen, wogegen ſich die entſchiedenſte Mißbilligung ſeines Vaters auflehnte, weil die Geliebte des Sohnes übel in der öffentlichen Meinung ſtand und der würdige Apotheker gern ein unbeſcholtenes Mädchen vom reinſten Rufe zur Schwiegertochter haben wollte.

In Folge einer Eiferſüchtelei geſchah endlich, was kein Zureden des Vaters hatte bewirken können; jene leidenſchaftliche Verbindung zerriß und der Flatterſinn von Leſtloy's treuloſer Dame ſchloß ohne weiteres einen andern Bund am Altare. Sie heirathete einen Edelmann von berüchtigten Sitten, einen Spieler von Ruf, der, mit dem Wagniß des Glückes vertraut, auch in der ernſten Sache des Herzens und ſeiner größten Hoffnung verlorenes Spiel trieb.

Der Profeſſor grollte einige Jahre mit ſich und der Welt und ſchmähete das weibliche Geſchlecht; dann entſchied ein Zufall, daß auch er ſich vermählte.

Das Mädchen ſeiner Wahl, ein gutes, liebenswürdiges Geſchöpf, zog ein bitteres Loos der Ehe; denn Leſtloy war nicht der Mann, der Unſchuld, Güte und Liebe an einer Frau zu ſchätzen fähig war; nur jene bösartige Coquette hatte ihn mit Erfolg zu behandeln gewußt.

Die Gattin des Profeſſors gebar einen Knaben und die Aufgabe ihres kurzen Daſeins war nun gelöſt, zugleich mit einer Feſſel, welche dies weiche Herz wund gedrückt hatte; doch die Ketten warteten ſchon, denen ſich der häusliche Tyrann nach dem Spruch der Nemeſis unterwerfen ſollte.

Einige Zeit früher, als die Profeſſorin ſtarb, ging auch Leſtloy's erſte Liebe in Trauer um den Gemahl, der ihr zwei Kinder und durchaus zerrüttete Finanzen hinterlaſſen; aber die ſchlaue Wittwe verſtand ſich zu helfen. Man tadelte laut, daß der Profeſſor ſich ſo bald in ihren Armen tröſtete. Sie ward ſeine zweite Frau, die gebietende Macht des Hauſes und das böſe Princip für den armen, kleinen Ludwig, den Sohn ſeiner erſten Ehe. Ihn feindete ſie mit aller Tücke eines verderbten, mißgönnenden Herzens an und ſuchte ihm nachtheilig zu ſein, wo ſie wußte und konnte. Sie entzog ihm die väterliche Liebe, ſtellte jede kleinſte Unbeſonnenheit in ein gehäſſiges Licht und verfolgte ihn durch alle Stadien ſeiner jugendlichen Entwickelung ſo unabläſſig, daß ſie endlich ihren Zweck erreichte. Der Profeſſor enterbte den ſchuldloſen Sohn unter einem lügenhaften Vorwande und wendete das große Vermögen, welches er mit all ſeiner Freiheit in die Hände ſeiner Frau gegeben, ihren Kindern zu. Früher ſtarrſinnig und unbeugſam gegen die ſanfte Gewalt bittender Vorſtellungen, wie gegen den Scepter der Vernunft, womit ſein Vater ihn regierte, ein aufrühreriſcher Kopf gegen alle Geſetzmäßigkeit, ſchmiegte er ſich nunmehr unmännlich feige in die Launen ſeiner Zwingherrin und ſeine

Schwachheit ward ſeine Straſe, er blieb ſeinem Verhängniſſe verfallen.

Den Sohn, des Vaters wie der Mutter beraubt und ſeines Erbtheils, entſchädigten die Muſen. Mitleidig traten ſie an die Wiege des Neugebornen und legten ihm ihre ſchönſten Gaben unter den kleinen Pfühl. So ſtand er, eine Waiſe, unter himmliſchem Schutz und weder Haß noch Ungerechtigkeit konnten ihm ſchaden; vielmehr war die Härte des Vaters der Stahl, der dem Geiſte des Sohnes die edelſten Funken entlockte.

Eliſabeth ſtand am Fenſter und ihr beklommener Athem hauchte trübend die Scheiben an, durch welche ſie nach dem Freunde ausſah, den ihre Sorge fernher begleitete; denn ein ſchlimmeres Wetter hätte dieſen Reiſenden nicht treffen können, und der Winter fiel mit einem Ungeſtüm ein, der ſie für ſein Fortkommen zagen ließ. Der Wind wirbelte im Geſtöber der Flocken, hier thürmte ſich der Schnee, dort trieb die wilde Jagd des Sturmes mit dumpfen Sauſen über die Haide. Im Pfarrſtübchen dämmerte es bereits; um den Lehnſtuhl im Winkel, worin Paſtor Dagon ſchweigend ſaß, ſchwebte ein ſchläfriges Dunkel. Und Alcindor war bei dem einbrechenden Abend, der dann keine weghafte Spur mehr unterſcheiden ließ, wahrſcheinlich auf offner Straße und der Gefahr für ſeine Geſundheit, wo nicht für ſein Leben, um ihretwillen ausgeſetzt! — Dieſer Gedanke ſchnürte der armen Eliſabeth die Bruſt zuſammen und der Krampf der Angſt, der bängſten Erwartung hielt ſie wie gebunden an dieſer Stelle, ob ſie ihn vielleicht kommen ſähe. — Sie hätte das Licht des Tages, der ihr dieſe Beunruhigung erregte, aufhalten mögen; dennoch ſchwand es mehr und mehr; über die bleichen Maſſen draußen breitete ſich ein grauer Flor, und mit der farbloſen Luft miſchte ſich die düſtere Nähe der Schatten.

Eliſabeth richtete das Auge bald in die Höhe, bald in die Ferne — endlich däuchte es ihr, ſie höre das Schnauben eines Pferdes von Weitem. Alle ihre Sinne ſchärften ſich für die Hoffnung, daß Alcindor käme, ein zweifelnder Wunſch eilte ihm entgegen — und wirklich! Alcindor kam. Die kleine Fuhre glich einem Bildwerk aus Schnee; das Gebräme von Alcindors Mantel war wie candirt, jedes Haar an ſeinem Haupte ſtarrte in ſilberner Friſur, und der leichte Braune war ein laſttragender Schimmel geworden.

Eliſabeth ſchrie, als ſie den wiederkehrenden Freund anſichtig ward, laut auf vor Freude, ihr Vater raffte ſich empor aus ſeiner Apathie. Sie ſtürzte vor die Thüre, der Wind trieb ein wüſtes Spiel mit der Kleidung des Mädchens, und im Nu war die zarte Geſtalt in einen feuchten, kalten Schleier gehüllt.

Alcindor winkte ihr erſchrocken zurück, ſein erſter Gruß war eine Fürſorge der Freundſchaft. Das erſchöpfte Pferd ward ihm abgenommen, ſteif gefroren bewegte Alcindor ſich langſam in das Haus.

Paſtor Dagon bezeugte ſich froh über die Ankunft des Gaſtes und ſagte ihm, wie ängſtlich Eliſabeth ſeinetwegen geweſen.

Alcindor lächelte zwiſchen Dank und Anmuth. Er ſprach: „So hätte ich der lieben Eliſabeth dieſe gütige Beſorgniß erſparen können; denn es war keine Möglichkeit fortzukommen, ſo weit ich es auch verſuchte, und mein Weg demnach vergeblich. Windwehen, rieſenhoch, ſtellten ſich mir mit kaltem Trotz entgegen, und die Natur ſelbſt ſchien es nicht zu wollen, daß ich diesmal meine Abſicht erreichen ſollte.“ Er nickte hiebei heimlich Eliſabeth zu.

„Wer weiß, wozu es gut iſt,“ antwortete der Paſtor heiterer, als ſeit langer Zeit. „Mir iſt es heute,“ fuhr er fort, „recht leidlich ergangen und eine ſeltſame Zuverſicht hat mich ermuntert. Denken Sie nur, Freund! es hat ſich in dem Mantel, der, wie ich Ihnen ſagte, mobil geworden, um meinen Arzt vorzuſtellen, ein Recept vorgefunden, das, ſo viel ich davon verſtehe, wie für meine Beſchwerden geſchrieben ſcheint. Wann? von wem? und wie es in jene Taſche gekommen, dies iſt mir gänzlich unbewußt oder entfallen. Ich bin jedoch entſchloſſen, es zu gebrauchen; jene Viſion könnte voll Wahrheit, voll Leben geweſen ſein, und ſo will ich die Kraft des Glaubens auch daran verſuchen“

„Ohne einen Arzt deshalb zu Rathe zu ziehen?“ fragte Alcindor, als hätte er nicht recht gehört und mit dem dringenden Tone eines Warners. „Die Kunſt der Herren von dieſer Facultät tappt auch nur im Finſtern,“ entgegnete der Paſtor ruhig, „und iſt oft nichts weiter, als ein blinder Griff des Ohngefährs in den abgetragenen Mantel der Gelehrſamkeit, der, wie der Rock in der Schrift, nur mit neuen Lappen geflickt wird, auf daß die Riſſe um ſo größer werden. — Ich habe heute viel über meinen Zuſtand nachgedacht und über die Wirkung jener Mittel einiges geleſen, was ich eben habhaft werden konnte, und es bleibt dabei, ich will ſie im beſten Vertrauen anwenden.“

Eliſabeth ſeufzte, wagte aber keinen Widerſpruch; denn ſie kannte ihres Vaters Weiſe. Alcindor hielt dieſen Entſchluß für einen krankhaften Willen und gedachte ihn künftig mit einer kräftigeren Gegenrede zu bekämpfen, als deren er heute fähig war. Er fühlte ſich ſehr unbehaglich, ſchauerte in Froſt und Glut den ganzen Abend und ging zeitiger als ſonſt in ſein Schlafgemach.

Am nächſten Morgen kam Alcindor nicht zum Frühſtück. Er hatte ſich durch die Unbilden der Witterung ein Erkältungsfieber zugezogen, was ihn nöthigte, das Bett zu hüten, wie gern er auch um Eliſabeths willen dieſes Uebelbefinden hätte verläugnen mögen. Das arme Mädchen war ſehr bekümmert ob der neuen Sorge. Seit einem Jahre hatte Eliſabeth ſo viel um Krankheit ihr theurer Perſonen gelitten; Gedanken von Gefahr, Furcht und Schmerz knüpften ſich an ihre tiefſten Gefühle, daß ſie mit geübter Einbildungskraft ihren Begriff von Alcindors Unpäßlichkeit überſpannte. In jener ſichern Unſchuld, welche keine Rückſichten des Schicklichen kennt und doch nie dagegen verſtößt, übernahm ſie ſelbſt ſeine Pflege, und er meinte, ſo müßten die Kranken des Himmels ſich befinden, wenn es dort nämlich welche gäbe.

Gegen Abend bat Eliſabeth ihn, ob er es ihr nicht zu Gefallen thun und die treue Regine bei ſich wachen laſſen wolle. Er wäre dann für die Nacht verſorgt und ſie beruhiget. Alcindor konnte dieſer flehenden Stimme nicht widerſtehen. Die Theilnahme dieſes gütigen Herzens rührte ihn innigſt, und ſo ließ er es geſchehen, daß Eliſabeths Wärterin die ſeinige würde.

In ungewöhnlicher Aufregung blieb Eliſabeth noch wach, da ihr Vater lange zu Bette war; ſpät erſt zündete ſie eine kleine Lampe an und ſchlich die Treppe hinauf. Sie horchte an Alcindors Stübchen — Frau Regine huſtete leiſe drinnen. Eliſabeth glaubte, Regine wünſche ſie noch zu ſprechen, und öffnete mit ſcheuer Vorſicht, kein Geräuſch zu erregen, die Thür.

Das Licht ſtand hinter einem Schirm und diente nur mit ſpärlicher Helle. Regine rührte ſich nicht von ihrem Sitze; aber ſie winkte das Mädchen heran, welches flüſternd fragte, wie es mit dem Kranken gehe. Frau Regine machte eine befriedigende Bewegung, legte den Finger auf den Mund und winkte heftiger noch. Eliſabeth näherte ſich mit ſachtem Schritt, das Lämpchen in ihrer erhobenen Hand goß einen matten Schein über das Lager des jungen Mannes. Alcindor lag ruhig und ſchlief. Die Decke hatte ſich etwas verſchoben, Regine deutete danach hin, und mit Entſetzen ſah Eliſabeth eine breite, rothe Narbe auf Alcindors Bruſt, wie von einer nicht längſt geheilten Wunde. Seine Linke raffte das offne Jäckchen ein wenig zurück, als wolle er träumend den Spalt des Todes zeigen, der ihm tief hinab bis an das Herz gedrungen! —

Bei dieſem Anblick flog ein Beben durch Eliſabeths Glieder, ihre zitternde Hand verſchüttete einen Tropfen Oel auf das weiße Linnen des Bettes; aber Alcindor erwachte nicht. Er lächelte nur im Schlummer, freundlich wie die Liebe. Doch Eliſabeths Pſyche wollte entfliehen. Sie erbleichte und wendete furchtſam das Auge und den Schritt, während etwas in ihr vorging, was ſchwerlich zu beſchreiben wäre.

Frau Regine folgte ihr auf den kleinen Vorſaal. „Haſt Du geſehen, Eliſabeth? und was ſagſt Du dazu?“ fragte ihre ehemalige Amme, die, ſobald ſie ohne Zeugen war, ſich dieſe trauliche Sprache gegen die Tochter des Pfarrherrn erlaubte. „Mein Herrgott!“ fuhr Regine mit heiſerer, unterdrückter Stimme fort, „als ob jetzt alle jungen Männer Wunden und Narben auf der Bruſt trügen? und den armen Mädchen blutet inwendig das Herz! — Ich ſehe Dir's auch an — Du ſiehſt aus, wie ein umgehender Engel. Wer Dich ſähe, würde ſagen: alle guten Geiſter! — — Nun gute Nacht!“ Und als Eliſabeth nicht antwortete, ſondern nur ſchweigend dankte, ſchwer aufſeufzte und mit erloſchnen Zügen nach ihrem Kämmerlein ſchwankte, ſah ihr Regine nach und wisperte betend:

Geht nur hin, ihr matten Glieder!
Eilet eurem Schlafe zu;
Holet eure Kräfte wieder
Durch die ſanfte Abendruh.
Meine Seele, Du allein,
Sollſt anjetzo wachſam ſein!

Am andern Morgen, als Paſtor Dagon ſich in ſeiner Studirſtube befand, eine Traurede auszuarbeiten, trat der Schulmeiſter ein, ihn zu ſprechen. Das kleine amtliche Geſchäft war bald abgemacht, die Rede kam nun auf das Befinden des Geiſtlichen. Der Schulmeiſter rieth dringend zu einem Arzte, weil das vorſeiende Feſt gerüſtete Kraft erfordere und in hieſiger Gegend ein Hülfsprediger ſchwer zu haben ſei; die Gemeine aber laſſe ſich zur heiligen Weihnachtszeit am wenigſten gern etwas von der chriſtlichen Beſcherung unterſchlagen.

Der gute Paſtor war nicht bedenklich über die vergriffne Wahl dieſes Wortes, er hielt ſich an den Geiſt der Theilnahme, der aus dem ländlichen Präceptor ſprach, und theilte ihm die Geſchichte von dem Mantel mit und äußerte dabei, wie er das Recept für ſich anzuwenden gedenke.

Der Schulmeiſter ſagte hierauf: „Es giebt zwar viele Dinge zwiſchen Himmel und Erde, die wir uns nicht zu erklären vermögen“ — und bei dieſer Erklärung ſchwebte ein helles Beſinnen auf der Stirne des Philoſophen; „aber das Räthſel mit dem Recept, ſo viel iſt klar — das iſt gelöſt. Ew. Ehrwürden borgten mir vor Jahren einſt jenen Mantel, als ich bei grimmigem Wetter meinen Schwager zu beſuchen reiſte, der an einer Leberkrankheit hart danieder lag.

Der böhmiſche Arzt hatte ihn behandelt und glücklich curirt. Ich bat ihn um das Recept zu der Medicin, die ſolch ein Wunder bewirkt; denn vor menſchlichen Augen war dort keine Rettung mehr. Er gab es mir gefällig. Es iſt gut, wenn man auf alle Fälle häuslich verſorgt iſt, und jeder Buchſtabe Latein hat für einen Mann vom Fach beſonderes Intereſſe. So ſteckte ich es zu mir; doch als ich daheim nach dem Papier ſuchte, war es verſchwunden, als hätte ein Taſchenſpieler es mir aus dem Mantel hinweg practicirt.“

„Es hatte ſich ein wenig zwiſchen das Futter geſchoben“ — ſchaltete der Paſtor ein.

„Ein wunderliches Fatum!“ bemerkte der Schulmeiſter ſofort; „und nun wird es nach langer Raſt rebelliſch an ſeinem Orte, und vielleicht zu rechter Zeit; denn an der Leber ſcheinen mir Ewr. Ehrwürden doch auch zu leiden und ſollten deshalb jenen Arzt conſuliren, der, obwohl ſie ihn allgemein nur den kleinen Doctor nennen, doch ſchon große Dinge gethan. Und die drei Meilen, weiter wird es wohl nicht ſein, ſind ja auch nicht aus der Welt.“

Der Paſtor antwortete, daß er des Willens wäre, ſobald nur die verſchneieten Wege einen Fußſteig für den Boten zulaſſen würden.

Alcindor war nach einigen Tagen völlig wieder hergeſtellt; doch die Seele der guten Eliſabeth blieb krank und leidend. Sie that, was ſie ihm an den Augen abſehen konnte. Alcindor empfand den zärtlichen Antheil des Mädchens, ſein Herz ſchlug in mehr als dankbaren Wünſchen; aber er dachte nicht, daß, während Eliſabeth jede ſanfte Pflicht der Sorgfalt für ihn übte, ſie all dies Liebe und Gute im Gedanken einem Andern erwies.

Paſtor Dagon hatte die ſeinigen auch bei dieſem zarten Verhältniß. Er hätte darauf ſchwören wollen, daß ſeine Eliſabeth wohl eher, als die heilige, der Magnet ſei, welcher den Kunſtfreund angezogen und hier feſthalte; dann aber kam es ihm wieder vor, als hinge Alcindor ganz und gar nicht an der Hoffnung, Herz und Hand ſeiner Tochter zu gewinnen. Der junge Mann ging fein und freundlich mit ihr um — nichts mehr. Eliſabeths rührende Stimme tönte zwar, ſo oft ſie ſich an Alcindor wendete, einem ſchönen, innigen Gefühl nach, ſo daß man ihr die Achtung, womit ſie den Gaſt des Hauſes in der leiſeſten Berührung ſchonte, gleichſam abhörte; aber ſie war deßhalb um nichts heiterer, ſondern nur ein wenig ruhiger geworden, und ihr Auge blickte trübe wie vorher, ohne Glanz der Liebe, ohne die Luſt zu gefallen.

Dem Paſtor machte, was ihm jetzt Zuneigung, dann Zurückhaltung und faſt immer nur die Sympathie des Kummers ſchien, viel heimliches Bedenken. So wie er Alcindor kannte, ob er auch von ſeiner Lage eigentlich nichts wußte, wäre er ihm ein ſchätzbarer Schwiegerſohn geweſen, und eine drängende Ahnung von der Nothwendigkeit, alles Irdiſche zu ordnen, weil er einem ernſten Ziel und Zeitpunct nahe wäre, trat ihm nahe und immer näher an. Er nahm es für ein Vorgefühl des Todes, wo nicht eines Unglücks, das ihn erwarte.

Jetzt empfing Alcindor Briefe, die von ſeiner Heimath kamen. Er las mit beſtürzter Haſt, ſein Geſicht veränderte ſich, ſo daß der Paſtor dachte, ſie müßten Wichtiges enthalten, und theilnehmend fragte, ob die Seinen alle wohl auf und dieſe Nachrichten gut wären. — „Ich muß fort," antwortete Alcindor in einem Tone, als wäre damit alles Ueble geſagt; „eine unabweisliche Pflicht fordert dies Opfer von mir. Wie gern hätte ich länger hier verweilt! Es ſind noch keine Schritte zu Ihrer Geneſung geſchehen, mein Bild iſt noch nicht vollendet" — er ſtarrte vor ſich hin, und ſetzte dann wie zerſtreut hinzu: „Eliſabeth — alles iſt erſt im Werden, es trifft ſich wirklich ſchlimm; und doch kann ich es nicht ändern."

Der Paſtor ſchöpfte Troſt aus jenem Worte, das er wie ein abſichtsvolles Beginnen deutete. Er faßte es auf. „Im Werden?" fragte er väterlich weich. „Ach! ich fühle täglich, daß ich vergehe; es iſt aus mit mir. Was dann aus meinem armen Kinde werden ſoll, wenn es den einzigen Freund noch verliert, dies muß ich dem himmliſchen Vater anheim geben. Daß ich am Ende bin, habe ich nie deutlicher empfunden, als den Sonntag, wo ich die Predigt zu Ehren der heiligen Eliſabeth hielt. Sie wohnten jenem Vortrage nicht bei, weil Sie dringende Briefe zu ſchreiben hatten. Ich habe immer freudig dieſer Stiftung genügt, diesmal fühlte ich mich ganz beſonders dazu begeiſtert, wie einer, der da Abſchied nimmt von einer theuren, nie wiederkehrenden Stunde — und der Stoff wuchs mir über den Kopf. Ich ſprach zum Andenken jener fürſtlichen Dulderin und rief ihr frommes Verdienſt aus der Nacht verfloſſener Jahrhunderte an das Licht des Tages, und das Altarbild glänzte in den Thränen der Gemeine. Dann aber gab mir dieſer gefeierte Name willkommnen Anlaß, unſerer Kronprinzeſſin zu gedenken. Sie iſt die Heilige unſeres Landes. Ihr Blick theilt Gnaden aus, und jedes milde Wörtlein aus dieſem ſanften Munde baut eine Capelle der Verehrung in den Herzen ihrer Getreuen. Ich ſprach, wie unſere Königliche Eliſabeth in Weiblichkeit und Würde die ſchönſten Tugenden ihres Geſchlechts verbirgt. Roſen, einem himmliſchen Boden entſproſſen, welche, das Wunder der Blöden, ſegensreich blühen, daß auch der ärmſte Unterthan ſich daran erquicke, und ihre Ehe ein Paradies, das Land ein Garten Gottes ſei. — Wie klopfte mir die Bruſt von patriotiſchen Gefühlen bei dieſer Rede; und als alle Bänke voll waren, als ich nun ſchwieg, blieb es noch lange horchend ſtill in der Kirche und kein Auge trocken, keines. Ich wartete noch und ſtand in Betrachtung vertieft vor dem Altare. Ich war zufrieden mit mir, wie noch nie. Der Blick, womit die Landgräfin auf mich herabſah, ſchien mir beſeelt, als wolle ſie mit dieſem Lächeln der Huld den langen treuen Dienſt belohnen, in welchem ich zu ihrer Erinnerung geſprochen. Ich ſah den Himmel offen — und es däuchte mir, ſie ſtreue ihre Roſen auf mein Grab. In dieſer Minute wußte ich es gewiß, daß ich zu ihrem Gedächtniß die Kanzel nicht mehr beſteigen würde."

Die Wange des Paſtors glühete; er ſah nicht aus, wie ein Mann des Todes, aber die Zuverſicht, in der er davon ſprach, erſchütterte Alcindor.

„Ihre gute Tochter," antwortete dieſer, „ſoll eines treuen Freundes nicht entbehren, wenn es Gott gefallen ſollte, Sie abzurufen, obwohl ich dies nicht fürchten will. Sie können im Leben und Sterben auf mich zählen, und ich laſſe Ihnen das Verſprechen an Eidesſtatt zurück, daß ich für die theure Eliſabeth nach Kräften ſorgen werde.“

Der Paſtor reichte ihm die Hand und ſagte bewegt: „Sie ſind ein wackerer, zuverläſſiger Freund, ich zweifle nicht daran, ich ſchätze ſie vielmehr; aber laſſen ſie den Vater, der ein Geiſtlicher iſt, ein Wort zu dem Jüngling reden. Ich kenne außer dem Rechte der Verwandtſchaft nur Einen Schwur, wodurch der Mann die Befugniß erlangt, ſich eines weiblichen Weſens anzunehmen, den am Altare. — Nur unter dem Schutze ihres Ehegatten darf einſt meine Eliſabeth ſtehen, und Sie ſelbſt müſſen am beſten wiſſen, ob Sie ſich in Freiheit und Liebe dazu berufen fühlen, und ob meine Tochter Ihnen in jedem Sinn zur Gefährtin Ihres Lebens wünſchenswürdig erſcheint. — Denn das Herz führt ſeine eigne Sache, und nicht alles, was liebenswerth iſt, wird geliebt und begehrt.“

Alcindor erröthete; ein ſchmerzliches Lächeln flog um ſeine Lippen. Er erwiederte: „Ihre Eliſabeth würde wohl jeden Mann beglücken und keiner den Werth ihres Beſitzes verkennen, wie Niemand über den Vorzug echten Goldes ſtreitet. Und dieſes ſchönſte, weibliche Herz hält die Probe!“ Alcindor ſagte dies mit betheuerndem Tone; dennoch klang dieſe Bürgſchaft wie eine Prüfung für Eliſabeth, und mit ungewiſſer Stimme ſetzte er hinzu: „Meine Hand iſt frei, ich bin unabhängig in meiner Neigung; aber es iſt fraglich, lieber Herr Paſtor, ob Eliſabeth gern einwilligen würde, die Meinige zu ſein.“

Paſtor Dagon fühlte aus bewußtem Grunde das ganze Gewicht des Zweifels, den nur Eliſabeth heben konnte. Er ſeufzte ſchwer und ſagte: „Sprechen Sie ſelbſt mit meiner

Tochter. Ich will nichts dazu thun, daß Eliſabeth ſich für meinen herzlichen Wunſch entſcheide.“

Bald nach dieſem Geſpräch kam ein Landmann, der den Paſtor in einer Gewiſſensſache ohne Zeugen zu ſprechen wünſchte. Alcindor ſah ſich mit Eliſabeth allein und er nützte dieſe Gunſt der Gelegenheit; denn die Zeit drängte.

„Eliſabeth,“ ſagte er und näherte ſich, „Ihr Vater wird Ihnen geſagt haben, daß Briefe, die ich vorhin empfing, mich ſchleunigſt nach meiner Heimath abrufen.“

„Ich weiß es,“ antwortete das Mädchen und ſah ihn traurig bittend an, ohne ein Wörtchen weiter hinzuzuſetzen.

„Vielleicht war ich ſchon zu lange hier“ — fuhr er fort, mit einem Ausdruck, den Eliſabeth unmöglich mißverſtehen konnte; „und es wird nur von Ihnen abhangen, theure Eliſabeth, ob ich wiederkommen darf, um Sie nie mehr zu verlaſſen.“ Eliſabeth blickte ſchweigend vor ſich hin, als wolle ſie den Umfang dieſer Worte ermeſſen, kein bräutliches Erröthen malte ſich in ihren blaſſen Zügen, keine liebliche Verwirrung machte ſie befangen; ſtiller Ernſt ſchwebte um ihre Lippen und die Hand, welche Alcindor gefaßt hatte, zitterte leiſe in der ſeinigen.

Sie erwiederte: „Sie müſſen reiſen, und ich darf nicht vergeſſen, daß Ihr Aufenthalt bei uns eine Wohlthat für mich und meinen Vater war, die uns der Himmel in banger Zeit gütig zu Theil werden ließ. Unſer Dank folgt Ihnen nach und unſere Wünſche ſollen Sie in die Ferne begleiten.“

„Eliſabeth!“ rief Alcindor, „ſo iſt dies mein Abſchied — auf immer?“ — Beſtürzt antwortete Eliſabeth: „Das verhüte Gott, daß ich dies gemeint hätte! Iſt auch mein

Blick in die Zukunft trübe" — ihre Augen ſchwammen in Thränen, — „ſo hoffe ich dennoch, Sie einmal wiederzuſehen."

„Eliſabeth, theures, holdes Weſen! Sie weichen mir aus" — ſagte Alcindor und legte ſeinen Arm, als wolle er ſie halten, um ihren ſchlanken Leib. „Wollen Sie die Sorge für Ihr Schickſal nicht in dieſe treue Hand legen? Darf ich Ihnen nicht der nächſte Freund ſein und bleiben?"

„Ach, Alcindor!" entgegnete das Mädchen ſanft, ohne Sträuben, „laſſen Sie die arme Eliſabeth! Meine Liebe iſt nicht mehr mein; ſie gehört einem Unglücklichen, deſſen einziger Troſt ſie war; wie möchte ich ſie ihm entziehen, um glücklich zu werden?"

„Wenn aber Ihr Vater — liebe Eliſabeth, wir alle ſind ſterbliche Menſchen" — verſetzte Alcindor und zögerte, eine Befürchtung auszuſprechen, welche Eliſabeth für ſeinen Antrag beſtimmen ſollte.

„Wenn mein Vater ſtirbt," antwortete Eliſabeth, und ein Lächeln der Ruhe und getroſter Freudigkeit verſchönte ihr frommes Geſicht, „ſo lebt der liebe Gott ja noch, der wird mich nicht verlaſſen; ich traue feſt auf ihn."

Alcindor ſchwieg lange. Endlich ſagte er: „Und der Mann ihrer Liebe, iſt er dieſes ſchönen Herzens auch wohl werth? Hat er nicht vielleicht ſein Elend ſelbſt verſchuldet?" Alcindors Stimme wankte, als wäre das Gewicht dieſer Frage ihm zu ſchwer.

„Und wenn dies auch," ſprach Eliſabeth leiſe, „ſo hat ja das Verlorne ſtets den größeren Werth, und eine verzeihende Liebe iſt zugleich die ſeligſte. Das reinſte Leben gab ſich zu einem Opfer der Sühne hin, und der Richter über den Sternen wird mein zerſchlagenes Herz nicht verachten.

— Alcindor! Sie haben mir das Höchſte geboten, was ein edler Mann zu verſchenken hat, Ihre Liebe, Ihre Treue, die ganze Fülle Ihrer Vorzüge; ich gebe Ihnen dagegen mein theuerſtes Geheimniß, laſſen Sie es unter dem Siegel der Freundſchaft ruhen. Sie haben dieſes Vertrauen um mich verdient. Ich lernte voriges Jahr einen jungen Fremden hier kennen, der fernher kam und auf einer flüchtigen Reiſe begriffen war. Der Zufall — giebt es einen? legte ihn im Anbeginn unſerer Bekanntſchaft ohnmächtig an dieſe Bruſt, ich fühlte, wie der Schlag ſeines Herzens ſtille ſtand — und von dieſem Augenblick an ſchlug das meinige für ihn. Er blieb längere Zeit krank in unſerm Dörfchen, ich ſah ihn täglich, und als ich ſein trauriges Geſchick erfuhr, war ich ihm ſchon durch tauſend anziehende Fäden der Theilnahme verknüpft. Unauflöslich, lieber Alcindor! hören Sie: es war der Sohn einer angeſehenen Familie und wahrlich ein edler Menſch. Mit der Anwartſchaft auf ein reiches Erbe verſtieß ihn ein unnatürlicher Vater, mißleitet durch ſtiefmütterlichen Haß; ſeine Mutter hatte er nie gekannt. Sein eigner Zögling lehrte ihn ſein Herz Erſatz ſuchen und er lernte den Freund kennen, den er in ſich ſelbſt trüge. Ich hatte keinen Vater, ſagte er mir in der Stunde jenes Bekenntniſſes; und ſo wendete ich der Liebe kindliche Gluth, deren heimiſche Altäre entweiht und umgeſtürzt waren, meinem Vaterlande zu. Die Natur war meine Mutter, an deren treuer Bruſt ich erwarmte, wenn ich fremd und verhaßt im elterlichen Hauſe nur eine ſchneidende Kälte empfand, — Mein armer Freund," ſo ſetzte Eliſabeth ihre Erzählung fort, „ſtudirte in C. Medicin und ſchloß ſich daſelbſt einem jungen Schleſier von edler Herkunft mit aller Kraft ſympathiſirender Geſinnungen an. Daß der Schleſier mit gleichem Enthuſiasmus ſeine Provinz liebte und ihre Schönheiten pries, wie Jener jeden Vorzug ſeines Geburtslandes, that ihrer innigen Freundſchaft keinen Eintrag, wohl aber geſchah dies auf andere Weiſe. Der Schleſier ward in ein zärtliches Verhältniß verwickelt, durch welches mein Freund, eiferſüchtig auf das Glück des ſeinigen, die Ruhe deſſelben gefährdet glaubte; denn das Mädchen war eine arge Coquette und den Beweis zu führen nicht ſchwer, daß es den jungen Edelmann nur an ſich gelockt, um dermaleinſt eine vornehme, vermögende Dame zu werden, während es mit einem Andern liebelte. — Aber dieſer Verblendete ließ ſich nicht warnen. Er ward vielmehr mißtrauiſch gegen den, der es doch ſo redlich mit ihm meinte. Endlich kam die Zeit der Trennung für meinen Freund. Er wollte eine Reiſe nach Schleſien und Böhmen machen und dann erſt einen Plan für ſeine Zukunft. Ein großer Kreis Commilitonen verſammelte ſich zum Valet. In einem unſeligen Rauſche erneuerte ſich der alte Streit; ein heimlicher Gährungsſtoff entwickelte ſich ſchnell, und einige hitzige Köpfe in der Geſellſchaft ſchürten zu. Eine furchtbare Scene erfolgte. Die Freunde griffen ſich perſönlich an, dann zu den Waffen — — und — o Gott im Himmel! alles endete todtenſtill. Ich wollte ihn retten, ſagte er mir, ihn, den ich wie mein Leben liebte; aber ich konnte ihn nur ermorden. Wie man ein köſtliches Gefäß zerbricht, um es von einem Wurme zu reinigen, der innen niſtet. — Doch Alcindor! Sie ſehen ſo bleich — und ich fürchte, Ihnen iſt immer noch nicht ganz wohl!“ ſagte Eliſabeth und athmete tief.

„Ich verſetzte mich in jenen Fall und fühlte mich von dem Gedanken ergriffen,“ antwortete Alcindor und ſank, unfähig ſich länger aufrecht zu erhalten, in einen Stuhl.

„Doch, liebe Eliſabeth, was ward nun aus ihrem Freunde?“ „Ich weiß es nicht,“ antwortete ſie betrübt; „kaum geneſen ſchied er von hinnen, um Anverwandte aufzuſuchen, die er in Böhmen hätte. Ich habe nichts weiter von ihm gehört, obgleich er es mir verſprochen, wir würden uns wiederſehen. Ach! ſein Blick, ſein Leiden, ſein letztes Wort that mir unſäglich weh; ich fühlte ſeinen Schmerz und mußte ihn in mich verſchließen; doch bin ich ſeitdem keiner Freude mehr zugänglich geweſen.“

„Und — wenn er nun — auch nicht mehr lebte?“ — fragte Alcindor, ſichtlich im innern Kampf und zuckenden Tönen, als wollte ſeine letzte Hoffnung beſchließen.

„Dann,“ antwortete Eliſabeth, „wäre die Welt mir auch erſtorben, und keine Blume des Glücks würde mir auf dem weiten Gebiet der Erde blühen. Ein Wunſch nur bliebe mir, daß der Hingeſchiedene jenſeits Gott und ſeinem Freunde verſöhnt wäre. Dafür wollte ich arbeiten, eine dienſtbare Magd lebenslang, und das härteſte Loos willig in Geduld tragen, wenn mein Lohn nur ihm zu Gute käme.“

„Und wenn dies hienieden noch möglich wäre? wenn jener Todtgeglaubte noch lebte und ſeinen Freund liebte, wie einſt und immer?“ fragte Alcindor wieder und ſtand in heftiger Bewegung auf. Seine Augen glänzten, auf ſeinen Wangen leuchtete ein Wiederſchein wie Morgenroth, er machte Miene, Eliſabeth zu umfaſſen.

„O Alcindor! welch ein entzückender Gedanke!“ ſagte Eliſabeth, und im Innerſten davon ergriffen, bebte ihr ganzer Körper; „aber doch nur ein luſtiges Bild. Sie ſehen — es zerrinnt.“ Sie brach in Thränen aus, und ein Auferſtehungsfeſt, ein Wiederfinden, die losgeſprochne Schuld des Geliebten, der ganze Himmel floß in ihre Seele.

Alcindor umſchlang Eliſabeth — da trat der Paſtor ein, er glaubte ein Paar Verlobte zu ſtören, und ſein Blick weilte mit Vergnügen auf Beiden.

Doch Eliſabeth entfernte ſich alsbald; allzuſehr erſchüttert, bedurfte ſie einſamer Erholung. Alcindor bat ihn, ſeiner Tochter zu ſchonen und fürs erſte nur auf ſeine Geſundheit bedacht zu ſein. Er habe mit Eliſabeth geſprochen; doch ſo lange ihr Vater leidend wäre, könne ſie keinen Muth zu irgend einem Entſchluß faſſen, der ſie ſelbſt beträfe. Die Sorge um ihn fülle ihr das ganze Herz.

Paſtor Dagon ſchwieg nachdenklich; zum erſtenmale war er mit der kindlichen Liebe ſeiner Tochter unzufrieden. Alcindor verſprach hierauf, wenn es ihm nur irgend möglich wäre, nach Verlauf eines Monats wieder zu kommen.

Am Abend ſpät flüſterte Alcindor Eliſabeth zu: „Hoffen Sie, theure Eliſabeth! hoffen Sie alles! Der echte Glaube hat Wunderkräfte, und wahre Liebe wird belohnt. Die Liebe empfängt das Verlorne, was ſchon beweint war, zurück, und der Glaube weckt die Todten auf. Ein kaltes Herz nur hat kein Leben, ob es auch ſchlüge; mechaniſch, ein Kunſtwerk des großen Meiſters, läuft es ſeine Zeit ab. Liebe nur allein iſt die göttliche Triebfeder, welche unſere heiligſten Kräfte in Bewegung ſetzt und die Kette aller Weſen um die Unendlichkeit ſchlingt. — Gute Nacht denn, Eliſabeth! träumen Sie die Erfüllung ihrer ſchönſten Wünſche, und alles werde wahr!“ Er drückte einen warmen Kuß auf des Mädchens Stirn, als ſollten die aufgeregten Gedanken wie unter dem Siegel der Zuverläſſigkeit ruhen.

Am andern Morgen früh, als noch die Sterne über dem kleinen Pfarrhauſe flimmerten und der Schlaf mit bleiernem Gefieder jedes Auge deckte, war Alcindor ſchon abgereiſ't und hatte ein ſchriftliches Lebewohl an den Paſtor und Eliſabeth hinterlaſſen, ſich und ihnen den Schmerz des Abſchieds zu erſparen.

Das Wetter klärte ſich bald nachher auf; in entwölkter Bläue leuchtete der Himmel über dem Teppich des Schnees, der nunmehr auf feſtem Boden ruhete; flüchtige Strahlen der Winterſonne blendeten drüber hin, und die Luft ſtill, doch ſcharf, grundirte die kleinen Fenſter der Pfarre mit ſilbernem Geblüme. Der Paſtor jedoch befand ſich übler, als vorher. Er vermißte Alcindor ſehr, der mit freundlicher Zuſprache ſo oft den böſen Geiſt der Krankheit beſchworen und gehindert hatte, daß der Patient ſich ſelbſt belauſchte, um jede kleinſte Veränderung im Körper zu ſpüren. Zudem hatten ihm die letzteren Geſpräche ein zweifelhaftes Gefühl von Hoffnung und Unmuth nachgelaſſen, das ihm ſchwer zu tragen war, um ſo mehr, als er gegen das Ende des Jahrs ſich einem Total-Abſchluß entgegenſehnte. Er hätte Eliſabeth zürnen mögen, ihr vorwerfend, daß ſie ſeine Beruhigung von ihrer eignen abhängig gemacht und den Freund, ihnen zum größten Glück geſendet, ohne das kleine Jawort reiſen laſſen. Er merkte wohl, daß nicht allein der kindliche Sinn ſeiner Tochter dieſen Aufſchub bedingt zu einer Entſcheidung, die dann alle ihre Gefühle der Hingebung an ihre Pflicht unterwarf; doch hielt ihn der leiſe Groll deßhalb nur ab, mit Eliſabeth über dieſe Angelegenheiten zu reden. Er wollte ihr Zeit gönnen, ihr Beſtes ſelbſt zu bedenken.

In dieſer ſchweigſamen Mißlaune ſagte er ihr auch nichts, daß er einen Boten beſtellen ließ, den er über die Grenze nach dem böhmiſchen Arzt ſenden wollte. Er ſchrieb und ſetzte ſeine Krankheit, ſo weit der Raum des Briefes es geſtattete, eines Langen und Breiten aus einander, fügte das Recept und einen Auszug ſeiner Geſchichte hinzu, auf daß der Doctor prüfen möge, ob es anzuwenden ſei — und bat um einen baldigen Beſuch des Arztes.

Schon am folgenden Tage kam der Doctor Siegfried und brachte den Boten ſelbſt zurück. Eliſabeth erröthete froh, als der Genannte in die Stube trat. Ein kleines, braunes, dürres Männlein, tief in Pelz vermummt, ein leibhaftiges Bild des Winters; aber ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt hatte ihn nicht allein auf einen grünen, ſondern, wie die Sage ging, auf einen goldnen Zweig gebracht. Weder der Begriff ſeiner Schätze, die er auf einem öden Schloſſe hütete und welche unmöglich Früchte ſeiner Praxis ſein konnten, da er faſt durchgängig nur ein Arzt der Armen war, noch der Gedanke an die Wunder, welche er nach der Meinung des Volkes gethan haben ſollte, gab ſeiner Erſcheinung für Eliſabeth dieſe Bedeutſamkeit. Wie ein künftiger Frühling ſchwebte Ahnung ihr um dieſe kleine, vertrocknete Geſtalt, die ſtarren Bänder der Sorge löſeten ſich von dieſem Buſen, den ſie preßhaft befangen gehalten, das Herz ging ihr weit auf und ihre Pulſe klopften frei und voll.

Auch der Blick des Arztes verweilte lange auf dem liebenswürdigen Mädchen, ehe er an den Zweck ſeines Kommens ging. Er brachte dem Paſtor Medicin mit und flößte ihm guten Muth und völliges Zutrauen ein. Als der Geiſtliche während der Anweſenheit dieſes werthen Beſuches abgerufen wurde, eine Taufe zu verrichten, trat der Arzt zu Eliſabeth und ſprach: „Sein Sie nur ganz getroſt, mein gutes Kind! ich habe die Uebel Ihres Vaters kaum ſo ſchlimm geſunden, als ich dachte. Es liegt in der Natur Unterleibskranker, daß ſie ihren Zuſtand in erhöheter Potenz fühlen, da hingegen tödtliche Bruſtleiden oftmals leicht genommen werden und ein kurzer Athem faſt immer am Quell des Lebens zu ſchöpfen hofft. — Ich glaube die Geneſung des Herrn Paſtors verbürgen zu können, wenn es auch ein wenig langſam damit gehen ſollte.“

Da beugte Eliſabeth ſich nieder, ergriff und küßte die hagere Hand des Doctors, ehe er es hindern konnte, und eine dankbare, freudige Zähre netzte dieſe geſegnete Hand, welche ſo manchen Spruch des Lebens geſchrieben.

Paſtor Dagon kam ſehr bald zurück, er hatte ſich unglaublich beeilt und das Kind den heiligen Geiſt wie im Fluge empfangen. Schauernd entledigte er ſich des rauſchenden Talars und der Agende und bat den Arzt, der nach der Uhr blickte. noch ein Gläschen alten Ungar anzunehmen, auf daß inneres Feuer auf der kalten, abendlichen Reiſe vorhalte.

Eliſabeth holte eine bemoſete Flaſche aus dem Winkel des Kellers, und ſchwerlich dürfte die reizende Hebe dem weiſen Chiron. wenn er als ein Sohn des Saturn im Rath der Götter ſich befände, mit holderer Miene Nektar gereicht haben, als womit Eliſabeth ſeinem greiſen Schüler, einem Männchen, das aus dem Geſchlecht der Pygmäen entſproſſen ſchien, den köſtlichen Wein einſchenkte, der noch ſeit ihrem Tauftage aufgehoben lag.

„Wenn ich wieder zu Ihnen komme,“ ſagte der Doctor, indem er zur Dankſagung trank, „für heute iſt es nun ſchon zu ſpät, als daß ich mich länger noch aufhalten könnte, — ſo bitte ich Sie, mich in Ihre Kirche zu führen, woſelbſt ein Bild vorhanden, das eine Familienmerkwürdigkeit für mich iſt. Schon lange habe ich es zu ſehen gewünſcht; doch iſt es immer geblieben, wie man alles ſo gern in die Ferne ſchiebt, was eben recht nahe zu erreichen wäre. Eine Frau von Berga, einſtmals die Beſitzerin meines Gütchens, das ich gütiger Ueberlieferung durch das Erbrecht verdanke, hat es hierher geſchenkt, wie Ihnen aus der Stiftungs-Acte bekannt ſein wird. Und durch Tradition nur habe ich erfahren, wie die würdige Dame, welche eine Stille im Lande war, dazu gekommen."

Er erzählte hierauf in Kürze, was unſere Leſer ſchon wiſſen.

Eliſabeth hörte in höchſter Spannung dem Doctor jedes Wort vom Munde, und ihre Phantaſie ergänzte, was ihr unerklärlich blieb. Die Heilige hatte einen Seitenaltar im Herzen des Mädchens, das ihren Namen führte.

Doctor Siegfried kam jedoch nicht ſobald wieder; er hatte eine Kranke im Hauſe, die er nicht verlaſſen konnte, und die ärztlichen Verordnungen für den Paſtor wurden ſchriftlich erneuert, wenn dieſer Bericht erſtattete von ſeinem Befinden, womit es ganz leidlich ging. Alcindor ließ nichts von ſich hören — ſo herrſchte denn tiefe Stille in der kleinen Pfarre. Die Klagen des Paſtors ſchwiegen, er hatte viel zu thun, und das Licht brannte den kurzen Tag hindurch in ſeiner Studirſtube, dunkle Stellen der Bibel zu beleuchten und die Abbreviaturen einer eigenen Handſchrift in dem Entwurf der Weihnachtspredigten.

Eliſabeth war, ſeit es ſich mit ihrem Vater beſſerte, einer großen Laſt enthoben, die ihr ſanftes Gemüth drückend empfunden hatte. Sie athmete leichter, ja zuweilen ſchwellte ihr eine geheime Feder in der Elaſticität der Empfindung das Herz, und es erhob ſich dann in einem höheren Gefühl, als dem der Befreiung. Ihr Leben floß zwar einförmig, ohne Freude dahin, nur der Fleiß lieh ihm ſtillen Reiz, und die Ruhe belohnte den Tag, der unbemerkt im Geleite häuslicher Pflichten vergangen war; aber Eliſabeth kannte auch eitles Streben und die Unluſt geſättigter Wünſche nicht. Sie hatte nur eine Sorge, eine Sehnſucht, und da die erſtere ſich zu heben ſchien, war es ihr nun auch, als würde die letztere früher oder ſpäter beſeitiget werden. Iſt es nicht immer ſo, daß wir mit einer erfüllten Hoffnung die Gewähr für alle übrigen in gewiſſen Vorausbeſitz nehmen? —

Die Chriſtnacht war nun vorüber und das Feſt der Geburt des Herrn. Der Paſtor hatte freudig dabei geleiſtet, was ſeines Amtes war, und ohne merklichen Nachtheil für ſeine noch nicht völlig erholten Kräfte.

Jetzt kam des Neujahrs feierlicher Morgen und mit ihm Eliſabeth, ihrem Vater Glück und Heil zu wünſchen. In großer Rührung ſegnete der würdige Geiſtliche ſein Kind. Und wie er ſeine Hand, deren Beruf religiöſe Weihe war, an dieſe reine Stirne legte, dachte er, daß der nächſte Frühling ihr nun wohl den Brautkranz bringen werde, und er hätte dieſe Freude gezeitiget ſehen mögen. Eliſabeth aber dachte an ſeiner Bruſt, ſie hätte nun den Vater noch und er würde ihr mit Gottes Hülfe! für eine längere Dauer erhalten ſein. „Ja, meine Tochter,“ ſprach Paſtor Dagon, „ich hoffe nun ſelbſt, daß der Herr der Zeiten mir noch ein Weilchen vergönnen wird, auf der Bahn des Lebens mit Dir fortzuwandeln, bis ich Dich einem treuen Führer übergeben habe. Dann ſcheide ich ruhig.“ Er citirte den Alcindor in Gedanken, daß er dieſe geliebte Hand in die ſeinige legen möge; jenem Fremdling aber, der dieſes harmloſe Herz verſtört und blutige Qual in den heiligen Frieden von Eliſabeths Gemüth getragen, wünſchte der gute Geiſtliche ein fernes Grab zur ewigen Ruhe, weil er ja doch ſeines Daſeins auf Erden nicht mehr froh werden könnte, und hielt ihm im Geiſte eine kleine, verſöhnende Standrede zum letzten Gedächtniß.

Der Januar war ſo gemäßigt, die Luft wehete ſo lind, die Vögel der Cythere pickten und zwitſcherten ſo heimlich um die geſchützten Fenſter, daß jeder Sonnenblick lieblich täuſchte, als wäre jene ſchönſte Zeit ganz nahe. Jetzt kam ein Brief von Alcindor, der ſeine baldige Ankunft verkündigte. Eliſabeth erſchrak; denn ihres Vaters Hoffnung, er werde ſeinen Schwiegerſohn in ihm empfangen, war ſehr feſt, und des Mädchens Zuverſicht wankte, daß es von dieſem Freunde ſelbſt Schutz für die gefühlte Unmöglichkeit erwarten dürfte, ihm als Gattin anzugehören. Sie hatte ſich mit ihrer ſcheuen Liebe zu ſeinem Edelmuth, zu ſeinem Zartſinn geflüchtet; allein dieſer ſonſt ſo vortreffliche Charakter, offen jeder ſchönen Regung, jedem verkannten Gefühl, zeigte eine Seite, von der ihn die Selbſtſucht verſchloſſen hielt, und das arme, geängſtete Herz durfte keine Zuflucht daſelbſt hoffen. Womit aber wollte Eliſabeth ihr Weigern gegen des Vaters Wunſch vertheidigen? Ihrer Sanftmuth fehlte jede Waffe, ſich ihm bei ernſtlichem Dringen entſchieden zu widerſetzen. So glaubte ſie denn, ihrer eigenen Ohnmacht ſich bewußt, wenn es ſo weit käme, würde ein Gott ſich rettend ihrer annehmen, und: Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah! —

Da man Alcindor im Pfarrhauſe mit jeder Stunde erwarten durfte, und Eliſabeth eben ſo gewiß auf ein Ereigniß rechnete, das ſeiner Abſicht entgegenträte; ſo befand ſie ſich in einer ganz ungewöhnlichen Spannung. So oft ſich draußen etwas regte, lauſchte ſie von der Arbeit auf, das kleinſte Geräuſch rührte an ihre Nerven; das leiſeſte Klopfen an der Thüre machte den Schlag ihres Herzens ungeſtüm, ein haſtiges Wort ihres Vaters, das er in amtlicher Eilfertigkeit ſprach, erſchreckte ſie wie ein jäher Ausſpruch von höchſter Wichtigkeit.

In dieſer erhöheten Stimmung Eliſabeths fand alles den Anklang einer Theilnahme, welche ſonſt ihrem Gemüthe, ſo zart, als ſicher beſaitet und doch ohne überſchraubte Ueberſpannung, in ſolchem Grade fremd war.

So ſtand ſie an einem beſonnten Tage am Fenſter und ſchauete einer Brautfahrt zu, die ſich von der Kirche in Bewegung ſetzte. Das ganze Dorf war um den feſtlichen Zug verſammelt. Die Eingänge ſtanden noch weit geöffnet, mit Wintergrün geſchmückt; denn die Tochter des reichen Windmüllers, welche der Paſtor eben getraut, hatte, als die gefeierte Schöne der Gegend und als das einzige Kind ihres Vaters, allen Aufwand ländlicher Poeſie und hochzeitlicher Ehren in Anſpruch genommen. Die Brautführer trugen mächtige Blumenſträuße, ſogar die Pferde wieherten ſtolz unter der Zierde der Bouquets, und manches Blättchen war im Gedränge verloren gegangen und lag geſtreut am Boden.

Endlich war alles ſtill und leer um den Platz geworden; doch Eliſabeth blickte noch hinüber; an ihrer Seite ſtand der Vater im geiſtlichen Schmuck und ſchien ſich einer innern Beſchauung zu überlaſſen. Jetzt fuhr ein Wagen den Weg herauf und hielt plötzlich vor den Hauptthüren der Kirche. „Nun, wer kommt denn da?“ fragte Paſtor Dagon und ſchärfte die Sehkraft ſeines guten Auges, zwei männliche Perſonen zu erkennen, welche ausſtiegen. „Die kleine, bepelzte Figur dort," fuhr er fort, „ſieht doch grade aus, wie Doctor Siegfried — wahrhaftig! er iſt es ſelbſt! — Und der Andere im offnen Mantel — es iſt Alcindors Wuchs und Größe — ſollte er" — —

Eliſabeth erblaßte und zitterte an allen Gliedern. Sie ſtarrte nach jener Stelle und erwiederte kein Wort.

„Komm, Mädchen," ſagte der Paſtor und faßte die Hand ſeiner Tochter; „wir wollen ſehen, wer da ſo unvermuthet in unſerm Gotteshauſe einſpricht. Ich muß mich als den Wirth deſſelben betrachten, und ſo iſt es mein Recht, wie meine Pflicht, den Gaſt der Kirche zu empfangen." Er ſagte dies in einem Anfluge ſeiner alten, guten Laune.

In dieſem Augenblicke klopfte es auf der andern Seite an das Fenſter. „Ew. Ehrwürden bekommen lieben Beſuch!" rief der Schulmeiſter und verſchwand ſogleich, als hätte er auf dem Sprunge geſtanden.

„Ich weiß es ſchon," antwortete der Geiſtliche. Jener aber hörte es nicht mehr.

Der Paſtor rauſchte hinaus, als flöſſen Ströme ewigen Lebens von ihm nieder; ihm folgte Eliſabeth ſtumm und bleich, wie ein Schatten, ihr Schritt ſchwebte über den feſten Schnee. Hinter ihr rollte es näher und näher, es war ihr, als vernähme ſie die Räder des Schickſals; ſie ſah ſich nicht um, es zog ſie vorwärts, unſichtbar führten Engel ſie in die Vorhalle der Seligkeit. Sie traten durch die Sacriſtei in das Innere der Kirche, Doctor Siegfried ſtand wirklich in kleiner Lebensgröße vor dem Altar und neben ihm ein junger Mann, dem Paſtor ein Fremder.

„Ach ſieh da," rief der Erſtere, als er den Geiſtlichen gewahrte; „Herr Paſtor! es iſt gut, wenn die Kranken dem Arzt entgegenkommen; ich freue mich, Sie, ſo zu ſagen, auf dem Platz zu finden. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Vetter vorſtelle, Ludwig Leſtloy."

Der Verwandte des Doctors beugte ſich mit dem Ausdruck der tiefſten Ehrerbietung vor dem Paſtor, und dieſer begrüßte den jungen Mann verbindlichſt in Rückſicht auf den Arzt, den er dankbar ehrte.

„Eliſabeth!" wendete er ſich zurück, „wo ſteckſt Du denn?"

Eliſabeth lehnte ſich an einen Pfeiler, wie ein häuslich gekleidetes Marmorbild, ohne Leben, ohne Sprache; doch die Seele, welche dieſer ſchönen Geſtalt entflohen ſchien, hatte ſich in den Blick geflüchtet, womit ſie dem Begleiter des Doctors Auge in Auge ſah.

„Eliſabeth!" wiederholte dieſer mit leiſen, zagenden Lippen.

Der Arzt lächelte: „Es ſcheint, ſie kennen ſich ſchon" — fiel er vermittelnd ein. Des Paſtors Miene fragte ſeine Tochter.

„Herr Leſtloy," ſtammelte Eliſabeth mit bebender Stimme, „iſt eben mein kranker Freund" — —

Der Paſtor fühlte ſich auch nicht wohl, als er den Beweinten vor ſich ſah, lebend, liebend und geliebt — wie ihm aus der gegenſeitigen Wirkung dieſer Nähe erhellte. Er hatte jedoch nicht Zeit, ſein Benehmen zu ordnen.

„Und hier iſt der ſeinige!" erſcholl es hinter ihnen, das Echo der Kirche gab den lauten, erſchütternden Ton zurück; er ſchien, ein Hall des jüngſten Tages, aus den

Poſaunen zu bringen, welche kleine Cherubsköpfe aus dem Wolkenhimmel der Stuccatur ſtreckten.

Alcindor, der unbemerkt herangeſchritten war, umfaßte den Fremden mit offnen Armen. Leſtloy ſchwankte, der Boden bewegte ſich unter ihm, er glaubte zu verſinken. Bläſſe überzog ſein Geſicht, ſeine Züge ſanken ein und, wie damals, glitt er auf das Polſter der Altarſtufe.

„Stehen die Todten wieder auf?“ fragte er tonlos und hob die verdunkelten Augen empor. In heftiger Rührung drückte Alcindor das Haupt des Freundes an ſeine Bruſt und ſprach: „Faſſe Dich doch, Ludwig! Du ſiehſt ja, ich lebe noch und liebe Dich, wie immer; es war nur ein ſchwerer Traum, der uns befangen hielt und uns trennte. Wir ſind erwacht, wir finden uns wieder — und ſo ſchüttle die lähmende Ohnmacht von Dir und freue Dich mit Selbſtgefühl unſerer Freundſchaft!“ Er drückte ihn innig an ſeine Bruſt.

Eliſabeth kniete dicht neben der Gruppe, ihre Hände waren gefaltet, ihre Augen ruheten auf dieſem entzückenden Anblicke, und ein Strahl des Himmels glänzte darin. Der Arzt war um ſeinen Vetter beſchäftiget; doch Paſtor Dagon trocknete in ſtiller Theilnahme ſeine Thränen. Sonnenlicht ſpielte freundlich um die heilige Scene, und das Bild der Landgräfin ſchauete ſeelenvoll darauf nieder.

Leſtloy richtete ſich auf. „Ach!“ ſprach er zweifelhaft, als fürchtete er, die geliebte Geſtalt ſei eine weſenloſe Erſcheinung und werde ihm wieder entſchwinden; — „ich möchte am liebſten, wie jener Ungläubige, „meine Finger in Deine Wundenmale legen“ —

„Sie ſind vernarbt“ — antwortete ihm Alcindor mit einem Lächeln wehmüthiger Ruhe, „und auch mein Herz iſt geheilt. Laß es gut ſein, Ludwig. Du warſt nur der Wundarzt, der mich durch einen ſcharfen Schnitt von giftigen Schmerzen befreite, und ich ſegne Dich dafür.“

Man ging nun zuſammen nach dem Pfarrhauſe, wo es zu Erörterungen kam. Seit der Inſtallation des Paſtors war kein froherer Abend darin gefeiert worden, obgleich Doctor Siegfried einen ſchwarzen Flor um den Arm trug, und ſo auch Ludwig Leſtloy.

Dieſer war von ſeiner Heimath aus, daß er niemals dahin zurückkehren möge, mit der falſchen Nachricht getäuſcht worden, daß ſein Freund an der im Duell ihm beigebrachten tödtlichen Verletzung geſtorben ſei. Verſtört, ſelbſt aus mehreren leichten Wunden blutend und krank, verließ er den vaterländiſchen Boden; der Rauſch war verflogen, in welchem er ihm das Theuerſte geopfert, was er beſaß. Er erinnerte ſich ſeiner Anverwandten in Böhmen, die er unter andern Umſtänden beſuchen wollte, und ſein Gedächtniß half ihm dumpf auf die Spuren ihres vergeſſenen Daſeins. Er hielt nach dem, was er von ſeinem Vater gehört, den kleinen Vetter Siegfried für einen dürftigen Laboranten, der in einem Winkel jener Berge Kräuterthee miſche, Balſam präparire und ſein Weſen ſo unbekannt, als unſchädlich treibe. Und dies war es, was der arme Leſtloy ſuchte; verborgene Stille, um die Wunde der Seele ausbluten zu laſſen, die nur der Tod heilen könnte, den er ſich raſtlos erſehnte. Sein Weg führte ihn über Goldenſaat, und hier war es, wo ihm Eliſabeth gleich einem Engel der Begnadigung erſchien und ſein zerriſſenes Gemüth durch Bande der Liebe wieder an das Leben knüpfte. Er hielt es jedoch für unedel, das theure, ſchuldloſe Geſchöpf an ſein Verhängniß zu binden, und ſo gab ſein Vorſatz Eliſabeth frei. Erſt dann, wenn ſie den tiefen Eindruck des Mitleids von der Hingebung an eine glückliche Liebe unterſcheiden könnte, wollte er ſie wiederſehen.

Aber als Leſtloy auf den kleinen Edelhof in Böhmen ritt, dachte er wohl nicht, daß ſeines Glückes Stern über dem verfallnen Schloſſe ſtände! — Er fand die herrlichſte Aufnahme. Die Vergangenheit trat in Ludwigs Geſtalt, der ſeinem Großvater ähnelte, vor den kleinen Doctor, und er bewies ſich ihm ſo freundlich, wie er das Andenken ſeines Lehrherrn dankbar verehrte. Er meinte ſtill, eine höhere Leitung hätte den Jüngling hierher geführt, daß er ſein und ſeiner Schweſter Erbe würde. Als Leſtloy auf Siegfried's Fragen ſeiner Erfahrungen im elterlichen Hauſe mit Gelaſſenheit erwähnte, die der kleine Mann für einen Grad des Kummers nahm, der über das bewußte Gefühl jener Kränkungen hinausrage, ſagte er väterlich: „Gräme Dich darum nicht, armer Ludwig. Sie gedachten es böſe mit Dir zu machen und ſiehe! Gott hat es gut gemacht. Du biſt von nun an mein Sohn. Und an Dir will ich vergelten, was Dein Großvater an mir gethan. Der Zahltag kommt für alles in der Welt. Die Zeit iſt zwar zuweilen eine ſäumige Schuldnerin und ſtellt Wechſel aus, die keine Börſe honorirt; aber endlich wird ſie jedem Anſpruche gerecht, und — Wohlthun trägt Zinſen!“

Tante Sibylle, obſchon ſchwach und ſiech, pflegte den Vetter mit Sorgfalt und Liebe. Leſtloy fand zu ſeinem Erſtaunen hier eine vortreffliche Bibliothek, nicht allein für ſein Fach, ſondern auch für Botanik und Pharmacie, ein Laboratorium, dem nichts Erforderliches fehlte, und in dem kleinen Doctor, von dem er eine ſo geringe Meinung gehabt, einen Mann, der die höchſte verdiente. Er beſaß ausgezeichnete Kenntniſſe und nützte ſie doch nur anſpruchslos. Leſtloy entdeckte ihm ſein Unglück, und Siegfried behandelte dieſen Leidenden ſacht und ſanft, ohne ihm Troſt aufdringen zu wollen, deſſen Balſam nur die Wirkung der Zeit iſt. So ging der Winter in tiefſter Stille hin.

Die einſamen Studien, welche Leſtloy's einzige Beſchäftigung waren, zogen ihn doch leiſe von Erinnerungen ab, an denen ſeine Seele haftete; die Wiſſenſchaft ward ſeine Wohlthäterin. Die Welt hörte auf in dieſen Mauern, in welche nur der Ruf der Krankheit einen Zugang, und der ſchleichende Schritt des Elends offne Pforten fand. Leſtloy kam ſich hier wie ein Verbannter vor; Siegfried und Sybille, alt und zwerghaft, walteten wie ein paar wohlthätige Gnomen um ihn her, und er ergab ſich in leidender Gelaſſenheit der hülfreichen Macht, die ſie auf ihn übten.

Als das Frühjahr kam, kränkelte Tante Sibylle bedenklicher, und der Doctor fand es für nöthig, daß ſie eine entfernte Heilquelle gebrauche. Er bat den Vetter Leſtloy, ſeine Schweſter dahin zu begleiten und die Aufſicht über ihre Cur zu führen. Es geſchah. Sie kehrten ſpät zurück, da ſchon die Blätter fielen, und der erfahrene Siegfried fürchtete, daß ſeine Schweſter ſchwerlich das junge Grün des künftigen Jahres erleben werde. Die Palmen der Ewigkeit winkten ihr bereits. Er trug Leſtloy noch eine Reiſe auf, ihn zu zerſtreuen. Tante Sibylle konnte das Bett nicht mehr verlaſſen, da Leſtloy gegen den Advent wiederkam, im böhmiſchen Schloſſe zu überwintern, dem Doctor, wie der Kranken ein treuer Beiſtand. Als der Arzt zum Paſtor in Goldenſaat berufen wurde, verrieth Leſtloy ungewöhnliche Theilnahme, und die Angſt, womit er nach den kleinſten Umſtänden fragte, beinahe das Geheimniß ſeiner Liebe.

„Die Tochter des Geiſtlichen,“ ſprach Siegfried mit Wärme, „iſt ein liebes Mädchen! Gott gebe ihr Glück! — Sie iſt Braut, wie man ſagt, mit einem jungen Schleſier von vornehmer Abkunft. So erzählte mir die Frau des Brauers, der mich auf meiner Rückfahrt anhielt, ſich einen guten Rath von mir zu erbitten.“

„Braut?“ wiederholte Leſtloy erbleichend, und mit dem Gewicht dieſes Wörtleins war ſeine letzte Hoffnung verſunken.

„Du kennſt dieſe Eliſabeth? fragte Siegfried und faßte ihn ins Auge.

„Ob ich ſie kenne?“ gab Leſtloy zur Antwort; ein trübes Lächeln ſtieg in ſein blaſſes Geſicht, da er hinzuſetzte, „und zwar in ihren ſchönſten und rührendſten Eigenſchaften. Das Bild der Landgräfin Eliſabeth hat gleiche Milde, gleiches Mitleid in dem heiligen Buſen dieſes Mädchens entzündet.“ Der Doctor blickte nachdenklich und ſprach: „Nun, wer weiß, ob es auch wahr iſt mit dem Schleſier, die Leute ſchwatzen oft voreilig.“

Am Neujahr hörten die Zahlen der Zeit für die gute Sibylle auf, und traurig hängte ihr Bruder den neuen Kalender unter den Spiegel, der ihm ſein Auge in Thränen der Betrübniß zeigte, wie der kleine, zufriedene Mann ſie nie geweint. Die Stille im Schloſſe ward nun noch ſtiller. Als das Begräbniß vorüber war, führte Doctor Siegfried Leſtloy an den Verſchluß, der ſeinen Reichthum barg, und ſprach: „Sieh, Ludwig! dies iſt nun einmal Dein! Du biſt der Erbe deſſen, was das Glück mir gegeben, und ich hinterlaſſe es Dir mit meinem Segen. Gebrauche es weislich das geliehene Gut der Erde; denn ſie behält ihr Eigenthum zurück und legt es in fremde Hände, wenn der Himmel uns zur Rechenſchaft fordert.“

Leſtloy erſtaunte — aber er freuete ſich wenig. Der liebſte Freund war ihm todt, Eliſabeth eines Andern; und was hilft alles Gold einem einſamen Herzen? —

„Wir trennen uns hinfort nicht mehr,“ ſagte der Doctor und umarmte den Erben; „und ich gedenke, wenn das Frühjahr kommt, eine große Reiſe mit Dir zu machen, auf daß ich doch ein Stückchen von dieſer ſchönen Welt kennen lerne, ehe ich die dunkle Gränze beſchreite, die unſere Sibylle“ — — er ſtockte in Wehmuth und fuhr nach einer Pauſe fort: „Verharreſt Du dann in Deinem einſiedleriſchen Grame, ſo bleibt Dir dieſes Gütchen zum Aſyl.

Da die Witterung ſo hell war und günſtig zur Fahrt, wollte der Doctor ſeinen Patienten, den Paſtor in Goldenſaat, beſuchen. Er forderte ſeinen Vetter auf, ihn dahin zu begleiten. Leſtloy beſann ſich und ſchwieg. „Ich will mir ohnedies das Altargemälde anſehen,“ ſetzte der Arzt hinzu, und als er dies hörte, ſchien in jenem ein gleicher Wunſch mit einer anziehenden Erinnerung zu erwachen. Er bat nur, daß er in der Kirche bleiben dürfte, ſo lange als der Doctor im Pfarrhauſe verweilen würde.

Den weitern Erfolg wiſſen unſere Leſer.

Und wie ſich mit einem verhängnißvollen Knoten leicht alle Fäden der Verwickelung löſen, ſo ergab ſich alles Uebrige nun ohne Schwierigkeit von ſelbſt.

„Ich mußte dem Tode verfallen ſcheinen,“ ſagte Alcindor zu ſeinem Freunde, „um inne zu werden, daß ich das Spielwerk einer Buhlerin geweſen. Wie viel habe ich Dir abzubitten, Leſtloy! Du warnteſt mich — doch ich Verblendeter mißtrauete nur Dir. Ohne jene Kataſtrophe war ich feſt entſchloſſen, mein Schickſal an jenes verächtliche Geſchöpf zu knüpfen; Du haſt eine Kette der Schmach und meines lebenslänglichen Unglücks gebrochen, und ich danke Dir dafür. Dieſes Herz aber" — hier zog er die erglühende Eliſabeth näher, „iſt reines Gold und hat ſich im Feuer der Prüfung bewährt. Doch" — ſetzte er mit halber Stimme und abgewendet hinzu, „iſt, der ſich für den Meiſter der Probe hielt, der Flamme ſelbſt ein wenig zu nahe gekommen." — Er drückte das Herz voll brennenden Schmerz an die Bruſt ſeines Freundes und erſtickte, was er noch hätte ſagen mögen, in einer Umarmung.

Indeſſen hatte Doctor Siegfried mit dem Paſtor geredet. Er hehlte in der offnen Sache ſeiner Werbung um die liebenswürdige Eliſabeth für ſeinen Vetter das große Vermögen nicht, was Leſtloy einſt beſitzen würde. Der gute Geiſtliche verachtete den Reichthum nicht, wenn er ihn auch nur ſo viel, als billig ſchätzte; und ſo gab die Erwägung, ſeine Tochter werde die Fülle haben, den leichten Gründen, ihre Wahl zu ſegnen — die Liebe, ein Aether! füllt ja Schalen des Himmels — überwiegenden Ausſchlag.

„Und ſo dächte ich," fügte der kleine Arzt ſofort hinzu, „Sie, lieber Herr Paſtor, legten Ihr Amt nieder und gönnten ſich einen ruhigen Feierabend. Sie ſind an Eliſabeths zarte Pflege gewöhnt und bedürfen annoch des Arztes. So bleiben wir zuſammen, und die da ſtark ſind — ich meine unſere Kinder — helfen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen. Bei dem Beginn des Sommers gehen wir nach Töplitz ins Bad, das Sie curmäßig gebrauchen ſollen."

„Nach Töplitz!" rief der Paſtor verklärt, „dort werde ich meinen guten König ſehen und an ſeinem Anblick vollends geneſen!"

„Dann,“ fuhr der Doctor fort, „reiſen wir weiter, hierhin, dorthin, wo und wie es uns beliebt.“

„Nach der Wartburg!“ fiel ihm der Paſtor begeiſtert ein; ſollte mir dieſer Wunſch noch in Erfüllung gehen, ehe denn ich ſterbe?“

Bei dieſer Freude des Geiſtlichen, die ſich an der Grenze des greiſen Alters noch kindlich äußerte, entflammte den Doctor ein ſeliges Gefühl. Er rief mit erhobener Stimme: „Am Rhein, am Rhein! da wachſen unſre Reben — — wir ziehen das ſchöne Thal entlang und genießen endlich den Anblick einer Traubenleſe in den Weinbergen.“

„Und Alcindor geht mit uns?“ fragte Paſtor Dagon, indem er die Hand nach ihm ausſtreckte; die Frage hatte unverkennbar den Ton des Bedürfniſſes, alle dieſe Freuden mit dem geliebten Freunde zu theilen. In dieſem Augenblicke erſcholl im Hausflur eine Harfe und ein Geſang, womit die armen Zugvögel der Kunſt, gelockt von einem Sonnenſtrahl, ein Krümchen Brod auf offnen Straßen ſuchen. Im kleinen Zimmer der Pfarre trat eine tiefe, horchende Stille ein, man hörte die Athemzüge ſäuſeln, und ein Tenor, einfach, doch rührend, ließ ſich in folgenden Verſen hören:

Ade! mein trautes Vaterland!
Ich ziehe fort und fern;
Das Leben flieht, es rinnt der Sand —
Mir bleicht des Glückes Stern.
Ade! es wird mir hier ſo weh —
  und dennoch blieb ich gern.

Ade! Du meiner Heimath Haus!
Du ſteheſt feſt, ich nicht;

Es zieht gewaltſam mich hinaus —
Ob auch das Herz mir bricht.
Ade! es wird mir hier ſo weh —
  und bleiben kann ich nicht.

Ade! Du meiner Kindheit Baum!
Du grünes Schattenſpiel!
Hier gaukelte manch ſüßer Traum,
Brach ich der Früchte viel.
Ade! es wird mir hier ſo weh —
  mir winkt ein höheres Ziel.

Ade! Du meine holde Braut!
Nun gehe ich allein —
Wirſt einem Andern angetraut.
Ich leide ſtille Pein.
Ade! es wird mir hier ſo weh —
  mein ganzes Glück ſei Dein!

Ade! Ihr Lieben allzumal!
Wir ſeh'n uns wieder — einſt!
Zum Abſchied füllet den Pokal —
Doch Du, mein Freund — Du weinſt?
Ade! es wird mir hier ſo weh —
  da Du es redlich meinſt.

Alcindor ſchöpfte Odem aus tiefer Bruſt, wendete ſich zum Paſtor und flüſterte ihm zu: „Dieſe Stimme hat für mich geantwortet.“ —

Der Paſtor blickte ihn traurig an, der erſte trübe Tropfen fiel in den reinen Kelch ſeiner Wonne Der Harfeniſt, ein junger, verſtümmelter Mann, begleitet von einer kleinen, hübſchen Frau, ward reichlich beſchenkt entlaſſen. Man begehrte kein anderes Lied.

Wie glücklich fühlte ſich Eliſabeth; wie überſchwänglich belohnt für allen Schmerz, der ihr nun gegen die Ewigkeit ihrer Liebe wie ein düſtrer Augenblick dünkte; er war vorüber. Leſtloy aber fühlte ſich noch unfähig, den Umfang ſeines Glückes zu faſſen. Er ging wie im Taumel umher, der wüſte Traum ſeiner Leiden lag hinter ihm; allein er mußte ſich erſt an den Glanz gewöhnen, worin der Vater des Lichts ſich in ſeiner Führung offenbart und verherrlichet hatte.

Plane der Zukunft waren nun das Geſpräch des Abends. Paſtor Dagon ſollte alſobald das Geſuch um ſeine Entlaſſung einreichen und Leſtloy ſein Examen vorbereiten.

„Eins wünſchte ich“ — warf der Geiſtliche ein, indem er ſinnend vor ſich niederblickte, „und könnte ſolch ein Wort ſtattfinden, wo es darauf ankommt, daß die Vorſehung es genehmige; ſo würde ich ſagen, ich bedinge es mir: ich möchte gerne auf preußiſchem Grund und Boden begraben werden und dereinſt neben meiner Frau unter den Linden dieſes Dorfes ruhen.

„Dies ſoll geſchehen, ſo weit es an uns ſteht!“ verſicherte ihm der Arzt und ſprach: „Die Gemeine zu Goldenſaat, ein treuherziges Völkchen, wird gewiß die Reſte ihres geliebten Lehrers mit unverkühlter Theilnahme empfangen.“ Und da Siegfried Eliſabeths trübſelige Miene ſah, die im Gedanken dem Leichenzuge ihres Vaters folgte, fuhr er ablenkend fort: „Und wann ich nicht mehr bin, ſo kannſt Du, Ludwig, Deinen Aufenthalt als practiſcher Arzt nach Belieben wählen und Ort und Art Deiner Wirkſamkeit beſtimmen, wie es Dir gefällt. Vielleicht haſt Du Luſt, Dich in einem Badeort niederzulaſſen, um den Nutzen Deiner Kenntniſſe an der Quelle zu ſchöpfen; oder geheſt nach

Berlin, wo Du — Deine Zeit nicht damit verlieren darfſt, den Schatz Deiner Väter zu ſuchen.“ Dies ſagte der kleine Doctor ſchlau, und aus dem Lächeln, welches dabei ſein ſchwärzliches Geſicht voll ſchrumpfer Fältchen überflog, erhellte die Selbſtgenügſamkeit deſſen, dem jene goldne Frucht ohne Mühe zugefallen war.

„Deßhalb,“ fiel Eliſabeth lebhaft ein, „weil ich dies alles wußte — ich muß es nur geſtehen — war es mein heißes Streben nach Fürſtenſtein zu kommen während der Hofhaltung der Kronprinzeſſin daſelbſt. Ich wollte — ich hatte es mir vorgenommen, und ein Gott hätte mir den Muth dazu verliehen — die Gnade der Prinzeſſin anflehen um ihre Fürſprache vor dem Throne in Baiern wegen der Erbſchaft, um die mein armer Freund verkürzt worden, oder bei dem Gemahl, daß Seine Hoheit dem Unglücklichen Verzeihung auswirke bei dem Vater des Getödteten und ſich durch einen Machtſpruch hinſichtlich des Hauſes am ſchleſiſchen Thor, um das die Leſtloy's betrügeriſcher Weiſe gebracht worden, der Sache des Rechts annehme.“ Der Paſtor fühlte ſein Zwerchfell erſchüttert, da Eliſabeth dies alles Ernſtes ſagte; Alcindors Auge hing mit lächelndem Vergnügen auf ihrem holden Geſicht, dem der ausgeſprochene Vorſatz nur höhere Farben gab, und Leſtloy zog dankbar entzückt ihre Hand an ſeinen ſchweigenden Mund.

„Welch ein Gedanke, Mädchen! rief ihr Vater aus; „es kommt mir vor, als hätteſt Du eben von einem Gerichtshofe im Idyllenlande geredet. Unſere Kronprinzeſſin dürfte bei aller Gütigkeit, die man an ihr rühmt, doch ſchwerlich geneigt geweſen ſein, ihrem Königlichen Vater oder den Behörden ſeines Staates zuzumuthen, ſich in eine vergeſſene Familiengeſchichte zu miſchen.“

„O! er iſt gewiß auch ein Vater ſeines Volkes!“ widerſprach Eliſabeth mit der heiligen Zuverſicht der Unſchuld.

„Und dann,“ entgegnete der Geiſtliche ferner, „wie würde Seine Hoheit, der Kronprinz, gelacht haben, wenn ihm dieſe Eröffnung geſchehen wäre! Wahrlich! ein Anſinnen für den Humor.“

„Wer heiter iſt,“ verſetzte Eliſabeth leiſe gekränkt und mit fallender Stimme, „iſt auch gut; ich wäre des beſten Vertrauens zu dem Sohne unſeres Königs fähig. Und wenn ſeine Hoheit auch wirklich über mich gelacht, ich hätte ihm die kleine Luſt gegönnt, und meine Betrübniß wäre nicht ohne Freude geweſen; hängt doch auch die Hyazinthe über dem Waſſer — eine Blume aus Thränen!“

Der Paſtor fühlte ſich überwunden. „Wahrlich, Kind!“ ſagte er, „Deine Liebe, Dein Glaube iſt groß; darum hat der Herr Dir auch geholfen.“

Am andern Nachmittage ließ Doctor Siegfried ſich nun länger nicht halten, weil Geſchäfte ihn nach Hauſe riefen. Leſtlov zögerte nicht, ſich dieſem Verlangen zu fügen; war es doch nur eine Trennung für kurze Zeit, und er nahm eine beglückende Gewißheit mit ſich hinweg.

Der Paſtor, Eliſabeth und Alcindor gaben ihnen das Geleit, der Wagen fuhr voraus, und ein Ohngefähr lenkte den Schritt der Fußgänger über den ländlichen Kirchhof. Still und friedlich lag der enge Raum, unter dem die rohen Ahnen des Dorfes ruheten, und die Sonne beſchien den Schnee ihrer Gräber, der ſich wellenförmig darüber breitete, als hätte die Natur nur eine Hülle für ihre ſchlafenden Kinder.

Paſtor Dagon zeigte dem Doctor das Schlummerplätzchen ſeiner Luiſe unweit der Kirche, von einem ſchmuckloſen

Denkmal ausgezeichnet, worauf ſchon ſein eigener Name ſtand mit der Lücke, welche die Zukunft erſt ausfüllen ſollte; denn der Tag des Todes iſt ſterblichen Augen dunkel. — Eliſabeth weilte tiefſinnig daneben.

Leſtloy, der mit Alcindor einige Schritte zurückgeblieben war, umſchlang ihn und ſprach leiſe, doch innig:

„Schneller noch, als Lethes Fluthen
Um der Todten ſtilles Haus,
Löſcht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnerung aus.“

Sie hielten ſich lange Herz an Herz gedrückt.

„Vergeben und vergeſſen!“ antwortete Alcindor, und dieſe Zuſicherung war mehr bittend, als gewährend. „In wenig Tagen,“ ſagte er, „ſcheide ich auch von hier; doch beſuche ich Dich jedenfalls auf dem böhmiſchen Gütchen, das mir noch andere Erinnerungen, als die der Freundſchaft hat. Und dann — — wir ſehen uns wieder — einſt!“

Alcindor war der Enkel jenes Mannes, den Röschen ſo treu geliebt.

An der Sanct Hubertus-Capelle machte das kleine Comitat Halt, um Abſchied zu nehmen. Eliſabeth ſtand auf der nämlichen Stelle, aber wie anders heute, als damals! Dort blickte ſie troſtlos dem Scheidenden nach in eine unabſehliche Oede, eine banges Geheimniß laſtete auf ihrer Seele und ſie trug den ſchweren Gram allein; heute empfing der Entſündigte ſie als Braut, und das Auge ihres Vaters heiligte den Kuß der Liebe. Die Hoffnung, bald wieder, bald auf immer vereiniget zu ſein, ſchlug eine goldne Brücke über den raſchen Strom der Zeit. —

Schnell enteilte der Wagen, langſam ging der Paſtor mit ſeiner Tochter und Alcindor nach Hauſe. Eine ätheriſche Geſtalt folgte ihnen nach, von einem weiten Mantel umfloſſen, blau, wie die Luft der Berge. Sie überſah von einem Hügel aus ſinnend den Gang dieſer kleinen Erzählung in jeder labyrinthiſchen Krümmung. Da winkte die Muſe mit dem magiſchen Stabe, und das gute Dörfchen, die Kirche mit dem Wunderbilde, die Schmiede, worin die treue Regine häuslich waltete, das Schloß der Frau von Berga, die Gräber unter den drei Linden: alles war verſchwunden. Dämmernder Duft hüllte den weiten Raum ein, die Nacht entfaltete ihren heiligen Schleier, die ewigen Sterne wurden ſichtbar in der klaren Höhe, und vergängliche Träume ſchwebten nieder zu den Sterblichen.

Und nichts wäre wahr? O doch! liebe Leſer. Wo jenes Dörfchen verſchwand, wallen goldne Saaten, das Mitleid hat noch ſeine Altäre auf der harten Erde, Kräuter ſprießen zum Heil wunder Herzen, und manche ſanfte Hand iſt ſo geſchickt, als bereit, ſie zu verbinden. Auch giebt es wirklich Schätze, welche ſich der Begier verſagen und nur von der Genügſamkeit gehoben werden. Liebe und Treue wohnen noch unter den Menſchen, wenn auch oft verborgen — und wo eine milde Fürſtin den göttlichen Vorzug fühlt, der Schutzgeiſt ihres Landes, die Zuverſicht der Bedrängten, die Verehrung der Trefflichſten zu ſein; da blühen in ſtillen Thaten und Tugenden ihres Geſchlechts Roſen für den Himmel, die keine Zeit zerſtört.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfundſiebzigſter Band.

Der jüngſte Tag. Die dritte Frau.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der jüngſte Tag.

> Auch hier wohnt, was Liebe verdient!
> Ovid.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Dorf Kaltwaſſer lag zwiſchen Bergen tief und heimlich hineingebaut, wie ein Kinderſtübchen. Die freie Ausſicht auf einen länglichten See, von dem das Dorf den Namen hatte, erweiterte den Blick und eröffnete ein weites Feld jenſeits dieſer bekränzten Ufer. Dort lagen Wieſen wie geſäetes Gold, funkelnde Schlöſſer, manch' leuchtendes Dach, darunter man muthmaßlich aus dem Vollen ſchöpfte; in dem Dörfchen aber, welches der Schauplatz dieſer kleinen Erzählung iſt, war nicht viel mehr, als das liebe Leben zu Hauſe. Doch — wem das Leben lieb iſt, lieb! der, wie arm er auch wäre, dürfte dennoch überglücklich zu nennen ſein. Die Einwohner, eine kleine, fromme Seelenzahl, nährten ſich meiſtens von Weberei, ein bitteres Verhängniß; ein Fremder würde jedoch ihre Lage wunderſchön gefunden haben. Der Frühling, der in dieſer Gegend lange ſchlief, hatte ein reizendes Schlummerkiſſen an dieſer ſanft gehobenen Lehne, von weichem Mooſe geſchwellt, mit feinen Blümchen geſtickt; und kam der Herbſt und malte dieſe Wände verſchwenderiſch in Farben, ſo konnte ſich das Auge kaum ſatt daran ſehen.

Die Kirche in Kaltwaſſer, ſehr alt, obgleich von Holz, ſtand auf einem Felſen. Das Brauſen des Windes verurſachte ſtets ein ſchwaches Geläut. Wir können nicht umhin, dabei an „das Glöckchen des Glückes“ zu denken, was jener König zog, da er ſich viel geliebet ſah. Wenn der Geiſt des Herrn über die Plätze ſeiner Verehrung hinſchwebt; dann wird er mit Wohlgefallen auf dieſem unſcheinbaren Kirchlein verweilen. Der Paſtor war ein Mann nach dem Herzen Gottes. Er ſtand ſich noch ſchlechter, als ſeine Kirche; doch nimmer bewegte deshalb eine Sorge ſeine gelaſſene Seele, und Niemand hatte je eine Klage über den dürftigen Ertrag ſeines Amtes aus ſeinem Munde vernommen. Sein Glaube war auf Felſengrund gebaut. Paſtor Werthlein beſaß die himmliſche Gabe, mit Wenigem vergnügt zu ſein, und „die Genügſamkeit hat überall genug.“ Er ſchlug ſein Verdienſt nicht höher an, als ſein Glück; ſo kränkte ihn nie jener bittere Vorenthalt, der im Irrthum des Dünkels liegt. Er hatte ein ſchuldloſes Gewiſſen, eine wackere Frau, eine Tochter, wie ein Vater ſie nur wünſchen mag — und endlich eine Neigung, die ſich befriedigen ließ. Iſt nun auch jedwede Neigung eine Schwäche, ſo war die ſchwache Seite des Paſtors ein weſentlicher Theil ſeiner Liebenswürdigkeit. Er war ein warmer Blumenfreund. Sein Garten war ſeine Welt; er ſchwebte wie im Himmel, wenn ſein Auge an einer verſchloſſenen Blüthe hing. In den hängenden Gärten zu Babylon wäre ein höheres Vergnügen nicht denkbar geweſen, als welches dieſe unberühmte Stelle dem gewährte, der ſie lebendig umfriedete. Ein ſchöpferiſcher Hauch ſchien in dem Paſtor zu athmen; das Pfarrgärtchen war ein kleines Eden, und was ſeine pflegſame Hand berührte, das gedieh. Wenn ſeine Frau nach der Weiber Weiſe ihrem Manne ſein Schweigen vorwarf und ſagte, er ſpräche mit ſeinen Blumen mehr, als mit den Seinen — dann antwortete er: „Liebe Frau, Du weißt nicht, was Du ſagſt. Verſtänden die Menſchen ſich beſſer auf die Sprache der Natur; wie manches Herz dürfte nicht ſo ſtill ſein, ſo bekümmert. Die Blumen reden auch: der Schöpfer zählt ſie auch zu den Seinen. Die Lilie in ihrem kleinen, weißen Chorhemd beſchämt den Prediger Salomo.“ — —

Es war ein Anflug philoſophiſchen Stolzes, worin der Paſtor ſich zuweilen einen Freund der Sonne nannte. Aber wahrlich! die Sonne ſchien ihm günſtig. Nie war ein Pflänzchen in ſeinem Garten erfroren; ein verdorrtes Gewächs würde er gleich einer Sünde angeſehen haben. Ueber den Spruch: „Hütet Euch vor dürrem Herzen!“ predigte er mit ſichtbarem Einfluß auf ſeine Zuhörer. Sie wußten Alle, daß es ſein Lieblingsthema ſei, vor liebloſer Härte zu warnen. So ſprach er: „Und könnt Ihr Eure chriſtliche Milde mit nichts beweiſen; habt Mitleid! Eine Thräne aufrichtigen Erbarmens iſt viel; weint ein Tröpflein Thau, es erquickt doch. Der Himmel läſſet regnen über Gerechte und Ungerechte — tränkt das Gras; ſollten Menſchen, von denen Keiner lebt, der da rein iſt — einander vergeſſen?“ Guter Paſtor!

Seine Gattin, wie der Paſtor ſie nannte, war nicht ganz jenes zufriedenen Sinnes, wie ihr Mann. Sie hatte zwar nicht die Kraft der Entſagung; aber ſie entſagte doch. Sie hatte hier und da noch Wünſche, die immer unerfüllt blieben. Vielleicht gehören unerfüllte Wünſche zum Glück des Lebens, und dies um ſo mehr, je weniger ſie zu betragen ſcheinen. Manche unſerer Leſerinnen dürfte wahrſcheinlich das Bild dieſer beſcheidenen Hausfrau belächeln, wenn wir ihnen ſagen, daß die Paſtorin ſeit zwanzig Sommern zu keinem Hute hatte gelangen können. Sie fragte zwar in jedem Frühjahr mit einem leiſen Seufzer erwachter Begehrlichkeit nach den diesjährigen Moden, doch ohne je ein Modell zu Geſicht zu bekommen. Dennoch war die gute Frau nie gelb vor Neide geworden; ihre Hautfarbe bräunte ſich nur während der heißen Jahreszeit ein wenig, was ihr ein munteres Anſehen verlieh.

Indeſſen blieb doch der Hut die fixe Idee ihrer Entbehrungen, die nicht berührt werden durfte. Wie löblich und verſtändig die Frau des Paſtors auch ſchwieg, da, wo mehr als Ja und Nein vom Uebel geweſen wäre; ſo gab es doch Fälle, in denen ihrem Manne der Hut vorgerückt wurde, deſſen ſie ermangelte. Dann ſagte er gleichmüthig: „Danken wir dem Höchſten, daß wir in der Obhut Gottes ſind! Du biſt es werth, liebes Weib, daß die Sonne Dich beſcheint!“

Georgine, die einzige Tochter dieſer Eltern und nach ihrem Vater geheißen, war ein ſanftes Mädchen, ſtillen Geiſtes und voll zarter Güte. Ihr Auge von dunkler Bläue und tiefem Blick war wie ein Veilchen, ihr Lächeln hatte einen leiſen Zug von Schmerz. Der weiche, biegſame Wuchs ſchien einer Stütze zu bedürfen, und ihre melodiſche Stimme, nicht mehr ganz ſo hell, wie ſonſt, wankte zuweilen. Ihr Vater nannte ſie das Licht ſeiner Augen; allein ſeit einigen Jahren warf Georgine einen Schatten des Kummers in ſein heiteres Gemüth. Die Mutter wußte wohl am beſten, welch' ein bitterer Wurm im Buſen ihres Kindes nagte. Aber unter guten Menſchen, in friedſamen Verhältniſſen, iſt ſelbſt der Gram nur ein ſchwächeres Glück, eine ſtillere Gelaſſenheit in den Willen deſſen, von dem unſer Schickſal abhängt.

Es war an einem Herbſtmorgen, als der würdige Paſtor nach beendigtem Frühgebet in ſeinem Garten auf und nieder ging; beiläufig ſtudirte er auf den Sermon zu dem Begräbniß, was für den Nachmittag beſtellt war. Seine Gedanken wichen unfreiwillig vom Texte ab. Es war der Pſalm: „Meine Augen ſehen nach den Treuen im Lande, daß ſie bei mir wohnen;“ — aber der Paſtor hatte in den Zeitungen geleſen, daß in der Hauptſtadt eine auserleſene Sammlung Georginen zu ſehen ſei, wozu alle Freunde dieſer Gattung eingeladen würden. Dies zerſtreute ihn etwas. Auch waren rare Sämereien ausgeboten worden. „Hm! Wer das haben könnte!“ ſagte er zu ſich ſelbſt; aber dieſer Gedanke war nur ein vorüberſchwindendes Wölkchen am reinen Himmel ſeiner Zufriedenheit, ſo leicht und vergänglich, wie der kräuſelnde Rauch ſeiner Tabackspfeife, die zu ſeinen wenigen Bedürfniſſen gehörte.

Seine Frau trat aus der hintern Thür des Hauſes und ſagte mit eiliger Stimme: „Vater! willſt Du nicht einmal hereinkommen? Der Fiſcher iſt da und bringt Dir die Zinſen. Wie ein armer Sünder kam er, der arme Mann; weil er diesmal ſo lange geblieben. Der Hamen ſei ihm wie verhext geweſen. Du wirſt ihn doch wohl nicht hart anlaſſen? Den köſtlichen Aal, den er uns in die Küche getragen — wir werden ihn kaum bewältigen können.“

Der Paſtor ſah ſeiner Frau lange lächelnd, wie in leiſer Mahnung, in das Geſicht, als wolle er ihr Zeit laſſen, und als ſie unter dieſem Blick erröthete und niedergeſchlagenen Auges ſeiner Antwort harrte, ſagte er: „Um ſo beſſer! der Aal iſt mit der Schlange verwandt — wir laſſen ihn entſchlüpfen. Wenn der Fiſcher ihn zum Rentmeiſter trägt, ſo bekommt er den vornehmen Fang gut bezahlt. In der Küche dieſes Lucullus wird das Holz nicht ſo klein geſpalten, wie bei uns. Und was ſprichſt Du denn, Frau, ich ſolle den Mann nicht hart anlaſſen? einen ehrlichen Zinszahler? Ei! da müßte ich mich ja vor mir ſelbſt ſchämen, ich! ein Geſegneter des Herrn!“

Jetzt lächelte die Paſtorin, aber ſchmerzlich; denn ſie wußte, daß ihr Mann am letzten Gulden war. „Ich dachte nur,“ entgegnete ſie halblaut, „weil Aal Dein Leibgericht wäre —“

„Eben deswegen —“ lautete die Antwort feſten Tones, „würde ich am jüngſten Gericht an dieſem Leckerbiſſen würgen müſſen.“ Und in ſeiner milden Weiſe ſetzte er hinzu: „Kann ich den Leib auch nicht wie Reiche laben, werd' ich deshalb mein täglich Brod doch haben.“

Die Frau des Paſtors verſchluckte eine bittere, kleine Thräne; doch ſprach ſie mit kühler Stimme hierauf: „Nun denn! ſo wollte ich Dich nur daran erinnern, Vater! ehe Du das Geld eintheilſt“ (was ſehr bald zu geſchehen pflegte) „daß Georgine ein warmes Kleid bedarf. Der Winter iſt vor der Thür. Man ſoll jetzt recht preiswürdigen Thibet ziemlich billig kaufen.“

„Thibet!“ wiederholte der Paſtor und trat einen Schritt zurück, wie entſetzt darüber, daß ſeine Frau einen dergleichen Artikel nur in ihren Mund nahm. „Wo denkſt Du hin, liebe Frau, mir ſolchen Luxus anzuſinnen? Ja, wenn ich ein ſpaniſcher Grande wäre, daß meine Tochter ſich ſo koſtbar kleiden könnte! Und ſelbſt die edle Ximene, die Braut des Cid, ſchämte ſich der ſittſamen Leinwand nicht“ —

„Spare dies, Vater!“ fiel ihm hier die Mutter ungeduldig in die Rede, „was willſt Du mit dem Cid? Mich wandelt ein Zittern an, wenn ich um mich blicke. — Alle dieſe Georginen haben es beſſer als die Unſrige. Der himmliſche Vater giebt ihnen ein Kleid von Sammet, daß es eine

Pracht iſt! Man ſieht ſeine Luſt daran. Mein armes Kind geht ſo ſchlecht einher“ —

„Und recht!“ fügte der Paſtor bedeutſam hinzu; „das iſt der beſte Anzug für ein junges Mädchen. Was fehlt unſerer Georgine? Sie trägt ſich nett und hübſch und immer wohlanſtändig!“

Die Paſtorin hielt einen Theil dieſes väterlichen Lobes für ihr Eigenthum. Sie ſprach: „Du weißt nur nicht, wie man Alles drehen und wenden muß“ —

„Ich kenne dies Talent an Dir, mein Schatz!“ ſagte der Paſtor, indem er ſeine Frau leiſe auf die Schulter klopfte; der offne Ausdruck ſeiner Gutmüthigkeit barg dabei einen kleinen Schalk ehemänniſcher Ironie. „So möchteſt Du mir jetzt das neue Kleid der Georgine von einer Seite zeigen, wo es mir äußerſt nothwendig erſchiene; ich wette aber, Du drehſt nur Deinen eigenen Wunſch heraus. Unſere Tochter weiß nichts davon.“

„Leider! daß Du wahr ſprichſt, Vater!“ erwiederte die Frau, während Thränen des herbeſten Mitleids ihr in die Augen traten. „Das Mädchen ertrüge wohl den äußerſten Mangel, ohne daß man es merkte. Die gute Georgine hat keine Wünſche. Sie wandelt wie eine geſtorbene Seele. Es thut mir im Innerſten weh, ſo oft ich ſie anſehe, weil ſie ſo gar nichts begehrt, und ich möchte ihr das Herz aus meiner Bruſt geben. Da dachte ich denn — da Du es nur weißt, Vater! ich würde ihr mit einem neuen, hübſchen Kleidchen einmal ein Lächeln der Freude ablocken.“ Die Paſtorin weinte.

„Dachte ich's doch!“ ſagte der Paſtor weichmüthig. „Ihr Weiber habt nur einen Maßſtab, die Elle des Kaufmanns Du gute Mutter, Du! wiſſe nur, der äußern Dinge keines reicht an die Seele! Und um eine durch Untreue verkürzte Seele handelt es ſich hier. Und wenn ich, wie der reiche Mann im Evangelio, mein Kind in Purpur und köſtliche Leinwand kleiden könnte" — die Paſtorin runzelte hierbei die Stirn und dachte, jeder Gedanke ihres Mannes käme heute in verwünſchtes Linnen gewickelt zum Vorſchein — „es litte dennoch Pein in der heimlichen Flamme, welche Gott allein ausgießen kann durch ſeinen Geiſt. Die Zeit iſt ein Gott; ſie thut Wunder, auch an den tödtlichſten Wunden. Wir haben Zeugniß dafür. So bedürfen wir kein Zeug, wie es auch heiße, ein Herz zu verbinden, das ſeinen Schmerz nicht zur Schau trägt. Was ſorgſt Du doch für den Winter? Wir wiſſen nicht, was die nächſte Stunde bringt. Das bringt mich wieder auf den Fiſcher. Er wartet drinnen. Komm, liebe Frau! wir wollen hinein gehen."

Die Geldangelegenheit war bald abgemacht, der Fiſcher ging leichten Muthes von dannen; aber der Aal — blieb zurück, und kritiſche Leſer wollen deßhalb von unſerm Paſtor nicht ſchlimmer denken, als vorher. Seit Adams Zeiten iſt etwas Schlangenartiges nie ohne Erfolg auf einen Ehemann geweſen, und was eine Frau, ſelbſt die fügſamſte, einmal wünſcht und will, wenn auch noch ſo ſanft, dies pflegt bisweilen zu geſchehen. Vielleicht geſchah es in dieſem Falle, daß der Paſtor dem Inſtinct einer gewiſſen Vorherbeſtimmung folgte. Denn kaum war der Fiſcher fort und Jener wiederum im Grünen; ſo erſcholl ein Poſthorn, welches den Wiederhall dieſer kleinen, ſtillen Gebirgswelt weckte. Ein engliſcher Reiſewagen rollte vor das Wirthshaus, und nach dem Verlauf von wenigen Minuten ward ein ältlicher Diener, ſchlicht, doch fein gekleidet, nach dem

Pfarrhauſe entſendet. Athemloſer, als vorhin, kam die Paſtorin zu ihrem Manne und meldete ihm mit dem Tone einer außerordentlichen Zeitung: der Geheimerath Löſer aus G..... laſſe um die Erlaubniß bitten, den Herrn Paſtor auf ein Stündchen beſuchen zu dürfen. Die gute Frau ahnete nicht, daß ſie abermals einen dankbaren Schuldner verkünde und daß ein Tag tauſendfältiger Zinſen als ein Glücksſtern für dies Haus des Friedens aufgegangen ſei. — — „Geheimerath Löſer?“ rief der Paſtor erſtaunend. Der Name war ihm fremd; aber der Titel, womit er genannt wurde, fand eine achtungsvolle Aufnahme. Der Einſame bewahrt in ſeiner tiefen, ſtillen Bruſt ein leiſes Echo für den Klang — da hingegen die Geſellſchaft viel zu laut iſt, daß das Geheime unterſchieden werden könnte; im Wirbelkram der Gemeinplätze geht guter Name und ſchlechter Ruf durch einander.

„Wird mir eine Ehre ſein“ — ſetzte er mit höflicher Haſt hinzu; „ich empfange ihn im Garten — nicht?“

„Wenn ſich das nur auch ſchickt“ — antwortete die Frau bedenklich. „Nimm es mir nicht übel, Vater! der Garten kommt mir zum Empfange eines vornehmen Mannes ſo gewiß geradezu vor.“

„Und warum ſollte es ſich denn nicht ſchicken?“ fragte der Paſtor wie im verletzten Stolz. „Wo könnte es wohl hübſcher ſein, als hier? Der erſte Menſch auf Erden ging mit unſerm Herrgott in ſeinem Garten ſpazieren und wie ein Freund mit dem andern um. Ja, ich ſage Dir, käme der Geheimerath nach Georginen; ſchönere Mädchen, als meine Georginen, würden ihm ſchwerlich entgegennicken. Einen Mund voll friſcher Luft nimmt jeder Städter gern mit. Und.

wenn Du, mein Schatz, für eine Schale Caffee ſorgteſt, ſo würde, däucht mir, nichts zu wünſchen übrig ſein.“

Die Paſtorin nickte und ſprach: „Selbſt in dem Falle, daß der Fremde über Mittag bliebe“ — Ihr Mann ließ ſie nicht ausreden. „Weiß ſchon,“ ſagte er ungeduldig, „welch' eine treffliche Wirthin Du biſt; wo wäre eine Frau, die, wie Du, mit ſo Wenigem Haus hielte und nie in Verlegenheit käme? Doch jetzt gieb vor allen Dingen den erwarteten Beſcheid, daß dieſer Beſuch mit vielem Vergnügen von uns erwartet werde.“

Der Paſtor hatte kaum ſo viel Zeit, ſich in eine empfangende Stimmung zu verſetzen, als der Angemeldete erſchien. Der Geheimerath Löſer war ein alter Mann von mittler Größe. Er ging gebückt; der Druck, unter dem er frühzeitig geſeufzt, die beugenden Jahre, die goldne Laſt des Reichthums, die vielleicht am ſchwerſten zu ertragen iſt — mochte auf ſeinen Schulter ruhen. Sein Geſicht ſprach die Wahrheit des Daſeins aus, und der Paſtor meinte ſtill bei ſich, es ſchon irgendwo geſchehen zu haben. Ein Schein von Wärme war in dem verjüngenden Lächeln, womit der Geheimerath ihn begrüßte. Die Sonne ſchien auf das anſpruchloſe Aeußere dieſes Mannes. In dem ſuperfeinen Rock vom einfachſten Schnitt verſteckte ſich ein kleiner Adler; nichts blinkte, als ein wenig Schnee, auf dem kahlen Scheitel dieſes Greiſes, ein verbogener Trauring am kleinen Finger ſeiner linken Hand und eine verſtohlene Thräne in ſeinem Auge.

Sie entſchuldigen wohl, daß ich mir erlaube, Sie zu ſtören?“ ſagte der Geheimrath. „Die Herren Paſtores finden ſo oft Gelegenheit, die Vorſchrift zu üben: „Seid gaſtfrei ohne Murren;" daß man um gütige Nachſicht bitten muß."

Der Paſtor ſah ihn mit heller Aufrichtigkeit an und ſprach: „Sein Sie uns herzlich willkommen! Ein lieber Beſuch iſt eine ſo große, als ſeltene Freude für uns. Wir wohnen hier an der verlorenen Ecke, und die Freunde der Welt gehen unſerm ſtillen Thal vorüber. Wer mich daher in meinem Garten aufſucht, in dem glaube ich einen Freund gefunden zu haben." — Er reichte dem Geheimerath die Hand und fragte mit keiner Sylbe nach der Abſicht ſeines Hierſeins.

„Ich bin dieſem Orte kein Fremder," erwiederte der Geheimerath mit bewegter Stimme, „auch dem Garten nicht, der kaum wieder zu kennen; um ſo viel ſchöner finde ich ihn. Sonſt lief auf jener Seite ein Gemäuer hin, was nun, wie ich ſehe, nicht mehr ſteht" —

Gute Nachbarſchaft iſt die beſte Mauer" — antwortete der Paſtor freundlich; „es wird mir kein Hälmchen verſehrt."

„Das iſt gut!" ſagte der Geheimerath zerſtreut. „Der Ertrag Ihrer Stelle, Herr Paſtor, iſt wohl noch ſchlechter geworden, als ſonſt, da die Zeiten ſich verſchlimmert haben?"

Bei dieſer Frage kam die Paſtorin hinzu und breitete über den Gartentiſch eine ſeidengewirkte Serviette, die einſt blau geweſen, doch durch langen Gebrauch und manchen Zug durch das Waſſer nur noch bläulich ſchillerte. Sie nahm für ihren Mann das Wort und ſprach: „Ja, dieſe Stelle iſt vielleicht die ſchlechteſte im Lande; wir haben bloß Weber hier" —

Der Paſtor fiel ſeiner Frau in die Rede und ſprach: „Du ſagſt dies bloß ſo kläglich, mein Schatz, als ob ein

Nackender zu bekleiden wäre. Meine Gemeine iſt jedoch ganz vorzüglich. Dieſe guten Leute thun, was ſie können, wenig mit Liebe: und das iſt viel. Mit Freuden will ich meine Kanzel einen Webſtuhl Gottes nennen, wenn ſein Geiſt wirkſam iſt in mir.“

Der Geheimrath hatte indeſſen keinen Blick von der Serviette verwendet. „Dies Muſter kenne ich auch noch“ — ſagte er lächelnd; „einſt machte ich einen Fleck darauf, der mir übel bekam.“ Er beugte ſich über den Zipfel, und beinahe wäre wieder ein Tropfen darin ausgelaufen.

„Ja, ja!“ erwiederte die Paſtorin theilnehmend erregt, „es iſt als Erbſtück aus dem Pfarrhauſe an meinen Mann gekommen und mag wohl aus der Großmutter Beilädchen ſein, wie man zu ſagen pflegt. — Doch was bringt uns denn die Ehre, einen ſchätzbaren Freund dieſes Hauſes kennen zu lernen?“ Weiber müſſen fragen; eine Frau ohne Frage wäre kein Weib.

Der Geheimerath anwortete: „Ein alter Geſchäftsmann will endlich einmal vor dem letzten Abſchluß ſein Herz mit in Rechnung bringen. Kaltwaſſer iſt der Ort meiner Geburt und Taufe; ich habe meine Kindheit im bittern Waiſenthum hier verlebt; jene böſen Tage aber waren der Weg zu meinem Glücke, und bei allem Guten, was Gott mir erwieſen, habe ich niemals vergeſſen, wo es angefangen hat. So bin ich hergekommen, in dieſem Dörfchen ein Denkmal meiner Dankbarkeit zu ſtiften und ſeinen Einwohnern wo möglich nützlich zu werden.“

Des Paſtors Miene verklärte ſich. „Ei! was Sie ſagen!“ rief er freudig aus. „Das iſt ein Tag des Segens und der Freude! Dank findet man ſelten — ach, wie ſelten! und doch lehrt ihn die liebe Natur, die ſo viel zurückgiebt, ſelbſt der kargen Hand, welche ihr nur ein Weniges geliehen. Doch — ich erinnere mich nicht, Ihren werthen Namen je gehört zu haben; es muß vor meiner Zeit geweſen ſein, daß Sie hier waren, und meine Zeit iſt doch auch eine lange Zeit.“

Der Geheimerath antwortete: „Löſer iſt auch nicht mein eigentlicher Name, ich heiße Trautvetter.“

Der Paſtor nickte, als beſänne er ſich, und ſprach: „Ah ſo! Wie aber kamen Sie zu jenem, wenn ich fragen darf?“

„Das will ich Ihnen erzählen,“ ſagte der Geheimerath. Der Paſtor ſetzte ſich in eine aufhorchende Stellung, ſeine Frau ſchenkte nur geſchwind noch Caffee ein und ſah ſich nach der Tochter um, daß dieſe der Mittheilung theilhaftig würde; doch Georgine ließ ſich nicht blicken.

„Sie wiſſen nunmehr,“ begann der alte Herr, daß mein ſeliger Vater hier Organiſt geweſen und zeitig verſtorben iſt. Ein Anekdötchen bei Gelegenheit dieſes traurigen Ereigniſſes iſt noch bekannt. Ihr Vorgänger im Amte, ein höchſt ſeltſamer Redner, hielt ihm den Leichenſermon über das Thema: der im Himmel ſpielende und ſingende Organiſt; im erſten Theile, wie er ſpielt, im zweiten, wie er ſingt — ich muß geſtehen, daß ich dies erſt ſpäter von Andern vernommen habe. Tief betrübt bis in den Tod, hätte ich an dem Tage, da man den Vater begrub, nichts gehört, und wenn die lieben Engel ihm das Requiem gehalten hätten. — Meine Mutter war bei meiner Geburt eingegangen. Der einzige Bruder meines guten Vaters, ein verdorbener Conditor, der eine Erbſchaft gemacht, ſein Gewerbe vernachläſſiget und ſich den Trunk angewöhnt hatte, lebte bei uns. Vielleicht hatte mein Vater gehofft, ihn in dieſer wüſten Neigung zu beſchränken; vielleicht auch, unſerer beſchränkten

Lage etwas aufzuhelfen, da er ihn zu überreden ſuchte, daß er zu uns zöge, was denn nun auch zu unſerm Unglück geſchehen war. Er ward ein ärgerer Schlemmer als zuvor; der einſame Trinker iſt der ſchlimmſte. So verſüßte dieſer Vetter uns das Leben nicht; vielmehr war meinem Vater durch ihn das letzte Brod gebacken. Er kränkelte ſich innerlich ab und ſtarb. Einige Minuten vorher, ehe er verſchied, ſagte er mit ſchwacher Stimme: Chriſtian! ſei dankbar! Auch für Kreuz und Leiden; nimm Alles hin mit Geduld! Gott giebt nur Gutes; wünſche auch Deinem Feinde nichts Böſes. Unrecht ſchlägt ſeinen eigenen Herrn. — Nun verlangte er, daß ich ihm ein Abendlied vorläſe; er taſtete mit den Fingern leiſe auf die Bettdecke, als wäre es eine Claviatur — dann ſtockten ſie — und er entſchlief ſo ſanft, wie wenn ein Licht ausliſcht. — Nun war ich allein auf der Welt; ganz allein wäre ich weniger unglücklich geweſen; denn ein Beſchützer, den man verachten muß, der uns haßt, entzieht uns noch den beſten Theil der Selbſtberuhigung. Gott des Lebens! wie iſt einer Waiſe zu Muthe — —“

Und mit bewegter Stimme fiel der Paſtor ein: „Vater im Himmel! nimm Dich eines jeden verlaſſenen Kindes an!“

Der Geheimerath athmete tief und ſprach des Weiteren: „Wir zogen in das Häuschen eines Webers, wo eben ein ſogenanntes Ausgedinge erledigt war; der Vetter kam faſt gar nicht mehr aus dem Wirthshaus. Für mich gab es zu thun; ich war eine Art Adjunct, ſchrieb Noten, zog die Abendglocke und trug bei Begräbniſſen das Kreuz vor. Doch dies Alles füllte meine Zeit nicht aus und genügte dem regſamen Triebe der Thätigkeit nicht, der mir angeboren war. Des Morgens ſchlich ich mich hinaus an das Waſſer und labte mich an der Natur. Wenn der See dampfte und der

Keſſel des Thals; dann war mir, als wäre es doch nirgend ſo ſchön, als hier! Ich dachte nicht an die kalte Küche, an die bittere Koſt, womit der Vetter mich täglich abſpeiſ'te; ſondern nur, wie ich feurige Kohlen ſammeln wollte, wenn ein günſtiges Geſchick mir einſt zu meinem eigenen kleinen Herd verhülfe. Des Abends, wenn das Geläut noch ſummte, lauſchte ich am Kirchthurm auf das Echo. Es war mir dann, als ob eine gleichgeſtimmte Seele die ſtille Wehmuth meines Herzens nachſänge. Die Geiſter dieſer Berge waren meine unbekannten Freunde; immer war mir, als ob ihr Laut Ade! Ade! klänge, als ob ich Abſchied nehmen ſollte. Gott kann aus Steinen Kinder erwecken! ſo ſtehet in der Schrift, ſprach ich einmal zu mir ſelbſt, warum nicht auch Väter? Wahrlich! der Wiederhall in den Felſen weckte eine weiſſagende Stimme in meiner Bruſt. Hat man die Höhe der Jahre erſtiegen und blickt zurück; dann erſcheint uns Alles bedeutſam. Wenn ich an das eigenthümliche Intereſſe denke, womit ich unſerm Weber bei ſeiner Arbeit zuſah; ſo bringt ſich mir die Ueberzeugung auf, daß etwas Verhängnißvolles in unſern früheſten Neigungen liegt."

„Dieſer Meinung bin ich auch." — verſicherte der Paſtor. „Unſere zeitigſte Liebe iſt die Knoſpe, woraus die Geſtalt unſeres Lebens ſich entwickelt. Wie war es mit Linné? Als ein zartes Kind zeigte ſich ſchon, daß er nichts lieber hätte, als Blumen, die ſein Vater ihm zum Zeitvertreib in die Wiege legte. So mögen Engel ſpielen! In jenem unſchuldsvollen Wohlgefallen war ſchon Offenbarung; der ſinnige Ernſt des großen Pflanzenforſchers blickte aus dieſem kleinen Lächeln." Die Paſtorin blickte ihren Mann von der Seite an und lächelte auch. Sie gönnte jedoch ſeinem kindlichen Gemüthe die Freude, jedem Geſpräche Blumen einzuſtreuen, wenn ſie gleich den Lebenslauf des Geheimeraths ungern unterbrochen ſah. —

Er ſetzte ihn folgendermaßen fort: „Wenn ich damals, wo ich das Weberſchifflein fliegen ſah, hätte denken ſollen, daß meine künftigen Schiffe ſchon mit wehenden Segeln über das Meer führen; wie knabenhaft würde mir das Herz im Leibe gehüpft haben! Oder wenn ich Zeuge war der ärmlichen Nahrung des blaſſen Leinwebers und der Seinen und mitleidig dachte, ſein Fleiß hätte wohl etwas Beſſeres verdient; ich wäre erſchrocken vor meinem Glück, wenn der Gedanke auch nur von ferne in meiner Seele hätte aufſteigen können, wie ich dereinſt Tauſenden ſeiner armen Zunft Brod geben würde! ich, ein ſchwaches Werkzeug in Gottes Hand!“ Obgleich der Geheimerath jenes auffallenden Wechſels mit demüthigem Ausdruck der Anerkenntniß gedachte, wie großartig ihn die Vorſehung erhoben habe; ſo wirkte doch ein Faden kaufmänniſchen Stolzes im Zuſammenhange ſeiner Vorſtellungen. Auch der edlere Reiche fühlt ſich ſo leicht im Vorzug!

„Sehen Sie!“ ſagte der Paſtor, „ſo ſegensreich iſt ſelbſt ſchon ein guter Wunſch! Was Du im Verborgenen thuſt, wird Dir vergolten werden öffentlich! Was aber iſt verborgener, als das Herz? Und wie manches belaſtet ſich insgeheim mit böſem Neide.“ —

„Scheelſucht iſt in jedem Sinne ein gemeiner Fehler,“ unterbrach ihn der Erzähler; „und damals fühlte ich, wie wehe ſie thut. Der Vetter gönnte mir nicht die Luſt. Er wollte an mir erſparen, was er ſelbſt vergeudete. So aß er leidenſchaftlich Fiſche, vermuthlich weil ſie ihm um ſo größern Durſt erregten; ich aber wurde trocken abgefunden. Einſt warf er mir einen kleinen Hechtkopf auf den Teller und ſagte höhniſch: Da, Du Wortklauber und Kreuzträger! das iſt für Dich (ich verwies ihm nämlich zuweilen unziemliche Redensarten). Glauben ſie mir, werther Herr Paſtor! ſpäter hätte ich den offnen Rachen eines Haifiſches oder irgend eine gähnende Gefahr des Meeres nicht mit einem ſo gräßlichen Gefühl erblicken können, als womit ich dieſen kleinen Fiſchkopf anſtarrte: ein Beweis, daß nicht der Gegenſtand, ſondern die Empfindung, welche ihn mißt, unſerm Unglück ſeine Größe giebt. — Der letzte Segen meines Vaters fiel mir ein, daß ich auch Kreuz und Leiden mit Geduld hinnehmen und dafür dankbar ſein ſolle. So aß ich ſtumm, wie mit Andacht, und eine heimliche Thräne nach der andern wuſch die kleinen Marterwerkzeuge ab, die ja bekanntlich der Hechtkopf enthält. — Bald war es ſo weit mit dem Vetter gekommen, daß er ſeine Mahlzeiten nicht mehr bezahlen konnte. Der Fiſcher im Häuschen unter dem Birken am See —“ („Eben der!“ ſchaltete der Paſtor leiſe ein; ſein Zinszahler war deſſen Sohn und Erbe) „wollte nichts mehr liefern anders, als für bares Geld. Einſt kam er ſelbſt und mahnte ſo gröblich, als es nur in ſeinen Kräften ſtand, und die Kraft ſeiner Grobheit war groß! Der Vetter verſprach zum nächſten Morgen die ſchuldige Summe durch mich an ihn zu ſenden. Der Fiſcher ſchwor hoch und theuer, ſo es nicht geſchähe, er ihn auspfänden laſſen wolle. Dieſer Drohung traute der Vetter diesmal Ernſt zu; doch um die Zahlung zu erſchweren, wechſelte er ihren Betrag in Kupfergeld ein und füllte das mürbe Netz einer abgetragenen wollnen Börſe ſtrotzend damit an. Hier nimm! ſagte er, und verlierſt Du dies unterweges, ſo laß Dich nicht mehr vor meinen Augen ſehen! So entließ er mich.“

„Der Weg am Ufer hin war weit, ich ſputete mich. Als ich an den See kam, lag ein kleiner Kahn, mit dem ich oft gefahren war, lockend angebunden in der Bucht. Der Kahn gehörte in den Pachthof; in einer Stunde konnte ich wieder da ſein — ich neſtelte ihn los. Mit unſäglicher Luſt fuhr ich über das ſonnige Waſſer. Die Fahrt iſt gleich zu Ende, da will die Ruderſtange mir entgleiten — ich bücke mich, ſie tiefer zu faſſen, ein Splitter am Kahn fängt das Schnürchen von der Börſe, was mir aus der Weſtentaſche hängt, das Gereige reißt entzwei, und der ſchwere Inhalt war im Nu in die Tiefe ausgeſchüttet; nur das leere Netz blieb wie zum Spott in meiner Hand. In jenem Augenblicke war mir, als ſänke ich ſelbſt zu Grunde!“

„Das kann ich mir vorſtellen!“ ſagte die Paſtorin mit lebhafteſter Theilnahme; „aber wollen Sie denn nicht noch ein Täßchen? Ich bitte ſehr!“

Der Geheimerath trank, es entſtand eine Pauſe; dann fuhr er fort: „Die Angſt trieb mich umher; endlich ſank ich erſchöpft am Eingang des Wäldchens, durch welches der Fahrweg führt, unter einem Baume nieder. Da rollte ein Wagen herbei, darin ſaß ein junger Mann in mittleren Jahren. „Es war gewiß kein Zufall, daß dem Kutſcher grade hier die Peitſche entfiel; ich hob ſie auf, der Fremde fragte — oh! mit dieſem Tone fragen nur Helfer! was weint der Knabe? Schluchzend brachte ich mein Mißgeſchick zur Sprache; die wollene Börſe, ſchwer und naß von Thränen, lag noch in meinen Händen und zeugte für die Wahrheit meiner Ausſage. Nichts betrübte mich ſo ſehr, als daß der Fiſcher, der ein redlicher Mann wäre, nunmehr nicht bezahlt würde, und ich äußerte dies. Mit einem unvergeßlichen Lächeln ſagte hierauf der Fremde: Du armer

Schlucker! ſo haſt Du nun ſchon Schiffbruch gelitten und Bitteres gekoſtet? Du möchteſt wohl nicht mit nach Batavia?“

„Welch' ein Sonnenblick in dieſer trübſeligen Stunde! Es leuchtet ein, wie ich jene Frage beantwortete. Der Fremde, in welchem mir Gott den beſten Freund meines Lebens zuführte, war ein Kaufmann. Sein jüngerer Aſſocié, wie ich ſpäter erfahren, hatte ihm die Braut abwendig gemacht. In ſolchem Punct ſchreibt man nicht gern et Compagnie. Dieſer Herzbedrängniß wollte der vortreffliche Mann entweichen. Er kam ſo eben von einer Abſchiedsreiſe.“

„Du lieber Gott!“ ſagte der Paſtor wie mit Bedauern; „und nähme ich Flügel der Morgenröthe — heißt es auch hier. Wir entrinnen nicht. Einen Sterblichen findet Ihr nie, der zu entfliehen vermag, wenn ein Gott ihn treibt! ſagt Sophokles. Wie manche fahren zur See, die nur ganz leiſe ihre Hand auf das Herz legen dürften! —— War die Liebe des Kaufmanns in ſein Lebensbuch eingeſchrieben; ſo löſcht kein Tropfen aus dem Ocean ſie aus. Doch Gott nimmt endlich alle Schuld und wirft ſie in das Meer — und jenſeits wird jedes Facit gezogen.“

Der Geheimerath neigte das Haupt und ſprach: „Wie oft kommt man dahin, zu ſagen, es hat ſo ſein ſollen! ſo und nicht anders. Ich habe ein gutes Stück von der Welt geſehen; aber dieſelben Erfahrungen, nur etwas verſchieden gefärbt, bleiben ſich unter jedem Himmelsſtriche gleich. Wenn ich auf dem heimathloſen Meere hinſegelte, dann tauchte mein liebes Kaltwaſſer wie eine kleine, geſegnete Inſel vor meinen ſtarren Blicken auf, und das Sauſen des

Takelwerks war mir wie das Geräuſch des Webſtuhls in meinem Dörfchen. Unſer Glück hängt ja überall an Fäden, die am Ende auf Eins hinauslaufen. — In Batavia, wo mein väterlicher Freund begraben liegt, ward er im Verlauf mehrerer Jahre ſehr krank, und ohne mich würde die daſige Waiſenkammer eine verwaltende Mühe mehr gehabt haben. Er erklärte mich zu ſeinem Erben; es war der letzte Wunſch meines theuern Wohlthäters, daß ich ſeine Firma, ſeinen Namen annähme. Nach dem Tode des Mannes, der wie ein Vater an mir gehandelt hatte, ſehnte ich mich heim. In ſeinem Wohnort ließ ich mich nieder und kaufte zu meiner größten Freude ſein ehemaliges Haus. Die Freundin ſeiner Jugend war geſchieden und lebte in tiefſter Stille mit ihrem einzigen Kinde. Die alte Liebe der Mutter gab mir das Herz der Tochter, die noch ein ſehr junges Mädchen war. Wie glücklich fühlte ich mich! Ach! was iſt das Glück auf Erden? Ein Hauch! Mein liebes Weib ſtarb, wie meine Mutter, im erſten Wochenbette mit einem Söhnlein, das ihr baldigſt nachfolgte; und ich heirathete nicht wieder. Sie war mir eine theuere Seele geweſen. Solche Güte iſt ſelten, und das Seltene findet man nicht im Umſehen. Meine Schwiegermutter lebte bei mir. Wir hatten Beide das Liebſte verloren und tröſteten uns zuſammen.“

„Ich fühle ganz, wie troſtreich Ihnen dies geweſen ſein müſſe“ fiel hier der Paſtor ein. „Solch' ein Band zieht die Seligen in unſere Mitte, und wer im Geiſt der Hingeſchiedenen wandelt, „dem leben ſie!“

„Nach dem Hintritt meiner Schwiegermutter,“ ſetzte der Geheimerath ſeine Erzählung fort, „war Gemeinnützigkeit meine einzige Freude. Der thätige Menſch iſt nie allein. Er ſtehet mit allen Kräften in Verbindung. Meine Fabriken blüheten in ihrem ſchönſten Flor; es war eine Luſt, am Sonnabend die Zahl der Arbeiter zu ſehen, die ihren Lohn holten. Doch vergaß ich dabei nicht, wie einſam die Armuth iſt."

„Das wird ihnen Gott lohnen!" rief der warmherzige Paſtor, der bei dieſer Stelle nicht an ſich halten konnte. „Ein engliſcher Autor ſagt, daß Handel und Wandel den edleren Leidenſchaften der Seele ſchaden, indem ſich dieſe auf den Durſt nach Gewinn gründen und auf das Verlangen, von den Bedürfniſſen unſerer Nebenmenſchen Vortheil zu ziehen. Ihr Beiſpiel, verehrter Herr Geheimerath, widerlegt dies. Auch würde unſer Herr, der ein Meiſter in der Gleichnißrede war, das Bild vom Kaufmann nicht gewählt haben, wenn dem ſo wäre."

„Auch das Bild von der Perle nicht zu unſerer Zeit —" bemerkte ſeine Frau. Wer ſucht heut zu Tage noch eine Perle? Dieſer prunkloſe Schmuck iſt aus der Mode. Die Perlen ſterben ab und müſſen in die Erde vergraben werden, um nur wieder Schein zu bekommen."

„Mein Schatz" entgegnete der Paſtor ernſt, „da ſagteſt Du ein Wort von größerem Inhalt, als Du ſelbſt dachteſt. Der Schooß der Meeres wird nicht aufhören, Perlen zu erzeugen, die ein Sinnbild ſtillen Werthes ſind, wenn auch der veränderliche Geſchmack der Frauen bald an dieſem, bald an jenem Flitter ſein Gefallen findet; — ſo wie ein ſanftes Herz, ein ungefärbter Glaube ewig köſtlich iſt vor Gott!"

„Eines Vorfalls muß ich gedenken, ehe ich zum Ziel komme," ſagte der alte Herr, „ſo unwichtig an ſich ſelbſt er auch ſcheinen mag. Eines Tages hatte ich einen fremden Großhändler bei mir zu Gaſte über Mittag. Den Diener, der eine Schüſſel Fiſche auftrug, hatte ich auf dem Vorſaal ſchelten hören; ſolch' ein Ton ward ſelten laut in der Stille meines Hauſes. Ich fragte nach der Urſache. Er hatte einen Bettler abgefertiget, der ihm bis dahin gefolgt war und ungeſtüm um ein wenig Abhub gebeten hatte. Solch' Volk iſt noch lüſtern — ſagte er. Augenblicklich ſtand ich auf, dafür zu ſorgen, daß dieſer Hungrige zurückgerufen würde. Da ſtand er noch harrend an der Treppe. Und in dieſer gebückten, tief herabgewürdigten Geſtalt erkannte ich meinen Vetter!"

„Dachte ich's doch gleich!" ſagte der Paſtor, und ſeine Frau fiel raſch ein: „Am Ende wird's drinnen ein Schüſſelhecht geweſen ſein — auf daß die Gerechtigkeit erfüllt würde. Dieſer durſtige Vetter hatte Ihnen einen bittern Kelch gereicht und ſtand nun an der Schwelle Ihres Reichthums, wie die Brüder Joſephs vor den vollen Magazinen, Maß für Maß!"

„Frau!" verſetzte der Paſtor und drohete ihr mit dem Finger. „Wer dies hörte, ſollte Dich für eine Tochter des alten Teſtaments halten und nicht für eine Erbin des Himmelreichs. Wo bliebe denn die chriſtliche Liebe? *Die im Elend ſind, führe ins Haus.* Ich weiß vorher, der Herr Geheimerath wird ſich dieſes leidigen Vetters treulichſt angenommen haben."

Jener ſprach: „Mit dem beſten Willen wenigſtens. Aber Ordnung iſt die Qual wüſter Menſchen. Der Vetter hielt ſein gutes Auskommen nicht lange aus, ſo daß ich ihm, ehe ich's vermeinte, das letzte Maß nehmen ließ. — So war ich allmählich älter geworden und fühlte mich doch ſehr einſam; ich ſehnte mich nach Jemand, der mir nahe ſtände, der immer um mich wäre. Eine Anverwandte meiner ſeligen Frau lebte als Wittwe in B....., eine hochmüthige Dame, die voller Anſprüche mit Gott und der Welt unzufrieden war. Sie hatte uns bei Lebzeiten meiner Schwiegermutter einmal beſucht. Wir meinten Beide, daß ihre Kinder ganz verkehrt erzogen würden. Die Tochter war ein Zierpüppchen, der Sohn ein wilder Bube, den Niemand bändigen konnte. Ich horchte hin, ob mir die Mutter wohl eines der Kinder gäbe, aber unbedingt; erhielt jedoch abſchlägige Antwort, wenn ich mich nicht ſchriftlich verpflichtete, gegen dies abgetretene Recht den Nachlaß meines Vermögens einzuſetzen. Dieſe Vorbedächtige hatte geäußert, daß ſie meiner Wittwentreue nicht traue und nicht möchte, daß ihre Tochter dermaleinſt das Nachſehen hätte; denn nur auf dieſe hielt ſie meinen Vorſchlag abgeſehen. — So wurde damals aus der Sache nichts; denn einen Redlichen verdrießt nichts mehr, als das Zumuthen der Sicherſtellung. Das Wort eines ehrlichen Mannes ſteht für ihn in jedem Falle. — Vor zwei Jahren führte eine Geſchäftsreiſe mich durch B..... und ich ſtattete einen Beſuch bei unſerer Anverwandtin ab. Da fand ich denn Alles verändert; die Mutter kummervoll herabgeſtimmt, die Tochter nicht zu Hauſe. Die war auf dem Lande bei einer Gräfin als Freundin, wie die Mutter bedeutſam hinzuſetzte. Ich liebe aber Töchter bürgerlicher Herkunft nicht, die Gräfinnen zu Freundinnen haben; es verräth immer ein wenig Hochmuth. Die Mutter ſchilderte mir ihre Tochter als einen Inbegriff weiblicher Vollkommenheit. Das thut mir faſt leid, ſagte ich, um dieſer Lobrede ein Ende zu machen. Was mich betrifft, ſo halte ich dafür, ein vollkommnes Frauenzimmer ſei die unerträglichſte Strafe für einen Ehemann. Wir ſind allzumal arme Sünder und müſſen einander gegenſeitig etwas zu verzeihen haben, wäre es auch nur eine zerbrochene Taſſe — ein kleiner Verſtoß gegen eine lieb gewordene Gewohnheit.“

„Hierin bin ich ganz Ihrer Meinung!“ ſagte der Paſtor mit einer Zuſtimmigkeit, die aus ſeinem Herzen kam. „Wüßten die Frauen, welche immer Recht haben wollen, wie ſehr ſie ſich ſchaden, ſie begäben ſich ihrer Unfehlbarkeit mit Freuden. Es giebt kleine Schwachheiten, die recht eigentlich zu der Liebenswürdigkeit und Gutheit dieſes ſchwächlichen Geſchlechts gehören.“

Die Frau des Paſtors zeigte durch ein verletztes Lächeln, daß ſie ſich durch dieſe übereinſtimmende Anſicht eben nicht geſchmeichelt fühle. Sie durchlief die Reihe ihrer Gedanken, die ſich unter einander verklagen und entſchuldigen; fand aber keinen Fehler, als eine zu große Nachſicht mit kleinen, gelegentlichen Ausfällen ihres Mannes. Doch blieb ſie ſtumm; denn ſie hielt es nicht für ſchicklich, den Geheimerath länger zu unterbrechen. Er fuhr fort: „Die Dame ſprach hierauf von einem Liebesverhältniß ihrer Tochter, was nur daran läge, daß zu dem Ankauf eines Gutes das Erforderliche nicht vorhanden ſei, weil ſie ſelbſt um mehr als ihr halbes Vermögen bei dem Sturz eines Handlungshauſes kommen werde. Sie ſprach unter vielen tauſend Thränen von dieſem ausbrechenden Concurs. Ueber den Sohn klagte ſie, daß er brodloſe Künſte triebe. Ich ſah nun wohl, es war der vornehmen Frau Muhme um die Verſorgung ihrer Kinder zu thun. So verlangte ich denn, ſie ſolle mir ihren Sohn einmal zuſchicken. Welch' einen herzigen, herrlichen Jungen fand ich an ihm! Die Mutter hatte ihn hindern wollen, ſich der Malerei zu widmen, wozu er entſchiedenes Talent hatte. Er iſt ein kindlich guter Menſch, wie faſt jedes Genie. Ich ließ ihm freie Hand. Ein Maler der ſeine Farben aus dem Himmel nimmt und mit der lautern Milch eines friſchen, fröhlichen Herzens miſcht, ſteht mir höher, als ein gelehrter Pinſel, der Blößen vertuſcht. Sie verſtehen mich wohl, Herr Paſtor?“

Der Paſtor bejahete und ſprach: „Gott hat die Menſchen aufrichtig gemacht; aber ſie ſuchen viel Künſte —“

„Sie ſprachen von einem Denkmal —“ fiel ſeine Frau ſchüchtern ein. „Ja, ja!“ antwortete der Geheimerath. „Gut, daß Sie mich daran erinnern; ſo weit waren wir abgekommen. Das Alter iſt ſtets weitſchweifig, wenn man ſich auch in früheren Jahren der Kürze befleißiget hat. Ich habe nämlich den Plan, hier eine Fabrik von inländiſchem Thibet anzulegen und die hieſigen Weber dafür in Beſchlag zu nehmen.

„Thibet!“ rief die Paſtorin und warf ihrem Mann einen triumphirenden Blick zu, als ſähe ſie die Schultern ihrer Tochter ſchon mit dem Purpur dieſes Zeuges bekleidet.

„Dann iſt den Einwohnern dieſes armen Dörfchens geholfen!“ verſetzte der Paſtor mit der innigſten Freude.

„Die Fabrik bleibt im Gange, wenn ich auch meinen Lauf vollendet habe“ verſicherte der Geheimerath; „ſeit Jahren bin ich mit dieſem Gedanken umgegangen. Eben ſo war der Wunſch dringend in mir, daß ich meine Heimath noch einmal ſähe. Der Adolph ſoll mir den jüngſten Tag ins Kleine malen, das Bild über dem Altar in der Kirche. Ich will es in meinem Schlafzimmer aufhängen; dann wird mir ſein, als ſchlöſſe ich unter dem Geſange meines Vaters die Augen. Fromme Eindrücke der Jugend verlöſchen nie! So oft ich Auferſtehen ſingen hörte, habe ich an jenes Bild denken müſſen. Und ſo möchte ich wohl mit ſolchen Gedanken einſchlafen.“

Unter dieſen letzteren Worten hatte ſich die Tochter des Paſtors leiſen Schrittes genähert. Sie ſtand jetzt vor dem Geheimerath und ihren Eltern. Ein ſchlankes, junges Mädchen, durch nichts Blendendes ausgezeichnet, aber vielleicht um deſto anziehender. Georgine verbeugte ſich mit züchtiger Anmuth; eine keuſche, zarte Röthe hüllte ihr liebliches Geſicht wie in einen gefärbten Milchflor ein; doch dieſer reizende Anflug von Scham wich alsbald einer auffallenden Bläſſe.

„Wo warſt Du denn bisher, mein Kind?“ fragte die Mutter mit ſo weicher Stimme, als vertrüge die Tochter kein hartes Wort, geſchweige einen Vorwurf.

„Draußen am See —“ flüſterte Georgine. Sie richtete die ſchönen Augen mit offnem Ausdruck auf den fremden Mann, der ſchon vertraut mit ihren Eltern ſchien; nicht die mindeſte Neugier ſprach ſich darin aus, nur etwas Vorbittendes lag in dieſem Blick.

„Biſt Du auch noch wohl, mein Töchterchen?“ fragte der Vater beſorgt und ſtreichelte ihr die bleiche Wange. „Du ſollteſt doch weder ſo früh, noch ſo ſpät in dieſer Jahreszeit am Waſſer verweilen.“ Die Mutter ſeufzte tief.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung,“ entgegnete der alte Herr. „Nichts iſt ſtärkender, als der Athem des Waſſers; nichts ſo ſchädlich, als ſich gegen ein rauhes Lüftchen zu verweichlichen. Warum haben wir ſo ſchwächliche Mütter? Weil unſere Mädchen, dem Himmel ſei es geklagt! das Waſſer ſcheuen. Es iſt in jedem Sinne das Element der Geſundheit.“

Der Paſtor warf einen ängſtlichen Seitenblick in das Geſicht ſeiner Tochter, das abermals aufflammte, und ſprach: „Man könnte auch ſagen, der Diamant einer guten Hausfrau werde im Feuer erprobt. Ein wenig Abhärtung thut freilich Noth. Wir werden hienieden nicht in Baumwolle gewickelt."

Der Geheimerath gab dem Geſpräch eine Wendung, indem er aufſtand und ſagte: „Dürfte ich mich wohl bei Ihnen zu Gaſte bitten? Ja, meine Unbeſcheidenheit geht noch weiter; ich wäre ſo frei zu wünſchen, daß Sie mir eine Herberge geben für dieſe Nacht. Morgen kommt Adolph, mein Freund Maler, von einer Reiſe zurück, und ich will ihn hier erwarten. Gern möchte ich die Herbſtſonne noch einmal über dieſen lieben Berg kommen ſehen und das Morgenläuten hören. Dieſer Wunſch hat ſo lange ſchon mein Herz bewegt."

„Welche Freude machen Sie mir da!" rief der Paſtor aus; kein Willkommenſein war jemals unverkennbarer, als dies! Keine Spur von Verlegenheit, einen vornehmen und reichen Kaufherrn zu bewirthen. Der Paſtor war gaſtfrei und alſo durchaus unabhängig von dem Vorurtheil, daß zum Wohlſein mehr als Wohlwollen gehöre.

Mutter und Tochter verſchwanden auf einen Wink der Erſteren.

„Jetzt aber, wertheſter Herr Paſtor," ſagte der Geheimerath, „erſuche ich Sie, mich, wenn es Ihre Zeit erlaubt, in die Kirche zu begleiten, auf den Kirchhof, in die Schule — mich verlangt ſehnlichſt." Beide ſchickten ſich ſogleich zu dieſem Gange an.

Die alte, heimliche Kirche war erfüllt von jenem weißlichen Sonnenglanze, der uns alle Herbſttage des vergangenen Lebens ſo warm, als farblos vormalt. Dies Licht war über den metallenen Kelch ausgegoſſen, der in den Stein vor dem Altar eingemauert war, aber auch die alte Orgel hatte einen Heiligenſchein. Als der Geheimerath ſeinen Fuß über die eingetiefte Stufe ſetzte, ergoß ein Schauer ſich durch ſeine Glieder, ein Schauer der Zeit. Sein entblößtes Haupt erſchien wie Elfenbein; ſo weiß macht nur die Bleiche des Todes! Er knieete nieder vor dem Gitter des Altars und betete ein ſtilles Vaterunſer. „Weichet von mir, ihr Gedanken!“ dachte er, „ich will mit meinem Gott reden.“

Darauf ging er langſam zwiſchen den Bänken hinab, in denen ſich die Gemeine dreimal erneuert hatte, ſeitdem er mit dreiſten Knabenſchritten über das tönende Geſtein gegangen war, ſein kleines Amt zu verſehen. Jetzt trat er ſo leiſe auf, als wolle er die Schlafenden nicht wecken. Er ſtieg die ſchmale Chortreppe hinan, der Paſtor folgte ihm ſchweigend; es däuchte ihm ſeiner Würde nicht zuwider, daß er den Balken träte, wenn es dem Geheimerath gefiele, ſich in jene Zeit zu verſetzen, wo er Adjunct geweſen. Als nun der alte Herr auf dem Orgelbänkchen ſaß, ſeine Finger unter dem Zittern der Rührung auf den Taſten ruhten, die einſame Kirche wiederhallte; war es, als ob die Verſtorbenen einſtimmten und der unveränderlichen Treue Gottes Zeugniß gäben, da er in erſchüttertem Tone das Lied ſang: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ — während Thränen aus ſeinen Augen auf das Pedal niederfloſſen. „Noch weiß ich's, als wäre es geſtern geweſen, als ich den letzten Sonntag vor meinem Fortgange von hier an derſelben Stelle eine Predigt vernahm über die ändernde Hand Gottes — und vor Weh kaum ſingen konnte —“ ſagte der Geheimerath. „Wir ſangen zum Hauptliede: Ich bin bei allem Kummer ſtille, der mir auf meinem Herzen liegt — da weinte ich auch, ach, wie ſchmerzlich in mich hinein. Die letzten Strophen: Geduld! will ich indeſſen ſprechen, Geduld! wenn ſich's noch will verziehn; Geduld! die Zeit wird Roſen brechen, die mir aus Gottes Liebe blühn — vermochte ich nicht zu enden. Wer mir das geſagt hätte, was ſo bald geſchehen würde!"

Das Herz, mein verehrteſter Freund," entgegnete der Paſtor, „ſollte es uns immer ſagen, daß die beſſere Zeit kommt, worin wir einſehen, wie doch auch das Schlimmſte nur zu unſerm Beſten war. Wenn es aber betrübt iſt dieſes verzagte Herz, dann kann es die Roſe nicht erwarten, die aus dem Dorn der Leiden bricht. Es bricht vorher — und bleibt voller Sorgen an Dornen hängen."

Der Geheimerath lehnte ſich über die hölzerne Brüſtung des Chors und ſchaute mit ſtillem Ernſt in das Altarbild; es war ein jüngſtes Gericht im ungeläutertſten Styl. „Was nur der Adolph dazu ſagen wird, wenn ich ihn hierher führe" ſagte er halblaut; und in Ahnung ſetzte er hinzu: „Es erſcheint mir doch unter ſtärkerem Schatten, als früher, ſo wie etwa ein Gemälde der Natur ſich in Morgen- oder Abendbeleuchtung anders ausnehmen mag. Nun, das Licht kommt von oben! Wie ſich einſt die Gräber öffnen werden, dies liegt unter heiligem Verſchluß; ich weiß nur ſo viel, daß ſich heut mein Herz geöffnet hat, weit genug um den Himmel zu faſſen."

Es fiel dem Paſtor auf, daß ſein wohlhabender Gaſt da er die Kirche verließ, mit verſchloſſener Hand an dem Gotteskaſten vorüberging. Doch iſt nicht zu glauben, daß ihm eingefallen wäre, wie ſchwerlich ein Reicher in das Himmelreich kommen werde.

Nun ging es nach dem Kirchhofe. „Wie Mancher ruhet hier im Grabe, den ich wohl gekennet habe!" ſagte der Geheimerath, indem er einen ſchimmernden Blick auf die ſtummen Hügel warf, die groß und klein, ohne prunkende Inſchriften, nur hie und da mit einem ſchwarzen Kreuz, mit einem verwelkten Kranz bezeichnet waren. „Die Stille eines Friedhofs hat etwas Ergreifendes —" ſetzte er hinzu, „beſonders wenn man diejenigen aufſucht, die man einſt ſo laut, ſo lebendig kannte!

„Ja," antwortete der Paſtor, „nicht nur der Götter Weg, nein! auch des Menſchen Schritt auf Erden wandelt über begrabenen Haß und Zorne. Warum denn nun einander verfolgen? Ein Stärkerer holt uns Alle ein. Sehen Sie, wie ſanft verſließen dieſe Gräber in einander; es ſind nur niedere Wellen — Wir haben gleiches Loos, gleichen Segen, und dennoch macht die Selbſtſucht Unterſchiede und empört ſich. Gern mag ich mir die Liebe Gottes als ein Meer denken. Wenn ich das wallende Korn ſehe, dann wallt mir das Herz über die Härte, mit der dem lieben Nächſten das tägliche Brod beſchnitten wird — oder, wenn der See in der Morgenſonne funkelt, und mir die erhebenden Worte einfallen ein Tropfen am Eimer! dann mag ich nimmer faſſen, wie dem Nebenmenſchen Thränen ausgepreßt werden ohne Scheu vor dem Unendlichen — — der die Liebe iſt. Wenn wir in Liebe lebten, wie viel Glückſeligkeit wäre möglich in dieſer armen, und doch ſo ſchönen Welt!"

Der Geheimerath war, während ſein Begleiter alſo ſprach, mit Sachtem der Stille zugeſchritten, wo ſein Vater begraben lag; ſie war größtentheils verflacht. Er nahm ſeinen Hut ab; ein kühler Wind wehete das ſpärlich weiße Haar auf und ſtreifte die herbſtlichen Halme des Raſens. Der Paſtor ließ ihn allein allda und wartete an dem Pförtchen. Dann gingen ſie ſelbander ſchweigend der Schule zu.

Jetzt blieb der Geheimerath ſtehen; es war vor einem kleinen Häuschen, mit Reben umſponnen. „Hier hat der Vetter mit mir gewohnt!" rief er in freudiger Wahrnehmung, „in dem obern Stübchen! Wahrhaftig! da ſteht auch der alte Birnbaum noch — der hat was getragen! Einſt gelüſtete mir nach dieſen Flachsbirnen und ich wagte, ein paar zu ſchütteln; da kam der Vetter dazu und ſchüttelte mich trunknen Muthes an der Bruſt, daß mir das Herz vor die Füße fiel. Seitdem hat jene Frucht immer den Beigeſchmack einer Ohrfeige für mich gehabt."

„Schade!" ſagte gutherzig der Paſtor; „alles Obſt iſt paradieſiſch, und Niemand ſollte trocknen Mundes an einem Labſal vorübergehen müſſen, was unſer Herrgott wild wachſen läßt. Zufall iſt jedes Eigenthum, und will der Menſch ſeine Früchte veredeln; ſo wäre zuvörderſt, wie mir däucht, dem Herzen jener Trieb einzuimpfen, der die Luſt am Geben für das Süßeſte hält."

„Das Fenſterlein hier oben," ſprach der Geheimerath, „was aus dem Weinlaub ſieht wie ein Auge, iſt auch kleiner geworden, wie meines, und eben ſo nicht mehr hell. Wenn ich es Abends vor dem Schlafengehen zudrückte, dann wartete ich und ließ mich deßhalb ſchelten, bis der Mond herauf kam. Wie oft wünſchte ich: Wer doch mit wandeln könnte von hinnen, weit, weit! Und da ich es zu guter Letzt ſehnſüchtig dachte, war ich in der nächſten Nacht ſchon über Berg und Thal!"

„Es wird Alles erfüllet zu einer Zeit —" erwiederte der Paſtor. Jetzt trat ein kleines Kind im blanken Hemdchen vor die Thür. Die Natur hatte zur Blöße der Unſchuld und der Armuth eine Fülle blaßgoldner Locken gegeben, weich wie Seiden. Der Geheimerath zog ſeine Börſe, ergriff das volle Händchen, was ſich ihm willig überließ, legte ein gewichtig Geldſtück hinein und ſprach: „Hier, Kleine, gieb das Deiner Mutter, daß ſie Dir ein warmes Röckchen dafür kaufe; wirſt Du?“

Das Kind ſchwieg jedoch und ſah nur den fremden Mann, der ſo gütig war, mit jenem erſtaunten, nichtsbegehrenden Blick an, womit kein erwachſener Menſch, oder doch der allerſeltenſte nur einen fröhlichen Geber anſieht. „Der beſte Dank iſt ſtumm!“ ſagte der Unſrige, lächelte und ging an der Seite des Führers weiter. Die Schule war eben aus. Das kleine, wilde Heer, die Fibeln unter dem Arme, ſtürmte ins Freie.

Der Geheimerath fragte, an dieſem Ort daran erinnert, ob nicht Einer oder der Andere ſeiner ehemaligen Schulkameraden noch lebte; und wirklich, Einer lebte noch. Er wurde herbeigeholt. Ein gebückter Greis am Stabe erſchien. Arbeit und Sorgen armer Landleute altern weit früher, als Geſchäfte und Kummer eines vornehmen Mannes. Dagegen lebt der Sinn der Welt und ihrer Luſt ſich früher ab, als das Herz jener, deren Kräfte die Natur zum Lohn für ihren Dienſt zuſammenhält.

Es war ein rührender Auftritt! „Kennſt Du mich noch, Gottfried?“ ſagte der Geheimerath mit einem leiſen Wanken im Ton dieſer Frage und umfaßte ihn mit beiden Armen. Der Greis ſtarrte ihn mit blödem Auge an und ſagte ungewiß: „Die Stimme ſollte mir bekannt ſein — die Stimme geht mir ſo nahe, als riefe mich meine Mutter ſeliger aus der Weite — Herr Jemine! wär's denn möglich? Chriſtian? — — Ich bin wohl ſchon im Himmel, wo wir einander Alle gleich ſind — und wo man ſeine alten Freunde wiederſieht?“

Der Organiſt, der dabei ſtand, konnte nicht umhin, zu ſagen: „Wir ſingen: Ich bin noch immer auf der Erde, wo jeder Tag ſein Elend hat.“

„Weißt Du noch,“ unterbrach ihn der Geheimerath, „wie Du der Mutter Betten ſonnteſt und dabei einſchliefſt, ich Dir das Kopfkiſſen leiſe unter dem Kopfe hinwegzog, daß Du Dich ängſten ſollteſt? Meine Neckerei hat Dir Schläge eingebracht, Du armer Schelm! noch ehe ich Dir es wiederbringen konnte.“ Der Alte meinte und antwortete: „Es haben mich ſeitdem härtere Schläge getroffen, und das Gedächtniß iſt mir ſchwach geworden; ich weiß nur ſo viel, daß Du, Herr Chriſtian! immer ein guter Dümmling warſt. Und wie ich ſehen kann, hat es Dir der liebe Gott auch wohl gehen laſſen.“

Der Geheimerath nickte bewegt und ſprach: „Ich will Dir nunmehr ein Ruhekiſſen unterſchieben, und Deine letzten Tage ſollen ſanft ſein! Wiſche ab Deine Thränen, alter Junge! wir ſprechen uns heute noch.“

Das Mittagsglöckchen läutete ſchon, als der Paſtor ſammt ſeinem Gaſt in das Pfarrhaus zurückkehrte. Mit beſſerem Appetit hatte der Geheimerath kaum jemals gegeſſen. Der bewußte Aal ward vorgeſetzt; ein Lorbeerzweiglein zwiſchen ſeinen Kiefern deutete vielleicht den Sieg an, den die Hausfrau mit dieſem ſchüpfrigen Geſchenk über die ſtarre Redlichkeit ihres Mannes errungen hatte. Als der Geheimerath den erſten Biſſen dieſer köſtlichen Schüſſel koſtete und möglicher Weiſe an die Koſten denken mochte. die er verurſachte, errieth der Paſtor ihn fein. Die Spärlichkeit giebt einen ſehr zarten Sinn für das, was einem Wohlhabenden auffallen könnte. So ſprach er: „Dieſer Fiſch, der ſich rar bei uns macht, war an dieſem Morgen der Herold eines ſeltenen, lieben Gaſtes.“

Er ſah ſeine Frau an — und da die Paſtorin gute Miene dazu machte, konnte er ſich nicht verſagen, des erkenntlichen Fiſchers und der Fürbitte ſeiner Frau zu erwähnen.

Es iſt eine Schwachheit der lieben Männer — der freundliche Leſer wolle verzeihen, um der Wahrheit willen — daß ſie am liebſten die Schwächen der Frauen auftiſchen. Auch die Beſten, wenn es darauf ankommt, ſitzen, wo die Spötter ſitzen und eſſen ſich daher ein kleines Gaſtmahl — zum Gericht. Einmal im Zuge — Georgine war nicht zugegen — mußte auch der vorgeſchlagene Thibet herhalten, zum Beweiſe, wie hoch ſich auch der ſchlichteſte Gleichmuth einer Frau in Wünſchen des Luxus und der Mode verſteigen könne.

Der Geheimerath hörte mit ſtillem Lächeln zu. Dann ſagte er gerührt: „Gott erhalte Ihnen Ihr Glück! Wo das, was uns fehlt, ſo leicht erreicht werden kann; da wohnt man dem Himmel am nächſten. Etwas, wie natürlich, muß dem Menſchen zu wünſchen übrig bleiben.“ Dieſer reiche Mann nahm den Maßſtab dieſer Aeußerung an dem geringen Bedarf, den ſelbſt ein ſo zärtlicher Vater für entbehrlich hielt. Es iſt eine Verehrung, nicht von dieſer Welt, die man demjenigen zollt, der äußerſt wenig Bedürfniſſe hat.

„Gott gebe es uns wieder, das herzliche Glück, deſſen wir ſonſt genoſſen!“ entgegnete der Paſtor. „Ich will den Thibet ſchuldig bleiben — wenn ich unſere Georgine heiter ſähe.“ Und damit hatte der würdige Werthlein das größte Opfer ausgeſprochen, was er dieſem väterlichen Wunſche bringen könnte.

Nach aufgehobenem Tiſch ſchickte er ſich an, ſeiner Amtspflicht Folge zu leiſten, da das Geläute zu der beſtellten Grabbegleitung anhob. Er ſchlug dem alten Herrn, der vielleicht luftmüde wäre, ein Schläfchen vor.

„Bin nicht daran gewöhnt —“ erwiederte der Geheimerath; „wenn die Frau Paſtorin mir draußen in der Laube Geſellſchaft leiſten will —“ dies geſchah denn auch mit Vergnügen.

Georgine ging ab und zu. Der Geheimerath ſah ihr nach und ſprach: „Ein liebes Mädchen! nur ſehr ſtill — finde ich. Was wollte denn Ihr lieber Herr damit ſagen —“ (unſere Leſerinnen werden das Wörtlein bibliſcher Ordnung dem Mann von altem Brauch nicht übel nehmen) „daß ſein Töchterchen nicht heiter wäre? Iſt dem guten Kinde irgend ein Herzeleid widerfahren?“

Der Geheimerath tippte behutſam das Mutterherz an; doch dies, zum Ueberfließen voll, empfand mit unausſprechlicher Erleichterung den Augenblick, wo es ſich einmal ausſchütten könnte. Mit verhaltener Stimme antwortete die Paſtorin: „Ach! das iſt ja eben mein größter Kummer! Das Kind wird uns eingehen — ich fürchte ſehr. Mein Mann will es nicht glauben, weil der Gram ſeiner Tochter ihm einigermaaßen zum Vorwurf wird — wie tief ich auch gegen ihn ſchweige.“

„Ei! wie denn ſo?“ fragte der Geheimerath theilnehmend geſpannt; „vielleicht eine glückliche Liebe, die der Vater nicht billigen möge.“

„So iſt's!“ ſagte die Mutter, „und doch nicht ganz ſo. Vor ein paar Jahren — ſo lange iſt's nun ſchon her — hatte Georgine einen jungen Hauslehrer in hieſiger Nachbarſchaft auf dem Schloſſe bei Rentmeiſters kennen gelernt.

Sie blühete damals wie eine friſche, volle Roſe! Als Theologe fand der Herzensfreund meines armen Kindes ſchicklichen Behuf, auch in unſer Haus zu kommen. Mir gefiel er nicht, ich muß es frei geſtehen; ich erkannte dieſen Vogel bald an ſeinen Federn, wie man zu ſagen pflegt. Es war ein Kampfhahn, der jedesmal mit meinem Manne in Streit gerieth. Dies machte mir ſeine Liebe verdächtig; denn die Liebe duldet Widerſpruch, beſonders von einem Manne, der einmal Ja ſagen ſoll, wo das Glück des Lebens davon abhängt. So oft er hier war, ward irgend eine Urſache wie vom Zaun gebrochen. Bald zankten ſie ſich um die Kirchenväter, um Auslegungen der Bibel, um Dies, um Jenes, Gott verzeih mir die Sünde, um den Teufel ſogar. — Einmal ſagte mein Mann ſo heftig, wie ich ihn noch kaum gehört hatte. „Laſſen wir es nun auf ſich beruhen. Was mich betrifft, ſo halte ich dafür, der Verſtand, wenn er ſich der Erkenntniß göttlicher Dinge vermißt, iſt der Teufel menſchlichen Hochmuths; denn nur dem Glauben offenbart ſich Gott. Mit dem Verſtande kann man zur Noth Alles zwingen, nur nicht, daß man ein Geiſtlicher wäre. — Stehen Sie ab, Herr Candidat, von dem Gedanken an ein geiſtlich Amt! Sie würden nichts Gutes ſtiften.“

„Da hat der Paſtor ſehr Recht gehabt, wie mir däucht —“ fiel der Geheimerath ein, der anfänglich ſtutzte und dann mit ſteigendem Intereſſe zuhörte.

„Was meinen Mann,“ fuhr die Paſtorin fort, „mehr als alles Andere kränkte, war, daß er unſere einfachen Verhältniſſe verachtete und von dieſer Stelle ſagte, ſie wäre ihm zu ſchlecht. Ich vergeſſe es nicht, wie aufgebracht mein Mann war, als er es hörte. Und dieſem Menſchen, ſagte er, ſollte ich mein einzig Kind geben, dem die Stelle zu ſchlecht iſt, wo Georgine in ſanfter Schönheit liebevoll für ihn blüht? Glaube mir, er liebt unſere Tochter nicht; auch ich — bin deſſen überzeugt. Er mochte wohl ſein, was man in der Sprache der Welt einen Egoiſten nennt.“

„Das kommt mir auch ſo vor —“ ſchob der Geheimerath bedeutſam ein.

„Mein Mann,“ ſprach ſeine Frau ſofort, „nannte ihn gegen mich einen Thoren, der eingebildet auf ſein Rednertalent wäre. Wahre Weisheit aber wohne nicht in Kunſtworten, ſondern in dem friedlichen Thal der kindlichen Aufrichtigkeit — wie er ſich ausdrückte. Dann pflegte er zu ſagen, wahre Liebe und echte Theologie lägen nicht weit aus einander, dem älteſten Sinne nach. Ein Redner könne höchſtens ein Mädchen überreden, ſein Wort werde aber niemals ein Wort aus Gott und deshalb ein Wort der Treue ſein.“

„Ich muß mich völlig zu dieſer Meinung bekennen —“ ſagte der achtſame Zuhörer; „nun?“

Die Paſtorin ſeufzte tief, als nähme ſie einen Anlauf und ſprach: „Einſtmals geriethen ſie wieder in Streit über den jüngſten Tag. Es entſtand ſolch' ein Lärmen, als ob er ſchon da wäre. Das begrub denn dieſe Liebe in Schutt. Ohne Abſchied war er hinweg, und unſere Augen haben ihn nicht wieder geſehen. Später hörten wir, daß eine reiche Heirath ihm geglückt und er deshalb vom geiſtlichen Stande abgegangen wäre.“

Der alte Herr ſchien betroffen und mit einem ſichtlichen Zuſammenzucken ſagte er: „Mit Verlaub, werthgeſchätzte Freundin! wenn jener Name kein Geheimniß iſt — —“

„Sein Name iſt eben Vogel!“ antwortete die Paſtorin, als habe ſie es ja ſchon einmal geſagt.

„Ich dachte, ſie hätten es nur ſprichwörtlich gemeint —“ erwiederte der Geheimerath mit ſeltſam aufleuchtendem Blick; „alſo dies hat Ihre liebe Tochter ſich ſo zu Herzen genommen?“

Die Mutter nickte; ein paar ſchwere Thränen fielen von ihren Wimpern in den Schooß. „Georgine hat es ſich mehr als billig zu Gemüth gezogen,“ ſagte ſie ſchwach. „Ach! Undankbare werden am meiſten geliebt — — Das Mädchen hängt ſo innig an dem Vater, daß es nicht merken ließ, wie ſehr das gute Herz zerriſſen worden, als dieſe Verbindung ſich gewaltſamer Weiſe auflöſte. Wer ſeinen Gram ſo ſanft verſchweigt, dem kann er tödtlich werden.“

„Die Zeit thut viel —“ verſetzte der Geheimerath mit aller Milde der Erfahrung, als er die Mutter weinen ſah, „zumal bei der Jugend. Wunden, welche die Liebe ſchlägt, heilt ſie in der Regel wieder. Inzwiſchen wird Ihr mütterliches Zureden auch nicht ohne Wirkung bleiben, wenn Sie Geduld haben.“

„Schwerlich habe ich ein lindes Wort unverſucht gelaſſen,“ verſicherte die Paſtorin traurig; „kennen der Herr Geheimerath Herrmann Lange?“

„Daß ich nicht wüßte —“ antwortete Jener befremdet.

„Das iſt nämlich ein Buch —“ ſagte die gute Paſtorin halb und halb belehrend, „worin eine alte Baſe eine junge vortreffliche Perſon über eine fehlgeſchlagene Hoffnung tröſtet. Und in ſo lieben, einfältigen Worten! Mit vieler Mühe verſchaffte ich mir das Buch, und meine Tochter mußte es mir vorleſen. Als ſie dazu kam, wo die Baſe ſpricht: Ich weiß, daß denen, die Gott lieben wollen, zum Beſten alle Dinge dienen ſollen! Was mir nicht gut iſt, geht zurück, das größte Unglück iſt mein Glück — da ſtürzten heiße Thränen auf das Blatt. Sie können denken, wie mir mein Mutterherz dabei blutete.“

„Ich fühle das!“ entgegnete der Geheimerath mit der Achtung des Mitleids; „doch ungleich größer wäre Ihr Schmerz, Ihr theures Kind einem Manne gegeben zu haben, der ſolche Lieb' und Treu' nicht würdigen könnte.“

„Noch erinnerte ich mich eines Buches,“ ſprach die Paſtorin in Fortſetzung, „bei dem ich mich Raths erholen wollte; aber der Geheimerath werden mich für eine rechte Romanheldin halten.“

„Für eine Heldin halte ich jede Mutter, die gegen das ſtärkſte Gefühl ankämpft,“ ſagte er lächelnd; „und das Herz iſt wohl nur denen ein Roman, die nur zum Zeitvertreib leſen. Ich halte es für das Buch des Lebens.

„Jenes Werk nun, was ich heimlich zu Rathe zog“ — ſetzte die Mutter Georginens nach einer kleinen Pauſe der Bedächtigkeit ihren Geheimbericht fort, „enhält Mittel wider die Liebe, und auch — ich ſcheue mich, es auszuſprechen — Winke, wie ſie zu erregen iſt, Beide aus dem Lateiniſchen oder Griechiſchen genommen, obwohl ich meinen Mann nicht danach fragen mag; denn in Sachen der Gelehrſamkeit, wie in der Gemeine, geziemt den Weibern zu ſchweigen.“

„Ei! laſſen ſie doch hören!“ verſetzte hierauf der Geheimerath, „das wäre ja ein wahres Noth- und Hülfsbüchlein für das Volk und wichtiger noch, als die Impfung der Blattern, an denen auch ſo manches ſchöne Kind geſtorben iſt. — Nun, wie vertreibt man denn die Liebe?“ Ein altväteriſcher Spott miſchte ſich in den verkennbaren Ausdruck der gutmüthigſten Theilnahme.

„Sie belieben zu ſcherzen,“ erwiederte die Paſtorin mit ſchmerzlichem Lächeln und etwas empfindlichem Tone. „Ich verſichere Sie jedoch alles Ernſtes, daß jene Vorſchriften mir beherzigenswerth ſchienen. Wenn anhaltender Fleiß nicht hilft, unbemerktes Gehenlaſſen, ſagt der heidniſche Autor, ſo lege man ein Meer zwiſchen die Liebenden! — Du lieber Gott! Ich gab meiner Tochter mehr als billig zu thun, die gute Seele leiſtete über ihre Kräfte. Sie arbeitete mit einer Haſt, die mir manchmal krampfhaft ſchien — heiterer aber ward ſie nicht. Ich that, als merkte ich nichts; der Funke, wenn er ruhig fortglimmen darf, erliſcht endlich von ſelbſt. Der See liegt groß und breit zwiſchen ihr und jenem flüchtigen Vogel. Doch zum Unglück haben die Gedanken Schwingen, und das Herz, wenn es in Liebe ſchlägt, ſchlüge eine Brücke durch das Luftmeer. Auch liebt Georgine das Plätzchen am Waſſer.“

„Wie jeder Trübſinn,“ fiel der Geheimerath ein; „mit verweinten Augen ſieht Niemand gern in die Sonne.“

„Mit welch' rührender Gelaſſenheit trägt das Mädchen ihr ſtilles Leid!“ fuhr die Mutter fort, und ihre Stimme wankte zum öfteren. „Als vor einiger Zeit mein Mann mit einer Härte, die ſonſt gar nicht in ſeinem Charakter liegt, ſeiner Tochter etwas zur Laſt legte, und Georgine ſanftmüthig ihren Fehler zu beſſern verſprach; da konnte er es länger nicht aushalten.“

„Gott ſtehe uns bei, und vor Allem Dir, mein armes Kind!“ ſagte er. „Wer einen ungerechten Vorwurf ſo aufnimmt, mit dem iſt's vorbei. Das iſt nicht Geduld, das iſt ein gebrochener Lebensmuth. Komm einmal her zu mir, und ſprich Dich gegen Deinen Vater aus, der doch Dein treuſter Freund auf Erden iſt. Ach, wie könnte ich Ihnen jene herzbrechende Scene ſchildern?“

Auch der Geheimerath hatte Thränen in den Augen.

Er wiegte das Haupt und ſchwieg, als wolle er den weiteren Verlauf nicht durch ein Wörtlein aufhalten.

Es dauerte eine Weile, ehe Georginens Mutter ihr tieferregtes Gefühl in Worte faſſen konnte, um ſie der Herzensſprache ihrer Tochter zu leihen. „Wie kannſt Du Dich ſo grämen?“ fragte mein Mann mit ſanftem Zureden. „Was hülfe es Dir, wenn Du jenen Abtrünnigen hätteſt, und litteſt Schaden an Deiner Seele? Wer ſich ſelbſt überſchätzt, kann keine Frau nach ihrem Werthe behandeln, und wer ſeinem Amte nicht treu iſt, wird niemals ſeiner Pflicht nachleben. Ein Egoiſt macht Niemand glücklich.“

„Das eben iſt's!“ ſagte Georgine, der dieſe Rede wohl ſehr nahe gehen mochte. „Ich werde ihn lieben bis an den jüngſten Tag; aber anders als Du denkſt, Vater. Die Hoffnung auf ein verſchwundenes Glück iſt es nicht, was ich beweine, ſondern ihn ſelbſt! Wie kann Jemand, der doch treulos war, jemals glücklich ſein oder ſelig werden? Ich flehe täglich zu Gott, daß er meinen Schmerz für Etwas annehme, was ihm zu Gute kommt. Der Himmel leitet ja auch durch Glück zur Buße.“ — Dies erſchütterte meinen Mann. „Kind!“ antwortete er, „Du rächſt Dich wie ein beleidigter Engel! Sei überzeugt, dies Opfer eines verſöhnlichen Herzens bleibt nicht unbelohnt!“

Der Geheimerath machte eine ſprechende Bewegung, als wolle es ihm das Herz abdrücken. Dann ſagte er: „Für jenen Weltling, werthe Freundin, war ihre Tochter nicht! Der mußte eine Frau bekommen, eine gebietende Frau, die ihn Jeſum Chriſtum erkennen lehrt.“

„Nun, wir wollen ihm das Beſte gönnen,“ antwortete die Paſtorin mit einem tiefen Seufzer, „und uns in allen Dingen auf die Vorſehung verlaſſen. Denn es iſt, wenn auch mein größter, doch nicht mein einziger Kummer, den ich Ihnen mitgetheilt habe. Mein Mann iſt von jener Zeit an nicht mehr ſo geſund, als früher. Er klagt bisweilen über Schwindel und leidet an Beängſtigungen, die ihn meiſtens in Mitten der Nacht anwandeln, ſo daß er aufſteht und in den Garten geht. Dann wache ich auch voller Angſt und denke mir die bängſten Möglichkeiten. Bald fürchte ich einen Schlagfluß — bald ſorge ich, ob etwa ein Anſatz zur Waſſerſucht“ — die Paſtorin redete nicht aus, ihre Augen tröpfelten ſtille.

Der Geheimerath drückte ihr die Hand und ſprach: „Ich nehme den innigſten Antheil an Ihrer Familie; doch iſt Ihr lieber Herr mir ziemlich munter und aufgeweckt vorgekommen?“

„Das iſt er auch!“ verſetzte ſeine Frau, „ſein glückliches Temperament hilft ihm und uns von manchem Uebel; ſein frommer Geiſt ſtärkt ihn; doch wer kann ſich gegen Krankheit wehren, oder — — — Als ich im verwichenen Sommer, wo es einige Nächte voll ſolcher Angſtſtunden gab, einmal dachte, wie mir ſein würde, wenn ich das Pfarrhaus verlaſſen müßte — ach, Frau und Kind eines Geiſtlichen ſind doch allzuſehr verlaſſen und verwaiſ't! — da kam mein Mann aus dem Garten zurück, und da er bei der Lampe vorbeiging, zeigte es ſich, wie bleich und erſchöpft er ausſah. An meiner Stimme merkte er, daß ich geweint hatte, und nun ließ er nicht nach, ich mußte ihm die Wahrheit bekennen. Frau! ſagte er, warum denkſt Du nicht lieber: Ich lieg' und ſchlafe ganz in Frieden; denn Du, Herr! ſchaffeſt, daß ich ſicher wohne! — Befremdend iſt es mir, daß mein Mann, der ſonſt ſo harmlos in Geldangelegenheiten war, jetzt öfter von einer Wittwenkaſſe ſpricht, die vor dem Kriege in hieſigen Kreiſe fundirt geweſen. Wer wird Dir Penſion geben? fragte er einſt; doch im nächſten Augenblicke ſetzte er tief beſchämt hinzu: Du mein Schöpfer! vergieb mir! Ich habe jede Blume aufgerichtet, die der Sturm wie eine Wittwe gebeugt hatte: ſollte ich von Deiner väterlichen Hand weniger für die meinige hoffen? So oft ein junger Keim aus dem Boden drang und gekrümmt auf ſeinem zarten Rücken noch ein wenig Erde trug, wie ein gutes Kind ſeine Mutter — welches unvergleichliche Bild ich einmal geleſen habe — dachte ich mit Troſt: ſo trägt Georgine ihre Mutter im Alter, wenn ich nicht mehr ihr Stab und ihre Stütze ſein kann, und ſollte deine Tochter ſie mit ihrer Hände Arbeit ernähren.“

Es arbeitete ſichtlich in der Bruſt des Geheimenraths; aber er ſchwieg noch immer. Nach einer Pauſe fuhr die Paſtorin mit beengter Stimme fort: „Und wenn es vollends wahr iſt, was man ſpricht, daß meines Mannes Stelle noch bei ſeinen Lebzeiten eingehen ſoll und Filial werden von dem nächſten Kirchdorfe, was halb und halb verkauft iſt, und zwar an den, der als Hofmeiſter dort war — ſein Werk wie ſein Name möge hinſchwinden in meinem Gedächtniß — dann möchte mein Mann lieber heute noch vom Pfarrhof ziehen, wüßten wir auch nicht, wo wir unſer Haupt hinlegen ſollten.“

„Erlauben Sie doch ſolch' einer unverſchämten Lüge nicht über Ihre Schwelle zu kommen, wer ſie Ihnen auch bringen mag!“ ſagte der Geheimerath entrüſtet; „ich ſtehe Ihnen dafür, daß dies nicht wahr iſt, und daß das hieſige Paſtorat unverſehrt bleibt“ — Das Wort blieb ihm im Munde; denn Georgine näherte ſich, und die Mutter gab durch ein Zeichen zu verſtehen, daß ihre Tochter davon nichts wiſſen dürfe.

Nachdem der Abend in gemüthlicher Unterhaltung nur allzuſchnell vergangen war, und der Wächter dicht vor dem Pfarrhauſe die zehnte Stunde abrief, fand der Geheimerath es an der Zeit, daß man ſich zur Ruhe begäbe. Der Paſtor leuchtete vor, ſeine Gattin folgte mit lichtem Blicke über die Schwelle des kleinen Prunkzimmers. Hier nun zeigte die Hausfrau, und nicht ohne Stolz weiblicher Fürſorge — wie in Ordnung Alles vorhanden ſei, wodurch ein Gaſt ſich behaglich fühlen möge; dagegen vergaß der bedachtſame Wirth nicht, eine Stelle an der dünnen Wand anzudeuten, wo nur leiſe geklopft werden dürfe, um in Nothfalle ſogleich vernommen zu werden. Darauf wünſchten ſie von Herzen gute Nacht und ließen den Greis allein.

In dem Stübchen, welches der Herbſtſonnenſchein den Tag über erwärmt hatte, duftete es von Reinlichkeit; jetzt warf der Mond, der über die Berge kam, einen ſanften Strahl hinein und gab dem Bild der Armuth Poeſie. Das Bett ſchimmerte wie friſchgefallener Schnee, die Höhlung des dunkeln Kachelofens glänzte wie eine kleine magiſche Halle, worin Feuergeiſter ſchliefen — ſchmale Schleierwölkchen über den niedern Fenſtern waren ein blendender Streif vor dem Dunkel des Nußbaums, der die Halbſchied des Pfarrhauſes beſchattete, und vom Hauch der Geſchäftigkeit, welche hier gewaltet, war der unzulängliche Spiegel angelaufen. Der Geheimerath ſah ſich lächelnd um, und wahrlich! es war kein Mitleid in dieſem Lächeln. Wir wollen ſein Selbſtgeſpräch belauſchen. „Wie rührend ärmlich iſt es hier; und doch wie lieb, wie traut! Welche dürftigen Vorhänge! So wenig Falten haben Eure Herzen, Ihr guten

Menſchen, die Ihr beneidenswerth ſeid trotz des ſtillen Kummers, den ich weiß. Wie mancher Sorgenfreie möchte mit dieſer beſchränkten Lage tauſchen! Vor dieſem Spiegel hat nur die Zufriedenheit geathmet" (er wiſchte mit der Hand darüber hin), „ſolch' ein Glas verſchönert und verdient den Platz vor meinen Trümeaux. — Hier iſt auch ein leeres Uhrgehäuſe: wirklich! es iſt doch für Alles geſorgt."

Er zog die koſtbare Taſchenuhr auf, die in klingender Helle repetirte zwiſchen dieſen lautloſen Wänden, darin der Klang des Goldes ſelten war, und nur der Holzwurm pickte. In verklärten Gedanken ſtand der Geheimerath noch eine Weile am offnen Fenſter. Ein Abglanz vergangener Tage war in ſeiner tiefſten Seele. „O du ewige Gnadenſonne!" dachte er, „was iſt's doch um unſer ganzes dunkles Leben?" Es ſchwebte an ihm vorüber, wie ein Wölkchen durch die Nacht ſchwimmt. Dann legte er ſich nieder, und die Müdigkeit ungewöhnlicher Gemüthsbewegungen drückte ihm die Augen zu. Der Engel des Friedens, der Schutzgeiſt dieſes Hauſes, hielt die Wacht an ſeinem Lager.

Schöner konnte kein Morgen zu dieſer Zeit ſein, als es der nächſte wiederum war. Wie eine Saat von Diamanten funkelte der Thau und zerdünſtete über den Farben der Blumen. Der Paſtor ging fröhlichen Herzens zwiſchen ſeinem Reichthum hin und her, und ſichtbar in dieſer Friſche ging lebendiger Odem aus ſeinem Munde. In der Küche praſſelte ein luſtiges Feuer, in Georginens blaſſem Geſicht war ein Anſchein von Erheiterung, und in des Paſtors geliehenem Schlafrock erſchien der Geheimerath zum Frühſtück in der Laube. — Wie Jeder geſchlafen? war die erſte Frage und Antwort. „Ich lag weich und hoch" — ſagte der alte Herr mit einem dankbaren Blicke auf die Hausfrau,

„und gleichſam der Güte im Schooß! So ſchlief ich bald und ſanft ein, träumte aber wunderlich. Doch pflegt mich dies, ſobald ich aufwache, nicht mehr zu beunruhigen. Ich denke, was du des Tages thuſt, fällt in der Nacht dir ein: drum kann dein Träumen nichts, wie Phantaſien ſein.“

Der Paſtor erwiederte hierauf: „Es iſt ein eigen Ding um die Traumwelt — doch dürfte ſchwerlich zu läugnen ſein, daß ſie ſich hier und da für ein Vorherſehen des Künftigen öffnet. Den Seinen giebt er's ſchlafend!“

„Nun hören Sie, welch' ein Gabe mir geworden iſt!“ begann der Geheimerath mit einem ſchlauen Lächeln, dem Georginens offnes Auge in größter Aufmerkſamkeit begegnete. „Mir träumte, daß ich in hieſiger Kirche wäre. Mein Vater, ach, wie leibhaftig! ſpielte die Orgel, jeder Zug lebte, und ich liebte ihn, wie damals; ich hatte ein kindliches Gefühl. Doch auf einmal ſträubte ſich mein Haar; den Blick hielt ich feſt auf das bewußte Bild gerichtet. Darinnen fing es an, ſich ſchauerlich zu regen, die auferſtehenden Geſtalten traten aus den Rahmen und füllten die Bänke, ſo daß kein Raum mehr war. Der Geiſtliche in der Allongenperücke, zu Seiten der Kanzel, ſchritt mit Gravität — wollte ich ſeinen Gang doch malen — aus dem wurmſtichigen Geſchnörkel dem Altar zu und blieb auf der erſten Stufe ſtehen mit aufgeſchlagener Agende, wie zu einer Einſegnung bereit. Da rief es in der Gemeine: Ein Bräutigam, ein Bräutigam! in der tactmäßigen Weiſe des Großvatertanzes, und die alten Weiber ſchrieen am lauteſten, ſo daß mir grauete. Indem ich mich von dannen ſchlich, winkte mir eine ſtille Geſtalt, die in einem geſonderten Geſtühle ſaß. Als ich mich ihr näherte, ſchlug ſie den Schleier zurück und küßte mich ſo unſchuldsvoll und herzlich, daß ich davon erwachte. Mir fiel ſogleich das frömmſte Herz in Gellert's Fabeln ein.“

„Ein ſeltſamer Traum!“ verſetzte der Paſtor; der meinige war harmloſer; doch könnte er wie ein Pendant des Ihrigen erſcheinen. Eine eheliche Schnurre möchte ich ihn nennen; dagegen Bräutigam und Kuß dem Herzen für einen kurzen ſüßen Traum gar ernſte Dinge ſind. — Vorerſt muß ich erwähnen, daß mich bisweilen ein Schmerz in der rechten Seite neckt, ein Rippenſchmerz, den meine Frau auf das viele Bücken ſchiebt, wie denn die lieben Frauen der Neigung eines Ehemannes Alles gern zur Laſt legen. So auch geſtern Abend. Der Schmerz, den ich empfand, verurſachte wahrſcheinlich die Neckerei, wovon mir träumte. Ein kleines Spottgedicht, mir däucht, von Langbein, worin es heißt: und an dem ganzen Manne taugte nur eine einz'ge Ribb' etwas — declamirte meine Frau mir vor, welche wachend viel gutmüthiger iſt, als daß ſie jene Verſe auswendig wüßte.“

Die Paſtorin blickte leidſam zu dieſem Scherz, und der Geiſt des Widerſpruchs ließ ſie ſprechen: „Es fängt ſich an: Gott ſchuf die Welt vor alten Zeiten.“

„Laſſen wir den Anfang, mein Schatz!“ unterbrach der Paſtor ſeine Frau, „und halten uns an den Schluß. Der lautet: Der Mann war nur ein Stück zur Probe: Wir aber ſind das Meiſterſtück! und dieſen wiederholte meine liebe Frau als Traumbild ſo oft, und zwar geſteigerten Tons, daß ich ſelbſt im Schlafe vollkommen überzeugt war.“ Der Geheimerath lachte und ſprach: „Wie es auch in der Wahrheit iſt!“ Georginens tadelloſe Form gab den ſichtlichen Beleg dazu. Und ihr Vater, deſſen begeiſtertes Gefühl für alles Schöne ſo leicht geweckt war, ſetzte innig hinzu: „Liebe iſt das Meiſterſtück des lieben Gottes und wird vom Weibe dargeſtellt! Der Mann — nun ja! er iſt die Probe davon; ach! manchmal eine recht *ſchwere* Probe für die Kräfte des ſchwachen Herzens!“

Georgine wechſelte die Farbe. Die zitternde Scheu, der Vater könnte ihr zarteſtes Geheimniß vor dem Fremden enthüllen, malte ſich in ihrem ängſtlichen Blick. Der Geheimerath bemerkte es, und das Mädchen dauerte ihn unſäglich, ſo daß er dem Geſpräch die ſchleunigſte Wendung gab.

„Jedes Werk der Natur, auch das kleinſte, lobt Ihn, dem der Menſch ſo ſelten die wahre Ehre giebt!“ ſagte er und ſtand auf, um den Garten entlang zu gehen. „Wie blüht und grünt hier Alles noch ſo friſch und ſchön! Und es iſt gebirgiger Boden, nicht zu vergeſſen; aber es iſt auch Segen, der Ihrem Fleiße lohnt, und *Segen*, wie ſchon geſagt, fließt auch in einer ſteinigen Ader zu.“

„Jede ſorgſame Pflege vergilt!“ antwortete der Paſtor mit leuchtenden Augen. „Der Schöpfer hat mir Liebe zu ſeinen Blumen in das Herz gepflanzt, und ich halte mich deshalb nicht geringer, als diejenigen, deren Luſt das Lebloſe iſt. An Etwas muß der Menſch ſein Herz hängen und ſeine Kräfte wagen. Dieſer gräbt nach Gold, ein Anderer grübelt nach Wiſſen: *meine* Freude iſt das Vergnügen, was ich an dieſem Fleckchen Erde habe. Nimmermehr würde ich ſagen: *Graben mag ich nicht* — und ſo ſchäme ich mich auch nicht, mein eigener Gärtner zu ſein. Vielmehr denke ich, Freude iſt auch Weisheit!“

Der Geheimerath drückte dem Paſtor die Hand und ſchweigend pries er ihn ſelig. Dieſer fuhr fort: „Zur Zeit der Roſen ſollten Sie, verehrteſter Freund! einmal meinen Garten ſehen! Schönere Roſen haben nicht um Päſtum und Präneſte geblüht: ich ſage Ihnen, claſſiſch!“ „War daſelbſt nicht ein Orakel der Fortuna?“ fragte der Geheimerath unſicher. „Meine Mythologie, deren ich nie allzuviel beſaß, iſt mir über dem Realen abhanden gekommen. Wenn aber das Gedächtniß mich nicht trügt, ſo ſpräche ich, die Roſen wiſſen auch in chriſtlichem Boden ihren Tempel zu finden.“

„Ja, glücklich bin ich,“ erwiederte der Paſtor im vollen Drange ſeines dankbaren Herzens und mit völligem Vergeſſen ſeiner Vaterſorge. „Welch' ein Gotteshauch weht mich an, wenn ich an einem Sommermorgen, ſo früh, daß der Thau noch blinkt, in den Garten trete! Dann tauſche ich mit dem großen Mogul nicht, wenn er ſeine Schätze überſieht und die Reihen ſeiner Schönheiten durchwandelt. Sehen Sie, wie zart der Nebeldunſt ſich kräuſelt über jenen Blumen dort! Meine Georginen, meine lieben, kleinen Töchter, entſchleiern ſich vor der Sonne.“

Jetzt fuhr ein Wagen vor. „Was iſt das?“ fragte der Paſtor, beinahe erſchrocken, ſich im Genuſſe dieſes anziehenden Geſprächs geſtört zu ſehen. „Es wird meine Equipage ſein,“ antwortete der Geheimerath; „ich will von hier aus auf das Schloß fahren und mir die Localität daſelbſt beſehen, um zu wiſſen, welche Veränderungen ich für die Fabrik zu treffen hätte; denn es iſt bereits mein Grundſtück geworden. Auch werde ich mit meinem jungen Freunde dort zuſammentreffen.“ Dem Paſtor blieb vor Erſtaunen der Verſtand ſtehen. Er konnte es nicht faſſen. „Das Schloß?“ ſtammelte er, „oder — das ganze Gut?“ Der Antwort kam ein junger Mann zuvor, der eiligen Schrittes in einer feinen

Blouſe aus der hintern Thür des Hauſes in den Garten trat. In der einen Hand hielt er einen weißen Strohhut, worauf einige ſchlanke Kolben braunen Rohres ſchwankten, und Schilf, grün und blaßgelb, wie Band geſtreift — ein Zeichen, daß er am See geweſen — die andere Hand ſchwang einen Knotenſtock, als womit man die Sicherheit der Freundſchaft zu vergleichen pflegt, ein Beweis, daß der Jüngling von einer Fußreiſe herkomme. — Sein Geſicht war voll Lebensfriſche, wer ihn anſah, ſchöpfte Muth. In ſeinem hellen Auge ſpiegelte ſich der Himmel der Hoffnung, die freie Stirn verleugnete weder ein Zürnen zu Zeiten, noch ein wenig Künſtlerſtolz; in ſeinen klaren Zügen aber war eine ideale Anmuth, und das entzückte Lächeln ſeines Mundes, als er den Greis erblickte, drückte, bevor er redete, die dankbare Liebe ſeines Herzens und die Freude dieſes Wiederſehens aus.

„Schon da?“ fragte der Geheimerath, halb vergnügt, halb vorwurfsvoll.

Der Jüngling fiel dem alten Herrn um den Hals und ſprach: „Ich habe mich wie ein Kind hierher gefreut, Onkelchen! nur fürchtete ich, daß ich Sie verfehlen könnte; denn ich weiß ja, wie pünktlich Sie ſind.“

„Und Kinder können die Zeit niemals erwarten“ — fiel der Oheim lächelnd ein. „Was ſagen Sie dazu, Herr Paſtor? Ich ſtelle Ihnen meinen Anverwandten vor, Adolph Ehrwille.“

Der Jüngling faßte den Geiſtlichen in das leuchtende Auge und ſagte einige Worte der Entſchuldigung. Der Paſtor aber begrüßte ihn herzlich und ſprach: „Ich meine, das Genie hat ſtets einen Charakterzug des Kindlichen, ohne den es die Engel nicht ſchauen könnte, die ihm vorſchweben.

Hierin unterſcheidet es ſich weſentlich vom Talent. Dies ſteht öfters ſo blöde, als ſtolz, ſich ſelbſt im Lichte. Ihren werthen Neffen hat nichts aufgehalten, und mit Freuden iſt Herrn Ehrwille mein Herz geöffnet, wie mein Haus."

„Ziehe ein! ziehe ein! hier iſt gut Hütten bauen!" gab der Geheimerath ſein Wort dazu, mit einem Ton, als ob er ſeinen Segen gäbe; „ich wette! Du wirſt Dich hier anſiedeln wollen."

„Das könnte treffen" — verſicherte Adolph; und wirklich war es getroffen; denn ſchon in der erſten Viertelſtunde fühlte der junge Fremde ſich heimiſch in dieſem kleinen Familienkreiſe.

Jetzt zog der Geheimerath den Paſtor auf die Seite und ſprach: „Ich hatte die Idee, den Rentmeiſter um Aufnahme für meinen Neffen zu bitten, auf ein paar Wochen etwe; bis er das Bild gehörig inne hätte."

„O!" unterbrach ihn jener, „wenn dem jungen Künſtler meine geringe Wohnung nicht zu ſchlecht wäre, wenn er mit dem kleinen Gaſtſtübchen fürlieb nähme, obgleich es niedrig iſt, wir würden es nicht hoch genug ſchätzen können."

Dies war es, was der Geheimerath gewollt hatte. Er nahm das gaſtfreundliche Anerbieten ohne Umſtände an. „Doch jetzt," ſprach er zu Ehrwille, „gehe ich, mich zur Abreiſe anzuſchicken. Wir müſſen fort, die Zeit drängt." Alles herzlichen Bittens ungeachtet war der Geheimerath nicht zu längerem Bleiben zu bewegen. Es ſchien dem jungen Maler nicht lieb, daß ſein alter Gönner ihn ſobald forttrieb von der Stelle, da es ihm wohlgefiel; doch als er vernahm, daß er als Haus- und Tiſchgenoſſe hier länger verweilen werde, ſöhnte er ſich mit dem jüngſten Tage aus, den er malen ſollte, wie mit der Pünktlichkeit des Oheims, der nicht ſtundete.

Der würdige Werthlein wurde vom Geleit der lieben Gäſte zu einem Kranken abgerufen, und nach einem innigen Abſchied trennte der Geheimerath ſich von ihm und den Seinen. Vorerſt wollte er dem Adolph das bewußte Altarbild zeigen, um alsdann auch nach geſchehener Beſichtigung des Schloſſes den Wagen heimwärts lenken zu laſſen. Die Thüren der Kirche waren ſchon offen, der Geheimerath that wie zu Hauſe. Er ſtellte ſich neben ſeinen Neffen und deutete ſchweigend, doch mit dem Ausdruck der Pietät nach Oben.

„Dies alſo iſt das Bild?" fragte Adolph nach einer betrachtenden Pauſe, in der er ſich gleichſam von ſeinem Erſtaunen erholte. „O Titian! o Vandyk! was würdet Ihr ſagen, wenn Ihr vor dieſer Subelei ſtändet?"

„Treibe keine Poſſen!" verſetzte der Oheim etwas herabgeſtimmt; „das Bild hat Glanz in meiner Seele; dies ſei Dir genug, es nicht zu verunglimpfen. Der Maler iſt gewiß ein frommer Mann geweſen, der es mit Liebe gemalt. Thue Du desgleichen!" „Das wird mir ſchwer werden, wenn ich copiren ſoll" — entgegnete der junge Künſtler. Und mit leiſem Lächeln ſetzte er hinzu: „Was würde nur Michel Angelo zu dieſem jüngſten Gericht geſagt haben?"

„Dieſe Frage," erwiederte der Geheimerath mit ſehr beſtimmtem Ton, „ziemt ſchwerlich dem jüngſten ſeiner ſchülerhaften Verehrer und beweiſ't, was vorhin der gute Paſtor ſagte, daß der Hochmuth ſich ſelbſt im Lichte ſteht. Die Aufgabe der Kunſt aber wird vom Dünkel nur gehindert. Es ſtehet feſt, daß wahre Kunſt ihren Gegenſtand zu erhöhen weiß, ſo gut wie den, der ſie übt. Und ſo male das Bild meinethalben ſchöner, wie es jenem Gläubigen erſchien;

nur male es mir *getreu* und etwa ſo, wie wenn, um des Meiſters willen, es am jüngſten Tage auch verkläret würde. Ich denke, an dieſer Forderung wirſt Du zu thun haben.“

Eine volle Woche war ſeitdem vergangen, als ein Fuhrwagen, mit Kaufmannsgütern beſchwert, eine anſehnliche Kiſte vor dem Pfarrhauſe abladete. Der Frachtzettel zeigte, von wannen die Sendung kam. Seit der Hausrath der Frau Paſtorin dieſe weitgeöffneten Pforten einſt paſſirte, war kein Ballaſt irgend einer Art vorgekommen, und die Kiſte, nicht ohne Anſtrengung hereingeſchafft, erregte einen Aufruhr in der häuslichen Stille, welche ihre Ankunft unterbrach. „Gemach! gemach!“ rief der Paſtor, „ich ſelbſt werde öffnen; meine Tochter, hole mir Hammer, Schlägel und Zange!“

Vielleicht würde der Zepter einer regierenden Hand minder ſchwer zu entwinden geweſen ſein, als dem Paſtor dieſe Gewaltzeichen des väterlichen Vorrechts. Frau und Tochter ſtanden wie auf Kohlen, während der Vater jene Werkzeuge handhabte und die eiſernen Nägel langſam auszog. Endlich hob ſich der Deckel, die Paſtorin athmete tief auf, und ihr Mann nahm mehr, als eine Schicht gedrucktes Papier hinweg, auch weißes. „Welche Verſchwendung!“ ſagte er, „ſolch’ ein ſchätzbares Werk, ſolch’ vortreffliches Papier, zum Einpacken zu nehmen!“

„Vater!“ antwortete ſeine Frau mit beſchleunigender Stimme, „wenn Du Dir jeden Bogen einzeln beſehen willſt, ſo werden wir ſpät zur Einſicht kommen.“

„Ja, mein Schatz!“ entgegnete der Paſtor und hielt inne, „leider! kommſt Du *ſpät* zur Einſicht, daß Neugier unter allen Umſtänden ein Fehler iſt. Ihr bleibt Alle Weiber; jedes regelrechte Verfahren prüft Eure Geduld. Warten könnt Ihr nicht. *Warten* aber iſt die Schule, wo wir uns freuen lernen; mußten doch die Freunde des Herrn auf das Heil warten.“ — Schweigend hielt die Paſtorin dieſe Strafpredigt aus, um nur ihrem Verlangen den Inhalt der Kiſte nicht länger vorzuenthalten. Jetzt ergriff der Paſtor ein kleines gewichtiges Päckchen, das oben auf lag, und las laut die Ueberſchrift: „Für den Armenſtock der Kirche in Kaltwaſſer.“

„Gütiger Gott!“ rief der Paſtor beſtürzt, da er das Päckchen öffnete und Gold in ſeine Hand rieſelte; „Du edler Mann! alſo deshalb gingſt Du wie ein Reicher an dem Gotteskäſtlein vorüber, um daheim den Goldkaſten aufzuſchließen? Nun mag der Winter kommen! Wir haben Hülfsquellen. Es wird einem ganz warm ums Herz, wenn der Ueberfluß ſolch' ein goldnes Aederchen ergeben läßt.“ — „Was iſt denn aber dies?“ fragte die Paſtorin, welche ſich unterweilen bückte, zu leſen, was auf einem breiten Einſchlag geſchrieben ſtand: Für die Prachtlilie des Herrn Paſtors. Biſt Du damit gemeint, Georgine? weil Du ſo blaß“ —

„Wahrſcheinlich,“ fiel der Vater lebhaft ein, „beehrt der gütige Geber Dich, mein Töchterlein, mit dem Namen jener Glorioſa.“ — „Himmel! es iſt ein Stück Thibet!“ rief die Paſtorin, welche indeſſen das Packet aufgeſchlagen hatte, „gewiß, zu einem Winterkleide für Dich. Ach, innig fein; fühle nur einmal! — Die Farbe iſt himmliſch; nur ſehr modeſt.“ — „Glorioſa ſuperba,“ fuhr der Paſtor fort, ohne ſich irre machen zu laſſen, „heißt auch Siegerkrone; und der wahre Purpur iſt violet.“

„O Vater! wie ſehr beſchämt mich dies Geſchenk!“ ſagte Georgine hocherröthend. Und nie war ihre liebliche Geſtalt ſo ſichtlich von Demuth umfloſſen, wie in dieſem Augenblicke.

„Wie der Sammet des Veilchens! ſprach der Vater und tüpfte mit dem Finger das ſuperfeine Gewebe. „Möge jeder Tag, an dem Du es trägſt, Dir ein Lenz ſein! — Hier kommt etwas Schönes an die Mutter." Der Paſtor las mit einem milden Lächeln: Ein wenig Freudenſchein für die Frau Paſtorin. „Sieh, mein Schatz! vermuthlich hat der Geheimerath ſagen wollen, Du läſſeſt gern Dein Licht ein wenig leuchten. Carmoiſin nennt man dieſe Farbe? Das iſt das Roſinroth, was ſo häufig in den heiligen Büchern vorkommt. Das Zeug iſt wohl von gleicher Art und Güte, wie Deines, mein gutes Kind?"

Dieſe Bemerkung ermäßigte die freudige Ueberraſchung der Mutter, und einigermaßen empfindlich ſagte ſie: „Mir däucht, der alte Herr habe in der Wahl der Farben ſich geirrt."

„Und mir däucht," entgegnete ihr Mann, „ein Dankbarer wähle nie einen Vorwurf zu ſeinem Urtheil. Eine fröhliche Hinnahme lohnt dem Geber. — Doch, um was ich ſorge, iſt, Ihr werdet Aufſehen machen in der Gemeine. Wenn nicht die Fabrik jetzt alle Zungen beſchäftigte und den hoffärtigen Sinn der Weberinnen nach dem Schloſſe zöge, ſo fürchtete ich, dieſer Staat würde nicht Seide ſpinnen für den geiſtlichen Schmuck der Kirche."

„Die Reihe iſt nun an Dir, Väterchen!" ſagte die Paſtorin, ohne auch nur im Mindeſten auf die gewiſſenhafte Bedenklichkeit ihres Mannes einzugehen. Sie ließ ihn zwei Worte leſen: „Seltne Sämereien."

Ein Blitz der Freude durchzuckte den Paſtor. Frauen wiſſen das Schlagende zu treffen. — „Da blüht mir eine unverhoffte Freude auf" — ſagte er, „ja, mitten im Gebirge, gleichſam ein kleines Tropenland in der flachen Hand.

Da iſt — ein Sortiment Penſee's, direct aus London, Camellien, Balſaminen — und eine neue Sorte von Lupinen. So auch Saamen von künſtlich befruchteten Paſſifloren und Pelargonien; — nun wird das Glashäuschen wohl zu enge werden.“ Er konnte nicht aufhören, die netten Kapſeln zu betrachten und die mißfarbigen kleinen Hülſen anzuſchauen, die er im Geiſt in voller Schönheit ſprießen ſah. Er nannte die Namen der fremden Gewächſe mit ſolch' einer Ziehkraft im Ton, als ſollten ſie ſich flugs von ihrer Stelle heben und hierher verſetzen; er beſchrieb ihre Geſtalt ſo deutlich, als ſtände ſie vor ſeinen Augen. Sein lebendiger Glaube an die Kraft des Schöpfers verſetzte Berge von Schnee und Eis, welche noch zwiſchen den Moment ihrer Erſcheinung lagen.

„Man ſiehet, daß ein reicher Mann der Käufer war —“ flüſterte die Paſtorin ihrer Tochter zu, „der Thibet iſt dem Griffe nach reichlich gemeſſen, und wirft am Ende noch ein Jäckchen ab. Ich hole die Elle.“ Eben ſagte der Paſtor, da ſeine wiederkehrende Frau zwiſchen Thür und Angel ſtand, „hier liegt auch ein Hut. —“

„Iſt's möglich?“ rief ſeine Frau, „auch daran hat der engliſche Mann gedacht?“

„Ein Hut Zucker — mein Schatz!“ antwortete der Paſtor, „und ſeiner Schwere nach an mehr, als dreißig Pfund.“

Seine Frau verlor kein Wörtchen über ihren Irrthum und dachte in der ſchwelgeriſchen Süßigkeit dieſer Stunde nicht an irgend einen Mangel in der Welt.

Bevor dieſe gabenreiche Kiſte ganz geleert war, fand ſich mancher Grund zu Dank und Freude darin.

„Wie glücklich ſind die Reichen!“ ſprach der Paſtor, als er den jungen Maler anſichtig ward und ihm die Beſcherung zeigte. „Wäre mir der liebe Hausfreund nicht leer ausgegangen, ſo hätte der Genuß der Gütigkeit, die uns bereitet worden, auch nicht den kleinſten herben Tropfen — —“

Der Jüngling lächelte mit ſtrahlenden Augen und ſprach: „Der liebe Alte kommt mir wie Plutus vor, der nur die Guten beglücken wollte. Mich aber hat er zuvor bedacht. Was macht denn die Reichen reich, ſo daß ſie Glück haben können? Die Empfänglichkeit Anderer: etwa nicht? — Senden Sie dieſe Kiſte auf das Ungewiſſe in das Häuſermeer einer großen Stadt, und ſie wird bald hier, bald da über Bord geworfen werden, und zwar im tiefſten Sinne. Unſere jungen Damen, denen nichts des Aufhebens werth ſcheint, als Putz, auf dem Ball zu brilliren, würden ſich ziemlich wundern, wenn ſie ein Kleid von Wolle in Ehren halten ſollten, worüber ſich zu freuen die holde, nichtsbedürfende Georgine ſogar gefällig genug iſt. So würde die Roſe dem entgegenduften, der ſie färben wollte. — Dort hat man keinen Armenſtock, der Frucht trüge für häusliche Freude! Dort iſt man nur ſtocktaub für die Klage der Armen. Nur Zwietracht wird dort geſäet — nicht Blumen einer zweiten Welt. Ein Zuckerhut, und wäre er ſo groß, wie die Spitze von Gibraltar, würde nicht hinreichen für ein milderndes Gefühl unzähliger Menſchen, die ſich um nichts und wieder nichts das Leben ſauer machen. Und all dieß feine Gewürz würde Niemand den ſanften Geſchmack der Zufriedenheit geben. Gewiß! die Fähigkeit, ſich zu freuen, iſt ein göttliches Geſchenk; und einen Dankbaren hat Gott lieb!“

„Einen fröhlichen Geber vielmehr!“ antwortete der Paſtor. „Mein junger Freund! Sie tragen da wohl die Farben zu ſtark auf; dem Künſtler muß man ſchon dies zu Gute halten. Auch wo er aus Erfahrung ſpricht, miſcht in den Fluß der Rede ſich Imagination.“

Am folgenden Tage kam ein Schreiben vom Geheimerath. In beſtimmter Kürze, wie in kaufmänniſchem Style, dem diejenigen ſchwerlich abſagen, denen in geſegneter Führung ihrer Feder das Wohl ihres Lebens daraus erblüht iſt — gab er die freundlichſten Verſicherungen, wie auch das Verſprechen, daß, wenn das Frühjahr ihm Friſt gönne, er den Paſtor mit nach Harlem nehmen wolle, wohin er in Geſchäften der Leinwandbleiche zu reiſen geſonnen ſei; weshalb denn der würdige Freund in Zeiten für einen Vertreter ſeines Amtes — doch nicht auf ſeine Koſten bedacht ſein ſolle. —

Der Paſtor verſtummte.

„Nun Vater!“ ſprach ſeine Frau, „was ſagſt Du dazu? Harlem! das klingt Dir wohl am Ende wie ein irdiſches Jeruſalem? Ich ſehe es Deinem Feſtgeſichte an, wie die Hyazinthen allda mit allen Glocken Dir im Sinne läuten.“

„Frau!“ erwiederte der Paſtor, „man kann auch bei der Auferſtehung der Blumen an den denken, der dem Tode die Macht genommen hat.“

Mit dem Beſuch des Geheimeraths war in das Pfarrhaus eine Ahnung von Wohlergehen gekommen. Sein nachgelaſſener Segen, der Friede, war bei ihnen geblieben. Wenn der Paſtor eine Cigarre rauchte, die Jener ihm zu Hunderten verehrt, ſprach er von Havannah und Harlem, als wäre fremder Länder Kunde ihm durch die Canäle des Reichthums bekannt worden. Und als ſeine Frau zum erſtenmale im neuen Kleide in die Kirche ging, war das Gefühl erwachender Eitelkeit in ihr, nur etwas dunkel, wie die Morgenröthe im Herbſt.

Nur Georgine war in der Einfachheit ihres Weſens ſich gleich geblieben und merkte kaum, wie der Anſchein aller Dinge ſich ihr allmählich veränderte. Das weiſe Herz iſt ſtets ein beſcheidenes Selbſtlob und bedarf keiner eitlen Zuthat.

Der junge Maler war fleißig, und malte nicht allein den jüngſten Tag. — So waren mehre Wochen hingegangen.

Der Geheimerath ſah in den Kalender und ſprach: „Heute ſchreiben wir Galle — da fallen die Blätter alle! wie das Sprichwort ſagt. Nun wird es dem Adolph länger nicht in den öden Bergen gefallen.“ Freilich ſagte er dies mit ſtillem Lächeln; denn er dachte, wenn es doch etwa dem Höchſten anders gefiele?

Zu Anfange des nächſten Monats war es ſehr rauh und ſtürmiſch. Die gute Paſtorin, welche für alle Fälle ein poetiſches Gedächtniß hatte, ſagte: „Das traurige Novemberwetter bricht nun herein — das grüne Schattendach der Blätter ſtürzt kläglich ein!“ Aber Ehrwille war kein Zugvogel. Er blieb unter dem wirthlichen Dache der Pfarre und niſtete ſich täglich tiefer ein.

„Der Adolph malt wohl bei der Lampe, wie die Dichter?“ fragte der Geheimerath ſich ſelbſt, da der dunkle Tag immer kürzere Kreiſe zog. Es war ein tiefer Schnee gefallen, und der Froſt brach mit ſchneidender Strenge ein, wie ein geharniſchter Mann. Der Maler ſchrieb, hoffentlich werde ſein alter Freund nicht zürnen, daß er ſich in Kaltwaſſer eingewintert habe. Er könne nicht fort. — Nun folgte eine maleriſche Beſchreibung, die der Geheimerath mit Wärme las. Der blitzende Candis der Tannen, die verſchneiten Thäler, der ganze große Eispalaſt der Natur ſchmolz in ſeiner Seele. Und als er nun weiter las, wie hell, wie ſchnell ihnen die langen Abende vergingen, wo der Paſtor ein altes Tagebuch vorläſe, oder er ſelbſt die Jungfrau am See, die er zufällig bei ſich führe, während Mutter und Tochter ſpännen, und Georgine, das holdſeligſte Bild der Häuslichkeit, bisweilen einen keuſchen Gedankenſtrahl in eine Stelle einwebte, die ihr nicht völlig klar wäre: da ging dem Geheimerath ein Licht auf, und er bedurfte keiner andern Erklärung.

„Manchmal,“ ſetzte der junge Maler am Schluſſe ſeines begeiſterten Briefes hinzu, „ſpielen wir um Nüſſe. Das iſt eine Kernluſt, Oheim! An ſolch einem Abend tauſche ich nicht mit dem Banquier am Farotiſch, dem das Glück gelächelt. Ach, welch eine himmliſche Ruhe athmet hier! Alle Leidenſchaften ſcheinen hier zu ſchlummern. Ein bergendes Gefühl, innig und traut, ergreift mich, wenn ich die kleinen Hütten ſehe. vom tiefen Schnee bald bedeckt. Es iſt nirgend Winter, als da, wo das Herz kalt bleibt.“

Der Wendepunkt des Jahres war nunmehr erreicht, und die nächſten Monate entſchwanden dem Geheimerath ganz ſo raſch und rollend, wie es in höheren Jahren zu geſchehen pflegt. Schnell war der Frühling da, und der alte Herr rüſtete zur Reiſe, vorerſt nach Kaltwaſſer. Am See fand er den Maler, der ihn erwartete. Der Jüngling ſtand friſch, wie ein Alpenhirt, als läge die Welt zu ſeinen Füßen, von Sonnenſchimmer umfloſſen; er jauchzte auf, da er den Greis wieder ſah, und warf ſich im Ausbruch der Freude an ſeine Bruſt.

„Biſt Du nun fertig, Du Zauderer?“ fragte der Geheimerath. „Ich hoffe, das Sprichwort trifft bei Dir ein: Was lange währt, wird gut.“ Es liegt in der Natur des Alters, daß es, im Gefühl ſeiner Schwäche, ſtarke Rührungen abzuwehren ſucht. Und ſo antwortete ihm der Geheimerath nur freundlich.

„Oheim!“ ſprach Adolph noch immer in ſtürmiſcher Bewegung, „wenn dies Bild nicht mein beſtes geworden iſt, ſo weiß ich nicht, ob ich ein Maler bin. Die Empfindung, womit ich dieſe Arbeit förderte, kann höher nicht ſteigen; denn ich habe den Himmel berührt.“

„Siehſt Du?“ ſagte der gute Alte, der ihn verſtand; „ich habe es wohl gedacht. Erinnerſt Du Dich, wie Du ſagteſt, die Copie dieſes jüngſten Tages ſolle Dir ſchwer werden? Gott läßt ſich nicht ſpotten! Du biſt alſo Deinem Gericht nicht entgangen?“ ſetzte er mit einem Lächeln hinzu, worin keine Verdammniß lag.

„O, theurer Freund!“ rief Ehrwille mit bebendem, begeiſtertem Ton, „auf Sie nur kommt es an, mein Glück zu vollenden. Geben Sie mir Georgine; die ich liebe, die der Athem meines Lebens geworden iſt!“

Der Alte that erſtaunt. „Das muß ich geſtehen!“ ſagte er; „iſt Dir denn Georgine nicht zu blaß, Freund Maler? Auch ſcheint ſie kalt—“

„Sie kennen das Mädchen nicht, wie ich merke —“ erwiederte Adolph beinahe empfindlich. „Iſt Ihr Auge denn ſo ſchwach, Oheim? Georgine blaß! Mir iſt ſie blühender, als die berühmte Roſenjungfrau; kalt endlich kann Niemand ſein, der ſo belebend wirkt. Während ich das Ende der Welt malte, kam in mein Herz der Aufgang von dem, was ewig iſt. In thörichtem Stolze hielt ich dafür, daß ich etwas ſei; ich wagte in der kleinen Kirche hier Michel Angelo zu nennen — mit Ueberhebung fürchte ich. Später habe ich erſt, wie ſein Adam in der Sixtiniſchen Capelle, mit menſchlichem Gefühl Geiſt und Leben von des Allmächtigen Fingerſpitze genommen!“

„Wie nehmen denn aber die Eltern dieſe Neigung auf?“ fragte der Geheimerath, um dieſe Glut ein wenig abzukühlen.

„Die Eltern ſind unausſprechlich gut!“ antwortete Adolph; „ich bin hier, wo Sie, mein zweiter Vater, geboren ſind, ein beſſerer Menſch geworden. Nie werde ich dieſen Aufenthalt vergeſſen, nie, ſo lange ich bin!“ Er athmete tief bei dieſen Worten, und ein paar glänzende Thränen hingen in ſeinen Augen.

Innigſt gerührt ſprach der Alte: „Mehr kann kein Menſch lernen, als Demuth! Die Demuth lernt alles ertragen, auch des Glückes Laſt. Und ſo lege ich meinen Segen auf Deinen Wunſch und werde ihn erfüllen, wenn Paſtors nichts dawider haben. — Still! halt ein, Junge! auch Liebe iſt eine Kunſt, und gewiß die höchſte! Wie ſelten iſt ihre Farbe echt! wie oft die Hand wankend — — — auch Beſtändigkeit iſt Beiſtand Gottes. Darum male Deine Liebe Dir den jüngſten Tag in das Herz! Bedenke das Ende, da Dir ein Aufgang, wie Du ſagſt, geworden iſt. Jetzt aber laſſe uns an den Fortgang denken; der Boden am Waſſer iſt feucht, und ich möchte mich, zu Deinen Gunſten, nicht gern erkälten.“

Die Freude im Pfarrhauſe war groß und ſo innig verknüpfend, als wäre ſeit der Abreiſe des Geheimeraths kaum eine Stunde entſchlüpft. Georgine glich einer jungen Hore, ſo beflügelt ſchien ihre Seele, ſo ſchwebend war ihr Gang. Sie blühte mit den Frühlingsblümchen in ihres Vaters Garten um die Wette. Den Paſtor hielt bald nach der Ankunft dieſes werthen Gaſtes eine Amtsverrichtung entfernt. Seine Frau nahm eines günſtigen Augenblickes wahr und ſprach: „Wie Vieles habe ich Ihnen zu ſagen, hochgeſchätzter Freund!"

„Weiß ſchon Alles —" antwortete der Geheimerath lächelnd. „Nicht wahr? mein Mittel war probat? Neue Liebe hilft gegen alte — und treibt die ſchwermüthigen Gedanken aus dem Blute." — „Wird aber dieſe Liebe glücklicher ſein für mein Kind?" fragte die Mutter, welche, wie jede Frau, ſogleich Gewißheit haben wollte.

„Das kommt auf die Liebe ſelbſt an —" erwiederte der alte Herr; „was an mir liegt, ſoll geſchehen."

Der Geheimerath blieb diesmal volle acht Tage in Kaltwaſſer. Das Gut war ſein. Auf dem Schloſſe waren hundert Hände geſchäftig, die Fabrik in Gang zu bringen. In dem Häuschen, worin der nunmehrige Beſitzer des Dorfes gewohnt, ſtand der Webſtuhl ſtille. Zu dem offnen Fenſter rankte der Weinſtock die ſchwellenden Triebe hinein, als wolle er ihn bekränzen.

Der Geheimerath blieb im Vorübergehen davor ſtehen und ſprach: „So thränte mein Auge einſt, wie dieſe alte Rebe, als ich, arm und klein, mich ganz verlaſſen wähnte! Oft genug ward es mir geſagt, wie unnütz ich ſei." —

„Nur unnütze Menſchen ſelber," antwortete der Paſtor entrüſtet, „können in Betreff des Nächſten die Sünde der Geringſchätzung begehen. Keiner weiß, welche Rolle er oder ein Anderer im Verhängniß Gottes übernehmen muß. Es iſt dem Höchſten Alles gleich — —"

Am Tage vor der Abreiſe des Geheimeraths mit dem Paſtor nach Harlem kam die Herzensangelegenheit der jungen Leute zur Sprache, mit wenig Worten nur.

Der Geheimerath zog das Mädchen an ſeine Bruſt und ſprach: „Erröthe nicht gar ſo ſehr, meine Tochter! und ſchäme Dich der ſüßen Regung nicht — auch nicht der früheren. Ich weiß, was Deine reine Seele ſo lange betrübte. Wiſſe Du aber auch, Dein Adolph iſt der Bruder jener Frau, welche die Gattin Deines erſten Freundes iſt! — Du darfſt ihn ſchweſterlich lieben — und nicht verſtoßen aus Deinem Gebet!“

Da kam das ganze volle Gefühl verfloſſener Leiden über das Mädchen; aber nur um die reinſte Seele mit Entzücken zu erfüllen. Sie weinte laut, und kein Auge blieb trocken.

„Sobald wir wiederkommen —“ ſetzte der Geheimerath hinzu, „ſoll die Hochzeit ſein. Das Uebrige iſt Nebenſache und meine Sorge. Wie war es mit dem Verſe, wovon dem Vater geträumt? Ja, die Liebe will vor allen Dingen probirt ſein; und fällt, wie man ſpricht, kein Meiſter vom Himmel, ſo muß doch jeder die Richtung dahin nehmen! — Nicht wahr, Paſtor?“

Die dritte Frau.

Die Liebe führte mich zu ihr —
nicht ein glückliches Ungefähr!

Muſäus.

In der Sonne — nicht in der, welche den Anfang dieſer kleinen Erzählung ſo milde beſcheint — ſondern in einem Weinhauſe, welches dies erhabene Zeichen im Schilde führte, ſaß eine kleine, frohe Geſellſchaft bei einem Abendſchmauſe. Wer die hellen Geſichter, die ſtrahlenden Augen der Herren dieſer Tafelrunde ſah, und die Sprache ihrer feurigen Zungen hörte, hätte ſie wohl für Gäſte jener flammenden Welt halten mögen; denn die Freude hob ſie mit leuchtenden Schwingen hoch über den trüben Dunſtkreis der Erde empor.

Der Sonnenwirth ſchien jedoch wenig geeignet, den Herrn der Sterne vorzuſtellen. Es war ein widerwärtiger, finſterer Mann, von unanſehnlicher Geſtalt und dumpfen, gleichgültigen Zügen. Die ſtechenden Blicke der kleinen, funkelnden Augen hielt er beſtändig an den Boden geheftet, als ſuche er die gute, alte Zeit, und möchte ſie wie mit Nadeln aus ihrem tiefen Grabe hervorwühlen. Von ſlavoniſcher Abkunft, hatte er einſt Briſeïs oder Briſeus geheißen; doch die Einwohner dieſer guten Stadt hatten ihn um beliebiger Kürze willen Briſel gefirmelt, wobei es denn geblieben.

Obgleich eine lange Reihe von Jahren hinter ihm lag, ſo waren die Höhen des Lebens, im Sinne des Sprichworts — ihm noch immer böhmiſche Berge; doch vollkommen naturaliſirt und eingebürgert in ſeinem Wohnorte, war ihm von der Heimath nichts mehr eigen, als ein abſonderlicher Geſchmack an Faſanen, deren er in jedem Herbſte ſich eine Sendung kommen ließ, um ſeine Stammgäſte damit zu bewirthen.

Das Geſtirn dieſes Hauſes hatte ob manchem heilloſen Tage geſchwebt, und das Gold ſeiner Strahlen war mit dem Wohlſtande ſeiner Bürger zu Grunde gegangen; denn der Krieg hatte jenen Ort hart mitgenommen. Damals ſah es im Bereich des Herrn Briſel traurig aus. Im Ausbruch des edelſten Weines badeten die Feinde ſich die Füße; vielleicht ſagte ihnen der Inſtinct, daß ſie dieſer Stärkung bald bedürften. — Ein Franzöſiſcher Chaſſeur vergriff ſich ſogar an dem Schildzeichen, das mit matter Unempfindlichkeit auf Gute und Böſe niederſah, und malte dem Geſicht der Sonne einen Schnurrbart. Gern hätte Briſel dieſen lächerlichen Makel herſtellen laſſen; aber das bloße Wort Reſtauration war ihm in der Seele zuwider, weil eine neue Speiſewirthſchaft ſo hieß, die ſeiner Nahrung großen Schaden zufügte. Briſel ſorgte wohl für einen guten Keller, doch mit Feinſchmeckereien ließ er ſich nicht ein. Offene Tafel hielt er nur bei beſonderer Veranlaſſung für einen geſchloſſenen Cirkel der Herren gedeckt, die ſämmtlich Männer bei der Stadt und ſeine guten Kunden waren. Einen Anlaß, dieſe Freunde ſeines Hauſes zu einem kleinen Gaſtmahle einzuladen, fand Briſel, wenn die leckern Vögel aus Böhmen angeflogen kamen, und ſolch ein Faſanenſchmaus war es eben, welcher die vergnügte Geſellſchaft, deren wir zuerſt erwähnten, an einem ſpätherbſtlichen Tage verſammelte. Die Gunſt des Zufalls erhöhete die fröhliche Stimmung noch durch ein unerwartetes Ereigniß. Ein fremder Gaſt fand ſich ein, wie beſtellt zur guten Stunde. Als der Syndicus Stahl zur anberaumten Zeit über den Platz ging, ſah er an dem vornehmſten Gaſthofe einen Reiſewagen halten, deſſen Laternen einen Lichtſtreif über das feuchte Steinpflaſter ſtreckten.

Er hörte ſeinen Namen, ſeinen Titel deutlich nennen, und wie in dem Befehl zu einer Meldung. Die Stimme war ihm bekannt vorgekommen; wie der Klang einer Glocke, die fernher zum Gedächtniſſe tönt, bewegte ſie ihm das Herz im Buſen. — Er trat an den Wagen, nannte ſich, fragte, wer ihn zu ſprechen wünſche, und der liebſte Freund ſeiner Jugend ſtürzte in freudiger Haſt von dem Tritt heran in ſeine Arme. Es war dies der Regierungsrath Otfried aus einer anderen Provinz. Ein Auftrag von Wichtigkeit führte ihn durch dieſe Stadt, und er mochte keine Minute verſäumen, die er der Freundſchaft gönnen durfte. Sie hielten ſich eng umſchloſſen, ein langes, amtliches, erfahrungsreiches Leben dehnte ſich zwiſchen ihnen aus; aber es war jetzt nur der ſchmale Raum, welcher eine ſelige Bruſt von der andern trennte.

Der Syndicus ließ das Gepäck des Freundes nach ſeiner Wohnung bringen, und ging ſelbſt noch einen Augenblick dahin zurück, um ſeine Frau von dem Gaſte in Kenntniß zu ſetzen, den er mit in die Sonne nehmen würde, und ſie, die den ganzen Tag über an Kopfſchmerz gelitten, zu bitten, daß ſie ſich zeitig zur Ruhe begebe und ja nicht etwa auf die Heimkehr der Männer warte, die vielleicht erſt ſpät erfolgen könnte.

Während dieſes kurzen Verweilens hatte der Regierungsrath im Gaſthofe eine ſchnelle Toilette gemacht, von wo der Syndicus ihn nun abholte. Als ein Matador dieſer Geſellſchaft konnte er es ſchon wagen, einen Fremden, der ſein Freund war, darin einzuführen. Dieſer kleine, fröhliche Kreis zählte keine einzige Philiſterſeele, die ſich durch ein unbekanntes Geſicht geſtört gefühlt hätte. Lauter wackere, meiſtens geiſtvolle Männer, welche im Staube der Geſchäfte nicht vertrocknet waren, daß der Quell des Vergnügens, der in des Herzens Tiefe fließt, ihnen verſiegt wäre, und eben ſo fähig, ſich in der Freude zu berauſchen, wie im Wein.

Vor allen ſchien der Geiſt der Freude den Syndicus zu beſeelen. Dieſer, ein Mann von vorgerückten Jahren, und Emeritus bereits, zeigte in der Haltung ſeiner kräftigen Geſtalt, in dem regſamen Geberdenſpiel, in den lebhaften Mienen keine Spur des Geweſenſeins; vielmehr gehörte er der Gegenwart noch ganz und gar. Aus ſeinen hellen, offenen Augen blitzte eine gutmüthige Flamme, das Geſicht, deſſen friſche Farben ſich erhalten, ſtrahlte Vergnügen, und wo die Züge ſich vertieften, ſchienen ſie nur ein kleines, ruhiges Depot der Zufriedenheit zu ſein. Nur die grauen Löckchen der kurzgeſchnittenen Haare ſahen wie eine Ironie des Alters aus. Er war ſehr gut, mit Sorgfalt ſogar, doch einfach gekleidet; an den vollen, weißen Händen blinkten drei goldene Trauringe, die er zuweilen ſinnig betrachtete — und dann glänzte ſein Blick.

Wie ſo ganz anders ſein Freund! Der Regierungsrath, obwohl jünger, ſchien mindeſtens ein Decennium mehr zu haben. Seine hohe Geſtalt war ein wenig gebückt, die Bruſt eingeſunken, als hätte ein ſchweres Schickſal oder die Laſt der Sorge ihn gebeugt, und der Glaube ihm gefehlt, der Berge des Kummers verſetzt. — Sein Auge, getrübt — vielleicht von der Reiſe — war ein Spiegel finſterer Erfahrung, und auf ſeiner Stirn hatten tiefe Furchen eingeſchnitten; aber der tröſtende Gedanke, der Menſch ſei geboren zu leiden, wie die Vögel ſchweben, um emporzufliegen, ſchien nicht darin zu niſten. Die antike Form des Geſichts war von tauſend feinen Fältchen der gelblichen Haut bedeckt, die wie der Vorhang einer Tragödie, auch dienſtbar, eine luſtige Perſon, eine flüchtige Poſſe darzuſtellen, durch welchen aber doch ein zerriſſenes Herz und das Werk der Täuſchung blickt. — Ein ſpottendes Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund, der harmloſe Scherz ſchien dieſer herben Lippe längſt entflohen — ſeine Worte enthielten oft bitteres Salz, und dennoch nöthigte dieſer Mann ein wärmeres Gefühl und das Intereſſe des Beifalls ab. Niemand ward durch ſeine Anweſenheit befangen oder gehindert, ſich an die Freude hinzugeben; er miſchte ſich in den Kreis, den die Unterhaltung durchlief, er verrieth nirgend ein Fremdſein und zeigte ſich wie einer, der um ſo mehr überall zu Hauſe iſt, als ihm die wahre Heimath der Seele fehlt.

Die Faſanen wurden aufgeſetzt und nahmen ſich in den farbigen Kragen von zierlich ausgeſchnittenem Papier ſtutzerhaft hoffärtig aus. Einer der Gäſte, als Vorſchneider geübt, zerlegte die köſtlichen Braten, ſie wurden ſammt Zubehör herumgereicht.

„Senf! würde ich noch bitten“ — rief der Regierungsrath und zauderte zu eſſen.

„Senf?“ wiederholte die Aufwärterin mit leiſem Befremden, als dächte ſie nicht recht verſtanden zu haben.

„Senf?“ fragten die Andern in lauter Verwunderung.

„Senf zum Faſan?“

„Nun,“ erwiederte der Regierungsrath mit komiſchem Ernſt, „halten ſie dies dem Fremdling zu Gute, ich glaubte nur, hier würde zu jedem Gericht Senf gegeſſen.“

Man lachte; denn zufällig hatte es ſich bei den vorhergehenden Speiſen ſo getroffen. Jeder gab nun ſeinen Senf zu dieſem Einfalle.

Das Geſpräch kam allmählich auf geiſtige Würzen, auf geſelligen Genuß. Man klagte, daß die Stimmung dazu immer mehr und mehr verloren gegangen ſei. „Ja, das iſt wahr,“ ſagte der Syndicus, „wir leben wie Inſulaner. Ein weites Meer herkömmlicher Rückſichten iſt zu umſchiffen, ehe wir einmal traulich zu einander gelangen können. Und das iſt nicht der Wille Gottes, der das Band gegenſeitiger Bedürfniſſe ſo eng, ſo feſt um die Menſchen geſchlungen, daß ſie einander nahe bleiben ſollen in herzlicher Theilnahme. Kindlein, liebet Euch unter einander! Mit dieſem Spruche des Lebens auf der heiligen Lippe ſtarb der Jünger der Liebe; aber die Welt beherziget es nicht mehr.“

Bei dieſen Worten blickte der Syndicus mit einem kleinen Seufzer auf die drei goldnen Ringe nieder, welche als Glieder einer ewigen Kette das Geheimniß ſeines Glückes einſchloſſen.

„Aber der Sinn für die Geſelligkeit iſt doch ſehr ausgebildet,“ fiel der Regierungsrath ein, „man kommt wenig mehr zu ſich ſelbſt; daher die Klage über den Verfall der Zeit, über den Untergang des ſchönen, häuslichen Stilllebens, welches früher ſo ſicher Wohlfahrt und Hausfrieden begründete. Jetzt findet man es etwa nur in einem veralteten Familienroman, in einem Schauſpiel von Iffland, den man, wie Börne von Richardſon ſagt — gähnend verehrt. Das jetzige Geſchlecht iſt freiſinniger geworden. — Aber um auf das Vorige zu kommen: dieſer Ort iſt doch ziemlich groß, und ich ſollte meinen“ — —

„An Gelegenheit zu geſellſchaftlichen Zuſammenkünften fehlt es auch hier ganz und gar nicht," unterbrach ein einheimiſcher Herr die Vorausſetzung des fremden Gaſtes, „aber ſie haben ihren eigentlichen Zweck verloren. Das Spiel vereinzelt durchaus, und dies iſt, leider! an der Tagesordnung. Es wird nirgends mehr geſprochen, es wird nur geſpielt."

„Das heißt den Nagel auf den Kopf getroffen," nickte der Syndicus, dem Manne, der eben geredet, zu. „Die Spielſucht, dieſe Krankheit der Zeit, woran unſere Freuden ſterben, iſt mir ein Gräuel, beſonders an den Frauen. Das Streben nach Gewinn, die ſchlaue Kunſt der Intrigue, ein keckes Wagen, dieſe Eigenſchaften, welche das Spiel weckt und übt, ſind es, die dem wahrſten Weſen der Weiblichkeit ſchaden. Und unſere Mädchen ſogar haben keine andere Karte der Erkenntniß, als die franzöſiſche. So kann ich einen Anblick nicht vergeſſen, der im verfloſſenen Frühjahre meine ganze Seele empörte. Ich war mit meiner Frau in den Garten des Kanzleidirectors geladen. Wir kamen etwas ſpät, die Tochter vom Hauſe empfing uns, Vater und Mutter ſaßen bereits im Pavillon bei der Partie. Die hübſche Kleine hatte ein ſeidenes Schürzchen mit Taſchen um, das ihr allerliebſt ließ, und ich verknüpfte, ſtill erfreut, den Begriff wirthlicher Häuslichkeit mit dieſer Schürzenſchleife. Aber o weh! aus der zierlichen Taſche lugte eine Reſervekarte hervor, und der Pikbube ſah mich grimmig an, als wüßte er, daß ich eine alte Pique auf ihn hätte. — Es war ein himmliſcher Tag, der ſich neigte. Ich ging in dem großen Garten umher und ergötzte mich an ſeiner Ordnung und Schöne. Das Herz ging mir weit auf — ich redete mit den Blumen und ſog aus ihren Kelchen ſüße Luſt an dem Schöpfer aller Dinge. Da komme ich an eine Laube, üppig begrünt, drinnen ſitzen vier junge Damen und —

ſpielen. Ich grüße flüchtig, bleibe jedoch von Ferne; aber auf meinem Geſichte mochte ſich unwillkürlich ein vorwurfsvolles Befremden ausdrücken; denn die eine der Damen wendete ſich mit einem Honigblicke der Entſchuldigung nach mir um und ſprach: Wir wollten auch gern den herrlichen Abend im Freien genießen. Und daneben ſang die Nachtigall ihr göttliches Gedicht, zu ſehn, ob es die Menſchen fühlten — und die röthlichen Blüthen taumelten herab und miſchten ſich unſchuldig in das Spiel. Eine junge, hektiſche Frau von kaum zwanzig Jahren ſaß dabei; der Tod blickte aus ihren Zügen; aber mit bleichen Lippen und Händen miſchte ſie emſig die Stiche und zählte Marken. Ach! und ihre Stunden waren doch gezählt! — Mit Grauen meinte ich für mich: dächteſt Du doch, Sterben iſt mein Gewinn! und ſchweigend ſchlich ich vorüber. Nach drei Tagen ſchon hörte ich, ſie wäre geſtorben.“

Es entſtand eine Pauſe, der Gedanke des Todes ſchwebte über der fröhlichen Geſellſchaft. Ein jovialer Mann, der dem Syndicus gegenüber ſaß, brachte einen Toaſt aus und dann eine aufregende Erinnerung vor. Er ſprach: „Einſt war es anders und beſſer. Als das Odeum noch florirte — Nicht wahr, mein alter Degen?“

Die Augen des guten Stahls blitzten. „Ach!“ rief er, „daran denke ich mit Entzücken noch. Die Geſänge der größten Meiſter tönten an unſerer Liedertafel, die erſten Sterne am Himmel der Dichtkunſt erhellten jene Abende mit überirdiſchem Schimmer. Namen, wie Göthe, Schiller, Herder und Jean Paul, wurden mit Ehrfurcht genannt, ihre ſchönſten Gedanken und Gefühle ſchwebten auf jeder Lippe, und jedes Herz war ihres Geiſtes voll. Der Krieg zerſtörte dieſen Verein, und das Odeum wurde ein Lazareth;

ſpäter ging es in Feuer auf; aber kein Phönix der Poeſie hat ſich aus dieſen Flammen aufgeſchwungen.“ —

Ein Spötter bemerkte: „Der Geiſt der Dichtkunſt hingegen, ein echter Aether, hat ſich verflüchtiget und iſt zu Waſſer geworden. Es gehört heutzutage zum feinen Ton der Bildung, ein Schriftſteller zu ſein und im Fache der hiſtoriſchen Novelle etwas geleiſtet zu haben.“

Der Syndicus ſah vor ſich hin und ſprach: „Nenne mir die Novelle nicht, Bruder! wenn ich bei Humor bleiben ſoll. Du weißt ja wohl warum.“

„Ich aber weiß es nicht,“ ſagte der Regierungsrath wie mit dem Anrechte der alten Freundſchaft.

„So will ich es Dir denn ſagen,“ antwortete der Syndicus. „Mein Stiefſohn und Nachfolger im Amt iſt ſolch ein eifriger Scribent. Er hat Talent — allein das iſt nur um ſo ſchlimmer. Tagelang durchwühlt er das Archiv, um criminaliſtiſche Stoffe aufzuſtöbern, während ich wünſchte, er vergäße, was ihm am Herzen liegt und wäre mit mir vergnügt. Der finſtere Sinn jener früheren Barbarei beſchleicht ſein Gemüth und verdüſtert ihm die Seele. Seine Muſe iſt unheimlich wie ein Geſpenſt — ich aber lobe mir die milde Helle des Lebens und einen Genius, der das Licht liebt. —“

Der getadelte Geſchmack des jungen Schriftſtellers erregte ſehr natürlich eine verwandte Vorſtellung in einem der Herren, der alsbald ſtrebte, dieſe frohe Erinnerung mit dem Syndicus zu theilen, und ſprach: „Weißt Du noch, Alterchen, wie wir den Wallenſtein ſpielten?“ Der Syndicus lächelte zu dem Frager hinüber und antwortete: „Was ſollte ich nicht! das Andenken jener intereſſanten Epoche iſt mir unvergeßlich geblieben. Wir hatten uns nämlich," ſo wendete der Syndicus ſeine Rede an die Uebrigen, „als unter welchem wir ich mehrere Civiliſten und beinahe das ganze Corps der jüngeren Officiere verſtehe, das ſehr geſcheite, liebenswerthe Leute zählte — das Drama in ſeinen drei Abtheilungen einſtudirt. Es ging wie am Schnürchen. Um Aufſehen zu vermeiden, kamen wir draußen in der Tieſelmühle zuſammen. Die Natur war unſer Schauplatz, und ſchönere Perſpectiven hätte nicht leicht ein Theater aufzuweiſen. Das toſende Wehr machte den Kriegsſtrom anſchaulich, ein gemauertes Sommerhaus ſtellte den aſtrologiſchen Thurm vor, eine umgeſtürzte Tonne das Faß, worauf der Pater ſteht und predigt. Wir waren glückſelig dabei. Guter Gott! daß die künſtliche Begeiſterung, in die wir uns verſetzten, vorbereitend für die nächſte Zukunft wäre, ahneten wir wohl nicht. Ueber den Fürſten von Friedland kräht längſt kein Hahn mehr — Max und ſeine Pappenheimer fielen bei Jena, und der Capuziner liegt — wunderbar genug! — in einem Kloſter begraben. Noch rauſchen die Waſſer der Mühle wie damals — die Räder brauſen — und mit Wehmuth gehe ich vorüber und denke an den Umſchwung der menſchlichen Schickſale."

Es war bereits Mitternacht, als die Geſellſchaft aufbrach. Der Syndicus führte den Gaſtfreund durch die ſtillen, nächtlich öden Straßen nach ſeinem Hauſe. Sie gingen ſchweigend. Jetzt waren ſie zur Stelle, der Syndicus zog den gewichtigen Schlüſſel aus der Taſche des Mantels und öffnete die große Thür ohne Geräuſch. Eine Laterne leuchtete von der hohen Wölbung des Flurs, und mit ſachtem Schritt ſtiegen die beiden Männer die Treppe hinan. Sie traten in das Wohnzimmer und fanden eine angenehme

Wärme daſelbſt. Das Dienſtmädchen, welches auf die Ankunft des Hausherrn gewartet, entfernte ſich auf ſein Geheiß, nachdem es ein paar friſche Lichter angezündet. Ein vollſtändiger Theebedarf ſtand zurecht, die gefüllte Kanne auf der warmen Stelle des Ofens. Ein türkiſcher Schlafrock hing über den Polſtern des Sophas, und ein Paar wollenweiche Pantoffeln boten ſich bequem dar.

„Du ſiehſt, Lieber," ſagte der Syndicus leiſe und mit behaglichem Lächeln, „es iſt für alles geſorgt, und meine gute Frau hat, trotz ihrer Maladie, daran gedacht, wie ſo gern ich ein Stündchen noch mit Dir plaudern würde. Und wirklich ſehne ich mich herzlich danach! Mache es Dir alſo bequem, mein Freund, dann rauchen wir ein Pfeifchen zuſammen, wenn Du nicht etwa zu müde wäreſt."

Der Regierungsrath verſicherte, er fühle ſich viel zu aufgeregt, um ſchlafen zu können, und dieſer Vorſchlag komme ſeinem eigenen Wunſche zuvor.

Er warf ſich in die Ecke des Sophas und nahm die Einrichtung des Zimmers in Augenſchein, welche traulich anſprach. Athem der friedſamſten Stille wehete in dieſen Räumen.

In der Vertiefung des mittleren Fenſters ſtand ein Nähetiſch und an deſſen beiden Seiten ein netter Armſtuhl von gleicher Form. Ein aufgeſchlagenes Buch und eine Tabackspfeife, die daran lehnte, ſo daß die Troddeln der ſeidenen Schnur ſich an die blendende Weiße der aufgehäuften Leinwand ſchmiegten, zeigte, wer dieſen Sitz einnähme und den Fleiß der Gattin vielleicht durch Vorleſen verſüße. Zwei Gemälde nur, aber von vorzüglicher Schönheit, ſchmückten die einfarbige Tapete. Das eine ſtellte den blinden Flötenſpieler Dülon vor; das andere ein Harfenmädchen, den

Mund, wie eine aufbrechende Roſe, halb geöffnet zum Liede oder Leide; denn der Blick voll Schmerz, womit die Sängerin aufſchauete, ließ auch vermuthen, ſie hauche einen Seufzer der Klage aus, der durch ihre nächſten Umgebungen erklärt würde. Eine ältliche Frau, dürftig gekleidet, mit geſchloſſenen Augen und bleichen Zügen, hielt ſich an dem Inſtrumente, und man ſah an der hülfloſen Stellung, daß ſie blind und dieſe Harfe ihre einzige Stütze wäre. — Dem Regierungsrath fiel die ſinnreiche Wahl dieſer beiden Stücke auf, ſie ſchienen ihm zuſammen zu gehören; beſonders rührte ihn das zweite. Er vertiefte ſich ſo ganz in dieſen Anblick, daß er die ſtille Muſik zu vernehmen glaubte, und ein Wohllaut des Gefühls tönte durch ſein Herz. Durch die Glasthüre des Alkovens ſchimmerte das Mondlicht einer Aſtrallampe, die weißen Bettvorhänge waren dicht zugezogen, und eine Colocaſie, welche unter dem Spiegel des Wohnzimmers ſtand, warf vergrößerte Schatten an den weißen Mouſſelin, ſo daß es ſchien, als weheten Palmenblätter um dieſe Stätte der Ruhe. —

Der Regierungsrath ſah mit düſterem Blick in das dämmernde Schlafgemach, als ſein Freund es ſacht öffnete und die Vorhänge leiſe lüftete, um nach der ſchlummernden Gattin zu ſehen. „Sie ſchläft! Gottlob! und athmet recht ſanft!“ ſagte der Syndicus mit verhaltener Stimme und drückte die Thür behutſam wieder zu. „Morgen wirſt Du meine gute Frau kennen lernen, heute war ſie ſehr leidend; aber dann muß man ſie nur um ſo mehr lieben. Die Geduld iſt eine ihrer ſchönſten Tugenden, und dieſer lautloſe Schmerz, wobei ſie lächelt, dieſes ſtille Weh und Warten, bis daß es beſſer werde, übt eine rührende Gewalt über mich aus. O! wüßten doch die Weiber alle oder immer, worin ihre eigentliche Stärke beſtehe, ſie würden die holde Sanftmuth ihres Geſchlechts in keinem Zuſtande verleugnen!"

Der Regierungsrath ſtieß einen Seufzer aus und preßte die Unterlippe, welche ſich bei dieſer Lobrede grollend verzogen hatte. Ein wohlwollender Spott blickte aus ſeiner Miene, da er ſprach: „Du biſt hinſichtlich der Ehe eine Art Sonntagskind, und nur gute Geiſter ſind Dir erſchienen, während Werkeltags-Naturen das Getöſe eines Kobolds hören und das Geſpenſt des Hauſes ſcheuen, was alle darin fürchten macht." —

„Von ſolchem Phantom," entgegnete der Syndicus zufrieden, „weiß ich, dem Himmel ſei es gedankt! nichts. Ich hörte neulich ein Liedchen ſingen, das fing ſich an: Drei Engel ſollen Dich begleiten — der Strom von Gedanken, den dieſe Strophe in mir erregte, ergoß ſich warm über mein Herz; ich fühlte meine Augen naß werden und dachte, dieſes ſelige Loos war Dir von der Vorſehung zugedacht, als ſie Deine Pilgerſchaft hienieden beſtimmte." Die Stimme wankte dem Syndicus, und ein tiefer Athemzug erſchöpfte die Fülle ſeiner empfundenen Glückſeligkeit.

„Du guter, glücklicher Menſch!" ſagte der Regierungsrath ergriffen und faßte die Hand des Freundes, „ich gönne Dir Dein Theil, wenn ich auch Deine Anſicht nicht zu theilen vermag, weil das Schickſal mich auf einen anderen Standpunkt ſtellte. — Sage mir nur jetzt, habe ich recht gehört, daß Deine dritte Frau Deine erſte Liebe geweſen?"

„So iſt es wirklich," antwortete der Syndicus; „ich habe die Wahrheit des Sprüchwortes erfahren: Alte Liebe roſtet nicht!" „Zumal an einem ſo echten Stahl" — entgegnete Otfried mit Lächeln.

„Ich muß Dir meine Heirathsgeſchichte von Anfang an erzählen," ſprach der Syndicus, in welchem die Luſt zur Mittheilung rege ward; „würde ich etwa zu lang und breit damit, ſo hätte mein Vortrag nur eine einſchläfernde Wirkung, und dieſe dürfte nicht zur Unzeit ſein."

Der Regierungsrath lächelte abermals, doch herbe, und ſein verdunkelter Blick ſtreifte im Zimmer umher. Er ſagte: „Solch ein freundſchaftliches Opiat käme vielleicht zur rechten Stunde, wenn auch in einem anderen Sinne, als den Du meinſt."

Der Syndicus ſetzte ſich zurecht und begann folgendermaßen: „Meine Mutter war als ein hübſches Mädchen mit einem jungen Kaufmanne verſprochen, den ſie ſehr lieb hatte. Deſſenungeachtet konnte ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, nie der muthwilligen Luſt widerſtehen, ihn vor Zeugen launenhaft zu quälen. Eine gewiſſe Art ſeines Benehmens regte ſtets dieſen Trieb der Neckerei in ihr an. Der Brautſtand verzog ſich in die Länge und mit ihm ſo manche Wolke, welche den Himmel dieſer Liebe getrübt hatte. Endlich war jedes Hinderniß gehoben, die Hochzeit beſtimmt, und einige Zeit vorher ſollten die Ehepacten feſtgeſetzt werden. Der berufene Notar, ein jugendlicher Mann und erſt vereidet, erſcheint, meine Mutter erſchrickt bei ſeinem Anblick und fühlt ſich wiederum gereizt, dem Bräutigam, als er ſein zärtliches Recht geltend machen will, nach ihrer Weiſe zu begegnen. Allein die Langmuth des Liebenden iſt zu Ende, eine empfindliche Laune wandelt ihn plötzlich an, und es entſteht ein kleiner Zwiſt, der ſo ernſtlich wird, daß die Braut in Thränen ausbricht, ſich widerſpenſtig zeigt zu unterſchreiben, und der Anwalt unverrichteter Sache das Haus verlaſſen muß."

„Lieber Gott! er kam nur wieder hinein, um ſeine eigene zu führen; denn aus jener Heirath ward nichts und meine Mutter die Frau des Notars. — Aber der harmloſe Frohſinn, der ihr die ſchönſten Blüthen der Freude getragen, ob auch mitunter einen kleinen, üppigen Auswuchs des Muthwillens — war gebrochen für immer. Ein heimlicher Wurm der Reue nagte ſtill an ihrem Herzen. Sie lebte zwar nicht unglücklich mit meinem Vater; aber ſie fühlte, daß ſie nur jenen Kaufmann, Hebron hieß er — geliebt hätte. Dieſer hatte in Verzweiflung über den Sturz ſeiner ſchönſten Hoffnung, auf deren Gipfelpunkt er ſich bereits glaubte, ſein Etabliſſement einem ungeprüften Compagnon allein überlaſſen und war in das Weite gegangen. Nach einigen Jahren kehrte er zurück; aber ſein Glück daheim war verſäumt. Er wollte ſich helfen, heirathete ohne Neigung eine reiche Frau, fallirte dennoch und ſtarb zeitig in einer traurigen Lage. Seine Wittwe, klüglich darauf bedacht, ihr eingebrachtes Vermögen zu retten, überlebte ihn nicht lange, und ein Töchterchen, die einzige Frucht dieſer mißrathenen Ehe, kam zu einem Banquier, der als Taufpathe der kleinen Hebron die Vormundſchaft übernommen hatte. Meine Mutter liebte dieſes zarte, ſchöne Kind — ich möchte ſagen — mit Leidenſchaft. Sie ließ es ſich zuweilen ausbitten, wenn mein Vater, wie öfters geſchah, verreiſ't war. Dann lechzte ſie ſich in der mütterlichſten Liebe für die kleine Waiſe und that damit, wie ſie ſich ſelbſt leiſe gegen mich ausdrückte, ihrem Gewiſſen eine Güte.“

„Doch dieſer verſöhnende Troſt ward meiner armen Mutter gar bald entzogen. Der Banquier gab ſeine Wechſelgeſchäfte auf und bezog ein Landgut, das er eigen beſaß.“

„Er hatte ſein Schäfchen ins Trockne gebracht und wollte nun ein Schafzüchter werden. Da jenes Gut ziemlich entfernt von der Stadt war, ſo kam er nur zum Wollmarkt herein. Dann ſaß auch meine Mutter in der Wolle, denn die kleine Pauline durfte bei uns wohnen. Nach einigen Jahren aber kaufte der Vormund eine weit entfernt gelegene Herrſchaft und verſchwand ganz aus unſerer Gegend. Nun erhielt meine Mutter alljährlich einen ſchriftlichen Glückwunſch von Pauline Hebron, den eine nette Arbeit begleitete, welche von dem Wachsthum ihres Lieblings in allerhand Geſchicklichkeit Zeugniß gab. Ein frühreifer Geiſt ſprach aus dieſen kleinen, herzlichen Briefen, und ein Geſchmack, urſprünglich ſo rein, daß ſeine künſtleriſche Läuterung kaum bemerkbar war, zeigte ſich in den Geſchenken Paulinens an meine Mutter. Dieſe hob ſie alle ſorgfältig auf und weidete ihr Auge oft an dieſer verborgenen Kunſtausſtellung, nahm aber nie etwas davon in Gebrauch. — Als ich, der einzige Sohn und Abkömmling meiner Eltern, im Begriff war, auf die Univerſität zu gehen, ſtarb mein Vater jählings. Die Mutter hatte zu leben, wenn auch kein großes Vermögen. Den Tag vor meiner Abreiſe, da ich mit ihr allein war, nahm ſie meine Hand zwiſchen die ihrigen und ſprach: Mein Heinrich, ich habe Dir jetzt etwas an das Herz zu legen, und Du würdeſt das meinige vollends brechen, wenn Du es gleichgültig aufnähmeſt. Es iſt mein liebſter Wunſch noch auf dieſer Welt. — Du kannſt denken, Freund, daß ich brannte, ihn zu wiſſen. Darauf entdeckte die Mutter mir, wie es ihr von jeher im Sinne gelegen, daß ich einſt Pauline Hebron heirathen möchte, wenn ich ſo weit wäre. Mein Leben — ſo ſchloß ſie und dabei träufelten häufige Thränen über ihre Wangen — hatte eine kleine Schuld mädchenhaften Leichtſinns mir verbittert, die von großen Folgen war, denn der arme Hebron ging in Kummer und Elend unter; wollteſt Du aber die Sünde der Mutter ſühnen und dadurch ihren Tod verſüßen, ſo würde mein Segen auf Dich kommen. — Sie ſtand vor mir, die gute Mutter, in tiefer Trauer; ich ſah die heiße, herbe Quelle ihrer Schmerzen ſich ergießen — ihre blaſſen Lippen bebten, als ſie dieſen Wunſch ausſprach, und ich dachte an den Augenblick, wo ſie verſtummt ſein würden für immer. So gab ich mein Verſprechen, ihn zu erfüllen. Darauf ſchloß ſie einen Schub auf, worin die Arbeiten Paulinens in glänzender Neuheit ausgebreitet lagen. Sieh, mein Sohn, ſagte meine Mutter, dies waren die Blumen meiner Lebensfeſte, die goldenen Fäden im Gewebe meines Schickſals. Nimm dies zur Erinnerung davon. — Sie reichte mir eine gehäckelte Geldbörſe. Es war ein glänzendes Netz, der ſogenannte Stern eine ſilberne, ſchön geſchwungene Muſchel, und um den oberen Rand ſchlängelten ſich Vergißmeinnicht. Dann zog ſie eine blanke, goldene Schaumünze hervor, worauf die Worte aus dem Buch Tobiä ſtanden: Gott gebe Dir Freude! — Der himmliſche Bote, der ſie grüßend ſagt, reiſemäßig angethan, mit einem Stabe, als ſolle er auch mein Führer ſein und mich tröſten — war das bedeutſam ausgeprägte Bild dieſer kleinen Medaille, welche meine Mutter auf den Boden der Muſchel fallen ließ, und viele Perlen ihrer ſegensreichen Liebe rollten nach. — Ich habe ſie noch," fuhr der Syndicus geſenkten Blickes fort, „und man ſoll ſie mir dereinſt mit in das Grab geben."

„Wie den Obolus der Griechen, um die finſtere Überfahrt damit zu bezahlen?" fragte der Regierungsrath, wohl weniger aus Kalte, als in dem unbewußten Drange, einer

Rührung ſeines Freundes das Gleichgewicht zu halten, denn er hatte das Wanken der Stimme gehört. —

„Nein!“ antwortete der Syndicus und erhob das ſchimmernde Auge, „die Welle der Unſterblichkeit rinnt frei! Dieſer Goldſtaub ſoll mit der Hand zu Staube werden, die ihn treu bewahrt; löſete mir aber ein ſeliger Morgen die Zunge, ſo würde ich dem Schatten meiner Mutter ſagen: Gott hat mir Freude gegeben!“ Der Gaſt des Syndicus leerte die verkühlte Taſſe Thee, während dieſer ſich an der vollen Schale des Bewußtſeins labte. — Nach einer kleinen Pauſe fuhr er in ſeiner Erzählung alſo fort: „Wie mir die Univerſitätsjahre verfloſſen, weißt Du. Die Braut, in der kindlichen Geſtalt eines Engels, worin ſie mir vorſchwebte, behütete mein Herz, und nur ein paarmal gerieth es in eine leichte Bewegung. Ich kehrte heim, bereitete mich auf mein Examen vor und war ſo glücklich, es beſchleunigen zu können.“

„Die Behörde dieſer Stadt hatte zu jener Zeit eine Unzahl verwickelter Prozeſſe und das Unglück, die Thätigkeit ihrer beſten Mitglieder verſchiedentlich gehemmt zu ſehen. Es wurde von Seiten des Magiſtrats an die Oberamts-Regierung nach einem Hülfsarbeiter geſchrieben, und ein Freund meiner Mutter ſchlug mich dazu vor. So kam ich als Referendarius hierher, um für die Gerechtſame meiner Vaterſtadt die Feder zu führen. Ich wohnte bei meiner Mutter und fand ſie nachdenklicher, als ſonſt; es ſchien mir, daß ſie mich ſchweigend und forſchend betrachtete, um den rechten Augenblick für eine Eröffnung zu erlauſchen, die ihr ſichtlich auf den Lippen ſchwebte. Auch hatte ich mich nicht geirrt. Auf meine Fragen nach Pauline flog eine ängſtliche Röthe ihr Geſicht an.“

„Sie ſagte mir, Pauline hätte unlängſt die Kinderpocken gehabt und ſehr dabei gelitten. Ich ſchwieg — und meine Mutter ſetzte kleinlaut hinzu: Ich hoffe aber, mein Sohn, Dein guter Vorſatz blieb nicht an einer glatten Haut hangen, welche auch in den ſchönſten Farben die Hülle einer Schlange ſein kann.“ —

„Ueber dieſen Punkt ſtellte ich meine Mutter zufrieden und machte mir wirklich wenig daraus, auch überhaupt nur eine geringe Vorſtellung von dem Schaden, den jene Krankheit etwa angerichtet hätte. Daß ich entſchloſſen war, Pauline Hebron zu heirathen, ſobald ich ein Amt hätte, war keine Wirkung meiner Sinne, ſondern einzig nur aus meiner Seele hervorgegangen. Ich ſah ein, daß ich das Opfer meines freien Herzens der beſten Mutter ſchuldig wäre. Aber ach! es war mir nicht vergönnt, es leichten Muthes zu bringen. — Der Stadtkämmerer war unlängſt geſtorben, und es hatten ſich zu aller Menſchen Verwunderung, die ihn als einen Mann von erprobter Redlichkeit gekannt, bedeutende Defecte ergeben. Das Rechnungsweſen ward in muſterhafter Ordnung und Richtigkeit befunden, nur große Summen in Papieren fehlten und fanden ſich nicht, ob auch die Wittwe ſo lange weinend ſuchte, bis ihr das Augenlicht darüber erloſch. Sie erblindete, und in Rückſicht auf dies grenzenloſe Unglück und auch darauf, daß die Schuld des Mannes nicht zu ermitteln war und bei der ſtillen, ſparſamen Lebensweiſe dieſer Familie ein Geheimniß blieb, gönnte ihr der Magiſtrat die Amtswohnung noch, welche der Kämmerei gehörte. Ich hatte in Sachen jener Unterſuchung einen Auftrag an die Wittwe und war zu einem Geſchäft in dem Nachlaſſe ihres Mannes beordert, das mich öfterer über dieſe Schwelle führen mußte. Scheu, hier nicht willkommen zu ſein, betrat ich ſie zum erſten Male. Ich fand an der Wittwe des Kämmerers eine mitleidswerthe Frau, welche noch betäubt von den Schlägen des Schickſals, die ſie betroffen, in jedem Sinne im tiefſten Dunkel tappte.“

„Die erwachſene Tochter war ein ſtilles und ſanftes Mädchen, das die Schwere dieſes Verhängniſſes wohl zu fühlen, aber gefaßter, als die Mutter, zu ertragen ſchien.“

„Ich ſprach von der Abſicht meines Kommens, und wie ſachte ich auch auftrat und die wunde Stelle anfaßte, ſie fing dennoch an zu bluten. Die Mutter brach in ſchmerzliche Klagen aus, und eine glühende Röthe, welche ſich auf der feinen Wange der Tochter malte, zeigte mir, daß ſie wie auf Kohlen ſäße. Die guten Leutchen dauerten mich in der Seele, und ich wünſchte, mich ihrer annehmen zu können. Wir wurden näher bekannt, und ich blieb, wenn die Zeit der Arbeit vorüber war, gar manches Stündchen bei ihnen. Die Mutter ſchlich ohne Raſt und Ruhe umher und ward nicht müde. Sie betaſtete jedes Blättchen, ſie griff in die leeren Winkel, und dieſes unſtäte Treiben ſchien ihr mechaniſch geworden zu ſein. Thereſe flüſterte mir eines Tages ſeufzend zu: Wenn ich meine Mutter ſo ſehe, muß ich immer an das Lied denken: Wie Viele gehn umher und ſuchen -- und ſuchen doch das Rechte nicht. — Wenn die Mutter Beruhigung ſuchte, ſie hätte ſolche längſt gefunden; daß ſie die Beweiſe für des ſeligen Vaters Ehre noch unabläſſig ſucht, ſieht mir wie verlorener Glauben aus, und das iſt's, was mich am meiſten ſchmerzt. Mir iſt es zweifellos gewiß, mein Vater ſei als grundehrlicher Mann geſtorben, wenn ich auch nicht weiß, welchem Abgrunde von Bosheit ſein guter Name erlegen iſt. Aber ich will ſtille ſein und hoffen — — bei dieſen Worten überwältigte das Gefühl dieſer harten Prüfung Thereſens duldſame Stärke, und ſie weinte; ihre Thränen und jene Aeußerung ſprachen laut an mein Herz.“

„Mit Schrecken dachte ich jetzt zuweilen daran, daß meine Hand verſagt wäre. Ich liebte Thereſe und dachte, ſie hätte mich unbedingt glücklich machen müſſen.“ —

„Nun erkannte ich es für nothwendig, daß ich mich zurückzöge; aber es war mir, als irrete ich in einer Wüſte umher, als umgebe eine weite Oede die kleine, dunkle Welt, worin mir das Licht der Liebe aufgegangen war. — Mußte ich doch einmal hin, ſo machte die Wittwe mir rührende Vorwürfe, daß ich jetzt ſo ſelten käme und mir die Acten nach Hauſe holen ließe. Sie ſagte mir, es wäre immer hell um ſie geworden, weil ich ihr ſtets eine lichte Ausſicht mitgebracht. Thereſe ſchwieg dazu, aber ſie kam mir traurig und blaß vor. Ein Auftrag der Mutter entfernte ſie, alsbald faßte die Wittwe meinen Rock an, um mich nahe zu wiſſen, fragte, ob außer mir noch Jemand im Zimmer wäre und ſagte mir vertraulich, Thereſe würde Braut werden mit dem Portraitmaler Sardino, der ſich eine Zeitlang hier aufgehalten und ihre Tochter zufällig hätte kennen lernen. Er ſei ein Mann in ſeinen beſten Jahren, habe hübſche Capitalien geſammelt und als Wittwer nur einen einzigen Sohn, der ſich bereits auf Schulen befinde. Sie hätte Thereſe die Vortheile dieſer Partie vorgeſtellt, und wenn das Mädchen auch ſo viel jünger, um bequem Sardino's Tochter ſein zu können, ſo erhalte die Kunſt doch jung, und die kummervollen Erfahrungen der letzteren Zeit hätten Thereſe ernſt und älteren Sinnes gemacht. — Arme Thereſe! ſo rief ich unwillkürlich aus gepreßter Bruſt. Arm? wiederholte die Mutter faſt beleidigt. Nein, da irren Sie, lieber Herr Stahl; meine Tochter erwirbt ſich reichen Lohn, und er wird ihr wuchern und Samen des Segens tragen, tauſendfältig! — Sardino will mich zu ſich nehmen und in ſeiner fernen Heimath durch einen berühmten Augenarzt operiren laſſen. Da hat ihm denn geſtern Thereſe Hoffnung auf das Jawort gegeben. Zwar — fuhr ſie heimlich zu plaudern fort — mochte es der guten, kindlichen Seele ſchwer ankommen; ihre Hand, die ich hielt, bebte in Eiſeskälte, und der Puls ging ſo ſchwach, daß ich ihn kaum fühlte; aber es war doch ihr freier Wille. Sie ſagte ſogar, ſie wünſche ſich fort von hier, hundert Meilen weit.“ —

„Ach Otfried! ich wußte nun genug. Ich eilte fort, ohne abzuwarten, daß Thereſe wiederkäme. Einen Monat lang vermied ich ſie zu ſehen. Ich hörte nur, die ſtille Verlobung wäre geweſen, und Sardino hätte die blinde Mutter gemalt und zum Sprechen getroffen. Das Bild krönte ſeinen Ruf und ward allgemein bewundert; ich aber ſah es nicht, es war ja im Rahmen ſeiner Umgebungen in mein Herz gefaßt. — Eines Morgens ſtehe ich am Fenſter, da kommt das kleine Laufmädchen der Kämmerin die Straße heraufgeſprungen, ich höre unſere Hausthür klingeln — und athemlos bringt die Dirne mir ein verſiegeltes Billet. Es war von Thereſe — noch feucht und in zitternder Eile geſchrieben. Sie bat mich um einen baldigen Beſuch, weil ſie mir etwas Wichtiges zu entdecken hätte. Ich ſäumte keinen Augenblick. Gütiger Himmel! ich fand Thereſe bleich, aber wie verklärt, ein paar große Freudenthränen hingen in ihren blauen Augen; die Mutter, ſichtlich aufgeregt, ſtand neben ihr. Lieber Herr Referendarius — empfing mich Thereſe, Sie haben ſo viel Theil an unſerem

Kummer genommen, daß wir Ihnen nun auch unſer Glück erzählen müſſen. Ich habe es kaum erwarten können, bis dieſe Nacht vorüber wäre. Die Documente für meines Vaters Rechtfertigung ſind nun da. — Ich ſchrie faſt auf in froher Verwunderung und fragte, wie und wo ſie ſich gefunden. Nun erfahre ich von Thereſe und ihrer Mutter eine wirklich fabelhafte Begebenheit. Höre, Freund!"

„Ich bin ganz Ohr," verſetzte der Regierungsrath, und die Erzählung ſchien in der That ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln; er unterbrach den Syndicus mit keinem Laut, und nur ſein lebhaftes Mienenſpiel zeigte die ſteigenden Grade ſeiner Theilnahme an.

„In dem obern Stockwerk jenes Hauſes — Du weißt es ſchon, daß dies ein Eigenthum der Kämmerei war" — fuhr der Syndicus fort, „wohnte ein Canzliſt, der einen blödſinnigen Sohn von etwa vierzehn Jahren hatte. Der dumpfe, menſchliche Inſtinct, der die Seele dieſes Geſchöpfes vertritt, läßt einen einzigen ſchwachen Lichtſtrahl zu, den Kerker ſeines Daſeins zu erhellen, einen Schimmer von Talent für Zeichenkunſt. Wo der Knabe ein Blättchen Papier erblickt, fährt er haſtig darauf zu, um es mit Tinte zu bemalen. Der unnatürliche Vater, ein Harpax, gönnt ihm aber die arme, kleine Freude nicht, weil er keinen Bogen Papier vor dem Zeichner mehr ſicher hat, und der Fall ſchon vorgekommen iſt, daß ihm wichtige Hefte auf dieſe Weiſe verdorben worden ſind. So behilft ſich denn der elende Wurm, ſo gut er kann und kriecht gekrümmt umher, ob er irgend etwas finde. Tages zuvor, als man mir dies erzählte, geht der Canzliſt mit ſeiner Frau in die Milch ſpazieren. Sie laſſen den Blödling allein, nachdem die Mutter ihn in einen Stuhl mit einer kleinen Bruſtlehne, als worin man Kinder jetzt, geklemmt und dürftig genug verſehen hat. Eine Mappe voll Zeichnungen, wirr und wüſt, holt ſie ihm zum Zeitvertreibe herbei, und ſchließt dann ſorglos das Zimmer ab, bringt den Schlüſſel Thereſen und bittet dieſe, einmal nachzuſehen, wie es um ihr Fritzchen ſtehe. Die milde Thereſe ſteht auch nicht lange an, es zu thun. Doch ſchon vor der Thür hört ſie ein ſchweres Stöhnen, wilde, krampfhafte Töne, und als ſie nun eintritt, ſitzt der Knabe, bleich wie der Tod, mit brechenden Augen, und ſcheint, von inneren Krämpfen befallen, ſeinem Ende nahe. Der zuckenden Hand iſt die Mappe entglitten, und ein Schutt Papiere, worauf Arabesken des Wahnſinns, wie Charaktere der ſchwarzen Kunſt, liegen weit umher verſtreut. Für Thereſe enthielten ſie wirklich einen böſen Zauber, und er löſete ſich in jenem Augenblicke. Mit Entſetzen ſieht ſie das verſcheidende Kind und zu ſeinen Füßen jene inhaltſchweren Papiere, welche ihrem Vater verloren gegangen.“ —

„So hat der blödſinnige Knabe ſie dem Kämmerer entwendet?“ fragte der Regierungsrath dringend.

„Aller Wahrſcheinlichkeit nach,“ antwortete der Syndicus und fuhr fort: „Thereſens Vater, der ſich unwohl geklagt, hatte ſich in ſeinem Schreibzimmer zu einem Mittagsſchläfchen zurecht geſetzt. Als nach mehreren Stunden die Seinen beſorgt werden, weil ſich da oben nichts regt noch rührt, wagt es Thereſe, ihn zu ſtören. Sie findet die Thür nur angelehnt, den Arbeitstiſch des Kämmerers umgewühlt, ihn ſelbſt auf einen Stuhl daran geſunken, ohne Bewußtſein und wie vom Schlage gerührt. So war er nach drei Tagen geſtorben.“

„Gewiß mag ihn der Schrecken über jene vermißten Papiere gelähmt und Niemand an jene erbärmliche Creatur gedacht haben,“ ſagte der Regierungsrath, und es war ſichtbar, daß dieſer Fall ſein Nachdenken beſchäftigte.

„Der Finger des Verhängniſſes,“ entgegnete der Syndicus, „deckte aber jene dunkle Stelle auf, daß unverdiente Schmach von dem Andenken des Redlichen und denen, die ſeinen Namen führten, genommen würde. — Nun will ich gerne dieſes Haus und dieſen Ort verlaſſen — ſagte Thereſe mit einem Tone, der mir an die Seele ging. Und die Mutter ſprach: Ich murre nicht mehr, daß ich blind bin, denn ich habe Gott geſehen. Nacht war wohl zu meinen Füßen — — — ich küßte die Hand der Tochter mit heißem Schmerze, umarmte die Wittwe und ſtürzte fort. Lange mochte ich im Freien umhergeirrt ſein, da läutete die Mittagsglocke in der Stadt und ich richtete meinen Schritt nun raſch heimwärts. Meine Mutter ſtand erhitzt im Flur, ſie hatte Boten nach mir ausgeſandt. Das war ſonſt ihre Weiſe nicht, wenn ich, auch von Geſchäften aufgehalten, länger als gewöhnlich ausblieb. Es mußte etwas vorgefallen ſein; aber ich war nicht in der Stimmung, mich darum zu kümmern. Sie öffnete mir die Wohnſtube, wie träumend ſchritt ich über die Schwelle. Ein junges Frauenzimmer ſtand am Fenſter, den Rücken gegen die Thür gekehrt; ach! und dieſer Rücken war merklich verſchoben, und als das Mädchen ſich umwendete, war es Pauline Hebron, meine Zukünftige — oder Geweſene. Ein blaſſes, halbvergeſſenes Bild der Vergangenheit erſchien mir ihr Geſicht, das wie mit Pockennarben beſäet war, um den Mund lief ſogar eine kleine Nath, und ihr erſtes Lächeln zerriß mir das Herz und zog mir die Bruſt zuſammen. Als ich vor ihr ſtand, ergoß ſich eine dunkle Röthe über die entſtellten, ſonſt ſo feinen, zarten Züge; nur die Augen, freundliche Sterne, welche aus dem Nebel meiner Erinnerungen auftauchten, ſtrahlten noch, aber wie über ein verwüſtetes Blumenfeld. Sie reichte mir die Hand, und auch dieſe bedeckten viele Grübchen mehr, als die zu den Reizen einer ſchönen Hand gezählt werden. Ich wußte nicht, wie mir geſchah; ich fühlte nur meine Unfähigkeit, mich als Bräutigam zu benehmen. Doch ſage ich Dir, Otfried, es war mir lieb, daß ich Pauline ſo reizlos fand. So verzehrte ich mich gleichſam im Opfer meines Glückes, das mit Thereſe dahin war für mich auf immer. Pauline blieb einige Wochen bei uns; ihr Vormund war todt, ſie ſelbſt, nun mündig, lebte bei einer Freundin, der jungen Frau des Prorectors Witt in B...... Ich durfte nicht zweifeln, ſie errieth meine Lage, aber mit der äußerſten Zartheit ſchonte ſie mich und ehrte ſich ſelbſt dadurch. Mir war innerlich wohl in ihrer Nähe, und meine Mutter konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich mich ihrer für Zeit des Lebens verſichern würde. Endlich entſchloß ich mich, mit ihr darüber zu reden. Wir waren allein. Pauline merkte mit der Feinheit ihres Geſchlechts, was ich ihr zu ſagen hätte. Sie kam mir auf die edelſte Weiſe zuvor.“

„Lieber Heinrich, unterbrach ſie meinen ſtockenden Eingang, gönnen Sie mir das erſte Wort. Sie erſparen ſich dadurch das letzte. Dabei lächelte ſie ſchmerzhaft und ſagte dann weiter: Es iſt Ihrer Mutter Wunſch, daß wir — ich ſah, ſie ſuchte nach einem umſchreibenden Worte — uns angehören ſollen. Ich habe nicht vergebens in mein Herz, wie in meinen Spiegel geblickt, und ich kenne nun auch Sie. Da ich kränklich bin und ſchwerlich auf eine lange Lebensdauer hoffen darf, ſo habe ich mein Teſtament zu dem erſten Acte meiner Volljährigkeit gemacht. Sie ſind mein

Erbe, Heinrich! und nur ein kleines Legat an meine Freundin iſt die einzige Ausnahme der Unbedingtheit, worin dies feſtgeſtellt worden. Ich habe damit der dankbarſten Liebe für Ihre theure Mutter und — laſſen Sie es mich hinzufügen — mir ſelbſt genügt. Einen Beweis, daß ich mir ein kleines Anrecht an Ihr Vertrauen, wie an Ihre Achtung erworben, würden Sie mir dadurch geben, wenn Sie jetzt ſtatt eines Antrags, wovon doch nur ein kindliches Gefühl in Ihrem Herzen weiß, ſagten; daß Sie mich nicht lieben können. — Freund! Du glaubſt nicht, wie dieſe Worte Paulinens, welche ſie mit heiligem Ernſte und zitternder Stimme ſprach, mich rührten! — O! davon wüßte wahrlich mein Herz nichts, antwortete ich, und breitete meine Arme aus, ſie zu umfaſſen und ſie ewig zu halten. Pauline ſtand vor mir, als hätte ſie Flügel, und würde nun, nachdem ſie mich mit Freiheit und Glück geſegnet, in ihre Heimath zurückſchweben. Aber, das merkte ich nachher, die Söhne der Menſchen ſollten einen weiblichen Engel niemals küſſen — der himmliſche Stoff der Liebe verträgt die irdiſche Flamme nicht. Pauline war unter meinem Kuſſe ein Mädchen geworden. Sie brach in Thränen aus, und ihre entſagende Stärke ward von Gefühlen bezwungen, die mit herber Wehmuth gemiſcht waren.“

„Und Du heiratheteſt die kleine Schiefe wirklich?“ fragte der Regierungsrath geſpannt und lächelnd.

„Es war ſo arg nicht, Freund, wie es mir Anfangs geſchienen,“ antwortete der Syndicus gutmüthig. „Sie kam mir ſpäter ſogar hübſch vor, und bei der blatternarbigen Nath um ihren Mund dachte ich nur, daß mein Herz getheilt wäre. Tugend iſt Schönheit! Ich beherzigte dies; denn meine Frau beſaß die liebenswürdigſten Tugenden ihres Geſchlechts, und eine geiſtige Anmuth, ein ſtiller Seelenreiz umſchwebte ſie. Ich führte ſie an den Traualtar, ſobald ich das hieſige Syndicat erhalten, und lebte ſehr glücklich mit ihr; meine Mutter aber ſtarb bald nach unſerer Verbindung. Sie entſchlief in den Armen ihrer Schwiegertochter, und daß Pauline es war, dies verklärte ihren letzten Augenblick.“

„Wenn die ſchönſte, die geliebteſte Frau — Du wirſt mir Recht geben, Otfried! ihrem Manne widerlich werden kann durch ein zudringliches Betragen, worüber die ſchüchternen Grazien der Weiblichkeit erröthen; ſo gewinnt die häßlichſte durch jene leiſe Zurückgezogenheit, die aus beſcheidener Selbſtachtung entſpringt, einen magnetiſchen Reiz. Der Werth ſolch einer Frau ſteigt dem Manne im Preiſe, je geringere Anſprüche ſie an ihn zu machen ſcheint. Meine Pauline ſetzte nimmer die zarteſten Rückſichten dieſer Art gegen mich aus den Augen. Sie liebte mich unendlich; aber die zärtliche Empfindung beläſtigte mich niemals. Sie war ſehr geſchickt und fleißig, ihre kleinen Kunſtſchöpfungen machten ihr viel Freude, und leere Stunden kannte ſie gar nicht. So gingen uns Jahre voll Zufriedenheit hin. Jetzt war ihre Freundin Wittwe geworden. Sie ſchrieb den ſchönſten Brief, der aus der Feder einer Frau fließen kann; aber der, den meine Pauline zur Meldung jenes traurigen Ereigniſſes von ihr erhielt, war ein Erguß des bitterſten Schmerzes; denn die Arme ſah einer finſtern Zukunft entgegen, und es war auf keine Weiſe für ſie geſorgt. Meine Frau war ſo ergriffen über die Schilderung von dem Schickſale ihrer liebſten Freundin, daß ſie mich mit Thränen bat, wir möchten ihre Paula zu uns nehmen. Sie hieß auch Pauline, und zu dem Unterſchiede beider Namen, wie eines Vergleichs wegen, der ſich von ſelbſt ergab, nannten wir ſie zum Scherze Paula de Witt, wie jene heroiſche Niederländerin."

„Meine Frau war damals kränklich, und ich daher ohne Weigern bereit, ihren Wunſch zu erfüllen; die Hülfe, meinte ich, wäre dann gegenſeitig. Die Wittwe hatte allerlei Bedenklichkeiten, den gutgemeinten Vorſchlag anzunehmen; aber ſie hielten nicht Stand vor dem treuen Eifer der Freundſchaft. Sie kam nun hierher — wir hatten ja Raum genug im Hauſe."

„Aha! ich ahne nun, wie alles gekommen," unterbrach der Regierungsrath den Erzähler, „und dabei fällt mir unwillkürlich die Gellertſche Fabel ein: Ein junges Weib, ſie hieß Liſette, lag einſtens an den Blattern blind — u. ſ. w."

„Dein Ahnungsvermögen, lieber Alter," entgegnete der Syndicus, und ein Lächeln bewußter Ruhe ſpielte um ſeinen Mund, „ſcheint ein wenig verwittert; hier wenigſtens leitet es Dich auf eine falſche Spur. Meine Frau hatte die Blattern längſt ohne Schaden für ihr helles Auge überſtanden, und der glückliche, klare Blick, welcher ihr eigen war, bewährte ſich auch in der Wahl ihrer Freundin; denn dieſe Paula war ein ganz vortreffliches Weſen. Ein gebildeter Geiſt, ein tiefes Gemüth gaben ihrem Umgange dauerndes Intereſſe. Sie war von angenehmer Geſtalt, ſchmächtig gewachſen, und ihr feines Geſichtchen konnte man faſt durchſichtig nennen. Der Verluſt dieſer körperlichen Vorzüge war bei meiner Pauline noch bemerklicher neben ihrer Freundin; aber daß die gute Seele, um ihrer Paula zu nützen, nicht ſcheuete, ſich ſelbſt zu ſchaden, dadurch gewann ſie nur noch mehr in meinem Herzen. Wäre meine Pauline nicht gar ſo hinfällig geweſen, unſer Leben hätten Götter beneiden müſſen. Wie freuete ich mich in Geſchäften oder in Geſellſchaft auf die Abende, welche ich mit meinen beiden Frauen zubrachte! Man nannte mich auch nur den Grafen von Gleichen. — Die junge Wittwe hatte einen eigenthümlichen Wohllaut in ihrer Stimme, ſie las zudem ſehr gut vor, und meine Frau liebte gemeinſame Lectüre über alles. So war unſere häusliche Unterhaltung immer gewählt, immer genügend, und ich bedauerte zuweilen jene armen Leute, welche große Cirkel oder reichen Aufwand bedürfen, um ein klein wenig vergnügt zu ſein. Ich ſchöpfte wie ein Cröſus ſtiller Freuden aus dem Vollen! — Wie es Thereſen ergehen möge, hatte ich nicht erfahren können. Die Erinnerung an ſie war mir jedoch theuer geblieben, und jedem Blinden, der mich um ein Almoſen anſprach, gab ich doppelt. Dieſes milde Gefühl entrichtete dem Mitleid einen Zoll, der weniger jener Gattung von Elend, als dem Andenken meiner alten Liebe angehörte. Das Haus, worin Thereſe gewohnt, behauptete ſeinen Platz auch in dem Raume meines Herzens, und nie ging ich vorüber, ohne der vergangenen Tage mit dem innern Geſtändniß zu gedenken, daß ſie dennoch ſchön geweſen wären. Dieſes dennoch ſoll nämlich ſo viel ſagen, als trotz der trüben Gegenwart, wie auch ungeachtet alles Glückes, welches die Zukunft mir aufgeſpart hielt. — Aber, welch ein flüchtiger Traum iſt doch überhaupt das Leben! Der beſte Theil deſſelben war für mich dahin, obgleich das, was wir Alter nennen, ein höchſt relativer Begriff iſt. Wenn ich auch ſchon ein rundes Sümmchen Jahre zähle, ſo werde ich doch hoffentlich jung ſterben. Der Baum des Lebens hat nicht mit meinem Lenze abgeblüht, ſondern mir im Herbſte noch die Blume der Liebe getragen.“ Der Regierungsrath ſeufzte aus tiefer, öder Bruſt; ihm waren alle Hoffnungen verweht.

„Meine gute Frau,“ nahm der Syndicus das Wort wieder auf, „ward immer kränker, ein ſchleichendes Bruſtfieber zehrte an ihren Kräften, und ich ſah mein Schickſal kommen. Paula übernahm die Führung des Hausweſens, und es ging leiſe und liebreich bei uns her. Pauline ſtickte einen Lichtſchirm für mich — es war ihre letzte Arbeit. Ach! ich ſehe es noch, wie ſie müde und matt mit unſtäter Hand die Nadel in das Seidengrün ſteckte und den Nährahmen von ſich ſchob, wobei ſie ſagte: Es mag genug ſein! bin ich doch ſelbſt eine Ruine (der Gegenſtand ſtellte nämlich die Trümmer einer alten Burg vor), die nun bald zuſammenfällt, und das Moos, was ich hier unvollendet laſſe, wird die Natur in lebendiger Friſche über mein Grab ſticken. — Dieſe Worte betrübten mich, aber ſie trafen ein. Meine Frau ward nun ganz bettlägerig, und der Arzt gab wenig Hoffnung. Eines Abends ſaßen wir Beide an ihrem Bette; ich hatte geleſen, und Paula, welche die Nacht vorher gewacht, war dabei eingeſchlafen. Der Kopf ſank ihr ſchwer gegen die Lehne des Stuhls, und ich ſtand ſacht auf und gab durch ein kleines Polſter ihrer Haltung mehr Bequemlichkeit. Die Augen meiner Frau ruheten während deſſen bedeutſam auf mir. Ich beugte mich nahe zu ihr hin, und ſie flüſterte: Weißt Du, lieber Heinrich, was ich jetzt dachte? Du würdeſt mir eben ſo ein ſanftes Sargkiſſen unterſchieben, wenn ich hoffen dürfte, daß Paula künftig meine Stelle einnähme. Es bliebe dann alles, wie es geweſen, nur ich fehlte. — O Gott! ſagte ich, nur, ſprichſt Du? Hätteſt Du es wohl um mich verdient, daß ich nicht fühlte, es ſtürbe mir mit Dir ein unerſetzliches, mein höchſtes Glück? — Sie drückte mir die Hand.“

„Ich werde Euch nicht verloren ſein! „antwortete ſie mir mit dem Tone einer chriſtlichſchönen Hoffnung, und ſetzte hinzu:“ gönne mir aber den ſterblichen Troſt, daß ich aus meinen irdiſchen Umgebungen nicht ganz verſchwände, und für Dich und Paula beſtens geſorgt hätte. Ich war von Jugend auf mit meiner Freundin ein Herz und eine Seele, ſie würde in meinem Geiſte für Dich geſinnt ſein und handeln. Pauline iſt gut — ihr Geſchick aber wäre traurig, wenn Du ihr eine Fremde vorzögeſt. — Ich ſchwieg ſeufzend ſtill und blickte nach der Wittwe hinüber. Sie athmete tief — und träumte wohl nicht, daß der Mann ihrer Zukunft ihr im Schlafe gegeben ſei.“

„Bald darauf weinten wir um die Theure; aber ihre Leiche lächelte noch friedſam und tröſtend. Im Hauſe ging es lautlos zu, und beiläufig kann ich mich der Bemerkung nicht erwehren, daß edle Menſchen immer ſtill betrauert werden. Es iſt, als ob ein klagender, jammernder Schmerz ſich nicht mit der Ahnung vertrüge, daß ſolche Todte nur hingegangen ſind, den Lohn ihres tugendhaften Lebens zu empfangen. Paula hatte die letztere Zeit viel gelitten, und es war ihr auch anzuſehen. Ich fand ſie ſchreibend unter Thränen. Sie wollte ſich um ein anderes Unterkommen bemühen, weil es ferner nicht ſchicklich ſein dürfte, daß ſie bei mir bliebe. Ich ſagte ihr offen, daß ich dann den Verluſt meiner Frau doppelt empfinden müßte, und daß ſie mich einem Vorurtheil nicht aufopfern ſollte, welches, um ihres begründeten Rufes und meiner ſittlichen Ehre willen, unſer gegenſeitiges Verhältniß weſentlich nicht antaſten könnte. Sie antwortete mir aus den Gedanken der Madame Necker: Dem Manne ziemt es, der Meinung die Stirn zu bieten; das Weib muß ſich ihr unterwerfen. — Und ſelbſt den Schein zu meiden, iſt meinem Geſchlechte Pflicht. Ich bin es mir, ich bin es Ihnen ſchuldig, daß ich Sie verlaſſe. — Da ſagte ich ihr von Paulinens letztem Wunſche und meiner Abſicht, unſerem Zuſammenleben künftig die Weihe der Ehe zu geben. Mein Herz blieb ruhig dabei, daß es den Tag nach Paulinens Begräbniſſe geſchah.

„Du haſt Dich jedenfalls mit Deiner zweiten Heirath ſehr beeilt“ — wendete der Regierungsrath ein.

„Und zwar nur aus Liebe für meine erſte Frau,“ entgegnete gelaſſen ſein Freund. „Kein leidenſchaftliches Gefühl,“ fuhr er fort, „als das der aufgeregteſten Wehmuth, drängte mich zu einer Wahl, die durch jahrelange Kenntniß von dem Charakter der Wittwe begründet war, und daß ich mich ihrer verſicherte, geſchah, nicht daß ich meine gute Frau ſo unbegreiflich ſchnell vergeſſen hätte, ſondern in einem Sinne, der ihr Gedächtniß heilig hielt.“

„Das ſind Sophiſtereien, Freund!“ unterbrach der Regierungsrath den Erzähler noch einmal. „Heirathsluſtige Wittwer ermangeln nie eines Rückhalts moraliſcher Gründe für die Eilfertigkeit ihrer Schritte. Doch fahre nur fort! wir wollen hören, wie es Dir weiter erging.“

„Nun, wirklich nicht übel!“ verſetzte der Syndicus. „Es blieb bei der alten Einrichtung; kein Stuhl ward von ſeiner Stelle gerückt, und der alte Friede zog auch nicht aus und ließ ſich aufs neue häuslich bei uns nieder. Ich nannte die Paula nun auch Pauline wie meine ſelige Frau, und dieſe war die geliebte, wenn auch unſichtbare Dritte in unſerm Bunde. Einige Jahre waren ſtill und froh verſchwunden, da entraffte mir der Tod auch dieſes Glück, und nun erſt fühlte ich ganz den öden Schmerz der Trennung. Beide Paulinen ſchliefen eng und ſchweſterlich neben einander, und in meiner traurigen Seele war der Gedanke an ſie ſo zuſammengefloſſen, wie eine doppelte Thräne. Es war mir nun, als erwachte ich aus einem langen Traume von Ruhe zu dem Bewußtſein früherer Zeit. In der Tiefe meines Gemüths regte ſich etwas mir Unerklärbares. Thereſens Geſtalt trat aus weiter Ferne zu mir her; ich empfand einen leiſen Zug der Sehnſucht, der Sympathie — wie ſoll ich es nennen? wie wenn man eine liebe Nähe ahnt. — Zuweilen meinte ich, ſie reden zu hören; doch nur der Gedanke ſprach mein wundes Herz an, ſie wäre das einzige weibliche Weſen noch auf Erden, das Theil an mir nähme. Es war im Frühling. Zu eben dieſer Jahreszeit hatte Thereſe einſt ihre Hand dem Maler Sardino gegeben und die Heimath verlaſſen, um dem Manne zu folgen. Seitdem hatte ſich mir in jede Nachtigallenſtimme ein Anklang von dem Tone meiner damaligen Gefühle gemiſcht, und wenn die Knospen ſich öffneten, dann ſchwellte auch die Blüthe der Erinnerung in meiner Bruſt. Eines Tages will ich nach dem Kirchhof. Ich hatte mir die dritte Grabſtelle neben meinen Verſtorbenen zueignen und eine Raſenbank dahin machen laſſen, eine breitäſtige Linde bog ſich ſchattend darüber hin — es war ein heimliches Plätzchen In Gedanken vertieft, die vielleicht, ob auch mir ſelbſt unbewußt, meine Schritte leiteten, hatte ich den Weg bei Thereſens ehemaliger Wohnung vorübergenommen und ſtand jetzt vor dem einſamen Häuschen. Aber ich ſtand wie eine Bildſäule und ſtarrte nach dem Fenſter. Es war daſſelbe, an welchem ſonſt Thereſe zu arbeiten pflegte. Ein Myrtenſtock, den ſie ſelbſt groß gezogen, ragte dann hoch neben ihr, und es war mir immer ein liebes Bild, wenn ſie ſo blond, ſo blühend unter dem Baume der Unſchuld und der Liebe ſaß. Eine weibliche Figur nach Innen gekehrt und den Arm wie eine Kummerſäule untergeſtützt, nahm ſitzend jene Stelle ein, und die Blumen einer Kaiſerkrone wankten über der fraulichen Haube, welche mir die Umriſſe des Profils entzog. Jetzt trat ein Mütterchen aus dem Hintergrunde des Zimmers und deutete mit dem Zeigefinger nach Außen — und auf mich. Schnell drehete die Andere ſich um, und bei dieſer raſchen Bewegung ſah ich in Thereſens offenes Geſicht, das in jenem Augenblicke hoch erröthete. Es war ein Blick in den Himmel meiner erſten Liebe! — Zitternd vor frohem Schreck betrat ich die Schwelle wieder, von der ich mich einſt mit hoffnungsloſem Beben gewendet. Thereſe reichte mir die Hand entgegen — es war alles wie damals und doch auch anders. Der Maler Sardino war ſchon ſeit längerer Zeit todt, und Thereſe bereits einige Wochen hier, um die Wittwe des Canzliſten zu beſuchen, welche als Wirthin dieſes Hauſes nun das untere Stockwerk bewohnte, das einſt der Kämmerer mit ſeiner Familie inne gehabt. Die Krankheit und der Tod meiner Frau hatte Thereſe abgehalten, mich ihre Anweſenheit wiſſen zu laſſen, und erſt vor einer Stunde ſollte ſie, wie mir die geſchwätzige Wittwe ſagte, laut geworden ſein: So werde ich doch abreiſen müſſen, ohne den Syndicus geſehen zu haben, und das hätte ich doch ſo gern! — Und warum hielten Sie mir ſpäter dieſe Freude vor, die mir tröſtlich geweſen wäre? fragte ich ſie faſt mit Vorwurf. Ich wollte ſie in ihrem Schmerze nicht ſtören — gab ſie mir zur Antwort.“

„Nun, mit dem war es nun wohl vorbei?“ unterbrach der Regierungsrath die Erzählung, und ein ironiſches Lächeln gab dieſer theilnehmenden Frage einen ſpöttiſchen Stich.

„Du neidenswerther Menſch!“ ſetzte er dann ernſthaft und wie mit Staunen hinzu, „du biſt wahrhaftig ein Kind an Gemüth wie an Glück! kaum ſchmerzt Dich ein Verluſt, ſo wurzelt der Erſatz ſchon wieder in Deinem Leben, ſo wie ein friſcher Zahn den lockergewordenen abſeits drängt. — Madame Sardino ward alſo nun wohl bald zur Frau Syndicus Stahl? und Du bekannteſt: Aller guten Dinge ſind drei?“

„Schenke mir nur noch eine kleine Geduld, ich bin gleich zu Ende.“ entgegnete ſein Freund; doch die Gedankenfülle, womit ihm dieſer Schluß die Bruſt bewegte, hinderte ihn, ſich kurz zu faſſen, und der Bericht deſſen, was ſich noch begeben, wurde ein warmer Erguß der Empfindung. Er ſprach: „Welch ein wunderbares Weſen iſt es doch um die erſte Liebe! Sie iſt gleichſam die Transfiguration des Lebens, ein ſchöpferiſches, göttliches Gefühl; denn es beſeelt ſelbſt todte Gegenſtände und verleiht ewige Jugend. Thereſe ſtand vor mir, und ich merkte nicht einmal, daß ſie älter geworden wäre. Sie hatte an ihrem Manne einen treuen Verſorger gehabt. Er lebte und webte in dem Reich der Farben; — aber er vergaß ſeines Verſprechens nicht, daß dem betrübten Herzen ihrer Mutter das Licht noch einmal gegeben würde. Seit Thereſe den Tag erlebt, wo die Operation gelang, und ſich im Stande ſah, das Alter ihrer Mutter gemächlich machen zu können, hielt ſie jeden Seufzer um ein beſſeres Schickſal für Sünde. Sardino hatte ihr ein kleines, erworbenes Vermögen hinterlaſſen, das ſie mit ſeinem Sohne theilte. Dieſer Sohn, der die Rechte ſtudirte, war ſchon als Referendarius angeſtellt. Sein väterliches Erbtheil war ſchon in den Univerſitätsjahren beträchtlich aufgeſchmolzen, jetzt lebte er vom Reſt und den Zuſchüſſen, die ſich ſeine edle Stiefmutter abſparte. Er lag ihr ſehr am Herzen, weniger, daß der Jüngling ihr Liebling geweſen wäre, als daß ſie ihm zu vergelten dachte, was ſein Vater an ihr und ihrer Mutter gethan. Die Sorge für Sardino's Sohn erſchien ihr auch, nach einem überſpannten Begriffe von dieſer Pflicht, als eine Schwierigkeit, ob ſie eine zweite Heirath eingehen dürfte. — Die treue Seele! Ich wußte jedoch ein Mittel, Thereſens dankbares Herz hierüber zufrieden zu ſtellen. Ich ſagte ihr nämlich, daß ich ſogar bereit ſein würde, dem jungen Sardino einſt mein Amt abzutreten. Er könnte dann in unſerm Hauſe wohnen und wäre ſomit in den Bereich ihres mütterlichen Einfluſſes geſtellt. — Da ſchoſſen Thereſen Freudenthränen in die Augen, nur ein inniglicher Druck ihrer Hand antwortete mir; — doch dieſe Hand war nun mein. Hatte meine erſte Frau mich durch engelhafte Güte, die zweite vorzugsweiſe durch ihren Geiſt beglückt; ſo verklärt die Geliebte meiner Jugend mir den Abend des Lebens. Thereſe brachte die beiden Bilder dort mit, welche Sardino gemalt. Sie waren mir überaus lieb. Sitzen wir nun nach dem friedlichen Tage noch ein trauliches Stündchen auf dem Sopha zuſammen, und der Mond ſcheint mit aufgehendem Schimmer an die Wand, ſo fängt die Flöte des blinden Dülon an zu tönen. Das Leben ſchweigt —

ein Hauch der Harmonie wird alles, was ich höre, was ich fühle. Die Harfe klingt daneben, aber von einem Zion her, wo die blinde Mutter nun das ewige Licht ſieht. Und Odem der Unſterblichkeit rauſcht durch meine Seele.“

Hier verſtummte der Syndicus; auch ſein Freund unterbrach mit keiner Sylbe die tiefe, feiernde Pauſe. Ein Seufzer, ein leiſes Stöhnen ſäuſelte aus dem Alkoven, und eine zarte, weiße Hand raffte einen Faltenwurf des Vorhangs.

Der Syndicus ſchlich ſo ſacht als möglich über die Diele, zu ſehen, ob ſeiner Frau etwas fehle. Er blieb ein Weilchen. Der Regierungsrath lüftete die Weſte, als wäre es ihm um die Bruſt zu heiß und enge, und trat ans Fenſter.

Unheimlich ſauſete der Nachtwind gegen die Scheiben. Einzelne Sterne blinkten durch eilendes Gewölk, die Uhr viertelte in ſchwankenden Klängen. Jetzt kam der Syndicus zurück und ſagte aufathmend: „Meine gute Frau dürſtete, und ich habe ihr zu trinken gereicht. Doch ſchlummert ſie ſchon wieder. Dieſer ſchlimme Kopfſchmerz läßt immer einen etwas fieberhaften Schlaf nach. Morgen iſt ſie nur noch ein wenig matt — Du aber wirſt nun wohl des Wachens müde ſein.“

Der Regierungsrath verneinte jedoch die auffordernde Vorausſetzung ſeines Gaſtfreundes dadurch, daß er ſich auf ſeinen alten Platz im Sopha warf und ſprach: „Solche unbelauſchte Muße kommt uns vielleicht niemals wieder. Laß uns noch ein halbes Stündchen daran wenden, und vernimm nun auch meine Beichte, welche recht eigentlich in das ſchweigende Dunkel der Nacht gehört. Ich werde mich der Kürze beſleißigen; allein ich denke, ein Auszug aus dem Roman meiner Eheſtandsgeſchichte ſoll Dir mindeſtens keine Langeweile machen. Die Deinige iſt eine häusliche Idylle — meine hingegen ein wüſtes Phantaſieſtück, worin der Teufel eine Rolle ſpielt.

Der Syndicus blickte aufmerkſam in die flammenden Augen ſeines Freundes und ſagte in mitleidiger, ahnungsvoller Furcht: „Es wird Dich allzuſehr erregen, Otfried! wie gern ich auch etwas Näheres wiſſen möchte.“

„Erregen?“ antwortete Jener und lachte herbe. „Das Schickſal, mußt Du wiſſen, hat mich durchaus nach dem Browniſchen Syſtem curirt, und das Honorar, was ich dafür bezahlt, war ſchwer! — Dieſe Mittheilung iſt nur ein kleines Hausmittel, und ich hoffe, daß es erleichternd auf mich wirken werde.“

„Nun, ſo beginne denn!“ ſprach ſein Zuhörer, und der Regierungsrath hob an:

„Ich war, wie Du weißt, ein flotter Student, und galt damals für einen Günſtling Fortunens. Zuweilen kam ich mir ſelbſt ſo vor. Mein väterlicher Großoheim hatte meinen Wechſel freigebig beſtimmt, und alles, wonach andere mühſam ſtreben mußten, fiel mir nur ſo zu. Aber ich ließ es wieder fallen — und das Glück, was ich ſpäter eingeſehen, will eigens bewahrt ſein. Als ich von Halle zurückkehrte, empfing mein Großoheim mich mit offenen Armen. Er hatte den Plan zu meiner Laufbahn im Voraus gemacht und dabei weder den Anſchlag ſeines Geldes, noch die beſte Meinung von meiner Fähigkeit, mich emporzuſchwingen, geſpart. Auch ließ es ſich fürs Erſte gut an. Ich machte ein tüchtiges Examen und erwarb mir vielverſprechende Bekanntſchaften. Der Großoheim hielt mir ein Reitpferd, und ich

courbettirte bei den Fenſtern hübſcher Mädchen vorüber. Als
der präſumtive Erbe meines reichen Oheims war ich überall
willkommen, wo es mir gefallen hätte, eine Liebſchaft anzu-
ſpinnen; aber ich hielt mich klüglich außer dem Garne.
So waren Jahre verſtrichen, und ich ſtand nun am Aſſeſſor,
als der Zufall, der ein ſchlauer Kuppler iſt — mich in
eine vornehme, katholiſche Familie einführte, die für eben ſo
bigott als ſtolz bekannt war. Vielleicht ſchmeichelte die gün-
ſtige Aufnahme, welche ich fand, mir nur um ſo mehr. Ich
ſtand mit dem Sohne vom Hauſe auf freundſchaftlichem
Fuß, ſeine Schweſter gefiel mir ſo ſehr, daß ich, über und
über verliebt, daran dachte, ihr meine Hand zu reichen. So
tauſchten wir, geſchwind genug, leichtſinnig das Wort aus,
welches, nach einem menſchlichen Maßſtabe, nicht wie das
göttliche, einen Himmel und ein Paradies auf Erden —
ſondern eine Hölle ſchuf. — Jetzt erſt fiel mir ein, was
wohl mein Großoheim dazu ſagen würde."

„Ich wollte es indeſſen zeitig erfahren. Er rief mich
in ſein Cabinet und ſprach zuerſt von meinen nahen Aus-
ſichten, befördert zu werden. Endlich ſagte er: Dann wirſt
Du heirathen, Neffe! und Deine Wahl falle, auf wen ſie
wolle, ich werde nichts dagegen haben. Eine Bedingung
ausgenommen, die Braut muß unſerer Confeſſion und nicht
aus adeligem Geblüt ſein. Bei dieſen Worten ſah mich der
Großoheim ſcharf an, ich fühlte, daß mir das Blut in die
Wangen ſchoß und mein Geſicht wie Feuer brannte. Und
mit gewichtigem Tone ſetzte er hinzu: Ich hörte neulich ein
Vögelchen ſingen, daß Du Dich in ſolch ein thörichtes Ver-
hältniß eingelaſſen hätteſt; aber ich will glauben, es ſei ein
Gimpel geweſen, der mir dies zugeraunt; denn Du begreifſt,
Neffe, daß ich Dir mein Votum deciſivum verſagen würde.

Auch glaube ich, es um Dich verdient zu haben, daß ich zuvor davon wüßte, und daß Du eine Warnung von mir nicht verachteteſt, welche kein Vorurtheil des Alters, ſondern das Ergebniß von Erfahrungen iſt, die ſich täglich erneuen. Mann und Frau ſollen in allen Dingen einmüthig neben einander wandeln, beſonders auf dem Gange zur Kirche; der kleinſte Scheideweg dahin trennt unmerklich auch die Herzen und führt zu keinem Heil.“

„Der wackere alte Mann!“ fiel der Syndicus ſeinem Freunde in die Rede: „Ich hoffe, Brüderchen, Du wirſt ihm Gehör gegeben haben.“

„Hoffe es nicht!“ antwortete der Regierungsrath mit heftiger Selbſtanklage, „hoffe überhaupt nichts von mir. Der Uebermuth des Glücklichen ſtürzte mich ins Verderben. Nachdem mein Großoheim alles verſucht, jenen übereilten Schritt rückgängig zu machen, gab er mich auf. Er händigte mir zuletzt noch eine anſehnliche Summe ein, wobei er mir ſagte, daß ich nun ſein Haus verſchonen möchte. Ich merkte, es wäre ihm voller Ernſt damit.“

„Er hatte wie ein Vater an mir gehandelt, tauſend Wohlthaten über mein Haupt gehäuft, und nur *einen* Wunſch, und noch dazu um meines *Glückes* willen, mir verſagt, und der Dämon des Widerſpruches reizte mich, daß ich ihn durch ſchnöden Undank kränkte, und ſein väterliches Gebot zu meiner eigenen Qual überträte!“ —

Dem Syndicus entſchlüpfte ein Seufzer, der dieſe ſchwere Verſchuldung und ihre Folgen erwog.

„Ja ſeufze nur,“ ſagte der Regierungsrath, „es wird noch beſſer kommen.“ Er, ſelbſt tiefer Odem ſchöpfend, fuhr fort: „Meine junge Frau brachte mir einen abgeſtorbenen Stammbaum, verblichene Ahnenbilder und eine ganze Gallerie Madonnen in die neue Wohnung. Ich dachte vorhin daran, als Du erwähnteſt, jene ſchönen Gemälde dort wären eine Mitgift Deiner Thereſe geweſen. — Ein Säulenheiliger, im Zuſtande der Verzückung, hing an der Wand, die Blicke meiner Frau beteten ihn an — ich aber fühlte mich, ungeachtet der Zorn des edelſten Greiſes auf mir ruhete, und ich verbannt war von ſeinem Angeſichte, auf der Spitze irdiſcher Wonne und wie in den dritten Himmel entrückt. An der Thüre unſeres Schlafgemachs war ein ſilberner Weihkeſſel befeſtiget, auf dem der kleine Asmodi, wie in einer allerliebſten Erzählung von Wieland, ſeinen Platz nahm. Meine Frau ſtand früh auf, putzte ſich niedlich und ging jeden Morgen regelmäßig in die Meſſe. Dann aber hatte die fromme Uebung ihr die Luſt zu Arbeit benommen. Sie zog hin und her, trieb dies und das, nur wenig Nützliches. Ein halbes Jahr verflog, mit ihm der Rauſch befriedigter Leidenſchaft, worin ich im ſeligen Taumel mich den Glücklichſten aller Sterblichen wähnte. Die Flittern der Ehe hatten ihren erſten Glanz verloren, ſie verblendeten mein Auge nicht mehr, obgleich ich damals noch nicht merkte, daß es nur leoniſche geweſen. Ich war nie ein ſonderlicher Kenner der Echtheit, und das Gold der Treue war noch nie an ſeine Probe gekommen. — Meine Frau ſagte mir einſt, ſie hätte ein Auge auf mich geworfen wegen der Figur, die ich geſpielt — und ich blieb zweifelhaft, ob ich dieſen Ausdruck buchſtäblich, oder nur in dem Sinne zu nehmen hätte, daß ihr das Anſehen meiner Lage und mein Benehmen darin gefallen. Von dieſer Zeit an ſchien es mir aber doch, als ob meine Frau nur Männer von hohem Wuchſe ihrer Aufmerkſamkeit werth hielte. Ich war nicht ganz frei von Eiferſucht, ohne zu ahnen, daß dieſes wüſte Gefühl durch kleine

Liebäugeleien meiner Frau erregt würde, durch ein gewiſſes, coquettes Weſen, was ich jetzt erſt an ihr wahrnahm, doch früher niemals. Meine Schwiegermutter miſchte ſich in unſere Wirthſchaft und wollte ihr einen adeligen Zuſchnitt geben; das aber ſtatuirte ich nicht, und es gab nun manche Scene. Mit dem Bruder meiner Frau hatte ich mich bald nach der Hochzeit verzürnt, und alle dieſe kleineren und größeren Mißhelligkeiten brachten mich auf die Idee, daß es gut für mich wäre, wenn ich an ein anderes Regierungscollegium und weit weg von der ganzen Sippſchaft käme. Ein Ereigniß beſtimmte mich bald genug, die möglichſte Wirkſamkeit dafür aufzubieten. Ich hörte, mein Großoheim läge krank, wir hatten grade eine kleine Geſellſchaft für den Abend gebeten. So wollte ich mich nun nicht verſtimmen. Den andern Morgen dachte ich hinzugehen und Gefahr zu laufen, ob er meinen Beſuch annähme. Am andern Tage aber war er todt, und ich vermag Dir nicht zu ſchildern, wie dieſe Nachricht mich erſchütterte.“

„Ich kann es mir denken“ — ſagte der Syndicus leiſe.“

„Betäubt ſchlich ich umher,“ ſetzte Otfried ſeine Erzählung fort. „Die Glocken gingen und ſchlugen tönend an mein Gewiſſen. Der Executor Teſtamenti ließ ſich bei mir melden. Er ſprach von den letzten Verfügungen meines Großoheims, worunter die ausdrücklich, daß Niemand ſeiner Leiche folgen ſolle. Ach, ich wußte es wohl, er meinte nur mich! — und eben deßhalb ward es mir geſagt. Sein ganzes Vermögen hatte er an milde Stiftungen vermacht; aber in jenen Augenblicken war es mir faſt gleichgültig. Er ward bei meiner Wohnung vorüber nach ſeiner Ruheſtätte getragen. Ich ſtand ſchwarz gekleidet, halb verſteckt, am Fenſter. Da ragte das ſchimmernde Kreuz, da ſchwankte der Sarg die Straße herauf; meine Kniee wankten auch, ich mußte mich halten, und der dunkle Schatten meiner Reue, daß der edle Greis mir unverſöhnt geſtorben wäre, gab ihm das Geleit und nahm tiefe Trauer ein. Meine Frau, welche an meiner Schulter lehnte, wartete nicht ab, bis der Zug vorüber wäre. Der düſtere Anblick, mein gramvolles Schweigen mochte ihr langweilig ſein. Sie trat an das Inſtrument und ſchlug ein Tanzſtück an. Ein greller Mißlaut riß in dieſem Moment durch mein Inneres. Dort trugen ſie meinen zweiten Vater hin! Sie hatte mich ihm entfremdet, und ich fühlte, ſie wäre auch fremd in meinem Herzen, und kein Verſtändniß der Seele gäbe es zwiſchen uns.“ —

„Ich ſtrebte nun fort, hielt aber dieſe Abſicht geheim, um mir ihr Gelingen zu ſichern. Es ging durch, und ich ward nach E...... verſetzt. Hier hoffte ich Ruhe zu finden; aber die Natter, die ſie mir vergiften würde, hatte ich mit mir genommen. Ein innerer Drang, mir ſelbſt zu entfliehen, trieb mich, außer meinen überhäuften Amtsgeſchäften, bald bei dieſem, bald bei jenem Steckenpferde Zuflucht zu ſuchen. Ich wußte es ſelbſt nicht, daß ich auf die wenigſtmöglichſte Weiſe verheirathet zu ſein wünſchte, obgleich mir ein Kind geboren war, ein ſüßes kleines Mädchen, das mich manche Bitterkeit meines häuslichen Lebens hätte vergeſſen laſſen können. So ward ich denn ein leidenſchaftlicher Jäger, dann ein Blumiſt, endlich kam mich die koſtbare Bauluſt an. Aber mein Herz blutete immer leiſe fort; die Blume der Zufriedenheit war mir verkommen, und mein Glück, auf keinen guten Grund gelegt, drohete den Einſturz. Der geſellige Hang meiner Frau ſetzte mich in ziemliche Verlegenheit, da mein eiferſüchtiges Befürchten mich in der Wahl unſeres Umgangs peinlich machte. Ich dachte einmal, wenn ſich ein ungefährlicher Hausfreund fände — gerechter Gott! dieſer Gedanke hatte den Böſen beſchworen.“

„Es iſt, wie Dir bekannt ſein wird, ein berühmtes Gymnaſium an jenem Orte. Einer der dabei angeſtellten Lehrer in alten Sprachen war ein getaufter Jude. Das Diplom zur Würde eines Doctors der Philologie lag ſchon ausgefertiget, wie man wiſſen wollte. Seinen Namen laß mich Dir verſchweigen — er ſteht mit Feuerſchrift in meinem Gedächtniſſe, und ich würde mir die Lippe in hölliſchen Schmerzen verbrennen, wenn ich ihn je wieder ausſpräche. Die Phyſiognomie des Doctors war echt orientaliſch, von Geſtalt glich er dem griechiſchen Aeſop. Tief ſteckte der Kopf zwiſchen den ungleichen Schultern, er trug ein ſpitzes Gebirg auf Bruſt und Rücken. Aber dafür war er auch ein hochbegabter Geiſt. Witz, Humor, Kenntniſſe, ein treffliches Gedächtniß, feiner Ton, das Talent nachahmender Darſtellung, alles ſtand ihm zu Gebot, ſich der Unterhaltung zu bemeiſtern. Die Weiber mochten ihn gern, trotz dem, daß es keiner Frau leicht eingefallen wäre, mit ihm anzubinden. Sie fürchteten den Satyr, der ihm aus jeder Miene lauſchte, ihre Schwächen zu erhaſchen. Eine komiſche Anekdote von ihm, die mir eben einfällt, muß ich Dir doch beiläufig erzählen; denn das Uebrige liegt mir außer dem Spaße. — Er — nämlich der Doctor — nannte ſich ſcherzweiſe einen Baccalaurëus; einer der Schüler, der es gehört, ob aus Einfalt oder Schalkheit? gab ihm im ganzen Ernſte dieſe Benennung, doch ſo, daß er für das erſte a ein u und für das zweite ein e ſetzte. Er behielt fortan, wenn auch hinter ſeinem Rücken, dieſen Beinamen. Ich war einſt, in Bezug darauf, Ohrenzeuge einer lächerlichen Scene. Eine

Judenfrau, welche mir nebenan wohnte, greinte und weinte, weil ihr Sohn, ein ſchwächlicher Knabe, ſich Schaden gethan. Sie ſaß auf der Bank vor dem Hauſe, und Klage und Antwort ward laut verhandelt. Der liebe Gött ſoll mir helfen! ſagte die jüdiſche Mutter, mit einem prophetiſchen Blicke der Verzweiflung auf den armen Jungen, der bleich, doch harmlos vor ihr ſtand. Du wirſt nun kein Anſehen haben nie nicht, ein Krüppel iſt wie ein verachteter Baum; die Leute werden Räthſel auf Dir machen — kein Menſch wird ſich vor Dir fürchten. O Mamme! unterbrach der Knabe tröſtend das Weimern ſeiner Mutter, vor dem Herrn Baccelaurëus fürchten ſich doch Viele; denn er iſt gar ein ſcharfer Patron. Die Jüdin fuhr hitzig auf, als der Junge das ſagte. Sie ſchalt: Unverſtändiges Kind! wenn Du wirſt ſo gelehrt ſein, wie der Herr Buccelaurëus, kannſt Du auch ſo höckrig ſein wie er; dann will ich nichts dawider haben.“ Der Syndicus lachte, die kleine Epiſode ergötzte ihn; aber ſeinem Freunde verwiſchte ſchnell die kalte Hand der Erinnerung des Lächelns leiſen Zug. Er ſchöpfte tiefer Odem, als nähme er einen Anlauf, ſeine Erzählung fortzuſetzen, und ſprach: „Dieſer Mann nun ward mir näher bekannt und unſer täglicher Gaſt. Meiner Frau war er anfänglich fatal, nur wider Willen mußte ſie über ihn lachen. Aber ſie lachte doch! und dies allein würde ich, bei dem häufigen Verdruß, den ſie mir durch den Mißmuth der Langeweile und durch zänkiſche Launen verurſachte, ſchon für eine Wohlthat erkannt haben. Er ſchien überhaupt mein Verbündeter gegen die Fehler meiner Frau zu ſein. Zuweilen vergoß ſie Thränen der Bosheit, wenn er ſie recht muthwillig damit aufzog und hohnneckte; dann aber verſtand er es auf wunderliche Art, ſie wieder gut zu machen.“

„Vergieb, daß ich Dich ſchon wieder ſtöre,“ unterbrach der Syndicus die Rede des Erzählers, „es wird doch hier nicht am Ende auf Goethe's erfahrenes Wort hinauslaufen: Doch wem wenig daran gelegen ſcheint, ob er reizt und rührt, der beleidigt, der — verführt.“ —

„Du wendeſt richtig an, mein alter Dichterfreund!“ nickte der Regierungsrath. „Aber vielleicht,“ fuhr er fort, „war ich nur allein Schuld, daß ein Betragen, welches früher wohl nur das eines Verachteteten war, der dem Reize nicht widerſtehen konnte, über die Schwäche des ſchönen Geſchlechts, von deſſen Liebe er ſich ausgeſchloſſen fühlte, ſpottend zu ſiegen, ſpäter die Richtung abſichtlicher Rache nahm. — In einem unſeligen Weinrauſche ließ ich mich gelüſten, dem Doctor für ſeinen Einfluß auf meine häusliche Ruhe zu danken und meine Frau ſeiner heilſamen Methode ferner zu empfehlen. Ich Thor! machte ihm mein Zutrauen beleidigend erklärlich, und vergaß ſelbſt nicht, der Vorliebe meiner Frau für wohlgewachſene Männer zu erwähnen. So ſchwatzte ich aus, was ich nur immer gedacht hatte. Der Doctor erröthete tückiſch; ſeine tiefen Augen loderten wie ein paar kleine Pechpfannen, er fuhr mit der Hand über die blauſchwarze Wolle des krauſen Haares, und mein künftiger Kopfſchmuck mochte die beſchloſſene Sache jener verderblichen Minute ſein. — Vor dem Lächeln, womit er mich anſah, ward mir nüchtern unwohl zu Muthe; ich fühlte, daß ich eine arge Unbeſonnenheit geſagt hätte. Indeß blieb alles, wie es geweſen, der Doctor kam nach wie vor, und ich ging ſorglos meinen Neigungen nach. Ein Jahr verlief. Eines Abends komme ich aus meiner kleinen Geſellſchaft, es war im Herbſt, wie zu jetziger Zeit, und ſtockfinſter. Ein Bekannter geht neben mir, ein bürgerlicher Officier von höherem Range, ein ſehr achtbarer Mann, den ich meinen guten Freund nennen durfte, wie man ſo ſpricht, ohne gerade ſein Intimus zu ſein. Ein mattes Licht glomm hinter den Fenſtervorhängen meiner Wohnung; es winkte mir durch die tiefe Dunkelheit, aber unheimlich. Wir ſtanden jetzt vor dem Quartier des Officiers. Ihre Frau ſcheint auch noch wach zu ſein, ſagte er, womit vertreibt ſie ſich ſo ſpät und ſo allein die Zeit? Dieſe gefällige Mühe, antwortete ich, hat der Doctor — ich nannte ihn — übernommen, und ich finde ihn wohl noch. Sie leſen zuſammen, zanken ſich unterweilen — löſen Charaden — da fällt mir eben auch eine bei, unterbrach er mich mit bedeutſamen Tone, die will ich Ihnen aufgeben. Es iſt ein Wort von zwei Sylben: die erſte nennt einen kleinen Sultan, der ſein Serail ohne Mauern und Wächter hält; die zweite einen halben Raubvogel, das Ganze einen famöſen Myops.“ —

„Das iſt ſtark!“ konnte der Syndicus nicht umhin, einzuſchalten. „Auch wirkte es draſtiſch,“ antwortete der Andere mit unterdrückter Stimme, welche ſeine innere Erregung niederhielt. „Ich gerieth in Wuth, faßte den Officier am Kragen und riß ihm ein Stück vom Mantel herunter. Das feine Tuch, der Sammet war wie Zunder in meiner gewaltſamen Hand. Was ich im Wahnſinn des Jähzorns geſagt, weiß ich nicht mehr; aber es muß eine Ausforderung auf Tod und Leben geweſen ſein. Der Officier, durch ſeine Kaltblütigkeit mir überlegen, ſchleuderte mich von ſich und ſprach: Gemach, mein Freund, ich ſtehe zu Dienſt, jedoch bedingungsweiſe. Haben Sie binnen einem Monat oder meinethalben morgen ſchon die Aufgabe gelöſ't, und ſich überzeugt, ſie enthalte nur eine gemeine Verleumdung, ſo ſchießen wir uns auf dieſen Mantel, den Sie, nebſt meinem

Ehrenworte zum Pfande behalten mögen; finden Sie aber die Wahrheit in dem bittern Kerne der Räthſelnuß, ſo will ich mich begnügen, daß Sie mir den Mantel ganz wieder ſchicken. — Was hätten Sie mit ſolch einem Faun, wie dieſer Doctor, zu theilen? Behandeln Sie Ihr Verhängniß, ſchnöde aus Trug und Liſt zuſammen geſponnen, wie einen gordiſchen Knoten, und damit gut. Ich hörte die Thür ins Schloß ſchnappen, mein Arm ſank wie gelähmt unter der Schwere des Mantels; die Wucht der Möglichkeit, womit der Officier mein Herz belaſtet, beugte mich zu Boden. Die kalte, öde Nacht war ein Bild meines innerſten Zuſtandes, und wie vom Fieber geſchüttelt tappte ich nach Hauſe. Nach drei Tagen ſendete ich den Mantel hergeſtellt an ſeinen Eigenthümer — mein Gemüth aber war und blieb zerriſſen. Meine Frau — höre nur! — war wirklich treulos, und der Mann, an den ſie mich verrieth, ein Gegenſtand wider die Liebe. Dies ſchärfte das Gefühl der Schande, und damit hätte ich auch das größte Unglück ausgeſprochen, was einem ehrliebenden Manne begegnen kann. Die Beweiſe redeten, wo ſie in überwieſener Schuld ſchwieg.«

»O Gebrechlichkeit, dein Name iſt Weib!« ſagte der Syndicus, und der betrübte Accent, den er auf jenes unſichere Wort legte, drückte den Wunſch aus, daß die Schwäche dieſes Geſchlechts einem milden Urtheil der Gedanken, die ſich unter einander verklagen oder entſchuldigen, empfohlen ſein möchte. Sanfter konnte kein Vorwurf ſein; aber das blutende Herz des Freundes, dem die alten Wunden aufgebrochen waren, fühlte ihn doch. Der Regierungsrath erwiederte hierauf wahrhaft edel: »Ich weiß es wohl, daß ich mich über jene heilloſe Erfahrung nicht beklagen ſollte, die größtentheils die bittere Frucht meiner Thorheit war. Ich hatte mich in der Wahl meiner Liebe vergriffen, und ein Freundſchaftsbündniß zu Schutz und Trutz mit dem böſen Princip geſchloſſen; ſo mußten die Folgen denn ertragen werden; dennoch fielen ſie mir hart. Es war nichts in mir, was mich hätte tröſten können, vielmehr machte eine Verachtung der eigenen Handlungsweiſe meinen inneren Richter grauſam, ſogar im Ausſpruche des freien Willens. Ich ſagte mich, ohne Schonung ihres Rufes, von meiner Frau los, ſie mußte mich ſogleich verlaſſen. Die Scheidung konnte keine Schwierigkeiten haben. Was kümmerte es mich, daß ſie als Katholikin nicht wieder heirathen durfte? Die Treuloſigkeit von Liebe und Pflicht war ja ſchon ein Abfall von Gott. — Meiner Frau war ihr Glaube niemals die Religion des Herzens, ein weſentliches Bedürfniß des Gemüths geweſen; ſie zerbrach nur eine leere Form, wenn ſie gegen die kirchlichen Vorſchriften verſtieße. — Das Kind wollte ich mir behalten, aber ſchreiend hing es ſich an den Rock der Mutter. So fahre hin! dachte ich, und das Vaterherz verſtockte in meiner Bruſt. Ich blieb allein in einer grauenvollen Oede, wie Berge thürmten ſich finſtere Gedanken des Unglücks um mich her. Ich verſchanzte mich hinter meinen Geſchäften, und ſah faſt nichts mehr von der Welt, als ihren ewigen Streit um das Recht des Beſitzes. Einige theilnehmende Gönner und Freunde von mir vermittelten, ohne mein Zuthun, daß der Doctor fort käme. Er ward als Profeſſor bei der Univerſität zu **** angeſtellt und heirathete richtig meine Frau. Man ſagt, er hätte ſie und die Kleine ſehr übel behandelt. Aber keine Kirchenglocke läutete mehr zu Beichte und Buße für das abtrünnige Ehepaar, das ein lutheriſcher Geiſtlicher trauete. Der neue Bund ward ihnen des Geſetzes Erfüllung, und ſie lebten ſich zu gegenſeitiger Strafe. Nie empfing ich eine Nachricht von meiner Tochter, und ich konnte mich nicht überwinden, ſelbſt zu ſchreiben. Die Zeit milderte endlich jene ſcharfen Eindrücke, ohne ſie jemals ganz zu vertilgen. Eine feindliche Bitterkeit gegen die Menſchen, gegen die Weiber insbeſondere, blieb in mir zurück. Ich belachte das Mährchen von der Treue einer Frau wie einen blöden Wahn; ſtill, mein Freund! Von dem, was die Erzählung Deiner Heirathsgeſchichten in mir gewirkt, ein andermal — jetzt laß mich enden. Glücklich, das glaube mir nur, war ich nimmermehr. Alles Höchſte fehlte mir, was das Leben ſchmückt. Ich hatte keinen Halt, als an der armſeligen Schwäche des Stolzes, keines liebenden Weſens zu bedürfen, und ich ſchwebte einſam im weiten, öden Raume des Daſeins. Die verknüpfende Kette war mir zerbrochen, als ich den Trauring abſtreifte, der, eine zierliche, goldene Schlange, mir nicht das Sinnbild der Ewigkeit, ſondern das der Falſchheit geweſen war. Ich vertilgte die Sünde nicht, als ich im wüthenden Grimme den kleinen Schlangenkopf zertrat, ſie folgte vielmehr als Selbſtverhärtung meinen Ferſen, und ich fühlte ihren ſtechenden Biß.“

Der Syndicus ergriff Otfrieds Hand, drückte ſie mitleidsvoll und ſprach: „Warum aber vergaßeſt Du mich ſo ganz und gar? Du hätteſt doch auf meine Theilnahme zählen können.“

„Ich war irre an dem Facit der Freundſchaft geworden,“ antwortete der Regierungsrath, „ſo daß ich nun in Summa die Rechnung aufgab; mit allen Freuden des Herzens hatte ich abgeſchloſſen — das Leben war mir eine leere Null. Darum arbeitete ich mich auch halb todt, um nur nicht zu dem Bewußtſein meiner ſelbſt zu kommen. Nur Verzweiflung war mein Verdienſt. An die Vergangenheit mich zu erinnern, vermied ich, ſo weit es mir möglich. Der Gedanke an meine Tochter dämmerte wohl zuweilen in mir auf; aber ich mochte mir die Frage nicht deutlich machen, was wohl aus ihr geworden wäre. — Sie ſtand als ein widerſtrebendes Kind vor meiner Seele, ihr Bild blieb mir klein und wie von einem Nebel umfloſſen, ob auch in der geheimſten Tiefe meines Gemüths die Sehnſucht wuchs, ſie einmal noch zu ſehen, ehe ich ſtürbe. — Man hatte mich in amtlicher Beförderung mehrmals übergangen, es war mir gleichgültig. Die Leiter ehrgeiziger Wünſche war geſtürzt, da der Boden meiner Ruhe unter mir wich; ich that mich nur in Eifer und Fleiß hervor, nicht in dem Streben nach höherem Gehalt, nach Rang und Würden; ich verſäumte die vermittelnde Convenienz. So blieb ich Regierungsrath bis auf dieſe Stunde; doch mein inneres Leben ſollte einen andern Standpunkt gewinnen. Höre! was geſchah. — An demſelben Tage, wo das Commiſſorium mir übertragen wurde, erhalte ich einen Brief von unbekannter Hand. Ich weiß es ſelbſt nicht, warum ich ſo lange bei den kleinen, weiblichen Schriftzügen der Adreſſe verweilte, warum ich zauderte, ihn zu erbrechen. Ach! ich brach mein Herz mit dieſem Siegel. Er war von meiner Tochter, die ſich, kaum konnte ich es für möglich halten! als Wittwe unterzeichnete. Wo waren die trüben Jahre denn hingeſchwunden? Der Nebel, unter dem ich ihre kindliche Geſtalt gedacht, hob ſich mit ihr empor und legte ſich als Trauerflor um das jugendliche Haupt. Ich machte mir heftige Vorwürfe, daß ich nichts von ihrem Schickſal wüßte. Sie hatte mit ihrer Mutter, die auch verwittwet war, in dem kleinen Städtchen A......, an der Grenze von *** gelebt, in dürftigen Umſtänden, wie ich glaube. Meine Tochter befindet ſich noch dort, die Mutter iſt ſeit kurzer Zeit todt. Sie gedachte der Verſtorbenen mit zärtlicher Wehmuth. Des Mannes wie des Stiefvaters ward gar nicht erwähnt. Ihr Ton gegen mich war fremd und furchtſam. Sie nannte mich Herr Vater. Dennoch rührte mich, trotz der fühlbaren Scheu, worin er geſchrieben, der ſchmerzbewegte Inhalt dieſes Briefes unbeſchreiblich; hier und da waren die Buchſtaben verlöſcht — es mochten Thränen darauf gefallen ſein. Ich las die Schrift dieſer unſichtbaren Tinte, im Lichte der Ahnung, und auch meine Augen wurden naß. Armes, unglückliches Geſchöpf! Mit herzrührender Beſcheidenheit trug mir meine Tochter die fragende Bitte vor, ob ich ihr erlauben wollte, mich einmal beſuchen zu dürfen. Sie ſehnte ſich danach und käme ſich ſo verlaſſen vor. Sie würde ſich glücklich ſchätzen, etwas zu meiner Pflege beitragen zu können; doch keineswegs ſollte meine häusliche Ruhe geſtört werden durch ſie. Einſame Stille nur wäre das Element ihrer traurigen Seele, und die Hoffnung, ſich durch Gehorſam und treue Uebung aller töchterlichen Pflichten eines angeborenen Schutzes zu verſichern, deſſen ſie, eine Waiſe von früheſter Kindheit an, entbehrt, allein nur im Stande, ihr gebeugtes Gemüth aufzurichten.“

„Dieſe Reſignation, zu welcher ein junges Herz nur unter dem Drucke ſchwerer Leiden erſtarkt, rührte mich bis zu Thränen. Und dennoch tobte eine Empfindung von Freude in mir, als hätte ich einen Schatz gefunden, der mich aus tiefſter Armuth rettete. Ich fühlte mich wieder durch ein feſtes Band an das Leben gebunden. Ich ging alle Gemächer meiner Wohnung durch, um zu ſehen, ob auch Platz genug wäre, wenn meine Tochter mit ihren Sachen zu mir zöge; da war alles ſo weit, ich aber erfüllte jeden Winkel dieſer ſtillen Räume mit dem Vergnügen eines Vaters. Ich zog die beſtäubten Pfandbriefe hervor und ſummirte genau, wie ein Geizhals, das Capital und den Betrag der Renten. Meine Tochter konnte doch nach meinem Tode ohne Sorgen leben, und ich dachte dabei ordentlich mit Freude an meinen letzten Augenblick. Meine Wirthſchafterin, eine gute, alte Perſon, legte mir friſche Wäſche hin; zum erſten Mal bemerkte ich, wie ſchlecht der Jabot geplättet wäre, wie commißmäßig das Halstuch geſtopft; — der Kaffee ſchmeckte verpritzelt und getheilt — und das wenige Butterbrod, was ich dabei zu eſſen pflegte, war wie von einem Plum-Pudding und wie für einen großmäuligen Tölpel geſchnitten. Ich hoffte es künftig beſſer zu haben, wenn eine feinere Hand mich bediente und ein zarterer Sinn für mich Sorge trüge. So ſchrieb ich denn an meine Tochter, daß ſie mir willkommen ſein, und daß ich ſelbſt ſie abholen würde. Es ließe ſich mit meiner Geſchäftsreiſe vereinigen. Und ſo bin ich denn wirklich auf geradem Wege" — — —

Hier hielt der Syndicus nicht mehr an ſich. Sein lebhaftes Mitgefühl hatte ihn lange gedrängt, den Freund zu unterbrechen. Er ſagte: „Und Du rückſt mit dieſer großen, frohen Nachricht ſo beiläufig, ſo zuletzt heraus, als hätte der Mann im Monde ein verſtoßenes Kind wiedergefunden? Biſt Du dieſes Glückes auch wohl werth? — Sieh, wie die Vorſehung alles ausgleicht, und welcher Segen Deinen ſpäteren Tagen aufbewahrt war! Die Mutter hatte Dich betrogen, die Tochter wird in tauſend Erweiſen der Liebe Dir Erſatz geben für das darbende Dahin verfloſſener Jahre, für den Mangel geraubter Ruhe. Sie wird kindlich jene große Schuld bezahlen, und Du hältſt Rechnung dann mit der Vergelterin. Ich war drei Mal ein glücklicher Gatte; aber Vaterfreuden blieben mir verſagt, und ich gönne ſie Dir in ihrer vollſten, vergütendſten Stärke!“

„Es iſt aber noch nicht aller Tage Abend,“ ſeufzte der Regierungsrath, „und der hinkende Bote kommt bedenklich nach. Was könnte ich wohl von einer Tochter erwarten, der ich nie Vater geweſen? die von ſolch einer Mutter erzogen worden, welche mich ihr wohl als einen Haustyrannen, als einen Wütherich geſchildert haben mochte; denn die Verſicherung, ſie ſei an Schweigen gewöhnt und in Geduld geübt, fand ich, wenn auch umſchrieben, zum öfteren in ihrem Briefe. Und ſollte jener Nichtswürdige, deſſen väterlicher Gewalt ich meine Tochter gewiſſenlos überlaſſen, ohne ſchädlichen Einfluß auf die Bildung ihres Charakters geblieben ſein? — Viel Gutes dürfte ich nach all dieſen Erwägungen ſchwerlich hoffen. Wenn ich es Dir aufrichtig geſtehen ſoll — ich fürchte mich, daß die alte Geſchichte meines Aergers ſich mir erneuern könnte, und ich fühle mich nicht mehr ſtark genug, ihn zu ertragen. Iſt meine Tochter häßlich, ſo habe ich einen Verdruß mehr“ — —

„Sie hat jung einen Mann bekommen“ — fiel hier der Syndicus ein.

„Das beweiſ't nichts,“ entgegnete der Regierungsrath; „denn der Geſchmack iſt verſchieden, und oft genug behängt die Liebe die Häßlichſten mit einem goldgeſtickten oder künſtlich gefärbten Schleier, der wunderbar optiſche Täuſchungen bewirkt. — Doch laß mich auf meine Vorausſetzungen zurückkommen. Iſt meine Tochter hübſch, um ſo ſchlimmer; dann geht die Unruhe wieder los, und ich muß auf meine alten Tage ein Vater Zumio, ein Frauenwächter werden, für welche Rolle ich doch verdorben bin, wie Figura gezeigt.“

Der Syndicus lachte und ſprach: „Ei, ſo quäle Dich! Der Spiegel Deiner Anſicht iſt miſanthropiſch geſchliffen; ich will Dir mein gutes Auge leihen. Und wäre Deine Tochter häßlich wie die Nacht, Dir iſt ſie ein holder Aufgang nach einem finſtern Hinbrüten, was eigentlich kein Leben zu nennen iſt, nach einem langen Seelenſchlafe, voll wüſter Träume. Wie Thau aus der Morgenröthe werden Freuden Dein vertrocknetes Gemüth erquicken — die heilige Schrift warnt vor dieſer Dürre. Und hätte Deine Tochter — Gott wolle es nicht! — auch Fehler und Flecken in Menge; nimm ſie auf! nimm ſie dennoch auf! Ein Herz voll Liebe iſt das einzig wahre Beſſerungs-Inſtitut, und der ewige Stifter will, daß Allen geholfen werde.“

Der Regierungsrath ſah ſtarr vor ſich hin, als blicke er in das Meer der göttlichen Barmherzigkeit; ſeine Bruſt wallte — und die Rede des Freundes ſchien nicht ohne rührende Wirkung auf ihn geblieben zu ſein. Er ſprach: „Wäre nur der erſte Augenblick vorüber! Davor fürchte ich mich.“

„Ich helfe Dir ihn überſtehen; ich reiſe mit Dir, wenn Du willſt,“ ſagte der Syndicus entſchloſſen.

„Ob ich will?“ erwiederte der Regierungsrath freudig und ſprang auf. „Du leiſteſt mir den größten Freundſchaftsdienſt dadurch.“

Die Männer umarmten ſich, ihre Bewegung ſtreifte an den Tiſch, und das eine Licht ſank verlöſchend zuſammendas andere zehrte nur noch ſchwach an den letzten Kräften. „Wir reiſen gemeinſam, nicht zur Braut-, ſondern zur Tochterſchau,“ ſagte der Syndicus, „es bleibt dabei. Jetzt aber wollen wir nach Bethlehem. Sieh! die Lichter gehen ſchlafen, und es iſt recht kühl im Zimmer geworden.“

Er wickelte ſich ſchauernd in ſeinen Schlafrock, zündete den Wachsſtock an und geleitete den Gaſt zur Ruhe.

Als der Regierungsrath nach einem ununterbrochenen Schlummer geſtärkt erwachte, merkte er, daß es ſpät ſein müßte. Das Wetter hatte ſich beruhiget, die Stimmen des Windes ſchwiegen. Nur lichte Wölkchen ſchwebten langſam in der aufgehellten Bläue des Himmels, und ein herbſtlicher Sonnenſtrahl malte mit blaſſem Lichtſchein einen Zirkel an die Wand. Der Regierungsrath freuete ſich dieſer günſtigen Zeichen für die Fortſetzung ſeiner Reiſe. Er ſtand auf und kleidete ſich hurtig an. Während dies geſchah, trat der Syndicus in vollem Anzuge, friſch und froh, in das Gaſtſtübchen. Er ſagte: „Nun, guten Morgen, mein alter Junge! Wie haſt Du denn geſchlafen? Ich kam eben, Dich zu wecken; denn Du mußt wiſſen, der Tag iſt nicht mehr jung, und meine Frau wartet ſchon längſt mit dem Frühſtück. Wir ſind in der verwichenen Nacht nach alter Weiſe, und nicht wie die Philiſter, zu Bette gegangen.“

„Ich lag und ſchlief ganz in Frieden,“ antwortete der Regierungsrath, indem er ſich beeilte, das Werk der Toilette zu vollenden. „Du hatteſt mir durch Dein freundſchaftliches Verſprechen, mich begleiten zu wollen, ein ganzes Heer von Sorgen in die Flucht geſchlagen, die ſonſt ihr Lager auf meinem Kopfkiſſen nehmen, und ſo durch einander wirren, daß kein vernünftiger Gedanke, viel weniger der leiſe, träge

Schlaf aufkommen kann. — Ich hoffe, die liebe Frau wird Dir die Reiſe nicht etwa leid gemacht haben?“

Der Syndicus lächelte dieſer Frage in ſeliger Freiheit. Er entgegnete: „Meine Thereſe liebt mich — ſie iſt überdies nicht minder klug, als gut; Gründe genug, mich niemals zu beſchränken, insbeſondere wenn mein Wunſch und Wille zum Eintrag eines guten Vorſatzes an ſolchen Nähzwirn gebunden werden ſollte.“

Die Gattin des Syndicus kam dem Freunde ihres Mannes entgegen und reichte ihm mit jener Anmuth die Hand, welche auch dann noch an Frauen entzückt, wenn ihnen der Reiz der Jugend verblüht iſt. Denn was iſt wohl liebenswürdiger, als Geiſt, Wohlwollen und Güte? Die Grazie der Seele altert nie. Sie ſtand nun vor ihm, deren Bild, während ſie ahnungslos ſchlummerte, in wechſelnden Scenen an ihm vorübergegangen; der Traum ihres Lebens, ihrer Liebe umſchwebte ſie noch, wie Morgenſchimmer, und verklärte ihre feine Geſtalt und die zarten Formen des Geſichts, dem die, vom geſtrigen Kopfweh nachgelaſſene Bläſſe nichts ſchadete, um anziehend zu ſein. Ihr beſeeltes Auge ruhte lange und theilnehmend auf dem Gaſte — der Syndicus mochte ſeiner Frau ſchon Einiges mitgetheilt haben. Der Regierungsrath ſah ihr häusliches Walten, und ein ſtiller Seufzer pries das Glück ſeines Freundes. Ihre freundliche Bitte wollte ihn bewegen, daß er heute noch bleiben möchte; aber er mußte fort, und das Mittagseſſen abzuwarten war die längſte Raſt am Herde der Freundſchaft, die er ſich gönnen durfte.

Gegen die Tiſchzeit erſchien nun auch der Syndicus Sardino, und ward als Sohn des Hauſes vorgeſtellt. Ein junger, intereſſanter Mann, der ohne Anſpruch Aufmerkſamkeit erregte. Eine breite Narbe lief ihm von der Stirn bis an das Kinn, und in ſeinen Zügen lag etwas, das auf eine Wunde im Herzen deutete, die vielleicht noch tiefer gegangen und weniger glücklich geheilt wäre. — Er ſchien der Welt entbehren zu können und mehr in der Heimath der Gedanken wohnhaft zu ſein. Er ſprach nicht viel, hörte achtſam zu, aß wenig und trank nur ein paar Gläſer Wein. Der düſtere Blick ſeiner großen, ſchwarzen Augen war durchdringend auf den Regierungsrath geheftet — zuweilen verſank er für einige Momente in ein lauſchendes Nachſinnen. „Gott ſtehe mir bei!“ flüſterte der Regierungsrath dem Syndicus zu. „Dein Herr College faßt mich ſcharf auf; ich figurire wohl nächſtens in einer Novelle? Dieſer Gedanke beklemmt mir den Athem. Sage es ihm nur, daß er es gnädig mit mir mache.“

Der Wagen fuhr nun vor, es ward raſch gerüſtet; denn die Zeit drängte, der Kürze des Tages wahrzunehmen. Scheidend ließ der Regierungsrath die Hoffnung zurück, es wäre möglich, daß er auf der Rückkehr dieſe Stadt wieder berührte. Der Syndicus wollte mit Extrapoſt heimkehren.

Auch dieſen Abend brachten die beiden Freunde traulich plaudernd in dem Gaſthofe des Ortes zu, welche die Station ihres Nachtquartiers war. Der Unterhaltung quellender Stoff hatte ſich nun ſeiner erſten vordringenden Strömung entladen und fing allmählich an, ruhig zu fließen. Man fühlte ein Bedürfniß, die verkürzte Ruhe der vorigen Nacht nachzuholen, und die abgeſpannteſte Ermüdung breitete ihren weichſten Pfühl über die wulſtige Härte dieſer Betten.

Der folgende Tag war ſchön und völlig ſonnenwarm. Die Bäume ſtanden zwar entlaubt, aber heiter und wie in magiſchen Duft gehüllt. Hier und da löſete ſich von dem kahlen Gezweige ein letztes Blatt, das wie flatterndes Gold in der klaren Luft glänzte. Herbſtliche Lichter ſtreiften anmuthig über die abgemäheten Felder hin, und der Schatten der rollenden Räder ſchwand in dunkeln Umriſſen über die Fläche der Landſtraße hinweg. Der Syndicus ſah aus dem Wagen, die raſche Flucht der Zeit erſchien ihm wie dieſe weſenloſe Eile, und er philoſophirte ſtill für ſich. Sein Gefährte blickte tiefſinnig in die Ferne, jeder zurückgelegte Meilenſtein ſchien ihm auf das Herz zu fallen, er athmete immer gepreßter. Endlich neigte ſich der kurze Tag, die Schatten ſtreckten ſich in rieſiger Länge aus, die Glöckchen der Heerden läuteten heimwärts. „Warum biſt Du ſo ſtumm?“ fragte der Syndicus ſeinen Freund, der ſchweigend ſaß.

„Ich dachte eben eines alten Liedes,“ erwiederte der Regierungsrath und ſtrich mit der flachen Hand über die vom Abendſtrahl geblendeten Augen. „Die Sonne ſinkt in Thetis Purpurſchooß — und dabei verſenkte ich mich in die Vorſtellung, daß nach Ablauf einer Stunde meine Tochter in dieſen Armen ruhen könnte. Und leicht möglich wäre es, daß dann mein letzter Hoffnungsſtern unterginge und zu Waſſer würde.“

„Mir ſcheint's, Dir bangt vor der nahen Freude?“ fragte der Syndicus wieder mit einem Anklange von Vorwurf in der Stimme.

Hierauf antwortete der Regierungsrath: „In einer ängſtlicheren Erwartung war ich noch nie. Die Spannung, in der ich mich befinde, greift die feinſten Sehnen meines Herzens an. Ich wünſche mich an das Ziel und fürchte es doch.“

„Weit kann es nicht mehr ſein,“ verſetzte der Syndicus, indem er ſeine Sehkraft anſtrengte, die Fernſicht zu erkennen. „Ich erblicke dort am Saume des Horizonts zwei kleine Thürme und etwas entfernt davon ein alleinſtehendes Gebäude, was ich für das Grenz-Zollhaus halte; die Ebene läßt jeden Gegenſtand genau unterſcheiden.“ Der Syndicus hatte richtig geſehen; aber der Weg verzog ſich, und es dämmerte bereits, als das Städtchen erreicht war. Wie ein kleiner ſilberner Bogen blinkte der Neumond über einer verfallenen Kirche der Gothen, welche dicht am Eingange des Städtchens ſtand; ein poetiſches Weichbild gleichſam, das der kleinlichen, gewerkthätigen Proſa, die es beherrſchte, als ein Nachweiſer der Vergänglichkeit zu ſpotten ſchien.

Aber eine friedſame, abendliche Stille waltete ringsum; aus manchen der niedern Fenſter ſchimmerte ſchon ein Lichtlein in dürftiger Helle, und beleuchtete geſellige Gruppen der Häuslichkeit und des Fleißes. Der Syndicus ſagte: „Die Einwohner dieſes Oertchens ſcheinen mir, ein echtes Myrmidonen-Geſchlecht, nur die Laſt eines Kornſackes zu tragen. Die ganze Gegend iſt Ackerland, und keinerlei Gewerbſamkeit ſichtbar. Wie aber mag nur Deine Frau nach Krähwinkel gekommen ſein?“

„Das iſt mir ſelbſt räthſelhaft,“ antwortete der Regierungsrath; „wir werden es nun aber wohl bald erfahren.“

Der Kutſcher erkundigte ſich nach dem beſten Wirthshauſe. Man nannte das Lamm. „Auch das klingt ländlich,“ ſprach der Regierungsrath halblaut, doch ſpöttiſch, um die Wärme, welche ihm jetzt plötzlich an das Herz trat, als der Wagen vor beſagter guter Weide hielt, kältend von ſich abzuwehren. „Wir kehren in dem Sinnbilde der Geduld und Demuth ein,“ bemerkte der Syndicus mit nachdrücklichem Tone. Ein nettes Zimmer, reinlich und bequem, war ſogleich in Bereitſchaft. Der Regierungsrath maß es mit ſtarken Schritten, während ſein Freund die nöthigen Beſtellungen übernahm. „Du könnteſt mir einen Gefallen erzeigen," ſagte der Regierungsrath ſichtbar bedrängt, als ſein Freund zurückkehrte, und blieb vor ihm ſtehen.

„Nun geſchwind, ſo nenne ihn!" erwiederte jener dienſtfertig; „ich dächte, die Minuten ſtünden Dir ſo hoch im Cours dieſer Stunde, daß Du auch nicht eine halbe unnützer Weiſe verlieren möchteſt."

„Wenn Du meine Tochter aufſuchteſt" — verſetzte der Regierungsrath beklommen — „ſie zuerſt ſäheſt — hier iſt ihre Adreſſe." Der Geſandte griff ſchon nach ſeiner Reiſemütze. Er eilte fort; aber der Gedanke beſchlich ihn ſchneller noch, welche Nachricht er dem harrenden Vater würde bringen können, und hemmte ſein freudiges Streben. „Bleibe aber um Gotteswillen nicht lange," rief ihm der Regierungsrath nach, „und bedenke, wie ich Deiner Wiederkunft warten werde!"

Der Syndicus ward an das jenſeitige Ende des Städtchens gewieſen, dort ſtehe, abgelegen und an einem Brunnen davor kenntlich, das Haus, wo die Geſuchte wohnen ſollte. Er lief ſo hurtig, daß ihm faſt der Athem entging. Eine ältliche Frau, welche ihre Krüge am Brunnen füllte, gab ihm näheren Beſcheid. Er fand das Haus offen, ſtieg keuchend, aber leiſe eine kleine Treppe hinan und ſtand nun, unter fühlbarem Herzklopfen, vor der bezeichneten Thür. Drinnen war es ſtill wie im Grabe — ein Seufzer ſäuſelte jetzt in ſein Ohr. Der Syndicus pochte ganz ſacht; allein die Hand hatte ihm verſagt, vielleicht gezittert — kein Ruf ertönte. Dagegen vernahm er deutlich, daß es noch einmal ſeufzte. Ohne Weiteres wagte er es nun, die Thür zu öffnen, und mit ihm ging ein Lichtſtrahl der Hoffnung und des Troſtes über die dunkle Schwelle. Eine weibliche Geſtalt ſaß am Fenſter, in das der Abendſtern flimmerte; ſonſt war es beinahe finſter in dem Gemach, und nichts deutlich zu erkennen. Der Syndicus grüßte höflich. Er nannte den Namen der jungen, einſamen Wittwe; die Stimme, womit er dieſe Erkundigung einzog, wankte jedoch im Sturme der inneren Bewegung.

„Mein Vater!“ rief die Frau mit einem Tone, der dem Syndicus durch Mark und Bein drang, ſprang auf, und der Verkannte fühlte ſich im Nu von ein paar weichen Armen umhalten, und den Schlag eines fremden Herzens an dem ſeinen. Die Wittwe weinte laut an dieſer redlichen Bruſt.

„Mein gutes Kind!“ ſagte der Syndicus ſo gerührt, als verlegen, indem er ſich mit zarter Gewiſſenhaftigkeit hütete, Vortheil von dieſem kindlichen Irrthum zu ziehen, „ich bin Ihr Vater nicht; aber ein guter Freund von ihm, den er ſendet, Sie von ſeiner Ankunft zu unterrichten. Doch wollen Sie nicht vor allen Dingen ein Licht anzünden? Ich möchte Sie gern ſehen, und mir iſt wirklich ganz ſchwarz vor den Augen geworden.“ — Die Wittwe ſtieß zuerſt einen erſchrockenen Schrei aus, ſie war nun verſtummt und griff mit fliegenden Fingern abſeits nach dem chemiſchen Feuerzeuge. Das Hölzchen ziſchte auf, und die bläuliche Flamme des Schwefels beleuchtete ein geiſterbleiches Geſicht. —

Der Syndicus wechſelte haſtig einige Worte der Verſtändigung; es trieb ihn von hinnen — und die Wittwe verſprach, ihm auf dem Fuße zu folgen, wenn ſie ihren Anzug nur ein wenig geordnet haben würde, was doch in ſeinem Beiſein nicht füglich geſchehen könnte. Der Regierungsrath veränderte die Farbe, als ſein Freund vor ihn trat und ſich erſt ſchweigend einiger Außendinge entledigte. „Nun?“ fragte er mit einem ſchweren Odemzuge, und das kleine Wörtlein hing an großem Gewicht.

„Nun,“ antwortete der Syndicus leichthin, „ſo viel kann ich Dir ſagen: ſie iſt nicht uneben.“

„Uneben!“ wiederholte der Regierungsrath, und ſeine gewaltſam unterdrückte Empfindung loderte in fliegender Hitze auf, „welch ein verdammt holpriger Ausdruck, wo es mir darauf ankommt, daß Du gerade mit der Sprache herausgehſt!“

„Ereifere Dich nicht!“ ſprach der Syndicus mit ſchalkhaft ruhiger Miene, „wie ſoll ich es anders ſagen? Deine Tochter iſt wirklich eine leidlich hübſche Frau, einige Uebelſtände abgerechnet, die Du an ihr wirſt ertragen müſſen. Sie hat eine Thränenfiſtel.“

„Großer Gott! die Wirkung wohl von Kummer und Schmerz?“ brach der Regierungsrath in ſchreckhaft gereiztem Gefühl aus. „Da bin ich aus dem Regen in die Traufe gekommen! Das Klagen der Weiber iſt mir ſchon odiös.“

„Mit Klagen,“ entgegnete der Syndicus, „wird Dir die Frau Tochter nicht beſchwerlich fallen. Sie ſcheint ſtiller Art und ſtockt in der Rede; das Herzchen mag ihr wohl gebrochen ſein. — Sieh ihr, wann ſie kommt, nur nicht gleich ſtarr ins Geſicht; das verblüfft die Stammler.“

„Stammler?“ ſtammelte der Regierungsrath entſetzt, „nun, das fehlte noch! Dieſes Unglück brachte meine Toch-nicht mit auf die Welt, das Zünglein war ihr gut gelöſt, ſicherlich iſt dieſer Fehler nur die Folge der Vernachläſſigung.

Meine Haushälterin iſt taub, meine Tochter ſtottert — da mag der Teufel Dolmetſcher ſein! Eine eiſerne Geduld, eine eherne Lunge gehört dazu.“

„Die Deinige, mein Brüderchen,“ verſetzte der Syndicus, indem er ſich das Lachen verbeißen mußte, „ſcheint dieſer Aufgabe vollkommen gewachſen.“ Der Regierungsrath hatte wie ein Donnerer geredet und die ganze ſchwüle Wärme ſeiner Bruſt entladen.

„Ich fühle mich,“ ſagte er mit ſinkender Stimme, „von Deiner unglückſeligen Auskunft ſo entſetzt, daß mir die Faſſung fehlt, meine Tochter jetzt zu ſehen. Ich wünſchte wohl, ſie käme noch nicht.“

Der Syndicus lauſchte ſeitwärts — er hatte ein leiſes Geräuſch zu vernehmen geglaubt, als nahe Jemand der Thür. Mit ausgebreiteten Armen trat er vor ſeinen Freund und ſprach: „Nun, ſo faſſe Dich denn — zur höchſten Freude. Sie kommt — ſie iſt ſchon da!“ Und als er dies geſagt, trat die junge Wittwe ſchüchtern herein und blieb ehrerbietig fern, ob der Vater ſich ihr nähern würde. Der Regierungsrath ſtand zitternd, er ging vorwärts, und wagte jetzt erſt, aufzuſehen. Aber er erblickte einen Engel mit ſanften Mienen des Leidens und der Geduld. Das leibhafte Ebenbild ſeiner Gattin, ſühnte die ſchönere Tochter den verführeriſchen Reiz der Mutter und ſtellte das himmliſche Gepräge der Unſchuld wieder her; die Schrift der Sünde war verwiſcht aus dieſen reinen Zügen, wie aus ſeiner Erinnerung. — Alle Regungen der alten und dieſer neuen Liebe, vergangenes Leid und die Wonne des gegenwärtigen Augenblickes ſchmolzen ſeines Herzens Härtigkeit in einer Thräne, die der Ertrag ſo gemiſchter Stoffe war. Die ganze Scheidekunſt ſeines Schickſals läuterte in der verlöſchten und wieder aufglimmenden Gluth der Gefühle ſein Weſen in dieſem einzigen Tropfen — dem Geiſte des Entzückens!

Die Wangen der Wittwe glüheten wie Roſen vom raſchen Gange, von Furcht und nun von Freude; ihre Augen ſchimmerten in dem Glanze des glücklichen Geſtirns, das ihrer harmvollen Jugend nun aufzugehen ſchien. „Mein lieber Vater!“ ſagte ſie mit leiſer Scheu, als müſſe ſie dieſen zärtlichen Namen erſt verſuchen — und drückte ſeine Hand an ihren Buſen voll tiefer Wallungen; ihre Stimme, weich und liſpelnd, wie ein ſilbernes Bächlein, doch eben ſo fließend, goß Wohllaut in ſein Ohr und die frohe Ueberzeugung ihm in das Herz, daß der Freund zu größerem Vergnügen ihn nur getäuſcht hätte. Er umfaßte ſie und küßte inniglich die ſchönen Lippen der Tochter.

Der Syndicus trat an das kleine Fenſter, drückte die Stirn gegen die feuchten Scheiben, und ſeine Seele beugte ſich vor dem, der dem ſterblichen Menſchen ſolche Augenblicke gegeben hat, daß er ſich göttlich und ewig fühle.

Im Verlaufe dieſes Abends kam es nun zu näheren Erörterungen, ſowohl hinſichtlich der Vergangenheit, als auch deſſen, was für die Zukunft beſchloſſen werden ſollte. Die junge Wittwe erzählte ihr harmvolles Geſchick, obſchon ſie, ihren Vater oder ſich ſelbſt zu ſchonen, viel davon verſchweigen mochte. Sie hatte einen natürlichen Sohn des zweiten Mannes ihrer Mutter geheirathet, der Privat-Docent an derſelben Univerſität geweſen, wo ſein Vater Profeſſor war. Die Art, wie ſie ſeiner erwähnte, ließ vermuthen, daß ſie weniger ſeinen Tod, wie das Leben mit ihm bedauerte. Mutter und Tochter waren in dem nämlichen Jahre Wittwe geworden. Der Bruder der Erſteren hatte ſeine militairiſche

Laufbahn nicht weit verfolgt und dann, nach langem Warten, den Poſten des hieſigen Grenz-Inſpectors erhalten. Zu ihm wollte die Schweſter ziehen, da ihr kein anderer Freund mehr lebte. Doch kaum hatte ſie ſich hier niedergelaſſen, ſo ward der Inſpector an jene unbekannte Grenze verſetzt, wo nur Gedanken der Liebe frei paſſiren, und ſelbſt geprieſene Thaten der Gerechtigkeit einen ſchweren Impoſt geben. — Wie mag der Inſpector, welcher ein ſchadenfrohes Vergnügen in der rohen Strenge fand, womit er ſeine Pflicht erfüllte, wohl dort beſtanden ſein? — Wir vermuthen, daß er ſein vermeintes Verdienſt nicht habe einſchwärzen können.

Mutter und Tochter jammerten über dieſen Verluſt; die letzte Stütze eines männlichen Schutzes war nun für ſie gebrochen. Aber die Mutter weinte nicht lange — ein jähes Fieber raffte ſie dem Verſtorbenen nach. Nun ſtand die Tochter ganz allein, unter fremden Menſchen, verlaſſen von Allem, was ſie liebte. Ihr Blick voll Thränen fiel auf friſche Gräber der Ihrigen, die Erde ſchien ihr ein weiter Kirchhof nur, das jugendliche Herz ſelbſt war ihr geſtorben, die Welt leer. In dieſer tiefen, trauernden Oede ging ſie den himmliſchen Vater um Troſt an, und der Gedanke kam ihr von Oben, ſich an ihren irdiſchen zu wenden, obgleich er ſie, die Unſchuldige, einſt verſtoßen. Wir wiſſen bereits, daß es geſchehen, und welchen Erfolg es gehabt.

Der Regierungsrath ergriff am Schluſſe des kurzen Auszugs, den ſeine Tochter von ihrem Schickſale gab, ihre Hand und hielt ſie feſt umſchloſſen, als dürfe ſie nun gefaßt und ruhig ſein.

„Wir gehören von nun an zuſammen,“ ſagte er mit halber Stimme und ganzem Herzen. „Doch einen Monat wirſt Du, liebes Kind, noch hier aushalten müſſen; denn früher, ich mag es rechnen, wie ich will, werden die Geſchäfte meiner Reiſe nicht zu beendigen ſein."

„Einen Monat noch?" fragte die Tochter betroffen; aber mit ergebenem Gehorſam ſetzte ſie hinzu: „Nun, ſo möge mich die Hoffnung hinhalten. Ich hatte ſchon das Meiſte von meinen Sachen gepackt und hoffte, dieſe bange Einſamkeit früher verlaſſen zu können. Die Abende verlängern ſich, da wird es auch dunkel in meiner Seele, und Schatten wandeln um mich her."

„Mein liebes Kind," fiel hier der Syndicus ein, „Sie reiſen einſtweilen mit mir; morgen ſchon, wenn es angeht, und Sie mit Ihren Anſtalten fertig zu werden meinen. Meine gute Frau wird ſich herzlich Ihrer freuen. Der friedſame Geiſt unſerer Häuslichkeit nimmt ſie in ſeinen Schutz, bis Ihr Vater bei ſeiner Rückkehr Sie von uns abholt."

Die junge Wittwe erröthete froh, ſie lächelte den Syndicus dankbar an und verſprach, ſich bis morgen Mittag bereit zu halten. Bis dahin mußte auch der Regierungsrath hier verweilen, weil er ein wichtiges Schreiben von der Grenze auszufertigen hatte. Und es blieb alſo bei dieſem Beſchluſſe. Am folgenden Morgen, als der Regierungsrath ſeine amtlichen Angelegenheiten vornahm, und der Syndicus gute Zeit hatte, an Alles zu denken, vermißte er ein Paar Handſchuhe, die er geſtern in Haſt und Eile bei der Wittwe vergeſſen zu haben glaubte. Es war ihm ein willkommener Vorwand, zu ihr zu gehen. Er machte ſich auf den Weg, ſeinen Freund ungeſtört zu laſſen, der die Grenzbeamten zu ſich berufen. „Ich könnte der kleinen Frau ein wenig helfen," dachte er ſtill bei ſich, „ſie übernimmt ſich wohl ſonſt." Die Wittwe empfing ihn ſehr freundlich.

Sie ſchien ſichtbar erheitert. Erhitzt von der Arbeit, die doch im Drange äußerer Nothwendigkeit und eines inneren, ahnungsvollen Triebes gefördert wurde, ſtand ſie unter dem Gepäck, das der Wirth des Hauſes einſtweilen in Verwahrung nehmen ſollte. Das Weitere würde ſich finden — ſagte ſie und ſeufzte dabei. Aber auch die Handſchuhe hatten ſich gefunden, und die Wittwe reichte ſie dem Eigenthümer dar. Er nahm ſie und ſah die ſorgfältige Frau, welche häuslich geſchürzt vor ihm ſtand, mit wohlwollenden Blicken an. Hingeriſſen von Vertrauen und Dank für dieſe liebreiche Güte, welche ihr ſo gänzlich neu war, neigte ſie ſich ihm zu, und er fühlte, ſchnell, wie wenn ein heißes Lüftchen ihn angeweht hätte, den Hauch eines Kuſſes auf ſeiner Wange.

„Zwei Väter für einen!“ ſagte ſie; „o! warum ſind Sie nicht mein Vater? Wenn ich, unwiſſend, wie die Natur mich geſtellt, hätte wählen ſollen, ich würde Sie dafür erkannt haben.“

In lächelnder Rührung antwortete der Syndicus: „So hätte ich demnach meinem Freunde die beſten Segnungen der Kindesliebe weggeſtohlen? Schon die heilige Schrift erwähnt öfter ſolch heiligen Betrug; aber ich wäre ohne Schuld daran. Warum kam Ihr Vater nicht zuerſt und ſendete mich? Dem Zweifler iſt nichts beſchieden. Faſſen Sie jedoch, mein gutes, ſchönes Kind, die beſte Zuverſicht zu ihm! Ihr Vater iſt ein edler Mann, und ob er auch hart und rauh ſcheinen mag, doch läßt ſich ihm vertrauen.“
„Ich möchte nicht an ſeinem Buſen ruhen“ — antwortete die Wittwe. „Warum fällt mir jene Strophe ein? — O! mißdeuten Sie dies offene, unbeſonnene Wort nicht! Es drängte ſich mir gleichſam von ſelbſt auf.“

Der Syndicus ſprach hierauf: „Die Keime gewiſſer Vorurtheile — ich begreife es — ſind in Ihrer zarten Kindheit ſchon gelegt und Ihnen anerzogen worden; aber vergeſſen Sie auch nicht, mein Töchterchen, Ihr Vater hatte der Frau, die Ihre Mutter war, und deren Aſche in Frieden ruhen möge, Schweres zu verzeihen, und nicht der Geiz allein, wie es heißt, ſondern auch ein böſes Gewiſſen iſt die Wurzel alles Uebels. Sie aber ſind mündig zu dieſem Urtheil."

Die Tochter ſenkte das Auge, wie vor dem Vergehen ihrer Mutter, nieder. „Wir wollen einen Schleier über vergangene und vielleicht gebüßte Fehler ziehen," fuhr der Syndicus fort, und weil ſein poetiſcher Sinn nirgends einige Gedankenſchritte thun konnte, ohne eine dichteriſche Blume zu pflücken, die in dem Frühlingsgarten ſeines Gedächtniſſes unverwelklich blüheten, ſetzte er hinzu: „Ueber unſerm Hügel ſchwinget die Vergeſſenheit den Stab, und der Schmähſucht Stimme dringet nicht ins kühle, dunkle Grab." — —

Aber der Wittwe war ſie ſchon in das treue, kindliche Herz gedrungen. „Ach!" brach ſie ſchmerzlich in eine thränende Klage aus, „wie unglücklich ſind Kinder, deren Eltern nicht der Tod, ſondern der Haß, die Sünde trennte! Das Leben iſt ihnen in ſeinem innigſten Zuſammenhange zerriſſen. Der Antheil des Mitleids — das Erbe der Waiſen — iſt ihnen geſchmälert durch die Geringſchätzung Anderer, durch die Selbſtverachtung der Schuld. — Sie bleiben heimathlos und Kinder der Irre, lebenslang. — Des Vaters Härte, von der ich täglich hörte, der Mutter Fehle, unter deren Folgen ich litt und deren Strafe ich als ein ſchwaches Kind ſchon tragen half — ich mag nicht ſagen, noch könnte ich es beſchreiben, welche Gefühle mich um jedes Glück der Jugend brachten, ſo daß ich oft zu Gott die kleinen Hände wand und ihn anrief, er möchte mich ſterben laſſen, ehe ich groß würde. — Mein Stiefvater behandelte meine Mutter ſehr übel, und ich zitterte vor ihm.“

Der Syndicus nickte hiebei und ſprach: „Das iſt in der Ordnung, liebe Seele. Wenn eine Frau den Mann heirathet, der die Veranlaſſung zu Treuloſigkeit und Trennung gegeben, ſo fällt ſie ihrem Strafengel anheim und richtet ſich ſelbſt. Die Nemeſis iſt die Göttin ſolcher Ehen.“

Ein Purpur flog das holde Geſicht der Wittwe an. Sie antwortete faſt ängſtlich: „Die Liebe läßt ſich aber doch nicht zwingen, und die eigentliche, die innere Treue ſtehet auch nicht immer in unſerer Gewalt. Es iſt ſchon Leidens genug für das ſchwache Weſen der Weiblichkeit, wenn das Herz und die Pflicht mit einander ſtreiten.“

„Wir verſtehen uns wohl nicht?“ fragte der Syndicus, bemüht, den Sinn dieſer Antwort zu faſſen, und zugleich nach dem verlorenen Faden des Geſprächs haſchend. Er ſagte: „Wenn man liebt, iſt man treu! Dies iſt ein wahrhaftiges Wort. Zwar weiß ich wohl, daß ſehr viele Frauen ihre Männer nicht aus Liebe heirathen, und daß ihnen die Treue, das ſicherndſte Gefühl, nur eine kalte Anſtandsregel iſt, die ſie ſchicklicher Weiſe befolgen, aber abſtreifen möchten, wie den läſtigen Zwang einer Kette, wenn es irgend geſchehen könnte, ohne daß ſie ihren Ruf dabei wagten. Der gilt ihnen mehr, als die Ruhe, der Lohn bekämpfter Gefühle, die Krone der Selbſtbeherrſchung. Ich weiß ferner, daß jene Sympathie, jener Zauber der Natur, außer dem Bereiche menſchlicher Willkür liegen; — doch davon war vorhin die Rede nicht. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Unglück und Unrecht, zwiſchen Schmerz und Schuld — wie verwandt dieſe Begriffe zuweilen auch ſein können. — Sie wollten mir etwas von Ihrem früheren Schickſal erzählen?“

Die Wittwe war durch dieſe Abſchweifung ganz aus dem Verfolg gekommen. Sie ſammelte ihre Gedanken in einer Dornenleſe und ſprach: „Mein Stiefvater hatte einen natürlichen Sohn, den er gleich nach ſeiner Verheirathung zu ſich nahm. Er ward die Geißel meiner Mutter, die zuvor nichts von ihm gewußt, und machte ihr das Leben ſauer. Kein Tag verging ohne Auftritte, und Zank und Streit deshalb. Sein Vater, der über allen Ausdruck ſchwach gegen dieſen Liebling war, ließ ihm jedoch kein Härchen krümmen und rächte jeden finſtern Blick, den meine Mutter ihm gab, an mir. Ich Arme mußte alles entgelten. Indem die unglückliche Frau den heimlichen Haß einer Stiefmutter fühlte, empfand ſie zugleich den bittern Schmerz, ihr eigenes Kind in der Gewalt offenbarer Tyrannei zu ſehen. Sie konnte mir nicht helfen. — So waren Jahre hingegangen, die nichts in unſern häuslichen Verhältniſſen geändert und gebeſſert hätten. Um das Maß herber Erduldungen vollzufüllen, verliebte ſich mein ſogenannter Bruder in die Idee, daß wir ein Ehepaar würden. Mir grauſte davor. Er quälte mich mit ſeiner ſelbſtſüchtigen Leidenſchaft und verfolgte jeden meiner Schritte. Meine Mutter flehete mich an, ihm meine Hand zu geben; dies wäre, meinte ſie, das einzige Mittel, wie der böſe Geiſt von Vater und Sohn gebannt werden könnte. Ich opferte ihr endlich mein Herz — mein Glück!“ —

„O mein Kind!“ ſagte der Syndicus bewegt, „in dieſem Bewußtſein ſchon liegt eine große Verheißung! Einſt wird Ihnen des Segens gereifte Frucht zufallen. Sie wiſſen kann nicht wie? aber ſchmecken und ſehen werden Sie, wie freundlich der Herr denen vergilt, die ſeine Gebote halten; und ſeine Gebote ſind nicht ſchwer!« Der Syndicus drückte die Hand der jungen Frau und athmete tief. In ſeiner Bruſt wallte die Ernte ſeiner Freuden — ſie hatte ihm tauſendfältig getragen; ſelbſt in denen, die des Todes Sichel gemäht, die dem Tage der Garben entgegenſchliefen, fühlte er ſich noch reich. Sein Auge glänzte; die Wittwe ſah ihn gläubig an, und eine ſelige Hoffnung ſchauerte durch ihren Buſen. Sie ſetzte ihre Erzählung fort, wie folgt: »Wir wurden getraut; aber mein Mann trauete mir nicht, obſchon ich das Möglichſte that, ihn zufriedenzuſtellen. Er hielt mich wie eine Gefangene. Eine grundloſe Eiferſucht marterte ihn und verkümmerte ihm meinen Beſitz. Er mochte fühlen, daß ein hingebendes Herz, eine anhängliche Seele, etwas anderes wäre, als ein gewaltſam behauptetes Eigenthum. Ich wußte nicht mehr, was ich thun oder laſſen ſollte. Endlich fand dieſer Dämon einen Gegenſtand. In unſerm Hauſe wohnte ein Student, ein ſtiller Menſch, der ruhig und eingezogen lebte, und wie ein Träumer ausſah. Ich traf ihn zuweilen auf meinen Wegen; aber ich ahnete nicht, daß ihn ein unglückliches Gefühl für mich Arme leitete, wo er mich einen Augenblick ſehen könnte. Er ſchrieb und dichtete. Ich fand einſt eine Zuſchrift der Theilnahme an eine Namenloſe, worin meine Lage mit tiefer Wahrheit aufgefaßt war. Ich las das Blatt mit Thränen und warf es dann in die Flammen. Sein Inhalt war mir ein unverlierbarer Troſt. Ich wußte einen Freund, den meine Sclaverei ſchmerzte, der mich eines beſſeren Looſes werth und doch in ſeiner Achtung hielt. Aber nicht lange, ſo errieth mein Mann den Jüngling, der mich ſchweigend liebte. Er verfolgte ihn von nun an mit Angriffen jeder Art, er nannte ihn einen ſchriftſtelleriſchen Pinſel, ſo daß der Student es hören mußte. Die ſchmähende Rede kränkte kindliche Pietät, was ich erſt ſpäter einſah, denn damals wußte ich noch nicht, daß ſein Vater ein Maler geweſen; hätte er die Wahl jenes Ausdrucks auf ſeine Feder bezogen, würde es ihm weniger empfindlich geweſen ſein; denn er ſelbſt hielt den Beleidiger unter der Kritik. So aber forderte er ihn, zu beweiſen, daß er auch mit dem Degen umzugehen verſtände. Das Gefecht fiel jedoch, trotz der bewieſenen Bravour, unglücklich für ihn aus, und eine tiefe Kopfwunde, die er durch einen Streich erhielt, die gegen das Duellrecht war, ſchien tödtlich zu ſein. Mein Mann entfernte ſich noch in derſelben Stunde. Sein Vater machte dieſem Unfall zu Gefallen eine ſchnelle Reiſe und führte den Sohn, daß er ihn der nächſten Verantwortung entzöge, über Berg und Thal. Wir Frauen blieben zurück, und ich durfte ihn pflegen, deſſen Blut für mich gefloſſen war! Das Leben war mir leid, während das ſeine in Gefahr ſchwebte. Aber er genas! und in der Stunde, die mir ſeine Rettung verbürgte, gelobte ich, nie mehr zu klagen. Eine Freude hatte ich gekoſtet, war auch der Kelch, den ich täglich leerte, mit Gallen und Wermuth gefüllt. Ich bat ihn, daß er ausziehen, mich meiden und — meinem Schickſale überlaſſen möchte. Er verſprach es mir und hat Wort gehalten; ach! — nur zu ſehr!“ Die Wittwe verſtummte im Schmerze vergeſſen worden zu ſein.

„So haben Sie einander nicht mehr geſehen?“ fragte der Syndicus und unterdrückte ſeine Meinung, daß es gut geweſen wäre.

„Niemals!" antwortete die Wittwe; „er verließ bald darauf die Univerſität, und nie habe ich von ihm gehört."

„Es iſt noch nicht aller Tage Abend" — wagte der Syndicus zu entgegnen. Da ſchwebte ein trauriges Lächeln über die ſchönen Züge der Wittwe, ihre Wange brannte wie Abendroth, und ſie ſprach: „Dieſe Freude iſt mir wohl untergegangen für immer, und die Kraft zur Hoffnung iſt mir gebrochen. Ich ſehne mich nur nach Schutz und Ruhe; aber einſam könnte ich nicht ſein, weil ich mein Lebenlang allein geweſen bin." Sie ſagte dieſe letzteren Worte mit leiſer Stimme und funkelnden Thränen in den Augen, und die flüchtige Gluth des Erröthens zerfloß in eine zarte Bläſſe. Der Syndicus ſah, wie gewaltſam die Erinnerung an das überſtandene Leid auf die junge Frau wirkte; er reichte ihr die Hand, und tröſtete ſie mit einer beſſeren Zukunft. Dann ging er in tiefen Gedanken nach dem Gaſthof zurück.

Die gemeinſame Reiſe begründete das Vertrauen der jungen Wittwe zu dem Syndicus noch feſter. Sein innerer Frieden, ſeine ruhige Anſicht der Dinge theilte ſich ihr mit. Sie dachte, daß die weiſe Mäßigung wohlthuend wirken und jedes Glück dauernd verbürgen müſſe, und ein Stumpfſinn verbrauchter Kräfte hätte daran keinen Theil; denn der Mann von gereiften Jahren fühlte wie ein Jüngling noch. Sie kamen bei dunklem Abend in der Heimath an. Ein kalter Wind hatte ſich in den letzteren Stunden erhoben, der ſauſend über die Felder ſtrich und die kleinſte Oeffnung des Wagens durchfegte. Die Wittwe ſchauerte vor Froſt und Bangen. Sie wickelte ſich feſter in die blähende Hülle, es ward ihr ſeltſam zu Muthe, und das Herz pochte ihr ungeſtüm. Jetzt fuhren ſie die Straße herauf. Im Hauſe des Syndicus ſchimmerte Licht. „Dort winkt der Pharus uns in den Hafen!“ ſagte er freudig. „Wir ſind im ſichern Port, und der Sturm mag nun raſen, wie er will. Ich ſehe den Schatten meiner Frau am Fenſter, ſie wird nach meiner Ankunft ausſehen.“

Der Wagen hielt. Mit blödem Zagen ſtieg die Wittwe die Treppe hinan, und der Syndicus führte ſie ſeiner Frau zu und erklärte mit wenig Worten die Umſtände, denen ſie dieſen Gaſt zu verdanken hätten; ſie reichten jedoch hin, ihr die beſte Aufnahme zu gewähren. Die ſeltene, aber wahre hausfräuliche Kunſt, es allen Menſchen ſogleich und innig wohl um ſich zu machen, verſtand die Frau des Syndicus vollkommen; ihr Herz war die Heimath der Menſchenliebe und eine milde Zuflucht für Leidende. Sie errieth bald, daß die Tochter des Regierungsraths zu der Anzahl dieſer letzteren gehöre und verſicherte der Wittwe, es wäre noch Raum da, ſie aufzunehmen für ſo lange, als es ihr bei ihnen gefallen werde. Und — es iſt noch Raum da! ſo würde es einſt im Himmel heißen, für Alle, die auf Erden bedrängt geweſen. — Da gingen der Wittwe die Augen über, die ſich hier wie ſchon im Himmel fühlte. Sie gedachte, wie ſo oft ihr das Herz in preſſender Enge geſchlagen, das ihr jetzt weit ward und in unausſprechlicher Ahnung ſchwoll.

Das kleine Nachtmahl war vorüber, und die nöthige Veranſtaltung zur Aufnahme der Wittwe ohne Geräuſch getroffen. Die Hausfrau merkte nunmehr, daß ihr Mann wie der liebe Gaſt Ruhe bedürften, und alsbald ſchickte ſie ſich an, der Wittwe ſelbſt in das für ſie eingerichtete Gemach zu leuchten. Es war im zweiten Stock. Tiefe, unbewohnte Stille waltete in dem räumlichen Vorſaal, der die Suite dreier Zimmer erblicken ließ. Ein greiſes Mütterchen in ländlicher Tracht ſaß in einem Winkel und ſpann. Die Wittwe erſchrak; dieſer nächtliche Fleiß machte ſie fürchten — ſie ſah hin, die Spinnerin blieb unbeweglich.

„Dies iſt die Parze unſeres Hauſes,“ ſagte die Frau des Syndicus lachelnd. „Ihr Faden hält ſchon lange, während manch Verhängniß der Familie zerriſſen iſt.“ — Jetzt merkte die Wittwe, daß es ein Bild von Holz wäre.

Sie traten in das erſte Zimmer. Ein widriger Geruch, wie von der Heizung eines Ofens, der lange unbenutzt geblieben, ließ ſich in leiſem Dunſte ſpüren. Die Hausfrau ſagte: „Es riecht nach Rauch! daran iſt der Gegenwind Schuld, und es läßt ſich auch nicht ändern. Wenn Ihnen nur die Unbequemlichkeit nicht ſchadet!“

Die Wittwe lächelte im übermannenden Gefühl der Müdigkeit. Sie hoffe gut zu ſchlafen, antwortete ſie, und während ihre gütige Wirthin noch anweſend war, zog ſie ſchon hier und da heimlich eine Nadel aus. Aber dieſe ſäumte noch immer, um jedem Bedarf ſeine Stelle anzuweiſen und zu zeigen, wie für alles geſorgt wäre. „Hier iſt eine Commode zu Ihrem Gebrauch,“ ſagte ſie. „In dieſem Zimmer, (ſie öffnete das zweite,) findet Ihre Garderobe Platz, und der feine Bettſtaub kann nicht in die Falten der Kleider fliegen.“

Es war ein allerliebſtes Stübchen, und die Wittwe ſah ſich wundernd darin um. Als erriethe ſie die Gedanken ihres Gaſtes, ſetzte die Hausfrau hinzu: „Ich würde Sie, meine Liebe, hier einquartiert haben; denn dies Sopha iſt eine verſteckte Schlafſtelle, worauf es ſich herrlich ruht; aber die

Nachbarſchaft meines Sohnes, der zwar verreiſt iſt, jedoch bald wiederkehrt, würde vielleicht ſtörend für Sie geweſen ſein, und dies beſtimmte mich, Ihnen die Eckſtube zu geben, obgleich ſie weniger hübſch iſt. Dieſer Schrank“ — ſie deutete auf ein in die Wand gefügtes Möbel der Art, worin ein meſſingner Schlüſſel ſteckte, „iſt eine verſtellte Thür, die in die Kanzlei der Muſen führt, mit denen ſich die Göttin der Gerechtigkeit, wie billig, vertragen muß. Es ſieht ein wenig wuſte drinnen aus, und ich darf wohl nicht fürchten, daß dieſer Schlüſſel ſie verführen möchte, ſich vergeblich nach Ordnung umzuſehen.“

Die Wittwe warf einen Seitenblick nach dem Schranke — der Schlüſſel blinkte wie von Golde, und eine leiſe Lockung regte ſich in ihrem Herzen. Es dünkte ihr, die Worte der Hausfrau hätten halb und halb wie ein Verbot gelautet, und der tauſendſte Theil eines ſolchen iſt als Reiz für die Neugier bei Evas Töchtern ganz genug. „Und nun noch eine Bitte!“ ſagte die Gattin des Syndicus ſchon im Abgehen begriffen: „Laſſen Sie doch ja die Lampe brennen. Man weiß nicht, was vorfällt, zumal in ſtürmiſchen Nächten.“ Darauf ließ ſie die Wittwe mit einem Kuſſe und dem Wunſche, wohl zu ruhen, allein. Dieſe fühlte ſich ſchläfrig und matt. Die Augen fielen ihr beinahe zu, während ſie die Schleifen des Häubchens löſte. Sie ſah alles wie durch einen nebligen Flor, und Träume dämmerten noch im Wachen in ihr auf. Sie konnte es nicht erwarten, bis ſie völlig ausgekleidet wäre, und legte ſich noch im halben Anzuge nieder. Bald darauf drang Geräuſch von Außen in die webende Stille des Schlummers, Thüren wurden geöffnet, und Schritte in der ſchweigenden Ruhe des Hauſes hörbar; aber die Wittwe, in der Gewalt des erſten Schlafes befangen, ward nicht davon erweckt. Ihre Pulſe gingen voll und flüchtig, und die Klappe des Herzens ſchlug ſtärker noch.

Nach einer Weile, im Zeitmaße der Traumwelt ein ganzes Leben vielleicht — wachte ſie auf, konnte aber nicht frei athmen; denn ein erſtickender Dampf füllte das Zimmer. Im erſten Schrecken befürchtete ſie das glimmende Unglück des Feuers. Sie ſprang eilends auf, ſah aber bald, daß der Qualm, der lange ſchon umhergezogen ſein mochte, aus einer Ritze des Ofens dränge und von erſtickten Kohlen herrühre, denen der Blaſebalg des Windes friſchen Odem gab. Es leuchtete ihr jedoch ein, daß ſie, ohne Gefahr ſich zu ſchaden, hier nicht aushalten könne. So nahm ſie ein Kiſſen unter den Arm, zündete ein Licht an, die Lampe wollte verlöſchen — und ging auf Socken in das andere Zimmer, ſich auf das elaſtiſche Sopha zu betten. Sie lag und lauſchte, hier war es viel heimlicher. Es kam ihr vor, als flüſterte es in ihrer Nähe — es ſind die Stimmen der Luft, dachte ſie und horchte ſchärfer wider Willen. „Johanna!“ rief es jetzt laut, mit Pathos und einem Tone, der tief durch ihre Seele drang. Ein Frösteln rieſelte durch ihre Glieder, denn der Wind ſpricht nicht mit menſchlicher Zunge. „Wer ruft mich?“ fragte die Wittwe angſthaft leiſe und ſchmiegte ſich furchtſam in ſich ſelbſt. Und „Johanna!“ erſcholl es wieder und wieder, fallend und ſteigend, im Ausdruck der Leidenſchaft, der Sehnſucht und des Schmerzes. Der Strom der Begeiſterung rauſchte deutlich in ihrer Nähe, ihr Name floß in ſchönen Verſen — der Schall ſchien aus dem Schranke zu kommen. Die Wittwe hielt nicht länger an ſich. Sie trauete ihren Sinnen kaum. „Allmächtiger Gott! ich habe wohl das Fieber?“ ſagte ſie zähnklappend, ſtand eiligſt auf, ordnete im unbewußten Triebe weiblicher Sittſamkeit ihr Gewand, und drehete den verhängnißvollen Schlüſſel ſo bebend und daher ſo gewaltſam, daß er aus dem Schloſſe und klingend zu Boden fiel. Die Thüren ſprangen auf, und Johanna ſtand auf der Schwelle ihres Glückes, dem Heiligthume ihres Herzens. An ſeinem Schreibtiſche ſaß Sardino und ſah, mit ſträubendem Haar, das weſenloſe Bild ſeiner Liebe vor ſich erſcheinen, wie beſchworen in der Geiſterſtunde; denn draußen ſchlug es eben zwölf Uhr. Johanna glich einem lieblichen Phantom. Das weiße Nachtgewand, worauf die Flechten lang herabfielen, der entfärbende Schein des Lichtes lieh ihr ein geiſterhaftes Anſehen.

„Sardino!“ ſagte die Wittwe, nachdem er ſie wie ungläubig und doch entzückt angeſtarrt, „ſo finden wir uns doch noch einmal wieder?“ Sie lächelte wie eine Selige. Er ſtürzte zu ihr hin und betaſtete die geliebte Geſtalt, als fürchte er, der holde Trug könnte unter ſeiner Berührung verſchwinden. Aber unvermeint hielt er ſie warm und wirklich an ſeiner Bruſt. Er beugte ſich zu ihr nieder, Thränen der Wonne und Wehmuth benetzten ſeine Narbe, und ihre Seelen floſſen in einander.

In der untern Region des Hauſes hatte dem Syndicus nichts von dieſer Begebenheit geträumt. Er frühſtückte wohlgemuth mit ſeiner Frau, als Sardino, völlig gekleidet, in das Wohnzimmer trat. Sein Geſicht ſtrahlte Freude. Den Eltern ward, als ob ſie in die liebe Sonne ſähen. „Guten Morgen, Herr College!“ rief ihm der Syndicus ſcherzhaft gelaunt entgegen: „Ei! ſchon ſo rüſtig auf! ich dachte, Du würdeſt, müde von geſtern noch, das gelehrte Sprichwort: Aurora muſis amica, heute in ſeiner zweiten Auslegung: des Morgens ſchläft ſich's am beſten — gelten laſſen.“

„O Vater!“ antwortete Sardino, „ich habe in der verfloſſenen Nacht kein Auge zugethan; ein nie gehofftes Glück hielt ſie mir offen.“ Hierauf erzählte er das Wiederfinden ſeiner Freundin. Den Eltern däuchte, ſie vernähmen einen angenehmen Traum.

„Wie aber kam es,“ fragte der Syndicus dringend; denn der überraſchende Bericht verwirrte ihn froh, und die Kürze der Erzählung hatte nur den Hauptpunct berührt, „daß Du die Wittwe bei ihrem Namen riefeſt?“

„Ich hatte keine Ahnung von dieſer theuren Nähe,“ verſetzte Sardino, „und wollte, da ich mich aufgelegt fühlte, noch ein Stündchen an meinem neuen Drama Johanna Seymour, arbeiten. So wußte ich auch nicht, daß ich laut dachte und dichtete, und nur die dritte Frau Heinrichs des Achten hatte ich im Sinne. Daß es zugleich eine Handlung für mich ſelbſt und gleichſam der entſcheidendſte Act meines Lebens werden würde, hätte ich mir bei dem Entwurf des Dramas wohl nimmer vorgeſtellt. Johanna iſt nun frei! ihre Ketten löſete der Tod, und ich zögere keinen Augenblick, Sie, geliebte Eltern, zu bitten, daß Sie meine Wahl der liebenswürdigſten und beſten Frau, mit Ausnahme meiner verehrten Mutter — durch Ihre Billigung krönen.“

„Du biſt nunmehr ſo flink, mein guter Sohn, als wir Dich ſonſt träges Herzens ſchalten!“ erwiederte ihm der treue Pflegevater ſeelenvergnügt. Und indem er im Staunen eines ergriffenen Gemüths die Hände zuſammenſchlug, ſetzte er hinzu: „Gütiger Gott! da hätteſt Du mir abermals eine große Freude im Schlafe gegeben! Ich ſehe nun, daß ich die

Wittwe wie ein Prophet getröſtet habe. Wir willigen ohne weiteres ein, nicht wahr, meine liebe Frau?“

Thereſe reichte dem glücklichen Sardino mit einem ſchönen, gerührten Blicke die mütterliche Hand. In dieſem Augenblick trat die bräutliche Wittwe ein. Ihr Geſicht blühete wie eine Morgenroſe, und zeigte keine übernächtige Spur. Sie erröthete noch mehr, als ſie errieth, wovon hier die Rede geweſen wäre. „Meine theure Lady Seymour“ — redete ſie der Syndicus mit ſchalkhafter Begrüßung an, während Johanna mit niedergeſchlagenen Augen und beſchämtem Lächeln vor ihm ſtand, „ich habe zu meinem Leidweſen vernommen, wie geſtört dieſe Nacht für Sie war. Sie dachen gewiß:„Sein Geiſt iſt's, der mich ruft — doch Er, er war es ſelbſt! — Sie können es getroſt mit dieſem Heinrich wagen“ — Sardino führte den Namen auch — „Ich getraue mir, Bürgſchaft für ihn zu leiſten und denke, Sie ſollen den Thron der Liebe in ſeinem Herzen behaupten.“ Thereſe umfaßte die junge Frau mit Wärme und ſprach: „Sein Vater war ein vortrefflicher Ehemann. Wenn der Sohn ihm gleicht: ſo kann Ihnen Niemand aufrichtiger Glück wünſchen, als ich. Und eine treue Schwiegermutter ſollen Sie an mir haben!“ So verlobten ſich denn die Liebenden vor dem Angeſichte des würdigen Paares, das ihnen keinen beſſeren Segen hätte geben können, als die Nachfolge in den Fußſtapfen ſeines eigenen Wandels und Wohlergehens auf Erden.

Beinahe ein Monat war ſeitdem verrauſcht. Johanna hatte zum erſtenmale in ihrem Leben auf den Gang der

Zeit nicht gemerkt, und fand, ſie wäre zu ſchnell entflohen; denn das Glück leiht ihr Flügel, und in der trägen Säumniß des Kummers ſchleicht ſie wie eine Schnecke.

Eines Tages, als die Frauen ein kleines Haushaltungs-Collegium in der Vorrathskammer hielten, war der Syndicus mit Sardino ganz allein. Sie ſprachen über künftige Einrichtungen, und wie es vor und nach der Hochzeit gehalten werden ſollte.

„Ich wundere mich doch,“ ſagte der Syndicus, „daß wir noch keine Antwort von dem Regierungsrath haben; doch denke ich, er kommt, ehe wir es uns verſehn, und ſpricht Ja und Amen in Perſon. Dann will ich ihm auch alles Ernſtes zuſetzen, daß er ſein Amt niederlege und hierher ziehe. Es würde ihm ſonſt gehen wie dem Tantalus, und er hätte die Frucht der väterlichen Freude nur geſchaut, daß ein Anderer ihm dies Glück von den Lippen wegzehrte, und wie Jenem zur Strafe dafür, daß er als Vater grauſam gehandelt. Hätte ein Gott ſich nicht der armen Johanna angenommen, was würde wohl aus ihr geworden ſein? — Du aber, Sardino, nimm jetzt — wir ſind ſo unter uns — einen guten Rath von mir an; Du kaufeſt ihn wohlfeil, nur um den Preis des Zutrauens zu meiner Erfahrung; verſchmäht könnte er Dir einſt theuer zu ſtehen kommen. Verabſchiede die düſtere Muſe, die finſtere Geſellin Deiner Einſamkeit! die Liebe lächelt Dir jetzt in einem Geleit von heitern Stunden und tauſend kleinen Glückſeligkeiten. Laſſe den König Blaubart ſeine Weiber ſchlachten — Du ſingſt das hohe Lied von der Einzigen. Der goldne Schlüſſel des Geheimniſſes öffne Deiner Frau nur die Schätze Deines Herzens, glücklich, wenn ſie ſich in dieſem Beſitze reich und in dem tiefſten Verſteck der Geſinnung nur den Edelſtein der Treue findet. Was kümmern Dich die Wirren voriger Jahrhunderte? ſorge dagegen für den Frieden Deiner Ehe und für eine gute häusliche Regierung. Warum wühlſt Du die Gräber der Todten und den Staub der Archive auf, und ſtörſt die Arbeit der Würmer und Motten, um eines Lorbeers willen, den Dir der Neid verkümmert? — Erwirb Dir die Bürgerkrone, Sardino! Die Thränen der Unterdrückten, deren Recht Du als Anwalt der Stadt beſchützteſt, flechten köſtliche Perlen hinein, und das Diadem der Tugend, was alle Kränze des Ruhms aufwiegt, glänzt dort noch ſchöner und verſetzt Dich unter die Sterne. Veredle Dein Stillleben durch die göttliche Gabe der Poeſie; dieſe Dichtkunſt iſt rar, doch ſie verlohnt ſich: denn die Alltäglichkeit, ohne die Beleuchtung der Phantaſie, ohne das zauberiſche Spiel des Geiſtes, iſt eine leidige Proſa, und einem Theater bei Tage zu vergleichen, worauf ein langweiliges Familienſtück probirt wird. Halte mich jedoch nicht für einen ſo argen Philiſter, mein Sohn, daß ich die freiſinnige Uebung eines an ſich ſchönen Talents Dir ohne den beſonderſten Grund wehren möchte, obwohl ich hinzuſetzen muß, es wäre beſſer, jener weiſe Spruch würde mehr beherziget: Viele ſind berufen, doch Wenige ſind auserwählt. — Johannas Mutter — nun, Du weißt von ihr. Wir aber wiſſen nicht, was etwa von den angeſtammten Neigungen jener verwahrloſeten Frau ſich auf ihre Tochter vererbt haben könnte. Laß mich ganz ausreden, mein Sohn! Johanna iſt gewiß gut und liebenswürdig — allein man ſagt: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; daher bewahre Deine künftige Frau wie Deinen Augapfel. Widme ihr Deine Erholungsſtunden; die liebende Enge des Zuſammenlebens ſchützt vor dem Dämon, der ſich überall eindrängt, wo er ein lückenhaftes Verhältniß findet. Sollteſt Du, wenn Pegaſus ſich frei in die Lüfte ſchwingt, Dir etwa ein Steckenpferd zulegen wollen, ſo halte es weislich im Zaum; doch am beſten wäre es, Du warteteſt, bis ein kleiner Bube mit Dir, dem Vater, um die Wette ritte. — Haſt Du mich verſtanden, Sardino? Du ſchweigſt, und Dein Blick ſtarrt nach der Thüre?“ —

Sardino ſah mit geweihtem Auge eine hehre Geſtalt langſam entſchweben, und er dachte: „Du füllteſt mir die Bruſt mit Wonn und ſanftem Harme — o Muſe, lebe wohl!“ Er blieb ſtumm, und ein ernſtes Gefühl beſchlich ihm die Seele.

Doch prüfte er den Rath des wackern Mannes, und befolgte ihn. Sardino ſchrieb keine Novelle mehr. Sein Name verſchwand aus dem Meßkatalog; aber die Engel, welche in die Schriften des Himmels die Freude der Sterblichen verzeichnen, trugen ihn mit leuchtenden Zügen zu Buche.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechsundſiebzigſter Band.

Die Bekehrung. Das Häuschen auf der Stadtmauer.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Die Bekehrung.

Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Beſitzt das frömmſte Herz? ich rief es — und erwachte.

Gellert.

Der Oberlandesgerichtsrath Abend ging in den ſpäteren Nachmittagsſtunden eines ſchönen Herbſttages langſam zum Bergthore hinaus. In tiefes Nachſinnen verſenkt, mit den geiſtvollen Augen den Schritt des Fluſſes meſſend und das zierliche Bambusrohr taktmäßig an den hellpolirten Stiefel ſchlagend, überſah er hier die Begegnung holder Spaziergängerinnen, dort den Gruß eines Bekannten, und wer die begrüßende Anſprache lauter wiederholte, dem ward ſo kurz und flüchtig gedankt, daß ein Kopfſchütteln der Verwunderung dem Zerſtreuten folgte.

Die Septemberſonne hatte ſo warm geſchienen, als ſollten die Roſen erſt aufblühen, und manche runde Mädchen- und Aepfelwange mit höherem Purpur gefärbt; jetzt ſchwebte ſie, dem Sinken nahe, am Saume der höheren Gebirge. Die Farben des Regenbogens umzitterten in wachſenden Kreiſen die feurige Kugel, und verklärte Wölkchen ſegelten im leiſen Luftzuge durch den klaren Aether.

Der Oberlandesgerichtsrath ſtand am Mühlendamme, den er hinab wollte, ſtill, gefeſſelt von dem Anblicke der Natur in ihrer abendlichen Feier. Hier am äußerſten Ende der Vorſtadt waltete ſchon die Stille des freien Feldes, und das Geklapper der Mühlen, das Rauſchen der Wehre, das ferne Schlagen der Stadtuhren begünſtigte eher den leiſen Verkehr der Gedanken und Gefühle, als daß es ihn geſtört hätte.

O wie ſchön iſt Deine Welt, Schöpfer Himmels und der Erden! ſagte der trunkene Blick des Betrachtenden; doch der Seufzer, der ihn begleitete, ſchien den Mängeln der Menſchheit zu gelten. — Nach längerem Verweilen ging der Oberlandesgerichtsrath endlich weiter und hatte kaum die Mitte des ſchattigen Dammes erreicht, als ſein geliebteſter Freund, der Doctor Mollin, ihm mit ausgebreiteten Armen entgegentrat und in froher Ueberraſchung rief: „O wie herrlich, o wie labend iſt nach einem heißen Tag ſolch ein ſchöner, kühler Abend, der — nicht wärmer werden mag!“

Der Oberlandesgerichtsrath lächelte; er reichte ſeinem Freunde die Hand und ſagte: „Sei gegrüßt, mein alter Junge! Woher kommſt Du eben jetzt?“

Der Doctor nahm den ſeidenen Hut ab, trocknete den Schweiß von der heiteren Stirn, und ſein offenes Geſicht ward von der letzten Blendung des Abendſcheins beſtrahlt. Er antwortete: „Das will ich Dir ſagen. Von einem Gange mit dem Knochenmanne, der hitzig genug gekämpft ward; aber meine Kunſt hat geſiegt und dem vertrackten Erbfeinde das Leben eines jugendlichen Hausvaters abgerungen.“

Der Oberlandesgerichtsrath lächelte abermals und ſagte: „Gebt unſerm Gott die Ehre!“

Der Ton dieſer Worte ſchwankte zwiſchen Ironie und ſanfter Rüge. Der Doctor nickte mit dem Kopfe und erwiederte ohne alle Empfindlichkeit: „Er iſt's, der das Vermögen ſchafft, das Gute zu vollbringen! Du hörſt, Freundchen, auch ich habe das Geſangbuch im Kopfe.“

Gerührt entgegnete der Oberlandesgerichtsrath: „Im Herzen haſt Du es, guter Menſch, und alle Segnungen, die es gewährt, erheben Dein Gemüth und beglücken Dein Leben.“

Der Doctor ſah ſeinen Lobredner freundſelig an, dann auf ein paar Flecke nieder, die aus dem Grün des feinen Ueberrockes in der linken Bruſtgegend hervordunkelten, und ſprach: „Sieh, Lieber, dies ſind Freudenthränen, welche die liebende Frau des Geretteten, in entzückter Dankbarkeit, an dieſer Stelle weinte. Dieſe Tuchfarbe fleckt ſehr, und der Rock, den ich heute zum zweitenmal trage, wird durch ſeine Entſtellung der zarten Sauberkeit fortan Aergerniß geben; aber dennoch betrachte ich dieſe beiden Flecke als Ehrenzeichen, als einen Kammerherrnſchlüſſel für den Himmel, wenn das nicht zu hochmüthig klänge; doch wird mein Herz mit frohem Stolze darunter klopfen. Wohin aber, mein Wertheſter, führt Dein Weg, wenn ich fragen darf?“ Der Oberlandesgerichtsrath antwortete: „Spazieren. Ich war nicht aufgelegt, länger zu arbeiten, und das ſchöne Wetter lockte mich ins Freie.“

„Das haſt Du gut gemacht!“ verſicherte der Doctor und fügte hinzu: „Allein die Sonne iſt nun zu Rüſte gegangen, und mit der Herrlichkeit hat es für heute ein Ende. Der feuchte Nebel hüllt die Gegend ein, die Luft wird kalt, herbſtliche Schauer durchdringen die Glieder, welche von der Hitze des Tages ermattet waren, und dieſer jähe Wechſel kann leicht gefährlich werden. Du würdeſt Dir, wollteſt Du Deinen Weg noch weiter fortſetzen, einen tüchtigen Schnupfen holen, und Niemand lebt um Dich, der, wenn Du nieſen müßteſt, nur Gott helf! ſagte. Deshalb kehre mit mir um und laß Dir einen Vorſchlag gefallen: Wir gehen ſelbander in den Gaſthof zum goldenen Vließ, der gegenwärtig mehr gekrönte Häupter verſammelt, als weiland der Congreß zu Wien.“

„Du meinſt das Wachsfiguren-Cabinet des Italiäners

Velino?“ fragte, ſchon im Rückſchritte, der Oberlandesgerichtsrath. Bejahend verſetzte der Doctor: „Ich habe meiner Frau verſprochen, mir dieſe berühmte Sammlung anzuſehen, um, weil ſie ſelbſt ſelbige nicht ſehen will — ihr etwas Näheres davon erzählen zu können.“

Arm in Arm gingen nun die beiden Freunde der Stadt zu, und während ſie den ziemlich langen Weg zurücklegen, wollen wir unſern lieben Leſern das Lebensbuch des Oberlandesgerichtsraths aufſchlagen.

Wer ihn kannte, nannte ſeinen Namen nur mit wohlwollender Geſinnung oder der Auszeichnung jenes näheren oder entfernteren Antheils, welcher der Achtungswürdigkeit einer Perſon faſt unbewußt gezollt wird; aber dieſe willige Anerkenntniß war bald mit einem Beiſatze von Mitleiden, bald von Tadel und Unwillen verſetzt, weil er im Rufe ſtand, ein Weiberfeind zu ſein. Obgleich der Oberlandesgerichtsrath als ein ſehr hübſcher Mann von fünf und dreißig Jahren, im Beſitze eines nährenden Amtes und anſehnlichen Vermögens, wohl überall ein willkommener Freier geweſen wäre; ſo hatten ihn die Mütter dieſer Stadt, die ſtillen Wünſche der Töchter doch längſt aufgegeben, und ſeine Freunde und Bekannten allgemach aufgehört, ihm ſeine bösliche Verſtockung gegen unſeren menſchlichſten und ſchönſten Beruf, den zu lieben, zu Gemüthe zu führen. Nur der Doctor hielt feſt an ſeiner Hoffnung, ihn zu bekehren: „denn ich kenne ihn!“ ſagte er bedeutſam. Wohl kannte er ihn; aber er liebte ihn auch zärtlich, und was man liebt, wahrhaft liebt, giebt man nie auf.

Der Oberlandesgerichtsrath war oft in Geſellſchaft, und wenn er durch die Grazie eines feinen und ausgebildeten Geiſtes, durch ein gewandtes Benehmen, durch eine vollendete Perſönlichkeit den meiſten der jüngeren Männer bei weitem vorging; ſo konnten doch die lieblichſten Mädchen, die reizendſten Frauen ſich keiner Huldigung von ihm rühmen, die, nur um ein Härchen breit, über die Grenze einer kühlen Höflichkeit gereicht hätte. Amors Geſchütz, aus ſchmachtenden oder brennenden Augen verſendet, die Pfeile des Witzes, von Laune und Schalkheit abgeſchnellt, prallten an dem ehernen Harniſch ab, der, in einer unbegreiflichen Unempfindlichkeit, die Bruſt des ſonſt ſo weichmüthigen Mannes gegen jeden Eindruck der Art verwahrte. Wenn ſein lebhaft auffaſſender und ſcharfbemerkender Geiſt ſich in ſeinen Aeußerungen kund that; ſo mußten ſelbſt die Verſchmäheten die zarte Schonung ſchätzen, mit welcher er, und nur er allein — zu überſehen ſchien, wie nahe ihm die Näherung gelegt worden. Doch trotz dieſer anſcheinenden Herzenshärtigkeit bewegte ſich ſein Gemüth in der weichſten Empfindung für alles Schöne, Gute, Menſchliche. Er liebte Blumen und Kinder, die Muſik und das Mondlicht, die einſame Unterhaltung mit einem Freunde, den ſtillen Genuß der Natur. Von keiner Lieblingsneigung ausſchließend beherrſcht, die ſo oft der Hingabe an eheliches und häusliches Glück wehren; ohne jene pünctliche Genauigkeit in Eintheilung der Zeit, welche wohl ſchon manchen Hageſtolzen zu einem ſolchen gemacht hat, weil ſie die Bewerbungsmühen und Hochzeitsverſäumniſſe nicht geſtattet, arbeitete er mit reger Thätigkeit, gönnte ſich die nothwendige Erholung, genügte ſeinen Umgangspflichten, vermehrte ſeine Kenntniſſe und bildete ſeinen Geſchmack durch Kunſt und Wiſſenſchaft. Einer oder der

Andere aus der Bekanntſchaft des Oberlandesgerichtsraths behauptete wohl dann und wann, daß er ſich nicht glücklich fühle; allein dies blieb nur eine oft beſtrittene Vermuthung, während man in der Gewißheit einig war, daß er für jedes Glück empfänglich und des ſchönſten würdig ſei. Doctor Mollin, der treueſte ſeiner Freunde, mühete ſich in fruchtloſer Geſchäftigkeit ab, die Heirathsluſt in dem Kaltblütigen anzuregen. Er bat ihn zu Gevatter, machte ihn zum Theilnehmer kleiner Familienfeſte, und ließ bald dieſe, bald jene liebenswerthe Freundin ſeiner Frau von der Partie ſein. „Aber Du Schneemann, Du!“ ſchalt dieſer gutmüthige Planmacher, „wird kein warmer Strahl der Liebe Dich jemals ſchmelzen? Ich faſſe Dich nicht. Zwar habe ich meine Leontine von Herzen lieb; aber dennoch erſcheint mir das Vorrecht der Muſelmänner zuweilen neidenswerth. Ich möchte ſie alle heirathen, dieſe allerliebſten Püppchen, die durch die verſchiedenartigſten Reize entzücken, und ſo die Blumen einzelner Liebenswürdigkeit in einen vollen Strauß binden, der nur für mich dufte! O herrlicher Schiller! wie wahr ſageſt Du: Ehret die Frauen! ſie flechten und weben himmliſche Roſen ins irdiſche Leben!“ —

Mit einem ſchmerzlichen Ausdrucke, als wäre plötzlich das verſchwiegenſte Wehe ſeiner Bruſt aufgeſcheucht worden, fiel der Oberlandesgerichtsrath ſeinem Freunde ins Wort: „Und widerhakige Dornen hinein, die das Herz in ſeinen feinſten Faſern zerreißen!“

Der Doctor machte große Augen. „Wie? was war das? — Höre, Freundchen, jetzt laſſe ich Dich nicht, Du beichteſt mir denn. Das klang ja faſt, als hätte die Erfahrung Dich geſchreckt! Geſtehe es mir ehrlich, hat ſo ein kleiner, hübſcher Satan Dich angeführt, und Du kannſt es nicht verwinden, daß die uralte Schlange Dich die bittere Frucht vom Baum der Erkenntniß hat koſten laſſen, und es graut Dir nunmehr vor dem Apfelbiß? — Oder hat etwa ein albernes Aeffchen Dir einen vergoldeten Gimpel vorgezogen, — nach Weiberweiſe? So ſprich! iſt's ſo?“

Der Oberlandesgerichtsrath verneinte ernſt, und ſagte: „Meine Scheu vor dem zweiten Geſchlechte hat einen tieferen Grund. Ich will Dir ihn enthüllen. Du wirſt nach der Eröffnung hoffentlich anders über mich urtheilen und den Muth verloren haben, mich anderen Sinnes zu machen. Höre mich:

Mein Vater war, wie Dir bekannt iſt, Profeſſor der Medicin an der Univerſität zu H.... Seine erſte Frau, meine Mutter, ſtarb früh, und wenn ich bedenke, wie ſelten der gemüthliche Mann gegen ſeine Söhne ihrer Mutter erwähnte, wenn ich manchen Umſtand erwäge, deſſen verrätheriſche Bedeutung mir ſpäter erſt verſtändlich ward; ſo möchte ich glauben, daß die Ehe meiner Eltern nicht glücklich geweſen ſei. Mehrere Jahre vergingen, ohne daß mein Vater an eine zweite Heirath zu denken ſchien. Als praktiſcher Arzt war er in einer adeligen Familie bekannt geworden, worin ein armes Geſellſchaftsfräulein unter dem Drucke willkürlicher Ueberhebungen ſeufzte. Die Lage dieſes Mädchens hatte erſt ſeine Theilnahme, dann ihr Benehmen ein noch wärmeres Intereſſe für ſich gewonnen, und mein Vater bot ihr ſeine Hand.“

„Die Stunde ſteht noch klar vor meiner Erinnerung, wo er mir und meinem Bruder, der ſechs Jahre älter war als ich, ſeinen Entſchluß mittheilte, uns geborgen und glücklich pries, daß wir der Milde und Duldſamkeit der künftigen Stiefmutter anheim fallen würden, und uns zum Gehorſam gegen ſie ermahnete. Dieſem lebten wir zwar ſchon aus Scheu vor der Neuheit ſolch eines Verhältniſſes pünctlich nach; aber das Herz verſchloß ſich vor der liebeleeren Fremden, die den heiligen Mutternamen durch die grauſamſten Ungerechtigkeiten entweihete und die Maske fallen ließ, ſobald ſie ihren Zweck erreicht ſah. Mit einer ſchmerzlichen Erſtarrung ſeiner Gefühle ſah mein Vater die Gewählte bis zur Unkenntlichkeit verwandelt, und ſeine Kinder, ſein Geſinde, die edle Freiheit ſeiner Hausordnung in den Ketten einer Tyrannei, mit welcher ſeine eheliche Zwingherrſchaft ihn ſelbſt ſchon mehr gefeſſelt hatte, als er ſich es geſtehen mochte. Genug, die Ehe meiner Eltern gehörte zu den unglücklichſten, welche je das menſchliche Daſein zu einer Hölle des Haſſes, der Unzufriedenheit machen, und gewiß würde es zur Trennung gekommen ſein, wenn der Tod die Scheidung nicht übernommen hätte.“

„Meine Stiefmutter war eine heuchleriſche Schlange, und noch bebt meine Seele in Abſcheu auf, wenn ich an ihr tückiſches Ferſenſtechen denke.“ —

„Ich trug in meiner kindiſchen Beſchränktheit den Widerwillen gegen unſere Quälerin auf das ganze Geſchlecht über und gelobte mir mit ſtillem Trotze, wohl einmal klüger zu handeln, als mein Vater, und mich vor dem Heirathen zu hüten. Kein Gegenbild dieſer entarteten Frau lebte in meiner Nähe, das die Gründung ſolch eines Vorurtheils entkräftet und mich mit der zweiten Hälfte der Menſchheit verſöhnt hätte, die ich nur in den Extremen ihrer Fehler kannte; und ſo gewöhnte ich mich ſchon früh daran, mich außer aller freundlichen Beziehung zu derſelben zu denken und in der möglichſten Entfernung davon die Ruhe meines Lebens zu ſichern. Begegnete ich einem Brautpaare, das zur Kirche fuhr, ſo belächelte ich, ein zwölfjähriger Knabe, mit einer wahren Greiſenreife die Täuſchung des Bräutigams und betrachtete ein ſchönes Mädchen mit einem, aus Bewunderung und Grauen gemiſchten Gefühl, als womit man die Farbenpracht einer Giftpflanze anſtaunt.“

„Nach drei Jahren, in denen Gram und Kränklichkeit an den edelſten Kräften meines Vaters gezehret hatten, ward das Reſultat dieſer geheimen Leiden in einer Krankheit ſichtbar, die nach der eigenen Ueberzeugung des Kunſtverſtändigen nur mit dem Tode endigen konnte. Die Gewißheit der nahen Erlöſung gab ſeinem Geiſte eine Freudigkeit, die ihn alle körperliche Schmerzen beſiegen ließ. Er ſorgte für unſere Zukunft, drängte die Fülle ſeiner Liebe in Tröſtungen, gutem Rath und väterlichen Lehren zuſammen, und benutzte für das Wohl ſeiner Kinder jeden ihm noch vergönnten Augenblick.“

„Eines Abends, o er iſt mir unvergeßlich geblieben! ſaß mein Bruder an ſeinem Bette, ich in einem Winkel am Fenſter, welches den Vollmondſchein mit ſchwankendem Lichte erhellte. Eine häusliche Angelegenheit hielt die Mutter in einem entfernten Zimmer feſt, und die Wärterin meines Vaters war nach der Apotheke gegangen. Der Kranke hatte geſchlummert, jetzt erwachte er, richtete ſich heftig empor, reichte meinem Bruder die Hand, (mich konnte er nicht ſehen) und ſprach: Ludwig, iſt Dir dermaleinſt die Ruhe Deines Lebens, Dein Glaube an die Menſchen, ja, Alles, worauf Dein moraliſcher Werth beruhet, theuer, ſo heirathe nicht. Denke an Deinen Vater, den nur ſeine Kinder vor Verzweiflung ſchützten! — Wenige Weiber dürften gefunden werden, in deren Bruſt ein Gott wohnt; doch dieſe Seltenen ſind Engel. Legion aber heißt die Zahl derjenigen, welche von den Teufeln der Verſtellung, der Gleißnerei, der Putz- und Prahlſucht beſeſſen werden und ihre Lebensgefährten mitten in die Flammen des Fegfeuers verſetzen. Darum begieb Dich nicht in Gefahr, auf daß Du nicht darinnen umkommſt gleich mir. Ein Anfall von Krampf verſchloß ihm den Mund, da er noch weiter reden wollte. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich von Stunde zu Stunde, und am anderen Tage ſtarb er.“

Der Doctor unterbrach hier den Erzähler und ſagte entrüſtet: „Allen Reſpect vor dem Andenken Deines Vaters, der gewiß ein Ehrenmann geweſen iſt; aber ſeine letzte Ermahnung war nicht die vernünftigſte. Die von ihm genannten Teufelchen ſind ſchon zu bannen; allein nur von dem Geiſte echter Männlichkeit, der nicht häufiger gefunden wird, als die Engel unter den Weibern, denen Dein Vater ein hartes Urtheil geſprochen. — Die armen Weiber! der Himmel ſegne ſie! da ſie auf Erden ein ſchweres Loos haben und mit Schmerzen — ach, Freund, wenn Du wüßteſt, mit welchen! — Kinder zur Welt bringen. Doch Gott ſelbſt hat den Eheſtand eingeſetzt, und ſiehe, die Werke des Herrn waren alle gut!“ —

Der Oberlandesgerichtsrath fuhr fort: „Auch mein Bruder mochte die Warnung des ſterbenden Vaters für die Aeußerung krankhafter Ueberſpannung erklären und der Meinung ſein, der gute Vater hätte eher den Mißgriff ſeiner Wahl, als das Geſchlecht der Frauen anklagen ſollen. Er ward früh verſorgt und heirathete ſogleich. Es that mir wehe, aber ich machte ihm keine Vorwürfe. Wir lebten in weiter Entfernung von einander, auch unſer Briefwechſel ward nur ſäumig fortgeſetzt, und ſo erfuhr ich mehr durch fremde Nachrichten, als durch die ſeinigen, daß er in ſeinem Eheſtande nicht glücklich ſei. Endlich ſchrieb er mir, daß er auf die Scheidung geklagt und ſich vorläufig von ſeiner Frau ſeparirt habe, die ihn, wie ſeltſam! grade durch die Fehler das Leben verquält, welche unſer Vater in jener Stunde namentlich gemacht hatte. Sein Brief ſprach ſolch ein Unmaß von Bitterkeit, Schärfe, Menſchenhaß und Lebensüberdruß aus, daß ich ihn mit Thränen des Mitleids las, und mir aufs neue gelobte, die traurigen Erfahrungen meines Vaters und Bruders für die Sicherſtellung meiner eigenen Zufriedenheit zu benutzen.“

Der Doctor hatte dieſe Erzählung mit ängſtlicher Theilnahme angehört, und als der Oberlandesgerichtsrath ſie nun geendiget hatte, ſtrebte er, begeiſtert für ſeinen Gegenſtand, ſeinen Freund für die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er auf ſolchem Wege ſeine Beſtimmung, wie das wahre Glück des Menſchen verfehle. Er forderte die Wahrhaftigkeit desſelben zu dem Geſtändniſſe auf, ob nicht eine Stimme in der Tiefe des verſchloſſenen Herzens ſich gegen die öde Vereinzelung, in der er verharren wolle, auflehne, ihm mit ſanftem Zureden die Freuden liebender Eintracht ſchildere und ihm mit ſpäter Reue, mit dem Gefühle ſchmerzlicher Verlaſſenheit drohe. Und als der Oberlandesgerichtsrath dies eingeſtand, fuhr der Doctor mit ſiegender Beredtſamkeit fort: „Laß mich noch einmal mit meinem Schiller reden: Das Herz iſt Gottes Stimme! o folge ihr!“

Dieſe Unterredung war nicht ohne Wirkung auf den Oberlandesgerichtsrath geblieben. Er hatte bei dieſer Gelegenheit ſich ſelbſt die bewegenden Gründe ſeiner Entſchließungen deutlich gemacht und zum erſten Male gefunden, daß ſie mehr auf Vorurtheil, als auf Ueberzeugung beruheten. Mit dieſer Erkenntniß war ſchon ein großer Schritt für ſeine Sinnesänderung gethan; denn der Oberlandesgerichtsrath war nicht der Mann, der ſeinen Irrthümern und Fehlern Schonung angedeihen ließ. Er warf aufmerkſamere, prüfende Blicke in die Häuslichkeit ſeiner verheiratheten Bekannten, und wenn er auch nirgends ein vollkommenes Glück fand: ſo begegnete er doch oft der Innigkeit des ehelichen Zuſammenhanges, dem ſtillen Verdienſte, den liebenswürdigen Tugenden der Frauen und mancher Härte und Straffälligkeit von Seiten der Männer, die ſeinen früheren Vorbegriff von ihrer Unfehlbarkeit gegen das zweite Geſchlecht auflöſeten.

So waren wiederum einige Jahre vergangen, in denen die Keime dieſer Erneuung ſich immer mehr und mehr in ihm entwickelt hatten. Die Zeit der Jugend war nun vorüber, manche Täuſchung verflogen, und der Oberlandesgerichtsrath fing unmerklich an, den Reiz früher geſuchter Vergnügungen ſchal zu finden. Da fühlte er mit reuiger Wehmuth, daß Gatten- und Elternfreuden als erquickende Früchte an die Stelle dieſer vergänglichen Blüthen treten müßten, ſolle der Lenz des Lebens nicht vergebens entflohen ſein.

Schon längſt war der Gedanke, ſich noch zu verheirathen, ihm ſelbſt unbewußt, zum Entſchluſſe geworden, als ſeine Freunde, von dem unveränderten Benehmen des Oberlandesgerichtsraths getäuſcht, welcher, aus einer leiſen Beſchämung und aus Furcht vor ihren möglichen Gewaltſchritten abgehalten, ſich noch gegen keinen derſelben erklärt hatte, nicht mehr an die Möglichkeit glaubten, den kalten, düſteren Abend durch Hymens Fackel erwärmt und erleuchtet zu ſehen.

Tages zuvor, ehe der Oberlandesgerichtsrath den Spaziergang auf dem Mühlendamm machte, war er als Gaſt bei dem Hochzeitsfeſte der Tochter ſeiner Wirthin, einer reichen Kaufmannswittwe, zugegen geweſen. Der Bräutigam, einer ſeiner Collegen, trat, vom Altare kommend, an ihn heran und ſagte in dem Drange des Entzückens, das ſo gern Andere ſo glücklich ſehen möchte, als es ſich ſelbſt fühlt: „O wüßten Sie, welch eine Seligkeit meine Bruſt erfüllt, Sie würden nicht ferner ein Glück von ſich weiſen, das den Würdigſten erſt vollendet und dem dunkeln Leben das iſt, was die Sonne der Natur.“

Der Oberlandesgerichtsrath hatte die Freudenthränen der Mutter, das Erblaſſen der Jungfrau bei dem ernſten Gange und dann das Erröthen der Liebe geſehen, mit welchem ſie ſich an die Bruſt des Geliebten ſchmiegte, und leiſe, unter Küſſen, den Schwur der Treue wiederholte; und nie hatte er ſich ſo einſam gefühlt, wie in dieſen Augenblicken.

Die Erinnerung an dieſe Scenen hielt ſeine Augen länger als gewöhnlich wach, ſcheuchte ihn am folgenden Tage vom Arbeitstiſche auf und lockte ihn ins Freie, wo er dem Doctor begegnete.

Somit hätten wir unſeren lieben Leſerinnen die nöthigen Erläuterungen gegeben, und kehren nun zu den beiden Freunden zurück, die wir an dem Eingange des Gaſthofes zum goldenen Vließ antreffen.

Dieſer Gaſthof war ein Eckhaus, welches, am Markte gelegen, den Anfang zweier Hauptſtraßen bildete. So wie die beiden Freunde, hurtig vorwärts ſchreitend, ſich dem Eingange näherten, trat ihnen, ſeitwärts von der Straße her kommend, ein Chor junger Mädchen entgegen, welche laut redend und lachend die weit geöffneten Thüren füllten, und dieſem Benehmen, wie ihrem Anzuge nach ſich als die Töchter höherer Stände ankündigten, denen, im Bewußtſein vornehmer Bedeutendheit, die ängſtliche Rückſichtsnahme auf die Oeffentlichkeit der Umgebung und auf das Urtheil untergeordneter Klaſſen fremd iſt.

Der Oberlandesgerichtsrath, in ſeinen Aeußerungen noch von dem Inſtincte länger Gewohnheit beherrſcht, die ihm zur zweiten Natur geworden war, während ein demſelben entgegengeſetzter Geiſt ſchon ſein göttliches „Werde!“ über die unerſchaffene Welt ſeiner Empfindungen ausgeſprochen hatte — runzelte die Stirn und ſprach: „Das iſt wieder ein Stückchen von Deiner Schalkheit, mein Brüderchen. Dies Geſchwätz, dieſer nichtsſagende Lärmen wird uns um den ruhigen Genuß der Schauluſt, wie um jede vernünftige Betrachtung bringen.“

Der Doctor ließ, ehe er antwortete, zuvor die letzte Falte der ſchwarzen oder bunten ſeidenen Hüllen, welchen Namen ihnen die Mode eben geben mag — über die breite Gaſthofsſchwelle rauſchen, dann ſagte er mit gedämpfter, aber eifernder Stimme: „Wie ſehr ich auch Deinen günſtigen Vorbegriff von meinen etwaigen guten Eigenſchaften zu ſchätzen weiß, ſo muß ich doch den von meiner Allwiſſenheit zurück und an unſern Herrgott verweiſen, der mich auf der Stelle zur Wachsfigur machen ſoll, wenn ich an Deinem Verdachte nicht ſo unſchuldig bin, wie ein neugebornes Kind.“

Der Oberlandesgerichtsrath ſagte ſcherzend: „Ich bin bereit, Dir dieſen Abend noch Genugthuung zu geben; wir ſprechen uns am grünen Gartenthore.“

Auf dem geräumigen Vorſaale des erſten Stockwerks ſtand ein großer, mit grünem Tuche behangener Tiſch, hinter welchem Signor Velino, der Beſitzer des Cabinets, ſaß und das Legegeld einnahm. Die Blicke des Oberlandesgerichtsraths verweilten mit Intereſſe auf den Zügen des Südländers, er verirrte ſich in der Zahlung, und während er, vom Doctor aufmerkſam gemacht, den Irrthum berichtigte, reichte eine kleine Hand, mit einer leiſen Berührung ſeines Arms, dem Italiener Geld und bat mit einer ſüßen, ſchüchternen Stimme um zwei Einlaßkarten, die nach dem Gebrauche des eingetauſchten Rechtes von Anderen nur gefordert wurden.

Der Oberlandesgerichtsrath wendete ſich ſchnell; ein junges Mädchen ſtand hinter ihm, welches einen ältlichen Mann führte, und in ſeiner Stellung mehr eine Schützende, als Beſchützte bezeichnete, und das Auge des Betroffenen hatte nie auf einem ſanfteren Geſicht geruhet, als jetzt. Erröthend ſenkte das Mädchen die dunkelblauen Augenſterne, verbeugte ſich ein ganz klein wenig, und führte langſam und vorſichtig ſeinen Begleiter hinter die Gardine. Die beiden Freunde folgten auf dem Fuße.

Der Eintritt in eine Wachsfiguren-Verſammlung hat zu jeder Zeit für ein zart organiſirtes Gemüth etwas Beklemmendes, Unheimliches. Die Vorſtellung von der Lebloſigkeit dieſer Geſtalten bildet das Widerſpiel der Gewalt, welche ihre anſcheinende Menſchlichkeit auf unſere Sinne übt. Der Gedanke an die Verdienſtlichkeit, das Unglück, die hiſtoriſche Merkwürdigkeit der Individuen tritt mächtig in den Streit dieſer Kräfte, und das „Memento mori!“ welches von den geſchloſſenen Lippen ausgezeichneter Perſonen der

Vor- und Mitwelt an uns ertönt, giebt den Gefühlen der verſchiedenartigſten Theilnahme einen tragiſchen Grund-Charakter.

Eine ähnliche Bemerkung tauſchte der Oberlandesgerichtsrath gegen den Doctor aus, als ſie in den Saal traten, an deſſen Eingange ein Pariſer Blumenmädchen ſie durch die künſtliche Lieblichkeit täuſchte, in der es, zuſammt der dargebotenen Flora, ſeinen Schöpfer lobte und dem Kunſt-Cabinette zur Empfehlung diente. Vier ſchöne Kryſtalllampen warfen ihr magiſches Licht auf die Heroen der Vergangenheit, auf die Helden der Gegenwart, auf gefeierte Dichter und berühmte Gelehrte, auf ermordete Frauen und ausgezeichnete Herrſcherinnen. Sinnreich hatte der Ordner dieſer Gruppen ſtets ein holdes Bild der Phantaſie zwiſchen ſchroffe Gegenſätze oder neben Perſonen von moraliſcher Unwürdigkeit geſtellt, auf daß es durch den Zauber der Kunſt und Weiblichkeit das Gefühl der Abneigung oder des Mitleids verſöhne. —

Der Saal war ſo eben ziemlich leer an Zuſchauern, und außer dem geſchwätzigen Mädchenſchwarme und dem ungleichen Paare, das unſeren Freunden voranging, nur noch einige einzelne Perſonen anweſend. Doctor Mollin, durch ſeinen Beruf, wie durch ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit in der Damenwelt nicht weniger bekannt als beliebt, hatte kaum die Pariſerin angelächelt, als auch ſchon ein Dutzend freundliche Begrüßungen aus dem Kreiſe jener Schönen auf ihn eindrangen, und die galante Erwiederung derſelben ihn in die Mitte ſeiner verpflichteten Gönnerinnen führte, die ihn alſofort mit Fragen beſtürmten und als Commentar für die Mangelhaftigkeit ihres Wiſſens von einer Figur zu der anderen zerrten und zogen.

Ein Weilchen lang blieb es dem Oberlandesgerichtsrath gänzlich außer Acht, daß ſein Freund ihn verlaſſen hatte, und als er es bemerkte, war es ihm ſogar lieb; denn er folgte in einiger Entfernung dem ältlichen Manne und ſeiner vermuthlichen Tochter und hörte mit geheimnißvollem Antheil und einem deutlich bewußten Vergnügen, wie mit beſchaulicher Weisheit jener Mann zu ſeiner jungen Begleiterin ſprach, und wie ſanft und verſtändig dieſe in ſeine Anſicht einging. Dem Oberlandesgerichtsrath war es, als ginge er in die Schule und hätte nie eine liebenswürdigere Lehrſtunde erlebt. Schritt vor Schritt folgte er dieſen Beiden, und das Herz hüpfte ihm im Buſen.

Während deſſen hatte ſein Unterrichts-Galopp den Doctor außer Athem geſetzt; da lehrte die Bedrängniß, in der er ſich befand, ihm eine Liſt, ſich dieſer Quälereien entledigen zu können, ohne daß dies Beſtreben ſeinen frageluſtigen Schülerinnen bemerkbar oder beleidigend würde. Er trocknete ſich die Angſtperlen von der Stirn und, während er einige unterbrechende Anfragen ignorirte, ſagte er mit erhobener Stimme: „Wir, meine holden Fräulein, befinden uns hier in einer Geſellſchaft, welche die ſtrahlendſten Geiſter mehrerer Jahrhunderte in ſich vereiniget und unſer Intereſſe auf die mannigfaltigſte Weiſe anregt. Wohin wir uns auch wenden mögen: die Theilnahme bleibet nirgends ohne Beſchäftigung. Hier beugen wir uns in Ehrfurcht; dort lieben wir mit Furcht und Zittern. Hier regt der Anblick des Eroberers in uns die Schwingen zu ſeinem Adlerfluge; dort trägt der Genius uns mit leiſem Flügelſchlage in lichtere Räume. Jeder von uns findet in dieſem Vielerlei gewiß leicht den Anziehungspunkt für ſeine Eigenthümlichkeit aus und ſomit den Spiegel, welcher das

Neſthäkchen des Herzens zurückwirft, und da nur der Tod umſonſt iſt und auch der nicht einmal, was ich als Arzt wohl wiſſen muß: — ſo erbitte ich mir für meine gehabte ſüße Mühe Ihre Erklärung zum Lohne, an weſſen Platze Sie, meine Gnädigen, bedingungsweiſe, wenn es Ihnen beliebt — geweſen, oder noch ſein möchten.“

Die armen, überliſteten Kinderchen gaben dem Vorſchlage des argliſtigen Doctors ihren Beifall, der nun ein wenig Luft erhielt und ſich heimlich des gelungenen Wurfs erfreuete.

Sie muſterten nunmehr mit ſelbſtſüchtigen Beziehungen die wächſernen, größtentheils königlichen Schweſtern, und der Doctor ſah ſich zu dem Erſuchen veranlaßt, daß er die ſämmtlichen Entſcheidungen ihres Geſchmacks in der Einzelung, und alſo nach und nach erfahren möchte.

Ein reizloſes Mädchen, welches in der herben Erfahrung des Ueberſehenwerdens das Loos geſuchter Schönheiten nur von ſeiner trügeriſchen Seite ſah, machte den Anfang und ſagte, indem es vor das Bild der ſchottiſchen Maria trat: „Ja, wäre nur Dein ſchöner Kopf nicht ſolch einem ſchmählichen Schickſal verfallen geweſen, ich hätte keinen lieber tragen mögen, als den Deinen, Du Regentin aller Männerherzen! Das Bewußtſein einer angeborenen und unveräußerlichen Allgewalt über die Gemüther muß ein Gefühl der Hoheit und Befriedigung geben, zu welchem der Stolz des Diadems ſich wie die Eitelkeit eines Kindes auf ein flimmerndes Haarbändchen verhalten mag. Ach! Alles, ſelbſt ihre Fehler und Todſünden, ward zur Liebesfeſſel an dieſer Beneidenswerthen.“ Das Mädchen faßte mit ſpitzigen Fingern eine der hellbraunen Locken, welche ſich an dem ſchneeweißen Halſe der Königin herab ſchlängelten, und fuhr mit einem Seufzer fort: „Und die Verzückung, in welcher Mortimer ſagt: Die ſchöne Locke, dieſes ſeidene Haar, verfallen ſchon den finſtern Todesmächten, gebrauch's, den Sclaven ewig zu umflechten: — machte Hunderte, in gleichen Flammen Glühende, zu Opfern ihrer herrſchſüchtigen Plane.“

Lächelnd erwiederte der Doctor: „Wohl dem Glücklichen, deſſen Ihnen geweihete Huldigung einer friedlicheren Beſtimmung gewärtig ſein darf!“

Eine Zweite, in deren ſchöner Bruſt die Furien der Eiferſucht wohnten, nahm jetzt das Wort auf und führte den Doctor einige Schritte weiter und vor den Grafen von Gleichen, der in anmuthiger Ritterlichkeit zwiſchen ſeinen beiden Frauen ſtand. „Dieſe Gräfin nicht von, ſondern ohne Gleichen möchte ich ſein!“ ſagte die, von einer erſt heute gehabten Scene mit dem Geliebten Verbitterte, und warf ſo erzürnte Blicke auf die unſchuldige Morgenländerin, als ſähe ſie in dieſer die eigene Nebenbuhlerin.

„Sie wählten ſchön, mein Fräulein,“ antwortete der Doctor, von dieſer Darſtellung tief ergriffen, „der himmliſche Frieden auf dem Geſichte dieſer Gräfin ſpricht ſich als der Lohn ihrer Tugend und als die edelſte Liebe ihres Mannes aus, wenn gleich dieſe blendende Türkin ſich des irdiſcheren Theils derſelben erfreuet haben mag.“

Ein adeliges Fräulein, welches kürzlich von einer großen Reiſe zurückgekommen war, worauf es ſeine kränkliche Mutter in das Seebad Doberan begleitet, und daſelbſt durch beſonderes Walten der Umſtände einen jungen, ruſſiſchen Officier aus der Suite des Großfürſten kennen gelernt hatte, wollte bei der Rückkehr gern für eine Braut, wenn auch noch insgeheim, gelten, um mißgünſtige Freundinnen zum

Neide zu reizen; etliche aber zweifelten — wie die Schrift ſagt. Die Gelegenheit, um auf ein Verhältniß anzuſpielen, welches in Wahrheit nicht beſtand, ward oft gewaltſam herbeigeführt, und das arme Fräulein bildete ſich ein, durch die Liebe eines Mannes bevorzugt zu erſcheinen, der ſich nichts davon träumen ließ. Jetzt lag die Beziehung auf den Liebestraum zur Hand, und das Fräulein konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ſich vor dem Doctor die Bedeutung eines zärtlichen Verhältniſſes zu geben. Mit ſchmachtendem Blicke ſagte es: „Die Großfürſtin Charlotte möchte ich ſein, und ſo intereſſant und geliebt, wie dieſe hohe, herrliche Frau! Vielleicht ahnete meinem Herzen ſeine Beſtimmung, daß es von jeher gerade dieſer Fürſtin mit der ausſchließendſten Vorliebe huldigte, welche die Gebieterin ſo liebenswürdiger Leute iſt, als — welche man vergebens in unſerm ſchöneren Lande finden würde, und wenn man, wie Diogenes, mit der Laterne ſich nach ihnen umſähe.“

Der Doctor unterdrückte großmüthig ein Lächeln, welches die Schwäche ſeiner ſchönen Bekennerin bemitleidete; doch konnte er ſich nicht entbrechen, zu erwiedern: „Man lernt doch nie aus, meine Gnädigſte, am wenigſten in der Kunſt, beſcheiden zu ſein. Ich habe mich dieſen Augenblick für ziemlich liebenswürdig gehalten, werde mir aber die Hinweiſung auf die nordiſchen Muſter nicht als umſonſt aufgegeben ſein laſſen.“ Hierauf küßte er der Beſchämten die Hand und wendete ſich zu einer Anderen.

Dieſe, bereits in vorgerückten Jahren und nur durch den lebhaften Drang, ſich diesſeits der gefürchteten Grenze zu erhalten, ein angeſchloſſenes Mitglied dieſes jugendlichen Kreiſes — blieb vor Eliſabeth von England ſtehen. Indem ſie mit ſchwacher Stimme den Wunſch ausdrückte, ſich an die Stelle jener berühmten Monarchin verſetzen zu können, dachte ſie vielleicht: Daß Du eine alte Jungfer geweſen? O! der Thron iſt erhaben über alles Sitzenbleiben! Die ſchönſten Männer lagen Dir zu Füßen. Deine Hand war frei, zu wählen. — Die Mutter des Volkes iſt beſchäftigt genug, um der kleinlichen Plage der Kinder überhoben zu ſein! — Und eine Krone wiegt tauſend Kränze auf.

So dachte jenes Fräulein; wir aber denken nicht ſo. Die echte Jungfräulichkeit iſt eine Blüthe des Himmels, vor welcher alle Kronen der Erde in den Staub ſinken. Solch ein reines Herz iſt Gottes! —

Doctor Mollin nahm als Familienarzt im Hauſe der Dame, die ihre Eheloſigkeit mit der Würde des Königsmantels bekleidet wünſchte, ſich die Vertraulichkeit heraus, ihren vollen Arm zu ſtreicheln und ſie dabei ſchalkhaft zu fragen, ob dieſer Ausſpruch auch ihr wahrſter Ernſt ſei, und ob ſie ihn nicht mit dem ſtillen Vorbehalte gethan habe, den Männern weniger jungfräulichen Stolz, als zärtliche Geneigtheit zu zeigen, und den Vorzug der Kälte und Fühlloſigkeit Jedweder zu überlaſſen, die blind gegen die höchſten Vortheile des Benehmens, oder mit geheimen und verwerflichen Entſchädigungen ihrer Entäußerung vertraut ſei.

Die Gefragte erröthete noch ſtärker und, gewandt der Antwort ausbeugend, verſetzte ſie: „Nur eine Bedingung ſtellte meine Entſcheidung feſt, die, daß Sie, Herr Doctor, zu meiner Zeit gelebt hätten, um mein Leibarzt und, da Sie beſondere Fähigkeit verrathen, als Gewiſſensrath zu inquiriren — mein Beichtiger zu werden.“

Es könnte unſern Leſerinnen leicht ermüdend werden, wenn wir deren Geduld und Aufmerkſamkeit für die Erklärung der Geſammtzahl jener Schönen in Anſpruch nehmen wollten, und indem wir dem Doctor die Abhörung ihrer Beichte überlaſſen, richten ſich unſere Beobachtungen in eine andere Gegend des Saales, wo der ältliche Mann und ſeine jugendliche Begleiterin, in ihren leiſen Bemerkungen unterbrochen, jener lauten Verhandlung eine entfernte Theilnahme gönnen, und in den Aeußerungen derſelben von dem Oberlandesgerichtsrath belauſcht werden.

Das Mädchen hatte mit dem mimiſchen Ausdrucke des Beifalls, oder einer ſanften Mißbilligung ſchon manche dieſer Erklärungen angehört, als es ſich in der Lebhaftigkeit des angeregten Gefühls in dem gleichen Falle des Wählens dachte. Es ſtand jetzt am Ende einer Reihe, welche Gellert's unanſehnliche, dürftige Geſtalt beſchloß. Eine fromme Freude glänzte in den blauen Augen auf, als ſie den Gelehrten erkannten, deſſen magere Hand auf einem aufgeſchlagenen Buche, ſein eigenes Werk, ruhete. Das Mädchen nahm eine kleine, blaßrothe Aſter von der züchtig verhüllten Bruſt, legte ſie zum Zeichen der Verehrung zwiſchen die Seiten des Buches und flüſterte mit gerührter Innigkeit leiſe, aber verſtändlich, die Worte: „O Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele ſein!“

Die Geberde, welche dieſe Seligſprechung begleitete, ein leiſes Händefalten, der leuchtende Blick, der Stimme Klang bezeichneten unverkennbar die Wahrheit des Gefühls, in welchem das holde Kind in Gellert's Looſe das wünſchenswürdigſte erkannte, und der anſpruchsloſen Perſönlichkeit des Gefeierten keinen benachtheiligenden Einfluß auf die demüthige Verehrung geſtattete, die den gottgeweiheten Mann über die Höhe der Thronen erhob.

Der Oberlandesgerichtsrath hatte, ganz in der Nähe ſtehend, aber von dem Mädchen unbemerkt, dieſen flüchtigen Act in einer Spannung beobachtet, der auch das kleinſte Augenblinken nicht entgehen konnte. Eine fremdartige, gewaltige Empfindung durchzuckte ihn mit Blitzesſchnelle, und die Flamme loderte in dem getroffenen Herzen auf. Ein durch länger als fünf und zwanzig Jahre verhärtetes Vorurtheil löſete ſich in dem kleinen Tropfen auf, der ſein Auge verdunkelte, das unabwendbar auf der blühenden Jungfrau haftete, die mit dem Lächeln der Unſchuld und Zärtlichkeit die Züge ihres greiſigen Lieblings zu ſtudiren ſchien. Die Gedanken des Oberlandesgerichtsraths lauteten ungefähr ſo:

Die ſtille Wirkſamkeit dieſes Vollendeten erſcheint Dir, Du Reine, als die beglückendſte? Das ſanfte Führerlicht ſeines Geiſtes wird Deinem kindlichen Gemüthe mitten unter den Sonnen zum Leitſterne, die mit ihrem Glanze die ſchwache Sehkraft der Eitlen blenden, anſtatt die Gefahren der Leidenſchaftlichkeit zu beleuchten? Und dies höchſte Glück, eine Seele zu erretten, kann und will ich Dir gewähren! Du ſollſt die meinige erlöſen von Haß, Mißtrauen und Undank gegen den Schöpfer, an deſſen Güte ſich bisher mein frevelnder Glaube verſündigte, daß das ſchönſte Werk ſeiner Schöpfung nur zur Qual und Verdammniß Anderer erſchaffen und geeignet ſei.

In dieſem entſchließungsvollen Gedanken ward der Oberlandesgerichtsrath durch einen Bekannten geſtört, der, eben angekommen, den plötzlich Bekehrten begrüßte, und deſſen genauere Ortskenntniß von dem Erſteren in Anſpruch genommen ward, um eine Erkundigung über den Namen und Stand des jungen Mädchens und ihres Begleiters einzuziehen.

Jetzt war dem examinirenden Doctor der letzte Spruch abgegeben worden. Das Reſultat dieſer erfahrenen Bekenntniſſe reizte ſeinen Satyr zu loſer Rede auf; er aber ſchlug mit galanter Tapferkeit den Schadenfroh aufs Haupt und krönte ſeinen Sieg durch einen Triumph, welchen er ſchließlich den in ſeiner Liſt gefangenen Mädchen bereitete. Indem er ſich tief gegen den Halbkreis der Schönen verbeugte, der ihn, den Redner, umſchloſſen hielt, ſagte er mit Anmuth und Würde: „Nichts iſt billiger, als daß ich mit meiner devoteſten Dankſagung für Ihre freundliche Bereitwilligkeit, meiner Anforderung an Sie zu genügen, Ihnen, meine gnädigen Fräulein, nun auch den Gegenſtand meiner wärmſten Werthſchätzung zeige und zugleich mein Glaubensbekenntniß in Ihre ſchönen Hände ablege.“

Er wendete ſich ſeitwärts zu Taſſo, deſſen dunkle Locken die landsmänniſche Vorliebe des Cabinetsherrn mit einem Lorbeerkranze durchflochten hatte, und ſprach: „Du unſterblicher Sänger des befreieten Jeruſalems! wie melancholiſch Dein Auge auch blickt, als umwölke es noch die Düſterheit des Kerkers; der Genius des Dichters verklärte doch das Bild der Weiblichkeit darin, indem er Dich ſagen ließ: Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt, ſo frage nur bei edlen Frauen an. Denn ihnen iſt am meiſten dran gelegen, daß Alles wohl ſich zieme, was geſchieht. Die Schicklichkeit umgiebt mit einer Mauer das zarte, leicht verletzliche Geſchlecht. Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie, und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nicht. Und willſt Du die Geſchlechter beide fragen: nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte!“

Der Doctor verbeugte ſich noch einmal, und ein helles Beifallrufen lohnte ſeiner artigen Anwendung dieſer Verſe.

Nunmehr aber eilte er dem verlaſſenen Freunde wieder zu, umarmte ihn und fragte, Athem ſchöpfend: „Und Du, mein einſamer Abend, für wen erklärt ſich Deine Wahl? Geſchwind ſage an!“ Und mit ſchlauer Neckerei fügte er leiſe hinzu: „Es iſt ja keine Heirathsentſcheidung.“

Da lächelte der Oberlandesgerichtsrath wunderſam zwiſchen Luſt und Rührung, drückte die Hand des Fragers feſt und lange, und antwortete mit bedeutendem Tone: „Wer weiß auch? Unverhofft kommt oft! Und kann nicht in wenig Worten ein großer Entſchluß, wie die Veranlaſſung deſſelben enthalten ſein?“ Er deutete mit der rechten Hand auf Schiller hin, der in ziemlicher Entfernung von ihm ſtand und in ernſter Sinnigkeit vor ſich hin ſchauete, und ſetzte in auffallender Bewegung hinzu: „Das Herz iſt Gottes Stimme!“

Des Doctors feines Ohr konnte die Beziehung, welche in dieſem Ausſpruche hervorklang, unmöglich überhören; in froher Beſtürzung blickte er dem Oberlandesgerichtsrath ſtarr in das Geſicht und ſah es beſeelt vom Entzücken der Befreiung aus widernatürlichen Banden.

Als die Freunde den Saal verließen und in das Mondeslicht des hellen Herbſtabends hinaustraten, ſagte der Oberlandesgerichtsrath zu ſeinem Vertrauten: „Ich verſprach Dir noch heute Genugthuung zu geben für die unverdiente Anſchuldigung, womit ich Deiner Redlichkeit zu nahe trat, und halte nun im Ernſt, was ich Dir nur im Scherze zugeſtand.“

Hierauf erzählte er dem Doctor, was unſere Leſerinnen bereits wiſſen, und fügte die Verſicherung hinzu, daß, nach ſeiner Ueberzeugung, weder der Lauf mehrerer Jahre, noch die Unberechenbarkeit aller gedenkbaren Lagen und Umſtände einen Fall aufzuſtellen vermöchte, der charakteriſtiſcher, als der kleine, wahrgenommene Seelenzug, die Geſinnung des Mädchens zur Anſchauung bringen könnte, und daß, wenn er ſich jetzt in der Beurtheilung deſſelben betrogen hätte, er auch nun und niemals eine Gewährleiſtung für die Wahrheit erwarten dürfte. Er ſchloß mit der Bitte, daß Doctor Mollin ſich geneigt finden laſſen möchte, die zahlloſen Beweiſe ſeiner treuen Freundſchaft mit dem Freiwerberdienſte zu vermehren, und beorderte den höchlich Ueberraſchten mit ſolch willkommenem Auftrage an den Rector Emmerich (dies war jener ältliche Mann), der wegen vieljähriger gichtiſcher Beſchwerden ſein Amt am Gymnaſium der Stadt aufzugeben ſich genöthigt geſehen, und deſſen einzige Tochter in der Unſchuld ihres Herzens ihn, den alten Knaben — zur Stelle eines Beſſern belehrt habe, ſo daß er allen Ernſtes entſchloſſen ſei, dies liebenswürdige Mädchen zu heirathen, wenn ihm das Glück beſchieden wäre.

Der Doctor preßte in der Heftigkeit ſeines Temperaments und dieſer ganz unerwarteten Freude den Oberlandesgerichtsrath heftig an ſeine Bruſt, und rief mit unterdrücktem Jauchzen: „Lieber, großer Gott! Mein Herzpuls ſchlägt ein Tedeum und unwillkürlich wird die Stimme zur Poſaune, mit der ich dem Herrn dort über den Sternen ein Loblied hinaufſchmettern möchte, der das Wachsbild eines Gerechten zur Kerze Deiner Erleuchtung machte!! Sei mir geſegnet, Freundchen. Nun biſt Du erſt ein Menſch geworden! — Ich gehe morgen, ſo früh, als die Schicklichkeit es nur erlaubt, zu dem Rector, der mir als ein Ehrenmann bekannt iſt, und Du ſollſt mich künftig — Kilian heißen, wenn ſich Deine Beſitzungen um einen andern Korb vermehren, als den die junge Frau zum Bedarf der großen Wäſche Dir in die neue Wirthſchaft bringt. Es wäre denn, daß ſich die hübſche Kleine bereits verſagt hätte.“

Am Jahrestage dieſer kleinen Begebenheit trat der Oberlandesgerichtsrath am Arme des Doctors aus der Hausthür des Erſteren, im Begriffe, einen gemeinſchaftlichen Spaziergang zu machen. Der Doctor ſchien erhitzt, ſein Freund erſchöpft; doch in Beider Zügen malte ſich der Ausdruck einer überſchwenglichen Heiterkeit, der eine außerordentliche Veranlaſſung zum Grunde zu liegen ſchien. Auch war dies wirklich der Fall. —

Die Oberlandesgerichtsräthin Abend hatte vor einer Stunde, nach langem, hartnäckigem Kampfe, ihrem Gatten einen Sohn geboren, und der nun hochbeglückte Vater in tödtlicher Angſt und peinlichem Harren die Schmerzen des geliebten Weibes begleitet.

Den Doctor hatte die Gefahr der auch ihm theuern Frau durch den Lauf zweier Tage und Nächte ſtark in Athem erhalten, und in manchem dieſer bangen Augenblicke war es ihm ſchwer geworden, Faſſung und Geiſtesgegenwart zu behaupten. Allein das endliche Erſcheinen eines geſunden, lieblichen Kindes und das verhältnißmäßig gute Befinden der Mutter belohnten die heldenmüthige Anſtrengung des freundlichen Arztes. Nun aber mußte die Wöchnerin Ruhe haben, und das Gebot des Doctors verpönte jede Gemüthsbewegung, wäre ſie auch von der freudigſten Art. Er unterſagte die Näherung erregender Zuſprüche, und verbannte ſogar mit grauſamer Feſtigkeit, für die erſten Stunden mindeſtens, den wonneſeligen Gatten und Vater aus dem Heiligthume ſeines Glückes.

Frau Leontine, welche das Wärterinnenamt übernommen, ward von ihrem Manne für das Wagniß willkürlicher Zulaſſungen verantwortlich gemacht, und nun ſchlug der Doctor ſeinem Freunde einen Gang ins Freie, ein Luftbad, an der Milde des Herbſttages genommen, als das beſte Erholungsmittel vor. Ohne darüber Verabredung getroffen zu haben, richteten ſie ihre Schritte nach dem Bergthore, und am Mühlendamme ſtanden ſie ſtill, wo ſie vor Jahresfriſt zu derſelben Stunde einander begegnet waren.

Die Sonne ging ſo ſchön unter, wie damals; aber ſie ſpiegelte ſich heute in einer Freudenthräne, die in den Augen des Oberlandesgerichtsraths ſchwoll.

„Hier war es,“ ſagte er, ſeinem Freunde die Hand drückend, „von wo aus ich den Weg zu meinem Glücke antrat. O, hätte ich das denken können! Lieber! Wie gütig iſt Gott! wie reich das Leben! wie ſelig ein Vaterherz!“

Der Doctor nahm ſeinen Hut ab und erwiederte gerührt: „Gott ſegne die Mütter! Sie ſtehen dem Urbilde der Liebe noch näher, als wir. Weſſen Gedanke nicht zum Gebete wird, wenn er das Auge einer Frau zum erſten Male auf ihrem Kindlein ruhen ſiehet, dem wäre beſſer, er wäre nicht geboren.“

„Ach!“ entgegnete der Oberlandesgerichtsrath in nachſinnender Verwunderung, „und dieſer höchſten Schätze des Daſeins wollte ich mich begeben, und habe die ſchönſten Jahre meines Lebens in träger Ruhe und finſterer Verſchloſſenheit verträumt!“

„Nun, laß es gut ſein, Freundchen!“ tröſtete der Doctor. „Zu geſchehenen Dingen ſoll man das Beſte reden. Du haſt der Bekehrung nicht widerſtanden, und Dein Loos iſt Dir aufs Lieblichſte gefallen.“

„Ja,“ betheuerte mit tiefem Gefühl der Oberlandesgerichtsrath, „meine Auguſte iſt ein Engel! Doch weißt Du, was allein die Weiber zu einem ſolchen macht? Das fromme, demüthige Herz.“

Der Doctor lächelte beſtätigend, und vielleicht mancher unſerer geneigten Leſer auch.

Das
Häuschen auf der Stadtmauer.

Beharrliche Wünſche können auch etwas.
Rahel.

In einer größeren Stadt, welche der Schauplatz dieſer kleinen Erzählung ſein ſoll, — ſtand ein nettes Häuschen, weiß von Anſehen, mit grünem Leiſtenwerk fein übergittert, auf dem Reſte der grauen Stadtmauer dicht am Thore. Dieſes Thor, ein dunkler Bogengang, der ſich nach Außen zu in einer tiefen Niſche endigte, worin ein rieſenförmiges Standbild der heiligen Aegidia ſeit manchem Jahrhundert ſeinen Platz behauptete, — war das einzige, was dieſer guten Stadt verblieben war. Jener Simſon, deſſen Kräfte einſt die Welt erſchütterten, hatte zu den Zeiten des Krieges und der Gewaltſamkeit die andern der Erde gleich gemacht, und an ihrer feſten Stelle war ein Schlagbaum entſtanden, der das Aeußere der ſtädtiſchen Commune von den Paläſten der Vorſtadt ſchied.

Aber mit furchtbarem Ernſt hatte das Thor damals jedem heilloſen Angriffe widerſtanden, und die Einwohner gaben die Ehre davon der hohen Schirmfrau allein, welche nach der älteſten Chronik ſchon vor Alters Wunder des Schutzes gethan. Nicht genau genug bewandert in der Legende alter Heiligen, wiſſen wir nicht, ob das Fundament dieſer Beſchützerin auf dem Grunde hiſtoriſcher Wahrheit beruhet, oder nur als ein Sinnbild der Standhaftigkeit gegolten habe. Wenn jedoch, wie man ſagt, ſelbſt Götter dem Glauben gerecht werden, ſo iſt anzunehmen, daß auch jener ſteinerne Buſen dem gläubigen Vertrauen Wort hielt, womit er für das Herz der Sicherheit gehalten wurde. So viel iſt gewiß, kein Maurer hätte gewagt, Hand an dieſes geweihete Bollwerk zu legen, und als einſt ein freiſinniger Geſell ſich über jene Scheu erhoben, weil die alte Stadtmauer den verſchönernden Abſichten eines wohlweiſen Rathes im Wege ſtand, war ein Pfeiler theilweiſe zuſammengeſtürzt und hatte mehrere Arbeiter in Schutt und Graus begraben. Seitdem blieb die Verbindungsmauer unberührt; denn der Magiſtrat wäre bei einem wiederholten Verſuch vom Pöbel geſteinigt worden, der jenes Unglück für ein Strafgericht genommen.

Ein ſchmales Pförtchen führte mittelſt eines bequemen Anſteigens zu dem geräumigen Sommerhauſe hinauf, welches von der Eingangsſeite einen Zwinger beherrſchte, der ſich am andern Ende terraſſenförmig ſenkte und nur durch eine natürliche Wand von einer anmuthigen Gartenwohnung getrennt war, deſſen Fenſterreihe aber, gegen das Thor zu durch einen kleinen Balcon unterbrochen, eine ebenſo weite als entzückende Ausſicht gewährte. Doch blieb die Wahl, welcher Standpunct vorzuziehen ſei, zweifelhaft, einem ſtillen Sinn mindeſtens; denn der Zwinger, über den hinaus eine reizende Bergkette in perlfarbnem Schimmer ſichtbar ward, prangte in vollem Reichthum des Herbſtes, und der düſtere Anſchein der Mauer, mit wildem Wein umzogen, zeigte jenen dunkeln Purpur, worin dieſes Gewächs trauert, und miſchte in den Reiz der Anſchauung ein melancholiſches Gefühl von Leidweſen der Natur.

Es war um die neunte Frühſtunde eines hellen Tages, als ein ſchönes, ſchlankes Mädchen auf dem Balcon ſtand, angeleuchtet von der Morgenſonne, welche in den vergoldeten

Spitzen des eiſernen Geländers blitzte. Die offenen Glasthüren, mit grüner Seide verhangen, warfen Schatten über dieſen engen Raum und ſpiegelten magiſch klar, wenn auch in verkleinerndem Verhältniß, den großartigen Schauplatz zurück, der ſich von hier aus überſehen ließ; die ſchlanken feſten Thürme ſchienen zu wanken, ſo oft ein Lüftchen die Flügel der Thür in ihrer Angel langſam bewegte. Die Jungfrau in der Höhe blickte ſinnend abwärts; aber das Geräuſch der Menſchen, die ſich zum Thore hinaus und herein drängten in emſiger Eile neben der Zufuhr hinweg, welche langſam und läßig den Paß verengte, war ihr nur, als ob der Wind ginge. Dort lag das Gewimmel des Marktes, für einen feinen Blick immer noch erkennbar, wenn auch von dieſem Standpunkt aus das Grünzeug nur etwa wie Dragée erſchien, den Kleinſinn eines Kindes zu vergnügen, und die Holzhändler ihre nützlichen Waaren gleich Spielſachen feil hatten. Wie ſo winzig, ſo ameiſenartig erſchien Alles! und droben der Himmel ſo weit, ſo blau, ſo einſam und doch ſo heiter! Das Mädchen ſah hinauf mit Sehnſucht, und in der tiefen Bläue der ſchönſten Augen glänzten ſtille Thränen.

Jetzt ſchlug es neun Uhr; der Seiger ſummte hörbar nach, es war, als ob die Luft erſichtlich zittere. Ein flüchtiger Blick auf die Straße hinunter, wo eben ein kleiner Mann die Pforte zum Zwinger aufſchloß, brachte das Mädchen plötzlich zu ſich ſelbſt. Sie raffte ſchnell ein Tuch von einem Tiſchchen, die Spuren trüber Gedanken wegzuwiſchen. In dieſem Augenblicke faßte ein leichter Windſtoß das offene Papier, worauf es gelegen, entfaltete den Inhalt, wehete einen grünen Schleier, mit ſilberweißen Blumen durchwirkt, zur heiligen Aegidia und legte ihn in ſchweigſamer Verwickelung um ihren ehernen Schild.

Nach ängſtlicher Erwartung trat ein anſehnliches Männchen von ältlicher Geſtalt und abſtoßenden Zügen in die Sommerſtube, die nicht groß genug war, um für einen Saal zu gelten; der Zug warf die Thür klingend hinter ihm ins Schloß. — Der kleine Hagere war im Beſitztitel dieſes Grundſtücks, welches eigentlich ſeiner Frau gehörte, der Vater des lieben Mädchens, der Commerzienrath Schwelger. Wer ihn kannte, meinte jedoch, der Geiſt der Ironie hätte ihm dieſen Namen gegeben.

„Nun, was erſchreckſt Du denn ſo, kleiner Maulaffe?“ fragte er odemlos die verblaſſende Tochter, „daß die Thür zublitzte? Warum müſſen die Fenſter drinnen immer offen ſtehen! Wie leicht kann der Wind, der auf dieſer verwünſchten Warte ewig hauſt, eine Scheibe zertrümmern! — Oder daß ich zu früh komme! Ja, die Morgenſtunde hat Gold im Munde; und um Neune fegt Hans ſchon Tenne und Scheune — wie ein ländlich Sprichwort ſagt. — Wo iſt die Mutter?“

„Im Zwinger“ — ließ ſich die kleinlaute Antwort vernehmen; „erlaube, lieber Vater, daß ich Dir einen guten Morgen bieten darf.“

„Nun wahrhaftig!“ fuhr der Commerzienrath fort, ohne dieſen Gruß zu beachten, „die Gemahlin des Lord Spleen, oder wie irgend eine Dame der reichen Pairſchaft heißen mag, hat es nicht beſſer. Wenn der Tag kommt, geht die Mutter ſpazieren, und das Töchterchen geht — müßig, wie ich finde, während dem Vater tauſend Sorgen in dem Kopf herumgehen.“

Eine feine, fliegende Röthe auf dem Geſicht des Mädchens zeigte, wie es durch dieſen unzarten Vorwurf verletzt ſei; doch mit unterdrücktem Schmerz und verhaltener Stimme ſprach es: „Du weißt, Vater, wie dringend der Arzt den Genuß der friſchen Luft der armen Mutter angerathen hat.“

„Der armen Mutter!“ wiederholte der Vater mit ſpottender Härte; „was hat die Mutter denn für Noth? Schlimm genug für mich, wenn ich Jahr aus Jahr ein den Doctor für ſolche einfältige Rathſchläge bezahlen muß, die ein Jeder umſonſt haben kann.“

Die Tochter erwiederte: „Die Mutter braucht ſo wenig — es iſt ihr, leider Gottes! Alles gleichgültig.“

„Schweig ſtill, Kind! ich kann es kaum hören,“ ſagte der Vater mit einem Anklang im Tone, als hätte dies Wort an ſein Gewiſſen geſchlagen; „nichts iſt gleichgültig in der Welt und am wenigſten für die Frau eines Kaufmanns. Wenn mich die Leute fragen: was fehlt den eigentlich Ihrer Frau Liebſte! ich nehme Anſtand zu ſagen: es iſt eine Gemüthskrankheit. Wer vernünftig denkt, hält Schwermuth, die keinen Grund hat, für ein nichtiges Uebel der Einbildung, für Vornehmthun der Laune. Die Zufriedenheit erhält das gemeine Volk geſund; aber aus Hochmuth entſteht allemal Trübſinn, und der Gram, der ein kranker Stolz iſt, tödtet viele Leute.“

„Ach, Vater, ſchone mein!“ bat die Tochter flehend und wendete ihre Augen von ihm ab. Er aber gab dieſer rührenden Bitte kein Gehör und ſprach: „Wenn ich nicht einen ſo ſtarken Verſtand hätte und eine unabläſſige Hand, um dieſer Niedergeſchlagenheit — Du haſt auch einen merklichen Hang dazu, — das Gleichgewicht zu halten, was ſollte aus Euch werden? ſprich ſelbſt!“

Die Tochter aber ſchwieg; nur ein tiefer Seufzer erfolgte auf das ſchnöde Selbſtlob dieſer Frage.

„Doch was ich ſagen wollte,“ redete der Commerzienrath weiter, „weshalb ich komme; zufällig ſehe ich heute im Comtoir-Calender, daß morgen der Mutter Geburtstag iſt; ich merke mir ſonſt dergleichen Dinge nicht. Da wollen wir eine Geſellſchaft geben, und darüber will ich mit Dir ſprechen, Dorchen.“

Fedore ſtarrte ihren Vater an. „Eine Geſellſchaft geben — Wir?“ fragte ſie gezogen, und der behutſame Accent dieſes kleinen Plurals drückte auf die ſprechendſte Weiſe das Erſtaunen über eine Gaſtlichkeit aus, die — falls dem Vorzeichen des Todes zu trauen wäre — das Ende aller Dinge bei ihrem Vater andeutete.

„Nun, was giebt es dabei zu wundern und zu lächeln?“ entgegnete er betroffen. „Einer kränklichen Hausfrau ſind keine Gaſtgebote zuzumuthen, und ein Geſchäftsmann hat anders zu thun, als darauf zu denken, wie man das ſauer Erworbene nur üppig genug vergeude. Aber nachſagen laſſe ich mir doch nichts. — Geſtern Abend ging ich einmal in den baierſchen Keller und traf ein luſtiges Convivium allda. Sie zogen mich auf, ich ſolle tractiren, und Einer raunte mir trunkenen Muthes zu: „Löſchen Sie aus, Freundchen! Sie ſtehen als Hieronymus Knicker auf der Kreide und in üblem Credit. Das hat mich böslich verdroſſen, und ich trank Gift und Galle hinunter.“

„Du ſiehſt auch ganz gelb aus, Vater,“ ſagte Fedore, und faßte erröthend in heißer Scham ſein erdfahles Geſicht mit einem Blick der Bekümmerniß ins Auge.

„Es iſt daher mein Wille,“ fuhr er in Ingrimm fort, „der Leute Mäuler zu ſtopfen; ich rechne auf Dich, meine

Tochter, und erlaube Dir, zu der bewußten Feſtivität ein — Torte zu backen. Dabei bediene Dich keines Kochbuchs, hörſt Du? Dieſe verſchwenderiſchen Theorien taugen nichts, und eine gute Wirthin wird ſich nimmer Raths bei ihnen holen. Da heißt es, nimm ein Pfund Zucker! nimm ein Pfund Mandeln — wenn man ein paar gute Freunde bewirthen will, von denen Hundert auf ein Loth gehen.“

„Und ſolche Freunde wollen wir einladen?“ fragte Fedore mit dem bittern Ernſt der Wahrhaftigkeit. „Denkſt Du damit der Mutter eine Freude zu machen?“

„Ei, was geht das mich an? ich bin es mir ſelbſt ſchuldig; Du hörſt es ja,“ antwortete dieſer zärtliche Ehegatte. „Was nun die Freunde betrifft, ſo giebt es ſchwerlich andere; traue meiner Erfahrung, Kind! Wer Gäſte ladet, ladet ſich eine undankbare Laſt auf den Hals; aber die Schwachheiten des Herkommens müſſen ertragen werden, es hilft nichts. Um nun wieder auf die Torte zu kommen; ſo brich ſelbſt dem mäßigſten Verhältniß noch ein Gemärkchen ab; es fällt im Geſchmack nicht auf, und Dir, ſo zu ſagen, in die Taſche. Wir laſſen kalten Aufſchnitt herumreichen: wenig mit Liebe! vorher eine Brühe in Taſſen, aber nicht ſo ſtark, daß etwa auf die Perſon ein Pfund Fleiſch käme — Gott bewahre! ein ſchwaches Süppchen, mit ſanfter Semmelkrume eingequirlt —“

„Schon gut, ſchon gut!“ unterbrach Fedore den Küchenzettel des Vaters, „ich werde Alles aufs Beſte einzurichten ſuchen. Auch kenne ich ja das Gewicht Deiner Wünſche. — Aber — das verpönte Pfund laſſe nur fallen, Vater! das Pfund! ich vergrabe ſonſt das meinige.“

„Ja, weiſe Sparſamkeit iſt Euch Pönitenz; man kennt das,“ erwiederte dieſer. „Nach dem Sinn der Zeit kann der Ueberfluß nicht groß genug ſein. Dann badet der Mann im Kummer, die Frau ſchwimmt in Thränen, und was ein Erbe iſt, ſieht trockenen Mundes ſein Glück zu Waſſer werden. Doch ferne ſei es von mir, daß ich tadeln ſollte, was löblich zu nennen! So iſt das Nöthigen aus der Mode, und verfalle nicht in dieſen alten Fehler, mein liebes Kind! man beläſtiget nur. Mancher läßt ſich etwas aufzwingen, und ißt dann in Gedanken, wo nicht mit Widerwillen, die Gottesgabe hinein."

Es ſchien, als hätte Fedore während dieſer Strafpredigt über den Entwurf des Abends nachgedacht.

„Wachslichter wirſt Du doch brennen laſſen?" fragte ſie vorausſetzend.

„Wachslichter!" rief der Commerzienrath entſetzt. Und wenn alle Magazine in Flammen aufgegangen wären; ſein Blick hätte deutlicher nicht ſagen können, daß er ſeinen Ruin darin ſähe. „Wo denkſt Du hin, meine Tochter? Das wäre ein ſchrecklicher Luxus! Läuft in dieſer argen Welt nicht ohnehin Alles auf den Schein hinaus? Wir wollen uns ſolcher Verblendung nicht theilhaftig machen. Verlaſſe Dich darauf; ein Mann, der ein Auge auf Dich hat, läßt Dich nicht aus der Acht, wenn wir auch nur Achter anſtecken von reinem Talg. Sei Du nur fügſam, wie Wachs, nach Deines Vaters Willen; dann denkt jener wohl, Du würdeſt die Kerze ſeines Hauſes ſein. Gehorſam! das iſt die Hauptſache — baſta!" Er wandte ſich, als wolle er gehen. Aber wie von einer leiſen Ideenverbindung zurückgehalten, wendete der Commerzienrath ſich nochmals gegen ſeine Tochter, die ſich während der letzteren Reden ihres Vaters entfärbt hatte, und ſprach: „Das bitte ich mir aus, Dorchen, kein ſolches Geſicht! denn daß Dein Herr Dichter nicht gebeten wird, dies verſteht ſich von ſelbſt; ich weiß keinen Titel, unter dem ich ihn der Geſellſchaft präſentiren könnte. Er müßte Viel haben, wenn ich vergeſſen ſollte, daß er nichts iſt. Von Liebe kann daher die Rede nicht ſein, kommt auch bei einer ſoliden Verheirathung gar nicht darauf an. Was iſt die Liebe denn? Der Beſcheid, den ich hierüber zu geben wüßte, iſt mir theuer zu ſtehen gekommen. — Welch ein Zug hier oben! das iſt ja nicht auszuhalten." Damit ſchritt er hurtig dem Balcon zu, um mit einer Hand, die im Verſchließen geübt war, das Fenſter zuzuwirbeln. „Doch" — ſchrie er der verſtummten Tochter zu, „was iſt denn das für eine Fahne dort unten?"

„Es iſt der Flor," ſtammelte Fedore, „den ich der Mutter zum Angebinde ſchenken wollte ihrer geſchwächten Augen wegen, — der Wind entführte mir ihn."

„Dachte ich's doch!" rief der Vater zornig, „wieder ein Thaler und acht gute Groſchen zum Fenſter hinaus! Da heißt es: ſie ſehen nur, wo ſie fliegen, nicht wo ſie gehen; der Schaden aber folgt der Saumſeligkeit ſtets auf dem Fuße. Erbarmungsreicher Gott! wenn das ſo fortgeht" —

„Vater," unterbrach ihn Fedore, indem ein unwillkürliches Gefühl der Geringſchätzung aus ihrem Tone ſprach, „wir wollen das Erbarmen Gottes bei einer Sache von ſo kleinlichem Belang nicht anrufen."

„Ich werde den Jacob rufen, obgleich er mitten in der Arbeit iſt, daß er eine kleine Leiter nehme und das Dings da zu erlangen ſuche," erwiederte der Vater, und eilte in Haſt von dannen, ohne die Mutter grüßen zu laſſen, oder die Tochter auch nur eines Blickes zu würdigen.

Als der Commerzienrath die Thür hinter ſich zuſchlug, daß die Fenſter zitterten, erbebte auch ſeine Tochter, und ein

Schauer rieſelte durch ihre Glieder. „Was iſt die Liebe denn?“ jene Worte floſſen unter Thränen ſacht von Fedorens Lippen, wie wenn nur an dieſer Frage allein das Glück ihres Herzens und ſein Gedächtniß hafte. Und hinter der ſtillen Wand des Buſens flüſterte es leiſe, ſo leiſe, wie nur Liebende es verſtehen:

„Lieb' iſt ein Rauſch — und kann doch nicht verfliegen;
Lieb' iſt ein Trank, der doch den Durſt nicht ſtillt;
Lieb' iſt ein Meer, das doch ſtets friſcher quillt;
Lieb' iſt ein Quell, und kann doch nicht verſiegen;
Lieb' iſt ein Traum, und kann in Träume wiegen;
Lieb' iſt ein Kampf, doch wie der Friede mild;
Lieb' iſt ein Schwert, und iſt doch auch ein Schild.“ —

Verſe, welche ihr titelloſer Freund ihr geſtern vorgeleſen, mit inniger Freude, daß ein verwandter Geiſt das Unausſprechliche zur Sprache erhoben und dem todten Buchſtaben das Leben des Gefühls gegeben hatte. — Das letztere Bild dieſer Strophen lenkte Fedorens Sinn auf die heilige Aegidia, und ihre Gedanken verwebten ſich in dem grünen Flor zu einer luftartigen Hoffnung, worin ſie das Weben ahnungsvollen Troſtes empfand.

Ein Geräuſch draußen verrieth, daß Jemand komme. Fedorens Thränen ſtanden — und im Nu ſtand jener vom Vater ausgeſchloſſene Gaſt vor ſeiner Tochter. Es war ein junger Mann, Namens Lydor, der bei dem Commerzienrath im Hintergebäude ſeines Hauſes in der Stadt wohnte und ſich während der ſchönen Jahreszeit mit einem heißen Dachſtübchen jenſeits der Wand des Zwingers behalf, um — wann der Mond über die Stadtmauer ſtieg, den Pyramus in Scene zu ſetzen. Dem Hausherrn gefiel nichts an dieſem ſtillen Miether, als daß er den Zins pünktlich bezahlte, keinerlei Anſprüche machte und ihm die Ausgabe für einen Gärtner erſparte. Daß er ſtill und fleißig den Wiſſenſchaften oblag, und in jenem Selbſtgenügen, welches immer einen reichen Geiſt verräth, und die Kunſt, ſein eigener Freund zu ſein, jeder Luſtbarkeit entbehrte: dies hielt der alte Schwelger für keinen zureichenden Grund, ihm irgend einige Achtung zu ſchenken.

Aber Lydor hätte das elende Räumlein ſeines kleinen Muſenſitzes um keinen Preis vertauſcht, denn ein Blick in die ſchönen Augen Fedorens entſchädigte ihn. Zwar mangelte es ihm in jedem Sinne an Ausſicht; doch die wahre Liebe hofft über das Mögliche hinaus und ſieht Wunder, wo andere keine Wahrſcheinlichkeiten ſehen.

Auch die verkümmerte Mutter war dem jungen Hausgenoſſen freundlich, wenn auch nur leidſam, zugethan. Sein gefälliges Aeußere, ſeine reinen, milden Sitten und der Ton zarter Theilnahme, womit er ihr begegnete, hatten ihm ihr Wohlwollen gewonnen. Das Schickſal ihres einzigen Kindes drückte ſchwer auf ihr gebeugtes Gemüth; denn ſie ſah deutlich, daß Fedore mit leidenſchaftlicher Innigkeit liebte, und kannte des Vaters Denkart genau genug, um den Erfolg daraus zu wiſſen.

Von dieſer heimlichen Sorge bewogen, die ihr mit jedem ſinkenden Tage mehr zur Laſt fiel, und ihrer Nachſicht einſt zum größten Vorwurf gereichen konnte, hatte die Mutter, trotz ihrer krankhaften Schwäche, ſich entſchloſſen, mit Lydor ein ernſtes Wort zu reden. Sie wollte ſich an ſeinen Edelmuth, an ſeine Liebe wenden, daß Fedore ſobald als möglich eines Kampfes überhoben würde, der ihr doch nun einmal bevorſtände, und an dem ihr eigenes Herz ſich langſam verblutet hatte. Dazu hatte ſie ihren herannahenden Geburtstag auserſehen. Jetzt ſtand Lydor, mit Gluth bedeckt, vor Fedore, ihren Schleier wie ein Panier in ſeiner Hand, und ein Blutstropfen nach dem andern quoll an ihr herab.

„Hier haſt Du Deinen Flüchtling wieder," ſagte er tiefathmend. „Ich kannte ihn an den weißen Blumen, da ich ihn geſtern in Deiner lieben Hand geſehen. Indem ich nach der Stadt wollte, ließ ich nur erſt den Vater vorüber; geſchwind ſchwang ich mich hinauf — und — der Flor iſt unverſehrt."

„Du bluteſt Lydor!" unterbrach ihn Fedore ängſtlich, und ein verhaltener Tropfen fiel von ihren Wimpern — in ſein Herz.

„Ich ritzte mich nur an einer ſcharfen Kante" — antwortete er. Aber Du weinſt? Was fehlt Dir, meine ſüße Freundin? darf ich es nicht wiſſen?"

„Der Vater hat mich abermals ein Bischen gequält," erwiederte das Mädchen mit trauriger Stimme. „Es iſt der alte Schmerz; ich fürchte jedoch, er hat einen neuen für mich im Sinne. Was die Mutter angeht, dringt mir durch die Seele; die kleinſte Wehthat aber, die Dich treffen könnte, o mein lieber Freund" — Fedore redete nicht aus.

Lydor lächelte. Er umfaßte die Geliebte und ſprach leiſe: „Mein Wohl hat Gott bedacht! Sei nicht betrübt, Fedore! ich bin ſo glücklich, ſo überſelig — Deine kleinſte Thräne löſcht mir aber allen Glanz der Freude aus."

„Der Vater will ein Gaſtmahl geben — denke nur!" ſagte das Mädchen im Tone eines, der das Erſtaunen aufruft, und ſetzte ſinkenden Muthes hinzu: „Du aber, armer Freund! ſollſt nicht dabei ſein."

Lydor lächelte und ſprach: Ich könnte ihm dennoch zuvorkommen, der Mutter Geburtstag zu begehen, und nicht allein in ſtiller Feier meines Herzens. Wer Freude giebt, der giebt die beſte Gabe!“ Er hauchte einen leiſen Kuß auf ihre Wange, wie zur Verſiegelung deſſen, was noch nicht eröffnet werden durfte.

„Und etwas Gutes könnte Lydor mir verſchweigen?“ fragte Fedore, und ſah ihm betrübt und forſchend in das leuchtende Auge. — „Du haſt ſeit einiger Zeit Heimlichkeiten vor mir“ —

„Nur ein Geheimniß, meine Fedore“ — erwiederte er begütigend, „was ſich aber bald auflöſen wird, und wie ich zum Himmel hoffe, in Wohlgefallen. Es kommt nur auf die Frage an, ob Du“ (hier zog er die Holde an ſich und drückte ſie innig an ſeine Bruſt) „umſchlungen von allen Kräften, allen Fäden meiner Seele, mein ſein wollteſt, wenn ich auch ſcheinbar in einem Verhältniß der Abhängigkeit lebte. Denke nicht an irgend ein ſchmähliches Joch! Sieh! ich könnte Blumen ziehen, oder in die Ferne, mein Brod mir zu erwerben; aber Deine Nähe hält mich, Du mein einzig Glück! und würdig will ich Dich beſitzen, oder Dir entſagen. Lege alſo der Mutter jene Frage vor. Sie hat den Stolz des Grames und ein Herz voll mütterlicher Liebe.“

Fedore wand ſich ſanft aus ſeinen Armen los und ſprach: „Du vergißt, daß es eben der kranke Punct, ich möchte ſagen, die fixe Idee meiner Mutter iſt, daß ſie keine Frage, keine! leiden kann. Warum? das mag nun Gott wiſſen. Als ich jüngſt mit ihr in der Paulskirche bin, nimmt der Geiſtliche, der über einen freien Text predigt, die Worte dazu: Wer biſt Du? in Bezug auf die Frage, welche die Jünger des Johannes im Gefängniß an Jeſus richten — wird mir die Mutter ohnmächtig und ſinkt geräuſchlos in ſich zuſammen! Ich hatte Mühe, ſie ohne Aufſehen hinwegzubringen. Ein andermal, es werden jetzt zwei Jahre ſein — als wir zu Morgenbeſſer's gebeten waren, kommt unglücklicher Weiſe ein Frageſpiel auf die Bahn. Was iſt das Bitterſte? fragt der alte Doctor. Einer ſagt: Verſchmähte Liebe — der Andere: Gnadenbrod — ein unfeiner Herr ſpricht: Galle auf der Zunge eines Weibes — ein Vierter: der Schmerz des Wiſſens — nun kommt die Reihe an meine Mutter. Sie entfernt ſich ſtumm und bleich, und mit gepreßtem Herzen ſah ich eine langſame Zähre an dem lieben Geſicht niedergleiten. — Ach Lydor! ich weiß es, was das Bitterſte iſt, ich allein! Thränen einer guten Mutter, und des Vaters Geiz; das iſt die Wurzel alles Uebels!“

Fedore brach aufs neue in bitteres Weinen aus.

Gieb Dich zufrieden, mein armes Kind,“ ſprach der Freund mit liebender Zurede; „auch dieſer Wermuth trägt Dir einſt die ſüßen Früchte der Geduld, und jene trübe Quelle kann ſich aufklären. Der Geiz iſt ja doch nur ein verkanntes Streben nach dem höchſten Beſitz, nach ewiger Genüge, die kein Goldſtaub geben kann.“ —

Fedore ſtarrte mit einem weitſchweifenden Blicke durch das Fenſter in den Zwinger und ſprach: „Mir däucht, die Mutter dort unten ſähe ſich nach mir um — gehe jetzt, Lydor!“

„Sogleich!“ antwortete er. „Das Wichtigſte hätte ich jedoch bald vergeſſen: ich wollte Dich nämlich bitten, die Mutter dahin zu bewegen, daß ſie morgen früh während der Kirchzeit ein Stündchen mit ſpazieren fährt. Meinem Wunſche nach ſoll ſich die Mutter ſelbſt in einem Gewächshauſe eine Blume ausſuchen, wie ſolche ſelten ſo ſchön an ihrem Stocke blüht, und ich möchte ſie gern mit dieſer armen, kleinen Freude anbinden. Arm? faſt ſchäme ich mich dieſes Ausdrucks; ich bin reich, ſehr reich! Wer iſt glücklicher als ich, wenn Du mich liebſt?“ Und die Blumen ſage ich Dir, ſind wunderſchön! da iſt ein Chryſanthemum; man nennt dieſe ſchöne Pflanze auch die Goldblume oder Wucherblume“ —

Fedore lächelte traurig froh und ſprach: „Die wird die Mutter ſchwerlich wählen, ſchon des Namens wegen.“

„Und es iſt ein ſo vornehmes Gewächs, was in gelben Sternen blüht,“ erwiederte dieſer leidenſchaftliche Blumiſt. „Ach, und Fedore! Wünſche von den wahrinnigen, von denen man denkt, ſie könnten Sterne vom Himmel herabziehen, ſolche Wünſche erfüllen ſich doch am Ende.“ —

Hiermit zog der Freund das ergriffene Mädchen entzückt und ſchweigend an ſein Herz, und eilte hinweg in einem Gange, dem Liebe und Hoffnung Flügel gaben.

Fedore traf ihre Mutter, unter den Obſtbäumen des Zwingers, bei der Betrachtung einer Calville. „Dieſe Sorte iſt trefflich gerathen“ — ſagte ſie.

„O Mutter“ antwortete Fedore, „wenn Dein liebes Geſicht immer ſo heiter wäre, ſo wüchſe dieſer Apfel für mich im Paradieſe.“

Die Mutter ſtreichelte die rothe Wange der Tochter, und dieſe fuhr fort: „Ich hänge nicht an eitlen Dingen; Du weißt's, nur eine heimliche Furcht vor der Zukunft beſchleicht mich zuweilen.“

„Mein Kind, fürchte dieſe Furcht!“ entgegnete die Mutter; „das iſt die Schlange, die mit falſcher Zunge ſpricht. Die Unſchuld wandelt ſchlecht und recht, meidet das Böſe, und ein reines Gemüth darf auf Gott trauen.“

„Aber dieſe Zuverſicht,“ erwiederte Fedore halb überzeugt, halb vorwurfsvoll, „wie kann ſie Dir fehlen, die Du immer ſchuldlos gelebt haſt und wandellos gut und treu geweſen biſt?“

„Das will ich Dir ſagen,“ antwortete die Mutter ſanft, „es rührt zum Theil von den Eindrücken jener trüben Jugend her, daß ich ſo muthlos bin. Wie leicht, Fedore, fällt ein Wort von unſern Lippen! und es fällt vielleicht einem empfänglichen Herzen lebenslang zur Laſt. — Das Schwerſte trägt man ſtill, und ſollte täglich beten: verzeihe mir auch die fremde Schuld — die verborgenen Fehler! Wir ſehen es nur nicht ein, was zu unſerm Frieden dient. Seit einigen Tagen fühle ich mich ſonderbar erleichtert, wie wenn man die Nähe eines Glückes ahnt. Als ich dieſen Morgen erwachte, war es mir, als ob ein Nebel vor meinen Augen zerflöſſe.“ Sie ſah die Tochter mit einem klaren, ſchönen Blicke an.

„O meine liebe Mutter!“ rief Fedore in freudiger Rührung und faßte ihre zarten Arme, „mir iſt, als ob ich die Sonne aufgehen ſähe!“ — Sie dachte, die goldene Stunde hätte geſchlagen, ihr Anliegen vorzubringen. Und ſo ſetzte ſie mit wankender Stimme hinzu: „Lydor war bei mir. Er bat mich, ſeine Fürſprecherin bei Dir zu ſein, wenn er dringend wünſcht, daß Du ihn morgen früh in einen Garten, oder wohin? begleiteſt. Er möchte Dir eine Blume zu Deinem Wiegenfeſte verehren.“

Die Mutter blickte ernſthaft zu dieſem Vorſchlage und ſprach: „Dein Freund kommt mir zuvor; ich habe eine Bitte an Lydor, welche eine Blume noch für mein Grab ſein würde."

„Dann hätte ich eine Vorfrage an Dich" — ſagte Fedore mit Zagen, da es ihr ſchien, als hätte ſich die helle Miene der Mutter unterweilen verdüſtert. Dieſe ſprach: „Ich werde Dir zuvor ein Geſchichtchen erzählen, weil ich mich dazu geſtimmt fühle; danach wirſt Du mich der Antwort überheben. Du kennſt meine ſchwache Seite — wollen wir uns nicht hierher ſetzen, Fedore?" Sie ließen ſich auf einer Gartenbank nieder.

„Mein Vater war ein armer Gelehrter," hob die Mutter mit tiefen Athemzügen an, „arm an Einkommen, doch reich an Wiſſen und Genügſamkeit. Er war mildherzig und leutſelig in ſeinem Weſen, und hätte keinen Wurm zertreten, geſchweige einem Menſchen wehe gethan. Deſſenungeachtet hatte er eine Schrift gegen die Juden verfaßt, die mit großem Scharfſinn geſchrieben geweſen ſein ſoll; — ich habe ſie niemals leſen mögen. Deine Großmutter, Fedore, väterlicher Seite, war meine Pathe, der, als der Buſenfreundin meiner ſeligen Mutter, mein Wohl innigſt am Herzen lag. Auch darf ich ſagen, daß ich ein wahrhaft kindliches Vertrauen zu ihr hatte. Einſt ſagte dieſe würdige Frau zu mir: „Dein Vater hat ſich durch dieſes unglückliche Buch unzählige Feinde gemacht, und ich fürchte, mein armes Kind, Du wirſt es tragen müſſen. Er giebt es, wie ich höre, zum wievielſten Male heraus, und hält, wie mir däucht, auf den Verſtand zu viel, auf den Verſtand, der doch ſo wenig iſt, da Gott nur das Herz anſieht. Jener iſt der Geiſt der Widerſacher, der uns das Licht hält zu finſtern Werken; dieſes aber in ſeiner Güte und Reinheit ein Engel, der uns mit jedem Pulsſchlage erinnert, daß wir von einem theuern Blut erlöſt und Eines Vaters Kinder ſind. — Die Worte machten einen unauslöſchlichen Eindruck auf mein ängſtliches Gemüth. Ich hätte meines Vaters Sünde mit meinem Leben ſühnen mögen, und begriff nicht, wie er ſo harmlos ſein konnte. Meinen kleinen Bedarf nahm ich nur von den Juden, begegnete ihnen freundlich und verſöhnlich, wo ich mußte und konnte, und wenn ich am Jahrmarkte zu dem Straßenlager eines ärmlichen Juden hinkniete, ein paar Ellen Band zu kaufen, hätte ſchwerlich Jemand die Beziehung geahnt, in der ich ſeine Füße umfaſſen wollen und flehen: Vergieb auch Du mir, daß mein Vater Dich gekränkt, Du Armer!“ —

Meine alte Freundin tauſchte inzwiſchen nicht minder Sorgen von Belang gegen meine bangen Gefühle aus. Wie kam dieſe gütige und liebhabende Frau zu einem Sohne, der — gleichſam im Inſtinct des Geizes geboren war? — welcher ſeinen Glauben dergeſtalt verläugnete, daß er als Gläubiger armer Schuldleute ſeiner frommen Eltern ſich der Drohung nicht entblödet haben würde, ſich, dem Shylok gleich, mit einem Pfund Herzfleiſch bezahlt zu machen. Wehe mir, daß es mein Mann, Dein leiblicher Vater iſt, von dem ich dies ſagen muß!“ ſetzte die Mutter ſchmerzlich hinzu, als ſie ſah, daß ihre Tochter unter dieſer Vorſtellung erſchauerte. Fedore ſtieß einen Seufzer aus gepreßter Bruſt; denn dies Pfund fiel ihr ſchwerer auf das Herz, als jene, welche ſie mit Scherz aufgewogen hatte.

„Nun kam der Krieg,“ fuhr die Mutter mit einem Anlauf von Muth fort. „Da ich den Zwinger einmal von der Frau Pathe erben ſollte, ſo hatte ſie meinem Vater zu ſeinen einſamen Studien den Gebrauch des Häuschens auf der Stadtmauer vergönnt. Wir wohnten eigentlich hieneben. An jenem furchtbaren Tage, wo das Treffen hier in der Nähe war, legte man uns, da die Miether nicht verſchont blieben, einen ſchwer bleſſirten ruſſiſchen Officier in das Quartier, und mein Vater erkrankte in derſelben Stunde an einem nervöſen Fieber. Welche Drangſal für ein junges, verlaſſenes Mädchen! Niemand konnte mir beiſtehen; denn Jeder hatte mit ſich zu thun. Nicht einmal eine Wärterin war in dieſer allgemeinen Noth zu bekommen. Endlich wollte ſich noch eine ehemalige Jüdin, wie es hieß, zu dem beſchwerlichen Dienſt der Pflege verſtehen, wenn ſie ihr Kind, das keine Aufſicht hätte, mitbringen dürfte. In Gottes Namen! rief ich, nur froh, daß ich mich einer menſchlichen Hülfe verſichert hätte.“

„Wie deutlich ſchwebt noch Alles vor meiner Seele! Die ſchöne, blutende Geſtalt, deren Anblick mir das Herz durchbohrte mit einem Pfeil des Mitleids, der in mein Leben gedrungen“ — Thränen drangen in die Augen der Mutter, als ſie dies ſprach — „noch immer höre ich das leiſe Klirren der venetianiſchen Uhrkette, die auf den Boden rieſelte, als der Capitain unter den Händen des Wundarztes leblos zuſammenſank. Das ruſſiſche Volksliedchen, was der alte Iwan zuweilen in rauher, aber rührender Weiſe ſang, ſummt noch in meinem Gedächtniß, und der Schmerz dieſer Erinnerungen“ — hier verſagte die erzählende Stimme.

„Mein Vater,“ redete die Mutter nach einer Pauſe weiter, „lag fort und fort im heißen Fieber; doch der Capitain genas, wenn auch langſam. Ich webte zwiſchen Beiden hin und her, und im wörtlichſten Sinne, wie ein Schatten; denn meinen Tagen fehlte Ruhe und meinen Nächten Schlaf. Die Wärterin erfüllte zwar treu ihre Pflicht, aber das Kind zog ihre Fürſorge zuweilen ab. Es weinte aus Unluſt, wenn es ſich ſelbſt überlaſſen blieb. Weil ich nun dazumal Alles für nichts achtete, ſo ſchüttete ich zum Zeitvertreibe meine Sparbüchſe in den kleinen Schooß des Kindes, das ein Knabe war und Johannes hieß."

„Lydor heißt auch ſo," fiel Fedore ein; denn die Liebe hört nicht lange zu, ohne den Namen des Geliebten einzuflechten, wenn der ſchönſte Kranz der Rede ihr nicht aus tauben Blüthen beſtehen ſoll.

„Unter all' den ſchönen Denkmünzen," ſprach Jene in Folge der Erzählung, „war eine Medaille, welche die Taufe am Jordan zum Gepräge hatte. Dieſes blanke Schauſtück griff das Kind ſtets heraus und betrachtete es mit dem Tiefſinn der Unſchuld. Als ich dies einſt gegen die Mutter bemerkte, ſagte dieſe: Der Junge weiß, daß er ſelbſt getauft iſt."

„Noch bei weitem nicht hergeſtellt, rüſtete der Capitain ſich auf eine empfangene Nachricht zu den Waffen. Er bat mich um eine einſame Unterredung, bevor er ſcheiden müßte, und mein Herz drängte mich, ihm meine Theilnahme — wie ich glaubte — zu beweiſen. Es war zur ſchönſten Zeit des Jahres; ich hatte den Balcon mit Blumen ausgeſchmückt, und als nun der Abend gekommen war, führte ich den Capitain unter ſchwebenden Feſtons hinweg auf meines Tempels Zinnen. Wir waren im Angeſicht des Himmels, und Gott ſchaute mit klaren Sternen auf uns nieder. Wie erſchien mir der edle Freund ſo bleich und doch ſo hehr! Er ſtand im vollen Schimmer des Mondes, und der Sanct-Annen-Orden auf ſeiner Bruſt voll friſcher Narben flimmerte mir in das verweinte Auge. Welch ein Geneſungsfeſt! Er ſagte mir, daß er mich über Alles lieb hätte, und nannte mich ſein Theuerſtes auf Erden. Nie — nie könne, noch werde er vergeſſen deſſen, was ich an ihm gethan. Kein Schwur bekräftigte dieſe Verſicherung; ein feſtes Herz iſt ſtets an Eides Statt, und ich empfand an dem ſeinen das Worthalten des heiligſten Ernſtes. Nur ſolle ich mich prüfen, ob ich — wenn er beſchützt würde — ſein Loos theilen wolle, was er auch ſei. — In dieſem Falle erwarte er nach der Entſcheidung des Krieges die meinige, und durch dieſe Adreſſe werde ſie an ihn gelangen. Er drückte mir eine verſiegelte Karte in die Hand. Wie ein Prophet ſtand er auf dem Altan und ſchauete mit Wehmuth auf die ſanftbeleuchtete Stadt nieder. Wohl Dir, daß Du träumſt — ſagte er; doch wehe mir, wenn mein Glück ein Traum wäre! — Wie oft habe ich jener Worte denken müſſen!“ —

„Was könnte er denn ſein? dieſe Frage wurde nun das Räthſel meines Kummers. Etwas mir Mißfälliges gewiß! Etwas, wogegen ich entſchiedene Abneigung hatte — und ſo gerieth ich auf den Gedanken — und die fixe Idee meines ängſtlichen Gemüthes verwebte ſich darin — der Capitain könne wohl ein reicher und vornehmer Jude ſein. Seine Phyſiognomie hatte wirklich etwas Orientaliſches, und — wie täuſchend wirken Angſt und Furcht! — kleine Züge fielen mir ein, und zudem enthielt die Karte, die er mir gegeben, die Adreſſe an einen jüdiſchen Banquier.

„Mein Vater ſtarb bald darauf unter den Schreckniſſen, welche die Feinde über uns brachten; der Tod war ihm ein ſanfter Freund, der ihn zur Ruhe führte. Aber ich? — Vor mir eine Wüſtenei, in meiner Seele ein dunkles Geheimniß, ein trübes Andenken. So viele Ruſſen waren gefallen, wie hätte ich hoffen können, daß er allein“ —

„Arme Mutter!“ hauchte Fedore in einem ſchmelzenden Seufzer, und das ehrfurchtsvollſte Mitleid malte ſich in ihren Zügen.

„Laſſe mich nun kurz ſein — mein Kind!“ fuhr die Mutter mit erſchöpfter Stimme fort, „es iſt, als ob gewiſſe Menſchen, gewiſſe Mauern die Freiheit unſerer Entſchließungen beſchränkten, und dieſe Erfahrung machte ich im Hauſe der Frau Pathe, die ſich treulich meiner angenommen hatte. Ihr Sohn faßte eine Neigung zu mir; und daß ich als ſein Weib ſein guter Engel würde, dies war der Wunſch ſeiner von mir ſo hoch verehrten Mutter, ihr einzig Hoffen. Nach einem Jahre voll ſtiller Kämpfe verbrannte ich meine Karte, und ich glaube, eine junge Wittwe in den Flammen leidet kaum mindere Pein im Gefühl ihres Opfers, als ich. Des andern Tages, als ich über den Markt gehe, höre ich dicht an der Börſe, daß ein Mann zu dem andern ſagt, der Banquier ſei nun auch geſtorben. So hatte ich ihm alſo unbekannter Weiſe die Leichenfackel angezündet.“

„Ein Geiziger aber — merke Dir das, meine Tochter! — wird nie gebeſſert, hienieden nicht; bei Gott iſt kein Ding unmöglich. Ich lebte ſtill für mich, arm an Freuden und gehorſam dem Willen meines Mannes, der ſich wenig um mich bekümmerte. Wenn ich auf dem Balcon ſaß, und mit düſterm Blick in das Moos auf der Stadtmauer ſtarrte, und dem Geſäuſel des Windes in der gelben Wegewarte lauſchte, dann dachte ich wohl jener Verwünſchung, nach welcher Gras wächſt vor der Thür deſſen, dem der Segen fehlt. Aber in dem Wucherſinn, unter dem meine Seele litt, trug ich die Schuld meines Vaters, und tauſend ſtille Thränen löſchten jene Schrift nicht aus; denn der Buchſtabe hat eine ätzende Kraft, und mit Recht heißt es von ihm: Er tödtet.“ —

„Die arme Jüdin, welche den Capitain gepflegt, ward von mir unterſtützt, da ſie kränklich war und wenig verdienen konnte, und ich that damit nur meinem eigenen Herzen wohl. — Doch als ich mit Dir in Wochen lag, Fedore, hatte man die Arme in das Grab gelegt, und ihr Kind war durch vermittelnde Hand an einen entfernten Ort gebracht worden. — So war auch die letzte Stimme einer allzuwerthen Erinnerung verſtummt.“

„Während eines heftigen Kindbettfiebers träumte mir, oder ich glaubte deutlich zu ſehen — daß die geſtorbene Mutter Deines Vaters, der Gegenſtand meiner erſten und einzigen Liebe und die heilige Aegidia bei Dir zu Pathen ſtünden. Das umgekehrte Schild der Letzteren war das Taufbecken, und alle drei Zeugen ſtanden ſtumm und bleich, wie Stein, vor meinen Augen. Dieſe Viſion erſchien mir als ein Zeichen, daß mein Freund todt wäre; doch empfand auch ich eine gewiſſe Schutzverſicherung darin und hoffte, der Himmel würde Dein Beiſtand ſein. Deinen Vater bat ich, daß ich Dich Fedore nennen dürfe. — Meinethalben! ſagte er; die Mutter hieß Dorothee, ſo kann ich ſie ja Dorchen rufen. Du erräthſt, weſſen Namen Du führſt. — Jetzt bin ich fertig. Du weißt nun, was ein armes Mädchen, auch wenn es reich wäre, entbehren *muß* und verſchmerzen *kann*. Du weißt ferner, welch ein erſchütternder Moment mir im leiſeſten Anklang einer Frage an das Gemüth bebt. — Haſt Du mir jetzt noch Etwas zu ſagen?“

Aber Fedore ſchüttelte den Kopf in trübem Schweigen.

Der mondhelle Abend führte die Liebenden im Zwinger zuſammen. Sie begegneten ſich in großer Aufregung. Fedore ſchien betrübt und im Troſtbedürfniß zärtlichen Vertrauens das Auge des Freundes im Glanze des Mondes zu ſuchen. Lydor hingegen drängte alles Glück einer Hoffnung, die ſein Herz ſchwellte, in den Händedruck, womit er ſeine Freundin empfing. Sie hätten ſich unendlich viel zu ſagen, verſicherten Beide wie aus einem Munde. Fedore ſollte zuerſt ſprechen. Sie theilte ihm aus ſchmerzbewegter Seele mit, was ſie an dieſem Morgen von ihrer Mutter vernommen, und ihr Ton war dabei ſehr traurig, als ob ſie durch das Geheimniß der mütterlichen Schwermuth zu ähnlichem Entſagen eingeweiht worden wäre. — Als ſie an die jüdiſche Wärterin kamen, rief Lydor: „O Gott! jener kleine Johannes bin ich! Das Schauſtück, deſſen Du erwähnſt, iſt in meinem Gewahrſam; erſt heute, da ich zum Behuf gewiſſer Ausweiſe meinen Taufſchein ſuchte, fiel es mir in die Hände, und ich dachte wohl nicht, daß ich es als ein Pfand der Vorſehung zu betrachten hätte — doch rede weiter, mein ſüßes Mädchen!“

Als Fedore mit ihrer Erzählung zu Ende war, ſprach Lydor: „Warum nun aber ſo muthlos, Liebe, Theure? Daß ein ruſſiſcher Officier in der Schlacht gefallen, iſt ja weit entfernt von unſerm Fall. Wenn ich es recht beim Lichte beſehe, ſo ſcheint es mir eine Gewiſſensfrage, wem und wofür Deine gute, bedauernswerthe Mutter ſich eigentlich aufgeopfert habe. — Es iſt jedoch ein alter Erfahrungsſatz, daß oft unſre ſchlimmſten Feinde uns das Glück gönnen müſſen, deſſen das Wohlwollen der beſten Freunde uns beraubt. Die Härte des Schickſals, die fühlloſe Kälte der Menſchen iſt in der Regel der Stahl, der den göttlichen

Funken in uns herausſchlägt. Sei getroſt!“ rief er begeiſtert, „laſſe alle Furcht vor der Zukunft verſchwunden ſein. Jedwedes Uebel, welches Abſchied nimmt, erſcheint am übelſten, ſagt der Eine. Ich habe Dir Gutes, Fröhliches mitzutheilen und kann den nächſten Tag nicht erwarten, ohne dieſes liebe, trübſelige Geſicht zu erheitern und Dich über mein bisheriges Geheimniß aufgeklärt zu haben. So höre denn! Du kennſt Eckardt's Weinberg, draußen auf der Südſeite unſerer Gegend, mit dem ſchönen Belvedere und den köſtlichen Gewächshäuſern, wo“ —

„Ich weiß, ich weiß“ — fiel ihm Fedore hurtig ins Wort, um den Pflanzentrieb ihres Freundes nicht erſt aufkommen zu laſſen; „doch habe ich dieſe herrliche Anlage nur von fern geſehen“ — ſetzte ſie hinzu.

„Weil,“ nahm Lydor das Wort wieder auf, „die bisherigen Beſitzer von ihrem Gründer an ganz abgeſondert von Welt und Menſchen gelebt haben. Dieſe öde Neigung muß in den Boden verpflanzt und ihm eigenthümlich ſein. Der vorige, Herr Robert Cruſius, der, gleich dem Robinſon Cruſoe, wie ein Inſulaner, einſam, mitten in einem grünen Meer voll Segen, ſein Leben — verloren? beinahe! — hat in einer plötzlichen Anwandlung von Reiſeluſt das Grundſtück vergangenen Herbſt an einen Ausländer verkauft, den Niemand kennt, und deſſen Perſönlichkeit durch einen Mann vorgeſtellt werde, den man um ſeines ehrwürdigen Anſehens willen für einen Geiſtlichen zu halten geneigt ſei. So ſagte man mir. Immer zog es mich wunderſam da hinaus. Es war im Frühling zur Zeit der Weinblüthe, als ich mich an meiner Lieblingsſtelle fand und an ihrem zarten Aroma erquickte. Dies war eine Bänk zur Winzerruhe, am Spalier des Gartens, und ſehnſüchtig blickte ich hindurch. Ein alter Mann, in der Kleidung eines Popen, ſaß im warmen Sonnenſchein und ſchrieb. Der andere dieſer Zweiſiedler, der vermuthlich als der Erſte zu betrachten, war auf dem Belvedere, wo er ein funkelndes Fernrohr nach der Stadt richtete, die in der ſchönſten Abendbeleuchtung dalag. Sein ſeidener Kaftan rauſchte im Winde — — und das tiefe, milde Schweigen der Natur ward nur zuweilen durch ein hektiſches Hüſteln deſſen, der da ſchrieb, unterbrochen. Gern hätte ich das Fernrohr nehmen und es dem Fremden auf das ſeltſam vermummte Herz richten mögen, nur um zu wiſſen, ob es der Güte fähig wäre, mich die ſchönen, ſeltenen Gewächſe in der Nähe ſchauen zu laſſen. Welch ein Genuß für mich! Ich wendete meine Augen von dem Flimmer jener Scheiben ab, die wie Brenngläſer dieſen Wunſch immer ſtärker in mir entzündeten. Da weht die Luft ein Blatt zu meinen Füßen nieder. Es war ein ruſſiſches Gedicht; ich kann ein wenig Ruſſiſch — und ich kannte es. Genug, Fedore, dieſer kleine Zufall war mein Glück; ihm verdanke ich eine Bekanntſchaft und Stunden, welche ich die ſeligſten meines Lebens nennen würde, wenn ich Dich nicht liebte. — Da nun der alte Geheimſchreiber, dem das Klima nicht zuſagt, dieſen Winter wahrſcheinlich heimgehen wird, ſo ſoll ich an ſeine Stelle. Ein höchſt edler Mann iſt mein Freund und will mein Verſorger werden. Der Sinn für die Wiſſenſchaft, für die Natur hat ſeine Liebe mir erworben. So habe ich ihm denn auch mein ganzes Vertrauen geſchenkt und ihm mein Herz entdeckt. Er will mir einſt das Grundſtück hinterlaſſen, ja er will noch mehr thun, er will bei Deinem Vater für mich Armen werben. Vorerſt aber wünſcht er Deine Mutter zu ſprechen, und der willkommene Vorwand iſt gefunden. —

O Fedore! meine Pflichten werden hinfort in meinen Freuden beſtehen; wir werden in einem irdiſchen Paradieſe" —

„Fedore! Fedore!" ſcholl der Mutter bange Stimme von der Terraſſe herab. Sie fürchtete, ihre Tochter möchte ſich erkälten. Dieſe aber erſchauerte in Wonne und ſchwand flüchtig wie ein Schatten von der Seite des Freundes.

Das Sonntagsgeläute harrte in der klaren Herbſtluft. Von allen Seiten ſtrömten ehrſame Leute, geputzte Mädchen und Frauen herbei, feierlicher Gewohnheit zu folgen, oder ihren Kirchenſtaat zu zeigen, der ſchwerlich, gleich dem Gebiet des Papſtes, als der Bereich der Unfehlbarkeit anzuſehen war. Gebeugte Seelen ſuchten beſcheiden die Stätte der Erbauung, und jetzt bückte ſich der Commerzienrath, um durch die niedere Thür in der Stadtmauer zu ſeinem hohen Hausaltar zu kommen; dieſe kleine, ſchmale Pforte glich dem bildlichen Eingang der Gerechten in den Himmel, und mit dem finſtern Trotze der Werkheiligkeit trat der Mann, der für die ſeligſten Gefühle verſchloſſen war, in den Raum, den die Seinen durch Liebe und Geduld zu einem ſtillen Himmel machten. Sein ſogenannter guter Rock, der jedoch ziemlich ſchlecht zu nennen, glich in dem matten, verſchoſſenen Grün der Hoffnung, die auf ſeine Güte geſetzt war. Fedorens Mutter empfing ihn auf der oberſten Stufe der Terraſſe mit einem ſanften Morgengruß und fragte nach ſeinem Befinden.

„Hm! leidlich!" antwortete er keuchend, „bis auf ein wenig Aſthma, welches mir vermuthlich ein dummer Traum erregt hat. Ich war in der Paulskirche, wohin zu gehen ich eben im Begriff bin, und ſang mit lauter Stimme das Lied: Meine Lebenszeit verſtreicht — ich hörte mich noch ſingen, da ich erwachte, und es überlief mich ein Grauen. Seitdem iſt mir enge um die Bruſt, mir iſt nicht ganz gut.“ —

„Und Du willſt dennoch zur Kirche gehen?“ fragte die Mutter mit erblaßtem Geſicht und ängſtlich.

Der Commerzienrath nickte auf die beſorgte Frage ſeiner Gattin und ſprach mit einem ſeltſamen Lächeln, welches eine vollkommene Verachtung des Glaubens, auch des Aberglaubens — ausdrückte: „Ich werde mich durch nichts abhalten laſſen. Verſtreicht! fatales Wort das! Es mahnt an einen Strich durch die Rechnung, an einen Strich, den man leiden muß — doch dabei fällt mir ein: es iſt ja heute Dein Geburtstag, Frau! Nun, gratulire! und wünſche Dir das Ende aller Deiner Leiden.“

Die Mutter reichte ihm die Hand, wie verzeihend. Thränen entſtürzten ihr. Sie ſchwieg jedoch.

„Was beunruhigte Dich denn?“ fragte Fedore, als ihr Vater hinweggegangen war.

„Mir fiel ein,“ antwortete die Mutter, „daß der Doctor einſt geſagt, wie das Singen eines Sterbeliedes im Traume die nervöſe Beſchaffenheit andeute, vom Schlage gerührt zu werden.“

„Ach! der Vater ſcheint nicht geneigt zu irgend einer Rührung,“ ſprach das Mädchen kläglichen Tones und ſeufzte tief.

Jetzt kam Lydor mit leuchtendem Auge, wie der junge Gott des Tages. Die Mutter warf den grünen Schleier über, und Jener geleitete ſie ſchweigſam, doch hoffnungsvoll an einen kleinen Phaeton, der am Thore hielt. —

Die letzten Pulſe der Glocken hallten eben aus, auf den Straßen war es allmählich leerer geworden; und jetzt verſchwebte jeder Ton von ſtädtiſchem Geräuſch in der Feier der Natur, im der Heiligkeit der ſtillen Lüfte! — So lange der Wagen hörbur rollte, konnte der Mutter ſchwache Stimme ſich nicht vernehmlich machen; zudem ſchnürte eine unerklärliche Befangenheit ihr die Bruſt zuſammen. Lydor ſchien ganz Genuß, ganz Glück zu ſein; und Fedorens Mutter wollte und konnte ihm die Freude nicht verderben, die er ihr zudachte. „Auf dem Heimwege“ — dachte ſie, aber Gott lenkt die Gedanken und Wege der Menſchen.

„Dies iſt Eckardt's Weinberg, und dorthin wollen wir!“ ſagte Lydor und zeigte auf einen ſchönen Rebenhügel, der, von bläulichem Duft umhaucht, im Glanz der Morgenſonne vor ihnen lag. „Eckardt's Weinberg?“ rief die Mutter froh überraſcht, „nun, das erfüllt einen lebenslänglichen Wunſch von mir; ich hielt dafür, Niemand dürfe ſtraflos dieſen wunderſchönen Ort betreten, wie wenn ein verwünſchter Prinz die bezauberte Roſe dieſes Gartens hüte, deſſen Lage und Ausſicht entzückend zu ſein ſcheint.“

„Das iſt ſie auch“ — erwiederte Lydor, wie vertraut mit der Oertlichkeit und ſtolz darauf.' „Ein Weinberg,“ ſagte die Mutter, „ruft mir immer das Bild jener Parabel zurück, wo der Herr den Lohn austheilt.“

Sie warf einen Blick der Wehmuth auf die Gelände voll üppiger Trauben. Vielleicht dachte ſie: „Was iſt's, daran ſich mein Herz ſtärken mag?“

Als Lydor pochenden Herzens ſeine mütterliche Freundin die Anhöhe hinauf geleitet hatte, drehete die Thür des Gartens ſich leiſe in ihrer Angel; ein bleicher Mann in ſchwarzer Tracht erſchien und deutete ſchweigend nach dem Gewächshauſe hin. Sie gingen durch die reizende, aber blumenloſe Wildniß des Herbſtes dieſem magiſchen Raume zu. Drinnen duftete der Frühling der Heimath und der Freude — und dieſer verjüngende Odem hauchte ein Gefühl von Liebe und Leid, von Sehnſucht und Lebenswärme in die Seele der trübſinnigen Frau.

An beiden Seitenwinkeln des Hauſes ſtand ein blinkender Käfich, darin Papagaien, deren Gefieder im farbigen Licht durchſichtig ſchien wie Smaragd und Saphir — ſich mit gellendem Laut wie im Echo einen Namen zuriefen. Die Mutter horchte. „Ruft das nicht Fedore?“ fragte ſie geſpannt.

„Nein, es ruft mich!“ ſprach eine tiefe, wankende Stimme, und eine Geſtalt trat hinter einer Piſangſtaude hervor, bei deren Anblick die Mutter mit einem leiſen Schrei des Schreckens und der Freude zuſammenſank. Lydor umfaßte ſie ſanft und legte ſie im ſeligſten Vergehen an das Herz des alten Freundes.

Unſere Leſer haben es längſt errathen, daß der Beſitzer dieſes Grundeigenthums kein Anderer war, als der Capitain. Wir wollen ihn nicht avanciren; denn der Stand gehört dem Unbeſtand der irdiſchen Dinge an, und im Himmel der Freundſchaft wie der Seligen kennt man keine Anciennität.

„Da liegen meine Gebeine!“ ſagte er jauchzend und wies auf die Krücken, die ihm entglitten waren; „im Wiederſchein der Liebe ſteht man vor Gott!“

Fedorens Mutter wußte in dieſer Stunde, daß es nur auf die Gewißheit des Herzens ankomme, und daß in den Glaubensſachen der Liebe, der Freundſchaft der kleinſte Zweifel das größte Unglück ſei. Eine Frage war es nur geweſen, was ſie einſt ihrem Peiniger überantwortet hatte. Doch die Folter des Lebens war nunmehr ausgeſtanden, und alle Dinge haben ein Ende.

Als ſpäter das Nähere zur Sprache kam, ſagte der Herr des Weinbergs: „Wenn ein Fatum waltet, ſo hätte es mir die Aufgabe geſtellt, daß ich, ähnlich einem claſſiſchen Bilde, mich als der ſtandhafte Prinz benähme. Aber die Liebe Gottes herrſcht auf dem Throne der Welt, und der leiſeſte Faden ihrer weiſen Verhängniſſe läßt nicht im Elend verſinken. — Die Natur erhöhete mich zum Sohne eines Mächtigen, der Krieg machte mich zum Krüppel — alle Lebenskraft aber zog ſich in mein Herz zuſammen, und ſo konnte ich den Schmerz des Daſeins aushalten in dem einzigen Wunſche, daß dieſer Boden einſt mein Grab würde.“

Während Fedorens Mutter ſich in dieſen Minuten für die ſtillbewahrte Liebe zu dem Freunde, für das Weh ihres Lebens belohnt fühlte, ward ſie eines Augenblickes überhoben, der den letzten Feind des Menſchen betrifft. Man brachte den Commerzienrath, vom Schlage getroffen, aus der Kirche. Er lebte zwar noch; aber ohne das Vermögen der Sprache. Man beſtrebte ſich ſchleuniger Hülfe; allein die Aerzte waren nicht ſogleich bei der Hand. Als endlich der alte Morgenbeſſer kam, ſagte Einer der Umſtehenden: „Herr Doctor! hier drängt die Zeit — wir haben Ihnen mit Angſt entgegengeſehen.“

Der Greis ſchüttelte den weißen Kopf, trat unfreiwillig einen Schritt zurück und ſprach: „Cede majori! menſchlichen Anſehens iſt es hier vorbei.“

Darauf ſchauete er mit forſchendem Ernſt in dieſes entſeelte Geſicht, und ſein Blick, vertraut mit den Geheimniſſen des Todes ſchien zu fragen, wie damals: „Was iſt das Bitterſte?« Ein herber Zug im Krampf des Mundes gab die ſtumme Antwort, wonach keine erfolgte. —

Von dieſem Manne hieß es bald: der Reiche ſtarb und ward begraben. — — — Seine Firma erloſch in dem Blendwerk eines neuaufgehenden Geſtirns am kaufmänniſchen Horizont; ſeine Handlung kam in die läſſigen Hände ſeines Gegners. »Wo kommt all unſer Gut hin?« ſagt der weiſe Young: »zu Fremden — zu Feinden!«

Die Mutter behielt das Häuschen auf der Stadtmauer, und Fedore vertauſchte es im nächſten Frühjahr gegen eine ſchönere Ausſicht. Der wilde Wein des Zwingers verwandelte ſich ihr in die heiligen Reben der Freiheit, die ja mit der Liebe Eines iſt.

Der Mutter ſchwaches Auge ſtärkte ſich nun in Freudenthränen. Einſt ſagte ſie: »Daß Treue und Geduld tauſendfältige Früchte trügen, dies wußte ich wohl; dennoch weinte ich. Das Herz muß klar und geiſtesgegenwärtig ſein und ſich in jedem Augenblick auf Gott verlaſſen. Meine Seele weilte beſtändig in der Vergangenheit, mein Sinn war trübe; — wie hätte ich den Himmel der Zukunft offen ſehen mögen?«

Lydor umſchlang entzückt ſein junges Weib und ſprach: »Nicht wahr, Mutter? Beharrliche Wünſche können auch Etwas!«

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenundſiebzigſter Band.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Erſter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Es giebt auch einſame Engel.
Swedenborg.

Frau von Wahl, die Beſitzerin eines ſchönen Gutes, Groß-Eſenbach genannt, trat aus der Thür des Schloſſes, um ihrem Sohne entgegen zu gehen, den ſie zur Feier ſeines morgenden Geburtstags erwartete. Eine leichte, ſchwebende Geſtalt! zwar in vorgerückten Jahren, aber noch nicht von ihnen gebeugt; wenn auch als Wittwe einſam gelaſſen, doch ſichtlich in edler Selbſtändigkeit einhergehend. — Jene zarte Grazie des Geiſtes, welche das wechſelnde Gewand der Zeit mit dem Geheimniß anlegt, was nicht altern läßt — unſere ſchöne Welt ſucht es vergebens in verjüngenden Mitteln — zeigte ſich im Anzug wie in den feinen Geſichtszügen dieſer Dame; denn eben jene wunderſame und unſichtbare Hand, welche der Liebenswürdigkeit dient, wählt das Kleid ſo gefällig und wirft ſelbſt die Fältchen der Haut, ohne dem Reize zu ſchaden, der ſanft daran haftet; ja, auch die kleinſte Schleife, die ſcheinbar verlorenſte, wird von ihr nur allein am anziehendſten geknüpft. Die braune Farbe des Kleides, welches Frau von Wahl trug, verhielt ſich gegen die kohlſchwarze Seide der Crispine nur wie die Schattirung einer erträglichen Trauer, und die weiße Blume, die von der Seite des Strohhutes herabhing und zu prunklos war, um als Putz zu gelten, erſchien als das beſcheidene Sinnbild eines herbſtlichen Geſchmacks.

Von einer ungewöhnlichen Aufregung belebt, ſchien Frau von Wahl, als ſie über die Schwelle ihres großen und einſamen Hauſes ſchritt, eben ſo ſehnſüchtig nach Erholung, als in Freude der Erwartung in die offnen Arme der Natur zu eilen. Tiefathmend blickte ſie in die blumenloſe Wildniß des Gartens; aber, ohne ſich aufzuhalten, erreichte ſie die Thür, die hinausführte. Die Ruhe des Herbſtes wie des Sonnabends wehte bereits auf den abgemähten Feldern, nur ein leiſer Nachduft der Ernte erinnerte an die getragene Laſt der Früchte und der Mühe. Und als Frau von Wahl in Gedanken vorwärts ging, berührte ihr Fuß zuweilen einen Halm, der ſeinen Samen am Wege ſtreute. Dieſer Weg führte zu der katholiſchen Pfarre. Die Dame wollte im Vorübergehen den Erzprieſter für morgen Mittag einladen. Es war ihr wie im Traume, daß ſie den Freund ihres Hauſes noch um Etwas hätte bitten wollen; — doch hoffte ſie, es werde ihr an Ort und Stelle ſchon wieder einfallen.

Der Pfarrhof lag gleich der Kirche auf einer kleinen Anhöhe und grenzte auf der einen Seite durch einen tiefen Anhang, der ſich allmählich verflachte, mit der Landſtraße. Orgelklänge und Geſang ließen ſich von fernher in jener Melodie der Lüfte vernehmen, welche eine weiche Gemüthsſtimmung tief berührt. Bebungen einer Wehmuth ohne Gegenſtand durchzitterten die Seele der Frau von Wahl. Sie empfand, daß das Leben ein Hauch ſei, worin Gott athme — die Sehnſucht nach dem Unendlichen ſchwellte ihr das Herz, und es klopfte vom ſteigenden Gange nicht allein ſo ſtark, als ſie, um Odem zu ſchöpfen, am rothen Gartenthore ſtehen blieb; auch ihre Gefühle waren erhöht.

Der Pfarrer, Erzprieſter Philibert, von ſchmächtigem Wuchs und blaſſem Ausſehen, ſo daß ſein Aeußeres die Kraft des männlichen Alters vermiſſen ließ, welches er erreicht hatte, — ſtand inmitten ſeiner Orangerie vor einem Feigenbaum, deſſen Stamm ſich in zwei Hälften theilte, wovon die eine verdorrt ſtarrte, die andere aber voll ſüßer Früchte hing. Der geiſtliche Gärtner betaſtete wie mit amtlichem Tiefſinn den dürren Zweig. Frau von Wahl ſtand unverſehens an ſeiner Seite und grüßte ihn freundlichſt.

„Ich wollte Sie zu Gaſte bitten,“ ſagte ſie mit lächelnder Luſt in der Miene; „jetzt aber finde ich mich faſt verſucht, bei ihnen zuzulangen.“

„O gnädige Frau! Sie würden mich erquicken“ — antwortete der Wirth des Gartens. „Sehen Sie dieſen Feigenbaum, der immer meine Freude war. Der letzte grimmige Winter hatte ihm hart zugeſetzt, und ſchon wollte ich ihn verloren geben; da gedachte ich der Parabel und pflegte ihn ſorgfältig. Nun freue ich mich wie ein Kind über die ſchönen Früchte, mit denen er meinen Glauben belohnt. Wahrlich! es verlohnt ſich, daß man hoffe!“

Frau von Wahl blickte den Erzprieſter ſinnend an und wog eine dieſer vollſaftigen Feigen auf umgekehrten Fingern, als wolle ſie das Gewicht jener Rede daran prüfen. Sie dachte vielleicht, wie ſo Manche Seinesgleichen dieſen Feigenbaum mit der Spaltung der Chriſtenheit verglichen haben würden; dann ſagte ſie: „Ja, es iſt unglaublich, welchen Schaden dieſe grauſame Kälte verurſacht! wie viel ſie tödtet“ — Frau von Wahl unterdrückte einen Seufzer.

Die Muſik erſcholl in feierlicher Wohlſtimmigkeit. Beide horchten — unter dem Paukenwirbel beſchlich ein leiſes Fröſteln die Dame; der Geiſtliche aber ſtand unbewegt von dem Donner dieſer Töne, unter dem er morgen als ein Mann Gottes in aller Herrlichkeit erſcheinen ſollte.

„Es iſt die Vorübung zum Feſte des Patrons,“ antwortete er ihrem fragenden Blicke. „Der Altar iſt bekränzt, der Garten hat ſeine letzten Gaben hergeben müſſen; die Kerzen ſind mit Myrte umſchlungen, die Kirche wird glänzen wie eine Braut.“

Frau von Wahl lächelte geſchmeichelt. Sie wendete ſich hierauf dem innern Garten zu, von dem Erzprieſter langſamen Schrittes begleitet.

Die Sonne war im Sinken und warf ihren brennenden Schein über die fahlen Färbungen der Bäume; hier und da ſäuſelte ein trocknes Blatt wie in Purpur getaucht zu ihren Füßen nieder.

Frau von Wahl ſah zu Boden und ſprach: „Wie thöricht iſt man doch, wenn man jung iſt! Als ich noch Mädchen war, erregte mir das erſte welke Laub immer ein banges, herzpreſſendes Gefühl. Und ſeltſam! Alles Traurige meines Lebens iſt mir im Herbſte begegnet. Jedes falbe Blatt, deſſen ich habhaft werden konnte, ſchnitt ich verſtohlen ab, um den Herbſt zu beſeitigen; Dies fällt mir ein, ſo oft ich das Laub fallen ſehe.“

Der Geiſtliche ſprach hierauf milde: „Es iſt die Vergeblichkeit des ganzen menſchlichen Beſtrebens, die Fortſchritte der Zeit aufzuhalten.“

„Wie wohlbeſtellt iſt dieſer Garten! und die Georginen hier, in ihrem vielfarbigen Sammet herbſtlich angezogen, ſchöner hab ich ſie doch wirklich nicht geſehen!“ Indem Frau von Wahl dieſe Worte ſprach, ſah ſie an der ſchlanken Höhe des Mannes auf, der, achtlos ihrer Rede, einen Wink mit aufgehobenem Finger ſeitwärts gab, als wolle er Schweigen gebieten. Sie folgte der Richtung dieſes Blickes und traf auf ein Bild vom holdeſten Reize. Unter abgeblühten Roſenſtöcken ſaß ein kleines Mädchen, emſig bemüht, einen Kranz um den Hals eines Hundes zu ziehen, der unbeweglich, wie die Treue, dicht vor dem Kinde ſaß und eine ſeiner Vorderpfoten auf den kleinen Schooß gelegt hatte, der voll grüner Zweige und einiger abgeriſſenen Blümchen lag. Ein willenloſes Opfer, blinzelte der Hund bald auf den loſen Kranz, bald nach der ſtrengen Miene ſeines Herrn und blieb ohne Regung, wie von Stein.

„Was iſt das?“ fragte die Dame befremdet und wie mit weiblichem Rechte den Erzprieſter.

„Meine Familie!“ antwortete er mit einem trüben Lächeln. „Das iſt eine traurige Geſchichte, die des armen, harmloſen Weſens dort, deſſen Daſein Verlaſſenheit wäre, wenn das Schickſal einer dunkeln Herkunft, finſter in jedem Sinne, jemals ſo genannt werden dürfte. Und ſieht die Kleine nicht aus wie ein Kind des Lichts? Sehen Sie dieſe hellen Locken, die wie goldne Wölkchen um den blauen Himmel dieſer Augen, um das Morgenroth der zarten Wange ſchweben?“

Frau von Wahl blickte, theilnehmend erregt, nach dem Kinde und ſagte: „Wenn das liebliche Geſchöpf kein Geheimniß iſt, ſo erſuche ich Sie, mich hierüber aufzuklären.“

„Es werden nun vier Jahre ſein,“ hob der Geiſtliche mit einem tiefen Athemzuge an, als der unglückliche Vorfall ſich ereignete, deſſen ich jetzt erwähnen will. Die gnädige Frau waren damals nicht hier, und wenn ich ſpäter gänzlich davon ſchwieg, ſo geſchah es, weil ich eine ſchmerzliche Erinnerung ſcheute. Es giebt Erfahrungen, die ſich nicht füglich zur Mittheilung eignen.“ Frau von Wahl nickte ſtumm, und der Erzprieſter fuhr fort: „Ich war noch nicht längſt auf der Pfarre und noch lange nicht genug katholiſcher Geiſtlicher.“ Bei dieſen Worten überflog ein ſchüchternes Erröthen des Pfarrers männliches Geſicht, und mit geſenkter Stimme ſetzte er hinzu: „Ich wage nichts bei dieſem Geſtändniß, nichts, gnädige Frau, bei Ihrem Herzen, welches ich als eine Blüthe der Humanität verehre. Mir erſchien die Ehe als das vollkommenſte Verhältniß, als ein Sacrament, worin die Gnade des Himmels dem Menſchen ein Pfand künftiger Seligkeit anvertraut habe; ich begriff noch nicht, warum wir die zärtlichſten Gefühle nicht in den erhabenen Kreis ziehen dürften, darin unſere Seele ſich in Ahnungen des Ewigen bewegt. So oft ich prieſterlich ein Paar verband, riß dieſe Frage durch mein Innerſtes; der Rauch vom Herde einer Hütte, worin ein Mann mit Weib und Kind lebte, bewölkte meine Stirn, und nur mühſam rang ich mich empor in die reine Sphäre, die über den Wünſchen des Irdiſchen ſchwebt. —

Nach einem Tage, wo dieſer ſchmerzliche Kampf ſtärker in mir geweſen war, als ſonſt, weckte mich ein ängſtlicher Traum aus dem Schlummer. Ich ſtand auf und ging in meinen Garten. Die Sterne flimmerten helle, kein Vogel zwitſcherte, die Luft war kalt, ein Schauer floß durch meine Glieder — und der Puls der Nacht ſchlug mächtig an mein heißes Herz. Da — däucht mir — vernehm ich ein ſchwaches Wimmern in der Tiefe des Abhangs. Es verſtummt — ich konnte mich geirrt haben. Indem ich meinem Traume nachdachte, der mich in eine einſame Gegend geführt, wo ein Gefühl unausſprechlicher Oede mich beſchlich, ſo daß eine Klage laut ward um meinen Beruf, und ein fernes Echo mir antwortete, daß ich deutlich den Ruf unterſcheiden konnte, und mir war, als hätte Jemand mich aus tiefem Schlafe gerufen, fand ich mich, ich wußte nicht wie? da hinab, woher jener wimmernde Laut mir zu Ohren gekommen war. — Doch welch einen Anblick — mein Blut gerinnt noch jetzt, wenn ich daran denke — beſchien der friedſame Schein des Mondes und der Glanz der heiligen Geſtirne! Ein junges Weib, in ſich geſchmiegt, lag ohnmächtig oder todt auf dem Raſen. Ich hob mit Beben das Geſicht auf: es war kalt und blaß; auf der weißen Wange ſchimmerte Etwas, Thau oder Thränen, und an dem Munde, den ſie feſt auf das feuchte Gras gedrückt hatte, als hätte ſie die Erde küſſen wollen, hingen dunkle Tropfen. Ob hier ein Unglück geſchehen oder ein Verbrechen verübt worden war: der Allſehende mochte es wiſſen. Ein Handſchuh, der in einiger Entfernung lag und verloren ſchien — war das einzige Zeichen, daß hier noch Jemand geweſen ſei; denn dieſer bewußtloſen Frau fehlte deren keiner. Ich hob den Handſchuh auf und dachte, wenn Gott es wollte, ſo könnte er mir zu einem Fingerzeige werden. Die Ohnmacht war ſo tief und anhaltend, daß meine Kräfte zu dem erforderlichen Beiſtande nicht ausreichten. In dieſer Angſt fiel mir ein letztes Mittel ein: ich ſchlug Feuer und brauchte den glimmenden Schwamm zu einem belebenden Verſuche. Das wirkte. Sie öffnete die Augen; aber der Geiſt des Bewußtſeins war nicht in ihnen. So blieb nichts übrig, als daß ich die Unglückliche auf meine Schultern nahm, und jetzt erſt bemerkte ich, daß ich eine Doppelbürde trüge. — Es ward lebendig in der ſtillen Pfarre; ich rief nach Licht und Leuten. Meine Schwägerin war an demſelben Tage zum Beſuche zu mir gekommen des Feſtes wegen. Es iſt eine beſonnene Frau. Sie ſchaffte Rath und Hülfe; aber ehe noch der Arzt und die Wehemutter herbeikommen konnten, kam die Fremde mit jenem Mägdlein dort nieder. So hatte ich nun ein Wochenbette im Hauſe.« — Der Geiſtliche athmete tief und ſchwieg.

„O, fahren Sie fort!“ ſagte Frau von Wahl dringend; „ich brenne vor Verlangen, das Weitere zu erfahren.“

Er ſprach: „Es trat bald darauf ein heftiges Fieber ein. Sie lag in wilden Phantaſieen, die doch wohl — wie ich mit Grauen ahnete — einen innerlichen Zuſammenhang hatten. So nannte ſie ihren Mann einen Rabbiner, der bei Nacht und Nebel aus ihren Armen geriſſen worden. Sie betheuerte ſeine Unſchuld. Sie flehete, daß man ſie aus den Flammen retten ſolle, die über ihr zuſammenſchlügen. Sie hielt ſich in eine Kiſte eingeſchloſſen, worin ſie verbrennen müſſe.

Meine Schwägerin fürchtete den Brand für ihre Pflegebefohlene. Der Doctor, ein alter Mann, ſagte: Welche Irren! dieſe arme Perſon hält ſich für eine Jüdin; weit eher aber möcht' ich ein Türke ſein. Doch liegt ſie in großer Hitze, in großer Gefahr, und Herr Kühlemann, der Tod, ſteht zu erwarten. Was mich betrifft, ſo habe ich keinen Funken Hoffnung.

„Schwerlich,“ ſetzte der Pfarrer ſeine Erzählung fort, „würde ich Ihnen, gnädige Frau, meinen Gemüthszuſtand in dieſer ganz einzigen Lage beſchreiben können. Ich ging ab und zu, und wünſchte nur, daß das Gefürchtete erſt vorüber wäre. Die fliegenden Pulsſchläge der Kranken und die langſamen Stunden, die in dumpfer Stille abliefen, ließen mich fühlen, wie einem Manne zu Muthe ſei, der für das Leben ſeiner Gattin zittert. Ein hülfloſes Weib lag hier im Sterben, mein kleines Hausweſen kam in Zerrüttung, der Faden meiner geiſtlichen Gedanken war zerriſſen, — und ich demüthigte mich vor Gott, daß ich das Heil meiner Seele in dem armen Glücke der Erde geſucht hätte.“

Eine Pauſe ſchwermüthiger Erinnerung trat ein. Dann fuhr der Erzähler fort: „Ich ſah, das Ende der Unglücklichen war nahe; denn der ernſte Beruf, welcher der meinige iſt, macht mit den Zeichen jener letzten Entſcheidung vertraut. Sie war ſtiller und ſtiller — dann blickte ſie mich an — dieſen Blick werde ich zeitlebens nicht vergeſſen. Sichtlich ſtrebte ſie etwas zu ſagen; ich glaubte, das Wort rächen zu verſtehen. An die Rache Gottes mochte ich nicht denken, nur an den Segen des Todes, den er dem Elend dieſes zerrütteten Weſens gab. Sie ſtammelte mit ihrer letzten Kraft: Recha! indem ihre Augen das Kind zu ſuchen ſchienen, und verſchied mit dem Hauche dieſes Namens.“

„Gütiger Himmel! und ohne daß ſie wußten, wer dieſe unglückliche Mutter ſei?“ rief Frau von Wahl angſthaft.

„Ohne! ganz ohne!“ verſicherte Jener. „Ein wundes Gefühl, deſſen Natur ich mir ſelbſt kaum geſtehen mochte, und eine gewiſſe Scheu hielt mich von jeder lauten Erkundigung ab. Der Gedanke widerte mich an, dieſes Haus des Friedens zu dem Mittelpunkte einer vielleicht criminaliſtiſchen Unterſuchung zu machen. Nur leiſe forſchte ich nach — es fand ſich aber keine Spur, außer daß ein Landmann erzählte, der bei nächtlicher Weile die Straße gezogen, er habe einen Wagen wie im Sturze rollen ſehen — die Zeit traf zu. — So viel ſich habe erkennen laſſen, habe eine Mannsperſon und ein Frauenzimmer drinnen geſeſſen. Mir gab dieſe Ausſage nur die dunkle Vermuthung, die Unglückliche ſei wahrſcheinlich von treuloſen Gefährten ausgeſetzt worden. —

Ich verſündigte mich nicht durch Murren, daß es an dieſer Stelle geſchehen, daß die einſame Pfarre zu einer Herberge für den Engel des Todes geworden ſei. Meine Gaſtfreundſchaft beſchränkte ſich auf ein Grab — und tiefes Schweigen theilte ich meinem Herzen zu. Den Handſchuh hob ich auf, als der Ritter für ein Gottesgericht; ich denke, die Zeit, welche Alles löſet, wird ihn einlöſen. Das Kind war ſchwach, ich taufte es in Gottes Namen und nannte es Recha. Meine Schwägerin nahm es mit ſich in Pflege. Jetzt aber, da es ſo weit gediehen iſt, habe ich es zu mir genommen. Ich will es ſorgfältig unterrichten und erziehen, mich aber hüten, mein Herz daran zu hängen, da es ja doch nicht mein iſt.“ Der Geiſtliche ſagte dies mit Schmerz.

„Rechnen Sie bei Ihrer kleinen Recha doch auch auf mich!“ ſprach Frau von Wahl und richtete ſich in die Bruſt, als empfände ſie etwas Beugendes bei dem Gedanken, daß ein Mann dieſe Pflicht allein übernähme. Und ſichtbar zitternd, als wolle ſie einen Schauer der Empfindung abſchütteln, ſetzte ſie hinzu: „Ihre Erzählung, mein verehrter Freund, iſt mir durch die Seele gegangen. Ich denke, dieſe Geſchichte iſt noch nicht zu Ende, wenn gleich die leidſame Heldin derſelben zu Ruhe iſt. Das Kind könnte uns Aufſchluß geben, und kann es doch nicht! Im Nichtwiſſen des Böſen auf Erden liegt eben der holde, rührende Reiz, der uns ſo mächtig in dem Gefühle anzieht, wie harmlos das Gute ſei. — Die liebe Kleine geht mir nahe; aber ich gönne ſie Ihnen von Grund des Herzens. Die Unſchuld des Kindes hat eine Heiligkeit, die neben dem Ideal beſtehen mag; und die Freude daran wird Ihnen Erſatz ſein für den ſchönen Traum der Ehe, der, ach ſo ſelten! Verwirklichung findet. Und wenn Sie jetzt plötzlich das Cölibat aufgehoben ſähen“ —

„So würde ich im Allgemeinen Gott dafür danken,“ unterbrach ſie der Erzprieſter; „für mich aber keinen Vortheil davon ziehen. Meine Lebensruhe iſt auf Entſagung gegründet und könnte durch einen ſo plötzlichen Umſchwung der Verhältniſſe leichtlich allzuſehr erſchüttert werden, und nicht ohne Gefahr für die Selbſtſtändigkeit meines Geiſtes.“

„*Selbſtſtändigkeit*! ein edles Wort!“ wiederholte Frau von Wahl mit Nachdruck. „Aber es iſt ein wahres Unglück, daß unſere jungen Männer dieſen Begriff, der die Stütze der innerſten Freiheit umfaßt, hinaus in das äußere Leben ſtellen. Iſt denn nicht Liebe und Freiheit Eines? Es giebt Blumen, die allmählich von der Erde verſchwinden — die Liebe ſcheint auch auf einen andern Stern verpflanzt zu ſein. So iſt es mein innigſter Wunſch, daß mein Sohn ſich entſchlöſſe, zu heirathen; es wäre auch Zeit. Vielleicht — dieſer Gedanke quält mich — bin ich ſelbſt unfreiwillig das Hinderniß ſeines Glückes.“

„Wie das, gnädige Frau?“ fragte der Geiſtliche mit dem Tone der Ungläubigkeit.

„Mein Sohn, der mein Alles iſt,“ entgegnete Frau von Wahl, „darf mich mit Recht für ſeine beſte und treuſte Freundin halten. Nun kenne ich mein Geſchlecht — es giebt einen geheimnißvollen Einfluß, und ich fürchte, daß ich ihn geübt habe.“

„Sie *fürchten* dies? Iſt denn das Heirathen nicht Sache der eigenſten Ueberzeugung?“ fragte nochmals der Erzprieſter.

„So ſollte es ſein; in tauſend Fällen aber iſt es nicht ſo,“ antwortete Frau von Wahl. „Die Liebe der Mütter leitet oft die ſtärkſten Söhne weit über die Jahre der Kindheit hinaus, während man nicht ſelten einen Schwächling ſich frei von dieſem Gängelbande behaupten ſieht. Wer aber ſteht mir dafür, daß meine Wünſche nur auf *Liebe* ruhen? Die Selbſtſucht ſchiebt zuweilen falſche Motive unter. Ob mir aber die künftige Tochter gefällt oder nicht, kann nicht in Betracht kommen, wenn ſich nur das Herz beglückt, deſſen Ruhe mir theurer iſt, als die eigene. Und wie verſchieden betrachten Gunſt oder Gleichgültigkeit denſelben Gegenſtand! Ich will daher die Fehler oder Vorzüge der einſtigen Gattin meines Sohnes auf ſich beruhen laſſen; nur den Gedanken vermöchte ich nicht zu ertragen, daß er ſich irren könnte da, wo keine Rückkehr für ihn möglich iſt.“

Bei dieſen Worten ſauſ'te ein offener Wagen, ſchnell wie der Wind, auf der Landſtraße vorüber, und weiße Staubwolken wirbelten nach.

„Mein Sohn! mein Nicodem!“ rief Frau von Wahl und ſchwand mit flüchtigem Abſchiedsgruß wie ein Schatten aus den Augen des Geiſtlichen.

Als Frau von Wahl an die Grenze der Pfarrwieſen gekommen war und ſich ihrem eigentlichen Gebiet näherte, kam der Sohn des Hauſes, begleitet von ſeinem Freunde, dem Baron Amſtrom, welcher der nächſte Nachbar dieſes Gutes und ein weitläufiger Verwandter der Familie von Wahl war — ihr ſchon entgegen. Jener umfaßte die Mutter und küßte einige fliegende Athemzüge von dem Munde, der ſeinem Anblick ſo mütterlich lächelte; dieſer grüßte die verehrte Freundin mit dem Ausdruck vertrauter Hochachtung. So ging ſie zwiſchen beiden Männern vollends langſam in das Schloß. Ihre Hand lag in der ihres Sohnes, das Geſicht hielt ſie mit ſchicklicher Aufmerkſamkeit dem Baron zugewendet.

Der junge Wahl war groß, ſchlanken und doch kräftigen Wuchſes. Wenn der Gang zu den Kennzeichen des Charakters gerechnet werden darf, ſo lag in dem ſeinigen etwas Fortſchreitendes, Rückſichtsloſes; nichts hielt ihn auf.

Seine Augen, tief und geiſtvoll, waren für die Natur geöffnet, und in ſeiner Anſchauungsweiſe ſpiegelte ſich der goldreine Sinn einer verklärenden und feurigen Seele. In ſeinen Mienen ſpielten Ironie, freundliche Heiterkeit und Lebensluſt, zuweilen aber auch ein Zug von ſtillem Schmerz. Seine Stimme war tief beſaitet, und wem die Fertigkeit der Freundſchaft für dieſen ausgezeichneten jungen Mann geworden war, den rührte dieſe Stimme mächtig. Er redete gut, doch nicht viel und in der Regel wie Jemand, der unbedingt Recht hat, das heißt, mit einer gewiſſen Mäßigung, mit einem Athem von Zurückhaltung — möchten wir ſagen. Der geringe Werth, den er auf äußere Dinge legte, ſprach ſich in ſeinem Benehmen, oft ſogar in ſeinem Anzuge aus, und es gab Perſonen, welche kleine Nachläſſigkeiten darin finden wollten. Seiner Perſönlichkeit konnte jedoch Niemand ein Gefühl von Verlaß und feſtem Zutrauen verſagen, und um kleinliche Urtheile kümmerte er ſich durchaus nicht. Er hatte Jura ſtudirt und war bei einem Landescollegium in der nächſten Stadt als Aſſeſſor angeſtellt. Er galt für einen tüchtigen Geſchäftsmann. Glück und Gönner begünſtigten ihn, und man hielt dafür, er werde bei guter Zeit, vielleicht vor den ſogenannten beſten Jahren — Präſident ſein.

Baron Guſtav Amſtrom, dem das ſchöne Borke dicht in der Nähe von Groß-Eſenbach gehörte, war, wenn auch von minder vorzüglichen Gaben, als ſein Freund, doch nichtsdeſtoweniger ein Mann der Wiſſenſchaft, ein Kenner der Kunſt, ein edler Geiſt. Eine liebenswürdige Gutmüthigkeit, als womit ſein Naturell am treffendſten bezeichnet werden dürfte, erwarb ihm viele Freunde; allein einige adelige Elemente, welche unverkennbar in der glücklichen Miſchung ſeines Weſens waren, leiteten ſeinen Umgang ſtets in der Sphäre ſeines Ranges. Ein Landwirth ſeines Gutes war er nicht, ein guter Wirth insbeſondere auch nicht, wenn wir dies Wort im Sinne der Sparſamkeit verſtehen; in der Aufnahme ſeiner Freunde ſuchte er jedoch Seinesgleichen.

Das Thierreich der ländlichen Oekonomie widerte ihn an, mit Ausnahme ſeiner Pferde und Jagdhunde — bei dem Bullen der Heerde dachte er an den farneſiſchen Stier, in jeder magern Kuh ſah er, mit dem Verdruß der Proia, eine verwandelte Jo; und indem der Baron über jenen heidenthümlichen Vorſtellungen die chriſtliche Moral lehrreicher Beiſpiele vergaß, geſchah es ſehr natürlich, daß ſein Verwalter dem „ungerechten Haushalter“ auf ein Haar glich, ohne daß er ſelbſt jene Weisheit des Herrn hätte nachahmen mögen, welche Rechnung forderte und ihn dann abſetzte.

Frau von Wahl war der Meinung, der Baron müſſe heirathen. Humor und Phlegma ließen ihn bereits als einen alten Junggeſellen erſcheinen, obgleich er nur wenige Jahre älter war, als ihr Sohn. So wohlwollend Frau von Wahl auch gegen den Baron geſinnt ſein mußte, ſo war ſie doch aus bewußten und unbewußten Gründen mit dieſer Freundſchaft nie ganz zufrieden. Sie gab ihr einen nicht unbedeutenden Theil der Schuld an der Unſchlüſſigkeit ihres Sohnes, ſich zu verehlichen. Die eingeborne Milde ihres Gemüths hatte demnach eine Säure zu bekämpfen, als ſie ihn erblickte. Sie hatte gehofft, dieſen Abend mit ihrem Sohn allein zu ſein, um ihm ihren innigſten Wunſch an das Herz zu legen.

Mit Vergnügen vernahm ſie, der Baron, der den Freund geholt, um dem köſtlichen Herbſtnachmittage den Genuß erfriſchender Unterhaltung abzugewinnen, werde nur ein Stündchen verweilen, da morgen ein großes Jagen auf dem Revier von Borke ſei, wozu noch Veranſtaltungen zu treffen wären.

„Es thut mir leid, daß ich nicht dabei ſein kann," ſagte der junge Wahl; „aber das Kirchenfeſt und mein Namenstag fordern meine Gegenwart. Einen *achtungswerthen Jäger* verlierſt Du jedoch nicht an mir."

Er ſagte dies Letztere in neckender Beziehung, weil der Baron einſt einem ganz unbedeutenden Menſchen dies Beiwort gegeben hatte. „Bei dieſer Jagdpartie fällt mir ein," ſetzte der Aſſeſſor ſeine Rede fort, „daß ich dieſen Morgen Madame Jagemann geſprochen. Sie grüßt Dich, meine liebe Mutter, und wird vielleicht ſchon morgen Deiner gütigen Einladung Folge leiſten."

„Das wäre ſchön," äußerte Frau von Wahl lebhaft, und um die innere Verletzung des Gaſtrechts wieder gut zu machen, nöthigte ſie nun nach Frauenweiſe den Baron, doch bis zum Aufgange des Mondes zu bleiben, und er ließ ſich erbitten. Als die leuchtende Mondſcheibe ihre leiſe Bahn begann, rollte der Wagen vor und, heiß von Wein und Geſpräch, erquickt vom Schauer der ſternenhellen Lüfte, rief der junge Wahl: „Welch' eine himmliſche Nacht! Ich möchte gleich mit Dir fahren."

„Nun, ſo thue es, wunderlicher Menſch!" ſagte der Baron im Tone Eines, der gar kein Hinderniß kennt, irgend einer behaglichen Neigung zu folgen.

„Das wirſt Du mir nicht anthun, mein Sohn," ſprach die Mutter mit erſchrockener Stimme; „es wäre um meinen Schlaf geſchehen."

„So fahre wohl!" rief Jener. Der Schlag vom Wagen klappte zu, und im Scheine der Geſtirne verſchwand der leichte Phaeton.

Anfänglich herrſchte ein etwas verſtimmtes Schweigen zwiſchen Mutter und Sohn. Das reizbare Gemüth der Frau von Wahl hielt eine Minute lang für Mangel kindlicher Anhänglichkeit, was nichts weiter als männliche Ungebundenheit war. Der Sohn hingegen — wie leiſe die Mutter auch ſeinen Arm berührt hatte — fühlte ſich am empfindlichſten Fleckchen für ihn erfaßt: er fühlte ſich beſchränkt. Es bedurfte einer Pauſe, dieſen unangenehmen Eindruck zu überwinden.

Das beſſere Gefühl der Mutter ſiegte zuerſt. Sie reichte ihrem Sohne die Hand und ſprach: „Laſſe uns noch ein Weilchen zuſammen bleiben, Nicodem; ſei aber auch mit ganzer Seele hier — hörſt Du? Ich habe mich nach Dir geſehnt und bedarf der Zerſtreuung. Unſer Pfarrer, als ich ihn gegen Abend heimſuchte, erzählte mir eine Begebenheit, die mich tief erſchüttert hat und welche ich Dir ein ander Mal mittheilen will. — Beiläufig habe ich nun von ihm ſelbſt erfahren, wie ſchwer er ſich aus der Welt natürlicher Wünſche in die Karthauſe zurückgezogen hat, worin der Glaube einſam wohnt."

Nicodem — auch wir wollen ihn ſo heißen — der unterdeſſen von der Begleitung des Freundes in Gedanken zu der Empfindung ſeiner Pflicht zurückgekommen war, ſagte: „Und warum hat er dies gethan? Kein Opfer will ſo mit Liebe, ſo durchaus freiwillig gebracht ſein, als das der prieſterlichen Entſagung. Ein zwingender Faden nur — und die Verbindlichkeit des Himmels iſt gelöſt."

„Dies iſt ein ſtrenges Urtheil, mein Sohn," ſagte Frau von Wahl ſehr ſanft, „wie ich es von Deinem ausgebildeten Gerechtigkeitsgefühl nicht erwartet hätte. Wir bleiben Menſchen, und Verhältniſſe beſtimmen auch die Beſten dieſes unſeres abhängigen Geſchlechts.“

„Ja, ja!“ entgegnete der junge Wahl, „wir ſind Alle mehr oder minder in verknüpfenden Umſtänden befangen; aber Du verſtehſt mich wohl nicht recht, meine Mutter? Ich wiederhole es: frei muß der Prieſter an den Altar treten!“

„Wie Schade!“ ſagte hierauf Frau von Wahl. „Ich denke mir in unſerm Philibert ein Ideal von einem Ehemann; in ihm hat irgend ein armes, liebes Mädchen auf Erden das höchſte Glück des Lebens verloren.“

„Wer weiß auch!“ entgegnete Nicodem; „mit der größten Achtung für den Erzprieſter wage ich dieſen Zweifel. Es läßt ſich nie mit Gewißheit ſagen, was Jemand für den Eheſtand ſein würde.“

„Nicht, mein Sohn?“ fragte Frau von Wahl vorwurfsvoll. „Auf welchen Pfeilern ruhet denn die menſchliche Hoffnung, wenn nicht auf einer ſchönen Seele und auf einem geheiligten Willen?“

„Wo gäbe es einen Grund für das Senkblei der Vorausſetzung, daß Jemand in der Ehe unbedingt glücklich werden müſſe?“ fragte der Aſſeſſor mit Klarheit und Ruhe. „Das Herz, meine theure Mutter, hat eine unendliche Tiefe, und die Beſten, die Tugendhafteſten können, wenn ſie ihr Glück damit wagen, in Elend verſinken. Weit ſicherer läßt ſich annehmen, daß oberflächliche Menſchen bei dieſer klippenvollen Fahrt am beſten wegkommen.“

„O Nicodem!“ ſagte ſeine Mutter ſchmerzlich, „dies höre ich nicht gern von Dir. Es giebt noch glückliche Ehen, es giebt noch eine Gewähr für das Gute.“

„Es ſei fern von mir, mich durch einen Zweifel zu verſündigen, der dieſe Widerlegung verdiente,“ antwortete ihr Sohn; „ich läugne nur, daß Eigenſchaften eine Ehe beglücken. Das Glück der Ehe ruhet, meiner Anſicht nach, auf jener innerſten und geheimnißvollen Uebereinſtimmung, welche aus der Sinnesart zweier Menſchen eine Weſenheit macht. Deshalb iſt ſie ſo ſelten mehr als ein Accord, dem eine lange Disharmonie folgt.“

„Das klingt wie Erfahrung, lieber Freund,“ erwiederte Frau von Wahl, indem ſie traurig lächelte, „iſt aber nur eine beliebte Theorie der jetzigen jungen Männer. Ihr ſpannt die Saiten zu hoch, das ſpringt ins Auge.“

„Mutter!“ ſprach der Aſſeſſor, „wenn Du wüßteſt, wie meine Praxis mir die Belege zu meiner ausgeſprochenen Ueberzeugung gegeben hat, Du würdeſt Dein Wort zurücknehmen. Es war vielleicht kein Zufall, daß mir ſeit längerer Zeit die ärgerlichſten Scheidungsgeſchichten zugetheilt worden ſind, ſo daß ich einſtweilen die Acten meiner Wünſche geſchloſſen. Ich habe erkannt, welche erbärmliche Kleinigkeiten oft eine Trennung wirken zwiſchen denen, die durch die natürlichſten und heiligſten Bande für ewig vereiniget ſein ſollen. Wie oft habe ich mich in die Seele dieſer kläglichen Männer hinein geſchämt! Dies — ich geſtehe es frei — hat mir die Luſt zum Heirathen benommen. Warum ſollte ich mich für klüger halten, als Andere? weshalb der Möglichkeit mich überhoben glauben, es könne mir eben ſo gehen?“

„Du biſt beſonnen, Nicodem!“ ſagte Frau von Wahl in zarter Furcht, den Stolz ihres Sohnes zu verwunden,

„Du haſt einen feſten Sinn, einen *unbeugſamen* Willen" — ein leiſer Seufzer der Mutter legte Accent auf dieſen ſtarren Vorzug — „dies fühlen wir ſehr bald heraus und benehmen uns danach. In tauſend Fällen liegt die Schuld mißlungener Verbindungen in Deinem Geſchlecht, denn der Mann ſoll ja die Erziehung ſeines Weibes vollenden."

„Ich bin aber auch ein Menſch!" ſagte der junge Wahl mit innigem Selbſtbewußtſein. „Gott behüte mich nur vor Leidenſchaften — wahre Liebe beſitzt allein jene Kraft, die zu bilden vermag. Wer verblendet iſt, ſieht die Fehler nicht, welche gegenſeitiges Erkennen fordern."

Die Mutter ſchwieg. Eine lange Pauſe, dann ſprach der Aſſeſſor: „Und wie — ſage mir doch, liebe Mutter, *wie* ſoll man denn jetzt ein Mädchen kennen lernen? Der geſellige Umgang bewegt ſich nur in bleiernen, langweiligen Formen; da iſt kein Anlaß, wo das innerſte Weſen hervorträte. Ein häusliches Verhältniß giebt es faſt gar nicht mehr, und giebt es eines, ſo iſt es nicht zugänglich für Unſereinen. Der Tulpenflor eines Balles, wo es bunt zugeht, ſteht nicht im Geruch der Heiligkeit — und heiliger Ernſt — dies glaube nur, iſt es mir um das Finden einer liebevollen Seele, welche die meinige verſteht. Und die ſogenannten höheren Zirkel? — ach! da wird nur *geſpielt*. Wer möchte da den Wurf ſeines Schickſals wagen? Dem Manne von Gefühl genügt weder die Coeurdame, noch eine Pariſer Puppe."

„Ich verlaſſe mich auf eine höhere Führung," ſagte Frau von Wahl bewegt; „ſie wird Dich nicht allein laſſen."

„Das bin ich auch nicht," antwortete ihr Sohn ergriffen und ſchlang ſeine Arme um den mütterlichen Leib; „Gottlob! ich habe Dich — ich habe meine Freunde."

„Auch der Glückſelige bedarf Freunde,“ ſagte Frau von Wahl; „ich aber fürchte, mein Nicodem, Du empfindeſt Dein Daſein — oder Du überredeſt Dich deſſen — nur im Genuß einer Freiheit, für welche Dein Umgang Dir den Sinn mehr angeregt hat, als mir lieb iſt. — Du weißt, ich ſchätze den Baron; aber ich billige nicht immer, wie er auf Dich wirkt.“

Der Aſſeſſor lächelte. Er antwortete gelaſſen: „Du ſprichſt, gute Mutter, als hätteſt Du den Ariſtoteles geleſen. Sei verſichert, daß ich meine eigene Meinung habe, mein eigenes Gefühl und — der Freundſchaft unbeſchadet, welche von Dir verkannt wird — ein inniges Verlangen nach Liebe; aber ich möchte es nur durch ein wahrhaft treues Herz befriediget fühlen.“

„Und wer möchte Dir das verdenken? Die Mutter doch nicht?“ fragte Frau von Wahl mit innigem Tone und hielt inne, denn die Uhr hob aus zum zwölften Glockenſchlage. Sie ſprach: „Jetzt, mein Sohn, hebt Dein Geburtstag an. Vor dreißig Jahren um dieſe Stunde ſchloß ich Dich zum erſten Male in meine Arme, welche kaum Kraft hatten, Dein zartes Leben zu umfaſſen; nimmer aber würde ich den Gedanken ertragen können, daß Du nicht glücklich wäreſt. Ich bin und bleibe Deine beſte Freundin, Deine treueſte gewiß! — und wenn jede Hoffnung von Dir wiche“ — Thränen erſtickten die zarte Stimme, welche unter dieſen Worten ſchwankend geworden war.

„Mutter!“ rief der Aſſeſſor erſchüttert, „Gott erhalte Dich mir!“ Er fühlte in dieſem Augenblick, daß er auf einer Grenze der Zeit ſtehe.

„Laſſe mich ausreden, Nicodem!“ ſagte die Mutter, faßte ſich und ergriff ſeine Hand. „Die Natur hat uns einander zu Freunden gegeben; die Liebe aber giebt Dir das Weib Deines Herzens, und die Mutter Deiner Kinder iſt Dein zweites Ich. Weder mein guter Wille, noch das Wohlwollen derer, mit denen Du zunächſt umgehſt, kann Dir jemals Erſatz dafür ſein. Ich halte es für meine Pflicht, Dich aufmerkſam zu machen, daß von nun an mit jedem Jahre Deine Entſchließung ſchwerer wird. Verſäume daher Deine Beſtimmung nicht, verlange auch nicht zu viel. Wer Engel ſucht in dieſes Lebens Gründen, der findet nie, was ihm genügt. Wer Menſchen ſucht, der wird den Engel finden, der ſich an ſeine Seite ſchmiegt.“

„Meine theure Mutter, verkenne mich nicht!“ ſagte der Aſſeſſor. „Eingedenk meiner unzähligen Fehler und Mängel, begehre ich nur ein Weib — ein Weib mit den kleinen Schwächen ihres Geſchlechts. Aber der Mann dürfte ein Glückskind genannt werden, den die Weiblichkeit in jeder Geſtalt beglückt. Treffliche Mütter ſind in der Regel die Liebe der Hageſtolzen, oder jener beklagenswerthen Ehemänner, die ſchlimmer, als ſolche daran ſind.“

„Es iſt wahrlich nicht gut, wenn der Geiſt der Beobachtung laut wird, wo es auf eine andere Erklärung ankommt,“ ſagte Frau von Wahl bekümmert; „es iſt der entſchiedenſte Beweis, daß das Herz ſchweigt. Wenn Du Recht hätteſt, Nicodem, dann müßte jede gute Mutter ſich für ein Uebel halten. Das wäre traurig. Nein! die Mutter und die Frau vertragen ſich in aller Güte im Herzen eines vernünftigen Mannes, doch ſelten in ſeinem Hauſe. Sobald Du heiratheſt, ziehe ich auf mein kleines Gütchen ich habe mich mit ſtillen Gedanken bereits daſelbſt eingerichtet. Nichts würde mich von dieſem Entſchluſſe abbringen.“

„Das wird ſich finden" — erwiederte der Sohn mit halber Stimme.

„Wenn Du nur erſt fändeſt!" ſagte Frau von Wahl. „In Deiner gewohnten Umgebung wirſt Du es ſchwerlich; denn wir nehmen dieſe gern, ob auch mit Unrecht, für etwas Abgeſchloſſenes an. Unſere Anſicht kann ſich jedoch verändern, zuweilen öffnet ein einziger Blick uns eine neue Welt. — Doch ſucht der Menſch am liebſten in der Weite, was er vielleicht nahe haben könnte. Nimm zum Angebinde einen Vorſchlag von mir an. Wie wäre es, wenn Du noch einmal auf Reiſen gingeſt? — Du könnteſt ja Deinen Poſten und ſeine Einnahme einem Deiner jüngeren Collegen überweiſen? Der Zuſtand beſtändiger Erwartung, worin ein Reiſender ſich befindet, eignet ihn für Eindrücke, die ſonſt ſtill und flüchtig an ihm vorübergehen; der Gedanke an das Finden hat etwas Magiſches; man iſt achtſam — und wer recht genau Acht giebt, der nimmt oft des Lebens beſtes Theil, das reichſte, ſchönſte Loos hinweg."

„O Mutter! geliebte Mutter! wie gut Du biſt!" rief der Aſſeſſor lebhaft erfreut; „nur der Zartſinn der Liebe hat Dich meinen innigſten Wunſch errathen laſſen. Ja, finde ich das Glück, was ich ſuche, ſo finde ich es in der Ferne; mein Herz ſagt es mir."

Frau von Wahl ſeufzte leiſe.

„Aber haſt Du auch bedacht, wie viel dieſe Reiſe koſten wird?" fragte ihr Sohn bedenklich. „Der Mühlenbau, meine gute Mutter, hat Deine Sparkaſſe erſchöpft, und der Ertrag der letzteren Jahre war nicht ſo reichlich, daß ich mit Extrapoſt reiſen könnte; Vorſpann aber nehme ich nicht, Du weißt's."

Die Mutter lächelte wie der Reichthum. Das iſt ſchon erwogen, Lieber!“ ſagte ſie, „das Münzcabinet vom ſeligen Onkel ſoll Dir den goldenen Schaupfennig eintauſchen, den Du bedarfſt. Nicht umſonſt bin ich zweimal gefragt worden, ob ich es veräußern möchte. Ein Kenner lüſtet danach. Der vorige Beſitzer, von dem ich es ererbt, liebte ſeltene Münzen ſo ſehr, als ſeine Frau, und ich glaube, er hat dieſe der Sammlung wegen genommen, die ſie ihm zur Mitgabe brachte. Dafür war aber auch ſeine Ehe eine Seltenheit vom reinſten Gepräge. Nimm den verwandelten Schatz; es ruhet Segen darauf, der Segen einer glücklichen Ehe.“

„Dann aber biſt Du allein“ — ſagte Nicodem beklommen; „dies verödet mir meine Freude.“

„Nein, nein!“ rief Frau von Wahl, „ich habe meine Gedanken bei mir, meine ſtillen Wünſche für Dich und den lieben Gott, der ſie erhört; ich bin in guter Geſellſchaft. Doch jetzt, mein Sohn, bedürfen wir Beide der Ruhe. Schlafe wohl!“

Madame Jagemann, deren im vorigen Capitel Erwähnung geſchehen, war eine heitere, liebenswürdige, alte Frau, die von den Renten eines Vermögens lebte, das auf eine halbe Million geſchätzt ward. Jedermann wußte, daß ſie in ihrer Jugend Schauſpielerin geweſen ſei und zu der Familie von Wahl in näherer Beziehung ſtehe, wenn auch den eigentlichen Anknüpfungspunkt dieſes verjährten Umgangs Niemand nachweiſen konnte. — So oft Frau von Wahl nach der Stadt kam, beſuchte ſie ihre alte Freundin vor allen Andern; zuweilen ſah man ſie im Theater an ihrer

Seite in der kleinen Gitterloge, welche dieſe Jahr aus Jahr ein inne hatte. Regelmäßig, im Frühjahr wie im Herbſt, pflegte Madame Jagemann ein paar Wochen in Groß-Eiſenbach zuzubringen. Im Schloſſe freute man ſich ſtets auf die Ankunft dieſer muntern, alten Frau, welche die Heiterkeit des Vergnügens um ſich verbreitete, durchaus nicht beläſtigte, den Geiſt der Schwermuth, der Frau von Wahl bisweilen heimſuchte, zu verſcheuchen und in die kleinſten Einzelnheiten dieſer Hausordnung einzugehen verſtand. Sie nannte dieſen Aufenthalt ihre dankbarſte Gaſtrolle; denn Madame Jagemann, obgleich längſt, längſt ihre ſilberne Hochzeit vorüber war, lebte und webte noch in jener goldenen Zeit ihrer theatraliſchen Epoche, und ihre liebſten Erinnerungen wendeten ſich der Bühne zu, deren Zierde ſie einſt durch Talent und Sitten geweſen war.

Frau von Wahl war am Morgen mit ihrem Sohne in der Kirche; der Erzprieſter predigte vortrefflich von der Wiedergeburt zum ewigen Leben; aber Nicodem — theilweiſe der Held dieſer kirchlichen Namensfeier — war mitunter abweſend in Gedanken. Der Mutter Blick ſchien ängſtlich den Sohn um Aufmerkſamkeit zu bitten. Sie faßte ihn leiſe am Arm und ſprach: „Du biſt zerſtreut, Lieber; die Augen der Gemeine ſind auf Dich gerichtet; der Pfarrer betet für Dich.“ Beinahe hätte der Aſſeſſor ſich in ſeiner Erſchrockenheit gegen die Kanzel verbeugt. —

Einige Gäſte aus der Nachbarſchaft waren zu Tiſche geladen. Der Nachmittag verging in jener Unterhaltungsweiſe, welche zeitig ermüdet und das Bedürfniß der Ruhe anregt. — Jetzt hatte nach einem Spaziergange die kleine Geſellſchaft ſich hinweg begeben, nur der Erzprieſter mit ſeinem Pflegekinde verweilte noch, als die Equipage der Madame

Jagemann auf die Anfahrt des Schloſſes rollte. Sie hatte den Wagen zurückſchlagen laſſen, der wie mit Abendroth gepolſtert ſchien und in ſeine leuchtenden Farben die Matrone einhüllte; welche aufrecht darin ſaß und auf ihrem Schoße einen meſſingenen Käfich, mit Ebereſchen rings umſteckt, hielt, in deſſen blanken Stäben die letzten Strahlen der Sonne blitzten. Drinnen hüpfte ein Vögelchen und pickte nach den rothen Beeren. Das Gefieder des Kanarienmännchens war vom zarteſten Frühlingsgrün, glänzend wie Smaragd, und die kleine Federkrone bezeichnete ihn als einen Fürſten ſeiner Gattung.

Auch ohne dies Attribut würde die Erſcheinung der Madame Jagemann nicht an das Alter erinnert haben; ihrer Perſönlichkeit wohnte noch etwas von jenem Zauber der Kunſt bei, der ſich lebendig erweiſ't und nicht an das letzte Ziel aller Täuſchungen denken läßt. Das ganze Haus gerieth in Bewegung. Man half der alten Dame vom Wagen, man langte bereitwillig nach dem netten Gepäck. Aller Blicke flogen dem Vogel zu.

„Was bringen Sie uns denn für einen kleinen Gaſt?“ fragte Frau von Wahl nach der erſten Begrüßung ihrer Freundin.

„Einen ſeltenen Gaſt bringe ich Ihnen,“ — ſagte Madame Jagemann. „Sie waren ſo betrübt, als Ihr kleiner Liebling Todes verblich — hier iſt Erſatz, wenn der Eigenſinn des Andenkens dieſen zugiebt. Dieſer Sänger hier iſt nicht gemeiner Art. Er trifft ziemlich glücklich die Melodie aus der weißen Dame: Ich bin hier, Dich zu ſehn — mit einiger Abweichung von der Compoſition“ — ſetzte Madame Jagemann lächelnd hinzu — „muß es freilich nicht ſo genau genommen werden. Er überſetzt ſehr frei —

und ſchließt jedesmal mit einem Triller, den man ſich nicht ſatt hören kann. Wie ſtolz das Mätzchen ſich in die Bruſt wirft! die Krone auf ſeinem Haupte, die hat ihm Gott der Herr erlaubt. — So ſang das Chriſtkind in meiner Jugend. Nun, nehmen Sie das Vögelchen nur hin! Vielleicht ſingt es noch, wenn ich ſelbſt zur weißen Dame geworden bin und nur als Geiſt noch debütire." Sie ſagte dies mit der heiterſten Miene.

„Daran wollen wir noch lange nicht denken" — ſagte Nicodem; „wie aber — wenn ich fragen darf — kamen Sie zu dieſem Maitre des Geſanges?"

„Wie ich dazu gekommen bin?" antwortete Madame Jagemann. „Dieſe Frage habe ich mir wohl tauſend Mal gethan, in Scherz und Ernſt, in Freude und Schmerz. — Dieſer Vogel kam vor ein paar Tagen in mein Fenſter geflogen; der Inſtinct leitete ihn zu einer Freundin der Kunſt und der Freiheit. Jedes Federchen an ſeinem Leibe zitterte vor Angſt; er war ſeinem Zuchtmeiſter, einem Muſicus, und dem weiteren Studium der Oper entflohen. Ich kaufte ihn los — er kann genug, wenn er Ihnen Freude macht."

Madame Jagemann verfügte ſich nun in das ihr geeignete Zimmer. Der Pfarrer ward nicht fortgelaſſen, auch ließ er ſich gern halten; denn er liebte und ſchätzte die freundliche Matrone ſehr. Als nun der geſellige Hauskreis ſich bequem und heiter um den runden Tiſch geſchloſſen, ein lebhaftes Geſpräch waltete, ſagte Madame Jagemann im ſichtlichen Gefühl des Wohlbefindens: „Wie habe ich mich herausgeſehnt aus der engen, dumpfen Stadt! Aber es war diesmal kein Fortkommen; ein Hinderniß an dem andern. So mußte ich heute noch Gevatter ſtehen bei einer Nothtaufe, die es in jedem Sinne war. Da kommt ein

Schauſpieler, Namens Pfalzgraf, mit ſeiner jungen Frau hierher, um ein Unterkommen nachzuſuchen. Die Leutchen ſcheinen in desolaten Umſtänden, die Frau iſt ſehr guter Hoffnung; allein das iſt in ſolcher Lage nur um ſo ſchlimmer. Sie finden keine Aufnahme, das Weibchen alterirt ſich — und kommt in verwichener Nacht mit Zwillingen nieder. Da wendet man ſich nun an mich, als ob ich die Mutter aller Götter wäre.“

„Der Ruf der Barmherzigkeit iſt doch wohl von jedem guten Ruf der beſte“ — ſagte der Erzprieſter mit dem Tone der höchſten Achtung.

„Gewiß, Herr Pfarrer,“ antwortete Madame Jagemann; „wenn aber ein Unglücklicher Hülfe anruft, die man auch bei dem beſten Willen nicht leiſten kann; wenn Einem das Elend erbarmt, wofür man keinen Rath weiß: dann kommt jener Ruf theuer zu ſtehen. Man thut mit Freuden das Seine —“

„Wer mehr thut, als dies,“ unterbrach der Geiſtliche die Matrone, „wer dem Leidenden Mitleid ſchenkt, wie Sie, Verehrteſte, den wird Gott bezahlen.“

Eine Minute des Schweigens folgte dieſer ſegensreichen Verheißung.

„Himmel!“ rief Frau von Wahl, „zwei kleine Kinder auf einmal, in ſo großer Verlegenheit! Wie wäre es, wenn ich ein Bettchen hereinſchaffte? Ein Kind iſt ſchon eine Summe von Sorgen, und für einen Schauſpieler ſcheint mir ſelbſt ſeine Ehehälfte viel zu viel.“

„Ja, die Calamitäten des Eheſtandes ſind nicht für einen Stand, der die entſchiedenſte Selbſtverläugnung fordert, der heitere Sorgloſigkeit bedarf“ — ſagte der Aſſeſſor mit einem Lächeln der Ueberhebung, welches ihn eben nicht geneigt wies, ſich mit häuslichen Bürden zu befaſſen.

„Um noch einmal auf Herrn Pfalzgraf zu kommen,“ nahm Madame Jagemann das Wort, „ſogar ſein Name klingt wie Ironie; denn dieſer Aermſte hat kein Beinchen von einem Comes Palatinus, als etwa ein Falzbein, ein Bittſchreiben zu ſtreichen. So fragte ich ihn, welches Fach er ſpiele. Liebhaber! gab er mir zur Antwort, mit einem Geſicht wie Wermuth. Du lieber Gott! er hatte nicht einmal ein intereſſantes Aeußere, und ein Organ, rauh, wie die Luft, die aus Norden bläſt; es ſchnitt mir durch die Seele. Nun frage ich ganz kalt: Wie ſoll dieſem Manne geholfen werden?“

„Er ſollte ſein Glück in der Intrigue verſuchen —“ erwiederte Nicodem; „Liebhaber ſind immer eine klägliche und ſelten dankbare Rolle.“

„Leider iſt es ſo!“ ſagte Madame Jagemann mit dem Schmerz der Künſtlerin und der Frau. „Die Männer wollen Liebe — wir aber haben keine Liebhaber mehr; dieſe Sorte iſt ganz ausgegangen auf dem Theater wie in der Welt.“

Frau von Wahl lächelte leiſe und ſah ihren Sohn von der Seite an.

„Unſere jungen Männer ſchämen ſich der Empfindung, das iſt's,“ ſetzte Madame Jagemann ihre Rede fort; „ſonſt war es anders. Ein Liebhaber iſt die Blüthe der Poeſie und Kunſt; jetzt aber hat dieſe Rolle eine bittere Wurzel, weil der Geſchmack verdorben iſt.“

„Ich geſtehe ſelbſt, daß ich nichts Faderes kenne, als dieſe Rolle, wenn ſie nicht mit ein wenig Salz und Pfeffer von guter Laune verſetzt iſt“ — antwortete Nicodem vertheidigungsweiſe, und ſprach: „dann aber geht ſie ſchon aus ihrem Element heraus; denn Spaß und Liebe findet man ſelten beiſammen.“

„Sie kennen nichts Faderes als dieſe Rolle?“ fragte Madame Jagemann bedeutſam den jungen Wahl. „Dies würde ſie nicht fein, wenn das Gefühl ſie einſtudirte; aber es gehört zu den Zeichen der Zeit, die Stimme der Natur ſelbſt zum Schaden der Kunſt zu verleugnen. — Vor einigen Tagen wurde das artige Luſtſpiel: Ich bleibe ledig! gegeben, gut gegeben; ich aber hätte weinen mögen bei dem rauſchenden Beifall, den es erhielt. Es war, als hätte das männliche Publicum Champagner getrunken. Da ſaßen die armen Opfer dieſer Lebensphiloſophie, die hübſchen Mädchen reihenweiſe und lachten auch; aber trübſelig. Sie blickten in eine nüchterne Zukunft; denn der Vorhang war geöffnet, und in den Geſichtszügen der Männer ſpielte ein ſchadenfroher Dämon Comödie.“

„Meine liebe Freundin,“ ſagte Frau von Wahl, indem ſie einen Seufzer unterdrückte, „in welchem Rollenfach, wenn ich fragen mag — debütirten Sie?“

„Ich?“ ſagte Madame Jagemann mit hellen Blicken, „in dem naiven! das klingt freilich ſehr vergangen im Munde einer alten Frau. Die Tragödie und den Glauben, daß ich Geſchick dafür hätte, ließ ich mir nicht aufzwingen — ſpäter“ — und bei dieſen Worten lief ein Schatten von Betrübniß über die klare Stirn der Matrone, „habe ich mich jedoch dazu verſtehen müſſen.“

Alle ſchwiegen. Nach einer kleinen Pauſe fuhr Madame Jagemann fort: „Damals — es war die gute Ifflandſche Zeit — hatte Alles eine moraliſche Form. Auch die Effectſtücke waren an der Tagesordnung; heute der Hausfrieden, morgen die Sucht zu glänzen. Das Feld des häuslichen Sinnes wurde fleißig angebaut, und das Glück der Bühne blühte in allen Richtungen. Freilich, Unkraut wuchs mitunter. Wenn ich bedenke, daß ich die Gurli geſpielt und in dieſem Unſinn gefallen habe, ſo ſchäme ich mich heute noch. Dieſe tolle, wilde Hummel könnte ſelbſt eine Stich ſchamroth machen. Julie im Mann von Wort war meine Lieblingsrolle. Welch ein Liebhaber war aber auch jener Vetter Mahring! Ich würde vielleicht ſeine Frau geworden ſein, wenn er nicht ſchon verheirathet war. Das Kind der Liebe hat mich verſorgt" —

„Wenn es nicht unbeſcheiden wäre," ſagte der Erzprieſter, welcher geſpannt auf jede Silbe von den Lippen der Schauſpielerin horchte, „ich nehme ein eben ſo lebhaftes als ehrerbietiges Intereſſe an den Erfahrungen Ihrer Perſönlichkeit, wie an den Verhältniſſen des Theaters, welches eine Schule des Lebens für Sie geworden iſt."

„Gern will ich Ihnen etwas davon erzählen, Herr Pfarrer!" erwiederte Madame Jagemann ſehr freundlich.

Wie relativ der Begriff des Alters auch ſein mag, ſo iſt doch bejahrten Perſonen faſt ohne Ausnahme die Schwachheit eigen, ihrer Zeit mit dem Gedächtniß des Herzens zu gedenken, ihre Zeitgenoſſen mit Parteilichkeit zu würdigen und dem Freund zu ſein, der ſie davon reden macht. So auch Madame Jagemann. Sie hob an: „Ich bin am Theater geboren und erzogen worden. Mein Vater ſtarb, noch ehe ich erwachſen war; meine Mutter kränkelte beſtändig und war auch leidend am Gemüth. Ich, ein frohes, harmloſes Geſchöpf, das ſich in ſeinem Unverſtande für ſehr glücklich hielt, kümmerte mich weniger deshalb, als ich wohl geſollt hätte. Das Gefühl der Kraft und Geſundheit — dieſer Bemerkung kann ich mich hiebei nicht erwehren — läßt uns immer wie mit unbewußtem Uebermuth an Kränklichen nur den verdrießlichen Geſchmack an Wehklagen ſehen, bis der eigene Schmerz uns ein Verſtändniß dafür giebt. So oft ein neues Stück mir ein neues Kleid anzog, freute ich mich wie ein Kind und verſäumte keine Probe. — Wenn die Muſik anging, die Lampen am Proſcenium flimmerten, dann flirrte es mir vor den Augen, vor den Ohren, und mir war wie im Himmel.“

„Ein paar Jahre hatte dieſe glückſelige Luſt gedauert, da wollte mich zuweilen ein eigen trauriges Gefühl beſchleichen, als ob all meine Freude nicht wahr wäre. Wenn von den Couliſſen die Tapeten, die Gärten, die Roſenlauben verſchwanden, wenn die ſchönen, edlen Geſinnungen des Stückes aus waren, da fiel mein Himmel ein, und es war mir, als müßte ich diejenigen beneiden, die da draußen auf der armen, unſchuldigen Erde in ſtiller Beſtändigkeit hinlebten. Ich fing an Täuſchungen zu bemerken, und nun erſt ſah ich, wie dunkel meine Zukunft vor mir lag.

Meine Mutter hatte es tauſendmal als ihren innigſten Wunſch gegen mich geäußert, daß ich nicht bei dem Theater bleiben möchte. Verſprich es mir in dieſe meine ſterbende Hand, ſagte ſie noch kurz vor ihrem Ende, keinen Mann auszuſchlagen, der Dich von dieſem ſchlüpfrigen Boden hinwegführen will — — ach, meine Tochter! könnte ich Dir dies Einzige hinterlaſſen. — Sie duldete nicht lange mehr“ — fuhr Madame Jagemann mit bekämpfter Wehmuth fort, „und, aller Vorſtellungen ungeachtet, mußte ich am Tage ihrer Beerdigung die Wilhelmine im Kind der Liebe ſpielen. Mit welchem Herzen, das weiß Gott! Als der Prediger zu mir ſagte: Wem fließen dieſe Thränen? Vielleicht dem Andenken Ihrer ſeligen Mutter? — da erſtickte der Schmerz meine Stimme, und eine lange, lange Pauſe verging, ehe ich der Antwort fähig war. Vom Parterre aus ließ ſich ein leiſes Schluchzen vernehmen, was immer allgemeiner ward, und nie iſt ein Beifallszeichen, ein Beweis der Theilnahme inniger an mein Herz gedrungen, als dieſer weinende Ton.“

„Seit längerer Zeit hatte ich einen jungen Mann im Theater bemerkt, der ſtets an einem Pfeiler lehnte und ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließlich meiner kleinen Perſon zuwendete. Ein Mädchen läßt dies nicht außer Acht. — Zufällig erfuhr ich, er ſei der Erbe einer Seidenhandlung von großem Ruf, der vor einem halben Jahre erſt von ſeinen Reiſen zurückgekehrt wäre. An jenem Abend ſah ich ihn deutlich ſehr bewegt. Seine Augen — ſchwärzere Augen giebt's nicht mehr — ſtanden voller Thränen — der bräunliche Anflug ſeiner Geſichtsfarbe war auffallend blaß, und ein düſterer Ausdruck ſeiner Phyſiognomie ſchien mir in jenen Augenblicken ſo licht, daß er mir, ich weiß nicht wie? einen Gedanken von Troſt in meine Seele ſtrahlte. Mein Herz, mein betrübtes Herz, hatte den Freund in ihm ausgefunden!“

„Den folgenden Morgen ließ dieſer junge Mann ſich bei mir melden, und ich war voll ſtiller Angſt und Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Er kam, von einem Commis begleitet, der ein Packet trug, und bat mich ſchüchtern, doch inniglich, ein Stück ſchwarzen Sammet in die Trauer, als einen Beweis ſeiner Theilnahme, von ihm anzunehmen. Da ich zitterte und zauderte, faßte er meine Hand und ſprach: Faſſen Sie doch Zutrauen zu mir, meine Theure! Ich trüge tieferes Leid, wenn Sie mir meine Bitte abſchlügen, da ich ja noch eine größere an Sie habe: nehmen Sie die Hand dazu und ein Herz, welches Sie aufrichtig liebt und ehrt, und Ihr Glück nach all ſeinen Kräften befördern möchte. — Was ich in meiner Beſtürzung geantwortet habe, weiß ich nicht mehr. Dieſer Antrag geſchah mir wie im Traume. Aber auf dieſes überraſchende Geſtändniß erfolgte ein ungleich ſchwereres und edelmüthigeres. Er ſagte, ich ſolle und müſſe jedoch Alles wiſſen. Was er mir biete, darüber dürfe er mich nicht täuſchen. Er ſei reich und durchaus unabhängig, außer von einer treuen Hand, die ihn einſtens werde leiten müſſen, denn er befinde ſich in der unabweislichen Gefahr, in einigen Jahren zu erblinden. Die berühmteſten Aerzte hätten ihn deſſen gewiß gemacht. So bedarf ich einer geliebten Stimme — ſetzte er hinzu, indem die ſeinige wankte — und die Ihrige hat den Weg zu meinem Innerſten gefunden. Von dieſem Gefühl geleitet, von Ihrer Verlaſſenheit gerührt, wage ich einen Schritt“ — —

„Was ſoll ich weiter ſagen?“ fuhr Madame Jagemann tiefathmend fort, „dieſer vortreffliche junge Mann wurde mein Mann, und ich habe nie Urſache gefunden, dieſen Schritt zu bereuen. Der Mutter Segen war mir wunderbar bald in Erfüllung gegangen, da ich noch die erſten Thränen um ſie weinte. Den ſchwarzen Sammet trug ich zum Brautkleide, reich mit Freudenthränen geſtickt; das ſind Perlen vom erſten Waſſer!“

„Und wurde Ihr Herr Gemahl denn wirklich blind?“ fragte der Erzprieſter mit reger Theilnehmung.

„Nach mehreren Jahren,“ antwortete ſeine Wittwe betrübt; „aber es ging ſo leiſe, ſo allmählich, daß wir es kaum merkten. In Folge einer gewagten Operation erloſch ſein Leben“ — —

„Und ſiel Ihnen, verehrte Ferundin, der Abſchied vom Theater denn nicht ſehr ſchwer?“ ſiel Nicodem raſch ein.

„Nun, dies kann ich wohl nicht leugnen," erwiederte Madame Jagemann, „wie denn jeder Abſchied ein ſchmerzliches und entſcheidungsvolles Gefühl iſt, ſelbſt der gleichgültigſte. Und gleichgültig war mir der Weggang vom Theater auf keinen Fall; ich wechſelte in ihm alle Richtungen meines Lebens. Auch gehört Kraft dazu für ein junges Mädchen, das mit ſchlanker Leichtigkeit als Gurli gehüpft hat, ſich in der Würde einer Hausfrau zu benehmen, und für ein ſo armes Mädchen, als ich war, den Gedanken des Reichthums nur zu ertragen. Was mir von jener Zeit übrig geblieben, war mein lebenslängliches Intereſſe an der Bühne und das Streben, mich meinem Manne in jeder Rolle immer liebenswürdig zu zeigen. Es wäre zu wünſchen, daß unſere Damen ſich alle in dieſer Beziehung für Actricen hielten, anſtatt daß die Männer ſie dafür halten. Es war mir ſtets, als trüge ich einen Souffleur in meiner Bruſt, der — hätte ich mich je vergeſſen können — mir das Wort, worauf es grade ankam, zuflüſterte."

Vielleicht hatte Madame Jagemann zu anhaltend geſprochen; ein Krampfhuſten, woran ſie zuweilen litt, quälte ſie von jetzt an bis aufs Blut, die kleine Geſellſchaft löſte ſich in Sorgfalt auf, ihr dieſen erſtickenden Zuſtand erleichtern zu helfen, und als er vorüber war, empfanden Alle, daß ſie der einſamen Erholung bedürften.

Im Nachtanzug, eine weiße Schale in der Hand, worin ein goldner Löffel blinkte, trat Frau von Wahl in das Zimmer, in welchem ihre alte Freundin wohnte, ſo oft ſie ſeit dreißig Jahren in Groß-Eſenbach zum Beſuch geweſen war. Der bleiche Schein des Mondes, der an den weißen Meubeln ſchimmerte, das ruhigglimmende Wachslicht, noch gemildert von einem Schirm in Gips, worauf dem ſchlummernden Abraham der Engel des Herrn Träume der Zukunft einhaucht, und im Hintergrund und Helldunkel dieſer zwiefachen Beleuchtung aus dem Bett mit Vorhängen, deren maleriſcher Faltenwurf mit Mohnblumen in brennenden Farben durchwirkt war, hervorlauſchend der ſchöne, ausdrucksvolle Kopf der Matrone: dies Alles wäre kein übler Stoff für die Phantaſie eines Rembrandt geweſen.

Die Beſitzerin des Schloſſes zog die Thüre leiſe hinter ſich zu und ſchlich ſacht dem Gaſtbett näher. „Sie ſchlafen noch nicht, Mütterchen?“ fragte ſie, als ein offner Blick ihre liebe Erſcheinung grüßte.

„Nein, ich träume nur ein wenig mit dem Erzvater da,“ antwortete Madame Jagemann, „dies iſt ein Bild der Ruhe — ein wahrhaft himmliſches Bild! Sehen Sie dieſe geſchloſſenen Augenlider — — ich fürchte, ich fürchte! ich habe heute ſchon zu viel an geſchloſſene Augen gedacht. Man ſchläft nicht ein, wenn diejenigen aufwachen, die in der Liebe unſeres Herzens ruhen.“

„Wie iſt Ihnen aber nun?“ fragte Frau v. Wahl ſanft, wie man zu Kranken redet, „erſchöpft, nicht wahr? ich dachte daran, daß ich köſtlichen Quittenſaft hätte, und der iſt, wie ich weiß, lindernd für den wunden Reiz des Huſtens. Wenn Sie mich lieb haben, nehmen Sie noch einen Löffel voll.“

„Nun, ſo muß ich es denn,“ ſagte Madame Jagemann und richtete ſich lächelnd auf, „obgleich mir wieder wohl iſt, wohl, daß ich wieder hier bin.“

Frau von Wahl ſtrich den Vorhang von türkiſchem

Mouſſelin zurück und ſetzte ſich mit dem Rechte der innigſten Vertraulichkeit auf das Lager der Matrone. Dieſe ſprach: „Nirgend, liebe Thereſe, fühle ich mich ſo heimiſch wie bei Ihnen, nirgend! und könnte ich es nur irgend einrichten, ich ſtürbe hier.

„Nein, nein!“ rief Jene ängſtlich flehend, als hinge dies vom freien Willen ihrer Freundin ab, „das höre ich nicht gern. Wir müſſen beiſammen bleiben, und ſchwerlich dürfte ich hier erſterben. Sobald mein Sohn heirathet, ziehe ich in mein kleines Seedorf, das iſt beſchloſſen.“

„Damit ſcheint es noch gute Wege zu haben,“ verſetzte Madame Jagemann; „und wenn der Aſſeſſor ſeine juriſtiſche Laufbahn verfolgt, und alſo in der Stadt wohnen muß, ſo wüßte ich nicht, warum Sie nicht hier bleiben ſollten.“

„Schwiegermütter können nicht weit genug entfernt ſein,“ entgegnete Frau von Wahl; „das Eigenthumsrecht einer Mutter beleidiget zuweilen willenlos die zarteſten Seiten der Liebe. Die Nähe der jungen Frau macht mich plötzlich alt und könnte mich in manchem Sinne bedrängen. So, däucht es mir, bin ich von meinem Sohne weniger entfernt, wenn ich mich ihm entziehe.“

„Liebe Thereſe,“ ſagte Madame Jagemann, „Alles was wir berechnen, erweiſt ſich in der Regel als falſch. Niemand iſt dies ſchmerzlicher inne geworden als ich. Es kommt ledig darauf an, welch eine Wahl er trifft — der Herr von Wahl!“

„Er iſt zu wählig, als daß ich auf eine erfreuende hoffen dürfte,“ antwortete ſeine Mutter bekümmert. „Ich will nichts thun, ſie auf dieſen oder jenen Gegenſtand zu richten. — Der die Schickungen lenkt, läßt oft mancher

Seligkeit goldnes Bild unvollendet; wenn ich eine Tochter hätte" —

„Eine Tochter! ach!" wiederholte die Matrone. „Sie wiſſen nicht, welch ein unendlicher Schmerz mit einer Tochter geboren werden kann! alle Leiden unſeres armen Geſchlechts. Die weiſeſte Mutter wird leicht der Tochter zu Liebe eine Thörin. Nein! preiſen Sie Gott, daß er Ihnen einen Sohn gegeben! und welchen Sohn! es iſt in jeder Betrachtung ein ſehr vorzüglicher junger Mann."

„Er hat auch ſeine Fehler, mein Nicodem, dies glauben Sie nur," ſagte Frau von Wahl. „So däucht mir, daß er von ſeinem Vater einen phlegmatiſchen Strich geerbt, der ſich im Sohne zu einer Ruhe veredelt hat, die mir aber dennoch zu ruhig iſt."

„Hm! Männer von ein wenig Phlegma können deßhalb doch viel Temperament haben,„ entgegnete Madame Jagemann. „Den Geiſt aber erben Söhne von ihren Müttern; berühmte Erfahrungen ſprechen dafür. Allein kein Mann wählt danach; denn ſonſt müßten geiſtreiche Mädchen im Preiſe ſteigen."

„Ach!" ſprach Frau von Wahl, und ein Seufzer hob ihre Bruſt, „wie oft hat das Schweigen meines Mannes in bleiernen Stunden auf meine Seele gedrückt und den Aufſchwung meines Geiſtes gelähmt! wie die Burg der Trägheit kam dies Schloß mir vor. Nicodem hat auch ein wenig von dieſer Schweigſamkeit ſeines Vaters."

„Nur daß es goldhaltiger iſt," nahm die Matrone das Wort und ſeine Partie. Wiſſen Sie noch jene Parabel in dem alten Taſchenbuch? Arme Thereſe! in dieſem Gleichniß ſchien mir Ihr Schickſal getroffen."

Frau von Wahl blickte ihre alte Freundin mit großen, nachdenkenden Augen an, und dieſe fuhr fort: „Ich habe oft daran denken müſſen, entſinnen Sie ſich nicht mehr? Als der Herr Chriſtus noch auf Erden wandelt, zieht er einſtmalen mit ſeinen Jüngern über Land. Sie glauben, den rechten Weg verloren zu haben, und finden einen Mann, der an der Straße ſchlummert, wie faule Leute zu thun pflegen. Da ſie ihn fragen, hebt er nur das Bein als Wegweiſer und verſinkt wieder in ſeine vorige Stellung. Nachdem ſie ein paar Feldlängen weiter gegangen, begegnet ihnen ein flinkes, junges Mädchen. Die freundliche Kleine giebt willig Beſcheid und gehet mit ihnen, bis wo ſie nicht mehr fehlen können. Da ſagen die Jünger: Herr! dem Mädchen ſollteſt Du einen wackern Mann geben. Der Meiſter ſpricht: Das will ich, den Träumer dort“ —

„O Mütterchen!“ rief Frau von Wahl in unterdrücktem Weh, als geſchähe ihr im tiefſten Herzen ein Leides, „meines Mannes wackerer Sinn iſt nie von mir verkannt worden, ſo wenig als ſein redlicher Wille, mich glücklich zu machen.“

Auch von mir nicht, liebe Thereſe, wenn ich auch mütterlich fühlte, wie doch Alles anders hätte ſein können, als es war“ — dies ſagte Madame Jagemann mit leiſer Empfindlichkeit und vernehmbarem Schmerz. „Doch laſſen wir es nun. Was wiſſen wir vom Glück? Das iſt die bedeckte Schüſſel auf der Tafel des Lebens. Sobald wir es ſehen, haben wir es verloren. Sein Inhalt muß uns ein Geheimniß bleiben.“

„Ich habe in der verwichenen Nacht Dringendes mit meinem Sohne geſprochen,“ leitete Frau von Wahl das Geſpräch zurück, „und ihm zugeredet, daß er ſich entſchließe.“

„Warum denn das, Liebſte?“ ſagte Madame Jagemann mit dem vorwurfsvollen Eifer der Freundſchaft, „warum denn rütteln an der Sanduhr des Herzens, die ohnedies geſchwind genug läuft? als ob die Zeit ſich ungeſtraft antaſten ließe, da doch Jedes ſeine Zeit haben muß! — Und hier bemerke ich, wie das erhöhete Gefühl faſt immer das richtige Wort trifft; denn unſere Hoffnungen bauen wir nur zu häufig auf Sand, der unter unſern geſchäftigen Händen zerrinnt und zu einem Bild des Todes wird.“

„Ach!“ erwiederte Frau von Wahl, „glauben Sie nur, liebe Freundin, es iſt weniger Hoffnung als Furcht, was mich ein Ereigniß beſchleunigen macht, dem doch nicht zu entgehen iſt.“

„Das denke ich!“ ſagte Madame Jagemann, und in dem feinen Zuge, den das Lächeln ihres Mundes bildete, zeigte ſich ein Fältchen Weiblichkeit. „Doch,“ ſetzte ſie mit dem ganzen Ernſt des Alters und der Erfahrung hinzu, „laſſen Sie Ihren Sohn gewähren; ich bitte Sie um Gottes willen. Er iſt ein Mann — und wenn er auch ein paar Jahre weniger zählte, und wenn es auch noch ein paar Jahre dauern ſollte, ehe er eine Frau nimmt.“

Frau von Wahl ſtrich ſich das feine Streifchen der Nachthaube aus der weißen Stirne, um mit erheitertem Geſicht die alte Freundin auf dieſe beſtimmte Erklärung anzuſehen. Sie verſetzte: „Nicodem wird nun noch einmal auf Reiſen gehen. Ich habe ihm längſt dieſen Wunſch aus den Augen geleſen, wenn ſie ſo ſehnſüchtig in die blaue Luft hinausſtarrten.' Und gern hätte ich ihm zugerufen, willſt Du immer weiter ſchweifen? Sieh! das Gute iſt ſo nah“ —

„Ebendeswegen“ — unterbrach Madame Jagemann dies Citat; „wer Etwas leicht haben kann, entſchließt ſich ſchwer, es zu nehmen.“

„Indeſſen mag er doch,“ ſagte die Mutter willfährig, ohne dieſen Einwand zu beachten; „nur das Eine wäre mir nicht ganz recht, wenn der Baron abermals ſein Gefährte würde.“ —

„Warum?“ fragte Madame Jagemann mit einem Ton, der einen Vorwurf des Zutrauens in dies kleine Wort legte.

„Der Freund meines Sohnes iſt ein liberaler, liebenswerther Mann, dem ich volle Gerechtigkeit widerfahren laſſe,“ beantwortete Frau von Wahl; „aber die Grundſätze der Beiden vereinigen ſich dahin, wie ich fürchte, um den Hausſtand für eine Laſt zu halten. Die Freiheit iſt ihre Göttin.“

„Auch die Liberalen laſſen ſich anführen“ ſagte die Matrone und lächelte ſichtlich müde. Man laſſe den Männern das ſtolze Gefühl ihrer Unabhängigkeit; es giebt einen Seidenfaden, der ſie alle hinreißt, auch den ſtärkſten. Was ſagten Sie, Liebe? Es iſt etwas Eigenes, wenn der Schlaf kommt — da verweben ſich die Gedanken ſo fremdartig — da ſchlingen ſich bunte Kreiſe — man ſinkt ſo weit von der Welt hinweg in den ſtillen Tumult der Traumgeiſter —“ der Kopf der alten Frau ſank in in die Kiſſen zurück; ſie entſchlief.

Frau von Wahl ließ die Vorhänge zuſammenfallen, daß die Mohnblumen ihre Schatten auf das ſchlafende Angeſicht ſtreuten, warf im Vorübergehen einen Blick auf den Engel, unter deſſen Fittichen der Patriarch träumte, und ſchlich mit dem Wunſch der guten Nacht von hinnen.

Es war, als hätte Frau von Wahl im Geiſte der Ahnung geſprochen, denn nach wenigen Tagen ſchrieb der Aſfeſſor ſeiner Mutter aus der Stadt, die Angelegenheiten der Reiſe ſeien eingeleitet und fänden weniger Schwierigkeit, als er vermuthet hätte. Er könne ſchon zum erſten October abgehen, und wolle vorgenommener Weiſe die Richtung nördlich nehmen, begleitet von ſeinem Vetter Amſtrom, der dieſen Weg ſchon einmal gemacht habe. Er dürfe ſich dieſer Geſellſchaft um ſo ſicherer erfreuen, als der Baron ein in jedem Sinne angenehmer Gefährte und ihm der willkommenſte ſei, von deſſen bedeutenden Bekanntſchaften und Kenntniſſen er ſich hoffentlich eben ſowohl Vergnügen als Nutzen verſprechen könne.

Frau von Wahl blickte, nachdem ſie ihn geleſen, in dieſen Brief tief hinein und legte ihn dann ſchweigend zuſammen.

„Nun?“ ſagte Madame Jagemann und ließ, indem ſie die Augen fragend aufhob, Schlingen an ihrem ſchneeweißen Strickzeug fallen, „es finden ſich doch keine Hinderniſſe für unſern Wanderer?“

„Im Gegentheil, man fördert ihn,“ antwortete Frau von Wahl mit einem bitterſüßen Lächeln. „Wie ich es geſagt habe, der Baron reiſt mit. Er läßt den Nicodem nicht los. Unterdeſſen bleibt ſein Hab und Gut in wüſten Händen. Mein Sohn ſchreibt vom großen Nutzen, den er durch dieſe Geſellſchaft haben werde. Meinethalben! ich beſcheide mich, wenn ſie ihm nur nicht ſchadet.“

„Laſſen wir ihn!“ ſagte Madame Jagemann mit jener weiſen Unrührbarkeit, die keinem Unwillen mehr Raum giebt über Dinge, die nicht zu ändern ſind; „ich halte dafür, daß jede ſolche Anhänglichkeit ihren ruhigen Verlauf haben müſſe. Wenn unſere Wünſche nur dabei nicht in theilnehmende Verwirrung gerathen: ſo ſehen wir mit Zufriedenheit, wie gut ſich am Ende Alles auflöſt.“

„Sie wollen alſo ſagen, jede Freundſchaft habe ihren Zweck, jede? und wenn er erreicht iſt, löſe ihr Verhältniß ſich auf?“ fragte Frau von Wahl traurigen Tones und geſpannt.

„Sie ſind ein ſcharfſinniger Quälgeiſt, Thereſe!“ antwortete Madame Jagemann. „Leider iſt es ſo, wie Sie ſagen, und die meiſten Freundſchaften gleichen den Sommerfäden, die nach verkühlter Wärme an Dornen hängen bleiben; aber das war es nicht, was ich meinte. — Ja, was ich doch ſagen wollte! Laſſen Sie den Baron nur mit! Er iſt ein luſtiger Vogel, der nicht in den häuslichen Käfich paßt. Zum Schaffner ſeines Gutes taugt er eben ſo wenig. Er ſtutzt einmal, ſo viel iſt gewiß — und läßt die Flügel tief hängen. Doch wenn er glaubt, daß Ihrem Sohn nur durch ihn geholfen ſei, ſo irrt er gewaltig. Der empfiehlt ſich ſelbſt. Zu Empfehlungsbriefen, die ihm mindeſtens zu einigen intereſſanten Bekanntſchaften verhelfen ſollen, erbiete auch ich mich. Meine Roſa wird der Aſſeſſor doch beſuchen? Ich habe lange nichts von dort vernommen, und die letzteren Briefe waren eben nicht mit roſenrother Tinte geſchrieben.“

„So?“ fragte Frau von Wahl gedehnt und wie verwundert; doch ſchnell ſetzte ſie hinzu: „Wie können Sie nur glauben, liebe Freundin, daß mein Sohn Ihre Enkelin vorüberreiſen werde? Bin ich doch ſelbſt begierig zu erfahren, wie dieſer Hausſtand ſich gebildet hat. Ueberhaupt, däucht mir — daß Nicodem mehr auf eine Eheſchau, als auf die Brautfahrt ausgehe. Laſſe mich nur erſt eine glückliche Ehe finden, ehe ich mir eine Braut ſuche — ſagte er jüngſt in ſeines Freundes Gegenwart. Es verdroß mich, daß der Baron — um noch einmal auf ihn zu kommen — mir mit den Worten in die Rede fiel: Dies Seltene gehört unter die Antiken, mein Freund! unter die restaurirten! Sie ſind Garcon, Vetter, was wiſſen Sie davon? ſagte ich ein wenig gereizt, und nun wendete ich mich an meinen Sohn: Glaube nur, es ſteht keiner Frau an der weißen Stirn geſchrieben, wie gut und brav ſie ſei. — Das fordert tiefere Blicke. Und ſo wähne auch nicht, daß die Braut, welche Deine verlangende Seele ſucht, zur Schau ausgeſtellt ſein werde. Im Verſteck der Zurückgezogenheit da ſitzen die beſten Mädchen. Ja, ſagte der Baron, wenn ich die Damenreihe auf dem Balle, oder in den Soiréen hinab ſehe, fällt mir unwillkürlich ein, — er ſagte hierauf etwas lateiniſch. Was heißt das? fragte ich. Da ſitzen die niedern Götter! antwortete mir Nicodem. Ich weiß nicht, mir that das Herz weh bei dieſer Aeußerung. Auch der gutmüthigſte Spott darf nicht an eine Vorſtellung ſtreifen, die mir als das Schmerzlichſte in dieſer Welt erſcheint: ein eheloſes, liebevolles Weſen, was geſucht werden muß.“

Madame Jagemann hielt die blanke Brille gegen das Licht, als wäre ein Stäubchen daran zu erkennen. Sie ſprach: „Mir ſcheint, es falle dem Baron ſchwer, einen Einfall, den er für witzig hält, zu unterdrücken. Hm! die niedern Götter!“ ſetzte ſie mit herabgeſetztem Laut hinzu. „Wenn es ihnen einmal gefallen ſollte, vom hohen Olymp herabzuſteigen: ſo mag er Gott im Himmel danken, wenn er auf ſeine alten Tage eine Baucis hätte, die auf dem Vorker Hofe noch eine wilde Gans zu rupfen findet; denn die Götter werden dem Glauben gerecht. Was aber Ihren Glauben betrifft, Thereſe, den theile ich nicht ganz. Dieſer Tage hörte ich dem Streite zweier Obſthändlerinnen unter meinen Fenſtern zu. Die Eine, welche ſich in der Defenſive hielt, rief: Da biſt Du auf dem Holzwege! Was mir mein Gott hat zugedacht, das wird mir auch ins Haus gebracht. Sehen Sie, liebe Seele, das iſt auch mein Glaube.“

Frau von Wahl ſchwieg; es lag nicht in der Sanftmuth ihres Charakters, gegen eine fremde Meinung durch entſchiedenen Widerſpruch zu verſtoßen. Sie beſchäftigte ſich nun dringend, den Reiſebedarf ihres Sohnes in Stand zu ſetzen, wobei die alte Freundin ihr treulich und nach Kräften half.

Zwei Tage vor ſeinem Abgang kam der junge Wahl nach Groß-Eſenbach. Seine Mutter hatte ihm die Begebenheit mitgetheilt, welche ihr der Erzprieſter an dem Abende vor dem Feſte vertraute. Bei dem Abſchiedsbeſuch, den er dem Pfarrer machte, faßte er die kleine Recha in ſein Auge, in ſein Herz, und ließ ſich auch das Corpus delicti jener Thatſache, den bräunlichen Handſchuh, zeigen. Wo waltet wohl die unheilvolle Hand, welche dieſes Fehdezeichen auf das Gras geworfen hat? Wer weiß, ob ohne ſie der Grashügel aufgeworfen worden wäre, der die Reſte der Mutter dieſes armen Kindes deckt?“ fragte der Aſſeſſor und betrachtete die zerſprungene Nath am Zeigefinger. „Die Hand Gottes wird ſie zu finden wiſſen“ — antwortete der Erzprieſter, und ſeine ſanfte, tiefe Stimme war der Nachhall einer ſtarken Zuverſicht.

Den letzten Abend noch wollte Madame Jagemann unter dem Beiſtande des Aſſeſſors ſeine Mutter bereden, den Winter über in der Stadt zuzubringen. Mit welchen Gründen man aber auch in ſie bringen mochte, Frau von Wahl weigerte ſich beſtimmt.

„Nein, nein! ich bleibe hier; das ſtädtiſche Intereſſe habe ich verlernt. Der Aufenthalt auf dem Lande iſt mir zum Bedürfniß geworden, auch im Winter; man wohnt ſich traulich bald mit ihm ein. Die weißen Blumen, die der Froſt blühen macht, flimmern ſo leidſam wie Silberflor, der über ein liebes Geſtorbenes gebreitet iſt, und wenn die Sonne ihn hinwegſchmilzt und den Blick in die blaue Weite öffnet: dann iſt ein Gefühl in mir wie Frühlingsfreude — ein Gefühl ewiger Natur.“

„Eine kleine Schwärmerei, geſtehen Sie es nur!“ erwiederte die Matrone mit dem Tone und Lächeln der Nachſicht. „Mit einem Stückchen Sonnenſchein können wir Ihnen drinnen auch aufwarten, und an viel gefrornen Fenſtern kann meine liebſte Freundin ihre kalte Luſt ſehen. Bedenken Sie die unendliche Oede! dieſe langen, düſtern Abende — hingegen bei uns die vortreffliche Gasbeleuchtung, das Theater, welches uns die finſtern Stunden angenehm verkürzt“. —

Frau von Wahl nahm hier hellen Blickes den Faden der Rede auf und ſprach: „Stundenlang kann ich in das Kaminfeuer ſtarren, ohne Langeweile zu finden. Das Holz ſingt — und dieſe Weiſe weckt ein altes Lied in meiner Bruſt. Die geſellſchaftlichen Elemente ſind zu laut, als daß man es darin vernehmen könnte. Auch iſt der Kamin eine veraltete Mode. Was mich in der Stadt ſtört — lächeln Sie immer — ich will es ſagen. Die frühe Unruhe ſchreckt mich aus meinen einſamen Träumen auf; wenn ich die Menſchen ſo laufen, holen, tragen ſehe, wird mir ſeltſam zu Muthe. Die Angſt aller Eile und Sorge in der Welt überfällt mich; ich kann mich nicht erwehren zu denken, wie das durcheinander rennt! und es iſt mir, als müßte auch ich fort, und Jedwedem ſeine Laſt und Mühe tragen helfen.„

Madame Jagemann beugte ſich zu ihr hinüber, küßte den Mund, der dies geredet, und ſprach: „Die Gewohnheit übernimmt es, uns gegen den Anblick ſolcher Alltäglichkeiten in Ruhe zu ſetzen; und die Plage kehrt überall, ja auf freiem Felde ein, wenn wir auch der Stadt den Rücken kehren.“

„Es iſt Dir gewiß nicht gut, und ſtreng genommen, für Niemand, ſo viel allein zu ſein“ — entgegnete der Aſſeſſor; es war etwas im Tone dieſer Bemerkung, welches fürſorglich zart den Sinn umſchrieb, daß Frau von Wahl ſich ihren ſchwermüthigen Träumereien nicht überlaſſen dürfe. Die Mutter empfand es.

„Allein?“ fragte ſie; „o Nicodem! wann wäre ich allein? Ich habe der Beſchäftigungen mannigfaltige, die mich zerſtreuen und hinnehmen. Zweilen, ja ziemlich öfters, beſucht mich des Abends der Pfarrer. Wenn die Klingel an der Schloßthür läutet, ſo kommt mein Herz in freudige Bewegung über dieſen Beſuch. — Er muß dann eine kleine Bowle trinken, die ich ihm mit eigenen Händen bereite, und ich ſcheue mich nicht, dies vor ſeinen Augen zu thun, auf daß ich kein Wort verliere. — Ein anziehendes Geſpräch knüpft Stunde an Stunde, oder er lieſt mir Etwas vor. Eine Citronenpreſſe vom Nußbaum, unter dem ich als Kind geſpielt, fiel ihm auf; ich äußerte, daß ſie das einzige, kleine Erbſtück aus meinem väterlichen Hauſe ſei. „Ach! und ſo was Herbes“ — antwortete er. Bei dieſen wenigen Worten drangen bittere Thränen in meine Augen. Die ganze Armuth meines Lebens wankte vor meinem Geiſte, aber ich fand Genuß in dieſem trüben Andenken und in der Theilnahme eines ſo trefflichen Mannes, wie unſer Philibert iſt.“

Der junge Wahl reichte ſeiner Mutter die Hand mit dem vollen Ausdruck eines, von ihrem Werthe erfüllten Herzens; es lag eine beredte Gewährleiſtung in dieſer ſtummen Geberde. Madame Jagemann aber unterdrückte ſichtlich eine aufwallende Regung des Gemüths und ſprach: „Der Pfarrer ſollte Ihnen die Kleine überlaſſen. So wäre hinreichend für ihre Zerſtreuung geſorgt, und das Kind in den beſten Händen.“

„Die Annahme eines Pflegekindes habe ich ſtets geſcheut“ — erwiederte Frau von Wahl; „die Verantwortlichkeit, welche ich damit übernähme, ſchien mir ſo groß, daß ich fürchtete, ſie könnte leichtlich über meine Kräfte reichen. Sie bindet ein fremdes Weſen nicht nur an ſeine Perſon, ſondern auch an ſein Schickſal. Das Gewebe von Folgen iſt ſo fein.“ —

„Ich weiß, ich weiß, Sie denken darin ſubtil, wie in Allem“ — unterbrach Madame Jagemann die Rede ihrer Freundin. „Das Glück derer zu befeſtigen, die in naher und nächſter Beziehung zu uns ſtehen, hängt nicht allein von unſerm guten Willen ab. Wir können nichts ändern, gar nichts! und wenn das Herz zerreißt über der Anſtrengung dazu, wie dieſer Faden hier.“ — Sie ſtand auf und trat ans Fenſter.

Der nächſte Morgen in aller Frühe fand das ganze ſtille Schloß ſchon in lebhafter Bewegung. Der Tag kündigte ſich ſchön und hell, die Luft wehete friſch und rein, nur ungewöhnlich kalt für dieſe Jahreszeit. Die letzte Stunde verging peinlich langſam. Frau von Wahl ſchenkte ihrem Sohne den Caffee ein, ihre Hand zitterte ein wenig, und ein Schauer von Nervenfröſteln durchſchütterte ihr Leib und Seele unter äußerer Verhüllung. Nicodem genoß ſein Frühſtück in ruhigen Zügen, der Bediente ſchnürte den ledernen

Koffer zu, das leiſe Klirren der ſtählernen Kette ward hörbar in dem Schweigen zwiſchen Mutter und Sohn. Als Jener den kleinen Schlüſſel überreichte, und der Aſſeſſor ſeine Mutter erbleichen ſah, ſagte er wehmüthig heiter: „Wir wollen uns den Abſchied nicht ſchwer machen, nicht wahr, mein Mütterchen? wie ſchnell verfliegt nicht ein Jahr! dann komme ich wieder, und ſtehe flugs an der alten Stelle, und finde Alles, wie es geweſen.“

„O ſage dies nicht, mein Sohn!“ entgegnete Frau von Wahl; „was kann ein Tag nicht ändern! ein Augenblick — der Menſch bleibt keinen Augenblick derſelbe.“ —

„Ich verſpüre nicht die mindeſte Luſt, mich zu verwandeln,“ verſicherte er mit dem Lächeln der Selbſtzuverſicht, „und verſehe mich auch der treuen Geſinnung, in der Du Dir immer gleich geblieben. Das Uebrige iſt Nebenſache.“

Der Baron holte ſeinen Freund ab. Er kam zur Minute. Sein Geſicht, rund und luftroth, mit dem Athem, der bläulich ſichtbar ihm aus dem Munde ging, ſah aus wie der gemalte Wind, wenn er aus vollen Backen bläſt. Die muthigen Pferde ſtampften ungeduldig den Boden, das Aufpacken war ſchnell gethan. Die in das Schloß gehörten, umſtanden den Wagen. Der Poſtbote, der ſo zeitig aus der Stadt zu kommen beliebte, näherte ſich unbemerkt und blieb erwartungsvoll ſtehen, bis die Scene der Abfahrt vorüber wäre. Jetzt blitzte die Sonne auf, und die ſtille Thräne, welche über die Wange der Frau von Wahl floß, funkelte in ihrem friſcheſten Strahle. Nicodem umarmte ſeine Mutter innig, feſt, lange. Dann ſagte er der alten Freundin des Hauſes ein herzliches, doch flüchtiges Lebewohl. Madame Jagemann hielt ſeine Hand und ſprach: „Gemach, junger Herr! mit dem Abſchied von alten Freunden kann man ſo hurtig nicht verfahren; denn es pflegt bisweilen zu geſchehen, daß man ſie nicht wiederſieht. Ich aber liebe alles Jugendliche ſo ſehr, daß ich ſogar gern an den jüngſten Tag denken mag. Laſſen Sie mich Ihr liebes Geſicht noch einmal recht anſehen! So! es wird mir wohl thun, jeden Zug gemerkt zu haben; denn Scheiden und Laſſen thut weh.“

Der junge Wahl ſah gerührten Blickes ein paar tiefe Tropfen in den Augen der Matrone zittern, die er als eine ſtarkmüthige Frau zu kennen glaubte. Er ſprach: „Gott erhalte Ihnen dieſe Heiterkeit der Seele, laſſen Sie meiner Mutter etwas davon zu Gute kommen. Es kann nicht anders als zu meiner Beruhigung gereichen, wenn ich die oftmals trübe Stimmung der Mutter in treuen Händen weiß. Ihrer Freundſchaft vertraue ich mein Liebſtes an.“ Madame Jagemann wendete ſich mit einem Ausdruck von Erſchütterung und Abwehr ſeitwärts und weinte bitterlich.

Mit einem raſchen Schwunge verſetzte der Aſſeſſor ſich auf den Sitz des Wagens, an die Seite ſeines Freundes. Ein kurzes Zurechtrücken, ein kürzeres: „Fort!“ an den Kutſcher, ein letzter Abſchiedswink im Dahinfluge, und die Reiſenden waren bald den Augen derer entſchwunden, die ihnen nachſahen.

Frau von Wahl ſtand wie eine Bildſäule der Sehnſucht, blaß, weitſchauend, achtlos für Alles, was um ſie geſchah. Der Poſtbote näherte ſich ihr, öffnete das Ränzchen auf ſeiner Bruſt und langte einen gewichtigen Brief hervor, der an die Dame des Ortes abzugeben war. Das Leben der Frau von Wahl verging ſo einförmig, daß ſie ſich kaum eines anderen Briefwechſels als mit ihrem Sohne bewußt geweſen wäre. Der Empfang eines Schreibens von fremder

Hand war demnach als ein Ereigniß anzuſehen, womit der Zufall ſehr geſchickt der Verödung des Augenblicks begegnete. Wie ſie die Aufſchrift betrachtete, war es, als ob ſie bei dem Anblick dieſer Schriftzüge einen Faden an ihrem Herzen empfände, und da ſie das Siegel brach, däuchte ihr dunkel, es ſtände im Zuſammenhang mit dem Inhalte, daß ihr Herz einmal gebrochen worden. Sie entfernte ſich in einen entlegenen Theil des Gartens, um ungeſtört zu leſen. Im Morgenwinde rauſchte das rothe Laub und die Blätter in ihrer weißen Hand. Sie las mit wachſendem Erſtaunen, und ein längſtvergangener Frühling wuchs magiſch vor ihrer Seele auf, als hätte die ſchwarze Kunſt dieſer geſchriebenen Buchſtaben ihn geſchaffen.

Verehrteſte Freundin!

Wenn, indem Sie dies Briefblatt entfalten, Schreiber dieſes in Perſon vor Ihnen ſtände, ſo würden Ihnen ſeine Geſichtszüge vielleicht eben ſo fremd geworden ſein, als die Schriftzüge ſeiner Hand, die er über die Kluft unſerer Trennung ausſtreckt, um die Ihrige mit tiefer Achtung zu küſſen. Ja, gnädige Frau! es iſt der alte Holm, wie er leibt und lebt, der vor Ihnen erſcheint, alt an Erfahrung, aber auch im Sinne eines unveränderten Herzens, welches Ihnen treuergeben geblieben iſt, wie ein ehrenfeſter Soldat ſeiner Monarchin. Meine Heirath war Uſurpation, nichts anders, ich verſichere Sie. „Und erzwungene Neigung befreit ſich wieder" — ſagt ein geſcheidter Mann irgendwo. Ich beuge meine Knie vor einem ſchwachen und hinfälligen Weſen, wenn es die Selbſtſtändigkeit beſitzt, auf eigenen Füßen zu ſtehen.

Solche Kraft in einer zarten Seele reißt hin. Sie haben einem rauhen Boden die Blume der Zufriedenheit abgewonnen, die andere Frauen, wenn ſie ihnen in Porzellan fix und fertig vor die feine Naſe geſetzt wird, nur umkommen laſſen. Sie haben durch die milde Urbanität Ihres Sinnes und Ihrer Sitten ein felſichtes Ackerland urbar gemacht, und Sich und der Welt einen Sohn erzogen, der Ihr Ruhm und Ihre Freude iſt. Man ſagt allgemein, daß es ein trefflicher junger Mann ſei, und ich brenne vor Begierde, ihn einmal an meine Bruſt zu drücken, wenn ich auch vor mehr als dreißig Jahren ſeine Mutter an dieſer Stelle noch lieber gehabt hätte.

Zürnen Sie dieſem Geſtändniſſe nicht, edle Frau! In den Jahren der Reſignation ſpricht man mit Todesverachtung von ſeinen kühnſten Wünſchen. Welcher Pfeil kann dann noch treffen? Die Ruhe iſt durchbohrt, das Leben überwunden, und man ſchreitet furchtlos über den ſtillgewordenen Kampfplatz. Was damals meinen Wünſchen im Wege ſtand? ich weiß es nicht. Muthmaßlich der Geiſt der Intrigue! ſo viel iſt gewiß, in Hinſicht auf den Heirathswillen und ſeine Richtung iſt Niemand frei. Man erſchreckt über den gethanen Schritt und ſieht ein, wie recht der alte Britte hat, wo er ſagt: „Gewiſſen Leuten geht ein Sturm nach, der ſie zwingt, ihre Schritte ſchneller zu machen," und ich ſetze hinzu, der ſie zu Paaren treibt.

Sobald ich meine Frau genommen, bemerkte ich tauſend Fehler an ihr, und daran merkte ich, daß ich ſie nicht liebte. Was iſt aber Hungersnoth gegen den Mangel an Liebe? Der Magen iſt ein ſubalternes Object gegen die Generalität des Herzens. Ich faßte einen tiefen Widerwillen gegen meine

Schwiegermutter; meine eigene Schwäche, mich hinters Licht führen zu laſſen, rächte ich an dieſem finſtern Groll. Wäre meine Frau am Leben geblieben, es wäre eine Scheidung unvermeidlich geweſen. So aber trat Gott ins Mittel und nahm ſie zu ſich, ohne daß ich mir dieſen traurigen Fall mehr, als natürlich war, zu Gemüthe nehmen können. Nun machte Madame Jagemann Anſpruch auf meine Kleine, und ſagte: Väter, militairiſche Wittwer zumal, könnten kein kleines Mädchen erziehen. Ich habe ihrer Tochter ſo wenig Zuneigung bewieſen, daß ich ihrer Enkelin die Liebe der Großmutter gönnen ſolle, und damit den einzigen Troſt, deſſen ihr wundes Herz noch fähig ſei. Dieſes Argument ſchlug mich aus dem Felde, und ein anklagender Ton, der mehr gegen ſich ſelbſt, als gegen mich gerichtet ſchien, entwaffnete mich gänzlich. Ich gab ihr das Kind — hätte ich meine Frau ſtärker geliebt, Stricke des Todes würden es nicht aus meinen Armen geriſſen haben. Sonach ſtand ich wieder frei und ledig, und war in den fünf Jahren meiner Ehe eben nicht liebenswürdiger geworden. —

Das Bedürfniß der Zerſtreuung führte mich zuweilen im Intereſſe der Jagd auf das Gut eines Edelmannes in der Nachbarſchaft meiner Garniſon. Die wüſte Wirthſchaft daſelbſt ging mich wenig an; ſo dachte ich wenigſtens. Der Gutsherr war nebenher ein Glücksjäger und Spieler, die Dame, eine odiöſe Frau, in deren beſtändigen Klagen um den Verfall ihrer Geſundheit und eingebildeten Größe ein ganzes Geſchlecht von Eulen niſtete. — Das Fräulein, das einzige im Hauſe, war der Zankapfel zwiſchen Vater und Mutter, verzog aber nie eine ſaure Miene. Das gefiel mir. Sie gab meinem Schimmel manches Stück Zucker — faſt ſchäme ich mich, dieſer Lockſpeiſe zu erwähnen. Es ſind aber oft geringere Dinge, welche auf der Leimruthe feſthalten, die dann nicht ſelten zur Zornruthe wird.

Bei Gelegenheit eines Treibjagens hatte ich das Unglück, das Fräulein in die rechte Hand zu verwunden. Wie es geſchah? Gott mag auch dies wiſſen; denn die Flinte war blind geladen. Laſſen Sie mich kurz ſein, Verehrteſte! der Erfolg war, daß ich ihr meine Hand zum Erſatz bot und die Rechte meiner Hausfrau. Zu meinem Erſtaunen maßte ſie ſich an, das Regiment zu führen, ja, ſie hätte wohl unverzagt, wie jener Oberſt im Glauben ſang, „die ganze Chriſtenheit zu Pferde“ commandirt. Sie machte unerhörte Anſprüche an meine Geduld wie an meine Caſſe, und ſteckte heimlich die ertrotzten und erkargten Summen dem Vater zu. Dies aber fiel in einen Brunnen der Verlorenheit, deſſen Tiefe bis an die Gedanken der Gegenfüßler reichte. — Während meiner Abweſenheit, da ich bei einem Manoeuvre war, gebar meine Frau mir ein Töchterlein, und es war die einzige Freude, womit ſie mich jemals überraſchte, als ich vernahm, es heiße Thereſe. Das Kind war mir lieb, der Himmel iſt mein Zeuge! lieb wie ein Engel. Der Klang Ihres Namens, meine Freundin, lachen Sie den Alten nur aus — gab mir eine andere Stimmung, und daß wir das Mädchen Thereſe riefen, rief einen guten Geiſt in mir auf. Wäre mein Kindchen hübſcher geweſen, ich hätte mir eingebildet, es ſähe Ihnen ähnlich. Vor zwei Jahren ſtarb die Mutter an der Auszehrung. Es würde vergeblich ſein, Ihnen beſchreiben zu wollen, was wir durch die Reizbarkeit, welche dieſer langſamen Krankheit eigen iſt, ausgeſtanden haben. Anſprache, welcher Art auch, verſtimmte meine Frau; alles Religiöſe griff ihre Nerven an — der liebe Gott war gleichſam wie jeder andere gute Freund, ein ausgeſperrter Gaſt. Der Tod aber, dieſer ungehobelte Sansfaçon, findet ſeinen Weg. Er verſetzte drei Perſonen in Ruhe, und ich ſcheue mich nicht zu geſtehen, daß der Verſtorbenen nicht allein wohl war, ſondern uns auch.

Thereſe war — iſt nun mein ganzes Glück. Wohl weiß ich, daß Sie mich an ihre Halbſchweſter erinnern könnten; aber Roſa iſt mir entfremdet und hat ſich nie um ihre Stiefſchweſter bekümmert. Die ſprachfertige Schweſter würde ſich vielleicht nicht zu dem blöden Kinde bekennen, was nicht drei Worte reden kann, ohne zu erröthen, und was in allem Wiſſenswerthen verſäumt iſt. — Nur ein ſchönes, liebreiches Herz hat meine Thereſe, womit ſich zur Noth alles beſtreiten läßt.

Nun aber zur Hauptſache. General Grandſon, die Damen nennen ihn Grandiſon — hat vor dem Jahre das Gut meiner Schwiegereltern käuflich an ſich gebracht, der Forſten wegen, weil es das beſte Jagdrevier iſt, was weit und breit zu finden. — Dieſer Mann, in *meinem* Alter, hat ſichtlich ein Auge auf meine arme Kleine. So oft er über die Schwelle meines Hauſes tritt, erſchrecke ich wie ein Kind, welches fürchtet, das liebſte Veilchen könne ihm zertreten werden. Er iſt ein prächtiger Officier, ein Ideal von Wackerkeit. Die Idee der Ehre iſt das herrſchende Princip ſeines Lebens — aber er iſt ein wenig eitel, und unſere Freundſchaft wäre Null, wenn ich unter den Gründen der Verneinung den Unterſchied der Jahre aufzählte. Er läßt Thereſe im blanken Cüraß, den er im Dienſt der Minne trägt, ſich mit unſchuldiger Luſt ſpiegeln, mit ſeinen Orden ſpielen; es iſt eine von den Capricen der Liebe, die auch mit alten Leuten Verſtecken ſpielt. — Ich ſehe es kommen, daß er über kurz oder über lang mit einer Frage vor mir erſcheint, welche mir die peinlichſte wäre.

In dieſer Angſt dachte ich tauſendmal an Sie. Das Bild Ihrer Jugend ſtand im lieblichſten Glanze vor meiner Seele und verhielt ſich zu jener Vorſtellung, wie das Licht zum Schatten. Sollte denn das Unglück, einen alten Mann heirathen zu müſſen, auf dieſem Namen haften? Und wäre meine Thereſe dazu auserſehen, von wem könnte ſie beſſer lernen, als von Ihnen, daß die Würde einer Frau, welche ihrem Pflichtgefühl allein lebt, ihre Freude in ſich ſelbſt trägt? Sie würde die Tugend der Verzichtleiſtung, worin Sie das Möglichſte geleiſtet haben, in der liebenswürdigſten Geſtalt kennen lernen, und das ihr von Gott beſtimmte Loos lieb gewinnen. Soll ich noch deutlicher ſein, verehrte Freundin? es iſt mein innigſter Wunſch, daß Sie das Mädchen auf eine Zeitlang zu ſich nehmen. Das Kind iſt weich wie Wachs, es ſchmilzt leichtlich in Thränen und nimmt biegſam Form an. Welcher Hand möchte ich Thereſe lieber anvertrauen, als der Ihren? das arme Ding käme dem General aus den Augen und vielleicht aus dem Sinn. Er ſähe nach gerade wohl ein, daß dieſe Verbindung unpaſſend ſei, und gäbe den Gedanken davon auf. Ich aber gäbe Ihnen zum zweitenmale mein Herz, und kann es ſein, ſo weiſen Sie es nicht zurück! — Ich ſchreibe mit einem ſo bangen Gefühl, als wäre ein Heirathsantrag abzufaſſen, und ich werde gewiß nicht ohne bedeutendes Herzklopfen Ihrer gütigen Antwort entgegenſehen. Mein Vertrauen zu Ihnen iſt wahrlich unbedingt; doch möchte ich Sie um etwas bitten, nämlich, daß Madame Jagemann vor jetzt nicht erführe, in welcher Angelegenheit ich Ihnen geſchrieben. Ihre Feinheit wird es ſchon einzurichten wiſſen, daß meine Tochter auch künftig außer Beziehung zu ihrer Quaſi-Großmutter bliebe — wenn es Ihrer Huld gefiele, ſich meinen Wünſchen geneigt zu zeigen. — Es giebt wieder eine Thereſe zu verheirathen, und ich will einer ſo alten Frau keine neuen Geſchäfte geben. —

„Im Gewährungsfalle würde ich Sie um die Erlaubniß erſuchen, Ihnen mein Kind zuführen zu dürfen, und Ihre Befehle erwarten, wann es geſchehen ſolle. Wenn Sie Sich jedoch entſchließen könnten, bis Mühlenrädlitz, halben Weges, zu kommen, wo wir im ſogenannten „alten Schloſſe," dem Eigenthume eines meiner Freunde, zuſammentreffen und gute Aufnahme finden würden, ſo wäre mir dies aus manchem Grunde noch erwünſchter. In Allem füge ich mich dem Beſchluſſe Ihres Willens, und empfehle mich und mein Kind Ihrem Wohlwollen.

Der ich in tiefſter Ergebenheit treugeſinnt verharre,

Gnädige Frau!

Ihr ewiger Verehrer

Holm,

Oberſt.

Frau von Wahl athmete aus voller Bruſt, und ihr offenes und helles Lächeln ſpielte mit den Sonnenſtrahlen um die Wette auf den beendigten Zeilen.

„Was für ein herziger Brief iſt das!" In dieſen Worten, welche die Leſerin leiſe zu ſich ſelbſt ſagte, faßte ſie den empfangenen Eindruck ſo ſacht zuſammen, als könne die linde Luft das Briefgeheimniß entſchleiern. Es war plötzlich, als hätte ihr Geſichtskreis ſich enthüllt und erweitert. Der nebelhafte Traum des Vergangenen trat als Wirklichkeit hervor, und was ihr nahe ging, ſchwand in die Weite. Welch ein kleiner Schritt ſeit dem Aufgange dieſes Morgens! und er hatte den Standpunct ihres Urtheils verändert.

Die alte Freundin ſtand im tiefen Schatten eines Verdachts, der ſich auf eine halbe Lebenslänge erſtreckte und Frau von Wahl mit jener Duldſamkeit, worin wir ſpäter Täuſchungen des Herzens und Fehler unſerer Nebenmenſchen beklagen, empfinden ließ, daß ſie doch wohl verkürzt ſein könnte. Das Glück war entbehrt, des Freundes Achtung aber, ſein Vertrauen, war noch ihr eigenſter Beſitz, und ſie vergaß nicht, wie vielen Dank ſie Madame Jagemann ſchulde, wenn ſie auch gern hätte vergeſſen mögen, daß ſie ihr vielleicht Etwas zu verzeihen habe. —

Nichts empfiehlt dem Schutze einer Frau dringender und ſicherer, als wenn die Schönheit der Empfohlenen in den Augen eines Mannes zweifelhaft erſcheint, und wenn ſie in den Armen ihres Geſchlechts Zuflucht vor einer verhaßten Heirath finden ſoll; dies öffnet jedes weibliche Herz. Bei Frau von Wahl hätte es dieſes Schlüſſels nicht bedurft. Ihr Innerſtes that ſich auf in Theilnahme an dem armen Weſen, welches ein Opfer der Verhältniſſe werden könnte, und die feinſten Lebensadern ihres Gemüths ergoſſen ſich in den Entſchluß, als Freundin den Oberſt zu verpflichten, und ſeinem Kinde in Güte und Liebe eine Mutter zu ſein.

Frau von Wahl würde jetzt viel darum gegeben haben, wenn der Beſuch von Madame Jagemann, der auf längere Dauer berechnet war, ſeine Endſchaft erreicht hätte. Gewöhnt daran, ihr Alles mitzutheilen, jedes Geſchehene, den kleinſten Vorſatz, fühlte ſie ſich nunmehr gehemmt, wo es auf eine Sache von Wichtigkeit ankam, an deren Mitwiſſenſchaft das Recht der Verwandtſchaft noch überdies auf Seiten ihrer Freundin war. Die Sorge beſchäftigte ſie zumeiſt, wie dieſer Brief und ſein Inhalt vorerſt geheim zu halten, und dann am klüglichſten beizubringen ſei; zwiſchendurch ordnete ſie die Antwort an den Oberſt in ihrem Sinn; genug, Frau von Wahl hatte in Gedanken alle Hände voll zu thun. —

Ein Geräuſch im Schutt des Laubes, wie wenn der Wind die dürren Blätter kräuſelt, näherte ſich, und die Geſtalt des Erzprieſters erſchien vor ihrem Blick. Sie ſteckte geſchwind den Brief in die kleine Taſche der ſeidenen Schürze, und ſtreckte ihm dann die Hand zum Willkommen entgegen als wolle ſie jenes unwillkürliche Verbergen durch das offne Bezeigen der Freundſchaft vergüten. Er war erhitzt und trug ein grünes Körbchen, aus Binſen geflochten und mit Moos bedeckt, wie ein Heiligthum in ſeinem Arm. „Guten Morgen, lieber Pfarrer!“ rief Frau von Wahl ihm entgegen, „was bringen Sie denn da? ich glaube gar einen Korb? wahrhaftig! nun, Sie dürfen ſich nicht ſcheuen, das Zeichen der Abweiſung zu tragen.“ Der Ton dieſer Worte deutete mehr ihre Achtung für die Perſon des Geiſtlichen, als ſeinen Stand an.

„Der Himmel ſchenke Ihnen einen fröhlichen Tag, gnädige Frau!“ ſprach er eiligſt. „Ich wollte bei der Abreiſe Ihres Herrn Sohnes gegenwärtig ſein, wurde aber in grauender Frühe ins Oberdorf berufen, wo ein Kranker meinen Zuſpruch begehrte. Nun komme ich doch zu ſpät. Eine kleine Freude für den einſamen Winter iſt's, was ich Sie von mir anzunehmen bitte. Da habe ich Harlemer Hyazinthen bekommen, und nehme mir die Freiheit, mit Ihnen zu theilen. Sehen Sie! wie ſorglich eingepackt in weiches Blumenpapier! mit dem Vermerk des Namens und der Farbe. Dies hier iſt die heilige Thereſe! ſie blüht dunkel — aber reizend, wie in Flammen. Hier, Till Eulenſpiegel — metallgelb, was vermuthlich die Schellen bedeuten ſoll. Nun, ein wenig Narrheit würzt das Leben auch. Dies iſt Thorwaldſen, und zeigt ſich perlfarben, wie Marmor. Dieſe heißt Blanche — und dieſe größte iſt Schiller's Glocke genannt, das ſchönſte Tiefblau, was es geben mag, wie mir mein Correſpondent ſchreibt. Alle die kleineren hier ſind Tazetten und Narziſſen."

„Wie gütig ſind Sie!" ſagte Frau von Wahl, „ich nehme Ihre Gabe mit dankbarem Vergnügen an." Und indem ſie verſtohlen in ſich hinein lächelte, ſetzte ſie hinzu, „dieſer Tag beraubt und beſchenkt mich. — Wie erſtorben raſchelt dieſe trockne Hülſe! und welch ein Frühling ſchläft darin! das liegt wie todt und ſcheint nur eben eine Zwiebel wie jede andere, um Thränen zu erpreſſen — und innen wirkt die Kraft und drängt ſich nach Außen, ſchön, ewig-neu!"

„Ja," erwiederte der Pfarrer und ſeine Augen glänzten, „Freude muß immer wieder aufgehen den frommen Herzen; dies ſagt Gottes Wort, auch in der Sprache der Blumen. Dieſe lieblichen Gedichte des Schöpfers, die nur ein Hauch ſind und göttliches Gefühl athmen, ſind unter den Werken der Natur die zarteſten. Der Duft der Blumen iſt etwas ſo Unnennbares und Ahnungsvolles — der kleinſte Kelch gießt einen Himmel von Empfindung um ſich aus, und ſo oft ich in den erſchloſſenen Cactus ſpecioſus blicke, iſt es, als ob ſich mir ein tiefer Gedanke offenbarte."

„Wenn ich einen Strauß von Feldblumen leſe, habe ich wohl zuweilen etwas Aehnliches gedacht," ſagte Frau von

Wahl, „und nie ſehe ich eine geknickte Roſe, ohne dabei an ein gebrochenes Herz zu denken.“ Sie ſeufzte tief.

„Und wie bricht ſich dies ſo leicht! wie ein Halm, der dann keine Frucht mehr trägt für das Leben“ — verſetzte der Erzprieſter; „ich ſcheue mich, die Seele eines Blümchens zu verletzen, weil ich ihm den lebendigen Odem nicht einzuhauchen vermag. Wenn der Lenz erwacht, und die Blüthen mit den weiß und rothen Kinderwangen ſich hervordrängen, und Wald und Garten voll Blumen ſtehen, dann, gnädige Frau, wandele ich mit dem Gefühl eines Vaters zwiſchen dieſen Kindern der verjüngten Sonne, mit dem eines Prieſters; und iſt nicht jeder wahre Menſch ein Prieſter der Natur? In Millionen kleinen Glocken tönt Auferſtehen! hell über den Traum der Erde hin. Das Schweigen der Gräber, die fernſte Wüſte hallt davon wieder, und mein erhobenes Herz iſt auch nur ein Pulsſchlag dieſes himmliſchen Geläutes.“

Frau von Wahl ſah ihn erſchüttert an, eine flüchtige Bläſſe ſchwand über ihr Angeſicht. Sie ſprach: „Warum iſt wohl das Feſt aller Seelen nicht in den Frühling verlegt, ſondern in die düſterſte Zeit des Herbſtes?“

„Wenn das Herz ein Tempel iſt,“ entgegnete der Pfarrer, „ſo feiert die Liebe täglich ihr heiliges Andenken. Wir bedürfen der Feſte nur, weil der Menſch ſo feſt, ach leider! oft höllenfeſt iſt gegen beſeligende Einwirkungen.“

„Woran aber erkennen wir das Weben des guten Geiſtes?“ fragte Frau von Wahl bedachtſam, „da ſein Widerſacher tauſend dunkle Fäden anſpinnt, uns in Verwirrung zu bringen.“

„Woran?“ fragte der Geiſtliche mit klarem Blick, „am liebſten möchte ich Ihnen antworten: Ein guter Menſch in ſeinem dunklen Drange iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt. — Der Verſtand ſieht es nicht ein, das Gefühl hängt mit dem Irrthum zuſammen; es giebt jedoch eine augenblickliche Entſchiedenheit, einen lichtreinen Moment — woran wir das Wahre erkennen, wenn wir nur aufmerken wollen.“

Frau von Wahl ſchwieg und ſenkte das Auge zu Boden, wo einige von den Papieren zerſtreut lagen, in denen die Blumenzwiebeln eingewickelt geweſen. Sie bückte ſich nach einem Blatt, worauf Gedrucktes in holländiſchen Lettern, ließ es dann wieder fallen und ſprach: „Laſſen Sie uns zum Gärtner gehen und ihm ſagen, daß er die Hyazinthen alsbald einſetze; ich ſelbſt werde die zarteſte Sorge dafür tragen. Dann frühſtücken wir zuſammen. Ein Gläschen Magenwein — nicht wahr, lieber Freund? — würde Ihnen in dieſer Kühle nicht ſchaden. Auch ich trinke ein paar Tropfen — wie kommt es nur, daß jeder Abſchied Fröſteln erregt? darum macht die größte Trennung, der Tod, auch ſo ganz kalt.“

„Der Tod iſt nicht die größte Trennung, gnädige Frau!“ antwortete der Geiſtliche mit einem milden Lächeln, „nur wo das Herz erſtarrt“ —

„Behüte Gott!“ ſagte Frau von Wahl mit einem Schauer, „ich mag nicht daran denken, wie oft mein Herz verſchied“ — und unter dieſen Worten gingen ſie nach dem Häuschen im Garten. Der Gärtner verſprach zu thun, was ſeines Amtes ſei. Er ließ ſich von dem Herrn des chriſtlichen Weinberges belehren, die gnädige Frau miſchte ein wenig Poeſie in die trockne Erde, welche dieſem Zwieſpalt pflegſamer Meinungen zum Grunde lag, dann blieb dem Gärtner die Praktik überlaſſen, und ſie gingen ſelbander dem Schloſſe zu.

Madame Jagemann, die ſich nicht ſehen ließ, ward eingeladen, an der kleinen Collation Theil zu nehmen; es hieß jedoch, ſie wäre ſpazieren gegangen. Der Erzprieſter wartete ziemlich lange, und als er fort war und Frau von Wahl wieder zu ſich ſelbſt kam, vermißte ſie mit Schrecken den empfangenen Brief. Unfehlbar hatte ſie ihn verloren, da ſie ſich dort gebückt, wo ſie mit dem Pfarrer geſtanden. Sie wagte kaum, über dieſen beängſtigenden Verluſt laut zu werden, ſondern legte in Eile den gemachten Weg zurück; aber angelangt auf jenem Platze, fand ſie nur ein Häufchen zuſammengewehten Laubes, die dünnen weißen Blätter hatte der Wind wahrſcheinlich hinweggenommen. Der Frau von Wahl war ſo angſt und unheimlich zu Muthe, als ob ein ſchadenfroher Geiſt ihr das Gold aus der Schürzentaſche in Staub verwandelt hätte. Die Möglichkeit ſchwebte ihr vor, der Brief könne unverſehens in das Körbchen des Pfarrers gekommen ſein, und ihr Geheimniß unterm Mooſe darin gut begraben liegen. Mit unaufhaltſamen Schritten trat ſie den Gang nach der Pfarre an, ſich dieſe Ueberzeugung zu holen, und der würdige Philibert erſchrak nicht wenig, die Dame, der er ſo eben ſeine Aufwartung gemacht, heiß und odemlos, wie ein Laufmädchen, ihm auf dem Fuße folgen zu ſehen. — Frau von Wahl hatte ſich vorgenommen, den eigentlichen Inhalt des Briefes Jedermänniglich zu verſchweigen, in ſo fern er Eröffnungen der Freundſchaft betraf, und ihr Herz hatte Ja und Amen zu dieſem Vorſatze geſprochen. Jetzt aber trat ein verneinender Fall ein, und Frau von Wahl ſah ſich halb und halb gezwungen, ihrem Beichtvater die reine Wahrheit zu bekennen.

Suchende verlieren oftmals in der Haſt, womit ſie ſich als ſolche weiſen, den Kopf ſo ſehr, daß ſie das Fehlende da vermuthen, wo kein vernünftiger Gedanke es hindenken kann. Das Körbchen wurde durchſtört, der Pfarrer griff in ſeine Rocktaſchen, ſchüttelte an der ſchwarzen Weſte, welche die redlichſte Bruſt bedeckte; doch überall nur ein ſpottendes Nichts! — Jetzt ſuchte der Geiſtliche mit beſſerem Erfolge nach Troſt und ſprach: „Beruhigen Sie Sich, gnädige Frau! der Brief wird ſich finden; er liegt vielleicht an einem guten Orte. Und wenn er auch wirklich durch einen leidigen Zufall in die Hände Ihrer Freundin fiele, ſo traue ich Madame Jagemann doch zu, daß ſie ihn nicht leſen würde. Perſonen, die in langen Freundſchaften aushalten, geben ſich ſelbſt das Zeugniß, daß man ſie der feinſten Discretion fähig halten dürfe; denn unter allen Verhältniſſen will die Freundſchaft am zarteſten behandelt ſein. — Deſſenungeachtet halte ich es für einen Uebelſtand, daß Sie dies Schreiben bekommen haben. Die üble Meinung, welche Oberſt Holm gegen ſeine Schwiegermutter zu hegen ſcheint, ſtellt ſich tief in Ihrem Innern Ihrer trauten Umgangsweiſe entgegen. Und die Annahme ſeiner Tochter, wie erwünſcht dieſe auch unter freundlichen Umſtänden wäre — giebt Ihnen ein ſchwieriges Recht, eine verletzende Pflicht, auf Koſten der Wahlverwandſchaft. Sein Vertrauen ſcheint mir jedenfalls theuer bezahlt, und er hätte Sie, wie billig, damit verſchonen ſollen.“

Frau von Wahl fand nur, daß hier wie überall guter Rath theuer ſei. Sie verließ den Pfarrer und ſich auf Gott. — Ueber die öden Felder hallte der Mittag, als Frau von Wahl mit beſchleunigtem Gange, wie von Furcht getrieben, am Raine hinſchlüpfte. Auch durch den Flur des Schloſſes ſcholl das Tiſchglöckchen; denn der weiland regſame Appetit des ſeligen Beſitzers, der jeder Mahlzeit vorauseilte, hatte die bürgerliche Zeit des Eſſens in der adeligen Hausordnung eingeführt, und ſeine Wittwe eine ihr ſo gleichgültige Beſtimmung nicht verändern mögen.

Der Tiſch im Speiſeſaale war gedeckt, Madame Jagemann ſtand harrend am Fenſter und rief ihrer Freundin zu, als dieſe, keines Grußes mächtig, eintrat: „Ums Himmelswillen, liebe Thereſe! was habe ich mich um Sie geängſtet? wo bleiben Sie ſo lange? Schon wollte ich Boten nach Ihnen ausſenden; aber Friedrich ſagte mir, daß Sie nach dem Pfarrhof zu gegangen wären. War denn der Pfarrer nicht hier?“

Dieſer unbefangene Ton beſorgter Güte erleichterte plötzlich das gebundene Herz der Frau von Wahl; es löſete ſich in einem Strome von Thränen. Sie ſank in einen Stuhl und brach in ein krampfhaftes Weinen aus.

„Gott! welche Anwandlung, Thereſe! Sie ſind krank! oder es iſt irgend ein Unglück vorgefallen, das ich nicht wüßte, oder wiſſen dürfte,“ rief Madame Jagemann, und rieb die kalte Stirn und Wange mit ſeidnen, angſtheißen Händen: „Kein Wunder wär's! der Abſchied — Sie hatten Sich merklich zuſammen genommen, die ſcharfe Morgenluft — eine ſo zarte Organiſation bedarf nicht viel. Vielleicht hatten Sie auch viel geſprochen — lieber Gott! man kann ja nicht wenig genug reden.“ — Dieſe treue, zärtliche Stimme, der Accent, den Madame Jagemann auf das Letztgeſagte legte, als hätte ſie leiſe bereuend die Folgen eines übereilten Wortes jemals empfunden, verfehlte die volleſte Wirkung auf das angegriffene Gefühl der Frau von Wahl nicht. Sie umſchlang die Matrone mit ſolcher Innigkeit, als hätte ihr Jemand dieſe traute Stütze rauben wollen.

„Faſſen Sie Sich!“ bat dieſe, „es iſt ein wenig Bruſtkrampf — nichts weiter. Gemüthsbewegungen — der raſche

Hauch der Luft für ſchwache Lungen — auch ich habe, daß ich zu weit gegangen bin, dann mit Schmerz gebüßt. Sie bedürfen vor Allem der Ruhe. Etwas Hirſchhorngeiſt, eine Taſſe Meliſſenthee und ein paar Stunden Schlaf werden Sie hoffentlich herſtellen.“

Frau von Wahl wollte den Mund öffnen; aber Madame Jagemann legte den Finger auf ihre Lippen und ſprach: „Keine Silbe, Liebſte! ich bitte Sie. Stillſchweigen iſt in tauſend Fällen das heilſamſte Mittel.“ Sie zog hierauf das Klingelband, befahl, und leitete ihre kranke Wirthin in das Schlummerſtübchen, ſchärfte der herbeieilenden Jungfer die äußerſte Wachſamkeit ein und reichte mit eigenen Händen die ſtärkende Eſſenz, wovon ſie, da das Cabinet verdunkelt war, ein paar Tropfen auf die weiße Bettdecke verſchüttete. — „Oh! was habe ich gethan“ — rief Madame Jagemann erſchrocken, und die Hand mit dem Fläſchchen zuckte, als enthielte es Gift.

„Nun, ſo habe ich Ihnen doch Etwas zu vergeben“ — erwiederte Frau von Wahl mit einem ſchmerzlichen Lächeln. Sie begrub die aufgeregten Lebensgeiſter in die rauſchenden Kiſſen; die alte Freundin wickelte ſie ein, wie eine Mutter ihrem Kinde zu thun pflegt, und ſchlich dann wortlos hinaus. Die erſchöpfte Natur miſchte ihr Opium bald unter die preßhaften Athemzüge, die allmählich ſanfter ſäuſelten, und Frau von Wahl ſchlief bis in den ſpäten Abend, wo ſie vernahm, daß Madame Jagemann ihr Eſſen nicht berührt und ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen habe, wo ſie noch jetzt beſchäftiget ſei.

Als Frau von Wahl am andern Morgen erwachte, wäre ſie ſchier geneigt geweſen, ſich noch für eine Träumende zu halten, denn ihr erſter Blick fiel auf den verlorenen Brief. Er lag auf einem Seitentiſchchen und ſah aus wie zermalmt. Der kleine Löwe unter dem Netz, im Wappen des Siegels, war in unzähligen Sprüngen befreit, und Frau von Wahl war ſich bewußt, daß ihre Hand es nicht geweſen, welche das feine Gitterwerk ſo grauſam zerriſſen. Sie fragte betroffen und in Strenge der Ueberraſchung, wer den Brief dahin gelegt habe. Der Bediente betheuerte ſeine Unwiſſenheit, und Sally, die vorwitzige Jungfer, äußerte, gnädige Frau würden es geſtern in der Zerſtreuung des Krampfes vielleicht ſelbſt gethan haben. — Frau von Wahl entzog den Brief ſeinem grünbeſchmitzten Umſchlage, ſchlug ihn aus einander und begegnete auch inwendig den Spuren der Gewaltſamkeit, ſo wie am Schluſſe einem kleinen Tintenflecke, der ihr früher kaum entgangen wäre, zudem ſchien er friſcher als die Schwärze der Schriftzüge zu ſein. Bei dem Gedanken, wer den Brief gefunden, geleſen und abgeſchrieben haben könne, wurde der Frau von Wahl ſchwarz vor den Augen, und faſt war ſein Wiederhaben ſolcher Art ihr noch beklemmender als ſein Verluſt.

Madame Jagemann trat, gegen ihre Gewohnheit zu dieſer Tageszeit, völlig angekleidet ins Zimmer. Sie ſah auffallend blaß aus, und dunkle Ringe umzirkelten die ſonſt ſo muntern Augen.

„Gott ſei Dank! daß ich Sie ſo wohlauf ſehe, Thereſe!“ ſagte ſie ſehr freundlich. „Ich fürchte nicht, daß Ihnen von dem geſtrigen Zufall mehr zurückgeblieben iſt, als ein wenig Schwäche.

„Sie aber ſind nicht ganz wohl, Mütterchen?“ ſagte Frau von Wahl halb fragend, halb vorausſetzend.

„Nicht ganz“ — antwortete Madame Jagemann, und ebendeshalb will ich Sie heute verlaſſen, ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Sie mich der Selbſtſucht, dieſer ſchlimmſten Krankheit, die aller Liebe Tod iſt — fähig halten könnten.“ —

„Heute? verlaſſen?“ rief Frau von Wahl hörbar beſtürzt und dringend.

„Ja, dieſen Vormittag noch! es iſt nöthig;“ ſagte Madame Jagemann, und ein Lächeln der Entſchloſſenheit gab ihrer Miene eine gewiſſe widerſetzliche Kälte. „Hören Sie, was mich dazu veranlaßt, und lächeln Sie meinetwegen, ich erlaube es Ihnen — über die ſeichte Philoſophie Ihrer Freundin. Mir träumte in der verwichenen Nacht, wir ſäßen an der ſogenannten Silberquelle nicht weit von dem Anger und nähmen aus bloßer Kurzweil ein kaltes Fußbad. In Ihren Strümpfen war ein goldner Zwickel eingewebt — die meinigen waren von der Farbe, wie der Fürſt Biſchof ſie trägt, und ein neugieriges Rothkehlchen hatte ein Loch hinein gepickt, ohne daß ich es hätte hindern können. — Die Sonne ſchien wie im Frühling, das Waſſer war wie Kryſtall, ich konnte die Steine auf dem Grunde des kleinen Flußbettes unterſcheiden. Und wie ich den Kopf ſenkte, war es, als ob ſie ſich von ſelbſt zu einer tiefen Grotte zuſammenfügten. Vergißmeinnicht hingen wie blaue Tropfen darin, ſchauten ſehnſüchtig mit tauſend lieben blauen kleinen Aeuglein auf zu mir, und winkten. — Ich zeigte Ihnen ein Geäſte von Adern auf meinem linken Fußblatt, Sie nahmen geſchwind einen ſcharfen Kieſel und ritzten es auf, ſo daß helles rothes Blut in das klare Bächlein floß. Ich fühlte einen Stich im Herzen, fing an zu ſinken — und da ich erwachte, hatte ich wirklich Seitenſtechen. So oft mir nun von Blut träumt, iſt es Zeit, daß ich zur Ader laſſe; ich will daher mit meinem Arzte Rückſprache nehmen.“

Frau von Wahl ſchüttelte zweifelhaft den Kopf, und verſuchte einige matte Bitten, jenen Vorſatz zu entkräften; aber Madame Jagemann ſagte: „Glauben Sie nur, Thereſe, das Weh, das mich von hinnen treibt, iſt eine tiefempfundene Nothwendigkeit, der ich, dem Willen der Natur nach — folgen muß. Sie werden meine Abweſenheit leicht verſchmerzen — doch was ſtarren Sie ſo entſetzten Blickes, wie Lady Macbeth, auf das kleine Tintenzeichen an meinem Finger? — Es iſt eine alte Unart — unſere jetzigen Damen führen die Feder ſo leicht, ſo loſe, ob auch bisweilen ein unſauberer Geiſt dictirt. Es iſt nicht meine, ſondern die Schuld von meinem Schreibmeiſter, daß mir jedes Tröpfchen Tinte wie Blutfleck anklebt.“

Frau von Wahl hatte Thränen in den Augen. Sie wendete ſich abwärts und verſtummte.

„Thereſe!“ rief Madame Jagemann mit Rührung und Wärme. „Sie ſind gut! Wir ſcheiden als gute Freunde und nicht auf ewig!“ Und binnen einer Stunde war die unvermuthete Abreiſe geſchehen.

Als Madame Jagemann geſtern auf ihrem Morgenſpaziergange begriffen war, fand ſie die Kinder des Gärtners im heftigen Handgemenge mit kleinem Geſindel, welches auf dem Wege zur Schule das herrſchaftliche Gebiet beſtrich. Nicht ſogleich vermochte ſie den Knäul des Gezänks zu entwirren, gewahrte aber endlich, daß dieſe Händel um einen Brief entſtanden wären, den Jedes haben wolle des glänzenden Siegels wegen. Mit dem vollen Anſehen einer Schiedsrichterin trat Madame Jagemann hinzu und löſete den Gegenſtand des Streites mit einem blanken Geldſtück aus. Nicht gering war ihr Erſtaunen, als ſie das Petſchaft erkannte, und ein edles Gefühl lohnte ihr, den Geſandten eines Mannes, der ihr heimlich Fehde geſchworen, aus den Händen des kleinen Pöbels befreit zu haben, der ſein Wappen zerbrochen und ihn in noch wenigen Minuten in Stücken zerriſſen haben würde. —

Vielleicht iſt dieſe Großmuth, welche ihn, unberührt von einem Blicke, an die Behörde ausgeliefert hätte, ein, für die Weiblichkeit zu ſtarkes Anmuthen; vielleicht — ſo dachte Madame Jagemann — war es kein Zufall, was die nie wiederkehrende Gelegenheit in ihre Hand legte, dem Oberſt in die Gedanken zu ſchauen. Wenn nun der allerzarteſte Sinn eines verletzten Bewußtſeins die Finderin hätte abhalten ſollen, einen andern Gebrauch von dem offnen und gemißhandelten Briefe zu machen, als ihn mit leiſen, ſcheuen Händen auf der Stelle abzugeben; ſo konnte andererſeits eine wichtige Folge daran geknüpft ſein, daß ſie zur innerſten Kenntniß eines Charakters käme, der ſich ſtets ſtarr und ſtolz gegen ſie gezeigt. — So dachte Madame Jagemann während des Leſens dieſes Briefes; aber ſie bezahlte die Sophiſterei der Neugier mit dem ſchmerzlichſten Gefühl ihres Lebens. — Was half ihr nun die trübe Einſicht, daß ſie Gott für den Tod ihrer Tochter danken müſſe? Mit welchem Rechte hatte ſie das freieſte Gefühl eines Mannes angetaſtet, und ſich an dem Glück eines Weſens verſündiget, das ihr mit wahrhaft kindlicher Liebe lebenslang zugethan war? —

Madame Jagemann fühlte zu fein, um nicht augenblicklich zu finden, daß zu dem wiederangeknüpften Verhältniſſe ihre Perſon abgelöſt werden müſſe; nur von jener geiſtigen Wirkſamkeit dürfe hier die Rede ſein, welche die Kräfte des

Himmels für einen vergütenden Wunſch in Bewegung ſetzt. Ihre Seele war hinlänglich durch Schmerz geläutert, als daß der Funke der Empfindlichkeit noch hätte zünden können — und ihre baldige Abweſenheit von dieſem Orte, wo ihre Aſche ruhen ſollte, war die einzige Genugthuung, die ſie von ſich ſelbſt heiſchte.

Nach reiflicher Ueberlegung fand Madame Jagemann es fürs Beſte, den Brief ſchweigend hinzulegen und Frau von Wahl ihren Muthmaßungen zu überlaſſen.

Frau von Wahl war wie betäubt, daß ihre neueſte Erfahrung die alte Freundin ſo plötzlich verdrängt hätte. Der Gedanke flog dunkel durch ihre Seele, daß es geheime Wünſche giebt, welche in ſichtbaren Erfolgen als Offenbarungen des Schickſals hervortreten, und kaum mochte ſie es ſich geſtehen, daß ſie dieſer Entfernung eigentlich froh wäre.

Sie antwortete dem Oberſt bald, beſonnen und beglückend, indem ſie ſich mit Vergnügen bereit erklärte, ſeine Tochter aufzunehmen. Es war gewiß eine ſchöne, entſchädigende Stunde für Frau von Wahl, in der ſie dies Schreiben abfaßte, und die Freude der Gewährung drückte ſich in jedem ihrer Worte aus. Allen Einfluß, deſſen ſie ſich fähig wußte, verwandelte ſie mittelſt der magiſchen Tinte in köſtliche Narden, um die alten ſchmerzenden Wunden zu ſalben, welche der Oberſt enthüllt hatte, indem er zeigte, wie ſehr das Wohl ſeines Kindes ihm am Herzen läge. Sie goß ferner mit verſchwenderiſcher Güte dies linde, verſöhnende Oel in die Lampe, welche die verkannte Freundin in einem reineren Lichte erſcheinen laſſen ſollte. Als einen Beweis, daß ihr

Urtheil ihm einleuchtend geweſen, erbat Frau von Wahl es ſich zur beſondern Vergünſtigung, Madame Jagemann mit dem an ſie ergangenen Vorſchlage bekannt machen zu dürfen, ehe ſeine Thereſe die ihrige würde, da ſie Aufrichtigkeit für die Seele der Freundſchaft halte, und ein Verhältniß, welches trotz ſeiner langen Dauer nicht abgelebt ſei, ungern mit dem Schmerz verkühlen möchte, das Vertrauen eines ihr ſtets geöffneten Herzens und Hauſes als ein Geſtorbenes zu empfinden, gleichwie die Liebe und Freude ihres Lebens im Daſein ihres einzigen Kindes. —

Nach Mühlenrädlitz gedenke Frau von Wahl zu kommen, um ſich ihr Pflegetöchterchen zu holen, wozu ſie der letzten Beſtimmung nächſtens von ihm entgegenſehe, da es nicht wohlgethan ſein dürfte, den Winter, der mit mächtigen Schritten heranziehe, für dieſe Reiſe zu erwarten. Der Oberſt antwortete ſehr bald. Er ſchrieb entzückt wie ein Jüngling, der das Jawort empfangen, aber doch auch wie ein Mann; denn er ſchlug es rund ab, daß ſeine Schwiegermutter zur Mitwiſſenſchaft gezogen würde.

„Sehen Sie dieſen Strich durch Ihre freundliche Rechnung auf meine ſchuldige Dankbarkeit als einen Bürgen meiner Achtung an, liebe Gnädigſte!“ äußerte er ſich hierüber; „denn hielte ich Sie für eine gewöhnliche Frau, ſo fürchtete ich, durch dieſen Widerſpruch bei Ihnen zu verlieren, was, wie ich zu Gott hoffe, nicht der Fall ſein wird. Ich halte dafür, daß es nicht zuläſſig ſei, einen Vorſchlag, beſonders wenn er unſer Herz bewegt, vor der Zeit zur Sprache zu bringen; die Ausführung iſt dann theilweiſe in fremde Hand gegeben. Was nur wir, nicht Andere wiſſen, dies allein iſt ſicher. Der beſte Tag iſt nicht ſo gut, daß er nicht einen Feind im Rückhalt hätte, und eine Secunde reicht hin, den ſchlimmſten Streich auf unſere Abſicht zu ſecundiren.“ —

Das alte Schloß zu Mühlenrädlitz lag eine ſtarke Tagereiſe von Groß-Eſenbach aus entfernt, die auch mit gewechſelten Pferden nicht ohne Anſtrengung für die zarten Kräfte einer Dame zurückgelegt werden konnte. Die Sterne ſtanden noch hoch am Himmel, und die muthigen Rappen, ihr Leibgeſpann, zogen an, wie Flügel der Nacht, brauſend über den flimmernden Froſt der Haide, als Frau von Wahl aufbrach. Der weite, öde Weg, einſam durch das Alleinſein im Wagen, wie durch das tiefherbſtliche Schweigen der Natur, ward ihr jedoch keinesweges lang; begleitet von tauſend Gedanken, die ihr theils in vergangenen Gefühlen das Herz im Buſen bewegten, theils geſchäftig in die Zukunft hinausbaueten, reichte ein Meilenzeiger dem andern ſeinen Arm, ohne daß Langeweile, dieſe ausdehnende Folter — die Strecken der Straße gemeſſen hätte. Es war der Frau von Wahl, als führe ſie — nur mit dem pflichtmäßigſten Rechte — einem Rendezvous entgegen — und was eine Frau in den leiſeſten Beziehungen zu dem Geheimnißzuge der Liebe empfindet, wäre es auch in ſpäteſter Zeit, läßt nie zu jener geiſttödtenden Apathie kommen, die das eigentliche Alter des weiblichen Lebens iſt, was leider! oft ſchon in der Jugend eintreten kann.

Jetzt war die Reiſe ihrem Ziele ganz nahe, und ſchon ließ das Rauſchen der großen Mühle ſich vernehmlich hören, von welcher der Ort den Namen führt. Nun tauchte das unheimliche Getriebe, wie Räder des Schickſals, die im Dunkeln gehen, aus dem Schaume des Waſſers auf, und Frau von Wahl erſchauerte bei dieſem feuchten Anblick, als ſolle ſi mit dieſen Nebelſchleiern, wie von Geiſterhand gewebt, ih warmes Herz verhüllen. Im Schloſſe entſtand Bewegung, Lichter wankten hin und her, und geblendet von den Fackeln der Bedienten, vermochte die Ankommende vorerſt kein Auge aufzuſchlagen. Da ſtand der Oberſt vor ihr. Der Schatten von dreißig Jahren ſchwand vor dem erſten Blick dieſes Wiederſehens. Was iſt die Zeit für die, welche ſich einſt erkannt haben? — Das Erkennen iſt ewig.

Oberſt Holm führte die Freundin ſo behutſam die Treppe hinan und ging nach den erſten Anknüpfungen der Rede ſo leiſe in ein inniges Geſpräch ein, daß Frau von Wahl die Sicherheit am Arm des Freundes empfand und ſich hätte überreden mögen, er wolle einen alten Schmerz nicht wecken. „Denken Sie nur,“ ſagte der Oberſt mit verhaltener Stimme, „meine Thereſe“ — dieſe Conſtruction ſchmeichelte der, an die ſie gerichtet war, mit jener liebhabenden Traulichkeit, welche keinen andern Stolz bewahrt, als das Gedächtniß eines zärtlichen Herzens, — „iſt mir unterweges krank geworden. Das arme Kind,“ ſetzte er mit einem väterlichbedauernden Lächeln hinzu, „des Fahrens nicht gewöhnt und, wie ich fürchte, überhaupt keiner großen Erfahrung gewachſen, ward ſehr übel. Kopfweh, wie ein Hammer, ein Geſicht, wie wenn man eine Kohle aufbläſt, und Herzſchläge ſo ſtark, als fielen ſie auf den Ambos. Sie ſchwankte, da ich ſie aus dem Wagen hob, und wäre ſchier ohnmächtig geworden. — Ich trug ſie auf meinen Armen nach dem Sopha — da liegt ſie nun, und ich glaube, Ruhe wird hier das beſte Mittel ſein.“

„Hier nicht allein“ — erwiederte Frau von Wahl mit einem Seufzer, und ſchlich auf den Fußſpitzen zu dem Ruhebette hin; denn es war ihr angelegen, ihr jugendliches

Ebenbild zu ſehen, oder vielmehr diejenige, welche nach dem Herzenswunſch des Vaters ihr ähnlich werden ſollte.

Des Oberſten Töchterlein lag völlig ausgeſtreckt und ſchlief. Das Profil war ſchön, doch bleich, wie von Marmor, das Auge tief geſchloſſen, und die langen Wimpern warfen einen reizenden Schatten auf den blaſſen Schein der Wange; der Hauch des Athems war kaum zu merken.

In der Seele der Frau von Wahl wallten bei der Betrachtung dieſer ſchlummernden Geſtalt die beiden tiefſten Gefühle des Lebens auf, der Himmel mütterlicher Liebe und die Täuſchung des Todes.

„Dies alſo, lieber Freund, iſt — Ihre Thereſe?“ flüſterte ſie bewegt dem Vater zu. Der Oberſt nickte ſchwer, ein paar Tropfen hingen in ſeinen Augen, die in dieſem Geſicht voll trocknen Ernſtes noch kein fremder Blick benetzt geſehen.

„Wie lieb iſt dieſe ſtille Miene!“ wiſperte Frau von Wahl zwiſchen Wohlgefallen und Wehmuth, „wie lieb und werth wird dieſes Kindes Glück mir ſein!“

Der Oberſt faßte ihre Hand und drückte ſeinen Dank für dieſe wohlwollende Geſinnung ſtumm, aber genügend aus.

Jetzt öffnete ſich allmählich eine Mittelthür, Licht von Innen ſtrömte in das nicht ausreichend erhellte Zimmer; eine Frau, ſittſam von Anſehen und, wie ein großes Schlüſſelbund an ihrer Seite vermuthen ließ, die Vorſteherin des Hausweſens, trat herein und nöthigte beſcheiden zum Nachteſſen, was aufgetragen ſei. Sie wolle unterdeſſen bei dem Fräulein bleiben.

Als Frau von Wahl das Tiſchlein decke dich! ſah, fragte ſie ſchüchtern: „Weſſen Gaſt bin ich denn eigentlich?“

„Das will ich Ihnen ſagen, gnädigſte Frau,“ antwortete der Oberſt. „Dieſes Schloß, ſammt dem ganzen Gut und Böſe von Mühlenrädlitz, gehört dem Major Nordthurm, außer Dienſten, einem alten Freunde von mir. Seine bildſchöne, aber leichtſinnige Frau, eine Flocke, lief mit einem Comödianten auf und davon, in den ſie ſich ſterblich verliebt hatte, als er den Mann im Feuer ſpielte. Der Major, in Wahrheit ein braver Soldat, der Pulver gerochen hatte, war von der Zeit ſo reizbar, daß jeder Hans Dampf ſeine Geruchsnerven beleidigte, als ob er wittere, es wäre auf ihn abgeſehen. Er nahm den Abſchied und zog hierher. Sein Sohn — doch der Harm — wie mein Heros ſpricht, iſt ſo gehäſſig in ſich ſelbſt, daß, wer davon nur ſpricht, nicht harmlos bleibt — ich will dieſen köſtlichen Abend mir nicht verderben, daß ich den bittern Gram des Freundes hineinmiſche.“

„Wohnt der Major denn nicht hier?“ fragte Frau von Wahl mit ſcheuer Achtung vor dem unſichtbaren Wirthe.

„Vor mehren Jahren,“ antwortete ſein dermaliger Stellvertreter, „zog Nordthurm, verſcheucht vom neuen Schloß, herauf in dieſe Eulenburg, als ob es ein Entrinnen vor dem Unglück gäbe, wenn es einmal den Ferſen eines Menſchen folgt. Der Geiſt des Untergangs findet ſeinen Weg auch über die Brücke, wie das Sprichwort ſagt.“

Frau von Wahl erſeufzte und ſprach: „So iſt Ihr beklagenswerther Freund nicht anweſend?“

„Nein!“ entgegnete der Oberſt raſch. „Seine Entſchuldigung wäre meine erſte Pflicht geweſen, doch, Gott verzeih mir die Sünde, noch mit keiner Sylbe habe ich an ihn gedacht, bis Sie im feinen Tact des Schicklichen mich daran erinnern, daß ſeine Freundſchaft für mich Ihren ſchätzenswerthen Beſuch empfängt. Wer Verlorenes ſucht, hat nirgend weder Raſt noch Ruhe und keinen Augenblick zu verſäumen, und wenn es auch der ſchönſte wäre."

„Es iſt viel," erwiederte Frau von Wahl mit einem edelſtolzen Lächeln, „daß dieſe verlorene Frau noch zu den geſuchten Artikeln gehört."

Der Oberſt ſtarrte ſeine Freundin an und ſchüttelte den Kopf. „Seine?" ſagte er, „die könnte mir geſtohlen worden ſein, ich forſchte nimmer nach, und Freunde ſind Gleichgeſinnte. Nein! — das fällt ihm im Traum nicht ein." — Der Eintritt des Bedienten drängte zurück, was der Oberſt noch hatte ſagen wollen.

Sie ſpeiſten allein und traut, wie Eheleute; nur der aufwartende Zeuge und die fremden Wände beſchränkten das Geſpräch. Echt adeliger Sinn hält dienſtbare Geiſter nichtsdeſtoweniger für Menſchen, und ein zartes Gefühl berückſichtiget auch die Taubſtummen.

Frau von Wahl hielt es nicht für ſchicklich, dies Zuſammenſein bis in die ſpäteſte Nacht zu verlängern. Die Predigerwittwe erbat es ſich, ihr behülflich zu ſein. Sie äußerte, Frau von Wahl dürfe ſich hier nicht bange ſein laſſen, das Schloß ſei gut verwahrt und werde ſorglich bewacht.

„O! ich bin auch gar nicht furchtſam" — antwortete jene, deren ſicheres Gemüth durch die ſchützende Nähe des tapfern Freundes und durch den beſeelenden Hauch des ſtärkſten aller Lebensgeiſter zu einem Gefühl von Muth erregt worden war. „Grauſt Ihnen denn aber nicht ein wenig in dieſer ſteinernen Einöde, meine Liebe? mir däucht, es müſſe hier ſehr kalt ſein."

„Wovor ſollte mir denn grauen?" ſprach die Wittwe unbewußt in den getroſten Worten des Pſalmiſten. „In mancher geſelligen Wohnung iſt es viel kälter. Ich habe ſeit dem Tode meines Mannes als Wirthſchafterin auf Edelhöfen gelebt und einſehen gelernt, daß nichts beſſer ſchützt, als in ſeiner Pflicht ganz ſtill für ſich hin leben, und daß man Wärme bei Niemand ſuchen muß, den die Sonne beſcheint.“

„Iſt es ſchon lange her, daß Sie dieſe trübe Erfahrung gemacht haben?“ fragte Frau von Wahl theilnehmend.

„Die gnädige Frau meinen, ſeitdem mein Mann geſtorben? ja, das iſt lange her; ich war nur ein Jahr und wenige Monate verheirathet. Mein Mann“ — ein tiefer Seufzer hob die Bruſt der Wittwe, und ihre Stimme fing an zu zittern, „war Subſtitut ſeines Vaters, des Paſtors in Wolfshain. Dieſer war ein Orthodox nach der alten Strenge, der den Sohn in jedem Sinne tyranniſirte. Nur in Betreff der Heirath hatte er den Willen ſeines Herzens durchgeſetzt, denn wir liebten uns wahrhaft und von Jugend auf. Ich hielt es in meiner Gutwilligkeit für ein Leichtes, mich dem Schwiegervater zu fügen; aber es war gar ſchwer! — Das Podagra hielt ihn in Bann, ich pflegte ſein, ertrug die wunderliche Gramhaftigkeit des Alten, dem Niemand etwas recht machen konnte, und hätte ihn auf Händen tragen mögen, wenn er nur den Segen ſpräche zu unſerer Verbindung, in der ich nun einmal das einzige Glück meines Lebens zu finden glaubte. Ich mußte es jedoch wohl empfinden, daß ich ein armes Mädchen geweſen, das ſich die kleine Ausſteuer durch Putzmachen verdient, des Cantors Tochter, der ſein Untergebener geweſen. Er warf mir vor, daß ich die Mädchen im Dorfe zur Eitelkeit verführt; allein die meiſte Mißſtimmung gegen mich kam daher, daß ich ein weltliches Talent in das Pfarrhaus gebracht hätte. — Wenn die

gnädige Frau vielleicht muſikaliſch ſind?“ dieſe Frage klang
wie eine zarte Vorausſetzung, „ſo wiſſen Sie auch, daß,
wem die Muſik von Kindheit an tägliche Uebung war, ſie
gleichſam zur andern Natur geworden iſt. Ich mußte ſie
aufgeben; mein Schwiegervater gab mir einen rauhen Verweis, ſo oft ich das Inſtrument berührte. Er gönnte mir
wenig Lebensfreude; wenn mein Mann mit mir ſpazieren
geben wollte, mußte er ſich zuvor Erlaubniß erbitten. Oft
rief er ihn unter einem nichtigen Vorwande aus meinen
Armen ab.“ —

„Welch eine Lage für eine rechtliche Frau! Wie niederdrückend die Laſt ſolcher Verhältniſſe für das Gemüth des
Weibes!“ rief Frau von Wahl empört aus.

„Die Liebe hilft auch das Schwerſte tragen,“ verſetzte
die Wittwe, indem Thränen der Gelaſſenheit. Thränen jener
verſiegten Quelle ihres Kummers langſam über die Wangen
rannen. „Geduld überwindet Alles, und ewig währet ja
nichts, dachte ich und ertrug, was mir wohl je zuweilen
unerträglich ſchien. Nach einem halben Jahre ſtarb der
Alte. Ich hielt es für ſündlich, zu zeigen, daß ich mich erleichtert fühlte; denn ſein Sohn war ſehr betrübt. Seitdem
weiß ich auch, daß, je überläſtiger die Hingeſchiedenen geweſen, deſto aufrichtiger und länger werden ſie betrauert; zum
Beweiſe, daß der Menſch mehr Kraft für das Unglück, als
Gedächtniß für das Gute hat.“

Frau von Wahl ſah die Wittwe auf dieſe Bemerkung
an. Dieſe fuhr fort: „Ich war zu jener Zeit kränklich,
hoffte aber nun erſt aufzuleben — ach!“

„Nun, und dieſe Hoffnung?“ fragte Frau von Wahl mit
einem von Theilnahme erfüllten Herzen.

„Dieſe Hoffnung,“ antwortete die Wittwe in ſchmerzlicher Faſſung, „zerfloß in tauſend bittern Zähren. Am Sonntage Jubilate, wo das Evangelium: Ueber ein Kleines — geprediget wird, hatte mein Mann die Worte: Der Wink des Vaters! zu ſeinem Thema genommen und legte die Sehnſucht nach dem Jenſeits ſo rührend aus, daß jeder ſeiner Zuhörer bewegt war. Wie er mit dem Verſe anhob: Wer giebt mir Flügel, hinzuſchweben ins Land, das meine bange Seele ſucht? — da mußte ich ſo heftig aus tiefſter Seele weinen, als müßte mein Glück mir hinſchwinden nach dieſem Gebet. Von der Predigt hatte ich wenig vernommen; das Amen, das letzte, hörte ich nicht einmal. Jetzt ſchaute ich empor. In dieſem Augenblick kehrte der Küſter, ein langer Mann, der die Abzehrung hatte, das Stundenglas um, und es war mir, als ob ich den Tod leibhaftig ſähe. Dieſes Bild war eine Vorahnung.“ —

„Mein Mann war noch nicht daheim, als ich aus der Kirche kam; die Gemeinde wollte ſich nicht verlaufen, ſondern drängte ſich um den Eingang der Sacriſtei. Von dort erſcholl das ſchreckliche Gerücht, mein Mann wäre leblos von den Kanzelſtufen herabgeglitten.“

„Allmächtiger Gott!“ ſagte Frau von Wahl erſchüttert, „das iſt ein herbes Geſchick. Doch dieſer Leidenskelch iſt längſt geleert, und der ihn ſendete, wird Sie geſtärkt haben.“

Die Predigerwittwe konnte eine Weile nicht ſprechen. Dann ſagte ſie: „Ein wohlthätiges Nervenfieber beraubte mich in der erſten Zeit meiner Beſinnung; die mütterliche Hoffnung, alles war verloren, als ich wieder zu mir ſelbſt kam. So ſchwach war ich, daß ich die Kraft nicht hatte, meinen Verluſt zu faſſen. Ich mußte aber leben — leben und mein Brod mir erwerben, und ſeitdem ſind einundzwanzig Jahre vergangen.“

„Ja, das Leben iſt kurz — doch ſchwer!“ verſetzte Frau von Wahl mit gepreßter Stimme. Sie griff hierauf unter das linke Schulterblatt und ſprach: „Das Kleid beengt mich — wollten Sie die Güte haben, das erſte Häkchen“ —

Schon griff die Wittwe dienſtfertig zu. Sie bückte ſich auf die ſilberne Oeſe, und ein heißer Tropfen fiel in den Nacken, der unter Schauern des Mitleids zu Schnee verkühlt war. „O, entſchuldigen Sie, gnädige Frau!“ ſagte die Wittwe beſchämt und leidſam, indem ſie mit unſichern Fingern die Thräne von dem Sammet der Haut wiſchte. Frau von Wahl wendete ſich unter dieſer Berührung raſch um, küßte die Predigerwittwe und ſprach: „Dieſer Fall thut meinem Herzen weh; doch bedenken Sie, wie ſo mancher weibliche Nacken ein Joch trägt, was mehr noch ſchmerzt. Und auch dem Glücklichen bleiben noch Wünſche.“

„Mein Wunſch wäre nicht groß,“ ſagte die Arme und lächelte traurig dazu; „nur ein kleines Stübchen in Wolfshain für den Reſt meiner Tage, ein Clavier, was der Freund meiner einſamen Stunden ſein würde; in der Woche machte ich Putz, wie in meiner Jugend, Sonntags ein Spaziergang ins Feld, auf den Kirchhof. — Nirgends blühen Flieder und Kornblumen ſo blau“ —

„Das iſt die Treue, womit Sie der Heimath gedenken,“ entgegnete Frau von Wahl mit inniger Rührung; „dieſe Blumen blühen im Gedächtniß Ihrer Liebe und jenes Frühlings, der nur ein Mal blüht und nicht wieder. Wo uns das Herz erſtorben iſt, dahin kehre doch nur Keiner zurück, der da lebt! Er findet das geträumte Glück nicht mehr, ſondern eine andere, eine fremde Welt, die ihm die letzte, liebe Täuſchung raubt, daß er die ſeine gefunden haben würde. Was nun den Fleiß betrifft, durch den Sie ſich zu nähren hoffen, ſo ändert die Mode in Wolfshain ſich eben ſo, wie in Paris. Die Putzarbeit für die Schönen des Dorfes würden Sie ſchwerlich bekommen, denn überall giebt es Hände, die auch den kleinſten Gewinn an ſich reißen; einem beſcheidenen und niedergeſchlagenen Blicke traut zudem, da die Anſprüche der Landmädchen ſich geſteigert haben, eitler Sinn und coquetter Schwindel ſelten den kecken Geſchmack zu, der einen Verſuch galanter Ueberhebung wagt.“

Die Wittwe nickte wie zuſtimmend, als fiele es ihr ſchwer, wörtlich einzugeſtehen, daß Frau von Wahl doch wohl Recht haben könne. Dieſe ließ die Nadeln, welche ſie ihrem Anzug entzog, klingend auf ein Marmortiſchchen gleiten und ſprach: „Mir däucht, meine Liebe, dies weite Gefilde gebe Ihnen Spielraum genug für Phantaſie und Wirklichkeit, um ſich nicht eingeengt zu fühlen. Als Schloßverweſerin müßten Sie hier, dächte ich, da der Major faſt immer abweſend ſein ſoll, ganz nach eigenem Willen ſchalten und walten können.“

„Das iſt ſchon wahr,“ erwiederte die Predigerfrau; „was aber helfen große Zimmer und Säle ſolcher Oede und Stille, daß man eine Nadel fallen hört, wenn man ſich in den Ketten der Abhängigkeit darin bewegen muß? Das kleinſte Eigenthum wäre mir lieber. So oft das Schlüſſelbund an meiner Seite klirrt“ — die Wittwe redete nicht aus.

„Das Pflichtgefühl bindet uns doch Alle,“ ſprach Frau von Wahl, indem ſie die Schleife der Nachthaube knüpfte.

Hierauf zeigte Jene das Klingelband, welches an einer Tapetenthür hinter dem Gaſtbette befeſtigt war und deſſen leiſeſtes Anziehen ſie ſogleich zu dem Befehl der gnädigen Frau ſtellen werde, weil ſie dicht nebenan ſchlafe. Dann ergriff ſie ein Licht, wünſchte eine geruhſame Nacht, und Frau von Wahl blieb mit tauſend angeregten Gedanken allein. Von der einfachen Erzählung, welche ſie während des Auskleidens vernommen, bis ins Innerſte ergriffen, empfand ſie die Sympathie der Einſamkeit und des Mitleids für die Wittwe. „So iſt der Wunſch nach Freiheit denn der lebendigſte in jeder Bruſt!“ ſagte ſie leiſe zu ſich ſelbſt. „Hier erſcheint ein kleines Stübchen unter den Hütten der Heimath, der Flieder, der über den Mauern ihres Kirchhofs wankt, als das höchſte Glück! Lieber Gott! Und ginge es denn nicht an, daß dieſer beſchränkte Wunſch zu erreichen wäre?“

Tiefes, nächtliches Schweigen rings umher; aber dieſer wohlwollenden Frage an das Schickſal ward die Antwort dennoch nicht verſagt. Drinnen flüſterte es hinter der Tapete: „Wünſche löſen Wünſche ab, und ſo geht es bis ins Grab!“ Die Wandnachbarin hatte ein Lied über die Nichtigkeit des menſchlichen Lebens laut gebetet.

„Bis ins Grab!“ wiederholte Frau von Wahl mit ſachten Lippen und drückte unter den Schauern der Schläfrigkeit die müden Augen zu.

Ihr Blut war in heftiger Wallung; wüſte Träume tauchten aus der dunkeln Fluth auf, worin der Schlummernde verſinkt, daß ſeinem Leben eine Stärkung oder ſeinen Schmerzen wohlthuend eine Lethe werde.

In beklemmender Angſt lag Frau von Wahl zu den Füßen des heiligen Vaters und flehete von ihm mit der Inbrunſt der Menſchenfreundlichkeit, daß er das Colibat aufheben und die proteſtantiſchen Geiſtlichen ferner nicht ſterben laſſen möge. Das Oberhaupt der chriſtlich-katholiſchen Kirche neigte ſich jedoch der Fürbitterin eben nicht willfährig, ſondern riß ihr den Pantoffel, den ſie küſſen wollte, hart und kalt vom Munde weg. Und ſiehe! es war ein eiſerner Stimmhammer, womit er tönend an eine blinkende Statue klopfte, die zu ſeiner Rechten ſtand. Dieſes Bildwerk von gegoſſenem Silber hatte ſolch eine Reſonnanz, daß die Gewölbe der Engelsburg davon wiederhallten. „Dies iſt der ſelige Silbermann," ſagte der Papſt rauh und finſter, „der ſoll der Wittwe von Wolfshain ein Clavier machen, aber die Saiten nicht zu hoch ſpannen. Dies iſt Alles, was ich für Dich thun kann." Darauf erhob ſich die träumende Seele der Frau von Wahl und flog mit Gedankenſchnelle über die gelbe Tiber hin; es war aber ein langes Aehrenfeld, was unter ihr wogte, und zwiſchen der goldenen Saat leuchteten die blauen Sterne der Kornblumen. — Dann ſollte ſie Comödie ſpielen und wußte ihre Rolle nicht mehr. Sie ſuchte, und die Papiere, welche ſie durchwühlte, waren alle nur der Brief des Oberſten, der ſich unter ihren Händen vertauſendfältigte.

Es war ziemlich ſpät, als Frau von Wahl aus dieſem Wirrſal erwachte. Die Nacht hatte den hellen Himmel ausgelöſcht; das unabſehbare Feld, Dach und Baum ſchimmerten in unabſehbarer Weiße. Dieſer lichte, winterliche Schein, der die Heimlichkeit des Zimmers in deutlichen Umriſſen zeigt und wohnlich empfinden läßt, dämmerte vor ihrem geſchloſſenen Blicke. Als ſie ihn aufſchlug, ſtand Thereſe im Morgenkleide vor ihr, und auch dieſe Erſcheinung war wie ein blaſſer, zarter Tag, der ihr aus dem unerforſchlichen Dunkel der Vorſehung aufging.

Meine innigſt geliebte Mutter!

G—, den 4. November 18—.

Es wird Dich hoffentlich nicht beunruhigt haben, daß Du ſeit jenen flüchtigen Zeilen von Biſchofsfelden aus noch keine ausführliche Nachricht von mir empfangen haſt. Du kennſt meine Weiſe, und wie ich es ſo gar nicht liebe, irgend einer Aengſtlichkeit Vorſchub zu leiſten. Auch kenne ich Dich, um zu wiſſen, daß meine gute Mutter nicht zu jener Klaſſe von Frauen gehört, welche ihre Zuverſicht nur in das ſetzen, was ſie mit Augen ſehen. Und wie trüglich ſind dieſe Zeichen? Ich könnte Dir jeden Tag ſchreiben und dennoch einen genommenen Schaden verheimlichen; in der Stunde, worin Du meinen Brief empfingſt, wäre mir vielleicht ein Unglück zugeſtoßen. Wehe aber dem Manne, dem ſolche Schwächlichkeit, die man ſehr zur Ungebühr weiblich nennt, anverwandt und zugethan iſt! Er hat ſein Lebelang darauf zu denken, wie er Beweiſe gebe, bald von ſeinem Wohl, bald von ſeiner Liebe: „die Liebe aber iſt der Gott, der nicht Beweiſe giebt." — Deßhalb wirſt Du, meine theure Mutter, die Summe meiner treuen Gedanken an Dich und meine Wohlfahrt weder nach der Zahl meiner Briefe berechnen, noch an ihrer Länge meſſen. Du wirſt ruhig ſein und Dich alle Wege auf die Vorſicht Deines Sohnes verlaſſen, der ein Mann iſt. —

Wenn ich auch bei einem Blick auf den Kutſcher weit entfernt davon bin, zu ſagen: „Du fährſt den Cäſar und ſein Glück!" ſo iſt doch etwas von jenem Uebermuth in mir, was mich an keine Gefahr denken läßt. —

Mit unbeſchreiblichem Vergnügen ſind die erſten Tage der Reiſe an mir vorübergegangen. Ein heiterer Himmel in dieſer Jahreszeit wird tief empfunden, und die Sonne iſt wie ein warmer Freund, den man, wenn auch nur einige Augenblicke, um ſo inniger genießt. Ich ließ die Feder ſelig ruhen; die Flügel meines Geiſtes dehnten ſich aus über Berg und Thal — und gewiß darf man als wahr annehmen, daß die innige Luſt am Reiſen, der ahnungsvolle Zug der Ferne nur ein ſinnliches Gefühl iſt unſerer Sehnſucht nach dem Unendlichen. Die ſtillen Flächen der Erde, die köſtlichen Bergketten, blank am hellen Tage wie von blauem Stahl, die ſo wunderſam das Herz beengen, die reizende Melancholie der Wälder, der bange Purpur des Laubes, womit der Wind verächtlich ſpielt, das klagende Geläut der Heerden, die Luft, in der man, auch bei dem reinſten Genuß der Freiheit, doch ein Element von Heimweh einathmet — dies Alles übt einen unnennbaren Zauber auf mich. Es kommt hiebei, wie bei Allem in der Welt, nur auf die Auffaſſung an. Wenn der Wagen unter den ſchwach tönenden Glockenſchlägen einer Dorfuhr dahinſauſ't, dann fühle ich mich mit Wonne außer dem Zwange der Zeit; doch wenn bei einbrechender Dunkelheit die kleine Kienflamme hinter den trüben Scheiben ärmlicher Hütten hervorglitzert und das Bild der Beſchränkung beleuchtet, dann drängt der ſehnſuchtsvolle Wunſch in meinem Herzen, ich möchte in der trauten Enge des häuslichen Lebens, in der Umſchließung der Arme eines treuen Weibes das Glück finden, was meine verlangende Seele ſucht. —

Was nun die Erfahrungen der Reiſe ſelbſt betrifft, ſo will ich bei der erſten Herberge anfangen, die vielleicht ſehr ſchicklich als Eingang für ihren Zweck zu betrachten wäre. — Wir nahmen, auf den Wunſch des Barons, dies Nachtquartier in einem Orte, der ſehr bezeichnend „die Wüſte“ heißt, woſelbſt Beyer, ehemaliger Hofmeiſter in der Familie

Amſtrom, auf den Du Dich wohl noch beſinnen wirſt, da auch mir die Geſtalt jenes hageren Präceptors in dunklen Umriſſen vorſchwebte — als Paſtor des Orts und mehrer Filiale — eine fette Widmut beſitzt. Wir verſprachen uns einen gaſtfreundlichen Abend in dieſer alten Junggeſellenwirthſchaft und beſchloſſen, fürlieb zu nehmen. „Er wird eine unendliche Freude haben, mich einmal wiederzuſehen, der Alte!“ ſagte der gutmüthige Baron. Er erzählte mir manchen drolligen Zug von ihm, und wie er vordem als ein philoſophiſcher Geiſt in den beſten Häuſern des Adels unſerer Gegend bekannt und geſchätzt geweſen ſei.

Der erbärmliche Weg durch ein ödes, endloſes Dorf ſpannte unſere Geduld aufs höchſte; doch der Anblick des elenden Hauſes, worin wir aufgenommen werden ſollten, unſere Erwartung eben nicht hoch.

Erlaube, theure Mutter, daß ich Deinen häuslichen Geſchmack, Deinen Feinſinn unberührt laſſe, indem ich Anſtand nehme, Dir das Innere dieſes Haushalts auszumalen; nur einige Pinſelſtriche von dieſem Alfresco-Gemälde geſtatte mir. Was wir fanden? Eine Wohnung unter aller Würde, in dem Paſtor einen Mann, zur tiefſten Indolenz hinabgeſunken, eine feiſte Katze auf dem beſten Polſterſtuhle und daneben die kleinen, tückiſchen Augen einer verdroſſenen Haushälterin, die uns hexenartig, wie Karfunkel, anblinzten. Und dies Alles in einem Dunſtkreis, der halb aus handgreiflichem Tabacksqualm beſtand, halb aus dem naſſen Nebel, den der Brodem des Kochofens verurſacht.

Der Gruß des Pfarrherrn lautete nicht viel willkommner, als das Murren der Gaſtfreiheit. Dieſe Stimme eines Predigers in der Wüſte war ſo rauh, daß ich es Niemand verdenke, der ſie nicht hören mag. Sein zottiger Schlafrock, ſein mißfalliges Aeußere — er ſchien mir gänzlich verthiert. Wenn das vernunftloſe Geſchöpf ohne Ahnung ſeiner Häßlichkeit ſich zeigt, ſo liegt darin nur die Unſchuld der Natur. Ein ſelbſtbewußter Menſch aber ſollte nirgends in bequemer Rohheit den Ausdruck einer gebildeten Seele verläugnen. Genug, mir war in dieſer Umgebung nicht ganz wohl zu Muthe.

„Die da, meine Iſabella, hat ſich heute was geputzt,“ ſagte der Paſtor im widerlichen Tone eines Liebedieners, der getroffene Anſtalten verräth, und deutete nach der Katze hin, die ſich auf ihrem Ehrenplatze mit der ſtummen Prätenſion einer Frau vom Hauſe brüſtete. —

Ein Streiflicht der Wiſſenſchaft erhellte dieſen Abend, wenn auch ſpärlich; ein paar Flaſchen alten Weins thaten das ihrige auch. Der Baron ließ es ſich ſchmecken und lobte das Eſſen; der Gaſtgeber that ein wenig Rühmens dazu, nur, äußerte er, daß ſeine Marthe ihre vermuckten Launen und zuweilen wochenlang, wie jetzt, die Schweige hätte. Dies Silentium träte ein, ſo oft er ein Gelüſt des Aufräumens verſage. Dabei ſah er ſich mit dem Stolze eines Cynikers um, und wahrlich! der Athem der Reinlichkeit hatte nie in dieſen Räumen geweht.

„Ein Hageſtolz iſt ſchwerlich zu bekehren,“ ſagte der Baron hierauf, und fragte, warum Peyer denn nicht geheirathet habe.

„Hm!“ antwortete dieſer, „ich gelangte ſpät an mein Ziel, darüber wird man langſam, ein Weiteres zu erſtreben. Ich hatte nicht Zeit, mir eine Frau zu ſuchen, und wo ich irgend zu dieſem Schritte entſchloſſen war, da trat der Erfahrungsſatz mir in den Weg, daß man nie findet, wonach man ausgeht, und wer gefunden, nimmermehr geſucht habe.“

Hierin lag mir wirklich etwas Wahres, meine Mutter. Ob tauſend Männer ſich mit Erfolg bewerben — das Glück der Ehe, das erwirbt ſich nicht. Es iſt ein gegebenes, eine Art Gnadenwahl, wobei man ſelig wird ohne Verdienſt und Würdigkeit, ohne Mühe, wie ohne Habſucht.

Wir ſprachen über die Verhältniſſe ſeines Amtes, ſeines Umgangs; Beyer verſicherte gleichmüthig, er habe faſt gar keinen. Wir hätten es aus der Inhumanität dieſes Mannes ſchließen können. Er ſagte uns — und zwar mit dem Ausdruck der Selbſtzufriedenheit — daß er mit ſeinen Nachbarn, geiſtlicher und irdiſcher Grenzſtreitigkeiten wegen, in Fehde lebte. Zugleich langte er von ſeinem Pulte ein Packet Briefe und zeigte die Ueberſchrift des Umſchlags: „Grobheiten meines Herrn Amtsbruders N. N.“

„Und dieſe heben Sie auf?“ fragte ich raſch.

„Warum denn nicht?“ fragte er dagegen; „dies iſt wohl ſehr in der Ordnung.“

Ich äußerte meine Mißbilligung unverhohlen. Von einem Gefühl unfreiwillig hingeriſſen, hob ich die Hand mit dem Packet und machte eine ſchweigende Bewegung gegen den flammenden Ofen hin, indem ich ſprach: „Wenn ich dürfte“ —

„Beileibe!“ rief der Paſtor, als hätte ich ihm ſein Liebſtes entreißen wollen. „Dieſe Briefe ſind Documente; ich darf meinem Nachfolger nichts vergeben.“

„Aber doch Ihrem Mitbruder?“ fragte ich empört. „O heilige Liebe! die dich lehren ſollten und üben, vererben die Schuld des Haſſes auf das armſelige Geſchlecht und legen den Sinn des Feindes noch in tödtenden Buchſtaben nieder. — Es ſteht traurig um die Menſchen.“

Als nun der nächſte Morgen die öde Wirklichkeit dieſes Haushalts vollends an den Tag brachte, und wir uns zur Weiterreiſe rüſteten, ſchlürfte die alte Marthe unſchicklich in das Zimmer, wahrſcheinlich, um Zeuge des Abſchieds zu ſein. Sie machte ſich Behelf und zog einen braunen Korb voll gedörrter Pflaumen, von denen ſie den Staub wegpuſtete, unter dem Bett des Paſtors hervor.

Ein fallender Apfel war es einſt, was den ſchlafenden Newton weckte, ſo daß ſein Blick ſich für das Geſetz des Weltſyſtems öffnete; ich ſage Dir, meine Mutter, daß mir, dem demüthigen Bewunderer jenes erhabenen Geiſtes, die kleinſte Prünelle dieſes ekelhaften Vorraths mit Abſcheu ins Auge fiel, ſo daß mir der Sinn für die göttliche Ordnung aufging. Hier, auf dieſem räucherigen Hausaltar, habe ich den Schwur niedergelegt: ich heirathe!

Wir ſchwiegen lange auf dem Wagen. Endlich ſagte der Baron: „Wie ſich die Menſchen doch verwandeln! Ich werde Zeit brauchen, den üblen Eindruck dieſer erneuerten Bekanntſchaft wieder los zu werden.“

„Sage lieber,“ entgegnete ich, „was ſich die Menſchen doch täuſchen! Beyer hält ſich für einen Weiſen — für einen chriſtlichen Geiſtlichen; hörteſt Du, wie er geſtern äußerte, als Du ihn an das Vormals erinnerteſt: Wer die Hand an den Pflug lege und ſehe zurück, ſei nicht geſchickt zum Reiche Gottes? — Wenn wir als Abgeordnete des heiligen römiſchen Reiches zu dieſem Manne kämen und ihm die höchſten Würden antrügen, er würde ſchwerlich wie ein zweiter Cincinnatus thun und nur, um ferner in der Furche des Ackers zu wühlen.“

„Er iſt ſo unbehülflich geworden“ — bemerkte Guſtav;

an geiſtige Nahrung mag wohl kaum mehr bei ihm zu denken ſein.“

„Plenus venter non studet libenter“ — gab ich ihm zur Antwort. Laſſe Dir es von dem Erzprieſter überſetzen, mein Mütterchen.

Vergönne mir nun, daß ich alles Unweſentliche umgehe und nur da fortfahre, wo ich Dein Intereſſe anregen darf für das, was die Abſicht meiner Reiſe fördern oder hindern könnte. —

Seit acht Tagen ſind wir in G— und logiren im Hôtel de France. Der Oberkellner ſuchte mich auszuforſchen, was wir wollen oder bringen, und ſagte: „Wir haben hier erſtaunlich viele Seltenheiten, unter denen die Wahl ſchwer wird, wem die Zeit nicht für Alles ausreicht.“

In Wahrheit! ich mußte lächeln, liebe Mutter, da ich an meine Seltenheit dachte. Vorerſt fragte ich nach dem Juſtizrath von Krug.

„Ach!“ antwortete der Chef der dienſtbaren Geiſter des Gaſthauſes, „ich kenne ihn ſehr wohl, Er hat als Garçon geſpeiſt. Jetzt iſt er ſchon eine Weile verheirathet. Seine Frau war beim hieſigen Hoftheater, ein Fräulein Holm. Eine ſüperbe Perſon, engelſchön! Man ſchwärmte für die Unvergleichliche; als Frau gefällt ſie weniger, darüber iſt nur eine Stimme.“

„Es iſt nicht gut, wenn eine Frau in Lob oder Tadel allzu viele Zungen in Bewegung ſetzt.“ ſagt Leſage. Dies fiel mir bei den Worten des Kellners ein. „Spielt Frau von Krug denn noch jetzt? Leben ſie denn nicht ſtill — — ſtill und glücklich?“ dieſe Fragen waren mir unbewußt entfallen.

„Still und glücklich?“ — wiederholte Jener in einem Tone, als vermöchte er nicht, dieſe Begriffe zu reimen; „das ich nicht wüßte! Der Juſtizrath ſieht leberkrank und unzufrieden aus — er iſt ein reicher Mann. Den finſterſten Leuten öffnen wir jederzeit die hellſten Zimmer.“ Er that ſich ſichtlich auf dieſen Witz der Menſchenkenntniß zu Gute; vielleicht auch, daß der Schalk uns mit dem dunkeln Logis ausſöhnen wollte; ich aber wußte nun genug.

Bei meiner Viſite dort — es war die erſte — wies man mich in ein großes, ſchönes Zimmer; der Juſtizrath, noch durch ein Geſchäft aufgehalten, werde ſogleich erſcheinen. Ich hatte Zeit, mich umzuſehen, und konnte nicht umhin, einen Vergleich anzuſtellen zwiſchen dieſem Bilde der Eleganz und jener Sudelei, woher wir kamen. Das Gefühl häuslicher Gemächlichkeit vermißte ich auch hier, nur in anderer Weiſe. Worin beſteht denn eigentlich — o ſage, meine Mutter, die Du im Geheimniß biſt — jener ſüße Reiz einer trauten Niederlaſſung zwiſchen vier Wänden auch im Hauſe eines Andern? jene liebenswürdige Einrichtung, worin auch ein Fremder ſich heimiſch fühlen muß? Gewiß gehört ein eigener Sinn dazu, jene anziehende Mitte zu treffen, und der Geiſt der Menſchen athmet auch in ihren Umgebungen.

Hier dufteten köſtliche Räuchereſſenzen, die mir Kopfweh erregen würden. Trümeaux von nie geſehener Breite ſcheuchten mich von einer Ecke in die andere. „Wie kann eine ſchöne, junge Frau vor dieſen Spiegeln nur zu irgend einiger Selbſtkenntniß kommen?“ fragte ich mich, und daneben erinnerte mich ein Gedanke an den lächerlich kleinen Spiegel im Pfarrhaus der Wüſte: an jenes erblindete Glas, in welches wohl nie eine verwandte oder ſchöne Seele geblickt haben mochte.

Von den Wänden ſchauten Demoiſelle Mars, Judith, Paſta, Miß Siddon, Talma und Garrick mit einem Ausdruck auf mich nieder, als wären ſie hier ſehr an ihrem Platze, ich aber mit ſolchen Bemerkungen nicht an dem meinen. In dem einen Winkel hing Iffland, und unter dieſem trefflichen Abdruck ſtand: „In den Hageſtolzen.“ Mir däucht, ich habe dieſes fatale Wort nie ſo oft gehört und geſehen, wie ſeit einiger Zeit. Im andern Winkel erblickte ich den Stahlſtich eines Militairs. Auch ein deutſches Geſicht, das mit einer Phyſiognomie voll Inhalt die Künſtlerinnen jener Reihe ins Auge zu faſſen ſchien. Alles, was ich außerdem ſah, war neu, glänzend, zum feinſten Vergnügen! Der kleine Canzliſt von Porzellan auf dem reichbeſetzten Nipptiſch der Dame, der mit lebloſem Ernſt Sünden der Eitelkeit einzutragen ſchien, war der einzige Gegenſtand altväterlichen Fleißes, dem mein Auge hier begegnete. —

Jetzt kam der Juſtizrath. Ich kenne ihn von ſonſt, aber ich fand ihn verändert. Seine Hautfarbe iſt gelblich geworden, die Geſichtszüge haben eine krankhafte Spannung — ſeine Augen brennen wie Pech, es liegt etwas Unglückbedeutendes in ihrem düſtern Glanz, und ſein finſterer Blick lodert bisweilen auf wie eine Fackel.

Er nahm mich freundlich auf; ſchien aber etwas zerſtreut — während ich ſprach, horchte er nach Außen hin. Ein Wagen rollte vor, und ich merkte, daß er ſeine Frau erwartet hätte. Sie kam. Ja, dieſe reizende Erſcheinung iſt wie zum Verblenden geſchaffen, und bekennen müßte Jedermann: „Beim wunderbaren Gott, das Weib iſt ſchön!“ —. Sogar der Anzug — lächle nur, Mütterchen, daß ich ihn weiß. — Sie trug ein hellrothes Kleid — kirſchblüthfarben nennt man, glaube ich, dieſes Incarnat, — und darüber eine dunkle

Criſpine mit feinem Gebräme beſetzt und köſtlichem Knüpfwerk. Der Poſamentier hat ſeine Kunſt bis zur Coquetterie getrieben, denn auch der unbefangenſte Blick iſt ſchwer davon loszumachen. Ihr Lächeln iſt bezaubernd, ihr Mienenſpiel iſt geübt, das iſt erſichtlich; aber dem einfachen Bedürfniß meines Herzens würde ſolch eine Schönheit dennoch nicht genügen.

Man kann nicht verbindlicher ſein, als Frau von Krug gegen mich; ich empfand ihr gefälliges Benehmen als das Gefallenwollen einer guten Meinung. Sie plauderte äußerſt anmuthig; ich hörte ihr mit Vergnügen zu, ſah aber mit Verwunderung, wie kalt die Blicke waren, die der Juſtizrath auf ſeine Frau fallen ließ. Sein Mund war voll Nadeln kleiner Stiche, als probire er ſeinen Witz an einem Haubenkopf. — Ach, mir ſcheint, die Liebe ſei hier ausgelöſcht. — Was noch glimmt unter der Aſche, kann zu einem Brand der Zwietracht werden.

Als ich ihr den Brief von Madame Jagemann überreichte, ſagte ſie: „Die Großmutter beſſert ſich auf ihre alten Tage und wird ordentlich ſchreibſelig. Sie werden mir recht viel von ihr erzählen müſſen.

Beide überſchütteten nun mich und meinen Freund mit Artigkeiten. Der Baron iſt ganz entzückt von Frau von Krug. Doch Etwas — ich mag es Dir nicht verſchweigen, liebe Mutter — hat mich beunruhiget.

Den nächſten Tag war ich mit Roſa ein Weilchen allein. Sie nannte es ein Glück, daß wir nicht ſpäter nach G.— gekommen, weil ihre Schwiegermutter von ihnen erwartet würde, die ihr ſehr gram ſei. —

Wie das möglich wäre? fragte ich im vollen Ernſt.

„Sie hat es durchaus nicht gern geſehen, daß ihr Sohn heirathete und vollends *mich*!“ ſagte Roſa naiv. „Mich kümmerte es gar nicht,“ fuhr ſie mit heiterer Miene fort, „nur für Andere iſt dieſe entſchiedene Abneigung eben nicht anziehend. Man kann die Widerwärtigkeit nicht beſſer entkräften, als wenn man ſie unbeachtet läßt. Die Gramhaſtigkeit ärgert ſich am meiſten, wenn ihr bitterer Groll nicht zu kränken vermag. Wer auf Andere merkt, verliert ſeine Partie. — Dieſe Spielregel gilt für das Leben. Manche Frauen ſetzen die Männer durch Klagen über ihre Mütter in Verlegenheit; das thue ich nicht! ich handle ſelbſt. — Die erträglichſten Verhältniſſe dieſer Art ſind doch nur künſtlich, und die Natur mag den Haß gegen Schwiegertöchter verantworten. Und wie thöricht iſt dieſer Haß! Ein Mann kann viele Frauen lieben, zugleich, oder nach einander; aber ewig hat er doch nur *eine* Mutter!“

Und mit der leichtſinnigen Gaukelei eines Schmetterlings berührte Roſa dieſe tiefe Stelle menſchlichen Gefühls. Ich wagte einen Einwurf und ſprach davon, daß *gute* Mütter ſolcher Selbſtſucht ſchwerlich fähig wären. —

Sie ſchüttelte den Kopf und mit einem Lächeln auf den ſchönen Lippen, mit einem Lächeln, welches eine kleine Heimtücke des Geſchlechts verrieth, ſagte ſie: „Die beſten täuſchen ſich ſelbſt, *oder ſchicken ihre Söhne auf Reiſen, ſobald ſie ein ſchönes Mädchen ins Haus nehmen.*“

Was war das? dies galt mir; ich fühlte meine Wangen heiß werden; aber ankommende Beſuche kühlten mich ab und verhinderten mich, mir eine Erklärung hierüber auszubitten. Seitdem entſchlüpfte mir Roſa wie ein Aal, ſo oft ich mich ihr in Beziehung auf jenes Geſpräch nähern wollte. — Die anverwandte Natur ihrer Muhme, der Schlange, können verführeriſche Weſen dieſer Gattung nie verläugnen.

Glaube nicht, meine Mutter, Du meine trauteſte Freundin, daß ich jemals an der Aufrichtigkeit Deiner Wünſche, Deiner Handlungsweiſe zweifeln könnte; aber ich wollte die kecke Beziehung, in der Roſa geſprochen, mit dem vollen Recht des Beſſerwiſſens zu nichte machen. So durfte ſie mir nicht entgehen.

„Nun ja,“ ſagte ſie, „es war ein Scherz, eine Unbeſonnenheit von mir. Meine Schweſter iſt in Groß-Eiſenbach. Thereſe ſoll ein engliſches Geſchöpf geworden ſein! Sie erbarmt mich ſehr, und auch Ihre Frau Mutter thut mir leid; denn ein ſo liebes Kind für einen alten Mann zu ſchmücken, heißt ein Opfer bekränzen. Aber was rede ich erſt davon? Gehen Sie doch! Sie werden es etwa nicht wiſſen.“

Ich ſtand verſtummt. Wenn es ſich irgend ſo verhält; — ſo wirſt Du unfehlbar Deine beſondern Urſachen gehabt haben, mir zu verſchweigen, was in Bezug auf Dich mich ſo nahe anginge, ſonſt aber nichts. Meine Empfindung hierbei war der ähnlich, wie wenn man mich, als ich ein Knabe war, in den April ſchickte. Wenn es für eine claſſiſche Wahrheit gelten darf, daß man verſtimmt iſt, wo man Abſicht fühlt — und Abſichtlichkeit war in Roſa's Worten, — ſo brauche ich nichts hinzuzuſetzen, als meine Bitte, mich hierüber ins Klare zu ſetzen.

Ehegeſtern wollten wir abreiſen. Tages vorher traf ich den Juſtizrath auf dem Vorſaal ſeiner Wohnung. Er öffnete die nächſte Thür; es war das Ankleidezimmer ſeiner Frau. „Entſchuldigen Sie dieſe liebenswürdige Unordnung“ —

ſagte er mit Ironie, „wir ſind hier jedoch am ungeſtörteſten; denn ſie iſt nicht zu Hauſe.“

Es iſt kein gutes Zeichen, wenn der Mann von der Frau in der dritten Perſon redet; die Liebe iſt freigebig mit dem Namen deſſen, was ihr das Theuerſte iſt, und wenn dieſer Name auch Benigna oder Habacuc wäre. — Ich zeigte ihm unſern nahen Abſchied an.

„Sie dürfen noch nicht fort!“ ſagte er, „ich habe Ihnen noch lange nicht genug zeigen können, wie viel werth mir Ihr freundſchaftlicher Umgang ſein würde.“

Ich erwiederte hierauf aus vollem Herzen, daß er mich und Guſtav mit Beweiſen des Wohlwollens überſchüttet hätte.

„Mein Herz möchte ich vor Ihnen ausſchütten“ — ſagte er, „wenn es nicht zerſpringen ſoll.“ Er that es mit ergreifender Wahrheit. Mutter! die Illuſion iſt verblüht! in diesen vier Worten mag die Geſchichte von tauſend Ehen enthalten ſein. Eine unſägliche Bitterkeit, wie ſie den Täuſchungen des Glückes zu folgen pflegt, hat ſich dieſes Mannes bemächtiget, der von Beruf und Charakter ein Rechtsfreund iſt.

„Nicht, daß ich meine früheren Verblendungen für die Mängel meiner Frau vom Theater ableiten möchte,“ ſagte er unter andern; „ich weiß, daß die Weiber geborene Schauſpielerinnen ſind, nur daß die Eine ſich in beſcheidenerer Rolle gefällt, als die Andere; aber die Häuslichkeit, dies heimlich-liebe Bild, woran ich mit ganzer Seele hing, iſt mir zur Schaubühne worden. — Wir geben Tableaux, wir führen Sprüchwörter auf — oh! mit Raffinement! ſag' ich Ihnen; der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht — dies iſt namentlich mein Fall: die Quelle meines

Glückes iſt vergiftet, nun iſt mir das Herz gebrochen.“ Er ſah mich an — ſeine Augen ſtanden voll Waſſer, ſein Blick war wie ein Blitz durch die großen Tropfen des Gewitters. „Wehe dem Unglücklichen!“ fuhr er mit zuckenden Lippen fort, „deſſen Frau einmal den berauſchenden Becher der Vergötterung gekoſtet hat! die Liebe eines beſonnenen Mannes wird ihr nur nüchtern vorkommen, und den Tadel, den ich den Adel der Ehe nennen möchte, weil man nur den wahrhaft ehrt, den man zu beſſern und zu veredeln ſtrebt, verträgt ſie gar nicht.“

Ich wagte ihm zu widerſprechen, indem ich ihn an Henriette Sonntag erinnerte und auch daran, daß grade der Genuß der Vergötterung, der am leichteſten Ueberdruß erzeugt, weil er ſich oft abgeſchmackt äußert, zum Bedürfniß einer reineren Empfindung wird.

Er ſchüttelte den Kopf und ſprach mit einem krampfhaften Lächeln: „Das mag ſelten ſein! Beifall gehört zum Lebensbedarf dieſes gefallſüchtigen Geſchlechts! Sehen Sie Sich um! ſpricht hier nichts für meine Behauptung! O! wenn ich alle dieſe Dinge anſehe, nur beſtimmt, meine liebſte Hoffnung, meinen Glauben an die ſchöne Seele eines Weſens, was für mich ſchön ſein will, zu entkleiden: dann wandelt mich die Luſt an, ſie zu zertrümmern und zur Buße auf Scherben zu ſchlafen, als wenn ich die heilige Roſa von Lima geheirathet hätte.“

Bei dieſen Worten, wozu ich in tiefem Bedauern ſchwieg, ſchlug er mit der geballten Hand auf eine Toilette von Zuckerkiſtenholz, und der erklirrende Laut dieſer koſtbaren Sächelchen rührte an die Nerven meines Herzens.

Hierauf klagte er über die Verſchwendung ſeiner Frau, die einer ihrer Verehrer jüngſt die Perle der Frauen genannt habe. „Ja, ja!“ ſetzte der Juſtizrath mit Hohn hinzu, „koſtbar genug iſt dieſe Roſa, die am liebſten ihr Nachtkleid von Muſchelſeide trüge. Dies Alles auf Rechnung des großmütterlichen Erbtheils. Und iſt denn das Vermögen von Madame Jagemann wirklich ſo groß, daß meine Frau ſo gar übel wirthſchaften könnte?“

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte ich, „es wird wahrſcheinlich auch überſchätzt, wie alle Habe in der Welt. Doch welches Erbtheil wäre ſicher, bevor man es beſitzt? Man möchte Luſt bekommen, die alte Dame zu berauben, nur, um Ihre Frau Gemahlin zu einer guten Wirthin zu machen.“

„Ach! und das wäre noch das Wenigſte!“ ſeufzte der Juſtizrath „Roſa vergeudet meine Ruhe; ihr unerſättlicher Durſt nach Vergnügen, nach Abwechslung, macht mich elend. Ich habe faſt beſtändig Fieber; auch bin ich nicht ganz frei von Eiferſucht.“

„Eiferſucht“ — entgegnete ich, „bezieht ſich doch immer auf etwas Imaginaires.“

„Haben Sie die göttliche Comödie des Dante geleſen?“ fragte er mich und abermals mit jenem bizarren Lächeln. „Unter den Qualen der Verdammten,“ ſagte er im Tone des Ingrimms, „iſt eine doch vergeſſen, die: wenn ein Mann ſeine Frau eine fremde Sprache ſprechen hört, die er nicht verſteht, und aus ihrer Mimik den Inhalt lieſt. Jeder Laut wird ein Verrath, jeder Blick ein Dolchſtich. O Spiegelfechterei der Hölle! Das Weib war ſeinem Urſprunge nach geſchaffen, dem Manne der Himmel auf Erden zu ſein und bereitet ihm von Anfang an zeitliches und ewiges Verderben!“

„Wie mir ſcheint,“ entgegnete ich, „ſo hatten Sie nie eigentliches Vertrauen zu Ihrer Frau?“

„Nie! keines!“ verſicherte er mit Haſt, „Alles deſſenungeachtet erſchrickt meine Seele vor der Heftigkeit, womit ich ſie noch liebe.“

„Ja, ſolch eine Liebe muß in Wahrheit erſchrecklich ſein“ — erwiederte ich.

Der Unglückliche! ich wüßte nicht, wie ihm zu helfen wäre. Wenn ich wählen ſollte, ob ich nicht lieber in die Wüſte ginge und dem öden Beyer das Feld bauen hülfe? —

Seitdem überläuft mich ein Grauen, wenn ich in Roſa's reizende Züge ſchaue; es iſt, als ob ihre Gegenwart den Kreis des Mißtrauens umſchriebe, denn dieſer mir umheimliche Geiſt beſchleicht mich auch zuweilen. — Wenn ihre Schweſter ihr gleicht, ſo iſt der zukünftige Gatte nicht zu beneiden, und wenn er auch nur wenige Jahre noch zu leben hätte. Das aber ſähe meiner Mutter ähnlich, daß ſie ſich mit irgend einer Kuppelei befaſſen würde! Wer weiß, ob an der ganzen Geſchichte ein wahres Wort iſt. — Du wirſt mir doch bald ſchreiben; wirſt Du? — Die Adreſſe liegt bei. Dieſer Brief iſt ein kleines Buch geworden; möchte ſeine Länge Dir in jeder Beziehung zum Vergnügen gereichen! Sei nur nicht bange um mich! Die Vorſehung, dieſe treue Mutter, begleitet mich, während ich Dich, mein Theuerſtes auf der Welt, unter ihrem ſicheren Schutze weiß. Ihr und Dir überlaſſe ich die Sorge für meine beſte Freundin.

Der Baron küßt Dir die Hand und bittet Dich, wenn Du gelegentlich ſpazieren fährſt, den Weg über Vorke zu nehmen. Er hat die hochachtungsvollſte Meinung von Deiner Einſicht. Mache Dir ja recht viel Bewegung! und nun kein

Wort mehr als dies: grüße den Pfarrer von mir. Ewig mit dankbarer Liebe

Dein treuer Sohn
Nicodem.

Frau von Wahl las dieſen verhängnißvollen Brief — den längſten, den ſie je von ihrem Sohne empfangen — unter ſehr verſchiedenen Empfindungen. In jener geheimnißreichen Offenbarung, vermöge welcher die Weiblichkeit durch einen dafür erſchloſſenen Sinn die leiſeſten Vorgänge in dem Gemüthe derer belauſcht, die mit Wachſamkeit geliebt werden, erkannte Frau von Wahl das Innerſte ihres Sohnes mit einem Blick, der Vergangenheit und Zukunft umfaßte. Sie ſah die Saat des Böſen ausgeſtreut, zum Glück wohl auf feſtes Land; aber wie leicht konnte dennoch hier und da ein Körnlein Wurzel faſſen: „denn Alles iſt Frucht! und Alles iſt Samen!“

Sie eilte, was ſie konnte, einem Schreiben an Nicodem ihre mütterliche Seele einzuhauchen, auf daß ſchnell wieder verweht würde, was Schaden bringen könnte. Es war ihr unlieb, daß irgend eine geſchäftige Hand ihr bei Nicodem in dem Berichte von Thereſens Anweſenheit im Schloſſe ſeiner Mutter zuvorgekommen war. Wer aber konnte dies anders geweſen ſein, als Madame Jagemann? Sie beklagte wieder den unvorſichtigen Verluſt jenes Briefes, und es war, als ob der Schatten, den jeder ſchwarze Buchſtabe würfe, die Worte des Oberſten flüſtere: „der Geiſt der Intrigue!“

Ach wie leicht trübt ein hingeworfenes Wort, ein Federzug den reinen Spiegel des Vertrauens und verbreitet ſeine Störungen in immer weiteren Kreiſen über unſer Leben! —

Als Frau von Wahl ſich an ihren Schreibtiſch ſetzte, lag ein Buch zwiſchen ihren Papieren: „Wahl und Führung,“ von Baumgarten Cruſius.

„Dies iſt wohl nicht von ungefähr“ — dachte dieſe ſinnige Mutter, und ein Strahl von Zuverſicht fiel in ihre Seele, „dies iſt das Titelblatt auch Deines Schickſals, mein Sohn!“

Frau von Wahl ſchrieb ihm nun einfach, klar und thatſächlich, wie es gekommen war, daß ſie die Tochter des Oberſten Holm für einige Zeit bei ſich aufgenommen. Freilich waren die Motive ein wenig umſchrieben; freilich blieb manches Vergangene ganz weg, und das Künftige ward nur im Allgemeinen berührt; freilich ließ Frau von Wahl ſich über Thereſe nur in ſo fern aus, als eben nöthig war, um ihren Sohn zu überzeugen, daß dieſes junge, liebe Mädchen ihr zur Wohlthat würde in der tiefen Einſamkeit, in die ſie durch ſeine Entfernung und die plötzliche Abreiſe ihrer alten Freundin verſetzt worden ſei; dennoch fehlte dieſem Puncte ihrer brieflichen Mittheilung nichts zu ſeiner Deutlichkeit. In wie weit jedoch dieſe Enthaltſamkeit der Frau von Wahl zu dem, was die ſchlaue Roſa angeſponnen, in Wechſelwirkung ſtand, dies wollen wir vor der Hand auf ſich beruhen laſſen. Deſto weitläufiger ging Frau von Wahl in das ein, was ihrem Sohne begegnet wäre und in ſeine eigenthümliche Auffaſſung. Sie ſchrieb: „Daß aus dem Beyer ein Bauer geworden iſt, wundert mich nicht. Seinesgleichen ſchließen die Thore der wiſſenſchaftlichen Bildung, wenn der Pfarrhof ihre Wünſche beſchränkt, und wahrlich! nicht in Form einer geiſtlichen Idylle. — Zum

Paſtor fido paßt ſolch ein Mann nun vollends gar nicht. Drum wohl unſerm Geſchlecht, daß er ſein Heirathsglück verſäumt hat! die Welt wird ohne ihn beſtehen. Auf ihn kann man den Gedanken des nordiſchen Sehers nicht anwenden: Es giebt auch einſame Engel. Und wenn wir mit dem bekannten Liede fragen: Was iſt der Menſch? ſo müſſen wir bei der erſten Hälfte der Antwort ſtehen bleiben. —

Was Du mir von Roſa und ihrem Eheverhältniß ſchreibſt, iſt für mich vom lebhafteſten Intereſſe geweſen, wenn auch nicht auf erfreuliche Weiſe. Immer war es mir unbegreiflich, daß eine Frau, wie Madame Jagemann, von ſo tiefblickendem Scharfſinn, den Keim der Eitelkeit im Gemüth ihrer Enkeltochter ſogar hat pflegen mögen. Wer nur irgend zu einem Urtheil befähiget iſt, weiß auch, daß die Neigung des Richtigen mit den feinſten Wurzelfaſern das ganze Leben durchdringt und zu einem Dorn wird im Auge des Mannes, dem es von zu ſpäter Erkenntniß thränt und blutet. Doch weiß ich nicht, ob ich den Juſtizrath im Ernſt bedauern ſoll. Ihm iſt das heilige Band nur eine ſinnliche Feſſel; ſo mag und muß er nun ihre Härte empfinden, wenn ſein Geiſt nicht Stärke genug hat, ſich Freiheit zu erringen. Roſa hat wenig Gemüth; ich habe es mit Kummer bemerkt, da ſie noch ein Kind war. Wenn ich dagegen an ihre Mutter denke, die ſich durch glühende Leidenſchaftlichkeit zu Grunde gerichtet hat und — nun, Frieden ihrer Aſche! —

Solch eine Frau zu behandeln, (ich meine Roſa) fordert die ungeheuerſte Energie eines Mannes und einen Heldenmuth, der die Erneuerung der Wunden nicht ſcheut, die ſie täglich ſeinem Herzen ſchlüge. Ach! wie ſo Mancher weiß es nicht, mit welchen Waffen er an den Altar treten müßte, wenn ſich ihm der Segen, den er zu empfangen glaubt, nicht in Fluch verkehren ſoll, da, wo er die Hand ſo liebend, ſo willig der Gefangenſchaft des Traurings darreicht! — Ein echter Mann wird immer, wie es auch ſei — an ſeinem Weibe eine Seite finden, welche werth iſt, daß er ſich ihrer annimmt; aber es iſt viel Liebe, ihre ganze zuſammengefaßte Kraft iſt erforderlich, um zu veredeln. Daher iſt ſolch ein Goldſchmied ſelten, während wir überall das Sprüchwort bewährt finden, daß Jeder ſeines Unglücks Schmied ſei. — Man könnte fragen: warum müſſen ſich Menſchen finden nur zur Qual? doch meinen feſten Glauben an die Beſtimmung der Ehen würde dieſe Frage nicht umſtoßen. Wenn wir das Rechte nicht ſuchen, dürfen wir uns nicht beklagen, daß uns das Falſche zufiel. Unſer Loos liegt in Gottes Hand! wir löſen es aber nur zu unſerm Heil, wenn wir uns durch das Göttliche beſtimmen laſſen.

Was Deinen Freund anbetrifft, den beſtens von mir zu grüßen ich Dich bitte, ſo iſt eine ſonderbare Erfahrung ſeinem Wunſche an mich entgegen gekommen.

Acht Tage nach Deiner Abreiſe, mein Sohn, langte die Oberhüttenräthin von Cheſtermann, die Schweſter ſeiner Mutter, mit Sack und Pack auf Borke an, um Winterquartier dort zu machen, und es war, wie wenn der Baron als ein feiner Jäger Witterung davon gehabt hätte. Es iſt eine eigene Frau, wunderbiriſch, voll Schrollen, nirgend heimiſch und geizig bis zum Exceß. Du kannſt alſo denken, daß ſie ein Pfahl iſt im faulen Fleiſch des Beamten. Sie uſurpirt das Gut und vertreibt den alten Mißbrauch mit einer Geißel neuer Plagen. Habe ich nicht immer geſagt — beſinne Dich, Nicodem! der Beſitz fordere den Beſitzer

Wer ſich auf Andere verläßt, läßt nur Verlaſſenheit hinter ſich. —

Noch ehe ich Deinen Brief erhielt, nahm ich bei einer kleinen Spazierfahrt den Weg durch den Edelhof von Borke. — Eine traurige Öde, und nicht etwa jener einſam rührende Verfall, unter dem wir uns das Schloß des Junkers von Ravenswood denken, der, als ein Bild von Größe und Treue tragiſchen Reiz hat — nein! etwas troſtlos Wüſtes fand ich hier verbreitet. Und mitten in dieſem todten Umfang nahm ich ein naives Schauſpiel wahr, was — ich ſchäme mich deſſen nicht — mir an die Seele drang. Neben einer hohen Blätterſchütte von Herbſtlaub, ſtand ein Hahn mit halbdurchſchnittenem Halſe und um ihn her eine Schaar von Hennen, welche mit kläglichem Glucken die Blutstropfen von ſeiner triefenden Bruſt hinwegpickten. Es ſah wehmüthig aus, wie dieſer erwürgte Großſultan mit verdrehten Aeuglein, ſterbend noch im Stolze ſeiner Mannheit, auf dies Todtenopfer niederblickte. — Daneben ſtand ein Mädchen bitterlich weinend. Wie ſie meinen Wagen anſichtig wurde, ſchrie ſie aus Lebenskräften: „Halten Sie zu Gnaden! halten Sie zu Gnaden!“ Der Kutſcher entſetzte ſich; denn das Mädchen hielt ein breites Meſſer in ihrer Hand, und wir waren ſchon außer dem Bereich des Hofes, ehe mein Befehl bei ihm Gehör fand und er anhielt. Jetzt ſah ich, daß es Roſe war, die Tochter des Wächters. Sie konnte vor Schluchzen nicht zu Worte kommen, auch hatte ſich das arme Ding ganz außer Athem gelaufen und geſchrieen.

„Was fehlt Dir, mein Kind?“ fragte ich, „und was willſt Du von mir?“

„Ach! gnädige Frau,“ antwortete ſie, „ich möchte Blut weinen. Wenn das der Herr Baron wüßte, wie es uns gebt! Wir leben hier in Haß und Neide. Heute habe ich aus purer Rachſucht unſern ſchönſten Hahn ſchlachten ſollen, es war mein liebſter! bloß weil er die gnädige Matante nicht leiden konnte und jedesmal krähete, ſo wie ſie nur den Mund aufthat. — Der Schnitt ging mir, ſo zu ſagen, ins Herz, und der Hahn ſprang mit dem halben Tode davon. Es möchte einen Stein in der Erde erbarmen, und der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehes.“

„Beruhige Dich, arme Kleine!“ redete ich ihr zu, „und ſprich: worin kann ich hülfreich ſein?“ Nun kam es heraus, daß Du ein gutes Wort bei dem Baron für ſeine Unterthanen einlegen mögeſt, auf daß er ſolche Unbill auf ſeinem Grund und Boden nicht dulde. Zuletzt ſagte ſie: „Ja, wenn ich mich unterſtehen dürfte, ein Briefel einzulegen“ —

„Wenn Du ſchreiben kannſt“ — fiel ich ein. Das hätte die Kleine bald übel genommen.

„Oho!“ ſagte ſie, „das will ich meinen — der Schulmeiſter nannte mich immer ſeine Beſte!“

„Nun denn, mein gutes Kind, ſo bring' es mir,“ ſagte ich. Innen liegt nun das Blatt, welches Du bevorworten wolleſt. In Folge meines Verſprechens geſchieht es, daß ich es Dir zu dringender Fürbitte empfehle. Obgleich ich mich eines Lächelns nicht enthalten konnte, hatte die Betrübniß dieſes Mädchens etwas Rührendes für mich. Ich ſage Dir, Nicodem, es iſt nicht recht von dem Baron, daß er ſein Eigenthum ſo preis giebt. Warum verkauft er denn das Gut nicht lieber?

Wir laſſen es dahin geſtellt ſein, ob ſich in dieſe Schlußbemerkung der Frau von Wahl, ihrer vollkommenen Richtigkeit ungeachtet — nicht ein wenig vom Eigennutz mütterlicher Liebe miſchte. — Nichts iſt billiger als Rathgebung! Doch guter Rath, im unverfälſchten Sinne, iſt theuer und zu erſparen, wo er nicht gefordert wird.

Einſchluß an den Baron.

Gott zum Gruß,
Vielmals gnädiger Herr!

Da ich in der Schule gut bewandert bin und mit dem Federvolke umzugehen weiß, ſo nehme mir die Freiheit, hiermit eine Berichtigung zu ſchreiben, damit Ew. Gnaden doch ein Bewußtſein haben von unſerm — ſo zu ſagen — Elend. Der Adjuvant wollte mir Linien ſtreichen, aber mir iſt ohnedies heiß und angſt und bange. Dann wäre mir vollends zu Muthe, als müßte ich auf dem Seile tanzen. Wenn ich mit der Sprache grade heraus gehe, ſo wird mir Niemand kein Haar nicht krümmen. Ew. Gnaden waren kaum fort, und wir heilsfroh, da kam die alte Matante hierher, wie ein Sperling ſich ins warme Neſt ſetzt, wenn die Schwalbe ausgeflogen iſt. Die liebe Dame hat eine Pipſtimme, von Kränklichkeit her, daß Einem die Gänſehaut überläuft, wenn man ſie nur von Weitem hört. Nun ging die Noth in Borke an; denn die Gnädige iſt, mit Reſpect zu ſagen, der leibhaftige Drache. Sie liegt mit dem Amtmann im Kampfe; doch der muß einpacken. Niemand lebt ihr zu Danke, Beides, weder Thier noch Menſchen. Da iſt kein Hausbeſitzer im Dorfe, bis auf den Kettenhund, der nicht murre über ihre Ungerechtigkeit. Sogar meine Hühner, fromm und lenkſam, haben einen perſchigen

Charakter angenommen, und ſind widerſpenſtig worden, ſo daß ich keines mehr fett bringe. Der Kollerhahn, wenn er die Gnädige in dem rothem Schaule ſieht, kommt aus der Bosheit gar nicht mehr heraus, und man mag es den Leuten, ob ſie nun Puten ſind oder nicht, am Ende nicht verdenken. Das lange Windſpiel, Ew. Gnaden wiſſen ſchon, den Captain Darm Armus, hat die Gnädige mir nichts erſchießen laſſen; die treue Seele hat müſſen ins Gras beißen, weil er ihr einen Zumpen aus dem Kleide gezerrt, und ein Löchelchen — es war gar nicht der Rede werth — in das linke Bein gebiſſen hat. Die alte Sabine hat ſie läſſen in das Hundeloch ſperren, weil ſie ein unſchuldig Bischen Mehl über Seite gebracht hatte. Sie wollte eine Semmel backen, und ihren Tauftag feiern. Unſereins will doch auch wiſſen und genießen, daß man ein Chriſtmenſch iſt.

Mit dem Titel konnten wir es auch nicht treffen. Frau Oberhüttenräthin war uns zu ſchlecht! es ſollte doch nicht ſo gemein herauskommen. Der Amtmann, der die Zeitung lieſ't, nannte ſie Madame, und damit, ſagte er, wären die höchſten Standesperſonen zufrieden. Ew. Gnaden ſagten wir partout nicht zu ihr, denn das Beſte hebt man doch der Herrſchaft auf. Ich wollte es ſo zärtlich wie möglich, mit der Güte verſuchen, und ſagte einmal: Liebes Kind! da gab ſie mir einen Trabs, und ſagte, ſie würde mich beliebeskinden.

Ach gnädiger Herr! Ihr Herze iſt doch nicht von Stroh; ſo hoffen wir, Sie werden ein Einſehen haben. Sonſt möchte es ſchwerlich beſſer werden; ja, ich mache mir die Vorſehung, daß es ſchlimmer wird. Wenn ich an Ew. Gnaden denke, ſo fallen mir die Worte ein: „Mein Sohn! Mein Sohn! warum haſt Du uns das gethan?“ Ein Bibelſpruch, ſagte der Herr Pfarrer, finde manchmal auch eine gute Statt.

Verzeihen Sie mir nur, daß ich ſo dreiſte bin. Nun Gott zum Gruß! und wünſche Ew. Gnaden noch recht geſund zu leben.

Roſe Bittner,
Hühnerichleußerin in Berke.
Auf Dero Hofe.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtundſiebzigſter Band.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Zweiter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Als Frau von Wahl ihren Schützling in ihre häusliche Zurückgezogenheit einführte, vernahm ſie, der Erzprieſter ſei unpäßlich und müſſe einige Tage noch das Zimmer hüten. So wär eine Woche vergangen, ehe der Pfarrer auf dem Schloſſe erſchien. Er ſah bläſſer aus als ſonſt, und als er der jüngeren Thereſe mit einem Blick ſchmeichelhafter Befremdung gegenüber ſtand, war es, als ob die Vollblüthe des jungen Mädchens und jene Aufregung, welche ein jugendliches Gemüth an jedem neuen Aufenthalte zeigt, und wenn er der einſamſte wäre — den Schein leidender Ruhe auf ihn zurückwürfe, unter dem der Geiſtliche ſich — wenn auch mit ſanftem, ſichtlichem Wohlwollen — gegen den holden Ankömmling verhielt. —

Sobald Frau von Wahl Thereſe unter einem ſchicklichen Vorwande entfernt hatte, fragte ſie lobeifrig: „Nun, wie gefällt Ihnen denn mein Pflegekind?“

„Ein liebes Weſen!“ ſagte der Pfarrer mit innigem Ton. „Dieſe zartbeſaitete Stimme, — ſie tönt ſicher einem Gefühl nach, reingeſtimmt für die Freude; doch war ein kleines, kleines Beben daran zu merken. Dieſe Schüchternheit, ich liebe ſie jedoch — und wie leicht geht dieſer zarte, blöde Reiz in der Welt verloren!“

Frau von Wahl lächelte. Sie ſprach: „Dies iſt nur die Scheu der Ehrfurcht gegen Sie, mein lieber Freund, von dem ich Thereſen geſagt habe; doch die Welt hat dieſe reine Seele noch nicht berührt. Während manches Mädchen in ſtrenger, häuslicher Zucht, unter den Brillenaugen der Großmütter und Tanten, die Verblendungen des Leichtſinns gleichſam einſaugt, iſt Thereſe, unbegreiflich! von einem Vater erzogen, der doch ziemlich rauh und männlich iſt, ſich ſelbſt überlaſſen, inmitten jenes klirrenden Corps, welches nicht immer Wache hält — der verſchloſſenen Roſe gleich, aufgewachſen. In des Mädchens Buſen wohnt noch der Himmel der Natur. Und ich ſollte ihr das Herz brechen? nimmermehr! Thereſe iſt ſo weich, ſo ſchmiegſam, wie eine Rebe, und auch ſo herzſtärkend. Sie wird einen Kelch mit labendem Wein füllen, ſie wird — ſie wird“ — Thränen traten in die Augen der Frau von Wahl.

„Gott gebe, daß alle dieſe Hoffnungen erfüllt werden!“ — ſagte der Geiſtliche bewegt.

„Doch iſt ſie, wahrlich!“ fuhr Frau von Wahl fort, „in allem Wiſſen durchaus verſäumt. Sie haben keine Idee davon, welch eine Einfalt das Mädchen in Dingen dieſer Welt iſt! ihr Herz, ihr unſchuldiges Herz iſt voll Glaubens.“

„Wozu bedürfte ſie denn das Wiſſen?“ fragte Jener. „Die Schärfe der Intelligenz macht doch nur Schmerz.“

„Zum Schutz, lieber Pfarrer,“ entgegnete Frau von Wahl. „Das ſchneidende Lächeln der Geſellſchaft thut auch weh. Ich hoffe daher, Sie, mein Freund, werden mich in dem Bemühen, den Verſtand der herzigen Thereſe aufzuhellen, kräftiglich unterſtützen.“

„Sehr gern, gnädige Frau, mit Vergnügen!“ verſicherte der Erzprieſter, und ſein Auge glänzte. „Doch worin?“

„In Allem!“ erwiederte Frau von Wahl. „Religion zunächſt, dieſe Grundlage, wo von Ausbildung eines weiblichen Gemüths nur irgend die Rede iſt."

Ein flüchtiges Erröthen ſchwand über das Geſicht des Pfarrers. Nach einigem Zaudern ſagte er: „Das Fräulein iſt, meines Vermuthens nach, lutheriſch — ich aber bin katholiſcher Geiſtlicher."

Frau von Wahl ſah ihn an; ein Wechſelblick liebenswürdiger Toleranz ward zwiſchen ihnen ausgetauſcht. Hierauf ſagte ſie: „Ein ſchwacher Einwurf, mein guter Philibert! Sie fühlen dies ohne Zweifel ſelbſt. — Sie ſind ein Chriſt! dieſe Ueberzeugung reicht hin für mich und Thereſe. Ob ſie ihr nun die Heiligkeit der Ehe erklären, oder ſie zu jenem Kloſter einweihen, worin ein einſames Herz Gott verehrt, immer wird das Mädchen Segen davon tragen."

Der Geiſtliche nickte und ſprach: „Es ſei ſo! ich werde mir religiöſe Wahrheiten, kleine Sprüche zur Aufgabe nehmen, und die Gedanken des lieben Kindes daran zu entwickeln ſuchen."

„Und ich," verſetzte Frau von Wahl, „werde mit Thereſe leſen und ihren Geſchmack leiten; auf die erſte Wahl der Lectüre kommt zuweilen die ganze Richtung unſeres innerſten Lebens an. Wenn ich bedenke, wie man mich in dieſer Hinſicht außer Acht gelaſſen, ſo daß ich Alles unter einander geleſen habe, was mir in die Hände fiel: ſo nimmt es mich Wunder, daß ich nicht verdorben worden bin."

„Dem Reinen iſt Alles rein" — entgegnete der Geiſtliche; „und eine Hand, zum Vollbringen beſtimmt, wird unbeſchädiget vom Hauch des Otterngezüchtes bleiben."

„Ein heilſames Gegengift für die müßigen Träume der Phantaſie iſt die Mühe des Lernens," ſagte Frau von

Wahl. Womit beſchäftigen wir die Denkkraft dieſer lieben Seele? Franzöſiſch? Thereſe ſpricht ein wenig, aber unbehülflich. Ein Emigrant, deſſen ſie mit Rührung erwähnt, hat ihr Unterricht gegeben. Ich bin nicht firm, nicht geübt genug, mich geläufig darin auszudrücken. Und Sie?"

„Und ich," antwortete der Pfarrer ablehnend, „habe dieſe Sprache der Salons und der Politik, in dem ernſten Schweigen meines Hauſes, über dem Latein der Meſſe, über dem Flüſtern meiner Blumen beinahe ganz vergeſſen."

„Politiſch" — erwiederte Frau von Wahl, „darf Thereſe mir nun gar nicht werden. Wüßte ich doch nicht, was ich mit ſolcher Unluſt vernähme, als wenn Damen aus den Zeitungen ſchwatzen. Dabei muß ich ſtets an Jean Paul denken, wie er im Vermächtniß an ſeine Töchter ſagt: Die Politik laßt weg! Man weiß zu gut, mit welchem fremden Kalbe Ihr pflügt. Wenn ihr wißt, daß Frankreich frei geworden, ſo wißt Ihr genug und mehr als ich. — Iſt dies nicht ſo allerliebſt, als wahr?"

Des Pfarrers Miene drückte leiſen Beifall aus. Er ſah mit weiten Augen vor ſich hin, als ob er über den Kreis des Wiſſenswürdigſten für ein junges Frauenzimmer nachſönne, dann ſagte er: „Naturgeſchichte? ſollen wir dieſe ein wenig treiben?"

Frau von Wahl verneinte und ſprach: „Ich bin nicht dafür. Unter dem Begriffe geht aller Schmelz geiſtiger Anſchauung verloren. Die Flügel der Pſyche wollen nicht betaſtet ſein. Wenn Thereſe auch das Geſchlecht der Käfer und Gewürme nicht in Claſſen einzutheilen verſteht, niemand wird ſich deshalb kümmern, ſo nur keine einzige Blüthe ihres Herzens beraubt wird. Wer im Geheimniß der Liebe zur Natur iſt, braucht ihre Tabellen nicht zu wiſſen."

„Nun gut," ſagte der Geiſtliche. „Es wird ſich finden, wofür das Fräulein Sinn und Fähigkeit hat."

„Dabei fällt mir ein," fiel Frau von Wahl dem Pfarrer ins Wort, „ein hübſches Talent hat Thereſe: ſie weiß zu finden. Das iſt nicht gemeine Sache. Das Mädchen hat einen wunderſamen Sinn fürs Verlorene. Seit ihrer Anweſenheit ſind verſchiedene Dinge, ſeit Jahren verlegt, zum Vorſchein gekommen. Bei Tauſenden unſeres Geſchlechts findet das Gegentheil Statt; ihr Leben iſt ein unabläſſiges Suchen."

„Was Sie da ſagen, gnädige Frau," erwiederte der Erzprieſter, „berührt eine tiefe Eigenſchaft, kraft deren man jeden Schatz heben könnte; ſie iſt, wie Sie ſehr richtig bemerken, nur das Eigenthum ganz beſonders befähigter Menſchen. Dieſe gleichen den Waſſerfühlern, welche, indem ihr Fuß über gemeinen Boden hinſchreitet, unterirdiſche Quellen rauſchen hören. Und als ſolch ein geheimnißvolles Ohr iſt das feine, aufmerkende Auge zu achten, welches einen Vorzug dieſer Art ſobald ausfindet. Wie viele dagegen ſuchen nach Fehlern und Mängeln, um ſich ſo viel als möglich arm auszugeben; denn die Freude an fremdem Werth verbürgt den Reichthum einer edlen, theilnehmenden Seele." —

„Das Nachdenken bildet gute Beobachter," ſagte Frau von Wahl; „und ich war ſeit meiner früheſten Jugend darauf angewieſen."

„Jedenfalls," äußerte der Geiſtliche mit dem Tone der Achtung, „kann das Fräulein nirgend beſſer aufgehoben ſein; es war der glücklichſte Gedanke, der ihrem Vater kommen konnte."

„Mindeſtens," entgegnete Frau von Wahl, „wird, wenn das Haus der Schauplatz beſcheidener Wünſche iſt, Thereſe ſich in dem meinigen beſchränken lernen. Kein Jagen nach Luſtbarkeiten, nach Vergnügungen, wird dies ſtille Herz hier beunruhigen; doch, was lieblich iſt und wohllautet, was etwa ein Lob, eine Tugend iſt, dem jage nach — ſagt die heilige Schrift. Nicht wahr, Erzprieſter?"

„So iſt's!" beſtätigte der Geiſtliche. Und mit Wärme ſprach er ſofort: „Sie erwerben ſich ein unſterbliches Verdienſt, Sie ſchmücken den ſchönſten Tempel Gottes — den Hausaltar der Zukunft, gnädige Frau. Wenn es eine Vorausnahme des Glückes giebt, ſo muß der Geiſt von des Fräuleins künftigem Gemahl Sie dankbar umſchweben."

„Ja, wenn's Männer gäbe, die ein weibliches Herz zu ſchätzen wüßten" — mit dieſem Citat ſchwebte ein trübes Lächeln auf den Lippen der Frau von Wahl. Sie ſprach wie in Aufregung des Tadels: „Die Anſprüche der jungen Männer jetziger Zeit an unſer Geſchlecht überſteigen das Denkbare; deshalb fällt ihr Hochmuth ſo oft aus ſeinen Himmeln."

Der Pfarrer erwiederte: „Ein tugendſames Weib iſt der größte Stolz des Mannes — ſagt der weiſe Simonides."

Frau von Wahl ſah ihn an mit traurigem Blick und ſprach: „Und was bliebe Ihnen dann?"

„Ihre Freundſchaft — und der Beifall Gottes!" antwortete der Geiſtliche mit einem Lächeln inniger Beſeligung.

Hier trat Thereſe ein. —

„Was iſt der ehemalige ...ſche Geſandte für ein Mann?" fragte der Baron am erſten Tage ſeiner Anweſenheit in G— ſeinen Nachbar an der Wirthstafel, der, ſeinen Bemerkungen nach zu ſchließen, ſehr bekannt unter den Notabilitäten des Ortes zu ſein ſchien. Mit einiger Zurückhaltung ſetzte er hinzu: „Ich habe eine Karte an ihn abzugeben, und ſo iſt es nicht ſchädlich, wenn man ſich vorher ein wenig orientirt.“

„Das könnte Ihnen wörtlich von Nutzen ſein“ — antwortete jener mit ſpöttendem Tone und einem heimlichen Lächeln. „Ein glorreicher Mann, dieſer Herr van der Lüttjen! Schade, daß er ſeines Poſtens hat quitt werden müſſen, weil er ſich auf ſeinen Reiſen ein Halsübel zugezogen, was ihn die Luft ſcheuen macht. Andere ſagen wieder, einer zugefügten Beleidigung wegen. — Wie es nun auch ſei, er iſt reizbar. — Sprechen Sie mit ihm vom Orient und Sie haben ihn aufs beſte ausgefunden. Das Morgenland iſt ſein weites Feld. Er privatiſirt mit Würde und ruht von ſeiner rühmlichen Laufbahn auf der Drechſelbank aus, wo er Fingerhüte für ſeine Frau und Töchter mit diplomatiſcher Feinheit ründet, Kugeln dreht — und ſo das Glück luſtig von der Hand rollen ſieht. Auch iſt ſein Haus gut arrondirt.“

„So iſt er verheirathet?“ fragte der Baron.

„Und wie!“ antwortete der ſchonungsloſe Referent. „Er trägt das Großkreuz dieſes Ordens. Frau van der Lüttjen iſt eine Andächtige. Somit wiſſen Sie Alles, und ſich danach zu benehmen. Ungeachtet daß ihr Gemahl die Geſandtſchaft niedergelegt hat, glaubt dennoch die Dame eine Miſſion an die Menſchheit zu haben. Keine Suppe ohne frömmelnde Brocken; machen Sie ſich darauf gefaßt. Was ihr mundrecht ſein ſoll, muß dieſen Geſchmack haben. Das Eſſen trieft von Salbung. Jüngſt ſagte ein Bekannter zu mir: Jedwedes Stück Rindfleiſch auf dem Tiſche des Geſandten iſt vom Ochſenkopf des Evangeliſten; denn die fromme Wirthin unterläßt nie, den Heiden zu predigen, die ſie mit dem Herrn Jeſus zu Tiſche bittet, in der Hoffnung, ſie würden durch dieſen Segensreichen mit Wenigem geſpeiſt werden.“

Ein leiſer Schauder überfloß den Baron. Er war kein Religionsſpötter; aber eben ſo wenig verächtlich geſinnt gegen ein luculliſches Mahl. „Doch die Töchter?“ fragte er gutmüthig, als hoffte er nun etwas Befriedigenderes zu erfahren.

Mittlerweile war die Tafel leer geworden; nur der Baron und der Fremde ſaßen noch daran.

„Die Töchter?“ wiederholte dieſer und knitterte mit wegwerfendem Druck die geſteifte Serviette zuſammen, gleichwie er die günſtige Vormeinung des Barons zerdrückt hatte. „Eigentlich,“ ſprach er, „iſt nur von einer Tochter noch die Rede. Die älteſte hat einen Officier geheirathet, einen Bibelhuſaren, welcher der Schwiegermama das Geſangbuch in die Kirche trägt, ſo daß die arge Welt dies fromme Verhältniß eine ſcheinheilige Buhlſchaft nennt und Aergerniß daran nimmt. — Er hat einen himmliſchen Tenor, ſingt aber nur in einer Cantate oder Motette. Seine Frau ſingt nur ein Klagelied über Nervenſchwäche, hat aber göttliche Kinder, ſchön, wie die Geſundheit!“ Der junge Mann, der dies ſprach, von ſehr verlebtem Aeußern, ſchien nicht an ihrem Ueberfluß zu leiden.

„Nun, und die jüngſte dieſer heiligen Familie? entſchuldigen Sie dieſe letzte Frage, ich will Sie dann länger nicht aufhalten“ — ſagte der Báron ſeltſam dringend.

Der Fremde verbeugte ſich lächelnd. „Ein intereſſantes Mädchen!“ lautete die Antwort. „Des Vaters Tochter! Catharina geheißen, nach Luthers Käthe. Sie ſcheint kränklich, wie die meiſten unſerer jungen Damen. Doch glaube ich, ihre Mutter wollte eher, daß ſie ſtürbe, als daß ſie eine Redoute oder ein Schauſpiel beſuchen dürfte. Unnütze Vorſicht! die Welt iſt überall anſteckend. Man verſtellt ſich dort, ſoll die Dame van der Lüttjen einmal geäußert haben. Als ob nicht jedes Mädchen außerdem ein Lärvchen trüge! Wie hat mir das gefallen, in dem Dings da — allerliebſt habe ich es gefunden! St! der Titel ſchwebt mir auf der Zunge — es war ein Luſtſpiel, däucht mir, worin der Autor ſagt: Die jungen Damen ſollten alle bis zum Hochzeitstage nicht ohne Larve gehen; es würde viel Uebles dadurch verhindert werden. Dann hieße es bloß ſtatt der Anzeige: Die und die iſt vermählt: Sie hat die Maske abgenommmen. Charmanter Einfall das!« Der Fremde ſchob den Stuhl und ſtand auf. Der Baron that desgleichen. Es war etwas in dieſem Bericht geweſen, was heimlich anziehend auf ihn wirkte; dennoch mißfiel ihm der Berichterſtatter. Menſchen von vorherrſchender Gutherzigkeit geben nicht gern einer Vorſtellung des Mißtrauens und ſchnöder Nachrede Gehör.

»Trotz dieſem Läſterer,« dachte er unter dem kurzen, aber verbindlichen Abſchied, »werde ich, bei dem Licht des morgenden Tages, mich nicht abhalten laſſen, dieſe blaſſe Catharine von Bora, mit oder ohne Kloſterberuf, gleichviel! ſammt ihrer ganzen Kleriſei mit eigenen Augen zu beleuchten. Die Schlimmen haben nie die Freude, das Schöne rein aufzufaſſen und das Gute abzuſehen. Was kümmern mich die finſtern Schrollen ihrer Mutter? Mag ihr Reformator werden, wer da will: ich nicht!«

In der Viſitenſtunde des nächſten Tages ging der Baron nach dem Hauſe des Geſandten. Es lag abgeſondert auf einem ſtillen Platze, und die tönende Thürglocke läutete ſonder Geräuſch von außen mit lautem Hall durch die ſchweigenden und tiefen Wölbungen des Flurs. Ein Diener erſchien und ſtammelte auf die Erkundigung, ob Herr van der Lüttjen anweſend ſei, die gewiß eingeübte Entſchuldigung, daß Se. Gnaden dieſer Zeit beſchäftiget wären zu ihrem Vergnügen. Der Baron zauderte einen Augenblick, dann ließ er ſich melden, mit der Bitte, der Herr des Hauſes wolle ſich durch ſeinen Beſuch in nichts ſtören laſſen; worauf denn ſofort die Annahme erfolgte. Der Bediente wies die Treppe hinan. Es war ſo ſtill, ſo kirchlich ſtill, als hätte der Geiſt dieſer Wohnung ſo eben das Amen geſprochen. Das Rad der Haushaltung, jenes Treiben, was ſo viele Männer vom Herd der Heimath treibt — war hier durchaus nicht zu vernehmen; — nur ein leiſes, ganz leiſes Schnurren drang durch die hohen Wände. Der Baron hörte ſein Herz ſchlagen, wie in irgend einer unbeſtimmten Erwartung. Er ſtand ein Weilchen, dann öffnete ſich haſtig eine innere Thür, und der Baron befand ſich in der Werkſtatt des Geſandten. Das Bild dieſer Umgebung war ſo eigenthümlich, ſo voll Eleganz, daß der Baron erſt dieſes Eindrucks Meiſter werden mußte, als Herr van der Lüttjen, ſeltſam angethan, ihm mit jener Freimüthigkeit entgegentrat, welche die Weite der Welt und eine ſichere Stellung unter fremden Menſchen aneignet. — Die Winterſonne warf einen reizenden Farbenſchein durch die dunkle Röthe des Fenſtervorhangs an einen Glasſchrank, der hinter ſeinen klaren Scheiben Schätze kleiner Kunſtwerke bewahrte. Die Drechſelbank nahm die Mitte des Zimmers ein, das feine, todtenweiße Gekräuſel des Abgangs umſchrieb wie ein magiſcher Kreis den Bezirk dieſer Stelle; in dem ſchrägen, verblendenden Strahle ſpielte der Staub in kaum ſichtbaren Gebilden.

Die Tiſche waren mit Inſtrumenten bedeckt, wie das Gewerk ſie erforderte; kein Stuhl bot einen freien Sitz. Doch war bei alledem etwas Vornehmes in dieſer Unordnung, und die Maſſe von Elfenbein und andrer Zuthat, die Menge angefangener oder mißrathener Arbeiten zeigte deutlich die Laune Eines, deſſen Kunſt nicht nach Brod ging. So erſchien denn dies Alles dem Baron wie die Poeſie einer Profeſſion, welche dieſer adelige Zunftgenoſſe mit ſichtbarem Stolz der Begnügſamkeit betrieb.

„Halten Sie mich deshalb für keinen ſchlechten Mann, weil Sie mich in der Schürze finden“ — ſagte lachend nach der erſten Begrüßung der Geſandte und entledigte ſich ihrer.

„Der Himmel wolle mich davor bewahren!“ erwiederte der Baron, ſtets bereit, einen Scherz aufzunehmen. „Weiß doch Keiner, was ihm ſelbſt geſchieht. Allen Reſpect! dies Abzeichen des ſchwachen Geſchlechts iſt wohl zu mancher guten Zeit in den Ruf einer ſtarken Schutzwehr gekommen!“—

„Sie treffen mich auf meinem Steckenpferde,“ ſagte Herr van der Lüttjen ſehr heiter, „was ich zur Motion in Bewegung ſetze, da ich ungeſtraft mich keines Hauches ſcharfer Luft ausſetzen darf. Entſchuldigen Sie daher, wenn ich jetzt, wo ich erhitzt bin, die Temperatur nicht ſogleich wechſeln kann.“

Der Baron bemerkte, daß das an ſich ſo klare und ausgebildete Organ dieſes Mannes einen Beiton von Heiſerkeit hätte. — Hierauf wurde Ernſtes und Anderes geſprochen; aber immer wieder kam der Geſandte auf ſein Lieblingsfach zurück. Der Baron war gefällig genug, darauf einzugehen. Jener erklärte den Mechanismus, zeigte die Handgriffe, ſchwang ſich dann hurtig auf die Bank und drechſelte mit bewundernswürdiger Behendigkeit ein kleines Kügelchen. Während dies geſchah, betrachtete der Baron die glänzenden Nägel, den funkelnden Siegelring mit prunkendem Wappen an dieſer ſchönen Hand, — nicht ihr kleines, geſchwindes Werk. Jetzt ließ Herr van der Lüttjen das Kügelchen fix und fertig und noch ganz heiß in die gehöhlte Rechte des Barons gleiten und ſprach: „Da haben Sie eine kleine Fortuna! die Göttin ſpielt auch bisweilen; das Glück beſteht in Kleinigkeiten, ſo viel iſt gewiß. Das dächte aber Niemand, der den Rubicon noch vor ſich hat.“ Der Geſandte lächelte ſieghaft, indem er dies ſagte; ſeine Geſichtszüge, die eines Mannes in vorgerückten Jahren — wieſen aber in jenem Augenblick auf den Kampf des Lebens hin. — „Wenn ich Sie auch nicht drechſeln lehren kann,“ fuhr er fort, „ſo haben Sie doch vielleicht einſehen gelernt, worin ein Mann, der ſeiner Pflicht genügt zu haben glaubt, zuletzt Erholung findet. Es iſt etwas Trauriges um die Größen der Erde; der Fleiß aber iſt heiter wie die Kunſt.“

Der Geſandte ſchickte ſich an, den Baron in das Beſuchzimmer der Seinen zu führen. Frau van der Lüttjen ſaß in einer Fenſterniſche und, wie es ſchien, tief in eine beſchauliche Stimmung verſunken. Die Strenge ihrer Grundſätze drückte ſich ſogar in der Haltung dieſer kleinen ſitzenden Figur aus; ihre ganze Perſönlichkeit war ein unerfreuliches Aeußere, bis auf die Kleidung. Die kleinen grauen Augen hatten einen bittern Blick, aus dem eine gewiſſe Tücke ſtach, und nur ein Bild von wunderſamer Lieblichkeit warf einen ſchwachen Abglanz auf dieſe zurückſcheuchende Phyſiognomie, der jeder verſöhnende Reiz der Weiblichkeit fehlte. — Zu ihren Füßen auf einem Teppich ſaß ein etwa einjähriges Kind, das in einem feuerrothen Tractätchen, nicht größer als ein Finger lang, blätterte und ſich lallend über die kleinen rothen Bildchen zu freuen ſchien. Die Sonne blickte wie mit ſeligem Lächeln auf die lichten Löckchen des kleinen Engels nieder. Seitwärts ſtand die Tochter vom Hauſe und hatte eben eine Räucherung auf eine niedliche Kohlenpfanne geſchüttet; es war, als ob der aufwallende Duft, der den zarten, opferähnlichen Anblick des Fräuleins wie mit Weihrauch umwölkte, dem Baron auf die Bruſt gefallen wäre; denn er hätte um keinen Preis ein Wort gewöhnlicher Artigkeit über ſeine Lippen bringen können.

Die Unterhaltung lenkte nun ſo weit als möglich ab von der Welt, als deren Jünger die Frau Geſandtin den Baron, der enthaltſamen Vorſicht ſeines Benehmens ungeachtet, doch wohl erkennen mochte. Sie ſprach in ihrer Methode, ihr Gemahl kam ihr zuweilen mit einem freiſinnigen Widerſpruch querfeldein. Das Fräulein ſprach gar nicht — jene anziehende Kraft aber, die vielleicht nicht ohne Gegenſeitigkeit iſt, ließ nicht ab, den zerſtreuten Zuhörer der Mutter zu täuſchen, als wenn er die Aufmerkſamkeit dieſer ſchweigſamen Schönheit auf ſich gezogen, und wie es ein Leichtes ſein würde, Catharine in das Geſpräch zu ziehen.

Jetzt ſchrie die Dame: „Jeſulein! was machſt Du da, gottloſes Kind?“ In ſeiner Unſchuld hatte es das Kreuz Chriſti zerriſſen und ſchauete nun mit einem Tiefſeufzer verwundert auf ſeine eigene kleine That. Die Kleine ſchrak zuſammen und fing heftig an zu weinen. Frau van der Lüttjen ließ dieſen bußfertigen Schmerz gewähren, brachte das Büchlein über Seite und ſprach: „Nun iſt es fort — der Wolf hat es gefreſſen.“ Das Kind trug einen Wolfszahn, in Gold gefaßt, an ſeinem Halſe.

Der Geſandte fuhr hitzig auf. „Frau! was machſt Du da? Du ſchadeſt dem Kinde durch Schrecken und durch Furcht. Es kann Krämpfe bekommen — und was iſt an ſolchem Blättchen gelegen?“ —

Die Dame ſchleuderte einen wüthenden Blick auf ihren Gemahl; es war der Bannſtrahl, der einen Fehl gegen die Majeſtät des Glaubens treffen ſollte. — Es entſtand ein Gezänk, wenn auch innerhalb der Grenzen einer ſtandesmäßigen Form; doch um ſo widriger, weil es nur dieſer Geringfügigkeit bedurft hatte, den Beſuch zu ſtören. Das Kind ſchrie noch immer. Das Fräulein hatte es aufgenommen und drückte das Köpfchen beſchwichtigend an den ſchönſten Buſen. „Gott behüte!“ ſagte der Baron auf dem raſchen Heimwege zu ſich ſelbſt. „Jetzt begreife ich, warum der Geſandte ein Drechsler geworden iſt; es iſt wahrlich noch viel Diplomatie in dieſer Neigung. Ein Anderer erläge unter dem Holze dieſes Hauskreuzes, oder ſchlüge mit Keulen drein. Willig ſterbe ich als Garçon, wenn dies die Freuden der Ehe und der Erziehung ſind! Eltern, ſo verſchieden in ihren Richtungen, thun Schlimmeres, als dies ſchuldloſe Würmchen that, ſie reißen den Segen der Welt in Stücken. Wollte ich doch wetten, daß Herz der ſchönen Catharine ſei auch mehr voll Harm, als voll Heil! — Wie könnte es aber auch anders ſein?“

Einige Tage darauf gab der Geſandte dem Baron ein kleines Gaſtmahl. Die Geſellſchaft war nicht groß, aber größtentheils auserwählt. Ein kleiner Schalk von Beobachtungsgeiſt in der Bruſt des Barons flüſterte ihm Bemerkungen zu. Die Dame vom Hauſe, welche ſtreng an ſich hielt und ſich mit der eigenhändigen Austheilung ſeiner Speiſen und Weine befaßte, die vor aller Augen an Arme und Kranke geſendet wurden, — erinnerte ihn an eines der Volksmährchen von Muſäus, welches der Landgräfin von Thüringen erwähnt mit den Worten, der Gemahl dieſer unvergleichlichen Fürſtin ſei zwar auch ein gottesfürchtiger Herr geweſen; aber gegen eine Heilige im Himmel wären auch die frömmſten Seelen gleichſam nur wie ſeliger Pöbel zu betrachten. So ungefähr blickte Frau van der Lüttjen in ihrer chriſtlich-ariſtokratiſchen Miene auf den harmloſen Genuß, den ihr Mann in der Unterhaltung und Eßluſt ſeiner Gäſte zu finden ſchien. Ihre verheirathete Tochter verurſachte dem Baron durch ein Geſchwätz, was ſie für geiſtreich hielt, Langeweile und Mißbehagen. Seine Aufmerkſamkeit war vielmehr Catharinen zugewendet, die ihm dagegen als eine jener geiſtlich Armen vorkam, denen das Reich der Seligkeit zugeſprochen ward. Die Anſpruchsloſigkeit, das ſchweigſame Verhalten des Fräuleins intereſſirte den Baron ſo lebhaft, daß er auch auf das leiſeſte Wörtchen von dieſen feinen, friſchen Lippen lauſchte, auf die kleinſte Bewegung Acht gab, als wenn eine Ahnung ihm zuflüſtere, daß all dieſe Zurückhaltung ſich auf ihn bezöge, und daß Catharine mitten in dem beredten Kreiſe, worin ſie ſich ſtumm wies, ihm allein etwas zu ſagen hätte. —

Im Geſpräch zu einem Nachbar gedachte ſie, abgewendeten Auges von dem Baron, einer Stunde, worin ſie durch die Ordnung des Hauſes an das Wohnzimmer gebannt ſei, während ihre Mutter dieſe Zeit am liebſten zu ihren Ausgängen benützte.

Der Baron wollte ſeinen Ohren nicht trauen. Es giebt jedoch ein Verſtändniß des Herzens, welches auch, den ſchwächſten Accent nicht überhört. — Um Catharine nicht zu beſchämen, wiederholte er ſeinen Beſuch, wo er ſie abweſend wußte; doch als er nach dem Hauſe des Geſandten ging, um Abſchied zu nehmen, geſchah es genau zu derſelben Stunde, die er ſich gemerkt hatte. Er fand richtig das Fräulein allein; nur das Kind ſpielte wie das erſte Mal auf dem Fußboden.

„Was werden Sie von mir denken, Herr Baron, wenn ich Ihnen eine kühne Bitte zu eröffnen habe?“ redete ſie ihn an, und die ſüße, zauberiſche Stimme, welche hörbar unter dieſer ſchweren Frage zitterte, verwandelte ſeinen Willen in ihren Wunſch, ſein Blut in das wärmſte Verlangen, was nur in ſeinen Kräften ſtehe, für das Fräulein zu thun; denn von einem Leiden war hier die Rede. Er betrachtete dieſe ſchüchterne Geſtalt mit unendlicher Theilnahme und ſprach: „Mein Gott! befehlen Sie doch über mich! Alles, was ſie wünſchen, wird mir hoffentlich möglich ſein.“

Das Fräulein lächelte ſchmerzlich. Die Scham eines gewaltſamen Gefühls färbte dieſe zarten Wangen, über welche langſam ein paar Tropfen rannen, während Catharine eiligen und hinſchwindenden Tones ſagte: „Ich habe wunderſam ein Zutrauen zu Ihnen gefaßt, ein Zutrauen — wüßten Sie, wie einem armen Mädchen in meiner Lage zu Muthe iſt! — Sie würden mich entſchuldigen. Es iſt mir, als ob ich hinter einer Mauer von Schicklichkeiten den Retter in Ihnen ſähe.“

„Fräulein!“ unterbrach der Baron dieſe bebenden, ſtockenden Worte und faßte mit dem Rechte der gegebenen Vertraulichkeit Catharinens Hand, über deren krampfhafte Kälte er erſchrack, „ſein Sie vollkommen ruhig. Mit Achtung und mit Freude verſichere ich Sie der Ergebenheit eines Mannes, der ſeine Ehre darin ſuchen wird, Ihnen irgend worin zu nützen. Weinen Sie nicht, mein verehrtes, gnädiges Fräulein; wahrhaftig! ich kann Sie nicht weinen ſehen. Die kleinſte dieſer koſtbaren Thränen flößt mir den brennenden Wunſch ein, Sie glücklich zu wiſſen."

Das Fräulein warf einen ängſtlichen Blick nach dem Secundenweiſer der Uhr und ſprach: „Ich danke Ihnen. Sie ſind ſehr freundlich. Sie reiſen zum Vergnügen, nicht wahr? ſo kommt es Ihnen auf ein paar Meilen wohl nicht an?"

„Schicken Sie mich ans Ende der Welt, und ich werde in Ihren Aufträgen immer mit Vergnügen reiſen," antwortete der Baron.

„Nun denn," ſagte Catharine, „ſo hat der Himmel mir in Ihnen einen Freund zugeſendet. Hören Sie! vier Meilen von hier liegt Lucine, ein ſchönes Gut, wo ich die glücklichſten Tage meiner Kindheit und früheſten Jugend verlebt habe. Der Graf von Lilien, der auch Landesälteſter iſt, ein trefflicher Greis, feiert zukünftigen Donnerstag ſeine goldne Hochzeit. Die alte Gräfin iſt meine Pathe — aber ein unſeliger Zwiſt hält uns geſpannt und verurſacht mir den bitterſten Schmerz, da ich mit ganzer Seele an ihnen hänge. Alle Verwandten von fern und nah werden ſich bei dieſer feſtlichen Gelegenheit dort verſammeln; nur wir allein ſind ausgeſchloſſen. — Wie mir dies nahe geht, dafür habe ich keinen Ausdruck. — Man ſpricht von großen Anſtalten — einer Illumination am Polterabend — Fremden von Stande iſt wie natürlich der Zutritt vergönnt. Ach! für mich wird dieſer Abend ſehr dunkel ſein." Der klare Blick des Fräuleins verdunkelte ſich jetzt ſchon.

„Und Sie dürfen dieſem Feſte nicht beiwohnen?" fragte der Baron, als wäre er zerſtreut geweſen, oder als ließe ſich jene trübe Vorſtellung noch anders faſſen. Catharine ſchüttelte ſo heftig den kleinen Kopf, daß die hellen Thränen ihr von den Wimpern fielen.

„Ich wünſche es auch nicht," ſagte ſie leiſe; „nur ein Mal, ein Mal noch möchte ich in aller Stille die Fontaine in Lucine rauſchen hören und ihren funkelnden Strahl ſehen — ſeit es zuletzt geſchah, habe ich viel tauſend Thränen vergoſſen. Aber, o Gott! die Zeit verrinnt und ich habe Ihnen bei weitem noch nicht Alles, nicht das Wichtigſte geſagt. Sie werden dort," fuhr das Fräulein mit leiſerer, beſchleunigter Stimme fort, um über dieſe ſchwierige Stelle ſo ſacht als möglich zu kommen, „einen jungen Officier treffen vom Regiment Garde du Corps, den Großſohn der Gräfin. Ich erſuche Sie, ihm dieſen kleinen, goldenen Schlüſſel einzuhändigen und ihn von mir zu grüßen. Wollen Sie ſo gütig ſein? Und mein Geheimniß iſt bei Ihnen ſicher?"

„So gut, als hätten Sie dieſen Schlüſſel in das Meer geworfen, wo es am tiefſten iſt" — verſicherte der Baron in einer Aufwallung, die ihm ſelbſt nicht recht klar war. „Sie werfen ihn jedoch nur über die bewußte Mauer in eines Freundes Hand, der ſie ſelbſt mit Aufopferung befreien würde aus dieſer erſichtlichen Angſt." Der Baron gab dieſes Verſprechen mit einem Feuer, welches von der milden Wärme des Schlüſſels ausging, den Catharine aus dem geheimen Schatze ihres Buſens nahm und womit ſie ihm ihr Herz aufgeſchloſſen hatte. Der Baron zweifelte nicht, daß er in einen Bund gehöre.

„Kind! mein Gott! ich habe nicht Acht auf Dich gegeben" — rief Catharine erſchrocken und ſtürzte auf die Kleine zu, ihr eine blanke Scheere zu entwinden, die ſie ſammt dem Nähzeug des Fräuleins von einem nahen Tiſchchen erlangt hatte. Das Kind ſchwieg diesmal und zog nur mit einem kleinen Stoßſeufzer eines der blonden Löckchen aus, welche die Natur ſo unnachahmlich geſchlängelt hatte. Catharinens Blick haftete noch an dem Kinde; jetzt, als hätte dies ihr gewieſen, was ſie thun ſolle, ſchnitt ſie in ihr eigenes blondes Haar und ſagte, indem ſie ein beängſtetes Lächeln verſuchte: „Bringen Sie, ich bitte, dies der Gräfin Lilien von mir zum Angebinde; ein anderes habe ich nicht.“

Eine helle Locke lag dem Baron auf der Hand — und dieſe Hand zuckte elektriſch. Er legte beides, Locke und Schlüſſel, behutſam in ſeine Brieftaſche. — Der Baron ging zerſtreut nach ſeinem Gaſthauſe zurück. Einige Bekannte grüßten ihn, ohne daß er es merkte. Er wußte ſich im Beſitz eines zärtlichen Geheimniſſes, und dieſe zarte Laſt drückte auf ſein Herz.

„Liebeskummer!“ dachte dieſer Philoſoph der Heiterkeit; aber es paßte nicht in ſein Syſtem, daß er nicht die mindeſte Schuld daran hätte. Er traf ſeinen Freund im Begriff zu ſchreiben und ſprach: „Höre einmal! wir werden uns auf einige Tage trennen müſſen; frage mich jedoch nicht danach. Wider all unſere Abrede, daß wir beiſammen bleiben wollen, nöthigt mich Etwas, was mir apart vorkommt, zu einer kleinen Reiſe. Nimm es mir nicht übel, daß ich Dir nicht davon ſpreche; ich habe es verſprochen — und — glaube nur, mein eigenes Selbſt darf nichts davon wiſſen.“ Der Baron ſeufzte.

„Was fällt Dir ein, Alter?“ antwortete Jener, indem er die Feder fallen ließ; „ſind wir doch nicht die Jünglinge von Siam! Oder bin ich ein Weib, daß Neugier mich plagt? Du weißt, ich haſſe jede Gebundenheit, und eben ſo iſt mir das Eindringen in fremde Angelegenheiten zuwider. In Gottes Namen, reiſe doch! Ich laſſe Dir meine Adreſſe, wo ich zu finden ſein werde."

Jedes Geheimniß aber iſt ein Hemmſchuh für das Vertrauen der Freundſchaft, die alsdann ihren Höhenpunkt hinter ſich läßt. Die Freunde trennten ſich. Der Baron eilte dem Glanze eines getümmelvollen Familienfeſtes zu, begleitet von dem Gedanken an ein liebes Mädchen, deſſen Glück ihm, er wußte nicht, wie? theuer geworden war. Sein Freund zog eine ſtillere Straße.

„Bin ich denn ganz verblendet?" fragte Jener in komiſchem Zürnen. „Wohin ich mich wende, blitzen mir die ſanften Thränen der traurigen Catharine. Ich glaube, der verwünſchte Schlüſſel hat mir das alte Fach aufgeſchloſſen, worin ich längſt meine kleine Verliebungen verwahrte. Wie geſagt, dieſe Geſchichte macht mir große Unruhe. Wer weiß, in welchen Familienknäuel voll-Wirrniß ich gezogen werde! — Wie ſchön iſt dieſe Locke, wie voll! Ich möchte theilen — aber nein! laſſe Dich den Teufel bei einem Haare faſſen; und Du biſt ſein auf ewig!" —

Jetzt zerriß die Sonne das Gewölk, welches im Kampf des Windes ihren glorreichen Schein verdüſtert hatte. „Ja, gütiger Himmel! Du allein haſt Recht!" rief der Baron mit leuchtenden Augen. Seine heitere Stirn ſchied ſogar den Trübſinn der Natur als ein falſches Element, als etwas Fremdartiges aus. „Nach Regen folget Sonnenſchein!" murmelte er wie zum Selbſttroſt und ſah die Hoffnung vor ſich hinſchweben.

Der Baron war noch nicht lange gefahren, als ſein Kutſcher über heftigen Schwindel klagte: Erd' und Himmel drehe ſich um die Axe des Wagens. Er müßte die Zügel nehmen. Seine Menſchlichkeit ließ nicht zu, daß dieſer arme Menſch hülflos zurückgelaſſen würde; ſo blieb er bei ihm in einem ſchlechten Wirthshauſe, bis der Anfall ſich irgend entſcheidend gezeigt hätte. Es war demnach ſchon ſpät, als der Wagen, ſchwach gelenkt, ſein Ziel erreichte und nur mühſam ein Unterkommen fand. Schon von weitem ſah der Baron einen lichten Streif wie eine magiſche Säule in den dunkeln Luftraum aufſteigen und das Schloß in ſtrahlender Erleuchtung. Ein dumpfes Getöſe ſchlug an ſein Ohr — Equipagen raſſelten über den Steindamm des Dorfes, das Landvolk ſtrömte ab und zu dem herrſchaftlichen Garten, deſſen ſchwarze Gitterthore heute weit geöffnet waren. Der Baron hüllte ſich in ſeinen Mantel und ließ ſich von dem allgemeinen Zuge fortreißen, zweifelnd, ſich an dieſem Abende noch der Familie vorſtellen zu können.

Der Garten, in altfranzöſiſchem Geſchmack, mit ſeinen alten, ſtarren Formen, ſeinen Pyramiden von Buchs, unter dem Drange des lebendigſten Betriebs — erregte dem Baron ein unheimliches Gefühl. Er flüchtete ſich weiter hinaus in den Hintergrund, wohin eine wogende Menge ſtrömte. Entzückt ſtand er vor einem zauberiſchen Schauſpiel. Ein regelmäßig runder Teich war eingefaßt mit einer Doppelreihe Lampen, die wie Leuchtkugeln im Waſſer wiederſpiegelten. Am Rande, in der geraden Ausſicht gegen das Schloß, ſtand ein hoher Obelisk, der das Wappen der Grafen von Lilien in Brillantfeuer zeigte. In der Mitte des Teiches ſtieg der Springbrunnen, aber in wunderſamer Geſtalt. Wie wenn eine rieſige Waſſerfee ſich in ſchauerlicher Größe erhebt, die fortwährend ihre Schleier fallen läßt, Pracht und Helle rings umher beſcheiden zu verhüllen. Und vor dieſem Schimmer traten die blätterloſen, geſpenſtiſch dürren Bäume in eine geiſterhafte Färbung zurück. —

Und droben die Lilien der Nacht, dieſe heiligen Blumen, geſäet in die Unendlichkeit der Milchſtraße, wie geheimnißvoll blickten ſie aus dem dunkeln Spiegel der Flut! — Der Puls des Lebens ſchien die Scene des Gartens zu beleben. Doch draußen der ſtille, tieſe Winterſchlaf der Natur; hier dieſer vergängliche Schein, und dort die ewigen Sterne in hehrer Klarheit und Wahrheit! — Der Baron fühlte ſich in ſeltſam ernſter Stimmung. Er bemerkte nicht, was um ihn her vorging. Ein Trupp Männer, die vermuthlich zur Familie des Schloſſes gehörten, ſpöttelte über das flimmernde Wappen, worin eine ungünſtige Wendung des Windes einige bedeutungsvolle Lampen ausgelöſcht hatte.

„Allem Anſchein nach erliſcht dieſer Glanz“ — ſagte eine entweichende Stimme, die der Baron, wie aus einem Traume erwacht, vernahm, und in dieſem Augenblicke fühlte er einen warmen Athem nahe ſeinem Ohre und hörte, daß ihm im Tone der Vertraulichkeit etwas zugeflüſtert werde. Ein junger Mann, deſſen Uniform unter dem weißen Mantel ihn als einen Officier der Garde zeigte, glaubte wahrſcheinlich, an ſeiner Seite einen ſeiner Zugehörigen zu haben, die der Schwall des herandrängenden Gewühls abgetrennt hatte. Jetzt erkannte er ſeinen Irrthum und ſprach: „O, bitte tauſendmal um Vergebung! ich hielt Sie für einen Andern.“

„Ich aber halte Sie feſt,“ erwiederte lächelnd der Baron, „wenn Sie nämlich Graf Robert von Lilien ſind.“ — In dieſem Falle habe ich mich von werther Hand eines Auftrages an Sie zu entledigen." —

Der Officier ſchaute ihn forſchend an, ſo daß dieſer melancholiſche Blick, die ängſtliche Haſt, womit jene Vermuthung beſtätigt wurde, in die offene Seele des Barons drang. Er nannte ſich, ſuchte nach dem Schlüſſel, indem er mit einem Gefühl ſcheuer Achtung den Gruß ausrichtete, der ihm aufgetragen worden war.

Als der kleine Schlüſſel die Hand deſſen berührte, der ihn empfangen ſollte, zuckte er, wie vom Blitze getroffen; der Baron empfand, daß er kein Glück bringe, daß er der Geſchäftsträger von einem Paar zerriſſener Herzen ſei. Der Officier bat ihn, zu warten, und Jener, der ihm mit den Augen folgte, bemerkte nun, wie er bei dem Schein der bengaliſchen Flamme emſig etwas zu leſen ſchien. Er ſah todtenbleich aus, als er ſich an der bewußten Stelle wiederfand; doch ſprach er mit beherrſchender Stimme: „Sie haben mir einen ſchmerzlichen Dienſt geleiſtet; der Mann jedoch, den jene edle Seele, aber verſchloſſen, wie die Perle in der Muſchel, ihres Vertrauens werth fand, wird ſich nicht weigern, wenn ich ihn um ſeine Freundſchaft bitte." Damit faßte er den Baron unter den Arm, der ihm halb wider Willen folgte, und zog ihn dem Schloſſe zu. Es wimmelte von Unruhe und Beſorgungen. Jubel war überall. Die Wagen der Fremden aus der Nachbarſchaft, welche gekommen waren, am Vorabend des Feſtes ihre Glückwünſche zu bringen, ſtanden ſchon wieder zur Abfahrt bereit. In einem der obern Säle befand ſich die Geſammtſchaft der Familie; ein weiter, großer Kreis, der durch alle Stufenjahre führte und worin der Baron ſich ſehr freundlich aufgenommen ſah.

„Ja," ſagte der alte Graf, als Antwort auf die Anrede eines der Verwandten, „ſo gediegene Leute wie wir, die es bis zur goldenen Hochzeit bringen, finden ſich jetzt ſelten. Das Silber der Ehe iſt ſchon rar, man begnügt ſich mit plattirtem Werth — die Scheidemünze iſt gäng und gäbe. Auch iſt der Lebensfaden unſerer Generationen leider ſo dünn, daß er nicht viel aushält. Jüngſt hörte ich ein Mütterchen ſagen: „Ich habe drei Männer und zwölf Kinder begraben, dies ſoll mir einmal Jemand nachmachen. Wahrlich! die Alte hat Recht. Es gehört Talent zum Alter.“

Der Baron ſtrebte ſich der Gräfin zu nähern, die in einem Fenſterbogen lehnte und zuweilen nach dem Garten hinausſah, während ſie ihr Ohr fein und gefällig den Frauen lieh, die im Glanze der Erſcheinung die anſpruchsloſe Königin des Feſtes dennoch nicht verdunkelten. Die Gräfin gab keinen trüben Anblick, wie in der Regel die Bejahrtheit einer Dame, deren hohe Stellung doch nur Trümmer weiſ't. — Es war eine kleine, ſchwächliche Geſtalt, der ein noch zierliches Aeußere und ein Ausdruck unbeſchreiblicher Freundlichkeit jene Zartheit, jenen unzerſtörbaren Theil der Jugend bewahrt hatte, welcher nichts mit der Zeitrechnung unſeres Geſchlechts gemein hat. Ihre Stimme war ſehr ſanft; der Schmelz der Güte rührt auch von verblühten Lippen, und der Baron fühlte ſich innigſt angeſprochen, als er die Gräfin von vergangenen Tagen reden hörte.

„Die Zeit iſt ein Traum — heute vor funfzig Jahren! welche lange Dauer! und dennoch! welch ein flüchtiger Gedanke, nun ſie verſchwunden ſind! Wie deutlich iſt jener Abend mir! Ich glaube den Duft der Roſe noch einzuathmen, die ich ſpät empfing. Was dazwiſchen liegt, ſchwebt mir ſchattenartig und dunkler vor. Welche Täuſchungen von immerwährendem Glück gaukeln vor einer jungen Seele! Die Phantaſie hat tauſend Funken der Freude für den letzten Abend einer Braut. Wir ſpielten um Pfänder“ —

Dieſe Worte hatte der Graf gehört. Er ſprach: „Ich weiß es auch noch. Wie gefällt Dir Dein Nachbar? Die Stühle hatten es böſe; es war eine herzliche Luſt. Von jener Geſellſchaft, Jettchen, wer lebt noch, als wir — wir allein?“

Die Gräfin umſchlang ihren Gemahl mit beiden Armen und drückte ihre geſenkte Stirn innig gegen ſeine Bruſt. Sie ſchwieg aber tief.

Er wollte ſich der Rührung erwehren und ſprach: „Was hindert uns denn, auch heute um Pfänder zu ſpielen und wieder jung zu ſein? Damals waren noch keine Charaden, keine plaſtiſchen Darſtellungen. Der Scharfſinn jener kindlich guten Zeit ſtellte das Räthſel vom Zuckerhut auf die Spitze. Man war noch nicht zu vornehm zum Lachen, ſelbſt die Verliebten ſtimmten mit ein. Und wie der köſtliche Vicar ſagt: Was der Geſellſchaft an Witz gebrach, das wurde durch Gelächter erſetzt. — Allons, wir ſchließen einen Kreis, wenn's gefällig iſt.“

Man ſpielte: „Peter wie heißt Du?“ Es gab viel Spaß und Pfänder in Menge, denn Manche waren ſehr zerſtreut. Der alte Graf machte den Anfang: „Ich ſchneide, ſchneide Speck; wer mich lieb hat, holt mich weg.“ Wie wenn der Wind in die Blüthen ſtiebt, ſo flogen die jüngſten Fräulein auf, den Landesälteſten zu küſſen. „Tauſend!“ ſagte er, „was man Verdrang hat, wenn man alt iſt“ —

Die alte Gräfin warf ihrem Manne einen bedeutſamen Blick zu: es waren ſo viele Fremde anweſend.

Sie fürchtete, daß die Derbheit ſeines Humors den zarten Anſtand verletzen könnte.

Als die Reihe an den Baron kam, ertheilte er die Aufgabe: Der, dem dies Pfand gehöre, ſolle der Dame, welche die Sammlung übernommen, eine Liebeserklärung machen, weil er dies für ſchwer hielt. Die ſchönſte Hand hielt ihm die kleine Kugel hin, welche der Geſandte für ihn gedrechſelt hatte. „Ich ſelbſt," rief der Baron betroffen, und ſein Blut rollte ſtärker.

„Worüber haben Sie denn ballotirt, Herr Baron?" fragte der Alte. Er trat zu der Dame hin, räusperte ſich — da ſchlug ſie ein Paar funkelnde, ſchwarze Augen auf, ein leiſes Lächeln, voll Reiz, die Ironie der Erwartung ſchwebte um ihre ſtillen Lippen hin; der Baron verlor die Faſſung, ſtammelte Unſinn — der Graf applaudirte und ſprach: „Bravo! Sie machen die Sache recht natürlich. Das aber iſt eine böſe Frau mit ihren Augen. Die hat ſchon manchen Schaden geſtiftet. Ein brennbarer Stoff ſollte ſolchen Augen nie zu nahe kommen."

Jetzt aber unterbrach, vielleicht ſehr zur rechten Zeit, ein Auftritt ernſter Art dieſe luſtige Scene. — Ein kleines Mädchen in Trauer, die blonden Flechten der Haare mit ſchwarzen Schleifen gebunden, trat zitternd mit verweintem Geſicht vor die alte Gräfin hin und überreichte ihr einen Strauß Roſen, und auch dieſe waren von einem ſchwarzen Bande zuſammen gehalten. Es war das Kind des Gärtners, der vor acht Tagen begraben worden. Der eingelernte Vers zerrann in einem Ausbruch von Thränen, und draußen hinter der Flügelthüre ſchluchzte es laut. Das war die Mutter, welche die Kleine früher nicht zum Eintritt vermocht hatte. Eine Todtenſtille wehte durch den Saal.

„Du armes Kind!" ſagte die Gräfin ſchmerzlich gerührt, „Du ſollſt nicht verlaſſen ſein. Dein Vater hat dieſe Roſen für mich gezogen? Wie himmliſch duften ſie mich an! Und doch — wie bange ſieht dieſe kleine Schleife aus — nun ruht er ſchon unterm Mooſe, und Du, kleine Waiſe, ſollſt mir ein Moosröschen ſein, was ich pflegen und hegen will an meinem Herzen, bis daß es bricht."

Die Gräfin ſtand auf. Man hielt dies für ein Zeichen, die Geſellſchaft ging ſtill aus einander und draußen verlöſchten die Lampen.

Graf Robert ließ nicht ab, der Baron mußte ſein Wohnzimmer in einem Seitenflügel des Schloſſes mit ihm theilen. Hier, bei nächtlicher Weile, erſchloß der junge Officier dem Botſchafter Catharinens ſein Herz. Die Geliebte war ihm Seitens ihrer widerſinnigen Mutter benommen, die Seinen hatten eine andere Partie für ihn. Wahrſcheinlich ſei dies Gerücht zu ihr gedrungen, denn ſie habe ihm mit dem Schlüſſel zu einer Brieftaſche, die er als ein theures Andenken, als eine geheimnißvolle Gabe von ihr beſitze, ihre innerſten Gedanken eröffnet, wobei er nur den Werth ihrer Liebe und des Herzens, was er verlieren ſolle, um ſo deutlicher eingeſehen habe.

„Und was fanden Sie darin?" fragte der Baron; er wollte doch den Inhalt ſeiner Sendung wiſſen.

„Was ich darin fand?" fragte Jener bitter. „Meinen letzten Brief, mit dem beeideten Verſprechen der Treue, und den Ring, den ich nimmer einer Andern geben kann, weil meine Seele daran gefeſſelt iſt. Sie giebt mir meine Freiheit. Trauriges Geſchenk! Catharine ſollte mich beſſer kennen und wiſſen, wie unglücklich ich würde, wenn ich ein Weib nähme — nur mit der Hand. Es käme mir vor, wie ein Diebſtahl an fremdem Glück.“

„Und ſind denn die Hinderniſſe und Mißverſtändniſſe, welche dieſer Verbindung entgegenſtehen, ſo ganz unüberwindlich?“ fragte der Baron mit dem wackern Muthe der Freundſchaft.

„Noch ein Mal will ich mit den Meinigen reden,“ erwiederte der junge Graf, „vielleicht daß morgen die weiche Stimmung des Feſtes mir günſtig iſt, obgleich ſie andere Saiten aufgezogen; heute habe ich keinen Augenblick für meinen Wunſch finden können. Wie quälend iſt die Unzulänglichkeit unſerer Verhältniſſe! Wie neidenswerth iſt dagegen der Arme, der Niedere! Seiner Kraft, ſeinem Streben liegt Alles ſo nahe! Was er genügſam wünſcht, darf er beſitzen wollen.“

Am andern Morgen erklang der Glocken feierlicher Hall. Das Jubelpaar war ſo blaß, als klänge dies Geläut zu ſeinem Begräbniß. Ein Anverwandter erklärte ſich laut gegen dieſe Erſchütterungen. Er ſagte: „Dieſe drei Pulſe machen allein dem kräftigſten Blute den Garaus; es iſt bewegte Luſt, ich weiß es, aber ſie greift das Leben an.“

Nun kamen die Schloßofficianten mit ihren Gratulationen; die feſtliche Betäubung war ſo groß, daß ein unbetheiligtes Ohr baren Unſinn hätte heraushören können. Hierauf geſchah die Einſegnung, zwar am Hausaltar, doch mit allen kirchlichen Formalitäten. Der Geiſtliche überhob ſich des Vorrechts der Rede mit ſolcher Ausdehnung, daß die Gräfin einer Ohnmacht nahe war, und ihr Gemahl nicht weit davon, einen Fluch zu murmeln. Zum Glück erfolgte der Segen nun mit dem Amen.

Für dieſe hohen Veranſtaltungen reichte der kurze Tag nicht aus. Das Mittagsmahl wurde unter dem Glanze der Lichter gehalten. Bei dem Ehrentanze nahm ſich die Jubelbraut in ihrem reichen Geſchmeide, in dem Häubchen mit braunen Sammetblümchen und dem Kranze von goldenem Laube darauf ſo ehrwürdig als nett aus. Alsdann verſchwand die alte Gräfin unter dem raſchen Wirbel eines Länders von Strauß.

Der Baron, nicht eben mehr der flotteſte Tänzer, verließ in einem Anflug von Unmuth den Saal. In einem Seitengemach fand er die Gräfin einſam und erſchöpft auf einem kleinen Sophà ſitzen. Sie redete ihn an, da er ſchleichend an ihr vorüber wollte, weil er ſie ſchlafend glaubte. Er meinte, jetzt ſei der rechte Augenblick gekommen, und er verabreichte die Locke, die er lieber für ſich behalten hätte. Die Gräfin empfing dies zarte Angebinde mit erſichtlicher Rührung. Sie bat den Baron, an ihrer Seite Platz zu nehmen, weniger vielleicht, um ſich erzählen zu laſſen, als um es ſelbſt zu thun.

„Und iſt meine Catharine wohl? Haben Sie ihr kein Leid angeſehen?“ fragte ſie mit tiefherzlichem Gefühl.

Der Baron ließ einige Worte fallen, die mit weiblichem Scharfſinn aufgefaßt wurden. „Sie beurtheilen dieſe Lüttſens ganz richtig,“ gab die Gräfin zur Antwort mit dem Tone der Unfehlbarkeit, „und irre ich nicht, ſo iſt Ihnen die Liebe meines Großſohns kein Geheimniß mehr. Die armen Kinder! Ihr Glück war heute meine erſte Sorge. So hat das liebe Weſen mein gedacht, und mit Sehnſucht? Ja, das iſt ihr Haar, ſo weich, ſo mild; ein Pröbchen ihres Sinnes gleichſam. Die Mutter iſt eine unverbeſſerliche Frau — an der Beharrlichkeit dieſer Frommen ſcheitert doch wirklich alle geſunde Vernunft. Der Vater iſt gut, aber ſchwach, wie in der Regel geiſtreiche Männer. Sie geben zuletzt Alles zu, nur um Frieden zu haben. Dies weiß die Frau Geſandtin wohl. Die Andächtelei — mein Mann nennt ſie eine partielle Verrücktheit — iſt diplomatiſcher, als man denkt.“

„Und iſt keine Hoffnung für jene treue Liebe?“ fragte der Baron, der ſich, wo es auf dieſe Zielfrage ankam, ungern durch jene charakteriſtiſchen Bemerkungen aufgehalten ſah.

„Keine Hoffnung? Ich dächte doch,“ antwortete die alte Gräfin. „Die Sache — wenn ich weitläufig ſein darf, da Sie ſo gütigen Antheil an unſerer Familie nehmen — verhält ſich ſo, wie ich Ihnen mittheilen werde. Aber wollen Sie nicht zuvor einen Becher Panacée? oder ein Gläschen Fruchteis?“

Der Baron dankte mit einer gewiſſen Heftigkeit.

„Der Himmel — auf daß ich weit aushole“ — ſo hob die Dame an, „hatte uns zwei treffliche Söhne gegeben. Sie waren des Vaters Stolz und meine einzig größte Freude auf der Welt. Wir beſaßen außer Lucine noch zwei ſchöne Güter dicht an unſern Grenzmarken, Schönheide und Lerchenborn. Welch ein lieber Traum war es mir, daß unſere Söhne einſt dieſe Beſitzungen übernehmen würden! Ich ging ihnen in Gedanken tauſendmal entgegen. Hätten ſie doch immerhin ſtudiren mögen! Die Wiſſenſchaften ſind ja keinem Felde der Wirkſamkeit entgegen. Einen Grundſatz meines Mannes fürchtete ich damals kaum, den, ſich der Oberherrſchaft über ſeine Grundbeſitze nie bei Leibes

Leben entäußern zu wollen. Es ſchien mir ein ſo natürliches Glück, unſere Söhne uns zu Leben, die Träger von des Vaters Sorgen, ihre liebende Nähe der Mutter täglicher Troſt! — Meine Vorſtellungen waren umſonſt, als er ſich entſchieden gegen dieſen Wunſch erklärte. Sie ſollten Staatsbürger werden und keine Landjunker — wie er ſagte."

„Als unſere Söhne bereits angeſtellt waren und vermählt, erſtand ein alter, unſeliger Proceß aus ſeinem Actenſtaube, der einen Anſpruch an jene beiden Güter betraf, den wir längſt entkräftet wähnten. Nun iſt mein Mann im Punkte der Redlichkeit ſo reizbar, daß ſchon der leiſeſte Zweifel an ſeinem Rechte ihn mehr, als recht iſt, kränkt. Jene Streitſache verleidete ihm die Güter und verurſachte ihm viel Verdruß. Frau van der Lüttjen war bei jenem Anſpruch mit betheiligt, wenn auch nicht direct — und von dieſer Zeit an ſchreibt ſich ihre gehäſſige Abneigung, wie denn nie der Haß fehlt, wo das Unrecht iſt. —"

„Ein paar Jahre waren uns durch dieſen Proceß verkümmert worden, da kam der Befreiungskrieg. Unſere Söhne legten die Feder nieder, um die Waffen zu ergreifen, und an einem Tage, an einem! ſind ſie gefallen."

„Das iſt ein ſchmerzliches Verhängniß!" ſagte der Baron mit einem aufrichtigen Seufzer, und in dieſem ſchweigenden Augenblicke ſchnitt ihm die Tanzmuſik durch die Seele.

„Und dennoch," fuhr die Gräfin mit gefaßter Stimme fort, „obgleich ich jene Zeitung nicht zu überleben gedachte, bin ich heute eine Jubelbraut. Unter Lilien jener Freuden werde ich mein Auge weideſt an jenen Kämpfern, die ich geboren habe zur Ehre des Vaterlandes und mit mütterlichen Thränen beweint. — Vielleicht war es eine Ironie des Schickſals, wie an demſelben Tage die Nachricht einlief, daß wir den Proceß in erſter Inſtanz gewonnen hätten. Es war kein Verhältniß zwiſchen dieſem Gewinn und jenem Verluſte. Meinem Manne waren die Güter verleidet geworden, ſo daß er ſie, nach Austrag des Rechtshandels, um einen civilen Preis verkaufte.“

„Auch dies habe ich nicht ganz gebilligt. Was aber vermag eine Frau gegen den Willen des Mannes?“

„Die Frauen und Kinder unſerer Söhne wohnten bei uns, wir machten nur eine Familie aus. Wenn ich zwiſchen den beiden jungen Wittwen ins Feld ſpazieren ging, kam ich mir wie die bibliſche Naemi vor; weit entfernt, mich der Oberſtformeiſterin von Haag vergleichen zu wollen. Von meinen Schwiegertöchtern war die eine lebhaft und lebensluſtig, die andere ſanft, lieb und innig. — Jene heirathete den Gutsherrn von Schönheide, einen verwittweten und ſteinreichen Edelmann; dieſe ſtarb — arme Auguſte! Dein Herz war gebrochen; deßhalb blühte Dir kein Glück mehr auf Erden. Auch ſie hinterließ uns zwei Kinder, von denen Robert, der jüngſte, unſer Liebling war und blieb. Sein älterer Bruder, der ſich den Muſen gewidmet hatte, ſollte, dem Wunſche meines Mannes nach, in die Verwandtſchaft heirathen, jene ſchlanke Brünette dort in dem blaßblauen Kleide.“ —

Der Baron bedurfte keiner genaueren Bezeichnung. Sein Blick blieb in dem reichen Geflecht ſchwarzbrauner Haare hangen, worin ein Juwelenzweig funkelte.

„Frau von Ruperti“ — ſagte er in leiſer Verwirrung.

Die Dame ſprach: „Mein Mann war auf den Wunſch erpicht, ſie möchte Gräfin Lilien heißen; denn er liebte dieſe Großnichte, das Ebenbild einer früh verlorenen Schweſter vorzugsweiſe. Sie war eine Erbtochter, und die Partie in jeder Beziehung äußerſt wünſchenswerth. Vergebens warnte ich auch hier. Das muß ſich finden. Mein Mann aber ſuchte Gelegenheit, die Beiden einander zu nähern. Es war ihm endlich durch fortwährendes Anſchüren gelungen, den armen Jungen nicht in das eigenwillige Mädchen, ſondern in die Idee der Heirath verliebt zu machen, was ſo oft verwechſelt wird. Doch hören Sie, was geſchah! Es ſollte auch ein Feſt bei uns gefeiert werden — mein Gott! welches denn? — das Gedächtniß wird mir ſchwach. Als unſer Reinhold — ſo hieß der Bruder Roberts — abreiſen will, hierher nach Lucine — hat er ſich den Schlüſſel zu ſeinem Schreibtiſche verlegt. Er kann ihn nicht miſſen, muß den Schloſſer kommen laſſen; das Schloß iſt ein Geheimniß, und dieſer kleine Umſtand hält ihn einen ganzen Tag auf. Um dieſen Tag war ihm ein Herr von Ruperti zuvorgekommen, ein liebenswürdiger Mann, der auf Reiſen und an uns empfohlen war. Die Liebe braucht wenig Zeit, und Gott gar keine, ewige Abſichten ins Werk zu ſetzen. Es iſt mein feſter Glaube, daß Ehen im Himmel geſchloſſen werden.“

Der Baron dachte hierbei, unter angeregten Gefühlen, an den kleinen Schlüſſel, deſſen Ueberbringer er geweſen. „Nun, und Frau von Ruperti — und Graf Robert?“ fragte er dringend.

„Wir werden gleich bei ihnen ſein,“ antwortete die Alte mit feinem Lächeln; „nur um einen Augenblick Geduld erſuche ich Sie noch. Herr von Ruperti führte ſeine junge Frau nicht heim, nein, in alle Lüfte, in alle Länder. Wie es denn überhaupt keinen eigentlichen Hausſtand mehr giebt. Der Eheſtand iſt ein luſtiges Davonflattern — guter Gott! als ob die Flitterwochen nicht ſchnell genug verrauſchten.

Aber um auf Frau von Ruperti zurück zu kommen, ſo kam ſie traurig wieder und allein. Ihr Mann war in Beſançon geſtorben. Ein bösartiges Fieber raffte ihn binnen wenig Tagen hin. Er hatte raſch gelebt. — Nun gab mein lieber Mann einem neuen Plane Raum. Von manchen Gedanken kann der Menſch ſich doch gar nicht losmachen. Robert hängt mit ganzer Seele an Catharine, und ihre Mutter hat trotz Allem dies Band nicht löſen können. Sie knüpft, hämiſch genug, ihre Einwilligung daran, daß mein Mann dieſem unſerm jüngſten Enkel Lucine übergebe, weil ſie wußte, daß dies nie geſchehen würde. Alles Vermitteln half nichts; ich mußte die armen Kinder lediglich ihrem Geſchicke überlaſſen.“

„Sehen Sie, wie kaum ſichtbar iſt dieſes Haar!“ — die Gräfin hielt Catharinens Locke empor — „und doch iſt es ein Schiffstau gegen die zarten Seile, die in der Seele wurzeln und an denen unſer Wohl und Wehe hängt. — Da haben wir einen alten Mechanicus hier im Schloſſe, ein Familien-Inventarium, der im Thurmſtübchen wohnt und baſtelt. Wir kümmern uns nicht ſehr um ihn, doch würde er uns fehlen. Wo es eine Taſſe zu kitten giebt oder etwas zu löthen, da muß der alte Anderſek herhalten. Lampen, Uhren, Kaffeemaſchinen hält er im Stande. Mein Mann nennt ihn ſcherzweiſe den Generaliſſimus der Fontaine. Seit längerer Zeit arbeitete er verſchloſſen und ließ ſich nur ungern ſtören. Und weil die Habſucht ſo gemein iſt, wie die Schelſucht, ſo ziſchelten die Leute, er mache Gold. Und auf dieſe Weiſe war das Gerücht in Umlauf gekommen, wir beköſtigten in dieſem Tauſendkünſtler einen Alchymiſten. Heute endlich kam dieſer Schatz; der ihm Jahre voll Mühe und Arbeit gekoſtet, zu Tage. Als mein Mann, geweckt vom Schalle der Glocken, die Augen aufſchlug, ſah er das Kleinbild von Lucine vor ſich ſtehen. Dies niedliche Kunſtwerk, welches aus Holz, Papiermaché, geſponnenem Glas, Glimmer, buntem Sand und Gott weiß, aus was noch beſteht, war eine überraſchende Freude. Der Springbrunnen rieſelte ſo elfenartig — der Strahl war ſo fein, daß eine ſchwache Stricknadel die kleine Röhre ausgefüllt hätte. Die ganze Idee war mir ſo rührend, daß dieſer Anblick mir das Waſſer in die Augen trieb. — Mein Mann ſchaute es mit tiefem Ernſte an und ſprach: Er hat es gut gemeint, der Alte, obgleich es ein Kinderſpiel iſt, was ich hier mit erhobenem Herzen betrachte. Von dort aus — er wies nach dem Himmel — wird uns Alles noch viel kleiner vorkommen. Mir däucht, ich habe Uebel gethan, daß ich etwas Großes darein ſetzte, die Güter ſelbſt zu verwalten. — Es ſcheint mir ein kleinlicher Stolz. Vielleicht lebten unſere Kinder noch — wir umſchlangen uns und weinten. Und wüßte ich — ſetzte mein Mann in einer ſo großen Weichheit hinzu, wie ich nie an ihm geſehen — daß ich den Robert glücklich machte, ich gäbe ihm Lucine“ — hier wurde dieſe Mittheilung unterbrochen.

„Sie löſen wohl Ihr Pfand aus?“ fragte einige Tage ſpäter der alte Graf, als er den Baron mit Frau von Ruperti in einem einſamen und tiefen Geſpräche fand. Die ſchöne Wittwe erröthete wie eine Braut bei dem Scherz dieſer Frage. Es war auch eine Roſe mit ſchwarzem Bande gebunden; wir hoffen jedoch, eine unverwelkliche.

Nicodems zweiter Brief an die Mutter.

Meine theure Mutter!

H—, den 2. December 18—.

Dein liebes Schreiben habe ich richtig empfangen und ſage Dir meines Herzens beſten Dank dafür. Du biſt jedoch bei weitem nicht ausführlich genug geweſen, und ich hoffe bald auf mehr. Dein neues Töchterchen oder alte Freundſchaft wird Dich nicht ſo ſehr hinnehmen, daß Du nicht Zeit genug hätteſt für den Sohn, der jeder Nachricht von Dir mit Sehnſucht entgegenſieht. Dieſe kleinen, regelmäßigen Buchſtaben, welche in der Handſchrift den Charakter zeichnen, ſind nur Striche — Striche durch meine liebevolle Rechnung, wenn Deine Seele das ganze Gemälde Deines Lebens und Wirkens nicht auf das Blatt hinhaucht. — Es war mir, als empfände ich irgend einen Vorbehalt — glaube nur, bei meiner leiſen Empfindung für Dein Vertrauen würde ein Jota, was Du wegließeſt, mich fühlen laſſen, daß Du nicht ganz offen wäreſt. — Der Himmel hat einen Wunſch von mir erfüllt, da er Dir für die Beſchränkungen der Einſamkeit eine Geſellſchafterin gab, an der Du zu bilden hätteſt. Auch über Deine Thereſe, die ſchon um ihres Namens willen die meinige iſt, biſt Du ungewöhnlich wortkarg geweſen. Da ſie wahrſcheinlich ſchon fort iſt, wenn ich wiederkehre, ſo gieb mir das Bild ihrer Gegenwart auch in den kleinſten Zügen.

Ich fahre fort mit meinem Reiſeberichte; wenn auch nicht Meile für Meile, dies würde Dich ermüden. Nur das Intereſſanteſte, was ich erlebt, erfahren, ſollſt Du vernehmen. Die Erde iſt nicht groß genug für den umfaſſenden Wunſch der Liebe, für den, der Höheres ſucht; laſſe mich daher wie einen Luftballon über ihren Erſcheinungen ſchweben! Die kleine Welt, die man mit einer Hand bedecken kann, wird immer mein Augenpunkt bleiben. Und wenn Du treumütterlich dem Kahne nachſiehſt, womit ich in den Aether ſteuere, ſo ſorge nicht um mich, Du ſtille Freundin meines Glückes! Ich werde mich ſchon irgendwo in einem Garten niederlaſſen jenſeits der kalten Halbſchied, die dem himmliſchen Frühling ſo fern iſt.

Allein — nicht mit dem Baron, von dem ich Dir ſpäter ſagen werde — reiſte ich von G— ab, nachdem ich länger dort geblieben, als ich zuerſt Willens war. Meinen Weg nahm ich nach Welkeroſe, das iſt eine Colonie der mähriſchen Brüder. Wie ich dahin gekommen? Es giebt keine geradere Richtung, als die der Freundſchaft — ſagt Smollet, der ſo manches Wahre ſagt. — Doch welche verſchiedene Urſachen müſſen zuſammenwirken, unſerm Wollen ſeine Richtung zu geben!

Du weißt, liebe Mutter, welche Mittheilung mir der Juſtizrath von Krug in dem Ankleidezimmer ſeiner Frau gemacht hatte. Die feine Toilette, welche er durch einen kräftigen Handſchlag im Toben ſeines Herzens erſchütterte, gab den Ton an, der die Diſſonanzen jener Stimmung in einen Wohllaut auflöſte, der lange noch in meiner Seele nachklingen wird. Ich gedachte im Stillen, wie verſäumt Dein Putztiſch ſei, geliebte Mutter, ich konnte nicht umhin, die Schönheit dieſer Arbeit laut zu bewundern, und hätte ich Gelegenheit gehabt, ich hätte Dir einen ähnlichen ſenden und an jene beſcheidene Stelle ſetzen mögen. Der Juſtizrath erwiederte hierauf: „Ich habe alle dieſe Möbeln von Welkeroſe genommen; dort wird vortrefflich gearbeitet. Die Herrnhuther ſind berühmt dafür. Sehen Sie dieſen Lack!

wie ſuperfein! die Fugen paſſen ſo genau — kein Stäubchen kann dazwiſchen. Und mit welcher geheimnißvollen Kunſt wiſſen ſie verborgene Fächer anzubringen! Schade! daß ich Ihnen dieſe hier nicht aufſchließen kann" — mir war es lieb, daß er es nicht konnte. Wer weiß, was wir darin gefunden hätten! — Denſelben Nachmittag war ich mit dem Baron in einem vielbeſuchten Wintergarten allhier. Ein ausnehmend hübſcher, junger Mann, den ich ſchon ein paar Mal dort geſehen, fiel mir beſonders auf. Er ſaß mit einigen Andern zuſammen, aber dennoch wie durch einen ſtummen Groll iſolirt. Er ſprach faſt gar nicht. Ich erkundigte mich nach ihm und vernahm, daß es ein Maler von Ruf ſei, — ein Schriftſteller, aber anonym; — Thevigny ſein Name. Man nenne ihn jedoch nur den Herrnhuter, obgleich alle Welt wiſſe, daß er kein Mitglied der Gemeine mehr ſei.

Jetzt ſprach er als Antwort auf die Rede der Andern, welche ich indeſſen verhört hatte, mit Bewältigung, doch hörbar im Affect: „Ich bitte, laſſen wir dieſes Geſpräch fallen; ich liebe Discuſſionen dieſer Art nicht. Würden Sie dulden, daß man auf Ihre Mutter ein unſchönes Wort ſage? Nun gut! die Gemeine war die Mutter, die mich mit ihrer Milch aufgeſäugt hat. Doch bin ich kein Kind und fühle Kraft in mir, mich gegen jeden Unglimpf, der jene mir geheiligten Verhältniſſe beträfe, als ein Mann zu beweiſen."

Er ſprach dieſe Worte mit einer Deutlichkeit der Stimme, die mir bewies, wie klar er ſie gedacht und wie rein er ihren Beweggrund fühle. Dann ſtand er auf und verließ ſeinen Platz. In wenig Minuten fanden wir uns zuſammen. Ich kann Dir nicht ſagen, meine Mutter, wie ſehr dieſer junge Maler mir gefiel. Ein Geſicht, ſelber zum Malen! voll Ausdruck, voll Regel — und dabei blickte ein ſanfter Geiſt aus den treuen, hellen Augen. Ich fühlte den Wunſch, er möchte mein Freund ſein, und den Muth, es ihm zu zeigen. Er verſtand mich.

„Dieſe Menſchen,“ ſagte er, „haben keine Ahnung, wie ſo leicht man in dem Gefühl für etwas Aufgegebenes verletzt werden kann. Du biſt ſo reizbar, wie ein getaufter Jude — ſagte der Eine.“ Therigny lächelte mit bitterm Stolz und ſetzte leiſe hinzu: „Mögen ſie doch; die erbärmliche Luſt, über mich wie über Alles zu ſpotten, was ſie nicht verſtehen, gebe ich ihnen Preis; aber über die Gemeine leide ich keine ſchnöde Sylbe in meiner Gegenwart.“

Ich fragte, wie es ihm bei dieſer innigen Anhänglichkeit möglich geweſen — auszuſcheiden?

„Der Guß meiner Individualität, meines Geiſtes zerbrach die Form,“ erwiederte er mir; „denn das Weſen unſerer Verfaſſung beſteht zumeiſt in Formen. Dieſe Beſchränkung bildet höchſtens ein Talent — die Pſyche der Kunſt braucht jedoch Freiheit, ihre Flügel zu entfalten. Ein Genie kommt nun vollends gar nicht in der Gemeinde auf. Und doch ſind ausgezeichnete Männer aus dem Schoß ihrer Schulen hervorgegangen. Schleiermacher — Fürſt Pückler von Muskau — es beweiſt für eine vornehme Denkart, daß die Herrnhuter dieſen ihren Verächter mit Vergnügen, ja mit Begierde leſen.“

Ich bekannte freimüthig mein Vorurtheil gegen dieſe Secte, und wie ich bisher viel Kleinliches, viel Heuchelei in ihr vorausgeſetzt habe. „Und doch enthält ſie viel Schönes, viel Achtungswürdiges“ — entgegnete er mit Wärme. „So finden Sie faſt gar keine entſchieden unglückliche Ehen. Iſt dies nicht viel? Das geringſte Verhältniß zwiſchen Mann und Frau iſt immer noch ein leidliches, iſt dies nicht ſehr zu achten?“

„Gewiß!“ erwiederte ich aufmerkſam. „Und worin könnte dies liegen?“

„In der Annahme, daß eine höhere Hand dies Zuſammenfinden gefügt habe,“ verſetzte der junge Maler. „Der Gedanke, ihr Glück ſelbſt gewählt zu haben, macht tauſend Männer unglücklich. Das denkt Keiner der Gemeine. Er nimmt ſeine Frau, wie gut oder ſchlimm ſie ſei, für eine Gabe des Herrn, und hält ſie darum für ſein wahres Glück und Beſtes. Das Band der Nothwendigkeit, der Gewohnheit iſt ſtark genug, die Fäden weltlicher Sympathie zu erſetzen, die ſich unter den täglichen Angriffen doch auch am Ende abnützen.“ —

„Das wäre traurig,“ ſagte ich. „Vielmehr hoffe ich, daß jene urweltliche Verknüpfung, wenn ſie auch hienieden zu keiner Verbindung führt, ewig dauern wird. Darin liegt auch der einzige Troſt der Eheloſigkeit. Erſehnt unſer Herz das Weſen der Liebe, ſo wird irgend ein Augenblick dieſem unendlichen Verlangen gerecht werden. Dies iſt mein Glaube. Einem Herzen voll dieſes ſchwellenden Gefühls würde jenes paſſive Glück, deſſen Sie erwähnen, ſchwerlich genügen; doch wenn ſchon der Schein der Frömmigkeit ſolch helle Geſichtspunkte für den Eheſtand zu geben vermag, welches Licht müßten nicht Wahrheit und Liebe über meine Seele verbreiten, die uns vertraut! Wir gingen in lauter Sonnenglanz den Pfad des Lebens.“

Thevigny ſchwieg eine Weile, dann ſprach er: „Ein zweiter Grund, warum herrnhutiſche Eheleute ſich beſſer vertragen, als andere, ſcheint mir in dem Sinn für die Regel zu ruhen, der von Kindheit auf darin gepflegt wird, und eben ſo in einem ſehr ausgebildeten Heimathsgefühl. Es iſt nicht der dumpfe Inſtinct, der an der Scholle haftet; verſtreut über den ganzen Erdboden, finden die Anhänger jener Lehre überall das Gleiche, den Saamen ihrer Aehnlichkeit, die Frucht für ein Liebesbrod. Aber daheim bei den Seinen — bei Brüdern und Schweſtern, muß der Herrnhuter ſein, oder er ſteht vereinzelt. Deshalb ſchmiegt er ſich in kleinliche Formen, verläugnet ſich alle Wege und erträgt lieber Zwang, als daß er aus ſich ſelbſt herausginge. Und ſomit kann ein Schüler der Kunſt, deren Weſen Freiheit iſt, kein Jünger jener einengenden Ordnung ſein. Hier haben Sie den Schlüſſel zu meinem Entſchluß und zu meinem Betragen. Die Gemeine wird mir heilig bleiben, wenn ich mich auch von ihren Geſetzen und Gebräuchen ausſchließen mußte.“

Ich ſagte ihm hierauf, daß ich längſt gewünſcht, jene Verfaſſung näher kennen zu lernen, und daß ich eben jetzt — ein geringfügiger Gegenſtand habe den Impuls dazu gegeben — Willens ſei, nach Welkeroſe zu reiſen, um ein Möbelſtück zu beſtellen.

„Das trifft ſich gut“ — ſagte der junge Maler lebhaft. „Ich beſitze ein kleines, hübſches Haus daſelbſt, das Erbe von meiner ſeligen Mutter, welche ſich zur Gemeine hielt, ohne ein eigentliches Mitglied derſelben zu ſein. Drinnen wohnt ein Tiſchler, der die feinſten Sachen liefert, ein in ſeiner Art berühmter Mann. Die obern Zimmer habe ich mir noch vorbehalten. Hier“ — und dabei zog er nun einen wirklichen Schlüſſel aus der Taſche und überreichte mir ihn, indem er auf ein nettes Täfelchen von lackirtem Blech mit ſeinem Namen deutete, was daran befeſtiget war; machen Sie Gebrauch von meiner Wohnung, und dies diene

Ihnen zur Einlaßkarte bei dem ehrlichen Meiſter Dörner, der die Pflicht des Wirths verſieht. In einigen Tagen komme ich nach, ich muß nur noch etwas abwarten. Dann mache ich Sie bekannt — an ihren Werken werdet Ihr ſie erkennen — ſagt die Schrift.“

Dies ſeltene Zutrauen rührte mich. Um keinen Preis hätte ich den Schlüſſel abweiſen können. —

Es war neun Uhr Abends, als ich in Welkeroſe ankam und vor dem Gemeinlogis hielt; ich wollte den wackern Handwerker nicht nach dem Feierabend noch beunruhigen. Thevigny hatte mir mündliche Aufträge an ihn ertheilt, die des Baldigſten zu vollziehen wären. So konnte ich ja den nächſten Morgen in aller Frühe hingehen, bevor ich die Gelegenheit zurück ſendete. Und ſo geſchah es auch. Eingehüllt in feierliches Dunkel, lag noch das Oertchen, als ich über den Platz nach dem Hauſe meines neuen Freundes hinſchritt. Die Fenſterläden waren noch geſchloſſen (die Thüren ſind auch am hellen Tage zu); doch durch einen Spalt von jenen quoll der klare Geſang geiſtlicher Strophen und ein Strahl, der mein Innerſtes erquickte. Die Familie des Tiſchlers frühſtückte bei Licht, was mir in meiner Kindheit ſtets ein weihnachtlicher Schimmer, ein Feſt war. Ich konnte mit geſchärftem Blick die Scene des Zimmers überſehen und in mich aufnehmen. Die Stimme der Tiſchlerfrau klang ſo traurig, ja, bis zum Tode betrübt, und drang tief in mein Herz. Der Mann ſang einen himmliſchen Bariton, aber in der einfachſten Weiſe. Mehre Perſonen, die vermuthlich zum Haushalt gehören mochten, trugen zur Vollſtimmigkeit des kleinen Liedes bei, was mich ſo innigſt rührte.

Als ich nun eintrat, fand ich, was ich nicht erwartet hätte. Wie ſehr überraſchte mich die gebildete Sprache dieſes Tiſchlers, wie verſchieden von dem ungehobelten Jargon eines Handwerkers in der Zunft der Welt! Die kleine Frau, deren Bläſſe und verweintes Auge mir anfänglich nicht auffiel — war ſtumm, doch liebenswürdig von Geſtalt und Geberde, und ſo fand ich mich wohlwollend, wenn auch ſtill, aufgenommen.

Der Tiſchler, nachdem ich ihm geſagt, was ich hier wolle, wendete ſich um, und ſprach: „Emmy, meine liebe Emmy“ (ſelbſt dieſer Name klang fein im Munde dieſes wackern Mannes), „beſorge doch bald, daß die obern Zimmer geheizt werden; dieſer Herr wird einige Zeit bei uns verweilen.“

Jetzt zum erſtenmale warf die Frau einen Blick trüber Neugier auf mich und verließ uns ſogleich.

„Entſchuldigen Sie nur,“ ſagte Dörner, „wenn Sie nicht Alles bei uns finden, wie es ſein ſollte. Geſtern hat der Herr unſer drittes, unſer noch einziges Kind zu ſich genommen, das zieht denn gewaltig an einem Mutterherzen.“

Ich erſtaunte über die Faſſung dieſes Mannes und nun auch über das Benehmen der Frau. Ein Vorfall, der anderswo die größte Zerrüttung zur Folge haben würde, that ſich hier nur durch die ſtillſte Gelaſſenheit kund. Ich konnte nicht umhin, ihm meine Achtung auszudrücken.

„Ja,“ ſagte er, „dächten wir nicht, daß der Himmel uns das Liebſte, wenn er es uns entzieht, nur aufhebt, nicht auflöſt, ſo müßte man wohl in Angſt und Weh verſinken.“ Aufrichtig bedauerte ich nun, daß ich ungelegen komme zu ſolch banger Zeit.

„Gewiß nicht!“ verſicherte Dörner treumüthig, „es iſt vielmehr eine wohlthätige Schickung; kommt doch nichts von Ungefähr. Meine Frau muß ſich ein wenig zerſtreuen, es hilft nichts.“

Wir befanden uns, als er dies ſprach, in ſeiner Werkſtatt. An der Wand ſchimmerte ein kleiner Sarg, und drüber hing ein Kranz von Tulpen, aber vertrocknet.

„Was ein Vater empfindet, wenn er den Sarg ſeines Kindes macht“ — ſetzte er mit ſchmerzbewegtem Tone hinzu, „ſchildern läßt ſich's nicht. Der kleinſte Nagel durchbohrt das Herz. Und doch möchte ich keine fremde Hand an dieſe letzte liebe Bettſtelle laſſen.“

Ich betaſtete den Kinderſarg, deſſen Zierlichkeit mich rührte, und der Tiſchler ſagte mit einem ſchweren Seufzer: „Er iſt von ſogenanntem Heiligenholz, das von einem dornichten Baume herrührt.“ Der mitleidswerthe Mann mochte dieſe Erklärung wohl mit blutender Seele geben.

„Und dieſer Kranz“ — fuhr er mit einem leiſen Lächeln fort, über welches Thränen — lang zurückgehaltene — hinbebten, „iſt von dem Felde in Sarepta, wo meine beiden Erſten ſchlafen. Dort wachſen die Tulpen wild.“

„Sarepta?“ wiederholte ich erſtaunt. Der Mann ſagte dies ſo anſpruchslos, als wäre er vom nächſten Dorfe hergekommen und hätte eine Schafgarbe daſelbſt gepflückt. —

Dörner ſprach: „Ja, dort war ich früher. Erſt ſeit einigen Jahren bin ich wieder in Welkeroſe, wo meine Frau gebürtig iſt. Da uns die Kinder ſtarben, verfiel die Arme in Schwermuth und auf den Gedanken, das Heimweh, was an ihr zehre, ſei Schuld, daß die Kindlein heimgegangen. Nun wird ſie ihren Irrthum wohl einſehen.“

Hier erlaube mir, etwas einzuſchalten. Jüngſt hörte ich in Geſellſchaft einen alten Mann ſagen: „Eheſtand, Weheſtand! Unter allem Wehe, was die ſtarke Seite eines Mannes niederſchlagen kann, iſt das Heimweh ſeiner Frau nicht das kleinſte. Es muß ihn zeitlebens beugen, wenn ſie als eine Pflanze kränkelt, die nicht einzuwurzeln vermag.“ Daran dachte ich bei der beſcheidenen Klage des Herrnhuters. —

Um nun wieder auf meine Tiſchlerfamilie zu kommen — vergieb, gute Mutter, wenn ich Dir zu viel davon ſchreibe — ſo ward mir der Aufenthalt bei dieſen gemüthlichen Leuten bald ſo lieb und traut, daß es mir ſauer geworden iſt, mich von ihnen zu trennen. Ein eigener Geiſt wehte in der Wohnung des Herrn Thevigny und ſeiner verſtorbenen Mutter; jede Abweſenheit hat etwas Rührendes. Hier — wenn es als wahr anzunehmen, daß die Wohnung der weiteſte Leib des Menſchen ſei — trat ich in den Kreis einer Schleiergeſtalt, denn ich hatte ja die Selige nicht gekannt, und ihr Sohn mit ſehr edlem Zutrauen ſeine Zimmer wie ſeine Anſichten einem Fremden geöffnet. Was ich berührte, ſprach mich ſeltſam an. Einige gelungene Gemälde von ihm, obſchon nur Fruchtſtücke, zeigten die künſtleriſche Reife ſeines Talents. Das nun geſchloſſene Auge ſeiner Mutter mochte ſich mit Wonne daran gelabt haben! — Auch Bilder hiſtoriſchen Inhalts von kühnem Entwurf waren vorhanden — und jetzt zeigte mir Dörner ein unvollendetes Bild, meines Dünkens nach das ſchönſte von allen. Es war ein ſitzendes Mädchen; die Hand, welche läſſig im Schoße lag, hielt einen kleinen Becher, und daran hing ein Tropfen. Die vollkommenſte Ruhe der Unſchuld und ein träumeriſches Nachſinnen ruhte in dieſen reizenden Zügen, in denen irgend eine unbeſtimmte Aehnlichkeit für mich lag. Umſonſt ſtrengte ich mich an, ſie aufzufinden. Der Hintergrund und die Staffage des Bildes war auf einen Garten angelegt. Vor dem Mädchen ſtand ein alter Mann, der in einem Buch zu leſen ſchien. Ein franzöſiſches Geſicht, mit jenem Lächeln von Eſprit, was ſich in keinen deutſchen Zug übertragen läßt. Ueber einer Mauer kam ein Kopf zum Vorſchein, der mich glauben ließ, der Maler habe ſein eigenes Conterfei anbringen wollen. Die Eitelkeit des Künſtlers lauſcht doch überall hervor.

„Als Herr Thevigny hieran malte,“ ſagte Dörner, „ſtarb die ſelige Mama, dieſes trüben Eindrucks wegen iſt es unausgeführt geblieben.“

Für mich hatte dies Bild einen unnennbaren Reiz. Unwillkürlich dachte ich der ſchönen Verſe:

„Du biſt ein ſichtbar werdender Gedanke
Der Liebe, die den dritten Himmel denkt!
Du biſt ein Tropfe von der Götter Tranke,
In meines Herzens Becher eingeſchenkt.“ —

Schilt mich keinen Schwärmer, meine Mutter! Wahrlich, ein wahr empfundenes Kunſtwerk öffnet den Himmel für unſere dürſtende Seele.

Wenn der junge Maler kein perſönliches Intereſſe an dieſes Bild knüpft, ſo hätte ich es ihm entwenden, oder abdingen mögen. Von ihm ſelbſt erwartete ich Aufſchluß; allein ſtatt ſeiner kam ein Brief, worin er mit Bedauern meldete, daß eine dringende Reiſe ihn verhindere, ſein mir gegebenes Verſprechen zu erfüllen. Der wackere Dörner hatte indeſſen ſeine Stelle vertreten. Ich wohnte dem Leichenbegängniß des Kindes bei und hätte wohl nicht geglaubt, daß eine Blume meiner Reiſe mir auf einem herrnhutiſchen Gottesacker blühen würde. Der Friedhof iſt die Poeſie der Gemeine. — Wie jedoch in ihrem todten Stillleben ein lebendig ſchaffender Geiſt nicht aushalten kann, finde ich ſehr begreiflich.

Mein Tiſchler iſt ein aufgeklärter Mann und ganz ohne jenen gleißenden Firniß, der jener Secte anklebt. Ein leiſer Anſtrich von Myſtik findet ſich, wenn man ihm näher tritt. Er glaubt feſt an eine Vorherbeſtimmung und beſchäftiget ſich gern mit den Geheimniſſen göttlicher Verhängniſſe. Unter andern Familiengeſchichten theilte er mir eine mit, die mir ſo wunderbar und werth ſchien, daß Du ſie wüßteſt. Ich führe jedoch den Meiſter Dörner redend bei Dir ein.

„Mein Halbbruder Traugott, der in der Welt lebt, hatte von Kindheit auf einen Freund, den Sohn des Nachbars. Sie waren ein Herz und eine Seele. — Zwiſchen ihnen wohnt eine Feinwäſcherin mit ihrem Töchterlein. Die hübſche Kleine war die Dritte im Bunde der beiden Knaben. Doch meint Traugott zuweilen gekränkt, ſie neige ſich dem Andern inniger zu, als ihm, aus Hochmuth, wie er in ſeinem Unmuth wähnt; denn aus dem Freunde ſoll etwas Großes werden; der beſcheidene Sinn meines Bruders hingegen ſtrebt nicht nach hohen Dingen, er iſt auch nur ein Tiſchler geworden. So kommt er zeitig in die Lehre, ſein Freund auf eine hohe Schule, und ſie ſehen einander nicht wieder. Die Jahre rauſchen hin, die Heimath bleibt fern liegen, die Eltern ſind aus der Zeit — und wenn der arme Traugott ihrer denkt, ſo ſtreift ſein Wunſch in das Grasgärtchen, wo die kleine Johanne der Mutter Wäſche hütete, und es war, als ob ihm etwas nahe ginge, er wußte ſelbſt nicht was? Ob ſie wohl noch zu haben ſei? fragte er ſich bisweilen. Traugott iſt in E— anſäſſig und in die Innung aufgenommen worden. Er denkt jetzt mit Ernſt daran, wie nothwendig es für ihn ſei, ſich nach einer Hausfrau umzuſehen und kann ſich doch nicht dazu entſchließen. Da tritt eines Tages ein baumlanger Menſch bei ihm ein; es iſt ſein Freund, der Theologe. Der Freude iſt viel, und des Erinnerns an die alte Schulkammeradſchaft kein Ende; und kaum vernimmt es mein Bruder als eine Neuigkeit, da der Candidat der jungen Nachbarin als ſeiner verſprochenen Braut erwähnt.

Aber Du biſt ſo bleich — fehlt Dir etwas? fragt mein Bruder vielleicht nur, dem Geſpräch eine Wendung zu geben. Nein! erwiederte Jener, man kann geſunder nicht ſein; — ich habe mein letztes Examen gemacht — und ich mein Meiſterſtück, fällt ihm Traugott in die Rede, komm! ich will es Dir weiſen.

Er führt den Freund in ein Gewölbe, da ſteht ein langer, prächtiger Sarg. Das iſt eine ſonderbare Wahl und dieſer Sarg ja über Menſchenlänge — ſagt der Theologe betroffen. Es kommt mir auch ſo vor, antwortete ihm der Bruder Tiſchler, doch der Tod legt auf das Streckbett, und Du weißt es wohl beſſer als ich: Gott giebt den Geiſt nicht nach dem Maß.

Mir wird hier bange — ſpricht der Freund und eilt, das Gewölbe zu verlaſſen. Dies waren ſeine letzten Worte, denn in der Haſt prallt er gegen die niedere, eiſerne Thür, ſtürzt rücklings zu Boden; eine Gehirnentzündung entſteht aus dem betäubten Zuſtande, und nach wenig Tagen wird er in eben dieſem Sarge begraben.

Mein Bruder war nach jenem unglücklichen Fall zerbrochenen Herzens“ — ſetzte Dörner zum Schluß dieſer ominöſen Begebenheit hinzu, „und längere Zeit keines rührigen Gedankens, keiner Arbeit fähig. Endlich nahm er ſich eine Reiſe in die Heimath vor. Vor ein paar Wochen nun hat er die verwittwete Braut des Theologen geheirathet. Ein armes Mädchen — ſchrieb er mir; doch wenn ſie mir auch nur ein Tüchlein mitgebracht hätte, unſere gemeinſamen Thränen um den Freund zu trocknen, ſie wäre mir dennoch die Liebſte, die Einzige auf dieſer Welt! — Ja, *Ehen werden im Himmel geſchloſſen.*" Somit ſchließe ich dieſen langen Sermon.

Der Baron iſt ein Bräutigam. Dies in aller Kürze. In einigen lakoniſchen Zeilen meldet er es mir. In W—, wo wir zuſammentreffen, ſoll ich das Nähere erfahren. Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll. Schon in G— kam er mir zerſtreut vor, und wie mit einem ſtillen Plane beſchäftiget. So wäre ich, nur von ihm begleitet, auf die Heirath gereiſt, um zu erfahren, wie ihm die erſte beſte Gelegenheit eine Frau zuführt. So geht es in der Welt! der Eine ſäet, der Andere ſchneidet. Doch fern ſei es von mir, dem Freunde ſein Glück zu mißgönnen; ich freue mich deſſen, und wenn ich auch darüber ſeinen Umgang verlieren ſollte.

Lebe wohl, meine theure Mutter! Du verehrte, liebreiche Freundin, die mir mit ihrem Segen alle Freuden einer zärtlichen Treue, ohne eine ihrer Schmerzen giebt! Du Seltne! Welche Deines Geſchlechts iſt ſo anſpruchslos? — Was ich Gutes mein nenne, ich habe es von Dir. Was ich an Geiſt beſitze, es iſt Dein Eigenthum. Mein wahrſtes Leben iſt ein Geſchenk Deiner Liebe. Deßhalb iſt meine Dankbarkeit ſo innig als ewig. Gott erhalte Dich mir nur!

Die Toilette wird Dörner Dir wohlverpackt zuſenden. Ich eigene ſie Dir zu jeglichem Gebrauch, ſogar zu dem, daß Du ſie giebſt, wen Du lieb haſt. — Empfiehl mich dem Fräulein und dem Pfarrer. Schreibe mir Etwas — ſchreibe mir viel von Thereſe, es intereſſirt mich doch Alles! — Deinen nächſten Brief richte nach M— bitte ich, poſt reſtante. — Lebe tauſendmal wohl! denke oft an

Deinen dankbaren Sohn

Nicodem.

Auch dieſen Brief ihres Sohnes las Frau von Wahl mit einer Aengſtlichkeit, von der ſie ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte. Ein leiſes Mißtrauen gegen ſeine Mutter ging ihr daraus hervor; vielleicht war es das eigene Herz, welches dieſe Deutung zuließ.

„Und was hülfe es mir,“ fragte ſie ſich ſelbſt, „wenn ich ſein Glück behütete wie einen verborgenen Schatz, wozu ich allein den Schlüſſel hätte? Ehen werden im Himmel geſchloſſen! ob ich mein mütterlich Herz dieſem beruhigenden Glauben ganz öffne, oder, Gottes Wille wird doch vollzogen werden.“

Vielleicht täuſchte Frau von Wahl ſich in der furchtſamen Behutſamkeit, eine Neigung in ihrem Sohne anzuregen, die wahrſcheinlicher Weiſe nur zu dem Schmerze des Mißlingens führen könnte; ihr ward heiß bei dieſem Gedanken. Doch jenes heilige Feuer, beſtimmt die kalte Erde zu beleben, deſſen Schein ſchon erwärmt, läßt ſich nicht verſchließen, auch nicht in die treueſte Bruſt. Ein Sonnenfunken davon hatte gezündet, und in Nicodems brieflichen Blättern fühlte ſeine Mutter ſich von Ahnungen angeweht, welche Frau von Wahl in jener Melancholie vorempfand, die ſeit einiger Zeit ihr Gemüth eingeſchleiert hatten. Jetzt aber war ſie bemüht, ſich ſelbſt recht klar zu werden. Sie ſchrieb:

„Dein letzteres Schreiben, mein geliebter Sohn! habe ich zu meiner innigſten Beruhigung und Freude richtig erhalten. Welch ein Augenblick, wenn der erſehnte Brief nun kommt, die zitternde Hand das Siegel bricht, und jeder Federzug uns das Bild deſſen malt, der uns darin ein Zeichen ſeiner Liebe giebt! — Mein Vergnügen über den Empfang iſt ſo ausſchweifend, daß mein Blick den Brief bis an den Rand durchfliegt, und mehre Male Zeile an Zeile leſen muß, bevor ich zum ruhigen Genuß und Verſtändniß des Inhalts komme. — Und daran, daß Dein längſtes Schreiben mir immer noch zu kurz wird, merke ich, daß eine Mittheilung zwiſchen uns nie abreißen, nie zu Ende kommen kann.

Ach lieber Freund! Du weißt nicht, wie eine Mutter ihren Sohn liebt, der ſo gut und lieb iſt, wie Du! — Du biſt ja mein einzig Glück! deßhalb umfaſſen meine Wünſche ſo innig, ſo unabläſſig das Deinige. Wie vieles Gute mir auch Gott gegeben, was er Dir und mir zu Deinem Beſten giebt, dies empfinde ich als die höchſte Segnung ſeiner Allgüte.

Deine Bekanntſchaft mit dem jungen Maler hat mich lebhaft intereſſirt, ſo wie Dein Aufenthalt bei den Herrnhutern. Auch ich liebe dieſe Stillen im Lande, dieſe Familie des Heilands; nur mag ich es nicht ganz gern, daß ſie ſo viel von ſeinem Blute ſpricht und ſingt. Es miſcht in die Tiefempfindung der reinſten Liebe einen ſinnlichen Schmerz. Der erlöſende Gott iſt mir über jede Vorſtellung von Leib und Qual erhaben. Verſöhnung — ja eine irdiſche ſchon — gehört dem Himmel an. Deßhalb iſt es mein tägliches Sinnen und Denken, wie ich eine Ausgleichung zwiſchen Madame Jagemann und dem Oberſt ermittle. Sie hat mir jüngſt ein chineſiſches Kiſtchen feinſter Theeſorten geſchickt, und mich dabei in ein paar Worten wiſſen laſſen, daß ſie kränklich ſei. So werde ich ſie bald beſuchen, vielleicht morgen ſchon. Die alte Freundin ſoll meiner Theilnahme nicht entbehren. Es drückt mich ohnedies, daß ich nicht frei heraus mit ihr reden darf. O! warum dürfen doch die, welche ſich unſere Freunde nennen, die Aufrichtigkeit unſeres Herzens beſchränken, welche eine Freundin der Jugend iſt? —

Daß der Baron heirathet, hat mich höchlich überraſcht, und ich bin in Wahrheit begierig, die nähern Umſtände zu erfahren. Dieſe Spötter, dieſe Ueberhebenden, zu deren Claſſe er unläugbar gehört, plumpen am erſten in den Brunnen, worin ſie einen ungewiſſen Schein für ihren Glückſtern anſehen. Dieſer Fall könnte von Einfluß auf Deine Entſchließung ſein, mein lieber Sohn. Das Beiſpiel eines Freundes thut viel. Ein Schritt des Andern, und es iſt bisweilen, als ob eine Mauer hinweggehoben würde. — Stets war ich der Meinung, daß Du nimmer zu einer Frau kommen würdeſt, ſo lange der Baron Dich abhielte. Ihm ſelbſt wünſche ich Glück; möge er mit dieſem Ziel die Erfüllung ſeiner Wünſche erreicht haben! — Nun wird wohl ſein Gut fernerweit unter der ſcharfen Controle der Frau Oberhüttenräthin bleiben. Wenn dies geſchieht, ſo erlebt man eheſter Tage eine Auswanderung der Einwohner, und Borke giebt neuen, romantiſchen Stoff zu einem *verlaſſenen Dörfchen*.

Was ſoll ich Dir von unſerm einſamen Leben ſchreiben, mein lieber Sohn? Es vergeht ſo leiſe, ſo eintönig, daß ich den Gang der Zeit kaum gewahr werde. Die Stunden entſchlüpfen unbemerkt — und der Tag zieht ſeine immer kürzeren

Kreiſe, ohne daß unſere geſelligen Wünſche ſich weiter ausdehnten als bis auf den Abend, wo uns gewöhnlich der Pfarrer zu beſuchen pflegt. — Dann ſitzen wir traut beiſammen und plaudern. Das zarte Wölkchen der Cigarre, die er auf mein ausdrückliches Verlangen raucht, beleidigt weder unſere Nerven, noch unſern Stolz und iſt ein viel wahreres Vergnügen für ihn — nämlich das, ſich heimiſch bei uns zu fühlen, als es der blaue Dunſt großer Cirkel für uns wäre. Für uns! ſage ich; denn Thereſe hat den ſtillen Geſchmack ihrer Pflegemutter. Die Welt behält den Duft des Ideals, weil wir nicht unter ihren Angriffen leiden. Es iſt etwas Trauriges, wenn die Illuſion zerrinnt, worin das Ferne erſcheint, und ein warmes Gemüth kann dieſe Erfahrung nicht ſpät genug machen. Glücklich, wem ſie ganz erſpart bleibt. — Wer die Menſchen entbehren kann, der wird ſie zu lieben nie verlernen. Doch wer ihrer bedarf, dem weigern ſie die Gabe des Vertrauens.

Von Thereſe willſt Du wiſſen? Sieh, Lieber! wenn ich Dir ſie auch ganz beſchriebe, wie ſie leibt und lebt; Du hätteſt dennoch ein unvollkommenes Bild, was Deine Phantaſie ergänzen müßte. Wäre Thereſe auch nur ein bischen ſtöckiſch, ſo möchte ich ſie am liebſten mit einem Weinſtock vergleichen. Ein biegſamer Wuchs, nicht eben groß, doch friſch und rebenartig; dunkles Ringelhaar, braune Augen, belebt vom heiterſten Sonnenlicht und voll ſanften Geiſtes; ein ſchlanker Hals mit der Beugung zärtlicher Beweglichkeit und ſo weiß, daß kaum ein Blüthenblatt zarter iſt — Hände, fein wie ſeidner Baſt, Thränen, leicht aus dem ſchwellenden Herzen hervordringend und glänzend, wie nur der Frühling ſie weint, ein Lächeln, wie es an Kindern entzückt — dazu eine ſchmelzende Stimme, — nimm dies

Alles, und Du haſt doch die Seele nicht, welche einen Hauch von Lieblichkeit über dies Weſen verbreitet. Dazu iſt ſie einfach und ungekünſtelt über allen Ausdruck. Sie iſt ſo ſchlecht und recht, ſo ganz ſich ſelbſt nur ähnlich. —

So weit war Frau von Wahl in ihrer Beſchreibung, als Thereſe in das Zimmer trat und ſchüchtern noch um einige neue Federn bat.

Weit weniger gütig gegen die Bittſtellerin, als ſie es als Briefſtellerinn war — o warum wird die Geduld des Papiers oftmals mit mehr Güte erfüllt, als die Hoffnung eines anſprechenden Herzens? — konnte Frau von Wahl eine kleine Unwilligkeit über dieſe Störung nicht durchaus verläugnen. Sie ſprach: „Ich gab Dir erſt geſtern einige, mein Kind! verbrauchſt Du ſo viel?“

Thereſe erröthete. „Nur diesmal,“ antwortete ſie betrübt, „weil der Brief mir ſchwer fällt, der wie ein Stein auf meinem Herzen gelegen; deßhalb will keine Feder ſchreiben. Der Ausdruck verſagt ſich mir, ich drücke auf — und der Spalt iſt fertig.“

„Ein Brief an den Vater?“ erwiederte Frau von Wahl.

Das Mädchen empfand den Vorwurf dieſer Frage, und ſagte kalt und mit Entſchiedenheit: „Nein, ich ſchreibe an den General Grandſon.“

„An den General Grandſon!“ rief Frau von Wahl, unfähig ihr Erſtaunen zu bergen. Sie hatte ſich in Acht genommen, dieſen Mann auch nur von ferne zu erwähnen, und jetzt wollte Thereſe an ihn ſchreiben! „Weißt Du auch, was Du thuſt, Du armes Kind?“ fragte ſie ein wenig leidenſchaftlich. „Dieſer Brief ſcheint mir eine Unbeſonnenheit und kann von ſchweren Folgen für Dich ſein. Man muß ſein Schickſal nicht citiren, Thereſe! es kommt von ſelbſt.“

Vielleicht beging Frau von Wahl in ihrem Schutzeifer eine größere, als ſie dies ſprach und jedenfalls eine Sünde wider den heiligen Geiſt der Argloſigkeit.

Thereſe ſtand beſtürzt, dann ſagte ſie unter einem ſchwindenden Erblaſſen: „Sei unbeſorgt um mich, mein Mütterchen! ich will und muß nur mein Verſprechen halten; es läßt mir keine Ruhe, ſo lange ich Jemand traurig weiß.“

„Dein Verſprechen!“ wiederholte Frau von Wahl mit Gewicht im Ton, „ſo haſt Du dem General verſprochen, ihm zu ſchreiben? Doch darf ich hoffen, daß Dein Vater Wiſſen davon habe.“

Thereſe ſchüttelte den Kopf und ſagte nach einigem Stillſchweigen: „Du biſt in einem Irrthum, meine Freundin. Der Brief, den ich dem General ſchreiben muß, ſteht in gar keinen Bezug auf mich ſelbſt und ſoll ihn nur veranlaſſen, etwas Böſes wieder gut zu machen.“

„Du ſprichſt in Räthſeln, liebes Kind!“ entgegnete Frau von Wahl, halb begütiget, halb beunruhiget, „und denkſt in Deiner Unſchuld an nichts Verfängliches. Aber der General als ein Mann, dem ſelbſt Dein Vater Eitelkeit Schuld giebt, und dieſe iſt in ihrer Reife am ſchlimmſten — wird Dein Schreiben an ihn zu ſeinem Vortheil auslegen“ —

„Schwerlich wird er das können“ — antwortete Thereſe, indem ſie mitleidig lächelte. „Und ebendeßhalb, weil es eine Demüthigung für ihn enthält, ſoll er es durch mich erfahren, durch mich, die er lieb hat.“

„Dies weißt Du,“ ſagte Frau von Wahl, indem ſie einen ängſtlichbittenden Blick auf das holde Weſen heftete, das ruhig vor ihr ſtand, „und biſt nicht bange? Thereſe!

Ich will mich nicht in Dein Vertrauen eindrängen; aber in Deinen Jahren ſind Heimlichkeiten jeder Art gefährlich. Laſſe mich daher nicht in Ungewißheit, daß Dein Vater in Kenntniß von Allem iſt, was Dich betrifft und was Du thuſt.“

„Eine mutterloſe Waiſe wird früh mündig,“ ſagte Thereſe ſchmerzlich, und der Blick, der dieſe Worte begleitete, füllte ſich mit Thränen. „Mein Vater iſt gut und vernünftig, allein er iſt von ſtrengen Grundſätzen, und dürfte ich mir ein Urtheil über ihn erlauben, ſo würde ich ſagen, er habe ſeine Vorurtheile. Was ich in dieſen ſchone, iſt nicht mein Geheimniß, ſonſt wäre es keines für ihn. Unglück aber iſt Jedem heilig, und Gott erwählt zuweilen ein ſchwaches Werkzeug zu ſeiner Hülfe.“

Frau von Wahl ſchwieg, als dächte ſie dieſen Worten nach. Dann ſagte ſie: „Es muß heraus, Thereſe! Du biſt kein Kind. Dein Vater muthmaßte, der General könnte auf den Gedanken kommen, Dich heirathen zu wollen.“

„Mich?“ fragte Thereſe mit Lächeln. Ein Engel war in dieſem Lächeln, ein reiner Geiſt der Sicherheit.

„Scheint Dir dies ſo fremd?“ fragte Frau von Wahl, „und verneint Dein Gefühl oder Dein Wiſſen dieſe Möglichkeit?“

„Beides?“ antwortete das Mädchen. „Es mag anders ſein, wo das Herz Ja und Amen ſpricht. Nein! da kenne ich den General beſſer. Er fühlte ſich nur angezogen, weil er empfand, daß meine Seele ihm Etwas zu ſagen wüßte — doch ſo lange ich ihn ſah, konnte ich eine gewiſſe Zurückhaltung nicht überwinden.“ Hierauf entzog Thereſe ſich frei und unbeſchuldet dem ſcharfen Verhör, was über ſie ergangen war. Frau von Wahl blieb in lebhafter Unruhe allein.

Sie dachte an das Geheimniß der Sympathie, was ſich ſelbſt durch offenbare Widerſprüche der Natur geltend macht. Doch fand ſie es für gut, dem Pfarrer dies Geſpräch und ihr Bedenken mitzutheilen. Er ſprach: „Laſſen ſie das liebe Kind nur gewähren! Hätte ich doch kaum geglaubt, daß Thereſe dieſer Entſchließung und Verſchloſſenheit fähig wäre. Sie beſitzt demnach *die göttliche Kraft, einem Menſchen zu trauen.* Das bürgt für ihren *Werth.* Sie iſt *verſchwiegen* — *und ein Weib, was ſchweigen kann, das iſt eine Gabe Gottes.* Gnädige Frau! das Fräulein hat meine ganze Achtung.“

Ein Geheimniß auch in der anſpruchloſeſten Form erregt unter dem Dache einer Frau allemal große Unruhe und drängt den weiblichen Geiſt in ſich ſelbſt und zu denen hin, die ſeine innerſte Nähe theilen. Frau von Wahl war durch ihre Unterredung mit dem Geiſtlichen nicht ganz befriediget. Die Wahrnehmung, daß Thereſe *Charakter* hätte, den ſie erſt aus dieſem reinen, jungfräulichen Wachs, was ſie nur *fügſam* gehalten, zu bilden hoffte, erſchien ihr im Licht einer leiſen Beſchämung über dieſen Irrthum. Sie dachte jetzt öfter an Madame Jagemann. Die klare Anſicht der alten Frau war ihr ſonſt in zweifelhaften Fällen zu Hülfe gekommen. So beſchloß ſie, des andern Tages nach der Stadt zu fahren und Weihnachtsgeſchenke einzukaufen, wobei Thereſe aus bewußten Gründen nicht mit durfte.

Als Frau von Wahl in das Wohnzimmer ihrer Freundin trat, fand ſie ſtatt ihrer einen bildſchönen, aber tödtlichblaſſen jungen Mann, wie in häuslicher Bequemlichkeit, auf dem Sopha ſitzen. Er entfernte ſich ſogleich, um Madame Jagemann zu rufen. Der Schatten dieſes fremden leidenden Geſichts, vielleicht auch der erlittener Kränkung — trat zwiſchen die Umarmung der beiden Frauen und warf ſeinen entfärbenden Schein auf die vertrauten Züge, welche Frau von Wahl in ſo veränderten Beziehungen wieder ſah. Madame Jagemann hatte binnen ihrer kurzen Trennung mindeſtens um zehn Jahre gealtert. Ach! es giebt Schmerzen, welche ſo in den Kern unſeres Innerſten dringen, daß weder Leib noch Seele ſich vor ihnen halten kann! — Mit unverſtellter Freude reichte ſie der Kommenden die Hand und ſprach: „Das iſt ſchön von Ihnen, Thereſe, daß Sie mich nicht ganz vergeſſen haben.“ Sie lächelte krank.

Der Frau von Wahl gingen die Augen über: „Hätte ich gewußt“ — ſagte ſie vorwurfsvoll, „daß ſie unwohl wären, ſo wäre ich früher gekommen. Mein Gott! was fehlt Ihnen denn?“

„Wenn ich es ſelbſt wüßte!“ antwortete Jene; „ſeit meiner Rückkehr von Groß-Eſenbach habe ich mich nicht gut gefühlt. Ein beſtändiges Fröſteln, Beklemmung, Nervenſchwäche — dabei unterliege ich einer ſeltſamen Täuſchung. Es iſt, als wäre all meine geprieſene Geſundheit nicht wahr geweſen, als empfände ich jetzt erſt, wie ſo wehe mir ſchon längſt zu Muthe ſei. Was ſoll ich um ſolcher Einbildungen einen Doctor bemühen?“

„Es ſcheint mir jedoch ſehr nöthig“ — entgegnete Frau von Wahl dringend. „Wer war der junge Mann, den ich vorhin ſah?“

„Ein Schauſpieler, Namens Wolfram,“ verſetzte Madame Jagemann. „Ein höchſt talentvoller Menſch! Schade um ihn! Er iſt mein Gaſt für dieſen Winter und mein Troſt.

Nie habe ich deutlicher empfunden, daß Wohlthun Zinſen trägt, als jetzt, wo mir das Vermögen fehlt, mich zu erheitern, und die Theilnahme einer dankbaren Seele dieſem Mangel ſo liebreich abhilft.“

„Sie haben ihn unterſtützt?“ fragte Frau von Wahl etwas leiſer als zuvor. —

„Nicht ganz im gewöhnlichen Sinne,“ antwortete Madame Jagemann. „Das war eine tragiſche Geſchichte mit dem armen Wolfram. Er wurde vor mehren Jahren bei dem Gange vom Theater meuchlings überfallen und für todt gehalten. Sie ſehen es ihm auch wohl an; dieſe Farbe, die man vom Rande des Grabes mitbringt, verwiſcht ſich nie. — Der Beſchreibung nach, mußte dies kein gewöhnlicher Menſch und kein gewöhnliches Unglück ſein, was ihn betroffen. Ich gab eine Summe Geldes, daß nichts für ihn geſpart werde und wünſchte ihn zu ſehen, wenn er wieder hergeſtellt würde. Er kam, kaum geneſen. Seine Schwäche, ſein gebeugter Muth bewegte mich; es war Stolz, wenn auch ein verzeihlicher, was ihm die Dankbarkeit, welche er mir ſchuldig wäre, als eine Laſt empfinden ließ. Ich verſicherte ihm, daß er ſich darüber kein Bedenken machen dürfe; eine Freundinn der Kunſt handle nur in ihrem eigenen Intereſſe, wenn ſie einem Künſtler etwas zu Gute thue. Sein Gemüth war wohl noch tiefer verletzt, als ſeine Lungen, und es that mir leid zu ſehen, daß es doch mit ihm vorbei wäre. Er hatte, wie ich wußte, ſeinen Beruf mit Leidenſchaft geliebt. Ich ſagte ihm, wie ſehr, wie lange er ſich werde ſchonen müſſen. Dazu erbot ich mich, für ihn zu ſorgen, bis ſich anderweitig eine Ausſicht für ſein Fortkommen eröffnen würde, wenn er ſich meinem Rathe überlaſſen wolle. — Verlaſſen Sie Ihr Vaterland für einige Zeit — ſagte ich ihm; gebrauchen Sie da, wo eine mildere Luft haucht, als hier, heilſame Quellen und vergeſſen Sie im Strome des Lebens, daß es Mörder auf Gottes lieber Erde giebt.“

„Und wen hatte er denn ſo tödtlich beleidiget? aus welcher Urſache wurde denn Gewalt an ihm verübt?“ fiel Frau von Wahl ihrer erzählenden Freundin in die Rede.

„Ein Officier war der Thäter — aus Eiferſucht!“ antwortete Madame Jagemann. „Man ſprach von einem zärtlichen Verhältniß zu einer jungen Frau, welches längere Zeit im Dunkeln geblieben — von geheimen Zuſammenkünften. Es widerte mich an, genau danach zu fragen, weil mir der Wolfram ſo lieb geworden war, daß ich ihm nichts Unedles hätte zutrauen mögen. — Es war mir gleichgültig, daß er ſeinen Namen ablegte; Wolfram hieß er nicht zuvor. So iſt er einige Jahre entfernt geweſen. Er hat die größten Theater beſucht, große Leiſtungen geſehen und an den Strahlen des Ruhmes hat ſeine erloſchene Kraft ſich entzündet. Jedes Wort, was er ſchrieb, athmete Begeiſterung. Meine Abſicht war, ihn der Bühne zu entfremden, und er hat ſie um ſo gewiſſer als ſein Element erkannt. Was iſt's doch um die Abſichten der Menſchen! — Als ich von Groß-Eſenbach zurückkehrte, fand ich ihn. Und wie ſo ſehr zur rechten Zeit!“ Madame Jagemann ſeufzte aus gepreßter Bruſt.

„Und was wird nun mit ihm?“ fragt Frau von Wahl.

„Vor der Hand iſt er mein Troſt, ja mein Wohlthäter geworden“ — antwortete Madame Jagemann. „Die Innigkeit ſeiner Theilnahme läßt mich minder fühlen, was mir fehlt. Er lieſt mir vor, da ich das Schauſpiel, ſonſt mein Liebſtes, nicht mehr beſuchen mag. Wir leſen alte, gute Stücke.“ —

„Und auf den Frühling kommen Sie zu mir?“ fragte Frau von Wahl, indem ihre Stimme ein ſchmerzliches Gefühl bekämpfte.

Madame Jagemann lächelte ſie ungläubig an, doch war eine leiſe Zuſage in ihrem ſprechenden Blick.

„Den Wolfram ſende ich dann nach G—“ ſagte ſie, „wo Roſa und ihr Mann für ſeine Anſtellung bei daſiger Bühne beſtens ſorgen mögen.“

„Aber — erlauben Sie mir“ — entgegnete Frau von Wahl, „wird dies gerathen ſein? Hat meine vorſichtige Freundin auch bedacht, daß der Juſtizrath von Krug eiferſüchtig iſt? Wer einmal das Opfer dieſer furchtbaren Leidenſchaft geworden“ —

„Ebendeßhalb!“ erwiederte Madame Jagemann, „für die Liebe iſt mein blaſſer Freund erſtorben, und ich denke, er ſoll jenem erhitzten Ehemanne als ein warnender Geiſt erſcheinen.“

Frau von Wahl verſchwieg, was ſie dagegen hätte ſagen können; auch über die jüngere Thereſe ward kein Wort gewechſelt, obgleich die ältere ein paar Mal verſuchte, ihren Schützling dem Geſpräche einzuflechten. Dieſer Antrieb des alten Vertrauens ward jedoch in ſeinen Knospen raſch abgebrochen, und Madame Jagemann ſprach nur von Roſa. „Ach!“ ſagte ſie, „dies Verhältniß iſt der Dorn meines Alters! welch ein herzkränkender Kummer für mich! Wahr iſt's, was ich vor einigen Tagen las: Wie oft verbrennt man ſich an Neſſeln, die man ſelbſt geſäet hat! — An ſolchem Neſſelgarn ſpinnen nun meine Gedanken und bringen nichts heraus; es wird und kann kein gutes Ende nehmen.“

Frau von Wahl verſetzte hierauf mit verhaltener Innigkeit: „Gott webt einen Faden der Aushülfe mitten durch unſere Verirrungen, und wer nur feſthält am Hoffen, der wird und muß doch endlich das Rechte finden."

Ein paar verkürzte Stunden waren ſchnell hinweg, von den Einkäufen der Frau von Wahl war kaum die Rede geweſen, ſo daß es unerläßlich ſchien, ſie werde vor dem Feſte noch einmal zur Stadt herein müſſen.

Frau von Wahl freute ſich heimlich eines zwingenden Anlaſſes, den ihr freier Willen vollkommen beherrſchte; denn ſie hatte mehr als jemals das Gefühl einer unauslöſchlichen Anhänglichkeit an ihre alte Freundin empfunden. Sie zürnte ſich ſelbſt, ſo lange ohne dieſe, ihr liebgewordene Vertraute geblieben zu ſein, unterdeſſen Fremdes die gegenſeitige Innigkeit theilweiſe aufgehoben; denn auch ein krankhafter Zuſtand war der geſunden Matrone ſonſt fremd geweſen. Frau von Wahl empfand, wie gefährlich jede Lücke in der Freundſchaft ſei. Madame Jagemann, obgleich in leidendem Verhalten, hatte den Eindruck ihrer Perſönlichkeit in ſeiner ganzen Ausdehnung über ein ihr hingegebenes Gemüth erneuert. „Ich hätte mich nicht binden laſſen ſollen," ſagte ſie ſich im ſtillen Tadel; „denn auch Thereſe ſieht ein, daß ihr Vater ſeine Vorurtheile habe."

„Geſtehe es nur, Du haſt geweint? nicht?" ſagte Frau von Wahl daheim zu Thereſe, als ſie ihr tief in die lieben Augen ſah. Das Mädchen wollte lächeln, konnte aber nicht lügen und geſtand in einem naſſen, bittenden Blicke die reine, herbe Wahrheit.

„Warum biſt Du traurig, liebe Seele?" fragte Frau von Wahl beſtürzt. „Wer hat Dir was zu Leide gethan? um Gotteswillen, ſprich, mein Kind!"

„Niemand! o nichts!“ verſicherte Thereſe faſt ängſtlich. „Des Vaters Bild ſtand nur ſo deutlich vor mir, wie noch nie! ich vernahm ſeine Stimme, wie er Thereſe! Thereſe! rief. Dieſer traute Ton ſchlug an mein Herz, daß es ſtärker klopfte; ich fühlte, er war mir nahe in dieſen Augenblicken. Ich dachte, wie es ſo hübſch wäre, wenn ich ihm die Pfeife brächte und ich ſie glimmen ſähe im Düſter der Abenddämmerung.“ Thereſens Wangen flammten und ſie fing leiſe mit dem Finger ein Tröpflein an der Wimper auf.

„Du haſt Dich nach dem Vater geſehnt, armes Kind!“ antwortete Frau von Wahl; „ich hätte Dich nicht allein laſſen ſollen. Sei ſtill und vergnügt, liebe Traute! Dein Vater denkt mit Liebe an uns.“

„Wenn ich ihm doch eine Freude machen könnte!“ ſprach hierauf Thereſe in heißem Drange, und ſollte ich ſie auch mit dem größten Schmerze bezahlen.“

„Dies ſollſt Du!“ verhieß Jene; „eine Freude wollen wir ihm verſchaffen, nur frägt es ſich womit? Weißt Du nicht, was er ſich etwa wünſcht? Wir fahren ſehr bald zuſammen nach der Stadt, da könnten wir darauf bedacht ſein.“

„Ach, der Vater hat beinahe gar keine Wünſche, er bedarf ſo wenig“ — ſagte das Mädchen, und ein kleiner Seufzer klagte dieſe philoſophiſche Genügſamkeit eines braven Mannes faſt als einen Fehler an. „Neulich äußerte er einen Wunſch; aber der iſt wohl nicht zum Erfüllen — Du würdeſt mich auslachen“ —

„Du biſt eine liebreiche Tochter!“ erwiederte Frau von Wahl und ſtreichelte Thereſen die feine Wange, „nenne geſchwind das Verlangen des Vaters, wenn es abzureichen iſt — und dem Wohlwollen iſt viel, viel möglich!“

Doch Thereſe zauderte noch, hoch und immer höher erröthend; aber ihre Freundin ließ nicht nach.

„Mein Vater,“ ſagte die Erſtere ſchüchtern, „ſpricht nämlich oft und ſtets mit Entzücken von der Wohnung, die er als Lieutenant inne gehabt. Die Ausſicht nach dem Hauſe der Madame Jagemann, ein kleiner hölzerner Balcon voll Blumen, wo er Abends die Flöte geblaſen — der Brunnen im Gäßchen mit dem überſchattenden Baume; — dies Alles ſteht und blüht vor ſeinen Augen. An die getünchte Wand hat der Vater die ſchönſten Pferde mit Röthel gezeichnet, weßhalb ſeine Kameraden ihn den Meiſter Wouvermanns genannt. Unlängſt war eine kleine Geſellſchaft Herren bei uns, und ein gelehrter Edelmann darunter. Sie ſprachen viel von Glasmalerei, und als ſie fort waren, bat ich den Vater, mir zu ſagen, was es wäre? Er that es in der Kürze und Unmuth. Der iſt ſelbſt ein gothiſches Fenſter, ſagte er und meinte den Edelmann damit; aus dieſem ganzen langweiligen Geſpräche leuchtet nichts, als die Sucht, mit ſeinen Kenntniſſen zu glänzen. Wenn ich die Glasſcheibe jenes Fenſters hätte, darein ich nur Einen Namen geſchnitten — den liebſten mir auf dieſer Welt — den Diamant von ſeiner Mutter trägt der Vater noch — die Farben der älteſten Kunſt, die dennoch nie veraltet — ſpielten mir himmliſch vor der Seele.“

„Wir wollen nach der Stadt — morgen!“ ſagte Frau von Wahl, abgewendeten Geſichts. „Zu meiner Zeit — ich erinnere mich genau — war jenes Haus im Concurs und iſt in die Hände der Juden gefallen. Eine höfliche Bitte, oder der Schlüſſel, dem nichts verſperrt iſt, als der Himmel — wird uns hoffentlich auf ein paar Minuten das ehemalige Zimmer Deines Vaters öffnen. Siehe dann ſelbſt.

Dieſe Scheibe — — nun vielleicht! es iſt ja Sonderbareres erzielt worden — durch Geld. Dann kaufen wir bei Saſſ, dem Kupferſtichhändler, den großen Pferdemarkt, daß Dein Vater dabei an ſeine Wouvermanns und an die harmloſe Luſt jener Verſuche denke. Biſt Du nun zufrieden?“ Thereſe war es herzlich. Sie nahm kindlich dieſe Vorfreude mit ſich in den Schlaf.

Aber Frau von Wahl blieb lange wach; denn die Geiſter ihrer Jugend ſcheuchten den Schlummer von ihren Augenliedern. Sie drückte die Hand auf das unruhige Herz, und ihr Gedanke flüſterte: „O! bleib' in deinem Grabe, geſtorbene Liebe du!“ Nein! die Liebe ſtirbt nicht! die Liebe ſtirbt nie! Sie ſchläft nur unter dem Getümmel, wie das heilige Mägdlein, welches der Göttliche erweckte.

Diesmal ſtieg Frau von Wahl in einem Gaſthof ab, und ihr erſter Gang mit Thereſe war nach jenem Hauſe. Die Ladengewölbe waren abgeſchloſſen, ein langer finſterer Flur wollte kein Ende nehmen, und in irrender Scheu fanden die Damen ſich nach einem vergitterten Comtoir im Hof zurecht, wo — wie man ſagte — der Disponent der jüdiſchen Handlung ihnen Beſcheid geben würde. Alles, was ſich hier erblicken ließ, ſah bange, wie Concurs aus. Thereſe wunderte ſich unter Schauern über die ſtarke Phantaſie ihres Vaters; dieſe ſchwarzen Eiſenſtäbe ſtemmten ſich gegen jeden freien Athemzug ihrer Bruſt.

Der Bevollmächtigte vernahm mürriſch und mißtrauend den Wunſch, den Frau von Wahl mit der einnehmendſten Freundlichkeit vortrug. Er lächelte wie ein Scherge der Unempfindlichkeit und um nicht lange aufgehalten zu werden — da er eben mit andern als gefühlvollen Erinnerungen beſchäftiget ſchien — winkte er einem lauſchenden Commis die Damen nach dem bezeichneten Zimmer zu führen. „Sie werden es jedoch ſehr verſtört finden,“ ſetzte er, zu ihnen gewendet, hinzu; „der alte Manaſſe, der vormals Rabbiner war und erſt vor einigen Tagen zurückgekommen iſt, wohnt darin.“

Thereſe ſchmiegte ſich beklommen ihrer Vorgängerin an, ſchweigend erſtiegen ſie die Treppe. Jetzt öffnete der Commis die Thür, murmelte ein paar Worte in der Sprache ſeines Volkes und verſchwand.

In dem Zimmer, über welches die Poeſie des Andenkens jenen ſanften Glanz verbreitete, der vom Gemüth ausſtrahlt, war eine troſtloſe Leere, und ein feiner Rauch, der ſich ſpüren ließ, hüllte die öde, nackte Wahrheit wie in einen Flor. In dem Augenblicke, als Frau von Wahl und Thereſe eintraten, blitzte die Sonne durch das unbeſchützte Fenſter, verklärte die Ausſicht und flimmerte in dem ſilberweißen Barte eines Greiſes, der in verblichener Tracht, die einſt ſchwarz geweſen, als ein Bild des Alters und des Jammers vor ihnen ſtand. In ſeinem erloſchenen Blicke ging ein Licht, ein heiliges Entſetzen auf, als ob er Engel erſcheinen ſähe. Auch widerlegte Frau von Wahl durch die Art und Weiſe ihrer Anrede dieſen Glauben eines Unglücklichen nicht, der eben aus der Nacht des Kerkers kam.

Thereſe ſtand ſchon am Fenſter, die Scheiben waren erblindet; aber ihren Namen fand ſie unzählige Mal und rief ihn laut aus vor Freuden.

Frau von Wahl betrachtete lange dieſe veralteten Züge mit flammendem Blicke; vielleicht dachte ſie dabei an den Diamant, den man verſchenken muß — vielleicht thränten ihre Augen nicht allein vom blendenden Schein der Sonne. Thereſe fragte kindlich den Alten nach den rothen Pferden an der Mauer, welche ihr Vater gezeichnet und die wohl längſt vertilgt wären? Der Greis zuckte die Achſeln und ſprach mit jämmerlichem Tone: „Hie iſt weder Wand noch Tüncher — die Tochter der Chaldäer hat keinen Stuhl mehr. Siehe! ich bin ein dürrer Baum, und meine Augen fließen mit Waſſer, da ich dies liebe Fräulein anſehe; denn ich hatte auch ein Kind, was meiner Jahre Luſt und Freude war.“

„Und iſt es geſtorben?“ fragte Frau von Wahl theilnehmend den Alten. Er ſah mit einem Lächeln herzzerſchneidenden Grames zum Himmel auf und ſprach: „Ich weiß nichts, als daß ich ein elender Mann bin. Niemand wird meine Hütte wieder aufrichten.“

Wie gern auch Frau von Wahl gewußt hätte, worin ſein Unglück beſtände, ſo war doch dieſer Alte ſichtlich zu zerſchlagenen Geiſtes für die Neugier, und ſeine zerbrechliche Geſtalt forderte ſelbſt Schonung vor den leiſen Rührungen des Mitleids. Sie wagte auch nicht, ihm Geld zu geben, ſondern nannte ihm nur ihren Namen und ihr Gut, wenn ſie ihm irgend worin nützlich ſein könne. Darauf überließen ſie den Greis der treueſten Freundin des Kummervollen, der Einſamkeit, und Thereſe faßte, noch einmal zurückblickend, die Wohnung, bei deren Gedenken ihrem Vater das Herz lachte, in ein weinendes Auge auf.

In dem Gaſthofe angelangt, war Frau von Wahl im Begriff, an den Diſponenten ein Billet zu ſchreiben, worin ſie ihn artig fragte, ob er ihr für einen Preis die Fenſterſcheibe überlaſſen wolle, wenn es geſchehen könne, ohne daß der arme, alte Mann behelligt würde, den ſie zu entſchädigen wünſche, und nicht bloß für einen Augenblick. — Ein ältlicher Aufwärter erſchien. — Frau von Wahl fragte nach dem Namen des Geſchäftsführers, nach dem Rabbiner, und ob Niemand wiſſe, was dieſem jammervollen Greiſe Trauriges begegnet ſei. — „O ja wohl!“ antwortete Jener, „das war eine ſchauderhafte Geſchichte. Der Rabbiner ſtand bei den Juden in großem Anſehen, auch Chriſten nannten ihn einen ehrenwerthen Mann. Er galt überall für einen Menſchenfreund, der kein Kind beleidigte. Sein Bruder Manaſſe aber war ein habſüchtiger Judas, dem kein Wucher, kein Verrath zu ſchnöde war. Nun wurden verpichte Kiſten — es werden nun etliche Jahre ſein — aus dem Hauſe verladen und ein Wagen voll, wie mit Kaufmannsgütern, befrachtet. Unterweges mußte etwas daran geſchehen, und wie Gott den Schaden beſieht, ſind die Kiſten mit brennbarem Stoff gefüllt; das Grenzſtädtchen, wo die große Niederlage iſt — es ſchwebt mir auf der Zunge — hat in Feuer aufgehen ſollen. — Die Brandſtifter waren entwiſcht, ſo iſt die Sache doch nicht recht ausgekommen. Nun wird bei Nacht und Nebel der Rabbiner aus dem Schlafe geriſſen, und in Ketten und Banden gelegt, als verdächtig, daß er theilhaft wäre an dem Verſuche.“

„Nachdem er ſo lange in dem Gefängniß geſchmachtet, hat man ihn für unſchuldig befunden — und entlaſſen. Es iſt eine Sammlung für den armen, alten Mann im Werke. Wer aber giebt ihm etwas für die ausgeſtandene Angſt und für die Schmach?“

„Gerechter Gott!“ rief Frau von Wahl mit Grauſen. „Wo aber habe ich dies Alles ſchon einmal gehört? Es ſchwebt mir wie ein Schatten durch die Seele. Es giebt Wiederholungen in uns, ſo lebendig, ſo ahnungsreich, daß man ſchwören könnte, daſſelbe wäre ſchon da geweſen.“

„Ja," ſagte der profane Zeuge dieſes Selbſtgeſprächs, „es geſchieht nichts Neues unter der Sonne!"

Nicodems dritter Brief an die Mutter.

F—, im Januar 18—.

Glück zum Neujahr, innigſt verehrte, liebe Mutter! Mit dieſem Wunſche, den ich aus weiter Ferne auf Deine Lippen küſſe, die mich in jedem Augenblicke anlächeln, möchte ich Dir mehr noch geben, als ihn: Freude an meinem Glück! in aller Erfüllung, deren Deine ſanfte Seele fähig iſt. Habe nur Geduld mit mir, meine Mutter! Das Schöne, das Köſtliche wird nicht im Umſehen gefunden; „denn alles Echte giebt ſich ohne Schein, und alles Höchſte birgt die ſtille Tiefe." Wie oft verſenke ich mich in dieſe Gedanken! Werde ich des Lebens Perle finden? Wird die Liebe meinem Daſein Werth verleihen? Oder werden kommende Geſchlechter in den ewigen Strömungen der Welt über das ſpurloſe Grab eines einſamen Mannes hinrauſchen? — Vergieb, liebſte Mutter, wenn dieſe Fragen Dich betrüben ſollten. Glaube mir, ich bin deßhalb gelaſſenen Muthes. Wird mir die Sehnſucht einmal zu mächtig, ſo ſorgt der Himmel für einen Tropfen Wirklichkeit, auf daß mein Wunſch beſcheiden bleibe und ſtill.

Dein letzteres Schreiben hat mich ſehr befriediget; ich fühlte mich in Deine Nähe verſetzt, ich ſah Dich Deiner Thereſe gegenüber, die Du mir mit weiblicher und mütterlicher Vorliebe beſchrieben. Sie ſteht vor meiner Seele. Phantaſie und Liebe haben eine einbildende Kraft, einen

Zauber, der geiſtig und wunderbar auf die geheimſten Sinne wirkt. Mit der innigſten Deutlichkeit ſehe ich Dein theures Bild vor mir, erkenne Dich auch in dieſem Verhältniß und höre Deine klare, klingende Stimme Worte der Güte zu dem lieben Weſen reden, welches Deiner Obhut anvertraut iſt, und wie Du leiſe auf das hindeuteſt, was Dir nöthig ſcheint. Mutter — aber *berede* das Mädchen nicht, zu *nichts*! — die Freundſchaft der Frauen äußert ſich zuweilen wie Geſchäftigkeit und iſt nicht enthaltſam genug. Aber nur die *Freiheit* jeglicher Entfaltung iſt das Schönſte, und das Blättchen, welches an der Knoſpe gelockert worden iſt, ſchadet dem vollen Reiz der Blume.

Den Baron habe ich geſprochen. Er iſt ein ſehr beglückter Bräutigam. Wohl ihm! Er iſt geſonnen, ſein Gut zu verkaufen und zwar recht bald, wenn es ſein könnte. Das ſcheint mir nicht ganz in der Ordnung. Die Güter der Frau nehmen den Mann als einen Fremdling auf und im Cabinet der Ehe wird er höchſtens nur Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten. In das *Seine* muß der Mann das Weib führen und es als ſein eigenſtes in ſein Haus, ſein Herz, in ſeine Arme ſchließen. — Dies habe ich dem Guſtav auch geſagt, allein es war höheren Orts ſchon anders beſchloſſen. Und ſo folgt er der ſchönen Braut ſchon jetzt nach der Reſidenz, wo ſie den Winter zubringen will, bis auf das Frühjahr die Hochzeit in Lucine vollzogen werden wird zugleich mit der des jungen Grafen Lilien. Dann wollen ſie auf Reiſen gehen. Der Beſchreibung nach ſcheint ſeine Zukünftige für ein Leben der Häuslichkeit nicht zu paſſen, und inſofern paßt ſie für den Baron. Er kennt nichts Fürchterlicheres, als ein ſtetes häusliches Einerlei, als Langeweile; dieſer zu entfliehen iſt er ſo raſtlos. Ich entſinne mich, daß ihm ein alter Orthodox einſt vorwarf, er habe eine unerſättliche Sucht nach Neuheit; eine Krankheit, zu deren Heil er heirathen müſſe, denn ſchon im alten Teſtamente werde geſagt: „Siehe! etwas Neues geſchieht auf Erden! Ein Weib wird einen Mann umgeben.“

Unſere Wege gehen daher aus einander; das iſt nun ſo. Wir werden immer gute Freunde bleiben. Er maßt ſich an, Niemand ſolle den Ehemann in ihm ausfinden — wozu ich lächeln mußte.

In O—, wo ich das Feſt über zu bleiben gedacht, trete ich in eine Buchhandlung und frage nach den „Zeichen der Ehe“ von Steigenteſch, ein drolliges Werkchen, welches ich in einem Gelüſt von Neckerei für den Baron kaufen wollte. Es war nicht vorhanden. Auf dem Ladentiſche lag Hippels Buch über die Ehe, neueſte Auflage. „Nun ſo nehme ich dies“ — ſagte ich.

„Dies Exemplar iſt bereits in Beſchlag genommen, und wir haben weiter keins auf dem Lager“ — antwortete ein junger Commis.

„Wer hat es denn?“ fragte der Geſchäftsführer, der ein gebildeter Mann ſchien. „Nun, wer anders, als der Subſenior?“ erwiederte der Jüngere. Jener ſagte: „Der Subſenior ließe Ihnen vielleicht dies Exemplar ab und geduldete ſich einſtweilen. Es käme auf eine Frage an; auch verlohnte es ſich nebenbei dieſer Bekanntſchaft, denn er beſitzt eine ſchätzbare Bibliothek und — merkwürdig — alle ausgezeichneten Schriften über die Ehe, obgleich er ſelbſt ein ſublimer Hageſtolz iſt.“ Hageſtolz! dachte ich; ſchon wieder dies verhaßte Wort. Als hätte der Geſchäftsführer den Gedanken errathen, dem ich doch keinen Laut gab, fuhr er fort: „Eigentlich könnte man ihn ſo nicht mehr nennen, denn in dieſem Alter verſchwinden die Unterſchiede des Geſchlechts."

„Ein Greis alſo?" fragte ich; „und wohl gar im Zuſtande der letzten Kindheit?"

„Bitte um Entſchuldigung!" war die Antwort, „ein Mann von unverwüſtlichen Geiſteskräften, allgemein geachtet, der beliebteſte Prediger an der Frauenkirche. Er iſt das Haupt der hieſigen Geiſtlichkeit, und eine milde Weisheit macht ſein graues Haar ehrwürdig."

Ich ergriff ohne Weiteres meinen Hippel, bat um den Namen deſſen, der Anſpruch darauf hätte, und ohne ſelbſt zu wiſſen, wie es zuging, war ich auf dem Gange zu ihm. Als ich an die Wohnungen der Diakonen kam, tummelten ſich Kinder umher, mit Tannenzweigen in den kleinen, frierenden Händen; vielleicht ſchmückten ihre Mütter den Chriſtbaum für das wilde Völkchen. Deſto auffallender war die öde Ruhe, welche um das Haus des Subſeniors webte. Eine blaſſe Frau mit bangen Zügen verſprach, mich bei dem Herrn zu melden und ſchlüpfte die Treppe hinan, welche mit einem Teppiche belegt war, wie denn aus jedem Winkel die ſauberſte Ordnung hervorſah. Ich trat in ein geräumiges Zimmer, das mir ſehr heimlich vorkam, und fand einen kleinen, hagern Mann, mit der zufriedenſten Miene, die man ſich denken kann. Bücherſchränke nahmen die Seitenräume ein, die größten Geiſter waren hier verſammelt. In ſtiller Größe ſtand ein Chriſtus von Marmor auf ſeinem Schreibtiſche; Diogenes von Sinope, eine treffliche Copie jenes berühmten Gemäldes Adrians von der Werff, ſchaute von der Wand — die Fenſtervorhänge waren dunkel und durch einen Hang von Epheu noch verdüſternder. Doch überall die größte

Reinlichkeit, bis zur Pedanterie getrieben, nirgend ein Stäubchen. — Der kleine Mann der Kanzel blickte mit freundlicher Neugier zu dem Fremden auf, und ich fühlte mich von dem erſten Athemzuge dieſer Nähe geiſtig und friedſam angeweht. Mit kurzen Worten ſagte ich ihm den Anlaß meines Beſuchs und bat ihn, mich ſeiner näheren Bekanntſchaft erfreuen zu dürfen. Wir waren bald in tiefem Geſpräch, und er wollte einen Heirathscandidaten in mir erkannt haben. „Wenn wir der Wahrheit die Ehre geben wollen,“ ſagte er mit einer gewiſſen Förmlichkeit der Ausdrucksweiſe, die an ſein Amt erinnerte, „ſo wäre über dies Capitel den jungen Männern jetziger Zeit der Text zu leſen. Es erquickt daher, der Ehe geheiligtes Inſtitut noch von dem Wunſche eines Freiledigen geehrt zu finden.“

„Und Sie ſelbſt, Herr Subſenior, waren nie verheirathet?“ fragte ich ihn.

„Nie!“ antwortete er mit einem leidſamen Lächeln, „und fragten Sie mich, aus welchem Grunde, ſo wüßte ich Ihnen nur eine einfache Rückwirkung zu nennen. — Mein Vater, der nun lange ſchon in Gott ſelig ruht, ſtiftete für ſein Leben gern Heirathen, und leider eben damit nicht viel Gutes. Es war die einzige Leidenſchaft ſeines ſonſt ſo geregelten Gemüths. Weil denn nun aber jeder Irrthum geſühnt werden muß, ſo iſt es geſchehen, daß ich, ſein Sohn, ledig geblieben bin.“ Ich ſah ihn fragend an.

„Dieſe Logik will Ihnen nicht ſo recht zu Sinne?“ fuhr er fort; „es iſt die der menſchlichen Anmaßung. Iſt es Ihnen nicht ſchon aufgefallen, daß, wo Sie irgend einen berühmten Augenarzt oder ſonſtigen Heilkünſtler getroffen haben, dieſer gewiß einen blinden Freund, ein blödſichtiges Kind oder Jemand Theures hatte, dem nicht zu helfen war?

Dies ſoll vielleicht ſo ſein, auf daß wir fein demüthig bleiben. Ach! wenn mein Vater jetzt aufſtände aus ſeinem Grabe, wie würde er, gleich dem Geiſte des alten Hohenſtaufen, vor ſeinen eigenen, wohlwollenden Thaten erſchrecken! Was iſt der Menſch, der Andere zu beglücken wähnt und wagt? Wir können nichts, als den Menſchen lieben. Die Vorſehung thut Alles. Ich habe meines Vaters Schuld bezahlen müſſen mit Erfahrungen, die mir theuer zu ſtehen gekommen ſind. Alle meine Haushälterinnen waren Wittwen, die durch jenen vermittelnden Eifer zu ihren Männern kamen. Die dermalige iſt eine geſchiedene Frau — und erreichte ich das Alter der Erzväter, ſo würde ich mit Waiſen aus jenem Inſtitut der Heirathsſtiftung verſorgt ſein.“

So ſprach der Subſenior, und ich geſtehe Dir, liebſte Mutter, daß ich herzliches Zutrauen zu dieſem Manne faßte, der mir mit dem ſeinigen ſo freimüthig entgegenkam. Ich konnte nicht umhin, ihm von meiner bisherigen Unſchlüſſigkeit zu ſagen, und wie es dennoch mein ſehnlichſter Wunſch ſei, ein Weib zu finden, fähig, mein Innerſtes zu verſtehen. Worauf er ſagte: „Wenn Gott ſeinen Willen einen redlich ſuchenden Herzen eröffnet, dann entſchließt es ſich ohne Bedenken. Wer da Rath begehrt, könnte nie einen andern erhalten, als jenen claſſiſchen, der da lautet: Heirathe, oder heirathe nicht; es wird Dich Beides gereuen.“

Er ladete mich ein, Thee bei ihm zu trinken. Wir plauderten bei dem Mondſchimmer einer Studirlampe, bei dem Schein der gemalten Laterne. Es war wohl nur eine optiſche Täuſchung, daß der Philoſoph mir ins Auge leuchtete; mir aber war, als hätte ich einen Menſchen gefunden. Der Subſenior erzählte mir eine Menge der intereſſanteſten Fälle aus weiter Vergangenheit her, alle über das Thema der Ehe, worin er unerſchöpflich war.

„Und was lebendige Beiſpiele deutlich zeigen," ſetzte er hinzu, „das lehren die Todten." — Er wies auf ſeine Bücher und nannte den Landprediger von Wakefield einen Apoſtel des Eheſtandes.

„Das Gedächtniß iſt ein Stubengelehrter," ſagte ich; „das ihrige iſt eine Schatzkammer, und wo unſer Schatz iſt, wie die Wahrheit ſpricht, da iſt auch unſer Herz."

„Das Gedächtniß des Herzens iſt die Dankbarkeit, nach der Definition eines Taubſtummen," entgegnete der Subſenior. „Gott will ewig unſer Beſtes, und die Ehe iſt nicht das alleinige Mittel zu dieſem Zweck. Dies dürfte man niemals vergeſſen. Doch kann ich Ihnen nicht Unrecht geben. Vielleicht habe ich über einen Gegenſtand zu viel gedacht und geleſen, der mehr Sache der Empfindung, ein gefühltes Bedürfniß ſein muß. Die innigſte Verbindung darf keine vernünftige Schlußfolge ſein."

„Wahr iſt's, *die Wiſſenſchaft macht den Menſchen traurig*."

„Nach den Beobachtungen, die ich geſammelt, ſind die allerunglücklichſten Ehen in der Zahl derer, welche die Liebe, die *ſogenannte* Liebe ſchloß. Unter den — gerathenen fand ich dennoch die meiſten nur *paſſiv* glücklich. Eine wirklich *gute* Ehe iſt immer und überall eine Ausnahme. Und wenn man Acht giebt, welche kleinliche Beziehungen knüpfen zuweilen das engſte Bündniß oder halten davon ab. So entſinne ich mich, daß einer meiner jungen Collegen, im Willen, um eine ſtille Liebe zu werben, über deren Erwiederung er in Ungewißheit war, Gott um ein Zeichen bat. Es war des Sonntags und er hört eine herzliche Predigt über die Worte: *Stehet die Sache eines Mannes* mit ſeinem Weibe alſo, ſo iſt's nicht gut, ehelich werden. Dies ergreift ihn, und er ließ ab von ſeinem Vorſatze. Später ergab es ſich, er wäre nicht glücklich mit jenem Mädchen geworden. Auch ſind die Töchter der Welt gemeinhin dem Geiſte, wie den Geiſtlichen abhold, und doch kann nur ein frommes Weib dem Manne Segen bringen. Noch ein tiefer Grund wäre zu enthüllen, warum ich unverheirathet geblieben bin. Die Ehen meiner Herren Amtsbrüder ſind hier und da ſo profan, kein Tempelduft in ihren Häuſern, nur Rauch vom Feuer — der Friede des Berufs darf aber nicht verzehrt werden."

Hierauf erwiederte ich in Bezug auf das Obige, wie ich zuweilen gedacht oder gewünſcht: Wenn man die eigentlichſten, die tiefſten Motive mancher Heirath wüßte, welche Aufſchlüſſe würden damit gegeben ſein! und wie ein Anderes, vielleicht der Gegenſatz deſſen, was als bewegender Grund dem Urtheil vorliegt, zum Vorſchein kommen würde.

„Die innerſten Motive!" ſagte der Subſenior, wie entſetzt vor dieſem Gedanken, „dies dürfte weit führen, tief hinab — in Abgründe, vor denen uns ein Grauen ankäme, da ſich der Menſch nur gar zu gern mit hohen Geſinnungen brüſtet. Und wir haben es — weiß Gott! — nicht Urſache. Die innerſten Motive!" fuhr er fort, als könne er dieſes Wort nicht vergeſſen; „in welche Unabſehlichkeit von eitlen Schwächen und kleinlichen Triebfedern würden wir da blicken! — Zwar ſagt mein Herder: Es iſt ſüß, zu fühlen, an welchen zarten Fäden unſere Neigungen zuſammengezogen werden. Ja, ja gewiß, der Treffliche hat Recht; aber es iſt bitter, zu denken, wie oft nur die Gelegenheit, eine geſchäftige Müßiggängerin, den Sinn der Menſchen alſo verwirrt, daß ſie haſtig dem

Suchen ein Ende machen, gleichviel welches? Und dann die Folgen — die Folgen! Der Puls ſtockt mir, indem ich daran denke. Wenn die Idee der Unauflöslichkeit verwirklicht wird, welche Verworrenheit oft! Getrennte Meinungen, aus einander geriſſene Verhältniſſe — oder ein loſer Zuſammenhalt! Wo aber Liebe, wahre, wirkliche, ewig dauernde Liebe die Herzen verbindet, da iſt das Band der Vollkommenheit geſchlungen. Doch dieſe Liebe, wie ſelten! wie immer ſeltener bei dem ſchwächlichen Geſchlechte der Zeit! Liebe iſt ſtark wie der Tod! ſagt die heilige Schrift. Auch muß ſie das; denn nichts Geringeres bezwingt das Leben, und die Welt will überwunden ſein.“

Ich beſuchte dieſen lieben Mann noch einige Male und fand ihn durchaus heiter. Welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und dem Paſtor der Wüſte, zwiſchen dieſem geläuterten Geiſte und jenem dumpfen Cyniker! —

Am Weihnachtsabend, wo meine Seele mehr in Groß-Eſenbach, als in ihrem leiblichen Gewande war, befand ich mich unpäßlich. Du mußt jedoch nicht darüber erſchrecken, denn dieſer Anfall iſt vollkommen gehoben. Ich ließ die Rouleaux nicht herab, und die Lichterchen der Nachbarſchaft flimmerten in mein düſteres Zimmer. Funken ſpielten vor meinen Augen, und ein unbehaglicher Zuſtand hielt mich wach, bis man draußen in die Chriſtnacht läutete. Ich hörte das Geräuſch derer, die nach den Kirchen eilten; in der öden Winternacht hallt jeder Schritt. Mir war, als würde ich vom Strome fortgeriſſen; endlich ſank mir doch das Auge zu.

Als ich das Bett verließ, war das Feſt vorüber und wohl ſchon manche Puppe zerbrochen. Der Arzt ſagte, ich hätte mir dies Flußfieber durch Erkältung zugezogen, und ich werde in Zukunft vorſichtiger ſein. Beklage mich nicht, meine gute Mutter, daß ich einſam, im Gaſthof, Deiner liebevollen Pflege entbehrt habe! Die Theilnahme derer, die uns ſo nahe ſind, daß ſie mit Angſt und Weh empfinden, was uns fehlt, macht auch das kleinſte Leiden zur größten Pein. Um deßwillen möchte ich einſam ſterben. —

So lange ich aber lebe, lebe ich dem Gefühl der ewigen Verpflichtung für Deine Güte und Treue. Verlaß Dich darauf, ich werde als Dein nächſter Freund für meine Geſundheit Sorge tragen und bitte Dich nur, Dein eigenes Wohl zu wahren. Wolleſt Du dieſen Wunſch Dir beſtens empfohlen ſein laſſen, wie mich ſelbſt Deiner jungen Freundin. Auch den Pfarrer grüße aufs freundlichſte! Ich küſſe Deine liebe Hand, die mir bald ſchreiben möge, und nenne mich mit Stolz und Liebe

Deinen eigenſten Sohn
Nicodem.

Es war am dritten Weihnachtsfeiertage, als Frau von Wahl am Fenſter ſtand und dunkeln Blickes in das Geſtöber hinausſah. Der ganze Himmel hatte ſich weißlich umzogen, und jeder dieſer Schneeflocken ſchmolz auf dem Herzen einer Mutter, die, mit aller Wärme zärtlicher Beſorgniß, ihren Sohn bei ſolchem Wetter auf Reiſen wußte. Da ſchien ein ſchwärzlicher Punkt ſich fernher zu nähern, eine vermummte Geſtalt entwickelte ſich unförmlich daraus, wie wenn ein Bär am Stocke aufrecht ginge, ſteuerte mühſam mit wankendem Gange auf das Schloß zu und ſtemmte ſich ſichtlich, doch in Schwachheit, gegen den Wirbel der Windwehen.

„Sieh doch einmal her, Thereſe, was dort gegangen kommt," ſagte Frau von Wahl; „iſt das ein Menſch?"

Thereſe, die mit der kleinen Recha in einem Winkel ſpielte, ſprang auf. Sie blinzelte mit den hellen Aeuglein, weil das ſchneeige Getümmel ſie blendete und ſprach: „Irre ich nicht ganz, ſo iſt dies der Rabbiner, der jämmerliche, alte Mann, bei dem wir waren, lieb Mütterchen."

„Gott verzeih' mir die Sünde!" rief Frau von Wahl; „was will der Alte denn auf der Straße und bei mir? Man darf ſich mit den Juden doch gar nicht einlaſſen. Gehe, mein Kind, rufe flink einen von den Leuten, daß ſie ſich ſeiner annehmen und menſchlich mit dem Greiſe umgehen. Er ſoll gelabt werden mit ein wenig Wein und Weißbrod."

„Wird er denn ungeſäuertes eſſen?" fragte Thereſe in Unſchuld.

„Eile nur!" entgegnete Frau von Wahl, ohne das Auge abzuwenden; „man ſieht es deutlich, jeder Schritt wird ihm ſauer. Das Alter iſt doch ein bitteres Hinſchleppen. Was er nur bringen mag! Ich bin begierig, es zu erfahren."

Eine lange Weile verging, ehe Thereſe wiederkehrte. Endlich kam ſie mit Thränen in den Augen und ſprach: „Es war die höchſte Zeit, Mütterchen; denn beinahe ohnmächtig ſank der Alte hin, als er die Schwelle erreichte. Unſere Leute zankten ihn aus, daß er ſolch Mühſal ihnen ins Haus bringe in einem Wetter, wo man keinen Hund vor die Thür jage. Einer ſagte: „Wenn Du hier nun ſtürbeſt, Jude, wohin ſollten wir Dich begraben?"

„Ueber dieſe Rohheit!" warf Frau von Wahl mit emvörtem Gefühl ein. „Wer war es denn, Thereſe, der dies ſagte? und was antwortete der arme Mann darauf?“

Thereſe erwiederte: „Er ertrug es gelaſſen, der arme Jude, und ſprach: Bin ich doch noch nicht geſtorben. Weiß edoch Keiner, wo er fallen werde, und wer fragen will, der frage nach dem Herrn. — Dringend bat er, bei der gnädigen Herrſchaft vorgelaſſen zu werden. Dies aber war für den Augenblick nicht möglich. Sein Pelz troff vor Näſſe, ſein Bart war bereiſt“ — Recha hatte ſich in ein Winkelchen geduckt, wie vor dem Knecht Ruprecht. „Willſt Du ihn ſehen?“

„Mein Gott, ja!“ ſagte Frau von Wahl; „umſonſt kann er den Weg in ſolcher Witterung nicht zurückgelegt haben.“ Thereſe flog abermals hinab, und bald darauf vernahm man den ſchweren Schritt des noch erſtarrten Mannes auf der Treppe.

Das milde Lächeln der Frau von Wahl, die ſein Anblick rührte, ſchien ihn zu erquicken. Seine abgehärmten Züge belebten ſich wie durch einen Sonnenſtrahl der Freude, und die Augen, in ihren tiefen Höhlen von Froſt geröthet, ſahen ſie wie flehend an. Er bückte ſich tief, ſo tief — daß es das menſchliche Herz im Buſen derjenigen ſchmerzte, vor der es geſchah. In der unbeugſamen Hand hielt er einen Umſchlag von grauem Papier.

„Mein lieber Alter,“ ſagte Frau von Wahl ſanft und gütig, „heute iſt für Euresgleichen nicht gut auf Reiſen gehen. Das Wetter iſt ungeſtüm und leicht kann ein Greis davon übermannt werden. War Euch denn nicht bange?“

Der Jude lächelte lebensmüde und ſprach mit den Worten des Propheten: „Ein Tag des Wetters und Ungeſtüms, ein Tag der Finſterniß und des Dunkels, ein Tag der Wolken und Nebel! Der Himmel iſt eingewickelt wie ein Brief. Was kümmert dies einen ſtillen Mann? Einſt konnte ich ſagen: Dies iſt ein Tag des Grimmes, ein Tag der Trübſal und Angſt. — So bin ich jetzt wie auf Maienblumen gegangen. Wer da wandelt am Rande des Grabes, ſcheuet nicht, am Rande der Straße hineinzuſinken. Der Schnee würde das Leichentuch über meine Gebeine gebreitet haben, und ich läge fein ſanft und ſtille. — Ew. Gnaden haben dies Sacktüchlein bei mir liegen laſſen, und ich wollte nicht ſäumen“ — ſtockend und zitternd entnahm der greiſe Jude, während er dies ſagte, dem Einſchlag ein zuſammengelegtes Battiſttuch, zerdrückt und durchnäßt, als wäre es von gerungenen Händen in Thränen geweicht worden.

„Großer Gott!“ rief Frau von Wahl, „um einer ſolchen Kleinigkeit willen ein Leben auszuſetzen! Mein guter Freund, das war nicht recht von Euch.“

„Ew. Gnaden,“ ſagte der Jude mit dem Tone erlittener Kränkung, „für den Redlichen, der in böſem Verdachte geſchmachtet hat, giebt es keine Kleinigkeit mehr. Das Tüchlein iſt nicht eben groß; könnte mich aber doch mit Schmach bedecken, wenn man es bei dem Todten fände.“ Er wollte es der Frau von Wahl überreichen, ſein Fuß wankte jedoch auf dem glatten Fußboden, und er ſprach mit dem Spott der Schwäche: „Mir iſt wie einem trunkenen Manne und wie Einem, der vom Wein taumelt“ —

Thereſe ſah ihn quellenden Blickes an; Frau von Wahl leitete ihn zu einem Stuhl und ſprach: „Komm, Recha, komm! gieb dem guten Alten hier etwas zu trinken! Nimm das Glas vorſichtig, ſo!“ Und das Kind ſtand vor dem Greiſe wie ein Engel, der ihn ſtärken wollte. Der Alte ſtarrte auf die Kleine hin, dann ſagte er mit hörbarem

Schmerz: „Solch ein Engelein hatte ich auch einſt — Wo biſt Du, mein Leben? richte Dir auf Grabezeichen, ſetze Dir Trauermale, mein Herz!“ Er brach in bitteres Weinen aus.

Ihre Tochter iſt wohl ſehr früh geſtorben? fragte Frau von Wahl mit jener unwillkürlichen Achtung, welche tiefempfundenes Unglück und wahres Gefühl immer einflößen. „Geſtorben?“ wiederholte der Alte, „ich weiß nicht, Ew. Gnaden. Sie ſteht vor mir, überall. Der Sonnenſtrahl malte ſie an die Wand meines Kerkers — jede Roſe ſieht ihr ähnlich. Das Fräulein hier — das Kind nun vollends“ — die kleine Recha fürchtete ſich.

„So iſt ſie Ihnen geraubt worden?“ fragte Frau von Wahl in erhöheter Spannung an dieſer zeriſſenen Gemüthsſtimmung.

„Habe ich mein ſchönes Töchterchen, mein einziges Liebkind doch gar nicht gehabt?“ antwortete der Jude wie ſinnverwirrt, und doch nur in wahrſtem Seelenſchmerz. „Oh! das iſt eine traurige Geſchichte, Ew. Gnaden.“

„Die ich wohl wiſſen möchte“ — fiel Frau von Wahl ihm in die Rede, „wenn es geſchehen könnte, ohne alte Wunden wieder aufzureißen, von denen manche ſchwer, oder gar nicht heilen.“

„Oh!“ ſtöhnte der Jude, ſchöpfte tief Odem und ſprach: „Mein Schickſal iſt landkundig, mein Unglück kennt nur Einer. Ich war ein Mann, der in Furcht und Frieden wandelte unter ſeinem Volk, und keinem Chriſtenmenſchen zu nahe trat. Verheirathet war ich nie nicht. — Das Gebäude, darin ich wohne, war vor Zeiten Eigenthum der Judenſchaft und ihre Buchdruckerei; ſpäter verlegte man die wo anders hin, und mein Bruder übernahm das Grundſtück, doch für wenige Jahre nur; denn der Geizige regiert nicht lange und verſtöret ſein eigen Haus. — Eines Morgens — es war zum Frühjahr — als die Sonne gülden in meine Kammer ſcheint — däucht es mir noch halb im Schlafe, als wäre ein Geräuſch draußen an meiner Thür. Huſch, huſch! über den Saal, als ob ein Dieb die Flucht nähme. Raſch fahre ich empor, drehe langſam die Thür in der Angel, hilf, Herr! ein ſchlafend Kindlein hatte man mir an die Pfoſte geſetzt, das ſchlummerte ruhig an meiner Armuth Schwelle. In das kleine Händchen war ein winziges Brieflein geklemmt, darauf ſtand kaum leſerlich geſchrieben: *Ich heiße Regina. Nimm mich auf — Gott wird's bezahlen!* — Ich dachte: Du biſt ein guter Schuldmann, lieber Gott! giebſt tauſendfältige Zinſen — oder vielmehr, ich dachte nichts und war in Wehmuth. Das Kind wachte auf, lächelte mich an, als bäte es mit; das Herz wollte mir ſchier brechen. Dann aber fing es zu ſchreien an, und ich wußte mir keinen Rath mit dem Würmchen. Nun aber wohnte auf demſelbigen Saale eine junge Dame in großer Betrübniß, weil ihr Mann, ein Herr Officier in fremden Dienſten, im Zweikampfe mit einem Freunde, der böslich ſein Gegner worden, geblieben war. Sie blieb in ſtolzem Gram immer für ſich; denn wo das Herze traurig iſt, da hilft keine äußerliche Freude. Gegen mich hatte ſich die werthe Dame immer gnädig bezeigt und manch Wörtchen kläglich fallen laſſen von Kummer und Einſamkeit und dergleichen. Zu ihr trug ich das Kindlein auf meinen Armen, wie eine Amme ihren Säugling. Und als ich ſo ſtand und ſacht anklopfte, kam mir der Gedanke ein, wie wenn man bei mir nur an die unrechte Thür gekommen wäre? Aber der Herr lenket den Gang der Menſchen und beſtätiget all ihr Thun. Jeder muß beitragen zum Bau der Weisheit des großen Gottes, und ſo trug ich mit ſchwachen Kräften das Kindlein vor die rechte Schmiede, wie man zu ſagen pflegt.“

„Nun? und wie nahm ſie es auf?“ fragte Frau von Wahl inzwiſchen.

„Wie ſie es aufnahm?“ wiederholte der Jude. „Was ſoll ich mit dem Kinde — ohne Schutz, ohne Mann, Manaſſe? ſagte ihr Mund, als wollte ſie dem Höchſten, gleich wie mir, einen Vorwurf machen. Gnädige Frau Wittwe, antwortete ich, die Ameiſe hat auch weder Fürſten noch Hauptmann, doch trägt ſie ein für den Winter. Die Kleine kann der Troſt Ihrer ſpäten Tage werden.

Sie ließ ſich bewegen; ich behielt meinen Antheil an dem Kinde, was ſchlank wie eine junge Ceder aufwuchs und ein gar holdſeliges Mägdlein wurde. Und wie dankbar hing Regina an mir, dem Juden! Kettlein und Geſchmeide konnte ich ihr nicht geben. Dein Vater darf ich nicht ſein, ſagte ich, das iſt nur Gott; aber nimm die Weisheit zu Deiner Freundin! die iſt edler denn Perlen, hänge ſie an Deinen Hals und ſchreibe ſie in die Tafel Deines Herzens. — Liebhaber fanden ſich, Regina war ſchön, ſehr lieblich; man nannte ſie ſpöttiſcher Weiſe das Fräulein des Rabbiners. — Das irrte ſie aber nicht. Wie ein Demant hätte ſie im Feuer für mich ausgehalten. Das Kind war ein geborner Edelſtein! Wo iſt mein Kleinod? vielleicht im Sande verſcharrt — zertreten vom Fuß des Unterdrückers“ — hier ſchwieg der Alte und bedeckte ſein Geſicht, als könne er dieſe Vorſtellung nicht ertragen.

„So iſt Regina heimlich verſchwunden? oder in ſchlechte

Hände gefallen?“ fragte Frau von Wahl kleinlaut, mit verhaltener Stimme. Der Alte ſtarrte lange vor ſich hin, als ſuche er ausweichend ein Drittes. Dann antwortete er: „Habe ich die Tochter eingebüßt, ſo weiß ich doch ſelbſt nicht wie? — Das Kind war jung und hatte Luſt am hellen Sonnenſchein, an allerlei Gefunkel. — Wer mochte es Regina verdenken? Sie ſchaute gern zum Fenſter hinaus, innewendig war nichts als trüber Muth und finſtere Mienen zu erblicken. Ein ſtattlicher Officier exercirte draußen auf dem Platze, der war ein brüllender Löwe, ein Wütherich gegen die armen Rekruten. Das ſanfte Mägdlein hätte ihm den Rücken kehren ſollen.

„Nimm Dich in Acht, Regina, mein Herzengelchen!“ ſagte ich ihr, „daß der grimmige Junker dort Dir nicht ins Auge ſticht! Schließe Fenſter und Aeuglein zu; es könnte Dir ein Schade geſchehen. Wähle mit Vorſicht! ein treuer Werber iſt heilſam — und ein verſtändiger Mann iſt eine theure Seele. — Aber ach! im Umſehen war eine Liebſchaft im Gange. Die Angſt um das Mägdlein erfüllte mich ſo ganz mit bangen Gedanken, daß ich nicht merkte, wie meines Bruders Haus voller Unheil ward. Er pflog wüſten Verkehr mit verdächtigen Leuten und ging mit argen Anſchlägen um. Sein Dichten war der Geiz. Wohl warnte ich ihn oft genug vor dieſer ſchnöden Sünde und ſprach: Wofür ſammelſt Du? Wann die Erlöſung kommt, dann wird alles Geld von der Erde verſchwinden; aber der Mund der Gottloſen ſchäumt Böſes. Er wurde mir der Warnung wegen gram, und mochte denken: ich habe Verderber über dich beſtellt, die dich ins Feuer werfen. So ward ich in einer ſtillen Nacht überfallen und gebunden hinweggeführt. Man beſchuldigte mich einer That, von der ich nichts wußte.

Regina! dachte ich, ſchläfſt Du? denn es rührte ſich nichts um die Thür der Hauptmannsfrau, als ſie mich nicht weit davon in Feſſeln ſchlugen. Ew. Gnaden, ſchweigen will ich von meinem Gefängniß, und was ich ein elender, verachteter, verſtoßener Mann geweſen bin. Aber der Herr iſt des Frommen Trotz und erhebt aus den Thoren des Todes. Endlich ward ich freigeſprochen.“ Der Alte athmete in einem langen, tiefen Seufzer aus.

Thereſe, der während dieſer Erzählung das Herz im Buſen geſunken war, zog leiſe, ohne ihre aufhorchende Stellung zu verändern, das battiſtne Tuch aus den loſen Händen der Frau von Wabl, um ſich einige rinnende Thränen damit abzuwiſchen. Jene aber ſprach: „Armer Mann! nur Gott allein vermag ſolch ein Leiden zu vergüten.“

Wehmuth zitterte in der greiſen Lippe des Juden, da er fortfuhr: „Was ſollte mir nun das Leben? Schmach iſt ſchlimmer als keines. Wer aus dem Grabe kommt, für den iſt die Welt verwandelt, Mein Bruder war ſchon vor meiner Haft in Flucht entwichen; denn der Ungerechte fleucht, und Niemand jaget ihn — er iſt umgekommen in fremdem Land. Sein Hab und Gut war verfallen, ſein Haus in der Hand des Drängers. Was früge ich darnach? Aber Regina! ich rief Deinen Namen zu Gott! kein Menſch wollte mich hören; denn der Geängſtete hat eine ſchwache Stimme. Sie war weg wie eine Blume vom Felde. Den Offizier hatte ſie bald geheirathet und war in ein entlegenes Stadtviertel gezogen. Hier und da verlautete etwas von einem Duell — es wird ein Irrthum ſein, dachte ich; man verwechſelt vielleicht das Schickſal der Regina mit dem ihrer Pflegemutter. Die war auch nicht mehr am Orte.“

Beruhiget Euch, alter Mann!“ ſagte Frau von Wahl, indem eine ungewöhnliche Aufregung ihre innige Stimme belebte. „Das Schickſal jener Verlorenen wird zu erfahren ſein; ich habe Freunde in der Stadt, an die ich mich deßhalb wenden will. — Nicht leicht verſchwände Jemand ſo ſpurlos, daß es nicht möglich wäre zu erforſchen, wohin er gekommen. Ich glaube, es verſprechen zu dürfen, daß wir nicht unwiſſend darüber bleiben werden, ob Regina noch lebt.“

„Oh, Ew. Gnaden, tröſtlich reden die Reinen!“ antwortete der Greis in Zerknirſchung, und die Hoffnung gab ſeinem erloſchenen Auge einen Lebensfunken. „Aber“ — ſetzte er mit ſinkendem Tone hinzu, „das menſchliche Leben iſt wie Sand, läßt wenig Spuren — auch iſt Niemand mehr aufrichtig; wie ein Schemen im Waſſer iſt gegen das Angeſicht, alſo iſt eines Menſchen Herz gegen den Andern.“

Als der Jude dieſe Worte wie verhallend ſprach, trat der Erzprieſter ein. Sein Blick fiel betroffen auf den ſeltſamen Beſuch, der Frau von Wahl und das Fräulein in ſichtliche Bewegung verſetzt hatte. Recha ſprang ihm entgegen, und der Pfarrer liebkoſte dem Kinde mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Die Kleine umſchlang ſeine Kniee und ſchmiegte ihr roſiges Geſichtchen in das Kleid des Geiſtlichen. Der Alte ſah ſehnſüchtig hin, verbarg ſein Geſicht in den weiten Falten des ſchwarzen Rockes, und nur Thereſe merkte, daß ſtille Zähren daran niederfloſſen.

„Mütterchen!“ ſprach Thereſe ängſtlich bittend, „der alte Mann wird kaum fortkönnen. Nicht wahr, er darf hier bleiben, und wenn ich ihn ſelbſt pflegen ſollte.“

„Manaſſe!“ ſagte Frau von Wahl, der Tag geht auf die Neige; ich kann nicht zugeben, daß Ihnen im Dunkel ein Leid widerfahre.“

„Im Dunkel!“ wiederholte der Jude mit der Ironie des verſchwundenen Daſeins. Wandle ich doch ſtets im finſtern Thal, ſeit meine Geſtalt iſt voll Trauerns worden; man läßt mich meinen Pfad ziehen, wie einen Schatten.“

Frau von Wahl zog das Band der Klingel und ſagte entſchieden: „Nein! ich will mich ſolcher Grauſamkeit nicht ſchuldig wiſſen. Meine Leute ſollen für ein warmes Stübchen und für alles Nöthige ſorgen; Erholung und Ruhe dürfte vor allen Dingen nöthig ſein.“

„Nicht doch, Ew. Gnaden!“ erwiederte der Alte, und da er aufſtand, bebten ſeine Glieder vor Schwäche, „ein Schüttlein Stroh reicht hin — ich bin eben nicht weich gewöhnt.“ Er lächelte; die Beſcheidenheit des Elends hat ein herzdurchdringendes Lächeln.

Ein Bedienter erſchien. Vor dem Befehl der Dame verſchwand die Wahrſcheinlichkeit, daß der Jude einem übermüthigen Worte preisgegeben würde. Das Fräulein ſelbſt leitete den Greis hinab.

„Glaubte ich doch,“ ſagte der Erzprieſter, nachdem Stille eingetreten war, „Ihre Milde, gnädige Frau, hätte dem Ahasver Aufnahme gegönnt. So ungefähr denke ich mir ihn. Wer war der alte Mann? und — wenn ich fragen darf — wie kommen Sie in Beziehung zu dieſem Juden?“

„Das iſt ſehr einfach“ — ſagte Frau von Wahl, unter einem Anfluge von Erröthen; „aber die Geſchichte dieſes Unglücklichen iſt mir wie ein wunderlicher Traum, den ich ſchon einmal geträumt hätte. Der Faden ſeines Schickſals ſcheint im Zuſammenhange mit Etwas, was ich entweder ſchon erlebt habe, oder noch erleben werde. Wer kennt die Verkettungen unſerer inneren, ahnungsvollen Welt? Ein ander Mal werde ich Ihnen jenes bittere Geſchick weitläufig erzählen; heute bin ich es nicht im Stande. Nur ſo viel, er iſt ſchuldlos in ſchmähliche Haft genommen worden. Man hält es kaum für möglich, daß ſolche Ungerechtigkeit Jahre hindurch dauern kann. Unterdeſſen iſt ihm ein junges Frauenzimmer verſchollen, eine geliebte Seele, für welche dieſer Jude ein ſorglicher Vater war; lächeln Sie nur, Philibert! ich erlaube es Ihnen. Wie ein Hauch ſchwand es an mir vorüber, am Ende könnte Ihre Geſtorbene jene Vermißte geweſen ſein. Es geht ſo viel verloren auf dieſer gedankenloſen Erde, die Alles durch einander wirft, wo jeder Tag an unſerm Herzen rüttelt, — warum ſollte der Sturm, der dieſen Greis gebeugt hat, nun grade ſeine liebſte Blume zerbrochenen Geiſtes an Ihre Gartenwand geworfen haben?“

„Und warum nicht? es iſt Alles möglich!“ antwortete der Pfarrer mit trübem Ernſt. Ich klage mich täglich der Sünde an, daß ich die Aufklärung über dieſen undurchbringlichen Gegenſtand beinahe fürchte. Wenn ich Recha verlöre, meine liebe, kleine, ſüße Recha! es würde mir ſchmerzlich ſein. Doch habe ich ein Recht, ſo zu denken? es iſt nicht weiſe von mir.“

„Aber menſchlich“ — erwiederte Frau von Wahl. Wir hängen feſt an Allem, woran wir Gutes üben. Wir wurzeln ja nur in der Liebe — warum ſollten wir mit Kälte, das, was Gott in unſern Pflichtenkreis gepflanzt, im fremden, liebeleeren Boden denken?“

„Die Liebe des Geiſtlichen darf nicht von dieſer Welt ſein, gnädige Frau“ — antwortete der Erzprieſter. „Die Idee der Erziehung, welche mir vorſchwebt, muß ich auf die Kinder Gottes anwenden; wie wenn jeder beſſere Menſch den Samen ſeiner Aehnlichkeit auf Andere überträgt. Wahrheit muß ich unabläſſig ſuchen und wenn ich auch nur fände, daß der Menſch hienieden lebt, um zu verlieren.“

„Leider!“ ſagte Frau von Wahl, „iſt dies ſehr wahr; auch liebt man, um zu leiden.“

Frau von Wahl hielt Wort. Sie ſchrieb an Madame Jagemann, trug ihr ausführlich den Fall des jüdiſchen Greiſes vor, und bat ſie, ihren Scharfſinn und ihre Allbekanntſchaft daſigen Ortes und anderwärts zu Gunſten eines unglücklichen, alten Mannes anzuwenden, der wie Rahel traure um ein geraubtes Kind. Vielleicht laſſe ſich das Schickſal der entrückten Regina erforſchen. Madame Jagemann antwortete willfährig, doch kurz. Sie befand ſich immer noch unpaß, inzwiſchen ſollte der Rabbiner ihrer Fürſorge empfohlen ſein.

Der erſte Monat des Jahres war langſam verſtrichen, und die erwartete Nachricht immer noch ausgeblieben. Da beſchloß Frau von Wahl, ihre Freundin ſelbſt zu ſprechen; es war am zweiten Februar, als ſie in dieſer Abſicht nach der Stadt fuhr. Thereſe blieb zurück. Diesmal erſchrak Frau von Wahl vor dem Anblicke der Matrone, die ſich binnen dieſer Zeit ſichtlich verändert hatte. Die Geſtalt war zuſammengeſunken, des Auges munterer Schein erloſchen, und die Heiterkeit des beredten Mienenſpiels hatte ſich in ein banges, ſtummes Lächeln umgewandelt, wie es Kranken eigen iſt, welche nur den Glauben anſprechen, daß Niemand ihr verſchwiegenes Leiden verſtehe.

Thränen ſtanden in den Augen der Frau von Wahl, als ſie vor ihrer alten Freundin ſtand, und kaum war jene fähig, ihre Beſtürzung zu bergen.

„Sie ſind kränker geweſen, als Sie mich wiſſen ließen?“ — fragte Frau von Wahl mit dem vorwurfsvollen Tone, den nur die Freundſchaft um ihrer ſelbſt willen verzeiht. „Beinahe,“ ſetzte ſie hinzu, „kamen Sie mir ſonſt ungleich größer vor.“

Madame Jagemann blickte traurig zu dieſer Frage und ſprach: „Man wird in jedem Sinne klein, Thereſe, ſobald man kleinmüthig geworden. Ein gebeugter Geiſt drückt gewaltſam danieder. Sehen Sie! mein Haar hatte zum Verwundern Aller, die mich kannten, ſeine natürliche Farbe behalten, plötzlich — plötzlich, wie der Winter einbricht, iſt es erſtorben und weiß. O! es iſt nicht wahr, daß man allmählich alt wird. Die Jugend beſteht in Kraft weſentlicher Täuſchungen, und ich bin lange jung geblieben, ſo daß ich hoffen darf, mein Alter werde kurz ſein.“

Die Worte, welche Madame Jagemann mit anſcheinender Ruhe ſprach, empfand Frau von Wahl nur um ſo ſchmerzlicher. Tiefbewegt erwiederte ſie hierauf: „Sie werden Sich wieder erholen, Liebe, Gute, bei mir! es iſt dies die Sprache verſtimmter Nerven, ich kenne das, aber der balſamiſche Frühling giebt der beengten Bruſt einen andern Ton. Wir leben auf mit der Natur. Wie freue ich mich der kommenden Zeit, wenn wir unter der Orangerie frühſtücken, die Morgenſonne im Thau funkelt und in den Taſſen, und die Blüthen wie trunken in die würzige Sahne taumeln, oder wenn wir an warmen Abenden im Frühherbſt auf der Terraſſe ſitzen in leiſem Geſpräch, und der Mondſchein Mährchen an die Bäume malt! Auch laſſe ich Ihre Wohnung neu malen, es war voriges Jahr ſchon beſchloſſen.“

„Thun Sie das nicht, Thereſe!“ erwiederte Madame Jagemann, „die Magie der alten Malerei, wenn ſie auch wirklich ein wenig abgeblaßt iſt, umſchreibt einen Kreis von Träumen, der mir vernichtet würde auch durch die ſchönſte. Man ſollte billig zögern, zu ändern, und zittern, zu verſchönern, es iſt Alles ſo mürbe und wandelbar in der Welt, daß man das Liebgewordene nur recht leiſe behalten muß.“

„Dann entſtände aber gar keine neue Schöpfung,“ äußerte Frau von Wahl, und ihr Auge war bei dieſen Worten der Spiegel eines freien, ſelbſtthätigen Geiſtes.

„Doch, doch! ſie entſteht ſchon“ — ſprach Madame Jagemann, wir dürfen nichts zertrümmern, nichts verlöſchen — es geſchieht durch die ſtarke Hand des Schickſals. So war's von der Sündfluth an, ſo wird es ſein bis an das Ende aller Dinge.“

In einem ſchwärmenden Zuge von Gedanken ließ Frau von Wahl ſich vom Gebirge Ararat nieder in ihre häusliche Sphäre und ſprach: Und einen neuen Ofen laſſe ich ſetzen — die Urne des alten war jüngſt umgeſtürzt und entzwei gegangen. Ewig hält doch nichts Stand — von Thon heißt das. Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ich“ — ein tragiſches, vielſagendes Lächeln, in das ſie blickte, brachte Frau von Wahl aus dem Zuſammenhange. „Was wollte ich denn eigentlich ſagen? Thereſe ſtickt einen ſchönen Schirm im voraus dazu. Die trauernden Juden an den Waſſerflüſſen Babylons ſind auf dem Muſter. Sie ſehen, wir haben jetzt nur trauernde Juden im Sinne.“

„Von dem Ihrigen nachher,“ unterbrach Madame Jagemann mit leiſer Haſt die Rede ihrer Freundin; „jetzt laſſen Sie mich fragen, gleicht Thereſe ihrem Vater in ſeinen Eigenheiten?

„Eigentlich nicht,“ antwortete Frau von Wahl leicht erröthend; „doch für die, welche den Oberſt ſo lange und ſo genau kennen, wie — wir“ — (Dieſer Plural war nur ein Hauch) „iſt die Aehnlichkeit unverkennbar, die nur wie ein geiſtiger Duft das Mädchen umſchwebt. Ein Aufblitzen von Muthwillen in den Augen — wir nannten dies immer ſeine Waffen, welche die Sonne beſchien — ein kleiner Stoßſeufzer, der das Wörtchen Ja halb unterdrückt; das gewiſſe Zurückwerfen des Kopfes, wenn Thereſe etwas verneint — ein liſtiges Zucken der Oberlippe bei verhehltem Tadel; endlich die Art, Regentropfen oder einen Schauer von Kälte abzuſchütteln: in ſolch faſt unwahrnehmbaren Eigenthümlichkeiten malt ſich ſo getreu das Bild des Vaters ab, daß man erſchrickt. Ich bin jedoch überzeugt, Sie werden mein gutes Mädchen lieb gewinnen.“

Madame Jagemann ſah ihre Freundin ſtarr und forſchend an, ein Zug von Schmerz zeigte ſich in ihren Zügen, dann ſagte ſie: „Ich liebe dieſes Kind, ohne daß es mich im wirklichſten Sinne näher angeht. Roſa habe ich nicht geliebt, obgleich an mich geriſſen und verzogen. Ach, Thereſe, es liegt ein Fluch — ein Fluch der Eigenmächtigkeit in dieſem Anſichreißen. Mit leiſer, ſcheuer Hand, mit weitem Herzen ſollten wir jede Gabe empfangen; das Unglück iſt immer ein Genommenes.“

„Was haben Sie denn für Nachrichten von dort?“ fragte Frau von Wahl ablenkend.

„Es iſt der alte Bund,“ erwiederte die Matrone ſeufzend. „Die Beiden machen einander um nichtiger Dinge willen das Leben ſauer, das ſchöne Leben! Bei allen Mitteln zum ſüßeſten Genuſſe ihres Daſeins ihre eigenen, bitterſten Feinde; — der Himmel verzeihe es ihnen.“

„Ich verlaſſe mich darauf,“ entgegnete Frau von Wahl, „daß Roſa gutartig iſt, wenn auch verblendet, daß ſie geleitet werden kann — und daß Herr von Krug im Grunde ein verſtändiger Mann ſein ſoll, der nur, wenn ich anders meinen Sohn richtig verſtanden — des Reizes der Galle bedarf. Es giebt Männer, die zum Wohl der Menſchheit den Aerger an ihren Frauen gar nicht entbehren könnten.“

„Wo das Verſtändniß fehlt, Thereſe,“ verſetzte die Matrone mit Nachdruck, „da iſt der Verſtand beinahe nur ein Uebel mehr; denn er durchdringt nur um ſo ſchärfer den Schaden der Liebe. Und wo das Weib an keinem würdigeren Platze ſteht, als daß man ſie für einen Blitzableiter halten müßte, da iſt der Herd des häuslichen Glückes doch ſchlecht beſchützt. Eiferſucht iſt aber immer Wahnſinn, iſt eine tödtende Schlange, die den Himmel ſelbſt zur ſchwärzeſten Hölle macht. Wenn ich bedenke,“ dies ſagte Madame Jagemann ſteigenden Tones, „es wäre möglich, daß ein Aeußerſtes geſchähe, daß Roſa geſchieden würde — ſchwerlich ertrüge ich dies. Möge Gott bis dahin über mich entſcheiden."

„Nicht doch," erwiederte Frau von Wahl beſänftigend; „dieſe Furcht iſt körperlich, iſt eine kränkelnde Angſt, meine theure Freundin. Jene werden mit einander fortkommen, nicht beſſer und nicht ſchlimmer als tauſend andere Eheleute. Der Leichtſinn hilft Roſa weiter, und dem Juſtizrathe kommt es nicht darauf an, daß er ſeinen gefährlichen Weg an einem ſchwankenden Seile verfolge. Wenn er nur wirklich einen kleinen Kummer hätte, wenn ſeine Geſchäfte ſich nur bis zur Laſt vergrößerten, mir däucht, das wäre gut."

„Sie haben Recht," ſagte Madame Jagemann, Arbeit iſt des Blutes Balſam. Im Ganzen wird jetzt zu wenig gethan, deßhalb müſſen Einzelne ſo viel leiden."

Und eine leiſe Verwandtſchaft der Ideen war es, was die Gedanken der Matrone nun auf den Gegenſtand ihres innigen Mitleids hinlenkte. Sie ſprach: „Ich hatte den Plan, Wolfram, von dem ich Ihnen geſagt, hinzuſenden, zum Heil dieſer gereizten Zuſtände, wie ich hoffte. Er ſollte, nach ſeinem Wunſche, auf der Bühne einige Vorſtellungen geben, und nach dem meinigen eine Gaſtrolle, eine dankbare, im Hausfrieden, einem veralteten Stücke, was jetzt ſelten mehr auf dem Repertoir des Eheſtandes ſteht. Alles Ernſtes geſprochen, ich wähnte, dieſer mein junger Freund würde ſeine Kunſt in leidſamem Verhältniß zu Gunſten der ſchauluſtigen, jungen Frau geltend machen, und Roſa für ein Engagement ſorgen, wobei ihr Ruf nicht litte. Gefahr wäre ſcheinbar keine. Die Bruſt des armen Wolfram iſt im ſchmerzlichſten Sinne geſtählt, und mit dem ſtillen Angeſicht, mit dem Gebein des Todes buhlt keine Frau, wie meine Roſa. Und was den eiferſüchtigen Gemahl betrifft, ſo wäre dieſer bleiche Freund der ſchicklichſte für ihn. Die lähmende Gewalt ſeines Anblicks würde ihn abhalten, wenn er à la Paganini ein Furioſo gäbe auf der letzten Saite.“

„Es hätte ſeine Richtigkeit,“ antwortete Frau von Wahl, mit einem leiſe widerlegenden Lächeln, „wenn ich in der Regel nicht Allem mißtraute, was wie Berechnung klingt. Die Liebe iſt nie ein Schluß, aber immer ein Anfang — und auch ein blaſſer Mann vermag zu entzünden. Ein Leides, was ihm geſchehen, könnte nur einen Reiz mehr für die leidenſchaftliche Natur Ihrer Enkelin ſein.“

„Nein, nein,“ verſetzte Madame Jagemann zuverſichtlich; „Roſa iſt zur Pflicht des Mitleids zu bequem. Und wie ich ſie kenne, fürchtet ſie ſich vor Einem, der einſt halb ermordet worden; denn trotz der übermüthigen Keckheit, die ſie nur zu oft über die Grenze ihres Geſchlechts führt, iſt ſie, was kaum zu glauben wäre — kindiſch furchtſam.“

„Nun vielleicht,“ antwortete Frau von Wahl, „wird dieſer Wolfram, zum Dank und Segen für Ihre Wohlthat, der Schutzgeiſt jener großen Kinder. Sie wollten mir von meinem Schützling ſagen!“ —

„Er iſt in der Obhut des meinigen,“ erwiederte Madame Jagemann.

Indeſſen war das Frühſtück gereicht worden, und eine längere Pauſe eingetreten.

„Sehen Sie!“ ſagte Jene: „da empfange ich Ihr Schreiben in Wolframs Gegenwart. Ich erbreche, leſe. — Sie wiſſen, ich theile gern mit, und ſo kann ich mich nicht entbrechen, laut zu leſen. Ein Briefblatt von Ihnen, Thereſe, iſt ſtets von einem Hauche der Milde und Wehmuth durchweht, daß einem gereizten Gemüthe, ſollte ich meinen, frühlingswohl davon werden müßte. — So viel kann ich Sie verſichern, die Tinte, welche Sie auf mich gewendet haben, iſt mir zu einer Tinctur der Verjüngung geworden.“

Frau von Wahl empfand bei dieſen Worten, wie ein ſchreibſeliges Gefühl in ihrem Buſen aufwalle. Sie reichte ihrer Freundin die Hand, ein ſtummer Druck, innigleiſe — und das Schmerzlichſte wäre ihr verziehen geweſen.

„Ja,“ fuhr Madame Jagemann tiefſeufzend fort, „als ich ſo leſe, fährt der Wolfram empor und ruft: Regina! meine gute Regina! das warſt Du! keine Andere, als Du Arme — ruft dies mit einer Stimme, als ob ein Donner bisher in ſeiner kranken Bruſt geſchlafen hätte. Ich ſage Ihnen, Thereſe, er war außer ſich. Vergebens redete ich ihm zu, daß ein Name, auch der ungewöhnlichſte, nichts beweiſe; die Geiſter der Verſtörung waren einmal entfeſſelt. Als es nun endlich zu einer Erklärung kam, fand ſich ein genauer Zuſammenhang zwiſchen Wolframs Unglück und dem Schickſale jenes Greiſes, deſſen Sie ſich mildherzig erbarmt haben. Auch hierin, Thereſe, hat ſich gezeigt, daß die Bezüge der Freundſchaft von dem ausgehen, was wir Verhängniß nennen.“

Frau von Wahl nickte und ſprach: „Freunde handeln gleichartig und ſtets unter liebevollen Beziehungen. Daher kommt es wohl, daß Alles, was ihm begegnet, als ein Aehnliches und wie in Verbindung erſcheint.“

„Die Geſchichte Wolframs iſt in Kürze folgende,“ ſagte Madame Jagemann: „Er iſt noch gar nicht lange an der Bühne, als er ein auffallend ſchönes Mädchen bemerkt, welches zuweilen im Theater an der Seite einer ältlichen Dame erſcheint. Der holde Anblick des weltunerfahrnen Weſens, ihr unſchuldiges Entzücken entgeht ihm nicht unter der Menge, er ſpielt nur für ſie allein. Wolfram mag Mittel und Wege gefunden haben, ſich der jungen Perſon zu nähern, die ihn begeiſtert, doch in großer Abgeſchloſſenheit lebt. Wie die Liebe nun iſt! ein Sonnenſtrahl, der durch das Herz im Fenſterladen dringt. Was hilft es den Leuten, daß ſie im Finſtern ſchlafen? —

Damals war ein Kunſtbäcker hier aus der franzöſiſchen Schweiz. Sie beſinnen ſich wohl auf dieſe Bongues? Dahin zieht Wolfram, um in der Nähe des geliebten Gegenſtandes zu ſein, und wohnt Thür an Thür neben einem wilden, wüſten Officier, — dicht bei einem begünſtigten Nebenbuhler. Die kleine Frau des Maitre Bongues, die als eine Franzöſin lebhaft und geſchwätzig und in allen Ehren dem Schauſpieler hold iſt, erzählt es ihm und auch, welch ein gemeiner Menſch dieſer Officier ſei, der es nicht werth wäre, daß ein ſo reiner Engel ihm die Hand gäbe. Seit einiger Zeit ſei Fräulein Regina ſchwermüthig geworden; aber aus Eiferſucht und Geiz gönne er ſeiner Braut, die ſonſt das Theater leidenſchaftlich liebte, dieſe kleine Erheiterung nicht einmal mehr und überhaupt nichts. Wolfram entſetzt ſich und fragt, ob denn das Fräulein nicht zu retten wäre. Dazu lächelt die Bongues und ſagt, dies würde ſchwer halten, da die unſelige Heirath bereits beſchleunigt werde, indem die Dame, bei der Regina aufgehoben ſei, zu den Verwandten ihres gebliebenen Mannes ins Ausland berufen worden. Wo ſollte die arme Regina denn nun bleiben? Und wie die Frauen nicht aufhören können, ſo fährt die Bongues im Sündenregiſter dieſes ihr verhaßten Bräutigams fort und ſpricht: Auch nicht im mindeſten nobel iſt dieſer Sansfaçon. Schon manchmal habe ich mich verſucht gefühlt, dem Fräulein eine warnende Deviſe in die Pfannkuchen zu backen, welche die Mama bei uns beſtellen ließ, wenn ich nicht fürchten müßte, das arme Kind ſtürbe daran. Dort ſteht eine Torte, der Name Regina darauf, mit eingemachten Orangenblüthen ausgelegt — es iſt heute des Fräuleins Geburtstag. Glauben Sie wohl, daß er am liebſten um den Preis mit uns hätte dingen mögen? Er entblödete ſich nicht, mir zu ſagen, daß er ſich an dieſem Gebäck Gift und Galle eſſen würde, weil Regina es ſo gern äße. Sie können denken, Thereſe, daß Wolfram die Torte mit ſeinen Augen verſchlingt. Er fragt, wann ſie abgeholt werde. In einer Stunde, iſt die Antwort. Er eilt hinweg und bringt ein Theaterbillet für einen Sitz im Parquet — auf Zeit. Er ſchiebt dies Billet in die Oeffnung der Torte und bedeckt dieſe mit der ſchönſten Roſe, die je aus Zucker und Feuer gebildet worden. Nur der liebe Gott macht die ſeinen noch ſchöner aus Erde und Sonne — wie jüngſt ein Dichter ſagte. Nicht genug. — Es war juſt zur flüchtigen Mode geworden, daß die Damen blinkende Inſecten als Buſennadeln trügen. Wie unnütz, von jeher hat unſer armes Geſchlecht in ſeiner Blüthe ſchädliches Gewürm, nur *tiefer*, nur nicht zur Schau getragen. — Wolfram bringt einen kleinen funkelnden Käfer herbei und verſteckt ihn in den Kelch der Roſe. Das Käferchen iſt von Gold, Rubin und winzigen Türkiſen, trägt alſo Uniform, roth und blau — und Wolfram meinet, deutlicher könne er es nicht geben. Das Geſchenk verurſacht dem Fräulein Freude, Beſtürzung — den Geber mag Regine vielleicht errathen haben, indem der Offizier ſchwört, er wiſſe von nichts, als von dieſem verwünſchten Käſtchen. Von ihr aber will er wiſſen, mit wem ſie auf dieſem Fuße ſtehe, daß ſolche Frechheit vorkommen dürfte.

Er zerdrückt die hübſche Roſe, der kleine Käferofficier fliegt zum Fenſter hinaus — er zermalmt das Herz der Braut mit rohen Ausdrücken. Des Conditors Frau ſoll bekennen. Mein Gott, ſagt die Vongues, die Torte ſtand hier mit des Fräuleins Namen, es ſind viele Leute da geweſen, was kann ich wiſſen? Einen ſchweigenden und großmüthigen Verehrer verräth keine Frau. Von Stund' an zieht der Officier aus, und bald darauf wird die Heirath vollzogen. Nun erſt gehen der jungen Frau die ſchönen Augen auf. Kein Flämmchen von Flitterei an dieſem grünen Eheſtande! Er iſt ein Brand — und Regina verzehrt ſich in ſtillem Kummer. Auch Wolfram fängt an zu kränkeln, und ſeine Freunde fürchten, er werde die Auszehrung bekommen. Da erſcheint eines Tages eine Frau in miſerabler Geſtalt — ſeine Mutter. Er miethet ſie in die ehemalige Wohnung des Officiers ein und nimmt einen Arzt an. Doch kaum iſt dies geſchehen, ſo wird Wolframs Mutter tödtlich ſchlecht und ſpricht gegen ihre beiſtändige Hauswirthin es als den letzten Wunſch aus, Frau von Nordthurm — dies war Regina — auf einige Minuten ſprechen zu können. Das erklärt die Vongues geradezu für unmöglich. Er würde mich umbringen dieſer Abſcheuliche! ſagt ſie und denkt, der Wunſch dieſer ſterbenden Mutter beziehe ſich auf die hoffnungsloſe Liebe des Sohnes. Aber dennoch — er wird erfüllt, und Regina erfährt mit freudigem Schrecken, daß Wolfram und ihr Mann — Brüder ſeien.

Sie hat nun ein verwandtliches Recht, den Schauſpieler zu lieben, als eine Schweſter darf ſie ihm angehören und den feindlichſten Haß ausgleichen, womit er, wie ſie weiß, verfolgt wird. —

Wolfram erhält Nachricht von ihr. Sie bittet ihn, ſich ruhig zu verhalten. In ein paar Tagen hofft ſie ihrem Manne entdecken zu dürfen, wer derjenige ſei, den er um ihretwillen anfeinde. Inzwiſchen kommt Marſchordre für das Regiment, die lange zuvor erwartet worden. Regina's Gemahl ſoll mit den Fourierſchützen fort. Dies Alles drängt ſich in kurzer Zeit zuſammen. Und in eben dieſen Tagen erſcheint Regina ſeit ihrer Verheirathung zum erſten Male wieder im Theater, wo Wolfram mit dem Feuer einer tief entbrannten Leidenſchaft den Templer im Nathan ſpielt. Hier hat er ſie zuletzt geſehen. Regina wird ohnmächtig — alles Uebrige iſt in ein grauſes Dunkel gehüllt. Als Wolfram, ſelbſt betäubt, ſeines Weges geht, dringt ein Raſender auf ihn, den Wehrloſen, ein und ſtößt ihn nieder. Es war ein Straßenmord. Mir ſchaudert, Thereſe."

Frau von Wahl athmete kaum. Sie hatte dieſe traurige Erzählung in lautloſem Nachſinnen angehört, als dächte ſie angeſtrengt eine Idee, die ſich daran knüpfte, feſtzuhalten. Jetzt ſagte ſie: „Und Regina?"

Madame Jagemann zuckte die Achſeln und ſprach: „Man weiß nichts Beſtimmtes. Von dieſem Abend an war ſie verſchwunden. Einige ſagen, auf der Flucht mit ihrem Manne — Andere, ihr Schwiegervater, der während des Schauſpiels angekommen war, um ſeinen Sohn noch einmal zu ſehen, habe die unglückliche, junge Frau verſtört, in gänzlich beſinnungsloſem Zuſtande hinwegbringen laſſen. In dem Durcheinander des Abmarſches iſt dieſe tragliche Begebenheit wie verſchlungen geweſen. Jacobi hat wohl Recht, daß die Menſchen im Ganzen wenig nach einander fragen."

„So weiß alſo Wolfram vermuthlich, in wie fern Regina meinen Rabbiner anging?" fragte Frau von Wahl noch einmal. „Und was müßte ein Liebender nicht?" ge-

genfragte Madame Jagemann und lächelte trüb. „Ich hatte
Ihren Brief noch gar nicht einmal ausgeleſen, da ſtürzt er
hinaus, den Juden zu ſuchen, wo er ihn fände. Er pflegt
ſein, als könne er damit die geſtorbene Blume ſeines Her-
zens ins Leben ziehen, es iſt rührend! aber ſo iſt die Liebe
nun. Alles, was ich Ihnen jetzt erzählt, habe ich erſt ſpä-
ter von ihm erfahren.“

„Nichts ſcheint mir gewiſſer,“ ſagte Frau von Wahl,
„als daß dieſe arme Regina auf meinem Kirchhofe begraben
liegt. Der Rabbiner — Feuer — Nathan — ein Gewebe
von Gedanken, wenn auch nicht im klaren Zuſammenhange,
läßt mich dieſe Folgerung ziehen. — Wie aber mag die
Unglückliche dahin gekommen ſein?“

„Bitte,“ antwortete Madame Jagemann beſorglich, „ſpre-
chen Sie mit Wolfram nicht hierüber. Es wühlt ohnehin
in dieſem Gemüthe — wir wollen ihm keine einzige Frage
aufwerfen. Die Gräber ſchweigen, aber die Steine reden,
wenn eine menſchliche That offenbar werden ſoll. Jedenfalls
wünſcht Wolfram vor ſeinem Abgange Sie in Groß-Eien-
bach beſuchen zu dürfen, da kann er ſeinen jüdiſchen Herr-
gott mitbringen.“

Frau von Wahl dankte dem übrigen, daß der ſchwache
Greis ſo wohl aufgehoben wäre. Sie ſprach an dieſem
Tage weder ihn, noch ſeinen Beſchützer. Beide waren aus-
gegangen. „Auf Kundſchaft“ — meinte Madame Jagemann
lächelnd, „ſo iſt der Menſch! er geht allerwegen in der Irre,
ſucht überall, ſucht unabläſſig und findet ſich getäuſcht. —
Dagegen, wenn er Stand hielte — die Erde dreht ſich doch,
und endlich kommt Alles an das Licht!“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Neunundſiebzigſter Band.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Dritter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Nicodems vierter Brief an die Mutter.

P—. Ende Februar 18 —.

Verzeihe mir, meine gütige Mutter, diesmal mein längeres Schweigen. Nahe blieb ich Dir immer, wenn ich auch in der kürzeſten Zeit einen ziemlich weiten Ausflug gemacht habe, der nicht in meinem Plane lag. — So bin ich eigentlich nicht früher zu einem Ruhepuncte gekommen, um Dir ſchreiben zu können. Gaſthofsbriefe liebe ich nicht, weil ſie in der Regel jene innige Heimlichkeit vermiſſen laſſen, auf welche eine traute Stelle Einfluß übt. Der Erguß der Seele da, wo ſie ſich heimiſch fühlt, wird ſo wenig wie eine häusliche Kraftbrühe, als Nahrung für Geiſt und Herz, auf einer bezahlten Wirthstafel zu finden ſein. Vielleicht entſteht dieſe Bemerkung, indem ich behaglich in tiefſter Ruhe ſitze, um einen langen Brief an Dich zu ſchreiben — aus dem Umſtande, daß ich mich zufällig im Hauſe eines Mannes befinde, der ſich wie ein echter Gaſtfreund gegen mich benimmt, der mir beweiſ't, daß das Glück, Freunde zu treffen und das Unglück in der Liebe über die ganze Erde ausgeſäet iſt und häufig am Wege blüht. Nur daß die Erfahrung einen ernſten Blick giebt. Beſſer reiſ't es ſich mit dem Gefühl und Sinn der Poeſie, die im Bart der Diſtel ſo gut, wie im weichen Buſen der Roſe den Welthauch der

Natur verſpürt und ſich erhoben fühlt, mehr zu ſein, als ein Dorn im Auge des Schöpfers.

Es iſt eigen, aber wahr, ſeitdem der Baron ſich von mir getrennt und ſeinen Arm um einen ſchönen Leib geſchlungen hat, ſeitdem befand ich mich in einer Stimmung, die ich nach dem Ausdrucke, den ich einem geiſtreichen Weſen abborge, eine flügelgelähmte nennen möchte. So viel iſt gewiß, irgend eine verborgene Kraft ziebt mich zurück, wohin ich mich auch wende, und hält mich ab. — Sollte es dennoch ſein, daß im Glück unſerer Freunde immer etwas liegt, was uns mißfällt? Das wäre troſtlos. Ein Menſchenkenner will es jedoch behaupten. Iſt denn Freundſchaft etwas Anderes, als die lebhafteſte Theilnahme am Wöhl und Weh eines Anderen? als der thätige Wunſch, den Freund glücklich zu wiſſen? — Und was iſt denn die Liebe, welche dies andauernde Band der Seelen, dieſe treue Gewohnheit des Herzens, oft ſo locker macht, daß es nur an unſerer Schlaffheit hängt, wenn es ſich nicht gänzlich löſ't? Liebe iſt ein weit ausſchließenderes Gefühl, ich weiß es wohl, meine gute Mutter. Mir däucht aber, es verrathe ein enges Herz, es ſei leidige Selbſtſucht, außer ſeiner Liebe nichts zu lieben — beſonders bei dem Manne. Das Weib hat kein anderes Leben als die Liebe, das verſteht ſich von ſelbſt. Die Liebe zu einem Weſen ohne dieſen belebenden Puls wird wahrhaft zum Leidweſen. Deßhalb möchte ich nimmer eine Frau, die ihre Welt nicht in der Abgeſchloſſenheit dieſes einzigen Gefühls, ſondern an den Thoren fremder Hauptſtädte ſuchte, und der Mann iſt ein Thor, der darauf eingeht. Deßhalb tadle ich den Baron, daß er ſich gegen all' ſeine Grundſätze ſo geſchwind entſchloß.

Wenn ich mich je entſchließen könnte — Liebe will ohne

Seelen — ein aufrichtiges Gemüth begehre ich vor Allen und daß es mir allein geöffnet wäre. Weniger nicht, aber auch nicht mehr. Mit Recht nennt ein feiner Autor die Schnecke das Wappen der Weiber. Auch ein Mädchen von niederer Geburt würde mich unendlich beglücken, wenn es mir jenen höheren häuslichen Sinn als Zuthat mitbrächte, der ein Werk iſt der Mutter Natur und nicht die Theorie ſogenannter Ausbildung, der ſtill den Himmel beſchützender Liebe trüge und nicht die laute Sorge um das Haus. Möchte man immermehr der Meinung ſein, daß ich nicht progreſſiv geweſen wäre; meine Laufbahn hätte das ſchönſte Ziel erreicht. Vergieb, geliebte Mutter, dieſe Abſchweifung! Heirathsgedanken machen weitläufig, wie ich merke. Und liegt es mir auch am Herzen, mit mir ſelbſt aufs Reine zu kommen, ſo ſcheint doch das Glück, welches ein zweites Selbſt mir gäbe, noch im weiten Felde zu liegen. —

Vorige Woche reiſe ich meine Straße fröhlich. Neben her rollt ein Wagen, darin ſitzt ein einzelner Herr dicht in ſeinen Mantel gehüllt, mit geſchloſſenem Blick, als wäre es draußen übles Wetter. Und der Tag oder vielmehr der Abend war ſo wunderſchön. Ein Frühlingslüftchen ſilberte über die Winterſaat — der Himmel war ſo hell, ſo lieb, daß ich wider Willen bemerkte, wie die kalte, verdrießliche Miene dieſes Reiſenden zu ſagen ſchien: „Das alte Lied, ich kann es auswendig.“ Wirklich ſchenkte er all dieſer Lieblichkeit auch nicht einen Blick. Dieſe ungeſellige und achtloſe Stimmung mochte ſich dem Kutſcher mitgetheilt haben, der ſchläfrig auf ſeinem Sitze ſchwankte und fahrläſſig verfuhr. Ich ſah, ohne es hindern zu können, wie der Wagen an einem ſchiefen Steine das Gleichgewicht verlor; er ſtürzte um, ein Rad war zerbrochen und mehr noch. Zu meinem

Erſtaunen ertrug dieſer Mann, der mir nun ziemlich jung und recht hübſch vorkam, dieſen Unfall ſehr gelaſſen. Er unterſuchte vorerſt, ob der Kutſcher Schaden genommen, der blutete, ohne bedeutend verletzt zu ſein. — Ich bat ihn, einen Platz in meinem Wagen anzunehmen und leiſtete ihm Beiſtand. Dafür bot mir der Mann, der mir Geſellſchaft leiſtete, ſein Haus in P— zur Wohnung an. Es war ein Profeſſor der Anatomie, Namens Ehrenſold.

„Ein wohlklingender Name!“ ſagte ich, um doch etwas zu ſagen. „Sie empfangen das Honorar ihres Rufes, ſo oft er genannt wird. Wer Minneſold hieße, dem müßte es ſein, wenn er von ſchönen Lippen genannt würde, als bekäme er jedesmal einen Kuß.“ — Bei Gott! ich weiß nicht, wie dieſer fade ſüßliche Scherz mir nur einfiel.

Das Geſicht des Profeſſors ward ſauer; ein herbes Lächeln zog ſeinen Mund zuſammen, als hätte er Wermuth verſchluckt. Das jüngſte Geſchlecht ſeiner Laune ſchien einer Eſſigmutter anzugehören.

„Da Sie ſo viel Güte für mich haben,“ ſprach er etwas beklommen, „ſo erſuche ich Sie auch um ein wenig Geduld mit mir. Ich bin heute nicht zur glücklichſten Stunde ausgefahren.“

„Es konnte noch ſchlimmer ausfallen,“ erwiederte ich, in der Meinung, er ſage dies des zerbrochenen Wagens wegen. Und wie es zu gehen pflegt, wenn man eben nichts Beſſeres vorzubringen weiß, ich redete davon, wie ſo gar nicht gefährlich die Biegung geweſen, wie klein der Stein des Anſtoßes u. ſ. w.

„Das meinte ich nicht,“ antwortete finſter mein Gefährte, „eine Kleinigkeit iſt es zuletzt immer, woran ein Waghals bricht. Und wer auf die Freite fährt — wie unſere Landleute ſagen — iſt nie ſo ſicher, daß er nicht in Gefahr wäre.“

„War dies Ihr Fall?“ fragte ich.

Der Profeſſor nickte und ſprach: „Das Rad des Schickſals iſt heute über mein Herz gegangen“ — und da nichts das Vertrauen ſo ſchnell aufſchließt, als eine Wagenthür, hinter der ein paar Männer von gleicher Abſicht zuſammen reiſen, ſo erzählte mir dieſer Mann eine ſeltſame Heirathsgeſchichte; ich aber führe ihn Dir, liebe Mutter, redend ein.

„Seit vielen Jahren ſchon liebte ich ein Mädchen, deſſen Vater als Particulier in A—, woher ich eben komme, lebt — wenn man nämlich das Daſein eines zähen Hektikers, dem die Zeit um deſto länger wird, je kürzer er athmet — Leben nennen kann. Der alte Mann war ein wunderlicher Heiliger; ein Mückenſtich verſetzte ihn in Wuth, die Fliege an der Wand ärgerte ihn — und unwillkürlich mußte ich zuweilen an Jean Paul denken, daß, wenn mein künftiger Schwiegervater zu mir zöge, er nur den Athem brauche, um dieſe kleinen Störer ſeiner Ruhe zu tödten, mit denen er wie ein unſchuldiger Freund Hain umging. So wüßte ich nicht, daß unſerer Verbindung zeither etwas Anderes entgegen geſtanden hätte, als die fixe Idee dieſes Kranken, daß mir, dem Anatomen, weniger nach der Perſon der Tochter, als nach dem Leichnam des Vaters gelüſtete. Jene geſtand mir, daß er ſich geäußert, ſo oft er mich anſähe, wäre es ihm, als ob er ein Meſſer in ſeinem Leibe fühle, und der Gedanke erfülle ihn mit unüberwindlichem Grauen ſein Kind einem Manne zu geben, der Menſchen tranchire. — Dieſe Anſicht verletzte mich — die Liebe iſt wohl der zarteſte Organismus. Ottilie ſagte mir unbeſonnen, wie ſie ihrem Vater mit einem körperlichen Eide habe verſprechen müſſen, daß ich ihn, wenn er geſtorben ſein werde, nicht anrühren dürfe. Beinahe verleidete mir dies die Luſt, eine Ehe zu vollziehen, die ſolchergeſtalt bedingt würde. Mit Thränen bat mich die arme Ottilie um Nachſicht, wenn ihr Vater beleidigend wurde und daß ich warten möchte, bis er das Zeitliche geſegnet hätte, was mir um ihretwillen leid that, da ich nicht gern meine ſchönſte Hoffnung auf einen Grabſtein bauen wollte. Da ich eine ältere Schweſter bei mir habe, die ein ſehr verſtändiges Frauenzimmer iſt und mein Hausweſen vortrefflich verſieht, ſo drängte es um die Hausfrau nicht, und ich ließ mir den Aufſchub meines Glückes willig genug gefallen.“ —

„Leute, die nichts in der Welt zu thun haben, kommen auf abſonderliche Gedanken, und die Sucht, den Arzt zu wechſeln, entſteht oft aus lieber langer Weile, um nur eine Veränderung zu haben. Bald wollte Ottiliens Vater homöopathiſch behandelt ſein, bald durch Sympathie curirt werden, und es kam nur darauf an, ſeine Einbildungen geſchickt aufzufaſſen. Dies ſchien nun ein junger auswärtiger Doctor, den er vor Kurzem angenommen, aus dem Fundamente zu verſtehen. Er verſprach ihm das Leben zu friſten bis an aller Tage Abend, und der Glaube thut Wunder und beſtätiget, wie wir wiſſen, alle Dinge.“

„Ottilie ſchrieb ſeltener — dann aber waren ihre kurzen Brieflein Lobes voll. Sie rühmte die beſſere Geſundheit des Vaters, den Arzt, der ihm ſichtlich aufhelfe. Anderweitig meldete man mir, daß er ſich um meine Braut bewerbe; ich blieb jedoch ganz ruhig, denn wir waren ja feſt verſprochen.“ —

„Vor drei Tagen erhalte ich ein Schreiben von ihr: in größter Eile. Sie bittet mich, heute um zehn Uhr Morgens in A— zu ſein, wo etwas Wichtiges endlich zur

Sprache kommen müſſe; ſpäter trete bei ihrem Vater das Fieber ein — ich möchte doch dieſe einzige Freundſchaft für ſie haben und ihren Wunſch pünktlich erfüllen. Jener Ausdruck fiel mir kaum auf; allein, wie unbedacht die Weiber oft in ihrer Wahl ſein mögen, das Wort wiſſen ſie immer zu wählen.“

„Ich merkte, daß es ſchlechter mit dem Vater ſtände und daß es auf etwas Entſcheidendes abgeſehen ſei. So fahre ich früh aus. Eine Seitenſtraße — Verliebte meſſen die längſte Meile — ſagt Jemand, führt ungleich näher durch ein Gehöfte, welches an einer Wegſcheide ſteht. Durch manches Jahr, worin ich ſo manch liebes Mal nach A— gefahren, hatte ich dieſen Thorweg offen gefunden, heute war er zu. Ich mußte nun eine andere Richtung einſchlagen, darüber verzog ſich die Zeit, es ſchlug halb zwölf Uhr, als ich den Marktbrunnen in A— rauſchen hörte. Es klang mir wie Glocken in die Ohren. — Als ich die Thür öffne, liegt meine Braut weinend an der Bruſt eines fremden Mannes und ihr Vater todt, — todt! in den Armen ſeines altväteriſchen Großſtuhls.“ —

„Mein Gott!“ rief ich beſtürzt aus, „ſo waren Sie dennoch am Ziele?“

„So!“ antwortete der Profeſſor mit Indignation, „ſo erreichen die Menſchen meiſtens das Ende ihrer Wünſche. Ich weiß nicht, wie mir war und vor welchem Anblick ich mehr erſtarrte. Da komme ich doch wohl zu ſpät? ſagte ich zu der leichenblaſſen Braut, die nun nicht mehr die meinige war. Ottilie hatte ſich dem Doctor verlobt, und ihr Vater, der ſeit einigen Tagen kränker als ſonſt geweſen, war unmittelbar darauf vom Lungenſchlage gerührt worden.“

„Nun, und was hatten Sie denn ſo präciſe dort geſollt?“ fragte ich entrüſtet; denn der Mann, geliebte Mutter, fing an mich zu intereſſiren.

„Vermuthlich hatte Ottilie von dieſem Ausgange ſelbſt keine Ahnung gehabt“ — erwiederte großmüthig der, den ſie getäuſcht; „der Doctor war mir nur zuvorgekommen, und ſonderbar genug! der Alte um Punkt zehn Uhr verſchieden. Seine Tochter zitterte und fror ſo heftig, daß ihr die ſchönen Zähne zuſammenſchlugen. Der Doctor wollte mir mit Redensarten kommen; ich würdigte ihn jedoch keines Blickes, geſchweige einer Antwort. Nur als Ottilie mich bebend fragte, ob mir der Bote nicht begegnet wäre, erwiederte ich: Nein! aber etwas Menſchliches — ich hatte mich geirrt. Weiter machte ich dem Mädchen keinen Vorwurf, das ich geliebt habe.“

Hier konnte ich nicht umhin, zu ſagen: „Ihrer Art zu denken alle Achtung, Herr Profeſſor; aber geliebt haben Sie das Mädchen wohl ſchwerlich.“

Er ſah mich an mit klarem Blick, voller Schmerz. Und ſanft, wie es die Empfindung der Wahrheit war, was er ſagte, entgegnete er mir: „Ich darf verſichern, daß ich Ottilie aus redlicher Seele lieb gehabt, und ich bin, was ich ihr ſein wollen und ewig bleibe, ihr beſter Freund, nur iſt meine Liebe Mitleid geworden, denn ich fürchte, ſie wird nicht glücklich werden. Wehe denen, welche die Treue für eine Pflicht und nicht für Segen halten.“

Ich ſchwieg, meine Mutter, aber ich dachte: Geliebt hat er ſie nicht. Wir ſprachen nun länger, wie lange Verſprechungen in der Regel ſich ſo plötzlich als unerfreulich aufzulöſen pflegten. „Man denkt bedächtig zu Werke zu gehen,“ ſagte der Profeſſor, um ein deſto belohnenderes Ziel zu erreichen, geht aber nur wie der Seiler rückwärts, Bindfaden auszuſpinnen für ein ärmliches Glück. In mehr als einer Beziehung iſt mir heute ein ſpaniſches Sprichwort eingefallen, welches heißt: Zuletzt wird ein Nichts den Strick zerreißen. Seinen Arm raſch um ein liebes, braves Mädchen ſchlingen, das ein Herz für uns hat, das iſt das Band, was nur der Tod löſ't. So will es die Natur. Unter dem Warten ſchleicht die Liebe zuweilen davon. Auch darf das Verlangen nicht allzuſehr beläſtiget werden. Todte ſind ſchwer — wenn ich dachte, daß ich nur über den Grabhügel des Vaters zur Trauung ſchreiten ſollte, dann lag dieſes Gefühl wie eine Felſenlaſt auf meiner Bruſt. Er ruhe in Frieden! ich aber athme freier. Wenn ich mich je noch entſchlöſſe — zu heirathen — obgleich dieſer Gedanke allzuweit von mir entfernt liegt — im Umſehen würde es geſchehen."

Und der Mann, der dieſes ſprach, ahnte nicht, daß, ehe die kleinen Schneehäufchen am tiefen Rande der Landſtraße vollends hinweggeſchmolzen ſein wurden, dies Wort Wahrheit geworden wäre. —

Wir hielten vor einem ſtattlichen Gebäude. Die Schweſter des Profeſſors, welcher der Scharfſinn aus den klugen Aeuglein blitzte, ward ſehr bald meine gute Freundin. Ich logire köſtlich, mein Mütterchen. Du kannſt Dir kaum ein Haus denken, was ſo vielſeitiges Intereſſe gewährte, als dies. — Es wohnen mehrere Familien darin; dann die intereſſante Werkſtätte des wiſſenſchaftlichen Wirthes, ein Cabinet voller Präparate, verhangener Skelette oder Abnormitäten, überall Merkwürdiges. Die Geheimniſſe der Natur, theils verhüllt, theils entblättert, regen hier den Geiſt der Philoſophie an.

Da bin ich nun Zeuge einer rührenden Begebenheit geweſen, die nie aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden wird. —

Der Profeſſor theilte in meinem Beiſein ſeiner Schweſter die bittere Erfahrung ſeiner Reiſe mit. Sie ſchlug die Hände zuſammen und ſprach: „Habe ich es doch gedacht! Nun, mache kein betrübtes Geſicht, mein lieber Bruder. Was für ein Glück würde Dir geblüht haben? die Schwindſuchtsroſe! unfehlbar, denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Daß dieſe Frucht einem Andern zufiel, wird Dir Dein Herz nicht brechen. Schon dies ewige Zaudern ertrüge Niemand, der heiß liebt. Die Liebe iſt wie gebackener Schaum; ihre Höhe ſinkt ein und wird zu nichts, wenn ſie verkühlen muß.“

Der Bruder ſah mich an und ſagte mit einem erinnernden Lächeln: „Wovon haben wir vorhin geſprochen? Iſt dies nicht eine freie Ueberſetzung im häuslichen Styl? Ich muß Dir beipflichten, Erdmuthe.“

Dem nicht kleinen Muthe der Schweſter gab dies ein Zutheil; was aber über iſt, das iſt immer vom Uebel. Sie ſagte: „Der Alte hatte einen Abſcheu vor Dir. Er hat einmal geäußert, er gäbe Dir wohl die Tochter, wenn er nicht fürchtete, ſein Cadaver wäre Dir ein noch lieberes Geſchenk. — Iſt dies nicht entſetzlich? Wogegen es Leute giebt, welche Dir am liebſten bei lebendigem Leibe das Herz aus der Bruſt gäben, um Deine Kenntniß zu bereichern, obgleich ſolch ein Scherflein im Ganzen nicht viel ſagen will. Es gehört aber dennoch eine Faſſung der Seele dazu, die ich bewundern muß. — Ich ſelbſt trüge Scheu und Bedenken vor einem Profeſſor der Anatomie, wenn ich nicht gleichſam unter dem Meſſer aufgewachſen wäre. Ich würde mich vor einem Manne geſchämt haben, der ſich anmaßte, Herz und Nieren zu prüfen — und doch auch nur ein ſchwacher Menſch iſt. Um die Blutsfreundin eines Anatomen zu ſein, muß man ſich ein eignes Häutchen anſchaffen.“

„Schweſter,“ rief Ehrenſold, „wie Du ſo geſprächig biſt! mir iſt nicht danach. Von welchen Leuten ſprichſt Du denn?“

„Von Friedchen Petri,“ antwortete Erdmuthe und wendete ſich hierauf zu mir. „Da wohnt hier im Hauſe die Wittwe eines Rendanten mit ihrer Tochter. Es iſt das einzige Kind dieſer traurigen Mutter, welche bedeutendes Unglück gehabt, und nächſt dem guten Namen ihr einzig Gut. Das Mädchen iſt ſeit einiger Zeit leidend, Niemand aber weiß, woran? Der Arzt muthmaßt auf einen organiſchen Fehler. Sie ſchleicht nur ſo, ſieht äußerſt matt aus und klagt über Schlafloſigkeit, Herzklopfen, Beklemmungen — eine fliegende Röthe jagt die andere auf dieſem weißen Geſichte, wie wenn der Wind Roſenblätter durch einander wirbelt. Heute — Du warſt kaum fort, Bruder — kam Friedchen zu mir und ſagte unter tauſend Thränen, ſie hätte vernommen, Du führeſt zur Braut, um die Hochzeit richtig zu machen. Dann würdeſt Du mehr Gelaß brauchen und ihnen die Wohnung aufſagen. An dieſer Wohnung hänge ſie aber inniglich und würde ſich nur mit dem größten Schmerze davon trennen können. — Da ſie nun gewiß wiſſe, daß ihre Krankheit im Herzen läge und daß ſie daran ſterben werde, ſo ſollteſt Du, lieber Bruder, ihr Herz in Spiritus zu ihrem Andenken behalten. Es ſei dies ihr innigſter Wunſch. — Das arme Kind! ich wüßte wohl, was ich thäte, wenn ich mein Bruder wäre.“

Der Profeſſor ſtand, während ſeine Schweſter dies ſprach, mit dem Rücken gegen ſie gewendet am Fenſter und drehte mit unſtäten Fingern am Wirbel. Er ſchien verſtummt, ſein Geſicht war wie verklärt, dann ſah ich, daß er tief bleich ward. Und als Erdmuthe hinausgegangen war, ſagte er in leiſem, erſchütterndem Tone: „Ich weiß es nun auch. Das Herz dieſes lieben Mädchens hat gewißlich keinen Makel! es leidet nur an Erweiterung der Liebe! Da iſt keine Faſer, die an Selbſtſucht kränkelte. Guter Gott! wo habe ich denn die Augen gehabt? — Ja, ich will dieſes Herz in Geiſt ſetzen, daß es mein Eigenthum werde für ewig. So verdanke ich meinem Berufe die ſchönſte Gabe.“

Dieſer Entſchluß war raſch; aber ich möchte ihn dennoch einen geſegneten nennen.

Geſtern hat der wackere Ehrenſold ſeinen Lohn empfangen und ſich ſtill verlobt. Es iſt ein ſehr liebenswürdiges Mädchen. Die kleine Petri wird ihm das Himmelreich öffnen, ſo weit es auf dieſer Schwelle des Irdiſchen geſchehen mag, wo wir Alle, ſo zu ſagen — zwiſchen Thür und Angel ſtehen. Wäre jener Thorweg offen geweſen, wäre er früher in A— eingetroffen — wer weiß? Dort oben wird beſchloſſen.

Gute Nacht, meine geliebte Mutter!

Einen Tag ſpäter.

Was habe ich Dir mitzutheilen, theure Mutter? Ich müßte mich ſehr irren, wenn es nicht von intereſſantem Aufſchluß für Dich wäre. — Als ich heute meinen Brief an Dich fortſetzen will, finde ich die Federn in ſchlechtem Stande; keine einzige ſchreibt, außer mit Grobheit, ſo daß es mir unmöglich ſchien, eine zarte Empfindung damit auszudrücken. Ich ergreife das Federmeſſer, es fährt ab; ich habe mich ziemlich ſtark geſchnitten und kann das Blut nicht ſtillen. Indem ich mir Hülfe ſuchen will und den Saal entlang gehe, bemerke ich einen Schlagſchatten an der Wand; die Schweſter des Profeſſors kramt in einem Winkelſtübchen und ſchreiet erſchrocken auf, da ich vielleicht etwas bleich und blutend auf der Schwelle erſcheine.

„Sie treffen mich ſchön an,“ ſagte Erdmuthe; „ich kehre hier das Unterſt zum Oberſt, was nun einmal geſchehen muß, obgleich ich mich davor gefürchtet habe. Dabei verkehre ich mit Geiſtern, mit ängſtlichen — deßhalb erſchrak ich ſo. Nun, wir wollen bald Einhalt thun“ — dies war auch eben nöthig; denn auf der Stelle, wo ich ſtand, war der Fußboden mit einer Traufe von Blutstropfen beſprengt.

„Fräulein,“ antwortete ich, da Erdmuthe nach einem Verband zu ſuchen ſchien, „ein Streifchen Taffet oder Linnen würde hierfür zu wenig ſein; ich dächte, eine Compreſſe unter Leder“ —

„Sie haben chirurgiſches Talent, wie ich höre,“ ſprach Erdmuthe und lächelte mich an, oder aus. Dann zog ſie einen Schubkaſten auf, ein unordentliches Durcheinander quoll oder qualmte hervor, was der ſtrengen, altjüngferlichen Ordnungsliebe, die hier im Hauſe herrſcht, nicht ähnlich ſah. Erdmuthe bog ſich verblaſſend zurück — es giebt einen Dunſt wüſter Nachläſſe, der eine feine Seele beleidiget — ich bückte mich hinzu, um einen bräunlichen Handſchuh aufzuheben, der oben auf lag und ohne Zweifel der Compagnon zu jenem iſt, den Dein menſchenfreundlicher Pfarrer gefunden und der zu einem himmelſchreienden Unrechte gehört. Sieh, meine Mutter! ſo findet ſich das Rechte und das Recht! man darf Juriſt nicht ſein, um für dieſen Gedanken zu erglühen; und die Gerechtigkeitspflege deſſen, der ins Verborgene ſieht, hat mich an dieſer Stelle mit Schauern der Ehrfurcht durchbebt. Den Handſchuh hielt ich feſt und fragte ergriffen, ob Erdmuthe mir nicht ſagen könne, woher er ſei.

„Ach!“ erwiederte ſie, „aus dem erbärmlichſten Elende, wie dieſe ganze Olla potrida.“ Die Herren von der Latinität theilen hier und da ihrer häuslichen Geſetzgeberin einen Brocken zu, ſo wie die Frauen der Landgeiſtlichen ſonſt auch mit Salbung ſprachen. —

Und während Erdmuthe mir den Verband umlegte, und ich die Bitte dringend äußerte, daß ſie mir das Nähere mittheilen möchte, ſagte ſie: „Ich denke nicht gern daran, und bin daher ſo zögernd an die Arbeit gegangen, daß dies Stübchen, was ſchon zu meines Vaters Lebzeiten eine Marterkammer war, endlich einmal aufgeräumt würde. — Es iſt ſchon längere Zeit, daß eines Abends bei Sturm und Graus eine Perſon, ein Bild des Jammers, zu uns kam, die eine verdorrte Hand hatte. Sie wollte von meinem Bruder wiſſen, ob die Hand abgelöſ't werden müſſe; denn in Operationen iſt er, ohne Ruhm zu melden, berühmt — und flehte in tödtlicher Angſt ſeine Hülfe an. Wie mein Bruder nun ſchweigend den Schaden unterſuchte, ſchüttelte der Froſt hörbar ihre abgezehrten Glieder, und als er erklärte, die Ablöſung werde vielleicht zu erſparen ſein, da ſchrie ſie laut auf, daß ſie einen Retter gefunden — ſo feſt hing dieſe armſelige Creatur an einem Leben, welches gewiß eines der elendeſten auf Erden war.“ —

„Nur menſchlich war es, daß wir ſie nicht fortließen. Dies Stübchen ward ihr eingeräumt und für ihre Verpflegung Sorge getragen. Ihr körperlicher Zuſtand erheiſchte vor allen Dingen Arzenei; ein verzehrendes Fieber ſchien ſie hinzuraffen; den brennenden Durſt nach Troſt zu ſtillen, reichte meine Kraft nicht aus; ihr Innerſtes war eine Hölle. Ach! was iſt es um die Qual des Gewiſſens! täglich ſollte man für die Sünder beten und bitten. — Einen Geiſtlichen wollte ſie durchaus nicht haben. Wenn ich ihr aus dem Geſangbuche ein Lied vorlas, voll Ergebung in den Tod, dann bat ſie mich um Gotteswillen, aufzuhören; ſterben könne ſie nicht. Einige Tage vor ihrem Ende entdeckte ſie mir ihr Verbrechen.“

„Dieſe Unglückliche war in Dienſten geweſen bei einer jungen Dame von Stande, die ſich ein ſchweres Vergehen ihres Mannes ſo zu Herzen genommen, daß ſie ſich in einem zerrütteten Gemüthszuſtande, ja ſogar geiſtig geſtört befand. Gänzlich in der Gewalt ihres Schwiegervaters, übergiebt dieſer ſie der Aufſicht eben jener Perſon und der Treue eines Menſchen, den er aus einer ſchmählichen Leibeigenſchaft befreit und ſich ihn dankpflichtig gemacht zu haben glaubt. Sein Herr hat die Grille, ſeine Leute nicht gern heirathen zu laſſen. Aus eben dieſen Urſachen finden ſich die beiden edlen Seelen zuſammen und ſuchen die arme Dame, welche ihrer Niederkunft nahe iſt, unter den ſchreckhafteſten Vorſpiegelungen auf die Idee der Flucht zu bringen. Dieſer verruchte Plan wird ausgeführt. Die Equipage, welche der Kranken zu freier Dispoſition gegeben war, ſoll dem Bedienten künftig als Lohnkutſcher forthelfen, und ſeine Mitſchuldige rafft, was ſie nur habhaft werden kann, zuſammen. Bei nächtlicher Weile wird ein plötzliches Uebelbefinden benutzt. die kranke Dame, die in halber Betäubung ſtöhnt, auszuſetzen und ihrem Schickſal zu überlaſſen. Jene eilen hinweg mit dem geſtohlenen Gute und dem beladenen Gewiſſen. Was geſchieht aber? Jenſeits der Grenze werden die Pferde ſcheu, rennen waldein, bergab — der Wagen begräbt unter ſeinen Trümmern den Kutſcher, und ſeine Seele fährt an ihren Ort. Als ſeine Geliebte aus einer tiefen und langen Ohnmacht erwacht, beſcheint die Sonne eine troſtloſe Bettlerin. Die Pferde ſind fort, die Taſchen leer. Gott hat ſchnell gerichtet.“

Unter dieſer Erzählung nahmen meine Gedanken die Richtung dahin, daß jener Verrath ſein Opfer hat an die Stelle niederlegen müſſen, wo es in die frömmſten Hände ſiel. Bis hierher und nicht weiter — hieß es in jenem Wehe; ich glaube, es heißt ewig ſo. Grüße, liebe Mutter, den trefflichen Philibert von mir und gieb ihm beiliegenden Handſchuh. Es iſt kein Fehdezeichen für den Mann des Friedens. Seine verſöhnliche Seele wirft das Paar zu den Todten und zieht an herzliches Erbarmen — wie der Apoſtel ſagt. Das Gottesurtheil iſt vollzogen. — Und nun etwas für Dich zur Nachricht, meine theure Mutter. Eine lange Weile mußte ich der theilnehmenden Erdmuthe Stand halten. Sie wühlte in alten Sachen und zog unter andern einen ſchwarzen Flor hervor, durch und durch mit Muſchen geſtickt von ſtarrer Seide, welche die Zeit mürbe gemacht und hier und da ausgebrochen hattte. „Dies Trauerfähnlein,“ ſagte ſie, „rolle ich immer feſt zuſammen; dennoch ſchwebt es mir vor der Seele und entfaltet mir ein düſteres Bild, ſo oft ich in den Zug meiner Gedanken an die Vergangenheit komme. — Mein Vater war praktiſcher Arzt, auch Accoucheur, der das größte Vertrauen genoß; mein Bruder konnte ſich jedoch nie zum Fache der Geburtshülfe bequemen. Vielleicht würde ich doch nicht geheirathet haben, wenn ich auch von Natur wohlgebildet geweſen wäre, denn ich lernte als Tochter den Weheſtand meines Geſchlechts viel zu genau kennen. Die Erfahrung iſt auch eine Scheidewand, oder — ein ſchwarzer Schleier. Ich war noch ein blutjunges Ding, kaum aus der Schule und eben erſt confirmirt, was damals frühzeitiger geſchah, als jetzt, da kam einſt zu ſpäter Stunde eine Dame verhüllt und verſchleiert in unſer Haus und begehrte mit Wanken meinen Vater zu ſprechen. Das Geſpräch hatte keine Zeugen; nur ihre flehende, ſchluchzende Stimme vernahm ich für einen Augenblick. Er befahl, daß dies Stübchen hier ſchnell geheizt würde; es wurden allerhand Anſtalten getroffen, mich hieß er barſch zu Bette gehen. Aber die ganze Nacht hindurch hörte ich ein Aechzen, was mich nicht ſchlafen ließ. Ich betete, ſchluchzte, begrub das heiße Geſicht in die Kiſſen; der Schein des Feuers in der Küche, welches nur ſo praſſelte, webte geſpenſtiſch an der Decke, und das Herz ſchlug mir ungeſtüm. Endlich ward es draußen ſtille — und auch ich ſchlief ein. Doch nicht lange, ſo rüttelte es mich am Arm. Mein Vater ſtand vor meinem Bette, ein Licht in der Hand. Er ſah roth und aufgedunſen aus, die Augen waren ihm verſchwollen, Angſtſchweiß perlte auf ſeiner Stirn, und am Bart hing es wie verlorene Thränen. Doch deſſen ſchien er ſich nicht bewußt zu ſein und ſo gleichgültig dagegen, wie jener Schauſpieler, der da ſagte, ohne ſich irren zu laſſen, daß ihm eine Krähe an der Augenwimper hänge. — Stehe auf, Erdmuthe, ſprach mein Vater, es giebt für Dich zu thun. — Ich gehorche und taumle auf; mich fror vor Morgenſchläfrigkeit, und da ich bei dem Stübchen vorüber ſchlüpfen will, ſteht die Thüre ein wenig offen, und der blaſſe Schimmer einer Lampe lockt meine Neugier hinein. Ach, welch ein Anblick! da lag die Verſchleierte von geſtern mit geſchloſſenen Augen, ein bildſchönes, ſtilles, todesbanges Geſicht, daneben ein Kind in unſerm feinſten Waſchkörbchen; es athmete nur ſchwach, die Mutter aber — o Gott! die athmete gar nicht mehr.“

„Mein Vater kam und ſagte ſehr bewegt: Siehe und demüthige Dich vor Gott, daß er Dich nicht ſchön werden ließ. — Ich will dem Kindlein die Nothtaufe geben, ehe es verſcheidet. Du und die Regina ſollt Pathe ſtehen. Dies war unſere ehemalige Kinderfrau, die als Hüterin des Hauſes bei uns geblieben. Mein Vater, der in ängſtlicher Eile die Taufformel ſehr abkürzte, gab dem Kinde den Namen Regina, und nur hurtig ſchaltete ich „Eva“ ein, weil ich einmal gehört hatte: wer wie die Mutter der Lebendigen heißt, nicht früher ſtirbt, bis wieder eine Frucht getragen ſei. — Das Püppchen hätte mich gereut.“

„Nun kleidete ſich mein Vater an,“ fuhr Erdmuthe fort, „als ginge er zur Seſſion. Und wohin ging er? Einen ſchweren Gang! zu den Eltern des Mädchens, was er in der verwichenen Nacht entbunden hatte, ihnen den Fall ihrer Tochter anzuzeigen — den Todesfall! Es waren angeſehene und ſtolze Leute, denen nichts davon geträumt, und nun war auf das Geheimniß der Schmach ein ſchauerliches Siegel gedrückt. — Am liebſten hätten ſie meinem Vater zum Danke den Proceß gemacht, und er kam ſichtlich alterirt heim. Die Leiche ward zur Nachtzeit von unſerm Hauſe aus überſiedelt und der Nähe wegen auf den kleinen Judenkirchhof beerdigt, der am Arme des Fluſſes liegt. Es regnete ſanft in das Grab. Mein Vater ſprach: Das wird bekleiden. Was geſäet ward in Unehren, auferſtehen wird es in Ehren!“ —

„Die Familie der Verſtorbenen ging an demſelben Abend in Geſellſchaft — und bunt. Dann brachten ſie eine Lüge aus. Das Kleine hatte ſich erholt; mein Vater wollte es behalten. Jene aber ließen es nicht zu. Es wurde einer Amme übergeben und in die Ferne geſchickt, ſo daß ſie ſicher zu ſein wähnten. Ein Ring, den man der armen, jungen Mutter vom Finger gezogen — ich habe ihn auch aufgehoben — verrieth, wer ſie verleitet habe und verlaſſen. Deſſelben Tages, als dieſe Unglückliche den letzten, ſchwerſten Schritt ihres Lebens über unſere Schwelle gethan, zog er fröhlich ſeiner Straße zu einem großen Manöver. Ja, ja! die Trommel betäubt das Gewiſſen. Es war ein Officier, der ſeinen Weg mit Glück gemacht hat, für einen Mann von Ehre gilt und jetzt einen Stern auf der Bruſt trägt.“

„Wollten Sie mir wohl den Ring einmal zeigen, Fräulein?“ fragte ich bittend.

„Sehr gern, hier iſt er!“ antwortete Erdmuthe und ſetzte verſtärkend hinzu, als ich den Namen Grandſon aus den kaum lesbaren, goldenen Lettern zuſammenbuchſtabirte: „der jetzige General Grandſon.“

Mutter! mein Gefühl war empört; ich wüßte nicht, welcher Gräuel mir es in dem Grade wäre, als der an der Unſchuld — dem Zarteſten auf Erden, wie im Himmel — verübt wird. Habe ich es geträumt, oder hat Roſa mir davon geſagt? General Grandſon hieß der Mann, der ſich um Deine Thereſe bewirbt? Gieb, liebe Mutter, das Mädchen keinem Verführer! thue es nicht! Was geht ein ſo reines Weſen ſein Stand oder ſein Stern an? — Schatten ſind es. Ich dachte an die große Parade und an die Sternentrommel dort oben, wonach das lichte Heer aufzieht, was andere Siege fordert. — Erdmuthe hat mir auf meine Bitte den Ring überlaſſen unter der Bedingung, daß, wenn die Erbin ſich fände, ich ihn ihr gäbe. Sie ſprach: „Wenn ich die Trauerweiden, die wir um das bewußte Grab pflanzen ließen, im Abendwinde ſchwanken ſehe, dann denke ich, ob das Kindlein wohl noch leben mag.“

Lebe wohl, geliebteſte Mutter! Der Frühling zieht mich mächtig an Dein Herz, und am Ende werde ich geſchwinder, als ich ſelbſt es denke, in Deinen Armen ſein. Ewig

Dein dankbarſter Sohn
Nicodem.

Der Frühling war nun wieder im Anzuge. Als Frau von Wahl eines Tages ein Glas Waſſer forderte, ſprang Thereſe hinaus, es ſelbſt zu holen. Sie brachte, reichte es dar und ſprach: „Das erſte wieder aus der Silberquelle, ſo ſagte man mir. Der Gürtel des Eiſes iſt zerſprungen, nun ſind die Wellen erlöſt. Dem Himmel ſei Dank! Wenn die Newa wieder fließt, dann bringt man dem ruſſiſchen Kaiſer einen friſchen Trunk daraus, und er giebt den Becher, gefüllt mit blankem Golde, wieder zurück. Es ſtand neulich in den Zeitungen. Sei nun auch recht heiter, mein Mütterchen! Schütte ein helles Lächeln in die Neige; Vergnügen iſt beſſer, als Gold.“

„Mein gutes Kind!“ antwortete Thereſens Freundin und lächelte wirklich, „ich freue mich, daß ich Dich ſo unbefangen fröhlich ſehe.“

„Ja, das bin ich,“ erwiederte das Mädchen; „ich kann es mir nicht hübſch genug denken, daß die ſchöne Zeit nun wieder kommt. Es mag wohl irdiſch ſein, daß die Natur ſo auf mich wirkt; doch wenn ich einmal geſtorben bin und man hält mir einen friſchen Frühlingsſtrauß vor: ich glaube, ich würde wieder lebendig.“

„Du liebe Seele!“ ſagte Frau von Wahl mit einem gerührten Blicke, „bleibe nur ſo.“

„Iſt das Waſſer auch nur ein blindes Element,“ ſprach Thereſe weiter, „ſo freue ich mich doch, es der Gefangenſchaft entronnen zu wiſſen; es ſtrömt etwas in mir, was keine Feſſeln trüge.“

„Möge des Lebens Born aus Deinem Herzen wie ein Bächlein in das unendliche Weltmeer rinnen“ — verſetzte Frau von Wahl mit dem Ausdrucke eines wehmüthigen Wunſches. „Freiheit iſt ſchön — das Schönſte!“ fuhr Thereſe in froher Begeiſterung fort. „Ich weiß nicht, wer? aber es hat Jemand die Freiheit einen tauſendblumigen Kranz genannt; dies ſcheint mir das rechte Bild. Gebundenſein läßt ja keine einzige Blüthe pflücken und hält von allem Guten ab.“

„Man hört, daß Du die Schülerin eines Franzoſen warſt,“ entgegnete Frau von Wahl ſanft; „ſeinem Vaterlande iſt jedoch die Freiheit einſt zur Dornenkrone geworden. Auch erinnere Dich, daß unſer Geſchlecht in jeder Beziehung zur Abhängigkeit geſchaffen iſt. Du ſiehſt mich befremdet an? Ja, mein Kind, es iſt ſo! Du biſt unter Männern aufgewachſen, Du haſt bisher nur Deinen Willen gehabt; aber als die Frau eines Mannes ſoll Dein Wille dem ſeinen unterworfen ſein.“

„Kann denn ein edler Mann eine Sclavin wollen?“ fragte Thereſe mit bangen, verneinenden Augen.

„Gewiß nicht,“ antwortete Frau von Wahl; „nur ſein eigen ſein, ganz, unbedingt, dies will unſer Herz, wenn wir lieben; wenn! — Der Gehorſam, der aus der höchſten Achtung einer weiblichen Seele hervorgeht — welch ein tiefbeglückendes Gefühl! Dem Pflichtgebote ſich beugen müſſen, iſt hart. Jenes verpönte Wort (ich meine den Gehorſam) war ſchon in der Urſprache der Schöpfung, und die Natur redet immer wahr, Thereſe.“

„Ja,“ ſagte dieſe, „aus freiwilliger Liebe könnte ich ſterben für ein mir theures Glück; um der Pflicht willen kaum leben. Pflicht! das klingt ſchon kettenhaft, und mein Herz ſträubt ſich dagegen. Wer verpflichtet iſt, wird ſchwerlich Roſen brechen.“

„Ganz ſo, wie ihr Vater!“ dachte Frau von Wahl. „Wenn mein Sohn dies Geſpräch gehört hätte, er würde das Mädchen lieben müſſen. Ohnehin kann Nicodem die zahme Gefügigkeit der Frauen nicht leiden, wohinter ſich öfters Trotz und Eigenſinn verbirgt, der Charakter der Schwäche!“ Und laut ſagte ſie: „Nun ſo gebe Dir Gott, daß Dein Liebſtes nie gegen eine ſittliche Nothwendigkeit ſtreite! Der Friede unſerer Neigungen hängt auch vom höchſten Segen ab, und manches reine Gemüth erlag dieſem Kampfe.“

Thereſe nahm ſich ſtill vor, einmal mit dem Pfarrer über dieſen Gegenſtand zu ſprechen. Sie hatte inniges Vertrauen zu dem Erzprieſter. Ihr jungfräuliches Gemüth lag klar vor ſeinem Blicke wie ein reiner, tiefer Tropfen, worin der Himmel ſich ſpiegelt; aber es wendete ſich aus einer leiſen Scheu — mehr an ihren Verſtand. Thereſe fühlte zu fein, um nicht im Geſpräch mit ihm einen Athemzug von Zurückhaltung zu empfinden; nur um ſo ſicherer hielt ſie ſeine Ausſprüche für unfehlbar — und dies eben fürchtete der beſonnene Mann.

Die Pfarre und der dazu gehörige Garten hatte einen anziehenden Reiz für das Fräulein, da doch der des Schloſſes ungleich großartiger war. Zu Stunden verweilte Thereſe hier ganz allein, ſpielend mit der kleinen Recha und mit dem Hunde, den ſie menſchlich liebte. Jedes Blümchen däuchte ihr hier ſchöner, jede Knospe am Baum, jeder Ton der nahen Orgel ſchwellte Gefühle einſamen Werdens in der Bruſt. Das friedſame Haus mit der leiſe webenden Stille, nur umgeben vom Geflüſter der Frühlingslüfte; die zarte Ordnung der Saumbeete und Baumpartien; die beruhigte, gelaſſene Geſtalt des geiſtlichen Gärtners, der ſich dieſer irdiſchen Arbeit mit veredelndem Fleiße unterzog: dies Alles erſchien dem Mädchen wie eine heilige Idylle, wie das Aſyl eines Geiſtes, dem das Göttliche näher ſtände, als andern Sterblichen.

Der Erzprieſter ertheilte dem Fräulein Unterricht auf dem Schloſſe und im Garten des Pfarrhofs volles Recht. Hier war er nicht immer zugegen, da die Seelſorge ſeines Amtes ihn oft über Feld und Land führte. Als er ihr einſt ein kleines Beet voll gefüllter Veilchen preis gab, ſagte Thereſe weigernd: „Nein, nicht eines davon möchte ich brechen, nicht eines. Ein ſo beſcheidenes Daſein zu vernichten für eine flüchtig prangende Luſt, nach einigen Secunden mir am Buſen zu verwelken, das wäre Jammerſchade! das thue ich nicht. — Von den Blumen kann man Liebe lernen, und der Menſchen Selbſtſucht möchte ſich vor ihnen ſchämen. Sie bluhen und duften, um zu erfreuen, begnügen ſich mit einem Tröpflein Thau vom Himmel und neigen dann ihr kleines Haupt ohne Sünde, ohne Schmerz zur Erde. O! wie erquickt dieſer reine Edelmuth in der Natur! Die Aurikel hat ein offenes Auge, ſo daß ein falſcher Blick ſich davor ſenken müßte, der Tulpe kleiner Schlüſſel. —

Thereſe beugte ſich hinab, der Pfarrer nahm das Wort auf und ſprach: „Dieſe zarte, geheimnißreiche Werkſtätte hat der Schöpfer geſchloſſen. Warum ſind unſere Künſtler nicht demüthig, da ihre feinſten Normen von dem Stolz einer nichtsſagenden Tulpe beſchämt werden? — Blumen und Pflanzen athmen in ſtillen Träumen, ihr Leben iſt ein Hauch. — Der Menſch fühlt ſich ein ewiges Weſen, wenn er ſich ſeines Gottes bewußt wird.“

„Herr Pfarrer,“ ſagte Thereſe mehr bittend, als fragend, „wie lauten die Verſe, welche Sie jüngſt meinem Mütterchen und mir vorſagten? Ein klöſterliches Bild war es, was mir ſehr gefiel, und gern möchte ich ſie noch einmal hören.“

„Aha! ich weiß“ — ſagte der Erzprieſter und ſprach mit leiſem, metriſchem Vortrag: „So iſt mir ſchon zu Sinn geworden, es lagre unterm Himmelszelt der große, reiche Blumenorden, ein weites Kloſter durch die Welt. Ob ſie nicht in Gelübden leben? — ſind nicht die Blumen keuſch und rein? der Armuth hold und treu ergeben, vergnügt bei Thau und Sonnenſchein? Gehorſam ſpringen ſie vom Bette, wenn nur die Frühlingshora ruft“ —

„O ſchön!“ rief Thereſe, da Philibert inne hielt. „Dieſe Strophen werden Sie mir aufſchreiben, nicht wahr, guter Pfarrer? Wer doch auch Alles mit ſo frommen Augen betrachten könnte! Aber ein Kloſter erſcheint mir immer als etwas Trauriges, und es iſt mir unſäglich lieb, daß Sie ein Weltgeiſtlicher geworden ſind. Man kann frömmer nicht ſein. Oft genug habe ich Sie ſchon beneidet; in Ihrer Seele muß es ſtill ſein — ſo ſtill,“ (der Pfarrer ſeufzte leiſe) „daß die zarteſte Stimme einen Wiederhall darin findet. Wenn Sie predigen, ſo wie am Sonntage — und Miler Herzen ſich erhoben fühlen, iſt Ihnen dann nicht, als ob Sie den Himmel offen ſähen? Und wenn Sie zum Troſt eines Verſcheidenden gerufen werden, dann ſchöpfen Sie aus dem Vollen, und auch der Verzagteſte ſchöpft Hoffnung zu Gott. Ihr Verlangen reicht über die Freuden der Erde hinaus. Sie pflücken ſich gleichſam die Sterne vom Himmel, und Ihr Leben iſt eine beſtändige Weihnacht."

„Fräulein!" ſagte der Erzprieſter beſtürzt, „Sie ſehen dies im Lichte Ihrer kindlich reinen Seele, und ich muß dieſe Anſicht, inſofern ſie einen verklärenden Glanz auf mich wirft, abweiſen. Auch ich bin nur ein Menſch, ein ſchwacher Menſch! nie fühlte ich dies mehr, als in dieſem Augenblicke. Es iſt nicht leicht, gegen den Strom ſchwimmen und im Garten der Welt einſam wandeln; Blumen pflücken muß ich mir verſagen" — Er wendete ſich ab und ſagte nichts mehr.

Thereſe ging in tiefen Gedanken nach Hauſe. Der Pfarrer war ſo blaß," ſagte ſie nachſinnend; „er brach die Unterredung ſo plötzlich ab — gewiß, ich habe ihm womit wehe gethan. Die Verehrung eines Tugendhaften iſt wohl zu zart, als daß ſie irgend auszudrücken wäre."

Zum erſten Male ſeit dreißig Jahren blieb Madame Jagemann zur Zeit ihres gewöhnlichen Frühlingsbeſuches in Groß-Eienbach aus. Der ausdrücklichen Bitte dieſer alten Freundin ungeachtet hatte Frau von Wahl ihre Wohnung auf das ſchönſte für ſie einrichten laſſen: Der Ofen hatte eine edlere Form bekommen, das Zimmer ein leuchtenderes Blau, das Gaſtbett war in weiße Vorhänge, wie ein lichtes Gewölk verhüllt, und an der Stelle der brennenden Mohnblumen, die Staub zu Staube geworfen worden, — war etwas Zarteres entſtanden. An der Wandſeite des Lagers lächelte ein gemalter Engel, der ſich mit einer Hand voll Blüthenträume, darunter ein Zweig der Daphne war, auf die Gegend neigte, wo das Haupt der Matrone zu ruhen pflegte.

Frau von Wahl freute ſich dieſer ſinnreichen Ausſchmückung, welche dringend von ihr gefördert worden war, mit einem Gefühl, ſeltſam bange und wie von einer weisſagenden Aengſtlichkeit über das Geſchehene. Die wahrſten Propheten aber ſind jene Gedanken, die gleich Schatten an uns vorüberfliehen und viel zu geiſtig ſind, als daß wir uns ihrer klar bewußt werden könnten; jene Stimme, die, hinſchwindend wie aus weiter Ferne, uns die Tiefen unſeres Herzens und der Zukunft offenbaren würden, wenn wir fähig wären oder ſind, die Sprache der Ahnung zu verſtehen.

Vielleicht gab bei dem ſteten und einfachen Sinn der Frau von Wahl nichts einen deutlicheren Beweis, daß der ruhige Beſtand einer verjährten und innigen Freundſchaft von einem kühnen Eingriffe angetaſtet worden, daß etwas gut zu machen ſei, als dieſe Verſchönerung; denn das wahre Herz bedarf keiner Embleme, die höchſte Achtung hat weder Bild noch Zeichen, und die Liebe bedarf keiner Beweiſe. — Doch wie geſagt, Madame Jagemann, die ſonſt ſo früh gekommen, blieb noch immer aus, und der erſte Schmelz der Felder, die erſte zauberiſche Wonne der erwachenden Natur läßt ſich nicht wieder halten. Da der Frühling jede tiefſte Neigung unſerer Seele weckt, und die alte Sehnſucht nie ſtärker treibt nach dem, was uns im Strome der Zeit hinabgetrieben iſt — ſo hatte Frau von Wahl kaum jemals lebhafter empfunden, daß die Freundin ihr nicht fehlen dürfe zum vollen Genuſſe der ſchönen Natur. Sie ſchrieb an Madame Jagemann und bat ſie, nicht länger zu ſäumen, da der Lenz nicht auf ſich warten laſſe. Wer das Landleben kenne und wiſſe, was zu dieſer entzückenden Zeit ein Tag dem andern ſage und eine Nacht der andern verkünde, begnüge ſich nicht, den Wechſel der Blüthen zu ſchauen und einen Spaziergang unter dem Weben der Bienen zu machen, ſondern er müſſe das Leben der Natur mitleben als ein ihr Angehöriger.

„Alle meine Bäuerinnen fragen nach Ihnen,“ ſchrieb Frau von Wahl, „und ob Sie denn dies Frühjahr die Molken hier nicht trinken würden. Die kleinen Mädchen aus dem Dorfe haben Ihnen ihre Veilchenſträuße umſonſt gebracht; Thereſe hat ſie zerpflückt und die Blättchen ſorgfältig aufgehoben; es iſt doch ein Hauch kindlicher Gutmüthigkeit — ſagte ſie. Wahrlich, meine Freundin, kein Athemzug iſt in dieſer lieben, jungen Seele, der nicht Güte und Wohlwollen wäre; deßhalb kann ich nicht denken, daß Thereſe Sie abhält. — Die Lerche war's, und nicht die Nachtigall — die ſonſt Sie zu uns rief; jetzt niſtet dieſe wieder in den Zweigen der großen Ulme vor Ihrem Zimmer und zieht ſo unendliche Seufzer aus ihrem kleinen Buſen voll Melodie der Liebe, als wolle ſie die Freundin des Geſanges zu uns ziehen aus der engen, dumpfen Stadt, die doch nur von Leere wiedertönt. — Auch die Schwalben bauen wieder an am Seitenfenſter — und ich habe, eingedenk des Rechtes, was Ihre Fürbitte ihnen eingeräumt, es geſchehen laſſen, wie ſehr der Maler auch dagegen proteſtirte. Kommen Sie! kommen Sie! mein Wunſch fliegt Ihnen entgegen“ — u. ſ. w.

Madame Jagemann antwortete, ein ſchlimmer Katarrh, ein ſogenannt *verſchleppter*, halte ſie ſeit vierzehn Tagen, leider den ſchönſten! an das Haus gefeſſelt. Sie ſei während dieſer Zeit noch gar nicht ohne Fieber geweſen. Ihr Gaſtfreund, der mit gütiger Erlaubniß ſie nach Groß-Eſenbach hätte begleiten wollen, habe auf einen Brief vom Juſtizrath Krug unverzüglich nach G— reiſen müſſen, wohin er erſt ſpäter zu gehen gedacht. Dort ſolle er ſich nach den einleitenden Schritten, die bereits gethan worden, dem Dramaturgen der Hofbühne vorſtellen, um wegen der Annahme künftiger Gaſtrollen oder einer fixen Anſtellung vorläufig Alles in Richtigkeit zu bringen. Roſa, welche ihm dabei nützen zu können hoffe, befinde ſich ſeit längerer Zeit leidend, weßhalb ſie beſchloſſen hätten, den ganzen Sommer auf dem Lande zuzubringen, und ſo würde Wolframs Ankunft ſo bald als möglich von ihnen erwartet und erbeten. Worauf Jener denn ſogleich abgereiſt ſei.

„Jedenfalls," ſetzte Madame Jagemann hinzu, „beruhigt mich das, was *ſchlimm* in dieſer Nachricht iſt, mehr, als ich ſagen kann, und ich ſchöpfe freier Athem, wenn auch nur ſchwachen Muth, zu einer *guten Hoffnung* Roſa's. Die Art, in welcher der Juſtizrath, mild und bekümmert, ſich über den krankhaften Zuſtand ſeiner Frau äußert, beweiſt doch mindeſtens noch eine *Gemeinſamkeit* der Erfahrung zwiſchen dieſen zwiſtigen Eheleuten, *ſo*, daß ich eine Scheidung — die mein fixer Gedanke von Angſt und Furcht iſt — für jetzt nicht fürchten darf. Er ſpricht im Plural, wo er dieſer Sorge erwähnt. Wenn unter dieſem „*Lande*," wohin ſie wollen, auf daß Roſa geneſe — wörtlich *ländliche* Ruhe, und alſo etwas Anderes, als der Aufenthalt im Schlangenbad, Ems oder irgend einem weit entfernten Luxusbade, verſtanden wird, ſo muß dieſen wunderlichen Leuten Weisheit und guter Rath über Winter gekommen ſein; und hat Gott der Roſa wirklich ein Uebel zugeſchickt, um den göttlichen Uebermuth ihrer Geſundheit in etwas zu ermäßigen, ſo will ich ihn dankbar dafür preiſen. Bevor nun aber Wolfram nicht zurück iſt und ich das Nähere weiß, fühle ich mich zu geſpannt für den Genuß der Natur und der Freundſchaft, welche beide vielleicht am innigſten in einer nachläſſigen Gemüthsſtimmung genoſſen werden. Sie wiſſen, liebe Thereſe, ich war immer gern ein wenig bequem."

Frau von Wahl hatte es ſich aus manchem Grunde vorbehalten, jene Nachrichten von ſo bedeutendem Inhalt im letzteren Schreiben ihres Sohnes den ſtädtiſchen Intereſſenten mündlich mitzutheilen; theils die Furcht, Aufregungen zu veranlaſſen, deren Folgen ſich nicht überſehen ließen — theils eine ungemeine Pietät in Betreff brieflich anvertrauter Geheimniſſe hielt ſie davon ab. — Nur der Pfarrer war davon in Kenntniß geſetzt worden, und er wußte nunmehr, weß Geiſtes Kind ſein kleiner Pflegling ſei. Die Vergangenheit dämmerte vor ihm auf, und ein lichter Strahl fiel auf die dunkeln Wege der Vorſehung. Sein Erſtaunen war ſeiner Freude gleich geweſen, die letzten Dienſte der Menſchlichkeit einer Unſchuldigen erwieſen zu haben. Seitdem war ihm das liebenswürdige Kind noch lieber geworden; doch wie jedes Glück uns nur ſo lange Glück bleibt, als es in unſerer Empfindung, nicht im Bewußtſein ruht, ſo ſchwebte auch ſchon bei dem erſten Gedanken einer Beſitznahme fürſorglicher Rechte an die Kleine eine Gefahr für ſie heran. Recha bekam die Maſern, welche epidemiſch und durchaus nicht gutartig waren, und ſchien ſehr krank zu ſein. Frau von Wahl unterſtützte den Erzprieſter mit Rath und That, das Kind genoß der umſichtigſten Pflege, nur Thereſe durfte, obgleich ſie mit Thränen darum bat, ihren Liebling nicht beſuchen.

An einem wunderſchönen Frühlingsabend trat Frau von Wahl mit ſchwerem Herzen, begleitet von dem Erzprieſter, aus der Thür der Pfarrwohnung. Sie wünſchte beklommen „gute Beſſerung“ und wollte vor der Nacht noch einmal nachfragen laſſen. „Schlimm iſt's,“ ſagte ſie mit beſorgtem, doch tröſtendem Ton, „daß gerade heute uns der Arzt verließ; doch hoffe ich Alles von der guten Natur des Kindes“ — und im Stillen hoffte ſie wenig, denn die Gewalt der Krankheit ſtieg noch immer.

Philibert dankte mit einem gefaßten Lächeln und ſprach: „Auch Aerzte ſind Menſchen — ich verlaſſe mich auf Gott! Als die Mutter meiner kleinen Recha mit dem Tode kämpfte, kam ich mir wie ein geängſteter Ehemann vor; heute fühle ich mich einen betrübten Vater. Vielleicht muß ich die Leiden eines Mannes fuhlen, weil ich nicht ganz ein Prieſter war — der Himmel will reine Opfer. Vielleicht ſtirbt dies unſchuldige Kind für mich“ — des Pfarrers Stimme wankte, er wendete ſich um und ſchied mit einer ſtummen Geberde der Achtung, wie des tiefſten Schmerzes.

Frau von Wahl ſtand noch eine kleine Weile und blickte ihm nach. Zu dem bittern Leidweſen dieſer gütigen Freundin konnte ſie nicht mehr für den Pfarrer thun, als ihm ihre treuen Wünſche zurücklaſſen. Aber der Wunſch reinſter Freundſchaft iſt nie ohne Kraft; das Heilige wendet die Beſchlüſſe des Himmels zum Segen derer, die auf Erden leben.

Ohne ſich einer Abſicht bewußt zu ſein, nahm Frau von

Wahl ihren Heimweg über den Bezirk der Kirche. Der hieſige Dorfkirchhof gehörte zu den anſpruchloſeſten jener ländlichen Schlummerplätze, welche nimmer eines rührenden Reizes für die Poeſie der Schwermuth entbehren. Weder weiße Denkſteine, noch rohe Allegorien, die in verſtümmeltem Geſchmack die Lehre der Vergänglichkeit predigen, hinderten das Auge, auf der erquickenden Ruhe des grünen Raſens zu verweilen, den der Frühling mit weißen Blümchen ſtickte. Nur hie und da verſtieg das fromme Andenken ſich bis zu einem kleinen hölzernen Kreuz. Blenden in der grauen Mauer, worin die Wunder Jeſu abgebildet waren, die der Erſtling derer gethan, die da ſchlafen — warfen einen ſchwachen Farbenſchein auf die ſtillen Gräber, und hohe Fliederbäume ſtreuten den friſcheſten Duft ihres Blüthenreichthums hernieder in die arme, kleine Welt, die umfriedet iſt für alles Irdiſche.

Das Todtengräberhäuschen, welches den letzten Platz der Mauer einnahm, da, wo ſie ſich gegen den Hintergrund der Kirche öffnet, gab in ſeinen kleinen, blanken Fenſtern mit Muscatkraut und Myrte in Scherben davor, mit zierſamem Gärtchen voll bunter Primeln und goldenem Lack in Knoſpen, jenem ernſten Gebiete eine heitere, gleichſam lebendige Grenze. Die Sonne war im Sinken, und ein Lichtſtrom floß der Frau von Wahl entgegen, als ſie die ſchmale Pforte öffnete, ſo daß ſie ihr betrübtes Geſicht gegen dieſen blendenden Einfluß ſenken mußte. Aber der wellenförmige gebreitete Teppich, den ſie beſchritten, war ein wohlthuender Ruhepunkt, und das Gras, deſſen Spitzen ihr ſchwebender Fuß kaum beugte, glänzte ſo ſanft auf dieſen ſtillen Reihen, daß der Gedanke des Todes ſich ihr verklärte und ihr plötzlich wunderſam leicht zu Muthe wurde.

Als Frau von Wahl, vertieft in ihren Kummer, vor ſich hin ſah, fiel ihr Blick in eine der niedern Niſchen, worin Jairi Töchterlein in kaum mehr ſichtbaren Umriſſen anzuſchauen war; nichtsdeſtoweniger empfand ihr trauriges Herz die Einfalt dieſes Bildes als einen göttlichen Wink. Ein religiöſer Schauer beſtrich ihre Nerven, und wie ein Schatten ſchwand es an ihr vorüber; in ihrer Seele aber, leiſe erſchüttert, blieb die Gewißheit, als hätte ein unſichtbarer Mund ſie ihr gegeben: „Das Kind, um welches Du Dich grämſt, wird nicht ſterben.“ —

Frau von Wahl dachte, es wäre vielleicht der Geiſt der Mutter geweſen, der ihr dies geſagt, und wie ſie nun jener Verſtorbenen eine kleine marmorne Tafel errichten laſſen wolle, worauf ſtände: „Hier ruht Regina.“ Dies reiche hin, meinte ſie. Da fiel ihr ein, wie einſt die kleine Regina mit einem Brieflein in der Hand, worauf auch ihr Name geſtanden, auf der Schwelle des Rabbiners gefunden worden ſei, und Thränen über dies verlaſſene Schickſal traten in ihre milden Augen.

Jetzt war die Sonne vollends hinab. Die zitternd flammenden Kreiſe, die Luft voll ſchwebenden Glanzes ſcheuchten dieſen naſſen, verwundeten Blick unter das Düſter der Kirchhofmauer, an deren einſamſter Stelle jenes bewußte Grab, das ſie im Sinne gehabt, gelegen war. Ein ſchwarzer Punct erhöhete ſeine Mitte, war aber nicht deutlich zu erkennen, denn ein Hang des Flieders beſchattete es tief, der, von weißen Dolden ſchwer, ſich herabneigte. Frau von Wahl näherte ſich langſam, beinahe furchtſam. Eine menſchliche Geſtalt ſaß wirklich zuſammengekrümmt auf dem Hügel, ſchweigend, wie todt, und nicht ohne Grauen glaubte Frau von Wahl den alten Rabbiner zu erkennen.

„Wär's möglich! oder täuſchen mich meine Augen? Manaſſe!“ rief Frau von Wahl und faßte ſo unſicher den weiten, hängenden Aermel des Juden an, als würde er unter ihrer Berührung zerſtäuben.

„Hie bin ich! hie bin ich!“ antwortete er, taumelte auf, ſank aber ſogleich wieder kraftlos zurück.

„Sprich, alter Mann!“ ſagte Frau von Wahl und ſchüttelte ihn ein wenig, indem ſie ängſtlich fürchtete, daß er im Verſcheiden ſei.

„Mein Odem iſt ſchwach“ — ſagte der Rabbiner und ſchaute matt zu ihr empor, „die Gedanken zerrinnen mir, wie ein Bächlein ausläuft; es iſt, als ſtände ein Engel vor mir, der dem Armen das Ohr öffnen wird, in Trübſal, und ſein müdes Auge ſchließen.“

Frau von Wahl ſeufzte erleichtert, da ſie ihn reden hörte, wenn auch in ſo kläglicher Weiſe. Sie ſprach: „Woher des Weges? zu mir? und wohin — wohin, lieber Alter? Für ſolch hohe Jahre iſt ſolch ein weiter Gang nicht mehr, vollends an einem warmen Tage wie der heutige.“

„Ich gehe ſchwarz einher, und brennet mich doch keine Sonne nicht,“ entgegnete er verneinend. „Ich wollte zu Ew. Gnaden und war auf dem Hofe, wo man mich lange warten ließ, bis ich endlich den Beſcheid erhielt, Ew. Gnaden wären auf der Pfarre und würden ſobald nicht wieder kommen. Da ging ich hierher, wollte doch nicht unverrichteter Sache heimkehren. Doch weiter kam ich nicht, es wandelte mich eine Schwäche an — wie lange ich geſeſſen, weiß ich nicht. Die Sonne ging zu rüſte, die Vögel ſangen in den Zweigen, mir war ſo kühl unter dem Geſträuch, ſo lieb und erquickend, als läge ich in ſanften Armen. Wehe denen, die ſich faſt freuen und ſind fröhlich, daß ſie das Grab bekommen.“

„Dieſer Sitz, mein alter Freund, war gewiß ſchädlich,“ ſagte Frau von Wahl; „der Duft des Flieders iſt ſehr betäubend, und man hat Beiſpiele, daß Menſchen unter einem Fliederbaume geſtorben ſind.“

Ein todesfrohes Lächeln wies ſich bei dieſen Worten in den erdfahlen Zügen des alten Mannes. Er legte den linken Arm um ſeinen Platz und ſprach ſehnſüchtig: „Ach, wie wohl wäre mir! hier würde ich gut ruhen“ —

Der Gedanke, wie ahnungsvoll das Herz dieſen Greis geführt, weſſen Staub er umſchlänge, erſchütterte durch und durch das Innerſte der Frau von Wahl, und wie ein Blitz erleuchtete es ihre theilnehmende Seele, was ſie für ihn thun könne. Sie winkte die Todtengräbersfrau heran, die in der Ferne ſtand, neugierig, was ſich dort begäbe.

„Wollt Ihr mir wohl einen Gefallen thun, liebe Lene?“ fragte Frau von Wahl mit gütigem Ton, indem ſie ihr ein paar Schritte entgegentrat.

„Das iſt keine Frage, die ein ehrlich Weib in Ew. Gnaden Dienſten hören ſollte, lautete die Antwort. „Ich grübe eine Stecknadel wie einen verborgenen Schatz im Finſtern aus der Erde, wenn ſie der gnädigſten Frau entfallen wäre.“

Frau von Wahl lächelte. „Nun ich danke — danke Euch für Euren guten Willen. Ihr ſollt nur ein Werk der Menſchenliebe thun und dabei ſtehen wie im Dienſte Gottes. Seid ſo gut, dieſen Greis bei Euch aufzunehmen, der hier ein wenig hat ausruhen wollen, weil die Ermüdung des Alters ihn beſchlichen, und der zu entkräftet iſt, um fortzukommen. Ich weiß, Ihr ſeid eine treffliche Pflegerin, Lene! und ſo herzhaft wie wacker habt Ihr Euch der blöden Chriſtel angenommen, welche ihre Gemeine nicht aufnahm, als ſie irre war. Das Stübchen iſt ja wohl noch leer? Was mich betrifft, ſo werde ich Alles vergüten.“

Die Bettmeiſterin des Kirchhofs machte ein langes Geſicht und ſprach: „Iſt das nicht, Ew. Gnaden, mit Reſpect zu melden, ein Jude? am Barte ſeh ich's. Nun, was meine Herrſchaft mich heißt, mag meinethalben einen Namen haben, was auch für einen; ich erkenne es als meine Pflicht. Dachte ich doch Wunder, was für ein Häufchen Unglück hier ſäße! Nun, ſo ein armer Wurm iſt doch gleichſam auch ein Menſch. Se. Hochwürden, der Herr Erzprieſter, werden doch nichts dagegen haben?“

„Unſer chriſtlicher Pfarrer? Dies von ihm glauben, wäre Sünde,“ ſagte Frau von Wahl und wendete ſich zu dem Rabbiner, den ſie freundlich bat, ſich der Obhut dieſer guten Frau anzuvertrauen, weil ſeine matten Kräfte nur für die wenigen Schritte bis zu ihrer Wohnung reichen würden.

„Morgen ſprechen wir uns, lieber Alter, morgen! da werde ich viel zu erzählen haben.“

Er nickte ſchwach. Die Todtengräbersfrau führte den entkräfteten Gaſt zur Ruhe ein.

Als Frau von Wahl am folgenden Morgen in aller Frühe nach der Pfarre ſandte, lautete der Bericht erwünſcht. Die Kriſis war nach Mitternacht vorüber geweſen; das Kind ſchlief ſanft, und im Pfarrhauſe lebe man wieder auf in Hoffnung. Dagegen hatte, nach Lenens Ausſage, ihr fremder Gaſt eine ſchlimme Nacht gehabt und wie im Fieber gelegen. Der Bediente äußerte, die Todtengräberin hätte geſagt, manch ein Chriſtenmenſch ſei wohl in ihren Armen geſtorben — diesmal aber, ehrlich zu geſtehen — habe ſie ein ſehr zurückhaltendes Gefühl und wiſſe ſich nicht zu benehmen, wenn ein Jude bei ihr ſtürbe.

Frau von Wahl lächelte, lächelte wie das Erbarmen. Sie hielt es nicht unter ihrer Würde, ihren alten Schützling ſelbſt zu beſuchen und dem Beiſpiel ſeiner Pflegerin durch ihr Beiſpiel voranzugehen. Der Rabbiner ſaß auf einem Bänkchen vor der Thür, ſchmal wie ein Gedankenſtrich vor dem letzten Punkt. Die Morgenſonne lächelte ihn an wie eine flammende Kerze, die im Hauch der Friſche dies erloſchene Leben zu entzünden ſchien. Die Glocken gingen mit lautem Hall im Schwunge, es war ein Summen in der Luft, der Greis war wie in Träume der Vergeſſenheit gewiegt. Die Frühmeſſe war aus, die Kirchthüren ſtanden noch offen, und ein leiſer, leiſer Athemzug von Weihrauch miſchte ſich in den köſtlichen Duft des Flieders auf dem Kirchhofe, befreit aus den engen, dumpfen Mauern, in den offenen Tempel der Natur.

Frau von Wahl hatte den Pfarrer im Vorübergehen einen Augenblick geſprochen. Sie freute ſich, ihn ſo heiter zu finden, hernach wolle ſie zu Recha kommen, jetzt müſſe ſie nach dem Alten ſehen.

Der Erzprieſter ſchauerte unter der flüchtigen Mittheilung, wo Frau von Wahl ihn Abends zuvor angetroffen und wie ſie für ihn geſorgt habe. „Und ſtirbt er hier“ — ſetzte ſie erregt hinzu, „ſo gebe ich mir ſelbſt das Wort darauf, in ihrem Namen — nicht wahr, mein wackerer Philibert, daß er bei ſeiner Freundin begraben werden ſoll.“

Der Pfarrer erwiederte: „Und wenn das biſchöfliche Amt mich des meinigen entſetzte, es geſchieht! Von Ewigkeit her ſind die Atome derer vereinigt, denen Gott im Verband der Seelen den Segen wahrer Liebe gab; nur irdiſche Bande löſet der Himmel auf Erden ſchon."

„Guten Morgen, lieber Alter. guten Morgen, Manaſſe!" rief Frau von Wahl mit froher Stimme dem Rabbiner ſchon von weitem zu. Bei ihrem freundlichen Anblicke ging ihm die Sonne zum zweiten Male und ſchöner auf, und er ſtrebte ihr entgegen. Er konnte ſich jedoch nicht aufrecht halten und ſchwankte wie ein dürrer Halm im Winde.

„Ew. Gnaden Güte für mich armen alten Mann iſt groß, größer als ich verdanken kann!" ſagte er bewegt, bückte ſich ſehr tief, dabei ſchob ein weißes Papier zuſammengebrochen ihm aus den ſchwarzen Falten der Bruſtbekleidung und fiel zu ſeinen Füßen nieder.

„Laſſen Sie, guter Alter!" ſagte Frau von Wahl und kam ihm ſchnell zuvor, es aufzuheben.

„Sie ſind noch äußerſt matt und angegriffen vom geſtrigen Gange, und wie ſchon geſagt — er war zu ſtark für einen lebensmüden Greis."

„Mein Wunſch, Ew. Gnaden zu ſehen und zu ſprechen, war doch noch ſtärker" — ſagte der Jude mit einem ſchwachen Lächeln. Auch kam ich in einem fremden Auftrage, in einem Geſchäfte — es war mir nur gänzlich entfallen. Das Gedächtniß des Alters iſt wie ein Sieb, es behält nichts mehr."

„Das wäre eine Hoffnung für die Jugend mehr," erwiederte Frau von Wahl, „und gut für alle diejenigen, welche ein unvergeßliches Unglück zu verſchmerzen haben. Doch es iſt nicht ſo, alter Freund! die Erinnerung iſt zwar etwas Irdiſches, es ſchläft aber eine ewige Kraft darin. So habe ich jüngſt in einem gelehrten Buche geleſen, „die Geſchichte der Seele“ von Schubert, daß eine Zwiebel, die man der Hand einer ägyptiſchen Mumie entnommen, in die Erde gelegt, ihren Keim getrieben habe, als wäre es die Frucht vom vorigen Jahr. Iſt das nicht erſtaunenswürdig? So iſt's auch mit unſern Thränen, alter Freund! manche vertrocknen nicht — nie! und die Zeit iſt auch eine Mumie, Manaſſe!“

„Ja,“ antwortete der Jude, „und der Schmerz unſeres Volkes iſt auch ein tauſendjähriger Schmerz! Wir ſind Alle verwelkt wie die Blätter. Unter den Diſteln ſammelten ſie, die Kinder verachteter Leute. Was iſt denn unaufhörlicher als die Schmach! — Wehe mir armen, nicht ſterbenden Manne! Meine Harfe iſt ein Weinen worden und das Saitenſpiel der Spötter. — Wehe mir, daß ich ihr Mährlein ſein muß! Wehe denen, die des Todes warten, und kommet nicht!“

„Er wird ſchon kommen, dieſer ſichere Freund!“ ſagte Frau von Wahl, gerührt von der Klage des Greiſes; „auf ihn, den Gott gewiß zur rechten Stunde ſendet, können wir uns verlaſſen. Und wer weiß, ſollen Sie vorher nicht noch eine Freude erleben? Wer weiß, iſt Ihnen dieſe Freude nicht nahe, recht nahe?“ —

Frau von Wahl zitterte im Gefühle eines Engels, der dem Sterblichen Himmliſches verkünden darf.

Der Rabbiner ſah ſie betroffen an. „Was hätte ein armer, elender Menſch auf Erden noch zu erwarten?“ fragte er tonlos. „Meine Ruhe ſoll meine Freude ſein, und die wird unſer lieber Gott mir doch endlich geben. Ueber verdunkelten Augen muß ſich das Grab ſchließen. Aufſchluß, ja Aufſchluß hätte ich wohl noch gewünſcht — wenn ich aber auch bis an das Ende der Welt lieſe danach, was würde es mir helfen, wenn der Herr mir nicht entgegen käme? Er ſpricht zur Sonne, ſo gehet ſie nicht auf, er verſiegelt die Sterne.“ —

Frau von Wahl dachte im Stillen, ſie müſſe vorſichtig mit dem Alten umgehn. Sie legte ihre feine Hand auf ſeinen rauhen Rock und ſprach: „Welch ein Geſchäft war jenes? Mir däucht, ich hätte von einem Auftrage an mich gehört?“

Der Jude war wie verſenkt in den ſanften Schimmer des Edelſteins, deſſen Farbe auf der ſchwarzen Serge um ſo heller glänzte; er antwortete: „Gut, daß Ew. Gnaden mich daran erinnern. Da iſt einer unſerer Leute, ein Güterverkäufer. Sein Vater war auch ſchon Agent, ein Blutsfreund von mir, dem ich wohl manchmal habe zu Gefallen ſein können. Aber einem Armen, dem es übel ergeht, werden ſeine Anverwandten fremd, und der Gerechte im Kummer iſt ein verachtetes Lichtlein, bei dem Niemand ſeinen Nächſten mehr erkennet oder ſiehet, was er Gutes gethan. — Jetzt, nachdem es ruchbar geworden iſt, daß Ew. Gnaden mich mit Ihrer Gunſt beehren; denn der Neid verbreitet das Gerücht eines Glückes am meiſten — daß Madame Jagemann, ach! wie vortrefflich iſt auch dieſe theure Seele! den Bedienten täglich mit Speiſe und Trank zu mir ſendet, ſo daß mir goldne Treſſen präſentiren, was ich brauche, iſt wieder einiger Glanz auf mich, der in Finſterniß lebte, gefallen. Jetzt klopft mir hie und da ein Bekannter an das Fenſter und ſpricht ein Wort, was wie alte Freundſchaft lautet. Geſtern früh, als ich meiner Straße gehe, ſchlägt der Agent, der jüngere nämlich, ſein Vater iſt lange todt — an die Scheiben und bittet mich hereinzukommen. Du haſt ja eine gute Freundin an der Frau von Wahl — ſpricht er, bitte unterthänigſt um Verzeihung, Ew. Gnaden, daß er ſich ſo familiär ausdrückte — und wie ich Dich kenne, Manaſſe, ſo biſt Du noch ein Jude, der auf den Glauben unſerer Väter hält. — Da ſteht ein Gut in der Nähe von Groß-Eſenbach zu verkaufen, Vorke, was den Baron Amſtrom gehört. Ich habe Vollmacht dazu und möchte nicht gern, daß eine Dame, die Dir Gutes erweiſt, einen ſchlimmen Nachbar bekäme. Es haben ſich der Käufer mehre gemeldet; frage doch einmal, wer Deiner Gönnerin lieber wäre; es läßt ſich Segen dabei verdienen, wo nicht Dank. Was mich betrifft, ſo freut es mich, daß ich Dir auch einen Dienſt leiſten kann — aber auf die lange Bank, Manaſſe, mußt Du es nicht ſchieben.

Ew. Gnaden werden ſich vorſtellen, daß ich mir das nicht zweimal ſagen ließ; hätte ich doch fliegen mögen, ach! aber ein bleierner Vogel regt ſich kaum ſo ſchwerfällig als ich, ſchwer von der Laſt der Jahre und des noch ſchwereren Kummers."

„Wahrlich!" ſagte Frau von Wahl in ſichtlichem Erſtaunen, „das iſt mehr, als Chriſten für einander thun würden, das verdient meine völligſte Dankſagung, Manaſſe; doch wäre dieſer Nachbar mir keinesweges ſo nahe, daß ich ihn fürchten müßte. Auch giebt es für mich durchaus kein Recht, mich in dieſe Sache zu miſchen. Indeſſen möchte ich wiſſen, wer Vorke zu kaufen wünſcht."

„Hier iſt die Liſte," ſagte der Rabbiner und blickte in das Blatt. „Ein geweſener Stabsofficier, der ungenannt geblieben, und ein General Grandſon haben bis dahin das höchſte Gebot gethan."

„General Grandſon!" erwiederte Frau von Wahl erſchrocken, und ein Gedanke an Nähe, Jagd und Gefahr, ein

Gedanke, ſchnell wie der Falke auf die Taube ſchießt, ſchoß durch ihre Seele.

„Der wäre Ew. Gnaden doch wohl nicht ganz angenehm, zum — Nachbar?“ fragte der Jude im beſcheidenſten Tone der Ehrfurcht, daß er gewagt, Gedanken zu errathen, und daß er Recht hätte gegen Frau von Wahl.

Die antwortete zerſtreut: „Nein, nicht ganz, lieber Alter. Ich kann es nicht leugnen. Deſſenungeachtet muß ich dieſer Angelegenheit ihren Lauf laſſen und mich leidend verhalten; ich kann nichts dabei thun, nicht das Mindeſte. Auch Wünſche ſind Thatſachen vor Gott“ —

„Er wird die Grenze der Wittwen beſtätigen“ — fiel der Rabbiner ein.

Und nunmehr theilte Frau von Wahl ihm ausführlich Alles mit, was ſie im Intereſſe ſeines Schickſals wie ſeines Herzens durch ihren Sohn erfahren. Nichts verſchwieg ſie, als den Namen des Mannes, welcher der unglücklichen Regina ein verſtoßenes Daſein gab. Der Jude ahnete nicht, daß er, als ſein beſſerer Stellvertreter, dieſen Namen in ſeiner Brieftaſche trüge. Des Pfarrers Gutthat an der Verſtorbenen, ſeine Pflege ihrer jetzt kranken Tochter ward, wie natürlich, nicht dabei vergeſſen. Sie hatte Zeit, vollkommen auszureden, denn der Rabbiner, zitternd und lauſchend, unterbrach ſie mit keiner Sylbe, und ſo verweilte Frau von Wahl auch bei kleinen Nebenumſtänden. Als ſie an das Täfelchen kam, was ſie auf das Grab errichten laſſen wolle mit den Worten: „Hier ruht Regina!“ da war es um die Faſſung des alten Mannes geſchehen, und vor dem herandrängenden Gefühle fanden kaum die Worte noch Raum, welche ſie ſprach: „Und wenn es Ihnen hier gefällt, in dieſem dunklen Verſteck, lieber Alter, und wenn es Gott gefiele" — weiter nicht.

„Oh! oh!" rief der Greis und weinte bitterlich, „meine alten Augen fließen mit Waſſer, meine betrübte Seele ergeußt ſich wie ein Bach, darin die Sonne ſcheint." Und in der gewaltſamſten Erſchütterung ſtürzten Thränen aus der längſt verſiegten Quelle zärtlicher Freuden. Er rief ſchmerzlich: „Meine Regina! ſo nahe bin ich Dir gekommen? Nicht ſüßer ſchlieſeſt Du an meiner Schwelle, als hier, da Du gefunden worden, um immer ſanfter zu ruhen. Geſchloſſenen Auges fand ich Dich, beide zuerſt und zuletzt; ich ſehe alles gedoppelt. Dort nannte mir das Brieflein in der Klemme Deiner kleinen Hand Deinen lieben Namen; hier wird ihn der Buſen Deines Hügels zeigen. Die Welt iſt ſtumm, Regina, für die Guten; aber der Herr des Himmels redet zu Allen. Weiſen macht wahr. Ausgeſetzt zu werden zum Leben und zum Tode, arme Regina, dies war Dein klägliches Loos. Ich erzog Dich, jene Dame ließ Dich nur aufwachſen. Dafür erzieht nun ein frömmerer Mann, als ich, Dein liebes Kind, und giebt ihm die göttliche Bildung der Tugend. Deine Mutter liegt unter den Pflanzungen der Juden begraben. — Der, der Dir ein Vater war, gäbe alle Schätze ſeines Volkes für eine Hand voll Erde, nahe Deinem Hauptkiſſen." —

Und als der Alte dieſe Worte ſprach, empfand Frau von Wahl mit erhobenem Gefühle, wie veredelnd für den Himmel die Leiter menſchlicher Schickſale angelegt ſei. Sie dachte, daß der Greis hier an der kleinen Recha noch eine belohnende Freude finden könne, und der Wille ihres ſanften Herzens gab ihm die heiß begehrte Ruheſtätte gern.

Bei dem Ende dieſer Unterredung war der Pfarrer hinzugekommen. Frau von Wahl ging ihm ein paar Schritte entgegen und ſprach: „Ihm habe ich Alles geſagt, er weiß es nun.“ Indeſſen hatten die Gedanken des Rabbiners ſich dicht vor dem geliebten Grabe auf ſeinen Schmerz gerichtet. Regina, meine liebe Regina! jammerte er, dies iſt alſo die Freude von Deinem Weſen? und werden andere aus dem Staube erwachſen.“ —

Der Pfarrer legte ſacht die Hand auf ſeine Schulter und ſprach: „Es heißt, ſollen Gottes Tröſtungen ſo gering vor Dir gelten? Manaſſe! ich habe den Hiob auch geleſen.“

Madame Jagemann wollte den letzten Mai kommen. Den ganzen Monat hindurch hatte Frau von Wahl ihr mit Verlangen entgegengeſehn und ſich mehr allein gefühlt, als je in ihrem Leben. Zwar hätte Thereſe in ihrer holden Lebendigkeit dies öde Gefühl verſcheuchen ſollen; aber der anziehenden Kraft inniger Berührungspunkte ungeachtet bewegten ihre Seelen ſich doch in verſchiedenen Kreiſen, da hingegen Madame Jagemann, wie abſtoßend jener Brief auch gewirkt hatte — ihre Freundin ſo gut verſtand, daß ſie ſelbſt abweſend in ihre geheimſten Gedanken einzugehen ſchien. Trotz der liebenswürdigen Hingebung im Weſen der jüngeren Thereſe, war es der älteren doch bisweilen, als ob das Mädchen etwas und zwar das Beſte für ſich behalte; und wenn gleich Frau von Wahl nicht ableugnen konnte, daß der Charakter der Matrone noch nicht gänzlich frei wäre von leiſen Zügen der Selbſtſucht hie und da, ſo hielt ſie dieſe Ueberzeugung durchaus nicht ab, ihr den beſten Theil ihrer Anhänglichkeit wie ihres Vertrauens zu überlaſſen.

Wie dies möglich war? dieſe Frage mag uns die Weiblichkeit beantworten, welche auf ſo viele Fragen die Antwort ſchuldig bleibt. — Genug, Frau von Wahl fühlte ſich ſehr allein.

Der Pfarrer, den ſie ſcherzweiſe ihren Winterfreund nannte, weil er während der ſchönen Jahreszeit viel im Garten und mit amtlichen kleinen Reiſen beſchäftiget war — kam jetzt ſehr ſelten auf das Schloß. Er ſchien nicht wohl und klagte manchmal über Beklemmungen; dann ging er weit hinaus ins Feld, und kein Auge, als das blaue des Himmels, ſah ihn in ſolchen Stunden. Seine Beziehung als Lehrer des Fräuleins hielt er ſehr loſe und ſagte, er halte dafür, der beſte Unterricht für ein erwachſenes Mädchen könne nur in leiſen Winken und vorſichtigen Nachhülſen beſtehen, weil dem verſchloſſenen Sinne und der eigenen Denkkraft nicht viel aufgebürdet werden dürfe. Die Natur ſei auch hierin unſer ewiges Muſter, denn ſie entwickele jeden ihrer Gedanken zwar ordnungsmäßig, dennoch aber frei. Der Menſch, ein Lernender aber immerdar, müſſe ſich vor allen Dingen lehrend vor Methode hüten, weil nur in vollkommener Freiheit die zarte Schönheit der weiblichen Seele ſich bilden könne.

Vielleicht war es das Geſetz ſeines Standes, was, dem Erzprieſter unbewußt, dieſer Regel ihre feinſte Linie zeichnete. Er ſcheute das Wiſſen des Weibes, weil er Gott nur allein erkennen durfte. Frau von Wahl dachte ähnlich ſo, wenn doch auch anders über dieſen Punkt. Sie hätte Thereſen reiche Kenntniſſe gewünſcht, reichere, als ſie ſelbſt beſaß, weil, wie ſie ſeufzend empfände — auch für die begabteſte Natur und Lage einer Frau arme Stunden kommen könnten, ach, recht arme! Vielleicht miſchte dieſem erfahrenen und wohlwollenden Wunſch unvermerkt eine kleine Eitelkeit ſich ein, Thereſe ſollte den Schatz jener unveräußerlichen Ausſtattung, wenn auch mittelbar, der Freundin ihres Vaters zu verdanken haben. Und ſo iſt denn das Gold der menſchlichen Wünſche, auch in den reinſten Herzen, nirgend ganz lauter, nirgend!

Mit ihrem Sohne fehlte der Frau von Wahl auch ſein Freund. Jetzt nachdem der Baron verſagt war, ſein Gut in fremden Beſitz kommen ſollte, und keine Nebenbuhlerſchaft im Einfluß auf Nicodem mehr zu fürchten war — jetzt ſtieg in deſſen Mutter bisweilen der Gedanke auf, ſie hätte Jenem nicht ſtets Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Eiferſucht einer Mutter, die feinſte und ſchärfſte von allen, leiht manchmal dem Urtheil unſeres kurzſichtigen Geſchlechts ihre Brille; und wenn Frau von Wahl die Pſyche des Barons verkannte und ihn nur für einen Schmetterling, für einen luſtigen Vogel hielt; ſo hätte ſie ihn nun feſthalten mögen, und wir müſſen ſtatt ihrer jenes düſteren Geheimniſſes gedenken, daß unſere Glückſeligkeiten erſt dann zu ſtrahlen beginnen, wenn ſie von dannen fliegen. Sie gedachte der harmloſen Heiterkeit, womit er manch bewölkten Augenblick aufgehellt, der hochfliegenden Plane, die ihm Schwung gaben über den häuslichen Horizont, und wie er eben ſeiner ſanguiniſchen Neigungen wegen ein geeigneter Freund für ihren Sohn geweſen ſei, für ihren Sohn, der, wenn kommende Geſchicke ihren Schatten vorauswerfen — dem Dämon der Hypochondrie leicht anheim fallen könnte. Frau von Wahl durchſchaute klaren Geiſtes das Bedürfniß ihres Sohnes und fürchtete, daß die Lücke dieſes Umgangs ihm nicht ſobald ausgefüllt werden würde. Sie machte ſich Vorwürfe insgeheim, einer Freundſchaft abhold geweſen zu ſein, die vielleicht als ein ſchützender Segen bisher ſelbſt zu ihren Gunſten gewirkt hatte.

Indem Frau von Wahl nicht ohne eine nebelhafte Bekümmerniß in die Zukunft ſah, lag über ihrer Vergangenheit jener Frühlingshauch von Melancholie, der auf die ſtillſte und anmuthigſte Weiſe betrübt. Zu den wenigen Sonnenblicken ihres Lebens zählte Frau von Wahl die wiederholten Beſuche ihrer alten Freundin. Immer verbreitete Madame Jagemann ein Gefühl von Licht und Freude um ſich her, immer noch war es, als ob man irgend ein Vergnügen von ihrer Erſcheinung erwartete. Man ſah in ihrer Gegenwart die Dinge anders an — man fühlte ihren belebenden Einfluß, und ſo däuchte es denn der Frau von Wahl, ſie hätte zum erſten Male den Frühling nicht genoſſen, den ihre alte Freundin nicht perſönlich begleitete. Doch jetzt verkündete ein Brieſchen ihre Ankunft zum letzten Mai.

Frau von Wahl ſaß allein auf einer Bank vor dem Schloſſe, als ſie den wohlbekannten Wagen von ferne erblickte, und das Herz klopfte ihr ungeſtüm.

„Sie haben lange auf ſich warten laſſen, Sie Böſe!“ ſagte ſie nach der erſten Begrüßung. „Das Schöne iſt bald weg, das kommt nicht wieder.“

Madame Jagemann lächelte ſchmerzlich und ſprach: „Es war nicht meine Schuld, Liebe! warum blieb Wolfram aus! und auch jetzt hat ihn ein Freund entführt. Doch habe ich ihn zuvor geſprochen; er will mit gütiger Erlaubniß nachkommen, ſobald er ſich losmachen kann. So iſt es beſſer. Ich bin nun wunderbar beruhigt. Mir war, da ich in das Dorf einfuhr, als führe ich in den Hafen.“

Frau von Wahl ſah in den naſſen Blick der Matrone und drückte ihr dankbar die Hand.

Jetzt kam Thereſe vom äußerſten Ende des Gartens herbei, wo ſie vernommen, der erſehnte Beſuch ſei nun da. Vom raſchen Laufe war eine züchtige Glut über ihr Geſicht ausgegoſſen, und die bleichen Züge der alten Dame empfingen einen ſchwachen Wiederſchein von dieſem Anblicke.

„Ja, ſie ſieht ihrem Vater ſehr ähnlich,“ ſagte Madame Jagemann nach einem aufleuchtenden Lächeln abgewendet, und Frau von Wahl erröthete jetzt ebenfalls.

Da es nicht mehr zeitig war, ſo ward bald darauf zu Tiſche geläutet.

„Die Freude hat mich ermüdet und geſättiget,“ ſagte Madame Jagemann, als ſie ein zweites Gericht unberührt ließ und den Wunſch äußerte, ſich zeitig in ihr Zimmer verfügen zu können. Mit einem vorahnenden Gefühl zweifelhaften Triumphes führte Frau von Wahl die Matrone hinauf. Der bequeme Treppengang ſchien ihr diesmal ſchwer zu werden. Jene öffnete die Thür, und nach einer Minute tiefen Schweigens ſprach Madame Jagemann mit einem Tonfall, der wie beſtürzt klang: „Das iſt ſehr ſchön! ſehr neu! aber Thereſe — es iſt nicht mehr mein Zimmer das alte, was mir ſo lieb war. Schwerlich werde ich mich an dieſe Umwandlung gewöhnen können. Damals ſagte ich es Ihnen wohl, was an ſich gut iſt, ſollte man nicht verbeſſern wollen.

„Aber auch nicht am Fehlerhaften hängen“ — erwiderte Frau von Wahl mit einem Lächeln, was ein ganz klein wenig bitter war.

„Man ſollte nicht!“ antwortete Madame Jagemann ruhig; „dennoch kann man in gewiſſen Jahren ſeinen Geſchmack nicht ändern — und für verdorben, Thereſe, werden Sie den meinigen doch nicht halten?“ Bei dieſen Worten umſaßte Madame Jagemann die beſchämte Wirthin, drückte ſie an ihre Bruſt und ſetzte innig hinzu: „Nun wenn es hier nur nicht anders worden iſt — wenn dieſe meine liebſte Wohnung den heimiſchen Athemzug noch für mich hat“ — ſie redete nicht aus.

Wider Wiſſen und Willen beinahe zog Frau von Wahl die ſie umſchlingende Hand an ihre Lippen. Ein kleines Zucken dieſer ſchmalen, feinen Lippen verrieth, daß ſie mit Weinen kämpfe. Sie ſagte: „Sehen Sie die ſchöne Frühroſe dort! die haucht Odem der Liebe und ſo ſanft, ein Kind könnte dabei ſchlafen. — Thereſe hat ſie in die kleine Vaſe geſtellt. Das Grüne dabei iſt Freundſchaftskraut, Garthey, von ſo ſtärkendem Geruch. Doch verlaſſe ich ſie jetzt und ſende Ihnen die Lambert.“ Dies war die Kammerfrau der Madame Jagemann.

Einer verjährten Gewohnheit nach kam Frau von Wahl noch einmal wieder, um in tiefſter Stille und Ruhe noch ein Weilchen zu ſchwatzen; manch liebes Mal hatte ſie die alte Freundin in den Schlaf geplaudert. Frau von Wahl ſetzte ſich mit töchterlicher Traulichkeit auf die Kante des Bettes, worin Madame Jagemann weiten, offenen Auges die Länge des Zimmers maß.

„Wie iſt Ihnen nun?“ fragte Jene mit ſo milder Stimme, als ob ſie zu einer Kranken rede.

„Ich fühle mich munter,“ antwortete Madame Jagemann, „doch iſt mir ganz ſo, als würde ich heute nicht ſchlafen können.“

„Und doch haben Sie ſo Weniges genoſſen,“ erwiederte Frau von Wahl.

„Für unſer einen,“ ſprach die Matrone, „iſt auch die Tafel des Genuſſes nicht mehr gedeckt. Das Alter iſt die traurigſte Sättigung, die es giebt. Was iſt das Darben der Jugend dagegen! Wahrlich, Thereſe, es iſt kein Glück, lange zu leben.“

„Dies habe ich längſt eingeſehen,“ ſagte Frau von Wahl und ſeufzte tief.

„Die Schwäche des Alters,“ fuhr Madame Jagemann fort, „wird Keiner faſſen, der ſich in voller Kraft befindet, Keiner, als der liebe, alte Gott, der dann einen müden Menſchen aufhebt. Sehen Sie, Thereſe, wie meine Hand auf der Bettdecke zittert! Das iſt das Beben der Schwachheit. Die Füße ſchlafen mir ein — fatales Gefühl, das!“

„Iſt doch wohl nur Krampf,“ verſetzte Frau von Wahl ängſtlich; „wie wär's, wenn ich mit Reiben verſuchte“ —

„Nein, nein!“ ſagte Madame Jagemann abwehrend, „ich bin nicht für Reibungen. Doch laſſen Sie mich Ihnen erzählen, wie der Himmel meinem größten Kummer, der mir Herzkrampf verurſachte, abgeholfen hat. Roſa bekommt ein Balggewächs am linken Schulterblatte; es hat ſeit einigen Monaten bedeutend zugenommen, und ein blaues Aederchen ſchlängelt ſich drunter hin.“

„Ein Balggewächs!“ rief Frau von Wahl; „was iſt das? Ich habe nie davon gehört.“

„Ein fleiſchiges Wülſtchen,“ antwortete Madame Jagemann, „ſo iſt mir wenigſtens geſagt worden, was ohne alle Gefahr operirt werden kann und wie aus einem Netze geſchält wird. Nun aber muß man Roſa darauf kennen. Der Gedanke an eine Operation iſt ihr das Schwert des Damokles. Die Angſt bringt ſie halb um. Wolfram, der ihnen zum Troſt geweſen, hat mir alles dies haarklein erzählt. Nichts hätte den Ehefrieden ſo ganz, ſo innig herſtellen können, als dieſer Schaden, den man im Verhältniß zu jenem Gewinne doch kaum ſo nennen kann. Der Juſtizrath nimmt ſich außerordentlich hübſch. Er hat ſogleich an einen berühmten Operateur, Ehrenſold mit Namen, geſchrieben, dieſer aber kann vor dem Herbſte nicht abkommen. Doch hat er brieflich dies und das verordnet. Vor allen Dingen ſoll Roſa ſich beileibe nicht preſſen.“

„Ehrenſold?“ rief Frau von Wahl, „das iſt der Mann, deſſen intereſſante Heirathsgeſchichte mir Nicodem geſchrieben hat. Er iſt Profeſſor der Anatomie in“ — —

„Eben der,“ beſtätigte Madame Jagemann; „ich hätte ihn unbekannter Weiſe küſſen mögen. Ohne Roſa zu kennen, hat er ſein Gutachten abgegeben, als hätte er ſie lange gekannt. Sehen Sie, Thereſe, da dachte ich immer, „ein Kind müßte kommen, daß dieſe leidige Ehe gut würde; nun hilft der Himmel anders, gleichſam wie in väterlicher Ironie. Mir, der Großmutter, könnte kaum etwas mehr Freude machen, als jener ſchlimme Sprößling, der in der Eitelkeit meiner Enkeltochter wurzelt, uns aber, wie ich hoffe, Früchte der Beſſerung tragen ſoll. Sie hat ſich, wie der Arzt vermuthet, dieſes Uebel durch zu ſtraffes Anziehen der Schnur des Kleides zugezogen. Nun kommt Roſa ſich wie Ulrich mit dem Bühel vor. Sie geht beſtändig in Shawls; die Damen machen ihr Viſite, wie einer Wöchnerin, und möchten gern den kleinen Balg ſehen, den ſie verſteckt hält, als trüge ſie ſtatt einer Sorge ihre Schmach. Das Meſſer, was ſie von weitem blinken ſieht, hat ihren Verblendungen Einhalt und einen kräftigen Schnitt in ihre Erbſünde gethan.“

„Sie thut mir aber doch leid!“ ſagte Frau von Wahl und hatte nun ihrerſeits mitzutheilen, worüber Madame Jagemann, wie billig, nicht weniger erſtaunte.

Am nächſten Morgen ward das Frühſtück unter der Orangerie bereitet. Die Morgenſonne funkelte im Thau, die Blüthen ſtreuten ihren Duft und weiße Flocken fielen in die Taſſen.

Frau von Wahl ſchöpfte Sahne zum Kaffee und hielt nicht ein auf ihrer alten Freundin dringendes „Genug!“ Sie ſagte: „An einem Morgen, wo die Natur ſo ſchwelgeriſch iſt, kann man ſchon ein Uebriges zulaſſen.“

„Man wird wonnetrunken,“ ſagte Thereſe; „mir taumelt das Herz im Buſen, und beinahe ſchäme ich mich, daß mir die Semmel ſchmeckt.“

Madame Jagemann lächelte und ſprach: „Wer möchte das nicht gern hören! — Und wenn man auch alt geworden iſt, jener ſüße Rauſch verfliegt nicht ganz. Die Gewohnheit des Herzens iſt Magie. Ein einziger Athemzug an dieſer lieben Stelle zieht vergangene Frühlinge zu mir heran und tauſend Freuden, die ich hier genoſſen.“

„Welch ein Zauber ruht in dem Geruche!“ erwiederte Frau von Wahl. „Man ſagt, er ſei am innigſten mit dem Gedächtniſſe verwandt.“

Madame Jagemann nickte und ſprach: „Vorigen Sommer war ich Zeuge eines rührenden Auftritts, der dies beſtätigte. Eine Familie in der Stadt, die ſich mir verpflichtet hält, hatte mich zu einer häuslichen Feſtivität eingeladen. Es ſind ganz gute Leute, ganz gewöhnliche, die nach ihrem Sinne das Ihre thun. Sie hatten ein junges Mädchen zu ſich genommen, eine Waiſe, Auguſte Halmer, die Tochter eines verſtorbenen Landpredigers. Man rühmte ſich dieſer Wohlthat gegen mich, was ich nun gar nicht leiden mag, und daß die arme Kleine, die betrübt ausſah, ſich ihr Brod würde verdienen müſſen, wenn — dies ſchien mir auch hier unbedingt der Fall zu ſein. Man berührte unzart ihre Wunde; es that mir in der Seele weh. Wehe dem, der die Sünden der Wohlthäter tragen muß! Jetzt reichte die Frau vom Hauſe der Auguſte in unſerer Aller Gegenwart einen Brief, der mit Gelegenheit gekommen wäre und ſprach: „Von Wolfshain! was mag nur darin ſein? Es raſchelt loſe, wie ein Kräuterkiſſen.“ Das Blut ſtieg dem Mädchen in das hübſche, verfärbte Geſicht. Der Brief ward eröffnet. Das gute Weſen! Es mochte in ſeinem Leben noch nicht viel Briefe erhalten haben. Ein trockener Zweig fiel heraus. Auguſte bückte ſich. Thränen ſtürzten darauf nieder — „von unſerer Lindenlaube, die allemal ſo herrlich blühete,“ ſagte ſie erſtickt. „Nun iſt mir zu Muthe, als wär' ich zu dieſer ſchönſten Zeit daheim geweſen.“ Sie drückte den dürren Zweig an ihre Lippen, und ich — ich hätte das liebe Kind an mein Herz drücken mögen. Doch bemerkte ich hier und da ein ſchneidendes Lächeln; vor ſolch einem Lächeln muß jede Blüthe der Empfindung ſinken. Die Hausfrau ſchalt, dieſen Fehler müſſe ſich die Guſtel abgewöhnen. Die Empfindſamkeit ſei eine alte Mode, womit man ſich nur lächerlich mache in der Welt. — Später ſprach ich mit ihr allein, und ſie theilte mir unſchuldsvoll den Inhalt des Briefes mit. Dem Nachfolger ihres Vaters war die Braut geſtorben. „Wenn ich nur eine Schweſter hätte, die bei mir lebte!“ ſoll er ſchmerzlich geäußert haben, denn heirathen werde ich nun nicht. Ich las in den offenen Zügen des lieben Kindes, was es dachte. Gewiß nichts Arges; im Garten der Heimath wäre dieſes fromme Lamm im Klee. Aber der Schicklichkeit muß manches Opfer gebracht werden, und doch verehrt man dieſe ſtrenge Göttin, wenn auch mit Schaudern. Meine alte Luſt, eine Schickſalsrolle zu ſpielen, wandelte mich an. Eine unſelige Fähigkeit, Verbindungen einzuleiten, hat mich früher verführt; jetzt nicht mehr, wo ich weiß, daß auch unſere Wünſche nicht zu unſerm Wunſche führen. Man muß ſich ſeiner Schwachheit bewußt worden ſein, um zu wiſſen, daß unſere größte Stärke im Laſſen beſtehe."

„Wolfshain?" erwiederte Frau von Wahl. „Zum zweiten Male höre ich dieſes Ortes im Sinne der Sehnſucht erwähnen; es muß ein fruchtbarer Boden dafür ſein. Thereſe, beſinnſt Du Dich wohl? Die freundliche Frau in Mühlenrävnitz war auch daher. Eben denke ich nach, ob man ſie nicht in Vorſchlag bringen könnte für den Haushalt des jungen, verwittweten Geiſtlichen. Wenn ich nur wüßte, ob es recht gethan wäre!"

„Wer weiß auch, ob es gut wäre!" ſagte Madame Jagemann. „Wir finden die alte Welt unſeres Glückes ſelten mehr, wenn ſie einmal verſunken iſt. Das Vormals ſoll ein ſchöner Traum bleiben, weil wir fort müſſen. — Wie köſtlich war dieſes Lüſtchen! Welch ein berauſchender Duft! Mir iſt, als ſäße der Baron, wie ſonſt, an jener Seite und erzählte von Italien. Wo mag er nun ſein, der Flattergeiſt? Habe ich es nicht immer geſagt, daß der erſte beſte Faden, den die Umſtände knüpfen, ihn in Bande legen würde? Das ſind die Prahler der Unabhängigkeit, die ſind der Schlinge zunächſt."

„Sein Gut wird jetzt verkauft, was mir nicht lieb iſt," ſagte Frau von Wahl. „Die Tante, welche ſich der Aufſicht anmaßte, leidet an der Gicht, und ihre Wagen ſind gepackt. Sie muß in ein Bad gehen. Und Roſe, die kleine Briefſtellerin, Sie wiſſen — hat den Windmüller Hahn geheirathet auf meinem Vorwerke. Als ich dieſer Tage an der

Waldhöhe vorüberfuhr, ſah ich ſie mit verſchränkten Armen ſtehen und in den Vorker Hof hinabſehen. Ich fragte, wie es ihr ergehe. Ach! Ew. Gnaden, ſagte ſie, ich bin vergnügt, mir ginge gar nichts ab, wenn ich nur die Wirthſchaft da unten nicht vor Augen hätte — dort rauſcht kein Flügel mehr. — Die Mühle war eben im Schwange. Wir mußten uns anſtrengen. Nun, erwiederte ich, die Zeit kommt, die das ändert, wenn nur hier kein Stillſtand eintritt. Roſe verſtand mich. Sie ſagte: Nun habe ich wieder einen Hahn zum Liebſten, und mein Mann iſt einer, der nicht mit ſich fackeln läßt. Aber den armen Hahn, den ich habe würgen müſſen, kann ich immer noch nicht vergeſſen. — Man wird ganz taub vor dem Sauſen, ich habe ſchon eine graude Stimme davon weg. — Gott erhalte Dir ein ſanftes, leiſes Herz, Roſe, wünſchte ich und verließ ſie. Ich mußte lächelnd an Zſchokke denken, der in einer ſeiner anmuthigen Erzählungen, Harmonius heißt ſie, wenn ich nicht irre, eine Seelenwanderung der Liebe in aufſteigender Linie annimmt.“

„Der Meinung bin ich auch,“ erwiederte Madame Jagemann. Man beſchloß, dieſe Erzählung zu leſen, wenn der Erzprieſter zugegen ſein würde. Thereſe freute ſich darauf. Der würdige Philibert ließ ſich nicht blicken, und Madame Jagemann ſchickte ſich gegen Abend an, ihm einen Beſuch zu machen.

Frau von Wahl hatte den Tag über an heftigem Kopfſchmerz gelitten; Thereſe wollte ſie nicht verlaſſen, und Madame Jagemann wünſchte, allein zu gehen. Der Pfarrer war auf dem Filial. Sie ſchrieb auf ſeinen Schreibtiſch ein paar Worte auf ein Blättchen und fragte dann nach Recha. — Dieſe ſpielte auf dem Kirchhofe. „Wie gewöhnlich bei dem Rabbiner!“ ſagte die Wirthſchafterin des Geiſtlichen. „Das iſt der ewige Jude; unſer Kind hat keinen andern Gedanken — die Gemeine hält ihn für einen Schwarzkünſtler.“

Madame Jagemann lächelte zu dieſer hinhorchenden Furcht und ging, die Kleine aufzuſuchen. Sie fand Recha richtig bei ihrem alten Freunde, deſſen Schoß ſie voll wilder Blümchen und kleiner Steine geſchüttet hatte. Der Greis ließ das Kind gewähren und gab ſich nur mit einem ſtummen, leidſamen Lächeln dem träumeriſchen Spiele dieſer Sammlung hin, die ihm nicht läſtig fiel, obgleich ſie ihn belaſtete.

Von dieſem Anblicke gerührt, bot Madame Jagemann ihm einen guten Abend, ſcheinbar verwundert, ihn hier zu treffen. Manaſſe, erſchrocken, richtete ſich auf, und alle Blumen und Steinchen fielen zu Boden.

„Wir wohnen unter den Gräbern,“ ſagte er; „ſo hat man Ruhe — ſo wird man ſtill.“

Dieſer Plural in des Greiſes Antwort rührte Madame Jagemann noch mehr.

„O, o!“ rief Recha klagend, „was haſt Du da gemacht? Nun muß ich wieder anfangen, Steine zu leſen“ —

Der alte Mann machte Miene, ihr zu helfen; er würde um ein Lächeln, um ein heiteres Augenblinken von dieſem Kinde ſich zum Laſtträger am babyloniſchen Thurmbau verdungen haben.

„Recha!“ ſagte Madame Jagemann, „man muß Niemand beſchweren, den man lieb hat. Ich habe Dir ein niedliches Körbchen mitgebracht, das wirſt Du Dir jetzt holen. Komm! auch einen kleinen Wagen von buntem Blech. Thereſe wird mit Dir ins Heu fahren. Willſt Du mit? Manaſſe wird uns begleiten und Dich dann wieder nach Hauſe bringen.“ Das Kind langte nach der Hand des Rabbiners und ging, von ihm geführt, nebenher.

Madame Jagemann hatte längſt jenen Standpunkt der Lebenskunſt erreicht, wo ihr nichts erniedrigend ſchien, als der Stolz. Sie betrachtete die Welt wie eine Bühne, wo der Stand des Menſchen und ſein äußeres Verhältniß nur ſein Kleid wäre, was er aus der großen Garderobe nähme und für ein Weilchen trüge. So war der ſchwarze Rock des Rabbiners, dem das Schickſal eine tragiſche Rolle gegeben, ein Ornat der Trauer für ihr menſchliches Gefühl, und ſie ging freundlich mit ihm um.

Auch Frau von Wahl war dieſer vorurtheilsfreien und wohlwollenden Geſinnung. Sie wies dem Manaſſe, der da meinte, der Himmel habe ihn in ſeinen letzten Tagen zu Engeln geführt, einen Platz in ihrer Umgebung an, wenn er in demüthiger Scheu ſich kaum zu nähern wagte, und gönnte ihm liebreich Antheil an ihrer Unterhaltung.

Frau von Wahl fühlte ſich am Abend beſſer; der Tiſch war daher im Freien gedeckt worden und der Pfarrer nach ſeiner Rückkehr ſpät hinzugekommen. Der Jude ſaß unter einem gekrümmten Apfelbaume; Recha war auf ſeinem Schoße eingeſchlafen. Das Geſpräch ſtockte, denn die Nachtigall im dunkeln Wipfel der Ulme ſang allzuſchön, und jetzt trat eine lange, athemloſe Pauſe ein.

„Ach, wie ſchön!“ ſagte Madame Jagemann, „Du lieber, kleiner Narr! Du beſchämſt alle Sängerinnen der Erde, weil Du ohne alle Eitelkeit ſingſt. Auch verdunkelt Deine enge, kleine Loge jedes Opernhaus der Welt an Pracht. Die Lampen des Himmels flimmern um Dich her — die Lüfte rauſchen Dir Beifall — Du bedarfſt keines Ruhmes, Du kennſt keinen Neid. Deine Kränze blühen jeden Frühling und welken nie, ſo lange Herzen empfinden.“

„Ja,“ ſagte der Pfarrer, „unſere Sängerinnen, ſo eingebildet auf ihre Kunſt, ſollten billig zuvor in die Schule der Natur gehen. Die ſchönſte Stimme, ohne den geheiligten Wunſch: werde Stimme, mein Herz, und Du, mein Athem, werde Athem der Liebe — iſt ſo bald vergangen.“

„Und doch,“ erwiederte Frau von Wahl, „ſieht man Wenige, welche dies anſpruchsloſe Lied nur zu hören wiſſen, tieferen Sinnes dafür zu geſchweigen.“

Madame Jagemann ſprach: „Wie wahr ſagt der alte Gellert: Die Nachtigall ſang einſt ihr göttliches Gedicht, zu ſehn, ob es die Menſchen fühlten. — Schon damals mögen die wahren Freunde der Natur und ihrer Poeſie ſelten geweſen ſein — ſchon damals gab es Kunſtrichter.“

„Die Menſchen,“ ließ ſich jetzt eine tiefe, klagende Stimme vernehmen, „die Menſchen, die nicht nach Gott, ihrem Schöpfer fragen, der das Geſänge macht, in der Nacht.“ — Thereſe, die bisher geſchwiegen, ſagte: „Die Nachtigall mit ihren klugen Aeugelein ſieht gewiß mehr, als man denkt. Ihr Geſang iſt nur ein klagender Seufzer, den ſie bald ſo, bald ſo modulirt; doch wenn ſie ihre langen Töne zieht, dann zieht es mich hinauf, hinab in unendlicher Sehnſucht, und am Ende iſt es nur ein leiſer Uebergang geweſen.“

Geſenkten Tones antwortete der Pfarrer: „Das Leben iſt auch nur eine Seufzerbrücke, die unter jedem Athemzuge ſchwankt.“

„Und ihr graues Gefieder“ — hob Thereſe mädchenhaft ſchmeichelnd wieder an, „ohne Farbe, ohne Schmelz, es iſt ganz rührend. Wer nur ein wenig Seele hat, ein wenig nur, ſchämt ſich des Putzes. Nicht wahr, Mütterchen, jeder Schmuck beugt, ſogar der reinſte, der Thau; ich habe es oft geſehen. Und daß die Nachtigall in unbelauſchter Stille am liebſten ſingt, dies macht ſie mir noch lieber.“

„Zur Zeit, wo die Stimme der Müllerin leiſe wird und ſich bücken alle Töchter des Geſanges — ſpricht der Prophet“ — murmelte Manaſſe.

„Unſer Innerſtes kommt mir wie ein Saitenſpiel vor, worin Harmonie des Himmels ſchläft,“ ſagte Frau von Wahl; „mancher Ton berührt uns tief — den vollen Accord giebt nur ein Gefühl; aber unſere Bruſt iſt zu ſchwach, ihn auszuhalten.“

„An manches Herz ſchlägt doch nichts an, als das harte Metall,“ antwortete Madame Jagemann; „die armen Verſtimmten! Wir wollen ſie bedauern. Ihnen iſt die Nachtigall nichts mehr, als ein Vogel, der vor Johannis zu ſingen aufhört; weßhalb ſie ſich auch gar nicht erſt bewundernd auf etwas einlaſſen, was ſeinen Termin hat, wie ihr Proceß und ihre Pfandbriefe. Einſt war ich Ohrenzeugin einer Scene, die mir unvergeßlich geblieben iſt. Mein Sachwalter, ein kränklicher Juriſt, arbeitete in ſeinem Garten. Ein junger Mann, der ihm zugeordnet war, hielt bei dem nahen Schlage der Nachtigall im Schreiben inne und ſagte: O, wie entzückend! Hören Sie wohl? — Mein Gott! antwortete Jener grämlich, verſchonen Sie mich doch mit Ihren Privatangelegenheiten, wenn ich ſo dringend beſchäftigt bin.“

„Ich möchte Niemand verachten,“ ſagte Thereſe nach einer Weile, „noch um irgend einen Preis das Entzücken der Bewunderung aufgeben. Immer iſt etwas Anderes, was ich fühle, als was ich denke, und das Schönſte ließe ſich doch ewig nicht ſagen.“

Frau von Wahl, die unterdeſſen ihrem Gedankengange gefolgt war, ſprach: „Und welch verachtetes, kleines Werkzeug iſt es oft, was ſich ſehnſuchtsvoll für uns beſeelt! — Die Weidenflöte eines Kindes mit ihrem Frühlingshauche; das Glöcklein der Heerden auf dem herbſtlichen Anger; das Heimchen, das zirpende — der ſchrillende Ruf eines Waldvogels, der das ganze Gefühl der Einſamkeit über uns bringt. Und ſelbſt die Kirche! hätte ſie nichts, als den erſten Laut der Orgel, ſie erhöbe. Dieſer erſte, ſchwellende Laut bewegt mich unausſprechlich, wirft mich nieder, ohne daß ich beten könnte.“

„Und iſt denn das Gebet nicht tiefinnerſter Zuſammenklang mit Gottes ewigem Liebe?“ ſagte der Erzprieſter.

Als er bald darauf nach Hauſe ging, flüſterte Madame Jagemann ihm ein paar Worte zu. —

Der folgende Tag zeigte ſich trübe; gegen Abend ward der Himmel klar, und die Sonne ſchien noch lieblich, als Madame Jagemann um dieſelbe Stunde, wie geſtern, nach dem Pfarrhofe ging. — Sie ſchritt ſinnend; der braune Schirm, den die Matrone als Stab gebrauchte, ging in langen, ſchmalen Schatten voran; ihr Auge hing nachdenkend an der weißen Heerde, die am Fuße der Anhöhe weidete; ſie dachte an das Gleichniß vom guten Hirten. Auch durch das Blau des Himmels zog licht und lautlos jenes flockige Gewimmel, welches der Landmann „Lämmlein“

nennt, nach Weſten und verklärte ſich allmählich; die herabhängende Hand der Madame Jagemann ſtreifte über den blühenden Lein hin — dieſe Hand, die nie mit Wolle und Flachs umgegangen war und doch reich an Segen gewirkt hatte. — Die Natur athmete jene köſtliche Friſche, jenen Duft aus, der die Seele ihrer Empfindung iſt. Der Odem des Feldes haucht geiſtiges Gefühl, dem das Leben nie verblühen kann, während er der Ernte künftigen Genuß verſpricht.

An der Thür des Gartens wartete der Erzprieſter ſchon. Er führte Madame Jagemann, die ſehr erſchöpft war, zu einer Laube von Immergrün und bewillkommete ſie. Ein weicher Lehnſeſſel ſtand bereit, ein Tiſch mit einigen Erfriſchungen, dabei ein Sträußchen Orangenblüthe und andere Blumen feinſter Gerüche. In der kleinen Einrichtung dieſer gaſtlichen Aufnahme lag etwas von der eigenthümlichen Zierſamkeit, womit die Pfarrherren des Cölibats das Talent einer gefälligen Hausfrau zu erſetzen ſuchen. Madame Jagemann ſank in die ſchwellenden Pfühle und ſprach: „Dieſer Seſſel wäre nach einem engliſchen Buche, welches ich jüngſt las, Sleepy hollow (die ſchläfrige Schlucht) zu nennen. Auch ſoll mir die treffliche Helene — ſo hieß jenes Werk —- nicht umſonſt vorſchweben. Die Wahrheit — dies war die Tendenz davon — giebt allein unſern Verhältniſſen Werth und Dauer und ein freimüthiges Herz. Selbſt im Alter kann man von einem jungen Mädchen lernen, und ich habe mir viel gemerkt und zu Herzen genommen. Doch längſt ſchon war es mein ſtilles Verlangen, Sie einmal ohne Zeugen zu ſprechen und den ganzen Winter habe ich mich nach dieſer Stunde geſehnt.“

„Wir werden hoffentlich allein und ungeſtört ſein,“ ſagte der Erzprieſter und nahm an ihrer Seite Platz.

„Wollten Sie mir wohl Beichte ſitzen?“ fragte Madame Jagemann mit einem bangen Lächeln; „obgleich ich Proteſtantin bin, bitte ich Sie herzlich darum. Wie ich Sie kenne, als einen einſichtsvollen Mann, ſo hält ein zarter Sinn für das, was man nicht in Worte kleiden kann, Sie ab, Sich an den äußern Schein zu halten. Sie gehören zu den wenigen Billigen, die weit lieber durch milden Einfluß verſöhnen, als ſich das Richteramt über ihre Nebenmenſchen anmaßen.“ —

„Wer dürfte dies?“ ſagte der Pfarrer mit erhobenem Blicke. „Doch wer mit Ueberzeugung menſchlichem Glauben Stand halten ſoll, ſitzt immer an Gottes Statt. Das Gewiſſen jedes Redlichen, nicht nur der prieſterliche Eid, erkennt die heilige Verantwortlichkeit des Vertrauens. Allein — was könnte Madame Jagemann mir zu eröffnen haben, als ein mildherziges Leben voller Güte und Wohlwollen?“

Die Matrone neigte bei dieſer Frage den Kopf, und ein paar leiſe Thränen tröpfelten auf den Blumenſtrauß in ihrem Schoße, woran ſie pflückte. „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, wie es kommt; aber — es erſcheint mir ſo Vieles anders, als ſonſt. Vielleicht iſt es Nervenſchwäche, daß mir Manches ſo ſchwer wird, als trüge ich die Folgen meiner eigenen Schuld. — Ich mache mir ſo leicht ein Bedenken, ich möchte gern Alles gut machen — und mich deßhalb eines zuverläſſigen Urtheils verſichern.“

Der Pfarrer ſchwieg einige Augenblicke, dann ſagte er: „Sie legen allzugütig ein großes Gewicht auf meine Meinung; doch auch bei der größten Gewiſſenhaftigkeit iſt man nicht immer durchaus unabhängig.“

Madame Jagemann entgegnete: „Hören Sie mich nur an und das, was ich Ihnen mitzutheilen habe. Sie ſollen mich genau kennen und mir dann aufrichtig Ihre Meinung ſagen; das genügt. — Von jeher hat man mich für ſehr glücklich gehalten; vielleicht auch Sie?“

Ein zweifelhaftes Lächeln ſchwand unter der ernſten Miene des Geiſtlichen, und Madame Jagemann fuhr fort: „Und dennoch war mein Glück, mein ſogenanntes Glück, meine Heiterkeit, mein Reichthum, nur die Rolle meiner äußern Erſcheinung, wobei ich die bittre Armuth meines Herzens oftmals ſchmerzlich empfand. Jetzt, wo ich mit meiner Aufgabe hoffentlich bald zu Ende bin, möchte ich mir Luft machen und mich einem geweiheten Blicke zeigen, wie ich war: ich rede in jedem Sinne von meiner Vergangenheit, lieber Pfarrer.

Von Natur nicht leidenſchaftlich geartet, war weniger das Bedürfniß zu lieben, als der ungeregelte Wunſch, mich geliebt zu wiſſen, der ſchwache Fleck meiner Neigung. Selbſt das Gefühl für meinen Mann war mehr innige Erkenntlichkeit, als eigentliche Erwiederung des ſeinigen. Bei aller Fülle, womit ich mich überſtrömt ſah, empfand ich eine gewiſſe Leere, die ich durch erhöhete Thätigkeit des Geiſtes in kleinen Planmachereien — ſo nannte ich es damals — auszufüllen ſuchte. Was die Gelegenheit mir gab, nützte ich in meiner Weiſe zu Gunſten Anderer; ſo hatte ich zwar die Bühne verlaſſen, aber nicht aufgehört, zu agiren.“

„Ja, ja!“ ſchaltete hier der Erzprieſter dazwiſchen, „wahr iſt's für Jeden: Wir ziehen immer nur einen Theatervorhang von einem zweiten weg und ſehen nur die gemalte Bühne der Natur.“

Und Madame Jagemann ſprach zuſtimmend: „Und für Uns! Wir wechſeln wohl den Stand, aber nicht die Neigung, wenn ſie uns angeboren iſt; höchſtens nimmt ſie einen andern Namen an und treibt fremden Prunk. Man nannte meine Luſt, mich in das Spiel des Lebens zu miſchen, Wohlthätigkeit, und die Quelle davon entſprang doch zumeiſt aus meinem Ueberfluſſe an Mitteln wie an Zeit — und die liebe Langeweile hatte ihren guten, oder vielmehr ſchlimmen Theil daran.“

„Oh!“ fiel hier der Pfarrer wie ermahnend ein, „das eigene Verdienſt verkleinern, iſt doch auch Sünde. Sie haben viel Gutes gethan, Verehrteſte!“

„Wenig mit Liebe!“ antwortete Madame Jagemann ſprüchwörtlich und lächelte mit einem leiſen Weh, kaum ſichtbar, auf ihren Lippen. „So viel iſt indeß gewiß, meine Seele war nicht einfach genug für das ſtille innere Glück, was die Vorſehung mir in meinem blinden, herzensguten Manne gegeben, und nicht ganz ſo fromm, um Gott Alles zu überlaſſen. Vielleicht hätte das Muttergefühl mich läutern können; aber auch dieſer reinſte Tropfen Liebe ward mir getrübt und verbittert.“ —

„Im elterlichen Hauſe meines Mannes hatte eine junge Perſon viel gegolten, die unlängſt verheirathet an einen Kaufmann, der, als ein Reiſender für die Geſchäfte unſerer Firma, einſtweilen am Orte geblieben war. Mein Mann gönnte ihr nicht nur die empfangene Ausſtattung und das anſehnliche Legat im Teſtamente ſeines Vaters, ſondern er überſchätzte auch ihren Werth und hatte die Geſinnung eines Bruders für jene Frau, die mir ſchnöde begegnete. Man war befliſſen, zu meiner Kenntniß zu bringen, wie ſie ſelbſt auf ſeine Hand Rechnung gemacht und noch, als die Gattin eines Andern, die Verbindung mit mir dringend zu verhindern geſucht hatte. Mein Mann beging die Unvorſichtigkeit, mir in der erſten Flitterwoche — ach! vor ſolchem unheilſtiftenden Vertrauen ſind in der That junge Eheleute doch nicht genug zu warnen — den Groll zu deuten, den ich durchaus nicht verſchuldet hatte. — Dieſer Groll ſchmerzte mich nicht; wohl aber, daß mein Mann ihn zu beklagen ſchien als Etwas, das ſeine Glückſeligkeit ſtöre. War die Großmuth, womit ich ihm verſprach, ein gutes Vernehmen zwiſchen uns einzuleiten, nicht ohne Stolz von meiner Seite, ſo hätte ich kaum härter dafür geſtraft werden können. Hören Sie, was geſchah! Es koſtete mir viel Mühe, jenes Verſprechen zu erfüllen. Schon der Wunſch, in die Karten meiner Häuslichkeit zu blicken, machte meine Gegnerin zu einer Wiederannäherung geneigt, und ein leidliches Verhältniß entſtand zwiſchen uns. Nun näherte ſich meine Entbindung; ich hatte mir vorgenommen, meinem Kinde ganz Mutter zu ſein. Jene Frau, die ſeit ein paar Monaten aus den erſten Wochen war, bot mir ihren Beiſtand an, was mir im Grunde nicht lieb war, da ich doch kein Herz zu ihr hatte. Meine Niederkunft mit einer Tochter war über Erwarten glücklich; doch unmittelbar nach der Geburt verurſachte mir eine Unbehutſamkeit den heftigſten Schrecken — ich fühlte, wie wenn ein Stich mein Innerſtes durchdränge. Ein Fieber war die Folge davon, und, ohne daß ich davon wußte, hatte ich eine ſchlimme, ſteinharte Bruſt bekommen.“

„Als ich zum erſten Male das Auge mit Beſinnung aufſchlug, ſah ich jene Frau nicht weit von meines Kindes Wiege ſitzen. Sie trug ein ſchwarzes Band um die Haube und ſtillte — mein Kind; das ihre war, während ich bewußtlos lag, an Krämpfen geſtorben. Ich ſah, daß heiße bittere Thränen in die Nahrung meines Kindes floſſen — welch herber Anblick für mich!“

„Die Dankbarkeit meines Mannes war ſo warm, daß er nicht wußte, wie er ſie genugſam bezeigen ſollte. Er gab unſerm Kinde den Namen jener Frau. Da es zu ſchwächlich war, um bald entwöhnt werden zu können, ſo nahm ſie es zu ſich in eine Sommerwohnung, weit draußen vor dem Thore — und es wurde mir in der innigſten Beziehung vom Herzen geriſſen. Ein verletztes Naturband aber — o lieber Freund — dies wird nie wieder ſo ganz angeknüpft, daß es nicht äußerſt ſchwierig aufzufaſſen wäre. Es war ein trauriges Gefühl für mich, als ich mein Kind beſuchte, da es mich fremd anblickte, während es mit aufleuchtendem Lächeln ſeine Pflegerin erkannte. Daß dieſe die Neigung meines Mannes mir abwendig machen wollen, hatte ich vergeſſen, daß ſie mir mein Kind entzogen, ich hätte es ihr Dank wiſſen ſollen — der Himmel möge mir vergeben! nie konnte ich es ihr verzeihen. Da ich in Zukunft nichts von ihr zu fürchten hatte, indem ihres Mannes Etabliſſement in weiter Ferne ſie bald darauf hinwegrief, ſo hätte ihre Abweſenheit dieſe Geſinnung mildern ſollen, wenn mir nur nicht ein ſtörendes Denkzeichen an ſie, was ſich auf meine lebenslängliche Ruhe erſtreckte, verblieben wäre.“ —

„Sie meinen die Empfindung des Haſſes?“ fragte der Erzprieſter, und ſein Auge haftete forſchend auf dem Blicke der Niedergeſchlagenheit, womit Madame Jagemann die metallne Spitze ihres Sonnenſchirms regelloſe Züge in den weichen Sand zu ihren Füßen ſchreiben ließ. Sie ſah ihn an.

„Nein, Gottlob! Haß habe ich nicht empfunden — eher erfahren, obgleich eine Rückwirkung immer anzunehmen iſt. — Der Name meines Kindes, ſo oft ich ihn meinen Mann mit Vorliebe nennen hörte, berührte mich ſtets mit einem leiſen Mißlaut; die Wahl des Namens, lieber Pfarrer, iſt niemals gleichgültig. Wenn Jemand das Gedeihen meines Kindes pries, ſo fühlte ich eine geheime Verbindlichkeit, die mir jedoch das Herz zuſammenſchnürte und die ich zeitlebens nicht würde löſen können. Mein Töchterchen war geſund und ſchön, aber ohne alles kindliche Anſchmiegen, und etwas Herbes, ich will nicht ſagen, Feindſeliges gegen mich, habe ich immer von jener erſten Quelle abgeleitet. Gewiß, o gewiß! nur die Natur ſollte die Amme ſein! Jede Fremdheit, auch die vortrefflichſte an ſich, ſchadet dem natürlichen Verhältniſſe zwiſchen Mutter und Kind; denn der Einfluß der Milch geht in die Wurzel des Lebens. Waſſer thut's freilich nicht — aber der entfremdende Geiſt einer Amme iſt ſicher eben ſo ſelten die erſte Segnung des Säuglings, als er oft ſein erſtes Unglück iſt.“

Der Pfarrer ſchwieg zu dieſer Behauptung, ungeachtet ihr tauſendes Bild vor ſein geiſtliches Forum gehörte.

„Mit Bangen ward ich mir bewußt,“ fuhr Madame Jagemann fort, „daß ich mein Kind nicht verhältnißmäßig liebte und eben deßhalb ſo nachgiebig wäre; ich mochte manchen Fehler begehen, mir ſelbſt keinen Mangel an mütterlicher Zärtlichkeit zu beweiſen. Doch nur wahre Liebe verſteht weiſe zu erziehen. Es bildete ſich eine eiſerne Störrigkeit, ein ſchädlicher Eigenwille in dem Charakter meiner Tochter aus; ich ſah ein, daß ein verſagter Wunſch, wenn er Herzensſache wäre, ihr das Herz brechen mußte, und mir grauete vor ihrem Schickſal. Daß ich dies zeitig einem ehrenwerthen Manne anvertrauen könnte, dies hätte ich von Gott erbitten mögen; doch daß der Erwählte meiner Tochter auch mir gefallen werde, dies dürfte ich auf keine Weiſe hoffen; denn unſere Neigungen gingen ſchnurſtracks aus einander. So hatte ſie von früheſter Kindheit an einen Abſcheu gegen das Theater und überhaupt ein verſchloſſenes Gemüth; ich aber liebe Offenheit, zumal bei jugendlichen Perſonen, über Alles.“

„Aufrichtigkeit des Herzens,“ fiel der Pfarrer ein, „iſt auch wirklich eine höchſt liebenswürdige Eigenſchaft. Woraus lernt man denn die Menſchen kennen, die verborgenen? Eben daraus, daß ſie ſich verbergen. Hätte ich ein Weib wählen dürfen, nur ein verdachtloſes würde meine Liebe geweſen ſein.“

Madame Jagemann nickte und ſprach: „Das denke ich auch. Gott weiß es, warum meine Tochter, deren Glück ich von Grund des Herzens wünſchte, Mißtrauen gegen mich hatte. Man ſagt, das Vertrauen zeige, ob Jemand mit Güte behandelt worden ſei. Hier traf es nicht zu. Eher hätte ich glauben mögen, daß Furcht und Strenge Liebe erzeuge.“ —

„Sie werden mir aufs Wort glauben, daß es meiner Tochter, als ſie nunmehr ein erwachſenes und reizendes Mädchen geworden war, nicht an Partieen gefehlt habe. Es waren annehmbare Männer darunter, welche kurz und kalt abgewieſen wurden, und ich hatte alle Hände voll zu thun, dieſe rauhen Körbe nur ein klein wenig zu verblümen. Ich fing an zu zweifeln, ob meine Tochter ein Herz hätte; nie war eine Mutter minder vertrauter mit dem, was ihr Herz bewegt, als ich. Sie ſaß wie auf dem Iſolirſchemel, und außerhalb ihres ſtrenggezogenen Kreiſes flüſterte man, auch reiche Erbinnen könnten ſitzen bleiben. — Doch — der elektriſche Funke blieb nicht fern. — Ich litt damals zuweilen an der Blaſenroſe und konnte dann längere Zeit nicht ausgehen. — Zu eben ſolcher Zeit — es war im hohen Sommer — holte eine Dame unſerer Bekanntſchaft meine Tochter in einen Garten ab, der einem adeligen Kreiſe gehörte. Ein Fremder, der einen köſtlichen Bariton ſang, wollte aus Gefälligkeit der Geſellſchaft einige Sachen vortragen. Die Hitze war drückend, Gewitter drohten am Himmel, und nicht lange, ſo rollte der Donner. Man will draußen nicht merken laſſen, daß der alte Brummbaß einen Querſtrich machen könne durch eine einzige dieſer göttlichen Singnoten; man hält im Freien aus, obſchon große Tropfen in die Laubwipfel fallen. Ein furchtbarer Blitz — ein Schrei — ein reißender Ruck, der meine Tochter an die Bruſt eines Mannes wirft und ſie betäubt: dies Alles iſt Ein Moment. Der Wetterſtrahl hatte den Baum geſpalten, unter dem ſie ſaß, und nur die Geiſtesgegenwart eines Officiers hatte ſie der Gefahr entriſſen, im nächſten Nu von dem ſtürzenden Aſte zerſchmettert zu werden. Denken Sie, lieber Freund, meinen Schrecken, als ich erfahre, wie ſo ſchnell und auf welche gewaltſame Weiſe ich hätte kinderlos werden können!" —

„Meine Tochter hatte die Nacht hindurch Zuckungen und von jenem Tage an zuweilen Nervenzufälle, über welche mich wohl der Arzt beruhigte, die mir dennoch aber Angſt verurſachten. Es gab einen Zulauf von Theilnahme in meinem Hauſe; nur der junge Officier, dem ich ſo unendlich verpflichtet war, ließ ſich nicht blicken und nicht einmal nach dem Befinden meiner Tochter erkundigen. Ich ſchrieb ihm meinen Dank und ladete ihn zu uns ein. Er lehnte beides mit ſtolzer Feinheit ab. Doch wem wenig dran gelegen ſcheinet, ob er reizt oder rührt — Sie kennen jene Verſe, guter Pfarrer! der lebensvolle Alte, der ſie geſchrieben, kannte die Weiber doch ein wenig. —

Meine Tochter bat mich mit überſtrömenden Augen, daß ſie den Mann, der ihr das Leben gerettet, wiederſehen dürfe, wenn ihr das Gefühl, was ſie ihm ſchuldig ſei, nicht das Herz abdrücken ſolle. Es waren die erſten vertrauten Bittworte, die ſie jemals an mich richtete, die erſten Thränen, die ich ſie aus wahrer Empfindung vergießen ſah — und alle Quellen der Mutterliebe ſprangen in mir. Mir däuchte, das Leben müſſe doch Werth für ſie haben, da ſie ſeine Erhaltung ſo warm ſchätzte — was dachte ich nicht Alles! Ich ſann nun nach, wie ich den Wunſch meiner Tochter ſchicklich erfüllen könnte, welche Folgen ſich auch daran hätten knüpfen mögen. War jener Officier zu achten, konnte meine Tochter ihn lieben: immerhin! ich fand mich vorläufig darein, daß er mein Schwiegerſohn würde. — Es iſt eine von den Selbſttäuſchungen des Reichthums, daß die Armen, welche ihn bei irgend einem ſehnlichen Wunſche beſitzen, nimmer glauben, daß er ihr Glück hindern könne. Wer ſelbſt auch keinen Werth darauf legt, ſetzt ihn doch unwillkürlich bei Andern voraus. —

Wäre ich eine weiſere Mutter geweſen, ſo hätte ich gedacht: Wer weiß auch, ob der junge Mann, wenn auch ein wackeres Herz, doch dies Herz für meine Tochter hat? Zu der Rettung eines jungen Mädchens gehört nichts weiter, als rein menſchliches Gefühl; jedoch das lebenslängliche Ertragen der Schwächen wie der Liebe, ja, der Liebe des Weibes, fordert die ſtärkſte Charakterfeſtigkeit eines Mannes. Wer aber — ich rede von uns, lieber Pfarrer, kennt denn die Männer? Welche Vermeſſenheit iſt es, eihe Leidenſchaft entzünden zu wollen, weil man Mittel und Wege in ſeiner

Gewalt glaubt — es kommt auf meinen Satz heraus: Der heilbringendſte Glaube beſteht im Laſſen. Ich beſaß dazumal einen Garten draußen am Waſſer mit einem hübſchen Häuschen, was ich ſonſt nie eigentlich bewohnt hatte. Wir zogen hinaus, daß meine Tochter ſich vollends im Freien erhole. Die Officiere der Artillerie mußten täglich ein paarmal vorüber, und bald genug öffnete der Zufall dem ſpröden Ritter die Gartenthüre. Meine Tochter klagte ihm, daß ſeit jenem Augenblicke ihre Geſundheit leidend ſei, daß der ſchwächſte Donner ihr ein nervöſes Grauen errege; und jetzt bat mein Herr Officier ſtolz lächelnd um die Erlaubniß, künftig ihre Gewitterwache ſein zu dürfen, weil, wie er bedeutſam ſagte, das Blaue den Blitz anzöge. Mein Gott! er kam nun oft bei blauem Himmel, ich aber wähnte nicht, daß mir mit ihm eine ſchwarze Wolke heranzöge, die“ —

Madame Jagemann redete nicht aus; ein erſtickender Seufzer hemmte den Fluß ihrer Sprache, und es entſtand ein Pauſe, die der Geiſtliche ſchweigend vorüberließ.

„An dieſen Garten,“ ſetzte jene ihre Erzählung fort, „ſtieß ein großes, ſchönes Haus, das ein Schönfärber mit allem Aufwande bürgerlicher Wohlhabenheit erbaut hatte. Er war früher ein armer Menſch geweſen, dem mein Mann, der Fleiß und Induſtrie gern unterſtützte, eine Summe Geldes zum Ankaufe des Grundſtücks geliehen — zu mäßigen Zinſen. Doch war kein Garten dabei, weil der große Platz nach dem Waſſer zu für die Handthierung benutzt war. Von jeher habe ich das Treiben der Gewerbsthätigkeit geliebt; es machte mir Vergnügen, der Färberei zuzuſehen, und wie die bunten Flaggen regenbogenartig in der Luft ſchwebten und wehend trockneten. — Ich wußte nicht, wer Alles in dieſem Gebäude wohne, fragte aber bald danach, als ich an einem der obern Fenſter ein paarmal ein höchſt anziehendes Geſicht erblickt hatte; ein Geſicht, auf dem der volle Morgenſonnenſchein der Jugend und einer hellen, ſanften Seele lag. Ein kranker Herr vom Adel nebſt einem Fräulein und einem jungen Sohne, ſagte mir einer der Geſellen, die hier für einige Monate eingemiethet hätten, der künſtlichen Bäder wegen, deren Anſtalt in der Nähe war.

In meinem Garten war ein kleiner Springbrunnen, der eine Einfaſſung von purpurnen Blümchen beſprengte, die eben in ihrem Flor ſtanden; beſchattete Sitze ringsum — ich liebte dies anmuthige Plätzchen vorzugsweiſe. Eines Nachmittags fahren wir Beide nach der Stadt. Meine Tochter wollte noch ein paar kleine Beſuche machen, ich ließ ihr den Wagen, mich lockte der ſchöne Abend zurück — vermuthlich hatte man uns ſpäter erwartet. So ſchleiche ich müde und laß dem hintern Pförtchen des Gartens zu, durſtig nach der Kühle, die ich hier finden würde. Durch das Spalier erblicke ich einen krankhaft ausſehenden Mann, der an der Fontaine ſaß und ſchlief; das eintönige Plätſchern mochte ihn eingewiegt haben. Er hatte ſeine bleiche Stirn tief in den Purpur jener Sammtblümchen gedrückt; die Krücke war ihm entſunken und blitzte im Waſſer. — Mir war, als ſähe ich einen Verlaſſenen auf offnem Weltmeere treiben. — Vor der Laube, die das Spalier ſchloß, wurzelte ich feſt; denn ich vernahm das Flüſtern eines gelinden Streites, von einer ſchluchzenden Stimme unterbrochen. Ein ſchwacher Flimmer drang durch das grüne Gitter des Epheus; die Sonne ſchien auf das fadenſcheinige Silber der abgetragenen Livree des alten Bedienten jener Herrſchaft, der jeden Morgen, mit tiefen Bücklingen gegen mich, ein Glas Waſſer aus dem Springbrunnen holte. Was dieſer ſchlichte Mann ſagte, drang in mein Herz. Welch ein Juwel der Treue! Gott wird es einſt mit Glanz umgeben. Die Erde lohnt ihre Getreueſten nur ſchlecht. Er ſtand vor ſeinem Fräulein. Das liebe Kind weinte heftig und bat ihn flehend um Etwas, der Alte aber widerſtand mit ſanftem Ernſt. So viel ich entnehmen konnte, war die Rede von einer gröblichen Beleidigung, welche der Schönfärber dem Edelmann angethan, der ſeinen Aerger nunmehr verträumte. Es kommt von der Schuld her — ſagte der alte Mann kummerhaft; ſolche Leute ſind immer die ſchlimmſten Gläubiger. Wie das der gnädige Herr uns nur hat anthun können — wenn das die ſelige Mama wüßte!

Schweige, Johannes! erwiederte das Fräulein, wenn Du mich nicht vollends tödten willſt; ich kann es ſo kaum länger ertragen. Das ewige Bedürfen — kein Tag iſt frei von Angſt und Noth. Wenn ich nur ſchon mündig wäre! mir ſind die Hände gebunden. Doch daß Du Dich weigerſt, den kleinen Gefallen zu thun wegen der bewußten Anleihe, dies betrübt mich. Dein Geſicht iſt die Ehrlichkeit ſelbſt, man würde Dir um meinetwillen trauen, ich gäbe Dir Sicherheit. — Nein, gnädiges Fräulein, ſprach der Bediente dagegen, das giebt mein Gewiſſen nicht zu. Sie haben ſich nur allzuſehr aus dem Vortheil gegeben. Meinen letzten Blutstropfen gäbe ich für Sie — warum wollten Sie denn aber mein Erſpartes nicht nehmen? Ich werde es deßhalb nicht an Ehrerbietung fehlen laſſen.

Ich wußte nun genug, um den Augenblick zu ſegnen, der mich hier in Kenntniß von einer drückenden Lage geſetzt hatte, die ich vielleicht zur Abhülfe bringen konnte. Ich trat mit einigem Geräuſch in den Garten. Das Fräulein hatte nur eben noch Zeit, ſich die Augen zu trocknen. Welch ein ſcheues Auffliegen dieſer leichten Geſtalt, deren Gang immer ein Schweben war! Sie bat um Entſchuldigung; ich bat, daß ihr Vater nicht geweckt werde; der Garten ſtehe ihnen jeder Zeit zu Dienſten. Wir ſprachen leiſe, das iſt ſchon Stimmung für den Ton des Vertrauens. Sie ſagte mir, und dabei tröpfelten die geſenkten Wimpern aufs neue, daß ihr Vater mit dem Schönfärber Verdruß gehabt, wonach ihn jedesmal eine Schwäche befalle, die er nur ſchlummernd überwinden könne. Es ſchmerzt mich, daß man ſich ſolch ein unhöfliches Betragen gefallen laſſen muß, ſagte das Mädchen mit wundem Stolze, der nie weibliche Geſichtszüge beſſer kleidete. Wüßten wir nur wohin, hier in der Nähe der Bäder, wir zögen morgen aus; denn der Menſch verliert die Hälfte ſeiner Tugend am Tage, wo er ein Sclave wird — ſagt Homer.

Nun bitte ich Sie, lieber Pfarrer! was wiſſen unſere jungen Damen in der Regel von ſolch edelſter Freiheit und vom alten Homer vollends? Der ſteht nicht im Kalender ihrer Heiligen. So mußte jene Bemerkung dem edlen Weſen meine Achtung erwerben, ja, mein ganzes Herz. Das Mädchen ward meine Freundin. Darf ich nun noch hinzufügen, wer?“

Der Erzprieſter lächelte und ſprach: „Ich errieth es ſogleich. Frauen von Geiſt und Erfahrung würfen eher ihre Juwelen weg, als einen Namen, der mit den Jahren im Preiſe ſteigt.“

„So wiſſen Sie nun,“ fuhr Madame Jagemann fort, „auf welche Art ich zu meiner theuerſten Thereſe gekommen bin. Ihr Stiefvater, ein Freiherr von Palmerode, ein wohlwollender, aber charakterloſer Mann, dem die edelmüthige

Tochter ſich aufopferte, lebte nur noch von fremdem Gut und, wie es ſchien, nicht lange mehr. Noch an demſelben Abend verließen ſie ihre Wohnung und zogen in mein Gartenhaus, wo ich ein paar geräumige Piecen recht füglich entbehren konnte. Der grobſtolze Hauswirth verfärbte ſich diesmal ſelber, als ich mich zum Bürgen ſtellte für ſeine Forderung. Thereſe war äußerſt froh darüber. Was ich von ihren Familienumſtänden erfahren konnte, war etwa Folgendes: Ihre Mutter hatte ſich und ſich nicht allein — durch eine zweite, thörichte Heirath ſehr unglücklich gemacht. Niemand braucht ſchlecht zu ſein, um die beſten Menſchen zu Grunde zu richten. Thereſe hielt gefaßten Geiſtes aus. Als nun auch die Geſundheit des Freiherrn, der nichts weniger als dies war, zu wanken anfing, ward ſie ihm wirklich eine Pflegetochter. Es ſchien, daß er den Zuſammenſturz ſeiner äußern Verhältniſſe nicht erleben würde; dann aber wollte das gute, edle Kind dem jüngeren Halbbruder eine mütterliche Schweſter ſein und bleiben, und müßte ſie ihr Fortkommen dienend ſuchen. Eine einzige Hoffnung hielt indeß den Muth dieſer kleinen Familie noch aufrecht. Dieſe Hoffnung ruhete auf einem Manne von guten Grundſätzen — allein wer ſein Glück, worauf immer, unter dem Himmel baut, baut doch zu niedrig.

Der verſtorbene Gemahl der Frau von Wahl war durch einen Erbvertrag der Hauptgläubiger ihres Stiefvaters geworden. Auf ihn kam es an, ob der gänzliche Ruin verhindert würde, das verſchuldete Gut zu retten wäre und ſomit der Reſt von Thereſens Vermögen, worauf heimlich ſchon beträchtliche Summen verpfändet waren. Der Anwalt meinte, eine perſönliche Zuſammenkunft mit dem Herrn von Wahl wäre durchaus erforderlich, dieſe Angelegenheit zu

Ende zu bringen; und dieſe Zuſammenkunft, von einer Zeit zur andern hinausgeſchoben — ſollte nun nächſtens Statt haben, da der Herr von Wahl täglich von einer weiten Reiſe zurückerwartet würde. Thereſe befand ſich daher in einer Spannung, die alle ihre Gefühle erhöhete, und vielleicht befand ſich nur aus der nämlichen Urſache ihr Vater ſo ſehr übel.

Sie werden mir zugeben, lieber Freund, in ſolchem Fall verſinkt entweder das Gemeine, oder bildet ſich ein um ſo feſterer Charakter. Thereſens Selbſtſtändigkeit war mir bei ihrer Jugend in der That bewundernswürdig. Sie war des Vaters Stütze und trug unerſchütterlich ſtill, was ihrem unſchuldigen Herzen an Sorgen aufgebürdet war. Und dieſes freie, edelſtolze, ſchöne Weſen liebte mich mit einer Hingebung, die einen hinreißenden Zauber auf mich übte. Eine zweite, innigere Tochter war mir geſchenkt, jetzt, wo ich die meinige, die nie jenes beglückende Gefühl mir gewährt, ſchon für fremdes Eigenthum hielt.

Meine Tochter betrachtete die Hausgenoſſenſchaft ziemlich gleichgültig. Anfänglich ging Alles gut; ihre Liebe war ein zu ausſchließendes Gefühl, als daß ſie einen Eingriff in ihr kindliches Alleinrecht auch nur hätte fürchten ſollen. Sie achtete auf nichts mehr, immer unwahrnehmbarer ward ihr die äußere Welt, jede Blöße, die ſie in reiner Empfindung gab — ach, wahr iſt es, wahr! wo Liebe zeucht ins Haus, da zieht die Klugheit aus."

„Gütiger Gott!" ich will nicht fürchten!" konnte hier zu ſagen der Erzprieſter ſich nicht enthalten, und ſein Intereſſe an der Erzählung ſchien ſichtlich zu ſteigen.

„Ja, fürchten Sie immer," ſagte die Matrone mit betrübter Stimme; „es kommt ſchlimm genug. Mir war, als empfände ich ein kaltes Eiſen in meiner Bruſt, da ich zuerſt bemerkte, daß Thereſe der Magnet wäre für den Liebhaber meiner Tochter, und zwar nicht ohne Wechſelwirkung dieſer anziehenden Kraft. Doch warum lächeln Sie?“

„Mir fiel hierbei ein, antwortete der Pfarrer: ein anderer Blitz, als den der Dunſtkreis gebiert, ſchlägt die Flammen, die zwei Menſchen in Eins verſchmilzt und magnetiſch macht“ —

„Das paßt ſehr gut.“ ſprach Madame Jagemann; „mir aber that ein Strahl von Oben noth, der mich erleuchtet hätte. So war eine Zeit hingegangen, der Herbſt färbte ſchon das Laub, und jetzt ſollte der Herr von Wahl nun nächſtens kommen. Ich zitterte faſt eben ſo ſehr vor ihm, wie die andern; denn es däuchte mir unmöglich, mich von Thereſe zu trennen. Längſt hatte ich ihr und ihrem Vater mein Haus in der Stadt angeboten, wenn ſie den Winter über bei mir bleiben wollten. Es war ungewiß, ob ſie es annähmen; meine Tochter aber wußte noch nichts. Wie Vieles muß jedoch zart und verhängnißvoll zuſammenwirken, daß eine Urſache lebenslänglichen Schmerzes daraus werde! — Wir laſen die Delphine der Frau von Stael zuſammen, den erſten Theil. Thereſe wollte ungemein viel Aehnlichkeit zwiſchen mir und Frau von Vernon finden. Sie ſagte, dieſer Charakter ziehe ſie unwiderſtehlich an. Sogar meine Tochter erinnere an Mathilde von Vernon, und mein Benehmen an das Verhältniß der Mutter zu ihr.

Da ſchmeicheln Sie mir eben nicht — antwortete ich lachend. Meines Wiſſens ſpielte Frau Vernon nicht die dankbarſte Rolle in dem Schickſal ihrer Freundin; dies möchte ich aber, Thereſe, und Ihr Glück aus all meinen

Kräften befördern. Wie ſehr war dieſer Wunſch mein heiligſter Ernſt, ach Gott!“

„Auch muß *wahres* Wohlwollen nach einem ewigen Geſetze dieſen Zweck immer erfüllen — gleichviel, ob es anders ſcheine.“ — Dieſen Troſt gab der Pfarrer voraus. „Die Liebe dient *nie* dem Geiſte des Böſen, der ſich darin gefällt, ein vielverſprechendes Aeußere anzunehmen.“

„Mein werther Freund,“ fuhr Madame Jagemann zögernd fort, „wenn ich Ihnen doch nur deutlich machen könnte, was ich jetzt ſagen möchte! Es liegt Gefahr für ein weibliches Gemüth in jedem Vergleiche; man wird nur zu oft Das, wofür man gehalten wird. Auch ſagte mir Thereſe nur allzuoft, wie gut und lieb ſie von mir denke. Dies thut nie gut, man wird zu ſicher.“

Der redliche Philibert erklärte ſonder Scheu: „*Wer ſeinem Freunde ſchmeichelt, breitet ein Netz unter ſeinen Füßen aus* — ſagte Salomo. Der zarte Sinn der Freundſchaft darf tauſendmal zeigen, wie hoch er Jemand ſchätze; doch ſagen? *ſagen* darf er es kaum einmal.“

Madame Jagemann ſeufzte und ſprach: „Meine Tochter hatte ſich binnen einiger Zeit auffallend verändert. Sie war noch weit zurückhaltender geworden. Ein ſtiller Selbſthaß ſprach aus ihrem Schweigen; wahrſcheinlich hielt ſie mich für die Feindin ihres einzigſten und innigſten Wunſches. Sie ſah ſehr blaß aus, und ein trockner Huſten zehrte ſie ab. Als ich in ſie drang, einen Arzt anzunehmen, ſagte ſie mit bitterm Lächeln: Das würde zu nichts helfen. Ich hätte durch das Heranziehen dieſer fremden Leute ihr ganzes Glück geſtört, und da ihr das Liebſte nun benommen ſei, ſo möge ihr Gott das Leben nun auch nehmen.

Wie mir dabei zu Muthe geweſen, das weiß nur Gott! Rathloſer habe ich mich nie gefühlt. Wie theuer Thereſe meinem Herzen auch war, — ach, theurer als ich ſagen konnte! — ich hätte ſie gern aufgegeben, mein leiblich Kind nicht unglücklich zu wiſſen, wenigſtens nicht durch meine Schuld. An jenem Tage kam nun endlich der Herr von Wahl. Ich war Zeuge des lebhaften Eindrucks, den Thereſe auf dieſen ernſten und ſchweigſamen Mann machte. Das gute Mädchen weinte vor Freude unt Rührung, wie überaus billig er ſich hatte finden laſſen. Um welch einen hohen Preis aber? Sähen wir Alles durch, wir bewunderten nichts mehr.

Während dieſe Verhandlungen dauerten, ging ich hinaus in den Garten, da ich es nicht für ſchicklich hielt, zugegen zu ſein. Wie Bienenſchwärme umſummten mich meine Gedanken. Es war köſtliches Wetter, die Luft ſo herbſtklar, mein Blick aber war trübe. Das große Geläute hatte nie heller geklungen, als in jener Stunde, wo eine junge Braut begraben wurde. Wie Wehlaut rührten dieſe klagenden Schauer an meine Nerven; mir ward ſo bange und ängſtlich, als ſtände mir etwas Schweres bevor. Mein Fuß raſchelte im gelben Laube, ich hörte nichts als jene Glocken gehen. Da ſtand, ſchnell wie der Blitz, Jemand vor mir: der junge Officier, deſſen Erſcheinung mir wirklich in alle Glieder ſchlug. Genau vermag ich mich nicht mehr zu entſinnen auf das, was er ſagte; ich weiß nur ſo viel, daß er ſchon lange gewünſcht, mich einmal allein zu treffen, um über Einiges mit mir zu reden, was von größter Wichtigkeit für ihn ſei. Und was war dies Einige? eigentlich Eines nur! Wie betäubt ich auch war, ich unterſchied doch aus ſeinen theilnehmenden Erkundigungen nach der verfänglichen Lage meiner Freunde deutlich die Frage, ob Thereſe noch frei wäre. Nebenher vernahm ich, daß er eine Reiſe unternehmen und ſich uns empfehlen wollte.

Da trat, beinahe unbewußt, wie durch höhere Eingebung das, was ich ihm antwortete, auf meine Lippen. Thereſe würde vermuthlich den Herrn von Wahl heirathen, und ſomit ſich Alles in Wohlgefallen auflöſen. Dieſer treffliche Mann ſei eben hier, und Thereſe habe ihn vorhin einen Engel genannt. Im Fall er ihr ſeine Hand reiche, müſſe Thereſe ſich über den Unterſchied der Jahre hinweg und bis in den Himmel erhoben fühlen. Auch paſſe für die Selbſtſtändigkeit meiner jungen Freundin ſolch eine Verbindung ohne Zweifel am beſten. — Dies war zwar meine Ueberzeugung; iſt man aber auch, indem man es für erlaubt hält, dieſe auszuſprechen, ſeiner ſelbſt gewiß? Schweigen iſt zu tauſendmalen das allein Sichere. — Wir ſtanden an der Thür des Gartenzimmers, als der Officier ſich ſtumm beurlaubte. Wollen Sie nicht von meiner Tochter Abſchied nehmen? fragte ich kopflos. Sehr gern, erwiederte er, wie aus Gefälligkeit. Wir gingen hinein. Es iſt mir noch ſo gegenwärtig, wie meine Tochter am Spiegelpfeiler lehnte, ihre Geſtalt wankte“ — — die Stimme der Madame Jagemann wankte auch, und ſie hielt lange inne, ehe ſie weiter redete.

„Herr Holm wird uns auf längere Zeit verlaſſen, — ſagte ich und ſetzte einen Scherz hinzu, der übel gerieth — bis die Gewitter wiederkommen. Ich meinte, kein härterer Schlag könne mich treffen. Meine Tochter ſah ganz zerſchmettert aus bei dieſer Nachricht. Was nun weiter geſchah? ich weiß es nicht, ich war abgerufen worden. Er blieb lange — endlich kamen ſie Beide, und Holm bat mich um meiner Tochter Hand. Was ſagen Sie dazu?“

Der Erzprieſter verſetzte: „Ich finde es als keine ungewöhnliche Erfahrung. Ihrem Urtheil nach war Herr von Wahl bereits im Vorzug, und Fräulein Thereſe auch ohne ihn nicht für einen Mann, deſſen ſchlimmſter Fehler der empfindlichſte Stolz war; hier erblickte er vorherrſchenden Verſtand, dort ſah er in den Spiegel der Liebe. Wie geſagt, es iſt nichts Seltenes, daß Männer einer Anderen, einer ganz Anderen ihre Liebe erklären, als der, die ſie lieben. Ein trüber Augenblick nur liegt dazwiſchen."

Madame Jagemann blickte nachdenkend den Pfarrer an und ſprach: „Sie mögen wohl Recht haben. Oft wird ein Mann von der heimlichen Leidenſchaft eines Weibes, wie von einer dunkeln Gewalt, hingeriſſen, wenn er dies Gefühl auch nicht theilt, und wenn auch weit — doch nur für eine Weile; denn alles Erzwungene wird früher oder ſpäter wieder frei und kehrt zu ſich ſelbſt zurück. — Es war bei meiner Tochter nicht die Leidenſchaft der Liebe, ſondern die des Schreckens und der Furcht, ihren Gegenſtand zu verlieren. Sie litt Unrecht in ſeinem Beſitze, während Thereſe in ihrem Verluſte an Freuden der Liebe die Genugthuung einer edlen Seele fand, und ihrem ehelichen Verhältniſſe das wahrſte Glück abzugewinnen wußte. — Durch mein damaliges Verfahren habe ich eine Ahnung bekommen, warum die Lieblinge der Vorſehung leiden müſſen, warum." —

„Leiden müſſen," wiederholte der Geiſtliche ſehr ernſt, „und wie gering Gott von dem denkt, was man auf Erden das Glück erfüllter Wünſche nennt; denn er theilt es den Menſchen nur zu oft als Strafe zu. Sie waren damals ſehr zu entſchuldigen, verehrte Frau!"

Madame Jagemann ſchüttelte traurig den Kopf.

„Gewiſſermaßen," fuhr der Pfarrer fort, „lag ſchon in der Vollziehung jener Heirath der Frau von Wahl eine Rechtſprechung für Sie."

„Durchaus nicht,“ widerſprach die Matrone; „denn jene Heirath war nur die Folge meiner Vorausſetzung. Es wäre Alles anders gekommen, wenn ich dem Holm die reine Wahrheit ſagte. Das Gefolge der Lüge iſt ſehr bitter.“

„Dieſes anklagende Wort dürfte zu hart ſein“ — entgegnete hierauf der milde Philibert.

„Nein, nein! mein guter Pfarrer!“ verſetzte Madame Jagemann; „wir wollen nichts beſchönigen. Es war eine unverzeihliche Täuſchung, die ich mir zu Schulden kommen ließ, obgleich ich mir keiner Abſicht bewußt war. Der mütterliche Inſtinct griff nach einem falſchen Mittel; wäre meine Mutterliebe reinſter Art geweſen, ich hätte ruhig Alles über mich ergehen laſſen. Die wahre Liebe irrt nie.“

Der Pfarrer ſchwieg mit einem bejahenden Zeichen.

„Und was half mir's?“ fuhr Madame Jagemann fort. „Meine Tochter ſtarb doch nach ein paar herzkränkenden Jahren. Zu meiner Qual mußte ich ſehen, daß Thereſe mehr leide, als Jene im gleichen Falle gelitten haben würde, ſelbſt wenn ſie aus Gram darüber geſtorben wäre. Thereſe mußte für einen Mann leben, dem ſie als dem Retter ihres Vaters zu Heiterkeit und Dankgefühl verpflichtet war; das iſt noch ſehr was Anderes, als, wenn das Herz gebrochen iſt, die Augen ſanft ſchließen. Jenes tiefe Gemüth war voller Schmerz, und verſchüttete doch auch nicht den kleinſten Tropfen. Womit hätte ich der armen Thereſe vergüten können, wenn nicht mit der Freundſchaft meines ganzen Lebens?“

„Dies haben Sie auch redlich gethan,“ verſicherte der Erzprieſter. „Es ſind nicht die beſten Freunde, die uns Schmerz erſparen. Sie haben ihrer Freundin eine Treuſinnigkeit bewahrt, die bei dem Wankelmuthe der Menſchen von unſchätzbarem Werthe iſt.“

Madame Jagemann ſchwieg, als überſänne ſie dieſe Worte. Dann ſagte ſie: „Um nun wieder auf das Vorige zu kommen, ſo wiſſen Sie, daß Thereſe mit den Ihrigen in meinem Hauſe blieb. Zum Frühjahr ſollte die Hochzeit ſein, ganz ſtill, da ſtarb ihr Vater zur Zeit der Schneeglöckchen. Thereſe trug tiefes Leid und ſo konnte ſie den Kranz noch nicht tragen. In einen Trauerſchleier läßt ſich aber viel Betrübniß einwickeln. Meine Tochter war eine Roſenbraut. Holm hatte ſich verſetzen laſſen — es fand faſt gar kein Verhältniß zwiſchen uns ſtatt. Ach, wie ſobald war ſie verwelkt! ſie war nichts weniger als glücklich, und Roſa, die den Juſtizrath von Krug geheirathet hat, iſt es eben ſo wenig. Wie ſo bald geht, was die Menſchen Glück nennen, zu Grunde und in Scherben!“

„Ja, Gebrechlichkeit iſt ſein Name in jeder irdiſchen Form“ — antwortete ſchonend der Geiſtliche.

„Daß ich meine Erzählung nun zu Ende bringe,“ ſagte Madame Jagemann. „Anfänglich iſt man weitläufiger, als eben nöthig wäre; zuletzt muß man ſich in Kürze faſſen. Mein Schwiegerſohn heirathete zum zweiten Mal; ich verſichere Sie, daß es mir tröſtlich war. Eine heitere Lebensphiloſophie ließ ihn jene Unbilden vergeſſen; die Liebe der Frau von Wahl und ihre ſanfte Zufriedenheit ſöhnte mich mit mir ſelbſt aus. Da — weht der Wind, oder der Geiſt des Schickſals mir ein Blatt zu, von einem Oelzweige war es nicht — mein Herz entbrannte unter dem Leſen. Es war vom Oberſt Holm an Frau von Wahl. Er hatte ſie wahrhaft geliebt und verehrte ſie noch, ihr Bild hatte unaustilgbar in ſeiner Seele gelebt, und eine glückſelige Ehe war durch mich, durch mich! verhindert worden.“

„Das ſteht dahin!“ fiel der Pfarrer ein; „Niemand kann das wiſſen.“

„O doch!“ ſagte Madame Jagemann. „Ein paar ſo vortreffliche Menſchen! wie für einander geſchaffen. Von mir dachte er übel, der Oberſt nämlich, und der Haß von Jemand, der uns ſo nahe ſtand, drückt ſchwerer als ein Grabſtein zu Boden. Meine Geſundheit wankte von Stund' an, alles Beugende meines Lebens hatte ſo mich nicht getroffen, als jener Vorwurf, der mir geſchrieben in die Augen fiel.“

„Der Schmerz, verkannt zu ſein,“ verſetzte der Erzprieſter; „wer der Beſſern Einer lebte je, daß er ihn nicht erführe? Erniedrigen darf er uns jedoch nimmer, vielmehr er muß uns erheben. Eine ungleich tiefere Demüthigung iſt es für ein zartes Gemüth, wenn die Liebe uns zwingt, zu ſagen: Das verdiene ich nicht!“

„Meine Ruhe war getrübt,“ fuhr Madame Jagemann mit verhaltener Stimme fort, „und mein Unwerth ſchien mir klar. Das Wohlwollen, woraus ich die reinſte Freude geſchöpft, däuchte mir nur eine Temperamentstugend, und in ſelbſtquäleriſchen Grübeleien ſanken meine Kräfte täglich. Ich bin fertig, lieber Pfarrer. Einen Wunſch hätte ich noch, und dann“ —

„Und dann noch Einen“ — lächelte der Erzprieſter. „Theure Freundin! Sie wollen meine Anſicht? Ich kann ſie mir vom Standpunkte des Glaubens geben, daß unſere Irrthümer endlich ſeien, die Liebe aber, welche doch mit der Wahrheit Eines iſt, in unendlichen Wirkungen fortdauert, und, wie dieſe, ewig ihren Werth behält. Iſt im Gewebe unſeres Lebens ein Faden nur von jenem Himmelsſtoffe, wohlan! ſo wird auch das zerriſſenſte Herz ſeinen Anknüpfungspunkt wieder finden. Was quälen Sie ſich, Verehrte?

auch Glück iſt die Buße! das Glück einer reineren Erkenntniß. Sein Sie getroſt! ſein Sie heiter! Die Wehmuth, welche ſolche Thränen auf die Erde fallen läſſet über etwas, was vor der Zeit geſchah, in der wir Vergangenes und Vergehung beweinen, verſündiget ſich an dem Muthe, deſſen wir zur Ewigkeit bedürfen."

„Ich denke meine Reue ſoll nicht unfruchtbar ſein" — erwiederte Madame Jagemann. „Thereſe Holm hat mein ganzes Herz gewonnen, und ich bin entſchloſſen, ihr ein hübſches Legat zu vermachen. Es geſchieht meiner Enkelin nicht zum Schaden, eher zum Heil, wenn ich ihr Erbtheil verkürze. Zugleich würde der Oberſt entſchädiget, nicht durch Geld und Gut, ſo armſelig ſoll er nicht von mir denken, nein! durch die Nähe ſeiner Freundin. Wenn ich Vorke kaufte — die Grenzen berühren ſich."

„Vorke!" rief der Geiſtliche überraſcht, „dies wäre ein bedeutendes Vermächtniß."

„Dies möchte es nur dann ſein," entgegnete Madame Jagemann, „wenn mein höchſter Wunſch zugleich erfüllt würde. Dem Baron — auf daß auch ihm ein Andenken an mich verbliebe, ſollten ſeine Wohnzimmer vorbehalten werden. Solche Zimmer ſind das Neſt in Indien für den Zugvogel, die zweite Heimath für ein ſehnſuchtsvolles Herz. Hätte ich über Räumlichkeiten zu gebieten, ſo würde ich noch weit großartiger teſtiren. Roſa bekäme den Thurm, ich weiß nicht, wo er ſteht — wohin Eheleute, die aus einander wollen, beſchränkt werden, mit dem Beding, daß ſie die Sommerferien mit ihrem Manne dort zubringen müßte. Dann vertrügen ſie ſich den Winter über, bis das Jugendfeuer dieſer Hitzköpfe verraucht wäre."

Der Pfarrer lächelte und ſprach: „Ein weiſes Geſetz.

jenes! Wenn nun aber das Fräulein bald heirathete und zöge in die Ferne? dann wäre das Gut verwaiſt wie jetzt.“

„Das verhüte Gott!“ antwortete Madame Jagemann, „heirathete Nicodem des Oberſten Tochter, ſo geſchähe mir, wie ich geglaubt, und er nähme den Freund gleichſam mit in Beſitz. Wiſſen dürfte er aber nicht davon zuvor.“

„Wie das? und warum?“ fragte der Erzprieſter.

„Weil,“ antwortete die alte Dame, „der junge Mann nicht frei iſt von der Erbſünde ſeines Geſchlechts, dem Stolze! Der Gedanke könnte ihm zuwider ſein, daß ſeine Neigung als Eigennutz erklärt werden könnte, oder, als ſolle die Liebe den Namen hergeben, das Eigenthum ſeines Freundes an ſich zu bringen. Thereſe aber iſt eines Mannes werth, der ganz unabhängig iſt, auch von der Meinung.“

„Sehr wahr,“ entgegnete der Erzprieſter; „wenn nun aber der Herr von Wahl etwas Liebes gefunden und keine Neigung zu dem Fräulein hätte? Sie wiſſen wohl, der Eigenſinn des Herzens läßt ſich nichts vorſchreiben.“

„Nun denn,“ ſagte Jene, „ſo kann ihr Vater den Abſchied nehmen. Einſt zwang ich ihn, ſeine Freundin zu meiden; und jetzt gebe ich ihm Erſatz in ihrem Umgange. Doch geſtehen muß ich Ihnen, mein ganzes Herz hängt an dieſem Wunſche; jedes Nervenfädchen zieht am Himmel und möchte ihn mir geneigt machen. Allein ich ſcheue auch den kleinſten Schritt.“ —

„Mit Recht, verehrte Freundin!“ ſprach der Pfarrer warnend. „Die größte Stärke des Menſchen, auch die der Hoffnung welche er zu faſſen wagt, beſteht ja im Stillſtehen. Ueberlaſſen wir es Gott.“

„Es war längſt beſchloſſen,“ ſagte Madame Jagemann mit einem leiſen Wanken in der Stimme, daß ich dem

Oberſten bei meinem Tode einen Beweis geben wollte, wie freundlich ich ihm geſinnt geweſen ſei. Nun aber kann ich dies nur mittelbar. Und auch darüber bin ich noch zweifelhaft, ob ihm dies nicht eine feindſelige Geſinnung gegen mich giebt, wenn er ſie nicht ſchon hätte.“

„Wie wäre dies möglich?“ fragte der Pfarrer, ſo verhärtet iſt doch wohl kein menſchlich Vorurtheil, daß es durch ein gütiges Bezeigen, beſonders wenn es ſich durch einen Sterbenden anſpruchslos erweiſt, nicht entwaffnet werden ſollte.“

„Da treffen Sie das Wahre!“ ſagte die Matrone mit einem bitterſüßen Lächeln. „Oberſt Holm iſt ſo ganz und gar Soldat, daß er ſich durch nichts entwaffnen läßt. Und Großmuth im Verzeihen iſt doch auch ein Sieg.“

„Der ſchönſte! der göttlichſte!“ erwiederte der Geiſtliche mit Wärme.

„Was ſoll ich nun thun?“ fragte Madame Jagemann. „Beſtimme ich das Gut den Beiden, wie es wirklich meine Idee iſt, ſo erräth der junge Wahl meine Abſicht, nimmt ſein Theil und will lieber entſagend den Himmel erben, als eine Frau, die ihm vermacht würde, worauf ich ihn kenne. Wem gäbe ich nun das Vorrecht? Ich bin ſchon auf den Gedanken gerathen, wie gelaſſen die Herrenhuter handeln, indem ſie in ſchweren Fällen das Loos entſcheiden laſſen.“—

„Vor allen Dingen erlauben Sie mir eine Frage,“ ſagte der Pfarrer: „Wie aber ſollte denn dieſer Ankauf geſchehen können, ohne daß er kund würde?“

„Durch einen Mann des Schweigens, durch Sie, mein würdiger Freund!“ antwortete Madame Jagemann lebhaft. „Wohl weiß ich, daß ich Ihnen mit dieſer Angelegenheit eine große Laſt aufbürde; doch verlaſſe ich mich ganz auf

Sie und verlaſſe Sie jetzt erleichtert. Es iſt ſpät geworden, im Nachhauſegehen beſprechen wir das Nähere."

Seit ſeinem letzten Briefe an Frau von Wahl hatte ihr Sohn mit raſtloſer Eile ſeine Reiſe zurückgelegt, und nur kurze, unzugängliche Nachrichten an die Mutter gelangen laſſen. Nicodem wußte es ſelbſt nicht, er glaubte ſich im Ziele ſeines Strebens getäuſcht zu haben, wohin der Geiſt ihn gedrängt; ein wehmüthig beſchämendes Gefühl, wie wenn er als ein Knabe die Sonne zu erreichen geſucht hätte, trieb ihn zurück; er fühlte nur, wie wenn ein leiſer Faden ihn zurückzöge nach der Heimath, an die er ſich nur ewig allein halten wolle. Schneller, als ſeine Abſicht es geweſen, folgte er dieſem Zuge und befand ſich nunmehr auf dem Wege nach Hauſe. Jetzt wollte er nur noch den Oberſt Holm beſuchen, einen Tag oder einige bei ihm ausruhen, je nachdem er Anregung dazu finden würde, und dann ſeine Mutter überraſchen, die ihn doch vielleicht ſpäter erwartete.

Der Sinn hatte ſich ihm gewendet, und nun ſchwanden Außendinge an ihm vorüber; er faßte nichts mehr auf. Die Menſchen ſchienen ihm fremd und immer fremder, er fand ſich von Keinem angezogen und mied in dem Grade neue Bekanntſchaften, als er ſie zuvor geſucht hatte. Der geſellige Baron würde ſeinen Freund kaum mehr erkannt haben. Wo und bei welcher Gelegenheit dieſer Wendepunkt für ihn gekommen, dies ruht für uns im Dunkel jener geheimen Richtungen, die wir nach höherer Leitung nehmen. Genug, er war da.

Des anhaltenden Fahrens müde und unabweislichen Zuſammentreffens mit Andern noch mehr, hatte Nicodem auf der letzten Station vor dem Landſtädtchen, wo die Huſaren des Oberſten garniſonirten, den Wagen vorausgeſendet und ein Reitpferd genommen, was ihm der Zufall an die Hand gegeben. Ein Verehrer ſternheller Nächte, zumal im Juni, wo der lichte Himmelsſchein nur einen ſanfteren Tag giebt, als den die Sonne beleuchtet, freute er ſich auf den erquickenden Genuß dieſer ungeſtörten Stunden, welche er ſüßer als im Schlafe zu verträumen hoffte. Der Weg, der ihm von einem Fußgänger als der nähere bezeichnet worden war, führte durch den dichteſten Forſt; doch kein Grauen, keine Furcht vor heimlicher Bewegung kam ihm an. Schmal lief der Pfad hin, beſtreut vom blaſſen Silber der Geſtirne. Allein unter den duftigen Schauern der uralten Waldung beſchlich den ſtillen Reiter nun das einſamſte Gefühl ſeines Lebens. Er zog den Mantel über der fröſtelnden Bruſt zuſammen und eilte dem Morgenroth entgegen, welches die Wipfel der Bäume zu berühren begann. Jetzt erwachte der Tag; die laute Welt ſchwieg noch, nur die Lerche ſang in der heiligen Sommerfrühe und ſchwebte mit ihrem kleinen Liede über den Blumengärten der Erde; ein leiſes Rauſchen ging durch das wallende Getreide. Nicodems Pulſe hämmerten, das Wachſein über Nacht hatte ihn erregt, ſeine Phantaſie war geſchäftig geweſen. Auf dem weichen Teppich des Waldes hatte er kaum den Tritt ſeines Pferdes vernommen. Der Hauch der Kühle, der durch das ſchwellende Laub und über dieſe niedern Moſe ſtrich, webte noch um ſeine heiße Stirn; aber die Siedelei ſeiner Gedanken, darin er voll ſeliger Genüge und in ſtillſter Verehrung Gott ewig hätte danken mögen, wenn ein Herz, wahrer Liebe und Demuth fähig, ſein wäre, verſchwand als ein Traum, aus dem der

Kies ihn weckte, der unter dem Hufſchlag hinrollte, da er in die offne Straße einbog und vor ſeinen Augen, die etwas entzündet waren, einen ſtolzen Landſitz liegen ſah. Der erſte Blitz der Sonne zuckte am Ableiter des Schloſſes; in der Ferne war das Städtchen zu ſchauen, wie von einem goldnen Flor umwebt.

„Wer mag hier träumen?“ dachte Nicodem, und unter dem vornehmen Schweigen der Platanen, deren Zweige der Morgenwind lautlos wiegte, ſcholl ein helles: „Gott grüß Euch, Herr!“ in ſein Ohr. Es war ein keckes Bürſchchen, das rüſtig einherſchritt. Ein paar Vogelfedern ſchillerten auf der grünen Mütze, und eine rauhe Taſche bedeckte den ſchmalen Rücken.

„Sei bedankt!“ erwiederte der Gegrüßte. „Kannſt Du mir wohl ſagen, wem das Gut gehört?“

„Dem General Grandſon,“ lautete die Antwort.

Dieſer Name berührte mißfällig eine verſtimmte Saite. „Die Herrſchaft iſt vielleicht ſelten anweſend?“ fragte Nicodem.

„Zur Jagdzeit bloß — da iſt Leben bei uns!“ ſprach Jener.

„Du biſt vermuthlich eines Jägers Kind?“ ließ Nicodem ſich herab, noch einmal zu fragen.

„Oh! ich bin „ſelbſt ein Schütze“ — ſagte der Kleine beleidiget und ging ſeines Weges.

Verwundert ſah Nicodem ihm nach. „Das könnte einmal ein Buſchklepper werden,“ dachte er mit einem düſtern Lächeln. „Sonſt findet man auf den Gütern ſolcher Männer noch ein wenig Ehrerbietung, noch etwas von militairiſcher Diſciplin — wie ſoll's aber? Der General war auch nur ein Raubſchütz — ein Würger.“

Er athmete tief und ritt langſam am herrſchaftlichen

Garten vorüber. Eine weiße Diana tauchte auf aus der Friſche wogenden Graſes; an Roſen, die in Fülle blühten, funkelte der Thau; das Pferd naſchte vom lebendigen Zaun. Vor einem Häuschen — vielleicht des Gärtners — von Niemand bewacht, trocknete ſicher, wie unter den Flügeln der Natur, blendende Kinderwäſche auf der Leine, und die Luft tändelte mit den kleinen Häubchen und Lätzchen.

Nicodems Blick verfinſterte ſich. Vielleicht ſchwebte der ſchwarze Schleier jener Unglücklichen ihm vor, die unter den Weiden der Juden ſchlief — und der Gedanke war ihm ſehr entgegen, die junge Freundin ſeiner Mutter einſt neben jenem Schatten hier luſtwandeln zu wiſſen.

„Warum werden lichtſcheue Geheimniſſe hervorgezogen?" fragte er in bitterm Unmuth. „Daß der Blick trüber auf das Leben fällt? daß unſere Hoffnungen verdüſtert werden? Wie Manches wird uns doch nicht klar, und kein Sterblicher taugt zu einem Richter. Dennoch empört mich der Mann, der hier in ſtolzer Ruhe, wie unter keuſchem Schutze lebt und um eine holde Unſchuld wirbt. Er hat ein Herz gebrochen, in Schmach! Wie kann er wagen, ein ehrliebendes Mädchen zu begehren, die Tochter eines würdigen Officiers? — Ich könnte mich entſchließen, die arme argloſe Thereſe zu heirathen ohne Liebe, nur, um ſie der Gefahr zu entreißen — der Oberſt gäbe mir wohl ſein Kind, um meiner Mutter willen. O, wie ungleich ſind die Verbindungen der Welt! Nach welchem ſchnöden Maßſtab werden ſie für paſſend gehalten! Wie gleichgültig wäre mir das Urtheil der Menſchen, wenn ich ein Weſen fände — ein Weſen, wie es vielleicht nicht lebt, deſſen Daſein aber" — (ein Seufzer, der dem Schöpfer galt!) „Warum ſchläft ein leiſes Bild weiblicher Liebenswürdigkeit in jedes Mannes Seele, wenn es nur Weiber giebt, zahlloſe ohne Werth, ohne Würde und ohne Liebe?“ Es war ihm, als ſchlüge ſein innerſter Geiſt bei dieſer harten Frage die Augen auf, ein Blick der Selbſterkenntniß, und jenes Bild des Herrnhuters lächelte ihn beſeelt und beſeligend an. Er hätte weinen mögen. Ein Gefühl, ſo innigbeglückend, wie das Ahnen einer geliebten Nähe, und ſo friedſam, wie die Ergebung in jene Hand, welche die Looſe der Ehen des Himmels zieht, kam über ihn. — Sein Wagen hielt an einem großen Gaſthofe der Vorſtadt. Die Krone des Schildes flimmerte gewaltig, die Fürſten des Hauſes ruhten noch vom Streit, in der Stadt ſchlug es fünf Uhr, und die Morgenglocke fing hell an zu läuten. Nicodem beſtellte; aber es gelüſtete ihm nicht, der Trägheit zuzuſehen, womit man ſich anſchickte, einen frühen Gaſt zu bewirthen. Er trat in die Thür. Im Gegenüber der Krone war ein Gebäude, wie eine kleine Villa, von ſtillem, unbewohntem Anſehn; der Garten dahinter ſchien groß und hübſch zu ſein, und ein Seitenpförtchen im Spalier war nur angelehnt. Nicodem konnte ſeinen Blick nicht davon abwenden. Er hätte die geſchloſſenen Jalouſieen, das Gitter des Baumſchlages durchdringen mögen; es war ihm, als wüßte er heimlich dort Beſcheid, und dennoch war er nie an dieſem Orte geweſen. Ehe er ſelbſt es wußte, wie es zuging, fand er ſich an jenem Eingange und dachte: „Nun, es wird doch erlaubt ſein! ich werde ja die Bäume nicht in die Taſche ſtecken, und der Sand, den ich von meinen Füßen ſchüttle, iſt ja kein Diamantenſtaub.“

Indem er vorwärts ſchritt, kam er an eine innere Abtheilung des Gartens. Das Spalier war jedoch ſo niedrig, um bequem darüber hinzuſchauen, und ein paar hohe Linden, welche Wache daran ſtanden, warfen ihre Schatten in einen Gang, worin ein alter, feiner Herr, wie im Tacte eines ſchwachen Marſches, auf und nieder ging. Der Alte näherte ſich. Sein Anzug (er war völlig gekleidet), obgleich ſauber, wies auf beſſere Zeiten und ältere Moden; das ſpärliche Silber ſeines Haares war mit einer gewiſſen Eleganz geordnet, und das Geſicht des Greiſes, durch den lebendigſten Ausdruck intereſſant, rührte durch einen Strahl von Heiterkeit um ſo mehr, als es Züge tiefſter Erfahrung waren, über denen dieſer Sonnenſchein der Zufriedenheit glänzte. Er ſummte das Abſchiedslied des Generals Bertrand, als dieſer treue Freund ſeinem Kaiſer in die Verbannung folgte, und die Stimme im Gehen, vom Alter ſchwankend, verwehte im Säuſeln der Gebüſche. Nicodem kannte dieſe Strophen, er fühlte ſich wunderſam bewegt, als vernähme er ein Lebewohl aus der Ferne. Der alte Herr war nun herangekommen, in ſeiner hagern Hand funkelte etwas, ein kleiner ſilberner Becher.

Nicodem trat hinter den Stamm der Linde, um nicht bemerkt zu werden. „Wo habe ich dies Alles ſchon geſehen? genau ſo?“ fragte er betroffen ſich ſelbſt. „Dieſen Mann, ſeine Kleidung, das Muſter der ſeidnen Weſte — Die Phyſiognomie iſt mir ſo bekannt, als hätte ich ſie ſtudirt, und jenen Hintergrund in derſelben Beleuchtung hätte ich malen wollen. Sogar dieſer kleine ſilberne Becher — ich faſſe es nicht.“ —

Plötzlich ſprang, als wäre eine geheime Feder berührt worden, jenes Gemälde von Thevigny, das der fromme Dörner ihm gezeigt, aus dem Rahmen des Gedächtniſſes und trat in ſein Bewußtſein. Alles erſchien ihm wahr und wirklich; nur das Mädchen fehlte, in deſſen Schoße der kleine Becher ruhete, und ſeine Sehnſucht malte ſchöner, als jener ihm befreundete Künſtler. Von dieſem Standpunkte aus mußte der Maler das Bild aufgenommen haben. Oder wäre auch dies ein Traum? Er wollte ſich um jeden Preis Gewißheit verſchaffen. Schon öffnete er die Lippen, da trat ein bleicher Mann, wie von Krankheit verwildert, aus dem Geſträuch. Nicodem erſchrak vor deſſen Anblicke, als ſähe er einen entkräfteten Samiel, und das Wort erſtarb ihm im Munde. Der alte Herr aber ging freundlich auf ihn zu. Jener ſchien ſein Gefährte, und er führte ihn am Arme zu einem entlegenen Sitze.

„Vor allen Dingen will ich mich erkundigen," dachte Nicodem und kehrte in das Gaſthaus zurück. Er fragte die Wirthin, die eine Frau ſchien, mit der ſich reden ließ, vorerſt, wer das hübſche Haus da drüben beſitze.

„Eine ſehr unglückliche Dame," antwortete ſie, „die es nur dem Namen nach hat, die überall Ruhe ſucht, weil es ihr nirgends auf der Welt einſam genug iſt. Unſer Gaſthof war ihr deßhalb zuwider. Lieber Gott! man will doch leben, und die Reiſeluſt iſt mit den Eilwagen in alle Menſchen gefahren; die Stillen im Lande bleiben nicht mehr daheim."

„Ich war einen Augenblick da drüben im Garten," ſagte Nicodem, „und habe einen alten Herrn geſehen" —

„Aha!" unterbrach ihn die Wirthin, „das iſt unſer Franzoſe, ein kindlich guter, alter Mann, wie etwa noch ein Wohlthäter auf dem Theater. Er iſt die Gutherzigkeit ſelbſt und beleidiget Niemand mit einer Miene; jedes Kind kennt ihn."

Nicodem lächelte. „Ganz recht, eine wahre Theaterfigur, ein veralteter Chevalier des Luſtſpiels."

„Ach nein," entgegnete die Wirthin mit vertheidigendem

Ernſte; „ich hörte ihn einſt zu einem Fremden ſagen, er wäre noch ein Mann des großen Trauerſpiels. Und er kämpfte mit Thränen, der vergnügte Alte, als er dies ſagte."

Nicodem ſchwieg, dann fragte er: „Iſt dieſer Franzoſe — ſeinen Namen möchte ich wiſſen — ſchon längere Zeit hier?"

„Herr Dillon nennt man ihn," antwortete die Wirthin; „es wird wohl über ein Jahr ſein, daß er ſich hier eingefunden. Er iſt auch nicht allein, ein Menſch iſt bei ihm, ein ſchrecklicher Menſch — man fürchtet ſich von weitem. Dieſen pflegt der alte Herr wie ein Vater und geht ſo ſacht und ſäuberlich mit ihm um, daß es einem ordentlich nahe geht. Er mag es beſſer gewohnt ſein, der Alte nämlich; er naſcht gern — aber er thut ſich nichts an. Nur Brunnen trinkt er, ſo lang' der Sommer währt, und dies nüchterne Vergnügen iſt ihm ja wohl zu gönnen. Wir haben eine Bäckerei im Hauſe; da mache ich mir dann und wann den Spaß, und ſchicke ihm mit der kleinen Evy ein paar kleine, mürbe Kuchen hinüber, die er mag. Immer bringt das Kind ein großes Bonbon auf dem Teller, wenn er auch ſonſt nicht viel in der Taſche hat. Er hält den Arzt für den, der bei ihm iſt, und hält Stunden, um den Doctor bezahlen zu können. Sonſt kommt keine Seele in ſein Logis. Man ſpricht verſchieden. — Manche ſagen, daß der Andere einen Schaden an ſeinem Leibe hätte; dann vermuthen einige, daß der alte Herr, der gern den Galanten ſpielt, ſich ſeiner Armuth ſchämt. Die Aufwärterin, die er Madame nennt, läßt nichts verlauten."

„Hält Stunden?" wiederholte Nicodem in Gedanken, „das heißt, er giebt Unterricht?"

Die Wirthin nickte. „Den vornehmen Fräulein, auch den Töchtern des Landraths, der ihm auch die Einlaßkarte gegeben hat in den Garten drüben, wohin ſonſt Niemand kommt. Der alte Herr ſucht das Einſame um ſeines Begleiters willen. Der iſt menſchenſcheu und bebt wie ein Eſpenblatt, wenn nur ein Odem ihn anweht.“

Genug für Nicodems Theilnahme, und doch viel zu wenig für das Bedürfniß ſeines wohlwollenden und ſehnſüchtigen Herzens. —

Auf die ſchickliche Zeit zu dem Beſuche, um deßwillen er hier war, hätte Nicodem ſo lange nicht warten dürfen. Der Oberſt war verreiſt und ſeine Wohnung verſchloſſen; den Franzoſen in der ſeinigen aufzuſuchen, hielt Nicodem für unbeſcheiden. Er fühlte ſich ſehr unmuthig über dieſen Aufenthalt. Der heitere Tag gähnte ihn langweilig an, die gleichgültige Geſchäftigkeit der Menſchen, die ihm durchaus nicht intereſſant vorkamen, die ſurrende Sommerſtille in den Straßen gaben ihm ein ödes, ſterbendes Gefühl, ſo daß er meinte, im Treiben einer großen Stadt würde dieſer Drang ſeiner Seele ſich verlieren. Er ſehnte ſich hinaus. Ein paar Schwadronen Huſaren begegneten ihm; es waren ſchöne, junge Officiere darunter, glühend vom heißen Ritt, die prächtigen Pferde tanzend, wie im Stolz der Uebung. — Nicodem blieb ſeitwärts ſtehen, die Wolke von Staub vorüber zu laſſen, die ihn unbemerkt einhüllte. Der blitzende Zug, der ſchmetternde Klang erregte ihm einen leiſen Schmerz, nicht deutlich zu unterſcheiden, ob im Aug' und Ohr, oder in tieferem Sinne. In unfreiwilligem Zurücktreten empfand er ſeine Stellung, und wie die Feder, womit er dem Staate diente, ſo ſcheinlos wäre gegen dies Geſlimmer, was wohl ein junges Mädchen verblenden müßte. Mit verkühltem Gefühl begriff er, daß die Tochter des Oberſten doch wohl Geſchmack darin finden könne, die Frau eines Chefs von Range zu werden, und daß er in dieſe Sache ſich deßhalb nicht zu miſchen habe. Mißmüthig fand er ſich am Eingange der Krone wieder; morgen, wenn es ihm gelungen wäre, Herrn Dillon zu ſprechen, wollte er fort. Er beſchloß zu ſchlafen. Die ſprachſelige Wirthin ſuchte ihm, nach der Frauen Weiſe, ſeinen Unmuth abzufragen.

„Ja, ja!“ ſagte ſie, „wer verdrießlich iſt, der hat auch am hellſten Tage eine Sonnenfinſterniß. Ich denke nur, manchmal iſt's gut, wenn das Antreffen mißlingt; es trifft ſich ein andermal beſſer. Mit dem Warten iſt es aber auch mißlich. Man ſtarrt in die Ferne, und das Glück, was immer ſachte kommt, geht bisweilen an uns vorüber.“

Beinahe hätte Nicodem ſich vor dieſer einfachen Philoſophie geſchämt. Die Lehre der Geduld, die jene Frau ihm gab, war ſchon eines verlorenen Tages werth, den er nun zumeiſt verſchlief. Als er erwachte, war es ſchon zu der Zeit, daß die Leute ſpazieren gingen, des ſchönen Abends zu genießen.

Um die Schwelle des Gartenhauſes drüben webelte ein ſchwarzes Hündlein, zerrte etwas Weißes im Sande umher, woran es knurrend biß und kaute. Nicodem eilte über den Weg, dem kleinen Kläffer ſeine Beute zu entreißen, wenn ſie des Aufhebens werth wäre, und wahrhaftig, der Fund verlohnte ſich. Es war ein dünnes Heft in Duodez, mit kleinen Aufſätzen fein beſchrieben, die wir dem geneigten Leſer vorlegen wollen. Der Seidenfaden, der das Ganze zuſammenhielt, war zermalmt, die Blätter fielen einzeln heraus, nur das erſte war durchaus nicht mehr erkennbar. Auch fehlte hier und da ein Stückchen am Rande, tief hinein.

Nicodem nahm es, las — und las bis ſpät. Seine

Seele war verwandelt, da er aufhörte. Er wähnte, das Glück wäre an ihm vorübergegangen, und nun müſſe er es ewig ſuchen.

Inhalt des gefundenen Heftes.

> Wo ein unſichtbarer Arm uns plötzlich einem neuen Herzen entgegendrückt, da hatten wir doch dieſes Herz ſchon lange unter den Heiligenbildern unſerer Sehnſucht vertraulich gekannt. —
>
> Jean Paul.

Nimmermehr würde ich —

[losgeriſſen]

Liegt nicht in jeder feinen Seele ein Bild oder Vorbild von Vollkommenheit der Seele und des Körpers?" Das iſt auch wahr. Herder iſt ein erleuchteter Geiſt, und ich liebe ihn ſehr. Wenn ich ſeine Gedanken leſe, dann wird es helle in mir, hell und klar; ich erkenne mich ſelbſt. — Auch ich verkläre das Bild des Mannes, den ich lieben könnte. Und wie müßte dieſer Mann denn ſein? Größe ſetze ich voraus, ſo daß ich in jedem Sinne zu ihm aufſehen könnte. Selbſtgefühl, daß er mich ehrte, meine Liebe, mein Recht — daß ich mit vollem Vertrauen mich in ſeine Arme werfen dürfte und ſagen: Hier, dieſes Herz iſt feſt! und dieſes Herz iſt mein! Wenn dies Glück mir zu Theil würde, die ganze Welt ſchlüge ich dagegen aus.

Wie mag es nur kommen, daß die Menſchen ſo wenig Vertrauen zu einander haben? Jeder iſt für ſich. Wer ein aufrichtiges Wort giebt, achtet es für verloren. Wäre denn wirklich auf keinen redlichen Austauſch zu rechnen?

Die Kränklichkeit eines Freundes iſt doch wahrlich bittere

Pein, und nur den Theilnehmenden ſollte man beklagen.
Mein guter . . . wieder . . .
nur ſeine Bläſſe . . . [losgeriſſen]
Edlen Naturen iſt, wie ich glaube, jeder Zuſtand verhaßt, der das Mitleid erheiſcht. Wer da ſpräche: „Wie ſehr bedaure ich Dich!“ würde auch im Unbewußteſten den Stolz unterdrückter Kräfte anregen.

Es ſchickte ſich, daß ich ſagte, wie ein unverheiratheter Mann, der krank ſei, mir doch ſo leid thue. Mit einem Lächeln unendlicher Ruhe antwortete er mir: „Pflege und Sorgfalt ſind oft ſchlimmere Uebel, als ihre Entbehrung; das Verfahren der Hülfreichen iſt zuweilen gewaltſam. Die Natur iſt dagegen eine linde Wärterin, die den Leiden gewähren läſſet, und Gott iſt der beſte Beiſtand. — Was mich betrifft, ſo möchte ich allein ſterben“ — — das ging mir nahe.

„Die Lüge iſt ein Feuer, ein hölliſches!“ ſo las ich jüngſt. Ich verwies dem Kinde eine Unwahrheit; welche Glut loderte in dem zarten Geſichtchen auf! Im Nu fielen ein paar Tropfen auf meine Hand, die mir bis in das Herz brannten. Ich ſah das Kind an und liebte es heißer, als ſonſt, und dachte: Wie muß erſt dem himmliſchen Vater ſein, wenn ein Menſch ſeinen Irrthum einſieht! Die Wahrheit iſt eine Sonne, in die man nicht ohne Thränen ſehen kann. Wenn ich mich je einer Lüge ſchuldig wüßte gegen meinen liebſten Freund — das verhüte Gott!

Arme Leute ſind doch zu beneiden und haben viel tauſend Freuden mehr, als der Wohlhabende. Schon der Gedanke, halb Wunſch, halb Gewißheit: Wenn ich dies oder das hätte, dann wäre mir geholfen. — Wem aber Liebe mangelt, der iſt der Allerärmſte, dem fehlt die Möglichkeit des Glückes. Der größte Reichthum verſchwände mir zu nichts, wenn meine Augen nie erglänzten vor dem Bilde deſſen, den meine Seele liebt — *lieben wird*.

Geſtern wurde über den Mißgriff einer Wahl in der Ehe wie von dem gewöhnlichſten Unglücke geſprochen. Eine Kaiſerin des Alterthums betrübte ſich einſt, daß die Unſchlüſſigkeit ihres Sohnes zur Wahl einer Gattin den Thron ſo lange ohne Erben laſſe. Sie ließ die ſchönſten Mädchen des Landes verſammeln, gab ihm einen Apfel und ſprach: „Gieb ihn derjenigen, die Deinen Augen wohlgefällt und die Du zum Weibe begehrſt.“ Der Prinz ging langſam in dem ungeheuren Kreiſe umher, ein Kranz von Blüthen, und aller Augen — die ſchönſten Augen — warteten auf ihn. Zuletzt verbarg eine ſchüchterne Jungfrau ſich neben den Andern, wie die Roſe hinter Blättern; der Prinz ſtand wie geblendet und verweilte entzückten Blickes auf dem Reize dieſer lieblichen Geſtalt. Er ſtreckte die Hand mit dem Apfel aus und reichte ihn Einer von denen, die ſich vordrängten. — Schrecklich, wenn es wahr wäre, daß dies die Geſchichte der meiſten Verbindungen ſei. Die Vorſicht giebt dem Manne Freiheit, zu wählen, und dazu einen Apfel, den *Augapfel*. Aber wer aufs Aeußere ſieht, entſcheidet ſich für ein falſches Glück. Womit würde ich mich tröſten, wenn ein Mann mich erkannt hätte und ich verlöre ihn? daß ſeine Seele mich geſucht hätte. Das Zeichen liegt nicht in der Gewalt des Liebenden. Ein Gott wendet es.

Die Wallfahrt von . . .

unbeſchreiblich rührte. . . .

Dieſer Glaube, dieſe Zuverſicht . . .

heftig weinen . . .

[Hier fehlte eine halbe Seite.]

Verlaß muß ſein. Die Tochter ausſtatten, dies thut jede Mutter, auch die ſchlimmſte; ein ſchwaches Mädchen aber ausrüſten mit den Waffen ihres Geſchlechts, dies kann Gott allein und thut es auch an einer Waiſe. Ein braves Weib möchte ich werden. Was wäre eine Ehe ohne das vorherrſchende Gefühl der Sicherheit? Woran ſoll denn mein nächſter Freund ſich halten, wenn ich nichts bin, als der Schein von ſeinem Weſen, ein Schatten, der verſchwindet, ſobald er mir die Sonne ſeiner Gunſt entzieht? —

Eine kleine Legende, die mich wahrhaft gerührt hat. Die heilige Franciſca Romana war einſt im Gebete begriffen, als ihr Gemahl ſie abrief. Sie zauderte keinen Augenblick, dieſem Rufe zu gehorchen. Als ſie zu ihrem Betpulte zurückkehrte, fand ſie den Vers des Pſalms, den ſie in der Mitte abgebrochen, mit goldenen Buchſtaben glänzen. Der Gehorſam iſt alſo ein goldener Spruch für das Herz und ein Zeichen der Liebe. —

Wenn ich Jemand lieb habe, ſo ſind mir nicht nur ſeine Freunde theuer, ſondern auch ſeine Feinde; denn mir iſt, als könnte ich ſie verwandeln in das Gold, was ſeinen Werth erprobt. Es liegt viel Gewalt in einem treuen Herzen, und die Zeit thut auch etwas.

Vorgeſtern iſt hier ein junger Ehemann aus Eiferſucht geſtorben, wirklich geſtorben daran. Weg mit dieſer ſchauerlichen Erinnerung! Mir däucht, als ob ich unter lieben Bildern blätterte und träfe plötzlich einen Rabenſtein. —

Zu denken . . . [Der Nachſatz fehlte.]

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtzigſter Band.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Vierter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Ehen werden im Himmel geſchloſſen.

Noch herrſchte Ruhe und Stille in der belebten Krone, als Nicodem aufſtand nach einer ſchlummerloſen Nacht voll wacher Träume, in denen der Geiſt jener Schriftzüge ſich leiſe mit dem Bilde ſeiner Gedanken verwebte. Es ſpannen ſich Ideen voll Lebensſtoff in ihm aus, die ihm nie zuvor ſo deutlich geweſen waren. Er war wie berauſcht und etwas wüſt um ſeine Stirn. Der lodernde Schein, den das Morgenroth in ſein Zimmer, auf ſeine Geſtalt warf, verſchwand im klaren Lichte; aber ſein Inneres flammte noch. Das Heft fiel ihm in die Augen; die kleinen, ſchwarzen Buchſtaben waren wie in Gold gefaßt. Dieſe Blätter lagen wirklich da und die Wahrheit ihres Inhaltes ließ ſich nicht wegläugnen.

Nicodem heftete ſein Auge feſt darauf und ſprach zu ſich ſelbſt: „Sogar die Handſchrift ſpricht für einen gewiſſen Charakter und unterſcheidet ſich bemerklich von der kritzelnden Zierſamkeit gewöhnlicher Damenhände. Ich wünſchte, meine künftige Frau ſchriebe ſo. Jeder kleine Brief von ihr wäre mir ein ſicherndes Document, jeder Blick in ihr Wirthſchaftsbuch bewieſe mir, daß ich mehr, daß ich Beſſeres, als eine gute Wirthin, an ihr hätte. Wie glücklich würde mich ein Weib von dieſer Denkart machen! Ich will keine Magd für das Hausweſen, keine Leibdienerin, keine Sclavin meiner Wünſche. Nein! ein gleichgeſinntes Weſen, frei im edelſten

Sinne, eine Freundin für mein Herz. Doch wie“ — flüſterte die Sinnlichkeit — „wenn dieſe ſchöne Seele vielleicht ein häßliches Aeußere hätte?“ und das liebreizende Bild des herrnhutiſchen Malers ſtand mit ſtillem Lächeln urplötzlich vor der ſeinen; im Zauber der Phantaſie ward die todte Leinewand lebendig, und jeder Zug beſeelte ſich wunderſam. Dabei blickte das holde Mädchengeſicht ſo neidlos, wie ein Engel, und ganz ſich ſelbſt genug; der geiſtreichen Schweſter unbewußt, die von jenem Blatte den Sinne des Finders ſo beredt anſprach. Es fiel ihm ein, daß er auch jenes Original zu ſuchen hätte. Der Garten drüben, der franzöſiſche Alte, um deswillen er noch hier und ſo zeitig auf war: was Nicodem dachte und empfand, war wie in geheimnißvoller Verknüpfung, die er nicht zu löſen wußte. Er ſelbſt war ſich ein Räthſel geworden.

Er eilte drangſelig hinab, ſein Frühſtück zu fordern, auf daß er Herrn Dillon nicht verpaſſe. Die regſame Wirthin verwunderte ſich, daß dieſer Gaſt, der ihr vornehm ſchien, ſchon wach und ſein eigener Diener ſei. — Die Frau des Wirthshauſes wendete ſich raſch, für ſeinen Wunſch zu ſorgen, da bat er ſie, ihm zuvörderſt zu ſagen, ob kürzlich eine Wallfahrt hier geweſen. Nicodem bat mit ſo dringendem Ton, als ob ſein Seelenheil davon abhinge.

Die Wirthin ſah ihn betroffen an. „Eine Wallfahrt? Daß ich nicht wüßte! Wir haben faſt gar keine Katholiken in hieſiger Gegend.“

„Noch eine Frage“ — ſagte Nicodem ſchon außer Faſſung. „Geſchah in der letzten Zeit ein Todesfall hier, der Aufſehen erregte? Ein Mann vielleicht, der aus Eiferſucht ſtarb?“

Die Wirthin ſtarrte ihn bedenklich an. Ein Fröſteln, was der Frühluft nicht angehörte, überſchlich die ſtarken Nerven dieſer rüſtigen Frau. Sie faßte ſich jedoch und ſprach: „Nein, das würde ich wiſſen. Geſtorben iſt hier noch Niemand an Eiferſucht. Auch wäre dies Uebel nicht am rechten Orte. Wo die Huſaren ſtehen, dürfen die Männer ſich auf ſo was nicht einlaſſen, ſonſt müßte der Kirchhof in Zeiten erweitert werden."

Nicodem ſchämte ſich ſeiner Unbeſonnenheit und dieſer Antwort, und die Wirthin dachte, indem ſie ihn verließ: „Nun, mit dem iſt's auch nicht recht richtig im Kopfe. — Wie Schade!" Nicodem aber dachte: „Alſo aus der Fremde!" Die Erde, die er ſo oft klein genannt, ſchien ihm nunmehr groß und weit, und der Gang ſeiner Wünſche ein Kreuzweg.

Es giebt keine geradere Richtung, als die Freundſchaft; — die Liebe aber führt nicht ſelten durch Labyrinthe an das Ziel.

Nicodem hatte ſich unter die Bäume vor dem Wirthshauſe poſtirt. Im Strahle der Morgenſonne blitzte die Krone über ſeinem Haupte. Drüben rauſchte das grüne Gartenmeer, und die Wipfel wogten in einander. Ein ſchwaches Kniſtern im Sande — jetzt kam der Franzoſe, kam allein — nur das Hündlein von geſtern wedelte weit vor ihm her und ſcharrte an der nämlichen Schwelle, als wäre da etwas aufzuſpüren.

„Hm! das iſt ſelten, daß Herr Dillon einmal allein kommt," ſagte die Wirthin, die in demſelben Augenblicke in die Thür trat; „er ſieht ganz bekümmert aus, das iſt eine noch größere Seltenheit."

Nicodem ging nach ſchicklichem Warten hinüber und fand die innere Gartenthür verſchloſſen. Er ſchwang ſich behende über das Lattenwerk und ſtand am Ende der einſamen Brunnenallee des Franzoſen vor ihm.

Der alte Dillon trat erſtaunt zurück; es war etwas Ungewöhnliches, Jemand hier zu ſehen, in dieſem ſtillen Zwinger, worin er bevorrechtet war.

„Wie kommen Sie hierher, mein Herr?“ fragte er mit höflichem Gruß; doch die Frage lautete kaum befremdet, geſchweige verantwortlich. Dabei weilte das tiefliegende Auge mit ſichtlichem Vergnügen auf dieſem wohlgekleideten, jungen Manne, und um ſeinen eingefallenen Mund ſchwebte ein geſelliges Lächeln.

„Ich überſpringe alle Formen,“ erwiederte Nicodem, „um ein paar Fragen anzubringen, die Sie mir erlauben wollen. Sollten Sie vielleicht geſtern etwas verloren haben?“

Der Alte ſtutzte nicht oder ſann, taſtete auch nicht an ſeine Taſchen; noch weniger fragte er unbeſcheiden, was gefunden worden ſei; ſondern ſagte ruhig: „Ja, mein Herr, eine kleine, goldene Schnalle, die ich dicht am Thore wiederfand. Ich bin Ihnen ſehr verbunden für Ihre Güte. Denen, die, ſo wie ich, ungeheure Verluſte erlitten, fordert der Zufall keine Kleinigkeiten mehr ab, die er nicht erſtattete.“

Nicodem fühlte mit leiſem Dank, wie discret der Franzoſe die Frage nähme. Er drückte ſein Heft tiefer in die Bruſttaſche und hätte gemeint, daß die Zartheit dieſes Beſitzes verlieren werde, wenn er ihn einem fremden Blicke preis gäbe. „Dann möchte ich mich erkundigen,“ ſagte Nicodem, „verzeihen Sie doch nur, Herr Dillon, ob Ihnen ein junger Maler, Namens Thevigny, ich könnte ihn einen meiner Freunde nennen — hieſelbſt bekannt geworden?“

„Nein,“ antwortete Jener, „ich kenne Niemand, der dieſen Namen führt; habe wenig näheren Umgang und ſtets die Künſtler nur aus der Ferne verehrt. Man findet ſelten zuverläſſige Freunde unter ihnen. Die Kunſt iſt ihre Welt und ihre Freundin, ihre eiferſüchtige Freundin. Da iſt nicht gut mit umgehen. Wie aber, wenn ich fragen darf, kommen Sie, mein Herr, zur Kenntniß meiner unbedeutenden Perſon? Ich wandle hier ſo einſam, ſo ſelbſtverbannt, hinter doppelten Gittern, die an St. Helena erinnern.“ Die Ausdrucksweiſe des Franzoſen war nicht ganz ohne den Stolz der Reſignation und ſein Deutſch, obgleich geläufig, dennoch eine fremde Sprache im Accent. Auch ſchien er etwas ſchwer zu hören. Hier und da mochte eine Sylbe ihm verloren gehen. Nicodem gerieth in einige Verwirrung. Er ſagte, wie vor einiger Zeit in einem Orte der Brüdergemeinde er ein Gemälde geſehen, worin dieſer Garten und die Perſönlichkeit des Herrn Dillon und — ſogar dieſer kleine, ſilberne Becher mit täuſchender Aehnlichkeit aufgenommen wären. Des ſchönen Mädchens zu erwähnen, vermochte er nicht. Nur einen leiſen Seufzer konnte er heben, da er es wollte. Das köſtlichſte Bild der Seele eines ſittlichen Mannes iſt am ſchwerſten verhüllt. Dillon ſchüttelte ungläubig den Kopf, zugleich lächelte er wohlwollend. Es iſt ein verjüngendes Gefühl, womit auch die älteſten Leute ſich aufgefaßt wiſſen.

„Wahrſcheinlich,“ ſagte er freundlich, „eine jener ſeltſamen Täuſchungen, von denen mein Vater behauptete, daß ſie eine frühere Exiſtenz erweiſen. Die Sympathie ſei am Ende nur das Fünkchen einer uralten Liebe, was vergangene Scenen beleuchtet.“

„Oder ein Strahl der Sonne, die über künftigen aufgeht,“ wendete Nicodem mit Wärme ein. —

Der Alte ſah ihn betroffen an und ſprach: „Sie ſind doch wohl nicht auch ein Maler? Dann hätte ich um Entſchuldigung zu bitten! Oder ein Dichter?“

„Keines von Beiden,“ antwortete Nicodem; „ich bin im Dienſt der Themis und heiße von Wahl.“

„Duval!“ rief Dillon, der falſch verſtanden hatte; „auch eine theure Reminiſcenz“ — Nicodem ließ ihn dabei. Jener bat ihn, ein Stündchen zu verweilen, wenn ſeine Zeit es erlaube. Er bot ihm eine Cigarre an. „Auch ein Fünkchen,“ ſagte er mit einem in Freude aufglimmenden Blicke, „denn es iſt wohl nicht von Ungefähr, daß mein letzter Gang hier durch liebe Geſellſchaft erheitert werde; ich habe deren lange entbehrt und kam heute traurig hierher.“

„Ihr letzter Gang? Wie das?“ fragte Nicodem, ſich wundernd. „Ich glaubte, Herr Dillon, Sie wären hier einheimiſch?“

„Das war ich auch, allerdings, das bin ich noch,“ verſicherte Dillon heftig; „aber ich bin nicht allein. Mein Gefährte iſt krank, iſt ein verlorener Mann. Er drängt hinweg, um zu den Füßen ſeines Vaters zu ſterben. Die Menſchlichkeit gebietet mir, ihm zu willfahren. So muß ich fort, ich mag nun wollen oder nicht.“

„Wie aber kommen Sie dazu, einem fremden Willen ſo unbedingt Folge leiſten zu müſſen?“ fragte Nicodem und ſetzte, ſich ſchnell beſinnend, hinzu: „Verzeihen Sie, wenn dieſe Frage zu dreiſt wäre; ſie ſei Ihnen nur ein Beweis meiner Achtung, wie von meinem eigenſten Intereſſe an der Freiheit eines Anderen.“

„Ah, Sie ſind mein Mann!“ ſagte der alte Franzoſe und drückte ihm innig die Hand. „Ihre Frage aber führt mich weit zurück und ich fange von meiner Jugend an. Doch ſein Sie deshalb nicht bange! Ich ſage Ihnen, es geht äußerſt raſch mit dem Leben; ich werde ſo kurz ſein, als möglich. Mein Vater war ein gelehrter und reicher Mann, ich ſein einziger Sohn. Die Söhne der Weiſen aber wollen klüger ſein, als ihre Väter, und die Kinder der Reichen noch unabhängiger, als ihre Eltern. Mein Vater verwaltete ein Civilamt, und da er lange Zeit vorher die Unruhen vorausſah, war er doch mir und Andern ein Prophet. So hatte er ſich in Zeiten zurückgezogen auf ein Beſitzthum in der Niederprovence, wo er wie ein Philoſoph lebte. Ich ſchwärmte wild umher und ſchwelgte mitten im Genuſſe der köſtlichen Natur unſerer Weinberge. Keiner Mutter ängſtliche Zärtlichkeit verbitterte mir jemals einen ſchönen Tag. Meine Mutter war bei meiner Geburt geſtorben. Seitdem hatte mein Vater kaum jemals wieder gelächelt, und — nunmehr ſehe ich es ein, die Traurigen ſind keine Erzieher. Ich ſchwärmte für die Freiheit, ſie allein war meine Göttin. Mein Vater mochte die gefährliche Richtung dieſer Ideen einſehen; er wünſchte ſehnlichſt, mich an ein liebenswürdiges Mädchen zu verheirathen, das eine ſtille Neigung für mich Unwürdigen hatte. Der Gedanke, daß eine Schwiegertochter in unſer einſames Haus käme, daß Enkel um ihn ſpielten — war für meinen Vater unbeſchreiblich ſüß. Doch vergebens war ſein Zureden, ich widerſtrebte dieſem väterlichen Wunſche. Noch höre ich es, wie wenn er ſagte: Du lebſt nur halb, Henri, und ein halbes Leben dauert um ſo länger. Bringe Dein Herz in Sicherheit, Deinen beſten Schatz. Du wirſt einſt darben müſſen, wenn Du nicht Rath annimmſt. Mein ganzes Vermögen haſt Du nicht gewiß, und ich möchte doch gern, daß mein einziger Sohn ein glücklicher Menſch würde. Dann antwortete ich ihm in meinem Leichtſinn: Das bin ich ja, Vater, und will es nur bleiben. Beſchränkung könnte ich nicht ertragen. Was iſt es denn nun mehr? Ich werde keine ſchöne Frau küſſen, die Andere tauſendmal ſchöner finden; ein ſehr erträgliches Unglück. Ich werde keine Kinder und eben deßhalb keine Sorgen haben. Nur wer frei iſt, kann gut und edel ſein. Ich fühle, wie ein eheliches Verhältniß, was mich aufreizte, wie Launen und Eiferſüchteleien, mich dahin bringen könnte, daß ich ein Unmenſch würde — laß mich, Vater. Einſt ſagte er bekümmert: Nun, ſo ſchweige ich denn; aber Du wirſt es einſt ſehen. Dieſe Worte ... Während die Gräuel der Revolution ihren Anfang nahmen, hatte ich einen jungen Schweizer von edler Herkunft kennen gelernt und eine innige Freundſchaft mit ihm geſchloſſen. Er war verlobt. die Briefe der Seinen riefen ihn ängſtlich zurück; doch konnten wir uns nur ſchwer trennen. Mein Freund verließ mich in trüber Ahnung; ich aber ſah nur eine glorreiche Zukunft, weil ich verblendet war von republicaniſchem Stolz. Ich mußte verſprechen, meine Zuflucht zu ihm zu nehmen; wir knüpften unſern Bund für ewig. Wenn Du gefangen wirſt, ich befreie Dich! verhieß er im tollkühnen Muthe der Jugend; nur gieb mir ein Zeichen Deines Lebens! bat ich. Auch ein Zeichen meines Todes erhältſt Du von mir! ſagte er mit ſchauerlicher Gewißheit. Es war ſein letztes Wort.“

„Bald darauf ſtarb mein Vater. Mit ihm war mein Schutzgeiſt verſchieden. Mehre Jahre hindurch ſchwebte ich in fortwährender Gefahr. Todesverachtung, ein Ekel am Leben füllte meine Seele, mein Herz war krank vom ſtärkſten Abſcheu. Die Freiheit, meine göttliche Idee, war eine ſcheußliche Furie geworden, und es war ein ſanftes Schickſal, wen ihre Geißel nur vertrieb vom Herde der Revolution, wo das rauchende Blut — laſſen Sie mich davon ſchweigen, Herr Duval!“ Der Greis bedeckte in ſchamhaftem Schmerze das benetzte Auge.

Nicodem ſchwieg. Das überwundene Unglück flößt eine Achtung ein, welche keinen Ausdruck der Theilnahme zuläßt.

„Es würde zu weitläufig ſein,“ fuhr der alte Dillon fort, „wollte ich Ihnen erzählen, auf welche Weiſe der Würgengel an mir vorüberging. Durch eine ſeltſame Verwechslung war ich verſchont geblieben; geſchwind hingerafft zu werden, wäre für mich Wohlthat geweſen. Ach! wie oft habe ich in jenen bängſten Tagen meines Lebens der Sentenz gedacht: Zu ſterben, das iſt nicht das ſchlimmſte Loos; den Tod begehren und nicht finden iſt's. So war ich mit einem Transport Gefangener in einem zerſtörten Kloſter in der Nähe von Tarascon aufgehoben worden. Ich ſaß in einer kleinen, dunſtigen Zelle und kränkelte beſtändig. Ungern ſah ich ein Daſein gefriſtet, deſſen ich vollkommen überdrüſſig war. Das ſchleichende Zehrfieber, was meine Kräfte mitnahm, ging mir zu langſam; ich ſehnte mich zu ſterben, und hoffte von jedem Morgen, er werde mich erlöſen. In einer Nacht empfand ich ein Weh, wie noch nie. Ich gedachte der Segnungen meines Vaters, all meines Glückes, mancher verſcherzten Stunde — und wenn ich mein Angeſicht, in Thränen gebadet, an den Buſen eines Freundes ſchmiegen könnte. Ja, mein Herr, ich weinte heiß in hoffnungsloſer Sehnſucht und lehnte meinen Kopf, der fieberiſch brannte, an die feuchte Mauer. Auch daran dachte ich, wie mein Freund verſprochen, mich zu befreien, und daß ſeit unſerm Abſchied mir keine Nachricht, keine! von ihm geworden war. Beinahe fünf Jahre waren ſeitdem verfloſſen, bitter genug. Aus dem dumpfen Traum von tauſend Möglichkeiten weckt mich ein leiſes Geräuſch an der Thür. Meine Pulſe ſtockten — doch Todtenſtille bleibt um mich her, nur ein Lüftchen weht mich an, wie wenn Jemand ſanft Athem holt und als ob ein Seufzer an mir vorüber ſchwände. Kalter Schweiß trat auf meine Stirn, ich tappe an den Eingang, ſtrecke den Arm aus, die ſchwere Thür weicht meinem taſtenden Finger und bebt in der Angel. Gott! kein Schlüſſel hatte geklirrt. Unaufgehalten eilte ich unter Schauern einen Bogengang entlang, an deſſen Ende ein Fenſter offen ſtand. Im düſtern Schein des Mondes ſah ich, daß ſich etwas davor bewegte. Als ich näher kam, war es das Werk einer zerſprungenen Bombe, auch das Geſims war tief ausgebrochen; finſtere Bäume wankten im Winde, der Himmel war bewölkt. Ich verſichere Sie, daß ich in jenem entſcheidenden Momente nichts dachte, weder einen Entſchluß, noch eine Gefahr; ich folgte nur dem Inſtinct der Befreiung. Von Aſt zu Aſt ſchwang ich mich und that zuletzt noch einen ſchweren Fall. Aber ich war frei, und ein guter Geiſt ſchien meine Flucht zu ſchützen. Eine kleine Winzerfamilie rettete mich. Jene treue Hütte — möge der Segen des Allgütigen auf ihr geruht haben! — beherbergte mich lange, da ich allzuſchwach und krank war, meine weite Reiſe anzutreten. Als man mich endlich entließ, geſchah es nicht ohne einen tüchtigen Rebenſtock zum Wanderſtabe, ein leinenes Säcklein voll Mundvorrath — ich dachte an die reichen Kornſpeicher meines Vaters und wie vielen Armen er Brod gegeben; — aber ich ermüde Sie, Herr Duval!"

„Keinesweges!" ſagte Nicodem. „Ich bitte, fahren ſie fort, wir ſind noch nicht bei Ihrem Gefährten." —

Sie ſtanden bei der Flaſche, deren ſchlanker Hals aus dem thauigen Graſe ragte. Dillon ſchenkte ein, der klare Brunnen perlte in den Becher, und mit verlangendem Blick hing Nicodem an des Greiſes Lippen. Dieſer kam nun geſtärkt wieder in den Zug ſeiner Erzählung und ſprach: „Es war zur Zeit der Traubenreiſe, als ich jenſeits der Alpen in ein kleines reizendes Thal einbog. Die Lage eines Landhauſes entzückte mich, was zwiſchen Geländen von Wein hell in der Abendſonne flirrte, wie an die dunkle Bergwand gemalt; aber es lag hoch, und gebückt klomm ich empor. Jetzt ſah ich auf. Ein lieblicher Knabe ſaß am Vorſprung dieſes ſchweizeriſchen Schlößleins und ſpielte mit einer kleinen Heerde von Holz, woraus man auch in Tyrol ſo zierlich Kühe, Schafe, Ziegen und dergleichen ſchnitzt. Auch dies Bild war eine Augenweide! Die Luft tändelte mit den braunen Locken des Knaben und mit den blauen Bändern auf ſeinem geflochtenen Hütchen. Nun aber ſchleuderte ein jäher Windſtoß den kleinen Gemsbock mir entgegen, den er verwegen geſtellt hatte; das Kind ſchrie — und als ich den Fang aufrecht hielt, begrüßte mich ein Freudenruf. Der Knabe reichte mir ein kleines, angebrochenes Weißbrod mit vollen Händchen dar und rief: Nimm, armer Mann! iß, und bleibe da! — Ein Blick in die ſchwarzen Augen des Kindes, ſeine kleine Gutthat — eine ergreifende Rührung überwältigte mich. In dieſem Augenblicke rief eine weibliche Stimme: Henri! Henri! wo biſt Du? Ein dunkler Schatten erſchien und verſchwand am Fenſter, was von Reben überſponnen war. Ach mein Herr! was ſoll's der Worte viel? es war das Kind, die Wittwe meines Freundes, und mein Freund war todt!“ Dillon ſchwieg lange. Beide Männer gingen eine Weile ſtumm neben einander her, nur ihre Schritte rauſchten leiſe im Sande. So ſtill ſchreitet die

Zeit und läßt uns nur an Geſchehenes denken, an das Gewordene, was todt iſt. —

„Wenn ich Ihnen nun ſage,“ nahm der Franzoſe mit einem tiefen Seufzer das Wort wieder auf, „daß, aller Berechnung nach, mein Freund in jener Nacht geſtorben, in welcher ich mich befreit fand, ſo werden Sie glauben, ich erzähle Ihnen eine Fabel.“

„Nein,“ unterbrach ihn Nicodem, „dann dächte ich mit Hamlet: Es giebt noch manche Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von denen unſere Philoſophie ſich nichts träumen läßt. Ich habe kein Recht, daran zu zweifeln.“

Dillon ſprach hierauf: „Mir war es ein heiliger Gedanke! ich erkannte es als eine Führung unſichtbarer Mächte, daß ich hierher gekommen war, hierher, auf daß ich meines Freundes Kind erzöge. Die Mutter nahm mich wohlwollend auf, es gereichte ihr zum Troſt, daß ich mich des Knaben annähme. So blieb ich denn. Es war eine wackere Frau, wenn auch voll tauſend kleiner, bitterer Eigenheiten, die, wie ich meinen Freund gekannt, ihn wohl ſchwerlich glücklich machen konnten. Ich ertrug ihre Launen gelaſſen, aus Liebe zu ihrem Sohne. Der Knabe war meine Welt, mein Liebſtes auf Erden! ich wäre ein Sclave geworden ſeinetwillen! Was ſage ich? ich war es, denn ich zitterte vor den kleinen Tyranneien dieſer Frau, der es einſt einfallen könnte, daß ich kein Recht an Henri hätte, als was ihre Güte mir gab. Und dennoch trug ich dieſe Kette nicht ohne eine geheime eitle Freude daran, ich, dem frei zu ſein, das Höchſte geweſen, der ſich eben deshalb dem Wunſche des beſten Vaters geweigert hatte. Oh, wie oft dachte ich an ihn!“

„Auch hier," unterbrach ihn Nicodem, „fällt mir ein Gleichniß von Jean Paul ein, nämlich: Es iſt ein großer Unterſchied, ob man ein Stückchen Baſtille im Ring an der Hand trägt, oder ob man mit den Händen in den Ringen der Baſtille ſelber ſitzt."

Dem alten Dillon funkelten die Augen bei dieſen Worten: „Sagt dies Jean Paul? oh charmant! ja, ein großer Unterſchied, und dennoch — fand ich mich beſchränkt. Der Eigenſinn einer Frau iſt die ſchlimmſte Mauer, und meines Freundes Wittwe hatte ein Köpfchen, hart wie Granit! —

Daß Henri mit aller Gewalt Soldat werden wollte, dies brach ihr Herz in Voraus. Ein ſeltſames Geſchick — es wäre nicht ſchicklich, Sie damit aufzuhalten, Herr Duval! — brachte ihn in fremde Dienſte. Seine Mutter war aus Angſt ſo hinfällig geworden, daß ich ſie unmöglich verlaſſen konnte. Mit Fug und Recht glaube ich annehmen zu dürfen, daß ein Teſtament von ihr unterſchlagen worden ſei; denn daß ſie redlich gegen mich gedacht, dieſe Ueberzeugung war meine ganze Erbſchaft. Ein neidiſcher Verwandter, dem ich längſt zuwider geweſen, wies mir höflich meinen Weg. Meine Barſchaft war gering, ehrliche Freundſchaft macht nicht reich. Ich wendete mich nach Deutſchland und friſtete kümmerlich mein Leben als Sprachmeiſter bald hier bald dort. Jede Spur von meinem Zögling war in den Feldzügen des Krieges verſchwunden, und nur daß ich erfahren könnte, wo er geblieben, dieſen einen Wunſch hatte ich noch. Was würde der gute Henri geſagt haben, daß ſein alter Dillon Noth-litte! Ein wenig Brod mit Salz und einer verſchluckten Thräne war zum öftern mein ganzer Lebensgenuß. Dann dachte ich an das lichte Weißbrödchen, was er als

Knabe mir gegeben, und nährte meinen Schmerz damit und meine Sehnſucht. — Als ich einſt — nun kommen wir an das Ziel, Herr Duval! die Geſchwätzigkeit des Alters hat Ihre Geduld geprüft — meinen Aufenthalt veränderte und zu Fuß mit meinem kleinen Gepäcke der . . ſchen Grenze zuſchritt, ſtieß mir ein ängſtlich Abenteuer auf. Ein Mann ſprang hinter einer Wegeſäule hervor, der fürchterlich ausſah; es war ein Fliehender, der ſich in craſſem Zuſtande befand. Vor meinen flüchtigen Augen ſtürzte er in ſich zuſammen. Gott hat mich damals gewürdiget, etwas Schlimmes zu verhüten; denn er war nicht ohne Waffen. Ich that nicht mehr, nicht minder, als was jeder andere Menſch gethan haben würde, ich nahm mich des Unglücklichen an; aber ſein Geiſt ſchien verſtört. Eine Ortſchaft zu erreichen war nicht möglich; auch wußte ich nicht, ob ich dieſen Mann nicht vielleicht in Gefahr brächte. Indem ich in ſolcher Verlegenheit um mich ſah, woher mir guter Rath käme, ſtand eine leere Feldhütte vor meinem Blicke, wie von Engeln hingebaut, und von Menſchen verlaſſen; ſie gab uns Schutz für die Nacht. Mein Gefährte fiel alsbald, tödtlich erſchöpft, in einen tiefen Schlaf, und ich bewachte ihn indeſſen. Mir war heiß vor Angſt, und ich ließ mich Mond und Sterne kühl beſcheinen. So in Gedanken betaſtete ich die Ringe meines Rebenſtockes, des alten Freundes, der mich einſt unterſtützte, als ich, noch ſchwach von Kräften, mein ſchönes Vaterland verließ; und der Geiſt erſchien, deſſen ich bedurfte. Das Winzerhäuschen in der Provence ſchwebte vor mir, wie Schatten waren die Tage dazwiſchen. An einer niedern Schwelle hatte ich mit dankbarem Herzen den Schwur niedergelegt, mich Jedes anzunehmen, der meiner Hülfe je bedürfte. Jetzt war die Zeit dazu gekommen. Wie wunderſam ſind oft die Verkettungen, von denen das abhängt, was uns an ein fremdes Schickſal knüpft! — Durfte ich erſt fragen? Die That, welche einen Mann von beſſerem Aeußeren in die Flucht geſchlagen, war ja nicht mein, und ich dachte nicht daran, daß, wenn ich Sorge um ſeine Rettung trüge, ich auch alle ſchweren Folgen tragen müßte.“

„Ein Verbrechen?“ fragte Nicodem ſcheu, als wäre der Gerechtigkeit ein Opfer entzogen worden.

„Im Wahnſinn der Eiferſucht begangen,“ antwortete Dillon gleichmüthig; „doch der Erfolg war zweifelhaft, und dies dauerte ziemlich lange, ehe ich den Grund dieſer Gemüthsverſtörung von ihm erfahren konnte. Vielleicht war ich der rechte Arzt für ihn. Man wirft uns Franzoſen gemeinhin ein grauſames Naturell vor; aber wir haben nur einen andern Maßſtab für ein verkürztes Leben, für die Gewalt der Leidenſchaft. Und wo man nichts mehr thun kann, dann reicht noch Liebe aus. Ich liebte in dieſem Manne gleichſam mein überwundenes Unglück, und wenn ich ihn mit Nachſicht behandelte, ſo dankte ich damit nur meinen Wohlthätern.“

Nicodem ſah Dillon mit einem warmen ſchönen Blicke an und ſprach: „Wie ſehr muß Ihr düſterer Gefährte ſich Ihnen verpflichtet fühlen!“

„Nun, er nimmt ſich edel,“ entgegnete der Alte anſpruchslos: „er verſchweigt das Gute und iſt nur menſchlicher geworden. Die Zeit iſt ein Gott; ſie bedeckt Alles. Paris war einſt eine Mördergrube, und jetzt — iſt man ſehr harmlos in Paris. Nichts als die Qual iſt todt, iſt teufliſch.“

„Und Sie wollen dieſe Stadt verlaſſen, wie ich höre? ich meine, Sie wollen fort von dieſem Orte?“ fragte

Nicodem wie in Zerſtreuung. Dillon zuckte die Achſeln. „Nicht gern. Aber ſeit einigen Wochen iſt mein Kranker noch kränker geworden und glaubt ſeinen Tod nahe. Er wünſcht verſöhnt zu ſterben mit ſeinem Vater, der, — worüber ich erſtaunt bin — nicht allzuweit von hier lebt. Wenn ich das früher gewußt hätte! Allein mein unglücklicher Freund äußerte bisher den ſtärkſten Abſcheu vor Familienverhältniſſen, und ich dachte bei mir ſelbſt, der Schmerz irgend einer verſtörenden Erfahrung habe ihn zum Wüſtling gemacht. So will ich ihn begleiten, ſein Fürſprecher werden — dann habe ich in der weiten Welt nichts mehr zu ſuchen als — ein Grab; denn meinen Walther finde ich doch nicht mehr.“

„Wen — wen nannten Sie eben?“ fragte Nicodem aufmerkſam.

„Meinen Henri,“ antwortete der Alte, „Henri Walther, genannt von Rudenz nach ſeiner Mutter; ſo hieß meines Freundes Sohn.“

„Ein Mann dieſes Namens lebt!“ rief Nicodem haſtig und erglühte bis zur Stirne, dieſe Freudenbotſchaft geben zu können. „Ich ſelbſt habe ihn geſehen und ein paar Worte franzöſiſch mit ſeiner Tochter geſprochen.“

„Lebt?“ lallte Dillon verbleichend. „Sie haben ihn geſehen? Wo denn? Und ſeine Tochter! mein theurer Henri hat eine Tochter? Oh, mein Herr! erwägen Sie wohl, was Sie mir da ſagen! Dieſe Nachricht ſchlüge mich danieder, wenn ſie falſch wäre. So lange habe ich ausgehalten; aber dieſer Schlag an mein altes Herz — ich hielte es nicht aus, ſo dies Glück ein Irrthum ſein ſollte. Walther iſt ein ſo gewöhnlicher Name“ —

„Nein, nein!“ rief Jener verſichernd; „ich beſinne mich ganz genau. Er iſt's unfehlbar. Ein invalider Officier, Walther von Rudenz, der lange in Rußland geweſen war. Ein ſchöner Mann, doch nicht allzugroß, mit tiefen Narben im Geſicht. Seine Frau, eine reiche Erbin vom caspiſchen Meer, litt an einem unheilbaren Uebel, weßhalb ſie ſich ſeit längerer Zeit in P.. aufhielten, wo mein Gaſtfreund, der Profeſſor Ehrenſold, die Dame behandelte. Ich erinnre mich, daß er mir geſagt, die Familie wolle nach der Schweiz, weil dieſer wackere Militair Anwandlungen von Heimweh hätte. Manches erzählte man davon. Einſt lag er am Fenſter, als ein Tagelöhner auf der Straßenbank das Lied von der Türkenpfeife ſingt. Bei den Strophen: *Man nannt' ihn nur den tapfern Walther! — dort lag ſein Gut am Rhein* — fällt dem Manne ein Rubel auf die Mütze und ein warmer Tropfen nebenher. Von nun an hieß er nur *der tapfre Walther*, oder auch *Oberſt Rubel*. Die Menſchen ſind überall gemein.“

„Und ſeine Tochter?“ fragte Dillon entzückten Geiſtes, „ſeine Tochter? Mir ſchwindelt, mein Herr Duval, wie einem Urgroßvater am Taufſtein.“ —

„Ein ſchlankes Mädchen,“ verſetzte Nicodem, „das mit großen, weinenden Augen den Arzt flehend anſah, als die Mutter eine ſchlimme Nacht gehabt. Das gebrochene Deutſch ließ dem betrübten Kinde allerliebſt. Der Vater trug einen koſtbaren Pelz. Er ſtehet ſo lebendig vor mir, daß ich Ihnen das Gebräme beſchreiben könnte.“

„Oh erzählen Sie!“ ſagte der Franzoſe außer ſich, „und hätten Sie jedes Härlein an jenem Pelzwerke gezählt, es würde mir nicht zu viel. Aber ſtemmen muß ich mich gegen dieſe Freude“ — der Alte taumelte; eine rückgängige Bewegung, die Flaſche zerbrach unter ſeinem Fuße, und der

Reſt des Brunnens floß im Licht der Sonne aus. „Fließe nur hin," ſagte Dillon mit einem trunknen Lächeln; „ich bedarf keiner Stärkung mehr. Mein ganzes Leben zerfällt in Scherben vor dieſem Augenblicke; ich werde meinen Henri wiederſehen" — Thränen floſſen über ſeine fahlen Wangen, und die Stimme des Affects erloſch. Wie rühren Freudenthränen! Freudenthränen eines Greiſes! Die Welt iſt voll dürrer Herzen und das Alter ſehr trocken; jene heilige Quelle aber iſt nicht irdiſchen Urſprungs, darum laben ſich auch nur Selige daran. „Wollten Sie wohl die Gütigkeit haben, mir die Adreſſe aufzuſchreiben?" ſagte Dillon und griff mit bebenden Fingern nach einem Blättchen ſeiner Brieftaſche. „Sie ſehen, wie ich zittere!" Nicodem that es mit Bedacht. Es erſchien Jemand am Gitter, wie wenn man ſich nach dem Alten umſähe.

„Wir müſſen uns jetzt trennen" — ſagte dieſer eilfertig. „Daß ich Sie gefunden, mein Herr, dafür werde ich Gott danken, ſo lange ich noch bin. Ich bleibe Ihr ewiger Schuldner! Könnte meine Freundſchaft von Werth für Sie ſein, ich würde ſie Ihnen anbieten, hätte ich eine Gabe für Sie" —

„Dieſe Geſinnung iſt's!" erwiederte Nicodem und drückte mit Wärme ſeine Hand.

„Wäre mein Ziel noch fern" — ſetzte Dillon ſchwer hinzu, „wäre der Drang meines Herzens nicht darauf gerichtet, daß ich meinen Endzweck und dann P... erreiche, ich würde keinen ſchönern Wunſch haben, als daß wir uns noch einmal begegnen möchten."

„Nun vielleicht," entgegnete Nicodem; „die Hoffnung läßt uns ein unendliches Gebiet!" Sie ſchieden herzlich von einander. „Nehmen Sie dieſen Becher!" rief Dillon, ſchon auf dem Gange, als wäre es ihm erſt plötzlich eingefallen, „nehmen Sie ihn zum Andenken dieſer Stunde!“

Nicodem glaubte das Kleinod ſeiner Wünſche ſchon halb zu beſitzen, da er ihn empfing. Er nahm den Becher als ein höheres Unterpfand und verſprach dankbar, ihn hoch zu halten. „Fände ich den Maler nur!“ ſeufzte er.

An einem köſtlichen Sonntagmorgen, ſo ſchön, als Uhland ihn beſungen — kam Oberſt Holm in Groß-Eiſenbach an, wo Niemand ihn erwartete. Er war die ganze Nacht gefahren; ein drangſeliger Geiſt hatte ihn nicht ruhen laſſen, kaum daß er die Pferde ausſpannen ließ, ihnen die nöthige Raſt zu gönnen. Eile ſaß unſichtbar neben dem Kutſcher; doch die Sehnſucht des Oberſten, ſeine Freundin und ſeine Tochter wiederzuſehen, überflügelte bei weitem die Geſchwindigkeit, mit der die Reiſe von Statten ging. Als nun der Wagen auf dem Hofe hielt, pochte das Herz ihm gewaltig, und ſein Blut war in heftig rollender Bewegung.

„Dies alſo iſt das Haus, worin Thereſe ſo lange ſchon gelebt hat!“ dachte er und es kam ihm gleich einer Feſtung vor. Nur eine Vorſtellung öden Schutzes regte das Schloß in ſeiner männlichen Seele an, die nicht wußte, wie viel ſelbſt edler Schutz für ein verlaſſenes weibliches Weſen ſei. —

Es iſt dem Sinne der Treue vorbehalten, jenes unbeſchreibliche Gefühl, mit welchem wir die Wohnung derer zum erſten Male ſehen, die nimmer ihren Platz in unſerer Erinnerung verloren haben, und denen wir einſt das ſchönſte Vorrecht des Herzens einräumten. Phantaſie und Gemüth tragen ihre Farben, ihr Bauwerk darauf über, und Alles erſcheint, wenn auch anders, doch bedeutend. „So ungefähr!“ ſprach der Oberſt in ſich hinein und maß mit ſeinem Blicke die Fronte des Gebäudes, dann ließ er das Auge ſinken.

„Ueber dieſe Schwelle iſt — ein ſichtbarer Segen! Thereſens Fuß zu tauſendmalen aus und eingegangen! dieſes leichte Füßchen, was wohl nie einen Fehltritt gethan. Ein netter Fuß iſt doch eine unverwüſtliche Schönheit!“ Sein Gedanke drückte dieſem Steine die kleine Sohle ein mit einer Empfindung, als womit die Wanderſpuren der heiligen Hedwig verehrt werden.

Die gnädige Herrſchaft ſei in der Kirche, ſagte der Bediente und machte Miene, die Nachricht dieſer Ankunft dahin zu bringen. Der Oberſt verbat es jedoch, daß die Damen in der Andacht geſtört würden. Er wollte einſtweilen in den Garten gehen. Indem er am Eingange ſtand und langſam, zwiſchen blühenden Beeten, den Windungen der Gänge folgte, war es, als ob die Blumen ihm entgegen nickten. Die Lilien, dieſe kleinen Prieſter der Natur, in ihrem weißen Feſtornate, die nicht ſpinnen noch weben, ſondern nur Weisheit ihres Schöpfers predigen, wankten im Morgenwinde hin und her, und neigten ſich lieblich. Die Bienen ſummten geſchäftig, ſchämten ſich ihrer ſüßen Arbeit nicht am Sonntag und hielten es für keine Sünde, zu ſammeln unter der Meſſe. Ach! indeſſen manch armer Menſch in bitterm Leid ſein Herz ausſchüttete vor Gott! — Und wie in kleinen Kelchen, oder im tiefen Graſe noch unzählige Thautropfen hingen; ſo glänzten gewiß im Garten der Welt tauſend verborgene Thränen, die alle verſchwinden werden vor der ewigen Sonne, früh oder ſpät.

Befremdet fand der einſame Gaſt ſich auf dem Wege der Betrachtung, und es ward ihm ſeltſam weh zu Muthe. Woher dieſer trübe Einfluß? Der Morgen konnte ſchöner nicht ſein. Die Luft war klar, der Himmel heiter, das Rauſchen der Bäume ſo erfriſchend, jede Roſe athmete in der Wolluſt des Daſeins. Er wollte in ſeine Seele hinabhorchen und ging mit ſachten Schritten immer weiter. Jetzt erblickte er eine offne Laube von Schlingpflanzen, halb verhangen, und drinnen eine weibliche Geſtalt, das Geſicht abgewendet und an den Epheu geſchmiegt.

Der Oberſt erzürnte, daß der Bediente ihn unachtſam getäuſcht hätte; vielleicht hatte Frau von Wahl hier allein ſein wollen? Er zögerte, ob er ſie ſtören dürfte, aber irgend eine geheime Kraft zog ihn vorwärts.

Die Laube grenzte an das freie Feld; das Heu auf den Wieſen, das abgeblühete Korn duftete über die Mauer, und dann und wann führte ein ſtärkerer Luftzug einen ſchwachen verſchwebenden Hall der fernen Orgel an dieſe ſtillſte Stelle des Gartens. Der Oberſt fühlte ſein Herz ſchwellen wie in einem weichen, harmoniſchen Gefühl. Er ſtand und lauſchte, und ſeine Pulſe klopften mächtig.

Die Dame ſchlief ſehr ſanft. Kaum ſichtbar war ihr Athem und ſteigend nur ein leiſer Seufzer der Ruhe; nur die zarte Blüthe des Geißblatts, womit die Laube durchflochten war, ſchütterte unmerklich und zeigte, daß ein lebendiger Odem von dieſem Munde wehe. Ein kleines Buch mit goldnem Schnitt lag in ihrem Schooße, eine feine Haube verſchleierte ihr Profil, und in der Seide des weiten Kleides floſſen die Schatten der Umgebung in zitterndem Schimmer zuſammen. Eine goldne Uhr pickte an ihrer Seite. — Der Oberſt warf einen ſchüchternen Blick auf den bebenden Secundenweiſer und erblaßte. „Das iſt die Uhr meiner

Schwiegermutter!“ Er erkannte ſie an einem kleinen, vierblättrigen Kleeblatt, welches Thereſe — o wann? ihrer verehrteſten Freundin einmal gegeben und wie ſie glaubte, zur glücklichſten Stunde. — Das Blättchen lag noch wohlerhalten, eine kleine Mumie der Zeit, an jener werthen Stelle, welche Stunden waren darüber hingegangen! das Glück aber war verſchwunden für immer.

„Das iſt alſo Madame Jagemann!“ ſprach Oberſt Holm tief in ſich hinein. Aber wie verändert, wie verfallen waren dieſe einſt ſo angenehmen Züge! voller Falten. Der Mund, deſſen blühende Sprache ſo oft bewundert worden, war bläulich verwelkt und ein Matronenlächeln umſchwebte ihn. Die kränkliche Geſichtsfarbe ward durch den Schein des Grünen noch bleicher. Das Haar, einſt ein Stück ägyptiſcher Finſterniß, war weiß wie Schnee, und der Strich des Scheitels beinahe nicht vom Strich des Häubchens zu unterſcheiden. Der Sonnenſtrahl brach durch das zarte Gitter der Spitzen um die Haube und ſchien auf die linke Schläfe, ein leichtes Zucken der Haut verrieth die brennende Empfindung. Der Oberſt, verloren in dieſen Anblick, merkte nicht, was in ihm vorging. Er bemerkte nur, daß ſeine erſte Frau ihrer Mutter doch geglichen haben müſſe; denn ein verwandter Geiſt ruhte in den beſänftigten Mienen, und das Bild der Todten mengte ſich wunderbar in die ſchlafende Stille der mütterlichen Geſtalt. Ein lauter Vorwurf ſprach in ihm an, und es war ihm, als ob jene in ihrem Schweigen, im ſtolzen Schweigen der Unbewußtheit, vollkommen Recht gehabt, als ob er allein der Schuldige wäre. Ohne zu wiſſen, was er that, bog er einen dichten Zweig herüber, ihre Stirn zu ſchützen und — in dieſem Augenblicke ſchlug Madame Jagemann die Augen auf.

Wer aber beſchriebe wohl dieſen Blick? Nur ein Augenblick war's, worin er den Officier traf, der vor ihr ſtand; dann verklärte ſich ihr Geſicht, und ſie fand den Ton zu der ſcheuen Frage: „Darf ich meinen Augen trauen? Oberſt Holm? Iſt's auch Wahrheit, was ich ſehe?“

„Ja, ja!“ lautete die Antwort; „ich bin es wirklich, Mama. Die Zeit macht nirgend einen langen Weg, ohne etwas von ihrem Gepräge zurück zu laſſen, und es iſt erſtaunlich, wie alte Bekannte dies nicht faſſen, indem ſie ſich doch mit gleicher Münze bezahlen. Man gilt für älter, als man will gehalten ſein, beſonders bei denen, die uns in früheren Tagen kennen lernten.“

Daran erkannte Madame Jagemann ihren Schwiegerſohn. Sie ſprach — und ihre Stimme hatte immer noch jenen unnachahmlichen Schmelz, der auch das härteſte Gemüth in Wohlwollen für ſie auflöſte: — „Sie haben ſich wenig verändert, lieber Freund, oder, es müßte mir nur ſo ſcheinen. Ich hatte eben einen wunderbaren Traum. Es war, als ob eine unbekannte Hand plötzlich einen dichten Vorhang hinwegzöge, und ich ſah Alles in einem Lichte, in einem ſo ſeligen Lichte“ — „Was nun auf den finſtern Holm fällt,“ unterbrach der Oberſt flüchtig lächelnd dieſe beſchleunigte Rede. „Die Sonne ſtach auf Ihr Augenlied, ich wollte Ihnen den Zweig hier vorbeugen; das wird der Traum geweſen ſein.“ Er unterdrückte ein Lächeln und den Gedanken, wie auch jetzt noch ein Vorhang ſich den Träumen ſeiner Schwiegermutter vorwebte.

„Ihre Hand alſo war's?“ fragte Madame Jagemann; „Sie waren mir ſo freundlich, da ich ſchlief? Nun, ſo werden Sie mir es nicht verſagen, mir Ihre Hand zu reichen, um mich gegen einen brennendern Schmerz zu ſchützen.“ Sie reichte ihm bei dieſen Worten ihre ſchmächtige Hand, die ihm einſt ein Weib gegeben, dennoch aber ſein Lebensglück geſchmälert hatte; und dieſe ſchmale, ſchlaffe Hand zitterte nun vor Schwäche, bittendem Gefühle und Ueberraſchung. Mit leiſem Zürnen der Rührung, zürnend auf ſich ſelbſt, ſtreckte der Oberſt die ſeinige aus, drückte jene und ſprach: Laſſen wir es gut ſein, Mama. Wir haben, denke ich, Beide geirrt; ich habe auch meine Fehler begangen, Fehler in Menge. Man ſieht es ſpäter erſt ein. Das Geſchehene läßt ſich aber nicht ändern. Es iſt ſo viel vergeblich in der Welt — darum vergeben Sie!“

„Oh von ganzem Herzen, lieber Holm!“ ſprach Madame Jagemann unter Thränen. Sie dachte: „Der Siege göttlichſter iſt das Vergeben!“ allein geſagt hätte ſie es nimmer; denn der Oberſt war ein überwundener Feind, und ſie wußte auch, wie ſehr er allen Pathos haßte. Sie begnügte ſich, nochmals ſeine Hand herzlich zu drücken und ihn neben ſich auf das kleine Gartenſopha zu ziehen. So ſaßen die Beiden, zwiſchen denen noch vor einer Spanne Zeit eine ganze Alpenwelt voll Kälte und Unzugänglichkeit gelegen, eng und traut beiſammen, als wären ſie von jeher die beſten Freunde geweſen. Wahrlich! der Glaube verſetzt Berge! auch der Glaube an menſchliche Tugend und Treue.

„Mein allerinnigſter Wunſch iſt nun erfüllt,“ ſagte Madame Jagemann ſichtlich bewegt, „und ich will um nichts mehr bitten, ſo lange ich noch bin.“

„Still, oh ſtill!“ antwortete der Oberſt. „Von menſchlichen Vorſätzen denke ich eben nicht hoch. Der nächſte Tag wirft ſie um. — Wer weiß es denn, was er herbeiführt, oder fordert?“

„Sie wollen doch Thereſe nicht holen?“ fragte Madame Jagemann in einer eben ſo raſchen als natürlichen Ideenverbindung. „Das würde für Frau von Wahl ſehr ſchmerzlich ſein. Es war ein glücklicher Gedanke von Ihnen, das liebe Kind hierher zu bringen. Dies Verhältniß iſt eine wahre Freude, die ich unſerer Thereſe zeitlebens gönnen möchte.“

„Unſere Thereſe!“ wiederholte der Oberſt in unverſtändlichem Gemurmel. „Allerdings komme ich hierher, um zu ſehen, ob meine Kleine etwa läſtig werde. Zwar iſt das Kind eine liebe Seele, und die Güte der Frau von Wahl trüge wohl, gleich dem Atlas, die Laſt des Himmels. Unſere Damen hingegen tragen nur Sorge um den Atlas ihres Kleides und werfen, wenn er ſich ſchlecht trägt, oder nicht Farbe hält, den Kaufmann in die Hölle, der wenig daran verdiente.“

Madame Jagemann lächelte und ſprach: „Immer noch der alte Groll gegen das arme ſchwache Geſchlecht.“ —

„Groll?“ erwiederte der Oberſt; „nein, Mama! da irren Sie! es war nur ein kleiner gelegentlicher Ausfall, deſſen ich mich ſchwer enthalten kann. Doch um wieder auf Thereſe zu kommen, ſo iſt mir ein Gedanke eingefallen, der mir große Unruhe verurſacht. Auch iſt es an der Zeit, daß ich ein Wort des Ernſtes mit meiner Tochter rede und vorläufig auf Etwas hinweiſe, was bald erfolgen könnte.“

„Sie meinen eine Verheirathung Thereſens, Herr Sohn?“ fragte Madame Jagemann ängſtlich — und ſetzte, da der Oberſt ſchwieg, hinzu: „Gott lenke es zum Guten! Es iſt ein engliſches Mädchen, was wie eine volle Roſenknoſpe täglich ſchöner aufblüht und ſich ſeinem Vorbilde ſo kindlich anſchmiegt. Wie Schade, wenn Thereſe dem mütterlichen Buſen der Frau von Wahl entriſſen werden ſollte! Entweder nie vereinigt werden, oder nie getrennt, iſt Ruhe! ſagt ein Sänger, der die Freundſchaft ſingt.“

„Weiß es Mama!“ ſagte der Oberſt, und nickte bedeutſam. „Das Leben iſt ein Kampf! im Frieden aber avancirt man nicht. Mein Mädchen wird nicht immer auf Roſen gehen, ſo wie hier, und ein Vaterherz muß ſich auf Wunden gefaßt machen.“ Er hielt inne, denn die Mutter neben ihm empfand, wie das ihrige geblutet hätte, und ein richtiges Gefühl ſagte ihm, daß er unvorſichtiger Weiſe eine verletzte Stelle berührte. Beinahe machte er Uebel ärger, indem er in jäher Wendung des Geſpräches die Frage hinwarf: „Mit Roſa ſoll es leidlich gehen, wie ich hörte?“

„Gott ſei Dank!“ ſagte Madame Jagemann mit einem Seufzer; „die ſchlimmſte Anfechtung ſcheint dort vorüber. Eine Kleinigkeit, ein ſcharfes Meſſer hat den Dämon dieſer Ehe in die Flucht geſchlagen.“

„Ein kleines Trennmeſſerchen thäte manchem Ehebande noth, was zu tief einſchneidet und gelüftet werden möchte“ — entgegnete der Oberſt nicht ohne Schärfe. „Seit ich jedoch zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß es eine Beſtimmung der Ehen giebt, daß man nicht heirathet, wen man ſelber wolle, ſondern wen der Himmel will, ſeitdem betrachte ich das Schickſal der Ehe mit Reſignation.“

„Es iſt zuweilen,“ verſetzte Madame Jagemann, „als ob ein beſtrickender Zauber dabei geſchäftig wäre, der über alles Mögliche hinaus wirkt; aber die Liebe, Oberſt, die Liebe erlöſet endlich doch. Das iſt der goldne Schlüſſel, der befreit! — Ich hoffe heute noch Briefe von Roſa vorzufinden, wenn ich in die Stadt komme.“

„Sie wollen fort, in die Stadt? heute noch?“ fragte Oberſt Holm beſtürzt. „Ich will nicht fürchten, Mama, daß dies meinetwegen geſchähe.“

„Nein, gewiß nicht!“ antwortete Madame Jagemann; „meine Abreiſe gegen Abend war beſchloſſene Sache. Ich preiſe aber Gott, daß Sie, Herr Sohn, des Morgens kamen, und daß ich meinen Tochtermann noch einmal geſehen habe“. Dieſe Worte wurden mit ſo zuverläſſigem Tone geſprochen, daß ſich hieran nicht zweifeln ließ.

„Ich will mit meinem Arzte ſprechen,“ fuhr Madame Jagemann fort; „denn es iſt mir ſeit einigen Tagen ganz eigen.“

„Eigen?“ fragte der Oberſt im Accent der Theilnahme: „wie verſtehe ich das, Mama?“

„Nun ſo, daß ich es nicht mitzutheilen wüßte,“ ſprach ſeine Schwiegermutter. „Das Alter iſt an ſich eine Krankheit, eine unbeſchreibliche Krankheit, lieber Holm, ein recht ſterbliches Gefühl, wie einſt eine alte Kinderfrau ſehr treffend ſagte. Schwäche — Schwindel — wobei mir beſtändig iſt, als ſänke ich zuſammen; ein leiſer Schauer, als ob ich über einen ſchwanken Steg ginge; ein Schatten, wie von irgend einer nahen Gefahr, der neben mir hinſchleicht, ſo daß mir die Gedanken ſchwänden, wenn ich nicht an meinem Selbſtbewußtſein hielte und zuletzt, wie jener überſtudirte Profeſſor, bei jedem Schritte fragen müßte: bin ich auch noch da?“ —

„Das ſind Nervenzufälle, an denen auch wohl jüngere Perſonen leiden“ — erwiederte der Oberſt und lächelte.

„Und wie ſo ſchwach mein Kopf geworden, davon haben

Sie keine Idee, lieber Freund!“ hob Madame Jagemann wieder an. „Wie wenn ein Wirbel im Herbſtſonnenſchein gelbe Blätter kräuſelt, oder als ob ein Jongleur goldne Kugeln würfe, ſo hüpfen Funken vor meinen Augen. Und dann beängſtet mich ein innerer Druck, eine heimliche Schwüle, wie wenn elektriſche Naturen ein Gewitter vorempfinden.“

„Das war ein Vorgefühl *meiner* Nähe, eine Sympathie der Rückerinnerung — oder wie Sie es nennen wollen,“ verſetzte der Oberſt. „Sehen Sie, Mama, kein Wölkchen am weiten Himmel! ſein Sie doch auch heiter, und ſchlägt mein Rath bei Ihnen ein, ſo ſchlagen Sie Sich die trüben Gedanken aus dem Sinne.“

Jetzt flog Thereſe den Gang herab an ihres Vaters Bruſt, Frau von Wahl folgte ihr auf dem Fuße. Einer fröhlicheren Tafelrunde wußte man ſich in dieſem Schloſſe nicht zu entſinnen. Frau von Wahl ließ vom älteſten Johannisberger aufſetzen, auch eine bemooſte Flaſche Thränenwein, daß der Oberſt ſähe, auch die Wittwe verſtehe eine Kellnerin zu ſein, wenn es gute Freunde zu bewirthen gäbe. Und hier ſaßen *verſöhnte Freunde* einander gegenüber! Ein köſtlicherer Geiſt ſtrömte aus von jenem Gedanken, als der in den Thränen Chriſti floß.

„Das iſt der glücklichſte Tag meines Lebens,“ flüſterte Frau von Wahl Thereſen zu und ließ den Gärtner beſtellen, mit dem ſie heimlich zu verkehren hatte.

Der Oberſt hatte ſich eine kleine Weinlaune angetrunken; ſogar des Pfarrers blaſſe Wange blieb nicht ohne einen leiſen Anflug vom Feuer der Rebe, obgleich er nur mäßig Beſcheid gethan. Die Tiſchrede kam auf Liebe und Ehe, wie ſehr auch Frau von Wahl dieſen Stoff zu wehren ſuchte. Der Oberſt gab unverhohlen ſeine Anſichten preis und verfocht um ſo hitziger, was nicht unbedingt zu behaupten war. Als nach Tiſche die kleine Geſellſchaft in den Garten ging und Frau von Wahl neben dem Oberſten, warf ſie ihm ſcherzhaft vor, ſolch ein hartnäckiger Streiter ſei er früher nicht geweſen. „Dagegen,“ erwiederte der Oberſt, und aus dem zugedrückten Auge blickte der Schalk, „ſind Sie, gnädigſte Frau, obgleich Proteſtantin, ein Muſter der Toleranz. Ein katholiſcher Geiſtlicher, auch ein Rabbiner, wie ich weiß — behaupten ſich als Haus- und Herzensfreunde in Ihrer Gunſt!“

„Und wären Sie hier,“ entgegnete Frau von Wahl, indem ſie ihn ſtrafend anſah, „ſo wäre ein Türke wie ein Heide im Bündniß dieſer Freundſchaft, und ich hätte Alles, was man haben kann; denn Sie glauben an ein Fatum, und die Eiferſucht ſpricht jetzt aus Ihnen, geſtehen Sie es nur.“

Der Oberſt küßte die Hand ſeiner Freundin und ſprach: „Der Pfarrer iſt unläugbar ein ſehr liebenswürdiger Mann, und wenn ich ihn eher geſehen, ich würde bedenklich geweſen ſein, daß er Thereſens Lehrer würde.“

„O ſein Sie unbeſorgt!“ ſagte Frau von Wahl ein wenig empfindlich. „Dieſer Philibert iſt ein höchſt edler Menſch.“

„Ein Menſch! ganz recht,“ verſetzte der Oberſt ſtreitſüchtig nach Männerweiſe, und hier trat der Gegenſtand dieſes neckenden Angriffs unverſehens an ſeine Seite. Frau von Wahl zog ſich zurück. Die Männer waren bald wieder im Gange des vorigen Geſprächs. Unverehelichte reden von nichts lieber und länger als vom Heirathen. Der Erzprieſter ſuchte die Freiheit der Ehewahl zu erweiſen, die der Oberſt läugnete.

„Ich ſage Ihnen,“ ſprach er, „es iſt gut, es iſt tröſtlich ſo. Wer wählen kann, kann irren! Der Meinung war irgend ein weiſer Mann, und das alte volksthümliche Sprichwort: Erſt die Wahl, dann die Qual, iſt des nämlichen Sinnes und Glaubens. Der vernünftige Menſch iſt das einzige lebende Geſchöpf, was Gift wählt zur Nahrung ſeines Herzens, deßhalb wird ſeine Neigung gelenkt.“

„Somit ſchließen Sie Verbindungen der Liebe aus,“ erwiederte der Pfarrer. „Denn was iſt denn Freiheit im höchſten Sinne, wenn nicht Liebe?“

Der Oberſt lächelte und ſprach: „Verbindungen aus Liebe finden wir wohl nur im Himmel; die lieben Engel aber freien nicht. Wohl uns, daß der Schöpfer für uns ſorgt, indem oftmals eine Nothwendigkeit in den Umſtänden liegt, der wir uns durchaus nicht entziehen können, wenn wir auch heimlich dächten, des Schickſals Zwang iſt bitter! — Kein Vogel baut ſein Neſt an ſchädlichen Ort, oder gelüſtet nach der giftigen Beere. Oh, wie unbetrüglich iſt das liebe Vieh, es wäre zu wünſchen, daß Se. Heiligkeit halb ſo ſicher ſein möchte!“

Der Pfarrer kannte die Stelle und verzieh dem Oberſt ihre rückſichtsloſe Anwendung. Die Heiterkeit dieſes ſchönen Tages und die Freudenthränen im Auge der Frau von Wahl hatten auch ihn berauſcht.

Aber dieſer ſchöne Tag war nunmehr zu Ende, die Sonne war im Sinken, und der Himmel kleidete ſich in Gold und Roſenroth. Jetzt rollte die Equipage der Madame Jagemann vor. Sie fuhr zuſammen und ſprach:

„War mir doch, als ob es donnerte.“ Dann ging ſie noch einmal hinauf in ihr Zimmer, deſſen Wände im Abendſchein glänzten. Sie ſtand vor dem Lichtſchirm und ſprach: „Nun Vater Abraham, lebe wohl! träume nur immer fort — Dein Engel hat mir manchen Gedanken eingegeben, wenn Alles ſchlief. Was wird's erſt ſein im tiefſten Schlaf? — — Weiß ich doch wirklich nicht, was ich hier noch wollte! Vergeſſen habe ich doch nichts.“ — „Laſſen Sie unſern Abſchied kurz ſein, Thereſe!“ ſagte Madame Jagemann leiſe und berührte nur wie im Fluge die Lippen der Frau von Wahl. Wir ſehen uns ja wieder.“ Jedes empfing ein Zeichen ihrer Liebe. Der Oberſt faßte den Arm ſeiner Schwiegermutter, ſie die Stufen hinab an den Wagen zu führen. Siehe, es war ein ſchwebender Garten, ein kleiner Blumenthron, den ſie beſteigen ſollte. Im Winkel ihres Platzes lag ein ſilberweißes Kiſſen, worauf ein Vögelchen an reifen Ebereichen pickte — wie lebend geſtickt. Ein Gegengeſchenk, welches Frau von Wahl heimlich für ihre Freundin gearbeitet hatte. Ueber allen Polſtern ſchwellten Roſen — der offene Himmel des Wagens war ein italiäniſches Dach, voll Orangenduft; in verſchwenderiſcher Fülle hatte Frau von Wahl das Schönſte, was ſich auftreiben ließ, reizend geordnet, in dieſen engen Raum verſetzen laſſen.

Indem der Oberſt Madame Jagemann auf den Sitz hob, richtete ſie ihren Blick erſt aufwärts. Die Umſtehenden hörten ein entzücktes „Ach!“ aus ihrem Munde, dann einen leiſen Hauch — und der Oberſt fühlte ſie zurückſinken mit ſolcher Schwere, daß ſein ſtarker Arm erzitterte. Er rief nach Aether und glaubte, es ſei ein Schwindel; aber der Geiſt des Lebens war ſchon entflohn. Der Blitz im Menſchen, der Schlag, hatte ſie getödtet. — Der Wagen, wenn ſie darin gefahren, wäre ihre letzte Wiege geweſen, und der kleine, lautloſe Vogel hätte im Sinn der Freundſchaft, der über das Leben hinausreicht, ihr das Schlummerlied geſungen.

Zu gleicher Zeit, als Nicodem die Garniſon des Oberſt Holm verließ, um nun unaufgehalten der Heimath zuzueilen, war auch Dillon abgereiſt. Auf halbem Wege würde Nicodem Jenen begleitet haben können, wenn Dillon ſeine Richtung nicht als eine Nebenſache verſchwiegen hätte. Auch war einige Meilen ſeitwärts eine Schuld abzutragen, die den ehrlichen Alten drückte. Daß dabei jener Tribut entrichtet werden müſſe, den der ſtrengſte aller Gläubiger zwar vertagt, doch nie erläßt, dies dachte Dillon dennoch nicht. Sein Gefährte, den er nicht verlaſſen wollte, jetzt weniger als jemals, da Jener ſehr krank und ſeinem Ziele nahe ſchien — wünſchte zu ſeinem Vater gebracht zu werden, und der gutmüthige Franzoſe, nachdem er ſo viel für ihn gethan, wollte ſich auch dieſer letzten Pflicht der Theilnahme an dieſem fremden Schickſale unterziehen. —

Wir wenden unſere Aufmerkſamkeit für einen flüchtigen Augenblick von dem Helden dieſer einfachen Geſchichte ab, der nur Zweifel am Glück der Ehe, an ſeinem Glücke zu bekämpfen hatte, um den Blick auf einen Sieg zu richten, den das Unglück endlich doch erringt. Die Wahrheit, welche ſtill und furchtbar hinter allen Scenen ſteht und jeden Schein überdauert, tritt zuletzt mit ernſtem Spruche hervor, und wir ſehen, daß es keinen Zufall giebt.

Seit der gute Franzoſe wußte, daß ſeines Freundes Sohn, ſein Zögling noch am Leben ſei, ſeitdem hatte für ihn die Handvoll Tage, die etwa noch ſein wären, einen unermeßlichen Werth. Er zählte ängſtlich ſeine Jahre, er zählte daneben die Stunden, welche noch zwiſchen der Erfüllung ſeiner Wünſche lägen; den ganzen Sparſchatz fröhlich geſchonter Kraft hätte er für einen einzigen Augenblick verwenden mögen.

Er empfand, ſolch ein Wiederſehen müſſe Vorſchmack des Himmels ſein, und der Himmel werde nicht zu hoch geſchätzt. Die Reiſe mit dem geliebten Henri und den Seinen nach dem Vaterlande, die Welt jener trauten Berge ſchwebte ihm im Reize höherer Ahnung vor und bewegte ſeine Seele in der unnennbaren Sehnſucht, die immer geiſtiger wird, je älter wir werden. Er dachte nicht an die Unzulänglichkeit ſeiner Kräfte, und ob all' dieſe Hoffnungen zu erreichen wären. Die Liebe hat den längſten Maßſtab, auch die Liebe eines Greiſes! Der alte Dillon aber war ein Jüngling geworden.

Die Hoffnung hat aber eben ſo eine ſtachelnde Eile als die Furcht, wenn ſie ihrem Gegenſtande zu entfliehen wähnt, und ſo blickte der Alte mit vorauseilenden Gedanken bald in die Schatten der rollenden Wagenräder, bald in die finſtern Geſichtszüge des Mannes, den er geleitete. Gewiß träumte Dillon ſchöner als er. Jener lag in einer Ecke des Wagens, unruhig, halb ſchlummernd. Wie viel Zeit er verlöre — dies dachte der treue Dillon zwar ſeufzend, aber auch ich war im Unglück ſein Gefährte, und ſollte ihn nun, da er ſterben will, allein laſſen? In ſolcher Ehrhaftigkeit des Aushaltens verläugnete der gute alte Franzoſe ſeinen Charakter nicht.

Aber, verlaſſen wir uns Alle darauf! wir behalten nichts länger, nicht einen Augenblick länger, als wir es mögen.

Der Beſitz wie die Laſt iſt nur die Möglichkeit, etwas zu faſſen und zu tragen.

„Sobald ich ihn mit ſeinem Vater verſöhnt habe“ — ſagte Dillon zu ſich ſelbſt. „und müßte er ſich nicht ſchämen, weniger für den leiblichen Sohn zu thun, als ein Fremder? — dann eile ich Dir zu, mein alter Henri, und ſchließe Dich an meine treue Bruſt. Dann bleiben wir zuſammen, und Du drückſt mir die Augen zu.“

Gegen Abend befand der Schutzfreund Dillon's ſich ſo ſchlecht, daß dieſer wohl oder übel in einem Flecken zu bleiben ſich entſchließen mußte. Der einzige Gaſthof des kleinen Oertchens, durch eine große Paſſage belebt, war nicht mehr ausreichend geweſen; und der Wirth hatte einen kühnen Bau geführt, während das alte Haus theilweiſe noch ſtand. Nun war an dieſem Tage gerüſtet worden, und noch ſchwebten die beflitterten Kränze, die farbigen Bänder in der Höhe des Sparrwerks. Im Geſchoß aber war das Feſt der Handwerker, und manch ein wüſtes Vivat hatte den Bauherrn aus dem Gleichgewichte gebracht.

Unter ſolchen Umſtänden war die Ankunft eines Wagens, zumal mit einem kranken Gaſte, eine ſehr gleichgültige Sache. Der Wirth erſchien zwar, erklärte aber, er habe alleweile nur Raum im alten Hauſe, das ſchon halb eingeriſſen und deſſen Hinterwand offen ſei, was wohl im Sommer als kein Hinderniß anzuſehen. Sonſt ſolle es ihnen an nichts fehlen. Ein Fremder logire daneben. Für den zufriedenen Dillon hatte dieſe Aufnahme, die nicht viel beſſer als unter freiem Himmel war, ſogar einen poetiſchen Reiz. nur fürchtete er die Nachtluft für ſeinen Kranken. Doch dieſer gab deutlich zu verſtehen, daß er ſich Alles gefallen laſſe, nur keinen weitern Transport. Es wurden nun Vorrichtungen getroffen, ſo gut als möglich. Als der Franzoſe den Mann ſeiner Sorge in einen gewiſſen Ruhebeſtand verſetzt ſah, würde er dies Quartier himmliſch gefunden haben, wenn er nicht bemerkt hätte, daß der Zuſtand Jenes ſich verſchlimmert zeigte. Und weil er weder etwas ändern konnte, noch zu helfen wußte, ging er aus, einen Arzt hierher zu bemühen, und bat den Kranken, bis er wieder käme, ſich nur ganz ruhig zu verhalten. Ein Bote nach dem Doctor würde im wüſten Lärm des Hauſes ſchwerlich oder ſpät zu erlangen geweſen ſein, deßhalb wolle er nur ſelbſt gehen. Das Abendroth ſchien auf den rohen Eſtrich und webte purpurne Tapeten in das Gebälke. Ein Landſchaftsgemälde, wie von Claude Lorrain hingehaucht, trat in den Rahmen der öden Pfeiler, und der Blick des Kranken, obgleich nicht mehr ganz klar, labte ſich doch an dem Veilchenſchimmer der fernen Gebirge, an der Verklärung der Natur, die ſich auch über ſeine einſame, hülfloſe Geſtalt ausgoß. Eine Thräne ſtieg in ſein Auge, er wußte nicht woher? ob von dem flammenden Schein, oder aus der brennend innerlichen Qual? Das verſteinerte Herz war dieſer wohlthuenden Quelle lange verſchloſſen geweſen, jetzt fiel mit dem erſten Tropfen ein Fels von dem Herzen dieſes Unglücklichen. Ein Vorhang von grünem Raſch, der ſtatt der Mittelthür diente, und hinter welchem Schritte eines Mannes hörbar wurden, rauſchte im Luftzuge. Muſik ſcholl von unten herauf, der Kranke lauſchte geſpannt, doch nicht dem Tuſch der betrunkenen Spielleute, ſondern einer Rede voll Wohllaut, die ohne Antwort blieb. „Es klingt wie das Auswendiglernen einer Rolle und doch ſo innig, ſo natürlich!“ ſagte er und zitterte heftig. Jetzt wurde das Wort „Bruder“ in erſchütterndem Accent geſprochen, hinter dem Vorhange vernehmlich. Jener raffte ſich auf, ſeiner Schwäche ungeachtet. Er ſchlich zum Vorhang hin, ſchlug ihn zurück und ſah einen jungen Mann von ſchlanker Länge, nachläſſig in einen weißen Mantel gehüllt, auf und nieder ſchreiten. Jetzt wendete er ſich, ihre Augen trafen einander — und mit einem durchdringenden Wehruf ſtürzte der Kranke ohnmächtig zu ſeinen Füßen nieder.

Als Dillon zurückkehrte, ohne einen Arzt gefunden zu haben, fand er ſeinen Gefährten bewußtlos, mit tiefhangendem Geſicht, in den Armen eines Fremden. Dieſer, bleiches Entſetzen in ſeinen Zügen, war angſthaft um ihn beſchäftiget und ſichtbar froh, daß nun ein Dritter ihm zu Hülfe kam, der noch überdieß das Näherrecht zu dieſem Beiſtand hätte. Auf die erſchrockene Frage des Alten, was hier geſchehen, vernahm er den Vorfall. Doch als ob er die alte, treue Stimme erkenne, die ihn rührend bat, zu ſich zu kommen, ſchlug der Ohnmächtige, ſobald Dillon zu ihm ſprach, die Augen auf, aus denen der Geiſt des Todes blickte. Er ſtarrte, wie mit tiefem Beſinnen, eine breite, rothe Narbe an in des Fremden Bruſt, die in der Anſtrengung, womit er ſich um ihn beſchäftiget hatte, unter dem feinen Oberhemde, was ſich verſchoben, ſichtbar und noch röther geworden war. Dann athmete er ſtöhnend, ergriff die Hand, die ihn ſanft bewältigte, und umſchloß ſie krampfhaft.

Der Fremde ließ den Arm ſinken und ſagte mit bebendem Tone: „Es iſt mein Bruder! derſelbe" — Er deutete ſtumm und ſchmerzlich auf die geheilte Bruſt, und das Herz darin blutete.

Aber Dillon weinte vor Freuden. Er ſprach: „Nun ſtirbt er getröſtet! Er ſieht die tödtliche Stelle geheilt — Ach, mein Herr! ſollten unſere Brüder auf Erden, alle die

Wunden ſehen, die ſie ſchlagen, und die nicht heilen, Wenige, ſage ich Ihnen, könnten ihr Auge ruhig ſchließen.“

„Wahrſcheinlich hat er mich für meinen Geiſt gehalten,“ entgegnete Wolfram — unſere Leſerinnen wiſſen, daß er es war — „jenen weißen Mantel trug ich damals, ſo mag mein Bild ihm vorgeſchwebt haben.“

Darauf enthüllte Wolfram nun, wenn auch in befangener Kürze, die Folgen jener ſchweren That, ſo wie den Anlaß ſeines Hierſeins. Ein junger Menſch, den er mit ſich genommen, hatte hier eine kranke Mutter, und Wolfram, der das Gefühl kannte, eine Mutter im Elend wiſſen, hatte ſich freiwillig dazu verſtanden, in dieſem Oertchen zu übernachten. Er ging nach G—, die verſprochenen Gaſtrollen dort zu geben, und übte ſich die Schlußſcene in Nathan dem Weiſen ein, als ſein bitterſter Feind verhängnißvoll mit ihm zuſammentraf.

Dillon erwiederte hierauf: „Die Kunſt iſt Ihnen demnach eine tragiſche Freundin, und dieſer Mantel ſcheint beſtimmt, Ihr Herzeleid einzuwickeln. In mancher Rolle unſeres Lebens hat man ein für allemal entſchiedenes Unglück.“

Wolfram nickte, und der Alte fuhr fort: „Wär' ich der weiſe Nathan, ich gäbe Ihnen den Rath, das Studium der Bühne und mich aufzugeben. Nehmen Sie ſich des Bruders an bei ſeinem Vater, todt oder lebendig!“ dieſe Worte ſagte der Franzoſe äußerſt leiſe und ſetzte flüſternd hinzu: „Den Beleidiger vertreten — was könnte beifallswürdiger ſein?“

Die Beiden ſaßen in der Nacht an dem kümmerlichen Lager. Der Sterbende athmete nur noch ſchwach. Schweiß perlte auf ſeiner Stirn, die Andern aber erſchauerten; der Thau des Todes verbreitet eine wunderbare, heilige Kühle.

Sie blickten in eine höhere Ordnung der Dinge, denn das Firmament war mit Sternen beſäet, welche die letzten Augenblicke eines verdunkelten Daſeins mit reinem Schimmer, mit dem Frieden der Unſterblichkeit anſtrahlten. Um die zweite Stunde entſchlief Wolframs Bruder ſanfter als jemals in ſeinem Leben und für immer, und die Hand, welche einſt die mörderiſche Waffe gegen ihn geführt, verkühlte in der ſeinen. Das Morgenroth färbte ſeine bleiche Hülle und zündete ihm die Leichenfackel an.

Längſt hatte Dillon dem nun Verſtorbenen feierlich verſprechen müſſen, daß er geöffnet würde, ehe man ihn begrübe. Bei der Section ward ſein Herz unverhältnißmäßig klein befunden und auch krank. „So wäre die Eiferſucht, dieſe engherzige, furchtbare Leidenſchaft, nichts als ein Naturfehler geweſen?“ ſagte der gute Alte, innerlich froh über dies Ergebniß. Wolfram lächelte düſter und ſprach: „Die Natur trägt viel; allein die Liebe, welche jedem Herzen einen Theil voll Allmacht verleiht, iſt ſtärker als die Natur.“

Nachdem der Todte ſtill beigeſetzt worden war, begleitete Wolfram den treuen Dillon nach Mühlenrädlitz, um dem Major Nordthurm die Nachricht von dem Ende ſeines Sohnes zu bringen. Das Herz deſſelben war verborgen mit ihnen, vielleicht auch ſein Geiſt!

In gänzlich veränderter Stimmung fand Nicodem ſich nach der Trennung von Dillon, und indem er die letzten Wege der Heimreiſe antrat. Von ihm hätte man nicht ſagen können: „Und er zog ſeine Straße fröhlich“ Einen ſchwermüthigen Ernſt, ein tieferregtes Gefühl hatte nicht

Bekanntſchaft in ihm nachgelaſſen, und es war, als wär' er auf geheimnißvolle Weiſe darauf vorbereitet geweſen. Wie gleichgültig, oder wie glücklich, wenn er nicht undankbar ſein wollte gegen die Gaben der ewigen Güte — erſchien ihm ſein Loos gegen das grauſame Geſchick dieſes Mannes deſſen harmloſe Zufriedenheit ihm ſo beſchämend als lehrreich geweſen war; wie ſchwanden ſeine idealen Wünſche vor der herben Wirklichkeit dieſes vielgeprüften Greiſes, der ſich die Fähigkeit der Hoffnung und der Freundſchaft zu bewahren gewußt! Vielleicht war die Gedankenreihe, die ſich jenen Mittheilungen anknüpfte, nur die natürliche Folge der Erfahrung, oder auch eine leiſe Wirkung der Sympathie. Was im Laufe der nächſten Sommernacht geſchah, wo dem guten Dillon der Faden einer Verbindung zerriß, an der er ſo lange feſtgehalten, als es eben nothwendig war — empfand Nicodem in jener unklaren Aufregung, die uns ein fernes Ereigniß mittheilt, ſobald es Diejenigen trifft, die in unſer Leben verwebt ſind. Der Ruck, der das Eine erſchüttert, bleibt nicht ohne leiſe Bebungen für ein Anderes, wäre es auch noch ſo fern; denn Geiſt und Liebe ſtehen in ewigen Wechſelbeziehungen. Indem er den Drang einer ängſtlichen Eile in ſich fühlte, hatte er dennoch nicht den nächſten Weg genommen und hielt auch nicht mit Fragen zurück, für die er ſelbſt keine Antwort hatte. Es war ihm, als müſſe er zuvor zu einem Reſultat gelangen, und dies eben verſagte ſich. War denn der Zweck ſeiner Reiſe erreicht? Daß ſie in der Hauptſache vergeblich geweſen, dies wollte Nicodem ſich nicht eingeſtehen. Sogar den Freund, den er mitnahm, brachte er nicht wieder. Er hatte ihn an die Liebe verloren, wenn dieſer ſelbſtſüchtige Ausdruck ſtatthaft wäre, da, wo das Glück des Freundes inniger noch an ſeine Stelle tritt. Dagegen hatte Nicodem andere Freunde in ganz fremden Menſchen gefunden, wenn auch nur flüchtig von ihnen berührt. Und wenn die Mutter ihn nun fragte, wo die Braut wäre, die er zu finden gehofft? Was ſollte er ihr ſagen? Ein lieblich Bild war auf dem Grunde ſeiner empfänglichen Seele, von der todten Leinwand dahin übertragen, mit jenen ätheriſchen Farben, die nur dem Unerreichbaren geliehen werden. Und dann, kleine Züge einer ſchönen, edlen Seele, in todten Buchſtaben niederlegt, die auf ſeinem verlangenden Herzen ſchliefen. Er ſah im Geiſte das Lächeln ſeiner Mutter, das Lächeln der ſanfteſten Ueberlegenheit.

„Und welche nähme ich, wenn ich Eine von Beiden haben könnte, die Gemalte oder die Geſchriebene?“ fragte er ſich ſelbſt. Schnell griff ſein Gefühl dem Sinne für das Geiſtigſchöne vor, und — „das Herz iſt weiſe,“ ſagt ein Dichter. „Aber dieſe holden Geſichtszüge können erdichtet ſein, und das Gemüth voller Flecken, dem ſie zum Schmucke dienen? Nein, nein, ſo blickt die Lüge nicht! ſo ſieht nur ein reines Weſen aus. Es giebt auch eine Wahrheit in der Idee. Dies iſt kein Geſchöpf der Phantaſie, es iſt ein erſchaffenes Mädchen, und man empfindet es. Wo habe ich die Augen gehabt, um nicht einzuſehen, daß der ſchönſte Theil jenes Bildes nothwendig zum Ganzen gehört? Dillon würde mir Auskunft über das Original gegeben haben, und ich — ich fragte ihn nicht! — Sind aber dieſe ſchriftlichen Zeugniſſe nicht viel verbürgender? mit nichten!“ dachte Nicodem. Niemand traue auf Briefe. Schreibende — weibliche beſonders — ſchmeicheln ſich nur zu gern mit Geſinnungen, die ihnen die ſchlimmſte Eitelkeit in die Feder dictirt. Das Papier iſt geduldig; das Wohlwollen, was ſich daraus ergießt, fließt nur in die Tinte und wird zu einem bittern Tropfen Täuſchung mehr. Dennoch — enthielte einer dieſer Sätze Ueberzeugung, einer nur! getroſt könnte ich mein Glück darauf bauen. Nicodem machte ſich die heftigſten Vorwürfe, Dillon das gefundene Heft nicht gezeigt zu haben. Er entwarf die abenteuerlichſten Plane, das in der Ferne nachzuſuchen, was ihm näher anlag, als alles Andere. Und was hält uns oft ſo unbewußt und ſo magiſch ab, von dem, was uns doch ſo nahe liegt und ſo leicht erſcheint? Eine gütige Hand iſt's über der Zeit, die ſich nicht vorgreifen läßt. Wenn die Menſchen ſich befangen fühlen, ſo iſt's nur ihre leibeigene Feſſel. Doch wohlgemuth, frei von Sorge wie von Reue bleiben, die inmitten unſichtbarer Fäden ſich in dem Gedanken gehen laſſen: Gott lenkt!

„Ich will meine Wahl lediglich auf Winke der Vorſehung ankommen laſſen“ — entſchied Nicodem; „und hat ſie mir deren nicht ſchon gegeben?“ Er rief den Traum der Jugend ſich zurück; die flüchtigſten Täuſchungen traten in ſeinen Ideenkreis. Nicodem war weder eine leidenſchaftliche noch flatterhafte Natur. Er war ein Mann von ſo regem als ſtarkem Gefühl; dennoch aber hörte er ſeinem Geſchlechte an, eben ſo wohl in der Leichtigkeit, einen Eindruck zu empfangen, als in der Gewandheit, ſich einer läſtigen Bindung zu entziehen. Jede Bewegung ſeines Herzens, vom Intereſſe der Tanzſtunde an, ward jetzt in ſtrenger Ruhe erwogen. Wie manches Champagner-Räuſchchen einer ſüßen Verliebung hatte ihn hier zu Gunſten einer blonden, dort einer braunen Schönheit fröhlich gemacht und hoffnungstrunken aber es dauerte niemals lange. Die Liebe iſt ein ernſter, tiefer Geiſt, kein Schaum! — und ob auch eine Göttin daraus hervorginge. War Nicodem einmal begeiſtert geweſen, ſo gab ein geringer Umſtand den totalen Niederſchlag für ſein Gefühl, und er ward nüchterner als zuvor. Ein paarmal hatte er wohl wirklich zu lieben geglaubt. Ein ſüßes Mädchen, ſchüchtern, voll Jugendreiz. Dieſe Neigung war ſehr zart und leiſe gehalten; auch hätte es eine gute Weile währen mögen, ehe ſie an das Ziel gekommen wäre. Da griff der Vater tölpiſch in das feine Gewebe anziehender Kräfte und verletzte ſeinen Stolz — ſo daß Nicodem ſeinen Gegenſtand für immer verließ. Was aber konnte denn das arme Kind dafür? höre ich meine Leſerinnen fragen. Die Liebe hat ihre eigene Logik, und iſt höchſt ſelten richtig zu nennen.

Nicodem hatte längere Zeit jene Kränkung nicht vergeſſen und erkünſtelte eine froſtige Gleichgültigkeit gegen das zweite Geſchlecht, die ihm nicht natürlich war, und die endlich an dem ſanften Feuer eines ſchönen Blickes ſchmolz. Nicodem ſah ſich überſchwänglich aufgenommen, und die Thorflügel des altadeligen Hauſes, aus dem das Fräulein war, thaten ſich weit vor ihm auf, da ihn der Zufall einführte. Der Vater, an Töchtern reich, fand ſich veranlaßt, einem jungen Manne auf das einnehmendſte zu begegnen, der ihm als Schwiegerſohn willkommen geweſen wäre.

Nicodem wich beinahe zurück, als man ihm ſo dringend entgegenkam; allein er fühlte ſich mächtig angezogen. Sein Magnet war jedoch von Schweſtern umſtellt, die ihm widrig waren, und die ihm — er fühlte es mit der entſchiedenſten Abneigung — auflauerten, wie wenn ein Wild gejagt werden ſoll. Nicodem hielt ſich vorſichtig in gemeſſener Ferne, nur einigemale riß ſein Gefühl ihn nähernd hin. Dennoch zögerte er unentſchloſſen und kämpfte mit ſich ſelbſt, indem er bedachte, daß, wenn der Vater ſtürbe, der an krampfhaften Zufällen litt, ihm dieſe Töchter edler Herkunft ſämmtlich zur Laſt fielen. Auch mochte er ſich nicht fragen, was ſeine Mutter, die in ihrer ſtillen Würde ſo ſchweigſam an ſich hielt, wohl zu dieſer elſterhaften Verſchwägerung ſagen würde? — Sein häuslich Neſt könnte wohl ſolchergeſtalt nicht auf Ruhe gebaut und mit manchem Dorn durchflochten ſein, fürchtete er. Doch würde die Liebe geſiegt und Nicodem das Fräulein geheirathet haben, wenn dieſer Schritt nicht von ihnen verhindert worden wäre, die ihn zu beſchleunigen dachten. Er erhielt ein Schreiben von der Dame ſeines Herzens, worin ſie ihn bat, daß er ſich für ſeine Abſicht erklären möge, indem eine andere Partie ſich darböte, die in Betracht zu ziehen wäre. Dies Wort zerriß den beſtrickenden Faden dieſer zärtlichen Verbindung, und er gab ſie frei, die er geliebt. Wer ſich nicht erklärt, iſt ſich ſelbſt noch nicht klar, und ſolch eine Frage wird ewig nur ſolch eine Antwort haben.

Nicodem ſah jetzt ein, daß eine glückliche Liebe auch unter dem Schutze der Verhältniſſe ſtehen müſſe. Er gab es einſtweilen auf, nach ſeinem Wunſche zu finden, was er ſuchte; darüber waren Jahre vergangen. Nicodem blieb ruhig ohne lieblos zu werden, auch traute er ſeinem Gefühl nicht mehr ſo unbedingt als ſonſt. Denn als er ſpäter beide Mädchen als Frauen wieder ſah, hatte die Erſte jeden Reiz, die Zweite allen Werth für ihn verloren.

Wir finden Nicodem nun auf dem Punkt der Selbſtbetrachtung wieder.

„Vielleicht," ſagte er ſich, „war mein Streben, ein Weib zu finden nach meines Herzens Sinn und Wunſch, nicht angelegentlich genug? Vorwerfen muß ich mir, daß ich weiblichen Umgang nicht vorzugsweiſe ſuchte. Oder ich fand nicht Gelegenheit, ein Weſen zu treffen, was mich beglückt hätte, weil ich die Mädchen nie in der Mehrzahl kennen lernte, um ihren Werth zu unterſcheiden? Dies Geſchlecht hat viele Nieten und Nullen“ — da hielt der Wagen vor einem prächtigen Hauſe, wo die Reiſenden erfriſcht wurden. Drinnen war der Wirth im heftigſten Zanke mit einem jüngeren Manne, der ſogleich entwich, als der ſtattliche Gaſt eintrat. Nicodem forderte ein Gläschen bayriſch Bier und gerieth in ein Geſpräch mit dem Schenken. „Es war mein Bruder,“ ſagte er, und ſeine Stimme bebte vor Zorn, „mit dem ich einmal loslegen mußte. Vor ein paar Jahren habe ich einen Antheil am großen Looſe gewonnen, ſo daß ich aus einem armen Dienſtmanne in Schadewinkel ein großer Brauherr hieſigen Ortes geworden bin. Das hat meinen Bruder, der ſonſt ein ordentlicher und fleißiger Menſch war, rappelköpfiſch gemacht. Ich lieh ihm ein Capital zu einer kleinen Pachtung ohne Zinſen, bis er ſich gerafft haben würde. Das nimmt er, verſpielt es in der Lotterie und ſetzt ſich an die Collecte, um nur gleich bei der Hand zu ſein, wenn die Goldfäſſer gerollt kommen. Nun fällt er ſo lange durch, bis er mir ganz und gar zur Laſt fallen wird. Der Thor, der! als ob ſich das zwingen ließe! das liegt lediglich in Gottes Hand. Ein armſeliges Achtel hat mir ein ſchönes Brauhaus gebaut, er ſtürzt ſich mit Force ins Unglück. Das kommt mir gerade ſo vor, als wenn Einer heirathen will und dächte, nur unter Vielen fände er die Beſte. Grade umgekehrt! eine gute Frau iſt etwas recht Einzelnes — das weiß der liebe Gott!“

Nicodem bezahlte die kleine Zeche und dankte dieſem Manne im Stillen.

Unſere innerſten Fragen zu beantworten, hat auch das

Schweigende eine Zunge, wie viel mehr ein fremder Mund. Nicht von unſern Vertauteſten dürfen wir Aufſchlüſſe erwarten über uns ſelbſt. Den Schlüſſel zu unſerm eigenſten Geheimniſſe kann auch der Unbekannteſte handhaben; es kommt nur darauf an, ob wir den Gebrauch geſtatten. Doch müſſen wir zuvor ruhig werden, ehe wir erfahren, was in uns vorgeht.

Eben ſo ſendet das Schickſal Boten, leiſe anzudeuten, was uns nahe iſt; aber ihre Geſtalt iſt oft ſo geiſtig, daß ſie im Fluge des Gedankens an uns vorüberſchweben, ohne daß die Seele eine zärtere Notiz von ihnen nähme; nur wenn unſer Herz ſtärker klopft, nur daran merken wir, daß etwas draußen ſteht. Die menſchliche Natur iſt gewiß höchſt fähig, den Willen ihres Urhebers auszuſprechen; aber der Sinn für dieſe göttliche Sprache will geübt ſein. An unſern Gefühlen — wären ſie reiner und tiefer — würden wir die Zukunft erkennen, die unſer wartet. Ein weiſer Gärtner kennt die Geſtalt der Blume, welche in der verſchloſſenen Knospe ruht; er weiß, welche Farben der leiſe Hauch des Frühlings entfalten wird. Nur deßhalb, weil unſer Blick ſo ſelten auf das ewige Werden gerichtet iſt, weil wir weniger vertraut mit den Kräften Gottes ſind, als ſtolz auf unſere eigene Kraft, die nicht einen Grashalm beugen, kein Blatt der Lockenweide rollen kann, nur deßhalb geht die Vorempfindung des Künftigen ſo oft verloren, und wir wiſſen weder, welche Roſe uns aus dem Mooſe aufblüht, noch wo ein Kelch uns bereitet wird. —

In jener namenloſen Umdüſterung des Geiſtes, die ſich in der Regel als eine trübe Ahnung erweiſt, legte Nicodem die letzten Meilen ſeiner Reiſe zurück. Und doch ging die Sonne des Tages, an dem er ſeine Mutter wiederſehen ſollte, mit ſanften, goldenen Blicken auf die Neige. Zum erſten Male fiel es ihm beſorglich ein, daß er wohl nicht Alles finden könnte, ſo wie ſonſt. Auch etwas Trauriges konnte ſich ereignet haben; doch dieſen Gedanken, wie hätte er ihn faſſen mögen ſo nahe der Heimath? Der Wagen fuhr ihm zu langſam, der leichte Kies des Weges däuchte ihm eine ſteinichte Ader, ſein Blut rollte ungeſtüm. Dort lag die Kirche; die langen Fenſter leuchteten ſafranfarbig. Nicodem ſah hin, wie auf ein hohes Feſt, mit einem Gefühle der Andacht und der Freude. Das Pfarrhaus war zwiſchen dem laubigen Grün zu erblicken, um deſſen warmen, ſonnigen Schein ſchon der Duft des Abends ſchwebte. Sein Herz grüßte den Erzprieſter. Jetzt trat das Schloß hervor im vollen Glanze der Abendſonne, und hinter dieſen flimmernden Scheiben wartete ſein das Auge, der Anblick einer Mutter wie Frau von Wahl. Entzücken ſtrahlte in ſeine Seele; kaum dachte er in dieſem Augenblicke an Thereſens liebliche Erſcheinung.

Hier ſchäumte der Mühlbach — es war das traute Geräuſch aller vergangenen Jahre ſeines Lebens. Und nun vernahm er den Klang der Schloßuhr. Welch eine Magie liegt in der Uhr der Heimath! Ihre Schläge, wenn wir fern waren, bewegen unſer Herz zeitlebens im Gedächtniſſe alles deſſen, was ſich ſeitdem verändert hat. Die Zeit berührt uns wie mit einem Gefühle der Dauer, und die Uhr, welche unſerer Jugend Stunden ſchlug, wird uns gleichſam ein Vorſchlag der Ewigkeit, des jüngſten Tages.

Es war ein befremdender Zufall, daß kein menſchliches Weſen dem heimkehrenden Sohne der Gutsfrau begegnete. Der Wagen rollte auf den Hof; auch hier war Niemand zu ſehen. Nicodem beeilte ſich, die Mutter im Garten zu überraſchen, die er darin vermuthete. „Dort ſteht ja der Wagen der Madame Jagemann, alſo iſt ſie hier“ — ſagte er zu ſich ſelbſt, und wie von einem Inſtincte der Ueberzeugung getrieben, die eine heimliche Angſt ihm weigerte, trat er flüchtig hinzu. Die Remiſe ſtand weit offen, und ein ſtarker und übler Geruch erfüllte ihre Atmoſphäre. Der koſtbare Wagen lag voll Blumen, die den bangen Odem ihrer Verweſung aushauchten, und deren niedergetretene Blätter in einen öden Umkreis gefallen waren. Ein unwillkürlicher Schauder flog die Nerven deſſen an, der abweſend war, als ſie zu einem Opfer der Freundſchaft beſtimmt waren. Es war ihm, als hätte ein Feind mit wüſter Senſe den Garten — die liebſte Freude ſeiner Mutter — niedergemäht. Ach! wohl war es ſo. — Schon legte er den Griff an die Gartenthür, als er zwei militairiſche Männer von vorgerückten Jahren auf ſich zukommen ſah. Sie ſchienen in einem ernſten Geſpräch vertieft. Mit gleichen Schritten maßen ſie die Länge des Ganges; aber die untergehende Sonne blitzte auf verſchiedene Abzeichen ihres Standes. Sie ſahen weder rechts noch links, wie wenn man auf längſt bekanntem Boden einherſchreitet, und es war Nicodem wiederum, als hätte ein kriegeriſcher Eingriff ſich dieſes umfriedigten Gebiets bemächtiget.

So eben ſchlich ein ſchwachſinniger Alter, der ehemals Stallwärter geweſen, mit einem Krüglein in der Hand, kummerſchwer an ihm vorüber.

„Heinz, komm mal her!“ rief Nicodem mit unterdrückter Stimme. „Wer ſind die beiden Officiere dort im Gange? Iſt Einquartierung auf dem Schloſſe?“

„Die könnten wir brauchen!“ murmelte Heinz. „Nein, es ſind nur Gäſte. Der Eine iſt des Fräuleins Vater —

der Andere ein Herr General — des Fräuleins Bräutigam, wie man ſpricht. Ach! jetzt ſeh' ich erſt, hilf Gott! der gnädige Herr. Ach! wie gut iſt's doch, daß Ew. Gnaden nur kommen. Die gnädige Frau befinden ſich ſehr ſchlecht; Pferde ſind nach allen Seiten fort, den Doctor und Barbier zu holen.“ Heinz trocknete ſich mit dem naſſen Zipfel der Stallſchürze die Augen, die nie über eine gütigere Herrſchaft geweint.

Nicodem ſtieß einen Laut des Schreckens aus, ſchob im Nu den Alten auf die Seite und über den Hof hin mit großen Sätzen die Treppe hinauf. In einem Gemach, was zu dem Schlafzimmer ſeiner Mutter führte, ſtand er nun, bleich, mit eingefallenem Geſichte, athemlos, als ob er der Vorläufer des Todes wäre. Jetzt fühlte er die lähmende Gewalt der niederſchmetternden Nachricht, ſeine Glieder ſchlotterten, er hielt ſich auf das Aergſte gefaßt; aber er bedurfte einiger Minuten, um es zu vernehmen. Die Kraft dazu war ihm entwichen. Drinnen war es ganz ſtille; nur ein Seufzer ſäuſelte, vor dem ſein Herz erbebte. Dieſes Herz that ſtarke Schläge der Angſt — er klopfte dreimal leiſe mit dem Finger und ſank dann in bängſter Erwartung auf einen Stuhl. Die Jungfer der Frau von Wahl trat heraus. Furcht und Frage, wer hier zu ſtören gewagt, ſchwebte auf ihrer blaſſen Stirn. Doch als ſie ihn erblickte, der wie gerufen kam, entſetzte ſie ſich wie vor einem citirten Geiſte und brach in helles, bitteres Weinen aus.

„Sprich, Sally, um Gotteswillen ſprich!“ flehete Nicodem, „wie ſteht es um die Krankheit meiner Mutter? Es iſt vorbei; ich ſehe es an Deiner Miene, in Deinen Thränen.“

„Sie wiſſen, gnädiger Herr?“ ſprach Sally zitternd.

„Ach, Gott ſei ewig Dank, daß Sie nur da ſind! Verhehlen kann ich's nicht, die gnädige Frau ſind bedeutend krank.“

„Seit wann?“ fragte ihr Sohn ſo heftig, als wolle er inmitten dieſer dringenden Gefahr ihren Anfang meſſen, und deutlich ſagte der Ton dieſer Frage, daß für ſeinen Antheil kein Augenblick mehr zu verſäumen wäre.

Die Jungfer antwortete: „Gnädige Frau hatten ſich über den plötzlichen Tod der Madame Jagemann dermaßen alterirt, daß ein paar Tage darauf ein Nervenfieber ausbrach. Die Krankheit iſt im Steigen, wir aber wollen den Muth nicht ſinken laſſen. So lange ein Athem weht, ſoll man ja hoffen.“

„Madame Jagemann todt?“ rief Nicodem mit Schmerz. „Was werde ich noch hören? Kann ich meine Mutter ſehen?“

„Gnädige Frau ſind gar nicht bei ſich“ — erwiederte Sally. „Mir hat der Arzt die alleräußerſte Ruhe anbefohlen. Wir wanken und weichen nicht, weder Tag noch Nacht.“

Doch ſchon trat Nicodem in die Dämmerung des Krankenzimmers. Ein lieblicher Roſenſchein, den die Gardine warf, war über das Bett ausgegoſſen, worin die Mutter mit glühendem Geſicht, mit dem wirren Lächeln des Fiebers lag. Nicodem ſah mit unſäglichem Weh, wie bewußtlos ſie der geliebten Nähe des ihr Theuerſten auf Erden blieb; er ſah das Nervenhüpfen der zarten, weißen Hand, die ſich ihm nicht zum Willkommen entgegenreichte.

Doch jene holde, ſtille Geſtalt zu Häupten des Bettes, die ſich zärtlich auf die Kranke niederbeugte, war dies vielleicht der Todesengel? So lieblich könnte er nur der verkannten Liebe erſcheinen. Das letzte aufleuchtende Licht der Sonne erwärmte den Purpur, der dieſe jugendliche Geſtalt verhüllte, ſo daß ſie ein Engel ſchien. Bei dem leiſen Geräuſche des Eintritts, wie ſacht er auch geſchah, wendete ſich jenes geſenkte Angeſicht danach um. Nicodem war wie vom Blitze gerührt, und doch war es nur ein ſanfter Blick, der in ſein Auge traf. Er ſah das Urbild jenes Mädchens, was Thevigny gemalt, und dieſes Mädchen war Thereſe, die Braut des Generals, den er eben leibhaftig geſehen; die Pflegerin und Pflegetochter ſeiner Mutter, und ſeine Mutter war beinahe ſterbend. —

Der Vorhang, jener purpurſeidene, möge über den Zuſtand ſeiner Seele fallen. Die Vorſehung verhüllt auch, um ſich verklärt zu zeigen, und wir ſagen: „Einſt werden wir erkennen, wie ſo oft ein ſcheinbar Unglück unſer beſtes Glück war.“ — — Wir ſagen es mit dem Dichter, der im göttlichen Tiefſinne der Poeſie in die Hölle hinabſtieg, um ſich im erhabenſten Fluge des Gedankens zum Lichte des Himmels aufzuſchwingen.

Die Krankheit der Frau von Wahl war äußerſt langwierig geworden, und erſt nach dem Verlaufe mehrer Wochen gab der Arzt eine ſchwache, immer noch unbeſtimmte Hoffnung. Bis dahin hatte ihr Sohn die theure Mutter nicht verlaſſen können; doch auch Thereſe ließ ſich nicht verdrängen. So waren die Beiden beſtändig zuſammen, nur getrennt durch den ſchmalen Raum des Krankenbettes, das der Inhalt all' ihrer bangen, zärtlichen Sorgen war; beiſammen in jener unausſprechlichen Herzensbedrängniß, in jener Schweigſamkeit, welche das Element der Liebe zu dem Athem des Mitleids miſcht. Die Kranke theilte ihre matten Blicke zwiſchen ihnen, und oft drückte ihre Hand jener Hände in leiſer Vereinigung. Selten befand ſich wohl ein Mann in einer peinlicheren Lage, als Nicodem; in ſolcher Beziehung zu dem Mädchen, das er ſo lange geſucht hatte, deſſen Bild längſt zuvor in ſeiner Seele lebte, ehe der Zufall es ihm enthüllte! — Und nun verurtheilt, im Zwange des Ausharrens tauſendfache Liebe zu lernen, durch das tiefſte Schauen einer eben ſo rührenden als treuen Liebenswürdigkeit. — Wenn es Proben für den Eheſtand gäbe, ſo wären wir geneigt, deren zwei als untrüglich vorzuſchlagen: eine gemeinſame Reiſe und das getheilte Intereſſe für ein Krankenbett. Die erſtere iſt ein Bild der Neigung, wie der Fähigkeit, ſich zu fügen; Frau und Gefährtin iſt gleichbedeutend, und der enge Raum des Wagens umfaßt ein weites Feld für den Beobachtungsgeiſt des Mannes. Eine Reiſe entrückt der Zeit, ſo auch kleinliche Rückſichten, und nirgends tritt das Weſen oder der Mangel an Uebereinſtimmung deutlicher hervor. Die Prüfung der zweiten Art iſt anders zu betrachten, doch vielleicht eben ſo entſcheidend. Ein Krankenbett hebt über alle Formen hinweg und führt Nächte herbei, die ein himmliſches Licht auf den Charakter des Weibes fallen laſſen, dem der Mann ſein lebenslängliches Glück anvertrauen möchte. Es erweiſt die köſtlichſten Kleinode der weiblichen Seele als echt, und zeigt, welch einen Schatz von Treu' und Liebe der Buſen einer Frau bewahren kann. Der Mann ſieht, daß er für den wichtigſten Theil des Schickſals, für das Leid des Lebens, ein Herz von probehaltigem Werthe beſitzen würde, ein Herz, liebreich, voll zarter Theilnahme und unüberwindlicher Geduld.

In dieſem Falle war Nicodem. Der Arme ſah, welch eine Perle für ihn verloren ſei. Und an wen? An einen Mann, gegen den er den ſtärkſten Abſcheu fühlte, obgleich nie beleidigt von ihm. Nicodem würde ſeine Abweſenheit unverwünſcht haben, wenn er nicht dadurch erfahren, wie unwürdig General Grandſon Thereſens wäre. Im lebhafteſten Kampfe der Gefühle wußte er nicht, ob das Fräulein gewarnt werden dürfe; ob es nicht vielleicht zu ſpät ſei. Dieſe Frage ſcheute er aus einem unbezwinglichen Gefühl; aber er empfand auch, daß er alsdann ihrem Beſitze entſagen müſſe, weil ſein Stolz ſich gegen die Vorſtellung ſträubte, im Verdachte des Eigennutzes zu erſcheinen und von der Verwerfung eines Andern Vortheil zu ziehen.

Wie heiß war der Drang, nur eine kleine, klare Viertelſtunde mit ſeiner Mutter ſprechen zu können. Allein Frau von Wahl lag in tödtlicher Schwäche; ihre Gedanken waren noch hinſchwindend, und jede Aufregung mußte unterbleiben, wenn ihre Geneſung fortſchreiten ſollte. Der Arzt verbürgte ſich nunmehr, daß die Kranke gerettet wäre, als Nicodem ein Schreiben erhielt vom Präſidenten, der ihm perſönlich wohlwollte, worin er ihn dringend zurückberief. Ein Mitglied des Collegiums war geſtorben, ein anderes entlaſſen — die Actenſtöße wüchſen zu einem Rieſenwerke an. Vielleicht war es dem Aſſeſſor nicht unlieb, Berufs wegen einer Gefahr entrinnen zu können, welche ihm kaum minder furchtbar erſchien, als die, worin ſeine theure Mutter geſchwebt hatte. Was iſt Verluſt des Lebens gegen jenen Tod, der allein das Herz trifft? Dieſe drohende Angſt, worin wir fürchten, das Liebſte könne uns von irgend einem Menſchen entriſſen werden, leidet kein Verhältniß zu der Alles ſänftigenden Stille, zu jener friedſamen Gewißheit, daß es nur des Himmels Wille iſt, den wir ertragen.

Hier beugen wir uns unter Gottes Hand; die größere Unterwerfung iſt die größte Ehre, und dieſe verleiht Muth. Dort wird mit aller Tapferkeit der Liebe ein Beſitz nicht zu erkämpfen ſein, woran unſer Glück, das Leben unſeres Lebens hängt.

Und die Wahrheit dringt niederſchlagend durch unſere Seele, daß gegen die zwingende Gewalt der Verhältniſſe der Einzelne vergebens ankämpft und ihnen dennoch, dennoch! erliegen muß.

Nicodem war gezwungen, in überhäufter Arbeit von dem Gedanken zu abſtrahiren, der ihn einzig beherrſchte; zugleich ward er von längerem Verweilen in Groß-Eſenbach abgehalten. Täglich brachte ein reitender Bote ihm Kunde von dem Befinden ſeiner Mutter, deren Herſtellung er in den beſten Händen wußte, und ſo verſchob er ſein Hinauskommen von einem Tage zum andern.

In ſeinen ſparſamen und ſpäten Mußeſtunden nahm er ſeine Zuflucht zu dem gefundenen Hefte, und las wieder und wieder; und es war dann, als ob eine ſanfte, zuverläſſige Freundin ihn tröſte. „Habe ich doch Dich noch,“ ſagte er traurig. Es ängſtete ihn nicht, wo er diejenige finden würde, deren Gedanken er gefunden; er fühlte, daß er ein Pfand in ihnen beſaß. Und hierin zeigte ſich der Unterſchied ſeiner Empfindung. Die Freundſchaft, dieſe Sympathie des Geiſtes, iſt Verſicherung, während die Liebe ſich ihres Gegenſtandes heiß und heftig zu bemächtigen ſtrebt.

Endlich erhielt Nicodem wieder das erſte Billet von ſeiner Mutter. Wie ſtark mußte ihre Hand noch zittern! An den kleinen, unſichern Buchſtaben ſah er ihre große

Schwäche. Sie bat ihn, dieſen Abend herauszukommen. Er legte den Weg zu Pferde zurück, weil es ihm an Bewegung fehlte. Seine Geſundheit hatte in der letzteren Zeit gelitten, und ſein Ausſehen zeugte davon. In Groß-Eiſenbach angekommen, fragte er ſogleich, ob ſeine Mutter allein wäre, und empfing zur Antwort, gnädige Frau hätten den Verwalter von Seedorf vorgelaſſen, der noch da ſei.

„Nun, ſo will ich nicht ſtören,“ ſagte Nicodem, „und einſtweilen in den Garten gehen.“ Sprach's und ſchritt mit weiten Schritten dem offenen Eingange zu. Es war einer jener Sommerabende, die ſchon einen leiſen Hauch des Herbſtes haben. Die Sonne war den ganzen Tag unſichtbar geweſen, ein paar Mal hatte es ſogar geregnet, doch nur in einem Schauer, das ſchnell vorüberging. Die Luft hatte jene melancholiſche Färbung, jenen trüben Athem, der ſich ſo leicht mittheilt in dem tief empfundenen Bedürfniſſe, daß es klar werde um uns her. Nicodem war mit klopfendem Herzen an jene Laube gekommen, worin Madame Jagemann zum letzten Male ſchlief — da ſtand Thereſe, mit dem Rücken gegen ihn gewendet. Sie mußte in tiefen Gedanken ſtehen, daß ſie ſein Kommen nicht merkte. Einen kleinen Blumenſtrauß in ihrer Hand, friſch gebunden und noch naß, ſchwenkte ſie ab, und Nicodem war ſo nahe, daß die fliegenden Regentropfen ihn beſprengten. „Fräulein!“ ſagte er ſo leiſe als möglich, „wozu weihen Sie mich ein?“

Bei dieſem bebenden Tone fuhr Thereſe zuſammen, als ob ein Erdbeben den Boden unter ihr erſchüttert hätte. Das Schamroth des überraſchten Herzens überflog im feinſten Incarnat ihr liebliches Geſicht, und als es im raſcheſten Wechſel der Farbe in zarte Bläſſe überging, ſah Nicodem, daß auch ein Schauer über dieſe friſche Blüthe gegangen war. Dieſe lieben, ſchönen Augen ſchienen benetzt geweſen zu ſein, und ein Wölkchen der Wehmuth ſchwebte noch über dem Blicke, der, entzückt, doch traurig, tief in ſeine Seele drang.

„Gottlob, wir ſehen uns heute froher wieder!“ ſagte ſie mit einer Stimme, welche dieſem Ausrufe nicht ganz entſprach. Sie reichte ihm die Hand, und unbewußt die mit dem Sträußchen. Nicodem nahm die Blumen, die ein wenig bebten, und antwortete gerührt: „Fräulein, wie viel tauſend Dank bin ich Ihnen ſchuldig! Wäre es nicht mein Herz, was dieſe ewige Verpflichtung übernähme, ich müßte unter ihrer Laſt verzagen.“

„Was ſagen Sie doch?“ erwiederte Thereſe in aller Unſchuld; „es war ja auch meine Mutter, die ich pflegen half. Ich weiß nicht, wie ich ihren Tod hätte ertragen können. Doch, dem Himmel ſei Dank! ſie lebt!“

„Sie lebt!“ wiederholte Nicodem; aber ſo, als ob noch irgend eine theure Hoffnung ihm im Sterben läge.

„Das iſt ein glücklicher Tag heute!“ ſagte Thereſe und ſchritt an ſeiner Seite den Gang entlang. „Wir vermuthen, daß mein Vater kommen wird; dann habe ich einen Brief erhalten“ — —

„Kommt Oberſt Holm allein?“ unterbrach Nicodem mit wunderlicher Haſt die Worte Thereſens.

„Mein Vater kommt allein,“ entgegnete Thereſe, indem ſie den Accent verſetzte, den ſie mit jener Zartheit des Sinnes aller Sinne herausgehört; „aber er wird von mir begleitet abreiſen, da er es nicht für ſchicklich hält, daß ich nun länger noch hier bleibe.“

Nicodem kämpfte mit ſich; doch ſagte er nur: „Wenn nicht ein unwiderruflicher Entſchluß Sie, liebes Fräulein, uns entzieht; ſo wird Ihr Herr Vater zu bewegen ſein und Sie uns noch laſſen, da meine arme Mutter Sie, jetzt zumal, ſchmerzlich vermiſſen dürfte.“

„Vielleicht läßt mein Vater mich noch hier“ — ſagte Thereſe zuverſichtlich, „bis Frau von Wahl ſo weit iſt, daß ich mit Ruhe ſcheiden kann. Ach, das wird nie geſchehen; denn ich werde nimmer, ewig nicht aufhören, mit Sehnſucht an meine gütige Freundin zu denken.“ Und Thränen miſchten ſich in den ſüßen Laut ihrer Stimme.

Nicodem fühlte, als müſſe er dem Engelskinde zu Füßen ſtürzen, als dürfe er länger nicht an ſich halten. Da kam Thereſe ihm zuvor und ſprach: „Um wieder auf den Brief zu kommen, deſſen ich vorhin erwähnte. Er war von meinem alten Dillon, und dieſes Schreiben ſagt mir, außer manchem Tröſtlichen, auch, wie ſchnell, wie augenblicklich ſich Alles ändern kann.“

„Dillon! ſchrieb er Ihnen?“ fragte Nicodem, und eine weſentliche Frage ſchlüpfte in ſein Herz zurück; doch ſchwebte deutlich vor ſeiner Seele, was ihm mit dieſer Bekanntſchaft begegnet wäre.

„Ja, wir ſchrieben uns,“ ſagte Thereſe; „ich ihm deutſch, er mir franzöſiſch, zu gegenſeitiger Uebung. Das iſt nun auch vorbei und ich finde den lieben Lehrer nicht mehr.“ Thereſe ſeufzte.

Wie leiſe bereitet der Allliebende vor, aber auch wie weiſe! Eine geheime Ahnung ſchwellte Nicodems Herz. Sie gingen weiter, die Natur athmete in der ſanfteſten Stille, der Wind ſchwieg tief, kein Luftchen regte ſich; das Blatt, was dem Laube der Bäume entwehte, wäre geräuſchvoll geweſen. Da fiel ein Frühapfel vor ihnen nieder. Thereſe ſchien betroffen über dieſe Zufälligkeit. Nicodem hob ihn auf, betaſtete ſeine würzige, abendduftige Schale und ſprach: „Ich begreife es nicht, was gab den Impuls zu dieſem Falle?“

„Ach, da ſind die Geiſter in der Luft, unſichtbare, höhere Weſen, die da wiſſen, wenn ein Moment reif iſt!“ ſagte Thereſe mit einer faſt kindlichen Schüchternheit und Scheu in der Miene, die ihr ausnehmend wohl ließ, und ſetzte hinzu: „Daraus erklärt ſich Alles, was irgend vorfällt. Dies iſt die Meinung unſeres Pfarrers. Was mich betrifft, ſo denke ich, der Apfel hing nicht feſt; doch erſcheint mir dieſe Frucht ſtets verhängnißvoll.“

„Sie denken an Ihre Stammmutter?“ fragte Nicodem mit kaum merklichem Lächeln.

„Nein,“ antwortete Thereſe, „an eine andere Mutter denke ich. Die *Fehler* meines Geſchlechts liegen oben auf, ſein Unglück hingegen wird ſelten ſo tief aufgefaßt, wie ich es jüngſt in einer kleinen Geſchichte fand, die mich innigſt rührte. Es war einmal eine große, griechiſche Kaiſerin — der Name thut wohl nichts zur Sache? — die ihren einzigen Sohn gern verheirathet geſehen hätte“ — —

„Gott!“ rief Nicodem in überwältigender Freude, unfähig, mehr als dieſen Anfang zu vernehmen, „ich kenne dieſe Geſchichte, ich weiß das Ende. Thereſe, kennen Sie dieſe Blätter? Er zog jenes inhaltreiche Heft aus der Bruſttaſche. Thereſe langte danach, tief beſchämt, daß ihr geheimſtes, jungfräuliches Denken in den Händen eines jungen Mannes wäre.

„Das hätte ich dem alten Dillon doch nicht zugetraut,“ ſagte ſie gekränkt. „Wie kamen Sie zu meiner Handſchrift, Herr von Wahl?“

„O, nur ſeinem Gedächtniſſe waren ſie entfallen!“ ſprach

Nicodem, in einer Stimmung, die ihn zum Anwalt einer tief geſunkenen Welt gemacht hätte; „es war nur der Verrath des Alters, und ſein getreues Hündlein ließ mich dieſe Blätter finden. Thereſe, himmliſche Thereſe, hören Sie mich! Ja, ich habe ſie geleſen die Gedanken Ihrer Seele, die eine Antwort fanden in der meinen. Selbſt Ihre Schriftzüge zogen mich an. Dieſer ſchwache Seidenfaden war ein Band für meine Neigung; im weiten Kreiſe der Lebendigen iſt nur ein einziges Weſen, was meine Liebe wählt, und dies Weſen ſind Sie! Wie glücklich wäre ich, wenn Sie mir gut ſein könnten, wenn General Grandſon nicht wäre! Schaudernd denke ich an ihn.“

„General Grandſon?“ ſagte Thereſe, beſtürzt vor dieſem leidenſchaftlichen Erguſſe zurücktretend. „Was iſt's mit ihm?“ Nicodem nannte ſie ſeine Verlobte. Thereſe gab ihm hierauf die beſtimmteſte Verſicherung, daß ſie dieſem Manne nie angehören würde.

Der Apfel rollte in den Sand, Nicodem zog die Geliebte an ſeine Bruſt und umfaßte ſie mit einem Gefühle der Unendlichkeit. Die weite Welt war ſein. Die Liebe in der ſeligſten Minute, die ihr verliehen iſt, läßt die Erde rollen, weil ſie den Himmel in ſich trägt. —

„Ach, wie weit iſt's doch von einem ähnlichen Herzen zum andern!“ ſagte Nicodem. Die Sehnſucht führt über Berg und Thal, über reißende Ströme, über Abhängigkeiten, ſtillen Kummer und über die höchſte Angſt; ja, endlich müſſen ein paar Augen ſich ſchließen, daß man ſich nur erkenne! Und wie ſo nahe iſt das Glück!“

Der alte Dillon hatte von Mühlenrädlitz aus geſchrieben an ſeine Schülerin zum Abſchied. Und wie ſo rührend war dieſer Brief! Thereſe vermochte nicht, ihn ohne Thränen zu leſen. Er ſchilderte in Kürze den Tod ſeines Gefährten, das Zuſammentreffen mit Wolfram, den Gott ihm zum Troſte geſendet, und wie er in deſſen Geleit es gewagt, dem Major Nordthurm, der, von der Gicht gefeſſelt, nicht von der Stelle könne, die letzte Bitte ſeines verſtorbenen Sohnes zu hinterbringen und den lebendigen Zeugen, daß er ausgeſöhnt verſchieden ſei. Der Major hatte die Trauerbotſchaft mit ſo ſichtlich aufathmender Erleichterung aufgenommen, die wohl am deutlichſten zeigte, wie viel er als Vater gelitten. Ein Feind der Nation, welcher Dillon angehörte, würde der Major ſich doch geſchämt haben, ihn nur für einen Fremdling zu halten. Der Haß, der in jede Faſer ſeines Lebens gedrungen war, jener eingefleiſchte Haß, wie ihn Menſchen nennen, wurde zu einem herzergreifenden Gefühle des Dankes, wie deſſen nur eine ſtarke Seele fähig iſt.

Und Wolfram? er, der ſeiner Mutter ſo ſprechend ähnlich ſah? Als er bleich und betrübt vor ihrem beleidigten Gemahle ſtand, war es, als ob ihr Schatten ihm erſchiene. Die wunde Vaterempfindung ſiegte über das verletzte Gefühl des Mannes. Er ſchloß Wolfram in ſeine Arme und ſprach: „Du armer Junge! Du haſt den Schmerz davon getragen, den Deiner Mutter Schuld und Deines Bruders That Dir bereitet hat. Und doch, welche Wunde tiefer gebrannt, Deine oder meine? Es wäre kaum die Frage. Eine treuloſe Frau gebiert das größte Unglück und ſetzet jedes Verbrechen aus. Iſt die Liebe dem Jünglinge das Leben, ſo iſt es dem Manne die Ehre, und ein Anderes iſt es, blutige Thränen weinen, als die Augen gar nicht mehr aufſchlagen können. Die Blindheit eines betrogenen Ehemannes iſt eine jammervolle Schmach, iſt ein Staar, der ihn zeitlebens beſchimpft. — Sei mein Sohn, Wolfram, und bleibe bei mir, bis ich geſtorben bin, es kann nicht lange mehr dauern. Ich bedarf vor meinem Ende der Erquickung, daß ich verzeihe. Du ſprichſt mein Herz an, mit ihrer Stimme — ich hoffe aber, Du hältſt anders Wort.“ — (Der Major meinte ſeine entwichene Frau.)

Wolfram war ohne Weiteres entſchloſſen, das Theater aufzugeben und bei dem Major zu bleiben.

„Welch Gewebe dies Alles!“ ſchrieb Dillon in flüchtigen Schriftzügen, die wir in unſere Sprache überſetzen. „Es wäre wenig Zuſammenhang im Leben, wenn keine Sympathie ſtatt fände, deren Gewalt ſtärker iſt, als aller Haß. Trotz ſeiner Kälte hängt das Eiſen ſich an; im Geheimniß der Liebe, gleichviel, ob ſie tödtlich verletzt worden — hängt Alles wunderbar zuſammen. Kein Lebender ergründet es, wie?

Und nun, Thereſe, ſanfte Tochter, nimm noch einige Regeln von dem alten Lehrer zum Angedenken. Erhalte Dein Herz rein von Verdacht, Du haſt ſonſt die Sonne für immer verloren, die ihre Strahlen auch auf Menſchenſeelen wirft. Verdacht iſt ein ſchwärzendes Medium, wie keines, iſt die Bleifarbe der Wolken, die wie ein ſchwerer Regenmantel der chriſtlichen Liebe ſo läſtig, als unangemeſſen ſind. Zutrauen aber macht froh und leicht, mein gutes Kind, und was unerfüllt bliebe, dies hält Gott.

Erhalte Deine Sprache rein von jedem Zuſatze. Das Franzöſiſche darfſt Du vergeſſen, den alten Franzoſen aber nicht. Jede andere, als die vaterländiſche Sprache, miſcht ein wenig Gift der Eitelkeit in die Muttermilch der Natur des Weibes. — Es wird eine Bürgerin der Welt und heimiſch auf fremdem Boden. Das Verlangen zieht über Grenze — dann aber zieht ein Engel auf die Wache vor dem verlorenen Paradieſe. Das beſte Klima für ein Weib iſt daher die Hausluft, dort verſteht ſich Alles von ſelbſt. — Die Sehnſucht ſäet am liebſten ins freie Feld, ich weiß es. So oft ich an die Heimath meiner Jugend dachte, gingen die goldenen Veilchen, die ſilbernen Ringelblumen und Feldroſen der alten Provence vor meiner Seele auf. Die Zufriedenheit mit ihrer beſcheidenen Hand, mein theures Kind, beſtellt das lieblichſte Gärtchen, und der Glaube pflückt die Sterne vom Himmel und ſtreut Licht um ſich her.

Wahr iſt's, — um noch einmal auf das Vorige zu kommen — die Sprache iſt eine Herzensſchlinge, und das Weib, dem Gott einen melodiſchen Athem gegeben, fängt viel damit an, während es nur mit einem nichtsſagenden Strumpfe das nette Füßchen zu beſtricken ſcheint. — Schweigen empfehle ich vorzugsweiſe; Schweigen iſt nicht genugſam zu empfehlen. In Deinem Buſen, meine herrliche Tochter, lebt etwas von einer römiſchen Seele. Denke daran: Was der Senat beſchließt, darf nicht der Pöbel wiſſen. Unter dem Pöbel verſtehe ich aber die Gemeinheit aller derer, die keines erhabenen Gedankens fähig ſind.

Lebe viel mit der Natur und bleibe eine Vertraute der Einſamkeit. Die erſte iſt eine lehrreiche Freundin, die andere eine ſtille Zuflucht des Kummers. Wer gelernt hat, einſam ſein, darf ſich nicht fürchten vor den Menſchen; es iſt, als wüßte man ein hübſch heimlich Plätzchen, was man nur zuſchließen darf, um ſicher zu ſein; doch im Gewühle verliert ſich leichtlich der Schlüſſel dazu.

Nun etwas für die Toilette Deines Geiſtes, holde Thereſe! Man nennt es Zeitverſchwendung, lange vor dem Spiegel ſitzen; ich weiß einen Spiegel, der bis in das ſpäteſte Alter Gewinn giebt. Dieſer Spiegel trägt das anſpruchsloſe Zeichen: „Lerne Dich ſelbſt kennen!“

Behalte, mein ſüßes Mädchen, die Gewohnheit bei, auf dem Papiere zu denken und ſo in Deinem Innerſten zu leſen. Wer dies thut, richtet ſeinen Blick ſelten auf Andere; wer Gedanken hinwirft, iſt gewiß ſparſam im Putze. Den Vortheil haſt Du, den Spiegel darfſt Du nicht opfern, wenn Du älter wirſt; er beſchämt an Werth wie an Dauer den Demant, womit Du Deinen Namen ſchreibſt, und iſt im Schmuck Deines Lebens eine Perle, die nie erblindet. —

Wähle das Kleid für Deine Gedanken ſchlicht, doch fein! Deine Handſchrift bleibe ſauber; es giebt Männer, die ſich von ſchönen Händen gänzlich einnehmen laſſen.

Eine Kleinigkeit merke noch, liebſtes Fräulein. Wenn Du einſt vermählt ſein wirſt, und Dein Mann fordert Dich zu einem Spaziergange auf, laß ihn nicht warten, ſage nicht, Du habeſt zu thun. Das vornehmſte Geſchäft einer Frau iſt, dem Manne zu folgen. Wo er vorausgeht oder allein, da wandeln Beide nicht auf Roſen, und der Mißmuth geht ihm zur Seite.

Trinke viel Waſſer, meine Beſte! Es ſchwebt etwas vom göttlichen Geiſte darüber; jeder Brunnen ſchmeckt nach dem Urquell. Gott ſtärke Dich, mein werthes Kind!

Vieles hätte ich noch zu ſagen, aber die Zeit drängt. Morgen reiſe ich ab, dem Sohne meines Freundes zu oder nach. Bei dieſer Ausſicht ſchwimmt es mir vor den Augen wie ein vielfarbiger Himmel, wie der allerſchönſte Sonnenuntergang. Wenn ich nur jetzt nicht ſtürbe! — Ich denke doch noch eine Weile zu leben, denn Freude verjüngt. Sobald der Major ſtirbt, will Wolfram mich aufſuchen. Wir haben uns ſehr befreundet. Mein Henri hat eine große Tochter, die muß ſchön geworden ſein, ſagte ich mit Beziehung.

„Es lebt eine kleine Tochter von meinem Bruder, die ſoll gut werden,“ antwortete er mir. Das hieße doch wohl nichts Anderes, als er wolle dieſem Kinde ſein Leben widmen? —

Nun, immerhin! Nach einer uralten Fabel ſitzt ein Mann im Monde und arbeitet unabläſſig, zarte Seile hin und her zu ziehen, wodurch die Herzen der Sterblichen verbunden werden. Darum wirkt der Mondſchein ſo magiſch auf die Liebe. Du, mein goldenes Mädchen, widerſtrebe nicht dem Zuge Deines Herzens; denn dies Herz iſt wie die Sonnenblume, die ſich nur dem Lichte zuwendet. Jüngſt lernte ich einen jungen Mann kennen, der ſich Duval nannte. Wenn Wünſche etwas zu Wege bringen könnten, ſo wüßte ich wohl, was ihm begegnete. — Lieberes weiß ich nichts. Ach! aber der Fall iſt gewöhnlich, daß diejenigen ſich nicht zuſammentreffen, die gern mit einander gegangen wären. So viel iſt gewiß, meine Segnungen bleiben da zurück, wo Thereſe ihr Glück findet.

Adieu, geliebtes Kind, Adieu!

Der alte Dillon.

Und wieder war der Sonnabend vor dem heiligen Feſte gekommen, an welchem unſere Erzählung ihren Anfang nahm. Die Geneſungsfeier der Frau von Wahl, welche ſich nur ſehr langſam hatte erholen können, ſollte den Sonntag vor dem Geburtstage ihres Sohnes begangen werden; zugleich wollten die Landleute von Borke ihrer zukünftigen Herrſchaft den Erntekranz bringen. Das eröffnete Teſtament der Madame Jagemann beſtimmte, daß an eben dieſem Tage Nicodem und Thereſe, im Beiſein von Vater und Mutter und des Erzprieſters, der als die vollziehende Kraft jenes Artikels anzuſehen, um dieſen Grundbeſitz looſen ſollten; doch bereits lag das Glück Eines in des Andern Hand.

Thereſe dachte, heimlich ihren Vater mit der doppelten Freude zu überraſchen, daß ſie Nicodems verſprochene Braut und alſo jedenfalls Frau von Borke wäre. — Sie hatte es von Frau von Wahl erbeten, bis dahin ſchweigen zu dürfen. Manche andere Anſtalten wurden in der Stille für einen Zeitpunkt getroffen, der ſo viel Feſtliches vereinigen ſollte.

Nur eine Erwartung, die leicht eintreffen konnte, beunruhigte die glückliche Thereſe, und ihren Freund wohl noch mehr. Noch immer wollte General Grandiſon kommen, und dieſer Beſuch, wenn auch auf keine Weiſe angenehm, war doch nicht abzuweiſen. Als er das erſte Mal nach Groß-Eiſenbach kam, vielleicht in ernſter Abſicht, hatte Thereſe ihn weder geſehen noch geſprochen, und die erſichtliche Gefahr, worin Frau von Wahl ſchwebte, trat zwiſchen ihn und den Gegenſtand ſeiner werbenden Wünſche. Thereſe wußte bis dahin noch nicht, ob der General jenen Brief von ihr erhalten, worin ſie ihn mit kindlichem Freimuth bat, ſich jenes unglücklichen Gefährten Dillon's anzunehmen, da dieſer Mann des Jammers der Gatte ſeiner natürlichen Tochter ſei, an dem er vergüten könne. Auch empfahl ſie den edlen Dillon ſeiner dankbaren Großmuth.

Wie ſchon geſagt, Thereſe hatte Grund zu zweifeln, daß jenes Schreiben an jene Behörde gelangt wäre, denn keine Antwort trat ins Leben. — Und wirklich war es unterſchlagen worden. Eine junge Wirthſchafterin auf dem Gute des Generals, die da fürchtete, der Paß könne ihr geſchrieben werden, zog Alles ein, was von Damenhänden kam, und ſo war auch Thereſens Brief, der ihr ſchönes, mitleidvolles Herz enthielt, dieſem feindlichen Vorpoſten verfallen.

In der Furcht vor einem Beſuche liegt etwas Verhängnißvolles. Es iſt, als ob der ängſtliche Wunſch, der das Gefürchtete verhindern möchte, es eben zur ungelegenſten Stunde herbeizöge.

„Ich ſehe es ſchon,“ ſagte Nicodem, im Voraus ärgerlich, daß dieſer fatale General uns den ſchönſten Tag verdirbt. Schon der Gedanke an dieſe Möglichkeit iſt eine leiſe Störung.“

Thereſe lächelte und ſprach: „Laſſen wir ihn kommen! Ich ſehe ihn kaum vor innerer Freude und komme ihm zuvor. Er ſieht, weſſen ich bin. Die Wahrheit ſagt ſich leicht mit Blick und Wort, und das Verſagen iſt nicht ſchwer, wenn man wahrhaft liebt.“

Nicodem drückte das theure Mädchen an ſeine Bruſt und dachte, wie oft dies Herz ihn beſchämen dürfte. Für das Gefühl, was der General ſich holen würde, wenn er Thereſe aufgeben müßte, hatte Nicodem nur einen Maßſtab, den ihres Beſitzes. Und ſo glaubte er ſich ſogar durch ein

„Nein“ verkürzt, was einem andern Manne zukäme, weil in der Regel dieſem Wörtlein von Mädchenlippen ein kleines, kleines Mitleid beigegeben wird.

Nicodem ſah ihr tief in die Augen und ſprach mit bangem Lächeln: „*Rede, und Du biſt*, Du biſt mein, Thereſe! Aber auch eine Braut bleibt ein Mädchen, und wem ſchmeichelt es zuletzt nicht, ſich ſo werth gehalten zu finden, daß ein ſo ſtolzer Mann ſich unabläßig Mühe giebt?“

„Einem *ehrliebenden* Mädchen nicht!“ erwiederte Thereſe mit Thränen in den lieben Augen. „Was muß ich thun, daß Du mich für treu hältſt? O! wie ſchwer iſt doch ein Mann zu überzeugen!“ —

Dieſer herbſtlichſchöne Tag glich genau dem vorjährigen, auf ein Haar. Kein Fäſerchen am Baum war anders, als je zuvor. Daſſelbe feine Geſpinnſt des Herbſtes, dieſe loſen blaſſen Fäden, wie vom Webſtuhl der Elfen. — Wie treu iſt die Natur, die nicht müde wird, das nämliche Muſter zu zeichnen! Zuweilen vergreift ſie ſich in der Schattirung — aber der heutige Tag war köſtlich — zum Gelingen! — Der Himmel hatte jene unnachahmliche Färbung, die mit der ſanfteſten Heiterkeit erfüllt; die Luft war überſchwenglich milde; das Laub ſäuſelte ſo verklärt zur Erde, als würde es nicht nur im Frühling, ſondern auch am jüngſten Tage wieder auferſtehn. Der Sonnenkörper ging ſo ſanft zur Ruhe, wie ein Gerechter zu ſeines Herrn Freude.

Auf dem ſchwarzen Pulte des Pfarrers lag das Concept der Predigt, die er mit Feuer geſchrieben. Jeder todte Buchſtabe der Außenſeite leuchtete und ſchien lebendig; und ihr Inhalt war voll Klarheit. Daneben lag eine friſchere Arbeit. Ein Gedächtnißbüchlein, von Recha’s Geburt an geführt; und ein Sonnenſtrahl glänzte auf der feuchten Tinte, wie wenn ein Engel des Lichts des Kindes Namen und die Gutthat des Pfarrers zu Buche getragen.

Der Erzprieſter ſtand in ſeinem Garten an der nämlichen Stelle, wo ihn ein Jahr vorher Frau von Wahl fand. Es giebt eine Stetigkeit des Zufalls, die immer auf einen Charakter hinweiſt, der ihn beherrſcht. Philibert, der geiſtliche Gärtner, pflückte Feigen von dem Baume, der dies Jahr reiche Früchte getragen; die ſchönſten pflückte er in ein Körbchen für die Tafel der Frau von Wahl.

In der Kirche ward die Feſtmuſik probirt, mit Paukenſchall und mit Geſang nach alter Weiſe. Auf neue Stücke zu denken, wäre dem Cantor nicht eingefallen. „Singet und ſpielet dem Herrn in Eurem Herzen!“ dachte dieſer Meiſter ſeiner Orgel und wußte Ausdruck dafür. Das Lob Gottes iſt eine uralte Tonart. Die Morgenſterne ſangen es ſchon Jahrtauſende vorher, ehe David ſeine Harfe ſtimmte.

Frau von Wahl ging mit dem Oberſten, der vor einer Stunde angekommen war, hinaus in das Feld ſpazieren. Er hütete ſich, ſtark aufzutreten, als ob die zarte Geſtalt an ſeiner Seite davon aufſchweben würde. Schon in ihrer früheſten Jugend hatte ihm ihr federleichter Gang ſo gut gefallen, daß ſein Herz mit dieſem vergänglichen Reize davon lief. „Deßhalb habe ich meiner Liebe auch nachſehen müſſen!“ ſagte der Oberſt einſt in komiſcher Wehmuth, wie vorwerfend, zu ſich ſelbſt.

Vielleicht war Frau von Wahl damals nicht liebenswürdiger geweſen, als jetzt in dieſer ätheriſchen Bläſſe, in dieſem ſtillen Blicke, der vor ſich hin ſah. Hier und da war ein Halm am Wege verſtreut, Vögel pickten geſchäftig am

Nachtiſche der Ernte, und ein unabſehlicher Garbenberg, der Ueberfluß voller Scheuern, warf ſeinen geſegneten Schatten über die goldne Fläche. Gewiß dachte die liebreiche Seele der Frau von Wahl, wie viel der Armen hiervon zu ſättigen wären.

„Welch ein himmliſcher Abend!“ ſagte ſie mit noch ſchwacher Stimme. „Mir däucht, ich hätte ihn niemals ſchöner genoſſen. Wer ſeinen Fuß vom Ufer des Todes zurückgezogen hat, trinkt Leben im tiefſten Sinne mit jedem Odemzuge. Dieſe klare Luft ſtärkt mich wie Wein.“

„Auf ihre Geſundheit, gnädigſte Frau!“ ſprach der Oberſt bewegt; „das Herz iſt mir zum Ueberlaufen voll. Gott ſei geprieſen, der Sie uns erhalten hat!“

Frau von Wahl erwiederte: „Geneſung iſt ein unausſprechliches Gefühl, und doch wäre ich recht gern geſtorben“ — der Geiſt ihres Lächelns bei dieſen Worten war nicht von dieſer Welt.

Der Oberſt ſah traurig aus. „Oh, wertheſte Freundin,“ ſagte er mit dem Tadel der Verehrung, „was in aller Welt könnte Ihnen den Tod lieb machen? Ich würde meine Schwiegermutter im Grabe haſſen, oder vielmehr beneiden, wenn ſie daran Schuld wäre. Sie wandeln ja wie ein Engel auf Erden — der Himmel muß Ihnen bleiben. Wozu nun dieſe Eile? als ob es weiter nichts wäre! Iſt es Ihnen denn ſo ganz egal, ob die Ihrigen einen unerſetzlichen Verluſt erleiden! Es hängt noch viel von Ihnen ab, es liegt noch Glück in dieſer Hand.“ —

Frau von Wahl ſchwieg und hielt, in die Ferne blickend, die Hand vor ihre Augen. „Sehen Sie doch, dort blitzt etwas über die Straße. Sollte es wohl der Wagen des Generals ſein?“

„Nein,“ antwortete der Oberſt, „wenn ich richtig unterſcheide, ſo iſt es ein Herr von Korbmacher — um mit den Wienern zu reden, ein flinkes Fuhrwerk, worauf mindeſtens ein Dutzend blanker Körbe geladen ſind. Dieſe Verwechſelung, gnädigſte Frau, dürfte als ein günſtiges Omen für meinen Freund erſcheinen, wenn ſein Schickſal nicht bereits entſchieden wäre.“ Der Oberſt lachte.

„Ich merke, die Furcht ſteckt an,“ ſagte Frau von Wahl mit einem aufathmenden Seufzer. „Es iſt wie im Kriege, wo jede unſchuldige Weide Schrecken einjagt. Ein Kind fürchtet ſich nicht ſo vor der Ruthe, wie ein Mädchen vor einem Freier, deſſen Näherung zur Strafe wird. Wollen Sie mir wohl eine Frage erlauben, Oberſt?“

„Tauſend für Eine!“ erwiederte er, „nur möchte ich ſpäter um das gleiche Vorrecht bitten. Nun, meine verehrteſte Freundin?“

„Wie kommt es denn,“ ſagte Frau von Wahl, und ihre biegſame Stimme gab der Verwunderung, die in dieſem Vorwurfe lag, einen ſchmeichelhaften Ton, „daß Sie, bei Ihrer Offenheit, bei Ihrem Muthe, dieſem General Grandſon nicht längſt ſchon jede Hoffnung auf Thereſe benommen haben?“

„Ja,“ verſetzte der Oberſt, „das würde ich unfehlbar gethan haben, wenn der General ſich auch nur mit einer Sylbe gegen mich erklärt hätte. Auf eine bloße Vermuthung hin mochte ich ihn nicht vor den Kopf ſtoßen. Denn Sie müſſen wiſſen, Theuerſte, daß der Mann in nichts ſo ſenſibel iſt, als im Punkte eines Heirathsgedankens. Und dieſes butterweiche Häutchen, darunter das Leben pulſirt, verhärtet nicht etwa bei zunehmenden Jahren! — eher vertrüge ein junger Menſch einen Puff. Der muthigſte Mann iſt feig in dieſer mißlichen Sache, ſelbſt in die Seele eines Andern. Deßhalb habe ich oft gedacht, welch' eine Wohlthat, wenn dieſe Herzenspein uns erlaſſen wäre; wenn die Damen, die uns was aufzurathen geben, unſere Wünſche erriethen und ihrem Gefangenen das Leben ſchenkten, ohne daß dieſe ein Wort verlieren dürften und — und" —

„Selbſt würben?" fiel Frau von Wahl ihm lächelnd in die Rede. — „Selbſt würben!" wiederholte der Oberſt ſcherzhaft: „Sie haben es ausgeſprochen. Nicht Jede dürfte das, verſteht ſich; aber jede Beſte! Es gäbe tauſend glückliche Ehen mehr. Der Irrthum iſt weit öfter auf Seiten des Mannes. Es giebt Umſtände" —

Ein flüchtiger Blick der Frau von Wahl ſtreifte ihren Begleiter. Sein Geſicht glühte im Abendſchein; es war nur der Schatten eines Blickes — dennoch entging ihr nicht, daß, als der Oberſt inne hielt, ein ängſtliches Lauſchen auf ſeinen Lippen ſchwebte. Sie ſprach: „Die Natur aber irrt nie! Ein Mann, der die Stärke nicht hätte, ſeine Liebe zu äußern, mag ſich vielleicht kaum ſelbſt geſtehen, daß dieſe Liebe nicht ganz in der Ordnung iſt. So kommt er, wie billig, an eine verſchloſſene Thür. Liebende, wahrhaft Liebende wiſſen niemals, wer zuerſt liebte, und ſelten, wer zuerſt geredet hat. Doch gebe ich Ihnen Recht, daß es Umſtände giebt, unter denen es erlaubt wäre, daß ein Weib wirbt. Ich ſelbſt bin in dem Falle dieſer Ausnahme." —

„Sie ſelbſt, gnädigſte Frau!" ſtammelte der Oberſt und ſeine Schritte ſtockten. Frau von Wahl faßte ſeinen Arm, indem ſie mit hinreißender Freundlichkeit ſprach: „Geben Sie meinem Sohne Ihre Tochter! ſo vereinigen wir unſere Wünſche in dem Glücke unſerer Kinder. Die Beiden lieben ſich herzlich. Nicodem iſt ein ſehr redlicher Mann, und Thereſe wie für ihn geſchaffen. Nun, warum denn ſo verſtummt, lieber Oberſt? Sie wiſſen nunmehr, was der Antrag einer Frau ſagen will. Beſſer iſt's doch wohl, es bleibt bei der alten Einrichtung. So wie wir auch die alten, guten Freunde bleiben?“

„Ich weiß nunmehr“ — hallte der Oberſt, das Echo ſeiner Freundin. Sein ſtarres Erſtaunen glich eben ſo der Beſtürzung als der Freude. Er bückte ſich, küßte ihre Hand und ſprach: „Ich weiß, ich wußte immer, daß Sie ein Engel ſind. Mein Kind wird eine Mutter an Ihnen haben“—

Frau von Wahl empfand, daß ihre Finger, die eiskalt waren, weil alles Blut zum Herzen gedrungen war, warm betropft würden. Sie kannte die Quelle dieſer tiefen Rührung; ihre Stimme wankte daher, als ſie antwortete: „Mir ſchwillt das Herz im Buſen, wenn ich bedenke, wie ſich dies Alles ſo und nicht anders hat fügen müſſen. Da einer Mutter das Glück ihres Sohnes theurer iſt, als das eigene, ſo fühle ich den ganzen Werth Ihrer Einwilligung und mich Ihnen unauflöslich verbunden. Die Freundſchaft, dieſe Ehe der Seelen, wird auch im Himmel geſchloſſen. Nicht wahr, lieber Oberſt?“

„Ewig! ewig!“ ſprach der Oberſt, auf das innigſte ergriffen. Er hielt ihre Hand feſt in der ſeinen, und ſchweigend wie Eheleute gingen ſie dem Schloſſe zu.

Der ſchönſte Morgenſegen des Sonntags ward nunmehr einem glücklichen Brautpaare zu Theil. Zugleich erhielt Frau von Wahl die rührendſten Beweiſe der Theilnahme und Freude an ihrer wiedergeſchenkten Geſundheit. Nun ging es in die Kirche. Der Pfarrer redete davon, und Flammen ſchienen auf ſeiner Zunge zu ſchweben, wie die Kinder der Welt und ihrer Weisheit, die Wahrheit, das Licht des ewigen Tages, im Dunkeln mit der Laterne ſuchten und Scheu trügen vor den Menſchen, was ſelbſt an Nicodemus, dem Edlen, dem Freunde Gottes, augenſcheinlich geworden ſei. Als er ſprach: „So Viele gehn umher und ſuchen, und ſuchen doch das Rechte nicht.“ lächelte Nicodem zu Thereſe hinüber. Die Beziehungen der Liebe reichen auch an das Höchſte, die Liebe iſt ja das Band der Vollkommenheit.

Nach Tiſche ſollte nach Borke gefahren werden; doch zuvor war beſtimmt, daß die beiden liebenden Erben um das vermachte Gut looſen würden, im Beiſein des Erzprieſters, des Executors Teſtamenti, in Betreff dieſer Clauſel im letzten Willen der Madame Jagemann. Der kleine, ſilberne Becher, das Geſchenk Dillon’s, war dazu aufgeſetzt. Es wurde viel über Verlooſung geſprochen, im Allgemeinen wie ins Beſondere. Nicodem gedachte ſeines Freundes Thevigny, des herrnhutiſchen Malers, und erwähnte ſeiner. Der Oberſt hatte noch ganz veraltete Begriffe von den Ehelooſungen der Gemeine, welche ſein künftiger Schwiegerſohn mit Grund zu berichtigen wußte, indem er verſicherte, von Thevigny gehört zu haben, wie nur in zweifelhaften Fällen die Entſcheidung der Wahl dem Looſe anheim gegeben werde. Darauf ſprach Frau von Wahl: „Wenn jeder Herrnhuter redlich glaubt, ‘ein Loos fällt nur, wie Gott es will und jedenfalls ihm auf das lieblichſte, ſo bin ich eine leibhafte Schweſter dieſer ehrwürdigen Verbrüderung.“

„Und ich glaube,“ ſetzte ihr Sohn hinzu, „daß Wünſche, ſtarke Wünſche das Zufällige in unſere Gewalt geben und die Kraft haben, unſer Schickſal zu lenken. Wenn Rahel daher ſagt: Gute Wünſche können auch Etwas, ſo bin ich völlig ihrer Meinung. Wir werden ſehen, daß Thereſe gewinnt.“

„Nehmen Sie es mir nicht übel,“ fiel der Oberſt ein, „das iſt eine kleine Freigeiſterei von der gelehrten Jüdin. Die Frau des Jacob, die den ägyptiſchen Miniſter zur Welt brachte, dachte ohne Zweifel demüthiger. Wenn Wünſche die Welt beherrſchten, ſo wäre ſie das größte Thorenhaus.“

Frau von Wahl äußerte: „Wahrſcheinlich will jene beſtrittene Meinung nichts anderes ſagen, als daß der Wille Gottes ſich in den reinſten Wünſchen der Menſchen ausſpricht.“

Der Oberſt ſprach: „Sie fromme Seele! das iſt eine Ueberſetzung, ganz in Ihrem Styl. — Ja, das ließe ich mir gefallen. Schon der Wille eines Menſchen iſt ein geborner Prinz Regent. Es kommt Alles auf Conſequenz an.“ Frau von Wahl lächelte unmerklich.

Thereſe gewann wirklich. Nicodem umſchlang ſie und ſprach: „Jeder echte Gewinn ſieht wie Verluſt aus, mein theures Mädchen! Wer iſt glücklicher als ich? Wenn Du zum Sommer auf das Gut ziehſt, dann beſuche ich meine liebſte Freundin an demſelben Orte, an den mich die froheſten Erinnerungen der Freundſchaft knüpfen.“

„Nein, nein!“ antwortete Thereſe, entwand ſich ſeinem

Arm und blickte ängſtlich nach Frau von Wahl hinüber, als dürfe ſie einen Titel, der nur Dieſer gebühre, der liebſten Freundin ihres Verlobten, nicht entziehen. „Wir laſſen Vorke bei ſeinem Werthe und bleiben bei unſerm Liebmütterchen, ſo oft wir auf das Land kommen; ich aber laſſe mich nicht darauf ein, es zu verwalten. Eine Gutsfrau zu ſein, daran liegt mir nicht viel, eine gute Frau möchte ich werden, und dieſe trennt ſich nie von ihrem Manne.“

„Was habt Ihr denn, Kinder?“ fragte der Oberſt.

„Thereſe will Ihr Erbgut nicht in Beſitz nehmen,“ erwiederte Nicodem. Er ſprach dieſe Klage mit Entzücken aus.

„Nun, ſo nimm mich zu Deinem Amtmann an, Tochter,“ entgegnete Jener; „ich nehme meinen Abſchied und ſehe künftig, ſtatt der Säbel der Huſaren Sicheln blinken, wenn ich zu Felde ziehe. Du ſetzeſt mich dann gleichſam auf Penſion und theileſt Deine Beſuche zwiſchen Vater und Mutter.“

„Oh Vater!“ rief das Mädchen und hing an ſeinem Halſe. Frau von Wahl war leiſe erröthet.

Nach bald aufgehobener Tafel ward nach Vorke abgefahren, denn die fleißigen Landleute haben einen zeitigen Nachmittag und können ihre Freuden weniger erwarten, als Vornehme, denen der Genuß des Vergnügens ſich ſo verſpätet, daß er nur zu oft ganz ausbleibt. Was im Schloſſe lebendigen Odem hatte, wollte dieſer Feſtlichkeit beiwohnen, nur der alte Heinz blieb als Hüter daheim. Der Erzprieſter hatte das Mitfahren abgelehnt, weil ein ſchwer Kranker ſeines Beiſtandes bedurfte. Das Dorf war wie ausgeſtorben.

Alles zog im warmen Herbſtſonnenſchein des Weges nach Borke; denn es fand ein nachbarlicher Zuſammenhang zwiſchen beiden Gütern Statt. Selbſt die älteſten Mütterchen thaten es den jungen Dirnen zuvor, und der Sommer, der ihr Sinnbild iſt, flatterte vor ihnen her.

Jene Sonntagsſtille, worin vielleicht grade bei dem ſchönſten Wetter — ein tiefer Reiz ländlich abgeſchiedener Ruhe liegt, war über den Bezirk des Schloſſes ausgebreitet. Der Hof war wie gefegt, nur ein kranker Jagdhund lag in der Sonne. Bei der Abfahrt hatte der Oberſt ihn geſtreichelt und geſagt: „Armer Hanno, es wird nun bald an Deinem Grabe geſchoſſen werden, das heißt, ſie werden Dir die letzte Ehre geben und Dich erſchießen.“

Hanno blinzelte nicht einmal bei dieſem Todesurtheil, er ſchien, wie nichts zu fürchten, ſo auch nichts zu begehren, als dieſen erquickenden Strahl.

Es mochte um die fünfte Stunde ſein, da lüpfte Hanno die langen Behänge der Ohren und ſchlug an. Wie der Pfeil von der Sehne fliegt, ſo ſauſte ein Wagen auf den Hof, ein ſtattlicher Mann ſprang heraus, ſein Schritt wiederhallte in der öden Stille ringsum. Das Schloß war verſchloſſen. Die Leute des Generals — er war es, meine Leſer — ſuchten Jemand, der ihnen Auskunft gäbe und fanden endlich den Heinz. Auf ihr ungeſtümes Fragen antwortete er verdutzt: „Es iſt Niemand zu Hauſe. Nur wir Beide, der Hanno und ich.“

Die Bedienten mißverſtanden dieſen beſcheidnen Plural. In roher Haſt ſchüttelte ihn der Eine und ſprach: „Nun ſo ſchaffe uns den Hanno, denn mit Dir, alter Dümmling, iſt nicht viel zu reden.“

Heinz fing an zu zittern und zu zagen; er fürchtete, ſie würden den kranken Hund umbringen, und ſo brachten ſie kein Wort mehr aus ihm heraus.

Der General ſtand an der Schwelle ſeiner Wünſche und überlegte zweifelhaft, wie er hier entſchiedenes Unglück hätte, grade hier! „Das erſte Mal, als ich in dieſer Abſicht hierher kam, lag die Frau vom Hauſe im Sterben, und jetzt finde ich Alles wie ausgeſtorben.“ Seine Bräutigamsgefühle kühlten ſich bei dieſem Gedanken bedeutend ab, trotz der anhaltenden Wärme dieſes ſchönen Tages. Aber der General beſann ſich, daß er ja mit dem Erzprieſter habe ſprechen wollen, ob vielleicht noch ein Ankauf von Borke einzuleiten wäre. Er wußte, daß der Pfarrer in der Sache beauftragt geweſen und wie viel in der Familie von Wahl das Wort dieſes Mannes gelte. Und raſch trat er den Weg zu ihm an. Als der General an den Garten der Pfarre gekommen, ward die Stille noch ſtiller! Er hätte die Schläge ſeines Herzens hören können. Der Unruhe ungeachtet, in der er ſich befand, feſſelte ihn die Ordnung, die hier herrſchte, auf einige Augenblicke. Jede Ordnung hat etwas Rührendes in ihrem Anblicke; es iſt, als ob der Geiſt, der darin athmet, ſichtbar würde. Bei dem Eintritte in ein wohleingerichtetes Zimmer denkt jeder Nachläſſige unwillkürlich zuerſt an das ſeine; ein leiſer Schauder der Verehrung beſchleicht ihn, er findet das Gefällige der Regel aus, ſchämt ſich der wüſten Neigung, die ihr hier zum ſtillen Vorwurfe wird, und, wenn auch unbewußt, verſpricht er ſich zu beſſern. Wenn ein Wüſtling jemals einen aufrichtigen Blick in ſein Leben wirft, ſo geſchieht es in einem Garten wie dieſer, zumal im Herbſte. In welcher reizenden Mannigfaltigkeit blühten noch unzählige Blumen, frühlingsfriſch voll und unberührt von einem entblätternden Hauche! als hätte eine keuſche Hand über ihnen gewacht, und als wurzelten ſie in heiligem Boden, gleich jenem wunderbaren Roſenſtocke am Dome zu Hildesheim, der Jahrhunderte hindurch die Gläubigen erfriſchte.

„Welch ein Segen an den edelſten Früchten! Hier hat wohl nie ein Wurm genagt“ — dachte der General, als er zwiſchen dieſen Bäumen einher ging. „Wahrlich, dieſer Garten iſt ein kleines Paradies. Was iſt ſo ein Pfarrer für ein glücklicher Menſch“ — der General ſchloß mit einem tiefen Seufzer, denn der Stand der Unſchuld lag hinter ihm. Doch mit plötzlicher Freude, als hätte er nun dennoch eine Sünde ertappt, erblickte er ein kleines Mädchen, das ſich furchtſam hinter einen Baum verkroch. Das Kind würde einem Engel zu vergleichen geweſen ſein, wenn es nicht betrübt und verweint ausgeſehen hätte. Der General ſtand jetzt in voller Größe vor dieſer winzigen Geſtalt, und die Kleine richtete in aller Unſchuld einen Blick auf ihn, der ſein ſtolzes Herz bezwang. Nichts iſt ergreifender, als der Anblick eines ſchönen traurigen Kindes. Es benimmt jede Kraft, zu denken, daß das Zarteſte und Schuldloſeſte auf Erden leiden muß.

„Wer biſt Du, mein Kind?“ fragte der General.

Recha ſeufzte und ſchwieg, und trat noch mehr zurück. „Gehörſt Du hier in dieſes Haus? Fürchte Dich nicht, hübſche Kleine!“ Das Kind nickte und ſprach mit leiſer, ſüßer, blöder Stimme: „Thuſt Du mir nichts, Herr Officier?“

„Nein, gewiß nichts!“ verſicherte der General, „komm nur hervor! Willſt Du dies einmal ſehen?“ Er rührte ſeine

Orden an, da er bemerkte, daß des Kindes Augen neugierig daran hingen.

Recha ließ ſich vom General in ſeine Arme faſſen und an die Bruſt heben. „Eine ſchöne Mutter, liegt die auch im Grabe?“ lispelte Recha, indem ſie die rothe Einfaſſung des Sankt Annenbildchens betaſtete.

„Wo iſt Deine Mutter?“ fragte der General.

„Bei dem himmliſchen Vater!“ antwortete das Kind mit einem Lächeln, welches dieſem harten Manne wie ein Schwert durch ſeine Seele drang. „Warum weinteſt Du denn aber, meine Kleine?“ fragte er und liebkoſete dem kleinen Mädchen.

„Sie haben mich allein gelaſſen“ — ſprach Recha wehmüthig, — „und — und als ich auf den Kirchhof wollte, ſtand ein großer ſchwarzer Zottelhund und ſah mich an.“

Der General lächelte. Ein Erbarmen war in ſeiner Seele, was er nicht weglächeln konnte. „Und da fürchteteſt Du Dich vor dem Pudel?“ ſagte er und griff ein ſchwarzes Sammtbändchen an, das um den blüthenweißen, zarten Hals gebunden war. „Da haſt Du ja auch wohl ſchon einen Orden? Du, kleine Heldin, Du!“

„Ach, der iſt nur ganz ſchlecht — das hat ein kleines Gehänge, es iſt nicht viel daran“ — ſprach die Kleine, und Kinder ſprechen wahr. Es zog an dem Bande, ein goldner Ring war daran geknüpft, den es dem General vorhielt. Mit Entſetzen faßte der General ihn in die Augen, der Ring erweiterte ſich vor ſeinem Blicke, der Ring des Saturn wäre ihm nicht größer vorgekommen; jeder der kleinen, erloſchenen Buchſtaben ſeines Namens, wie mit Flammen eingebrannt, tödtete ihn. „Wer biſt Du, Kleine?“ rief er jetzt in einem andern Tone als vorhin. „Recha,“ ſtammelte das Kind und ſtrebte von ſeinem Arme hinweg.

„Rächen, gerechter Gott!“ ſprach der General völlig außer Faſſung. „Wo ſind Deine Verwandten?“ Das Gewiſſen, dies Schlafſtübchen des Herzens, hatte ſich aufgethan, die Sünden ſeiner Jugend waren erwacht und ließen nichts deutlich mehr verſtehen.

„Werde den Manaſſe fragen“ — ſagte die Kleine ängſtlich, um nur fort zu kommen.

„Manaſſe, das iſt wohl ein Jude?“ fragte der General, und ſein Herz bebte bei der Frage.

„Oh, ein gar guter! der wird Dir nichts zu Leide thun“ — verſicherte Recha und lief wie ein geſcheuchtes Reh der Gartenthüre zu. Der General hinter ihr her, als dürfe er ihre Spur nicht mehr verlieren. Athemlos ſtürzte das Kind auf einen Greis zu, der als ein Patriarch der Grabeswelt erſchien, und rief: „Manaſſe, hab' ich Verwandte?“

„Ach, Kindlein, was frägſt Du doch?“ antwortete der Rabbiner mit dem Schmerze der Weisſagung, Du mußt zum Holze ſagen: Du biſt mein Vater, und zum Steine: Du haſt mich gezeuget. Du geheſt auf dem Acker der Waiſen, aber der Herr behütet Deinen Fuß.“

Der General wollte im heftigſten Verlangen eben ſeinen Mund aufthun, da trat der Erzprieſter in die Pforte und gab ihm eine Auskunft, darüber er verſtummte. Am Schluſſe ſagte der General: „Was ſuchte ich hier? — eine Braut — ein Gut, und was habe ich gefunden? ein Kind. — ein

Grab, eine ewige Schuld!" Er drückte dem Pfarrer bewegt die Hand.

Thereſe war die Aehrenbraut, und die Gemeine von Vorke brachte mit der beflitterten Erntekrone, worauf die Inſignien des Feldbaues im kleinſten Verhältniß angebracht waren, ihrer jungen Herrſchaft die erſte Huldigung dar.

Als nach herkömmlicher Weiſe die ſchmetternde Luſt der Oboen und Schalmeien durch ein kurzes, geiſtliches Lied unterbrochen wurde, und der Schulmeiſter den üblichen Geſang anſtimmte: „Nun preiſet Alle Gottes Barmherzigkeit! Lob' ihn mit Schalle, wertheſte Chriſtenheit!" genügte die verſammelte Gemeine dieſem Aufrufe ſo vollſtimmig, daß die ſtille Sonntagsluft lauter Wiederhall ward.

Frau von Wahl ſchwamm in Freudenthränen und ließ das Trauern ſein. Nicodem ſah tauſend Engel ſchweben — dem Oberſten war wohl, wie dem Fiſch im Waſſer.

Bei der Nachhauſekunft fand man den General und die kleine Recha auf ſeinem Schooße. Thereſe fand daher keinen Grund, ſich vor ihm in Acht zu nehmen. Im Uebermuthe dieſes ſichernden Gefühls und ihres bräutlichen Glückes, bat ſie ſogar den General, die Jagdzeit künftig in Vorke zuzubringen, und Nicodem fürchtete nicht, daß ſein Nebenbuhler ihm ins Gehege kommen werde. Ein ängſtender Mitbewerber, der ſich urplötzlich in einen beruhigenden Großpapa verwandelt hat, iſt dieſes Vertrauens von Seiten des Bräutigams und ſolcher Gunſt eines Mädchens ſchon würdig. —

Frau von Wahl, noch nicht frei von der Schwäche, die ein Nachlaß ihrer Krankheit war, und ſehr angegriffen von den erſchöpfenden Eindrücken dieſes Tages — fühlte, wie ſie einiger Augenblicke des Alleinſeins bedürfte, um ſich zu erholen, und ſchlich ſich hinauf in ihr Zimmer. Ein ſchwacher Schein der Abendröthe erhellte es noch. Ein Fenſter ſtand offen, Frau von Wahl vernahm bei ihrem Eintritt ein leiſes Rauſchen, wie wenn ein Geiſt ſie anwehete. Der Wind bewegte einen ſeidnen Vorhang an der Wand, der zuvor nicht da geſehen worden.

Frau von Wahl zog mit zitternder Hand an der goldgewirkten Schnur und bebte mit einem leiſen „Ach!“ zurück. Madame Jagemann, zum Leben gemalt, oder beſſer zum Sterben, ſah ihre Freundin leibhaftig mit ſtillen Blicken an. Sie ſaß auf einem Wolkenwagen, in demſelben Anzuge, den ſie zur Stunde ihres Abſchieds getragen. Unverwelkliche Blumen blühten um ſie her; auch das Kiſſen fehlte nicht, was Frau von Wahl ihr hatte verehren wollen — und die Vollendete lehnte ihren Arm darauf, zum Zeichen vielleicht, daß wir ſelbſt im Himmel nicht ohne die Stütze der Freundſchaft ſein werden.

Nicodem hatte mit dieſer Ueberraſchung das Herz ſeiner Mutter getroffen. „Gott, wie ſo ähnlich!“ ſagte Frau von Wahl unter Thränen; „welche Wahrheit in dieſen Zügen, wie trefflich iſt die Seele darin aufgefaßt! Dasſelbe milde Lächeln um den Mund, als ſpräche er; in dieſem Lächeln ſpricht ſich Alles aus, Charakter — Wohlwollen — Nähe“ — — in dieſem Augenblicke ſang das Vögelchen, welches Madame Jagemann einſt mitgebracht hatte, in jener Tonweiſe aus der weißen Dame: „Ich bin hier, um Dich zu ſehen!“ und endigte mit dem bewußten Triller.

Ein Schauer flog über die ſchwachen Nerven der Frau von Wahl. Sie empfand, daß ſie ihre Freundin nicht verloren habe, daß man einen Freund nie verlieren könne. — „Alles Uebrige gehört der Zeit an“ — dachte ſie und blieb lange in tiefen Gedanken vor dieſem Bilde. Doch jetzt laſſen wir den Vorhang fallen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Einundachtzigster Band.

Der Braut Tagebuch. Erſter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Braut Tagebuch.

Die Welt des Herzens ſchließt alle
Poeſie ein, und dieſe Welt iſt es,
der die Liebe angehört.
Miß Landon.

Einleitung.

Der Landeshauptmann in Wartenſtein war verſtorben. Ein altes, rühmlichſt bekanntes Geſchlecht erloſch mit ſeinem Namen. Als er in die Gruft ſeiner Väter geſenkt ward, folgten ihm nur die Ehren ſeines Ranges, wie auch ſtille Segnungen nach; denn er war ein guter Mann geweſen und Manchem wohl noch mehr. Die ſchwache Hand eines Greiſes, des Bevollmächtigten zu dieſer adeligen Sitte, zerbrach ein Wappen, welches noch den Stürmen der mittelalterlichen Zeit getrotzt hatte und deſſen letzter Träger fortan der ſtumme Sarg war. Unter einem Schauer der Vergänglichkeit alles Irdiſchen gingen die Zeugen dieſer düſtern Ceremonie heim; die Dienerſchaft ward größtentheils entlaſſen, das Schloß ſtand verwaiſt, und der öde Hauch des Herbſtes wehte um die einſamen Mauern.

Nach einem Erbvertrage, den zu erörtern nicht in unſerm Plane liegt, fiel das erledigte Eigenthum dem Grafen Bourg vom Steine zu, den Niemand hier perſönlich kannte und der bisher auf fremdem Boden gelebt hatte. Jedermann wußte aber, wie nahe der erlauchte Ortsherr dieſer Güter dem höchſten Familienverhältniſſe des Landes ſtände, und wie entfernt von jedem Anſpruche er ſich verhalte, dieſe Beziehung geltend zu machen. Auch ging ihm der milde Ruf voraus , daß der Graf, ſeiner Jugend ungeachtet, ein Vater ſeiner Unterthanen ſein werde. —

Aber eine Weile würde es noch dauern, bis dieſe günſtige Vormeinung ſich als wahr erweiſen könnte. Vor dem Frühjahre früheſtens, wie man wußte, geſchähe es nicht, daß Graf Bourg ſein ſchönes Erbe in Beſitz nähme. Indeſſen kam der Winter als ein Barbar, und die Armen dieſer holzreichen Gegend geriethen in Gefahr, die Sonne anzubeten.

Das Schloß Wartenſtein, in alterthümlicher Pracht erbaut mit allem Aufwande architektoniſcher Kunſt und unbeſtreitbar auf eine Veſte gegründet — beherrſchte eine freie und heitere Ebene. Der Garten, dicht an der Morgenſeite des Schloſſes, dehnte ſich bis in die geſchonten Waldungen aus, welche den breiten, dunkeln Hintergrund dieſer anmuthigen Landſchaft bildeten. Weder dem Zwange der altfranzöſiſchen Gartenſchule, noch der gedankenvollen Wildheit engliſcher Anlagen war dieſes weite, grüne Gebiet jemals unterworfen geweſen; keine verkünſtelnde Nachahmung hatte der Natur dieſer Partien etwas von ihrem Reize und Reichthume benommen. Nur der fleißigen Aufſicht begegnete man überall und der Neigung eines Abgeſchiedenen. Der verſtorbene Landeshauptmann war ein warmer Freund der Blumen geweſen. Als nun nach ſeinem Tode die bittere Kälte einbrach, konnte der Gärtner, der dem ſeligen Herrn am liebſten mit jeder Pflanze ein Denkmal der Treue hätte ſetzen mögen — trotz aller ſeiner Sorgfalt ſie nicht erhalten. Es war, als hätte der Verewigte ſich ſeine Lieblinge nachgeholt, dahin, wo jede Roſe ſchöner blüht, als hier auf dieſer harten Erde, obgleich ſchon hienieden der Himmel athmet, wenn auch in flüchtigen Augenblicken.

Der Vorplatz des Schloſſes war ein regelmäßiges Rund, für jetzt weiß bedeckt mit ſchimmerndem Schnee, zur Zeit des Sommers mit einem Teppich vom lebendigſten Grün, bunter Blümchen voll, eingefaßt von dunkeln Nußbäumen und wilden Roſen. Dies Gebiet, an dem der Gutsherr ſich ſeine Freude ſah, durfte nicht berührt werden. Nur etwa ein Vögelchen wiegte ſich auf dieſem üppigen Graswuchſe und trank flink ſein Tröpflein Thau.

Auf der einen Seite ſchweifte der Blick über einen ſchmalen Fluß, der helle Wieſen bewäſſerte, in das Unabſehliche; auf der entgegengeſetzten ſtand ein einzelnes Gebäude von anſehnlicher Höhe, das nur zur Hälfte eine freie Ausſicht darbot; die andere ward durch das Gitter uralter Kaſtanien beſchränkt, unter denen ein ſteinerner Brunnen rauſchte. Und im Vorgrunde der Gegend lag die kleine Liebſtadt vor Augen, ſo nahe, daß der Herr des Schloſſes mit dem Fernrohre ſeinen Bürgern in die Fenſter ſehen konnte. Es war ein gewerbsfleißiges Oertchen, deſſen betriebſamer Verkehr ſich durch eine ſtets belebte Straße der feierlichen Ruhe von Wartenſtein annäherte.

Zwar wuchs Gras auf dem Markte, als haftete ein jüdiſcher Fluch auf dieſen getreuen Nachbarn, und manch kleiner Hühnerhof einer ehrſamen Handwerksfrau ging um das Rathhaus ſpazieren; deſſenungeachtet handelten hier einige Kaufleute mit ſichtlichem Segen in ihren Geſchäften weit und breit, und höheren Orts fand ſich der Anlaß ſelten, den wohlweiſen Rath durch einen Machtſpruch zu unterſtützen. Eine Seidenfärberei, die in großem Rufe ſtand, gab dem kleinen Städtchen einen gewiſſen Glanz, und eine Koſtſchule, die einſt ſogar berühmt geweſen, lieh immer noch der Liebſtadt einen Namen, der gut angeſchrieben war, ein

Intereſſe von Verdienſt um den Staat, dem ſie tüchtige Männer erzogen hatte.

Noch war das Eis des Winters nicht geſchwunden, ſchüchtern nur wagten die erſten Schneeglöckchen ſich hervor, als ein unglückliches Ereigniß die Ankunft des Grafen Bourg beſchleunigte, da er weit ſpäter erwartet worden. Der Frevel legte den größten Theil der Liebſtadt in Aſche. Das Feuer war an mehren Stellen zugleich ausgebrochen, und daher wenig zu retten geweſen. Mehr als die Hälfte der Einwohner war ohne Obdach, ohne irgend ein Mittel des Erwerbs, den Schrecken eines hülfloſen Zuſtandes in der immer noch ſtrengen Jahreszeit preis gegeben. Durch einen Courier erhielt Graf Bourg die Nachricht von dem Elende der Seinen und traf augenblicklich die nöthigen Anſtalten.

In erſchöpfender Eile legte er den länderweiten Weg zurück und langte, begleitet von ſeiner Schweſter und einem kleinen Gefolge, in aller Stille auf Wartenſtein an. Den nächſten Morgen früh kam eine Deputation von Liebſtadt, ſehr erſchrocken, daß ihre erlauchte Herrſchaft ſo unbeachtet gekommen wäre, und nicht durchaus fähig, die Niedergeſchlagenheit der ausgeſtandenen Angſt zu verläugnen. Doch welch ein ſchickliches Zeichen der Freude würde ihnen zu Gebote geſtanden haben in dem Falle, daß die Humanität des Grafen es geſtattet hätte? Die Kirche war ein Schutthaufen, die Glocke eingeſchmolzen, der Prediger, ein guter Redner, war in Folge einer heftigen Erkältung vom Schlage gerührt worden. Traurigen Herzens legten ſie ihm ihre Ergebenheit zu Füßen und ſagten, wie all' ihre Hoffnung auf ihn gerichtet wäre nächſt Gott. Und als nun der, welcher ſprach, durch das hohe Fenſter auf eine Schaar deutete, heimathloſer, verarmter Menſchen, die ihnen gefolgt war und nun von ferne des Troſtes harrte, den ſie bringen würden — und mit ſchmerzbewegter Stimme ſagte: „Dort heißt es: Aller Augen warten auf den Herrn;“ — da ging dem Grafen das gütige Herz auf und ſeiner Schweſter das ſchöne Auge über. Er verſprach zu thun, was nur in ſeinen Kräften ſtände, und die Väter dieſer guten Stadt, deren Kinder er nicht als Waiſen laſſen wollte, liebten ihn von Stund' an. Er war ihnen ein Hoffnungsſtrahl; wie denn der Stern, der im tiefſten Dunkel aufgeht, ſtets am tröſtlichſten ſcheint.

Der Magiſtrat kehrte wie verklärt zu den finſtern Trümmern zurück, um das Licht der empfangenen Verheißung darüber zu verbreiten. „Haſt Du die Gräfin angeſehen?“ fragte der Eine den Andern auf dem Heimwege. „Als ſie, die himmliſchen Augen zu trocknen, das Taſchentuch hervorzog, weiß und fein wie eine Blüthe, und auch ſo duftig — da dachte ich, ſo ſieht gewiß der Engel aus, der alle Thränen abwiſchen wird von unſern Wangen.“

Die neue Einrichtung im Schloſſe geſchah ſo geräuſchlos, mit ſo leiſer Achtung für das Beſtehende, daß Niemand dadurch in ſeinem bisherigen Gange geſtört wurde. Sogar die lebloſen Formen, welche, berührt von der verſchwundenen Zeit, noch ihren Geiſt athmeten, blieben in herkömmlicher Ruhe. Der kleine Hofhalt konnte beſcheidener ſich nicht geſtalten, und das Sprüchwort: „Neue Herren, neue Rechte!“ ſchien hier keine Anwendung zu finden. Wie denn das wahrhaft Vornehme wohl niemals in Aeußerlichkeiten beſteht, und der höhere Platz, den edle Seelen durch den Rang der Geſinnung einnehmen, keines Umſturzes alter Verhältniſſe bedarf, die der Zufall ihnen gab.

Deſto ſichtbarer trat die Anweſenheit des neuen Orts herrn in der geſegnetſten Wirkſamkeit hervor, und Graf Bourg entwickelte dabei glänzende Eigenſchaften. Die Arbeitsleute der ganzen Umgegend waren in Beſchlag genommen für die Bauten in Liebſtadt. Der Graf verfügte dabei zu Gunſten der Einbuße über Summen, die in Erſtaunen ſetzten, und welche den Begriff von dem fürſtlichen Reichthume, über den er gebieten könne, auf die Spitze ſtellten. Genug, um ihn zu vergöttern und anzubeten. Nicht nur damals, nein, noch jetzt, in allen Zügen der menſchlichen Geſellſchaft, wird das goldene Kalb verehrt. Mit dem lieben Gott, der doch ſo nahe wäre, dauert es ihnen zu lange; und ſo halten ſie ſich in ihrer Bedürftigkeit an das Zeichen, die Armen!

Graf Bourg fuhr an jedem Morgen nach dem Städtchen, um in Perſon ſich eines rührigen Fortgangs zu verſichern und Alles ſelbſt in Augenſchein zu nehmen, auf daß das Nothwendige nirgends fehle. Mit ſichtlichem Vergnügen blickte er in das rege Gewimmel, und die Frühlingsſonne ſchien mit ſchönerer Wärme auf die Verwüſtungen des Feuers, welche einer neuen Ordnung der Dinge weichen mußten. Dieſe ward ſo ſtrebſam gefördert, daß die netten Häuſer gleichſam unter den Händen der Bauleute aufwuchſen.

Nur wenn der Sonntag kam, der ſtille Sonntag, beſchlich eine allgemeine Traurigkeit die Einwohner; ſogar diejenigen, welche ſich ſonſt wenig um den Gottesdienſt bekümmert hatten. Graf Bourg verſprach ihnen einen Geiſtlichen, der ſchon von ihm berufen ſei und ſo lange in dem ſogenannten Wittwenhauſe auf Wartenſtein wohnen ſolle, bis die Kirche und das Pfarrhaus in Liebſtadt ausgebaut würden. Einen trefflichen Mann nannte er den Propſt van

Aelſt, deſſen ausgezeichnete Gabe der Rede nicht wie eine Stimme in der Wüſte hier verhallen werde. Somit wäre für die Hauptſache geſorgt. Ein ſchönes Geläut würden ſie künftig haben, und wenn der Graf das Silber ſeiner Tafel zur Glockenſpeiſe einſchmelzen laſſen müßte. Dies hatte ihm nun vollends alle Herzen geſchmolzen.

Der Frühling war noch nicht in ſeinem vollen Schmucke. Das Grün erquickte noch im erſten Schmelz der Friſche; jener Lebenshauch, unter dem das Laub ſchwellend hervorbricht, und das Herz der Blumen und der Menſchen ahnungsvoll ſchwillt, ſchauerte um jedes Gräschen. Denn iſt das menſchliche Herz mehr, als eine Knospe? „Nur iſt die Welt ein Garten im Norden, wo wenig reif wird.“

Schüchtern wagte der bunte Crocus ſich wie in Unſchuld hervor, und das Veilchen hauchte ſo ſanft im Stillen, als wolle es ſich außerhalb ſeiner lieblich-kleinen Sphäre in nichts miſchen. Der Pfirſich erſchien wie eine zarte Morgenröthe; denn noch war der Blüthentag der Jahreszeit nicht angebrochen. Aber ſchon kamen die geheimſten Gedanken der Natur zum Vorſchein, und die Sterne am Firmamente flimmerten frühlingshelle, als ſei ihr himmliſcher Garten nun auch im Werden.

Das Wittwenhaus, von dem der Graf geſprochen, war eben das vereinzelt ſtehende Gebäude, deſſen bereits erwähnt worden. Wahrſcheinlich hatte vor geraumer Zeit eine adelige Wittfrau hier einſam gewohnt, und der Name war ſeitdem dem Hauſe verblieben. Das Wappen war, wie über dem Portale des Schloſſes, ſo auch hier, über dem Eingange angebracht; im dunkeln Felde ein kleiner Wartthurm, über dem die Geſtirne ſtanden; ein geharniſchter Ritter erreicht mit ſeiner Lanze einen Stern — vielleicht zum Sinnbilde, daß der echte Muth vom Himmel ſtamme. Doch der Stern derer von Wartenſtein — wir wiſſen es — war untergegangen, und von dem Hauſe, an dem wir betrachtend ſtehen, hätte es heißen können: „Durch dieſe feſtverſchloſſenen Thüren ſoll Niemand, als ein Weiſer gehen!“

Seit langen Jahren wohnte hier in gänzlicher Zurückgezogenheit von der Welt eine einzelne Frau, die man mit dem Namen Frau Simonis bezeichnete, faſt ohne ſie zu kennen. Man zählte ſie zu den Stillen im Lande, oder vielmehr man rechnete ſie unter die Zahl der Lebendigen gar nicht mehr. Die Menſchen vergeſſen einander ſo bald, daß ſchon ein abgeſchiedenes Daſein ihnen keines iſt. Frau Simonis ſchien jedem Anſpruche an Theilnahme entfremdet und kein dringenderes Bedürfniß zu haben, als ungeſtört in dieſer tiefen Stille gelaſſen zu werden. An warmen Sommerabenden ſah man ſie zuweilen am Brunnen ſitzen, deſſen köſtliches Waſſer wie Kryſtall floß.

Gewiß war dieſes Plätzchen die Poeſie des Ortes; neben der kleinen, klaren Rinne ſtrömten Gedanken aus, die zu dem Urſprunge der gläubigen Gefühle zurückleiteten, welche hier geweckt wurden. Die Umfaſſung des Brunnens wies ſich uralt, und dem grauen Erz waren Scenen bibliſcher Geſchichte eingegraben; dieſe rohe Sculptur, an mancher Stelle ſchon verſehrt, konnte dennoch eines rührenden Eindrucks nimmer verfehlen. Rebecca, Bethuels Tochter, wie ſie dem fremden Manne zu trinken giebt, und neben ihr die gelagerten Kameele, auf deren Höckern weißliches Moos wuchs; die Wittwe von Zarpa, deren Oelkrug längſt zerbrochen war; Moſes, der mit ſeinem Stabe an den Felſen ſchlägt: — ach! auch dieſe wunderthätige Hand war verſtümmelt — und Jeſus in der Nähe von Sichem, auf dem Rande des Brunnens ſitzend, wo er der Samariterin den Durſt des Wiſſens löſcht — war auf den vier Seiten anſchaulich. Ein patriarchaliſcher Hauch ſchauerte in dieſer Kühle, und, einſam wie das Alter, athmete hier die Ruhe der Vergangenheit. Aus Furcht, dieſer geheiligte Brunnen, der nur noch einen ſchwachen Waſſerſtrahl zuließ, könnte verſiegen, war der Befehl erlaſſen worden, nicht davon zu ſchöpfen; ein Verbot, von dem nur Frau Simonis ausgenommen ward. Vielleicht verdankte die ſchwächliche Frau dieſem ſtärkenden Quell die Erhaltung ihrer Geſundheit und eine Nahrung für ihren Geiſt durch den Einfluß frommer Betrachtungen.

Aber jetzt ſollte es anders werden. Der Propſt van Aelſt mit Frau und Kind wurde erwartet, und die ledige Wohnung für ihn in Stand geſetzt. Frau Simonis, aufgeſtört durch dieſe Unruhe, ehe die Familie des Geiſtlichen gekommen war, fürchtete, daß ihres Bleibens hier nun länger nicht mehr ſein werde; doch wollte ſie die künftige Hausgenoſſenſchaft zuvor kennen lernen.

Dieſe Bekanntſchaft erfolgte nunmehr. Die ſchwere Reiſekutſche, der das Gepäck vorausgegangen war, hielt zu beſtimmter Zeit, und der Propſt, ein Mann von kräftiger Statur, in ſeinen beſten Jahren, wie man mit zweifelhafter Zuſtimmung zu ſagen pflegt, ſtieg aus. Er ſtutzte, da er den Schauplatz betrat, in welchem die Scene ſeines Lebens und Wirkens ſich verändert zeigte. So hatte er ſich den Anblick des Schloſſes nicht gedacht. Ein leiſes Gefühl von Abhängigkeit beſchlich ihn; doch wer ein rechter Mann iſt, der empfindet, wie ſeine Selbſtſtändigkeit überall auf eigenem Grund und Boden ſtehe.

Darauf blickte er zu der kleinen Liebſtadt hinab, die verworren dalag, wie ein Häufchen Unglück. Neben dem ſchwärzlichen Schutte lag blankes Bauholz; in langen, lichten Maſſen waren Ziegel aufgethürmt, deren brennendes Roth in die milden Färbungen der Frühlingslandſchaft hineinleuchtete, und der gelöſchte Kalk dampfte in der Abendſonne. Das Herz brannte in dem Propſte. Er wollte der Gemeine, die dort unter dem Gerüſte lebte, den Himmel bauen helfen. Er hielt ſich für ein auserwähltes Rüſtzeug Gottes zu dieſem erhabenen Endzwecke — nicht Alle, die da geiſtlich ſein wollen, erzeigen ſich ſelbſt dieſe apoſtoliſche Ehre. Der Gedanke ſeiner erſten Predigt quoll in ſeiner Seele auf — und wunderſam ſtrömte eine Freudigkeit davon über ſein ganzes Weſen aus, die dem Propſt zu dieſem Schritte bisher gemangelt hatte. Daß dies geſchah, es war nur ein Moment; unſere innere Welt ſteht ja unter keinem Geſetze der Zeit.

Die Frau des Propſtes folgte, wenn auch etwas ſchwerfällig, ihrem Manne auf dem Fuße. Ihre Geſtalt war von mittler Größe, doch für weibliche Formen ungleich zu ſtark. Die ausgefüllten Züge des runden und vollen Geſichts konnten jedoch ihre angeborene Feinheit nicht verleugnen, und etwas Zarteres, als dieſe Haut zum Wegblaſen, gab es ſchwerlich. Nicht vom geſundeſten Anſchein war ihre Farbe, ob auch jetzt etwas erhöhet. An ihrem lichten Staubmantel haftete kein Stäubchen. Die Dame van Aelſt wagte keinen Blick um ſich. Sie bedeckte ſogar mit der Hand die Augen und ging langſam dem Hauſe zu.

Deſto flüchtiger war ihre Tochter Helene vom Wagen. Wir wünſchten nichts, als daß wir ſie hinhauchen könnten auf das Papier, wie ſie uns vorſchwebt. Ein ſchönes, junges Mädchen, in aller Friſche unverkümmerter Jugend, liefert ein zu allgemeines Bild, als daß wir uns damit begnügen könnten; und immer iſt es die Seele, welche jenen unnachahmlichen Reiz ertheilt, der beſſer empfunden, als geſchildert wird. Unſere Helene mag ſich ſelbſt malen. Wir liefern hiernächſt nur einige ſchwache Umriſſe. Kaum hatte Helene ihr Füßchen vom Tritt des Wagens gehoben, ſo ſtand ſie wie eingewurzelt, tiefathmend, als wolle ſie die Kraft erſchöpfen, den Rahmen ihrer künftigen Verhältniſſe in ſich aufzunehmen. Der weiche, elaſtiſche Wuchs dieſes ſchlanken, jungfräulichen Körpers beugte ſich vorwärts, und ihre Augen, deren klares Dunkelblau wie ein Born der Sehnſucht nur in ein ſtilles Gemüth ſchauen ließen, blickten mit unbewußtem Verlangen um ſich her. Noch war eine träumeriſche Ruhe in den ſanften, kindlichen Mienen, noch ſchlief ein kleiner Engel in dem Grübchen am Kinne; aber ein leiſes Lächeln auf ihren Lippen, ein halbentzückter Zug um ihren Mund verrieth, wie bald dieſe Roſe ſich öffnen — wie ſchön ihr Herz erwachen werde. Helenens Blick ſtrahlte vor Freude, die durchſichtig weiße Stirn ſpiegelte im reinſten Glanze der Anſchauung jede unbeſtimmbare Hoffnung zurück; vielleicht war der reizende Schatten, den die gebogenen Wimpern auf ihre blühenden Wangen warfen, der einzige, der ihre bisherigen Anſichten verfinſtert hatte.

Frau Simonis ſtand an der Schwelle des Hauſes und empfing die Ankommenden. Mit leichtem Beben in der Stimme ſagte ſie, wie ihr der Auftrag von Sr. Erlaucht geworden ſei, den Herrn Propſt nebſt den Seinen an Ort und Stelle zu bewillkommnen, ihnen die Zimmer ihrer Wohnung anzuweiſen und zu vernehmen, was ihren Wünſchen hier oder da etwa noch fehlen möge. — Dabei ſchwebte und ſchwand Frau Simonis in ihrem weißen Anzuge, der neben dem bauſchigen Umfange der Dame van Aelſt um Eins ſo ſchmal und ſchmiegſam erſchien, ſo ſacht, ſo unkörperlich vor ihnen her, wie wenn der Schutzgeiſt des Hauſes, der ihnen die Stätte bereitet hätte, ſie ihnen zeigen und dann verſchwinden würde.

„Unſere Wünſche? antwortete der Propſt mit einer gewiſſen Scheu der Achtung vor der Perſönlichkeit dieſer Frau. „Madame! ein Mann von Erfahrung nimmt ſich vor nichts ſo ſehr in Acht, als vor ſeinem eigenen Wunſche; ich aber hoffe, daß wir uns hier heimiſch fühlen werden. Das Haus iſt geräumig, hell — und Licht iſt die Hauptſache.“

Der Frau Pröpſtin ſchien des Lichts zu viel. Alle Fenſter ſtanden offen, weil die Zimmer ſeit mehren Tagen gelüftet worden waren. Sie klagte über Augenſchwäche, an der ſie leide, und welche durch die blendende Sonne und den Staub der Reiſe ſchlimmer geworden ſei.

„Nehmen Sie doch,“ ſprach Frau Simonis theilnehmend, „von dem Waſſer, welches die Weinrebe austropft. Nichts iſt ſtärkender.“

Bei dieſen Worten bog Frau Simonis einen Zweig herein — (es war im Erdgeſchoß und dieſes auf der Sonnenſeite mit einem Spalier umzogen), beſtrich das naſſe Auge des Weinſtocks und reichte einen vollen, wankenden Tropfen auf ihrer Fingerſpitze dar.

„Wie gut iſt's, daß er noch fließt!“ ſagte ſie gutmüthig, „und ich will ſogleich ein kleines Fläſchchen anbinden. Wenn doch alle Thränen ſo bald verſiegten! Manches Wittwenhaus wird anhaltender benetzt.“ Dies Letztere ſagte Frau Simonis mit einem ſchmerzlichen, doch ſchwachen Lächeln.

„Ich danke Ihnen!“ ſagte die Dame van Aelſt bewegten Tones, und ungeachtet ihrer Augenſchwäche entſtürzten ihr

Thränen, welche mindeſtens für ein ſtarkes und tieſes Gefühl zeugten. Der Propſt ſah es betroffen. „Welche Anwandelung, Sophie? Was iſt Dir, meine liebe Frau?“

Aber ſchon trocknete ſie das warm übergoſſene Geſicht und ſprach: „Vergieb mir! es iſt vorüber. Du biſt beſtürzt — gewiß, es war nur eine kleine Schwäche, ein überwältigender Augenblick. Du weißt, ich komme ſonſt ſo leicht nicht außer Faſſung; diesmal warf der Gedanke mich um, daß ich im Wittwenhauſe wohnen werde — — Du verſtehſt mich wohl. Nun, der Tropfen, die erſte Gabe, die ich hier empfing — das Herz war mir zum Ueberfließen voll.“

Mit dem Lächeln eines ſtarken Geiſtes erwiederte der Propſt, indem er ſeiner Frau die feuchte Wange ſtreichelte: „Weiber, die Ihr Alle ſeid! reizbar, von einem Tröpflein zum Weinen gebracht; es beweiſt mir jedoch die Fülle Deiner Liebe. Du biſt angegriffen von der ungewohnten Reiſe und dem Wechſel der Verhältniſſe, welcher unter allen Umſtänden etwas Erſchütterndes hat. Beruhige Dich, Sophie! Das Leben liegt weder an dieſer Mauer, noch an jenem Namen, ſondern nur in Gottes Hand. Du wirſt es ſehr gut und bequem hier haben. Wählſt Du das hintere Zimmer mit dem hübſchen, blaſſen Theegrün für Dich, ſo arbeiteſt Du unter dem Schirme der Bäume, und jeder Blick iſt Balſam. Du biſt nicht ſo im Anlaufe und wirſt weniger geſtört. Ich behalte dies; es iſt nach meinem Wunſch und Bedarf. Helene mag ſelbſt zuſehen.“

Frau Simonis war nicht mehr Zeuge dieſer Scene geweſen. Als ſie jene Thränen rollen ſah, entfernte ſie ſich und hing, ihr Wort zu erfüllen, mit einem Seidenfaden ein feines Gläschen an die träufelnde Rebe, andere aufzufangen

Helene entſchied für ein kleineres Zimmer, vor deſſen Fenſtern der Brunnen ſtand. Der Propſt wendete ein, es werde ebendeßwegen feucht ſein; aber die Tapeten wieſen ſich ohne Spuren davon. „Sieh nur, Väterchen!“ ſagte Helene, „hier habe ich den Herrn Chriſtum vor Augen — und im Herzen; das ſoll man ja doch? Wenn ich das Auge aufſchlage, habe ich es in dieſem klaren Strahle — und hier iſt ein prächtiger Platz für meinen Flügel. Sogar dieſe Niſche ſtimmt mit meinem Geſchmacke überein. Und wie dicht werden die Schatten dieſer ehrwürdigen Bäume Deine Tochter beſchützen!“

„Nun, meinethalben!“ antwortete der Propſt, ohne ſich auf Weiteres einzulaſſen; „ich ſinde nur, Du haſt wenig Ausſicht, mein Kind! Ich liebe das nicht.“

Helene lächelte ſehr lieblich und ſprach: „Verſtohlen könnte ich nach dem Schloſſe blicken, wenn ich wollte. Mit einem Sprunge bin ich bei Dir, Vater! bin im Bereiche der Haushaltung; hier, Frau Simonis iſt meine Wandnachbarin, und wir können einander klopfen.“

Das Herz, das ſtille, alte Herz der Frau Simonis klopfte dem jungen Mädchen ſchon jetzt; es war hörbar, als ſie ſagte: „Sie ſind ſehr freundlich, liebes Fräulein; aber ich weiß ja noch nicht, ob Ihre werthen Eltern den Gelaß, den ich inne habe, nicht vielleicht noch brauchen könnten. In dieſem Falle“ — „Gott bewahre!“ unterbrach der Propſt, ſchon im Abgehen, dieſe Rede, „daß ich Jemand vertreiben ſollte, zumal wenn ich mir ſagen müßte: Und es war eine Wittwe! Ich bitte vielmehr um Ihre Freundſchaft für mich und die Meinigen. Bei unſerm Innenleben wäre es von entſchiedenem Werthe und Belang, wenn wir einen wohlwollenden Umgang im Hauſe hätten.“

Frau Simonis lächelte kaum merklich, da ſie ſtumm ſich neigte gegen den Propſt. Seit langen, langen Jahren war ihr einziger Umgang ihr eigenes, wohlwollendes Herz. Die Freundſchaft wird nicht auf Worte erbaut. Wenn es überall für ein gutes Zeichen gilt, daß Etwas ſich wie von ſelbſt mache, ſo dürften wir es als verhängnißvoll anſehen, wo das Einfachſte mit Schwierigkeiten verknüpft iſt. Im erſten Falle iſt es, als ob gute Geiſter für uns thätig wären; da wird uns heimlich. Was uns gefällt, geſchieht ohn' all unſer Zuthun. Alles kommt und geht, wie wir es wünſchen. Das Gegentheil iſt ängſtend. Ein Dämon webt geſchäftig, obgleich Thür und Herz uns ſcheinbar offen ſtehen; wir können weder hinaus, noch hinein. Wohin wir uns auch wenden, empfinden wir hemmende Fäden und fallen in ein unſichtbares Netz. Es giebt aber nirgends einen Zufall.

Jene unerklärbare Gunſt ſchien die fremde Familie unter dieſem Dache heimathlich aufgenommen zu haben. Wie ſchwer Helenens Mutter ſich Manches auch machte, ſo leicht ging hier Alles von Statten; jedes Möbelſtück paßte ſo genau, für Alles fand ſich die geeignete Stelle, daß ſchon in den nächſten Tagen die häusliche Ordnung eingerichtet war. Nur daß die Neuheit einer Lage, mit all ihrem verhüllten Reiz, für erkenntliche Seelen, für ein treues Gemüth, das traute Gefühl der Gewohnheit ſobald nicht erſetzen kann.

Bei dem Antrittsbeſuche des Propſtes im Schloſſe — (er ging vorerſt allein) freute Graf Bourg ſich unendlich, einen Mann, den er ſo hoch ſchätzte und für deſſen äußeres Glück er ſich verantwortlich gemacht hatte, ſo äußerſt zufrieden zu ſehen.

»Ich finde wenig Unterſchied.« verſicherte der Propſt; »mir iſt wie längſt zu Hauſe. Das Gefühl der Fremdheit iſt beinahe nirgend vorherrſchend in mir geweſen. Das kommt daher: Omnia mea mecum porto. Da ſind die Frauen — Vergebung, gnädigſte Gräfin!« der Propſt verbeugte ſich tief gegen Leonide, die Zwillingsſchweſter des Grafen, welche während dieſer Unterredung zugegen war. — »ihr Herz hängt ſich an jede Wand, an jede Mauer, wie die Schwalbe an das Neſt; dann blutet es ohne Noth.«

Graf Bourg hatte einen Freund bei ſich, von Eckardy mit Namen. Die innigſte Sympathie der Freundſchaft ſchien zwiſchen ihnen zu herrſchen, das vollkommenſte Gleichverhältniß gegenſeitiger Zuneigung. Der Werth, den der Graf auf die Gediegenheit dieſes Freundes legte, war überwiegender Art; doch jede warme Freundſchaft überſchätzt! —

Dieſer junge Mann, vielleicht um einige Jahre älter als Graf Bourg und alſo angehend die Dreißig, gefiel dem Propſt einnehmend. Er fand ſich von ihm angeſprochen und verſtanden; keine Hofluft verdünſtete das Geſpräch von ein paar Tropfen Zeit; wiſſenſchaftlicher Geiſt wehte hier, der die tiefſten Intereſſen aufregte; eine Stunde verflog, und neu belebt und ganz begeiſtert kam der Propſt nach Hauſe. Dieſer Schatz von Kenntniſſen, von innerm Reichthum, welchen er ſich anzueignen hoffte, — denn es iſt das götliche Vorrecht der Wiſſenſchaft wie der Liebe, daß beide durch den Antheil gewinnen, den man an ihnen nimmt, — war nicht der einzige, der ihn in Erſtaunen ſetzte und ſeine Zufriedenheit vermehrte.

Der Probſt hielt es für ſchicklich, Frau Simonis auf einen Augenblick zu beſuchen. Sie wohnte, wie ſchon geſagt, am Ende des Flurs. Ein winziges Gärtchen, eigens für ſie umzirkt, lag unter ihren Fenſtern. Der junge Anwuchs naher Bäume, wie eintönig auch dem Blicke in ſeinem aufquellenden Laube, malte jetzt ſchon, bevor es dunkler würde, ein leiſes Schattenſpiel in das Zimmer, deſſen einſame Bewohnerin eine Hand voll Zeitvertreib hatte, dem die ſanfte Melancholie jener Umgebung völlig angemeſſen ſchien. Ein Schreibtiſch, offenbar ſehr benutzt, ein breiter Bücherſchrank daneben.

„Darf ich?“ fragte lächelnd der Propſt und raffte den Vorhang hinweg. Das erſte Buch, was er ergriff, welches war es? kein geringeres als Phädon! und ſichtlich viel geleſen. Den ganzen Plato fand er hier, Schriften von Moſes Mendelſohn, Schleiermacher und Novalis; aus engliſchen Dichtern und Philoſophen waren einzelne Meiſterwerke ausgehoben, eben ſo war unter den deutſchen Claſſikern erſten Ranges noch eine Lieblingswahl getroffen. Von den Franzoſen nur Fenelon und Frau von Stael. Der tiefſinnigſte Ernſt ſchien hier Bibliothekar zu ſein, und von Young's Nachtgedanken bis zur Nachtſeite der Natur gab es keine Lücke. Dieſe Unſterblichen athmeten hier in der beſcheidenſten Stille und zeugten für den durchgebildeten Geiſt einer Frau, die ſich im höchſten Grade anſpruchslos wies.

„Wahrlich! Madame,“ ſagte der Propſt, nachdem er ſich von ſeinem Staunen erholt hatte, „jetzt begreife ich nun wohl, warum Sie hier Niemandes bedürfen, als ſich ſelbſt. Ihr Geſchmack erfüllt mich mit der höchſten Achtung, wenn er mich auch — ich mag es Ihnen nicht läugnen — gewiſſermaßen betrübt. Hier iſt viel Nahrung für ein trauriges Gemüth. Auch ſollte eine Frau Ihrer Art das gottverliehene Pfund nicht ſo begraben. Die Weisheit iſt eine Gottesgabe und ſollte deßhalb mitgetheilt werden.“

Mit einem ganz eigenen Lächeln erwiederte Frau Simonis: „Der Wucher des Geiſtes iſt für mein armes Geſchlecht der gefährlichſte, und eine Frau kann, was ſie weiß, nicht genugſam in ſich verſchließen. Dieſe meine todten Freunde — ſind mir treu! Sie haben mich das Leben ertragen gelehrt, und in ihrer Nähe iſt mir friedſam zu Muthe geworden.“ Es bebte die Stimme, welche dieſes ſprach, und deutete auf begrabene Liebe und erſchütterte Ruhe; ſogleich ſagte ein zartes Gefühl des Mitleids dem Propſt, daß er hier ſacht umgehen müſſe. .

„Im Grunde haben Sie Recht,“ entgegnete er. „Es genügt ſchon, daß eine Frau lebt; lebt! ſage ich, die ſich alſo zu beſcheiden weiß. Man geräth in Zweifel darüber unter den Puppen unſerer Damen, die Alles auslegen, was ſie wiſſen. Welchen Wortkram bringen ſie zu Markte! welchen Unſinn! man erſchrickt. Jüngſt hörte ich eine junge Frau mit der geläufigſten Zunge über die Zuläſſigkeit der Todesſtrafen reden! ein Thema, an dem die ſcharfſinnigſten Denker ſich verſucht haben; aber dieſe Dämchen verzagen an nichts. Salomo's Urtheil iſt ihnen Kinderei. Wo ſie einen großen Geiſt in die Mache bekommen, da lobhudeln ſie ihn wie einen Hanſemann.“

„Sie ſprechen für meine Behauptung,“ antwortete Frau Simonis: „die Männer haben einen natürlichen Widerwillen gegen Alles, was nicht echt weiblich, oder mütterlich ſchätzbar iſt. Schläft irgend ein Werth in eines Weibes Buſen, ſo iſt er gleich der Perle, die ſich tief verborgen hält, um nicht der ſchnöden Eitelkeit zu dienen. Nur wenn das Herz bricht, dann — dann“ —

„Brechen auch wir ab, Verehrteſte!“ ſagte der Propſt, indem er die Hand der Frau Simonis ergriff und herzlich drückte. Nochmals empfahl er ihr ſeine Frau und Tochter. Es beweiſt für eine feine Kenntniß, daß der Propſt den Seinen die Gelehrſamkeit der Frau Simonis und den Inhalt ihres Geſprächs verſchwieg.

Wenn wir annehmen, daß das Studium der Menſchenkenntniß ein nie abgeſchloſſenes iſt, daß es keinen Charakter giebt, der durchaus zu berechnen wäre: ſo darf es uns nicht wundern, wenn wir in dem Propſt van Aelſt einen Mann finden, der öfters im Widerſpruche mit ſich ſelbſt erſcheint. Bei einer gewiſſen Störrigkeit der Grundſätze ermangelte er doch der Conſequenz zu ihrer Anwendung und war für eine ſchlaue Abſicht leicht zu behandeln. Vertieft in ſeine Bücher, in ſeine ernſten Beſchäftigungen, kümmerte er ſich wenig um das äußere Leben, hegte aber den ſtärkſten Abſcheu vor dem Gedanken, nicht Herr in ſeinem Hauſe zu ſein. So ſchärfte er die einmal gegebenen Geſetze, und donnerte dann und wann von ſeinem häuslichen Sinai herab, um in Gehorſam und Furcht vor ſeinem Willen zu erhalten. Das weichſte Herz, die zarteſte Gutmüthigkeit verbarg er in einer Rauhheit, die man häufig mißkannte, und ein Aufbrauſen, wobei ſein ganzer Körper erbebte, war öfters die Folge von dem kleinlichſten Grunde. Milde und Ruhe aber ſind die gewiſſeſten Zeichen einer begründeten Ueberzeugung und, wie wir glauben, das höchſte Mittel jeder Macht. Während der Dauer ſeiner geiſtlichen Laufbahn verfolgte ein Unglück beharrlich den Propſt; zweimal bereits hatten collegialiſche Mißverhältniſſe ihn aus ſeinem Wirkungskreiſe vertrieben. Vielleicht lag dies theilweiſe an ſeiner eigenen Inconſequenz, und daß er mehr gelehrt, als praktiſch war. Dieſer Uebelſtand, den der Propſt ſtets in ſeiner Stellung ſuchte, da er ſich doch nur in ihm ſelbſt begründet fand, hatte ihm jedoch ſein

Amt wie ſeinen Wohnort allmählich verleidet. Schon war er halb und halb entſchloſſen, das Conſiſtorium anzugehen, daß es ihn entlaſſe, als Graf Bourg vom Steine, — deſſen Mutter ſeine wohlwollende Gönnerin geweſen und einſt ihren Gewiſſensrath in ihm geehrt hatte — den Antrag an ihn erließ, Hofprediger in Wartenſtein zu werden. — Der Propſt ſah einen Wink des Himmels darin und willigte mit tauſend Freuden ein.

Seine Frau, eine geborne Niederländerin, verdankte ihren Namen und manche Maxime ihrer Erziehung einer großen Verehrung ihrer Mutter für Sophie von Laroche. Sie hatte ihrem Manne ein bedeutendes Vermögen zugebracht, welches ſeinen geiſtigen Vorzügen doch einiges Gegengewicht gab. Von ihr könnte man ſagen, ſie regierte durch Schweigen. Frau van Aelſt gab gewiß kein unnützes Wort aus; deßhalb war, was ſie ſprach, immer der Ausdruck eines geſammelten Geiſtes und von Gewicht. An ihrem unerſchütterlichen Gleichmuthe zerſchellte der Verdruß ihres Mannes und zerſauſete, gleich dem ſtürmenden Winde, in ſich ſelbſt. Man denke hiebei nicht an Indolenz; es war nur Bedachtſamkeit, durch natürliches Phlegma unterſtützt. Dieſe Frau war einer feinen Denkart und der zarteſten Empfindung fähig. Sie liebte ihre Tochter zärtlich, war dem Gefühl für ihren Mann und ihre Pflicht unverbrüchlich treu, und hing auf das innigſte an einer Schweſter, die in Lyon und zwar unglücklich verheirathet war. — Den Haushalt führte ſie durch Ueberlieferung, und nur ein außerordentlicher Fall veranlaßte ſie, perſönlich einzuſchreiten.

Die feinſten Arbeiten, von denen der Probſt ſagte, daß ſie ihm Nervenkrampf erregten, nahmen größtentheils ihre Zeit hin. Ihre Hände, kleine weiße volle Polſter, wie mit dem weichſten Flaum gefüllt, bewegten ſich dabei ſehr langſam, ſo daß es ſchwer war, zu unterſcheiden, ob Frau van Aelſt mehr bequem als mühſam ſei. Jedenfalls mußte ihr die gelaſſenſte Ausdauer zuerkannt werden, eine Eigenſchaft, welche den Erfolg verſichert. Ihre größte Stärke, die ſie jedoch nur äußerſt ſelten anwandte, beſtand im Briefſchreiben. Wer Helenens Mutter von ihrem eingedrückten Armſtuhl ſich erheben und an den Schreibtiſch gehen ſah, konnte auf etwas Wichtiges ſchließen. Mit der Feder führte ſie das Königsſcepter ihrer Gedanken. Sogar das Geſinde hatte dieſe hohe Meinung angenommen. „Die Frau ſchreibt!“ dies war das Signal zu einer allgemeinen und erwartungsvollen Stille im Hauſe. Der Propſt hatte ſich zuerſt in einen Brief ſeiner Frau verliebt, dann in ſie ſelbſt. Er hatte nie aufgehört, die magiſche Gewalt ihrer Schriftzüge zu fürchten. Da bei der ungeſtümen Hitze ihres Mannes jede Erörterung mit ihm, die über irgend einen aufregenden Gegenſtand, der in Ruhe beſprochen werden mußte, ſchwer, wenn überhaupt möglich war, ſo hatte Frau van Aelſt es beibehalten, ſich brieflich mit ihrem Manne zu verſtändigen, als den ſicherſten Weg des Uebereinkommens, als ihre einzige Flucht und ein nie fehlſchlagendes Mittel. Der Propſt hatte daher einen Abſcheu vor weiblichen Briefen, und es war eines jener Geſetze, die er als unumſtößlich gab, daß ſeine Tochter niemals correſpondiren dürfe. Die Mutter wußte es und ſchwieg — ſchwieg lächelnd dazu. Helene war damals noch zu jung, um den ganzen Umfang dieſes folgenſchweren Verbots einzuſehen; deſſenungeachtet ſah ſie in die Ferne. „Wenn ich nun aber einmal einen Freund habe, von dem ich getrennt bin?“ fragte ſie unter einem ängſtlichen Erröthen. „Dann magſt Du Dich üben, an ihn zu denken! Ihr denkt ohnedies zu wenig!“ antwortete der Vater mit der beharrlichſten Strenge. Helene hätte am liebſten geweint, obgleich ſie zur Zeit noch kein Tröpfchen Tinte nöthig hatte. Beruhige Dich, Helene! die Liebe ſchreibt mit Thränen in die Luft, und der Liebende verſteht dieſe Briefe zu leſen. Die Liebe iſt der Telegraph, deſſen Zeichen in den fernſten Welten verſtanden werden!

Schwerlich ahnete der Propſt, welch einen Schutz er mit dieſem Verbote dem Glücke ſeiner Tochter gäbe, und wie bald es ſeine Anwendung finden werde.

Der Propſt hatte einen Freund, den er von Jugend an mit aufopfernder Treue liebte. Vielleicht war dieſe Freundſchaft das ſtärkſte Gefühl ſeines Lebens. Dieſer Freund hieß Maarbonn und war philologiſcher Profeſſor, ein trefflicher Mann! nur leider ſehr kränklich. Eine nördliche Univerſität, wo er anhaltend docirte, hatte ſeine Lungen geſchwächt und den Keim einer Bruſtkrankheit in ihm entwickelt. Jene wunderbare Einrichtung, nach welcher die Schwindſucht ihre Opfer täuſcht, ſo daß noch Niemand, der an Hektik litt, ſich ernſtlich in Gefahr geglaubt hätte, bewies ſich auch an dieſem einſichtsvollen Manne. Trotz ſeinem kurzen Huſten und dem noch kürzeren Athem zweifelte der Profeſſor nicht an der Verlängerung ſeines Lebens bis an ein ſpätes Ziel. Seine Frau, in der er die Wittwe ſeines Bruders geheirathet, hatte dagegen eine unverwüſtliche Lunge. Die Zufriedenheit dieſer Ehe beruhete auf Reſignation, wozu es dem edlen Mann an Kraft nicht fehlte. Nur ein Verhältniß duldete nicht, daß er ſich leidſam verhielte, und ſo gab es mitunter Aufregungen, die ſeiner hinfälligen Geſundheit ſchädlich waren. — Der Profeſſor hatte früher leidenſchaftlich den Wunſch nach Kindern genährt und ein Ideal der Erziehung in ſeiner warmen Seele getragen. Wenn es Gott gefallen hätte, dieſe reine Idee zu verwirklichen, für die er ſchwärmte, Maarbonn wäre der glückſeligſte aller Menſchen geweſen. Allein — dieſe Ehe blieb kinderlos. Nur aus ihrer erſten Verheirathung hatte ſeine Frau ihm einen Sohn zugebracht, den er wie ein leiblicher Vater erzog, und ſpäter als ein brüderlicher Freund mit ihm umging, der ihn nur leitet, weil er Erfahrung voraus hat.

Aber nur das Weſen der Mütter beantwortet die Frage, weß Geiſtes Kind ihr Sohn ſei; und Felix war in jedem Sinne ein Mutterſöhnchen. Die frühreiſe Philoſophie des Jünglings wollte die milde Weisheit ſeines zweiten Vaters überbieten. Anmaßungen machen überall verhaßt, doch nirgend mehr als in den Jahren den Jugend und da, wo ſie einen mißfälligen Charakter fortſetzen. Die Profeſſorin war durchaus nicht beliebt. Sie vernachläſſigte ihr Geſchlecht und ſeine ſtillen Pflichten, hielt ſich für alleinklug und zu den Männern, und hätte gern ihre geſchonten Hände in alle Welthändel gemiſcht. Die ſchlaue und ſelbſtſüchtige Politik dieſer Frau erſtreckte ſich über die häuslichen Grenzen, und es war eine bekannte Sache, daß ſie diejenigen beherrſchte, welche ſo unvorſichtig waren, ihr einiges Terrain einzuräumen. Ihr eigener Sohn war ihr Deſpot. Sein hochfahrender Dünkel ſtieß jede beſſere Meinung vor den Kopf, die um des leutſeligen Vaters willen ihn hätte ſchonen mögen. Er lief an, ohne aufmerkſam zu werden, indem er mit Todesverachtung auf dem ſchnurgraden Pfade zur Unſterblichkeit fortzuſchreiten wähnte.

Maarbonn machte ſich insgeheim bittere Vorwürfe, allzugelinde geweſen zu ſein und die Klippe der Nachſicht, eine Scylla der Stiefeltern, nicht beſonnener umſchifft zu haben. Er ſah ſich endlich genöthiget, den Liebling ſeiner Frau durch einen Machtſpruch zu entfernen, und hoffte, die Größe weit anderer Gelehrten werde den eitlen jungen Menſchen ſeine Winzigkeit erkennen laſſen, und ihre Rückſichtsloſigkeit ihn lehren, beſcheiden zu ſein.

Nach einem edlen Syſtem, nach welchem der Profeſſor nie eine Klage in der Ehe für zuläſſig hielt, auch nicht gegen ſeinen vertrauteſten Freund — hatte er ſtets das tiefſte Schweigen beobachtet über den Kummer, den Felix ihm verurſachte.

Noch einen andern Druck, der ihm heimlich manchen Seufzer abpreßte, verſchwieg er. Maarbonn hatte Schulden. Seine Gattin war keine Hausfrau; ein Hauptzug im Charakter ihres Mannes war der Athemzug der Uneigennützigkeit — und Felix brauchte viel; genug alſo, um ein mäßiges Einkommen nicht zugänglich zu finden. Es mußten daher Jahr aus Jahr ein Summen aufgenommen werden, die ſich nie ganz wieder abtragen ließen. Dies durfte nun vor allen Andern der Propſt nicht wiſſen; denn theilnehmend und hülfreich, wie er war, würde er ſolcher Belaſtung vorbeugen oder abhelfen wollen, wenn dieſem Beiſtande von Freundeshand das Zartgefühl des edlen Maarbonn nicht widerſtanden hätte. — Aber es entſtand ein Plan, der, den Intereſſenten unbewußt, von der Freundſchaft entworfen ſchien, ihre Mittel zu übertragen.

Mehrere Jahre hindurch hatten beide Familien an einem Orte gelebt, bis der Profeſſor vortheilhaft verſetzt wurde, und ſomit ſeinem anhänglichen Freunde das Einzige entzogen, was ihn unter den ſchon erwähnten, abſtoßenden Verhältniſſen gehalten hatte. Maarbonn wirkte auf den Propſt ſehr günſtig ein und nur durch die Ueberlegenheit eines ſtets gelaſſenen Geiſtes. Von Seiten der Frauen war dieſer Umgang ziemlich einſeitig, indem Helenens Mutter ſich gegen die zudringliche Hausfreundſchaft der Profeſſorin nur leidſam verhielt und ihre täglichen Beſuche äußerſt ſelten erwiederte. Die Letztere wußte den Propſt ſehr gut aufzufaſſen und zu behandeln; die Gemächlichkeit ſeiner Frau gönnte ihr Raum, den kein engherziges Gefühl in ihr beſtritt, und bald durfte Niemand mehr fragen: wer regiert denn?

Helene, welche Maarbonn mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit liebte, war damals noch ein Kind. Seine Frau wußte in dem Propſt ſehr geſchickt die Idee zu erregen, wie es ihres Mannes innigſter Wunſch ſei, daß ihr Sohn und ſeine Tochter ein Paar würden. Maarbonn werde aber dieſen Wunſch ſtreng verſchweigen, weil er das Geld verachte, und Helene eine reiche Erbin ſei. In jeder Lüge iſt etwas von Wahrheit. Was ſeines Freundes Frau ihm geſagt, regte den ganzen Stolz der Freundſchaft, wie der Großmuth in dem Propſte an. Und als einſt Maarbonn in einer trüben Stunde, deren er jetzt viele hatte, erheitert durch den kindlichen Frohſinn Helenens, ihr liebkoſend ſagte: „Du biſt nur darum nicht meine Tochter, daß Du glücklicher wäreſt“ — wobei er an die Mutter dachte — fühlte der Propſt ſich von aufwallender Rührung hingeriſſen und antwortete: „Meinem Wunſch und Willen nach ſoll ſie es werden!“

Jener ſagte nichts, nur ein verneinendes Lächeln zuckte flüchtig um ſeinen Mund. „Wie, Maarbonn, Du ſchweigſt mir?“ fragte der Propſt ſchnell gekränkt. „Wäre es möglich daß etwas in Deiner Seele unſerer Vereinigung auch in unſern Kindern widerſtände?“

Maarbonn ſah ihn an mit einem bedeutſamen, kummervollen Blicke, als wolle er ſagen: „Wie Viel mein Freund!“

Er ſprach: „Freiheit, die doch mit der Liebe Eines iſt, ſollte unberührbar ſein, und wo es ſich um das heiligſte Menſchenrecht handelt, da erſcheint mir jede Vorausbeſtimmung ſolcher Art wie ein Sclavenmarkt. Schon des Schickſals Zwang iſt bitter" —

„Es wäre mir eine ſanfte Hand an das Grab, wenn Helene einſt Deinen Namen führte" — entgegnete der Propſt beſänftiget und reichte mit jener Innigkeit, der ſo ſchwer zu widerſtehen iſt, ſeinem Freunde die Hand. Maarbonn drückte dieſe Hand ungewöhnlich heftig, und was er noch hätte ſagen mögen, in ſeine ſchwache Bruſt zurück.

Es lag ganz in der Natur des Propſtes, daß er von einem Gedanken um ſo weniger abwich, je mehr Andere ſich weigerten, darauf einzugehen. Eine Ahnung ſagte ihm, wie dies in Hinſicht auf ſeinen liebſten Plan bei ſeiner Frau der Fall ſein könnte — und ſo konnte er nicht umhin, ihn ihr ſo bald als möglich mitzutheilen. Er that es mit einer ihm zu ungewöhnlichen Behutſamkeit. Wie ſehr nun auch Frau van Aelſt jeden Affect des Schreckens und der Sorge um weit entfernte Dinge für eine Uebereilung des Gefühls gehalten haben würde, ſo konnte ſie doch diesmal eine unruhige Bewegung nicht ganz unterdrücken. „Wir wollen es Gott überlaſſen!" ſagte ſie nach einigem Stillſchweigen. „Helene iſt noch ſo jung — und Felix kann ſich auch noch ändern."

„Wie meinſt Du das?" fragte der Propſt und ſchon brauſte der Ton dieſer Frage. „Nun ich meine," antwortete ſeine Gattin in einer gewiſſen Entſchiedenheit, „Felix war damals ein eitler junger Menſch, der alle Fehler ſeiner Mutter ohne die Tugenden ſeines Vaters hat. Auch dürfen wir über unſere Tochter nichts beſchließen. Die goldne

Traukette muß ſich Glied vor Glied zuſammenhängen, ſonſt wäre das arme Kind für und wider nichts eine Sclavin geworden.“

Als ſeine Frau dieſe Worte ſprach, ſah der Propſt aus wie eine Büſte von Bronze in Flammen. „Hilf Gott!“ verſetzte er mit jenen kleinen Seitenſprüngen, die allemal zeigten, daß er außer Faſſung wäre, „welche Schlußfolgerung! ſo hältſt Du mich wohl für einen Tyrannen? oder jede Ehe für eine Feſſel?“

Frau van Aelſt lächelte kaum merklich; aber eine tiefe weibliche Logik war in dieſem Lächeln. Sie erwiederte mit maßhaltender Stimme: „Wo keine Neigung iſt, da wird Alles, wird das Glück ſogar zu einer Laſt, und es wäre ſehr möglich, daß Helene ſich nicht mit ihrer Schwiegermutter vertrüge.“

„O Weiber! Weiber!“ rief der Propſt in auflodernder Hitze. „Du biſt nicht beſſer als die andern! Kleinlich und neidiſch ſeid Ihr Alle gegen Schwiegermütter, und wenn das Kind noch geboren werden ſoll, um deſſen Heirath Ihr Euch erbittert zeigt.“

Helenens Mutter hielt mit ihrer Arbeit inne; kraftlos ließen ihre Hände davon ab — ihre Lippen bebten und ſie ſprach: „Ich habe es geboren mit Schmerzen und Gefahr; Du weißt's! und obgleich es nicht ſeit geſtern iſt, ſo fühle ich doch in dieſem Augenblicke noch, was eine Mutter leiden muß.“

Dieſe Worte, mit Würde und Wehmuth geſprochen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Propſt ſtand beſtürzt; die Gluth auf ſeinem Angeſichte war verflogen. „Sophie!“ ſagte er, „vergieb mir! es war ſo böſe nicht gemeint. Gieb mir die Hand! verſprich es mir — Du ſtimmſt nicht gegen Marbonn's Sohn?“

„Gewiß nicht, Vater!“ verſicherte ſeine Frau in verſöhnter Gutmüthigkeit und küßte ſeine dargebotene Hand. „Von Herzen gern will ich gewähren laſſen! Was geſchehen ſoll, geſchieht. Nur die gemachten Partieen machen Angſt vor der Zeit und nachher Kummer.“ Damit mußte ſich der Propſt zufrieden ſtellen. Die Zeit ging einſtweilen ihren Lauf, und die Erfolge, verhüllt im Schooße der Zukunft, konnten ſpäter erſt an das Licht treten.

Felix war weit entfernt und ſchrieb ſelten an ſeine Eltern. Dann aber waren ſeine Briefe literariſche Abhandlungen, und akademiſcher Notizen voll. Der Profeſſor nannte dies „gelehrte Schnurrpfeifereien;“ ſeine Frau hingegen hielt jeden Zoll an ihrem Sohne, der ſich überwachſen, für einen großen Geiſt. Felix ließ ſeine kleine Braut grüßen, die unterdeſſen groß und ſchön geworden war — ſchickte ihr einſtmals eine gedruckte, philoſophiſche Diſſertation. Helene legte die Gabe mit kühler Hochachtung beiſeit; ſogar der Namenszug, der ſie ihr zueignete, war ihr wie Chaldäiſch. — Nur die Philoſophie der Liebe iſt verſtändlich! In ihr allein iſt das Tiefſte klar. —

Nicht allein der Aufbau des Städtchens vergrößerte und verſchönerte es, ſondern die innern Verhältniſſe ſollten bei dieſer Gelegenheit einer Reform unterworfen werden. Der Präſes der Koſtſchule war ein alter, ſchwacher Schulmann, deſſen todter Wuſt, deſſen Schlaffheit das wackere Inſtitut zum Sinken gebracht hatte. Graf Bourg ſprach mit dem Propſt darüber, daß er ihn in Ruhe verſetzen wolle. Er bat dieſen, für einen tüchtigen Mann ſorgen zu helfen. Der Führer der Jugend müſſe voll Geiſt und Leben ſein.

Alsbald ſchrieb der Propſt in dieſer Angelegenheit an ſeinen Freund. Sein Erſtaunen aber glich nur ſeiner Freude, da Maarbonn ſelbſt dieſer Mann ſein wollte! Dieſer frohen Ueberraſchung ungeachtet war das Schreiben trüberen Tones als ſonſt; es war etwas in ſeinem Inhalt dem Propſt nicht völlig klar, wie in jener Durchſichtigkeit des Erkennens, worin das Weſen der Freundſchaft beſteht.

Nicht die geringſte Schwierigkeit fand ſtatt, daß Maarbonn die Stelle erhielt. Mit Entzücken malte ſich der Propſt die Ausſicht künftiger Tage aus. Er pries laut die Gunſt des Geſchicks, die Güte des Grafen, die es ihm gönnte, daß der beſcheidene, geliebte Freund ihm nun zeitlebens angehören durfte! Seine Frau hingegen dankte Gott im Stillen, daß die Koſtſchule um mehr als eine gute Viertelſtunde von dem Wittwenhauſe in Wartenſtein entfernt läge. Der Graf ließ jenes ſchadhafte Gebäude in beſten Stand ſetzen, der Propſt baute Luftſchlöſſer — und unter den Gedanken ſeiner Frau ward jede Nähnadel in ihrer fleißigen Hand zu einer kleinen Paliſſade. Sie ſah Stürme voraus und warf ſich in die Feſtung ihres bewachten Herzens.

Aber ach, welcher Feind war hier im Anzuge! und wie grauſam ward die Hoffnung des wärmſten Freundes getäuſcht! —

Maarbonn kam kränklich an; die anſtrengende Reiſe hatte die künſtliche Spannung ſeiner Kräfte vernichtet. Ein Zehrfieber bildete ſich aus — kein Zweifel blieb über ſeinen Ausgang. Es konnte jedoch langwierig werden — und bei der Untauglichkeit der Profeſſorin für ſolch einen Zuſtand beunruhigte den Propſt nichts ſo ſehr, als der Gedanke, ſeinen kranken Freund verlaſſen zu wiſſen von jener Treue und unermüdeten Geduld, welche dem Leidenden die letzte

Wohlthat bleibt und den längſten Schmerz begleitet, wäre es auch nur mit einem theilnehmenden Blicke! In eben dieſer Zeit ward der Propſt zu dem vormaligen Geiſtlichen von Liebſtadt gerufen, der eine Tochter hinterließ, die ihm jenen Troſt gewährt hatte. Ihr Vater wollte ſeinen vornehmen Nachfolger bitten, ſeinem verwaiſeten Kinde zu einer ſchicklichen Condition zu verhelfen. „Sie hat mich treu gepflegt" — ſagte er mit rührender Wahrheit; „dies Zeugniß können Sie ihr geben. Weine nicht, Felicitas! irgend ein Plätzchen — ein Herz, iſt ſchon für dich geöffnet!"

Nach dieſem einfachen Legat ſchloß er ruhig ſeine Augen.

Der Propſt fühlte ſich ergriffen. Obgleich es großmüthiger hätte ſcheinen mögen, wenn er das verlaſſene Mädchen bei ſich aufgenommen und ſeiner Tochter eine Freundin in ihr gegeben hätte, ſo däuchte es ihm doch ſchicklicher, Felicitas ſeinem Freunde zu überlaſſen. Denn nichts wirkt ſo wohlthuend auf ein armes betrübtes Herz, als wenn es Anderen hülfreich werden kann, und wer ſich zuſammennehmen muß, richtet ſich um ſo eher auf. Die Nothwendigkeit hilft ſtets.

Es zeigte ſich, wie weiſe der Propſt entſchieden hatte. Maarbonn ward der Tröſter ſeiner Pflegerin, die ihm mit der achtſamſten Sorgfalt dafür lohnte; ſolch eine ſanfte Hand war noch nie für ihn bemüht geweſen. Felicitas las ihm vor, und faßte auch ihr Geiſt den Inhalt jener Schriften nicht durchaus, ſo war doch in ihrer Aufmerkſamkeit ein ahnungsvoller Sinn und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen.

Es lag etwas in der ſtillen Weiſe dieſes Mädchens, was zu der Profeſſorin ſtimmte und die ſchneidenden Mißtöne im Weſen dieſer Frau wie in einer traurigen Melodie auflöſ'te. Felicitas übernahm jede Pflicht und ſchien ſich doch nur leidſam zu verhalten.

Der Propſt war ſo froh, daß es ihm geglückt war, ſeinen Freund, wie ſeine Schutzbefohlene gleich gut zu verſorgen, daß er beinahe den drohenden Verluſt darüber vergaß. Mit bangem Herzen dachte er wohl an den Herbſt; der Sommer war nun mit leiſem Hinhalten bald vergangen, und als die erſten Blätter fielen, ſanken auch die ſchwachen Hoffnungen für das längere Leben Maarbonn's.

Eines Tages fand ihn der Propſt in ſichtlicher Aufregung mit der Durchſicht von Papieren beſchäftiget, welche Jener bei ſeinem Eintritte ſchnell hinwegraffte.

„Ich ſtöre Dich“ — ſagte der Propſt, „das thut mir leid; aber es drängte mich zu Dir, und ſo komme ich zur ungewöhnlichen Stunde. Dieſen Morgen ſuchte ich einen ſchriftlichen Aufſatz, deſſen ich bedurfte; da gerieth ich an alte Briefe von Dir, noch aus der Zeit, wo ich mit meiner Frau verſprochen war. Wie lebhaft, wie innig haſt Du damals Theil genommen an meinem Glücke! Wie lange iſt es nun ſchon her, daß wir treu zuſammen halten, und wie ſo gleich biſt Du Dir ſtets geblieben!“

Maarbonn ſchien von dieſer freundlichen Rede erſchüttert. Er ſchwieg noch wie in ſtillem Kampfe, dann antwortete er: „Und dennoch habe ich Dich verkürzt um ein heiliges Anrecht der Freundſchaft und muß mich deſſen ſchuldig bekennen. Ich habe Dir einen drückenden Kummer verſchwiegen — kein Wort von meiner Reue, daß ich es gethan! Nun muß ich doch, früher abgerufen, als ich wähnte, Deiner Liebe die vermehrte Laſt zuſchieben, ehe man den Stein auf mich wälzt.“

„Maarbonn!“ rief der Propſt heftig, „was iſt's? um

Gottes willen ſprich!“ „Nun denn!“ erwiederte Jener, „ich habe Schulden — ich hatte deren immer — hier endlich hoffte ich ſie abtragen zu können. Du biſt ein reicher Mann und mein Freund! Du wirſt für mich bezahlen — auf daß Alles zwiſchen mir und der Welt getilgt ſei, da ich ſie verlaſſe.“ Der Propſt verhüllte ſein Geſicht. „Arm iſt der freundloſe Herr einer Welt!“ *) ſagte er ſchmerzlich. Er klagte das Geſchick an, nur um dem Freunde einen Vorwurf zu erſparen.

„Laß mich ganz offen ſein!“ ſprach Maarbonn begütigend und mit beſchleunigtem Athem; „was mich unſchlüſſig machte, war nicht Mangel an Vertrauen zu Dir. Um ſo weniger konnte ich mich in dieſem Punkte an Dich wenden, als Deine gute Frau dabei betheiliget geweſen wäre, und die meinige ihre Güte und Nachſicht, wenn auch in anderer Art, nur allzuſehr in Anſpruch nimmt.“

„Sophie iſt edler Geſinnungen fähig“ — erwiederte der Propſt. „Sie ſchätzt Dich unendlich.“

„Ebendeßwegen!“ antwortete Maarbonn. „Es war vielleicht Stolz von mir; ich wollte nichts von dieſem Vorzuge verlieren. Es iſt nicht dieſe Schwäche allein, der ich mir bewußt bin in Betreff der Frauen.“ — Er ſeufzte.

Hier trat Helene ein, welche ihren Vater abzuholen kam; Felicitas folgte ihr. Nach einem mit dem Propſt gewechſelten Blick auf die beiden Mädchen ſagte Maarbonn halblaut die ſchönen Verſe aus dem Oedip: „Verſprich, ihr Schutz zu ſein und immer das für ſie zu thun, was Dir Dein Herz als heilſam zeigt.“ —

Maarbonn überlebte dieſen Act nicht lange, und zum

---

*) Pepe.

zweiten Male ward Felicitas das Vermächtniß der Fürſorge des Propſtes. Er bot ihr ſeinen häuslichen Schutz an, den Felicitas ablehnte, um bei der Wittwe des Mannes zu bleiben, deſſen Andenken ihr ewig theuer geworden war. Niemand glaubte, daß dies der freie Wille des Mädchens ſei. —

Graf Bourg konnte nicht gütiger ſein, als er ſich bei dieſer Veranlaſſung bewies. Sein fürſtliches Herz nahm ſich der Frau des Mannes an, der auch ſeinen gemeinnützigen Abſichten zu früh entriſſen war — und was Mgarbonn edel gewollt, das vergalt er ſeiner Wittwe als geleiſtet. — Die Profeſſorin blieb in der Koſtſchule wohnen und genoß jeder Begünſtigung, die ihre Lage erleichtern konnte.

Felix war trotz dem wiederholten Verlangen ſeiner Mutter, daß er ſich beeilen möge, nicht herzu gekommen. Er wollte vorher ein naturphiloſophiſches Werk vollenden, über „die Geheimniſſe des Feuers.“ Unterdeſſen erloſch das Leben ſeines väterlichſten Freundes. Vielleicht hatte er die Gefahr nicht für ſo dringend gehalten. Die Natur verödete, die Kälte trat ſtrenge ein und immer war der Entfernte noch nicht erſchienen.

Es war Sonnabends, am funfzehnten des Chriſtmonats, als Helene im Beginn der Dämmerung allein auf ihrem Zimmer ſaß, wo ſie gewöhnlich dieſe Stunde der Muſik zu widmen pflegte. Heute aber ſchwieg das Inſtrument, wie die klare Stimme, die es ſonſt begleitete. Nachſinnend ſchaute Helene über die weiße Fläche hinaus, die, eingehüllt in jene tiefwinterliche Stille, welche ein trautes, wenn auch melancholiſches Gefühl erregt, vor ihr lag. Der Neumond warf einen geiſterhaften Schein über den zarten, ſpurloſen Schnee und flimmte in unbegrenzter Ruhe.

Da trat die Mutter herein und hielt etwas in ihrem Arme.

„So ſtill, Helene? Du biſt doch wohl, mein Kind?“ fragte Frau van Aelſt und nahm in der Vertiefung des Fenſters ihr gegenüber Platz, in ſo ausgefülltem Raume, daß die Knie der Mutter das Gewand der Tochter berührten.

„Ach, ich hatte nur ſo meine Gedanken“ — antwortete Helene, als hätte ſie die Frage der Mutter überhört; „es war mir feierlich zu Sinne, ich weiß ſelbſt nicht wie?“

„Du ſcheinſt nicht mehr ſo heiter als ſonſt — fühlſt Du Dich hier nicht glücklich?“ fragte die Muttter.

„O gewiß, gewiß!“ erwiederte Helene mit ſo verſichernder Eile, als fürchte ſie, die Mutter könne mit weiteren Fragen in ſie dringen. „Manches wünſche ich mir noch; — zuweilen — ich mag es nicht läugnen — kommt es mir einſam vor — vielleicht bin ich nicht genug beſchäftiget.“

„Nun, ſo dürfte meine Gabe Deinem Bedürfniſſe gemäß ſein“ — ſagte die Mutter froh, doch heimlich; „ich bringe Dir mein Angebinde zu Deinem morgenden Geburtstage, Helene! und zwar mit gutem Vorbedacht ſchon jetzt.“ Sie entfaltete rauſchend den papiernen Umſchlag, ein dickes Buch, in Quart gebunden, glitt auf ihren breiten Schooß. Frau van Aelſt hielt es gegen das ſchwindende Tageslicht, daß ihre Tochter es betrachten könnte; der Name Helene ſtand im tiefblauen Felde der Vignette, und glänzend wurden ſeine goldnen Buchſtaben deutlich.

„Still, mein Kind!“ unterbrach die Mutter Helenens vorgreifende Freude und hielt die Hand der Tochter in der ihrigen, „höre mich zuvor ruhig an. Dies Buch — ein Tagebuch für Dich, Helene! iſt leer — leer wie Dein Herz, aber weiß und rein iſt jedes Blatt darin. Möchte Wahrheit und Liebe ſein Inhalt ſein, und nie ein Flecken es entſtellen, der ſchlimmer zu vertilgen wäre, als Tinte! — Dies iſt mein Wunſch an Dich, Helene, für den Tag, an dem Du Dich zum erſten Male einſchreibſt. Dies Buch wird Dir ein Spiegel ſein und ein Freund! beide ſagen die Wahrheit. Täuſche Dich nur nicht ſelbſt! Laſſe es Niemand leſen — wer es auch ſei! Bedenke, daß Du unter dem Auge des Allwiſſenden Zeugniß von Deinen Gedanken ablegſt.“ Bewegt von dieſen Worten, konnte Frau van Aelſt nicht weiter ſprechen; denn ſie hatte aus Herzens Grunde geſprochen und das ſtille Meer ihrer innern Welt ward ſelten aufgeregt. „Ach Mutter! welch eine unbeſchreibliche Freude machſt Du mir!“ rief Helene und zog mit zärtlichem Ungeſtüm die Hand derſelben an ihren Mund. „Du haſt es errathen, was mir am liebſten wäre! Das Bedürfniß eines Ausdrucks für mein Gefühl und Leben ſprach laut in mir an. Briefe ſchreiben darf ich nicht — ich wüßte auch nicht an wen?“

„Mein Kind,“ antwortete die Mutter bedeutſam, „Du weißt nicht, zu welchem Schutze Dein Vater Dir dies Verbot gegeben hat. Stillſchweigen iſt in tauſend Fällen das Beſte! Ich bin ſehr dafür. Schweigend kann man unendlich viel ſagen; aber dieſe Sprache verſteht nicht Jedermann.“ Sie lächelte, als dächte ſie an Jemand dabei.

„Ja, dies noch, Helene!“ ſprach Frau van Aelſt, als hätte ſie es bald vergeſſen, „wir ſind für dieſen Abend auf das Schloß eingeladen; Morgen früh kommt die Profeſſorin, die bleibt dann bis ſpät, da iſt dann auf einen ruhigen Augenblick nicht mehr zu rechnen. Der gute Vater kommt mir vor, wie jener Richter im Evangelio, den die Wittwe betäubte. Wenn ich ſtürbe, ich glaube, er könnte die Frau Maarbonn heirathen, lediglich nur, um ſie los zu werden.“

„Das verhüte Gott!" antwortete Helene, und es war ungewiß, ob dieſer flehende Ausruf mehr den Tod der Mutter, oder die Heirath des Vaters abwehrte.

Frau van Aelſt war ſchon aufgeſtanden. „Spute Dich nunmehr!" ſagte ſie; „man erwartet uns zeitig drüben, und Du weißt, der Vater wartet nicht. Das iſt auch eine Uebung, die ſich der Mühe verlohnt! Unſer Geſchlecht iſt immer darauf angewieſen!" Dies ſagte die Mutter noch im Abgehen.

Helene.

Den 16. December.
In der Nacht.

Der erſte Glockenſchlag meines Geburtstages hat mir eine Freude gebracht, mit der ich das theure Geſchenk meiner Mutter einweihen will. Es flirrt vor meinen Augen und ich bin viel zu munter, um ſchlafen zu können. Es war gegen Mitternacht, als wir vom Schloſſe kamen. Der Graf war dieſen Abend nicht ganz wohl, er klagte wieder über das unregelmäßige Pulſiren; es iſt ihm dann, als ob bald hier, bald da, ein Herz ſchlüge. Wie ängſtlich muß das ſein! Ein einzig Herz ſchlägt ja genug. — Gräfin Leonide ſtarrte zerſtreut auf das Weſtchen ihres Bruders, ob ſie es hüpfen ſähe. Dieſe Geſchwiſterliebe äußerte ſich rührend und ich könnte ſie darum beneiden. — Die Herren ſprachen gelehrt über verſchiedene Syſteme. Wir nähten Weihnachtsſachen für die armen Kinder im Städtchen. „Wenn nur," flüſterte die Gräfin, „das Blutſyſtem meines Bruders in beſſerer Ordnung wäre."

Als ich in mein Zimmer trat, war es wie heiliger Abend drinnen. Die Niſche war mit Tannenzweigen ausgeſchmückt, zwiſchen denen bunte Lampen flimmerten. Wie eine wunderkleine Fee, ſaß auf einem ſchwarzen Poſtamente eine weibliche Figur, halb verhüllt, mit geſenktem Blick. — Sie hielt einen kleinen, ach, wie kleinen! Brief in ihrer Hand, der nie geöffnet werden wird, wie der, den ich in Gedanken ſchreibe. — Der Schleier ſchien von Spitzengrund, doch da ich ihn anfaßte, war er auch von Porzellan, nur das allerfeinſte. An der linken Seite pickte etwas: eine niedliche, goldene Uhr! Ich nahm ſie heraus und drückte an der Feder. Zwölf feinklingende goldene Schläge! und ich war allein mit meiner Freude im Stillen. Allein? nein! das war ich nicht. Feſtgehalten von dem Poſtamente lag ein Brief, den Eckardy geſchrieben. Die Uhr verehrt mir der Graf — dieſe Zeilen aber, wie lieb, wie edel jedes Wort! Ich fühle, daß ich einen Freund an Eckardy habe, der mir wahrhaft wohl will. Gott weiß es aber auch, daß ich ihn unendlich ſchätze! — Er ſchützt mich bisweilen vor dem Vater, ſein Wink iſt ſo fein, daß man nur einen Beweis ſeiner Achtung darin ſieht, und ich freue mich wie ein Kind, wenn ich ihn verſtehe. — Immer wird es mir nicht ſo gut.

Ich werde vor dem ſanften Picken nicht gut einſchlafen können. Eckardy nennt die Zeit „einen himmliſchen Fremdling.“ Dies Bild wird mir im Traume erſcheinen wie ein Engel, der mich dem Tage zuführt. Jetzt erlöſchen die Lampen — mein lieber Gott, hab' Dank!

Den 17. Abends.

Es war ſehr früh, da ich erwachte. Die Mutter ſchlief noch, der Vater war nicht zugänglich der Predigt wegen. Raſch kleidete ich mich an, einen Spaziergang zu machen. Wie ſo prächtig dieſer Morgen! Ein blaſſer Schein von Roſa am Himmel, über dem ſilbernen Geflimmer! Ein Augenpunkt an den Fenſtern des Schloſſes brannte wie ein feuergelber Edelſtein, der immer flammender würde. Die Natur voller Stille und ſo durchaus rein, daß jedes gefallene Blättchen ſchloßweiß bedeckt iſt. Die Berge, in ihrem treuen Blau, dämmern nur von Ferne. Wie einſam mag es dort ſein! — Ein Goldammer hüpfte von Baum zu Baum; unter dem winzigen Pfötchen ſtäubte der Schnee von den Zweigen, der mit zarter Laſt Alles beſchwerte. Ich verfolgte den kleinen Flüchtling mit meinen Blicken und hätte ihn gern ein wenig Futter hingeſtreut, das er in der unwirthbaren Einöde des winterlichen Gartens ſuchte.

Da kniſterte der Weg und unverſehens ſtand Graf Bourg vor mir, in ſeinem Zobelpelze, an deſſen Gebräme der Reif noch hing — er mochte lange ſchon gegangen ſein. Seine Wange war leicht geröthet.

„Fräulein!“ redete er mich an, „auch Sie nehmen ein Luftbad? Das iſt der Muth einer friſchen Seele!“ Es war mir, als wolle er mich durch dieſen Lobſpruch über ſein eigenes Bedürfniß der Stärkung täuſchen.

„Es iſt der Muth der Dankbarkeit,“ erwiederte ich, „der mich antreibt, meiner Freude Luft zu machen. Sie, erlauchter Herr, haben eine ſchöne Stunde mir geſchenkt, und ſo lange mein Herz ſchlägt, ſoll dieſe Uhr mir werth und theuer ſein.“ —

Der Graf erwiederte hierauf mit ausdrucksvoller Feinheit, er glaube bemerkt zu haben, daß ich zuweilen in der Zeit irre. — „Das iſt aber die göttliche Langeweile Ihres ſchönen Alters," ſetzte er hinzu, „die der Erfahrung vorauseilen möchte. Genießen Sie das flüchtige Glück der Jugend unverkümmert! Schade um jeden Athemzug, der ein Seufzer würde! Und wenn ich Ihnen jemals einen Wunſch erfüllen könnte" — „Das können Sie ſchon jetzt, Herr Graf!" rief ich getroſt und hurtig. Er ſah mich mit großen Augen an, ich erſchrak über mich ſelbſt; doch es mußte nun heraus. Ich bat ihn, gegen ſeine Kränklichkeit ein ſympathetiſches Mittel anzuwenden und ſagte, daß ich Jemand kenne, der ſich auf das Geheimniß verſtände. Die Angſt aber, daß ich ihn damit verletzt haben könne, und der jähe Gedanke, wie unſchicklich es ſei, daß ich als ein junges Mädchen von dem kranken Herzen eines Mannes ſpräche — trieb mir Thränen in die Augen. Ich bat den Grafen, daß er mir verzeihen möge.

„Gutes Kind!" erwiederte der Graf, „ich Ihnen verzeihen! Es mag wohl ſo ſein, daß Sympathie die Krankheiten des Herzens heilt — und ich verſpreche Ihnen, einen Verſuch zu machen." Er ſagte dies mit einem ſanften und verſichernden Lächeln. Sein Jäger näherte ſich von Weitem; er verließ mich und ich wußte nicht, wie mir geſchehen war. — Während ich nun den Garten durchlief, entfaltete ſich die Sonne vollends wie eine Purpurroſe, in deren Wiederſcheine Schnee und Eis blühten und glühten. Zu Hauſe konnte mir der Vater nur flüchtig ſeinen Kuß und ſeinen Segen geben. Die Profeſſorin kam mit Felicitas angefahren, voller Freuden, weil es nun gewiß ſei, daß Felix gleich nach dem Neujahr käme. Sie bringe mir dieſe Nachricht zum Angebinde. Es war mir aber, als habe ſie mir eine eiſerne Schiene um die Bruſt gelegt; ich konnte kein Wort hervorbringen. Die Mutter fragte — das iſt ſonſt gar nicht ihre Weiſe —: „Worüber predigſt Du denn heute, Vater?“

„Ueber die Worte,“ erwiederte er: „Biſt du der da kommen ſoll? oder ſollen wir eines Andern warten? Es iſt die Geſandtſchaft, Du weißt ſchon“ — Die Mutter warf einen bedeutſamen Blick auf mich, und mir fiel ein, daß ſie einſt ſagte, die Maarbonn gehöre zum diplomatiſchen Corps, weil ſie ſich ſtets außerhalb ihrer Grenzen befinde.

Nach Tiſche nahm ich Felicitas mit in mein Zimmer, und zeigte ihr die Uhr und das allerliebſte Gehäuſe. „Wie glücklich ſind Sie, Helene,“ ſagte das arme Mädchen betrübt: „Vater — Mutter — Freunde — Gönner — Alles was Ihr Herz wünſcht!“

„Alles?“ wiederholte ich; „ach Felicitas! Alles hat wohl Niemand!“ „Mancher aber entbehrt doch allzuviel“ — antwortete ſie traurig. Ich bot ihr meine ſchweſterliche Freundſchaft an und bat ſie, mir ihr Vertrauen zu ſchenken; auch wollten wir uns künftig Du nennen. „Das läßt ſich nicht geben, Helene!“ entgegnete ſie, „das muß ſich finden.“ War in jener Wehmuth, in dieſer Abweiſung etwas von Neid? Felicitas iſt ſo anſpruchlos; ich bewundere die beſcheidene Klugheit, mit der ſie ſich benimmt. Nimmer möge doch mein Glück einem Andern Schmerz verurſachen! — Sie erinnerte ſich aus der Jugendgeſchichte ihrer Eltern, daß ihr Vater als Bräutigam ihrer Mutter eine Uhr habe ſchenken wollen, die ſie abgelehnt habe mit einem Gedichte, welches Felicitas auswendig wußte. Der Inhalt wies den geiſtlichen Subſtituten darauf hin, daß er nie ſeiner Braut ein koſtbares Geſchenk zumuthen dürfe, auf daß er um ſo eher liebende Paare umſonſt einzuſegnen und den Sarg der Armen unbezahlt geleiten könne.

Ich weiß nicht, warum in dieſer Erzählung etwas ſo Herbes für mich lag; leidet ſie doch keine Anwendung auf mich. Ich werde ſo wenig eine Predigerfrau werden, als der Graf mein Gemahl. Iſt dieſer Gedanke nicht Stolz? Ach! mir ſagt die innere Stimme: wie es einen Stolz giebt, der wohl Alles ausſchlüge im vollen Reichthum des eigenen ſchlagenden Herzens! In dieſem Gefühl der Liebe trüge ſich auch die Armuth wie ein Glück — ich aber trage die Uhr mit Recht!

Den 18.

Der Winter hat etwas Träumeriſches. Da ich noch ein kleines Mädchen war, wiſperte ich am liebſten mit meinen Puppen in einem Winkel, wenn die Flocken ſich ſo ſchläfrig in der Luft wiegten. — Wenn meine Mutter nach dem Schlüſſelbunde greift und ſich häuslich bewegt, dann weiß ich, es iſt die Reſonanz einer verſtimmten Saite. Als ich zum Frühſtück kam, ſtand ſie vor dem großen Schrank im Flur und füllte eine Schale voll eingemachten Ingwer, die ich der Frau Simonis bringen ſollte, welche ſeit ein paar Tagen am Magenkrampfe leidet. „Du haſt nicht wohl geruht, Mütterchen?“ fragte ich vorausſetzend. „Nein!“ antwortete ſie, „ich bin noch ſchwach von geſtern. Noch im Schlafe ſummte es mir vor den Ohren, als hätte ich in einem Bienenſchwarme geſeſſen.“

„Ich bewundere nur den Vater, wie er dieſen ewigen Widerſpruch ſo gelaſſen ertragen kann!“ erwiederte ich leiſe. Die Mutter ſagte: „Maarbon war ſein beſter Freund

und iſt nun ſtill! in dieſem Andenken hält er ſeiner Frau viel zu Gute. Toleranz iſt eine Eigenſchaft, die an Deinem Vater zu rühmen, nur nicht gegen uns, und dies mag ſo in der Ordnung ſein. Ein Mädchen, Helene, kann nicht früh genug Geduld lernen; denn die Männer, die Menſchen, ſind Alle anders als wir ſelbſt.“ Damit ſchloß ſie den Schrank und unſer kurzes Geſpräch.

Frau Simonis fand ich in ihrem Lehnſtuhl, nicht weit vom Fenſter. Sie ſah ſo bleich aus, ſo weiß, wie ein Gebild von Schnee, von einer Selbſtachtung umſchwebt, welche man mit Rührung und Ehrfurcht empfindet. Keine fremde, lebendige Seele beſucht dieſe Frau! kein Arzt. Sogar ihre Aufwärterin verſchwindet nach der ſtummen Dienſtleiſtung. Ich bat ſie von dem Ingwer ein wenig zu nehmen.

„Es iſt hitziges Gewürz,“ ſagte ſie, „ich werde vorſichtig ſein müſſen.“ Ich fragte hierauf, ob es wahr wäre, daß der Magenkrampf ſo in das Gemüth ginge.

„Wie jeder Krampf!“ antwortete Frau Simonis; dies bange Uebel iſt nervös und beruht in den Affectionen. Es kommt daher ſehr auf Selbſtbeherrſchung dabei an, und eben ſo kann auch ein ſchädlicher Mißbrauch mit der Kraft eines verworrenen Willens getrieben werden.“ —

„Und wenn Sie nun — ſo allein in dieſem kränklichen Zuſtande — etwas bedürfen?“ fragte ich beſorgt.

„Ich bedarf wenig,“ gab ſie mir zur Antwort, ſo genügſam wie ein Schatten, deſſen Exiſtenz das Licht iſt. „Gott iſt bei mir!“ ſetzte ſie hinzu und deutete auf ein aufgeſchlagenes Lied von Lavater; mein Auge traf auf die Zeilen: „Bleib', Herz, getreu ihm bis zum Ziele! dann träufeln lohnend ihre Kühle die Palmen Edens über dich!“

Wie kam mir der profane Gedanke, daß ich ſagte: „Ach! ſchon hienieden träufelt es Kühle. Sehen Sie nur! es iſt aber etwas Friedſames um den fallenden Schnee.“

„Das fühlen Kinder in ihrer Unſchuld!“ antwortete Frau Simonis. „Im Schnee iſt etwas Heimliches, was das innerſte Gefühl erwärmt. Wie wenn man eine Mutter das Bettchen ſchütten ſieht für ihr Kleines.“ Es iſt mir öfters, als läge ein mütterlicher Sinn in den Reden dieſer einſamen Frau; ich möchte aber um keinen Preis der Welt nach ihren Kindern fragen.

Den 19.

Wie waren die Fenſter gefroren! als blickte ich in nordiſche Urwälder, in ſtruppige Berge. Der Morgen verging mir ſehr niederländiſch, weil das große Räumfeſt ſchon geſtern ſeinen Anfang genommen. Es geht jedoch ſehr ſtill dabei zu, weil der Vater durchaus kein Geräuſch leiden kann, als das er ſelbſt verurſacht. Die Mutter berieth ſich mit mir, wie es anzufangen wäre, daß wir ſeines Zimmers habhaft würden. Die Vorhänge hängen wie Trauerfahnen — wie der Vater nur in dieſem ſchwärzlichen Dunſt und Staube aushalten kann? Die Ordnung aber, wie er ſelbſt geſteht, iſt eine Tugend, welche mein guter Vater nur mit Schaudern verehrt. „Ja, wenn der Vater die Maarbonn auf einen ganzen Nachmittag beſuchte!“ ſagte ich, „da ließe ſich etwas vornehmen.“ „Daran habe ich ſchon gedacht,“ antwortete die Mutter; „nun wir wollen ihn auf die Idee zu bringen ſuchen, daß er wie von ſelbſt darauf kommt.“

Dies geſchah auch beim Frühſtück, und der Vater ging augenblicklich darauf ein.

Vor dem Eſſen konnte ich noch an den Flügel gelangen. Die Geſänge aus dem Oberon lagen oben auf. Eckardy, der im Vorübergehen meine Stimme vernommen, öffnete die Thür und ſprach: „Das nenne ich Familienſinn! der Vater übt mit mir die arabiſche Sprache; die Tochter ſingt: O mein Arabien! freilich, wir haben einen Grad Kälte, der die Sehnſucht nach jenem Himmelsſtrich erklärlich macht."

„Wie freut es mich, Sie ſo heiter zu ſehen!" antwortete ich recht unbedachtſam; ich glaube, man muß niemals die Stimmung von Jemand berühren. Da ich den Zug um ſeinen Mund ſah, der mir dies offenbarte, ſagte ich: „Wie mag nur eine ſo ganz fremde Sprache Vergnügen gewähren?"

„Die Menſchen reden im gewöhnlichen Leben noch weit unverſtändlicher," antwortete er mit einem trüben Lächeln. „Die Geſellſchaft iſt, im Sinne des Verſtändniſſes, als eine Wüſte anzuſehen, und doch hält Jedermann im Allgemeinen geſellige Freuden für ein Vergnügen."

„Ich verſtehe Sie nicht ganz" — ſagte ich obenhin — — Eckardy ſeufzte und machte Miene zu gehen. „Eine kleine Frage noch, bitte!" ſagte ich; „Ihr Wiſſen iſt ſo reich, daß es mir wohl Antwort darauf giebt." —

„Was ich nicht weiß, das ſteht in einem ſehr großen Buche!" fiel Eckardy lachend ein; doch was ich nur irgend aufbringen kann, das ſteht zu Ihrem Befehl, liebes Fräulein!"

„Iſt es denn wahr," fragte ich etwas verſchüchtert, „daß die Wiſſenſchaft den Menſchen traurig macht? Mir däucht, es ſei ſo. Unſer verehrter Graf iſt oft düſter, was vielleicht ſeiner Kränklichkeit zuzuſchreiben wäre — Ihr ſteter Ernſt, über den auch zuweilen ein Schatten von Melancholie hinſtreift — und mein Vater? nun, wir danken Gott, wenn er nur zufrieden iſt.«

Eckardy ſah mich mit einem Tiefblicke an, der mir durch die Seele drang. »Sagt nicht ſchon die Bibel,« erwiederte er, »daß, wo viel Wiſſen iſt, auch Schmerz ſei? Der Schmerz des Wiſſens aber iſt der größte! Jener Autor, auf den Ihre Frage ſich beruft, ſagt auch: Die Wiſſenſchaft iſt die Sprache der zeitlichen, die Liebe die der geiſtigen Welt.« Bei dieſen Worten trat meine Mutter in das Zimmer, und wir ſchwiegen beide. Als der Vater zu Tiſche kam, ſchien er verdrießlich. Er ſtarrte in das Geſtöber, als ob er nachſänne, legte Meſſer und Gabel nieder und ſagte: »Wenn ich nur wüßte, welcher Satan mir den Gedanken eingegeben hat, heute nach dem Städtchen zu gehen!«

»Ich! ich!« riefen wir zugleich, und faßten ſeine Hände. »Wir wollten aufräumen,« ſagte ich bittend; und die Mutter ſetzte hinzu: »Denkſt Du denn wirklich, ich hätte Dich in ſolchem Wetter fortgelaſſen? lieber möchteſt Du wie in der Eſſe wohnen!«

»Gott! in welchen Händen iſt ein ehrlicher Mann!« ſprach er mit komiſchem Pathos. Doch nahm er dies Opfer der Wahrheit wohlgefällig an. Reinlichkeit iſt meiner Mutter das Höchſte, und dabei iſt ſie ſo aufrichtig, daß ich glaube, es wäre ihr unmöglich, ſich mit der leiſeſten Lüge zu beflecken.

Nach einer halben Stunde hellte ſich der Himmel auf, wie die Stirn meines Vaters. Er ging nun doch noch, und gab uns Freiheit, zu ſchalten und zu walten.

Den 20.

Mein Vater war den ganzen Tag über verdrießlich; die Mutter fragte nicht weswegen? Das iſt eine von den kleinen Künſten, die ich ihr ablernen muß; denn dieſe Enthaltſamkeit giebt ihr jede Antwort.

„Hebe dieſe Papiere nur indeſſen auf, Sophie!“ ſagte der Vater und ſchob der Mutter ein Päckchen mit Rechnungen und Quittungen hin „daß wir ſie bei der Hand haben, wenn die Maarbonn einmal hier iſt, und geſammelt. — Geſtern war kein vernünftiges Wort mit ihr zu reden. Sie hatte tauſend Projecte. Junge Mädchen wollte ſie zu ſich nehmen und bilden — dann einen großen Journal-Cirkel errichten für den umliegenden Adel — endlich gerieth ſie auf den unſeligen Einfall, zu ſchriftſtellern. In welchem Fache? Dies mag Gott wiſſen! in all' ihren Fächern iſt nichts von Ordnung. Beſte Freundin! ſagte ich, Sie paſſen ſo wenig zu einer Bonne, wie ich zum Tanzmeiſter.“

„Ja für ein Vorbild kann die Maarbonn nicht gelten“ — fiel hier meine Mutter beſtimmt, aber mit Mäßigung ein, „und geiſtreiche Frauen können keine Töchter erziehen.“

„Mein *wackeres* Weib!“ ſagte der Vater und küßte im Vorbeigehen, trotz ſeinem Ingrimm, die Mutter mit Inbrunſt. „Hier galt es Wahrheit.“ fuhr er fort; „ich ſagte ihr daher, daß noch niemals eine namhafte Schriftſtellerin durch den Willen und das äußere Bedürfniß geworden ſei. *Gott helfe mir, ich kann nicht anders!* dies ſagt eine Frau, die in Seinem Namen ſchreibt. Und vorerſt muß das Gelübde der Weltentſagung abgelegt ſein, wenn das Werk gelingen ſoll. Hätte Luther geſagt: Ich will ein großer Reformator werden! ſo hätten ihn die Mönche ausgelacht, und ſchwerlich würde er die Klöſter aufgehoben haben.“

„Da wird die Profeſſorin nicht allzu gut auf Dich zu ſprechen ſein!“ bemerkte die Mutter und lächelte nicht mißfällig dazu. „Mag ſie doch!“ erwiederte der Vater; „wenn ich es nur verhindere, daß der theure Name meines Freundes nicht durch die Eitelkeit ſeiner Frau beleidigt wird. Es kränkte ihn ſchon, daß Felix ſich einen Autor dünkt, und dieſen Dünkel hat er von ſeiner Mutter. Was aber eine Wittwe iſt, die ſorge nur, daß ſie dem Herrn gefalle.“

Dieſen Nachmittag war ich bei unſerer guten Simonis, die ſich etwas beſſer befindet; ich leitete das Geſpräch auf dieſen Punkt. Was ſie ſagte, waren mir unvergeßliche Worte.

„Eine ſchöpferiſche Phantaſie iſt die gefährlichſte Gabe für eine Frau, da rieſenhafte Anſtrengungen dazu gehören, ſie in den Kreis des weiblichen Wirkens einzuſchließen. Das Herz des Weibes iſt am ſchönſten eine tiefe, ſtille Quelle, ein lebendiger Brunnen für den Haushalt der Seele. Geſegnet, wem Zurückhaltung gegeben iſt! — Die köſtlichſten Ergüſſe der Empfindung ſind ein Luxus, unter dem das Gemüth verarmt, weil nichts ſo wenig erwiedert wird, als ein liebevolles Gefühl, und der Glanz des Ruhmes, der ſich über die Perſönlichkeit einer Frau verbreitet, zerſtört ihr einfaches und liebſtes Glück.“ —

„Ja,“ antwortete ich, „Schriftſtellerinnen mögen wohl aus manchem Grunde nicht zu beneiden ſein. Sie müſſen ſagen, was ſie fühlen; dies würde mich unendlich beſchämen. Und wollen ſie nach der Natur zeichnen, ſo dürfen ſie die Blößen nicht ſcheuen, die auch der herrlichſte Charakter giebt. Dies aber wäre mir das Schwerſte; denn ich mag mir gern die Menſchen ſo gut als möglich denken.“

„Es ruht eine Keuſchheit des Gedankens in der Unmögkeit, ſich das Böſe vorzuſtellen," ſagte Frau Simonis. „Selbſtverläugnung fordert Alles, was ein Weib unternimmt; die Ausübung dieſes Talents gewiß aber die höchſte."

Wie ſehr erſtaunte ich, als nach dem Geſagten Frau Simonis mir vertraute, daß ſie ſelbſt mehre Bände Geſchriebenes liegen habe, die ich einſt unter gewiſſen Bedingungen von ihr erben ſolle. Es wären zerſtreute Gedanken, Aufſätze aus dem Gebiete der Erfahrung und ihrer eigenen Anſchauung.

Warum giebt Frau Simonis mir dieſe Hefte nicht jetzt? Jede Erbſchaft hat etwas Trauriges. Zugleich bat ſie mich um einen letzten Dienſt. Ein Packet Briefe wünſchte ſie verbrannt vor ihrem Ende. „Es iſt mir ein tröſtender Gedanke," ſagte ſie, „daß jene werthen Blätter mit mir zu Aſche werden, da ihr Inhalt in meinem Geiſte ſchläft."

Die Dämmerſtunden, die ich bei Frau Simonis zubringe, ſind mir ſo lieb und friedſam. Nirgend hat der Mond einen rührenderen Strahl, als wenn er auf dieſe blaſſen, feinen Geſichtszüge fällt, die mich ſo anziehen, als wäre ich ihnen auf ewig verbunden.

Wie arm an Freuden ſcheint dieſe Frau! und doch gehe ich niemals ohne Gewinn von ihr.

Den 21. — Sanct Thomas.

„Helene!" ſprach am Morgen die Mutter, „ſchon geſtern wollte ich Dir eine Warnung geben, wir waren aber nicht allein den ganzen Tag über. Vermeide es künftig, mit Eckardy von Liebe zu reden."

„Von Liebe hätte ich mit Eckardy geredet?" fragte ich betroffen; „daß ich nicht wüßte." „Ja, ich kam eben dazu," verſicherte die Mutter, „und es fiel mir auf, daß Eckardy ſogleich ſchwieg. Mit einem Manne ſeiner Art hat ein Mädchen ſich in Acht zu nehmen. Wen man hochachtet, dem einen Korb zu geben, fällt ſchwer. Er verdient die zarteſte Berückſichtigung, und der Vater, wie ſehr er ihn auch ſchätzt, er würde doch nicht gern ſehen, daß Du einen Edelmann heiratheſt."

„O Mutter, wer denkt daran?" rief ich, im Innerſten verletzt. „Seiner Freundſchaft möchte ich mich freuen, aber" — —

In dieſem Augenblicke brachte der Poſtbote einen Brief aus Lyon. Ein Kiſtchen war abzuholen. Beides von meiner Tante Maurice. Dieſes Schreiben war mit Roſen-Eſſenz durchduftet, und ein Hauch der Liebe und Sehnſucht athmete aus jedem Buchſtaben. Sie ſchilderte ihr Verlangen nach dem Vaterlande und den Ihrigen mit ſo warmen Zügen, daß es uns alle bis zu Thränen rührte. „All' meine Traumbilder ſprechen deutſch," ſchrieb ſie, „und ich werde nie aufhören, wie eine Deutſche zu denken und zu fühlen. Wohl tauſendmal hat mir das Nämliche geträumt, ich wäre im Hauſe der Eltern und ginge mit dem Bund Schlüſſel, worunter, Du weißt, Sophie, einige ſo blanke von Meſſing waren, in der Wirthſchaft umher; aber jedesmal fand ich die Schlöſſer geſperrt und in dieſer Angſt öffne ich die Augen. — Ein Marqueur aus einem benachbarten Hotel giebt mir Anzeige, ſo oft Fremde aus Deutſchland kommen. Ein deutſcher Gruß verſetzt mich in Entzücken, in die glücklichen Tage meiner Jugend. Die Treumüthigkeit, den Biederſinn meiner Landsleute vermiſſe ich hier lebenslang; ach, wie ſo ſchmerzlich!“

„Die arme Tante!“ rief ich aus, da ich ſah, daß die Mutter vor Weinen nicht weiter leſen konnte. Wie war es doch möglich, daß ſie bei dieſer Anhänglichkeit in die Ferne zog und noch dazu mit einem Manne, der ſie unglücklich macht, wenn ich auch nicht weiß, wodurch eigentlich. „Die Leidenſchaft war damals ſtärker, als alles Abrathen“ — antwortete meine Mutter; „aber das läßt nach, liebes Kind. Der Colonel iſt ihr keine Minute treu geweſen. Und dies nicht allein. Er ſpielt zu Zeiten hoch, und die arme Charlotte iſt ihres Eigenthums niemals ſicher. Verließe ſie ihn, ſo ſänke er gewiß. Das hält ſie.“

In dem Kiſtchen waren Weihnachtsgeſchenke für uns. Eine Mantille für die Mutter, ſchwarz und dunkelroth changeant, mit breiten, echten Blonden beſetzt und ſchmaler Silberſtickerei; ein wahres Prachtexemplar. Der Vater erhielt ein Käppchen von violettem Sammet, mit Silberlahn geſtickt, und einer kunſtreichen Troddel. Er wird wie ein Biſchof ausſehen. Mir war Roſa-Atlas zu einem Kleide beigelegt.

„Jüngſt ſah ich die ſchöne Lyoneſerin von Bulwer,“ ſchrieb meine Tante, „und dachte, ſolch ein Anzug müßte meiner Nichte hübſch laſſen, wenn ſie ein ſchlankes Mädchen geworden, was ſich gut trägt. Roſa iſt die Farbe der Liebe. Ach, könnte ich Helene anziehen! in anderem Sinne, hierher, zu meinem Troſte.“

Die Mutter ſah mich ängſtlich an, als würde ich ſchon entriſſen. Den Atlas werde ich liegen laſſen zu meinem Brautkleide vielleicht. — Müßte ich die Tochter des Predigers, doch vor ſolcher Eleganz erröthen der Gräfin gegenüber, die ſo einfach iſt.

Der Vater ſprach davon, wie leicht es möglich wäre, daß die Mutter und ich einmal nach Lyon reiſen könnten. Eine Sehnſucht wandelte mich an. Die Mutter war ſehr bewegt. „Warum müſſen wir getrennt ſein, da wir immer ſo einmüthig waren?“ fragte ſie in großer Wehmuth. „Liebe iſt Nähe!“ antwortete mein Vater tröſtend, „und dieſer Glaube verſetzt auch die Berge, welche zwiſchen hier und Frankreich liegen. Du ſchließeſt die Schweſter nicht in Deine Arme; Du ſchließeſt ſie aber in Dein Gebet ein, und das iſt mehr. Du trittſt im Geiſte an ihr Lager und ſegneſt ihren Schlaf — beruhige Dich, Sophie!“

Mein Vater tröſtet ſchön. Wenn ich einmal unglücklich würde — und ich wäre weit von hier — wie würde ich mich ſehnen, an ſeiner Bruſt die treue Stimme zu vernehmen! Wie komme ich darauf? Gott iſt ja auch mein Vater! —

Den 22.

Heute war kein lieber Tag, und ich bin froh, daß er zu Ende iſt. Der Vater wurde ins Städtchen geholt zu einer hochbejahrten Frau, die in großer Schwäche ſich nach geiſtlichem Troſte ſehnte. Unterdeſſen ſprach die Gräfin im Vorübergehen bei uns ein — nicht zur glücklichſten Stunde. Meine Mutter hatte für ihre Schweſter mit größtem Fleiße einen Schleier auf dem Rahmen ausgenäht. Dieſe Arbeit, ein mühevolles und gelungenes Werk, war eben vollendet worden. Als nun der Wagen mit dem Vater kommt, ſpringt die Bellona der Gräfin mit einem Satze auf den Rahmen — es reißt mir noch durch alle Nerven, wenn ich daran denke. Meine Mutter beſtand dieſe Probe ihrer Faſſung zum Verehren. Sie verblich nur ein wenig, ein ganz klein wenig.

Die Gräfin war außer ſich; es gelang meiner Mutter nicht, ihre erſchrockene Aufregung zu beſchwichtigen. „Die Unart eines Hündchens!“ ſagte die Mutter; „was will man machen, wenn Menſchen, die vernünftig ſein wollen, einem das Herz zerreißen?“ Ich küßte ihr heimlich die Hand. Der zertretene Schleier wirft ein Häubchen ab, was auch ein Mädchen tragen darf, zumal im Winter.

„Wie viel werth iſt doch dieſe Gelaſſenheit, wem ſie verliehen iſt!“ dachte ich und ſagte es auch.

„Ruhe kann man ſich aneignen — Helene!“ antwortete meine Mutter; „wofür hätten wir denn einen Willen? Die Gräfin that mir viel zu leid, um fühlen zu laſſen, wie mir zu Muthe war.“

Der Vater brachte einen jungen Raben mit, den er halb verhungert gefunden, mit zerbrochener Zehe, in eine Brille eingeklemmt, die wahrſcheinlich geſtohlenes Gut war. Ein paar weiße Härchen hingen daran.

„Du bringſt einen Hausdieb mit, Vater?“ fragte die Mutter. Der ſchwarze Gaſt ſah ſie ſo kläglich an, als wolle er ſagen: „Erbarme Dich nur, ich werde ſchon treu ſein.“

Mein Vater erzählte Herzergreifendes von ſeinem Krankenbeſuche. „Ach!“ ſprach er, „wie rührend iſt das Alter! Welche Fremdheit bürdet das Leben auf! Und ſeltſam, Niemand fürchtet ſich vor dem Unglücke, ſo alt zu werden.“

Die Kranke, bei welcher der Vater geweſen, eine Frau nahe an neunzig Jahr, hatte ſich ſeit längerer Zeit traurig eingebildet, an fremdem Orte zu ſein, woſelbſt ſie feſtgehalten würde. Herzerſchütternd flehete ſie den Vater an, ſie zu den Ihrigen zu bringen. Die Stimme einer längſt verſunkenen Welt! nannte ſie der Vater. Mit der größten Deutlichkeit hatte ſie vom ſiebenjährigen Kriege erzählt, deſſen Augenzeugin ſie in manchen Zeiten geweſen; der General Laudon war ihr noch ganz gegenwärtig und der alte Fritz. Dagegen waren die Mittelzuſtände ihres Lebens im Andenken dieſer betagten Matrone erloſchen, und auf ihre nächſten Anverwandten konnte ſie ſich nur mit größter Anſtrengung beſinnen. —

„Das iſt die Sehnſucht der Seele nach ihrer ewigen Heimath,“ ſagte mein Vater, „das ſind die Bande, die ſich löſen wollen.“

Den Abend brachten wir ſtill beiſammen zu. Mein Vater ging auf und nieder, und trat dann und wann an das Fenſter. Das Firmament erſchien prachtvoll geſtirnt, und ein leichter Froſtnebel, dünner als Gaze und Flor, ward von dieſem unendlichen Glanze durchſtrahlt. „Wie funkelt es da droben!“ ſagte er. „O Chriſtus, komm, eine müde Seele abzuholen in Deines Vaters Haus, wo viele Wohnungen ſind, die ſo freundlich blinken!“ Darauf ſprach er ein paar himmliſche Verſe.

Das Gefühl der Sehnſucht iſt wie ein Schleier, der das Schönere verbirgt; die Liebe aber zerreißt auch den Himmel. Wonach man ſich ſehnt, es muß vorhanden ſein. Die Sehnſucht iſt alſo ein Pfand, was man im Herzen trägt. Das will ich mir merken. In der Muſik, im Reiche der Töne, wird es uns klar, daß es zarte Befriedigungen giebt, die nicht von dieſer Welt ſind — und das heilige Weh der Sehnſucht wiegt manche Freude der Erde auf.

Warum war ich denn dieſen Abend ſo traurig? Des Schleiers wegen wahrhaftig doch nicht! Und die alte Frau? Nun, die wird ja der liebe Gott ausſpannen. Mir war aber, als wäre es ein Glück, zu ſterben.

Den 23.

Frau Simonis ließ ſich heute erbitten, ein paar Stunden bei mir zuzubringen; dagegen hat ſie die Einladung meiner Eltern für die Feiertage beſtimmt ausgeſchlagen. Die Mutter läßt Jeden gewähren — der Vater aber meint, die Einſamkeit mache unduldſam. Man müſſe an die Menſchen gewöhnt ſein, um ſie ertragen zu können. Ich hatte Alles auf das bequemſte zu dem Empfange der lieben, alten Freundin eingerichtet und ſcherzte mit ihr über das Wagniß, über ihre Schwelle ausgegangen zu ſein bis zu ihrer Nachbarin, zu mir. Frau Simonis antwortete mir jedoch ſehr ernſthaft: „In einer Wohnung, die man beinahe nie verläßt, ſchläft das Geheimniß unſerer Exiſtenz. Ach, wüßten Frauen, die viel in Geſellſchaft leben, wie viel ſie entbehren! Der Hausgeiſt iſt der friedſamſte und gewährt den trauteſten Umgang; aber er vertheidigt auch ſein ſtilles Heiligthum, und wem es anderswo beſſer gefällt, als daheim, den verfolgt er mit Unmuth, daß es ihm zu enge wird zwiſchen den vier Wänden. Wer lange einſam war, muß es immer ſein können und darf ſo wenig in die Welt, als wer im Grabe gelegen, wenn er nicht die treuloſe Umwandlung aller Dinge verſchmerzen und verzeihen kann.“

„Das erinnert mich an eine rührende Geſchichte, die ich jüngſt geleſen,“ erwiederte ich. „Eine junge, ſchöne Frau, ſehr glücklich verheirathet, entſchließt ſich, ihren Mann auf einer Seereiſe zu begleiten, und läßt ihr Töchterchen zurück. Sie leiden Schiffbruch. Wie durch ein Wunder wird die Frau gerettet, befindet ſich aber in fremder Gewalt und erſt nach Jahren gelingt es ihr, ſich zu befreien. Den Gemahl hält ſie treuherzig für todt und betrauert ihn mit unverſiegbaren Thränen. Das Herz zieht ſie zu dem verlaſſenen Kinde und an den Ort, wo ſie ſo glücklich war. Zeit und Gram, dieſe Feinde der Schönheit, haben ihre reizende Geſtalt verwüſtet, ihr die Jugendkraft geraubt, und nur langſam ging die Reiſe von Statten. In einem Walde, da ſie kaum mehr fort kann, nimmt ein armer Klausner ſich ihrer an, und als ſie fort ſtrebt, ſagt er mitleidig: Wenn Du mir folgteſt, meine Tochter, ſo bliebſt Du hier in Friede, bis Du Kräfte geſammelt hätteſt. Eile nicht ſo ſehr, Du Arme; Du wirſt Alles anders finden, als Du denkſt. — Sie ſpricht aber mit drängender Sehnſucht von dem Wohnſitze ihrer ſchönſten Freuden, von der Laube, in der ſie den Schwur der Treue mit ihrem Gemahle ausgetauſcht, von dem Platze, wo die Wiege ihres Kindes geſtanden, und der Alte entläßt und ſegnet ſie.“

„Endlich iſt das Ziel erreicht! endlich! Unverändert ſteht das Landhaus vor ihren ſchwimmenden Blicken. Am Ende des engliſchen Gartens ſteht ein ſchönes Monument, laut der Inſchrift von ihrem Manne, dem Lebenden, ihrem Andenken errichtet, der Todtgeglaubten; denn daß ſie in den Fluthen jämmerlich umgekommen, iſt hier ausdrücklich bemerkt. Da bricht die arme Frau in Freudenthränen aus und denkt, er lebt, er liebt mich noch. O Gott, wie ſelig wird er ſein! — die wohlgepflegten Blumen um das Denkmal laſſen vorausſetzen, daß die Blüthe des treuen

Andenkens an ſie nicht ſchlechter gehalten werde. — Es iſt an einem ſchwülen Frühlingsnachmittage. Ein Gewitter zieht auf, die Luft iſt erfüllt wie mit Seufzern der Liebe, mit dem Athem der Gebüſche, die eine ſüße Vergangenheit ihr entgegenduften, und immer ſtärker ſchwillt das Herz, das in ſeinem Elende wandellos geblieben."

„Mit leiſen Schritten nähert ſie ſich jener Lieblingslaube, deren ſie erwähnte; ſcheu blickt ſie durch die Zweige und ſieht eine junge Frau in ihren Kleidern, die ſitzt und ſchläft. Neben ihr liegt die Tabackspfeiſe ihres Mannes, mit dem Kopfe von Meerſchaum, den ſie ihm einſt geſchenkt — auf dem Gartentiſche ſteht eine vergoldete Mundtaſſe, ihr gar wohl bekannt; denn ſie hat in der wonnevollſten Zeit ihres Lebens daraus getrunken; und in den laſſen Händen der Frau, die, wie Jene nicht mehr zweifeln kann, ihre Stelle einnimmt, und in der ſie ein ehemaliges Hausmädchen erkennt, die ſchon damals ihren Mann mit koketten Blicken angeſehen — ruht ein Wiegenband, das ſie ſelbſt geſtickt; die Wiege ſteht im Schatten der Laube und ein zartes Kindlein liegt darin. Das Band hält noch — die Taſſe iſt noch ganz — aber ihr Herz zerreißt bis auf die feinſte Faſer, und das Glück des Wiederſehens liegt zertrümmert. — Die Schlafende ahnt nicht, wer hier erſcheint; dieſe aber erwacht furchtbarlich aus dem Traume der Hoffnung und der Liebe. Mit wankenden Knieen ſchleicht ſie davon und ſinkt, tödtlich erſchöpft, auf die hintere Stufe des Monuments. Zu ihren Füßen rauſcht der Fluß; die Unglückliche ſchwankt einen Augenblick, ob ihr Leid oder der Grund dort unten am tiefſten wäre." — —

„Da kommt ein kleines Mädchen traurig heran und ſpricht: Heute darf ich euch nicht begießen, ihr Blumen;

das wird der liebe Gott thun; dann blüht Alles ſchöner, als vorher. Vielleicht muß ich auch nur ſo viel weinen, daß ich im Guten wachſe. Der Vater hat mich wieder hart geſchlagen, weil die böſe Stiefmutter mich bei ihm verklagte. Ach, mein Mütterchen! warum liegſt Du ſo ſtill im Waſſer und winkeſt mir nicht, daß ich mich tröſte? Am liebſten möchte ich zu Dir hinab.“ — — Bleicher als der Marmor tritt die Mutter hinter dem Denkmal hervor, nennt zitternd ihres Kindes Namen und ſpricht: „Ich lebe und Du ſollſt auch leben!“ —

Was war denn der guten Frau Simonis angekommen? Ihr Geſicht wandelte ſich in Todtenbläſſe. Nach einer bangen Weile fragte ſie: „Nun, und das Ende?“

Aus Angſt, daß ich durch irgend etwas in der Erzählung Schuld daran ſein könnte, daß ihr ſo übel wäre, verſagte mir das Gedächtniß; ich ſagte: „Ich weiß nur ſo viel, daß das Kind fürchtete, das Monument werde zerſtört werden, und für die Blumen bat — und daß die Mutter antwortete: Nein, das Denkmal bleibt ſtehen, bis die letzten Donner rollen, dann ſtürzt jede Lüge ein. — Es ſoll übrigens eine wahre Geſchichte ſein.“

Frau Simonis nickte und ſprach: „Gewiß, es iſt Wahrheit darin. Die Mutter hat ihr Kind mit ſich genommen, gleichviel wohin. Hätte ſie den Greis wieder aufſuchen wollen, den ſie verließ, ſie würde ihn auch nicht mehr gefunden haben. Wiederkommen muß Niemand, liebe Helene! Die Wege der Rückkehr ſind alle abgeſchnitten auf Erden, und Treue finden wir nur bei Gott.“

Der Vater las die Zeitungen. „Was mich das ärgert!“ ſagte er.

„Was denn?“ riefen wir, Mutter und ich.

„Ein Wittwer kündigt ſeinen Verluſt mit Prunk an," antwortete er verdrießlich. „Wozu? Wenn die Anzeige das Factum enthält, das iſt genug. Der Schmerz gehört ins Herz, und damit Punctum."

„Vater!" ſagte ich, „wenn nun eine ſelige Frau auf ſolchen Nachruf des Mannes einmal wieder käme, bald oder ſpäter?"

„Das wäre der unſeligſte Einfall!" erklärte mein Vater. „Was fällt Dir ein, Mädchen? Der Meiſter unſers Schickſals hat Alles ſo weiſlich gefügt, daß nirgends eine Lücke bleibt. Und wenn die Druckerſchwärze noch nicht getrocknet wäre: der Tod iſt ein Löſchblatt."

Ich ſah ein Lächeln auf den Lippen meiner Mutter ſchweben. „Du hörſt, Helene," ſagte ſie ſanft, „daß unſer Wandel im Himmel iſt. Kein Bleiben iſt im Erdenhaus. — Welche den Mann vergöttert und ihr Herz an das Irdiſche hängt, der geht es nach ihrem Ableben wie meiner armen Schweſter im Traume; die arme Seele findet alle Thüren der alten Wohnung verſperrt."

Eben trat Eckardy ein. Mein Vater erwähnte, wovon wir geſprochen. Er machte eine recht traurige Miene, da er ſagte (nämlich Eckardy): „Jede längere Abweſenheit reicht für dieſe herbe Wahrheit hin. Man fühlt den kleinſten Riß im Herzen als einen Spalt der Welt, und man erfährt, daß es nur die Furche war, die unſer Lebensſchifflein auf dem treuloſen Meere zieht."

Wenn Eckardy dies aus Erfahrung weiß, ſo hat er wohl Recht, daß Wiſſen Schmerz macht.

Heiliger Abend.

Das ſchönſte Feſt im Jahre iſt wieder einmal gefeiert.

Wenn ich mir all' die Kinder denke, die ſich in dieſen Stunden gefreuet haben und nun, müde von Jubel und Entzücken, ſchlummern, und ſich das Liebſte von ihrer kleinen Glückſeligkeit mit in den Schlaf genommen haben; dann iſt es, als ob der Himmel ſich öffne und ich in die Schaaren der Engel ſähe. Ein Nachſchimmer dieſet kindlichen Freude bleibt für das ganze Leben. Was empfindet eine Kinderſeele nicht ſchon vorher! Ich erinnere mich deſſen genau. Jedes Wölkchen war wie von Roſenzindel, jedes gemalte Wachslicht ſchien mir heilig. In leiſem, ſüßem Grauen ſchlich ich den Tag über umher und flüſterte nur in ſeliger Furcht, wie wenn eine geheimnißvolle Gegenwart mich umgäbe. Eine kollernde Nuß, ein rother, rollender Apfel aus der gehäuften Bürde, welch glücklicher Zufall! welch köſtliche Verrätherei! — Der Vater, weil er ruhig ſtudirte, da doch der erſehnte heilige Abend mit jedem Stundenſchlage näher und immer näher rückte, kam mir wie der liebe Herrgott vor, dem die Zeit nichts anhat. Aber die Mutter blinzelte mir zu, als wüßte ſie viel Hübſches, und machte kleine, liebe Augen, wenn ſie mit zugehaltener Schürze an mir vorüberging. Und wenn nun die alte Sabine ſang, während einbeſchert wurde: „Vom Himmel hoch da komm' ich her!" und nun die Klingel hell ertönte — dies Alles werde ich nie vergeſſen. O holder Taumel der Kindheit! du wiegſt das kleine Herz in einen Himmelstraum. Giebt es noch Schöneres? — —

Dieſen Morgen war ich im Städtchen, noch Allerlei einzukaufen. Wie ſo rührend ärmlich kam mir dieſer Chriſtmarkt vor! Eine Wachszieherfrau in ihrer kleinen Bude wärmte ſich die erſtarrten Hände über einem Kohlenbecken und klagte über die ſchlechte Einnahme. „Es wird faſt nichts gekauft, es iſt ein erbärmliches Bißchen Handel!“ ſagte ſie. „Die armen Kinder!“ verſetzte ich.

„Nein, die armen Mütter! muß man ſprechen,“ entgegnete die Frau; „wer nichts geben kann, iſt am ſchlimmſten daran. Jeder armen Mutter in Liebſtadt iſt die Luſt vergangen, einen Chriſtbaum anzuzünden, wäre es auch nur dieſes Wortes wegen. Der Gebrannte fürchtet das Feuer.“

Ich gab mich rein aus und kaufte Taſchen und beide Hände voll Sächelchen, die ich auf meinem kurzen Gange an Kinder vertheilte, welche in verzichtender Neugier von einer dürftigen Ausſtellung zur andern ſchlichen. Es ſoll mir aber nicht mehr beikommen, das Chriſtkind auf offener Straße zu ſpielen. Die kleinen Bettelbuben zupften mich am Schleier, und beſchämt eilte ich von dannen.

Nachmittags geſchah eine große Austheilung an die Armen, wozu Graf Bourg mit Eckardy und dem Vater nach dem Städtchen gefahren war; der Vater in unſerm Wagen, um die Profeſſorin nebſt Felicitas mitzubringen, welche die Feiertage über bei uns ſein werden.

„Wir wollen uns in Acht nehmen, Helene, während dieſes Beſuchs, daß alles Störende ſo weit als möglich vermieden werde!“ ſagte meine Mutter zu mir, ehe ſie kamen. „Du weißt, die Maarbonn iſt kein Friedensengel, und der Vater nie mißmüthiger, als wenn ſie da iſt, obgleich er dies nie Recht geben will.“

Meine Eltern beſchenkten die Wittwe und die Waiſe mit vieler Güte und Herzlichkeit. Felicitas weinte heftig. — Wer möchte es dem armen Mädchen verdenken? — Mein

Vater verweilte nicht länger unter uns, nachdem die Beſcherung vorüber war. Die gute Mutter war hausmütterlich matt und ſprach wenig, nach ihrer Weiſe. Vielleicht vermißte die Profeſſorin das, was man Unterhaltung nennt. Sie, die nie viel thut — zog ein Strickzeug hervor und fing an zu arbeiten. Es war ſichtlich, wie ſehr dies meiner Mutter mißfiel; doch konnte ſie ſich nicht enthalten, zu ſagen: „Laſſen Sie doch das, Frau Maarbonn!“ Dieſe aber äußerte unverhohlen, der heilige Abend ſei ihr von jeher der langweiligſte geweſen. Gern hätte ich darauf erwiedert: „Ja, wenn die Poeſie eines frommen Herzens ihn nicht ausfüllt;“ aber ich ſchwieg. Darauf bot ſie meiner Mutter eine Partie Whiſt en deux an; das war noch ärger. Die Mutter ſprach: „Ich ſpiele nicht — ich würde nur verlieren.“ Da fiel mir das Verslein ein, was jüngſt der Vater ſagte: „Wär' Chriſtus tauſendmal in Bethlehem geboren und nicht in Dir: Du wäreſt doch verloren.“

Den 25.

Welch eine himmliſche Chriſtnacht! Trotz der bittern Kälte war die Schloßcapelle gedrückt voll Menſchen, ſo daß kein Apfel an den Boden fallen konnte. Felicitas ging mit mir. Die große Lampe von Kryſtall, welche alabaſterne Engel halten, im Relief der Decke, goß ein mildes Mondlicht aus. Kerzen, weithin ſtrahlend, beleuchteten die heilige Familie nach Raphael, das ſchöne Gemälde des Altars. Zu den gothiſchen Fenſtern funkelten die Sterne herein; die Pfeiler waren mit Wintergrün umwunden, und Alles blinkte und athmete weihnachtlich.

Wie ſchön redete der Vater! wie begeiſtert! und ich bin ſeine liebe Tochter! ſein einzig Kind! — In dem Geſange: „Wie herrlich ſtrahlt der Morgenſtern!“ tönte hell die volle Stimme Eckardy's hervor, der mit der Gräfin war. Felicitas ſchluchzte krampfhaft, doch leiſe neben mir, und ich drückte ihr nur manchmal die Hand, weil ich nicht ſprechen konnte. Wer hätte ſich nicht erhoben gefühlt? Die Erde kam mir klein vor, aber doch nur wie ein niederer Himmel. Es war mir aus der Seele genommen, als der Vater ſagte, ein Seher dieſer Zeit habe die Erde „das Bethlehem des Weltalls“ genannt. Die Liebe wird hienieden geboren, in der unſcheinbaren Hütte des Herzens. Ein Nachſchimmer der Kindheit bliebe zeitlebens? meinte ich nicht ſo? noch geſtern? O Glanz Gottes, du verklärſt das ganze Leben! eine wunderbare Ahnung geht mir in dir auf, und die Nacht — auch im dunkelſten Sinne — iſt nur zum Anbeten!

Wie profan war dagegen dieſer erſte ſtille Feiertag! Richtig hatte ich vorausgewußt, daß die Profeſſorin ihn uns verderben würde. Sie hat eine Art, den Vater aufzuregen, daß alle Augenblicke ein kleines Gezänk entſtand um nichtsbedeutende Dinge. Nur der Mutter entſchloſſenes Schweigen hielt den vollen Ausbruch ſeines Mißbehagens zurück. Die Maarbonn iſt unzufrieden mit ihrem Aufenthalt, wie mit aller Welt. Sie beklagte ſich über die kleinbürgerlichen Sitten der Liebſtädterinnen, über Mangel an Anſprache und mehr noch über das Anſinnen, in ſolch einer Geſellſchaft auszuhalten, deren ſteife, beengende Förmlichkeit ſie uns beſchrieb und zwar mit ſtarken, friſchen Farben, da ſie neulich von der Frau des wohlhabendſten Kaufmanns am Orte zum Caffee eingeladen worden war.

„Hm, das Wohlwollen im Reifrock!“ ſagte mein Vater mißbilligend. „Das Formale hat in gewiſſer Beziehung ſein Gutes, wenn auch einige Beſchwerde für einen regen Geiſt.“ Und mit leiſer Ironie ſetzte die Mutter hinzu: „Ein wenig geſchnürt gehen, iſt für die rechte Haltung nimmer ohne Schaden.“

Felicitas ſah mich furchtſam an — ich bildete mir ein, daß jener Ausfall auf meine gute Mutter gehen ſollte, die auch etwas auf das Uebliche hält. —

Die Profeſſorin fuhr fort ſich mit ſpöttiſcher Gereiztheit über jede Kleinigkeit aufzuhalten und wie man ihr ſogar zugemuthet hätte, einen kleinen Leſecirkel zu errichten, da doch die reichſte Frau am Orte ſchwerlich jemals etwas anderes leſe, als Roſinen, und ſie (die Maarbonn) ſich getraue, den ganzen Leſecirkel zu überreden, daß Schiller im Mittelalter gelebt habe.

„Das iſt mir aber wirklich rührend!“ fiel hier mein Vater mit überwallender Gutmüthigkeit ein. „Sie fühlen ohne Zweifel, daß dieſe Leute, obgleich ſchlicht, doch fein, Ihnen keine größere Ehre erweiſen konnten, als mit dieſem Vorſchlage?“

Und wenn es mein Leben gekoſtet, ich hätte mich nicht enthalten können, zu erwiedern: „Der edle Schiller, da er ſein Lied den Frauen dichtete, hat gewiß auch an dieſe wackeren Hausmütter gedacht, die ihrem Eheſtande Seide ſpinnen.“

Wie viel Werg hat die Maarbonn am Rocken; wahrlich! der Lebensfaden ihres verehrungswürdigen Mannes hatte allzuviele Knötchen, als daß er nicht zeitig hätte abreißen ſollen. —

Den 26.

Ein Tag ſtillen Kampfes — Gott ſei Lob und Dank, daß er zu Ende iſt! Klagen ſollte ich über dies reine Blatt ausgießen? den bittern Erguß des Aergers? einſt werden dieſe Schriftzüge gelb — ich aber will den Gallapfel der Mutter Grimſel in meine Tinte werfen, die dann nichts als *Wahrheit* ſchreibt. Die Maarbonn iſt und bleibt ein ſchlimmer Gaſt, und doch dient ihr ein Engel. Ueber Alles hält ſich die Frau Profeſſorin auf; ohne Hehl äußert ſie, daß meine Erziehung verfehlt ſcheint. Ich bin ihr zu unabhängig, zu *hochmüthig*, wie ſie ſich ausdrückt; jedes ſebſtſtändige Weſen widerſteht ihrer Eigenſucht. Sie mag es nicht leiden, daß ich mich erdreiſte, eine eigene Meinung zu haben. Die Freiheit, deren ich genieße, iſt ihr ein Dorn im Auge.

Auf die Schweigſamkeit ver guten Mutter hat ſie nicht minder ein Häkchen. Erſt neulich ſagte ſie mit ſehr verſtändlicher Beziehung: „*Die größte Macht iſt ſtumm!*“

„Eine claſſiſche Stichelei!“ raunte mir Eckardy zu, der zugegen war und die Maarbonn nicht ausſtehen kann, was übrigens gegenſeitig iſt. So etwas bringt denn jedesmal den Vater auf, deſſen ſchwache Seite ſie kennt. Er geht alsdann barſch mit der Mutter um, nur um ſein Anſehen zu zeigen, und giebt mir herbe und harte Verweiſe bei der unſchuldigſten Veranlaſſung, um ſich ſelbſt von einer gewiſſen väterlichen Strenge zu überzeugen, an der er es nicht fehlen laſſe. Das lauernde Lächeln der Maarbonn ſchürt das Feuer an, in welches mein Vater ſo leicht geräth. Das wäre mir eine Schwiegermutter; mit Schaudern kann ich an die Wirklichkeit denken, wenn ihr Sohn mir gefiele. Wie? fürchten ſollte ich, daß Felix ein liebenswürdiger und edelmüthiger Menſch geworden? — Helene, das iſt nicht recht von Dir! dennoch aber — mir graut vor dem, was kommen könnte.

Ich war zu zerſtreut, um zu wiſſen, wovon heute früh die Rede war. So hörte ich nur, daß der Vater äußerſt mürriſch von verkehrten Maßregeln ſprach. Mit launiger Miene nahm ihn die Mutter an beiden Schultern und ſprach: „Weißt Du, Vater, wie Du mir vorkommſt? wie der Abt Orentes in der thebaiſchen Wüſte, von dem Du uns erzählt haſt, der mit umgewendetem Ornat ſein Amt verrichten wollte.“ Dies nahm der Vater gewaltig übel, und es gab eine Scene. So oft die Maarbonn bei uns iſt, iſt's der alte Bund; ohne Donner und Blitz kommen wir nie davon.

Die unglückliche Felicitas! eine vollendetere Tyrannei, als die, unter der ſie ſeufzt, läßt ſich kaum denken. „Wie magſt Du das aushalten,“ fragte ich ſie, „da es nur bei Dir ſteht, Dich zu befreien?“

„Ach!“ antwortete Felicitas, „Du weißt noch lange nicht Alles! Was man freiwillig übernimmt, bindet am feſteſten. Daß mein verwaiſ'tes Herz an dem verewigten Maarbonn, dem mir ewig theuern Manne, einen Freund und Tröſter fand, dafür halte ich ſeiner Wittwe viel zu Gute. Iſt ſie doch ſelbſt am meiſten zu beklagen, weil ſich Niemand in ihrer Nähe wohl und glücklich fühlt. Wie öfters wirft die Profeſſorin mir meine Armuth und Blödheit vor! Wenn alle geiſtreichen Frauen ſo arm an Freuden ſind, ſo iſt wahrhaftig keine zu beneiden. — Es iſt ihre Abſicht, daß ich niemals heirathen ſoll, um ihr meine Dienſte für immer zu weihen, und ich glaube, fände ſich auch eine Partie für mich“ — — Felicitas erſtickte, was ſie noch ſagen wollte.

„Deine Dankbarkeit geht zu weit“ — rief ich mit empörtem Gefühl, „wie die Freundſchaft meines Vaters, der auch unſere häusliche Ruhe aufzuopfern im Stande wäre. Warum denn ſollteſt Du Dich von dieſer Frau erniedrigen laſſen?“

„Was mich hält,“ erwiederte Felicitas, „iſt, daß ich ihr wirklich nützlich bin; ich eſſe nur ſo wenig, als das Leben fordert, und halte auf Ordnung. Die Profeſſorin treibt keine Wirthſchaft und geriethe immer tiefer in Schulden, wenn ich nicht Haus hielte mit ſo Wenigem. — Schulden aber haben den edlen Maarbonn ins Grab gedrückt, und ſo mache ich ihm die Erde leicht. Jüngſt gab ſie mir ein paar Schnüre Zahlperlen, die ich zum Verkaufen tragen ſollte, ein Auftrag, der mir entſetzlich drückend war, und deſſen ich mich weigerte. Da ſagte ſie, die Perlen ſind noch von der Mutter meiner Männer und eine abgeſtorbene Mode. Was ſoll mir dieſer todte Schmuck? Ich brauche Geld. — Nun that ich, als könnte ich mich zu dieſem Schritt entſchließen, ſchloß aber heimlich meine Sparbüchſe auf, nahm das Geforderte heraus und legte die Perlen wieder an ihren Ort. Die Sparbüchſe iſt nun leer — ich habe aber nun doch der Maarbonn eine Handlung- erſpart, die zum mindeſten nicht edel wäre. Sie wunderte ſich, daß der Goldſchmied nicht gehandelt hätte.“

„Felicitas!“ rief ich und umarmte ſie herzlich, „Du ſelbſt biſt eine Perle, und zwar vom reinſten Waſſer; Gott zählt alle Deine Thränen. Das iſt der Goldſchmied, der nicht handelt wie käufliche Menſchen, und der Deinen Trauring vielleicht ſchon gefügt hat. — Felicitas ſchüttelte den Kopf — ein paar Tropfen fielen von ihren Wimpern. Sie bat mich, alles dies zu verſchweigen. Du, liebes Tagebuch, biſt aber meine Freundin, meine trauteſte! und ſo lege ich das Geheimniß einer Seele, voll vom Werthe der Tugend und dem uneigennützigſten Edelſinne, in den Buſen der Stille nieder.

Den 27.

Es iſt, als wäre ein Gedränge aus dem Hauſe, und dieſen unſichtbaren Tumult erregt eine einzige Perſon! — Als der Vater dieſen Morgen nach dem Frühſtücke ſchellte, trug ich es ihm ſelbſt hinauf. Er ſah mich von der Seite an mit halbem Blicke — mein Vertrauen erwachte. „Du haſt Dir die linke Wange ganz roth geſchlafen, Helene!“ ſagte er im Tone väterlichen Wohlgefallens. So durfte ich wagen ihm zu antworten: „Das iſt ſehr möglich, denn mein Herz war gedrückt. Die Schwindſuchtsroſe aber iſt's noch nicht, Vater! doch wenn es immer ſo wäre, wie in den letzten Tagen — — aus dieſem Beſuche erblüht uns kein Heil.“

Der Vater wollte losbrechen, allein ich kam ihm zuvor. „Laß mich aufrichtig ſein, mein lieber Vater, und Dir offen ſagen, was ich denke. Du haſt mich zu dieſem Freimuth erzogen, und ich wäre ja nicht werth, mich Deine Tochter zu nennen, wenn ich mich fürchten ſollte, die Wahrheit zu reden. Auch kann ich es nicht ruhig mit anſehen, daß die Mutter für all' ihre Güte ſich innerlich abkränkt. Weißt Du, Vater, wo die Maarbonn hinaus will? Hierher ſollſt Du ſie nehmen; nicht nur, daß ſie völlig ausgehalten würde, ſondern daß ſie die ſtille Regel unſeres Hausweſens in Verwirrung bringen und uns Alle unterjochen könnte. Das iſt ihr Streben. Ade aber alsdann, Friede! auch erhalten wir keinen Dienſtboten mehr.“

Ich dachte, der Vater würde mich verſchlingen, denn es geſchah ein Brauſen. Doch zu meiner Verwunderung ſagte er nur: „Und wenn ich es nun wollte, daß meines Freundes Frau zu uns zöge; wer würde mich hindern? Bin ich nicht Herr im Hauſe?“

Mit beiden Armen umſchlang ich ihn, ob er ſich auch ſträubte, und ſprach; „Du biſt ein Hausvater! ein guter! treuer! und willſt die Deinen nicht um Lieb' und Ruhe bringen. Das hindert Dich. Es gäbe überdies noch mehr Rückſichten, die Dich abhalten könnten. Glaubſt Du nicht, daß die Profeſſorin gern Einfluß auf die herrſchaftlichen Verhältniſſe gewinnen möchte? Die da drüben ignoriren ſie vornehm, das verdrießt ſie. Und um unſere Simonis wäre es geſchehen! Die Arme hielte die unbeſcheidene Zudringlichkeit von Fragen und Forſchungen nicht aus, denen ſie preis gegeben wäre. Du aber, Väterchen, würdeſt einen einſamen Vogel nicht von ſeinem verborgenen Neſte verſcheuchen.“

Mein Vater ergrimmte im Geiſte. „Das ſchwatzt!“ ſtieß er mit Heftigkeit hervor und drängte mich von ſich; „der Staar, dort unten iſt ein weiſer Jüngling gegen plappernde Weiber!“

Und nun jagten ſich unaufhaltſam Vorwürfe, denen ich im Gefühl der Schuldloſigkeit ruhig Stand hielt. Mit Schrecken ſah ich, wie geſchäftig die Maarbonn geweſen, den Vater aufzubringen, was ihr nur zu gut geglückt iſt. Man ſpreche im Städtchen von einem Einverſtändniß zwiſchen mir und Herrn von Eckardy, was auch längſt von ihr bemerkt worden ſei; nur habe ſie bisher dazu geſchwiegen, weil ſie zuverſichtlich gewußt, daß die Einſicht meines Vaters ſich nicht länger hinters Licht führen laſſe, als es ihm ſelbſt beliebe. — Gott! Nur darum ſei es ihr zu thun, daß ihr Sohn es erfahren und an einem Verhältniſſe der Art Anſtoß nehmen könne.

„Und welchen Anſpruch hat denn Felix an mich?“ fragte ich mit Staunen. „Den Wunſch Deines Vaters!“ rief er heftig; „freilich den achtet meine Tochter für nichts.“

„Den ehre ich, Vater!“ antwortete ich ihm; „aber ich achte auch das Recht meines freien Herzens, was nur die Liebe verſchenken ſoll. In Beſchlag nehmen laſſe ich es nicht von einer eigennützigen Abſicht.“ Ich zitterte bei dieſer Erklärung, wie feſt ich ſie auch gab. Aber muß ſo die Tochter dem Vater Rede ſtehen? Ich zerſchmolz in Thränen, in bitteres Leid, was meinen Vater ſichtlich immer mehr erzürnte. Er habe geglaubt, daß Eckardy um ſeinetwillen zu uns käme, im Intereſſe der Wiſſenſchaft. Indeſſen ſei es auf mich gemünzt geweſen, oder auf das hübſche Erbtheil, was ich einſt zu hoffen hätte, da Eckardy, ſo weit er ſchließen könne, kein Vermögen beſitze. Nimmermehr aber werde er die Verbindung mit einem Edelmanne zugeben, der keinen Beruf habe und nichts ſei als ein gebildeter Höfling im Charakter der Freundſchaft. — Es ſei bei mir auch nur der hoffärtige Gedanke, gnädige Frau zu werden und mich der gräflichen Familie näher anzuſchließen. Immer habe ich höher geſtrebt, als die Töchter der Paſtoren und Landgeiſtlichen. So ſcheue ich nur — hinſichtlich der Maardonn — eine gewiſſe Unterordnung von ihrem vorherrſchenden Geiſte und fürchte, daß mich ihr Scharfſinn durchſchauen könnte. Der Hausfriede aber müſſe ſchlecht begründet ſein, der nicht eine Genoſſin mehr oder weniger, von welcher Art auch, ertrüge. — Länger ertrug ich es nicht; ich fühlte aber mit tiefem Schmerze, daß es mein Vater war, der dieſe Ungerechtigkeit beging, und daß ich nun mit keinem Worte weiter gehen durfte. Noch einige Minuten blieb ich und verſicherte, daß ich für den edlen Eckardy nur Vertrauen und Hochachtung empfände, und daß es ihm niemals in den Sinn gekommen wäre, eine Liebſchaft hinter den Rücken der Eltern mit mir anzuknüpfen. Ach, aber ich weiß auch, daß ich damit nur geringen Widerſtand leiſten werde, wenn der Argwohn ſich einmal meines Vaters bemächtigt hat. Und wird denn Eckardy bei ſeinem feinen, geübten Blicke nicht ſogleich merken, wie verändert er ihn anſieht? — Was iſt denn nun zu thun? Die Mutter war ſo ſichtlich heiter, wieder erlöſ't zu ſein, daß ich ſie unmöglich betrüben konnte. Zur Frau Simonis ging ich, ihr mein volles Herz auszuſchütten. Ihre tröſtende Stimme flößt mir ein unnennbares Gefühl von Muth und Selbſtvertrauen ein, und in der Nähe dieſer hinfälligen Geſtalt athmet man eine Stärke, die wohl auch die ſchwächſte Hoffnung aufrichten könnte. Sie hörte mich ganz aus und ſagte dann: „An Scheingründen fehlt es nie, ein Vorurtheil zu unterſtützen, und Sie, liebe Helene, hätten das Ihres Vaters für die Gattin ſeines verſtorbenen und von ihm vergötterten Freundes billig ſchonen ſollen. Es iſt und bleibt doch eine edle Schwäche, unter der die Seinen leiden. Solcher Frauen, wie die Profeſſorin Maarbonn, giebt es mehre; ſie ſind das ſchädliche Princip unſeres Geſchlechts! — Weil ſie ſich für bedeutend halten, wollen ſie ſich überall an die Spitze ſtellen; ihre ewige Unzufriedenheit raubt Anderen Recht und Ruhe. Wie hoch erhebt dagegen der Stolz der Gelaſſenheit, der nur nach dem Himmel ringt und die Welt in Friede läßt! auch die Welt, die man mit einer Hand bedecken kann! — Wo aber gäbe es ein liebreiches oder freundſchaftliches Verhältniß, was auf die Länge unangefochten bliebe? — Sein Sie nicht bange, mein theures Kind dieſe kleine Störung wird ſich hoffentlich ausgleichen. Nur wenn Sie Ihre Unbefangenheit dabei einbüßten, das wäre ein Unglück. Die Menſchen zu ertragen, iſt unter allen Umſtänden ſehr ſchwer, und nur wer Gott im Herzen trägt, wird es können. Mit unſerer Macht iſt's nicht gethan. Nur keine Beſchwerde gegen die, welche ſie uns theilweiſe verurſachen: das iſt nie räthlich, liebe Helene, niemals! in der Ehe vollends.“ — —

„So dürfte man alſo nicht ehrlich ſein, weder gegen ſeinen Vater noch gegen ſeinen Mann?“ fragte ich kleinlaut.

Frau Simonis lächelte und ſprach: „Dieſe Ehrlichkeit bringt in Gefahr; am ſicherſten ruhen unſere Klagen im Verwahrſam des Allwiſſenden, und die Geduld iſt unſere einzige, aber ausreichende Waffe. — Wer ehrlich ſchweigt zum Vortheil eines Andern, deſſen Gedanken entſchädigen ihn. Der Engel des guten Gewiſſens iſt ſein Anwalt, und die Liebe iſt ein ewiger Beſchützer!“

Die liebe Frau! Tief beſchämt — tiefer noch gerührt ging ich von ihr.

Durchſchauen? warum hatte dies Wort meines Vaters für mich einen ſo ſchneidenden Ton? wie wenn mein Herz von Glas wäre und davon geſprungen ſei. Prüfe mich, mein Gott! und ſiehe, wie ich's meine! Der reinſte Wille iſt der feſteſte!

Den 28.

In der verwichenen Nacht habe ich wenig geſchlafen; eine unbeſtimmte Furcht quälte mich. Der Sturm, der ſich erſt gegen Morgen legte, machte einen ſchauerlichen Lärm, und ſo oft ich einſchlief, vernahm ich ein leiſes, leiſes Tönen an der Hausthür, wie wenn Jemand käme. Das mochte mir von geſtern eingekommen ſein; den ganzen Tag über, wenn die Klingel ging, dachte ich, Eckardy käme; und war froh, da er nicht kam. Die beunruhigendſten Gedanken hielten mich wach. Ob Eckardy mich wirklich lieb hätte? mehr als ein Freund? Mein Gott! das müßte ich ja wohl zuerſt wiſſen! Kleine Züge fielen mir ein — aber ein Mann wie dieſer weiß gewiß jede Neigung zu überwinden, die nicht in ſeine Verhältniſſe paſſen würde, und trägt ſeine Gefühle nicht zur Schau. Wie leicht irren ſich Menſchen, zumal aber ein verſchwiegenes Herz. Warum bringt man denn nun das einfache Urtheil des Wohlwollens in Verwirrung? Mir war es nur um den Vater.

Die Gräfin holte mich zu einem Spaziergange ab. Sie klopfte mit dem Finger an das Fenſter. Die Winterſonne blitzte wie ein Brillant an die Scheiben, ſo daß ich die verehrte Freundin nicht gleich erkannte. Es war gut, daß ich meinen Grübeleien nicht nachhängen konnte, und wahrlich! es war nicht von Ungefähr. —

Nachdem wir eine Weile ſchweigend gegangen waren, ſagte die Gräfin: „Ich mußte mich gewaltſam herausreißen, wenn ich nicht angeſteckt werden ſollte von der Niedergeſchlagenheit der Andern. Sie ſcheinen auch nicht heiter, Helene! Lieber Gott! iſt denn Niemand glücklich? und iſt die Luft umſonſt ſo köſtlich friſch und rein?“ Zu fragen wagte ich, wer denn im Schloſſe traurig wäre. — „Mein Bruder," antwortete die Gräfin bekümmert, „hat wieder ein paar Tage hindurch an Wallungen gelitten, was mir dann immer den Athem verhält. Auch erhielt Eckardy Briefe aus der Heimath, eben nicht von erfreulichem Inhalt, und er war ſichtlich verſtört." Beides thut mir herzlich leid! ſagte ich betroffen. Schüchtern äußerte ich noch, wie ich nicht geglaubt habe, daß ein Mann von ſo entſchieden geiſtiger Richtung, wie Herr von Eckardy, jemals außer Faſſung kommen könne. Ich halte ihn für eine kalte Größe. Die Gräfin ſah mich mit einem zweifelhaften Lächeln an und ſprach: „Das iſt Ihr Ernſt wohl nicht, Helene? Doch da Eckardy ein warmer Freund Ihres Hauſes iſt, ſo begehe ich ſchwerlich eine Indiscretion, wenn ich Ihre Meinung über ihn berichtige. Er trägt einen großen, dauernden Schmerz, und die Art, wie er ihn trägt, muß ihn die Bewunderung derer ſichern, die ihn kennen. Hören ſie einen Theil ſeines ſchweren Schickſals!" Mein Herz ſtand ſtill — ich bat die Gräfin fortzufahren und vernahm von ihr Folgendes. „Eckardy iſt der Sohn eines Edelmannes, der bei dem Verfall ſeiner Glücksumſtände ſich an eine ſchwankende Hoffnung hielt. Das große Vermögen ſeiner Frau war verbaut, oder ſonſt verwendet worden; eine Schuldenlaſt hatte ſich allmählich angehäuft, und das einzige Gegengewicht dieſer drückenden Lage giebt ein Proceß von wichtigem Belange, der möglicher Weiſe zu gewinnen war. Um einer minorennen Erbin willen, welche bei dieſer Streitſache zunächſt betheiligt war, oder aus andern Urſachen, die uns gleichgültig ſein mögen — bleibt der Proceß eine längere Zeit auf ſich beruhen. Deſſenungeachtet bleibt Eckardy's Vater fröhlichen Muthes, behilft ſich mit fremden Geldern und verzagt keinen Augenblick, daß er noch einmal reich werden würde.

Die kränkliche Mutter aber, von der ihr Sohn mit glühender Verehrung ſpricht, zweifelt an der Rechtmäßigkeit der Anſprüche Seitens ihrer Familie und haucht dieſen Zweifel ſterbend in ihres Sohnes Seele. Dieſer erkennt es nun für ſeinen innerſten Beruf, Jura zu ſtudiren, um tiefere Einſicht in eine Rechtsſache zu erlangen, die — wie ſeine moraliſche Ueberzeugung ihm ſagt — nicht unbedingt zu erweiſen ſein dürfte. Sein Vater ſoll lieber die Freiheit retten, die in einem guten Gewiſſen beſteht, als eine Unabhängigkeit, die dem Zufall anheim fällt. Vorher lernt er gelegentlich das Fräulein kennen, deſſen Anwalt er werden will. Er ſieht das harmloſe Weſen, über deſſen Haupte die Wage des Proceſſes ſchwebt, und eine entſtehende Neigung legt das Gewicht der tiefſten Wünſche in die Schale. Er liebt das Mädchen, und ein Mann wie Eckardy liebt anders als tauſend Männer. Eine kalte Größe nannten Sie ihn? nun ja! ein Hekla in Flammen.« Die Gräfin ſagte dies mit Wärme und Lebhaftigkeit, und ſetzte dann hinzu: »Ich meine zwar die Idee der Gerechtigkeit, welche Eckardy's Seele erfüllte, habe die Geſtalt dieſer Liebe und jenes Mädchens angenommen; aber — was wollte ich doch eigentlich ſagen? — — Er ſchweigt und ſagt kein Wort. Mit brennendem Eifer ſtudirt er, ſo daß ſeine Geſundheit darunter leidet. Sehnſucht verzehrt ihn, nach dem endlichen Erfolg ſeines unabläſſigen Forſchens das Rechte und Wahre zu ergründen. — Er verſichert, ſich während vieler Jahre in einer Spannung befunden zu haben, die all' ſeine Kräfte ſteigerte. Inzwiſchen iſt, ihm unbewußt, durch geheime Machinationen der Proceß in raſcheren Gang gekommen. Er weiß von nichts; eine räthſelhafte Angſt erfaßt ihn. Er muß nach Hauſe. Dort findet er den Gegenſtand ſeiner feurigen Wünſche als die Frau ſeines Vaters! — Dieſem, einem immer noch hübſchen Manne von chevaleresquen Sitten, und jenem Leichtſinn, der in Wahrheit die Jugend des Alters genannt wird — iſt es durch eine wohldurchdachte Liſt gelungen, ſich in den Beſitz des bildſchönen Fräuleins zu ſetzen und zugleich den Abſchluß des Proceſſes auf ſeine Seite zu bringen. Er hat nämlich das Gerücht zu verbreiten gewußt, daß die letzte Inſtanz für ihn entſchieden habe, und da es häufig geſchieht, daß in ſolcher Angelegenheit hier und da eine Vorſtimme flüſtert, welcher zu trauen iſt, ſo ward der ältere Eckardy mit dem Vorſchlage eines Vergleichs und der Bewerbung nicht abgewieſen. — Denken Sie, liebe Helene! welch ein ungeheurer Betrug! welch eine Kränkung an Recht und Liebe! Eckardy entſagt nun der Heimath und Allem. — Sogar ſein Pflichttheil wird nur darin beſtehen, daß er nach dem Ableben ſeines Vaters für ſeine Stiefgeſchwiſter ſorgen hilft. Wohl ihm, daß er in der Wiſſenſchaft eine tröſtende Freundin gefunden! Gern glaube ich es, daß der Verluſt ſeiner Liebe ihn nicht ſo ſehr geſchmerzt, als der Gewinn des Proceſſes — durch Täuſchung. Eckardy iſt auch mehr zum Freunde geſchaffen, und ſeine innigſten Verhältniſſe beziehen ſich auf dies ernſte und wahrhafte Gefühl. Nach den eingelaufenen Nachrichten fürchte ich, wird er uns bald verlaſſen müſſen, denn ſein Vater iſt hinfällig geworden und ſehnt ſich nach ihm.« —

So weit die Gräfin.

Ich weinte ſacht unter dem Schleier. An die Worte der Frau Simonis dachte ich, die ſie zu mir ſprach, daß treue Liebe ein ewiger Beſchützer ſei.

Meiner Mutter erzählte ich davon und konnte es vor Rührung kaum. Und auch dieſe edle Uneigennützigkeit iſt verkannt worden! rief ich, und mein Herz zürnte, daß dies möglich geweſen. „Von wem, Helene? von wem?“ fragte meine Mutter; ich küßte ihr aber nur die Hand und bat, dieſen Abend auf meinem Zimmer ſchreiben zu dürfen. So blieben die Eltern allein.

Den 29.

Welch ein Tag! ich bin erſchöpft und kann doch nicht unterlaſſen, eine Seite mindeſtens, oder eine halbe meines Tagebuchs auszufüllen.

Morgens bekam mein guter Vater einen ſtarken Anfall von Schwindel. Als ich ihn erbleichen ſah, wobei er ſich ſo feſt an den Tiſch hielt, daß die Taſſen darauf leiſe erklirrten, da dachte ich, der Schlag rühre ihn, und der Boden wankte auch unter meinen Füßen.

„Mein Vater ſtirbt!“ ſchrie ich in tauſend Aengſten; das ganze Haus kam herbei. Meine Mutter iſt gefaßt in jedem Augenblicke der Gefahr, und doch war ſie durch und durch erſchüttert. Mit welcher Umſicht trat ſie aus ihrer ſtillen Weiſe hervor und traf die nöthigen Anſtalten! Im Nu erſchien auch Frau Simonis und war bemüht um den Vater. Sie wußte Rath und Mittel, und was ſie in Vorſchlag brachte, ſchlug an. „Wie gut ſind Sie!“ ſagte ich, als der Vater verſicherte, daß ihm etwas beſſer ſei, und küßte ſie auf die hagere Schulter, die nur ein ſchwaches Knöchelchen iſt. Eckardy kam eiligſt, als er es gehört hatte, daß der Vater plötzlich erkrankt ſei. Er wollte den Arzt ſelbſt holen. Mein Vater reichte ihm mit ſtummer Innigkeit die Hand — mir war das Weinen nahe, da ich es ſah; aber das Herz wallte mir in Wehmuth und in Freude. Die alte Freundſchaft war in der Krankenmiene meines Vaters, und Eckardy, der unterdeſſen zweimal verrathen worden, gut und übel, ſtand ſchuldlos da, in rührender Unwiſſenheit, und blickte traurig auf ihn nieder. Vielleicht gedachte er ſeines eigenen Vaters. — Ich habe immer ein feſtes, zuverſichtliches Gefühl in ſeiner Gegenwart. Wer von Muth beſeelt iſt — ſo erkläre ich mir es — in deſſen Nähe ſchämt man ſich, zagbaft zu ſein. Nur leiſe faßte ich ſeinen Rock an, ohne daß er es merkte.

Nach ein paar Stunden Schlaf fühlte der Vater jenen beängſtigenden Zuſtand gehoben, nur düſter war ihm noch zu Sinne und über einen dumpfen Kopfſchmerz klagte er; ich aber kam den ganzen Tag nicht aus dem Zittern heraus. Wenn die geſtrige Frühſcene etwas beigetragen hätte — der Vater iſt ſo reizbar für das Aergerniß — wenn — — ich kann es nicht ausdenken, dieſes fürchterliche Wenn! —

Als ich der Frau Simonis dankte, daß ſie uns ſo treulich beigeſtanden, ſagte ſie: „Die Armen wären es doch zu ſehr, wenn ſie nicht hülfreich ſein dürften, und den Traurigen iſt es verliehen, daß ſie tröſten können. — Geben Sie Sich zufrieden, liebes Kind! dieſe Unpäßlichkeit iſt vielmehr herſtellend geweſen. Die Kraft der Freundſchaft iſt ſo rein, daß ſie früher oder ſpäter jedes Gift ausſcheidet, und ein Tröpflein Gift war Ihrem Vater in das Ohr geträufelt worden.“

„Es hätte ihn tödten können!“ rief ich in leidenſchaftlichen Thränen; „und ich war es, ich Unbeſonnene, die ihn in Gährung verſetzte.“ — „Nicht doch, Helene!“ ſagte ſie, „es war nur ein kleiner Uebergang, eine heilſame Warnung. Das beſte Mittel, ſich gegen ſchädlichen Einfluß zu ſichern, iſt, daß man ſich die Fehler der Menſchen als Krankheit denkt; dann wird man nichts als Mitleid haben. Und wer im Umgange mit denen, die zu laut ſind für unſere Ruhe, ſie als Sterbende dächte, — der würde nur leben, um zu lieben; denn die Liebe duldet Alles. Was iſt ſtiller als das Geſtorbene? Wie Manchen, der uns beleidigt hat, möchte man in's Leben rufen — um Frieden zu ſchließen mit ihm. Verzeihen iſt göttlich! iſt ein weltüberwindendes Gefühl, und jeder Menſch, Helene, muß einmal kämpfen.“

Auch ich will mich bekämpfen! Dies ſoll mein Dank ſein, lieber Gott! — Wie müde bin ich — die Feder ſinkt mir aus der Hand. —

Den 30.

Gottlob! der Vater iſt wohlauf! Nur Schatten ſchwebten noch um ſeine Augen, und eine weichere Gemüthsſtimmung als ſonſt war von dem geſtrigen Anfalle nachgeblieben. Die Mutter war in Sorge, des Neujahrs wegen; doch der Vater meinte, er habe ſich mehr als einmal geſund gepredigt. Den Morgen brachte er auf ſeinem Zimmer zu. Von Zeit zu Zeit ſchlich ich hinauf und lauſchte, ob ich ſeinen Athem, ſeinen Schritt vernähme. Das Herz im Buſen bebt mir immer noch. Aber er ging ſtark auf und nieder, und ich mochte ihn nicht ſtören. So zog ich mich ſacht zurück.

Nachmittags ging die Mutter ein wenig in die Luft, um ſich zu erholen. Sie bedarf zuweilen des Alleinſeins. Mein Vater ruhte in ſeinem Armſeſſel aus und ſchien in Nachdenken verſunken; ich ſaß auf einem Fußbänkchen dicht vor ihm. In dieſer Stellung horchte ich am liebſten als Kind, wenn der Vater mir kleine, hübſche Geſchichten erzählte. Welch eine vergnügliche Luſt war das! Mit anſchaulicher Wärme entfaltete der Vater mir nach und nach die ganze Bibel. Ich erinnerte mich und ihn an die Flucht nach Aegypten: denn als ich einſt ein Bildchen davon ſah, wie die Flüchtigen, dahin zogen, träumeriſch gehorſam im tiefen Schnee, der Wind in den rothen Mantel der Maria blies, womit ſie den kleinen Heiland mütterlich verhüllte, da hatte es meine Phantaſie gerade ſo zuvor gemalt. Seitdem verbindet ſich mir immer mit dem Worte „Flucht“ der Begriff, das Heilige in Sicherheit bringen. Ich bat: „Erzähle mir etwas; lieber Vater! bin ich doch immer noch Dein Kind!“ — Da klopfte Jemand, es war ein Lakai vom Schloſſe, der mir einige Bücher überbrachte. Auf meine Frage nach dem Befinden der Herrſchaft ſagte er mir, die gnädige Gräfin ſei am Morgen ſehr erſchrocken, weil ein Pfeilerſpiegel in ihrem Zimmer mit fürchterlichem Knall zerſprungen ſei, und Niemand wiſſe, wovon.

„Das wird die Gräfin für ein ſchlimmes Vorzeichen halten,“ ſagte ich bedauernd, als ich dies dem Vater mittheilte.

„Die Gräfin iſt weder eitel noch abergläubiſch,“ entgegnete er mir. „Sie wird dies Ereigniß nicht höher anſchlagen, als es werth iſt. Doch dabei fällt mir etwas ein. Du wünſchteſt, Helene, ich ſolle Dir erzählen. Wohlan, ſo höre! Es war einmal — ſo fangen alle Mährchen an; aber dies Geſchichtchen iſt keins! — Eine vornehme, römiſche Frau gab der Sclavin, welche ihr Vertrauen beſaß, den Befehl, ihr um jeden Preis den ſchönſten Spiegel zu kaufen. Die Sclavin bot Alles auf; aber keine Platte war ihrer Gebieterin recht. Die eine zeigte ihre Geſichtszüge gedehnt, die andere war nicht hell genug; an jeder fand ſie etwas auszuſetzen. Die Römerin war reich und ſchön, und die Schönheit hat oft Langeweile, ſo wie der Reichthum ſelten heiter und nie zufrieden iſt. Die beiden Brüder jener eiteln Frau traten ein und fanden ſie glühend vor Unmuth, wie ſie die Sclavin ſchalt, welche weinte; rings umher lagen theure Trümmer verächtlich am Boden. Der Vorgang ſprach von ſelbſt, auch kannten ſie die Schweſter. Der jüngere Bruder war ein wenig leichtſinnig, ſagte ſchlau und lächelnd: Was zürnſt Du denn? Der ſchönſte Spiegel iſt nicht ſo wohlfeil daß er mit einigen Talenten zu bezahlen wäre, auch nicht auf offenem Markte zu haben, er koſtet Dir Dein Herz! Weißt Du, welcher? das Auge des Geliebten! Weder der feinſte Strahl, noch die Politur des Silbers ſtrahlt Dein Bild ſo reizend zurück! jenes aber — Auch dieſen Spiegel, fiel ernſthaft der andere Bruder ein, ein Mann von jener ſittlichen Strenge, welche die wahre Güte iſt — auch dieſen Spiegel mußt Du einſt den Göttern opfern! Das Auge der Liebe kann ſich ſchließen, oder wenden; dann entſtellt Dich der Gram. Der köſtlichſte Spiegel, höre es! iſt die Seele eines treuen Freundes! dieſen aber mußt Du durch Deine Tugenden verdienen. Und das edelſte Selbſtbewußtſein vertritt dieſe Seele noch, wenn ſie entſchwebte.“ — —

„O mein Vater!“ ſagte ich bewegt, „Deine Geſchichte iſt ſchön! und Du, Du vor Tauſenden darfſt ſie erzählen. In manchem Munde klänge ſie wie zerbrochenes Metall.“

„Wen Gott lieb hat,“ erwiederte mein Vater, „dem giebt er einen treuen Freund! Sieh, mein Kind! ſo iſt es nicht mehr als billig, daß ich dankbar bin.“

Mehr konnte mein Vater mir nicht ſagen, als was hierin enthalten iſt, und weniger kann ich nicht thun, als dieſe Worte beherzigen.

Den 31. — 6 Uhr Abends.

In unausſprechlicher Aufregung eile ich zu dir, mein Tagebuch, um mich zu ſammeln. — Die letzten Stunden bringen wir gemeinſam in heimiſcher Stille zu. Jedes fremdartige Intereſſe wird ausgeſchloſſen, oder ſoll doch ſchweigen; nur Weſentliches kommt zur Sprache. Was das Jahr uns nahm, was Gott uns ſpart, der Vater redet davon mit Dankſagung und mit Weihe. Armer Vater! diesmal fehlt Dir der liebſte Freund, wenn auch das Weh dieſes Gedankens nicht laut würde. Jedes Herz hat wohl an dieſem Abend ſein „Stummen-Glöckchen,“ womit es den lieben Herrgott klagend angeht und um eine Gabe bittet. Unter dieſer erhebenden Rede ſchlägt es zwölf Uhr — mitten im Worte bricht der Vater ab. Wir beten ein ſtilles Vater-Unſer — nie habe ich es ohne Thränen gekonnt. Dann ſpricht der Vater den Segen; unſere Arme, unſere Herzen öffnen ſich an dieſem Abſchluß, und der Vater ſteckt gleichſam den goldnen Schlüſſel der Liebe und frömmſten Ordnung zu ſich, auf daß wir wieder reine Rechnung haben mit Gott. —

Fängt denn nicht aber in jeder Secunde ein neues Leben für uns an? Dürfen wir einen einzigen Augenblick überſehen? Im Herzen wohnt die Zeit nicht! wer es auch immer eine Lebensuhr genannt haben mag.

Oft hat die Mutter mich davor gewarnt, der unbeſtimmten

Gewalt eines Eindrucks nachzugeben. Sie ſagte: „Widerſtehe mit klarem Willen, ſo wird die Illuſion verſchwinden, und Deine Gefühle werden niemals über Dich herrſchen.“

Jetzt kann ich dieſen mütterlichen Rath prüfen. —

Von der Gräfin war ich eingeladen worden, eine Arbeit anzuſehen, die ſie mit unſäglicher Mühe und Ausdauer zu einem Neujahrsgeſchenk für ihren Bruder vollendet hat. So ging ich nach der Vesper hinüber. Mit einer ſeltſamen Vorempfindung — wie ich ſagen möchte.

Das Scheiden der Zeit, die ſo gleichgültig von hinnen ſchleicht, als wäre es nichts um das Bleiben — ängſtet mich heimlich; ich möchte dann das Dauernde erfaſſen und halte mich nur an mein Herz. Das leiſe Ziehen der Wolken — — Ich möchte mit! dachte ich in unendlicher Sehnſucht. Wie ſo oft mir friedſam geweſen, ſtillinnerlich wohl; ich ſah es dem alten Jahre an, was nun bald Abſchied nahm, und Ade! Ade! rief mein Gefühl.

Die Gräfin war in ihren Zimmern, die nach dem Garten gehen und eine freie, ſchöne Ausſicht haben. „Kommen Sie! kommen Sie, Helene!“ rief ſie mir zu; „ich warte ſchon. Es iſt die höchſte Zeit!“

Die gütige Leonide enthüllte nun ſogleich den Ofenſchirm, deſſen unvergleichliche Stickerei eingerahmt iſt in ein Geſtell von Ebenholz und Elfenbein, eben ſo einfach als vornehm. „Der Sylveſterabend,“ heißt dieſes wunderſchöne Bild, welches ein alterthümliches Gemach zeigt, im Wiederſcheine der Lohe des Kamins. Da ich in die kühle Kohlengluth ſah, die dort manchen Winter fortglimmen wird, ohne daß der Nordwind ſie ausbläſt, erinnerte ich mich an „die Geheimniſſe des Feuers,“ über welche mein vorbeſtimmter Bräutigam ein Werk geſchrieben hat, was vielleicht kaum ſo einleuchtend iſt als dieſes. Bräutigam! nein! dies Wort iſt doch zu ernſt für einen ſcherzenden Vergleich. Alſo wieder zum Kamin! An einem ſchwerfälligen Tiſche, der muthmaßlich der Wärme wegen ſo nahe daran ſteht, ſitzen ein paar Mädchen dicht beiſammen, welche Nußſchalen in einem Becken voll Waſſer ſchwimmen laſſen. Das eine Lichtchen iſt erloſchen, das andere brennt in ruhiger Flamme. Der trübſinnige Blick der Einen, das ſtrahlende Auge der Andern erklären eigenthümlich dieſe Zeichen. Durch das Fenſter ſcheint der Mond und der blaſſe Winter herein, und ein dunkles Gemälde an der Wand, wahrſcheinlich der Schutzheilige des Hauſes, ſieht zu. — „Sehen Sie,“ ſagte die Gräfin verdüſtert und wies auf das finſtere Bild, „das iſt der Starrblick der Nothwendigkeit! Dies ausgewebete Lichtchen iſt mein — wer ſchützt eine erlöſchende Hoffnung?“ Sie brach in Thränen aus und ſetzte hinzu: „Sie, Helene! dürfen einer hellen Zukunft entgegenſehen.“ „Gräfin!“ erwiederte ich beſtürzt, „warum ſo traurig, da Ihnen eine Freude bevorſteht? Iſt denn der Graf wirklich ſo krank? — Und wäre es — wer eine erlöſchende Hoffnung ſchütze, fragen Sie? Ich weiß wen! Denken Sie an die Stelle vom glimmenden Docht — es iſt ein göttlicher Hauch darin.“

Ein frommes Kind nannte mich die Gräfin hierauf und ſtreichelte mir die Wange. „Mein Troſt iſt,“ ſprach ſie, „daß ich meinem Bruder bald folgen würde. Was ſollte ich auch allein in der weiten Welt? Unſer Sein war von jeher Eines nur! Die heilige Natur hat uns vereinigt. Wir ſchliefen ſchon einmal dicht beiſammen — wir werden es wieder. Ich glaube einer anderen als Schweſterliebe iſt mein Herz nicht fähig. Auch heirathe ich nie, nie! jede

Verbindung würde mich von meinem Bruder trennen. Das innige Band verſchwiſterter Seelen iſt mehr als ein verwandtſchaftlicher Bezug.“

Obgleich die Gräfin dies mit Verzichten ſagte, ſo wehte doch ein Ton von Leidenſchaft in ihren Worten. Schon manchmal habe ich gedacht, ob nur eine unglückliche Liebe? — dieſe gänzliche Zurückgezogenheit läßt mindeſtens ſchließen, daß ſie an irgend einer ſtillen Neigung hängt. Doch wen könnte dieſe Liebenswürdigkeit kalt laſſen? „Man ſagt,“ erwiederte ich, „die Liebe ſei das ausſchließendſte der Gefühle; doch will mir dies nicht recht in den Sinn, weil ich mir die Liebe als den Arm denke, der das All umfaßt. — In Ihren Verhältniſſen, theure Gräfin, iſt der Kreis des Möglichen erweitert — wenn Sie nun einen Freund von Ihnen Beiden zum Gemahl nähmen? dann änderte ſich wenig oder nichts.“ Und bei mir ſelbſt dachte ich: es müßte ja nicht eben Eckardy ſein.

Die Gräfin ſchüttelte heftig den Kopf. „Nein, nein!“ rief ſie hocherröthend, wendete ſich ab und ſchwieg. Sie trocknete ſich das Auge klar. Wir traten ans Fenſter.

Es dämmerte zum letzten Male in dieſem Jahre! Abgeriſſene Wölkchen, leuchtend violett, ſchwebten wie Himmelsveilchen über den weißen Wipfeln der Bäume, als ob dort ewig Frühling wäre. Immer brennender ward der purpurne Vorhang des Abends; kann man wohl anders, als in ſolcher Stunde fragen: „Was verbirgſt Du noch?“ — —

Die Gräfin ſtarrte vor ſich hin, das Geſicht halb in die Vorhänge gehüllt; ich ſah in die Ferne. Da erſcheint plötzlich ein junger Mann, wie aus dem Boden gewachſen. Er eilt behende dem hintern Eingange des Schloſſes zu, wo die Fenſter der Gräfin ſich reihen — der grüne Leibpelz, den er trug, paßt vortrefflich zu dieſem ſchlanken Wuchſe. Von der andern Seite ſtürzt der Graf dem Fremden entgegen; ein zuſammenklingender Freudenruf, ein „Ach!“ ein Echo vernahm ich neben mir, dann verſtummen Beide in einer inbrünſtigen Umarmung. Und dieſes anziehende Schauſpiel iſt uns nahe, ſo nahe! daß ſein Schatten, oder etwas in meinem Auge die klaren Scheiben verdunkelt. Wie innig umſchlang der Fremde die ſchwächliche Geſtalt! Wie feſt drückte er das kranke Herz an ſeine Bruſt! Wie flammte ſein Blick, als er aufſah und mich bemerkte. Er grüßte und mochte mich vielleicht für die Gräfin halten. In unbeſchreiblicher Verwirrung wich ich zurück — ich fürchte, ich habe ihm gar nicht gedankt. Jetzt erſt ſah ich, daß die Gräfin erblaßt war. Sie bebte wie Espenlaub. Auf meine erſchrockene Frage, wer der Fremde ſei, antwortete Leonide: „Der liebſte Freund meines Bruders, der lange, lange! von uns war. Neben dieſer Ueberraſchung verbleicht mein Sylveſter.“

Sogleich ſchickte ich mich an zu gehen, beſchämt über mein Zugegenſein, und die Gräfin ließ es auch zu, daß ich mich ohne Verzug entfernte. Mir däucht, ein wenig hätte ſie mich halten können. —

Wie ſchön iſt die Zärtlichkeit eines Mannes! Das iſt dieſelbe Kraft der Weichheit, die im Tenor das Herz ſchmilzt! —

Der Graf iſt, wenn auch kränklich, doch ſehr glücklich! Er hat warme Freunde und eine Schweſter, der er mehr iſt, als die Liebe.

Ade, mein Tagebuch! —

Es war am Tage nach dem Neujahr, als Felicitas ſich allein befand, weil die Profeſſorin die Aufforderung zu einer Spazierfahrt nicht hatte ablehnen wollen. — Der Hang zur Zerſtreuung war anſchaulich in dem verlaſſenen Zimmer, wo Alles wüſte durch einander lag, und Felicitas freute ſich, einmal ungeſtört Ordnung machen zu können. Aber den Spuren derer nachzugehen, die ſich verworren und raſtlos regen, iſt für ein geordnetes Gemüth gar ſchwer, und es dauerte lange, ehe das Mädchen mit all den Dingen zurecht kam, die zu entwirren und zu beſeitigen waren. Doch nun endlich erweiterte ſich der Raum; jede Kleinigkeit ſtand und lag an ihrem Orte. Das Herz im Buſen klopfte der emſigen Felicitas ſo ſtark, als ſtände ihr etwas Wichtiges bevor. Sie lockerte die zerdrückten Polſter des Sophas auf, rieb die runden Glasfenſter des Alkovens klar, ſäuberte den Kranz um Maarbonn's Bild, ſo daß die Immortellen mit leiſen Geräuſche abſtiebten, und ſchüttete feines Räucherpulver auf die kleine Pfanne, ſo daß der aromatiſche Duft das beſcheidene Weſen umwölkte, welches hier ungeſehen den Göttern der Häuslichkeit opferte. Und nun erſt dachte Felicitas an ſich ſelbſt. Dies keuſche Alleinſein ſollte nicht unbenutzt bleiben für ihr eigenes Bedürfniß. Sie badete das liebliche Geſicht im kälteſten Waſſer, daß die ſchönſte Schminke ihre Wange begoß und die langen Wimpern träufelten. Nun neſtelte ſie das Haar auf, um es einmal durchzuflechten, was jetzt nicht täglich mehr geſchehen konnte; aufquellend bedeckte es den ſchmalen Wuchs, doch der Scheitel ſchmiegte ſich ſchlicht dem kindlichen Oval des Köpfchens an. Ohne die mindeſte Selbſtgefälligkeit wendete Felicitas ihrem höchſten Reize den Rücken. Während ſie ſich zu dieſer ſchmuckloſen Toilette anſchickt und im Begriffe ſteht, das milde Blond in breite Zöpfe zu ſchlagen, fällt ihr ein, was ſie aus den Zeitungen weiß, wie in Paris einem jungen Mädchen die ſchönen langen Flechten im Gedränge diebiſcher Weiſe abgeſchnitten worden. Traurig denkt Felicitas an die Scheere der Parze, die noch ſchlimmer beraubt. Sie blickt zu dem verehrte Bilde auf und ſpricht: „Wie gern gäbe ich dies Haar, meinen einzigen Reichthum, für Dich hin, und trüge lebenslang ein Häubchen! Dein Kranz wäre dann der meine — unverwelklich!“

Kaum ſind dieſe Worte geſprochen, ſo hält mit Geraſſel ein Wagen unten; es iſt, als ob eine Unruhe entſtände. Felicitas glaubt zuerſt nicht, daß dies ſie etwas angehe. Bald aber ſchallen Tritte im Flur, dröhnende Schritte kommen die Treppe herauf, ein tragbarer Chor bewegt ſich den tiefen Vorſaal entlang, näher und näher. Sie öffnet horchend die Thür. „Platz da! wir bringen den Herrn Doctor!“ rief eine rauhe Stimme. Ein junger Mann hängt ohnmächtig, wie es ſcheint, in den Armen einiger Handlanger. Felicitas ſteht wie eine Bildſäule des Entſetzens; denn ach! es iſt Felix, der ſolchergeſtalt ſeinen Einzug in die Wohnung ſeiner Mutter hält. Mit Mühe nur läßt ſich erfahren, daß noch meilenweit von hier ſein Wagen umgeworfen, wobei eine ſchwere Kiſte ihm auf den Fuß gefallen. Da der Schaden nicht unterſucht werden konnte, ſo ſei der Schmerz von Minute zu Minute geſtiegen, bis dicht vor Liebſtadt dieſer beſinnungsloſe Zuſtand eingetreten. Dies hatte ganz zerknirſcht der Kutſcher ausgeſagt.

Es wurden Boten ſchleunigſt nach dem Wundarzt geſendet; auch ſollte das Gepäck heraufgeſchafft werden. Inzwiſchen blieb das einſame Mädchen in troſtloſer Stille mit dem bangen Gaſt allein, dem es unbewußt war. —

Man hatte ihn in das Sopha geſetzt und Kiſſen auf beide Seiten geſtemmt; ſchlaff ruhte der Körper in unbehülflicher Schwere; ſein Geſicht, mit Todesbläſſe bedeckt, iſt auf die Bruſt geſunken, und des Vaters Bild, was dagegen lebendig ſchien, lächelte erhaben auf dieſen irdiſchen Unfall nieder.

Felicitas, über allen Ausdruck beängſtigt, ruft ihn bei ſeinem Namen; denn ſchon bei einer bloßen Ohnmacht iſt im kleinſten Seufzer mehr Wahrheit als im größten Titel. „Armer, lieber Felix!“ jammert ſeine Pflegeſchweſter, „welch ein Unglück iſt das! wie wird die Mutter es ertragen“ — das Gewicht dieſes Gedankens fällt ihr wie ein Centner auf das Herz. Sie ſtreicht das hellbraune Gelock dem jungen Manne von der Stirn, wie mütterliche Liebe einem Knaben thun würde — nichts findet ſich vor, als ein wenig verwitterter Balſam, die Schläfen zu reiben, welche ſchwach pulſiren. Die kalten Hände ſucht Felicitas mit den ihrigen zu erwärmen. Jetzt ſchlägt Felix ein paar ſchöne Augen auf und ſeufzt tief; aber noch iſt er nicht bei ſich. Nur wie in einem dunkeln Wort ſpricht das Leben ihn in der holdeſten Geſtalt an; aber er verſteht nicht, was Felicitas im Ausruf der Freude zu ihm ſagt, da ſie ſieht: er lebt! — Sein Haupt ſinkt auf ihren Buſen, und der Naturphiloſoph, mit träumenden Sinnen wie ein ſchwaches Kindlein, weiß nicht, welch ein heilig gutes Herz ihm zur Stütze dient! Das Mitleid hat, wie eine vornehme Wärterin, die weichſten Windeln für den Schmerz.

Als nun der Chirurgus kam, erhitzt und außer Athem, bemerkte Felicitas mit Schrecken, daß er ein wenig angetrunken wäre. Er ſtand im Rufe dieſes Fehlers, und es beruhigte Felicitas nicht, daß die ſchwierigſten Curen ihm niemals beſſer gelängen, als gerade dann.

„Sein Sie nur recht gelinde!“ flehete das Mädchen, als er ſich den Rock auszog, die Unterſuchung zu beginnen.

„Der Teufel mag gelinde ſein!“ antwortete jener rohe Bramarbas; „ein braver Wundarzt erſter Claſſe braucht Force, wo es nöthig iſt. Der Stiefel iſt noch an, der Fuß bedeutend geſchwollen, — es wird Künſte koſten.“

Felicitas half aus allen ihren Kräften; die Pein weckte Felix vollends. Er ſtöhnte laut. „Von ſpaniſchen Stiefeln ſpricht der Patient?“ fragte der Chirurg ſeine blaſſe Gehülfin; „ja, ja! wer das noch nicht empfunden hat, dem kommt's ſpaniſch vor. Wenn die lieben Gliedmaßen beleidigt ſind, ſo nehmen ſie keine Raiſon an.“

Jetzt ſollte der Schaden beſichtiget werden, und es trat eine bangſame Stille ein. Felicitas wendete ſich ab, ihre Pulſe ſtockten — ein unausſprechlicher Seufzer, tief im Grunde der Seele, ſäuſelte nicht über ihre Lippen. Nun erfolgte der Ausſpruch des Wundarztes. „Wie ich dachte!“ ſagte dieſer craſſe Egoiſt, „die kleine Röhre iſt zweimal zerbrochen, eine tüchtige Quetſchung obenein“ — und abermals ſtöhnte Felix kläglich.

„Wenn ſie nur aushalten wollen,“ fuhr Jener fort; „die Herren Gelehrten ſind in der Regel ſchlimme Patienten und ſtellen ſich zuweilen etwas ungeberdig, wo es auf ſolch krummes Latein ankommt“ —

„O, für dieſen Herrn ſtehe ich ein, das iſt ein ſtarker Geiſt!“ unterbrach ihn Felicitas, und ein heldenmüthiger Blick aus ihren ſanften Augen, der Felix traf, entzündete in den erloſchenen ſeinen das Feuer eines männlichen Entſchluſſes. — Alle Lehren der Stoa hätten über ſeine

Philoſophie nicht halb ſo viel vermocht, als dieſe ſchmeichelhafte Bürgſchaft.

Während dieſes Verbandes kniete Felicitas daneben; ihre Haare hatten ſich aufgelöſ't und berührten den Boden. Ueber ihr Geſicht war die Gluth mitfühlender Angſt ausgegoſſen; doch jeder ihrer Athemzüge war ein lindernder Hauch. Die Hand, welche ein Fläſchchen Aether hielt, zitterte ſichtbar, die andere ſtärkte der Wille zu dem übernommenen Auftrage.

Felix hielt wie ein Mann. Auch nicht das leiſeſte Zucken verrieth, daß er Qual empfinde. Das ſchöne Bild zu ſeinen Füßen, das Bild mildeſter Barmherzigkeit, das Auge voll himmliſcher Thränen, um ſeinen Schmerz geweint, gab ihm dieſe ſtandhafte Faſſung. Das Geheimniß des Märtyrerthums war in jenen Minuten.

Nachdem die Operation ausgeſtanden war, ſchien Felix ſehr erſchöpft. Der Wundarzt trocknete ſich den Schweiß von der Stirne und ſprach: „Nun müſſen wir den Patienten gleich zu Bett bringen, auf daß er in die rechte Lage komme.“ Felicitas flog hinaus, das Gaſtbett zu beſorgen; doch als ſie zurückkam, hatte man ohne alle Umſtände Felix in das ihrige gelegt, weil es der Thür des Alkovens am nächſten ſtand. Den neuen Plaid der armen Felicitas befeſtigte der Mithelfer des Chirurgs an das Fenſter, um es zu verdunkeln. Man benahm ſich bei dieſer Gelegenheit wie der Feind zu Kriegszeiten im Heiligthum.

Als das Mädchen hocherröthend mit ein paar ſchwachen Worten ihr Eigenthumsrecht geltend machte, ſagte der Wundarzt mit dem Lächeln eines Fauns: „Iſt nicht mehr zu ändern, mein verehrtes Fräulein! auch iſt ſolch ein Bettchen ein Bethesda für die Lahmen.“

Felicitas ſchwieg beſchämt. Sie wagte kaum einen halben Blick nach ihrem unfreiwilligen Bettgaſt, der, tief in die Kiſſen geſchmiegt, mit geſchloſſenen Augen dalag, als wüßte er ſich heimiſch und geborgen. Der Wundarzt verordnete nun noch Einiges, vor Allem aber die größte Ruhe, weil das Wundfieber höchſt wahrſcheinlich im Anzuge ſei. Dann hieß es von ihm, wie von Manchem im alten Schauſpiel: »geht ab und wundert ſich« — daß die Mutter nicht da geweſen; „was um ſo beſſer war,“ ſetzte er bei ſich ſelbſt hinzu.

Noch immer blieb die Profeſſorin aus, obgleich eine Hiobspoſt nach der andern ihr entgegeneilte; denn es iſt ein herber Zug menſchlichen Antheils, der ſich in der Willfährigkeit offenbart, womit ſchlimme Nachrichten überbracht werden. Die Hand der Vorſehung hatte ſichtlich in jener Bedrängniß die Mutter entfernt gehalten, und die ausgeſchickten Boten irre geleitet; indem die Dame, in deren Geſellſchaft Frau Maarbonn die kleine, winterliche Luſtreiſe unternommen, unterweges ihre Richtung verändert hatte. Jetzt erſt, in dieſer verlaſſenen Stille, empfand Felicitas das Weh des Auftritts, der nun vorüber war, und die bittere Verlegenheit, in die ſie ſich dadurch verſetzt ſah. Sie wußte, daß nun ihre Quälerin kommen würde, und daß ſie verantwortlich ſein müßte, dies ahnete Felicitas. Auf die Pein der Frage verſtand ſich die Profeſſorin, und die Gegenwart der jungen theilnehmenden Dulderin bei den Leiden ihres Sohnes war ſeiner Mutter Anlaß genug, ihr Unterlaſſungsſünden ſonder Zahl aufzubürden. Felicitas ſtieß einen ängſtlichen Seufzer aus, und die Augen ſtanden ihr voll Waſſer.

Aber im heiligen Inſtinct deſſen, was in ihrer Seele vorging, öffnete der Kranke ſeine Augen, und obwohl ſie umflort waren, ſchien er doch zu ſehen, daß Felicitas in Thränen ſchwamm, und in welcher Furcht das Herz des Mädchens wankte. Er arbeitete ſeine Hand unter der Decke hervor, reichte ſie ihr — das Lächeln der Wehmuth um ſeinen brennenden Mund ſagte mehr, als tauſend Worte heißen Dankes — in dem ſtummen Händedrucke lag eine Schutzverſicherung, deren Wärme die zagende Felicitas unter einem kalten Schauer empfand; denn eben ſtürzte die Profeſſorin zur Thüre herein, und fiel mit lautem Geſchrei und verzweiflungsvoller Geberde über ihren Sohn her.

„Um des Himmels willen, Felix! was iſt Dir widerfahren? Sprich, mein Sohn! O, ich Unglückliche, wie hatte ich mich auf Deine Ankunft gefreut!“ — Felix machte eine ſchmerzlich abwehrende Bewegung, denn die Mutter war in ihrem Ungeſtüme dem verbundenen Fuße zu nahe gekommen; in ſeiner Miene war mehr noch Widerwillen als Schmerz.

„Und Du, Felicitas!“ wendete Jene ſich an das bebende Mädchen, „ſitzeſt hier und weinſt ihm was vor! Iſt das ſchicklich? Warum biſt Du ſo ſtöckiſch? Darf ich bitten, daß ich endlich erfahre, was geſchehen iſt?“

Felicitas antwortete nicht ſogleich; ihre Lippen verſagten, und nur mit größter Anſtrengung brachte ſie hervor: „Der Fuß iſt gebrochen, zweimal am Knöchel — — es war mir lieb, daß Ihnen die Angſt bei dem Verbande erſpart blieb, und jetzt ſei die äußerſte Ruhe das Nöthigſte, meinte der Wundarzt.“

„Den Trunkenbold habt Ihr geholt?“ fuhr die Maardonn wie eine Furie Felicitas an; dieſe Duſelei ſteht Dir ganz ähnlich. Wie kann dieſer Menſch, der nie auf feſten Füßen ſteht, einem andern aufhelfen? Den Arzt aus B—., den laſſe ich mir gefallen, der iſt Doctor der Chirurgie und ein Mann, der ſein Fach verſteht.«

»Die Noth war dringend!« verſetzte Felicitas gepreßt, »ſchon zu lange war ihr armer Sohn ohne Hülfe geblieben.«

»Daß man ſeinen Verſtand gebrauche, das iſt ſtets das Dringendſte!« erwiederte Frau Maarbonn heftig.

Felix raffte ſich empor. »Ich halte es nicht länger aus!« rief er mit wilden Blicken. »Schweig, Mutter! wenn Du mich nicht tödten willſt!« dies war der erſte Gruß ihres Sohnes.

Die Profeſſorin zog ſich betroffen in das Zimmer zurück, wo ſie einen hyſteriſchen Anfall bekam und ihrem Unmuthe durch die bitterſten Vorwürfe Luft machte, welche Felicitas mit unerſchütterlicher Geduld ertrug. Darauf hatte Jene nichts Angelegentlicheres zu thun, als einen ausführlichen Brief an den Doctor Obermeyer in B—. zu ſchreiben. Sie berührte die traurige Veranlaſſung, entwickelte mediciniſche Anſichten und bat ihn, morgen herüber zu kommen. Auch erließ ſie eine ſchriftliche Anzeige des vorgefundenen Unfalls an den Propſt. Mittlerweile war es tiefer Abend geworden.

Felicitas lauſchte auf die Athemzüge des Kranken, die immer flüchtiger wurden. Sie verließ ihn nicht. Mit leichter Mühe gelang es ihr, daß die Profeſſorin ſich zu Bett begäbe. »Ich ruhe ein wenig auf dem Sopha draußen,« ſagte Felicitas, indem ſie die Unruhe ihres Herzens verſchwieg, »und ſehe nach, ſo oft ich das leiſeſte Geräuſch vernehme. Sie wiſſen, wie leiſe ich ſchlafe.«

Was hierin unzuläſſig geweſen, ward außer Acht gelaſſen — und müde von der Luft, wie auch krankhaft abgeſpannt, ſchlief die Profeſſorin bald ein. — Felicitas aber wachte mütterlich treu an ihrem eigenen Bette und dachte mit keiner Silbe daran, daß ſie ein Mädchen wäre. Felix fieberte ſtark und phantaſirte. Wo ihre unſchuldigen Träume niſteten, da ſtiegen wie ſcheue Vögel glänzende Gedanken, bunte Ideen auf, denen das Mädchen bangen Herzens nachdachte. Doch flößte ihr die Stimme, die hier allein ſprach in der ſchweigenden Nacht, kein unheimliches Grauen ein, und Felicitas glaubte, unter dem verworrenen Gemiſch phantaſtiſcher Beziehungen einen freien, ſelbſtbewußten Geiſt zu erkennen.

Um Mitternacht wurde der Kranke ſehr unruhig. Er ſprach von Mucius Scaevola und hielt dafür, ſeine rechte Hand brenne im Feuer; die Hand, da Felicitas ſie anfaßte, brannte ſehr. Ein paar mal wollte Felicitas die Mutter wecken. Dieſe aber konnte ſich nicht ermuntern und wendete traumredend ſich auf die andere Seite. Felicitas ſchlich bangend auf ihren Platz zurück. Sie fühlte ſich und ihren Schützling verlaſſen. Und ſo betete ſie mit Inbrunſt und innigem Händefalten: „Neige Dich zu mir, mein Gott! denn ich bin einſam, und dieſer Aermſte iſt elend! für ihn flehe ich um Deinen Beiſtand, o Herr! Du wirſt ſeinen Fuß nicht gleiten laſſen — Du biſt der Schatten über ſeiner rechten Hand!“

Felicitas wußte die Pſalmen auswendig; die frömmſte Uebung hatte das Mädchen gelehrt, Alles, Alles! auf Gott anzuwenden. Und wie ſie ſo inbrünſtiglich flehte, war es, als öffne ſich ihr die Wand — die Vorwelt — in heiliger Ferne dämmerten Thaten der Liebe, die Der gethan, der nicht ſchläft noch ſchlummert. Ein Schein von Ruhe breitete ſich über das Lager aus, und der Glaube, der jedes Wunder vollbringt, ſenkte ſich in ihr Herz.

Das Fieber hielt in ungewöhnlicher Heftigkeit länger an, als es ſonſt bei äußeren Verletzungen der Fall iſt. Und als die Kriſis nun vorüber war, und als die Heilung ſich beſſer anließ, als man gefürchtet, da war das Erlittene, das Geſchehene ihm nur wie ein Traum. Wie aus einem Nebel trat die Geſtalt ſeiner Mutter hervor, er konnte ſich nicht recht in ihre Weiſe finden. Manches an ihr war ihm fremd geworden, und die Art, wie die Profeſſorin das Mißgeſchick aufnahm, das Felix unverſchuldetermaßen ſeiner Mutter ins Haus gebracht, wie ſie dem Mädchen begegnete, welches er für ſeinen guten Engel anſah, dieſe Wahrnehmung wirkte ſogar abſtoßend auf ihn. Wenn Felicitas von ſeiner Mutter mit ſchnöder Härte behandelt wurde, um dem Sohne die untergeordnete Stellung des verwaiſ'ten Kindes bemerklich zu machen, ſo erhöhete dieſe Ungerechtigkeit das Mädchen in ſeinen Augen; denn jeder beſſere Menſch giebt einem ſanften, ſtillen Leiden größeren Werth, als einem herben Thun. Felix half ſeiner Pflegerin wie mit dem Schwerte und machte dadurch nur das Uebel ärger; Felicitas verſtummte wie ein Lamm unter dem Scheerer.

Wirklich befand die Profeſſorin ſich in der unangenehmſten Lage; zu nichts weniger fähig, als zur Ausdauer in irgend einer Widerwärtigkeit, konnte ſie dennoch nicht das Geringſte ändern.

Eine leiſe Warnung ſagte ihr, daß Felicitas, wie *behülflich* ſie ihr auch wäre — mehr noch *hindernd* werden könnte, und daß ſie ihr nicht freies Feld laſſen dürfte. So ſah die Frau, welche ein unſteter Drang hin und her trieb, ſich zu einer Gefängnißſtrafe in ihrer eigenen Wohnung verurtheilt, ſelbſt ohne die Freiheit, ihre Launen nach Gefallen auslaſſen zu können. Sie klagte über die Laſt dieſes Unfalls, über das langſame Fortſchreiten der Beſſerung, über das beengende Gefühl, im nächſten Sinne beſchränkt zu ſein. —

Einmal ſagte ſie: „Wenn ich nach den Kiſten draußen urtheile, ſo däucht mir, Du müßteſt auf einem Wagen gekommen ſein, wie die Leute haben, welche mit einer Menagerie im Lande umherziehen. Wozu haſt Du all' den Plunder mitgebracht, der nur dazu taugte, Dir das Bein zu zerſchlagen und daß mein gehofftes Vergnügen zu Trümmern ginge?“

„Mutter!“ fuhr Felix auf, flammend vor Zorn und mit erſtickter Stimme: „Menagire Dich! ich bin kein Affenführer, auch kein dummes Kameel, daß ich Alles ertrüge! Was Du mir bieteſt, überſteigt meine ſchwachen Kräfte. Plunder! wenn mir als Ehemann geſchähe, daß meine Frau dereinſt Dinge vom erheblichſten Intereſſe für mich Plunder zu nennen dächte, ich ließe mich von ihr ſcheiden; denn es wäre der ſicherſte Beweis, daß ſie mich nicht liebte.“

Die Mutter ſchwieg vor dieſem Tone.

Ein andermal, als ſie von den Schattenſeiten ihrer Wohnung ſprach und ſich über die Größe des Zimmers, über das Düſtere des Gebäudes beklagte, worin es ihr durchaus unheimlich wäre, ſagte ihr Sohn: „Wüßte ich doch nicht, wo es freundlicher wäre, als eben hier. Doch ſo lange ich denken kann, weiß ich auch, daß Dir nirgends wohl geweſen als da, wo Du fremd warſt. Das macht — wenn Du nicht zürnen willſt, liebe Mutter! — Du haſt die Hausſcheu. Dieſe Krankheit, welche ſchlimm iſt, ſehr ſchlimm, flieht vor ſich ſelbſt. Alles erſcheint ihr gräulich, was häuslich iſt.“

„Welche Sprache erlaubſt Du Dir!“ rief Maarbonn's Wittwe entrüſtet. „Die Sprache der Wahrheit,“ antwortete Felix, „die ich Dir vorzugsweiſe ſchuldig bin. Wem ich Wahrheit ſage, den ehre ich; und wen ſoll ich mehr ehren, als Dich, meine Mutter?“

„Sieh!“ fuhr er fort, da die Profeſſorin zu reden zögerte; denn die Wahrheit hat eine Gewalt, welche auch das ſchreiendſte Unrecht zum Verſtummen zwingt — „Du nährſt manche Selbſttäuſchung, und es koſtet mir mehr, als ich ſagen kann, wenn ich Dich länger dabei ließe. — So hältſt Du Dich für einen größeren Geiſt, als viele Deinesgleichen. Solch ein Dafürhalten iſt aber nur ein überragendes Geſpenſt, was keine Ruhe findet, und was Jedermann von ganzer Seele fliehet. All' die Eigenſchaften, die ich an Deinem Geſchlechte verehre, Demuth, Innerlichkeit, beſcheidene Wünſche, die ſanfte Neigung des Wohlwollens — werden von Dir verachtet, als dürfteſt Du es; doch wo das Weib einen andern Geiſt hat, als ein Herz, das Herz, Mutter! da iſt das Glück des Mannes weniger, als ein Schatten, denn der erweiſ't doch die Exiſtenz des Lichts.“

Als Felix ſich ſolcher Worte erkühnte, erbleichte ſeine Mutter. „In der That, Felix,“ ſagte ſie kalt und erbittert, „Du excellirſt als Privatdocent, und um Dein Fortkommen darf ich unbekümmert ſein. Du ſagſt, ich nähre manche Selbſttäuſchung, und es koſte Dir etwas, dies bisher verſchwiegen zu haben? — Nun, ſo ſind wir quitt. Wahrlich! die Wahrheit, deren Repräſentant Du biſt, kommt mir ziemlich theuer zu ſtehen, und ich wünſchte, Du wärſt erſt wieder auf Deinen Füßen. — Und wenn Du nun ſo genau weißt, was ich von mir und Andern halte, wofür hältſt denn Du Dich? Für einen geborenen Edelſtein, unfehlbar? Wäreſt Du ein roher Diamant, ſo biſt Du an dieſer Ungeſchliffenheit kenntlich, welche nicht ſonderlich ſchätzbar iſt.“

Unter allen Vorwürfen, deren eine Mutter ſich enthalten ſollte, iſt keiner unnatürlicher als der, daß ſie einem Kinde Gutes erweiſ't oder erwieſen *hat*. Die ganze Entzweiung der Selbſtſucht ſpricht ſich darin aus. Was ein Theil von unſerm Weſen war, darf zeitlebens nicht an das Seine erinnert werden, wenn nicht im Gefühle der allerzärtlichſten Theilnahme.

Felix empfand dies. Er ſagte weich: „Deine Härte, Mutter, geht mir nahe um Deinetwillen. Beredeſt Du mir den Platz an Deinem Tiſche? Es thut mir leid, wenn ich Dich beläſtige. Gieb mir nur die Beruhigung, daß Du Dir Dein Leben nicht ſelbſt verbittern willſt, und ich will bei Waſſer und Brod mich köſtlich bewirthet finden.“

Dergleichen Streitigkeiten fielen bei dem geringſten Anlaſſe vor. Der Propſt, der öfters kam, Felix zu beſuchen, fand einſt ſeine Mutter tief verſtimmt. Ihr Sohn hatte ſich einſchließen laſſen, um ein Schreiben abzufaſſen, wozu er ungeſtörter Aufmerkſamkeit bedurfte. Da Jene ohne Zeugen war, klagte ſie dem Hausfreunde ihre Noth und wie ſehr Felix ſich zu ſeinem Nachtheil verändert habe. „Ein Schwarm von Wahrheit und Freiheit iſt ihm in den Sinn gefahren,“ ſagte ſie im Tone der Beſchwerde; „mir, ſeiner Mutter, ſagt er Dinge, wobei einem der Verſtand ſtill ſteht. Ja, wenn er, wie Johannes der Täufer, von wildem Honig lebte! Wie aber ſoll das mit dem Felix werden unter Menſchen? Und welches Verhältniß wäre denn nicht abhängig?“

Der Propſt machte eine bitterſüße Miene hiezu. Er ließ ſich nicht gern das Heilige antaſten zum Vergleich.

»Was würde Maarbonn dazu ſagen?« fuhr ſeine Wittwe fort, und es war das erſte Mal, daß der Propſt ſie Thränen bei dieſem Andenken vergießen ſah. Er verſprach, dem Felix einmal hierüber den Kopf zu waſchen. Einen Augenblick war er mit Felicitas allein. Er legte ihr den Finger unter das erröthende Kinn und ſprach: »Ein Wort im Vertrauen, mein gutes Kind! Iſt es denn wahr, daß Felix nicht hübſch mit ſeiner Mutter umgeht?«

Das Mädchen ward wie mit Blut begoſſen; die Frage that der ſanften Felicitas ſichtlich weh. Doch antwortete ſie, wenn auch ſchüchtern: »Nun, er kommt ihr etwas grob, das iſt nicht zu leugnen. Gegen mich iſt er aber wie ein Lamm — und gegen Andere die Gutheit ſelbſt.«

Der Propſt ſah das Mädchen forſchend an und ſagte auf dem Heimwege zu ſich ſelbſt: »Am Ende iſt's doch nur die Eitelkeit, auffallend zu ſein, und der Dank des Verzogenen.« —

Bald darauf veranlaßte der Propſt, daß die Profeſſorin, um friſche Luft zu ſchöpfen, einmal die Seinen beſuchte; während dieſer Stunden wollte er der Wärter ihres Sohnes ſein. Felicitas ſollte in der Nähe bleiben; doch errieth ſie fein, daß der Propſt mit Felix allein zu ſein wünſche.

Als dieſer von den Mißhelligkeiten ſprach, die ihm das Leben unter den Gelehrten verleidet hätten, ſagte der Propſt: »Nimm es mir nicht übel« — (Felix hatte dem Freunde ſeines Vaters das trauliche Du nicht erlaſſen) — »Du magſt wohl Schuld daran geweſen ſein, mindeſtens theilweiſe. Philoſophen ſind reizbar, Du weißt es von Dir ſelbſt. Was den Kopf betrifft, geht an das Leben. Niemand verträgt die Wahrheit, wenn ſie ſchlagend ausfällt; nicht leicht wird Jemand durch eine Wahrheit gebeſſert, welche beleidiget. Und wer biſt Du denn, daß Du es ungeſcheut thun dürfteſt? Ein nie Irrender etwa? — Um keinen Preis möchte ich mit Pilatus fragen: Was iſt Wahrheit? Denn ihr ewiges Urbild hat ſie uns verhüllt, weil unſer ſchwaches Auge ihren reinen Glanz noch nicht verträgt. Aber eben ſo würde ich es für eine Verblendung halten, das Wahre einzuſehen, beſonders wenn es einen Schatten auf meine Nebenmenſchen würfe. In der Liebe iſt auch Wahrheit, und gewiß die höchſte. — Schweigen iſt noch nicht lügen, und die goldene Regel des Plato: Nimmer betrüge den Freund! läßt ſich mit Schonung im Umgange gar wohl vereinen. Mit nichts ſollte man vorſichtiger umgehen — ſchon ein geladenes Gewehr wird ſacht bei Seite geſtellt — als mit der Möglichkeit, Andere verwunden zu können. So Manche ſpielen wie Kinder damit und tödten, was ihnen lieb, das Liebſte war."

Felix hatte den Propſt völlig ausſprechen laſſen. Jetzt ſagte er, und zwar mit einem Athem von Zurückhaltung, wie wenn man unbedingt Recht zu haben glaubt: „Sollen denn aber Andere bei ihren ſchädlichen Täuſchungen verbleiben? Können ſie ſich je unter dem erheben, was unwahr und daher nichtig iſt? Hat nicht jeder beſſere Menſch die Pflicht gegen den Irrthum? Wie kann die Welt endlich frei werden, wenn nicht" — „Das überlaſſe doch Gott!" unterbrach ihn der Propſt. „Alles, was den Artikel der Freiheit berührt, iſt ein unauflösliches Problem. Errare humanum est — lieber Felix. Unſer Verhalten darf nie gewaltſam ſein. Erinnere Dich, was ein Denker von klarem Blicke ſagt, der ein unvergleichliches Bild der Toleranz aufgeſtellt hat: Ein Wahn, der uns beglückt, iſt einer Wahrheit werth, die uns zu Boden drückt. Oder — hältſt Du die Mutter für ſchlecht, die ihrem ſchläfrigen Kinde das trauteſte Spielzeug erſt dann entzieht, wenn es eingeſchlafen iſt, ſo daß die Händchen offen bleiben, als hielte, als hätte es noch? Iſt es nicht der Trug der Liebe, die ihrem Lieblinge den Traum des Beſitzes gönnt? — Oder beklagſt Du den Mann, dem ſeine alte Frau ganz ſo als dieſelbe erſcheint, die ſie ihm in ihrer Jugend war? Die Natur iſt ſo weiſe, als gütig; nur der Menſch iſt Thor und hart — wenn er ſich weiſer dünkt, als ſie. Experto crede Ruperto."

Felix verharrte ſtill bei dieſer Strafpredigt. Dann ſagte er: „Wahrſcheinlich hat mich die Mutter bei Ihnen verklagt, mein väterlicher Freund? Ich kann aber nicht gut heißen, was ihr zum Nachtheile gereicht, und gelaſſen bleiben, wenn die Mutter ſich in meiner Achtung ſchadet. Ich preiſe den Himmel, daß mir die Schweſter verſagt blieb, nach der ich mich ſehnte. Da iſt das liebe Mädchen hier — ein um Gotteslohn verdungener Engel. Meine Mutter vergilt dieſe Güte, dieſe unermüdete Willigkeit auf eine wahrhaft mißhandelnde Weiſe. Dies darf ihr Sohn nicht dulden, der ein Mann geworden iſt. Ein Menſch zu ſein, reicht hin, um ſich empört zu fühlen, wenn in meinem Beiſein — — — — für das geringſte Aergerniß an mir bekommt die arme Felicitas einen Seitenhieb. Es erinnert an die Geſchichte von jenem Dauphin, für deſſen Unart ſein kleiner Spielgefährte, ein unſchuldiges Kind, gezüchtiget wurde."

„Ein herber Vergleich!" bemerkte der Propſt. „Die

Mutter muß Dich doch dadurch am empfindlichſten zu ſtrafen meinen?“ —

„Das thut's auch!“ verſicherte Felix in edler Hitze, „und wehe mir, wenn eine Ungerechtigkeit mir keine Strafe mehr wäre! Wenn Mütter Alles dürften, dann hätte die ewige Gerechtigkeit ihren Tempel nicht in das Herz gebaut. *Jedem Sterblichen iſt ein Gott das Gewiſſen!* Wie kann ich denn geſund werden, wenn das beſte Weſen unter der Sonne täglich um meinetwillen gekreuziget wird?“

Vielleicht gefiel dem Propſte dieſer Vergleich noch übler, als der vorige. Mit unterdrückter Heftigkeit ſagte er: „Nun, ſo ſchweige doch, Herr Tempelritter! Du wirſt die Mutter ſchwerlich mit Feuer und Schwert zu Deinem Glauben bekehren! Trägſt Du den Mantel der chriſtlichen Liebe, ſo muß er im weiteſten Sinne der Mutter zu Gute kommen, die Dich unter ihrem Herzen trug. Felix!“ ſetzte der Propſt ſchmerzlich hinzu und deutete nach dem Bilde. „ſieh Deinen zweiten Vater an; er iſt ſprechend getroffen; er war die Milde ſelbſt, er kämpfte nur gegen ſich und hat nun überwunden.“ Die Stimme ſeines Freundes brach bei dieſen Worten, und es trat eine lange Pauſe ein.

Sie redeten nunmehr von Plänen der Zukunft. Auch hierüber konnte der Propſt ſich nicht billigend äußern. Felix hatte, wenn auch indirect, einen Ruf nach Kiel gehabt, wollte aber lieber von ſeiner Feder leben. —

„Daran würdeſt Du nicht gut thun, Freund!“ widerſprach ihm der Propſt. „Die Feder iſt zu leicht geknickt, um ein Fundament der Subſiſtenz zu ſein. Ja, unter andern Umſtänden, dann ließe ich es mir gefallen. Der Brodbaum fordert ergiebigen Boden, wenn ſeine weibliche Blüthe, die Phantaſie, eine nährende Frucht tragen ſoll.

„Aber ich wäre dann frei, wie es der Geſchäftsmann nimmer iſt!“ verſetzte Felix. „Sokrates nennt die Muße göttlich. Feindſelige Gegner, hämiſche Neider könnten mir mein Leben nicht verkümmern.“

„Bilde Dir doch das nicht ein, daß die Menſchen ſo arg wären!“ ſagte der Propſt; „dabei käme nicht nur die Ruhe ins Gedränge, ſondern auch die Geſinnung. Gottlob! es iſt noch Raum da, daß Jeder ſein Stücklein Brod in Frieden verzehren möge, und Geiſt der Liebe iſt das Salz der Erde!“

Der Propſt dachte auf dem Heimwege dieſem Geſpräche nach und ward unruhiger, als je zuvor. Er war nicht mit Felix und deſſen Entſchließungen zufrieden, und doch ſann er heraus, daß die Mitgift ſeiner Tochter ihn in den Stand ſetzen würde, nach ſeinem Sinne zu leben. Doch ob Helene, jugendlich täuſchbar, weich und verletzbar, an der Hand dieſes Prieſters der Wahrheit nicht ein Opfer werden würde, dies ſtände dahin. — Nichts wird ſchwerer aufgegeben, als ein Wunſch der Großmuth, weil dieſer ſich des ganzen Herzens bemächtiget.

Der Propſt wünſchte die Meinung ſeiner Frau zu wiſſen. Er theilte ihr am Abend Einiges aus ſeiner Unterredung mit Felix zutraulich mit und ſprach: „Glaube mir, Sophie, der Junge gefällt mir beſſer, als ſonſt; es ſteckt etwas Tüchtiges in ihm. Selbſt in dem, was man Narrheit an ihm nennen könnte, iſt Methode. Nur wie es mit ihm werden ſoll, dies weiß ich wirklich nicht. Ich denke, eine vernünftige Frau könnte viel ausrichten.“ —

Frau van Aelſt lächelte ſanft. Sie merkte, wo ihr Mann hinaus wollte. „Vater!“ ſagte ſie freundlich, doch beſtimmt, „allem Anſchein nach wird unſere Helene dieſe Frau nicht ſein. Felix iſt gewiß von Herzen ein guter Menſch, doch ein wenig verſchroben und voller Widerſprüche. Er verkennt ſeine Stellung, indem er ſich berufen wähnt, abſprechend ſein zu dürfen, und daß er ſich einbildet, Feinde zu haben, zeigt, wie bedeutend er ſich hält. — Wenn ich mich nicht in ihm irre, ſo möchte er gern in Allem ungewöhnlich ſein.“

„Du magſt wohl Recht haben, Sophie!“ ſprach hier der Propſt zu ſeiner Frau in einem Tone, wie wenn es ihm ſchwer fiele, klein beizugeben. —

„Ueber ſein Verhalten zur Mutter,“ nahm dieſe das Wort wieder auf, „läßt ſich, leider! nicht viel ſagen. Die Maarbonn hat ſich ihn ſo erzogen. Gehätſchelte Fehler werden Zuchtruthen für die Mütter. Schon als Knabe war der Felix eigenwillig und widerſpenſtig. Solch einen Charakter, da er nicht unedel iſt, kann nur die größte Liebe demüthigen, und nur Geduld überwindet, was der Verträgſamkeit mit ihm entgegenſteht. Daß er ſich der armen Felicitas annimmt, gereicht ihm zur Ehre.“

„Wenn er nur das Bein nicht gebrochen hätte!“ ſeufzte der Propſt. Frau van Aelſt, die ihren Mann zu verſtehen glaubte, erwiederte mit Lächeln: „Auch ohne dies würde er nicht auf Freiers Füßen gegangen ſein. Dies wäre für ihn ein zu geebneter Weg. Solche brechen ſich ihre eigene Bahn — und glücklich, wenn nur kein Herz dabei bricht!“ —

„Nun, die Felicitas kann er aber doch nicht heirathen; das Mädchen iſt arm,“ verſetzte der Propſt mit jenem jähen

Zurücktreten, welches bei ihm ſtets die leiſe Grenze von der Rührung zum Zorne berührte.

„Laß uns ſchlafen gehen, Vater!“ ſagte ſeine Frau gelaſſen; „Gott weiß ſchon Alles. Was ſollen wir uns um Dinge kümmern, die nicht in unſerer Gewalt ſtehen? Wir können hier weder handeln, noch hindern. Helene hat noch mit keiner Silbe daran gedacht; das beweiſt, welch ein Vertrauen ſie in ihren Vater ſetzt.“ Gute Mutter! dies bewies mehr noch, als dies. —

Auch auf Felix blieb das Wort des Ernſtes nicht ohne Wirkung, welches der Propſt, väterlich ermahnend, zu ihm geſprochen. Er nahm ſich zuſammen; allein er fühlte nichtsdeſtoweniger die Feſſeln einer Abhängigkeit, die ihn drückte, weil nur die Pflicht und nicht das Herz ſie trug. Wie leicht wäre es ſeiner Mutter geweſen, ihn innig zu verbinden, wenn ſie nur verſtanden hätte, ihn zu ſchonen; aber dieſer gute Wille war nicht in ihr.

Felix verachtete den Reichthum, als lägen Millionen zu ſeinen Füßen. Er war ſtolz gegen jedes Geldintereſſe, und doch beſaß er weder Stärke noch Uebung, um mit Freude und Genuß entbehren zu können. Dies wußte ſeine Mutter nur allzu gut und daher konnte ſie ihn tiefer nicht beleidigen, als wenn ſie ewig darauf zurückkam, wie er durch eine reiche Heirath ſein Glück machen müſſe. Felix überſchätzte ſeine geiſtigen Kräfte. Er achtete es daneben bei ſeinem Mangel an Erfahrung für eine Kleinigkeit, äußere Erfolge zu gewinnen. So blieb er gleichgültig bei dem Beſtreben ſeiner Mutter, ihn für ihre Abſicht zu entflammen; denn Felix war durchaus nicht eigennützig, und mancher Funken ſchlummernder Zuneigung für Helene war unter dieſem anſchürenden Stören verglimmend heimgegangen. Die Liebe, das Geheimniß jenes Feuers, welches ſich nicht beſchreiben läßt, iſt kein Werk für die kalte Hand der Selbſtſucht, und die Maarbonn las nicht im Herzen ihres Sohnes.

Um ihn und das Mädchen, welches er dankbar beſchützte, zu quälen, und zwar unter einem Anſchein des Schicklichen, ſagte die Profeſſorin zuweilen: „Felicitas, Du biſt wieder tödtlich ſtumm — es iſt weder Geiſt noch Leben in Dir; ſo erzähle doch meinem Sohne von Deiner Freundin Helene, das wird ihm die ſchönſte Unterhaltung ſein.“

Dann erröthete die arme Felicitas. Mit leiſen, warmen Lippen ſprach ſie viel zu Helenens Lobe, und ein ihr unbewußtes Weh, das die Farben erhöhete, in denen ſie ſchilderte, hielt ſie in aller Unſchuld für die verletzte Beſcheidenheit der Freundſchaft. Und wenn nun in das Auge ihres blaſſen Zuhörers ein Strahl ſtieg, er den funkelnden Blick auf das holde Geſicht heftete, belebt vom Ausdrucke zarter Empfindung, und dieſer Blick zu ſagen ſchien: „Dies Alles biſt Du ſelbſt!“ dann war unwiſſend ihr Gefühl eine ähnliche Antwort, wie jene ſeelenvolle: „Ich bin nicht die Roſe, aber ich habe in ihrer Nähe geathmet.“

Die Heilung des gebrochenen Knöchels ging ſehr langwierig von Statten. Von einem hartnäckigen Rheumatismus gehindert, der dazu ſchlug, war die Behandlung ungemein erſchwert. Felix ertrug dieſen Zuſtand der Hemmniß in muſterhafter Geduld, nur mußte er ſeiner Weiſe nach ein wenig damit prunken. Er zuckte nicht, wenn der Wundarzt kaltblütig that, was ſeines Amtes war; aber er äußerte:

„Umſonſt, Schmerz, greifſt Du mich an! Ich werde nie eingeſtehen, daß Du ein Uebel ſeieſt“ — oder Aehnliches.

Felicitas ſtaunte ihn an. Er däuchte ihr ein höheres Weſen; ihr Vater, ein häuslicher Philoſoph, hatte nie die Sprache der Stoiker geredet. —

Niemand in der Welt hätte eine härtere Strafe für die Profeſſorin erſinnen können, als welche ihr in dieſer andauernden Gefangennehmung auferlegt war. Um jeden Preis wäre ſie gern der Plage los geweſen, das Zimmer — oder richtiger ihren Sohn hüten zu müſſen, dem ſie in Hinſicht auf Felicitas leicht eine Unbeſonnenheit zutraute. Nur ihre ſtrengen, verweiſenden Blicke zögen, wie ſie meinte, die unüberſchreitbare Grenze zwiſchen ihm und dem Mädchen.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Zweiundachtzigſter Band.

Der Braut Tagebuch. Zweiter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Braut Tagebuch.

> Die Welt des Herzens ſchließt alle Poeſie ein, und dieſe Welt iſt es, der die Liebe angehört.
>
> Miß Landon.

So waren die erſten Monate des Jahres vergangen, peinlich für die drängende Unruhe der Profeſſorin; träumeriſch, ohne Zeitmaß — ihrem Sohne und ſeiner Pflegerin. Felix, deſſen wachſender Lebensmuth tagtäglich von ſeiner Mutter verletzt wurde, wagte kaum zu denken, wie oft Prometheus ihm vorſchwebte. Er war ja auch an ein Felſenherz geſchmiedet, und nur eines Gottes Kraft konnte ihn retten.

Eines Morgens — die Sonne ſchien frühlingswarm in das Zimmer — ſtand Felicitas draußen in der dunkeln Küche und bereitete ein Tamarindenmus, welches der Arzt dem Kranken zur Stärkung verordnet hatte. Die Thür war unvermerkt ein wenig offen geblieben, und ſo entgingen keineswegs dem armen Mädchen die Worte, welche drinnen die Mutter zu ihrem Sohne redete, Worte ſteigender Erbitterung, deren verſteckten Bezug auf ſie ſelbſt ein geheimer Sinn Felicitas gar wohl verſtehen ließ. Die Rede war vom Heirathen. Die Profeſſorin ſprach unbarmherzig ab. Sie ſagte geradezu, ein unbemitteltes Mädchen dürfe nicht daran denken, weil die Zeiten koſtbarer und die Verſorgungen rarer geworden wären.

»Aber, Mutter!« entgegnete ihr Sohn, bitter erſtaunt, »Du haſt ja ſelbſt kein Vermögen gehabt.«

Jene ward roth und antwortete: »Ja, das war auch etwas Anderes“ — (vermuthlich, weil ſie ſich für geiſtreich hielt).

„Nein,“ ſprach er rechthaberiſch, „das iſt ganz daſſelbe!“ —

Jetzt aber brach die Mutter in ſchnöder Hitze los. Sie machte eben deßhalb, was ſie vorhin geſagt oder doch hatte ſagen wollen, es ihrem Sohne zum Vorwurf, daß er Felicitas an das Bedürfniß männlicher Achtung und Berückſichtigung gewöhne, da ſie doch dadurch zur Dienſtbarkeit untauglich werde, für die ſie beſtimmt ſei, und nicht minder ihrem Geſchlechte unangenehm, das, wo es Güte erweiſen müſſe, keine Mitbewerbung dulde.

„Nun, ſo erbarme ſich Gott dieſes Deines Geſchlechts!“ rief Felix zürnend, wie noch nie. „Arme Felicitas! die Natur hat Dich zum Weibe geſchaffen, wie ein Mann es ſich nur wünſchen mag. Du aber ſollſt dem Baal geopfert werden, ein Lamm ohne Fehl. In dieſem Augenblicke fühle ich zum erſten Male den Wunſch, reich zu ſein!“ —

„Du würdeſt dann ohne Zweifel Deiner Protegée eine beträchtliche Ausſteuer geben?“ fragte ſeine Mutter, zitternd vor Bosheit, doch in beängſtender Ahnung.

„Ich würde ihr Alles geben, was ich habe“ — antwortete Felix nachdrücklich.

„Und Deine Mutter — die ließeſt Du darben?“ fragte ſie noch gereizter, als vorher. „Nein, arme Mutter!“ erwiederte Felix mit dem nachdrücklichen Tone geringſchätzenden Mitleids; „es ſollte Dir an nichts fehlen, als an der Gelegenheit, mich auf ſolche Weiſe zu prüfen. Ich bitte, laß dies Geſpräch für immer beendet ſein. Ich habe Urſache, meine Geſundheit, die noch keine iſt, zu ſchonen.“

Dies Alles vernahm Felicitas mit heißem Schmerze. Sie ſtand wie auf glühenden Kohlen und konnte nicht hinweg. Auf jede herbe Gloſſe der Profeſſorin fiel eine glühende Thräne nieder und löſchte ihre Schuld. Felicitas, die Veſta dieſes kleinen, heimathloſen Herdes, fühlte ſich rein; wie denn jede wahre Liebe keuſch iſt. — Sie war ſich keines Wunſches bewußt, der nicht in der ſtillen Pflicht läge, die ſie bisher anſpruchslos geübt; doch jetzt erloſch die Hoffnung, daß es immer ſo bleiben könne.

„Ich muß fort!“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt; „fort, auf daß Ruhe werde. Wehe mir, daß ich ſie ſchon geſtört! Wüßte ich ihn nur erſt geſund — — ach, mein Gott! Aber daß er ſich meiner ſo treulich angenommen, wie könnte ich ihm dies je vergeſſen!“

Felicitas hatte in der verwichenen Nacht geträumt, daß ſie in dem Pfarrhauſe, das nicht mehr ſtand, nach einem Schatze geſucht und ein Fleckchen altes, weißes Linnen gefunden, worin Perlen eingewickelt waren, welche ſie ſtillſchweigend von derjenigen erhalten hatte, die ſich ihrer entäußern wollte. „Das ſind die Thränen, die ich jetzt weinen muß“ — ſetzte ſie in Gedanken hinzu. Dabei dachte ſie an die vernommene Aeußerung, daß Felix reich zu ſein wünſche — wie ihre Sparbüchſe nun leer wäre, und das Herz ward ihr immer voller und ſchwerer.

Als es nun eine Weile im Zimmer ſtill war, ging Felicitas hinein. Sie ſchlug die leichtgerötheten Augen nieder; Felix aber ſah doch, daß ſie geweint hatte. Er ſeufzte nur, als ſeine betrübte Freundin ihn anzulächeln wagte, wobei ſie, gleichſam entſchuldigend, ſprach: „Der Rauch in der Küche — das iſt immer ſo, wenn die Sonne auf den Schornſtein ſcheint.“

Alsbald ſchützte Felicitas einen häuslichen Einkauf vor, um hinaus zu dürfen. Die friſche Luft fächelte wie Lebenshauch an ihr heißes Geſicht. Die Leute ſchienen arbeitsfroh, muntere Kinder ſpielten auf der Straße, und unter dem ſchwarzen Dache der ſogenannten Pfarrpumpe blitzte der kryſtallene Strahl hervor, der ihr in alten Erinnerungen das Herz ſchwellte und ihr Auge aufs neue mit Thränen füllte, ſo daß Felicitas ſehr traurig ward. Man hatte den Schutt der weiland Pfarrgebäude abſeits geführt, weil dies mürbe Material zu dem neuen Aufbau als unbrauchbar befunden worden war. Nach jener wüſten Stelle zog es Felicitas hin, und es war ihr, als läge ihre harmloſe Jugend, all' ihre Freude und Ruhe für immer unter dieſen Trümmern.

„Wenn unter dem Gemäuer hier wirklich ein Schatz läge, den ich zufällig fände?“ dachte Felicitas, und ein Grauen überlief ſie, als der Geiſt dieſes Wunſches ihr erſchien. „Was thäte ich, wenn dies Gerölle ſich in Gold verwandelte?“ fragte ſie ihn. „Ich nähme das Gold und ſchüttete es Felix auf ſeinen Platz, daß er künftig in Muße arbeiten könnte, wovon er immer ſo viel ſpricht, und daß ſeine Mutter zur Genüge hätte. Für mich behielte ich das Wenigſte, ich wäre doch vergnügt genug. Dann baute ich mir ein kleines Häuschen auf dieſem Grunde, und es wohnte etwas von meinem alten Glück und meines Vaters Segen darin, wo ich lebte und ſtürbe, einſam und allein. — Und wenn dann Felix einmal vorüberginge, und blickte freundlich zu mir herein und grüßte mich, dann dächte ich mit Rührung daran, wie ihm der Fuß gebrochen war, wie ich ihn pflegen durfte und beitragen, daß er hergeſtellt würde; ich freuete mich ſeines Wohlergehens und ſähe ihm nach, ſo weit als ich nur könnte.

Der Blick des lieben Mädchens verdunkelte ſich, da es in eine Zukunft ſchaute, deren Lichtpunkt dieſer Gedanke war. Felicitas erſchrak; es kniſterte hinter ihr, wie wenn Jemand ausglitſchte — und als ſie ſich umwendete, raffte ſich die gekrümmte Geſtalt eines alten, einäugigen Trödeljuden eben vom Boden auf. Der kleine Hauſirer, hier allgemein gekannt und gleichſam eingebürgert, obgleich er nicht im Oertchen und nirgends blieb — war ſichtlich ſchwach, am nahen Ende ſeiner Tage, und dennoch wie der ewige Jude immer regſam und raſtlos. Er taumelte abermals, ſtieß einen Laut der Ueberraſchung aus und mit einem freundlichen Grinſen grüßte er das Mädchen; denn in dieſer verwiſchten Phyſiognomie ward ſelbſt das Wohlwollen zur Grimaſſe.

„Ach, Levi Aſcher!“ ſagte Felicitas, von ſeinem Anblicke bewegt, „als wir uns zuletzt ſahen, da lebte mein guter Vater noch.“

Er zuckte die Achſeln, welche wie die Gelenke eines Gliedermannes in dem weiten Röcklein ſchlotterten, und ſprach im Lehrtone religiöſer Beruhigung: „Was die Erde bedeckt, das muß der Menſch vergeſſen! Geben Sie Sich drein, Jungfer Paſtorn. Es giebt im Leben grauſam viel Schweres, ſchwerer als die liebe Erde“ — —

Felicitas nickte. „Ich werde meinen Vater zeitlebens nicht vergeſſen,“ ſagte ſie ſehr wehmüthig.

Der Jude wiſchte ſich das eine Auge, da er den verhaltenen Schmerz des Mädchens ſah. Er hielt dem Verſtorbenen eine Standrede in ſeiner Mundart und pries an dem Livater, wie er ihn gegen Felicitas nannte, vor Allem die Tugend der Leutſeligkeit und wie beſcheiden er gegen Jedermann geweſen wäre, ob auch geiſtlich. „Eine Seele von einem ſchriftgelehrten Herrn, wie aus Seide gewebt! Kein ſchlechter Faden war in dem ganzen Charakter. Solche grundgute Leute ſind rar — die Welt iſt grundfalſch. Jungfer Paſtorn. Zeug, was nicht hält“ — — Felicitas lächelte ſanft.

„Auch die Frau Mamme habe ich gekannt; wie gut!“ fuhr der kleine Mann redeluſtig fort. „Einmal that ich kommen, da ich was afferiren wollt' — Wachstuch war's mit goldne Blümche — ſaß ſie unter die Linde mit ihrem Kinde. Tauſendmaltauſend! mach ich doch gar à Vers! Levi Aſcher, ſagte die ſchmucke Frau,“ (hierbei zierte ſich der Trödler) „davon kann ich keinen Profit nicht machen. Die goldne Blümche ſtickt uns der lieber Gott in das Grüne hinein. Wenn Du ein Wägelchen hätteſt für mein Töchterlein! Sieh nur, das muß kriechen wie ein Würmche — — Madame Paſtorn, ſagte ich, können wir's doch nicht wiſſen, wo die ſchönſte Caroſſe für das Herzengelche herkommt; iſt doch noch keine Zeit vorbei. — Seitdem — jeder Wurm wird gefahren jetzund. Der Hochmuth unter dem geringe Volk iſt grauſam arg; aber den Guten geht's endlich doch gut.“

Dies Letztere ſagte der Jude wie mit tröſtendem Trotze.

Felicitas ſtand ſinnend, ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Sie gedachte der Armuth ihres Lebens, dem wohl nie eine goldene Blume blühen würde — und das Wolkenbild künftiger Wohlfahrt zerrann in einem blöden Lächeln.

Indem der Jude lebhaft ſprach und mit ſteigender Theilnahme ſein Auge auf das Mädchen gerichtet hielt — fiel von ſeinem ſchwachen Arme, auf dem er gewöhnlich erhandelte Kleidungsſtücke zu tragen pflegte — der Aermel eines alten Rockes, und das fadenſcheinige Tuch ſtäubte in der Sonne. Der Einäugige ſchlug den Aermel zurück und rief, als hätte ihm ein köſtlicher Gedanke eingeleuchtet: „Gotts Wunder! da fallt mir was ein; bin ich doch nicht umſonſt hergekomme — kann's doch vielleicht Ihr Glück ſein, Jungfer Paſtorn. Sehen Sie das Papierche hier?“

„Was iſt das für ein Papier?“ fragte Felicitas aufmerkſam.

Der Hauſirer hatte aus ſeiner ſchmutzigen Bruſttaſche einen länglichen Einſchlag gezogen, wie den eines Briefes, nur ohne Aufſchrift. Als er dies überaus feine Papier gegen das Sonnenlicht hielt, leuchteten blaſſe Schriftzüge hindurch und kleine, ſchwarze, gedrungene Lettern. Mit einem lüſtern funkelnden Blicke ſprach der Jude: „Iſt das nicht ein zartes Papierche? zum Wegblaſen? wie man inne Goldſtoff legt. Na, könnt's doch leicht möglich ſein, daß auch goldene Blümche zwiſchen inne lägen. Und wie bin ich dazu gekommen? Auf die wunderlichſte Weiſ'. Hören Sie, Jungfer Paſtorn, und ſein Sie vergnügt, und ſein Sie verſchwiegen; das Glück trödelt nicht mit viel Gerede. Tiefſinnige Leut', die am liebſten thun ſeufzen, müſſen aufſchaun, wenn ſie wolln ins Gehelle ſehn.“ —

„Sprich doch, Levi Aſcher!“ bat das Mädchen dringend, „was iſt's, was ich erfahren ſoll?“

„Eine ſeltſamliche Geſchichte!“ antwortete der kleine Trödler. „Geſtern werde ich inne Gaſthof gerufen, es war ſchon um die ſchlummrige Zeit. Da iſt eine luſtige Kumpanei, grauſam angeriſſe; da hab' ich ä lachende Erben geſehen, Jungfer Paſtorn; das Weinen war mir näher. Der Wirth hatte ihne abgekauft das Beſte; ſie wollten leichtſinnig mit der Eilpoſt fort in die weite Welt — nur alte Kleider waren noch zu verſchachern, und der Levi Aſcher mußte herbei. Als ich kam und fragte beſcheidentlich, nannten ſie mich Lumpaci, hießen mich kurz und lang, und tanzten mit mir herum, daß mir der Athem und die Luſt zu dem Handelche verging. Es dauerte ä Langes und ä Braites, bis wir übereinſtimmten; aber ehrlich hatt' ich meine Waare bezahlt. — Daheim werfe ich die Wucht auf den Tiſch und ſchlenkere den Aermel, denſelbigen Aermel, in die warme Grütze. An dem verbrühten Flecke reibe ich, da kniſtert's im Aufſchlag, ich fühle — ich brenne — und trenne — Gotts Wunder! finde ich innewendig das Papierche mit leichte Stich' angeheft.“

„Darf ich es einmal ſehen?“ fragte Felicitas. „Mehr wie das!“ antwortete Levi Aicher und legte es in ihre Hand. Sie entfaltete es bedächtig; der Umſchlag war ein flüchtiger Brief in fremder Sprache, von einer Dame geſchrieben, deren Unterſchrift Felicitas mühſam als den Namen „Ellenor Smith“ herausbrachte; die Beilage däuchte ihr, der Form nach, ein Empfangſchein von bedeutendem Inhalte. Am Rande des erſten Blattes ſtand mit ausgelaufener Tinte in plumpem Deutſch: „Das habe ich unterweges gefunden.“

„Das ſcheint Engliſch, dafür erkenne ich es wenigſtens,“ ſagte das Mädchen. „Mein Herzengelche!“ erwiederte der Trödler und ſeine verwitterten Züge glänzten von großmüthiger Eingebung, „darum ſollen auch nur Sie's haben und kein ander Menſch. Es iſt vielleicht was dabei zu gewinnen. — Bin ich doch ä alter Mann und kann mich mit keine weitläufige Sach' mehr einlaſſe. Billig werd' ich ſein, mein allerliebſtes Kind!“ —

Erregt, doch traurig, ſagte Felicitas: „Ich muß dieſe gute Meinung abweiſen. Was hülfe es mir auch, wenn ich die ganze Welt gewönne.“ — „Das thäte Vielen helſen!“ unterbrach ſie der kleine Hauſirer; „da hätte mancher Arme ein Stücklein Brod mehr.“

„Levi Aſcher!“ ſagte Felicitas ſchamhaft leiſe, „ich könnte nichts für das Papier geben, wenn ich auch den größten Nutzen davon für mich abſähe. Ich bin ein armes Mädchen, was tauſend Thränen im Stillen weint, daß Gott mich nur in Geduld erhalten möge. Dies iſt mein beſter Schatz. — An Baarſchaft habe ich gar nichts übrig.“

Und während Felicitas dieſe Worte ſprach, ſchwebte ihr der Traum in der verwichenen Nacht von dem an dieſer Stelle geſuchten Schatze, von den gefundenen Perlen vor der Seele, und ihre Gedanken verwandelten ſich plötzlich. „Auch keine ſchöne Schauſtückche?“ fragte der Jude leidſam, doch dringend. „Ich nehme vorlieb. Weiß ich doch Jemand, der Freund iſt von altem Gepräge; giebt's der Liebhaber doch unterſchiedliche. Der Eine kann das Geſicht, was ihm gefallt, nicht jung genug haben; der Andere nicht uralt genug.“

In Felicitas ſprach eine Verſicherung an, daß ſie mit dieſem Papiere irgend eine große, wenn auch unbeſtimmte Hoffnung in Beſitz nehmen würde; auch galt Levi Aſcher für grundehrlich. So ſagte ſie ſchüchtern, doch verlangend: „Zwar wüßte ich wohl, wer mir etwas leihen könnte;“ — ihr Blick erhob ſich zum Himmel, jenem Gewölbe, welches den Schatz derer birgt, die da arm ſind auf Erden — dann ſah ſie den Juden an, was er dazu ſagen möchte, und als gäbe ſie hiermit ihm ihr volles Zutrauen. Der Einäugige, in jedem hebräiſchen Zuge ſeines Geſichts, quittirte jene halbe Frage und ſprach: „Greifen's zu, Jungfer Paſtorn. Will ich doch ä ſchlechter Mann ſein, wenn Sie's gereuen thut. Geborgtes Geld bringt Glück!

ſa, das genommene ſoll zum Gewinn helfen — ſprechen die Leute.

„Pfui, Levi Aicher!“ rief Felicitas mit Abſcheu; „dieſer ſchändliche Aberglaube iſt ein diebiſches Gelüſt, und ſchon der Gedanke daran könnte mir den unſchuldigen Wunſch verleiden. Wenn ich nicht einen beſondern Grund hätte, wenn es nicht an dieſer Stelle wäre — ich dankte, alter Freund, und ließe mich mit nichts ein, wovon ich nicht weiß, ob es recht oder unrecht iſt.“

Das hätte Levi Aſcher bald übel genommen. „Der Eilpoſt kann ich nicht nachlaufe,“ ſagte er vertheidigenderweiſe; „und jene luſtige Brüder ſahen nicht danach aus, als ob ſie Engliſch verſtünden. Auch habe ich meine eigene Gedanken bei dieſe Sach'. Umſonſt iſt's nicht, daß das Papierche ſo gut verſteckt war; wenn man alt wird, merkt man drauf, was unſer lieber Herrgott manchmal ſachte ſagt; in der Jugend, herzallerliebſtes Kind, verſteht das ſchwerlich Einer. Sie ſind â armer, verwaiſ'ter Engel. Ich denke, das Papierche kann Ihne Segen bringen. Und wenn ich auch leer ausging, ganz und gar. Na, bin ich drum â Schalk, oder iſt's â frommer Wunſch?“

Felicitas blickte den Alten unſchlüſſig, aber nicht ohne Rührung an; doch mit einer ſeltſamen Haſt drang der Jude ihr das Papier auf, und alles Weitere wurde zwiſchen ihnen verabredet.

Felicitas nahm ſich vor, zur gelegenen Stunde den Propſt in Kenntniß von dieſem Vorfalle zu ſetzen und um ſeinen gütigen Rath zu bitten. Das Mädchen war jedem Eigennutze fremd, um einer thörichten Anmaßung Raum zu geben; Felicitas beſchützte nur das verlorene Eigenthum eines Andern, als ſie das Papier in ihrem Buſen verbarg. Dennoch ließ eine unbewußte Verheißung ſie dies thun. Nur Eins blieb ihr als Gewinn: das dankbare Gefühl, daß dieſer geringe Hauſirer ihr etwas Gutes hatte zuwenden wollen, und der Wunſch, ihn dafür belohnen zu können.

Als Felicitas das nächſte Mal mit einem Auftrage nach Wartenſtein geſendet wurde, fand ſie den Propſt nicht anweſend. Helene war allein. Beide Mädchen hatten einander längere Zeit nicht geſehen, und obgleich Helene zerſtreut ſchien, bemerkte ſie doch, daß Felicitas ſich verändert hatte.

„Wie abgehärmt Du ausſiehſt!“ ſagte Helene theilnehmend. „Man ſieht Dir's an, daß Dich die Krankenpflege angreift und die Stubenluft dazu. Wie lange biſt Du nicht hier geweſen, Felicitas? Ich bin Deiner Quälerin recht von Herzen böſe, daß ſie Dich ſo einkerkert. Das wüßte ich wohl, ich, an Deiner Stelle, ſtürbe.“

„Nein, nein!“ erwiederte Jene mit bangem Lächeln, „ſo ſchlimm iſt's nicht. Es liegt auch viel an mir. Vielleicht habe ich nicht die rechte Weiſe des Benehmens. Du, Helene, würdeſt es beſſer verſtehen. Es fehlt mir zu oft an Muth; das iſt mein Fehler. So auch jetzt — wollteſt Du mir wohl einen Gefallen thun, liebe Helene?“

„Das iſt keine hübſche Frage,“ antwortete dieſe. „Ich dächte, das verſtände ſich von ſelbſt. Nur geſchwind, heraus mit der Sprache! Worin beſteht Dein Anliegen?“ Felicitas ſtockte – es zu nennen fiel ihr ſichtlich ſchwer. Dann ſagte ſie halblaut: „Würdeſt Du mir wohl ſo viel Zutrauen ſchenken, mir etwas zu leihen, etwas an Geld nämlich? Sei verſichert, daß ich es Dir ehrlich wiedergebe; Du müßteſt aber nicht fragen, wozu ich es bedarf.“

Helene erſchrak, daß Felicitas ſo tief in Noth wäre.

„Ich frage nicht!“ antwortete ſie beſtimmt. „Wer wird denn Rechenſchaft fordern? Da nähme ich ja der kleinen Dienſtleiſtung, die mir Freude macht, allen Werth.“ Sie holte raſch ihren Sparſchatz herbei und ſchüttete ihn vor Felicitas aus mit den Worten: „Und um das Wiederbezahlen mache Dir keine Sorge, Du haſt deren genug.“

Felicitas griff nach einem ſchönen Randducaten, der oben auf lag; ein Rabe mit einem Ringe im Schnabel war auf dem Gepräge. Sie betrachtete ihn tiefſinnend.

„Dies iſt ein ſeltenes Goldſtück,“ ſagte Helene im Tone der Sachkunde wie ein Münzwardein; „der ungariſche König Mathias Hunnyades ließ es ſchlagen zum Andenken eines Raben, den er im Fluge erſchoß, da er ihm einen Ring entwendet hatte.“

Ein errathender Gedanke ſchwebte ſichtbar auf Felicitas Lippen.

„Du wirſt Dich von dieſer Seltenheit nicht trennen wollen,“ ſagte ſie, ängſtlich, daß ſchon dieſe Frage unbeſcheiden wäre.

Helene lächelte. Wie wenig alles Gold der Erde ihr in dieſem Augenblicke galt, ließ ſich in ihrem Lächeln erkennen. Sie ſprach: „Seltener noch dürfte es ſein, daß ich Dir irgend womit einen Wunſch erfüllen könnte, was mir von größerem Werthe iſt, als dieſer vollwichtige Ducaten. Nimm ihn, gute Felicitas, und ſo Du etwas Mehres wünſcheſt, fordere getroſt!“ „Ich kann Dir aber nur mein Wort geben, Helene,“ ſagte Felicitas, und ihr Geſicht flammte in reinſter Scham der Armuth; nie hatte die Ehrlichkeit ein ſchöneres Gepräge, als in der Verſicherung dieſer ſanften Züge. Und mit hervorbrechendem Weinen ſetzte ſie hinzu: „Deine Gutheit wird Dir Gott bezahlen.“

„Laß es doch nur gut ſein!“ antwortete Helene, indem ſie ihre Schuldnerin umarmte. Sie forſchte nicht nach. Ein reiches, volles Herz kümmert ſich um keinen Bedarf. Nur zu ihrem Vater ſagte ſie: „Es iſt die höchſte Zeit, daß dem Drucke der armen Felicitas abgeholfen werde.“

Und Gott, der die Seinen nie anders erniedrigen läſſet, als um ſie zu erhöhen, hatte ſchon dafür geſorgt!

Unter den kleinen Dienſtleiſtungen, welche Felicitas freiwillig übernommen, war auch die, daß ſie dem Kranken im Abſchreiben half, wenn ihn dieſe mechaniſche Arbeit bis zu einem fühlbaren Seitenſchmerz erſchöpft hatte. Felix fand dann immer wie wunderſam ähnlich die Schriftzüge des Mädchens den ſeinigen nachgebildet wären. Ohne uns auf die Wahlverwandtſchaften zu berufen, wagen wir, es als ein untrügliches Zeichen der Liebe zu erklären, wo dieſe Verähnlichung ſo unbewußt erſcheint. Jeder Buchſtabe iſt ein kleiner Theil unſeres Geiſtes, und der Charakter malt ſich in jedem dieſer kleinen Charaktere. Wo die wechſelnde Handſchrift in auffallender Verſchiedenheit hervortritt, da werden die Seelen niemals in einander fließen. Das Geheimniß der Liebe verräth ſich in den kleinſten Zügen.

Einſt, in der Abenddämmerung, trat der Arzt ein und fand Felix noch ſchreibend, ſo daß dieſer den Kommenden nicht ſogleich gewahr ward. Jener aber zog ihm ſacht die Feder zwiſchen den Fingern hindurch und ſprach: „Baſta! Sie ſchaden Sich durch dieſe übermäßige Anſtrengung. Wenn Sie es denn nicht laſſen können, ſo wünſchte ich Ihnen eine Feder, die von ſelbſt arbeitete. Dieſer Wunſch erinnert mich an ein Geſchichtchen in der Dorfzeitung, was ich neulich las und welches mich höchlich ergötzte, wie die Nähnadel einer alten Dame durch den langen Gebrauch ſo geübt war, daß ſie endlich für ſich allein ihre Pflicht vollzog.“

»Der Geiſt des Fleißes iſt nicht ſo durchaus beſeelend!« antwortete Felix lächelnd; »ich gäbe viel darum, wenn ich heute fertig geworden wäre. Aber, Sie haben recht, ich bin matt und müde. So oft ich copire, thut mir jedes Glied am Leibe weh.«

In der Nacht erwacht Felix, als hätte Jemand ſeine Augenlieder berührt. Ein blaſſer Schein webt um die Gardine des Alkovens, es iſt jedoch nicht der Tag, der kaum mehr fern ſein kann. Er ſteht mit verhaltenem Athem auf — die Mutter ſchläft hörbar feſt — und als er den Vorhang hebt, ſieht er Felicitas, von einem ſchwachen Licht umfloſſen, am Schreibtiſche ſitzen. Sie ſchreibt für ihn! Felix fühlt es — er weiß es. So oft ſie das Köpfchen wendet und das Auge auf ſeine Schrift niederſenkt, ſchwebt ein himmliſches Vergnügen unter dem Schatten dieſer Wimpern. Als ein überirdiſches Weſen erſcheint ihm dieſe treue Seele — der Augenblick iſt gekommen, in welchem er ſein Herz erkennt. So vermag er nicht, länger an ſich zu halten. Er öffnet ſacht die Thür und drückt ſie unvernehmlich wieder zu. Der weiche Schlafrock ſchmiegt ſich geräuſchlos ſeinem Schritt — auf Socken nahet er ſich ehrerbietig dem vertieften Mädchen.

»Felicitas!« flüſtert er — nur die Liebe hat dieſe allerleiſeſte Stimme, die ein Hauch der tiefſten Rührung iſt und doch das ganze Herz durchdringt — »erſchrecken Sie nicht vor mir! Ich träumte von einem Engel, der ſich für mich bemühe — und ſiehe da! ſo iſt es. Mein Schlaf iſt hin — ſeit ich den Himmel offen geſehen. Felicitas, wie unbeſchreiblich gut ſind Sie! was thun Sie für mich! was leiden Sie um meinetwillen! wie kann ich vergelten — Theure!«

Felicitas bebt zuſammen. Er umfaßt ſie und beugt ſich auf ihr nächtliches Werk. Noch nie hat ihn die treue Nachahmung ſeiner Schriftzüge, nur weiblich gemildert, ſo überraſcht, wie in dieſem ſeligen Augenblicke. — „Felicitas!“ ſagt er innig, „Du liebſt mich, ich ſehe es deutlich. Du haſt mich vollkommen aufgefaßt — Du biſt mein. Für mich arbeiteſt Du, während ich des Schlummers genieße? Nun, ſo verlaſſe mich Gott, wenn ich nicht mein Lebelang wache für Dein Wohl!“

„O, Sie haben mir meine ganze Freude verdorben!“ erwiederte Felicitas, und dieſe Antwort war nicht viel mehr als ein flehender Seufzer. „Um Gottes willen, verlaſſen Sie mich! Ihre Mutter ſchläft — es däucht mir gegen die Achtung, die ich ihr ſchuldig bin, daß ich ſolch ein Wort nur von Ihnen anhöre. Gewiß, es iſt unrecht von mir.“

„Dies Wort ſchafft mich um“ — ſprach Felix leiſe und leidenſchaftlich; „ich bin geneſen. Du wirſt das angefangene Werk in mir durch Liebe vollenden.“

Er drückte das Mädchen an ſeine Bruſt. Sie verſtummte; nur ihre Augen voller Thränen redeten jene Sprache, die keines Lautes bedarf. Mit ſanftem Verſagen und widerſtehender Zärtlichkeit entzog ſie ſich ſeinem heißen Kuß, und bat ihn, daß er abließe von ihr, den Schlaf der Mutter zu ehren. „Ewig werde ich nicht ablaſſen von Dir!“ betheuerte er. Aber Felicitas, fröſtelnd vor Wonne und Angſt, entſchlüpfte ihm, und der erſte Morgenſtrahl beleuchtete eine heimlich Verlobte.

Und Helene? ſo war ſie ſolcher Weiſe um das Näherrecht der Brautſchaft mit Felix gekommen? Wahrlich! ein Ereigniß am Nordpol hätte ſie kaum weniger berührt, als dies, was ſie ſo nahe anging. Die Welt hatte ſich ihr verwandelt. — Von dem Augenblicke an, wo ſie Augenzeuge der Ankunft jenes Fremden im Schloſſe geweſen, war ein anderer Sinn ihr aufgegangen und es däuchte ihr, als datire ſich ihr eigentliches Leben erſt von der Zeitrechnung dieſes Jahres an. Sein lebensvolles Bild ſchwebte ihr überall vor, und vertheilte Licht und Schatten um ſie her. Alles Andere trat dagegen in den Hintergrund, und ſo auch die fatale Vorſtellung, wie ſie beſtimmt wäre, die Frau eines Mannes zu werden, der ſie gänzlich ſo ruhig ließ, wie Felix, obgleich er ſelbſt das Intereſſe der ganzen Welt in Anſpruch nahm.

Baron Falk ſchien Helenen der Inbegriff alles deſſen, was ſie von männlicher Vollkommenheit geträumt hatte; ihr Ideal zeigte ſich in ihm verwirklichet. Im Vergleich mit ihm verdämmerte Alles, oder vielmehr Helene bemerkte Niemand außer ihn. Wie ein Schemen, matt und hinſchwindend, ſchien der Graf; ſelbſt Eckardy's edle Perſönlichkeit erbleichte im Glanze jener Vorzüge, die Helenen ſo tief einleuchteten, um von jeder Schattenſeite abzuziehen. Der Blick dieſes offenbar liebenswürdigen Mannes war der Sonnenſchein, worin der Winter friſcher glänzte, der Himmel ſtrahlender in tiefem Blau, und welcher einen Frühling in Helenens Buſen weckte, der bis dahin geſchlummert hatte und alle Gefühle ihrer Jugend erhöhete.

Mit dem Baron war ein belebender Geiſt in das ſtille Schloß gekommen. Er verurſachte zwar kein Geräuſch; ja, man konnte ihm eher ſchweigſam als geſprächig nennen, dennoch regte er ſeine Umgebung an. Er liebte die Jagd; doch weder Graf Bourg noch Eckardy, nur Caſtor und Pollux, zwei ſchöne Jagdhunde, begleiteten ihn auf ſeinen einſamen Streifzügen. Das Alleinſein im freien Felde, die ſchauerliche Oede der ſtarren Forſten ſagte ſeinem Sinne zu, den ſeine Freunde zuweilen „ungeſellig“ nannten. Ernſthaft verſicherte der Baron, der Winter ſei ihm faſt die ſchönſte Jahreszeit, „Maria vom Schnee“ ſeine Heilige und die Natur eine ſchlafende Mutter.

Die Muſik füllte einen großen Theil ſeiner Zeit aus, doch ohne eine andere Virtuoſität als die der zarteſten Empfindung dafür. In den muſikaliſchen Phantaſieen des Barons drückten ſich tiefe Gedanken aus, und wenn er „Jägers Abendlied“ ſang, ſo verhallte die Strophe: „Weil ich Dich laſſen muß“ — in traurigen Accorden, und das Herz der armen Helene ſchmolz im Weh der Sehnſucht, als ſähe ſie ihn fliehen.

Baron Falk zeichnete die Tochter des Propſts van Aelſt nicht bemerklich aus; dennoch fühlte Helene ſich nicht von ihm überſehen. Wann hätte das Einverſtändniß der Liebe jemals äußerer Unterſcheidung bedurft? Das flüchtigſte Lächeln des Barons, ſo oft es Helenens erröthendes Geſicht, ihr aufblickendes Auge traf, ließ eine Spur zurück, die der Gedanke an ihn unabläſſig verfolgte. Bisweilen — wer hätte es läugnen mögen? — vermied er die Nähe Helenens, wie auch die der Gräfin, oder hielt in ihrem Beiſein ſich in wortloſer Verſchloſſenheit. Helene ahnete einen verſchwiegenen Widerſtand; der Baron war aber keineswegs zugänglich. Er gab ſich dann wieder ſo offen, ſo harmlos, daß Helene ſich beſchämt eingeſtand, wie ein tieferer Eindruck hier ſchwerlich zu beſorgen ſei, und ſie ſich dennoch wohl geirrt haben könne.

Ihr Frohſinn litt allmählich; jene kleinen, heiteren Freuden, welche die Unbefangenheit giebt, wichen einem trüben Forſchen — die Idee ihres Glückes wollte entſchweben, je leidenſchaftlicher der Wunſch wuchs, es zu erreichen. Der kindlich trauliche Ton zu ihrem Vater änderte ſich, ohne daß Helene es merkte. Sie hatte ihm ihr Inneres zu verbergen, und doch kam er ihr wie ein Beichtvater vor, der ein heiliges Recht hätte, zu wiſſen, was Helene nicht tief genug verheimlichen zu müſſen glaubte. Sie kannte ihres Vaters Grundſätze; von ihnen durfte ſie nichts für ihre Wünſche hoffen, und doch wähnte Helene das Blatt ihres Herzens könne einſtmals ſich wenden. Sie getrauete ſich, einen Commentar zu Pauli Briefen über die Vortrefflichkeit der Liebe liefern zu können, und wenn der Vater ihr Tagebuch läſe, ſo fände er wohl, daß ſeine Tochter weder Muthwillen trieb, noch ſich erbittern ließ. —

Der Mutter Gleichmuth erhielt die Tochter noch einigermaßen im Tact äußerer Ruhe. Frau van Aelſt erfüllte ihre Pflichten, den Zweck ihres Lebens, wie in unbewußtem Rechtthun, in träumender Regel, und ließ ſich ſo leicht nicht irre machen. Es war Helenen, als ob ſie die Mutter nicht beunruhigen dürfe und nur um ſo mehr Acht auf ſich geben müſſe. Schweigend gab die Mutter ihrer Tochter Beiſpiel und Vertrauen. Aber inniger noch als vorher fühlte Helene in der Umwandlung ihres Weſens ſich zur Frau Simonis hingezogen. Das Geheimniß dieſer Abgeſchiedenheit war ihr plötzlich klar geworden, und jene anziehende Kraft, durch die wir leben und weben, webte ein zarteres Band um die Seele der Matrone und des Mädchens. Vor ihr ſcheute Helene ſich nicht; es war etwas in den Zügen dieſer alten Frau, was ihr Muth einflößte, das volle Herz zu öffnen. Wenn Frau Simonis von Liebe ſprach, was jetzt öfter geſchah, weil Helene es leiſe veranlaßte, ſo war es, wie wenn der Engel jugendlicher Gefühle nur einen Schleier übergeworfen. Helene erſtaunte, ſolcher Wärme des Herzens in dieſer alternden Bruſt zu begegnen, und konnte nicht umhin, es ihrer bejahrten Freundin zu ſagen. Darauf erwiederte Frau Simonis: „Die Liebe, dieſer göttliche Funke, glimmt, wenn auch nicht häufig, doch hier und da auf ödem Herde fort; die Welt iſt kalt und ſtürmiſch — dort erliſcht ſie nur zu bald. Ohne Liebe lebt kein wahrer Menſch! Schon vor Jahrtauſenden ſuchte Diogenes deren mit der Laterne. Seitdem iſt der Tag des Chriſtenthums angebrochen, dennoch wandeln ihrer Viele in Finſterniß und Schatten des Todes.“

„Woran erkennt man denn aber die wahre Liebe?“ fragte Helene ſchüchtern. „Woran?“ antwortete Frau Simonis ſanft lächelnd; „Sie werden es mir nicht glauben, Helene, wenn ich es Ihnen jetzt ſagen werde: an dem, was als ihr Gegentheil erſcheint. Jede Wahrheit an ſich hat etwas Herbes; die Liebe aber iſt die reinſte Wahrheit — oder die bitterſte aller Täuſchungen. Gut ſein, heißt ſtrenge ſein! ſagt einer der ſieben Weiſen, und wie viel höher iſt Liebe, als bloßes Gutſein; deßhalb legt ſie das Kreuz auf. Liebe fordert Glauben! der leiſeſte Zweifel hindert ihre Offenbarung.“

„Wie aber ſoll man ſich denn ein ungleiches Benehmen erklären?“ fragte Helene und lauſchte ängſtlich, was Frau Simonis hierauf erwiedern würde. „Ein ungleiches Benehmen,“ ſagte dieſe, „ſetzt immer innern Kampf voraus, einen leidenſchaftlichen Zuſtand des Gemüths, wobei man nie des Andern ſicher iſt. — Liebe iſt aber in ihrem eigentlichen Sinne nur ſtilles Selbſtgefühl.“

„Ach!“ ſeufzte Helene, „man verſündiget ſich nur zu oft ſelbſt an der Elternliebe, welche doch die uneigennützigſte iſt. Mir iſt in der Nähe meines Vaters manchmal ſo beklommen und ich ſinne, was ich nur mit ihm reden ſoll. Der

Mutter treue Stimme ruft meine Gedanken nicht immer zurück; alles Frühere iſt vergeſſen; mir däucht, als hätte mein Daſein erſt angefangen, und Schauer des Lebens gehen durch meine Seele. — Jüngſt ſprach die Mutter davon, wie gemächlich unſere Wohnung ſei. Gott allein weiß es, wie oft ſie mir jetzt zu enge iſt; wie oft ich mich hinweg ſehne — — und welche Vorwürfe ich mir deßhalb mache; nie zuvor fühlte ich mich beſchränkt.“

„Helene!“ unterbrach Frau Simonis dies unſchuldige Geſtändniß, „es ſollte ſo ſein; die Blume, einmal erſchloſſen, wird nicht wieder zurückgedrängt in die Knoſpe; deßhalb dürfen Sie Sich doch für eine gute Tochter halten. — Die Liebe verläßt Vater und Mutter, und mehr noch“ — — Ihre Rede ſtockte, angſtvoll holte ſie tief Athem, als wäre an dieſer Stelle eine ſchmerzliche Erinnerung zu verwinden.

Beinahe hatte der Propſt die Hoffnung aufgegeben, daß Felix ſein Schwiegerſohn würde. Von dem Unfall der Lähmung an war Jenem in einer Reihenfolge widriger Wahrnehmungen der Muth vergangen, irgend einen Schritt für dieſen Plan zu thun. Anders iſt es jedoch, wenn unſer Wunſch in dem Gefühl beſteht, was doch vorübergehend, als wenn er auf der Geſinnung beruht, die da bleibend iſt. So ließ der Propſt es darauf ankommen. Felix war zwar dem väterlichen Manne, der ihm am liebſten ſeine Tochter gegönnt haben würde, ähnlich jenem Helden eines Kindermährchens, als ein Prinz Fatal erſchienen, deſſen Mißgeſchick die Liebe verſöhnen werde. Aber Helene? ihr ſchien er nichts als fatal zu ſein. Felicitas ſchwebte ihm vor. Er dachte: „Möchte er doch in Gottes Namen das Mädchen heirathen, doch wovon ſollten die Beiden leben? Spinnt ſich wirklich ein Verhältniß zwiſchen ihnen an, ſo reißt das Elend nur um ſo tiefer ein.“ Mit ihrem Sohne zu reden, wie ſeine Mutter von ihm verlangte, daß Felix ſich vor einer Verbindung hüten ſolle, aus der doch nichts werden könne, deſſen weigerte ſich der Propſt entſchieden. Er ſprach: „Vor ſolcher Gefahr warnen, heißt einen Mondſüchtigen — die alle im Inſtinct der Vorſicht gehen — zurufen; nun erſt iſt ſein Fall gewiß. Liebende ſind Nachtwandler. Sie gehen mit geſchloſſenen Augen ihren ſchwindelnden Weg; aber eine unſichtbare Hand hält ſie doch.“

Der Propſt war jetzt oft ſehr verdrießlich. Die Unterſuchung einer theologiſchen Streitſache, womit er höheren Orts beauftragt war, verurſachte ihm ſo viel Aerger als Arbeit, ſo daß der Grund ſeines Mißmuths ihm nicht einfach mehr vor Augen lag. —

Eines Morgens, als er mit der Durchſicht dieſer Actenſtücke beſchäftiget war, trat Felicitas bei ihm ein und brachte ein Schreiben von der Profeſſorin. Ihr Athem flog, während er flüchtig die Zeilen überlas — ſeine Stirn verfinſterte ſich, es war ein Uriasbrief, den der Propſt geleſen. Und als er nun das Mädchen darauf anſah, das in rührender Argloſigkeit vor ihm ſtand, flüſterte eine Stimme in ſeinem Herzen: „Gehe ſanft um mit dem Knaben Abſalon!“

„Schon gut!“ ſagte er und zerdrückte das Blatt in ſeiner Hand, „die Antwort eilt nicht. Morgen oder übermorgen werde ich ſie ſelbſt an die Behörde bringen. Jetzt bin ich preſſirt, Felicitas.“

Die leichte Geſtalt bebte auf bei dieſem Beſcheid, als ſollte ſie dadurch verſcheucht werden. „Ich gehe“ — ſagte das Mädchen betroffen und ſetzte mit einem Seufzer hinzu: „ach! wie ſehr wünſchte ich, Sie hätten ein paar Minuten

Zeit für mich gehabt.“ Es war eine blöde Bitte in dieſen Worten. Der Propſt wendete ſich haſtig um und ſprach: „Gern, mein gutes Kind; eine ganze Stunde, und länger noch! Bewahre mich der Himmel, daß ich einem Tone, der ſo traurig klingt, Gehör verſagte! Was hat Felicitas mir denn zu ſagen?“

Aber Felicitas konnte vor innerer Bewegung nicht ſogleich zu Worte kommen; ihre Lippen zuckten im Krampf des Weinens, dann ſtammelte ſie hervor: „Sie haben meinem Vater, da er ſterbend war, das Verſprechen gegeben, Sich meiner anzunehmen. Ihnen verdanke ich den Segen des beſten der Menſchen, Ihres theuerſten Freundes! Sie werden mich nicht verlaſſen.“ Ein paar Thränen fielen zu Boden und fielen brennend auf das Gewiſſen des Propſts, daß er es vielleicht ſchon gethan.

„Gewiß nicht!“ ſagte er betheuernd, „Sie wiſſen, daß es Ihr eigener Wunſch und Wille war, wenn ich Sie bisher in dieſer Lage ließ.“

Felicitas nickte. „Jetzt aber muß ich fort!“ ſagte ſie leiſe, doch entſchloſſen, „o glauben Sie mir, ich muß!“ Es war ein Muth, ein verzweifelndes Hinweg in dem Vorſatze dieſes ſanften Weſens, wovon der Propſt überraſcht wurde.

„Was iſt denn aber geſchehen?“ fragte er heftig mit zürnender Neugier, als wäre das Aergſte zu erfahren.

Felicitas erſchrak vor dieſem Tone. Das Vertrauen weicht immer dem Argwohn und der Gewalt. „Es iſt nur mein Unglück, keines Andern,“ ſagte ſie furchtſam und begütigend; „längſt habe ich gewünſcht, mich Ihnen entdecken zu dürfen — Felix liebt mich.“

Der Propſt lächelte bei dieſen wenigen Worten, welche Felicitas troſtlos ſprach. Eine vereitelte Hoffnung war in dieſem Lächeln, eine Seele voll Weh und Leid war in jenem Ausdruck. Das betrübte Mädchen wußte nicht, wie tief es den Mann demüthigte in dem Stolze, beglücken zu wollen nach ſeinem Sinne.

„Nun, das iſt eben ein ſo entſetzliches Unglück nicht!“ antwortete er, indem er ſich gefaßt hatte; „wenn nicht die Furcht Sie täuſcht, daß es ſo ſein könnte. Wollen Sie mir wohl ſagen, wie Sie zu dieſer Ueberzeugung gelangt ſind? Sein Sie aufrichtig, liebe Tochter!“

Felicitas erzählte aufrichtig und wahrhaft. Schließlich ſagte ſie: „Hieraus ergeht nun klar, daß ich länger nicht bleiben kann. Der Kranke iſt vollkommen hergeſtellt, ich darf nun an mich denken, und — ihn meiden. Nur meine Wünſche ſollen ihn begleiten, ach ewig!“

Der Propſt ſchwieg noch tief. Und abermals hob Felicitas an, und ihre erſchöpfte Stimme ward immer flehender: „Ich habe, ohne es zu wiſſen, Zwietracht zwiſchen Mutter und Sohn geſäet. Dies würde mir, wenn es ferner geſchähe, keinen Segen tragen. Sie, verehrter Herr Propſt, hatten es gut mit dem Felix im Sinne. Sie wollten ihm Ihr Liebſtes geben — Ihr einzig Kind, Helene hat unzählige Vorzüge — und iſt ſo liebenswürdig als gut. Ich — ich! ſollte ihm das Glück nicht gönnen, ſie zu beſitzen? Ach! ziehen Sie dieſe väterliche Hand nicht von ihm zurück, weil er mitleidig mich Arme zu lieben glaubte.“ Das Mädchen ergriff und küßte ſeine Hand, ehe der Propſt es hindern konnte. Das milde Auge, das fürbittend zu ihm aufſah, erglänzte in Thränen.

„Was machſt Du Kind? Dein Mund brennt — wie Dein Herz!“ ſagte der Propſt im Tone eines Vaters und riß ſeine Hand ſo ſchnell von ihren heißen Lippen, als hätte er ſich verbrannt. „Die Hand aufs Herz, Kleine! Ihr Mädchen täuſcht Euch in dieſem Punkte nur gar zu oft und gar zu gern! Könnten Sie dem Felix wirklich gut ſein? Er hat ſo viele Fehler! Er iſt eitel, rechthaberiſch, von ſich eingenommen — undankbar, wie ich fürchte, das Schlimmſte von Allem.“

„Nur der Schein iſt's, der ihn verläumdet,“ entgegnete Felicitas dringend. „Sein Herz iſt das trefflichſte! es will nur erkannt ſein. Wer ihn ſo kennt, als ich, wird und muß ihn lieb gewinnen. Er iſt nicht wetterwendiſch; das muß man doch an einem Manne ehren. Und dankbar — dankbar iſt er ſehr! das weiß ich doch am beſten.“

Der Propſt lächelte. „O heilige Liebe! Du entſühnſt allein.“ Dies dachte er und ſchob die gehäſſigen Acten bei Seite, als hätte das Gefühl in ſeiner Bruſt nicht Raum genug. Nach einem Weilchen ſagte er: „Wir wollen uns die Sache reiflich überlegen. Wenn ich Sie nun in mein Haus nähme, was ich von Anfang an gewollt, und Ihr gutmeinender Wunſch hinſichtlich Helenens erfüllte ſich — ſo, daß Felicitas den Brautſtand meiner Tochter ſähe? wie dann? Wird das einer überſehenen Freundin nicht wehe thun? Dies pflegt bisweilen zu geſchehen.“

Felicitas blickte ſchmerzlich, daß dieſer Mann ſo fragen könnte. „Dann wäre es kein Wohlwollen,“ antwortete ſie gekränkt. „Sein Glück genügt mir völlig; könnte ich es ihm von unſerm Herrgott erbitten, oder von Menſchen erkaufen, ich wollte nicht ablaſſen und eine Sclavin ſein zeitlebens. — Mein Sinn war, daß ich Sie bäte, mir einen kleinen Dienſt irgendwo zu verſchaffen.“

Der Propſt ſah das Mädchen tiefgerührt an. Er meinte bei ſich ſelbſt, wenn Felicitas dieſe Verſuchung überwände, dann kämen Engel und dienten ihr. „Gehe, mein Kind!“ ſagte er väterlich, „gehe mit Gott! Ich laſſe mich der Frau Profeſſorin beſtens empfehlen, und wie ich vorhin geſagt: es wird noch Alles gut werden, Felicitas! — Den Felix aber, den muß ich ernſtlich ſprechen.“ —

„Sie werden ihn doch aber meinetwegen nicht hart anlaſſen?“ fragte Felicitas zurückgewendet, die ſchon an der Thür ſtand.

Da war die unſichtbare Grenze überſchritten. Der Propſt ergrimmte und rief: „Mein Gott! bin ich denn ein immerwährender Tyrann?“ Felicitas war ſchon hinaus, die ſtillen Wände ſchwiegen zu der Frage, und der ſanfte Geiſt, der vor ihm aufgegangen, beſänftigte ihn. —

Helene.

Den 1. Mai 18—.

„Spät zu dir, mein Tagebuch! aber dennoch! Erwartungsvoll blickſt du mich an, was ich dir ſagen werde? Die Uhr geht leiſe — die Lampe ſcheint ſanft und klar, wie eine ruhige Freundin, die mit dem Dunkel vertraut iſt, und ein Gefühl von Stille beſchleicht mein aufgeregtes Gemüth. — Welch ein inhaltreicher Tag! ſein morgenrothes Licht ſtrahlte vom Himmel wie auf Erden — jedes Hälmchen funkelte lieblich. Im Eckzimmer des Barons blieben heute die Fenſter lange geſchloſſen und verhangen, die er ſonſt ſo zeitig öffnet; es ſchien unbewohnt, ſo, als ob er fort wäre, alle Augenblicke ſah ich hinüber. Immer ängſtet mich der

Gedanke, er wird einmal fort ſein, und ich werde es nicht zuvor gewußt haben. Wie wird mir dann ſein? Geſtern noch wurde vom Scheiden geſprochen, und wie verſchieden zeigten ſich die Anſichten! Jeder Abſchied müſſe verkürzt, oder, wenn möglich, ganz vermieden werden, äußerte der Baron und der Graf: „Wie oft nehmen wir Abſchied, ohne es zu wiſſen!“ Dieſe Worte fielen mir wie eine ſchwermüthige Ahnung auf das Herz. Seine Schweſter war der Meinung: der wäre nicht ihr Freund, der ihr das tröſtende Weh erſparte, ihn zuletzt geſehen zu haben — und hierin ſtimmte ich Leoniden bei.

Als ich mich angekleidet hatte, kam die Mutter in mein Zimmer und ſagte: „Helene! ich möchte nunmehr die Börſe anfangen, die ich der Tante von Deinen Haaren weben will. Biſt Du bereit, ſie mir zu geben?“ Geſchwind flocht ich die langen Zöpfe auf. Die Mutter hieß mich ans Fenſter ſetzen, auf daß ſie genau die Stellen ſähe, wo der Verluſt am wenigſten merklich wäre. Die gute Mutter! ſie wog zuvor die Haare auf ihrer lieben Hand und lobte ſie, daß ſie ſo fein und weich wären. „Das wird Mühe koſten!“ ſagte ſie hörbar freudiger, als hätte die Arbeit nun um ſo größeren Werth.

Kaum war der Schnitt geſchehen, ſo erſchienen ein paar Zuſchauer draußen; die Mutter öffnete höflich das Fenſter, ihren artigen Gruß zu erwiedern.

„Halb part, Frau von Aelſt, halb part!“ rief der Graf lächelnd herein. „Wir ſind verfangen auf die anziehendſte Weiſe. Fräulein! wie mögen Sie doch Ihren ſchönſten Schmuck am Fenſter ausbreiten? Sie ſehen, mein Freund hier macht Diebsaugen — ich wette, er trägt Ihnen eine volle Locke in Gedanken davon.“

Meine Mutter benahm ſich ſehr ſchicklich bei dieſem Scherz; ich aber ſchmiegte mich verſtummend in mich ſelbſt, und ich war ſo beſchämt, als hätte ich in der That eine Blöße gegeben.

Nachmittags — die Mutter war mit dem Vater nach Haſelbuch gefahren, wo die Wittwe des Paſtors ſehr krank und ſchwach danieder liegt — trat unerwartet Felix bei mir ein. Es war ſein erſter Ausgang, und er ſah außerordentlich wohl und ſogar hübſch aus.

Ich erſchrak und bedauerte, daß Niemand weiter zu Hauſe wäre; er aber ſagte mir unverhohlen, daß dies ganz nach ſeinem Wunſche ſei, indem er mit mir allein zu reden habe. Ach! wie angſt ward mir, und wie unnöthig! —

Er ſetzte ſich zu mir, ergriff meine Hand und ſagte mir nun ohne Umſchweiſe, wie er lediglich gekommen ſei, ſich mit mir über die von unſern Eltern beabſichtigte Verbindung zwiſchen uns zu verſtändigen. Er hoffe, ich werde nicht meinen, daß er die gütige Geſinnung, die ihm meine Perſon zugedacht, abweiſe, und alſo ſein Glück von ſich ſtoße, wenn er ſich dahin erklären müſſe, daß ſein Herz auf ewig an ein treues, treues Weſen gebunden ſei. — Wahrlich! ich hätte dem Felix dieſe Innigkeit gar nicht zugetraut, und wie dieſe offne und traute Sprache mir ſo gut gefiel! In der Aufrichtigkeit liegt doch etwas recht Edles. Ich dankte ihm mit einer Wärme, die eben nicht ſchmeichelhaft für ihn war, und verſicherte ihn meiner ſchweſterlichen Freundſchaft.

Wir plauderten lange noch. Er ſprach von ſeiner Mutter, deren Charakter er ſehr richtig beurtheilt — vielleicht allzurichtig für einen Sohn. —

Der Vater hat wohl Recht: unſere eigenen Fehler richten wir am ſtrengſten bei Andern — und dem Einfluſſe ſeiner Erziehung kann ſich doch am Ende Niemand gänzlich entziehen. Wir ſchieden als gute Freunde. So bin ich denn nun frei! Frei? ach! arme Helene, was iſt aus dir geworden? Sonſt ſang ich mit den Vögeln um die Wette und freute mich meines Daſeins; jetzt denke ich öfter an den Tod und mit einer Sehnſucht, die vielleicht Sünde iſt. — Schlaf ein, mein Herz! Du könnteſt müde ſein, dächte ich. Schlafen iſt ja auch ſterben! und das Leben iſt ein Traum.

Den 2.

Geſtern Abend gab die Mutter mir einen Wink zu ſchweigen, da ich ſagte, daß Felix da geweſen ſei. Der Vater befand ſich übler Laune. Dieſen Morgen ſandte ſie mich mit einem Körbchen Kuchen zu ihm hinauf; eine einfältige Mode nannte der Vater dieſes lackirte Körbchen, wie denn bei ſo gereizter Stimmung ihm ſo leicht eine Kleinigkeit ſtörend werden kann.

„Väterchen!“ ſagte ich, heiterer als ich war, „die Bibel bewahrt in aller Einfalt den Gebrauch, Brocken in Körbe zu ſammeln! Wie mancher Segen ward ſchon in einen Korb gelegt!“ — Hierauf faßte ich mir ein Herz und ſagte ihm, was er doch nun wiſſen mußte. Der aufmerkende Ernſt meines Vaters ging ſehr bald in lebhafte Zeichen von Mißbilligung über. Er ſprach: „Alſo dahin mußte es kommen, daß er Dir ſelbſt abſagte! der eitle Menſch! Ich würde ihn ja nicht zu ſeinem Glücke gezwungen haben. Freilich warſt Du die Hauptperſon — — nun, nun! ich habe auch meine Vertrauten“ — — Sichtlich fand mein Vater ſich gekränkt, daß Felix ſich an mich gewandt hätte.

„Vater!“ ſagte ich, „vergieb! Mir däucht, es war redlich von dem Felix, daß er den Muth hatte, mir die Wahrheit zu geſtehen und demnach ſeine Achtung zu beweiſen.“

„Ja!“ antwortete er, „weil Du keine Neigung für ihn hatteſt, ſo kam Dir es, daß er ſich ſolchergeſtalt gegen Dich erklärte, nicht nur gelegen, ſondern ſogar löblich vor. Du gutes Kind, hätte ich nicht ſo feſt auf meinem Wunſche beſtanden, ſo könnteſt Du jetzt vielleicht ſchon eine glückliche Braut, wo nicht ſchon Frau ſein.“

„Ach Vater!“ erwiederte ich und konnte den Thränen nicht wehren, welche gewaltſam hervorbrachen, „am liebſten möchte ich gar nicht heirathen. Wenn ich einem Manne nicht ganz mein Herz geben könnte, ich wäre das unglücklichſte Weſen unter der Sonne Auf den innerſten Grund meines Herzens müßte der Tempel meiner Liebe gebaut ſein, ſonſt brache es zeitig.“ Und bei dieſen Worten kam das Gefühl der Hoffnungsloſigkeit über mich.

„Warum weinſt Du, Helene?“ fragte mein Vater beſtürzt; „warum wollteſt Du Verzicht leiſten auf Deine Beſtimmung? Es hat Dich doch verletzt von dem Felix.“

Ich verſicherte ihm heilig, daß dem nicht ſo wäre. „Du wirſt mir das Zeugniß geben, lieber Vater,“ ſagte ich, „daß ich mich willfährig Deinen Wünſchen gezeigt habe; gieb mir nun auch die Verſicherung, daß Du mich gewähren laſſen willſt. Du haſt es gut mit Felix gemeint! Du kannſt ihn noch glücklich machen, gieb ihm Felicitas, die er liebt, und meine halbe Ausſteuer dazu. Laß mich Deine Fürſorge und das Erbe meiner Mutter ſchweſterlich mit ihr theilen! — Für mich wird auch der Vater ſorgen“ — —

Mein Vater ſchien gerührt. „Ihr Mädchen ſeid doch weichherzige Geſchöpfe!“ ſagte er. „Die Eine giebt ihre

Liebe, die Andere ihre Hoffnung hin; — ich aber hege den Glauben, Gottes Güte wird für Euch beide reichen. Die Mutter hat auch ein Wörtchen drein zu reden, Helene!" An ſeinem Tone merkte ich, wie viel die Glocke geſchlagen. Mein Vater hat ein prächtiges Herz! Ich fiel ihm um den Hals und rief freudig: „Wir wollen gemeinſchaftlich die Mutter zu bewegen ſuchen! Ich laſſe Dich nicht, Du ſegneſt mich denn" — — Zum Unglück ließ ſich ein fremder Geiſtlicher melden; ſo mußte ich mich entfernen. Der übrige Tag dauerte lang. —

Den 3.

Mairegen! du fällſt wie eine warme Thräne der Liebe auf das Herz der Natur. In Wonne ſchauern die Blüthen; ein Hauch der Kraft und der Erquickung weht friſch und feucht in der träufelnden Luft. So athmet Gott! — Welch ein zarter, ahnungsvoller Sinn iſt der Geruch! In dem kleinſten Kelche iſt eine Seele voll Unſchuld, eine tiefe Welt, die mit dem Gefühl von etwas Unnennbarem erfüllt, ſehnſüchtig an alles Liebe erinnert. Der Duft einer Blume verkündet den Himmel der Liebe und regt unſägliche Gedanken an. Ich bilde mir ein, daß, wenn ein ſchädlicher Menſch unter dem ſanften Rauſchen eines Mairegens ſtände, ſein Herz nicht verſtockt bleiben könnte. — Wie ſchön iſt das Bild: „Er kommt! der Retter der gefallenen Welt, ſtill, wie der Thau der Nächte fällt!"

Der Baron ſcheint ſehr bewandert in der Botanik. Das muß eine liebenswürdige Wiſſenſchaft ſein. Die Gräfin hat ſich ein Herbarium angelegt und läßt ſich von ihm unterrichten. Faſt beneide ich ſie. — Es giebt Augenblicke, in denen ich darauf ſchwören wollte, daß Leonide ihn liebt. Sie ſchließt mich von mancher Freude aus, die ich mit genießen könnte. Dann und wann wäre ein abgebrochenes Wörtchen wie eine leiſe Warnung zu deuten — wie der Nachhall einer tiefverſtimmten Saite. —

Die Eiferſucht, ſagt Frau Simonik, iſt eine ſo wilde Leidenſchaft, daß ſie allen Wohllaut des Gemüths zerſtört. So viel iſt gewiß, das Benehmen der Gräfin iſt anders gegen den Baron, als ſie es im Verhältniß zu Eckardy war. Der treue Eckardy! was er mir vor ſeiner Abreiſe ſagte, klang auch wie eine freundſchaftliche Vermahnung. Ich muß oft an ihn denken. Warum er nur doch ſo ſchnell hinwegeilte? — Ob er ſich verdrängt fand? — Von welchem Platze aber würde ſolch ein ſelbſtändiger Charakter weichen müſſen? Eckardy iſt ein Mann von unerſchütterlichen Grundſätzen Und bei der höchſten Achtung für ihn, wie unbefangen bewegte ich mich in ſeinem Umgange! Das iſt nicht mehr ſo. — Das Bewußtſein meines Herzens iſt erwacht, ich erröthe, wenn der Baron das Auge erhebt, und erblaſſe, wenn er es auf einen andern Gegenſtand wendet. — Ich möchte immer um ihn ſein, um jeden Athemzug zu belauſchen, wie bei einem tödtlich Kranken, der uns theuer iſt! Spricht er von einem Spazierritt, von einer entfernten Gegend, ſo denke ich an irgend eine Gefahr. Ich fühle, daß das Leben aus meiner Bruſt mit ihm entweicht, daß ſchon ſein Gedanke den meinigen mitnimmt. — Und rechtfertiget etwa der Baron die Gewalt, welche er über mich übt? Woraus könnte ich denn ſchließen, daß ich ihm nicht gleichgültig wäre? Welches iſt das untrüglichſte Zeichen von der Gegenſeitigkeit dieſer Empfindungen? — Ich werde Frau

Simonis fragen. Was ſoll ich thun, ihn zu verdienen — oder ihn zu vergeſſen? — Vergeſſen? nein! eher vergäße ich, daß ich zuvor gelebt, ehe ich ihn kannte. Vergeſſen? nimmermehr! —

Den 4.

Wenn meine Mutter früh an dem kleinen, zierlichen Webeſtuhle ſitzt, die vergoldeten Knäufe, die glatten Stäbchen von Ebenholz und Elfenbein in der Morgenſonne blitzen und die aufgezogenen Haare, kaum ſichtbar, unter ihren Fingern erglänzen, dann kommt mir dieſe Arbeit wie mein Verhängniß vor. Als ich es ihr ſagte, erwiederte ſie: „Und doch, wie ſo viel anders, Helene! Die Vorſehung zählt die Haare auf unſerm Haupte — nie reißt ein Fädchen im Gewebe ihrer heiligen Abſichten. Uns liegt nichts ob, als daß wir feſthalten in Liebe und Geduld."

Dieſe Worte ergriffen mich, ſicherlich wurden ſie zu meinem Troſte geſagt. — Die Mutter redete noch eine Weile fort und ſprach: „Seit der Vater weiß, daß es mit dem Felix vorbei iſt — mit ſeinem Plane nämlich — iſt ſchwer auszukommen mit ihm. Er macht ſich die bitterſten Vorwürfe; und es möchte nur gleich ein anderer Freier für Dich da ſein."

„Das verhüte Gott! entgegnete ich und flehete die Mutter an, daß der Vater mich in Ruhe ließe.

„In Ruhe!" wiederholte meine Mutter bedeutſam, „Helene! biſt Du's denn? — Es ſcheint nicht ſo! liebe Seele, Du thuſt mir recht leid" — — Die Mutter wendete ihr

Angeſicht ab, und ich verbarg das meine in ihren Schooß. Sie ſtreichelte meine Schläfe.

Nach einer langen Pauſe ſagte ſie: „Sieh, mein Kind! Du biſt beſſer daran, als Tauſende Deines Geſchlechts. Du darfſt nicht heirathen, um verſorgt zu werden, Niemand wird Dich je bereden. Den Mann wählen ohne jene Liebe, die eigentlich keine Wahl mehr zuläßt, halte ich für eine Todſünde. Phantaſie und Leidenſchaft können täuſchen — das Herz darf keine Lüge ſein. Die Ehe iſt etwas Heiliges, Helene! nirgend ſtraft ſich der Meineid ſo ſchrecklich als in ihr — die kleinſte Falſchheit wird zum größten Betruge. Wenn ich Dich nicht glücklich machen kann, ſo vermag ich doch vielleicht Dir ein heilloſes Schickſal zu erſparen. Nimm dies als Lebensverſicherung von mir an! Weiter kann ich Dir für jetzt nichts geben.“

Lag nicht hierin, wie tröſtend mich dieſe Aeußerung auch anſprach, daß meine Mutter keine Hoffnung für mich hat?

Den 5.

Frau Simonis, ſchon ſo lange kränklicher als ſonſt, iſt ſeit Neujahr nicht mehr über ihre Schwelle gekommen. Sie leidet am Magenkrampf und allgemeiner Schwäche. „Wenn nur der Winter erſt vorbei wäre!“ ſeufzte ſie zuweilen. „Wenn ich wieder werde am Brunnen ſitzen!“ davon ſpricht ſie wie von einer weiten Geneſungsreiſe. Nun es Frühling geworden und die Luft ein milderes Wehen iſt, ſetzt ſie ſich in warmen Sonnenſchein an das halb offene Fenſter und lebt ſichtlich auf. Täglich beſuche ich ſie und könnte mir dieſe traute Pflicht nicht erlaſſen, ſo lieb iſt ſie mir geworden. —

Dann ſinde ich den jungen Raben, den damals der Vater erſtarrt und verletzt im freien Felde fand, und welchen Frau Simonis heilte, auf dem Saume ihres Rockes ſitzen. So oft ich eintrete, hebt er die Flügel; er kennt mich.

„Mein treuer Gefährte!“ ſagt Frau Simonis und weiſ't auf ihn mit einem düſtern Lächeln. Einmal nannte ſie ſich, im Sinn der Pflege, eine Rabenmutter; aber es war, als grauete ihr, als erſchräke ſie vor ihrem eigenen Scherz. — Sobald wir im Geſpräch, huſcht er hinaus und ſchwebt wie ein Schatten über den grünen Schmelz und die ſproſſenden Pflanzen. Die zarten Grashalmen und Blümchen beugen ſich unter ſeinem Fittich, der ihnen eine flüchtige Sonnenfinſterniß ſein mag. Schwarzmännchen aber nimmt nichts mehr; im Dienſt der Treue verlernt ſich das Böſe.

Sollte die Natur manchem Gemüth eben ſo eine finſtere Farbe gegeben haben? Mein Vater verneint es. Mein gütiger Schöpfer! Licht iſt Dein Kleid, was Du anhaſt, und der Menſch iſt ja nach Deinem Bilde geſchaffen! — Es war nur eine melancholiſche Idee von mir.

Die Theilnahme der Frau Simonis an Allem, was ſie näher oder entfernter angeht, iſt ungeſchwächt geblieben. Sie fühlt ſich ſo leiſe und doch ſo ſtark in jede fremde Empfindung hinein; nur wird ſie durch das Geringſte leicht erregt. Als ich zum erſten Male von dem Baron ſprach, erblich ſie. „Es giebt viele Falk's!“ ſagte ſie mit blaſſen Lippen; „es iſt ein weit verbreitetes Geſchlecht. Ich möchte wohl wiſſen, von welcher Linie“ — — Lieber Gott! was weiß ich von einer Linie? Ich weiß nur, daß er den Kreis meiner Gedanken erfüllt. Wenn ich auch vermeide, von ihm zu reden, ſo iſt doch mein Herz voll von ihm. Wie hohl klingt jedes Lob gegen das gleichgültigſte Wörtchen von ſeinem Munde! Wenn man Jemand lieb hat, ſo ſind Eigenſchaften entbehrlich. Die Liebe verleiht Alles. Welch ein wunderbares Geheimniß iſt dieſe innigſte Anſchauung, wodurch uns eine liebe, theure Seele klar wird! Wenn er mich mit ſeinen Augen treuherzig anblickt, dann — verſchwinden alle äußeren Verhältniſſe; mein erglühendes Herz hat keinen Schleier, als das ſchamhafte Gefühl, es nicht tief genug verhüllen zu können. Edel iſt der Baron gewiß! Seine Nähe giebt Sicherheit; auch der Graf ſcheint dies zu empfinden. Er iſt da! ſo iſt es gut. Er iſt gut! darin ruht mein ganzes Sein und Denken.

Den 6.

Bei der ganz eigenen Zurückhaltung, welche, ſeltſam genug, die Gräfin gegen mich beobachtet, halte ich es für ſchicklich, mich ihr ein wenig zu entziehen. Zugleich könnte dies eine Probe ſein, ob der Baron mich vermißt. —

Meine Mutter erweiſ't in ihrer ſtillen Weiſe der Frau Simonis viel Gutes, und mein Vater bringt gern ein Stündchen im Abenddüſter bei ihr zu. Sie ſprechen dann von ernſten Dingen, von dem Wiederſehen nach dem Tode, von der geiſtigen Welt, von den menſchlichen Schickſalen und wie ſich dieſe doch ſo oft in undurchdringliches Dunkel verlieren. So hörte ich, daß mein Vater ſagte: „Wer am genaueſten aufmerkt, gläubig, heißt das! der kommt den Wegen Gottes am gewiſſeſten auf die Spur. Die Menſchen jagen nur zu ſehr dem Glücke nach; dabei aber wird uns nichts klar, als unſer Irrthum. Ein frommes Herz irrt nie, denn es überläßt ſich einem höheren Sinne, wie der Blinde ſeinem Führer.“

Mein Vater hat heute ein Paar getraut, das vor zehn Jahren in aller Form Rechtens geſchieden worden war; eine herrſchſüchtige Schwiegermutter, welche die Frau nicht leiden mochte, die ſchon vor dieſer Trennung viel gelitten, hatte den ſchwachen Mann dazu beſtimmt. Jene war nun todt. — Mein Vater, noch ganz begeiſtert von dieſer rührenden Feier, ſprach davon, als er ſpäter zur Frau Simonis kam. Er ſagte: „Wenn ich in jenem Leben geiſtlich bin, was ich in alle Ewigkeit zu ſein hoffe, weil doch die Liebe nimmer aufhört, auch nicht die Liebe zu ſeinem Amte: ſo wird dieſer ſeltene Fall nicht ſo gar ſelten ſein. Wenn auch das göttliche Amt, getrennte Herzen zu verbinden, nur der General-Superintendent der ſeligen Geiſter hat, ſo vereint in Gott ſich doch endlich Alles!“

Frau Simonis ſchien erſchüttert. Das Geſpräch wendete ſich nun auf die Fähigkeit zu lieben, von der die erfahrne Freundin behauptete, daß die Fähigkeit zu leiden in nothwendigem Verhältniß dazu ſtehe. „Wie denn,“ erwiederte mein Vater, „die Empfänglichkeit der tiefſten Gefühle ein durchaus zartes Gemüth vorausſetzt. Doch iſt der Schmerz an ſich irdiſcher Natur; in der Liebe iſt aber weder Furcht noch Pein. Wer da liebend die Richtung nach dem Himmel behält, ob er hienieden glücklich wird, ob nicht? mindeſtens muß er ſelig werden.“

Hierauf fragte ich ſchüchtern, ob denn die Zeichen von Schmerz und Liebe trüglich wären. Frau Simonis lächelte trüb' zu dieſer Frage, deren Antwort mein guter Vater übernahm. „Beide,“ ſagte er, „ſind ſehr ſelten wahr; doch findet eine gewiſſe Analogie zwiſchen ihnen ſtatt, und auch hierin berühren ſich ihre Extreme. Die Liebe wie der Schmerz wohnen am tiefſten, ſprechen am wenigſten von ſich — bekümmern ſich um Nichts — um Niemand — und haben für das kleinſte Augenmerk ihres Gegenſtandes den Maßſtab der Ueberſchwänglichkeit. Die Liebe, als das Höchſte, verachtet niedere Freuden, und der Schmerz, als das Tiefſte, haftet nirgend an der Oberfläche. Dem Leidenden iſt es erlaubt, ſtolz zu ſein! wie Plutarch ſagt." Das will ich mir merken. — Wenn ich dieſe Zeichen auf den Baron anwende, dem ein eigenthümlicher Stolz ſehr wohl anſteht: ſo leidet er. Aber weswegen? Wen ich liebe, weiß nur ich!

Den 7.

Wie werde ich, was ich heute erlebt, in Worte abfaſſen können? — Gegen Abend ging ich in die dichten Gebüſche hinaus; ein Stengel Maiblümchen, den ich an einer einſamen Stelle fand, verleitete mich, deren mehre zu ſuchen. Dieſe lieben weißen Glöckchen läuten nur im hohen Dome des Waldes — der Frühlingshimmel zieht mit ihrem Athem in das Herz. Es war ſo duftig, ſo ſtill um mich her! Ich ſummte in Gedanken: „Der Sonne letzter Strahl hing röthlich noch am Haine" — ich dachte: wenn der Baron mir hier begegnete: in meiner Bruſt pochte es gewaltig — woher kommt ſolche Ahnung? und als ich aufſah — ein wonniger Schrecken durchbebte mich — ſah ich ihn, ihn ſelbſt! leibhaft auf einem Baumſturz ſitzen. Seine Stellung war ſehr vertieft. An die Wahrhaftigkeit dieſer Erſcheinung zu glauben, wagte ich nur ſcheu; aber ſein Blick, da er mich gewahr ward, war ein Blitz aus dem Feuerrohr, der mein Herz traf. —

„Helene!“ rief er, mit einer Stimme, welche ewig, ewig! in mir nachhallen wird, „Sie hier?“ Es war das erſte Mal, daß er meinen Namen ausſprach, und mit Entzücken hörte ich mich von ihm genannt.

„Sie ſendet Gott! Sie finden mich traurig“ — ſetzte er gefaßter hinzu. Was ich geantwortet, weiß ich wahrlich nicht. Der Baron ſagte nun, daß er ſeit einigen Tagen durch das Hochholz geſtreift ſei, um ein zartes Stück Wild für meine Kranke (er meinte Frau Simonis) aufzutreiben. Dabei öffnete er die Jagdtaſche und ließ mich ein junges Haſelhuhn ſehen, was ſeine Bereitwilligkeit für mich davon getragen. Aber — etwas Anderes hatte er noch gefunden, was ihm das Herz ſchwer gemacht zu haben ſchien.

„Im dichteſten Buſch,“ erzählte der Baron, „lag, in ſich geſchmiegt, die ärmliche Geſtalt eines Mannes, den ich ſchlafend wähnte. Sein Arm war ausgeſtreckt auf dem Raſen, und als ich mich näher zu ihm herniederbeugte, ſah ich, der Mann war todt. Ich dachte, es könnte wohl nur ein krampfhafter Zuſtand ſein und öffnete die halbgeſchloſſene Hand, welche dies rare Goldſtück feſthielt, was in ein abgeriſſenes Papier gewickelt war. Längſt habe ich nach dieſer ſeltenen Schaumünze getrachtet; jetzt reichte ſie mir dieſer Todte dar, als ſollte ich ſie für meine Bemühung um ſeinen Leichnam entgegennehmen. Ich wüßte nicht, was mich jemals ähnlich ſo gerührt hätte!“

Und als der Baron dies ſprach, zeigte er mir in ſeiner flachen Hand mein Goldſtück, funkelnd in der Abendſonne, meines! mit dem Raben und dem Ringe, das ich Felicitas gegeben. „Dies nahm ich nun an mich,“ ſetzte er hinzu, „auf daß es nicht in unrechte Hände käme, und wenn der wahre Eigenthümer ſich findet, hoffe ich, mich mit ihm über den Beſitz vereinigen zu können.“ —

Mit welch' unſäglichem Gefühl vernahm ich dieſe Worte! Ich ſchwieg und ſah das Goldſtück als ein Pfand an, daß ich meinen Werth wie meine Treue als ſein eigen betrachten dürfte. Wie prägt die Liebe doch Alles und Jedes im Glanze der Hoffnung aus! auch das Unrechte? Nein, nein! —

Den Jäger hatte der Baron vorausgeſandt, auf daß die nöthigen Maßregeln alsbald zu nehmen wären. Der Verſtorbene lag noch auf dem Gebiete des Grafen und wird wahrſcheinlich auf dieſer Stelle begraben werden, weil es unzweifelhaft ein Jude war.

„So einſam zu ſterben!“ ſagte ich mit Wehmuth.

„Der Geiſt des Frühlings hat dieſe müden Augen zugedrückt,“ antwortete der Baron; „nie ſah ich ein zufriedeneres Geſicht, als dies entſeelte, auch kein lieblicheres Plätzchen zur letzten Ruhe. Die Vögel ſangen auf den Zweigen. Iſt dieſer Arme verachtet geweſen von den Menſchen, war ſein Leben hart, ſo ſegnete ihn dafür die Natur mit einem ſanften, ſüßen Tode!“

Es war eine Trauer, eine Weichheit in dem Weſen des Barons, welche jener Anblick erregt haben mochte, was für ein menſchliches Gefühl ſpricht. O, er iſt ein kindlicher Menſch! Von trüben Erinnerungen ſagte er, wie mir däucht, die dort, wo er jenen ſtillen Mann gefunden, in ihm wach geworden wären. Was mag er doch zu verſchmerzen haben?

Wir gingen traulich, doch ziemlich ernſt neben einander her. Ein Greis begegnete uns mit einem zarten Kindlein auf den Armen, deſſen blühendes Fleiſch kaum bedeckt war

Die kleinen, bloßen, bläulichen Füßchen ſchienen zu fröſteln. Der Alte redete den Baron, „Herr Förſter!“ an und bat ihn um eine Vergönnung.

„Der Förſter bin ich nicht, wenn auch ein Forſtmann“ — antwortete der Baron, „doch will ich Eure Bitte bevorworten.“

Das Kind jauchzte auf, als verſtände es dieſe Zuſage, und ſtreckte ſeine Aermchen nach mir aus.

Wäre er der Förſter, und ich wohnte mit ihm im Walde, im grünen Wald! die Welt vergäße ich rundum. Wäre er das Kind! ich verſenkte es in den Kern meines Herzens und erwärmte es an ſeiner Gluth. Wäre er der Greis! ich pflegte ſein, bis daß er ſtürbe, und ſtrömte die Kräfte meiner Seele für ihn aus; dann nähme er mich mit ſich, und ein verjüngtes Daſein gäbe uns endloſes Glück! —

Es war mir, als hätte ich geträumt, da ich nach Hauſe kam; vielleicht träume ich noch, oder ſchon wieder; denn die Buchſtaben verſchwimmen vor meinen Augen.

Den 8.

Eckardy hat geſchrieben. Die Gräfin kam ſelbſt und brachte uns Grüße von ihm, und ich freute mich ſeines freundlichen Andenkens. Sein Vater lebt noch, aber unwiederherſtellbar. Der Beſchreibung nach iſt der Zuſtand dieſer Krankheit furchtbar, zumal nächtlich. Der edle Sohn muß die Stütze der Familie ſein, die zerrütteten Güter in Ordnung bringen und der Vormund ſeiner Geſchwiſter werden. Seiner gekränkten Liebe iſt dieſe Genugthuung geworden. Dies ſagte Leonide mit dem Antheil der tiefſten Achtung. Von ſich ſchweigt er gänzlich; — doch bin ich wie von meinem Leben überzeugt, daß er dieſe ſchwere Pflicht aus all' ſeinen Kräften, mit aller Stärke einer tugendhaften Seele erfüllen wird. Wie Eckardy denkt und handelt, weiß ich ſtets, wenn ich auch nicht immer weiß, wie er fühlt.

Die Gräfin bat mich, ſie auf einem Spaziergange zu begleiten; ihre Gedanken verweilten noch bei jenem Briefe. Sie erzählte mir noch Mehres daraus. Eckardy habe eines älteſten Stiefſchweſterchens beſonders erwähnt, ſein inniges Wohlgefallen an dieſer liebenswürdigen und unverkünſtelten Natur geäußert, und nur bedauert, daß ſeine liebe Fanny einer beſſeren Sorgfalt für die Bildung ihres Herzens entbehre. — Dies iſt der einzige Vorwurf, den er der Gattin ſeines Vaters macht. Nicht anders habe er die jüngeren Geſchwiſter in mancher Beziehung verſäumt gefunden und deren Leitung übernommen.

„So werden wir den edlen Freund wohl nicht ſo bald wiederſehen“ — ſetzte die Gräfin traurig hinzu, „und auf längere Zeit, vielleicht niemals mehr. Seine kleine Fanny will ich zu mir nehmen. Wenn ich dadurch das, was Eckardy's treue Freundſchaft für mich und meinen Bruder gethan, in Etwas vergelten könnte, wie froh wäre dieſer Gedanke für mich! Auch wird der fröhliche Sinn eines ſo jugendlichen Geſchöpfes mich erheitern und mein oft ſo ſchweres Herz jenen kleinen Flattergeiſt bis zu einem gewiſſen Ernſte erziehen, der doch von Jedem, der da lebt, erfordert wird, auch von dem Glücklichſten.“

„Ein großes Glück für dieſes junge Mädchen!“ ſagte ich aufrichtig. „Der treffliche Eckardy verdient aber auch ſo warme Freunde, von denen er ſo lebhaft vermißt wird. Ein Glück, daß der Baron noch anweſend iſt.“ —

„Das wird auch nicht ewig mehr dauern,“ antwortete die Gräfin leichthin; „Falk ſpricht täglich von ſeiner nahen Abreiſe. Wir laſſen ihn nur nicht fort. Mein Bruder, in beſtändiger Angſt deßhalb, wünſcht, ſich ſeiner zu verſichern und ihn als Forſtmeiſter nach Grünhain — wenn der Alte nur abginge! — auch ſind die nöthigen Schritte bereits gethan. Dann aber wird er wahrſcheinlich — heirathen, und wir wären trotz dieſer Anſtellung von ihm getrennt.“

Der Boden wankte unter meinen Füßen, als Leonide dieſe gewichtigen Worte, niedergeſchlagenen Auges ſprach. Würde ſie mich nicht dabei angeſehen haben, wenn die Liebe des Barons — — o, das ſei ferne, daß ich daran noch dächte! So iſt er dennoch in einem Verhältniſſe? Ich hätte es ahnen können. Warum verneinſt du denn noch immer, thörichtes Herz? Die Gräfin ſagt nie eine Lüge. Ach! es iſt nur zu glaubhaft. —

Was ſie nun weiter ſprach? — Daß ſie vermuthlich nächſten Winter in der Reſidenz zubringen würden, um die erfahrenſten Aerzte in Rath zu nehmen; daß ihr Bruder, da der Bau des Städtchens ſo weit gefördert und das Nöthigſte gethan ſei — nun zunächſt an ſich denken müſſe, und wie der Wunſch der Geſundheit noch nie ſtärker in ihm aufgelebt, als in dieſem Frühjahre, wobei die hellen Thränen über ihre Wangen floſſen; — ich weiß es nicht mehr. Mir war, als wäre ich in eine Wüſte verſtoßen und empfände nur Schauer. Die Mutter fand mich bleich, als ich nach Hauſe kam; ich berührte das Eſſen nicht. Grünhain! ſchon dieſer Name iſt lieblich. Wie heilig-ſtill, wie paradieſiſch wird's dort ſein! Wer denkt dann noch an mich? — Wer wird ſich kümmern, daß ich allein bin? — Gott im Himmel, vergieb, vergieb mir!

Den 9.

Gute Felicitas, wie tröſte ich mich Deines Glückes, worauf ein Strahl der Hoffnung fällt! Wehe mir, wenn mein Herz betrübt und ſelbſtſüchtig jemals verlernte, Anderer Freude für mein eigenes Wohl zu halten! Manchmal — o, daß ich es ſagen muß — habe ich mich in der letzteren Zeit gleichgültig gefühlt gegen die ganze Welt. Das war nicht löblich von mir. Heute waren Maarbonn's bei uns, das erſtemal wieder auf einen Tag. Die Profeſſorin war erbitterter als je, ja man könnte ſagen erboßt Sie warf mit Worten um ſich, die wie Galläpfel den Ausdruck ihrer Geſinnung ſchwärzten. Jede Bemerkung war ein ſchielender Seitenblick auf das arme Mädchen. Ein immerwährender Widerſpruch gab eben nicht die angenehmſte Unterhaltung, zumal der Vater zum Schiedsrichter nicht geeignet iſt, indem er heftig ſtets Partei nimmt. Zuweilen trat ein ſo ſchwüles Schweigen ein, als würde der Sturm im nächſten Augenblicke losbrechen. Mir war in Gedanken, als ob nur der Wind ginge. Ich wußte, daß meine guten Eltern Willens wären, Felicitas einſtweilen hier zu behalten, bis eine Auskunft ſich für dies beklemmende Verhältniß gefunden hätte — wenn es zur Sprache käme.

Felicitas ſtand am Fenſter und zerpflückte ein welkes Blümlein; ihr ſanftes Geſicht ſah recht troſtlos aus. Der Strauß zwiſchen Mutter und Sohn mochte ihr wohl manchen Dorn in das Herz drücken. Da ſendet der Graf, wie gewöhnlich, die Hamburger Zeitungen herüber. Vielleicht um die peinliche Stille zu unterbrechen, las der Vater einige Artikel daraus laut vor. Unter Andern machte ein daſiger Banquier die Anzeige — und zwar auf die dringendſte Weiſe — von dem Verluſte einiger Papiere, in engliſcher Sprache abgefaßt, deren hauptſächlicher Inhalt in einem förmlichen Empfangſcheine über ein anvertrautes Depot beſtehe. Für die Intereſſenten ſei dies Papier von überaus höchſter Wichtigkeit, doch von perſönlicher nur, und außer der Summe, womit es dem ehrlichen Finder aufgewogen werden ſolle, deren Anſehnlichkeit den Werth des verlorenen Documents außer allen Zweifel ſtellte, könne es für Niemand irgend von Nutzen ſein. In dieſer Anzeige kamen, vermuthlich zu näherer Weiſung, die Namen „John Smith“ und „Miſtreß Ellenor Smith“ vor.

„Wie war das?“ fragte Felicitas mit gebundenem Athem. Sie hatte geſpannt zugehört, obgleich ſie zerſtreut ſchien. Der Vater aber gab ihr keine Antwort und las weiter. Da zieht Felicitas aus ihrem Buſen ein kleines, dünnes Päckchen und legt es zitternd dem Vater auf das Zeitungsblatt, indem ſie ſagt: „Ich glaube, es iſt gefunden.“

Schon wollte mein Vater dieſe Störung ſeiner Aufmerkſamkeit bei Seite ſchieben, als er jene leiſen Worte vernahm. „Wie? was?“ fragte er ein wenig barſch. „Was ſpricht die Kleine?“ Er mochte es für einen unzeitigen Scherz halten. Doch als er haſtig das Papier entfaltete, in welchem Tone rief er aus: „Wahrhaftig in Gott! ſo iſt es! Kind, wie kommſt Du zu dieſem Funde?“

Alles ſtürzte herbei. Und nun erzählte Felicitas, unſäglich bedrängt, eine Begebenheit, die ſo ſeltſam als rührend lautete und dennoch — darauf kenne ich ſie — wörtlich wahr iſt. Von Levi Aſcher, dem jüdiſchen Trödler, hat Felicitas dieſe Papiere empfangen, der ſie ihr aus Gutmüthigkeit überlaſſen, gegen eine unverhältnißmäßige Belohnung, wie ſie ſagte, wobei ſie mich erröthend anblickte. Und dieſer arme, treue Jude iſt kein anderer, als der, den der Baron im Walde gefunden, mein Goldſtück in der ſtarren Hand. —

Welche wunderbare Verkettung! Wie hängt doch Alles ſo einzig, ſo unauflösbar zuſammen! — Die Freude meines gütigen Vaters könnte ich nicht beſchreiben; weich und reizbar, wie er iſt, floſſen ihm die Augen über. Feſt drückte er Felicitas an ſeine Bruſt und ſprach: „Sieh, Mädchen, Gott ſorgt! Der Segen des Vaters iſt ein Pfund, das nicht vergraben wird unter dem Schutte. Das hier wird Dir ein hübſches Pfund einbringen. Zur Stunde ſchreibe ich an den Banquier, und trifft die Antwort ein, wie zu erwarten, ſo reiſe ich ſelbſt mit Dir nach Hamburg. Eine Zerſtreuung dürfte Dir nöthig ſein."

Felix gefiel mir ſehr. Er benahm ſich ſo zart, ſo ſicher, daß Felicitas gewiß ſein durfte, wie kein Glück ihr, die ihm ſo lieb und theuer iſt, einen Vorzug geben könne in ſeinen Augen. Sein frohes Erſtaunen war nur eine Freude mehr und hatte durchaus nichts von dem anmaßenden Gefühle, anders, als durch den reinſten Antheil, bei dieſer überraſchenden Sache betheiligt zu ſein.

Dagegen ſeine Mutter — wie häßlich macht doch jeder Anſchein von Eigennutz! — Liebe, die nichts für ſich begehrt, die nur lieben will, iſt doch das Köſtlichſte im Himmel wie auf Erden. Wen Geld glücklich machen könnte, der wäre arm, ob er auch reich würde; dennoch kann die Ausſteuer, welche der ſonderbare Zufall der armen Felicitas giebt, ihren Wünſchen den Ausſchlag geben. — Die Schätze beider Indien würden die Leere meines Herzens nicht ausfüllen, noch ſonſt ein dürftiger Beſitz. Und doch, wie reich, wie überreich macht mich *ein* Goldſtück nur! von einer lieben Hand verwahrt, unbewußt um meinetwillen. Als ich es darin glänzen ſah, dachte ich mit Wärme, wie mir das Herz entwendet worden im Fluge und *für ewig*, oder das Zeichen müßte trügen.

Den 10.

Meine Mutter ſchrieb den ganzen langen Morgen. Sie hatte ſich eingeſchloſſen. Warum beunruhigte mich dies nur ſo ſehr? Während dieſer Stunden, in denen ich die Mutter ſchreibend wußte, ſtand ich eine Angſt aus, als würde mir das Todesurtheil geſchrieben. Dies iſt die Wirkung der ſträflichen Leidenſchaft, die ich den beſten Eltern verheimliche; aber reumüthig, daß ich es bisher gethan, will ich mich ihnen nächſtens in die treuen Arme werfen und all' mein Leid bekennen. Und wenn ich zu meinem Vater ſage: „Gott helfe mir! ich kann nicht anders" — dann wird er an die Wahrheit meines Herzens glauben und mich für keine Thörin halten.

So viel ich weiß, iſt kein Brief abgegangen. — Bei Tiſche kam die gute Mutter mir erſchöpft vor. Sie aß faſt gar nicht. Ihr Blick, der ſeit einiger Zeit oft in ſichtlicher Bekümmerniß auf mir verweilt, glänzte ſanft, ſo oft er mich anſah. Mein Vater iſt ſchon mehr auf der Hamburger Reiſe, als zu Hauſe. Er hat nichts im Sinne, als Felix und Felicitas — und Felicitas und Felix. In Gedanken baut er ihnen das Glück der Zukunft und hat alle Hände voll zu thun. Wird dieſer herzensgute Vater einen Stein auf ſeine Tochter werfen? — Daneben möchte nur gleich ein Erſatz für mich da ſein. Ein Erſatz! als ob dieſe Wendung der Dinge eine leere Stelle in mir ließe. Von Erſatz kann nicht die Rede ſein, vielmehr von einem erfüllten Wunſche des aufrichtigſten Wohlmeinens. Aber etwas Banges ſteht mir unzweifelhaft bevor; ich athme allzu beklommen. Mir ſchwillt das Herz in meiner Bruſt, und an ſeinen Schlagen fühle ich, wie es immer näher und näher auf mich eindringt. Dies iſt die innere Fluth, die unentrinnbare. Wo iſt der Nachen, der mich ſicher an das Ufer trägt? — So iſt denn auch das Reinſte nicht ohne einen bittern Tropfen? Felicitas geſtand mir mit einem Anfluge von Traurigkeit, wie es ihr ein Scrupel ſei, durch eine Unrechtmäßigkeit zu gewinnen. Ich war mir nicht klar und ſagte demnach halb im Scherz: „So willſt Du wohl gar die auszuzahlende Summe den Armen der jüdiſchen Gemeinde überweiſen, im Fall Dein armer Freund Levi, der nun ausgetrödelt hat, keine Anverwandte mehr hätte."

„In der That, Helene, das möchte ich am liebſten," verſicherte mir Felicitas ernſthaft und ſetzte hinzu: „Nur das darf mein ſein, daß durch mich ein beängſtigender Verluſt aufgehoben würde."

Jetzt trat mein guter Vater zu uns heran, und ich theilte ihm das zarte Bedenken mit, womit Felicitas ſich quälte. Er ſagte: „Sehr richtig, Mädchen, hältſt Du Dich für ein Werkzeug der Vorſehung, welche, in ſo weit menſchlicher Weiſe abzuſehen, jenem Bruder Liederlich, von deſſen Brüderſchaft die Welt wimmelt, dies werthvolle Papier hat entziehen wollen, weil jene leichte Hand eine Gabe von ſolcher Wichtigkeit nur verſchleudert hätte. Nur ein Schatten der göttlichen

Gerechtigkeit iſt die der Menſchen, und es giebt Fälle, wo das anſcheinend höchſte Recht das größte Unrecht wäre.“

Meine Mutter war entſchieden dafür, daß Felicitas nun bei uns bliebe, weil ihr Verhältniß, trotz dem, daß die Profeſſorin ihre Genehmigung noch vorenthält — als ein bräutliches zu betrachten wäre. Willig brachte Felix der Schicklichkeit und mehr noch der Ruhe des geliebten Mädchens das Opfer der Entbehrung; nur ihr Quälgeiſt entſchloß ſich ungern, Felicitas zu entlaſſen. Morgen kommt ſie zu uns und wird in meinem Zimmer wohnen und ſchlafen. Die Mutter will auch dies. —

Dann ſchreibe ich nicht eher ein, bis ich wieder allein bin. Das Geheimniß meines Tagebuchs gebe ich nicht preis — um keinen.

Helenens Mutter an den Vater.

Vergieb, mein guter Mann, wenn ich Dir ſchriftlich ſage, was zwiſchen uns zur Sprache kommen muß, weil es einen Gegenſtand betrifft, der uns Beide gleich nahe angeht und über den wir im allerinnigſten Intereſſe ſo vollkommen einig ſind, daß wir uns deßhalb nicht verſtändigen dürften, wenn es nicht auf Deine Anſicht insbeſondere dabei ankäme.

Du weißt nun, daß ich hiermit nichts Geringeres meinen kann, als das Glück unſeres einzigen Kindes. — Da Du hinlänglich in Anſpruch genommen wirſt von der Laſt des Amtes und mancher drückenden Geſchäfte, ſo würde die

Mutter Deiner Helene die Sorge für ihr Wohl allein tragen, wenn es länger zuläſſig wäre und ich nicht für meine Pflicht hielte, Dir mitzutheilen, was mir lange ſchon ſchwer auf dem Herzen liegt. Du kennſt nun meine Weiſe, beſtes Herz, und wie ich keine Freundin von mündlichen Erörterungen bin, in welche ſich nur gar zu leicht jene ſtörende Heftigkeit miſcht, die nicht genug vermieden werden kann, wenn man das Rechte und Reinſte klar erkennen will. Der Hauch eines Wortes reicht oft hin, den Spiegel unſeres Geiſtes zu trüben. Alſo nimm freundlich, und ich bitte Dich ſehr, Du Lieber, nimm ruhig dies Blatt zur Hand und lies es achtſam — dann entſcheide.

Seit geraumer Zeit iſt mir der Gedanke aufgegangen, daß Helene eine ſtille Neigung gefaßt hätte für den liebenswerthen Baron Falk, den Gaſtfreund unſerer verehrten Herrſchaft. Ich glaube, vollen Grund zu dieſer Wahrnehmung zu haben und würde um Alles in der Welt Dich bloß durch einen mütterlichen Verdacht weder beunruhigen wollen, noch eine Behauptung aufſtellen, auf der vielleicht das ganze Lebensglück meines theuern Kindes beruht. Auch hielt ich es anfänglich nur für ein flüchtiges Gefühl, was mit der Erſcheinung des Barons vorübergehen werde. Wie manche Liebe iſt und bleibt nichts, als eine ſchnelle Täuſchung; ein verſchönernder Traum, daran man ſich in aller Ruhe erinnert; ein Glück, deſſen man ſich nicht bewußt iſt, weil es ſonſt zum Unglück werden würde. Von dieſer vergänglichen Art ſcheint die Liebe unſerer Tochter nicht zu ſein; Helenens ganzes Weſen iſt davon erfüllt und umgewandelt. Und wenn ich bedenke, wie ihr ſchuldloſes Leben kein einzig Beiſpiel zeigt, daß Helene in der Wärme irgend einer Empfindung jemals verkühlt wäre; wenn Du annimmſt, wie feſt jede zarte Neigung mit ihrem Herzen verwächſt und wie tief das einmal Aufgefaßte in ihrem regen Geiſte wurzelt: dann, mein liebſter Freund, kann ich mich eines Seufzers nicht enthalten und bekümmernder Ahnungen, die Du zwiſchen dieſen Zeilen lieſeſt, obgleich ich ſie mit unſichtbarer Tinte ſchreibe. —

Hoffe nicht, daß ich mich irre! Wie ſo Manches eine Frau auch vergißt, wenn die Tage kommen, von denen es heißt, ſie gefallen uns nicht; die Liebe verlernt ſich nimmer, zumal wenn ein treues Herz in ihrer Uebung geblieben. Das iſt das A und das O unſeres kindlichen Geſchlechts, das Hauptſtück unſerer Religion. Wenn ich mich daher im Stillen frage: „Was iſt das?“ dann kann ich es mir an den Fingern herſagen, was dem lieben Kinde fehlt. Ich habe Helene erröthen und erblaſſen ſehen, und ein paar Minuten ſpäter erſchien unvermuthet der Baron. Ihr Geſicht iſt der Wiederſchein ſeiner Nähe, der Pulsſchlag ihres Herzens bewegt ſich mit ihm. Was ich ihr auftrage, verrichtet ſie zwar pünktlich, aber ſo mechaniſch, als ob eine Stahlfeder der Antrieb dazu wäre. —

Ach, wie harmlos war ſonſt dieſe Seele! Das iſt Helene nicht mehr. Jetzt iſt ſie ſtill und oftmals traurig; kein Laut von Witz kommt über ihre Lippen, von denen das Lächeln der Fröhlichkeit faſt ganz verſchwunden iſt, kein luſtiger Einfall ſteht ihr noch zu Gebote. Die Thränen ſind ihr nie weit, wie Frühlingsſchauer. Wie freute ich mich ſonſt an dem leichten Schweben ihres Ganges! Solch ein Gang iſt das Flügelkleid des kindlichen Frohſinns; ein Mädchen zieht es aus, ſobald es die Liebe anzieht. Jetzt ſchleicht ſie wie ein altes Mütterchen einher und ſpielt mit Blumen ſo läſſig, wie ein krankes Kind. Wie ſo manchmal betäubte mich ihre rauſchende Muſik; jetzt beſtäuben die Noten, Helene macht kein Geräuſch mehr irgend womit. Stundenlang ſitzt ſie unbeſchäftigt, während ihr Herz ſich in nutzloſen Träumereien abmüdet. Dagegen höre ich bisweilen Gedanken aus ihr heraus, die bis dahin geſchlummert haben, feſt und tief wie im Schoße der Felſen. Von demjenigen, deſſen Echo ſie geworden, ſchweigt ſie jedoch, und dies, mein Freund — aufrichtig geſtanden — gefällt mir nicht. Dies iſt kein gutes Zeichen. —

Ich liebe es zwar nicht, viel von Liebe zu ſprechen, weil es oftmals Schaden ſtiftet, wenn auch Heirathen — ſelbſt dann! und weil es auch in dieſem beſten Falle der Zartheit des allerinnigſten Beſitzes etwas benimmt. — Sobald der Mund überfließt, wovon das Herz voll iſt, wird der Geiſt einer Empfindung verflüchtiget, die nur, eingeſchloſſen ins tiefſte Herz, ihre Kraft bewahrt. Auch weiche ich gern, Du weißt es, Lieber, dem Vertrauen aus, was ich ohne Verantwortlichkeit nicht aufnehmen könnte. Vor allen Dingen meide ich, mich in verſchwiegene Heimlichkeit zu mengen, es wäre denn, daß ich mich, ſo wie hier, in Gottes Namen dazu berufen wüßte. — Selbſt bevorzugt durch unverdiente Gnade des Himmels, durch den beſten der Männer, den ich mir aus wahrer Liebe genommen — möchte ich meine Tochter gern ſo glücklich ſehen, als ihre Mutter, und ich kann nichts, als dieſen heißen Wunſch an Dein Vaterherz legen und darauf bedacht ſein, daß wir als die treueſten Freunde unſeres Kindes jenen leidenden Zuſtand Helenens möglicherweiſe zur Abhülfe bringen.

Ich weiß, was Du mir einwenden könnteſt, theurer Mann. Wir kennen weder den Charakter des Barons genau, noch daß wir etwas Näheres wüßten von ſeinen Verhältniſſen, ſeinen Ausſichten für die Zukunft. Nur die Freundſchaft unſeres vortrefflichen Gutsherrn bürgt uns für den Edelſinn des Freundes, deſſen Lebensplan — einigen Andeutungen der Gräfin Leonide nach zu ſchließen — mit dem ihres Bruders auch forthin in Beziehung ſtehen wird. Dies würde nicht der Fall ſein, wenn Baron Falk nicht zuverläſſig wäre. Auch denke ich, ein Herz wie Helenens, lauter und rein, darf dem Gefühle der Liebe trauen für einen Mann, von dem ſchlecht zu denken wir überall keine Urſache haben. Dies Gefühl wäre denn aber auch die einzige Lebensverſicherung für unſerer Tochter Herz; denn wir wiſſen eben ſo wenig, ob der Gegenſtand dieſer zärtlichen Zuneigung fähig ſei, ſie zu erwiedern mit redlichem Gemüthe. — Und ſo glaube ich, daß Helenens leidenſchaftliche Unruhe nur von dieſem Zweifel herrührt, und ob ihre Liebe von Gott und uns begünſtiget werden möge. Dies iſt vielleicht der alleinige Grund, warum Helene ſo lange geſchwiegen.

Ich weiß, geliebter Mann, wie ſehr Du gegen ungleiche Verbindungen biſt; ich kenne Deinen Widerwillen gegen die Vorſtellung, daß wir uns hochmüthig zu verſteigen gedächten. Am Ende aber erniedriget nur die Selbſtſucht, ſo daß gerechter Tadel auf uns fallen würde, wenn wir dächten, das Wohl eines guten, folgſamen Kindes ſolcher Abneigung opfern zu dürfen. —

Bedenke aber, daß die paſſendſte Heirath ohne Liebe ein Uebelſtand ſei, und daß es ein höchſt ſeltenes Glück iſt, wenn Liebe und Umſtände zuſammentreffen. — Auf die Spitze dieſer Hoffnung wollen wir das Schickſal Helenens nicht ſetzen. —

Du wirſt nun wiſſen, was hiebei zu thun ſei; ich weiß nur, was ich zu laſſen habe. Denn eine Frau kann und darf ſich doch nie anders als leidſam verhalten, wenn ihr Wille in dem Willen ihres Mannes ruht, und wenn ihre Geſinnung die Achtung vor ſeiner Handlungsweiſe beweiſen ſoll, die ſie ihm ſchuldig iſt. Wolle nur *der Mutter* die Bitte zu Gute halten, Du Beſter, mit der ſie Dich anfleht, zu erwägen, wie Tauſende meines ſchwachen Geſchlechts nur deßhalb zu Grunde gingen, weil die Eltern Zeitliches für den weſentlichſten Beſtandtheil des Ehebandes hielten und die Stärke eines Gefühls mißkannten, welches in den weichſten Seelen am ſtärkſten iſt. Auch hängt unſere Seligkeit davon ab. Ich ſage nicht zu viel, indem ich dies verſichere. Eine Ehe ohne Liebe iſt eine lebenslange Lüge. — Wahrheit beſteht nur allein vor Gott. Liebe iſt die Grundbedingung jeder weiblichen Tugend, und die Welt wird ſtets ſo viel trefflicher Frauen entbehren, als ihr *liebende* Weiber fehlen. Daß ich es ſagen muß! der Mann, den wir nicht liebten, wäre vergebens für uns ein Engel, und hätten wir den Himmel auf Erden, wir würden ihn nur für eine etwas kühlere Hölle halten. Weder Gelehrſamkeit, noch Weisheit eines Mannes würde uns eines Beſſeren belehren. Erinnere Dich, daß eine arme Hirtin den König Salomo verachtete, weil ihre Liebe auf ihrer Trift war, und dieſer Grund iſt triftig geblieben bis auf den heutigen Tag.

Guter van Aelſt, geliebteſter Mann! Du, mein Tröſter und mein Freund! zürne unſerer Helene nicht, wenn ihr liebſter Wunſch nicht nach Deinem Sinne wäre und uns Kummer verurſachen ſollte! — Sammle die Erinnerungen an unſere Jugend und gieb der Tochter, die ich Dir, ſo Gott will! zur Freude geboren und erzogen, Deine Verzeihung und — wenn es ſein kann — Deinen Segen! — Sollten ſich jedoch Hinderniſſe herausſtellen, die nicht zu beſeitigen wären, dann reiche ihr zum Troſte Deine väterliche Hand und nimm Helene vorerſt mit nach Hamburg. Ja, in dieſem Falle könnte ich mich ſelbſt entſchließen, mit ihr nach Lyon zu reiſen; denn kein Augenblick iſt zu verlieren, wo nichts als Herzeleid gewonnen werden kann. Eine hoffnungsloſe Liebe iſt die traurigſte Verbannung. Da ich noch ein kleines Mädchen war, las ich mit Wehmuth das Mährchen vom verſtoßenen Kinde, welches immer wieder heimkehrt. Das iſt die Liebe ohne Hoffnung, ohne Nahrung, und ihre Heimath iſt das eigene Herz.

Meine Thränen fallen auf dieſes Blatt und löſchen die Schriftzüge aus — erkennſt Du aber in dieſem Briefe einen Zug meines innigen Vertrauens zu Dir, iſt es der Mutter gelungen, Dich zu bewegen, dann verliſcht die Freude darüber erſt mit meinem Leben. Ewig

Deine treue Sophie.

Einige Tage, nachdem dieſer Brief geſchrieben worden war, erging vom Schloſſe aus eine Einladung an die Familie van Aelſt zu der längſt beſprochenen Partie nach dem „grauen Kloſter.“ So hießen die Trümmer, welche unter Felſen einen romantiſchen Anblick gewährten und durch die reizendſte Lage ſehenswürdig waren. Schon der Weg dahin lohnte dem Freunde der Natur mit ſteigendem Entzücken. Von dem Propſte war zuerſt der Wunſch ausgegangen, dieſen einſamen Ort zu beſuchen; um ſo weniger konnte er dieſe gefällige Aufforderung nunmehr ablehnen, obgleich Helenens Vater dies am liebſten gewollt hätte. —

Um die zehnte Morgenſtunde kam Felix ohne ſeine Mutter, mit der er ſich abermals erzürnt hatte. Er bezeigte Luſt, dieſe Partie mitmachen zu dürfen, und der Propſt nahm Hut und Stock, und ging, den Grafen zu ſprechen — wie Helene meinte, dieſer Erlaubniß wegen, um die ihr Vater ihn erſuchen wolle. Allein ſchon geſtern und vorgeſtern war er an dieſer Abſicht verhindert worden. —

Die Herrſchaft wäre im Garten, ſagte man dem Propſte; doch dieſer fand daſelbſt nur den Gärtner, der auf dem Piedeſtal einer marmornen Fortuna einen Roſenſtock aufſtellte, welcher bei der friſchen Jugend des Frühlings bereits in voller Pracht und Blüthe ſtand, da doch die Roſe, als das Höchſte im Reiche der Blumen, ihre ſchönſte Zeit beſchließt.

Der Propſt konnte nicht umhin, ſeine Freude über dieſen lieblichen Anblick zu äußern. Er blieb noch ſtehen in tiefen Gedanken, als der geſprächige Gärtner abgerufen worden war. Sein innerer Blick verſenkte ſich in das Standbild des flüchtigen Glückes, in die vergängliche Schönheit der Blumen; Natur und Kunſt hauchten ihn mit ſanftem Odem an, aber ein trauriges Gefühl beſchlich den ernſten Mann im Schatten der Gebüſche. So hatte er in tiefem Sinnen keinen annähernden Schritt vernommen, als Jemand ſeinen Arm berührte, und der Propſt erröthete vor Ueberraſchung, da er den Baron wie gerufen an ſeiner Seite ſah.

„Ach, ſieh da, Herr Propſt van Aelſt!“ ſagte der Baron mit dem Ausdrucke freundlicher Verwunderung, „Sie ſind es, der mich ſprechen will? Man rief mich ab, als ich eben im Begriffe war, meinen Freund nach dem Forſthauſe zu begleiten.

„Dies wird ein Irrthum ſein, Herr Baron!“ antwortete der Angeredete mit entſchloſſener Stimme; „und doch iſt in dieſem Irrthum, wie in jedem, Wahrheit. Schon längſt war es mein Wunſch, ein Wort allein mit Ihnen — und der Zufall hat den kleinen Boten richtig angewieſen.“

Der Baron ſchien hierüber betroffen; doch drückte er mit einer anmuthigen Beugung ſeines Hauptes die willige Geneigtheit aus, dem Propſte Rede zu ſtehen. Dieſer ſchwieg noch, und da dem jungen Manne die Stille der Erwartung peinlich ſein mochte, ſo — als wäre der fragliche Gegenſtand noch verſchiebbar — ſagte er: „Iſt dies nicht ein hübſcher Gedanke von dem Gärtner, dieſen Roſenſtock hier aufzuſtellen? Man wähnt ſich nach Päſtum verſetzt, ſo früh, ſo voll und ſchön iſt dieſe Centifolie.“

Der Propſt nickte und ſprach geſenkten Tones: „Jene claſſiſchen Roſen blühen nun wohl längſt nicht mehr; doch ſo lange die Welt beſteht, wird das ſchwebende Glück im Buſen der Menſchen — und dieſe heilige Stätte ſinkt endlich auch ein — ſeine Tempel finden. Ich dachte eben daran. Wer wüßte nicht, wie das Irdiſche von gar keinem Beſtand ſei? Und warum pflanzt man dennoch auf die Oberfläche und ſäet auf den Wind? Darum tröſte ſich jedes tiefe Gemüth: Der treuen Liebe Keim auf Erden wird dort erſt volle Blüthe werden — dort!“

Der Baron ſah in die blaue Ferne und ein Seufzer wehete von ſeinen Lippen. „Ich war Jüngling noch an Jahren,“ fuhr der Propſt nach einer Pauſe fort und ſeine Stimme bewegte ſich mehr und mehr, „als ein rührendes Bild ſich meinem Herzen unvertilgbar eingeprägt hat. Die Tochter eines allgemein verehrten Gelehrten ſtarb, und um ſeinen Verluſt unter einem ſanften Bilde zu ſehen, ließ er zu den Füßen ihres Sarges einen verwelkten Roſenſtock aufſtellen, mit der Inſchrift: Ich blühe wieder! — Jener Eindruck iſt mir geblieben. So oft ich ſeitdem nun eine Roſe blühen ſah, dachte ich an jenen väterlichen Schmerz, und ihr zarter Duft war mir ein Hauch ewigen Lebens." — —

Der Propſt ſchwieg abermals und ſein beklommener Zuhörer wagte nicht, dies beredtſame Schweigen zu unterbrechen. Dann ſagte der Erſtere hörbar gepreßt: „Vorhin ſprach ich den Gärtner; welche Freude äußerte der betriebſame Mann! Das iſt die pflegſame Freude eines Vaters an ſeinem wohlgezogenen Kinde. — Ich bin auch Vater einer Tochter, die mein Stolz und meine Freude iſt. Wenn Helene mir ſtürbe — von einer Krankheit hinweggerafft — ich würde dem Willen meines Gottes mein Liebſtes darbringen wie ein Chriſt. — Doch wenn der Gram wie ein heimlicher Wurm an dem Kerne ihres Lebens nagte, wenn ein Schmerz, der ſtärker wäre, als ein weiches Mädchen, dies Herz bräche, was uns betrübt" — — es war, als wollten bei dieſen Worten dem Vater Helenens Thränen hervorbrechen; der Propſt aber unterdrückte männlich ſein Gefühl, da er jetzt am wenigſten eine Schwäche hätte zeigen mögen vor dem, der wie ein demüthiger Client ihm gegenüberſtand. „Wie die liebe Sonne ſo hell und warm durch das dichte Laub ſcheint!" ſagte der Propſt, ſcheinbar wie nach abgebrochener Rede, und wiſchte ſich verſtohlen das Auge, als habe ſie ihn geblendet; „das Auge Gottes ſieht doch noch heller — das Herz mag noch ſo ſehr verwachſen ſein. Mein Herr Baron von Falk, wollten Sie mir wohl eine Frage aufrichtig beantworten?"

„Jede!" verſicherte Jener in dumpfer Ahnung: „mein

Herz ſoll Ihnen unverhüllt ſein.“ Er wußte ſchon, worauf es abgeſehen wäre.

„Nun, in Gottes Namen denn!“ ſprach der Propſt und trat erbleichend einen Schritt zurück, weil ihm zu Muthe war, als ſähe er das Schwert gezückt auf das Leben der unſchuldigen Helene, indem er ſagte: „Haben Sie — eine gewiſſe Neigung für mein Kind — was man eine wahrhafte Liebe nennt?“

Ein herbes Lächeln ſchwebte während eines zögernden Augenblicks auf den Lippen des Barons; dann erwiederte er heftig: „Wahrhaftig, ja, ich liebe Ihre Tochter Helene; doch haſſe ich mich, daß es mir nicht beſſer gelungen iſt, dies Gefühl zu beherrſchen. Nehmen Sie, edler, väterlicher Mann, der Sie mich freimüthig zurecht weiſen, dies zur Sühne an, wenn eine Leidenſchaft, die ich vergebens zu unterdrücken ſtrebte, Sie beunruhiget haben ſollte. Ich muß meinem Glücke fern bleiben, und ſo will ich es demnach.“

Der Propſt würde dieſe Verſicherung bezweifelt haben, wenn er nicht den tiefſten Schmerz aus ihr herausgehört hätte. Wahrheit und Liebe haben unverkennbar ihren eigenſten Ton, und der Propſt war ohne Weiteres überzeugt, daß Falk es ehrlich meine.

„Wie ſagen Sie?“ fragte er, ſichtlich aufathmend. „Kein Menſch muß müſſen — ſagt Jemand, der viel Wahres ſagte; warum müßten Sie denn, lieber, junger Mann? Sie ſcheinen doch ſo weit ganz unabhängig zu ſein. Oder ſollten die Ketten alter Vorurtheile Sie abhalten? Sie ſind ein Edelmann aus altem Geſchlechte, ich weiß, und alte Liebe roſtet nicht. — Es mag Ihnen für einen Beweis meiner Hochachtung gelten, Herr Baron, daß ich dies als ein Hinderniß gegen Sie in Anregung bringe, das wohl mehr eins für mich wäre, wenn Sie mir irgend einiges Zartgefühl zutrauen.“

„Nein, nein!“ rief der Baron leidenſchaftlich; „keine Feſſel aus dem Ahnenſaale zwänge mich, ein Thor zu ſein. Ich wäre frei und nun — der glückſeligſte aller Menſchen, wenn ich mich in jugendlichem Leichtſinn nicht ſelbſt gebunden hätte. Ich will Ihnen unumwunden mein Geſtändniß ablegen und Ihrem eigenen Urtheil mein Schickſal überlaſſen. Sie ſollen wiſſen, was mich von hinnen treibt, hierher — dorthin — und was mich nichts ſo ſehr fürchten läßt, als das, was früher das Ziel meiner liebſten Wünſche war.“

Der Propſt glaubte jetzt ſchon. Er zog den Baron auf eine nahe Bank, weil es ſitzend ſich ruhiger redet und weil der aufgeregte Zuſtand des Letzteren keine Steigerung zuließ.

„Erholen Sie Sich erſt!“ bat der Propſt in geiſtlich-beſchwichtigender Weiſe und legte ſeine Hand auf den Arm des jungen Mannes, den er ſeiner Empfindung nach — wenn auch nicht der Form nach — als ſeinen Schwiegerſohn betrachtete, wie wenn er den Kampf der Gefühle niederhalten wolle. „Erholen?“ fragte der Baron faſt wild. „O mein Gott, hören Sie nur erſt! — Mein Daſein iſt aus einer Quelle des Unglücks gefloſſen, und nur an trübe Dinge kann ich zurückdenken. Erlaſſen Sie mir daher, das, was nun ſtill geworden iſt, aufzuwühlen, und Ihnen den jammervollen Grund davon zu offenbaren. Ich ward früh verwaiſt. Wohl mir, daß ich das bittere Geſchick meiner Kindheit nicht kannte! Doch manch ein rührendes, verehrtes Bild zärtlicher Obhut ſchwebt mir wie aus weiter Ferne vor der Seele. — Noch war es unentſchieden, ob ich mich dem Forſtfache widmen würde, wozu ich mir Vorkenntniſſe erworben, oder ob ich nicht lieber in das Militair eintreten möchte, für das ich Neigung hatte — als mein Vormund für gut fand, daß ich mich noch einige Jahre in der Hauptſtadt akademiſch ausbilden ſolle, um meine Entſchließung alsdann befeſtigen zu können. Er ordnete mir einen Mentor zu, der bei beſſerer Geſundheit ganz geeignet geweſen wäre, ein trefflicher Führer zu ſein. So aber war er kränklich und nur wie eine Wolke, die meinem Jugendfeuer voranzog. — Ich hatte den guten Günther, der an der Auszehrung litt, recht von Herzen lieb, und ſo konnte ich ihn, wenn er ſo ängſtlich hüſtelte, unmöglich verlaſſen, um meinem Vergnügen nachzugehen. Sein einziger Umgang war ein ausgezeichneter Botaniker, der als Privatmann ſehr ſtill und eingezogen lebte, ſchlechtweg Herr Schütz genannt. Dieſer titelloſe Freund beſaß einen großen Garten in der äußerſten Vorſtadt und wohnte daſelbſt mit ſeiner Tochter im Sommer und Winter. Dorthin nahm Günther mich bisweilen mit, und da Schütz einen aufgeſchloſſenen Sinn für die Pflanzenkunde an mir bemerkte — und wirklich liebte ich von jeher dieſe anziehende Wiſſenſchaft, welche vielleicht tiefer als jede andere in das Herz der Natur eindringt — ſo gewann dies lebendige Intereſſe mir das ſeine. Liddy, ſein einziges Kind, war ein holdes Weſen, voll herzlicher Wärme, fremd in der ſie umgebenden Welt, wie die Blumen und Pflanzen ihres Vaters. Die Gewächſe wußte Liddy alle lateiniſch zu benennen, und dieſe unſchuldige Pedanterie ließ ihr ganz niedlich. — Da es ſich mit Günther's Befinden eher verſchlimmerte und das weite Gehen ihm beſchwerlich fiel, ſo zogen wir im nächſten Frühjahre hinaus auf den Garten des Herrn Schütz. Hier, in dieſer üppigen Stille, ganz auf uns ſelbſt beſchränkt, war das ausſchließende Gefühl ſo natürlich, das zwiſchen mir und Liddy entſtand. Unſer Verhältniß war ſo rein, ſo ruhig ſo innig; aber ach, wo ein Eden blüht, da iſt auch die Schlange nicht fern! — Günther's leidende Geſundheit machte weibliche Pflege nothwendig, ſeine Schweſter, ein älteres Mädchen, verbittert gegen alles Glück der Liebe, war unſer böſes Princip. Sie ſchlich ſich in Liddy's offnes Herz, in die Gunſt ihres argloſen Vaters, entdeckte ihm unſere Liebe und mit ſeinem Vertrauen war alles vorbei. Der alte Schütz, höchlich entrüſtet, ſagte mir, daß er ſeine Tochter nun und nimmermehr weder einem Edelmanne noch einem Officier geben würde, wozu er ſeine beſondern Gründe hätte, die er mir jedoch verſchweigen müſſe. Er bat mich, den Frieden ſeines Kindes nicht zu untergraben und Liddy's Glück ſeiner Vaterſorge nur immerhin allein zu überlaſſen.«

Hier nickte der Propſt bedeutend, als hätte jener alte Schütz den rechten Punkt getroffen. Der Baron erzählte mit einem tiefen Athemzuge weiter: »Mit aller Beredtſamkeit der Leidenſchaft ſuchte ich ihn von ſeinem Unrecht gegen uns zu überzeugen; ich nannte ſeine Anſicht ein gehäſſiges Vorurtheil, das in ſich ſelbſt nichtig ſei; er aber ſetzte mir die unerſchütterlichſte Ruhe entgegen, wie Jemand, der unter keiner Bedingung nachgäbe. Nun gut, ſagte er endlich, iſt der Wunſch, meine Tochter in einer bürgerlichen Sphäre verheirathet zu wiſſen, Ihnen anſtößig, da ich als Botaniker, als Vater, doch das rechte Gartenland für meine liebſte Blume kennen muß, ſo will ich das Feld für Ihren Wunſch, mein junger Freund, räumen. Aber in weitem Felde liegt er noch. Wir wollen daher einen Vergleich eingehen. Iſt meine Weigerung, wie Sie ſagen, ein Vorurtheil, ſo iſt es das der Erfahrung! Ich, für mein Theil halte Ihre Liebe für ein Vorurtheil des Herzens, das nicht gegen die Zeit aushält. Wohlan! in ſechs Jahren wird Liddy mündig.

Wenn Sie bis dahin niemand Anders geliebt haben, wenn meine Tochter — ich gebe Ihnen mein Wort, daß Liddy zu nichts gezwungen, oder beredet werden ſoll — Ihr Andenken unverbrüchlich bewahrt, ſo komme ich Ihnen mit meiner Einwilligung, und zwar voller Freuden, entgegen. Was wollte ich armer, ſterblicher Menſch gegen einen ſolchen Fond von Treue ausrichten? Aber — ſetzte er hinzu, ohne daß binnen dieſer Zeit ein Austauſch weder ſchriftlich noch mündlich zwiſchen Ihnen Statt finden dürfe. Dieſe Bedingung iſt unerläßlich. Ohne Abſchied — ohne Hoffnung, — ich ſtand ſelbſt verſteinert, wie vor einem Felſen. Liddy wird mich für ſchlecht halten, äußerte ich; worauf ihr Vater mir zur Antwort gab: O, das Herz iſt ein mächtiger Anwalt! ich werde einen Gruß an meine Tochter ſchon beſtellen, und daß Sie Sich ihr beſtens empfehlen ließen. Gott! Sie ſpotten mein — rief ich in ſchneidendem Schmerz, und was er in gelaſſenem Muth von mir forderte, und wie er es that, drang wie ein Schwert in meine Seele. Nein, verſicherte der alte Schütz mit vieler Gemüthlichkeit, ich achte Sie herzlich. Nur liebe ich es nicht, wenn ein ehrlicher Wille mit einer ſtrengen Pflicht dingt und handelt, und ſich zuvor noch eine Güte thun möchte, die oft genug ein Ablaß für die Sünde wird. Das Bittere muß in voller Schale genommen werden. — Wenn aber Ihrer Liddy das Herz bricht? fragte ich ihn vorwurfsvoll. Er lächelte, als wäre dies ſchwerlich zu befürchten, und ſprach, meine Liddy iſt in Gottes Händen, und nicht die wenigſten Leute ſterben, deren Liebe keine Probe beſtanden.«

»Ich kann Ihnen nicht ſagen, Baron,« konnte der Propſt ſich nicht länger enthalten, »wie ſehr ihr Prüfſtein mir gefällt. Dieſer Mann iſt ein echter Solitair, der, wie mir ſcheint, ſehr richtig reflectirt.“

„Genug,“ erwiederte Jener, „ich mußte mir die Zumuthung gefallen laſſen, ich mochte wollen oder nicht. Dem armen Günther drang ſein Gönner eine höchſt anſehnliche Summe auf, daß er in der milderen Luft des Südens ſein Heil verſuchen ſolle. Günther muß fort — raunte er mir in den letzten Augenblicken zu — Liddy möchte ihn ſonſt außerdem mit Fragen in Athem ſetzen, den er nicht überflüſſig hat. — Aber ich ermüde Sie, verehrter Freund, und bin vielleicht für ihre Zeit zu weitläufig geworden.“

„Keineswegs!“ verſicherte Helenens Vater, „fahren Sie ſo fort; ich bitte ſehr und folge Ihnen mit ausnehmendem Intereſſe.“

„Ach!“ hob der Erzähler mit einem Seufzer wieder an, „als ich nach dieſer Unterredung meine Sachen ſchleunigſt gepackt hatte und nun betäubt den Garten verließ, wie war mir da! Der Wind rauſchte in den Bäumen, ich warf noch einen Blick in mein verlorenes Paradies, und glaubte zu vergehen. Von den Stadtthürmen ſchlug es ſechs Uhr; nun iſt doch ſchon eine Stunde und vielleicht die ſchwerſte — von den bedungenen ſechs Jahren vorüber, dachte ich erleichtert; lächeln Sie nur, Herr Propſt!“

„Ich lächle nicht,“ antwortete dieſer, „das Herz, wo es in Liebe ſchlägt, verzählt ſich tauſendmal, wenn es auf ſich ſelbſt rechnet. Die Zeit ändert viel.“

„Auch mein Lebensplan war anders geworden“ — redete der Baron weiter. „Ich ging auf Reiſen; meine Liebe ging mit. Der botaniſche Garten war mir ins Herz gepflanzt, und Liddy's ſüßes Bild wurzelte tief in meiner Seele. Ich bemerkte kein ſchönes Mädchen und fürchtete nicht, daß mir ein Nebenbuhler ins Gehege kommen werde; denn Liddy's Vater verſtand es, ſich unzugänglich zu machen, und den Stillen gönnen, die das Geräuſch lieben, ihr Fürſichſein. Der alte Schütz ſtand im Geruch des Geizes; ich ſchämte mich, daß ich ihn deſſen hätte fähig halten können, ja, daß ich nur einen Augenblick lang gewähnt, er wolle den Nießbrauch von dem Vermögen ſeiner Tochter nicht verlieren. — Ein Jahr war vergangen, da wandelte mich die Sehnſucht an, Liddy unbemerkt einmal zu ſehen. Dies hatte ihr Vater mir nicht verboten. Es war im Herbſt. Als ein Fußgänger trat ich in einem Gaſthof der Vorſtadt ab, nicht weit von der Wohnung des Herrn Schütz. Sein Garten lag ſo ruhig da, mein Herz klopfte ungeſtüm gegen die Mauer — und ich ſtand lange unſchlüſſig draußen. Draußen! ein banges Wort — einen Fußtritt weiter, wäre ich in meinem alten Himmel geweſen. Das Mondlicht webte am Fenſter von Liddy's Schlafgemach, das Rouleau war niedergelaſſen, ein Schleier lag nächſtdem vor meinen Augen; doch auch nicht der Schatten eines lebendigen Weſens war ſichtbar. Jetzt ſchlurfte ein Gang heran, die Thür öffnete ſich, der alte, unbehülfliche Hausarzt — eine ſeltene Erſcheinung in dieſem Bezirke — trat heraus. Ein Augenblick war es, der mich Alles vergeſſen ließ, und worin ich doch an Alles dachte, ſogar an das ſchlechte Gedächtniß des Arztes für Namen und Perſonen, und wie zerſtreut er immer wäre. Guten Abend, Herr Doctor! Iſt Herr Schütz drinnen krank? Mit dieſer raſchen Frage vertrat ich ihm den Weg und ließ ihm nicht Zeit, ſich des Nähern auf mich zu beſinnen. Gewiß war meine Stimme ihm noch bekannt. Nein, nur ſeine Tochter, antwortete er unbefremdlich. Liddy? nur? erwiederte ich mit Beben, und dieſer Ton mochte ihm auffallen. Er hob das Geſicht in die Helle des Mondes, ohne mich zu erkennen, da ich im Dunkel ſtand und ſprach: „Es iſt ganz unbedeutend, ein wenig Katarrh, weiter nichts. Sie hat im Kränzchen getanzt, und ſich erkältet — die Kleine iſt kräftig, Extrat von einem Mädchen, das ſtirbt nicht gleich. Ihr Vater war ſonſt ſo ängſtlich nicht. — O! ich wußte wohl, warum er es geworden war! — Tanzen ließ der ſtrenge Mann ſein Kind? er geſtattete dies früher kaum einer Mücke mit Vergnügen. Liddy war alſo heiter, denn mit einem Herzen, ſtandhaft in Lieb' und Treu, ſchwebt man nicht in den Kreiſen der Geſellſchaft. Das Kränzchen, deſſen der Doctor erwähnte, hatte mir den Kranz der Erinnerung zerriſſen. Ich legte meine Segenswünſche für Liddy's Wohl an der Schwelle ihres väterlichen Gartens nieder, und — — das Herz war mir eben nicht leicht, als ich von dannen ging."

Der Propſt nickte bewegt und ſprach: „Das ſind die Inconſequenzen, die überall aus der Tiefe der Erfahrungen herausragen, und an denen das Schifflein der Gedanken ſcheitert. Niemand findet jemals daſſelbe wieder. Alles ändert ſich im Umſehen, und nur das Allerſeltenſte wird beſſer."

Nach einem kurzen Innehalten hob Baron Falk ſofort an „Graf Bourg, mir von zarter Kindheit an ſo vertraut als werth, beſchied mich damals in ſeinen vorigen Aufenthaltsort, wo ich treffliche Gelegenheit fand, mich praktiſch für ein künftiges Forſtamt vorzubereiten, das mein edler Freund mir auf ſeinen Gütern beſtimmt hatte, und welches ich nunmehr erhalten ſoll. Einige Jahre hindurch lebte ich mit ihm und ſeiner edlen Schweſter, die mir immer eine zärtliche Freundin war, ſehr glücklich, und das inbrünſtige

Gefühl dieſes geſchwiſterlichen Wohlwollens, das mich nie empfinden ließ, daß ich allein ſtehe in der Welt, wird mich beſeligen, ſo lange ich bin. Die Uebung meiner Kräfte erhielt mich friſch an Geiſt und Körper, der Fleiß verſchließt mit Anſtrengung das Thor zu den Träumereien der Liebe. Nur etwas heiterer hätte ich Leonide wünſchen mögen; und daß mein guter Georg ſo kränklich wäre, dies betrübte mich. Es war, als ob es mir beſtimmt ſei, mich in der Sorge um leidende Freunde zu üben. Liddy's Bild, im Prisma der Ferne, ward immer lichter, immer mehr und mehr ein Gedanke — wie ein weißes Wölkchen ſchwebte ſie mir vor, und wenn ich tief in mein Herz ſah, ſo fand ich nur noch den reinen Wunſch, daß es ihr wohlgehen möge, wenn auch ohne mich!“

„So iſt's!“ ſagte Helenens Vater, als ihr Geliebter ſeufzend ſchwieg; „die Farben der Leidenſchaft blaſſen allmählich ab, endlich erſcheint uns ihr Gegenſtand unerreichbar, beſonders wenn die Sonne uns von einem andern Standpunkte aus erwärmt.“

Der Baron blickte auf; ein hohes Erröthen überflog ſein männliches Geſicht. Er ſprach: „Wenn ein redlicher Mann das Glück eines geliebten Weſens hofft, ſo fürchtet er nicht minder, die Ruhe einer ihm theuern Seele zu ſtören. Sie verkennen mich wohl nicht, wenn ich Ihnen offen ſage, daß in dem ſanften Strahl von Leonidens Geiſte, der Schweſter meines Freundes, in der ich die ſchönſten Vorzüge der Weiblichkeit verehrte, — mir Manches einleuchtete, was ich zuvor anders angeſehen. Aber auch meine Pflicht ward mir klar. Der feine Sinn, womit ich mich von der Gräfin aufgefaßt wußte, war es, was mich ängſtete und länger nicht in ihrer Nähe raſten ließ. Wenn jedoch die Nothwendigkeit, ſich entziehen zu müſſen, erkannt wird, ſo iſt es um das Glück eines innigen und annähernden Umgangs ſchon geſchehen."

Der Propſt lächelte. Eine Schattirung von Milde und Ironie miſchte ſich in dieſem Lächeln. „Und doch," entgegnete er, „iſt es zuweilen nur eine Verblendung unſerer Eigenliebe, was den Schein der Wahrheit annimmt. Wir gleichen dem Froſt, der die ſchönſten Knospen zuſammendrückt, daß ſie ſich nicht entfalten können. Wie ſoll es da um die Früchte der Erkenntniß ſtehen? — Wahr iſt's, zur Freundſchaft eines Mannes können die Frauen ſich ſelten, oder nie erheben; aber der Freund eines Weibes zu ſein, dies ſtände mir noch höher und dicht unter dem Schutze Gottes. Was meinen Sie, Baron? Wir fliehen zu tauſendmalen vor unſerer Selbſtſucht, wenn wir eine edle Seele meiden, die uns liebt."

„O Gott! Sie haben Recht!" ſagte der Baron ergriffen und drückte dem Propſt die Hand. „Meine Anſicht brachte mich zum Weichen aus einem Verhältniſſe, welches mir kaum etwas Anderes zu wünſchen übrig ließ, als daß meine Zeit wie mein Herz weniger ausgefüllt ſein möchte. — Ich ſchützte den Drang zu reiſen vor und riß mich los. Es war zur ſchönſten Zeit des Sommers, dicht an der Grenze von B....., als ich in einer Bergſchenke in den Tumult einer Hochzeit gerieth. Ich beſchenkte die Braut des Spaßes wegen. Sie gab mir dafür eine Moosroſe von ihrem Buſen. Dann entzog ich mich dem luſtigen Getümmel und ſchritt den Gebirgswald hinan, indeß meine leichte Equipage mir langſam folgen ſollte. Die Schallmeien hallten mir nach — hier war es lautlos. Der Tag war noch Gluth, tief am Horizont kochte ein Gewitter zuſammen, der

Odem des Nadelholzes, der köſtliche Hauch des Harzes und der ſchattigen Wipfel mäßigte nur wenig den brennenden Druck der Luft, in der kein Blatt ſich regte. Mir war heiß zum Zerſchmelzen; aber wohl war mir in dieſer Einſamkeit, und rüſtig ſchritt ich weiter. Da däuchte mir, ich vernähme ein leiſes Schnauben. Sollte dies ein Wild ſein? Einige ſcheue Schritte noch, und ich ſah ein paar träge, ſatte Pferde vor einem Reiſewagen, der im Schatten hielt. Wahrſcheinlich hatte man hier Mittag gehalten; die Natur machte im eigentlichſten Sinne die Wirthin. So weit das Auge reichte, war Haideblüthe wie ein röthlich-blaues Tuch ausgebreitet; doch die Gäſte labten ſich nur in Ruhe. Der erſte Blick in den Wagen ließ mich anwurzeln. In der einen Ecke lag ſchlafend ein Mann, die Hälfte des Geſichts mit einem Mützchen bedeckt, welches mir nach und nach eine Aehnlichkeit verrieth, die mich beſtürzt machte. Im andern Winkel, dem Polſter kindlich angeſchmiegt, ſchlief — ſchlief Liddy! unter einem grünen Flor. Wie krank und fahl, um wie viel älter geworden und noch einmal ſo grämlich ſah ihr Vater aus, aber ſeine Tochter hatte ſich in voller Schönheit entwickelt. Die geſundeſten Farben zeigte ihr liebes Geſicht, um ihren Mund ſchwebte völlige Zufriedenheit, und ſanftere Athemzüge haben nie geſäuſelt. Auf ihrem Schooße hielt ſie mit flachen Händen ein geſticktes Körbchen, welches ich ihr einſt geſchenkt; ich erkannte es augenblicklich. Die Chenille war verblichen — dennoch hielt Liddy es noch lieb und werth. — Sie ſchienen weither zu kommen. Hörbar klopfte es in meiner Bruſt, da ich dachte: Liddy! Du ſchläfſt? Du träumſt wohl nicht, wer Dir ſo nahe iſt? Dieſen Gedanken — meine Nähe hätte ſie wecken müſſen, wenn Liddy mich noch geliebt — dachte ich. — Ein unſichtbares Schloß lag feſt auf meinen Lippen. Das Geſchrill eines Waldvogels, der Anruf des Kutſchers, der ſchlaftrunken unter ſeinen Pferden lag — wäre er wachſam geweſen, würde Liddy's Augen geöffnet und ihren Vater ermuntert haben. Ein fehlender Ton, mein ganzes Schickſal wäre vielleicht umgeſtimmt worden.

„Die Harmonie der Vorſehung erfordert manche Pauſe“ — ſchaltete der Propſt ein.

„Die einzig ſüße Qual, welche ich in dieſen Minuten ausſtand,“ redete der Baron lebhaft weiter, „dauerte lange genug, um ſie nie zu vergeſſen. Daß ich es ihnen nur geſtehe, es beleidigte mich, daß Liddy nicht erwachte.“

„Wie aber hätte Liddy ſchließen dürfen?“ unterbrach ihn der Propſt mit einem ſchlauen Blicke. „In Ihren Jahren, Baron Falk, gönnt ſelten, wer da liebt, ſeinem Mädchen ſolche Ruhe. Der Augenblick ſcheint ihm ſchade, der ſeinem Glück entgeht.“

„Nein,“ entgegnete kopfſchüttelnd Jener, „ich dachte: Iſt alle Liebe für mich in Deinem Buſen entſchlummert, bin ich Dir nichts mehr, als ein Traum, ſo will ich Dir auch kein Störer ſein. — Ich legte das Moosröschen, welches mir die Braut in der Schenke gegeben, auf Liddy's Schooß — und nahm nun wie ein Räuber die Flucht. Das Herz blutete mir — aber ihr liebliches Bild, ein Kleinod für mein Andenken — trug ich darin hinweg.“

„Seitdem,“ fuhr der Baron, kämpfend mit ſich fort, „iſt Liddy mir entſchwunden. Die Zeit ihrer Volljährigkeit iſt nun da. Die erſte Stunde hatte ich gezählt — die letztern Jahre unſerer Trennung waren mir beinahe unmerklich verſtrichen. Ich kam hierher — ich lernte Ihre Tochter kennen; mir däucht, ich hätte bis dahin noch kein Mädchen gekannt.

Ich, ein Gebundener, ſträubte mich gegen die anziehende Gewalt, die mich mit allen Kräften meiner Seele hinnahm. Ich liebte mit Widerſtreben, zum erſten Male aber liebte ich mit dem Gefühl, das einzige Weſen gefunden zu haben, welches mich beglücken würde, oder keines, keines auf Erden! Das Herz ſtrebt nach Entſcheidung hin; mir aber bangt davor. Jetzt, Vater Helenens! — mit einem Namen, der mir theurer wäre, wüßte ich Sie nicht zu nennen — ſprechen Sie mein Urtheil!"

„Es ſpricht von ſelbſt," antwortete der Propſt. „Vor allen Dingen darf Ihnen nichts dringender ſein, als Ihr gegebenes Wort zu löſen."

„Und wenn Liddy mir getreu geblieben wäre?" fiel der Baron ihm ein. „So hätten Sie den Himmel zu preiſen," lautete die Antwort, „daß er Ihnen ſolch ein Herz bewahrt habe. Ein Mädchen, welches ohne Hoffnung liebt, liebt nicht in gewöhnlicher Art und verdient, daß der Mann, dem es zu Theil wird, an das Glück glaube, es vorzugsweiſe zu beſitzen. Meiner Tochter aber darf ich zutrauen" — dies ſetzte der Propſt mit Würde und väterlicher Rührung hinzu — „daß ſie ſich Ihres Glückes freuen werde."

„O, ich Unglücklicher!" flüſterte der Baron in ſich hinein.

„O, Sie Undankbarer!" erwiederte der Propſt heftig wie immer, wenn er mitleidig war. „Ein großes Unglück, ſich geliebt zu wiſſen."

„Gewiß, das größte," entgegnete Jener, „wenn es nicht mit voller Erwiederung geſchehen kann. Gleich groß iſt die Schuld des ewig verpflichteten Herzens gegen den Gegenſtand, der im Recht dazu iſt, als gegen den, in deſſen Beſitz man ſein möchte. Es iſt die Pein einer doppelt geforderten Unmöglichkeit."

„Muth, lieber, junger Mann!“ redete der Propſt ihm zu. „Jeder Irrthum unſerer Gefühle, auch der verzeihlichſte, muß freilich gebüßt werden. Eine edle Liebe verzagt nie. Und am Ende iſt jede Liebe nur eine kleine Vorübung. Wir leben und lieben für etwas Dauernderes, als den flüchtigen Augenblick der Zeit. Je einen größeren Geiſt, je ein edleres Herz Jemand hat, um deſto gewiſſer wird er jenes Leben dieſem vorziehn, ſagt Cicero.“

Der Baron bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, ein paar ſchwere, ſchamhafte Tropfen rannen über ſeine Wange. Er ſchwieg tief. —

Der Propſt, den nichts mehr rührte, als wenn Jemand vor der Kraft ſeiner Rede verſtummte, zog mit leiſem Drucke die Hand hinweg, die einen Schmerz verbarg, der ihn ſo nahe ging, und ſprach: „Sein Sie doch getroſt, es wird noch Alles gut werden. Lieben Sie denn meine Tochter wirklich ſo unausſprechlich?“

„Es iſt das Gefühl, daß Helene für mich geſchaffen iſt!“ erwiederte der Baron feſt, doch ſchmerzlich; „jede ihrer Eigenſchaften bürgt mir dafür. Ich weiß nicht, wie ich leben ſoll, ohne daß wir einander angehören.“ Jugendreiz, Wärme der Natur, die holde Gutartigkeit Liddy's, dies war der Boden, auf dem jene erſte Neigung erwuchs; Leonidens milder Geiſt iſt nicht ohne Einfluß auf mich geblieben, und ihre jungfräuliche Anmuth und Würde hat meinen Blick höher gerichtet. Helene aber hat meines ganzen Herzens ſich bemächtiget, und das Herz iſt das Höchſte, iſt der Sitz und die Krone des Lebens! Wenn dieſe fällt“ —

„Wenn,“ unterbrach ihn der Propſt, „dieſe Liebe als der Tempel einer innern Nothwendigkeit erbaut iſt, ſo wird jener Fall nicht eintreten. Wir wollen es der Fügung Gottes überlaſſen. Vielleicht aber ſtellen Sie doch mein Kind zu hoch. Helene hat auch ihre Fehler — o ja! bedeutend. Sie iſt leidenſchaftlich, reizbar, empfindlich. Das hat ſie, leider! von mir. Sie iſt aber auch treu beharrend, in jedem Sinne, das hat ſie von der Mutter. Endlich — das muß ich ihr zum Ruhme nachſagen, iſt ſie durchaus wahr! das hat ſie von Gott. Auch den ſchwächſten Anſtrich verſchmäht dieſe reine Seele — und wenn Sie auch dächten, im Munde eines Vaters werden die Fehler der Tochter zu lauter Lob, ich müßte dennoch laut meines Gewiſſens ſagen: Die Lüge, dieſe hölliſche Schminke, hat keinen Theil an ihr.“

„Dies iſt der göttliche Vorzug, der die Ueberzeugung der Liebe giebt,“ ſagte der Baron, und ſein Auge flammte. „So habe ich Ihre herrliche Tochter von der erſten Minute an erkannt. Der Mann muß ſich auf ſeine Frau verlaſſen können, oder ſonſt niemals heirathen. Deßhalb wird Helenens Bild nie in meinem Herzen verlöſchen, wenn ich es auch tief verſchließen müßte — wie bisher.“

„Das war brav von Ihnen!“ lächelte der Propſt; „aber die Liebe läßt ſich nicht ganz bergen. Wenn Sie nur erſt glücklich fort wären!“

„Morgen gehe ich!“ verſprach der Baron haſtig; „heute würde mich der Graf nicht entlaſſen. Er freut ſich ſo ſehr auf dieſe Partie“ —

Dies erinnerte den Propſt an den Nebenzweck ſeines Hierſeins. Er ſtand auf. „Nun, ſo gehen Sie mit Gott!“ ſagte er bewegt. „Der Wunſch des Freundes, der Segen eines Vaters wird Sie begleiten, es ſei an den Traualtar, oder zurück in unſere Arme. Helene bleibt mir, und —

Ihnen, wenn der heilige Wille der Vorſehung nichts dawider hat.

Sie hielten ſich lange ſchweigend umſchloſſen.

Der Tag war wunderſchön! Nicht eben bequem führte der Weg an Ort und Stelle; aber der Propſt, den ſonſt das Geringſte aus dem Gleichgewichte brachte, ſchien ſo befreit und vergnügt, es war ihm ſichtlich ſo leicht zu Muthe, als wären die Steine, die den Wagen ſchüttelten, ihm von der Bruſt gefallen. Das Feuer loderte zwiſchen den Felſen, die Bedienten regten ſich geſchäftig, den Caffee vorzubereiten, und die kleine Geſellſchaft lagerte ſich angeſichts der ehrwürdigen Trümmer dieſer verfallenen Stätte. Die Ausſicht von ihrem erhabenen Standpunkte aus war höchſt belohnend; für jetzt aber wollte man ſich im Schatten daran weiden, bis die Sonne ſich neigen würde. Das heitere Geſpräch lenkte ſich auf den treffenden Blick, womit die Gründer der Klöſter aller Orten der bewohnten Erde ſich ſtets am ſchönſten angeſiedelt hätten, und wie ſchwer ihren Opfern das Gelübde der Weltentſagung werden mögen. Man kam auf den Reiz des Tragiſchen, der jede Hoffnung der Melancholie umſchwebt, und wie ſolche Mauern ein unerſchöpflicher Born wären für die heilige Poeſie. Gleichſam als Beleg dafür zog der Graf ein Buch hervor, reichte es ſeinem Freunde, und der Baron las mit ſeiner klangvollen Stimme aus dem „Schutt“ von Anaſtaſius Grün „Eine Fenſterſcheibe“ vor. Tiefes Schweigen rings umher; kein Wort des Dichters, oder des Vorleſers ging verloren. Kein Lobſpruch entweihte das köſtliche Gedicht. Alle hatten es empfunden.

Die Gräſin ging mit verwandtem Blick an den ausgebrochenen Oeffnungen des grauen Kloſters, ihre Gedanken ſchienen tief in den Epheu verſchlungen, der ſie umrankte. „Meine Traute! Du biſt nicht hier, wie ich merke,“ ſagte ihr Bruder, und tippte leiſe an die lichte Stirn ſeiner Schweſter, deren aufmerkſame Theilnahme er vermißte. „Vielleicht windeſt Du von jenem Immergrün dem Sänger einen Kranz? Mir däucht, hier glänzt Etwas; — etwas Schönes, wie der Ruhm!“

Leonide lächelte traurig. Sie ſah den Grafen verdunkelten Auges an und ſprach: „Ein anderes Fenſter that ſich in meiner Seele auf; ich dachte an den Ritter Toggenburg. Eine ſtille Liebe für den Himmel iſt ſchöner, als aller Ruhm der Welt.“

„Du treues Herz!“ ſagte der Graf bewegt; „Deine Schweſterliebe gehört auch einer beſſern Welt an. — Aber es ſind noch mehr Abweſende in dieſem kleinen Kreiſe. Was iſt's, das Dich uns entrückt?“ wendete Graf Bourg ſich an ſeinen Freund, der an den dunkeln Maſſen der Felſen haftete.

Baron Falk fuhr zuſammen. „Ein Bild ſchwebte mir vor“ — erwiederte er aufſeufzend. „Die Liebe ſei eine Erſtarrung des Willens — las ich jüngſt, und die Natur macht dies anſchaulich.“

„Unſer erlauchter Herr ſitzt im Beichtſtuhl,“ fiel ſchlau und ſchnell Helene ein, die nicht weit davon ſaß, und die Antwort des Barons vernommen hatte.

„Fräulein, ſelbſt mit Inful und Krummſtab würde ich Sie nicht losſprechen können!“ verſetzte Graf Bourg mit einer Leichtfertigkeit, welche bei ſeinem oftmals trüben Ernſt als ein ſeltner Reiz der Heiterkeit erſchien und wie ein Sonnenblick auf die Geſellſchaft im Grünen wirkte. „Habe ich Unrecht, liebenswürdige Helene? Hat nicht, wie wir eben geleſen, die Sünde in Ihrem Herzen ein kleines Gärtchen, ein gar ſchönes?“ Und als Helene bei dieſer Gewiſſensfrage über und über erröthete, ſetzte er lachend hinzu: „Da ſind ſie ſchon, die Roſen des Bewußtſeins! nun, wahrlich! es wäre Schade, ein ſo liebes Herz zu brechen.“

Helene fühlte ſich beſchämt, da dieſe heitere Wendung aller Augen auf ſie richtete. Zugleich war ihr das Weinen näher, als das Lachen. Ein Gefühl wunderſamer Rührung, die Sühne ihres Glückes, erlaubte ihr nicht, weiter auf einen Scherz einzugehen.

Doch die allgemeine Stimmung erhöhte ſich noch fortwährend, wovon nur etwa Frau van Aelſt eine Ausnahme machte. Ihr geſetztes Weſen ließ ſie jede Aufregung ſcheuen, und ſchon um ihrer körperlichen Schwerfälligkeit willen konnte Frau van Aelſt keine Freundin von Luſtbarkeiten ſein, die ſie, jenem Reiſenden gleich, froh, daß das Sehenswürdige vorüber, nur als ein ausgeſtandenes Vergnügen vermerkte. Still begnügte ſie ſich zu denken: „Ja, wenn dies Alles ſitzend abzumachen wäre!“ Zudem lag das Wohl und Weh ihrer Tochter ihr ſchwer auf dem Herzen, und ſie konnte den Vater nicht faſſen, der ſo harmlos wäre, nachdem er doch um Alles wüßte. Sie ſah die helle Liebe in des Mädchens Augen, den Zwang in der Haltung des Barons, ſein trübes Verſinken in ſich ſelbſt, und es ahnete ihr nichts Gutes.

Doch war Helenens Mutter zu wohlgeſinnt und zu gebildet, um irgend einem Fröhlichen jemals ſtörend zu werden; am wenigſten ihrem Manne, dem ſie jede Freude gönnte. Ja, ſie hätte es aufhaſchen mögen, wenn ſie gekonnt, dies

Sonnenlächeln ſeltner Heiterkeit an ihm, der ſo wandelbar war, in der Laune jedes Tages, ſo leicht verdüſtert; aber der Geiſt der Freude iſt das Flüchtigſte auf Erden.

Einige Stunden waren auf die angenehmſte Weiſe verflogen. Schon ſtreckten ſich lange und immer längere Schatten in das Thal, und der Purpur des Abendroths fing an zu ſtrahlen. Graf Bourg hatte Champagner mitnehmen laſſen, den, wie er wußte, der Propſt gern trank. Er ſelbſt ſtärkte ſich nur an dem perlenden Nektar der Quelle, die zwiſchen dem rohen Geſtein hervorſprudelte. Ein Toaſt nach dem andern weckte das einſame Echo und endlich den Gedanken, wie ſchön ſich hier in dieſer ſtillen Felſenhalle der Geſang ausnehmen müßte.

„Helene!“ rief ihr Vater, „ſinge uns: Ich bin eine Blume zu Saron, ich bin eine Roſe im Thal — ſei nicht ſchüchtern, Mädchen. Mir iſt zu Sinne, als ſollte ich predigen.“

„Vater!“ wagte Frau van Aelſt einzureden, „wie wird Dir aber morgen ſein?“ „Laß mich, Sophie!“ entgegnete der Propſt, begeiſtert von jener Idee, „die Freude hat keine Zeit; denkſt Du, ich bin berauſcht? Mache mir den Wein dieſer köſtlichen Stunde doch nicht zu Waſſer, das Herz iſt mir zum Ueberfließen voll. Mit Weisheit verheirathet ſein,“ dieſer Neckerei konnte Helenens Vater ſich nicht enthalten — „ſchließt nicht aus, daß man ſich aller Orten freue — wenn nur in Gott und im Geiſt!“

Frau van Aelſt ſchwieg, nicht ganz ungekränkt von dieſer Antwort. Sie wußte nur zu gut, wie bei der krankhaften Erregbarkeit ihres Mannes jede Extaſe und ſo auch dieſes Räuſchchen auf innere Unruhe muthmaßen laſſe, und faſt immer von ſchlimmen Folgen für ihn ſei. In mäßigem Wehmuth war ſein Zuſtand am natürlichſten.

Helene trat nach wiederholter Bitte der Andern auf die Stufen des trümmerhaften Hochaltars, über welche der ſtille Sacriſtan der Natur, der nirgend in Saumſeligkeit verfällt, einen Teppich von ſilbergrauem Mooſe gebreitet hatte. Es erſchien rührend und als eine Wirkung des Zufalls, daß die Hand der Zerſtörung gerade dieſes Platzes geſchont, ſo daß er in der Mitte eingeſunkener Mauern noch erkennbar war; eben ſo ein Vorſprung, der noch deutlich den Bau der Kanzel verrieth. Verödung ſchwebte um dieſe ſtumme Stätte, ihres heiligen Schmuckes bar, und nur hier und da von einem weißen Blümchen überſtreut. Helene erhob den Glockenton ihrer Stimme und ſang das glühende Lied, was ihr Vater verlangte. Als es geendigt war, ſäuſelte ein melodiſcher Hauch von Felſen zu Felſen, als ob die Luft nachſänge: „Ich bin eine Roſe im Thal!" Und wirklich war die Luft von roſigem Scheine und himmliſch durchduftet.

„Nun, Herr Propſt! was Sie uns vorhin verſprochen!" rief der Graf ihm zu. Der Propſt, der es liebte zu improviſiren, wenn er erregt war, ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Er ſchwang ſich behende wie ein Jüngling auf jenen Vorſprung und ſtand der untergehenden Sonne gegenüber. Er breitete die Arme aus und ſprach: „Sei uns gegrüßt, göttlicher Abend! du Bote der Ruhe, der für alles Irdiſche kommt! Deine Fackel leuchtet dem ernſten Blicke der Betrachtung und ſenkt ſich dann in nächtliches Dunkel. Bald iſt die Sonne hinab, und ein ſchöner Tag erliſcht, ehe wir es uns verſehen. Was wir erblicken rings umher, predigt die Lehre der Vergänglichkeit, die genug beherziget von den Menſchen, deren Daſein ein Hauch iſt, ein flüchtiger Schatten! Verwittert ſind die Pfeiler, welche einſt Pomp getragen, die bilderſtürmende Zeit hat ihre Zier abgeriſſen; das Heiligthum iſt zerſpalten in Brüche, und jeder dieſer feuchten Steine weint einen dumpfen Schmerz aus. Dort aber ſtehen ſie, die Mauern der ewigen Natur. So feſt darf unſer Glaube ſein, ſo unerſchütterlich unſer Hoffen; ſtark, gleich dem Tode, iſt die Liebe; feſt, wie das Todtenreich — ſo iſt ihr Wille, ihre Flammen — Feuerflammen, Feuergluth des Herrn! — Jn Grabesſtille ſchläft hier der todte Schall, kein Abendläuten tönt zu frommer Feier; nur unſere Herzen ſchlagen im Frieden. Ueber dem Gitter morſcher Bäume, unter dem Gewölbe des Himmels, ſchwebt die letzte Pſalmiſtin, die kleine Lerche, und ſingt dem Schöpfer aller Dinge ein Lied im höhern Chor. Dieſer kleine befiederte Buſen voll Geſang, unermüdlich im Preiſe des Höchſten, beſchämt uns, die wir uns in Selbſtſucht erniedrigen, die Größe Gottes vergeſſen und die Flügel unſerer Seele lähmen laſſen von einem ſchweren Augenblicke. — Und ein Augenblick iſt Alles nur hienieden; die ſchwerſte Feſſel hat irgend eine geheime Feder, welche die Kraft enthält, ſich emporzuſchwingen, und dauert nicht lange. Die Clauſur iſt gebrochen, ein Spott der Winde und ihrer wilden Freiheit; doch manch ein Herz brach zuvor. — Sinke nur, liebe Sonne! Du neigſt dein glänzendes Haupt, wie ein Held nach dem Siege, und es kommt ein Abend für jeden Kampf. Die Laſt der Arbeit wird Ermatten; Geduld wird ſeliges Gefühl! — Es kommt aber ein Abend für das Geſchick, nicht für Jeden geht des Glückes Sonne ſpät zu Rüſte! Manchen hat ſie wohl nie erquickt mit ihrem freundlichen Strahl. — Da verſchwinden alle Ausſichten, die Seele ängſtet ſich in Furcht und hält Schatten für Weſen. Es kommt ein Abend für das Herz! ach, das iſt der bängſte aller Abende! — Da erbleichen deine Farben, holdes Licht; da dämmert nur noch, was himmliſch klar geweſen; da wandelt das Herz ein Grauen an, denn der goldne Schein dieſer Welt iſt zu Nichts geworden: da wird es matt, indem es ſich getäuſcht ſieht; da fühlt es ſich allein, ſehnt ſich an das Ziel und ſinkt in tiefes Leid. — Ach! wie ſo manches arme Herz wird alſo lebendig begraben, und wie ein Grabſtein legt des Schickſals kalter Beſchluß ſich auf all' ſeine Freuden! — Engel der Auferſtehung, führe es heraus in die Verklärung des Leidens und der Liebe! Freude muß immer wieder aufgehen dem frommen Herzen, und Aufgang iſt Ewigkeit! — — Aber auch der längſte Tag iſt einmal vorüber — und endlich kommt ein Abend für das Leben, der iſt ſanft und erſehnt. Seine Schatten laben den Glücklichſten der Sterblichen; denn auch die Luſt war ermüdend. Still, wie der Thau, ſinkt er in unſern Kelch. — Solch ein Abend verklärt das Vergangene, und Trümmer werden zum Altar. Mir brannte das Herz — und das Gedächtniß dieſer Stunde wird nicht erlöſchen. Herr! Dein Auge geht unter, wenn es bei uns Abend wird. — Amen!"

„Amen!" hallte es leiſe von den Lippen der andächtigen Zuhörer und aus dem Buſen der Felſen. Aller Augen ſchimmerten. Die Sonne war hinab, und die Gräfin trieb zur Wegfahrt, weil es ſpäter zu kühl würde für den Bruder. Auch Frau von Aelſt war dieſer Meinung, und die kleine Geſellſchaft eilte durch einander, da die Wagen bereits anrollten. Die Bedienten breiteten Mäntel und Hüllen aus, und reichten Jedem das Seine dar. Helene vermißte ihren

Shawl, wollte aber in dieſen dringenden Minuten Niemand bemühen. Es fiel ihr ein, wo er liegen geblieben, und mit beflügeltem Schritt war ſie auf und davon, ihn zu ſuchen. Nur der Baron allein hatte es bemerkt, wonach Helene ſich umſah. Im freiwilligſten Dienſt iſt der Sinn ſo aufmerkend und leiſe gerichtet nur auf das Eine! — Er folgte ihr auf dem Fuße ſo raſch, als wolle er das entfliehende Glück einholen. Wie im Wettlauf erreichten Beide die Stufen des Hochaltars zugleich; dort leuchtete der Shawl ſchon von Weitem. Der Baron erreichte ihn zuerſt; er glitt aus und es war, als ob er vor Helene auf den Knieen läge. Dieſe hob haſtig den Shawl vom Boden auf — er hing feſt. Sie reichte dem Baron hurtiger noch die Hand — er hielt ſie gefaßt. Die Liebe hatte gewebt, und dieſem feinen Gewirk ihre anziehenden Kräfte verliehen. Athemlos, innig umſchlungen, ohne Wiſſen — ohne Widerſtand — lag Helene an des Geliebten Bruſt.

Menſchen mit dem Vorzuge des Mitgefühls halten es für keine Sünde, zu trennen — trennen, um zu herrſchen; doch im Reiche der Liebe copulirt ſelbſt ein empfindungsloſer Stein! —

Helene!“ flüſterte der Baron, „auch mein Herz brannte — wird mit dieſem unvergeßlichen Abende mein Glück erloſchen ſein?“

„Ewig nicht!“ ſtammelte Helene ſacht. Es war nur ein Hauch; aber die Gluth einer jungfräulichen Seele, die noch nie geliebt, flammte darin. Vielleicht ward einſt an dieſer Stelle das Gelübde der Keuſchheit nicht reiner, heiliger geſprochen, als dies Wort, das der Baron mit heißem Munde von Helenens unentweihten Lippen nahm. Kaum einige Augenblicke umfaßte dieſer Vorgang; dennoch lag Unendliches in ihm — und wenn hienieden keine unglückliche Stunde ſchlägt, ſo ſchlug in Helenens beſeligtem Herzen der volle Himmel.

„Helene!“ rief Frau van Aelſt, „komm nur! komm! es iſt die höchſte Zeit! Haſt du ihn gefunden?“ (Sie meinte den Shawl.)

Aber die Sonne meinte es gut. Als hätte auch ſie etwas vergeſſen, ſtieg ſie noch einmal empor und warf dem Mädchen einen purpurnen Schleier über, auf daß dies reizende Geſicht voller Scham keine Blöße gäbe. Helene konnte im eigentlichſten Sinne kein Auge aufſchlagen. Der Shawl bebte auf dem fliegenden Buſen, und ihre Stimme bebte auch, als ſie ſprach: „Ein kleines Unglück! ein Riß in die Borde des Schawls, der hängen blieb. Verzeihe nur, liebe Mutter, den Verzug.“

„Nun, wenn es nur weiter nichts iſt,“ antwortete ihr Vater, gänzlich unbekümmert; dem forſchenden Auge der Mutter war der Baron ſchon entzogen.

„Was habe ich gethan?“ dachte der Baron, und weder Thau, noch Sternenſchein kühlten den brennenden Vorwurf ab, den er mit ſich nahm. Er war ſich bewußt, einen Funken in Helenens Bruſt geworfen zu haben, der ſie verzehren könnte in Gram. Und wußte er denn, was ihn erwartete? Er kam ſich vor, wie ein Verworfener.

Ehrlicher Propſt! Du weißt, wir lieben Dich! Weißt Du aber auch, daß man den Tag nicht vor dem Abende loben darf? —

Frühmorgens, bei dem erſten Frühlingsſonnenſtrahle, hielt die Equipage des Barons vor dem Flügel des Schloſſes, in dem er gewohnt hatte. Er hatte es ſich zur Freundſchaft ausgebeten, daß ſeine Abreiſe, weil ſo zeitig, ohne Zeugen wäre, und das Lebewohl des Grafen und Leonidens empfangen, nur für kurze Zeit — wie Beide herzlich hofften. Niemand wachte, als die Vögel unter dem Himmel; thauſchwer und ſchlaftrunken taumelten die Blumen des Feldes noch, als der Athem Gottes ausging, das Leben der Erde zu erfriſchen.

Der Baron, der die Nacht ſchlaflos zugebracht, verſpürte Fieber innerer Aufregung, worin theils ſein Puls, theils ſein Gewiſſen ſchlug. — Er ließ den Wagen langſam vorausfahren, und ging, reiſefertig angethan, mit ſchwerem Herzen noch einen kleinen Gang. Noch einmal wollte er den Platz berühren, wo Helene athmete. Er empfand, was er zurückließ; er fühlte, daß man nur da ſei, wo man liebe, nicht, wo man lebe. Wie ſchön ſchien ihm die Welt! Verklärung war ja in ſeiner Seele. Wie tief rührte ihn der grüne Friede der Natur! Von den funkelnden Wieſen ſtieg leiſer Odem auf und drang ihm an das Herz voll Sehnſucht. Die hohe Umſchattung der Bäume, bewegt von den Lüften, ihr heiliges Rauſchen war ihm, wie das Wehen einer Gottheit, die ſein Liebſtes ſchützte; und der Brunnen, der wie mit Golde floß, weil die Sonne hineinſchien, benetzte ſeinen Blick, indem er dachte: „Wenn ich ein Leben getrübt hätte, das ohne mich eben ſo heiter verflogen wäre im Strahle Gottes: das würde ein nie verfliegender Schmerz für mich ſein. O! dürft' ich ruhen an dieſer lieben Stelle, aber raſten darf ich nun länger nicht; daß ich einen Augenblick noch Dein ſchlafendes Angeſicht ſähe!“ Wie leicht iſt Der geneigt, welchem die Vorſehung eine Gunſt ein mal gewährte, ſie zum zweiten Male zu fordern! — „Jetzt riß der Baron ſich gewaltſam los. Sein Herz blutete, und mit Schaudern dachte er an die Möglichkeit, ſich wo anders zu verbinden, als hier.

In den Schatten der Hinterſeite des Wittwenhauſes war es noch dunkler und ſtiller. Auf einem Fenſterſimſe regte es ſich und blinkte. Es war ein blitzender goldener Reif, es war der Rabe, der in der Morgenſonne ſpielte und die runden Aeuglein gegen den Fremden furchtſam rollte, in dem er ſeiner diebiſchen Natur nach einen Räuber witterte. Sein Gefieder, ſchwarz wie die Nacht, ſchillerte in bläulichem Glanze und ſchattirte etwas Durchſichtiges. Der Baron erkannte die Geldbörſe aus Helenens braunem Haar, von ihrer Mutter mit ſo vieler Mühe und Kunſt gewoben, und wahrſcheinlich geſtern erſt vollendet. „Was haſt du für mich entwendet, kleiner Strauchdieb!“ dachte der Baron mit Entzücken, indem er den Raben ſtreichelte und ihm die Börſe aus dem Schnabel zog. „Solch zarte Beute iſt nicht für Deinesgleichen, Meiſter Flaus; aber für mich, für mich!“ Er konnte der Verſuchung nicht widerſtehen. „Erſt das Goldſtück, dann die Börſe,“ dachte er, „und wenn das Glück mir günſtig bleibt, ſo giebt die Mutter mir mit der Hand der Tochter auch das Werk ihrer Hände und ihre Verzeihung, daß ich es vorausnahm. Wäre dies nicht — — nun ein theures Andenken werden ſie mir Armen wenigſtens gönnen müſſen.“ Die Liebe iſt ihr eigenes Geſetz und die ärgſte Sophiſtin. Aber ſo dunkel iſt das Gefühl des Unrechts, daß es ſelbſt im ſchönſten Lichte unvertilgbar erſcheint. Der Baron warf einen ſcheuen Blick durch den Rand der Fenſterſcheibe und erſchrak; obgleich er nur ein geſchloſſenes Auge ſah. Hinter dem nachläſſig gerückten Bettſchirme lag Frau Simonis ſchlafend, wie das gute Gewiſſen. Der Morgen färbte das bleiche, ſchmale Geſicht mit hellrothem Scheine und ſtreuete wankende Schatten darüber hin. Den Baron rührte dieſer Anblick wunderſam, dies Bild von hinfälliger Schwäche und doch von Sicherheit! Er ſtand und konnte nicht von hinnen. Dieſe verfallenen Züge, in denen Frieden ſchlummerte, geſtalteten ſich zu der Idee, wie ſchön dieſe Frau einſt geweſen ſein müſſe, welche vielleicht vor der Zeit gealtert war; wie viel ſie gelitten haben möchte. Ein Gefühl, zarter als das Erbarmen, leiſer als das Mitleid, aber rührend wie die Liebe, wendete dem Baron das Herz in der Bruſt bei dieſem Gedanken.

„Wie ehrbar jene Einſame da liegt, wie nett dieſes weiße Häubchen!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Doch hat dieſer heilige Schlaf keinen andern Beſchützer, als dich, kleiner Trauermantel? Unter dem Schatten deiner Flügel, du Unglücksvogel, würde auch eine lichtſcheue That geſchehen. Das Fenſter iſt niedrig — wenn nun ein Böſewicht hier einbräche“ — — Jene ruhige Schlafmiene ſchien zu ſagen: Mein Herz iſt längſt gebrochen, ich träume nur noch.

Einen Segenswunſch legte der Baron auf das Kiſſen der Frau Simonis und eilte dem Wagen nach.

Um eben dieſe Zeit war Helene erſt eingeſchlummert. Im Traume fiel ihr ſchwerlich ein, welch ein ſchwindelnder Fall von der Höhe des Entzückens ihr bevorſtände. Sie hatte überglücklich und übernächtig gewacht, den ſchönſten Tag ihres Lebens zu verlängern.

„Unſer Geſchlecht hat einen Augenblick ſeliger Wonne, es iſt die Stunde der Einſamkeit, wenn kurz vorher der Freund des Herzens uns verlaſſen. Allein ſein mit dem berauſchenden Gedanken: er liebt mich! es iſt dies vielleicht der ſüßeſte Moment der Weiblichkeit, bei welcher ſelbſt die heißeſte Liebe von einer Wolke zarter Schüchternheit verſchleiert iſt. Jetzt erſt wagt ſie mit der ganzen Gewalt ihres Herzens zu lieben. Sie iſt nun ohne Zeugen, denn ſelbſt derjenige, welchen man ſo innig liebt, ſtört dieſes Gefühl. Das Gemüth iſt in ſeiner Gegenwart beklommen, ſein Anblick verwirrt uns, ſeine Stimme macht uns beben, ſein Blick blendet, ſein Gedanke bemächtiget ſich der unſrigen — eine ſo heftige Gemüthsbewegung iſt beinahe eine Qual. Wir ſind in einem ſolchen Augenblicke die Beute unſeres eigenen Glücks. Aber ſobald ein vorübergehendes Lebewohl uns davon befreit, athmet unſere gefeſſelte Seele wieder auf und fühlt nun, daß ſie liebe! Und nun erſt wagt ſie, den Geliebten in Gedanken zurückzurufen, ihr Glück ohne Rückhalt ihm zu geſtehen — von ihm getrennt, iſt ſie ihm näher noch, als ſelbſt an ſeinem Herzen.“

Treffenderes, als dieſe Worte der Madame Girardin, wüßten wir in Anwendung auf die Empfindungen Helenens in dieſer Nacht — nichts zu ſagen. Sie hatte nun eine Gewißheit zu dem Baron, einen Grund, ihm zu trauen; tiefer aber ſchöpft kein Genuß, als aus dem Born des Glaubens an das, was man liebt.

Sie öffnete die Augen — das helle Sonnenlicht blendete ſie faſt. Helene hatte geſtern nicht daran gedacht, die Rouleaux herabzulaſſen; heute vergaß ſie, was ſonſt ihr Erſtes geweſen — nach den Fenſtern des Schloſſes zu blicken. Es war etwas in dieſem ſüßen Selbſtvergeſſen, welches hindeutet, daß die Wohnung und das Auge der Liebe keines Zeichens mehr bedarf. Doch ihr Vater mußte nun Alles wiſſen, die Mutter hatte ihr wohl ſchon in das Herz geſehen. Wie hätte Helene ſo gute Eltern hintergehen können, da ihr höchſter Wunſch erreicht und ſie ſo glucklich war! — Nein, ihnen ihre Seelen zu enthüllen, ſtrebte ſie, und im Nu war Helene angekleidet, als ob Feuer im Hauſe wäre.

Da trat der Propſt im Schlafrocke, mit ſtarken Löſchmitteln verſehen, in das Zimmer ſeiner Tochter. Es war etwas ſo Ungewohntes, daß der Propſt um dieſe Zeit in dem Zimmer ſeiner Tochter erſchien, daß der aufgeregten Helene ein freudiger Schrecken ankam, als komme er väterlich ihren Wünſchen entgegen. Sie flog mit leidenſchaftlichen Ungeſtüm an ſeine Bruſt, und ihres Vaters Herz zerbrach nun vollends bei der Freude ſeines Kindes.

„Was bringſt Du mir, mein gutes Väterchen?“ fragte ſie und dachte, wie ſie nur geſchwind genug ihr Wort vorbrächte.

„Einen Freundesgruß!“ antwortete der Propſt mit einer gewiſſen Amtsfeierlichkeit, welche gegen die behagliche Ruhe ſeines Anblicks ſo gewaltig abſtach, daß dieſer einleitende Ton durch den Scharfſinn, den die Liebe giebt, wie eine bange Ahnung an Helenens Seele drang.

„Von wem?“ fragte ſie dringend.

„Von dem Baron!“ erwiederte er mit angenommener Würde. „Er iſt gewiß ſehr Dein Freund!“

Helene lächelte. „Ich hoffe es“ — ſagte ſie in truglichem Muthe und indem ein flüchtiger Gedanke ſie wähnen ließ, daß ihr Geheimniß nun vermuthlich keines mehr für ihren Vater wäre, der nur in geiſtlichem Ernſte den bewährteſten Namen der Zärtlichkeit das Wort „Freund!“ gebrauchte, um von Liebe mit ſeiner Tochter zu reden —

ſetzte dieſe in froher Eile hinzu: „Haſt Du ihn denn ſchon geſehen, lieber Vater?"

„Da hätte ich frühe aufſtehen müſſen," verſetzte der Propſt. „Er iſt fort." — „Fort?" wiederholte Helene mit einem Accent, der vor dieſer Möglichkeit zurückbebte, und alles Blut entwich aus ihren Wangen. „O! Du ſcherzeſt, Vater!" „Gott bewahre," entgegnete er mit ausbrechender Herzlichkeit, „daß ich irgend womit ſcherzen ſollte, davor meine Tochter ſo blaß wird! Das wäre ſchrecklich. Du wirſt Dich aber als ein wackeres Mädchen faſſen, wenn ich Dir ſage: der Baron mußte uns verlaſſen, und daß er es plötzlich that, war gut — weil eine ältere Pflicht, eine frühere Liebe ihn von hinnen ruft."

„Das iſt nicht möglich!" verſicherte Helene, und ihr Glaube an ihr Glück, an ſein Herz, ſtand noch feſt, trotz dem, was ihr Vater erſchütternd geſprochen.

„Es iſt aber, es iſt! wie ich Dir ſage," ſprach der Propſt gereizt; „warum ſollte es denn nicht wahr ſein? weil Du es wünſcheſt? weil er Dich auch lieb hat und vielleicht lieber noch, als jene verlaſſene Braut?"

„Braut?" hallte Helene nach, wie aus weiter Ferne. Dieſes Wort überlebte ihr Bewußtſein nicht. Ein ſchwärzlicher Flor zog ſich um ihre Sinne, die ſchönen Augen, welche noch vor einem Augenblicke Liebe geſtrahlt, ſchloſſen ſich in tiefen Schatten; wie Glocken ſummte es vor ihren Ohren — es war nur das eigene ſchwere Herz; ihre Knie ſanken ein und ein, leichenweißer Schleier durchſichtiger Bläſſe breitete ſich im Nu über Hals, Stirn und Buſen.

Der Propſt gerieth in entſetzliche Angſt, als er die ohnmächtige Helene in ſeinen Armen auffing und ihr jugendlicher Körper von Secunde zu Secunde die Leichtigkeit des Lebens verlor.

„He, Mädchen!“ rief er außer ſich, „iſt das Ernſt? biſt Du von Sinnen, Helene? Herzenstochter, beſinne Dich! Sophie! Mutter! herbei! — Johanne — Waſſer her! Kommt mir doch zu Hülfe! das Kind ſtirbt mir ja unter den Händen!“

Frau van Aelſt trat herein; beinahe mehr erſchrocken über die verzweifelnde Geberde ihres Mannes, als von dem Anblick der bewußtloſen Helene.

„Sie iſt nur ohnmächtig,“ ſagte die Mutter bange, doch in ſtiller Faſſung; „beruhige Dich, lieber Mann!“

Aber nichtsdeſtoweniger griff Frau van Aelſt angſthaft zu. Sie löſete der Tochter das Häkchen unter der Bruſt, lüftete das Halstuch und machte ihr den Nacken frei. Ein Tropfen, mütterlichſchwer! fiel auf Helenes Herz, was nur ganz ſachte ſchlug. Und als die arme Mutter ſchmerzbewegt die erblichenen Schläfen Helenens mit Aether netzte, träufelten auch Thränen hinein, und die Hand, welche ihr dieſen Dienſt leiſtete, bebte ſtark.

„Ja, wer *Deine Ruhe* hätte, Frau!“ entgegnete der Propſt heftig im höchſten Grade; „ich glaube, wenn Helene hier geſtorben liegt, ſo ſagſt Du bloß: Sie iſt *nur* des Todes! wir müſſen uns faſſen.“

Dieſer Vorwurf war der Mutter aber doch zu ſchwer.

„Gott würde mir hoffentlich Kraft geben,“ ſagte ſie mit wankender Stimme, „zu glauben, unſere Tochter wäre *nur* todt! und auch Du, Vater, auch *Du*! würdeſt das.“

Frau van Aelſt bewies auf die edelſte Weiſe, verſchweigend wie immer, wie ſehr ihr Mann ſie gekränkt; zugleich auch die Stärke des Glaubens mit der ihrer Geduld; ſtärker aber hätte den Propſt kein Vorwurf treffen können. Und jetzt rief ſeine Gattin laut weinend aus: »Gott ſei ewig Lob und Dank! ſie athmet ſchon und zuckt mit den Wimpern. Nun ſchlägt ſie die Augen auf — Helene! mein Töchterchen! wie iſt Dir denn?«

Sobald der Propſt ſeine Tochter außer Gefahr ſah, gerieth er in Hitze, daß er ſich um nichts und wieder ſo abgeängſtet, und ſeine gute Frau um nichts und wieder nichts ſo beleidiget hätte. Wer ihn nicht kannte, hätte glauben müſſen, er wäre im flammendſten Zorn.

»Toller Unſinn das!« rief er, und raſete im Zimmer auf und nieder. »Das nenne ich eine thörichte Liebe, die keine Vernunft annimmt; eine wahnſinnige Leidenſchaft! Vor einer Abreiſe ſo zu erſchrecken! Hier läuft der Verſtand mit dem Herzen auf und davon. Ich dächte, Sophie, zur Zeit, wo wir uns liebten, war die Zuneigung gelaſſener, beſonnener? Du hätteſt Dich geſchämt, meinetwegen in Ohnmacht zu fallen!«

Frau von Aelſt empfand dieſen Lobſpruch beinahe ſo übel, als jenen Vorwurf; ein ſchwaches Lächeln, wie wenn ſie gern vergäße, ſchwebte anſtatt der Antwort auf ihren Lippen. Sie war ſich keines deutlichern Gefühls bewußt, als der zärtlichſten Freude, daß Helene nur wieder bei ſich wäre.

»Mein liebes Kind!« ſagte ſie weich, »beſinne Dich! Du wußteſt nicht, wie Dir geſchehen? Schon zeigt ſich Farbe wieder — Du wirſt Dich bald erholen. Doch dächte ich, Du legteſt Dich noch ein wenig nieder und verſuchteſt zu ſchlummern. Dann wachſt Du auf — und es iſt nur ein bitterer Morgentraum geweſen.«

Helene machte eine heftig verneinende Bewegung.

Als bedürfe ſie einer Stütze, um nicht aufs neue hinzuſinken vor dem Gedanken, daß ihre ſchönſte Hoffnung nun zerbrochen wäre — hielt ſie den Leib der Mutter umfangen und ſtreckte zugleich die Hand nach ihrem Vater aus. Beide Eltern, aufgelöſ't in Liebe, ſchlangen ihre Arme um die Tochter, die in Thränen zerſchmolz. — Der Propſt, der unterdeſſen auch ſchon wieder zu ſich gekommen war, küßte ſeine Frau zuerſt. Dann ſagte er glimpflich: »Und weißt Du denn, Helene, ob Du Urſache haſt, Dich ſolch einem gewaltſamen Schmerze zu überlaſſen?«

»Du ſagteſt von einer früheren Braut?« ſtammelte Helene und hob die naſſen Augen ängſtlich fragend zu ihrem Vater auf.

»Wohl weiß ich das!« entgegnete er; »aber ließeſt Du mich denn ausreden? Fielſt Du nicht gleich in Ohnmacht, da ich nur ganz ſacht anküpfte, um ein Verhältniß zu berühren, über das Du nicht unwiſſend bleiben kannſt? Und giebt es eine ſchlimmere Art ins Wort zu fallen?« — .

»Welches? welches Verhältniß?« wagte Helene bittweiſe abermals zu fragen, und ihr verdunkelter Blick forſchte in den ſprechenden Zügen des Vaters.

»Wenn Du das Nähere erfahren willſt,« entſchied der Propſt, »ſo mache Dich fein ſtill, Kind! denke an den Apoſtel, der da ſpricht: wenn Ihr ſtill wäret, ſo würde Euch geholfen.«

»Vater! ich bin ruhig!« ſprach Helene und trocknete ihre Thränen; »ich flehe Dich an, ſage mir Alles! o lieber

Vater ſei gut!“ Sie bemühete ſich zu einem Lächeln, welches dem Propſt in das väterliche Herz ſchnitt.

„Helene!“ fiel die Mutter ein, „Du wirſt des Vaters Güte erſt verdienen und Dir die benöthigte Ruhe gönnen. Nicht zugeben dürfte ich, daß etwas geſchähe, was Dir in dieſen erſchöpften Zuſtande ſchädlich werden könnte. Gieb Dich zufrieden, liebes Kind, und lege Dich nieder. Du bedarfſt es. Vertraue nur und hoffe das Beſte! Was man wiſſen muß, muß! Helene, erfährt man noch immer zeitig genug.“

„Mutter! Du biſt ſtreng“ — ſagte Helene betrübt und ſchwieg nunmehr. „Die Mutter iſt weiſe“ — entgegnete der Vater begütigend; „die Mutter iſt vernünftiger als wir.“

Und nun auf einen Wink ſeiner Frau entfernte ſich der Propſt, dem es ſichtlich ſchwer geworden war, dem Flehen Helenens die Kenntniß ihres Schickſals zu verſagen, in ſo weit dies ob der ungewiſſen nahen Zukunft ſchwebte.

Widerſtandlos, wie ein krankes Kind, ließ Helene ſich von der Mutter zu Bett bringen und klagte über heftigen Kopfſchmerz. Frau van Aelſt verbarg unter einem leiſen Drucke, daß ſie der Tochter an den Puls fühlte, den ſie fieberhaft fand. Darauf ſaß ſie ſtillbekümmert an dem Lager der kranken Helene und ſchwang in beſchwichtigendem Schweigen einen Wedel von Pfauenfedern, auch ein ſtechendes Inſect der Einbildung zu verſcheuchen, da keine Fliege zu ſehen war. Die kleinen Regenbogenkreiſe weheten vor ihren Blicken auf und nieder — Helene aber zweifelte am Schlummer, wie an aller Ruhe jemals noch.

Der Propſt war mit aufgeknöpfter Weſte ins Freie gegangen, um ſich Luft zu ſchaffen. Nie war ein Act der

Beredtſamkeit ihm mehr mißlungen, als dieſer, der für die Zufriedenheit ſeines Hauſes ſo entſcheidend war.

Dies hatte ihn gänzlich aus dem Context gebracht; er war der Wirkung ſeiner Rede an das Herz der Tochter ſo ſicher geweſen, hatte feſt darauf gebaut, Helene werde in dieſer kritiſchen Lage die Unerſchrockenheit einer edlen Seele beweiſen und glänzend in ſolcher Prüfung beſtehen; und das erſte Wort — ein Gruß des Geliebten aus ihres Vaters Munde — ſchlug dies ſchöne, blühende Leben nieder, die ſtolzen Hoffnungen lagen am Boden. Helene war in dieſem Falle ein gewöhnliches Mädchen und liebekrank. Dem Propſte ſank der Muth, Früchte ſeines Geiſtes zu ernten. Aber auch die Meiſter der Erziehung, in der Kunſt zu reden, werden Schüler an der Gewalt der Liebe, und dieſe höchſte Macht iſt ſtumm. Ein wenig Eitelkeit hatte ſich zudem in die Bereitwilligkeit des Vaters gemiſcht, ſeine Tochter von dem Verhältniſſe des Barons zu unterrichten, und jede Eitelkeit wird an der Liebe zu Schanden. Wichtiges zu verkünden, giebt ein bedeutendes Gefühl; nur zuweilen erkauft man es um einen allzu hohen Preis.

Der Ruf, daß Helene ohnmächtig geworden, war auch in die ſtille Klauſe der Frau Simonis gedrungen. Sie fürchtete, es könne dieſer Zufall der Anfang einer Krankheit ſein — und rüſtete ſich, als ſolle ſie den Gürtel der Erde verlaſſen, um aus einem Zimmer in das andere zu gehen. „Guten Morgen, Frau van Aelſt!“ ſagte ſie, leiſen Schrittes eintretend. „Mein Gott, was iſt denn hier geſchehen? Mir zittern alle Glieder.“

Helenens Mutter bezeigte ſich freundlich gegen dieſe theilnehmende Frage und ſprach im Tone der Sorge: „Wahrſcheinlich die Folge einer Erkältung von geſtern; ich für meinen Theil liebe dergleichen Partieen eben nicht ſehr. Ohne nachtheilige Aufregungen in jedem Sinne geht es ſelten ab. Aber ſetzen Sie Sich doch, liebe Freundin, bitte! Ihre Nähe wird meiner Helene wohlthun. Sehen Sie nur, wie krank ſie iſt, die Arme. Sie hat ſtarkes Kopfweh.“

„Das ſieht man auf den erſten Blick. Der Kopfſchmerz gehört in die Phyſiognomie unſeres Geſchlechts“ — antwortete Frau Simonis tief ſeufzend, und indem ſie ſich auf das glühende Haupt des Mädchens niederbeugte, fragte ſie mit verhaltener Stimme: „Iſt die ganze Stirn eingenommen?“ Helene nickte beklommen, einzelne Thränen rannen unter den brennenden Augenliedern hervor.

Nach einer kleinen Pauſe ſtillen und bangſamen Mitgefühls ſagte Frau Simonis: „Ein wenig Maiblumen-Eſſig würde vielleicht gute Dienſte leiſten. Meine theure, liebſte Helene! möchten Sie, mir zu Gefallen, einen Umſchlag verſuchen? Es kühlt und ſtärkt; ich kann dies Mittel aus Erfahrung empfehlen.“

Helene vermochte nicht zu ſprechen; ihr erſter Laut wäre der Ausbruch des heftigſten Schmerzes geweſen. Sie machte nur eine bittende Bewegung, Frau Simonis ſolle bei ihr bleiben.

„Ich gehe nicht eher von dannen, bis Sie das Bett verlaſſen können,“ verſprach die alte Freundin; „jetzt hole ich nur den Eſſig, bin aber gleich wieder hier. Mütterchen wird unterdeſſen ein feines Tüchlein bereit halten.“

Dies geſchah. Der ſtärkende Geiſt des Eſſigs erfüllte das Zimmer, und als die feuchte Binde, über und über beſprengt, auf Helenens Stirnhaut brannte, als der Geruch der Maiblumen auf die leidenden Nerven wirkte, da war der Frühling, der Wald, die ſüße Stunde jenes Ganges, allein an der Seite des Geliebten, voll Wehmuth in ihrer Seele, aber nicht voll Wermuth. Und ein verſöhnenderes Mittel hätte Frau Simonis nicht anrathen können.

„Ein unglücklicher Tag war der heutige!“ flüſterte Frau van Aelſt. „Sie wiſſen, mit welcher Mühe ich die Börſe gewebt habe von Helenens Haar. Es ſollte ein liebes Geſchenk werden für meine Schweſter in Lyon anſtatt des geſtickten Schleiers, den mir damals das Hündchen der Gräfin zertrat. Dieſe Weberei war aber eine Arbeit, wie in der Fabel. Nur ſtillen Geiſtes und mit dem Beiſtande der Geduld, die Alles vollenden hilft, bin ich damit zu Stande gekommen. Geſtern endlich liegt die Börſe fix und fertig da — dieſen Morgen, als ich die Augen aufſchlage, finde ich das Papier leer und eine Spur, die mich vermuthen läßt, der Rabe habe mir die Börſe fortgeſchleppt, die ich meinem Manne und Ihnen erſt zeigen wollte, bevor ſie eingeſiegelt würde. Es wäre mindeſtens ein Meiſterſtück der Bosheit, wenn ein Menſch mir dieſen Verluſt verurſacht hätte. Doch Sie geben zu, daß es entſchiedenes Unglück iſt, und daß es ſchädlich bleibt, einen Hausgenoſſen der Art unter Dach und Fach zu haben. Bei jedem Schaden, der geſchieht, hält man ihn für den Thäter, und nur mit dem Vertrauen wohnt ſich's gut.“

Frau Simonis verſicherte zwar, der Rabe habe ihr noch nichts genommen; doch konnte ſie ihren Schützling nicht weiß waſchen von dem anſchwärzenden Verdachte.

Unter dem ſacht gepflogenen Geſpräche lag Helene ganz ſtill und ſtöhnte nur zuweilen leiſe auf. Die Frauen ſchwiegen eine lange Zeit; endlich ſagte Frau Simonis, hinweiſend auf die Kranke: „Wer das kennt! Jede Ader iſt ein Cyclop; Allmählich aber hämmern ſie ſchwächer, und die Glut, welche der Schmerz anſchürt, liſcht nach und nach aus; hat die Pein dann ein Ende, ſo iſt man tödtlich matt. Wahrlich! das Leben kann eine Folter ſein — und nach dem üblichen Ausdrucke: wenn jener Kranke nur erſt ausgeſpannt wäre! iſt es ſo.“

„Ich denke nur,“ antwortete Helenens Mutter, „gelaſſenen Muthes läßt auch der größte Schmerz ſich überwinden, und nicht unſere Leiden, nur unſere Leidenſchaften ſind unſere Tyrannen.“

Frau von Aelſt ging hierauf, ihrem Manne Bericht zu erſtatten und gemeinſam mit ihm zu verabreden, wie ihre Tochter behandelt werden müſſe. Helene reichte der Frau Simonis die Hand, ſonſt ſo weiß und friſch, heute ſo heiß und vom Hauche des inneren Feuers blaß geröthet. Dieſe fühlte die ihrige warm gedrückt und empfand, wie herzlich ihr Naheſein empfunden werde.

Und wie lieb und leidſam iſt auch in bangen Stunden die Nähe derer, welche vertraut ſind mit Angſt und Weh! Man muß geliebt, man muß gelitten haben, um im tiefſten Verſtändniſſe des Lebens zu ſein. Nicht näher ſind dem Leidenden die nächſten Seinen, als die, welche gleiches Schickſal mit ihm theilen. Sie allein verſtehen ihn, und der zarteſte Sinn läßt dies erkennen. — Tauſendmaltauſend Blutsverwandte haben Schmerz und Qual in der Familie der Menſchheit. Wir Alle ſind dazu geboren. Wie oft, ach, wie oft und bang' mag von der Zeit an, wo ſie erging, die Frage an den Herrn des Himmels ergangen ſein: Meineſt Du, daß Wenige ſelig werden? Der Ausſpruch des Göttlichen ruht, ein heiliges Depot, in unſerm Herzen. Unſer Bewußtſein iſt der Schatz Gottes, den dürfen wir nicht veräußern. Dem Himmelreiche gehört jeder Pfennig unſeres Werthes.

Am Abende dieſes Tages, der ſo unheilvoll begonnen, war Helene ſo weit hergeſtellt, daß ſie ſehnlichſt verlangte, ſich am Genuſſe der milden Luft im Freien zu laben. In einer kleinen Laube, verſteckt zwiſchen dem Gebüſch an der hinteren Seite des Hauſes, ſaß ſie neben Vater und Mutter, geſchützt durch Liebe und luftigen Schatten. Ein feines Häubchen von flandriſchem Battiſt hüllte den jungfräulichen Schmuck des wundervollen Haares ein und gab dem Oval des Kopfes etwas Kindliches; durch den dünnen Spitzenſtreif leuchtete roſig die Stirn, noch gefärbt und wund von dem ſcharfen Umſchlage. Helene war blaß und ſichtlich matt, aber unter dieſen Farben erſcheint ein ſchönes Mädchen oft am rührendſten.

Frau Simonis hatte ſich in ihr Zimmer zurückgezogen, denn ſie ahnete wohl, daß der Wunſch Helenens, mit ihrem Vater zu reden, hier aufrichtend geweſen wäre. Da ſie nun aus Erfahrung wußte, daß Unentſchiedenheit an ſich ein Uebel ſei und für ein leidenſchaftliches Gemüth zur größten Marter werde, ſo war Frau Simonis im Geheimniſſe Helenens ſelbſt der Meinung, daß der Propſt nichts Beſſeres thun könne, als ſeine Tochter Alles wiſſen zu laſſen. Dieſer Sitzung aber mochte ſie aus ſehr begreiflicher Zartheit nicht beiwohnen, weil ihr war, als ſäße Helene vor Gericht. Nur im Stillen bat ſie Gott um ein ſanftes Urtheil für ihren Liebling. — Mehr noch, als ſeine Tochter, war der Propſt abgeſpannt. Nach jeder Aufwallung ſeines Temperaments erfolgte ein ſchlaffer Mißmuth, in welchem man ihn gehen ließ, bis der Ingrimm, womit er auf ſich ſelbſt zürnte, vorüber war. Nach dem Schwunge der Freude, den er geſtern genommen, nach dem Vorfalle von dieſem Morgen, wobei der Gedanke ihm auf das Vaterherz gefallen war, wie ſchwerlich Helene die Vereitelung ihrer Wünſche ertragen könne — war ſeine Entmuthigung tiefer, als gewöhnlich, und Frau van Aelſt, die ihren Mann vollkommen kannte, wendete alle Mittel ihres liebreichen Herzens an, mit denen ſie weiblich Haus hielt, daß er aufgemuntert würde. Sie brachte ihn auf das, was er am liebſten hörte, ſie erinnerte ihn an ſeine beglückteſten Zeiten, und reizte ihn ſogar durch leiſen Widerſpruch. Und obgleich die mürriſche Miene des Vaters anfänglich dagegen aushielt und er den flehenden Augen ſeiner Tochter auswich, ſo lange er konnte, ſo war er doch bald genug unentrinnbar auf dem Punkte, wo ſeine Frau ihn haben wollte.

„Helene, liebſtes Kind!“ ſagte die Mutter mit größerer Fürſorglichkeit, als der Zuſtand ihrer Tochter erheiſchte, „rücke dem Vater ein wenig näher, daß Du der gepolſterten Lehne theilhaftig wirſt. Und Du, mein beſter Mann, laſſe Helene, welche ſehr erſchöpft iſt, nicht leer ausgehen; ich ſtehe für ſie. Unſere Helene nähme vielleicht eine Beruhigung mit auf ihr Kopfkiſſen. Jede Gewißheit, auch die traurigſte, wirkt am Ende ſtillend auf das Gemüth; wenn es Dich ſtört, daß dieſe Deine Mittheilung in meinem Beiſein geſchähe, ſo will ich mich entfernen.“

„Bleibe bei uns, Sophie!“ erwiederte der Propſt, dem in jedem herzbeklemmenden Augenblicke die Gegenwart ſeiner Frau unentbehrlich war. Auch fürchtete er, Helene könne wiederum in Ohnmacht fallen. — Er begab ſich alles Effects, und wollte nur kurz und gut die Laſt vom Herzen haben.

So ſagte er: »Der Durſt des Wiſſens wird manchmal herbe geſtillt — und wer der Neugier etwas verſagt, iſt vielleicht in dem Falle, ihr eine Wohlthat zu erzeigen. Seit dieſem Morgen iſt mir die Luſt vergangen, weitläufig mit Dir, Helene, über dieſe Angelegenheit zu ſein; ich werde mich daher in Kürze faſſen.«

Aber ehe der Propſt es ſich verſah, war er im ſchönſten Gange der Erzählung. Helene ward in Schütz's botaniſchen Garten eingeführt — und das ſchmeichelhafte Intereſſe ſeiner Frau für den anſchaulichen Vortrag ihres Mannes, die geſpannte Aufmerkſamkeit ſeiner Tochter, welche den Athem anhielt, um nicht die kleinſte Sylbe zu verlieren, verleitete ihn bis zu den Quellen des Paradieſes, daraus Liddy's Vater den Baron vertrieb. Jetzt war er am Schluſſe — und nur das Verhältniß zur Gräfin war unberührt geblieben. Solch eine Andeutung iſt nicht für Frauen, nicht für ein liebendes Mädchen, wenn es den geliebten Gegenſtand betrifft. Unſer Geſchlecht richtet das ſeine in gleicher Schwäche zu ſcharf. Nur die Männer ſchützen das heilige Recht weiblicher Achtung, und der Propſt verehrte in der Schweſter des Grafen ein Vorbild edler Weiblichkeit. — »Nun weißt Du Alles,« ſagte er und zog ſich ein wenig zurück. »Möge es Dich nie gereuen!«

Helene fiel — aber diesmal nicht in Ohnmacht, ſondern ihrem Vater um den Hals. Welche Anſichten hatten ſich ihr aufgethan, welche tiefe Blicke in das Herz, welches ihr das theuerſte auf Erden war, die Heimath all' ihrer Wünſche! — Helene weinte, als die Erzählung geendigt war; doch wenn der Mutter ſchwache Augen ſie nicht trügten, ſo waren es Freudenthränen.

»Vater, lieber Vater, Du giebſt mir das Leben wieder!« rief Helene und gab ihm dankbar einen heißen Kuß nach dem andern.

»Er liebt mich! Jene Neigung war natürlich; es mußte ſo kommen. Aber ſie iſt gewiß, gewiß! vorüber. Meinſt Du nicht auch, Väterchen?«

Der Propſt zeigte ſich kaum minder betroffen, als er am Morgen erſchrocken geweſen. Ja, beinahe war dieſe freudige Vorausſetzung, außer allen Zweifel geſtellt, ihm ängſtlicher noch, als ihr Gegenſatz.

»Woher weißt Du das?« fragte er mit weit geöffnetem Blick, als wolle er ſeiner Tochter in die Seele ſchauen. »Wo iſt denn die Gewähr dafür? Man hofft immer, was man lebhaft wünſcht, und hält den Wunſch leichter, als man denkt, für Wirklichkeit. Bilde Dir nichts allzu feſt ein, Helene: die Täuſchung wäre dann um ſo ſchmerzlicher. Warum ſollte denn jene Liebe nicht auch Liebe geweſen ſein? Dann iſt ſie es noch. Oder — wähnſt Du nur Dein Gefühl und das für Dich unvergänglich? Wer gab Dir allein das Vorrecht zu dem Kleinode der Treue? — Mein Herz! ſprichſt Du in Gedanken: ich höre es, ohne daß Du es ſagſt. Ach, mein Kind! das beſte Herz iſt und bleibt doch immer nur ein Herz, das heißt, eine ſchwache Verſicherung, eine ſehr ſchwache. Du haſt noch wenig oder nichts erfahren. Du kennſt die Unbeſtändigkeit der Menſchen noch nicht und wie auf Niemand, Niemand! zu bauen iſt; ich nehme Keinen aus. Auf uns iſt gar kein Verlaß, ſage ich Dir!«

Helene antwortete nur mit einer Fluth von ſtillen Thränen.

Der Mutter ſchwoll das Herz. „Sei doch nur ruhig!“ ſagte ſie vorwurfsvoll, und dieſes Wort und dieſer Ton trafen halb und halb ihren Mann. „Was wiſſen wir denn? Nur Gott kennt unſere Gedanken von Ferne“ — —

„Das iſt das Kennzeichen der Liebe“ — — unterbrach Helene aufflamenden Blickes ihre Mutter und ſetzte mit gebrochener Stimme hinzu: „Und ſo weiß ich auch, daß der Baron immer als ein ehrenwerther Mann handeln und daß er mich, wie es auch werde — ewig lieben wird.“

„Nun, und was weinſt Du denn?“ fragte die Mutter in rügender Verwunderung. „Wenn Du deſſen überzeugt biſt, ſo iſt Dein Gewinn auch ſchlimmſten Falles der größte. Nur das iſt der tiefſte Schmerz, wer da aufhören müßte, zu achten. Sieh, ich glaube ſelbſt, daß der Funke jener jugendlichen Leidenſchaft erloſchen ſei“ — —

„Glaubſt Du — glaubſt Du dies wahrhaftig?“ fragte Helene mit der Inbrunſt der Angſt und eines zweifelhaften Hoffens und ſetzte raſch hinzu, als ſolle Jene nicht widerrufen: „O Mutter, Du biſt unendlich gütig!“ „Mich aber ängſtet es, daß Du ſo heiß wünſcheſt,“ antwortete Frau van Aelſt, warnend, mit Bedacht. „Die Zeit kühlt ab — frage die Erfahrung, liebes Kind. Unſere glühendſten Wünſche enden in der Regel unter einem Schauer. Wenn dies Dein Loos einſt wäre“ — —

„Helene!“ nahm der Propſt das Wort, „weißt Du nicht, die Liebe, dieſer göttliche Funken, glimmt über der Zeit. Die wahre Liebe, die ein Strahl iſt aus Gott, die erliſcht nie, nie! Helene, hörſt Du mich auch? Erhebe Dich alſo, meine Tochter, ſchwinge Dich zu Gottes Herzen!

Dort erkennſt Du, wie klein die Erde, wie alles Glück hienieden nur ein trüber, gaukelnder Schimmer iſt. Dort, wo die Liebe ſich verklärt, werden auch Thränen klar — und Du ſiehſt ein, früh oder ſpät, wie gut Gott es mit Dir gemeint, ſelbſt da, wo er Dich ein Weilchen betrübt. Sei nur getroſt! Sieh, Helene, die ausſchließende Liebe, welche die Furcht bewacht, ſie könne des Beſitzes verluſtig gehen: dies iſt eben die Feſſel des Irdiſchen, welche zuvor abfallen muß, wenn wir liebend den Himmel erlangen wollen. Die Selbſtſucht, das iſt die Mauer, welche das Herz verengt: denn wer da liebt, recht liebt, der hat den Blick für die Unendlichkeit offen, und erſchiene Eines ihm gering und beſchränkt, ſo wär's das eigene.«

»Du haſt Recht, Vater!« ſagte Helene. »Habt nur ein wenig Geduld mit mir, liebe Eltern; der Wechſel der Gefühle war zu grell. Verſprecht mir nur das Einzige,« und hier brach Helene unfreiwillig in bitteres Weinen aus, »daß meinem Herzen keine Gewalt geſchehen ſoll; — Du verſtehſt mich wohl, Mutter.«

Frau van Aelſt litt viel bei dieſer herzinnigen und verzichtenden Bitte. Mit leiſem Wanken in der Stimme erwiederte ſie: »Ich verſpreche Dir, Du ſollſt glücklich werden, meine Tochter! Kehrt der Baron frei zurück, wir wollen nichts dawider haben, daß Du ihm Herz und Hand giebſt. Wäre es im Rathſchluſſe Gottes anders beſchloſſen — magſt Du völlige Freiheit genießen, über Dein Glück zu beſtimmen. — Jetzt aber geh' ſchlafen, Helene! es wird Dir gut thun. Der Schlaf iſt die größte Wohlthat. Ach, wie müde würde das Herz ohne ihn! — Während wir ruhen, webt unſer Schutzgeiſt gleichſam einen Schleier, der auch das Schmerzlichſte ſanft bedeckt. Die Arbeit der Engel iſt der Schlaf der armen, matten Menſchen in ihrer Unruhe auf Erden. Schlafe wohl, meine Tochter!«

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Dreiundachtzigſter Band.

Der Braut Tagebuch. Dritter Band.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Braut Tagebuch.

> Die Welt des Herzens ſchließt alle
> Poeſie ein, und dieſe Welt iſt es,
> der die Liebe angehört.
>
> Miß Landon

Am nächſtfolgenden Tage kam ein Brief von Hamburg an den Propſt. Sein Correſpondent äußerte ſich höchlich erfreut, daß jenes Papier, deſſen Ueberlieferung wir kennen, ſich in treuen Händen gefunden. Der Banquier antwortete daher auch nicht formell, wie vom Comtoir, wo Wechſelgeſchäfte abgemacht werden, ſondern umſtändlich, von Herzen, wie ein Freund. Mit Vergnügen erwähnte er der lebhaften Freude, welche die Nachricht erregt, daß ein, für jene ſchätzbare Familie, der es angehöre, ſo wichtiges Beweismittel nicht unwiederbringlich verloren gegangen — wie auch der großmüthigen Abſichten, welche die Eigenthümerin jener Beſcheinigung mit „der Waiſe“ habe, die der Propſt in ſeinem Schreiben ein Werkzeug der Vorſehung genannt; auch mit Recht, da ſie augenſcheinlich beſtimmt geweſen, ein Document von Belang zu retten, nicht allein für das Intereſſe der Hauptperſon, ſondern auch für die Wohlfahrt vieler Menſchen. Miſtreß Ellenor Smith finde ihr Glück im Wohlthun und zwar auf die großartigſte Weiſe, der ihre kleinen Sonderbarkeiten durchaus keinen Eintrag thäten. Sie hege das günſtigſte Vorurtheil für das ihr fremde, junge Mädchen und habe Gutes im Sinne. Der Kaufmann, deſſen menſchenfreundliche Geſinnung aus jeder Zeile des extrafeinen Blattes blickte, verleugnete ſich doch nicht ganz, indem der bedeutenden Mittel, welche dieſer achtungswerthen Dame zu Gebote ſtänden, mit einem Accent der Hochſchätzung gedacht wurde, der nicht minder ihrem Vermögen, als ihrem Character galt. Er erbot ſich ſodann zu näheren Nachweiſungen — und hierin lag die Meinung, da dieſe nöthig wären, fein verſteckt — wenn etwa das bewußte Fräulein (Felicitas) unter dem Schutze ihres Vormunds jene Schrift ſelbſt zu Händen der Empfängerin bringen wolle, was er anräthlich halten würde. — Nachdem der Propſt dieſen Brief mehr als einmal geleſen, war es ihm entſchieden, daß das Glück der armen Felicitas jetzt vielleicht lediglich von dem Entſchluſſe abhinge, ſie, ſeinem früheren Verſprechen gemäß, nach Hamburg begleiten zu wollen, woſelbſt Miſtreß Ellenor Smith zur Zeit ein Landhaus bewohnte, mit dem Herbſte aber wieder abſegeln werde, wenn nicht ſchon früher. —

Weder der blöden Anſpruchsloſigkeit des Mädchens, noch dem hochfahrenden Felix, deſſen ſchroffer Dünkel — und er ſetzte ſeinen Stolz darin — am auffallendſten hervortrat, wo er eine Gunſt abſtieß — am allerwenigſten aber den Anmaßungen der Profeſſorin, welche unabweislich mit wollte, mochte der Propſt einen Erfolg überlaſſen, der ſo ſacht zu behandeln wäre, als die gute Stunde einer ſonderbaren und reichen Frauensperſon. Auf den Wind ihrer Laune hatte der Banquier deutlich genug hingewieſen.

Es war gewiß eben ſo viel Selbſtbewußtſein, als Wohlwollen in der Ueberzeugung des Propſtes, daß er in dieſer Angelegenheit Felicitas vertreten müßte. Freilich ward es ihm nicht ganz leicht, da er dachte, Helene werde ohne ſeinen Beiſtand den Aengſten ihrer gegenwärtigen Lage anheim fallen, und daß ſeine Frau das ſchwere Herz der Tochter nun allein tragen ſolle. Aber die Seinen ſelbſt überhoben ihn dieſer väterlichen Bedenklichkeit. Frau van Aelſt war als zuverläſſig von ihrem Manne gekannt, und Helene ſprach: „Sei ohne Sorge um mich, Vater! Wir wollen recht hübſch einſam zuſammen bleiben, die Mutter und ich. Zerſtreuung wäre mir unmöglich — ich muß all' meine Kräfte ſammeln.“

Unter den Vorbereitungen zur Reiſe, die doch in verſchiedenen Richtungen geſchehen mußten, hauptſächlich in Betreff des Amtes, ging Helene ſtill hin und unbemerkt. Ein betrübtes Gemüth wird von geſchäftigen Anſtalten geängſtet, und der Gram niſtet zu tief, als daß ein Geräuſch ihn verſcheuchen ſollte. So wie ein fröhlicher Muth ſich thätig äußern will, ſo läſſig iſt die Hand des Kummers. Der Widerwille gegen alles Beſtellen ſtammt noch in dieſem Falle vom Baume der Erkenntniß. Das Weib, welches den heiligen Frieden der Unwiſſenheit verlor, empfindet die Laſt der Arbeit als eine Strafe.

So fand Helene nur bei Frau Simonis leiſen Anklang für die bange Stimmung ihres Herzens und Troſt in der Friedlichkeit ihrer Wohnung, worin der Geiſt der Ruhe heimiſch ſchien.

Am letzten Nachmittage, ziemlich ſpät, fuhr der Propſt mit ſeiner Frau nach dem Städtchen nöthiger Beſorgungen wegen. Das Dienſtmädchen wurde mitgenommen, weil bei dieſer Gelegenheit Manches zu beſchicken war; Helene aber zog es vor, das Haus zu hüten, und die Eltern ließen ihr Töchterlein gewähren.

Auch der Graf und ſeine Schweſter waren weggefahren, die Bedienten tummelten ſich anderswo. Auf dem weiten, grünen Platze rings umher ſchwebte die athemloſe Stille der Abweſenheit. Der Schatten des Schloſſes lag in gedehnten

Umriſſen über dem warmen, üppigen Graſe; nichts regte, nichts rührte ſich, als der Lufthauch, der im Blattgewebe der Bäume ſäuſelte, die um den kühlen Brunnen ſtanden.

Helene ſaß in dieſer lieblichen Verfinſterung und ſtarrte mit trüben Blicken in den naſſen Strahl, der perlend hervorquoll; in ihrer Seele wallte es dunkler, als oben im beſonnten Laube, als unten im klaren Abfluſſe des Brunnens, der wie ein magiſcher Spiegel das helle Grün wiederſcheinen ließ. Die Hoffnung ihres Herzens war von düſterer Farbe — und das Waſſer ſtand in ihren Augen. Sie neigte das Haupt gedankenſchwer und war ſo vertieft in ſich ſelbſt, daß ſie nicht merkte, was um ſie her vorging. Frau Simonis, gelockt von dieſer Milde und Heimlichkeit der Natur, vielleicht auch, daß ſie wußte, Helene wäre allein — erſchien ungeſehen und nahm den leeren Sitz an ihrer Seite ein.

„So traurig, Helene?“ fragte Frau Simonis, und die ſanfte Stimme der Freundſchaft weckte das Mädchen aus dem Traume der Liebe.

„Ach, ſieh da!“ ſagte Helene, leicht erſchreckt, und ſah Frau Simonis mit bangem Lächeln an. „Das iſt ſchön von Ihnen, daß Sie mich nicht verlaſſen, obgleich ich wenig mehr zur Geſellſchaft tauge. Die Natur hat auch das Gütige, das Mütterliche möcht' ich ſagen, daß ſie mit uns fürlieb nimmt. Wohl manchmal rührte es mich, wenn der Wind mir ſo lind und leiſe eine Thräne abtrocknete; es war mir dann, als empfände ich das Weben eines guten Geiſtes, der Theil an mir nähme. Dagegen iſt mir bei dem trockenen Geſchwätze mancher Menſchen, als ob eben nur der Wind ginge, der mich nichts angeht.“

„Jedes tiefere Gemüth,“ entgegnete Frau Simonis, „ſetzt uns in Verſtändniß mit der Natur, während es uns der ſogenannten Welt entfremdet, worin Alles oberflächlich iſt. Ja diejenigen, welche die volle Bitterkeit des Lebens geleert haben, ſchöpfen noch ihren letzten Troſt aus dieſer reinen Quelle.“

„Auch Sie, meine Freundin, auch Sie!“ ſagte Helene innig, gleichſam abdringend.

„Auch ich!“ antwortete Frau Simonis und ſeufzte. „Wenn Sie fähig wären, Ihre Aufmerkſamkeit abzulenken von dem, was all' ihre Gedanken ſo mächtig hinnimmt, ſo wollte ich Ihnen eine einfache Geſchichte erzählen — die meinige. Sie würden dann Grund finden, Sich zu beruhigen. Sie würden vergleichen, Helene, und auch der tiefſte Schmerz wird dadurch gewiſſermaßen ausgeglichen.“

Wie fern Helene auch jetzt und jemals aller Neugier war, die immer einen gemeinen Sinn verräth, ſo lag doch für den tief empfundenen Antheil des Mädchens eine beſondere Gütigkeit in dieſem Vorſchlage, welche dem Bedürfniſſe des Troſtes vollkommen entſprach. Helene war längſt mit leiſen Schritten in den Kreis der Individualität dieſer Frau eingegangen, jetzt ſollte ſich ihr der innerſte Vorhang heben — und Helene bat darum.

„Wohlan, ſo hören Sie denn!“ hob Frau Simonis an. „Leiden, ſchlafende — ſollen für Sie zu Anſchauungen werden. Meine Eltern habe ich nicht gekannt, und die natürlichſten Gefühle, die dem Menſchen einen Boden geben, ein Vaterland des Herzens, ſind mir fremd geblieben. Meine Seele ſchwebte wie der Lotus auf dem Waſſer, aber nicht wie die Nymphaa alba, jene ſchöne, blaſſe Seeroſe, die nach einer uralten Sage denen Glück bringt, die ihr begegnen. Sie werden vielleicht dies Gleichniß wörtlich verſtehen, wenn ich Ihnen ſage, daß, als ich noch am Buſen der Amme ſchlief, Vater und Mutter mir auf einer Flußreiſe verunglückt waren, und daß ich von früher Jugend an mich der abergläubiſchen Furcht nicht habe enthalten können, meiner Erſcheinung wohne etwas Trübes bei." —

„Ein Großoheim, der noch von den Hugenotten abſtammte und im Sinne jener Vertriebenen ſich zur chriſtlichen Moral ſeiner Altvordern bekannte, nahm ſich meiner hülfloſen Kindheit an. Dieſer mein Beſchützer war Oberforſtmeiſter außer Dienſten in Wäldchen, einer Ortſchaft" — dies ſagte Frau Simonis mit ſchwacher Stimme — „die nur eine ſtarke Tagereiſe von hier entfernt iſt."

„Das Forſthaus, veraltet und mehr als düſter, ſteht als ein Bild von dem Gemüthe des Mannes, dem ich ſo vielen Dank ſchulde, in meinem Gedächtniſſe. Hier lebte er in rauher Strenge, mit abgeſchloſſenen, religiöſen Anſichten, ſich ſelbſt, wenn ſolch ein Daſein, das ſich keiner ſanften Freude öffnet, Leben genannt werden kann. „Mein Großoheim war ein leidenſchaftlicher Proteſtant. Ein unauslöſchlicher Haß gegen die Verfolger ſeines Glaubens brannte in ſeinem Herzen. Ach, wie grauſam wird Gott hienieden verehrt! Solch ein Herz iſt die Flamme, welche ſich über der letzten Feier derer theilt, die da Brüder waren. Friede ſeiner Aſche! Die Erinnerung an manche Worte, die wie zerſtreute Funken in meine Seele fielen, leuchtet auf in mir, indem ich zurückblicke, und das Andenken an jene finſtern Waldungen, in denen ich gleichſam aufwuchs, an das Rauſchen und Neigen der hohen Wipfel, wie vor der Allnähe Gottes, überrieſelt mich noch jetzt mit einem frommen Schauer."

„Mein Großoheim hatte Blutsfreunde unter den deutſchen Familie von Falk" — (hier fuhr Helene, wie von einem elektriſchen Schlage berührt, zuſammen und ihre Wangen färbten ſich lieblich) „ich ſelbſt bin eine geborene von Falk — und der Baron," ſetzte Frau Simonis mit einem vorwurfsloſen Lächeln hinzu, „der gegenwärtig meiner guten Helene in der Verklärung der Liebe vorſchwebt, was ich an dieſem lieben Geſichtchen ſehe — iſt höchſt wahrſcheinlich ein Anverwandter von mir, wenn auch entfernt."

Um wie viel näher war nun der Faden dieſer Erzählung Helenen an das Herz geknüpft; wie anziehend wirkte jener Name für den weiteren Vortrag!

„Nicht möglich!" rief Helene aus; „doch warum ſagten Sie mir dies nicht früher?"

„Nein, mein Kind," antwortete Frau Simonis abweiſend, inſofern in dieſer Frage ein Vorwurf gleich wie ein Vorſatz lag, „meine Anſprüche ſind nicht von dieſer Welt. — Es hätte den Baron in Verlegenheit ſetzen können, eine abgeſchiedene, alte Frau, welche die Wohlthat des Schutzes ſeiner Freunde genießt, Ehren halber anerkennen zu müſſen. — Möglich auch, daß ich mich irre, daß der Baron ein Abkömmling iſt von fremder Linie. — Die Falk's ſind ausgeſtorben, wie die Falken; aber Würger, Helene, Würger giebt es in der Menſchheit noch genug." —

„Als ich nun den erſten Unterricht empfangen ſollte — meine kleine Seele ſchlummerte lange im Traume der Unwiſſenheit — that mich der Großoheim zu dem Geiſtlichen des Orts, deſſen Schweſter, die ihm den Haushalt beſorgte, mich zugleich in Aufſicht und Pflege nahm. Um eben dieſe Zeit kam ein junger Vetter, deſſen verwittwete Mutter ſich wieder verheirathen wollte, in das Forſthaus. Der Großoheim hoffte ſich in dem Knaben eine Stütze ſeines Alters zu erziehen, vielleicht auch einen Zweck zu erzielen, den er hoch hielt. — Man nannte ihn Henri, und troß der Intoleranz des Großoheims duldete er dieſe Verleugnung der deutſchen Taufe.«

»Ich hieß — ſeltſam, indem ich von mir ſelber ſpreche, iſt es nicht, als ob ich wie eine Geſtorbene redete? — alſo ich heiße Genoſeva, weil meine Mutter während der Stunde, worin ein wandernder Puppenſpieler das kleine Drama jenes Namens unter dem Dache meiner Eltern aufführte, von den Wehen der Geburt übereilt worden war. Es iſt ein eigen Ding, liebe Helene, um die Nennnamen; bilde ich mir doch ein, daß in dieſem leidentlichen Zufalle etwas von der Bedingung unſeres künftigen Schickſals liegt. Schon dieſer Name, der meine nur allein, vereinzelte mich; mit ihm war mir die Weihe zur Einſamkeit gegeben. Die Wärterin verſäumte nicht, mich mit der tragiſchen Begebenheit vertraut zu machen, der ich ihn verdankte. Dieſer klaſſiſche Stoff verwebte ſich in die früheſten Träume meiner Kindheit; auch den ſchwachen Begriffen eines Kindes wird das Ungeheure faßlich, wenn es in volksthümlicher Weiſe Wunder vernimmt. Damals mag aus ſolchem Munde die erſte Ahnung in meine junge Seele gedrungen ſein, wie einem Opfer der Verkennung zu Muthe wäre; denn ich habe das Geſchick der verſtoßenen Pfalzgräfin und ihres Söhnleins Schmerzenreich mit unſtillbaren Thränen beweint. Bis dahin hatte ich keine andere Geſpielen gehabt, als die prächtigen Rüden des Großoheims, die mich auf Weg und Steg begleiteten. Als er mich einſt vor dieſen rohen Genoſſen warnte, habe ich ihm erwiedert: Aber, lieber Gott, man muß doch Jemand haben auf der Welt! eine Antwort, die, wie er mir ſpäter oft verſicherte, ihn gerührt hätte. Und nun, da Henri kam, mußte ich fort. Das fiel mir ſchwer, und wer mich in das Haus des Geiſtlichen führte, mochte es inne werden.“

„Welch' ein Haus, Helene, nahm mich, die Widerſtrebende, auf! Bis ich in das Grab ſinke, wird meine Seele dankbar es umſchweben. Eine arme Hütte war es nur; aber ein himmelreiches Herz wohnte darin, und der Segen Gottes ging ſichtbar aus und ein. Es war nur mit Schauben gedeckt — als ob jedoch ein heiliger Hauch es ſchütze, nahm der Wind eine rettende Richtung, da ein paarmal im Dorfe Feuer auskam. Auch ein kühler, ſteinerner Brunnen ſtand davor, ſo wie hier; deßhalb iſt mir auch dies Plätzchen ſo lieb und werth. Johannes Arendt war der Name des Geiſtlichen. Ewig werde ich ihm danken, was ich bin; jeder Gedanke in mir iſt ein Denkmal ſeines Geiſtes. Sein Verdienſt blieb in ſtiller Verborgenheit, ſeine Thaten fielen nicht in das Gewicht der Welt, vielleicht hätte er hie und da für einen Thoren gegolten; den Werth der Geſinnung wird Gott gewogen haben. — Menſchen, wie dieſer Mann, dürften ſelten gefunden werden. Dieſe Perle der reinſten Tugend war vom blinden Wurfe dem Dunkel unſeres Wäldchens zugefallen. Der Magiſter war noch gar nicht alt, obgleich er älter ſchien; harte Erfahrungen hatten nur ſeine äußere Kraft gebrochen. Sein beſter Freund verrieth ihn um ein ſchnödes Nichts; ſeine treuloſe Geliebte nahm einen ſchlechten Mann und verdarb. Ach, Helene, es iſt wohl ſchwer, unſäglich ſchwer, ſich nicht im gerechten Zorne zu verzehren, wenn diejenigen, die wir ſo heiß, ſo treu liebten, die Mörder ihres eigenen Glückes ſind! — Doch fand dieſer edle Mann Zuflucht dagegen im Schutze der Liebe. Er hatte das Kind ſeiner Geweſenen zu ſich genommen, da dieſer Wunſch an ihn erging, und als Gott es ihm nach einigen Jahren wieder nahm, löſete ſich in dieſem ſanfteren Schmerze der bittere Gram um den Verrath der Menſchen aus. Ach, meine Helene! Was iſt der Tod gegen das Leben? — Eine verkannte Größe! — Das verſtorbene Kind war dem Magiſter ein Engel geworden in jedem Sinne. Nie war ein liebes Gedächtniß zarter verflochten in das tiefe Getriebe derer, die es bewahrten ſo wie hier! Das kleine Kindergärtchen, ſtill gepflegt, grünte und blühte unter manch gefallener Thräne; die Spielſachen ſtanden und lagen nach wie vor — vielleicht iſt dieſe Pietät zu weit gegangen, deßhalb ward mir der Platz in einem Herzen eingeräumt, das, in Hinſicht auf dieſen Verluſt, der äußern Dinge keines verdrängt ſehen wollte. — Der Magiſter ſuchte Troſt in der Philoſophie, in der Natur, in ſeinem Amt. Ein kleines Geſtell gab Raum den Vätern der Weisheit und der Kirche. Seine Armuth war nie ſein Kummer, und die Genügſamkeit ſchaffte, daß er vollauf hatte. Beſſere Ausſichten in die Zukunft hatte er keine — nur den Blick in ein beſſeres Leben, und dieſer Blick, der ſo Vieles entbehrlich macht, läßt einen Strahl in die Seele fallen, der dieſe arme Erde und ihre eiſerne Noth vergoldet.—“

„Seine Schweſter Concordie — wir nannten ſie Cordel — war das Muſter einer ſparſamen Wirthin. Das Sprüchwort: Ordnung hilft haushalten, ward von ihr in Ausübung gebracht. Wie wenig der Menſch bedarf zu dem täglichen Wohlleben der Zufriedenheit, dies zeigte ſich hier. Wenn ich einer üppigen Dame, die nicht auskommen kann und Schulden macht, das Geſetz der verſchwenderiſchen Wirthſchaft ausſchreiben ſollte, nach-Maßgabe jenes kleinen Haushalts, der noch für Andere erübrigte, lieber Gott, was würde ſie dazu ſagen? Freilich die Levante hatte wenig Theil an unſerm Caffee — der wuchs zumeiſt auf dem Kornfelde; das Gärtchen, dieſe kleine Friedensinſel im weiten Meer des Segens, lieferte das Gewürz für unſern Tiſch — und Dill und Kümmel geben keinen Zehnten mehr. Die Wäſche aber war blendend weiß, und Cordel firm in der Kunſt zu färben. Was nur irgend unſcheinbar geworden, ward aufgefriſcht, ſo daß der ernſte Arendt, als ſeine Schweſter einmal über die Duſterheit der Wohnſtube klagte, lächelnd erwiederte: „Du irrſt, Concordie, es iſt eine Wohnung des Lichts, ſieh nur, es bricht ſich ja in allen Farben!“ — wobei Cordel über und über erröthete, und nicht recht wußte, ob ſie ihr Bruder zum Beſten hätte. Das Haus war baufällig, das Geſchirr ſehr gekittet; aber die ſtrengſte Ordnung hielt Alles niet- und nagelfeſt zuſammen. Und endlich iſt es ein ſegnendes Geheimniß, das um die Guten ſchaltet und waltet; das da ſchafft, daß nichts verdirbt, das Vorräthe öffnet, wenn das Nöthige ausgeben will. Der Geiz aber läßt Alles verderben, ſchließt Kammern und Herzen zu, und die Habſucht entfernt den willigen Geber. Der war der Magiſter! Als einſt der Lein in Wälchen verhagelt war, theilte er ſeinen Flachs unter die Armen aus. Da weinte ſeine Schweſter und ſprach: Du wirſt noch Dein letztes Hemd weggeben — und ich werde nichts mehr zu ſpinnen haben. Zum erſten Male ſah ich ihn erzürnt, als er antwortete: O verſündige Dich nicht; wir werden Beide haben, was wir brauchen. Mein liebſtes Hälmchen war geknickt — Gott hat mir es wieder aufgerichtet, kann ich minder thun, als dankbar ſein?“

„Dabei fällt mir ein,“ unterbrach Helene die Erzählerin, und ihre Augen blinkten, „daß ich vor ein paar Tagen ein

Sprüchelchen geleſen, das hier an ſeinem Platze wäre: Wer ſich hat arm gegeben, dem wird ein Leichentuch aus Gold die Sonne weben.“

„So iſt's, Helene!“ ſagte Frau Simonis; „wir ſehen es nur nicht ein. Auch die gute Cordel haftete an der Erde, wie der Schatten ihres Bruders, und folgte eben ſo jedem ſeiner Schritte nach. Mit jedem Abend erſtreckten ſich ihre Wünſche in Etwas über den engen Kreis, der ſie beſchränkte — das Tagewerk ließ ihr weder Raum noch Zeit dazu. Dann dachte ſie, was ihr und dem Bruder zum Glücke noch fehle; es war wenig genug. Ihre kleinen, altjüngferlichen Fehler, wie ſo gar nicht ſchadeten ſie irgend wem! Eine gewiſſe Neugier, die ihren Grund in dem unſchuldigen Verlangen hatte, dem Bruder etwas erzählen zu können, dem die entſchiedenſte Gleichgültigkeit gegen äußere Dinge verblieben war, fand ihre Nahrung nur in der Natur, oder in den einfachen Verhältniſſen der Gemeine. Sie beklagte ſich nicht über den Mangel an Ehrerbietung; wohl aber theilte ſie dem Magiſter überfließenden Auges und Herzens mit, wo und wann ein Hausvater über Feld gegangen und vor der Blüthe des Getreides die Mütze abgenommen habe. Unſre Cordel haſchte nicht nach Neuigkeiten, um die Leute ins Gerede zu bringen; welch' ein Vögelchen ſie aber hie oder da ſingen gehört, dies, und zwar in Wahrheit, konnte ſie dem Bruder nicht verſchweigen. Sie ließ kein Blättchen benagen, der Mehlthau fiel ihr auf das Herz — in ihrer Seele war kein ſchädlicher Gedanke, kein Tröpflein Gift, — die Verläumdung hatte keinen Zugang über die Schwelle dieſes Hauſes, und von allen Menſchen Gutes denken, erhält gewiß ruhig und den Beifall Gottes.“

„In ſolcher Lage war meine kleine Perſon ein Object für dieſe Häuslichkeit. Dem Magiſter war ich Erſatz für die entſchlafene Kleine, und durch eine Täuſchung der Liebe trug er das lebendige Gefühl für das Wohl und Weh der ihm anvertrauten, heimgegangenen Seele auf mich über. Er bildete ſich ein, ich ſähe ihr ähnlich, und wer ihm ſchmeicheln wollte, nannte mich ihr lebhaftes Ebenbild. Ich hatte es gut, im allerbeſten Sinne. Gerdel pflegte mich, wie das Huhn, das die goldnen Körnlein ſtreut — ihr Bruder trug mich im Kerne ſeines Herzens. Nur Eines ſtörte mein kindliches Glück, und zwar gerade die Erfüllung meines einzigen Wunſches, Henri! — So oft ich den Großoheim beſuchte, klagte er bitter über ihn; er mochte wohl fühlen, der alte, kranke Mann, (er litt am Podagra,) daß er nicht im Stande ſein werde, die wilde Halsſtarrigkeit Henri's zu zügeln — und ſo war er grauſam aus Schwäche, mindeſtens in ſeinen Vorſätzen. Welche Strafe er über ihn verhängen, wie er ihn zum Fleckchen führen wolle, dies anzuhören, war meine ſtete Pein. Es war mir dabei zu Muthe, als müßte ich den bedroheten Henri, der gleich mir das Brod der Gnade aß, losbitten von der Galeere mit tauſend Thränen, ſelbſt um den Preis meines Lebens. Die Domeſtiken, im trägen Dienſte meines Großoheims ergraut, haßten den jungen Neuling, der ihnen zu ſchaffen machte, und ſtimmten in den Ton ihres Herrn, da ſie Henri verklagten, wo ſie wußten und konnten. So lag das Forſthaus, wenn ich mich von ſeiner Schwelle wendete, wie ein ſteinerner Gerichtshof hinter mir.“

„Das Kind iſt zu bedauern, das Härte kennen lernt,“ ſagte Helene theilnehmend mit ſteigender Aufmerkſamkeit; „und war denn Henri wirklich ſo ſtraffällig?“

„Mich müſſen Sie dies nicht fragen, Helene, mich nicht!“ antwortete Frau Simonis traurig, „obgleich ich nicht leugnen kann, daß es ſchien, als wenn ein Dämon ihn beſäße, der nur dann von ihm wich, wenn er ſich auf das Aeußerſte vergangen hatte. — Der Magiſter gab ihm auch Unterricht und ſich alle Mühe mit Henri, den er jedoch nicht lieb hatte. Ein geheimes Mißfallen, das ich für eine böſe Vorahnung hätte halten mögen, mochte den Tadel des milden Arendt ſchärfen, und die ſonſt gutmüthige Cordel war, nach ihrem eigenen Ausdrucke, dem Henri mit Luſt gram. Freilich war Henri weder ein löblicher Schüler, noch ein Beſuch, der ſich beliebt zu machen wußte. Alle Augenblicke verſtieß er gegen das Geſetz der Schonung, was in dieſem friedſamen Hauſe herrſchte; aber es erbarmte mich doch ſeiner. — Niemand liebte ihn, Niemand litt ſeine Weiſe, außer ich. War es, daß ich ihn beſſer kannte? genug, ich wußte, er wäre nicht ſo ſchlimm. Ach, ich hatte ihn lieb mit heißem Erbarmen. Und Erkennen iſt Lieben! Haß und Scharfſinn haben noch nie einen Menſchen erkannt. Wenn er mir einmal wehe gethan, ſehr wehe, dann brach das ſchönſte, beſte Herz hervor, wie die Blüthe des Schwarzdorns im Sturm; dann äußerte er ſich leidenſchaftlich in einer Gutheit, die ich nicht rührend genug zu ſchildern wüßte.

„Der Magiſter legte Henri's Trotz und Uebermuth ſeiner Erziehung zur Laſt. Mit tiefem Unwillen ſprach er davon, ſo oder ähnlich, wenn er ſagte: Das ſind die herben Früchte, welche die Nachgiebigkeit trägt; eine Frau wird den Sinn ihres Sohnes nie beugen, wenn er nicht weibiſch iſt — eine Wittwe nun erſt gar nicht. Kann man auch Trauben leſen von den Dornen? ich ſtehe dafür, der Henri wird nicht eher vernünftig werden, bis er ein Herz gebrochen hat! — Dieſe Worte merkte ich mir unglückſelig und ſchrieb ſie in das Buch meiner Tage. Daß ich beſtändig in Aengſten um ihn ſchwebte, als könne bei einem Haar das Schwert der Strafe ihn betreffen, oder das Böſe ihn faſſen, dies machte, daß ich um ſo feſter an ihm hielt. Ich ermüdete nicht, ihm nachzugehen, daß ihm nichts Uebles geſchähe; wo er ſich ausſetzte, war ich bei der Hand, ich nahm ſeine Schuld auf mich, ich bat ihn los, wo er für ein Verbrechen büßen ſollte, und ob er mich auch von ſich ſtieß, ich freute mich doch, ich freute mich mit Thränen, wo es mir gelungen war, ihm einen Sturz, oder einen Schmerz erſpart zu haben. Es war mir, als hätte mich die Vorſehung zu ſeinem Schutze berufen, und daß ich deswegen ausdauern müſſe. —

„So viel iſt gewiß, Helene, wem man Gutes und Liebes thut, oder gethan, weſſen Wohl man will und nach allen ſeinen Kräften ſchaffen möchte, den liebt man wahrlich in Gott, und mit ihm über Alles. Wenn es auf Erden wie im Himmel nichts Größeres geben ſoll, als ein dankbares Herz, ſo wird auch dort noch im Geben das ſeligſte ſein. Denn — wo eine weiche Seele einmal erfaßt iſt von Mitleid, die läßt nimmer wieder los. Und wer iſt mitleidenswürdiger und verlorener, als wer nicht geliebt wird? Ja, theure Helene, es iſt wahr, die Liebe iſt ſtärker, als der Tod — ihr kleinſter Zug kann über dem tiefſten Abgrunde emporhalten. Dies iſt meine innigſte Ueberzeugung.“

„Als einſt Henri mir mit ſtrömenden Thränen klagte, daß der Großoheim ihm eine Bitte abgeſchlagen, wobei er ſagte: Nicht einmal dieſen kleinen Gefallen thut er mir, er will mich binden — ein Sclave ſoll ich ſein für einen Biſſen Brod, wie er ihn ſeinen Hunden vorwirft, aber gieb nur Acht, Genofeva, ich werde mich ſchon frei machen —

Du wirſt es ſehen. Da dachte ich, er wolle ſich ein Leid thun, und lebte in Furcht und Schrecken; ängſtlich ſuchte ich ihn zu begütigen und ſprach: Sei nur gut, lieber Henri, ich würde ja mein Leben für Dich laſſen und für Dich betteln gehen.“ —

„So entſtand ein geiſtig unzertrennliches Verhältniß zwiſchen uns, welches die Andern für Abneigung von Seiten Henri's gegen mich hielten, und ihn deßhalb haßten. Nichtsdeſtoweniger fühlte ich mich wie von einer geheimnißvollen Nothwendigkeit an ihn und ſein Schickſal gebunden. — Henri kam ſpäter hinweg, weil er ſeiner Beſtimmung entgegen reiſte und — nach dem waidmänniſchen Ausdrucke des Großoheims — ſich die Hörner ablaufen ſollte. Auch ich wuchs heran in meiner lieben Siedelei. Der Magiſter bemühte ſich redlich, mein Gemüth auszubilden. Seine Schwermuth war mit einem heiligen Weſen vermiſcht, in den Adern meines verehrten Lehrers floß die lautere Milch des Chriſtenthums und ging in ſein reines Leben über. Seine Seele träufte Frieden — wenn ich mich ſo ausdrücken darf. — Die kleine ſtille Gedankenwelt, in der ich heimiſch war — worin mir ein Tropfen zitternder Klarheit ſchlief, wie der Thau im aufgehenden Lichte der Sonne — erſchien mir nun allmählich unter höherm Geſichtspunkte, und ich lernte unterſcheiden. Immer hatte ich dem Großoheim die frömmſte Geſinnung zugetraut. Wie barbariſch aber gegen die ſanfte verſöhnende Gewalt, die der Himmel dem Magiſter gab, dachte jener ſich die Freuden der Unſterblichkeit! Der Graus des Todes erfüllte ihn noch mit der unklaren Hoffnung, aus den Schädeln der Feinde ſeines Glaubens die Wonne Gottes zu trinken. Und doch tranken Beide aus einem Kelche!“

„Wenn ich mit meinem lieben Lehrer ſpazieren ging, dann pflegte er gern an dem See von Rohrlach auszuruhen, der den Weidenkranz ſeiner Ufer bis an unſer Dörfchen erſtreckte. Dort ſtand ein bretternes Häuschen; wie zur Pilgerruhe war es hingebaut. An jenem ſtillen See, wo nur der Frühlingshauch im Schilfrohr ſäuſelte, oder Kühle im heißen Sommer athmete, wie herrlich ergoß ſich oft der Fluß ſeiner Rede über die höchſten Dinge, wie manches lichtsvolle Wort ſtrömte dort in meine offene Seele; dort" — fuhr Frau Simonis mit einem tiefen Seufzer fort — „habe ich Troſt geſchöpft für mein ganzes Leben! — So oft ich den Vers in der Bibel leſe: Wir ſehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort — denke ich an den See und an mein verſunkenes Glück. In dieſen unvergeßlichen Stunden erklärte er mir das Weſen der wahren Gottesfurcht und Liebe. Gieb Gott Dein Herz ganz, ſagte er, aber ganz, nicht das Geringſte behalte für Dich, nicht das leiſeſte Fädchen, was an eine irdiſche Neigung gebunden wäre; wie könnte ſonſt Gott in Dir wirkſam ſein und Dich beſeligen? — Dulde Alles und von allen Menſchen ohne Ausnahme, ohne Haß! Gott kennt ſchon Dein Recht und wird es Dir heilig bewahren; verlaſſe Dich darauf, Genovefa, auch wer Dich verfolgt, in welcher Geſtalt es auch wäre, iſt nur eine flüchtige Erſcheinung auf Erden. Dein Herz aber ſei ein Tempel, worin jeder Verbrecher den Schutz der Gnade findet nach einem ewigen Geſetz. Verfolgende Religion iſt erwürgende Liebe — und würgt die Liebe denn? nein, mein Kind, ſie ſtirbt freiwillig, auf daß Andere leben mögen. An ſolcher Hingebung iſt die wahre, die geiſtige Liebe zu erkennen; die irdiſche giebt nur auf, treue aber rettet ſich in das Göttliche hinauf; deßhalb iſt Schweigen das Höchſte, iſt eine weltüberwindende Kraft."

„O meine Freuntin!“ ſagte Helene ſichtbar ergriffen, da Frau Simonis einen erſchütternden Augenblick inne hielt, „tief bewegt fühle ich die Wahrheit jener Worte. Nimmer könnte ich aufgeben, was mich einmal liebte, nimmer!“

„Dies wäre auch unmöglich, Helene!“ erwiederte Frau Simonis mit einem tragiſchen Lächeln, „nur Anſprüche fordern — die Liebe trägt einen Himmel in ſich ſelbſt, der ſich nicht verſchütten läßt wie etwas, das zu ſchwer würde. — Das Glück endlich, oder was wir dafür halten, gilt in Gottes Augen gleich einer Prüfung, und die reinſte Freude iſt wohl nichts anders, als ein geläuterter Schmerz.“ —

„Mein junges Herz entbrannte bei dieſem Unterrichte. Schwärmerei, dieſe Seele der Aufopferung, ſteckt an; am Licht entzündeten die Märtyrer ihren Muth, in den Flammen zu ſterben. Ich war ſo einſam — ſo voll Sehnſucht, die ich lieber eine trübe Vorausſicht nennen möchte, daß ich jede Blume beneidete, die in Geſellſchaft blühete; ich träumte mir das Glück des Umgangs ſo ſchön, ſo lieb! Wie man die Menſchen fliehen könnte, davon hatte ich noch keinen Begriff — ich wünſchte mir eine Freundin, die mein zweites Ich wäre.“

„Nun iſt“ — hob Frau Simonis mit einem ſchweren Seufzer an, und der Accent auf dieſem „Nun“ ſagte deutlich, daß ihre Geſchichte erſt anhebe — „in der Nähe von Wäldchen das uralte Jagdſchloß Haynburg. Es iſt noch königliche Domaine, und früher ſoll in jedem Herbſt großer Hofhalt und vieles Leben daſelbſt geweſen ſein; zu meiner Zeit war dieſe Epoche ſchon vorüber. Nur ein Thiergarten wurde im Stande erhalten, und wenn die Hirſche mit ihren ragenden Geweihen in hochmüthiger Sicherheit herumſpazierten und großäugig jedes Geräuſch draußen zu verachten ſchienen, ſo gab dies ein anſchauliches Bild von der Oede des Stolzes, die über dieſen düſtern Bezirk verbreitet war. Die Natur hatte hier eine einſame Hoheit; Bäume und Gras waren höher als anderswo, und gegen unſere Seite ſtiegen Felſenwände an, die man mit dem Gefühl einer gewiſſen Abgeſchloſſenheit anſah, wenn nicht — doch davon nachher.“

„Zwar hatte ich das Gerücht vernommen, daß eine vornehme Dame — woher? dies brauchte Niemand zu wiſſen — ſich den Sommer über in Haynburg aufhalte; aber es hatte mich weiter nicht berührt. — Eines Tages gehe ich dem Magiſter entgegen, der über die Grenze gegangen war. Er blieb länger aus als gewöhnlich, die Sonne ging zu Rüſte. — Endlich kam er, und ſein Geſicht ſchien noch hell, wie im Abglanze des verſchwundenen Lichtes. Da ich es bemerkte, ſagte er: „Ich habe etwas ſehr Liebliches geſehen, Genovefa, und werde es ſobald nicht vergeſſen. Du weißt, daß eine Dame, deren Name uns gleichgültig ſein kann, ſich gegenwärtig in Haynburg aufhält, die, wie man ſagt, etwas geſtörten Geiſtes iſt, weßhalb ſie fern von der Welt ihre krankhaften Ideen verbirgt und in Ruhe hier geneſen ſoll. Von Niemand wird ſie beſucht, als nur zuweilen vom Arzt. Ich mußte hier vorüber; da ſchaute ich in den Thiergarten und ſah ein junges Fräulein — wahrſcheinlich die Tochter oder eine Anverwandte jener Dame — im Füttern der Hirſche und Rehe begriffen. Welch ein reizendes Geſchöpf! wie ſchmiegſam drängte das braune Wild ſich um dieſe herrliche Geſtalt! Ich konnte mich von dieſem holden Anblicke gar nicht trennen. — Solch ein Blick könnte Löwen zähmen! Der Stolz des Himmels ruht in der Gewalt der Schönheit, im Blicke der Unſchuld, und ſo bezwingt er die rohe Kraft. — Das wäre ein Umgang für Dich, mein Kind; aber die Dame ſoll im höchſten Grade überſpannt ſein, und läßt vielleicht das arme Fräulein lieber ſtumm und ſtill unter den Statuen von Haynburg wandeln, als daß ſie nachgäbe, daß es dem Zögling einer kleinen Pfarrei eine Feldlänge entgegenkommen dürfte. Wie öde iſt doch der Hochmuth, und — wir ſehen es klar — wie nahe immer der äußerſten Erniedrigung!" —

„Ich entbrannte in dem Wunſche, mit eigenen Augen zu ſehen, was meinen Lehrer, der ſonſt ſo ſparſam in ſeinem Lobe war, ſo entzückt hatte; ich dachte mir ein höheres Weſen, und alle Sehnſucht, welche in dem Alter, worin ich damals ſtand, der Liebe eigen iſt, ward zu dem innigſten Verlangen der Freundſchaft." —

„Es gelang mir ſehr bald. Da mir vollkommne Freiheit gewährt war, in den Stunden der Erholung ſo weit zu gehen, als ich wollte, ſo fand ich nächſtens das Bild aus, das der Magiſter mir mit ſo viel Wärme geſchildert hatte. Ja, ich mußte mir geſtehen, das fremde Fräulein wäre ſehr ſchön, aber wie von einem herablaſſenden Stolze umfloſſen, der die traute Annäherung von ihres Gleichen hinderte. Genug, ich empfand dieſen hemmenden Einfluß, ohne mir ihn erklären zu können. War es das Geſetz der ſtädtiſchen Mode in dem Anzuge des Fräuleins, was mich, ein ſchlichtes Landmädchen, abhielt, zu denken, daß wir einander angemeſſen wären? Die rauſchende Seide, worin mein Idol täglich gekleidet ging, überrieſelte mich mit einem Gefühl der Achtung, und ſo wagte ich nur in Gedanken, dieſen ſchlanken Wuchs zu umfaſſen und mit einer Fülle herzlicher Liebe an meime Bruſt zu drücken. Ach, Helene, wo könnte jemals ſolch ein ſchwärmeriſches Gefühl für irgend einen Gegenſtand auf Erden in den Schranken der Geſellſchaft entſtehen! — Die junge Fremde ward nun meine Freundin. Ich führte heimliche Geſpräche mit ihrem Schatten, ich gab ihr mein Herz, ich lieh ihr meine Seele, und nahm ihr Bild, ihr Sein und Weſen in die meinige auf. Wenn ich, verſteckt im Gebüſch, ihrer anmuthigen Erſcheinung mit meinen Augen folgte und lebhaft wünſchte, ſie möchte die ihrigen nur einmal dahin wenden, wo ich mich verbarg, dann hob ſie den ſchönen Blick und lächelte wohl gar wie zu mir herüber — und mir war, als geſchähe es auf meinen Wunſch und Willen.“

„So knüpfte ſich ein zartes Band, das zarteſte, wenn auch einſeitig zwiſchen uns. Wer aber kann wiſſen, wie weit die Fäden Gottes reichen, an denen er die Gedanken der Seinen lenkt?“ —

„Ein Waldhüter, dem ich ein paarmal kleine Wohlthaten erwieſen hatte, bemerkte mich und mochte für Neugier halten, was reines Intereſſe des Herzens war. Da er nicht weit vom Gehäge des Thiergartens wohnte, ſo ſammelte er, um ſich mir gefällig zu machen, jeden Zug, der ihm von dorther zu Geſichte kam. Er wußte um die Schritte meiner unbekannten Freundin, und wie genau beſtimmt ihr vermuthlich Zeit und Raum wären, worin ſie ſich bewegen durfte. Nur zuweilen hüpfte ſie zu dem Pförtchen hinaus und wagte ein Sprüngelchen in die Felſen. Dort — doch das erfordert eine eigene Beſchreibung. Die Felſen wölbten einen Bogen wie zum Thor von Haynburg, und in dieſen maſſiven Rahmen war die Landſchaft lieblich eingeſpannt. Doch ſtand, wunderſam! in der freigelaſſenen Erde ein wilder Roſenſtrauch, als hätte die Vorſicht ihn hingepflanzt, daß der offne Paß dennoch mit Dornen bewaffnet wäre. Dies war des Fräuleins Lieblingsſtelle, die mir der Waldhüter zeigte. Nach meiner Angabe verfertigte der Mann einen rohen Lehnſtuhl für dies einnehmende Plätzchen und zog den wilden Epheu ſchattend drüber hin — dann legte ich, ſo oft ich kam, einen kleinen Blumenſtrauß auf das kühle Geſims der Mauer — und verſchwand nun hinter dieſen Beweiſen von Aufmerkſamkeit, weil die Ankunft Henri's dieſe vollſtändig in Anſpruch nahm. Er war lange nicht in Wäldchen geweſen, und wir erneuerten unſer trautes Verhältniß. Immer noch war ich ein blödes Kind und willenlos gegen ihn; der Zauber der Jugend hatte mich in ſeinen Augen verwandelt; mit Schmerz ſah ich jedoch, daß Henri in jedem Sinne noch der Alte wäre. Er, den ich mit heiliger Zuverſicht für meinen Freund hielt, ſchien kein Jüngling mehr, ſondern ein junger Mann, ſo ernſt, ſo bitterwahr, als ob eine ſüße Täuſchung ihm wohl nie gelächelt hätte. Er kam, um den Großoheim die Erlaubniß abzutrotzen, — denn einer Bitte war Henri niemals fähig, — daß er Europa verlaſſen dürfte. Tauſend Plane für einen lagen vor ſeiner Seele. Dieſe unbegrenzten Wünſche machten mich traurig. Das wird der Großoheim ſchwerlich zugeben, ſagte ich, als er mir ſeine Abſicht entdeckt hatte. Er will, da er ſeine Schwäche fühlt, daß Du je eher deſto lieber ihm das Gut übernähmeſt. Sein Geſichtskreis iſt beſchränkt. Er ſieht Dein Glück nirgend als hier. Und warum wollteſt Du das nicht gern? Es iſt ſo friedſam hier, ſo heimlich und ſo hübſch! — Nein, nein, rief Henri und ſchüttelte mit Abſcheu dieſen Gedanken von ſich, für mich nicht. Du weißt nicht Genovefa, wie es in mir ſtürmt und mich hinweg drängt! Es faßt mich bisweilen eine Angſt, ein Grauen vor mir ſelbſt, als müßte ich einem großen Unglücke entrinnen und wäre es auch in den Schooß des Meeres, wo es am tiefſten iſt. Erinnerſt Du Dich, wie wenn wir am Waſſer gingen, da ich noch ein Knabe war, ich Dich auf der ſichern Seite gehen ließ? dies geſchah aus Furcht, ich könnte Dich gegen meinen Willen hinabſtürzen. Wohin ich hier auch trete, es iſt vulcaniſcher Boden unter mir — Du aber ſollſt nicht neben mir verderben.“

„Dieſe Ausdrücke einer keimenden Gemüthskrankheit ängſteten mich unſäglich. — O Henri, ſagte ich weinend, welchen Kummer machſt Du mir! Suche Dich doch zu zerſtreuen, oder ſuche Dir einen Freund, und haſt Du einen wahren Freund gefunden, ſo hefte ihn mit ehernen Klammern an Deine Seele! Wie tief rührten mich dieſe Worte, die mir deſſelben Tages zweimal in die Augen fielen, als ſollte ich ſie beherzigen.“

„Henri ſah mich ſchweigend an, und ich fuhr redſelig fort: Sieh, ich habe eine Freundin — ich beſitze ſie nur in der Idee, und doch hängt mein ganzes Herz an ihr; ſo oft ich ihrer gedenke, wird mir ſtill und klar zu Sinne. So bin ich Dir gar nichts mehr? fragte Henri finſter. Du haſt keine Seele als mich, antwortete ich ihm, ich wollte mich dem Großoheim als Bürge für Dich ſtellen und eine Gefangene ſein mein Lebelang, wenn er Dich frei ließe!“

„Henri umfaßte mich; in dieſer innigen Stunde, wo ich Alles heranzog, um ihn zu tröſten, vertraute ich ihm auch mein geiſtigſtes Geheimniß und ſagte ihm, wie liebenswürdig die junge Fremde in Haynburg ſei, die ich meine Freundin nannte, und wie ſie dennoch ſo gebunden wäre, daß ihr Fuß nur wie im Fluge den Saum des Waldes berühren durfte, auch wie eine leiſe Verbindung zwiſchen uns entſtanden ſei, und welche Anſtalten ich ſichtbar für ihr Vergnügen getroffen. Aber ach, Helene, ein ausgeſprochenes Glück iſt im Nu, wo es über unſere Lippen flieht, zum Unglück geworden!“ —

„Wie gedacht, ſo geſchehen! Der Großoheim gerieth in den heftigſten Unwillen, als Henri ihm ſeinen Wunſch vortrug. Mit einer Löwenſtimme, davor ich erbebte, wies er ihn für immer damit ab und ſprach: Ich werde Dich an eine ſanfte Kette legen muſſen — wobei er einen Blick auf mich warf, der voller Ingrimm mir ſeinen eiſernen Beſchluß kund gab. Als ich am Abend dem Magiſter von dieſer Scene ſagte, mißbilligte er das gewaltſame Verfahren des Großoheims. Er ſprach: Wie ich den Henri kenne, ſo wird er nun unausbleiblich fortgehen; das iſt der Löwe, der das eiſerne Gitter zerbricht und edel geſchont ſein will — immer hoffte ich, die Liebe würde ſeinen Charakter beſänftigen. In aller Inbrunſt und Wärme meinte der verehrte Mann mich, mich Aermſte! Aber gleich einem Schatten ſchwebte mir in dieſem Augenblicke ein unſelig Gleichniß vor, wie er einſt ſagte, jener unſchuldsvolle Blick, der ihn zuerſt gerührt, könne einen Löwen zähmen. Und dieſer Blick war ein anderer als der meine! An welcher unfreiwilligen Verbindung von Ideen hängt unſer Schickſal!“ —

Helene ſagte beklommen: „Mir ahnet nichts Gutes, meine Freundin — und ich bin auf das Aeußerſte geſpannt, das Weitere zu vernehmen.“

Frau Simonis lächelte ſo tiefbewegt, als würde das Schlimmſte doch wohl über jede Vorſtellung reichen. In der erhöheten Gemüthsſtimmung, womit ſie ſprach, hatten ihre feinen Züge nicht die mindeſte Schlaffheit mehr, und die Sammlung eines langen, inneren Lebens legte in Miene, Blick und Stimme dieſer Frau den vollen Ausdruck bedeutender Erfahrungen.

„Trotz der entſchiedenen Verſagung des Großoheims,“ erzählte Frau Simonis ferner, „wie gegen die Meinung des Magiſters, blieb Henri länger, als er anfänglich Willens geweſen; aber nur ſein Körper verweilte in Wäldchen, ſeine Seele war uns entrückt. Wenn ich mit ihm ſprach, ſo mußte er erſt zu ſich kommen; er ſtarrte mich an, als müſſe er ſich auf mich beſinnen, wenn ich mit ſtillen Thränen in den Augen vor ihm ſtand. Es war eine totale Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein Geſicht zeigte einen Wechſel von Schatten und Licht, der mich befremdete, und der Ton ſeiner Sprache weckte traurige Gedanken in mir. Er blieb ganze Tage weg — er kam wieder, und war noch immer nicht da. Als ich einſt, da der Großoheim den Henri zu einem Edelmann entſendet hatte, ein paar Pferde zu kaufen, den faſt verlernten Weg nach Haynburg ging, bezeigte der Waldhüter eine beſtürzte Freude, mich einmal wieder zu ſehen. Er ſagte, ich käme wie gerufen. Ein Regenſchauer trieb mich in ſein Häuschen, ich fand einen gewiſſen Wohlſtand, eine Art von Einrichtung in der kleinen Hütte; ich erkannte Henri's Sachen, Henri's Geiſt — und ein Blitz, wobei mir Alles klar ward, zerſpaltete mein Herz. Der Waldhüter ſagte mir im Tone eines Geheimniſſes, deſſen Mitwiſſer er wäre, daß der junge, gnädige Herr ſein täglich Brod ſei. Das fremde Fräulein aber gönne ihm keinen Blick, geſchweige ein Wort, und da er deswegen doch ſich unverhohlen nach wie vor auf ihren Schritten gezeigt, ſei das Fräulein davon verſcheucht worden. Dieſen Morgen endlich, als die junge Dame plötzlich aus dem Gehäge herausgetreten, habe ſie zu ihm gebieteriſch geſagt, wobei ihm (dem Waldhüter) alle Glieder geſchlagen hätten: Wer iſt der Menſch, der beſtändig hier herumſchleicht? Ich *will* das nicht! Und der zornige Blick dabei ſei ihm in Mark und Bein gedrungen. Nun bäte er mich flehentlich, den gnädigen Herrn, da wir doch gute Bekannte und Verwandte wären, zu ermahnen, daß er abließe, bis die Sache ſich verblutet haben würde. Und um den Grund zu dieſer Forderung mit Beweiſen zu unterſtützen, — als ob es deren für mich bedurft hätte! — führte er mir hinlänglich an, wie viel Henri bereits gewagt, um einen Schein von Glück zu erhaſchen. — *Er machte es zu merklich* — ſagte der ehrliche Verräther und merkte nicht, was er gemacht hatte.“

„Welch einen brennenden Schmerz verurſachte mir die Gluth einer Leidenſchaft, die mir den liebſten Freund entfremdet hatte! Und ſo ſchnöde abgewieſen von ſtolzer Kälte. — Ich wendete mich von dem verehrten Bilde des Fräuleins ab, kein Vorbild konnte mir dieſe Art und Weiſe ſein. Nun, ſo will ich Deine Freundin bleiben, armer Henri, wenn Du mich auch nicht mehr lieb haſt — dachte ich mit Qual und Troſt. — Stricke des Todes hatten ihn umfangen, ihn, der ſich vermaß, den natürlichſten Anhalt entbehren zu können! Uebermuth der Selbſtſtändigkeit war Henri's ſtärkſter Fehler; doch nur in der Demuth iſt der Menſch frei und groß.“

„Gott! *wie* wirſt Du das auflöſen? fragte ich zum Himmel hinauf; denn an eine Verbindung war hier wohl nicht zu denken, und meine Seele, die ſo feſt an ihm hing, zerriß über der Frage. Da fiel mir ein aus einem frommen ſchönen Liede: *Die Welt zerreißt, doch Du verknüpfſt mit Kraft* — ſolch ein Gedanke, den das Gedächtniß für die Noth verwahrt, ſtärkt ſehr, und ein guter Geiſt reicht uns darin, was wir brauchen.“

„Am andern Morgen früh, wo Henri ſchon auf dem bewußten Wege war, ſuchte ich ihn zu treffen. Auf ein Wort nur, Lieber! ſagte ich, da es ſchien, als ſähe er ſich ungern aufgehalten. Du willſt nach Haynburg? gehe nicht hinüber, ich bitte Dich! Geſtern war ich dort, und der Waldhüter ſagte mir, von Seiten der Damen, welche anweſend ſind, werde es übel vermerkt, wenn ein fremder Menſch ſich blicken laſſe. Du könnteſt Unannehmlichkeiten haben — — und die Schmach einer perſönlichen Abweiſung, welcher Henri ſich ausſetzte, flammte mir auf Stirn und Wange.“

„Henri erblaßte; vielleicht ſah er in dieſem bangen Erröthen nur meine Schuld. Ha! auch Du? das kommt von Dir! rief er empört aus. Dann ließ er mich ſtehen, und ich blickte ihm betroffen nach. Der Sinn jenes Ausrufs war mir klar. Er verkannte meine treue Meinung, und traute mir Eiferſucht zu und ſchmählichen Neid.“

„Aber etwas Anderes trat ihm mit beſſeren Erfolge entgegen. An demſelben Abend, wo ich mit dem Waldhüter geſprochen — ſehr möglich in der nämlichen Stunde — hatte dem Fräulein ein Edelhirſch den Oberarm aufgeriſſen und ſie lang krank an der Wunde danieder. Meine Freundin — denn ich mußte mich ihr verbunden achten — betrat den Thiergarten nicht wieder, und reiſ'te bald darauf mit der ältern Dame ab.“

„Henri mußte eine unausfüllbare Lücke empfinden. Was konnte ich ihm jetzt noch ſein, da er mich beleidigt hatte? Ach, Helene, das Unrecht iſt die einzige Trennung der Liebe, die ewig einzige! — Ich aber verzieh ihm aufrichtig und bewahrte ihm mein Herz. Und da er nun auch fort war, verſtrich ein Tag nach dem andern unter dem Balſam der Zeit und der Arbeit, der lange Winter breitete ſein weißes, kühles Tuch über den heißen Schmerz des Sommers —

und als der Roſenſtrauch unter dem Felſenthor von Haynburg wieder aufblühete, hatte jener Dornenſtich ſich ſanft verblutet. Die Seelengüte meiner Freunde trug ſehr viel dazu bei, den innern Kampf meines Gemüths zu beſchwichtigen. Neben Jemand, der ſo fromm wandelt, ſo ſchlicht und recht, bleibt auch der Schmerz im Gleiſe einer gewiſſen Ruhe.“

„Zwei Jahre ſpäter ward ich meines Henri's Gattin. Wie das kam, weiß ich ſelbſt nicht; der Wunſch des Großoheims verband uns. Unſer gemeinſamer Wohlthäter wollte uns vereiniget wiſſen, und Henri widerſtrebte nicht, den Grundbeſitz, den er uns hinterließ, an meiner Hand als mein ehelicher Freund und Schutzherr anzutreten. Die eigentlichen Motive unſeres Bündniſſes lagen jedoch nicht auf gleichem Boden. — Für Henri wollte ich leben, und meine Liebe ſollte ſeine Freiheit ſein. Er hatte mich ſeinen guten Engel genannt — dieſer Preis war zu erringen. Bei dem Gedanken: Henri iſt nun mein! klopfte mir das Herz ſo ſtürmiſch, als wollten feindliche Mächte ihn mir entreißen. Einen Beſitz ſich deutlich machen, iſt aber ſchon ein ſchlimmes Zeichen. Der Kreis all meiner Wünſche war eng um meinen Mann geſchloſſen, im Gefühle des innigſten Zuſammengehörens. Der Zeitpunkt, wo eine Ehe beginnt, welche die Liebe ſchloß, wo unſere erſte Pflicht auch unſer höchſtes Glück iſt, dieſer Zeitpunkt, mein theures Kind, zieht den Himmel herab in eines ſchwachen Weibes Leben. Ich fühlte mich von Henri geliebt — obgleich er läſſig ſchien, es zu beweiſen. Es giebt jedoch eine Liebe, die nicht in die Sinne fällt, die kein Geräuſch macht. Dieſe Liebe — das Gleichniß ſteht uns nahe — iſt ein unverſiegbarer Born, woraus die Wurzeln unſerer Seele und Seligkeit ihre Nahrung ziehen, doch keine Quelle voller Freuden worin das Herz hüpft. Jene tiefere Liebe, die unſer Innerſtes mit Wonne und Wehmuth füllt, iſt eben daher den Wenigſten klar, weil die meiſten Menſchen flach ſchöpfen und nur nach Vergnügen dürſten; aber ſie iſt! und wird ewig ſein."

Helene that einen tiefen Athemzug und ſprach: „Die Liebe iſt das unergründlichſte Geheimniß, weil ſie ſich nicht erklären läßt. Was geht es dich an? fragt jeder Liebende und mit Recht. Die Liebe iſt ein göttliches Verhältniß, das keinem Maßſtab unterliegt, der menſchlicher Weiſe zu nehmen wäre. Und doch iſt nichts gemeiner, als die Vermeſſenheit, über die Wahl des Herzens abzuſprechen."

„Wenn Gott für uns wählt," antwortete Frau Simonis, „welche Entſcheidung herauszufinden iſt, was kümmert der Menſchen Urtheil? Wahrhaftig! ich dachte damals mit keiner Sylbe daran, was mein verehrter, väterlicher Arendt zu dem Benehmen meines Mannes dächte, und etwaige Winke der gutmüthigen Cordel, daß Henri ſich gehen laſſe, blieben gänzlich unberückſichtigt." —

„Nicht lange währte mein ſchöner Traum. Unmöglich konnte ich mir verbergen, daß Henri nicht glücklich wäre; mein Glück reichte nicht aus für das ſeine. Es war etwas Unſtetes in dem Weſen meines Gemahls, die Zeit ſchien ihm zur Laſt zu werden, und eine ſtillſtehende Uhr erregte ihm Grauen. Er ging beſtändig in dem großen Zimmer auf und nieder, — dies ängſtete mich, weil es einen innern Drang anzeigte, der ihn nicht raſten ließ. Die Langeweile einer Ehe, die jetzt erſt anfing — bei dieſer Ausſicht vergingen mir die Sinne. Nur zu tief empfand ich die Leere, welche Henri an meiner Seite fühlte, und wie er ſelbſt in meinen Armen in Gedanken verſank, die mir verborgen waren. Wehe aber der Frau, die in der Seele ihres Mannes nur den leiſeſten Mangel an Befriedigung ſpürt, ſo daß ſie darauf ſänne, ihn zu unterhalten! Die ſüße Selbſtgenugſamkeit der Liebe iſt nicht in ihm. Das iſt die allerbitterſte Armuth: das Bedürfniß, glücklich machen zu wollen aus allen Kräften, und es nicht zu können! Nie wird in einem Eheſtande die Liebe ihre eigene ſtille Welt erbauen, wo das Glück des Einen auf Reſignation beruht! Nur der Untergang des Andern wird begründet. — Und dann — es iſt traurig wahr, daß wenig Männer auf Erden einen Zuſtand liebevoller Sicherheit ertragen können.“

„Was ſagen Sie da? das wäre entſetzlich!“ unterbrach Helene dieſe Bemerkung; „wie müßte man ſich denn benehmen, um dieſer wechſelſeitigen Neigung gerecht zu werden?“

„Den Muth nicht ſinken laſſen,“ erwiederte Frau Simonis, „und alles Glück außer uns für wandelbar halten. Manche Frauen ſtützen ſich auf ihr Recht, oder auf ihre Schwäche; um Gottes willen nicht, liebe junge Freundin! eine höhere Stärke iſt unſer Fels — — — Laſſen Sie mich fortfahren, mein Kind! ich bin noch nicht zu Ende, doch wünſche ich es zu ſein. — So war mir ſchon zu Anfang unſerer Verheirathung nichts ſo dringend, als meinen Mann von ſeiner Ungebundenheit zu überzeugen. Wenn der Großoheim einmal zur Ruhe iſt, ſagte ich zu ihm, dann reiſeſt Du weit, weit — mein Henri! ich bleibe hier, und kehrſt Du heim, dann findeſt Du Alles wohl beſtellt. Die Sehnſucht nach Hauſe holt man ſich nur in der Ferne. Allein betrübt ſah ich, daß er noch bei mir ſchon abweſend wäre. Alle Eintönigkeit iſt mein Tod — äußerte er einſt; da dachte ich mit Schmerz an das ſelige Glück übereinſtimmender Seelen! — So oft mein Mann auf die Jagd ging, begleitete ihn meine Unruhe, der Rand am Waſſer war mir ſtets zu ſteil für ihn — er klagte bisweilen über Schwindel, als ob er ſteil ſtände, und eine beklemmende Ahnung wich nie von mir.“

„Ein geſundes Kind war mir von Gott gegeben, ein lieblicher Knabe! in dem ich meine Welt umfaßte. Die Gefahr, in der ich ſchwebte, hatte meinen Mann flüchtig aufgeregt; ſie war vorüber, und er nahm den Segen der Natur gelaſſen, gleichgültig hin. Darüber härmte ich mich; der Kaltſinn, den mein Mann als Vater zeigte, ſchmerzte mich mehr, als jede Vernachläſſigung, unter der ich ſelbſt litt. Meine Geſtalt verfiel, ich dachte an nichts ſo gern, wie wenn ich geſtorben wäre. Man hielt dieſen kränklichen Zuſtand für eine Folge des zu langen Stillens. Mein Mann erklärte ſich mit einer Art von Haß gegen die Erziehung der Mütter, denen er alles Elend zuſchrieb, was jemals über die Menſchheit gekommen wäre. Er ließ mich rauh an, wenn ich ihm auch noch ſo glimpflich widerſprach, und behauptete, Frauen bildeten nur unglückliche oder weibiſche Männer. Dann ſchwur er hoch und theuer, daß, ſobald unſer Heinrich laufen würde, er in fremde Hände müſſe. Wie ich ſeinen Vater kannte, ſo war er Mann genug, Wort zu halten um jeden Preis! Sie werden mir glauben, meine liebe Helene, daß mir das Herz im Buſen wankte, ſo oft der kräftige Kleine einen Verſuch machte, zu ſtehen.“ —

„Ich ſuchte die Anſicht des Magiſters hierüber auszuforſchen. Es iſt wahr, ſagte er mit der ihm eigenen Gelindigkeit, daß die Zärtlichkeit der Mütter oftmals verderblich wird, wenn gleich Dein Mann, liebe Tochter, nach ſeiner Weiſe jene Behauptung auf die Spitze ſtellt. Die Natur hat ihr zarteſtes Pfand der Weichheit Deines Geſchlechts anvertraut; aber nicht für lange! Der Knabe bedarf Kraft, um ſich im Sinne zur Freiheit zu entwickeln, und jede Aengſtlichkeit, die ihn umſchlingt, ſchwächt ihn im Gebrauch ſeiner Glieder, in der Uebung ſeiner Kräfte. Da denkt wohl eine treue, mütterliche Seele, das Kind werde fallen, wenn ihre Sorgfalt es nicht halte, aber — mit Mutterarmen leitet Er! — Aus dem Waiſenthum iſt nicht ſelten ein Segen für die Menſchheit, mancher helle Kopf, mancher Treffliche hervorgegangen. Sei alſo nicht bange um den Vorſatz Deines Mannes, ſelbſt wenn er ihn halten ſollte! Henri iſt ein ſchwerer Hypochondriſt, und dieſe hängen an Alles, was ihnen angehört, das Gewicht der Qual. Heiterkeit aber iſt der Aether des Kindes, die Lebensluſt für künftige Männer. Und ſo iſt allerdings eine trübſinnige Mutter von ſchädlichem Einfluſſe, weil ſie eine lebenslängliche Verdunkelung in die Tage eines Mannes miſchen kann, der mit klarem Selbſtbewußtſein handeln ſoll. — Alſo gutes Muthes, Genoveva! ſei doch ein wenig froh — und dabei ſtreichelte er mir die Wangen, über welche ſtille Thränen rannen. Dieſe Rede war von der tiefſten Wirkung auf mich geweſen.“ —

„An einem Frühlingstage, als ich auf den Genuß der friſchen Luft für mein Kind bedacht war, wobei ich es doch nie verließ — fiel mir ein, welch eine Freude der kleine Heinrich haben würde, den ſchon ein Eichkätzchen, das er geſtern ſah, ſo lebhaft ergötzte, wie das Wild im Thiergarten von Haynburg luſtig herumſpränge. Die Wärterin ging jauchzend auf dieſe Idee ein und fuhr rüſtig das ſchlafende Kind hinter mir her. Der Frühling wehete mich an, und ein leiſes Gedenken der Vergangenheit ſchlich durch meine Seele. So war ich ohne auf den Weg zu merken, beinahe an dem Gehäge. Jetzt blickte ich auf, die Fenſter in dem alten Jagdſchloſſe waren geöffnet und blitzten in der

Sonne. Ein Schauder überſiel mich, es war mir, als ob ich die verſchloſſene Luft einathmen müßte. — Mit abgewendeten Augen ſah ich einen Stahl blinken und erſchrak, als ich einen Mann mit einem blanken Meſſer dicht vor mir ſah. Es war jedoch mein alter, guter Freund, der Waldhüter. In dem freundlichen Grinſen ſeines Grußes war ein Zug von Mitleid; ich mochte ihm bleich genug vorkommen. So findet ſich doch endlich Alles wieder ein, ſagte er; die fremde Herrſchaft kommt auch wieder in dieſen Tagen — die alten Zimmer werden ſchon gelüftet, und ich habe Ordre, das dürre Gezweige zu beſchneiden, auf daß die Ausſicht frei iſt. — Ich ſtarrte ihn an, tödtlich erſchrocken. Die junge Dame, fuhr er nachdrücklich fort, da er vielleicht glaubte, ich hätte ihn nicht verſtanden, für die ich damals den hölzernen Lehnſeſſel flechten mußte, daß ſie es bequem hätte; ja — ſie war den Winter darauf eine hohe Standesperſon geworden — die beſte Stütze iſt ihr zeitig gebrochen. Sie iſt nun auch ſchon Wittwe, das ſchöne, junge Blut!“ —

„Es war mir, als hätte der Waldhüter mit dieſer Nachricht ſein Meſſer in meinem Herzen umgewendet. Wittwe! ſtammelte ich ohne Faſſung. Aber ich war Frau — und Henri — ein Mann von Ehre und der meine! Was hatte ich denn zu fürchten? — Jedoch hatte ich den Reſt meiner Ruhe in dem Kinderwägelchen nach Haynburg zu Grabe gefahren.“

„Plötzlich beſann ich mich, daß Henri ſeit einiger Zeit auffallend zerſtreut wäre, und wenn ich recht geſehen, ſo war der Mann, mit dem er jüngſt ſich ſo angelegentlich unterredet, der Schloßverwalter von Haynburg. Nichts combinirt ſo fein, wie die Angſt der Liebe. Es war mir bald gewiß, daß Henri von dem in Kenntniß war, was ich eben erfahren, und daß die zu erwartende Nähe ihn nicht ruhig ließ. Ich ſchwieg tief gegen ihn und nahm mir vor, ſtill und würdig zu beharren.“

„Helene!“ fuhr Frau Simonis fort, und ihr gealterter Blick verrieth erloſchenen Affect, „erlaſſen Sie mir, Ihnen mein damaliges Leiden aufzufriſchen, nachdem tauſend Thränen es verwiſcht haben! Nur andeuten kann ich es. — Haben Sie wohl von einem ſchlagartigen Anfalle gehört, wo das halbe Wort im Munde deſſen erſtirbt, den ein Moment entſeelt? Und — wie lange dieſer Scheintod auch anhält — der, den er traf, nur mit der letzten Silbe zu ſich kommt, um zu vollenden, was er hatte ſagen wollen, als wäre ſein Gedankengang von dem Schlagfluß nicht unterbrochen geweſen? So Helene war der Zuſtand meines Mannes. Vier Jahre, die Verheirathung mit mir, unſer holdes, liebes Kind! alles dies ſchlief dumpf in ſeinem Geiſte; ſein Leben aber, von einer Hoffnungsloſigkeit berührt, unter der es erſtarrt war, ruhte in jener furchtbaren Leidenſchaft und regte ſich wieder, da ihr Gegenſtand ſich näherte. Sein Benehmen bis in die kleinſten Züge erinnerte mich an ein ſchreckliches Einſt, der Ton ſeiner Stimme ſogar, geſpannt, furchtſam, unſicher — ach! die leiſeſten Bebungen zittern ja im Herzen der Liebe nach — rief mir Stunden zurück, die ich in ſeinen Armen vergeſſen hatte.“

„Als ich einſtmals im Mondſchein bei uns im Garten auf und nieder ging, und ſtill vor mich hin weinte — ich hatte Henri ſeit vielen Tagen nicht mehr geſehen — ſpringt ein Menſch über die Mauer. Ich fürchte, es ſei ein Strauchdieb und will entfliehen; da hält mich der ehrliche Waldhüter athemlos am Rock, etwas Weißes hält er in ſeiner

Hand. Sie haben mir und meinen Kindern Gutes gethan, ſagt er treuherzig; wenn Sie mir es nun auch übel nehmen, ich muß doch thun, was ich nicht laſſen kann. Hier iſt ein Brief, den ich zwiſchen dem Geſtein gefunden, wo ſonſt die kleinen Blumenſträußer lagen: — ich bringe ihn vor die rechte Schmiede! — Die Frau Gräfin iſt noch ſtolzer in ihrem Gram als ſonſt und ſieht ſich nicht nach den Roſen um, die da blühen wie gemalt, geſchweige nach einem Blatte, das ein fremder Menſch geſchrieben. Das wäre ihr gemüthlich, Briefe von der Mauer zu leſen! Der gnädige Herr — nun ich weiche ihm aus, wo ich weiß und kann — — Wie ein fernes Sauſen vernahm ich nur, daß jener Mann ſich morgen um die nämliche Stunde Verhaltungsbefehle holen wolle.“ —

„Das Blatt bebte wie Eſpenlaub in meiner Hand, ich erbrach und las es mit irrenden Blicken. Es ſollte nach der wahrſcheinlichen Abſicht meines Mannes nur ein Ausdruck der Verehrung ſein; aber ein glühender Hauch athmete aus jeder Silbe, und das Opfer, mein armes Herz, brannte ſchmerzlich. Henri trug der verwittweten Frau die Freundſchaft eines Mannes von entſchloſſenem Willen an, ſein Leben ihrem Dienſte zu weihen; mit welcher Theilnahme äußerte er ſich über ihre beiden Kinderchen, die keinen Vater hatten! Ach, hatte mein Kind, ſeines! je einen Vater gehabt? Er bat die Gräfin um ein Zeichen der Genehmigung, daß er ſich ihr nähern dürfe. — Jeder Buchſtabe dieſes Briefes ſchien mir tödtlich. Es war jedoch nur der Anfang. Der Waldhüter brachte mir wieder und wieder ein Schreiben, in geſteigerter Sprache abgefaßt; wenn jene Frau, die ſich ſelbſt bedeutend zu ehren ſchien, je ſolch ein Blatt zu Geſicht bekommen hätte, ſie möchte den, der es geſchrieben, nun für ſtrafbar, oder von Sinnen halten, unfehlbar würde ſie ihn mit ſtolzer Strenge abgewieſen haben. Dies aber ertrüge Henri nicht! darauf kannte ich ihn. — Ich zitterte, daß dies leicht möglich wäre."

„Helene, laſſen Sie es Sich zur Warnung ſein! was uns von der Wahrheit verlockt, das iſt der Schlangenknoten, der ſich aus trüglicher Furcht und falſchem Schein zuſammenwindet. Bald wollte ich mich an den Edelmuth der Gräfin ſchriftlich wenden, bald auf jede Gefahr hin mit meinem Manne ſprechen. Endlich gerieth ich auf den unglücklichen Gedanken, ihm im Geiſte der Gräfin zu antworten, wie ich es thun würde, wenn ich an ihrer Stelle wäre. — So lehnte ich mit bebender Hand jede Annäherung ab, die ich niemals weder annehmen könnte, noch würde. Die Ruhe einer ihm fremden Perſon bedürfe keines Schutzes, als den dieſer Geborgenheit, für deren ſichere Stille ich ſeine Achtung anſpreche. Dabei deutete ich Pflichten an, die ihn heilig bänden; ein freundlicher Sinn, den — ſo meinte ich — die Liebe auch in ihrer Entartung noch verdiene, dürfe hindurchblicken; es war aber das verrätheriſche Herz, das nur in fremder Geſtalt die Sprache des Mitleids angenommen hatte. Wehe mir! Henri, der Verblendete! ſah mit bewaffnetem Auge jedes Pünktchen für eine Welt an, welche Raum gäbe ſeinen Wünſchen, ſeiner grenzenloſen Leidenſchaft. — Warum bedachte ich mich nicht, daß ſolch ein Gefühl nicht gebannt werden kann? daß mein Mann in immer kühneren Schritten vordringen würde über alle Schranken? warum verſchloß ich meinen Blick vor dem Abgrunde, in den ich ihn und mich ſtürzen müßte, wenn ich die Feder ſolcher Weiſe führte? — Der nächſte Brief, den mir der Waldhüter brachte, zeigte ſchon ein angeknüpftes

Verhältniß und die unverſchleierte Leidenſchaft meines Mannes in voller Gluth. Er ſchilderte mich — was ich dabei empfunden, wie wäre es zu ſchildern? — mit welcher Hingebung ich ihn von früheſter Kindheit an geliebt und vor Schaden zu ſchützen geſucht habe, wogegen ſtets ein Sträuben in ſeiner Seele geweſen ſei. Er wiſſe ſich in einer unabtragbaren Schuld gegen mich, und dies mache ihm meine Liebe unerträglich, weil das Gefühl ſich nicht zwingen laſſe, und wo Gegenſeitigkeit fehle, es der Freiheit unwillkurlich zu nahe trete. Deßhalb habe er mir auch nur widerſtrebend ſeine Hand gereicht und ſogar in den Honigſtunden ſeiner Ehe ein bitteres Gefühl empfunden. Er flehete die Gräfin an, daß ihre Güte es ihm möglich mache, gegen mich und ſein Kind gerecht zu ſein; außerdem er ans Aeußerſte kommen könnte, das verhaßte Hinderniß eines Glückes los zu werden, das zur Nothwendigkeit für ihn geworden ſei.“

„Dieſer Brief zerriß mein Herz in ſeinen feinſten Faſern. Der innigſte Zuſammenhang zwiſchen uns — wenn er je ſtatt gefunden — war ſomit aufgelöſt. Und warum hatte Henri mich doch zur Frau genommen? Er hielt mich für gut — er hatte mich erkannt, geliebt — wenn dies unwahr wäre, gab es nie eine Wahrheit mehr. Nur ein unſeliger Wahn hatte mir ihn entzogen. Doch ſelbſt die Aufrichtigkeit, womit er ſich ſtrafbar bekannte, erinnerte noch an den Adel dieſer verſtörten Natur, und — ſogar in dem Haſſe ſeiner Aeußerungen ſah ich nur eine verkannte Liebe. Das feſteſte Band, das es auf Erden giebt, das zarteſte iſt der Glaube an das Gute im Menſchen; dies hält Gott.“

„In welche Schlinge hatte ich mich ängſtlich verfangen! Warum uberließ ich meinen Mann nicht der verdienten Demüthigung? Keiner Sylbe hätte ich ihn würdigen ſollen. Vielleicht hätte die ſchnöde Kürze, womit er behandelt worden wäre, ihn geheilt. Aber es war ſein Weib, welches ſich ſeiner annahm und einer Fremden die liebende Seele leihen wollte, auf daß er ſich und mich nicht preis gäbe. — Vergebens ließ ich ihm die beleidigte Würde der Tugend empfinden; vergebens machte ich ihn aufmerkſam auf die heiligen Rechte, die er verletze. Eine ſchweigende Abweiſung hätte dies deutlicher gethan. Stumm, fühllos wie der Stein, den er zum Träger ſeiner Briefe erkieſen, mußte ich ihn zwingen, ſie zurückzunehmen, wenn ſie nicht verächtlich ein Spiel der Winde werden ſollten. Alles, was meine ſchwache Hand zur Abwehr that, war kein Damm gegen den Sturz der Gedanken, womit er an mein Herz zu dringen ſuchte; unwiſſend, an weſſen Herz. — Er ſchrieb der Gräfin, daß, wenn ihn zuvor ihre hohe, herrliche Geſtalt, die hinreißende Geberde zu ihren Füßen gezogen, ihn nun die Seele, die er kennen gelernt, an ſie bände. — Kein Wort darüber, meine Freundin, was ich unter dieſem Briefwechſel gelitten, der mir gleichſam aufgedrungen worden war; jede Thräne, die an dem Blatte niedergleitete, worin ich ihn zu beſänftigen ſuchte, war nur Oel ins Feuer. — Er beklagte ſich, daß er die Gräfin nicht täglich mehr, wie ſonſt, im Thiergarten ſähe, und dann nie allein. Mit heißen Bitten ſtrebte er, die Härte zu ſchmelzen, womit ich ihm jeden Schritt perſönlicher Zudringlichkeit unterſagt hatte, unter der Drohung, daß ihre unverzügliche Abreiſe von Haynburg die Folge davon ſein würde. Ein Augenblick aber konnte den gefürchteten Schritt veranlaſſen — was dann? O Helene, welche Angſt ſtand ich aus! Und dazu der ſtille Jammer, daß doch nun all' mein

Vertrauen verloren wäre für immer. — Was iſt Liebe ohne Vertrauen? Das tiefſte Mitleid.“ —

„Mein Großoheim, der ſeit Jahren nur noch vegetirte, war während dieſer letzteren Zeit ſo ſchwach geworden, daß es ſich ſichtlich zum Ende mit ihm neigte. Es gereichte mir zu ſchmerzlichem Troſte, den guten Greis mit eigener Hand zu pflegen und zu warten, und ihm den Dank meines gebrochenen Herzens zu bezahlen. Dieſe Pflicht hielt mich noch aufrecht. Wenn aber dieſes ſchwache Docht nun vollends ſinken würde — — vor meinen Augen ward es dunkel, ſo oft ich daran dachte. Da der Großoheim kein Geräuſch vertragen konnte, ſo ſendete ich den kleinen, muntern Heinrich in das Pfarrhaus, wo die ſorgſame Cordel ihn in Aufſicht nahm. Dann war es ſtill im Forſthauſe, wie im Grabe; nur der Holzwurm pickte in dem alten, morſchen Bettgeſtelle, worin der Greis träumeriſch-ſchwer athmete. In jener dumpfen Gleichgültigkeit, die nur in der Nähe des Todes zu finden iſt, die auch das Liebſte nicht mehr verlangt, ſaß ich an ſeiner Seite. Wie oft ſchlich der kalte Wunſch zu mir heran, daß ich mit ihm ſtürbe! Wie wohl wäre mir! -- Einſt fragte der Großoheim mich, ob Jemand im Dorfe geſtorben ſei, er höre die Glocken gehen. Ich verneinte. Er ſah mich an — dieſen Zug des Erbarmens in ſeiner ſterbenden Miene — nie habe ich ihn vergeſſen. Du biſt ſo blaß, mein Kind! ſagte er, ſtirb nicht! Wie eine väterliche Bitte klang dies Wort, das mich tief bewegte, ſo daß ich meinen Thränen freien Lauf ließ. — Wie heißt doch Dein Trautert? fragte er; ich kann mich nicht mehr entſinnen. — O Gott, fürchte Dich nicht, ich bin mit Dir! ſtammelte ich weinend. Siehſt Du wohl? ſagte er mit einem öden Lächeln und ſchlummerte wieder ein.

Jene Erinnerung that mir noth: ich fühlte, daß ich meinen Zuſtand länger nicht aushalten könne. Immer war es mir, als wiche der Boden unter meinen Füßen; dann ſtreckte ich den Arm wie nach einer unſichtbaren Hülfe aus. In ſeinem letzteren Briefe hatte mein Mann geäußert, daß ſeine häuslichen Verhältniſſe ſich nun bald umgeſtalten würden; dann müſſe Alles ſich ändern. Ein Weib von ſolcher Langmuth müſſe einen Mann zur Verzweiflung bringen, und lieber wolle er der Schatten einer Frau ſein, die ihm die Sonne ihrer Gunſt zuwende, wenn er es durch wandelloſe Treue verdiene, als an ein Weſen ſich gekettet wiſſen, das ihm beſtändig ein vernichtendes Gefühl aufdränge. — Wie er aber dieſer drückenden Ketten ſich entledigen ſolle, dies ſei ihm noch nicht klar. —“

„Ich fühlte, daß Henri im Wahnſinn der Leidenſchaft an mir zum Mörder werden könne und daß ich bei längerem Ausharren ſeine Schuld auf mein Gewiſſen lüde. Ich mußte ihn verlaſſen auf eine Zeitlang, bis mein Unglück vorübergegangen, bis er zu ſich gekommen wäre; dies ſtand feſt. Aber wohin? Als ich einſt ſo in die finſtere Ferne ſtarrte, ſchwebte ein Garten vor mir; — ich dachte, der Himmel ſei es, der mich tröſte und ſeine Palmen würden mich nun bald aufnehmen. Wie leiſe, wie vorbildlich nähert Gott uns ſeine verborgenen Abſichten!“

„Der Magiſter beſuchte den Großoheim, den er zwiſchen Traum und Wachen fand. Auf einmal fragte der Greis: Giebt es denn ein Buch: „Die Thaten der Engel?“ Der Magiſter warf einen gerührten Blick auf mich und ſprach: So viel ich weiß, ruht es in der Hand des Allwiſſenden. Was hat ein guter Engel denn zu thun auf Erden? fragte er wieder, und mir däuchte, es wäre die Ironie eines Sterbenden. Aber mein geiſtlicher Freund erwiederte ſehr ernſt: Ungeſehen ſchwebt er um die Menſchen, ergreift am Rande eines Abgrunds und verſchwindet. — Dieſe Antwort war ein Lichtſtrahl, der in meine Seele fiel."

„An dem Nachmittage, welcher der Entſcheidung meiner Geſchichte voranging, trat ich, taumelnd vor Schwäche, aus dem Krankenzimmer, weil ich ſtarke Schritte über den Vorſaal hingehen hörte. Henri ſtand vor mir, ein Gewehr in ſeiner Hand. Ich erſchrak vor ſeinem Anblicke und weiß nicht, welche verſtörende Vorſtellung mich ergriff. Verweile noch einen Augenblick, ſagte ich, indem ich ihn, meiner ſelbſt nicht mächtig, umfaßte; der Großoheim hat ſchon am Morgen nach Dir verlangt — es wird nicht lange mehr mit ihm dauern."

„Was klammerſt Du Dich an mich an? fragte er und drängte mich mit ſichtbarem Abſcheu von ſich."

„Anklammern! wiederholte ich; die Wahl dieſes Ausdrucks, der mich an etwas Unglückſeliges erinnerte, konnte nicht verhängnißvoller ſein. Vor einiger Zeit hatte ich geleſen, wie einſt im Sturme auf dem Meere ein Schiff gerettet werden ſoll, dadurch, daß man einen Unſchuldigen über Bord wirft. Er kämpft um ſein Leben — eine Welle wirft ihn zurück in die Nähe des Schiffes, er klammert ſich an — da hauen die Unmenſchen — — ſtill, ſtill, meine Helene! dieſe grauſenvolle Erinnerung enthielt Wahrheit für mich. Der Sturm, daran ich mich anzuklammern ſtrebte, war in mir; die Wellen meines Herzens tobten und mein Blut färbte dies Bild meines Schickſals. — Gott, der Du barmherzig biſt, erhalte mir nur meinen Verſtand! dachte ich; die Menſchen ſind Ungeheuer — jetzt galt es nur noch, mich ſelbſt zu retten." —

„Mit wankenden Knieen ging ich den trauteſten Weg, um mit dem Magiſter zu ſprechen. In welch ein friedſames Eden ſchritt ich ein! Im Pfarrgärtchen ſaß mein ſüßes, kleines Kind und ſpielte jauchzend mit Blumen. Die gute Gordel, welche es in nächſter Obhut hatte, ſaß dicht daneben und ſteppte emſig einen ſchwarzen Fallbund von altem, ſeidenem Zeuge. Sie ſagte, nur halb aufblickend: Es hat Eile mit dieſer Arbeit, denn Heinrich läuft ſchon recht hübſch. — Es überlief mich eiskalt; denn nur bis dahin war mir mein Kind vergönnt. So war ich denn am Ziele. — Jetzt bemerkte Gordel meine Todesbläſſe und äußerte, es wäre die höchſte Zeit, daß der alte Herr zur Ruhe käme, weil ich ſonſt unfehlbar zu Grunde gehen würde; man ſähe es mir an, wie erſchöpft ich ſei. Darauf bat ſie mich in ihrer fürſorglichen Gütigkeit, mir ein Schluckchen Johannisbeerwein und einen Biſſen Brodes holen zu dürfen zur Stärkung. Und als ſie nun ein kleines Kelchglas voll brachte — ach, ſie wußte es nicht, die theure, liebe Seele, welchen Kelch ich tränke! — da ſtärkte ich mich zum Gedächtniſſe dieſer Stunde und jener unvergeßlichen Liebe.“

„Auf meine Frage, ob ich den Magiſter all·ein oben träfe, wies ſeine Schweſter mich hinauf. Er war aber ohne ihr Wiſſen ausgegangen. Noch einmal betrat ich ſeine Studirſtube, dieſen geheiligten Raum, worin ſtiller Friede mich anwehete. Noch einmal faßte ich ein unſcheinbares Crucifix über ſeinem Pulte und ſeine Bücher, die Reihen ſeiner todten Freunde, in mein thränenloſes Auge; der kleinſte Gegenſtand nahm eine ſtrahlende Größe an. Ein claſſiſcher Autor lag aufgeſchlagen, und mein Blick traf die ſtark unterſtrichene Stelle: Cato weiß einen Ausweg — dieſe

Anſpielung auf ſeinen freiwilligen Tod erleuchtete mich und ich nahm ſie für ein Zeichen.“

„Der hat die größte Liebe, der das Leben läſſet für ſeine Freunde! rief es in mir. Mein Leben aber war Gottes; doch abſterben dieſer verrätheriſchen Welt — dies durfte ich. Nur ein flüchtiger Seufzer tiefer Angſt war mein Gebet zu dieſem Vorſatze. Ich ſchlich nach Hauſe. Im Flur verſteckt, ſtand der Waldhüter und harrte mein. Er vertrauete mir, die gnädige Gräfin wolle meinen Mann ſprechen. Sie ſei unpäßlich geweſen und deßhalb nicht ins Freie gekommen; heute habe ſie ihn herbeigewinkt (den Waldhüter nämlich), um ihm dieſen Befehl zu geben. Ich hieß ihn warten und ſchrieb — in Gottes Namen denn und in meinem — einen Brief an Henri, worin ich ihm Alles offenbarte, nur nicht, welche fremde Hand ſich in dies Geheimniß gedrängt habe. Unſer Kind empfahl ich ihm; an mich ſolle er wie an eine Geſtorbene denken. — Nun war ich fertig. Dem Manne, deſſen rohe Ehrlichkeit ſo viel zu meinem Unglücke beigetragen, ertheilte ich ein reichliches Geſchenk.“

„Schon vor längerer Zeit war mir vom Großoheim ein Päckchen Geldpapiere eingehändiget worden, die er eigens für mich zurückgelegt hatte und welches – wie er ausdrücklich ſagte — mir allein beſtimmt ſei. — Ich kannte den Inhalt dieſer Gabe nicht, die ich jetzt mit einigem Nöthigen zuſammenpackte. Viel meinte ich nicht mehr zu bedürfen. Nur ein Kinderhäubchen — ein Röckchen von meinem Heinrich, noch lauwarm vom Schlafe — dies ſchnürte ich mir ein — und der Krampf des ſtärkſten aller Gefühle zog mir das Herz zuſammen. Der alte Bediente wachte bei dem Großoheime; er bat mich, da der Kranke ſanft ſchlummere, doch ein Stündchen der Ruhe zu pflegen. Meine Pulſe ſchlugen fieberiſch, das Herz in meiner Bruſt wollte mir zerſpringen. Da öffnet ſich die Thür allmählich, leiſe — und mit zaghaften Schritten taumelt mein Kindlein auf mich zu, den Fallbund, den die Cordel nähte, auf den blonden Löckchen. Draußen lauſchte mit vorgeſtrecktem Athem eine engelſchöne Frau herein, wie wenn es die Mutter wäre, welche lächelnd ſähe, wie das erſte Alleingehen ablaufen werde. Ein Himmelsblick wachte in dieſem Lächeln; ſo würde die göttliche Vorſehung ſterblichen Augen erſcheinen. Von ſeiner kleinen Heldenthat vor Freude glühend, legte Heinrich ein Sträußchen Vergißmeinnicht in meinen Schooß; entzückt wollte ich ihn an mich drücken — da erwachte ich; es war ein Traum geweſen, aber ein lieblicher, tröſtender Traum! Der Morgen graute ſchon, fröſtelnd ſchlich ich zu dem Großoheim. Ich beugte mich über ihn; ſein Odem ſäuſelte nicht mehr, eine kalte Thräne ſtand auf der verkühlten Wange, wie zum Abſchiede für mich geweint. Ich drückte ihm die Augen zu und nahm die Beruhigung mit mir, daß ſein Leben nun ausgefloſſen wäre und fortan durch nichts verbittert werden könnte. — Den Wächter, der noch feſt ſchlief, mochte ich nicht wecken.“

„In der Kleidung einer Bäuerin, die mir zur Hand war, entkam ich. Die Angſt leiht Flügel. Wie ein gejagtes Reh mit dem tödtlichen Pfeile im Buſen lief ich, ſo weit mich meine Füße trugen. Der Thau, den ich abſtreifte, die Lerche über meinem Haupte, das Morgenläuten in den Dörfern, die blumige Weide der Heerden, Menſchen, welche ruhig zur Feldarbeit gingen: dieß Alles gehörte einer mir fremden Welt an. Ein luftfarbener Schatten ſchwebte neben mir her, und das Heimweh nach jenen Bergen, von denen uns Hülfe kommt, trieb mich raſtlos von hinnen. Die Nacht ſchlief ich ein wenig zwiſchen Garben, die ſich ſchützend über mir zuſammenneigten. Das reifende Korn ſättigte mich durch ſeinen Geruch, und ein Krug, den ein milder Zufall in meinen Weg geſtellt hatte, enthielt noch einen Labetrunk für meinen Durſt.“ —

„Mit dem Frühroth raffte ich den Reſt meiner Kräfte zuſammen; aber es ging merklich ſchwächer, als geſtern. Langſam ſchritt ich vorwärts und öfters mußte ich ausruhen. Endlich — endlich ſah ich Wartenſtein aufdämmern; ein kleiner Hirt nannte mir den erſehnten Ort. Dies war der Garten, der mir vorgeſchwebt. — Ach, ich zweifelte, daß ich ihn erreichen würde; ein paarmal ſchon hatten die Füße mir ihren Dienſt verſagt. Jetzt befand ich mich am Eingange, doch zugleich der Ohnmacht nahe; nur wenige Schritte noch, unter ſchwindenden Gedanken — da nickte die ſchönſte Roſenflur in der Abendſonne, ein grünes Dunkel wölbte ſich wie Palmen um mich her. Mir ward ſo kühl, Duft ſtrömte über mich aus — ich empfand nur ein leiſes Vergehen meiner Sinne, und mein letztes Denken war, daß ich im Himmel wäre. Wenn der Tod jenem Zuſtande ähnelt, ſo iſt er die ſüßeſte Wohlthat einer müden Seele.“

Helene weinte heftig und drückte ihrer alten Freundin ſtumm die Hand. Dieſe fuhr nach einer erholenden Pauſe fort: „So, in tiefer Bewußtloſigkeit, hatte mich der Gärtner gefunden. Ich weiß nicht, ob ich ſchon erwähnt, daß ſeine Frau meine Amme geweſen; in deren treue Arme wollte ich mich flüchten. Der Sturm, der mich wie ein abgeriſſenes Blatt hinweggeweht vom mütterlichen Boden, warf mich an ihre Bruſt. Dort war ich wohl aufgehoben während einer Krankheit, in der ich zwiſchen Leben und Sterben ſchwebte. Die tödtliche Schwäche, welche nachblieb, hielt lange an; denn als meine Pflegerin mich zum erſten Male in die Luſt führte, war der Garten wie verwandelt; keine Roſe blühte mehr, das Laub fing an ſich zu färben, und der Wind, der über die Stoppeln ging, wühlte in vollen Aſtern."

„Die ganze furchtbare Gewalt der Empfindung war in mir gebrochen, mein Gedächtniß hatte gelitten; wehe mir, daß ich ſagen muß, zu meinem Glücke! — Nur langſam ward ich mir deſſen bewußt, was mit mir vorgegangen; es ging mich jedoch nichts mehr an. In ſtrenger Abgeſchiedenheit wollte ich mein Daſein beſchließen und nur in einem zu Gott erhobenen Herzen leben. — Der Gärtner, ein in ſeiner Art tiefſinniger Mann, hatte meinetwegen mit dem verſtorbenen Gutsherrn geredet. In wie weit er ihm die Wahrheit anvertraut, habe ich nicht erörtert wiſſen mögen; genug, der würdige Edelmann ließ mir dieſe Wohnung anbieten und mich ſeines Schutzes verſichern. Er ehrte meine Zurückgezogenheit mit einer gewiſſen ritterlichen Achtung, die mich ahnen ließ, er kenne meinen Stand. — Der Gärtner hatte mir den Namen ertheilt, den ich jetzt noch führe, und mich für ſeine Verwandtin ausgegeben, was ich mir ſo willenlos gefallen ließ, als damals, wo man mich Genofeva nannte. Das Leben überhaupt kam mir als ein tragiſches Puppenſpiel vor, worin ich mich bloß leidend verhielte. Mein einziger Troſt war, daß Gott die Schickſale der Menſchen lenkt und daß einſt ſich Alles auflöſen werde." —

„Der Gärtner nebſt ſeiner Frau verſah mich mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt. Was dieſe biedern Leutchen an mir gethan, dies möge ihnen ewig vergolten werden!

Das kleine Geld-Depot vom Großoheim, das der Gärtner mir auf Zinſen angelegt, reichte völlig für mein geringes Bedürfniß aus. Noch ehe der Winter einbrach, unternahm ſeine Frau mir zu Liebe eine Reiſe, um Erkundigungen von den Meinigen einzuziehen. Sie hatte es mit vieler Umſicht gethan. Ob ſie mir jedoch Alles, was ſie erfahren, mitgetheilt haben mag, etwa fürchtend, ob ich es ertrüge, auch dies muß ich dahin geſtellt ſein laſſen. Henri war fort in alle Welt. In der ganzen Gegend glaubte man, ich hätte mir das Leben genommen. Daß der Magiſter dies nicht von mir glaubte, das wußte ich zuverläſſig, auch wenn ich ihm kein Zeichen hinterlaſſen hätte, wie ich es gethan, daß er um mich ruhig ſein dürfte. — Die Gräfin in Haynburg hatte mein Kind zu ſich genommen und war auch hinweggezogen in ein fremdes Land, bald nach meiner Flucht. Mein Kind, aufgenommen von der Gräfin, die ihm ſeine Mutter geraubt: dies verrieth doch eine geheimnißvolle Beziehung zwiſchen ihr und meinem Mann; ich war unbewußt nur das Organ geweſen und das Opfer geworden. — Und ſo erzog, den Grundſätzen zuwider, womit er mich ſo oft geängſtet hatte, ſeinen Knaben dennoch eine Frau, eine Wittwe ſogar. — Wie vielen Stoff zum Denken hatte ich nunmehr, ſo daß meine Gedanken ſich manchmal verwirrten! Ein paar Jahre darauf reiſ'te der Gärtner in derſelben Abſicht in die Nähe von Wäldchen, und die Nachrichten, die er von dort mitbrachte, lauteten anders. Mein Heinrich wäre am Frieſel geſtorben, zugleich mit einem Kinde der Gräfin. Der liebe, kleine Engel! Nun war er es wirklich. Wer das Leben ſo kennen gelernt, dem iſt der Tod nicht mehr beweinenswerth. Ich gönnte meinem einzig lieben Kinde, das ohne die mindeſte Bosheit geweſen, voll Freude und holder Gutmüthigkeit den frühen Himmel und ſehnte mich ihm nach. *Die Guten ſterben zuerſt* – dachte ich mit einem Dichter, der mir vorzugsweiſe lieb iſt. — *Wir ſterben Alle, und nicht nur wir, ſondern das, was Jeder liebt und ſchätzt in ſeinem eigenen Winkelchen auf Erden, ſtirbt mit ihm oder ändert ſich* — — und dennoch ſchlich ich, ach, wie oft! zu dem kleinen Röckchen hin, um den lebensfriſchen Schlaf meines Kindes zu athmen, das nun todt war. Es dauert lange, liebe Helene, um die tiefſten Wunden auszubluten; aber endlich kommt es doch zum Heil. Die Natur, zu der jeder Leidende in ein innigeres Verhältniß tritt, hat auch einen lindernden Balſam und war mir wie eine liebe Freundin, die durch ihr ſanftes Walten aufmerkſam macht auf eine höhere Ordnung der Dinge. Du aber, der Du ewig liebſt, machſt gut, was wir verwirren — ſagte ich mir ſelbſt, wenn ich den leiſen Faden meiner Tage mit einer ſtillen Thräne benetzte. Einer letztwilligen Beſtimmung zufolge kamen mir die Bücher des Magiſters nach ſeinem Ableben unter fremdem Namen zu, und meine kleine Bibliothek, die ich nach und nach vermehrte, bewahrt mir ſeinen Geiſt und ſeine Lehren. Nicht zu zählen ſind ſie, die Stunden der Herzenserhebung, die ich ihnen verdanke. — Wie im Fluge rollten die Jahre in all' ihrer Einförmigkeit dahin; das bleierne Gewicht der Zeit hört auf, ſobald wir uns zu erheben wiſſen. Vom Geräuſche der Welt wie durch eine Kluft geſchieden, von den Verwickelungen der Menſchen weit entfernt, ging ich einſam meine ſtille Bahn. Ich beſchäftigte mich geiſtig; ich habe viel gedacht — das Nachdenken über uns ſelbſt, meine junge Freundin, wird keineswegs in höheren Jahren erſchöpft. Wenn von meinen ſchriftlichen Aufſätzen nur hie und da ein Gedanke einem Weſen zu Gute kommt, ſo habe ich nicht vergebens gelebt — und wenn dieſe Erzählung, in der ich ein verſchloſſenes Gefäß voll bitterer Leiden entſiegelt habe, Ihnen zum Troſte gereicht, ſo ſind meine Thränen nicht umſonſt gefloſſen.“

Helene ſchmiegte ſich voll Wehmuth an die Bruſt der Frau Simonis und verbarg ihr Angeſicht in dieſem verborgenen Altar.

Jene ſchlang ihren Arm um den ſchlanken Hals des Mädchens, zog es innigſt an ſich und ſprach: „Noch einmal fühlte ich mich dem Intereſſe des Lebens verknüpft in Ihnen, liebſtes Kind. Tauſendmal hätte ich gewünſcht, Sie möchten meine Tochter ſein, wenn dies nicht ein Unrecht geweſen wäre gegen die beſten Eltern. Aber mitzuwirken für Ihr Glück, dies konnte ich mir nicht verſagen, und einen Einfluß auf Sie dürfte ich mir ſichern. Nicht ohne Bekümmerniß bemerkte ich die warme Empfänglichkeit Ihres Gemüths; ſolchen Boden liebt die Gelegenheit, leidenſchaftlichen Schmerz darauf auszuſäen. Brennende Seelen ſind in ſteter Gefahr; jede Leidenſchaft aber macht elend. Ich hoffe, es Ihnen bewieſen zu haben.“

Helene bog ſich zurück und ſprach hocherröthend: „Jene Leidenſchaft, unter der Sie litten, war aber auch ſo abnorm“ — —

„Jede iſt es, jede!“ erwiederte Frau Simonis beſtimmt. „Welche wäre denn keine Abnormität? Ein kleines Lob aus des Magiſters Munde, das ich Henri vertraulich wiederſagte, ein Hauch voll Luft, mehr war es nicht, was jene verderbliche Flamme in meinem Manne anfachte, wovon ein Funke in eines Jeden Buſen ſchlägt.“

Helene antwortete, und ihr Blick fing an zu ſtrahlen: „Wie aber ſoll ich denn ein geliebtes Bild auslöſchen, wenn es mir im eigenthümlichen Glanze erſcheint? Iſt denn die Liebe, dies verklärende Gefühl, der Willkür heimgeſtellt? Mein Wunſch iſt, wenn auch warm, doch rein, daß derjenige mir zu Theil würde, den ich nun einmal mit der tiefſten Achtung als den Mann erkenne, den einzigen auf Erden, den ich lieben kann. Ich fühle, wie Gottes Ordnung, ihm meinen Willen unterzuordnen, nur in ſolcher Liebe beruht. Läßt dieſe Ueberzeugung ſich aufheben, ſobald ein Hinderniß eintritt, oder ſoll der eitle Prunk der Entſagung mir Erſatz dafür ſein?“

„Helene!“ entgegnete Frau Simonis mit beſänftigender Stimme, „wir verſtehen uns wohl nicht ganz. Auch in mir iſt der Gedanke begründet, daß es feſte, treue Seelen giebt, deren Liebe ein Tempel der Nothwendigkeit iſt. Der innere Himmel kann demnach beſtehen auch unter dem Verfall unſerer Plane, auch neben dem häuslichen Glücke, was auf unſere zertrümmerten Hoffnungen gebauet wird. Die Liebe iſt frei, ſobald wir ſie in dieſes Heiligthum retten. Wenn wir Gott verehren, ſo glauben wir auch, daß er unſer Beſtes will. Dies allein giebt Ruhe, und wo Ruhe iſt, iſt auch Segen. Es beruht ein keuſcher Stolz unſeres Geſchlechts darauf, daß wir auch den heißeſten, den liebſten Wunſch in jene Hand niederlegen, die erhaben iſt über allen Vorwurf. — Entſagung iſt ein Wort, das ich ebenfalls nicht leiden mag, und womit die Eitelkeit nur ihr verſtecktes Spiel treibt. — Die Liebe, wenn ſie wahrhaft iſt, ſchweigt. — Wer entſagt, brüſtet ſich, um wahrgenommen zu werden. Aber einer edlen Täuſchung unterliegen wir leicht Alle. Wir trauen uns die Kraft zu, den Mann, den wir lieben, beglücken zu können, wie keine Andere. Je inniger wir ihm angehören, deſto unglücklicher fühlen wir uns, wenn dieſe Wirkſamkeit ſich als ſchwach zeigt. Wir kennen uns ſelbſt nicht genug in unſerer Schwäche, und nur der Allliebende weiß, was uns frommt. Einſt werden wir erkennen, wie ſo öfters ein ſcheinbar Unglück unſer beſtes Glück war — — Darum Muth, meine beſte Helene!“

Helene küßte den Mund ihrer alten Freundin mit heißen Lippen, und ein Strahl von Ruhe floß in ihre Seele.

Helene.

Den 6. Juni.

Der Vater iſt nun fort nach Hamburg. Als er mich in ſeine Arme ſchloß, und ich in ſeinem väterlichen Blicke ſah, wie ſchwer der Abſchied ihm werde, wie gern er mich mitnähme, nahm ich mich zuſammen. „Helene, weine nicht!“ ſagte mein Vater, obgleich ich keine Thräne fallen ließ; „ſei mein gutes Mädchen, meine wackere Tochter! Ich verlaſſe Dich jetzt, um für das Glück einer Waiſe zu ſorgen; unterdeſſen wird Gott bei meinem Kinde ſein. Du biſt bedacht — traue feſt darauf! Und ſo lebe wohl!“

Die Mutter hat ſich viel häusliche Geſchäfte vorgenommen, wobei ich ihr helfen ſoll. Sie will mich zerſtreuen, ich merke es wohl; auch thue ich ganz ſacht Alles, was die Mutter mir aufträgt; aber das Herz iſt mir doch ſchwer dabei. Wie mit tauſend kleinen Ketten zieht mein guter Wille an all' meinen Kräften — allein die Seele zieht ihm nach, ihm, ihm! — Die Liebe kennt keine Pflichten, keine Feſſel; ſie iſt leicht wie die Luft und treu wie ein Schatten. Wenn Liddy dem Baron treu geblieben wäre, wenn die frühere Geliebte mir im Lichte ſtände, ſollte mein Gedanke davor zurückweichen? Nein, nimmermehr! Mein Segenswunſch bleibt ihm nahe und wird ſein Schutzgeiſt. Einſt kommen wir wieder zuſammen — Einſt? Wir waren nie getrennt. Manchmal denke ich: die Liebe, die da halten will, was ſie verſpricht, iſt ſchon nicht Liebe mehr. Das iſt ungefähr, wie wenn ich mir die Zuſage gäbe, daß ich lebte.

Meine Mutter hat ein vortrefflich häusliches Gedächtniß, ſie iſt bedachtſam auch auf das Geringſte und doch durchaus nicht kleinlich. Der Anblick dieſer muſterhaften Ordnung beſchränkt den Ausdruck meiner Gefühle; aber es gehört ſolch eine Ruhe dazu und die Sicherheit des Glückes. Eine Hausfrau ſein für einen ungeliebten Mann, wäre ein leidiges Dienſtverhältniß, wobei man nur gleich heute oder morgen ſeiner Herrſchaft aufſagen möchte. — Als wir im Mondſchein auf und nieder gingen, ſprach ich davon. Die Mutter ſchwieg vorerſt, was allemal ein Zeichen ihrer Mißbilligung iſt, dann ſagte ſie: „Wenn nur die Wenigen unſeres Geſchlechts, welche nach Liebe heirathen, ihrer Wirthſchaft vorſtehen wollten, ſo würde es wirr durch einander gehen in der Welt; denn wenn Du, wie ich glaube, leidenſchaftliche Liebe darunter verſtehſt, dann ſind die Begünſtigten in der Regel am wenigſten geſchickt dazu. Und doch iſt eben das beſcheidene Gefühl erfüllter Pflicht das manchen vollen, bittern Kelch verſüßt! Nichts flößt eine rührendere Achtung ein, als Mangel eigener Befriedigung über dem Streben zu vergeſſen, daß Alles zur Genüge Anderer geſchehe. Eine Frau, die nur unter beglückenden Bedingungen für das Hausweſen ſorgen wollte, wäre nicht werth, das Weib ſeines Herzens zu ſein."

Ich ſchwieg beſchämt; die Mutter hatte Recht — wie immer. Aber mildernd ſagte ſie: „Ich weiß wohl, Helene, in Deinen Jahren, wie in der gegenwärtigen Spannung Deiner Gefühle, fällt es dem Stolze der Phantaſie ſchwer, ſich auf den Boden der Wirklichkeit herabzulaſſen. Aber zum höheren Gutſein gehört auch, daß man die Zeit wohl einzutheilen wiſſe. Nichts hilft über einen idealen Schmerz ſo ſicher hinweg, als gerade Fleiß und Mühe der Häuslichkeit." — Häuslichkeit, durch Liebe begründet, welch ein Tempel! Die Freuden der Welt fallen dagegen in Trümmern. Wirſt Du mir ihn bauen — mein Gott?

Den 7.

Ich war früh auf; im Hauſe war noch Alles ſtill. Die Nachtigall ſchläft auch und ſchlummert nicht. Die Nacht ſetzt die ſchönſten Noten für dieſen ſchmelzenden Geſang. Singt denn das Vögelchen ſich nicht matt? Die Sehnſucht haucht in einem Seufzer unendliches Leben aus. —

Ein wahrer Brautmorgen der Natur! Braut! wie kommt dies Wort in meine traurige Feder? Entzückend, wenn die Liebe es ausſpricht, klingt es wie ein Ehrenglöckchen ſo hell; einer betrübten Braut iſt aber dabei zu Muthe, als wolle man ihres Unglücks ſpotten, als würde man mit dieſem Tone all' ihre Freuden zu Grabe läuten. Ein liebend bräutliches Mädchen im Frühlinge! was könnte man ſich wonnevoller denken? Wo Myrten ſtehen, da ſprießen ſie in zarten, jungen Trieben nur für den Kranz einer Glücklichen; ein Blumenteppich dehnt ſich überall zum Altar — das Schönſte bluht für die Liebe. Der heiße Sommer reiſt das tägliche Brod. — Einer kalten Braut aber iſt das Herz welk, die friſche Luſt am Leben iſt ihr abgeſtorben, die Gedanken ziehen davon, wie die Schwalben gegen den Aufgang einer fernen Sonne — und der Froſt des Winters malt nur ein undeutliches Blumengewirre, das in Thränen ſchmilzt.

Dies Alles iſt mir jetzt erſt klar geworden. Als ich dieſes Tagebuch anfing, hielt ich mich dem Felix beſtimmt, auf daß meinem Vater die Freude zu Theil würde, mich an den Sohn ſeines liebſten Freundes verheirathet zu wiſſen. Ich erſchrecke, wenn ich an die Gleichgültigkeit denke, mit der ich mich eine Braut wähnte, doch — Gott ſei Dank! ohne es zu ſein. Jetzt, wo ich den ganzen Umfang von ſolch einem zärtlichen Verhältniſſe tief empfinde und an meinem Schmerze meſſen kann, iſt der Baron, der mich den Frevel kennen gelehrt, den ich in blinder Wahl an mir ſelbſt hätte begehen können, vielleicht der erklärte Bräutigam einer Andern. Und ich — Braut? Nie! o nie! —

Mit bangem Herzen eilte ich ins Freie. Eine berauſchende Luft! auf jedem Grashalme ſchwankte ein Tröpfchen. Ein Arbeiter, nicht weit von mir, rief einem andern zu: „Guten Morgen, Schütz! Nun, da bin ich!“ Dieſer Name weckte mich merkwürdig aus meinem träumeriſchen Trübſinne. So heftig war dies Erſchrockenſein, wie wenn in dieſem Augenblicke ich den Baron in den botaniſchen Garten eintreten ſähe; der Thau flimmerte vor meinen Augen, wie Libby's Freudenthränen auf den Pflanzen ihres Vaters. Dann war es, als ob eine liebe, innige

Stimme, die ich gar wohl verſtände, mir heimlich zuredete. Dieſe Stimme, der — wie es heißt — aller Lieb' und Treue entfloß, und welche ſagt: „Ich habe Dich gerufen — Du biſt mein!“ ſchläft, ein ewiger Wiederhall, an der ſtillen Wand meines Buſens, und wird jenſeits mit mir erwachen.

Ich bemühte mich, heiter zu ſcheinen und ging meiner guten Mutter an die Hand. Die Gräfin ſendete herüber und ließ mich bitten, daß ich ſie doch beſuchen möchte, was ſeit vielen Tagen nicht geſchehen war. Sie kam mir liebevoll entgegen und wollte mir vermuthlich ihr Herz ausſchütten. — Babet, die Jungfer der Gräfin, ein hübſches, gutes und in ihrer Art gebildetes Mädchen, hat einen Heirathsantrag erhalten und ſcheint entſchloſſen, ihn anzunehmen, was ihre gütige Herrſchaft nicht zugeben will, weil ſchwerlich ein Glück dabei abzuſehen wäre. Der Freier, ein reicher Hageſtolz, iſt ſterblich verliebt in die nette Babet und bietet Alles auf, ſie zu gewinnen. Er wirbt mit Geſchenken; wenn aber Harpago um ein feines Geſicht freigebig wird, das iſt das Schelmſtückchen alter Thorheit!

Kaum habe ich die ſanfte Leonide ſo aufgeregt geſehen, als da ſie mir dies mittheilte. Die Gräfin will nicht, daß ihre Jungfer ſich aufopfere, und zieht mich in das Intereſſe dieſer Angelegenheit, um Babet von einem übereilten Schritte abzuhalten. Ich erſchöpfte alle Gründe gegen eine ſo ungleiche Heirath; es war mir gewiß voller Ernſt damit. Babet ward blaß wie der Tod, ſagte aber dennoch zu mir gewendet: „Sie, als ein reiches Fräulein, können ſich nicht in meine Stelle ſetzen; ich bin ein armes Mädchen, und ein Wirthſchafts-Inſpector kommt nicht alle Tage: eigener Herd iſt Goldes werth. Ich wäre doch nun eine Freifrau, wäre verſorgt und würde es gut haben.“

„Gut haben, wenn Du Deinen Mann nicht lieb hätteſt?“ rief die Gräfin entrüſtet. „Sei doch keine Thörin, Babet, die Wohlhabenheit iſt für ein Herz, welches darbt, ein Unglück mehr.“

Welch eine Wahrheit hat die Gräfin hiermit ausgeſprochen; wie wehe that es mir, daß Babet mich ein reiches Mädchen nannte, ach! ich bin arm — ſehr arm! — viel ärmer, als Jene; denn ich habe nicht die Kraft, mir ein Glück zu denken außer einem zweifelhaften Beſitze, und keine Freiheit, die ich zu ſchätzen wüßte, als die, ſeinen Verluſt zu betrauern.

Gott erhalte meine guten Eltern und ſchenke ihnen langes Leben! Wenn ich aber unvermählt ihr Vermögen erben ſollte, dann mache ich eine Stiftung für mittelloſe Mädchen, die nicht um der Verſorgung willen eine verhaßte Heirath ſchließen dürften Dann iſt manches Opfer weniger auf Erden.

Den 8.

„Ja Sympathieen giebt es ſtillerer Art, ſo zart, ſo wunderſam, daß ſie ſich nur geiſtig andeuten, aber nicht ſinnlich nachweiſen laſſen: die Welt jedoch hält nichts für wahr, als was handgreiflich iſt.“ Dies ſagte heute Frau Simonis, als ich eines ſympathetiſchen Mittels gegen ſie erwähnte. Sie hielt nicht damit zurück, daß der verſtorbene alte Gärtner, der ſich ihrer ſo treulich angenommen, ihr manches Geheimniß dieſer Art anvertraut habe; wie denn in jenem ſtillen Umgange mit der Natur Winke für ihre verborgenen Kräfte gewonnen werden. „So wußte er auch,“ ſetzte ſie mit einem leidſamen Lächeln hinzu, „wie einem kranken Herzen geholfen werde.“

„Ein krankes Herz?“ fiel ich ihr in die Rede und fühlte im Nu, daß ich erröthete. Gott weiß es, ich dachte nicht an mich; ich dachte an den verehrten Bruder der Gräfin, der wieder kränklich iſt, mehr als je. „O meine Freundin, ſagen Sie geſchwind, ob es möglich wäre, dem zu helfen!“ rief ich bittend aus.“

„Die Cur iſt einfach,“ verſetzte Frau Simonis, „doch ſchwer bedingt. — Zur Zeit, wo die ſchwarze Herzkirſche reif iſt, bei wachſendem Monde, wird das Blut der Kirſche in eine kleine Wunde geträufelt, zu der ein treuer Freund ſich willig finden läßt. Dann ſteckt der Kranke den Kern in friſchen Boden, und wenn er keimt — ſo iſt für das Aufkommen Jenes zu hoffen. Der Kirſchbaum aber geht unvermeidlich ein, ſobald in dem Freunde nur eine falſche Ader geweſen.“

„Ach, das iſt eine kleine, freundliche Fabel!“ ſagte ich betrübt; „ein organiſcher Fehler wird nicht geheilt.“

Frau Simonis ſah mich wie mit Bedauern an und ſprach: „Vom Blute der Freundſchaft geneſen Wenige — ſchwarze Herzen giebt es genug; doch ſchon die echte Herzkirſche iſt eine rare Gattung geworden.“

Was wollte ſie damit ſagen? Zweifelt ſie an dem Baron? oder an dem Leben ſeines Freundes? Ich vergeſſe, daß Frau Simonis weder dieſe Männer kennt, noch den Gang meiner Gedanken errathen kann.

„Ich leide jetzt ſelbſt an ſtarkem Herzklopfen,“ ſagte ſie, „ſeitdem — Sie wiſſen —, ſehr natürlich entſtehen Wallungen, wenn ein tiefer Grund aufgeregt worden; mancher Zuſtand beſteht nur ſchweigend, und ein Verhältniß, aus Staub gebildet, fällt ein, ſobald man daran rüttelt. Dies iſt mein Fall. Von Stund' an, wo ich Ihnen mein Unglück eröffnet, iſt dieſe liebe Wohnung mir zu eng geworden. Die Vergangenheit ſteht lebendig vor mir da, das Grab meines Herzens hat ſich aufgethan und giebt mir wieder, die ich beweinte. — Bald werde ich mit ihnen vereiniget ſein.“

Dieſe Worte der Frau Simonis könnten mir Angſt verurſachen. Sie iſt fortwährend beſchäftiget, Papiere in Ordnung zu bringen, als ſtände ein Dränger vor der Thür. Auch meine gute Mutter iſt unmäßig, und Ruhe nirgend zu finden. Dennoch dehnen ſich die Stunden folterhaft —. giebt es eine größere Marter, als Ungewißheit? Den Morgen fange ich mit feſtem Willen an, doch wenn nach einem langen Tage am Abend der Verband ſich löſ't, dann ſtrömen ſie aus die Wunden meiner Seele — und ich fühle nichts, als mein Ermatten und meine Schwäche. Wann wird dies enden?

Den 9. Juni.

Eine frohe Nachricht aus Lyon! Tante Maurice iſt auf dem Wege zu uns, unter dem Geleite eines deutſchen Herrn. Der Entſchluß zur Reiſe hierher, der ſo lange geſchwankt und geſchwebt, ſei nun doch durch eine deutſche Zunge zum Ausſchlage gekommen. Jener, ihr Gefährte, deſſen die Tante erwähnt, der in Krankheit und Elend in ihre Nähe verſchlagen worden, und dem ſie als eine Tochter ihres gemeinſamen Vaterlandes Pflege und Freundſchaft angedeihen laſſen, habe ihre Theilnahme hoch vergolten und die Wagſchale des Guten für ſie geneigt. — Dies gilt in Bezug auf ihren Mann — überhaupt war das Schreiben etwas verworren — vielleicht lag es auch an mir, daß ich nicht recht klug daraus wurde. Meiner Mutter aber floſſen die klaren Thränen aus den Augen.

„Welche Freude, Helene!“ ſagte ſie bewegt, „die ſchönſte Freude der Erwartung giebt mir dieſer Brief!“ und da ein Blick auf mich ihr ſagen mochte, was ich bei dieſen Worten empfände, ſetzte ſie verſichernd und mit Liebe hinzu: „Auch kommt ein Glück ſelten allein — ſei nur gutes Muthes, mein Töchterchen!“

In außerordentlicher Thätigkeit trifft nun die Mutter Anſtalten zum beſten Empfange unſerer Gäſte; ſo raſtlos als jetzt, wo wir allein ſind, habe ich ſie nie geſehen. Es iſt, als ob die lebhafte Unruhe, das öftere Auffahren meines Vaters, durchaus entgegengeſetzt auf ſie wirkte. Auch ſcheint es natürlich, wie vor der Hitze des einen Temperaments das andere in dem Schatten der Ruhe gleichſam Schutz ſucht.—

Die Tante erwähnt auch einer Heirath, die ſie für mich in Anſchlag hätte, dies fehlte noch! — Wenn ich mich ehrlich frage, ſo iſt dieſer längſt erſehnte Beſuch mir gerade jetzt nicht lieb, weil ich mich außer Stande fühle, dieſe Verwandtſchaft ſo innig aufzunehmen, wie ich dies meiner theuern Mutter ſchuldig wäre.

Wie ſehnſüchtig flüchte ich mich in die Stille der Nacht, wo ich allein bin — allein mit meinen liebſten Gedanken! In dieſem Schattenreiche ruht eine Welt voll ſtillem Glück für mich; im trauten Scheine des Mondes wandelt meine Liebe über Berg und Thal; das Vergangene ziehe ich zu mir heran, das Ferne wohnt in meinem Herzen, nie iſt es Heimath ohne Dich!

Nur das eigene Vergeſſen ſollte man fürchten, kein anderes. Wenn Liebe der Geiſt meines Lebens iſt, dann wäre die Seele meines Glückes mir nicht erſtorben, wenn wir uns auch niemals wiederſähen. Es giebt Gefühle, welche im kleinſten Zeitraume für die Ewigkeit Wurzel ſchlagen: der Wind ſpielt in den Zweigen — das Herz bleibt unerſchüttert, ob auf dem höchſten Wipfel eine Brautkrone ſchwankt, ob nicht; die Hoffnung wahrer Liebe reicht bis an das treue Blau des Himmels.

Welch ein ſanfter und reicher Zauber iſt die Liebe! Träume gaukeln um mich her, lieblich, wie wenn Elfen unter Blumen ſpielen — und ſelbſt aus unerfüllten Wünſchen quillt noch Troſt. Wenn der Baron vor mir ſtirbt — dann will ich unter fremdem Namen Gouvernante ſeiner Kinder werden, das Bild meiner Jugendliebe in ihnen verklären und ſeine Liddy ſoll meine Freundin ſein. Amen!

Den 10. Juni.

Babet hat den Wirthſchafts-Inſpector ausgeſchlagen. Wenn ich nicht irre, ſo lag in der Art, wie Graf Bourg ſich darüber äußerte, ein kaum verſteckter Tadel, daß ſeine Schweſter ihrer Jungfer ſo dringend abgerathen hätte. In meiner Gegenwart ſagte er: „Jedes Einmiſchen iſt gefährlich, Leonide, beſonders in die eigenſte Sache eines Andern. Gewähren laſſen, dies läßt ſich ſtets vertheidigen. Der Inſpector gilt zudem für einen ſteinreichen Mann und iſt nicht der Jüngſte.“

„O Georg!“ erwiederte die Gräfin, „das kann doch Dein Ernſt nicht ſein. Eine Heirath ohne Neigung, um des leidigen Geldes willen, iſt und bleibt die ſchnödeſte Lüge. Daß Babet der Wahrheit ihres Herzens zu lieb nein zu dem Antrage geſagt, freut mich, wie wenn ich dem Himmel eine Seele gerettet hätte.“

„Daß Dir Babet dies großmüthige Vergnügen nur auch immer danken möge!“ entgegnete der Graf. „Wenn ſie jedoch in Armuth geriethe, oder mit einem andern doch auch nicht glücklich würde, wie es bisweilen zu geſchehen pflegt, dann wären es Neſſeln geweſen, aus denen ſie mit gütiger Beihülfe“ — hier warf er einen Seitenblick auf mich — „den Korb geflochten hat, und meine Leonide hätte ſich das zarte Fingerchen verbrannt, womit ſie warnte.“

„Das Mädchen iſt gut,“ verſetzte die Gräfin, „und der Charakter verdirbt, wenn eine Frau den Mann verachtet, den ſie beherrſcht, — dem widerfährt das und mit Recht.“

Der Graf lächelte und ſprach: „Nach dem Urtheil eines Weſens iſt das Regiment der Schönheit nur eine kurze Tyrannei. Der Geiz, dieſe egoiſtiſche und verſchloſſene Leidenſchaft, iſt überdies nie ohne Energie, der nicht leicht beizukommen ſein dürfte. — Was meinen Sie?“ ſo wendete er ſich nun an mich, „mir däucht, Sie hätten auch ein Wörtchen dazu gegeben?“ Er lächelte abermals, und ich fühlte mein Angeſicht brennen.

„Das Wort „ſteinreich,“ in unſerm Sprachgebrauche,“ gab ich zur Antwort, „erinnert mich an ein Mährchen, welches ich in meinen Kinderjahren vorzugsweiſe gern hörte. Zwei arme Mädchen erweiſen einer gütigen Fee einen kleinen Dienſt, den ſie belohnen will. Sie öffnet die unterirdiſche Schatzkammer und läßt ihnen freigebig die Wahl. Da liegen Reichthümer, in verblendenden Maſſen. Das eine der Mädchen rafft die Schürze voll Gold; das andere greift in blöder Scheu nach einem blinkenden Etwas, und verbirgt es in der hohlen Hand. Unterweges ſpricht Jenes, nun bin ich ſteinreich — nun werde ich ein großes Haus bauen und aus blanken Fenſtern auf die Straße ſchauen. Dieſes ſchweigt und denkt: ſolch ein ſchönes ſchimmerndes Lichtlein in meiner armen Hütte iſt mir auch lieb, wobei ich alle Dinge deutlich erkenne. Da ſie nun heimkommen, hat das Erſte Kieſel in der Schürze, und ein Leben voller Beſchwerde; das Andere erſchrickt vor der königlichen Pracht des Diamants, den es davon getragen, und den der Monarch in ſeine Krone faſſen läßt, nachdem er Glanz ausgeſtrahlt hat für immer.“ — Ich gerieth in eine ſchamhafte zitternde Bewegung, als Graf Bourg mich bedeutend anſah und ſprach: „O wenden Sie das Auge nicht hinweg, theure Helene; dieſer flüſſige Demant gereicht Ihnen zur Ehre, und Sie dürfen Sich deſſen nicht ſchämen. Wie glücklich iſt der Mann, der dieſes reiche, ſchöne Herz treu erwirbt!“ Darauf verließ er uns ſchnell. Ich ſtand beſtürzt. Was habe ich gethan, mein ſtilles Gefühl offen dem Blicke preis gegeben, der mich durchſchaute. Der Graf kennt nun meine Liebe. Er weiß, daß ich einzig allen Reichthum der Erde verachte, um mir einzig das Herz meines Herzens zu bewahren.

Leonide umarmte mich mit einer gewiſſen Heftigkeit, und ihre Stimme zitterte ein wenig, als ſie ſagte: „Ich wünſche und gönne Ihnen alles Gute, liebe Helene; aber ein tiefes Gemüth iſt oft eine Quelle von Leiden. Mögen Sie Sich niemals täuſchen, mir iſt Wahrheit das Höchſte!“

Was wollte Leonide nur damit ſagen? Es war mir ſo beklommen, ſo feierlich, als hätte ich eine Gratulation empfangen.

Den 11. Juni.

Ein furchtbares Gewitter war das heute, noch muß das Herz der Erde davon zittern. Der Donner hat eine Majeſtät, die an das Weltgericht mahnt, und es iſt ſehr erklärlich, wie man in der Kindheit der Völker dieſe erhabene Sprache der Gottheit in den Mund legte. Mir war, da ich die flammende Geißel der Blitze ſchauete, als ſähe ich in das Gewiſſen eines Sünders. Auch die finſterſte Seele mag ihre lichten Augenblicke haben; aber es iſt dann, als ob die geſchloſſene Wimper eines heilloſen Schlummers zuckte. Man fürchtet ſich bei dem Schein ärger, als vor dem Dunkel. Wie iſt doch alles Schlangenartige ſo entſetzlich! Der grünliche Schweif eines Blitzes und das Herunterklappern des Donners, klein und ſpottend, wie ein höhnendes Gelächter der Luftgeiſter, iſt allemal von der verderblichſten Wirkung. Dann hat es eingeſchlagen. Man erſchrickt und ſieht ſich ängſtlich um, wo die Flamme auflodern werde! — Gottlob, daß alles Böſe ſich ſelbſt vernichtet.

Die Guten wanken nicht — die Guten ſterben nicht! wo las ich dies? Es leuchtete mir ein. Meine gute Mutter hat Alles gethan, eine natürliche Scheu vor dem Gewitter zu überwinden; aber ganz vermag ſie es nicht. Bei jedem ſchweren Donnerſchlage entfärbt eine flüchtige Bläſſe ihre Wangen; das Wetterleuchten greift ihre ſchwachen Augen an, deßhalb verbirgt ſie ſich davor. Sie hat auch mich, daß ich mich dem Strahle nicht ausſetze, der im höchſten Grade ſchädlich ſei.“

Frau Simonis, welche bei uns war, zeigte ſich dagegen vollkommen ruhig. Als ich dies bemerkte, ſagte ſie: „Ach, Helene, nur die Glücklichen beben — — ich dachte eben daran, wie ähnlich die Natur dem Schickſale der Menſchen ſei in ihren Vorempfindungen. Dieſer ſchwüle Athem vor einem herannahenden Gewitter iſt gleich dem beklommenen Herzen, welches die Schläge ahnet, die es treffen werden. Dieſe zuſammenziehende Bangigkeit — dieſes Finſterwerden im Gemüthe, — es tödtet, bevor es trifft. Dann dieſe herabſtürzenden Regengüſſe, das ſind die Thränen, die aus zerriſſenen Wolken dringen“ — „und das innerſte Leben erfriſchen“ — fiel meine Mutter ein mit ihrer lieben verſöhnenden Stimme. „Was mir immer ſo rührend iſt,“ ſetzte ſie hinzu, „das iſt das ängſtliche Geräuſch der Vögel, die zu ihren Neſtern flattern, und der ſtärkere Duft der Blumen, deren Leben ein Hauch iſt, und welche gleichſam in ihrer kindlichen Unausſprechlichkeit einen Seufzer vor den Herrn der Welt bringen, daß er ihrer verſchonen möge!“ Wie lieb war mir die Mutter, als ſie dies ſagte. — Mein Gott, und gehöre ich zu den Guten durch Deine Gnade, o, ſo laſſe mich nicht wanken, und bin ich eine Blume, gütiger Schöpfer, ſchone mein, auch wenn der Kelch mir bitter gefüllt wäre! — Doch wenn das Herz mir bricht, Vater im Himmel! auch dann bin ich Dein Kind.

Der Donner hatte ausgerollt. Ein kühler Wind verwehete vollends das Gewölke und ſchüttelte die letzten Tropfen von den Bäumen; als wäre das erſte Licht über die Erde ausgegoſſen, ſo glänzte Alles voller Friſche. Wie eine duftende Kerze zerfloß der Dunſt des Regens in hellen Lüften.

Ich zog Frau Simonis an das Fenſter und ſagte: „O ſehen Sie die Abendſonne! Welch ein himmliſcher Tag wird das morgen werden! —

„Das hoffe ich auch“ — antwortete ſie mit innigſter Betonung; ich ſah ihre Augen blinken, da ſie hinzuſetzte: „Den Segen, Helene, ſieht man nur am Ende, wenn es klar geworden.“

Indem ich dieſes ſchreibe, flimmern die Sterne in ihrer friedſamen Hoheit. Dort ſtürmt es nicht. Das iſt der Garten Gottes, worin keine Liebe verwelkt. —

Den 12. Juni.

„Beſchreibe mir doch ein wenig die Tante!“ bat ich meine Mutter, als wir dieſen Morgen in der Einrichtung ihres Gaſtzimmers begriffen waren.“

„Das werde ich nicht thun,“ antwortete ſie, „ich würde ſie loben, und Vorauslob ſchadet kaum weniger, als üble Nachrede. Merke Dir es Helene, wenn Du verheirathet ſein wirſt, ſo lobe Deinem Manne nichts ein; doch eben ſo hüte Dich zu tadeln, wofür er eingenommen ſcheint. Es liegt im Geiſte der Männer, im natürlichen Widerſpruch ihres Geſchlechts, ſo zu ſagen, daß ihr Urtheil ſelten auf unſere Seite fällt. Dagegen ſind ſie faſt immer einſtimmig über die Vorzüge der Weiblichkeit, und auch ein Mann von gediegenem Verſtande hat eine unfreiwillige Achtung vor dem Ausſpruche eines Andern, wo es die Liebenswürdigkeit eines weiblichen Weſens gilt.“

Dieſe Bemerkung meiner Mutter erinnerte mich an das, was Frau Simonis mir erzählt, wie das Lob des Magiſters, vielleicht ein von der Schönheit der Natur begeiſterter Augenblick, mittelbar noch ſolch eine verfangende Wirkung habe äußern können. — In dieſem Gedanken vertieft, entgegnete ich nichts, und meine Mutter redete weiter: „Daraus geht dann auch der Ruf und das Glück mancher Frau hervor, die außerdem wenig in Betracht gekommen wäre, beſonders das Aufſehen einer Kokette, die im Grunde ſeines Herzens auch derjenige verachtet, der ihr öffentlich huldigt. — Der beſte Ruf einer Frau iſt der leiſeſte, und die reinſte weibliche Seele iſt wie lauteres Waſſer; auch die geläufigſte Zunge würde nichts daran zu rühmen finden.“

„Erlaube, liebe Mutter,“ fiel ich ein, „wäre ich denn nicht falſch gegen meinen Mann, wenn ich ihm die innerſte Meinung meines Herzens vorenthielte?“

„Behüte, nur *vorſichtig* wärſt Du, liebe Tochter,“ antwortete meine Mutter; „über den Geſchmack läßt ſich nicht ſtreiten, und nirgends iſt die behutſamſte Delicateſſe ſo erforderlich, als zwiſchen Eheleuten. Niemals aber darf eine Frau Anlaß geben, daß ſie in ihren Anſichten von denen ihres Mannes abweiche. Ach, Helene!“ ſetzte ſie ſeufzend hinzu, „*die Ehe iſt eine Kunſt!*“

„Mutter!“ erwiederte ich, halb entzückt, halb ſchmerzlich, „ich trage das Ideal davon in meinem Herzen.“

„Das iſt nicht gut!“ ſagte meine Mutter bekümmert; „denn, liebes Kind, ein Ehemann iſt eine ſehr wirkliche Perſon. Der Geliebte vergiebt Dir alle Fehler, der Mann verzeiht Dir kaum Deine Tugend. Du mußt Dich daher zeitig als ſeine *Freundin* anſehen. Die Freundſchaft, wie jedes innige Verhältniß, wird minder geſtört, daß man ſchweige, als durch Reden. Zurückhaltung iſt nöthig."

„So willſt Du wohl damit ſagen, Mütterchen," fragte ich betroffen, „daß ich nicht genugſam ſchweige?"

Die Mutter nickte bejahend. „Das würde ich ſagen," antwortete ſie in all ihrer Gelindigkeit, „wenn es mir nicht leid thäte, daß Du zeither ſo wenig geſprochen. Dann, Helene, ſprichſt Du nicht allein zu viel, ſondern, was das Schlimmſte iſt — in ſtets erhöheter Gemüthsſtimmung. Das haſt Du vom Vater. Ein kleiner Strich von ſeinem redneriſchen Talent iſt auf Dich gekommen. Schweigſamkeit wäre mir lieber und beſſer für Dich. Die Wärme des Gefühls erzeugt Blumen in der Sprache — die läßt man einem Mädchen wohl hingehen; der Eheſtand liegt jedoch nördlich. Die Rede eines edlen Weibes muß wie Perlen ſein, beſcheiden, unbezahlbar, echt und wahr, aus der Tiefe eines innigen Herzens. Manches Wort wird aus dem Mutterherzen gebrochen — wie dieſes hier, meine Helene!" Die Mutter umarmte mich mit Thränen in den Augen.

„Es ſoll zeitlebens vom größten Werthe für mich ſein!" verſprach ich, und will es heilig halten."

Den 13. Juni.

Ich weiß nicht, ob ich krank bin, oder ob ich mich nur ſo fühle. — Eine verrätheriſche Mattigkeit ruht in meinen Gliedern, der Tag fällt mir ſchwer, und der Schlaf drückt bleiern auf meine Augenlider. Mein Gott, wenn ich ſtürbe! Das wäre traurig für meine guten Eltern — mir aber wäre wohl, ewig wohl! Das Leben iſt hart, wenn es nur eine Pflicht iſt. Das freieſte Gefühl iſt auch zugleich das freudigſte.

Dieſe Nacht träumte mir von Eckardy. Er ſagte mir, daß er mich geliebt hätte — und in meiner Seele war ein Gefühl von der Wahrheit ſeiner Worte. Das ging mir nahe, ſo, daß ich bitterlich weinte. Auch da ich erwachte, weinte ich noch. Was kann ein armes Herz für unerwiederte Liebe wohl geben, als ſchmerzlichen Dank und eine ſtille Thräne? Es war ein Traum! Würde ich dies auch einſt ſagen, wenn es anders geweſen wäre? Nein, Liebe iſt das hellſte Wachen, ein Schauen im Geiſte; der Pulsſchlag des Lebens — ein ſelbſtbewußtes Herz! —

Müde, wie ein altes Mütterchen von der Laſt der Jahre, ſchlich ich zu Frau Simonis hinüber. Sie ſcheint mir verjüngt in einer gewiſſen Aufregung, die noch anhält, ſo daß ſie ſich bald dies, bald das zu ſchaffen macht. Sie ſagte: „Will ich es doch Niemand rathen, die Vergangenheit an das Licht zu ziehen, deſſen Zukunft abgeſchloſſen iſt für dieſe Welt. Indeſſen man die Lippen öffnet, um einen alten Streit, den längſt geſchlichteten, zu offenbaren, dringt eine geheime Unruhe durch alle Poren und bringt die Seele in Verwirrung, ſo daß man aufs neue kämpfen muß. Ich werde mit mir zu thun haben, Helene!“

In einem Winkel halb verſteckt lag ein geſtricktes Röckchen für ein Kind und eine kleine Mütze; das Band daran war noch zerknittert. Beides war gilblich geworden von der Zeit. Dieſe werthen Reſte, welche der armen Frau von ihrem Mutterglücke übrig geblieben, berührte ich nun zwar mit keiner Sylbe: aber antaſten mußte ich ſie, und verſtohlen — ich wußte nicht, wie mir geſchah, drückte ich das Mützchen an Mund und Augen; da rieſelte unnennbare

Sehnſucht mir tief hinab in das Herz, und vor meinem naſſen Blicke ſchwebte ein ſüßes Kinderlächeln — ein recht liebes! — Dies zarte Bild zerfloß wie in Farben des Regenbogens. Auch jetzt ſind bunte Kreiſe mir vor den Augen — — ſchlaf ein, mein Herz; du haſt genug gewacht!

Den — 18. Juni.

Als ich das letzte Mal hier einſchrieb, war ſchon ein dumpfes Geräuſch mir vor den Ohren, und das Flußfieber ſtark im Anzuge, welches mich einige Tage ziemlich heftig niederhielt. So bin ich denn kränker geweſen, wie ſeit langer Zeit nicht mehr, und meine Mutter war um ſo ängſtlicher in Sorge, als ſie den Vater entfernt und einen Arzt, zu dem ſie Vertrauen hatte, nicht in der Nähe wußte. Frau Simonis hat ihr wie mir treulich beigeſtanden und mich mit Hausmitteln? nein, mit Herzensmitteln! curirt, denn der Troſt fließt ja aus dem Herzen.

Tag und Nacht iſt meine gute Mutter nicht von mir gewichen; ihre ruhige Geſtalt wankte nicht vor meinem Blicke, ich hatte Gefühle der Kindheit und des geheiligten Schutzes der Natur, den eine Mutter giebt, wenn ſie meine heiße Hand feſt umſchloſſen hielt. Sie machte mir keinen Vorwurf, die gütigſte der Mütter, wie wenn ich durch leidenſchaftliche Bewegung des Gemüths mir dieſe Krankheit zugezogen hätte, auch nicht den leiſeſten; vielmehr war ſie auf die zarteſte Weiſe bemüht, mich vor mir ſelbſt zu entſchuldigen. Dieſe mütterliche Schonung rührte mich unausſprechlich.

Mit Küſſen bedeckte ich ihre liebe, pflegſame Hand und ſprach: „Dieſe meine Hände, von Dir erwärmt zuerſt und zuletzt — ſollen Dich täglich in ihr Gebet einſchließen, daß es mir vergönnt ſein möge, Dir Freude zu machen. O Mutter, wie gut biſt Du; wie viel beſſer müßte ich ſein, daß ich werth wäre, Deine Tochter zu heißen; aber ich bin auf dem Wege der Geſundheit und hoffe, auch wieder heiter zu werden.“

Welch ein herzinnigliches Lächeln war das, womit die Mutter mir antwortete: „Gott wird Dich dazu ſtärken, mein Kind!“

Noch fühle ich mich erſchöpft, ich bin ſo ſchwach, daß die leichte Feder mir zwiſchen den Fingern ſchwankt, wie wenn ein Mädchen eine Lanze ſchwänge. — Waffen? nein, ich ergebe mich. Gottes Wille geſchehe! Die höchſte Liebe iſt das heiligſte Wohlwollen; es wird mir nichts geſchehen, als was mir gut iſt.

In der Nacht, wo ich am kränkſten war, machte ich mein Teſtament. Ich zog das Herz aus meinem Buſen und bat Gott, es Liddy zu geben, auf daß der ganz glücklich würde, deſſen Leben zu theilen mir wohl nicht beſtimmt war. — Der Vater hat geſchrieben. — —

Vaters Brief.

Um Dich, meine theuerſte Sophie, und unſere Tochter nicht in Ungewißheit über mich zu laſſen, mögen dieſe Zeilen meiner Wiederkunft vorangehen. Da mein Hauptzweck erreicht iſt, und das iſt er; ſo habe ich Vergnügen genug. Wir ſind im Hafen, und jenem römiſchen Kaiſer war die Schiffskrone nicht ſo lieb, wie mir der Gedanke, daß die Wünſche des beſcheidenſten Herzens ſo herrlich, als überraſchend gekrönt worden ſind. —

Die Reiſe hätte jedenfalls angenehmer ſein können. Das längere Zuſammenſein mit Liebenden iſt immer ein etwas langweiliges Glück, und die Profeſſorin iſt bei ſolcher Gelegenheit über allen Ausdruck läſtig. Der Wagen hat nicht Raum genug für ihre Beſchwerden. Der Regen war ihr zu naß, die Sonne zu heiß, die Meile zu lang, die Zeit zu kurz, an jedem Wege und Wirthshauſe fand ſie etwas auszuſetzen. Welch eine Plage iſt doch ein unzufriedenes Gemüth für ſich und Andere! Da lobe ich mir Dich, mein gutes Weib, die Du gelaſſen fürlieb nimmſt, wie es eben geht. Du biſt compendiös im Gepäck, wie mit Worten, und wenn Helene Deinem Beiſpiele folgt, ſo wird der Mann, dem ſie die Hand reicht, nicht übel mit ihr fahren.

Ich dankte Gott, daß mein ſeliger Freund gen Himmel iſt. Wenn, bevor er ſie nahm, der Profeſſor mit ſeiner Frau eine Reiſe unternommen hätte, die Heirath wäre rückgängig geworden. Und wenn meine Theilnahme an ſeiner Wittwe nicht auf Grundſätzen der Freundſchaft beruhte, unſer Umgang würde ſeinen Grenzſtein gefunden haben, wie er denn auf die beſte Weiſe an das Ziel gekommen iſt. — Wenn nun Felix ſich einmal ſeiner kindlichen Pflicht entledigt hält, und ſeine Mutter mit göttlicher Grobheit anfährt, ſo mag man es zwar nicht billigen, kann es aber natürlich finden. Dann läßt dieſe ihren Ingrimm an der armen Felicitas aus, welche die vollkommenſte Geduld ſo inne hat, als wenn ſie den trefflichen Garve über dieſes

Thema auswendig wüßte. — Ein paarmal gerieth ich hart mit ihrer Quälerin zuſammen, und es war, als ſtände der Wagen in Flammen; erſchrick jedoch nicht, gute Frau! wir ſind mit heiler Haut davon gekommen.

Doch nun zur Sache!

Mein erſter Gang war zum Banquier. Ein echter Kaufmann, im gediegenſten Sinne. Das großartige Comtoir, worin Niemand ſich ſtören läßt — die tiefe Stille, in der die hörbaren Federſtriche an die Nerven gehen — der erhöhete Stand des Chefs der Caſſe, deren eiſerner Verſchluß ihm zur Seite ſteht, bringt ein unwillkürliches Gefühl hervor, mit welcher Macht das Geld die Welt beherrſcht, ſo daß Unſereiner, der im Reich des Gedankens lebt, denkt, man wäre minder ein reeller Mann als der, den man vor ſich ſteht.

Da ich meinen Namen nannte, geſchmeidigte ſich der ſtarre Geſchäftsernſt ſeiner Züge, und er würdigte mich eines begrüßenden Lächelns. Mit dem Ausdrucke der Gewogenheit ließ der Banquier mich die ganze Wichtigkeit der Gunſt empfinden, die uns erwartete. Er war ſogleich erbötig, uns nach dem Landhauſe der Miſtreß zu begleiten. Unbeſchadet der Achtung für das Zutrauen dieſer Dame, welches der Banquier verdientermaßen beſitzt, gab er mir Winke, die ich ſehr nützlich fand. Nicht zweifeln durfte ich, daß er den Werth ihrer Verhältniſſe zu ſchätzen wiſſe, indem er es nicht für ein Geringes hielt, ſie richtig aufzufaſſen.

Dieſe Engländerin iſt eine kleine, verwachſene Perſon, deren abſchreckendes Aeußere durch ein entgegenkommendes Betragen in etwas ausgeglichen wird; bei näherer Bekanntſchaft kann ihre Leidenſchaft für großmüthige Erweiſe, die allzuſichtlich hervortritt, in einige Verlegenheit ſetzen. Ellenor Smith iſt ein alterndes Mädchen, welches die Neigung nicht verleugnet, Wiſſen und Können um den Preis der Bewunderung an den Mann zu bringen. Sie iſt auch eitel, — doch auf ihre Weiſe. Mit Flittertand putzt ſie ſich nicht; in ſchöne Geſinnungen kleidet ſie den Wunſch, zu gefallen. Das Landhaus iſt überladen; ein Geſchmack, bunt wie eine Faſeole, fällt überall in die Augen; die Miſtreß ſelbſt trägt, indem ſie ſpricht, mit ſtarken Farben auf.—

Ich ſage Dir, meine gute Frau; es iſt in der Thorheit eben ſowohl Sympathie wie in der Freundſchaft. Trügt mich nicht Alles, ſo hat Felix eine erſtaunliche Eroberung gemacht — und wie ſehr Felicitas in ihrer holden Anſpruchsloſigkeit der gefiel, die ſich darin gefällt, eine Gönnerin zu ſein, wäre ſchwerlich zu beſchreiben. — Beide kehren nicht mit mir zurück, und auch die Profeſſorin bleibt uns in Zukunft fern, — worüber Du nur einen Freudenſchreck empfinden dürfteſt. — Felix empfängt einen anſtändigen Jahrgehalt für die leichte Mühe, dies hübſche Landhaus künftig an der Seite ſeines Weibchens zu bewohnen und einen kleinen Knaben zu erziehen, für den die Miſtreß eigens ſorgen will. Es iſt dieſes Kind der verwaiſete, jedoch rechtmäßige Sohn eines abtrünnigen Liebhabers der guten Dame, dem man dieſe Sünde, welche ſie ſo edelmüthig vergilt, kaum verdenken kann. — Daneben kann er den Wiſſenſchaften obliegen, und treiben, was ihm gefällt. —

Für mich — ich muß es frei geſtehen — wäre dieſe Art Verſorgung nicht; dem Felix mag ſie angemeſſen ſein. Es iſt ein Zutheil von Narrheit dabei; doch bemerkte ich ſchon öfter eine merkwürdige Gleichheit zwiſchen dem Menſchen und dem, womit ſie zu ſchaffen haben, ſo daß auch lebloſe Dinge einen Schein ihrer Perſönlichkeit annehmen und gewiſſermaßen in derſelben Form anſichtig werden. Nimmer ſah ich ein ſchlankes Mädchen ſtricken, deſſen Arbeit breit ausgefallen wäre, und wo ich jemals bei einer dicken Wirthin einkehrte, da fand ich, daß ihr jedes Geräth ähnlich ſähe, vornehmlich ein kurzes rundes Caffeekrüglein, wie denn auch nach Lavater — dieſe Kannen Phyſigonomie haben.

Genug hiervon. — Unſerm jungen Paar, das eheſtens verbunden werden ſoll, iſt demnach geholfen — und Felix hat in dieſem Mädchen ein Glück gefunden, wie und welches er bedurfte. Felicitas, nichts verlangend, als daß er glücklich würde, hat es ihm gewährt. So iſt das uneigennützigſte Gefühl ſtets das belohnendſte.

Die Miſtreß hat ſich mit der Mutter ihres neuen Günſtlings befreundet und nimmt ſie mit nach London. Die Profeſſorin ſchwimmt in Wonne. Das Lied der Miß Fanny Wilkens: „Dir folgen meine Thränen“ — will ich nicht auf ſie angewendet wiſſen. Wie taucht denn dieſe alte, empfindſame Arie aus meinem Gedächtniſſe auf? iſt ſie nicht aus Sophiens Reiſen? Sieh, meine Trauteſte, wie ſelbſt Dein Name auf dem Grunde meines Herzens ruht und Gedanken in mir aufregt! — In dieſem Bunde der beiden Damen will ich der Dritte nicht ſein. Sie täuſchen ſich gegenſeitig, und wo Frauenzimmer-Gelehrſamkeit ausgekramt wird, da muß ein vernünftiger Mann Reißaus nehmen. Es iſt bei alledem ein folgerechtes Geſchick und gewiß kein Zufall, daß Felicitas in ihrer Demuth dieſe herrſchſüchtige Frau in Feſſeln ſchlägt. Ein edles Gemüth würde ſich ſelbſt allem Andern vorziehen, und ſo auch einer ſo anziehenden Abhängigkeit.

Wie Miſtreß Smith ihre Güte häufte und ihre Erbietungen ſteigerte, dies Dir zu erzählen, erlaſſe mir, liebe

Seele. Wie wenn ich einer Auction enteilte, wo Alles überboten wird, ſo daß bei längerem Weilen ich nicht leichten Kaufs davon kommen würde, ſo ſtrebte ich fort. Denn wahrlich! ich trauete nicht; die allzugütige Ellenor hätte mir am Ende ihre Hand angetragen, mir, der ich Gott ſei Dank nicht Wittwer bin, und den auch der Tod von Dir nicht ſcheidet, Du, mein Leben! Um Helene iſt mir nicht bange; ich weiß, ſie hat einen Freund an ihrer Mutter, auf den ich mich verlaſſen kann, und eine Freundin an ihrer eigenen treuen Seele, der ich trauen darf; und über Alles vertritt mich ein Vater, der überſchwänglich mehr thun kann, als wir bitten oder verſtehen. —

Gieb dem geliebten Kinde einen Kuß von mir, auch grüße unſern guten Hausgeiſt, Frau Simonis, den Gräflichen vermelde meinen Reſpect. —

Tag und Stunde meiner Ankunft würde ich nicht beſtimmen, wenn ich auch könnte. Du kennſt meine Weiſe — das befängt mich. Und ſo lebe wohl, meine theuerſte Sophie! und liebe mich!

An jedem Ort
Sind wir beiſammen hier und dort!

Dein ewiger
Freund
van Aelſt.

Den 19. Juni.

„Bald, bald, Helene, wird der Vater kommen! Die Andern bleiben dort und wir ſehen Felicitas nicht wieder.“

So rief mir meine Mutter zu. Wir ſehen Feli-

citas nicht wieder! ſeufzte ich ihr nach. Es weckten dieſe Worte den Schmerz des Abſchiedes, das traurige Gefühl der Trennung in mir. Felicitas iſt aber glücklich! und der Glückliche iſt ſeinen Freunden *nie* fern; nur der Verlaſſene iſt allein. — Wie heiter ſchreibt der Vater! und warum ſollte er *nicht*? ich leide ja nicht mehr, ich bin gelaſſen. Du, meine liebſte Hoffnung, fahre hin! Die Furcht iſt tödtend, das Einzige zu verlieren, was man auf Erden über Alles wünſcht, ſchätzt und liebt, und die Liebe, das freieſte Gefühl unter der Sonne, kann nicht dabei beſtehen. Wenn der Graf die Lippen öffnete, ſo zitterte ich, er werde mir verkünden, daß des Barons Heirath mit Liddy nun entſchieden ſei. So oft ſeine Schweſter ein Wörtchen ſagte, was ich für einleitend hielt, bog ich aus, in Angſt, es werde dieſen Gegenſtand betreffen. Woran die ganze Seele hängt, das hängt an tauſend Ketten! Wir finden überall Zuſammenhang mit unſerm Wunſch, der unſer Innerſtes zerreißen könnte, wenn er aufgelöſ't würde. Nein, Helene, ſtreife ab dieſe bange leidenſchaftliche Feſſel! *den Freund muß man im Herzen beſitzen! Dort* iſt er der Liebe Eigenthum. — Meine Arme werden ihn nicht umſchlingen; aber der Glaube an ſeinen Edelſinn, die Ueberzeugung, daß mein Weſen für das ſeine geſchaffen war, wenn wir uns auch nur im Fluge der Zeit berührten — webt ein feſtes, inniges Band um mich und ihn. Meine Fürſorge darf ich ihm nicht weihen, doch meine *Fürbitte* früh und ſpät. Jene hätte das Wohl ſeines Hauſes bedacht und ſeines Lebens! Die inbrünſtige Fürbitte athmet den Geiſt der Liebe und bewegt den Himmel, daß er das theuerſte Herz zeitlich und ewig ſegne. Für ihn will ich beten, dem ich ewig gut bleibe, ſo lange ich bin, und an mir ſelbſt arbeiten. Wenn ich ihn nicht reich machen kann, ſo will ich das Herz veredeln, das ihm gehört. Mag die glücklichere Liddy nun ſein Weib ſein und die Mutter ſeiner Kinder werden — es giebt eine Kraft im Herzen, welche Engel herabzieht im Segen des Himmels! —

Was fällſt du denn, arme, kleine Thräne? Du wirſt das Bild nicht auslöſchen, welches ich mit allen Strahlen der Seele umfaſſe. Es iſt mein einzig Glück, und ein reineres Licht wird es einſt ſchöner noch verklären. Was iſt's um einen trüben Augenblick? —

Die Mutter hat, ſeitdem ich krank geweſen, mein Bett in ihr Schlafzimmer bringen laſſen. Sie will mich hindern einſam nachzudenken. Ach, *das Gefühl* läßt ſich ein ſtilles Vorrecht nicht nehmen. Sie wünſcht, daß ich des Abends nicht in mein Tagebuch ſchreibe, unter dem Vorwande, daß ihre ſchwachen Augen die Helle nicht vertrügen. Vielleicht ſoll die Phantaſie ihrer Tochter nicht geſchäftig ſein. — Immerhin! zu meinen Gedanken brauche ich keine Lampe, und Ruhe giebt mir Gott. — Gräfin Leonide iſt eiligſt abgereiſ't, in der Abſicht, die junge Fanny, Eckardy's Schweſter, abzuholen. Sie hat mir ein kleines, freundliches Billet hinterlaſſen. — Auch der Graf iſt fort — wahrſcheinlich ſeiner Schweſter nach. Oder — darf es mich kümmern, *wohin*? — Da ſchlägt es fünf Uhr! dies war die Stunde, die mich ſonſt in die geliebte Nähe führte. — Ein leiſer, ſüßer Schaur rieſelt durch meine Glieder, und eine Stimme, die ich nicht vergeſſen kann noch werde, ſpricht zu meinem Herzen, als wäre der Freund mir wirklich *nah*! — Verſchwinde, holder Trug! die wahrſte Liebe darf ſich keiner Täuſchung überlaſſen. Doch was ich auch vernähme aus der Ferne, mein Herz in ſeinem tiefſten Grunde wird zeitlebens nur der Nachhall einer ſeligen Minute ſein, das Echo eines Tones, der aus dem Innerſten der Seele quoll, und der mit wenig Worten in Lieb' und Treue überfloß.

„Ach, liebe Freundin, Sie ſollten die Roſenflur im Schloßgarten ſehen; ſchöner hat ſie nie geblüht, als in dieſem Jahr! dies verſichert ſelbſt der Gärtner“ — ſo ſagte Helene zu Frau Simonis am Morgen des Tages Johannis.

„Seit die alte Gärtnerin ſtarb,“ gab Jene zur Antwort, „bin ich nicht mehr in den Garten gekommen, und das iſt ſchon eine geraume Zeit her. — Wenn ich wüßte, daß uns Niemand ſähe“ —

„Sie wollten mit mir gehen?“ fragte Helene freudig, „wie lieb wäre mir das! Wer ſollte uns begegnen? es iſt Niemand da. Auf den Nachmittag denn, nicht wahr? Dieſen Morgen will ich der Mutter an die Hand gehen — unſere Gäſte können jeden Augenblick eintreffen.“

Frau Simonis war es ſchweigend zufrieden, ein Seufzer der Bedenklichkeit nur ſchlüpfte über ihre Lippen. —

Und da es nun um die ſechste Stunde kam, gingen ſie, Frau Simonis, geſtützt auf Helenens Arm, die ſich ſelbſt noch etwas ſchwach fühlte von ihrer Krankheit; auch war noch eine zarte Bläſſe ſichtbar auf den ſonſt ſo friſchen Wangen.

Die große Gartenthür bewegte ſich leiſe in ihren Angeln, und ſcheu ſetzte Frau Simonis ihren Fuß auf den Sammet des Raſens.

„Hier fallen mir ein paar Strophen von Hans Sachs ein“ — ſagte ſie unter dem Verſuche eines bangen Lächelns,

„wiſſen Sie welche? Du Thor des Friedens öffneſt Dich, herein! hier ſchließt die Wallfahrt ſich — mir iſt bei dieſem kleinen Gange zu Muthe, als pilgerte ich weithin, ein Gelübde zu löſen, und wäre nun am Ziele."

„Das mag wohl Jedem ſo gehen, der niemals von der Stelle kommt," wagte Helene zu erwiedern.

Frau Simonis ſprach: „Nein, mein Kind! das kommt von einem müden Herzen, das lange ſchwer getragen hat. — Die Menſchen ſind raſtlos geboren, wer ſich aber etwas zu Gemüth gezogen hat, kann nicht fort und muß doch! Der kleinſte Vogel mit ſeinem glücklichen Leichtſinn ſcheucht die Sehnſucht auf, daß wir empor ſchweben müſſen."

„O ſehen Sie! wie wunderſchön! iſt dies nicht ein wonniger Anblick?" rief Helene, als ſie einer Flur von Roſen näher kamen, die in vollem Prangen ſich in lauen Lüften wiegten unter dem Flüſtern eines ſommerlichen Nachmittags.

„Schöneres hat der liebe Gott nicht geſchaffen," redete das entzückte Mädchen weiter, indem es ſich ſelbſt vergaß, und hob eine eben erſt erſchloſſene Roſe in die Höhe. „Die Roſe iſt das lieblichſte Gedicht des Schöpfers, das Herz der Blumen, denn ſie athmet ein zärtliches Gefühl. Dieſe Blätter, wie weich und fein! zarter, als aus Seide gewebt! dieſer halbgeöffnete Mund, den ich küſſen muß" — und Helene neigte ſich darauf nieder.

„Iſt nicht Perſien das Vaterland der Roſe? das reiche Perſien? Aber auch dem Gärtlein eines Armen verleiht ſie Pracht und hundertfältige Reize. Eine Moosroſe kann ich vollends nicht ohne Rührung betrachten. Die Moosroſe würde ich auf den Friedhof pflanzen; ſie kommt mir wie eine begrabene Braut vor — der reine Hauch der Liebe dringt ſo himmliſch aus der engen kleinen Behauſung.“ — —

Frau Simonis ſtand in Gedanken und hatte kaum gehört, was Helene ſagte. Jetzt ſchauete ſie umher und ſprach: „Es bleibt ſich doch Alles gleich, wenn unſer Geſichtspunkt ſich nicht verändert: jeder Baum hat ſeinen angeſtammten Platz; die Sonne behält ihren alten, goldenen Schein, der ſich nicht abnutzt; ein Tag iſt wie der andere. Nur die Zeit verrauſcht. Niemand ſteigt zweimal in denſelben Fluß. Das Leben verrinnt, und der Menſch iſt ſelten treu; ein treuloſes Weib aber iſt eine Abart der Natur.“

Helene unterbrach die Gedankenreihe ihrer alten Freundin und ſagte, indem ſie ſacht an ihrem Arme vorwärts ging: „Die ſchönſte Zeit iſt nun vorüber. Wenn die Sonne am Abende des längſten Tages untergeht, dann ſehe ich es mit Wehmuth. Es iſt, als könnte ſie nicht fort: lange ſchwebt ſie am Rande des Horizonts, und zaudert und zittert, noch einen Blick — und nun den letzten. Sie nimmt gleichſam Abſchied. Man findet eine Feier bei ihrem Hingang, eben ſo wie am Sonntag heilige Stille im Freien. Die Natur hat ihre höchſte Pracht entfaltet, das Johanniswürmchen funkelt im Gebüſch, Erd und Himmel ſtrahlen! — Bald aber, nur zu bald! weht eine Ahnung des Herbſtes über das Feld — die Blätter fallen — das Laub geht in Verweſung über — und der Kreislauf des Jahres eilt in immer kürzeren Tagen zu Ende.“ —

Helene ſah bei dieſen Worten auf; die Fenſter im Schloſſe ſtanden offen. „Mir däucht,“ hob ſie nach einer Pauſe an, „ich hätte Ihnen von dem Schirm geſagt, worauf die Gräfin den Sylveſterabend ſo kunſtreich geſtickt hat? Möchten

Sie ihn nicht einmal ſehen? Es wäre jetzt die günſtigſte Gelegenheit dazu, auch koſtet es mir nur ein Wort.“ —

„Die Neugier iſt zwar ſonſt kein Fehler der Abgeſchiedenen,“ erwiederte Jene lächelnd und halb gewährend, „doch beinahe fühle ich mich verſucht. Sie ſagen, es koſte nur ein Wort? Nun, um den Preis der Ruhe werden Sie es nicht zahlen!“

„Das denke ich auch!“ verſetzte Helene und leitete Frau Simonis durch das Portal. Der Hausverwalter ſtand im Flur und verbeugte ſich vor der Tochter des Propſtes, der jungen Freundin ſeiner Herrſchaft, die hier freien Zutritt hatte. Auf ihre Anrede bemerkte er nur, die Zimmer ſeien eben erſt geſäubert worden und noch etwas feucht — und Helene verſicherte, ſie würden nicht hineingehen, und wollten nur den Schirm von Weitem in Augenſchein nehmen. —

Langſam war die breite Treppe nun erſtiegen. Der Vorſaal, der einen anſehnlichen Raum einnahm, ſchien dennoch Frau Simonis zu beengen. Sie blieb ſtehen, als müſſe ſie ſich erſt erholen, und in ihrer Miene lagerte ſich leiſe ein furchtſames Bangen, wie wenn ſie den gethanen Schritt ſchon bereue. —

Helene, hier des Weges kundig, ging voraus und den Zimmern zu, die der Graf bewohnte; ſo wollte ſie aus zarter, mädchenhafter Achtung für ſich ſelbſt ſein geöffnetes Schlafzimmer unbemerkt laſſen, als ihre Begleiterin gerade hier an dem Boden feſtwurzelte. Bleich wie eine Büſte, mit ſtarrem Blick, taub für die rufende Stimme Helenens, ſtand Frau Simonis in der Betrachtung eines Gegenſtandes verloren. Es war dies ein weiblich Bild in einer Niſche über dem Bette des Grafen. Ein paar vergoldete in einander verſchlungene Hände ließen einen ſchweren Vorhang zu beiden Seiten niederfallen. Der Glanz von dieſem grünen Seidenſtoff, den die helle Sonne beſchien, verbreitete einen entfärbenden Schimmer über das Antlitz jener gemalten Schönheit, die mit geſenkter Wimper abwärts ſchaute und wie durch einen Schleier von Melancholie.

„Was blicken Sie ſo ängſtlich nach dieſem Gemälde hin?“ fragte Helene, die ſogleich, als ſie es inne ward, an der Seite ihrer Freundin war.

Frau Simonis antwortete mit blaſſen Lippen: „Das iſt ſie, die Gräfin von Haynburg!“

„Wer? ſagen Sie!“ fragte Helene dringender noch und ſetzte hinzu; „es iſt, wie ich nicht anders weiß, des Grafen Mutter, deren Andenken er ſehr verehrt. Eine Aehnlichkeit mag Sie täuſchen — ich bitte, gehen wir hinweg.“

Aber Frau Simonis ſtand unbeweglich. Sie ſprach: „Nein, nein, Helene! laſſen Sie mich! ich täuſche mich nicht! Dies Geſicht würde ich am jüngſten Tage wieder erkennen, wenn es gegen mich aufſtände; es iſt zum Schrecken getroffen! — Das alte Lächeln ſchwebt noch auf dieſen Lippen, ich kenne es wohl; es iſt ein keuſcher Stolz mit Verachtung gemiſcht. — Gott im Himmel!!“ rief ſie mit erſchütterndem Tone, „welch' ein Licht geht mir auf! wo habe ich denn die Augen gehabt? Ach Helene! das Herz ſtirbt nicht an ſeiner Todeswunde. Was wir erlebt haben und erlitten, es ſchlummert nur in uns. Ein Blick reicht hin, daß wir erwachen wie aus einem ſchweren Traume!“

Helene wandelte ein Grauen an. Sie fürchtete, der Verſtand der Frau Simonis leide unter einer plötzlich entſtandenen Idee, und machte ſtill ſich bittere Vorwürfe, dieſen exaltirten Zuſtand unvorſichtiger Weiſe veranlaßt zu haben. Faſt mit Gewalt ſtrebte ſie, die zitternde Frau von dieſer

Stelle zu entfernen. „Kommen Sie, meine Freundin," ſagte Helene, „kommen Sie! nichts ſoll mir angelegener ſein, als mich nach Allem zu erkundigen, was Sie zu wiſſen wünſchen." — „Ich werde es ſelbſt thun," erwiederte Frau Simonis mit völliger Entſchloſſenheit; „ſobald Graf Bourg zurückkehrt, will ich mich bei ihm melden laſſen."

„Eine neue Verwirrung!" dachte Helene kummervoll, „welch ein unglückſeliger Gedanke war das von mir!"

Stumm gingen Beide neben einander nach Hauſe. — Die Mutter Helenens war ſpazieren gegangen, wie ſeit mehren Abenden ſchon, ſo auch heute, auf die Landſtraße hinaus, dem Gemahl oder der Schweſter entgegen, welche Beide nunmehr ſtündlich zu erwarten waren.

Frau Simonis ſprach: „Ich fühle mich ermattet, und dennoch wallt mein Blut."

Sie holte ſich ein kleines Trinkglas und ſetzte ſich erſchöpft an den Rand des Brunnens an eine Stelle, die ihre beſchwichtigende Kraft tauſendmal auf ihre aufgeregten Lebensgeiſter geübt hatte.

Jetzt vermißte Helene einen goldnen Ring an ihrer Hand, ein werthes Geſchenk ihrer Tante, und betroffen äußerte ſie den Verluſt. „Wenn Sie Sich vielleicht noch beſinnen könnten, wo Sie ihn zuletzt gehabt" — ſagte Frau Simonis, „ſo wüßten wir ungefähr" —

„Am Gartenthore," fiel Helene kleinlaut ein, „da war er noch an meinem Finger, das weiß ich genau! doch als wir an die Fortuna kamen und ich raſch mein Tuch hervorzog, da — dunkel iſt es mir im Sinne, als hätte ich blitzartig etwas Blinkendes geſehen. Der Ring war mir zu weit geworden — leicht kann ich ihn abgeſtreift haben."

„Nun, ſo wird er ſich noch finden laſſen; doch ſäumen

Sie nicht, mein liebes Kind!“ entgegnete Frau Simonis, beſorgt für Helene und froh für ſich, nun allein zu ſein. —

Helene ging eilfertig den bewußten Gang; ihr kleiner Fuß durchwühlte das Gras. Doch ſuchte ſie vielleicht zu flüchtig. Ein drängendes Gefühl, als würde ſie verfolgt, ſcheuchte ſie weiter und weiter; es war ihr, als vernähme ſie ein Rauſchen und Wispern hinter ſich und ihren Namen nennen — eine leiſe Betäubung umſchlich die Sinne der armen Helene, ſie meinte, es wäre vom Bücken. Und als ſie nun die Fortuna erreicht hatte und hier ein wenig ausruhen wollte, trat Graf Bourg im Reiſerock ihr raſch entgegen. „Bei Gott, Fräulein!“ redete er ſie an, „Sie machen es einem ſchwer, ſich eines Auftrags gegen Sie zu entledigen. Schneller flieht kein Reh vor dem Schützen — mit dem Pfeil im Herzen. Vor Allem aber grüße ich Sie, meine holde Freundin! Wie? ernſtlich erſchrocken, theure Helene? ſeit wann iſt Ihnen denn mein Anblick ſo ſchreckhaft geworden?“

„Wir waren uns Ihrer Ankunft noch nicht vermuthend, erlauchter Herr!“ ſtammelte Helene, und ihre Glieder bebten ſichtbar.

„Das thut mir leid!“ entgegnete der Graf, „wen man gern ſieht, kommt nie zu früh.“

Helene erröthete und ſprach: „Sie erwähnten eines Auftrags an mich, wer könnte Ihnen damit beſchwerlich geworden ſein?“

„Nun es giebt Leute, welche ſich ſolche Freiheit nehmen“ — antwortete lächelnd der Gefragte und blickte ſo tiefſchauend zur Seite, als wäre Helene hiebei eine Nebenſache. Unwillkürlich vertrat Helene dieſen Blick. Sie wendete der Statue den Rücken, und wie wenn ihr einſames Hierſein dadurch entſchuldigt werden ſollte, ſagte ſie: „Ich habe einen Ring verloren, den ſuche ich.“

„Wunderbar!“ redete der Graf in mühſam beherrſchter Erregung, „und wenn er ſich auch nicht fände, dieſer Ring, Sie dürften das Köpfchen nicht ſo traurig hängen, meine ſchöne Freundin! für Erſatz wäre geſorgt! — Wir ſind allein! das trifft ſich glücklich“ — er trat noch einen Schritt näher und ſprach: „die Hand, welche Ihnen ein anderes Pfand des Herzens darbietet, hat den ſehnlichſten Wunſch in die meinige gelegt. Ich ſoll Ihnen einen ehrenwerthen Mann antragen — könnten Sie Sich wohl entſchließen, liebenswürdige Helene?“

Es iſt Eckardy! dachte Helene tödtlich erſchrocken, nichts iſt gewiſſer, der Graf kommt von dorther.

„Ich muß der Ehre entſagen, das Glück meines Lebens Ihrer Empfehlung zu verdanken“ — ſagte ſie; ihre Stimme wankte, um ſo entſchiedener müſſe, wie ſie meinte, ihre Sprache ſein.

„Und warum müßte Helene das?“ fragte der Graf freundlich. „Ich will nicht fürchten, daß Leonide, meine Schweſter, deren angeſtammte Milde Barmherzigkeit für mich iſt, durch den Zwang des Beiſpiels der Welt Abbruch thut. Sie haben keine Brüder — keine Kranken zu pflegen! und die Ehe iſt die Beſtimmung eines guten und ſchönen Weibes. Ueberdies ſind Sie hinreichend durch Sich ſelbſt empfohlen. Der Mann, zu deſſen Fürſprecher ich mich mit vollem Recht bekenne, liebt Sie längſt und iſt — ſo viel ich weiß — mindeſtens von Ihnen geachtet.“ Der Graf lächelte nochmals.

Es iſt Eckardy! verſicherte Helenens Gedanke, und immer beängſtender ward die Vorſtellung für ihre Seele, den edlen Freund in der Perſon ſeines Wortführers abzuweiſen.

„Enden Sie dieſen bittern Scherz, erlauchter Herr!“ ſagte ſie, und Thränen füllten ihre Augen; „der Mann, den ich achtete, ohne ihn lieben zu können, würde mich nie beglücken; mein Gefühl wäre eine unabtragbare Schuld. Ich möchte ein gutes Weib werden, gut aber kann man nicht ſein ohne Liebe. Und — was edel macht vor Allem, das iſt, frei zu ſein! ſagt Frau von Stael.“

„Ei, ſieh da! eine kleine Republicanerin!“ rief der Graf erſtaunt; „hätte ich doch nimmer geglaubt, daß dies ſanfte Herz ein ſo trotziger Freiſtaat wäre und zärtlichen Gefühlen verſchloſſen. Welcher unbegrenzte Eigenſinn, ſchönes arges Kind!“ ſetzte er im verſtelltem Unmuth hinzu, „ſo ſchlügen Sie wohl auch mich aus, wenn ich ſelbſt der Werber wäre?“

„Auch Sie! und zwar vorzugsweiſe“ — verſetzte Helene feſten Blickes und lächelte ſtandhaft unter dieſer Qual.

„Bei Gott! das iſt naiv, Helene!“ ſagte der Graf, kaum fähig, ſeine Freude zu bergen. „So verſchlüge es Ihnen vermuthlich auch nichts, wenn ich hinzufüge, dieſe Verbindung würde heilſam für mich ſein? Erinnern Sie Sich noch, Fräulein? Es iſt ſo lange nicht her, daß Sie nicht weit von dieſer Stelle, mich der theilnehmenden Bitte werth hielten, ein Mittel der Sympathie für meine Krankheit anzuwenden. Dies Mittel liegt nunmehr in Ihrer Gewalt; denn wiſſen Sie: es iſt mein Freund, der ſich in Sehnſucht nach Ihnen verzehrt. Das Glück der Freunde iſt die Geſundheit eines warmen Herzens.“

Helene ſtand bleich, wie der Marmor, an dem ſie lehnte, und ſtarrte mit den Zügen einer ſchmerzlichen Unbeweglichkeit dieſen wärmſten Anwalt an. Dieſer gerieth in Hitze, wahrſcheinlich durch die ſtumme beharrliche Kälte des Mädchens, das er zu bereden trachtete. Im Zurücktreten ſagte er: Was aber fragt Helene nach meinen Freunden! haben Sie wohl nur mit dem kleinſten Wörtchen nach dem Baron gefragt, ſeit er fort iſt? und doch ſchien er Ihnen werth, da er noch hier war. — Es wird Sie daher ſchwerlich intereſſiren, welch eine frohe Braut er getroffen, und wie es war, als er ihr die Blume der Treue reichte — und Liddy gewachſen fand — hernach von ihrem Vater erkannt wurde — was ich Ihnen mit den kleinſten Umſtänden zu erzählen wüßte — — — doch kein Wort mehr! Er ſelbſt mag verſuchen, ob Ihnen Intereſſe dafür abzugewinnen ſei“ — — verſchwunden war der Graf. —

Helene, wie vom Tode berührt, fühlte dunkel ein leiſes Sinken und wähnte, nur ihre letzte, liebſte Hoffnung ſänke zuſammen. Sie ſank — aber nicht auf das Fußgeſtell der Fortuna, ſondern in die Arme des Barons. Voll Leben, Kraft und Innigkeit umſchlang er die Verblaßte und preßte ſie an ſein Herz, welches im Freudenſturm befreiter Liebe ſchlug.

„O ſtirb nicht, mein ſüßes Mädchen!“ rief er mit einem Schrei des Entzückens, und in das Jauchzen der Stimme miſchte ſich ein weinender Ton. „Helene, Du mein einzig Leben, höre mich, komm zu Dir! — Sieh, ich bin nun da, um Dich nie wieder zu verlaſſen. Du biſt mein Ein und mein Alles, meine Welt, mein Glück — mein Weib! Das Wort, das ich einſt gab, darf Dich nicht tödten; es iſt gelöſ't.“ Und ein heißer, unzertrennlicher Kuß war das Siegel dieſer überſchwänglichen Verſicherung.

„Liddy?“ fragte Helene ſchwach und ſchluchzend; ihr Blick ſchmolz in Thränen, die eiſernen Bänder der Angſt um ihren Buſen waren zerſprungen, und überſtrömende Liebe floß von einem wallenden Herzen in das andere über.

In den kleinſten Bruchſtücken, mehr andeutend als erzählend, theilte der Baron ihr nun mit, daß Liddy verheirathet und gegenwärtig Frau von Francolm ſei. Der junge Schützenofficier, der ihr Gemahl geworden, hatte ſie und ihren Vater auf ihrer Reiſe durch Tyrol kennen gelernt, Gelegenheit gefunden, den Letztern, der am Rande des Grabes ging, ſich geneigt zu machen, und war einem gewendeten Sinne des alten Schütz begegnet. — Helene konnte nicht umhin, dieſe Inconſequenz von ganzer Seele zu ſegnen.

Der Zufall, der mit ſchadenfroher Luſt die eingreifende Rolle ſpielt in dem Getriebe des Lebens, ſo daß, wer auch noch ſo gern ſtill ſeine Straße zöge, es nicht kann, hatte gewollt, daß der Baron an Liddy's Polterabend ankäme. Ein raſcher Entſchluß bewog ihn, im Gewande eines Klausners, völlig unkenntlich, ſich einem Aufzuge von Alpenſängern anzuſchließen, in welchem die Cameraden des Bräutigams und einige junge Damen von Liddy's Bekanntſchaft das übliche Opfer der Verkleidung und paſſender Geſchenke brachten.

Mit wankender Geberde, die in jener Lage natürlich war, hatte der vermeinte Alte ſeiner ehemaligen Verlobten mit bedeutſamen Worten ein gepreßtes Blümchen überreicht, ſcheinlos von Anſehen, Edelweiß genannt, und auf jenen höchſten Bergen, wo die Unſchuld der Natur und des Himmels Treue wohnt, als ihr zarteſtes Zeichen verehrt. Einſt, in ſüßer Stunde, hatte Liddy es aus ihrem kleinen Herbarium an ſein Herz gelegt; doch nun, weil hier nur in botaniſcher Sprache geredet ward — fühlte der Baron den Trieb in ſich, ihr in dem verblühten Bilde der Liebe auch den Anſpruch zurückzugeben, deſſen die Braut eines Andern etwa im Stillen noch gedenken möchte! —

Der alte Schütz war dem Klausner bis an die Gartenthür nachgeſtürzt, woraus er ihn einſt entlaſſen; dort hatte der Baron die Kapuze gelüftet. — Ach! wenn wir in der wahren Geſtalt der Dinge unſern Vorwurf ſähen! Gott ſei Dank, daß, wovor wir erſchrecken würden, uns verhüllt erſcheint! Es iſt ſchon ein Glück, daß es ſchwer iſt, einen Charakter nur zu *errathen*. —

Dies war es, was der Baron in gedrängter Kürze zu ſagen wußte. Er hatte geſprochen, wie Liebende zu reden pflegen, die vor ſich ſelbſt nicht zu Worte kommen; oft geſtört durch das berauſchende Gefühl, nun, ledig aller Feſſel, die theure, ſüße Geſtalt, die ihm ſo ausſchließlich angehörte, in ſeinem Arme zu halten und an ſein Leben ketten zu dürfen, unauflöslich. —

Nur wie in einem wonnigen Traume hatte Helene vernommen, daß all' ihr ſtilles Leid vorüber wäre. Sie wußte nichts als dies, aber dies durchaus. Wozu auch die unnütze Laſt des Wiſſens? „*Liebe iſt Ueberzeugung*.“

„So biſt Du nun mein und ich darf Dich lieben — *ich darf*? Und ich verliere nichts durch das Geſtändniß in Deinen Augen, mein Freund?“ fragte Helene weich und mit Beben, an ſeine Bruſt geſchmiegt, und blickte gläubig in die ſeinen auf, wie in ihren Himmel, ohne den ſie nicht ſelig würde.

„*Verlieren*? o Helene! was denkſt Du von mir?“ lächelte der Baron bewegt, und ſein Blick ſtrahlte durch einen verhaltenen Thränentropfen. „Um dieſer Hingebung willen liebe ich Dich. Welch ein Menſch müßte ich ſein, um nicht ewig zu ehren, daß Du einmal vertrauteſt, für immer!

Ich fühle höhere Mächte in mir, Dich zu ſchützen vor dem Schatten irgend einer Furcht. Deine Freiheit, Helene, iſt Deine Liebe, und wird mein Stolz, mein Gut, der Segen meines Glückes ſein." — Doch welche Feder vermöchte in den ſchwerfälligen Rahmen der Worte den Schwung derer zu ſpannen, die in der ſchönſten, aber flüchtigſten Stunde ihres Lebens alle Wolken unter ſich ſehen und den Gott empfinden, der dem armen, oft gedrückten Herzen die unendliche Liebe gab! — Das Geheimniß des Glückes iſt zart und nicht zu faſſen. Leiſe und geiſterhaft, wie die Luft von Blatt zu Blatt rauſcht, wehten die Gedanken der Liebenden ihr ſüßes Hoffen und Wähnen einander zu, daß es nun keine Härte mehr gäbe in ihrem vereinigten Schickſale; die Erde war ätheriſch geworden — ſie ſchwebten über ihren Wünſchen in ſeliger Befriedigung. Wie ſtill war es um ſie her; nur die lautloſe Fortuna, die beſtandloſe Göttin der Sterblichen, blind in ihrer Wahl und taub für jedes Flehen, miſchte die ſtumme Warnung ihres Anblicks in dieſe innige Scene. Und an dieſem Altare, Helene, empfängſt Du die Gelübde der Treue? — Aber Helene baut feſt auf das Herz, das nun ihr Eigenthum iſt; und wenn die Welt in Trümmern läge, wie die Tempel der goldenen Fabelzeit, ihr Glück wird beſtehen.

Staunend bemerkte Helene, daß die Sonne ſich geneigt hätte. „Es mag ſpät geworden ſein," ſagte ſie unruhig; „ich bin lange — zu lange ausgeblieben. Komm, mein liebſter Freund, die Mutter muß Alles wiſſen, das iſt mein Erſtes."

Der Baron konnte nicht widerſtreben, Helene, ſo wie er war, nach Hauſe zu begleiten.

Als ſie, Arm in Arm geſchlungen, auf die grüne Fläche des Schloßplatzes kamen, die im Glanze des herannahenden Abends und der Verklärung ihrer Seelen vor ihnen lag, ſprach Helene, deren helle Blicke voraus eilten: „Was regt ſich denn dort, dort am Brunnen — ſiehſt Du nicht? So viel ich unterſcheiden kann, iſt's eine Mannsperſon, welche ſich ängſtlich, ja ringend zu bewegen ſcheint; auch däucht mir, ich vernähme eine bange, durchdringende Stimme. — Gütiger Gott, es wird doch kein Unglück geſchehen ſein?“ In einer Ahnung, welche heftig zog, riß Helene ſich los, und wie im Fluge war der Brunnen erreicht. Hier lag Frau Simonis in den Armen eines Fremden, der mit dem Ausdrucke der Verzweiflung die ohnmächtige Frau aufzurichten ſtrebte.

Helene ſchrie laut bei dieſem Anblicke; ſie glaubte, ihrer alten Freundin wäre ein Leides geſchehen. — Die Augen des unbekannten Mannes, ſchwarz wie Pechfackeln, brannten in düſterm Feuer — ſie beleuchteten ein Opfer dieſer Gluth, und ſeine gebräunten Züge verriethen eine Bläſſe, die noch unter dieſer dunkeln Färbung ſichtbar war. —

Das kleine Mundglas, welches Frau Simonis vorhin auf ihrem Schooße gehalten, lag in Scherben zerſplittert, die Sonne goß einen reizenden Farbenſchimmer darüber aus und der Strahl des Waſſers floß in ruhiger Klarheit wie immer — während dicht daneben die Adern eines edlen Lebens ſtockten. Die Tante aus Lyon war angekommen. Noch eine weite Strecke von Wartenſtein entfernt, aber auf einem andern Wege, als Frau van Aelſt vermuthete, hatte ſie ihren Begleiter nach ſeinem eigenen Wunſche vorausgeſendet, daß dieſe beſchleunigte Ankunft ihre Schweſter nicht unvorbereitet träfe, beſonders auch ihren Schwager, der Ueberraſchungen nicht liebte.

Als jener ſich mit rüſtigen Schritten dem Brunnen näherte, an dem Frau Simonis ſaß, verſenkt in tiefe Gedanken, ladete die erquickende Kühle dieſes Plätzchens ihn ein, ſich hier zu erfriſchen; denn der Tag war heiß geweſen und ihn dürſtete ſehr. Er bat plötzlich die ſtille Dame, die gleich dem Geiſte des Brunnens ihn zu bewachen ſchien, um einen friſchen Trunk.

Frau Simonis ſchrak zuſammen; doch raffte ſie ſich auf, um zu ſchöpfen, und reichte ihm ſodann das kleine Glas, indeſſen ein Schauer durch ihre Seele rieſelte. Er nahm es und dankte — wie ein blaſſer Flor flimmerte es vor ſeinen Augen. Doch als er jetzt, bevor er trank, in das Glas ſchauete, erkannte in dieſem Augenblicke und an jener Eigenheit Frau Simonis ihren verſchollenen Gemahl, und ſein Name glitt über ihre Lippen, ſo wie ſie ſelbſt zu ſeinen Füßen nieder. — Er würde nimmermehr in dieſer abgehärmten Geſtalt die einſt ſo ſchönen Formen ſeines Weibes und das Herz ausgefunden haben, welches er zerbrochen; denn das weibliche Alter ſchleiert matronenhaft ein. — Ein heiliges Entſetzen kam ihn an, wie wenn der beleidigte Engel ſeines Lebens ihm am Rande des Grabes noch einmal erſchienen wäre — doch nur, um zu verſchwinden. —

Auch darum iſt die Liebe als das Herrlichſte zu betrachten, weil ſie ihre kleinſten Züge nicht in den Sand der Zeit, ſondern tiefer als in Erz und Marmor gräbt, ſo daß auch das Gedächtniß in ſeiner Schwäche zu ihrem Denkmale geſtärkt wird.

Wie denn in dieſer unvollkommenen Welt ſich oft nichts fügen will, ſo wie wir es denken; dagegen bisweilen Alles über unſer Vermuthen zuſammentreffen muß, ſo geſchah es, daß zwei Stunden nach jenem erſchütternden Vorfalle auch der Propſt ſeine Heimreiſe glücklich vollendet hatte. In ermattender Eile war der weite Weg von ihm zurückgelegt worden, weil er es nicht erwarten konnte, den Seinen die glücklichen Ereigniſſe kund zu thun, deren froher Zeuge er geweſen. Dieſer leidenſchaftliche Hindrang ſtörte ihn im behaglichen Genuſſe einer Reiſe, welche in jedem Sinne begünſtigt war. Voll vom Uebermaße einer Güte, wie er ſie ähnlicher Weiſe noch nicht in Erfahrung gebracht, bauſchten dem Propſte gleichſam alle Taſchen von guten Nachrichten. In Unruhe drängte es ihn, ſein Herz nur erſt ausſchütten zu können. Indem der Propſt wußte, auf welchen Antheil er rechnen dürfe bei dieſen Neuigkeiten, die er mitzutheilen hätte, und deren Wichtigkeit außer allem Zweifel lag, wenn er erwog, daß ſeine Frau um eine große Laſt dadurch erleichtert würde, und Helenens Muth gehoben werden müßte, ſeufzte er, weil es ihm einfiel, wie die ſchweigſame Mutter und ihre jetzt ſo ſchwermüthige Tochter ſein aufmunterndes Zureden vermißt haben könnten. Er beſorgte, die Erſtere ſei ihrer Gewohnheit nach nicht auszubringen geweſen und Helene vollends verkommen. Mit väterlichem Ernſte wählte er unter den Mitteln, das Gemüth ſeiner Tochter aufzurichten, dachte dabei an eine kleine Strafpredigt für ſeine Frau wegen ihres ſtillen Brütens im häuslichen Neſte — und überlegte, wie er die äußerſt glückliche Wendung, welche das Schickſal der demüthigen Felicitas genommen, mit einer Troſtrede für ſein geliebtes Kind begleiten wolle. Denn ach, wie fraglich war es doch, daß Helene ihre hochfliegenden Wünſche jemals erreiche! — Daß ſie ſich zurückgeſetzt halten könne, dieſe Meinung wagte der Propſt kaum ſich zu geſtehen. weil Helenens neidloſes Herz und ihr edler Stolz dagegen ſprach. Als Familienvater fühlte der Propſt ſich in ſeiner liebſten Würde; dieſe Empfindung war vorherrſchend in ihm. „Jetzt werden ſie beiſammen ſitzen und von mir plaudern“ — ſprach er bei ſich ſelbſt. — „Wo wird der Vater nun ſein? — ſagt Helene; es iſt, als hörte ich's; und die Mutter erwiedert hierauf — Verzug liegt nun einmal in ihrem Sinne — Wir wollen uns gefaßt halten, Helene, daß er heute und morgen noch nicht kommt. Sie werden ihn in Hamburg nicht fortgelaſſen haben. — Da tritt plötzlich Jemand ein — ich laſſe den Mantel fallen — Helene fällt mir um den Hals, und Gott gebe! nur nicht etwa wieder in Ohnmacht — Sophie kann vor beſtürzter Freude gar nicht reden — — — nun, der Weg nimmt doch mit jedem Schritte ab, die Pferde laufen tüchtig — weit kann es nicht mehr ſein.“

In berechneter Entfernung von ſeiner Wohnung ſtieg der Propſt aus, um ſich nicht durch das Geräuſch des Wagens anzukündigen. Er hätte immerhin vorfahren können. In leiſer Haſt, mit langen Schritten maß der Propſt den Raum, der ihn von dem erſehnten Augenblicke trennte; das Herz hüpfte ihm knabenhaft, jede Fingerſpitze pulſirte. Er hatte des Schlafes entbehrt, der ſeiner reizbaren Natur ſo nöthig war. Der Abend athmete göttliche Ruhe, die Sterne glimmten, wie durch blaſſe Roſengaze, welche die Sonne nachwirkend über den weiten, blauen Himmel gewebt — am Saume des Horizonts verbreitete ſich ein purpurner Streif, der prächtig hereinleuchtete in das mondloſe Dämmern der Sommernacht. Das Schloß ſtand dunkel — der Propſt nahm ſein Mützchen ab und grüßte in Gedanken den Grafen. Jetzt näherte er ſich ſeinem Wohnzimmer — es war in tiefe Schatten gehüllt. Trotz dem lauten Klopfen ſeiner Bruſt vernahm er redende Stimmen und dazwiſchen ein kleines, heiteres Auflachen ſeiner Frau, das der Propſt beinahe übel genommen hätte, denn er war im Begriffe geweſen, Thränen der Sehnſucht zu trocknen. Frau van Aelſt lachte äußerſt ſelten; es war immer ein Jubelfeſt, wenn ſolch ein Goldblick der Luſt zum Vorſchein kam.

»Was Tauſend!« murmelte der Propſt für ſich, »hier geht es ja recht munter zu; nun, ſo hätte ich mir Zeit nehmen können. Da im Winkel ſitzt — wenn es kein Blendwerk iſt — aber wie ſo ſparſam iſt meine gute Frau geworden, daß ſie ihre Gäſte im Finſtern läßt! — etwas Weibliches mit einem Herrn Hand in Hand. Eine ſtolze Figur ſteht nahe und beugt ſich zu ihm nieder; und Sophie iſt's, die mit einer Dame auf- und abgeht. Das Reiſekleid des Hausvaters wird ſich nicht ſchicken für dieſe Soirée — ich will es zuvor ablegen.«

Ein Schein ward ſichtbar auf der Schwelle des Hauſes; — ſehr verkühlt in der Wärme des Wiederſehens und ein wenig empfindlich, daß man ohne ihn luſtig und guter Dinge wäre, trat der Propſt ſacht und ſchleppend durch die nur angelehnte Thür, als wenn hier, wo er ſeine hausväterliche Bedeutſamkeit verleugnet fände, er das Recht nicht geltend machen möchte, ſtark aufzutreten. Helene ſtand vor ihrem Vater, ein Licht in ihrer einen Hand, ein Schlüſſelbund in der andern. Ein Glanz ging von ihrer lieblichen Geſtalt aus. — Die ſchönſte der klugen Jungfrauen im Gleichniſſe der Schrift würde nur mit ſtrahlenderen Augen und einem helleren Lächeln vor uns ſtehen, wenn der himmliſche Bräutigam den Töchtern der Erde ſichtbar erſchiene. —

„Vater, da biſt Du ja!“ ſagte ſeine Tochter hoch erfreut, doch nicht außer ſich — und der Klang ihrer Stimme verrieth die geöffnete Himmelspforte; „zu welchem Glücke kommſt Du zu rechter Zeit!“ Sie war nicht im Stande, ihn zu umhalſen, und der Propſt blieb ſtehen, wie gebannt, und ſah grämlich aus zu dieſem vielverſprechenden Gruße. „Ich hoffte, es Euch zu bringen“ — antwortete er mit verhaltenem Mißmuthe. „Ihr habt Beſuch?“

„Beſuch?“ fragte Helene und lächelte entzückt; ſchnell legte ihr Ton eine Jacobsleiter an, um ihrem Vater aus dem Traume zu helfen. „O Vater, die höchſte Freude iſt bei uns eingekehrt! Er iſt da und iſt mein — er iſt der Sohn des alten Falk! Das Kind war nicht todt — man hat Frau Simonis nur getäuſcht — ihr Gemahl iſt mit der Tante gekommen — denke nur! und Liddy iſt richtig Frau. Ich habe nichts mehr zu fürchten.“ —

„Aber ich!“ rief hier der Propſt, der ſeine Tochter mit offenem Munde anſtarrte, die das volle Herz über ihre Lippen tropfen ließ, von der Gewalt des Augenblicks gehemmt, es auszuſtrömen; „ich fürchte ſehr, dieſe thörichte Liebe iſt Dir zu Kopfe geſtiegen. Gott ſtehe mir bei! ich will Urſel heißen, wenn eine Sylbe von dem Allen mir verſtändlich iſt!“ Und indem der Propſt mit jenem kleinen Ferſenſprunge zurücktrat, der ſtets das Aufbrauſen ſeines Temperaments anzeigte, ſetzte er heftiger hinzu: „Mir wird ganz ſchwindelnd von dieſem Unſinn. Welches Kind ſoll denn geſtorben ſein? Ich will es wiſſen! Und der alte Falk und der junge Falk — und der alte Gemahl der — der — der hätte die junge Liddy geheirathet?“

„O Väterchen, ſei gut!“ ſchmeichelte Helene mit ſüßem Laut. „Wenn Du in mein Glück willigeſt, ſo wird Frau Simonis meine Schwiegermutter: denn der Baron iſt ihr Sohn. Du wirſt Wunder hören — ich bin das glückſeligſte Weſen auf der Erde!“

Bei dieſen Worten öffnete Frau van Aelſt, die ihren Mann ſprechen gehört, mit dem freudigſten „Willkommen!“ das Zimmer und ihre Arme; es that ſich hinter dem Propſte zu — und auch wir wollen ſchließen, um nicht in näheren Erklärungen das Intereſſe unſerer Leſerinnen zu erſchöpfen für den Stoff dieſer Blätter, welche zu anderer Zeit fortgeſetzt werden ſollen.

Als Helene in ſpäter Stunde ihrem Vater küſſend gute Nacht wünſchte, ſagte der Propſt, zu ſeiner Frau gewendet: „Glaubſt Du wohl, Sophie, daß die da über meine unerwartete Ankunft nur erſtaunt ſchien, geſchweige erſchrecklich froh? Ich ſah kaum, daß es ihr lieb wäre, ſage ich Dir, und ich hatte mich auf den Freudenſchrecken der Meinigen doch ſo gefreut.“

Die Mutter lächelte und ſchwieg wie immer zu den kleinen Schwächen ihres Mannes. Doch Helene, offen und unverſtellt, antwortete bewegt: „Vater, ach, ich habe Gott geſehen! Nacht war wohl zu meinen Füßen“ — der Propſt vollendete dieſe Strophen in tiefer Rührung.

Am andern Morgen wollten die Eltern ihre Tochter um etwas fragen und fanden ſie am Schreibtiſche. Helenens Tagebuch lag neben ihr, und ein Blatt davon war eingebrochen. Frau van Aelſt bemerkte es und flüſterte: „Das Tagebuch liegt nun wohl brach? Du thuſt gut, daß Du es liegen läſſeſt.“

Der Propſt wollte wiſſen, was die Mutter ſo heimlich ſpräche. Dieſe antwortete: „Ich meinte nur, eine wirkliche Braut ſolle die Feder ruhen laſſen. Sie ſchreibt mit magiſcher Tinte; doch das Geheimniß ihres Inhalts kennt nur der Geiſt der Liebe, kein anderer. Wenn dieſer Zauber verſchwindet, oder wo er niemals war, ſo findet, wer da lieſ't, nur — Leere."

„Die Mutter hat Recht!" entſchied der Propſt. „Später, Helene, kannſt Du ſchreiben. Dieſe Uebung iſt ein Spiegel der Selbſtkenntniß für die Ehe. „Die Ehe! — denn dieſe iſt Wahrheit — ſagt Lucrez."

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Vierundachtzigſter Band.

Der Frau Tagebuch. Erſter Band
Fortſetzung von der Braut Tagebuch.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Frau Tagebuch.

> Die höchſte Liebe? Sie iſt ein höherer Pulsſchlag in den Adern der Freundſchaft, ſie iſt das göttliche Leben......
>
> Friederike Bremer.

Es war zur Zeit der vollen Baumblüthe, am ſchönſten Frühlingsabende, als an dem Wege, der in den Bezirk des Schloſſes von Wartenſtein führt, ein leichter Reiſewagen hielt. Eine junge Dame vornehmen Anſehens ſtieg aus und befahl dem Kutſcher, bis an die Landſtraße langſam voraus zu fahren. Sie ſchlug den Schleier zurück, lüftete den Hut — und wir erkennen Helene von Falk, die Tochter des Propſtes van Aelſt, welche zum erſten Male ſeit ihrer Verheirathung die Freude genießt, ihre Eltern beſuchen zu können, begleitet von ihrem einzigen Kinde.

Der Propſt wohnte jetzt im Städtchen, um der Kirche nahe zu ſein, deren Bau längſt vollendet war. Die kleine Liebſtadt, aufgeblüht aus ihrer Aſche, lag, beleuchtet von der ſinkenden Sonne, ſo hell da, ſo nahe! Mit heißer Sehnſucht ſah Helene hinab, das Herz brannte ihr im Buſen; — aber hier, *hier*! wo ſie ſo glücklich geweſen, konnte Helene dennoch nicht vorüber.

Mit dem Wunſche, unbemerkt zu ſein, näherte ſie ſich dem ſteinernen Brunnen, deſſen rauſchende Kaſtanien das ehemalige Wittwenhaus beſchatteten. Sie fühlte das Bedürfniß an dieſer geheiligten Stelle auszuruhen und ſich gleichſam zu weihen für einen Augenblick, der die Ahnung des Himmels giebt, im Wiederſehen derer, die wir lieben.

Helene ſtand weitſchauenden Blickes und überließ ſich jenen unbeſchreiblichen Empfindungen, welche der Schauplatz einer Vergangenheit, die von weſentlichem Einfluß auf unſer Schickſal war, in jedem tieferen Gemüthe anregt. Sie wußte ſich allein. Das Flüſtern im quellenden Laube — nur ein Lenzlüftchen war es, was ſie berührte, und auch im Herzen der jugendlichen Frau flüſterte eine Stimme jenes Lenzes, der nur einmal blüht und nicht wieder. —

Der Knabe, den Helene von ihrer Hand ließ, war, freilich zarten Alters, doch äußerſt ſchwächlich. Dieſem ſchlanken Figürchen, mit den feinen Gliedmaßen und dem kränklich blaſſen Oval, ſchien der Kern der Kraft zu fehlen, welche die Natur dem Körper des Kindes verſagt, und, gleich einer launenhaften Mutter, einzig nur auf ſeinen Haarwuchs verwendet hatte. In wundervoller Schönheit ringelten bräunliche Locken unter einem weißen Strohhütchen hervor, das, mit einem grünen Zweige beſteckt, der elfenartigen Geſtalt ein liebliches Anſehen gab, und darunter blickten ein Paar große ſinnige Augen in ernſter Unſchuld die Welt an. Der Knabe neigte ſich an den Rand der kleinen Rinne, mit ſichtlicher Luſt lauſchte er dem leiſen Gerieſel des Waſſers, das durch die winzigen Finger rann. Er achtete es nicht, daß ſeine herabfallenden Locken naß wurden. Seine Mutter konnte nicht anders, als ihn gewähren laſſen. Das Geräuſch vom Brunnen, was ſich auch nicht um den allerleiſeſten Tonfall verändert hatte, ſchwellte ihr das Herz. Helene ſchöpfte tief aus dem Quell der Gedanken — und ihre Wimpern benetzten ſich ſanft. Sie koſtete einen Tropfen Seligkeit, der im Genuſſe der Erinnerung labt, auch wenn ſie ſchmerzlich war. —

Fernher aus dem herrſchaftlichen Garten, der einſt ſtill grünte und blühte wie die Roſenflur eines Kirchhofs —

tönte raſche Tanzmuſik, getragen vom weichen Flügel der Luft, und vom Städtchen herauf ſcholl ſilbernes Geläut über die Saaten, die in der Heiligkeit des Frühlings und des Abendſcheins glänzten.

Helene fühlte ſich unendlich bewegt. Es liegt in der weiblichen Natur, daß Tanzmuſik ſo leicht zur Wehmuth ſtimmt, beſonders nach dem Schritte zum Traualtar, oder in hoffnungsloſer Ferne davon. — Freude der Jugend ſchwebte ihr vor, und wie Alles ſo flüchtig ſei auf Erden — Alles! Der Klang einer abendlichen Glocke rührt an die Seele, wie das traurige Gedächtniß eines verſchwundenen Tages oder Lebens. Helene erquickte ſich, daß dieſer ihr ſo liebe Platz einſam wäre, in ſeiner alten Ruhe und Stille. Ein Traum von Glück lag in dem geiſterartigen Lächeln ihres Mundes. Sie ſeufzte nur aus voller Bruſt. Die Luft war Geſang, in den Kaſtanien ſäuſelte der Wind, von den ſaftgrünen Blättern träufelte der Frieden Gottes; — und die Schatten heimgegangener Liebe webten um das Moos des Brunnens. So war die kleine Weile ſchnell verfloſſen.

Da Helene für ihr überwallendes Gefühl das Aufſehen ſcheute, welches eine ſtattliche Equipage vor dem Hauſe des Geiſtlichen verurſachen könnte, ſo ließ ſie nach kurzer Fahrt abermals halten, um von der kleinen Vorſtadt aus den Weg bis zur Wohnung des Propſtes vollends zu Fuß zurückzulegen und die Eltern ſicherer zu überraſchen. Aber als ſie den Griff der Hausthür anfaßte, konnte ſie vor Herzklopfen kaum über die Schwelle; doch der Schall der Klingel verhallte, ohne daß Jemand ſich im Flur gezeigt hätte. Die Hinterthür ſtand offen und ließ in ein reinliches Pfarrgärtchen ſchauen.

Einen Augenblick erholte ſich Helene. Sie lauſchte an dem erſten Zimmer, vernahm jedoch nur ein ganz leiſes Wiſpern, wie wenn ein Vögelchen redete. Und ſchnell öffnete die Tochter vom Hauſe. Odem der Heimath wehete ihr entgegen; aber weder Vater noch Mutter war zu erblicken.

An einem mit Weinranken vergitterten Fenſter ſtand der Nähtiſch ihrer Mutter in netter Ordnung, wie überall, ſo auch hier; jeder kleinſte Gegenſtand an ſeiner gewohnten Stelle. Helene ſah die einfache Weiſe jener häuslichen Beſtändigkeit vor Augen, die ihr ſtetes Muſter geweſen war. Dicht dabei, auf einem Fußbänkchen, ſaß ein kleines, volles, blondes Mädchen, umgeben von Helenens verbrauchten Spielſachen. Ein altmodiſches, ziemlich großes Medaillon, mit einem Bildniß der Frau van Aelſt aus ihrer früheſten Jugendzeit, bedeckte die bloße Bruſt der Kleinen, welche in Fülle der Geſundheit ſtrotzend, blaßröthlich wie aus Wachs gegoſſen ſchien. Sie drückte eine längſt verworfene Puppe an ſich, mit Aermchen, wie Guido Reni ſie einſt ſeinen Engeln nicht ſchöner gemalt.

Seltſam betroffen vom Anblicke der mütterlichen Züge und dem dieſer kleinen Stellvertreterin, fragte Helene in Haſt: „Wer biſt Du, liebe Kleine?“

Das Kind ſah blöde und beſtürzt zu der ſchlanken Höhe der fremden Dame auf, und als es mit einem Seufzerchen den Namen „Helene!“ zur Antwort gab, da war es der großen Helene, als ſähe ſie, wie eine Geſtorbene, ihre eigene Kindheit noch einmal wieder. Ein Schimmer der Abendröthe ließ Alles in verklärtem Lichte erſcheinen. Der Sitz zu den Füßen des Nähtiſches zog mit tauſend Fäden an ihrem Herzen — beinahe däuchte es ihr, als entzöge das

Band am Medaillon, geſchlungen um den Hals eines ihr unbekannten Kindes, ihrem innigſten Antheile etwas von ſeinem angebornen Rechte. — Und zwiſchen Kränkung und Entzücken erinnerte Helene ſich, wie oft ſie jenes Bild der Mutter abgeſchmeichelt hätte, um es eben ſo zum Schmuck einer kindiſch-eitlen Stunde tragen zu dürfen! —

Alfred — Helenens Sohn — betrachtete ſtumm das Mädchen und wagte nun das Bildniß mit leiſen Händchen zu berühren; aber die Kleine, als wolle er es ihr nehmen, entriß es ihm, und ſagte eilig und ängſtlich: „Das iſt die Großmama, — die laß mir nur!“ worauf der Knabe ſcheu zurücktrat, als verzichte er.

Vielleicht würde ſeine Mutter ſich ins Mittel gelegt haben, wenn ſie nicht einen Gang vernommen hätte, der ſie ſelbſt außer Faſſung ſetzte. Helene warf ſich raſch in den geſtickten Armſeſſel, auf welchem ſonſt ihr Platz geweſen war, die überſtrömenden Augen halb abgewendet. Als Frau van Aelſt nun hereintrat, und ihr Schrecken vor der geliebten Erſcheinung, kraft der heiligſten Sympathie, durch die Nerven der Tochter zuckte, als jene mit herzdurchdringendem Tone ausrief: „Helene! um Gotteswillen! biſt Du es denn wirklich?“ da ſtürzte die junge Frau laut weinend an die Bruſt ihrer treueſten Freundin, und Beide konnten ſich lange vor bedrängender Wonne nicht faſſen.

„Der Vater muß ſogleich kommen; er iſt nur einmal um das Feld gegangen“ — ſagte Frau van Aelſt unruhig, als dürfe ſie das Vorrecht der erſten Umarmung ihres entbehrten Kindes nicht lange voraus genießen. Sie hob den Knaben zu ſich empor, und ihre vor Freude zitternden Lippen hießen ihn willkommen. Mit jener zärtlichen Kunſt der Mütter, die auch das Mangelhafte in ein Lob zu kleiden weiß, ſagte ſie: „Wie leicht

Du biſt, mein Söhnchen! wie eine Schaube. Deiner Mutter biſt Du ſchwer geworden — — mache ihr einſt das Leben leicht dafür!" Alfred umſchlang den Hals der Großmutter und ſtammelte einige Worte, die Helene ihm gelehrt hatte.

Da trat der Propſt haſtig ein. Er war dem Wagen ſeiner Tochter begegnet und hatte bereits ihre Ankunft erfahren. Helene flog auf ihren Vater zu, der Propſt aber trat einen Schritt zurück, — wir wagen es, an jenen kleinen Ferſenſprung zu erinnern, womit, von früher Zeit her, dieſer wackere Mann die Grenze der Selbſtbeherrſchung berührte — und abwehrend, in zürnender Rührung ſprach er: „Warum haſt Du mir das gethan, Helene? Ich kann Ueberraſchungen nicht leiden. Du haſt mich um eine Freude gebracht, um die köſtliche Freude der Erwartung! Und der Tage, wo ich mich auf Dein Kommen freue, dürften nicht mehr viele ſein."

Ueber Helenens helles Angeſicht flog ein Wolkenſchatten. Sie kämpfte mit ihren Thränen.

„Du kannſt nur nicht gut erwarten — beſter Mann!" Die Mutter, der dieſer Empfang der lieben Tochter wehe that, konnte nicht umhin, mit dieſem Vorwurfe einzufallen.

Im Nu fühlte Helene ſich in ihre ehemaligen Verhältniſſe verſetzt. In jedem höchſten Augenblicke hatte ſich unter Donner und Blitz ihr häuslicher Himmel geöffnet. Mit herzlichem und ſchmerzlichem Ungeſtüm kam ſie der heftigen Gegenrede zuvor und verſchloß ihrem Vater küſſend den Mund.

„Sei nur gut und ſchmäle nicht, mein lieber, liebſter Vater!" ſagte ſie mit ſüßer, flehender Stimme, „Du wirſt es bereuen, mich geſcholten zu haben, wenn Du die näheren

Umſtände erfährſt. Ich bin ja nun da! bin mit tauſend Freuden gekommen — und bringe Dir mein Weſen in verdoppelter Liebe mit. Jetzt beten Mutter und Kind, daß Du noch lange leben mögeſt!" —

Der Propſt war überwältigt. Tropfen perlten auf ſeiner Stirne, eine väterliche Freudenthräne blinkte in ſeinem Auge — er drückte die erſehnte Tochter ſo inniglich an ſich, als wolle er ſie nie mehr von ſich laſſen.

Während dieſer Scene ſtand der Knabe, von ferne mit furchtſamer Miene den Mann anblickend, der ſeine ſchöne Mutter ſo hart anließ.

„Hier haſt Du Deinen Enkel, mein Vater!" ſagte Helene und zog ihren Alfred näher, der ſich leiſe ſträubte.

„Gott, der rechte Vater über Alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden, ſegne Dich, mein Kind! wie ich Dich ſegne" — ſprach tiefbewegt und mit liebkoſender Herablaſſung der Propſt. Der Knabe lächelte, ſein Geſicht glich in dieſem Augenblicke einem Engel.

„Ich danke Dir, Herr! thue nur aber meiner Mutter auch nichts zu Leide" — antwortete er kleinlaut.

Helene erſchrak. „Was ſprichſt Du doch ſo närriſch, Kind?" ſagte ſie mit jenem Tone der Verweiſe, die einen ſchwachen Anklang von Beifall haben, „das iſt der gute Großvater, der es gewiß nicht böſe mit uns meint. Männer ſind ernſt, Alfred."

„Ich will auch ein Mann werden" — verſetzte der Kleine und richtete ſich empor. „Topp!" rief der Propſt, „die Hand darauf, kleiner Wicht!" — Ein Gedanke von einer Hand lag in ſeiner ſtarken Rechten.

„Ein Simſon biſt Du nicht, mein Junge" — bemerkte er, halb ſcherzhaft, halb bedauernd; deßhalb kannſt Du doch zu großen Dingen geboren ſein; — laſſe Dir nur das Haar nicht abſchneiden.“

Der Knabe ſchüttelte ſeine vollen Locken, als ob er die Warnung verſtände. Frau van Aelſt trocknete ihrem Manne die feuchten Schläfen.

„Wie erhitzt Du biſt!“ ſagte ſie beſorglich, das kommt von dem übereilten Gange her, was Dir doch nun einmal todtſchädlich iſt — Du weißt's, alter Freund. Wenn Dir die Adern ſo auflaufen, dann ängſtige ich mich, der Schlag könnte Dich rühren.“

„Gott bewahre!“ entgegnete der Propſt, einer Frau von geſetztem Weſen ſoll doch Alles am Schnürchen gehen, ſogar ihr alternder Ehemann. Wollte ich doch wetten, unſere lebhafte Helene gäbe dem Forſtrathe nicht Anlaß zu der Beſchwerde Jenes, der da klagte, daß die ängſtliche Fürſorge ſeiner Gattin ihn in Verzweiflung, wo nicht um das Leben bringe. Im Theater, Angeſichts der ſchauluſtigen Menge habe ſie ihm ein Tuch um die Stirn gewickelt, daß die Zugluft ihm nicht ſchaden möge.“

Helene konnte doch ein kleines Lachen kaum bergen. Sie ſah, ihr Vater war der Alte noch. Die Mutter aber lächelte gelaſſen und ſprach: „Wahre Liebe und Sorgfalt trägt man auch nicht zur Schau.“

Unterdeſſen hatte unbemerkt von Allen die kleine Helene ſich genähert, und dem Propſt die Hand geküßt und den Rock; dann griff ſie ſacht in ſeine Taſche — er wurde es nicht gewahr. Doch ſeine Tochter, als ob ſie einen Eingriff in ihre kindlichen Gerechtſame wahrnähme, fragte jetzt: „Wer iſt denn aber dieſe Kleine, die meinen Namen und das Bildniß meiner guten Mutter trägt? Wem gehört ſie an?“

„Unſerer Felicitas!“ riefen die Eltern zugleich, und der

Propſt ſetzte hinzu: „Felix iſt glücklicher als Vater, wie als Sohn. So gleicht ſich Alles aus.“

„Wo habe ich denn die Augen gehabt?“ erwiederte Helene, „das hätte ich ſehen können. Die Aehnlichkeit iſt unverkennbar. Und Maarbonn's ſendeten das Kind hierher? Davon habe ich ja noch keine Sylbe erfahren?“

„Kommt noch zurecht, Frau Tochter“ — antwortete der Propſt trocken.

Auf daß Helene Auskunft erhielte, ſagte die Mutter: „Felicitas brachte es uns ſelbſt; wie im Fluge geſchah es, daß dieſer unvermuthete Beſuch uns erfreute am Tage, wo ich meinen letzten Brief an Dich geſchrieben. Sie hatte ſich geſchwind entſchloſſen und eine günſtige Gelegenheit zu der weiten Reiſe benutzt. Leider! nur für allzukurze Zeit.“

„Wie voll und blühend iſt Felicitas geworden!“ nahm der Propſt das Wort und blickte ſeine Tochter dabei an. Schweigend ſtreichelte er ihre blaſſe Wange, die nur noch eine blaſſe Roſe war. Das Herz blutete der Mutter leiſe, als ſie ihre Tochter unter dem vergleichenden Blicke des Vaters ſo ſchmerzlich erröthen und ſo wehmüthig lächeln ſah.

„Dies, mein Vater, könnteſt Du in Wahrheit nicht von mir rühmen,“ erwiederte Helene mit unterdrückter Wehmuth. „Du wirſt es mir anſehen, daß ich viel gelitten habe. Die lange Krankheit meines Kindes, wobei ich mich übernommen, meine eigene Nervenſchwäche — die Stadtluft, welche mir nicht zuſagt — die aufregenden Geſellſchaften, denen ich mich unterziehen muß“ — —

Der Propſt zog die Stirne kraus; doch Frau van Aelſt fiel tröſtend ein: „Es iſt ein Vorzug der Jugend, daß ſie ſich ſchnell erholt. Du wirſt Dich in pflegſamer Ruhe, im Balſam der Frühlingsluft bald geſtärkt fühlen. Auch hoffe ich, Du bleibſt lange bei uns, um dieſem wohlthätigen Einfluſſe Zeit zu gönnen?“

„Einen Monat und vielleicht noch länger, wenn meine gütigen Eltern es mir erlauben,“ lautete Helenens Antwort.

„Was ſprichſt Du von erlauben?“ verſetzte der Propſt im Tone der Rüge. Dieſer devote Ausdruck klingt nach der Sprache der unterthänigen Welt. Sollteſt Du nicht ſein in Dem, was Deines Vaters iſt?“

Helene warf ſich mit leidenſchaftlicher Innigkeit in ſeine Arme und rief: „Ja, hier bin ich im Tempel der Heimath! Das Herz geht mir weit auf — ich bin bei Dir, mein Vater! Dein gutes, Dein glückliches Kind!“

Sie ſchmiegte ſich an ſeine Bruſt, und die Eltern dachten ſtill betroffen, daß Helene doch wohl nicht ganz glücklich wäre.

„Es iſt auch hübſch bei uns — hübſch und heimlich!“ pries der Propſt gutmüthig; „es iſt auch ein Segen, wenn man über der fremden Schwelle Gefallen findet und im neuen Hauſe das alte Glück. Der Zufriedenheit guter Geiſt hat dieſe Wände geweiht.“

„Und was mir am liebſten iſt,“ ſetzte Frau van Aelſt hinzu, „wir wohnen ſo bequem und ungeſtört, wie auf dem Lande.“

Dann fuhr der Vater lobpreiſend fort: „Das Haus iſt geräumig, hell — der Garten groß genug und nicht ohne Schatten. Zur Kirche habe ich nur wenige Schritte, und wie betriebſam das Städtlein auch iſt, es geht mich hier nichts an. Freilich — einen Umzug möchte ich nicht mehr machen. Doch wo man nur ſich ſelbſt mitbringt, da ſtehet bald Alles an der rechten Stelle; nur der Eigenſinn trifft überall Anſtoß.“

„Nur den Brunnen vermiſſe ich" — ſchaltete Frau van Aelſt ein; „außerdem würde ich mich nach Wartenſtein, zumal in ſeinen jetzigen Verhältniſſen, nicht zurück ſehnen."

Helene erwähnte, daß ſie einige Minuten daſelbſt verweilt hätte.

„Dort oben iſt's vorbei!" ſprach ihr Vater ab, als dächte er nicht gern daran. „Dieſer noble Freiherr wirthſchaftet grundſchlecht und ruinirt die herrlichen Güter. Ein Glücksjäger iſt er — und mit ihm hat ein Heer wüſter Geiſter Wartenſtein in Beſitz genommen. Dieſes Geſindel jagt nun im wildeſten Treiben dem Genuſſe des Lebens nach. Dabei nichts als barer Hochmuth, der ſich auf jede Weiſe verſchuldet. — Und trotz aller Vornehmthuerei die niedrigſte Geſinnung, die nichts Höheres kennt, und der die heilige Abgeſchiedenheit der Poeſie ein verſchloſſener Himmel iſt. Wenn ich mir dagegen die edle Ruhe bedenke, die ſonſt im Schloſſe herrſchte und nun dieſem gemeinen Tumulte gewichen iſt! — der Landeshauptmann, mit ſeiner ſanften Neigung zu den Blumen, iſt — wie mir oft geſagt worden — ein Wohlthäter im Stillen geweſen; und unſer ſeliger Graf, flüchtig wie ein Engel, der zur Rettung der Hülfloſen erſcheint, war er nur da, um das Unglück des Brandes zu vergüten, dann löſchte ihm der Tod die Fackel" — — Dem Propſte erloſch die Stimme, es entſtand eine tiefe Pauſe. Die goldene Uhr an Helenens Gürtel, ein theures Geſchenk — unſere Leſerinnen erinnern ſich daran — ging vernehmlich, und das Herz darüber ſchlug im Andenken jener unvergeßlichen Güte. — Frau van Aelſt gab ihrer Tochter einen Wink und Helene alsbald dem Geſpräche eine abziehende Wendung. „Väterchen," ſagte ſie, „bitte, erzähle mir von Felicitas, und wie es ihr und ihrem Manne ergeht!

Es intereſſirt mich doch lebhaft. Mir iſt, wie wenn ich eine Weile geträumt hätte und die Bilder der Vergangenheit wären nun erwacht. Die trauten, lieben Namen — — ich habe ſie lange nicht gehört."

„Du wirſt Dich wundern!" antwortete der Propſt, nachdem ſein innerer Groll, der ſtets mit der zarteſten Weichheit der Gefühle zuſammenhing, in etwas nachgelaſſen hatte. „Von Felicitas weiß ich Dir wenig zu ſagen, als daß ſie eine wackere Frau geworden iſt und das Wohlergehen einer zufriedenen Seele genießt. Dieſe Sanftmüthigen und Friedfertigen beſitzen das Reich Gottes auf jedem Fleckchen Erde, wie arm an Freuden es auch wäre. — Und Felix? Nun, er ſcheint auch zur Vernunft gekommen zu ſein. Denke nur, Helene, es iſt ſehr möglich, daß er Rector wird an der hieſigen Koſtſchule. Wer ihm dies einſt geſagt hätte, der würde ſchön angekommen ſein. — Jetzt ſtrebt er nach der kleinen Liebſtadt, die er damals hochfahrend verachtete, als ihr ſein verſtorbener Pflegevater mir zu Liebe den Vorzug ſeiner Wirkſamkeit gab. So rächt ſich Alles."

Helene erſtaunte. „Wäre es möglich," erwiederte ſie, „daß Felix jener angenehmen Stellung entſagen wollte? — Wie käme denn dies, mein lieber Vater?"

„Nun, ſeine Stellung iſt ſo angenehm eben nicht," entgegnete der Propſt. „Er hat ſich mit ſeiner Gönnerin entzweit, ſeitdem ſteht er bedeutend im Genitiv. Sagte ich es doch gleich, daß dieſe Art Verſorgung nicht zuverläiſſig wäre. Die Gunſt des Glückes kann höchſtens die Geliebte eines Mannes ſein; die Sicherung des erworbenen Verdienſtes aber iſt ihm gleichſam ein treues Weib. Felix, der — was vorauszuſehen war — die Eitelkeit der Miſtreß Smith beleidigte, indem er verſagte, ihr ein Werk zu dediciren, wovon ſie keine Sylbe verſteht — theilte mir brieflich die Idee mit zu einem Inſtitut, was er im Sinne hätte, und fragte hinſichtlich des Ortes um meine Meinung bei mir an. Der Rector hier, ein redlicher Mann, der aus Familienrückſichten verſetzt zu werden wünſcht — und mir geeignet ſchien, daß ich ihn in Rath nähme, ſagte ohne Weiteres, der junge, privatiſirende Gelehrte, für deſſen Kenntniſſe ich mich verbürgte, könne ja ſein Nachfolger werden. Der Name Maarbonn ſei eine Fürſprache von gutem Klang. Jedoch zweifelte ich, daß Felix darauf eingehen würde. Allein — die muthige, kleine Frau kam ſelbſt. Die einleitenden Schritte ſind bereits geſchehen — wie geſagt, es iſt ſehr möglich.“ —

Es war Sonnabend. Der Propſt ging daher, ſeiner Gewohnheit nach, zeitig auf ſein Studirzimmer, die Predigt zum morgenden Sonntage noch einmal durchzugehen.

Alfred, müde von der Luft, war eingeſchlafen; ſein Köpfchen lag an der Wange der kleinen Helene, welche dieſer freundlichen Laſt geduldig ſtill hielt.

„Wir wollen die Kinder zu Bett bringen,“ ſagte Frau van Aelſt, welche geräuſchlos wie immer das Nöthige beſchickt hatte, „und dann noch ein Weilchen zuſammen plaudern.“

Das Gaſtſtübchen, wohin die Mutter ſie führte, war von ſo einladender Heimlichkeit, daß Helene es mit ſichtlichem Wohlgefallen in Augenſchein nahm. Dieſe langen Vorhänge in reichen Falten, blüthenweiß und in ihrer zarten Feine duftend von Reinlichkeit, ließen den Silberblick der Sterne durchſcheinen. Nur wie ein wehendes Gewölk bewegten ſie ſich leiſe in dem Luftzuge, der vom geöffneten Fenſter herein in der erquickenden Nacht durch junge Linden ſäuſelte. Die

Diele, weiß wie friſch gefallener Schnee, zeigte die beweglichen Schatten ihrer Blätter; die Möbeln, ſo prunklos und doch ſo anſtändig, hatten keine Veränderung erlitten; der kleine Schreibtiſch, der einſt ihre ſtille Gedankenwelt enthielt, ſtand noch eben ſo da. Helene befand ſich in den alten Formen ihres Glückes. Dieſe ſchlichte Sauberkeit erſchien ihr ſchöner, als der Glanz der Einrichtung, an den ſie gewöhnt war. Sie konnte den Blick nicht wenden, ohne ein trautes Bild in ihre Seele zu faſſen. Doch als Frau van Aelſt, um ihrer Tochter dies und das zu zeigen, den Leuchter hielt, fiel es dieſer zum erſten Male auf, wie merklich ihre Mutter gealtert wäre.

„Du biſt doch wohl, mein Mütterchen?“ fragte Helene ſorgſam. „Ich will nicht fürchten, daß Du mir verſchweigeſt, was mich beunruhigen könnte.“

„Nein,“ verſicherte die Mntter. „Sei meinetwegen ruhig, Helene! — Man läßt jedoch nach, liebe Tochter, und der Gleichmuth, deſſen ich bedarf und den Gott mir nicht umſonſt verliehen hat, fordert auch körperliche Kräfte. Du kennſt das reizbare Temperament Deines Vaters. Früher meinte ich bei mir ſelbſt, ein kleiner Aerger gehöre zum Haushalte ſeines täglichen Wohlbefindens; aber das iſt nunmehr anders. Sein Aufbrauſen ſonſt beunruhigte mich nicht, wußte ich doch, wie vorübergehend es wäre; jetzt, was ungleich ſchlimmer iſt, hält ſeine üble Laune an, weil ſie ſich weniger ausläßt. Du magſt es glauben, ich athme frei auf, wenn er einmal nach alter Sitte in Harniſch geräth. Du ſiehſt, wie man ſich an Alles gewöhnen kann. An Veranlaſſung zum Mißmuth fehlt es nicht, wie nirgends in der Welt. Es ſind in hieſiger Gegend meiſtens junge Geiſtliche, die in immerwährender Fehde mit einander leben.

Das verdrießt den Vater. Der Zwieſpalt derer, die ſich Brüder nennen und den Frieden predigen ſollen, kränkt ihn um ſo mehr, als chriſtliche Toleranz ein liebenswürdiger Zug in dem Charakter Deines Vaters iſt. Er redet bisweilen drein; dann feinden ſie ihn an — denn ein Freund der Wahrheit wird ſelten geliebt."

„Wenn nun der Vater das Amt niederlegte," erwiederte hierauf Helene, „ſo wäre er nicht länger betheiligt bei dieſen Streitigkeiten und könnte in ruhiger Zurückgezogenheit leben, wo es ihm gefiele."

„Daran iſt nicht zu denken" — verneinte die Mutter. „Das wäre wider ſeine Grundſätze. Ja, wenn Du einen Prediger geheirathet hätteſt, vielleicht wäre in dieſem Falle Dein Gedanke eher ausführbar. Wir zögen zu Dir, der Vater verträte dann und wann den Schwiegerſohn, und bliebe — ſo zu ſagen — bei der Kanzel. Doch im Geräuſche der Welt? Nimmermehr! Dort wäre Dein Vater eine Stimme in der Wüſte."

Frau van Aelſt, welche unwillkürlich ihre eigene Abneigung ausgedrückt, ſchwieg und bereute ſchon, zu viel geſagt zu haben, denn Helene ſtieß einen tiefen Seufzer aus. Allzu reizend, wie alles Verſagte, ſchwebte ihr ein Zuſammenleben mit den geliebten Eltern vor.

„Deßhalb," fuhr die Mutter zuverſichtlich fort und ſo, als ob ſie auf Voriges zurückkäme, „wird, wie ich zu Gott hoffe, Deine Anweſenheit den Vater erheitern, und in derſelben Abſicht habe ich die kleine Helene hier behalten. Felicitas weiß das Kind in treuen Händen; ihre Schwiegermutter — wie ich aus einigen Worten der jungen Frau ſchließen konnte — mag ſchwerlich unterlaſſen, ſich in die Erziehung einzumiſchen, und eben nicht heilſam."

„Da fällt mir ein,“ unterbrach Helene die Mutter, „wie ich vom Vater zu meiner Verwunderung vernommen habe, daß Maarbonn's vielleicht wieder hierher kommen.“ Frau van Aelſt ſprach: „Es wäre mir aus manchem Grunde lieb, wenn dieſer Plan zu Stande käme.“

„Es wäre Dir lieb?“ entgegnete Helene mit noch größerer Verwunderung. „Du ſcheinſt vergeſſen zu haben, liebe Mutter, wie ſtörend Dir die Profeſſorin geweſen.“

„Geweſen!“ wiederholte Frau van Aelſt mit trübem Lächeln. „Du ſprichſt wahr, mein Kind. Jedoch war jener Umgang mir hauptſächlich Deinetwegen drückend, weil Du die Maarbonn nicht ertragen konnteſt. Seitdem nun habe ich einſehen gelernt, wie nöthig kleine Störungen der eigentlichen Ruhe des Lebens ſind. Wenn der Vater ſich mit dieſer unabweislichen Frau befaſſen muß, ſo iſt er ſchon froh, wenn ſie ihn verläßt. Es hält ihn vielleicht ab, ſich das Herz ohne Noth ſchwer zu machen. So mögen die meiſten Plagen verkannte Wohlthaten ſein.“

„O, Du magſt Recht haben!“ ſagte Helene; „aber vergieb, wenn ich hinſichtlich der Profeſſorin eine Anſicht, die Dich befriediget, nicht ganz theile. Wohin ſie ihren Fuß ſetzt, da wächſ't kein Gras mehr; ihr herrſchſüchtiger Sinn kennt keine Grenzen.“

„Sie liegen ihr vor Augen“ — wendete die Mutter mildernd ein. „Du weißt, Helene, daß Maarbonn hier begraben liegt. Dahin geht der Vater nun in Wind und Wetter, und grübelt vergangenen Dingen nach, die nicht zu ändern ſind. Er hat ſich den Platz abgrenzen laſſen, wo er neben ſeinem Freunde ſchlafen will. Bin ich denn nicht ſeine Frau? So oft ich jene grüne Einfaſſung ſehe, ſinde ich mich von meinem letzten Anrechte ausgeſchloſſen. Der Vater treibt Abgötterei mit dieſer Freundſchaft.“

„Der Vater übertreibt beinahe Alles!“ äußerte Helene, ſeine leibhafte Tochter, in kindlichem Vertrauen; es war eine frauliche Erwiederung auf die Klage der Mutter, und, ihrem Sinne nach — zum Troſte geſagt. „Und doch, gute Mutter, warſt Du immer ſein beſter Freund. Deine ſtille Seelenſtärke ſtützte ihn ſanft. Der Profeſſor war ein trefflicher, aber ſchwacher Mann; mir aber däucht, ein Freund müſſe vor allen Dingen feſt ſein.“

„Um aushalten zu können, unerſchütterlich in Lieb' und Treue,“ beſtätigte die Mutter. „Sieh, Helene, ſo war es immer mein Wunſch, den Vater zu überleben, wäre es auch um eine bange Stunde nur; ich fühlte“ — hier wankte ihre Stimme — „er könne nicht beſtehen ohne mich. Von jeher erbarmte mich ein alter, verwittweter Mann. Wir tragen ſo Manches und mitunter ſo Schweres inmitten der Unſern allein, daß die Geduld auch unſer Beiſtand bleibt, wenn wir zuletzt einſam ſtehen und verlaſſen. Im Falle nun Gottes weiſer Wille beſchloſſen hätte, daß ich dem Vater voranginge, ſo wäre es beruhigend für mich, wenn ich Felicitas am Orte wüßte.“

„O Mutter!“ rief Helene ſchmerzlich, „denkſt Du nicht an mich? Sprich mir nicht davon, daß Du ſtirbſt; ich kann es nicht ertragen. Bin ich denn aus der Welt, daß Du meinſt, Felicitas, weit entfernt, ſtände Dir näher, als ich?“

„Sei doch kein Kind!“ ſagte Frau van Aelſt begütigend. „Du lebſt in der Welt, in ganz andern Verhältniſſen; deßhalb biſt Du für uns nicht da, das iſt begreiflich. Nur Dein Glück iſt unſer ſteter Wunſch und unſere liebſte Hoffnung — — — iſt ſie erfüllt, Helene?“

Bei dieſer Frage, welche die Mutter wie beiläufig und ſo ſanft als möglich that, ſtanden die Augen ihrer Tochter voller Thränen. Die Wendung war zu ernſt, und Helene konnte lange vor gewaltſamer Bewegung nicht ſprechen. Endlich ſagte ſie: „Du haſt ein Recht zu dieſer Frage, die ich Dir, geliebte Mutter, wahr und wahrhaftig beantworten will. Gewiß gäbe es ohne den Beſitz meines Mannes kein Glück für mich, wenn ich mir auch die Ehe ein wenig anders träumte.“ —

Helene hielt inne — und ihre Mutter warf kopfſchüttelnd ein: „Liebe Tochter, ein Traum iſt die Ehe nicht! Worin fändeſt Du Dich denn getäuſcht?“

„Worin?“ fragte Helene ausathmend. „Nun, zunächſt wohl darin, daß ich wähnte, die äußeren Verhältniſſe wären für die eheliche Verbindung nicht weſentlich. Dem Vater hätte ich glauben ſollen, der oft genug behauptete, unſer Glück hinge ſehr genau mit ihnen zuſammen. Mein Heinrich iſt ein edler Mann — aber“ — — —

„Nun?“ ſagte Frau van Aelſt. Dies Wörtlein und der Blick, womit es geſprochen wurde, war dringend.

„Aber — er iſt auch ſehr von Adel“ — ſetzte ſeine Frau leiſe und beklommen hinzu.

„Es könnte auch Dein Stolz ſein, der Dich dies fühlen läßt,“ entgegnete die Mutter. „Nicht ſelten ſind es unſere Fehler, die wir Andern Schuld geben.“

„Nein, Mutter, nein!“ antwortete Helene geſteigerten Tones; „mein Stolz begehrt ein höheres Glück, als welches Rang und Stand geben können. Die Liebe erhebt ja in den Himmel. Nie habe ich daran gedacht, daß mein Mann in anderem Sinne mich zu ſich erhoben hätte. Daß aber Heinrich ſich eines Unterſchiedes, der auf ſeine Wahl zurückfällt, bewußt geblieben, dies iſt mir immer deutlicher geworden, wenn auch vielleicht weniger aus ſeinem Benehmen, als aus den Winken, die er mir für das meinige giebt.“

„Wenn Du Dich nur nicht irrſt, Helene!“ warnte die Mutter.

Helene ſah ihre Mutter mit bittendem Lächeln an und ſprach: „Urtheile ſelbſt! Jüngſt waren wir in Geſellſchaft. Eine Dame, die im Verruf unerträglichen Hochmuths und gemeiner Sitten ſteht, machte ſich üppig. Man ſcherzte unfein über geheime Sünden der Männer. Mit auffallender Geringſchätzung rief jene Dame mich an: Frau von Falk! Sie ſind ja wohl eine Paſtorentochter? So halten Sie gewiß dem Herrn Gemahl eine Predigt hinter der Gardine? Oder ließe Ihnen das die Demuth nicht zu? Schon ſchwebte die Antwort mir auf den Lippen, da erſchien mein Mann wie in flammender Rüſtung an meiner Seite und ſprach: Meine Frau beſitzt den Stolz, vorwurfslos zu ſein, und nimmt ſtets den Platz ein, der ihr gebührt. — Aller Augen waren auf mich gerichtet, ich glühte über und über.“

„Ich bildete mir ein, daß ich vielleicht entſprechender geantwortet haben würde, obgleich es mir jetzt an Geiſtesgegenwart gebricht, die mir ſonſt zu Gebote ſtand. Mein Mann gab mir den Arm. Wir gingen nach Hauſe, wo mir am wohlſten iſt. — Gott weiß es, wie mir war. Ich brach in Thränen aus; — aber nur, weil ich mich erleichtert fühlte. Heinrich ſagte finſter zu mir: Warum machſt Du nicht Gebrauch von dem, was Dir anſteht? Du biſt die Frau von Falk! Wenn Du dies geltend zu machen wüßteſt, ſo würde jene übermüthige Thörin nicht gewagt haben, Dich zu beleidigen. Du biſt nicht heiter genug und viel zu anſpruchslos; Dein Betragen hat ſogar etwas Gedrücktes angenommen, was, wie ich aufrichtig geſtehen muß, mir mein Herz zuſammenpreßt. — Was ich auf dieſe Rede meines Mannes hätte erwiedern mögen, unterdrückte ich; es hätte mir das Herz abgeſtoßen.“

„Gleichwohl liegt in ſeinem Vorwurfe etwas Wahres,“ entgegnete die Mutter.

„Nein, Mutter, nein!“ widerſprach die junge Frau mit ſteigendem Tone; „bin ich nicht Helene? Als ſolche liebt man mich. Der Name meines Vaters wird überall mit höchſter Achtung genannt — das Wörtlein „Von“ kann demnach weder meinem Werthe, noch meiner etwaigen Liebenswürdigkeit ein Jota zuſetzen, und wen es abhält, mir ein Leid zuzufügen, der wäre ſelbſt keiner Ehre werth.“

„Eben deßwegen brauchſt Du Dich nicht zu ereifern,“ antwortete Frau van Aelſt. „Ruhe iſt die vornehmſte Waffe, die einzige des Weibes. Wo wäre denn irgend Jemand bevorzugt, der unangefochten bliebe? Unſer Verhältniß zu dem ſeligen Grafen und ſeiner Schweſter hat Dich verwöhnt. Das trifft man aber nicht zum zweiten Male. Dieſe Menſchen zeichneten ſich nicht nur durch die höchſte Sittlichkeit aus oder durch die feinſte Bildung des Geiſtes, ſondern durch eine Höflichkeit des Herzens, die der Liebe verwandt iſt. Waren wir doch wie Blutsfreunde.“

„Ach, wenn der Graf noch lebte!“ ſagte Helene betrübt, „dann wäre Alles gut und Manches wäre anders gekommen. — Der friſche Sinn meines Mannes ſtrebt nach Lebensgenuß. Er hat ſich einen Kreis von Freuden und Freunden gebildet, den ich nicht theilen kann. So iſt denn nicht jene Gemeinſamkeit zwiſchen uns, in der ich aufgewachſen bin und welche das eheliche Intereſſe ſo durchaus verſchmilzt, daß es um keinen Preis geſondert werden könnte.“

„Das iſt ſchlimm!“ ſprach ſeufzend die Mutter; „doch — forderſt Du vielleicht zu viel? Es gehört vorwaltendes Gemüth, ein kindliches möchte ich ſagen, dazu, daß ein Mann ſeines Standes und Weſens ſich in häuslicher Enge nicht beſchränkt fühle. Der Baron ſcheint mir zum Hausvater nicht geartet. Er iſt von Jugend auf an weite Reiſen gewöhnt; dieſe Gewohnheit macht raſtlos — und — die Ehe iſt ein Port, Helene. Der Stolz der Ungebundenheit vertrüge nicht, daß er eingezogen mit Dir lebte.“

„Dies verlange ich auch nicht,“ verſicherte Helene; „ich halte ihn von nichts zurück und laſſe ihn gewähren. Auch ſehe ich ein, daß er Zerſtreuung bedarf. Zuweilen fliegt ihn eine hypochondriſche Laune an, ich weiß nicht, woher oder wodurch. Sonſt waren es ernſte, tiefe Gedanken, in denen ich ihn am meiſten liebte; doch dieſe verhielten ſich zu jener Verdüſterung — nur im umgekehrten Gleichniſſe — wie Raupen zum Schmetterlinge.“

Die Mutter lächelte. „Im Eheſtande, meine Tochter,“ ſagte ſie ernſthaft, „entpuppen die Männer ihre Seele, und flattern auf und davon; die Liebe aber muß bleiben.“

„Flatterſinn iſt Heinrichs Natur nicht,“ verſetzte Helene, als ob ſie nichts auf ihren Mann kommen ließe; „er iſt vielmehr ſehr anhänglich. Jeder Eindruck haftet; am Herkömmlichen hält er feſt. Das iſt's eben. Ich möchte, daß er mir Freiheit gönnte, nach meiner Weiſe zu fühlen und zu handeln.“

Frau van Aelſt lächelte abermals und ſprach: „Eine leidenſchaftliche Liebe — und eine ſolche war die Deinige, meine Tochter, und iſt es noch — ſchmeichelt dem Herzen des Mannes zu ſehr, als daß nicht ein kleiner Tyrann darin entſtände. Da trägt die Gattin lebenslang eine Feſſel, was ſie nur daran merkt, wie ſchwer das Herz ihr zuweilen iſt; jene ſtille Innigkeit hingegen — brennenden Seelen erſcheint ſie als Phlegma oder Kälte — trägt immerdar ein Zweiglein aus der Brautkrone.“

„Verſtehe ich Dich, meine Mutter?“ fragte Helene ſchmerzlich. „Das heißt alſo, man muß nicht lieben, um der Liebe eines Mannes dauernd verſichert zu ſein?“

„Das heißt es nicht, Helene!“ erwiederte Frau van Aelſt. „Man muß recht lieben, im höchſten Sinne. Mißverſtehe Dich ſelbſt nicht! Du biſt Dir Ruhe ſchuldig und dem Vater Deines Kindes.“

„Ach, Mutter, da triffſt Du den tiefſten Punkt!“ ſagte Helene in aufwallendem Gefühl. „Daß mein Mann ſein Kind nicht mit wahrſter Vaterfreude liebt, fürchte ich. Alfred iſt ihm zu ſchwächlich und zu zahm; das grämt und beſchämt ihn. Kann ich dafür“ — und hier fielen heiße Thränen in Helenens mütterlichen Schooß — „daß nur mit größter Anſtrengung ſein zartes Leben erhalten werden konnte? Gern würde ich das meine hingegeben haben, wenn ich ihm ein ſtarkes, kräftiges Kind geboren hätte.“

Mit leiſem Unwillen und innigſt theilnehmend zu ihrer Tochter gewendet, nahm Frau van Aelſt das Wort. „Jener Schwäche müßte der Baron ſich ſchämen; doch nicht der ſeines Kindes. Aber, Helene, es giebt viele Männer, denen die Liebe nichts iſt, als ein ſchwacher Augenblick, nach welchem ſie ſich in voller Selbſtſucht wieder angehören.“

„Da thuſt Du meinem Manne Unrecht, geliebte Mutter!“ verſetzte Helene angelegentlichſt; „Heinrich iſt kein Egoiſt.

Es iſt nur ſo ein ritterlicher Tic von ihm, daß er den Muth, dieſe oft nur körperliche Tugend, überſchätzt, und die Kraft dazu. Mein Mann genießt, Gott ſei Dank! einer Normal-Geſundheit, die ein ſeltenes Glück iſt. So vermag er daher nicht, einen leidenden Zuſtand zu faſſen. Es iſt ihm — wenn er es auch nicht eingeſteht, als ob nur ein matter, kläglicher Wille kränklich ſein ließe. O, ich habe viel gelitten — — — ſehr viel!“ —

„Nun, ſo ſei eine heldenmüthige Mutter und ein braves Weib!“ ſagte Frau van Aelſt zu der weinenden Helene. „Unſere Schutzwehr iſt Geduld. Denke getroſt, daß die Liebe Alles überwindet. Suche Dich auf den Standpunkt Deines Mannes zu verſetzen“ —

„Dies kann ich nicht“ — unterbrach die junge Frau ihre Mutter; „oder ich müßte alle Pietät verleugnen. Mein Mann hat mitunter ſchroffe Anſichten. Eines ſeiner Vorurtheile thut mir unausſprechlich wehe, die entſchiedenſte Abneigung gegen die Geiſtlichkeit.“

Die Mutter ſchwieg eine lange Weile. Als Helene ſie forſchend anſah, ſagte ſie ſanft: „Schweige hierzu, meine Tochter, wenn Du der zärtlichen Achtung Deines Mannes nicht eine beſſere Meinung von dem Stande Deines Vaters abgewinnen kannſt. Durch Schweigen ſündigt man nicht; aber man ſiegt. Und hilft Alles nicht, ſo blicke höher hinauf in ein beſſeres Leben. Du ſiehſt mich an? — So höre! Vor einiger Zeit, als Dein Vater mehre Tage hindurch ſehr ärgerlich geweſen war, und es mich, die ich mich ſchuldlos daran wußte, entgelten ließ, ſo daß ich ſattſam mit ihm ausgeſtanden hatte, wandelt mich plötzlich ein niederſchlagendes Gefühl an. Ich lege die Arbeit hin und gehe auf ſein Zimmer, zu ſehen, ob ich ihm etwa einen Dienſt leiſten könne. Denn dies habe ich ſtets als ein gutes Mittel gegen entſtehenden Unwillen in Anwendung gebracht. — Er ſaß und ſchrieb. Auf dem Tiſche lagen Zeitſchriften, — mein Blick fällt auf einen Vers in dem aufgeſchlagenen Blatte. Es war kein Zufall. Eine verſtorbene Ehefrau erſcheint vor ihrem Richter und ſpricht:

Dank ſei Dir, Herr, geſagt! ich hab' vom Kelch der Ehe getrunken, gleichen Sinns, die Luſt und auch das Wehe; und ward mein Herz einmal betrübt durch meinen Gatten, ſo lächelte ich ihm — und weinte nur im Schatten. Sieh, Helene, ich wollte, Du ſchriebſt dieſes einfache Verslein in Dein Gedächtniß. Mir war es ein Funken. Einſt wird Alles nur ein Schatten ſein; aber ein liebevolles Lächeln, dem man das ſtille Leid nicht anſieht, verklärt uns noch vor Gott. Und nun für heute kein Wort mehr! Wir wollen ſchlafen gehen, Helene. Und mit dem Vater laſſe uns behutſam umgehen."

Hierauf küßte Frau van Aelſt ihre Tochter, machte ſich ſanft aus ihren umſchlingenden Armen los, und Helene blieb allein, allein mit dem Geiſte des Troſtes und der Stille.

Helene.

Den 12. Mai 18—.

Mein Tagebuch, am ſtillen Abend komme ich zu Dir, zu Dir! — Du nimmſt mich auf. Du biſt ein Freund, der zu ſchweigen verſteht, und biſt mir treu. Wenn es ſtürmiſch in mir war, habe ich Ruhe bei Dir gefunden. Du giebſt, nichts verlangend, mich an mich ſelbſt zurück und gönnſt mir nachſichtig ein offenes Bekenntniß. Wie zu tauſend Malen das Blatt ſich auch gewendet hat, Du bleibſt Dir gleich. — Die Liebe ſchüttet das weinende Gewitter des Entzückens aus, und verweht ſind die Blüthen; — Du bewahrſt Jahr aus Jahr ein den Frühling der Gefühle — — nur die Tinte iſt ein wenig verblichen. Dieſe zumal iſt blaß. Und mit lebhaften Farben möchte ich ſchreiben, in denen ſich das holde Licht der Heimath bricht.

Als ich geſtern in das Wohnzimmer meiner Eltern trat, athmete ich, obgleich es mir noch fremd war, in der heimiſchen Atmoſphäre eine Fülle von Liebe und Leben, die mir das Herz ſchwellte. Wie wenn der Duft einer Blume in das Gedächtniß bringt und ſeine Kammern öffnet, voll von vergangenen Dingen, ſo drang dieſer Hauch der Heimath, der ſich nicht beſchreiben, der ſich nur empfinden läßt, in meine tiefſte Seele. Alles wußte, Jedes kannte ich noch, das Geringſte fiel mir ein. Welch ein eigenes Gefühl, hinweggezogen zu ſein und dann einmal wiederzukehren zu den Seinen, wo die alte Treue wohnt! Einſtweilen iſt mancher Tag und mancher Traum vergangen. Und wenn das Herz mir bräche, die Wurzel der erſten Eindrücke meiner Jugend wird nur von der Erde verſchüttet, in der man mich einſt begräbt — Die Pforten der Erinnerung ſprangen auf, ich ſah umher. Jedes alte Bild blickte mich mit Freundesaugen an; die Möbeln wankten, da ich ſie ins Auge faßte, als ob ſie ſich neigten, und ihr trockenes Holz ſchlug in einem Frühlinge aus, ſchöner, als der blühende Mai draußen. Getröſtet über Alles, was mir jemals Trauriges begegnen könnte, ſchlief ich ein, nachdem ich mit meiner Mutter geſprochen. Dieſe traute Stimme, wie liebe ich ſie! Inniger ſpricht die Natur nicht an; ihr Wiederhall tönt in meiner Seele, ſo lange ich bin.

Als ich die ehrwürdige Geſtalt meines Vaters umfaßte, da fühlte ich, daß ich eine Stütze an ihm hätte. Und das nicht allein; auch daß ich an Gott feſthalten müßte, wenn es mir wohl gehen ſollte auf Erden.

Der Geburtstag meines geliebten Vaters war heute, und es beglückte uns, daß er ſo heiter war, der Vater und auch der Tag ſeines Lebens. Wir frühſtückten im Garten. Ich überreichte meines Mannes Brief und Angebinde, eine Prachtausgabe von Luthers Werken. Alfred ſagte ſein Verslein gut genug. Darauf langte er eine kleine Bohne hervor, die er den ſtolzen Heinrich nannte — wie das Kind dazu gekommen, weiß ich nicht — gab ſie hin und ſprach: „Ich muß dem Großvater doch auch was ſchenken.“

Dieſer kindiſche Einfall war von der glücklichſten Wirkung. Die kleine Helene, an der Hand meiner Mutter, brachte ein Kränzchen von Vergißmeinnicht, den erſten des Jahres, und die Mutter breitete mit ihren Armen einen weichen Schlafrock aus. „Möchte immer ein frohes, leichtes Herz darunter ſchlagen!“ ſagte ſie mit zärtlichem Wunſch und Ton. Der Vater ließ das Geſchenk fallen, um die Mutter in ſeine Arme zu nehmen. „Du thuſt mir Gutes mit dieſem Feierkleide, Sophie!“ ſprach er gerührt. „Ach, und wie manche Härte habe ich Dir angethan“ — — — Ein verſöhnender Engel ſchwebte um die Gruppe, worin mein Vater der guten Mutter das Unrecht ſeiner üblen Laune abbat. —

Wie feierlich, wie ſchön war dieſe Stunde! — Der blaue Himmel voll Lerchenſtimmen, der blaue Flieder, auch ein himmliſcher Athemzug, das helle Geläute der Glocken, der Morgenwind mit ſeinem lieblichen Geräuſche, der Gang mit Blüthen beſtreut, die roſigen Bouquets der Apfelbäume, Alles war wie zu einem Feſte beſtellt. Wir gingen in die Kirche. Weiß mit Gold ſtaffirt, iſt ſie höchſt einfach, aber geſchmackvoll. Das Altarbild — der ſelige Graf hatte dem Künſtler, von dem er es hatte malen laſſen, die Idee ſelbſt angegeben —. zeigt die Parabel vom verlorenen Sohne. Mir däucht, Niemand könne es ohne Rührung anſehen. Man ſieht, der Maler hat das göttliche Gleichniß tief empfunden. Er war es werth, ihm eine Geſtalt zu geben. Auch iſt er bald darauf geſtorben. Sein Genius hatte die irdiſche Schöpfung vollbracht und kehrte auch zum Vater zurück.

Als ich mich in das Anſchauen des Bildes verſenkte, ging etwas in mir vor; ein Gefühl der Reue war's, was mich anwandelte. Eine Sehnſucht, die weit über das Leben hinausreicht, ergriff mich. Es war mir, als hätte meine Liebe ſich verirrt, als wäre ich arm geworden. Da die Orgel erbrauſ'te, ſtürzte ein Strom von Thränen aus meinen Augen. Mit Scham dachte ich, wie lange ich keinem Gottesdienſte beigewohnt hätte. Das herrliche Lied: „Ich bin Dein Kind, mit Liebesarmen“ — Gott ſegne den frommen Niemeyer dafür! — wurde in der Wehmuth ſeiner alten Weiſe geſungen. Die Heimath des Chriſten — war meines Vaters Thema. Bei der Frage: „Wer iſt denn nicht verlaſſen — — in der Welt?“ war eine lautloſe Stille in der Kirche, ſo daß man jeden einſamen Seufzer vernehmen konnte. Und als mein Vater hinzuſetzte:

„Wenn aber das arme, irrende Herz ſpricht: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen, — hienieden finde ich nicht, was ich ſuchte, und habe verloren, was ich beſaß; da wendete ich mich zu Gott, daß ſein väterliches Angeſicht mich erleuchten möge, und ein heller Strahl floß in meine Seele.

O mein Heinrich, gingen wir doch Hand in Hand dieſen Weg! Wirſt Du Dich losreißen können? Jede abweichende Richtung trennt einen Faden der Liebe. —

Die Athemzüge meines Kindes ſäuſeln ſanft zu mir herüber; es iſt ein Band aus meinem Leben gewebt, ein unauflösliches. — Näher kann nichts ſein, als Mutter und Kind; aber innigſt umſchlingt es den Vater.

Gute Nacht, Heinrich! Gute Nacht, Du mein Liebſtes in der Ferne! Träume von mir, Deiner Helene! Ewig Dein. In dieſem Gedanken liegt eine unendliche Ruhe.

Den 13.

Ein lebhafter Traum hatte mich zeitig geweckt. Der Thau flimmerte noch. Das Fenſter, welches in den Garten ſieht, öffnete ich und ſog die reine Frühluft mit vollen Zügen ein. Der friſche Maitrank berauſchte mir das Herz.

Der Vater ging im neuen Schlafrocke auf und nieder und ſummte eine Melodie, was immer ein Zeichen von guter Stimmung bei ihm iſt. Wie der Wind war ich zu ihm hinab. Den Morgenkuß mußte ich ihm bringen, friſchen fröhlichen Herzens.

„Schon wach, Helene?“ rief er überraſcht. „Das freu mich. Du haſt das Frühaufſein noch nicht verlernt.“

Nichts habe ich verlernt, mein Vater, was Du mich gelehrt haſt, antwortete ich. Der Vater lächelte, wie ungläubig.

„Gefällt es Dir denn hier, liebe Tochter?“ fragte er mich vergnügt.

Ach, unausſprechlich! verſicherte ich. Dieſe Stille thut mir ſo wohl. Der Sonntagsfrieden geſtern hat mich wahrhaft erquickt. Vater, glaube mir, ich bin nicht für das Gewühl der Menſchen.

Mein Vater ſprach hierauf mit komiſchem Pathos:

„Wo Menſchen ſind, da ſind auch Uebel,
Mit ihrer Zahl wächſt ihre Kümmerniß;
Und ach! gleich anfangs waren — laut der Bibel —
Schon ihrer zwei zu viel für's Paradies.“

Ich fühlte, daß ich erröthet war. Mein Vater ſtreichelte mir die heiße Wange. Nach einer Pauſe ſagte er: „Alſo Du biſt nicht gern in der lauten Welt, die man die große nennt? Du biſt aber Frau, und dieſe ſpricht mit Freudigkeit: „*Wo Du biſt, da bleibe ich auch.* — Was dieſer oder jener Aufenthalt giebt oder nimmt, iſt nichts Weſentliches, Helene. Was könnte Dir die Hauptſtadt entzogen haben?“

O viel' entgegnete ich mit Selbſtvertheidigung, einen guten Theil meines Glückes. Zeit vor Allem. Mein Mann kann ſich ſelten für mich abmüſſigen. Die Geſellſchaft, der Heinrich ein Recht an ſich und mir einräumt, miſcht ihre Unruhe auch in eine Stunde der Muße. Wir ſind dann doch nicht beiſammen, ſo wie ſonſt.

„*Dem Weibe iſt die Liebe Alles!*“ — erwiederte mein Vater; *der Mann hat daneben zu thun.* Du weißt, mein Kind, dies ſagt ein Mann, der das Herz kennt, ein Dichter der Wahrheit.“

Wehe mir, rief ich ſchmerzlich, wenn die Liebe zu Weib und Kind meinem Manne eine Nebenſache wäre!

„Der Baron iſt ein Geſchäftsmann geworden,“ war meines Vaters Antwort, und der Ton, worin er ſie gab, war ein wenig unwillig. „Dieſer tändelt nicht den ganzen Tag über und bedarf am Abend der Erholung. Weil er in der Ruhe des Beſitzes nicht mehr nach jedem Blicke Deiner Augen haſcht und auch einmal aus dem Fenſter ſieht, das nimmſt Du Dir zu Herzen? Darin beſteht die Liebe nicht, daß er für Dich allein lebte. Wie, Helene, dies hätteſt Du im Ernſte von einem Ehemanne verlangen können? So ſelbſtſüchtig und engherzig wäre meine Tochter in ihren Anſprüchen geweſen? Nimmer werde ich dies glauben!“

Dies darfſt Du auch nicht, verſicherte ich, indem ich beſchämt die Hand meines Vaters küßte.

Gott weiß es! ich nahm ſeine Vorwürfe mit leichterem Herzen auf. Mir ward ſo tröſtlich zu Muthe; ich wollte den Augenblick nicht vorüberlaſſen, ohne eine Zuverſicht zu faſſen, an der ich feſthalten könnte. Mein guter Vater, ſagte ich, Du darfſt Deiner Tochter trauen! Wahrer Liebe wirſt Du mich fähig halten und auch, daß ich die Wahrheit ehren kann, die ich ſtets aus Deinem Munde vernommen. Täglich bitte ich Dir in Gedanken ab, daß ich Dir nicht immer glaubte. — Willſt Du mir wohl eine Frage erlauben? Du biſt erfahren – — Du weißt — giebt es gar keine Gewähr für die Liebe eines Mannes? — Ich ſah meinen Vater dabei an, wie den Arzt, von dem man Verſicherung des Lebens erwartet.

„Helene!“ ſprach mein Vater aufmerkſam, „dieſe Frage beweiſ't mir, welch eine leidenſchaftliche Furcht Dich ängſtet. Nein, meine Tochter! Hier haſt Du meine Antwort. Gefühle laſſen ſich nicht zwingen. Auch das ſtärkſte Band der Zuneigung hält nicht aus und kann aufgerieben werden. Hoch hinauf retten muß das Liebſte, an den Himmel befeſtigen, wer es ſichern will. Vertraue Dir ſelbſt. Treue iſt das Höchſte. Das iſt der Libanon, auf dem die Cedern Gottes wachſen, die keine menſchliche Hand zu ſtürzen vermag. Sei Deines Mannes Freundin! Ein alter Spruch lautet: Jeder dünket ſich das Edelſte erlangt zu haben, fand er Freundes Schatten nur. — Sieh, wenn der Sonnenſchein der Liebe Dir nur den Schatten eines Freundes wirft, dann thu' Deine Furcht beiſeit!“

Ich warf mich beruhiget an meines Vaters Bruſt. „Dort kommt die Mutter,“ ſagte er; „von ihr kannſt Du die Freundſchaft der Ehe lernen.“

Das Geſpräch war abgebrochen. Wir machten ein paar kleine Beſuche. Dann ſchrieb ich einen langen Brief an meinen geliebten Mann. Mir war in innerſter Seele wohl.

Den 14.

Dieſen Morgen, als ich mit meiner Mutter allein war, fragte ſie mich, wie wenn es ihr eben erſt einfiele: „Habe ich Dir denn ſchon geſagt, Helene, daß der Vater jüngſt ein Schreiben von Eckardy erhalten hat?“

Eckardy! der Name eines Freundes, den man ſo werth hielt und hält, ſchlägt doch wie eine Schutzverſicherung an das Herz. Wie könnte man auch den gleichgültig nennen hören, den man einmal Freund genannt! Mein Herz gerieth in freudige Bewegung. Nicht das Mindeſte haſt Du mir von ihm geſagt, liebe Mutter! antwortete ich ihr, kein Wörtchen. Und was war, wenn ich ihn wiſſen darf, der Inhalt ſeines Briefes?

„Ein großes Zutrauen, eine Bitte," erwiederte die Mutter. „Er ſchrieb ſo herzlich! Die gute Meinung war in keiner Silbe zu verkennen. Du mußt wiſſen, daß Eckardy den Wunſch äußerte, wir möchten ſeine Schweſter Käthchen (aus der zweiten Ehe des Vaters) zu uns nehmen. Hier ſollte ſie confirmirt werden und eine Zeitlang den Unterricht des Vaters genießen. Er halte — wie ſchön drückte er ſich darüber aus, — die religiöſe Bildung unſeres Geſchlechts für den Grundſtein, auf den bei der Schwäche der Weiblichkeit allein das Glück eines Mannes gebaut werden könne. Der Vater, nicht nur ein Geiſtlicher, ſondern auch ein Mann von Geiſt, werde dem armen verſäumten Käthchen die möglichſte Sorgfalt widmen. In beſſere Hände wiſſe er die Schweſter nicht zu geben, deren Wohl ihm ſo am Herzen liege."

Wie rührte mich dieſer zarte Beweis von Achtung! Ich empfand, daß ich erröthet war. Nun — und der Vater? fragte ich.

„Hat den Antrag abgelehnt," ſprach die Mutter zögernd, aber ruhig, und mir däuchte, ſie verſchwiege etwas dabei. Und als ich ſie forſchend anblickte, ſetzte ſie hinzu: „Aus guten Gründen, Helene! Eckardy ſelbſt nennt die Kleine verſäumt, der Vater wäre ins Bodenloſe gekommen, und welch ein Anbau wäre in ein paar flüchtigen Jahren zu erwarten geweſen? Dazu hat der Vater nicht die Geduld, auch fehlt es ihm an Ruhe, an Ruhe, in jedem Sinne. Seine Zeit iſt hingenommen, und wer ein fremdes Kind in ſein Haus aufnimmt, befaßt ſich mit einer nie zu überſehenden Verantwortlichkeit. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme — ein kleiner Leichtſinn mag das Käthchen wohl ſein.“

Aber eine Sorge vom Herzen eines Freundes genommen — — entgegnete ich.

„Das fragt ſich noch, mein Kind,“ ſagte die Mutter. „Der Vater meint, wenn es uns gelänge, das Mädchen für unſern ſtillen Sinn und den Gottesdienſt einer frommen Häuslichkeit zu gewinnen, ſo würde dies für die künftigen Verhältniſſe des jungen Fräuleins nicht paſſen.“

Wie wenn der Vater dies aus eigenſter Erfahrung wüßte, verſetzte ich betroffen. Das wird Eckardy nun auf mich beziehen und mich für unglücklich halten.

„Eckardy hält viel von Dir,“ ſagte die Mutter mit Zurückhaltung.

Wenn ich doch ſein Schweſterchen mir aneignen dürfte, rief ich raſch. Ich würde mir die größte Mühe geben, ihr Gemüth in Pflege zu nehmen; ich würde mein Möglichſtes thun. Und an ihren Früchten würde Eckardy meine Freundſchaft erkennen, und auch weß Geiſtes Kind ich bin.

„Nein!“ war die entſchiedene Antwort meiner Mutter, „dagegen muß ich mich erklären. Das würde Dir den Bruder zu nahe verbinden, das darf nicht ſein. Du biſt zu jung für ein Verhältniß dieſer Art und haſt mit Dir zu thun.“ Ich merkte wohl, die Mutter ſagte nicht Alles, was ſie dachte; aber ich fühlte, ſie habe Recht.

Welch ein Bruder iſt Eckardy, welch ein bewunderungswürdiger Sohn, hob ich nach einer Pauſe wieder an, aber vielleicht würde er ein ſtrenger Ehemann geworden ſein? —

Die Mutter erwiederte: „Glaube das nicht, Helene, Männer, denen die Kraft der Selbſtbeherrſchung nachzurühmen iſt, ſind in der Regel ſehr nachſichtig gegen ihre Frauen. Gut iſt's jedoch, daß Eckardy nicht geheirathet hat. Er lebt nur für das Recht, nicht für das Glück. Wie er das Unrecht ſeines Vaters vergütet, das wird ihm Gott lohnen.“

Edler Eckardy, Dein redliches Herz mag Dir wohl geblutet haben! — — Wer aber das Böſe ſo überwindet, der geht mit himmliſchen Waffen aus dem Kampfe des Lebens. Wenn ich Eckardy's Gattin geworden wäre — mein Vertrauen würde unerſchütterlich ſein. Iſt denn Achtung tiefer noch als Liebe? Wahrlich, Heinrich verdient, daß ich ihm von ganzer Seele traue; beſſer aber wäre es für mich, wenn ich ihn ruhiger liebte. Ob dies an ihm liegt, oder an mir? —

Wenn ich über den Unterſchied der beiden Männer nachdenke, ſo ſcheint es mir, Eckardy hätte mehr Charakter, Heinrich mehr männlichen Stolz als Feſtigkeit. Der Ehre eines Mannes vergiebt er nichts; das iſt auch ein Stützpunct für ſein ſchwaches Weib.

Die Unterredung mit meiner Mutter gab mir den ganzen Tag hindurch viel zu denken. Die Idee, an dem Käthchen zu beweiſen, wie hoch ich Eckardy ſchätze, hatte mich angeregt. Vielleicht wollte ich — mir ſelbſt unbewußt — der Gräfin den Rang ablaufen. O, warum iſt doch das Gold echten Wohlwollens nicht ohne einen unedlen Zuſatz?

Du arme, trauernde Leonide! Ich will Dir den Vorzug nicht ſtreitig machen, den Liebling unſeres gemeinſamen Freundes an Deinem Buſen voll bittern Schmerzes zu hegen! —

Alfred ſcheint hier ſehr glücklich. Ein Kindergärtchen iſt ſchnell eingerichtet worden für ihn und die kleine Helene. Es ſieht engliſch aus, wenn die beiden Kinder dicht an einander geſchmiegt in einer Laube ſitzen, die von niedern Zweigen zuſammengebogen iſt. Welch ein enger Raum genügt der Unſchuld und der Liebe!

Mein guter Vater hat mich über Alfred beruhigt. Er ſagte: „Es iſt weltbekannt, daß Prinz Eugen, der edle Ritter, ein äußerſt ſchwächliches Kind war. Vom Leſen einer Kriegsgeſchichte entflammt, raffte der Knabe ſich empor über ſeine zarte Natur und ward der Held von Europa. Der Geiſt iſt's, der ſtark macht, Helene, und der Keim der Seelengröße bedarf nicht immer einen üppigen Boden. Du mißt mit weiblichem Blick, was Deinem Kinde zum Wohle gereicht, und ſo hältſt Du einen hohen, kräftigen Wuchs, der einem Manne ſo ſchön anſteht, der Männlichkeit für angemeſſen. Gott aber giebt den Geiſt nicht nach dem Maß“ — —

O Vater! unterbrach ich ihn, wenn mein Sohn nur gut und brav wird — wenn auch nicht groß. Ich ſtelle es Gott anheim.

Den 15.

Die Stelle meines Vaters hier unterſcheidet ſich wenig von der eines Landpredigers. Er iſt der Patriarch des Oertchens, das gute Gewiſſen der Gemeinde. Sein Ausſpruch iſt Gottes Stimme. Gewiß, mein guter Vater wird in Liebſtadt gewürdigt, wie er es verdient, und iſt hier an ſeinem rechten Platze.

Der Ton einer kleinen Stadt kommt mir wie die Weidenflöte eines Kindes vor, welche eine unbeſtimmte Rührung weckt. Der Gruß, ohne den Niemand an dem Andern vorübergeht, ſogar das grüßende Wörtlein der Kinder, oft ein Stammeln nur, wobei die kleine dargereichte Hand mitredet — hat etwas ſo Trauliches und Treumüthiges! — Dieſe niedern Häuſer, mit beſchatteten Sitzen und grünen Weingeländern ländlich durchflochten, dieſe einfachen Zuſtände verknüpfen mehr mit der Natur als mit der Welt. Es iſt ein Bild beſchränkter Wünſche, in denen ſich Jeder, wenn nicht glücklich, doch zufrieden fühlt.

Eine Bürgersfrau, die junge Mutter mehrer Kinder, liegt tödtlichkrank danieder. Es iſt rührend, welch einen regen Antheil das ganze Städtlein an dieſer Gefahr nimmt. Als ſähe man den Todesengel ſchweben, ſo ſieht Jedes die geſchloſſene Hausthür an. So oft der Arzt heraustritt, begleiteten ihn die Nachbarn mit bangen Blicken und ängſtlichen Fragen. Flüſternd ſtehen ſie zuſammen.

Heute wurde der Vater hinübergerufen. Ich hatte der Mutter aus dem Denkmal der Charlotte Stieglitz vorgeleſen; — es lag noch da, als er zurückkam.

Mit bedenklichem Ernſt ſchritt der Vater ſchweigend auf und nieder, und als wir uns erkundigten, wie es um die Kranke ſtehe, antwortete er zu unſerer Betrübniß:

„Sie ſtirbt und wird bald ausgeſtanden haben. Dieſe ſilberweiße Stirn läßt die letzten Züge deutlich leſen. Und die Abneigung, ihre Kinder um ſich zu ſehen, die ſie ſo mütterlich geliebt, beweiſ't mehr als Alles, daß die Natur ihr ſtärkſtes Band bereits gelöſ't habe.“

„Du lieber Gott!“ erwiederte meine Mutter ſchmerzlich, „iſt dies denn möglich? — Es muß aber doch möglich ſein, ſonſt ſagte die Schrift nicht ausdrücklich: Und wenn eine Mutter ihres Kindleins vergäße — — wobei ich allemal an unſere Simonis denken muß, wie leid es mir auch thut.“

Dieſe Worte, dieſe unglücklichen Worte, ſchlugen wie der Blitz ein, und mein Vater, der nicht leichter in Hitze geräth, als wenn er ſich bewegt fühlt, ſtand in vollen Flammen.

„Frau!“ rief er heftig, „ein härteres Urtheil hat Dein Mund kaum noch geſprochen! Möchteſt Du einen Stein werfen auf jene Sterbende, welche ihre gebrochenen Augen vor dem Anblicke ihrer Kinder verſchließt? Und doch haſt Du jetzt einen Stein geworfen auf ein Grab, woran wir uns nur mit Pietät erinnern. Jener Fall war ſchlimmer als der Tod, der jede Pflicht aufhebt, es war eine Vernichtung des Herzens! — Längſt habe ich gemerkt, wie es unſerer verſtorbenen Freundin bei Dir Schaden gethan, daß ſie verſtörten Gemüths ſich lebendig begraben wollte; daß ſie ihr Kind in treuen Händen ließ, was ſie doch nun einmal laſſen mußte. O Weiber, Weiber; die Natur mag es verantworten, warum Ihr gegen Euer eigenes Geſchlecht nicht anders als intolerant ſein könnt!“ —

„Ich denke nur,“ entgegnete meine Mutter, und ihre Stimme verrieth, daß ſie gekränkt ſei, „das Herz einer Mutter beſteht eben darin, daß ſie treu erfunden werde!“

Das Donnergewölk von meines Vaters Zorn war ſchon verflogen. Er bedauerte es gewiß, in der auflodernden Minute, die nun vorüber war, vergeſſen zu haben, welcher Milde in ihrem Urtheile die Mutter ſich ſonſt befleißiget. Aber es betraf die Aſche einer theuern Entſchlafenen — durchaus verkühlt konnte er nicht antworten. Und ſo ſagte er: „Iſt denn dieſer treue, beſtändige Sinn an etwas Sichtbarem zu erkennen? Ich frage Dich ganz kalt, Frau, an ſeiner, äußerlicher Zucht etwa? Schwerlich! — Tauſendmaltauſend Mütter, welche ein Neſt voll Kinder zur Welt bringen und groß ziehen, haben bei aller Laſt und Plage kein anderes Verdienſt, als das Muß des natürlichen Inſtincts; kein geläutertes, vergeiſtigtes Gefühl veredelt ihre Beſtimmung. Manche Einſame hingegen, Gott möge der Freund Aller ſein! pflegt in heiliger Stille mit allen Kräften ihres Herzens Gedanken der Liebe; und dieſe, Sophie, ſind Kinder göttlichen Geiſtes und allein Erben des Himmelreichs. Gott aber iſt treu, der uns berufen hat! — Sieh, hier liegt das Denkmal der Charlotte Stieglitz. Eine Frau würde es nicht aufgerichtet haben. Die ſitzen ſämmtlich zu Gericht. Es giebt aber Verſündigungen, deren nur die edelſten Seelen fähig ſind. Das arme Opfer dauert mich; doch der, dem dies warme Herzblut gefloſſen iſt, noch mehr. Seine Schuld will ich nicht wiſſen, — ob aber jener unglückſelige Gemüthszuſtand, der in den Augen der Welt als Anlaß dieſer grauſen That betrachtet wird, nicht vielmehr eine Ahnung davon war, dies ſteht auf keinem Blatt dieſer tragiſchen Geſchichte zu leſen. Wir irrende Menſchen verwechſeln nur zu oft Urſache und Wirkung. Denn Vorgefühle giebt's! So wie Dein Schwiegervater, Helene, mir offen geſtanden, daß er ſchon in früheſter Jugend an der Hand ſeiner einzigen Freundin auf Erden die Ketten der Sclaverei gefühlt habe, womit der Beſchluß des Schickſals ihn zur Strafe belaſtete.“

Die Mutter blieb den ganzen Abend über ſtill. Als der Vater hinausgegangen war, ſagte ſie, gelaſſen wie immer: „Die Pflicht eines Weibes iſt nicht künſtlich, ſondern ſehr einfach, Helene! Sophiſtereien liebe ich nicht, und laſſe mich auf meine alten Tage nicht in Verwirrung bringen.“

Wirklich läßt meine Mutter ſich nicht leicht überzeugen. Sie hängt feſt an einer vorgefaßten Meinung, und iſt mir zuverläſſig, wie die Wahrheit ſelbſt. Dennoch ſtimmte ich diesmal dem Vater ſchweigend bei. Glückliche ſind's unſeres Geſchlechts, denen eine ſchlichte Aufgabe geworden iſt, und das Glück macht meiſt immer intolerant. Wer löſ't den Knoten der Verhältniſſe, worin ſo manches Herz zerriſſen wird — ſo manches!

Gute Nacht, Heinrich! gute Nacht, Du mein liebſter Freund und mein beſtes Glück, wenn Du es biſt und bleibſt. In Dir, dem Mittelpunkt meines Daſeins, verknüpfen ſich all meine Gedanken, meine Gefühle mit unauflöslicher Innigkeit. Und doch bin ich mit den feinſten Wurzelfaſern der Empfindung in das Leben und Sein der liebevollſten Eltern verwachſen. In Liebe vereiniget mein Herz Vater und Mutter, Gemahl und Kind! Ich kann dieſen Strahl, der mir die Seele erwärmt, nicht vereinzeln. Wehe mir, wenn ich es müßte! — Auch meine Eltern, die ſo einig ſind, haben verſchiedene Anſichten; ſollte ich Dir zürnen, mein Heinrich, wenn Dir auf Deinem Standpunkt Vieles anders erſcheint, als mir? Die Höhen der Welt ſind nicht mein Wunſch und Sinn; gern wohnte ich im Thal, wo man aufrichtig ſein darf. —

Den 16.

Geſtern hätte ich nicht gedacht, wie vergnügt ich dieſen Tag beſchließen würde, der voller Aufregungen war, und ſo traurig anfing. Die junge Bürgersfrau war in der verwichenen Nacht geſtorben. Dieſe Nachricht war die erſte. Dann erhielt ich einige Zeilen von meinem Manne, denen bald ein Mehres folgen ſoll. Wie glücklich machte mich das Verſprechen eines längeren Briefes! Heinrich iſt geſund! Dieſer beruhigende Gedanke verwiſchte alles Trübe aus meiner Seele. Der Himmel, unter dem mit klagendem Geläut die Glocken klangen, lächelte blau und heiter. Wie ſelbſtſüchtig man doch iſt!

Wir Alle (unter dieſem Plural verſtehe ich nebſt unſerm Hauſe die ganze kleine theilnehmende Liebſtadt) ſollten heute einer Zerſtreuung theilhaft werden. Uebermorgen kommt Einquartierung ins Städtchen, eine Abtheilung Truppen, welche zu einem Frühlings-Manöver ziehen, in die Gegend von W........, woſelbſt auf dem berühmten Schlachtfelde eine Fahnenweihe Statt finden ſoll.

Der kleinbürgerlichen Neugier allhier mochten ſie wohl großartig erſcheinen, die Fourierſchützen, als ſie mit klingendem Spiel durch die ruhigen Straßen gingen. Jedermann blickte verwunderungsvoll, die Kinder rannten ihnen in den Weg, Niemand arbeitete. Nur das Haus, worin der Tod die Hände der Hausfrau geſchloſſen, blieb ſtill und verſchont. Mein Vater bat ſich freiwillig den Feldprediger aus; die Stabsofficiere ſind Gäſte des Schloſſes von Wartenſtein.

In derſelben Stunde bläſ't eine Extrapoſt uns einen unvermutheten Beſuch zu, Fräulein von Trotha, eine alte Bekannte meines Vaters, die ſich bei uns melden ließ, zu ſeiner überraſchenden Freude. Doch ſchien es, als wolle er ſeinen Augen nicht trauen, da eine kleine, behende Figur, in Cubikform, das Geſicht unter einen tiefen Hut verſteckt, hurtig wie ein Kreiſel auf ihm zukam, als er an der Hausthür ihrer harrend ſtand.

„Iſt's möglich, Fräulein Jeannette?“ rief mein Vater, halb im Zweifel, ob er recht ſähe. Die Dame reichte ihm die Hand und ſprach: „Ja, mein lieber Propſt. Das nenne ich mir aber geiſtliche Freundſchaft, daß Sie meinen Taufnamen noch nicht vergeſſen haben! Nichts könnte ich lieber hören. Ein hübſches Stückchen Jugend, was weit, ach weit! hinter uns liegt, ſteht jetzt in meiner veränderten Geſtalt vor Ihnen. Aber nicht wahr? Wir denken uns den alten Staubmantel hinweg und erkennen uns fröhlichen Geiſtes wie ſonſt?“ Und im Nu hatte ſie das Reiſehabit abgeworfen und ſtand über der Schwelle des Zimmers, ein wenig verſchoben zwar, aber gleichſam trotzend auf das gerade Recht, von guten Seiten gekannt zu ſein.

Mein Vater ſtellte dem Fräulein die Seinen vor. Es war ſo etwas Leichtes, Liebenswürdiges in der Art, wie dieſe kleine Trotha ſich und uns über jede Form weghob, als wäre ſie von jeher mitten unter uns geweſen. Jedes Wort gefiel mir, was ſie ſprach; obgleich kaum ein Mund eingefallner ſein kann, als der ihrige.

„Geſtehen Sie es nur,“ ſagte ſie zu meinem Vater, „Sie wußten keine Silbe mehr von meinem Daſein, ſo wenig als ich ihren Wohnort. Als ich im Gaſthofe drüben, der voller Tumult iſt, den einen der Fouriere fragen hörte: Wie heißt der Geiſtliche, der den Feldprediger nimmt? und der Kellner Ihren Namen nannte, wie war mir! Mein Gedächtniß ſprang auf und die Herzkammer dazu, vor dem guten Klange Ihres Namens. — Wen nennen Sie da? fragte ich mit Haſt. Der junge Menſch wiederholte erſchrocken Ihren vollen Titel. Der Propſt van Aelſt wohnt hier. Hier am Ort? fragte ich nochmals. Ew. Gnaden unterthänigſt aufzuwarten, antwortete dieſer höflichſte aller Kellner. Unter den Linden, das neue Gebäude, das ſind das Pfarrhaus, dort haben Se. Hochwürden die Güte zu wohnen. Lachend rief ich meinen Bedienten, daß er mich bei Ihnen anmelde.“

Das Fräulein nahm die Einladung meiner Eltern an, über Mittag bei uns zu bleiben. Die Poſtpferde wurden abbeſtellt; erſt gegen Abend würde die Reiſe fortgeſetzt werden.

Der Vater führte ſeine alte Freundin in den Garten; die Mutter traf einige Anordnungen für den Tiſch, der uns wieder vereinte.

Fräulein Trotha ſprach mit geläufiger Zunge, aß aber deſto weniger. Als ſie unter andern ein gutes Gericht ablehnte, fragte meine Mutter, die nach alter gaſtfreundlicher Sitte das Zulangen für ein Lob und das Zureden für die Pflicht der Wirthin hält: „Warum genießen Sie denn nichts?“

„Weil ich keinen Zahn mehr habe,“ erwiederte das Fräulein ſonder Scheu.

„Man iſt jedoch in der wohlthätigen Kunſt, dieſen Mangel zu erſetzen, jetzt ſehr vorgeſchritten,“ erlaubte ich mir zu bemerken.

„O ja, zum Erſtaunen!“ erwiederte das Fräulein mit Ironie. „Wenn ich erzählen ſollte, wie es mir ergangen iſt, als auch ich mich dieſer aufgedrungenen Wohlthat zu verſichern glaubte“ —

Wir drangen darauf.

Nein, ich kann es mir nicht verſagen, dieſe drollige Geſchichte wörtlich nachzuſchreiben, ſo gut der Lachreiz mich dazu kommen ließ, ſie im Sinne zu behalten. Doch die

Komik der Geſichtszüge, die läßt ſich nicht ſchildern. Die kleinen, muntern Augen von beredtem Ausdruck ergänzten durch ſprechende Blicke jede Lücke im Vortrage, wozu das Fräulein ſich genöthiget fand. Die Erzählerin hub an: „Ich war ſo brouillirt mit meinen Zähnen, wie jener Paſtor, der nur in Ziſchlauten redete, ſo daß ſeine Gemeinde ſich bewogen fand, eine Sammlung zu veranſtalten zu einem Gebiß, auf daß man ihn beſſer verſtehe, was der würdige Mann beinahe übel genommen hätte. — Eines Tages tritt unangemeldet eine Frau bei mir ein, die ſich ruhmredig als weiblichen Zahnarzt ankündigt. Vergebens erwehre ich mich ihrer aus allen Kräften. Endlich ſagte ich, auf das Aeußerſte gebracht: Madame, bemühen Sie Sich nicht länger! Sie ſehen, mein Wuchs iſt eben keine junge Tanne, mein Haar (ich nahm das Häubchen ab) iſt grau und ſpärlich, und dieſer Seitenkropf von brüchigen Adern (hier lüftete ich das Halstuch) hat mir den Kopf doch nicht ſo verdreht, daß ich nicht einſähe, wie zwecklos jeder Verſuch, mich zu verſchönern, iſt. Wo die Natur Alles verneint, da muß eine Künſtlerin Ihres Gewerbes nicht anklopfen. Es wäre wahrhaftig ſchade, wenn Sie nur einen Finger anſetzten.“

„Doch mit einer Suade, die ihres Gleichen nicht hat, drang dieſe Unabweisliche immer ſtärker auf mich ein, und nach langem Widerſtande ergab ich mich in ihre Hände. Bei der Operation, die ich mit aufgeſperrtem Munde aushalten mußte, bekam ich Glavenkrampf. Ach! und es war bis dahin mein Wunſch wie mein Stolz geweſen, von keiner Art Krampf etwas zu wiſſen, um mich wenigſtens auf dieſe Art vortheilhaft auszuzeichnen.“ —

„Die gute Dame verleugnete in ihrer männlichen Kunſtfertigkeit dennoch ihre Weiblichkeit nicht, indem ſie ſich

Glanzzwirn ausbat, um die Zähne zu befeſtigen; vermuthlich ſollte das Gebind nicht gegen die Glaſur abſtechen.“

Hier lachte meine Mutter ſo herzlich, daß ſie den Wein verſchüttete, den ſie einſchenken wollte, und das helle Waſſer ihr aus den Augen floß. Mein Vater hielt ſich die Seite, und als das Fräulein inne hielt, um die Erſchütterung des Zwerchfells abzuwarten, ſagte er: „Nun? gehalten wird der Glanzzwirn nicht haben? Laſſen Sie uns doch das Ende erfahren, wir nehmen Theil.“

„Den Abend war Reſſource,“ fuhr die Trotha fort „und ich kam nicht aus dem Lächeln, meinen neuen Schmuck zu zeigen. Doch jetzt gab es einen Knicks im Munde, ich fühlte, daß ich bleich wurde vor Schrecken, denn ich fürchtete, der Glanzzwirn wäre geplatzt. Mir däucht, wer es auf den Schein abſieht, kann nicht einen Augenblick unbefangen ſein.“ —

„In der Nacht konnte ich vor brennendem Schmerz kein Auge zuthun, und am Morgen erſchrak ich vor der Uniform meines verſchwollenen Geſichts. Es war nicht zum Aushalten; ich riß die Zähne heraus, dann gereuete es mich wieder. Da erſchien ich bald mit, bald ohne Zähne in Geſellſchaft, bis ich zuletzt — Gott ſei ewig Dank dafür! das Herz hatte, ſie aus dem Fenſter zu werfen. Was iſt es doch für ein köſtlich Ding, um den Muth, häßlich zu ſein! — Wäre ich der Feder mächtig, ich ſchriebe ein Buch darüber. Dieſen Sieg über die Erbfeindin unſeres Geſchlechts, die liebe Eitelkeit, könnte Jede haben, und die Männer hätten Ruhe.“ —

„Gewiß,“ fiel hier mein Vater ein, „wer anſpruchslos iſt, athmet frei und leicht; aber den untrüglichſten Spiegel, den Hinblick auf das Alter, vermeiden die Schönen mit zitternder Furcht.“

Da ſchlägt die Uhr; ich will zählen .... iſt's möglich, ſchon zwölf? Ich bin ſo hübſch im Zuge, und kann nicht aufhören, weil ich noch Vieles zu vermerken habe, was ich nicht gern vergeſſen möchte. So will ich die erſte Stunde am

17.

für den nächſten Abend rechnen.

„Die Coquetterie des Gefühls iſt mir nun vollends die widrigſte von allen,“ entgegnete das Fräulein auf jene Aeußerung.

„Wie viel Redlichkeit muß der Charakter einbüßen, ehe es zu dieſer Falſchheit der Empfindung gebracht wird. Das Wort Gemüth, welches zu meinem Aerger ſo gang und gäbe iſt, erinnert mich ſtets daran, daß die Leere ſchaltet. Das wahre Gemüth wohnt viel zu tief und heilig, um unter den Pöbel von böſem Leumund und dergleichen — auf die Lippen zu treten.“

„Mir aus der Seele geſprochen, liebe Freundin!“ fiel hier mein Vater ein, „dieſe Schminke des Herzens täuſcht unzählige Männer und iſt die verderblichſte Unwahrheit.“

„Ein luſtiges Weibchen, kindlich und ehrlich,“ fuhr das Fräulein fort, ohne ſich ſtören zu laſſen, „geſunder Hausverſtand und ein wenig Mutterwitz, welch ein Glück für die Ehe! — Liebe und Lachen ſind zwar ſelten beiſammen, wie man ſagt; aber jüngſt las ich: Man kann auch lieben ohne Thränen — und ich gab dem, der es geſchrieben, in Gedanken einen Kuß dafür.“

„Nach meiner Meinung,“ war meines Vaters Antwort,

„verbreitete unſere Lectüre jenen unklaren Geiſt. Der echte Humor wird immer ſeltner, und, vergeben Sie, Verehrteſte! die Damen verſtehen ſich auch nicht darauf. Die feinſte Blüthe der Bildung ſteht bei ihnen in üblem Geruch.“

„Und wie erquickend iſt nicht ein witziger Einfall!“ erwiederte Fräulein Trotha; „man labt ſich lange daran. Heiterkeit erhält ein friſches Herz, und gewinnt immer und Alles. Das iſt der Frühlingshimmel, der ſich auch über die höheren Jahre hinzieht. Wenn es Blumen giebt, die unverwelklich blühen, ſo wären ſie nur unter dieſer Sonne zu finden. — Aber das ſehen die Wenigſten unſeres Geſchlechts ein. Sie ziehen ein weinerliches Gewölk vor, das den freien Athemzug des Lebens benimmt und auf ſeine freundlichſten Stellen nichts als Thränentropfen fallen läßt. Wie manche junge Saat in Hoffnung, wie mancher Ernte künftiger Genuß — Sie hören, mein alter Freund, ich bin nicht ganz unwiſſend in der Ausdrucksweiſe der Poeſie — iſt ſolcher Art ſogar verhagelt worden.“

„Von jeher,“ entgegnete mein Vater, „haben die Frauen ſich in einer gewiſſen Empfindſamkeit gefallen, worin ſie ihr Licht leuchten laſſen; nichts Anderes iſt dies, als ein dunkles Kleid, das die Blondine am liebſten trägt. Dieſer vorherrſchende Geſchmack zeigt ſich nirgends auffallender, als in den Stammbüchern der früheren Zeit.“

„Dem ewigen Gott ſei es gedankt, ſie ſind nicht mehr Mode!“ fiel hier das Fräulein ein; „an welche Plage erinnern Sie mich, mein Propſt? Der Himmel verhüte es, daß die Stammbücher nicht a la Roccoco wieder aufkommen! — Sonſt ſchrieb ich in jedes, das man mir vorlegte: Hier kann der Menſch nie frei von Pein, nie frei von eigener Schwachheit ſein, — und als ich dieſe traurige Wahrheit etwa ein Dutzendmal wiederholt hatte, verſchonte man mich, und ſagte hinter meinem Rücken, die Trotha weiß nichts als ihren Gellert. Meinen Gellert, den verleugne ich auch nicht. Seine Fabeln, die ein Kind nicht anders als mit Freude leſen kann, ſind dennoch eine Geißel, aber wie von Roſen, für die Schwächen der Schönen, und dieſer Schwung der anmuthigſten Satyre läßt nur eine unſchuldige Schamröthe nach. — Jetzt iſt es keine Kleinigkeit, Geſchriebenes zu leſen, und daher auch die allgemeine Klage, nicht verſtanden zu werden."

„Das iſt eine Krankheit der Zeit," verſetzte mein Vater, „der Weltſchmerz, den unſere Dichter athmen"

„Gedichte!" unterbrach ihn die kleine, lebendige Trotha, „ja, ja! dieſer modernen Sündfluth kann ein vernünftiger Menſch nur mit Gefahr des Lebens entrinnen. Laſſen Sie Sich einen Spaß erzählen! — An meinem letzten Geburtstage bringt meine Jungfer mir einen Blumenſtrauß und ſagt: Da ich weiß, daß Ew. Gnaden einen Abſcheu haben vor Kränzen und Verſen — ſo — ich wollte mir zwar die Freiheit nehmen — Gut, daß du es ließeſt, Chriſtel, ich danke Dir, antwortete ich. Einſt aber, erwiederte ſie, und ich ſah es ihr an, wie reichlich ſie ſich zu entſchädigen gedachte, werden gnädiges Fräulein es doch geſchehen laſſen müſſen, daß man Ihrem Sarge einen Kranz aufſetzt, und ein Trauercarmen macht. — Daran zweifle ich, ſagte ich beſtimmt. Wer meinen Tod beſingt und meinen Sarg bekränzt, dem erſcheine ich! — Das Mädchen ward leichenblaß. Mein Leben wollte ich verwetten, daß man mich in Ruhe läßt, wenn ich geſtorben bin."

Als die Freundin meines Vaters fort war, fragte ich die Mutter, wie das Fräulein ihr gefallen hätte. „Sie iſt mir äußerſt angenehm geweſen," antwortete meine Mutter. „Und wäre ich ein Mann, ich würde ſie mir zum Freunde wählen, wenn auch nicht zur Frau."

Das iſt wahr! Die beſte Laune findet man bei den Häßlichen. Wer ſich glücklich fühlt, iſt ſtill vergnügt. Mir hat das Fräulein mit ihrem hellen Verſtande ein Licht aufgeſteckt, und meines Mannes Vorwurf, daß ich zu wenig heiter bin, leuchtet mir nunmehr ein. Den Muth dazu will ich mir erringen. — Und wenn Heinrich ſeinen Blick auf andere Dinge wendet und meine Geſtalt überſieht, dann ſoll mein Herz ihm klar werden. klar! Ein liebevoller Himmel der reinſten Treue und Ruhe! Gott, gieb mir Kraft dazu!

Den 18.

Ein unruhiger Tag der heutige, doch nicht ohne Genuß. Wie erquickend war der Frühlingsregen gegen Abend! „Wir können nicht dankbar genug dafür ſein," ſagte der Vater. „Der Staub iſt gelöſcht, und die Wanderer, welche unſer Städtchen gaſtfrei aufgenommen, dürfen ihn nun nicht von ihren Füßen ſchütteln, und können morgen friſch und fröhlich ihre Straße ziehen."

Balſam war dieſer Regen für die ganze Natur. Der Garten duftet labend, vom Feld herüber wehen die Lüfte tauſend Lieblichkeiten, der kleinſte Blumenkelch iſt voll himmliſcher Stärkung. Der trübe Himmel iſt völlig aufgeklärt; einzeln ſinken ſchwere Tropfen, wenn der Wind durch die feuchten Linden rauſcht.

An der kleinen Bürgerwache ſingen die Soldaten: „So viel Sternlein als da gehen" — in leiſem Verhallen tönt der Geſang bis hieher zu mir. Warum bewegt dies einfache Lied mich ſo, daß ich weinen möchte? O ſtill, mein Herz! Wir wollen ſein ſtill den Tag beſchließen, der von beſonderem Inhalte war.

Schon in aller Frühe war mein guter Vater munter. Der ſeinige iſt Feldprediger geweſen, weßhalb ſich ein perſönliches Intereſſe für dies Verhältniß ſeines Standes in ihm erhalten hat. Auch liebt mein Vater das Militair und läßt nichts auf dieſe Schutzmauer des Vaterlandes kommen, wie er ſagt. Ich mußte einen Gang um den Markt mit ihm machen. Alles lauſchte geſpannt auf den erſten Trommelſchlag draußen. An der Apotheke ſtanden einige angeſehene Hausbeſitzer, mein Vater trat zu ihnen. Sie redeten von den Anſtalten, welche ſie für das Vergnügen des Tages zu treffen gedächten.

„Ich habe für ein kleines Gaſtmahl geſorgt,“ ſagte der eine, „was ich doch einmal zu geben Willens war.“ Der andere ſprach: „Ich denke, eine trauliche Partie Whiſt wird ein müder Officier nicht ausſchlagen.“ Und der dritte, ein Muſikfreund, hatte es nicht minder gut im Sinne. „Unſer Quartett brächte ich mit leichter Mühe zuſammen,“ ſagte er, ungewiß, ob es zu Dank angebracht ſein werde. Auch dieſer beſcheidene Wirth fühlte, daß die Gabe der Tonkunſt vor Allem einen empfänglichen Sinn erfordere.

Mein Vater ſagte nichts dazu, aber er freute ſich auf die Unterhaltung eines wiſſenſchaftlich gebildeten Mannes, die ihm hier ſelten zu Theil wird.

Ich mußte lächeln; allein dieſe gaſtfreundliche Geſinnung rührte mich dennoch. Keinem war der Gaſt eine läſtige Bürde.

Bei dem erſten Schall der Hörner von weitem entſtand ein frohes Gedränge in den engen Straßen. Die Kinder jauchzten laut, jeder Bürger ſtellte ſich in Poſitur, die Einquartierung zu empfangen, Geſellen und Lehrlinge feierten. Mit grünen Zweigen auf den Tſchakos rückte das Militair ein, wie in die Heimath, wo es erwartet würde.

Unſer Feldprediger ließ ziemlich lange auf ſich warten. Endlich kam er Ein junger Mann mit gebräuntem Angeſicht und brennenden Augen. Vor der Mutter und meiner Wenigkeit entſchuldigte er ſein ſtaubiges Ausſehen, deſſenungeachtet öffnete mein Vater ihm herzlich ſeine Arme, und die Mutter ein kühles Zimmer, worin kein Stäubchen zu ſehen war.

Ich entfernte mich vorerſt, denn Alfred war mir abhanden gekommen. Im Garten fand ich ihn, wo er mit einer kleinen Trommel, welche die Großmutter, die ihm nichts abſchlagen kann, augenblicklich hatte kaufen müſſen, auf und ab marſchirte; hinter ihm drein die kleine Helene, der des Vaters Stock zum Gewehre diente und in den zarten, vollen Aermchen ſchwankte.

„Da haſt Du Deinen Prinz Eugen,“ rief mir mein Vater von der Gartenthür zu, „der wird einmal nach Herzensluſt commandiren“ —

O, wenn mein Mann dies Exercitium geſehen hätte! Wie würde er ſich gefreut haben! — Heinrich traut ſeinem Kinde kein Fünkchen Muth zu. Umſonſt ſtreite ich mit ihm, daß der Geiſt des Muthes ein ſtiller Geiſt ſei. Er ſagt: „Wo ein Trieb iſt, da treibt er hervor.“ — Mein Mann glaubt, daß ich den Knaben verweichliche, der kaum noch aufgehört hat, kränklich zu ſein! Wie manche Thräne koſtet mir ſchon dieſer Vorwurf! —

Als wir bei Tiſche ſaßen, ſagte der Feldprediger: „Aber, verehrter Herr Propſt, wie mögen Sie's nur hier aushalten?"

„Hier? wie ſo?" fragte mein Vater zurück, den wie billig die Frage Wunder nahm.

„Nun, in allem Ernſt, ich meine nur," antwortete Jener, „um in Abdera zu wohnen, muß man ein lachender Philoſoph ſein, aber kein Inhaber des heiligen Lehrſtuhls. Mir däucht, von geiſtlicher Höhe herab müßte Alles noch einmal ſo kleinlich erſcheinen, als es doch wirklich iſt."

Dieſe Aeußerung, obgleich ſie vielleicht ein Compliment für den Geiſt meines Vaters ſein ſollte, kam mir unfein vor und eben nicht theologiſch. Es freuete mich daher, als er erwiederte: „Dieſer Ort befriedigt mein Herz und füllt meine Zeit aus. In Wahrheit, ich lebe hier ſehr glücklich."

Und wie gutmüthig iſt dies kleine Abdera! fiel ich mit Wärme ein; ich konnte nicht umhin, die kleinen Züge der Gaſtfreundlichkeit von dieſem Morgen zu erzählen. Etwas Beſſeres als Spott war doch wohl in dem Lächeln, womit er mir zuhörte. Dann ſagte er: „Es kommt hiebei, wie bei Allem in der Welt, auf die Auffaſſung an. Was mich betrifft, ſo muß ich freimüthig bekennen, ich fühle gar keine kleinſtädtiſchen Elemente in mir, und ein Oertchen wie dieſes hübſche, wenn ich es mir als meinen Aufenthalt für immerwährend dächte, entſpräche meinem Wunſche und Bedürfniſſe nicht im Geringſten."

Und ich bin der Meinung, entgegnete ich — der Geiſt des Widerſpruchs war über mich gekommen — die große Stadt befördere den Egoismus und entfremde der wohlwollenden Neigung, ſich allen Menſchen freundlich zu erweiſen.

Mein Vater nickte. Dies ermuthigte mich, fortzufahren: Wie mag ich mich da wohl und heimiſch fühlen, wo immer und ewig Fremdes an mir vorübereilt, und was mir auch begegnen mag, Niemand Theil an mir nimmt?

„Eben dies Gehenlaſſen,“ lächelte der Feldprediger einredend, „erleichtert das Leben des Einzelnen. Wie läſtig, wenn die Kümmerhaftigkeit der Leute Notiz von jedem Schritte zu nehmen ſich erlaubt!“

„Dies thun die Großſtädter auch im Umkreis ihrer Bekannten,“ ſagte meine Mutter, die bis jetzt geſchwiegen hatte. „Neugier iſt ein kleinlicher Fehler; Sie haben Recht! Wo aber der Fleiß zu Hauſe iſt, da hat er ſelten einen Augenblick Zeit für das Thun und Laſſen der Menſchen. Und ein zufriedener Sinn läßt den lieben Nächſten in Ruhe und Fremde ihres Weges gehen.“

Ach, wie beklommen wird mir, ſetzte ich hinzu, wenn die ſtolzen Wagen in allen Farben und Richtungen rollen, ſo daß ärmliche Alte und ruhige Fußgänger kaum ausweichen können; dann denke ich, wie ungeſehen der Armuth ſtille Thräne rollt“ —

Der Feldprediger zuckte die Achſeln und ſprach: „Arme giebt es überall, und die Parabel vom reichen Manne läßt ſich im dürftigſten Flecken des Landes ſo gut wie in der Hauptſtadt auslegen. Rechnen Sie aber, um nur Eines zu erwähnen, Kunſtgenuß für nichts, den die große Stadt neben dem Vorzuge der Abgeſchiedenheit gewährt, worin man ungekannt und unbekrittelt leben kann?“

„Laſſen Sie mich auch ein Gewicht zum Aufſchlag für meine Tochter beilegen,“ hub mein Vater an. „Die große Stadt reißt im Strome mit ſich fort. Wenige bleiben ihres Willens mächtig, Viele gehen darin zu Grunde, die Meiſten treiben auf der Oberfläche. Die kleinere Stadt hingegen iſt dem Verſenken in die Tiefe günſtig, worin der Geiſtliche ſich täglich weihen muß für ſeinen unerſchöpflichen Beruf.“

„Sie geben vielleicht zu,“ entgegnete der junge Mann ehrerbietig zwar, doch beſtimmt, „daß der Standpunct, den der Prediger einnimmt, auch in Betracht gezogen werden muß. Ein Kirchenlicht, und wäre es das größte, könnte für einen gewiſſen Wirkungskreis nicht hinreichend ſein. Der chriſtliche Lehrer einer Landgemeinde — ſein Vortrag, wie ſein Leben auf dem Schauplatze der Natur, iſt gleichſam eine religiöſe Idylle — darf eine andere Sprache führen, als der Redner, der mit dem Schwerte des Geiſtes in die Seele dringen, auf dem Felde des Vaterlandes Hand an die Pflugſchaar legen, und das Feuer, deſſen er bedarf, an maſſenhaften Verhältniſſen entzünden muß.“

Mein Vater ſprach, indem er den jungen Feldprediger mit dem Lächeln der Ueberlegenheit anſah — es war eine milde Ironie in ſeinem Blicke, wie in der Weiſe ſeiner Antwort: „Chriſtus war in Bethlehem geboren! und Sie geben vielleicht zu: er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. — Wort Gottes! das kleinſte Räumlein nimmt noch heute wie damals Deinen Samen, Deinen Segen auf für die Auen der Unendlichkeit.“

Der Feldprediger ſchwieg hierauf tief. Mein Vater brachte ihn auf die Fahnenweihe und äußerte den Wunſch, den Text zu wiſſen.

„Ich glaube ihn nicht übel gewählt zu haben,“ antwortete der lutheriſche Weltgeiſtliche, und theilte ihn mit, flammenden Auges.

Ein ſterbender Vater ermahnt ſeine Söhne, treu am Geſetz zu halten und daran zu denken, welche Thaten ihre Väter auf dieſem Boden gethan, auf daß ſie ſich wahren

Ruhm und einen ewigen Namen erwürben. — Aus dem Buche der Maccabäer, wenn ich nicht irre.

Mein Vater bezeugte dieſer Wahl ſeinen ganzen Beifall.

Die Männer vertieften ſich nun in ein gelehrtes Geſpräch. Mit ſtillem Antheil hörte ich zu. Wie ſchön wäre es doch, wenn mein Mann dies Intereſſe für religiöſe Gegenſtände mit mir theilte!

„Es liegt im Blute“ ſagte er einſt. Im Leben liegt's! im Leben meines Herzens. Wäre ich ein Weib, wenn ich etwas Höheres, als die Religion der Liebe zu denken wüßte? Guter Gott, erleuchte ihn doch, daß er das wahrſte Glück erkenne! — Muß denn ein Erdbeben kommen, wenn die bleichen Götzen ſtürzen ſollen? Doch könnte nichts als mein Tod ihm das Irdiſche verleiden, o, ſo laß mich ſterben, himmliſcher Vater, daß, wenn meine Augen brechen, er Dich ſähe, Dich! den lebendigen Gott! Dann umſchlänge ihn meine freie Seele und würde ſein Schutzgeiſt. Bin ich es nicht ſchon? Ja, ich fühle es in dieſem Augenblicke.

Den 19.

Das Städtchen war wie ausgeſtorben. Der Sonntag-Nachmittag iſt ohnehin hier ſo einſam und lautlos, daß die guten Liebſtädter ein Begräbniß für eine kleine Zerſtreuung halten. Der Vater hielt die Parentation für die junge Bürgersfrau. Im Garten ſaß ich mit der Mutter, die Kinder ſpielten in unſerer Nähe. Wir ſprachen von geſtern, und wie der Vater ſo heiter und vergnügt geweſen wäre.

„Das war er immer,“ ſagte die Mutter, „wenn ein Gaſt nach ſeinem Sinne war. Der Vater disputirt für ſein Leben gern, und an dem Feldprediger hatte er ſeinen Mann gefunden.“

Mir fiel Etwas ein, was mir ſchon längſt ſchwer auf dem Herzen liegt. So ſagte ich einleitend: Das Capitel der Gäſte möchte auch in den Vorſchriften des Hausſtandes enthalten ſein für eine arme junge Ehefrau, der es an Umſicht gebricht. —

Die Mutter ſah mich aufmerkſam an und ſprach: „Wen meinſt Du damit? Dich doch nicht? Dir, meine Tochter, kann es an Uebung nicht gefehlt haben. Dein Vater war immer gaſtfrei ohne Murren, und was an mir lag, habe ich mit Freuden gethan. Eine mürriſche Hausfrau bei ſolcher Gelegenheit iſt etwas Widriges, und mehr als Freundlichkeit bedarf's nicht, daß Jedem wohl und gemüthlich im fremden Hauſe ſei.“

So dachte ich auch, war meine Antwort, und ein ſchmerzliches Gefühl, daß dieſe einfache Denkart für das Verhältniß, worin ich lebe, nicht mehr ausreiche, wallte auf in meiner Bruſt. Die Mutter ſchwieg erwartend, und ich ſprach: Oft ſchon habe ich Deine tiefen Blicke in das Innerſte der Menſchen bewundert; Du kennſt die Eigenheiten der Männer — meine liebſte Mutter. Wenn Du mir doch eine einzige Frage beantworten wollteſt!

„Nun, ſo laß doch hören,“ ſagte ſie, „worüber möchteſt Du Beſcheid?“

Ueber eine Seltſamkeit meines Mannes, die mir unerklärlich iſt, erwiederte ich. Heinrich iſt ein überall gern geſehener Gaſt, und ſeine Perſönlichkeit iſt's wohl nicht allein, was ihn auszeichnet. Er ſteht ſo edel da vor Jedem, nie redet er zur Unzeit, noch verſtößt er irgend jemals gegen das Schickliche. So durchaus ungezwungen benimmt mein

Mann ſich aller Orten, daß ihm auch nicht das leiſeſte Bewußtſein der Geſellſchaft anzumerken iſt.

Hier lächelte die Mutter, und ſchnell ſetzte ich hinzu: Doch nur als Gaſt kann er in dieſes Licht geſtellt werden, die Schattenſeite fällt auf den Wirth.

„Welche?“ fragte meine Mutter, „ſage es mir offenherzig, liebe Tochter.“

Ja, das will ich auch, redete ich frei heraus. Daheim zeigt Heinrich ſich anders, ganz anders. Jede-Vorbereitung für ein geſelliges Zuſammenſein, innerhalb ſeines Wohnbereichs, erregt ihn ſtürmiſch. Das wiſſen ſogar unſere Leute, denen mein Mann ſonſt ein äußerſt gütiger Herr iſt. Mit finſterer Stirn ertheilt er ſeine Befehle, mit Furcht empfängt der Bediente die Einladungskarten. Was nur in meinen Kräften ſteht, Gott weiß es! das thue ich, auf daß Alles aufs beſte beſtellt ſei. . . . . .

„Du darfſt es mir nicht betheuern, ich glaube Dir, Helene!“ unterbrach mich meine Mutter. „Doch thuſt Du vielleicht zu viel? Es iſt nicht ſelten der Fall, daß Frauen auf dieſe Weiſe ihren Männern die Luſt verleiden, Jemand bei ſich zu ſehen.“

Nein, Mutter, nein! ich bin ja deine Tochter, rief ich. Es war gewiß mein aufrichtigſter Ernſt, ich bin daran gewöhnt, Maß zu halten.

„Oder liebt der Baron eine ſogenannte Fête überhaupt nicht?“ fragte die Mutter weiter. „Iſt ihm die Bewirthung vielleicht zu koſtſpielig, oder die Pflicht der Unterhaltung langweilig und läſtig? Eins muß es doch ſein, was ihn verſtimmt.

Nichts von dieſem Allem, was Du da nennſt, Mütterchen, verſetzte ich. Von meinem Manne nur geht der

Wunſch und Wille aus, Geſellſchaft einzuladen; ſeine Wahl beſtimmt die Gäſte. Von guten Freunden iſt dabei nicht die Rede, kaum von ſogenannten, und ſo gilt es mir völlig gleich, wer zu uns kommt oder abſagen läßt. Heinrich iſt nicht im Mindeſten karg. Ja, ſogar liberal möchte ich ſeine Weiſe nennen, zu ſchalten und zu walten, ſo daß ich eine gute Wirthin ſein muß. Bedürfniß iſt es ihm, ſich mitzutheilen, warum ginge er ſonſt täglich aus? Ich weiß es alſo nicht. —

„Beſchreibe mir doch das Betragen Deines Mannes bei ſolcher Gelegenheit, vielleicht, daß ſich daraus etwas abnehmen ließe," ſagte meine gute Mutter.

Ja, wenn ich es zu beſchreiben wüßte, antwortete ich. Nur zu empfinden vermag ich, daß etwas Forcirtes darin iſt, was den Umlauf meines Blutes ängſtigend beſchleunigt und mir mein Herz zuſammenſchnürt. Seine Augen ſind beſtändig auf mich gerichtet; das bringt mich außer Faſſung. Ich fühle mich verlegen — — ach, welch ein beengendes Gefühl iſt das! Dann geſchieht es wohl, daß ich mich im Stoffe vergreife, um nur etwas zu reden. Nun ſieht mich Heinrich an, ich ſehe ein Lächeln auf ſeinen Lippen ſchweben, und ein verwundender Scharfſinn, der in ſeinem Blicke mich trifft, dringt in das Innerſte meiner Seele. Die Eilfertigkeit, womit er ſich des Wortes bemächtigt und mich gleichſam abſetzt, iſt dann eben auch nicht ſchmeichelhaft für mich.

Die Mutter nickte, ich ſah, die Röthe war ihr in das Geſicht geſtiegen. Sie ſprach: „Du ſiehſt, Helene, wie wenig oft die einander kennen, welche ſich einer Liebe über Alles rühmen. Welch einen innern Schatz bedarf eine Frau, um auch in der beſten Ehe liebreich auszukommen. — Ja, ja! man muß erſt einen Biſſen Brod mit dem Manne gegeſſen haben, um zu wiſſen, was das liebe, lange Leben fordert. Der Baum der Erkenntniß ſteht zwar im Paradieſe; iſt aber die Frucht einmal genoſſen, ſo ſchließt ſich das Pförtlein zu.“

Mit einem ſchweren Seufzer ſtimmte ich der Mutter bei. Wie unbefangen war ich ſonſt, fuhr ich wehmüthig fort. Als ich mich noch jedem Einfall überließ und unfreiwillig that, wozu ich mich bewogen fand, war es mir, als dürfte ich, was ich dachte. Die kleine Bonne, die mich richtig leitete, war mein Herz, und ihre Stimme mein eigenſter Gedanke. Jetzt iſt es zuweilen, als ſtände ein unſichtbarer Hofmeiſter mir zur Seite, dem ich nichts recht machen kann. — Nun ſage, was ſoll ich thun? —

Meine Mutter legte ihr Strickzeug auf den Schooß, um mir ihr Urtheil abzugeben. Sie ſprach: „Deine früheren Verhältniſſe erlaubten Dir, meine liebe Helene, natürlich zu ſein. Wer weiß, ob es wohlgethan war, daß wir meinten, wir könnten Dir ungeſtraft Deinen Willen laſſen? — Vielleicht iſt es der Mangel an Convenienz, was Dein Mann übertragen zu müſſen glaubt? Oder es könnte ſein, daß er ein vornehmes Air an Dir vermißte?“

O Mutter! rief ich und fühlte, wie ich entbrannte, ich fürchte, Du haſt den tiefſten Punct getroffen. Heinrich, ich habe es öfter im Stillen bemerkt, ſchätzt das Talent der Repräſentation ſehr hoch, auch an einer Frau. Es mag dies noch aus den erſten Eindrücken ſeiner Kindheit herſtammen, wo ihm die ſtolze Gräfin vorſchwebt, deren Andenken er noch mit der größten Liebe verehrt. Mein Mann hat die ſtrengſten Begriffe von weiblicher Zurückhaltung gegen Fremde, was zuletzt alle Freundlichkeit aufhebt. — Das hängt Dir noch aus dem Pfarrhauſe an, ſagte er einſt zu mir; aber Mutter, um des Himmels Willen! ſage dies dem Vater nicht wieder, der es meinem Manne ſehr übel nehmen würde. — Und als ich mich jüngſt einer alten Dame behülflich gezeigt hatte, verwies er es mir als unſchicklich, und gebrauchte in ſeinem Tadel das Wort „ſervil,“ mit einem Nachdruck, der mich empfindlich berührte. —

„Wäreſt Du als ein adeliges Fräulein aus einem alten Hauſe Deines Heinrichs Gattin geworden, ſo würde er dieſe anſpruchsloſe Zuvorkommenheit an dir ſehr lobenswerth finden,“ erwiederte meine Mutter. „Jedenfalls iſt es ein Mißverhältniß, welches ſich, wenn auch noch ſo leiſe, herausfühlen läßt. Das kommt mir beinahe wie ein ſtiefmütterliches vor. Die rechte Mutter, die ebenbürtige, hat das Vorrecht, daß auch ein Fehler der Strenge als Tugend gilt, während einer Stellvertreterin ſelbſt die weichſte Schonung übel ausgelegt wird.“

Es mag ſo ſein, wie du ſagſt, geliebte Mutter! entgegnete ich. Wenn ich jedoch meinen letzten Blutstropfen für das Glück meines Mannes hingebe, dann wird Heinrich den Adel meines Herzens anerkennen müſſen. Die Gabe zu repräſentiren beſitze ich nicht; ich kann nur mich ſelbſt vorſtellen, und wenn Natur und Wahrheit meinem Manne an ſeinem Weibe nicht mehr gilt, als die Formen der Dame vom Hauſe, ſo wäre ich freilich zu beklagen. — Manchmal ſchon, wenn ich kaum ein Wörtchen hervorzubringen vermag und mir iſt, als kämpfte ich mit irgend Etwas, was mich hemmte, habe ich an den Redner des Alterthums denken müſſen, von dem der Vater erzählte, daß er Steine in den Mund genommen habe, um das Hinderniß der Sprache zu überwinden.

„Wenn ich nicht irre,“ ſagte meine Mutter, „ſo ſcheint mir Stolz der vorherrſchende Fehler Deines Mannes; laſſe tauſend Tugenden für Dich daraus werden. — Keine eiferſüchtige Schwäche darf dich erniedrigen. Sei immer gut und edel, wenn Du auch bisweilen fühlen ſollteſt, daß Du nicht adelig geboren biſt. Dann gleichſt Du der Muſchel, welche auch Sand und Steinchen mit Perlenſchmelz überzieht. — Ein tiefes weibliches Gemüth verwandelt Alles in ſein reines Selbſt.“

Meine gute, meine edle Mutter! Wir ſprachen noch lange über Mißverhältniſſe in der Ehe, die, wie meine Mutter behauptet, faſt in allen, auch in den gleichartigſten Statt finden, mehr oder minder. Mit liebevollem Tone ſagte ſie: „Wir müſſen nicht zu viel verlangen, Helene. Das Leben iſt allzuſtörend für den reinen Einklang der Herzen.“

Ich ſchwieg traurig dazu und antwortete nur mit einem Seufzer.

Den 20.

Jene Worte: „Das Siegel iſt die Sonne der Liebe —“ leuchteten mir heute früh als wahr ein, da ich erwachte und ein Brief von meinem Manne mir in die Augen ſchien. Die Mutter hielt das Schreiben in ihrer lieben Hand und ſprach:

„Guten Morgen, Helene! ich hoffe, daß ich Dir ihn bringe.“

Das klang doch halb und halb wie ein Zweifel? — Es iſt ſeltſam, aber es iſt gewiß, der Geiſt eines Briefes dringt auch durch ſeine Hülle an ein Herz, das liebt! —

Ein Schauer drang in mein Innerſtes, da ich voller Freude das Couvert an meine Bruſt drückte. Warten konnte ich nicht, ſeinen Inhalt zu erfahren, bis ich völlig angekleidet wäre; mit heißem Verlangen nach den erſehnten Schriftzügen, ſetzte ich mich an das offne Fenſter, und ſo könnte ich auch hier anwenden, daß man ſich am leichteſten erkältet, wenn man am allerwärmſten iſt.

Heinrich hat auf einem Umwege die Gräfin beſucht. Zwei Seiten ſeines Briefes ſind gedrängt voll von ihr — und Fanny. Leonide trauert noch in tiefſter Seele, und obſchon ſie bei dem Anblicke meines Mannes in Thränen ausgebrochen iſt, ſo hat ſein Wiederſehen ſie dennoch etwas erheitert.

Dies brennende Bedürfniß, zum Troſt der betrübten Freundin beitragen zu können, ſoll keinen kühlen Tadel an mir finden, die glühende Verehrung, mit welcher Heinrich von der ſchweſterlichen Treue dieſes wunden Herzens ſpricht —, warum thut ſie mir weh? — O! wenn Treue das Juwel iſt, das Du, mein Geliebter, am höchſten ſchätzeſt, dann liegt es Dir näher noch. Arme Helene! wie? wenn Du Deinen verſchenkten Diamant vergraben müßteſt, weil er ſeinen Werth verloren in den Augen deſſen, dem er angehört? — —

Jene innige Theilnahme, die, wie ich meinen Mann kenne, nur der wahrſte Ausdruck ſeiner Gefühle iſt, achte ich mit dankbarer Liebe für die Gräfin, und theile ſie als meines Heinrichs Frau. Aber das Entzücken, womit er Fanny's erwähnt, läßt mich kalt und fremd. Er nennt ſie das ſchönſte Mädchen, das er je geſehen.

Ich mußte lächeln, wie ich es las. Heinrich findet es natürlich, daß dies reizende Mädchen alle Männer bezaubere.

Alle? Es ſcheint ſo. Und indem er ſich nun in einem Lobe verbreitet, welches der Phantaſie viel verdankt, ſchildert er Fanny als ein kindlich naives Weſen, hinreißend durch eine unſchuldige Coquetterie, ſo daß es unmöglich wäre, dem Eindrucke ihrer Liebenswürdigkeit zu widerſtehen. Sogar die Gräſin ſei ſchwach gegen ihren und Eckardy's Liebling, und richte nichts aus gegen dieſe ſüße, umſtrickende Gewalt. Darf ich der ſittlich-feſten Leonide ſolche Schwäche zutrauen?

Die Gräſin iſt entſchloſſen, künftigen Winter in der Hauptſtadt zuzubringen, um Fanny's Ausbildung zu vollenden. Sie hat meinem Manne die im Hauſe des Oberſten von Fürſtland bereits gemiethete Wohnung angetragen, welche groß und ſchön ſein ſoll, die aber Leonide nun wieder aus beſondern Gründen nicht will. Mein Mann iſt auf dieſen Vorſchlag unbedingt eingegangen, weil er gemerkt, daß der Gräſin ein Gefallen damit geſchehe.

Und hatte die Hausfrau bei dieſer Veränderung keine Stimme, mein Gemahl? Gehört ſie nicht vielmehr recht eigentlich vor mein Forum? — Zwar waren wir halb und halb Willens, unſer Quartier zu wechſeln; aber — — Heinrich hätte doch nicht ohne mich entſcheiden ſollen. Die einzige Berückſichtigung, die er mir gönnt, iſt die Meinung, daß ich durch den nahen Umgang einer ſo ausgezeichneten Dame, wie Frau von Fürſtland, nur gewinnen könne. —

Arme Helene nochmals! und was iſt des langen Brieſes kurzer Sinn — für Dich? Die flüchtige Bitte, meiner Geſundheit zu ſchonen und Alfred nicht zu verzärteln. Und ſo wäre der ganze Inhalt deſſen, was mein Mann mir, mir! zu ſagen wußte, ein Vorwurf, und zwar ein doppelter.

Das erſte Gefühl nach dem Leſen eines Briefes iſt das richtigſte Urtheil, und das meine war ſchmerzlich. Da ſtehen ſie in ſtarrer Unumſtößlichkeit, wie ein tödtendes Geſetz, die Zeilen, denen ich ſo froh entgegenſah! Das Wort, auch das härteſte und bitterſte, iſt doch nur ein Hauch, der vom Munde weht. O, auf Briefe freue ſich doch Niemand! Der Schmerz, den ein Brief enthält, iſt unſterblich wie der Geiſt, der ihn eingab. Wie manches Herz bricht mit dem Siegel unter einer zitternden Hand! — Und ein Herz iſt leicht gebrochen und auf ewig! — —

Wenn ich mit dieſem ausführlichen und dennoch ſo unbefriedigenden Briefe ein kleines Billet vergleiche, welches Heinrich mir während unſerer Brautzeit geſchrieben, als er verhindert war, mich zur beſtimmten Stunde zu ſehen —, ein paar flüchtige Worte ſind es nur; aber ſie athmen die allerinnigſte Sehnſucht, der kleinſte Buchſtabe drückt den Charakter der Liebe aus und zeigt in jedem Zuge ihr unnachahmliches Bild. — Wie lebhaft ſtand meine theure Simonis, am liebſten nenne ich ſie ſo, vor meiner Seele, wie entſchuldiget! Schon dieſer erregte Styl meines Mannes beugt meinen Muth; er geht ſo leicht über meine perſönlichen Angelegenheiten hinweg, ſein Intereſſe haftet an einer neuen Eroberung. Wer nun die Beweiſe der Leidenſchaft für eine Andere — der Leidenſchaft, welche das Gefühl der Liebe ausſchließt, — mit eigenen Augen läſe, könnte nur noch auf das Grab blicken, und wenn es lebendig begrübe. Wenn das Herz erſtorben iſt, flieht das Leben von hinnen. —

Man rief mich zum Frühſtück, ſonſt ſäße ich wohl noch und ſänne nach.

»Warum ſo langſam, Frau Tochter?« fragte mein Vater, ohne von dem Zeitungsblatte aufzuſehen, worin er las. „Deine Mutter iſt trotz ihrer Corpulenz noch flink genug zum Poſtillon d'amour. Gratulire zum Empfang! Nun, was ſchreibt denn der Forſtrath?“

Die Mutter ſah mich betroffen an und ſagte halb leiſe: „Du haſt doch keine ſchlimme Nachrichten?“ Schweigend verneinte ich; aber der Vater hatte die Frage ſchon vernommen.

„Wie?“ rief er auffahrend, „und jetzt ſehe ich erſt, wie blaß Du biſt. Leugne nicht, Helene! es ſteht ein Unglück in dem Briefe“ — — Hier lies ihn ſelbſt, mein Vater! ſprach ich, mir blieb nun nichts weiter übrig.

Mein Vater las das Schreiben mit Bedacht. Dann ſagte er: „Hm! ich finde nichts Erſchreckliches darin, vielleicht iſt Dir die Sache mit dem Quartier nicht genehm?“

Wir waren Willens, unſere bisherige Wohnung aufzugeben, antwortete ich.

„Nun alſo!“ erwiederte mein Vater, „ſo hätte es ſich ja nicht beſſer treffen können. Oder das Haus, worin Ihr einmiethen werdet, hat wohl nicht die angenehmſte Lage?“

Es ſteht am Paradeplatze, verſetzte ich; der Oberſt von Fürſtland, dem es gehört, iſt Director eines militäriſchen Inſtituts, und viele junge Officiere gehen bei ihm aus und ein.

„Was ficht Dich das an?“ entgegnete mein Vater mit einer gewiſſen Entrüſtung, in der ſein gutes Herz am weichſten ſchlägt. „Und wenn ſie en front anrückten? Die Bruſt eines treuen Weibes iſt eine feſte Mauer.“

„Und das Glück wohnt im Herzen!“ — ſagte meine Mutter, ſanft verſichernd. Sie betrachtete mich den Tag über mit bekümmerten Blicken, vor denen ich mich zuſammennahm.

Eine unendliche Freude verſpricht Heinrich ſich von dem Zuſammenleben mit der Gräfin und Fanny. — Mein Heinrich! Deine Freuden ſind nur allzuflüchtig. — Wenn du Dich nur nicht täuſcheſt! Ach, es war leider ein Traum, ſagte die erwachende Seele. Doch jetzt ſchlafe, mein Herz, und träume Dich glücklicher! „Schlafe, was willſt Du mehr?“

Den 21.

Mit möglichſter Anſtrengung hatte ich geſtern mein aufgeregtes Gemüth beſchwichtigt, und die Nacht war ruhiger geweſen, als ich hoffen durfte. Geſtärkt erwachte ich. O, wie iſt der Schlummer doch der Wein eines ſehnſüchtigen Herzens, einer dürſtenden Seele! Wie labt ein Athemzug voll Schlaf, wenn man erſchöpft das Auge ſchloß! Neues Leben gießt der Geber des Guten in die matten Glieder, und wenn im Grabe ich genug geſchlummert habe, dann erſcheint mir Alles in anderer Geſtalt. Jeden Morgen ſieht man anders an, was uns am Abend vorher mit bitterm Weinen erfüllte, wenn es auch Niemand bemerkt; denn die wenigſten Thränen werden vergoſſen!

Auferſtehen! ſollte man als tägliches Morgenlied mindeſtens denken; es ſingt in rührender Weiſe einen Frühling, der nach dem Winter ermüdeter Gefühle kommt. — Dieſe Gedanken kommen mir vom Kirchhofe, wohin der Vater mich heute mit nahm, Maarbonn's Grab zu beſuchen. Eine breite Kaſtanie ſchattet friedſam darüber hin; die friſchen

Blätter glänzten im warmen Sonnenſchein, ein Vöglein ſang luſtig in den Zweigen. Roſen ſind rings herumgepflanzt; ſtehen ſie in voller Blüthe, dann muß es himmliſch ſein!

Dicht dabei iſt eine grüne Bank angebracht, und darunter ſtand eine kleine Gießkanne. Es freute mich, daß kein prunkender Stein das Andenken eines Mannes von ſo einfachem Sinn entweihte. Wüßte ich doch nicht, was mir mehr zuwider wäre, als dieſe armſelige Prahlerei mit Tugend und Trauer; dieſe goldnen, gleißenden Lügen, da, wo die ernſteſte Wahrheit eingegraben iſt! — Als ich dies gegen meinen Vater äußerte, ſagte er: „So, und nicht anders wollte es Maarbonn In die weiche Erde bettet mich, nicht in ein gemauert Grab! bat er noch, nahe am Sterben. Er wünſchte ſeinen Hügel unter dem Schatten eines Baumes, und daß ihm Blumen gepflanzt würden, von Freundeshand gepflegt. Ich habe ihm daher die ſchönſten Roſenſtöcke ſetzen laſſen, die ich nur habe auftreiben können. Sie verbreiten einen Odem um dieſe ſtille Stätte, der an Alles erinnert, was hienieden beſeligend war und iſt — dieſe Roſen athmen das zarteſte Leben der Natur aus,“ und mit bewegter Stimme ſetzte mein Vater hinzu: „Das iſt ja die einzige Liebe, die man einem Geſtorbenen erweiſen kann, daß man in ſeinem Geiſte denkt und handelt.“

Wir ſchwiegen nun Beide. Meine Wehmuth zu verbergen, ließ ich den Blick umherſchweifen auf dem Kirchhofe. Auch hier war eine rührende Familiarität nicht zu verkennen. Die Einfalt mancher Stelle überraſchte mich, ohne mir ein Lächeln abzulocken, — und ein Kindergrab, worauf ein kleiner Wald von Vergißmeinnicht blühte, ließ mich nicht von dem bangen Gedanken abſehen, der in mir aufſtieg. Ich dachte mir meinen ſchwächlichen Alfred hinein, und das Licht des Lebens erloſch für mich. —

„Sieh, Helene,“ ſagte mein Vater, „hier verweile ich öfters; hier iſt mir wohl! Wenn an einem milden Abend Alles ſtill um mich iſt, Hauch des Himmels mich anweht, dann haben dieſe Roſen eine Sprache. — Die Todten ſchweigen tief! Wenn ich aber der edlen Verſchwiegenheit meines Freundes gedenke, ſo weiß ich nun, welch ein Dorn mit ſeinem Herzen gebrochen iſt. — Iſt Freundſchaft die Ehe der Geiſter, ſo bin ich die Wittwe des Mannes, der hier ſchläft. Diejenige, welche ſo heißt, iſt weit entfernt davon, es zu ſein. Der Selige iſt ihrer nun los und ledig, denn der Himmel löſ't alle irdiſchen Bande, und nur die eiſerne Nothwendigkeit hatte jenes Eheband gefügt.“

Der arme Maarbonn! ſchaltete ich ein; in ſolcher Feſſel auszuhalten, das kann ich mir ſchrecklich denken.

„O! er hatte Geduld — auch mit mir!“ ſagte mein Vater, und ſein Auge glänzte. „Nie werde ich vergeſſen, wie er einſt, als ich mich einem Ausbruch von Heftigkeit überließ, einen langen Blick auf mich heftete, und, indem er mir die Hand reichte, nichts ſagte, nichts, als gute Nacht, mein Freund! Welch ein Friedenswunſch war das, ewig ſegne ich ihn dafür. Kein Vorwurf — glaube mir das, meine Tochter, nichts wirkt ſchlagender als der ſchweigende! Wüßten dies nur die Frauen, und wollten ſie es beherzigen; doch von Allen Deines Geſchlechts weiß ich nur Eine, welche dieſe geheimnißvolle Kraft zu üben verſteht, und das iſt Deine Mutter!“

Dies zufällig Geſagte war eine Warnung für mich, zu rechter Zeit. Vielleicht hätte ich ohne ſie meinem Manne vorwurfsvoll geantwortet. Doch enthielt ich mich der Frage nicht: Aber, Vater, kann denn dies Geſetz des Stillſchweigens neben der Pflicht der unbedingteſten Offenheit und Aufrichtigkeit beſtehen, die man in der Ehe einander ſchuldig iſt?

Mein Vater lächelte, ich ſah es gern, denn im Puncte der Ehe und ihrer heiligen Unantaſtbarkeit denkt er altmodiſch ernſt. „Es iſt nur ſchwer zu erfüllen, jenes Geſetz," ſagte er; „wo der Geiſt ehelichen Verſtändniſſes herrſcht, da bedarf es der Sprache nicht, die bei all ihrem Reichthum doch ein armſeliger Behelf bleibt für das Gefühl derer, die da lieben. Doch ſobald Eheleute ſich nicht mehr verſtehen, iſt jedes Wort in den Wind geredet und verloren. — Nur Dein Herz frage, mein Kind! Verbietet Dir nicht ſchon der weibliche Stolz manchen Vorwurf, den Du Deinem Manne machen könnteſt? Zum Beiſpiel, wenn er Dich irgend einmal vernachläſſigte? Und das Gefühl reinſter Liebe iſt zarter noch. Was in Wahrheit beſchämt, beſſert ſelten, beſonders Männer. Das ſtille Hinnehmen deſſen, was kränkte, iſt die eigenſte Ehre eines klugen und guten Weibes, und der Mann empfindet es gerührt, als ein ſchweigendes Vertrauen, daß es ſo ſchlimm nicht gemeint war. Dies Zutrauen, liebe Tochter, darf in der Ehe nicht fehlen, ein anderes wird leicht zu einem Pfeil, der die Herzen ſpaltet!" —

Mein Vater hat Recht, ich fühle es, und ſo werde ich denn mit keiner Sylbe einer Empfindung erwähnen, deren ich mich ſchämen müßte.

Wie müde bin ich! wie von Schmerz ermattet — morgen mehr!

Den 22.

Iſt es nicht, als hätte die Sonne des nun verſchwundenen Tages mich mit goldenem Finger berührt? All Deine verſunkenen Schätze, Du armes Herz, haben ſich Dir wieder aufgethan. Was das Leben giebt, o gütiger Gott! wenn die Liebe es verklärt, dies hat ein heller Spiegel mir gezeigt, und ich habe mich ſelbſt darin geſehen, für einen Augenblick glücklich. — Dem betrübten Auge verſchwindet jener Zauber, und die Juwelen, die man wie eine Königin vergnügt heimzutragen wähnte, verwandeln unter den Händen ſich in kleine Steine, die man lebenslang auf dem ſchweren Herzen trägt. Und die Liebe iſt dennoch wohl kein Mährchen, ſondern das wahrſte der Gefühle, wenn auch eine *belohnte* Liebe immerhin eine ſeltene Erfahrung ſein mag.

Wir ſaßen heute früh zuſammen, Vater, Mutter und ich. Da tritt ein nettes Mädchen ein und beſtellt das Aufgebot für den nächſten Sonntag. Mein Vater ſah das Mädchen fragend an und ſprach: „Wie iſt mir denn, mein gutes Kind? ich meinte, es wäre die Schweſter?“

„Auch *die*!“ lautete die Antwort, „erſt ſeit geſtern bin ich Braut, nun werde ich noch früher Hochzeit haben.“

Bei dieſen Worten war der offne Blick, womit ſie geſprochen wurden, voll und immer voller geworden; der Tropfen war's, der das Maß überfließen macht; denn erglühend unter heißen Thränen, ſetzte das Mädchen hinzu: „Verzeihen Sie nur ja! ich kann mein Glück noch nicht faſſen —“ und weinte laut.

Wie hätte uns dies nicht innigſt rühren ſollen! Ach! nach dem Anblicke eines dankbar Glücklichen möchte man die Welt umſchiffen, und eine Freudenthräne, dieſe Perle vom erſten Waſſer, iſt das Sehenswertheſte auf Erden. Was ſchmückt ſo köſtlich, was rührt ſo tief, als ſie? — Tauſende, gleichgültig gegen alles Gold, ſchauen mit Neid, mit ſchwellendem Herzen in das Auge, woraus die kleinſte Freudenperle fließt. Sie ahnen den unerſchöpflichen Reichthum und einen Grund, auf den ſich mehr als ein Haus der Vergänglichkeit, auf den der Himmel ſich bauen läßt. Warum verſiegen auch Freudenthränen im Sande der Stunden?

Mein Vater war ſichtlich ergriffen, und wie er denn nun iſt, bemerkte er warnend, daß ſolch eine ſtarkempfundene Freude ſchädlich werden könne, wo nicht tödtend. Die glückliche Braut antwortete mit einem eigenen Lächeln. Wenn ich malen könnte, ich würde dieſem Zuge, der ſich in Entzücken und Weltverachtung theilte, Licht und Schatten geben. „Und wenn auch, verehrter Herr Propſt! ich ſtürbe nun willig und mit Freuden.“

Die Mutter traf ein beſſeres Mittel, ein wenig Gleichmuth in die Scene zu bringen. Sie bat das Mädchen, uns von dem Brautſtande etwas mitzutheilen. Mein Gedächtniß hat etwa Folgendes behalten:

„Meine Schweſter und ich ſind Töchter einer Wittwe, der Vater war Rentmeiſter auf einem herrſchaftlichen Amte und iſt ſchon lange todt. Wir ernähren die Mutter von unſerer Hände Arbeit; auch iſt es unſern Kunden nie zu weit geweſen, uns in der entlegenen Wohnung aufzuſuchen, dem ſogenannten Weizen-Vorwerk gegenüber. Von Alters her hat es ſo geheißen, weil dort der Weizen am ſchönſten blüht. Es ruht ein beſonderer Segen auf dieſem Grundſtücke, denn wer es noch beſaß, iſt reich geworden.“ — —

„Der jetzige Beſitzer, ein gewiſſer Lindner, hat einen Sohn, mit dem ich ſeit fünf Jahren verſprochen bin. Die

Eltern widerſtrebten der Heirath, weil ich arm wäre und mir mein Brod verdienen müßte. Sie dachten höher hinaus mit dem einzigen Erben ihres großen Vermögens. Die Mutter tröſtete mich wohl, wenn ſie ſah, daß ich mich grämte, und ein Geburtstag nach dem andern verging. Sie ſagte dann: Es bringt Dir Ehre, meine Guſtel, daß Du ſo fleißig biſt, und daß ich, Deine Mutter, ſatt werde von den Früchten Deines Fleißes, das bringt Dir Segen! Laſſe doch Gott walten, möchteſt Du aus Gnaden aufgenommen ſein, wo man Dich gering hält.“

Das Herz zuckte mir im Buſen, als das Mädchen im frömmſten Stolze — (nichts kleidet ein weiblich Weſen ſchöner!) dieſe Worte ſprach. Weiter! „Ich nahm Theil an Allem, aber von ferne nur und blöde, als hätte ich kein Recht dazu. So oft ſie drüben die Ernte einſammelten, hing ich unbemerkt einen Kranz daran, benetzt mit bitterm Thau. An jedem Garbenſchober, der im Freien aufgethürmt wurde, hielt mein Gebet Wache, und wenn mein Liebſter zum Getreidemarkt ritt, dahin, dorthin, ſo gab ihm mein Wunſch gleichſam wie ein guter Engel das Geleit, daß ihm unterweges kein Unglück widerführe; denn das Leben war ihm gleichgültig geworden, da unſere Liebe nicht glücklich ſein ſollte. Wenn er nun zurückkehrte, und ich ſah, wie ſein Vater vor der Hausthür den Hals des Pferdes klopfte, und dann aus dem Fenſter ſchaute, zu ſehen, ob auf dem Hofe nichts zu rügen wäre, dann dachte ich ſchmerzlich: wie kann aus dem Fenſter ſehen, wer ſeinen lieben Heinrich wieder hat? O, ich fühlte ſeine Gegenwart ganz anders! Ich empfand es wohl, daß nur mein Herz ſeine Heimath wäre.“

Mein Gott! ſo iſt Liebe, Liebe, überall dieſelbe? im einfachſten Gefühle, wie in einer gebildeten Seele? Was das Mädchen ſagte, habe ich tauſendmal gedacht und empfunden! — Doch weiter nun!

„Vor einigen Wochen,“ fährt das Mädchen fort, „hält der Amtmann Grambſch hier aus der Nähe, ein junger Wittwer, um meine Schweſter an. Sie nimmt ihn gern. Mein künftiger Schwager iſt verwandt mit Lindner's, wenn auch weither, und hält es für ſchicklich, mit ſeiner Braut einen kleinen Beſuch auf dem Vorwerk zu machen, obgleich meiner Schweſter dieſer Gang ſauer genug ankam. Mir gingen die Augen über, da ich ihnen nachſah. Die Mutter mochte mir es anmerken. Sie trat an meine Seite, legte die Hand auf meine Schulter und ſagte die Worte aus einem ſchönen Liede: Warum betrübſt Du Dich, mein Herz, und härmſt Dich ab mit banzem Schmerz — bloß um ein zeitlich Gut? — Mutter! unterbrach ich ſie, das Gut wollte ich ihnen gern laſſen, wenn ſie mir nur meinen Heinrich ließen! Möchte er noch ſo arm ſein — wir würden ſchon fortkommen. Mein himmliſcher Vater! wenn ich hätte denken ſollen, was nun geſchah. Lindner's nahmen meine Schweſter ſehr gut auf; Heinrich war nicht daheim. Seine Mutter erkundigte ſich, ob die Hochzeit noch im weiten Felde ſei, und Grambſch antwortet: Gleich nach der Ernte. Ein Brautſtand im weiten Felde giebt für die Ehe nur eine Aehrenleſe. Die Schweſter denkt dabei an mich und kann ſich kaum der Thränen enthalten. Nun fragt der alte Lindner, welche von uns die Jüngere wäre; worauf meine Schweſter zur Antwort giebt: Die Guſtel iſt fünf Jahre älter als ich. Als ſie nun wieder gehen, hat Gott der Mutter das Herz in der Bruſt umgewendet. Sie ſpricht: Der Vetter hat, wie es ſcheint, nicht übel gewählt. Was haben wir denn eigentlich gegen die Aeltere? Wenn Du ſo denkſt wie ich, Vater, ich bin es zufrieden. Mag Heinrich ſie nehmen! er nimmt doch am Ende keine Andere. Genug! geſtern kommt meines Heinrichs Mutter; erſchrocken denke ich, was ſie nur bringen mag; und ſie bringt mir das Einzigſte, ohne welches ich nicht glücklich ſein kann, ihre mütterliche Einwilligung! – Mein Bräutigam war wie berauſcht. Der Vater hat ihn in Geſchäften entſendet, auf daß er zu ſich käme. Seine Eltern ſtatten mich aus. Sie häufen nun ihre Güte. Meine Mutter zieht mit der Schweſter — — — dies iſt meine Brautgeſchichte.“

Wir wünſchten dem lieben Mädchen aufrichtig Glück.

„All meine Wünſche ſind erfüllt,“ verſicherte ſie mit erſchöpfter Stimme, ich darf nun meines Heinrichs Frau ſein, ſein treues Weib! in dieſem Gedanken liegt für mich der Himmel auf Erden.“

Sie war nun fort, und ich brach in Thränen aus.

„Was iſt Dir, Helene?“ fragte mein Vater beſtürzt, „was bewegt Dich ſo?“

Ach! erwiederte ich mit einem Seufzer aus tiefer Bruſt, warum kann es nicht immer ſo bleiben? Das Leben wäre dann wohl allzuſchön? Dieſe weinende Stimme hat meinem Glück den alten Ton gegeben, es war ein wenig ſtill geworden; wie wenn mein Lenz zurückgerufen worden wäre, mit dem Namen ſogar. Wenn ich in der erſten Zeit unſerer Ehe meinen Mann von weitem ſchon vernahm, und mein Ohr war ſo leiſe geſtimmt, wie mein Herz, wie flog meine Seele ihm entgegen, ſeinen flüchtigſten Blick aufzufangen! ſein kleinſtes Wort, wenn er in Geſellſchaft ſich nach mir umſah; dann fühlte ich mit Wonne, daß ich ihm angehörte, ihm! und keinem Andern. Ich kenne dies einzige, ausſchließende Gefühl. Mit Stolz nannte ich mich ſeine Gattin; mit Demuth dankte ich Gott für ſeine Liebe. Und heftiger weinte ich, da ich mit der ſchmerzlichen Frage endete: Warum iſt doch auch der Frühling der Ehe ſo vergänglich? Das Schöne blüht nur einmal, und dann nicht wieder!

„Meine Tochter!“ entgegnete der Vater ernſt, „ich hätte Dich weiſer gedacht. Warum? fragſt Du; darum, weil wir, die wir allzumal ſchwach ſind, die Fülle der Seligkeit nicht tragen würden lebenslang!“ —

„Wir ſollen Frucht tragen in Geduld!“ ſetzte meine Mutter gelaſſen, doch in Wehmuth hinzu.

Ja, der Frühling lächelt nur einen Augenblick! Wir ſind zur Sehnſucht geſchaffen, die hienieden wohl nie geſtillt wird! Nur ein Moment war's, worin alle Wünſche ſchwiegen. Stille iſt nicht im Kampfe des Herzens, und dieſer dauert, ſo lange es ſchlägt. Liebe, biſt du nicht Frieden? Iſt dieſe Sehnſucht nicht eine feinere, geiſtige Befriedigung? Ich möchte ſie nicht tauſchen um die ſatte Genüge der Welt.

Das Mädchen hat an meinem Herzen gerüttelt, und all meine verwelkten Blumen ſind herausgefallen. Ich will meine Erinnerungen ſammeln, wie wenn eine kleine, kühle Urne ſie einſchließt. Die Roſe athmet zwar nicht mehr; aber ein ſchwacher Hauch iſt von ihr übrig geblieben.

Den 23.

Wie macht ſolch eine Nacht, wie die vorige, doch ſo müde und matt! Welche Träume webt die Seele in beängſtender Verwirrung! So emſig arbeitet das Herz an ſeinem

Unglücke, und es iſt doch auch nur ein Traum. — Gegen Morgen war mein Schlummer nur noch ein dünnes Geſpinnſt von lauter lichten Fäden, weil die liebe Sonne hell zum Fenſter herein ſchien, da ich vergeſſen hatte, das Rouleau herabzulaſſen. — Mir däuchte, eine leiſe, ſüße Stimme riefe mich wach. Alfred war aus ſeinem Bettchen zu mir herüber gekrochen, und ſein kleines, holdes Geſicht beugte ſich dicht auf das meine. Ein Engellächeln war's, womit er meinem erſten Blicke begegnete; mein Auge tauchte in ſeines, das mich ſo klar, ſo tief anblickte, wie der blaue Himmel droben. „Mutter,“ ſagte er, „wache doch auf! Die Vögel draußen ſingen und laſſen mich nicht ſchlafen. Mir träumte, Du warſt auch davon geflogen — nicht wahr? Du biſt aber da?“ Und mit zärtlicher Inbrunſt küßte mich der Knabe.

Eines Kindes Kuß! Lieber Gott, wie viel haſt Du der Mutter gegeben! —

In ſeinem Morgenröckchen nahm ich den Jungen auf meinen Arm und ging mit ihm in den Garten hinab. Gern laſſe ich ihm das erquickende Luftbad der Frühe zukommen; es ſtärkt. Und Stärke braucht Alfred.

Eben brachte das Dienſtmädchen das Frühſtück für den Vater; es war ſonſt immer mein Amt geweſen, das ich mir nicht nehmen ließ, und ſo ſollte er es heute aus meiner Hand empfangen.

„Iſt es doch wie in der alten Zeit,“ ſagte er lächelnd, da er mich kommen ſah mit Kind und Kanne, „wo ich im Freien nichts Warmes genoß, was mein Töchterlein mir nicht vorſetzte; — nur daß damals die Roſe noch kein Knöspchen hatte.“ — — Er ſagte dies, während Alfred, nach einer ſtarken Umhalſung des Großvaters, ſich mit

Kinderhaft in die Frühlingswonne ſeines kleinen Gärtchens ſtürzte.

Wohl fühlte ich, wie ich erröthete unter dem Gruße meines Vaters.

Du ſcheinſt heiter aufgeſtanden, erwiederte ich unvorſichtig, da ich doch weiß, daß man nie ungeſtraft ſeine Stimmung bemerkt.

„Das müßte denn ſein, daß die Nacht vorüber war, die ich größtentheils durchwachte,“ entgegnete er mit ſchnell bewölkter Stirn. „Der Kummer ſtörte meine Ruhe — um Dich, Helene!“

Um mich! rief ich entſetzt; ſprich, theurer Vater, wie denn ſo?

„Die Frage klingt, als wollteſt Du Dich meiner väterlichen Sorge fremd machen,“ war die Antwort darauf. „Warum verbirgſt Du Dich vor mir? Ich habe geſtern einen tiefen Blick in Dein Herz gethan. Sieh, meine Tochter, bin ich denn nicht Dein treueſter Freund, wenn Du auch an Mann und Kind noch was Lieberes haſt? Der Fall wäre denkbar, daß Du einen zweiten Mann und mehre Kinder lieb hätteſt; doch zeitlebens haſt Du einmal nur Vater und Mutter.“

„Still, Helene!“ wehrte er einem Ausbruche meines Gefühls; „laſſe uns ruhig mit einander reden, wie Freunde. Sage doch, mein liebes Kind, was iſt denn, das Dich ängſtet? Denn Angſt iſt unverkennbar in Dir. Sei offen, Helene! Nur die heilige Luft, der Athem Gottes, iſt unſer Zeuge. Du biſt nicht glücklich — nicht, wie ich hoffte.“

Die milde Theilnahme, die in dieſem Vorwurfe lag, der mich ſchwerer hätte treffen können, rührte mich bis ins Innerſte. Ich ſchloß es auf.

Das wäre vielleicht meine Schuld allein, meinte ich. Mir ſelbſt unerklärbar, ruhe etwas auf dem Grunde meiner Seele, wie eine dunkle Gefahr; ich komme nicht aus dem Zittern heraus.

Mein Vater ſchüttelte heftig den Kopf und ſprach: „Das Tiefſte muß klar ſein, wenn es wahr iſt. Die Wahrheit iſt ſo durchſichtig, wenn auch ſo hart, wie der Diamant an Deinem Finger. Was fürchteſt Du denn?“

Meines Mannes Liebe zu verlieren, antwortete ich mit gepreßtem Herzen. Er ſcheint gleichgültiger gegen mich geworden zu ſein.

„Dachte ich's doch, daß es darauf hinauslaufen würde!“ ſagte mein Vater, und ſeine Adern fingen an zu ſchwellen. „Helene, biſt Du eine van Aelſt, oder ein liebekrankes Weib, daß der erſte Sommertag der Ehe und ein wenig Nervenſchwäche Dein friſches Herz ſchon welken macht? Auf dieſem Wege wirſt Du ſicher deſſen verluſtig werden, was Dir an das Leben geht. Wirſt Du Deines Mannes liebende Anhänglichkeit feſt halten können mit Beben? Ich ſage Dir, ſtark mußt Du ſein dazu, und ohne himmliſche Kräfte, die nur die Liebe herabzieht, vermagſt Du es nicht. Laß Dich warnen, Du mein einziges Kind! Dieſe leidenſchaftliche Angſt iſt Sünde, iſt des Todes Stachel. Willſt Du Dich, dergeſtalt gebunden, über Dornen und Felſen ſchleifen laſſen, wenn es Deinem Manne beliebt, ſich in pfadloſen Wünſchen zu verirren, ſo daß Du, zerriſſenen Herzens, den Geiſt der Liebe ausathmeſt?“

O halt ein, halt ein, Vater! rief ich und bedeckte mein Geſicht mit beiden Händen.

„Gieb Gott Dein Herz, auf daß es ruhig werde,“ fuhr nach einer inhaltvollen Pauſe mein Vater in ſo verzeihendem und verzichtendem Tone fort, daß mir im Innern der Seele ein Quell der Reue und des Troſtes aufging.

„Der Götze beſteht nur eine Weile, dann zermalmt er Dich. Du ſagteſt geſtern, als das Mädchen die bräutliche Empfindung ſchilderte, die es beglückt, ich kenne dies einzige, ausſchließende Gefühl; dies iſt die Gefahr, die in Deiner tiefſten Seele ruht. Denn wiſſe, alles Ausſchließende muß in den Abgrund. Was uns ſelbſtiſch einſchränkt, iſt böſe. Dann klagteſt Du, daß der Frühling der Ehe ſo vergänglich wäre. Dieſer Aeußerung wegen habe ich in der vergangenen Nacht nicht auf Roſen geſchlafen. — Glaubſt Du, daß der Roſe Geiſt verweht? — Freilich die Roſen des Staubes fallen ab, wenn der Tag am längſten geweſen; auch die Roſe am Lichte glimmt nur einen Augenblick und wird zu Aſche; was aber am Lichte Gottes blüht, leuchtet in unverwelklicher Schönheit, ob auch alle Sonnen des Himmels auslöſchen.“

„Haſt Du mich verſtanden, Helene?“

Ja, ich habe es. Amen! Gott ſegne Dich, mein Vater!

Den 24. — Nach 11 Uhr Abends.

Vielleicht kann ich mich ſchläfrig ſchreiben. Das Gewitter iſt vorüber; nur von fern murrt der Donner noch, und das Wetterleuchten kühlt die Luft vollends ab. Der Regen rauſcht nicht mehr, allmählich wird es hell am Himmel. Immer muß ich mir den Wind, der einen Wolkenſchleier nach dem andern hinwegreißt, um die Thränen der Natur zu trocknen, als einen argen Wildfang denken, als einen ungeſtümen Sansfaçon den die Mutter nicht zu bändigen vermag. Während ſie ſchon wieder lächelt, ſchüttelt er die ſtillſten Bäume und ſchüttet einen leiſen Schrecken in das kühle Bad der Blumen aus, welches ſie ſanft ablaufen laſſen. — Endlich legt ſich doch Alles, Alles! zur Ruhe ein. Welch ein furchtbares Gewitter dieſes war! Der Vater ſpürt es am zeitigſten, wenn die ſchwüle Luft ſich ihres Feuerſtoffes entladen will. Dieſe Sympathie — Eckardy nannte einſt, und ich erinnere mich deſſen, die Elektricität des Vaters eine poſitive. Der gute Vater! Den ganzen Tag hatte er nirgends Ruhe, und ſeine üble Laune ſprang ſo unfreiwillig von einem Gegenſtande zum andern über, als müßte dieſe grollende Stimmung das Wetter verkünden. — Der Barometer war tief gefallen, und das Wetterweibchen vor dem Fenſter meiner guten Mutter ſpannte vorſichtig den kleinen Regenſchirm auf, als die Sonne noch Waſſer zog.

Auch ich athmete wie unter dem Drucke einer bangen Ahnung. Als nun vor neun Uhr ſich Nacht verbreitete, als die Vögel niedrig flatterten, und die Schwalben, ängſtlich zwitſchernd, mit der kleinen, weißen Bruſt an dem friſch angeworfenen Mäuerchen klebten, da ward es mir anſchaulich, wie man einſt hatte glauben können, der Herr der Welt zürne im Wetter. Sie iſt ſo menſchlich, dieſe Vorſtellung. Das Gewölbe des Himmels, wie eine von böſen Gedanken verfinſterte Stirn, die flammenden Blitze, der Donner, dieſe Sprache der Drohung mit den ſpottenden Schlägen, die faſt immer einſchlagen und mir wie das Gelächter der Luftgeiſter vorkommen, womit ſie das Herz treffen; auch der Zorn des Wetters hat ſeinen Hohn. — Dann aber, wenn es nun vorbei iſt, wenn Gott ſpricht: „Es werde Licht!“

und Sonne, Mond oder der Glanz der Sterne niederſtrahlt auf die weinende Erde, der Geiſt der Verſöhnung durch die Natur haucht, jeder Baum mit tropfenden Thränen ſeinen Schöpfer preiſ't, und auch das kleinſte Feldblümchen voller Friſche iſt, wie ſollte man nicht die Liebe der Allmacht fühlen? —

Das Gewitter kam ſchnell und ſchwer herauf. Die Menſchen ſtanden gruppenweiſe und ſchauten auf, ob Feuer vom Himmel fallen werde, und mancher Blick zagte um das arme Städtlein, das kaum zu Kräften gekommen.

Der Vater ging unruhig aus und ein, und wußte ſeines Bleibens auf keiner Stelle. Der Mutter ſchwache Augen litten von dem grellen Scheine der Blitze; doch gab ſie auf Alles Acht und ſammelte die Schlüſſel, im Fall ein Unglück geſchähe. Die Kinder knieten mit verſchlungenen Aermchen auf einem Stuhle und blickten ohne die mindeſte Furcht in den Kampf der Elemente.

Alfred rief mich zu ſich heran. „Mütterchen, hör' einmal! Wer haſcht denn ſo geſchwind die goldenen Schlangen dort oben?" Der liebe Gott! ſagte ich hurtig; Phyſik zu lehren, wäre mir nicht möglich geweſen.

In dieſem Augenblicke trat mein Vater ein, gleich einer wandelnden Rinne; denn bei ſeinen Wetterbeobachtungen draußen hatte er des ſtrömenden Regens nicht geachtet. Die Mutter bat ihn, ſeiner Geſundheit zu ſchonen, und ſich nicht der Näſſe und Zugluft auszuſetzen. Der Vater wurde heftig, und wir hatten neben dem großen Gewitter noch ein kleines.

Da machte ſich die kleine Helene von Alfred los, trat vor ihn hin und ſagte: „Großvater, Du biſt ja ganz raſend!" — Wir waren wie vom Schlage gerührt. Aber mein Vater, der wie bedonnert ſtand, bewies ſich großartig. „Bin ich denn ſchon ſo alt, daß die Kinder mich coramiren müſſen?“ ſagte er. Die Mutter konnte ſich doch eines Lächelns nicht enthalten. Die kleine Helene ſprach jenes Wort — wo ſie es nur her haben mag? — mit dem Tone ihres Vaters aus; es war, als ob ich ihn hörte. Felix entblödete ſich nie, den ſtärkſten Ausdruck für das zu wählen, was er Wahrheit nannte.

O heilige Unſchuld der Kinder, wie bewaffnet biſt Du! — Der ſanfte Knabe verfolgt die feurigen Schlangen, und ſeine kleine, kühne Freundin kommt dem Großvater fürchterlich grob, ohne daß ihr ein Härchen gekrümmt wird.

Nur einen ſchwachen Verweis gab ihr die Mutter; die große Helene kam nach irgend einer Unart nicht immer ſo gelinde weg. — Und nun hilft der himmliſche Vater noch nach, daß ich gerathen ſoll. —

Wo gerathe ich hin? —

Den 25.

Gleich nach Tiſche kam der Wagen, der den Vater auf das Land holte. Die Mutter iſt mit den Kindern weit hinaus zu der Milchfrau gegangen, welche verſprochen hat, ihnen einen kleinen Stall voll Kaninchen zu zeigen. Nun ließen ſie keine Ruhe mehr. Ich bin allein im Hauſe. So will ich dieſe ungeſtörte Stunde anwenden und tauſend Gedanken, die ſich in meiner Seele wie auf ſtreitendem Felde herumtummeln, in ein ſtilles Bild zu faſſen ſuchen.

Mutter und ich wir waren am Morgen in des Vaters Studirſtube, wo er uns eine Predigt vorlas. Mir däuchte, als hätte es ſchon ein paarmal ſacht und beſcheiden an die Thür geklopft; der Vater aber, der ſich ungern unterbrochen ſah, verneinte es. Jetzt pochte es wieder; ich ſtand auf und öffnete. Eine blaſſe Frau ſtand draußen, die mit dem Herrn Propſte ein Wort zu ſprechen wünſchte. Wir wollten uns ſogleich entfernen, da ſchwankt die Frau am Fuße der Schwelle und wird total ohnmächtig, wie wenn man den Tod vor Augen ſähe.

Nichts bringt, wie ich aus Erfahrung weiß, den Vater ſo außer ſich, als ein Zuſtand dieſer Art. Wer ihn nicht kennte! Es iſt die weichſte Herzensgüte, was ſeinem Mitleid dieſe rauhe Schale giebt.

Wir wuſchen der Frau die Schläfe mit Weineſſig, der über das bleiche Geſicht träufelte; endlich drangen ein paar Thränen unter den geſchloſſenen Augenliedern hervor, ach, herber noch! — Sie wußte nicht, wie ihr geſchehen war. — Ihrem Aeußern nach ſchien dieſe Frau über die Jugend hinaus und eben ſo auch über dem Stande zu ſtehen, dem ſie angehörte. Als eine ſchwache Röthe dieſe ſchmalen Wangen belebte, zeigte es ſich, wie hübſch ſie einſt geweſen, und ein leidſames Lächeln, als wäre das Schwerſte nun ſchon überwunden, ſchwebte auf ihren Lippen. Dieſe anziehenden Züge, wie kenntlich-tief drückt doch der Gram ſeinen Griffel ein! Ich werde ſie nie vergeſſen. — Mit rührender Stimme bat ſie uns um Verzeihung des verurſachten Schreckens wegen. Der Vater blickte ängſtlich, als wir nun abermals Miene machten, zu gehen, um der Mittheilung nicht hinderlich zu ſein; die Frau bemerkte es und ſagte, ſie wäre nur gekommen, um ſich in einer Gewiſſensſache geiſtlichen Rath zu erbitten, und auch wir würden ihrem Kummer unſere gütige Theilnahme nicht verſagen. Wie war das Betragen dieſer kleinen Bürgersfrau doch ſo fein und edel, wie gebeugt ſie auch war; keine Bitte um Verſchwiegenheit erniedrigte uns. Dies hohe Vertrauen zu den Menſchen iſt der Wipfel, der den Himmel berührt.

Ihr bitteres Schickſal mag ſie ſelbſt erzählen.

„Mit meinem erſten Manne,“ hub ſie an, und in ihrer Redeweiſe war ein trauriges Andenken, „habe ich in der zufriedenſten Ehe gelebt, obgleich ich ihn nicht aus Neigung genommen, ſondern weil es der Wunſch und Wille meiner Eltern war. Einige Jahre vor ſeinem Tode nahm er meinen jetzigen Mann zum Gehülfen, und da er viel auf ihn hielt und täglich ſeinen Fleiß, ſein ſolides Weſen rühmte, übergab er ihm die Lehrlinge, die Leute und das ganze Gewerk. Auch ich war dem Gottſchalk gut; doch, Gott weiß es! in allen Ehren. In der langen und ſchweren Krankheit meines ſeligen Mannes ſtand er mir treulich bei; verwacht und verängſtet, war ich ſo ſchwach geworden, daß ich ihn nicht hätte heben und tragen können, wie es meine Pflicht geweſen wäre. Und da er nun geſtorben war, dachte ich nur, welch einen wackern Mann ich verloren, und kümmerte mich um Niemand; hörte aber doch bald hier, bald da, der Gottſchalk hätte eine Braut in der Ferne. Dawider konnte ich nichts einwenden und wunderte mich nur, daß der Gottſchalk ſo zurückhaltend ſein könne. Wie ich nun ſo weit gefaßt war, redete ich offen mit ihm. Wenn er noch ein Weilchen bei mir aushielte, dann wollte ich ihm Haus und Gewerbe überlaſſen, daß er ſeine Braut heirathen könnte, ſo wüßte ich doch, daß meines Mannes Nahrung in gute Hand käme. Was mich beträfe, ſo hegte ich den ſtillen Vorſatz, alsdann zu meiner Schweſter zu ziehen, die wohl an hundert Meilen von hier ein ländliches

Eigenthum beſitzt in einer ſchönen, einſamen Gegend. Dort wollte ich ruhig leben und ſterben.“

„Der Gottſchalk ſtarrte mich an. Braut hin, Braut her! ſagte er; damit hat es gute Wege. Frau Meiſterin, ich verlaſſe Sie nicht — — mir ging ein Gedanke durch den Sinn. Was ein treuer Freund für uns gethan, das verſteht man im Herzen, wenn er es auch nicht weiter erklärt.“ —

„So gingen ein paar Jahre hin. An Vorſchlägen, mich wieder zu verehlichen, fehlte es nicht, wenn ich mich ſonſt dazu hätte entſchließen können.“

„Mein ſeliger Mann hatte den Gebrauch eingeführt, mit all' ſeinen Leuten das heilige Abendmahl zu empfangen. Wer von meinem Brode ißt, pflegte er zu ſagen, mit dem will ich auch vom Brode des Lebens eſſen. Ich änderte nichts in der chriſtlichen Hausordnung. — Als wir nun einſt zu Gottes Tiſche gehen wollten, trat Abends zuvor der Gottſchalk vor mich hin und bat, ich möchte ihm verzeihen, wenn er mich irgend womit beleidiget hätte. — Darauf erwiederte ich, ich weiß von keiner Schuld, mein lieber Gottſchalk, als von der meinigen. Der Himmel wolle Vergelter ſein zwiſchen uns! Als einen Segen muß ich Sie betrachten und als einen Freund.“ —

„Das bricht dem Gottſchalk das Herz. Er klagt ſich der Lüge und des Hochmuths gegen mich an, weil es nicht wahr ſei, daß er eine Braut habe, und weil er heimlich hoffe, ich werde die Seine. Dabei dürfe er mir nicht hehlen, daß eine Halbſchweſter von ihm in Sünde und Schande lebe. Dieſer leichtſinnigen Creatur müſſe er ſich ſchämen und dürfe doch nicht vergeſſen, daß ſie die Tochter ſeines Vaters ſei, der ſie ihm ſterbend auf die Seel' gebunden.

Solch eine Schwägerſchaft mir anzubieten, könne er nicht wagen gegen eine ſo ehrenwerthe, wie ich zu geben hätte. — Gottſchalk! ſagte ich, wer meinen Mann gehoben und mir die Laſt der Sorgen hat tragen helfen, deſſen Schweſter laſſe ich nicht im Elende verſinken; hier iſt meine Hand!“

Dieſe Hand zitterte ſtark, als die Frau inne hielt und eine kleine Bewegung machte. Mein Vater lüftete die Weſte, nur mit Mühe ſchwieg er noch; mich wandelte es wie ein leiſer Bruſtkrampf an; ich mußte das Fenſter öffnen und blickte mit vollen Augen in den hellen, heiligen Himmel, unter dem die beſten Menſchen ein blutendes Herz enthüllen. — Als meine Mutter der Frau Gottſchalk zuredete, ſich erſt zu erholen, ſagte ſie — und es drang uns Allen durch die Seele —: „Ich bin gleich zu Ende. Das Glück währt nicht lange. Ach, es war doch eine ſchöne Zeit, die wir in Frieden und Liebe durchlebten! Nur daß, als ein paar Jahre vergangen waren, mir mein Mann ein wenig ſtiller vorkam, als ſonſt. Wenn ich ihn fragte, ſo meinte er, die Schweſter läge ihm im Sinne und er traue ihrer Unverſchämtheit zu, daß ſie unverſehens, gegen ſein ausdrückliches Verbot, ſich bei uns blicken laſſe. Doch nur ein Brief kam. Sie war am Sterben und wünſchte ihren Bruder nur noch einmal zu ſehen ihres Kindes wegen. Mein Mann ſah mich an, unſere Gedanken begegneten ſich. Ich ſprach: Weißt Du was? reiſe lieber heute, als morgen, und bringe Deiner Schweſter den letzten Troſt. Wir wollen das Kind zu uns nehmen und es fromm erziehen, und da es ein Mädchen iſt, kann es mir in der Wirthſchaft an die Hand gehen, wenn ich älter werde. Gottſchalk herzte mich, daß ich ſo willig wäre, und reiſ'te noch an demſelben Tage ab. In ſeiner Abweſenheit überfiel mich eine Angſt, eine Angſt, die ich nicht zu beſchreiben wüßte. In der letzten Nacht vor ſeiner Ankunft träumte mir, mein Mann wäre heim gekommen und hätte mir eine goldene Kette mitgebracht, ein Otterköpfchen zum Schließen. Als er ſie mir um den Hals legte, war es eine lebendige Otter, die ſtach mich bis aufs Blut; ich zerriß das Schloß und ſchleuderte ſie weit von mir. Und da ich erwachte, hatte mich eine Nadel im Halstuche geſtochen. Gegen Abend kam mein Mann nach Hauſe und brachte mir weder Kind noch Kette, ſondern eine Dirne, ſo groß als ich ſelber, mit verbuhlten Augen und einer üppigen Geſtalt, der man keinen Mangel anſah, und als ſie mir um den Hals fiel, da dachte ich an den böſen Traum. Ein Schauer glitt über mein Herz, und mit Abſcheu hätte ich ihrer los ſein mögen. — Mit meiner Ruhe war es vorbei; dieſe Reiſe hatte meinen Mann verwandelt. Wir kannten uns nicht mehr, und ich merkte, daß ich ihm plötzlich zu alt geworden wäre. Er war ganz entbrannt in dieſe junge Frechheit, die über alle Grenzen geht. — Niemand durfte die Dirne ſcheel anſehen; ein wackerer Geſelle, der ihr ein ſchnödes Wort gegen mich verwies, mußte zur Stunde fort." —

„Wie habe ich gerungen vor Gott! Meine Kraft iſt hin. Nun erhielt ich einen Brief von meiner Schweſter, welche kränklich iſt und ſich nach mir ſehnt. — Es ging mir ein Licht auf in der Seele, wie wenn ein guter Geiſt mir einen Gedanken eingegeben hätte. Wenn ich mich nun aufmachte in die Weite und nimmer wieder käme? Bin ich doch auch hier geſtorben, mein Teſtament, der Todtenſchein von draußen; vielleicht würde Gottſchalk wieder glücklich, wenn es wahr iſt, daß die Liebe beſſert."

Es war, als hätte mein Vater das Ende dieſer ſchmerzlichen Erzählung mit brennender Ungeduld erwartet. In dem Augenblicke, wo er ſeinen Mund aufthun wollte, that ſich die Thür auf. Der Kirchvater trat ein und meldete ein Taufen vom nächſten Dorfe; das Kindlein ſei ſchwach. Der Vater eilte fort. Gewiß, er wird es mit Feuer getauft haben!

Meine Mutter vertrat ihn einſtweilen. Sie ſagte: „Wenn ich Sie recht verſtehe, Frau Gottſchalk, ſo wollen Sie Ihren Mann täuſchen mit der Nachricht Ihres Ablebens?“ Die Arme nickte unter ſchweren Thränen.

„Das verhüte Gott!“ ſprach die Mutter. „Was wäre denn eine Treue, die nicht aushielte? Das Gold beſteht eben in der Gluth ſeiner Probe. Wir ſchwören ja am Altare, den Mann nicht zu verlaſſen, weder in Glück noch Leid, und welches Leid wäre größer, als eine Leidenſchaft? Jede Verſuchung läßt ſich überwinden, wenn wir nur feſt an Gott halten.“

Wie war mir meine Mutter in ihrer anſpruchsloſen Würde doch ſo lieb und ehrenwerth! — Dieſe einfache Denkart, welche Alles an den Mittelpunkt der Pflicht knüpft, läßt keine Verwirrung zu. Wer es hätte, dies feſte Herz, ſich ſelbſt ſo klar! —

Das Geſchrei der Kinder rief mich hinweg. Alfred war hart gefallen, eine ſchlimme Beule ſprang mir ins Auge. Ich machte ihm Umſchläge von warmem Wein, noch trägt er ein leinen Tüchlein als Verband um die Stirn. Die gute Großmutter ging mit ihm zu den Kaninchen, daß er eine kleine Freude hätte.

Abends 10 Uhr.

Ein Tag des Schreckens war der heutige. Der Poſtmeiſter hatte meinem Vater im Vorüberfahren einen Brief in den Wagen gereicht, warm aus dem Felleiſen. Das „cito“ verrieth die ängſtliche Eile, es war kaum lesbar. Aus Wäldchen von der alten Cordel, die mir meldet, daß meines Heinrichs Vater ſchwer erkrankt ſei, und mich inſtändigſt bittet, ſie nicht in dieſer Noth zu verlaſſen. Zweimal ſchon hat ſie an meinen Mann geſchrieben.

Die Mutter packt meine Sachen und will den Alfred hier behalten. Gern wollte mich der Vater begleiten, wenn er fort könnte. Mit dem Früheſten reiſe ich ab.

Es dürften ſchwere Stunden zu überſtehen ſein. Faſſe Muth, Helene!

Du ſiehſt, es zittern Deine Glieder;
O, leg' die Feder aus der Hand!
Das Buch des Herzens ſchließt ſich wieder. — —

Die Sterne ſtanden noch am Nachthimmel, als der Miethkutſcher langſam vorgefahren kam. Helene hatte kaum ein kleines Stündchen geſchlafen. Die Eltern waren mit aufgeſtanden und begleiteten ihre Tochter an den Wagen.

Der Propſt ſprach: „Die Morgenröthe leuchtet Dir, Helene! Sonnenroſſe ſind's aber nicht, mit denen Du fährſt. — Doch geht Dein Weg durch des Frühlings Auen, nicht durch eine Wüſte. Und wenn auch; vielleicht ſteigt ein Freund zu Dir in den Lebenswagen, ein Engel, vor dem es Licht wird. Nun, reiſe mit Gott!“ —

Mit verhaltenen Thränen drückte Frau van Aelſt ihre

Tochter zum Abſchiede an das Herz und flüſterte: „Um das Kind ängſtige Dich nicht, ſorge nur für Dich ſelbſt!" — Stumm reichte Helene Vater und Mutter noch einmal die Hand, und in der nächſten Minute waren ſie ihrem Blicke entzogen.

Der lange und einſame Reiſetag, den Helene nun vor ſich ſah, ſchien ihren unruhigen Gedanken vollen Raum zu gönnen. Vorerſt war ihr Sinn auf die unerfreuliche Ausſicht gerichtet, der ſie zueilte. Scenen der Krankheit und des Todes, in der Oede eines Ortes, wie Wäldchen, was ihr ſchon damals in der Erzählung der Frau Simonis einen bangen Eindruck nachgelaſſen hatte. — Würde wohl, ſo dachte ſie, ihre Kraft zureichen für das, was ihr bevorſtand? Die Altersſchwäche der guten Gordel konnte wenig dazu dienen, ſie zu unterſtützen, ſondern legte ihr vielleicht noch eine mühſelige Laſt mehr auf. Dann fürchtete Helene in eiferſüchtiger Angſt den Schmerz ihres Gemahls im wahrſcheinlichen Falle, daß ſein Vater ſtürbe, dem er ſo anhänglich als ähnlich war. Doch als der Tag ſeinen Vorhang aufrollte, als der friſche Lenzmorgen ſeinen wonnigen Reiz enthüllte, als die Wieſen voll ſchlafender Blumen aufathmeten, die Erde nur wie ein großer, grüner Maienbaum erſchien, darauf die Vöglein ſangen, und jener wunderſame Hauch der Saatfelder den Geiſt ihr in das Herz wehte, der da linde und leiſe ſprach: „Alles Werden iſt für die Zukunft!" da konnte Helene nicht an Vergängliches mehr denken. — Dem Vogel, der ſich in den Zweigen wiegt, blüht Freude im Geſange, Luſt grünt an der kleinſten Hecke, jedem Halme iſt im Tröpflein Thau eine Sonne geſäet, ein Strahl der Gottheit, und der Menſch, mit dem Durſte nach Glückſeligkeit im Buſen, ſollte nicht für ſeinen Himmel geſchaffen und von Dir vergeſſen ſein, Du Liebe aller Welten? —

Dieſer Gedanke entfaltete Schwingen in der traurigen Seele Helenens. Sie überließ ſich einem ſanften Naturentzücken und ſchwebte im Flügelkleide vergangener Tage mit den goldenen Wölkchen über Berg und Thal.

Helene war in einer Gemüthsſtimmung zu ihren Eltern gekommen, ſehr unähnlich derjenigen, worin ſie ihre gebornen Freunde einſt verlaſſen. Vier Jahre verändern viel; für ein leidenſchaftliches Gefühl können ſie ein tauſendjähriges Reich innerer Erfahrungen ſein. Mit einem Herzen voll erſchöpfender Liebe für ihren Gemahl erſchöpfte Helene doch zuweilen nur ſeine Geduld. Der Baron gehörte jener Claſſe von Männern an, welche ſehr behutſam genommen ſein wollen, weil der Stolz ihres Geſchlechts ſich gegen die Feſſel der Ehe ſträubt. —

Davon hatte Helene nun keinen Begriff. Wer da liebt, wahrhaft liebt, hört ſo leiſe in ſein aufmerkſames Herz hinein, daß es manchmal nicht zu faſſen iſt. Für das zarteſte Verſtändniß iſt die Welt zu laut.

Von allen liebenswürdigen Eigenſchaften ſeiner Gattin hatte der Baron ihre natürliche Fröhlichkeit vorzugsweiſe geliebt; doch dieſe holde Blüthe der Geſundheit, Leibes und der Seele, hängt wohl am wenigſten von unſerm Willen ab. —

So war denn für die krankhaft geſpannten Nerven der jungen Frau das Pfarrhaus in Liebſtadt ein Wohnſitz der Ruhe geworden. Die früheſten Eindrücke erwachten, Helene war in Frieden bei ihrem Vater und bei ihrem Gott. Der milde Sonnenſchein in der Seele ihrer Mutter ließ der Tochter trübes Gemüth ſich ſelbſt klar werden und ſtellte, was ihr etwa ſchreckhaft erſchien, unter ſanftere Geſichtspunkte.

Das unausſprechliche Gefühl, ein anderes als dieſes friedſame Glück geſucht und einen Augenblick genoſſen zu haben, dieſes Gefühl, tief, wie die Reue, und zart, wie das Mitleid, bedrängte Helene. Sie legte ſich wie ein Kind in die Arme ihrer Eltern, um den Athem der Heimath zu trinken, auf daß ihr der Segen des frommen Vaters ſchirmend würde, und das ſanfte Weſen der Mutter ihren ängſtenden Zweifeln zu Gute käme, mit dem ſtillen Gebete: „Gieb ihr einen neuen, gewiſſen Geiſt, o Gott!“

Daß Helene nicht früher zu dem erſehnten Beſuche bei den Ihrigen hatte gelangen können und ſo bald abgerufen worden war, ſah ſie jetzt als eine weiſe Zurückhaltung der Liebe, die über der Zeit waltet, als eine Fügung des Himmels an. — Willig wollte ſie folgen. Es war ſchon ſpät, als der Wagen vor dem Forſthauſe in Wäldchen hielt, um welches uralte Bäume ein zeitiges Dunkel verbreiteten. Die Schatten des Abends durchblickte nur ein zweifelhafter Schimmer aus dem Schloſſe. Noch düſterer waren die Vorſtellungen, unter denen dieſer einſame Aufenthalt Helenen erſchien, und noch ſchwächer der kleine Strahl ihrer Hoffnung. Mit bangen Athemzügen harrte ſie der Nachricht, welche ſie empfangen würde.

Nicht lange, ſo ward auch die gekrümmte Geſtalt der alten Cordel ſichtbar auf der Schwelle. Das „Willkommen!“ wozu ſie ihre kraftloſe Stimme erhob, weil der Wind in den Zweigen rauſchte, war gleichſam ein helles Lächeln, welches Gutes verkündete.

„Nun, dem Himmel ſei's gedankt!“ rief ſie in den Wagen. „Wenn die Beſſerung ſo fortfährt, ſo dürfen wir hoffen, Herr Jeſu! Das war ein Hauſch — ich habe alle Hochachtung vor dem Schlage.“

„Den Vater hätte ein Anfall vom Schlage getroffen?“ fragte ſeine Schwiegertochter beſtürzt, indem ſie ausſtieg.

„Schlag oder Fluß,“ erwiederte in Kürze die Pflegerin des Hauſes; „Gott mag es wiſſen! Es iſt Eines ſo ſchlimm, als das Andere. Wir Landleute kennen nicht viele Krankheiten. Ich bin nur froh, daß die Frau Forſträthin nun da ſind, um Lebens und Sterbens willen.“

Der alte Baron, in der Tiefe eines langen Zimmers aufrecht ſitzend, zwei Jagdhunde von ſchönſter Zeichnung auf einem farbloſen Teppich zu den Füßen ihres kranken Herrn, der ihr leiſes Murren durch einen kaum merklichen Wink niederhielt; — ein großer, ovaler Eichentiſch dicht daneben, bedeckt mit weißen, zum Theil aufgeſchlagenen Büchern, und in ihrer Mitte eine Lampe, welche ſo kümmerlich brannte, daß dieſe unleſerlichen Handſchriften keinen lichtvollen Gedanken hätten verrathen können; — an den Wänden nachgedunkelte Familienportraits und ein kleines Arſenal von Waffen, wie ſie der Jäger braucht, nur traumhaft beleuchtet: dies war das Bild, vor dem Helene ſtand, in Thränen einer unbewußten Rührung zerſchmelzend.

Ihrem Blicke fiel es jetzt mehr als jemals auf, wie ähnlich ihr Gemahl dem Vater ſähe. Und dieſer alte, blaſſe Kopf mit den tief gefurchten Zügen drückte ihrer Phantaſie plötzlich eine Verwandlung ein, wie wenn das lebendige Antlitz Jenes einſt dieſer bleichen Büſte gleichen könnte. — Es war ihr, als müßte ſie das Leben dieſes Mannes, der ſeinen Jahren voraus ein Greis geworden, aus allen Kräften feſt zu halten ſuchen, und nichts war ihr ſo dringend, als der Wunſch, daß ſie ihn pflegen möge.

„Warum weinſt Du, Helene?“ ſagte der Baron und reichte der jungen Frau ſeines Sohnes nochmals die Hand entgegen. „Sieh, ich lebe ja noch, ob ich es auch zufrieden geweſen wäre, daß ich ſtürbe.“

Helene machte eine ſchmerzliche Bewegung, ohne antworten zu können.

Und mit bedauerndem Tone ſetzte der Baron hinzu: „Du haſt Vater, Mutter und Kind verlaſſen, arme Tochter, meiner unbedeutenden Krankheit wegen. Das thut mir leid. Wird es Dir hier nicht zu öde ſein? Du wirſt ſehr fürlieb nehmen müſſen.“

„Mein theurer Vater,“ ſagte Helene, „die Liebe bringt keine Opfer. — Wenn ich ein Weniges nur zu Ihrer Pflege und Erheiterung beitragen könnte, wie glücklich würde ich mich fühlen! Ich zittere vor Freude, daß ich Sie nicht kränker finde. Wie froh wird Heinrich dieſer guten Nachricht ſein!“

Auf des Barons ausdrückliches Verlangen ſchrieb Helene ihrem Gemahle ſo beruhigend als möglich, daß er nichts erführe, was bei ſeinen Geſchäftsreiſen zu einer ſtörenden Unterbrechung für ihn werden könnte, wenn auch in Gedanken nur. Helene wagte nicht zu äußern, wie gern ſie den Gemahl wiedergeſehen hätte, hier, wo ihre Liebe hätte laut werden dürfen im vollen Rechte der Ruhe. Daß er nur flüchtig verweilen könnte, war kein Einwurf für ihr Herz; — dennoch iſt es oft der innerſte und eigenſte Sinn, was den Wunſch und Willen Anderer beſtimmen hilft. — In dieſer Abgeſchiedenheit von jedem andern Familienintereſſe lebte Helene nur für die Perſon ihres Schwiegervaters in zarter Sorge, ihn geiſtig aufrichten zu helfen, während ſie das, was für ſein körperliches Wohl geſchehen konnte, der treuen Hand ſeiner bisherigen Wärterin überließ. Der holde Anblick der jungen, liebenswürdigen Frau, die den Gemahl im Vater ehrte und ſich mit angeborener Feinheit in deſſen ſonderbare Weiſe zu fügen wußte, belebte den Kranken ſichtlich. Wenn ihre zartbeſaitete Stimme im Tone der Innigkeit zu ihm ſprach und nach ſeinem Befinden fragte, ſo antwortete er ihr erquickt, daß ihm wohl ſei, und bei dieſer Sorgfalt für ſeine Geſundheit erholte Helene ſich auch zuſehends. Dem Bedürfniſſe, allein zu ſein mit ſich ſelbſt und friſche Luft zu genießen im Freien, gönnte Helene täglich einen weiteren Spaziergang, auf dem der alte Baron, mit noch matten Schritten, ſie nicht begleiten konnte; ſonſt widmete ſie ihm all' ihre Zeit.

Und bei dieſem öden Verlaufe der Tage, der für Tauſende ihres Geſchlechts freudlos geweſen wäre, zwiſchen ungeſelligen Mauern und der Einſamkeit des Waldes, war ein Frieden über dies Gemüth gekommen, ein tief-ſtilles Gelaſſenſein, deſſen Quelle nur das einfache Gefühl erfüllter Pflicht war. — Jeder Blick auf die hinfällige Geſtalt der kleinen Cordel, die nicht abließ, mit ihren emſigen Händen Gutes zu ſchaffen, beſchämte die jugendliche Frau. Helene ſehnte ſich, Ruhe zu finden; die tiefſte, ehe die Aufgabe des Lebens vollendet wäre.

Wir belauſchen Dein Selbſtgeſpräch, Helene! —

„Wenn ich die Cordel anſehe, ſo ſchweigt jede Klage in mir. Dieſe verſchwundenen Lippen — ein ſchmales Strichlein erinnert nur noch daran — hat nie der Kuß eines Mannes berührt; ihr müder Leib, dieſe zuſammengeſunkene, kleine Hütte, wird bald ein Häufchen Aſche werden, ach, ein winziges nur, und ihre Seele, eine jungfräuliche Lampe, wartet auf den himmliſchen Bräutigam. Was habe ich denn nun dem lieben Gott zuvor gegeben, daß er mich die volle Seligkeit der Liebe koſten ließ? Ich bin Mutter, der Himmel ruht in dieſem Gefühle! — Wahr iſt's, das einzige Fünklein Glück, das von dem großen Götterherde herüberſprüht in das arme, kleine Leben; es verklärt und erliſcht, aber es glimmt höher.“ —

Nichts übt auf ein leidenſchaftliches Gemüth eine beſchwichtigendere Gewalt, als der Umgang mit alten Perſonen und die Pflege der Kranken, wenn dieſe auf dem Wege der Herſtellung ſind. Wir gedenken hiebei jener engliſchen Worte: „Der Sieg iſt's, der das Herz beſänftiget.“ In ſo fern war Helene im Forſthauſe ganz an ihrem Platze. Nächſtdem befand ſie ſich hier unter dem Einfluſſe eines Geiſtes, der von beruhigender und ſegensreicher Wirkſamkeit auf den ihrigen geweſen war; Frau Simonis lag im Wäldchen begraben, und ihr ſchriftlicher Nachlaß war ihrem Gemahle verblieben, eine heilige Schrift für ihn! — Zwar hatte Helene die Papiere ihrer mütterlichen Freundin erben ſollen; aber der lebhafte Wunſch des alten Barons eignete ſich dieſe ſchätzbare Sammlung an, welche erſt bei ſeinem Ableben beſtimmt war, an die genannte Erbnehmerin zu kommen. Einzelne Aufſätze waren es, entſtanden durch das Gefühl des Augenblicks; der Erguß eines vollen Herzens, welches über das innerſte Leben ausſtrömte.

Helene las ihrem Schwiegervater zuweilen vor, da ſeine Augen ſchwach geworden waren, und die Handſchrift ſich mitunter in erblaßter Tinte und unleſerlich wies. — Auch war es ihr eigenes Bedürfniß.

Einſt, als Helene im Begriff war, ein noch nicht von ihr berührtes Heft anzufangen, ſagte er, mit einem Blick auf den Umſchlag: „Gieb Acht, Helene; bevor Du beginnſt, muß ich Dir etwas mittheilen. Da pflegt mein kleines Wirthſchaftsfräulein des Abends ſeidene Fleckchen zu zupfen, eine kindiſche Beſchäftigung, die mich ſchläfrig macht vom Sehen. Es iſt aber ein altes, gutes Kind, die Cordel. Fremd in allen weltlichen Dingen, daß es einen rührt, und ſo mag ich ihr dieſen Schein von Nützlichkeit nicht rauben. Wahrſcheinlich geſchah es in Folge davon, daß, als meine theure Entſchlafene mir im Traume erſchien, ſie ſolche Läppchen von allen Farben in ihrer weißen Hand hielt, und hier und da als Zeichen in dies Heft legte, in das Heft, das Du in Deinen Händen hälteſt, und welches dem Rande des Tiſches zunächſt lag; ich kenne es wohl. Sie deutete mit einem ſchattenartigen Lächeln darauf hin und verſchwand.“

„Wie geſagt, es kann ſehr natürlich ſein; dennoch war es ſeltſam, daß — Du begreifſt, daß, ſobald ich erwachte, dies Buch mein Erſtes war — ich einzelne Blättchen, die nicht zum Ganzen gehören, mit bunter Seide darin angeheftet fand; worauf ich Dich nur habe aufmerkſam machen wollen.“

„Wirklich, hier iſt ſchon Eins,“ bemerkte Helene, nachdem ſie mit leiſem Grauen mehre Seiten umgeblättert hatte.

„Lies laut, ich bitte Dich!“ entgegnete der Baron, „obgleich ich den Inhalt bis auf jede Sylbe kenne.“ Und Helene las:

Einſamkeit.

Wie biſt du ſo erquickend für den Leidenden, gleich dem Thau, der den gebeugten Halm erfriſcht, daß ſeine Frucht nicht verloren werde. Jeder Gram iſt einſam, jede Thräne des Unglücks, ob auch geweint inmitten unzähliger Zeugen. Wer dringt in das Innerſte? Niemand fühlt wie der Andere. Gott kennt uns. Nur in der reinſten Liebe iſt kein trüber Augenblick, kein Schmerz. Sie iſt das tiefſte Geheimniß der Offenbarung.

Die Weiſe einſamer Tage iſt wie der Geſang der Blinden; er bringt das Herz in wehmüthige Ruhe. Der Tod iſt das Einſamſte. Doch wenn im Grabe ich nun geſchlummert habe, dann wird Alles klar. Vergieb, Allgütiger, dem, der vor Dir noch weint. Ich war allein. Einſt erkenne ich die verwandte Seele, die ich liebe. O wahrlich! herrlicher ſteht unſer Ziel einſt da, weil einſames Dunkel es deckte.

Helene hielt inne. „Weiter!“ ſprach der Baron mit verhaltener Stimme.

Nach einer gedankenſchweren Pauſe ſagte Helene, tiefen Athem ſchöpfend: „Nun kommt ein Blatt mit einem grauen Faden befeſtiget“ —

Ihr in die Rede fallend, erwiederte der Baron: „Das iſt das

Alter.

Du möchteſt es überſchlagen, aber — es darf Dir nicht erlaſſen ſein.“

Und Helene las, wie folgt:

O, du Gefürchtetes! ich lächle Deiner Schrecken.

Mir biſt du, was die Bank dem Müden iſt, eine kleine Pilgerruhe vor der Burg Gottes, wo man das Abendläuten hört und betet. — Die thörichten Menſchen halten dich für eine Oede, und du biſt die ſchattige Inſel, die den geſtrandeten Seefahrer aufnimmt. Um deine ſichere Küſte brauſ't das bittere Meer der Welt voll Stürme. Meine Freuden ſind verſunken, ich ſehne mich nicht zurück. Arm käme ich wieder. Auch Perlen der Sehnſucht ſterben endlich ab und müſſen in die Erde kommen, um friſch zu glänzen.

Ein kleiner Nachen trägt mich dereinſt ins Vaterland. Meine Lieben breiten mir die Arme entgegen — —

„Halt ein! halt ein!“ rief der Baron in gewaltſamer Bewegung und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Eine lange, lautloſe Stille trat ein.

„Wir wollen die Vorleſung doch lieber ein anderes Mal fortſetzen,“ ſagte Helene ſanft, da ihr Schwiegervater nun mit einem erwarteten: „Nun?“ aufblickte.

„Nein, liebe Tochter!“ widerſprach er; „fürchte nichts für mich! Ich weiß Alles auswendig, ſogar wie die Blätter folgen. Nun kommt: Der Troſt der Sterne — nicht wahr? Demnächſt: Die Sprache des Gewiſſens — dann, ach, wie oft habe ich dieſe Zeilen geleſen, auf denen jetzt Dein Auge verweilt! Die Ueberſchrift iſt:

Glaube.

Lies ihn auch, Helene, und hefte Dir ihn ins Herz, mit Fäden, flammend, wie dieſe da!“

Helene hob erhöheten Tones an:

Mein himmliſcher Vater, wie wird dies Dein göttliches Pfand doch ſo fälſchlich genommen! Ein Schwert iſt's dem Einen, das er ſeinem Haſſe leiht — eine leere Scheide dem Andern zwiſchen ihm und dem Nächſten. Den Meiſten eine armſelige Form.

Und was biſt du denn, heiliger Glaube? Die Heimath des Verbannten! Du nimmſt die Flüchtlinge des Lebens auf und zerbrichſt ihre Feſſeln kraft deiner löſenden Gewalt. Du öffneſt den Himmel. Der Glaube hält jedes Verſprechen des Herzens und überwindet Alles. Die Ehe der Liebe nenne ich dich, die Treue der Freundſchaft, das innigſte und zarteſte Band zwiſchen Gott und Menſchen. Was iſt eine Verbindung ohne Glauben? Ein Wahn! Glaube iſt der Wahrheit Siegel. Wo der Glaube die königliche Binde umlegt, da iſt die höchſte Macht. Worauf ich von ganzer Seele traue, das muß ewig ſein! —

Helene zeigte ſich tief ergriffen. Sie las nochmals für ſich, was ſie eben geleſen, und ſagte alsdann: „Ich glaube — hierin liegt eine ſelige Gewißheit. Das iſt wahr. Nicht anders, als vernähme ich die Stimme der Verewigten, iſt mir zu Sinne; denn was ſie mir jemals vorausgeſagt, hat ſich bewährt.“

Der Baron nickte ſchwer und ſchwieg. Schon wollte Helene das Heft weglegen, als ihr Trauring ſich an einem Fäſerchen ſchwarzer Seide verfing, woran ein vergilbtes Blättlein nur noch loſe hing. Das überſchriebene Wort war kaum mehr zu leſen, ſo erloſchen waren ſeine Züge; aber nach jener anziehenden und unerklärbaren Magie, kraft welcher der Blick haften muß auf dem, deſſen er mit Furcht und Schauern anſichtig wird, las Helene von Anfang bis zu Ende:

Scheiden.

Wort von ſchneidendem Klang, die Welt wiederhallt von dir! Doch nimmer wird das Herz Dich faſſen lernen. Gott wollte nicht, daß Du geſprochen würdeſt. Wenn du die Wege derer beſtimmſt, die gern mit einander gegangen wären, dann geht ihnen der Schmerz zur Seite, und mit Sehnſucht ſchauen ſie zurück. Doch die Liebe führt ſie nach einer kleinen Zeit wieder zuſammen. — Wehe aber, wo du Deinen richterlichen Spruch an denen vollziehſt, die ſich für ewig verbunden!. Da iſt der Hausaltar geſtürzt, die Kinder ſind Waiſen — die Gattin, weder Frau noch Wittwe, ſieht ihres Gartens Roſe zertreten am Boden; denn der Freund ihres Herzens iſt ein Feind geworden, der bewaffnet gegen ihre rührende Gewalt die Seinen theilt oder verläßt. Das Familienherz iſt zerriſſen, und dieſe Wunden heilen nie! — Gott des Erbarmens! Du, von deſſen Liebe uns nichts ſcheiden ſoll, — gieb mir, die ich von jeder Hoffnung ſchied, nur von der nicht, daß Deine Gnade mir bliebe, — gieb mir Deinen Segen, daß dieſe Schriftzüge einſt einem Gedanken der Scheidung begegnen!

Wer Du auch ſeiſt, beleidigtes Herz, das ich wenden möchte, folge mir! Die Liebe ſucht nicht das Ihre und läßt ſich nicht erbittern; auch verſtoßen und verlaſſen bleibt ſie treu. Nur ſein Angeſicht verhüllt der Engel, — endlich löſet der Himmel alle irdiſchen Bande.

Helene, unfähig, ihr Gefühl zu beherrſchen, ſprach: „Wenn Sie mir dies Blättchen ließen, wenn ich es behalten dürfte, — ich wollte es heilig halten. Sehen Sie, es iſt ſchon abgelöſt und fällt mir gleichſam zu.“

Der Baron, dem die Heftigkeit auffiel, mit der ſeine Schwiegertochter dieſen Wunſch äußerte, da Helene ſonſt im Tone der Gleichgültigkeit vielmehr ablehnte als annahm, ſah ihr aufmerkſam in die Augen. Sie ſtanden voller Thränen, und in der Dämmerung ſeiner Seele ging ihm ein unerfreuliches Licht auf. Er ſagte: „Dennoch reiße ich es mir, ſo zu ſagen, vom Herzen. Aber nimm es nur, es iſt wohl verwahrt bei Dir; den Wald, den ſchönen, ſtolzen Wald wollte ich lieber verſchenken, als ein beſchriebenes Blatt hiervon. Dieſe welken Blätter, ein Frühling ſind ſie mir, dem ich nachlebe, und keinen Federzug, auch nicht den kleinſten Gedanken möchte ich miſſen. So fühlſt Du, mein gutes Kind, daß ich Dir nichts abſchlagen kann.“

„Vater meines Heinrichs!“ ſagte Helene und küßte mit dem Ausdrucke zärtlichen Dankes ſeine Hand, „wie gütig ſind Sie gegen mich; wiſſen Sie, was mich auf das innigſte bewegt? Wenn Frau Simonis dies gewußt hätte! Vergeben Sie mir nur, daß ich unſere Selige immer noch mit dieſem Namen nenne — und auch eine Frage, die ſich vielleicht nicht geziemt: wie war es Ihnen möglich, bei dieier Geſinnung möglich, den Geiſt der wahrſten Liebe zu verkennen?“

„Das will ich Dir ſagen,“ erwiederte der Baron. „Vielleicht thuſt Du die Frage zur rechten Zeit; mir däucht, meine Antwort könnte Dir einmal von Nutzen ſein. — Sieh nur, Helene, der Menſch iſt ſich ſelbſt ein Räthſel; es war ſo leicht, denken wir Alle, nämlich wenn es gelöſt iſt. Doch nichts iſt ſchwerer, als einen Charakter errathen; das Herz zerreißt nicht ſelten dabei. Von früheſter Jugend an war meine Natur ſträubender Art. Ich lehnte mich auf gegen den Zwang der Erziehung; von der Hand der Liebe wollte ich mich nicht binden laſſen, ſo mußte mich denn das Schickſal gewaltſam beugen durch mich ſelbſt. —

Meine junge Freundin ging mir wie mein Genius zur Seite und hielt mit engelgleicher Langmuth mir die widerſetzlichen Launen zu Gute, womit mein Dämon ihre Liebe auf die Probe ſtellte; was aber ein echter Mann iſt oder werden will, verträgt auf die Länge weder Schutz noch Gnade eines weiblichen Weſens. Wahrlich, es gab Augenblicke, wo ich mich der, die ich liebte, abgewendet fühlte.“

„Gerechter Himmel!“ unterbrach ihn Helene, „ſo verträgt am Ende kein Mann die Liebe einer Frau?“

Der Schwiegervater belächelte gleichmüthig dieſen himmelſchreienden Ausruf und ſprach: „Es iſt bitter, mein Kind, aber auf gewiſſe Weiſe wahr. Die Franzoſen haben ein Wort, das jene Liebe vollkommen ausdrückt, die allein vergolten wird. Willſt Du wiſſen, welches? Reſignation! — Gehen laſſen — das führt zum Ziel. Verzicht leiſten, mit gefaßtem Gemüth, dieſes, wenn irgend etwas auf Erden, leiſtet Bürgſchaft und hält feſt zuſammen. Auch die zärtlichſte Achtſamkeit, die zarteſte, wird vom männlichen

Uebermuthe als eine Aufſicht empfunden. Was mich betrifft, ich wollte frei ſein, ich armer, elender Narr des Unglücks! Und ſo wurde ich der Raub einer wilden Leidenſchaft. Du kennſt die Geſchichte unſerer Trennung, Helene, ich weiß es. Was damals mit mir vorging, wo ich vor der Gräſin ſtand — der Wildhüter, der die Briefe getragen, hatte ſich ihr zu Füßen geworfen und ſeine Mitſchuld entdeckt an dem, was geſchehen war —, in die Lüfte möchte ich es ſchreiben, daß es in jedem Athemzuge einem verirrten Menſchenkinde zu Herzen ginge! — Jener Augenblick traf mich, wie ein vernichtender Strahl, aber meine Verblendung war vorüber als wären Schleier von meinen Augen gefallen, ſo ſtarrte ich die Gräſin wie eine mir fremde Erſcheinung an. Der Stolz dieſer wunderſchönen Frau war etwas Rührendes geworden, was mich jedoch jetzt völlig gleichgültig ließ. Meinem verſchwundenen Engel in ſeinem reinen Glanze folgte ich mit ſtürmenden Gedanken, die den Himmel hätten ſprengen mögen. So viel ich mich erinnere, ſprach die Gräſin den Wunſch gegen mich aus, ſich meines verlaſſenen Kindes annehmen zu dürfen, bis ſich die Mutter wieder fände. Suchen Sie Sich zu faſſen, ſagte ſie mitleidig zu mir; ich hörte nur das Wort Suchen, und verließ, dieſer Abſicht dunkel mir bewußt, das Schloß — das Forſthaus — mein Wäldchen — meine Welt.“ —

„Gott, welche Zerrüttung!“ warf Helene mit einem tiefen Seufzer ein.

„Ja, mein Kind!“ antwortete der Baron, „ſo war auch mein dumpfes Gefühl, als ob Trümmer hinter mir lägen. Mein Fall war einzig. — Wie könnte ich Dir, Du ſchuldloſe Seele, die verzweiflungsvolle Furcht ſchildern, in der ich umher irrte, an jedem Waſſer hin, das mir kalten Angſtſchweiß auf die Stirne trieb, ſo oft ich ein Mützchen von weißlichem Schaume auf den Wellen ſah. Tage, Nächte waren verfloſſen, in denen ich ohne Nahrung geblieben, als ich mich plötzlich bis zur Ohnmacht ſchwach werden fühlte. Wie im Taumel war ich an ein hurtiges Flüßchen gekommen, hier wollte ich meinen brennenden Durſt löſchen; Weiden hingen tief am Ufer nieder, eine Stunde Schlafes an dieſer ſchattigen Stelle, danach ſehnte ich mich noch mehr. — Wie im Traume hatte ich einen Ruf zu vernehmen geglaubt, aber die Gedanken waren mir nicht klar. Jetzt, da ich mich beugte, um zu ſchöpfen, umfaßte mich ein Arm ſo feſt und innig, daß ich ihm ſchwerlich hätte entrinnen können, und eine ſanfte Stimme ſprach: Freund, thue Dir kein Leides! — Als ich erſchrocken aufſah, ſtand ein Jüngling neben mir, reiſemäßig angethan, mit einem breiten Sonnenhute auf dem Haupte. Sein liebes Geſicht, unvergeßlich ſehe ich es noch vor mir! — Ein Hündlein ſein Gefährte, legte, gehorſam auf den Wink, eine Feldblume, die es zwiſchen den Zähnen hielt, zu meinen Füßen nieder, und nun erſt ſchlug der kleine Kläffer an."

„Es giebt Schutzgeiſter der Menſchen, Helene, glaube es mir, und dieſer Jüngling war mir ein ſolcher. Es würde zu weitläufig werden, wollte ich auf ſeine Herkunft und den Gang ſeines Lebens zurückgehen, genug, es reicht hin, wenn ich Dir ſage, daß dieſer junge Menſch, der Taucher hieß, ein Abkömmling der Quäker und auf dem Wege nach Nordamerika war, einen verſchollnen Vater aufzuſuchen. In ſchlichter Rede, mit wenig Worten erzählte er mir ſein Schickſal, das er als eine Führung Gottes anſah. Dieſe Begegnung entſchied über das meinige. Mir ging das Herz vor dieſem

Jüngling auf, und ſeinem gereiften Ernſte vertraute ich mein Unglück.“

„Freund! ſagte er, o, mit welcher Milde! Dich ſtrafbar zu finden, ſtehet mir nicht zu. Nur das weiß ich, daß Du Dich ſchwer verſündigeſt, wenn Du eine ſo gute, fromme Frau, wie Du ſie ſchilderſt, eines Verbrechens fähig hältſt. Und der Selbſtmord iſt das größte! Nein, daran denke ferner nicht. Sie lebt! Sie lebt gewiß, mir ſagt's der Geiſt; nur hält ſie ſich gewiß aus guten Gründen vor Dir verborgen. — O Helene!“ ſetzte der Baron mit wankender Stimme hinzu, „ich ergriff die Hand des Jünglings, der mir dieſe tröſtende Verſicherung gab, und badete ſie mit meinen Thränen. Es war eine Kraft über mich gekommen, die mich aufrecht hielt, das belaſtete Leben tragen zu können.“

„Dem Himmel ſei Dank, ich athme wieder auf,“ fiel Helene ein, „Sie waren nun in gutem Geleit.“

„In dem eines Engels, der mir wie von Gott geſendet kam,“ lautete die Antwort ihres Schwiegervaters. Er fuhr in ſeiner Erzählung fort: „Mit leichter Mühe gelang es ihm, mich zu bereden, daß ich ſein Geleitsmann würde auf der gefahrvollen Reiſe über's Meer. Dahin war ja der Zug meiner Seele gerichtet geweſen von jeher. Vorerſt gingen wir nach Hamburg, wo mein junger Freund einen reichen Vetter hatte, der im Begriff ſtand, ein Waarenſchiff auszurüſten, das erſt gebaut worden war. Der Bauherr aber, ein harter Mann, hatte Streit mit den Zimmerleuten bekommen, und die Folgen hätten unſer Aller Verderben werden können. — Dort verſah ich mich mit Gelde, indem ein Agent ſich willig finden ließ, mir ein Darlehn auf mein Erbtheil vorzuſtrecken, wozu ich ihm das Nöthige ausſtellte.“

„Ein paar Wochen hatten wir in jenem unruhigen

Hauſe zubringen müſſen, als das neue Schiff vom Stapel lief. Es hieß Bona fide, zu Deutſch: auf Treu und Glauben; aber die Arbeiter hatten treulos gehandelt. Nur zu bald bekam das Schiff einen Leck, der uns vollſtändig in Athem erhielt, und mit Grund der Wahrheit muß ich bezeugen, daß Bona fide über den Ocean gepumpt worden.“

„Aus all meinen Kräften habe ich redlich dazu beigetragen, und die Kraft Eines, der nicht mehr am Leben hängt, vermag viel!“

„Was ich in dem fremden Welttheil erlebt, und wie ich als Krieger mit dem Schwerte pflügte, dann als Pflanzer mir Segen erwarb, habe ich Euch hinlänglich mitgetheilt. Sollte es Dir jedoch entfallen ſein, ſo nimm einen abenteuerlichen Roman zur Hand, den erſten, den beſten, Du findeſt Aehnliches darin, Helene. Es iſt Alles an mir vorübergegangen.“

„Nicht weit von Neu-Yerſey verlor ich meinen jungen Freund. Die Flucht vor einer wilden Horde hatte uns getrennt, und nichts war mir gewiſſer, als daß der liebenswürdige Jüngling erſchlagen wäre. Ich begrub ihn in meinem Herzen, meine Seele trauerte, und der Gedanke, daß mir in ihm mein guter Engel ſichtbar geweſen, verließ mich nie.“

„Nur die rieſenhafte Anſtrengung, mit der ich arbeitete, als wäre der Himmel, den ich mir verſcherzt hatte, zu verdienen, konnte ein Gefühl von Heimweh, an dem ich litt, ſo weit bezwingen, daß ich der Ausdauer fähig war, bis ich Etwas vor mich gebracht hätte. Endlich kam dieſer heißerſehnte Zeitpunkt, und ich ſchickte mich zur Rückkehr an. Ich war ein Mann geworden, reich an Erfahrung, und was man ſonſt noch reich zu nennen pflegt; aber die goldnen Träume der Jugend — die lagen wie im Nebel hinter mir.“

„Auf dem Boden der Freiheit — mir ſchauderte bei dem Gedanken, daß er mit Blut gedüngt wäre — hatte ich bittere Früchte gefunden. Unerreichbar ſchwebte mir vor, ob ich's Freiheit, ob ich's Liebe nannte, was meine kühnſten Wünſche einſt als das Höchſte anſtrebten. Nun erflehte ich vom Himmel nichts mehr, als einmal noch den Anblick von Weib und Kind, einen Kuß der Verſöhnung und ein Grab in der Erde meiner Heimath; dann wollte ich mit Freuden ſterben. Wie nun das weite, blaue Meer vor mir lag, das ich erſt durchſchiffen mußte, als der Wind in die Segel blies, und die Flügel der Schwalbe aufrauſchten, die verjüngende Frühlingsluft zu durchſchneiden, um das alte Neſtlein aufzuſuchen“ — — —

„Ach, theurer Vater, bitte! enden wir nun,“ bat Helene dringend, „es wird mir ſchwarz vor den Augen, da ich weiß, was nun kommt, und wie Sie in die Gewalt der Seeräuber geriethen. Sie bedürfen Ruhe, und der Sturm jener Nacht, jener furchtbaren Noth darf nicht aufgeregt werden in Ihrem Gemüthe. — Wollten Sie nicht ein Brauſepulver nehmen? Vielleicht gäbe es Ihnen beſſern Schlaf.“

„Es hat nun ausgeſtürmt,“ antwortete der Baron gelaſſen. „Das Meer brauſt von ferne — — — mit dem Pulver aber, Helene, haſt Du mir die beſten Gedanken verſchüttet. Was ich doch ſagen wollte? Ja, man brachte mich nach Algier, Du weißt es. Dieſes ſchrecklichſten Zuſtandes erbarmte ſich Gott, ich war verwundet und betäubt. Ein Schlag auf das Haupt hatte meine Denkkraft gelähmt, eine Quetſchung am Arm war durch die angelegte Feſſel ſehr ſchlimm geworden. Die Hand der Nemeſis ruhte ſchwer auf mir, doch gefühllos, wie ich war, empfand ich mein Elend nicht. Das Wort Sclaverei, das ich ſo oft freventlich gebraucht, wäre mir bei hellem Bewußtſein ein Dolch geworden, der ſich in meinem Herzen umgewendet hätte.“

„Armer, armer Vater!“ rief Helene faſt weinend, „wie leid thut es mir, dieſe Wunden der Seele unvorſichtig berührt zu haben.“ —

„Sei ruhig, liebe Tochter, ſie ſind vernarbt,“ entgegnete ihr Schwiegervater mit gefaßtem Tone, „nur zeigen wollte ich Dir, wie die Vorſehung mich leitete, daß ich zur Erkenntniß meines Unrechts kam. Mein Freiheitsſchwindel hatte mich in dieſe Ohnmacht verſetzt, oder war vielmehr ein unklares Vorgefühl davon geweſen. Doch jeder gewaltſame Druck muß endlich zu einer rettenden Macht werden. Vielleicht war die unſelige Leidenſchaft, welche, wie ich ſpäter einſah, meiner wahrſten Liebe keinen Eintrag gethan, ein Mittel, meine theure, gekränkte Frau dem Frieden ihrer reinen Seele anheim zu geben. Nur menſchlich ſchließen kann ich, in den Rathſchluß der Gottheit eindringen zu wollen, wäre vermeſſen. — Einem Zwecke noch war ich vorbehalten, den ich nicht gering anſchlagen darf. Als ich mich beſinnen konnte, befand ich mich wie ein Schatten im Paradieſe; der lebendige Geiſt fehlte mir, meine Lage zu empfinden. Man hatte mich tödten wollen, gleichwie eine unnütze Sache vernichtet wird; da rettete ein wunderähnlicher Zufall mein armes Leben. Die Frau des Corſaren, deſſen räuberiſchen Angriffen wir erlegen waren, begegnete auf dem Wege nach ihrem Landhauſe, nahe an der befeſtigten Küſte, dem Zuge der Gefangenen; ihr ſcharfes Auge fiel durch den Schleier auf meine leidende Geſtalt, und eine Aehnlichkeit, welche ſie ſchnell auffaßte, rührte ſie ſo tief, daß ſie ſich meiner ausſchließend annahm. So hatte man mich nach dem Landhauſe gebracht. Mein beſchädigter Arm war in feines Leinen gebunden, ein türkiſcher Arzt ſparte nichts, mich zu heilen, nach Leib und Seele, und eine alte Sclavin pflegte mich mit einer Sorgfalt, die mir wenig zu wünſchen übrig ließ, — das Eine aber, daß man mich ruhig ſterben laſſe.“ —

„Der reizende Wohnſitz, auf dem ich, todeswund wie ich war, geneſen ſollte, war einſt eine römiſche Villa geweſen. Rudera zeugten davon. Der Hauch des Frühlings, der eben einen unermeßlichen Blumenteppich über die Landſchaft ausbreitete, weckte ein ſo tiefes Gefühl der Wehmuth in mir, daß jeder Odemzug ein Seufzer war zu Gott, daß er mich erlöſen wolle von dem Elend des Lebens.“

„Ueberall bot die Natur verſchwenderiſch ihre volle Pracht, ihr Schönes dar, was unter jenem warmen Himmel blüht; mir aber war der Muth verwelkt und jede Hoffnung. Am liebſten war mir der frühe Morgen im Garten, der, mit Hecken von dem leichtwurzelnden indiſchen Feigenbaum, eine zauberiſche Wildniß voller Gebüſche weißer Roſen umfaßte. Das Gebäude, das baufällig war, lehnte an einem Hügel, bedeckt mit Thymian und Rosmarin. Dieſer Duft erinnerte mich an die Kinderlehre in Wäldchen. Die kleinen Landmädchen, wenn ſie des Sonntags Nachmittags an der Kirchthür ſich verſammelten, hatten Sträußlein von ſolchem Grün in den Händen gehabt. Und nach Algier mußte ich kommen, daß dieſer Geruch mir die Pforte des Gedächtniſſes aufthäte für jedes Wort, das ich vormals in den Wind geſtreut; es trug noch eine ſpäte Frucht der Reue, und ich ſammelte meine Erinnerungen. An was Alles dachte ich nicht! An die Lehrſtunden, die ich mit meiner kleinen Freundin bei dem Magiſter Ahrent gehabt; an jeden kleinſten Zug der

Geſchichte, die er nächſt dem Chriſtenthume mit Vorliebe lehrte. So oft mein Blick an die üppigen Hecken ſtreifte, gedachte ich der Feigen, unter den Mauern von Karthago gepflückt, welche Cato dem Senat in ihrer Friſche zeigte — — Seitdem war manches bittere Leid gekoſtet worden.“

„Dort lernte ich beten und in Wahrheit Jeſum Chriſtum erkennen. Und als ich mich zu ihm erhob, reichte mir der Allmächtige in der ſchwachen Hand eines Kindes ſeinen Beiſtand.“

„Ein lieblicher Knabe, das Söhnlein der Gebieterin des Hauſes, und nicht viel älter als Heinrich, da ſeine Eltern ihn verließen, hatte ſich zärtlich an mich gewöhnt, und ſeine Mutter ſchien es gern zu ſehen. Wahrlich, Helene, im Buſen dieſer Frau eines Barbaren ſchlug ein mütterliches Herz! Mit welcher Güte behandelte ſie ſelbſt mich, den armen Gefangenen! Daß ich Gnade vor ihren Augen gefunden, dies hatte die mauriſche Alte mir anzudeuten gewußt. Einſt, als der Knabe mich umhalſ'te, dankbar für einen Zeitvertreib, der ihm gefiel, geſchah es in Gegenwart der Dame. In gebrochenem Franzöſiſch ſprach ſie zu mir: Chriſt, Du haſt den kleinen Eddy lieb? — Dieſe Frage, der Gedanke an mein Kind — mein verlaſſenes Kind — durchbohrte mich wie ein Pfeil. Ich bin Vater! antworte ich und wendete mich ab, meine hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Sie ſchwieg und trocknete mit dem Schleier ihre Wangen. Dann ſagte ſie: O, ſchäme Dich nicht, Chriſt, daß Du ein armer Menſch biſt! Du ſcheinſt, trotz Deiner Schwäche, ein entſchloſſener Mann, und ich will Dir beweiſen, daß ich Dich liebe. Du ſollſt der Aufſeher meines Kindes werden, ich vertraue Dir mein einzig Glück an. — Wiſſe nun, Du biſt das Bild meines verblichenen Bruders, der in einem

Seegefechte umkam; ich ehre ſeinen Schatten in Dir. Ach! er würde mich beſchützt haben — — — die Frau ſprach dies mit einem leidenſchaftlichen Schmerze, der mich innigſt rührte. Die Unglückliche! Sie trug die ſchwerſten Bande. Der Tyrann, der mich und meine Unglücksgefährten in Feſſeln ſchlug, war ihr ein aufgedrungener und verachteter Gemahl. Sie verſicherte mich, daß ich der möglichſten Freiheit genießen ſollte, nur müßte ich auf dem Landhauſe bleiben. Wie hätte ich mich auch in das Raubneſt ſehnen können! Mancher herzzerreißende Anblick wurde mir erſpart. Der wildeſte Soldatenpöbel erlaubte ſich Gräuel, mit denen ich den keuſchen Sinn Deines Geſchlechts, wie billig, verſchonen will; das Weib darf nicht wiſſen, was grauſam iſt!«

Helene nickte ſtumm. Vielleicht dachte ſie: »Aber fühlen.«

Der Baron fuhr fort: »So hatte ich es denn gut im Verhältniß meiner Lage. Durch die innigſte Dankbarkeit fühlte ich mich an meine Wohlthäterin gekettet und ihrem nächſten Intereſſe verpflichtet; das Vertrauen bindet ein redlich Gemüth ſo feſt, daß es freiwillig ſich das Schwerſte gefallen läßt. Die Flucht, wenn ich ſie auch bei der ſtrengen Wacht als möglich hätte denken können, ich würde ſie unter dieſen Umſtänden für einen ſchmählichen Undank gehalten haben. Wenn ich mit Faſſung das ſchwere Leben trüge, würde der erlöſende Tag ſchon für mich anbrechen, hoffte ich, und mein Glaube hat mir feſt und treu jenes Wort, das mich aufrecht hielt, nicht gebrochen.« —

»Bei der Anweſenheit des Corſaren, die niemals lange dauerte, blieb ich ihm entzogen. Er kümmerte ſich wenig oder gar nicht um ſeinen Sohn.« —

»Arbeit iſt des Blutes Balſam, ſagt ein Dichter irgendwo. Ich war zu träger Ruhe verurtheilt, und ſo konnte mein Herz nicht geneſen; es blutete fort im Stillen, indeſſen die balſamiſche Luft, die ich einathmete, mir allmählich Bruſt und Nerven ſtärkte. Eine Zeit verſtrich nach der andern, ohne daß ein Ende abzuſehen geweſen wäre. O, das iſt der Vorzug von des Menſchen Seele, daß ſie unendlich leiden kann.“

„Vater,“ fiel Helene ſanft vorwerfend ein, „das thut mir wehe! Ein Geiſt, unendlicher Liebe fähig, iſt der Vorzug des Menſchen.“

Der Baron, ſchmerzlich lächelnd, blickte in den Mond hinaus, der über dem abendlichen Helldunkel des Frühlings mit mildem Scheine aufgegangen war und wie ein melancholiſcher Freund in das düſtere Zimmer ſchaute. Wie wenn dies milde, himmliſche Licht die vorige Anſicht beſänftiget hätte, antwortete Helenens Schwiegervater: „Vergieb mir, liebe Tochter, es war nicht recht von mir, es war bitter; aber bis an meinen letzten Athemzug wird noch dann und wann ein Tropfen von jenem herben Kelch auf meiner Zunge ſein.“ —

„Sieh! ſo mag ich es nicht leugnen, daß zuweilen ein finſterer Gedanke mich verſuchte, als dürfte ich gewaltthätig ein Leben verkürzen, das mir zur Qual war; doch ein unſichtbarer Schutz hielt mich immer. Ich gedachte der Worte jenes guten Jünglings, daß von allen Verbrechen, welche die Erde beflecken, der Selbſtmord das ſchwärzeſte ſei. Und mitten im heißen Kampfe gegen mich ſelbſt kam endlich ein Frieden über mich, — das Gebet eines treuen Weibes war's, das in weiter Ferne für mich zum Himmel aufſtieg und wie Thau in meine Seele fiel, ſo daß mir klar wurde, wozu ich da ſei und welchen Einfluß ich auf das Wohl der Menſchheit haben könnte. Ein kleines Herz, weich wie der Schaum vom Wachs, lag in meiner Hand, und aus allen meinen Kräften drückte ich der Freiheit göttliches Bild hinein. So habe ich, gebunden wie ich war, Ketten zerbrochen! Ketten meiner Brüder! Denn Eddy iſt ſicher kein Seeräuber geworden, wie ſein Vater. Dieſe Anſtrengung gab mir eine gewiſſe Ruhe, obgleich meine Sehnſucht oft ſo verzehrend war, daß ſie mich aufzureiben drohte. Wie Einer, der im Wahnſinne ſein Haus zerſtört hat und dann zur Vernunft gekommen iſt, grübelte ich Tag und Nacht, um auf den Grund zu bringen; aber der Schatz meines Lebens war und blieb verſunken. Nur in meinen Erinnerungen fand ich noch eine Spur von Glück. Jetzt erſt ſah ich Alles ein! Meiner Frau hatte immer geahnt, daß meines Bleibens nicht ſein würde, daß mir Gefahren bevorſtänden; deßhalb ihre leidenſchaftliche Angſt um mich, ihr Drang, mir als Bruſtwehr zu dienen. Dieſe hellſehende Liebe ging mir wie ein heiliges Licht auf; blind hatte ich mich in den Abgrund geſtürzt, nun mußte ich in tiefer Nacht ausharren. Helene, glaube es mir, für jede verkannte Liebe kommt, ſo wahr Gott iſt, ein Augenblick, wo ſie in rührender Wahrheit erſcheint!« —

Helene zeigte ſich bei dieſen Worten erſchüttert. »Das iſt tröſtlich.« ſagte ſie leiſe, »ſo käme es nur darauf an, die Zeit zu überwinden.«

»Und dieſer Feind iſt flüchtig, entgegnete der Baron. »Jahre verrauſchen im Umſehen. Wenn ich daran dachte, daß meine engelgute Frau wohl öfters davon geſprochen, wie gut ſie haushalten würde, wenn ich auf weiten Reiſen wäre, — ſie kannte nur zu gut mein ungeſtümes Verlangen, von der Stelle zu kommen — dann war es mir unmöglich zu denken, daß ich die Freundin meiner Jugend nicht mehr am Leben fände, wenn es des Himmels Wille wäre, daß ich jemals heimkehrte. Mit welcher Inbrunſt habe ich Gott gebeten, daß ich ſie, die treue Seele in der rührenden Geſtalt eines Weibes, nur einmal — einmal noch wiederſähe! Um einen Blick der Verzeihung habe ich zu tauſend Malen gefleht. Ach, könnte ich in Deinen Gedanken leſen! Wie ſehnſüchtig wünſchte ich mir das, wenn ich an meine Frau dachte. Sieh, Helene, und nun kann ich es! Hier liegen ſie vor mir, die Zeugniſſe einer treuen, trefflichen Geſinnung; jeder Buchſtabe überzeugt mich, daß ich arm, elend, verlaſſen, immer geliebt war. Aber unwerth war ich, aus dem Quell eines ſo reinen Geiſtes meine Lebensfreuden zu ſchöpfen, nur betrüben konnte ich ihn.“

Dies ſagte der Baron in einem Tone der Selbſtverdammniß, wobei ſeine Schwiegertochter ſchauerte. „Still, Du Liebe!“ ſetzte er fort, „laſſe mich ausreden! Ich fühle mich ermattet und muß den Schluß beſchleunigen, wie es allen Erzählern ergeht, die ſich anfänglich verweilt haben.“ —

„Von Zeit zu Zeit wagte ich, durch eine Felucke Briefe in die Heimath abzuſenden; doch erhielt ich keine Antwort. Wer weiß, ob je ein Blatt davon über das Seebecken glitt? Ich mißtraute faſt. Von meiner Beſchützerin hatte ich das Verſprechen empfangen, daß, wenn Eddy herangewachſen wäre, ſie ſelbſt für mein Fortkommen ſorgen wolle; oder in dem Falle, daß der Corſar auf ſeinen Streifzügen in den Gewäſſern dem letzten Schickſal nicht entrinnen könnte. — Dann bin auch ich frei! ſagte ſie; Chriſt harre aus! Meine Plane, und wie ich Dich belohnen will, ich verſchweige es Dir. Aber der Segen einer dankbaren Mutter wartet Dein!“ —

„Wie ſehr ich auch dieſe meine Verbindlichkeit fühlte, es lag nicht in meinem Wunſche, ſie auf zeitlebens auszudehnen. Zuweilen ſtürmte ich auf ihre Güte ein, daß ſie mich losgeben ſolle; dann zürnte ſie. Die Unglückliche! Sie, die ſelbſt in den Krallen des Geiers ſchwebte, in immerwährender Gefahr, konnte nicht begreifen, wie der ſtarke Gott in der Höhe ſie erlöſen könne ohne mich. Sie hatte ein Herz zu mir gefaßt, zu mir allein!“

„Einſt, nach einer heftigen Scene, war ich meines Unmuths nicht länger mächtig und ſprach: Nun denn! ich will noch warten! halte mich nur hin. Endlich entſcheidet ſich doch Alles. Doch Eines, gebietende Dame, muß ich von Dir fordern, und wenn Du menſchlich fühlſt, wirſt Du es mir nicht weigern. Mit einem deutſchen Conſul will ich ſprechen, ich, und kein Anderer! um Nachricht von den Meinigen einzuziehen. Zögernd ward mir gewährt, was ich verlangte. Auch mußte es mit größter Vorſicht geſchehen; der Neid der Sclaven, welche mir die Gunſt mißgönnten, deren ich genoß, hatte mich längſt verfolgt, und mein Loos konnte leicht ein weit ſchlimmeres werden.“

„Meine Ungeduld war auf die Folter geſpannt worden, als ich eines Abend von einem Führer, dem ich vertrauen durfte, zu dem holländiſchen Conſul berufen wurde, der längere Zeit ſchon krank geweſen und es noch war. Die äußerſte Stille herrſchte in ſeiner Wohnung, man brachte mich in ein verdunkeltes Gemach, wo ein Mann, blaß und hager, doch anſcheinend noch ziemlich jung auf einem Ruhebette ſaß. Ich war an der Schwelle ſtehen geblieben, um ſeine Anrede zu erwarten. Binnen dieſer ſchweigſamen Minute athmete ich kaum; der Anblick einer Nebenſache zog meine Aufmerkſamkeit peinlich auf ſich. Ein ausgeſtopftes

Hündlein war's, mit einem dürren Halm zwiſchen den Zähnen, das auf einem Kiſſen zu den Füßen ſeines kranken Herrn ruhete. — Und als der Conſul mit matter Stimme ſagte: Freund, Du willſt mich ſprechen? Da rief ich außer mir: Taucher! Du biſt's! Ich ſtürzte zu ihm hin. Laſſe mich über dieſen Augenblick verſtummen. Helene! ich hing an ſeinem Halſe, und wie eine Perle aus dem Grunde des Meeres, legte er den Glauben in meine Hand, daß man dieſenigen wiederfinden könne, die man für todt gehalten."

„Gottlob, Gottlob! nun waren Sie gerettet" — rief Helene heftig.

„Nein, gutes Kind!" erwiederte der Baron ſchnell, „mein Freund war ein Mann des Todes! Die Kunſt der Aerzte friſtete ſein Leben, er ſelbſt fühlte, daß ſein Ende nahe wäre. Seine Schwäche ließ nicht zu, daß wir unſern Stoff erſchöpften, und auch von mir verlange das nicht, liebe Helene. Er that manchen Blick in die Zukunft, der ſich als wahr bewährt hat. Das Maß von Algier wird bald erfüllt ſein, ſagte er, und, Freund, hätte Dein Auge Blut und Thränen geweint, denke an mich, es wird noch Tage ſehen der Freiheit und der Freude. Mit dieſer Verheißung trug ich mir einen Himmel heim. Nichts fürchtete ich, als daß mein Freund ſterben möchte, bevor Nachrichten für mich eingelaufen wären, denen ich mit ängſtlicher Unruhe entgegenſah. Und als ſie nun kamen, ließ der Conſul mich holen in ſpäter Nacht. Freund, ſagte er, faſſe Dich; wenig Gutes habe ich Dir zu verkünden. Mein Ruf an Dich erging nur deßhalb ſo eilig, weil ich keine Stunde mehr zu verlieren habe. Dein Kind iſt zeitig geſtorben. Die Gräfin Bourg iſt längſt todt, ihr Sohn lebt mit ſeiner

Schweſter zuſammen, für jetzt in ****, Dein Gut wird verwaltet — —

„Mein Weib, mein Weib!“ ſchrie ich. „Sprich, warum willſt Du das Wichtigſte umgehen?“

„Man weiß nicht, ob Deine Frau heimgegangen iſt,“ antwortete der Conſul, indem er dieſen ſanften Ausdruck wählte, meinen Schmerz zu mäßigen; „es iſt nichts von ihr zu erfahren geweſen.“ —

„Gerechter Gott!“ rief ich tödtlich erſchrocken, „ſo ſind die Meinen todt, und ich lebe noch! Wehe mir!“

„Sie leben auch!“ ſagte er unter dem Verſuche eines ſchwachen Lächelns. „Dies waren ſeine letzten Worte an mich, die ich mir im Sinne der Liebe, aber nicht des Lebens deutete. Meine Verzweiflung hatte den theilnehmenden Freund ſichtlich angegriffen. Der Arzt trat ein, ich mußte mich entfernen und habe ihn nicht mehr geſehen. Nach drei Tagen hatte der Conſul ſeinen frommen Geiſt aufgegeben. Mir war nun Alles gleichgültig. Mein Gram legte mich in Banden; ich regte mich nicht weiter. Da ward Algier eine franzöſiſche Provinz. Ketten ſprangen oder wurden umgetauſcht. Der Corſar war um ſein Leben gekommen, ſeine Frau war in Folge der erlittenen Drangſale mit einem Schwindel behaftet, der ſie von jedem gewagten Schritte abhielt; Eddy, ein zarter Jüngling, weihte ſich dem Dienſte der Waffen. Ich war nun frei, aber es freute mich nicht mehr. Graf Bourg wollte ich aufſuchen, und dann — mein letzter Wunſch war — ein Grab in Wäldchen, und wenn ich mich bis hierher betteln müßte. — Ach, Helene, kein Wort fällt auf die Erde; der leiſeſte Gedanke folgt uns nach. Wie ich nun auf dem Wege nach Frankreich noch einmal Schiffbruch litt und bei Antibes der augenſcheinlichſten Todesnoth das nackte Leben abkämpfte, alsdann langſam in jämmerlichem Elende bis nach Lyon gelangte, wo Deine Tante ſich ſo liebreich meiner annahm, — Du weißt's. Nie vergeſſe ich das gegenſeitige frohe Erſtaunen, als der Name Graf Bourg in Wartenſtein zum erſten Male zwiſchen uns genannt wurde. — Wir hatten nun ein und daſſelbe Ziel für unſere Sehnſucht, und der erbarmende Gott ließ es uns erreichen. Genug! genug! Für den Himmel giebt es kein Wort auf Erden. Die ſanfte Stimme meiner Frau — jener Trank aus ihrer Hand, der mir friſches Leben gab — meinſt Du, Helene, daß ſie mir alt geworden wäre? Nur, wie wenn ein Schleier ihren innern Engel verhüllte! Einſt hatte meine verdammliche Leidenſchaft einen viel dichtern Flor um meine Sinne gewebt. Und ſo iſt alles Vergängliche ähnlich, wenn es auch in jeder Form anders erſcheint.«

Und indem der Baron die Hände faltete und emporblickte, ganz vom Mondlichte übergoſſen, das in ein paar funkelnde Thränen ſtrahlte, ſagte er mit Inbrunſt: »Du aber, der Du ewig liebſt, machſt gut, was wir verwirren; — dies ſteht im Geſangbuche und paßt nirgend beſſer, als an den Schluß meiner Geſchichte. Was ich an Eddy gethan, daß er ein Menſch würde, über Verdienſt fand ich es vergolten. Mein Sohn war ohne mein Zuthun ein edler Mann geworden. Seine Mutter ward ein Segen für ſeine Braut. Wenn Dein Herz, Helene, dieſe Sammlung einſt aufnimmt, dann iſt Heinrich reich — reicher, als daß er mit einem Fürſten tauſchen dürfte. Ein edles Weib iſt die Krone des Mannes! Fieleſt Du von ihm ab, ſein Glück wäre zertrümmert, ſein höchſtes. Ihr werdet einander nie verlaſſen, darauf will ich leben und ſterben. Und wenn auch der innere Zuſammenhang je ein wenig verworren würde, habe Geduld! Eine Trennung giebt's nicht für ein Gefühl, das wirklich einmal Liebe war. Und nun wollen wir uns zur Ruhe begeben.“

Mit mehr als kindlicher Rührung küßte Helene ihrem Schwiegervater die Hand und begab ſich hierauf in ihr Zimmer.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfundachtzigſter Band.

Der Frau Tagebuch. Zweiter Band
Fortſetzung von der Braut Tagebuch.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Frau Tagebuch.

> Die höchſte Liebe? Sie iſt ein höherer Pulsſchlag in den Adern der Freundſchaft, ſie iſt das göttliche Leben……
>
> Friederike Bremer.

„Ein ſüßes Licht umſtrahlte mich, das mein wachend Auge nie geſehen. Welch ein Mond und welche ſchöne Sterne!“ Dies dachte Helene, als ſie allein war mit ihrem Gedanken. Aber der Schlaf, der leiſe, zartgewebte, breitet ſich nur über das Lager derer, welche abgeſpannt ſich der Ruhe überlaſſen, um von der ſtillen Nacht erquickt zu werden. — So war Helene erſt gegen das Morgenroth eingeſchlummert. Die rauhe Stimme des Poſtboten, ſehr unterſcheidbar in dieſem öden Haushalte, zumal für ein Ohr, das guter Botſchaft lauſcht, weckte ſie aus einem lebhaften Traume. Mit gelindem Schelten, welches dem Briefträger galt, verabreichte die Gordel einen Brief, den dieſer Faſelhans, wie ſie ihn nannte, vertragen, ſo daß er zur Ungebühr aufgehalten worden und um mehre Tage ſpäter an ſeine Behörde gebracht werde. Der Propſt ſchrieb ſeiner Tochter, dieſe möchte unverzüglich nach Liebſtadt kommen, woſelbſt ihr Gemahl ſie ſammt dem Kinde abholen wolle. Doch dürfe Helene nicht ſäumen, da der Forſtrath Eile hätte, weßwegen er auch diesmal ſeinen Vater nicht beſuchen könne. Für jetzt zufrieden, ihn beſſer zu wiſſen, wolle er ſich dieſen Beſuch bis zum Spätherbſt aufheben, wo er ihn dann flott zu machen hoffe, um den Winter in der Hauptſtadt bei ſeinen Kindern zuzubringen.

Helene ſtand höchlich betroffen über dieſen Inhalt. „Gott!

und dieſer Brief iſt liegen gelieben?“ ſagte ſie in Angſt. „Was wird Heinrich denken! In welcher Unruhe um mich, um den Vater wird er ſein, wenn er nicht abwarten konnte, daß ich oder Nachricht von uns käme! Nun muß ich fort, auf der Stelle.“ — Sie ging ſtehenden Fußes, ihren Schwiegervater um ſeine Genehmigung zu ihrer baldigen Abreiſe zu bitten, und legte die Zeilen, welche ihren Abruf enthielten, mit zitternder Hand in die ſeinige.

„Das iſt mir nicht lieb, Helene,“ antwortete der Baron, „beſtelle nur den Wagen, wie Du willſt, ich kann Dich nicht halten. Doch Dein Mann hätte mir ein paar Stunden ſchenken können, ſollte ich meinen, ſo weit würde er ſich abzumüſſigen im Stande geweſen ſein, dächte ich; auf den Spätherbſt will er mich beſuchen? wann das Laub abfällt? Bis dahin und alsdann kann Manches vorfallen. Mich will er flott machen? Mich, altes Wrack? — Nein, Herr Heinrich daraus wird nichts; in dem Gebrauſe der Hauptſtadt, da ginge ich zu Grunde. Wenn ich dort ſtürbe und mitten in der lauten Welt begraben würde, glaube ich doch, ich ginge um. Hier allein iſt mir wohl! Hier will ich ausruhen! Der Winter iſt mir ein alter Bekannter; der Ofen ein warmer Freund, und wie lange dauert es denn, ſo iſt die Sonnenwende da.“

Helene packte haſtig ein, und — wenn wir aufrichtig ſein wollen — nicht ganz mit der Sorgfalt, welche ihre Mutter unter allen Umſtänden beobachtete. Frau van Aelſt hielt einen Blick in den Koffer nicht viel niedriger, als einen Blick in den Charakter einer Frau. —

Als nun der Wagen bereit war, und Helene fertig zum Abſchied, umarmte der Baron ſie auf das innigſte und ſprach: „Nun, ſo lebe denn wohl! Wir wollen uns das

Scheiden nicht ſchwer machen. Haſt Du auch das Blatt vom Scheiden?"

Helene nickte und deutete auf ihren Buſen.

„Recht ſo," ſagte der Eigenthümer dieſes kleinen Depots, „verwahre es Dir und trage es auf Deinem Herzen, das bindet wie Seidenbaſt. Der Himmel erhalte Euch innig zuſammen. Du haſt mir Deine ſchöne Zeit geopfert; Dein Vergnügen, bei den Eltern zu ſein, Dein Kind verlaſſen, — um einen alten Mann zu erheitern." —

„Der ja auch mein Vater iſt," unterbrach ihn Helene. „Ich habe kein Opfer gebracht, wohl aber für Vieles zu danken."

Dies geſchah in herzlicher Gegenſeitigkeit. Auch Cordel legte zu dem „Gott lohne Dir's!" des Barons, einen Segen auf ſeine ihr ſo lieb gewordene Schwiegertochter tauſendfältig, wie das Lächeln dieſer uraltjüngferlichen Wange, das über dieſen wehmüthigen Augenblick hinweghelfen ſollte.

Dahin rollte die Kutſche. Die beiden Alten ſahen ihr nach, ſo weit ſie konnten, und wendeten ſich dann gegen einander.

„Nun iſt ſie fort, die herzige Helene," ſagte die Cordel halb verwunderungsvoll, halb bedauernd. „Wie eilfertig die Jugend iſt, und kommt doch ſelten vor die rechte Schmiede. Und wenn ſie auch Alles haben, die glücklichen, jungen Leute, Schönheit und Anſehen, Geſundheit und Kräfte, Mann und Kind, Gut und Geld — ſie beſitzen, als beſäßen ſie nicht — wie es in der heiligen Schrift heißt. Manchen Seufzer bei Tag und Nacht habe ich von der jungen Dame vernommen, der ſchwerlich etwas fehlen kann, und ſie ſeufzte gerade ſo, als ob ihr das Herz ſchwer wäre. Und ſo anſpruchslos iſt auch nicht, wer ſich glücklich fühlt. Jemand, dem Alles recht iſt, dem iſt eigentlich Nichts genehm. Die gute Helene nahm immer fürlieb.“

Nachdem die Cordel alſo ihr Herz ausgeſchüttet hatte, ging ſie, zur Genüge beſchäftiget, an ihr einſam Tagewerk mit dem vergnüglichen und neidloſen Gefühl, daß der Herr aller Dinge, vor dem Nichts zu geringe, kein Gutes mangeln laſſe den Frommen.

Indem Helene ſich von dieſem Aufenthalte trennte, der ihrem innerſten Bedürfniſſe zuſagend geweſen, fühlte ſie ein zartes Band der Zuneigung um ihre Seele geſchlungen, und ſie ließ die einförmige Weiſe des Forſthauſes, den träumeriſchen Frühling des Waldes und den Geſang der Vögel, der ihre Gedanken ſo oft eingewiegt, wie ein ſtilles Glück hinter ſich. Dennoch hätte ſie ſich Flügel gewünſcht, um bei den Ihrigen zu ſein. In ihre Sehnſucht miſchte ſich ein Gefühl von Reue, von ängſtlichem Innewerden, irgend etwas verſäumt zu haben, was ſie in heißem Drange nachholen müßte. So oft der Kutſcher ſeine Peitſche in die rollenden Räder verwickelte oder die Fahrt gemächlich ging, wo der Weg nicht eben war, ſaß ſie wie auf Kohlen. An ihren Gemahl dachte Helene mit Herzklopfen, obgleich ſie ihn bei dem Vater vertreten hatte. Sie faßte die heiligſten Vorſätze. Der Liebe aber, dieſem urſprünglichſten Gefühl unter der Sonne, iſt nichts ſo entgegen, als ein Vorſatz, wäre es auch der beſte. — Inmitten der Reiſe, die einen langen Tag hinnahm, auch wenn ſie ſchnell von Statten ging, lag ein Dorf, wo Helene die Pferde wechſeln wollte. Das Wirthshaus, „Zur Linde“ genannt, ſtand dicht an der Poſtſtraße, welche gerade hier verſchiedene Landwege durchkreuzte. Der Baum, der dem ländlichen Gaſthof als Zeichen diente, war dieſer Auszeichnung vollkommen werth. Eine Linde von un geheuerm Umfange ſchirmte ein Gärtlein voll ſchwellender Roſen, und verbreitete ihr erquickendes Laubdach über reinliche Tiſche und Bänke zur Aufnahme für Gäſte, die den Schatten liebten. Und dieſe Linde fing an zu blühen und ſtreute ambroſiſchen Duft um ſich her. Helene ließ ſich hier nieder, kein Plätzchen konnte einladender ſein. Sie entſendete den Kutſcher nach der Poſthalterei, ließ einſtweilen vollauf für ihn ſorgen und beſtellte ein Weniges für ſich ſelbſt.

Der Schwarm von Bienen, die hier ein ſchwelgeriſches Gaſtmahl hielten mit Geſumm, verſcheuchte Helene nicht; ja, ſie wehrte das Dringen der gefälligen Hausfrau ab, die durchaus ihr gutes Stübchen öffnen wollte. Helene, mit einem dankenden Lächeln, wollte lieber im Grünen bleiben. Darauf ſagte die Lindenwirthin: „Es iſt doch ſeltſam! Die Vornehmen ſind auf das Freie ordentlich verſeſſen. Vor einer halben Stunde waren auch ein paar Damen hier und ein einzelner Herr, die um keinen Preis von dieſer Stelle wegzubringen geweſen wären. Die Damen fuhren mit Vieren, der Herr reiſ'te mutterſeelen allein. Das war eine Freude! Sie baten ihn, daß er ſie eine Meile Weges begleiten möchte, und er that es nur zu gern. Die ſchöne Equipage mußte leer hinterher fahren; der Kutſcher brummte darüber, als hätte es Eile gehabt."

Mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit vernahm Helene dieſen Bericht, an ſich unintereſſant, der es ihr jedoch nicht war. Sie wußte ſelbſt nicht, warum eine inſtinctartige Furcht ſie abhielt, ſich näher nach der Perſönlichkeit jener Reiſenden zu erkundigen. Froh, daß die geſchwätzige Wirthin ſie nun allein ließ, ihren Gedanken ungeſtört nachhängen zu können, ſetzte Helene ſich unter die rauſchende Linde. „Wenn es mein Mann geweſen wäre, der hier mit Leonide zuſammengetroffen und — — — Nicht möglich! Heinrich iſt gewiß ſchon fort. — Wer weiß, wer dieſe Fremden waren? Was geht es mich an, wo ſich ein fahrender Ritter für Frauen auf der Straße findet?“

Dieſe Frage, an ihr Innerſtes gerichtet, beſchäftigte das Denken und Sinnen unſerer Helene. Sie konnte die Vorſtellung nicht los werden, daß ihr Gemahl - doch ausdenken konnte ſie dieſen Gedanken eben ſo wenig.

Ein großer Zweig, im vollen Saft knospender Friſche, lag abgeſchnitten da. Vermuthlich hatten die Fremden dieſen räuberiſchen Frevel verübt, um ſich gegen die lüſternen Bienen zu ſchützen.

„Wie Schade!“ ſagte Helene, indem ſie die Knospen beobachtete, die nun nicht blühen würden. Sie nahm den Zweig zwiſchen ihre Lippen, und ein bitteres Gefühl, wie Wermuth, floß leiſe in ihre Seele über. Jetzt fiel ihr Blick auf ein großes F., welches oberflächlich in den Tiſch von weichem Holze geſchnitzt war, an dem ſie ſaß. „Gott!“ rief Helene für ſich aus, dies ſcheint Heinrich's Hand zu ſein. Und dies F. kann auch Fanny heißen.“

Hatte der Schnitt in die Kraft des Baumes ihrem Sinne für die Natur wehe gethan, ſo kehrte das Meſſer, das dieſen Buchſtaben gezeichnet, ſich in ihrem Herzen um. Sie berührte das Eſſen kaum; es drängte ſie hinweg von dieſer Stelle, als athme ſie wie eine Vertriebene. Und dennoch war dieſe Linde ein Schlagbaum für ihre Sehnſucht geworden, heimwärts zu dringen. —

Die Eltern ſaßen vor der Hausthür des Pfarrhauſes, um des milden Mondlichts zu genießen, in dem Frieden, deſſen anſprechendes Bild der Sommerabend eines hellen Städtleins iſt, als der Wagen, worin Helene gefahren kam, ſo haſtig anrollte, daß die Funken unter den Hufen der Pferde ſtoben. Ihre Ankunft erregte diesmal minder Freude als Schrecken.

„Helene!“ riefen Vater und Mutter zugleich, und zwar ſo erſchrocken, daß dieſer Name laut in der Stille der Umgebung hallte, „kommſt Du allein? Iſt Dir Dein Mann denn nicht begegnet?“ Dieſer Augenblick gab der armen Helene eine gefürchtete Gewißheit. Mit bleicher Miene antwortete ſie: „Wahrſcheinlich haben wir uns verfehlt; aber meine Schuld iſt es nicht, denn ich bin des geraden Weges gekommen. Dein Brief, mein Vater, war liegen geblieben“ — — —

Helene lag in den Armen ihrer Mutter, und der Mondſchein konnte Frau van Aelſt nicht über die auffallende Bläſſe ihrer Tochter täuſchen.

Wie gewöhnlich ward eine Regung von Mitleid im Propſte zum heftigſten Unmuth, um ſo mehr, da er Helene anſcheinend ſo ruhig ſah.

„Der Brief liegen geblieben, ſagſt Du?“ rief er mit dröhnender Stimme. „Das mag mir auch eine Schneckenpoſt ſein, dort! — Und Dein Herr Gemahl fährt ins Blaue hinein, wie toll und blind, ſo daß er ſeine eigene Frau vorbeiläßt, anſtatt ſie ſchon von großer Weite mit tauſend Freuden wahrzunehmen. Das wäre mir in den Jahren Deines Mannes nicht paſſirt! Warum konnte er denn hier nicht warten, bis Du kämeſt? Die Sache mit dem vertrackten Briefe hätte ſich doch aufklären müſſen; das kommt aber davon her, daß heut zu Tage Niemand mehr zu Hauſe bleiben kann. Jeder junge Mann, der in der Welt herum reiſet oder raſet, gleich viel, thut wichtig; hält die Uhr in der Hand, als hinge das Wohl des Staates von ſeiner Minute ab, und bleibt dennoch bald hie, bald da hängen, wo es ihm beliebt. Am Ende verſchwenden ſie Alle die edle Zeit.“

Vergebens ſuchte Frau van Aelſt einen Blick ihres Mannes aufzufangen, damit ſie ſeinen Gedanken in den Zügel griffe; der Propſt, wenn er in Hitze gerieth, übereilte jede Rückſicht. Auch außerdem war der Propſt kein Mann des Winkes; die ſchuldloſeſte Heimlichkeit, um Andere zu ſchonen oder zu erfreuen, ward an dem ſpröden Stoff ſeines geraden und aufrichtigen Charakters zu Schanden. —

Die gute Helene, von dieſem ſtürmiſchen Empfange vollends in Verwirrung gebracht, hatte ſich nun in ſo weit gefaßt, um ihren Eltern mit einigem Zuſammenhange die Vermuthung mittheilen zu können, nach welcher ihr Gemahl der Gräfin und ihrer Geſellſchafterin begegnet ſei, und ihnen das Geleit gegeben habe. Leonide müſſe es jedenfalls geweſen ſein; mindeſtens wiſſe ſie keine andere Dame, für welche Heinrich ſolcher Courtoiſie fähig wäre, da er ſich gegen Manche ihres Geſchlechts ſogar gehen laſſe.

Der Propſt hielt ein Weilchen an ſich, dann ſagte er: „Das lobe ich vom Forſtrath, daß er kein Schmeichler und Liebediener iſt, und daß er der Schweſter des verſtorbenen Freundes ſo auszeichnende Achtung beweiſ't, das gefällt mir noch beſſer von ihm. Er ſprach mit einer Wärme von ihr, einer Wärme, die mir als eine ſeltene Pietät dankbarer Gefühle erſchien, und die ich ihm, ehrlich geſtanden, kaum zugetraut hätte. Freilich hat dieſe warme Anhänglichkeit Dir diesmal die Freude des Wiederſehens entzogen“ — — —

Ein ſchmerzlicher Zug zeigte ſich auf Helenens Geſichte, und ihre Mutter bemerkte: „Der Fall ſei ja ſo ſelten nicht, daß der Enthuſiasmus der Freundſchaft dem Rechte der Liebe zu nahe träte,“ — worauf der Propſt betreten ſchwieg.

„Willſt Du Deinen Alfred ſehen?“ fragte Frau van Aelſt ihre Tochter. „Er ſchläft zwar ſchon, aber Du wirſt Dich über ſeinen Anblick freuen. Wir gehen hinauf, und Du, Väterchen, machſt unterdeſſen ein Läufchen durch den Hamburger Correſpondenten, der dieſen Abend noch fort muß.“

Nach dieſer Anordnung, der ſich der Propſt ohne Weiteres bequemte, verließen die beiden Frauen das Wohnzimmer, um ſich in das Schlafgemach der Eltern zu begeben, wohin Alfred's kleine Lagerſtatt nach der Abreiſe ſeiner Mutter verſetzt worden war.

Als Helene ſich dem Bettlein näherte, hielt Frau van Aelſt das Licht ab, daß es den kleinen Schläfer nicht blende. Wie lieblich lag er da, im erſten Schlummer, nach dem ermüdend langen Kindertage; ſein Athem, ſanft und ſäuſelnd, war ein Hauch der ſüßeſten Ruhe, und die kleine Wange glich, im Anflug der Geſundheit, der Roſe des Pfirſichs unter dem Flaum. Die ſchönen Locken warfen einen maleriſchen Schatten auf das weiße Kiſſen. Eingeſchmiegt in ihre feine Seide ſchlief der Knabe, und ihr dunkelnder Glanz lieh dem Bilde der Unſchuld eine zarte Folie. Die Händchen, eng gefalten, drückten noch das Gebetlein aus, das er zum himmliſchen Vater geſprochen; ein kleines, hölzernes Pferd lag daneben, ſein Liebſtes, das er jeden Abend mit ſich in den Schlaf nahm. Da nun Helene ſich nicht ſatt ſehen konnte, und mit trunknem Auge den Anblick ihres Lieblings in ſich ſog, ſchwebte um des Kindes Mund ein Lächeln, wie wenn ein Engel ihm im Traume erſchienen wäre.

„Sieh, o ſieh!“ ſagte Frau von Aelſt ſacht, doch entzückt, „Alfred lächelt, er träumt von Deiner Nähe. Nicht doch, wecke ihn nicht! Verſage Dir es, Dein Herzblatt zu küſſen." — —

Helene ſchwieg. Sie beugte ſich tief und tiefer auf den Knaben, und ein Strom von Thränen benetzte plötzlich die geſteppte Decke.

„Wie, Helene, Du weinſt?" fragte ihre Mutter beſtürzt, doch mit unterdrückter Stimme und faßte die Tochter an das geſenkte Kinn. „Was iſt Dir? Welch ein trüber Gedanke geht Dir ſo nahe, daß Du in Thränen ausbrichſt?"

Helene richtete ſich auf und ſprach: „Der Gedanke an Alfred's Vater, der meine Nähe nicht träumte."

„Dachte ich's doch," erwiederte Frau van Aelſt mit einem Seufzer. „Mein Kind, mein Kind! Wie kannſt Du Dir ſo zu Herzen nehmen, was Dir doch nur unabſichtlicher Weiſe wehe gethan? Ich bin überzeugt, es wird dem Baron — Deinem Manne, meine ich — höchſt unangenehm ſein, ſobald er es erfährt. Doch wie lange dauert es denn, ſo ſeid Ihr wieder beiſammen, und es iſt wie nicht geſchehen. Ein widerwärtiger Zufall war es allerdings" — — —

Helene lächelte ſchmerzlich. „Mutter," ſagte ſie, „in der Liebe giebt es, wie in Gottes Ordnung, keinen Zufall; oder was wäre Liebe anders, als jener geheimnißvolle Zug der Herzen, der ſie einander entgegenführt?"

„Wie Du Dich quälſt," verſetzte die Mutter zwiſchen Troſt und Tadel. „Daß Dein Mann einer werthen Freundin, mit welcher er von ungefähr zuſammentrifft, ein Stückchen Weges das Geleite giebt und darüber Dir zu begegnen verſäumt, ſiehſt Du wohl gar als einen Beweis an, daß ſeine Neigung — was Gott verhüte! — von Dir gewichen ſei?"

Helene neigte das Haupt ein klein wenig. Nichts konnte deutlicher ſein, als dieſe ſtumme Antwort, welche ſagte, daß ihr das Herz zu ſchwer wäre, als das ſie es ausſpräche.

„Nun erbarme ſich Gott!“ ſagte Frau van Aelſt lebhafter, als man es an ihr gewöhnt war; „ich hätte Dich für vernünftiger gehalten. Höre mich, Helene! Entweder iſt in der Liebe Gewißheit oder Furcht, und Du weißt, es ſtehet geſchrieben, und es ſtehet feſt: Furcht iſt nicht in der Liebe. Was der Himmel billigt, was die Natur geheiliget hat, iſt keine Qual, ſondern ein göttlicher Segen für das Leben. Eine Frau, die da fürchten könnte, ihres Mannes Herz auf der Landſtraße zu verlieren, die müßte ihn fahren laſſen, dächte ich. Meinſt Du nicht auch? Solch ein loſes Gut, ſolch ein lockeres Band wäre der Mühe nicht werth, es in Acht zu nehmen, und eine Verbindung, die nicht ſicher iſt, wird früher oder ſpäter zum Fallſtrick.“

Helene wollte ihrer Mutter in die Rede fallen, doch dieſe ließ es nicht zu und ſprach: „Laſſe mich ausreden, es iſt unumgänglich nothwendig, daß dieſer Punkt noch einmal — zum letzten Male — durchgeſprochen wird. Du weißt, ich bin eben keine Freundin von Redensarten; doch kann ich Dir und mir nicht erſparen, was ich bei dieſer Gelegenheit zu ſagen habe. Es iſt ein mütterliches Wort, was ich zu Dir rede. O, meine Tochter, auf dieſem Wege gehſt Du Dir ſelbſt verloren, und dies iſt von Allem, was Dich treffen kann, das Schlimmſte. Wo haſt Du Deinen Muth gelaſſen, Helene? Deinen guten Muth, der mein Stolz und meine Freude war? Woher willſt Du die Kraft nehmen, Deinen Knaben zu erziehen, wenn Dir das Herz ſtill innerlich gebrochen iſt? Sieh, Helene, ich darf es Dir nicht verſchweigen, das Kind war ſo munter in Deiner Abweſenheit, daß ich faſt glauben muß, Deine immerwährende Angſt wirke unterdrückend auf das zarte Pflänzchen. Und ſo könnte Dein Mann nicht ſo ganz im Unrecht ſein, wenn er Dir einige Schuld beimäße, daß der Knabe ſchwächlich iſt. Wir haben es Dir vergönnt, Dich in voller Freiheit zu entfalten. Der Vater, wie ſehr er auch an alter Sitte hängt, zwängte Dich nicht in die Feſſel des Gehorſams, weil Du ein gutes, liebes Mädchen warſt. Und ein edles Weib beherrſcht ſich! — Als Du das Haus Deiner Eltern verließeſt, nahmſt Du liebenswürdige Eigenſchaften mit; nicht möchte ich Dich gern daran erinnern, welch ein Opfer Dir der Vater gebracht, da er Deine Heirath zugab. Wir wünſchten nur, daß Du glücklich würdeſt. Unſere Segnungen folgten Dir — — — Sage an, Helene, wo haſt Du Deinen Frieden?“ —

So hat Frau van Aelſt nie mit ihrer Tochter geredet. Sie hielt es vielleicht an der Zeit, dieſe Sprache einer weiſen Strenge in Anwendung zu bringen. Aber Helene vertheidigte ſich nicht, wie hart getroffen von dieſen Vorwürfen ihrer Mutter ſie ſich auch fühlte, wie ſehr ſie auch die tröſtende Zärtlichkeit vermißte, welche bei ihrem erſteren Beſuche ſie gegen ſich ſelbſt in Schutz genommen hatte. Wehe dem Herzen, das Alles über ſich ergehen läſſet! Frau van Aelſt, ſo geübt, heftige Anfälle zu überwinden, hielt die Gelaſſenheit nicht aus, womit Helene nur um Geduld bat.

„Du biſt erſchöpft, Helene!“ ſagte ihre Mutter mit der Autorität der Fürſorge; „Dein Kopf brennt fieberiſch, Du bedarfſt der Ruhe. Dies Sopha hier iſt gemächlich, es ließe ſich bequem darauf betten; willſt Du Dir das gefallen laſſen, meine Liebe?“

„Warum nicht?“ antwortete Helene mit Apathie. „Wo ich mein Haupt auch hinlege, es gilt mir gleich. Wenn dieſe Einrichtung nur dem Vater" — —

„Dem Vater," unterbrach Frau van Aelſt ihre Tochter, „wirſt Du nicht ſtörend ſein. Er ſchläft hinter dem Vorhange, wie in einem kleinen Alkoven. — Du wäreſt doch bei uns. Nichts war Dir lieber, da Du ein Kind warſt, als wenn wir Dich in die Mitte nahmen. Noch erinnere ich mich, wie Du einſt, kaum drei Jahre alt, einen ſchweren Fall gethan. Ach, welch ein wildes Ding warſt Du doch! Und der Vater trat Dir die Brücke. Das Blut rann von Deinen Schläfen, ich mußte Dir warmen Wein umſchlagen; Du verlangteſt zu Bette und daß ich Dich einſingen ſollte. Und als ich fragte: Nun, was für ein Lied willſt Du denn, mein liebes Kind? Da ſagteſt Du: Nun matter Leib gieb dich zur Ruh, und ſchlafe ſanft und ſtille. — — Es klang ſo kläglich und doch ſo komiſch, und ich wußte nicht, ob mir das Weinen näher wäre oder das Lachen. Du hatteſt dieſen Vers bei den Begräbniſſen gehört, wohin Du dem Vater immer nachliefeſt."

Jetzt horchte Frau van Aelſt auf — der Propſt hatte gerufen. „Der Vater iſt nun fertig mit dem Leſen," ſagte ſie. „Komm, wir wollen zu ihm hinabgehen."

In aller Stille war das räumliche Gemach zu einem kleinen Familien-Schlafſaal eingerichtet worden. Frau van Aelſt verſtand es trefflich, jedes Räumlein netter Weiſe zu benutzen; ein Talent, das für die Poeſie der Häuslichkeit höchſt erſprießlich iſt.

„Ihr müden Augen thut euch zu, denn dies iſt Gottes Wille!" dachte Helene, als ſie den ihr angewieſenen Platz einnahm. War es ein dunkles, aus der Kindheit herüber dämmerndes Gefühl von Schirm und Schutz, den die Nähe der Eltern gäbe? Sie ſchlief bald ein. Von einem unruhigen Traume geängſtet, ſchlug ſie ſcheu die Augen auf. Die Uhr ſchlug Eins; ein paar ruhige Geſtalten ſtanden an ihrem Lager. Helene erkannte Vater und Mutter.

„Du träumteſt ängſtlich, Helene!“ flüſterte Jene. „Beſinne Dich; ächzend riefſt Du: Herein! Wer ſoll denn kommen?“

„Ich weiß nicht, ob ein Gaſt oder ein Geiſt,“ antwortete Helene. „Das Herz klopft mir fürchterlich.“

Und im väterlichſten Tone ſagte der Propſt: „Der Mond ſchien Dir in das Geſicht, das verurſacht geſpenſtiſche Träume, deßhalb habe ich die Vorhänge dichter zugezogen.“

Aber ein ſanfter Strahl verklärte dennoch das rührende Bild elterlicher Liebe. Von der Gewalt des Schlummers befangen und ſich ihm überlaſſend, reichte Helene ihnen beide Hände dar; ein Lichtblick war in ihrer Seele, der da ſagte: Gott wacht! —

Helene erwachte wie im Himmel. Vom hellen Sonnenlicht umfloſſen, ſtand Alfred in einem neuen Flügelkleide an der Lagerſtätte ſeiner Mutter und hielt ihr eine junge Roſe vor aus ſeinem Gärtchen — wie er verſicherte. Helene küßte den holden Knaben mit mütterlicher Inbrunſt und konnte ſich nicht ſatt an ihm ſehen.

Es war jedoch nicht mehr zeitig. Alfred ſprang voraus, die Mutter zu verkünden, die ſogleich erſcheinen würde. Helene kleidete ſich hurtig an, denn die Ihrigen warteten mit dem Frühſtück.

Helene bezeigte den Eltern ihre dankbare Freude über das Wohlausſehen des Kindes.

„Nicht wahr? ſagte Frau van Aelſt mit dem frohen Stolze einer Großmutter, die ſich der beſten Pflege bewußt iſt; „wie freute ſich Dein lieber Mann. Er fand ſeinen Alfred ſogar ein wenig gewachſen und um Vieles munterer.“

„Nun wird ſich mit Dir reden laſſen, meine Tochter“ unterbrach der Propſt harmlos ſeine Frau. „Geſtern warſt Du dazu nicht fähig; wir haben Dir Manches zu erzählen, Helene. Zuvörderſt muß ich Dir aufrichtig geſtehen, liebe Tochter, daß mir mein Schwiegerſohn noch nie ſo gut gefallen hat, als diesmal. Er hat ſich äußerſt vortheilhaft verändert, und iſt doch wirklich ein höchſt liebenswürdiger Mann! Wie die Ehe vollendet, davon giebt Dein Ehgemahl das anſchaulichſte Beiſpiel. Als ich mit ihm in dieſen Tagen zuſammen war, dachte ich: Es iſt damals der Helene nicht zu verdenken geweſen, daß ſie ihn und keinen Andern genommen hat. Weißt Du noch, wie Du damals in Ohnmacht fieleſt, als Dir ſeine Liebe zweifelhaft war? Nun, ſolch ein Mann iſt einer ſüßen Schwachheit ſchon werth!“ —

„O Vater! woran erinnerſt Du mich?“ ſprach Helene, wie mit Vorwurf, und ein Purpurſchleier der feinſten Schamröthe überzog ihr Stirn und Wangen und den Saum des Buſens.

„Nun, nun! Du darfſt Dich deſſen nicht ſchämen!“ antwortete ihr Vater mit begütigendem Tone, dem dieſe zarte Wallung ſeiner Tochter wohl gefiel. „Ein Mann iſt der Deinige, wie er dem Auge und Herzen eines Weibes gefallen mag; er zeigt ſich durchaus beſtimmt und iſt kein Liebediener, kein Schmeichler; auch iſt er ungleich geſprächiger und mittheilſamer geworden, als er es früher war. Wir haben über dies und das mit einander geſtritten, Du weißt, ich habe das gern; aus der Gelehrſamkeit macht er ſich nichts. Als ich ihn deßhalb aufzog, da ſagte er mit unvergleichlicher Miene: Denn grau iſt alle Theorie und grün des Lebens goldner Baum! — Es iſt natürlich, daß ein friſcher Geiſt ſo denkt.“

Helene ſchlug das Auge nieder. Das Bild des Gemahls, vom Vater dergeſtalt mit Wärme entworfen, drückte es nieder. Schwerlich war eine Ahnung im Propſt, welch einen Dolch er im Herzen ſeiner Tochter umgewendet hätte.

„In Wartenſtein iſt der Forſtrath auch geweſen,“ fuhr er fort, „aber keineswegs zu ſeinem Ergötzen. Dem Freiherrn, der unbarmherziger Weiſe die Forſten ausſchlagen läßt, ſoll und muß höheren Ortes Einhalt gethan werden. Dein lieber Mann hatte demnach die Befugniß, ein Wort des Ernſtes mit ihm zu reden. Dieſer ſaubere Patron ſteht ſchlecht angeſchrieben; man ſagt ihm Dinge nach, die — wenn ſie wahr wären — ſeiner wüſten Herrſchaft bald den Garaus machen würden. — Wie nun dein Mann auf das Schloß kommt, iſt ein wildes Convivium beiſammen. Eine Batterie Flaſchen iſt aufgepflanzt; Pfropfen ſpringen, Würfel fallen, — Alle mit einander ſind ſie angetrunken. Der Forſtrath mag ihnen wie der ſteinerne Gaſt erſchienen ſein. Empört von der Frechheit des Wirthes, ſpielt er bald auf die Abſicht an, die ihn dorthin geführt hat. Der Freiherr lacht und fordert ihn auf, einen Wurf mit zu machen. Und was gilt es? Den Wald! den ſchönen Wald! — Er fragt: was der Forſtrath dagegen ſetze? Mein Ehrenwort, erwiedert dieſer, daß ich mit Ihnen nie gemeine Sache machen will, noch werde! Ihr Spiel, wo deutſche Eichen fallen, gefällt mir nicht. Nun geht der Lärm los. Man dringt von allen Seiten auf ihn ein, — aber Dein wackerer Eheherr hat ſich wie ein Mann benommen.“

„Großer Gott!“ rief Helene, „mir zittern alle Glieder.

Wenn es nur gewiß iſt, daß keine übeln Folgen für meinen Mann daraus entſtehen können?"

„Sei unbeſorgt," erwiederte ihr Vater, „die Schlechten haben in der Regel kein Herz! Dieſer Muskel, womit die Guten Thaten der Ehre thun, iſt bei ihnen nur ein Deckel der Bosheit. Der Muth eines Wortes der Wahrheit imponirte ihnen ſchon; aus eigener Erfahrung weiß ich dies. Jüngſt werde ich nach Wartenſtein zu einem Gaſtmahl eingeladen. So oft hatte ich es abgelehnt, daß mir die Ausrede verſagte; ſo nahm ich die höfliche Bitte an und ging, wenn auch mit Widerwillen, zur anberaumten Stunde. Man hatte es auf mich abgeſehen; — das ganze Tiſchgeſpräch war darauf eingerichtet, den Geiſtlichen in Verlegenheit zu ſetzen. So lange es Perſönlichkeiten betraf, ſchwieg ich, ob auch das Blut mir ſiedete; als man aber immer weiter griff, und endlich das Heilige und Höchſte antaſtete, wäre ich nicht werth geweſen, daß mich der Blitz des Herrn erſchlüge, wenn ich es länger mit angehört hätte. Ich ſtand auf und ſchritt zur Thür. Wohin wollen Sie? lallte der Freiherr. Meiner Vorſchrift folgen! antwortete ich mit lauter Stimme, die mich lehrt, nicht zu ſitzen, wo die Spötter ſitzen! — Sie werden doch Spaß verſtehen? ſchrie ein unſauberer Gaſt mich an, wir ſtreiten ja nicht um den Glauben. Wenn Sie Latein verſtehen, meine Herren, erwiederte ich, ſo wiſſen Sie denn, daß ich zu denen gehöre, die pro aris et focis (das heißt, Helene: für Altäre und Herde) ſtreiten. Mit jeder Waffe, die ich führen darf, ſtehe ich Ihnen zu Dienſte. — Sie ſaßen ſämmtlich verblüfft und ließen mich in Frieden meines Weges gehen. Siehſt Du?"

Helene lächelte ihren Vater zerſtreut an; ihre Gedanken hatten ſich, während er ſprach, in einen Frühlingstraum verflüchtiget.

„Den Wald, den ſchönen Wald!“ wiederholte ſie ihres Vaters Worte, „wo ich mir Maiblümchen pflückte. Mir thut es in der Seele weh, ſo oft ich einen Baum unter den Streichen der Axt ſinken ſehe. Und ein rührenderes Gleichniß giebt es für mich nicht, als das von der arabiſchen Mimoſe, die noch unter der tödtenden Hand ihren köſtlichen Duft ausſtrömt. So thut die Liebe!“

„Seitdem,“ hob der Propſt noch einmal an, „bin ich über dieſe gottverlaſſene Schwelle nicht mehr gekommen. Wie dieſe Rotte nun wieder Deinen Mann gekränkt hat — — eine teufliſche Ironie war's, für die Pietät eines Forſtmanns — den Wald auf das Spiel zu ſetzen!“

„Ja, die Aufnahme da, wo wir uns ſonſt heimiſch fühlten, war nicht zum beſten,“ nahm Frau van Aelſt das Wort; „ich hoffe, Dein lieber Mann wird mit der unſrigen beſſer zufrieden geweſen ſein. Meine Küche war völlig beſchickt, und obgleich des Vaters Keller gut beſtellt iſt, ſo kam uns doch ein glücklicher Zufall zu Statten. Die Gräfin ſendete uns eine Kiſte uralten Weines und eine Menge von auserleſenen Früchten. Dieſer feurige Burgunder hat noch im Sande von Wartenſtein gelegen, und die Männer, indem ſie eine Geſundheit nach der andern tranken und auch die Todten leben ließen, hätten beinahe einen kleinen Haarbeutel davon getragen. — Aber ſchicklicher hätte das Präſent nicht eintreffen können, als gerade am Tage der Ankunft Deines Mannes. Wir wußten nicht, wie wir zu dieſer Gütigkeit kamen, da wir lange nichts von der Gräfin vernommen hatten.“

Helene aber wußte es. Ihrem Gemahl hatte dieſe Aufmerkſamkeit gelten ſollen, nicht den guten, getäuſchten Eltern, welche dankbar dafür waren. Leonide war unzweifelhaft mit dem Freunde ihres Bruders in näherer Beziehung, als ſeine innigſte Freundin, ſeine Frau, gut heißen mochte. Die Gräſin mußte auf das genaueſte unterrichtet geweſen ſein von der Zeit und Stunde, wo er in Liebſtadt eintreffen würde; und daß ſie ſich auf der Reiſe getroffen, dies war mit ihrem Wiſſen und ſeinem Willen geſchehen.

Die Mutter errieth nicht, was in der armen Helene vorging, da ſie die Tochter erglühen ſah, wie wenn Helene einen Tropfen jenes flüſſigen Feuers getrunken hätte. Wie ſchnell eine liebende Seele die feinſten, leidenſchaftlichen Bezüge erräth, dies iſt noch ſtets dem Blicke der Weisheit verborgen geblieben. Die Liebe hat nach Maßgabe des Göttlichen ihren Antheil der Allwiſſenheit, die ins Verborgene — in das Herz ſieht. —

Mit unterdrücktem Schmerze und dem Bedürfniſſe der Mittheilung ſagte Helene: „Die Gräfin begehrt Alles, was mein iſt, von der Fortdauer ihrer Gunſt zu überzeugen; nur ich ſcheine von dieſer Freundlichkeit ausgeſchloſſen.“

„Vielleicht hält Leonide Dich für zu glücklich,“ ſprach der Propſt gutmüthig und lächelte dazu.

„Ach, Du lieber Gott!“ ſeufzte Helene, und um ihren ſchönen Mund wandelte ein Lächeln, worin der edle Stolz, der den Neid verachtet, aber auch ein beweinenswerthes Gefühl ſichtbar ward.

„Wenn ich die Gräfin richtig beurtheile,“ nahm der Propſt das ihm entfallene Wörtlein wieder auf und ſetzte ſich wie zu dieſem Urtheile zurecht, „ſo iſt ſie keine Freundin der Glücklichen, ohne eben mißgünſtig zu ſein, wie Tauſende ihres Geſchlechts. Es iſt dies nur eine dunkele Genugthuung für eine verfehlte Beſtimmung. Wo die Harmonie, die der Schöpfer in das Herz des Weibes legte, einſeitig geſtört iſt, da geſchieht es, daß man zuweilen eine verſtimmte Saite nachklingen hört. Ich habe dies manchmal an der ſonſt trefflichen Leonide bemerkt.“

„Wenn die Gräfin,“ fiel Frau van Aelſt ein, „da ihr über Alles geliebter Bruder nun geſtorben war, den edlen Eckardy heirathete, ſo würde dies, däucht mir, ein ſchönes Verhältniß geweſen ſein. Die Freundſchaft hätte dieſes auserwählte Paar verbunden.“

„Ich glaube nicht, daß es gut gethan geweſen wäre,“ entgegnete der Propſt. „Leonide — aus ihrem Verzichten ſchließe ich das — könnte leichtlich eiferſüchtig geworden ſein, und zwar in eben dem Grade, als ſie jetzt Eckardy's Schweſter in ihren Schutz nimmt. Solche ſtarke, weibliche Seelen, welche ſich ihrer zarteſten und ſchönſten Vorrechte begeben, verrathen ihre Schwäche zuletzt dadurch — denn Niemand trotzt ungeſtraft der Natur — daß ſie die verſchmähte Macht durch Andere üben.“

„O gewiß, der Vater hat Recht!“ ſagte Helene mit aufgeregter Stimme. „Nach dem, was ich weiß, iſt Leonide gegen die vielgeprieſene Fanny ſehr nachſichtig, und dieſe auf dem Wege, eine Coquette zu werden.“

„Deßhalb,“ ſchloß der Propſt die Rede über dieſen Gegenſtand, „iſt die Liebe überall der beſte Lehrer der Moral, und eine Mutter, eine glückliche Mutter, die geeignetſte Erzieherin.“

„Vater,“ ſagte Helene mit bangem Lauſchen, „das Ohr Deiner Tochter iſt nicht ſo ſtumpf, um einen Accent von Dir zu überhören. Heinrich hat mich vermuthlich verklagt?“

„Nicht im Mindeſten,“ antwortete der Propſt. „Er hat Dich vielmehr zu allen Pforten hinaus gerühmt, wie das Sprichwort ſagt.“

„Das Sprichwort möchte ich nicht anführen,“ verſetzte Helene mit einem kleinen Kopfſchütteln. „Weißt Du, Vater, wie es mir vorkommt? Wie ein Zeugniß für die Liebe, welche fortziehen will.“ —

„Daß Dich!“ rief der Propſt mit ärgerlichem Tone; hier war ſeine Geduld überſchritten. „Und ich möchte keine Frau haben, die ſolche Auslegung im Munde führte. Welcher Geiſt des Unglaubens iſt denn in Dich gefahren?“

„Daß er Deine vormalige Heiterkeit an Dir vermißte, daß Du ſtill wäreſt und wenig froh, dies ſagte Dein Mann wohl,“ ſprach die Mutter in der Wahrheit ihres Herzens; „aber wir waren einſtimmig der Meinung, dies könnte nur von einer verborgenen Kränklichkeit abzuleiten ſein und würde ſich geben, ſobald Du geſünder biſt. — Doch, Helene, darin thuſt Du Deinem Manne Unrecht, daß er keine Freude an ſeinem Kinde hätte. Ich wüßte nicht, wie ein Vater ſich zärtlicher benehmen könnte; er ließ den Alfred nicht aus ſeinen Armen.“ —

„Nun, ſo entzieht nur mir allein Heinrich einen Anblick, der mir lieb wäre, wie das Licht meiner Augen!“ widerſprach Helene einigermaßen heftig.

Die Eltern ſchwiegen hierzu.

Der reine Einklang der Gemüther war wie durch etwas Fremdartiges geſtört worden. Helene traf noch an demſelben Tage ihre Anſtalten zur Abreiſe.

„Warum bleibſt Du nicht noch? Iſt es denn ſo dringend, daß Du morgen ſchon aufbrichſt?“ Frau van Aelſt wagte dieſe leiſe, bittende Einrede gegen die Eilfertigkeit der Tochter.

„Mutter, ich habe keine Ruhe mehr,“ war Helenens aufrichtige Antwort.

„Wo keine Ruhe iſt, da iſt auch keine Raſt,“ ſagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer. „So reiſe denn in des Himmels Namen!“ —

Wenn auch nichts unwahrſcheinlicher geweſen wäre, als daß Helene hätte hoffen dürfen, ihren Gemahl zu Hauſe anzutreffen, ſo war doch ein Gefühl, wie das einer getäuſchten Erwartnng in ihr, da ſie weder ihn, noch eine Nachricht von ihm vorfand.

„Nun, Heinrich hatte Eile, wie er mir ſchrieb, morgen wird er gewißlich kommen,“ dachte ſeine Frau und flog bei jedem vorbeiraſſelnden Wagen an das Fenſter.

Zu keiner Zeit hätte Helene von dem regen Leben der Hauptſtadt, von dieſem Drängen und Treiben unbehaglicher berührt werden können, als jetzt, wo ſie die ſtille Friedlichkeit im Hauſe und Orte ihrer Eltern genoſſen hatte, und nachdem ſie in Wäldchen geweſen war, in deſſen tiefer, einſamer Ruhe, nur von Schatten bewohnt, nur lebendig durch ſein friſches Grün, ſie für ein Weilchen vergeſſen hatte, wie voller Unruhe die laute Welt ſei. — Auch mußte Helene ſich hier um ſo mehr allein und verlaſſen finden, als dort die Innigkeit eines untrennbaren Bandes ſtärker als jemals ihr Herz angezogen, und der Geiſt der Liebe ihres Mannes, dem ſie ſich auf ewig verbunden, mit ſeiner Perſon entwichen ſchien.

Mehre Tage vergingen. Helene befand ſich in einer Spannung, welche die fliehende Kürze der Zeit peinlich ausdehnte. Und wenn die Angſt, wo der Erwartete wohl bleiden möge, einen Augenblick nachließ, ſo empfand erſt Helene die angreifende Wirkung davon. Doch war nichts zu thun, als gelaſſen auszuhalten, was ſich mit aller Ungeduld nicht ändern ließ. Um keinen Preis hätte die harrende Helene es wagen mögen, daß ſie ihrem Manne einen Boten entgegenſende; nicht leiden konnte dieſer, daß ſeine Frau nach ihm ausſchickte, weil er dieſe Sorge, wenn ſie offenkundig ward, für beſchämend hielt, und weil die Männer, faſt ohne Ausnahme, ſolche Beweiſe von Liebe am wenigſten zu würdigen wiſſen, ſondern nur für einen beſchränkenden Eingriff in das Recht halten, ungehindert über ſich verfügen zu können. — Wir wiſſen es ſchon, daß der Stolz auf ſeine Freiheit eine Schwäche dieſes Ehemannes war. —

In dieſer Folter war beinahe eine Woche vergangen. Wer die Pein des Wartens kennt, wer ſie einſtmalen durch alle Gründe empfunden, weiß auch, daß zuletzt ein Zuſtand der Gleichgültigkeit eintritt, worin der endlich erfüllte Wunſch keinen Werth mehr für unſere Sehnſucht hat, da auch in das ſüßeſte Kommen ſich ein verbitterndes Gefühl der ausgeſtandenen Marter miſcht, und die Kraft zur Freude durch die Länge des Hinhaltens gebrochen iſt.

Dieſen Zuſtand, den ein Dichter ſo treffend ſchildert, der da ſagt: „Erlangen heißt Oel ausgießen auf das Meer unſerer Wünſche; zu ſpät erlangen gießt Galle aus ſtatt des Oeles,“ hatte Helene mit erſchöpften Kräften erreicht. Sie war die ganze Zeit nicht aus dem Zimmer gekommen, um die Ankunft des Gemahls nicht zu verſäumen; nun konnte ſie, matt an Leib und Seele, die friſche Luft länger nicht entbehren. Sie nahm einen Schleier und ging aus dem Hauſe, mochte nun geſchehen, was da wollte. Alfred war zu einem kleinen Geburtsfeſte eingeladen, ihn wußte ſeine Mutter gut aufgehoben.

Als eine geborene Kleinſtädterin und ihrem eigenſten Weſen nach, kannte Helene kein Bedenken, ſich allein und nur beſchützt durch ſich ſelbſt auf die Straße hinaus zu wagen. Dieſe Sünde gegen den Anſtand, daß eine Dame ihres jugendlichen Alters, ihres Ranges ſich unbegleitet im Gedränge der Menſchen irgend einer unangenehmen Begegnung ausſetzen könne, war ihrer natürlichen Denkart keine. Sie nahm die Richtung, welche ihr Gemahl kommen mußte, eilte mit leichten Schritten an dem Schutze der hohen Häuſer hin und ließ das Getöſe an ſich vorüberbrauſen. Als ſie ſich im Freien befand, athmete Helene auf. Allmählich ward es ſtiller draußen, Staubwolken wirbelten auf und hüllten ihre zarte Geſtalt ein. Sie war ziemlich weit gegangen und bis an das äußerſte Ende der Vorſtadt gekommen. Die Landſchaft breitete ſich in heller Fernſicht vor ihren verlangenden Blicken aus, und als ſie ſich nach einem Ruhepunkt umſah, ſtand in der Nähe ein Garten offen, deſſen Eingang Akazien beſchatteten. Sie trat hinein. O, wie ſo lieblich war es drinnen! Nur die flüſternde Stille des ſchönſten Sommertages, jener einſame Naturlaut, dem ein einſames Herz ſo gern entſpricht, ließ ſich vernehmen. Aber dieſe Flora, an der ihr trüber Blick hinſtreifte, war der ſinnenden Helene fremd; dieſe Gewächſe, reihenweiſe mit Sorgfalt geordnet, hatte ſie nie geſehen. Wenn ſie nicht ſo gänzlich achtlos einhergegangen, Helene, dieſe Freundin der Blumen, dieſe Tochter der Natur, hätte ſehen müſſen, wo ſie wäre. Sie ſah jedoch nur ein Haus, deſſen Jalouſien geſchloſſen waren, und welches zu dieſem Garten zu gehören ſchien. Ein alter Gärtner, emſig beſchäftigt, ließ ſich nicht ſtören. Helene näherte ſich ihm und fragte ſchüchtern, ob es erlaubt ſei, hier einige Minuten verweilen zu dürfen. Der Alte, der die Bittweiſe dieſer Worte kaum vernommen, neigte das harthörige Ohr zu dem Munde, der ſie geſprochen, machte eine ſtocktaube Miene, lächelte freundlich und wies nach der untern Gegend des Gartens hin. Helene drückte ihm ein Geldſtück in die Hand und folgte der gegebenen Weiſung. So gelangte ſie auf einen freien Platz, in deſſen Mitte eine Sonnenuhr angebracht war. Der Stein, auf dem ſie ruhte, war eine meiſterliche Arbeit, die im Basrelief der Seitenflächen das goldene Zeitalter des Saturn zeigte. Dicht dabei ſtand ein Armſtuhl von weißlakirtem Holze; hier wollte Helene ein wenig ausruhen. Sie ließ ſich in den Seſſel nieder und ſtützte ſich auf ihren linken Arm; denn das Herz war ihr ſchwer, und die müde Stellung, jede Falte vom Gewande, das nachläſſig den Raum des Seſſels füllte, der Schleier ſogar, in ſeinem ſchlichten Hange, drückte den Kummer aus, den ſie verborgen trug, ſo daß Helene — nur in verjüngten Formen — einer künſtleriſch-vollendeten Agrippine hätte gleichen können.

So ſaß Helene und blickte düſter in das Bild der goldnen Zeit, die nun ſchon längſt, ach längſt verſchwunden war! Der Schatten eines Lächelns malte ſich in ihren Zügen; — indeſſen rückte der Weiſer an der Uhr weiter und weiter.

Es war am letzten Juni, wo die Natur noch nichts vermiſſen läßt, als den Geſang der Nachtigall, die nur noch hier und da durch ein ſpätes Lebewohl des Frühlings rührt, wie aus der Ferne. Noch ſteht Feld und Garten, Wald und Wieſe in voller Kraft; der Vogel niſtet in den Zweigen; die Frucht reift hinter dem Blatte, was ſie verbirgt; Roſen blühen noch in Menge, obgleich manche ſchon gebrochen iſt. — Aber ſchon ſtreift eine leiſe Ahnung, daß dieſer ſchwebende Reiz bald entfliehen, daß all dies Schöne nunmehr vergehen werde in den warmen Lüften; denn von dem Tage an, wo die liebe, ſchöne Sonne am längſten zögerte, um Abſchied zu nehmen, geht eine Wandlung vor im Gefühle der Natur.

Auch Helene empfand mit zartem Sinne für dieſe ihre älteſte Vertraute, und eine traurige Stimme in ihrem Herzen ließ ſie verſtehen, was die Luft leiſe flüſternd ſprach. Den Blick nachdenkend auf die römiſchen Zahlen gerichtet, war ſie augenſcheinlich in eine Flüchtigkeit des Lebens vertieft, die nicht nach Stunden gemeſſen wird. Auf einmal warf die Sonnenuhr keinen Schatten mehr, das goldene Zeitalter ſchien zu wanken. — Schwand ein Wölkchen am Himmel hin? Bewegte ein elektriſcher Schlag die Erde? — Nein! Nur die drei Worte: „Helene, du hier?“ wie von dem Zürnen eines Gottes ausgeſprochen, daß ſie ſich nicht an ihrem Platze finden laſſe, erſchütterten das innerſte Weſen der betroffenen Helene dergeſtalt, daß ſie umzuſinken wähnte.

„Heinrich!“ ſchrie ſie auf — tauſend Töne der Freude waren in dieſem einen Namen — und ſtürzte an die Bruſt ihres Mannes. Die vollſte Liebe drang mit Inbrunſt in das ſchwellende Herz, und in dieſem Nu und Augenblicke war das Gedächtniß jedes Fehlers vernichtet.

O, heilige Liebe! der allerleiſeſte Zug von dir, und das Gewebe der Weisheit iſt zerriſſen. Liebe! Gedanke Gottes, der über dem Dunkel des Daſeins ſchwebt, vor dir iſt Alles Traum! Du biſt das einzige Bewußtſein der Menſchen, der Strahl ihrer Abkunft! Nur wenn ſie lieben, leben ſie! —

Als Helene ihren Gemahl umſchlang, war ihr entfallen, was ihr Herz ſo heimlich, ſo lange beſchwerte; eine unnütze Sorge — der Stein, den ein Kind getragen — lag es zu ihren und ſeinen Füßen. Sie wußte nur, daß ſie den Geliebten wieder hatte, und ihr Herz ſchlug hoch auf im Gefühl dieſes Glückes. Auch Heinrich — wir wollen ihn mit ſeiner Frau ſo nennen — drückte dieſe halb verwundrungsvoll, halb heftig an ſich; lautlos, innig, lange hing Lippe an Lippe. —

Jetzt, da Helene von ihm abließ, um ſeinen Anblick mit Wonne zu genießen, ſagte ſie, wie aus dem Grunde ihres Herzens: „So biſt Du denn nun da? Ach, Du böſer Heinrich, wie habe ich mich um Dich geängſtet.“

Heinrichs Stirn verfinſterte ſich. „Das hätteſt Du Dir erſparen können, Helene!“ ſagte er kurz ab. „Bin ich doch kein Kind, das behütet werden muß und bewacht. Aber um des Himmels Willen, wie kommſt Du hierher?“ In dieſer Frage klang ein Recht an die Schritte ſeiner Frau, wie an dieſen Ort, welches letztere ihr Mann voraus hätte. Sein Blick öffnete ſich weit und tief für den Garten, der in ſeinem vollen Grün, in ſeinem Umfange vor ihm lag, und auch für einen Zeitraum, der vergangen wäre; die Blumen, vom Winde bewegt, nickten ihm zu, wie alte Bekannte. —

„Das möchte ich Dich fragen, Du Lieber,“ antwortete Helene. „Biſt Du denn in der Stadt geweſen und haſt mich vielleicht geſucht? Des langen, vergeblichen Wartens müde, wollte ich Dir entgegengehen; meine Füße trugen mich nicht mehr, bis hierher und nicht weiter war ich gekommen. Ein Augenblick der Ruhe winkte mir! Das Bild der goldenen Zeit entrückte mir die Gedanken! Ich war bei

Dir, mein Trauteſter! Ungeſehen ſtandeſt Du an meiner Seite — und nun biſt Du da!" Und nochmals ſank Helene an ihres Mannes Herz.

Heinrich hielt ſeine Frau loſe umfangen und ſprach: „Wir ſind im botaniſchen Garten, Helene, der einſt dem alten Schütz gehörte, und wo ich nicht geweſen bin, ſeit — — ſeit — — nun, Du weißt — ſeit wann?"

Seine Seele hing ſichtbar bald an dieſer, bald an jener Stelle; doch nur gleich dem Schmetterling, der ſie im Fluge berührt.

Und etwas zerſtreut ſetzte er hinzu: „Wie oft habe ich dort mit Liddy geſeſſen! Unter jenen Bäumen war es, wo ſie mir das Wort der Liebe gab, — ſo konnte ich denn, da ich im Vorüberfahren die Gartenthür offen ſah, der Luſt nicht widerſtehen — —"

„Dich nach Deinem ehemaligen Glücke einmal umzuſehen," fiel Helene lächelnd und ein wenig gekränkt ihrem Manne in die Rede. „Allein Du fandeſt nur Deine liebe Ehefrau — Dein treues Weib!"

Wir können uns der einzuſchaltenden Bemerkung nicht enthalten, wie die Männer niemals das Wort „Treue" gern von denen hören, welche dieſes heiligſte Gut des Herzens ihnen bewahren. Es iſt, als ob ſie an eine Verbindlichkeit erinnert würden, die allzu feſt wäre, um nicht drückend zu ſein. Sie ſelbſt wollen freiwillig dies inhaltſchwere Wort beilegen: Lobend und liebend!

Vielleicht war in Heinrichs Geſichtszügen ein Beleg hiezu, indem er ſagte, als wolle er dennoch ſeine Frau an eine Pflicht erinnern, die ſie vergeſſen hätte: „Wo haſt Du denn Alfred, Helene? Das Kind iſt doch nicht allein?"

„O, der feiert das Wiegenfeſt ſeines kleinen Freundes nebenan, und war ſehr glücklich," erwiederte Helene.

„Ich bringe Dir noch ein Kind mit, ein großes!" ſprach Heinrich ſchleunigſt, als dürfe er nicht ſaumſelig ſein, das Mitgebrachte zu verkünden. „Ein verwaiſeter Jüngling iſt's, Franz von Ferne, — den ich mit mir genommen habe, und den ich Deiner beſondern Freundlichkeit empfehle. Du haſt von Deinem Vater gewiß oft genug den Spruch auslegen gehört: *Seid gaſtfrei ohne Murren*, als daß ich eine mürriſche Miene von Dir fürchten ſollte, wenn ich Dir ſage, daß dieſer junge Menſch einige Zeit bei uns wohnen wird."

Helene fühlte ſich plötzlich verletzt in der Pietät für die Predigtweiſe ihres Vaters, in dem heiligen Gefühle der Gaſtlichkeit und in der empfindlichen Wahrnehmung, daß ihr Gemahl keine Rückſicht auf ſie genommen hätte.

„Der einige Zeit bei uns wohnen wird?" wiederholte Helene mit fallender Stimme, als könne ſie dieſen Beſchluß noch nicht faſſen.

„Nun ja!" verſetzte Heinrich. „Zeit und Stunde läßt ſich nicht beſtimmen. Gräfin Leonide wünſchte lebhaft, ich möchte mich ſeiner annehmen; und daß ich dieſem Wunſche ohne Verzug Folge leiſtete, war auch die Urſache, weßhalb meine Ankunft ſich verzögert hat."

„Die Gräfin" — dachte Helene, „und ſchon wieder die Gräfin!" Liddy war noch nicht verſchmerzt. Die alte Liebe, und die alte Freundſchaft inniger noch, wirkte einen dunkeln Faden in das helle Band des Wiederſehens.

„Wird dieſer junge Mann uns nicht ſehr ſtörend ſein?" fragte Helene; und in der Frage lag doch ein leiſer Vorwurf für ihren Mann.

„Worin?“ fragte Heinrich ſcharf zurück. „Ich wüßte nicht,“ — ſetzte er abweiſend hinzu; „vielmehr wird er zu unſerer häuslichen Freude beitragen, wenn es Dir gelingt. — Du haſt es ſo ſehr in Deiner Gewalt, Helene, ihn zu ermuntern.“

„Ich? — — — O Heinrich!“ ſagte Helene wehmüthig; ihre eigene Muthloſigkeit konnte ſich nicht deutlicher ausdrücken, als in der kleinen, perſönlichen Silbe, die ein Laut der ſchmerzlichſten Empfindung war. Tauſend ſüße Traulichkeiten waren ſchnell vor dem „Worin?“ und „ich wüßte nicht,“ — ihres Mannes verſtummt. Helene fiel aus ihrem Himmel. Sie ſah eine neue Scheidewand zwiſchen ſich und ihrem Gemahle, der das ſchönſte Vorrecht, das ausſchließende der ehelichen Liebe, das Alleinſeindürfen, hingäbe für ein gutes Wort der Gräfin, das dieſe für einen Fremdling einlegte. — Wer weiß, ob, da Leonide zu Gunſten dieſes Jünglings geſprochen, dies nicht am Ende aus Mißgunſt geſchehen war? — Nein, an Neid zu denken war Helene nicht im Stande, an eine Abſicht, auf ihr innigſtes Glück trennend einzuwirken. — Sie ſchämte ſich, wenn es ihr auch noch wehe that, daß Heinrich nur ihr Beſtreben für einen fremden Gegenſtand ſeiner Gattin Dank wiſſen wollte.

„Nun, ſo laſſe uns gehen,“ ſagte ſie, entſchloſſen zu ſchweigen, und nahm ihres Mannes Arm. Heinrich ſchritt neben ihr her, ſeine Gedanken verweilten länger noch.

Der Wagen hielt draußen, ein junger Menſch von ſchmächtigem Wuchſe lehnte am Schlage, theilnahmlos, wie es ſchien. Es fiel Helene, die keine Verſtellung kannte, doch ein wenig ſchwer, ihn wohlwollend zu begrüßen; als ſie aber das blaſſe Geſicht ſah, welches bei ihrer Näherung eine feine Röthe überlief, die ſchmale Bruſt, die der eng anſchließende, grüne Leibrock ſchmäler zeigte und preßhaft, weil ein tiefer, ängſtlicher Seufzer ſich daraus hob, da meinte Helene bei ſich ſelbſt, er möge wohl dem Tode entgegen gewachſen ſein, und ſie nahm ſich vor, ihm das Leben leicht zu machen.

Das Rollen des Wagens auf den Steinen ließ kein Geſpräch zu; doch ſo oft Franz Helene von der Seite anblickte, erröthete er. Noch nie hat eine Frau, auch die beſcheidenſte nicht, es übel genommen, wenn ihre Perſönlichkeit als eine Macht empfunden wird. „Ich glaube, der arme Junge fürchtet ſich vor mir," dachte Helene, und ihre Stimme ward ſehr freundlich.

Jetzt waren ſie an ihre Wohnung gekommen. Die erſte Stunde daheim konnte Heinrich nach ſo langer Abweſenheit ſeiner Frau nicht widmen. Nicht allein, daß er Vieles vorfand, was ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, ſondern auch ſein Chef hatte täglich in das Haus geſchickt und ſich erkundigen laſſen, ob der Forſtrath noch nicht angekommen wäre; es mußte alſo Dringendes zu vernehmen ſein.

Helene war zunächſt darauf bedacht, den neuen Hausgenoſſen unter Dach und Fach zu bringen. Dem Beiſpiele ihrer Mutter folgte ſie; denn Frau van Aelſt hatte niemals unterlaſſen, ſelbſt anordnend zugegen zu ſein, wo für die Aufnahme eines Gaſtes Sorge getragen werden ſollte. Die kleine Einrichtung war bald getroffen. Franz von Ferne brachte von Gepäck nur ein Weniges mit, und ſchien eben ſo wenig Bedürfniſſe zu haben. Das eingeräumte Hinterſtübchen ſah doch recht gaſtlich aus; Helene freute ſich darüber. Sie öffnete das Fenſter, die Abendſonne ſtrömte roſiges Licht herein. Das ärmliche Felleiſen ſchien wie mit blankem Golde überzogen, als enthielte es tauſend Segen. Der abgenutzte Mantel hing verklärt, als hätte nur die chriſtliche Liebe ihn getragen; und das Bett leuchtete ſo blendend, als ſollte ein Bote Gottes in Frieden darauf ausruhen.

„Da bin ich nun,“ ſagte Helene zu ſich ſelbſt, „und wie immer allein. Wie habe ich mich nach ihm geſehnt, und, kaum angekommen, hat Heinrich keine Zeit für mich, ſeine Helene. Eigenmächtig hat er einen Dritten uns zugeſellt, der, wie ſtumm und anſpruchslos auch, uns doch hindern wird, ein vertrautes Wort zuſammen zu reden. Das hätte der Vater nicht gethan, und der Mutter, ohne ſie vorher zu fragen, eine Laſt aufgebürdet.“

Da fiel ihr die apoſtoliſche Lehre wieder ein, an welche ihr Gemahl ſie erinnert hätte; denn die Empfindlichkeit hat einen langen Nachhall — und aus dem Buche der Verheißung deutete ein unſichtbarer Griffel die weggelaſſene Stelle an: „Denn ſolchergeſtalt haben Etliche ſchon Engel beherbergt,“ ſo daß Helene, beinahe unbewußt, lange darauf verweilte; ſie ſann einer verwandten Idee nach.

„Es giebt Schutzgeiſter der Menſchen;“ dies hatte der alte Baron ihr geſagt. Und warum ſollte es nicht wahr ſein? Dem Herzen, das Gott zum Freunde hat, kommt zur Zeit, wo es ſeiner bedarf, ein ſchützender Engel in dieſer oder jener Geſtalt; doch nur erkennbar für das Auge, das der Glaube berührt. So lange der Himmel die Erde umſpannt, hat die innere Zuverſicht dieſen Segen herabgezogen in das arme, menſchliche Leben, welches zu kurz, um ſeine Wünſche zu erreichen, oft ſo verlaſſen iſt von denen, die es über Alles liebt.

Helene trug Scheu vor dem ſtillen Jünglinge, der ihr einen gewiſſen Zwang auflegte, beſonders in Gegenwart ihres Mannes. Sie gab beſtändig Acht auf ihn und, ohne es zu wiſſen, auf ſich ſelbſt. Franz von Ferne ging jedoch ſo nichts verlangend, ſo unbemerkt und ſchwermüthig für ſich hin, daß Helene immer lebhafter wünſchte, dieſem waiſenhaft verkümmerten Gemüthe einen Funken Freude entlocken zu können.

Einem Weſen, liebebedürftig wie Helene, genügt ſchon an einem Gegenſtande, dem es Freundlichkeit und guten Willen beweiſen kann; und das Mitleid, dieſer ſanfte Affect, der nichts als lindern will und Theil nehmen, ward zu einem Ableiter für das Verlangen nach eigenem Glücke. —

Franz wollte ſich dem Forſtfache widmen, und Helenens Gemahl ließ es ſich angelegen ſein, daß der Jüngling in den raſcheſten Fortſchritten dazu angeleitet würde. Dieſe thätige Aufſicht nahm doch auch einen Theil der Zeit hin, deren Heinrich nicht viele übrig hatte für die Seinen; und ſo kam es denn, daß Helene mehr als jemals allein war.

Zwar hatte Helene ihrem Manne nicht verſchwiegen, wie ſehr es ſie geſchmerzt, des Zuſammentreffens mit ihm verluſtig geworden zu ſein, weil er die Gräfin begleitet hätte; doch Heinrich war weit davon entfernt, ſich deßhalb bei ſeiner Frau zu entſchuldigen. Und nicht nur, daß es ſchien, als wäre dies ritterliche Geleit, eine Schutzbedeckung gleichſam des Wagens ſeiner Freundin, unerläßlich geweſen für einen Mann von Ehre: Sonnenſchein lief über ſein Geſicht, wie wenn die größte Freude ihm widerfahren wäre.

Helene ſchwieg betrübt. Vor dem Gewölke, das ihren innern Himmel umzog, erkannte ſie ihren Heinrich nicht mehr, den Mann, der ihre einzige Liebe war, ihre erſte und letzte.

„Guter Gott!“ ſagte ſie einſam zu ſich ſelbſt, „wenn ich bedenke, wie Heinrich einſt ſo kühl gegen die Nähe der Gräfin war, daß er ihre Geſellſchaft ſogar vermied; wenn mein Gefühl mich daran erinnert, wie vergeſſen, ach! die gute Liddy war, und wie mein Herz, mein armes Herz, deſſen Beſitz ihn nun ſo gleichgültig läßt, ihm die ganze Welt der Weiblichkeit enthielt und Erſatz war für tauſend Eroberungen; ſo möchte ich fragen: Iſt dies derſelbe noch? — Iſt es nicht, als ob die Männer nur in den Eheſtand eingingen, um nachzuholen, was ſie in früherer Zeit verſäumt haben? Ihr Vergehen gegen die nachſtehende Frau kommt dabei nicht in Betracht. — O, Keine wähne doch, daß das empfängliche und vielumfaſſende Herz des Mannes erſtorben ſei für das Fremde, das Aeußere, weil es befriedigt iſt am Buſen der Gattin; die Blumen ſeiner Neigung ſchlafen nur im Winter der Ehe — der Schnee ſchmilzt vor jedem warmen Blicke und lockt ſie hervor, nur ihre Frau ſehen ſie mit kalten Augen an. Und was ich immer noch erſtreben mag — das Schöne iſt doch weg — das kommt nicht wieder!“

Der Tauſch der Wohnung war nunmehr eine abgeſchloſſene Sache, aber immer hatte Helene ihr neues Quartier noch nicht geſehen. Sie wußte, daß die Gräfin das ihrige unbeſchaut nehmen wolle; doch auch dieſe blinde Wahl ſprach, nach Helenens heimlicher Meinung, mehr die Gunſt für den Inhaber aus, als ein günſtiges Vorurtheil für das Miethsverhältniß. — Wer da weiß, wann er ausziehen wird, iſt von nun an nicht mehr im eigentlichen Beſitze ſeiner Wohnung, und wer die Perſonen kennt, welche ſeinen

Platz einnehmen werden, fühlt ſich im Voraus ſchon verdrängt.

Da die Zeit immer näher rückte, in der dieſer Wechſel ſtatt finden ſollte, ſo konnte Helene nun nicht länger anſtehen, ſich ihrer künftigen Wirthin vorzuſtellen, woran ihr Gemahl, der viele Rückſicht auf Frau von Fürſtland zu nehmen ſchien, oft genug, wenn auch vergeblich erinnert hatte. Auch kannte Helene die örtliche Beſchaffenheit jener Wohnung nicht, für welche doch verſchiedene Maßregeln zu nehmen waren. So entſchloß ſie ſich und ging. Aber der Gang ward ihr ſchwer, ſo ſchwer, als ob ſie alles Tragbare, was um einen Monat ſpäter dieſes Weges gebracht werden müßte, auf dem Herzen trüge. Das Haus des Oberſten war, wie hell und ſchön die Fronte auf dem belebteſten Theile des Marktes ſich ausnahm, ſeiner Hinterſeite nach mit einem finſtern Gebäude in Verbindung, welches einſt zu klöſterlichen Zwecken benutzt worden; denn nicht weit davon, am Eingange eines Gäßchens, ſtand eine vormalige Franciscaner-Kirche.

Eine Schildwacht ging vor dem Schilderhäuschen im Tacte auf und nieder, das Gewehr blitzte in der Sonne; im Flur ſtand eine Ordonnanz, unter deren Füßen die breiten Quader zu brennen ſchienen, auf der Lauer des Befehls. Helene empfand eine gewiſſe Scheu in ſich; ſie hätte lieber auf der Stelle umwenden mögen. Doch als auf ihre ſchüchterne Frage, ob Frau von Fürſtland anzutreffen wäre, ein „Ja!“ erfolgte, ſo ſtieg ſie langſam die Treppe hinan, und erſt nachdem der Vorſaal erreicht war, wagte ſie es, das Auge aufzuſchlagen.

Aber weder ein lebendes Weſen war hier zu erblicken, noch das Weben der Häuslichkeit irgend zu ſpüren; nur ein

Geräuſch, unheimlich und unverſtändlich, ließ ſich in der Nähe vernehmen, und Helene, bald hierhin, bald dorthin gelockt, griff jetzt nach dem Drücker einer Thür. Doch als hätte ſie ſich eines Mißgriffs ſchuldig gemacht, fuhr ſie betroffen zurück; denn Helene fand ſich an einem großartigen Vogelbauer, zu dem ein verſtecktes Cabinet eingerichtet war. Wie wenn in dieſer engen, friedlichen Behauſung ein Sturmwind ſich erhöbe, ſo rauſchte es drinnen auf mit wildem Flügelſchlag. Vögel der verſchiedenſten Gattung flatterten aufgeſcheucht wider einander. Einen Augenblick hielt dieſer Anblick und ſeine ängſtliche Verwirrung die ſtaunende Helene befangen; das drähterne Geflecht legte ſich eiſern über ihr Herz, und ein gefängnißartiges Gefühl ließ ſie in das Innere dieſes Hauſes ſchauen. Nun ſaßen die Vögel athemlos auf den Stangen und geberdeten ſich wie in einem kleinen Bruſtkrampfe; ſie rollten die runden Aeuglein in dem Köpfchen das ſie hin und her drehten, um von der unbekannten Erſcheinung abzuſehen. Helene, welche Vögel vorzugsweiſe liebte, und dieſe kleinen Geſchöpfe Gottes in ihrer Schwungkraft für die Poeſie der thieriſchen Welt erkannte, vernahm mit banger Sympathie ihr Glucken und Girren wie einen Laut der Klage; gern hätte ſie ihnen die Freiheit gegeben, die ſüße Freiheit der Natur.

Sacht, um keinen neuen Aufruhr zu veranlaſſen, trat Helene hinaus und klopfte, um längerem Warten zu entgehen, an die nächſte Thür, die, wie ſich fand, nicht geſchloſſen war. Ganz leiſe murrte die Angel; Helene zog den Seitenflügel etwas weiter auf und ſah jetzt in ein ſchönes Zimmer, an deſſen Ende eine Dame ſaß und ſchrieb. Das Bild eines jungen Officiers hing in einem vergoldeten Rahmen an der Wand, ein Prachtſtück, auch im Sinne der unvergleichlich edlen Bildung des Jünglings, der mit forſchendem Blicke, doch lächelnd auf die ſchreibende Dame niederſchaute, als wüßte der Geiſt des Bildes um ihre Gedanken.

Helene, ſich bemerkbar zu machen, hüſtelte auf der Schwelle und — abermals ein Schrecken! Die Dame fuhr in ihrer Ueberraſchung ſo jählings auf, daß, indem ſie die Feder aus dem Tintefaſſe riß, dieſes umſchlug, und der bläulich-ſchwarze Strom ſich vom Papiere in ihren Schooß ergoß; im Nu war es geſchehen, daß dieſer bittere Guß ſich über die ſuperfeine Wolle eines Anzugs von noch zarterer Farbe erſtreckte. — Helene, als ſie dies ſah, hätte ihre bittern Thränen weinen mögen; aber nicht minder ſchnell zeigte Frau von Fürſtland ſich beſonnen. Was ihre Wangen mit Gluth anblies, der kleine Funke, der über dem ſiebenarmigen Höllenfluſſe in ihrem Auge entbrannte, konnte eben ſo gut Freude als Hitze ſein; denn mit Wärme ſchien ſie die Eintretende zu erkennen und ſprach: „Ah, ſieh da, Frau von Falk! Mein Ungeſchick, leider! kommt Ihnen entgegen. Vergeben Sie mir!“

Helene näherte ſich zitternd, als hätte ſie ein Verbrechen begangen.

„Wie ſehr bedaure ich,“ ſagte ſie mit gepreßter Stimme, „daß mein erſter Eintritt von einem Verluſte für Sie begleitet iſt; dies koſtbare Morgenkleid iſt total verdorben.“

Frau von Fürſtland lächelte zu dieſem wirthlichen Beileid und erwiederte: „Und wenn auch, mein Gewinn ſoll dennoch köſtlicher ſein; ich hoffe, wir ſollen Freunde werden, meine Liebe!“ Sie drückte der noch immer erſchrockenen Helene die Hand. Es war unmöglich, daß in ſolchem Falle ſich Jemand verbindlicher und zugleich unbefangener benehmen könnte. —

Schwerlich wäre der Frau von Fürſtland, die nun vor uns ſteht, ein intereſſantes Aeußere abzuſprechen geweſen. Ihre Perſönlichkeit war, wenn auch nicht ſchön, doch auch nicht unbedeutend; ſie mochte dreißig und einige Jahre zählen, wir wiſſen es nicht genau; denn von Allem, was je berechnet werden mag, iſt das Alter der Damen oft am ſchwierigſten herauszubringen. Ihre Figur, groß, ſchlank und hager, hatte nichts Frauenhaftes; die überaus lebhaften Geſichtszüge ſpielten, während ſie ſprach, in einander, und ihre Augen, feurig doch unſtät, hielten keinen Blick aus. Ein *feſtes* Bild von Frau von Fürſtland zu faſſen, hätte kaum möglich ſein können. —

Der feine Geſchmack ihres Anzugs, der natürlich ſchien, ließ ſogar die Tinte überſehen, welche ihn ſchwärzte, und ihr dunkles Haar war in der ſorgfältigſten Ordnung. Der Mund, etwas mehr vorgebaut, als den Formen europäiſcher Schönheit gerecht ſein dürfte, machte dies durch ein helles, höchſt reizendes Lächeln vergeſſen, und der Glanz der ſchönſten Zähne blendete dazu. Dagegen wirkte ein heiſerer Ton, trotz ſeiner Feinheit, unangenehm auf Helene. Dieſe, nicht wohl zu beſchreibende, *unklare* Stimme iſt für fein organiſirte Weſen das erſte Hinderniß, ſich angeſprochen zu fühlen, und faſt immer eine bleibende Störung für das, was man die Harmonie der Seelen nennt.

Eine Dame, welche Frau von Fürſtland gegen Helene ihre Freundin nannte, trat jetzt unangemeldet, wie mit dem Rechte vertraulichen Umgangs, ein. Beide wurden einander vorgeſtellt. Da Helene einen Anflug von Verdruß über dieſe Dazwiſchenkunft doch bemerkte, wie ſchnell er auch verſchwand, ſo lächelte ſie bei ſich ſelbſt. Sie wußte es nicht anders, als daß ein *Freund* nie ungelegen komme. —

„Ich wollte nur ſehen, ob Sie den leidigen Kopfſchmerz los geworden," ſagte jene Dame, die Frau des Hauptmanns von Fries, und verſtohlen ward Helene mit einem mißfälligen Seitenblicke gemeſſen.

Frau von Fürſtland erröthete bis unter den Scheitel. „Nicht ganz," antwortete ſie mit einer kleinen Neigung des Hauptes. „Auch bin ich reſignirt, daß dieſer fatale Druck über der Stirn jemals gänzlich weichen ſollte," ſetzte ſie lächelnd hinzu.

„Das wäre ſchlimm," entgegnete die ſogenannte Freundin. „Sie ſollten etwas auf dem Kopfe tragen: jedenfalls gehen Sie zu bloß."

„Jedes Haar auf meinem Haupte ſträubt ſich gegen die Haube," wendete jene ſcheinbar luſtig ein; und Helene ſah, daß, als Frau von Fürſtland ihre Locken aus dem Geſichte ſtrich, die ſchmächtige Hand ein fliegendes Zittern bewegte.

„Die Haube," redete ſie weiter, „iſt der Zopf unſeres Geſchlechts, die Pedanterie der Frauen. Wahrhaftig, ich käme mir drollig darin vor."

„Was hilft es aber, liebe Oberſtin?" erwiederte die Hauptmannin Fries anmaßend genug. „Man muß ſich endlich doch bequemen."

„Und warum denn nicht?" fiel Helene ſehr raſch zur rechten Zeit ein. „Ein Häubchen iſt ja ſo hübſch; von Stund' an habe ich es mit Luſt und Liebe getragen. Vorhin hätte ich mich beinahe in den niedlichſten Kopfputz verliebt, den ich je geſehen; doch nur ein klein wenig, wie ſich von ſelbſt verſteht." —

Die Damen ſahen Helene fragend an. Dieſe erzählte nun, daß ſie an das Vogel-Cabinet gerathen ſei und die kleine Federhaube des Goldhähnleins allerliebſt gefunden habe.

„Dieſe Vögel,“ ſeufzte Frau von Fürſtland, „die viel zu ſchaffen machen, ſind eine Liebhaberei meines Mannes. Sie ſehen,“ wendete ſie ſich, mit den Augen blinzelnd, als wüßte ſie deren mehre, an Helene, „wie nachſichtig ich bin, und welche Frau hätte nicht Urſache es zu ſein? Das Geheimniß der Vertragſamkeit beſteht ja eben darin, daß man einander nicht hindert; das Ja vor dem Altare iſt demnach eine lebenslängliche Einwilligung, gleichſam die Parole der Ehe, die man zu tauſend Malen wiederholen muß. Oder etwa nicht?“

Wie in zarter Verneinung antwortete Helene: „Dies Ja iſt ein geheimnißvolles Wort, ein heiliges, das niemals kehret wieder!“

Eine kleine Pauſe entſtand — Oberſt Fürſtland trat raſch ein. Wenn er auch in der Weiſe, wie Helene von ihm angeredet ward, mit gefälligem Anſtande, der dem Manne von Welt ſelbſt in größter Verlegenheit nicht gebricht, das Verhältniß herannähernder Hausgenoſſenſchaft berührte, ſo war doch ſeine Aufmerkſamkeit für den zweiten Beſuch bei weitem anders und beinahe ausſchließend, ſo daß es nur der argloſen Helene entgehen konnte, daß dieſe Frau des Hauptmanns vielleicht ſchon längſt in ſeinem Herzen wohne. — Die Oberſtin fragte hierauf Helene, ob es ihr nunmehr genehm wäre, die gemiethete Wohnung in Augenſchein zu nehmen. Helene verſicherte, ſie ſei mit dieſer Bitte gekommen; und Jene faßte dieſe unter den Arm. Der Oberſt blieb unterdeſſen mit der Dame von Fries allein. Und noch bevor ſeine Frau die Schwelle verließ, ſah ſie rückgewendet den magnetiſchen Zug, worin er ſich näher zu ihr hingezogen fand. Auch Helene hatte es geſehen, und eine Neigung ward ihr klar, die ſie kaum für möglich hielt. —

Nicht giebt es für ein reines Gemüth im ganzen Reiche der Sichtbarkeit einen peinlicheren Anblick, als der, den ein treuloſes Gefühl verräth. — Helene ging zerſtreut und beängſtet neben Frau von Fürſtland, die mit ruhiger Gleichgültigkeit die Zimmer öffnete und — da ihre Vorzüge ins Auge ſprangen — ihre Nachtheile erörterte und wie dieſen begegnet werden könne. Wie weit der Gelaß ſich auch zeigte, Helenen war enge um das Herz; und als hätte ſie ſelbſt eine Sünde begangen, bereute ſie es, daß ſie nun bald hier eingehen werde.

Nun wollte die Oberſtin durchaus, daß Helene die hintere Räumlichkeit noch ſähe. Der Gang führte über einen dunkeln Corridor, nur matt erhellt von einem Lichtfenſter in der Höhe. Eine kleine Geſtalt, wie im Suchen begriffen, duckte geräuſchlos am Boden und ſchaute mit blöden Augen auf, als die Damen heranrauſchten. Es war ein altes Mütterchen in ländlicher Tracht, nicht unähnlich wendiſchem Zuſchnitt, doch nett und ſauber angethan.

„Willſt Du uns paſſiren laſſen, Höſlein?“ fragte Frau von Fürſtland und ſtieß Helene ein wenig an, daß dieſe Acht geben ſolle.

„Ei,“ ſagte die Alte mit dünner, klarer Stimme, wie wenn ein ſpröder Silberfaden ſchrillte, „der ſchmale Weg iſt breit genug zum Leben, wenn man nur ſacht und grad' und ſtille geht, ſo wird man nicht ſo leichtlich umgeweht.“ —

„Still, ſtill, alte Seele!“ verſetzte die Oberſtin lachend, „wir wiſſen ſchon, wie fromm Du biſt und wie bibelfeſt. Was ſuchſt Du hier? Ein Nadelknöpfchen? Ein Splitterchen etwa von Deinem Sparren?“

Das greiſe Weiblein nahm den Spott hin und bückte ſich, um den Saum von Helenens Kleide von einer Klette zu befreien, während ſie im vorigen Verstone ſprach: „Will der Satan ſeine Diſteln Dir in Deine Roſen niſteln, und Dich gerne zu ſich ziehn — zeigt er ſeines Reiches Schätze, ſtellt ſubtil' und grobe Netze, laß ihn ſich umſonſt bemühn!“

Ein leiſes Grauen rieſelte an Helene hinab, ihre Füße verſagten den Dienſt; doch Frau von Fürſtland zog ſie raſch mit ſich fort. „Alteriren Sie Sich nicht, daß dieſer alte Spruchgeiſt den Teufel citirt,“ ſagte ſie im Gehen; „ich hoffe, das böſe Princip ſoll Sie hier nicht incommodiren, unſere Hauspoſtille vertreibt es.“

„Was war das?“ fragte Helene, ſeltſam ergriffen; ihr Gedanke konnte ſich von der kleinen, verwitterten Geſtalt nicht trennen.

„Dieſe Alte,“ lautete die Antwort, „iſt Kinderfrau in der Familie meines Mannes geweſen, und es iſt eine Pietät von Fürſtland, daß er ſie nicht von ſich laſſen will. So habe ich denn dieſen morſchen Hausrath aus der Rumpelkammer des vorigen Jahrhunderts mit heirathen müſſen.“

„O, das bringt Segen!“ ſagte Helene innig. „Ich kenne auch ein altes Weſen, das in aller Schwäche doch ein Gottesſegen iſt. — Für eine unerläßliche Pflicht ſehe ich es an, ſich alter Leute anzunehmen, die, nachdem der Kreis des Lebens geſchloſſen iſt, einer traurigen Kindheit anheimfallen.“

Frau von Fürſtland ſchien dieſer Anſicht nicht durchaus geneigt. Sie erwiederte: „Aber auch die Willigkeit, die das Ueberlieferte annimmt, muß den Kopf oben behalten, ſonſt klappt zuletzt der Großmutter Beilädchen über einem zu. — Doch unſere alte Höflein fällt Niemand zur Laſt. Sie iſt nun ſchwachſinnig geworden; nur ein Gedächtniß, wie das ihre, dürfte noch nicht da geweſen ſein. Es iſt, als ob ſie eine Geſammt-Ausgabe aller uralten Geſangbücher in der Taſche trüge. — Den ganzen Tag ſchleicht ſie umher, läßt keine Spinne weben, keine Nadel am Boden liegen, und was verloren ging, findet ſie gewiß.“

„Dieſe einzige Gabe iſt nicht mit Golde zu bezahlen,“ fiel Helene ein.

Nachdem die Umſchau beendet war, bat Frau von Fürſtland ſchließlich mit einer Dringlichkeit, die verhältnißmäßig über allen Begriff hinausreichte, die lieben Hausgenoſſen möchten in der Wohnung ſchalten und walten, als wäre dieſe ihr Eigenthum, ſich zunächſt als Angehörige des Hauſes betrachteh und ſchon von nun an Theil an ihren kleinen Geſellſchaften nehmen.

„Es iſt nicht allein mein Intereſſe,“ hatte Frau von Fürſtland bedeutſam geſagt; „ſondern es wäre mir auch lieb um meines Mannes willen, dem ein Freund — ein Hausfreund fehlt, wie geſellig wir auch leben.“

Helene war beſchämt, dieſen Ueberſchwang entgegenkommender Güte und den unverkennbaren Wunſch freundlicher Beziehungen nur mit einem zurückhaltenden Gefühle erwidern zu können; dieſem Allen nachdenkend, ging ſie heimwärts.

Bei Tiſche fragte der Forſtrath ſeine Frau, ob ihr die Localität dort nicht außerordentlich gefallen habe, und wie ſie darüber zu verfügen gedenke. —

Helene äußerte, daß ſie für jetzt weder ihren Beifall, noch eine beſtimmte Antwort geben könne. „Es lag an mir,“ ſetzte ſie entſchuldigend hinzu; ich war zerſtreut — ich werde es Dir nachher ſagen.“

Als Franz mit Alfred hinausgegangen war, erzählte Helene ihrem Manne die Scene des Beſuchs.

Er lächelte. „Du haſt dies nicht gewußt? Das Verhältniß zwiſchen dem Oberſten und Frau von Fries iſt aller Welt bekannt. Er liebt ſo was.“

„Und Du weißt es, und wir ziehen dennoch ein?“ fragte Helene entrüſtet.

„O Helene,“ entgegnete ihr Gemahl mit einem Tone, als ob ſeine Toleranz ſich dieſer leidenſchaftlichen Strenge überlegen fühlte, „wenn wir nach dem Maßſtabe der Moral ein angemeſſenes Quartier für uns ſuchen, ſo könnten wir am Ende in den Fall kommen, im nächſten Walde unter freiem Himmel zu campiren. Mag der Oberſt zu tadeln ſein, denn dieſe Fries iſt wahrlich eine gemeine Schönheit; nur um ſo mehr muß man Frau von Fürſtland bewundern, welche mit ſolcher Feinheit zum böſen Spiele gute Miene macht.“

„Und das bewunderſt Du?“ fragte Helene blitzenden Auges zurück, und ihr feines Geſicht warf einen flammenden Schein. „Was ſoll ich von Dir denken, Heinrich? Eine Frau, welche die ſtrafbare Neigung ihres Mannes alſo beſchöniget, iſt, meiner Meinung nach, zu verachten, und die Hehlerin der Sünde ſchlimmer noch, als diejenige, welche ſie begeht. Die Oberſtin muß ihren Vortheil dabei haben; denn, verlaſſe Dich darauf, ein ehrlich Weib leidet nicht, daß ſolch ein Verhältniß ihrer Freundſchaft aufgedrungen werde.“ —

Und tief im Herzen Helenens loderte der heiße Schmerz, daß ihr Gemahl nur den Gegenſtand und nicht die Leidenſchaft an ſich verwerflich finde; mit glühender Haſt nahm ſie die Gelegenheit wahr, ſich auszuſprechen, auf daß Heinrich ihre Geſinnung hierüber kenne.

Er aber lächelte und ſprach anſcheinend kaltblütig: „O, wie Viele müſſen das leiden und mehr! Warum ereiferſt Du Dich ſo und geräthſt in Hitze über eine Sache, die uns nicht angeht?“

„Kein Menſch muß müſſen,“ antwortete Helene mit Leſſing's Worten, „und Alles darf ich dulden, nur nicht, daß ich mich vor mir ſelbſt zu ſchämen hätte. Wie, Du ſagſt, jenes Verhältniß ſei eine Sache, die uns nicht anginge? Ich dächte doch! Unfreiwillig werden wir herangezogen, indem wir uns dem Hauskreiſe annähern, und entweder helfen wir ignoriren, was darin vorgeht, oder ſtellen uns falſch. Eins iſt mir ſo widrig, wie das Andere.“

„Du biſt ein Neuling in der Welt, Helene, und Deine ſpröde Tugend wird ſich in Manches noch fügen lernen,“ entgegnete ihr Gemahl. „Was mich betrifft,“ fuhr er mit verſtärktem Tone fort, „ſo erſcheint mir die milde Grazie, welche über das, was in den Umgebungen anſtößig und gehäſſig wäre, gleichſam einen Schleier der Täuſchung breitet, nicht allein ſehr liebenswürdig, ſondern höchſt nachahmenswerth. — Auch iſt Frau von Fürſtland anerkannt genug, als daß ich ein Wort weiter noch hinzuzufügen hätte. Sie iſt der Preis der Geſellſchaft. Ihr Stiefſohn betet die Mutter an, ihrem Manne macht ſie das Leben leicht — und am Ende beherrſcht ſie ihn doch.“

„Dann wäre ſie ja ſeine bitterſte Feindin,“ verſetzte Helene heftig, „wenn ſie den Einfluß, den Du ihr zugeſteheſt, nicht zu ſeinem wahren Glücke anwendete. Der Ruf des Mannes iſt eine Stimme, die an das Herz dringt, das ſich ihm zu eigen gegeben, und ein verheiratheter Wüſtling ſchmäht ſeine Frau, auch wenn er ſie lobt."

„Helene," erwiederte der Forſtrath ärgerlich, „Du haſt den Geiſt des Widerſpruchs von Deinem Vater, nimm es mir nicht übel. Seid klug, wie die Schlangen! ſagte der Lehrer der Weltweisheit. Laſſe mich Dir auch einmal predigen, laſſ' es nun gut ſein. Adieu, Liebe!" Er lächelte noch einmal, doch anders als vorhin, reichte ſeiner Frau die Hand, in die Helene nur die Fingerſpitzen legte, und verließ ſie.

Helene blieb tauſend Dornen der Empfindlichkeit überlaſſen. Sie konnte es nicht faſſen; es reichte über ihren Begriff, daß ein ſo freimüthiger Mann, der ihrige! die Verſtellung vertheidigte und eine Dame von Welt für das Muſter der Frauen hielt.

„Ja, wenn es ſo iſt," ſagte ſie ſchmerzlich zu ſich ſelbſt, „dann — freilich — hat Heinrich ſich in ſeiner Wahl vergriffen."

Wohin ihr Gedanke ſich auch wendete, ſie fühlte ihre Seele bluten. Es war ihr, als hätte ihr nächſter Freund, der ſie am beſten kennen und werthſchätzen ſollte, die Kleinode des Herzens: Treue und Wahrheit, ihr als einen Tadel vorgeworfen.

„Meine Tugend findet er ſpröde und nicht fügſam genug. O, es ſpringt ins Auge, daß Heinrich mich nicht mehr liebt," dachte Helene und weinte, ohne es zu wiſſen. „Vater im Himmel vergieb es ihm, wie er bei jeder Gelegenheit mich in meinem guten Vater verletzt, der ihm ſein Kind und ſein Vertrauen gab!"

Es war, als ob Helene einen dumpfen Schrei vernähme. Sie erſchrak und wollte wiſſen, welcher Anlaß dazu geweſen.

— Mit zaudernden Schritten, weil ihr der Schrecken wie Blei in die Füße geſunken war, ging Helene das Zimmer und den Vorſaal entlang, und da kamen Franz und Alfred von der Treppe herab und traten ihr ſcheu entgegen; der Knabe hochroth und ſichtlich verſtört, ſein Führer bleich wie eine Büſte und eben ſo ruhig.

„Was iſt vorgefallen?“ rief Helene entſetzt, „wie ſiehſt Du aus, Kind?“

„Ich wäre bald zum Fenſter hinausgefallen,“ ſagte der Kleine und lächelte krampfhaft. „Du erſchrickſt immer gleich, Mutter, es fehlt mir nichts, ſiehſt Du?“

Er ſtreckte die Arme nach der Mutter aus, ein fliegendes Zittern bewegte die kleinen Hände dennoch, trotz dem ſtandhaften Willen, den des Kindes Miene ausdrückte.

„Franz, der kann feſt halten. — Mein neues braunes Röckchen iſt entzwei. Schade, Du biſt aber nicht böſe, Mütterchen? Und daß Franz mir das Büſchel Haare ausgeriſſen, das thut auch nicht weh.“

Er nahm eine dünne Locke von dem blaſſen Golde der ſeinigen aus des Jünglings Hand und zeigte ſie der Mutter wie eine Trophäe, daß er Schmerz überwinden könne.

Helene bebte bei dem Gedanken auf, daß, da ſie ängſtlichen Einbildungen nachgehangen, ihres Kindes Leben an dieſem Haare hing. Es zuckte durch ihr Gebein.

„Um Gotteswillen,“ ſagte Helene voller Angſt, „und Sie, Franz, kamen dazu?“ Als hätte der Jüngling das Kind verlaſſen, ſo nahe ſtreifte jene Frage an einen Vorwurf der Mutter.

„Ich ſtand daneben,“ antwortete dieſer gelaſſen, „und ſchnitt ein Bildchen für ihn aus. Ein Augenblick war's, worin Alfred ſich zu weit hinausbog. — Mein einzig Glück mag ich es nennen, daß mein Auge immer im rechten Augenblicke aufſieht, um einem Unglücke zuvorzukommen. — Doch als ich ihn gewaltſam zurückriß, habe ich mit der Scheere in meiner Hand die Blouſe Alfred's aufgeſchlitzt; vergeben Sie mir, gnädige Frau!“

Helene drückte ſeine Hand an ihre Bruſt und ſprach: „O Franz, auf ewig bin ich Ihnen verpflichtet! In Gold möchte ich Sie faſſen laſſen und nicht nur dieſe Locke, welche Sie zum Angedenken behalten ſollen, ſobald ich eine ſchickliche Capſel dafür gefunden haben werde.“ —

„Mutter,“ ſprach der Kleine mit dem herzinnig-fürbittenden Tone kindlicher Freundſchaft, „Franz hat ſchon eine Capſel — die iſt ein Bischen ſchwer, und ſeine Bruſt, die iſt ſo ſchwach — hat er erſt heute geſagt; gieb ihm ja nichts mehr zu tragen.“

„Nichts, als meinen Dank,“ ſagte Helene gerührt. Sie zog die Beiden in das Zimmer und ſank erſchöpft in einen Stuhl. Indem ſie den geretteten Liebling feſt umſchlungen hielt, ſetzte ſie hinzu: „Du mußt in Deinem Leben nicht mehr ſo unvorſichtig ſein, hörſt Du? Und Sie, lieber Franz, ſagten, es ſei Ihr einzig Glück, daß Sie immer den rechten Augenblick träfen, um ein Unglück zu verhüten; iſt denn Alfred ſchon einmal in Gefahr geweſen?“

„Alfred nicht,“ — antwortete Franz.

„Nun, wer denn ſonſt?“ fragte Helene dringender. Eine Mutter, die auch nur eine Secunde lang in Aengſten war, beruhiget ſich ſo leicht nicht. Sie blickte den Jüngling forſchend an, der vor ihr ſtand und zu Boden ſah.

„Das iſt eine eigene Geſchichte,“ ſagte Franz mit der Zurückhaltung eines verſchloſſenen Gemüths, „aber ich will ſie Ihnen mittheilen, gnädige Frau.“

Helene wußte nur durch ihren Mann, daß Franz bei dem Forſtmeiſter von Glumeyer in harten Händen geweſen, und daß die Gräfin, von der gedrückten Lage des vaterloſen Jünglings durch einen Förſter unterrichtet, für ſein ferneres Fortkommen edelmüthig ſorgen wolle. — Willig hatte Helenens Gemahl, wir wiſſen es, ſich als Vermittler hiezu finden laſſen.

Franz fing an zu erzählen mit dem Bemerken: „Wenn einem die Menſchen gram ſind, ſo kann man es wohl am Tage aushalten, doch nicht, wenn es finſter iſt. Des Abends wandelte mich ſtets eine Furcht an, und es ward mir ſeltſam zu Muthe.“

„Sie haben Recht, armer Franz,“ unterbrach ihn Helene mit Wärme und lebhaftem Antheil, „die Liebe der Menſchen iſt ein ſchützendes Gefühl; allein zu ſein in ſeinem Herzen, das iſt ſchrecklich.“

„Als ich einſt,“ fuhr Jener fort, „ſchon einen Fuß im Bette hatte, ward mir ſo bange und beklommen, daß ich wieder aufſtand und ins Freie ging, um friſche Luft zu ſchöpfen. Der Forſtmeiſter begegnete mir und fragte barſch: Was ſchleichſt Du ſo um das Haus, wie einer, der kein gut Gewiſſen hat? Darauf gab ich zur Antwort: Ich hätte einen Geruch von Schwefel verſpürt. Siehſt Du nicht, Du Duckmäuſer — ſchalt er mich — daß ein Gewitter am Himmel ſteht? Es blitzt ſchon — und dabei hatte ich einen Schlag über das Geſicht, daß mir das Feuer aus den Augen ſprang. Du lieber Gott, das Wetter, das uns Alle hätte erſchlagen können, war auf Erden — und der Himmel leitete es gnädig ab. An einem Schuppen, worin ein Fäßchen Pulver ſtand, fand ich ein Zündbündel angelegt, und ich kam nur eben zurecht, den glimmenden Funken auszudrücken."

„Und wie nahm der Forſtmeiſter dieſe wunderbare Rettung auf?" fragte Helene theilnehmend erregt.

Franz zuckte die Achſeln. „Er behauptete, ich hätte den Brand ſelbſt ſtiften wollen." Das Auge des Jünglings glänzte ſanft auf, als er dieſe entſetzliche Anſchuldigung ausſprach.

„Der rohe Unmenſch!" ſagte Helene empört. „Welch eine Schmach iſt ſolcher Undank!"

„Ein ander Mal," redete der Jüngling in Ruhe weiter, „waren Gäſte da, vornehme Anverwandte der Forſtmeiſterin."

„Ein paar allerliebſte Knaben, nur unbändiger als ich je Kinder ſah, machten nichts als Unfug, und ich mußte hinter ihnen her ſein, weil ſie überall Schaden anrichteten, der mir dann zur Laſt gelegt ward. — Es war den Gäſten zu Ehren eine Jagd geweſen auf dem Teiche. Nun ſaßen ſie zu Tiſch, für mich war kein Platz daran; ſo ſchlich ich durch den Garten und fühlte mich ſchwach, da es ſeit dem Frühſtück ziemlich ſpät geworden war. Der Pavillon ſtand offen, mir däuchte, ich ſähe ihn voll Qualm, doch lag dieſer Nebel nur vor meinen Augen; denn drinnen war es klar und heiter, die Fenſter ſtanden geöffnet. Ein paar Gewehre lehnten im Winkel; mir kam plötzlich, ich wußte nicht wie, die Luſt in den Wald zu gehen und dieſe Flinten abzuſchießen, dann ſetzte ich ihnen ein Kupferhütchen auf. Nach etwa anderthalb Stunden kam ich erfriſcht zurück und brachte einen Sperber mit, den ich auf dem Striche hatte. Die Gewehre ſtellte ich an ihren Ort. — Gegen Abend erſchallt ein fürchterliches Geſchrei durch den Garten und das Haus, die kleinen Buben hätten ſich erſchoſſen. Alles ſtürzt durch einander, im Pavillon ſollte ein Schuß gefallen ſein. „Gott ſtehe uns bei!“ rief Glumeyer in Todesangſt, „die Kinder ſind verloren, denn dieſe Doppelflinten waren geladen; ich ſelbſt habe ſie dieſen Morgen abſeits geſtellt.“ Athemlos lief ich hinzu und ſagte, daß ich zufällig das tödtende Geſchoß verbraucht. Und als nun die Knaben, die nur der Schrecken danieder geworfen, geſund vor uns ſtanden, da ſchleuderte mir die Forſtmeiſterin einen wüthenden Blick zu und ſagte: Ich könne nichts als Unheil auswittern.“

„Gerechter Gott,“ ſprach Helene empört, „kann man dies auch für möglich halten? Ohne Ihre ahnungsvolle Dazwiſchenkunft hätten jene Knaben wahrſcheinlich in ihrem Blute gelegen.“

„Das dachte ich auch,“ antwortete Franz, „und deßhalb war ich auch ſtill vergnügt.“

„Sehen Sie, gnädige Frau,“ ſetzte er zutraulich hinzu, „ich habe ſcharfe Sinne, das iſt wahr; ein Findling, der ich bin — — iſt ſcheu und aufmerkſam, wie das Wild im Walde.“

„Armer Franz,“ ſprach Helene mitleidig, „und hat ſich keine Spur von ihrer Herkunft auffinden laſſen?“

Der Jüngling ſchüttelte traurig den Kopf und ſchwieg lange mit einem tiefen Seufzer. Dann ſagte er halblaut: „Der Forſtmeiſter hielt mich für den Sohn ſeines Stiefbruders, dem er todtfeind iſt, den er fortgejagt und eine furchtbare Drohung ausgeſtoßen, daß dieſer Bruder, der auch Franz heißt, es nie mehr wagen ſolle, in ſeine Nähe zu kommen. Mein Name beſtärkte ihn in dem Argwohn, daß man ihm mit mir einen Tort habe anthun wollen. Der Verdacht ſeiner Frau war noch ſchlimmer. — So verfolgte mich der Haß von Kindesbeinen an und war mir von jeder Seite auf den Ferſen.“

„Sie haben nunmehr eine Zuflucht gefunden. Mit dieſer Zuſicherung reichte Helene ihm nochmals die Hand, wie verſprechend.

In dem wahrhaft weiblichen Weſen iſt und war von jeher der Schutz weniger ein großmüthiges Gefühl, als eine heilige Empfängniß; und die Reinſten unſeres Geſchlechts haben zu allen Zeiten, wenn eine ſchützende Ahnung durch ihre Seele ging, mit Liebe empfunden, was Gottes Abſicht ſei.

Von dieſer Stunde an war der arme Franz für Helene bedeutend geworden. Sie behandelte ihn mit Achtung, und überließ ihren Knaben ſeiner Obhut, wenn ſie beſchäftiget war und Franz ſich für ihn abmüſſigen konnte. Alfred rankte ſich an dem Jünglinge empor, ſo daß er an deſſen ſchlanker Höhe zu wachſen ſchien.

Helene und ihr Gemahl ſprachen nicht zuſammen über Franz und auch dann, wenn der Jüngling nicht zugegen war, der ſich in der beſcheidenſten Ferne verhielt, wie durch eine unſichtbare Wand. Der höchſte Vorzug der Ehe, die Unmittelbarkeit, ſchien zwiſchen ihnen aufgehoben; doch Helene hoffte, einſtweilen nur. Sie ſtrebte ein Hinderniß nach dem andern hinwegzuräumen, um ihren Platz an dem Herzen des Mannes frei zu finden; doch findet jeder leiſe Schritt nur mühſam Raum, wenn die Zeit den Schutt vergänglicher Freuden nachgelaſſen.

Helene würde auf den Winter gehofft haben, da der Forſtrath alsdann nicht verreiſen dürfte, wenn ſie nicht vorausgeſehen, wie Alles kommen werde. Dann wohnten ſie in Fürſtland's Hauſe und wenn, auch nicht immer, ſo doch öfters, den Geſellſchaften bei, die ſich täglich dort verſammelten. Dann war die Gräfin da und Fanny — — — wo aber blieb der Anſpruch der Gattin an eine innig-gemeinſame Stunde? An den ungetheilten Beſitz ihres Mannes, der ſchon jetzt von tauſend Dingen hingenommen war? —

Wir wollen Helene nach einiger Zeit, die ja ſo flüchtig iſt, ein Hauch nur, der das Blatt wendet, ſelbſt vernehmen.

Helene.

Den 25. Februar 18— Faſtnacht.

Wie froh bin ich des ſtillen Abends, den ich mit mir ſelbſt zubringen darf. Dem guten Arzte hätte ich in heimlicher Freude einen Kuß geben mögen, als er mir in Gegenwart meines Mannes Alles unterſagte, was aufregend für mich ſein könnte. Dieſes wohlthätige Verbot ſchließt mich nun auch von dem Maskenball aus, den ich ihnen gönne. Vor dieſem Tummelplatze des Vergnügens flieht das meine; wie geborgen fühle ich mich fern davon, fern! Ein Athem der Ruhe weht mich an in dieſem Blatte.— Iſt es mir doch ohnehin, wie wenn ich unter Larven lebte, dumpf und geängſtet, als ob alle Geſellſchaft hier nichts wäre, als ein Gaukelſpiel, wo Einer den Andern künſtlich zu täuſchen ſucht. Nichts, als eine gleißende Oberfläche überall — und die Wahrheit, tief in meiner Bruſt, ſchwimmt in Thränen.

Du, mein Tagebuch, offen und ſchuldlos, biſt du bereit, einen Erguß aufzunehmen? Vertrauend wie Kinder ſollen meine Gedanken zu dir kommen, rein und weiß gekleidet. Nimm mich auf mit den meinen!

Was ich längſt geahnt, iſt mir nunmehr gewiß. Die

Fürſtland, in ihrer geheimen Leidenſchaft für meinen Mann — ich durchſchaue ſie; daß es ein angelegter Plan geweſen ſei, was uns in dieſes Haus zog, es iſt mir nun klar. In tauſend Fäden wirft dieſe umſichtige Frau, die nicht das Geringſte aus den Augen läßt, was ihrem Zwecke dienen kann, ihr Netz nach ihm aus — übt ihr umſtrickendes Talent. Und Heinrich? Kein Zweifel, ſie nimmt ihn ein. An ſeinen ſchwächſten Seiten faßt ſie ihn — wie wäre es möglich, daß ſie ihn liebte? Nur *haben* will ſie ihn, zu einem Gewinn für ihre Eitelkeit. Muß ich es nicht beinahe für ein Glück halten, daß er anderweitig angezogen wird, und wenn ich auch darüber verblutete? — Jene Angel iſt nicht minder eine grauſame Luſt, und hier wie dort iſt mir das Herz zerriſſen, wenn ich nur daran denke.

Heinrich hält mich für eiferſüchtig; mein freimüthiges Urtheil würde ihn verletzen, wie es ſchon der Fall geweſen, während das ſeine befangen iſt. Er ſelbſt geſtehet, ein Geſpräch mit der Oberſtin ſei ſo feſſelnd, daß er ſich manchmal mit Gewalt losreißen müſſe; wahrſcheinlich weil der Zug zur Gräfin und was ihr anhängt — ſtärker noch iſt. Giebt es eine feinere Weiſe, in ſeine Ideen einzugehen? einen zarteren Zwang, ihn zu verbinden? Nein, *ſolcher* Art zu ſchmeicheln, widerſteht zuletzt kein Mann, wie er ſich auch ſtemme. Und dies thut Heinrich nicht einmal. Arglos giebt er ſich dem erkenntlichen Gefühl hin, das dieſe Achtſamkeit auf ihn erregt, in der er nur uneigennütziges Wohlwollen ſieht, wofür er nicht dankbar genug ſein kann.

Vor einiger Zeit erzählte mein Mann von einem ländlichen Hausfeſte, dem er einmal in der Familie eines wackern Oberförſters als ein junger Menſch beigewohnt habe. Ich glaube, ſein Geſchmack an Pfannkuchen ſchreibt ſich noch davon her. Dieſe fröhliche Erinnerung an eine harmloſe Faſtnacht, wo man einen Bohnenkönig gewählt, iſt ſo tief in das Gedächtniß Heinrichs eingewurzelt, daß ſich dies ſogar an ſeinem Sprößling zeigt. War es nicht eine kleine Bohne, welche Alfred dem Großvater zum Geburtstage ſchenkte, die er „den ſtolzen Heinrich“ nannte? —

Ich ſah es Frau von Fürſtland an der Miene an, was bei der herzlichen Schilderung meines Mannes in ihr vorging, da ſie ſo aufmerkſam zuhörte. — Geſtern Abend, weil heute Redoute iſt, wurden wir auf ein Geſellſchaftsſpiel und auf friſche Pfannkuchen vom Oberſten eingeladen. Der große Hängeleuchter brannte lichterhell — in jeder Beziehung, dazu der Schmuck der Damen — Alles reflectirend.

Kein Wunder, wenn dieſer blendende Glanz das traute, ſanfte Lichtlein in Heinrichs Andenken ausgelöſcht hätte; aber das ſchien nicht ſo. Auf einen Wink der Frau vom Hauſe — vielleicht hatte Niemand außer mir dieſen bedeutenden Blick bemerkt — drängte ein Fräulein aus der Geſellſchaft ſich herzu, um die hochgethürmte Schüſſel ſelbſt zu präſentiren. Wie ich es gedacht, Heinrich mußte die Bohne finden und ſich krönen laſſen; man überreichte ihm ein gedrucktes Gedicht. Die Fürſtland ſetzte ihm eigenhändig das Diadem auf, ſtrich ihm die Locken aus den Schläfen und beſchäftigte ſich länger mit der Krönung, als eben nöthig war.

Nun brachten die Damen ihm einen Tribut in allerliebſten kleinen Arbeiten, die ſchon in Bereitſchaft lagen; mein Mann iſt ſehr gut verſehen, ſeiner Hausfrau übrigt kaum, ein Weniges für ihn zu thun. Die Männer verlangten von ihm, er ſolle Geſetze ausſchreiben. Heinrich lächelte. „Nur keine Emancipation der Frauen,“ ſagte er dictatoriſch, „meine

Damen, dieſe erwarten ſie nicht von mir.“ Einſtimmig ſchalten ſie ihn einen Tyrannen. Alles lief recht luſtig ab.

Nach meinem Sinne war es nicht, daß mein Mann einen Vorzug annahm, der ihm wie ein falſches Glück zugeſpielt worden, und daß er davon ergötzt ſchien. Mir däuchte, ich ſähe einen Schattenkönig in ihm — und wirklich hatten ſie ihn hinters Licht geführt. Und ſo dachte ich mit Schmerz, wie meine Liebe ihm die königliche Binde um das Haupt gelegt, wie ich ihn über alle Menſchen erhoben mit der vollen Kraft meines Herzens. Und hätte dies Herz Millionen Freuden umfaßt, es wäre ſein geweſen. Sein Thron — die Wiege ſeiner Ruhe — ſein Vaterland — ſein Erbe und Eigenthum für ewig! — Das Reich des Mannes iſt das Herz ſeines Weibes, das Herz, wenn er es wahrhaft beſitzt und darin herrſcht. Darf er jemals gleichgültig darauf herabſehen? — Und war es nicht eben ſo mit der Wette, die mein Mann jüngſt gewann, weil er ſie gewinnen ſollte? —

Als Heinrich die koſtbare weiße Stute gekauft, ſagte er: „Nun fehlt nur noch, daß Helene mir für die leichtfüßige Diana ein ſchönes Reitzeug ſtickt; dann fliege ich mit ihr wie ein Pfeil durch die Lüfte.“ Ein Falke, auf der Hand einer geflügelten Jungfrau, iſt meines Mannes Wappen. Ich verſprach es ihm, ſobald die Tage etwas länger und lichter ſein würden. Schon hatte ich mit einem Zeichner des Muſters wegen Rückſprache genommen. Wie fleißig wollte ich ſein. Mit inniger Luſt dachte ich, daß ich im Stande wäre, einen Wunſch des geliebten Mannes zu erfüllen; die Oberſtin erſparte mir dieſe Mühe. —

Sie ſtreiten ſich, Heinrich und die Fürſtland. Um des Kaiſers Bart? O nein, um Napoleons berühmten Schimmel. Frau von Fürſtland hat noch nie ſo lebhaft widerſprochen. Sie ſchlägt eine Wette vor, mein Mann geht hitzig auf dieſen Vorſchlag ein und — in die Falle.

Es gilt das Reitzeug! Dieſer Gedanke durchblitzte mich. Ich ſtrafte mich des ſündlichen Verdachts, ich nannte mein weisſagendes Gefühl eine thörichte Lüge. Aber ach, in der Nacht wandelte mich ein nervöſer Geſichtsſchmerz an. Niemand ſollte durch mich geſtört werden, ich ſtehe ſacht auf, um mir mein Mittel aus dem hintern Zimmer zu holen. Das Eckſtübchen im Hofgebäude iſt hell erleuchtet, ein paar Mädchen nähen emſig, die Arbeit glänzt in ihrer Hand, jeder Faden, den ſie ausziehen, erſcheint in ſchwachem Gefunkel, was ich ſah, obgleich die Scheiben drüben angelaufen waren.

Am Morgen fragte ich die Dorel: „Wer denn dort, in dem unbewohnten Stübchen, ſo ſpät noch beſchäftiget ſei?“

„Ein paar Stickerinnen ſind's, die für die gnädige Frau Oberſtin in Gold ausnähen,“ antwortete mir das Mädchen. Und geſprächſam, wie die Dorel iſt, ſetzte ſie hinzu: „Geſtern bat mich die eine, welche ich kenne, um ein wenig ſtärkendes Waſſer von Weinreben, was ich immer aufbewahre. Warum verderben Sie Sich die Augen aber auch mit Gewalt? ſagte ich. Iſt es denn ſo preſſant? und was? wenn man fragen darf. — Der Zaum iſt uns um die Zunge gelegt, fiel ſchnell die andere ein, welche dabei ſtand. Es iſt eine jagende Arbeit, wir dürfen weder ein Wörtlein, noch eine Minute darüber verlieren. — — Um keinen Preis ließe ich mich blind machen, daß mir die Augen thränten, wie ein Weinſtock im Frühjahr.“ —

Dies war der Dorel Meinung, aber ich hörte auf ihr Geſchwätz nicht mehr.

Richtig, ein Gang auf das Muſeum hatte zu Gunſten Heinrichs entſchieden, und nach einigen Wochen überreichte die Fürſtland meinem Manne das Reitzeug, welches fürſtlich geworden war. Sie gab es für eine Arbeit ihrer Hand aus — und ich wußte, keinen Stich hatte ſie dazu gethan, außer dem, den ſie mir ins Herz gab, da ſie ſich eines Fleißes rühmte, der das Verdienſt armer Mädchen war — eines Fleißes, den Heinrich für vereinbar hält mit den Pflichten der Geſelligkeit. Mein Mann ſtand betroffen; er warf einen Blick auf ſeine Helene, der mich beſchämte, als wolle er ſagen: „Siehſt Du, was eine Frau kann?“ Mich demüthigte der Gedanke, daß er herabgewürdiget wäre durch die ſchnödeſte Abſicht. Durfte Heinrich dies Präſent abweiſen? Und ſo brüſtet er ſich mit fremdem Weh — mit einem Schmerze, der ſeinem Weibe das Herz abdrückt; in ſtolzer Blindheit reitet er dahin, darf ich ihm die Augen öffnen? O, nimmermehr!

Wie täuſchbar ſind doch die Männer, dies hätte ich nicht gedacht. Meinem Vater nahete nie der leiſeſte Betrug; den unſchuldigſten Scherz, der ihn hätte täuſchen mögen, brachten wir nicht über das Herz, noch je ein Wort gegen die Wahrheit über unſere Lippen. Wir trauten einander. Was ſoll ich nun mit meinem ſchlichten Thun, mit dem eingebornen Inſtinct gegen die Lüge in einer Welt voll falſcher Zeugen, voller Trug und Schein? —

Iſt das meine Sicherheit, daß ich ſchweigen muß? Meinem Heinrich verſchweigen will, daß Frau van Fürſtland ſeine Achtung nicht verdient? Würde nicht ein gehäſſiges Gefühl in ihm entſtehen gegen mich, das beſſer auf ihn ſelbſt gerichtet wäre, während die eigentliche Urheberin frei ausginge? — Nur ſeinem Weibe darf der Mann treu anhangen, um den Schlingen zu entgehen, welche die Langeweile über ſeinen Weg ausſpinnt. Was ihn umſtellt, es iſt der Schaden vermeinter Selbſtändigkeit.

Du, mein Gott! dies Gewebe von Liſt und Leidenſchaft um Heinrich her — Deine Hand iſt noch ſtark! Ein Hauch von Dir, und — es iſt zerſtört.

Aber du holdes, trautes Bild der Ehe, du ſchöner Traum meiner Jugend, meiner Liebe, du biſt heimgegangen! Tief ſchläfſt du in meiner Bruſt, worin es ſtürmt. Das Schifflein meiner Hoffnung ſchwankt auf dem Meer; an welcher Klippe wird es zerſchellen? — Gute Nacht, mein Tagebuch, falle nun zu, wie mein müdes Auge.

Den 26.

Frau von Fürſtland war heute etwas mal disposée, wie ſie es vornehm nannte. Der Ball muß nicht ganz befriedigend ausgefallen ſein, obſchon ſie ihn als bezaubernd pries. In ſolch einem Ausdrucke liegt ſchon der Sinn zu täuſchen, der Zauber des Vergnügens äußert ſich anders; wo keine Nachfreude iſt, da iſt die Luſt nicht weit her geweſen. Scheinbar theilnehmend, wie es einer Freundin vergönnt wäre, erkundigte die Oberſtin ſich nach meines Mannes Befinden; die Frage, ſeltſam geſtellt, beunruhigte mich.

„Iſt denn mein Mann unwohl geweſen?" fragte ich in erſchrockenem Tone zurück.

„Nun, ich meinte, weil er die Redoute ſo bald verließ," erwiederte Jene mit niedergeſchlagenem Blicke.

„Ich weiß nicht, wann er nach Hauſe gekommen, ich ſchlief," gab ich zur Antwort. Ein feines Lächeln ſpielte um den Mund der Fürſtland; wie einfältig mochte ihr dieſe Ruhe ſcheinen, aber ruhig war ich nicht.

Zu Heinrich ſagte ich: „Die Oberſtin war Deinetwegen beſorgt."

„Wie ſo?" fragte mein Mann raſch.

„Weil Du plötzlich die Redoute verlaſſen. Geſchah es denn ſo bald? Du weißt, ich war nicht wach geblieben."

In Heinrichs Geſicht ſchlug eine Flamme aus. Mit jener Verlegenheit, welche ein umgehendes Wort ſucht, ſagte er nach einem minutenlangen Zögern: „Die Gräfin hatte verſprochen, einen Domino zu nehmen; es koſtete Ueberredung, doch wollte ſie Fanny dies Opfer bringen, die ſich auf die Redoute freute, wie ein Kind. Da ſie ausblieben, fürchtete ich einen wichtigen Grund und ſäumte nicht, ſelbſt zuzuſehen. Ein kleiner verdrießlicher Vorfall, kaum der Rede werth — doch waren ſie abgehalten worden. So blieb ich bei ihnen."

Schonend für mich fand ſich ein Vorwand, daß ich das Zimmer verlaſſen konnte. Ich wäre meiner Stimmung, meiner Stimme nicht mächtig geweſen; denn ich zitterte heftig.

Der Gräfin und Fanny hatte meines Mannes Theilnahme den ſpäten Abend verſüßt. Um ihren Verdruß zu theilen, entriß er ſich einem Vergnügen, das er vorzugsweiſe liebt; ihre Geſellſchaft iſt ihm lieber, als alles Andere; ſein Weib mag einſam ſein, was kümmert es ihn. — Ueberredung hat es gekoſtet, ehe die Gräfin ſich entſchließen konnte, das bunte Getümmel mit ihrer ſtillen Gegenwart zu beehren. Tauſend Bitten — ich höre es im Geiſte — hat Heinrich daran gewendet. Bei mir iſt er wortkarg, einſilbig, verſtimmt; mich läßt er gewähren, wenn ich daheim zu bleiben wünſche. — Wir ſahen uns den Tag nicht mehr ohne Zeugen.

Gegen den Abend ließ die Fürſtland mich zu ſich bitten; ich ſollte mein Urtheil über einen Einkauf abgeben. Am liebſten hätte ich mich deſſen weigern mögen, und unbedachtſam ſagte ich, mein Geſchmack könnte nicht der ihrige ſein. „O doch,“ erwiederte ſie. Ein Ohr, welches Dinge vernommen, die in das Herz ſchneiden, wird ſein. Der leiſe Spott in dem Accent, den Frau von Fürſtland vielleicht wider Wiſſen und Willen auf die beiden kleinen Silben legte entging mir nicht.

Die Thür flog auf. Ein ſchlanker, junger Mann, in Uniform unter dem Reiſerocke, ſtürzte athemlos herein; derſelbe Officier, deſſen Bildniß ich in dieſen Zimmern geſehen. Es iſt Otfried Fürſtland, ein Sohn des Hauſes, aus der erſten Ehe ſeines Vaters. Der Oberſt könnte ihn nicht verleugnen, ſo ſehr ſieht ſein Sohn ihm ähnlich. Irre ich nicht, ſo war es kein Freudenſchreck, den dieſe unerwartete Ankunft erregte. Frau von Fürſtland ward bleich und verlor alle Faſſung, was ich zum erſtenmale ſah. Und mit tauſend Freuden kam der junge Mann und fiel ſeiner Stiefmutter um den Hals, mit zärtlichem Ungeſtüm, wie ein leibliches Kind; ſie konnte ſich kaum von ihm losmachen. „Meine ſchöne Mutter,“ nannte er ſie inniglich. Mir däucht, Frau von Fürſtland könnte ſich mit dieſer Eroberung begnügen, denn ihr Stiefſohn iſt ein liebenswürdiger Menſch, der ihr von ganzer Seele ergeben ſcheint. Als Adjutant iſt er ſeit längerer Zeit nach B..... commandirt geweſen, und hat eine Wendung, die das Regiment anging, günſtig für ſeine ſchnelle Rückkehr benutzt. Sein Chef war darauf eingegangen, vielleicht in der Meinung, daß den Eltern des Lieutenants ein Dienſt damit geſchähe; es kam mir aber nicht ſo vor. Mir that der junge Fürſtland leid, denn, ich dächte, er hätte es herausfühlen müſſen.

Auch die Oberſtin ſchien mit ihren Gedanken abweſend; es war, als ob ſie angeſtrengt nach Etwas ſuchte.

„Du biſt krank, Otfried. Du haſt augenſcheinlich Fieber,“ ſagte ſie dem Lieutenant endlich auf den Kopf zu. Der junge Mann erſchrak und wehrte ſich ſtandhaft dagegen; nur ein wenig erſchöpft ſei er, doch nicht unpaß.

„Ja, ja, leugne es nur nicht,“ behauptete ſeine Stiefmutter. „Anfällig wie Du biſt, haſt Du Dich auf der Reiſe erkältet; in dieſer feuchten Jahrszeit zieht man ſich geſchwind etwas zu.“

Wahrlich, ich mußte lächeln. Frau von Fürſtland hatte heute einen Tag, an dem die Geſunden mit Gewalt ſollten Patienten ſein; vielleicht befand ſie ſich ſelbſt ein wenig übel.

Der Oberſt lachte und ſprach: „Ergieb Dich, mein Sohn, Deine ſchöne Mutter läßt Dich morgen krank melden und den Arzt rufen. Wie willſt Du entkommen?“

Otfried küßte dankbar ihre Hand, die ihn liebkoſte. „Schon deßhalb,“ ſagte er, „konnte mich kein rauhes Lüftchen anwehen, weil ich im verſchloſſenen Wagen mit einer Dame gefahren bin. Frau von Francolm hatte die Güte, mir einen Platz anzubieten, da ſie um meine Abreiſe wußte, und ich habe ſie hierher begleitet.“

Dieſe Nachricht berührte mich. Liddy iſt wieder da, und ich werde ſie nun auch kennen lernen. Sie iſt lange von den Ihrigen entfernt geweſen, einer Kränklichkeit wegen, erinnere ich mich, gehört zu haben. Zweimal hat Liddy ihren Gemahl mit Zwillingen beſchenkt, erſt zwei Knaben, dann zwei Mädchen. Der Anblick dieſer Kinder ſoll entzückend ſein. Ich möchte ſie ſehen, ſie zeigen ſich immer Hand in Hand. Wenn bei ſolchem Vorbild Eltern nicht einig wären — — Gott! Man ſagt, dieſe Ehe ſoll nicht glücklich ſein.

Francolm iſt dem Oberſten entfernter Weiſe anverwandt, ſelten nimmt er eine Einladung an; er lebt nicht viel mit der Welt. Frau von Fürſtland mag ihn nicht ſonderlich leiden, wenn ſie es auch verbirgt. Mir hat er recht wohl gefallen, er ſcheint ein ſehr reeller Mann; ein Zug finſtern Ernſtes lagert unter ſeinen Augen, und ſeine Stirn iſt düſter, wie wenn der Kummer dahinter wohnte. Eine Dame ſprach von der bewundernswürdigen Aehnlichkeit ſeiner Kinder, und ob er ſie denn unterſcheiden könne, wenn er ihnen nicht ein Bändchen von verſchiedener Farbe um den Arm binde.

Nie ſah ich ein anziehenderes Lächeln, als das ſeine bei jener Frage; ſein Auge war ein Sonnenblick.

„O, mein Herz kennt ſie wohl,“ ſagte er mit bewegtem Tone. „Dort iſt das Band, welches mich meine lieben Kinder nicht verwechſeln läßt; jedes andere iſt lösbar.“

Wie rührend lächelt ein Vater. Ich habe damals den finſtern Francolm lieb gewonnen und ſtill ein Vertrauen zu ihm gefaßt.

Es mag der armen Liddy ſchwer angekommen ſein, ſich ſo lange von Gemahl und Kindern trennen zu müſſen. Ach, die Wonne der Unzertrennlichkeit iſt ein Himmel der Liebe! —

Otfried hat Libby oft geſehen, er ſprach mit Wärme und Antheil von ihr. Nun, wir werden ja ſehen!

Den 27.

Heinrich iſt dieſen Morgen auf einige Tage verreiſt, in dringenden Geſchäften, wie er mir flüchtig ſagte. Sein Lebewohl war ſo kalt, wie die Frühluft draußen. Als ich den Wagen fortrollen hörte, athmete ich freier auf — — — iſt es denn möglich? —

Noch iſt kein Wort zwiſchen uns allein gewechſelt worden ſeit jenem Geſpräche nach der Redoute; auch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen ſollte. Wir ſind nicht mehr allein, ſonſt waren wir es mitten in Geſellſchaft. In geräuſchvoller Eile treibt das Leben hier die köſtlichſten Stunden an uns vorüber; der Drang des Augenblicks läßt nicht mehr zu, daß unſere Herzen ſich zuſammen neigen, wie einſt.

Schon oft iſt mir der Gedanke gekommen, mich der Gräfin zu vertrauen. Sie ahnet ſchwerlich, wie ſehr ich durch ihre Anweſenheit leide. Leonide iſt edler Geſinnungen fähig. Sie war mir gut; auch wüßte ich nicht, womit ich ſie beleidiget hätte, es müßte denn mein Glück geweſen ſein.

Nur die Warnung meiner Mutter hielt mich zurück: „Nur Deine Liebe und Deine Ehrlichkeit darf Vermittlerin ſein zwiſchen Dir und Deinem Manne; nichts Anderes, und wäre es die Tugend in höchſteigener Perſon!“ ſagte ſie einmal zu mir.

Aber eine Sehnſucht, dunkel und traurig, zog mich heute zur Gräfin hin. Mein Beſuch ſchien ihr willkommen zu ſein; Fanny war nicht da. Dies konnte mir nur lieb, nur erleichternd ſein, beſonders da ich vernahm, daß ſie mit einer Dame und deren Tochter in die Oper fahren würde.

„Sie machen Sich rar, Helene,“ ſagte Leonide. Und dieſer freundſchaftliche Vorwurf klang doch ein wenig ſtolz. „Frau von Fürſtland,“ ſetzte ſie hinzu, „nimmt all' Ihre Zeit in Anſpruch.“

Bis auf die vergangene, die iſt noch mein, verſetzte ich mit Wehmuth. Ach, theure Gräfin, es iſt hier nicht, wie es in Wartenſtein war, und meine Seele flieht manch liebes Mal in jene traute Stille zurück. —

Die Gräfin zog mich an das Fenſter. Der Neumond ſchimmerte wie ein zarter Silberfaden aus dem dünnen Schleier der Luft. Wir ſahen in die winterliche Dämmerung hinaus, in der die Ahnung ſchon einen fernen Schein des Frühlings ſieht; und jener himmliſche Abend, wo mein Vater in den Felſen vom „grauen Kloſter“ zu uns redete, ſchwebte klar vor unſern Seelen.

„Meine Sonne iſt hinab,“ ſagte die Gräfin mit Schmerz in der Stimme.

Aber ein ſanftes Licht bleibt — das verklärt das heilige Andenken einer ſtillen Seele -- wagte ich ihr tröſtend zu erwiedern.

Sie ſah mich an mit troſtloſem Blick und ſprach: „Mein beſtes Theil hat der Bruder mit hinweggenommen, das Herz fühlt ſich verwaiſ't ohne ihn, und ich leide das Leben mehr, als daß ich es liebe. Wie könnte ich Gefallen finden an dem wüſten Gewirr der Menſchen, das nur ſchallt, weil es ſo hohl iſt und ſo leer? Ich würde in meinem Grame verſinken, wenn Fanny's leichter Sinn mich nicht wie ein leichtes Gewand auf der Oberfläche hielte. Mein Verluſt iſt und bleibt unerſetzlich, wenn ich auch innig annehme, daß der Baron ſich wie ein brüderlicher Freund gegen mich benimmt.“

Ich ſeufzte. Die Gräfin ſprach von meinem Manne, als wäre er nur *ihr Freund*. Würde Leonide das, wenn ſie dies Verhältniß nicht als ſein vorherrſchendes empfände? —

Ein Bedienter erſchien in der Thür. Die Gräfin ſtand auf, zu vernehmen, was er wolle, und nachdem er es halb laut nur geſagt, verließ ſie mit ihm das Zimmer. Mein Blick wendete ſich nun nach innen, und ein Billet, von der Hand meines Mannes überſchrieben, fiel mir auf dem Arbeitstiſche der Gräfin ins Auge. Ich erinnerte mich, daß Heinrich — der Wagen hielt ſchon — noch ein Billet hinweggeſendet hatte; dies war es ohne Zweifel.

Die Gräfin trat mit verdrießlicher Miene wieder ein. Sie ſagte: „Ich habe eine Kranke, und wollte es lieber ſelbſt ſein. Die Redoute iſt zur größten Unluſt für mich geworden.“

Ich glaubte, liebe Gräfin, Sie wären nicht da geweſen? fragte ich, hochaufhorchend.

„Freilich nicht,“ antwortete Leonide, „aber ich *wollte* „doch hingehen, was ſehr thöricht von mir war; Fanny ließ mit Bitten nicht ab. Sie hatte eine ſicilianiſche Fiſcherin gewählt — wie unbeſchreiblich reizend war ſie in dieſer Tracht, aber nun iſt Fanny heftig im Anziehen — und Louiſe (die Jungfer) hat ein Häkchen auf meinen Schützling.“

„Louiſe, geängſtet und unvorſichtig, fackelt mit dem Lichte hin und her, und kommt dem zierlichen Hamen zu nahe; mit Gepraſſel lodert er auf. Dabei fängt Fanny Funken, alle Löſchmittel, die uns zu Gebote ſtanden, wurden auf die arme Fiſcherin ausgeſchüttet; die ſah nun aus, als wäre ſie dem Krater entſprungen. Die ganze Freude war verdorben. In ihrer Angſt ſtößt Fanny die Louiſe weit von ſich; das Mädchen fällt zu Boden und bekommt Bruſtkrampf, ich mußte in der Nacht den Doctor holen laſſen. Noch iſt ſie nicht hergeſtellt, hat jetzt wieder einen ſchwachen Anfall gehabt, und mir weinend die Bitte vorgetragen, daß ich ſie aus dem Dienſte entlaſſen möchte, weil ſie, durch meine Güte verwöhnt, außer Stande ſei, eine Mißhandlung zu ertragen.“

Wie mich dies empörte! Hell wie Feuerſchein ward es in mir, da ich dachte, welch eine Stiefmutter würde Fanny werden, die im wilden Triebe eines vereitelten Vergnügens ſich ſo weit vergißt. Mein armes, zartes, liebes Kind in ſolcher Hand! Gott ſchütze mein Leben! — Ich glühte vor Angſt, da ich mir die entſetzliche Gefahr vorſtellte, in welche Alfreds Wohl gerathen könnte, wenn er die Mutter verlöre.

O, theure Gräfin, wie bedaure ich Sie, erwiederte ich. Ein ewiges Glück für Fanny, daß ſie unter dem Einfluſſe Ihres milden Geiſtes ſteht, der ein Segen für das Fräulein iſt. Solcher Schaden iſt zu verſchmerzen, dieſe Funken laſſen ſich auslöſchen; wenn aber eine Flamme, ſchwerer zu unterdrücken, dies leidenſchaftliche Gemüth ergriffe, — — — Vielleicht hatte ich mein Gefühl zu lebhaft ausgedrückt. In dem Blicke der Gräfin — unfehlbar ſchaute Leonide in mein Herz, — malte ſich ein ſtolzes Mitleid; ob mit Fanny, ob mit mir? Ich weiß es nicht.

„Fanny wird ſchlimmer beurtheilt, als ſie es verdient,“ ſagte Leonide mit abgewendetem Auge und lächelnd, als ob ſie es am beſten wüßte.

„Man klagt mich deßhalb der Schwachheit an, aber ich laſſe es geſchehen. — Fanny hängt mit ganzer Seele an mir, ich leite ſie nach meinem Willen; kein Schatten von Zurückhaltung haftet auf dieſem gutartigen Weſen, was ſich eben gehen läßt. Eine Neigung, welche Fanny gefaßt hatte, eine jugendliche Neigung, der ich keine Nachſicht ſchenken konnte, da ich keine glücklichen Folgen abſah, und weil ſelbſt die Verbindung mir mißfiel, gab das liebe Kind ohne Weiteres auf. Kann ich mehr von ihr verlangen?“

Wie gern hätte ich antworten mögen: Der Leichtſinn hält an nichts feſt; aber ich ſchwieg. Wir knüpften ein anderes Geſpräch an.

Die Gräſin wußte genau die Veranlaſſung von meines Mannes plötzlicher Reiſe. Sie ſagte: „Der Baron hat treffliche Vorſchläge eingereicht, man bevorzugt ihn höheren Orts, und er wird in Zeiten Landforſtmeiſter ſein. Auch iſt etwas im Werke, das — das ſie freuen dürfte, Helene.“

Und das ich nicht wiſſen darf, fragte ich geſpannt.

„Eine Hoffnung, wenn ſie fehl geht, geht nahe;“ antwortete Leonide.

Mir aber ging es doch noch näher, daß meines Mannes Freundin beſſer daran iſt, als Heinrichs Frau, ſeine Helene! —

Im Fortgehen erwähnte ich zufällig, daß am vorigen Abend der Lieutenant Fürſtland zurückgekommen ſei. Die Gräſin erblaßte — ich habe es deutlich geſehen. Was geht es Leonide an, wer da kommt? —

Ach! ich weiß einen Frühling, da ging, wenn Heinrich kam, ein Engel ihm unſichtbar voraus, und ſtreute Roſen vor ihm her. Die Welt duftete wie ein Garten, ich ſog Lebensathem ein in ſeiner Nähe. Das Papier erröthet unter dem Wiederſchein dieſes Andenkens.

Den 28.

Heute habe ich Liddy kennen gelernt; anders hatte ich ſie mir doch gedacht. Heinrichs Liddy! In dieſem Lichte erſchien ſie mir. Die Mutter ſähe man ihr nicht an; zumal die Mutter von vier kräftigen Kindern, welche paarweiſe gekommen. Sie könnte noch für ein nettes Mädchen gelten. Liddy hat ein liebliches Geſicht und eine ſüße Stimme, ihre Farben ſind äußerſt fein und ihre Augen ſehr klar; nur waren dieſe Augen, ſo ſchien es mir, ein wenig zu ſehr auf ihren Reiſegefährten gerichtet; die Beiden ſprachen faſt nur allein zuſammen. Frau von Fürſtland, welche den Formen des geſelligen Anſtandes ſonſt nichts vergiebt, ließ es dahin geſtellt ſein; ja, es kam mir vor, als würde gefliſſentlich der Blick der Geſellſchaft von dieſem flüſternden Zwiegeſpräch abgelenkt. — Liddy war ohne ihren Gemahl. Francolm wollte nachkommen, ſpät erſt ließ er ſich entſchuldigen, und Oſfried begleitete Liddy nach Hauſe. Auch dies war wohl nicht ganz in der Ordnung, und Heinrich würde auf keinen Fall ſo nachſichtig als Francolm ſein. Wenn auch die Vertraulichkeit mit einem jungen, fremden Manne nichts, gar nichts zu bedeuten hat, einen Schatten auf den Schritt einer Gattin wirft ſie doch, und der Wandel einer Mutter vollends — rein und treu vor Gott und Menſchen muß er ſein, das iſt ſonnenklar.

Daß das Intereſſe unſerer Bekanntſchaft gegenſeitig wäre, dies, däucht mir, hätte ich erwarten dürfen. Aber nein, als mein Name genannt wurde, ſah ich zwar, daß Liddy mich auffaßte, doch nur für einen flüchtigen Augenblick. Sie ließ ſo bald als möglich das knappe Wörtlein fallen, das ſie mir gönnte; ich war kein Gegenſtand für Liddy, und aufdringlich wollte ich nicht ſein. Es war, als ſände ich mich getäuſcht; ich fand mich nicht ſogleich zurecht, und eine Dame, der ich nahe ſaß, rückte mir noch näher und ſagte: „Nun, Frau von Francolm ſieht ja wie das Leben ſelbſt aus, die Cur muß doch angeſchlagen haben.“ Sie ſchlug ein kleines, giftiges Gelächter auf.

Ein Grauen ſchlich über mein Herz. Ohne Noth, erwiederte ich, wird eine Hausfrau die Ihrigen gewiß nicht verlaſſen.

„Man ſollte denken,“ entgegnete Jene mit richterlichem Ton. „Aber von einer Hausfrau, wie Sie zu ſagen belieben, iſt hier nicht die Rede. Eine fremde Perſon führt das Ganze, der gute Francolm iſt den Kinderchen Vater und Mutter zugleich, und ſeine Frau? nun, die läßt ſie aufwachſen, das thut der Pilz im Walde auch.“

O, du Giftpilz, dachte ich, welch eine kleine, ſchädliche Familie von übler Nachrede ſchießt um Dich her auf.

Keine Silbe erwiederte ich. Nichts iſt jedoch ſo unabweislich, wie die Schmähſucht.

Meine Nachbarin fuhr fort: „Da denken die Männer Wunder, wie klüglich ſie gewählt, wenn ſie ein Mädchen heirathen, das ſtill und eingezogen gewöhnt worden; Ha, das ſind die ſchlimmſten! So zeigt es ſich auch hier.“ Mit einem Seitenblicke auf Lidoy: „Ihr Vater, ein gewiſſer Herr Schütz, bürgerlich in jedem Sinne, war ein ſonderlicher Mann. Er lebte und webte in ſeinem Garten; jede Blume war ihm ein kleiner Herrgott, und ſein Töchterchen kniete mit ihm früh und ſpät an den Beeten nieder, faltete die Hände mit Preis, wenn ein Blatt blau oder roth zum Vorſchein kam; dabei wurde nichts gethan. Wozu, ich frage Sie, meine Wertheſte, braucht ein junges Mädchen das Botaniſche? Wie einfältig! In der Ehe iſt das Latein zu Ende, dann kommt es darauf an, daß eine Frau etwas von der Wirthſchaft verſteht und ihrer Pflänzchen wartet und pflegt.“

Zu tauſend Malen dachte ich an Heinrich. Mit welchem Gefühle wird er die Flamme ſeiner erſten Liebe wiederſehen! — Ach! geſtern ſang die alte Höflein, und ich ließ mir den Vers wiederholen: „Menſchliches Weſen, was iſt's? Geweſen! in einer Stunde geht Alles zu Grunde, ſobald das Lüftlein des Todes drein bläſ't.“

Den 1. März.

Briefe vom Vater! Ich küßte den Umſchlag. Als ich das Blatt entfaltete, wehete es mich ſo heimlich an, ſo lieb. Meine arme Mutter hat ſich die Hand verbrannt — die rechte. Dieſe volle, weiche, milde Hand muß nun läſſig ſein, und der Vater verſieht Alles. Das möchte ich ſehen. —

„Sei unbekümmert, Frau Tochter,“ ſchreibt mein Väterchen; „die Mutter wird ſorgſam gepflegt; für ſolch eine treue Hand finden ſich Hände. Seitdem Deine Mutter keinen Schub oder Schrank öffnen kann, habe ich Reſpect vor dem Hausweſen bekommen. Ordnung und Reichthum überall, geſchlichtet und gehäuft, weiß und rein; mir gingen die Augen über. Und Deiner Mutter Herz, worin ein guter Geiſt in Stille und Liebe waltet, enthält noch größern Segen. Als das Unglück geſchehen war, wollte ich in der erſten Angſt weiches Linnen und eine Binde holen; in Reihen lagen ſie da, feine, weiße Röllchen, als lägen ſie für tauſend Wunden bereit. Was lächelſt Du ſo in Dich hinein? fragte ſie mich. Als ich mich mit Dir verbunden, Sophie, hätte ich nicht geglaubt, daß Du ſolch einen unendlichen Vorrath von Binden für nöthig hielteſt. Du dachteſt wohl, Du zögeſt in den Krieg? — Man kann nicht wiſſen, welch ein Schmerz heute oder morgen in das Haus einzieht; denn Eheſtand, Weheſtand! antwortete mir Deine Mutter.“

„Heil Dir, meine Helene, daß Du ihre Tochter biſt!“

Noch las ich dieſe lieben Zeilen, da klopfte es, und die Oberſtin im Morgenanzuge trat bei mir ein. Sie ſah etwas übernächtig aus und kam mir wie um zehn Jahre älter vor, als ſonſt.

„Werden Sie mir verzeihen, daß ich Sie ſo früh ſtöre?“ ſagte ſie artig, wie immer. „Später aber hindert die Unruhe des Tages jedes geheime Geſpräch, und zu wichtig war es mir, Sie ohne Zeugen zu ſprechen.“ Bei dieſen Worten blickte Frau von Fürſtland ſcheu umher, als fürchte ſie, die Wände könnten lauſchen.

Wir ſind allein, verſicherte ich, nicht wenig geſpannt auf eine Mittheilung, die ſo geheimnißvoll begann.

„Was werden Sie geſtern nur von mir gedacht haben?“ fing die Fürſtland an, indem ſie mich ſcharf ins Auge faßte.

Wie ſo? fragte ich befremdet.

„Sollten Sie in der That nicht bemerkt haben, wie conſternirt ich war, da mein Stiefſohn ſo unerwartet hereinſtürzte? Des Himmels Einfall hätte ich eher geträumt, als dies.“

Es iſt mir nicht aufgefallen, erwiederte ich. Jede Ueberraſchung, auch die willkommenſte, verurſacht einen gewiſſen Schrecken.

Frau von Fürſtland lächelte verneinend und ſprach: „Zu dieſer Sorte gehört Otfrieds eigenmächtige Wiederkehr nun nicht. Er ſetzt mich in die größte Verlegenheit, und doch mußte ich ſeiner wilden Freude Stand halten, wenn er nicht mißtrauiſch werden ſollte.“

Seiner wilden Freude? wiederholte ich erſtaunt. Ich geſtehe, dieſer herzige Ungeſtüm, der nur beweiſt, wie ſehr er an Ihnen hängt, gereicht dem Lieutenant Fürſtland zur Ehre und hat mich innigſt gerührt.

Hierauf entgegnete ſeine Stiefmutter (in Wahrheit, hier trifft dies gehäſſige Wort, wie ehrlich iſt der ſtiefmütterliche Haß gegen ſolches Lob und ſolche Liebe): „Nun ja, es iſt ein guter Junge, aber — leidenſchaftlich bis zum Exceß, ein Tollkopf ohne Gleichen, was von einer vernachläſſigten Erziehung herrührt. Von jener Urbanität, die mir als das unterſcheidende Kennzeichen eines Mannes der höheren Stände erſcheint, zeigt ſein Betragen keine Spur, ſeine Neigungen gehen ſtets mit ihm durch, und ein ſtarker Zügel iſt ihm durchaus nothwendig. So muß ich meine volle Gewalt über ihn dahin anwenden, daß ich ihn zu ſeinem Glücke lenke.“

Wenn dies nur möglich iſt! warf ich zweifelhaft ein.

„Sehen Sie,“ fuhr Frau von Fürſtland mit leiſer, beſchleunigter Stimme fort, „dem Otfried iſt ein herrliches Loos zugedacht, ein Fräulein aus der Familie ſeines Vaters, ein liebes Kind, das ſehr reich, doch noch ein wenig zu jung für ihn iſt. Es iſt eine ſo ſeltſam verzweigte Geſchichte, die des Breiteren Ihnen aus einander zu ſetzen ich aus Schonung für Ihre Geduld unterlaſſe. Nur dies in Kürze:

Wir gehen einer beträchtlichen Erbſchaft verluſtig, wenn dieſe Partie fehl ginge. Alles muß uns daran gelegen ſein, daß Otfrieds Wunſch und Wille mit dieſem Beſchluſſe übereinſtimmt. Und dies, dies iſt wahrhaftig keine leichte Aufgabe. Mein Mann (ein Lächeln der kälteſten Ironie ſchlich um den Mund ſeiner Frau) iſt ein Nonens für das Syſtem des Familienglücks; außer ſeiner Volière und mancher Nebenſache intereſſirt ihn nichts; ſogar die Heirath ſeines Sohnes hält er für eine häusliche Angelegenheit. So bleibt mir denn gänzlich anheim geſtellt, meinen Stiefſohn gegen jede Neigung zu ſichern, die ihn verwickeln könnte, und es kam vorerſt darauf an, ſein unbedingtes Vertrauen zu gewinnen, was mir auch gelungen iſt. Er liebt mich, bis zur Beläſtigung liebt er mich!“

Frau von Fürſtland ſchöpfte Athem — ich ſchwieg. Armer, junger Mann! ein Mittel biſt Du der ſchnödeſten Abſicht? Die Hand eines verkauften Kindes war der Preis Deines Vertrauens?

Frau von Fürſtland fuhr fort: „Nun iſt dieſem Plane denn doch eine Bekanntſchaft querfeldein gekommen, welche Otfried mit aller Heftigkeit ſeines Temperaments verfolgt. Daraus kann aber auf keinen Fall etwas werden. Seiner Leidenſchaft offen in den Weg zu treten, kam mir nicht in den Sinn. Er hätte alle Rückſichten aus den Augen geſetzt, und dies durfte nicht geſchehen. Es hätte mich nur compromittirt; denn was man nicht ausführen kann, muß man niemals anfangen. So ſorgte ich unter der Hand dafür, daß er entfernt würde, und zwar in der Pflicht des Dienſtes. Er wurde nach B...... commandirt, und ich wähnte ihn gut aufgehoben. Denken Sie Sich daher an meine Stelle, als Otfried frank und frei zurückkehrt; er denkt nicht daran, a Charge zu ſein, und zum Unglück iſt ſein Gegenſtand auch wieder hier. Die Folgen laſſen ſich nicht überſehen; ich mag nicht leugnen, daß mir bei ſeinem erſten Anblicke der Muth ſank. Otfried durfte vorläufig nichts erfahren, bis ich meine Maßregeln genommen. Deßhalb verfügte ich Hausarreſt. Eine hypochondriſche Ader hat er von ſeinem Vater; daß er ſich übel befinde, iſt ihm leicht einzureden. Glaube ich doch, daß er ſich die Krankheit der Liebe auch nur einbildet.“

Eine Krankheit nennen Sie die Liebe? fragte ich mit bitterm Staunen. Ich bin der Meinung, die Liebe ſei die Geſundheit der Seele, die Kraft zu leben.

„Meine gute Falk!“ erwiederte Frau von Fürſtland, „wenn die Liebe das Wohlergehen befördert, dann mögen Sie vollkommen Recht haben. Doch hier iſt nur von einer Thorheit die Rede, welche Verderben nach ſich ziehen könnte, und die um jeden Preis verhindert werden muß. Der Zufall hat mir einen Faden zur Hand gegeben, den ich nützen will. Die kleine Francolm, ganz ſo harmlos und indifferent als Frau, wie ſie mir taugt, ſcheint ihn in allem Ernſte anzuziehen; ohne Hehl ſagt ſie, daß Otfried in B...... ihr Troſt geweſen ſei. Der Tröſter aber einer hübſchen, jungen Frau, die ſich in Klagen gefällt, wird ihr bald genug unentbehrlich. Otfried hat ſich ihrer angenommen, und ſeiner Theilnahme iſt ſie verſichert. So hoffe ich denn, ſeine warme, kleine Freundin werde ihn die Geliebte vergeſſen laſſen; ſolch ein Band, mit Eiferſüchteleien durchwebt, hält oft ſicherer ab, als jedes andere, weil die Männer ſogenannten freundſchaftlichen Umgang für unverfänglich halten. Auch ich will darauf hinwirken. Wollen Sie mir beiſtehen?

— Hier haben Sie den Schlüſſel zu meinem räthſelhaften Benehmen."

Ich ließ ihn fallen — in tiefſter Verachtung. Frau von Fürſtland! ſagte ich nach einer beklemmenden Pauſe, und dies verlangen Sie von mir? In Wahrheit, das thut mir leid! Sie ſah, wie ſehr ſie mich beleidigt hatte. Ein Schatten flog über ihr Geſicht, ein finſterer Schatten von Reue, einmal unvorſichtig geweſen zu ſein.

Schnell gefaßt, ſagte ſie: „Mein Gott, Sie nehmen Alles zu ſchwer, liebe Falk. Die Welt ertrüge ſich nicht, wenn man ſich die Maſſe der Uebelſtände zu Herzen nähme. Eine Form muß man ihr geben, dann geht es leicht.

Und wenn nun Frau von Francolm ihrer Pflicht und Ihr Herr Sohn ſeiner Liebe untreu würde? Was ſoll alsdann geſchehen? Und was büßt bei dieſem Wechſel der Gefühle der Charakter ein? —

„Ach! dergleichen Verhältniſſe löſen ſich von ſelbſt," antwortete Frau von Fürſtland.

Die ſchneidende Erfahrung in ihrem Tone verletzte mich tief in die Seele hinein. So erwiederte ich: Wenn Alles ſo locker wäre, wie Sie ſagen, dann verlohnte es ſich nicht, daß Herz an Herz ſich bände, in welcher Beziehung es auch ſei. Dann gäbe es auch keine Treue auf Erden, und Jeder ſtände am beſten allein, von allen Menſchen verlaſſen. Frau von Fürſtland lächelte nur.

Sie glauben nicht an Treue? fragte ich ängſtlich dringend.

„Nein!" antwortete ſie; eine ſchauerliche Beſtimmtheit ſprach aus dieſem „Nein!" Sie ſetzte hinzu: „Umſtände verändern Alles. Auch iſt es noch die Frage, ob die Beſtändigkeit, welche Sie Treue nennen, ein Glück wäre."

O, das höchſte! rief ich von Grund des Herzens aus. Die Welt hat Ihnen mit dieſer Ueberzeugung viel genommen.

„Die Welt,“ ſprach Frau von Fürſtland, „giebt dagegen Toleranz und beſcheidene Erwartungen. Wer ſich iſolirt, ſtellt ſich unwillkürlich höher, als Andere.“

Sie ſtand nun auf und verließ mich. —

Vaters Brief — und dieſer Beſuch! Welcher Frieden — welcher Streit! Alle Binden der Mutter reichen hier nicht zu.

Den 2. März.

Den Morgen hindurch ſchrieb ich an meine guten Eltern und war für Niemand ſichtbar. Der Rumor im Hauſe, der nie ärger iſt, als am Tage des Herrn, ſtörte mich nicht, eben ſo wenig das Geraſſel der Equipagen auf den Straßen, oder der ſauſende Wind, worin das Geläut von den Kirchthürmen verhallte.

Alfred ſaß an ſeinem Tiſchchen und malte die Mutter ab, wie er oft zu thun pflegt. Von Zeit zu Zeit nickte ich ihm Beifall zu, daß er ſich ſo ruhig verhielt. Dann hielt er mein Conterfei triumphirend empor und zeigte mir, wie bald es fertig ſein würde; ich aber zerfiel lächelnd mit meinem Schöpfer; über dem unförmlichen Kopfe ſchwebte ein Schmetterling. Dieſe Idee hatte der kleine Künſtler gut getroffen, denn meine Seele ſuchte das Weite.

Geſegnet biſt Du mir, kleine Feder! Du gabſt mir Flügel, hinzuſchweben zu ihnen, die ich ſo lieb habe. In meines Vaters Hauſe war der Sonntag ein Traum vom

Frieden Gottes, wonach man erfriſcht und geſtärkt an das Werk der Woche ging. An jedem Sonnabend kam ein heiliger Abend zum Vorſchein. Die Lichter brannten ſo feierlich; die fleißige Mutter nahm keine Arbeit mehr vor; reinlich glänzte Alles um uns her. Im Sommer ſahen wir die Sonne untergehen — die Abendglocke ging, das Feld athmete Ruhe, und Stille zog über Berg und Thal. O du Sonnenreich der Heimath und der Jugend! Deine Strahlen vergolden immerdar das blaſſe Bild von Helenens verödeten Freuden. Hier iſt es anders.

Alle Soiréen, alle Bälle werden auf den Sonnabend verlegt, und der Sonntag iſt daher, matt und langweilig, nur eben gut genug, den Rauſch einer durchſchwärmten Nacht und den nüchternen Gottesdienſt zu verſchlafen. Nur die Polizei geht wachſam einher, und donnert hier und da mit dem Stabe Wehe das Geſetz an eine eiſerne Thür der Kaufmannsläden. Mit Liebe wird nirgends gehandelt — am ſtädtiſchen Sonntage. Wie der Sturm einherbrauſ't! Der Regen peitſcht an die Fenſter. Wenn Heinrich bei dieſem Wetter unterwegs wäre! Es war mir, als müßte er dieſen Abend kommen, obgleich er es nicht gewiß verſprochen hat. Mein Herz ſchlägt ſo erwartungsvoll, ſo bangſam. Sonſt war meines Herzens Schlag die Uhr, der ſeine Schritte pünktlich folgten. Mit der Thür that ſich der Himmel auf, die ganze Welt wich vor ſeinem Anblicke zurück, und der kleine Raum, wo wir zuſammen ſaßen, erfüllte alle meine Wünſche. Mein Heinrich, wie warſt Du ſo gut! Du biſt es wohl noch. — O, du Geiſt jener ſchönen, ſeligen Zeit! Ich rufe Dich, nur einmal noch kehre mir zurück! Dann will ich nicht mehr klagen, daß Du entflohen biſt. Ach! bisweilen denke ich: In der Sehnſucht lebt die Kraft, das Ferne heranzuziehen, weil ſie unendlich iſt.

Fürſtlands ſind ausgebeten; ermüdet von der Reiſe wäre Heinrich vielleicht bei mir geblieben. Alles habe ich für ihn zurecht gelegt; der Glühwein dampft, der ihn erwärmen würde; die große Lampe iſt mit Oel verſehen. Am liebſten bliebe ich auf. —

Den 3.

Mir iſt, als träumte ich noch. Welch eine Fluth von Wohl und Weh hat meine Bruſt durchſtrömt, ſeit ich am verfloſſenen Abend die Feder mit Tinte benetzte? — Alfred, bevor er ſchlafen geht, unterläßt niemals, irgend einer bleiernen Wache den Poſten auf meiner Bettkante zu geben, und ich muß mir das Schilderhäuschen ſchon gefallen laſſen. Als ich mich über ſein kleines Bett beugte, ſtreckte er die Arme nach mir aus; der kleine Schelm hatte ſich nur ſchlafend geſtellt. Da ich ihn fragte: Warum ſchläfſt Du denn noch nicht, mein Kind? blinzelte er mit den Aeuglein und ſprach: „Heute, weil der Wind ſo geht, habe ich Dir den goldenen Engel hingeſetzt; — willſt Du ihn, Mutter?“

Dich will ich, mein Engel, rief ich, und küßte ihm Locken, Stirn und Lippen, und dankte Gott mit überwallendem Gefühle, daß er mir mein Kind gegeben hat, mein goldenes Kind, den ewigen Reichthum für mein armes Herz. —

„Wenn ich groß bin,“ flüſterte Alfred, „dann wache ich alle Abend bei Dir, und ſchlafe bloß am Tage ein wenig.“ Bei dieſen Worten legte er verſichernd ſeine kleine Hand in meine und ſchlief bald ein. Der zarte Puls, der mein eigenes Leben iſt, von mir umfaßt, ging ruhig, leiſe, und wunderbare Gedanken bewegten mich. Das vergoldete Engelein auf der Bettpfoſte ſchimmerte ſanft wie eine Freude der Kindheit in mein waches Auge, und ich betrachtete es lange im Mondſchein der Nachtlampe. Vielleicht iſt die Grundidee meines Traumes daraus entſtanden.

Mir war, als fände ich mich allein in einer öden Gegend, von Felſen umſchloſſen. Wie geiſtig, wie tief empfand ich im Traume, daß ich einſam wäre. Da ich nun weiter ging, kam ich an einen kümmerlichen Weideplatz, worauf die weiße Diana graſ'te. Die Gewitterſonne warf einen grellen Schein, und es ſchien, als würde der finſtere Schooß einer ungeheuren Wolke Schlangen gebären für den Untergang der Welt.

Wo haſt Du Deinen Herrn, Diana? fragte ich beklommen, und die Sehnſucht nach meinem Manne ließ mich hoffen, das kluge Thier werde mir den Weg weiſen, wo ich ihn finden könne. Aber die Stute ſah mich mit melancholiſchen Augen an, ſenkte den Kopf, und Thränen, wie kein Pferd ſie weint, rannen auf das geſtickte Reitzeug nieder.

Heinrich! rief ich; doch nur der Wiederhall antwortete mir. Heinrich! rief ich weiter und eilte, was ich konnte; da vernahm ich ein dumpfes Gebraus, und als ich den Blick emporhob, ſah ich meinen Mann in Lebensgröße unbeweglich auf dem ſchmalen Rande einer Brücke ſtehen, die ſich über einen kühnen Bogen ſchwang. Mir ſchwindelte — ich ſtarrte hinauf mit Entſetzen, denn die geliebte Geſtalt war von Erz! — Unten rauſchte das Waſſer, oben rollte der Donner. Heinrich, ich bitte Dich um Gottes willen, ſo biſt Du denn zu Stein geworden? rief ich beſchwörend laut und ſank in die Kniee; da blendete mich ein furchtbares Licht — ein

Schlag — und die Bildſäule ſtürzte in die Tiefe. Ach! ich erwachte wie im Himmel. Eine Hand, weich und warm, ſtreichelte meine naſſe Wange, und eine Stimme — ich denke mir, ſo lieblich errettet der Gnadenengel vom Traume der Todesangſt — ſprach meinen Namen: „Helene, beſinne Dich, erwache, ein Traum hat Dich geängſtet! Siehe, ich bin da, ich lebe und ich bin geſund. Beruhige Dich, mein gutes Weib!"

Ach! ich weinte vor Entzücken an der lebensvollen Bruſt meines Mannes. Er wollte nun wiſſen, was mir geträumt hätte; morgen werde ich es Dir erzählen, verſprach ich ihm. In aller Stille war er heimgekommen und hatte uns nicht ſtören mögen. Als er nun längſt in tiefem Schlafe lag, dachte ich noch über den ſeltſamen Traum nach. Wenn er mir eine Warnung geweſen wäre? — — — Mein Vater ſagte einſt: „Der Götze beſteht nur eine Weile, — dann zermalmt er Dich."

Dieſe Worte waren damals ſchwer auf mein Herz gefallen. — Als wäre ein Felſen mir von der Bruſt gewälzt, ſo leicht athmete ich nun auf, und all' mein ſtiller Kummer, die ſchwermüthige Sorge, daß Heinrich für mich erkaltet ſei, gewiß, gewiß! war nur eine ängſtliche Träumerei geweſen.

Ich erwachte. Der Sturm ſchwieg, die liebe Sonne war ſchon da, und mir däuchte, ein frühjährlicher Strahl dringe in das Zimmer; doch erſchrak ich, als die Dorel mir ſagte, die Gräfin habe vor Tage ſchon hergeſendet und bitten laſſen, mein Gemahl möge ſich zu ihr bemühen, ſobald es ſein könne. — Leonide gönnt doch wirklich mir, wie ihm, keinen Augenblick Ruhe; eine Störerin meines Glückes möchte ich ſie nennen — ſo dachte ich, als das

Mädchen hinzuſetzte: „Fräulein Fanny iſt plötzlich ſehr krank geworden.“ Warum läßt die Gräfin denn nicht Aerzte holen, und ſchickt nach meinem Manne? — Es half jedoch nichts, ich mußte es ihm ſagen. Er erſchrak, ließ das Frühſtück ſtehen und eilte hinweg. Der Kaffee ward kalt, mein heißes Herz verkühlte auch.

Wie lange Heinrich dort geblieben, ich weiß es nicht; denn vor dem ſpäten Mittage ſah ich ihn nicht wieder. Der Tag, der ſo innig für mich anfing, war nun einmal verſtört; wahr iſt's, man ſoll den Tag nicht vor dem Abend loben. Ich wußte nicht, ſollte ich nach Fanny fragen, ſollte ich es laſſen? — — Mein Mann ſchwieg.

Ich ſprach davon, daß ich nun Liddy kennen gelernt hätte und ihre nähere Bekanntſchaft wünſche; Heinrich lächelte zerſtreut. Die Eſſenz dieſes Andenkens ſcheint verflüchtiget — o Geiſt der Liebe, ſo wärſt Du nur ein Tropfen für das Gedächtniß? Nein, die Hand aufs Herz, ein Meer biſt du — unendlich, unerſchöpflich — ich will getroſt ſein. — Auch daß der Sohn des Hauſes zurückgekehrt ſei, erzählte ich meinem Manne; nicht eben mit Vergnügen hörte Heinrich dieſe Neuigkeit. Du biſt ihm nicht gewogen? fragte ich.

„Nein!“ antwortete mein Mann beſtimmt.

Das thut mir leid, wagte ich zu entgegnen, mir hat er gefallen; es iſt etwas Inniges und Treumüthiges in ſeinem Weſen, was meine Theilnahme erregt. Für leidenſchaftlich und täuſchbar möchte ich ihn halten, und ſeitdem ich ſein Schickſal weiß — — Mein Mann ſah mich betroffen an, fragte jedoch nicht. Nach einer kleinen Pauſe ſagte er nur noch: „Kaum iſt mir Jemand ſo odiös geweſen, wie dieſer Fürſtland, und mit Sicherheit darf man annehmen daß ſolch ein Eindruck allemal gegenſeitig iſt. Ein von ſich eingenommener Menſch, dem ich am beſten ſo viel als möglich aus dem Wege gehe.“

Es iſt jetzt elf Uhr. Wird mein Mann bei Fanny wachen? — O Leonide, kannſt Du es Dir in Deiner jungfräulichen Strenge verzeihen, daß Du ein liebendes Weib ſo ängſteſt, — deſſen Mann, Dein Freund, eine Beſchützerin für ſeine Gattin in Dir finden ſollte? Was würde wohl mein Vater dazu ſagen? — doch ſtill — die Hausthür — ich höre Heinrich kommen, und jede Frage verſtummt.

Den 4.

Der Morgen verging ſtill und heiter. Heinrichs Blick, mein Sonnenſchein, war unbewölkt, und das Herz that ſich mir vor ihm auf. Frühlingsahnungen zogen in meine Seele ein; ich freute mich auf den Sommer, wo die liebe Sonne falſchen Schein auslöſcht, wo die Natur frei macht, und ein offenes Gemüth aufathmen darf unter Gottes Himmel. Ja, ich fühle es, Gott der Herr hat mich zu einer Blume des Feldes geſchaffen, ich bin kein Zögling der Kunſt; hier kann ich nicht Wurzel faſſen — hier verwelkt mir das Herz im Buſen.

Der zarte, bräunlich-geſtreifte Crocus an meinem Fenſter, der bis an den hellen Mittag ſchläft, iſt ein wahrer Morgenſegen für mich; die Weisheit des Blümchens beſchämt mich. Kann ich denn nicht auch mein inneres Auge vor dem Staube ſchließen, und mich rein und unbefleckt erhalten von der Welt? —

Mein Mann arbeitete auf ſeinem Zimmer; er hatte mich gebeten, ihn nicht zu ſtören, wenn es irgend zu vermeiden wäre, den Abend würden wir zuſammen zubringen. Dies war doch noch ein Wort. Ich ging wie auf Socken und redete nur durch Winke. Um die zwölfte Stunde ſchleierte ſich die Luft ein, aber es war eine angenehme und milde Trübe. Gleich nach Tiſche ging Heinrich aus, für den Abend hatten wir eine Einladung nicht abermals ablehnen können. Der Oberſt kam ſelbſt, Frau von Fürſtland ſcheint ein wenig gemeſſen zu ſein.

Vom Fenſter aus begleitete ich Alfred mit meinen Blicken, der zu einem kleinen, kranken Freunde geführt ward; da ſah ich einen ſtillen Leichenzug vom Gäßchen heraufkommen und in die breite Straße einbiegen. Mir war, als hätte ich am Ende der Straße meinen Mann geſehen, doch wie eine Erſcheinung verſchwand er wieder. Dies lautloſe Begräbniß, dem Niemand folgte, ohne alles Gepränge zog es langſam dahin, und manches Auge ſchaute ihm nach. Gerade jetzt fing es an zu regnen, die kleinen Tropfen fielen ſacht und ſanft. Vielleicht — dachte ich mit einer Rührung, die ich mir ſelbſt nicht zu erklären wußte — ſind dies die einzigen Thränen, welche dieſem Todten fallen. — Auf der ſchwarzen Sammetdecke des Sarges lag ein Ordenskreuz aus, und einige Lilien von ſchimmernder Weiße lagen geſtreut.

Wer wird denn begraben? fragte ich.

„Der alte Herr aus Frankreich,“ vernahm ich. „Die Leute nannten ihn nur den Comte.“

Ich erinnerte mich, von dem Daſein dieſes Mannes gehört zu haben. Er ſtammte aus den Zeiten des unglücklichen Ludwig und hatte fern von dem Boden ſterben wollen, worauf ſeines Königs Blut gefloſſen war. Dieſe unbekannte Größe ſah ich jetzt in dem unſcheinbaren Gehäuſe eines ganz gewöhnlichen Sarges zu Grabe tragen.

Als mein Mann ſpäter nach Hauſe kam, hing ein Reſtchen Erde an ſeinem grünen Paletot. Wo bringſt Du denn das her? fragte ich, indem ich ihn davon befreite.

„Vom Kirchhofe,“ antwortete er; „ich gab dem Comte das letzte Geleit. Ein paar Veilchen wollte ich Dir mitbringen, Helene, ich habe ſie in ſein Grab geworfen; Du vergönnſt das kleine Todtenopfer? – Als man ihn ſo ſtill einſenkte, ſchlug doch ein ritterlich Herz für das, was dieſer Mann überwunden. Ein Denkmal laſſe ich ihm ſetzen, dies habe ich mir vorgenommen. Es darf einfach ſein; die unerſchütterliche Geſinnung eines Edlen iſt mehr, als Marmor und Gold.“

Dieſer liebenswürdige Zug von Heinrich — ich fühlte mich hingeriſſen. Wir waren einig in dem Gefühle, welches die Treue einflößt, in dem Gedanken, wie bitter oft ihr Schickſal ſei.

Wir fanden die Geſellſchaft ſchon verſammelt; auch Francolm's waren da. Die Männer begrüßten einander freundlich; dagegen begegnete Heinrich dem Lieutenant Fürſtland kühl und fremd. — Mit Liddy unterhielt ſich mein Mann ein kleines Weilchen, ich wollte nicht Acht geben; dann wendete ſie ſich flüſternd wieder zu ihrem ewigen Moitié, wie ſeine Stiefmutter ihn nennt. Mich verdrießt es, wenn ich eine Unſchicklichkeit mit einem fremden Namen nennen höre; das iſt ein Vorzug der deutſchen Sprache, daß ſie nicht leichtfertig iſt. — Es ward anfänglich von nichts, als von dem Begräbniſſe geſprochen; aber an die Sterblichkeit erinnert zu werden, iſt nicht nach dem Geſchmacke dieſer Menſchen. Der Oberſt, der nur für den Genuß lebt, nöthigte zum Spieltiſche, und nur ein kleiner Plauderkreis blieb zuſammen. Das vorige Geſpräch ward wieder aufgenommen.

„Was ſoll nun aus der Tochter werden?“ hob eine Dame an, als läge ihr dieſe Sorge ob. „Man ſagt, die wundervollen Blumen und Früchte von Wachs, welche Rouſſillon und Compagnie direct aus Paris bezogen, ſeien im Kloſtergäßchen unter der künſtlichen Hand der Comteſſe Flora entſtanden. Haben Sie die ſchönen Lilien auf dem Sarge des Vaters geſehen?“

Die Damen ſchrien zu Gott über dieſen Erwerbszweig — mir ſchmolz das Herz, meine Phantaſie war geſchäftig. Die arme Comteſſe! Welch ein Trauerflor ruht auf ihres Fleißes Garten! Eine klöſterliche Erziehung trug ihr die Frucht der Stille und der Geduld; aber bei ihrer Wiege war es nicht geſungen worden.

Ich ſah im Geiſte das Paradebett ihrer Ahnen im Glanze der Kerzen, und hier die blaſſen Lilien, welche die Tochter auf den Sarg des Vaters legte, die letzte Blume eines gebrochenen Herzens, ſtolz auf ſeine Abſtammung.

Gegen ſeine Gewohnheit ſprach Heinrich lebhaft. Er hatte den Schmerz in ſeiner Wahrheit erfaßt, den der Sturz der Feudalherrſchaft über die älteſten Familien Frankreichs brachte. Die Stärke ihrer Reſignation ſchilderte mein Mann, den Adel des Incognito, den ſie in den anſpruchsloſeſten Verhältniſſen behauptet, das Elend der Verbannung. Francolm, mit dem Tuche vor dem Geſichte, verließ das Zimmer, und Liddy durfte ihm nicht folgen.

Die Rede kam nun auf das Mittelalter. Die Männer kämpften heftig für und wider vorgefaßte Meinungen. Ach, die Ehre iſt die Gottheit meines Mannes, und der Herr

Chriſtus — der Himmel verzeihe mir — ihm mehr ein Ritter, als ein Retter.

Heinrich hält das Schwert des Geiſtes ſehr hoch; aber das göttliche Urbild der Demuth kann er nicht faſſen, weil der Stolz ſich ſelbſt im Wege ſteht, den höchſten Standpunkt zu gewinnen.

Als ich meinen Mann darauf anſah, ſagte eine Dame, die es auf mich abgeſehen hat: „Sie freuen ſich über den Herrn Gemahl? Ja, ja! eine Frau, die auch nicht von Stande iſt, mag doch gern empfinden, was es heißt, von Adel ſein.“

Ich fühlte mich durch dieſe dummdreiſte Aeußerung verletzt, wie es unter dieſen feinen Leuten zu tauſendmalen geſchieht.

Verzeihen Sie, erwiederte ich, wenn mein Gefühl im Widerſpruch iſt! — Antonio Vieira, den ſeine Verehrer den Apoſtel Braſiliens nennen, ſagt: Edel geboren werden kann auch ein unwürdiger Menſch; aber auf den reinſten Willen kommt es an, mit der Krone des Lebens zu ſterben! — Es entſtand eine allgemeine Stille — mein Mann ſchwieg von dieſem Augenblicke an.

Als wir auf unſerm Zimmer waren, ſagte er: „Willſt Du mir einen Gefallen thun, Helene, ſo citire nie wieder einen Prediger, und wenn es der königliche Salomo wäre!“

Heinrich! rief ich, Du vergiſſeſt, weß Geiſtes Kind ich bin — —

„Dein Vater iſt ein ehrenwerther Mann, verſetzte er; „genug aber, ich liebe das Licht.“ Er nahm das Licht, und iſt noch drüben. —

Ich habe ein Stündchen geſchrieben. Kein Tag beſchließt, an dem nicht eine Wehthat mit mir ſchlafen geht. Wenn man mich einſt in mein Grab legt, dann erſt ſchließt ſich der Schmerz des ganzen Lebens.

Mein edler Vater, das kann Heinrich mir nun und nimmermehr verbieten, daß ich Deinen frommen Geiſt citire, der mich zur Ruhe ſpricht!

Den 5.

Verleih, o Gott der Lieb' und Macht, daß Sünd' und Gram, wie dieſe Nacht, auf ewig von mir fliehe" — So betete ich, als ich im klaren Morgenlichte erwachte. — Die Sonne ſollte ſo himmliſch ſchön nicht über einer betrübten Seele aufgehen, und ich war freundlich mit meinem Manne. Heinrich ſah mich ungläubig an; aber er weiß, daß mein Auge wie mein Herz nicht lügen kann. Ein wenig hielt er an ſich; denn die zugefügte Kränkung iſt ſchwerer zu verſchmerzen, als die erlittene. Höre mich, redete ich ihn an, ich möchte Dir etwas ſagen. Die Comteſſe Flora da drüben bringe ich nicht aus meinen Gedanken; ihre Verlaſſenheit rührt mich tief, ich dachte mich an ihre Stelle bei dem geſtrigen Leichenbegängniß. Da bin ich denn auf eine Idee gekommen, — wie wäre es, wenn dieſe Verwaiſ'te dahin gebracht werden könnte, auf einige Zeit zu meinen Eltern zu gehen? — Ich ſtehe dafür, ſie würde mit Freuden aufgenommen ſein. Die Mutter ſpricht firm franzöſiſch, der Vater hat die Gabe des Troſtes und verſteht das Herz des Trauernden. Wollte ſie ſpäter in ihr Heimathland zurückkehren, ſo könnte die Tante in Frankreich ihr nützlich werden. Was meinſt Du? möchteſt Du der Comteſſe dieſen

Vorſchlag beibringen? Alles läßt ſich ſagen, wenn es auf die rechte Weiſe geſchieht, und die ſchicklichſte traue ich Dir zu.

„Du biſt ſehr gütig,“ ſagte mein Mann mit einem Ausdrucke, der mich zweifelhaft ließ, ob gegen ihn, oder gegen die, von der wir geſprochen?

„Wir wollen es überlegen, Helene!“ ſetzte er gutmüthig hinzu; „ich werde mich näher erkundigen und Dir Antwort ſagen. Dieſe Sache will ſehr zart angefaßt ſein. Der Gram iſt ſtolz! und ein gebeugtes Gemüth von angeſtammter Hoheit aufzurichten, dürfte ſchwer halten.“

Verſuche es, bat ich Heinrich. Du könnteſt dieſer Armen, die ſo einſam iſt, als ein Bote des Friedens erſcheinen.

Vielleicht, dachte ich, kennen Glückliche dieſen Drang zu helfen nicht, der das Mitleid zum Schmerz macht.

Mein Mann ging aus, ich nahm eine Arbeit vor. Die Parade zog auf — des Dienſtes immer gleich geſtellte Uhr war vor meinen Augen. Der blitzende Knäuel, worin die Parole von Ohr zu Ohr lief, ſummte hörbar; jetzt gingen die Officiere aus einander, ich vernahm einen fremden Schritt auf der Treppe. — Der Premierlieutenannt von Francolm ward gemeldet.

Allein? fragte ich; haſt Du auch geſagt, daß mein Mann nicht zu Hauſe ſei? „Herr von Francolm wünſchten ausdrücklich, die gnädige Frau zu ſprechen,“ antwortete die Dorel. Nun wohl, ſo führe ihn herein!

Die Thür öffnete ſich; ein Wandel von Bläſſe in Francolm's Geſicht fiel mir auf, da er ſich näherte.

„Verzeihen Sie,“ ſagte er mit einer Stimme, der es an Luft fehlte, wie wenn Jemand etwas auf dem Herzen hat, was ihm den Athem benimmt, „wenn ich unbeſcheiden erſcheine, indem ich einem Zuge des Vertrauens folge, der nicht trügen kann. Es iſt eine innere Nothwendigkeit, die es keinem Zweifel unterwirft, daß ich in einer Angelegenheit, welche höchſt wichtig für mich iſt, Ihre Theilnahme anſprechen darf.“

Ihre Angelegenheit ſoll die meinige ſein! Verlaſſen Sie ſich darauf, dies verſicherte ich ihm aufrichtig.

Er ſah mich freimüthig an. Sein Herz öffnete ſich mir in dieſem Augenblicke, und wörtlich aufzeichnen, was ich im Sinne behalten, will ich, ſo weit ich es im Stande bin.

„Ich hatte einen Bruder,“ begann Francolm, „o Gott! ich habe ihn wohl noch. Wir waren von Kindheit an gute Brüder und unzertrennlich. Wir ſtanden bei demſelben Regiment, aber nicht gleich gut bei unſerm Commandeur angeſchrieben. Mein Bruder, ein talentvoller, doch etwas unruhiger Kopf, mißfiel ihm, während er mich über Gebühr begünſtigte. Nicht immer bot ſich mir ein ausgleichendes Mittel dar.“

„Der Dienſtzwang, unnöthig erſchwert, drückte den armen Rudolph; im Felde der Litteratur erholte er ſich, und man legte ihm in einigen freiſinnigen Aufſätzen, die von ihm in einer militairiſchen Zeitſchrift herausgekommen waren, aufrühreriſche Grundſätze zur Laſt. Vergebens warnte ich ihn, wenn er ſich mit verhaltner Wuth gegen ſolche Silbenſtecherei wehrte: Wer eine Pique auf Dich hat, dem weiche aus! Der Haß eines Pedanten iſt hämiſch, und der Buchſtabe des Geſetzes tödtet. — Wie beruhiget war ich, als mein Bruder ein treffliches Mädchen kennen und lieben lernte! Die Liebe, dieſe einzige Beſänftigung, hoffte ich, würde dieſen Löwen zähmen, und Rudolphs Geliebte war ein ſanftes, leutſeliges Weſen. Die Eltern der Braut, reich und eigenwillig, wollten noch einen Bau führen, bevor dieſe Verbindung, welche ſie der Neigung ihrer Tochter nur ungern genehmigten, vollzogen würde. Ach, Luftſchlöſſer waren gebaut worden — ein unglücklicher Augenblick vernichtete Alles. — Mein Bruder hatte ſich ein unbedeutendes Vergehen, kaum der Rüge werth, zu Schulden kommen laſſen. Der Commandeur nahm jedoch dieſe Gelegenheit wahr, ſein Müthchen an ihm zu kühlen, und vor den Augen ſeiner Cameraden behandelte er ihn unter aller Würde. Rudolph entbrannte — forderte ihn und wurde ſeines Dienſtes entlaſſen. Ein Geſuch, vom ganzen Officiercorps unterzeichnet, ein Zeugniß zur Ehre meines Bruders, wurde höheren Orts eingereicht, und ſein Urtheil dahin gemildert, daß er für unbeſtimmte Zeit verbannt ſein ſollte. Wenn er nicht in fremde Dienſte ginge, würde er einſt Amneſtie erlangen und im Vaterlande wieder angeſtellt werden.“

Und wie ertrug die arme Braut dieſe Trennung? fragte ich, da Francolm mit einem Seufzer inne hielt.

„Wie eine Liebende!“ erwiederte er. „Wenn auch bleich wie der Tod, ſprach ſie meinem Bruder Muth zu, den doch bei ihrem Anblicke das Zagen eines Verluſtes ankam, den er nicht zu überleben meinte. Die Treue verſpricht wenig, ſagte ſie feſt, und die Zeit iſt nichts. Du haſt mein Wort, nie werde ich eines Andern.“

Das edle, wackere Mädchen! rief ich ergriffen. Francolm nickte.

„Ich gab nun meinem Bruder das Geleit bis an die Marken des Landes, und nun Valet“ — fuhr er fort, mit tiefem Schmerz im Ton. „Ein Theil meines Lebens riß ſich mit ihm von mir los; ich fühlte mich unſäglich allein. Meinen Rückweg nahm ich durch Tirol, was mir an der

Grenze des Jünglingsalters als die liebenswürdigſte Nationalität Deutſchlands erſchien.“ —

„Ach, der Hauch der Welt war über die reinen Berge gezogen — ich fand Manches anders. Aber Etwas fand ich, vielleicht weil mein Herz den Troſt der Liebe ſuchte — meine Frau. Ein Zufall war es gewiß nicht, der uns zuſammenführte für das ganze Leben. — Mein Schwiegervater hatte ſich geſehnt, dieſe Reiſe zu unternehmen, welche ſeine ſinkenden Kräfte überſtieg. Es war Liddy's erſte Ausflucht in die Weite, ihre holde Unbefangenheit entzückte mich. Daß der Flatterſinn eines Weibes, welches das meine wäre, mich unglücklich machen würde, dies mochte ich mir nicht bergen; aber treu und warm, wie das Neſt dem Vöglein, öffnete ich meine Bruſt einer Liebe, die ich für mein höchſtes Glück auf Erden hielt.“

Eine Pauſe erfolgte. Ich wagte keine Frage, und mit merklicher Anſtrengung hob Francolm wieder an: „Ich hatte gehofft, in meiner Frau der einſamen Braut meines Bruders eine Schweſter zuzuführen; es war mein inniger Wunſch. Kein Mann hege einen ähnlichen! — Nicht wie das Verhältniß mathematiſcher Größen läßt ſich das von ein Paar weiblichen Seelen feſtſtellen. Liddy, verblendet von einem Höhenpunkt, der falſchen Glanz um ſich verbreitet, hatte keinen Sinn für den tiefen, ſtillen Werth jenes edlen Weſens. Sie ſieht ein hartes, liebloſes Herz für einen Edelſtein vom erſten Range an und läßt die Perle fallen.“ —

Vielleicht war Ihre Frau ein wenig eiferſüchtig auf eine Freundin, welche Sie ſo hoch ſchätzen? warf ich unbeſonnen ein.

„Ach nein!“ erwiederte Francolm und lächelte voll Wehmuth, voll Reſignation; kein Schwall von Worten hätte mehr ſagen können, als dieſes leiſe, wehmüthige Lächeln. „Liddy iſt gutartig," ſetzte er hinzu, „aber — ihr Vater hatte nur Blumen erzogen, deßhalb iſt mein Glück ſo bald verwelkt. — Francolm bedeckte ſeine Augen. Meine Hand — unwillkürlich geſchah es — drückte die ſeine; es war der ſtumme Ausdruck des Dankes für ein Vertrauen, welches ihm ſchwer fallen mußte.

„Dies ſchmerzliche Geſtändniß," ſagte er nach Faſſung ringend, „ſei Ihnen ein Beweis, wie innig ſich Ihrer unverſtellten Güte das Herz eines Mannes erſchließt, der ſelten offen ſein durfte. Die Mutter meiner Kinder, die meine größte Freude ſind, iſt mir ein heilig anvertrautes Gut; aber mir däucht, der Mann hat auch die Pflicht, ſeine Frau vollends zu erziehen, beſonders wenn ſie geneigt wäre, einer ſchädlichen Richtung nachzugeben. Dies iſt nun leider der Fall. Frau von Fürſtland, viel zu undurchdringlich für die blöde Einſicht der guten Liddy, hat einen nachtheiligen Einfluß auf ſie geübt. Es iſt mir nicht entgangen; doch ändern konnte ich nichts, wenn ich nicht das Herz meiner Frau gänzlich von mir abwenden wollte. Meine gnädige Frau, es drängt mich, Sie zu warnen, nicht den tauſendſten Theil Ihrer Ruhe an dieſes Haus zu verlieren, wo glühend bittere Pfeile geſchmiedet werden." —

Mir ſchlug das Herz im Buſen! Die Oberſtin war von dieſem Redlichen erkannt, und für Liddy durfte ich nun weniger fürchten.

„Doch ich gerathe in Hitze," fuhr Francolm fort, „und vergeſſe, daß ich um eines verlöſchenden Lebens willen kam, was ein Hauch, ein Wort von Ihrem Munde vielleicht retten könnte."

O geſchwind! Um Gottes willen ſagen Sie ohne Rückhalt, was ich wiſſen darf und für Sie thun kann, bat ich ihn.

„Die Geſundheit des theuern Weſens,“ ſprach er traurig, „welches meinem Bruder verlobt war und ihm unverbrüchlich treu geblieben iſt, wankt ſeit Jahren, und dieſer Zuſtand iſt es eben, der mich zu einer großen Bitte an Sie bewegt. Unſer aller Wohl, auch meines, könnte leichtlich von der Erfüllung dieſer Bitte abhängen.“ Mein Blick hing an Francolm's Lippen.

„Der erfahrene Arzt, den die Eltern angenommen, entdeckte mir auf mein Dringen, daß dieſe Kränklichkeit — unerklärbar für ihn — Heimweh ſei, ein langſam zehrendes. Die Kranke iſt bei den Ihrigen, im Hauſe der Heimath, ſetzte der alte Practicus hinzu, wie wenn er ſich dieſe Erkenntniß ſelbſt ableugnen möchte; und dennoch iſt ihre Seele beſtändig abweſend, und ihre Kräfte ſchwinden an einer Sehnſucht hin, welche kaum minder gefährlich als die Schwindſucht iſt. — So ſprach der Doctor zu mir. Und warum ſollte es nicht möglich ſein, daß unſere Kranke das Heimweh hat? rief ich aus. Ihre Liebe iſt fern — das ausgewechſelte Herz empfindet Kraft der Sympathie, den Schmerz der Verbannung und ſehnt ſich nach dem Freunde. Die Liebe iſt Vaterland, iſt Heimath und Heil! — Nun, ſo ſchaffen Sie den Gegenſtand zur Stelle, verſetzte der Arzt, ſonſt wird es binnen Kurzem von dieſer ſchönen Seele heißen, wie eine fromme Gemeinde zu ſagen pflegt: Sie iſt heimgegangen.“

„Wenn mein Bruder zurückberufen würde — ſein Feind iſt todt. Aber darauf käme es an, daß er nicht bloß und bar ſeine Anſprüche an die arme Tochter der reichen Eltern erneuerte, daß er Etwas wäre. Rudolph hat ſich dem Forſtſache gewidmet, — Baron Falk wird bald einem größeren Wirkungskreiſe vorgeſetzt werden, man ſpricht allgemein davon. Ein Fürwort von Ihrem Herrn Gemahl würde meinem Bruder eine Anſtellung in ſeinem Departement verſchaffen — die Braut ſtirbt nicht — ich nähme meinen Abſchied, kaufte ein Gütchen in der Nähe meiner Lieben, zöge mit Liddy und den Kindern aufs Land — und uns Allen wäre geholfen.“

Mit tauſend Freuden wird mein Mann Ihnen dienſtwillig ſein, ſagte ich lebhaft. Er iſt menſchenfreundlich, edel und gut.

Francolm ſah mich mit Rührung an und ſprach: „Es wäre ſehr großmüthig; ich habe einſt einen Raub an ihm begangen — unwiſſend zwar — aber ich weiß nunmehr, daß der Himmel — — — ihm Erſatz gegeben hat!“

Nein, wackerer Francolm! ein Engel bin ich nicht. Nur ein armes, ſchwaches Weib, das gern gut und ſtark ſein möchte.

Noch habe ich Heinrich nicht ſprechen können. Gegen Abend kam er auf ein Stündchen nach Hauſe, da ſaß zum Unglück Frau von Fürſtland da, und wich und wankte nicht; ich hätte ſie tauſend Meilen weg gewünſcht, um Francolm's Wunſch an das Herz meines Mannes zu legen.

Ach, welch eine Mauer iſt die Welt! Wie hindern Menſchen einander! Erſt wenn der Stein auf unſer Grab fällt, wird die Ausſicht frei. Wir ſind erlöſt vom Gefängniß der Formen. Wir ſind eines unendlichen Gottes! Hier iſt's ſchwer, gut ſein und Hütten bauen für die kleinen, innigen Freuden des Lebens, für das trauliche Glück der Ehe, das, vornehm verachtet, den Meiſten eine drückende Feſſel iſt. Und doch — und doch! Was könnte es ſein!

Den 15.

Der erſte, freie Athemzug nach zehn Tagen, worin das Herz mir ſehr gepreßt war! Ein paar Federzüge werden es nicht ſchildern, wie viel ich ausgeſtanden; mich aber dennoch ein wenig erleichtern. Eine einzige, leere Seite in meinem Tagebuch, was kann darüber hingegangen ſein! — — —

Alfred war ſterbenskrank an den Maſern; wenn er ſtarb, dann war es mit mir vorbei. Doch das Kind lebt, und mein Gott lebt, der uns geholfen hat — und ich will auch leben! — Milde Thränen des Dankes fallen zwiſchen den Zeilen nieder, und dieſe unſichtbare Tinte wird mich einſt daran erinnern. Die gemeinſame Angſt um unſer Einziges und Liebſtes ward zu einem verſöhnenden Segen für mich und meinen Mann. Wenn wir uns beide zu gleicher Zeit über das kleine Bett lauſchend beugten, worin unſer Kind in der Gluth einer tückiſchen Krankheit lag, wie hätte eine Kluft zwiſchen uns bleiben können? Sie konnte Alfreds Grab ſein! — Doch der Himmel hat ihn uns erhalten, und ich werfe jeden Groll in das Meer, wo es am tiefſten iſt.

Donnerstag, als den 6., ſtand Alfred noch ganz munter auf; ich theilte nun meinem Manne ausführlich Francolm's Anliegen mit, worauf er ohne Bedenken einging. Er hoffte, nützen zu können. Wie gut ließ ihm der freundliche Wille, der uneigennützige Eifer, womit er ſich dieſer fremden Sache anzunehmen verſprach. Ich liebte ihn dafür, wie in früherer Zeit; mir war, wie im Frühling, warm und wohl.

Laß uns heute mit einander ſpazieren gehen, lieber Heinrich, bat ich ihn, bald nach Tiſche. Du weißt, der Arzt hat mir zur Pflicht gemacht, daß ich mich täglich in friſcher Luft bewegen ſoll. Willſt Du mit?

Mein Mann gerieth ſichtlich in Verlegenheit. „Später, Helene,“ ſagte er, um fünf Uhr etwa.

Dann iſt es mir zu ſpät, antwortete ich; wenn wir ein Stündchen gehen wollen, wird es kühl, und die Abendnebel muß ich ſcheuen.

Und da ich dachte, Heinrich wäre von Geſchäften abgehalten, ließ ich meinen Wunſch fallen, ohne eine Miene zu verziehen.

Aber der Appetit ſchien meinem Manne vergangen zu ſein, und gleich nach aufgehobener Mahlzeit eilte er fort.

Franz ging mit mir und dem Knaben. Wir vermieden die beſuchteſten Plätze, mußten aber doch zuletzt die Promenade durchkreuzen.

„Da kommt der Vater!“ rief Alfred, und ſeine hellen Aeuglein ſtrahlten vor Freude, da er ihn anſichtig ward. Ach, gerade auf uns zu kam mein Mann zwiſchen der Gräfin und Fanny. Das Fräulein hing an ſeinem Arm — und vor ihm ſtand ſeine Frau. Leonide — die Gegenwart des Geiſtes verläßt ſie nie — rief uns ſchon von Weitem an. Wir blieben ſtehen, das Herz flog mir in meiner Bruſt. Heinrich machte ſeinen Arm los — ein übermüthiges Lächeln ſchwebte auf Fanny's Lippen. Ich kam mir ſo fremd, ſo getrennt von meinem Glücke, ſo abgeſchieden vor! Mir war, als ſähe ich meinen Mann in einer andern Ehe. So bitter kann der Tod nicht ſein, als dieſer Augenblick.

Die Gräfin that ſchön mit Alfred; einen kleinen Strauß Schneeglöckchen, welche Franz ihm gepflückt, trug er in ſeiner Hand und gab ihn ihr aus freiem Antriebe. Nun forderte Fanny einen Kuß von dem Knaben; den weigerte er mit Abneigung. Mein Mann ſchalt dieſen Eigenſinn und drohte ihn zu ſtrafen. Welch eine peinliche Scene für mich! — Der Widerwille, den mein Kind zeigte, ſtand mit der Neigung des Vaters in offenbarem Widerſpruch, beſchützte jedoch ahnungsvoll das Recht der Mutter.

Wir gingen heimwärts. Die Andern wandelten weiter; um die Welt hätte ich nicht zurückblicken mögen.

Mein Mann kam früher als ſonſt nach Hauſe. Alfred ſprang auf ihn zu, ward aber hart angelaſſen, und der Knabe erſchrak vor dem Vater. Braucht es mehr als ſich im Unrecht zu wiſſen, um Unrecht zu thun? — Des Abends ward ich von Fürſtland's heraufgeholt; Alfred lag im heftigſten Fieber und phantaſirte. Die Alteration mochte den Ausſchlag gegeben haben, und er war ſehr krank, ehe die Maſern zum Vorſchein kamen.

In dieſen ſchweren Stunden kam mir Alles leicht vor gegen die Gefahr meines einzigen Kindes, deſſen Tod ich nicht zu überſtehen meinte.

Mein Mann befand ſich in einem Zuſtande, der mir gewaltſam ſchien. Er ging beinahe gar nicht aus und äußerſt vorſichtig mit mir um. Ich ließ ſein Thun und Laſſen außer Acht.

Die Gräfin, die das Kind lieb hat, ſchickte oft und ließ ſich entſchuldigen, daß ſie nicht ſelbſt käme, weil Fanny die Maſern noch nicht gehabt habe. Wie gern blieb ich einſam bei meinem kranken Kinde! Meine ganze Seele war ja doch nur auf ſeine Pflege gerichtet. Franz und die alte Höflein ſtanden mir treulich bei. Das greiſe Mütterlein iſt eine Wärterin, die nicht ſchläft noch ſchlummert, wie der ewige Hüter. Sie verwachte mit mir die Nächte, und mancher ihrer kleinen, frommen Sprüche ward mir tröſtlich, wenn mir um Troſt bange war.

Als Alfred die Augen wieder aufthun konnte, ſah er die zuſammengeſunkene Geſtalt, die faſt zu Nichts geworden war, auf einem niedern Stuhle an ſeinem Bettlein ſitzen. „Höflein, biſt Du es?“ fragte er erſtaunt. „Du ſitzeſt ja ſo klein da, und Alles iſt Dir ſo enge — — —“ Sie antwortete: „Die Einfalt iſt mein ſchlechtes Kleid; das ſteht mir doch, das iſt mir weit — — —“ ich mußte herzlich lächeln.

Franz erzählte ihm hübſche Mährchen vom ſingenden Baum, vom blauen Vogel, und Alfred ſchlief in dieſer Traumwelt ein. In ſeinen Phantaſieen war eine ſchwarze Kugel, von der er nicht loskommen konnte.

Dieſes wunderliche Bild ängſtet mich, ſagte ich, wenn das nur kein Todesloos iſt! — Es war mitten in der Nacht, Franz ſaß mir gegenüber. Er löſete unmerklich eine ſeidne Schnur, daran hing eine völlig runde, ſilberne Capſel, und da er ſie öffnete, was mit einiger Schwierigkeit geſchah, ſprang eine Flintenkugel mir in's Auge. — Was iſt das? fragte ich erſchrocken. „Dieſe ſchwarze Kugel,“ antwortete er, „iſt es, von der Alfred träumt.“ Und indem der Schatten eines Lächelns über ſeine düſtern Züge ſchwand, ſetzte er hinzu: „Iſt ſie doch Alles, was ich mein eigen nenne, mein ganzes Glück! — Sie ſehen, es iſt eiſern genug.“

Und kann ebendeßwegen — denn Gottes Weg iſt heilig — vor die rechte Schmiede rollen, gab ich ihm gleichſam unbewußt zur Antwort.

Er nahm die Lampe und ließ mich die eingegrabenen Buchſtaben: Franz v. F. erblicken, woraus man Franz von Ferne gemacht hatte. Dann bemühte er ſich, die ſilberne Feder wieder einzufügen, während er noch einmal anhub: „Das ſchwache Vögelchen ſchirmt ſein Neſt, der Wolf im Walde verbirgt ſein Junges — — nur die Grauſamkeit der Menſchen ſetzt ihre Kinder aus, und giebt ihnen nichts als eine tödtliche Gabe mit. — Dieſe Kugel hat mir ſchon manchmal mein Herz durchbohrt.“

Seitdem nehme ich noch zärtlichern Antheil an dem Schickſal dieſes verlaſſenen Jünglings, der mir mein Herzenskind pflegen half.

Wie müde bin ich! Die Augenlieder ſind mir ſchwer — falle nur zu, mein Tagebuch, bis morgen!

Den 16.

Wie köſtlich iſt jede Geneſung! Man fühlt die Gewohnheit des Lebens erſt als ein Glück, ein göttliches Geſchenk; eine linde Wehmuth ſchleiert die ſchwachen Kräfte ein, die ſich heben wollen: das iſt die Freude, die aus dem Schmerz geboren wird! — Ein Kindergedanke, ein Kinderlächeln in dem blaſſen, kranken Geſicht, wie entzückend für die Mutter, welche in der kleinen Seele lieſ't! — Wenn die wahre Liebe, dies Kind der Seligkeit, daran erkannt werden ſoll, daß ſie nichts verlangend iſt, ſo erkennt man ein Kind der Todes, wenn es nichts mehr begehrt. Als Alfred einen Apfel forderte — wie lieb, wie ſüß dieſer Laut mir war, ich werde es nie vergeſſen. Den ſchönſten, den ich finden konnte, theilte ich ihm zu; die ſaftigen Schnittchen wurden als ein Labſal genoſſen, ihr friſcher Duft drang an meine Nerven und war mir ein Geruch des Lebens. Ach, ſchöpferiſche Güte iſt in die geringſte Frucht gelegt, und welch unendliches Gutſein in den Kern des Herzens! Jede Bitterkeit iſt ja nur Schale. Nein, kein Abfall ſoll mich jemals bitter finden. *Was ihm angehört, das wird der Menſch nicht los, auch wenn er es wegwürfe.* — Verwerflich aber iſt nur das Gemeine und Schlechte.

Mein Mann beſchäftiget ſich ſtundenlang mit ſeinem Söhnlein, was ich als eine Wohlthat für mich ſelbſt empfinde. Quer über Alfreds Bettgeſtell iſt eine kleine Tafel gelegt, die eine Laſt von Spielſachen trägt. Hier ſpielt Heinrich Soldaten. Sein Stolz wird kindlich. Er liefert Schlachten, baut Feſtungen, und Alles geht drüber und drunter. Wenn nun der Vater aufſteht, bleibt das Lager ſtill, und Alfred ſieht mit dem Tiefſinn der Unſchuld und der Krankheit in einen großen Bilderbogen, der ihm ein weites Feld der Betrachtung darzubieten ſcheint.

Mein Mann verſpricht ihm goldene Berge: ein kleines Pferdchen, einen großen Garten. „Gehen wir dann aus der Stadt?“ fragte der Kleine ſehnſüchtig mit großen Augen. Das Kind geht in alle Wünſche ſeiner Mutter ein.

Wir ſind zeither ſo abgeſperrt geweſen von der geſellſchaftlichen Welt, als wohnten wir auf einem andern Sterne. Heute holte Frau von Fürſtland mich zu ſich hinunter. Ihr Gemahl iſt leidend am linken Oberarm, eine alte Wunde droht aufzubrechen. Durch die übelſte Laune ſcheucht er Alles von ſich, ſogar ſeine Vögel. Wenn die Leute krank ſind, die nur in der Geſellſchaft ihre Exiſtenz haben, dann ſind ſie ſchon todt, ob auch noch am Leben; oder doch nichts weiter, als eine Plage für die Ihrigen.

Auch ſoll, einer leiſen Andeutung zufolge, eine Spannung entſtanden ſein, die den Oberſt unangenehm berührt. Vielleicht mit der Dame von Fries? Ich wüßte nicht, wann ich ſie hier geſehen hätte.

Ein junger Schauſpieldichter unterbrach uns, der Frau von Fürſtland, die ſich auch als eine Beſchützerin der ſchönen Künſte gefällt, um ihre Fürſprache bei dem Intendanten des Theaters zu bitten kam, daß ſein Stück zur Aufführung käme. In Kürze machte er uns (Frau von Fürſtland zupfte mich heimlich und ließ mich nicht fort) mit dem Inhalt bekannt. „Da tugendhafte Charaktere durchaus nicht mehr in der Mode ſind,“ ſagte er ernſthaft, „ſo habe ich alle Motive künſtlich verſchleiert, und meine Heldin erſcheint anfänglich ſo haſſenswerth als möglich, bis ſie endlich ihre moraliſche Größe enthüllt.“

„Das iſt ein glücklicher Gedanke!“ erwiederte Frau von Fürſtland, indem ſie mir mit einem Seitenblicke zulächelte. Der junge Autor war dieſes Urtheils froh und ihres Verſprechens, was ſie ihm gab, und, ich wollte wetten — gewiß nicht hält. Sein ehrliches Geſicht, voll Feuer, Geiſt und Glauben, kann ich nicht aus dem Sinne bringen. Er zog das voluminöſe Manuſcript ſeiner Tragödie aus der Taſche; doch Frau von Fürſtland erbat ſich das Vergnügen der Vorleſung auf ein ander Mal.

Die Tugend iſt alſo eine veraltete Mode? Nun ſo kommt ſie einmal wieder auf. Bis dahin mag ſie immerhin einen Schleier tragen, und wie ein werthes Kleid der Mutter, das man um keinen Preis der Welt veräußern möchte, unter feſtem Beſchluß bleiben.

Den 17.

Ein ſeltner Tag! Denn was iſt ſeltner wohl, als Dank zu empfangen, der größer iſt, als das Verdienſt? Die Menſchen ſind im Allgemeinen gleichgültig und vergeßlich.

Mein Mann ging am Morgen aus, und da er wieder kam, hatte er alle Taſchen voll Schönes und Neues. Für Alfred eine Schachtel Kunſtreiter und eine kleine Menagerie von Holz, die er ſchon geſtern gekauft, aber nicht an ſich genommen hatte.

„Auch Dir bringe ich eine Freude mit," ſagte er und ſein Auge ſtrahlte mich an. „Francolm's Bruder iſt vielleicht ſchon unterwegs, und Du, Helene, magſt es ihnen verkünden. Doch zuvor möchteſt Du noch einen Beſuch abwarten, den Du erhalten wirſt."

Heinrich! gieb mir die Freude dieſer Nachricht unverkümmert und ſage mir, wer kommen wird, bat ich ihn. Wäre es möglich, daß die Eltern — — — mein Herz pochte ungeſtüm.

„Nein!" antwortete mein Mann beſtimmt, „es iſt Jemand aus der Stadt. An die Mutter habe ich geſchrieben, um ſie über Dein Befinden zu beruhigen, wenn ſie etwa in Liebſtadt erführen — man kann doch nicht wiſſen — daß Alfred ſo krank geweſen."

O ich danke Dir! ſagte ich bewegt, und die Worte „aus der Stadt," hallten in mir nach, aber mit fallendem Ton.

Mein Mann iſt ſeit jener Begegnung auf der Promenade wie umgewandelt gegen mich; ſo zuvorkommend, ſo befliſſen, mir etwas Willkommnes zu melden, hat er ſich ſonſt nicht gezeigt, ſo artig war er noch nie! Gott verzeihe mir die Sünde, daß mir dies auch nicht recht iſt! Ich fühle etwas dabei, was mich ängſtet. Die Liebe iſt nicht höflich — dies ſetzt etwas voraus, das nicht ſie ſelbſt iſt. Sie ſinnt nicht auf Angenehmes, ſie giebt das Liebſte. Und wie ſie gefällig werden könne —, dies fällt ihr nimmer ein. Sie nimmt das Herz ohne Vorbehalt. Die Liebe iſt der Gott, der nicht Beweiſe giebt; deßhalb läßt ſie ſich auch nicht verdanken, ſondern nur erwiedern. Die Dankbarkeit, „dies Gedächtniß des Herzens,“ dieſe Kraft ſtarker Seelen reicht nicht aus für das, was unendlich iſt. — Zuweilen bedrängt mich eine dunkle Ahnung, daß Heinrich mir ſo viel Gütiges erweiſt und mehr Zeit opfert, als er füglich kann — vielleicht weil er heimlich theilt — oder weil ich ihm irgend ein Opfer zu bringen hätte. Der Himmel rechne mir dieſe ſtille Qual nicht zu!

Ohne Verzug ſchrieb ich ein Billet an Francolm. Die kränkliche Braut darf nicht eine Minute länger die Hoffnung miſſen, an der ſie allein geneſen kann. Die Antwort, welche ich binnen einer Stunde erhielt, athmete unbeſchreibliche Wärme; jeder Buchſtabe flammte gleichſam.

Wahrſcheinlich würde nun ein verdüſtertes Familien-Verhältniß an der Hochzeitfackel anderes Licht gewinnen. — „Freude muß immer wieder aufgehen den frommen Herzen,“ würde mein Vater geſagt haben. Liddy wünſche mich bald einmal am dritten Orte zu ſprechen, und wenn es mir genehm wäre, im botaniſchen Garten, wohin ihr Gemahl, wie er mir ſchrieb, ſeine Frau begleiten und mir perſönlich danken wolle.

Gegen Mittag kam die Dorel und meldete mit einer Miene, wie von Gott verlaſſen, eine Dame in Trauer an, die draußen ſtände. Das Mädchen hatte in ſchüchterner Betroffenheit den Namen nicht behalten, weil die Fremde ſo geſchwind und ſo leiſe ſpräche. Nun, er wird zu erfahren ſein, ſagte ich und öffnete die Thür.

Eine lange hagere Geſtalt, nonnenhaft in ſchwarze Flöre vermummt, mit einer Beugung des Nackens, als hätte ſie lebenslang Kummer getragen, trat herein und redete mich in geläufigem Franzöſiſch an. Es war die Comteſſe Flora (ihr Familienname thut nichts zur Sache), welche ihre einſame Bienenzelle verlaſſen hatte, und mir zu danken kam für das Grabgeleit meines Mannes, womit er ihrem Vater die letzte Ehre erwieſen, auch für die theilnehmenden Geſinnungen, welche ich, wie ſie wiſſe, an den Tag gelegt hätte. Woher weiß ſie denn das? Es wäre nicht vorſichtig, wenn ſie etwas von meinem Plane erfahren hätte, ehe ich der Genehmigung des Vaters und der Mutter gewiß bin. — Wenn mir nicht geträumt hat, ſo erwähnte ſie ein Präſent. — Sollte Heinrich? ich traue es ihm zu.

Einer gebornen Franzöſin gegenüber, kam mir meine verſäumte Ausdrucksweiſe ſchülerhaft vor. Ich liebe meine Mutterſprache, deßhalb fällt mir die fremde ſchwer. Die Comteſſe hatte dies nicht ſobald mit Feinheit bemerkt, als ſie Deutſch zu reden anfing; der Reihe Jahre ungeachtet, worin ſie Uebung hätte erlangen können, immer noch ein wenig gebrochen. Würde mir es anders gehen? Die Sprache iſt ein heiliges Weſen, ein Theil unſerer innerſten Natur! man kann ſie nicht verleugnen, ohne einen leiſe entfremdenden Schmerz. Nur in der Liebe ſtammelt dieſer Kinderlaut des Gemüths nicht mehr, man braucht nicht zu ſprechen, weil die Seele ſpricht. Es war mir höchſt intereſſant, dieſe Perſon, geheiliget durch ihr Schickſal, mit meinen Augen zu ſehen. Und doch ſchien ſie mir nicht ganz ſo unglücklich. Der zarteſte Stolz, der Stolz der Armuth, ließ keinen Hauch der Klage über ihre Lippen kommen; in dem Schatten eines Lächelns ſogar war noch ein ſchwacher Abglanz von Esprit. — Geiſt iſt etwas Tieferes. Mir däucht, die Franzoſen benennen jenen Lichtblick ſehr richtig; er kann auch verblendend ſein!

Ach, ſtiller, recht ſchmerzlicher Betrachtungen konnte ich mich, während die Comteſſe ſprach, nicht enthalten. Vornehm war das Neigen ihres Kopfes, der Ton ihrer Stimme, die Form ihrer Hände, welche ſchmal und fein geädert durch den ſchwarzſeidenen Filet der Handſchuh ſchienen. Wie viel Kraft der Reſignation gehört nur, an ihrer Stelle, zu einem, wenn auch noch ſo matten Lächeln! Die Vergangenheit zu berühren, wagte ich nicht; ja, ich zitterte, da ich dachte, welch einen Hintergrund das Bild ihres Lebens hätte! — Einen Sommeraufenthalt in der Nähe von einem Garten, der ihr Gelegenheit gäbe, die Natur zu belauſchen, war ihr beſcheidener Wunſch. Und wenn meine guten Eltern es wollen, wird er erfüllt.

Die liebe Comteſſe beſchenkte den Alfred mit einigen wächſernen Früchten, wie vom Baum gebrochen. Eine Bon-Chrétien, der man die kleinen Knorpel anfühlt, auch ein Zweig Hagebutten war täuſchend gelungen. Da ich ihn bewunderte, dachte ich, welch eine kleine, mehlichte Frucht zu Brod hat doch hier der Freiheit wilde Roſe getragen. Von tauſend Dornen iſt dies edle Herz zerriſſen worden —

— — es muß wohl wahr ſein, daß die Zeit unglaublich viel vermag.

Den 18.

„Es geht ein finſterer Geiſt durch unſer Haus, und ſchleunig will das Schickſal mit uns enden —“ möchte ich mit der Gräfin Terzky ſagen.

Zwiſchen dieſen Fürſtland's kommen Scenen vor, die ich in der That nicht für möglich gehalten hätte, und Frau von Fürſtland fällt doch zuweilen aus ihrer Anſtandsrolle. Nach einem heftigen Auftritt mit ſeinem Vater iſt der Lieutenant Knall und Fall ausgezogen, und die Stiefmutter, welche der Sohn nicht im Verdacht hat, war es allein, die den Oberſt gegen ihn in Harniſch brachte. So weit hat ſie es doch nicht treiben wollen, daß Otfried Reißaus nähme, und die Fäden der Intrigue, an denen ſie ihn leitet, ſind dadurch, wenn nicht aufgehoben, doch theilweiſe unwirkſam geworden. Es muß etwas Wichtiges unter ihnen vorgefallen ſein, und ich vermuthe, was mich wohl auch nicht trügen wird, der Sohn hat im Betreff jener unzuläſſigen Liebe, von der Frau von Fürſtland mir ſagte, einen Sturm auf den Vater gewagt, der ihm aber Seitens der geheimen Macht abgeſchlagen worden iſt. —

Mir iſt dieſer Ausgang ſehr unangenehm. Die Krankheit des Kindes hat mir in der letzteren Zeit erlaubt, mich fern zu halten, ſo viel aber ſteht feſt, daß der Sohn des Hauſes uns nicht günſtig war. Weßhalb? Gott mag es wiſſen, mich kümmert es nicht. Nur manchmal war mir bange, daß mein Mann Otfrieds gereizten Ton, die ſchneidende Kälte kleiner Seitenhiebe, anders aufnehmen könnte als bisher. Mit ruhiger Großheit lehnte Heinrich jede nähere Berührung mit ihm ab; vielleicht hat er es meinem bittenden Blick zu lieb gethan.

Nichts beleidigt das Gefühl der perſönlichen Achtung ſtärker, als ein Zank — ob auch mit verſteckten Waffen geführt — unter ſogenannten Gebildeten; ſo wie die feinſten Züge von einem gemeinen Affect am meiſten entſtellt werden.

Frau von Fürſtland war mit ihrer Mißſtimmung in ein Concert gefahren. Der Oberſt, der noch nicht hergeſtellt iſt und vom Stabsarzte unter ſtrengem Regime gehalten wird, war mutterſeelen allein, und ich ging auf ein Weilchen zu ihm. Wahrlich, er that mir leid! Er ſaß ſo verlaſſen, Niemand war bei ihm als ſein Dämon, denn ich fand ihn in der übelſten Laune. In dem großen, ausgekühlten Zimmer ging ein Schauer der Furcht und des Mitleids über meine Nerven. Wo der Schwarm der Geſellſchaft ſich verzogen hat, wie Mücken im Sommer, da bleibt eine fröſtelnde Leere zurück; aber die Friedlichkeit eines ſtillen Lebens iſt, wie das Neſt der Taube, voll Liebe und Wärme. Der Geiſt Gottes, wo er heimiſch iſt, ſteht dem Kranken bei, der da einſam leidet.

Sollte Ihr Zuſtand, Herr Oberſt, nicht mehr Wärme erfordern? fragte ich ihn.

„So, iſt es kalt hier?“ erwiederte er zu meinem Erſtaunen, „ich fühle nichts als meinen Schmerz.“

Und dieſer Schmerz iſt ſehr groß? fragte ich theilnehmend.

„Sehr tief,“ antwortete er, „er geht bis in das Mark der Seele. Eine alte Wunde will aufbrechen — — — es iſt mir einmal eine Kugel aus dem Arm geſchnitten worden.“

Dieſe Worte trafen mein Herz, doch nicht alle Kugeln treffen. An den armen Franz dachte ich, und der dunkle Gedanke, der ſich im mir geſtaltete, war in dieſe Form gegoſſen.

Wie ſo elend, ſo alt geworden, ſah der Oberſt aus. Der feſten Haltung, der ſtraffen Halsbinde los und ledig, ſitzt er abgefallen da. Was hilft nun aller Schein? — Ich ſchob ihm ein Kiſſen unter, dankbar zog er meine Hand an ſeinen Mund, und ich fühlte, daß er brannte. Man hatte vergeſſen, ihm das kühlende Getränk zu bereiten, das verordnet war, und ich beſtellte es ihm. Welch ein bitterer Gegenſatz zu dem Ueberfluß, für den ſonſt geſorgt iſt, wenn dieſe Zimmer ſich mit Gäſten füllen! Ich bat ihn, daß er mir erlauben wolle, ihm unſern Franz herabzuſenden, der bei ihm bliebe.

„Wer iſt der Franz?“ fuhr er mich mit unſchicklicher Haſt und barſcher Stimme an.

Ein vaterloſer Jüngling, der eines beſſern Schickſals werth wäre, gab ich ihm zur Antwort.

„Nun, ſo fühle ich mich nicht aufgelegt, daß ich ein Beiſpiel gäbe, wie man ſein Schickſal ertragen muß,“ entgegnete der Oberſt. Und ich entfernte mich auch.

Frau von Fürſtland kann ihren Mann nie geliebt haben; wie könnte ſie ihn ſonſt allein laſſen, da ihm ſo zu Muthe iſt?

Ach, die Ehen auf der Bühne der Welt, ſind ſie mehr als ein Schauſpiel? Jenſeits der Couliſſen kennen die einander nicht, welche die Augen der Menſchen durch das innigſte Verhältniß täuſchen. Was die Probe hält, gehört zur Kunſt und geht aus einander. Nur die Liebe bleibt unter dem Gerüſt der Zeit und baut ihren ſtillen Himmel. Für die Liebe fällt kein Vorhang — kein Augenlied. Sie ſieht die geliebte Seele offen, und ſelbſt ihr Traum iſt nur ein ſchöneres Wachen. Wozu ſollte ſie vorſichtig oder prüfend ſein? — — —

Eine Exiſtenz ohne alle, alle Liebe, enthält ſie etwas Anderes, als einen tragiſchen Moment? — Ich bin recht traurig geworden.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Sechsundachtzigſter Band.

Der Frau Tagebuch. Dritter Band
Fortſetzung von der Braut Tagebuch.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Der Frau Tagebuch.

> Die höchſte Liebe? Sie iſt ein höherer Pulsſchlag in den Adern der Freundſchaft, ſie iſt das göttliche Leben……
>
> Friederike Bremer.

Den 19.

Würde ich es je gedacht haben? Liddy's Tröſterin, ich! ich, die ich ſie oft beneidet, die Frühlingsliebe meines Heinrichs geweſen zu ſein. Heute habe ich Liddy bedauert und ſie aufzurichten geſtrebt, da ſie ſich in leidenſchaftlichem Schmerze einer widerrechtlichen Neigung überließ, die ihr das Herz zu brechen drohte. Wenn es mir gelungen wäre! innigſt wollte ich mich ihrer annehmen. Wie ungern ich es auch thue, ich will es meinem Manne verſchweigen, auf daß Liddy nicht in ſeiner Achtung ſinken darf. Es iſt hochnöthig, daß den Männern achtungswerth bleibe, was ihnen einmal theuer war. Die Ehre unſeres Geſchlechts erheiſcht es! — Und iſt nicht jedes Weib eine erſte Liebe, ein anderes Daſein? die erſten zärtlichen Gefühle eingeflößt zu haben, ein entzückender Gedanke! Wie oft jedoch verbittern ſie in der Folge! — Ein Tropfen Klarheit, der in ein getrübtes Leben fällt, läßt den Himmel wiederſcheinen. *Reinheit der Seele* iſt daher das tiefſte Geheimniß der Liebe.

Von Francolm's Gattin aufgefordert, bin ich dieſen Nachmittag mit ihr im botaniſchen Garten zuſammengekommen. Das Wetter war günſtig, und Heinrich zu einem großen Gaſtmahl geladen. Nichts hielt mich ab, der dringenden Einladung zu folgen. Der Schlüſſel zu einem netten

Gartenſtübchen, deſſen freien Gebrauch die Tochter des ehemaligen Beſitzers ſich ausbedungen hatte, lag in ihrer Hand; dort wollte Liddy mir ihr Herz öffnen. Sie kam mir blaß und betrübt vor. Von mir wollte ſie das Nähere erfahren, warum Otfried ſich mit ſeinen Eltern entzweit habe. Die gute Liddy hielt ſich für die Urſache davon. Unfähig, der Argliſt anders, als offen zu begegnen, hatte ſie dennoch ein leiſes Mißtrauen gegen Frau von Fürſtland gefaßt; daß dieſe es aufrichtig mit ihr meine, war ihr mehr als zweifelhaft geworden.

Ach, arme Liddy! wie könnte Deine unverſtellte Seele ſich nur leidlich gegen ein verführeriſches Beiſpiel behaupten! Die Welt, die Falſchheit ihrer Sitten, mußte zu einem Irrthum Deines Herzens werden. Wie Eva wuchſeſt Du in einem Garten auf —; ſobald Du einen Schritt gethan, um klüger zu werden, war ein verlorenes Paradies zu beweinen.

Wie ſehr Liddy's Vertrauen mich auch rührte, ſo fühlte ich doch nicht minder, daß es mich verantwortlich machte. Und ſo ſagte ich ihr die Wahrheit, ſchonend, wie nur möglich. Liddy brach in heiße Thränen aus, daß Otfried ſie getäuſcht hätte.

»Ich hielt ihn für meinen Freund, und nun hat er eine hoffnungsloſe Liebe mir verſchwiegen!« ſagte ſie tief gekränkt. Nur zu deutlich ſah ich, wie Liddy die unterſcheidendſten Gefühle vermengte. Geſtützt auf den treuen Wunſch für ihr Glück, wagte ich es, ihr die Gefahr ſolch eines Verhältniſſes zu zeigen, und wie es auf keinen Fall mit ihrer Pflicht beſtehen könne. Liddy bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Sie hatte einen Blick in ihre letztere

Vergangenheit gethan, und Frau von Fürſtland mochte ihr in wahrem Lichte erſcheinen.

„Ach, ich bin ein ſchwaches, ſchwankendes Weſen —" ſagte ſie, und dieſe Selbſtanklage kam ihr vom Herzen. Deßhalb hat Ihnen Gott einen Freund von feſtem Charakter gegeben, antwortete ich, und ein Freund, der's treu mit Ihrer Wohlfahrt meint, iſt Ihnen Ihr Gemahl doch?

„Gewiß, gewiß!" ſtammelte Liddy erſchüttert, „jetzt erſt ſehe ich, mit welchem Edelmuth ſich mein Mann benommen hat. Sein Glaube an mich hat nicht gewankt, vielleicht hätte er mich von Manchem zurückhalten können — möglich aber auch, daß jeder Verſuch mich ihm vollends abgewendet. Und welch ein Vater für ſeine Kinder iſt Francolm! Ich aber war nie eine Mutter, wie — wie —" Liddy warf einen naſſen Blick voll Reue und Herzeleid auf mich. „Und was wird aus Kindern, die keine Mutter haben?" fuhr ſie fort; „eine Stiefmutter, ich ſehe es an Frau von Fürſtland, hält jedes Mittel für erlaubt, um ihre liebloſen Abſichten zu erreichen. Sie hat auch ſtiefmütterlich an mir gehandelt. Jetzt wird mir Alles klar! — Wer anders iſt Schuld daran, daß ich meine Kräfte verſplittert habe im Dienſt der Eitelkeit, und daß ich keine Hausfrau geworden bin? Mit Gottes Hülfe ſoll es nun ganz anders werden. Weil ich mich leidend fühlte und keiner Anſtrengung unterziehen konnte, verließ ich auf längere Zeit die Meinigen, und Frau von Fürſtland ertheilte mir ſelbſt dieſen unheilvollen Rath. Da ihr Lob überall geprieſen war, ſo hielt ich ſie für unfehlbar. — Jetzt weiß ich auch, warum ein gewiſſer Jemand" (hier neigte Liddy ſich erröthend zu mir) „mich nur mitleidig anſah. Mitleid thut weh, wo man einſt ge — — geachtet war."

Ich ſuchte Liddy zu beruhigen und bat ſie, mich als eine Schweſter zu betrachten. „Ja, das will ich,“ ſagte ſie, „auch muß etwas Verwandtes in uns ſein.“ Sie umarmte mich, ihr ganzes Weſen war ein herzlicher Entſchluß.

Francolm iſt Willens, ſeinen Abſchied zu nehmen und ein Gut zu kaufen; das wird erſprießlich für Liddy's künftiges Glück ſein.

Was würde Heinrich dazu ſagen? Hier, wo er Liddy das Wort der Liebe gab, freue ich mich einer guten That, deren ich mich jedoch nicht rühmen will; über das, was eine frühere Neigung ihres Mannes betrifft, thut eine Frau am beſten, zu ſchweigen.

Doch wichtig wird dieſer Tag mir bleiben. „Wie viel iſt ein Menſch und eines Menſchen Ruhe werth!“ ſagt ein frommer Mann, den mich mein Vater ſchätzen lehrte.

Den 20.

Gift, ins Ohr getröpfelt, iſt von tödtlicher Wirkung, und dieſen Todestropfen habe ich empfangen. Frau von Fürſtland — was habe ich ihr gethan? — hat mir den Reſt gegeben. Sie kam zu mir unter einem Vorwand. So wie ich ſie erblickte, fühlte ich, daß ſie mir etwas zu ſagen hätte, wovor ich zittern müßte, wie verdachtlos ſie das Geſpräch auch einzuleiten ſuchte.

Sie waren geſtern Abend im Schauſpiel? fragte ich, um von Perſönlichkeiten abzulenken.

„Privatim,“ antwortete ſie, und ein Lächeln zuckte um ihre Lippen. Dieſes Lächeln aber war ein Blitz, der mein

Innerſtes ſpaltete, ein Dolch, der mir ins Herz drang. Wie ſoll ich denn das verſtehen? fragte ich ängſtlich. „Nun," lautete die Antwort, „ich wollte zuvor eine Dame beſuchen, die ſich kränklich befindet, wie ſo viele Menſchen in dieſer Jahrszeit. Sie bat mich, daß ich bei ihr bleiben möchte, und ſprach: Was wollen Sie im Theater, wo ſo ſtarker Zug iſt? Sich ein Schnupfenfieber holen? Ich verſpreche Ihnen ein kleines, anziehendes Schauſpiel von dieſer meiner Fenſterloge aus, was Sie bequem abwarten können. Sie zog mich hinter den weißen Vorhang, wir ſahen in ein helles Gegenüber. Sehen Sie, ſagte jene, das junge Fräulein, das ſich dort ſo emſig putzt und meiſt des Abends, wie die Hirtenfrauen auf dem Lande, erwartet den Galan. Geben Sie Acht, nicht lange wird es dauern, ſo kommt er. Und dieſer Ritter ohne Furcht und Tadel, der hier ſein Liebchen beſucht, excellirt im Geſchäftsfach und macht nebenher auch Glück als Ehemann. Drüben ging die Thür auf, das ſchöne Kind flog dem Liebhaber entgegen, umſpannte ſeinen Arm mit beiden Händen und geberdete ſich naiv. Er ſah ihr tief in die Augen und wie ein Gott aus. Ein wahrer Tugendſpiegel ſtand dabei und beäugelte mit einem Anſchein von Selbſtgefälligkeit dieſe Scene. Ein Kuppel-Syſtem ward mir offenbar, was mich in Erſtaunen ſetzte. Die Frau daheim ſaß indeſſen in guter Ruhe. Wohl ihr!"

Wehe mir! Frau von Fürſtland durfte nicht deutlicher ſein. Sie hatte meinen Mann bei der Gräfin geſehen. Welch einen hölliſchen Blick hat die Eiferſucht! Gott löſche das Licht meiner Augen aus, ehe ich ſähe, wie vor mir ein unglückliches Weib erbleicht, dem ich den letzten Troſt genommen! — So lange nur wir ſelbſt unſer Unglück wiſſen, ſo lange iſt es uns nicht gewiß; ſpricht es ein Anderer aus, ſo iſt das Urtheil unwiderruflich gefällt, und doch iſt nirgend als nur im eigenen Herzen das Zeugniß der Wahrheit. Wie ſeltſam iſt dieſer Widerſpruch!

Der Schein trügt, ſagte ich mit bebender Stimme; aus dem Fenſter möchte ich auf keine Untreue ſchließen.

„Sie haben Recht," erwiederte Frau von Fürſtland lachend, „man darf ſeinen Augen nicht trauen und — glücklich ſind wir blind!"

Weder blind, noch taub bin ich — bin ich geweſen, längſt habe ich eingeſehen, daß Heinrich nicht mehr derſelbe iſt; es iſt ſein Bild wohl noch, aber es iſt die Geſtalt nicht mehr, in der er mir ſonſt erſchienen. Der beſeelende Hauch fehlt. Wie der Schatten zum vollen Sonnenſchein, ſo verhält ſich die Gegenwart zu meinem verſchwundenen Glücke. — Ich bin meinem Manne wie abweſend, ich will nicht ſagen abgeſchieden. Er iſt faſt immer zerſtreut, er ſucht — ſich ſelbſt! An ſeinem Tone höre ich, was die Glocke geſchlagen, wenn die Zeit da iſt, wo er zur Gräfin eilt. Vielleicht täuſcht er ſich. Er hält ſich für dankbar, und iſt treulos; er glaubt ein Freund zu ſein — — — o lieber, guter Gott, es giebt keinen Freund, als Dich!

Wie betäubt bin ich, wie matt, ich will ſchlafen gehen.

Schlaf, du Ruhe der Weſen! komm, o komm! und gieb mir ein wenig Ruhe! laſſe mich in Frieden träumen. Der kleine Nachen trage mich ſanft über die ſtille Fluth — ich lande. Das Kleid der Erde, von mancher Thräne ſchwer, ſinkt von mir, ich wandle lichtumfloſſen. Einen Blick werfe ich in den Himmel, und Gott wirft endlich alle Schuld in das Meer. Er allein ſieht auf den Grund des Herzens.

Den 21.

Wen habe ich heute geſprochen? Ich muß es Dir ſagen, mein treues, theilnehmendes Tagebuch; nach Jahren noch, wenn ich ſo lange lebe, wird dieſe Freude mich aus meinen eigenen Schriftzügen mit dem Geſichte des Freundes anblicken. Ich habe Eckardy geſehen! — Er iſt hier, und ſeine Nähe ſchon giebt einen geiſtigen Schutz gegen die Gewalt der Gefühle; ich empfinde, dies beruhiget und erquickt.

Mit Kopfweh auf der linken Seite erwachte ich, doch war dieſe Pein eben diesmal eine Wohlthat, denn ſie erlaubte mir, ſtill zu bleiben. Mein Mann betrachtete mich mit ſorglichen Blicken und ſprach: „Wie bleich Du wieder ausſiehſt, Helene; ſchon geſtern habe ich es bemerkt.“ Das geht vorüber, ſagte ich; was ſollte ich den Doctor bemühen, ich brauche nichts als Ruhe. —

Heinrich mußte in Geſchäften über Land und kommt erſt Sonntag wieder. Er aß ein wenig früher und allein, dann ging die Reiſe fort. Nach einer halben Stunde — wenn es nicht noch länger war — kommt der Jäger athemlos zurück, um ein Packet zu holen, das vergeſſen worden. „Wir halten noch bei der Gräfin,“ hörte ich ihn draußen auf dem Vorſaale zu Dorel ſagen, die ihn ſchon weit entfernt wähnt.

Von wem ich zuletzt Abſchied nehme, iſt das mir nicht das Liebſte? Wie könnte ich denn zweifeln, was mein Mann mir vorzieht? — — — —

Gegen Abend ward mir beſſer, nur fühlte ich mich ſchwach. Am Fenſter ſaß ich läſſig und blickte in die Dämmerung hinaus; der Mond ſchien traut und ſanft über die hohen Dächer, ein ſchmaler Silberſtreif erſtreckte ſich auf dem breiten Markte, und Schatten webten hin und her. Das Geräuſch da unten, was ging es mich an? Sehnſucht nach Frieden, nach Freiheit von den heimlichen Banden der Angſt, die mir ſo oft in preſſendem Schmerze die Bruſt zuſammenſchnüren, entrückte mich; ich ſchaute aufwärts und vom Himmel, der voll lichter Wölkchen ſchwamm, floß der Vorſchauer einer ſeligen Freude in meine Seele nieder.

Die Thür that ſich auf, ich merkte es kaum. Eckardy! rief ich, als ich den Mann erkannte, der vor mir ſtand. Er aber konnte nicht ſprechen; ein ſtummer Händedruck drückte vielſagend aus, was der Freund nicht in Worte zu faſſen vermochte. Ich war außer mir und hätte laut weinen mögen.

Eckardy, der mir wie von Gott geſendet kam, ſchien beſtürzt von dieſem Empfange. „Theure Helene!“ ſagte er mit überwältigter Stimme, „auf ſo viel Güte war ich nicht vorbereitet; ich habe Sie überraſcht, aber ich bin es nicht weniger. Vergeben Sie nur, daß ich ſo vor Ihnen erſcheine (er deutete auf ſeinen Ueberrock); doch die Minute zum Anzug einer Staatsviſite hätte mich gereuet, wo es mich mächtig zog, Sie nach ſo langer Zeit einmal wiederzuſehen.“

Daß Sie mich noch für eine Freundin halten, ich danke Ihnen herzlich dafür, erwiederte ich. Die Stadt hat mich leider an eine immerwährende Veränderung gewöhnt, ſo daß ich mich zuweilen auf mich ſelbſt beſinnen muß. Ob es nur in der Luft liegen mag? —

Eckardy lächelte und ſprach: „So weit Menſchen athmen, wandelt und wechſelt Alles; auch zwiſchen Freunden weht derſelbe Geiſt nicht ewig ſo — — — jede Lebenslage zeigt den Charakter von einer andern Seite, und es kommt nur darauf an, ihn richtig aufzufaſſen.“

Mir däucht hingegen, daß Vieles auf ſich beruhen müſſe, ſagte ich; der Grund von mancher Erſcheinung iſt doch gar zu trübe.

„Um ſo mehr dürfte es nöthig ſein, daß man ein liebgewordenes Bild tief im Innerſten bewahre,“ verſetzte Eckardy. „Der Freund, für den eine liebevolle Seele klar bleibt, erſcheint ihr einmal wieder, ſo wie er war.“

O, das wäre ein großer Troſt, was Sie da ſagen, rief ich ſchmerzlich.

„Nur vergeſſe meine Freundin nicht,“ ſagte Eckardy ganz in ſeiner lieben, alten Weiſe, „daß ſolche Klarheit ſchwer zu beſchützen iſt; ſie iſt gleichſam ein heiliger Born, in welchen tauſend Zufälligkeiten eine Trübung werfen. — Jetzt (indem er mich gegen das Fenſter wendete) laſſen Sie mich einen hellen Blick in Ihr Angeſicht werfen; ich hoffe, es iſt der Mondſchein, der mich Sie ſo blaß finden läßt.“

Nein, mein Freund, erwiederte ich, Sie ſehen mein Geſicht in Wahrheit bleich; die Roſen, die in Wartenſtein blühten, ſind verwelkt. —

„Und werden wieder blühen,“ ſagte Eckardy mit der innigen Zuverſicht der Freundſchaft.

In einem traulichen Geſpräche tauſchten wir nun unſere Erfahrungen aus, in ſo fern ſie äußere Dinge betrafen. Eckardy wußte, daß ich bei den Eltern geweſen, daß ich kränklich war und noch bin. Er wunderte ſich, daß ich nicht öfter mit der Gräfin zuſammenkäme. Sie muß es ihm doch geſagt haben.

Unſer Umgang würde der Gegenſeitigkeit ermangeln, antwortete ich ein wenig gereizt. Die Gräfin kommt nicht in dieſes Haus, mein Mann aber beſucht ſie täglich.

„Der Tod des Bruders hat die arme Leonide ſehr vereinſamt," ſagte Eckardy nach einer kleinen Pauſe.

Das iſt's nicht! das iſt's nicht, was mich abhält, widerſprach ich ihm.

Meiner Meinung nach hängt die Gräfin durch einen Faden mit der Welt zuſammen, der ihr jede andere Anhänglichkeit entbehrlich macht.

„Sie beziehen dies auf meine Schweſter," ſprach Eckardy. „Sein Sie nur überzeugt, daß ich dieſe ausſchließende Zuneigung auch nicht billige, die weder für den einen, noch für den andern Theil gut und ſelig iſt, und ſelten aushält. Fanny iſt gezwungen, ſich höher zu halten; das geht wohl eine Zeit lang, aber — offen muß ich Ihnen bekennen, daß meine Schweſter mir nicht gefällt. Es iſt etwas Geſpanntes in ihrem Weſen, ſie iſt nichts weniger als unbefangen mehr, was auch die Gräfin dagegen einwenden mag; am liebſten möchte ich Fanny mit mir nehmen." —

Ach, welch ein Engel ſprach dies aus dem Munde des Freundes. Ich lauſchte — ein Wort von mir, und dieſer Gedanke hätte ſich verwirklicht. Ich habe es nicht ausgeſprochen, meine gute Mutter legte mir unſichtbar Stillſchweigen auf. O, meine weiſe Mutter, wie iſt Dein guter Geiſt doch immer um mich! — Als einſt, da ich noch Mädchen war, die Rede auf einen Mann kam, der ſeine Frau hinterging, fühlte ich mich empört von den Beiſpielen, welche angeführt wurden, und ſprach: Wäre ich an ihrer Stelle, ich ſagte ihm redlich, daß ich um Alles wüßte.

„Das wäre zwar ehrlich, aber ſehr unklug, Helene, und würde zu Nichts helfen," antwortete die Mutter. Männer, die auf Abwegen gehen, ſind Nachtwandler. Die

Vorſicht führt ſie zurück — — — — nur laut werden darf Niemand.“

Dies ſchwebte mir vor. Würde Heinrichs Herz weniger von mir losgeriſſen ſein, wenn Fanny ihm entzogen würde? Ich überließ es Gott.

Welch ein Fels an feſten Grundſätzen iſt Eckardy! Der Wellenſchlag meines Herzens bricht ſich an ihm; im Kampf der Gefühle hat er beſtanden. Sein ſtiller Anblick ſcheint zu ſagen: „Rette Dich hinauf!“

Wo kein Gewölk Dein Auge trennt vom Himmel,
Von Deinem Frieden, Deinem Gott kein Schmerz!

April. — Charfreitag.

Wenn ich auch das Datum nicht weiß — was ſchadet dies? Die Zeit iſt ja ohnehin eine Nullität. Wie lange habe ich keine Feder mehr angerührt! Mein Gedächtniß iſt ſchwach geworden; in dumpfer Gleichgültigkeit ſchlich ich von einem Tage zum andern; mein Kopf war wüſte, und jedes Glied mir ſo ſchwer, daß meine Füße mich kaum tragen konnten. Der Arzt erklärte, ich hätte ein Fieber, und verſchrieb mir Medicin. An der heiligen Luft dieſes Tages bin ich geneſen. Und hätte ich ein Jahrzehend im Hauſe meiner Eltern geſchlafen, ich würde, erwachend am Charfreitage, ihn erkannt haben. Dann war die häusliche Stille noch ſtiller, als ſonſt bei uns. Das Gedankenſpiel eines Jeden war fromm bewegt. Wir Alle gingen zur Kirche. Als ein Kind flocht ich - wenn es ſich ſo traf — für das Crucifix auf dem Altare einen Kranz von Schneeglocken, die den Erlöſer der Welt zu ſeinem Grabe läuteten; und der Vater lobte und liebte mich dafür.

Hier wird mir eine gottesdienſtliche Feier profan. Das Schiff der Kirche voll überladenen Putzes, das Geräuſch der anrollenden Wagen — die bunte Welt in den Logen — um keinen Preis hätte ich mich daran ärgern mögen. In die Andacht einer ſtillen Gemeinde ſehnte ich mich unausſprechlich, nur konnte ich mitten in der unruhigen Hauptſtadt nicht hoffen, ſie zu finden.

Geſtern, am Gründonnerstage, brachte die alte Höflein dem Alfred ein bemaltes und geſchmücktes Oſterei; in der offenen Höhlung war ein kleines Bild der Kreuzigung auf zartem Mooſe angebracht. Auf die Frage des Kindes erzählte ihm Jene vom Leiden Chriſti. Der Knabe fing an zu weinen und ſprach: „Warte nur, das werde ich meinem Vater ſagen“ — — „Meinethalben,“ antwortete die Alte, „thue es, mein Lämmchen, wenn ich weiter nichts gethan habe — — — — es iſt Alles doch grundhaftig wahr. Wenn wir einmal mitſammen in die Kräuterkirche gehen, ſo will ich Dir den lieben Heiland zeigen.“

Ich ſelbſt will morgen mit in dieſe Kirche gehen, ſagte ich ſchnell entſchloſſen. Die Höflein lächelte mich ungläubig an und ſprach: „Es gehen nur Landleute da hinein, Ihr Gnaden.“

Ebendeßwegen, erwiederte ich, will ich dort um des Himmels Gnade flehen. — Wie gedacht, ſo geſchehen. Die Höflein holte mich ab. Sie war in ihrem Feierſtaate ehrwürdig anzuſchauen; in der großblumigen Peruvienne rauſchte ein verblühtes Jahrhundert, und die dünnen Hälmchen Haare, ſilberreif für den Schnitter, zeigten einen todesbleichen Scheitel. In ihrem Arme lag ein uraltes Geſangbuch, ſtark mit Silber beſchlagen, und ihre wankenden Schritte richteten ſich nach den meinigen.

Das Kirchlein, nicht allzu entlegen, ſteht auf einer kleinen Anhöhe, wo man die Kräutereien weithin überſieht. Als wir hinauf waren, ſagte die Höſlein: „Nun iſt der Kreuzberg überſtiegen!“ Wir ſtanden einen Augenblick. Der Himmel war eingeſchleiert, die zarte, grüne Saat glänzte in der unſichtbaren Sonne, die Lerche ſang über der Furche — und in der Kirche ward das Morgenlied geſungen. Die Alte wies mir meinen Platz hinter einem Pfeiler an, wo ich unbemerkt war und doch den Blick auf die Kanzel frei hatte. Sie ſaß dicht an meiner Seite und ſchlug mir ohne Brille das Lied auf.

Die Gemeine, welche in Schwarz und Weiß einmüthig erſchien, war nun verſammelt. Jung und Alt trug ein grünes Zweiglein in den Händen, Veilchenſträuße in Menge verbreiteten Frühlingsduft. Und als nun die Orgel erbrauſte und ihren vollen Strom in das Schifflein der Kirche ergoß, als eine ſchöne, traurige Stimme anhob: „O Haupt voll Blut und Wunden!“ da hätte mir das Herz zerſpringen mögen, voll ſchwellender Sehnſucht — und manches Auge ſchwamm in frommen Thränen.

Der Geiſtliche, der da auftrat, war ein Greis, und ich bildete mir ein, er ſähe meinem Vater ähnlich. Wie ſchlicht war ſeine Rede, und doch wie tief ergreifend! Mir hat ſie das Herz im Buſen umgewendet. — Wie dermaleinſt ein gottesfürchtiger Mann einen Chriſtus am Kreuz gefunden, mit der rührenden Inſchrift: Dies that ich für Dich! Was thuſt Du für mich? —

„So fragt die Liebe!“ dies war ſein Thema.

Dieſe göttliche Frage, welche die Menſchen zu tauſendmalen ſchuldig findet, klopfte an mein Gewiſſen. Ich verſank in Wehmuth; ein tiefer Schmerz regte ſich in mir, doch nur um mich zum Herzen meines Gottes zu erheben. — Was habe ich gethan? Für wen habe ich gelitten und mein Leben verkürzt? Ach, nur für das eigene, kleine Selbſt! — So nimm denn, o Herr! die Leidenſchaft zum Opfer hin — — — — ihr irdiſches Leben in meiner Bruſt mag ſich verbluten! Der Geiſt der Liebe kann nicht vernichtet werden und ſteigt mit Dir in Deinen Himmel auf!

Als der Geiſtliche das ſtille Vaterunſer betete, fingen die Glocken an zu gehen, und ich ging geſtärkt nach Hauſe.

Oſterſonnabend.

Ein banger Tag und ein noch bängerer Abend! und wie ſo lieblich fing der Morgen an! In ſolcher Ruhe war mir lange keine Nacht vergangen, und erquickt erwachte ich. Das Erſte, was ich ſah, waren wunderſchöne Blumen, die im Vorſaal ſtanden. In den purpurnen Roſen einer köſtlichen Camelie ſpielte der Sonnenſtrahl, ein Myrtenbaum, zum Entzücken einer Braut — mit tauſend Knöſpchen und weißen, unſchuldigen Blüthen, und eine dunkelblaue Aurikel, die mit des Frühlings ſanften Augen mich anblickte und nach den Auen des Himmels duftete.

Wer hat die Blumen gebracht? fragte ich, froh errathend.

„Ein Gärtnerburſche,“ lautete die Antwort, „der Herr hat ſie beſtellt.“

Wie dankte ich meinem Manne dieſe zarte Aufmerkſamkeit! Er entwand ſich jedoch meinem umſchlingenden Arme, meinem Kuß und eilte hinaus, ſelbſt zu ſehen.

„Nein, Helene!“ ſagte er, und ſein Geſicht ward brennend roth, wie die Camelie: „Du beſchämſt mich. Das muß ein Irrthum ſein. Es thut mir leid; aber die Blumen ſind nicht von mir.“

Nun, was thut das? erwiederte ich begütigend, es wird ſich ausweiſen. Doch wem könnte ich eine Freude lieber verdanken, als Dir?

Gott weiß es? ich ſagte dies aufrichtig und mit Thränen in den Augen. Und wahrlich! nicht deßhalb, weil mir dieſer Freudenſchimmer zu Waſſer geworden war.

Mein Mann zog ſich haſtig an, das Frühſtück ward im Fluge genommen, dann ging er aus. Bald darauf waren die Blumen verſchwunden. Auf meine Nachfrage vernahm ich, der Ueberbringer hätte ſie wieder abgeholt, um ſie anderswohin zu tragen. Zur Gräfin — — — — vermuthlich hatten ſie für Fanny ſein ſollen. Aber Heinrich lügt nicht! und er verneinte doch entſchieden, daß er von dieſem Geſchenk wiſſe. Von dieſen Blumen war mir nur ein Dorn des Zweifels geblieben, der mein Herz zerriß.

Mittag war längſt vorüber, als mein Mann nach Hauſe kam. Dem Kleinen hatte ich ein wenig Suppe geben laſſen, mir war der Appetit vergangen. Heinrich verſagte das Eſſen und ſprach ergrimmt: „Ich habe es nun ſatt, vollſtändig ſatt. Der Laffe, der Fürſtland“ (der Sohn, natürlich), „hat mich myſtificiren wollen und noch eine andere Frechheit gewagt — wofür er gezüchtiget zu werden verdient.“

O Heinrich, rief ich, das ſei ferne! daß Du hitzig mit ihm zuſammentrāfeſt, und noch dazu wegen einer Sache, die gar nichts auf ſich hat. Otfried — ich will darauf ſchwören — hat an nichts weniger, als an eine Beleidigung gedacht. Bedenke auch, er iſt der Sohn eines Hauſes, das uns Gaſtfreundſchaft erwieſen, und worin jetzt Alles wider einander iſt.

Mein Mann gab dieſem Zureden kein Gehör. Er verſchloß ſich in ſein Cabinet — eine Dame hatte den unglücklichen Einfall, mich zu beſuchen, und ich weiß kaum, was ich geredet habe. Ich hörte Heinrich die Treppe hinabeilen, meine Gedanken eilten ihm nach. Unter dem Zwange einer langweiligen Viſite auszuhalten, während man in peinlicher Unruhe iſt, welch eine Seelenangſt! — Endlich war ich erlöſt. Mich wandelte eine Schwäche an, da ich dachte, was daraus entſtehen könnte. Die Dorel gab mir Tropfen und ſprach: Das iſt, leider Gottes! kein ſtiller Sonnabend. Die Jungfer der gnädigen Gräfin begegnete mir; dort hat es eine Scene gegeben — — — das Fräulein will von nichts wiſſen.“

Genug! Alſo für Fanny fordert mein Mann Genugthuung! Wenn dies nicht Leidenſchaft iſt, ſo giebt es keine. Wenn ich an Otfried ein paar Zeilen ſchriebe — ich thäte es um meines Kindes willen für mein Leben gern. Aber ich bin Heinrichs Weib! und er würde es mir nie verzeihen.

Franz iſt im Auftrage meines Mannes bis ſpät aus geweſen. Er ſchwieg und kam mir ſeltſam vor. — — — Was ich aber nach Heinrichs Willen nicht wiſſen ſoll, danach forſche ich nimmer.

So bin ich denn allein, in tauſend Aengſten, wie auf der Folter! In Furcht und Warten der Dinge fühlt man den tödtenden Schmerz der Zeit.

Wenn ein Duell zwiſchen ihnen vorfiele — — — — ich vermag nicht, dies auszudenken. Mein Gott, verhüte es! ich rufe Dich an in tiefer Noth! laſſe den Glanz Deines Feſtes nicht erloſchen ſein! nicht befleckt vom Hohn der Erde mehr.

Schütze — ſchütze ihn, wenn Er, den Du kennſt, mit Blindheit geſchlagen iſt! wende Alles zum Guten, und laſſe mein Gebet ſeinen Engel ſein! wenn ich — ihm nichts mehr bin.

Horch! die Klingel — — — ich höre meines Mannes Schritt — mein Herz ſteht ſtille — was werde ich erfahren?

An dieſem Oſterſonnabend geſchah es, daß Oberſt Fürſtland von einem Gange, der ihm fatal geweſen und überdies vergeblich, nach Hauſe ging. Sein Sohn, oft zerſtreut und ſeit einigen Tagen mehr als jemals, hatte ſich unbegreiflicher Weiſe ein Verſehen im Dienſte zu Schulden kommen laſſen, und ein wohlgeſinnter Camerad den Vater davon benachrichtiget, in der Meinung, daß verdrießlichen Folgen vielleicht vorgebeugt werden könnte, wenn dieſer die nöthigen Schritte thäte. So war der Oberſt unverzüglich zum General gegangen, ohne ihn anzutreffen oder erwarten zu können.

In Eile ſchritt er durch die dämmernden Straßen weiter und ſammelte ſeine Gedanken zu einem brieflichen Entwurf an den Chef.

Eine ihm nachgebliebene Reizbarkeit (wir erinnern daran, daß der Oberſt längere Zeit körperlich gelitten) ließ ihn dieſe ärgerliche Sache am Ende ſchärfer empfinden, als nöthig war, um die Rüge abzuwenden.

Der reinliche Fußſteg war von einem vorüberziehenden Wölkchen beſprengt, es tröpfelte noch und duftete frühlingsfriſch; der Athem der Stadt ſtieg dunſtartig in die Höhe; das Abendroth kam wie hinter einem Schleier zum Vorſchein. Vom Gebraus der Glocken, die mit betäubendem Hall den erſten Feiertag einläuteten, ſchütterte die Luft, die Menſchen rannten hin und wieder, das Feſt zu beſchicken. Sabbathruhe war nirgend — — der Oberſt bemerkte jedoch nichts. Das Gefühl drängte ſich ihm auf, wie manche Sorge ihm doch von jeher ſein Sohn gemacht, obgleich Otfried, nach dem väterlichen Selbſtgeſtändniß, ſonſt ein wackerer Junge und in den Grundſätzen der Ehre erzogen ſei; — er bedachte, wie kaum etwas nach des Vaters Sinne hatte gehen wollen, geſchweige alles Wichtige, was Otfrieds Lebensglück betraf. Genug, der Oberſt war noch niemals ſo unzufrieden mit ſeinem Sohne geweſen, wie eben jetzt, und indem er an den prächtigen Läden, die hier und da erleuchtet wurden, gleichgültig vorüberſchritt, zog er das troſtloſe Facit, wie arm am echten Glück er überhaupt wäre. Er ſchritt ſo tiefſinnig, ſo ergrimmt vor ſich hin, als träte er die falſchen Steine der Welt mit Füßen, und wüßte es. Aber er wußte nicht, was in ihm vorging. Wie ſehr er ſich auch dagegen ſträubte, er mußte innerlich bekennen, daß er an Familienfreude nichts Beſſeres verdient hätte, als was ihm zu Theil geworden war: eine Frau, die ihn nicht liebte, ein Sohn, der ihm nicht gehorchte, und ein Hausweſen, welches ein verneinender Geiſt regierte. Doch alles dies war ihm nicht ganz deutlich. Bilder der Vergangenheit webten ſich ſchattenartig in das Düſter, das ihn umgab, und der Tag hatte ſich geneigt in ſeiner Seele. So war er bis an die Schwelle ſeines Hauſes gekommen, und hier war es, wo er ein Tuch von oſtindiſcher Seide nicht ohne einige Anſtrengung aus der engen Taſche des Rockes zog. Mit dieſem jähen Ruck fiel ein Billet heraus, deſſen Siegel erbrochen war. Der Oberſt ward den Verluſt des Blattes nicht gewahr, welches jene geheime Anzeige enthielt. Er ſchwenkte, wie er zu thun pflegte, das Taſchentuch zuvor aus, ſo daß es in der dunkelnden Luft in ſeinem Hochgelb gleich einer leuchtenden Fahne erſchien, die ein Zeichen gäbe. Im Flur war ſo eben die blankgeputzte Lampe angezündet worden, noch lag die Leiter da; der Bediente, der dies Geſchäft verrichtet hatte, war vielleicht noch nicht damit fertig. Der Oberſt ſchritt haſtig der Treppe zu; doch kaum war die erſte Stufe erreicht, als ein Jüngling, der ihm athemlos nacheilte und unvorſichtig die Leiter nicht bemerkt hatte, lang aus vor ihm niederfiel. Die Schnellkraft der Jugend ließ ihn den Boden nur leicht berühren, im Nu raffte er ſich auf; mit ſchwachem, tönendem Klang rollte eine kleine Kugel zu den Füßen des Herrn vom Hauſe. Der Oberſt, erſchrocken, wendete ſich um, und vermuthete in dieſem Ueberfall einen Zudringlichen, der etwas von ihm wolle, um ſo mehr, als der Jüngling ihm ſtumm, doch mit bittender Geberde ein Billet darreichte.

„Wer ſind Sie? was ſoll das?“ ließ der Oberſt ihn barſch an.

„Mein Herr Oberſt, ich gehöre ins Haus“ — antwortete hierauf eine Stimme, in welcher der Schrecken noch vernehmlich zitterte, „ich bin Franz — genannt von Ferne.“

„Franz!“ wiederholte der Oberſt, tief — tief aus ſeiner Bruſt. So hieß er ſelbſt; es war ihm aber, als hörte er den Namen aus weiter Ferne — als riefe ihn ein verborgener Gott! „Dies Billet iſt das Ihre!“ ſetzte jener muthiger hinzu, „ich eilte nur, daſs es nicht etwa in unſichere Hände käme.“

Der Oberſt warf einen beſtürzten Blick auf den Jüngling, der unter dem klaren Schein der Lampe bleich, wie der Todesengel, ſtand; ein geheimnißvoller Schauer floß in ſein Herz.

„Sie haben Sich doch nicht weh gethan?“ fragte er faſt ängſtlich.

„O nein!“ ſagte Franz und lächelte dazu. Dann bückte er ſich, um die Kugel aufzuheben. Bei der gewaltſamen Bewegung, womit er ſich aufrecht erhalten wollte, war die Schnur um ſeinen Hals zerriſſen, und das ſilberne Gehäuſe, nicht mehr ſo feſt eingefügt als ſonſt, ſeitdem Franz es vor den Augen Helenens geöffnet hatte, war aufgeſprungen.

„Dies Billet — ich werde es beſtellen!“ ſagte der Oberſt, indem er mechaniſch aufwärts ging, und Franz glaubte nicht richtig vernommen zu haben. Doch kaum war der Oberſt hinweg, als er inne ward, daß er ihm das Billet an ſeinen Sohn eingehändiget hätte, das, von gleicher Form mit dem gefundenen, von ihm verwechſelt worden war. Sogleich wünſchte er vorgelaſſen zu werden; doch die Jungfer, welche im Vorſaale lauſchte, äußerte, um keinen Preis thäte ſie das und meldete Einen, der andere Zeit wählen könne. Die Herrſchaft wäre im Streit, da möchte man nicht gut ankommen. Ein paar Mal noch kam Franz wieder — nun hatte der Oberſt ſich eingeſchloſſen, und Niemand wagte, ihn zu ſtören.

Franz ging alſo in Frieden ſchlafen, mit dem Vorſatz, morgenden Tages ſeinen unſchuldigen Fehlgriff gut zu machen.

Der Oberſt fand ſeinen Sohn zur Stelle; aber ſprachlos vor Entſetzen ſtarrte dieſer den Vater an, der den Muth verlor, ihm ein hartes Wort zu ſagen.

Eine leidenſchaftliche Scene zwiſchen Frau von Fürſtland und ihrem Stiefſohne war noch im vollen Gange. Sie hatte ihm die heftigſten Vorwürfe gemacht und ſich weit vergeſſen. In dem männlichen Schmerze, bisher wie ein Kind gegängelt worden zu ſein, zerriß, was bindend geweſen, und die Dame, nicht länger im Stande an ſich zu halten, ließ die Maske fallen. Zum erſten Male ſah Otfried die von ihm angebetete Mutter ohne Täuſchung, und er wollte ſeinen Sinnen nicht trauen. Ein verehrtes Bild zerbrach in Scherben — alle Dinge nahmen eine fremde Geſtalt an, und ſein Herz verwandelte ſich gegen ſie. —

„Otfried!“ ſagte der Oberſt, nichts weniger als zornig. „Du biſt derweilen mein Arreſtant — doch beruhige Dich, mein Sohn! ich hoffe, Dich bald entlaſſen zu können.“

Die ungewöhnliche Sanftmüthigkeit in dieſer Anrede des Vaters war der ſeltſamſte Gegenſatz zu dem, was ſie ausſprach.

Der Lieutenant lächelte kalt und antwortete: „Vater, thue mit mir nach Deinem Recht oder Gefallen. Ich bin nun mündig geworden — ſo bedeutet mir der Arreſt, den Du mir ankündigeſt, nicht viel. Freiwillig bin ich Dein Gefangener, ſo lange Du willſt. Hier haſt Du meinen Degen und meine Hand! Gerne bleibe ich bei Dir — armer Vater! Du biſt ja überall allein.

Der Oberſt fühlte ſich von der Wahrheit dieſes Wortes mächtig ergriffen, ein ungeheures Weh riß durch ſein Innerſtes, und Thränen drangen in ſeine Augen. Thränen! fremd dieſen Augen, denn kein Thau des Himmels erquickt die Wüſte. — Schnell hatte Otfried der Waffe ſich entlediget und das Zimmer verlaſſen. Frau von Fürſtland, welche während dieſes kurzen Wortwechſels gleich einer Donnerwolke, die ſich entladet, neue Kräfte geſammelt hatte, wollte jetzt losbrechen; doch ihr Gemahl ſagte mit einem Tone, der ihr verwunderlich däuchte: „Den Sohn habe ich mir gefangen genommen — Dir gebe ich Freiheit, zu thun und zu laſſen, was Du willſt.“ Darauf nahm er des Lieutenants Degen in ſeinen Arm, ein Licht in die Hand und entfernte ſich auch.

Das kam Schlag auf Schlag! Frau von Fürſtland ſtand, wie vom Blitz getroffen. Als ſie ſich beſann, was geſchehen war, kannte ſie in ihrer Aufregung weder Maß noch Ziel. Sie ertheilte Befehle, ließ Koffer herbeitragen, die Jungfer mußte packen, und der ſtille Sonnabend ſchlug ſeine letzte Stunde unter dem Getöſe eines friedloſen Geiſtes.

In heiliger Morgenſtille ruhte noch die Hauptſtadt, als der Oberſt leiſen Schrittes hinanſtieg zu dem Stübchen, welches dem jungen Fremdling in ſeinem Hauſe angewieſen worden. Kein Riegel widerſtrebte, als er behutſam die Thür öffnete. Franz lag, und ſchlief ſanft und ſüß, wie nur die Jugend ſchläft. Seine Hände lagen gefaltet in einander, er war entſchlummert über dem Gebet. In ſeiner Lage drückte ſich eine Hingebung an die Ruhe aus, welche ſchweigend zu ſagen ſchien: Mir gilt es gleich, zu ſchlafen oder ſterben! —

Das wenige Geräth dieſes beſchränkten Raumes war in Ordnung, des Jünglings Kleider hingen ſauber an de Wand, der Vorhang des einzigen Fenſters war nicht zu gezogen, und die Sonne goß ihren reinſten Goldglanz herein. Nach einem alten Volksglauben tanzt die Sonne am Oſtermorgen herauf — und wirklich ſchien es ſo; ihr flammendes Bild umſchrieb wie in freudiger Bewegung einen kleinen Kreis — und zeigte auch hier einen Sieg an über den Stachel des Todes.

Neben dem Lager des Jünglings ſtand ein Stuhl und ein kleiner Tiſch, auf dieſem lag das ſeidene Schnürlein in Stücken, die offene Kapſel und die Kugel; — ein Lichtſtrahl, der Finger Gottes! ließ die eingegrabenen Buchſtaben deutlich erkennen.

Der Oberſt war nach einer unruhig zugebrachten Nacht in dieſer Frühſtille gekommen, um unſern Franz, deſſen Aehnlichkeit mit ſeiner Mutter ihm geſtern Abend ſchlagend aufgefallen war, einige Fragen vorzulegen; hier lag die Antwort in leuchtender Wahrheit vor ihm. Wie hätte ihm ein Zweifel bleiben können? Dieſe lebloſen Dinge redeten überzeugend an ſein Herz. — Dieſe Kugel war einſt aus ſeinem Arm geſchnitten worden, er hatte ſie im Spiel der Liebe an ein armes, bethörtes Mädchen verloren — und man gab dies Kennzeichen einem Kinde mit, das verlaſſen von Vater und Mutter war, von jedem Glücke der Welt!

Der Oberſt, ermattet, ſetzte ſich. Mit einer Rührung, worin er hätte weinen mögen, betrachtete er die zarte menſchliche Geſtalt, die vor ihm lag; die ſchwachen Glieder, welche keine Stütze gehabt; die hagern Hände, die wohl manchmal zu Gott gerungen. Das Gewiſſen ſchlug ihm laut. Aber Franz ſchlummerte ungeſtört. Seine Lippen lächelten — der Engel der Verlaſſenen erſchien ihm im Traume und verkündete ihm die Nähe des Vaters.

„Welch ein Schlaf! Wer ihn hätte!“ ſeufzte der Oberſt,

„von keinem Vorwurfe geweckt — nun, mein armes Kind, Du ſollſt in Deines Vaters Armen erwachen."

Jetzt ſchlug Franz die Augen auf. „Gott! iſt ein Unglück geſchehen?" rief er aus, da er den Oberſt erkannte, der, entkleidet von jedem Stolze, ſich über ihn hinbeugte. „Sei nur ruhig, mein Sohn!" antwortete dieſer mit verhaltener Stimme, „Du haſt von nun an einen Schutz an mir."

Er reichte dem Franz die Hand, welche dieſer dankbar küßte; der Kuß des Jünglings brannte dem Vater auf der Seele.

Aber die Wahrheit fordert ihre Opfer und eine geübte Kraft, und nicht leicht iſt es, ſich zu einer Schuld bekennen, von der Niemand weiß.

Der Oberſt war in dieſem Augenblicke nicht fähig dazu. Der Mund war ihm wie verſchloſſen. Franz hüllte ſich ſchamhaft in ſeine Decke und vernahm nur ein ſorgliches Wort, daß er bei offenen Thüren ſchlafe; als ſpräche der Oberſt nur gelegentlich bei ihm ein und dieſe theilnehmende Fürſorge aus. Franz ſagte beſchämt, er habe in ſeiner Angſt um das vergriffene Billet vergeſſen, die Thür zu ſchließen; der Oberſt möge nur gütigſt entſchuldigen. Dieſer lächelte ſchmerzhaft in dem Gedanken, wer dem Andern zu verzeihen hätte. — — Er verſicherte dem Jünglinge zur Genüge, daß Alles beigelegt ſei, und beſchied ihn ſpäter zu ſich, weil er Manches mit ihm zu reden habe; jetzt müſſe er zuvor den Baron ſprechen. Darauf verließ er ihn. Franz wußte nicht, wie ihm geſchehen war; traumtrunken blickte er der Erſcheinung nach. Seine Augen waren wie geblendet.

Der väterliche Ton, worin der Oberſt zu ihm geſprochen, wollte nicht verklingen; die Sprache der Natur in ihrer zarten Stimmung berührt tief, was ihr verwandt iſt.

Nicht lange nachher entſtand Unruhe unter dieſer ſtillen Höhe. Trepp auf, Trepp ab jagte wie ſtürmiſcher Wind der Befehl der Dame ihre dienſtbaren Geiſter. Die Flügel der großen Hausthür wurden weit geöffnet, der Reiſewagen, ſchwer bepackt, raſſelte heraus. Frau von Fürſtland, hieß es, wäre aufs Land gefahren und werde ſobald nicht wiederkommen.

Um die neunte Stunde war es, da trat Franz mit glühendem Geſichte in das Wohnzimmer des Barons und fand Helene ganz allein. Sie blickte bangſam nach ihrem Gemahle aus, der ſchon wieder in aller Frühe ausgegangen war. Noch hatte ſie ihm keine Rede abgewinnen können, kein beruhigendes Wort.

„O gnädige Frau!“ rief Franz und breitete die Arme aus, „Sie, meine gütige, meine einzige Freundin auf der Welt! Sie werden Theil nehmen an meiner Freude, Sie müſſen es zuerſt wiſſen, was ich Ihnen zu ſagen habe. In dieſes Haus bin ich zu meinem Glücke gekommen, denn der Oberſt — Oberſt Fürſtland! iſt mein Vater und will mich anerkennen.“

Helene erblaßte noch mehr, und in ihrem zitternden Zuſtande kaum fähig, die volle Wichtigkeit dieſer Mittheilung zu faſſen, ſagte ſie:

„Wie, höre ich auch recht? Und auf welche Weiſe hat ſich dies ergeben?“ — „Auf die zufälligſte Weiſe von der Welt!“ verſicherte Franz, mit brennender Begierde in den Augen, daß die verehrte Frau nur erſt Alles wüßte. — Er erzählte in wirrer Freude, unzuſammenhängend; doch Helene ergriff in dem Falle des Jünglings das, woran ihr zagendes Herz, ihr Leben hing. Sie unterbrach ihn und ſprach: „Der Oberſt empfing alſo die Aufforderung? Ich meine das Billet von meinem Mann an Otfried. Denn nichts Anderes, o ſicherlich! war darin enthalten.“

„Der Vater erhielt es!“ verſicherte Franz. „Ach, als er mich ſeinen Sohn nannte — beſchreiben könnte ich es nicht, wie mir da war. Ein Sohn zu ſein und ſeinen Vater zu wiſſen, ach, das iſt ein göttliches Gefühl! — Alles vergaß ich; wie verlaſſen ich geweſen bin, wie die Menſchen mich geſchmähet haben, — nur eines wünſchte ich noch: daß Sie, theure, gnädige Frau, mein Glück mit frohem Herzen vernehmen könnten. Und ſo war es meine erſte Bitte, daß mein Wohlthäter und mein Bruder aus einander gehalten würden. — Ich ließ nicht ab, und der Oberſt — noch einmal will ich ihn ſo nennen — gab mir das Verſprechen, daß Ihr Herr Gemahl eine beſſere Genugthuung erhalten ſoll, als welche er fordert. Auch hat Otfried ihn durchaus nicht beleidigen wollen. Sie dürfen nun vollkommen ruhig ſein.“

Dies war zu viel Gutes für die arme, geängſtete Helene. „O Gott!“ ſagte ſie, „iſt es denn aber auch wahrhaftig wahr? Kann ich mich ganz gewiß darauf verlaſſen?“

Franz erwiederte keine Silbe. Er legte nur die Hand auf ſein Herz, zum Zeugniß der Wahrheit, und ſah die vor ihm ſtehende Helene mit einem Blicke an, worin kein Trug war.

In dieſer ſtummen Minute floſſen ihre Augen über; das unausſprechliche Gefühl einer befreiten Seele drückte ſich in einem aufathmenden Seufzer aus. Sie zog den Jüngling an ihre Bruſt voll dankbarer Wehmuth, und nannte ihn mit leiſem Weinen zum zweiten Male ihren Retter.

Franz umfaßte ehrerbietig, ſchüchtern, die züchtige Geſtalt, welche er heilig hielt. Von Allem, was er auf Erden kannte, war ihm Helene das Höchſte an Güte und Liebenswürdigkeit. Er neigte ſein Haupt auf ihre Schulter und hauchte einen Kuß der Verehrung in die Falten ihres Aermels. Sein Herz that das Gelübde, ihrer nie zu vergeſſen. In dieſem Augenblicke trat der Baron in die Thür. Er ſtand wie eine Bildſäule und ſtarrte die innige Gruppe an, die ſich bei ſeinem Anblicke löſete, ohne außer Faſſung zu ſein.

„Heinrich! Gott ſei gelobt, daß Du kommſt!“ rief Helene, und mit furchtloſem Lächeln trat Franz dem Forſtrathe entgegen; dieſer aber vermied, ihn anzuſehen.

„Wer weiß auch!“ verſetzte er, und Spott und Zorn kämpften in dieſer ungewiſſen Antwort. Und als der Jüngling vor dieſem unerwarteten Auftritte beſtürzt zurückwich, ſagte der Baron zu ſeiner Frau: „Es thut mir leid, daß ich ſtörend war.“ Er machte Miene nach ſeinem Zimmer hin. Helene hielt ihn auf. „Heinrich, wie biſt Du?“ rief ſie aus all' ihren Kräften, und ein reines Gewiſſen hat einen ſtarken Ton. — „Dich kenne ich nicht mehr! Bin ich nicht Dein Weib? Du wirſt doch nicht ſo klein von mir denken, daß Du glauben könnteſt, dieſer knabenhafte Jüngling“ — — Helene vermochte den Gedanken nicht weiter auszudenken.

„O, ich weiß — ich weiß, daß Du ſo groß, als zärtlich biſt!“ entgegnete der Baron, indem er höhniſch dazu lächelte. Sein Auge flammte, er machte ſich los. Helene ſchlug ſchmerzlich wundernd die Hände zuſammen und ſah ihren Gemahl ungläubig an. Sie ſprach: „Ich ſtaune nur ſo. Du, Heinrich, weißt es, für den ich Franz in meine Arme ſchloß. Er rettete mir jüngſt mein Kind und gab mir jetzt das Leben wieder, da er mir ſagte, ich dürfe um Dich ohne Sorgen ſein. So wiſſe es denn! — Sonſt trauteſt Du mir; ich habe es auch um Dich verdient, Heinrich.“ Dieſer Vorwurf ward mit leiſer, herzdurchdringender Stimme geſprochen.

Der Baron ſchwieg finſter, mit perlweißen Zähnen trennte er von einem grünen Zweiglein, was er in den Mund genommen, ein zartes Blättchen nach dem andern, und der bittere Saft der Myrte war auf ſeinen Lippen.

Nach einer inhaltſchweren Pauſe fuhr Helene fort: „Sprich, warum nimmſt Du mir den verdachtloſen Glauben an Dein Vertrauen? Nie hat mein Wort Dich getäuſcht, noch daß ich heucheln könnte. Wie manchen Fehler Du mir auch zur Laſt legen magſt, wahr und aufrichtig bin ich ſtets gegen Dich geweſen. Oder etwa nicht?“

Der Baron verſtummte vor dieſer Frage, zu der Helene das volle Recht der reinſten Liebe hatte. Sein Genius, ſchon im Fliehen, wendete um.

„Helene!“ ſagte er, „wozu nun Alles dies? Es kann mich doch eben nicht entzücken, wenn ich meine Frau in den Armen eines jungen Menſchen finde, der — kein Kind mehr iſt. Solch eine Vertraulichkeit — wie Du Dich auch zu entſchuldigen weißt — iſt und bleibt unter Deiner Würde.“

Helene lächelte und ſprach: „Das wäre traurig, wenn weibliche Würde nur in dem beſtände, was ſchicklich erſcheint. Treue halte ich für eine Mauer von beſſerem Grund. Vielleicht iſt eine beſchränkte Vorſtellung, daß, wenn ich ſelbſt nicht glücklich bin, ich doch deßhalb nicht mit engem Herzen das Glück Anderer von meiner Theilnahme ausſchließen darf? — Als Franz nun im Drange ſeiner Freude zu mir kam und mir ohne Athem, mit halben Worten nur, ſein Glück kund that — daß er, ſo öde und unwiſſend über ſeine Herkunft bisher, als wäre er aus einem Steine entſprungen — nun den Vater gefunden — wie Oberſt Fürſtland" — — Der Bediente trat ein und meldete ihn.

„Nun, ſo höre es von ihm ſelbſt!" ſetzte Helene hinzu und verſchwand in das Nebenzimmer, denn ſchon war der Oberſt an der Schwelle. Hier ſtand Helene ſehr bewegt und tief gekränkt. Der Tag ſchien ſo lebensheiter zu allen Fenſtern herein; ihre Seele aber war betrübt bis in den Tod.

„Woher kommt meinem Manne dieſes Mißtrauen?" fragte ſie ſich.

„Heinrich war nie eiferſüchtig — niemals! O, wie glücklich machte mich das! Ich fühlte darin ſein eigenſtes Herz und wie ich es ſo ganz beſäße. Wenn Heinrich mich fähig hielte, mit einem Knaben zu liebeln — wahrlich! Franz iſt ein Knabe noch, an Gemüth und Sinn, und mir *kindlich* zugethan, wie ich *mütterlich* ihm — — — — Was habe ich gethan, daß dieſer ſchnöde Argwohn, beleidigend wie kein anderer, in meinem Manne entſtehen konnte? Ich ſchäme mich vor dem Franz. Sieht er von nun an mein Geſchlecht in falſchem Lichte, ſo iſt Heinrich Schuld daran. Wenn ich des Mannes Liebe verloren habe, dem ich mich zu eigen gab, mein himmliſcher Vater! den Du mir gabſt, daß ich glücklich würde, ſo laſſe mich nicht in ſeiner Achtung ſinken! dies ertrüge ich nicht.

Helene ſtrebte, ſich über das erlittene Unrecht zu erheben. Aber auf einem zarten Gemüthe ruht ſelbſt der *Schein* einer Sünde gegen den ſittlichen Geiſt, der *Schatten* eines unlautern Feuers, ſchwer und dunkel.

Der Baron, als er ſeine Frau in einer Umarmung antraf, die, wie unverfänglich ſie auch war, ihn allerdings befremden mußte, kam aus jenem Garten der Vorſtadt, aus dem die Blumen waren, welche in ihrer Unſchuld Verwirrung und Unheil angerichtet hatten. Ohne Raſt und Ruhe war er hinausgegangen, die Wahrheit dieſer Sache um jeden Preis zu erforſchen.

Frühlingsluft webte über dem ſchlummernden Garten, und der Pfühl der Erde, von tauſend Kräften geſchwellt, dünſtete unter dem funkelnden Morgenthau. Das junge Grün drängte ſich in lebendiger Friſche hervor, die Blumen fingen an zu erwachen, und Gottes Odem zog leiſe durch die Lüfte. Die Lerche wirbelte ihr kleines, helles Loblied hoch oben, unſichtbar in der blauen Höhe; die Glocken der Stadt ertönten feierlich, weithinhallend — und heiliger Friede war in der Stille der Natur.

Der Baron ging zwiſchen den reinlichen Beeten auf und nieder, die Sonne ſtrahlte die ſchattenloſen Bäume an, und er ſchlug ſein Auge vor ihrem Glanze zu Boden. Der Gärtner, den er ſuchte, weckte ein ſanftes Bild in ihm — wie tief war es begraben worden im Gewirre der Welt! und es ſtand in milder Hoheit vor ſeiner Seele, wie einſt, da er noch ein Kind war. — Der Wind, der ſeine heiße Stirn kühlte, war wie ein Geiſt aus jener rührend guten Zeit, der ihn anwehte und ihm Gedanken zuflüſterte, weit verſchieden von denen, die ihn vor wenig Minuten noch beunruhigten. Es war nur ein frommer Schauer vor dem Geheimniſſe der Verſöhnung, was ihn anwandelte; aber es genügte, daß er anderen Sinnes ward.

Als nun der Gärtner kam und ſich höflich erkundigte, was zu Befehl ſtehe, enthielt der Baron ſich der Frage, um derentwillen er hierher gekommen war, und er begehrte ein Sträußchen, wie es eben zu haben ſei. Ach, wenn den Menſchen der Glaube berührt — wäre es auch nur in leiſeſter Ahnung — dann bedarf er dich nicht mehr, armes Wiſſen! — Der Baron machte noch einen weiten, einſamen Spaziergang, dann kehrte er nach der Stadt zurück. Ohne an eine Abſicht zu denken, gleichſam inſtinctartig, ſchlug er den Weg ein, der an der hintern Seite des Hauſes vorüberführte, worin die Gräfin wohnte. Er ſah hinauf — Leonidens Mädchen ſtand auf einem kleinen Altane, und bürſtete emſig und ſorgfältig. Die Gedanken des Barons nahmen ihren Strich dorthin; — ein warmer Freund iſt wie die Sonne, welche jedes Stäubchen belebt. Es fiel ihm ein, der Jungfer den Auftrag zu geben, den friſchen Strauß, den er in ſeiner Hand trug, auf den Frühſtücktiſch ihrer Herrſchaft zu legen. Gedacht, gethan. — Als er eilends den Vorſaal erreichte, ſah er die Blumen von geſtern in einem Winkel ſtehen, bei Seite geſtellt, ungünſtig — zum Beweis, daß weder die Gabe, noch der Geber Gnade vor den Augen der ſchönen Fanny gefunden. In dunkler Stille ſtanden ſie da, unbeachtet und verſäumt; ein Niederhang der Myrte, der gerade am reichlichſten die lieben Blüthen trug, war geknickt. Der Baron brach ein Zweiglein davon. Die zarte Aurikel ſenkte ſich ſogar gegen den trockenen Erdboden, und der Puder, der bei dieſer feinen Schönheit nie aus der Mode kommt, ſchien unter einem rauhen Winde verflogen zu ſein. — Der Baron verweilte, und dieſer Anblick that ihm wohl, da — o Wankelmuth des menſchlichen Herzens, welches zwiſchen Licht und Finſterniß ſchwebt — er doch hätte einſehen müſſen, daß ein reiner, weiblicher Sinn, der die Natur nicht verſehren darf, um ſich ſchuldlos zu weiſen — dies rohe Zeichen verſchmäht haben würde.

Jetzt, nachdem er raſch ſeine Schritte heimwärts lenkte, kam er bei einer katholiſchen Kirche vorbei, und der Blick, den er durch die aufſtehenden Thüren warf, ließ ihn nicht weiter. Er trat in die Halle unter dem Chor. Die ruhigen Kerzenflammen hinter einem bläulich-zarten Schleier von Weihrauch, das offene Gitter des heiligen Grabes, noch in ſeinem rührenden Schmucke — hier ein flüſterndes Gebet, dort eine gebeugte Seele auf den Knien, niedergeworfen vor dem Bilde des Auferſtandenen, dies Alles vertiefte den Eindruck der Andacht, den er im Garten empfangen. Ueber ihm erbrauſ'te ein Meer von Tönen, in Wellen des Geſanges bewegte ſich der Himmel auf und nieder, neben ihm rann leiſe ein Strom von Menſchen aus und ein, das Schiff der Kirche war gefüllt. —

Als ſchwanke Alles um ihn her, lehnte der Baron, geſtemmt den Fuß, an einem Bogenpfeiler; die Woge ſeiner Gedanken ſtieg und ſank. Vergangenheit und Zukunft floſſen in einander. Vom Donner der Orgel durch und durch erſchüttert, bebte ihm der ſtolze Muth. Jenſeits lagen Trümmer — hier war der ſtille Port. Wie Nebelbänke ſchwamm es vor ſeinen Augen. In einer heißen Reuethräne ſchmolz ſein Herz, und eine wunderbare Wandlung ging darin vor, wie wenn eine Mutter der Abbitte des Kindes mit ſanfter Verzeihung entgegenkommt. Aber — dieſer Engel des Gefühls ging vorüber. Wie aus einem tiefen Traume ſchaute er auf und empfand, daß es Zeit ſei, das feuchte Gewölbe zu verlaſſen. So ging er langſam nach Hauſe.

Wir ſahen den Baron bei dem Eintritte in das Zimmer ſeiner Frau und können nicht umhin, einzuſehen, daß auch die frommſte Wallung nicht zuverläſſig ſei, und wie ſehr es Noth thue, daß im Feuer edler Entſchließungen das Herz feſt werde.

Helene hatte nie über einem Zwiſte ihrer Eltern die Sonne untergehen ſehen, und aus ihrer Kindheit und früheſten Jugend jene chriſtliche Lehre, welche unaustilgbar Wurzel gefaßt, mit hinübergenommen, als ſie Vater und Mutter verließ, um an ihrem Manne zu hangen.

Wir müſſen es zu ihrem Ruhme ſagen, Helene trug nicht nach. Als daher der Baron, nach einer langen Unterredung mit Oberſt Fürſtland, zu freundlicher Verſtändigung mit ſeiner Frau geneigt ſchien, wich ſie ſeinem annähernden Worte nicht aus.

„Es iſt nun gut, daß wir wegkommen!“ ſagte der Baron entſchieden und, wie es ſchien, dieſer Gewißheit froh. Wir haben kein Verhältniß mehr zu dieſem Hauſe, worin ſich viel ändern wird, wo nicht Alles. — Frau von Fürſtland dürfte es mir wohl ſchwerlich verzeihen, und ich will nicht abwarten, wie ungnädig ſie es aufnimmt, daß ich ihrem Gemahle einen natürlichen Sohn zugeſchoben habe, wenn es auch ohne mein Wiſſen geſchehen iſt. — Wir gehen nach Haynburg, Helene!“

„Nach Haynburg?“ wiederholte Helene und betonte ihre Frage, als glaubte ſie nicht recht vernommen zu haben.

„Ja,“ antwortete der Baron; „fällt Dir das auf? Schon vorigen Herbſt war das herrſchaftliche Haus in Haynburg in Stand geſetzt worden, daß es wohnlich wäre, als man höheren Orts für gut fand, anders über mich zu verfügen. Jener Aufenthalt, der um der Nähe des Vaters willen und auch ſonſt noch — mein Wunſch geweſen, wurde alſo hinausgeſchoben, und jetzt gehe ich im Auftrage des Landesherrn dahin. Wie lange wir dort bleiben werden, iſt ungewiß, den Sommer über jedenfalls. In ein paar Tagen reiſe ich voraus, Du folgſt mit Kind und Leuten Ende nächſter Woche nach. Die Möbeln laſſen wir einſtweilen hier, nur das Nöthigſte nimm mit; ſo weit als möglich ſei unſer Abzug ohne große Beſchwerde.“

Gegen ſeine Weiſe hatte der Baron dieſe Willensbeſtimmungen äußerſt geſchwind geſprochen, ſo daß er auch hierin den Wunſch einer beſchleunigten Abreiſe ausdrückte, und als er nun inne hielt, konnte Helene ſich kaum von ihrem Erſtaunen erholen.

Sie ſah ihn dennoch fragend an und ſprach: „Den Frühling auf dem Lande bringſt Du mir! Dieſe Botſchaft, Heinrich, kann mir nur willkommen ſein. Was könnte mich hier halten?“

„Ja, wahrhaftig,“ verſetzte der Baron beinahe verächtlich, auch mir iſt wie dem Vogel, der den Faden nachſchleppt in den Wald. Freiheit, im vollen Sinne des Wortes, werde ich nicht genießen, denn immer bleibe ich an meine Pflicht gebunden; — aber ich werde doch einmal aufathmen im Freien. Und ſo muß ich Dir geſtehen, ich freue mich wie ein Kind nach Haynburg.“

Helene vernahm dieſe Worte mit einem entzückenden Gefühle. Der Gedanke, daß ihr Gemahl hier nicht gefeſſelt wäre, die Stadt leichten Muthes meiden könne, und daß ſie allein mit ihm ziehen dürfe in die ſchöne, grüne, ſtille Welt des Landlebens, regte ihr das ganze Herz auf. Ein zarter

Wink, den ihr die Weiblichkeit gab, hielt jedoch die ausbrechende Freude in ihrem Buſen zurück, und ſie ſagte nur ſanft und gemäßiget; „O Heinrich, das höre ich gern.“ Ihr dunkelblaues Auge ſtrahlte ihn voller Vergnügen an; es war ein Lichtblick trüber Tage.

Der Baron faßte ihn nicht auf, weil er, wie Männer pflegen, ſein nächſtes Glück überſah, um in die Ferne zu ſchauen.

„Haynburg ſoll eine Wildniß geworden ſein. Es thut nichts,“ redete er weiter mit jener tiefſinnigen und träumeriſchen Vertraulichkeit, die gleich dem Selbſtgeſpräche an kein fremdes Hören denkt. „Wirſt Du es glauben, Helene, das alte Jagdſchloß, wie es ſeit Olims Zeiten genannt wurde, hat gleichſam den Ton meines Lebens angegeben? Welch ein Wiederhall, lieb und geiſterhaft, ſchläft in meiner Bruſt von der Zeit an, wo ich als ein lallendes Knäblein kaum ſeinen Namen wußte; dennoch ruft mir das dämmernde Bild des Ortes Alles zurück. Ich weiß, ich werde die Stellen finden, wo ich mit Leonide und ihrem Bruder im hohen Graſe geſpielt habe und wir uns in kindiſcher Scheu dem Gehäge näherten, worin die ſtolzen Hirſche mit ragendem Geweihe furchtſam von uns angeſtaunt wurden. Ein theurer Schatten ſchwebt vor mir — die Gräfin, die ſich meiner hülfloſen Kindheit treumütterlich annahm. Ach, ich möchte den Saum ihres Gewandes küſſen, einmal nur! Ich glaube, ſie wird mir dort nahe ſein in lichter Geſtalt; mir däucht, ſie war eine wunderſchöne Frau.“

„Das muß ſie wohl geweſen ſein,“ entgegnete Helene mit einem Seufzer, „der Wirkung nach zu ſchließen. Deine Mutter, mein Heinrich, hat mit Thränen nach jenen Fenſtern geblickt. — Auch mir iſt Haynburg wichtig, wenn auch gewiſſermaßen in ſchmerzlicher Beziehung. Das Unglück Deiner Eltern iſt von dort ausgegangen.“

Der Baron ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Das Unglück wäre doch gekommen.“ Weiter ließ er ſich nicht aus über jene Trennung, wovon er niemals ſprechen mochte, und Helene hätte klug gethan, es auch zu unterlaſſen. Er empfand dies erinnernde Wort als einen Einwand gegen ſein ausſtrömendes Herz, gegen das, was er in unbewußter Abſicht hatte einleiten wollen. Nach einer Pauſe, worin er einen Anlauf nahm, ſagte er: „Ich hätte Dir einen Vorſchlag zu machen; bitte die Gräfin, daß ſie uns nach Haynburg begleite; *mir* gehört ſie dorthin, und ich hoffe, ſie wird es Dir nicht abſchlagen. Leonide befindet ſich in Verlegenheit, wohin; denn in Sonnenfelde iſt der Bau bereits in vollem Gange.“

Bei dieſer Anmuthung ihres Mannes ſtand Helene beſtürzt, aus dem Himmel gefallen. Die augenblickliche Täuſchung, an der ſie ſich erlabt, war plötzlich ein um ſo bitterer Kelch, und ihre Lippe bebte davor. Mit krampfhafter Stimme fragte ſie: „Die Gräfin wollen wir mit nach Haynburg nehmen, und Fanny — wie ſich von ſelbſt verſteht — — und ich, *ich* ſoll darum bitten?“

Der Baron, über und über erröthet, fuhr heftig auf: „Und das kommt Dir befremdlich vor? In der That, das muß mich wundern; Dein gutes Gedächtniß zeigt eine ſchwache Seite. Du vergißt, was wir der Gräfin ſchuldig ſind; ich aber werde es ewig nicht vergeſſen, daß ſie die Schweſter eines Freundes iſt, der mir mehr als ein Bruder ergeben war.“

„Dafür biſt Du auch *mehr als dankbar*“ — antwortete Helene, und ihre Glieder zitterten.

Der Baron verſtand dieſes Drüber, was vom Uebel wäre, ſehr wohl.

„Das iſt immer ſo,“ verſetzte er; „wo die Frau zu wenig thut, da thut leicht der Mann zu viel, wenn es darauf ankommt, das Gleichgewicht zu halten in einem Verhältniſſe“ —

„Das mir ſchwer auf dem Herzen liegt,“ unterbrach ihn Helene, zur offenſten Sprache entſchloſſen. „Daß die Gräfin kaum Theil an mir und meiner Nähe genommen, dies wollte ich ihr zu Gute halten, da ich ihre Abneigung gegen dies Haus kenne, und weil ich weiß, wie einſeitig auch die beſte Seele wird, welche ihrem Schmerze nachhängt oder einem Vorzuge, den ſie eigenwillig giebt. — Aber das kann ich ihr nicht verzeihen, daß Leonide nicht im Mindeſten daran denkt, wie Deine Frau, als ſolche, doch einige Rückſicht von ihr erwarten dürfte. Würde ſie das, wenn Du ihr zeigteſt, daß ich Dir das Liebwertheſte auf Erden bin? — Sie hat Dich mir entzogen und mich zunichte gemacht in Deinen Augen; dabei kann weder Liebe, noch Friede zwiſchen uns beſtehen, und am allerwenigſten Freude. Ich habe zu thun, daß ich, gebeugt wie ich bin, mich an meiner Selbſtachtung aufrichte und an dem Vertrauen, daß Gott mir nicht mehr auflegen wird, als ich tragen kann. Laſſe mich ganz ausreden. Du hältſt mich für undankbar? Ach, mit tauſend Thränen, mit manchem Seufzer in ſchlafloſer Nacht habe ich die Schuld früherer Gewogenheit bezahlen müſſen — mit meines Herzens Gut und Blut! Denn Du, o Heinrich, wehe Dir! Du täuſcheſt Dich und ſie — und bringſt ihr Weib und Kind und Alles zum Opfer dar!“

„Helene,“ rief der Baron aufs Aeußerſte gebracht, „was willſt Du damit ſagen?“

„Alles!“ wiederholte Helene. Nur ein Hauch war es, ein Lüftchen ihres Mundes; aber der flammende Blick ihres Mannes hielt nicht dagegen aus.

„Alſo Eiferſucht!“ rief er in zürnender Heftigkeit, die nahe an Wuth grenzte; „dieſe Furie ſchläft Dir am Buſen, und Du hätteſt mich jemals geliebt? — Wie haſſe ich dies Vorrechnen und Abwägen, dies Auflauern und Nachſpüren; ich hätte es Dir nimmer zugetraut und Dich für zu edel dazu gehalten.“

Helene entfärbte ſich jetzt ganz, aber die Ruhe des guten Gewiſſens war in den todesbleichen Zügen. Mit tiefem Schmerze in der Stimme erwiederte ſie: „Du irreſt, Heinrich, ich ſage Dir, Du irrſt! Wann hätte ich Dir nachgeſpürt oder auflauern laſſen? Dann erführe ich nur, was ich verdiente. Wiſſe jedoch, daß ein treues Herz der Kryſtall iſt, durch welchen man das Weſen des Geliebten erkennt; die kleinſte Trübung würde gegen mich zeugen. Dieſen Schatz beſitze ich noch, ihn allein, mein Glück. Lege die Hand auf Dein Herz und frage Dich, wenn ich es durchſchaue, ob ich noch glücklich ſein kann.“

Dieſe Antwort ſeiner Frau erſchütterte den Baron, denn ſie traf genau das Pünktchen der Wahrheit. Helene erſchien ihm, wie wenn ſie in Hinſicht auf ſeine Perſon allwiſſend wäre, und Achtung miſchte ſich mit Scheu, indem er leidenſchaftlich antwortete: „Willſt Du mich wahnſinnig machen? Viel fehlte nicht dazu, daß ich es würde. Was ich auch beginne, es wird mir zum Vorwurfe. Du gehſt ſo unglücklich umher, als hätte ich Dir ein verhaßtes Loos aufgedrungen; das iſt doch wahrlich nicht ſchmeichelhaft für das Gefühl eines Mannes, der für Deine Ruhe verantwortlich iſt. Es iſt mir zu Muthe, als lüde ich tauſendmaltauſend Seufzer auf meine Seele, und das Leben wird mir dabei zur Laſt. Nicht lange, das fühle ich beſtimmt, ertrüge ich dieſen Zuſtand. Sage, was kann ich thun, daß es anders werde?“ —

Bei dieſer Frage benetzte ſich die ſchöne Wimper ſeiner Frau. Helene zerdrückte dieſe ſtillen Tropfen. Die Worte fielen ihr ein — jene Worte, die ſich in den tiefſten Grund ihrer Seele eingeſenkt: „Das that ich für Dich — was thuſt Du für mich?“ Und ſie beugte ſich vor Gott und that das Gelübde, auch das Schwerſte zu leiden, ob ihr das Herz auch blute.

Als der Baron Helene ſo geſenkten Blickes, ſo blaß werden ſah, daß nur ein leiſes Zucken ihrer Lippen das innere Leben verrieth, ſtieg eine Ahnung der Liebe in ihm auf, die ſie ſtill begrub, und ihr Anblick rührte ihn. Sein Trotz ging in eine weichere Tonart über, als er ſagte: „Du biſt krank, Helene; es kann nicht anders ſein. Willſt Du den Arzt nicht rufen laſſen? Thue es mir zur Liebe; was irgend Dich zu beruhigen vermag, es ſoll geſchehen. Nur meine Ueberzeugung kann ich Dir nicht preis geben, daß Du Dich unrecht gegen die Gräfin benommen und vielleicht eben deßhalb meine Aufmerkſamkeit für ſie geſteigert haſt. Ich gebe zu, daß Leonide ihrem Weſen nach wenig Rückſichten nimmt, daß ſie, an einige Zuvorkommenheit gewöhnt, an ſich hält; aber ſie fühlt ſich verödet in der Welt, genug, um ihr mit Schonung zu begegnen. Meinetwegen nun, wir überlaſſen ſie ihrem Schickſale — meine freundſchaftliche Geſinnung wird ihr folgen, wohin es auch ſei; doch Dich, Helene, wünſche ich zufrieden zu ſtellen, und gebe jenen Gedanken auf.“ —

Wenn Helene auch fühlte, daß Leonide hier nur beſchönigender Vorwand ſei, wenn ſie auch wußte, daß das einſache Urtheil der Empfindung ſelten trügt, ſo wirkte doch der Gedanke mächtig auf ſie ein, daß ein Vorenthalt von ihrer Seite zu vergüten wäre. Gegen die Gräfin hätte Helene nichts, gar nichts einzuwenden gehabt, ja, die dankbare Ergebenheit ihres Mannes an dieſe vereinſamte Freundin würde ihren Stolz auf ſeinen Beſitz unzweifelhaft erhöht haben, nur umgingen Beide die Hauptſache. Helene ſah ein, daß in der Anſicht ihres Mannes etwas Wahres läge, wenn er auch die volle Wahrheit nicht auffaßte, weil der Geſichtspunkt, der Alles verändert hätte, auf ſich beruhen blieb. Sie ſagte daher:

„So wenig verſtehſt Du mich, daß Du dächteſt, zu meiner Genüge müßteſt Du entbehren? Das verhüte Gott! Verſtehe Dich nur ſelbſt recht! Dies iſt meine einzige Bitte an Dich; weiter verlange ich nichts von Dir. Auch der klarſte Verſtand kann durch leidenſchaftliche Sophiſtereien irre geleitet werden — auch der Klügſte iſt täuſchbar. In einen Wunſch von Dir einzugehen, iſt meines Herzens Freude. Dein Wille ſoll mir Geſetz ſein; nur ſorge dafür, daß Dein Wille gut“ — — — Dies Wörtlein erſtickte in Thränen. Der Baron faßte verſtummend die Hand ſeiner Frau; die Hand war kalt und feucht, und er ſchloß ſie in ſeine beiden Hände. Helene neigte das Haupt, daß ihr Gemahl den weinenden Blick nicht ſähe, und Heinrich küßte ihre Augenlieder, wie er in den ſüßeſten Stunden der Liebe gethan. Dieſe kleine Liebkoſung war von großer Wirkung. Helene ſchaute auf zu ihm, und dieſer ſchöne Blick, der zu ſagen ſchien: „Du wirſt, Du kannſt mich nie verlaſſen“ — drang tief in ſein Herz. Ihr Auge voller Reinheit und Glauben war ein ſanfter Himmel, der ihm vergab.

„Wollen wir Frieden ſchließen?“ fragte der Baron mit jener Stimme männlicher Zuneigung, der die Liebe ſchwerlich widerſteht, — und Helene feierte an dieſem Oſtermorgen den göttlichſten der Siege. Sie überwand ſich ſelbſt.

Am folgenden Morgen — der Baron war ausgegangen — trat die Gräfin unangemeldet, ſo wie einſt, in Helenens Zimmer. Leonide ſah leidend aus, ſogar etwas blaß und ſchmal, und ſchien trotz der warmen Frühlingsluft zu fröſteln. Sie trug einen koſtbaren Shawl, den der verſtorbene Graf ihr einſt verehrt. Helene erkannte ihn augenblicklich; ſeine dunkle Farbe, das glänzende Gewirk ſchimmerte noch, wie eine ferne, liebe Zeit, und der zarte Lavendelgeruch, der aus den weichen Falten quoll, war ihr eine Blume, die das Gedächtniß mit dem verborgenſten Geheimniſſe der Vergangenheit erfüllte.

Mit liebenswürdiger Zutraulichkeit ſagte die Gräfin: „Vergeben Sie nur, daß ich ſo aufs Gerathewohl komme; ich freue mich, Sie allein zu finden. Eine förmliche Viſite, die liebe ich nicht und laſſe ſie am liebſten ganz. Jetzt, in den Stunden der Kirche, ſind die Straßen ziemlich leer, und ein wenig menſchenſcheu bin ich von jeher geweſen. Hier iſt der Paß nun frei; und ein feindlicher Vorpoſten,“ die Gräfin deutete lächelnd nach dem untern Stockwerke, „hält mich nicht mehr ab.“

Wie anders erſcheint dem Blicke des Wohlwollens und dem des Mißtrauens daſſelbe Weſen! Es däuchte der überraſchten Helene, als ſähe ſie ſeit Wartenſtein Leonide zum erſten Male. Die alte Freundlichkeit — der wohlbekannte Shawl mit ſeinem Sommerdufte; ach, ſeiner und ſchwebender noch ſind die Fäden, welche ſich in dem, was wir Verhängniß nennen, für die wichtigſten Erfolge verweben — ließ Helene aufrichtigen Herzens ſprechen, da ſie ſagte: „Als die größte Güte, liebe Gräfin, muß ich es erkennen, daß Sie mir das Ceremoniell erlaſſen, für das ich nicht geſchaffen bin. Der Zwang des Wohlſtands preßt mir das Herz zuſammen, und ich möchte dabei an die Schnürbruſt meiner Großmutter denken, die ich als ein muthwilliges Märchen zum Scherz probirte. An Steifheit muß man gewöhnt ſein. — Sonderbar genug! eben war ich im Begriff, Sie zu beſuchen.“

„Das trifft ſich ſchön!“ erwiederte die Gräfin, „ſo ſind wir in Gedanken einander begegnet. Aber, meine gute Helene — was werden Sie ſagen, wenn ich mit einer Bitte komme, die mir auf dem Herzen liegt? Ich will nur erſt zu Athem kommen. Doch zuvor ſpreche ich es als einen Beweis Ihrer Achtung an, daß Sie ohne Hehl nein! antworten, wenn nur das leiſeſte Gefühl in Ihnen dagegen wäre. Wie manche Nachſicht ich auch in Anſpruch nehme, namentlich ſeit meine Stütze — mein Herz! gebrochen iſt. Freiheit und Wahrheit ehre ich an Jedem, und fordere ſie zunächſt für ein freundſchaftliches Vertrauen.“

Helene erröthete ſanft und ſah mit offenem Blicke die Gräfin an, indem ſie mit unverkennbar gutem Willen antwortete: „Sie haben volles Recht, die dankbarſte Aufrichtigkeit von mir zu erwarten. Was nur in meinen Kräften ſteht, deſſen können Sie verſichert ſein. Doch auch ich habe ein Anliegen an Sie, verehrte Freundin, und würde es als eine Gunſt erkennen, wenn ich Ihnen damit zuvorkommen dürfte.“

„Das iſt Sympathie!“ ſagte die Gräfin überraſcht und froh errathend. „Wiſſen Sie noch, wie oft dieſer überſchwängliche Stoff das liebſte unſerer Geſpräche war? Und wie wir auch taſteten und aus bloßem Gefühl zu erklären ſuchten, was ſich allem Forſchen ewig entzieht, wir kamen zuerſt und zuletzt doch nur darin überein, daß Sympathie, dieſer dunkle Geiſt des Herzens, unfaßbar wunderſam wirkt — ein Band zwiſchen Himmel und Erde, ein Gedanke, der mein ſtärkſter Troſt geworden iſt.“

„O Helene!“ ſetzte Leonide ihre Rede fort, wobei ſie die ſchlanken Finger auf den Arm der jungen Frau lehnte, als wolle ſie die hervordrängende Erklärung noch niederhalten, „wie könnte man nur in der Stadt an Sympathie denken, wo der Egoismus ſeine grauenvolle Oede verbreitet? In dieſem Häuſermeer, in dieſem nichtigen Getöſe gehe ich zu Grunde und finde mich ſchmerzlich allein. So ſehne ich mich denn nach Einſamkeit, um wieder geſellig zu werden; in die allertiefſte Stille ſehne ich mich — in die Natur, welche die nicht traurig läßt, an denen die Welt leichtſinnig vorüber rauſcht.“

„Gräfin, gehen Sie mit uns nach Haynburg; dies iſt's, was ich bitten wollte,“ ſagte Helene theilnehmend in dringender Eile, als fürchte ſie, das Verdienſt des freien Anerbietens könne ihr entgehen. In dieſer bittenden Aufforderung war Fanny, dies zweite Ich der Gräfin, mit keiner Sylbe eingeſchloſſen.

„Sie ſind ſehr gut, ſehr liebevoll, daß Sie meinen Wunſch ausſprechen, den wörtlich zu äußern ich kaum das Herz hatte,“ antwortete die Gräfin gerührt; doch mit Feinheit das Schwerſte nachſchiebend, ſetzte ſie hinzu: „Freilich wäre noch zu erlauben, daß Fanny vorerſt mit mir käme.

welche ſpäter für eine unbeſtimmbare Zeit nach Hauſe reiſen wird, weil die kranke Mutter nach ihr verlangt.“

Aber welch ein Felsſtück fiel von Helenens Bruſt! Jenes „Vorerſt“ war eine bald abgewälzte Laſt, die jeder Athemzug erleichterte, und das „Später“ ein Senfkorn des Glaubens, der da Berge der Anfechtung verſetzt.

„Es dauert ja nicht ewig!“ dachte Helene aufathmend; „denn wie könnte Fanny, dies eingefleiſchte Weltkind, ſich in Haynburg gefallen?“

Und als ob Leonide abermals dieſe Gedanken verſtände, und indem ſie die freundliche Helene fragend anblickte, ob ſie in der ausdrucksvollen Sprache ihrer Geſichtszüge ein Ja und Amen fände, fügte ſie hinzu: „Meine kleine, wilde Hummel kann dort nur mit den Bienen ſchwärmen, was ihr ſehr gut thun wird; der Flatterſinn findet dann keine Gefahr und kann ſich in aller Unſchuld auslaſſen. Was mich betrifft, ſo ſagt mir eine Ahnung, die Schattenwelt meiner Kindheit wird milde und wohlthuend für mich ſein. Ach! ich könnte ſingen: Wo bau' ich das Hüttchen der Ruhe mir hin, dem Taumel der Welt zu entfliehen? Nirgend, nirgend, iſt es mir ſtill genug, denn mein Leben beſteht ja nur noch in Erinnerungen.“

„Auch ich,“ ſprach Helene, „leide an dieſer Sehnſucht, welche vor dem Geräuſche flieht. Mein Heimweh iſt Wartenſtein, wo ich ſo glücklich war. Es ſteht feſt im Grunde meiner Seele — Sie wiſſen, wie die Liebe baut! dort — dort möchte ich ſterben und begraben werden! — Wenn es am ſtillſten um mich iſt, dann — der Doctor würde es für Krankheit halten, und ich fühle es inbrünſtig als Geſundheit — dann höre ich die Schloßuhr ſchlagen, den trauten Klang, der mir goldne Stunden ſchlug; den Brunnen —

es fließt ſo natürlich in mir! Welche unverſiegbare Kraft iſt es doch, womit ein liebevolles Gemüth das matte Leben erquickt! — Jener unvergeßliche Boden hat meinen Frühling geſehen; das Herz blühte mir auf unter dem Schutze der treueſten Eltern an Heinrichs Bruſt — — — und das Auge der Freundſchaft war der Spiegel dieſer reinen Verhältniſſe.“

Helene drückte bewegt der Gräfin die Hand.

Leonide erwiederte mit vollem Herzen dieſen Händedruck und ſprach: „Helene, meine gute Helene! vielleicht haben wir uns einen Augenblick verkannt. — Wer betrübt iſt, dem entſchwinden nur gar zu oft ſeine Freunde wie ſeine Freuden. Wir wollen nunmehr wieder inniger zuſammenhalten; wollen wir? Die erhöhete Stimmung Ihrer Nerven ängſtet mich; Sie haben Ihre Kräfte überſpannt — und hierfür iſt die Natur der beſte Arzt. Sie werden mir vergönnen, mich Ihrer anzunehmen, ſo weit ich kann.“

Dieſer Ton freundſchaftlicher Theilnahme ließ Helene wie aus einem ſchweren Traume erwachen. Die Gräfin war unverändert die alte noch. „Wie iſt mir denn geweſen?“ fragte Helene ſich in Gedanken. „Leonide, ſo warm für mein Wohl beſorgt, kann eine ſträfliche Neigung nicht unterſtützen wollen, die mich ins Grab brächte. Nein, dies kann nicht ſein.“

Die Gräfin erſchien ihr mehr als gerechtfertiget.

Gottlob! wie wenig bedarf es doch, daß Menſchen, die ſich kannten, einander wieder erkennen! Ein einzig höheres Gefühl der Großmuth — und das Wölkchen zieht niedrig vorüber — der Himmel der Freundſchaft überſpannt in ſeinem weiten Blau das Ferne — und die Unendlichkeit liegt im Lichte der Liebe vor dem ſchwachen Blicke, der ſo leicht in ſeiner Anſicht irrt.

Wenn es ein Erfahrungsſatz iſt, daß es um die Selbſtſtändigkeit der Menſchen überall mißlich ſtehe; wenn es kaum einen Charakter giebt, der als abgeſchloſſen zu betrachten wäre, ſo müßten wir uns eigentlich beſcheiden, was jedoch Niemand thut. Das Herz iſt bei weitem eine unentdeckte Welt auf keiner Karte des Verſtandes auszurechnen. Nur im tiefſten Schmerze gelangen wir zu einer andern Sonne, zu dem, was uns fremd war. —

Leonide, Gräfin Bourg, durch Natur und Geiſt auf das allerinnigſte mit ihrem Bruder verbunden, ſchien nicht beſtehen zu können, wenn dies Verhältniß ſich löſete; dieſe Ehe des Gemüths, worin Beide ein Herz und eine Seele waren, konnte nur im Tempel der Nothwendigkeit geſchloſſen ſein. Nur was den Bruder nahe und näher anging, trat in den Kreis dieſer weiblich ausgebildeten Individualität; all ihre Theilnahme zog ſich endlich in die unabläſſige Sorge für ein leidendes Daſein zurück, das dennoch nicht zu retten war. Die ſchweſterliche Wittwe, ſobald der Gegenſtand, den all ihre Kräfte umfaßt hielten, ins Grab ſänke, würde dieſe ſchwere Scheidung nicht überſtanden haben, wenn die Vorſehung nicht ein Mittel gewußt hätte, ſie aufs neue an das Leben zu knüpfen.

Schon längere Zeit vor dem Tode des Grafen nahm, wie wir wiſſen, ſeine Schweſter Fanny Eckardy zu ſich, und was ſie für das junge Mädchen zu thun geſonnen war, das that ſie dem Freunde ihres Bruders zu Liebe. Dieſe kleine Fanny, welche von der Grenze der Kindheit zu kommen ſchien, war eine geborne Kokette und zwar der gefährlichſten Art.—

Wenn das böſe Princip zur Verſuchung, für den Stolz der Männer und zur Strafe für unſer Geſchlecht ein Werkzeug ſucht, ſo wählt es ſolch ein intereſſantes Aeußere, ſolch eine trugloſe Miene, und trägt das Pflänzchen voll dämoniſcher Keime in den Sonnenſchein des Glückes. Dann ſchießt das Verderben im beſten Wachsthum auf, die giftige Blume entfaltet ſich — und manch ein treues Herz kann den Tod davon haben. —

Mit dem Inſtincte der Abſicht faßte Fanny die Gräfin auf und ſetzte tauſend kleine Künſte der Schmeichelſucht in Bewegung. Sie verbarg in der ſchlauen Einfalt eines Kindes das, was ſie durchſetzen wollte. Ihre aufknospende Schönheit, welche die vollſte Blüthe verſprach, nahm die Gräfin mehr für ihre Schutzbefohlne ein, als Leonide ſich ſelbſt geſtehen mochte. In Allem, was Fanny that oder ließ, war ein Reiz der Unbedachtſamkeit, der zur Lockung wurde für den Sinn der Männer, welche ein vernünftiges Mädchen niemals liebenswürdig finden. Jene kleinen, jugendlichen Fehler, offen zur Schau gelegt, ließen Leonide an die unverfälſchte Wahrheit eines Weſens glauben, das ſich mit ungeſtümer Zärtlichkeit an ſie drängte, dem ihre Winke Flügel gaben, und welches in jedem Augenblicke zu einer Lüge der Liebe fertig war. Was die Gräfin umgab, trat dagegen in den Schatten; die treueſten ihrer Leute fand Leonide kalt und theilnahmlos, ſeit Fanny ihr Liebling geworden. Vielleicht war die leidenſchaftliche Neigung für Fanny die auffallendſte Schwäche der Gräfin; — gewiß nahm die Eigenliebe, welche in die verborgenſten Falten ſchlüpft, die Geſtalt mütterlichen Wohlwollens an, um ein edles Herz zu täuſchen. Aber daß Fanny Alles im Stich ließ, auch das Liebſte, wenn es galt, einen Blick des Beifalls zu gewinnen, dies entwaffnete die ſtrenge Leonide; Fanny kämpfte um ein Lächeln, wenn Jene ihre Thränen unterdrückte. Die Gräfin ſchwankte und wankte im Sturme der Angſt — und mit leichter Mühe bemächtigte Fanny ſich ihres ganzen Herzens. Nie tritt Ungnade ſo hervor, als in der Nähe eines Günſtlings, bis der Fall, wie lange er ſich auch vorbereitet, die Ausgleichung übernimmt; denn auf Gerechtigkeit iſt es doch mit uns abgeſehen.

Ein berühmter Arzt, der zu Rathe gezogen worden, als der Zuſtand des Grafen ſich immer bedenklicher anließ, hatte den Brunnen zu S........ verordnet und Bäder in dieſem mineraliſchen Waſſer, von der Sonne erwärmt. — Die Gräfin ſah den Doctor fragend an, der ſeine Vorſchrift erörterte.

Unweit vom Brunnenort entlegen, und doch abgeſondert, nur von der mitternächtlichen Seite bergig geſchirmt, ſtand ein altes Schloß unbewohnt und leer an einer unabſehlichen Fläche, die den Namen „das Sommerfeld,“ und deſſen Früchte trug. Unter einer hölzernen Bedachung aus dem Gebirge rieſelte weiß und ſchäumend ein Wäſſerchen hervor, das die Ueberlieferung „Liebfrauenmilch“ nannte, und welches jener heilkräftigen Quelle nahe verwandt, nur offenbar wärmer war, weil die Sonne vom Morgen bis zum Abend hineinſchien. Hier ſollte ſo bequem als einſam die Verordnung des Arztes ihren Platz finden, und der Kranke den Wein des Lebens oder die letzte Stärkung. Auch ſtehe das Haus, wie der Doctor ſagte, einem ſtillen Miether zu Gebot; nur mit der unruhigen Wirthſchaft der Brunnengäſte wolle der Herr des Schloſſes ſich nicht einlaſſen. Dieſe abgelegene Wohnung habe zudem keinen Verdrang, der drückenden Hitze wegen, die dort auszuſtehen ſei.

Der Graf, ſchon beſchlichen von dem Fröſteln des Todes, gab dieſer Klage kein Gehör und dem dienſtwilligen Arzte Vollmacht, jene Wohnung für einen ſterbenden Mann zu dingen. Es geſchah. Seine Schweſter, bleich wie ein Schatten und auch ſo treu, ging zu Anfang der ſchönen Jahreszeit mit ihm dahin ab, der Graf badete ſonnenwarm, Leonide ſchöpfte noch Hoffnung. Er ſaß früh an einem Fenſter, welches durch eine ſchmale Schlucht den dampfenden Keſſel des Brunnens zeigte. Der Morgenwind wehete die Muſik zu ihm herüber — die Welt verſchwand wie ein Dunſt aus ſeinen Augen. Am liebſten und längſten ſaß er in der Abendſonne, wenn ſie über die goldgrünen Halme zitterte. Dann ging das Gleichniß vom Samenkorn wie eine Gottesahnung in ſeiner ſtillen Seele auf. — Der Graf gedachte ſeiner Saaten — die ewige Ernte wallte auf vor ſeinem Geiſte. So entſchlief er am Buſen der Natur und in den Armen ſeiner Schweſter.

Die Gräfin ließ ihm ein kühles Grab mauern, und kaufte das baufällige Schloß um einen hohen Preis. Der Raum, wo ihr einziger Bruder zum letzten Male geathmet, wo ihre heißen Thränen gefloſſen waren, durfte fortan nicht mehr entweiht werden.

Für den Winter ging ſie in eine Provinzialſtadt, nicht weit von dem Rittergute der Familie Eckardy, um der Nähe dieſes Freundes zu genießen, und um fern von dem Geräuſche der Welt ihre Geſundheit herzuſtellen, welche ſehr angegriffen war. Auch hierbei war Fanny's Wunſch berückſichtiget worden. Mit dem Frühling kehrte Leonide nach dem Schloſſe von Sommerfelde zurück, um ihren Schmerz zu erneuen. Die Aerzte riethen ein entferntes Bad, und den nächſten Sommer ein anderes; die Gräfin hatte keine Ruhe mehr auf Erden.

Während die Gräfin vor und nach dem Hingang ihres Bruders ein trauriges Leben führte, war Fanny ſich zumeiſt ſelbſt überlaſſen geweſen und hatte ihre Zeit zu nützen gewußt. Die Nähe des Brunnens und ſeiner bewegten Kreiſe war zu lockend, als daß ein vergnügungsſüchtiges, junges Mädchen nicht danach hätte ſtreben ſollen, ſich in den Strudel dieſer bunten Welt zu ſtürzen. Gelegenheit dazu ließ ſich finden. Bald war es eine Anverwandte der Familie, bald eine Freundin ihrer Mutter, welche ſich das Fräulein zu irgend einer Luſtbarkeit von der Gräfin erbat, und Leonide konnte es nicht über das ſchwere Herz bringen, ihrer Fanny eine unſchuldige Freude zu verſagen. Da die Gräfin weder Beſuche annahm, noch anderweitig ſich auf perſönliche Bekanntſchaften einließ, ſo konnte ſie jene Damen nicht näher kennen lernen, denen ſie das Zarteſte anvertraute, den Ruf eines jungfräulichen Namens, den ſie ſelbſt im feinſten Gefühl der weiblichen Ehre für das Kleinod eines Mädchens hielt. — Sie wußte nicht, wie geſchickt dieſe kleine, ſchlichte Fanny ſei, auch das wachſamſte Auge zu hintergehen. Die edelſtolze Leonide würde es nicht für möglich gehalten haben, daß Eckardy's Schweſter oft bei mondheller Nacht in den Kleidern und Juwelen der Gräfin einen Ball im Brunnenhauſe beſuchte und nicht in beſter Geſellſchaft dort Aufſehen erregte.

Die Domeſtiken, in der tiefſten Ehrfurcht vor ihrer Herrſchaft, waren empört ob ſolcher Frechheit; aber die Gräfin, beängſtet und voll Kummer, durfte nicht gekränkt, der Kranke nicht beunruhiget werden. Auch hatte die Gräfin bei der erſten Veranlaſſung unumwunden erklärt, jede Anklage gegen das Fräulein werde auf den Kläger zurückfallen. Sie wolle ein für alle Mal nichts hören.

Die treuen Leute mußten nunmehr geſchehen laſſen, was ſie nicht hindern durften. Daß Fanny zum Zeitvertreib allerhand unnütze Dinge trieb, daß ſie kaufte, was ſie nicht brauchte, daß ſie ſich Bäder beſtellte zum Mißbrauch ihrer Geſundheit, und ſpäter zu ſchlimmeren Beſtellungen überging, — davon durfte nicht geſprochen werden. Man wollte im Sommerfelder Schloſſe von Zuſammenkünften wiſſen, welche Fanny bei nächtlicher Weile einem jungen Officiere gäbe. — Doch Niemand wagte ein Wort.

Als nach dem Tode des Grafen Leonide allmählich zu ſich kam und mit ihrem klaren Blicke um ſich ſah, bemerkte ſie wohl dies und das, was ihr bis dahin entgangen war, ohne deßhalb irre an Fanny zu werden. Ach, wie zu tauſend Malen bleiben die Menſchen nur darum bei ihrer vorgefaßten Meinung, weil ſie weniger Andere als ſich ſelbſt nicht für trüglich halten mögen. Alles aber iſt möglich, nur das nicht, daß man ohne Vertrauen glücklich ſein könnte, in welchem Verhältniß es auch wäre. Auch die kluge Gräfin vergaß, daß weit eher als ein abgerundetes Ganze der kleinſte Zug den Punkt des Herzens trifft! — Indeſſen faßte ſie ihre junge Geſellſchafterin doch etwas mehr ins Auge, als bisher.

Wir wiſſen bereits, daß Fanny ein ſchönes Mädchen und ſehr geeignet war, ein unparteiiſches Urtheil zu beſtechen. Ihr Talent, das der Verſchlagenheit, war auf das feinſte entwickelt, ſo daß ſie den einfachſten Faden behende zu einem Gewebe der Liſt auszuſpinnen wußte. Wie hurtig knüpfte ſie ein Knötchen der Intrigue; nimmer gerieth Fanny in Verwirrung.

Von Geiſt war nicht die Rede, von jenem ſtillen Geiſt, der da köſtlich iſt vor Gott! Ihr Gemüth war auch keine Perle, die ſich tief und rein ausgebildet hätte zum Schmuck des Weibes. Eckardy hielt ſein Schweſterchen zwar für höchſt gutmüthig; wir aber halten dafür, daß keinem Manne, keinem! wie zuverläſſig er auch ſein möge, ein Urtheil über weibliche Güte zuſtehe, wo er ſie im Licht der Schönheit erblickt. Nur ein Gutſein beweiſt es, nichts mehr. Weibliche Güte — wir wagen es dreiſt zu behaupten — iſt ſo ungefärbt, ſo ſtillen Glanzes, daß ſie nur in Reinheit beſteht. Nicht durchaus konnte die Gräfin ſich über die Oberflächlichkeit ihres Lieblings täuſchen. „Fanny wird ebendeßwegen nicht unglücklich ſein,“ tröſtete ſich Leonide. „Vorherrſchenden Verſtand können die Herren der Schöpfung an einem Mädchen nicht leiden, Wiſſen macht eitel — — — und welch eine verhängnißvolle Gabe für eine Welt voll Weh und Leid iſt jenes tiefere Gefühl, jener Tiefſinn der Seele, wodurch wir für gemeine Freuden unempfänglich werden. Wohl Dir, o Fanny! warum ſollte ich einem frohen Geſchöpfe den Schaum des Lebens nicht gönnen, wenn es ihn für Champagner trinkt?“ —

Daß Fanny, um ihre eigene Puppe zu ſein, nur an Kleider dächte, an Tand und nichtige Dinge; daß ſie ſich mit nichts beſchäftigte, als mit ihrem Putz — daß kein höherer Sinn in ihr erwachte, kein Pulsſchlag volleren Lebens, dies hielt Leonide für ein gutes Zeichen.

„Gott ſegne den Schlaf Deines Herzens!“ dachte die gute Gräfin, und ließ ſich nicht träumen, wie ſchon flüchtiger Weiſe ein paar Liebſchaften vorübergegangen wären, ohne Fanny's Ruhe mitzunehmen.

Aber ein wenig ſtutzte ſie doch, als Fanny in allem Ernſt erklärte, ſie wünſche einſt einen alten Mann zu heirathen — — — „Ein kindlich-thörichter Gedanke!“ meinte Leonide bei ſich ſelbſt. Sie dachte ſich Fanny als zu harmlos, um für die Liebe zugänglich zu ſein, und pries ſie glücklich.

Allein — nicht lange darauf geſchah es, daß die Gräfin, wenn ſie mit Fanny bis an die Feldmark ſpazieren ging, zuweilen einem jungen Officiere begegnete, der verbindlich grüßte und ein paar Mal ſogar Miene machte, ſich ihnen anzuſchließen, wenn nicht ein abweiſender Blick der Gräfin ihm den Muth dazu benommen hätte. Leonide ſchlug das nächſte Mal einen andern Weg ein, und ſiehe da, der Officier, ſchlank und keck, trat ihnen auch hier entgegen.

„Was iſt das?“ fragte die Gräfin, ſtrenger als ſonſt und mit all dem Stolze, worin der Gram ſein Recht der Zurückgezogenheit behauptet. „Vielleicht eine Bekanntſchaft von Dir, Fanny? Wenn mir nicht jeder freie Athemzug verleidet werden ſoll, ſo wünſche ich ſehr, dieſer unberufene Geiſt, der überall erſcheint, möge uns in Frieden laſſen. Ich liebe das nicht.“

Fanny wußte Ausrede, und von nun war der Officier verſchwunden.

Die Gräfin blieb bis zum Spätherbſt in ihrem Sommeraufenthalte.

Die Schwalben zogen übers Meer — der Brunnenort war einſam und öde geworden. Dennoch kam wie im Fluge ein heimlicher Gaſt, ſeine Liebe zu beſuchen, und das hölzerne Dächlein an der Liebfrauen-Quelle ſchützte ein zärtliches Geheimniß vor Verrath und Wind, und nur die Berge — im Schweigen der Natur — ſchauten darauf nieder.

Auf ein paar Wintermonate ging Leonide Fanny zu Gefallen nach der Reſidenz. Sie ſelbſt konnte ſich mit der unruhigen Stadt nicht befreunden. Hier lernte die Gräfin wie durch Zufall Frau von Fürſtland kennen, die ſich ihr vorſtellen ließ. Wie wenig auch Leonide auf irgend ein annäherndes Verhältniß einzugehen Willens war, ſo konnte ſie doch ohne auffallende Schritte nicht vermeiden, daß ſie am dritten Orte wieder mit Frau von Fürſtland zuſammenträfe. Es giebt einen Zwang der Zuvorkommenheit, dem ſelbſt bei innerer Abneigung ſchwer zu widerſtehen iſt. Frau von Fürſtland ſprach mit lebhaftem Antheile vom Baron Falk, den ſie zu einer Zeit kennen gelernt hatte, wo die Gräfin fern von der Hauptſtadt war. Das Lob eines Freundes berührt immer unſer Herz. Der es ausſpricht, iſt uns nicht mehr fremd.—

Eines Tages, als die Gräfin abermals ſich in Geſellſchaft der Frau von Fürſtland befand, kam das Geſpräch auf die Wohnung. Wie gleichgültig Leonide ſich auch darüber ausließ, eine leiſe Klage entſchlüpfte ihr doch. Sie deutete an, daß künftigen Winter — wenn ſie noch lebe — eine andere Wohnung geſucht werden müſſe; worauf Frau von Fürſtland das ſchöne, freiſtehende Quartier ihres Hauſes ſo verbindlicher Weiſe anbot, daß von Seiten der Gräfin an kein Ausweichen zu denken. Mehre Perſonen waren Zeugen dieſes mündlichen Vertrags geweſen, und die Sache ſchien ſo gut als abgeſchloſſen.

Die Gräfin wußte nicht, wie ihr geſchehen war. „Bin ich denn von Sinnen, daß ich mich auch nur von ferne auf ſolch eine Zuſage einlaſſen konnte?“ dachte Leonide daheim. In das Haus des Oberſt Fürſtland zu ziehen, wäre nicht ihr Wunſch. Sie fühlte wohl, daß ſeine Frau nimmermehr ein Umgang für ſie ſei, wenn ſie auch den Grund davon nicht anzugeben wußte. Leonide war ſo verſtimmt, daß ſie am liebſten auf eine leiſe Abſicht geſchloſſen hätte, wenn nicht Alles ſo natürlich zugegangen wäre. Ihr erſter Gedanke war an den Baron, der ja bei Frau von Fürſtland in Gunſt ſtehe, dem vielleicht ein Gefallen geſchähe; genug, ſie war entſchloſſen, ſich um jeden Preis davon loszuſagen. Die gute Gräfin würde nicht geglaubt haben, daß Frau von Fürſtland mit leiſer Feinheit dieſen Gedanken in ihr angeregt hatte.

„Wer regiert denn?“ möchten wir zu tauſendmalen mit dem Verfaſſer einer kleinen, liebenswürdigen Erzählung fragen, wo wir ſehen, wie durch die dritte, vierte Hand das Gedankenſpiel der Menſchen bewegt wird, daß ſie aus freiem Antriebe zu thun glauben, was Andere wollen.

Seit ihres Bruders Tode hatte die arme Leonide ihre innere Sicherheit verloren und ging traumhaft vor ſich hin, wodurch ſie in fremde Gewalt gerieth. Sie war nicht allein traurig, ſie war mit ſich ſelbſt entzweit. Auch die kleinſte Verſtellung in menſchlicher Geſtalt, auch die leiſeſte Lüge des Herzens, wenn ſie uns nahe tritt, bringt uns um unſern Himmel und um ſeine Ruhe, auch im tiefſten Schmerze.

Ach, wie wichtig iſt es für uns, woran wir unſere Neigungen hängen! Unſere Luſt am Leben muß zu nichte gehen, wenn das, was wir liebten, unſerer Liebe nicht werth war.

Die Gräfin fand ihres Bleibens nicht mehr in der Reſidenz und beſchloß zu einer Zeit, wo der Winter der Hauptſtadt eigentlich erſt anging, unwiderruflich ihre Abreiſe. Man kann einer Gefahr nicht ängſtlicher zu entrinnen ſtreben, als Leonide vor den geſelligen Kreiſen ſich zu retten ſuchte, in welche ſie gezogen werden könnte.

Am Vorabende des letzten Tages war's, als die Gräfin am Schreibtiſch ſaß, um ihre Ausgaben zu notiren. Wie träumend hörte ſie die Uhr ſchlagen. Fanny ſprang auf, ließ ſtehen und liegen, womit ſie beſchäftiget geweſen, und ſagte, ſie wolle nun gehen, franzöſiſche Blumen zu kaufen. „Das hat ja wohl noch Zeit bis morgen,“ erwiederte die Gräfin; aber Fanny war ſchon an der Schwelle. Es däuchte der nachſichtigen Leonide, Fanny, in ihrer unbefangenen Weiſe, dem eigenen Willen zu folgen, ginge doch beinahe zu weit. Die Gräfin war ſchon im Begriffe, Fanny zurückzurufen; aber ſie rief nur die Jungfer und fragte, wie ſpät es an der Zeit wäre. „Nicht möglich, daß es ſchon fünf Uhr ſein kann — wie Fanny ſagte.“

Ew. Gnaden können ſich darauf verlaſſen,“ antwortete die Jungfer und lächelte ein wenig tückiſch, indem ſie hinzuſetzte: „Das Fräulein weiß dieſe Stunde genau.“

Der Gräfin fiel dieſe Antwort und mehr noch jenes Lächeln auf; es fiel ihr plötzlich ein, daß Fanny um dieſe Zeit öfter auszugehen pflege. Eine Unruhe kam über ſie; aufgeſcheucht und getrieben von einer Furcht, die ihr ſelbſt nicht deutlich war, forderte Leonide eine Hülle, welche die Jungfer raſch herbeiholte. Der Bediente blieb auf den Befehl der Gräfin zurück, und mit ſchüchternen Schritten wagte ſie ſich allein auf die belebten Straßen. Das Wetter war nicht ſchön. Jene näſſende Luft, die nicht Schnee, nicht Regen iſt, vom Winde in das Geſicht geweht, ließ ſie den Blick niederſchlagen. Sie ſchlug das Auge auf, um in einer Seitengaſſe unter dem Portal einer Kirche Fanny mit demſelben Officier, den die Gräfin ſchon kannte, in flüſternder Vertraulichkeit zu erblicken. Die ſcharfſehende Leonide wollte ihren Augen nicht trauen und den jungen Mann, der ihr trotz ſeiner einnehmenden Geſtalt überaus mißfiel, keines Blickes würdigen. Ihr weiter, ſeidner Mantel rauſchte näher, wie die Windsbraut vor dem Gewitter und wie vom Blitz getroffen verſtummte das Pärchen an der Kirchenthür. Kaum ein merkliches, ſtolzes Neigen des Hauptes erwiederte den ehrerbietigen Gruß des Officiers, indeſſen Fanny faſt ohne eine ſchickliche Verbeugung der Gräfin zur Seite war. Leonide ſprach kein Wort — ihr Schweigen, ihr entrüſteter Gang ſagte genug — und Fanny hatte volle Zeit, ſich auf eine Ausrede zu beſinnen.

So zürnend hatte Fanny die Gräfin noch nie geſehen; die Jungfrau, das mütterliche Anſehen war in ihr beleidiget, und athemlos, mit bebender Stimme ſagte ſie: „Du ſiehſt, mir zittern alle Glieder — ich frage Dich, Fanny! warum haſt Du mir das gethan? Wie ein gemeines Mädchen Deinen Ruf an einer Straßenecke auszuſetzen! Mir war, als müſſe ich in den Boden ſinken. Den Tact der Schicklichkeit hätte ich Dir zugetraut — Du biſt kein Kind mehr. Wenn es wahr wäre, was ich noch nicht glauben mag, daß Du im Einverſtändniſſe biſt mit jenem Officier — — ich ertrüge es nicht. Und wer iſt denn dieſer Menſch? Ich will es wiſſen."

„Das iſt ja eben der Lieutenant Fürſtland, der — — —" antwortete Fanny ſo unbefangen als möglich, als ſolle die Gräfin dieſen Namen, der ihr nicht unbekannt ſei, zur Entſchuldigung annehmen

„Deſto ſchlimmer," entgegnete die Gräfin nach einer Pauſe, die ein erleichternder Seufzer ausfüllte, „deſto ſchlimmer, wenn er, als der Sohn einer noblen Familie, keinen Anſtand nimmt, die edle Sitte eines Mannes zu verletzen und ein unbedachtſames Mädchen zu verleiten. Dieſer Herr von Fürſtland beweiſt Dir wahrlich wenig Achtung, — der Kränkung zu geſchweigen, die ich dadurch erleide."

Ein Gefühl, der Eiferſucht verwandt, und bitter, wie der

Schmerz der falſchen Liebe, wallte auf in Leonidens Bruſt, als ſie hinzuſetzte:

„Eine beſchämende Täuſchung möchte ich Dir erſparen, denn wiſſe nur, was ich aus ſicherer Hand weiß, der Lieutenant Fürſtland iſt ſo gut als verlobt, und dieſe Partie iſt die eigenſte und dringendſte Angelegenheit der Seinen. So zweifle nicht, daß ſie zu Stande kommt. Auch hat Frau von Fürſtland Dich auffallend ignorirt und Dich nur von der Seite mit prüfenden Blicken beobachtet. Warum geht mir jetzt erſt ein Licht auf?“ —

Fanny verbiß ein empfindliches Lächeln. Sie ſchien jedoch weder betroffen, noch beunruhiget. Sie ſah gar nicht aus wie das böſe Gewiſſen, oder wie eine entſetzte Geliebte. In wenig Worten erklärte ſie das Zuſammentreffen mit dem Lieutenant für einen bloßen Zufall und ſich bei ſeiner Heirath durchaus unbetheiliget.

Und die Gräfin glaubte ihr. „Am Ende iſt's auch weiter nichts geweſen,“ dachte ſie, und hätte ſchier bereut, dem Vorwurfe, der ein unbehutſames Mädchen traf, ſolche Wichtigkeit beigelegt zu haben. Das gute Vernehmen ward wieder hergeſtellt bis auf einen kleinen, tiefen Keim des Mißtrauens, den dieſer Vorfall in die Seele der edlen Leonide gelegt hatte.

Am Abend deſſelben Tages, wo die Gräfin die Hauptſtadt verließ, zog Baron Falk mit Frau und Kind in entgegengeſetzter Richtung ein. Von mancherlei Abhaltungen gehindert, früher einzutreffen, hatte er gehofft, Leonide hieſelbſt zu finden, und auf ein längeres Zuſammenſein gerechnet. Briefe wurden nicht zwiſchen ihnen gewechſelt. Der Baron war ein abgeſagter Feind vom Briefſchreiben, das wußte die Gräfin. Er wollte es nicht glauben, daß ſie abgereiſt wäre, und zumal heute! — Was wollte ſie dort in ihrer winterlichen Einöde zwiſchen wüſtem Eis und dem Dunkel der Tannen? Es war jedoch nicht anders.

Der Baron ſah es als ein widriges Geſchick an; ja es ſchien, als ob die Gräfin vor ihm habe fliehen müſſen, denn ſchon einmal hatte er ſie nicht angetroffen. Genug für einen Mann, wie der Baron, um dem Wiederſehen ſeiner Freundin den Werth eines Wunſches zu geben, der um jeden Preis, je eher deſto lieber, erreicht werden ſolle. Fanny kannte der Baron noch gar nicht; denn als er den verſtorbenen Grafen in ſeinem hinfälligen Zuſtande zuletzt ſah, war ſie bei den Ihrigen.

Die Zeit näherte ſich, wo Helene zum erſten Male ihre Eltern beſuchen konnte, und mit drängender Sehnſucht erwartete ſie den Mai. In dieſelbe Zeit fielen die Geſchäftsreiſen ihres Mannes, und ebendeßwegen konnte Helene mit Ruhe abweſend ſein. Dann erwartete er eine feſte Anſtellung. Näheres hierüber wußte Helene nicht; ihr Gemahl vermied, über Plane und zukünftige Dinge zu ſprechen. Vielleicht, daß der Baron aus keinem andern Grunde ſeiner Frau verhehlte, wie er geſonnen ſei, einen ziemlichen Umweg nicht zu ſcheuen, um die Gräfin zu beſuchen.

Wir wiſſen aus Helenens Munde, wie aus Helenens Tagebuch, daß es ihrem Gemahl in der Stadt wohl gefiel, und beſſer als ſeine Frau gewünſcht und gedacht hätte. In geſellige Kreiſe gezogen, vielſeitig angeregt zu Thätigkeit und Lebensgenuß, mit aufgeſchloſſenem Sinn für die Freuden des Umgangs, ſchien er wie aus dem ſüßen Traum der Liebe erwacht zu ſein. Seine Stunden waren ſo beſetzt, die Eile war ſo unaufhaltſam, womit der Baron ſeine Geſchäfte betrieb wie ſein Vergnügen, als wäre Verſäumtes nachzuholen, daß der Gedanke ſich aufdrängte: die Natur eines Mannes, der mit ſeinen Kräften der Welt angehört, ſei im Galopp zurückgekehrt! — Helene fand ſich einſam. Auf dieſe Wendung war ſie nicht gefaßt geweſen. Jede Frau aber ſollte das; denn der Weg der Ehe führt nicht immer gradaus, er windet ſich zuweilen labyrinthiſch, und Eins muß dem Andern mit Nachſicht begegnen.

Sie hing ihren Gedanken nach und fühlte, daß ihre Kraft nicht hinreichte, mit ihrem Manne gleichen Schritt zu halten, wenn es ſo fortginge. Die innigſte Neigung zu ſtilleren Freuden hielt die angegriffene Helene von mancher Zerſtreuung ab, die ihr nur Pein verurſacht haben würde. Das Auseinandergehen des Geſchmacks theilte zwieſpältig den einigen Faden dieſer Ehe. — Jetzt zog den Baron das Herz nach dem Sommerfelder Schloſſe. Er dachte ſich die Gräfin noch tief gebeugt. Er kannte ihre ernſte, melancholiſche Stimmung, die, ſeit ihr Liebſtes auf Erden in das Grab geſunken, ſchwerlich heiterer geworden war. Der Gedanke an einen Schmerz, den er als Freund theilte, ſtimmte ihn ſelbſt um, und die laute Welt blieb weit zurück, als er die ſtillen Berge im Schmelz des Frühlings vor ſich ſah, hinter denen das beſte Herz begraben lag. —

Leonide war auf einem Spaziergange begriffen, als der Baron unverſehens in ein kleines Blumengärtchen trat, worin er eine weibliche Geſtalt geſehen, die er für die Gräfin hielt. Es war Fanny, und zwar an einem ihrer ſchönen Tage. Kenner weiblicher Schönheit wiſſen, was das ſagen will.

Der Baron ſah mit einem Schauer der Betroffenheit das ſchlanke, hochaufgeſchoſſene Mädchen vor ſich ſtehen. Auf dieſen Anblick war er nicht gefaßt; die ſüßen Blitze dieſer Augen drangen in ſein Herz, ſeine Blicke hingen an dieſer holden Geſtalt. Fanny war vor Freuden außer ſich, als der Baron ihr ſagte, wer er ſei. Die glänzendſten Schönheiten der großen Welt aus der vornehmen Schule des Anſtands und der Kunſt des Erſcheinens verſchwanden vor dieſem Kinde der Natur, dem ihre lieblichſte Grazie gelächelt hatte. Nur tief in ſeiner Seele ſtand Helene, blaß und treu, in reinſter Wahrheit, mit unverrücktem, ſtillem Geiſt.

Dem Baron war, als hätte er in dieſer Verborgenheit das Blümchen Wunderhold gefunden. Er konnte ſich nicht ſatt ſehen und hörte mit ſtiller Luſt auf das, was Fanny ihm vorplauderte.

Die Gräfin hatte zu oft von dem Baron geſprochen, und es ſo ganz und gar keinen Hehl, daß er ihr der nächſte Freund ſei, wie hoch ſie auch Eckardy ſchätze — daß die ſchlaue Fanny ſehr wohl Beſcheid mit ihm wußte, und ſich hütete, ſeinen Beifall zu verſäumen, wozu ihr die glücklichſte Stunde gegeben war.

Die Gräfin empfing ihren Freund mit ſanften Thränen. Sie weinte ſich vor ihm aus im traurigen Geſpräch, und ſagte offen und innig, wie ſein Anblick ihr zum Troſt gereiche, und wie aufrichtend und tröſtend es für ſie ſein würde, könnte ſie ihn öfter ſehen und ſprechen.

Mit dankbarer Rührung nahm der Baron dieſe Verſicherung für wahr an. Ein edelmüthiges Gefühl legte es ihm als Pflicht auf, ſich der Gräfin, ſo weit es möglich ſei, von ganzem Herzen anzunehmen. Daß er die verwaiſte Freundin dem bängſten Alleinſtehen bisher überlaſſen hätte, dies empfand er als ein Unrecht, das er ſich vorzuwerfen habe, und im vollen Sinne des Wortes wollte er vergüten. Guter Gott! wie oft öffnen Deine Menſchen das ſchwache

Herz dem böſen Geiſte, wenn ſie ſich zum Guten zu entſchließen wähnen! —

Die Gräfin wollte ſich ſpäter auf eine Beſitzung zurückziehen, die ihr als Witthum verblieben, und von wo ſie einſt mit ihrem Bruder nach Wartenſtein gekommen war. — Nur um Fanny's willen, die ihrer Mutter, welche beſtändig kränkelte, nicht unerreichbar werden ſollte, ward dieſer Vorſatz in eine unbeſtimmte Ferne geſchoben.

Als die Gräfin dies gegen den Baron geäußert hatte, ſetzte ſie hinzu: „Ich kann mich nicht von dieſem Hauſe trennen, wo mich ein Schatten umſchwebt, der mich in meinem einſamen Leide nicht troſtlos läßt.“

„Sie haben gute Geſellſchaft, liebe Gräfin,“ erwiederte der Baron mit lebhafter Theilnahme; „welch' ein entzückendes Geſchöpf iſt dieſe Fanny! ein wahrer Engel!“

„Alſo gefällt Ihnen meine Fanny?“ fragte Leonide mit einem leidſamen Lächeln. „Es iſt ein liebes Mädchen, nur ohne alle Weltkenntniß und Lebenserfahrung. Sie glauben nicht, wie unwiſſend ſie iſt, und in welche Verlegenheit ſie mich ſchon geſetzt hat. Wunderdinge könnte ich Ihnen erzählen — — —“

„Dem Himmel ſei Dank!“ entgegnete der Baron, „nach dieſer heiligen Unwiſſenheit einer Frau ſollten die Männer wallfahrten, wenn ſie den Segen der Ehe anſprechen. Unſere Damen bringen einen vernünftigen Mann durch ihre heilloſen Kenntniſſe um den Verſtand.“

„Es iſt aber doch zu arg,“ wendete die Gräfin gelaſſen ein, „Fanny nimmt kein Buch zur Hand.“

„Wozu auch?“ fragte der Baron, mit flammendem Blicke; denn das Urtheil eines Mannes, deſſen Auge beſtochen iſt, wird von einem warmen Anwalt abgegeben, und gar leicht zum Schalk. „Die volle Roſe hat hundert Blätter, und doch athmet man nur ihren Duft. Solch ein reizendes Weſen braucht nicht, daß es lieſt, wenn es nur lebt, zur Freude der Menſchen!“

„Die Jugend vergeht ſchnell,“ bemerkte die Gräfin mit fallendem Ton, „und ein Herz iſt leicht gebrochen. Dieſer Gefahr will ich meinen Pflegling nicht ausſetzen. — Und ich ſelbſt — aufrichtig muß ich es geſtehen, kann in der Stadt nicht aushalten.“

Dem Baron war die Zeit gemeſſen, die er dieſem Beſuche widmen konnte; dennoch gab dieſer kurze Aufenthalt den Anknüpfungspunct für jene Fäden, in denen eine Täuſchung ſein Herz gefangen nahm. Er fand ſich angezogen, und hielt ſich für verpflichtet; er glaubte, dankbar zu ſein und ſtark in dem Entſchluſſe, ſich als ein treuer Freund zu beweiſen, und er war mehr als ſchwach!

Fanny erkannte in dem Baron einen Mann, der nicht mit ſich ſcherzen laſſe. Sein durchdringender Blick flößte ihr eine unbeſtimmte Furcht ein, er könne ſie durchſchauen. Furcht macht verſteckt — wir wiſſen es vom Paradieſe her. Fanny nahm die feinſte Maske kindlicher Aufrichtigkeit vor und faßte den Baron an der ſchwächſten Seite aller Männer, vielleicht aller Menſchen, an ſeiner Eigenliebe. Wo ein ſchönes Mädchen ohne Scheu und Blöde ihre Zuneigung an den Tag legt, mit jener vertraulichen Offenheit, womit ein Kind Liebe zu zeigen pflegt, da iſt ein Mann, reif an Sinn und Erfahrung, verloren, während der Jüngling nicht ſelten das höchſte Gefühl für unſer Geſchlecht im Umgange eines weiblichen Weſens gewinnt, das in zeitiger Reſignation ſich matronenhaft giebt.

Daß ſeine Eroberung einer kleinen, müßigen Kokette zu willkommnem Zeitvertreibe diene, zu einem Verſuch, wie weit es in wenig Stunden in der Gunſt eines Mannes zu bringen ſei, der ſo männlich, ſo ernſthaft ausſähe, dies zu argwöhnen, ließ dem Baron weder ſein Stolz, noch ſeine edle Meinung von dem zu, was in der Weiblichkeit am innigſten rührt. Und die Gräfin? Sie freute ſich des Gefallens, das Beide an einander fänden; kein Gedanke kam in ihre Seele, daß Helene dadurch leiden könnte. Hatte einſt ihre Freundſchaft für den Baron durch ſeine Leidenſchaft für die Geliebte ſich leiſe zurückgeſetzt gefühlt, ſo war das rege Intereſſe für ihren Liebling jetzt eine heimliche Genugthuung, die er der Freundin gab.

Daß Fanny den Baron nicht aus den Augen ließ, dies ſah Leonide als einen Beweis an, wie beachtenswerth ihr der Mann ſei, der zu der Gräfin in dem Vorzuge eines näheren Verhältniſſes ſtände. Sie legte es als ein Anſchmiegen an Alles aus, was ihr mütterlich-geſinntes Herz beträfe.

Und was ließe ſich nicht noch bemerken, wenn die Räthſel der Empfindung, aus denen die Geſtalt unſeres Lebens hervorgeht, nicht ſo dunkel wären! Aber endlich löſen ſie ſich doch — wir ſehen mit tiefem Schmerze, wie einfach unſer Glück geweſen wäre — wie ſo nahe es liegt!

Das frevele Spiel mit Gefühlen, dieſe Sünde wider den heiligen Geiſt der Wahrheit, bringt Verwirrung in unſer Daſein, ſo daß es ſchwer hält, Liebe von Falſchheit zu unterſcheiden, oder zu trennen. Und wenn es klar in uns wird — dann iſt das Herz zerriſſen.

Aber ein Gott nimmt ſich unſer an — — — —

Wir wollen den weiteren Erfolg dieſer einfachen Geſchichten in Helenens Worten geben.

Helene.

Den letzten Mai.

Der Frühling iſt nun bald vorüber; ich habe geſchwiegen. Das Buch des Herzens will geſchrieben ſein — und Schreiben war mir vom Arzte unterſagt, wie einſt vom Vater. Auch leſen ſollte ich nicht; beſonders warnte er mich vor aller Poeſie. Wahrlich! ich mußte lächeln. Was hilft es mir, wenn ich die Dichter liegen laſſe? Das Herz, wenn es liebt oder leidet, dichtet genug. Dieſer warme Quell ſtrömt Leid und Leben aus, und die Natur hier ſo wunderſchön, in rauſchender Friſche, würde mich begeiſtern, wenn ich nicht ſo matt wäre, daß ich am liebſten meine Augen ſchließen möchte. Dann ſähe ich nicht, was mich ſchmerzt, was einen Stachel nach dem andern in meine Seele drückt. Die Gräfin iſt gut mit mir, und wir ſtehen gleichſam wieder auf dem alten Fuß. Sie ſieht mich mit Mitleid an — ach Leonide! magſt Du endlich ſehen, wie wenig ich zu beneiden bin? Nur meines Mannes Benehmen ſcheint ihrem achtſamen Blicke entweder unſchuldig, oder zu entgehen. Vielleicht auch, daß die Gräfin Fanny mit Willen außer Acht läßt. — Doch fiel mir geſtern ein Wort von Leonide auf. Wir gingen zuſammen ſpazieren, weit in den Wald hinaus, um Maiblümchen zu pflücken. „So gehen wir wie einſt in Wartenſtein,“ ſagte die Gräfin und faßte meinen Arm. Und doch — *wie anders*! antwortete ich mit einem tiefen Seufzer. „Meine gute Helene,“ entgegnete ſie, „man darf über das vergangene Leben kaum nachdenken, geſchweige über das, was künftig iſt. Ja, es giebt Verhältniſſe, welche wie eine Pulvermine vor uns liegen, und über welche wir nicht ſacht genug hinſchreiten können.“

Was wollte denn die Gräfin damit ſagen? Daß Heinrich für Fanny leidenſchaftlich erregt iſt, habe ich noch mit keiner Silbe berührt. Wozu auch? Sein Blick, ſein Ton ſagt's! ſein Schweigen, wie ſein Reden, ſein Gehen und Kommen, ſein Thun und Laſſen! Wenn das Herz in Flammen ſteht, ſpringt ins Auge, was ſich darin verbirgt.

Wehe mir, und retten kann ich nichts! Die kleinſte Thräne, vor Gott geweint, kann das Feuer dämpfen, das ſich an einem Fünklein entzündet hat und meine Ruhe verzehrt. O wie klein iſt die Eitelkeit und wie furchtbar in ihren Folgen! — Vom Himmel iſt es nicht gefallen — nein!

Die Augen meines Mannes ſind verſtrickt; er kann den Blick nicht losmachen. Bei Tiſche ſitzt er neben Fanny, ſo wie überall. Ich ſehe es kommen, eine halbe Minute vorher, wenn Heinrich ſein Glas dem ihrigen anklingt, wobei er ihr zuflüſtert, was ſie mit einem ſüßen Lächeln erwiedert, durch welches doch, o doch! eine ſchnöde Miene ſpielt. Er ißt das Brod, das Fanny liegen läßt, mit dem Hunger der Liebe. Dieſe kleine, trauliche Vergönnung, nur der Ehe erlaubt, worin Alles gemeinſam iſt, ſchneidet mir in das Herz.

Für Fanny hat mein Mann immer Zeit; für mich und Andere tauſend Abhaltungen. Wohin ſoll das noch führen? — — — — — — — — — — — — —

O meine Simonis, meine Freundin! Dein Schickſal ſchwebt mir vor. Jetzt erſt faſſe ich, daß Du entfliehen konnteſt — könnte ich verſchwinden, mich zu nichts machen, da mir mein liebſtes Glück auf Erden zu nichte geworden iſt — — wie gern thäte ich's, wenn ich dürfte! — Aber, was wird aus Heinrich werden, wenn meine Liebe nur noch ſein Schatten iſt? Schritten des Unrechts geht kein Segen nach, und wer die Treue gebrochen, auf welchem Grunde ſoll der noch bauen? Der Wankelmuth iſt nie ein Pfeiler für die Hoffnung. Es giebt eine rührende Volksſage, daß — ich weiß nicht wo? das ſchwache Kreuz des Herrn einen fallenden Felſen aufgehalten hat. So thut ein treues Herz, wenn es auf Gott vertraut.

Ach, könnte ich nur einmal an die Bruſt meines Vaters ſinken, dann würde ich Muth faſſen; mich nur ein einziges Mal am Buſen der Mutter ausweinen! Meine Sehnſucht iſt unausſprechlich nach einer Zeile von ihrer lieben Hand. Auch an Felicitas muß ich öfters denken, die gar nichts von ſich hören läßt. Felix war ein gutmüthiger Thor, aber gut meinte er es doch auch mit mir. Alles vergißt mich — — — mein Gott! auch Du?

Den 1. Juni.

Die Roſen fangen an zu blühen, dies war ſonſt meine liebſte Zeit. Sonſt! ein traurig Wörtlein — es ſteht in der Regel im Wörterbuche des Verluſtes. Nie kam ich zu einer Roſe, ohne ihren ſüßathmenden Mund zu küſſen. Und doch ſcheue ich Deinen Kuß, o Fanny, deren Schönheit eine volle Roſe iſt. Fanny weiß ſich ſchön — weiß ſich auswendig, ein eitles Lächeln auf ihren Lippen ſagt es. Daß Fanny nicht ohne Falſch iſt, darauf wollte ich ſchwören. Jener Himmel der Natur, der den Buſen der jungen Roſe mit tiefſinniger Ahnung füllt, wohnt nicht in ihrer

Seele. Nein, Fanny hat keine Kindheit des Herzens! der Odem der Unſchuld weht nicht von ihr aus.

Auf eine Unwahrheit kommt es Fanny nicht an, und ich ſtaune, wie geſchwind ſie ſich aushilft. Ich glaube, Fanny könnte niemals in Verlegenheit kommen, da ihr die Liſt zu Gebote ſteht und eine Gegenwart des Geiſtes, die ich mir zu beſſerer Abſicht wünſchen möchte.

Vor einigen Tagen ward Alfred ihr Ankläger. Kinder dringen auf Uebereinſtimmung. „Du liebe Gräfin!“ ſagte er zu Leonide, die ſehr ſeine Freundin iſt, „leideſt Du das, daß Fanny ſo lügt? Sie lügte geſtern auch.“

Die Gräfin erröthete. „Biſt Du denn Fanny nicht gut?“ fragte ſie. Der Knabe ſchüttelte den Kopf, und ſeine Locken bedeckten ein verſchmähliches Geſichtchen. Als Fanny ſich unbemerkt glaubte, gab ſie dem Knaben einen tüchtigen Stoß, als wäre es unverſehens geſchehen. Sie hat einen Widerwillen gegen das Kind; wie kann ſie den Vater lieb haben? Dieſer Haß wäre natürlich — da junge Mädchen ſich durch die zarteſte Sympathie zu Kindern hingezogen fühlen — wenn nicht der Knabe ſich beinahe richterlich gegen ſie ſtellte. Nun, um deſto mehr ſchmeichelt ihr ſein Vater.

Fanny trug heute einen feinen Strohhut zum erſten Male, den ihr die Gräfin hatte kommen laſſen. Mein Mann ſtand vor ihr, ſein Auge ſtrahlte, es war, als wenn, die Sonne darauf ſchien; Fanny ſchlug ihren Blick nicht nieder — und wie glühend bittere Pfeile drangen dieſe Augenblicke in mein Herz. Sie fragte noch: „Wie gefällt Ihnen mein Strohhut?“ Heinrich antwortete: „Ein allerliebſtes Gedicht fällt mir dabei ein. Mein Strohdach, heißt es u. ſ. w. Unter dem ſich's himmliſch wohnt!

nur ein paar Strophen habe ich davon behalten. Kein Hüttchen, wie es Geßner malt, hat je ſo lockend mir geſtrahlt. Zwei Fenſterlein, ſo klar und blau, ſind unterm Dache ſtets mir offen — — —“ Mir war's zu ſchwer. Da ich mich ſacht hinausſchlich, warf ich einen Blick in den Spiegel; mein blaſſes Geſicht, in dem Häubchen mit perlblauem Bande, war mir noch nie ſo bleich erſchienen.

Die Gräfin blieb dieſen Nachmittag finſter, beſonders gegen meinen Mann. Es ſchien, als wäre ſie aufmerkſam geworden. Mir begegnete die gute Leonide mit einer ſo leiſen Schonung, als wolle ſie den Verdacht nicht merken, der kaum in ihr mehr ſchläft — — — Ach, dieſes zarte Merkmal thut wehe! Das Herz ſchwillt vom leiſeſten Hauche, der die Wunden der Liebe berührt. Sie fing ein paarmal von Fanny's naher Abreiſe zu ſprechen an, die nun nicht weiter verſchoben werden dürfe.

Werde ich minder leiden, wenn mir der Schmerz zurückbleibt, daß Heinrich — — — o ſtill, ſtill! — Die Freude macht ſchön! Der Frohſinn, der weibliche Leichtſinn ſogar, macht den Wunſch eines Mannes kühn und giebt ihm Flügel. Der ſchwebende Fuß, die flatternde Geſtalt, all' der flüchtige Reiz regt die Sehnſucht an. Selbſt der Knabe verfolgt den gaukelnden Schmetterling mit Begier. —

Aber darf der echte Mann dem Sinnenzauber alſo unterworfen ſein, daß er verwandelt werde? Nimmer — nimmermehr! dann irrt ſein Weib einſam umher und möchte ihn erlöſen — und gäbe das Leben dafür hin! —

Meine Mutter hat mir aus einem älteren Roman eine rührende Begebenheit erzählt, an die ich mich ſchon oft erinnert habe. Ein Ritter grauer Zeit war auf ſeiner Wallfahrt nach dem heiligen Orte in heidniſche Gefangenſchaft gerathen. Da er nicht wiederkehrt, entſchließt ſich ſeine Hausfrau, ihn aufzuſuchen. oder ſein Grab. Sie pilgert von dannen, und findet ihn in Ketten und in Schmach. Sein Tyrann bewilligt die erflehte Freiheit, aber um welchen Preis? Gefahren ſollen beſtanden werden, die eines ſchwachen Weibes ſpotten. Doch die Treue iſt heldenmüthig. und die Liebe, die den Tod überwindet, iſt ſtark, wie die Hölle!

Der Ritter wird frei von ſeinen Banden — er umſchlingt die Knie der frommen Gattin, die das Wunder der Rettung vollbracht hat. Sie ſind daheim; allein das Glück iſt vorüber, wie das Elend. — Die zarte Schönheit der deutſchen Rittersfrau iſt verwelkt, ihre Kraft iſt gebrochen; ſie ſinkt zuſammen. Eine jüngere Schweſter kommt, ihrer zu pflegen, und für dieſe blühende Schöne entbrennt der ritterliche Graf in ſtrafbarer Gluth.

Auch die tödtendſte Erfahrung überſteht die Gräfin unter Gottes Beiſtande. Sie bekämpft das Schwerſte — — — — ſich ſelbſt!

Nun ſchützt ſie die Reiſe nach einem Kloſter vor — und kommt nicht wieder. Für geſtorben hält man die Gräfin, weit und breit. Sie aber läßt ſich mitten im Walde eine Capelle bauen, zum Gedächtniß ihrer ſtillen Leiden.

Nie konnte ich ohne Thränen dieſe einfache Geſchichte anhören, die, wenn auch eine Fabel, doch von innerer Wahrheit iſt. Dann ſetzte meine Mutter mit ihrer ſanften Stimme hinzu: „Das Herz, das Herz, iſt die einzige Capelle, die wir unſerer Tugend bauen dürfen; denn jede Frau, glaube das, liebe Helene, hat eine jüngere Schweſter auf Erden, die ihrer Ruhe gefährlich werden kann. Drum wirf keinen Stein, der Dir ſchwer auf dem Herzen liegt, auf Dieſe oder Jene, ſondern hebe ihn auf und lege bei guter Zeit den Grund zur ſtillen Capelle.“ O meine Mutter, ich will Dein und der Gräfin Elsbeth gedenken!

Den 2.

Ein großes Unglück hätte geſchehen können, und dem Allgütigen ſei es gedankt, daß es noch ſo abgelaufen iſt. Durch Holz, das mit Pulver geſprengt worden, war ein Theil vom Herde abgeſprungen und unſere Leute haben Schaden gelitten. Ich helfe nun ſelbſt in der Küche, und dies iſt mehr eine Wohlthat für mich, als für die Köchin, welche mit verbranntem Fuß nicht von der Stelle kann. Gern möchte ich mich dankbar erzeigen, daß Gott der guten Mutter geholfen hat, als ſie ſich die thätige Hand verbrühte — obſchon ich immer noch des Beweiſes entbehre, daß meine liebeinzige Mutter völlig hergeſtellt ſei.

Ein Leibeſſen der Gräfin war mir gerathen. „O Helene, Sie bemühen Sich, mir zu gefallen,“ ſagte ſie. gerührt und reichte mir die Hand über den Tiſch. „Nimm Dir ein Beiſpiel, Fanny, an unſerer trefflichen Wirthin; der Haushalt iſt eine Schule, welche Dir noch bevorſteht, und mir däucht, Du hätteſt nunmehr keine Zeit zu verſäumen. Der Mann, deſſen Frau nicht weiß, wann das Waſſer ſiedet, muß — wenn Gäſte erwartet werden, und zufällig ein Unglück geſchieht — leibhaft wie in der Hölle ſein.“

Fanny rümpfte das Näschen. „Was ginge das mich an?“ fragte ſie, wirklich ein wenig naſeweis. „Der Mann, den ich heirathe, muß mit mir fürlieb nehmen. Ich könnte ihn mit Gift vergeben, wenn er mich deßhalb zur Frau nähme, daß ich ihm etwas Gutes zu eſſen vorſetzen ſolle.“

Dies war doch gar zu arg. Die Gräfin verbarg ihren Verdruß, wie mein Mann ſeine Verlegenheit hinter einem wunderſamen Lächeln.

„Fanny,“ ſagte Leonide im Tone des Unmuths, „Du ſprichſt wie eine Thörin; die Liebe macht nicht ſatt für zeitlebens. — Meinſt Du denn, ein Mann lebe von der Luft? oder der Thau nähre Dich, der vom Himmel fällt? Sprechen Sie doch, Baron!“

Heinrich ſchwieg noch, und die Gräfin ließ ihn auch nicht zu Worte kommen. „Eine gute Hausfrau,“ fuhr ſie mit gereiztem Tadel fort, „flößt mir ſtets ein Gefühl von Scham und Achtung ein, und ich ſtelle dies beſcheidene Verdienſt ſehr hoch; oder hältſt Du das Nützliche für ſo gering?“ —

Die leichtfertige Fanny antwortete: „Das Nützliche mag ganz gut ſein, aber hübſch iſt es nicht; was ſoll ich mich in der Küche quälen, wenn ich es noch nicht nöthig habe?“

Dieſer kleine Wortwechſel ſammelte feurige Kohlen auf das Haupt meines Mannes. Die Gräfin ſchämte ſich — und die flüchtigſte Schamröthe im Beiſein unſerer Freunde beleidiget am tiefſten und längſten. Fanny war ausgeflogen, ich hatte im Nebenzimmer zu thun; das Geſpräch, wie zürnend abgebrochen, ſchien fortgeſetzt zu werden, denn ich hörte nur, daß mein Mann ſagte: „Sie ſind wohl zu ſtrenge, liebe Gräfin? Ein ſchönes Mädchen, das zur Freude aller Welt geſchaffen iſt, darf dies Recht immerhin ein wenig mißbrauchen. Der Roſe verzeiht man gern, daß ſie als Zugemüſe nicht zu brauchen iſt.“

„Jugendblüthe vergeht ſehr raſch,“ antwortete die Gräfin, „und ein unnützes Geſchöpf auf Gottes Erde iſt am Ende Jedermann ein Dorn im Auge.“

Man darf nur unglücklich ſein, nur in Verwirrung gerathen, um zu wiſſen, welch ein Halt und Segen in dem Gedanken der Pflicht liegt. Wo die Haushaltung am Schnürchen geht, wird das Leben in wohlthuender Weiſe einfach bleiben. Eine Frau ohne häuslichen Sinn bringt Graus und Wirrſal in das Haus des Mannes. Wenn ein Tag ſtill vergeht nach dem andern, dann ſtellt ſich leiſe der Friede ein, dieſer liebliche Engel Gottes! Der hilft treulich tragen, hebt und legt bei, und läßt nicht daran denken, daß die Zeit das Ihre nimmt.

Die Huldigung der Männer geht vorüber und läßt uns allein mit den Sorgen für den kleinen Hausſtaat; doch, wie irgendwo ein Autor ſagt: „Das Regiment der Schönheit iſt eine kurze Tyrannei.“ O Heinrich! Du, mein ſtolzer Heinrich! willſt Du ein Sclave ſinnlicher Eindrücke ſein? Du brichſt entweder Deine Ketten — oder mein Herz!

Den 3.

Welch ein feuchter, ambroſiſcher Athem iſt die Luft dieſes Abends; ich möchte das Fenſter ſchließen, um nur ein wenig ſchreiben zu können. — Die Gewitter ſind fernhin gegangen, nur der erſehnte Regen kam und erquickte das Land. Die Natur war berauſcht, jeder Grashalm ſchwankte unter einem vollen Tröpflein. Vom Walde herüber zieht ein kühler Wind — ach, die Blumen auf dem Felde ſind leicht getrocknet, nicht ſo die Thränen der Menſchen. Und ein verwelktes Herz? Nun, Gott kann es auch wieder erfriſchen, ich will noch Hoffnung ſchöpfen.

Wir ſaßen zuſammen unter der uralten Kaſtanie, nicht weit vom Jagdſchloſſe. Wir, das heißt die Gräfin und ich. Mein Mann iſt verreiſ't, und Fanny war, wie gewöhnlich, nicht bei uns. Leonide ſaß ſtill. Durch den Wipfel des Baumes zogen Schauer, in den Zweigen rauſchte es geheimnißvoll, über uns ſchwebten die Wolken, ſchwer und tief, in ſchnellwechſelnden Geſtalten. Ich konnte meinen Blick nicht davon abwenden; der Himmel, in voller Arbeit, hatte ſich meiner ganzen Phantaſie bemächtiget.

„Was mögen Sie jetzt denken?“ fragte die Gräfin.

Das will ich Ihnen ſagen, antwortete ich. Mein Vater hat mir erzählt, daß die Peruvianer, wenn ich nicht irre, das Gewitter für einen Kampf ihrer Götter halten; wenn es donnert, dann zerbricht die Schale der ſchönen Regengöttin, und ihr Segen ſtrömt auf die Erde nieder — — — hier fiel ein Platzregen, der uns unter Dach trieb.

O reiches Peru, reich an Gold, an Balſam, reich an Segen! Du biſt zu arm für meinen Wunſch — und wie gering iſt dieſer! Ich möchte wiſſen, was ein klein wenig Gold auf Fanny's Schulter zu bedeuten hat? —

Fanny war nirgends zu finden. Die Gegend war wie in einen undurchſichtigen Schleier eingehüllt, man konnte kein Auge aufthun. Die Gräfin gerieth in die größte Unruhe Fanny's wegen; ſie rang die Hände und ſprach: „Fanny muß in dieſem Sturzbade zerfloſſen ſein, wo ſoll man ſie ſuchen?“ Endlich, das Gewölk war ſchon wieder aufgehellt, kam Fanny allein. Ihr Anzug war in Unordnung, der ſchlichte Scheitel der Haare war verworren. Von den Schuhen, die ſie in der Hand trug, träufelte das Waſſer, und die feinen naſſen Strümpfe, welche roſenröthlich ſchienen, weil die aufgelaufenen Füße durchleuchteten, zeigten anſchmiegend die zarte Form. Sie ſah auffallend erhitzt aus; Stirn und Wangen glühten, das kleine Kinn flammte, und an ihrer Schulter hing, wie verloren, ein goldenes Räupchen.

„Fanny, da biſt Du ja! Du böſe Landläuferin, welche Angſt machſt Du mir!“ rief die Gräfin ihr entgegen. „Aber um Gottes willen, wie ſiehſt Du aus? als müßteſt Du Buße thun. Auch ſollſt Du das. Wohin hatteſt Du Dich denn verirrt? Das darf auf keinen Fall wieder geſchehen, hörſt Du? Wenn nun ein Wolkenbruch oder ſo etwas käme und Dich mitnähme?“ —

Athemlos und mit befangener Stimme antwortete Fanny: „Ich ging ein wenig weit hinaus, doch iſt es mir durchaus nicht ſchlimm ergangen. Ich war in Sicherheit, um mich darf Niemand in Sorge ſein; — Unkraut verdirbt nicht.“

Leonide lächelte bitter. „Auf dieſe Brücke wollen wir denn doch nicht treten,“ ſagte die Gräfin mit erzwungenem Scherz. „Was haſt Du denn da für ein kleines Achſelband? Wahrhaftig, es iſt eitel echtes Gold! Wo kommt das her?“ Dieſe Frage hatte einen ſcharfen, fordernden Klang.

Das Blut ſchoß Fanny ins Geſicht. Ohne ſich lange zu beſinnen, antwortete ſie: „Da habe ich den Mann noch beraubt, der mir ſo bereitwillig über den Graben geholfen hat. Ein Jäger war's, in Uniform — ich blieb hängen an ihm.“

Eine Lüge war's! Ich las es in ihren Zügen und dachte: Es iſt nichts ſo fein geſponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Daß Fanny verſtohlner Weiſe mit der Jungfer einverſtanden iſt, dies habe ich längſt gemerkt! Die gute Gräfin! In treuen Händen iſt ſie für all ihre Güte nicht.

„Du gehſt künftig mit uns ſpazieren,“ ſagte Leonide ungleich ſtrenger als ſonſt; und der Gewahrſam, der ſich in dieſer ſtrengen Miene ausſprach, gab dem Tone der Gräfin einen Nachdruck, den Fanny ſchreckhaft zu empfinden ſchien.

„Da käme ich mir wie ein Hündlein an der Leine vor, und möchte lieber an der Kette liegen und ſtets zu Hauſe bleiben,“ antwortete das muthwillige Mädchen.

„Es iſt Zeit, daß Fanny einmal nach Hauſe kommt,“ ſprach die Gräfin; „beſchämt muß ich geſtehen, daß ich theils zu niedergeſchlagen, theils zu ſchwach bin, dieſem Wildfang Einhalt zu thun. Ich werde daher an Eckardy ſchreiben, daß er mir ſein Schweſterchen bändigen hilft.“

Das wird Eckardy nicht, — ſagte ich zu mir ſelbſt; ich hatte laut gedacht.

„Und warum wird er das nicht, Helene?“ fragte die Gräfin.

Warum? Meine verehrte Freundin, wenn ſie verheirathet wären, würden Sie mich ſo nicht fragen, — gab ich Leoniden zur Antwort.

„Die Schritte der Männer, für oder gegen uns, ſind vielleicht niemals zu berechnen. Eckardy iſt ein Mann von ernſtem, gediegenem Charakter, Sie wiſſen, wie hoch ich ihn ſchätze; dennoch — — möchte ich kühn behaupten, daß der weibliche Leichtſinn ihm nicht bedenklicher wiegt, als das Goldräupchen auf Fanny's Schulter.

Dieſe Entgegnung ſchien der Gräfin von Gewicht. Sie ſeufzte ſchwer.

„Es würde am Ende das Beſte ſein,“ erwiederte ſie,

„wenn man Fanny zeitig an den rechten Mann bringen könnte."

An den rechten — ja wohl! wiederholte ich.

Das walte Gott! — Wenn ich mich nicht trüge, ſo wünſcht Leonide ſelbſt, ihrer los zu werden, bevor der Faden einer zarten Verbindlichkeit, welche frei übernommen ward, gänzlich reißt.

O du geſtirnter Himmel! mache mir ihn klar, den Engel der Geduld, und laſſe mich feſt an ihm halten!

Den 5.

Als ich mich geſtern ſpät an den Schreibtiſch ſetzte und vor mein Tagebuch, verſagte mir die Feder ihren Dienſt. Ein Tropfen fiel auf das leere Blatt, und lief aus. Es iſt genug, ſagte ich zu mir ſelbſt, an dem Zeugniß dieſer unſichtbaren Tinte. Die Nachtſeite meines Lebens iſt mit dieſer einzigen Thräne voll geſchrieben — mehr braucht's nicht. Die Liebe, welche lesbar in die Luft ſchreibt, löſcht auch den kleinſten Flecken in dem Schuldbuche der Treue aus. Einſt wird Alles rein ſein! —

Nein, nicht mit verklagenden Schriftzügen will ich einſchreiben. Wenn das Bild deſſen, was mich ſchmerzt, ſich ausdrückt in dieſen Buchſtaben, wie in weichem Wachs, dann ſoll es mir zu Licht werden, zu einer Kerze für meine ſtille Capelle, die in den letzten Tagen gar ſehr gefördert worden iſt.

Meinen Mann erwartete ich nicht vor dem ſpäten Abend. Als die fünfte Stunde herankam, war Fanny, dem ausdrücklichen Verbote der Gräfin zuwider, auf und davon. Leonide, darüber entrüſtet, hatte es keinen Hehl, was ſie dachte: „Fanny wird dem Baron doch nicht entgegengegangen ſein? Ich traue es ihr zu.“

Ach, ich auch; aber ich ſchwieg. Die Gräfin war zerſtreut, ihre Gedanken ſchweiften umher; ſie bat mich, wenn ich dazu gelangen könnte, ihr einen kleinen Tubus zu leihen, den ſie jüngſt in den Händen meines Mannes geſehen. Da Heinrich weiß, daß, während er abweſend, der Schlüſſel zu ſeinem Zimmer ſo geſchützt vor jedem Mißbrauche in meiner Hand ruht, wie im Meere, wo es am tiefſten iſt, und ich ihm nichts anrühre, ſo verſchließt er nie etwas vor mir.

Die Fenſter ſtanden offen; der Wind hatte den einen Flügel über Nacht aufgeſtoßen, was ſich daraus ſchließen ließ, daß die zuſammengebogene Karte, womit der lockere Rahmen befeſtiget wird, am Boden lag. Eine Menge Papiere waren von dem offenen Schreibtiſche meines Mannes herabgeweht, und unter dieſen auch, kaum konnte ich meinen Augen trauen — ſah ich einen Brief von meinem Vater, einen friſchen Brief! Der Goldſand, womit der gute Vater in ſeiner Eilfertigkeit jede Adreſſe zu beſtreuen pflegt, zum Aerger meiner Mutter, welche der Meinung iſt, es ſei nicht fein, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen, dieſer wohlbekannte Goldſand glänzte mich an, wie ein Schatz, den ich gefunden. Aber ach, ich durfte ihn nur aufheben — der Brief war ja nicht mein. — Tauſend muthmaßende Fragen drangen auf mich ein, warum dieſer Brief mir vorenthalten worden? Warum mein Mann beſtimmt verneint, als ich ihn vorgeſtern ängſtlich fragte: Alſo wieder kein Schreiben aus Liebſtadt? Wie, wenn Heinrich mit meinen Eltern über mich correſpondirte? Oder ſollte etwas vorgefallen ſein, was ich nicht wiſſen dürfte? Sollte — ſollte — ſollte —

ach, ich wußte nur, was ich nicht durfte. Und ſo küßte ich den Namen meines Mannes in meines Vaters Handſchrift, und dieſer leiſe, leiſe Kuß war ein feſteres Siegel, als das erbrochene. Ein Treubruch iſt's, wer ein geſchriebenes Wort verletzt; es iſt ja auch ein gegebenes.

Doch habe ich nicht bald eine ſtärkere Verſuchung beſtanden. Es dient zu meinem Frieden, daß ich den Brief nicht leſe, dachte ich, ich will mein Auge davon abwenden.

Der Verſucher ließ nicht ab von mir. Seine Eingebung gab mir das Fernglas in die Hand, daß ich es auf die Straße richtete, die mein Mann kommen mußte. Die weite ſchöne Ausſicht überraſchte mich, ich konnte genau unterſcheiden. Ein Staubwölkchen wirbelte auf, deutlich erkannte ich unſere Equipage. Etwas Weißes flatterte wie im Fluge darauf zu — — — es war Fanny.

Dieſer Augenblick machte meine Hand ſinken, tiefer noch ſank mir aller Muth zum Leben. Als ich das Fernrohr abermals feſtſtellte, fuhr der Wagen hurtig voraus; am grünen Raine entlang ging langſam Fanny neben Heinrich von ſeinem Arm umfaßt. Sie ſprach ihn ſo dicht an, als hätte ſie ihm ein Anliegen vorzutragen. Nur mit dem Herzen konnte ich hören — ach, ein verrathenes Herz hört ſehr ſcharf! — So klar war meine Anſicht, daß ich das Lächeln ſeines Mundes ſehen konnte. Ich bebte vor Furcht, mehr zu ſehen, und doch konnte ich nicht ablaſſen — — — — — — — — — Wie ſoll ich das ertragen? dachte ich. Mir war, als ob ich bei dieſer Vorſtellung zuſammenſänke. Wenn ich ſtürbe, und zwiſchen Vater und Mutter begraben läge! — — — dieſer Wunſch ſtieg dunkel — dunkel wie der Tod — in mir auf. Ich griff in die leere Luft, als wollte ich mich an dem Unſichtbaren halten; nun, Gott wird meine Stutze ſein! — Und an meinen ſüßen Knaben und an — — — — dachte ich nicht?

Alfred ſtürmte voller Freuden herein, er hatte mich überall geſucht. „Mutter, Mutter!“ rief er, und wenn je eine Kinderſtimme lieb und glücklich klang, ſo war es die ſeine. „wir haben ein Fohlchen, ein kleines Pferd; es liegt ſo gemüthlich auf der Streu — — — willſt Du es nicht ſehen?“

Jetzt nicht, mein Kind, ein andermal, ſprach ich zu ihm. Den Tubus hier bringe der guten Gräfin; trage ihn vorſichtig — — — ich mußte mich erſt ſammeln, daß ich den Anblick meines Mannes ertrüge. Ich ſchlich mich ſacht auf das Feld hinaus — ſo weit mich meine Füße trugen; dann kniete ich zwiſchen die Aehren und betete inbrünſtig um Kraft. Aus dieſer Halmenfülle webete ein ſtärkerer Geiſt. Solch ein Fliehen vor ſich ſelbſt — ſolch ein ſtilles Flehen findet auch das Brod des Lebens für eine matte Seele — für ein Herz, welches darben muß.

Die Sonne ging zu Rüſte, da ich heim ging.

Mein Mann ſah mich kommen, ein Schatten ſchwand über ſein Geſicht. „Was iſt Dir, Helene?“ fragte er betroffen, ſo wie er mich erblickte.

Mir war nicht wohl zu Muthe, Heinrich, antwortete ich.

„Das ſieht man Dir an“ — erwiederte er. „Du darfſt nur das Auge zudrücken.“

Ich lächelte ſchmerzlich und dachte:

Das hätte ich geſollt!

Den 6.

Heinrich war früh hinüber geritten nach Wäldchen — — und dieſen Nachmittag ſind ſie Alle mit einander nach Grundhüben — einem Marktflecken, zwei Meilen von hier — zum Jahrmarkte gefahren. Das kam ſo:

Auf ihrem Morgenſpaziergange begegnet die Gräfin einem blutjungen Milchmädchen, das bitterlich weint. Theilnehmend, wie Leonide nun iſt, fragt ſie die Urſache dieſer Betrübniß heraus. Die arme, kleine Magd hat unterweges ein Beutelchen mit ihrem Spargelde verloren. „Ich zählte es noch!“ ſchluchzt ſie. „Zählen muß man nichts“ — ſpricht die Gräfin. „Haſt Du wohl ſchon einmal in der Bibel geleſen? Sieh, darin ſteht es: Als der König David ſein Volk zählte, da war es aus mit ſeinem Reiche.“

„Ach,“ antwortet die Dirne, unſer Herrgott wird mir's nicht zur Schuld anrechnen; ich wollte zu einem neuen Rocke für mich und Krampftropfen für meine kranke Mutter kaufen — wenn es gereicht hätte. Die Laboranten kommen nur ein einzig Mal im Jahre nach Grundhüben, und heute iſt der Jahrmarkt.“

Die gute Gräfin erkundigt ſich genau. Sie beſtellt das Mädchen auf den nächſten Tag unter denſelben Baum. Bei Tiſche bat Leonide meinen Mann um den Wagen nach dem Marktflecken. Heinrich bot ſich ſelbſt zum Führer an, und die Fahrt wurde beſchloſſen.

Fanny weigert ſich leidenſchaftlich, von dieſer Luſtpartie zu ſein. Es gab Debatten. Die Gräfin, gereizt, äußert ſich heftig. Mein Mann, dem Fanny geſtern und früher über die Grenze der jungfräulichen Schicklichkeit entgegengegangen — und gegen deſſen Geſellſchaft ſie ſich heute ſträubt,

— fühlt ſich eben auch nicht von dieſem launenhaften Eigenſinne geſchmeichelt.

Der Wagen hielt lange — Fanny konnte nicht fertig werden, und dieſes Heimlichthun mit der Jungfer will mir noch weniger gefallen, als ſonſt der offene Zank. Den Alfred haben ſie mitgenommen, daß ich in Ruhe ſein könnte.

Ruhe, tiefſter Born, du ſtiller Quell, aus dem der Himmel wiederſcheint! labe mich ein wenig; ich ſehne mich nach dir. Der Athemzug des Lebens iſt berauſchend und bitter — die Freude wird getrübt; aber Ruhe iſt Klarheit. O, daß ich erſt ruhig werden könnte und mir ſelbſt klar! —

Heute habe ich in einen Spiegel geſehen — wenn ich ihn auf meinen innerſten Sinn anwende, ſo ließ mich die Vorſehung in den Grund meines Herzens ſchauen.

Das Wetter war luftig und lieblich; ich ging ins Freie. Die Idee des Einkaufs war in mir angeregt worden — vielleicht war es nur ein Inſtinct der Nachfolge, der meine Schritte leitete.

Etwa ein Stündchen von Haynburg an einer Wegſcheide ſteht, gewiß ſeit alten Zeiten, eine kleine Krämerei. Dieſer nette Kaufladen, von einem breiten Obſtbaume beſchirmt, der eben zu blühen anfing, als wir aus der Hauptſtadt vorüberkamen, ſah ſo niedlich aus, daß unſere Blicke mit Intereſſe darauf verweilten. —

Dieſes winzige Geſchäft verſahen ein Paar Schweſtern, alternde Mädchen, beide ein wenig verwachſen. Die Landleute aus den benachbarten Dörfern verſorgten ſich hier, was gemeinhin auf dem Kirchgange geſchah.

Mein Mann ließ halten und forderte irgend eine Kleinigkeit. Mit verklärtem Geſichte empfing die eine der Schweſtern den Geldbetrag dafür, nebſt der Verſicherung, daß wir Alles bei ihnen kaufen würden, was wir brauchten während unſerer Anweſenheit in dieſer Gegend. Wir hörten noch, daß ſie der andern zurief: „Dies Glück ſchickt uns Gott!“

Dies rührte uns. „Dieſe da“ — ſagte mein Heinrich — **mein?** guter Gott! „tauſchen ihren kleinen Gewinn nicht um die Leipziger Meſſe.“

Dahin ging ich. Aber ach! Schon von Weitem ſah und hörte ich eine grauſame Zerſtörung. Der breite Obſtbaum mit ſeinen ſaftgrünen, ſchwellenden Früchtlein lag um und warf überſchwänglichen Schatten; Arbeiter ſchlugen mit zertrümmernder Rohheit den Giebel des Häuschens ein; der kleine Laden beſtand noch, aber die blitzende Wage von Meſſing ſchwankte traurig unter den Schlägen, in denen die Pfoſten des Gebäudes bis in den Erdboden hinein erbebten. Auf einer Bank los und ledig ſaßen die beiden Schweſtern niedergeſchlagen neben einander. Der Fall des größten Handlungshauſes hätte mich nicht mehr erſchüttern können, als der Umſturz dieſes einfachen Glückes.

Ein Vetter hatte ihnen den Verkauf des kleinen Grundſtücks abgedrungen, weil eine alte Schuld darauf haftete, die er hart zurückforderte. Sie erzählten mir den Hergang der Sache kläglich. Eine um die Andere ſprach:

„Wenn wir in unſerm Erbe und Eigenthum bleiben können, ich hätte ein Jahr lang bei Brod und Waſſer aushalten wollen“ — — — —

„Dem Vetter wird es keinen Segen bringen; möchte ich doch kein Heimchen vom Herde vertreiben. — — — Er hat nicht redlich an uns gehandelt. Bei nichts hält er lange aus, und unſer Vaterhaus wird bald genug in fremde

Hände kommen.“ So lauteten die Wehklagen, die ich vernahm.

Wenn ſich nun Jemand fände, der ſich zu jener Schuldſumme erböte, ſagte ich, dann könnten Sie es wieder nehmen.

„Nimmermehr!“ riefen Beide wie mit einer Stimme. Welch eine rührende Sympathie zwiſchen dieſen ältlichen Schweſtern und ihrem alten, kleinen Hauſe! —

„Was ein Anderer an ſich geriſſen, wird doch nicht unſer mehr“ — — — ſprach die eine, und die zweite ſetzte hinzu: „Was man ſo lieb hat, kann man eher meiden, als daß man ſähe, es wäre anders geworden — — — jeder Schlag in die Wand iſt mir in die Seele gedrungen. Nur die Bank hier nehmen wir uns mit, worauf wir immer im Mondenſcheine geſeſſen“ — —

Ich gab dieſen Schweſtern den Inhalt meiner Börſe und verſprach, mich ihrer des Weiteren anzunehmen. Sie ſagten, daß ich ihnen wie ein Troſtengel erſchienen wäre. Was aber nahm ich mit von dieſer Stelle des Verluſtes? Den Schmerz der Wahrheit! Woher kam dem Munde der Einfalt ſolche Weisheit? Das Herz, einmal von einem fremden Bilde eingenommen, wird nie ganz das vorige mehr. Die Heimath der Liebe iſt vernichtet, ein ſchnödes Werkzeug zertrümmert mein liebſtes Glück, mein Lebensbaum wirft nur noch Schatten. O Heinrich! Du, für den ich tauſend Leben gäbe, wenn Deine Liebe mir bliebe, haſt Du auch redlich an mir gehandelt? Die alte Schuld der Schwachheit — mit meinem armen Herzen muß ich ſie bezahlen.

Den 7.

Welch ein Tag iſt hin! Dieſe Zeilen ſchreibe ich im Mondlichte, zweifelhaft in jedem Sinne. Ich weiß nicht mehr, was ich thun oder laſſen ſoll; meine Seele iſt ganz umzogen. Mir iſt ſo ſchwül, und doch iſt meine Stirn feucht und kalt. Wann werden dieſe Qualen enden? Eine furchtbare Erwartung hält mir den Athem an — dies iſt die finſtere Stille vor dem Sturme. Welch ein Wetterleuchten von Gedankenblitzen in der Bangigkeit meines Innerſten! Wie Gewitterblüthen treiben Wolken in mir auf und nieder.

Wenn der Tag anbricht, bin ich ſchon wach. Dann ſehe ich, wie die Morgenröthe über den Thau des Feldes leuchtet, wie die heilige Wimper zuckt — und alles Leben regt ſich wieder. Ach, einen Strahl Deines Lichtes, allſehender Gott, ſende auch in meine Thränen! — Jedes Hälmchen empfängt ſeinen Schein von Freude, worin es ſich ſonnt — an der Saat hängt die Blüthe — das menſchliche Herz iſt der Liebe gewürdiget, und eine Mutter trägt Deinen höchſten Segen, Vater im Himmel! unter dem ihrigen. Du läſſeſt auch die zarteſte Frucht nicht verkümmern, Du ſiehſt die preſſende Angſt und hilfſt. Gieb mir den Muth, zu tragen, oder — den Muth, einem Glücke zu entſagen, das ich nur noch in Martern empfinde! Gewiß iſt Ungewißheit das ſchrecklichſte der Uebel.

Morgen will ich mit meinem Manne reden. Schon heute näherte ich mich ihm in dieſer Abſicht, aber er war auffallend verſtimmt.

Fanny weicht ihm aus. Als ich ein Weilchen zu ihm geſprochen — er ſchien mir auch mit ſtarrer Aufmerkſamkeit zuzuhören — fragte er plötzlich: „Was ſagteſt Du?“

O weh! Was bin ich Dir noch, mein lieber Heinrich? Eine Glocke ohne Klang! Wie achtſam iſt die Liebe! Wenn Du gut und ſanft mit mir wareſt, was an dem ſtärkeren Manne am innigſten rührt — wann wäre der allerleiſeſte Laut von Dir mir entgangen? Ein Dir entflatterndes Wörtchen, der flüſternde Hauch Deiner Lippen, Dein kleinſter Seufzer war Stimme des Herzens für mich. „Aus Liebe zu dem Hirten, der mein Leben weidet, hab' ich das Glöcklein an dem Lamme liebgewonnen“ — — — — —

Den 8.

Wenn der Morgen angeht, bin ich frommen Muthes — ſo mag den Märtyrern zu Muthe geweſen ſein, die ſich zur Folter rüſteten — und am Abend ende ich damit, daß mir das Blut aus allen Wunden meiner Seele ſtrömt. — Mein Weſen iſt Ohnmacht, mein Schlaf iſt ein Fieber — wachend träume ich. Ich bin erſchöpft und allein. Nur du, ſanfter Mondſtrahl, biſt bei mir. Du ſtiller Freund der Traurigen, du wandelſt, aber du kommſt wieder! Du ſchweigſt, aber du tröſteſt! Mit mildem Glanze blickſt du in meines Herzens kleine, dunkle Welt. Deine Sprache iſt Friede. Du ſcheinſt zu ſagen: „Sieh nach Oben, wo es einen Himmel giebt! Ein funkelndes Sternenheer vertheidigt den Glauben eines ſchwachen Weibes — — die Liebe ſiegt wahrhaftig!“

Wie feſt ich mir auch vorgenommen, ein aufrichtiges Wort mit meinem Manne zu ſprechen, es kam doch nicht dazu. Ein lebhafter Verkehr war von früh an in ſeinem Arbeitszimmer; fremde Perſonen hielten ihn, vermuthlich in Geſchäften, die mich nichts angehen, lange auf; ich mußte ein Frühſtück beſorgen. Heinrich kam ſpät zu Tiſch. Dann kam ein Bote von Wäldchen mit dem mündlichen Berichte, daß mein Schwiegervater unpaß wäre und ſeinen Sohn bei ſich zu ſehen wünſche. Dies ging nun vor.

Während der Tiſchzeit herrſchte eine ungewöhnlich ſchweigſame Spannung. Bei meinem Manne ſchob man es auf die erhaltene Nachricht — ich hatte Mühe, meiner angſtvollen Verſchloſſenheit ein paar gleichgültige Worte abzugewinnen — Leonide, auch wortkarg, verwies es Fanny, daß dieſe ſich mit Alfred neckte, und zwar auf eine Weiſe, die ein Kind reizen muß. „Warte nur!“ ſagte er in allem Ernſte und drohte ihr mit dem Finger, „ich werde Dir ſchon einen Poſſen ſpielen.“ Nur wer geliebt wird, darf ſich ungeſtraft eine kleine Neckerei erlauben. Eine feine Schadenfreude drückt ſich immer darin aus — ich liebe es nicht.

Heinrich war bis gegen Abend in Wäldchen. Wir gingen ihm an das Felſenthor entgegen. Wie voll und ſchön ſteht der wilde Roſenſtrauch noch an ſeiner alten Stelle! Er blüht aus der Jugend meiner treuen Simonis, die nun Staub iſt. Sein Anblick bewegt mich, ſo oft ich ihn ſehe. Die meiſten Blüthen waren ſchon ein wenig blaß und fielen aus; nur eine dunkle, friſche Roſe, kaum entknospet, ſchwankte hoch oben im Luftzuge. „Die möchte ich haben!“ rief Fanny und wies hinauf.

Heinrich rankte ſich empor — es war nicht ſo leicht, zu dieſer kleinen, dornigen Krone zu gelangen. Er griff in das Geſträuch, glitt aus und fiel in die ſcharfen Waffen.

Als er die Roſe Fanny überreichte, floſſen Tropfen, röther als jene, an ſeinen Schläfen nieder. Sie ſah hinein, rief ſo laut ſie konnte: „Ein Wurm, ein abſcheulicher Wurm!“ und warf die Roſe blindlings gegen das Geſtein.

Das biſt Du ſelbſt! rief es in mir, eben ſo verwerflich — — — — —

Heinrich war über und über blutroth geworden. Mir blutete das Herz ſchmerzlicher noch — jede Ader in mir war ein erhöhter Pulsſchlag des Mitleidens. Ach, wie erbarmte es mich ſein! — Du bluteſt, Heinrich! ſagte ich mit Beben. Ein feines Tuch zog ich hervor, ihn ſachte abzuwiſchen. Heinrich blickte niederwärts — mein Name, mit türkiſchem Garne, war darin gezeichnet. „Deine Hand zittert“ — ſagte er, mit einem Anklange zärtlicher Sorge um mich. „Du biſt ein Kind, Helene!“ Er ſah mir in die Augen, ſie mochten wohl voller Thränen ſtehen — die geliebte Geſtalt wankte vor meinem Blicke. Dann drückte er leiſe meine Hand; dieſer leiſe Druck ſeiner Hand hat alle meine Vorſätze erſchüttert.

Mein Namenszug — ein feines, rothes Fädchen, hat Dich, o Heinrich, an Deine verlaſſene Helene gezogen — — Trennung von Dir — Was iſt der Tod dagegen? —

Den 9.

Von meiner Herzensmutter träumte mir. Sie flüſterte mir etwas zu, ich konnte es nur nicht verſtehen, wie ſehr ich mich auch anſtrengte.

„Gieb Acht, gieb Acht!“ bei dieſen ihren Worten erwachte ich. In meiner träumeriſchen Aufmerkſamkeit war ich dennoch wieder eingeſchlafen. Nun ſah ich die Geſtalt der Mutter an dem kleinen, zierlichen Webſtuhl ſitzen, worauf ſie einſt mit ſo großer Mühe die Börſe von meinen Haaren wirkte. Sie ſchaute mit einem wunderbaren Lächeln auf zu mir — ich ſah auf ihre Arbeit nieder. Der Augenblick, wo der junge Tobias ſeinen alten Vater ſehend macht (ich habe dieſe Scene ſehr ſchön in Gobelins geſehen), war hier im verjüngteſten Maßſtabe gewebt — und da ich dieſes kleine, vollendete Kunſtwerk näher betrachte, iſt es ein lebendes Bild. — Die Flügel des daneben ſtehenden Engels rauſchten leiſe, als dieſer ahnungsvolle Traum in Morgenduft zerfloß. — Ob meine liebe Mutter für mich beſchäftiget iſt? Ach, der Geiſt einer guten Mutter bewegt die Himmliſchen für die armen Kinder der Erde. Wem von ſeiner Mutter träumt, dem begegnet etwas Gutes.

Wer im Traume des Lebens die Stimme der allermütterlichſten Liebe, die über uns wacht, zu deuten wüßte, der läge wohl und ſchliefe ganz in Frieden. Gieb Acht, gieb Acht! ſagt dieſe Stimme. Wir aber verſtehen uns ſelbſt nicht.

Meine Augen, wie mit göttlicher Salbe beſtrichen, hatten ſich aufgethan, und ich ſah Manches anders an, als zeither. Ich fand mich ſtrafbar, daß ich ſo lange geſchwiegen. Tauſend Vorwürfe hätten mich meines Unrechts nicht beſſer überweiſen können, als der leiſe Händedruck, den mir Heinrich geſtern ſchweigend gab. Und wenn ich mich ſcheute, Gebrauch von dem heiligen Mittel zu machen, das einem Weibe zu Gebote ſteht, und dem Herzen meines Mannes Gewalt anzuthun, habe ich ihm deßhalb minder mein Vertrauen entzogen? Und zu welchem Schritte hätte dies führen können? Schaudernd wende ich meine Seele davon ab.

Alfred thut gern, als ob er ſchriebe, an die Tauben, an die Vöglein im Walde; — die kleinen, offenen Briefe fliegen in die Luft. Da er hört, daß ich betrübt ausrufe: Alſo wieder kein Brief an mich! ſagt er: „Laſſe es gut ſein, liebe Mutter, ich werde Dir einen Brief ſchreiben!“ Er ſetzt ſich an meinen Schreibtiſch, die Feder will nicht fort — er greift nach dem Federmeſſer — Was machſt Du da, Kind? rufe ich ihm zu. Er giebt keinen Laut von ſich, nur ein leiſes Geräuſch in meinen Papieren vernehme ich. Auf meinen nochmaligen Ruf kommt Alfred mit ängſtlichem Geſichtchen auf mich zu. Mein Junge hat ſich geſchnitten, und hat ſich zu helfen gewußt. Das blutende Fingerchen mit einem ſchwarzen Seidenfaden umwunden, den er hervorgezogen, woran ein vergilbtes Blättchen hängt, das zu löſen er mich bittet. Und was hing an dieſem Faden? Guter Gott! — Auf das Wort „Scheiden!“ auf die Zeilen:

Scheiden.

Wort von ſchneidendem Klange, die Welt wiederhallt von dir! doch nimmer wird das Herz dich faſſen lernen. Gott wollte nicht, daß du geſprochen würdeſt. Wenn du die Wege derer beſtimmſt, die gern mit einander gegangen wären, dann geht ihnen der Schmerz zur Seite, und mit Sehnſucht ſchauen ſie zurück. Doch die Liebe führt ſie nach einer kleinen Zeit wieder zuſammen.

> — Wehe aber, wo du deinen richterlichen Spruch an denen vollziehſt, die ſich für ewig verbunden! Da iſt der Hausaltar geſtürzt, die Kinder ſind Waiſen — die Gattin, weder Frau noch Wittwe, ſieht ihres Gartens Roſe zertreten am Boden; denn der Freund ihres Herzens iſt ein Feind geworden, der bewaffnet gegen ihre rührende Gewalt die Seinen theilt oder ſie verläßt. Das Familienherz iſt zerriſſen, und dieſe Wunden heilen nie. — Gott des Erbarmens! Du, von deſſen Liebe uns nichts ſcheiden ſoll — gieb mir, die ich von jeder Hoffnung ſchied, nur von der nicht, daß Deine Gnade mir bliebe — gieb mir Deinen Segen, daß dieſe Schriftzüge einſt einem Gedanken der Scheidung begegnen!
>
> Wer du auch ſeiſt, beleidigtes Herz, das ich wenden möchte, folge mir! Die Liebe ſucht nicht das Ihre und läßt ſich nicht erbittern; auch verſtoßen und verlaſſen bleibt ſie treu. Nur ſein Angeſicht verhüllt der Engel — endlich löſet der Himmel alle irdiſchen Bande.

auf dieſe Zeilen nun fällt mein Auge mit dem Entſetzen der Selbſterkenntniß, an welchem Abgrunde ich gewandelt. Mit dieſem Blatte wendete ſich mir das Herz im Buſen um. „Gieb Acht, gieb Acht!“ hörte ich wie im Traume. Und dann wieder „Scheiden!“ Wort von ſchneidendem Klang“ — — — — Mein Urtheil iſt geſprochen.

Die Fremden von geſtern kamen heute zurück; mein Mann fuhr mit ihnen hinweg und kommt vor morgen Mittag nicht wieder. Dann keine Minute länger! Und wenn Heinrich zu mir zurückkehrt, zu mir! dann ſoll Alles vergeben und vergeſſen ſein — und auch das, was ich an meiner eigenen Ruhe geſündiget habe. Die innigſte Unmittelbarkeit ſoll zwiſchen uns ſtatt finden. Dann — — dies iſt mein Gelübde — will ich mein Tagebuch ſchließen, um Dir, o Heinrich, mein Herz allein zu öffnen.

Glückliche ſchreiben weder, noch daß ſie der Beobachtung fähig wären. — Ach, die armen Schriftſtellerinnen! Aus welcher tiefen, leidenſchaftlichen Wunde mag ihre Tinte fließen? Gott ſtehe ihnen bei, es iſt nichts Leichtes.

Wenn mir der Himmel eine Tochter ſchenkt, dann ſoll ſie dereinſt mein Tagebuch leſen. Oder wenn ich wüßte, daß es den Töchtern der Welt frommen könnte, ich gäbe es dem Ganzen hin. —

Und wenn ich mich zu einer Ueberſicht erhebe auf den Weg, den ich gegangen bin, ſo erſcheinen mir dieſe verbleichenden Schriftzüge, dieſe labyrinthiſchen Verſchlingungen des Herzens, dieſe verblümten Martern, nur als eine Paſſionsblume, wie ſie vielleicht in dem Hausgärtlein jeder Frau blüht. Dann heißt es nicht, daß die Ehe ein Weheſtand — — — — — — —

Wer kommt noch ſo ſpät? Es iſt Hubert (der Jäger), wenn ich nicht irre. Was er nur bringen mag? Ein Brief von meiner Mutter — — o gütiger Gott!

Der Mutter Brief

an Helene.

Meine geliebte Tochter!

Endlich, nach einer langen Pauſe, bin ich nunmehr im Stande, wieder mit eigener Hand an Dich zu ſchreiben, wonach ich mich herzlich geſehnt habe. Dein guter Vater — — nun, Du kennſt ja ſeine Abneigung gegen alles Briefſchreiben und weißt auch, wie wenig er verträgt, wenn man in ihn dringt. So mögen die an Dich eingelaufenen Nachrichten wohl zuweilen lückenhaft geweſen ſein; ich will es weiter nicht unterſuchen. Ich bin nun durch Gottes Hülfe ganz hergeſtellt, und der unermüdeten Sorgfalt und Ausdauer eines geſchickten Wundarztes einen nie abzutragenden Dank ſchuldig geworden. Jetzt, da es vorüber iſt, kann ich es geſtehen, ich habe unſäglich ausgeſtanden. Wir rühmen uns auch der Trübſale — wie der Apoſtel ſagt.

Welch ein Glück entbehrt doch, wem der Gebrauch auch nur einer Hand fehlt! Wir werden es nicht gewahr. Wenn man in liebevoller Abſicht ſeinem Nächſten die Hand reicht, das iſt eine Handlung, die etwas auf ſich hat. Die Menſchen denken ſich oft ſo gar nichts dabei und ſchaffen mit ihren gottgeſchenkten Händen ſo wenig Gutes. Als ich zum erſten Male die Hände wieder falten konnte zum Gebet, da fielen ſtille Thränen des Dankes darauf nieder. Die erſte Uebung der neuerlangten Kraft, wem könnte ſie lieber gewidmet ſein, als Dir, meinem theuerſten Kinde? Biſt Du doch mein Liebſtes und Einzigſtes auf der Welt, wogegen Dein Vater, den ich als die beſſere Hälfte meines Weſens betrachte, nichts haben wird. —

Deine brieflichen Mittheilungen haben mich in ſteter Kenntniß erhalten, wie es Dir ergeht. Wie ſchonend Dein Bericht auch immer geweſen, mit Kummer würde ich Deines Gemüthszuſtandes inne geworden ſein, wenn Du, liebe Helene, nicht *meine Helene* wäreſt. Gönne Deiner Mutter das ſtolze Vertrauen, eine Tochter erzogen zu haben, auf die ihre mütterliche Zuverſicht ſich mit unerſchütterlicher Ruhe verlaſſen kann. Laſſe mich an ein williges Herz ſchreiben, Du geliebte Gute, und die Feder, unter deren leichter Laſt meine ſchwache Hand noch zittert, zu Deinem Segen führen!

Du verbirgſt mir ein gekränktes Herz — ich leſe es in jeder Zeile von Dir. Eine Mutter iſt im Geheimniß jener unſichtbaren Tinte, die mit blaſſen Zügen ſchreibt. Du kannſt nicht darüber hinaus, daß die Roſenzeit Deiner Ehe verwelkt — daß Dein Mann für friſche Reize noch empfänglich und in dem Gefühl einer alten Freundſchaft — Deiner Meinung nach, zu *warm* iſt. Der leidenſchaftliche Hauch Deines Weſens iſt gleich dem Winde, der ein ſchmeichelndes Lüftchen für die Jugendblüthe, ein Sturm für den Sommer wird. Warum willſt Du denn gegen die weiſe Ordnung der Natur ankämpfen? Der Mann liebt an dem Gegenſtande ſeiner Neigung nur das *Schöne*, doch an ſeiner Frau nur das *Gute*. Du hältſt, wenn auch leiſe und unausgeſprochen, dieſen Wandel für eine Verrätherei an Deiner Treue. Der Kuß der Liebe, ſagte Dein Vater einſt, iſt im natürlichen Sinne immer ein Kuß des Verraths, wonach das irdiſche Leben der Liebe ſtirbt. Das himmliſche aber — — o Helene, das iſt göttlich! das kann nicht welken und nicht ſterben.

Es nimmt Dich Wunder, daß Dein Mann mit regem Geſchäftsſinn thätig iſt; ein Mann hat aber neben ſeiner Liebe noch zu thun. — Du nimmſt es übel, daß er in Deinen Armen nicht für die Freuden der Geſelligkeit erſtorben iſt? Wie magſt Du Dich jedoch der Genugthuung berauben, daß es ihm am beſten bei Dir gefällt? — — Und wie wird dies möglich ſein, wenn Du ihn mit kalter Miene, ohne Theilnahme, ja, mit übelverhehlter Mißbilligung empfängſt? Der liebenswürdigen Anſpruchsloſigkeit einer Frau gegenüber bleibt das Gewiſſen eines Mannes wachſam und lebendig; aber das Schweigen der Verſtimmung ſchläfert es ein. Eiferſüchteleien in Abrechnung bringen wollen, darauf laſſe Dich nie ein! Quittire großmüthig zuvor — — das Facit iſt von unendlichem Gewinne für Dich! —

Und haſt Du Dich etwa nur dem Herzen Deines Mannes anverlobt? Arme Tochter! dann wäreſt Du allerdings zu beklagen, denn das Herz iſt ein ſehr veränderlich Ding. Nein! Du biſt ſein Weib geworden, und ein Weib, meine liebe Helene, iſt etwas ſehr Ewiges. Die Mutter ſeiner Kinder ſollſt Du ſein — und Deine Kinder ſollen Gottes werden. Du haſt am Altare den feierlichen Schwur gethan, Deinen Mann nie zu verlaſſen, weder in Glück noch Leid, worunter doch auch die Leidenſchaft verſtanden iſt, die jeder wahren Liebe entfremdet. Zu ſeiner treueſten Freundin biſt Du eingeſegnet; als ſein guter Engel ſollſt Du ihn geleiten, ſelbſt dann — wenn — Gott verhüte es — er ſich ſelbſt verließe.

Sieh, meine Helene, das iſt ein Weib! Dazu ſind wir erſchaffen, daß der Mann nicht allein ſei. Allein! dieſes

Wort umfaßt jede Verirrung — — Alles, was das Herz verödet.

Du biſt beſtimmt, ihn zu führen, ſanft und treu, in ein heiteres Hausweſen, in einen Kreis inniger Freuden, an ein ſtilles Grab, das nicht dunkel iſt, weil ein Strahl hineinfällt von jenem Lichte, das unſeres Fußes Leuchte iſt — und über Alles in einen Himmel, wo nur die ſich wiederfinden, welche auf Erden wahrhaft beiſammen waren. O Helene, vor dieſer Ausſicht verſtummt das irdiſche Gefühl.

Eine neue, mütterliche Hoffnung iſt Dir nunmehr gewiß. Wie unausſprechlich wir uns darüber freuen, Du Tochter meines Herzens, es bedarf Dir keine Verſicherung. Aber — hierüber iſt ein Wichtiges zu ſagen.

Die Folgen Deines erſten Kindbettes waren ſchwer und langſam zu verwinden —; Du ſiehſt ein, daß die höchſte Achtſamkeit auf Deinen Zuſtand von Nöthen iſt. Um jeden Tempel wohnt Stille! und der Leib einer Mutter iſt ein Tempel der Gottheit, wie kein anderer. Die Keuſchheit des Weibes, das Zarteſte und Reinſte, was es giebt, verhüllt des Schöpfers Ebenbild, bis die Stunde kommt, wo der Menſch zur Welt geboren wird, ein Menſch! gieb Acht, Helene! der ein Segen der Menſchheit werden kann — und ein Erbe der Seligkeit werden ſoll.

Du liebſt Dein unſichtbares Kind — Du möchteſt es in den Kern Deines Herzens verſenken, um es zu ſchützen. Die Stürme aber, unter denen das Herz ſchwankt, ſind keine Wiege der Ruhe. Würdeſt Du Dein Liebſtes dem wilden Meere anvertrauen? Ein heftig bewegtes Gemüth läßt es gewiſſer noch zu Grunde gehen.

Wie ich Dich kenne, thäteſt Du keinem Geſchöpfe wiſſentlich wehe; — und das zarte, kleine Herz, welches ſo leiſe, ſo unbewußt unter dem Deinigen ſchlägt, ſo hingegeben Deinem Einfluſſe, ſo ſchuldlos abhängig von Dir, dies ſollte das lebenslängliche Elend eines verkümmerten Daſeins von Dir, ſeiner Mutter, empfangen? Solches Wehe könnteſt Du dem Kindlein thun, welches Dir die Vorſehung gab, daß es Dein Troſt und Deine Freude wäre? —

Sieh, Helene, der Künſtler darf nicht in Wallung ſein, wenn er, was in ihm lebt, hervorbringen will, daß es vollendet erſcheine. Und ein edler Dichter ſagt: „*Nur eine ruhige Seele gebiert das Vollkommene* — —“ Worte, die jede Mutter mit goldnen Buchſtaben auf die Tafel ihres Gedächtniſſes ſchreiben ſollte. Die Hand will nicht mehr fort — es iſt genug. Bald ein Mehres. „Ein Herz voll Lieb' und Zuverſicht, ein Herz voll Lieb' und Ruhe — ein weiſes Herz — —“ dies iſt mein Wunſch für Dich. Du kennſt nun Deine Pflicht, und ich, ich kenne Dich, meine Helene!

Zu tauſend Malen lebe wohl! Lebe recht wohl und liebe

Deine treue Mutter
Sophie van Aelſt.

Liebſtadt, den 2. Juni
18—

Später, als er verſprochen, kehrte der Baron nach Haynburg zurück. Er hatte geeilt, dem Gewitter vorzufahren, das ſich in Weſten zuſammenzog. Die Sonne flammte unter einer düſtern Wand, der Wind ſtrich leiſe durch die

Wipfel des Waldes und über die Breiten der Kornblüthe, welche ſich wie unter einem blaſſen grünen Florſchleier rauſchend bewegte. Der Regen, noch verſchloſſen in ſeinen Schleuſen, duftete ſchon, und es fing an kühl zu werden.

Der Baron fand die Gräfin und ſeine Frau im Freien, als er mit dampfenden Pferden vor dem Jagdſchloſſe hielt; und da er raſchen Schrittes auf ſie zukam, rief Leonide ihm entgegen: „Spät kommt Ihr — doch Ihr kommt! Der weite Weg, Graf Iſolan, entſchuldigt Euer Säumen.“

Dieſer Anflug von Scherz war nicht ſo harmlos, daß den Baron nicht ein wenig Mißmuth angeweht hätte, und die Stirn der edlen Gräfin war finſter wie die Wolke, die über ihrem Haupte ſtand.

Helene ſagte nicht ein Wörtlein, daß ihr Gemahl ſo lange ausgeblieben. Mit einem ſüßen, klaren „Willkommen“ im Blick begrüßte ſie ihn, und ihr liebes Geſicht hatte einen Farbenton, der dazu ſtimmte. Ein warmer Morgenſchein — — — friſch, wie die Natur nach dem erſchütternden Gewitter, lag auf dieſem Geſichte und hatte den ſtrengen Ernſt ſeiner Züge ausgehellt; ein ſanftes Lächeln der Verzeihung ſchwebte auf ihren Lippen, und der Athem ihres Mundes ſäuſelte ſo herzerleichtert, ſo frei, als wäre ein drückender Geiſt beſprochen.

Guter Gott, wenn Du das Herz Deiner Menſchen wendeſt, wie anders ſehen ſie die Dinge dieſer Welt an! Wie anders ſehen ſie aus!

Der Baron ſah ſeiner Frau tief und freundlich in die Augen; ſichtbar zerſtreut überhörte er, was die Gräfin in dieſem Augenblicke zu ihm ſagte. Wo Alfred wäre, wollte er wiſſen, und Helene nahm es nicht übel, daß ihr Mann auch nach dem Fräulein fragte.

„Der Knabe war vorhin erſt hier,“ verſicherte ſeine Mutter, indem ſie weitſchauend um ſich blickte. „Woher der Junge nur mit ſo verwunderlichen Redensarten kommt? So erkundigte er ſich genau, was es heiße: ſein Müthchen kühlen. Du kannſt denken, lieber Heinrich, daß ich es ihm ſo gelind als möglich ſagte. Aber mein Alfred machte pfiffige Augen, ſagte: Aha, nun weiß ich's! Und ſeitdem iſt er fort.“

„Fanny,“ erwiederte die Gräfin, „iſt auch immer weg wie das Waſſer auf der Wieſe. Sie hat eine Liebſchaft mit dem Platzregen und badet gern in Schlamm und Näſſe. Das hängt noch an den Kinderſchuhen, die nicht völlig ausgetreten ſind. Wiſſen Sie noch, Helene, wie nixenhaft uns Fanny letzthin vor Augen trat?“

Ein Freudenſchrei Helenens erließ ihr die Antwort.

Der Propſt van Aelſt, in leibhafter Geſtalt, im weißen, alten Staubmantel, den er nicht ablegen mochte, kam aus dem Dickicht hervorgegangen, und Helene flog mit ausgebreiteten Armen die Baumreihen entlang ihrem Vater entgegen. Der Baron folgte ſeiner Frau auf dem Fuße.

Athemlos wehrte der Propſt ſich gegen die Umhalſung ſeiner Tochter. „Kind! Weib! Du erdrückſt mich! ich giepſe nur noch; willſt Du mich wohl zu Odem kommen laſſen?“ rief der Propſt, und ſein ſtarker Körper wankte, überwältiget vom zärtlichen Ungeſtüm ſeiner eigenen Vaterempfindung. „Schwiegerſohn,“ ſetzte er hinzu, indem er dem Baron die Hand männlich reichte, „wenn Helene Sie nicht vor Liebe umbringt, wie mich beinahe, ſo müſſen Sie gut gerüſtet ſein.“

Der Baron lächelte und ſprach: „Nun, ich bin ja noch am Leben; die Frauen laſſen Friſt nach einem kleinen Freudenſturm. Wir laufen nie Gefahr dabei.“

Der Propſt drängte ſeine Tochter von ſich ab, um ſie mit einem väterlichen Liebesblicke zu betrachten. Seine Stimme ſchmolz, da er ſagte: „Du biſt's, Helene! Gott ſei geprieſen! Du ſiehſt munter aus — ein bischen ſchmal, das laſſe Dich nicht grämen; das Fleiſch iſt kein nütze — Kinderchen! geht langſam mit mir, ein abſonderlicher Schrecken iſt mir in alle Glieder geſchlagen; komm, Helene, führe mich. Du warſt ſonſt biegſamer Art, um ein Stab zu ſein, biſt Du denn auch hübſch feſt und zuverläſſig geworden?“

Der Propſt legte ſeinen Arm in den ſeiner Tochter, und Helene bebte vor Wonne bei dem Gedanken, daß ſie die Stütze ihres Vaters wäre.

Die Gräfin näherte ſich ihnen; eine Erſchütterung ging durch ihr Weſen, da der Propſt vor ihr ſtand. In der Ferne ging der Donner vorüber — — — eine tiefempfundene Pauſe trat ein. Leonide wollte ſprechen, aber ſie vermochte es nicht.

Mit Würde und Ehrerbietung ſagte der Propſt: „Meine hochverehrte Freundin, jedes Wiederſehen iſt doch die ſchönſte Vorfreude des Himmels. Wir ſollen einander niemals traurig finden. Das Leben iſt immer ein letztes, dunkles Stündlein — — — — doch die Liebe wird zu Licht.“

Und als der Propſt dieſe Worte ſprach, glänzten ein paar große Thränen in ſeinen Augen.

Die Gräfin, ergriffen von der Gegenwart eines Mannes, der ihre höchſte Achtung beſaß, fühlte dieſen Troſt als wahr. Der Propſt tröſtete lieber im Geiſte eines Freundes, als im Tone des Geiſtlichen.

„Was ſagen Sie dazu, daß ich noch hier bin?“ fragte Leonide mit einem ſcherzbezwingenden Lächeln. „Wenn ich mir aber nicht wie eine Störerin vorkommen ſoll, ſo müſſen Sie, mein würdiger Freund, mich neben unſerer Helene und Ihrem Schwiegerſohn für Ihre Tochter anſehen.“

„Ich werde ſo frei ſein,“ antwortete der Propſt mit einer kleinen, komiſchen Verbeugung. „Omne trinum perfectum ſagen wir Lateiner, das heißt: Aller guten Dinge ſind drei. Sie, meine liebwerthe Gräfin, gehören unſerm Familienherzen an. Auch läßt meine Hausfrau ſich Ihnen vielmals beſtens empfehlen. Der Graf von Gleichen dort (er wies auf den Baron) ſitzt, zwiſchen Freundſchaft und Liebe, dem Glück im Schoße.“

Der Baron lachte und ſprach: „Zweimal binnen einer Viertelſtunde hat die Grafenkrone über meinem Haupte geſchwebt; ſollte mir wirklich eine Standeserhöhung bevorſtehen?“

„Aber Vater, lieber Vater! wo kommſt Du denn eigentlich her?“ ſagte Helene, die unterdeſſen des Vaters Hand bald an ihren Mund, bald an ihr Herz gedrückt hatte.

„Woher ſonſt, als von Liebſtadt?“ verſetzte der Propſt, „und daß ich aus dem Walde komme, das ging nämlich ſo zu: an dem Vorwerk dort, abwärts der Buſchlehne, fällt dem Felix ein — — — — — —“

„Aber iſt denn Felix mit?“ fiel Helene ihrem Vater dringend in das Wort.

„In der Logik biſt Du nicht vorgeſchritten, Frau Tochter,“ entgegnete der Propſt. „Wenn Felix nicht mit wäre, ſo könnte ihm nicht eingefallen ſein, wovon ich Wiſſen hätte, und was mich aus dem Wagen vertrieben. Er hatte in Klöſterlein, dem letzten Pfarrdorfe, ein Heft Geſchriebenes liegen laſſen, ſchwerlich von größerer Importanz als jene Schrift: die Geheimniſſe des Feuers, die er damals in verwünſchter Ahnung mit nach Hamburg nahm. Nun wollte er hurtig zurücklaufen, ich ſollte einſtweilen mit Felicitas im Schatten ſitzen bleiben.“

„Felicitas, auch Felicitas?“ rief Helene voller Freuden aus.

Von des Propſtes Angeſicht zuckte ein ſchwacher Blitz der Ungeduld, daß er nicht ausreden durfte, glitt aber machtlos ab, als ſeine Tochter hinzuſetzte: „Ach, das iſt ein goldener Gedanke! Iſt es doch, wie wann Du von Reiſen kameſt, da ich noch ein Kind war. Eines nach dem Andern langteſt Du hervor — — — — Was bringſt Du mir nur noch Alles mit, mein gutes Väterchen?“

„Wir wollen ſehen,“ ſprach der Propſt und lächelte wie ein Reicher. Wie ein Reicher? armer Vergleich! wie ein Vater, der ſein Herz austheilt. Dann verſuchte er fortzufahren: „Nein, das konnte mir der Rector nicht zumuthen; ich hätte, wenn auch mitten im Schatten, ſo nahe an Hahnburg doch wie auf Kohlen geſeſſen. So ſtieg ich aus dem Wagen und lief voraus — — — doch Eile mit Weile! das Sprüchwort bewährte ſich, denn wie Blei iſt's mir in die Füße geſunken.“

Alle drei ſahen den Propſt fragend an.

„Wie ich ſo vor mich hingehe,“ redete er weiter, „komme ich an ein morſches Vogelhäuschen oder ſonſt was. Schmale Luken, mit Drath vergittert, ließen Luft zu, und ſiehe, ein hübſches Pärchen hat ſich darin gefangen. Eine junge Dame von feinem Wuchs, wenn auch nicht von feinen Sitten, liegt eng verſtrickt in den Armen des ſchlanken Jägers, der — wenn ich nicht irre — hier auf der Wildbahn pirſcht.

Die Ueberraſchung dieſes Anblicks, die Geſtalt, das blaßrothe Kleid (Du trugſt einſt ein ſolches, Helene), machte mir ein Blendwerk vor. Ich wähnte Dich zu ſehen, und dieſer Augenblick ließ mich fühlen, wie einem Vater ſein müßte, der ſeine Tochter nicht auf rechten Wegen trifft.“

Die Gräfin ward bleich wie eine Büſte; dem Baron ſträubte ſich das Haar, ſein verblaſſendes Geſicht ſchien länger; er ſtarrte den Propſt an.

Helene meinte in die Knie zu ſinken, kein Athem ſäuſelte.

Da kam Alfred geſprungen. Wie war der Knabe erhitzt! In den fliegenden Locken hing Moos und Geſtrüppe, auf der durchſichtigen Stirne perlten kleine thauklare Tröpfchen. „Großvater!“ rief er dem Propſt zu, „ich habe Dich nicht einholen können! Warum machſt Du ſo große Schritte?“

„Wo haſt Du mich denn geſehen, mein kleiner Wildfang?“ ſprach der Großvater und ſtreichelte das glühende Geſicht.

„Wie ſiehſt Du aus!“ ſagte Helene und nahm erſchrocken dieſen Anlaß wahr. „Du haſt keinen trocknen Faden an Dir; geh, kleiner Strauchdieb, und laſſe Dich umziehen.“

Aber Alfred blieb, und mit jenem Kinderblicke des Entſetzens, hinter ein Geheimniß gekommen zu ſein, ſagte er: „Der Fanny war ich nachgeſchlichen, weil ſie mich immer neckt. Draußen wartete der Adjutant, der, wo wir gewohnt haben. Sie küßten ſich — — — ach, ſie lieben ſich ſchrecklich! Fanny weinte und ſagte: Sie könnte es nicht mehr aushalten, die Gräfin wäre unausſtehlich. Dir, Vater, hätte ſie ſchön gethan, aber es wäre ihr nun auch zuwider. Frau von Fürſtland wäre in Dich verliebt. Die ſchlüge Dir's nicht ab, daß der Oſfried die Fanny heirathen dürfte.

Zwiſchen die Thür war ich gekrochen, da platzte ich heraus und ſagte: Warte nur, das werde ich dem Vater ſagen — — — — — Die Beiden erſchraken einmal. Der Adjutant verſprach mir ein klein Pferdchen, daß ich nichts ſagen ſollte. Dein Pferd brauche ich nicht, ſagte ich, und ſprang davon. Vater, thue ihnen doch den kleinen Gefallen von wegen der Heirath. Bitte bitte!“

Im Umſehen war der Baron verſchwunden. Die Gräfin erhob ſich und ging ein wenig wankend nach dem Schloſſe.

„Fanny?“ fragte der Propſt gedehnten Tones, „doch nicht Eckardy's vielgerühmtes Schweſterlein?“

Helene nickte. Der Propſt ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Da thut mir die Gräfin leid! Sie ſcheint weder eine Vertraute, noch eine Freundin dieſer Liebesgeſchichte zu ſein; und daß Eckardy nicht geheirathet hat, iſt auch gut. Er iſt ein trefflicher Mann; aber in Betreff der Weiber täuſchbar, wie jeder Andere. So hat der Fall der erſten Eltern uns Allen ein ſchwaches Fleckchen geſchlagen. Ein Liebling wird immer zur Strafe. Und wer zum Segen erziehen will, fange bei ſich ſelbſt an. Merke Dir das, meine Tochter. Der Alfred — das iſt ein Wetterjunge! — Der ſchlägt ein. Wir ſind allein, Helene.“

Sie blieben es nicht lange, denn ſchon kam der Wagen, der die mit Herzklopfen erwarteten Gäſte brachte.

Felix Maarbonn ſtieg mit einiger Vorſicht aus, die an den gebrochenen Knöchel erinnerte; doch ſeine Wohlanſtändigkeit ſchien nicht auf ſchwachen Füßen zu ſtehen. Sein Auge blickte geiſtreich, und der Ausdruck völliger Zufriedenheit, der aus ſeinen Zügen ſprach, machte ihn zu einer angenehmen und bedeutenden Erſcheinung.

Felicitas, in voller Blüthe des Weibes, mit wahrer [illegible]rzinnigkeit, lag in Helenens Armen, und in Freudenthränen floſſen ihre Seelen in einander. Dieſelbe friedſame, traute Wirklichkeit wie einſt, und der Frühling der Jugend, mit allem, was in ihm verſchwand, und jeder erträumte Himmel des Lebens that ſich noch einmal auf in dieſem Augenblicke

„O Helene,“ ſagte Felicitas mit bewegter Stimme, „nun ſind wir wieder beiſammen! Nichts hat meinem Glücke gefehlt, als Du und die Deinen. So oft ich meine kleine Helene nannte, habe ich mit Liebe und Sehnſucht Dein gedacht und nur gewünſcht, daß ſie Dir gleichen möge.“

„Das wünſche nicht, Felicitas, das wünſche bei Leibe nicht — — —“ erwiederte Helene leiſe. Die klare Ruhe dieſes Weſens, von keinem Hauch der Leidenſchaft getrübt, war ein Spiegel, worin Helene ſtill beſchämt ſich im Schatten ſah.

Felicitas und ihr Mann ſtanden unfreiwillig immer neben einander. Die kleinſte Beziehung im Geſpräche, jeder Blick, den ſeine Frau auf Felix warf, zeigte die Zuneigung und Unzertrennlichkeit dieſer Ehe. — Das Haus ihrer Eintracht ſchien auf die innerſte Nothwendigkeit gebaut.

„Sieh, Helene, Dir den Maarbonn doch recht an! Wird er nicht ſeinem Vater ähnlicher?“ ſagte der Propſt und betrachtete ihn mit dem verklärten Auge der Freundſchaft. Und indem er ihm leicht auf die Schulter klopfte, ſetzte er hinzu: „Ich ſage Dir, der Rector iſt in der Schule ſeiner kleinen Frau ein ſehr vernünftiger Mann geworden.“

„So war ich früher ein Thor?“ fragte Felix, lächelnd zwar, doch erröthend und in Haſt.

„Ein wenig!“ antwortete der Propſt gelaſſen. „Denke nur, Freund, an Meiſter Blaubart und an das winzige

Tröpflein Verſtand, das auch einen tüchtigen Kopf in Gährung bringt. Die Liebe aber iſt der beſte Lehrer der Weisheit. — Jetzt komm, mein alter Felix, wir wollen die Weiberchen zuſammen ſchwatzen laſſen; es drückt ihnen ſonſt das Herz ab, wenn ſie nicht in der erſten Stunde Alles herunter haben.“

Der Propſt führte ihn in den Garten.

„Welch ein Paradies!“ ſagte Felix tiefathmend und weitſchauenden Blickes, „ich könnte den Baron bedauern, daß er es verlaſſen muß, wenn — — —“

„Latet anguis in herba,“ ſprach der Propſt mit aufgehobenem Finger, und eben ſchlüpfte Fanny vorüber.

Ein wunderſchöner Abend war verſtört worden. Die Gräfin hatte ſich entſchuldigen laſſen, Fanny's Sachen wurden gepackt. Sie ſelbſt kam nicht zum Vorſchein. Der Baron fertigte einen reitenden Boten ab — — — nur der Propſt blieb ſeiner Gewohnheit nach lange bei Tiſche ſitzen, und disputirte mit Felix, wie vor alten Zeiten dahdim. Der Sandmann war leiſe herangeſchlichen, das lebhafte Geſpräch fing an ſchläfrig zu werden. Felicitas ſchien ermüdet; Felix gab zu verſtehen, daß er der Ruhe bedürfe.

Helene war endlich allein nach ihrem ſehnlichen Wunſche, da der Baron, ſobald er konnte, den Vater in ſein Zimmer begleitet hatte, um ohne Zeugen mit ihm zu ſprechen.

Die Fenſter in Helenens Schlafgemache ſtanden noch weit geöffnet; man hatte ſie zu ſchließen vergeſſen in der Unruhe, welche Gäſte mitzubringen pflegen. Nach jeder Aufregung ſpricht das Bedürfniß des Selbſtbewußtſeins an, und der [illegible]enſch, nach Allem, was ihm Wichtiges begegnet, muß [illegible]erſt zu ſich kommen.

[illegible] Helene befand ſich in einem Zuſtande, wie er nur ſelten empfunden wird. Tief hatte ſie die Lehre dieſes Tages gefaßt, und ein Licht war ihr aufgegangen, das in die Unergründlichkeit des Herzens hineinleuchtete. „Ach, ich habe Gott geſehen! Nacht war wohl zu meinen Füßen — — — — —“ ſo flüſterten ihre Gedanken. Helene ſah in die helle Sommernacht hinaus, in den ſtillen Wandel der ewigen Sterne. Das Wetter kühlte ſich, daß morgen der ſchönſte Tag würde. Was ihre Seele dachte, war ein heißes Gebet.

Da hörte ſie den Gang ihres Mannes, der raſch, doch leiſe die Thür zudrückte und auf ſie zukam. „Biſt Du noch auf, Helene?“ fragte er, „und ſetzeſt Dich der feuchten Nachtluft aus?“ Nichts konnte zärtlicher lauten, als dieſer Vorwurf.

„Mir war ſo wohl in dieſem kühlen Hauch,“ antwortete Helene, und ihr natürliches Zartgefühl verhielt ſogar ihre Stimme.

Der Baron ſchloß das Fenſter; dann wandte er ſich und ſchloß ſeine Frau, die zurückgewichen war, feſt und immer feſter in ſeine Arme.

„Helene!“ ſagte er ſanft bittend und betrübt, „biſt Du mir böſe? Kannſt Du mir verzeihen, daß ich Dir weh gethan? Was ich mir nie werde verzeihen können — nie! nie!!!“ Der Ton, worin der Baron dieſe Worte ſprach, hatte etwas Gebrochenes. Sein Stolz war geknickt; nichts hinderte ihn mehr, ſich ſelbſt zu erkennen.

„Ich Dir böſe? o Heinrich, wenn Du gut biſt, dann iſt alles gut — — —“ erwiederte Helene. Nur die Liebe giebt dieſe Antwort! Nur die Liebe vergiebt ſo! Ein minderes Gefühl ſpricht nur Verzeihung aus.

„O Du treue, treueſte Seele!“ ſagte der Baron, „das habe ich nicht um Dich verdient. Während ich Dich für unglücklich und ſelbſtſüchtig hielt, trugſt Du ſtill mein Glück wie meine Schuld — — — — — vom Vater habe ich es erfahren müſſen — — — — —“

„Vergieb auch Du mir!“ bat Helene, „es ſoll nicht mehr geſchehen, daß, indem ich an mir ſelbſt ſündige, ich Dich durch Stillſchweigen beleidige. Es ſoll anders werden, Heinrich, ich gelobe es Dir. Laſſe mich nur immer Deine Freundin ſein, und traue mir; mehr verlange Dich nicht. Das Leben wollte ich laſſen, daß Du glücklich würdeſt — — — — ſterben könnte ich für Dich, mein Heinrich! Und wie eine Geſtorbene würde ich mit Liebe und Segen um Dich ſein.“

Als Helene dieſe Worte aus dem Grunde ihres Herzens ſprach, drückte der Baron ſein Geſicht an den Hals ſeiner Frau, und fühlte ihre Pulſe klopfen. Seine männliche Thräne floß in ihren Buſen nieder. „Du wirſt leben für mich und meine Kinder — — — — o Helene, glaube mir! nur ein Weib, das wahr iſt, wahr! kann wahrhaft geliebt werden.“

Sein Mund verſtummte an dem ihrigen, und aufs neue ſchloß ſich Herz an Herz. Was iſt der erſte Kuß der Liebe, dieſe Blüthe irdiſcher Seligkeit, gegen den Kuß der Verſöhnung, der den Himmel in ſich ſchließt? —

„Nun wir einig ſind,“ ſagte der Baron, ohne ſeine Frau los zu laſſen, „ſo blicke nunmehr in eine ſchönere Zukunft! Wir gehen im Herbſt nach Wartenſtein, um es nicht wieder zu verlaſſen. Vernimmſt Du mich auch? es iſt unſer — unſer Eigenthum, durch die Güte Deiner Eltern, die Freundſchaft der Gräfin und die Gnade des Monarchen. Du biſt nun zeitlebens mit den Deinen vereint, und in nicht langer Zeit ſoll ich Landforſtmeiſter werden. Du ſagſt nichts, Helene?“

„Seit ich Dein Herz wieder habe, kann ich die Möglichkeit jedes Glückes faſſen,“ antwortete Helene, „wenn ich auch nicht Worte finde, Dir mein Staunen auszudrücken. Noch ſehe ich nicht ein, wie es zugegangen — — — —“

„Wenn etwas geſchehen ſoll, ſoll, Helene,“ entgegnete ihr Gemahl, „dann treffen alle Umſtände günſtig zuſammen; es fügt ſich gleichſam von ſelbſt. Das ſchöne Wartenſtein, total verſchuldet und theilweiſe ruinirt, wurde mir — da der wüſte Beſitzer auf und davon iſt — von den Intereſſenten angetragen. Ich lehnte es ab, weil ich nicht Vortheil ziehen wollte von dem Schaden Anderer. Man ließ nicht ab und hatte ſich an Deinen Vater gewendet, die Sache zu vermitteln. Und Deine Eltern? o Helene, was haben ſie für mich gethan, und was that ich für Dich!“ — —

Bei dieſen Worten ihres Mannes vernahm Helene, wie es für jede Frage des Leidens ein Echo gäbe, und für jedes Opfer des Herzens einen Lohn. — „O ſchweige, Lieber!“ ſagte ſie mit dem vollen Gefühl, eine glückliche Tochter zu ſein. „Und die gute Leonide nahm auch Antheil daran?“

„Einen thätigen und bedeutenden Antheil!“ verſicherte der Baron, und indem er tief ſeufzte, als ob er das Gewicht ſeiner Verpflichtungen empfände, ſetzte er hinzu: „Ich bin ein ewiger Schuldner geworden.“

„Die Liebe bezahlt und tilgt Alles,“ ſprach Helene mit leichtem Muthe. „Wir wollen die Gräfin zu tauſend Malen mehr lieben als vorher“ — — — und Helene dachte:

„Denn ſie hat ihre Gunſt an ein undankbares Herz verſchwendet.“

Was in den nächſten Monaten vorgegangen, wollen wir in Kürze berichten. Frau von Fürſtland war auf einer weiten Reiſe. Man wollte wiſſen, ſie werde niemals zurückkehren zu ihrem Gemahl, und die Trennung von ihm ſei eine beſchloſſene Sache. Das Haus, für deſſen Glanz ſie das Genie einer Dame von Welt aufgeboten hatte, blieb in ſeinem Werthe ſtehen, als ſie fort war; dagegen fiel auf ihren Ruf ein Schatten, und die hohe Meinung, in der ſie geſtanden, ſank. —

Der ſtille Genius der Häuslichkeit verbreitet nur bei ſeinem Verſchwinden einen ſanften Schimmer, und was ein Engel war, wird erſt erkannt, wenn er entflohen iſt.

Der Oberſt hatte Franz legitimirt. Man ſprach davon, die junge, liebenswerthe Erbin, welche ſeinem älteſten Sohne beſtimmt geweſen, könne am Ende noch dem jüngſten zufallen; denn warum ſollte ein armer Findling nicht auch eine Perle vom erſten Waſſer davon tragen! —

Die Verbindung Otfrieds mit Fanny ward ſchleunigſt vollzogen. Der Baron wirkte ihm die Einwilligung des Vaters aus; die Gräfin nahm ſich ſehr edel dabei, ſagte ſich dann aber für immer von Fanny los.

Die Leidenſchaft iſt die geſchwindeſte Weberin; ſie legt nur falſch an, und eben deßhalb hält ihr Werk nicht. Und ſo ſehen wir die Folgen voraus.

Die Gräfin, inniger von ihren alten Freunden angezogen, ging auf eine Zeit lang nach Liebſtadt, um das Pfarrhaus mit ihrer Gegenwart zu beehren. Dort traf ſie mit der Comteſſe Flora zuſammen, welche einer ſchriftlichen Einladung der Frau van Aelſt willig und gern gefolgt war.

Wir wiſſen ja, daß Helenens Mutter ihre Feder ſelten, dann aber beinahe immer zum Sieg und Segen ihrer Abſicht führte. Beide Damen vornehmen Ranges fanden ſich unter dieſem beſcheidenen Dache. Auch iſt Alleinſein — und jedes Unglück iſt einſam — ſtets eine höhere Sphäre, worin der ſchwache Menſch ſich zu Gott erhebt.

Jenes klöſterliche Einzelweſen, von aller Welt verlaſſen, nahm es dankbar an, da die Gräfin die Hand reichte, mit dem Wunſche, ſich ihrem Daſein geſellig anzuſchließen, welches ja auch verödet wäre.

Der Propſt freute ſich herzlich über dieſen Bund und ſegnete ihn.

„Sieh, Sophie," ſagte er, „das iſt höchſt paſſend! dieſe Ehe der Gemeinſamkeit iſt im Himmel geſchloſſen. Und wenn wir auch ein wenig gekuppelt haben, ich ſchäme mich deſſen nicht. Das ungeheure Schickſal der Franzöſin, das dieſe mit Würde, ja mit einer rührenden Heiterkeit des Geiſtes trägt flößt Achtung ein, und unſere Gräfin kann daneben nicht kleinmüthig werden. Und wenn Leonide um ihren Bruder, um ihr einziges Herz weint, dann darf ſie nur auf ihre Gefährtin blicken, die das Herz ihres Vaterlandes bluten ſah, und den Gram von Millionen Herzen leiſe, leiſe wie die Natur, mit Blumen bedeckt."

„Dieſer liebenswürdige Kunſtfleiß," erwiederte Frau van Aelſt hierauf, „iſt der armen Flora ein tröſtender Engel geworden. Niemand wird ganz elend werden, wer Freude an der Arbeit hat."

Bei ihrem Abſchiede von Liebſtadt beſchenkte die Comteſſe die Kirche des Propſtes mit einem gelungenen Werk ihrer Hände. Unter dem Bilde des verlornen Sohnes prangen die reinſten Lilien und blühen dort unverwelklich zu ihrem Andenken.

Als der Herbſt das Laub ſtreute, hielt Baron Falk ſo geräuſchlos als möglich ſeinen Einzug in Wartenſtein. Frau van Aelſt hatte mit der ihr eignen Umſicht die nöthigen Einrichtungen getroffen, und die treue Felicitas ihr hülfreiche Hand dabei geleiſtet.

Auf daß die Freude vollkommen würde, war auch vorher die Tante von Lyon angelangt, welche nach dem Tode ihres Mannes ſehnlichſt ſtrebte, bei den Ihrigen Theilnahme und Ruhe zu finden. Die geräumige Wohnung im Wittwenhauſe war für ſie in Stand geſetzt worden.

In dem Raume, wo Frau Simonis gewaltet, war Helenens Hausaltar! Dort wollte ſie zuweilen mit ihrer abgeſchiedenen Freundin allein ſein. Mit einem demüthigen Schauer trat Helene über die Schwelle des Schloſſes. Sie dachte daran, daß eine Frau, welche die ſchwerſte Stunde ihres Geſchlechts erwartet, mit einem Fuße im Grabe ſtehe; aber Helene war in der letztern Zeit zu glücklich geweſen, um ſich nicht mit aller Hingebung ihres Vertrauens dem Vater im Himmel zu überlaſſen.

Frau van Aelſt öffnete jetzt das Zimmer, wo ihre Tochter ſich in himmliſcher Stille bergen ſollte. Das Wochenbett ſtand aufgerichtet, eine Blumenkrone bildete den Gipfel dieſes mütterlichen Thronhimmels. Die Wiege war niedlich bekränzt, und auf dem weißen Bettlein lag ein Kinderhäubchen, der Form nach für ein Mädchen.

„Es wird ein Töchterchen ſein,“ ſagte Frau van Aelſt, „alle Schnitte fielen weiblich aus.“

Helene lächelte und ſprach: „Wenn mir Gott eine Tochter giebt, dann möge ſie Sophie heißen, und weiſe werden, wie ihre Großmutter!“

Die Familie durchſtrich den Garten. Der milde Abendſonnenſchein, die leiſe Melancholie fallender Blätter, die Spuren der Verwüſtung überall gaben der kleinen Geſellſchaft einen Ton der Wehmuth. Endlich ſtanden ſie vor der Statue der Fortuna, welche einſt Zeugin von einem unvergeßlichen Augenblicke der Liebe geweſen war.

„Dich haben die Barbaren auch verſtümmelt,“ ſagte der Baron, „doch das Glück, das Du mir willenlos gegeben, iſt mir zu werth, zu heilig, als daß ich Dich entſtellt ſehen könnte. Du ſollſt weichen, arme Fortuna, aber mit Ehren! Sobald der Frühling in ſchönſter Blüthe ſteht, will ich an dieſer Stelle den Grundſtein zu einem Mauſoleum für meinen entſchlafenen Freund legen, und ſein Herz hierher begraben laſſen.“

„Und ich halte die Grabrede!“ rief der Propſt begeiſtert, „am liebſten möchte ich es ſchon heute thun.“

„Es war ſpät, als der Propſt, ſeine Frau, die Tante Maurice, Felicitas und ihr Mann nach Hauſe fuhren.

Helene ging an das offene Fenſter und lauſchte dem Wagen nach. Der Baron ertheilte noch Befehle. Helene war allein, wie an jenem Abend in Haynburg. Der Mond ſchien auf den Schloßplatz, das Wittwenhaus ſchimmerte unter den entlaubten Bäumen hervor, und in dem Schweigen der Nacht drang das ſchwache Geräuſch des Brunnens herüber.

„Wenn ich dies je hätte vorausdenken können!“ dachte

Helene. „Alles iſt nur ein Traum geweſen, der vorüberging. Und Heinrich iſt ſo gut! Wie habe ich mich nur ſo quälen können? Wenn je ein Mann vergütet hat, ſo thut er es. Nur daß er manchmal in ſich ſelbſt verſinkt, daß er weichmüthig mit mir umgeht, als fühle er noch immer, daß er mir einmal wehe gethan, dies thut mir leid. Und wenn ich ſtürbe, ich hätte gelebt — ich war geliebt!“

Vom Schloßthurme ſchlug es zwölf; die Geiſter der Vergangenheit rauſchten heran. Helene ließ die Uhr, das Geſchenk des Grafen Bourg, repetiren, und die feinen, goldnen Klänge wiederhallten in ihr. Sie ſprach zu ſich ſelbſt: „Wie damals an meinem Geburtstage, wo ich das Tagebuch von der Mutter empfing — — — es iſt und bleibt geſchloſſen. Der Vater hat wohl recht, da er mir den Ausſpruch eines von ihm verehrten Autors unterſtrich:

Das Einlaßblatt zur Freude iſt erſt ein **gutes** und dann ein **ruhiges** Herz!“

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Siebenundachtzigſter Band.

Polterabend-Scenen und Aufzüge.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Polterabend-Scenen
und
Aufzüge.

Der Wittwe Töchterlein,

dem Bräutigam ihrer Mutter.

(Die Kleine, ſchlicht und weiß gekleidet, überreicht ihr
Roſe, woran eine Knoſpe.)

Nimm dieſe Blume —
  Und mich dazu zum Eigenthume!
Mit der mütterlichen Roſe
  Drücke das Knöſpchen an Deine Bruſt,
  Daß es erblühe zu Deiner Luſt!
Mein Vater ſchläft tief unterm Mooſe — — —
  Doch willſt Du mich ſchirmen und pflegen,
So wird Dir, wie mir, folgen ſein Segen;
  Willſt Du ein guter Vater mir ſein,
  Wird Gott im Himmel ſich drüber freun!

Die Zigeunerin.

1.

Einen ſchönen, guten Abend den Herren und Damen!
Die ich nicht kenne nach Stand und Namen;
Ich bitte, Sie wollen mir gütigſt verzeihn,
Daß ich mich dränge ſo kühn hier herein,
Nach der Zigeuner bekannter Weiſe —
Zu dieſem feſtlichen Hochzeitkreiſe.
So bitt' ich, Sie wollen vergönnen mir nun,
Dem werthen Brautpaar kund zu thun —
Da in die Zukunft dringet mein Blick —
Was es erwartet für ehlich Geſchick!
Mein holdes Bräutchen, ich habe vernommen,
Als ich von ferne hierher bin gekommen,
Daß Du, ein ſo jugendlich Fräulein noch!
Dich ſchon willſt ſchmiegen ins Ehejoch.
So reich' mir das Händchen! Ich will Dir verkünden,
Was Du als Frau für ein Schickſal wirſt finden;
Und glaube, was ich Dir werd' prophezeihn,
Wenn's geſchieht, dann trifft's gewißlich auch ein!
Ei ſieh doch! von Deinen künftigen Tagen
Kann ich, lieb Bräutchen, viel Gutes Dir ſagen:
Manch ſchönes Glück iſt Dir beſcheert —

Dein Ehemann wird Dich halten gar werth! —
Doch — nicht immer wird Dir lachen das Leben,
Manch Wölkchen des Unmuths wird's auch geben.
Denn ſchau! was iſt der beſte Mann,
So ſüß er als Bräut'gam auch ſchwatzen kann?
Er küſſet das Patſchchen, er liebelt und heuchelt,
Drob das bethörte Mägdlein ſich ſchmeichelt,
So werde der Himmel ſtets hangen voll Geigen — —
Ach! anders thut die Zukunft es zeigen. — — —
Da wird das erſehnte Glück ihm bald alt —
Da werden die feurigen Küſſe ſo kalt;
Da furcht eine Männerlaune die Stirne,
Dort guckt er nach einer lieblichen Dirne — —
Dann heißt es ſtatt „Engel!“ und „Schätzchen!“ **„Du Frau!“**
Und ſoll er was ſchaffen, ſo iſt er genau. —
Dann denke nur, Du armes Kind,
Daß Männer nun einmal Männer ſind.
Sei ihm zu koſen deßhalb nicht träge,
Und wenn er will zanken, geh' ihm aus dem Wege!
Doch macht er es etwa gar zu bunt,
Nimm lieber ein Schlückchen Waſſer in den Mund!
Er kriecht Dir zu Kreuze — er wird ſich beſinnen,
Und Dich dann deſto zärtlicher minnen. —
Auch gucke nicht nach den fremden Herrn —
Das ſehn die geſtrengen Männer nicht gern.
Sie wollen ſein die ſchönſten von Allen,
Und nur allein dem Weibchen gefallen.
Nun gehab' Dich wohl, holdſelige Braut!
Ich hab' Dir der Zukunft Schickſal vertraut.
Wirſt Du Dir nehmen meinen Spruch zu Herzen,
So wird's Dich, wenn es kommt, weder wundern noch ſchmerzen.

Nun hör mich, Du ſchmucker Herr Bräutigam,
Der ſich dies Fräulein zur Gattin nahm.
Du haſt Dir ein niedliches Bräutchen erkoren,
Ihr Deine ewige Treue geſchworen;
Wirſt ſein ein geliebter und glücklicher Mann!
Doch ſchau ſie auch immer hübſch freundlich an!
Sie wird Dich erfreun — Dir erheitern Dein Leben,
Dich ſtets als ein lächelnder Schutzgeiſt umſchweben;
Und Dir nicht murren — noch ſtören die Ruh',
Auch Dir das Wetter nicht rechnen zu,
Wenn ſie die Wäſche trocknet und's regnet:
So wirſt Du ſein vor Vielen geſegnet!
Doch mach ihr nicht etwa ein ſcheel Geſicht,
Wenn ſie auch Andern ins Auge noch ſticht;
Wenn mal ein junger Geſell nach ihr ſchauet:
Ein liebender Mann dem Weibe vertrauet!
Er gönnet ihr gern ein'n fröhlichen Tag,
Auf daß ihr Herz erheitern ſich mag
Von all den kleinen, häuslichen Sorgen,
Die ſie umſchwärmen, ſo heute, wie morgen.
Er führet ſie willig zum luſtigen Ball,
Zu des Concertes harmoniſchem Schall —
Merkt ihren Geburtstag — ſpart nicht das Geld,
Ein ſolcher Mann den Weibern gefällt!
So wird ſie Dich rühmen, ſo wird ſie Dich preiſen!
Dir alles Liebes und Gutes erweiſen,
Und Dir dann ſtreicheln und koſen ums Kinn,
Wirſt Du ſtets handeln nach ihrem Sinn.
Drum merke Dir meine nützlichen Lehren,
Und halte Dein Weiblein allzeit in Ehren!

Nun endlich, Ihr werthen und fröhlichen Gäſte,
Geladen zum heutigen und morgenden Feſte;
Man ſagt: Es wird keine Hochzeit gemacht,
Da wird ſchon wieder eine neue erdacht!
Wer weiß, was Mancher und Manche ſchon denkt!
Was ihnen — verborgen das Herze bedrängt — — —
Doch Alles die Zukunft wird enthüllen,
Und manche liebende Sehnſucht ſtillen.
Nun wünſch' ich Euch Allen eine gute Nacht!
Ein Stündchen hab' ich Euch Kurzweil gemacht;
Drum tadelt und höhnt nicht nach weltlichem Sinn
Die kleine, fremde Zigeunerin!

Zigeunerin.

2.

Der Liebe Glück iſt gleich dem Sonnenſchein!
Es ſpiegelt ſich auch in der ſtillſten Quelle —
Der kleinſte Tropfen wird zum Edelſtein,
Und was der Seele dunkel war, wird helle.
So iſt der Wunſch mir ſo erfüllt als klar:
Du biſt vor Tauſenden ein glücklich Paar!

Der Liebe Glück iſt gleich dem längſten Tag,
Den auch der ſpäte Abend nicht verdunkelt,
Ein ſelig Licht, das nicht verglimmen mag,
Wo hoch der Stern und tief das Würmchen funkelt.
Ein Strahl davon fällt in die Seele mir:
Des Brauttags Roſe blühet ewig Dir!

Der Liebe Glück iſt reinſter Einklag nur!
Mit ſanftem Sinn berühreſt Du, o Schweſter,
Die Saiten einer feurigen Natur,
Und ſtärker giebt den Ton zurück Dein Beſter.
Erfaſſeſt leiſe Du den Freund, Marie,
Dann ſtöret nichts der Ehe Harmonie.

Und Euer Glück — es iſt das Unſre mit!
Wenn als ein blödes Kind der Haide
Ich vor Euch trat mit zagem Schritt,
Zu prophezeihn — geliebte Beide!
So iſt mein Wunſch, mein Herz, mein Sinn,
Die Gabe der Zigeunerin!

Die deutſche Hausfrau.

Ein Lehrgedicht.

(Am ſchicklichſten von einem älteren Mädchen oder einer Frau geſprochen.)

Der Brauttag flieht, wie alles Glück auf Erden,
Und wandelt ſich in eine ſanftre Luſt.
Bald wirſt Du anders angeredet werden,
Und höher klopft das Herz in Deiner Bruſt. —
Es ſchmerzt Dich nicht, dem Kranze zu entſagen —
Das Häubchen ſteht Dir ja nicht minder ſchön!
Und eine Gattin muß es willig tragen,
Wenn ſie der Schweſtern Tadel will entgehn.
Dies iſt nicht leicht! Es lauſcht der Neid behende,
Wenn eine junge Frau, hold und beglückt,
Nun thätig regt die weißgeſchonten Hände,
Und ihre neue Wirthſchaft ſelbſt beſchickt.
Drum nahet jetzt mit liebender Geberde
Und gutem Rath der deutſchen Hausfrau Schritt:
Auch bringe ich von meinem ſtillen Herde
Dir eine wohlgemeinte Gabe mit.
Sieh hier dies Schlüſſelbund an meiner Seite!
Ich deute, ſchöne Braut, ſie einzeln Dir;
Dann nimm ſie hin zum ewigen Geleite,

Und trage ſie als Deine liebſte Zier!
Der große ſchließt das Haus, wo Du wirſt wohnen;
Er öffne Dir ein irdiſch Himmelreich,
Das Du auch um den Purpurſitz auf Thronen
Nicht tauſchen möchteſt, könnteſt Du es gleich!
Und kehrſt Du heim aus rauſchendem Gewühle,
Von Deiner Zimmer Stille traut begrüßt:
So merke mit dem ſeligſten Gefühle,
Daß dieſer Raum Dein ſchönſtes Glück umſchließt!
Der zweite Schlüſſel führt — ich darf nicht ſchweigen —
Zur Küche. — Wie? auch einer Dame Fuß,
Der ſollte ſelbſt bis dahin ſich verſteigen,
Wo feindlich walten Feuer, Rauch und Ruß? —
Ja, theure Braut! nur Läſſigkeit wird ſchwärzen,
Mit welcher wir der Pflichten Mühe ſcheun,
Und mehr als Feuer brennt in weiche Herzen
Ein leiſer Vorwurf des Gemahls ſich ein.
Der Herrin Auge wacht mit milder Strenge,
Daß Alles wohl geſchehe, was ſich ziemt;
Und daß aus ihrer Gäſte bunter Menge
Ein Jeder ihres Hausſtands Ordnung rühmt.
Der dritte Schlüſſel wahret die Caſſette,
Mit blanken Münzen klingend angefüllt; —
Ein goldner Quell — o wer dies Bächlein hätte! —
Strömt denen zu, die reich ſind und auch mild.
So tauſche in des Kummers herber Zähre
Dir gegen Silber echte Perlen ein!
Sie werden einſt die Krone Deiner Ehre,
Dein Diadem, Dein Schmuck im Himmel ſein!
Ein Schlüſſel fehlt — kein Schlöſſer kann ihn formen —
Sein Werk verſpottet Frankreichs Kunſt und Ruhm;

Gebildet nach geheimnißvollen Normen,
Iſt er allein der Liebe Eigenthum.
Es iſt der Schlüſſel zu des Gatten Herzen!
Verwahr ihn treu; er ruht in Deiner Bruſt!
Daß Du ihn nie, mit ewig heißen Schmerzen,
Vermiſſen und bei Andern ſuchen mußt!

Eine junge Ehefrau
an ihre Schweſter.
(Mit einem Theeſervice.)

Dein Brautfeſt naht! Und eh die Morgenſonne
Dich ſchmückt mit ihren Roſen — ihrem Strahl,
Bring' ich, o Schweſter, voller Freud' und Wonne,
Dir eine Gabe zu des Hauſes Mahl!
Und willſt Du in der Gabe mich erkennen,
Darf ich nicht erſt mit klaren Worten nennen,
Daß ich ſo ganz nach meines Herzens Sinn
Vor Allem eine frohe Hausfrau bin!
Denn wär' ich ſtolz, ich gäbe Dir Geſchmeide,
Und wär' ich eitel, hüllt' ich Dich in Seide;
Und lebt' ich gern in Saus und Braus,
Ich wählte dann für Ueppigkeit und Schmaus.
Und ſtände mir kein guter Mann zur Seite,
Und wüßt' ich nicht, wie Liebe glücklich macht,
Ich ſuchte, was Dir lieb ſei, in der Weite,
Mit ängſtlich zweifelndem Bedacht.
Doch wenn man ſelbſt ſo innig iſt begnügt,
So findet leicht ſich, was vergnügt.
Drum reich ich Dir mit ſchweſterlicher Hand,
Was ich am ſchönſten für Dich fand!

Du ſiehſt mich ohne Prunk — wie immer —
Nur mit Geräth für Tiſch und Zimmer.
Des Hausſtands Freuden, jene kleinen, holden,
Möcht' ich zu einem Abendfeſt vergolden —
Das, wie ſo lang Dein Lebenstag
Auch währe, Dich erfreuen mag!
So oft Dein Blick ſich auf dies Theezeug ſenkt,
Erinnere Dich, wer Dir es einſt geſchenkt!
Vom goldnen Strom, der aus der Kanne quillet,
Schenkſt Du, o Schweſter, vollen Herzens ein;
Und dieſes iſt's, was unſern Wunſch erfüllet,
Daß wir die Gäſte Deiner Liebe ſein!

Ein junger Commis

aus einer Material-Handlung

bringt einen Zuckerhut, in welchem unter Blumen eine köſtliche Taſſe verborgen iſt, und ſpricht:

Blöde ſind' ich mich im hellen Saal —
Du, o Braut von meinem Principal,
Neige Dich dem Ladendiener hold,
Der Dir ſchuldige Verehrung zollt!
Willſt Du eine Kaufmannsfrau Dich nennen,
Mußt Du auch der Waaren Güte kennen.
Schwankt in einer weißen Hand die Waage,
Mehrt der Zulauf ſich von Tag zu Tage.
Unſer Kaffee, allerbeſter Sorte,
Er empfiehlt ſich ſelber, ohne Worte.
Ob er wächſt in Mokka, in Levante,
Sagt Dir pünctlich unſre Preiscourante.
Wir verkaufen billig und in Maſſe,
Und Du trinkſt ihn nur aus goldner Taſſe.
Schmeckt er Dir an jedem lichten Morgen:
O, ſo laß den Herrn fürs Weitere ſorgen.
Und der Zucker — welch ein Raffinat!
Frage doch, wer ihn hier ähnlich hat!
Bei den Schwarzen ſtammt er nur aus Rohr,
Bei Herrn Weiß guckt er aus Blumen vor —

Nimmſt Du weg die kleine blaue Kappe:
Siehe zu, was dann Dein Blick ertappe? —
Wie wir handeln — dieſes ſiehſt Du ein,
Wie verſüßt Dir ſoll Dein Leben ſein!
Und ſo nimm, o Braut, den Zuckerhut,
Worin eine ſtille Bitte ruht! —

Kräuterin.

(Trägt ein Körbchen auf dem Rücken, worin Kräuter, die in Bündel geordnet und mit farbigen Bändern gebunden ſind.)

(An die Braut, Tochter eines Wirthſchaftsbeamten, die einen Apotheker heirathet, mit welchem ſie in die Ferne zieht.)

Gott grüß Euch, Herr Amtmann!
Guten Abend, geſtrenge Frau!
Mit den ſämmtlichen Gäſten
Nehm' ich es nicht genau.
Weil ich nicht weiß ihren Stand und Namen,
Von wannen ſie ſind? woher ſie kamen?
So grüße ich Alle mit einem Mal,
Und ſchreite vor im Hochzeitſaal.
Erlaubet mir doch vor das Bräutchen zu treten!
Von den Frauen im Dorfe ward ich gebeten,
Daß, weil ich fort kann mit Reden und Manieren,
Ich heut' Abend möchte das Wort für ſie führen.
Und ſagen der lieben Braut, daß Glück und Segen
Die Gemeine ihr wünſche auf allen Wegen!
Wir ſehen ſie nicht gerne ſcheiden von hinnen — — —
Doch darf man der Schickung nicht murrend nachſinnen.
Denn Gott will es ſo! es ſteht in der Bibel;

Und ſitzen die Töchter, dann iſt es auch übel! —
Auch haſt Du einen ſchmucken Mann noch bekommen;
Das hat ſchon lange in der Aſche geglommen! —
Wenn Andre ſich thäten putzen und ſchnüren,
Dann gingeſt Du einſam — botaniſiren.
Und als vor dem Jahre Du Blei gegoſſen,
War Dir ein Mörſer zuſammengefloſſen! —
Kein Kluger wird ſolch ein Zeichen verachten,
Wenn auch die Philoſophen darüber lachten.
Jetzt bring' ich nach üblicher Sitte und Brauch
Dir etwas zum Geſchenke auch;
Doch fürchte nicht, daß ich Butter und Sahn',
Flachs, Eier und Mehl brächte auf die Bahn!
Dies Alles wird die Frau Mutter Dir geben,
Und was man ſonſt noch brauchet zum Leben;
Nein! unſere Frauen ſind nicht ſo dumm —
Sie ſorgten für Männchens Laboratorium,
Und haben heilſame Kräuter geleſen,
Von denen ſchon mancher Kranke geneſen.
Die bring' ich dem Herrn Bräut'gam jetzo zur Stunde,
Und gebe von ihren Namen auch Kunde.
Dies Kräutlein hier, man nennt es Demuth;
Es thut zu allen Dingen gut!
Wer es gebrauchet mit Ernſt und mit Fleiß,
Dem machet der Hoffahrt Schwindel nicht heiß;
Der bleibet auf richtigem Mittelwege,
Und Fried' und Freude ſind all ſeine Stege;
Der ſtürzt nicht von ſteiler Höhe herab,
Und ſinkt einſt geliebt und beweinet ins Grab.
Hier, Pfeffermünze! iſt gut für den Krampf,
Und hat einen äußerſt würzigen Dampf.

Des Flieders Wirkung will ich nicht nennen,
Ein Jeder wird wohl aus Erfahrung ſie kennen. —
Hier ſind auch Kamillen, römiſcher Art,
Der ſchwächeren Feldkamille gepaart.
O heilſames Blümlein! Kamillenthee,
Du hilfſt für manches Erdenweh! —
Und wo die Doctores receptiren,
Muß der Kamillentrank auch curiren.
Schafgarbe! ein milder, einfältiger Name!
Doch wenn eine kranke, hyſteriſche Dame
Dem Apotheker zu ſchaffen macht,
Hat dies Kräutlein die Krämpfe zum Schweigen gebracht.
Hier, Lindenblüthe! ſie reinigt das Blut,
Und iſt für ein weißes Häutchen auch gut.
Sie öffnet die Poren zu lindem Dunſt,
Und dienet vielfach der ärztlichen Kunſt.
Die Salbei kennſt Du vom Schöpſenbraten;
Wozu ſie ſonſt nützt, das ſollſt Du rathen!
Sie ſäubert die Zähnchen, wehrt dem Scorbut,
Und was ſie mehr noch für Wirkung thut,
Dies laß Dir erzählen zu anderer Zeit,
Es würde mich jetzo führen zu weit.
Und wenn der Huſten die Landleute plagt,
Dann wird nach Huflattich häufig gefragt.
Wem ſich reizbare Augen entzünden,
Der dürfte probat dies Mittel finden.
Der Rosmarin iſt ländlich beliebt,
Weil er ein ſtärkendes Sträußlein ergiebt;
Hilft gegen Ohnmacht, doch heizet er ein,
Und mag noch verſchiedentlich wirkſam ſein.
Zu Bädern taugt der würzige Quendel,

So auch der balſamreiche Lavendel.
Willſt Du einſt, fern von heilender Quelle,
Die Glieder Dir ſtärken in heimiſcher Welle,
Dann miſchet Dein Männchen Aroma ins Bad,
Daß keine Prinzeſſin es beſſer hat.
Nun kommt das Beſte, herzliebe Braut!
Nimm hin, es heißt: Tauſendguldenkraut!
Wie wirkſam es ſei, will ich verſchweigen,
Es ſoll nur den Wunſch ſinnbildlich zeigen:
Verzinſen ſoll ſich zu tauſend Procent,
Was in der Apotheke man findet und nennt!
Nichts für ungut, lieb Bräutchen! Dies Späßchen nimm hin,
Und denke zuweilen an die Kräuterin!

Bäuerin.

(Bringt einen Flachsrocken, worin ein künſtlich-gearbeitetes Klingelband verborgen iſt.)

Wohledle Braut, wenn auch mit Stocken,
Bring' ich Dir Wunſch und Gabe dar!
Nimm zum Geſchenke dieſen Rocken!
Der Flachs gerieth zwar nicht dies Jahr —
Und hätte einſt Dein lieber Mann,
Wie alle Männer — Werg daran:
Je nun! ſo ſpinne doch nicht Hader;
Denn ſeit einſt Mutter Eva ſpann,
Hat Jeder ſeine ſchlimme Ader,
Die ihm zu Zeiten ſchwellen kann. —
Es ſei nach meinem Wunſch Dein Leben
Ein langer Faden, glatt und eben,
Der ſanft durch Deine Tage läuft,
Bis ihn der große Weber weiſt;
Und knüpf' in jegliches Gebind,
Daß wir ſtets gute Freunde ſind!
Schau nur den güldnen Rockenbrief
Ein wenig näher an und tief!
Du findeſt drin von meiner Hand
Ein Angedenken — — nur ein Band.
Doch mahne Dich ſein Klang und Schimmer
An eine treue Freundin immer.
Und daß, ſo oft es ſich bewegt,
Dein Herz im Ton der Liebe ſchlägt!

Ein kleiner Chineſe.

(Bringt ein Paar ſehr kleine bunte Schuhe.)

Auch in China kennt man feine Sitte!
Gönnet mir den Schritt in Eure Mitte!
Eilend komm' ich her aus weiter Ferne,
Möchte mit dem Brautpaar ſprechen gerne.
Denkſt Du, Bräutchen, ich ſei ein Pagode?
Nein! die Dingerchen ſind nicht mehr Mode.
Iſt der Mann auch noch ſo winzig klein,
Darf ein Wackelkopf er doch nicht ſein!
Hinter unſrer weltberühmten Mauer
(Gliche ihr Dein Glück doch in der Dauer!)
Wohnt ein wackrer, wohnt ein armer Schuſter,
Der Dir ſendet nach dem netteſten Muſter
Dieſe Schuhe durch mich kleinen Fant;
Nimm ſie freundlich hin aus meiner Hand!
Geheſt Du darin auf Roſenwegen,
Dann frommt Dir der Arbeit ſtiller Segen;
Und der Wunſch iſt's, der mich jetzt beglückt:
Daß der Schuh Dich nicht ein Bischen drückt!

Kammerjungfer.

(Bringt der Braut eine Klingelſchnur und ſpricht:)

Du ſteheſt an der hochzeitlichen Schwelle —
Und Deine Kammerjungfer ſteht vor Dir!
Erlaube, daß ich dieſe Klingelſchelle
Befeſtige an Deines Zimmers Thür!
Ein höherer Zug iſt's, der mich zu Dir zieht —
Man folgt — und weiß nicht, wie es doch geſchieht?

Du darfſt, o Herrin, nur ein wenig klingeln,
So bin ich gleich zu Deinem Dienſt bereit;
Soll ich Dein Haar in weiche Locken ringeln,
Soll ich Dich ſchmücken mit dem ſchönſten Kleid!
Doch ſchnüre ich Dich nie zu feſte ein —
Und ſollteſt Du auch nicht die Schlankſte ſein!

Soll ich den Spiegel Dir zum Putze halten?
O laß ihn ſtehn! ſieh in mein Auge nur!
Die Schönheit iſt ein Kleid und muß veralten,
Den Reiz der Jugend fordert die Natur.
Das Glück iſt Glas — entzwei bricht es die Zeit,
Der Freundſchaft Blick iſt klar in Ewigkeit!

Doch wollte mich ein feiner Herr beſtechen,
Dies wäre wider meine Pflicht. —
„Sie irren Sich“ — ſo würd' ich zu ihm ſprechen,
„Solch eine Kammerjungfer bin ich nicht!“
Du läuteſt Sturm an dieſer Klingel hier,
Dann kommt ein Engel ſchnell — und dienet Dir!

Kinderfrau.

(Mit einem Paar ganz kleiner Schuhe.)

Wer nähert ſich mit müdem Schritte?
Es iſt die alte Wärterin!
Gieb, Bräutchen, mir die Hand, ich bitte!
Wie laufen doch die Jahre hin!
Wenn ich des Tag's mich noch entſinne,
Wo Du den erſten Schritt gewagt;
Im ſchwanken Laufe hieltſt Du inne,
Vom kleinſten Stuhle überragt.
Ich zagte, ob mein Kindlein fiele —
Das war ein Jauchzen, eine Luſt,
Als Du nun warſt am kurzen Ziele!
Ich fing Dich auf an meiner Bruſt.
Sieh dieſe Schuhe! wie ſo kleine!
Der Eine geht ein wenig ſchief —
Worin zum erſtenmal alleine
Die herzgeliebte Braut einſt lief.
Und morgen gehſt Du zum Altare!
Das iſt ein ernſter, ſchwerer Schritt!
Da gehet nächſt dem lieben Paare
Manch ſtiller Wunſch und Segen mit!
Wenn Du Dich wohl in Acht genommen
Vor eines Falles bitterm Schmerz —
Dann — biſt ans Ende Du gekommen,
Sinkſt jauchzend Du an Gottes Herz!

Marketenderin.

(An die Braut eines Officiers.)

Was hab' ich vernommen? Welche Kunde
Paſſirte in meinem Gezelte die Runde?
Sag' an, ſchöne Braut! ſo iſt es denn wahr,
Du geheſt morgen ſchon an den Altar?
Die liebliche Freiheit abzuſchwören,
Um künftig dem Manne anzugehören? —
Potz Regen und Blitz!
So wahr ich die Guſtel von Blaſewitz!
Die Heirathsluſt herrſcht doch ganz terrible;
Ach Gottchen! der Eheſtand iſt ſolch ein Uebel!
Und doch läßt kein Mädchen ſich rathen und warnen,
Wenn es die Netze der Liebe umgarnen.
Und die dem Soldatenſtand ſich vertraut,
Braucht Courage vor Allen, meine gnädige Braut!
Erlaube, daß ich in flüchtigen Bildern,
Dir darf dieſe Lage ein wenig ſchildern!
In Friedenszeit iſt es ganz hübſch und fein,
Die Frau eines Officiers zu ſein.
Das blitzt auf der Parade, das glänzt auf dem Balle,
Es tönen die Hörner mit lockendem Schalle —
Es courbettirt der Rapp' und der Schimmel,
Als wollt er aufſteigen zum blauen Himmel;

Es klirret der Säbel nur ſo wie zum Spaß,
Wenn das Weiblein lauſcht hinterm Fenſterglas —
Und wo die junge Dame ſich öffentlich zeigt,
Das Corps der Officiere voll Ehrfurcht ſich neigt.
Es iſt ihr dabei ſo ſicher zu Muthe,
Als ob ſie im Schutz der Cameradſchaft ruhte.
Doch kaum entbrennet des Krieges Fackel,
Da ſollſt Du mal ſehen den tollen Spektakel!
Da wirbeln die Trommeln, es raſſeln die Wagen,
Es werden Montirungsſtücke getragen —
Da wird auch der zahmeſte Ehemann wild,
Wie ſehr die Frau drum ſchmälet und ſchilt.
Und wenn ſie ihn ſiehet ein Dirnlein küſſen,
Wird ehrenhalb ſie doch ſchweigen müſſen.
Im Kriege, ſo heißt es, iſt Alles erlaubt,
Da wird ein Kuß nur als Beute geraubt!
Das muß ſich Jede laſſen gefallen,
Da handeln ſie frei als Amors Vaſallen.
Die Frau muß bleiben bei der Bagage,
Und muß ſich behelfen in ſolcher Ravage.
Und im Gefechte, da gehet es her,
Als ob der jüngſte Tag da wär'! —
Sie hauen einander en gros ins Geſicht,
Als mache der Tod ein Carbonaden-Gericht.
Wird dann dem Gatten ein Bein weggeſchoſſen,
So muß die Frau ſich enthalten der Gloſſen,
Muß ſtolz mit dem Stelzfuß durchs Leben wandeln,
Will ſie als echte Soldatenfrau handeln.
Und dächte ſie heimlich mit weiblichem Sinn:
Wie traurig iſt nicht des Lorbeers Gewinn!
Er koſtet Geſundheit und Kampf und Mühe —

Ich lobe mir ihn in der Karpfenbrühe!
Und lieber als den Heldenkranz
Säh' ich das Bein meines Männchens ganz;
So muß ſie doch ſolche Philiſter-Ideen
Ums Himmels willen nicht eingeſtehen.
Ja, nicht verrathen darf eine Miene,
Daß ſie nicht geſchaffen zur Heroine.

Nun,-Schätzchen! was meinſt Du? willſt Du es noch wagen?
Ich habe Dich gewarnt — zu mir komm nicht klagen!
Doch iſt es Dein Ernſt, den Erwählten zu frein,
So wollen wir gute Freunde ſein.
Und gleich will ich ein Schlückchen drauf heben,
Daß Du magſt wohl und glücklich leben!

(Marketenderin trinkt aus ihrem Fläſchchen; lautes Vivat.)

Brautkranz.

(An die Tochter eines Geiſtlichen.)

Nimm hin den Kranz der jungfräulichen Ehre!
Und trage ihn zu dieſes Tages Zier;
Was einer Braut auch Köſtliches gehöre,
Die allerſchönſte Krone iſt er ihr!
Wenn morgen am Altar mit blödem Neigen
Du Thränen rollen läſſeſt auf den Stein —
Dann rauſcht ein Engel über dieſen Zweigen;
Denn Liebe ſegnet Dich zur Liebe ein!
Und willſt Du bis zum letzten Lebensodem
Den Kranz erhalten friſch und ſchön und grün,
So kann allein tief in des Herzens Boden
Ein kleines Reis zum Paradies erblühn.
Das Haus auf Erden will der Segen bauen,
Dort wird der Vater Dich im Himmel trauen!

Brauthaube.

Die Haube bringet — ſiehe! Wer?
Die Schweſter iſt's, die vor Dir ſteht,
Und heut für Dich zum Himmel fleht,
Und lange ſchon im Häubchen geht;
Das Häubchen aber iſt nicht ſchwer —
Du geheſt frei darin einher.
Glaub's nicht, wenn Dir die Leute ſagen,
Als hingen daran tauſend Plagen,
Und gingen Dir an Hals und Kragen — — —
Es iſt nicht, ja! ich ſag' es laut,
Glaub' Du nur mir, herzliebſte Braut!
Und Der vor einer Haube graut,
Die laſſe ſich im Kranz beſtatten!
Wir aber wählten uns den Gatten
Und ſtehen uns nicht ſelbſt im Schatten. —
Was ſagt man nicht zum Neide nach!
Von leichtem Flor ein kleines Dach,
Mit Schleifen von dem ſchönſten Band,
Mit Spitzen, fein geſtickt am Rand,
Mit Blümchen oder anderm Tand,
Wer trüge da wohl Ungemach? —
Das Häubchen iſt ein zartes Neſt,
Worin ſich Manches bergen läßt —.

Drum bring' ich es Dir zum Hochzeitfeſt!
Ich hab' es mir im Stillen erdacht,
Daß meine Sachen ich gut gemacht,
Wenn ich Dich unter die Haube gebracht. —
Laß Moden wechſeln — laß Wolken ziehn
Ueber der kleinen Wolke dahin,
(Die in dem Häubchen Dir verliehn)
Der einzigen, die Dich umſchwebet
Und Dich in dem Gefühl erhebet,
Wie ſanft geſchützt als Frau man lebet!
Trag es mit Luſt unwandelbar!
Trag es mit Freude Jahr für Jahr
Weil es der Schweſter Gabe war!

Pilgerin.

(Einen Kranz von Roſen und Myrten an ihrem Arm.)

Des Herrn Friede ſei mit Dir!
O Mägdlein, aller Jungfrau'n Zier.
Jn Seinem Namen ſei gegrüßt!
Die Kranzeswürdigſte Du biſt.
Und Deine Stirne, weiß und rein,
Glänzt in der Unſchuld ſanftem Schein.
So wende den entzückten Blick
Nicht von der Pilgerin zurück,
Die, heimgekehrt aus fremdem Lande,
Sich in demüthigem Gewande
Dem Kreis der Freude naht, und ſpricht,
Was ihr zu ſagen dünket Pflicht;
Weßhalb ſie ihre müden Schritte
Gelenkt in dieſes Feſtes Mitte,
Was ſie Dir wünſcht, was ſie Dir weiht,
Und ſei, zu hören mich, bereit.
Laß jener Flöten hellen Reigen
Vor meiner ernſten Rede ſchweigen;
Und dieſer Gäſte bunt Gedränge
Umgebe in geſchloſſner Enge
Mein düſtres Bild, mit ſtiller Achtung
Vor einer heiligen Betrachtung.

Von frommer Sehnſucht Drang gezogen,
Durchſchiffte ich des Weltmeers Wogen,
Um leiblich Zions Glanz zu ſchauen,
Und dann mit andachtsvollem Grauen
Zum heil'gen Grabe hinzuwallen,
In den geweihten Felſenhallen,
Wo Lüfte, hehr wie Geiſter wehen,
In ſeligem Schmerze zu vergehen.
O! welche Feierſtille da!
Der Herr — er war mir fühlbar nah.
Hoch über allem Weltgetümmel
Fühlt' ich bei ihm mich, und im Himmel.
Das Herz mir ſchwoll, die Thränen floſſen —
Nie hab' ich ſüßere vergoſſen —
Und ganz verſenkt in frommen Traum
Berührt ich ſeines Kleides Saum.
Du beſter Freund! ſo rief ich laut,
Wie biſt Du doch ſo treu und traut!
Wie darf man Deiner Huld nur nahen,
Um Freud' und Frieden zu empfahen!
Auf Erden wohnt die Liebe nicht — —
Ein wankend, bald erlöſchend Licht,
Beleuchtet ſie mit trübem Strahl
Nur flücht'ger Jugendjahre Zahl.
Dann ſinkt in tiefe Dunkelheit
Das öde Leben in der Zeit! —
Mein Haupt ſank tief auf kühlen Stein,
Und matten Geiſtes ſchlief ich ein.
Da ſtand ein Engel mir zur Seite,
Mit Roſendüften im Geleite;
Der trat erglänzend vor mich hin,

Und ſprach: Vernimm, o Pilgerin!
Die Liebe iſt nicht ganz erſterben,
Wie ſehr die Menſchen auch verdorben.
Sie flammt und wärmt, ein milder Stern!
In ſtillen, weichen Herzen gern.
Nur da iſt ſie von rechter Art,
Wo ſie mit Frömmigkeit ſich paart;
Und wo die Menſchen göttlich lieben,
Iſt ewig dies Gefühl geblieben.
Es iſt der Jugend reiner Geiſt,
Der ſie hinauf zum Himmel weiſt.
Es giebt dem Leben Kraft und Frieden
Und jede Seligkeit hienieden.
Es ſtützt des Alters ſchwachen Fuß,
Iſt ſelbſt des Todes Genius!
Du ſollſt es finden, ſolch ein Herz!
Dann heilet Deines Zweifels Schmerz;
Und zu der Leitung ſicherm Zeichen
Will dieſen Kranz ich Dir jetzt reichen.
Noch birgt der Knospen ſchwell'nde Fülle
Die grüne, zartbedornte Hülle;
Doch wo ſie einſt — gieb ſorgſam Acht!
Die duft'gen Kelche öffnen ſacht,
Da wohnt der Liebe rein Gefühl,
Da iſt ihr Tempel — da Dein Ziel! —
Und dieſe Roſen bringſt Du dar,
Legſt ſie auf heiligen Altar!
Der Engel ſchwand, mein Traum entwich,
Ich Trug und Wahrheit nun verglich;
Doch um mein ſchlicht geſcheitelt Haar
Schlang ſich, o wie ſo wunderbar!

Ein Kranz von jungem Roſengrün,
Doch war ſein Reiz noch fern vom Blühn.
Da nahm ich denn dies theure Pfand,
Und zog fort über See und Land.
Doch ſtumm blieb meiner Roſen Mund,
Thät mir kein treues Herze kund.
Doch hier, an dieſes Hauſes Pforte,
Hier war ich nun am rechten Orte!
Vollendet war mein langer Lauf,
Und alle Roſen ſchloſſen auf!
Der Myrte grüner Ehrenpreis
Flocht ſich hindurch mit zartem Reis.
Ein liebend Herz war jetzt gefunden,
Für welches dieſer Kranz gewunden.
Nimm ihn, in jenes Engels Sinn!
Und denke einſt — der Pilgerin.

Ein paar Kinder.

(Das Mädchen bringt ein geſticktes Taſchentuch.)

Nimm dieſes Tüchlein, fein und weiß,
Wird morgen Dir ſo weh —
Und fällt ein Thränlein ſtill und heiß,
Fall' es in dieſen Schnee.
Wenn Deines Auges Sonne ſcheint,
Sieht Keiner mehr, wo Du geweint.

Und wenn dies Tuch in Deiner Hand
Am Traualtar gebebt,
Iſt jedes Fädchen bis zum Rand
Dann in Dein Glück verwebt.
Drum halt es hoch! und halt es werth,
Dies iſt der Hoffnung Gipfel,
Womit mein Herz es Dir verehrt,
Der Name ſteht im Zipfel.

(Der Knabe bringt ein Paar Strumpfbänder.)

Man bindet Dir morgen Herz und Hand
Mit Liebe — mit feinem Golde;
Mit dieſem ſeidenen Doppelband
Will ich Dich binden, Du Holde!
Und hält die Treue Dich gänzlich umſchlungen
Von der Seele bis zum Fuß,
So denke an mich, den kleinen Jungen,
Und gieb mir im Geiſt einen Kuß!

Gärtnerin.

(Mit einem kleinen Orangenbaum.)

Der Frühling ſchmückt die Welt,
So auch mein kleines Feld —
Den blüthenvollen Garten,
Den ich thät fleißig warten.
Und bei den grünen Ranken,
Da hatte ich meine Gedanken,
Wie Frühling und Liebe ſo innig verwandt —
Und was ich meiner lieblichen Muhme,
Die morgen knüpfet ihr Eheband,
Verehren möchte für eine Blume?
Schon langte ich nach Myrten zum Kranz —
Ach! dacht ich, der bleibt doch nicht ganz.
Sie reißen ihn erbärmlich in Stücken —
Ich werde etwas Anderes pflücken.
Soll ich die ſchönſte Roſe ihr brechen?
Sie könnte ſich in die Dornen ſtechen.
Und ſchnitt' ich die Krone vom goldenen Lack,
Es wäre die Frage, ob ſie ihn mag?
Und wie ich zweifelhaft mich beſann,
Da wehte dies Bäumchen mich linde an —
Als wollte es duftender Weiſe ſagen:
„Mich wähle, ich kann Früchte tragen!
Die junge Frau wird mein ſchon pflegen —“
Da nimm ihn hin! mit Gottes Segen!

Tiſchlers Töchterlein.

An die Tochter des Gutsherrn.

(Mit einem Lichtſchirm, worauf das Pfarrhaus geſtickt iſt, die elterliche Heimath der Ueberbringerin.)

Einen ſchönen guten Abend ins Hochzeitshaus!
Vor Schrecken entfällt mir der Blumenſtrauß —
Wie iſt's hier ſo prächtig! ſo flimmernd und helle!
Und dort der Bräut'gam — ein ſchmucker Geſelle!
Den hätt' ich am Ende ſelber genommen —
Wenn er zu mir auf die Heirath gekommen;
Allein die Tochter des Tiſchlers darf nicht
So keck erheben ihr Mädchengeſicht.
Mein Vater, ein Meiſter in ſeinem Fach,
Baut gern der Demuth ein niederes Dach —
Und hobelt der Hoffahrt Spähne herunter;
Ich helfe ihm treulich, der Fleiß erhält munter!
Jüngſt ſagt' er: Was meinſt Du? ich möchte gern
Der Tochter unſeres gütigen Herrn
Ein Stück in die neue Wirthſchaft liefern,
Vom feinſten Holze, nicht etwa von Kiefern.
Die Braut ſahe den guten Willen —
Wir gehn an die Arbeit! doch ganz im Stillen.
Das Blendlicht dieſer argen Welt

Macht nöthig, daß man in Schatten es ſtellt.
Ein Schirm — darauf ein friedlich Bild —,
Der iſt für Herz und Augen mild!
Kennſt Du dies Pfarrhaus, liebe Braut?
Worin Du biſt ſo heimiſch traut? —
Dort beten ſie heut auch für Dich!
Du aber liebe ewig mich!

Herrnhuterin.

An dieſelbe Braut.

(Bringt eine Attrape, als Brödchen, worin ein ſilbernes Theeſieb verborgen.)

Sag', wer iſt's, der noch ſo ſpät gekommen?
Eine kleine Freundin von den Frommen —
Sieh! Dein Schweſterchen aus Gnadenfrei!
Ja gewiß! wir ſind Dir treu geblieben,
Und auch Du denkſt noch an unſre Lieben,
Und wie es ſo friedlich bei uns ſei!

Als wir längſt erſehn aus Deinem Schreiben,
Daß Du, Liebſte! nicht würd'ſt ledig bleiben,
Beteten wir für Dein künftig Loos,
Daß es Dir nur lieblich möge fallen,
Dieſer Wunſch ertönte von uns Allen —
Und die Freude Deines Glücks war groß!

Geſtern ſammelte ſich die Gemeinde —
Wenige nur blieben heim alleine —
In dem ſchöngeſchmückten Uebungsſaal;
Leiſe ſchlichen Schweſtern hin und wieder,
Taſſen klirrten in den Klang der Lieder;
Denn wir feierten ein Liebesmahl!

Brod der Liebe nährt und ſtärkt das Leben!
Und ſo reich ich Dir es, Beſte, eben,
Laß es ſtets des Herzens Nahrung ſein!
Unſer Gnadenfrei — ſein ſtiller Himmel —
Dringe durch der lauten Welt Getümmel —
Tief in Deine liebe Seele ein!

Köchin.

An die Braut eines Arztes.

(Mit einem vorgeblichen Kochbuch.)

Iſt's erlaubt, daß ſich durch das bunte Gemenge
Der Gäſte auch die Köchin dränge?
Ich ſah die Schornſteine rauchen im Schloſſe,
Und Wagen und Menſchen in großem Troſſe.
Der Polterabend bricht herein —
Und morgen ſoll hier Hochzeit ſein.
Ein Jeder kommt mit Blumen geſchwind —
Die Kränze flattern im Abendwind. —
Man bringet Dir Gaben mancherlei,
Doch iſt das Wichtigſte nicht dabei. —
Und hätteſt Du Silber, und hätteſt Du Gold,
Ich dennoch was Beſſeres ich geben wollt'.
Erfahrung fehlt — *die* fällt ins Gewicht,
Drum lächle — o wertheſte Braut! *lächle nicht!*
Nimm guten Rath von der Köchin an —
Da Du Dir nun einmal nimmſt — einen *Mann!*
Die Männer haben verflixte Marotten!
Sie wollen alles gekocht, geſotten —
Gebraten, gebacken, nach *ihrem* Geſchmack —
Wann hätte die Frau einen ruhigen Tag?

Ja, an des Altars hochheiliger Schwelle,
Wär's nöthig, ſie dächt, wie er Kartoffeln pelle?
Die Küche iſt eine Akademie,
Da wird die Studentin zum Doctor nie!
Da muß ſie deutſche Recepte ſtudiren,
Und mit den Leuten disputiren.
Geſchah ihrer Kochkunſt ein Mißgeſchick,
Dann richtet der Mann mit ſcharfer Kritik;
Die Gabel ſinkt — es ruhet das Meſſer —
Die Zunge ſchneidet ſchärfer und beſſer.
Der Tadel dringet dem Weiblein ins Herz —,
Verbeißen muß ſie den bittern Schmerz.
Vor ſolcher Kränkung Dich zu bewahren,
Reich' ich Dir, was ich geſammelt ſeit Jahren.
Du findeſt nach ihrem genauſten Berichte
Zuvörderſt des Bräutigams Leibgerichte.
Zum erſten: Hühner mit Stachelbeeren!
Die ſah ich ihn mit Appetit verzehren.
Ein koſtbar Eſſen! das Süße begehrt,
Daß nicht die unreife Säure gährt!
Das merke! und ſpare den Zucker nicht!
Wenn einſt Dein Mann verzieht das Geſicht.
Dann liebt er — auch außer den Tagen der Faſte,
Pfannkuchen — darauf kommt er zu Gaſte.
Doch wehe! blieben ſie etwa Dir ſitzen!
Du müßteſt vor Angſt heiß werden und ſchwitzen.
Ich habe es einmal mit angeſehn,
Als dies einer Hausfrau war geſchehn.
Herrgott! wie ging es der Armen her!
Das Herz ward ihr im Buſen ſchwer,
Und drinnen war ein finſterer Groll,

Wie Krappel ſind von Kirſchmus voll.
Dies Aergerniß ſpare mit leichtem Teige,
Und ſorge für Hefen von guter Neige.
Auch mag er Weihnachtsſtriezel gern,
Gefüllt mit Roſinen und Mandelkern.
Doch muß wie Wolle und Flaum ſie ſein,
Sonſt ſpräch' er, die Semmel wär' hart wie Stein.
Das Feſte iſt den Männern fatal —
Sie lockern ſelber manch liebes Mal.
Und endlich denkt eine gute Frau,
Gott weiß! der Hecht, er war nicht blau!
Doch wollteſt dem Mann Du widerſprechen,
Du würdeſt dem Biſſen vom Munde ihm brechen.
So ſei an Deines Hauſes Herd
Dir alles Liebe und Gute beſcheert!
Und wo Dein Mann Dich rühmend erhoben,
Und thut Dich auch noch als Köchin loben,
So zeige die Flamme, in der Du erglühſt,
Daß Du mit ſtiller Luſt Dich bemühſt.
Man rechnet es noch zu den weiblichen Thaten,
Wenn einer Hausfrau thut Alles gerathen.
Nun, tauſend Glück zum Eheſtand!
Das Kochbuch bleibet in Deiner Hand!

Gemüſehändlerin.

(In einem Korb voll Feldfrüchte, iſt eine Lampe von Gußeiſen verborgen.)

Als jüngſt der Mond auf dem Markte ſchien,
Wo ich Gemüſe bot feil —
Saß ich vertieft im duftigen Grün
Eine lange, ſtille Weil.
Und thät in meinem Sinne bedenken,
Was ich Dir möchte zur Hochzeit ſchenken. —
Da hört ich ein Fenſter öffnen mit Klang,
Und aus dem erglänzenden Zimmer
Scholl ein entzückender Geſang:
Von einer Lampe Schimmer.
Da dachte ich an ſtillen Schein
Und an die Jungfraun der Bibel — — —
Und wenn ich kaufte ein Lämpchen ein,
Das wäre gewißlich nicht übel!
Und da es ſpät am Abend war,
Hab' ich gekauft einen Mohren gar!

So nimm nun hin, das kleine Geſtell,
Mit meinem Wunſch: Gott walte!
Daß Deiner Ehe kein finſtrer Geſell,
Nein! ein Engel das Licht ihr halte!

Zur goldnen Hochzeit

alter Nachbarn.

(Mit einem Kranz von goldnem Laube.)

Sei mir gegrüßet, Jubelpaar!
Gegrüßet auch von meinen Schweſtern!
Getreue Nachbarn, manches Jahr —
Iſt unſre Freundſchaft, nicht von geſtern.

Vorüber iſt die gute Zeit!
Manch ſchwerer Tag iſt auch vergangen —
Doch blieben wir in Glück und Leid,
Feſt an den alten Freunden hangen.

Das Haus iſt nun in fremder Hand —
Der Laden — er iſt auch verwandelt;
Wo wir einſt wohnten, Wand an Wand,
Wo unſre Mutter treu gehandelt.

Es iſt der ſel'gen Mutter Geiſt,
Der, frei von dieſer Erde Dingen,
Mich, ihre Tochter Flora, heißt,
Euch einen Gruß zum Feſt zu bringen.

Dies thue ich mit Herz und Hand!
Ich reiche freundlich meine Rechte;
Die mit dem Wunſche ſich verband,
Daß ich doch auch ein Blümchen flechte.

Des Lebens Feuer iſt dahin —
Der Prüfung Segen iſt geblieben!
Die Arbeit hat — hoch im Gewinn,
Nun einen goldnen Kranz getrieben!

Trag' ihn am heiligen Altar!
Wohin Du trugſt all Deine Sorgen —
Und golden ſei, mein Jubelpaar,
Der Freudenthränentag Dir morgen!

Verklärte Dich das Abendroth,
War Dir Dein Feierſtündlein heiter:
Dann kommt zuletzt ein ſanfter Tod —
Der hilft uns endlich Allen weiter!

Und ſind wir aller Müh' entrafft,
Früh oder ſpät, nach Gottes Walten:
So wollen gute Nachbarſchaft
Wir noch dereinſt im Himmel halten!

Geſetzbuch der Liebe,

für die Staaten der Ehe.

(Enthält die Verordnungen vom erſten des Wonnemonds.)

Nach dem a Dato geſchloſſnen Vertrage,
Regieren wir bis zum jüngſten Tage
In zärtlicher Eintracht der Gemüther
Und treuer Gemeinſchaft aller Güter;
Und geben hiermit für Herz und Haus
Die Sammlung unſerer Geſetze heraus.

Art: 1. Es herrſche der Mann durch Geiſt und Kraft!
Und ſei nie Sclave der Leidenſchaft.

Art: 2. Die Krone des Mannes, ein ſchönes Weib!
Sei von Demant, an Seel' und Leib.

Art: 3. Doch edler noch wird ihn umgeben
Der Frauen Schmuck, ein züchtiges Leben!

Art: 4. Wir ſagen's frank — hier ſteht es frei,
Schönheit iſt kurze Tyrannei.

Art: 5. Vernunft als unſer Staatsminiſter,
Sei ungeſtört von des Volkes Geflüſter!

Art: 6. Wir erheben nach unſerm Wunſch und Sinn
Das Herz zur Oberhofmeiſterin.

Art: 7. Zur erſten Hofdame unſerer Zeit
Wird jetzund ernannt die Höflichkeit.

Art: 8. Vom Cabinette des Eheſtands
Geht Klugheit als Geſandter außer Lands.

Art: 9. Trägt fein an fremden Höfen vor,
Und führt das diplomatiſche Corps.

Art: 10. Nie wird an eine fremde Macht
Tribut der Liebe dargebracht.

Art: 11. Auf einen Kuß von fremdem Munde
Wird gelegt ein großer Impoſt, zur Stunde!

Art: 12. Die Linie der Schicklichkeit
Beſetzt unſre Grenzen, weit und breit.

Art: 13. Das Gewiſſen, unſere Polizei,
Sei wachſam gegen Verrätherei.

Art: 14. Der Flitterwochen drängende Eile
Wird eidlich gebunden an längere Weile.

Art: 15. Das General-Poſtamt erhält das Vertrauen,
Auf deſſen offne Straßen wir bauen.

Art: 16. Sparſamkeit über unſre Renten
Erheben wir zum Finanz-Präſidenten.

Art: 17. Die Sorgen, welche überall lauern,
Werden geſchloſſen in feſte Mauern.

Art: 18. Verdacht, der heimlich Störung macht,
Wird auf zeitlebens ins Zuchthaus gebracht.

Art: 19. Verdruß, der üblen Laune Sohn,
Eignet ſich zur Correction!

Art: 20. Daß nicht ein ſtarker Thränenquell
Ins Herz des Landes bringe ſchnell;

Art: 21. Und bis zu ſeiner fernſten Küſte
Den Garten unſeres Reichs verwüſte.

Art: 22. So ſollen unſre lieben Getreuen,
Die Freuden, bald die Dämme erneuen.

Art: 23. Ein friſcher Muth — ein alter Wein
Soll erſter Sanitätsrath ſein.

Art: 24. An ihres Mannes amtlichem Kreis
Gehe die Hausfrau vorüber leis!

Art: 25. Dagegen ſei am dampfenden Herd
Dem Eheherrn der Platz verwehrt.

Art: 26. Weil wir zum öftern die Klage geleſen,
Der Treue Gold ſei verfälſcht geweſen:

Art: 27. So müſſe ſich jeder Goldſchmied bequemen,
Vom reinſten Golde zum Trauring zu nehmen.

Art: 28. Und deutlich ſtehe Tag und Namen
In dem Gedächtniß der Liebe. Amen!

Art: 29. Gegeben bei dem neuen Bunde,
Und gebracht zu öffentlicher Kunde!

Art: 30. Artikel Dreißig bleibt unbeſetzt —:
Denn Manches kommet noch zuletzt.

Wechſelgeſpräch
zwiſchen Fräulein und Frau.

(Das Fräulein bringt einen Kranz von Roſen, die Frau ein Häubchen.)

Fräulein.

Den Kranz von Roſen trägt heute die Braut,
Von Myrten trägt ſie ihn morgen — — — —

Frau.

Und vor dem Häubchen ihr auch nicht graut —;
Man iſt darin geborgen!

Fräulein.

Es iſt der letzte Mädchenkranz —
So freue Dich ſein von Herzen!

Frau.

Als *Frau* fühlt man ſein Glück erſt ganz!
Das *Fräulein* läßt ſich verſchmerzen.

Fräulein.

Die Liebe, ſagt man, gleiche dem Mai;
Wie ſchnell iſt der Frühling verſchwunden!

Frau.

Doch mit der Liebe iſt's drum nicht vorbei!
Man lebt auch in heißen Stunden.

Fräulein.

Dann iſt dahin der Jugend Luſt,
Die Roſe der Wangen erbleichet — — —

Frau.

Dann blüht ein Knöspchen an Deiner Bruſt,
Das auf ein Haar Dir gleichet!

Fräulein.

Die Männer wiſſen ihr ehlich Gemahl,
Gar ſelten zart zu beglücken. —

Frau.

Je nun, zuweilen ſind ſie fatal —
Da wendet man ihnen den Rücken.

Fräulein.

Und wie der Wind ſauſt um den Thurm,
So tobt ihre dräuende Stimme —

Frau.

Man trägt die Haube auch im Sturm —
Geſchützt vor ſolchem Grimme.

Fräulein.

Am liebſten ſind ſie luſtig allein,
Im Kreiſe fröhlicher Brüder.

Frau.

Trinkt dort der Mann den beſten Wein,
Kommt er begeiſtert wieder. —

Fräulein.

Ein Tänzer für Frauen iſt vollends rar;
Dann hat ſich Alles geändert — — — —

Frau.

Das — nimm mir nicht übel — das iſt nicht wahr!
Wie oft hab' ich geländert!

Fräulein.

Und biſt Du auch ſchön, und biſt Du auch jung,
Die Frau kommt ins alte Regiſter.

Frau.

Dann hab' ich mein Theil! hab' Freude genung,
Wär' der Mann auch ein wenig Philiſter.

Fräulein.

Sich in den Ehmann zu finden, iſt Kunſt!
Der Tabackrauch ſchwärzt die Gardinen.

Frau.

Wir machen ihm auch wohl blauen Dunſt
Und dann und wann finſtre Mienen.

Fräulein.

Thut Dir die goldne Freiheit nicht leid?
Der Trauring hält nur die Kette.

Frau.

Vielleicht giebſt Du einſtens andern Beſcheid,
Und heiratheſt ſelbſt noch — ich wette!

Fräulein.

So nimm die Blume! ſo nimm den Kranz,
Und ſchmücke mit Roſen den Scheitel!

Frau.

Laß fliegen die Blätter beim bräutlichen Tanz,
Wer glücklich iſt, der iſt nicht eitel!

Fräulein.

Und die Dir ihn gab, ſie meinte es gut,
Und wünſcht Dir den Frühling ohn' Ende! —

Frau.

Ich lege nunmehr — ſei auf der Hut!
Das Häubchen in Deine Hände!

Bei der Hochzeit eines Bergofficiers.

(Zwei junge Mädchen in der Tracht der Hütte bringen ein Halsband von geſchliffenen Steinkohlen in einem Käſtchen von Ebenholz, mit Silber ausgelegt, welches bei dem bezeichneten Worte geöffnet wird.)

Erſtes Mädchen.

Glück auf! liebliche Braut!
Von Tarnowitz, dem fernen Orte,
Kommen wir her mit herzigem Worte;
Geſendet vom luſtigen Völklein der Knappen,
Reiſ'ten wir nur mit Schuſters Rappen —
Und ſind ermüdet vom weiten Lauf. — — —

Zweites Mädchen.

Glück auf! Herr Bräutigam!
Deiner Wiederkunft
Harret der Bergleute fröhliche Zunft;
Und heißet im Voraus die liebe Mathilde
Willkommen in unſerer ſchwarzen Gilde!
Wir nehmen mit Freuden und einfacher Sitte
Sie auf, als die Unſre, im Raume der Hütte.

Erſtes Mädchen.

Und die uns ſenden,
Entließen uns nicht mit leeren Händen.

* Sieh her, lieb Bräutchen! dies flimmernd Geſtein
Soll eine Gabe für Dich ſein!
Dies trage mit Glück zum Angedenken!
Wollſt uns Deine Liebe dafür ſchenken.

Zweites Mädchen.

Und blickeſt Du näher, ſo ſind es nur Kohlen,
Wie der Bergmann aus tiefem Schacht ſie muß holen.
Dies giebt der Hausfrau die nützliche Lehre,
Daß jedes Ding, ſo gering es auch wäre —
Der künſtliche Fleiß kann es ſchleifen und nützen,
Dann dient es zur Zier! — muß funkeln und blitzen.

Erſtes Mädchen.

Auch hängt — o ſchau doch! ein Kreuzlein daran;
Der Ehſtand ſoll's bringen — ſagt Jedermann.
Doch wäre das Ehekreuz wirklich ſo ſchwer,
Wo kämen die vielen Bräute denn her? —
Vielleicht will nur das Kreuzchen Dir ſagen:
Sollſt Gott, den Herrn, im Herzen tragen!

Beide Mädchen.

Ade, lieb Brautpaar! zur Hochzeit Glück auf!
Wir wünſchen Dir langen Lebenslauf!
Und daß in Deiner häuslichen Hütte
Der Himmel Dich mit Segen beſchütte!
Dann ſteigſt Du ſtill zu ihm hinauf — — —
Ade! Ade! Glück auf! Glück auf!

Drei Töchter vom Gewerk.

(Bringen geſtickte Arbeit. Die Erſte ein Schlüſſelſchränkchen, die Zweite einen gepolſterten Seſſel, die Dritte eine kleine Fußbank.)

Erſte.

Drei Meiſtertöchter ſind an der Thür — und fragen:
Ob ſie dürften treten herfür,
Ein Wörtchen vorzutragen?
Da unſere Väter mit Fleiß und Bedacht
Zum neuen Hausſtand die Arbeit gemacht,
So hätten wir gerne die liebe Braut
Zuſammt dem Bräutigam geſchaut.
Und bringen ein kleines Zugabeſtück,
Und wünſchen dem Brautpaar tauſend Glück!
Es wolle uns nicht beſchämen
Und gütigſt vorwillen nehmen!

Zweite.

Mein Vater, ein Schloſſer auf dem Lande,
Iſt in der Werkſtatt früh und ſpat.
Er füget die allerfeſteſten Bande,
Hat manches Herz ſchon aufgedreht. —
Wenn alte Liebe auch roſtet nicht,
Was wäre ſo eiſern, das nicht zerbricht? —

Gewiß, er verſteht ſein Fach aus dem Grunde!
Da hab' ich in ſtiller Feierſtunde
Geholfen an dieſem kleinen Schrank,
Und wie ich hoffe, der Braut zu Dank!
Daß ſie das Haus hätte im Verſchluß,
Und ihr erſpart ſei des Argwohns Verdruß.
Und wie ich die Arbeit mit Luſt gemacht,
Da habe ich im Stillen gedacht:
Ja, wäre der Schlüſſel zum Himmel mein,
Ich hinge ihn wohl auch hinein!
Und wüßt' ich den Schlüſſel zu irdiſchem Glück,
Er hinge hier im Augenblick.
Und endlich den Schlüſſel zu meinem Gedenken,
Den möcht' ich auch noch dazu ſchenken! —
Nimm, liebe Braut, nun zum Beſchluß
Mein offnes Herz! und einen Kuß!

Die Dritte.

Mein Vater iſt Täſchner hier am Ort,
Und ſetzt ſein Handwerk mit Segen fort!
Den Seſſel hier, hat er aufgeſtellt —
Ich kann ihn zeigen vor aller Welt!
Geſchwellt von mancher ſpringenden Feder,
Und wohl gefüttert mit glänzendem Leder!
Den hab' ich beſtreut mit Blumen und Moos —
So ſitze darauf dem Glücke im Schooß!
Und träume, o Braut, biſt Du allein,
Den Frühling der Ehe — im ſchönſten Schein!
Dann ſitzeſt Du wörtlich in der Wolle;
Dies wünſcht Dir mein Herz — das liebende — volle!

37

Die Erſte.

Mein Vater iſt der Tiſchler Leim,
Und hält viel vom Zuſammenhalten.
Er bleibet immer fleißig daheim —
Läßt warmen Eifer nicht erkalten.
Sieh, liebe Braut, dieſe nette Bank!
Dein Füßchen ruhe darauf lebenslang! —
Die Roſe darauf, im weichſten Grün,
Soll unverwelklich für Dich bluhn!
Von einem Thränlein der Liebe bethaut,
Von manchem Wunſch für Dich, o Braut!
In Deiner Ruhe — zu Deinen Füßen
Will ich Dich ſegnen — will ich Dich grüßen!

Zwei Abgeordnete.

Aus einer kleinen Stadt, dem Hofhalt eines Fürſten.

(Der Bräutigam, als Juſtizbeamter dahin berufen, iſt nebſt ſeiner Braut aus der Hauptſtadt von Schleſien.)

Erſter Abgeordnete.

Als eine Deputation,
Hochedles Paar! ſiehſt Du uns hier erſcheinen!
Mit beſter Gratulation
Von unſerer Stadt wohllöblichen Vereinen.
Wir ſtellen ſie in corpore! —
Des Weges Hitze that uns weh;
Ja, wenn es um die Ehre
Nicht ſo was Großes wär:
Wer möcht' ein Deputirter ſein?
Ich nicht — — —

Erſter Abg.
wahrhaftig, nein!

Zweiter Abg.
Ich auch nicht — nein!

Zweiter Abgeordnete.

Geſtattet unſere Reverenz,
Verehrteſte, und unſre Huldigungen!
Wir kommen aus der Reſidenz,
Und ſprechen gleichſam wie mit tauſend Zungen.
Das Stadtthor iſt bekränzt mit Laub — —
Doch litten wir ſehr viel vom Staub — —

Ja, wenn des Amtes Würde
Uns nicht zur Freude würde:
Wer möcht' ein Deputirter ſein?
Ich nicht — — —

Erſter Abg.
Ich auch nicht — nein!

Zweiter Abg.
wahrhaftig, nein!

Erſter Abgeordnete.

Verlaſſet Breslau ſonder Harm!
Das Schauſpielhaus — die Aula und den Zwinger;
An Luſtbarkeit ſind wir nicht arm,
Und haben auch — nur kleiner — ſolche Dinger.
Und iſt die liebe Kirmeß da,
Spielt auf dem Thurm man Rederab —
Ja, wenn zu unſerm Preiſe
Nicht wäre dieſe Reiſe —:
Wer möcht' ein Deputirter ſein?
Ich nicht — — —

Zweiter Abg.
Ich auch nicht — nein!

Erſter Abg.
wahrhaftig, nein!

Zweiter Abgeordnete.

Der Jahrmarkt und das Schützenfeſt,
Das Thalerſpiel in unſerm Winterkränzchen,
Wobei ſich's luſtig leben läßt —
Iſt höchſt vergnügt; auch giebt es oft ein Tänzchen.
Es herrſchet viel Begeiſterung —
Mit einem Wort: Man bleibet jung!
Ja, wenn mit Recht man ſpräche,
Daß uns der Ruhm gebräche:

Wer möcht' ein Deputirter ſein?
Ich nicht — — —

Zweiter Abg.
wahrhaftig, nein!

Erſter Abg.
Ich auch nicht — nein!

Erſter Abgeordnete.

Gewiß! wir haben Renommé!
Der Fürſt hält ſeinen Hof in unſrer Mitte;
Da giebt es auf dem Schloſſe groß Diné —
Es waltet noch die alte, ſtolze Sitte!
Man wird bei uns — o in der That!
Faſt mit Gewalt ein Diplomat — — —
Ja, wenn der Hofton fehlte,
Von dem ich dies erzählte:
Wer möcht' ein Deputirter ſein?
Ich nicht — — —

Erſter Abg.
wahrhaftig, nein!

Zweiter Abg.
Ich auch nicht — nein!

Zweiter Abgeordnete.

Drum, theures Paar! ſo blicke nicht zurück!
Du zieheſt ein durch eine Ehrenpforte;
Es wartet Dein ein unbeneidet Glück —
Und eine Bürgerſchaft, treu ihrem Worte!
Ja — was man auch entbehre,
Wer tauſchte wohl die Ehre,
Des Städtleins Deputirter ſein?
Ich nicht — — —

Zweiter Abg.
wahrhaftig, nein!

Erſter Abg.
Ich auch nicht — nein!

Die Jahreszeiten.

(Das Brautpaar zieht auf einen Landſitz.)

Der Frühling.

(Mit einem Gefolge von Kindern, welche Kränze in einander ſchlingen.)

Herausgeeilt mit leichten Schritten,
Erſcheine ich, o Braut! inmitten
Des Feſtes Deiner Liebe hier,
Und bitte: komm zu mir! zu mir!
Es iſt mein innigſtes Verlangen —
Dich bald mit Kränzen zu empfangen.
Und unter meinem Blüthenthor
Kommſt Du zu mir auf's Land gezogen,
Wölb' ich Dir grüne Ehrenbogen
Und ſtreue zarte Blumen vor!
Dich einzuladen, holdes Paar!
Hielt mich nicht ab der Januar;
Auch iſt es nur ein linder Schauer
Was mich berührt — bald iſt's vorbei!
Der Winter ſtehet auf der Lauer —
Dann athmet Alles froh und frei!
Dann kommt ein ſtiller Sacriſtan,

Mit Glöcklein frühlingshell zu läuten
Und einen Teppich auszubreiten,
Gewebt von Sammt und Silberlahn.
Komm in mein grünes, lichtes Haus!
Du sehnst Dich nimmermehr hinaus. —
Und wenn ich muß von hinnen ziehen
Und meiden Garten, Flur und Hain,
So laß die Liebe nicht entfliehen;
Wo Liebe iſt, wird Frühling ſein!

In Eile ſprach ich dieſes Wort!
Du ſiehſt, der Sommer drängt mich fort;
Doch thue Dir's nicht leid noch weh,
Halt nur die Liebe feſt. Ade!

Der Sommer.

(Mit einem Gefolge von Mähern und Mäherinnen.)

Die Hausfrau iſt's, die der Sommer begehrt,
Für den eigenen, den goldnen Herd!
Denn dieſe iſt's, welche ſiedet und braut —
Dies thut aber nicht im Kranze die Braut!
Mir brennt die Stirn — mir iſt ſo heiß —
Ich liebe die Arbeit, ich liebe den Fleiß;
Ich backe Dir das tägliche Brod
Und färbe Erdbeer und Kirſche roth!
Ich binde auf dem Felde die Garben,
Und miſche dunkel der Nelke Farben.
Und iſt die Nachtigall verſtummt,
Dann athmet in Lüften das friſche Grummt!
Frühzeitig flieget die Spreu von der Tenne —
Manch Körnlein findet die gluckende Henne.
Vor Allem nehm' ich Dich in Acht,
Wenn Gott Vater dort oben ein Wetter macht.
Er läßt es donnern — läßt es regnen,
Du weißt, der Himmel will nur ſegnen!
Die finſtre Wolke zieht vorüber,
Es war ein Augenblick — ein trüber!
Und iſt vorbei des Tages Laſt,
So kommt ein ſtiller, lieber Gaſt,

Der Mond am blauen Himmelsbogen,
Weit über Berg und Thal gezogen.
Er wandelt ein, er wandelt aus,
Ein ſtiller Friede bleibt im Haus. —
Doch ſag' ich, Freundin, Dir mit Bangen,
Einſt iſt der Sommer auch vergangen;
Er fliegt an Dorn und Hecken hin,
Drum halte warm Dir Herz und Sinn!
Schürſt Du in Deiner Bruſt die Flammen,
Dann bleiben länger wir beiſammen.
Laß immerhin den Sommer ſchweben;
Wärmt Dich der Liebe Sonnenſchein,
So kannſt Du gern Valet ihm geben —
Du brauchſt ihn nicht, um froh zu ſein!

Herbſt.

(Winzer und Winzerinnen im Gefolge.)

Zu Deinem Dienſt biet' ich mich an!
Des Jahres Wirthſchaft iſt mein Eigen;
Drum will ich jetzt in Kürze zeigen,
Was ich, o Braut! Dir nützen kann.
Treu ſorge ich für Küch' und Keller,
Und ſpare dennoch jeden Heller!
Und daß Du mich vorerſt nur lebſt,
Brech' ich Dir ſchönes Lagerobſt.
Ich decke gaſtlich Dir den Tiſch
Und trag' ein Häschen auf, und Fiſch;
Die Lerche, hoch am Himmelsthor,
Die ſetz' ich Dir gebraten vor!
Das Kraut, gedämpft in rothem Wein,
Dies ſchiltſt Du mir doch nicht gemein?
Der Vorrath iſt mein zweites Wort,
Ich führe ein — ich treibe fort.
Die Schwalben ziehen übers Meer,
Das weite Feld wird öd' und leer.
Doch auf dem Weinberg brauſt das Leben!
Die Kelter ſchäumt — dem Gott der Reben
Wird laut geſungen, laut gelacht —
Und manch ein Becher dargebracht!

Der Wein erfreut des Menſchen Herz
Und ſcheucht die Sorge, ſcheucht den Schmerz.
Er ſpricht: „Fragt nur, wen ich berauſcht,
Ob der mit einem König tauſcht?
Und weſſen Mundſchenk ich geweſen,
Ob der vom Gram nicht ſei geneſen? —“
Den Schlüſſel nun zur vollen Flaſche,
Den führ' ich ſtets in meiner Taſche;
Iſt das bemooste Haupt entſiegelt,
Dann kommen ſie, leicht und geflügelt,
Die kleinen, holden Freudengeiſter
Und werden aller Sorgen Meiſter!
Der Herbſt macht reich! der Herbſt macht froh!
Sag', liebes Brautpaar! iſt's nicht ſo?

Winter.

(Einen Maskenzug im Gefolge.)

Gegrüßet ſeiſt Du, Brautpaar! ſieh!
Hier kommt der Maitre de plaisir!
(Auf den Frühling deutend:)
Laß' jene dort mit ihren Kränzen —
Ich lade Dich zu feſtlichen Tänzen!
Des Sommers Luſt — ach, wie ſo klein!
Wird höchſtens nur ein Mückenball ſein.
Ich aber halte Carneval — —
Und läute der Schlitten klingelnden Schall!
Ich öffne Oper und Redoute,
Sieh jenen Zug! wie wird Dir zu Muthe?
Und für das geräuſchloſe Leben im Hauſe
Bin ich eine volle, innige Pauſe.
Ich ziehe den Geſellſchaftskreis
Und mache Thee und Bowle heiß!
Dann gehe ich zu dem Geſinde,
Wo ich ein heimlich Plätzchen finde;
Den Rocken leg' ich und fulle die Spindel,
Breit' über die Fenſter Silberzindel; —
Erzähle ſchauerliche Mährchen,
Davor ſich ſträubt ein jedes Härchen. —
Wenn Liebchen nun artig geweſen iſt,

So beſcheer ich was Schönes zum heiligen Chriſt!
Ein wächſernes Püppchen — ein Körbchen von Schmelz,
Und Handſchuh — hu! von warmem Pelz!
Dann ſchließe ich des Jahres Kreis —
Und reiche dem zärtlichen Frühling die Hände;
In Freudenthränen ſchmilzt das Eis —,
Und mit dem Winter iſt's zu Ende!

Schulmeiſter und Schülerin.

(Mann und Frau.)

Ein hochedles Brautpaar wolle verzeihn,
Daß ich als Hausfreund trete ein,
Nach Brauch und herkömmlicher Sitte,
In dieſe feſtlich-frohe Mitte!
Dies holde Kind an meiner Seite,
Das ich mir gern nahm zum Geleite —
Iſt meine liebſte Schülerin,
Seit ich in Amt und Würden bin.
So bin ich denn hierher gekommen,
Um zu des Brautpaars Nutz und Frommen
Zu halten jetzt ein klein Examen —
Vergönnt es uns in Gottes Namen!
Denn aller Welt iſt es bekannt,
Welch eine Schule der Eheſtand!
Wer da nicht lehrt — wer da nicht lernt:
Bleibt von der Weisheit ſtets entfernt!
„Ein Jeder lern' ſein Lection,
So wird es wohl im Hauſe ſtohn!“
Dies ſagte Doctor Luther ſchon.
Nun, ſage auf, Dein A. B. C.

Schülerin.

O Jemine!
Ich bitt' Euch, Schulmeiſter, inſtändig,
Das Brautpaar weiß es gewiß auswendig.

Schulmeiſter.

Mein Kind! mein Kind! was fällt Dir ein?
Wirſt doch nicht widerſpenſtig ſein?
Das Pärchen hier, das fängt erſt an —
Daher es noch nichts wiſſen kann;
Man lernt nicht aus — lernt nie genug,
Auch ſind Verliebte ſelten — klug.

Schülerin.

Das A iſt Anfang aller Dinge,
Das walte Gott, daß es gelinge!

Schulmeiſter.

Ein jeder Anfang, der iſt ſchwer!

Schülerin.

Wer doch durchaus beſtändig wär!
Und dächte ſtets an ſeinen Bund,
Dies wäre Jedem recht geſund.

Schulmeiſter.

Ei! ei!
Dies klingt bedenklich mir und frei!

Schülerin.

Was jetzt kommt, weiß ein jeder Chriſt,
Wenn er auch ſonſt was dämlich iſt;
Doch beſſer als des Wiſſens Gut,
Wer chriſtlich denkt und danach thut!

Schulmeiſter.

Wie willſt Du weiter definiren?

Schülerin.

Der Demant, der die Frau ſoll zieren,
Das iſt die Demuth — — —

Schulmeiſter.

Gut! ſehr gut!
Die Demuth iſt ein Edelſtein,
Den faßt der liebe Gott ſelbſt ein.
Doch wenn Du nun ſo trefflich lernſt,
So ſage uns: was iſt das E? —

Schülerin.

Der Ehe Ernſt!
Er ſteht in Wahrheit! ſchicklich an
Der Frau, wie auch dem lieben Mann.

Schulmeiſter.

Sehr richtig!
Was iſt denn bei dem F uns wichtig?

Schülerin.

Daß nur der Friede ſei nicht flüchtig!
Iſt auch das Fähnlein noch ſo klein,
Kann doch ein Feind dahinter ſein.

Schulmeiſter.

Und bei dem G, was lehrt ich Dich?

Schülerin.

Herr! die Geduld! o meiſterlich!
Nicht wahr, geduldig bin auch ich?

Schulmeiſter.

Du machſt mich ſtolz, mein Töchterlein!
Was wird mit H zu nennen ſein?

Schülerin.

Ein heitres Herz! das Haus wird's zeigen.
Drin hängt der Himmel voller Geigen.

Schulmeiſter.

Vortrefflich, Kind! und was kommt jetzt?

Schülerin.

Die Jugend, welche bis zuletzt
In einem friſchen Geiſte blüht —

Schulmeiſter.

Nicht fruchtlos hab' ich mich bemüht!
Was haſt Du uns noch mehr zu ſagen?

Schülerin.

Nicht eine Silbe, Herr, von Klagen!
Die hört kein Menſch auf Erden gern;
Auch iſt die Kraft der Seele Kern!

Schulmeiſter.

Und was wird mit dem L geſchrieben?

Schülerin.

Das Lob — das Leid — und auch das Lieben!
Dann auch die Liebenswürdigkeit —

Schulmeiſter.

O Mägdlein! Du biſt ſehr geſcheidt!
Die Antwort war ganz ohne Mängel.

Schülerin.

O nein! o nein! ich bin kein Engel!
Jedoch ein wenig *Mutterwitz*,
Dies iſt ein nöthiger Beſitz.

Schulmeiſter.

Wovon wird nun die Rede ſein?

Schülerin.

Sprich, liebe Braut! nur niemals „*Nein!*“
Das „*Ja!*“ dem Bräutigam gegeben,
Das gilt ihm für das ganze Leben.

Schulmeiſter.

Wenn ich es offen ſoll geſtehen,
Dies ſcheint mir doch zu weit zu gehen.

Schülerin.

Dies warnende, dies kleine Wort
Iſt hier gewiß am rechten *Ort!*
Wenn ich mich will nach Euch bequemen,
Muß ich mich ſelbſt in *Obacht* nehmen.

Schulmeiſter.

Nur vom Pantoffel ſchweige ſtill,
Wenn ich vom P was hören will!

Schülerin.

Die Ehe nur verdient den *Preis*,
Wo vom *Pantoffel* man nichts weiß.

Schulmeiſter.

Querelen macht die Frau gar oft,
Ein Thor, wer das zu beſſern hofft!

Schülerin.

Ach, Herr! laßt doch die Quälerei!
Ein jedes Quentlein legt Gott bei.

Schulmeiſter.

Nun kommt das R! giebſt Du ihm Recht?

Schülerin.

An Ruh' ich lieber denken möcht'!
Ein ruhig Leben, ſtill und gleich,
In Redlichkeit, dies macht uns reich!

Schulmeiſter.

Wie hoch iſt der Berg Sinai?
Nun ſprich, mein Kind! weißt Du es, wie?

Schülerin.

Ich hab's vergeſſen —
Wir haben ihn nicht ausgemeſſen.
Nur das weiß ich: Ein Herz, was liebt,
Das iſt das Höchſte, was es giebt.
Und aller Segen kommt von Oben — —

Schulmeiſter.

O allerdings! ich muß Dich loben.
Nun kommt das harte T daran!

Schülerin.

Der Tugend huldigt Jedermann!
Die ſchönſte Frau muß ſich befleißen,
Ein tugendſames Weib zu heißen.

Schulmeiſter.

Der Buchſtab U mir nicht gefällt.—

Schülerin.

Doch iſt das *Uebel* in der Welt;
Wir müſſen es nur *überwinden* —

Schulmeiſter.

In Vieles kann man ſich nicht finden.

Schülerin.

Ein wichtig Hauptſtück iſt *Vertrauen*!
Auf dieſen Felſen läßt ſich bauen.

Schulmeiſter.

Nun ſind wir bei dem leid'gen W,
Das iſt das End' vom A B C.

Schülerin.

Mit nichten, Herr! ſo *Wohl als Wehe*
Gehört zum A B C der Ehe;
Doch ſollt' ich machen X für U,
Ich hätte nicht Geſchick dazu,
Und würde es ſchon laſſen müſſen —

Schulmeiſter.

Du herzig Kind! ich muß Dich küſſen!
Das Y laſſen wir wohl aus?
Man macht zur Zeit ein J daraus.

Schülerin.

Nein! iſt der Mann ein *Yeomen*,
So darf er doch nicht Wache ſtehn!

Schulmeiſter.

Nun kommt das Z; dann, Gott ſei Dank!

Schülerin.

Nicht ſchaden kann ein kleiner Zank —
Nur dauern muß er nicht zu lang!

Schulmeiſter.

Faſt fürchte ich, zu lange ſchon
Währt dieſer treffliche Sermon.
Es ſei genug! ich ſage Amen!
Wir gehen nun, woher wir kamen.
Und wenn die Liebe Euch begeiſtert,
Und wenn das Leben Euch ſchulmeiſtert,
So denkt an uns! lebt wohl! Ade!
Hier iſt das goldne A B C!

Schülerin.

Der liebe heil'ge Eheſtand,
Dies iſt ein Buch mit goldnem Band.
Man lernt nicht aus, man lieſt darin
Und faßt doch nicht des Inhalts Sinn.
Doch iſt man aufmerkſam geweſen,
Kann man den Spruch des Himmels leſen:
Die Liebe wird dereinſt beſtehn!
Lebt wohl! lebt wohl!
Wir wollen gehn.

Aufzug.

Die Götter und Göttinnen des Olymps.

Bei der Hochzeitfeier eines Gelehrten.

(Tiefer Paukendonner kündet den Auftritt an; unter den Melodieen der Flöten und Oboen erſcheint Merkur.)

Der Uraniden himmliſche Zahl
Saß beim ambroſiſchen Göttermahl,
Und Ganymed füllte die Becher;
Cupido's goldner Teller ſtand leer —
Da kam der kleine Träumer daher
Und zeigte lächelnd den Köcher.
Die Pfeile ſind hin! ſie trafen ſo tief —
Dies er der göttlichen Mutter zurief:
Das Pärchen wird an mich denken!
Nun ſprach Venus milde: So wollen wir auch,
Nach einem alten, olympiſchen Brauch,
Zur Hochzeit ein Scherflein ſchenken.
Ich dächte, wir wären in pleno dabei?
Hier tödtet das ewige Einerlei!
Die Grazien ſchläfern beſtändig —
Und unſern Boten, den flinken Merkur,

Beordere ich, zu der kleinen Tour
Uns anzumelden, ihn ſend' ich.

Die Zeit hatte Venus ſich liſtig erlauſcht;
Die Götter, ein wenig benippt und berauſcht,
Belobten den Einfall als herrlich.
Bei nüchternem Muthe würden ſie, traun!
Ein Myrtenfeſt der Erde zu ſchaun,
Den Himmel verlaſſen wohl ſchwerlich.
So künd' ich Euch denn den nahenden Zug!
Den Aether durchrauſchte mein eiliger Flug,
Zu melden die göttlichen Gäſte.
Sie kommen — erſchrick nicht, Du ſchüchterne Braut!
Jetzt vor des Donnerers erſtem Laut —
Es bringet Heil Deinem Feſte!

Jupiter.

(Zur Braut.)

Sei mir gegrüßt, Du zartes Kind der Erde!
Das hold und ſchön, doch zagend vor mir ſteht;
Und daß ich Dir ja nicht verderblich werde,
So mild're ich meines Glanzes Majeſtät.
Es bringen Dir die Göttinnen Geſchenke;
Auf Kleinigkeiten läßt ſich Zeus nicht ein —
Doch daß ich, Mägdlein, Deiner auch gedenke,
Sei einer meiner ſtärkſten Blitze Dein!
Ich lagre ihn in Deiner Augen Dunkel,
Dort zünd' er ſtets; doch er verzehre nicht!
Und dieſes wetterleuchtende Gefunkel
Sei zu erkennen für ein himmliſch Licht!

(Zum Bräutigam.)

Ein Schauerchen von jenem goldnen Regen,
Der einſtens fiel mit liebendem Gewicht —
Dies ſei, o Jüngling, jetzt an Dich mein Segen!
Und glaube mir, klein iſt die Gabe nicht!
Der Schlüſſel zu des Weiberherzens Feſte
Iſt fein gedreht, von ſchimmerndem Metall —
Und fehlet er, ſo ſtellt oft ſelbſt die Beſte
Das Kriegsgeſchütz auf ihrer Zunge Wall!

Juno.

(Einen Fliegenwedel von Pfauenfedern in der Hand, den ſie bei der durch ein Sternchen bezeichneten Strophe der Braut überreicht.)

Du Arme! willſt Du die hellen Augen
Verderben Dir mit ſengendem Bliz?
Dann würdeſt Du nicht zur Wächterin taugen,
Und dies war eben Jupiters Wiz! —
Die Treue des Gemahls zu bewahren,
Sind tauſend Augen ja kaum genug;
Denk an den Argus — wir haben's erfahren,
Und kennen der Männer Liſt und Trug!
* Nimm dieſen Wedel vom Schweife des Pfauen
Und fächle damit des Schlummernden Haupt;
Dann wirſt Du ſeine Träume ſchauen —
Die Schönen, die Dir ſein Herz geraubt!
Die äugigen Spiegel hier, ſie zeigen
In dieſer Federn ſchillerndem Blau —
Was treulos denkt der Mann zu verſchweigen,
Du ſieheſt ſein Sinnen und Trachten genau.
Und wenn einſt die bängſte Stunde der Frauen
Dir wäre erſchienen, ängſtend nah —
So darfſt Du meiner Hülfe vertrauen,
Dann rufe: Komm, Juno Lucina!

Minerva.

(Zur Braut.)

O nimm ſie nicht, der Juno herbe Qualen!
Der Eiferſucht verſchließe ſich Dein Herz.
Laß Dir die Täuſchung ſanft're Bilder malen —
Wer Arges ſucht — der findet leicht den Schmerz!
Ich reiche Dir ein beſſres Angedenken,
Der Weisheit Gabe, in des Fleißes Glück!
Dies Webeſchiffchen lehr' ich Dich zu lenken —;
Du wirfſt es hin — und dann behend zurück.
Denn Deines Gatten Schickſal ſtill zu weben,
Ward von den Göttern Dir, Du holde Braut,
Die hülfreich um die ſchwachen Menſchen ſchweben,
Der Fäden unſichtbarer Stoff vertraut.
Wirk ihm hinein der Blumen helle Borden,
Und innre Scenen ſtiller Häuslichkeit!
Und wenn es einſt zum Meiſterſtück geworden,
Dann ſtell' es auf an dem Altar der Zeit.
Daß auch der Nachwelt Blick ſich dran erfreue,
Und für des Weibes höchſte, ſchönſte Kunſt
Der Sinn ſich ſpät noch im Geſchlecht erneue;
Empfange dies zum Pfande meiner Gunſt!

Venus.

(Zur Braut.)

Die Eine will drachenartig ihn hüten,
Die Andere hält ihn mit fleißiger Hand —
Ich binde den Mann mit dem Kranze von Blüthen,
Und feſt hält ihn dies duftige Band!
Sieh dieſen Gürtel! er ſei Dein Eigen.
Erprobe ſeines Zaubers Kraft,
So wirſt Du dankbar vor mir Dich neigen,
Die gern das Glück der Liebe ſchafft.
Umſchlingt er der Glieder zarte Fülle,
So übſt Du der Reize höchſte Gewalt;
Dann kümmre Dich nicht ihre äußre Hülle,
Dann huldigt man Dir in jeder Geſtalt!
Du brauchſt nicht Verſtand, noch Geiſt und Güte,
Es ruhe die zarte, läſſige Hand —
Der Fehler ſelbſt wird zur Liebesblüthe
Der Glücklichen, welche mein Gürtel umwand.
Laß' weiſe Frauen ſich mühen und quälen,
Und ihrer Verdienſte langweilige Zahl
Dem gähnenden Gatten vorerzählen;
Dein Lächeln bleibt ewig ſeine Wahl!

Die Grazien.

(Reichen der Braut einen Schleier.)

Sieh, holde Braut! der Anmuth Schleier!
Gewirkt aus zartem Silberflor;
Ihn weihet Deiner Myrtenfeier
Der Charitinnen leiſes Chor.
Wen dies ätheriſche Gewebe
In leichtem Faltenwurf umwallt,
Der gleicht der jugendlichen Hebe
An Reiz und göttlicher Geſtalt. —
Nimm dieſe weiche, weiße Seide,
Und hülle züchtig die Seele Dir ein!
Ob dieſe jauchze, fürchte, leide —
Zeigt ſich nur wie durch Dämmerſchein!
Man ſiehet der Empfindung Wallen,
Der Leidenſchaften wild Gewühl,
Das Beben, Steigen oder Fallen —
Von jedem wärmeren Gefühl,
Nur ſanft verhüllt von dieſem Schleier,
Der vorhangartig niederfällt,
Verbergend Deiner Schönheit Feier —
Das Heiligthum der innern Welt!
Dann nahet nimmer die Begierde,
Es fliehet ſcheu der Rohheit Blick
Von Deines Reizes keuſcher Zierde,
Der zarten Anmuth, ſchnell zurück!

Apollo.

(Zum Bräutigam.)

Ich wende mich zu Dir, mein treuer Prieſter!
Und auch Diana lächelt Dir allein;
So wollen wir, als liebende Geſchwiſter,
In unſrer Gunſt für Dich vereinigt ſein.
Des Hauſes Enge hindert die Gedanken,
Die Sorgen ſchwärmen ſtörend aus und ein —
Der freie Geiſt fühlt ängſtlich ſeine Schranken,
Wenn er der Gottheit will ein Opfer weihn.
D'rum lade ich für Deine ſtille Pflichten,
Dich auf des Helikons erhabne Ruh!
Dort kannſt Du ſtets Dein hehres Amt verrichten,
Die Muſen ſtehen fern — und ſehen zu.
Sie werden immer gaſtlich Dich empfangen,
So oft Du, von der Liebe ſüßem Mahl
Geſättiget, mit höherem Verlangen
Empor Dich hebſt zu ihrer heil'gen Zahl.
Und wenn Du aus dem holden Kreis der Muſen
Zurück nun kehrſt in Deines Hauſes Raum,
Und an der Gattin ſehnſuchtsvollen Buſen:
Dann ſage ihr von einem Göttertraum!

Diana.

(Zum Bräutigam.)

Wenn ich gerüſtet durchſtreife die Haine,
Mit flüchtiger Sohle verfolge das Wild
Auf felſigem Pfade, auf grünem Raine:
Dann bin ich Dir wohl kein liebliches Bild?
Du Sohn des Friedens und der Milde!
Dann wendeſt Du das Auge voll Schmerz
Unmuthig von meinem Jagdgefilde,
Als träfe der Todespfeil Dein Herz!
Doch wenn am blauen Himmelsbogen
Der keuſchen Luna ſilberner Schein
So leuchtend kommt herauf gezogen:
Dann wird ſie Dir willkommen ſein? —
Drum will ich Dir nie anders erſcheinen
Als ſtrahlend in ambroſiſcher Nacht;
Dann zeigeſt Du meinem Blicke, dem reinen —
Was Du gefühlt, gewirkt, gedacht!
Und es verſchwinden vor meinem Lichte
Die Schatten der Seele — ſie fliehen ſchnell;
Du ſieheſt himmliſche Geſichte,
Und in und außer Dir iſt es hell!

Veſta.

(Eine Lampe mit brennendem Docht tragend, zur Braut.)

Des jungen Phöbus goldner Glanz
Und Lunens lichter Sternenkranz
Beſtrahlen nur die äußre Welt,
Und ſchwach der Schein nach innen fällt. —
Doch biet' ich, Jungfrau! Dir ein Licht,
Das jede Finſterniß durchbricht,
Und auch des Kummers ſchwarze Nacht
Zu einer Frühlingsdämmrung macht.
Es iſt der Reinheit holder Strahl!
Er bricht ſich farbig tauſendmal
Und ſpielt in ſtillverborgenen Flammen,
Die ſchüre wachſam Dir zuſammen!
Daß nicht ein Fünkchen je erliſcht.
Dann iſt es aus — und leiſe ziſcht,
Wie einer Schlange gift'ger Hauch,
Die Gluth erſterbend hin in Rauch! —
Drum fülle mit geweihter Hand
Der Keuſchheit Lampe bis zum Rand.
Daß nie das Oel ermangle drin,
Sei eine fleiß'ge Hüterin!
Wirſt Du ſo ihres Lichtes wachen,
Dann leuchtet ſie zu Charons Rachen
Dir einſt ſelbſt durch des Todes Graus
In Pluto's dunkles, ſtilles Haus!

Vulkan.

(Zur Braut und zum Bräutigam.)

Beim Styx! das iſt mir wirklich zum Lachen!
Was um ein Bischen Schein und Licht
Sie dort für Redensarten machen —
Und doch iſt alles nur Gedicht!
Das Sonnenroth, die Mondesbläſſe,
Verachtet Veſta's ſtolzer Muth!
Da lobe ich mir meine Eſſe,
Das nenne ich doch eine Gluth!
Ich will ein wenig häuslich Feuer
Dir Mägdlein geben auf den Herd —
Zwar ſind anjetzt die Kohlen theuer,
Doch ſei die Gabe Dir gewährt!
Dies Feuerchen verlöſchet nimmer,
Es kocht von ſelbſt die Speiſen gar
Und füllt mit Wärme Dir das Zimmer
Wenn eiſig ſtarrt des Winters Haar. —
Dir, Jüngling! will ich lehrreich zeigen,
Wie man das Eiſen ſchmieden muß —
Nur wenn es warm iſt, läßt ſich's beugen,
Dann formt es ſich in jeden Guß.
Und endlich will ich es vergönnen,

Daß ſich der kleine Hymen da
Die Fackel möge jetzt aubrennen,
Nur komme er mir nicht zu nah!
Doch iſt ſie einmal ausgeglommen,
Dann hört es auf, dann darf er nicht
Mit dem Getändel wieder kommen,
Drum brenne recht an — kleiner Wicht!

Amor.

(Mit Bogen und Pfeil, zur Braut.)

Dein ſüßes Herzchen, Holde! war mein Ziel!
Noch ſeh' ich ſolcher zarten Scheiben viel,
Und greife froh nach meinem vollen Köcher;
Es ſchützt Euch nicht der kleine Silberfächer!
Der mich wohl irren ſoll mit ſeinem Flimmer?
Ihr irrt Euch, Kinderchen! ich treffe immer.
Und ſpann' ich einmal hurtig mein Geſchoß,
Dann prallt der Pfeil auch ohn' Erbarmen los.
Doch ob die Wunde noch ſo tödtlich ſcheint,
Sie iſt geheilt, oft ſchneller eh' man's meint.
Die Wenigſten ſind jemals d'ran geſtorben,
Es hat die Zeit mir ſtets den Sieg verdorben.
Ein altes Mütterchen, ſitzt ſie und zupft Charpie,
Gießt Balſam drauf, der fehlt der Wirkung nie!
Es wird ſie Aeskulap noch einſt verklagen,
Weil ſie ſo dreiſt, ſich an ſein Amt zu wagen;
Und reget ſie gleich langſam nur die Hand,
Geſchieht es doch mit Glück und mit Verſtand.
Und endlich ſchließet ſich der Liebe Jammer,
Wenn Hymen leuchtet in die Hochzeitkammer! —
Dann iſt vorbei der Sehnſucht Gram und Schmerz,
Es heilet auch das allerkränkſte Herz.

So hat er es mit dieſem Paar beſchloſſen,
Und da mich dies, ich leugn' es nicht — verdroſſen,
So ſchlüpfte ich mit in der Götter Rath
Und ſinne nun auf neue Frevelthat.
Ich weiß mein Ziel — wenn ich es auch nicht nenne,
Bald ſchwirrt der Pfeil tief treffend von der Senne!

(Amor ſpannt den Bogen und ſchauet lächelnd im Kreiſe der jüngeren Damen umher.)

Hymen.

(Mit brennender Fackel.)

Es winkt das heimliche Brautgemach —
Die Fackel lodert ſo hell! ſo jach!
Als Leuchte der Liebe zu dienen;
Dein Führer, zärtliches Paar, zu ſein,
Und Dich der heiligen Ehe zu weihn,
Bin ich anjetzt hier erſchienen.
So folge denn muthig meinem Schritt!
Das ganze Göttergefolge geht mit — — —
Doch ſiehe Dich um auf der Schwelle,
Ob nicht ein Dämon ſchleiche ſich ein,
In Eurem Bunde der Dritte zu ſein,
Man kennt ſchon ähnliche Fälle! —
Und ziehſt Du aus Deinen Locken den Kranz,
Dann löſche ich ſchnell den leitenden Glanz
Und fliehe über die Schwelle — — —
Schon ſorget Amors geſchäftige Hand,
Daß neu ſich entzünde mein Fackelbrand —
Bin ich doch ſein treuer Geſelle!

(Ende des Aufzugs.)

Aufzug
der böhmiſchen Glasſchleifer.

(Voran böhmiſche Spielleute, reiſemäßig angethan, dann kommt der erſte Meiſter von der Hütte, einen Stock mit blinkendem Knopf in ſeiner Hand; der zweite Meiſter beſchließt den Zug der Geſellen, Frauen und Mädchen, ſämmtlich in der üblichen Tracht des böhmiſchen Landes, mit Geſchenken von Glas, welche ſie zur Schau tragen. Unter dem Geſange des nachſtehenden Liedes ordnet ſich der Zug in einem weiten Halbkreis. Der erſte Meiſter von der Hütte ſteht in der Mitte allein vor dem Brautpaar.)

(Die Zeit iſt im hohen Sommer.)

Lied der Glasſchleifer.

Melodie: „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,“ ꝛc.

Wir kommen mit Freuden — wir kommen von fern,
Es winkt uns ſo helle ein lieblicher Stern!
So bringen wir aus fremdem Land
Den Wunſch im Herzen, die Gab' in der Hand. :,:

Der heiligen drei Könige waren nur Drei!
Wir kommen unſer zwölfe; was iſt denn dabei?
Wer zählet die Freundſchaft? ſie hat keine Zahl!
Wir wünſchen Freud' und Segen viel tauſendmal. :,:

Wir bringen weder Myrrhen noch Geld,
Die Wünſche für Weihrauch nicht halten wollt!
Ein Liedlein geſungen aus fröhlichem Sinn,
Das nehmt mit offnem Herzen nur hin! :,:

Und iſt das Wort zu Ende, iſt der Geſang nun aus,
Dann ziehn wir wieder ab, dann gehen wir nach Haus!
Doch bleibet der Segen, doch bleibt das Geſchenk,
Dem Brautpaar zurücke, daß es unſerer gedenk! :,:

Nun munter, Ihr Spielleut'! ein luſtiges Stück!
Dann wollen wir es wagen, auf gutes Glück.
Und ſollte Eines ſtocken und blöde ſein,
So fallt gleich mit Schallmeien und Flöten ein! :,:

(Der Meiſter von der Hütte winkt Stille! tritt vor und ſpricht:)

Erſter Meiſter von der Hütte

(ſpricht:)

Mit Gunſt, Jungfer Braut, Herr Bräutigam!
Seid freundlich gegrüßet, Ihr Gäſte!
Wir kommen weit über den Rieſenkamm
Zu dieſem Hochzeitfeſte.
Aus Friedland in Böhmen — lieblich zu ſchaun,
Und daß ich's nicht allzuſehr lobe —
Weil dort iſt, wahrlich! gut Hütten bauen,
Bringen wir ein Stucklein zur Probe!

Der Eheſtand — und die Glasſchleiferei
Iſt beides ziemlich einerlei!
Wo man behutſam ſein Werk muß anfaſſen
Und es nicht aus den Augen laſſen;
Wo alles blitzt und alles funkelt
Und ſchon ein Hauch die Klarheit verdunkelt.
Wo der Mann ins Herze der Frau geſchrieben
Mit Demant, daß er ſie ewig will lieben!
Wo das Auge der Liebſten, kryſtallhell und rein,
Ein Spiegelglas wird für ihn ſein! — — —
Iſt's ſo nun die Hütte der Ehe beſtellt,
Dann ſchließt ſie ein die ganze Welt;
Und ſtände ſie im tiefſten Thal:
Sie ſteht in Gottes Sonnenſtrahl! —
Jedoch — Herr Bräut'gam! weißt Du was?
Denk' bei dem Glück auch an das Glas!
Wie beides kann ſo leicht zerſplittern,
Drum halt' es hoch! doch nicht mit Zittern!
Der Mann ſei feſt, die Frau ſei klar,
So giebt's ein glücklich Ehepaar!
Du, ſchöne Braut! nimm noch geſchwind
Noch guten Rath hin, wohlgeſinnt!
Wirf in der Werkſtatt jede Brille,
Wär's auch die ſchärfſte — unter's Gerüſte.
Schau ihn ſtets froh und heiter an,
Deinen beſten Freund und Ehemann!
Und nun zum Schluſſe noch die Bitte:
Denk' oft an Friedlands ſtille Hütte!
Nun weiche ich den andern Parten,
Die Weibſen können ſo nichts erwarten;
Und ſeid ſo gut, laßt meine Geſellen

Ein Wort an das Brautpaar höflichſt ſtellen!
Wir theilen die Arbeit, wir theilen die Ehre —;
Auf, Spielleute, munter! daß man wieder was höre!

Chor:

Der Meiſter hat geſprochen — nun kommen wir daran!
Die Mädchen müſſen warten — die Frauen fangen an! :,:

(Eine der Frauen überreicht der Braut einen geſtickten Kalender unter Glas, der auf der Rückſeite einen Spiegel zeigt.)

Kein Monat iſt im ganzen Jahr,
Der für ein glücklich liebend Paar
Sich zeigt als Sonnenwender;
Der Roſenmond, *der* längſte Tag,
Der nicht verblüht — nicht ſinken mag,
Nur *der* ſteht im Kalender. —
Drum nimm dies Bild der ſchönern Zeit!
Nimm es von meinen Händen!
Was ewig Herz und Wunſch Dir weiht,
Dies darfſt Du ruhig wenden!
Verdoppelt ſiehſt Du dann Dein Glück —
Was wüßt' ich Dir zu ſchenken?
Doch ſtrahlt es Freude Dir zurück,
So wolle mein gedenken!

Chor:

Die Zeit wendet Alles — was ginge denn zurück?
Der Wunſch bleibt dem Leben — dem Herzen das Glück! :,:

(Der Frauen Zweite, mit ein paar kleinen Fruchtſchalen, wovon die eine mit Trauben-Roſinen, die andere mit Mandeln in der Schale gefüllt iſt.)

Zur Braut.

In Schalen bring' ich Mandeln Dir,
Gepflückt vom ſüdlichen Baum!
Zu einer kleinen Tafelzier —
Gieb liebevoll ihnen Raum!
Und iſt die Gabe nach Deinem Sinn,
So wiſſe: Vielliebchen ſind viele darin!
Denn wo ein Glück nur iſt verborgen,
Das findet leicht ein zärtlich Herz;
Da giebt die Liebe guten Morgen
Und wechſelt den Gewinn zum Scherz. —
Den wünſch' ich Dir zum Lebenstag!
Daß Dir, gleich Arons grünem Stabe,
Des Frühlings Wunder blühen mag;
Und ſo nimm hin der Freundſchaft Gabe!

Chor:

Vom Dorn lieſt man nicht Trauben — doch grünt der Mandelſtab,
So blüht er nur durch Glauben — den uns die Liebe gab. :,:

(Der Frauen Dritte bringt eine große Zucker-Vaſe.)

Zur Braut.

Das Leben, liebes, holdes Kind,
Iſt überall ein wenig ſauer; —
Der Zucker braucht ſich auf geſchwind,

Sei's in Berlin — ſei es in Jauer.
Drum habe ich mit Vorbedacht,
Dir, liebe Braut, zu Nutz und Frommen,
Ob auch Dein Auge dazu lacht —
Die Zuckervaſe groß genommen.
Die Vorſicht wolle auch ſo denken!
Und Dir des Lebens Süßigkeit
Im allervollſten Maße ſchenken,
Daß ſie Dir reicht für bittre Zeit.
Dann wird zur ſüßen Freude mir,
Was ich mit Liebe reiche Dir!

Chor:

Dies Sprüchlein klang ſo bieder! — ſüß iſt der Liebe Kuß!
Was kann man denn dawider, wenn man nun lieben muß? :,:

(Der Frauen Vierte bringt eine Blumenſchale auf hohem Unterſatz und ſpricht zur Braut:)

Wenn bei blinkendem Pocale
Freunde gern den Freund bedenken,
Weih' ich dieſe Blumenſchale,
Freundin, Dir zum Angedenken!
Daß ſie in Dein ſtilles Zimmer
Frühlingsdüfte milde ſtreut,
Und im ſanften Farbenſchimmer
Der Natur Dein Herz erfreut;
Doch wenn an des Winters Eiſe

Blumen nur am Fenſter blinken —
Wird ein Blümlein noch ganz leiſe
Dir aus dieſer Schale winken! —
Und wenn einſt beim frohen Mahle
Deine Tafel gaſtlich glänzt,
Sei voll Früchte dieſe Schale,
Sei mit Blumen ſie bekränzt!
Blumen welken — Glas zerbricht —
Voller Freuden ſei Dein Leben!
Mir laß' ein Vergißmeinnicht
An dem Rand der Schale ſchweben!

Chor:

Kein Blümlein darf verwelken — was Du empfangen haſt;
Bind' es wie rothe Nelken — nur mit der Liebe Baſt! :,:

(Ein Mädchen für ſich und im Namen ihrer jüngeren Schweſter, Flora, bringt ein geſticktes Boſton-Käſtchen unter Glas, man ſieht auf dem Deckel ein Bouquet künſtlich gearbeitet von Haaren, worin die ganze Geſellſchaft vereiniget iſt.)

Zur Braut.

„Das Spiel des Lebens ſieht ſich heiter an,
Wenn man den ſichern Schatz im Herzen trägt!“
Dein Schatz! Dein Glück! Dein beſter Freund! Dein Mann —
Für den ein jeder Puls des Herzens ſchlägt,
Er läßt Dich fühlen, daß Du glücklich biſt!
Und nicht im Boſton oder Whiſt
Giebt's ähnlichen Gewinn auf Erden,

Als eines edeln Mannes Frau zu werden!
Nimm denn, o Braut, nimm mit gewognem Sinn
Dies Käſtchen nur zum Spiele — hin!
Mit leichtem Muth gehſt Du an die Partie
Und ärgerſt über Mißgeſchick Dich nie!
Und Flora — hat mit liebendem Bemühn
Den Strauß von Haaren ſtill darauf gebunden;
Daß Dir ein zartes Angedenken ſollte blühn
Und nimmer Du vergiſſeſt dieſer Stunden;
Daß Du im Glück wie im Verluſt
Dir Deiner Freunde bleibſt bewußt!

Chor:

Man ſpielet nur zum Scherze — ſprich Du, o bräutlich Paar!
Doch pflegt ein treues Herze — auch Blumen ſein, vom Haar! :,:

(Die Fünfte der Frauen bringt einen kleinen Aufſatz zu Pfeffer und Salz.)

Zur Braut.

Ein Scheffel Salz ſoll nöthig ſein,
Den Freunde zuſammen eſſen,
Bis Einer kann für ſich allein
Den Werth des Andern ermeſſen.
Dies hört' ich wohl; doch glaub' ich's nicht,
Verſalzen war mir ſonſt jedes Gericht.
Nimm, Bräutchen, das kleine, blinkende Faß!

Das andere auch — nimm Beides!
Doch nimmer werde Dein Auge naß
Vom Salz einer Thräne des Leides.
Jedes Körnlein, das Du ſtreuſt,
Deines Glückes Maß erfülle;
Daß Du Dich des reinſten Genuſſes erfreuſt
Und Gottes Segen Dir quille,
Dies wünſche ich von Herzens Grund!
Ein wenig Pfeffer iſt auch geſund — — — —

Chor:

Das beſte Salz der Erde — man hat es ſtets zur Hand;
Die Lieb' am ſtillen Herde — den Feind ins Pfefferland! :,:

Erſter Geſelle.

(Bringt ein Senfkännchen.)
Zum Bräutigam.

Zu Salz und Pfeffer auf den Tiſch,
Zur Würze für das Leben —
Will ich mit kurzen Worten friſch
Nun meinen Senf auch geben.
Was Männer ſagen, das klingt ſchärfer,
Denn ſolche Redekünſte,
Das ſind mir wahrlich! böhm'ſche Dörfer
Und lauter blaue Dünſte. —
Herr Bräut'gam, ſeid ein wenig ſcharf!
Nach Schicklichkeit, wie nach Bedarf.
Und fährt's dem Weiblein in die Krone,

Laß es nur ſein — das iſt nicht ohne!
Denn das Gedächtniß wird erhellt
Für das, was Pflicht iſt und gefällt.
Wollt, ſchöne Braut, mir nun verzeihn,
Daß ich zu Euerm Freudenmahle
Nichts Beſſres wußte zu verleihn,
Als dieſen Rath in rauher Schale. — — —
Laßt nicht im ſchönen Köpfchen kriebeln
Den Senf, den ich Euch vorgeſetzt;
Denn wahrlich! zu den größten Uebeln
Gehört ein Mann nicht, der Euch ſchätzt!

Chor:

Den Senf hat er gegeben — Wir ſagen: es war gut;
Sonſt kommt der Mann daneben — Herr Bräut'gam, faſſe Muth! :,:

Zweiter Geſell.

Mein Camerad, iſt das nicht Sünde?
Ein ſcharfer Sinn, der iſt wie Lauge
Und treibet Thränen in das Auge;
Drum, ſchönſte Braut, ſei nur gelinde!
Ein mildes, weibliches Gemüth
Wie eine Balſamſtaude blüht.
Wie heilend Oel auf eine Wunde
Iſt ſanftes Wort zu heißer Stunde —
Der beſte Mann brauſt wohl einmal.

Nicht immer bleibt der Himmel helle —;
Dann wird die Frau oft ſehr fatal,
Will meiſtern ihn, der ihr Geſelle!
Doch träufelt ſie das Oel, das milde,
In dieſen Sturm, ſo wird er ſchweigen,
Und ihr beſänftiget im Bilde
Den Spiegel klar der Liebe zeigen.
Drum ſchenke ich am liebſten Dir
Für eine immer ſanfte Miene
Kein Glas zu Wein, Liqueur und Bier,
Nein, nur zum Oel die Caraffine.
Iſt Dir des Hauſes Friede theuer,
So gieße niemals Oel ins Feuer!

Chor:

Die Sanftmuth ſei geſegnet — ſolch Oel gehört ins Haus!
Wenn es auch Tinte regnet — dies Lichtlein löſcht nicht aus. :,:

Dritter Geſell.

Von Eſſig kann die Rede nicht ſein;
Daß ich ein Glas dazu gebe!
Ich lobe mir den ſtärkenden Wein,
Die ſüße, köſtliche Rebe!
Der Wein iſt heilig, denn er vereint
In Freud' und Friede ſo Freund als Feind!
So nimm, o Brautpaar, aus meiner Hand,
Was ich am höchſten halte —

Gefüllt mit Wonne bis zum Rand,
Dein Wohlergehn Gott walte!
Nimm dieſen blinkenden Pocal,
Geſtimmt in heller Weiſe;
Und trinke daraus beim fröhlichen Mahl
Im liebſten, geſelligen Kreiſe!
Und wenn Du das Glas wirſt heben
Und der Pocal Dir blinkt,
Dann laſſe die Freunde leben,
Deren Einer ihn freundlich Dir bringt!

Chor:

Den Wein hat Gott gegeben — der Freund gab den Pocal!
Wir laſſen hoch Dich leben — viel tauſend-tauſend mal! :,:

Zweiter Meiſter von der Hütte.

(Beſchließt den Zug und den Vortrag.)

Zum Bräutigam.

Geſprochen haben Alle jetzt,
Nun noch ein Wort zu guter Letzt!
Ich liebe ſehr das letzte Wort — — —
Dann geht die Reiſe rüſtig fort.
Herr Bräut'gam! nehmt's mit Danke an,
Was ich Euch ſage, als ein Mann!
Wollt Ihr Euch gutem Rath bequemen,
Laßt Euch das letzte Wort nicht nehmen!
Wer dies bei Frauen nicht erzielt,
Der hat als Ehemann verſpielt.
Die Weiber finden nie ein Ende,

Das iſt ein ew'ger Widerſpruch;
Wo iſt der Mann, der Ruhe fände,
Sagt er zu ſpät: es iſt genug?
D'rum fordert nur in Zeiten Stille,
Und ſagt: Dies iſt mein letzter Wille!
Nach einem ſolchen Teſtament
Die Frau erſt das Vermögen kennt.
Sie wird nicht ſtreiten, wird nicht muckſen,
Nur weinend ſacht ein wenig gluckſen.
Und Beide brauchen nicht zu ſterben,
Um hier den Himmel ſchon zu erben.

(Zur Braut.)

Seid, ſchöne Braut, nicht voll Verdruß,
Wenn ich, ein alter Practicus —
Nicht mochte ein Bedenken tragen,
Dies Wort zur rechten Zeit zu ſagen.
Nun lebe wohl! ein böhm'ſcher Stein
Wird nie Dein Glück, Dein Anſtoß ſein,
Wenn Du mit echtem Liebesſinn
Das letzte Wort nimmſt ſchweigend hin!
Nun reich' zum Abſchied mir die Hand!
Giebſt Du ſie mir zum Lohne,
So wird mein Wort ein Diamant
In Deiner Frauenkrone.

Schlußvers.

Chor:

Dies Wort, es war das letzte — vom Herzen ging's, vom Mund;

Wenn es Euch nur ergötzte! — jetzt lebet uns geſund!
Wir ziehen wie ein Wölkchen — daß ſchnell verüber ſchwand —
Doch denket an das Völkchen — aus böhmiſch Friedeland!

(Ende des Aufzugs.)

Aufzug

aus der falſchen Prima Donna.

(Muſikanten voran. Die Inſtrumente mit Blümchen umwunden. Marſch aus Pretioſa. Dann folgt der Bürgermeiſter und Oberälteſter von Krähwinkel, in amtlicher Gravität. Vier Damen in den Farben, Grün, Roth, Gelb und Blau, ziehen einen Rollſtuhl, der thronartig mit Blumen ausſtaffirt iſt, und worauf die falſche Catalani im feſtlichſten Schmuck ſitzt, in den Saal. In ihrer rechten Hand hält Jede der Damen einen großen Bogen von Rohr zuſammen, der ihre Farbe in Band und Blumen trägt. Zur Rechten der Prima Donna ſchreitet Fähnrich Rummelpuff in militairiſcher Parade; zur Linken ihr ſteter Begleiter, der junge Italiäner, mit einem kleinen Stockdegen in der Hand. Zuletzt kommt der Rathsdiener Klaus mit einer in Bronze hangenden Ampel von Alabaſter, dem Brautgeſchenk der Geſellſchaft.

Der Zug bewegt ſich nach dem Tact der kleinen Trommel durch den Saal und ordnet ſich dann vor dem Brautpaar. Großes Tableau. Rummelpuff commandirt. Catalani grüßt herablaſſend. Die Damen verneigen ſich. Tuſch. —

Bürgermeiſter tritt vor. Klaus ſtellt ſich mehr neben, als hinter ihn.)

Der Fähnrich:

Halt! richt Euch! präſentirt!
Wir ſalutiren, wie ſich's gebührt.

(es geſchieht.)

(Es iſt im Juni.)

Bürgermeiſter.

(Räuſpert ſich und ſpricht:)

Ich, Dirigens der Stadt Krähwinkel,
Erlaube mir in ſchicklichem Dünkel
Und als ein höchſt ſtupider Mann,
Der wohl jede Rede verſchweigen kann — — —

(Klaus zupft ihn am Rocke.)

Nehmens nicht übel, Ihr Geſtrengen,
Der Anfang zieht ſich zu ſehr in die Längen.

Bürgermeiſter.

(Wirft ihm einen verweiſenden Blick zu und fährt fort:)

Ihnen zu Ihrer Hochzeitfeier
Unſere Zuneigung darzubringen
In einem Ton von des Himmels Leier!
Denn hören Sie! Catalani will ſingen!
Die Göttliche kommt ſo eben von ferne,
Und iſt — Sie ſehen ſelbſt — noch ganz heiß;
Wir danken demnach unſerm glücklichſten Sterne
Dieſen einfältigen Gunſtbeweis!

(Klaus zupft ihn abermals.)

Vergeſſens auch den Fähnrich nicht!
Er ſchneidet ein martialiſch Geſicht. —

Bürgermeiſter.

(Drückt ihn abſeits und redet weiter, auf Rummelpuff deutend:)

Und unter dieſes Heros Fahne
Wird die allesbeſiegende Catalane

Mit der Stimme aus ihrem geſangreichen Buſen
Uns fühlen laſſen die Macht der Muſen.
Wir ſind entzückt! wir ſind bezwungen
Vom Aelteſten bis zum kleinſten Jungen!

(Klaus zieht ſtärker.)

Bedenkens Ihre Geſtrengen nur ſchon,
Das Brautpaar iſt doch die Hauptperſon!

Bürgermeiſter.

(Giebt dem Rathsdiener verſtohlen einen Puff und drängt ihn hinweg. Mit erhobener Stimme:)

Ihnen alſo, ergebenes Paar!
Bringen wir dieſe Huldigung dar,
Nebſt verſchiedenen Thränen der Rührung,
Aus pflichtſchuldiger Gebührung.
Und da nun bis zu dieſer Friſt
Ueber die Braut nur *eine* Stimme iſt,
So ſoll die ſchönſte ihr zum Preiſe
Einen Hymnus ſingen, fürtrefflicher Weiſe.
Die Sängerin beginne nun ſofort — — —

Rummelpuff.

(Einfallend:)

Noch nicht! ich bitte auch um's Wort!
Man hörte nie, daß ſelbſt im Feuer,
Und wo im Feld Kanonen brummten,
Die Rummelpüffe je verſtummten.
Ja, ſchwören will ich hoch und theuer!
Ob ſich im Arm mir Kugeln fanden,
Ich wankte nie! ich bin geſtanden!

Bürgermeiſter.

Wir aber ſtehn jetzo im Begriff — — —

Rummelpuff.

(Unterbricht ihn, wie oben.)

Verſteht ein Held ſich auf den Pfiff,
So wird zum Lamm die ſtolze Schöne;
Es ſteiget ſelbſt herab die Camöne,
Und folgt ihm, wie das Schäflein dem Hirten,
Durch Lorbeerwälder zu Roſen und Myrten.

Der Italiäner.

(Dringt auf den Fähnrich ein:)

Steigen ab Du von Deinem großen Pferd!
Du ſein keine Schuß Pulver werth. —
A per Dio! meine Patronna ein Schaf?
Die angebeten Fürſt, Lord und Graf?

Rummelpuff.

(Entrüſtet:)

Potz Donnerwetter und Türkengeſchwader!
Mir ſchwillt des heißen Zornes Ader!
Mich duzen, mich? das iſt was Tolles!
Wo bot ich je der Krabbe Smollis?
Wenn ich Dich, Bürſchchen, doch verſchone — —

Der Italiäner.

(Entblößt ſeinen kleinen Stockdegen und ſchwingt ihn gegen den Fähnrich.)

Nein! ich verlange Satisfactione

Oder ich ſpieſſen Deinen Schädel
Wie eine Fliege auf dem Wedel.
Du Deine Bravura zeigen mir — —
Sonſt fürchten ich, Du müſſen moire!

(Hat ſich in Poſitur geſtellt, um einen Ausfall auf Rummelpuff zu machen.)

Curaggio! Curaggion! per Dio!

Rummelpuff.

(Zurückweichend.)

Ich ſtecke meinen Degen ein!
Biſt mir zum Fechten doch zu klein. — — —
Ein Mann, wie ich, ſcheut ſtets Verſtöße;
Nie kämpft ich anders, als mit Größe!

Bürgermeiſter.

Gottlob! es kommt zum Friedensſchluß!
Nicht länger zögre der Genuß.
Wir ſchmachten nach dem Ohrenſchmaus,
Und ſind bereit ſchon zum Applaus.
Schlagt die Pauken! — dann haltet den Athem an,
Daß man die Sängerin hören kann!
Sie hat ſo eben — was mich verdrießt —
Ganz unbeachtet zweimal genießt.

(Tuſch. Catalani ſteigt von ihrem kleinen Throne und wird von den Herren vorgeführt. Sie nimmt eine künſtleriſche Stellung an und beginnt in bekannter Weiſe durch die Fiſtel zu ſingen. Alles drückt die ſtaunendſte Verwunderung aus. Nachdem der Geſang geendet iſt, erſchallt vollſtimmiger Beifall und Tuſch. Die Prima Donna verbeugt ſich gegen das Brautpaar und ſpricht:)

Man nehme dieſen Genuß der Kunſt
Für einen Beweis hin meiner Gunſt!
Dem Brautpaar will ich zum Angedenken
Noch ein paar goldne Triller ſchenken!
Der Adorata laſſe ich Perlenſchnuren
Von meinen ſchönſten Coloraturen.
Und wenn ich mich ſo gezeigt, generos,
Wird ſein — hoffen ich — die Freude ſehr groß.
Man lebe glücklich! man lebe froh!
addio!

(Sie grüßt vornehm und nimmt ihren Blumenſitz wieder ein.)

(Die Dame, welche in grüner Farbe erſcheint, tritt vor das Brautpaar und ſpricht:)

Biſt Du nun ganz und gar
Erfüllt von dieſem Ohrenſchmauſe,
So gönne uns in dieſer Pauſe
Ein Wort an Dich, Du theures Paar!
Uns Frauen iſt gleichwohl nicht bange,
Daß Catalani uns verdunkelt —
Mit ihrem glänzenden Geſange,
Und ob ſie von Juwelen funkelt!
Wer in der Welt auf Farbe hält,
Wird doch ins rechte Licht geſtellt.
Die Hoffnung iſt die ſchönſte Gabe
Der Freundſchaft Laub iſt Immergrün;
Drum möge ſie Dir bis zum Grabe
In einem ew'gen Frühling blühn!

Grün iſt das Feld voll junger Halme,
Der Ernte künftiger Genuß; —
Grün iſt der Brodfruchtbaum — die Palme!
Grün iſt des Friedens Genius!
Was nun an Segen grünt hienieden,
Im Bilde Dir mein Wunſch es zeigt;
Und iſt Dir jedes Glück beſchieden,
Dann bleibe hold auch mir geneigt!

(Tuſch.)

(Die Dame in rother Farbe eben ſo.)

Zur Braut.

Und ſollten aus Krähwinkel die Frauen
Nicht leuchten dürfen, wie glimmendes Wachs?
Auch auf des kleinen Städtleins Auen
Blühn Blumen der Ehre und des Geſchmacks!
Ach! lebten wir noch in jenen Zeiten,
Wo Farben ſiegten in jedem Turnier;
Wo Männer eilten, für uns zu ſtreiten
In glühender Liebe und Ruhmbegier!
Und wie im alten Ritterthume
Sich jeder Edle ein Sinnbild gewählt,
So hat die Roſe, als ſchönſte Blume,
Dein Liebſter ſeinem Herzen vermählt!

O! mache ihn ſiegreich, liebliche Roſe!
Laß ihn den höchſten Preis empfahn;
Bis einſt — o ſpät! im kühlen Mooſe
Durchlaufen iſt des Lebens Bahn.

Wenn meine Wünſche das Höchſte Dir böten,
Der Liebe Glück — der Liebe Dank,
So nimm meine Farbe für ein Erröthen,
Daß es mir Dich zu erfreuen gelang!
(Tuſch.)

(Die Dame in gelber Farbe, eben ſo.)

Zur Braut.

Gelb iſt der lieben Sonne Schein,
Gelb iſt die reife Garbe;
Gelb iſt der edle, ſüße Wein,
Gelb iſt des Goldes Farbe!
D'rum wünſch' ich Dir, Du theures Paar!
In **Gelb** die beſten Gaben,
Der Ehe wärmſtes Sonnenjahr
Und Brod, ſo licht wie Baben.
Des Glückes Goldſtück, blank und rund,
Ein volles Glas an Freundes Mund!

Doch gelb iſt auch der blaſſe Neid
Das eiferſücht'ge Fieber,
Dies bleib', o Braut, von Dir ſo weit,
Wie uns die gelbe Tiber!
Und wenn Dein Freund mit Luſt und Sinn
Blinzt nach der Catalani hin,
So will ich wahrlich! dafür ſtehn,
Dies wird gar ſchnell vorüber gehn!
Die falſche Prima Donna weicht,
Wo ſich die **wahre Liebe** zeigt!
(Tuſch.)

(Die Dame in blauer Farbe, eben ſo.)

Zur Braut.

Von allen Farben in der Welt
Mir doch am meiſten Blau gefällt.
Blau iſt des Himmels Kleid,
Das glänzt ſo hell, ſo weit!
Und wenn dem Geliebten Dein Auge lacht,
Dem Du das Leben zum Himmel gemacht:
So wird auch Blau vor allem
Dem Freund Deines Herzens gefallen!

Der Treue, der Beſtändigkeit,
Iſt auch die blaue Farbe geweiht;
Blau iſt das tiefe Meer —
Das rauſcht ſo hoch, ſo ſchwer! —
Doch wenn in Deiner Adern Blut
Nur ſtrömet treuer Liebe Fluth,
So iſt des Herzens Welle
Deines Glückes einzige Quelle!

Blau blüht die Winde und der Lein —
Das Veilchen in der Demuth Schein,
Vergißmeinnicht im Thau,
Das blüht ſo lieb, ſo blau!
Und über dieſen Blumen ſchwebt
Gott, der das Band der Treue webt;
Hat er es Dir geſchlungen,
Dann iſt mein Wunſch gelungen!

(Tuſch.)

Der junge Italiäner.

(Nach den Farben.)

Zur Braut.

Nehmen nicht übel das kleine Scharmützel!
Geſchwind wir ſeien mit der Sühne;
Ich ſchwenken meine pfiffige Mützel,
Wie die Granatblüth' carmoiſine!
So, ſchöne Signora, glühen Dir mein Herz!
Dein amico wollen erlauben den Scherz!
Du ſein die wahre Prima Donna!
Ich laſſe die falſche jetzt im Stich —
Und zähle zu den Farben mich. —
Vittoria! Al fine si canta la gloria!
Oder wie man zu Deutſch ſagen thut,
Das heißt: Enden gut, Alles gut!

Bürgermeiſter.

Simula cartula gloria!

Der Rathsdiener.

Hochedles Paar! nun iſt es aus —
Jetzt kommt nur noch der alte Klaus
Und bringt zum Brautgeſchenk die Ampel.
Gott laſſe Ihre Ehe geſegnet ſein!
Behüte ſtets Sie vor Gekampel — — —
Die Liebe wirft den beſten Schein!

(Die vier Damen, an welche der Italiäner ſich anſchließt, ſpannen ihre Blumenbögen über dem Brautpaar aus und bilden eine tempelartige Gruppe. Großer Tuſch.)

Ende des Aufzugs.

Sämmtliche Schriften

von

Henriette Hanke
geb. Arndt.

Ausgabe letzter Hand.

Achtundachtzigster Band.

Vermiſchte Gedichte.

Hannover, 1844.
Im Verlage der Hahnſchen Hof-Buchhandlung.

Vermiſchte Gedichte.

Ihrer Majeſtät
der Königin
Eliſabeth von Preußen.

In tiefſter Unterthänigkeit von einem jungen Mädchen überreicht.

Sei uns gegrüßt, o Königin und Frau!
Dein Anblick war ſchon lange unſer Sehnen;
Und wie die Sonne in des Frühlings Thau,
Strahlt jetzt Dein Blick in unſre Freudenthränen.
Du biſt nun da! — So iſt es denn kein Traum?
Mit tauſend Freuden dürfen wir Dich grüßen?
Wir neigen uns an Deines Kleides Saum —
Und legen eine Blume Dir zu Füßen!

Wie eine Mutter ihrem kleinen Haus,
So naheſt Du nun unſres Städtleins Mauer!
Du lächelſt in das wogende Gebraus —
Kein ſchön'res Glück kam jemals noch für Jauer.
Du kommſt, Du kommſt! und Alles jubelt Dir;
Du zieheſt ein in jedes Herzens Pforte:
O Landesmutter! Sei willkommen hier!
Und ſieh der Liebe Geiſt in dieſem Worte!

Rundgeſang

zur Feier
des Geburts- und Huldigungs-Tages
unſeres geliebten Königs,
Friedrich Wilhelm des Vierten.
Jauer, am 15. October 1840.

Melodie: „Wo Kraft und Muth“ ꝛc.

Stimmt, Freunde, an ein Lied zu dieſer Stunde!
Geſang iſt Freude — Poeſie vom Mahl!
Aus voller Seele dringt es jetzt vom Munde,
Hell wie die Sonne, wie des Weines Strahl!
Laßt hoch das Glas erklingen,
Das wir dem König bringen!
Dem ritterlichen König, deſſen Land
Heut aller Orten ſchlingt der Liebe Band! :,:

Mit lautem Hall ſoll es den Saal durchbeben,
Dies frohe Wort, zu unſres Königs Ruhm!
Wir fühlen glücklich uns in ſeinem Leben,
Wir fühlen ſtolz uns als Sein Eigenthum!
Laßt hoch das Glas erklingen,

Das wir dem König bringen!
Dem König, der ſo edel iſt, ſo gut,
Fließt unſers Herzens wie der Traube Blut! :,:

Begeiſtert huldigen heut Millionen
Des Landesvaters Königlichem Sohn!
Wo Muth und Treue, Kraft und Wahrheit wohnen,
Da ſteht in treuer Bruſt des Königs Thron.
Laßt hoch das Glas erklingen,
Das wir dem König bringen!
Wir miſchen in den weiten Jubelruf
Auch unſern Dank, daß Gott den König ſchuf! :,:

Sein Geiſt iſt *ſtark* — ſtark wie die heil'ge Rebe!
Sein Will' iſt rein! — wie dieſer goldne Quell;
Der König liebt Sein Volk! der König *lebe*!
Ein dreimal Lebehoch ertöne hell!
Laßt hoch das Glas erklingen,
Das wir dem König bringen!
Heil dem Monarchen, den uns Gott beſchied!
Zu Seinem Preiſe tönet dieſes Lied. :,:

Dem Unrecht hat der König Haß geſchworen —
Ein Schützer und ein *Freund* will Er uns ſein;
Dem König, der zum *König* iſt geboren,
Ihm wollen *frei* wir Lieb' und Leben weihn!
Laßt hoch das Glas erklingen,
Das wir dem König bringen!
Dem König, der mit deutſchem Männerſinn
Den Schwur der Treue nimmt für ewig hin! :,:

Die Königin — beglückt und hoch beglückend,
Erhalte Sie der Himmel unſerm Herrn!
In ſanfter Würde liebreich um Sich blickend,
Iſt dieſes Herz des Landes Ordensſtern!
Laßt hoch das Glas erklingen,
Das wir Eliſen bringen!
Was wäre Leben ohne Liebe doch?
Des Königs Liebe lebe dreimal hoch! :,:

Wohlan, wohlan! es dringen die Gedanken
Nun hin zu Dir, Du ſchöne Königsſtadt!
Wir ſind nicht fern — es weichen alle Schranken
Der Liebe, die ein Recht zum König hat.
Laßt hoch das Glas erklingen,
Das wir dem König bringen!
Mit Tauſenden erheben wir die Hand
Für unſern König! für das Vaterland! :,:

Eine Stimme des Dankes

an den ſchleſiſchen Künſtlerverein.

(Nach dem neunten Geſangfeſt am dritten und vierten Auguſt
in Jauer 1841.

Den Dank — Ihr ſollt ihn haben!
Ihr wackern Künſtler ſonder Zahl —
Wir danken tauſend, tauſendmal
Für Eure reichen Gaben!

Als Ihr hier eingegangen,
Ward plötzlich unſres Oertchens Raum
Gleichwie ein grüner Maienbaum,
Darauf die Vöglein ſangen.

Gezogen kamen Schaaren
Von einem zartgewebten Band,
Sie ſchlangen freundlich Hand in Hand —
Den Kranz um unſre Laren.

Welch drängendes Gewimmel!
Und doch — das Herz, wie frei! wie weit!
Die Erde wich — wo blieb die Zeit?
Wir waren wie im Himmel!

Still ward's in jedem Hauſe —
Doch an der offnen Schwelle Fuß
Stand eines Gaſtes Genius
Und lächelte der Pauſe.

Wir lauſchten nur dem Schönen —
Das Lied, des Buſens Nachtigall,
Fand tief im Herzen Wiederhall
Und wird dort lange tönen!

War auch die Luſt ein Schleier,
Die Kunſt, des Lebens Sonnenſchein,
Drang ſiegend in die Seelen ein
Zur ſchönſten Frühlingsfeier.

O Lenz, du kommſt uns wieder!
Lebt wohl! lebt wohl, viel tauſendmal,
Ihr Sänger! — Ueber Berg und Thal
Bringt einſt uns Luſt und Lieder!

Prolog.

Bei Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes in Liegnitz.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage des Jahres 1842.

Vollendet iſt es nun, das neue Haus!
Es füllen ſich die lichtumfloſſ'nen Räume;
In hoher Regung woget das Gebraus —
Und um den Vorhang weben goldne Träume.
Die Muſe winkt mit lächelndem Geſicht!
Da öffnet leiſe ſich die innre Pforte —
Was mit dem Laut des Herzens zu Euch ſpricht,
Es iſt der Liebe Gruß an dieſem Orte!

Seid uns gegrüßt, Ihr Väter dieſer Stadt!
Sehr wackre Männer, Freunde alles Schönen!
Daß Eure Gunſt dies Haus gebauet hat,
Dies danket Euch die Kunſt ſammt ihren Söhnen!
Und wär' die Muſe reich an ſchwerer Zier,
Sie gäbe dem Verdienſte ſeine Kronen;
Doch bittet ſie: „Kommt, Freunde, her zu mir!
Ihr ſollt in meinem Himmel mit mir wohnen!“

Seid uns gegrüßt, Ihr edlen, ſchönen Fraun!
Wer iſt's, der Euch des Künſtlers Dank bezahlet?

Wie hold und herrlich ſeid Ihr anzuſchaun,
Wenn Euer Auge Huld und Freude ſtrahlet!
Ihr nur verleiht dem ſchönſten Abend Glanz —
Der Bühne Sonnenſchein — des Hauſes Kerzen!
In Euern Händen ruht des Mimen Kranz,
Für Euern Beifall glühen unſre Herzen!

Seid uns gegrüßt, Ihr Roſen dieſer Flur!
Ihr Töchter edler Herkunft aller Stände!
Mit Euch erſcheint der Frühling der Natur,
Und zarter Schmuck umblühet dieſe Wände.
O ſchauet in der Dichtung Spiegelbild
Der Schönheit Zauber in der Liebe Klarheit,
Die Macht des Weibes, ruhig, lieb und mild,
Und ſtilles Glück in ſeiner reinen Wahrheit!

Und Du! und Du! der Muſen Genius,
Sei uns gegrüßt an Deines Tempels Schwelle!
Dir bringen wir den innigſten Erguß
Zur Weihe dar für dieſe neue Stelle!
Verſammelt ſind wir heut zum erſten Mal,
Doch einſt berühret die Zeit auch dieſe Mauern —;
Wir ſpielen in des Himmels hellem Strahl,
Denn Kunſt und Liebe werden ewig dauern!

Worte

dankbarer Verehrung,

dem

Königlichen Medicinalrath, Doctor Welzel

am Tage ſeiner 40jährigen Amtswirkſamkeit als Brunnenarzt
von Reinerz in der Grafſchaft Glatz

dargebracht von der Badegeſellſchaft daſelbſt, den 17. Juli 1842.

Sei uns gegrüßt am feſtlich ſchönen Tage!
Nimm unſern Gruß in dieſes Liedes Klang;
Der Schmerz iſt ſtill — es ſchweigt die bittre Klage,
Die Liebe preiſ't Dein Leben mit Geſang!
Laut tönet jetzt in heil'ger Morgenſtunde,
Und hallt von dieſen grünen Bergen hier
Ein Lebehoch! aus tiefem Herzens Grunde;
Mit tauſend Freuden bringen wir es Dir!

Sei herzlich uns gegrüßt am Quell des Lebens!
Zu ſeines Schöpfers Ehre ſtehſt Du da!
Wie Mancher kam und ſchöpfte nicht vergebens;
Wie Mancher ging — Du warſt und bliebeſt nah!
Ein Tröſter biſt Du Tauſenden geworden,

Ein Freund in Noth, ein Retter in Gefahr;
Und dies Gefühl, es iſt ein Himmelserden
In Deiner Bruſt — Du werther Jubilar!

Aus voller Seele dringt der reinſte Segen;
Wie manches Auge füllt die Rührung heut!
Sieh um Dich her! auf allen Deinen Wegen,
Da weilt ein Kranker, der die Hand Dir beut!
Des ſchwachen Körpers Kräfte heben, ſchonen —,
Welch hoher, himmliſcher Beruf!
Der Dir ihn gab, er wird Dich einſt belohnen!
Wir freuen uns, daß Gott zum Arzt Dich ſchuf.

So wirke lange noch, beglückt, geſegnet!
Des Brunnens Waſſer wandle ſich in Wein;
Daß die Geneſung Deinem Schritt begegnet
Im allerſchönſten Lebensſonnenſchein!
Und möchteſt Du ein ſpätes Ziel erreichen,
Das Dich in Kraft und in Geſundheit weiſt!
In dieſem Wunſche ſieh der Achtung Zeichen,
In dieſem Worte ſieh der Liebe Geiſt!

Und wer da heimzieht von des Heiles Schwelle,
Weit in die Ferne über Berg und Thal —
Der denket Dein an einer ſtillern Quelle,
Der danket Dir, noch tauſend, tauſendmal!
Und wenn wir endlich Alle ſind geneſen,
Wenn nur ein Hauch das ſchöne Leben war —
Dann iſt das Leiden nur ein Traum geweſen,
Und Segen quillt um Deinen Hausaltar!

Abſchiedslied,

einem liebenswürdigen jungen Ehepaar geſungen;

am 30. October 1840.

Melodie: „Leb' wohl, du theures Land,“ ꝛc.

Leb' wohl, Du theures Paar, das von uns ziehet!
Die Ehre ruft — es ruft die ernſte Pflicht!
Ob Dich das Auge, ob das Herz Dich ſiehet,
Du biſt uns nah! Du ſcheideſt ewig nicht!
Du warſt uns lieb! kein Glück iſt je von Dauer —
Drum durfteſt Du nicht immer bei uns ſein;
Wo Du auch ſeiſt, ſo wiſſe, daß in Trauer
Wir Alle freundlich ſtets gedenken Dein! :,:

Wohl manchmal warſt Du froh in unſrer Mitte,
Du nahmeſt Theil an Freude und Geſang;
Und daß Du zögernd wendeſt Deine Schritte,
Dies wiſſen wir Dir heut mit Wehmuth Dank.
Du bleibſt uns werth! kein Glück iſt je von Dauer —
Drum durfteſt Du nicht immer bei uns ſein;
Doch ſteht es feſt, wie Marmor, Erz und Mauer,
Daß wir mit Freundſchaft ſtets gedenken Dein!

Ein öder Sand, fern von der Berge Bläue,
Iſt leider! Dir zum Wohnort nun beſtimmt;

Doch wohnt im Herzen, nirgends ſonſt, die Treue!
Und Heimath iſt's, wo Theil man an uns nimmt.
So ziehe hin! kein Glück iſt je von Dauer —
Drum durfteſt Du nicht immer bei uns ſein;
Doch welcher Feind auch ſtände auf der Lauer,
Wer Freund Dir iſt, er wird gedenken Dein! :,:

Und iſt der Jahre Lauf Dir ſchnell verfloſſen,
Winkt Deiner Sehnſucht noch das alte Glück,
So findeſt Du die treueſten Genoſſen,
Kehrſt Du, o theures Paar! zu uns zurück!
So lebe wohl! kein Glück iſt je von Dauer —
Drum durfteſt Du nicht länger bei uns ſein;
Die Liebe ſingt dies Lied, und nicht die Trauer,
Weil bis zum Grabe wir gedenken Dein! :,:

Abſchied.

Ade, mein trautes Vaterland!
Ich ziehe fort und fern!
Das Leben flieht, es rinnt der Sand —
Mir bleicht des Glückes Stern.
Ade!
Es wird mir hier ſo weh —
Und dennoch blieb ich gern.

Ade, du meiner Heimath Haus!
Du ſtehſt feſt, ich nicht!
Es zieht gewaltſam mich hinaus —
Ob auch das Herz mir bricht.
Ade!
Es wird mir hier ſo weh —
Und bleiben kann ich nicht.

Ade, du meiner Kindheit Baum!
Du grünes Schattenſpiel!
Hier gaukelte manch holder Traum —
Du gabſt der Früchte viel.
Ade!
Es wird mir hier ſo weh —
Wär' ich doch ſchon am Ziel!

Ade, Du meine ſüße Braut!
Ich ziehe ganz allein —
Wenn früh der ſtille Morgen graut,
Muß ich von dannen ſein.
Ade!
Es wird mir hier ſo weh —
Mein Herz iſt ewig Dein!

Ade, Ihr Lieben allzumal!
Wir ſehn uns wieder einſt —
Ich gehe über Berg und Thal —
Leb wohl, mein Freund! Du weinſt?
Ade!
Es wird mir hier ſo weh —
Da Du es redlich meinſt!

Nachruf.

An eine liebe Heimgegangene.

Geliebt! beweint! den Deinen unvergeſſen!
Gingſt Du, geliebte, theure Seele, heim;
Wer kann des Todes bittern Schmerz ermeſſen?
Doch ſchläft im Grabe nur des Lebens Keim!
Du ruhſt nach eines kurzen Tages Mühen,
Im Feld der Garben ſchöner aufzublühen.
Wir weinen noch — wir denken traurig Dein —
Der Liebe Denkmal iſt Dein Leichenſtein!

Der Frühling öffnet Dir die grüne Pforte!
Dein ſtilles Haus — es kann nicht dunkel ſein!
Ein lichter Strahl aus Gottes heil'gem Worte,
Fällt in das Grab, fällt in das Herz hinein!
Der kleinſte Grashalm lispelt: Auferſtehen!
Wir werden nicht in unſerm Weh vergehen.
Im Garten Gottes ſiehſt Du auf uns nieder —
Wir ſchaun hinauf —, wir finden einſt uns wieder!

Worte einer Mutter,

deren Tochter im erſten Kindbette ſtarb und in weiter Ferne begraben liegt.

Schlafe ſanft in Deiner ſtillen Kammer!
Iſt mir Alles doch ein ſchwerer Traum —
Und in meines Mutterherzens Jammer
Faſſ' ich Deinen frühen Hingang kaum.
Ach! Dein Grab liegt meiner Sehnſucht ferne!
Und mit naſſen, gramumwölkten Blicken
Schau im Geiſte ich's und möchte gerne
Mir ein einzig Hälmchen daran pflüken!

Soll ich jammern, daß Du früh geſtorben,
Da des Lebens Glük Dir erſt begann?
Daß nun einſam ſteht, der Dich erworben,
Und betrübt als Vater, wie als Mann?
Soll es tröſten mich, daß unter Flüſtern
Mancher Troſt mir nur als Schmerz erſcheint?
Und daß trauervoll mit den Geſchwiſtern
Mancher Freund in unſre Thränen weint?

Ach! die ſchönſte, friſche Frühlingsroſe,
Ob ſich auch ein Knöspchen daran ſchmiegt —
Wird gebettet unter kaltem Mooſe,

Und von rauhen Stürmen eingewiegt.
Aber daß es einſtens anders werde,
Weiß ich wohl — des Frühlings milder Hauch
Wecket meine Roſe in der Erde,
Und das Knöspchen wachet ſchöner auf!

Soll ich klagen, weil Du gut geweſen?
O, ſo biſt Du ja ein Engel jetzt!
Und zur Klarheit jener höhern Weſen
Schaut mein Auge auf, wenn gleich benetzt.
Doch Dein liebes Bild wird immer, immer!
Irdiſchtraut mir vor der Seele ſchweben,
Und Du wirſt in Deinem reinen Schimmer
Als mein Kind in meinem Herzen leben!

Nun ſo ruhe denn, Dein Kind im Arme!
Schlummre ſanft! kein Schmerz berührt Dich mehr.
Nur erfüllt von meinem ſtillen Harme
Iſt die Welt mir worden weit und leer!
Aber Liebe, die uns Gott gegeben,
Senkt im Tode ihre Kraft nur ein — — —
Liebe ſtirbt nicht! Für ein ewig Leben
Wird des Himmels Wiederſehen ſein!

Eine Braut.

Am Geburtstage ihrer Schwiegermutter, welche noch in Trauer ging um den Tod ihrer einzigen Tochter.

Nimm, theure Mutter, was ich bringe,
Mit Freuden nimm es — ohne Schmerz!
Dies Band, womit ich Dich umſchlinge,
Dies tiefbewegte, treue Herz,
Vom innigſten Gefühl gepreßt —
Drückt ſchwach nur aus, was ſich nicht ſagen läßt!

Es iſt Dein Feſt und auch das meine,
Das mir im ſchönſten Licht erſcheint;
Dein Sohn, Dein Liebſtes, iſt der Meine!
Auf ewig ſind wir nun vereint.
Dein mütterliches Leben gab
Den Freund mir, der mich leitet bis ans Grab.

Nur Deinem weiſen Rath ergeben,
Will ich für Deines Sohnes Glück,
Zur Freude ſeiner Mutter leben;
O, trockne Deinen naſſen Blick!
Macht Liebe glücklich nur allein,
Dann iſt Dein Abend hell wie Sonnenſchein!

Nimm mich an einer ſtillen Stelle
Als Deine Tochter auf — hinfort!
Sie, die da birgt die grüne Welle,
Sie iſt nun in des Himmels Port.
Wird Fried' im Haus ihr Denkmal ſein,
Dann ſchwebt ihr ſel'ger Geiſt noch aus und ein!

Nimm Dir Geduld mit meinen Mängeln!
Nimm Dich mit Liebe meiner an!
Nie wählte jemals unter Engeln
Das ſchwache Weib der beſte Mann.
Doch iſt mein Herz nicht ohne Werth,
Weil es zu lieben weiß — und Dich verehrt!

Nimm, Mutter! dieſe kleine Blume
Aus meinem Brautkranz — nimm ſie hin!
Mich ſelbſt geb' ich zum Eigenthume
Mit kindlich willenloſem Sinn!
Dein Wunſch, Dein Segen folge mir!
Und Gott verleihe langes Leben Dir!

In einer geſtickten Brieftaſche,

die ein neugebornes Mägdlein dem unverehelichten Hausfreunde der Eltern mitbrachte.

Ein Fremdling noch auf dieſer armen Erde,
Erwerb' ich mir durch Gaben erſt die Gunſt,
Daß ich Dir beſtens bald empfohlen werde!
Auch bring' ich Dir was mit von meiner Mutter Kunſt!
Gebrauche es geſund und mit Vergnügen,
Und willſt Du dankbar ſein, ſo hilf mich wiegen!

Du ſieheſt hier ein Bild vom Paradieſe!
Ich heiße Eva, und bin dort bekannt —
So ſpielt und ruht auf buntbeblümter Wieſe
Das zahme Wild an eines Bächleins Rand.
So üppig hingeſtreuet blühen Veilchen
In ewig friſchem Reiz, nicht nur ein Weilchen.

Der alte Adam hat mir aufgetragen —
Du denkſt an ihn bei dieſer Stickerei —
Ich ſolle doch dem lieben Freunde ſagen:
Es wär' nicht gut, daß man alleine ſei!
Dies hätte ſelbſt Gott Vater eingeſehen,
Der es doch wohl am beſten muß verſtehen.

25

Doch fürchteſt Du etwa die böſe Schlange,
Graut Dir vor eines Apfels falſchem Biß —,
So wiſſe nur! Du zauderſt noch ſo lange,
Die Stunde Deines Herzens ſchlägt gewiß!
Drum lade mich geſchwind zum Hochzeitſchmauſe,
Dann ſchrei ich nicht — und lächle in der Pauſe!

Am Bergwerk.

Es dampft der Berg, es glimmt der Schacht,
Der Sterne Heer zieht durch die Nacht;
Und in des Herzens Tiefe flammt
Ein Fünklein, das vom Himmel ſtammt.
Es glüht ſo ſtill, es glüht ſo ſacht,
Vom Hauche Gottes angefacht;
In ſeinem warmen Wunderſchein
Glänzt jedes Dunkel hell und rein.
Ob Alles fallt — ob Alles bricht,
Es liſcht die keuſche Lampe nicht!
Und ruhig ſich ihr leiſer Strahl
Durch Schutt und wüſte Trümmer ſtahl.
Einſt kommt ein Engel — oft verkannt,
Auf eines Vaters Wink geſandt;
Und fähret dann in raſchem Lauf
Mit dieſem Grubenlichtlein auf.
O Licht der Liebe! heil'ges Licht!
Das jede Dunkelheit durchbricht,
Du kehrſt zur Sonne einſt zurück —
Und dunkler Schmerz wird helles Glück!

Zwei anonyme Zuſendungen.

I.

Ein Stiefmütterchen von Wachs mit einer blaßgelben Frühlingsblume, die man Himmelſchlüſſel nennt.

(An ein junges Mädchen.)

O weh! ſieh nur die kleine Stiefmama!
Daß Du den Wittwer nimmſt, liegt nun am Tage;
Doch es geſchieht nur, was ſchon oft geſchah —
Und *jeder* Eheſtand hat ſeine Plage.
Was aber iſt mit dem Stiefmütterlein
So dicht und traut zuſammen hier gebunden?
Ein *Himmelſchlüſſel!* ei! der klinget fein —
Auch ſcheint der Deutung Sinn leicht ausgefunden.
Daß Kindern, die ein fremder Schooß gebar,
Des Vaters Frau die *zweite Mutter* werde,
Dies iſt — denn die Erfahrung zeuget wahr!
Die ſchwerſte Pflicht auf dieſer ganzen Erde.
Doch öffnet ſie des Himmels Pforten auch!
Und Engel heißen freundlich Dich willkommen,
Wenn Du, beſeelt von reiner Liebe Hauch,
Dich mütterlich der Waiſen angenommen!

2.

Ein Damenbrett.

(An einen jungen Herrn.)

Die böſe Welt ſagt laut und leiſe,
Du triebſt nach mancher Männer Weiſe
Mit Damen gern Dein loſes Spiel —;
Thut man Dir wirklich nicht zu viel,
So beſſre Dich in kurzer Zeit
Und wähle andern Zeitvertreib.
Doch wäreſt Du — Dir zum Gericht,
Nun grad aufs Damenſpiel erpicht,
So laß bei dieſem es bewenden,
Was die gefoppten Damen ſenden!

Auf ein ſeidenes Band.

An eine entfernte Freundin am Tage ihrer Verbindung.

(Von einer jungen Mutter.)

Nimm dieſes Wort als Liebesgruß,
Da ich Dir heute fern ſein muß;
Nimm dieſes Zeichen, dieſes Band
Und einen Druck von meiner Hand!
Und kann mein Arm Dich nicht umſchlingen,
Laß meinem Herzen es gelingen!
Einſt halten ſüße Pflichten Dich
Von nahen Freuden ab, wie mich.
Dann hältſt Du mich für ganz entſchuldet —
Bis dahin ſich mein Wunſch geduldet.
Mit Liebe, dreifach in der Bruſt,
Iſt auch Entbehrung kein Verluſt;
Und gäbe ſie das Leben hin,
Die Mutter hat es doch Gewinn.
Gern möcht' ich Dich im Kranze ſehn,
Und wie des Schleiers Falten wehn!
O, daß in Deiner lieben Nähe
Ich Alles hört' und Alles ſähe!
Wie auf Dein leiſes „Ja!“ ſie lauſchen,

Und wie des Brautkleids Wellen rauſchen;
Wie ſchwer am Buſen Dir die Blume,
Wenn Du nun ganz zum Eigenthume
Dich unverbrüchlich Ihm ergiebſt,
Den Du aus allen Kräften liebſt,
Erzittert in des Herzens Schlägen,
Wenn Du empfängſt des Altars Segen! —
Doch blicke ich auf meine Kleinen,
Die ſtill verlaſſen könnten weinen;
So bleibe ich daheim gelaſſen,
Mein Pärchen mir ins Aug' zu faſſen.
Nimm nun den Wunſch hin zum Geleite!
Daß Dir an des Erwählten Seite
Nur wie ein langer Frühlingstag
Dein Leben Dir erſcheinen mag!
So ziehe von der Heimath Ort
Froh mit dem beſten Freunde fort!
Als ſeine Welt — — — zu Deinem Glück!
Und ſchauſt Du ſehnſuchtsvoll zurück
Zu denen, die Dich liebend ſegnen,
Dann wird Dein Blick auch mir begegnen!

Lied zur Hochzeit

von

Philipp Hanke,

Apotheker erſter Claſſe in Winzig.

Am 22. Februar 1840.

Melodie: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus —“ ꝛc.

Schenkt ein die Gläſer voll ſüßen Weins,
Juchhe!
Wir reden nicht immer, wir trinken auch Eins,
Juchhe!
Und ziehet das Brautpaar hin ins Land,
So klingen wir Alle von Hand zu Hand,
Ade! Ade! Ade!
Jetzt, Freunde, das Glas in die Höh'! :,:

Die Freunde.

Sag', Bräut'gam! was führſt Du die Braut uns fort
im Schnee?
An einen kleinen, winzigen Ort —
o weh!

Der Bräutigam.

„Mein iſt die Braut, ich habe das Recht —
In Winzig lebt ſich's auch nicht ſchlecht;
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
Mit Keinem ich tauſchen möcht'!“ :,:

Die Freunde.

Sag' an, o Braut! wird Dir nicht bang'
und weh?
Der Weg iſt weit — der Weg iſt lang
im Schnee!

Die Braut.

„Mir iſt, als führ' ich im Sonnenſchein,
Fahr' ich mit meinem Liebſten allein,
allein! allein! allein!
Will keines Andern ſein!“ :,:

Die Freunde.

Es blüht keine Roſe, der Wind ſtreift kalt —
o weh!
Warum zieht Ihr denn fort ſo bald
im Schnee?

Der Bräutigam.

„Und blüht keine Roſe und gehet der Wind,
Der Liebe Athem haucht ſo lind —
ſo lind! ſo lind! ſo lind!
Ein Kuß ſchafft Wärme geſchwind!“ :,:

Die Freunde.

Und drehet das Fähnlein ſich aus Nord
am Thurm —
Was nimmſt Du die Braut denn eilends fort
im Sturm?

Der Bräutigam.

„Wir eilen nach dem ſichern Port,
O! wären wir erſt glücklich dort —
erſt dort! erſt dort! erſt dort!
In Hauſes ſtillem Ort!“ :,:

Die Freunde.

Du aber, o Braut! mußt ſcheiden von hier
mit Schmerz!
Du trägſt das Ringelein nicht zur Zier —
zum Scherz!

Die Braut.

„Und muß ich ſcheiden mit bitterm Schmerz,
Bleibt ewig voll Dank und Liebe mein Herz!
mein Herz! mein Herz! mein Herz!
Und *Heimath* iſt das Herz!“ :,:

Die Freunde.

Willſt, Brautpaar, Du nicht gehalten ſein,
ſo geh!
Wir ſingen Dir im goldnen Wein,
Ade!

Bei dieſem fröhlichen Hochzeitmahl
Wünſcht alles Gute Dir tauſendmal —
viel tauſend, tauſendmal,
Der Gäſte liebende Zahl! :,:

Herr Wirth! Frau Wirthin! habet nun Dank
und Ehr!
Kein Glas bei dieſes Liedchens Schwank
ſei leer!
Wir bringen es vollen Herzens dar,
Und ſegnen Euch und dieſes Paar,
dies Paar! dies Paar! dies Paar!
Für manches glückliche Jahr! :,:

Minna
am Weihnachtsabend.

So! nun brennen alle Kerzen!
Dieſe hier zünd' ich noch an,
Und dann lege ich die Herzen
Von candirtem Marzipan.
Nun — wie glänzt der Chriſtbaum helle!
Alles liegt an Ort und Stelle.

Dieſer weihnachtliche Flimmer
Füllt mit Wehmuth mir die Bruſt;
Dieſes gabenreiche Zimmer,
Bald erfüllt mit lauter Luſt
Es die kindlichen Geſchwiſter —
Doch mir bleibt die Seele düſter.

Warum ſchleicheſt Du ſo bange
Aus den Augen ſtill und ſacht,
Thränlein, über meine Wange —
Heut, wo Alles hüpft und lacht?
Schickt ſich Gram zum heil'gen Chriſte?
Wenn mein liebſter Freund dies wüßte!

Dort, wo hinter kahlen Bäumen
Wanket eines Lichtleins Blitz —
Dort möcht' ich mich ſelig träumen!

Dort ſtudirt mein guter Fritz!
Und ſein frommer Geiſt empfindet,
Was der Engel Chor verkündet.

Und ſie ſingen: „Fried' auf Erden!“
Lieber Gott im Himmel Du!
Ach, wie glücklich könnt' ich werden!
Gäb' es doch mein Vater zu,
Daß des Paſtors treue Rechte
Mich durchs Leben leiten möchte!

Doch, mit nichten! wird er ſprechen,
Denn ſtarr iſt des Vaters Sinn;
Und mein armes Herz muß brechen,
Weil ich Amtsraths Tochter bin.
Daß ich gnäd'ge Frau einſt werde —
Bringt man mich noch in die Erde!

Doch — darf ich den Vater richten?
Und in meiner Liebe Schmerz
Haß und Thorheit ihm andichten?
Wehe Dir, o Du mein Herz!
Nein, die Eltern ſoll man ehren,
Wenn ſie uns Geduld auch lehren!

Nun, ſo will ich ſtill ergeben,
Ihrem Willen folgſam ſein!
Kindlich ihrer Pflege leben,
Sterben einſt — o Gott! allein. —
Aber auf des Ganges Stufen
Hör' ich jetzt die Mutter rufen.

Drum noch einmal nachgeſehen,
Ob auch alles wohl beſtellt;
Dann will ich hinunter gehen,
Daß nun bald die Klingel ſchellt.
Denn die Kindlein werden harren,
Ob die Thür ſie hören knarren.

Hier ſteht Bertha's Toilette!
Drauf das Mäntelchen und Tuch —
Lieber wird ihr ſein — ich wette!
Dieſes ſchöne Bilderbuch.
Und der große Pfefferkuchen,
Den ſie ſich zuerſt wird ſuchen.

Linchens kleine Küche ſchimmert,
Bittend ward ſie ja begehrt;
Und dies Schränkchen, fein gezimmert,
Hier der blanke, rothe Herd
Mit dem kleinen Bratenwender
Hinter künſtlichem Geländer.

Wie wird Felix ſtolz ſich brüſten,
Angekleidet als Uhlan!
Seine Schaaren wird er rüſten
Auf des Hofes weitem Plan;
Denn zum General der Jungen
Hat er längſt ſich aufgeſchwungen.

Dieſe kleinen Kriegesmaſſen
Von gegoſſ'nem, buntem Blei
Wird der Paul ins Auge faſſen

Mit aufjauchzendem Geſchrei.
Gern möcht' ich die Trommel klemmen —
Ewiges Gelärm zu hemmen.

Dieſe ſchöne, ſeidne Hülle
Und der ſammtne Winterhut,
Wo ſo tief darin — von Tülle
Ein ganz nettes Häubchen ruht,
Soll das Mütterchen erfreuen!
Da läßt Vater ſich nichts reuen!

Dieſe Doſe für den Vater —
Kenne ich nicht dieſes Bild?
Ja, Lorenzo iſt's, der Pater!
Wie ſo ſanft blickt er und mild!
Und die Taſche läßt ſich weiſen,
Die der Vater braucht auf Reiſen!

Doch was liegt hier unterm Spiegel,
Ueberdecket weiß und fein?
Lüfte ich das loſe Siegel?
Gott im Himmel! iſt das mein?
Eine grüne Myrtenkrone!
„Unſerm Töchterlein zum Lohne!"

Meine Kniee zittern, wanken —
Soll denn mir dies Atlaskleid?
Mit den allerſchönſten Ranken,
Und in Falten, modiſch weit?
Und was ſtehet hier geſchrieben?
„Minna darf den Paſtor lieben!"

Welch ein Chriſtgeſchenke, Himmel!
Iſt mein Glück nicht nur ein Traum?
Nun herein drängt das Getümmel —
Doch die Freude faßt es kaum!
Vater! Minna's Thränen fließen —
Laß Verzeihung mich genießen!

Rundgeſang

zur Feier des Sylveſter-Abends 1835.

Melodie: „Am Rhein, am Rhein!“ ꝛc.

Stimmt, Freunde, an ein Lied nach alter Weiſe,
Der deutſchen Rebe Sang! :,:
Es töne laut zu dieſes Abends Preiſe
Bei voller Gläſer Klang. :,:

Er lebe hoch, der alte Herr Sylveſter!
Der ſchon ſeit manchem Jahr :,:
Zuſammt der Freude, ſeiner liebſten Schweſter,
Ein muntrer Wirth uns war! :,:

Wer kennt ſie nicht, die fröhlichen Geſchwiſter?
Wen laden ſie nicht ein? :,:
Es wäre denn ein ſtöckiſcher Philiſter,
Kalt gegen Luſt und Wein! :,:

Leicht fließt und warm in unſres Lebens Adern
Der Traube goldnes Blut; :,:
Ein Mürriſcher mag mit der Menſchheit hadern,
Wir meinen's froh und gut! :,:

Wir laſſen den Kometen fernhin wandern,
Bleibt nur der Liebe Stern, :,:

Daß wir in ſeinem Strahle mit den Andern
Uns finden nah und fern! :,:

So klinget an, und laßt uns jetzt und künftig
Vergnügt und fröhlich ſein! :,:
Und wer's nicht wollte, wäre hier nicht zünftig,
Er ſtände ganz allein! :,:

Und wo dem edlen Trank ſich miſcht die Zähre,
Ob man es kaum bemerkt — :,:
Wo Jemand unter uns doch traurig wäre,
Der werde bald geſtärkt! :,:

Es leben hoch die Wackern und die Biedern!
Die Schlimmen leben auch! :,:
Nur Harmonie ertönt in unſern Liedern
Nach gutem, altem Brauch! :,:

Ade, du altes Jahr! Ade auf immer!
Du gabſt uns Vieles doch! :,:
So manchen hellen Tag voll Sonnenſchimmer,
Wir freun uns ſeiner noch! :,:

Daß wir mit Freude ewig Dein gedenken,
Dich rühmen lebenslang — :,:
Nimm mit, nimm mit, was irgend könnte kränken;
Dann, altes Jahr, hab' Dank! :,:

Tiſchlied

zum Sylveſter des Jahres 1842.

Melodie: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus —“ ꝛc.

Zieh Du nur von hinnen, du altes Jahr!
Ade!
Das keines der allerſchönſten war —
Ade!
Dein letztes Stündlein kommt nun bald,
Wenn es vom Thurme zwölfe ſchallt,
Ade! Ade! Ade!
Drum, altes Jahr, Ade! :,:

Du wareſt, o Jahr, ein herber Gaſt,
o weh!
Nun iſt für Dich fürder keine Raſt,
nun geh!
So gehet vorüber die Angſt und das Weh,
Es kommt nach dem Leide die Freude, Juchhe!
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
Drum, altes Jahr, Ade! :,:

Du wareſt, o Jahr, ein theurer Gaſt
und heiß!

Wie viel du uns gekoſtet haſt,
Gott weiß!
Wir geben Dir herzlich gerne Valet,
Wenn es nur künftig beſſer geht,
Valet! Valet! Valet!
Glück bringe der neue Komet! :,:

Komm, neues Jahr, wir laden Dich ein
im Chor!
Der Himmel öffne mit goldenem Schein
das Thor!
Bring' uns grüne Wieſen und blumigen Klee,
Die Flüſſe voll Waſſer und Fiſche im See;
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
Doch jetzund falle der Schnee! :,:

Erhalt' uns am Leben, gieb friſchen Muth
dazu!
Vor Allem Geſundheit, das edelſte Gut!
hörſt Du?
Und gieb uns Regen und Sonnenſchein,
Ein Herz für die Liebe — zur Freude den Wein,
den Wein! den Wein! den Wein!
Dann wollen wir fröhlich ſein! :,:

Was Jeder ſich wünſcht, was Jeder ſich denkt
als lieb,
Dies ſei ihm verliehen, dies ſei ihm geſchenkt,
das gieb!
Und wo der Thränlein gefloſſen — ein paar,
Da wiſche das weinende Auge ſo klar!
O liebes neues Jahr,
Erfreue, was traurig war! :,:

Wir füllen die Gläſer nach altem Brauch,
wohlan!
Der fernen Freunde gedenken wir auch,
klingt an!
Sie ſind uns nahe, ob noch ſo weit —
Die Freundſchaft iſt ein ewig Geleit,
Geleit! Geleit! Geleit!
Was kümmert uns die Zeit? :,:

Geh, altes Jahr, zum Thore hinaus,
Ade!
Bald hebt der Seiger ſchwirrend aus,
Ade!
Doch ſind wir nicht traurig — wir treiben nicht Spott,
Es lebt ja noch der alte Gott!
Juchhe! Juchhe! Juchhe!
Jetzt, Freunde, das Glas in die Höh'! :,:

Der Schleier.

(In ein Schriftſteller-Album.)

Eine Mutter hatte mit ſtillem Fleiß und zarter Kunſt einen Schleier gewoben, den gab ſie ihrer Tochter und ſprach: „Nimm dieſen Schleier, Du liebſtes Kind, und trage ihn zu meinem Gedenken! — Der Sonne Strahlen brennen oft ſchädlich, die Blicke der Menſchen ſind manchmal verwundend, und ihre Anſicht ſtört nicht ſelten ein ſtetes Gemüth; der Neid lauert auf argloſe Schritte, und üble Nachrede ſchleicht von weitem hinter denen, welche im reinſten Wandel die breite Straße verſchmähen. So iſt auch die unſchuldigſte Handlungsweiſe niemals ſicher, daß ihr nicht hier oder da eine Tücke begegne. Frauen können nicht in Waffen gehen, und doch bedarf die Weiblichkeit eines Schutzes! Ich reiche ihn Dir. Deine Freunde werden Dich deſſenungeachtet erkennen — Bekannte Deinen Gang ausfinden und die Art, wie Du Dich bewegſt. Nur, wo die Achtung fordert, daß Du Dich zeigeſt, da erſcheine ohne Vorwand! Und dem Kummer enthülle Dich auch; denn die Traurigen ſollten immer das Mitleid ſehen in holder Geſtalt, weil jede Betrübniß der klaren Anſchauung ſchmerzlich entbehrt, daß ihr Leiden nichts

Anderes ſei, als der Schleier eines ſchöneren Glückes. Unſer Sinn iſt blöde — und die Wahrheit ſelbſt bedarf einer Hülle. Unſichtbarkeit iſt der Schleier der Gottheit, und der letzte heilige Augenblick der Menſchen iſt umwölkt!" So ſprach die Mutter, und die Tochter empfing ihre Gabe als eine Segnung der Liebe.

Zueignung an mein Geſchlecht.

(Zu den Blumen.)

Wann ſich der Lenz in blauen, milden Lüften
Der Sehnſucht kündet, welche längſt ihn rief,
Und nun aus Millionen kleinen Grüften,
Im Schooß der Erde, ſtill, verborgen tief,
Ein Auferſtehungsfeſt in zarten Düften
Die Blume feiert, die als todt dort ſchlief:
Dann knospen Freuden auch in dem Gemüthe,
Selbſt der Gedanke wird zur Frühlingsblüthe.

Und Frauen, die verwandt den holden Weſen
Durch flücht'ger Schönheit Reiz und Lieblichkeit,
Sie mögen gern im Blumenbilde leſen,
Was ihrer Jugend Glanz und Zauber leiht;
Doch werden ſie von eit'lem Wahn geneſen,
Denn ach! dem Welken iſt die Form geweiht!
Allein, was reine Seelen ſchmückt und kränzet,
Das ewiglich in Himmelsfarben glänzt!

Von leiſer Wahl geheimnißvoll geleitet,
Sucht ſich ein ſtilles Herz das Veilchen auf;
Und wo ein Brautfeſt fröhlich ſich bereitet,
Da ſtrebt zur Myrte hin der Jungfrau Lauf.

Die Hand, die leicht und kühn mit Dornen ſtreitet,
Bricht Roſen ſich, und nimmt den Schmerz in Kauf —:
Und zu den minderſchönen Immortellen
Wird ſich der Sinn für Dauerndes geſellen.

Die Zeit entflieht, dem Herbſte müſſen weichen
Des Lenzes Milde und des Sommers Gluth;
Die Farben der Natur verwehn, erbleichen —
Der ſchwache Halm bebt in des Sturmes Wuth.
Da ſinken ſie, die trocknen Blumenleichen,
Zur Erde hin, wo Staub bei Staube ruht!
Und nun begehrt der Wunſch, auf andern Auen
Die todte Schöpfung lebend zu erſchauen.

Was ich in dem Gebiete ſüßer Stunden
Einſt träumte und der Sammlung werth erfand,
Was in des Herzens Tiefen ich gefunden,
Und was Erfahrung ſchüchtern mir geſtand —
Hab' ich zum Kranze liebend Euch gewunden,
Empfanget, Schweſtern, ihn von meiner Hand!
Und was er beut, wie wenig es auch wäre —
Es lockt Euch nicht in eine niedre Sphäre!

Und wolltet freundlich Ihr der Gabe lohnen;
Denn in des Weibes Herzen klar und ſchlicht
Wird bei dem Zartſinn auch die Güte wohnen,
Und tiefe Achtung vor des Dankes Pflicht —:
So flechtet mir die lieblichſte der Kronen
Aus üppig ſprießendem Vergißmeinnicht!
Ob dieſen ſchönſten Schmuck auch Niemand ſähe,
Ich fühlte ſeinen Werth und ferner Liebe Nähe!

An meine Freunde.

(Zu den Perlen.)

So tauche denn, mein Geiſt, zu jenen Gründen
Im weiten, vollen Meer der Phantaſie;
Wo ſich im Schooß der Muſchel Perlen ründen,
Die Gott auch dort der blaſſen Mutter lieh!

Und bringſt Du freudig an das Licht der Sonnen,
Und legſt Du an den Uferſand der Zeit,
Was Du gefunden und was Du gewonnen:
So ſei Dein Glück zu theilen auch bereit!

Und willſt Du Deiner Sammlung Perlen reihen
Zu einem zarten, feſten Liebesband;
So frag' ich Dich: Wem willſt Du ſie denn weihen,
Als Deiner Treue, Deiner Achtung Pfand?

„Wem anders, als den Freunden, die ich habe?
Die mir ſo werth und theuer, nah' und fern!
Und denen bis zum letzten Schritt zum Grabe
Ich gäbe alle meine Freuden gern.

Sie, o ich weiß es — würdigen die Gabe
Nach ihrem Sinn, nicht nach dem armen Werth;

Und wenn ich mich an der Gewißheit labe,
So bin ich froh, mehr nicht mein Wunſch begehrt.

Die Welt — liebt buntes, flimmerndes Geſchmeide,
Für Glanz und Schein beſtimmt ſich ihre Wahl;
Ihr däucht die Perle nur ein Bild vom Leide
Und matt der feine, leiſe Farbenſtrahl.

Zu wenig ſagt ihr die beſcheidne Zierde,
Die als der Thräne Zeichen ihr erſcheint;
Und nimmer fühlt die Eitelkeit Begierde
Nach einem Schmuck, worin der Kummer weint. —

Doch giebt es auch noch edle, ſanfte Herzen,
Die, ungerührt von eitler Thorheit Tand,
Vertraut mit reiner Luſt und tiefen Schmerzen,
Der milden Thränen ſtillen Werth erkannt.

Sie freuen ſich im Leid der ſchönen Lehre:
Daß jedes Thränlein — dieſer Troſt iſt groß!
Fließt es der Lieb' und Tugend nur zur Ehre,
Ein Engel trägt in Gottes Vaterſchooß.

Und ſolch ein Sinn wird auch die Perle achten
Nicht minder, als Demant und Carniol,
Und ihre zarte Schönheit ſtets betrachten
Als frommer Demuth heiliges Symbol.“

So ſchlingt denn meine Perlen, eure Bande,
Um jede liebe, theure Freundesbruſt!

Die, ob auch fern von meinem Vaterlande,
Sich ihres vollen Rechts an euch bewußt.

Einſt ſeid auch ihr erblindet und erſtorben —
Denn was verwittert nicht im Strom der Zeit? —
Doch wenn ihr mir ein edles Herz erworben,
Iſt's mein Gewinn noch in der Ewigkeit!

Ich ſuchte.

Ich ſuchte meiner Kindheit holde Träume,
Da öde mich die Wirklichkeit umfing;
Sie flatterten in ferne, ew'ge Räume,
An deren Saum mein Auge ſehnend hing.

Ich ſuchte meiner Jugendliebe Roſen,
Verſchwunden war ihr Reiz, ihr friſcher Scherz;
Nur Dornen ſtarrten an dem Kranz, dem loſen —
Ich fühlte ſie — zerriſſen war mein Herz!

Ich ſuchte nun der Freundſchaft feſte Treue,
Den ſichern Stab durch die Gefahr der Welt;
Er lag gebrochen da — mit herber Reue
Sah ich, er war am kleinſten Stein zerſchellt!

Ich ſuchte nun der Ehre eitle Krone —
Sie war ſo ſchwer! mich drückte ihre Laſt;
Und bald fand ich, daß, wo der Schimmer wohne,
Die Ruhe ſei ein fremder, ſeltner Gaſt.

Ich ſuchte nun der Hoffnung helle Farben,
Zu malen, was die Seele mir erfüllt;

Zerfloſſen waren ſie — erbleichend ſtarben
Die Züge hin — in Schatten eingehüllt.

Ich ſuchte Licht der Wahrheit! trübe Schimmer
Umgaukelten mit ungewiſſem Schein
Mein ſchwaches Auge mir — und nimmer, nimmer!
Erblickt' ich ihren Strahl entwölkt und rein!

Da ſucht' ich Gott! und ſeines Lichtes Sonne,
Ging himmliſch auf in meiner öden Nacht! —
Anbetend ſank ich hin, und ſprach voll Wonne:
O hätt' ich früher, Gott, an Dich gedacht!

Warum vergaß ich in des Lebens Wüſte
Den Weg zu Dir, ins ew'ge Vaterland?
Der Ruhe Quell — im trüben Schlamm der Lüſte —
Heil mir, o Gott, daß ich Dich ſpät noch fand!

Du ſtillſt dies Herz mit himmelſüßem Frieden,
Dies kranke Herz, ermattet von der Pein,
In der es wundgerungen ſich hienieden,
Da es in Dir doch konnte ſelig ſein!

Du giebſt mir meine Jugendträume wieder
Im lieblichen Gewand der Poeſie;
Aus meinem Leide werden meine Lieder,
Der Liebe Geiſt flieht reine Sänger nie! —

Nun ſuch' ich nichts auf dieſer dunkeln Erde,
Nichts weiter, als ein tiefes, grünes Grab;
Wo von der Welt ich ſchnell vergeſſen werde —:
Dort wiſcht ein Engel mir die Thränen ab!

Der kleinen Iſraelitin

(Lied zur Harfe.)

Die heil'ge Palme träufelt Kühle
In meines Stammes Vaterland!
Du warme Wiege! ach, ich fühle
Der Heimath ſchuldlos mich verbannt! —
Hier ſchleicht mein Fuß auf fremdem Boden,
Gedrückt und einſam ſchlägt dies Herz —
Zum Seufzer wird der Freude Odem;
Denn tief iſt der Verachtung Schmerz!

Dort raget ſtolz der Cedern Wipfel
Hoch über menſchlichem Bemühn,
Wo auf des Horebs altem Gipfel
Des Himmels ew'ge Flammen glühn.
Jehovah! Eins laß mich begehren,
Es iſt nicht wider Dein Gebot —:
An jenen himmliſchen Altären
Möcht' ich Dir klagen meine Noth! —

Soll in der Wüſte ich verſchmachten?
Gott meiner Väter! ich bin Dein.
Du wirſt auf meine Thräne achten,
Mein Auge weinet Dir allein!
Schon theilet golden ſich die Wolke,
Es rauſcht der Hülfe heil'ger Quell —
Ein Waiſenkind von Deinem Volke
Sieht ſeines Retters Antlitz hell! —

I.

Wiegenlied.

Schlafe, o Kindlein! es ſäuſelt der Wind,
Sagt mit Geflüſter: der Abend beginnt!
Bald fällt der ſtille, der himmliſche Thau:
Dann gehen ſchlafen die Blumen der Au!

Schlafe, o Kindlein! es rinnet der Bach
Unter den funkelnden Sternen ſo wach!
Stunde auf Stunde gar flüchtig verrinnt;
Nicht länger wache, mein herziges Kind!

Engel vom Himmel, ſo lieblich wie Du,
Schweben hernieder und lächeln Dir zu;
Später wohl ſteigen ſie auch noch herab,
Aber ſie trocknen nur Thränen Dir ab.

Thue nun Deine Liebäugelein zu!
Siehe! die Sonne geht auch nun zur Ruh!
Aber der himmliſche Vater wacht
Auch im ſchweigenden Dunkel der Nacht.

Träume, o Kindlein! ich wiege Dich ein,
Bald taget es wieder mit goldenem Schein;
Und Wer da ſchlummert, und Wer da träumt:
Dem leuchtet ein Morgen, mit Roſen beſäumt.

2.

Wiegenlied

(für die Zwillinge einer traurigen Mutter.)

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! die Nacht erſcheint
Mit ſanftem Troſte dem, der weint!
Ihr dunkler Schleier deckt in Ruh'
Hier Augen und dort Wunden zu.

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! es ſinkt der Thau
In feuchten Perlen auf die Au.
Die Thräne rinnt — ihr Blumenfeld
Iſt eine abgeſtorbne Welt.

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! dort ſteht der Mond,
Darunter ſo viel Jammer wohnt.
Er blickt ſo tröſtend und ſo mild!
Sein Gang iſt eines Weiſen Bild.

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! ob Jemand wacht,
Seid ihr zu fragen mich, bedacht —
Der Vater über'm Sternenzelt,
Der iſt es, der die Wache hält!

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! und ſeid nicht bang'!
Es währt die Nacht ja gar nicht lang'!
Ihr ſchlummert ſüß und träumet hold,
Bald kommt der Tag und ſtrahlet Gold.

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! wenn ihr erwacht,
Die Sonne euch entgegenlacht;
Sie wecket euch zu frommer Luſt —
Der Seufzer bleibet meiner Bruſt.

Schlaft, Kindlein, ſchlaft! und ſchlief ich ein,
Ein Engel würde bei euch ſein!
O Mutter aller Gnaden, Du!
Gieb meinem müden Herzen Ruh!

Am Vorabend
der
Hochzeit einer Braut,
welche einen Prediger heirathet;

ihr überreicht die Schweſter das Bild der verſtorbenen Mutter und des noch lebenden Vaters und ſpricht:

Mit Segenswünſchen im Geleit
Gehſt Du, o Schweſter, zum Altare!
So nimm, was meine Hand Dir weiht,
Der Eltern Bild, umwebt von ihrem Haare!

Dir ſtrahlt im ſchönſten Sonnenſchein
Das Pfarrhaus — des Geliebten Stelle!
Denn wo die Liebe ziehet ein,
Da wohnt das Licht! da wird es traut und helle!

Und wenn in Deinem ſtillen Glück
Dir Schatten auch vorüberſchweben:
So zeige ein gerührter Blick
Der Mutter Züge Dir — des Vaters Leben!

Sie ſind Dir nah, in Freud' und Schmerz!
Du fühleſt ihre treue Nähe;

Wie wenn Dein Glaube und Dein Herz
Ihr Wort vernähme und ſie vor ſich ſähe!

Gott ſegne Dich! ein ewig Band
Umſchlingt den Himmel und die Erde;
Und Deine Wahl iſt uns ein Pfand,
Daß Deine Ehe glücklich ſei und werde!

Gott ſegne Dich am fernen Ort!
Sei ſtark — wir wollen uns nicht rühren;
Der Schweſtern Wunſch zieht mit Dir fort
Und wird Dich morgen zum Altare führen!

Ein kleiner Aufzug zu derſelben Hochzeit.

(Die Tochter des Regiments, ein zartes, junges Mädchen, ein Stäbchen auf der Schulter, mit grünem Band und kleinen Blümchen umwunden, woran der Brautkranz hängt, ſchreitet ihren drei Brüdern voran; der erſte als Fahnenträger, der zweite mit dem Gewehr, der dritte und kleinſte mit der Trommel. Alle haben grüne Zweige als Feldzeichen aufgeſteckt. Man hört die Trommel voraus, dann ſpricht Marie nach dem Tacte:)

Allons! allons, macht Bahn!
Wir kommen flink — wir nahn —
Das Wort — ich will es führen,
Die Trommel wirſt Du rühren.
Gewehr auf! präſentirt!
Die Wache gratulirt! (es geſchieht.)

Weißt Du, wie man mich nennt?
Ich bin vom Regiment!
Gewiegt auf der Petarde —
Und meine kleine Garde
Stellt, liebes Schweſterlein,
Zum Schutz ſich bei Dir ein!

Der Paſtor iſt ein Held!
Denn Kampf iſt in der Welt.
Die Frau'n — Wer das nicht kennte!
Sind all' vom Regimente. —
Und jede führt es aus —
Im Herzen wie im Haus!

Wohlan! wirble Du, Tambour,
Zur Polterabendscour!
Die Waffen mußt Du ſenken,
Den Kranz will ich Dir ſchenken;
Trag' ihn mit Freuden — da!
Glück zu! Victoria!

Fahnenträger.

Der erſte.

Mein Fähnlein rauſcht zu Deinen Füßen!
Ich pflanz' es in des Hauſes Flur;
Dort ſoll es täglich Dich begrüßen
Still, wie im Frieden der Natur!

Und rauſcht der Wind in Laub und Zweigen,
Und gehſt Du leiſe ein und aus,
Wird ſich das Fähnlein vor Dir neigen;
Denn Friede herrſcht in Deinem Haus!

(Der zweite.)

Ich halte Wacht an Eurer Thür!
Unſer Herrgott thut es auch —
Gewehr im Arm ſchreit ich herfür
Recht nach Soldatenbrauch.

Wer da? ſo ruft mein muthig Herz;
Das Gute ſieht man gern!
Doch iſt es Kummer oder Schmerz,
So bleib' es ewig fern!

(Der dritte.)

Der Brautſtand — er iſt flüchtig —
Tatera! tatera! tatera!
Das Herz — es trommelt tüchtig —
Tatera! tatera! tatera!
Nun geht es in das Hauptquartier,
Die Braut blieb' ja gewiß nicht hier —
Tatera! tatera! tatera!

Nun ſchlage ich Chamade —
Tatera! tatera! tatera!
Vorbei iſt die Parade —
Tatera! tatera! tatera!
Wir ziehen ab, mit leiſerm Schlag,
Mit dem Wunſch, daß es Euch wohl gehn mag
Tatera! tatera! tatera!

An dem Grabe meiner lieben Schweſter Flora.

Dies Grab — ſein kleines Blumenfeld,
Deckt unſre Flora — unſre Welt!
Tief ſinkt der Thräne bitterer Thau —
Der Geiſt blüht auf des Himmels Au!

Wo biſt Du, Flora? ach! wo lebt
Die Seele, welche uns entſchwebt!
Ein Hauch der Luft uns Antwort giebt:
„Die Seele weilt, da, wo ſie liebt!“

Der Bande Deiner Leiden los,
Ruhſt Du in unſrer Mutter Schooß;
Du ſchläfſt! — Der Schlaf, um den wir hier geweint,
Hat mit der Mutter Dich vereint.

Dein Grab iſt lieblich anzuſchaun!
Wem wird hier vor dem Tode graun?
Wir ſtehen ſtill und ſtumm umher,
Das Herz iſt todt — die Welt iſt leer.

Ein Bienlein ſummt im Blüthenkreis:
„Hier liegt begraben holder Fleiß!“
An dieſer Zelle, tief umwebt,
Am liebſten nun ein Bienlein ſchwebt!

Der grüne Baum neigt ſich herab
Mit duft'gem Schatten auf Dein Grab!
Ein Engel wacht und pflanzt geheim,
Zum Leben bringt der heil'ge Keim!

Schlaf ſanft! ſchlaf ſanft, mein Schweſterlein!
Du ſchlummerſt, Flora, nicht allein;
Ein Veilchen nur noch voller Harm:
Dann ruhn, wie ſonſt, wir Arm in Arm!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.